Agrionien.

Ein Taschenbuch

für das

gesellige Vergnügen

von

A. Apel, Fr. Laun, Fr. Kind ꝛc.

und herausgegeben

von

Th. Hell.

Für das Jahr 1811.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer dem Jüngern.

Mscr. A 160

Vorwort.

Bist du zufrieden, lieber Leser, daß ich die Auflösung der Witzspiele, die ich dir gebe, zu den Monatstagen gesetzt habe? Ich hoffe, denn du übersiehst gewiß den Scherz nicht, der selbst unter dieser Zusammenstellung manchmal verborgen ist. Allemal freilich nicht, indeß das wirst du nicht verlangen. Du brauchst nur den ersten besten Haus-Calender zur Hand zu nehmen, um zu verstehen was ich meine.

Einen so reichen Vorrath ganz neuer Charaden, Logogryphen, Räthsel u. s. w. hast

du gewiß noch nie zugleich erhalten. Was vorher noch ungedruckt war, habe ich mit einem Sternchen bezeichnet, es sollen nur Sterne von der siebenten oder achten Größe seyn, an einem schönen Abende sieht man aber doch auch diese gern.

Wenn dich meine Agrionien dann und wann angenehm unterhalten, so solls mich herzlich freun, und wir sprechen vielleicht bald wieder mit einander.

Th. Hell.

Agrionien.

Erstes Jahr.

Am 1. Januar.

Charade.

Zwei Worte nenn' ich euch inhaltschwer;
Bald geh'n sie von Mund zu Mund umher.
Mein Erstes lockt und gefällt euch sehr;
Doch ist's nicht unter der Sonne mehr,
Wenn anders ein Sprichwort nicht lügt.
Mein Zweites erscheint Jahrtausende her,
Nimmt und bereichert, beklemmt und vergnügt,
Belebt und zerstört, belohnt und trügt,
Und kehrt nicht wieder, so bald es entfliegt;
Doch hoffet des Ganzen Wiederkehr.
Auf diesem ruht der Erwartung Blick,
Für mancher Staaten und Herrscher Geschick
Viel Erstes ahnend aus deutsamer Spur.
Die Menschheit wünscht zum Ganzen sich Glück,
Doch nur einmal im Letzten, aus Mode nur.

Am 2. Januar.

Charade.

Die erste Sylbe.

Fern sey, was Pöbel ist, mir; nur was mit jeglicher Miene
Führt seines Adels Beweis, solches nur nahe sich mir;
Darum nichts in der Welt ermangele deiner, du Edle,
Denn, was dich nicht besitzt, was es sey, Pöbel nur ists.

Die zweite Sylbe.

Dankbar zu ehren bist du, du magst die gesammelte Weisheit,
Manchfach verändernd die Art, spenden zum Wohle des Staats;
Oder du mögest das Heil der Städte bewachen, ihr Schutzgeist,
Oder dein ganzes Selbst hingeben, sorgend, dem Freund.

Das Ganze.

Nicht ohne Reize bist du; nur der ersten eigenen Sylbe,

Wenn die herrliche fehlt, wolle Erſatz mir nicht
seyn.
Jene durchdringet den Kern, das innerſte Weſen,
mit Schönheit;
Du, wie zierlich du seyſt, biſt ja doch aufgeleimt
nur.

W***m.

Am 3. Januar.

Logogriph.

Mein Ganzes webt ſich mit ſtillem Verlangen
So innig um roſigte Mädchenwangen.
Drei Zeichen hinweg, und der Phantaſie
Des Sängers vermähl' ich die Harmonie.
Ein Zeichen hinweg noch, und Leben entquillt,
Wenn keimend die Kraft mir im Innern ſchwillt.

Th. Körner.

Am 4. Januar.

Charade.

Mein Ganzes ging aus fremder Sprach' hervor
Doch, wenn das Erste Ihr von den zwei Letzten trennet,
So bilden sich zwei Wörtchen, deutschem Ohr
Als heimisch wohl bekannt. Das Ganze nennet
Gerichte, — wo Bestechung, Gunst und List
Den Schleifweg zur Entscheidung nimmer finden,
Wo sich Vollzug und Spruch sofort verbinden
Und die Partei zugleich der Richter ist.
Wohl traute Freunde, durch mein Erstes Brüder,
Zieht Mißgunst des Geschicks vor solch Gericht, —
Wo dann im Zorne nur ihr Mund mein Erstes spricht.
Mein Zweites paart sich mit dem Ganzen nicht:
Denn hier gilts mehr als Kaufmannsgüter,
Doch sey's, so fern es, auf gewissen Fall,
In kleiner oder größrer Zahl,
Den Maßstab deutet für die Schranken der Gerichte,
Als Zubehör genannt in meinem Wortgedichte.

Bch m.

Am 5. Januar.

Charade.

Zwei Sylben geben dir, Freund Leſer! viel zu rathen,
Bald wirſt du ſie gewahr beim Regen und beim Baden,
Bald in der Kirche, bald am wärmſten Ort im Haus,
Am eignen Leibe bald, ſie preſſen Seufzer aus,
Wenn Krankheit ſie dir gab; doch die Natur gegeben,
Gehören eben ſo wie Lung und Herz zum Leben.
Die dritte Sylb' iſt auch nicht eben gar zu leicht,
Weil oft dem Menſchen ſie bis auf ein Härchen gleicht,
Doch wiederum wohl auch dem tollſten Ungeheuer,
Auch Thiere haben ſie, doch zu der Wahrheit Steuer
Verrath' ich dir's, nur dann braucht man dieß kleine Wort,
Iſt Leib und Leben erſt von ihnen wieder fort.
Das Ganze dient zum Reiz dem einen Elemente,
Indem ein andres draus, als obs vernichten könnte,
In voller Wuth enteilt, mit jenem kämpft und ringt,
Indeß es jenes nur zu größrer Stärke bringt.
So kämpft mit dem Verſtand der Myſtiker Cohorte,
Und neuen Sieg gibt ihm ein jedes ihrer Worte.

Th. Hell.

Am 6. Januar.

Énigme.

Mon corps long et fluet, d'une grande blancheur,
D'une barbe est orné, diverse est sa couleur.
L'homme fait choix de moi pour être sa victime;
Et le fer à la main, du tranchant il s' escrime
En me fendant le coeur: alors il prend plaisir
A me bien tourmenter au gré de son desir:
Malgré ce trait cruel, je suis toujours docile:
Il doit agir ainsi pour que je sois utile.
On me trouve au village, à la ville, à la cour,
Je sais peindre à la fois la fureur et l'amour.

Am 7. Januar.

Charade.

Die erſte der Sylben, ſie iſt ein Ziel,
Es liegt in der Ferne für viele,
Doch Millionen eilen darnach,
Und alle gelangen zum Ziele,
Es iſt gar ein traurig tönendes Wort,
Man fürchtet es immer und wandelt doch fort.
Die zweite Sylb' iſt ein holder Ton,
In der Ferne oft lindert ſie Wunden.
Wer weiß, es hat mancher von euch auch ſchon
Die Wunder des Wortes empfunden,
Man ſiehet die Sylbe und höret ſie nicht,
Doch erfährt man durch ſie, was ein anderer ſpricht.
Das Ganze — du ſiehſt's bei der erſten erhaben,
Durch die Kunſt in Erz oder Stein gegraben.

C**.

Am 8. Januar.

Räthsel.

Ich bin ein Thor, das jeder weiß
Und oftmals ist durchgangen;
Ich bin ein Pfad mit breitem Gleis,
Wohin nie Menschen drangen.
Mein Silberlicht, mein reiner Glanz,
Kann hir zur Fackel dienen;
Gewölbt, gepflastert bin ich ganz
Von Perlen und Rubinen.

Ich bin ein Gurt, der ums Gewand
Der ew'gen Braut sich schmieget,
Den ihr des großen Meisters Hand
Mit Lust zum Schmuck gefüget.
Doch hat auf blendendes Gestein
Sich Mutterlieb ergossen,
Und mildernd ist ein sanfter Schein
Auf meinen Strahl geflossen.

F. Kind.

Am 9. Januar.

Charade.

Eng oder weit, stark oder leise,
Groß oder klein, kann ich allein,
Sey's langsam oder schnell, auf deiner Pilgerreise
Dir förderlich zum Ziele seyn.
Trittst du mein Zweites gleich mit Füßen,
Doch schirmt es dich vor Stoß und Stein.
Mein Ganzes läßt auf Seen und Flüssen
Dich, Leser, bin ich doppelt dein
Und brach der Winterfrost herein,
Schiff oder Kahn mit Freude missen.

Am 10. Januar.

Charade.

Das Erste mag den Schiffern trostreich seyn;
Das Zweite theilt des Staates Bürger ein;
Das Ganze, ob es gleich des Landes Wohl bewacht,
Wird doch nur gar zu viel verhöhnet und verlacht.

W***m.

Am 11. Januar.

Logogriph.

Hast du vom Drucke mit A durch J dich künstlich befreiet,
So genieße mit U, was dir die Freiheit bescheert.

Th. Hell.

Am 12. Januar.

Charade.

Mein Erſtes brauchſt du
Nicht von des Meeres Ruh,
Doch von des Buſens Heben,
Und unſerm Pilgerleben.
Mein Zweites gibt Natur
Veredelt ſelten nur,
Doch grob, als letzte Gabe,
Wohl Liebe dir im Grabe.
Mein Ganzes, groß, und ach!
Voll Aberglauben, ſchwach,
Ein Liebling der Soldaten,
Beneidet von Magnaten,
Iſt ein geprieſener Held,
Noch ſpäter Enkelwelt
Lebendig dargeſtellt,
Bis, nach berühmten Thaten,
Er, rettungslos verrathen,
Der Ehrſucht Opfer fällt.

Am 13. Januar.

Charade.

Dialogisches Fragment.

Die Letzten hatt' ich längstens, sie küssend zu umarmen;
Das Erste fehlte mir jedoch:
Drum konnten jene nie zur süßen That erwarmen, —
Da fand das Erst' ich endlich noch. —
„Wie? Freund, Elisen wagtest du zu küssen?
„Das fromme Tugendbild, die Blöde,
„Die überzarte Spröde?
„Das hast du streng entgelten müssen! —
O nein! denn nicht des Ganzen losem Triebe,
Ich folgte nur dem Drang der wahrsten Liebe:
In kurzem sind wir Mann und Frau!
„O weh! du handeltest nicht schlau, —
„Sie wird dich mit dem Ganzen tödten:
„Die Wildesten sind, kopulirt, die Sprödesten!

Wem.

Am 14. Januar.

Räthsel.

Es steht ein Haus mit weiten Hallen,
Hoch in die Wolken ist's gebaut,
Viel Gäste sieht man zu ihm wallen,
Es schallt von ihren Stimmen laut.
An einer Tafel reich geschmücket,
Vereinigt sie der Liebe Mahl:
Von eines Liedes Klang entzücket
Aus einem Becher trinken all.
Den Säugling führt mit Freudenklange
Sein erster Weg in dieses Haus,
Den Jüngling auf dem schönsten Gange
Als Jüngling ein, als Mann heraus.
So viel der Gäste zu ihm gehen,
Von keinem wird es je bewohnt,
Und keiner hat den Wirth gesehen,
Der über diesem Hause wohnt.

Am 15. Januar.

Logogryph.

Vier Zeichen nur enthält mein kurzer Name,
Und mich umschließet ein gebrechlich Haus;
Doch nur in mir gedeiht des Himmels Same,
Des Lebens warmer Strom geht bei mir ein und aus,
Obwohl ich eine Welt in meinem Schoß verberge,
So ruh' ich selber doch, wenn mir mein Erstes fehlt,
Im stillen, düstern Schoß der Berge,
Von schnöder Habsucht unterhölt. —
Mein Letztes mir geraubt und rückwärts mich gelesen,
Irr' ich durch Wald und Flur, ein niedlich, flüchtig Wesen.

Am 16. Januar.

Charade.

Wem der Liebe Zauberton erklungen,
Wer der Freundschaft Hochgenuß errungen,
Dem wird bei der ersten Sylbe Klang
Bald vor wehmuthsvoller Sehnsucht bang.

Nun er mag sich neue Freundschaft gründen,
Wird ja wohl ein andres Liebchen finden;
Wie im Wind die zweite Sylbe schwankt,
Eben so der Menschen Seele waukt.

Werdet nichts, was ewig daure, bauen!
Mögt durchs Ganze selbst den Himmel schauen,
Dort auch kann ja ewig nichts bestehn,
Welten selbst im Strom der Zeit vergehn.

W***m.

Am 17. Januar.

Charade.

Nur in Ellogen und Idyllen
Blüht noch des Ersten Wunderglück.
Das Zweite — (Nützt den Augenblick,
Um recht zu thun mit Kraft und Willen,
Und, fern von Tändelein und Grillen,
Den Weisheitsdurst allein zu stillen!)
Kommt immer neu, doch nie zurück.
Das Ganze, was mit lockender Magie,
Mit Ariosto's Phantasie
Nur Wieland treu genug beschrieben,
Ist höchster Lohn der wahren Liebe.

Am 18. January.

Charade.

Schon schimmert der Kerzenerleuchtete Saal.
Ein Tänzchen! ruft Jugend und Freude.
Drum ordne die Erste mit lieblicher Wahl,
Und mache mit Anstand die Zweite.
Das Leben — noch scheints dir ein frölicher Reigen,
Benutze die Stimmung, auch du wirst einst schleichen,
Wenn feindlich vor Alter und Schwäche geneckt,
Dir's Ganze der Mangel der Ersten versteckt.

Julie.

Am 19. Januar.

Charade.

Mon premier est parfois, cher lecteur, mon entier;
Malheur à lui, helas! lorsqu'il est mon dernier;
Mais heureux mon dernier, lorsqu'il est mon premier;
Car il oublie alors qu'il est bien mon dernier.

Am 20. Januar.

Logogriphe.

Je n'ai ni pieds, ni mains, ni corps, ni bras, ni tête,
Par deux jambes sans plus tout mon être est construit:
Une lettre de moins, on me sait tout esprit,
Otez-en deux, je ne suis qu'une bête.

Am 21. Januar.

Palindrom.

Still empfangen im zarten Keime
Tritt es hervor in des Himmels Räume,
Und formt sich zur blühenden schönen Gestalt.
Und die Gottheit segnet's mit heiliger Weihe,
Daß es im Drange der Zeiten gedeihe,
Und es reift mit des Wesens dunkler Gewalt.
Zwar muß es endlich vergehn und erkalten,
Und sinken muß es zur gräulichen Nacht,
Doch strahlt es verjüngt durch des Grabes Spalten
Im neuen Frühling mit seliger Pracht.
Liest du es rückwärts, ein Kind der Erde,
Umarmt es die Mutter mit trüber Gebehrde,
Still widerstrebend dem frühen Strahl,
Und wie des Mädchens rosigte Wangen
Ein Schleyer umflattert mit zartem Verlangen,
So webt es sich innig um Berg und um Thal.
Doch glühender wächst die Flamme der Sonnen,
Und es fliegt zerstreut durch das bläuliche Haus.

So ist das Räthsel zur Klarheit zerronnen,
Sprichst du der Deutung Zauberwort aus.

Th. Körner.

Am 22. Januar.

Charade.

Das Erste bist du selbst, doch magst du es nicht heißen,
Das Zweite ist ein Bild von Ewigkeit und Welt.
Willst du das Ganze seh'n, so mußt du dich befleißen,
Zum Himmel aufzuschau'n, von Phöbus nicht erhellt.

Am 23. Januar.

Charade.

Scheu flieht mein Erstes des Geräusches Spuren,
Meist nur bei Nacht besucht's die offnen Fluren,
Doch muthiger besiegt's die Leichtermheit,
Wenn schwelgerisch der Winter Flocken streut. —
Es pfleget in des Sommers schönern Tagen
Mein Letztes Euch ein ländlich Fest zu seyn,
Den Schwerbeladnen spendet's Wohlbehagen,
Dem Gutsherrn bringt es baaren Vortheil ein. —
Soll, wie Ihrs wünscht, mein Ganzes Euch verwahren,
Wenn streng der Winter seine Geißel schwingt;
So hütet sorglich es vor den Gefahren,
Die ihm der warme Sommer bringt.

Bhm.

Am 24. Januar.

Logogryph.

Zwei kleine Sylben schenkten mir das Leben,
Bei heil'ger Feier werde ich gegeben,
Der Zartheit Reitz, worein mein Laut mich kleidet,
O wäre ihm nach Körper, Herz und Sinn
Verwandt auch immer die Empfängerin!
Wohl manches Mädchen wird um mich beneidet.

Doch, wendet Ihr die Folge meiner Zeichen,
So seht ein Weib Ihr, dem die Neider schweigen.
Aus ihrer Unschuld vorigem Erkalten
Zieht Jene jetzt auf kurze Zeit Gewinn;
Doch wer mag drum die Achtung ihr entziehn?
Oft gilt's, durch sie ein Leben zu erhalten.

Böhm.

Am 25. Januar.

× Charade.

Du kannst unmöglich das zweite seyn,
Ist dein Herz wie das erste beschaffen.
Das erste ist groß wie Berge, und klein,
Es stumpfet und schärfet die Waffen;
Das zweite willkommen wohl überall ist,
Es zieret das Mädchen, den Krieger,
Doch werden die Macht und die Hinterlist
Im Leben gar oftmals sein Sieger.
Das Ganze, bereitet durch Feuersglut,
Es zeigt sich in vielen Gestalten,
Zum Dienste des Hauses da ziemt sichs wohl gut,
Ist drinn nur viel Gutes enthalten.

Th. Hell.

Am 26. Januar.

x Charade.

Ein Glied nennt euch die erste Sylbe,
Das wohl, vom Elephanten bis zur Milbe,
Nicht leicht ein Thier entbehren kann;
Doch führt es andre Namen dann und wann.
Die letzten beiden Sylben, ob sie schon
Gewöhnlich mehr, als andre ihres Gleichen,
Geschicklichkeit und Kunst erreichen,
Nennt man doch oft zu Spott und Hohn.
Das Ganze wird zwar überall getroffen,
Doch darf man es in einer größern Stadt,
Wo oft so mancher Langeweile hat,
Am sichersten zu finden hoffen.

W***n.

Am 27. Januar.

Charade.

Es ist mein Letztes von dem Herrlichen entsprossen,
Der einst dem Auge Lust gewährt,
Den Mutter Erde nicht mehr nährt.
Vom Flor der Trauer ist mein Erstes still umflossen,
Es schmückt sich zwar, und oft mit Pracht;
Doch in sich trägt es Graus und Nacht.
Das Ganze zeitiget und mehrt, wenn unverdrossen
Der Fleiß ihm Hand und Kräfte leiht,
Der Mutter Erde Fruchtbarkeit.

Bohm.

Am 28. Januar.

× C h a r a d e.

Es schwinget sich, oft stolz, oft nur bescheiden,
Die Kreatur mit meinen ersten Beiden
Zu Höhen auf, zur Tiefe nieder;
Sie tödten, sie beleben wieder;
Durch sie theilt sich das Maß der Zeit,
Sie fröhnen auch der Eitelkeit.
Der Uebel erstes ist das dritte! —
So klagt der Menschheit fromme Bitte. —
Das Ganze, nicht zum Ernst gemacht,
Wird von den Bessern nur belacht.

K. St.

Am 29. Januar.

Charade.

Attaqué savamment par un chef intrépide
Mon premier aux François ne sauroit résister;
Des faveurs de mon tout qui n'a que mon dernier,
Doit se trouver heureux s'il n'est pas trop avide.

Am 30. Januar.

Charade.

Die erste Sylb', ein Gott, beherrscht des Landes Auen,
Die zweit' und dritte sind ein Name oft belacht.
Das schwache Ganze wird in der Gewalt der Frauen
Der Donnerkeil des Zeus, und spottet aller Macht.

Th. Körner.

Am 31. Januar.

* Charade.

Erste Sylbe.

Mich zeugt die Flur, wenn fleiß'ge Menschenhände
In reicher Saat den Samen ihr vertraun,
Man sagt wohl oft, nichts schöners sey zu schaun,
Als wenn man mich in voller Blüthe fände.

Zweite Sylbe.

Ich trenne oft allein das Bös' und Gute,
Bald bin ich dick, bald dünn, bald Holz, bald Stein,
Ich schließe Schmerz und hohe Freuden ein,
Und niemand ist, der nicht an mir schon ruhte.

Das Ganze.

Wie wohl ist mir, umschließ' ich zarte Glieder,
In meiner Näh schlägt oft ein fühlend Herz,

Gar mannigfach verwechsl' ich die Gestalten,
Ihr neidetet einst meine zarten Falten,
Jetzt findet ihr, — welch sonderbarer Scherz! —
Vielleicht mich unter diesen Zeilen wieder.

Th. Hell.

Am 1. Februar.

Logogriphe.

Marchant sur mes six pieds, je suis, mon cher lecteur,
Soeur de l'infortune et compagne du malheur;
Un de moins, et tu vois de facile manière
Que je t'offre le nom de certaine rivière;
Deux de moins, je démontre un point determiné;
Un de moins, tu me vois un ton de musique;
Un de moins, cher lecteur, je reste cantonné.
Où cela, dira-t-on? Au bout de l'Amérique.

Am 2. Februar.

Charade.

Wenn in des Himmels hehrer Harmonie,
Auf ird'scher Schönheit deine Blicke schwanken,
So magst du es der ersten Sylbe danken,
Denn nichts zu schaun vermagst du ohne sie. —
Nicht irdisch Glück blos mag, wer darauf sinnt,
Sich durch die zweit' und dritte Sylb' erwerben.
Durch sie auch, wem das Loos beschied zu sterben,
Des Himmels ew'ge Seligkeit gewinnt. —
Die letzten tönen, und die erste pflegt zu prangen,
Wenn von der Christenheit das Ganze wird begangen.

W***m.

Am 3. Februar.

Charade.

Flüchtig und eilig ist und leicht die erste der Sylben
Immer bewegt ohne Rast; ruht sie, so ist sie nicht mehr.

Schwer sey von Silber und Gold, was die letzten zwei Sylben bezeichnen,
Doch sey immer es leicht, bleibt dir nur leicht auch der Sinn.

Vieles erzeugt zwar die Welt, das lustig und ohne Gehalt ist,
Aber leereres nicht, als was das Ganze benennt.

W***m.

.....

Am 4. Februar.

Charade.

Euch Ersten, ihr Spiegel der göttlichen Kraft
Oft leider! getrübt von Leidenschaft,
Wünsch' ich das Zweite, was immerdar
Sich zur Vernichtung Bellona gebar,
Und — das unschätzbarste Kleinod fürwahr! -
Das Ganze zum glücklichsten neuen Jahr.

Am 5. Februar.

Charade.

Mein Letztes gab Natur wohl Allen,
Man kauft es und verkauft's, aus Noth, nach freier Wahl.
An Frauen muß, — in schöner Form zumal, —
Es Euch besonders und als Schmuck gefallen.
Das Paar der Ersten prangt, gebildet durch die Kunst
Für mannigfachen Zweck, in hehrem Schimmer,
Drum schmückt es, hoch im Werth, nicht leicht des Armen Zimmer.
Mein Ganzes zeuget meist, ihr alten Herrn mit Gunst!
Vom Sonnenstich der Zeit, von längsterloschnem Feuer:
Drum ist es mir umsonst zu theuer.

Wm.

Am 6. Februar.

Logogriph.

Was die Natur erzeugt in ihrem Reiche,
Es wird mein Raub.
Die Särge lös ich, löse selbst die Leiche
Zum trüben Staub.

Du raubst mein letztes Zeichen, ich entschwebe
Im flücht'gen Schwung.
Du bist mein Ziel, du bist's, wonach ich strebe,
Veränderung!

Nimmst du mein erstes Zeichen auch, ich singe,
Im holden Ton,
Der Heldenkraft, der ich begeistert klinge,
Den schönsten Lohn.

Und gibst du mir mein letztes Zeichen wieder,
Mein silbern Blut

Stürzt sich, ein breiter Strom, zur Ostsee nie-
der,
In tiefe Flut.

Th. Körner.

Am 7. Februar.

Charade.

1. Sylbe.

Ich bin ein wildes, fürchterliches Thier.

2. Sylbe.

Die süßesten Freuden gewähre ich dir.

1. Sylbe.

Ich zieh' durchs Feld mit wildem Grimme.

2. Sylbe.

Es tönt aus mir der Liebe Stimme.

1. Sylbe.

Mit Haaren bin ich königlich geschmückt.

2. Sylbe.

Das Haar iſts eben nicht, was euch an mir entzückt.

1. Sylbe.

Großmüthig nennt man mich, obſchon ich morde.

2. Sylbe.

Mich nennt man ſchön, doch geht oft Tod aus meiner Pforte.

Beide Sylben.

Vereint, was zeigen wir dem Forſcher denn wohl an?
Ein unbeſtimmtes Ding, ein Formenſpiel der Leute,
Das man bald ſo bald anders deuten kann,
Gut war es geſtern, böſe ward es heute
Und morgen kann's wohl gut von neuem ſeyn.
Vorzüglich zeugen uns die lieben Kaffeeſchweſtern,
Doch wir entſtehn wohl auch in Bier- und Roſennneſtern,
Und in die Zeitung ſelbſt ſchleicht unſer Sinn ſich ein.

Th. Hell.

Am 8. Februar.

Énigme.

Je suis un être assez original;
On me trouve au sermon, dans les fêtes, au bal;
Je prêche la vertu, j'encourage les vices;
Je défends le théâtre, et vis dans les coulisses.

Am 9. Februar.

Räthsel.

Wie heißt die Hesperidenfrucht,
Die nicht vom Baume stammet,
Und doch zu Haß und Eifersucht
Die Mächtigsten entflammet?

Kein Strahl der Sonne kocht ihr Blut;
Kein Wurm kann in ihr graben;
Sie schenkt nicht Duft, nicht frohen Muth,
Wie Ver's und Evans Gaben.

Kein Thau, kein Regen gibt ihr Saft;
Sie trägt im Lenz nicht Blüthen;
Doch pflegt der Stolz, doch pflegt die Kraft,
Gleich Schätzen sie zu hüten.

Du findst an ihr nicht Laub, nicht Gras;
Nur Glut kann sie erweichen;
Doch sproßt, wie bei der Ananas,
Auch ihr ein edles Zeichen.

Doch prangt sie festlich aufgestellt,
Der schönste Zweig daneben;
Trägt, selbst ein Bild der ird'schen Welt,
Das Pfand zu höherm Leben.

Nur einmal pflegt ihr schöner Strahl
Dem Erdengott zu scheinen;
Denn schmückt sie ihn zum zweiten Mal,
Ruht sie — auf Todtenbeinen!

F. Kind.

Am 10. Februar.

Charade.

Wollt Ihr mit Sicherheit gewinnen
Das Ziel, das Ihr Euch vorgestellt;
So mögt Ihr klüglich darauf sinnen,
Daß Ihr die Ersten nicht verfehlt:
Denn, wie das Sprüchwort lehrt, so trüget meist der Glaube,
Von selbst flieg' in den Mund uns die gebratne Taube.

Wollt Ihr die Güter dieser Erde
Genießen mit verständ'gem Sinn,
Daß keins zum Ueberdruß Euch werde;
So strebt nach den drei Letzten hin:
In ihnen werdet Ihr des Lebens Würze finden,
Und nie dem Genius der Lust die Flügel binden.

Wollt Ihr, die Ihr der Kunst Euch weihet,
Nicht gern im Hintergrunde stehn,
Die Göttin, die uns Wonne leihet,
In ihrem Heiligthume sehn,

Und für den Nachruhm Euch erwünschten Stoff bereiten;
So seyd mit Fleiß bemüht, mein Ganzes zu vermeiden.

Ich m.

Am 11. Februar.

Charade.

Mein Erstes glänzt von fern, als Pracht und Freuden-Sitz,
Belebt von Artigkeit und Witz;
Doch wer ihm näher kommt, der wird es minder preisen,
Dem Pöbel dünkts ein Himmel; nicht den Weisen.

Mein Zweites kämpft und harrt, den festen Blick aufs Ziel
Geheftet, mit sich selbst im Bunde;
An meinem Ersten gilt es selten viel;
Schon öfter ging es da zu Grunde.

Mein Ganzes soll geschmeidig seyn,
Dem Ersten jede Stunde weihn;
Behält es Muth genug als zweites sich zu zeigen,
So dürft ihr Edlen wohl euch vor dem Edlen neigen.

Am 12. Februar.

Charade.

Des Muthwillens bald und bald der Albernheit
Erzeugtes ist mein erstes Sylbenpaar.
Erinnerung verschwundner Herrlichkeit
Bringt immer neu die letzte Sylbe dar,
Und weicht aus treuen Herzen ewig nicht.
Das Ganze ist ein häßliches Gesicht.

W***m.

Am 13. Februar.

Logogriph.

Ich weiß ein Wort, von sieben Zeichen:
Laßt eines oder zwei der ersten schweigen,
So änderts vierfach die Natur,
Das Wort hat eine Sylbe nur.
Es mag in seinen mancherlei Gestalten
Sich sprechend selbst entfalten.

Ohne das 1. Zeichen.

Ich gelte (Spieler wissen's) viel
Und alles oft bei manchem Spiel.
Dem Wort, das man betheuernd spricht,
Ertheil' ich größeres Gewicht.

Ohne das 1. und 2. Zeichen.

Wer zu verrufner Höh' mich brachte,
Der heischt umsonst, daß man ihn achte. —
Wer von der Höhe mich entthronet,
Dem wird mit hohem Preis gelohnet.

Ohne das 3. Zeichen.

Ich bin ein Beiwort, nicht beliebt
Und fremd, wo Kraft und Jugend weilet,

Man hat mich Allem zugetheilet,
Woran die Zeit ihr Recht geübt.

Ohne das 2. und 3. Zeichen,

Ich stehe stets — und meist verdeckt,
Drum hab' ich Manchen schon geneckt,
Doch wehe jedem armen Wichte,
Der arglos traute meinem Lichte.

Als Ganzes.

Ich sehe nicht; — doch hab' ich Augen,
Nicht selten ziert mich Band und Blume,
Ich weil' in düsterm Heiligthume,
Sofern die Frauen mich gebrauchen.

Wehm.

Am 14. Februar.

Räthsel.

Weißt du, was aus schönen Augen,
Schöner als ihr Feuer lacht?
Ob sie's aus dem Himmel saugen,
Oder aus der tiefsten Nacht?
Wenn dich Blumen bunt umblühen,
Sag, was schmückt sie wunderbar?
Morgenroth und Abendglühen
Und die Wolke stellt dir's dar.
Liebe spricht aus zarten Wangen,
Hoffnung aus der Bräute Kranz.
Wie der Lilienstirne Prangen
Webt's der seidnen Locken Glanz,
Welten kannst du aus ihm weben,
Doch gebar es nur der Schein,
Ohne ihn wär' bleich das Leben
Freundlich hüllt die Welt es ein.

Am 15. Februar.

Charade.

Hanns Sicher will nicht anders Zahlung nehmen,
Sie soll zur Eigenschaft des Ersten sich bequemen.
Mein Letztes reifet aus der Ceres Segen
Von fruchtereichen Feldern uns entgegen:
Doch, will das wahre Seyn man ihm gewähren;
So müßt im Wasser Ihr den Stoff verklären.
Mein Ganzes ist ein Schnitter, — nicht mit Aehren,
Mit Stoppeln hat er einzig zu verkehren:
Er läßt geschickt das Stoppelfeld bereifen,
Um mit dem Reif die Stoppeln abzustreifen.

Ochm.

Am 16. Februar.

Charade.

Mon premier chez la belle Iris
A toute la blancheur du lys,
De mon dernier craignons la violence:
Mon tout n'existe plus en France.

Am 17. Februar.

Logogriph.

Mit heil'ger Kraft tret' ich ins Leben,
Ich baue nur auf Felsengrund.
Wo Herzen innig sich verweben,
Da segn' ich ihren Liebesbund.
Wo sich mein ernstes Reich begründet
Wird nie das Glück zum flücht'gen Wahn,
Wenn sich das Herz mit mir verbündet,
Legt es der Liebe Fesseln an.
Weh dem, den ich gewarnt vergebens,
Denn furchtbar wird die Nacht ihm klar.
Vernichtet ist das Glück des Lebens,
Gefesselt vor dem Hochaltar.
Dann ruf ich furchtbar die Erynnen,
Mein erstes Zeichen werf ich hin,
Das Opfer kann mir nicht entrinnen,
Des heil'gen Bundes Rächerin.

Th. Körner.

Am 18. Februar.

Logogriph.

Durch der Empfindungen Tausch, durch Wechsel ihrer Gedanken
Werden Herzen von mir, Geister mit Geistern vermählt.
Durch mein geselliges Band erhebt der Sterbliche weit sich
Ueber jedes Geschöpf, welches die Erde bewohnt.
Nimmst du zwei Füße mir weg, so werd ich ein strafbares Laster,
Das mit erbitterter Wuth Böses mit Schlimmern vergilt.

Am 19. Februar.

Charade.

Mein Erstes, das mit Allmachtskraft
Fast Alles, was du nennst, zum Gegentheile schafft,
Entstellt, verachtet jedes Seyn,
Verwandelt Rein in Nichtmehrrein,
Und macht das Böse plötzlich gut,
Wie's gleich bei meinem Zweiten thut.
Mein Zweites jagt von Hof und Haus,
Und füllt des Menschen Herz mit Graus.
Tritt nun mein Erstes leicht hinzu,
Dann sind gesichert Freud' und Ruh;
Dir lächelt kindlich rings die Welt,
Du gibst und nimmst, wie dir's gefällt,
Auch bei des Muthwills lautster Lust
Bleibst du des Zweiten unbewußt.
Doch ist das Ganze dir zerronnen,
Dann hat das Zweite wartend schon begonnen.

Bw.

Am 20. Februar.

Palyndrom.

Was netter iſt als nett
Wird bald dich an ſich ketten,
Drum dreh' mein Wort herum,
Willſt du dich wirklich retten.

Th. Hell.

Am 21. Februar.

Logogriphe.

Le plaisant animal! Comment se peut-il faire
Qu'avec deux pieds de plus il devienne sa mère?
En le décomposant il construit sa maison,
Et contient un Etat loin de notre horizon.

Am 22. Februar.

Charade.

Wär die erste Sylbe gleich den beiden andern,
Würd' ich den Augusten, Alexandern
Neiden ihren herrlichen Besitz,
Doch die Demuth ist zu allen Dingen nütz,
Und da zu dem letztern wir einst alle
Hoffnung haben nach des Todes Halle,
Mög die erste mit der stolzen Pein
Andern meinethalb beschieret seyn.
Lachen aber muß ich ob der Gecken,
Die mit jenen zwei die erste decken,
Und, wenn so in voller Pracht
Sie mein Ganzes nun hervorgebracht,
Glauben, daß, was drunter sich nun zeige,
Wirklich bis zu den zwei letzten reiche.

Th. Hell.

Am 23. Februar.

Charade.

Mein Erstes ist ein kleines düstres Haus;
Wer einmal drinnen wohnt, kommt nimmermehr heraus.
Er flieht vor ihm der Jüngling, Mann und Greis;
Mein Zweites suchen sie mit desto größerm Fleiß.
Mein Ganzes weckt, umringt von dem Gewühle
Der Menschen, sehr verschiedene Gefühle.
Der Weise tritt mit Ernst zu mir heran,
Der Freund sieht mich mit thränenvollen Blicken,
Der Künstler mit bewunderndem Entzücken,
Der Thor mit offenem Munde an.
Die Wahrheit sag' ich oft, weit öfter derbe Lügen,
Wie läßt sich doch so gern die Welt von mir betrügen!

— st —.

Am 24. Februar.

Räthsel.

Man muth' es mir nicht zu, die Schuld zu tragen,
Wenn, als zartes Kind, ich einen Mord —
Man sieht die Menschen vor Gefahren zagen,
Trägt später mich die Mutter wüthend fort.
Auch außerdem sucht man mir auszuweichen;
Doch viele brauchen öfters mich zum Spiel, —
Oft pflege ich als Blume mich zu zeigen;
Doch bringt der Lenz mich an des Lebens Ziel,
Ich fände denn noch Rettung in der Erde:
Dann steig' ich, werthlos, mit der Zeit im Werthe.

Wehm.

Am 25. Februar.

Logogriph.

Glänzend strahl' ich durch die Welt,
Bring' aus fernen Zeiten Kunde,
Preise, Weiser! dich und Held
Doch nicht stets mit wahrem Munde.
Aber brichst du mir den Fuß,
Schenk ich still dir und bescheiden
Deines Selbstes Vollgenuß,
Ja der selgen Götter Freuden.
Nimmst du mir ein andres Glied,
Das der Gallier komisch liebt,
Bin ich dir zum Trank verwandelt,
Recht vom Britten nur erhandelt.

Am 26. Februar.

* Charade.

Mein erstes zeigt nicht groß nicht klein,
Doch das was beiden nah' ist an,
Auch kann's ganz dick und dünn nicht seyn,
Doch ziemlich nahe dran.
Es zeigt nicht volle Dunkelheit,
Doch auch nicht helles Strahlenlicht,
Von allem es sich etwas leiht
Und wird doch stets ein Ganzes nicht.
Mein Zweites ist wohl alle Tage,
Nur nicht am hellen Tag zu schauen,
Oft wünschen Männer sichs und Frauen,
Oft auch ist es für beide Plage.
Es herrschet Lust darin und Grauen,
Und Flötenschall und Trauerklage.
Ob man als Freund ihm soll vertrauen
Ist nach dem Sprüchwort keine Frage.
Das Ganze will Lachen
Und Frohsinn dir machen;
Begegn' ich buntscheckig
Au ihm dir, so neck' ich

Dein Weibchen und dich
Sicherlich, ſicherlich,
Daß der Zeit ihr Recht wiederfahre
Und niemand die Grillen und Thaler ſpare.

Th. Hell.

Am 27. Februar

Charade.

Erste Sylbe.

Ewig ist sie und unendlich, ein allbeherrschendes Wesen,
Hält ein jegliches Ding ganz in die Länge umfaßt.

Zweite Sylbe.

Ewig auch er und unendlich, ein allbeherrschendes Wesen,
Hält er ein jegliches Ding ganz in die Breite umfaßt.

Das Ganze.

Aus der Verbindung der zwei, die, jegliches einzeln, unendlich,
Wird nun ein endliches Ding; (vorn ist's und hinten) begrenzt.

W***m.

Am 28. Februar.

Charade.

Auf jenem Ganzen, wo fast nach der vollen Zahl
Die Musenschwestern sich vereinen,
Da ließ man jüngst zum zehnten Mal
Johanna Montfaucon erscheinen.
Ach wie so Viel' beklagenswerth es nannten,
Daß sie mein Letztes dort nicht fanden! —
Drauf ward daselbst zum zweiten Mal,
Fürs erstere Entschädgung einzuheben,
Der ersten Sylbe „Tasso" preisgegeben.
Nur Wenige traf da die Herzensqual,
Als Augenzeugen mit der Wahrheit zu verwunden,
Daß man so überhäuft mein Letztes dort gefunden.

Böhm.

Am 1. März.

Logogriphe.

De la Divinité présent consolateur,
Toi qui sais nous charmer, même au sein du malheur,
Ne t'imagine pas échapper à ma griffe:
Sphinxinet veut aussi te mettre en logogriphe.
Tu marches sur six pieds. En te decomposant
On trouve un souverain, d'un bosquet l'ornement,
Un legume et un fruit, deux notes de musique,
Puis le travail d'un ver; un nom qu'on donne aux rois.
Devinez-moi, lecteurs, ou subissez mes lois.

Sphinxinet.

Am 2. März.

Logogryph.

Wenn Frühlingswonne, neugeboren,
Des Herzens tiefsten Sinn entzückt,
Steh ich im Wechseltanz der Horen,
Als Blumenkönigin geschmückt,
Und schöne Mädchen winden mich zu Kränzen,
Als Schmuck auf ihrer Locken Gold zu glänzen.

Doch setzst du vor das letzte Zeichen,
Als Götterknaben schaust du mich.
Zeus muß sich meinem Willen beugen,
Ich quäle, ich beglücke dich.
Aus meinen Händen fallen dir die Loose,
Doch ohne Dornen reich ich keine Rose.

Th. Körner.

Am 3. März.

Charade.

Wie aus der Erde nachtumhülltem Schoos
Der junge Morgen jubelnd wird empfangen,
Wenn Hesperus in blauem Grund verglüht,
Und Rosen auf den Silberwolken prangen;
So königlich trat aus des Chaos Nacht
Mein Erstes einst von ew'gem Licht umflossen,
Im Jugendglanz mit hohem Reiz geschmückt,
Umhüllt vom Dufte zarter Blüthensprossen.
Seitdem nun wälzt es sich mit starker Macht
Durch alle Stämme bis zum Sonnenkreise;
An ewigen Gesetzen der Natur
Hängt jede Angel im gewohnten Gleise.
Mein Zweites hat im Geisterreich den Rang
Vor allen Wesen der Natur empfangen;
Heil denen, die mit Kraft und Edelmuth,
Und allem, was es sonst bezeichnet, prangen.
Das Ganze zeigt zwar meist den Höfling an,
Doch wird's in allen Zirkeln gern gesehen;

Wer's nicht ist, pflegt, so hochgelahrt er sey,
Vor Höhern doch beschämt oft dazustehen.

Elise Sommer.

Am 4. März.

A Charade.

Bald kurz, bald lang sind meine Ersten beiden;
Soseyn sie sich in Rosendüfte kleiden,
Ist ihre Zahl, ach leider! stets so klein,
Kann nimmer lang genug dies Sylbenpaar uns seyn.

Die Dritte hielt das Gegentheil von ihnen;
Denn meiner Dritten sträflichem Erkühnen,
Dem meine Ersten keinen Mantel leih'n,
Pflegt dieses Gegentheil Gehülfe stets zu seyn.

Das Ganze? es ist abhold jedem Streben,
Der Thätigkeit, die Früchte bringt, zu leben.

Man sagt, es stelle sich der Dirkten gleich;
Doch macht es keinen arm, sich selbst macht's nim
mer reich.

Wm.

Am 5. März.

Charade.

Das erste ist ein Wörtchen der Verbindung,
Oft angenehm, mit fröhlicher Empfindung,
Oft auch mit Leid und herbem Schmerz gepaart.
Es zeigt zwar stets geselliges Verhalten
Und will allein sich nimmermehr entfalten,
Doch Einmal braucht man's auch auf andre Art.

Hinweg von mir du zweite voll Entsetzen,
Willst du an meinem Tode auch dich letzen,
So wie dein Zweck nur Menschenelend ist?
Hinweg von mir, selbst wenn durch Menschenwissen
Dir deines Sexus stets reger Mord entrissen
Und du Heil bringend manchem Schwachen bist.

Du aber, Ganzes, sey mir heis willkommen,
Wenn dich, mir hold, von Liebesglut beklommen,
Ein Mädchen bringt, auf das mein Aug' ich warf,
Doch um so lieber mir, wenn diese Schöne,
Daß sie das Leben mir mit Wonne krone,
Selbst deines eitlen Reizes nicht bedarf.

Th. Hell.

Am 6. März.

Logogryph.

1. So wie ich bin mit meinen Vieren,
Fröhnt mir die ganze schöne Welt;
Nie werd' ich meine Macht verlieren,
So lang das Neue noch gefällt.

2. So wie ich bin mit meinen Vieren,
Beseel' ich die lebend'ge Welt;
Und doch muß Jeder mich verlieren,
Sobald sein letztes Sandkorn fällt.

3. So wie ich bin mit meinen Vieren,
Vermocht' ich in der alten Welt
Das Recht des Ersten zu verlieren
Für etwas, was den Leib erhält.
1. Mos. 25, 30.

4. So wie ich bin mit meinen Dreien,
Blickst du mich ernst und sinnend an;

In mir dem Heil'gen dich zu weihen,
Entsagst du fromm dem Erdenwahn.

5. So wie ich bin mit meinen Dreien,
Hörst du mich still und staunend an,
Und folgst mir in den Zauberreihen
Des Rhythmus schwebend himmelan.

Löhbauer.

Am 7. März.

Charade.

Mon tout est, belle Iris, chez toi noble et charmant:
Accorde-moi mon premier,
Et mon coeur reconnoissant
Séra toujours mon dernier.

Am 8. März.

Charade.

Der Krieger sucht nach seinem Ziel,
Wenn man die Erste Sylbe spricht,
Doch ist sein Streben leeres Spiel,
Hält ihm der Feind die Letzte nicht.
Das Ganze, wenn's die Müh' nicht lohnet,
Stellt die Geduld auf harte Proben.
Wo Sinn für feine Bildung wohnet,
Wird jedermann das Ganze loben.

Pehm.

Am 9. März.

Räthsel.

Die Zauberwaffe nenne jetzt,
Die, wenn der Böse tückisch zielt,
Den fernen Feind, noch eh' ers fühlt,
Mit gift'gen Stichen tief verletzt.
Sie lauert hinter Perlenreihn,
Verschlossen vom Korallenschrein.
Doch von dem Weisen gut geführt
Wird sie zum holden Talisman;
Nicht mehr verwundet, sanft gerührt,
Lockt sie die Herzen an.
Kannst du die Zauberwaffe finden?
So brauche sie, mir's zu verkünden.

Am 10. März.

Charade.

Wenn Ihr mein Erstes zu beschau'n begehrt,
So braucht Ihr vor das Stadtthor nur zu gehen,
Doch könnt Ihr's auch in seinem Warren sehen,
Und wo der Bauer nichts dem König ehrt.

Mein Zweites trefft Ihr meist'ns im Gesicht, —
Auch, wo gewisse Thiere sich verbünden,
Und, wo die Winde feindlich sich verkünden,
Und vielfach, wo die Feder mit Euch spricht.

Wo Saaten starben, weil der Fürsten Macht
Durch Völkerblut ihr streitig Recht entschieden,
Wo Mangel waltet nach geschloss'nem Frieden, —
Da ward mein Ganzes schauervoll vollbracht.

Ochm.

Am 11. März.

Charade.

Die erste Sylbe wird, als thöricht, oft verlacht,
Obgleich nicht minder sie, als Weisheit, glücklich macht.
Die letzte gilt bei Klug und Dumm so viel!
Und doch ist sie nur leichtes, loses Spiel.
Die erste hat, gesteht es! jedermann,
Und keiner glaubt, daß er sie haben kann;
Die letzte ist so eine seltne Gabe,
Doch wähnt ein jeder fast, daß er sie habe.
Des Herrlichsten, was in der Welt wir kennen,
Zerstörung wird das Ganze nennen.

W***m.

Am 12. März.

Charade.

Glücklicher, hat dir im ſterblichen Leben
Eine Gefährtin der Himmel gegeben,
Wie er ſie ſeinen Geliebten beſchert;
Jauchze zum fröhlichen Tanze der Horen,
Thu, mit der Theuren in Wonne verloren,
Was dich das erſte Sylbenpaar lehrt.

Aber vergänglich ſind irdiſche Freuden;
Ach! ſie erſcheinen — ſie lächeln — ſie ſcheiden:
Willſt du ein Bild der entſchwindenden ſehn;
Folge den letzten zwei Sylben des Wortes
Hin zu den Gängen des einſamen Ortes,
Den jetzt die Schauer des Winters durchwehn.

Dort nur, wo, fern von der Endlichkeit Gränzen,
Ewige Lorbeern den Siegenden kränzen,

Wird dir der Becher der Lust nicht vergälle,
Stillt sie des Busens nie rastendes Sehnen,
Frage den Liebling der holden Kamönen,
Ihn, dessen Namen das Ganze enthält.

Am 13. März.

Charade.

Erste Sylbe.

Fröhlich laß ich schöne Füßchen sich regen,
Arme breiten sanft sich Armen entgegen,
Und es flicht sich hold ein blühender Kranz,
Ringsum tönt der Instrumente Erklingen.
Froh entflieht die Zeit auf schnelleren Schwingen,
Und es streun die Kerzen magischen Glanz.

Zweite Sylbe.

Aber mit mir schleicht man langsam nur von dannen,
Nur bemüht, die Kräfte ängstlich anzuspannen,
Denn zur Freude war ich keinem noch bestimmt,
Jeder möchte gern mich zu vermeiden streben,

Aber manchem bin ich selbst das arme Leben,
Bis der Tod mich von den müden Schultern
nimmt.

Das Ganze.

Was nun ich wohl sey? Ein nutzlos Wesen,
Aber doch wohl oft von hohem Werthe,
Felsen bin ich, Stein und Sand und Erde,
Was nur sonder Anspruch je gewesen,
Ihr, die über Zeit und Raum ihr streitet,
Wißt, ich bin gewiß ein Ding im Raume,
Das oft hoch hinauf sich hebt zum Wolkensaume,
Tief auch hinab zum Abgrund gleitet.

Th. Hell.

Am 14. März.

Charade.

Mein Erſtes Paar iſt klein, doch ehrenwerth,
Es dient, daß ferne Menſchen es verbinde,
Es ſchwatzet viel und handelt und verkehrt, —
Drum kommt es öfters in die Dinte.

Mit Luſt nimmt Euer Blick die Dritte wahr;
Doch ſoll ſie ungenützet nicht verderben,
Muß übergehn ihr Schmuck in graues Haar,
Und ſelbſt — noch auf dem Rade ſterben

Die Vierte — feſt — kann Stürmen widerſtehn,
Sie ſchützt, begränzt, — ſie wahrt des Tempels Halle:
Doch hatte man im Grunde es verſehn;
So kommt ſie leicht einmal zu Falle.

Mein Ganzes iſt aus ſeinem Stoff gemacht,
Beſtimmt, das Bild der Leichtigkeit zu faſſen,

Muß sich's jedoch, sofern es dient bei Nacht,
Von schwerem Körper drücken lassen.

Böhm.

Am 15. März.

Charade.

Tu cherches mon second, tu l'as tourné peut-être:
Mon premier, mon entier, si tu veux les connoître,
T'offrent, ami lecteur, un cas bien singulier;
Mon tout et mon second nourissent mon premier.

Am 16. März.

Charade.

Erholung bringt nach arbeitsvollem Tage
Dem Geist oft meiner Sylben erstes Paar;
Doch Vielen wirds die Quelle bitt'rer Klage,
Und bringet Glück und Leben in Gefahr.
Es führet Könige im Waffenkleide,
Und Damen, unser flücht'ges Glück zu baun;
Von reinem Gold und Silber ein Geschmeide
Erhalten sie durch thörichtes Vertraun.
Dem Auge zeigts im festbestimmten Saume
Oft Städte, Länder, Berge, Thäler, Meer,
Umschließt das Größte in dem engsten Raume,
Die Erd', den Himmel und das Sternenheer.
Zur dritten Sylbe eilet man mit Freuden,
Steht gastlich sie uns da im Heimathland;
Sie schützt vor Regen, Sturm, Gefahr und Leiden,
Sie ist's, wo jeder stille Freuden fand.
Dem glänzt's auf Säulenreihen zum Vergnügen,
Der hat es in die Erde sich erbaut,
Der führt es mit auf allen seinen Zügen,
Der hat mit ihm dem Meere sich vertraut.

Im Ganzen hat noch keiner Schutz gefunden;
Ein sprechend Abbild der Vergänglichkeit,
Das du in früher Jugend goldnen Stunden
Aus Lust gebaut, zerstöret und erneut.
Doch wandelst weislich du das erste Zeichen,
Gibt's Obdach dir auf heitrer Blumenflur,
Wo Zwang und Wintergrillen bald entweichen;
Es bietet reine Freuden der Natur.

K.

Am 17. März.

Charade.

Der ersten Sylbe geb' ich wenig Lob,
Denn, — ist es nicht ein wenig gar zu grob?
Wie hoch ein andres möge seyn in Ehren,
Sie läßt sich nie vor ihm den Vorrang wehren. —

Im Gegentheil die zweite, ob sie gleich
An wichtigen und hohen Aemtern reich,
Weiß in der Welt kein höh'res Glück zu finden,
Als sich mit ihres Gleichen zu verbinden. —

Das Ganze, wie sonst Art der Ritter war,
Schützt Frauen, Waisen, ja sogar,
Was noch nicht ist zur Welt gekommen,
Hat es in seinen Schutz genommen.

Wurm.

Am 18. März.

Charade.

Warum man nach des Sprichworts bösem Willen
Gelehrigkeit dem Ersten aberkennt,
Und als Symbol der Einfalt meist es nennt,
Das läßt so leicht sich nicht enthüllen.
Nach welchem Recht das Sprichwort sagen kann,
Man müsse stets die Letzte meiner beiden
Behandeln mit Beziehung auf den Mann,
Das läßt sich freilich besser deuten.
Warum es Viele, daß im Kunstgebiet
Man seltner jetzt als sonst mein Ganzes sieht,
Beklagenswürdig finden, — drüber leisen,
Das kann ich wieder nicht begreifen.

Bchm.

Am 19. März.

Logogryph.

Kein Mensch lebt ohne mich. Ist das nicht klar genug;
So wißt: in mir steckt Erbgut und Betrug.

Am 20. März.

Charade.

Die erste Sylbe ruft vom Schlaf empor,
Erhaben klingt es, wenn ein ganzes Chor
Damit dem Feind entgegen muthig eilet.
Von den zwei letzten ward das erste Mal
Ein Pröbchen, das man spät auch noch empfahl,
Von hohem Himmel her ertheilet,
Doch viel dergleichen hat man mit Bedacht
Der Ordnung willen später nachgemacht.
Das Ganze ist von christlicher Erfindung,
Das Einlaßbillet zu jeglicher Verbindung,
Nur freilich oft gemisbraucht anderwärts,
Doch jenes nimmt man ernst und dieses nur im Scherz.

Th. Hell.

Am 21. März.

Charade.

Laßt zu ernstem, tücht'gem Werke
Nie die ersten zwei erkalten.
Laßt nicht aus des Strebens Stärke
Sich die dritte Sylb' entfalten.
Laßt auch ja zu keiner Stunde
Von dem Ganzen euch erreichen;
Denn selbst aus dem schönsten Bunde
Muß Vertrauen vor ihm weichen.

W***m.

Am 22. März.

Énigme.

On me voit dans l'étang, tout au bout du jardin;
Je ne parois que deux fois dans l'année;
Je commence la nuit, et finis le matin;
Voilà, lecteur, ma destinée.

Am 23. März.

Charade.

Mein Erſtes nährt labend die wollige Heerd,
Bringt heilſame Kräuter für Jung und für Alt;
Mein Zweites verzieret die Großen der Erde,
Erleuchtet den Erdball in Schimmergeſtalt;
Mein Ganzes, nicht Wildpret, nicht Vogel, nicht Fiſch,
Wird niemals kredenzt in goldnem Pokale;
Der Epikuräer am feſtlichen Tiſch
Schlürfts lüſtern aus ungekünſtelter Schale.

C. v. A. g. v. Et

Am 24. März.

Charade.

Es ist Unwiederbringlichkeit
Und Tod, worauf mein Erstes deutet.
Durchs Paar der Letzten Sylben wird
Ein Leben seiner Hüll' entkleidet:
Beim Ganzen scheint es zu entschwinden, —
Geduld! es wird sich wiederfinden.

Wchm.

Am 25. März.

Charade.

Glücklich! wem die ersten beiden
Wonne, Segen, Heil bereiten;
Dreimal wehe! wem ihr Ton
Freuden nennt, die längst entflohn.
Aus des Ares Munde tonen
Die zwei letzten, und ich muß
Ernst erwiedern diesen Gruß,
Schleich ich mich zu meiner Schönen,
Gibt ihr Antwort schnell ein Kuß.
Schalkhaft wissens alle Mädchen
In des Ganzen kleinem Städtchen.

Th. Hell.

Am 26. März.

C h a r a d e.

L'astre des nuits a peine est disparu,
Que le chasseur hors de son lit s'élance,
Prend mon premier, et par un son aigu
De nos fôrets vient troubler le silence.
Guerriers espérez mon entier
En servant bien votre patrie,
De son coeur on fait le dernier
A son épouse, à son amie.

Am 27. März.

Logogryph.

Ich, eine Stadt, bald hier bald dort im Ocean,
Doch mehr für Herrn und Knecht, als Damen,
Verwandle mich, seht ihr mein Haupt nicht an.
In einen Frauenzimmernamen,
Berühmt durch Göthens treflichen Roman.

Am 28. März.

Charade.

Zweisylbig.

Das Letzte ist ein Kind der Lust,
Im Sommer, soll es ferner leben,
Ruht's in der Erde finstrer Gruft,
Zu andrem Sinn sich uns zu geben.
Weil von der Seite man es kennt,
Die Euch die Erste Sylbe nennt,
So bringt das Ganze, welches Tropfen waren,
So Vieh als Menschen oft Gefahren.

Wm.

Am 29. März.

Charade.

Durch die dritte wird der ersten Sylben Paar
Dem zum Lohne, der das Ganze war.

W***m.

Am 30. März.

Charade.

Apollos Söhne führt ihr Genius,
Von mir entzückt, zu höhern Regionen
Empor, empor zum hohen Syrius,
Zu Liedern, die der Edeln Thaten lohnen;
Doch bin ich fürchterlich in blinder Wut,
Wie reißender Orcane lautes Toben,
Verheerender als wilder Flammen Glut —
Und dennoch hat man mich zum Gott erhoben.

Mein Zweites — ja, wo nehm' ich her die Farben,
Zu malen diese holde Götterfrucht?
Woran so viele, ach, so viele! darben,
Von diesen grad' am wenigsten gesucht!
Mich fliehen eitle neidische Gemüther,
Ich halt' in meiner Hand das Ruder einer Welt,
Und hebe, wie ein großer Weltgebieter,
Tief aus dem Staub den König und den Held;
Bin aus der Gottheit heilgem Schoß entsprossen,
Die Dämmrung wich durch mich, es wurde Tag;
Von meinem Licht war Plato selbst umflossen,
Wenn er der Weisheit hohe Lehren sprach;
Newtons und Kantens ew'ge Namen glänzen
In meines Reiches lichtumstrahlten Grenzen.

Vereinigt ruhen wir zusammen
Im wohlverwahrten Raum am sichern Ort:
Naht Feuer sich, dann fliehen Geist und Flammen
Im sprudelnden Gezisch hellodernd fort.

Elise Sommer, geb. Brandenburg

Am 31. März.

Charade.

Auf hohem Stuhle zu regieren,
Sind meine Ersten feierlich geweiht,
Stolz übersehen sie der Sippschaft Niedrigkeit:
Die kleinen Schwestern, ach! sie folgen selbst den Thieren,
Die, wie Ihr wißt, den Bach, des Berges Abhang zieren;
Doch geben sie so gut, als die verwandten Großen,
(Entglühn zumal des Abendhimmels Rosen,)
Der Landschaft ein erhöhtes, heilges Leben:
Die Kunst kann diesen Reiz nicht wiedergeben. —
Was sonst ein Schmuck der Landschaft war,
Der Bäume Frucht, die Flur, das bunte Grün der Wiesen,
Die Thiere selbst, die dort mein Letztes froh genießen, —
Sie dienen als das letzte Sylbenpaar. —
Des Ganzen Urstoff ist an kühlem Ort entsprungen.

Mein Ganzes ſelbſt wird es durch heiße Kraft errungen,
Es hüllt ſich drauf in dichte Mäntel ein,
Sofort beginnt mein erſtes Paar zu ſeyn.
Doch mag das Ganze auch, für ſtreitende Gewalten,
Als richtend Werkzeug ſich geſtalten.

Wehm.

Am 1. April.

Enigme.

Mon corps petit et lourd n'aspire qu'à la terre,
Mon chef grand et léger s'élève vers les cieux.
Ceux qui m'aiment le plus, me font le plus la guerre,
Plus je leur plais, plus je m'éloigne d'eux.

Am 2. April.

Charade.

Wem Jahre einst die letzte Sylbe reichen,
Dem lächeln wenig meine Ersten mehr:
Was nützten sie ihm auch? es wird ihm schwer,
Zum Ganzen sich hinabzubeugen.
Wenn Kinder ihm des Dankes Opfer weihn;
So wird das Ganze wohl sein Leichenstein.

Bchm.

Am 3. April.

Logogryph.

Mit Einem Konsonanten
Und doppeltem Vokal
Siehst du mich Ungenannten
Mit mordgeschliff'nem Stahl,
Durchglüht von edler Hitze
An tapfrer Krieger Spitze.
Von Vornen gehst du schwerlich mir zu Leibe,
Und rückwärts findest du, daß ich Derselbe
bleibe.

Am 4. April.

Charade.

Welch's Geschäft wohl, sagt, ihr ersten beiden!
Welches mag mit höh'rer Lust euch weiden?
In des Lebens Flut euch einzutauchen,
Und das Schöne, liebend, einzusaugen;
Oder selbst in herrlichen Gestalten
Eine Welt den Schwestern zu entfalten,
Mit der dritten Sylbe, ernst und hold,
Wicht'gern Handel treiben, als um Gold,
Und des Ganzen sonst so kurzem Leben
Dauer einer Ewigkeit zu geben?

W***m.

Am 5. April.

Charade.

1. Sylbe.

Ich trag' auf mir, was das Geschick selbst meistert,
Zu hohen Werken nur allein begeistert,
Oft auch blos Lappen an einander kleistert,
Und bald ein Stern bald nur Laterne ist.

2. Sylbe.

Wir beiden sind allüberall willkommen,
Was wuchs und lief, geflogen und geschwommen
Ward von uns führend in Beschlag genommen,
Uns braucht, was lebt, sich freut und ist und ißt.

Das Ganze.

Doch wem das Ganze an das erste geht,
Ist wahrlich nicht mehr recht bei Appetite.

Die alle Form, durch die es noch beſteht,
Beſtimmt durch Spruch der Univerſität
Im Spiel ums Leben eine derbe Niete.

Th. Hell.

Am 6. April.

Charaden-Sonnet.

Mein Erſtes birgt im unerforſchten Raume
Von Wundern aller Art ein zahllos Heer;
Dort wälzet ſich ein Ungeheuer her,
Und hier erſtarrt ein Wurm zum äſt'gen Baume.

Viel Leckerbiſſen liefert es dem Gaume;
Der koſtbar-ſchöne Schmuck, wornach zu ſehr
Die Dame lüſtert, doch den Juden mehr —
Entſteht nach alter Sag' aus ſeinem Schaume.

In meinen beiden letzten nährt und trägt
Den Himmel der, und jener eine Hölle,
Nachdem er Lust und Unlust bei sich hegt.

Mein Ganzes ward vom Ersten ausgehöhlt
Und ist es klein, vertritt es oft die Stelle
Von dem, was ungern nur ein Schiff verfehlt.

Hasi.

Am 7. April.

* Charade.

Zur Zeit, wo Frost und Lenz mit zweifelhaftem Sieg
Ums Regiment der Lüfte ringen,
Ward, eine Sendung zu vollbringen,
Mir unverhofft Befehl. Als ich das Roß bestieg,
War schon das Fest, das um den Dampfaltar das Chor
Der Kaffeeschwestern eint, in voller Feier.
Der Abend kam: allmählich nun verlor
Sich meine Landschaft unter trübem Schleier, —
Und nun, — obschon des Wegs ich kundig war, —
Weit hatte ich vom Pfade mich verirret.
Mein Erstes war's, was mich verwirret.
Zum Glück verrieth der Letzten Sylbenpaar
Ein nahes Dörfchen mir. Das Pfarrhaus nahm mich ein, —
Der Hausherr war mein Freund. — Wir schwatzten mit Behagen
Von alten Zeiten in die Nacht hinein:

Und als im Osten es begann, zu tagen,
Da überraschte mich, (die Sonne strahlte mild,)
Am Gartenhaus, worin das Frühstück wir genossen,
Das Ganze, meiner Letzten lieblich Bild,
Von meinem Ersten leicht umschlossen.

Böhm.

Am 3. April

Charade.

Wenn mit tauſendfältigen Gewinden
Sich der Kunſt geheime Ordnung webt,
Und das Paar in ſel'gen Labyrinthen
Durch des Tanzes lange Reihen ſchwebt,
Wird die erſte Sylbe froh begründet,
Wenn ein Zeichen doppelt ſich verbindet.

Doch, als Gott dem Volk einſt zugeſchworen,
Es zu führen in ein glücklich Land,
Was es da ſich ſinnend auserkoren,
Zu verſchließen ſeiner Worte Pfand,
Daß es ſtill das Heiligthum bewahre,
Nennt ſich dir im letzten Sylben-Paare.

Was die Welt Erhabnes nur erzähle,
Wie das Herz des Schickſals Macht bezwingt,
Jede Großthat einer edlen Seele,
Wenn der Kraft die kühne That gelingt,

Sey's, was, von Begeisterung entzündet,
Dir des Ganzen hoher Sinn verkündet.

Th. Körner.

Am 9. April.

Charade.

Mon premier sur ses bords vit souvent la victoire
Distribuer aux Français les palmes de la gloire.
Mon dernier dans son sein vit lutter des héros;
Et mon tout des sujets assure le repos.

Am 10. April.

Räthsel.

Mein Name, den ein Räthsel dir
Verbergen soll, kann vielerlei bedeuten.
Als kleines Werkzeug dien' ich hier
Den reichen, wie den ärmern Leuten;
Dort wachs' ich allgemach, ein Zögling der Natur,
Die öfter auch zum kurzen Spiele nur
Mich bildet und verschwinden läßt.
Oft hält im Dunkeln mich ein enger Raum verschlossen;
Doch setzt in Arbeit mich da jedes frohe Fest;
Vom Morgen bis zum Abend unverdrossen
Bring' ich dem Fleiße reichlichen Gewinn:
Ins Lager folg' ich oft der Marketenderin.
Begeist'rung ist aus mir geflossen;
In feige Seelen hab' ich Heldenkraft gegossen;
Ich stifte Frieden, bringe Zwist,
Und schaffe Muth zu Rundgesang und Tänzen.
Siehst du mich an der Winterssonne glänzen;

Dann wehe dir, als Mensch und Christ,
Als Freund und Liebender, wenn du mir ähnlich
bist!

Oft aber trägt, mit mir zu prangen,
Mich eine stolze Königin,
Die noch kein Höfling um Gewinn
Gepriesen, deren Lob nur fromme Barden sangen;
Die, mit den Mächtigsten im Kampfe, sieghaft steht,
Selbst, wenn sie fällt, nicht untergeht,
Im neuen Diadem zu neuen Kriegen weket,
Dem Feinde droht und ferne Länder schrecket.
Doch nicht, wie Gold und Edelstein, werd' ich
Zum Schmucke blos der Königin gegeben;
Aus meiner Fülle streu' ich Leben
Herab, und lasse rings um mich
Mit königlicher Scheitel sich
Ein werdendes Geschlecht erheben.

Am 11. April

Charade.

Beim ersten Sylbenpaar umwehn
Dich friedlich dämmernde Gestalten,
Des Tages Glanz siehst du vergehn,
Und Aetherblumen sich entfalten.
Dir führt mit zarter Hand die Ruh
Des Traumes bunte Kinder zu.
Die letzte Sylbe ladet dich
Zu seinen fröhlichen Genüssen;
Des Lebens Kräfte regen sich,
Die Stunde wird dich heiter grüßen.
Der Sorgen Last, des Lebens Müh
Naht dir bei dem Genusse nie;
Doch Geister eint das Ganze fest,
Der Andacht Glaubensflammen glühen.
Es war des Abschieds heil'ges Fest
Von dem, der göttlich trug des Lebens Mühen.
Im Tempel, an dem Weihaltar
Reicht dir's der fromme Priester dar.

Am 12. April.

* Palindrom.

Einfach im Gewand des Lenzen
Schirm ich meiner Mutter Bruſt.
Hell im Morgenthau zu glänzen,
Iſt des Lebens zarte Luſt.
Und geſchmückt zur Frühlingsfeier
Wog' ich auf der ſtillen Flur,
Und den ſchönſten aller Schleier
Web' ich kunſtlos der Natur.

Leſe rückwärts nun die Zeichen,
Und verkehr der Deutung Wort,
Sieh! und ich umfange Leichen,
Trage ſie zum Grabe fort.
Bis zum ew'gen Weltgerichte
Halt ich ſie in meinem Arm,
Doch, entfernt vom Sonnenlichte,
Wird kein Buſen wieder warm.

Th. Körner.

Am 13. April.

Énigme.

Compagne de la nuit, et rivale du jour,
Le déclin du soleil annonce mon retour,
Je suis blanche de corps, ma taille est rondelette,
Le flanc d'un animal fut longtemps ma retraite.
Certain fer, employé par un doigt délicat,
Ranime ma langueur et soutient mon éclat.
Mais, ô destin affreux! l'élément qui m'anime,
Boit lentement mon suc et me prend pour victime.
Ce n'est pas tout, lecteur! un souffle me fait tort,
L'haleine de Zéphyr peut me causer la mort,
Quoique pour exister je la donne à mon père,
L'utilité m'absout d'un meurtre involontaire:
Le besoin des mortels m'occupe constamment,
Je ne vis que pour eux, et meurs en les servant

Am 14. April.

Charade.

Fünf Schwestern sind wir, Tönevoll,
Mit allen buhlend, gleich Hetären,
Sind eine von uns Schwestern soll
Die erste Sylbe Dir gewähren.
Die Zweite hohl' vom Firmament,
Wo unermeßlich sie zu finden,
Auch wer sein eignes Wohnhaus kennt
Wird den Begriff damit verbinden.
Einmal im Jahre zeiget sich
Das Ganze Dir mit heilgen Klängen,
Dann schmückt Natur sich wonniglich,
Dann tönt der Hayn von Waldgesängen.

Th. Hell.

Am 15. April.

Charade.

Was, vorher flüssig, nun versteinert ist,
Wird euch ein Wort von einer Sylbe nennen.
Setzt vorn ein Zeichen noch dazu, so müßt
Die Hoffnung künft'ger Früchte ihr erkennen.
Wollt noch ein Zeichen ihr damit vereinen,
So wird des Lebens Winter euch erscheinen.

W...m.

Am 16. April.

Charade.

Die erste Sylbe nennt den Strauch,
Der zwar im Orient nur grünet,
Doch zum alltäglichen Gebrauch
Jetzt mehr, als je, der Mode dienet.

Es dampft in jeder Assemblee
Die Quintessenz der dürren Blätter
Als Weihrauch für die böse Fee
Verleumdung — wenn vom Krieg, vom Wetter
Man endlich schweigt. — Doch, o ihr Götter!
Welch tausendfaches Erdenweh
Schloß Zeus in das, was noch zwei Sylben
nennen,
Nicht ein! Ach, hätt' es ewig doch
Zu unserm Heil verschlossen bleiben können!
Dann glaub' ich, (ja, ich wollte noch
Mein gleich benahmtes Jagdgewehr verwetten,)
Daß wir die Urnen auch nicht hätten,
Aus welchen, weil's ein Arzt ihm rieth,
Sein Todesloos so mancher Kranke zieht,
Das Ganze pflegt in mancherlei Gestalten,
Bei manchen groß, bei mir sehr klein,
Das erste sorglich zu enthalten —
Leicht wird es zu errathen seyn. —

v. Wildungen.

Am 17. April.

Charade.

Wo Rang und Hoheit sich behagen,
Wo Putz und Eitelkeit zur Schau sich tragen,
Beim Tanz, beim Spiel, am Prunktisch, wo es
sey, —
Sind meine Ersten zwei.

Zum kleinsten Bau, selbst zum Begraben.
Müßt in der Mehrheit Ihr mein Letztes haben, —
Wo Kopf und Herz sich blinder Liebe weihn,
Da nimmts die Stirne ein.

Mein Ganzes, das Gevierte, Kleine,
Es ist kein Gut: doch faßt es Felder, Steine,
Und eine Mühle ohne Rad und Gang,
Und Becher ohne Klang.

Bohn.

Am 18. April.

Logogryph.

Sechs Füße bilden mich. In unsern bösen Zeiten,
Wo Noth und Elend sich verbreiten,
Wirst du mich leider öfters sehn.
Des Kopfs beraubt, siehst du mich voll und schön
Im Sommer schmücken deine reiche Flur,
Das köstlichste Geschenk der allernährenden Natur.
Nimmst du nun auch mir meiner Füße zweien,
So findest du in mir der Tugend schönen Preis;
Er möge stets durchs Leben dich begleiten,
Als wahrer Achtung sprechender Beweis!

Gustav v. Struve.

Am 19. April.

Charade.

Dem Liebenden entblüht ein neues Leben,
Ward ihm mein Erstes noch zu Theil.
Dem biedern Manne, ists nicht feil;
Das Sprichwort selbst will achtend es erheben.

Mein Zweites ist dem Spott fast preisgegeben;
Doch nährt's im Stillen seinen Mann,
Und Manchen, der damit begann,
Erhob's zu Glanz und Glück aus dürft'gem Leben.

Im Ganzen wird ein Machwerk man erkennen,
Das bunt, gehaltlos ist und breit. —
Was meine Feder hier Euch beut,
Mögt Ihr es nicht nach meinem Ganzen nennen.

Ehm.

Am 20. April.

Charade.

Assez souvent l'on voit dans mon premier
Des agneaux, des brebis, la chèvre, le belier,
Sur mon second se peignent la candeur,
La tristesse, la joie, la force et la grandeur.
Quelquefois dans mon tout des auteurs sans science
Osent effrontément reclamer l'indulgence.

Am 21. April.

Charade.

Fast auf der ganzen Erde ist verbreitet
Das Reich, des Haupt die Zweite Sylbe nennt,

In viele kleinre Staaten ist dies Reich getrennt,
Doch um den Rang von allen keiner streitet
Mit ihm, der über alle sich erhebt,
Den Himmel selbst stolz zu erreichen strebt.
Doch nicht die Höhe ist's, worein die Kraft gesetzt,
Die Basis nur allein kann Dauer gründen.
Drum, wird die Erste Sylbe je verletzt,
So wird der zweiten Größe schnell verschwinden.
Mit Ahnen stolz sich brüstend, steht das Ganze
da,
Doch zürnt dem Hochmuth nicht, der es erfunden!
Es wird das Beispiel dieses Stolzes ja
Im Buch des alten Bundes schon gefunden.

W***m.

Am 22. April.

Charade.

Niemand hat mehr Böses und mehr Gutes,
Als mein erstes Sylbenpaar gethan,
Meine zweite schwingt, voll Göttermuthes,
Sich zu Mavors Günstlingen hinan;
Wenig thut mein Ganzes oder nichts,
Doch von seinen Wunderthaten sprichts.

Am 23. April.

Charade.

Soll recht behaglich man der Ersten Paar genießen,
Muß es vom Vogel, den ich meine, seyn,
Und, soll die Letzte uns gefallen, muß sie fließen,
Der Welle gleich, so lieblich und so rein.

Das Ganze pflegt manch Freudenmahl zu schließen,
Indem's mit Munterkeit im Kreis die Runde macht,
Und unter Gläserklang wird froh sein Scherz belacht:
Drum sey, als würzend, es den Schmausern angepriesen.

Ich.

Am 24. April.

Charade.

Mein Erstes gibt Ansehen, bringt näher den Thronen,
Doch pflegt es nicht immer Verdienst zu belohnen,
Oft ist es für klingende Münze gar feil,
Und wird dann auch Schurken und Dummen zu Theil.
Mein Zweites ruht tief in der Erde versteckt,
Bis irgend ein Forscher es freudig entdeckt:

Dann schmückt es als Hausrath im blendenden
Schimmer
Die reinliche Küche, das häusliche Zimmer.
Vergiftend zwar bringt es der Einfalt den Tod,
Doch linderts auch täglich den Armen die Noth.
Erhöh' ich vereinigt die geistige Lust,
Dann hob' meinem Bildner Begeist'rung die Brust,
Dann schuf er mit zartem, ätherischem Sinn
Als Meister die Zaubergestalten dahin.

Elise Sommer.

Am 25. April.

Charade.

Recept.

Wen mit der dritten Sylbe packen
Die beiden ersten Zornentbrannt,
Der hat wohl nicht den besten Stand,
Doch darf er nur das Ganze klein zerhacken
Und auf die Wunde legen als Verband,
So heilt sie schnell. —

Probatum.

Hufeland.

Th. Hell.

Am 26. April.

Charade.

Die Erste Sylbe ist ein kleines Wort,
Für Frag' und Zweifel zur Bezeichnung zu gebrauchen.
Zum Schutz des Edelsten will meine Zweite taugen,
Oft treibt sie Höflichkeit von ihrem Posten fort.
Soll beiden Sylben ich mich anvertrauen;
So fehle dem, der freundlich mir sie beut,
Auch das Vermögen nicht, — des Wollens Wirksamkeit,
Um fest und mit Erfolg auf ihn zu bauen.

Böhm.

Am 27. April.

Logogryph.

Ich ward im Ausland gesucht,
Und koste viel Geld und Zeit,
Bis meine köstliche Frucht
Dir Labsal und Wonne beut.
Hängst du zwei Zeichen noch an,
So trotz ich der Obrigkeit,
Ein hochgefährlicher Mann.

Am 28. April.

Charade.

Meine beiden ersten Sylben führen
Hoch hinauf je mehr davon beisammen,
Bildlich kann man sie erkühren
Bei der Ehrsucht wilden Flammen,

Aber wirklich sind sie auch vorhanden,
Hat schon jeder von Euch drauf gestanden.
Aus der dritten Sylbe keimet Leben,
Ob es lebenlos auch oft wohl scheine;
Aus der zarten Hülle, ihr gegeben,
Mit der Lieb' im mächtigen Vereine
Geht hervor, was nützt und was auch schadet,
Was in Lüften wohnt, in Flut sich badet.
Vor dem Ganzen steht mit Götterhänden
Kunst, und schafft ein herrliches Gebilde,
Und es blühen wieder die Gefilde,
Und das Leben will sich doppelt spenden,
Doch damit es nicht zu stolz sich brüste,
Wißt, vom Tempel ists blos das Gerüste.

Th. He

Am 29. April.

Palindrom.

Sehr, in Sonnenglut geboren,
In der weitentlegnen Zone
Lebt' ich, auf der Väter Throne
Einst zu herrschen, auserkohren.
Da ergriffen mich Gestalten,
Anzuschaun wie Höllengeister,
Wurden meiner Kräfte Meister,
Stets in Banden mich zu halten.

Enger ward ich nun verschlossen
Mit den armen Mitgesellen,
Fortgeführt auf wilden Wellen,
Karge Speise nur genossen,
Und als in des Schiffes Raume
Wenig Wasser nur vorhanden,
Wurden abnehmend meine Banden,
Und die Zunge klebt' am Gaume.

Dreh' dich um, ſo rieſen Töne,
Armer Durſtender, daß Kühle
In des heißen Durſtes Schwüle
Mit dem Schöpfer dich verſöhne!
Rückwärts wand ich mich, da fielen
Tropfen mild erquickend nieder;
O! nehmt mich nicht vorwärts wieder,
Müßt ſonſt neue Qual erzielen.

Th. Hell.

Am 30. April.

Charade.

Lorsque de mon second mon premier n'a pas trop,
Mon tout peut quelquefois être un assez bon lot.

Am 1. May.

Charade.

Wer mag mein Erstes Paar, das Mächtige, bezwingen? —
Durch Segen und Verderben thut sichs kund.
Vom Zweiten preiset eines Dichters Mund:
Es mag wohl Großes, Herrliches vollbringen.
Es ist naturgemäß mein Erstes ätherrein:
Dieß muß, soll sein Begriff nicht schwinden,
Soll's ungeschminkte Ehrfurcht finden,
Mein zweites Sylbenpaar auch seyn.
Doch zählt man's zu den Seltenheiten:
Drum ist's in hohem Werth und war's zu allen Zeiten.
Ach wie geringgeschätzt ist meiner Ersten Paar!
Noch selten wohl bot man für Geld es dar;
Doch muß es dauernd auf der Erde walten,
Soll dauernd sie in ihrem Flor bestehn,
Und, soll der Mensch auf Erden sich erhalten,
So muß einmal mein Letztes untergehn.

Mein Erſtes muß zum Theil zur Sonne, ſchel-
dend, ſchweben
Und vom Entſchwebten ſieht man keine Spur;
Doch zahlt die Schuld mein Letztes der Natur,
So geht's durch Liebe in ein ſchönres Leben.
Es meint dann auch zur Sonne ſich zu heben! —
Mit ihm iſt nicht verwandt mein Ganzes;
Es trägt jedoch die Farbe ſeines Kranzes.
Im Schoß des Erſten Paars war, lebend, es be-
graben,
Eh' zu dem jetz'gen Daſeyn es erſtand, —
Um einen Spiegel buhlt es nun und ſeinen Rand: —
Jetzt werdet Ihr das wicht'ge Wort wohl haben.

Wehm.

Am 2. May.

Charade.

Mein Erſtes könnt zur Nahrung Ihr gebrauchen,
Zur Kleidung mag recht wohl mein Zweites tau-
gen:

Doch jenes wird für immer nicht behagen
Und dieses schützet nicht bei kalten Tagen.
Wollt eine Wohnung Ihr Euch bauen,
Mit Wohlgefallen anzuschauen,
Die nicht blos kärglich möge schützen;
Muß Euch mein Ganzes unterstützen.

Wehm

Am 3. May.

Logogryph.

Wisset, daß ich seit der Sündflut
Erste Landentdeckerin —
Fällt ein Zeichen, kraftlos, hörlos,
Oft gehaltleer, ohne Sinn,
Und, wenn noch ein Zeichen abfällt,
Schiffern unentbehrlich bin.

Am 4. May.

Énigme.

Tous les jours on me met au monde,
Et dès que je suis née on me met en prison.
J'en sors, et sur-le-champ, n'importe la saison,
On me fait voyager sur la terre et sur l'onde.

Am 5. May.

Charade.

Mein Erſtes iſt ein Glied, bald groß bald klein,
Doch wenn man will fein artig ſeyn,
Benennt man es mit einem andern Namen,
Beſonders fodern dies die Damen.
Das zweite, bald gelingt es und bald nicht,
Und wie ein altes Sprichwort ſpricht,

Gehört es gar in manchem Fall dem Teufel,
Doch beg' ich drob noch wohl beſcheidne Zweifel.
Das Ganze ſchleicht ſich durch der Erde Nacht,
Verborgnes wird dadurch ans Licht gebracht,
Und wie der Held oft in der wilden Schlacht
Sich Leichen häuft zu ſeinem Ehrenbette,
So wölbt es ſelbſt auch oft ſich ſeine Grabesſtätte.

Th. Hell.

Am 6. May.

Charade.

Im Streit um höhere Vortreflichkeit
Möcht' es den rohern Brüdern ſchwer gelingen,
Den Preis — zum mindeſten der Zierlichkeit
Den erſten beiden Sylben zu entringen.
Es formt an dieſem zierlichern Geſchlechte
Die dritte Sylbe ſich in ſchönere Geſtalt,
Wenn ſie bald leicht in künſtliche Geflechte
Sich ſchlingt, bald hin in freien Wellen wallt.

Darum benennt man paſſend mit dem Ganzen
Ein Völkchen aus dem weiten Reich der Pflanzen.

W***m.

Am 7. May.

Räthſel.

Beglückter Staat, der alles in ſich einet,
Was man nur je vom beſten Staat verlangt,
Der nimmer mit erborgtem Glanze ſcheinet,
Nur mit der Bürger ſtillen Tugend prangt;
In welchem man nicht ſchreibt, nicht ſpricht, nicht meinet,
Nur ſchweigend thut, und darnach nur verlangt,
Wo jeglichem ein Theil und Loos genüget,
Und jeder ſich der Väterſitte füget.

Man ſpricht nicht Recht nach Aussucht und nach Klagen,
Kein Richter ſitzt mit Schöffen zu Gericht,

Sachwalter haben da nichts vorzutragen,
Prozesse, Kosten, Sporteln kennt man nicht:
Wen Trägheit oder böse That verklagen,
Den bannt das Volk aus seinem Angesicht,
Und ohne Urtelsspruch und lang Gerede
Stößt man den Schlechten hin in Fremd und Oede.

Gemein ist allen, was sie all' gewinnen,
Keins eignet sich vor andern etwas zu:
Die Arbeit muß mit Sonnenlicht beginnen,
Ihr Untergang schließt Aug' und Thor erst zu;
Am Tage rührt das Volk sich drauß und drinnen
Der Emsigkeit bringt Nacht und Eis nur Ruh:
So lang das goldne Licht nur wärmt und schimmert,
Wird wacker auch am Labyrinth gezimmert.

Ein ew'ger Bau und Mauern ist ihr Leben,
Die Steine sammeln sie auf weiter Reis';
Drum sieht man jeden leicht vom Hause schweben,
Doch kehrt er heim, bedeckt mit Last und Schweis:
Allein ihm hat's Vergnügen auch gegeben,
Denn wo die Last, fand er auch Trank und Speiß;
Fort mit Gesange über Land und Wogen,
So ging er hin, so kommt er heimgezogen.

Sein Häuslein ward indessen wohl behütet,
Wiewohl es jedem Fremdling offen stand;
Und ob auch nie ein Krieg im Staate wüthet,
Sind Wehr und Waffen jedem doch zur Hand,
Daß, wo ein Feind Verrath und Tücke brütet,
Zum eignen Schutz ein jeder sey gewandt.
Doch darf ein Mörder nicht das Leben erben,
Denn, wer erstach, muß bald freiwillig sterben.

Und diesen Staat, der kaum sich selber lebet —
(Denn seinen Fleiß verpachtet ein Tyrann,
Der seinen Bau nur zu zerstören strebet.)
Auf dessen Throne sitzt kein Held, kein Mann:
Ein sattsam Weib den goldnen Scepter bebet,
Den sie mit Muth und Weisheit schwingen kann,
Der Fürstin folgt der Staat in allen Dingen,
Und mag ihr alles gern zum Opfer bringen.

Am 8. May.

Charade.

Que de richesses mon premier
Possède, nous ravit sans cesse;
On doit consacrer mon dernier
A son amante, à sa maîtresse.
Belle Eglé, quand je t'apperçois
Ta beauté me trouble et m'enchante,
Et c'est mon dernier que je vois:
Ta rigueur seule me tourmente.

Am 9. May.

Anagramm.

Ich bin das schöne heil'ge Land der Träume,
Ein frommer Glaube hat mich aufgebaut.

Im ew'gen Frühling blühen alle Bäume,
Der Odem Gottes weht durch meine Räume
Und Gottes Wort, das liebend mich bethaut.
Und was sich gläubig fromm das Herz gedichtet,
Hat keines Spötters Lästerspruch vernichtet.

Doch, wandelt sich die Ordnung meiner Zeichen.
Hemm' ich die Welt in ihrem Riesenlauf,
Gott und der Ewigkeit nur darf ich weichen,
Was Leben heißt muß meine Hand erreichen,
Was Leben heißt, löst meine Allkraft auf.
Ich schwebe um den Wechseltanz der Horen,
Der Nacht werd' ich im Tageslicht geboren,
Dem Tage in der Nacht, — kurz alles was sich regt.
Nennt mich, drum Räthsel, schweigt, auch eure
Stunde schlägt.

Th. Körner.

Am 10. May.

Charade.

Pflegst du in Nummer Eins der Ruh,
Spricht zwei und drei dir oftmals zu
Und wagt's, dich in dem Schlaf zu stören.
Es ist ein luft'ges Tänzerchor —
Auf! fasse Muth, es zu beschwören!
Es flieht vor einem leichten Rohr,
Trägt's Waffen gleich vom Elephanten.
Das Ganze sind gar liebe Musikanten;
Gern leiht man ihrem Sang das Ohr.

F. Kind.

Am 11. May.

Charade.

Mein Ganzes zählt zwei Sylben nur,
Doch, wem mit milder Hand Natur
Die erſt' im ſtrengſten Sinn gegeben,
Lebt frei und froh, verzweifelt nicht,
Wenn ihm die letzte auch gebricht,
Er wird ſchon durch die erſte leben.

Wißt, wer die letzte auch beſitzt,
Doch mit der erſten ſie nicht nützt,
Der prahlet nur mit Flitterglanze;
Und ſollt' er auch ein Krösus ſeyn,
Er dient und nützt doch ganz allein
Dem Staat nur durch das Ganze.

Am 12. May.

Charade.

Es iſt der Letzten Paar der Zierde Gegenſtand,
Natur hat's Vielen ſchon gegeben,
Doch Mancher muß ſich's erſt erſtreben.
Mein Erſtes ſchuf Bedarf zunächſt, wie das Gewand,
Drauf hob ſich's, um auch zu ergötzen,
Feſt ſteht es, doch man kann's verſetzen.
Mein Ganzes wird bedingt durch des Vereines Band,
Den wir für lange Dauer ſchließen,
Das Leben trauter zu genießen.

Wchm.

Au 13. May.

Logogriphe.

De mes six pieds, lecteur, ôtes-en d'abord deux,
J'ai des cornes, je suis une puante bête,
Et victime autrefois l'on m'immolait aux dieux.
Sur mes six pieds je suis un ornement de tête:
Mon quatrième ôté, je roule et je suis ronde,
Je suis en pierre, en bois, j'ai la forme du monde.
Pour me connoître, enfin, cher lecteur, un peu mieux,
Tu trouves dans mon nom un apôtre fameux.

Am 14. May.

Charade.

Ich neige mich vor dir, erhabner Mann!
Den meine erſte Sylbe achtend nennt,
Der uns ein neues, helles Licht gewann,
Das auf dem Wege wahrer Weisheit brennt,
Doch mit Verachtung ſeh ich jeden an,
Der höhnend dich und deinen Geiſt verkennt
Und doch nicht werth iſt aufzulöſen dir das Band,
Das zur Veſeſtigung der zweiten Sylbe dient.
Fürwahr am beſten nähm das Ganze man zur Hand
Und ſtrafte ſo den Geck, der deſſen ſich erkühnt.

Th. Hell

Am 15. May.

Charade.

In buntem, blühendem und reichem Leben
Sonst strotzend, da die erste Sylbe stand;
Doch jetzt, seit dieser Name ihr gegeben,
Jetzt trägt sie dürres, lebenslos Gewand. —

Die zweite muß vor andern ihres Gleichen
Den Menschen seyn zu mancherlei Gebrauch,
Zum Reisen, Kriegen, und zum Jagen auch
Pflegt sie zu großem Nutzen zu gereichen. —

Vom Ganzen ist viel Großes nicht zu sagen,
Denn unbedeutend ist es nur und klein;
Doch, daß nur jeder möchte gleich ihm seyn,
Und ihn so leichter Sinn durch's Leben tragen.

Wasm.

Am 16. May.

Charade.

Fühlt meiner Letzten Paar
Die Erste, heiß beklommen;
So ist am sehnlichsten
Mein Ganzes ihm willkommen.

Wehm.

Am 17. May.

Logogryph.

Geheiligt durch das alte Recht der Völker,
Tonkünstler, Bote und Soldat,
(Wiewohl ich nie den Arm zum Kampf' erhob)
Hab ich der Zeichen neune. Nimm die ersten fünf,
Den Helden siehst du, der in finstrer Wasserschlacht
Castiliens Sieger war, und Albions,

Und glorreich starb den Tod fürs Vaterland;
Die letzten fünf erinnern dich an jenen
Verkündiger des Heils, der d.muthsvoll
Beginnt die Reihe stolzer Kronenträger,
Der sich Europa tief im Staube beugte.

Am 18. May.

Charade.

Mein Erstes ist ein Nachtlicht,
Nebst einer kleinen festen Stadt.
Mein Zweites, wo das Beiwort Friede
Oft weiland stille Wunder that,
Ist Kaiserwohnung, Ritterveste,
Ach! oder ward zum Eulennest.
Mein Ganzes nennt dir eine große Stadt,
Für die Merkur vom Kriegsgott Schutz erbat,
Wo, deutscher Mäonid', dein Schwanenlied erklang,
Und Eckhof-Roscius Unsterblichkeit errang,

Am 19. May.

Charade.

Ein herrlich Beiwort nennt Euch meine Letzte:
Wem es gebührt, dem ward ein Gut zu Theil,
Das man von je wohl über Alles schätzte:
Denn, ohne Noth, ists keinem Wesen feil.

Es preisen's in der Bruder munterm Kreise
Die Ersten zwei mit frohen Melodien;
Und doch vernichten sie, — auf gleiche Weise,
Wie sonst das un, — der Letzten hohen Sinn.

Drum werde Keinem je das Ganze eigen,
Wie Vielen wohl zur Väter Zeit geschehn:
Sie mußten hartem Spruch den Nacken beugen,
Und, half nicht List und Mitleid, untergehn.

Bch m.

Am 20. May.

Charade.

In meiner letzten Sylben schönem Traume,
Der über Erd und Himmel uns erhebt,
Und neue Welten aus Entzücken webt,
Beschränkt nicht von der Zeit und nicht vom Raume,
Glaubt man zwar wohl die erste Sylbe nimmer
Zu kennen in der Fülle Ueberfluß,
Doch zeigts sichs bald, daß man sie brauchen muß,
Denn Mensch bleibt Mensch auch selbst im Glück doch immer.
Das Ganze steht auf buntgeschmückten Wiesen,
Bescheiden blühts in anmuthsvoller Pracht:
Wenn mich die Holde einst noch glücklich macht;
So wähl ich's zum Symbole für Luisen.

Th. Hell.

Am 21. May.

Charade.

Der Ersten Sylben Paar verräth sich durch zwei Hallen, —
Krumm oder breit wird's nimmer uns gefallen;
So treffend man an ihm die Feinheit ehrt,
So wenig ist die Höhe lobenswerth,
Am wenigsten jedoch, das müßt Ihr selber sagen,
Mag seine Länge uns behagen.
Mein Letztes schauet Ihr in seiner schönsten Pracht,
Wenn die Natur ihr Jahresschläfchen macht:
Dann weichet es selbst nicht der tiefsten Nacht,
Meist seht Ihrs an des Menschen letzter Tracht.
Das Ganz', ein Beiwort, pflegt die Jugend nur zu kleiden,
Gern mischt, als Hauptwort, überall sich's ein,
Und ohne zum Versuch berechtiget zu seyn,
Pflegt's vorlaut zu bemerken, zu entscheiden,
Es möchte Alles gern, ob arglos schon, ergründen,
Am häufigsten wird man es unter Mädchen finden.

Baum.

Am 22. May.

Charade.

Majestätisch ist die Erste anzuschauen,
Furcht erweckend sehn wir sie empört!
Wo die Letzte unsre Ruhe stört,
Herrschen Tod und Furcht und Grauen,
Oft fließt da von Schild und Lanze
Blut in Strömen heiß herab. —
Wild zerstörend fuhrt das Ganze
Tausende sehr schnell ins Grab.

Am 23. May.

Logogryph.

Ich bin ein Wort, nicht zu vernichten,
Ihr möget, wie Ihr wollt, mich richten:
Haut ab den Schweif, — ich lebe,
Haut ab den Kopf, — ich sterbe,

Und wenn Ihr Kopf und Schweif vom Rumpfe bringet;
Ich bleib' ein Etwas stets, das nach Besitze ringet.
Bin ich allein um meinen Kopf gekommen;
So wird mit ihm das Edle mir entnommen.
Als Ganzes werde ich zum Reim zu selten taugen:
Als Rumpf und ohne Schweif kann man mich öfter brauchen.
Zuletzt will ich Euch nicht verschweigen:
Mein Kopf sowohl als Schweif sind ausgesprochne Zeichen.
Nun rathet — aber bald! Geduld kann mich verwunden:
Wenn Ihr mich suchen wollt, habt Ihr mich schon gefunden.

Zehn:

Am 24. May.

Logogriphe.

Messager discret et fidèle,
Lorsque je marche sur sept pieds
Du vice et des vertus je trace le modèle,
En retranchant un de mes pieds
Tour-à-tour jeune amant, vieillard plein de sagesse,
Epoux très-vertueux, mari grondant sans cesse,
Ami rare et fidèle, ennemi dangereux,
Quelquefois monarque fameux;
Enfin, pour me changer, mon adresse est extrême;
Et cependant, lecteur, je suis toujours le même.

Am 25. May.

Charade.

Viel Geld trägt mancher Stadt mein Erſtes ein,
Auch mag es wohl zur Sicherheit gereichen,
Der Polizei kann's manchen Dienſt erzeigen, —
Drum läßt man auch es nie allein.

Am Letzten pflegt die Kürze man zu preiſen, —
Wer nicht es kennt, dem bringt's Verlegenheit,
Wenn's in der Mehrzahl ſeinem Blick ſich beut, —
Nicht zu entbehren iſt's auf Reiſen.

Das Ganze hat zwei Flügel, groß und breit,
Sie fliegen auf, — oft ſtill, oft mit Geräuſche;
Doch, daß ich Euch mit falſchem Schein nicht täuſche:
Sie fliegen weder hoch noch weit.

Ahm.

Am 26. Mai.

Charade.

Wen die letzte wild umher geſchicket,
Daß das Ziel vor ſeinem Auge ſchwand
Und er Rettung nicht in öder Wüſte fand,
Wird, wenn er die erſte ſieht, erheitert.
Friedlich hofft er ſchon auf ihr zu ſchlafen,
Doch oft ſcheitert noch das Schiff im Hafen.
Wenn ihr beide eint, ſo tönen Waffen:
Es erglühn des Krieges wilde Flammen,
Doch was nur gemeine Noth geſchaffen,
Hält nur mit genauer Noth zuſammen.

Th. Hell.

Am 27. May.

Enigme.

Pour tirer de moi service
Il faut m'appliquer au supplice,
On me brule la tête, et ce tourment nouveau
Me fait aussitôt fondre en larmes,
Il m'oblige à porter les armes
Au gré de mon propre bourreau.

Am 28. May.

Charade.

Vor meine erſte Sylbe ſetz' nur noch ein „Ja"
Und als Symbol des Mannes ſteht ſie da,
Der keck dem Feinde ſtets ins Auge ſah
Und nie der aufgedrungnen Meinung wich.

Die zweite schützte gegen Hieb und Stich
Der Vorzeit Krieger, wenn ein Kampf geschah,
Doch ist auch uns wohl ihr Gebrauch bald nah'
Und mancher freut des Schmucks im Voraus sich.
Das Ganze zeigt uns einen Namen an
Den in der Taufe man dem Knaben gab,
Und den so süß oft die Geliebte nennt,
Sey er nun Jüngling, Greis, Kind oder Mann,
Ein Feiger, oder der Bedrängten Stab,
Das wolle jeder so, wie er ihn kennt.

Th. Hell.

Am 29. May.

Logogryph.

Wer kraftvoll sein Geschick bezwungen,
Und stets das Würdigste gethan
Auf dornenvoller Lebensbahn —
Der hat mich seinem Geist errungen.
Wer in des Hochmuths leerem Wahn
Sich sehnt nach eitlen Flitterdingen,
Und schmeichelnd, mit gebroch'nen Schwingen,
Des Thrones Glanze wünscht zu nah'n —
Will seinem Namen mich erringen.
Versuch's nun, rückwärts mich zu lesen!
Was stellt sich deinem Auge dar?
Ein holdes, reizumfloss'nes Wesen,
Das eines Gottes Liebe war.

K. Ph. L.

Am 30. May.

Palindrom.

Dreisylbig.

Ich weiß ein Wort, aus fremder Sprach' entsprossen,
Es zeichnet den, der schnell entschlossen
Zu wollen und zu handeln pflegt,
Indeß ein Andrer lang zuvor erwägt.
Ließ sich des Wortes Schlußlaut nur erweichen;
So würde, leset rückwärts Ihr die Zeichen,
Dies eine Wort in zwei sich umgestalten,
Um einen leisen Vorwurf zu entfalten:
Den Vorwurf spricht, von heißer Lieb' entglüht,
Das Mädchen aus, das überrascht sich sieht:
Er will, so scheint es, trunknem Sinne wehren,
Und doch vermag er, schalkhaft, ihn zu nähren.
Drum glücklich, wem er gilt — aus schönem Mündchen: —
Die Uhr hob aus, — es schlägt ein schönes Stündchen!

Bchm.

Am 31. May.

Charade.

Gern hilft die Erſte denen, die ſich lieben,
Bei ihr wird mancher Spuck getrieben,
Sie ſchmückt ſich oft mit prächtigem Geſtein:
Sie iſt ein Weib', auch kann ſie furchtbar ſeyn.
Die Zweite Sylbe herrſcht bei manchem Orden,
Dem Papſte iſt zum Throne ſie geworden,
Auch bringt des Thurmes Glocke ſie zu Ehren,
Doch kann der Arme ſelbſt ſie nicht entbehren.
Mein Ganzes pflegt man zwar geheim zu halten,
Der Meiſter ſelbſt verbirgt es durchs Geſtalten;
Doch duldet man es gern, zumal in kranken Tagen, —
Ihr habt es ſchon, nur ſtockt Ihr, es zu ſagen;
Doch, — hilfts nicht ſelten uns aus Nöthen,
Und hat ein Dichter einſt, den gern Ihr hört,
Sogar mit einer Ode es beehrt;
So dürft Ihr, es zu nennen, nicht erröthen,
Ich nicht, es aufzugeben, mich entblöden.

Wchm.

Am 1. Juny.

Logogryph.

Mit a a bestimmt Natur es zum Regieren,
Und Herrscher sinds, die mit der Kron' es zieren.
Mit e gilts Dir und mir nicht, nur dem Dritten:
Denn unser Zank sogar liebt nicht gemeine Weise.
Mit i h ists auf dem Lande mehr gelitten,
Als in der Stadt und in gewählterm Kreise.
Mit o h ist ihm, doch in gewissen Schranken,
Das laute Thun im Reich der Lüfte untergeben.
Mit u h zuletzt gepaart, verdanken
Wir lobenswerthe Ordnung ihm im Leben. —
So ändert sich mein Wort durch jeglichen Vokal,
Mit Fleiß verschweig' ich Dir des Wortes Sylbenzahl.

Ochm.

Am 2. Juny.

Räthſel.

Der Freuden ſchönſte Farben zwar verbleichen
Vor ihrem unerbittlich ſtrengen Wehen,
Und alles-irdiſch Schöne muß vergehen,
Weil ſicher ihre Flügel es erreichen;
Doch lieb' ich, mag ſie noch ſo ſtreng ſich zeigen,
Das Wirken dieſer Göttlichen zu ſehen,
Das Höchſte läßt ſie freundlich ja beſtehen
Es muß ja nur das Erdgeborne weichen.
Und dafür wird wohl ſchön'res ſich entfalten;
Und nur durch ſie wird Troſt in's Leben kommen,
Denn allen böſen, feindlichen Geſtalten
Wird durch der Göttin Macht das Reich genommen.
Laßt nur die allberuhigende walten,
Hat euch des Schickſals Druck das Herz beklemmen,

W***m.

Am 3. Juny.

Räthsel.

Es werden vier verschiedene Gebilde
Von einem Wort in einem Bund umschlungen;
Das erste, eben aus dem Nichts entsprungen,
Zeigt dir die schönsten, üppigsten Gefilde,
Die der Natur begünstigende Milde
Uns zugetheilt. Von Zauberlicht durchdrungen
Ist, wem des Lebens Harmonie erklungen,
Im zweiten, schönen, kraftbegabten Bilde.
Das dritte, das auf mühevollen Strebens
Gewünschte Frucht die meiste Hoffnung zeiget,
Ist an dem Bild der Reife zu erkennen.
Das vierte trägt Erwartung reinern Lebens,
Wenn dieses ird'schen Lebens Tag sich neiget,
Dies vor den andern wird das Wort euch nennen.

W***m.

Am 4. Juny.

Räthſel.

Ein mächt'ges, unwiderſtehlich Weſen
Hat feſt um jedes Leben ſich gewunden;
Noch keine Klugheit hat die Kunſt erfunden,
Von der Gewalt des Mächt'gen ſich zu löſen.
Wie groß, wie herrlich je ein Menſch geweſen,
Es hat den Weg zu ſeiner Bruſt gefunden.
Selbſt dem Gemüthe ſchlägt es tiefe Wunden,
Wovon es ſchwer iſt, gänzlich zu geneſen.
Doch unterjochen wills nur kleine Seelen,
Und edler Menſchen tieferm, ernſterm Sinnen
Wird des Gemüthes Freiheit doch nicht fehlen:
Und wer auch nicht die Freiheit kann erſtreben,
Ihm läßt ſich doch nichts herrlichers gewinnen,
Als was des Wortes Reichthum uns gegeben.

W***m.

Am 5. Juny.

Charade.

Du heiltest, Freund, mir tiefe, tiefe Wunden:
Du sorgtest meiner, als mich an des Grabes Rand
Mein feindlich Loos geführt, mir jede Hülfe schwand:
Du hast durchs Ganze mich auf ewig Dir verbunden.
Nie mög' ums Erste, das der Himmel Dir verliehn,
Des Misgeschickes Dunkelheit sich ziehn!
Nur Blumen mögst Du auf des Lebens Pfade finden —
Doch nimmer kann der Wunsch mich, meiner Schuld entbinden.
Gern gäb' dem Schicksal ich, das mich ans Lager band,
Zur Aussöhnung die neubelebte Hand,
Wenn nur es freundlich mir vergönnte,
Daß durch des Letzten angestrengte Mühe

Ich freudig Dir beweisen könnte,
Wie heiß in meiner Brust mein Dankgefühl Dir glühe!

Wchm.

Am 6. Juny.

---

x Charade.

Zum Tage,

wo mein Freund T. und Dem. S. Mann und Frau wurden, Dresden, am 6. Juny 1810.

Wo heißer Wunsch, um das Verdienst zu ehren,
Mit heißer Kraft der frohen Brust entquillt,
Da ist der Ersten Sylbe nicht zu wehren,
Daß neben andern sie die Luft erfüllt.
Die Freundschaft, daß ihr Mitgefühl sie deute
Bei Eurem Wonnefest, kann heute,

Indem die goldnen Gläser Euch sich leeren,
Dies erste Wörtchen nicht entbehren. —
Es gleiche nie die Eigenschaft des Ortes,
Wo goldne Früchte Eurer Sehnsucht nicken,
Der Eigenschaft des kleinen Wortes:
Bequem und leicht mögt Ihr die Freuden
pflücken! —
Das Wörtchen meiner Zweiten Sylbe waltet
In Allem, was geschieht und ist, als ein Despot,
Es nagt und bildet aus, zerstöret und entfaltet,
Doch lindert auch es tröstend jede Noth.
Es kommt und geht, und kommt und kommt nicht
wieder,
Des Dichters Phantasie leiht ihm Gefieder.
Nicht Jeden nennt es Herr, doch zählt man's zu
den Gaben,
Die uns Gemeingut sind, und Alles will es haben,
Wer nicht es hat, wird kaum die Bitt' erfüllen,
Dem Sylbenspiel geneigtes Ohr zu leihn,
Doch wird mein Räthsel, sollt' auch schwer es
seyn,
Er mit gedachtem Wörtchen doch enthüllen. —
Mit schmerzlichem Gefühl Euch zu befassen,
Mög' Euch der Freuden Drang mein Letztes
nimmer lassen.

Es lehre Euch, daß, als sich Eure Herzen fanden,
Das glücklichste Gestirn am Horizont gestanden. —

Wie mahlet Euch nun die begeisterte Stanze
Mit würdigen Farben das herrliche Ganze,
Den schönsten Moment im Gebiete der Zeit?
Die Freude bestrahlt es mit sonnigem Glanze,
Die Stunden umschwärmen's im heitersten Tanze,
Und selige Hoffnungen sind sein Geleit!
Ihm reihen sich Blumen zum köstlichsten Kranze,
Es zeitigt der Liebe beglückend Pflanze,
Die Früchte des Sehnens, — es wecket den Neid! —
Es öffne Euch die lieblichsten Gefilde,
Gepflegt vom Glück und Amors Göttermilde!
Und mögen dann auch noch, wann stiller fließt das Leben
Und sich mein Ganzes Euch im goldnen Prunke naht,
Sich Eintracht und Vertrau'n auf Eurem Pfad
Und Güt' und Freundschaft treu die Hände geben! —

Böhm.

Am 7. Juny.

Énigme.

Je suis long chez la jeune Iris
Et beaucoup plus court chez Damis:
Mon frère en tous points me ressemble;
Nous voyageons presque toujours ensemble
Tantôt vuides, tantôt remplis:
La farouche Clarice avec nous est traitable;
Nous caressons sa belle main:
Elle nous est si favorable
Qu'elle nous place sur son sein.
Elle nous mène au bal, mais nous quitte soudain
Quand elle veut se mettre à table.
Nous n'avons ni soif, ni faim,
Nous devons même fuir le vin, la bonne chère:
Car une fois sommes-nous gras,
Adieu, Philis, adieu Glicère,
Nous ne voyons plus vos appas:

Et la vieillesse avançant à grands pas,
Nous enfonce dans la misère.
Alors on nous sépare indignement;
On nous traite cruellement;
Nous sommes battus comme plâtre,
Notre corps n'est plus qu'un emplâtre . . .
Mais, chût . . . Enfin, lecteur, peut-être qu'à
l'instant
Tu me tiens même en me cherchant.

Am 8. Juny.

Charade.

Was die Letzten zwei begingen,
Wird verruchtem Tod sie weihn, —
Uns zur Freude aufzuschwingen,
Will die Erste Kraft uns leihn, —

Uns um Götterfrucht zu bringen,
Kann das Ganze fähig seyn:
Wollt Ihr dies Gelichter kennen,
Der Kalender wird's Euch nennen.

Wehl.

Am 9. Juny.

Charade.

Vierfylbig.

Zwei Wörter sind es, die mein Wort gestalten:
Das erste ist geheimer Deutung reich,
Man hat von je für heilig es gehalten,
Es zeigt im Bund der Grazien sich Euch,
Auch ist im zweiten Wort die Sylbe aufzufinden.
Dies zweit' ist eine Burg, — ein hohes Gut,

Bringt Segen und Gedeih'n und hohen Muth,
Um kräftig, wenn es gilt, den Feind zu überwinden:
Drum preis' ich selig den beglückten Kreis,
Wo man die Waffe zu behaupten weiß.
Das Ganze heil'gen wir durch fromme Feier:
Wer hebt von dem Geheimniß uns den Schleier?
Wo wohnt der Geist, der in die Tiefen strebt,
Worein die Majestät des Ganzen sich begräbt? —
Wir fallen nieder, beten an — im Glauben, —
Den keine Zweifel der Vernunft uns rauben.

Vch m.

Am 10. Juny.

Logogriphe.

Sur mes pieds je porte une reine vermeille:
Jaloux de mon bonheur, je blesse mes rivaux:
Lecteur, coupe mon chef, alors sur les côteaux
Mon destin est d'unir l'érable avec la treille.

Am 11. Juny.

Charade.

Die erste Sylbe trefft ihr auf dem Lande,
Doch mag sie oft auch Fürstengüter zieren,
Zusammen knüpft mit einem schmalen Bande
Zwei Freunde sie, die an der Tiefe Rande
Sich aus den Augen nimmer nicht verlieren.

Die Zweite wird im grünen Wald geboren,
Doch muß sie bald das freie Leben lassen,
Um jene Glut, durch die die schönsten Horen
Uns für das Leben Freude zugeschworen
Mit dicht verschränkten Armen zu umfassen.

Das Ganze — ja, das Ganze! — Ihr Ca-
mönen
In euerm Reiche wächst es sonder Mühen,
Es zeiget sich in mannigfachen Tönen,
Mag sich an langes Sinnen nicht gewöhnen,
Und will ein Kind des Augenblickes blühen.

Th. Hell.

Am 12. Juny.

Logogryph.

Zwei Sylben nennen dir ein Land,
Das, sey es von Natur, sey's durch des Zufal
Haud,
Gleich einer Brücke übers Meer gebreitet,
Zu ungleich größern Ländern leitet.
Lies rückwärts, und für jenes Sylbenpaar
Stellt sich sofort nur eine Sylbe dar.
Sie nennt den größten der Regenten,
Den einst der Vorwelt fromme Söhne sahn.
Ihn, aller Fürsten Oberhan,
Verehrte man mit stolzen Monumenten,
Mit Opferrauch und Saitenklang,
Und stolzer Hymnen Jubelsang.
Die Flamme seines Zorns verzehrte
Der Erde kühnste Nation,
Die ehmals mit verwegnem Hohn
Sich wider den Gewaltigen empörte.

Er führte lang der Herrſchaft goldnen Stab,
Und nur ein Wunderkind ſtürzt' ihn vom Thron herab.

J. H. Dambeck.

Am 13. Juny.

Charade.

Es hebet leicht mein Erſtes ſich am Rande,
Gewiſſe Flächen ſchützend zu begränzen,
An mancher Wolke ſieht man's farbig glänzen,
Hoch wird's geehrt, doch ſelten am Gewande.

Ein Beiwort zeigt ſich in den Letzten beiden
Für den, dem heiße Glut den Sinn entrücket,
Für den, den ſeltner Hochgenuß entzücket,
Auch, dem ſein Loos die frommen Alten neiden.

Nicht leicht wird über Tadel ſich beklagen,
Wer Eile liebt im Wollen und Vollbringen:

Drum wird sich schwerlich der ein Lob erringen,
Von welchem man das Ganze pflegt zu sagen.

Wchm.

Am 14. Juny.

Räthsel.

Oft bin ich der Menschen einziges Wissen,
Gar mancher gibt sich mit mir nur ab,
Mich zu erzeugen sind viele beflissen,
Wer mich hat, kommt an den Bettelstab.

Wer nur an mich denkt, hat vieles verbrochen,
Auch der Stocktaube hörte mich gehn,
Der Stumme selbst hat mich ausgesprochen,
Und der Blinde hat mich deutlich gesehn.
Man erhält mich gratis und ohne Geld,
Ich bin der Urstoff der ganzen Welt.

Th. Körner.

Logogryph.

Das ganze Wort bedeutet einen Platz,
Wo etwas seine schönste Zier erhält,
Was jeder unumgänglich nöthig braucht,
Was euch als Putz an holden Frauen oft gefällt. —
Manch schwaches Weib, selbst manchen Mann wird es erschrecken,
Wenn ihr von diesem Wort ein einzig Zeichen trennt;
Und nicht leicht wird wohl unbeweint gelassen,
Was dieses Wort alsdenn euch nennt. —
Allein vielfach geheiligt ist's ein Ding,
Nehmt ihr ein zweites Zeichen noch davon;
Und selbst sein kleinstes Theilchen ist
Der höchsten Männertugend schöner Lohn.

W•••m.

Am 16. Juny.

Enigme.

Je suis mère des élemens,
A tout je donnai l'existence;
C'est par moi qu'un amant exprime ce qu'il pens
Du commerce je suis un des premiers agens
Organe de la peine ainsi que de la joie,
Je suis cause du bien, je suis cause du mal:
Mon secours est, lecteur, ou propice, ou fatal,
Selon que l'on m'emploie.
Ne me cherche pas loin, mon sort dépend de to
Tu ne peux me nommer sans te servir de moi.

Am 17. Juny.

Charade.

Wie mit betrübtem Schritt die ersten beiden
Daher ziehn und der Wonne Licht verzehren,
Wie sie von Thränenglanz und Harm sich nähren,
Und an gebrochner Herzen Blute weiden;
So hüpft die letzte nach des Scherzes Freuden,
Will gern der Kinder junge Seele lehren,
Daß sie des Lebens Ernst den Rücken kehren
Und jeden Dorn auf ihrem Pfade meiden.
Im Ganzen läßt die Kunst, dem dunklen Leben
Des Himmels lichte Blumen zu erwecken
Geneigt, sich liebend zu dem Menschen nieder.
Sie trachtet gütig, in der ersten Schrecken
Die Süßigkeit der letzten einzuweben
Und Schmerz und Wonn' umarmen sich wie Brüder.

J. Laubn.

Am 18 Juny.

Charade.

Zwei Paar Sylben.

Empfängst du, Lechzender, mein Erstes nur bei Tropfen,
So fühlt dein Herz der Labung sanftes Klopfen;
Doch läßt's der Himmel dir mit vollen Strömen regnen,
So rufst du bald: O Herr, hör' auf zu segnen!

Das Zweit' ist — leerer Raum fürs Federspiel!
Auch hier gibt dir gefüllt die Milde leicht zu viel;
Und läßt sie's Dutzendweis' hin auf dich regnen,
So seufzest du auch hier: Hör' auf mit Segnen!

Vor diesem ist es, wild wie Meereswogen,
Mit Tausenden wohl in den Krieg gezogen.
Da war es nicht ein Raum für leeres Federspiel,
Und kühnen Helden nimmermehr zu viel!

Jetzt ist es — wie sich nun die Zeiten wenden —
Nur in des Wilden, nur in Kinder Händen.

Das Ganze ist ein Licht am dunkeln Orte;
Ist die von Himmelsblumen aufgebaute Pforte,
Durch die, wenn Sturm und Ungewitter flieht,
Die holde Hoffnung ihr Gebiet bezieht.

Am 19. Juny.

Charade.

Hat mit dem Ersten Paar man mich benannt;
So soll Verschlagenheit, das Feine in mir walten.
Durchs Zweite, das Euch rühmlichst sonst bekannt,
Will man für minder sein, wohl gar für dumm mich halten.
Nicht frei, nicht zierlich geht das Letzte, — derb und schwer, —
Das Erste, zart und leicht, es geht nicht, hüpft vielmehr.

Mein Ganzes ist bestimmt für freie Wesen,
Die dies Asil wohl nie sich selbst erlesen;
Sie leben häuslich hier, zum Theil in Einsamkeit,
Gedenken im Gespräch mit Schmerz der alten Zeit,
Der wonnereichen, ach! entschwundnen Tage!
Und alle Welt erfreuet sich der Klage;
Und wen, o Widerspruch! nicht diese Trauer labt,
Der hat, so meint man, nie ein Herz gehabt.

Wchm.

Am 20. Juny.

Charade.

Mein erstes ist ein sonderbares Thier,
Und hören wir auf das, was unsre Mütter sagen,
So hat in 2 und 3 es all uns einst getragen;
Doch halt ichs, — älter wie — für eine Fabel hier.
Sonst gilt wohl Nummer 1. auch oft für einen

Gott,

Den gern man sieht, obschon man bei ihm selbsten nimmer,
Gebeten wieder wird. Ich kenn ein Frauenzimmer,
Und ärgre drüber mich wohl alle Tage fast,
Das Nummer 2 und 3 sich oft lässt zärtlich küssen,
Indeß mein Mund, der doch für sie weit besser passt,
Gar oft im Hintergrund hat traurig darben müssen.
Das Ganze, — ja, — wie soll ichs Euch beschreiben?
Es ist ein Instrument, vom Künstler schlau erdacht,
Das große Männer klein und Hohe niedrig macht,
Doch wird es meist dabei nicht einmal bleiben.
Denn habt ihr's erst so weit, so wünscht ihr auch vom Herzen,
Was ihr so klein gemacht, auch gar noch anzuschwärzen.

Th. Hell.

Am 21. Juny.

Räthsel.

Gefesselt an die niedern Räume,
Auf freier Flur, im Blumenland,
Im Schatten blätterreicher Bäume
Verlebt' ich meinen Prüfungsstand.

Ich sehnte rastlos mich von hinnen,
Begann, erfaßt von kaltem Graun,
Das Todtenhemd mir selbst zu spinnen,
Am eignen Sarkophag zu baun.

Und kaum, daß ich den Bau vollführet,
Da legt' ich freudig mich hinein;
Mit Mumienbanden fest geschnüret
Hofft' ich auf baldiges Befrei'n.

Doch, schleichend und gebückt am Stabe,
Mit Bart und Locken silberweiß,
Trat still als Wächter zu dem Grabe
Ein finstrer, mitleidsloser Greis.

Umsonst mocht' ich mich leise regen;
Stets ernst und starr blieb sein Gesicht;
Ach, manchen Mond hab' ich gelegen,
Das Herz des Wächters rührt' es nicht.

Doch plötzlich drangen durch die Ritzen
Des Sarges Licht und sanfte Glut;
Der Sonne Strahlen sah ich blitzen,
Und fühlte Lebenslust und Muth.

In Jugendschöne kam ein Ritter,
Geschmückt mit Blumenkranz und Strauß,
Keck an des Mausoleums Gitter,
Und rief den Greis zum Kampf heraus.

Ich sah sie streiten, sah sie ringen;
Der Jüngling schwang den Blumenschaft,
Den finstern Alten zu bezwingen;
Der Greis erlag der Heldenkraft.

Und als nun des Erretters Finger
An meines Grabes Thore schlug,
Zerbrach ich meinen Todtenzwinger
Und wand mich aus dem Leichentuch.

Hell schimmernd gleich dem Morgenrothe
Und wie des Himmels Azurzelt,
Ward ich des holden Jünglings Bote,
Der Herold einer schönen Welt.

F. Kind.

Am 22. Juny.

Charade.

De mon premier on donne,
Mais celui qui reçoit ne reçoit que du vent;
Je ne fais à personne
Mon dernier, car je suis prudent,
Et je crains que pour une on ne m'en fasse mille.
Cependant le moindre maçon,
Et moins timide et plus habile
Fait mon tout à chaque maison.

Am 23. Junp.

Charade.

Die erſte iſt ein nöthig Stück zum Leben,
Jedoch ſie wird, wie reimt ſich das?
Bald ernſtlich, bald auch nur zum Spas
Ohn' allen Nachtheil weggegeben.
Nennt man ſie gar, ſo ſieht man ſie
Gar häufig mit den letzten beiden,
Durch die ſo mancher ſonder Müh'
Aus tiefer Schmach zum Ehrenmann gedieh,
Wohl bis auf Tod und Leben ſtreiten.
Und dennoch kann die erſte nicht beſtehn
Wenn ihr die letzten untergehn.
Nun rathet, was das Ganze mag bedeuten?

F. Lauhn.

Am 24. Juny.

Charade.

Mein Erstes ist wohl nur der Gottheit eigen;
Doch glaubt der Mensch sehr oft es auch zu seyn.
Allein Tyrannen bald, bald Leidenschaften beugen
Und schließen ihn in Sklavenketten ein.
Die beiden letzten Sylben nennen
Dir deutlich einen Handwerksmann,
Den alle brauchen, alle kennen,
Den kaum der Wilde ganz entbehren kann.
Mein Ganzes ist ein grosser Menschenbund,
Der auf dem weiten Erdenrund
Verbreitet ist mit seinen vielen Zweigen.
Doch forschest Du auch kühn und keck;
Des Bundes Sinn, des Bundes Zweck
Verhüllt Dir stets ein ehrfurchtsvolles Schweigen.

S.

Am 25. Juny.

Charade.

O könnt' in diesem unvollkommnen Leben
Man meines Ersten Beiwort Allen geben!
Wie manches Sehnen würde dann gestillt,
Was meist die stärksten Gemüther füllt!
Doch da des Sehnens Ziel für ein Phantom zu achten;
So ist für uns am besten es gethan,
Mit meinem Ganzen alles zu betrachten,
Was man auch drüber sprechen mag und kann:
Denn diesen Sätzen ward, wie uns Erfahrung lehret,
Noch nie das beste Gut der Letzten drei gewähret.

Böhm.

Am 26. Juny.

Charaden-Sonett.

Im freien Land — welch Schauspiel der Natur,
Zeigt da mein Erstes den erstaunten Blicken!
Von seinen Zinnen schaust du mit Entzücken
Rings, über, unter dir, der Allmacht Spur!

Und dieses Ersten segensreiche Flur
Bewohnt mein Zweites; fern von Welt und Tücken,
Ist's Treue, Sitteneinfalt, die es schmücken;
Sein redlich Wort ist dir ein sichrer Schwur.

Mein Letztes ist bald lustig und bald heilig,
Jetzt ennuyant, dann wieder erzkurzweilig;
Des Müßiggängers sehnlichstes Verlangen.

Mein Ganzes, eine Art von meinem Letzten,
Woran wohl große Herren sich ergötzten,
Ward von dem Zweiten noch nicht lang' begangen.

Am 27. Juny.

Charade.

Das erſte Sylbenpaar.

Ihr könnt mich finden im geſchloßnen Bunde
Gewiſſer Männer, hochberühmter Weiſen,
Der Wahn pflegt mich verhängnißvoll zu heißen,
Ihm geb' ich oft, dem ſchwachen, böſe Kunde.

Das letzte Sylbenpaar.

So oft des Jünglings Bildniß Euch entzücket,
Für den in Liebe Cynthia entbrannte,
Den man von je nach meinem Thun benannte,
So iſt es mein Bild auch, was Ihr erblicket.

Das Ganze.

Was mich berühmt gemacht, was mich erzeugte,
Iſt eine Sage aus der Väter Zeiten. —
Soll lange Näſſe Eure Fluren meiden;
So wünſcht, daß mich der Regen nicht befeuchte.

Bchm.

Am 28. Juny.

Charade.

Mon premier commence l'amour,
On le voit dans le mariage;
On le trouve dans un tambour;
Il est toujours avec le sage:
Il ne peut sortir de Paris
Qu'aussitôt Paris ne soit pris.
Sans lui, point d'agrément, de plaisir ni d'appas;
Et personne, sans lui, ne sauroit faire un pas.
Il se plait avec les oiseaux,
Il est dans l'air et dans les eaux,
A la tête d'une ariette,
Dans le cours d'une chansonnette;
Il est encor dans un balon.

Mon second, non moins drôle, est au bout d'un bâton;
Il est dans le milieu du monde.

Jamais dans l'eau, toujours dans l'onde,
Et sans cesse avec une Reine ;
Il a deux jambes dans la Seine,
Quatre pieds dans un anneau,
Et deux bras dans un manteau.

Mon tout fait la moitié d'un ange ;
Fait le tiers de la France et le quart d'une angloise ;
Il est au centre d'une orange.

Amis, que je vous mette à l'aise :
Pour me trouver plus sûrement ;
Pensez un an.

Am 29. Juny.

Charade.

Gar fein und löblich iſt, was Euch
Die erſte Sylbe anempfiehlt,
Durch ſie gedeiht der Ordnung Reich,
Sie iſts, die innres Glück erzielt.
So waltet in der zweiten ſie,
Und wär auch dieſe ſchlecht und klein,
Entrathen kann ſie jener nie,
Und möcht' ſie ſelbſt das Ganze ſeyn;
Denn ob in dieſem zwar nur bleibt,
Wer frech die erſte überſchritt,
So huldigt jetzt, wie ers auch treibt,
Er doch der erſten Sylbe mit.

Th. Hell.

Am 30. Juny.

Logogryph.

Vom Helikon entsproßne Götterkinder
Sind wir zum Troſt der Sterblichen geſandt,
Ermuntern Kämpfer, krönen Ueberwinder,
Und preiſen, was als ſchön und groß bekannt;
Dem Erdendaſeyn leihen wir
Den Glanz des Lebens der Uranionen,
Und füllen ſanft die Kluft, die hier
Gebaut iſt zwiſchen Bettelſtab und Kronen;
Allein du weißt noch nicht, wie wir uns nennen.
Vernimm dann, was in unſerm Namen liegt
Und lerne uns an ſeinen Theilen kennen.

1) Was wir ſo oft mit mildem Troſt beſiegt,
Hüllt euch ſymboliſch unſer Name ein,
2) Den Ausruf des, den dieß betroffen,
3) Des Menſchen größten Vortheil vor den Thieren,
4) Womit ſich die den Furien weih'n,
Wenn der Verdacht der Lüge ſie getroffen,
5) Den Vogel, deſſen weiche Hülle
Die Ueppigkeit ſich holt von fernem Strande,

6) Den Fluß, der der Germanen Lande
Von jenem trennt, des Thron so weiſe Räthe z
ren,
7) 8) Zwei Dinge, die die Menſchen täglich
Mit Füßen treten, dann 9) was in die Stille
Der Wälder Leben trug, als Fels und Bäume
Einſt folgten Orpheus Hochgeſange,
Und was uns auch mit ſüßen Harmonien
Begleitet, 10) endlich noch den Feind, der u
unſäglich
Oft kränkt, der falſche Wahngebilde, Träume,
Die nur die Thoren an ſich ziehen,
Statt unſer aufſtellt im erhab'nen Dome:
Ja dieſen Feind, den Feind der Muſen,
Wir tragen ihn im eignen Buſen,
Doch nur im fremden Idiome.

Am 1. July.

Charade.

Die erste ist ein Bild der alten Zeit,
Doch wenn man ihr nicht eine Stutze leiht,
Kann sie dem Sprachgebrauche nach nicht gelten.
Die zweite ist des Frühlings schönstes Kind,
Zwar flatterhaft wie alle Schönen sind,
Doch oft ein Schmuck für Weise und für Helden.
Wird Euch das Ganze lange Muße schenken,
Könnt Ihr bequemer ans Enträhseln denken.

Th. Hell.

Am 2. July.

Logogriphe.

En me coupant et la queue et la tête,
C'est me placer au rang des objets les plus beaux;
Je suis alors l'objet de ta conquête:
Tel me doit ses plaisirs, tel me doit tous ses maux.
Mais, avec quatre pieds, je soumets tout le monde;
Je ne me laisse point gagner par des trésors:
Le scélérat m'attend au milieu des remords,
L'homme de bien dans une paix profonde.

Am 3. July.

Charade.

Die Erste wird zwar niemals hochgeehret,
Als Schimpfwort braucht man sie sogar;
Doch hat sie Manchem schon Erlösung aus Gefahr
Und aus des Kerkers Finsterniß gewähret,
Und Manchen hat bei mondenloser Nacht
Das Werkzeug, das sie beut, das in der Sehnsucht Stunden
Die List — der Liebe List vielleicht — erfunden,
Dem Ziel der Sehnsucht nahgebracht.

Jetzt sucht (daß sich zuletzt der Sylben Kleeblatt fülle)
Von einer Sylb' ein Wort, das für die Wachsamkeit, —
Für ein gewisses Recht, — und für gewisse Hülle —
Die nemliche Bezeichnung leiht.
Als Hülle bildet es, zwar nie wohl ins Gevierte,
Doch mannichfach der Mode Allgewalt,

So wie es nützt, so dient es auch zur Zierde:
Die Letzten nennen's Euch in kleinerer Gestalt.

Die Sylben sämmtlich, wenn im Dienst sie stehen,
Ihr werdet sie wohl nur bei Frauen sehen:
Man hat gewisse Stäbchen einst erfunden,
Womit man künstlich in die Augen sticht,
Damit nun diese Stäbchen nicht
Sich trennen mögen, — nicht verwunden,
So hat mein Ganzes, durch ein Band, zur Pflicht
Der Wechsamkeit als Pärchen sich verbunden.

Bem.

Am 4. July.

Charade.

Die erste Sylbe ist ein Fluß;
Bist du zu deinem Glück dir selbst genug,
Beut zwei und drei dir friedlichen Genuß;
Das Ganze ist ein altes Predigtbuch.

F. Kind.

Am 5. July.

Charade.

Vers bin ich zur Hälfte, zur Hälfte nur Tand;
Errätst du mein Ganzes, so hast du Verstand.

Am 6. July.

Énigme.

Je suis mou, j'ai le teint jaunâtre,
Et je naîs dans l'obscurité.
Mes doux rayons réjouissent le pâtre,
Quand il me voit dans un bois écarté.
Par mes dehors trians, par ma douceur traitresse,
J'attire près de moi plus d'un jeune imprudent,
Qui voyant son erreur, se débat vainement;
Voulant fuir les liens dont soudain je le presse.
Plus d'une mère veut m'avoir donné le jour.
Une cellule fut mon berceau, mon séjour.
Jadis par un destin prospere,
On me voyoit à la table des grands;
Mais un rival venu d'une terre étrangère
Me relégua chez les enfans

Du Dieu que révère Epidaure.
Plus heureuse que moi ma soeur préside encore
Aux spectacles, aux bals des fortunés mortels.
Et même elle paroit au-dessus des autels.
Enfin, lecteur, si tu veux me connoître,
En entier retourne mon être,
Et tout-à-coup, ô prodige étonnant!
J'étois doux; je deviens mordant.

Am 7. July.

Charade.

Was freudiges der Freunde Kreis vernommen,
Was ganze Staaten glückliches erlangen,
Und, was vor andern heilig ist den Frommen,
Wird durch das erste Sylbenpaar begangen.
Die letzten beiden Sylben deuten an,
Die Eine Grenze von zwei mächt'gen Reichen,

Von denen, muß gleich ein's dem andern weichen,
Die Herrschaft keins allein behaupten kann.
Das Ganze nennt erwünschter Ruhe Pforten;
Wohl dem, dem es zu rechter Zeit geworden!

W***n.

Am 8. July.

Charade.

Wohl laben gern am Ersten sich die Frauen,
Wie ihnen, dient es Kindern auch zu Frommen;
Ich — setze mehr aufs Geist'ge mein Vertrauen,
Weit besser will's, als jenes, mir bekommen.

Entwuchset Ihr der Kindheit frohen Tagen,
So pflegt Ihr nach dem Zweiten meist zu stre-
ben,
Und es vermag, (so wollen Viele sagen,)
Zu seiner Zeit Euch eine Zier zu geben.

Der Jugend Reiz ist wenig zu vergleichen,
Sie ist ein Gut, nicht hoch genug zu preisen;

Doch, kann's mit Recht zum Vorwurf Euch gereichen,
So wird man Euch mit Recht mein Ganzes heißen.

Bohm.

Am 9. July.

Logogryph.

Ich bin ein Schmerz für Leib und Geist;
Doch, ohne Haupt, was ihr voll Sehnsucht preist,
Und lohn' ich euer trunknes Herz,
Vielleicht ein unerträglich langer Schmerz.
Mir bin ich vor und rückwärts gleich,
Doch stör' ich oft die Gleichheit unter Euch.
Heil, wer ein treues Liebchen kohr!
O! jenes Haupt setzt er mir niemals vor.

Am 10. July.

Charade.

Erzeugt in heißer Zone dient
Die erste Sylbe zum verspeisen,
Doch ist sie allgemein und nährt
Die Schwarzen gleichfalls wie die Weißen.
Die zweite Sylbe dient zum Bau
Im Wasser und auf festem Lande,
Geht ihr damit herum, so bringt
Sprichwörtlich sie Euch viele Schande.
Das Ganze, glatt und wohl polirt,
Wird brauchbar erst, wenn ihrs bedecket,
Es ruhet drauf des Künstlers Hand,
Der Städte uns aus Stein erwecket

Th. Hell.

Am 11. July.

Charade.

Erste Sylbe.

Sofern als der, der mir das Daseyn gab,
Kein Sohn der Erd' ist, tret' ich groß ins Leben,
Bis zu des Alters Mitte nehm' ich ab,
Und groß bin ich gewohnt, vom Schauplatz zu entschweben.
Mein Gutes, rühmt man, sey: oft könne ich erquicken,
Und nimmer könne mich der Untreu Vorwurf drükken.

Zweite Sylbe.

Es dichtet mir die Welt viel Böses an,
Und pflegt wohl oft mir ungerecht zu fluchen:
„Verderben bringst du" schreiet jedermann;
Doch ist im Mißbrauch nur mein Schädliches zu suchen:
Denn ich vermag's und bin geschaffen, zu erfreuen,
Der Sorge Wachsamkeit mit Mohne zu bestreuen.

Das Ganze.

Ich brauche Licht und suche Finsterniß,
Wie könnt' ich sonst das Licht der Welt erblicken?
Ihr werdet, (ich bin dessen mir gewiß)
Durch meinen Reiz ergötzt, nach Wunsch mir Beifall nicken:
Ich kann den Scherz, den Ernst, Euch nach dem Leben zeigen,
Und, habt Ihr keine Furcht, so führ' ich Euch zu Leichen.

Bohm.

Am 12. July.

Charade.

Töffel brachte von der Messe,
Schön besetzt mit Band und Tresse,
Seiner Liese Nummer zwei,
Daß es Schmuck des Ersten sey.

Lise gab beim Kirmestanze
Zur Erwidrung ihm das Ganze:
O wie stolz trat er einher,
Recht, als wenn er Schulze wär!

F. Kind.

Am 13. July.

Räthsel.

Nennt mir das Spiel, das große Kinder spielen;
(Bei kleinen heißt ein ähnliches — Verstecken)
Der eine muß ein Ziel den andern stecken,
Wornach die andern großen Kinder zielen;
Doch in der Weite nicht besteht die Schwierigkeit,
Ganz nahe liegt das aufgesteckte Ziel,
Allein die Sache ist, man sieht davon nicht viel,
Denn eingehüllt ist es in Dunkelheit. —

W***m.

Am 14. July.

Énigme.

Dans le monde vit-on jamais chose pareille?
Lecteur, j'ai le talon à côté de l'oreille;
Tantôt blanc, tantôt gris, et le plus souvent noir,
La dépouille des morts forme tout mon espoir.
Mes flancs sont un cachot d'une noirceur extrême,
Où mon prisonnier vient s'enfermer de lui-même.
Je ne le quitte pas; avec lui tour-à-tour,
Je vais à la campagne, à la ville, à la cour;
Je me prête à ses goûts, il marche sur mes traces,
Mais je trouve bien dur de le suivre à la chasse;
J'en reviens harrassé: ce turbulent plaisir,
S'il revient trop souvent, me fait enfin périr.

Mais brisons là-dessus, il est temps de paroître;
Frappe du pied, lecteur, et tu vas me connoître.

Am 15. July.

Charade.

Ein Buchstab ist mein Erstes, doch fürwahr
Im Alphabete nicht der schlechtsten einer,
Mein zweites stellt die Kraft und Stärke dar,
Doch leiht von Männern es zu zeigen keiner.
Das Ganze ist ein Baum, an den man hängen sollte,
Wer brave Leute mit dem zweiten zieren wollte.

Th. Hell.

Am 16. July.

Charade.

Wen mit Glück die Schicksalsgöttin nähret,
Wer nur darum noch bekümmert war,
Ob auch daure, was sie ihm gewähret,
Dem klingt hold der ersten Sylbenpaar. —
Ihm erzeugt sich in dem frohen Herzen
Eine Göttin, himmlisch schön und mild;
Ihre Gabe, Balsam gegen Schmerzen,
Deutet an der dritten Sylbe Bild. —
Immer zeigt das Ganze junges Leben;
Nie verräth es bei des Lebens Zeit
— Daron ist der Name ihm gegeben —
Schon die Spuren der Vergänglichkeit.

W***m.

Am 17. July.

Palindrom.

Zweisylbig.

Des Sammelns Mühe pflegt ich anzudeuten,
Auch bin ich dieser Mühe Frucht.
Wenn Ihr mit Wein zu gatten mich versucht,
So mag ein liebes Fest ich Euch bereiten.

Umgekehrt.

Ich nütz' Euch Menschen durch Geduld und Kraft,
Mein Weib hat Lindrung Manchem schon verschafft,
Wohl gar vermocht, vom Siechen zu entwöhnen:
Wie mögt Ihr nun mich armes Thier
Zum Danke immer nur verhöhnen? —
Doch fällt mir bei: ich höre ja nach mir
Oft Manchen unter Euch benennen:
Das will als Ehrenrettung ich erkennen.

Zusatz des Verf.

Kann man den Hang zum Frieden höher treiben? —
Das heiß' ich — im Charakter bleiben!

Bhm.

Am 18. July.

Charade.

Mein Erstes ficht mit Schwert und Kiel;
Auch rührt es sanft das Seitenspiel;
Zum Mahlen hat es große Gaben,
Und schämt sich dennoch nicht zu graben.

Es reicht, und fordert keinen Dank,
Oft reichts euch Speise, reicht euch Trank,
Und, — glaubt, daß ich die Wahrheit spreche! —
Und zahlt sogar für euch die Zeche.

Doch ach! so oft und viel es gibt,
Iſts doch im Stehlen wohlgeübt;
Auch soll es, hör ich täglich klagen,
Auch soll es gar die Leute schlagen.

Mein zweites, jenes schöne Kind
Dankts einem Aaron, und dieß dem Rind;
Wenn Reiter stets sich seiner schämen,
Läßt sich's dafür kein Tänzer nehmen.

Mein Ganzes, — Kunst erschafft es nur, —
Verstummt vom Ersten die Figur,
Und dient ihm, will es sich verstecken,
Zur Freistadt wie das Haus den Schnecken.

Wenn ihr die Nase höhnisch rümpft;
Und auf mein Räthsel kritteind schimpft:
Nur her mit eurer stumpfen Lanze!
Ich werf' euch trotzig hin das Ganze.

Am 19. July.

Charade.

Die ersten sind der Liebe Sitz,
Die zweiten aber scharf und spitz;
Doch wenn sie beides paart,
Dann bin ich auch von bessrer Art,
Gar oft von Gold und Edelstein,
Und — ein Geheimniß, hold und rein,
Wird treulich dann von mir bewahrt.

F. Kind.

Am 20. July.

Énigme.

Nous sommes cinq, ou sœurs ou frères,
Au genre humain nous servons tous;

Guerres, paix, cabales, affaires,
Les hommes ne sont rien sans nous.
On nous croit nés en Phénicie,
Nous sommes venus de l'Asie,
Aucun de mes frères n'en sort,
Quelques uns sont dans l'indigence,
Pour moi l'Europe et l'opulence
Me procurent un autre sort;
On me place au milieu du trône,
Sans moi l'on n'eut jamais de rois.
Je suis utile à la couronne,
Et je le suis encore aux lois;
J'habite en Ecosse, en Hongrie,
Dans la Pologne, en Moscovie.
J'habite dans toutes les cours,
Je tiens le second rang dans Rome,
A la porte; je sers à l'homme,
Et sans le tems je fais les jours.

Am 21. July.

Charade.

Wenn ich das erste Sylbenpaar betrete,
Wer darf es wagen mich zu widerlegen?
Wem brech ich nicht das Herz mit der entflammten Rede?
Selbst ungesegnet spende ich doch Segen.
Die dritte Sylbe hilft zwar oft zu dieser Stelle,
Doch mannigfacher braucht man sie für andre Zwecke,
Sie spielt mit Dieben unter Einer Decke,
Und steht doch auch auf jedes Staatsmanns Schwelle.
Ach! wie verschieden ist vom Einzelnen mein Ganzes:
Nicht hohen Anspruch machts, ihm wird oft widersprochen,
Es steht nicht in der Region des Glanzes,
Und zählt nach Arbeit nur des Lebens karge Wochen.

Th. Hell.

Am 22. July.

Logogryph.

Nun rathe Freund, was mag ich seyn?
Mit B steh' ich in deinem Vorrathsschrein,
Du issest auf deinem Tisch mich kaum entbehren.
Mit C durchschwimm' ich pfeilgeschwind das Meer,
Und kann im Nothfall mich auch gegen Feinde wehren.

Mit J ernähr' ich ein unendlich Heer
Geschöpfe jeder Art, im Wasser, auf der Erde
Und in der Luft. Setzst du das M voraus, so werde
Der süße Name ich, dem alles, was da lebt,
Das Daseyn dankt, und dem gefühlvoll stets das
Herz sich hebt.

Gustav v. Struve.

Am 23. July.

Charade.

Oft geht auf meinem Ersten Paar
Als neu hervor, was sonst verlegen war;
Erfreulicher ist mirs jedoch, wenn auserlesen
(Drum geh' man nur damit verständig um)
Mir draus entgegen reist, was roh zuvor gewesen.
Nur her damit! — ich nehms nicht krumm.

Durch meiner Syben Zweites Paar
Wird neu vereint, was sonst getrennet war.
Die dieser Handlung sich zu unterziehen pflegen,
Sie bitten auf das — höflichste darum,
Mit auserwähltem Wort die Handlung zu belegen:
Mein Zweites Paar — sie nehmens krumm.

Durchs Ganze kommt ins Finstre Tag,
Wird freier, was zuvor verwickelt lag.
So meinen wenigstens beim Pfeifchen, das sie rauchen,
Die weisen Herr'n um jenen Tisch herum.

Doch wagt es nicht, für sie das Ganze zu gebrauchen;
Potztausend! nein! — Sie nehmen's krumm.

Wchm.

Am 24. July.

Logogryph.

Wo innig die Brüder zu Brüdern sich neigen
Verschlungen zum Bunde durch Enkel und Sohn,
Wo müßig's Geplauder der Menschen entflohn,
Doch Stimmen der Lüfte, der Sänger nicht schweigen,
Da biet' ich, als Ganzes, ein frohes Asyl
Zu Stunden der Weihe und liebendem Spiel.

Doch wollt ihr das letzte der Zeichen mir nehmen,
So sink ich wohl bald zu den Füßen Euch hin,

Vereint nur gewähr' ich dem Matten Gewinn,
Muß oft mich zum Futter für Thiere bequemen,
Und darf mich nicht brüsten, wenn höher geschätzt
Die Vorwelt zum Preise des Sieges mich setzt.

Am wenigsten kann ich mich selbsten doch leiden,
Verschneidet ein Zeichen Ihr mir noch einmal,
Dann bin ich den feurigen Geistern zur Qual
Und muß auch von kalten Gemüthern mich scheiden.
Drum möge Minona dies letzte nicht seyn,
Sonst bring ich sie nimmer zum Ganzen hinein.

Kl. Hell.

Am 25. July.

Charade.

Was grünend den ersten Sylben entquillt,
Erquickt nur die gierige Heerde.
Die Menschen ernährende Wurzel verhüllt
Sich bescheiden im Schoße der Erde.
Doch was 7 und 12 ist, was 13 und 9,
Das muß auch die 3te der Sylben seyn.

Einst hauste das Ganze mit Zaubergewalt
In unterirdischen Reichen,
Erschien den Menschen in mancher Gestalt,
Ein Schadenfroh sonder Gleichen.
Doch hat es sich längst von der Erde getrennt,
So daß ihn die Sage der Vorzeit nur kennt.

Th. Körner.

Am 26. July.

Charade.

Es deutet meines Letzten Sinn
Auf eines Dinges Theilung hin,
Nur in besonderm, seltnerm Falle
Bezeichnet es des Dinges Theile alle.
Durchs Erste wird die Zeit genannt,
Die Rosen trägt, zumal an schönen Tagen,
Auch Früchte pflegt sie einzutragen;
Doch Vielen bleibt die holde unbekannt.
Das Ganze, seinem Zweck gemäß genossen,
Pflegt uns ein leichtes Mahl zu seyn:
Sonst macht zur Arbeit es verdrossen
Und läßt sie deshalb nicht gedeihn.

Bchm.

Am 27. July.

Logogriphe.

Que suis-je, lecteur, sans argent?
Rien, helas! ou bien peu de chose.
Je présente en un corps peu grand
Six pieds à qui me décompose.
Coupez ma tête et vous aurez
Une bête fauve femelle;
Retranchez ma queue avec elle,
Son mâle aussi vous trouverez.
Si vous aviez la fantaisie
De me couper le col, soudain
Je deviendrois ville d'Asie.
En mêlant mes pieds, sous la main
Je suis fleur d'épine hérissée;
Je vous offre dans le chemin
De l'ordure humide amassée;

Un métal chéri, dangereux,
Et ce qui porte un char poudreux.

Am 28. July.

Charade.

Der ersten Solde schenkt der Wandrer Glauben;
Sie ists, der er das Leben oft vertraut.
Daß nichts dem Liebenden sein Glück soll rauben,
Schenkt er die zweite der geliebten Braut;
Doch wahrt sie auch den Purpursaft der Trauben,
Und glänzt im Winter, wenn der Morgen graut.
Das Ganze hält der Reiter stets in Ehren,
Und nur beim Pegasus läßt sich's entbehren.

F. Kind.

Am 29. July.

Charade.

Was keinem Andern, mir nur angehört,
Durch fremden Einspruch ungestört,
Die dritte Sylbe spricht es aus; allein
Oft bleibt es Wunsch, und das Geschick sagt: nein!

Die beiden ersten sind ein trauriges Gebot,
Der liebevollen Brust vom Schicksal abgedrungen,
Ach! es befolgen, lehret nur der Tod,
Des Herzens Wunsch, das müde sich gerungen.

Doch ehe dies Gebot so traurig sich erfüllt,
Wird durch die letzte Sylb' es aufgehoben.
Dir winkt das Ganze nun, ein zartes Bild,
Dem du Erfüllung gern wirst angeloben,
Es ruft dich an, ein innig süßes Flehn,
Und rührt dein Herz, du kannst nicht widerstehn.

K. Ph. L.

Am 30. July.

Palindrom.

Mein Wort umfaßt ein Sylbenpaar:
Man kann es faß in jedem Briefe finden,
Es pflegt sich gern mit Titeln zu verbinden,
Kehrt Ihr es um; so bleichts das Haar,
Verwundet schwer, zumal die bessern Herzen;
O hüte, hütet Euch vor seinen Schmerzen.

Pein.

Am 31. July.

Charade.

Die ersten zwei Sylben,

Bist ein glücklicher Gesell,
Hast den Himmel näher als wir andern,

Eine Stimme silberhell,
Flügel, um, gefällt Dir's nicht, zu wandern.

Die letzten zwei Sylben.

Lieblich ist der Farben Zauberspiel
Hier in weiter Fläche ausgebreitet,
Wenn mit innig wonnigem Gefühl
Auf dem bunten Schmelz das Auge gleitet,

Das Ganze.

Doch bei weitem bunter ist das Ganze,
Viele lieben's mehr als jenes noch;
Zeugt's auch Unkraut mehr als Blumen, ist ja doch,
Wie die Blume, auch das Unkraut Pflanze.

W***m.

Am 1. August.

Charade.

Berühmtheit, Größe kann mein Letztes zwar Euch bringen,
Und jetzt und einst Bewunderung;
Doch edler Herzen innre Huldigung
Vermögt Ihr durch Gemüth nur zu erringen.
Wem Ruhmbegier den Busen schwellt,
Nach Thaten auf dem Schlachtgefild zu streben,
Wird leicht den beiden Ersten zugesellt.
Mein Ganzes starb — und starb und lebt ein schönres Leben, —
Man tödtet's, um für längre Zeit
Es zu verwahr'n als liebe Seltenheit, —
Ihr könnt auf ihm das Nichtseyn, bildlich, lesen,
Doch ist sein bunt Geschlecht Symbol vom Nichtvergessen.

Bchm.

Am 2. August.

Charade.

Mein erstes ist gar leicht bewegt,
Ein unbeständges Ding,
Ob es gleich keine Früchte trägt
Schätzt man's doch nicht gering,
Wer drinnen sitzt der mag wohl wissen,
Was er sich draus wird schneiden müssen,

Im Alterthum berühmt wohl sehr
Durch eine schöne Frau,
Sinds die zwei letztern jetzt nicht mehr,
Sie flattern schwarz und grau
Ins Waizenfeld, um Traubenhügel,
Verbrennen oft sich wohl die Flügel.

Das Ganze braucht gar viel den Mund,
Läßt den Verstand daheim,
Es schnattert Worte kraus und bunt
Zu bösen Haders Reim;

Es hat das Spiel von solchen Zungen
Freund Bürger lustig einst besungen.

Th. Hell.

Am 3. August.

Charade.

Mein Erstes spricht dich an, aus süßer Unschuld Mund;
Wird's dir zum Erstenmal in deinem Leben kund,
Dann hebt es Dich empor zu zärtlich frohgr Ahnung,
Dann wogt dein fühlend Herz in wonniger Bewegung.
Hienieden ist dein Glück kein flücht'ger Morgentraum,
Hast du des Zweiten viel vom großen Erdenraum.
Dein ist das schöne Loos, viel Menschen froh zu machen;
Du kannst im Frieden ruhn, wenn andre sorgvoll wachen;

Vereint bin ich ein Wort, das aus dem Himmel stammt,
Das dir voll Hochgefühl im Busen glühend flammt,
Von Klopstock, Stollberg, Voß und Gleim wie oft besungen!
Sind, o Germania! die Töne ganz verklungen?

Elise Sommer.

Am 4. August.

Charade.

Das erste Sylbenpaar.

Bald bin ich Euch der Hoheit Bild,
Bald reizt Euch meines Schimmers Prangen,
Bald mein Geschmack, bald das Verlangen
Nach meiner Kleidung, fein und mild,
Bald pflegt mir Beifall Euer Ohr zu leihn,
Bald Eure Sorge um den Hain.

Das zweite Sylbenpaar.

Der Ahndung würden nicht entgehn,
Die willig nicht vor mir sich beugten,
Doch wie auch Strahlen mich umleuchten,
Ich kann durch Niedre nur bestehn,
Oft bin ich auch das Erste Sylbenpaar,
Wird hinterm Zaun man mich gewahr.

Das Ganze.

Ein lockendes, erhabnes Ziel
Entschwand durch mich den Kunstgenossen;
Mit Ruhme ward ich übergossen,
Und aus war nun das frohe Spiel.
Erneuert sich der rühmliche Verein,
So wird die Ehrenstelle mein.

Bchm.

Am 5. August.

Charade.

Durch raschelnde Blätter
Kommt er gezogen,
Bringt rasende Wetter,
Und tobt auf den Wogen.

Aber lieblich hallet
Durch die Lüfte sie,
Und zu ihr erschallet
Süße Melodie.

Es mischt sich dem Starken das Milde,
Es bändigt das Zarte die Wut,
Und, wie aus der Schatten Gefilde,
Quillt zaub'rischer Töne Flut;
Liebliche Klänge,
Wie Geistergesänge,

Drängen sich durch die Saiten,
Sanft schmeichelnd in fühlende Herzen zu gleiten.

F. Kind.

Am 6. August.

Charade.

Lecteur, partout où je préside,
Il n'est point de parfait bonheur,
Je prends ma source dans le coeur;
En y naissant je laisse un vuide
Que ma mort seule peut remplir.
Que mon sort est digne d'envie!
Le plaisir me donne la vie,
Et le plaisir me fait mourir.

Am 7. August.

Charade.

Die Ersten drei sind Sylben und auch keine,
Sie sind ein Theil vom größeren Vereine,
Den Euch ihr Kleeblatt nennt. Ich bin Euch diese Zeilen,
Durch sie allein, im Stande mitzutheilen.
Die Letzte huldigt' oft dem Kampf, oft dem Vergnügen:
Wo sie sich künstlich müht, dem Namen zu genügen,
Da sieht mit Sicherheit man nach dem Ziele streben,
Oft, leider! ist dies Ziel ein baares Menschenleben.
Mein Ganzes weiß noch nichts von einem fernern Ziele,
Weit leichter übet es den Hang zu frohem Spiele,
Noch jetzt hängt mir das Herz nach seinem Alter hin;
Doch heißen mag ichs nicht, da nun ich älter bin.

Wchm.

Am 8. August.

Charade.

Es ist oft schwer, mein Letztes zu ergründen,
Doch öfter wird mit Willen es verkannt,
Durch Reichthum und Gewalt das heilige verbannt,
Und oft verbeut mein Erstes, es zu finden.
Weit williger wollt' ich dies Erste ehren,
Vermöcht' es nie, die Macht des Letzten abzuwehren.
Und wird der Weg zum Letzten uns verstattet,
Wie streckt er sich! — wie kostbar ist die Reise!
Wie Mancher ist auf ihm verarmet und ermattet.
Drum rühme ich des Ganzen kräft'ge Weise:
Hier löset zwar mit Strenge sich der Knoten;
Doch schlägt mich Aufwand nicht und nicht die Zeit zu Boden.

Bchm.

Am 9. August.

Charade.

Das erste Paar Sylben bringt Schiffen Gefahr.
An allem das Haupt nennt das andere Paar
Im Deminutiv. — Was das Ganze benennt,
Als freundliches Nachspiel die Künstlerwelt kennt.

W***m.

Am 10. August.

Logogryph.

Gern wohl wiegt auf meinen holden Schwingen
Sich das höhere Gefühl,
Meine Scherze, meine Seufzer bringen
Dir den stillen Wonne viel.

Meine beiden Inneren zu versetzen, —
Ach! damit verschone mich!
Dann so kann ich nimmer dich ergötzen,
Sondern ich betrübe dich.

K. v. L.

Am 11. August.

„Charade.

Ich sah ein Weib, ein Weib, das schön wie Hebe,
Von Graziengestalt, schlank wie die junge Rebe,
Wie Luna keusch, und gut wie Engel war,
Das Tücke nicht und Eigensinn nicht kannte,
Für Einen nur mit zarter Liebe brannte. —
„Wo ist ein Land, das solch ein Weib gebar?" —
Nur in des Ersten nicht umhüllten Gründen,
Wo eine Gottheit süßen Zauber streut
Und Phantasus uns grillenhaft gebeut,
Konnt' ich ein Weib, wie diesen Engel finden.

Doch ach, von ihr, die Herz und Sinn ergötzte,
Der Göttlichen, blieb leider nur das Letzte,
Das ewig mich in Götterglanz umschwebt.
Entzaubert such' ich nun im Erdenthale
Ein Weib, das zu dem hohen Ideale,
Durch sie mir aufgestellet, sich erhebt.
Ich such' umsonst das lange heißersehnte;
Ach, nirgends zeigt von ihm sich eine Spur!
Was liebetrunken ich zu finden wähnte,
Bleibt je und je — das Ganze nur.

E.

Am 12. August.

Énigme.

Tu vas me deviner sans faire un grand effort.
Je sers assiduement une blanche maitresse;
Malgré moi quelquefois je lui donne la mort
Sans en être puni, c'est un défaut d'adresse
De quiconque est mon conducteur.
Il n'entre dans mon corps que noirceur, que misère.
Et bien que je suis sans lueur,
Je fais renaitre la lumière.

Am 13. August.

Charade.

Nimm die Erste, gieb die Letzte mir,
Dein Gedächtniß stirbt mit meinem Leben,
Nützt' ich jetzt das Ganze geben,
Könnt' ich es; so würde mir und Dir
Traute Liebe nicht den Busen heben.

Bchm.

Am 14. August.

Charade.

Nicht wenig giebt die Erste Euch,
Besitzt Ihr sie, so seyd Ihr reich
Und wo sie waltet, da ist Fülle.
Zerst.rt Ihr schnell des Räthsels Hülle

So war es für Euch Nummer zwei,
Doch weilt Ihr etwas noch dabei
So wißt, die zweite Sylbe giebt,
Etwas das nicht am Weib man liebt,
Auch drückt es uns mit keiner Last,
Doch allzu deutlich sag ich's fast.
Das Ganze wird bei Furcht und Hoffen
Als Zukunftsspäher angetroffen,
Bald Freuden es und Glück verspricht,
Bald wieder macht's ein scheel Gesicht,
Doch wenns auch nichts Gewisses giebt
Wirds doch von Jung und Alt geliebt.

Th. Hell.

Am 15. August.

Énigme.

Soit italien, soit français,
Je ne suis connu qu'au théâtre:
D'un petit adjectif admirez les effets!
Quand j'en suis précédé, l'or, le marbre, et
l'albâtre
Portent avec orgueil, et mon nom et mes
traits,
L'Europe m'applaudit, la France m'idolâtre
Le Monde me devra la paix.

Am 16. August.

Charade.

Mein erstes wird umsonst gedroschen;
Denn ach! sein Kopf ist hohl und leer;
Man kaufts in Masse für zwei Groschen,
Doch liebts der mude Wandrer sehr.

Mein zweites schmückt die Götterſöhne
Zwiefacher Art mit Ehr' und Ruhm,
Doch auch die unbefleckte Schöne
Beim ernsten Gang zum Heiligthum.

Und hat sie diesen Schmuck verloren,
Wird ihr das Ganze dargebracht,
Dann wird sie roth bis an die Ohren,
Indeß die lust'ge Menge lacht.

F. Kind.

Am 17. August.

Palindrom.

Immer das Beste ist's, der Kern des innern Lebens;
Kleinlicher Handel wird's, lest ihr von hinten das Wort.

W***m.

Am 18. August.

Charade.

Du, den ein Zwang, der ewig Räthsel bleibt,
Die letzten beiden noch zu werden treibt,
Wenn schon der ersten Rabenflügel
Sich breitet über Thal und Hügel,

Du ahnest nicht, daß wir mit Grauen
In dir bestürzt das Ganze schauen,
Des Todes grausenvolles Bild,
In regen Lebensschein gehüllt.
Du gehest sorglos Deinen Pfad,
Und weichst nicht, wenn Gefahr Dir naht.
Schon öffnet sich Dir des Verderbens Rand!
Ich eile hin, mit sichrer Freundeshand
Am jähen Schlunde Dich vorbei zu führen.
Doch keine Warnung soll Dein Ohr berühren:
Wie groß sie sey, nur ungesehen
Kann die Gefahr vorüber gehen.

F.

Am 19. August.

Charade.

Es stehen meinem Ersten rechts zur Seite
Bald Engel, Schatten bald und Feen,
Doch wird man wohl Schlaraffen auch dort sehen.
Die Macht, den Sturm, den Krieg hats öfter im Geleite,
So ist wohl Plage auch und Trauer ihm beschieden;
Doch liebt es Mädchen, Wein, das Leben und den Frieden. —
Mein Letztes läßt sich gern mit Rath und Amt verbinden,
Man pflegt ihm Wein und Bier und Kaffee vorzusetzen,
Von Zucht wird es regiert, es will die Armen schätzen.
Ihm geht die Jungfer nach, doch wird's das Kreuz auch finden,
Wie Knecht und Magd, so folgt ihm Herr, Frau, Mann und Vater,
Es setzt den Stand hintan, so wie den Hund, den Kater. —

Fürs Ganze aber wird man schwer etwas ergründen,
Was recht ihm wäre vorn und hinten, —
Doch wünsch' ich mirs, um in den schönern Tagen
Mich dort der städt'schen Sorgen zu entschlagen.

Bohm.

Am 20. August.

Charade.

Zweimal sind die ersten beiden
An des Menschen Leib zu finden,
Und ein drittes muß sie scheiden,
Lebend sie sich nie verbinden;
Meine beiden letzten bringen
Dies und das von Ort und Stelle,
Auch für Euch könnt ihr sie dingen
Mit der kleinen, leichten Zelle.
Aber eine Pest für alle
Ist des Ganzen feile Horde,

Leicht bewegt von jedem Schall,
Haben sie kein Herz, nur Worte.

Th. Hell.

Am 21. August.

Logogriphe.

Rival de Jupiter, je fais trembler la terre;
Je porte dans mes flancs l'épouvante et la mort.
Mon chef à bas, plaignez mon sort:
Vivant, beaucoup de peine, mince salaire,
Je devrois, en mourant, jouir de ce repos
Que tout mortel attend après tant de misère;
Alcide est dans les cieux pour prix de ses travaux.
Suis-je mort? un vil mercenaire
De cent coups redoublés fait retentir mon dos.

Am 22. August.

Charade.

Die zwei ersten Sylben.

Nichts wohl raubt dem Geschlecht, zu dem ihr gehöret, der Zartheit,
Nichts auch der Unschuld wehl, nichts wohl der Lieblichkeit Preis.
Aber wiederum euch, ihr herrlich gestalteten Schwestern,
Welche aus eurem Geschlecht macht euch wohl streitig den Rang?

Die dritte Sylbe.

Keinem beneid' ich die Schwester, die goldne, juwelengeschmückte,
Ob auch gleich, wer sie besitzt, näher den Göttern sich wähnt.
Wen du, der Bruder, geschmückt, voll freundlicher hoher Bedeutung,
Näher den Göttern nicht, gleich wird er ihnen durch dich.

Das Ganze.

Ernst übst du Dein Geschäft auch auf dem Wege zum Himmel,
Nicht zur Zierde allein dienst Du auf irdischem Pfad,
Schmückest das fröhliche Fest, der Menschen unschuldigste Freude,
Auf dem Wege des Heils zeigest die Meilen du an.

W***m.

Am 23. August.

Charade.

Genau ist meiner Ersten Sylbenpaar:
Es theilet ein, was einzutheilen war;
Ists klein auch oft, so hat's doch oft Gewicht,
Und für untrüglich gilt, was seine Zunge spricht. —

Vor Mord behüt' Euch Gott, ist Euch mein Leb-
tes lieb,
Der baare Tod erfolget, wenn man's bricht,
Doch bricht man's so, daß unversehrt es blieb;
So weckt, was durchgeströmt, der Freude schönen
Trieb. —
Der Du mein Ganzes bist, Du mit dem hohen
Muth,
Wohin entführt Dich der Begeistrung Glut?
Ich warne Dich: Du wirfst Dich in Gefahren,
Der Himmel möge Dich bewahren!

Wchm.

Am 24. August.

Charade.

In Nummer Eins, da ist das wahre Leben,
Drum will ich mich auf Nummer Zwei bege-
ben,

O! schönes Nummer zwei, worin mein Ganzes liegt,
Bei dir ist Nummer Eins, wenn hier Gestöber fliegt.

Am 25. August.

Enigma.

Autant qu'il est de soeurs à la cour d'Apollon
Nous fumes de tout tems de compagnes sur' terre;
Mais tandis que la paix règne sur l'Hélicon,
Les mortels ici bas nous nous déclarent la guerre.

Sur un champ de bataille ils s'arment contre nous;
Toujours victorieux, nous nous voyons vaincues;

Mais, ô sort accablant! par un seul de leurs coups
Nous pouvons toutes être à la fois abattues.

Ne t'imagines pas que nos divers assauts
Soient dans le fond, lecteur, de simples bagatelles:
Car nos fiers ennemis sont souvent des héros,
Et les bombes toujours sont leurs armes mortelles.

Avant de nous quitter, sache que nos tyrans
Se comptent par milliers, qu'ils inondent la terre;
Qu'on en trouve partout, que la ville, les champs
Nous font également une éternelle guerre.

Am 26. August.

Palindrom.

Einsylbig bin ich, aber doch
Stützt sich, wenn alles ihn verläßt,
Auf mich der Greis vorm Grabe noch,
Der Jüngling hält mich minder fest,
Der Knabe spielt mit mir, mich braucht
Das Mädchen und die Jungfrau nicht,
Nur erst mit Runzeln im Gesicht
Statt Stutzers Arm mein Schutz ihr taugt.
Drehst du mich um, so werd' ich gleich
So dünn, als ich sonst niemals war,
Man braucht mich dann in Florens Reich,
Und sanfte Fesseln bier ich dar.
Auch schönen Mädchen dien' ich gern,
Will froh mich zum Gewand bequemen,
Nur bin ich bös', muß ich den Herrn
Den Schmutz von plumpen Stiefeln nehmen.

Th. Hell.

Am 27. August.

Geographisches Räthsel.

An eine Dresdner Dame.

Blick auf! Es ragt ein Vorgebirg hervor,
Rings um geschmückt mit Tannen und mit Reben;
Es gähnt nicht fern ein schwarzes Höllenthor:
Tod ist sein Nam'; der Wandrer fleucht mit Beben.
Ein schöner Dom hebt blendend sich empor;
Reichthümer Englands mußten ihn erheben.
Nicht ohne Grund mag Albion hier bauen;
Es kann von dort auf Albis Fluten schauen.

Sanft schlingt sich hier ein grüner Pfad hinan;
An tiefer Wurzel kannst du Aepfel finden;
Laut ruft's und donnerts auf der Kämpferbahn;
Orpheisch regt ein Satyrpaar die Linden,
Pans Flöte hallt — und mit vermeßnem Wahn
Prangt eine Hütte, halb zerstört von Winden;

Es spricht ihr Nam' dem Winter frechen Spott —
Nun rath einmal, du stolze Turandot!

F. Kind.

Am 28. August.

R ä t h s e l.

Probe der Schönheit und Zier, der Schmuck eines prächtigen Vogels,
Dann was zu treffen sich stets eifrig der Schütze bemüht,
Endlich der zierlichste Theil des Wogen durchschneidenden Seeschiffs,
Alles das deutet sich dir an durch ein einziges Wort.
Willst du es wissen, so sprich: Was ist der nöthigste Hausrath?
Was deine Frau dabei denkt, wenn auch nicht äußert, das ist's.

Am 29. August.

Charade.

Die beiden ersten sind nicht immer eben,
Man sieht sie senken sich, und sich erheben,
Voll Blumen und voll Dornen stehn.
Sind sie was meine dritte Sylbe saget
So hütet Euch, daß Ihr nicht drauf Euch waget,
Wollt Ihr nach dem Gebot der Bibel gehn.
Das Ganze soll von manchem Uebel heilen,
Doch wird es nicht geachtet noch gepflegt,
Weil sonder Schmuck es ist wie diese Zeilen,
Und keinen fremden Namen trägt.

Th. Hell.

Am 30. August.

Charade.

Am Firmament sucht man die Ersten beiden,
Die nächsten findet man bei einem Spiele,
Die Fünfte, mehrfach meistens, in der Mühle,
Das Ganze, wo des Tages Kinder scheiden.

Wehm.

Am 31. August.

Charade.

Dreisylbig.

Zwei Worte will ich euch vertrauen,
Die keiner noch so ränkevoll,
Mir augenblicklich lösen soll.
Das erste webt mit düsterm Grauen

Sich heimlich um die ſtille Welt,
Das Reich der Träume aufzubauen.
Das andre Wort iſt ein gelehrter Held,
Der will ein kühnes Werk erzielen,
Er geht auf ſtolzer nie betretner Spur,
Denn jetzt ſucht man's im Beulenſchlagen nur,
Er aber ſucht's im Beulenfühlen.
Verknüpft ihr jetzt die beiden Worte
Mit einem einzigen Vokal,
So flüſtert euch im dunklen Thal
Ein Zauberton mit himmliſchem Accorde.
Der Liebe Sehnſucht ſpricht im Liede,
Zart, wie des Frühlings jüngſte Blüthe,
Zart, wie des Frühlings ſtille Luſt,
Und in der Stimme Harmonien
Regt ſich das Herz mit heil'gem Glühen
Und voll Begeiſtrung in der Bruſt.

Th. Körner.

Am 1. September.

Charade.

Dreisylbig.

Auf finsterm Fittig komm ich gezogen,
Berausche die Sinne mit trüglichem Traum,
Und von des Gesetzes Urkraft gezogen
Schweb' ich schnell durch der Welten Raum,
Es treibt mich, das ewige Licht zu erjagen,
Und wer ich bin, wird die Erste sagen.

In dunklem Laube werd' ich geboren,
Die strahlende Sonne hat mich gezeugt,
Und schnell ist der Traum des Daseyns verloren,
Wenn mich der Blick der Mutter erreicht.
Im Dunkeln nur kann ich fest mich begründen;
Mich werden die letzten der Sylben verkünden.

Bewegt von des Abends schmeichelnden Lüften
Steh ich im Garten, die Blütke gesenkt,
Ich küsse die Nacht mit balsamischen Düften,
Die mich mit stiller Liebe umfängt.
Doch glänz' ich nimmer im farbigen Kranze,
Kennst du mein still bescheidnes Ganze? —

Th. Körner.

Am 2. Septbr.

Charade.

Mit dem ersten sichrer als mit Geiste —
Dies beweist die älteste und neuste
Weltgeschichte unsrer Mutter Erden —
Dir die zwei letzten erworben werden.
Freue dich in dem Besitz der beyden,
Sie zu mehren sey dein schönes Loos,
Und damit sie nicht Verminderung leiden,
Leg' die erste nicht in Deinen Schoos.

Denn das Ganze wird zu Theil nicht allen,
Um zu faſſen das ſo glatte Glück,
Mangelt dies, ſo halten ſie es nicht, und fallen
Wird es dann für immerdar zurück.

Th. Helf.

Am 3. Septbr.

Charade.

Du nom chéri de mon entier
Si tu permets que je t'appelle,
Les jours ſerins de mon premier
Feront naître pour toi la roſe la plus belle;
Et l'amour, pour nos coeurs en formant mon dernier,
Au Mirthe mêlera la conſtante Immortelle.

Am 4. Septbr.

Logogryph.

Es beugt vor meinem Throne
Ein jeder seine Knie;
Ich herrsch' von Zon' zu Zone
Mit ewiger Magie.
Man schmücket mit Altären
Mein lachendes Gebiet,
Und Harmonie der Sphären
Begleitet meinen Tritt;
Mein mächt'ger Zauber waltet
Durch Wälder, Hain und Flur;
Ros' und Jasmin entfaltet
Den Kelch auf meiner Spur.
Läßt du mich rückwärts gehen,
Bin ich auch schön und groß;
Gestützt auf vielen Höhen
Ein mächtiger Koloß!
Einst Schreck der Nationen,
Die Königin der Welt,

Stahl Scepter ich und Kronen,
Gebar ich manchen Held.
Von Deutschlands fernsten Theilen,
Vom heißen Ganges-Strand
Bis zu Alcidens Säulen
Beherrscht' ich Meer und Land.
Doch alles ist verschwunden,
Auch meine Größe sank!
Hast du mich jetzt gefunden,
Dann — Leser — habe Dank!

Am 5. Septbr.

Palindrom.

Nichts ist zu groß, um stolz den Schmuck jenes
Werks zu verschmähen;
Nichts zu gering, daß ihm nicht Würde verliehe
dies Wort.
Lest von hinten ihr es, so nennt es den eigenen
Zauber,
Welcher mit magischer Kraft reizbare Herzen
besiegt.

W * * * m.

Am 6. Septbr.

Charade.

Wer mit den zwei ersten zu viel sich ergötzte,
Den brachten die ersten schon oft um das letzte,
Und mancher trieb, um das letzte zu machen,
Schon mit den zwei ersten verderbliche Sachen.
Oft ist das Ganze so schnell nicht zerstört,
Als von den zwei ersten die letzte verzehrt.

A. Apel.

Am 7. Septbr.

Palindrom.

Um in dem ganzen Umfang es zu kennen,
Was, unbewußt, mit süßer Macht
Um meinen Gleichmuth mich gebracht,
Brauch' ich allein mein Wörtchen Dir zu nennen:

Denn, wo iſt Eine noch zu finden,
Die ſo vermöchte Geiſt und Herz zu binden.

Der muß dem umgekehrten Wörtchen gleichen,
Der dieſer Reize Majeſtät
Mit ſtolzem Sinne widerſteht.
Des Leidens Gipfel muß mein Loos erreichen,
Mein Herz erſtarren, gleich dem Worte;
Verſchließt ſich mir des Hoffens goldne Pforte.

Ochm.

Am 8. Septbr.

Logogriphe.

Belle m'emploie avec mon coeur,
Et me redoute sans mon coeur.
La joie est parfois dans le coeur,
Quand je le couvre avec mon coeur;
Mais l'effroi toujours dans le coeur,
Si j'en approche sans mon coeur.

Foible et flexible avec mon coeur,
Je suis plein de coeur sans mon coeur;
La main me fait avec mon coeur,
Je la déchirerois sans coeur.
Femme me porte avec mon coeur,
Je marche et je cours sans mon coeur,
Dans le boudoir avec mon coeur,
J'habite les bois sans mon coeur.
Je suis très-blanc avec mon coeur,
Et roux quand je n'ai pas de coeur.
Fichu souvent avec mon coeur,
Je suis parfois fichu sans coeur.

Am 9. Septbr.

Charade.

Auf manchen Bäumen stehn die Ersten beiden,
Zwar bringen sie nur wenigen Gewinn;

Doch würde ohne sie dies Baumgeschlecht verschwinden,
Sehr nützlich ist ihr Paar, nehmt Ihrs in andrem Sinn:
Es zeigt den engen Pfad zu herrlichen Genüssen,
Drum hat gar oft es schon der Sehnsucht weichen müssen.
Die dritte soll bald dumm, bald wieder sein,
Bald hart und schlecht, bald toll und lustig seyn:
Verbindung pfleget mit Studenten sie zu haben,
Mit Jugend und Genie und mit — den Schwaben.
In andrem Sinn ist, wenn sie nicht bloß spaßt,
Mit Recht dem thierischen Körper sie verhaßt.
Das Ganze lärmet zwar, doch läßt es schon sich hören,
Weil Zweck und Ordnung aus dem Lärmen spricht,—
Wenn es mit Harmonien sich verflicht;
So kann sogar Vergnügen es gewähren.

Bohm.

Am 10. Septbr.

* Doppel-Logogryph.

Das Mädchen.

Wir saßen auf den fünfen,
Wir saßen unter fünfen,
Die ganz, wie jene klingen;
Da schwur er heilig viere.
Doch brach er bald die viere,
Und hat mich nun verlassen.
Drum trag' ich nunmehr fünfe;
Doch klingt das erste anders.

Der Jüngling.

Fünfe hab' ich dir gebrochen;
O wie schwer betrübt' ich dich!
Aber längst bist du gerochen,
Längst ergriffen viere mich,
Und ein einz'ges Wort verkündigt,
Wider was ich hab' gesündigt,

Was mich foltert bis ins Grab,
Ziehst du eins von fünfen ab.

F. Kind.

Am 11. Septbr.

Charade.

Laßt meine erste Sylbe nur erscheinen,
Wenn irgend euch ein Wörtchen nicht gefällt;
Doch, habt ihr etwas liebes auf der Welt,
Laßt nicht die Sylbe sich damit vereinen,
Denn alles wird die Macht der Sylbe wenden,
Gerad' ins Gegentheil muß alles enden. —
Der zweiten Sylbe fehlt der Nutzen nie,
Wie mannigfach sie auch sich mag entfalten;
Doch mehr prosaisch sind sie die Gestalten,
Die Schwestern aber lauter Poesie. —
Wie sehr den Sinn vom Wort die erste trennet,
Das zeigt sich auch in meinem ganzen Wort,

Denn aus der zweiten iſt der Nutzen fort,
Nur Plage iſt, was euch das Ganze nennet.

W***m.

Am 12. Septbr.

Räthſel.

Lieblich lebt ſich's in dem Bunde
Einer Zauberin;
Leicht entſchwebt aus ſchönem Munde,
Herzen reißt ſie hin.
Horch! ſie ſpricht zu dir aus Zweigen
In dem grünen Wald;
Komm! ſie ladet dich zum Reigen,
Der im Saale ſchallt!
Munter geht mit raſchem Gange
Sie voran im Krieg:
Ihres Rufes Zauberdrange
Folgte mancher Sieg.

Trost tönt sie vom hohen Dome
In des Lebens Nacht;
Steine sind vom süßen Strome
Ihrer Stimm' erwacht.

Am 13. Septbr.

Charade.

Im Fall von dem, was Euch das Schicksal beut,
Die Eigenschaft Ihr rühmen könnet,
Die Euch der Sylben Erste nennet;
So ward mit Blumen Euer Pfad bestreut.
Die Letzten haben, (hört man sprechen,)
Die spitze Eigenschaft, zu stechen;
Doch hört man keinen, den sie stachen,
Sich über schmerzliches Gefühl beklagen. —
Das Ganze nun? — „ich hab's!" ruft Philippine
Mit freudetrunkner, wicht'ger Miene:

Ein Mädchen, das noch mit der Puppe ſpricht? —
Nein, Pinchen, Du! Du haſt's noch nicht.

Wm.

Am 14. Septbr.

Räthſel.

Sieh! ich bin nicht Deinesgleichen
Aber dennoch kann ich Dir
Oft Dich ſelbſt und deutlich zeigen,
Treue Freundſchaft ſpricht aus mir.
Biſt Du bös und kommſt mir nah,
Werd ich gleich mit Dir auch grollen,
Doch iſt wieder Frohſinn da,
Werd' ich auch nicht weinen ſollen.
Auf den Fluren haſt Du mich,
Oefter noch in Deinem Zimmer,
Aber herrlicher zeigt ſich
Meines Daſeyns Glück wohl nimmer,

Als wenn das, was mich erblickt,
Nun dasselbe wieder findet,
Und, beglückend und beglückt,
Liebe, Herzen so verbindet.

Th. Hell.

Am 15. Septbr.

Charade.

Der Nachtigallen sanft Geflöte,
Des Lenzes Auferstehungsröthe
Und seines Blumenhauches Kraft,
Der feuerreiche Rebensaft, —
Es brächte keins die Wonn' in unser Leben:
Vergebens lockte, ist der Abend schwül,
Des Baches Welle uns, so schmeichelnd und so kühl:
Wär' nicht mein Letztes vielfach uns gegeben.

Wer seine Kraft im höhern Grad gewann,
(Es deutet ihn mein Erstes an,)
Der wird — vor Vielen — mehr und inniger genießen,
Der Täuschung Flor wird seltner ihn umschließen. —
Nun sucht nach Worten, prüft — und wählt! —
Ich soll das Ganze noch zuvor beschreiben?
Mit Gunst! ich lasse das wohl bleiben:
Es ist ja nicht mein Ganzes, was Euch fehlt!

Wm.

Am 16. Septbr.

Énigme.

Sans rien changer, sous divers sens
Mon nom t'offre, lecteur, trois êtres différens.

D'abord je suis un corps, mais un corps peu solide.
Change le sens, je ne suis plus qu'un son:
Change encor, je suis un pronom.
Sous le premier aspect tout bon friand décide
Que l'on me doit séparer de ma soeur:
Mais suivant le sort qui me guide,
Je suis ou ne suis pas pour lui de non valeur.
Car si, subitement, je me métamorphose
Dans le quadrupéde et l'oiseau;
Si je viens quelquefois, sous un air tout nouveau
Le regaler: comment se fait la chose?
Oh! par ma fois, je n'en dis rien;
Mais le friand s'en trouve bien.

Am 17. Septbr.

Charade.

Zwei Sylben künden mich Dir an.
Wer auf dem weichen Atlaskissen
Der ersten immer liegen kann,
Mag Fleiß und Arbeit, Gut und Geld
Und jegliches Verdienst auch missen,
Doch kommt er wohlgenährt durch diese Welt,
Zumal wenn sich sein Geist bescheidet,
Daß nie ein Widerspruch ihn kleidet.

Die zweit' ist bald ein unterwürfig Ding,
So alles trägt, was es empfing,
Bald aber auch ein schadenfrohes Wesen
Das manchem, der sein Herz an eine Schöne hing,
Und glaubte nur an ihrem zu genesen,
Indem er nach dem einz'gen Ziel
Die Arme lechzend streckt, sich in die Straße

Statt dessen stellt, und, höhnend sein Gefühl,
Ihm zuruft: „Halt, mein Herr, sonst fällt er auf die Nase!“

Ich selbst bin von der Erd' erzogen,
Doch gänzlich ihr bereits entflohn,
Der Hoffnung lichter Regenbogen
Für manchen in den falschen Wogen
Durch Sturm geplagten Erdensohn.
Auch rüstet man auf mir im Kriege
Sich zum Verderben oder Siege.

F. Laun.

Am 18. Septbr.

Charade.

Ob ich recht die Sylben theile,
Weis ich, lieber Leser, nicht,
Doch ich fürchte nicht Kritiken:
Denn ich schreibe, wie man spricht.
Meine erste zeigt beym Singen
Eine Modulation,
Auch die andre Sylbe nennet
Eine eigne Art von Ton.
Grob und klar erschallen beide
Nun vereinet zum Duett,
Hab sie oft gehört zusammen,
Und es klang gar fein und nett.
Doch das Ganze giebt nicht Töne,
Ist ein festeres Gestein,
Und noch ist es unentschieden,
Wie es mag entstanden seyn.

Th. Hell.

Am 19. Septbr.

Charade.

Die Eintracht herrscht an dem Erholungsort,
Wo sich versammeln meine Ersten beiden;
Doch hebt im Bild sich oft ein Wesen dort,
Durch das, als Feind, so viel so Viele leiden.
Es trägt die letzte Sylbe in der Hand
Und predigt warnend: Alles sey nur Tand,
Ein Text, vor dem der Aberglaube zaget,
Wenn, einsam, für die Schauer schon gestimmt
Durch Still' und Nacht, mein Ganzes er vernimmt.
Was ists jedoch, das so ihn ängstigt, plaget?
Kein riesenhaft Gespenst mit wilden Blicken,
Und nicht der Jäger, nicht des Alpes Drücken,
Ein schwach Geschöpfchen, so bedeutungslos!
Ein Ding, — kaum eines Samenkörnchens groß.

Wm.

Am 20. Septbr.

Charade.

In meinem Ersten wohnt die Kraft,
In meinem Zweiten wohnt der Muth,
Und Beides hat mit Tod und Blut
Gebändigt einst den Uebermuth,
Und einem Volke deutscher Kraft
Der Freiheit Segen bald verschafft.

F. A. Kuhn.

Am 21. Septbr.

Énigme.

Il est un lieu de délices,
De tristesse, de gaité:

Là sont les vertus, les vices,
L'erreur et la vérité.
J'y commande sans paroître;
Mais lorsque j'y fais la loi,
Rien n'est ce qu'il paroit être:
Tout est faux, excepté moi.

Je suis un être invisible,
Et pourtant matériel;
Quelquefois je suis nuisible,
Et souvent essentiel;
Je tire d'inquiétude,
Je rassure, je soutiens;
Mais, voyez l'ingratitude!
On ne me compte pour rien.

Devant moi je vois des villes,
Des chaumières, des palais,
Des ruisseaux, des champs fertiles,
Des prés fleuris, des forêts.

On me consulte, on m'appelle,
De l'oeil on vient me chercher;
Mais, hélas! chose cruelle!
On me force à me cacher.

Je sers des gens de tout âge,
De tout sexe, de tout rang;
L'étourdi, le fou, le sage,
Le savant et l'ignorant.
C'est d'après moi qu'on raisonne,
On est soumis à mes lois;
Et plus instruit que personne,
Je n'ose élever la voix.

Cher lecteur, s'il faut en somme
Te dire mon dernier mot,
Plus d'un héros, plus d'un grand homme,
Sans moi resteroit bien sot:
Bref, pour éclaircir l'affaire,
En abrégeant le discours,

Un peu de mon savoir faire
Te seroit d'un grand secours.

Am 22. Septbr.

Charade.

Was der ersten Sylbenpaar euch nennt,
Muß beständig bittern Tadel leiden,
Und wie könnt' es Tadel wohl vermeiden,
Da der Menschen Wünsche so getrennt
Und dies Sylbenpaar doch täglich allen,
Den leicht unzufried'nen soll gefallen?
Wichtig sind der letzten Sylbe Kräfte,
Nützlich ihre mancherlei Geschäfte,
Nahe bringt sie das entfernte euch
Wenn in ihr sich Kunst und Mühe einen,
Selbst das Kleine läßt sie groß erscheinen,
Ohne sie, wer mißt der Welten Reich? —
Möchtet ihr vom Himmel gern erfragen
Was er schickt in künft'ger Tage Lauf,

Laßt es euch von meinem Ganzen ſagen,
Nur verlaßt euch nicht zu ſehr darauf,
Denn nicht immer pflegt es recht zu zeigen,
Wo vorzüglich Tag und Nacht ſich gleichen.

W***m.

Am 23. Septbr.

Charade.

Ganz bin ich gelb, halb bin ich grün;
Halb komm' ich, wenn die Primeln blüh'n,
Halb komm' ich, wenn die Schwalben flieh'n;
Mein zweites iſt des erſten Raub,
Mein Ganzes — eine Art von Laub.

F. Kind.

Am 24. Septbr.

Charade.

Vier Sylben hat mein kriegerisches Ganze,
Es schimmert in des Ranges hohem Glanze
Und hat der Kämpfer viele unter sich.
Die erste prangt am schönsten wohl mit Aehren,
Die zweite wird ein Kleidungsstück gewähren,
Giebt Bildung ihr der beiden letzten Stich.
Und wenn auch manchmal diese letzten beiden
Nicht eben viel Erhabenes bedeuten,
So sind sie doch, nimmt man die Sache recht,
Beim Schüler das, was Herr ist für den Knecht.

Th. Hell.

Am 25. Septbr.

Charade.

Ist Eure Rede, was mein Erstes zeichnet,
So habt Ihr zum Verwunden sie geeignet.
Die Letzten stehn beim Spiel im dritten Range, —
Hoch färbt ihr Paar, ward's endlich ihm gegeben,
Des freudetrunknen Vaters heiße Wange. —
Mein Ganzes ließ man sonst im Freien schweben,
Jetzt muß in Abgeschiedenheit es leben.

Böhm.

Am 26. Septbr.

Logogriphe.

Je trouble des forêts la retraite profonde,
Et j'appelle aux combats un peuple courageux.
Si l'on tranche ma tête, adoré dans le monde,
Je suis l'objet de tous les voeux.

Am 27. Septbr.

Charade.

Nur kleinere Beſitzung freilich iſt
Gewöhnlich von der Erſten eingeſchloſſen,
Doch darum, wenn du ſonſt nur weiſe biſt,
Wird nicht mit mindrer Luſt das klein're Gut genoſſen,
Als jenen Mächt'gen, den die letzten beiden nennen,
Sein Glanz und ſeine Schätze freuen können;
Denn obgleich Hoheit ihm vom Himmel zuerkannt,
So iſt er ſelten doch ſo harmlos wohl geweſen,
Als jenes kleine, freie, luſt'ge Weſen,
Das darum mit dem Ganzen man benannt.

W***m.

Am 28. Septbr.

Charade.

Wie lieblich scheucht der ersten Sylben Paar
Des Tages Hitze
Am Buchensitze,
Und beut Erquickung jedem Müden dar.
Die dritte Sylbe trennt, was erst verbunden,
Oft unter Schmerz,
Bald nur im Scherz,
Doch wird auch wohl die Heilung dann gefunden.
Das Ganze liest die Liebe einst entstehn,
Doch schwarze Lüge
Der Theuern Züge
Läßt es allein dem Blick vorübergehn.

Th. Hell.

Am 29. Septbr.

Charade.

Ein leichtes Wort geb' ich Euch auf zum Rathen,
Allein die Sylben selbst sind hochgelehrt,
Das Ganze wird in allen Christenstaaten
Durch Sang und Klang seit langer Zeit geehrt,
Es ist der Todestag des Potentaten,
Der gegen Licht und Recht sich lang gewehrt,
Doch endlich noch zum Vorbild allen Siegen
Dem heilgen Rittersmann mußt' unterliegen. —

Die ersten Sylben sollen den euch nennen,
Der, von dem Geist des Ewigen entglüht,
In Prophezeihung muthig that entbrennen,
Wie aus der Bibel jeder Christ ersieht.
Die dritt' und vierte giebt euch zu erkennen
Ein Land, in dem einst hoher Sinn geblüht,
Das aber jetzt der Türken wilden Horden
Durch schnöde Kriege unterthan ist worden.

Th. Hell.

Am 30. Septbr.

Charade.

In der Musen Kreise wirst Du finden,
Was die erste Sylbe Dir benennt,
Für die letzten wirkt ein jedes Element,
Zwar sie können große Glut entzünden,
Aber sanft und mild und rein
Auch die Quelle jeder Wonne seyn.
In den Fluten lebt und webt das Ganze
Zahlreich aufgetischt für unsern Gaum,
Doch dann ändert man es so vom Kopf zum Schwanze,
Du erkennst es mit dem neuen Namen kaum.

Th. Hell.

Am 1. October.

Logogriphe.

Je suis blonde et ne sera qu'à la brune:
J'ai quatre pattes . . . Mais comment
Compterez-vous en ce moment . . . ?
Otez-moi la première, il ne me reste qu'une.

Am 2. Octbr.

Charade.

Meiner beiden ersten Glut
Mahlt die Flur mit Gold und Farben.
Weh! es schützt der Sonnenhut
Nicht die Schnitterin; sie ruht

Fast entathmet hinter Garben,
Wird dann auf bekränztem Wagen
Im Triumph zum Dorf getragen.

Meine beiden letzten pflegt
Uns der holde Lenz zu geben;
Sanft von mildrem Licht bewegt,
Leis von kühler Luft bewegt,
Sieht man sie zum Himmel streben;
Wenn sie künstlich sich verbinden,
Kann man sie am Wagen finden.

Fruchtlos schützt der Sonnenhut
Selbst die Schönste vor dem Ganzen;
Wär die Haut wie Schnee und Glut,
Weiß es doch mit gierger Wut
Auf die Wangen sich zu pflanzen.
Liebe Mädchen! laßt es bleiben,
Es durch Künste zu vertreiben.

F. Kind.

Am 3. Octbr.

Charade.

Die Erſte dient, wo's Sich'rung gilt, durch Strenge,
Sie treibt, was ſie umfaſſet, in die Enge,
Wohl half ſie Manchem aus des Waſſers Wogen;
Doch hat ſie Manchen auch ums feſte Land betrogen. —
Die Letzten ſieht man häufig bei den Frauen,
Doch ſind ſie häufiger in manchem Wald zu ſchauen.
Wer drüber geht, geht keine ſichre Bahn,
Und ſteht man drauf; ſo zeigt es Unruh an. —
Das Ganze ſind gar nützliche Geſellen,
Die, meiſt zu fünfen, ſich zuſammen ſtellen
Und thätig ſeyn für Jung und Alt.
Der Meiſt'rin, die ſie hält, gewähren
Sie Unterhaltung oft und oft auch Unterhalt,
Ein Dichter hob ſie drum zu hohen Ehren.

Böhm.

Am 4. Octbr.

Logogryph.

Wird mir der Kopf entzogen,
So ändr' ich bald den nur gefaßten Sinn,
Bald krümm' ich mich in tausend Bogen
Nach meines Urahns weitem Reiche hin.
Nimm mir den Fuß und gieb den Kopf zurücke,
So hüte dich, daß ich dir nicht den Kopf verrücke.
Denn ohne Gränze iſt meine Macht,
Und mein Gebot wird auf den erſten Wink vollbracht.
Was meiner Laune gefällt,
Dem huldigt ohne Widerſpruch die Welt.
Doch ſoll mich ſelbſt der Tod nicht faſſen,
So muß ich eilendes Flugs die eignen Kinder verlaſſen.
Mit Kopf und Fuß muß ich dann langſam wiederkehren,
Und die Verlaſſenen mit giftigem Hauche zerſtören.
Denn aller Macht der Erde ſprech' ich Hohn
Und Särge bauen mir in Grüften meinen Thron.

Alles was lebt muß meiner Macht sich beugen,
Und todtes Schweigen
Herrscht in meinen Reichen.
Doch kannst du mir Kopf und Fuß entreißen,
So kann ich mich mächtger als vorhin bewei-
sen.
Was ich mit Kopf und Fuß vernichte,
Umstral' ich nun mit himmlischem Lichte,
Und was sich meiner werth kann zeigen,
Das kann ich mit Kopf und Fuß nicht erreichen.
Was ich erwählte, altert nie,
Es lebt in ewger Poesie.

A. Apel.

Am 5. Octbr.

Palindrom.

Im Schoß des Winters wird geboren
Ein widerliches Kind,
Zum Freund gewöhnlich nur erkohren
Von dem, der Böses sinnt.
Bei Nacht nur kann der graue Schleier
Die Erde überziehn,
Stets muß er bei des Tages Feier
Der Sonne Strahlen fliehn.

Doch, wird die Ordnung nur der Zeichen
Des Wortes umgekehrt,
So muß der trübe Schleier weichen,
Der uns den Blick verwehrt.
Nun muß, was immer uns soll laben,
Auf diesem Worte ruhn,
Selbst ist es von des Himmels Gaben
Die schönste Gabe nun.

W***n.

Am 6. Octbr.

Charade.

Erste Sylbe.

Nach mir sehnt sich in Sturm und Wetter
Der Schiffer, fleht zu Gott um mich.
Es sehnt nach mir der bleiche Städter
Beim linden Hauch des Frühlings sich,
Nach meinen ungefälschten Gaben,
Nach meinem Leben, sanft und still,
Wer König seyn will, muß mich haben,
Mich, wer ein Gärtner werden will.

Zweite und dritte Sylbe.

Vertraue nie mir deine Habe,
Dein Glück und deine Ruhe an;
Betrügerisch ist unsre Gabe,
Sie lockt dich auf des Elends Bahn;
Es täuschet unter bunten Decken
Der Furie verwegne Hand.

Nur Arbeit kann das Glück erwecken;
Nicht unser Zufall — nur Verstand.

Das Ganze.

Nur dünne Thürmchen siehst du ragen,
Siehst Alpen Maulwurfshügeln gleich;
Ja, klein und zierlich aufgeschlagen,
Vor dir ein großes Kaiserreich.
Mit bunten Farben ists geschmücket,
Du stehst davor, und fleugst zum Ziel.
Vom höchsten aller Thürm' erblicket
Dein Aug' kein Hundertheil so viel.

K r.

Am 7. Octbr.

Homonyme.

Regelmäßig, schulgerecht
Gehts in meiner Sylbe zu,
Aber wieder pflegt der Knecht
Schnarchend auch in mir der Ruh,
Drittens auch gebraucht man mich
Zarte Achtung anzudeuten,
Viertens endlich ärgr' ich dich
An dem Himmel wohl zu Zeiten.

Th. Hell.

Am 8. Octbr.

Énigme.

Quoique dans un âge avancé,
J'ai toujours ma vigueur première;
Camille, que Caron nous dépeint si légère,
Ne sauroit se flatter de m'avoir dévancé.
D'une égale viteſse en tous lieux je vole,
L'été comme l'hiver, la nuit comme les jours.
De l'uniformité je suis le vrai simbole:
Rien de plus réglé que mon cours.
Tout le monde pourtant n'en juge pas de même,
A la cour et dans les cachots
Contre ma lenteur on blasphème.
Pendant le règne des pavots
Ma célérité semble extrême;
Je suis même, aux yeux des dévots,
Un peu parresseux en carême;
Je le parois surtout lorsque la fièvre blême

Sur un corps épuisé frappe à coups inégaux;
Mais combien on voudroit que je fusse en repos,
Lorsque près du bonheur suprême.
On brûle de l'encens aux autels de Paphos!
Tantôt on me maudit, tantôt on me souhaite;
Pour me voir arriver il faut être sorcier:
On aime à me gagner avec un créancier.
Trop souvent on me tue, et puis on me regrette.
L'autre vient de me perdre en me définissant;
Ne vas pas, cher lecteur, me perdre en me cherchant.

Am 9. Octbr.

Charade.

In Nummer eins und zwei
War einst ein Hochzeitschmaus;
Das Nichts spricht Nummer drei
Und Nummer vier dir aus.
Die Fünf ist, wie das Ganze, honigsüß,
Und durch ein Wunder ließ
So süßer Trank bei jenen Hymenäen
In Nummer eins und zwei sich sehen.

F. Kind.

Am 10. Octbr.

Charade.

Es stammen meine Ersten beiden
Aus gluterfüllter Werkstatt ab,
Die dritte pflegt das Wasser zu bereiten
Aus Stoffe, den das Pflanzenreich uns gab:
Und Beides wird gebraucht, das Plätzchen vorzurichten,
Wo schauervoll die Schatten sich verdichten.
Wen sein Beruf die Ersten zwingt zu führen,
Vergießt den Schweiß für kärgliche Gebühren,
Mehr lohnt sich dem der Aufwand mindrer Kraft,
Der Feineres aus meinem Letzten schafft.
Das Ganz', ein Werk der Kunst, ich glaub', es wird gefallen,
Je seltner jetzt uns seine Töne hallen,
Ein Grad von Rauhheit läßt in ihm sich nicht verkennen;
Doch hat es nicht verdient, so hart es zu benennen.

Bchm.

Am 11. Octbr.

Charade.

1te Sylbe.

Nicht ohne mich kann diese Welt bestehn,
Ich finde stets ein Plätzchen zum Entfalten,
Du suchst umsonst mit Händen mich zu halten,
Weil' ich zu lang bei dir, bring ich dir Untergehn.

2te Sylbe.

Hoch rag' empor ich in des Himmels Raum,
Man schmückt mich schön von Innen und von Außen,
Und in mir selbst muß ich dann wieder hausen
Und bin ein Tausendtheil von meinem erstern kaum.

Das Ganze.

Der Zukunft heimgegeben ist mein Loos,
Ich schwind und komme flüchtig wie Gedanken,
Ich bin unendlich, kenne keine Schranken,
Und Phantasie zieht mich an ihrem Busen groß.

Th. Hell.

Am 12. Octbr.

Logogryph.

Ein Band, das diesen fest, wie irgend eines, bindet,
Wovon sich jener los, leicht wie vom Zwirne, windet,
Dies Band nennt euch mein Wort. Setzt noch ein Zeichen vor,
So nennt's den Zustand deß, der, was ihm lieb, verlor:
Und noch ein Zeichen vor, so ist's für jedermann
Bedürfniß, manchem Zier, ein Ding das Scham ersann.

W***m.

Am 13. Octbr.

Logogriphe.

Rosine, comme toi je plais et j'intéresse;
Mes traits comme les tiens impriment de l'amour:
J'annonce comme toi l'aurore d'un beau jour
Et chasse loin des coeurs la crainte et la tristesse.
De ce bonheur pourtant je fais très-peu de cas.
Rosine il en est un qui me plait davantage;
Car, en m'ôtant un pied, j'anime ton image:
Et mes frères et moi voltigeons sur tes pas.

Am 14. Octbr.

Charade.

In Nummer drei und Nummer vier
Wird eins und zwei logirt;
Den wackern Wirth, der sie quartirt,
Benennt das Ganze dir.

F. Kind.

Am 15. Octbr.

Charade.

Die Letzten beiden sind bestimmt, im Großen
Verwahrungsort fürs Köstlichste zu seyn,
Was uns der Erde Schöpfungskraft leihn.
Dies Köstliche schmückt Wang' und Mund mit Ro-
sen;

Denn üppig stößt es uns die Ersten beiden ein,
Weckt süßen Drangs der Liebe traut'res Kosen.
Mein Ganzes, zwar dem Zweck nach lobenswerth,
Trägt, kleinern Umfangs, offen das Gemeine,
Was keine Spur des Ersten Paars gewährt,
Was, statt sich ihm zu nahn zu friedlichem Vereine,
Vielmehr dies Erste Paar nach Möglichkeit bekrieget
Und es, nicht selten uns zum Heil, besieget.

Wchm.

Am 16. Octbr.

Räthsel.

Gleich dem Phönix, den die Glut geboren,
Steig' ich aus dem Feuermeer empor,
Schweb' im weiten Luftraum, schreibe Horen
Ihren Tanz mit heller Stimme vor,

Traurig klag' ich über frische Grüfte,
Stürme, wo empörte Flammen sprühen,
Warnend hall' ich durch die Felsen-Klüfte,
Töne lustig, wo die Heerden ziehn;
Andacht weck' ich in des Frommen Herzen,
Jauchze bei der Ehe süßem Bund
Und der Trauernden verborgne Schmerzen
Mach' ich laut, doch ohne Zunge, kund.
Selig der, dem jede Lebensstunde
Als der Ruf zu reiner Lust erklingt,
Dem mein letzter leiser Ton die Kunde
Der Vergeltung schöner Thaten bringt.

K. M.

Am 17. Octbr.

Charade.

Die ersten Sylben hat man alle Tage
Man mag sie wollen oder nicht,
Beständig hört man drüber Klage,
Doch hilft es nichts, was man auch spricht.
Die dritte zeigt den Potentaten,
Der über Weiber Herrschaft übt,
Und hochgeehrt in seinen Staaten
Nichts thut als ißt und trinkt und liebt.
Das Ganze thront auf hoher Zinne
Von innern Kräften nicht bewegt,
Damit es Leben nur gewinne,
Wenn sich die Kraft der Lüfte regt.

Th. Hell.

Am 18. Octbr.

Logogryph.

Zwei Sylben sind es, die in mir sich paaren.
Obschon Natur mir keine Füße leiht;
So lauf' ich doch, allein ich nehm' mir Zeit,
(Man wird wohl schwerlich meinen Lauf gewahren,)
Und was mir aufstößt auf der stillen Bahn,
Dem biet' ich freundliche Umarmung an.

Jetzt wendet nur die Ordnung meiner Zeichen;
So lauf' ich stürmisch durch den düstern Wald,
Zumal wenn mir des Feindes Stimme schallt,
(Nur schwer bin ich im Laufe zu erreichen,)
Und was im Laufe mich zu hindern droht,
Das fall' ich an auf Leben und auf Tod.

Bchm.

Am 19. Octbr.

C h a r a d e.

A. Mlle. D. —

Le plaisir, l'amour et les graces,
Lorsque vous faites, mon premier,
Semblent voltiger sur vos traces,
Tout sage que soit mon dernier,
Il brigue en vous voyant le bonheur de vous plaire.
Ah, si la vie est mon entier,
Avec vous trop heureux celui qui peut le faire.

Am 20. Octbr.

Logogryph.

Fünf Zeichen machen mein einsylb'ges Wörtchen aus;
Du brauchest mich zuerst, erbaust du dir ein Haus.
Das erste Zeichen weg, so bin ich wie die Welt,
Und wie ihr stummer Fürst, dem mancher gleicht, das Geld.
Ein Wörtchen kommt heraus, wenn auch das Zweite schwindet,
Was alles in der Welt, selbst Gott und Tod verbindet.

Am 21. Octbr.

Charade.

Mein Erstes ist Gebrauch bei Leuten,
Die sich nicht Duzen, Ihren, Sieen.
Auch gilt es, jeden Mann historisch anzudeuten.
In Lust und Leid, in zornigem Erglühen
Und süßem Zartgefühl bedient ihr euch des Zweiten.
Mein Drittes — eine Stadt, wo Sitt' und Freiheit blühen.
Dem Zweit'- und Dritten dürft zu keinen Zeiten
Ihr ungehorsam euch entziehen.
Mein Ganzes kann dem Stärksten nur gelingen,
Und blos Gewalt hier zum Gehorsam zwingen.

G.

Am 22. Octbr.

Charade.

„Wem blühet doch am schönsten wohl das Leben?"
Wem noch die erste Sylbe nicht entschwunden.
„Wer mag des Glückes Gipfel wohl erstreben?"
Wer nach des Herzens Wunsch die zweite hat gefunden.
„Wo ist der Unschuld Blüthe still verborgen?"
Am schönsten, in des Ganzen Lebensmorgen.

W***m.

Am 23. Octbr.

Logogryph.

Wenn der Accent auf meinem Ersten ruht,
Wißt, daß es widrig schallt, und wehe thut,
Fänd's auch der Gläubiger, der Staat, der Krieger gut. —
Dem Herzen thut es wohl, und schafft im Leiden Muth,
Wenn der Accent auf meinem Zweiten ruht.

Am 24. Octbr.

Énigme.

J'ai les femmes pour ennemies,
Si l'on croit certain chroniqueur,

Vois, ami, quel est mon malheur
D'être banni de leurs parties!

Aux hommes moins indifférent
Parfois ils me rendent hommage;
Mais c'est un honneur de passage:
Je ne suis Roi que dans certain couvent.

Combien de fois l'amant timide
Me, garde-t-il contre son gré?
De ces messieurs rarement révéré:
Peu voyagent sous mon égide.

Il est pourtant, sans vanité,
Des cas où j'ai l'éloquence en partage;
D'autres, où de stupidité
Je suis la plus parfaite image.

A bien des divers mouvemens
Je dois mon essence et mon être:

Je donne des plaisirs, je cause des tourmens;
N'en est-ce pas assez pour me faire connoitre?

Am 25. Octbr.

Charade.

Die Erste.

Ich steige mit dem Abend nieder.

Die Zweite.

Am Morgen nur beginnt mein Lauf.

Die Erste.

Ich kühle sanft die Augenlieder.

Die Zweite.

Und alles Leben weck' ich auf.

Beide.

Doch wenn wir freundlich uns verbinden,
Dann halten wir gar seltsam Haus,
Wir scheinen Beide zu verschwinden,
Und doch bleibt keines völlig aus.
Wir fahren durch des Dunkels Grauen,
Beherzt wird selbst, wer nicht uns sieht!
Doch wenn wir selbst ins Aug' uns schauen
Ha! wie dann Eins des Andre flieht.

F. A. Kuhn.

Am 26. Octbr.

Charade.

Ein Sprichwort giebts, — Ihr kennt es Alle
Als Nothbehelf, der Euch in manchem Falle
Entschuldigung für das „zu wenig" bietet,
Mit dem, weil es Oraketspruch ihm scheint,
Es niemand besser als der Kaufmann meint,
Das zu verletzen niemand mehr sich hütet. —

Dieß Sprichwort ſtellt mein Sylbenpaar
Als unverträglich, unvereinbar dar.
Wiefern dieß für Verleumdung nur zu deuten,
Wiefern für Wahrheit, mag ich nicht entſcheiden;
Doch hier eint friedlich ſich mein Paar zu einem Ganzen, —
Das ſelbſt entſprießet, ohne es zu pflanzen,
Gehörts gleich nur dem Kräuterhandel an;
So ſchätzt es doch als heilſam jedermann.

Bchm.

Am 27. Octbr.

Charade.

Mein zweites Sylbenpaar, gar dick und wohlgenährt,
Bald grau, bald ſchwarz, bald weiß, bald reich geſchmückt ſich zeiget,
Des Heils bedürftig oft, es doch das Heil gewährt
Und jeder Gläubige vor ihm ſich tief verbeuget.

Besonders wird ihm dann der Ehrfurcht reicher Zoll,
Steht es in meiner ersten Sylbe weiten Hallen,
Dort kniet die Menge oft und betet andachtvoll
Und von der Töne Klang Gewölbe wiederschallen.
Mein Ganzes aber gilt nur als ein dummes Thier,
Und ist ein Philosoph doch unter seines Gleichen,
Es spricht so albern oft, als wärs ein Mensch wie wir,
Und nie wirds ein Poet in seinem Flug erreichen.

Th. Hell.

Am 28. Octbr.

Charade.

Ich bin das erste, spricht die zweite,
Der zweiten Hälfte lacht dabei,
Und denkt vielmehr, daß sie es sey.

Das Ganze zieht den Degen aus der Scheide,
Und ruft, „schlagt an, gebt Feuer,“ ungestraft
und frei.

Th. Hell.

Am 29. Octbr.

'Charade.

Der Trinker.

Was? nur die ersten soll ich trinken,
Indeß mir Bacchus Gaben winken,
Der einzig doch die dritte stillt,
Die meine Brust verzehrend füllt?
Nein, lieber zech' ich kurze Jahre;
Dann führ', o Ganzes, mich zur Bahre!

F.

Am 30. Octbr.

Charade.

Mein erstes nennt den Mann, der, tief
Zum Sitz der Seele vorgedrungen,
Sie bei der Menge Huldigungen
Herauf zum Anschaun aller rief.
Die zweiten giebt Natur, doch Fleiß
Veredelt sie erst hier zu Lande.
Sie sprengten einst der Freiheit Bande
Und waren selbst der Schönheit Preis.
Wie wichtig der gelehrten Welt
Ist nicht mein Ganzes? es gewähret
Den Stoff, der Schillers Haupt verkläret
Und Klopstock neben Engel stellt.

Th. Heil.

Am 31. Octbr.

Charade.

Ich steh an meines Fürsten Seite,
Sein Diener, aber nicht sein Knecht,
Von meinem Berg-schau ich ins Weite,
Mein Wahlspruch lautet schlecht und recht.

Wovor das Völklein unten zittert,
Das ist dem Freien hohe Lust,
Und, unbefleckt und unerschüttert,
Bricht nur der Tod die starke Brust.

Geformt aus blinkendem Metalle,
Dien' ich der ersten gern als Zier,
Es klirrt von mir die weite Halle,
Und tönt der Boden unter mir.

Feindselig allem Zaum und Zügel,
Selbst träg und schwer, doch nimmer matt,
Geb ich dem schnellsten Rosse Flügel,
Wohl dem, der nicht zu viel mich hat!

Wo hat das Erz sich hin verloren?
Wo ist der's trug, der stolze Mann?
Ich seh mich freudig neugeboren,
Mit Himmelsblau mich angethan,

Zu Liebespfeilen sind die Waffen,
Der Erde Mark' verklärt zu Licht.
Der Stahl in Nectar umgeschaffen, —
Errathst du meinen Namen nicht?

Am 1. November.

Charade.

Die ersten 3 Sylben.

Die Handlung deut' ich an, die (biblisch ausgedrückt)
Das Hohe, Göttliche, im Herzen ehrt, erhebet,
Auch wohl durch That und Wort sich auszusprechen strebet.

Die 4. Sylbe.

Dem Irrenden, den schwer des Pfades Dunkel drückt,
Werd' ich, so schwach ich bin, um neu zu hoffen, gnügen;
Doch traut mir nicht zu fest, — ich kann wohl auch betrügen.

Das Ganze.

Mich habt Ihr wirklich nie, auf Bildern nur, erblickt,
Licht hat mich nicht gezeugt, in der Begeiſtrung Stunden
Ward ich vom dunkeln Wahn der Frömmigkeit erfunden.

Bchm.

Am 2. Novbr.

Énigme.

Nous sommes douze soeurs, filles d'un même père,
Pas toujours d'une même mère.
Chacune successivement
Enfante quatre mâles,

Qui produisent pareillement,
A distances égales,
Plus de trois cents filles par jour,
Chacune à son tour.
Ceux-là naissent de leurs femelles;
Nous en naissons aussi bien qu'elles;
Ils nous forment, nous les formons,
Après quoi nous recommençons.

Am 3. Novbr.

Charade.

In England nur trift man mein erſtes an,
Doch hier zu Lande trages höchſtens Thiere,
In Frankreich nennt man einen weiſen Mann
Wer von den letzten hat ſo viel als Viere,
In Deutſchland ehrt man auch dies Kleinod ſehr,
Den Engeln gleich heißt der, der es beſitzet,

Und doch ist wahr, daß ob's gleich zu erringen schwer,
Das Gegentheil doch oft weit mehr zum Glücke nützer.
Das Ganze habt ihr, wenn ihr meinet
Geldbeutel sey das Wort von der Charade,
Es ist ein Ding, das unrecht stets erscheinet
Und oft das Kind verschüttet sammt dem Bade.

Th. Hell.

Am 4. Novbr.

Charade.

Ruhe sanft auf Nummer Eins,
Denn dich stört nicht dein Gewissen,
Auch ein schlechtes Schlummerkissen
Ist doch besser stets als keins.
Gehe dann durch Nummer zwei,
Zwar nicht Blumen wirst du treffen,

Doch wird kein Moraſt dich äffen,
Und der Weg iſt Felſenfrei.
Hat das Ziel erreicht dein Fuß
Schreibe dann an deine Lieben
Die zu Hauſe dir geblieben,
Und das Ganze brauch' am Schluß.

Th. Hell.

Am 5. Novbr.

Charade.

Eine hehre, ernſte, milde Königin
Iſt die erſte Sylbe. Labend ſpendet,
Wo der Gott die Pfeile hingeſendet,
Sie den Balſam der zwei letzten Sylben hin.
Dann — und davon iſt der Name ihm gegeben —
Wacht das Ganze auf zu ſchönerm Leben.

W***m.

Am 6. Novbr.

Logogryph.

Ruh' auf meinem Ganzen wieder,
Armer muder Wandersmann!
Wirf den schweren Bündel nieder!
Lagre dich! Entschlummre dann!
Ach! geleitet dich durchs Leben,
Was, wenn ab ein Zeichen fällt,
Dich dem Freunde zugesellt,
Kannst du schlummern ohne Leben
Bis zum Tag in beß'rer Welt.
Aber Lust und Freude weichen,
Trifft dich Armen das Gefühl,
Das, vertilgst du noch ein Zeichen,
Füllt mit Dornen deinen Pfuhl.

Am 7. Novbr.

Logogryph.

Fünf Zeichen nennen einen Fisch
In Stromesflut, nicht in den trüben Teichen;
Du findst ihn selten auf des Armen Tisch,
Er ist oft Leckerkost des Reichen.

Ein Zeichen mehr, so blüht's, wie Röschens Augen,
Schlüpft wie ein Aal durch die gelüfte Hand,
Und eilet sich, zur Hülle ihr zu taugen,
Zu Busentuch und Nachtgewand.

F. Kind.

Am 8. Novbr.

Logogriphe.

Je suis un animal muet
Qu'on ne prend guères sans filet.
Lecteur, si tu me décomposes,
En moi tu trouveras des choses
Sans liaison et sans rapport.
Que l'on retranche de mon corps
La tête; je suis dans l'église
Un vêtement que fort on prise,
Une marque de dignité.
Qu'on coupe l'autre extrémité,
Je ne suis bon qu'à la cuisine;
Gens affamés du rôt sans moi crieroient famine.
Qu'on me coupe la tête et la queue à la fois,
Mon tronc par d'invisibles lois

Se pétrifie,
Et des mers en courroux je brave la furie.

Am 9. Novbr.

Palindrom.

Liebliche Gaben bring ich dir,
Nahest du dich von vorne mir,
Aber von hinten gelesen
Bin ich ein wildes Wesen,
Erst getödtet zu gebrauchen,
Wenn die Schüsseln von mir rauchen.

Th. Hell.

Am 10. Novbr.

Charade.

Wer war dem Ersten je, dem häßlichen, gewogen?
Auf bleicher Wange mahlt sich der Verdruß, —
Oft schadet es, meist trübt es den Genuß
Der Früchte, die Fortuna uns gezogen.

Der Letzten Paar darf nicht auf freies Wachsthum hoffen, —
In andrem Sinn befestigt, bindets gern,
Und lag es Eurem Scharfsinn nicht zu fern;
So habt, wie sich's gehört, Ihr es getroffen.

Das Ganze fühlet Ihr zuweilen an den Händen, —
Es kann wohl nichts bedeutungsloser seyn;

Doch iſts dem Aberglauben nicht zu klein,
Ihm einen Grad von Wichtigkeit zu ſpenden.

Bchm.

Am 11. Novbr.

Charade.

Die erſte fällt nicht auf die zweite gleich,
Iſt bald Erquickungs arm bald reich,
Indeß die zweite meiſtens Schmerz bereitet,
Doch auch, wenn man ſie macht, fürs Glück entſcheidet.
Das Ganze bleibt der Kunſt der Mahler eigen,
Doch wirds Euch manchmal auch ein Jäger zeigen.

Th. Hell.

Am 12. Novbr.

Charade.

Auf der ersten giebt es reiches Futter,
Aussicht für den Rauchfang und die Winterbutter;
In dem zweiten ist bequemer Raum
Für die Wäsche, Obst und andre Spenden,
Die uns Flur und Gärten freundlich senden,
Selbst für des Champagners theuern Schaum.

Eine leichte, preisgegebne Schanze,
Schwankend in den Lüften, ist das Ganze,
Ist der Altan auf gar leichtem Thurm;
Auf zu ihm fährt man an leichten Stricken,
Wie zu Liebchens Fenster, nach dem Sturm,
Nach dem heitern Himmel umzublicken,
Und gar oft ruft Alles jubelnd laut,
Was der leichte Thürmer dort geschaut.

F. Kind.

Am 13. Novbr.

Charade.

Nicht freundlich iſt der erſten Sylbe Ton,
Wenn ſie das Ende, den Verluſt bedeutet.
Gefahren von der zweiten Sylbe droh'n,
Dem Krieger ſind ſie und Verliebten oft bereitet.
Das Ganze findet ſich bald in des Kaufmanns Laden,
Bald wo des Landes Stände ſich berathen.
Hier wird es vor den andern hochgeachtet,
Dort aber wird's als werthlos nur betrachtet.

W***m.

Am 14. Novbr.

Énigme.

D'un labyrinthe obscur où règnent les allarmes
Je sors sans être vu, pour expirer soudain;
Dans les lieux que j'habite on chercheroit en vain
De la tranquillité la douceur et les charmes.
Sans être ni bandeau, ni flèche, ni carquois,
Je vole sur les pas du dieu de la tendresse;
De l'excès du plaisir, du sein de la tristesse,
Je nais chez les bergers ainsi que chez les rois.
Une foule d'amans, adorable Thémire,
Me firent mille fois paroître à votre cour:
Au nom de vos beaux yeux, payez-les de retour:
Aimez, et vous allez étendre mon empire.

Am 15. Novbr.

Charade.

Prächtig glänzt die erſte Sylbe uns entgegen;
Schüchtern nahn wir uns, doch Hoffnung, der liebliche Schimmer
Werde die Wolken von unſerer Stirne zerſtreuen,
Giebt nur Vertrauen und Muth: wir klagen dem glänzenden Manne
Frei die Noth, die uns drückt, und bitten um ſchleunige Hülfe.
Ach! da erhalten wir oft zur Antwort die letzten zwei Sylben,
Warlich kein Balſam von Mekka, die brennende Wunde zu kühlen!
Komm, Freund! begleite zum Ort mich, den dir das Ganze bezeichnet.
Dort ſey die Erde vergeſſen mit allen ihren Gebrechen —
Sey nur dem ſchöneren Himmel die ernſte Betrachtung geweiht!

Am 16. Novbr.

Charade.

Glücklich, wer für seines Lebens Nachen
Ankerschutz im Letzten Paare fand:
Laßt der Stürme wilden Zorn erwachen,
Ihm wird nimmer seine Ruh entwandt!
Wenn des Stundenglases letzte Körner rinnen, —
Hohen Muthes scheidet er von hinnen.

Wen des Zweifels Fäden leicht umstricken,
Fürchtet leicht mein Erstes Sylbenpaar,
Meint, bei jedem Schritt es zu erblicken,
Und es ist ihm Losungswort sogar,
Schwer nur wird er zu Entschlüssen sich bestimmen,
Schwer, Zufriedenheit, dein Glück erklimmen.

Wer dem Ganzen pflegt Gehör zu leihen,
Giebt wohl nimmer weisem Zweifel Raum,
Baut auf leere Spiegelfechtereien,
Sieht Gespenster, fürchtet seinen Traum,

Fühlt sich kalt betasten, fühlt des Alpes Drükken,
Hört mit Angst die Uhr des Todes picken.

Bchm.

Am 17. Novbr.

Palindrom.

Zwei Sylben bilden mich nicht langes Wörtchen,
Von vorn gelesen bin ich nur ein kleines Oertchen,
Doch dreh' mich um, und siehe da!
Ich bin ein Land, das nie dein Blick wohl sah.

Th. Hell.

Am 18. Novbr.

Charade.

Mit den beiden letzten Sylben
Ging ein Wilder auf die Jagd,
Als noch kaum auf blauen Bergen
Morgenroth von ferne tagt.

Lange war er nicht gezogen,
Sieh, da kamen schnell heran
Die zwei ersten Sylben, freilich
Wars ums Jagen da gethan.

Denn sie trafen die zwei letzten
Und beraubten sie der Kraft,
Nicht durch ungestümen Angriff,
Langsam wurden sie erschlafft.

Endlich zeigte sich das Ganze
Reizend, hoffnungsvoll und schön,
Und es flohen die zwei ersten,
Wurden bald nicht mehr gesehn.

Die zwei letzten aber wurden
Wieder ſtark durch dieſe Ruh,
Und es ſchleppte reiche Beute
Oronal der Hütte zu.

Th. Hell.

Am 19. Novbr.

Räthſel.

Kennſt du das Zeichen, das die höchſte Wonne
Dem Liebenden für ſeine Glut verſpricht?
Es deutet ihm des neuen Lebens Sonne,
Er gäb' es ſelbſt um Crösus Schätze nicht!

Kennſt du das Zeichen, das zur feſten Kette,
Wenn du es öfter wiederholeſt, wird,
Und auf dem Stroh von ſeiner Lagerſtätte
Oft ſchaurig den Gefangenen umflirrt?

Verdoppelt bringt es Noth, nur einfach Segen,
Wenn's hier den Geiſt und dort den Körper hält,
Dies möge wohl bedenken und erwägen,
Wer vielfach es verſchenkt, wie's ihm gefällt.

Th. Hell.

Am 20. Novbr.

Énigme.

Sans tête, parfois couronné,
Portant barbe et point de menton,
J'habite un humide canton,
Où je me trouve environné
D'un mur plus étroit que mon corps.
Quel contraste dans mes accords,
Lecteur! ton esprit raffiné
De moi peut-il rendre raison?

Si tu ne m'as pas deviné,
Je sers de porte à ma prison.

Am 21. Novbr.

Charade.

Erste Sylbe.

Unbeständ'ger ist nichts und immer doch brauchen es alle;
Leben und Habe vertraut mancher dem lustigen Ding.

Die zwei letzten Sylben.

Vieles und herrliches beut die am buntesten spendende Göttin,
Welches ihr schönstes Geschenk, sagt dies Paar Sylben euch an.

Das Ganze.

Freilich nur auf Papier oder Messing wenige Striche,
Zeigt doch das Ganze euch an, wo auf der Erde ihr seyd.

W***m.

Am 22. Novbr.

Charade.

Die erste Sylbe klingt nicht selten naseweis
Und hat den Klügsten oft zum Trinken Stoff gegeben,
Die zweite nährt und lohnt des Bauren Müh und Schweiß;
Flocht um des Helden Haupt schon manches Lorbeerreis

Und koſtete ſchon Millionen Leben.
Das ganze Wort nennt einen groſſen Mann,
Den kleine Seelen zwar jetzt zu verringern ſtreben,
Doch deſſen Ruhm ihr Neid nie mindern kann.

Am 23. Novbr.

Palindrom.

Ich klimme ſchnell auf hohe Bergesrücken,
Spring über Klüfte raſch hinweg,
Die ſchroffſten Klippen ſind mein Steg,
Und umgeſtürzte Bäume Brücken.
Man ſetzt mir nach und oft verlocke
Den Jäger ich zu blutger Socke.
Du drehſt mich um, und allgewaltig
Beherrſch' ich Erde, Luft und Meer,
In jedem Element entfalt' ich
Die Obermacht und throne hehr,

Doch leider meist durch Blut und Leichen
Kann man allein dies Glück erreichen.

Th. Heil.

Am 24. Novbr.

Charade.

Dreisylbig.

In stiller Anmuth kommt's gezogen,
Wie Rosenhecken blüht es auf,
Und durch des Aethers blaue Wogen
Steigt es mit goldner Pracht herauf;
Kannst du des Räthsels Lösung finden?
Zwei Sylben mögen sie verkünden.

Wohl giebt es eine mächtige Heerde,
Von keinem Auge noch gezählt;

Sie weidet herrlich, fern der Erde,
Vom Glanz des ewigen Lichts beseelt.
Willst du der Lämmer Namen kennen?
Die dritte Sylbe wird ihn nennen.

Am frühen Tag erscheint das Ganze
Und steigt empor mit heiterm Sinn,
Und in des Morgens jungem Glanze,
Verkündets die Gebieterin,
Verkündet sie durch alle Weiten!
Sprich, kannst du mir das Räthsel deuten?

Th. Körner.

Am 25. Novbr.

Charade.

Mon premier à votre parure,
Belles, travaille nuit et jour:
Langage heureux de la nature,
Mon second vous plait en amour:
Pour vous donner enfin des armes
Contre les traits d'un séducteur,
Le ciel en formant tous vos charmes,
Plaça mon tout dans votre coeur.

Am 26. Novbr.

Charade.

Bei den ersten beiden nicht verweilen
Mag ich, bis mich Ueberdruß,
Alter und Melancholie ereilen,
Und dann folg' ich — weil ich muß.
Fröhlich sucht mein letztes bis dahin
Sich und all den Seinen Freude,
Nutzt zu Ernst und Scherz das Heute,
Und hofft von dem Morgen nur Gewinn.
Doppelt ist die Deutung, die das Ganze
Meinen schönen Leserinnen giebt;
Einmal wird's von ihnen in dem Glanze
Eines bunten Farbenschmucks geliebt,
Und das zweitemal verscheuchet
Es sie sicherlich durch Furcht und Graus.
Doch ob der Gelichte dem, ob jenem gleichet,
Mit der Liebe ists in beiden Fällen aus.

Th. Hell.

Am 27. Novbr.

Charade.

Mein Erstes, bold ist es den Sehern, wie den Blinden;
Doch läßt es sich nicht leicht mit offnen Augen finden.
Trotz ihrem Flehen kehrts bei Kranken selten ein,
Und dennoch pflegt es oft die Krankheit selbst zu seyn.
Die Stille liebt es nur, der Lärm jagt es von dannen;
Doch mancher Prediger pflegt schreiend es zu bannen.
Am liebsten stellt es sich, beschwört es ein Pact;
Allein kein Wieland ist, wer diese Kunst versteht.
Dem Elend' selber schafft es oft die höchste Wonne;
Doch nie beschleiche dich in seinem Arm' die Sonne!
Mein Zweites fordert zwar zu seinem Dienst ein Gott;
Doch liebst du es zu sehr, wirst du der Kinder Spott.

Es war der Ahnherrn Lust im Schatten ihrer Eichen;
Und ach! der Enkel kann auch hier sie nicht erreichen.
Dankt' ihr's, wie Diogen, nur keuscher Nymphen Huld,
Dann büßt ihr schmerzlich nie des wilden Taumels Schuld.
Flieht euch mein Erstes oft, gleich ungetreuen Schönen,
Vermag mein Ganzes leicht mit euch es zu versöhnen;
Und dieses Mittel, traun! liebt, trotz der Aerzte Rath,
Weit mehr noch als den Zweck, manch frommer Reichsprälat.
Im Schauspiel opfert' ihm die Wehmuth manche Zähre,
Wenn das, was ein Fragment nur blieb, ein Ganzes wäre.

Weissex.

Am 28. Novbr.

Charade.

Wer nicht gewohnt ist, hoch das Recht zu ehren,
Vor Unrechtthun sich jederzeit zu scheuen,
Der mag vor den zwei letzten es bereuen,
Denn allem Unrecht sollen diese wehren.'
Und daß ihr Zweck auch ganz erfüllet werde,
So mögen sie der Ersten Strenge nicht vermeiden,
Wär' endlich auch nicht anders zu entscheiden,
Als mit des Ganzen scharfem Richterschwerte.

W***m.

Am 29. Novbr.

Palindrom.

Zwei Sylben hab' ich, bin ein Ort,
In Holland — ja, nun geht's nicht weiter fort,
Sonst wißt ihr gleich aus Büsching oder Stein,
Was wohl mein Name möge seyn.
Doch will ich euch noch etwas leis verrathen,
Les't ihr mich rückwärts, so habt ihr ein Thier,
Das bringet dem Produkt besonders Schaden,
Wodurch die Welt Notiz nur nimmt von mir.
Es ist nicht groß, und nennt ihrs im Diminutiv,
So wett' ich, daß ein jeder nach dem Schönsten
lief.

Th. Hell.

Am 30. Novbr.

Charaden-Sonett.

Schon lange sind der Erde sie entschwunden,
Die Ersten, deren himmlisch-hohes Walten
Die Dichter alter Zeit so reizend mahlten!
Doch ihnen hat den schönsten Kranz gewunden

Ein neu'rer, der zu frühe das gefunden,
Womit sie ihre Lieblingssöhne zahlten,
Ach! klagt er sehnend, daß sie nicht mehr schalten!
An mildern Himmel waren sie gebunden!

In Stein verborgen ruhen meine Zweiten:
Aus Fingerspitzen seht ihr dort sie fahren,
Verwüstung hier und Tod anher verbreiten.

Mein Ganzes glimmt nur in der Bruſt von Geiſtern,
Die ſich des Höchſten, Göttlichen bemeiſtern,
Und, als verwandt den Erſten, offenbaren.

H—i.

Am 1. December.

Charade.

Gestern früh griff Töffel Mieken
An das erste, artig gnug,
He! da fing sie an zu quieken,
Wenig fehlt', daß sie ihn schlug.
Abends in den beiden letzten
Fand sie Bänder wunderschön,
Die sie ungemein ergötzten,
Ruhig ließ sie's da geschehn.
Aber Hans ward eifersüchtig,
Rief, „nein, das ist schlecht von dir,
„Thut er's wieder, gerb' ich tüchtig
„Ihm den Rücken durch dafür.
„Ja, wird er mir widersprechen,
„Will ich ihm das Ganze brechen."

Th. Hell.

Am 2. Decbr.

Charade.

Mein erſtes wählt den Wald zum Haus;
Mein zweites zieht die Lämmer aus;
Doch wenn ſich beides eint,
Dann zieht der froſt'ge Mann es an,
Wenn Eis und Froſt erſcheint;
Doch dankt's auch auf der Schlittenbahn
Manch Mädchen ihrem Freund.

F. Kind.

Am 3. Decbr.

Charade.

Die Erſte.

Ich halte rings die Welt umgeben
Bei ſchwarzer Nacht und Sonnenlicht,

Aus meinem Urquell trinkt das Leben
Und nur das Todte kennt mich nicht.
Wer freut sich ohne mich zu haben?
Und doch, wer hielt es für Gewinn?
Da ich von allen Erdengaben
Die herrlichste — und schlechtste bin.

Die Zweite.

Ich bin des Knaben Lustgespiele!
In meines Tempels buntem Raum
Erwacht zum herrlichsten Gefühle
Der Jungfrau Herz und glaubt es kaum.
Der Weise wählt mich, dir zu deuten,
Was schwerlich sonst dein Aug' ermißt,
Das Räthsel und den Lauf der Zeiten
Und wo du selbst im Weltall bist.

Beide.

Zu anderm Zweck sind wir verbunden,
Zum kühnsten, den man je erdacht.
Ist dir die Erde selbst verschwunden;
Ich öffne neuer Wunder Pracht.
Wo keines Menschen Fuß gegangen
Da bin ich schützend, Mensch! bei dir.

Drum laß dein Zagen, laß dein Bangen,
Ich bin dein Stern, vertraue mir!

F. A. Kuhn.

Am 4. Decbr.

Charade.

Ein Thier, das sich durchs Aeußre nicht empfiehlet,
Das jedermann als wild und grimmig kennt,
Ob Mancher schon mit ihm, nach langer Mühe, spielet,
Das ist es, was mein Erstes nennt.
Mein Zweites war, wie uns die Bibel lehret,
Zu Daniels, des Thiervertrauten, Zeit,
Ein Gott, — obschon durch Pfaffentrug geweiht,
Doch von dem Volke hochverehret. —
Nun wäre es zwar wider alle Pflicht,
Das Weib ein — grimmig Thier zu heißen;

Nein, nein: die wilden Thiere beißen,
Ums Himmelswill'n! das thun — die Weiber — nicht.
Und gegentheils, verzeiht mir, unterschreibe
Ich lange schon nicht mehr den Jugendwahn,
Von dem so Mancher schwer sich trennen kann:
Es wohne — Gottheit in dem Weibe;
Und doch, wollt Ihr mein Thier und meinen Gott vereinen,
So wird ein — Weibername Euch erscheinen,
Der Kindlichkeit in seiner Bildung führt,
Weshalb er auch der Jugend nur gebührt.

Hm.

Am 5. Decbr.

Enigme.

Issus de la même origine,
Mon frère et moi nous nous ressemblons peu,

Son visage sérein, enjoué, plein de feu,
Forme un entier contraste avec ma sombre mine;
Aussi jamais on ne nous voit
Habiter sous le même toit.
Quand il paroît, je fuis: dès qu'il sort, je me montre.
Opposés du matin au soir,
Ce qu'il veut qu'il' soit blanc, moi je veux qu'il soit noir;
Et je gagerois bien que jamais soeur et frère
Ne se sont rencontrés d'une humeur si contraire:
Enchaînés toutefois par d'éternels lieus,
Je marche sur ses pas, il marche sur les miens.
Au reste, ami Lecteur, crains peu notre discorde,
A s'employer pour toi chacun de nous s'accorde;
A nous employer bien mets aussi tes efforts,
Car qui ne nous a plus est au nombre des morts.

Am 6. Decbr.

Charade.

Zwar alles andre wird zu eitlem Tand,
Wevor die ersten beiden Sylben stehen;
Doch wem sie, mit dem letzten Paar genannt,
Die schönste Himmelsluft in's Leben wehen,
Dem wird das liebekranke Herz gesunden,
Der hat die höchste Seligkeit gefunden.
Nur leider! flieht zu oft des Ganzen Herrlichkeit
Mit jenes letzten Paars so kurzer Spanne Zeit.

W***m.

Am 7. Decbr.

Palindrom.

Einsylbig bin ich, aber sehr verschieden,
Bald gut, bald schlecht, bald mager und bald fett,
Man braucht im Kriege mich und auch im Frieden,
Bringt überall mich hin, doch ungern nur in's Bett.
Dreht man mich um, so fang ich an zu schlagen,
Doch fürchtet Euch nur nicht so sehr vor mir,
Oft dien' ich auch den Leuten nur zur Zier
Und in das Feuer selbst werd' ich getragen.

Th. Hell.

Am 8. Decbr.

Charade.

Du schönes Land, von Himmelblau umflossen,
Du reiches Thal, wo goldne Saaten sprossen —
Mein kleinstes Theil, wo doch das Ganze lebt,
Das in drei Sylben sich verwebt!

Der Lenz ist hin! Die Vöglein all' ermatten:
Da regt es sich in zarter Halme Schatten,
Da tönt den langen heißen Tag,
Was man auch doppelsylbig nennen mag.

Noch stärker tönen seine Schlummerlieder,
Noch traurender giebt sie der Nachhall wieder,
Wenn nun des Schnitters Sichel sinkt
Und Hesperus hernieder blinkt.

Denn dieses zarte, geistergleiche Wesen
Hat Sternenlicht und Schatten sich erlesen:
Es tönt die lange schwüle Nacht,
Von Lieb und Schwärmerei bewacht.

Sein Namensschwesterchen, sein holdes Wesen,
Hat auch die stillen Schatten sich erlesen!
Am liebsten flüstert's in der Nacht,
Von Eigensinn und Gram bewacht.

Ganz geistig ist dies: willst du ihm entfliehen,
So mußt du nach der ersten Sylbe ziehen;
So nimm die Sichel, die dem Schnitter blinkt
Bis Hespers Schein hernieder sinkt.

Denn ruhlos foltern seine Martertöne
Des satten Müßiggangs verwöhnte Söhne,
Und gleich dem Thierchen, das Horaz besang,
Folgt dir's durch Roßgewühl und Wagendrang.

Am 9. Decbr.

Charade.

Mit meinem Ersten ist der Mensch begabt, —
Was über ihm steht auf der Scharfsinnsleiter,
Hat's nicht, — hat's in der Regel nie gehabt, —
Es ist ein Theil der Frauenkleider.
Ein jedes Ding besitzt die letzten drei,
Ach wären sie nur immer gut zu nennen!
Oft dienen sie, an ihnen zu erkennen,
Wiefern ein Ding dem andern ähnlich sey.
Das Ganze raubt das edelste der Güter,
Drückt ungerecht die Aermern unsrer Brüder:
Drum, tragen sie noch irgendwo die Bürde,
Da rühme doch kein Staat sich seiner Würde.

Bchm.

Am 10. Decbr.

Charade.

Das erſte iſt ein Theil der Erde,
Das zweite braucht man, wenn man ſicht,
Und wo's an Waſſerfall gebricht;
Das Ganze dient zum Schutz vom Vaterherde.

F. Kind.

Am 11. Decbr.

Charade.

„Liegſt du wieder auf dem erſten?
Rief Herr Sum, und ſtand daneben;
„Ha, ich möcht' vor Aerger berſten
„Und dir gleich das Ganze geben!"

„Ach! das Ganze schmeckt so bitter!
Schluchzt der Herr Discipulus,
„Doch wenn sich das Ungewitter
„Einmal auf mich stürzen muß,
„Mögt Ihr erst die zweit' und dritte,
„Die dazu gehört, mir schenken,
„Die schmeckt süßer; bitte, bitte!
„Während ich das Ganze litte,
„Könnt ich dann an diese denken."

Th. Hell.

Am 12. Decbr.

Charade – Énigme.

Au désir je dois ma naissance,
Je meurs et nais à chaque instant.
Je suis de bien peu d'importance
Puisqu'on me donne à tout venant,

Tel qui me prodigue sans cesse
Voudroit m'avoir pour être heureux:
Un amant, près de sa maitresse,
En me trouvant comble ses voeux.

Dès l'aurore chacun m'appelle,
Me donne et me désire encor;
Dès midi ma force chancelle
Et la nuit me donne la mort.
On aime la double partie
Dont est composé mon entier;
Mon dernier, chose bien chérie,
Déplait s'il n'est pas mon premier.

Am 13. Decbr.

Charade.

Es kann zu seinen Heldenthaten
Der Krieger nicht der ersten Sylb' entrathen.
Nehmt nicht dies Wort in einem andern Sinn,
Sonst schwindet aller Reichthum hin. —
Die zweite Sylbe hat gegründet
Sich selbst ein Reich von eigner Art:
Das herrlichste, was ihr auf Erden findet,
Das wird in diesem Reich bewahrt. —
In jener schönen längst verschwundnen Zeit,
Als man nicht blos zum Spiel das Ganze brauchte,
Als noch kein Pulverdampf in Schlachten rauchte,
Da galt die echte, wahre Tapferkeit.

W***m.

Am 14. Decbr.

Charade.

Das lärmt, das tobt, das rauſchet auf und nieder,
Wenn meine Erſte Sylbe ſich erzeugt,
Melodiſch hallen oft die Lüfte wieder,
Wenn ihrem Schoos die Letzte früh entſteigt.
Mein Ganzes kommt geräuſchlos und beſcheiden,
Und plötzlich iſt es da, wie hingeſchneit,
Doch thät es beſſer, unſre Flur zu meiden,
Weil, wo es hauſ'te, nichts gedeiht.

Wchm.

Am 15. Decbr.

Charade.

So ist der Sylben erste, daß man leicht
Errathe, wie das ganze Wort wohl laute.
Denn ob das Nähere mein Mund auch schon verschweigt,
So fürcht' ich doch, daß ich zu viel vertraute.
Die zweite nennt euch einen heilgen Ort,
Den ehrfurchtsvoll ihr nur besuchet,
Und eine Stadt das ganze Wort,
Den Gott vordem verfluchet.

Th. Hell.

Am 16. Decbr.

Charade.

Die beiden ersten sind ein Thier
Von nicht besonderm Rufe.
Das dritte dient der Braut zur Zier,
Zur Mauer auch und Stufe.
Das Ganze ist auf weitem Plan
Ein wunderlich Theater.
Ein strenger Ritter steigt hinan,
Ein Schelm, ein frommer Vater.
Doch hoffe ja der Haupt-Acteur
Nicht lange dort zu hausen;
Schon harrt von Eins und Zwei ein Heer,
Ihn unverweilt zu schmausen.

F. Kind.

Am 17. Decbr.

Charade.

Die erste Sylbe.

Wohl zittert alles, wenn ich walte
Und Berg und Thal erdröhnen laut,
Und Städte beben, wenn ich schalte,
Und Vesten, mir zum Trotz gebaut.

Das letzte Paar.

Ich bin ein leichtes sanftes Wesen
Und bin so heimlich, traut und still,
Und das zu deuten auserlesen,
Was jedes Mädchen weiß und will.

Alle Drei.

Doch möcht' es wieder, traun! erliegen,
Wenn wir, von starker Hand gepaart,
Uns wollten an die Schwache schmiegen,
Wir, ein Gemächt ganz andrer Art.

Vermag doch selbst im Männerkreise
Jetzt selten einer unsre Wucht,
Drum wird es nach beliebter Weise
Mit Pappe vor der Hand versucht.

F. A. Kuhn.

Am 18. Decbr.

Charade.

Wenn sich die ersten beiden farbig schmücken;
So können sie den Schauenden entzücken,
Doch, wenn sie feindlich aneinander gehn,
Kann großes Unheil oft daraus entstehn.

Noch härter ist es, was die Dritt' entfaltet,
Wenn sie der Völker schönes Bündniß spaltet:
Der Kampf erglüht und Völkerglück verbleicht, —
Kein Ganzes mag bestehn, wo sie sich zeigt.

Erwartet ihr nun Besseres vom Ganzen? —
Die Fahne der Verheerung aufzupflanzen,
Ras't's wild daher, und eh' wir's uns versahn;
Schnell rette sich, wer noch sich retten kann.

Bchm.

Am 19. Decbr.

Énigme.

On m'élève au-dessus du plus grand personnage,
Aussi quand je parois, je fais grand étalage;
Je sers un maître ingrat qui pour remercîment
Me brise chaque membre impitoyablement,
Et divisant mon corps, en prison me renferme.
S'il dépendoit de lui j'y ferois un long terme.

Qui le croiroit, lecteur? contre toute raison,
Quand il fait un beau tems, je reste à la maison.

Am 20. Decbr.

Anagramm.

Als noch die Menschen, nimmer noch geschieden,
Ein Leben lebten unter Glück und Frieden,
Wie sie gelehrt die freundliche Natur,
Fand man von meiner Sylbe keine Spur.
Convention hat ihr das Daseyn nur gegeben,
So macht sie glücklich oft, oft traurig uns im Leben.
Und leider ist, was wir durch sie bezwecken,
Wenn wir das Wahre nun am Lebensschluß entdecken,

Dasselbe blos, was diese Sylbe nennt,
Wenn man von ihr das erste Zeichen trennt.

Th. Hell.

Am 21. Decbr.

Charade.

Mein Erstes, ein Beiwort, gebühret der Nacht,
Wenn zeitig am Himmel die Sonne erwacht,
Auch wird es dem Leben
Vom Sprichwort gegeben,
Oft wird es an weiblicher Kleidung belacht.

Wer sinnend sich tieferen Forschungen weiht,
Geräth wohl gar oft mit dem Letzten in Streit,
Nach ihm fragt er immer,
Beruhigt sich nimmer,
Bis genugenden Grund ihm sein Forschen verleiht.

Wo Freunde mein Ganzes mit fröhlichem Gruß
Entbietet zu heiterem Lebensgenuß,
Da hüpfet der Jokus
Auf lustigem Soktus
Und tanzet zu Boden den alten Verdruß.

Bchm.

Am 22. Decbr.

Charade.

Erste Sylbe.

Um mich wallt eine dunkle lange Hülle,
Mit tausend Feuerfunken übersä't.
Ein Kranz umflicht der Rabenlocken Fülle;
Die Erden-Diademe sind verschmäht.
Eh' Krono's noch das große All belebte,
Beherrschte ich mein stilles düstres Reich,
Eh' noch der Erd-Geist brausend es umschwebte,
War keine Macht an Größe meiner gleich.

Was frommt, sprach Kronos einst, die tiefe Stille?
Wo reges Leben ist, nur da ist Glück!
Sey Mutter jetzt! Es ist des Schicksals Wille,
Kein Sträuben ruft den großen Plan zurück!

Zweite Sylbe.

Und ich gebar das Lieblichste der Dinge,
Den Schmuck des All, des Erdballs erstes Glück.
Wohin es dringt im großen Welten-Ringe,
Flieht bang und scheu das düstre Grau'n zurück.
Doch mir ward nicht die süße Mutterfreude,
Mich flieht, was ich gebar; ich muß es fliehn!
So wollt' es Kronos. Ach, zum Raub dem Leide
Muß einsam ich auf meinem Pfade ziehn!
Entlockt mir dann die Sehnsucht bittre Thränen,
Dann folgt mein Liebling mir, und küßt sie auf.
Verbunden, doch getrennt, in stetem Sehnen,
Vollfuhren ewig wir den großen Lauf.

Das Ganze.

Den Namen gab man mir nach jenen Beiden:
Doch nichts kann wohl bescheidner seyn, als ich.

Ich diene Glücklichen, und euch, die schweres Leiden
Zu Boden drückt, noch mehr; ihr segnet mich.
Mit Pracht bin in Palästen ich umgeben,
Doch auch der Hütter pfleget sorgsam mein.
Die Furcht verliert durch meinen Schutz ihr Beben;
Ich zehre langsam mich, und höre auf zu seyn.

Augusta.

Am 23. Decbr.

Énigme.

J'ai trente enfans ou davantage,
Portant tous la barbe au menton;
Pour tenir en paix mon ménage
Au sexe féminin j'interdis ma maison.
Une fécondité si rare
Mériteroit un heureux sort;

Mais ma fortune est si bizarre
Que mes propres enfans sont causes de ma mort.
Ont-ils épuisé ma substance,
D'abord un avide inhumain
Usant de toute violence,
Vient sans nulle pitié les tirer de mon sein:
De mon réduire en esclavage
Mon tyran croit que c'est trop peu,
Car souvent pour dernier outrage,
Oubliant mes bienfaits il me condamne au feu.

Charade.

Von den beiden erſten Sylben
Spricht man in der Regel gut.
An die beiden letzten Sylben
Kalt zu denken, fordert Muth.
In den beiden letzten Sylben
Stecken meine erſten zwei,
Und die beiden letzten Sylben
Schafft man für die erſten neu.
Doch das Ganze kennt ihr Alle,
Einen armen Handwerksmann,
Den auf dieſem Erdenballe
Nur ein Schiff entbehren kann.

Am 25. Decbr.

Charade.

Erste Sylbe.

Die Mutter muß erst bald verderben,
Damit ich kann daraus entstehn,
Durch stetes Reiben, Schlagen, Drehn,
Könnt ihr mich dann allein erwerben,
Gern folg ich nun der Form, in die ihr mich gebracht,
Nur schützt mich vor der Sonne Macht.

Zweite Sylbe.

Sonst war ich wohl des Hauptes Zierde,
Und mein auch noch des Rückens Feld,
Wohl mancher hielt sich schon für einen Held,
Weil er mich stark und wunderlänglich führte,
Nun aber leider ist mein Reich vergangen,
Nur in vergangner Zeit strahlt noch mein Prangen.

Das Ganze.

Bezeichnend sich ich an dem schönen Theile
Des Jahrs, der Freuden doch fast allen bringt,
Der Wohlgeschmack, der innig mich durchdringt,
Er eint sich lieblich mit der Christen Heile.
Und wehe dem! der meinen Leckerbissen
Läßt, wenn ers kann, den besten Freunden miss-
sen.

Th. Hell.

Am 26. Decbr.

*Charade.

Zum Raub bereit, schwebt hoch in Lüften
Die erste Sylbe, stark und wild,
Die zweite ist der stillen Ruhe Bild,
Doch wohnt sie auch in tiefen, dunklen Grüften.
Das Ganze nennt die freudenvollste Zeit
Für Alt und Jung, doch aus verschiedenen Grün-
den,

Die ersten denken an die Ewigkeit,
Die andern nur an das, was sie auf Erden finden.

Th. Hell.

Am 27. Decbr.

Charade.

Das O und Ach vom müden Handwerksmann
Spricht in der ersten Sylbe euch nicht an;
Die Axt, der Hammer, schweigt in ihr,
Nur Sterne flimmern sehet ihr.
Irrt ihr im Dunkeln, wißt nicht aus und an,
Hilft euch die Zweite wieder auf die Bahn.
Ihr denkt, ihr habt's, und in dem Krankenzimmer
Verbreite sich des Nachtlichts sanfter Schimmer?
Für diesmal nicht; drum rathet nur aufs neu,
Mein Ganzes lebt und geht in die Kanzley.

Am 28. Decbr.

Charade.

Ein unzbar Völkchen sind die Ersten beiden,
Doch (hört man klagen) nicht zu allen Zeiten,
Geschöpfen von verschiedner Gattung geben
Sie arglos, je nachdem Ihr wollt, das Leben.

Die Letzten trifft man, wo sie sind, als Härchen.
Es kränkt die Ueberzarten jedes Härchen;
Doch minder zart behandeln oft sie Herzen,
Mit denen sie aus hoher Milde scherzen.

Das Ganze sind gar lästige Gesellen,
Die, Schmerz erregend, manch Gesicht entstellen,
Den besten Tänzer machen sie verdrossen,
Und eitlen Mädchen thun sie großen Possen,

Bem.

Am 29. Decbr.

Charade.

Wer unbestimmt von etwas spricht,
Entrathet meines Ersten nicht;
Doch hält es keinem Worte still,
Das, weiblich, ihm sich nahen will.
Für Alter und Geschlecht und Stand,
In Städten so wie auf dem Land,
Für ganze Völkerschaften auch
Ist meine Letzte ein Gebrauch.
Wo still und mild mein Ganzes thronet, —
In großen und in kleinen Kreisen, —
Wird man, weil sel'ge Ruh da wohnet,
Des Kreises Glieder glücklich preisen.

Wchm.

Am 30. Decbr.

Räthsel.

Kannst du den Talisman mir sagen,
Den schönsten Schmuck, der Männer ziert?
Nicht allen gönnt man ihn zu tragen,
Doch Heil dem Mann, dem er gebührt!
In seinem Schutze steht die Staaten,
Sein Haus und seiner Liebe Glück;
Denn mehr als Völker gilt er Staaten,
Er schützt sie oft mit einem Blick.
Nicht schaffen kann er, nur vernichten,
Doch leicht erwirbt er Geld und Land;
Die größten Kriege muß er schlichten.
Und wird vom Frieden doch verbannt,
Ja Wunder hat und kühne Thaten
In Mädchenhänden er gethan,
Ein Räthsel löste, nie errathen,
Ein Kaiser durch den Talisman.

Am 31. Decbr.

Charade.

Mein erſtes zeigt ein Nähern an,
Ein Wörtchen iſt's, das eint und bindet,
Auch giebts die Würde einem Mann,
Die man in Tunis, Algier, findet.
Die zweite Sylbe iſt wohl meiſt
Mit Schmerz und Schaden eng verbunden,
Auch wird, ſo wies im Sprichwort heißt,
Der Hochmuth oft davor gefunden.
Das Ganze gebt ihr, wenn ihr wollt,
Es freut gewiß ſtets den Empfänger,
Wenn ihr es dieſen Zeilen zollt,
Iſt hoch beglückt der Sylbenſänger.

Th. Heil.

Agrionien.

So hieß ein Fest zur Ehre des Bacchus mit dem Zunamen Ἀγριώνιος. Er bekam diesen Zunamen entweder wegen seiner Grausamkeit, oder wohl eher, weil er von Löwen, Tigern und andern wilden Thieren begleitet ward. Man beging dies Fest zur Nachtzeit auf folgende Art. Die versammelten Weiber suchten den Bacchus sorgsam auf, so als ob er ihnen entflohen wäre. Wenn sie eine Zeitlang vergebens gesucht hatten, sagten sie, er habe sich zu den Musen begeben, und unter ihnen versteckt. Hierauf stellten sie ein Gastmahl unter einander an, und brachten nach demselben die Zeit damit zu, daß sie

sich Räthsel und schwer zu beantwortende Fragen vorlegten. Bei diesem Feste wurde viel Epheu, als ein dem Bacchus geheiligtes Kraut, gebraucht.

Nach Potters griech. Archäologie.

Die Charaden an den Leser.

Buntes Geflügel sind wir und schwärmen,
Wie um Johannis das Fünkchen der Nacht;
Woll'n uns gar wenig drum grämen und härmen,
Daß uns der Dichter nicht reicher bedacht.
Ist nicht des Würmchen, mit Nayhta besenchtet,
Manchem erfreulich, doch warlich kein Stern;
Hab'n wir wie jenes ein Veilchen geleuchtet,
Frölicher Wandrer, so sterben wir gern!

F. Kind.

Druckfehler.

Seite 18 Zeile 12 statt beschrieben, lies beschriebe.
— 19 — 9 — ver l. von
— 20. — 10 — der l. den
— 62 — 16 sind die Einschließungszeichen wegzustreichen.
— 99 — 1 statt es, lies erst
— 107 — 4 — meine, l. meiner.
— 110 — 1 — ist das zweite Comma zur Ungebühr da
— 119 — 3 sey ein Comma der Punkt.
— — — 12 steht fälschlich das Comma statt Punktes.

1811.

Januar.

1. Neujahr.
2. Zierrath. *
3. Schleier. *
4. Duelle. *
5. Blaſebalg. *
6. Flamme.
7. Grabſchrift.
8. Milchſtraße. *
9. Schrittſchuh.
10. Landſtand. *
11. Laſt. *
12. Wallenſtein.
13. Muthwille. *
14. Kirche.
15. Herz.
16. Fernrohr. *
17. Schäferſtunde.
18. Haarkour. *
19. Fougueux.
20. Angle.
21. Leber. *
22. Thierkreis.
23. Wildſchur. *
24. Emma. *
25. Steingut. *
26. Maulaffe. *
27. Grabſcheit. *
28. Federkrieg.
29. Fortune.
30. Pantoffel *
31. Leinwand. *

Februar.

1. Misére.
2. Lichtmeſſe. *
3. Windbeutel. *
4. Seelenfriede.
5. Silberhaar. *
6. Moder. *
7. Lemmnud. *
8. Directeur.
9. Reichsapfel. *
10. Mittelmäßigkeit. *
11. Hofmann.
12. Frauenbild. *
13. Strumpf. *
14. Farbe.
15. Barbier. *
16. Convent.
17. Treue. *
18. Sprache.

19. Unschuld.
20. Ketten. *
21. Chiffre.
22. Thronhimmel. *
23. Grabmal.
24. Eis. *
25. Ruhm.
26. Fastnacht. *
27. Zeitraum. *
28. Schauplatz. *

März.

1. Espoir.
2. Rose. *
3. Weltmann.
4. Tagedieb. *
5. Mitgift. *
6. Mode.
7. Maintien.
8. Anstand. *
9. Zunge.
10. Feldzug. *
11. Wahnwitz. *
12. Rosegarten.
13. Ballast. *
14. Federleinwand. *
15. Chèvrefeuille.
16. Kartenhaus.
17. Vermund. *
18. Hühnerzugen. *
19. Geburt.
20. Aufgebot.
21. Eifersucht. *
22. La laitue N.
23. Austern.
24. Hinbrüten. *
25. Liebenwerda. *
26. Cordon.
27. Flotte.
28. Glatteis. *
29. Galgenstrick.
30. Weingeist.
31. Glockenspeise. *

April.

1. Le volant.
2. Rosenstock. *
3. Aga.
4. Augenblick. *
5. Halsgericht. *
6. Meerbusen.
7. Schneeglocke. *
8. Ballade. *
9. Police.

10. Zapfen.
11. Abendmahl.
12. Gras. *
13. la Chandelle.
14. Oſtern. *
15. Greis. *
16. Theebüchſe.
17. Damenbret. *
18. Zähre.
19. Wortkram. *
20. la Préface.
21. Stammbaum. *
22. Jungenheld.
23. Leberreim. *
24. Titelkupfer.
25. Hundezahn. *
26. Obhut. *
27. Rebell.
28. Staffelei. *
29. Neger. *
30. le Mariage.

M a y.

1. Waſſerjungfrau. *
2. Reiszeug. *
3. Taube. *
4. Lettre.
5. Mauswurf. *
6. Frauenhaar. *
7. Bienenſtock.
8. Merveillé.
9. Eden *
10. Grasmücke. *
11. Kopfgeld.
12. Haushaltung. *
13. Boucl
14. Kautſchuh. *
15. Heupferd. *
16. Wehmutter. *
17. Trompeter.
18. Hamburg.
19. Vogelfrei. *
20. Maasliebe. *
21. Naſeweis. *
22. Seeſchlacht.
23. Begierde. *
24. Facteur.
25. Thorweg. *
26. Landſturm. *
27. Cire d'Espagne.
28. Wilhelm. *
29. Adel.
30. Reſolut. *
31. Nachtſtuhl. *

Juny.

1. Aar. *
2. Zeit. *
3. Alter. *
4. Zeitalter. *
5. Wohlthat. *
6. Hochzeit.
7. Gauts.
8. Weinmörder. *
9. Dreieinigkeit. *
10. Rosier.
11. Stegreif. *
12. Suez.
13. Saumselig. *
14. Nichts. *
15. Bleiche. *
16. Parole.
17. Trauerspiel.
18. Regenbogen.
19. Vogelbauer. *
20. Storchschnabel. *
21. Schmetterling. *
22. Cornicho.
23. Herzbeutel. *
24. Freymaurer.
25. Gleichgültigkeit. *
26. Alpenhirtenfest.
27. Siebenschläfer. *
28. An.
29. Zuchthaus. *
30. Lieb. k.

July.

1. Urlaub. *
2. Mont.
3. Strichhütchen. *
4. Postille. *
5. Verstand. *
6. Miel.
7. Feierabend. *
8. Milchbart. *
9. Wehe.
10. Reisbret. *
11. Schattenspiel. *
12. Brustlatz. *
13. Räthsel. *
14. Soulier.
15. Ahorn. *
16. Immergrün.
17. Lese. *
18. Handschuh.
19. Busennadel. *
20. la lettre O.
21. Canzellist. *

22. Butter.
23. Kesselflicker. *
24. Laube. *
25. Rübezahl. *
26. Frühstück. *
27. Bourse.
28. Stegreif. *
29. Vergißmeinnicht.
30. Enck. *
31. Vogelwiese. *

August.

1. Todtenkopf. *
2. Rohrsperling. *
3. Vaterland.
4. Vogelkönig. *
5. Aeolsharfe. *
6. Desir.
7. A. B. C. Schütz. *
8. Standrecht. *
9. Strudelkopfchen. *
10. Lied.
11. Traumbild.
12. Mouchettes.
13. Handkuß. *
14. Vielleicht. *
15. Bonaparte.
16. Strohkranz. *
17. Mark. *
18. Nachtwandler.
19. Landhaus. *
20. Achselträger. *
21. Canon.
22. Rosenkranz. *
23. Wageball. *
24. Mailand.
25. Jeu de quilles.
26. Stab. *
27. breterne Galoppe. *
28. Spiegel.
29. Wegebreit. *
30. Sonnenuntergang. *
31. Nachtigall. *

September.

1. Rabenstein. *
2. Handhabe. *
3. Maitresse.
4. Roma.
5. Zier. *
6. Kartenhaus.
7. Sie. *
8. Linon.
9. Zapfenstreich. *

10. Weide.
11. Unkraut.
12. Muſik.
13. Liebhaber.
14. Spiegel.
15. Scharfſinn.
16. Sohn.
17. Maſtkorb.
18. Baſalt.
19. Todtenuhr.
20. Armbruſt.
21. Souffleur.
22. Wetterglas.
23. Herbſtlaub.
24. Feldzeugmeiſter.
25. Spitzbube.
26. Cor.
27. Zaunkönig.
28. Schattenriß.
29. Michaelis.
30. Neungauge.

October.

1. Lune.
2. Sommerſproſſen.
3. Stricknadeln.
4. Moder.
5. Nebel.
6. Landcharte.
7. Hof.
8. Tems.
9. Cangrienſekt.
10. Hackebret.
11. Luſtſchloß.
12. Kleid.
13. Iris.
14. Todtengräber.
15. Feuereimer.
16. Glocke.
17. Wetterbahn.
18. Rebe
19. Paſſage.
20. Grund.
21. Erobern.
22. Jungfrau.
23. Gebet.
24. Silence.
25. Nachtlicht.
26. Viehgut.
27. Dampfaſſe.
28. Hauptmann.
29. Waſſerſucht.
30. Gallapfel.
31. Ritterſporn.

November.

1. Heiligenschein. *
2. Heures.
3. Misverstand. *
4. Streusand. *
5. Nachtschatten. *
6. Streue.
7. Lachs. *
8. Brochet.
9. Nebe. *
10. Neidnagel. *
11. Baumschlag. *
12. Mastkorb. *
13. Ausschuß. *
14. Soupir.
15. Steinwarte.
16. Aberglaube. *
17. Reisa. *
18. Regenbogen. *
19. Ring. *
20. Rouchon.
21. Windrose. *
22. Wieland.
23. Geis. *
24. Morgenstern. *
Vertu.
Todtenkopf.
27. Schlastrunk.
28. Scharfrichter. *
29. Edam. *
30. Götterfunken.

December.

1. Kinnlade. *
2. Wildschur. *
3. Lustball. *
4. Bärbel. *
5. la nuit et le jour.
6. Flitterwoche.
7. Kost. *
8. Feldgrille.
9. Leibeigenschaft *
10. Landwehr. *
11. Ohrfeige. *
12. bonjour.
13. Armbrust. *
14. Mehlthau. *
15. Sodom. *
16. Rabenstein. *
17. Sturmhaube.
18. Wolkenbruch. *
19. Parapluie.
20. Stand. *
21. Kurzweil. *

22. Nachtlicht.
23. epi de hled.
24. Todtengräber.
25. Burgerhaus. *
26. Weihnacht. *
27. Hofrath.
28. Hühneraugen. *
29. Eintracht. *
30. Schwerd.
31. Beifall. *

Er rettete sie mit Gefahr seines eigenen Lebens.

Penelope.

Taschenbuch

der

Häuslichkeit und Eintracht

gewidmet,

auf das Jahr 1811

von

Theodor Hell.

Mit Kupfern und Landschaften.

Leipzig,
bei J. C. Hinrichs.

a

357 1

Goethe-Schiller-
Archiv
Weimar

Berechnung

der

Einnahme und Ausgabe

im Jahr 1821.

Januar	Einnah.	Ausgabe.

Painted by Wm. Hogarth.

Engraved by Wm. Woollett.

Februar.	Einnah.	Ausgabe.
den		

März.	Einnah.	Ausgabe.

pag. 79

Auch ich würde unglücklich seyn ohne Sie.

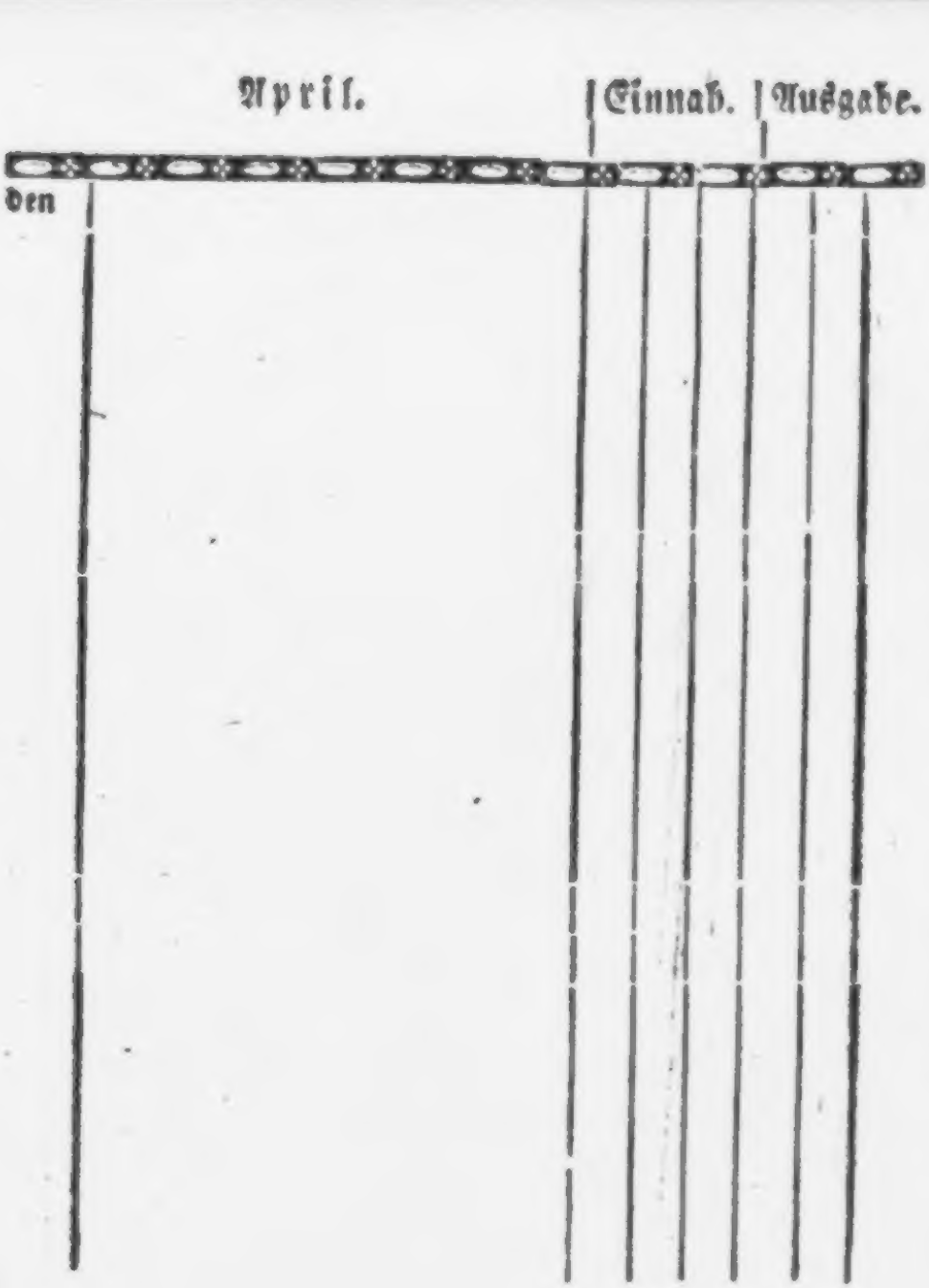
April.
Einnah.
Ausgabe.
den

May.	Einnah.	Ausgabe.

Sommer.

Juny.	Einnah.	Ausgabe
den		

Juli.	Einnah.	Ausgabe.
den		

C.T. Riedel sc. Lpz

J.I. Lehman del. Lpz.

Erkennet an diesem Streiche Frankreichs König!

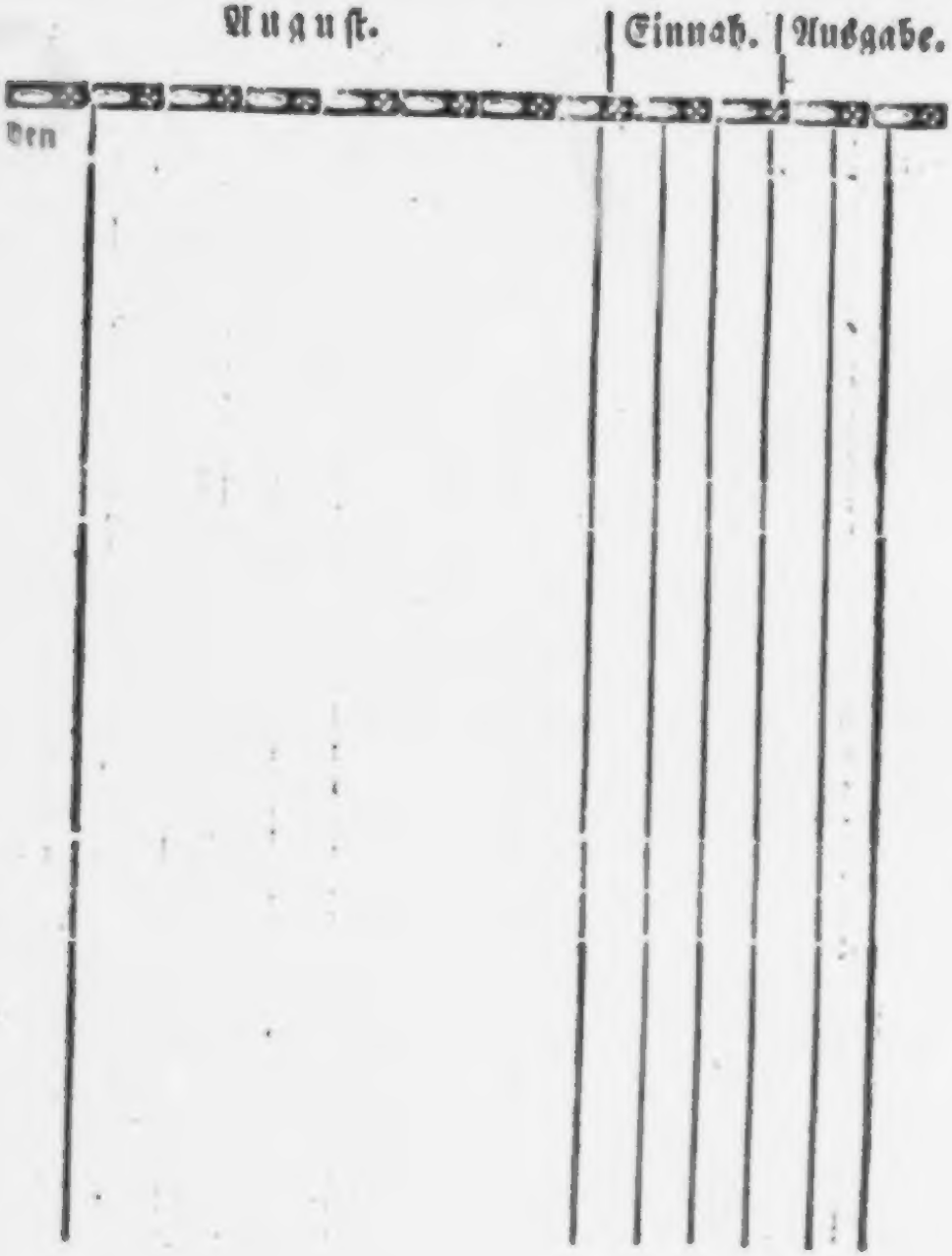
Augusst.
Einnah.
Ausgabe.
Den

den.	September.	Einnah.	Ausgabe.

Hoorbot

October
Einnah.
Ausgabe.
Den

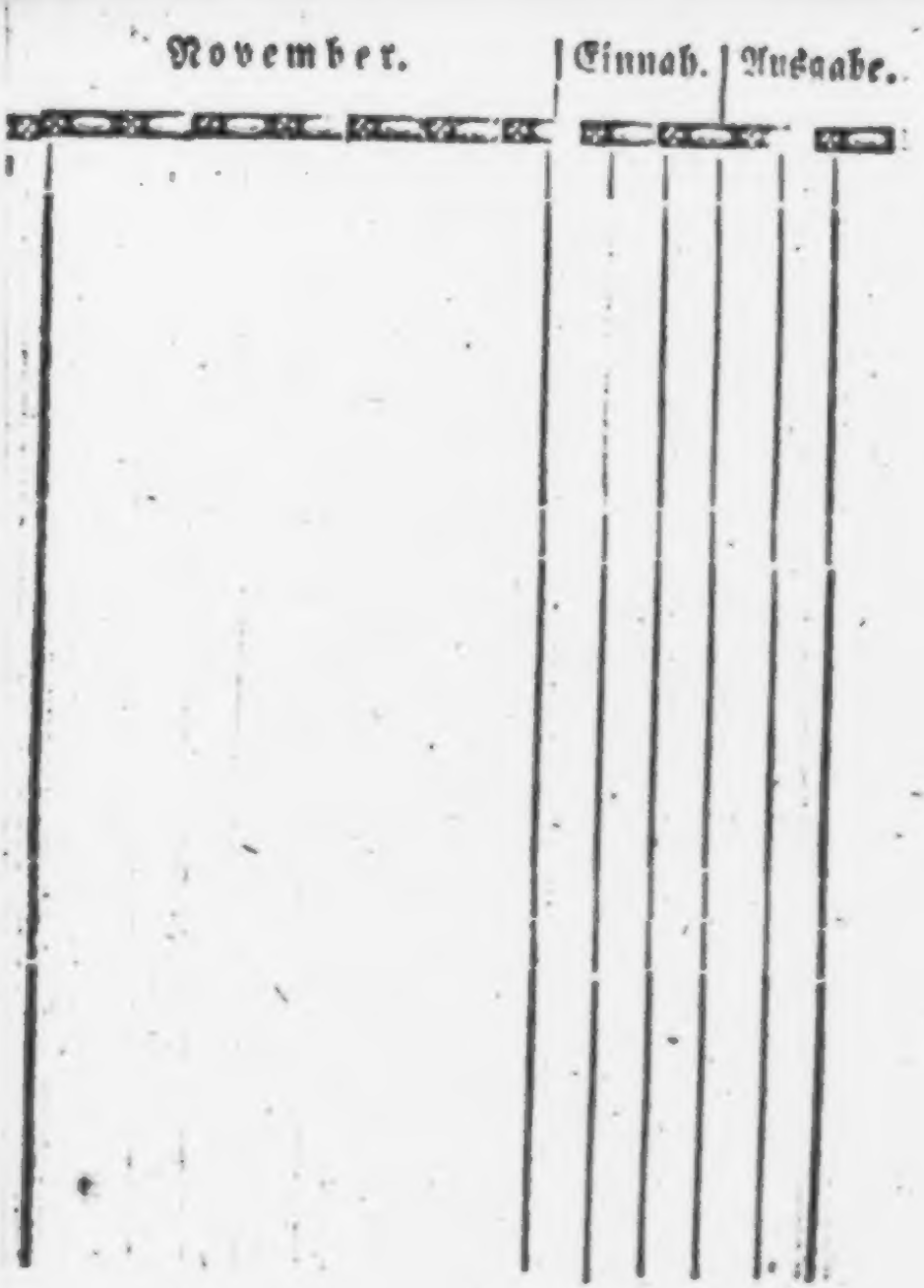
November.
Einnah.
Ausgabe.

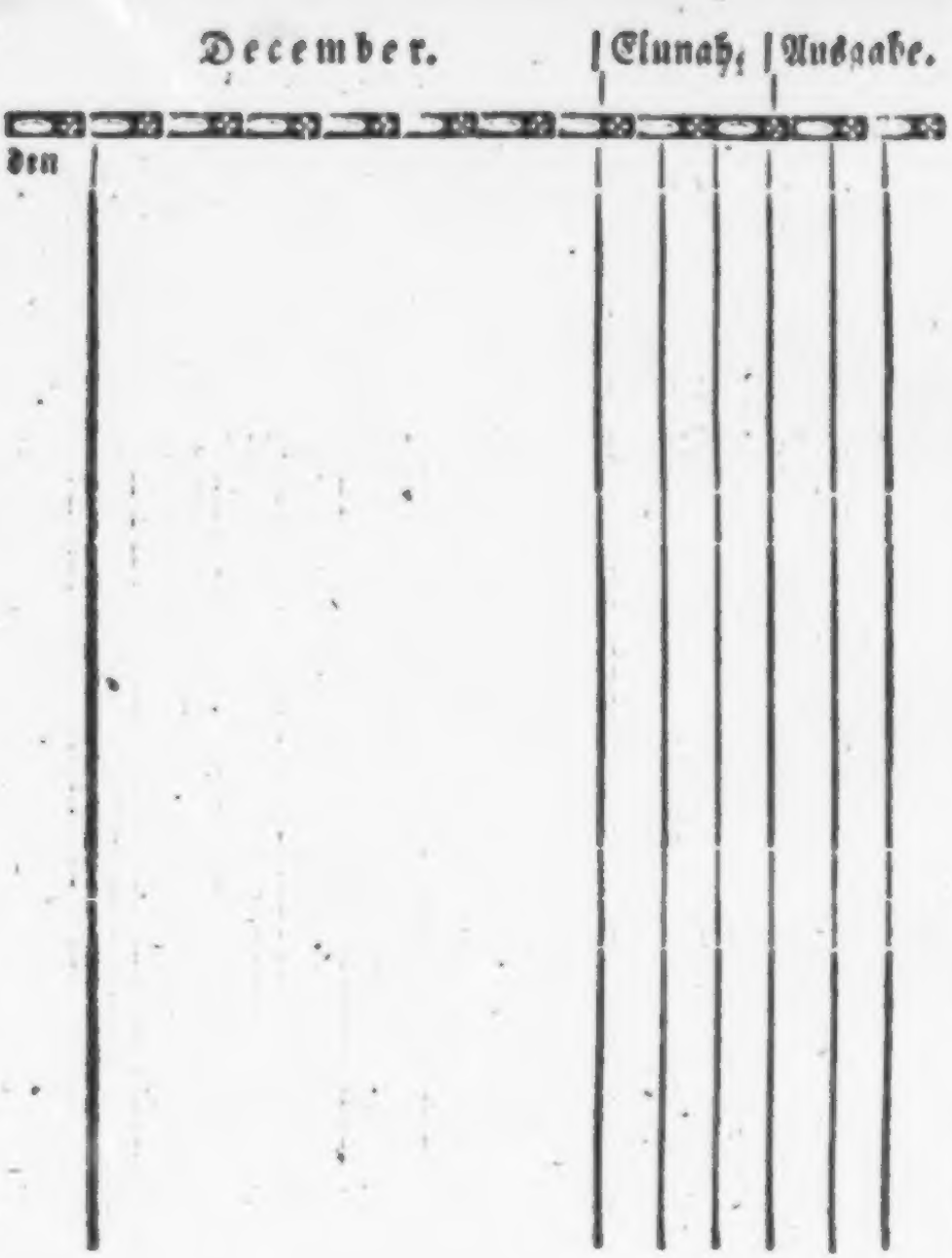
December.
Einnah.
Ausgabe.
den

Uebersicht
der
Einnahme und Ausgabe
im Jahr 1811.

Monate.	Einnah.	Ausgabe.
Januar		
Februar		
März		
April		
May		
Junius		
Julius		
August		
September		
October		
November		
December		
Summa		

Ueberschuß:
Deficit:

Winter.

Inhalt.

Seite

Das Glück der Häuslichkeit. 1

Die sonderbare Bekanntschaft. . . . 7

Reiseſcenen. 80

1. Der Kahn. . . . . ebend.

2. Wiedervereinigung. . . . 97

Albrecht von Lorri. Erzählung; v. D. Brede. 122

Der Segen des Friedens. Von Theod. Hell. 206

Der Greis und der Jüngling. Ein Frühlingsmährchen. Von Theod. Hell. . . 235

Lied im Bade. Sommer. Von Theod. Hell. 239

Die Obsterndte. Ländliche Scene. Von Theod. Hell. 241

Winter. Der Weihnachtsabend. Drei kleine Dialogen. Von Theod. Hell. . . 251

Nebst 4 Kupfern, 4 Landschaften und 10 neuen Mode-Deſſeins für Stickerinnen auf einer Kupfertafel.

Das Glück der Häuslichkeit.

Sanfte Stille, heilger Frieden,
Der im kleinen Hause wohnt,
Wenn vom Sturm der Welt geschieden,
Endlich Ruhe uns belohnt.
Laß an Deinem Bild mich laben,
Bis es Wirklichkeit mir ist,
Und mit allen Deinen Gaben,
Du die Meine worden bist.

Dann erst schweiget das Getümmel
Und das Herz wird froh und still,
Und es strahlt der schöne Himmel,
Der die Menschen segnen will,
Und das Morgenroth der Freude,
Wie sie sich vom Himmel stahl,
In der Unschuld Lilien-Kleide
Lächelt mir zum erstenmal.

Nein, nicht im Geräusch der Menge,
Wohnt das wahre hohe Glück,
Vor dem lärmenden Gedränge
Zieht es sich beschämt zurück,
Und, bescheiden, tritt es immer
Nur im stillen Zirkel ein,
Tauscht gern der Kerzen Schimmer
Mit der frohen Lampe Schein.

Sieh! der Tag erwacht, die Sonne
Steigt mit hoher Gluth empor.
Zu des neuen Tages Wonne
Ruft die Häuslichkeit hervor.
Andacht ist die erste Blume,
Die der junge Morgen bricht,
Und in ihrem Heiligthume
Glüht die erste, schönste Pflicht.

Einen Blick zur Morgenröthe,
Der des Dankes Worte sprach,
Und im feurigsten Gebete
Adelt sich der ganze Tag.
Engel steigen friedlich nieder,
Wehn das Herz in sanfte Ruh,
Und es deckt ihr Gefieder
Jede trübe Aussicht zu.

Ehe noch zu neuen Pflichten
Der Beruf nun rufen heißt,
Schweigt in lieblichen Gedichten
Der geweckte frohe Geist.

Eine schöne Morgenstunde!
Wo der Dichtung Laute wehn,
Und in ihrem hohen Bunde
Wahrheit wir und Schönheit sehn.

Dann, nicht in den ernsten Falten,
Treten die Geschäfte hin,
Nein, zu lieblichen Gestalten
Bildet sie der frohe Sinn,
Jedes zeigt nur das Vergnügen,
Das in seinem Schooße liegt,
Bis, wie Träume schnell verfliegen,
Dieser Stunden Sand versiegt.

Und nun senkt in unsre Kreise
Sich der Abend sanft herab,
Seine Glocken tonen leise
An des kurzen Tages Grab,
Und sie laden uns zum stillen,
Süß gefühlten Ruhen ein.
Laß die Nacht uns auch umhüllen,
Ewig glänzt des Friedens Schein.

Auch die Freundschaft keimt und blühet
Nur im stillen Schatten auf,
Ihre zarte Frucht erziehet
Nur ein sanfter Lebenslauf,
Aber ewig trägt die Holde
Früchte dann der Einigung,
In der Jugend Morgen-Golde,
In des Alters Dämmerung.

Ach! und selig wem entgegen
Dann die schöne Liebe tritt,
Ach des Himmels ganzen Segen
Bringt sie dem Beglückten mit,
Ein Pallast wird seine Hütte,
Götter Kost sein kleines Mahl,
Und es blühn mit jedem Schritte
Freuden-Blumen sonder Zahl.

Und sie theilt ihm jede Wonne,
Und ersetzt, was er verlor,
Und sie leuchtet wie die Sonne
Ihm bei jedem Dunkel vor,
Und es wird sein Haus ein Tempel,
Jedes volle Herz entzuckt,
Alles trägt der Liebe Stempel
Fühlt sich glücklich und beglückt. — —

Heil dem! der im stillen Kreise
Seiner Tage Flucht verlebt,
Der nicht auf des Lebens Reise
Nach dem Lärm der Menge strebt.
Es verliert da jede Tugend
Ihren reinen Himmels-Glanz,
Und der Blüthen-Kranz der Jugend
Wird dort bald ein Dornen-Kranz.

Stunden können wohl entfliehen
In des wilden Taumels Reihn,
Tage wohl vorüber ziehen,
Wochen selbst verschwunden seyn,

Doch es schlummert das Gewissen
Nur im Busen, es erwacht,
Und von Reuegefühl zerrissen,
Sieht der Mensch rings um sich Nacht!

Die Erinnerung ist Schrecken,
Denn der Rausch war roh und wild,
Und man möchte gern bedecken
Des Entflohnen widrig Bild.
Die Erinnerung giebt Schmerzen,
Ist nicht höhrer Geister Gruß,
Leere giebt sie nur dem Herzen,
Keinen frohen Nachgenuß.

Freundschaft steht mit scheuen Blicken,
In der Ferne, tief gerührt,
Wagt kein herzlich Händedrücken,
Da der Taumel es entführt.
Wahre Liebe, in dem Auge
Eine Thräne, fliehet still,
Da von wilder Freude Hauche
Ihre Blüthe welken will.

Und, erwacht aus seinem Traume,
Sagt dem Frevler die Natur;
In des Hauses stillem Raume
Blüht die wahre Freude nur!
Und es sehnt sein bestres Wesen,
Stets sich hin, und hält es werth; —
Glücklich, wenn er auserlesen,
Daß es noch zurück ihm kehrt.

Glücklich, wenn ihm stets der Schimmer
Dieses frohen Sternes schien,
Wenn im kleinen Haus ihn immer
Gute Götter auferziehn,
Keine Reue trübt sein Leben,
Und kein Wunsch nach höherm Glück,
Was er wünscht, ist ihm gegeben,
Liegt vor seinem frohen Blick.

Wenig kann der Mensch nur fassen
Wahr in Liebe und Gefühl,
Doch er muß auch dieses lassen,
Ist das Ganze nur sein Ziel.
Wenn uns das Geräusch umwindet,
Bricht der Liebe zartes Reis,
Aber Häuslichkeit verbindet
Fest den kleinen stillen Kreis.

Die sonderbare Bekanntschaft.

Dünn und unendlich zart sind die Gewebe des Seidenwurms, dünner aber, und noch unendlich zärter sind die Gewebe der Schicksale des Menschen. Zweifler an dieser Wahrheit wird es wenig geben, sollte aber dennoch einer hier oder dort herum wandeln, der lese nur folgende Geschichte, und er wird — glauben.

Gustav Brand war der zweite Sohn des sehr achtungswürdigen Herrmann Brands, eines der reichsten und berühmtesten Kaufleute in der lieblichen Residenzstadt Gotha. Herrmann war ein durchaus braver und dabei sehr gebildeter Mann, und seine Gattin, die Tochter eines würdigen Pfarrers, eine überaus treffliche Frau. Zwei Söhne erhöhten das Glück dieses so seltnen Paares. Gotha, schon längst als ein Ort bekannt, wo viele vortreffliche und achtungswürdige Männer leben, wahre Bildung des Geistes und Herzens lieben und fordern; Gotha ward auch den beiden geliebten Söhnen Brands segensvolle Bildungsstadt, und ihre Erziehung glückte um so mehr, da die gewähltesten Lehrer

und die besten Eltern stets gemeinschaftlich wirkten.

Albert, der älteste Sohn, widmete sich frühe den Wissenschaften, bildete sich zu Göttingen und nachher zu Wezlar zum Rechtsgelehrten, war schon in seinem 25sten Jahr wirklicher Legationsrath, Gatte eines sehr liebenswürdigen Weibchens, und lebte, von vielen geehrt und noch mehrern geliebt, ein sehr frohes und glückliches Leben.

Gustav hingegen hatte, aus eigner Wahl, den Stand des Vaters gewählt. Frühe schon weihete ihn der so brave Vater selbst zu dem ein, was ein rechtschaffener Kaufmann wissen muß; die würdigen Lehrer arbeiteten ebenfalls darauf hin, und da ihn schon in seinem 14ten Jahr der Vater jährlich zweimal auf die so blühenden und für jeden Kaufmann interessanten Messen zu Frankfurt am Main mit nahm; in seinem 18ten Jahr, unter Begleitung eines treu erfundenen Buchhalters, zwei Jahre nützlich reisen ließ; und — die Hauptsache — Gustav mit ganzer Seele seinem Stande anhieng; so konnte man auch ihn unter die würdigen Männer rechnen, die ihrem Berufe Ehre machen.

Dabei war er ein durchaus gesunder, sehr schöner und äußerst lebhafter Jüngling. Frohsinn und Heiterkeit sprach sein ganzes Wesen aus, und ohnerachtet er früh schon und viel in der großen Welt gelebt hatte, so war doch die schöne Form seines Körpers und die noch schönere

seines Herzens in jenen schädlichen Nebeln unzerrissen geblieben. Und nun wird mans gern glauben, wenn ich sage: Gustav wurde von seinen Eltern und Freunden überaus geliebt; besonders einigte das allerengste Band der Liebe und des Vertrauens die beiden Bruder, und, wenigstens jeder Abend fand sie beieinander; eine Einigkeit, welche die so glücklichen Eltern noch glücklicher machen mußte.

Schon zählte auch unser Gustav 24 Sommer, und je glücklicher Albert mit seiner vortrefflichen Frau lebte, desto mehr war es der gewiß verzeihbare Wunsch der guten Eltern, auch ihren zweiten Sohn durch reine, warme Liebe eben so selig und froh zu sehen. Oft ward dieser Wunsch, bald versteckt, bald ganz laut geäußert; aber, der sonst so folgsame Sohn antwortete dann immer: „meine Stunde ist noch nicht gekommen!“

Und das war nicht etwa heuchelnde Verstellung, sondern ernstliche Wahrheit. Der junge feurige Mann kannte der schönen und trefflichen Mädchen so viele; hatte, wie er selbst immer dankbar eingestand, in ihrem Umga ge sehr viele glückliche Stunden verlebt; aber Liebe, reine innige erste Liebe, die war ihm bis jetzt noch fremd geblieben.

Drang in mancher traulichen Abendstunde der brave Bruder, im Gefühl seiner eignen Seligkeit, drang die schwesterliche Freundinn freundlich in ihn, sich doch nun auch die Gefähr-

rin fürs Leben auszuwählen; dann gegenredete er ernst: „sucht und gebt auch mir eine Lina; und dann will ich ihr noch heute den Schwur ewiger Treue von ganzem Herzen schwören und halten.“ Zärtlich umarmte dann Albert seine holde Lina, und sie verbarg am Busen des Geliebten, das durch dies wahre Lob erröthende, nur noch reizendere Gesichtchen. Doch, auch mit Gustav sollte es bald anders werden.

Ich habe es schon oben erwähnt, daß unser Freund mit seinem Vater die Frankfurter Messen besuchte; seit seiner Rückkehr aus der Fremde ward ihm dies Geschäft alleine übergeben. Die Reise nach Frankfurt geschah jederzeit in Gesellschaft mehrerer Kaufleute, wurde mit eignen Pferden gemacht, und darum hatten und hielten die Herren ihre gemessenen Stationen. Dadurch waren sie auf der ganzen Route bekannt, in den Gasthäusern wie zu Hause, und in den mehresten und bessern derselben war die Ankunft der reitenden Karavane ein wahrer Freudentag; man bereitete für sie die besten Gerichte, ihnen wurden die vornehmsten Zimmer überlassen.

Gustav — der muntre, sorgenfreie Jüngling — war immer ein sehr interessanter Gesellschafter, auf Reisen aber stets der heiterste. Darum reichte dem Frohen, nicht nur jeder Wirth zuerst die Hand, sondern auch manch muntres Weibchen, manch reizendes Mädchen die blühende Wange.

Beinahe in der Mitte der ganzen Route, in einer der gesegnetsten Gegenden des reichen Frankenlandes, liegt ein kleines freundliches Landstädtchen, von mir Schönau genannt. Dort nahm allezeit der wirthbare Schwan unsre Reisenden auf, und die Wirthsleute waren so gut, so dienstwillig, es war da alles so nett und reinlich, daß man immer, ob man gleich nur von der letzten Station kaum vier kleine Stunden zu reiten hatte, schon hier die Tour des Tages beschloß. Mit Essen und Trinken — Spielen und Scherzen, wurden die Stunden vergnügt verlebt.

Der höchste Regent dieses freundlichen Oertchens war nach dortiger Sitte der Justizbeamte, Amtskellner genannt, der in einem äußerst schönen Hause, nicht weit vom Schwane, in derselben Straße wohnte. Man rühmte diesen Mann allgemein, und oft schon waren auch unsre Reisende von anwesenden Gästen, oder den Wirthsleuten selbst, von diesem würdigen Diener der Gerechtigkeit, von seiner Milde, seltnen Güte und seinem großen Reichthume unterhalten worden. Erst vor einem Jahre hatte sich Fahrmann — dies ist des Edlen wahrer Name — verheirathet, aus weiter Ferne sich die holde Gefährtin seines Lebens herbei geholt. Schon bei der letztern Durchreise hatten unsre Reisende Gelegenheit, dies allerliebste Weibchen im Vorübergehen zu sehen; alle bewunderten sie, und der muntre Gustav sang — der Reizenden fast hörbar:

„Und so ein schönes Täubchen,
wär Seligkeit für mich!"

An einem herrlichen Sommermorgen, gegen die Mitte des August, kam die bekannte Karavane schon frühe gegen 8 Uhr in dem lieben Schönau an; aber dessenohnerachtet wurden die Pferde abgepackt, ein kräftiges Frühstück genommen, und, wegen der eingetretenen Hitze, der ganze Vormittag — verkartet. Da grade dieses mal die Gesellschaft noch um zwei Glieder stärker als sonst war, so entließ man den ohnedies nicht gern spielenden Gustav von den gebildeten zwei l'Hombre Partien. Ihm sehr zur Freude: denn dem so gerne Ungebundenen war ein Spaziergang in die herrlichen Umgebungen, ein ungezwungenes Schwatzen mit den andern erlesenen Gästen des Hauses, eine muntre Schäckerei, lieber und zusagender, als das beste sans prendre mit 5 Matadors. —

Am heutigen Vormittag, wo einmal gar keine andern Gäste gegenwärtig waren und man im Hause sich mit Bereitung des köstlichen Mittagmahls beschäftigte, war Freund Gustav fleißig umher spazieret, und hatte besonders den Weg vom Wirths- zum Amthause so gemacht, „wie," mit unserm unvergeßlichen Lichtenberg zu reden, „die Hunde, die mit ihren Herren spazieren gehn, hundertmal vor- und eben so oft rückwärts."

Während des fröhlichen Mahles ward der Herumstreicher von seinen Reisegesellen weidlich

geneckt, und das um so mehr, da der artige Wirth ihn beschuldigte: Herr Brand habe diesen Weg nur darum so fleißig gemacht, um die seit vier Wochen erst angekommene Engelschöne Schwester der Frau Amtskellnern zu sehen. „Doch — setzte er gutmüthig hinzu: verdenken kann ichs unserm jungen Herrn nicht; denn so was außerordentliches habe ich auch noch nicht gesehn."

Gustav — um sich zu rächen — erzählte der grade eintretenden Wirthin, mit muntern Zusätzen, das Lob ihres Mannes für ein so schönes Mädchen; aber, rasch entgegnete sie: „mag er auch gesagt haben, was und so viel er will, für die ist der Name Engel noch viel zu wenig."

Es wurde noch mehr und lange von dieser reizenden Unbekannten gesprochen, bis endlich Gustav voll Muthwillen versicherte: diesen Engel aller Engel müsse er heute noch sehen und sprechen, es koste, was es wolle. Zum Sehen machte das lobende Ehepaar gewisse Hoffnung, mit dem Sprechen aber meinten sie denn doch, käme es aufs Glück an.

Zwischen Gespräch und Gesang, Scherz und Lachen, schlüpften die lustigen Stunden des Nachmittags hin, der kühlere Abend nahte sich und die ganze Gesellschaft brach unter Anführung des braven Wirthes auf, um das liebe Wundermädchen doch auch zu sehen.

Während sie die Ronde machen, wollen wir uns auf einige Zeit nach dem größern Frankfurt

versetzen und dort einige Bekanntschaften machen, um dann das noch Kommende desto besser zu verstehen.

Frankfurt ist sehr reich an vielen und besonders an guten Gasthäusern. Unter die besten, wo man, besonders in Meßzeiten, ganz ausgesuchte Gesellschaft von Kaufleuten findet, wo man sehr gut speiset, ein trefflich Glas Wein trinket und doch nur billig bezahlet, gehörte von jeher der grüne Baum. Von den großen Herren und ihrem Anhange zwar nicht gekannt, aber von recht achtungswerthen Kaufleuten auch so stark besuchet, daß selten ein Plätzchen leer ist.

Dort speisete Gustav, als er mit seinem Vater die Messen bezog, da speisete er noch jetzt, da er alleine die Geschäfte besorgte. Solche ordentliche Kunden haben allezeit ihre bestimmten Plätze, über welche sorgfältig gewacht wird. Gustavs Nachbarn waren seit mehrern Jahren, zur Rechten ein Buchhändler, voll Witz und stets heitrer Laune; zur Linken ein Kaufmann, aus der gewesenen Reichsstadt Dinkelsbuhl, ein überaus interessanter, sehr humaner und ohnerachtet seiner 60 Jahre, ein sehr munterer Mann.

Wagner — so will ich den edlen Mann nennen — hatte klein angefangen, sich durch viele Stürme des Lebens durchkämpfen müssen, stand aber nun am sichern Ufer. Er war reich, sehr reich geworden, bedurfte darum keines Messen-Besuchens mehr, um leben zu können, sondern setzte den Handel blos seines Vergnügens

wegen fort. Man mußte die interessante Geschichte seines Lebens, seiner Erfahrungen und Leiden aus seinem wahrhaften Munde hören, um ihm die innige Hochschätzung zu widmen, die er verdiente.

Wagner hatte vielleicht mehr gelitten, als tausend andre, aber, er war Herr seiner Leiden und seiner selbst geworden. Diese praktische Lebensweisheit streute gleichsam liebliche Blumen auf seinen Lebenspfad, und er genoß dankbar ihren erquickenden Duft. Er hatte gesiegt, durch die reine Liebe, die in seinem Herzen lebte und sich wohlwollend an alles Gute, Schöne und Große anschmiegte. Losgerissen von den Fesseln der Verkünstelung war er eben zur rechten Zeit an den Busen der Natur zurückgekehrt, um das ächte Glück in den seinigen aufzunehmen.

Dieser so sehr achtungswürdige Mann lernte unsern Gustav früh kennen, denn auch der alte Herrmann Brand und Wagner waren seit vielen Jahren Tischnachbarn und Handlungsfreunde. Schon den muntern hoffnungsvollen Knaben mochte er wohl leiden; aber der lebhafte und dabei doch so bescheidene junge Mann ward ihm bald unentbehrlicher und vertrautester Freund. Der alte Mann gewöhnte sich ganz an ihn, so wie hingegen dieser an dem erfahrnen und vielwissenden Freunde ungemeines Behagen fand und sich ihm mit ganzer Seele hingab. Beiden fehlte etwas, keinem schmeckten die besten Ge-

richte, wenn, durch Zufall verhindert, einer einmal nicht bei Tische erscheinen konnte. Man nannte sie auch darum nur immer: die Unzertrennlichen.

Alle Sonn- und Festtage, so wie es nur die Witterung erlaubte, kam mit dem Schlage 12 Uhr der alte Herr und holte seinen jungen Freund zu einem Spaziergange um die Thore ab; um Eins waren beide auf ihren Plätzen, und dann wurde jedesmal noch besonders eine Buteille Schwarz Siegel geleeret; ein Trank, bey man mit Achtsamkeit schlurfen mußte.

Natürlich, daß Gustav seines väterlichen Freundes ganze Lebensgeschichte, seine Leiden und Freuden, seine Hoffnungen und Wünsche genau kannte. Wagner war ein alter Junggeselle, nicht aus Menschenhaß, sondern darum, weil ihm das Mädchen seiner ersten und einzigen Liebe der Tod raubte, grade in den Tagen, wo Hymens Bande ihre redliche Liebe krönen sollten. An ihrem Grabe legte der Tiefgefühlende das ernste Gelübde ab: der Einzigen treu zu bleiben bis zum einstigen Wiedersehen, und — ganz erfüllte er die heure Zusage.

Seinem großen edlen Herzen am allernächsten waren zwei Nichten, Kinder seiner einzigen Schwester, die an einen braven Consulenten verheirathet gewesen war. Nach des Schicksals Willen wurden die Mädchen schon früh vater- und mutterlose Waisen; aber hier konnte man sagen; der Herr nahm sich ihrer an.

Wagner ward ihnen sogleich und in aller Hinsicht sorgender Vater, die Viel ersprechenden wurden zärtlich gepflegt, achtsam gewartet, und ganz eines so reichen und braven Mannes werth erzogen. Beide blühten immer schöner und herrlicher empor, und waren des alten Mannes höchster Stolz.

Begegneten daher den beiden herumspazierenden Herren auch die schönsten Mädchen — woran Frankfurt gewiß nicht arm ist — und der muntre Gustav machte auf eine oder die andere vorzügliche Gestalt aufmerksam; dann nahm der Alte wohl das Glas, betrachtete sie, setzte aber gewohnlich gleich dazu: „Ha! da sind meine beiden Mädchen doch noch schöner.“

So ging es seit der Zeit, wo Gustav allein zur Messe reisete; es ward auch manches Gläschen aufs Wohl der lieben Mädchen geleert. Bat Gustav, doch einmal auch nur Eine dieser Schonen mit zur Messe zu bringen; dann kam wohl ein, „wir wollen sehen,“ zum Vorschein, aber dabei blieb es auch.

Im vorjährigen Herbst erzählte Wagner seinem theilnehmenden Freund schon am ersten Abende: daß Clarchen, die älteste seiner Nichten, die Gattinn eines sehr braven Mannes geworden sey. Nur das einzige schmerze ihn dabei, daß dadurch Trennung statt gefunden habe, denn das böse Mädchen sey ihrem Geliebten in die Ferne gefolgt. Diese Ehe machte dem herzigen Mann viele Freude, denn immer, so bald beide

bei einander waren, fing er davon zu reden an. Fragte dann Gustav schäkernd: „wenn nun auch die reizende Pauline so schnell gesucht wird; was bleibt dann mir, wenn ich einmal hinkomme?“ so antwortete lächelnd der Alte: „Nichts, wenn Du nicht bald kommst!“

„Nun, das nächste Jahr komme ich gewiß!“ — war die Gegenrede, und so ging auch diese Messe den beiden Freunden nur zu schnell dahin.

Der nächste Frühling führte die Unzertrennlichen wieder zusammen. An dem ersten Ostertage dieses merkwürdigen Jahres wurden die treuen Freunde verhindert, die gemeinschaftliche Promenade vorzunehmen, und sprachen sich erst am Tische. Ein reicher Elberfelder hatte seine Tochter mitgebracht, die bis jetzt zu Hanau bei einer Tante lebte. Das blühend schöne und artige Mädchen erschien zum ersten Male an der Tafel. Vater und Tochter kamen Gustav grade gegenüber zu sitzen, und — für den jungen Mann ein gewiß günstiges Zeugniß — der alte Vater stellte unsern Liebling seiner Tochter selbst, als guten Freund und angenehmen Gesellschafter vor. Und darinn hatte der alte Herr nicht Unrecht, denn Gustav war ganz der Mann, ein reizendes fremdes Mädchen zu unterhalten, und er entledigte sich dieser angenehmen Pflicht mit so viel Artigkeit, daß bald das süße Geschöpf ihm selbst den Antrag machte, mit ihr und ihrem Vater den morgenden Nachmittag nach dem schö-

nen Offenbach zu fahren; eine Bitte, die man gern zu erfüllen versprach.

Auch unserm lieben Vater Wagner gefiel das unschuldige angenehme Mädchen; er ward recht fröhlich mit den Fröhlichen, und von ihm kam der Vorschlag, den so schönen Nachmittag vollends bei und mit einander auf dem lieblichen Lustort, das Forsthaus genannt, zuzubringen. Man genehmigte sogleich diesen Vorschlag; allein da Herr Schmidt mit seiner schönen Tochter noch eine unaufschiebbare Visite abzumachen hatte, so ward beschlossen: daß die Herren Wagner und Brand zu Fuße voraus gehen, die beiden andern aber nachfahren und jene abholen wollten.

Also der Abrede gemäß, machten sich die Unzertrennlichen auf den Weg nach dem schönen Waldhause, und kaum hatten sie die Stadt im Rücken, als der feurige Gustav vom Lobe der neuen Bekanntschaft übersprudelte.

Lächelnd hörte ein Veilchen der Alte zu, sagte dann aber wieder das Gewöhnliche: „Alles nichts gegen meine Pauline.“ Doch blieb er für diesesmal dabei nicht stehen, sondern fuhr nun fort, seine geliebte Nichte mit hohen und lebhaften Farben zu schildern, als sey er bezahlter Lobredner. „O glaube mir, mein lieber Gustav,“ so endete der biedere Alte, „meine Pauline ist eine wahre Seltenheit, nach der man in ganzen Ländern vergebens suchen wird. Eine hohe vollendete Schönheit, und doch dabei

so bescheiden, so harmlos, unbefleckt und rein. Erst 17 Jahr alt, weiß, thut und übt sie mehr, als mancher, der bei und unter Büchern grau geworden ist."

So hatte Gustav seinen väterlichen Freund noch nie im Feuer gesehen; und immer nur von Paulinen redend, kamen sie bald ans Ziel der kleinen Reise. Der Oberförster, der in diesem angenehmen Lustwald wohnte, war Wagners alter Bekannter, und kannte auch unsern Gustav recht gut. Darum war es ihm nie lieb, wenn die beiden an solchen Tagen kamen, wo es von Menschen wogte; sie mußten dann, um den guten Mann schadlos zu halten, gewöhnlich die Mittwochsabende bei ihm zubringen. Dieser achtungswürdige Mann hatte unter mehrern Kindern eine erwachsene Tochter von 16 Jahren, die man zu den allerschönsten Mädchen rechnen mußte. Tausende von Menschen wandelten nach dem so artig angelegten Lustorte, aber gewiß die Hälfte kam, um nur das prächtige Hannchen zu sehen; und wenn sie, immer geschäftig, das Geforderte selbst brachte, mit dem Anwesenden ein paar Worte wechselte, so war er vergnügt und bezahlte gern das doppelte.

Kaum waren unsere beiden Pilger angelangt, so erschien auch Hannchen, bewillkommte mit der ihr so ganz eignen Grazie die werthen Bekannten und eilte nun, flüchtig wie das Leben, um vom Allerbesten eine Bouteille

herbei zu holen, denn so hatte es Vater Wagner verlangt.

Sie flog hinweg, und lächelnd fragte Gustav: „Und auch schöner noch wie Hannchen?“ „O, das versteht sich, so unterschieden, wie das Gemeine vom Erhabenen.“

Schnell genug kam das holde Mädchen zurück, brachte das Verlangte, versprach bald wieder zu kommen, und in dem Schatten einer kühlen Laube, entfernt von der tosenden und wogenden Menge, saßen die Beiden bei dem wahren Göttertranke. Das erste und das letzte Glas leerte man auf Paulinens Wohl. Der junge Mann ward an dem Feuer des Alten und des geistvollen Weines auch erwärmt, seine rege Phantasie flog empor, und er träumte nun mit dem schwärmenden Onkel den süßesten Traum des Lebens.

Noch eine Bouteille des edlen Rebensaftes ward gefordert, gebracht und bei Leerung derselben der feste Schluß gefaßt: daß Gustav, nach Endigung der nächsten Herbstmesse, mit seinem Freunde grade nach Dinkelsbühl reisen, dort Paulinen kennen und wie der Alte sagte, was eins ist, auch lieben lernen solle.

Schmidt war abgehalten worden, sein Versprechen zu erfüllen, statt Seiner war der leere Wagen gekommen, darinn setzten sie sich und kehrten, in der Abendsonne Glanz, nach der Stadt wieder zurück.

Dieser Nachmittag war entscheidend. Nun

wurde fast an jedem Abende der damals gefaßte Entschluß noch mehr besiegelt, und als man fur dieses mal nur auf wenige Wochen sich trennte, gab Wagner an den alten Hermann einen langen Brief mit, dessen Inhalt selbst fur Gustav fremd blieb. Nun wurde nach seiner Rückkehr ins Vaterhaus gar manche Stunde von der schönen Reise ins liebe Schwabenland gesprochen, die holde Lina übernahm dieses Mal selbst die Besorgung der Garderobe, und als endlich der Morgen der Abreise anbrach, sagten alle seine Lieben einstimmig: „Reise recht glücklich und bringe viel Schönes mit.“ So war nun unser Held nicht allein auf der Reise zur Messe, sondern auch auf der am Ostertage projectirten Reise zu — Paulinen! —

So viel, und einstweilen genug; nun wieder zurück zu unsern Herumwandernden nach Schönau.

Zweimal hatten die — Wißbegierigen ihre Tour um das Städtchen geendet, vergebens geendet, denn die, welche sie nur zu sehen wünschten, war nirgends sichtbar, weder in dem Garten noch an den Fenstern. Des Umherlaufens ganz müde, setzten sie sich nun vor das schöne Gasthaus, ließen sich das schäumende Bouteillenbier trefflich munden, und da Gustav in süßen Träumen der nahen Zukunft versunken dasaß, so neckte man ihn am meisten, daß alle seine Bemühungen so ganz vergebens gewesen wären.

„Ha!“ antwortete er: „Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß ich deshalb weniger

munter wäre, denn, wenn ich das wollte, so ging ich gradezu in das Haus hinein!" Darüber lachte man noch mehr, weil alle überzeugt waren, daß er in der Amtskellerei auch keine Seele kenne, mithin so unbescheiden nicht seyn würde, in ein ganz fremdes Haus einzudringen, um da ein ihm völlig unbekanntes Mädchen aufzusuchen. Darum bot nun auch schäkernd der muntre Wirth eine Wette von 6 Louisdor ächten Sächsischen an: daß Gustav zu einem solchen Gang den Muth doch nicht hätte.

Dieser sonst so bescheidene artige junge Mann, der selbst in keinem noch so gut bekannten Gasthause die Gränzen des Schicklichen überschritt, nahm, war es Ahnung seines Glückes, oder spielte hier der Zufall, der oft menschlicher ist, als der Wille, sein Stückchen; kurz er nahm die dargebotene Wette an, stürzte den Hut auf, und schritt in hastiger Eile aufs Amthaus zu, eilte rasch die paar Stufen hinan, zog die Schelle; ihm ward aufgemacht und verschwunden war er.

Erst lachten die Zurückgebliebenen seines Unternehmens, und glaubten jede Minute ihn ganz beschämt wiederkehren zu sehn. Als aber schnell eine halbe, endlich eine ganze Stunde verflossen war, und Gustav nicht wieder kam, da kreuzten alle mit irrigen Vermuthungen umher. Schon waren zwei Stunden vorüber, es wurde Essenszeit, und man wollte so eben jemand nach dem Außenbleibenden absenden, da trat statt seiner der Bediente des Amtskellners herein und brachte

die Kunde: „man solle doch ja nicht mit dem Essen auf Herrn Brand warten, denn er speise beim Herrn mit.“ Neues und vergrößertes Staunen. Der Wirth versuchte es zwar, von dem Bedienten etwas näheres zu erfahren, allein vergebens, er schützte Eile vor und gieng schnell seines Weges. Während des ganzen Abendessens sprach man von Gustav und der an ihm gar nicht gewohnten Sonderbarkeit, man wartete bis 11 Uhr seiner Rückkehr; als er um diese Zeit noch nicht da war, mußten sie sich mit unbefriedigter Wißbegierde zur Ruhe begeben.

Nach getroffener Abrede sammelte sich mit Anbruch des jungen Tages alles wieder in der großen Gaststube, und hier saß schon in voller Rüstung Gustav froh und heiter wie der angebrochene Morgen. Mit freundschaftlichem Ungestüm drang man nun auf ihn ein, die Geschichte des gestrigen Abends mitzutheilen. Er erzählte auch schnell genug ein allerliebstes Mährchen, das man um so eher glaubte, weil man auch nicht die entfernteste Muthmaßung hatte, daß es anders seyn könnte. Man lachte nun den Wirth, seiner verlornen Wette wegen, brav aus, beschloß, die 6 Bouteillen bei der Rückreise sich schmecken zu lassen, bezahlte die billige Zeche und ritt lachend aus dem Thore. Jene wußten also wenig oder eigentlich gar nichts. Meine Wahrheit erfahren aber wir aus Gustavs eignem Briefe an seinen Bruder Albert, den er aus Würzburg in die geliebte Heimath sandte.

„— Als ich nun, unüberlegt genug, an der Schelle zog, wußt' ich noch immer nicht, was ich eigentlich sagen oder fragen wollte. Schon hörte ich die Tritte eines Kommenden, da fiel mir, äußerst glücklich, mein väterlicher Freund Wagner bei, denn noch nicht lange hatte uns der Wirth gesagt: die beiden so ausgezeichneten Schwestern seyen entweder aus Dinkelsbühl, oder doch aus dessen Nähe; und so glaubt ich wenigstens aus der ersten Verlegenheit gerettet zu seyn.

Ein höflicher Diener öffnete mir, den ich sogleich bat, mich beim Herrn Amtskellner als einen hier blos durchreisenden Kaufmann aus G.. anzumelden; aber der Herr waren mit der Demoiselle ein wenig spazieren gegangen.

„Sind denn auch die Frau Amtskellnerin nicht zu Hause?" „Ja!" und in dem Augenblicke öffnete sich eine Seitenthüre und das reizende Weibchen, die ich schon einige Mal in der Ferne gesehen hatte, trat heraus, kündigte sich mir sehr artig als die Begehrte an und führte mich sogleich in ein freundlich elegantes Zimmer.

„Wen hab' ich denn die Ehre vor mir zu sehen, und womit können wir, ich oder mein Mann, Ihnen dienen?"

„Ich bin ein Kaufmann aus G.. der des Jahres viermal dies Städtchen passirt und den auch die braven Wirthsleute in dem Schwane recht gut kennen. Wie gewöhnlich, hielten wir hier halben Rasttag. Man erzählte mir, daß der würdige Herr Amtskellner sich das Glück seines

Lebens aus oder doch nahe bey Dinkelsbühl geholt habe. Nun habe ich in jener Stadt einen überaus guten und sehr achtungswürdigen Bekannten, von dem jede Nachricht mir wahre Wohlthat ist; so wagt ichs denn, im Vertrauen auf Ihre mir so gerühmte Güte, Ihnen auf wenig Augenblicke meine Aufwartung zu machen und mich zu erkundigen: ob Sie nicht den würdigen Herrn Bürgermeister Wagner kennen und mir einige Nachricht von dessen Befinden zu geben die Güte haben wollten?" —

„O ja, Herrn Wagner kenne ich sehr gut, und kann Ihnen auch sogleich sagen — denn mein Schwesterchen ist erst vor Kurzem dort gewesen — der brave Mann befindet sich recht sehr wohl. Sie kennen ihn also so gut und so genau? darf ich fragen, wo diese Bekanntschaft herstammt?"

„Von Frankfurt am Main aus; wo ich ihn kennen lernte, während der Messe täglich spreche, und ich darf es kühn sagen: der Edle ist mir mehr als Freund, mein zweiter Vater."

„Das ist ein sehr guter Gedanke gewesen, daß Sie uns heute aufsuchen, denn mein liebes Männchen ist ebenfalls ein sehr intimer Freund von ihm, und nahe mit demselben verwandt. Wann sprachen Sie den guten Mann das letzte Mal?"

„In der vergangenen Ostermesse."

Du weißt, lieber Albert, wie so gern ich mich vergesse, wenn von meinem edlen Alten die

Rede ist, und jetzt erzählte ich mit Vorbedacht etwas mehr, damit man deutlich erkannte, daß die genaue Bekanntschaft nicht erträumt sey.

Lächelnd hörte mir das holde Weibchen zu, und gab nun einem eintretenden Mädchen einige Befehle.

Schon zweimal wollt ich auch nach Paulinen fragen, doch unterließ ichs noch. Endlich drang es doch hervor:

„Der vortreffliche Mann befindet sich also mit seiner liebenswürdigen Pauline noch recht wohl?"

Rasch, und mich recht scharf ansehend, erwiederte sie:

„Was, auch das liebe Mädchen kennen Sie?"

„Noch nicht von Person; aber doch, aus der genauesten Beschreibung, sowohl sie, als ihre treffliche Schwester."

„So, nun das ist ja recht schön."

„Wo sind Sie eigentlich zu Hause, lieber Mann, ich verhörte es vorhin?"

„Aus G.. —

„Das ist mir doppelt lieb. Dort wohnt auch ein Freund von uns, den wir aber auch nicht persönlich kennen, Herr Gustav Brand; vielleicht kennen Sie ihn."

O, mein theurer Albert! was empfand ich auf einmal, wie ward es vor meinen Augen helle. Meiner Empfindungen nicht mehr Herr, rief ich hastig aus:

„Um Gotteswillen, bestes herrliches Weibchen! Sie sind doch nicht etwa gar Clär —"

„Ja, Ja, ich bin Clärchen, bin die glückliche Nichte des edelsten der Männer, bin es so gewiß, als Sie — Gustav selbst sind. Und nun mir recht herzlich willkommen, Sie, den ich um des trefflichen Onkels Liebe so oft beneidete und doch selbst lieben mußte, tausendmal willkommen; welch göttlicher Abend wird das werden!" —

Erst konnte ich mich nicht gleich sammeln, staunend betrachtete ich das herrlich blühende Weibchen, küßte freudenvoll die lieben Händchen, und vermochte nur einzelne Worte zu stammeln. Aber, nur der Guten ins reine offene Auge geblickt, und man giebt freudig in den ersten Minuten des Herzens tiefste Geheimnisse ihr hin.

„Und wissen Sie denn, mein guter Freund, daß die sogenannte liebenswürdige Pauline jetzt auch hier bei mir ist, daß sie mit meinem Manne, vielleicht in wenigen Minuten in dieser Stube seyn kann?"

Es war, lieber Bruder! bei dieser Nachricht nicht anders, als sey ich neugeboren. Unnennbare, noch nie gefühlte Empfindungen bemächtigten sich meiner. Ich konnt' auch, und hätte ich dadurch Millionen verdienen können, nichts weiter sagen, als:

„guter Gott, welche Wonne! heute, heute noch soll ich Paulinen kennen lernen!

„Wissen Sie, mein lieber Herr! daß ich

mir Sie weit artiger dachte. Vergeht der Mensch schon fast vor Wonne, daß er das junge Mädchen sehen soll, mich sieht er wirklich und bleibt so kalt."

Ich weiß nicht mehr genau, wie ich mich entschuldigte, aber die Entschuldigung selbst muß mir gelungen seyn, denn das liebe Weibchen reichte mir freundlich die schöne Hand und sprach:

„Ja, ja, gerade so standen Sie schon lange in Gedanken vor mir, mein guter Gustav, längst war ich, so gut wie meine geliebte Schwester, Ihre Freundin, und ich werde es bleiben, ich fühle es bei unserm ersten Sehen, so lang ich lebe. Wie wird sich mein edler Fahrmann, wie wird sich das holde Mädchen freun, heute, so ganz unerwartet, schon den kennen zu lernen, den man erst nach der Messe erwartete."

„Wie?" fiel ich freudig ein, „auch das wissen Sie?"

„O! entgegnete sie, lustig nun die Gläser füllend, welche indeß das Mädchen hereingebracht hatte, ich weiß noch wohl etwas mehr, denn ich, mein Herr! ich, das merken Sie sich für immer, bin in dieser Hinsicht ganz die Vertraute des Onkels. Doch still davon, denn ich sehe unsre Leutchen kommen. Geben sie sich ja nicht sogleich zu erkennen, und — das lispelte sie noch, indem die Thüre schon halb geöffnet war

— nur Muth gefaßt, es kommt ja nur — ein Mädchen!"

Munter und nichts weniger als einen Fremden ahnend, sprang Pauline herein, ihrer Schwester lustig zu und — erblickte mich. Ich sah sie! und muthig wär ich nun vor Tausenden gestanden.

Der Amtskellner kam nun auch, und das lose Weibchen stellte mich den Geliebten als einen reisenden Weinhändler aus G** vor, der sie seit einer Viertelstunde recht angenehm unterhalten hatte.

Mit ungemeiner Gutmüthigkeit behandelte mich sogleich der gute Mann, und da er die gefüllten Gläser erblickte, präsentirte er selbst, nöthigte zum Niedersetzen, und — das wirklich gute Glas Wein gab mir Veranlassung, von meinen Weinen zu sprechen und meine ergebensten Dienste anzubieten. Gott weiß es, wie es zugieng, in Paulinens Nähe beinahe eine halbe Stunde hindurch mich so zu fassen, daß ich die mir gegebene Rolle ziemlich treu spielte; ja ich mußte sie täuschend genug gespielt haben, denn Fahrmann ertheilte mir wirklich einige Aufträge.

Eben wollt ich vom Sitzen aufstehen, da fing die Amtskellnerin an — zuvor hatten die beiden Franenzimmer leise mit einander geredet —

„da Sie doch aus G** sind, so werden Sie höchstwahrscheinlich auch das Brandische

Haus, und besonders Herrn Gustav Brand kennen, da mein Schwesterchen —“ Lieblich erröthend fiel diese ein:

„der junge Mann ist ein sehr guter Freund von unserm Onkel —“

„O, entgegnete ich schnell, und auf die letzten Worte nicht achtend; warum sollt ich den lustigen Kumpan nicht kennen?“

„Meine Schwägerinn meint Herrn Gustav Brand, sagte freundlich ernst der gute Amtskellner, der ist uns doch allen als ein sehr würdiger solider —

„Ja, was die Solidität betrifft, da hat's keine Gefahr, und wenn er Ihnen auch einige Tausende zu zahlen hätte, denn ehrlich sind alle Brands!“

Clärchen merkte bald an dem geliebten Manne und der still lauschenden Schwester, daß der Ton beiden nicht zusagte. Heimlich, winkte sie mir, und fragte laut:

„Und wohin werden sie Ihre Reise fortsetzen?“

„Von hier nach Nürnberg, Regensburg, etwas tiefer ins liebe Schwaben, besonders nach Dinkelsbühl.“

„So, haben Sie denn dort so gute Bekanntschaft?“ — fragte rasch, der Amtskellner.

„O ja! unter andern bin ich bei dem würdigen Herrn Bürgermeister Wagner wie zu Hause. Der treffliche Alte hat nicht nur köstlichen Wein, sondern ein paar noch köstlichere

Nichten." Gleichsam auffahrend fragte er weiter:

„Wie, mein Herr! Sie kennen Wagnern und seine Nichten genau?"

„Warum nicht, mein bester Herr Amtskellner. Hier sitzt ja das vortreffliche Clärchen — da die liebenswürdige Pauline."

„Ums Himmelswillen, Freund, wer sind Sie, woher kommen Sie, wie ——"

„Stille, liebes Männchen, höre mich an. — Dieser Herr ist —"

„ich weiß nun genug. Gustav! — lieber guter Gustav, kommen Sie nur immer in die Arme eines Freundes.

Alle Verstellung war nun vorbei, der Gute drückte mich herzlich an seine Brust, betrachtete mich freudig, und man sah es deutlich, er fühlte sich angenehm überrascht. Er eilte darauf zu seinem ihn neckenden Weibchen; ich nahete mich der Unübertrefflichen:

„darf ich, darf der Freund Ihres edlen Onkels auf gütige Verzeihung seiner gewagten Ueberraschung und auf ein freundliches Willkommen rechnen?"

Gütig und mit recht sichtlicher Herzlichkeit reichte sie mir ihre Rechte, und sprach sanft:

„eine so ganz unerwartete Freude verdient recht warmen Dank, und solche angenehme Ueberraschungen verzeiht man auch gern. Und gnügt Ihnen, von einem fast unbekannten

Mädchen die Zusicherung: daß Sie uns allen und so auch mir, eine sehr liebe Erscheinung sind, so nehmen Sie diese Versicherung von mir freundlichst an."

Ich wollte darauf antworten, aber das immer thätige Weibchen hatte vier Gläser gefüllt, die mußten angestoßen und auf herzliches Willkommen geleert werden.

„Nun Kinderchen, fing Fahrmann an, laßt uns uns ruhig zusammen setzen, und erzählt mir hubsch ordentlich: wie seyd ihr beide denn zusammen gekommen?"

Ganz allerliebst und mit Einmischung mancher acht komischen Züge erzählte das Weibchen dem lauschend.n Mann die Geschichte unserer Zusammenkunft. Für mich ging viel verloren, denn, saß ich doch nun in der Nähe von Paulinen! Im heiligen Halbdunkel des sinkenden Tages lehnte sie an dem nahen Fenster, oft den Blick auf mich geheftet. Das grüne Weinlaub spielte um ihren griechenschen Nacken, und die letzten Strahlen der Abendrothe brachen sich schimmernd in ihrem gelockten Köpfchen.

„Aber, lieber Gustav! nun sagen Sie uns doch auch, warum wir, da Sie doch schon so viele Stunden hier sind, erst so spät Ihren Besuch bekamen? Hatten Sie denn gar keine Ahnung von der Nähe Ihrer Freunde?"

Ich faßte mich, so wie man sich bei dem Anblick eines solchen Mädchens zu fassen vermag,

und erzählte rein und ungeschminkt die Geschichte meines Hergangs. —

Gastfreundlich wollte nun gleich der liebe Fahrmann meine ganze Reisegesellschaft zum Abendbrod bitten lassen; allein das liebliche Weibchen verbat es.

„Laß uns, mein Lieber! doch die ersten Stunden unsers Zusammenseyns ungestört durchleben; es sind ja ohnehin nur ein paar Stunden, denn Freund Gustav will und muß mit Tages Anbruch weiter. So können wir uns doch mehr unter einander aussprechen. Bei der Rückreise sollen die sämmtlichen Herren an mir eine recht freundliche Wirthin finden. Aber hinsenden und es ihnen sagen lassen, daß Herr Brand bei uns bleibt, das ist Schuldigkeit.“

Ich wollte dagegen etwas einwenden, allein die Treffliche fuhr sogleich fort:

„Wir leben hier im Schooße der Natur, und gegenseitige Aufrichtigkeit ist das Band, welches unsere Herzen umschlingt. Darum, junger Herr, verbannen Sie alle Complimente, sie hindern nur freundschaftliche Näherung. Und du, meine schöne Bildsäule,“ indem sie sich an Pauline wendete, „willst du wohl die Güte haben, die Herren in den Garten zu führen, für fließende — auf die geleerte Bouteille zeigend — Unterhaltung sorgen und dann zu deiner demüthigen Dienerin zurückkehren, die sich

deine Hülfe auf ein Viertelstündchen erbittet! — Nun — marsch!“

Mit einer unnachahmlichen Grazie bot mir die Liebenswürdige den Arm, führte mich unter freundlichem Gespräche durch den sehr hübschen Garten in ein, n geschmackvoll meublirten Gartensaal; der Diener brachte Wein, sie schenkte uns ein und entschwand meinen trunkenen Blicken.

Verwandte Seelen finden sich bald. So ging es mir mit Fahrmann. Traulich erzählte er mir die einfache Geschichte seines Lebens und seiner Liebe; er schilderte mir sein großes Glück, durch den Besitz Clärchens, mit soviel Feuer, mit einem Ausdrucke in Wort und Blicken, der mich unwiderstehlich an seine Brust zog. O, es ist ein gar lieber Mann; da hat mein guter Wagner völlig Recht. Im Umgange ist er lebhaft, unerschöpflich, aber nie gehaltlos. Sobald seine Gespräche über das Gewöhnliche hinausgehen, sobald der Scherz der Empfindung weicht, verändert sich sein ganzes Wesen, sein sprechendes Auge wird lebhafter, eine hohere Gluth überzieht seine Wangen, und selbst sein Mund öffnet sich mit mehrerer Anmuth. Kurz, sein schones Gesicht ist der Spiegel seiner Seele.

Hand in Hand, überraschte uns Pauline. Das holde Mädchen gleicht dem linden Hauch eines Maienlüftchens; alles an ihr ist frohes

Leben und Geist; ihr Gang ein ätherisches Schweben, ihr Stehen das Verweilen eines wohlthätigen Engels; ihr Blick der Frühlingssonne erster Strahl; die Harmonie der Sphären ihre Stimme.

Munter winkte sie uns, und wir folgten schweigend dem vor uns hinschwebenden Engel in ein schön erleuchtetes Zimmer, wo eine kleine Tafel, trefflich servirt, unserer wartete.

Hab ich viel gegessen, hab ich viel getrunken, trauter Albert, das kann ich dir nicht sagen. Denn Paulinens holde Freundlichkeit, Clärchens unerschöpflicher Muthwille, des lieben Mannes sichtliche Herzlichkeit, machte mich alles vergessen, ich fand mich immer nur allein in Paulinens Anschauen wieder. — Jede Stunde brachte uns einander näher, wir standen endlich auf, beide Schwestern besorgten ihre noch übrigen Hausgenossen, und bald standen wir wieder im traulichen Zirkel bei einander. Auf einmal sprach schön Clärchen:

„o, liebe Pauline, sing uns heute ein Liedchen der Freude."

Ohne sich erst von uns bitten zu lassen, hüpfte sie in ein Nebenzimmer, kam bald mit ihrer Guitarre wieder, und setzte sich nun ins Halbdunkel. Ihre zarten Finger berührten die Saiten; sie spielte und sang.

Wie ward mir da, mein theurer Bruder! Ich sah nicht mehr die holde Sängerin. Nacht und Dunkel umschwebte meine Augen, nur ihre

Silberstimme sang zu den Saiten mir den Himmel in das Herz. Allgewaltiger konnte sie mich nicht bezaubern, als mit den süßen Tönen. Nun kannte ich keinen Wunsch mehr, als ihr auf ewig anzugehören, ihrer werth zu seyn, sie zu besitzen. Oft wollte ich sie unterbrechen, wollte Liebe stammelnd mich zu ihren Füßen werfen; aber, der Gedanke, sie, die mich doch erst seit wenig Stunden kannte, durch ein so schnelles Bekenntniß zu beleidigen, hielt mich zurück, ich unterdrückte gewaltsam, was ich fühlte.

Sie hatte lange aufgehört zu spielen, aber in meiner Seele klangen die Himmelstöne fort, bis sie mich, gleich dem Zauberer, wenn er, lösend den Zauberkreis, den Seher bei der Hand faßt, auch freundlich bei der Hand nahm, offen mir ins Auge blickte und mich zum Kanapee hinführte, wo Fahrmann mit seinem Weibchen in schöner Traulichkeit sprach.

Das helltönende Horn des Wächters mahnte mich an endlichen Aufbruch. Aber, gutig sprach der edle Fahrmann: —

„So nicht, mein theurer Gustav, ich hoffe, Sie bleiben noch gerne, unsere lieben Schwestern opfern auch willig einige Stunden Schlaf, drum sage ich: Wir trinken noch ein Glas ächten Punsch, bleiben bei einander, und so finde uns einst der Tod, als uns der anbrechende Tag finden soll — als wahre redliche Freunde!“

„O, du bist und bleibst doch ein Goldmännchen," rief freundlich Clärchen — und sich küßte mit warmem Gefühle den redlichen Mann.

Bis die ersten Strahlen der Morgenröthe den neuen Morgen verkündeten, war unter uns nichts als Frohsinn und Freude; aber als der Tag immer näher rückte, ward ich vom Gefühle der Trennung ernst, auch Paulinens heller Blick ward sichtlich trüber, nur Clärchen — die Einzige, blieb sich gleich, und schärfte es mir besonders ein, von dieser unserer sonderbaren Bekanntschaft dem geliebten Onkel doch ja nichts zu sagen: da dieser sich so außerordentlich darauf freue, mich selbst unter seine Lieben einzuführen.

Mit dem Schlag drei verließ ich das Haus, und fühlte es zum ersten Male, was es heißt, sich von dem Mädchen seines Herzens trennen.

Meine Reisegefährten wunderten sich nicht wenig, mich, als sie in die Wirthsstube kamen, ganz reisefertig schon vorzufinden. Ich sollte gleich alles erzählen — und sie hörten etwas ganz Gleichgültiges.

Nach vier Uhr trabten wir zum Thore hinaus. Wie angenehm ward ich überrascht, als ich da meinen Fahrmann meiner wartend fand. Er ritt einen schönen Engländer und wollte uns ein Stündchen begleiten.

„Reiten Sie mir nach, meine Herren, ich kenne die Wege genauer."

Der liebe Mann führte uns etwas Links, einige Minuten und wir waren an seinem Garten, und fanden an der äußern Thüre die zwei Schwestern in frischer Morgenblüthe.

Alle meine Gefährten staunten; aber die Frau Amtskellnerin kommandirte: Abgesetzt! — und im Hui war der Befehl befolgt. Ein sehr gutes Frühstück wartete unserer in dem angenehmen Gartensaale. Alle wollten nur einige Minuten bleiben, es schlug sechs — und wir waren noch da.

Als wir endlich doch wieder aufsitzen mußten, und nun noch das einzige Schwesterpaar die letzten Minuten mir widmete, trat der alte Geus ganz nahe hinzu, betrachtete erst sehr ernst die zwei liebenswürdigen Geschöpfe und brach endlich in die Worte aus: „Nein! das ist doch wahrlich mehr, als Worte fassen und Gedanken sich denken können; wäre ich in Gustavs Jahren oder an seiner Stelle, nur todt müßte man mich von hier forttragen. Muthwillig scherzte das schöne Weibchen mit dem alten Manne, ich wechselte noch Worte mit der Unbeschreibbaren, noch ein herzlicher Händedruck — und fort gings.

Geus konnte nicht aufhören zu loben und zu bewundern, und als wir auf eine kleine Anhöhe kamen, wo wir alles übersehen konnten und die lieben Engel uns nochmals ein Lebewohl zuwinkten, da rief der brave Mann ein lautes Vivat, in das alle jubelnd einstimmten.

Schnell genug kamen wir nach Burgfeld — wo auch Fahrmann sich trennen mußte. „Recht frohes Wiedersehn" war sein letzter Gruß.

Ich kam träumend nach Schweinfurt, träumend hierher. Und doch ist mir wohl, unaussprechlich wohl. Hoffnung ist die Göttinn, der ich huldige. Sie ist ja doch unsere treuste Führerin durch die Irrgewinde des Lebens, und überstreut die unebnen Pfade desselben mit süß duftenden Blumen. — Von Frankfurt aus mehr.

* * *

In froher Hoffnung selig, kam Gustav zu Frankfurt an. Die erste Beschäftigung war ein Brief an den würdigen Fahrmann, in dem sich der edle junge Mann mit seinen glühenden Gefühlen ganz aussprach. Ein paar Tage später kam nun auch Onkel Wagner, und schien, od.r richtiger, war mit verdoppelter Liebe für seinen Liebling gekommen. Inniger als je, schmiegte sich dieser an ihn an, und — sonderbar — Gustav sollte gerade dießmal Gelegenheit finden, dem rechtschaffenen Wagner die ganze Größe seiner Anhänglichkeit und wahren Liebe recht unbezweifelt darzulegen.

Der alte Herr kam scheinbar sehr gesund zur Messe; ihm schmeckte Essen und Trinken, und er wartete mit dem gewohnten Eifer seine Geschäfte ab. Kaum war aber die erste

— oder richtiger die Geleitswoche vorüber, so klagte der liebe Alte eines Abends über außerordentliche Hitze; man schrieb sie der großen Tagesschwüle zu und erwartete von der Nacht und dem nicht sparsam gekunkenen Weine die gewünschte Kühlung.

Froh ging man aus einander, aber wie sehr erschrack Gustav, als mit kaum angebrochenem Tage Wagners alter Meßdiener ihn weckte und um Gotteswillen bat, doch zu seinem Herrn zu kommen, denn dieser sey tödlich krank. Mit der allergrößten Eile warf Gustav sich in die Kleider und sloz zu dem Vielgeliebten hin. Er fand ihn schon ohne Bewußtseyn im heftig ausgebrochenen Fieber. Zwei der allergeschicktesten Aerzte wurden zwar gleich gerufen, sie kamen auch schnell, allein beide schüttelten um so mehr die Köpfe, da sie außer dem Fieber noch das Alter fürchteten; nur die allersorgsamste Pflege und Achtsamkeit mache es vielleicht möglich, ihn zu retten. Gustav versprach von dem Kranken nicht zu weichen und sein treuer Hüter und Wächter zu seyn. Willig opferte er sich ganz seinem väterlichen Freunde auf.

Nur die, welche öfters auf Reisen und an fremden Orten waren, wissen, wie man dort die Bequemlichkeit des häuslichen Lebens ganz entbehren, oder doch jeden Schritt und Tritt, jede Wache und Unterstützung so theuer bezahlen muß, und für vieles Geld oft nicht einmal haben kann; — nur die, welche das Dringende der

Meßgeschäfte und den Werth der Zeit in jenen Ernte- und Sammeltagen aus Erfahrung kennen, sind allein auch im Stande, Gustavs große Aufopferung gehörig zu schätzen. Des Tages größere Hälfte brachte er in dem Wagnerischen Laden zu, packte ein und aus, cassirte Gelder ein, kurz nichts und merkte, daß der edle Besitzer fehlte. Des Nachts besorgte er die mancherlei Schreibereien, und doch wurde dabei des lieben Patienten sorglich geachtet und die ganze übrige Nacht wachend an seinem Bette zugebracht.

Zwölf lange Nächte hindurch war nichts vermögend, ihn von dem Bette seines Freundes zu entfernen, jeden Tropfen Arznei reichte er selbst, er beobachtete die leiseste Bewegung des Kranken; kurz, er versagte sich jede Ruhe, so lange bis die Aerzte erklärten: alle Gefahr sey vorüber. Nur eine, durch das Alter vermehrte Mattigkeit war noch zu bekämpfen. Jetzt erst arbeitete Gustav mit Freuden, und legte seltne Beweise seines Fleißes und seiner vielumfassenden Kenntnisse ab, ja seine ausgebreitete Sprachkunde war die alleinige Ursache, daß er an einen reichen Amerikaner weit über die Hälfte des Lagers zu sehr guten Preisen verkaufte.

Wagner war nicht nur ein alter Meßfierant, er war auch ein sehr bekannter und geachteter Mann Man nahm daher sehr vielen Antheil an seiner Krankheit, eben so großen an seiner Genesung, und der sorgsam pflegende

Gustav wurde dadurch vieler wackrer Männer Freund.

An Stärkungsmitteln, selbst den kostbarsten, wurde nichts gespart, an sorgfältiger Pflege eben so wenig; und so konnte der dem Tode so nahe Freund auch bald das Bett verlassen.

Die würdigen Aerzte, alle Hausgenossen, die besuchenden Freunde konnten dem Wiederauflebenden Gustavs Sorgfalt und Treue nicht genug rühmen; aber als dieser erst von seinen Meßgeschäften Rechnung ablegte, da staunte der Alte und gestand frei: er wüßte nicht, was er mehr bewundern sollte, seine rastlose Thätigkeit oder seine Kenntnisse.

Die Erzählungen, wie sein Gustav so zärtlich für ihn sorge, waren ihm äußerst angenehm, Stunden lang ließ er sich alles einzeln vorsagen, aber, in seiner Gegenwart, da schwieg er davon. Nur ein ganz eignes Lächeln, das schönste Zeichen der Zufriedenheit, schwebte über dem Munde.

Endlich war er wieder so weit hergestellt, daß er sich vornahm, den übermorgenden Montag das erste Mal wieder auszugehen und auch das alte Tischplätzchen einzunehmen. Da erschien am Sonnabend Mittag der uns schon bekannte brave Oberförster der an der Krankheit so edel Theil nahm, oft selbst kam, öfters Hannchen mit den erlesensten Stärkungen sandte — und bat den alten Freund innig, ihm und den Seinen die Freude zu machen, und den

morgenden Sonntag in ihrer Mitte, im Schooße der segensreichen Natur zu durchleben. Gern sagte man zu, denn Wagner sehnte sich sehr, einmal wieder ins Freie zu kommen.

Früh kam der bequeme Wagen des biedern Gastfreundes, man stieg ein, und der alte Mann war unaussprechlich gerührt, als er in die lachende Gefilde überblickte. Schweigend faltete er die Hände und hob die Augen auf, zu dem, durch welchen wir alle sind. Gustav ehrte dies Schweigen und dachte an die liebenswürdige Pauline und an die Seligkeit, nun bald ihres Umganges zu genießen. Vater Wagner war ganz Ernst und Gefühl; jedoch die frische Morgenluft, der heiter blaue wolkenlose Himmel, das rege Leben der Natur, däuchte bald jedes Wölkchen, das den Geist umflorte, hinweg — er blickte den freudig neben ihn sitzenden Gustav an, und sank in seine Arme. Bald kam man an, und Hannchen hatte alles eben so artig als geschmackvoll geordnet. Der Wagen hielt, sorgfältig hob der männlich starke Gustav den Geretteten heraus, und gab ihn in die offenen Arme des redlichen Freundes. Lange hielten sie sich umarmt. Dann leitete Hannchen, die Liebliche, den Wiedergebornen bis zu seinem Lieblingsplätzchen, indeß zwei der kleinsten Schwestern, ganz weiß gekleidet, aus niedlichen Körbchen Blumen vor ihn her streuten. Beim Eintritt ertönte eine Harfe, blos von einer sanft hauchenden Flöte begleitet, und

als das reizende Mädchen den alten freudigen Mann auf seinen Sitz gebracht, und ihn zärtlich umarmt hatte; da sangen zwei rein harmonische Stimmen, es waren die beiden blumenstreuenden Schwestern, so recht zur Andacht hinreißend, unsers alten Gellerts schönes Lied: „Dir dank' ich für mein Leben!“

Heilige, ungekünstelte Rührung durchbebte alle, es waren Minuten hoher Seligkeit; aber, wer das Bild reiner Andacht, frommer Freude, gerührten Dankes sehen wollte, der mußte jetzt Vater Wagnern sehen. Kein Pinsel, kein Griffel, stellte noch eine solche Scene dar. —

Trefflich hatten die lieben Mädchen geendet, da nahete sich auch das heut doppelt schöne Hannchen dem guten Gustav, sprach sanft:

„Unendlich viel, und weit mehr, als oft eigne Kinder für ihre Eltern thun, haben Sie, edler junger Mann, an unserm theuern Freunde gethan. Solche Thaten lohnen, kann nur Gott.“

„Von mir, längst Ihre wahre Freundinn, nehmen Sie die Versicherung meiner ganz vollkommenen Achtung, zugleich aber eine getinge Arbeit meiner Hände an, die auch dann, wenn des Schicksals Wille uns trennt, Sie an den heutigen frohlichen Morgen, so wie an ein einfaches Landmädchen erinnern soll.“

Mit diesen Worten überreichte die Blühende eine vortrefflich gestickte Brieftasche, wo auf der

einen Seite das Lieblingsplätzchen Wagners täuschend ähnlich gestickt, und auf der andern ein einfacher Altar, blos mit den Worten: „der 28ste September," bezeichnet war.

Gustav dankte der holden Freundinn nach Verdienst, unterdeß der alte Oberförster eine Bouteille öffnete, die Gläser füllte, und allen hinreichte, mit dem herzlichen Zurufe: „Lasset uns uns freuen und fröhlich seyn."

Und gewiß, man war es in einem hohen Grade. Die edlen Menschen thaten alles, um den Gästen ihre Theilnahme, ihre innige Liebe zu beweisen, und wer konnte da widerstehen? Man gab sich der Freude ganz hin. Als am Mittagstische, zum Schluß, stärkende Liebfrauen Milch gegeben und so manche Gesundheit getrunken ward, stand endlich Vater Wagner auf, und sprach mit feierlichem Ernste:

„Vergeß ich Euch, meine Geliebten, besonders Dir, liebes gutes Hannchen, die heutigen Beweise Eurer Liebe, — so soll Gott mein vergessen!"

„Auch Ihm, meinem Sohn, meinem Pfleger und Retter, ihm habe ich noch nicht gedankt, nicht gelohnt, aber — so gewiß Gott über uns ist, ich will ihm lohnen, wie ers verdient. Groß war seine Treue, groß soll sein Lohn seyn; und sind wir nur erst acht Tage dort, wo wir in wenig Wochen seyn werden, und ich habe mein Versprechen nicht erfüllt — dann nenne mich vor aller

Welt — den Undankbaren. Jetzt leere ich noch mein Glas — leert auch eure Gläser, mit dem Vorsatze:

Treue und Liebe bis ans Grab!"

Alle umarmten einander schweigend. Des Nachmittags kamen noch mehrere Stadtbekannte dazu, es wurde Musik gemacht, Abends ein kleines Feuerwerk abgebrannt, und erst nahe vor dem völligen Thorschlusse kam man in die Stadt zurück.

Am nächsten Morgen traf Gustav den Alten bei einem langen Briefe schreibend an. „Laß mich nur noch ein Stündchen allein, Herzensſohn, ich schreibe für mich und für dich!" — Gustav ahnete und er hatte nicht geirret, denn als zufälliger Weise dieser dem alten Meßdiener auf dem Gange zur Post begegnete, und dieser den Brief offen in der Hand hielt, erblickte jener den lieben Namen Fahrmann! —

Die Messe war aus, die Fremden fort, aber, als beide nun das erstemal wieder am Mittage im grünen Baum erschienen, hatte sich doch ein Häufchen erlesener Menschen gesammelt, die Wagners Wiederkehr feierten. Als man erst gegen 5 Uhr vom Tische aufgestanden war, bat der gute Alte seinen lieben Gustav, mit ihm noch seine lang entbehrte Lieblingspromenade zu machen. Beide gingen erst ganz still, denn jeder hatte seine eignen Betrachtungen, endlich setzte sich Wagner und lud Gustav auch dazu ein. Nun eröffnete der alte Biedermann seinem

Lieblinge, an wen sein Clärchen verheirathet sey, wo sich jetzt Pauline befinde, daß er seinen Kindern alles weitläuftig geschrieben habe, kurz er sagte dem lauschenden Gustav nichts Neues.

Aber — fuhr er fort — ich merke wohl, mein Guter! daß es mit mir bergab geht und Meßgeschäfte für mich nicht mehr taugen. Gottlob! ich habe so viel, um einem sorgenfreien Alter entgegen zu sehen; mein Clärchen ist schon gut versorgt und meine Pauline wird es auch, mit Gottes Hülfe, bald seyn. Hast du, Geliebter! bereits so viel an mir gethan, so unterstütze mich auch noch darinn, alles so zu ordnen, daß ich nie mehr als Mitpensionant, sondern nur als besuchender Freund in Frankfurt zu erscheinen nöthig habe. Sind wir damit fertig, dann reisen wir mit einander zu unsern Lieben — denn sie sind dir schon alle gut — und — du sollst es sehen, ich werde ein recht dankbarer Freund seyn und bleiben.

Mit Freuden versprach Gustav seine Mithülfe, und redlich hielt er Wort. Mit seinem gewohnten Eifer unterzog er sich dem mühsamen Geschäfte der Verfertigung eines ganz vollständigen Inventariums, und da Wagner, bei allem guten Willen, doch noch zu schwach war, um fortwährend zu arbeiten, nahm der gute junge Mann ganze und halbe Nächte zur Hülfe, um seinen Freund zu schonen und auch bald da zu seyn, wo so oft seine Gedanken waren.

Zur wahren Zufriedenheit des alten Wagners hatte eines Nachmittags der rastlos thätige Gustav das ganze Geschäft geendet; nur noch ein Tag einigen Geldgeschäften, dem Packen der Coffer und Abschiedsbesuchen gewidmet, und man konnte die längst gewünschte Reise antreten. Man redete eben davon, da kam der Briefträger und überreichte einen Brief.

Für Freude zitternd erbrach der gute Wagner das Siegel, las lange, noch einmal und weinte dabei manche Freudenzähre; endlich nahm er auch ein kleines Blättchen, gab es dem dastehenden Freunde, und sagte: „Von den Guten, auch ein paar Worte an dich, du Lieber!"

Wonnetrunken las nun Gustav:

„Den edlen, hochherzigen jungen Mann, Herrn Gustav Brand, den großmuthigen Pfleger und Retter unsers allertheuersten Vaters, segnen wir schon jetzt mit warmem innigem Herzensdanke. Seiner warten Herzen voll Achtung und voll der unaussprechlichsten Freundschaft. Eilen Sie bald, recht bald, in die offenen Arme Ihrer Freunde

Clärchen, Pauline, Ernst.

Lose, wie immer, hatte Clärchen noch ganz ganz klar, kaum lesbar, nach den Worten: voll Achtung, die Worte, voll Liebe, geschrieben. Vater Wagner konnte es nicht erkennen, aber, was bleibt dem Auge der Liebe verborgen? —. Gustav war außer sich vor Freude,

umarmte den Alten wohl zehnmal, und drang nun auf Abreise am nächsten Morgen. Zum ersten Male wollte der liebe Mann Einwendungen machen, allein sie wurden schnell widerlegt; Gustav nahm allein die noch übrigen Geschäfte und das Packen auf sich, und der alte Papa ging fort, um da und dort noch ein herzliches Lebewohl zu sagen. Es war wirklich noch manches zu thun übrig, aber, was ist der Liebe unmöglich? Der erste Gang war zur Post, um Pferde zu bestellen, die andern machte er alle mit einander in größter Geschwindigkeit, und es war noch nicht einmal 10 Uhr, so standen auch ihre Coffers gepackt — die, ohnerachtet der Eile, Gustav mit sehr viel Schönem und Modischem für die beiden Damen gefüllt hatte. Schlafen konnte der feurige junge Mann nicht, aber er träumte süß, weckte mit dem Schlag 4 Uhr den sanft ruhenden Vater, und es war kaum 5 Uhr vorbei, da jagte der muntre Postillion, von Gustav schon im voraus auf die ächte Weise ermuntert, den schönen Weg nach Hanau hin.

Was nun geschah — lesen wir am richtigsten aus Gustavs Briefen an seine Lieben.

Schönau — ich denke den 20. Octob.

Schon drei Tage lebe ich hier, in dem Paradiese reiner Freuden, meine innig Geliebten, und doch ist mirs, als wären wir erst drei Stunden da. Ich bin — doch wie vermags ich auszu-

drücken, was ich hier, in dem Kreise so höchst edler Menschen, in der Nähe einer Pauline bin. Ich schreibe Euch, in dem schönen Gartensaale, in der ersten ruhigen Morgenstunde. O, wie ist mir hier auf diesem stillen Plätzchen so wohl! Jede Blume des Gartens duftet mir Genuß, jeder Zweig rauscht mir angenehme Gefühle zu, i der Vogel flötet mir Freude ins Herz. Und in dieser seligen Stimmung will ichs versuchen, die einfache Geschichte unsrer Reise, und die mir unvergeßliche Ankunft zu erzählen. Achtet nicht auf die Worte, sondern ehrt die heiligsten Gefühle meines Herzens.

Kaum waren wir aus dem Thore, so faltete mein würdiger Begleiter seine Hände, und sprach laut ein tiefrührendes frommes Dankgebet, für seine Rettung vom Tode, für den gebahten reichen Erntesegen; und der Redliche flehte auch für mich und seine Lieben um Segen und Lohn. Mein Herz betete mit, ich flehte um Beistand, um ruhige Ergebung und kindliches Vertrauen und — uns beiden ward wohl. Schweigend saßen wir in dem erst für Fahrmann neu gekauften Wagen, da ergriff mein redlicher Freund meine Hand, und sprach freudig:

„Nun, mein edler Sohn — denn seit seiner Genesung würdigt er mich der ehrenvollen Benennung — wirst du bald meine Geliebten, besonders meine Pauline kennen lernen, von der wir schon so oft mit einander gesprochen haben. Denn wenn es so fort

gehet, so sehen wir schon Morgen Abend all' die guten Seelen; wir haben nach Schönau nur 18 Meilen."

Ich nützte sogleich diese Gelegenheit, um meinem lieben Alten zu sagen: daß ich schon oft in Schönau war, daß ich selbst Clärchen mit ihrem Manne schon gesehen hätte, ja daß ich sogar den Garten des Herrn Amtskellners kenne u. s. w. Das freute ihn doppelt, ich mußte ihm das muntre Weibchen näher beschreiben, und je richtiger ich zeichnen konnte, desto mehr Vergnügen gewährte es ihm.

Wir fuhren außerordentlich schnell, denn es war noch nicht 4 Uhr, als wir schon den berühmten Spessart hinter uns hatten; und Abends 9 Uhr saßen wir in einer schönen Stube in dem bekannten Fränkischen Hofe zu Würzburg. Wo wir hinkamen, fanden wir das fröhliche, und fast möcht ich sagen, das einzige lustige Leben beschäftigter Winzer. Hier tönten uns laute Gesänge der Freude entgegen, dort donnerte von den Bergen das Geschütz, hier sah man ganze Schaaren eleganter Städterinnen, dort fröhliche Bäuerinnen, kurz überall Leben, frohes Leben. Ach, warum können wir Menschen nicht immer die Sorge, den Kummer, die Leiden, den Haß und den Neid, so vergessen, wie alles in diesen fröhlichen Tagen vergessen zu seyn — scheint? —

So wie nur die Thore geöffnet wurden, fuhren wir auch hinaus dem schönen Ziele entgegen. Mein Alter schien mir heute viel unruhiger, oder

vielmehr er war es; ich erzählte und schwatzte viel, aber es war nichts mit ihm anzufangen, bis ich ihm denn vorrechnete, daß, wenn alles gut ginge, wir längstens um 5 Uhr da seyn würden, wo wir so sehnlich zu seyn wünschten. Nun ward er ganz munter, und sah es gern, wenn die Postillions im schnellsten Trabe dahin jagten. Des Mittags konnte er vor Sehnsucht kaum essen, auch mir war das Herz voll, und kaum war der letzte Bissen hinunter, so flogen wir wieder fort. Der Postillion der letzten Station, der mich noch dazu kannte, fuhr so rasch als möglich, und doch meinem Alten zu langsam. Immer hatte er die Uhr in der Hand, und mehr als dreißig Mal fragte er, wie weit haben wir nun noch? — Um ihn selbst zu überraschen, sagte ich ihm immer mehr, als es wirklich war. Endlich ging es die kleine Anhöhe bei Burgfeld hinan, wir waren oben, und — nun lag es vor uns, in freundlicher Stille, das liebe Städtchen, welches so viel Köstliches enthielt. Ich zeigte dem vor Freude zitternden, das schöne Haus, wo seine Lieben wohnten, und er streckte sehnend die Arme aus. Lustig ging es zum Thore hinein, und brausend flogen die vier starken Braunen dem Ziele zu. Wir hielten — aber alles war stille. Ich sprang heraus, schellte — und der treue Joseph öffnete und wollte laut schrein. Ich wehrte ihm, erfuhr, daß alle drei im Gartensaale wären, hob den zitternden Alten heraus und trug ihn auf meinen Armen den Geliebten

zu. Aber Joseph hatte doch geschrien, und — Pauline war die erste, welche uns zuflog. O, Gott, welche selige, unvergeßliche Minuten waren das! ! —

Die beiden hohen göttlichen Gestalten hatten für nichts Augen und Gefühl, als für den Ehrenmann, der ihnen auch mehr als leiblicher Vater war. Sie trugen schwebend den Heißgeliebten in das Zimmer. Fahrmann hatte sich meiner bemächtigt und gab mir ein herzlich warmes „Willkommen!"

Lange hielten sich die drei trefflichen Menschen umarmt; endlich sagte Wagner:

„Meine guten, meine geliebten Kinder, daß ich euch noch einmal in dieser Welt wiedersehe, euch an mein treues Herz drücken, mich an euerm Anblicke laben kann; dafür ewigen unendlichen Dank, dem Gott, der vom Tode errettet; aber auch dem jungen Manne da," — sein thränendes Auge suchte mich — „dem sind wir unsterblichen Dank schuldig, denn ohne ihn feierte ich diese selige Stunde nicht; er war mein Pfleger, mein Helfer, meine einzige Stütze."

„Kinder, das ist der liebe edle Gustav, von dem ich euch schon so oft erzählte, sehet, das ist mein Freund, mein Sohn."

„Sieh, trauter Gustav! das ist mein Clärchen, — das meine Pauline, das der edle Fahrmann."

„Komm her zu mir, kommt alle, meine geliebten Kinder, daß ich euch liebend segne.“

Wir alle umarmten den sehr ergriffenen Mann, der sich nun auch setzen mußte.

Jetzt erst umarmte mich Clärchen, dankte herzlich und flusterte mir zu: „werd' es nie vergessen. Aber, Pauline!“ rief die Gute: „wo bleibt dein Gelubde?“

Mit wahrer Engelsmilde kam sie auf mich zu, sank in meine Arme, küßte mich einige Male und sprach dann:

„Gustav, was Sie für uns und an unserm Vater gethan haben, dafür können wir nur danken; er, der Gott der Gute, wird Sie, muß Sie dafür segnen. Ich ehre von nun an in Ihnen den Retter des Vaters, und bleibe auf ewig Ihre innigste dankbarste Freundin.“

Die Unvergleichbare in meinen Armen, an meinem lautschlagenden Herzen, ich vergaß alles um mich her, druckte das Engelsmädchen an mich, und küßte sie mit dem vollen Feuer der reinsten Liebe. Erröthend duldete sie den ersten Ausbruch der heiligsten Flamme, und entwand sich sanft meinen Armen

Nun war mir die Stube, es war mir alles zu eng, ich flog hinaus ins Freie — ging in den Garten, jubelte laut und sank, verloren in unnennbaren Gefühlen, auf einen weichen Rasensitz nieder.

Bald suchte mich mein edler Fahrmann auf, der meine Gefühle ahnete. Schweigend

drückte er mir die Hand, setzte sich zu mir; und an seinem treuen Busen schüttete ich nun meine Empfindungen, meine Hoffnungen, meine Liebe, mein Alles aus. Gütig hörte er mir zu, umarmte mich lebhaft und sagte sehr gerührt:

„Mit welcher Herzlichkeit und Freude will ich dich, mein Gustav, Schwager und Bruder nennen, wenn unsre Pauline sich dir zum Eigenthum hingiebt. Zwar hat die Treffliche gegen mich selbst noch nichts Vertrautes gesprochen: aber, wenn sie von dir spricht, so spricht sie mit Achtung und sichtlicher Freude, und als jüngst unser Vater in einem rührenden Briefe die Geschichte seiner Krankheit und deiner edlen Hülfe erzählte, und uns bittend sagte: helft mir dem Theuern lohnen, da rief sie, in schönem Enthusiasmus: o, vermöchte ichs, ich gäbe alles darum! — Wie nun mein Weibchen ist, schäkernd sagte sie: was? eine ganze Pauline für so ein paar durchwachte Nächte? — O, gutes Clärchen! vergiß es nie, daß wir vielleicht jetzt schon zum zweiten Male den Vater beweinten, wenn Er nicht war!"

„Sey daher getrost, sey ruhig und hoffe das Beste."

Als ich wieder in die Stube eintrat, bereitete das Weibchen den Thee, Pauline saß bei dem neubelebten Onkel. Wie er mich wieder sah, stand er auf, führte mir die schön Erröthende zu und sagte in dem ihm so ganz eignen Tone:

„Nun, lieber Goldsohn! sieh einmal mein Mädchen da so recht scharf an. Hatte ich nicht recht, wenn ich so oft zu dir sagte: es ist alles nichts gegen meine Pauline!“

Leicht könnt ihr Guten! es euch denken, was ich darauf antwortete. Lächelnd horte mir der alte Mann zu, aber im besten Strome meiner Rede gab mir das böse Weibchen einen leichten Schlag auf den Mund, mit den Worten:

„Hier ist alle Schmeichelei verboten.“

„Clärchen!“ rief Wagner.

„O, bestes Väterchen, antwortete sie schnell, der muß noch mehr gezogen werden, denn sonst verdirbt er mir in ein paar Tagen, was ich so mühsam gebauet habe. Hört sie doch schon dem losen Plauderer so ruhig und freundlich zu.“

Der Alte lächelte zwar, nahm aber Paulinens und meine Hand, legte sie herzlich in einander, und sagte gerührt:

„Werdet nur recht gute Freunde, und ihr erfüllt einen der süßesten Wünsche meines Herzens.“

„Hm! erst gute Freunde werden!! ich denke sie sinds schon.“ —

Fabrmann bielt ihr den Mund zu und nun gab sie den Thee herum.

Unter Erzählungen mancher Art kam der Abend heran. Bei Tische war Clärchen aus-

gelassen lustig, und sie steckte uns alle an, so daß wir ziemlich laut wurden. Nur unser Vater Wagner sprach ungemein wenig, seine Stimme erhob sich fast nie zu einem lauten Schalle; ohnerachtet der wirklich komischen Einfälle des so muthwilligen Weibchen lachte er nicht laut, – aber, wenn sein Auge auf mir und der bei mir sitzenden Pauline ruhte, wenn ich, in ihrem Anschaun ganz verloren, einige Minuten sprachlos da saß, oder sie auf meine Reden mir so herzlich antwortete; da schwebte um seine Lippen, ein Lächeln seliger Engel.

Bald nach dem Essen umarmte er uns, und verlangte nach seinem Zimmer. Wie immer, wollt' ich ihn auch jetzt begleiten, aber, er drückte mir die Hand und sprach dankbar: „der Sohn hat viel, hat genug gethan, laß nun die Töchter auch etwas für mich thun," und so wandelte er, geführt von zwei Engeln, zur Ruhe.

Ziemlich lange blieben beide aus, und als sie kamen, glänzten noch Thränen in den schönen Augen. Auch ich wollte fort, aber Clärchen gebot — und ich folgte gern. So saßen wir in traulicher Fröhlichkeit, bis Mitternacht vorüber war.

Den nächsten Vormittag brachten wir fast größtentheils auf Wagners Zimmer zu, aßen auch des Mittags da, und erst nach dem Essen ging es in den Garten. Als die Caffeestunde vorüber war, kam ich mit den eingekauften Sachen zum Vorschein, und überreichte jedem das

Seine. Man nahm es alles ohne weiters an, denn jedes glaubte an Vater Wagners Güte. Am ersten öffnete Clärchen ihr Päcktchen; mit sichtbarer Freude nahm sie ein Stuck nach dem andern, konnt' es aber doch nicht lassen und fragte den alten Herrn: „Aber, Väterchen, das alles hast du nicht ausgesucht, sondern Der da!" — Er antwortete nicht und nickte blos. „Nun, einen feinen Geschmack kann man dem holzernen Menschen da doch nicht absprechen."

„Nun was hat denn der holde Engel erhalten?" Sie öffnete jetzt unter Lachen Paulinens Geschenke, bejah alles zwei und dreimal, that ganz betrübt und rief: „ach, liebes Väterchen, da ging es sehr partheiisch zu. Ich habe nur das Schöne, das Mädchen aber hat das Außerordentliche erhalten. Komm indeß nur her, Schwesterchen! probir einmal geschwind das allerliebste Hütchen." Unter Scherz und Lachen wurde es aufgesetzt, und ich muß gestehen, es kleidete sie ganz vortrefflich.

Bald eilte das holde Schwesterpaar zum guten Onkel, um diesem ihren Dank zu bringen. Wagner verbat sich ihn aber und sagte: „alles gebührt dem, ich weiß ja von gar nichts." —

„Aber, Väterchen! du hast es ihm doch geheißen und hast alles bezahlt." „Keins von beiden! auf Ehre, jetzt erfahre ichs erst."

Nur eine Minute stand Clärchen denkend, dann hupfte sie auf mich zu, küßte mich, sprach:

„Recht schönen Dank!“ und lief geschwind wieder zu ihren Sachen.

„Aber Pauline, du armes Mädchen, der die Freude in den großen Augen stehet, du kannst doch, als ein tugendsames und ehrbares Mägdelein, von so einem jungen Menschen nichts annehmen.“

„Warum nicht, liebe Schwester! Von dem, der so unschätzbar Vieles in unserm würdigen Vater schenkte, nehme ich auch dies als einen Beweis seines Andenkens mit Vergnügen an. Recht herzlichen Dank, guter Gustav.“ Sie warf mir ein Küßchen zu und eilte fröhlich ins Haus.

„Ach Gott!“ rief Clärchen, „wie verderbt ist die jetzige Welt“ — und eben so munter sprang sie der schönen Schwester nach.

„Gustav!“ fing mein Alter an, „das war wieder ein hübsches Stückchen, du hast meine Ehre gerettet, schreibs auf Rechnung, bis zur fröhlichen Tilgungsstunde.“

Nun ließ ich die beiden allein, ging in die Scheune und enthüllte den ganz emballirten prächtigen Wagen; eilte in den Schwan, wo seit gestern Abend unser Anton mit ein paar prächtigen Engländern nebst unvergleichlichen Geschirren angekommen war, und bat den braven Wirth, mir behülflich zu seyn, ohnvermerkt einzuspannen. Alles ging nach Wunsch. Joseph wurde ins Spiel gezogen, der gab ein Zeichen, wenn die zwei Schwestern wieder in den Garten gingen, da wurde geschwind der Wagen die Straße hinab-

geführt, beim Wirthshaus angespannt, ich setzte mich ein, und meine köstlichen Falben brausten lustig dahin. Am Gartenhaus hielt ich still, schickte den als Lakey artig gekleideten Anton ins Haus, und wollte mich anmelden lassen. Doch Clärchen hatte mich schon erblickt, und nun flog alles herab, um die wirklich kostbare Equipage zu betrachten. Erst ließ ich alle dabei, daß es die meinige sey, aber da Fahrmann, ein großer Kenner, die außerordentliche Schönheit der Pferde, die Pracht des Wagens nicht genug rühmen konnte, und an beiden so unverhohlen wahre Freude äußerte, da sprang ich heraus, gab ihm die Zügel, und sagte: „danke deinem alten redlichen Vater — Alles ist dein!"

Wahrlich, vor Vergnügen konnte der liebe Mann nicht danken.

„Also mein," sprach das ganz entzückte Weibchen, und sprang in den sich schaukelnden Wagen. „Allons! mir nach, das muß gleich probiret werden." Alles stieg nach, ich wollte Fahrmannen die Freude gönnen, selbst zu fahren, allein er getraute sich nicht, da er die Pferde nicht genau kenne. Er setzte sich zu mir und so flogen wir ein Stündchen umher. Wirklich, ein paar Kapitalpferde, die aber ihren Meister verlangen, denn sonst möchten sie wohl Querzüge machen.

Es war wieder eine rührende Scene, als alles an Ort und Stelle gebracht war, und man dem so gütigen Vater innig und herzlich dankte.

So eben kommt Anton — welcher der Lieblingsdiener Clärchens geworden ist — und ruft mich zum Frühstück Verdenkt mirs nicht, ihr Guten! wenn ich nun schnell die Feder niederlege, denn mein Weg führt mich zu Ihr!

Einige Tage später.

Es wird immer besser mit mir, meine Theuersten! denn Pauline schenkt mir täglich mehr Aufmerksamkeit, und unser Umgang gewinnt immer mehr an Interesse. Mein Fahrmann wünscht nichts mehr, als ein baldiges Ende, und auch Clärchen flößt mir immer mehr süße Hoffnung ein.

Gestern Nachmittag kamen ein paar artige Beamtentöchter aus der Nähe zum Besuch. Es fiel das Gespräch auf die mitgebrachten Geschenke, und Pauline war mit ihnen hingegangen, um alles zu zeigen. Vater Wagner spielte mit zwei geistlichen Herren, welche gute Hausfreunde von ihm waren, sein liebes l'Hombre, wir drei waren also einmal allein.

Sogleich fing Fahrmann an: „Höre, Gustav! ich habe deinetwegen auch mit meinem Clärchen gesprochen, rede nun selbst mit ihr.“ Ich that das. Erst war sie ganz Muthwillen, aber bald wurde sie ernst.

„Ich sag es Ihnen frei heraus, unter allen den jungen Männern, die ich kenne, sind Sie mir der liebste; und so denkt auch

Pauline, oder, es müßte mich alles trügen. Nehmen Sie nun dazu, daß ich sicher weiß, daß diese Vereinigung meines Vaters innigster Wunsch ist — und Sie können getrost seyn."

Sie wollte noch mehr sagen, da kam Vater Wagner.

„Nun, was sitzt ihr drei so allein da."

„I, Väterchen, da sitz ich und höre Beichte."

„Von wem denn, und was denn?"

„Da von dem großen Sünder, Gustav Brand, aber" — schnell aufspringend und den alten Mann küssend — „Beichtväter müssen verschwiegen seyn."

Fort war sie!

Ihr Guten, die Ihr mich genauer kennt, werdet Euch freilich wundern, daß ich bei meinem sonstigen Feuer so lange in Ungewißheit schweben kann. Aber bin ich denn nicht unendlich und schon über Tausende glücklich? —

Ich sehe sie, die Einzige, jede Stunde des Tags und der Abende, an ihrem Arme durchstreich ich die Fluren, oft höre ich ihren himmlischen Gesang, und dabei entdecke ich, fast mocht ich sagen alle Minuten, neue Talente, neue Tugenden, die mich oft zweifeln machen, ob ich eines solchen Mädchens Besitz verdiene.

Ihr Geliebten, was gäbe ich darum, wäre es Euch vergönnt, nur erst auf wenig Augenblicke den Engel meines Lebens zu sehen. Was ist doch diese — o könnt' ich sagen — meine Pau-

line! für ein immer heitres freundliches Geschöpf, ihr Auge ist der Abglanz allet weiblichen Tugenden, ihr Antlitz die schönste Form einer Engels-Physiognomie, ihre ganze Gestalt ein Ideal von Lieblichkeit und Anmuth! Und dann ihr fein gebildeter Geist, ihr sanftes theilnehmendes Herz — ihre so mannichfaltigen Talente!

Länge leb ich nicht mehr zwischen Furcht und Hoffen, ich will Leben oder Tod. Betet, betet herzlich für das Glück eures Bruders.

Am 30sten October.

Halleluja! und Lob und Dank,
Dem Gott der Güt' und Liebe!

Fallt mit mir nieder, meine Theuersten! und betet an. Laßt mich Euch jauchzend und frohlockend zurufen: Sie ist mein! Pauline, die herrliche Einzige! ist nun mein, für alle Zeiten und Ewigkeiten mein!

Wie das so bald kam, wenn und wie ich so glücklich ward? — in dieser stillen Mitternachtsstunde, will ich wenigstens den Anfang machen, Euch meine Seligkeit zu schildern.

Vorgestern Morgens, als wir in der heitersten Stimmung bei einander saßen, fängt auf einmal Vater Wagner an:

„Du bist aber doch ein recht guter und artiger Junge, lieber Gustav! Schon in Frankfurt versprach ichs dir so heilig, dich

bei und unter meinen Kindern für deine wahre Kindeslieb' und Treue zu belohnen; noch habe ich mein Versprechen nicht erfüllt und du mahnst mich nicht einmal daran. Habe nur noch ein paar Tage Geduld, dann will ich dir gewiß geben —

„Väterchen," fiel Frau Clärchen ein: „ich denke immer, der Herr wird sich selbst nehmen."

„Was"? fing der besorgte Alte an.

Aber eben kam Anton und meldete, daß der eine Falbe nicht recht fressen wolle, wir eilten in den Stall und das Gespräch war abgebrochen.

Mittags bei Tische fing er verschiedene Male wieder an, aber ich wußte erst nicht warum? — Clärchen fiel immer ein und brachte etwas anders vor. Nach Tische erschienen die zwei geistlichen Herren wieder — wirklich ein paar edle Männer, und so verging der Nachmittag aufs angenehmste.

Gegen Abend machten die Herren und Pauline etwas Musik, welche Vater Wagner leidenschaftlich liebt; man wußte nichts davon, daß ich auch Dilettant bin, und schloß mich von der Parthie aus. Das war nun für das immer muntre Weibchen recht, sie neckte mich mit meiner Ungeschicklichkeit, und beim Nachtisch forderte sie mich sogar auf, mit ihr der Gesellschaft Tafelmusik zu machen.

„Wie ists, Gustav, wollen wir zwei, ich sag aber bestimmt wir zwei, uns nicht auch hören lassen? es trinkt sich besser, und küßt sich besser, nehmlich wer was zu kussen hat.

„O recht gern, schönes Weibchen! befehlen Sie nur, was ich spielen soll."

„Nun so setzen Sie sich an den Flügel, und — ich singe."

Natürlich daß ich mich stellte, als kennt' ich keine Note, ich klimperte und Clärchen sang erst in den allergrellsten Mistonen:

„ein allerliebstes Weibchen
wünscht da, Freund Gustav sich."

Variirte aber nun das Verschen so vielmal und meisterhaft, daß ich, davon hingerissen, mich vergaß, sanft einfiel, und — Ihr kennt mich wie ich bin — einmal mich selbst in süßen Phantasien verlor. Ich sah um mich und alles stand bei mir.

„Nein, wer so spielen, mit so viel Empfindung spielen kann, der muß auch recht empfindsam kussen;"

und freundlich reichte sie mir die Wange. Zu sagen brauch ichs nicht, wer das war.

Unterdeß war meine Pauline nach ihrer Guitarre gegangen, kam damit wieder, und spielte einige der herrlichen Gesange Mathissons. O, sie sang und spielte Ruhe und Friede in jedes Herz! — Sie saß am offnen Fenster, ich sprang auf, meine Stube, nahm eilends

meine Flöte, versteckte mich damit in eine nahe Laube, und als sie des alten Onkels Lieblingsgesang: „Die Sonne sinkt jetzt nieder" anstimmte, fiel ich mit leisen Tönen ein. So endeten wir das Lied, aber nun stürmte sie in die Saiten, ich stürmte mit; sie wurde sanfter, immer sanfter und auch ich flötete stille heilige Liebe, wir verstanden uns, verloren uns in seligen Gefühlen und in fernen Höhen fanden wir uns wieder.

Erst herrschte eine feierliche Stille, dann aber brach man in lautes Lob aus. Pauline kam mir mit Engelsfreundlichkeit entgegen.

„Aufs angenehmste haben Sie mich überrascht, nehmen warmen herzlichen Dank dafür. Nun wollen wir uns manche schöne Abendstunde —"

„Ei Ei! das ist gar nicht züchtiglich, mein liebes Schwesterchen, wer wird mit solchen Herren so sprechen?"

Lieblich errothend eilte sie der losen Schwester zu.

Vater Wagner war ganz entzückt, und fing lange nachher wieder an, als ich mit Paulinen über Musik sprach:

„Kinderchen, ihr zwei seyd' gewiß ein paar seltne Künstler."

„Guter Vater! was die spielen, das ist keine Kunst."

„Was — das wäre keine Kunst?"

„Nein, Herzensväterchen! es ist nicht Kunst, es ist was größeres, vielsagenderes,

es ist Sympathie und — lispelte sie stiller, aber doch hörbar. — Liebe!"

„Das ist ja recht fromm und christlich, denn wir sollen einander alle lieben," fiel der eine Geistliche ein, der Paulinens Erröthen bemerkte.

Ich wagte es, nach meiner Einzigen hinzublicken; unsere Blicke trafen zusammen und sie belebten den schon diesen Morgen gefaßten Vorsatz, mich ihr freimüthig zu entdecken.

Der Alte saß da, so zufrieden, so bedeutend lächelnd, daß es schon jetzt zu etwas Endschreidendem gekommen wäre, wenn nicht die beiden Fremden da gewesen wären.

Pauline war indeß ins Haus geeilet, um dort noch einige kleine Geschäfte zu enden, da faßte Clärchen meine Hand, und ging mit mir in den vom Mondenscheine sanft beleuchteten Garten hinaus. Erst schwieg sie lange, dann aber aber sagte sie:

„Gustav, ich bin von ganzer Seele Ihre Freundin, und um Ihnen das auf einmal zu beweisen, entdeck' ich Ihnen: Morgen ist Paulinens 18tes Wiegenfest. Der alte Vater hat mir seinen Plan entdeckt; seine Absichten sind gewiß die allerbesten; aber ich wünschte um Ihrent-, um meiner theuern Schwester willen, daß ihr Beide ganz der Liebe allein Euer Glück verdanket. Ich weiß, Sie sind ein edler, guter lieber Mann, der meine englische

Pauline — Sie kennen dieses auferordentliche Mädchen noch kaum zur Hälfte — glücklich machen wird, darum nennte ich Sie so gerne Schwager. Ist es also Ihr heiliger Ernst — —"

Ich konnte die Treffliche nicht aussprechen lassen, sondern öffnete ihr nochmals ganz mein Herz, und bat sie um ihres eignen gränzenlosen Glückes willen, das meinige zu fördern. Das sonst so muntere Weibchen war sehr ernst, sie bat mich, unter vielen Thränen doch ja das unübertreffliche Mädchen recht glücklich durch Liebe, Vertraun und wahre Freundschaft zu machen, und als ich ihr das, mit voller Einstimmung meines Herzens feierlich zugeschworen hatte, und nur daran zweifelte, ob auch Pauline meine Gefühle erwiedern werde, tröstete sie mich und sagte:

„Es ist gewiß sonderbar. Unser Vater sprach so viel tausend Male mit uns von seinem Freunde Gustav, aber immer auch mit Paulinen am mehresten. Das liebe Mädchen hörte seit ihrem Confirmationstage von nichts anderm, als von Ihrer Bravheit und Güte; ist es nun nicht natürlich, daß Sie dem jugendlichen unbefangenen Mädchen schon vieles werden mußten, noch ehe man einander sah und sprach? Gegen unsern würdigen Pflegvater ist sie so ganz Dank, Ehrfurcht und Liebe; sie würde Sie also schon als seinen erklärten Liebling wäh-

len; aber, seyn Sie ruhig, Pauline wählte Sie unter Tausenden, auch wenn das nicht wäre. Ich kenne Sie genau, ich habe sie scharf beobachtet, und ich kann mit froher Ueberzeugung hoffen: es wird ein Bund aus Liebe um Liebe." —

Ich fragte sie nun, wo ich mich an dem morgenden feierlichen Tage der Einzigen ungestört entdecken konnte; sie sann einige Zeit nach, endlich sagte sie:

„Sie wollten ja schon einige Tage mit Paulinen einmal allein ausfahren. Thun Sie das morgen, fahren hinüber nach Schönhausen in den Garten und dort — "

„Lassen Sie mich nur machen, ich will, damit aller Verdacht weg fällt, noch diesen Abend alles anordnen."

Wir hörten Paulinens Stimme, Clärchen drückte mir die Hand und sprach leise:

„mit Gottes Hülfe morgen um diese Zeit mein theurer Schwager!"

Wir gingen nun wieder zur Gesellschaft; und dort wußte die Schlaue bald ein Gespräch einzuleiten, das zum Ziele führte.

„Nun, mein Herr Oberstallmeister! wie steht es um die Falben, ist alles wieder in Ordnung?"

„Alles recht gut."

„So besorgen der Herr, daß morgen früh neun Uhr angespannt wird, Sie sollen meine Wenigkeit spazieren fahren.

„O, liebes Schwesterchen, ich fahre auch mit, fing Pauline ganz freundlich an.

„Das geht nicht, mein Töchterchen, denn wir wollen Mittags auch etwas essen. Eine muß da bleiben, doch damit du siehest, daß ich unpartheiisch bin, so komm, wir wollen loosen."

„Ich bins zufrieden. Wie es trifft, so trifft's."

„Also wer das kürzeste Stückchen hat, bleibt zu Hause!"

Listig genug wußte sies zu machen, daß sie das kürzeste zog, und nun lachte sie sich selbst aus, und so wurde unter Scherz und Lachen die wichtigste Fahrt meines Lebens beschlossen.

Schlafen konnt ich aber nicht. Die ersten Strahlen der Sonne fanden mich schon wachend. Ein schoner, ganz heiterer Morgen war angebrochen. Ich öffnete das Fenster, um mich an dem Anblicke der auch im Herbst so schönen Natur zu laben, da hört' ich schon meines Engels Stimme. Sie sang das Lob ihres Schopfers. Auch ich warf mich im inbrunstigen Gebet vor ihm nieder, und flehte um Segen und Glück.

Gleich nach sieben Uhr kam mein würdiger Fahrmann, dem ich nun mein Herz ausschüttete. Er wußte durch sein Weibchen schon alles, und goß Trost und Hoffnung in meine Brust. Unser alter Vater kam, und nun gingen wir zu Paulinen, weil dort das Frühstück genommen werden sollte. Wir trafen sie,

nein! so etwas Herrliches hat mein Auge noch nicht erblickt. So gekleidet, habe ich noch nichts gesehen Der alte Vater schloß sie sehr gerührt in seine Arme, und man kann sagen: er betete über sie. Wir alle wünschten nun auch aus vollem Herzen Glück. Ich hatte mir Clärchen heute besonders fröhlich und lustig gedacht, allein sie war zwar heiter, aber man merkte es doch: auch ihr Herz war voll. Ein einziges Mal brach nur die nieversiegende gute Laune hervor?

Ich saß nehmlich in dem Anblicke so vollendeter Schönheit ganz verloren da, und merkte nicht, daß mir das Weibchen etwas Gebackenes reichte. Da fing sie an:

„Männchen! Laß ja nicht anspannen, und du, mein schönes Schwesterchen, fahr nur heute nicht mit dem, denn wenn er im Freien auch nur allein Augen für dein schönes Hütchen hat, so gehen die Falben, wohin sie wollen, und wir sehn beide in diesem Leben nicht wieder."

Und sie ruhete auch nicht eher, bis ich mit Handschlag versprochen hatte, während des Fahrens nicht in Paulinens Augen zu sehen.

Unser Alter lachte zwar, aber man merkte es auch ihm an, daß er etwas auf dem Herzen hatte. Er wollte ein paarmal etwas sprechen, allein er sagte doch nichts, als das Einzige:

„Wenn wir nur heut Nachmittag ganz allein bleiben, ich habe viel mit euch, meine Kinder, zu reden."

Doch so eben rollte der Wagen vor. Mich durchbebte süßer Schauer, ich sprang fort nach Hut und Handschuhen, der gute Fahrmann führte die Herrliche zum Wagen, ich umarmte Alle — Clärchen sagte leise: „in Gottes Namen" — ich sprang die Stufen hinab, der Holden zur Seite, ergriff die Zügel und die Falben brausten kraftvoll dahin.

Anfangs hatt' ich gnug zu thun, ihren Muth zu bändigen, da sie ein paar Tage geruht hatten, aber als sie fühlen mochten, daß sie ihren Meister hatten, gingen sie, zwar flüchtig, aber doch nicht wild, den schönen Weg dahin. Nun konnt' ich mich mit dem herrlichen prächtigen Geschöpfe erst unterhalten. Sie sprach so schön, so unbefangen. Von der wirklich ganz romantischen Gegend und ihrer Nähe bezaubert, redete ich manches über das Große und Schöne in der Natur, und sie antwortete mit Wärme; ich wagte es sogar, das Gespräch auf wahre Herzensfreundschaft zu leiten, und sie stimmte mit ein: und über alles, was sie mit so viel liebenswürdiger Natürlichkeit sagte, war der reinsten Unschuld und Sittlichkeit höchste Grazie verbreitet.

Bald genug waren wir in dem reizenden Schönhausen und in dessen trefflichem Park. An ihrem Arme durchwandelte ich die schönsten Parthien, und sie selbst, die Vortreffliche, führte mich zu ihrem Lieblingsplätzchen. Bis jetzt war ich noch meiner Gefühle Herr geblieben, aber nun, als wir in dem stillen heimlichen Hain so

allein saßen, da war ich meiner nicht mehr Meister; ich ergriff ihre Hand, sank vor ihr nieder, gestand ihr meine innigste glühendste Liebe und flehte um ihr großes, edles Herz.

Anfangs war sie etwas erschrocken; doch bald hob sie mich gütevoll auf und hörte meine liebevollen Bitten.

Ich hatte geendet. Erst schwieg sie einige Minuten, dann aber sagte sie sehr bewegt:

„guter bester Gustav! wie Sie sprechen, so spricht nur wahre, reine, innige Liebe, und wie freue ich mich dieses Gefühls, denn daß Sie mich lieben, gründet das höchste Glück meines Lebens. Gütig sagten Sie mir, ohne mich kennten Sie kein Glück — offenherzig sag ich Ihnen: auch ich würde unglücklich seyn ohne Sie.

Sie senkte ihr Engelsköpfchen an meine Brust, sah mich voll der innigsten Zärtlichkeit an, und sprach noch feierlich ernst:

„und so, mein edler Gustav, gelob' ich dir jetzt in dieser stillen Einsamkeit, so wie bald im heiligen Tempel, wahre Liebe, feste Treue, bis zum letzten Hauche meines Lebens."

Ach, meine Geliebten! welche Seligkeit, welche nie gefühlte Wonne, durchströmte das Herz Eures unendlich glücklichen Bruders.

Arm in Arm saßen wir lange, und meine Pauline erzählte mir mit der rührendsten Offenheit, wie sie schon lange zuvor, ehe wir

uns sahen, mich achtete, und wie ich das Ideal war, mit dem sie sich in einsamen Stunden so oft beschäftigte. Auch ich sagte ihr alles, redlich und wahr, was ich längst gewünscht und gehofft hatte, und jede Minute brachte uns einander näher. Sie war ganz Liebe und ich ganz Freude und Wonne. Endlich sagte sie:

„Laß uns nun, du Geliebter, laß uns nun wieder zurück, zu unsern Lieben eilen, damit auch sie unsern Bund segnen."

„Wie, meine Pauline, du willst sogleich allen mein namenloses Glück kund machen?"

„Warum nicht? Sie verdienen alle die größte Aufrichtigkeit um ihrer treuen Liebe willen, und — setzte sie mit einem Blicke voll Liebe lächelnd hinzu — wurde nicht mein Auge bald das verrathen, was der Mund verschweigen wollte?

Noch einmal wiederholten wir uns den ernsten Schwur der Treue, und gingen Hand in Hand dem Wagen zu. Unter traulichen Gesprächen und angenehmen Planen für die kommenden Tage rollten wir froh dahin und kamen glücklich, glücklich in aller Hinsicht, wieder an.

Clärchen wartete unsrer an der Thüre, sah uns beiden forschend ins Gesicht und rief dann triumphirend: „Gottlob! es ist richtig." Eilend kam auch Fabrmann herbei, und kaum in die Stube eingetreten, fragte er herzlich: „bist du nun mein geliebter Schwager?"

„Ja, ich bin es," rief ich frohlockend aus, und sank freudetrunken in die Arme des Redlichen, während die zwei zärtlichen Schwestern einander fest umarmten, und Pauline stammelte: „o wie unaussprachlich lieb ich ihn."

In diesem Augenblicke voll Entzücken trat der Onkel herein.

„Nun, ihr Kinder! was habt ihr denn, was giebt es denn?" Während theilnehmende Thränen die Wange herabrollten, antwortete Clärchen dem Fragenden schnell:

„Ach, bestes Väterchen, meine Prophezeihung ist eingetroffen, er hat sie sich selbst genommen."

„Was denn, wer denn?" —

Da ergriff das göttliche Mädchen meine Hand, führte mich selbst dem edlen Manne zu, erklärte ihm mit aller Stärke und Fülle unsre gegenseitigen Gefühle und Gelübde, und flehte um seinen Segen, um seine fernere Liebe.

Der ehrwürdige Alte stand da wie verklärt, er entblößte sein graues Haupt, legte unsre Hände in einander und sprach innigst gerührt:

„Möchten diese Hände auch noch am Grabe sich so willig begegnen, diese Herzen dann noch so zärtlich für einander fühlen, als in dieser heiligen geweiheten Minute."

„Pauline, meine theuerste, geliebteste Tochter, du hast ohne mein Bitten den allersehnlichsten Wunsch meines Herzens erfüllt; denn in den kommenden Nachmittags-

stunden wollt' ich mit dir als treuer Vater reden, ob du es vermöchtest, dem Sohne meines Herzens, meinem treuen, geprüften Gustav, durch Liebe zu lohnen, was er aus Liebe an mir alten Mann so edelmüthig gethan hat, und ich nicht zu lohnen vermag. Eure Herzen haben sich allein gefunden, welche namenlose Freude für mich!"

„Heilige Gelübde, du Herzensmädchen! hast du auch mir jetzt abgelegt, und hält etwa, was ich nicht hoffe, die Frau nicht, was die Braut versprach, dann, mein Gustav! führe sie an mein Grab. Gräber warnen, Gräber bessern."

„Und nun nochmals des Himmels reichsten Segen über euch, den Segen der Tugend, der Treue, der Reinheit der Sitten. Eure Liebe bleibe der Trost und das Glück eures Lebens, Hand in Hand wandelt treu mit einander, damit wir alle uns einst dorten wieder finden."

„Nun kommt an mein Herz!"

Mit Jugendfeuer drückt er uns an sich, aber wir alle bedurften der Einsamkeit, um unsern Gefühlen nicht zu unterliegen.

„Nur eine Stunde, mein Erwählter! gönne mir Einsamkeit — ich bedarf ihrer, um die Größe meines Glücks ganz zu überdenken."

So sagte meine Pauline, und ich folgte der Geliebten und eilte ebenfalls auf meine Stube.

Erst war mir alles wie ein Traum, dann aber jauchzte ich, fiel nieder und mein Geist erhob sich zu höhern Regionen; ich dankte freudig dem großen Gotte der Liebe.

Meine Pauline kam selbst zu mir und führte mich in die Mitte der Theilnehmenden. Unser Alter war wie neugeboren und sonnte sich in der Wärme unsrer Liebe. Und Fahrmann mit seiner Clara feierten heute das Fest froher Erinnerung.

Bei dem Mittagsessen war alles mehr still als laut, und dennoch fühlten wir uns so glücklich! —

Des Nachmittags, wo wir uns in den Gartensaal gesetzt hatten, ging der ganz entzückte Alte immer von einem Paare zu dem andern; doch küßte er seine Pauline unendlich oft.

„O," sagte mit inniger Empfindung die junge schöne Frau, „auch mich dürfen Sie heute oft küssen und segnen, denn auch ich muß Ihnen und dir, mein geliebter Ernst! eine frohliche Kunde geben."

Der alte Mann trat näher, wir beide saßen voll Erwartung. Da fiel das herrliche Weibchen dem treuen Gatten an die Brust, und sagte mit wahrem Stolz:

„Bald werd' ich Mutter heißen."

„Ach Gott! guter Gott!" stammelte Wagner — „ich bin zu gering aller der Barmherzigkeit und Güte, die du mir heute widerfahren läßt.

Nun ging er rasch auf das sich fest umschlungen haltende Paar los und sprach:

„Der Gott des Segens segne Euch,
Lebend'gen Segen gieb Er Euch
Und Freude dran die Fülle!" —

Ich sah mein Mädchen an, sie verstand mich, und legte das herrliche Lockenköpfchen an meine schlagende Brust.

Nun fing aber der Alte an — „Kinder, schafft mir mehr Menschen herbei, damit ich allen erzählen kann: wie gut und groß unser Gott ist."

Sein Wunsch ward erfüllt, auf eine schöne Art erfüllt, denn unser liebes Ehepaar hatte heimlich einige treue Freunde bitten lassen, die alle kamen, die neue doppelte Mähre hörten und sich herzlich mit uns freueten.

Des Abends war einmal wieder Clärchen ganz die Muntere, sie verbreitete über uns alle Leben und Freude; alles, was sich gegenwärtig befand, war heiter und froh, am glücklichsten aber ich — mit meiner Pauline.

In acht Tagen, so ist es beschlossen, kommen wir alle miteinander in Eure Mitte, ihr Guten. Dann, ja dann erst, wenn Ihr meine Pauline sehen werdet, wenn sie, die so ganz Liebe und Güte ist, unter Euch wandelt, werdet Ihr selig preisen

Euern

unaussprechlich glücklichen
Gustav.

Reiseſcenen.

1.

Der Kahn.

„Nein, meine Kinder, hier müſſen wir ausſteigen!“ rief Straßer, als der Wagen eben den Heubeler Berg hinunterfahren wollte, „hier müſſen wir ausſteigen Schlimm genug daß wir bis hieher die himmliſche Ausſicht nicht mit ſtetem Auge, und nur in dem ungewiſſen Schwanken des Wagens betrachtet haben, nun iſt's der letzte Augenblick, und drum friſch auf die Beine, ihr Mädchen, wenn auch Mama das Zufußgehen ſcheute, und ſich lieber den Berg hinabrollen ließe, ihr müßt mir wenigſtens heraus; wird es euch doch ſonſt nicht ſchwer, vom Nähtiſch aufzuſpringen, wenn ein Wagen vor euerm Fenſter vorbei fährt, und jetzt vor der lieben Gottes Natur wolltet ihr ſitzen bleiben?“ Gottfried hielt, und leicht ſprangen Amalie und Luiſe aus dem offenen Wagen, aber auch Mütterchen wollte nicht darin bleiben, und bald war die ganze Familie auf

ebnen Boden beisammen. „Ja," begann Straßer, „das hat meine Auguste noch von ihrer Jugend her bei mir gelernt, da sie noch zu mir in die Schule als Braut ging, denn nachher ward Lehrer und Schüler zu vertraut zusammen, und da gab's nicht viel mehr zu lernen. Kein schöner Tag verging, ohne daß ich sie nicht hinaus in die freie Natur geführt hätte, ja auch im Regen schonte ich sie manchmal nicht, damit sie diese Freundin in allen ihren Gestalten sehen sollte, und ich erinnere mich noch mit Vergnügen, wie es deine gute Mutter gar nicht wußte, wie sie es anfangen sollte, wenn du mit durchnäßten Kleidern nach Hause kamst, und sie gern geschmält hätte, aber doch auch den Schwiegersohn, den sie so liebte und ehrte, nicht tadeln wollte. Immer dachte sie, daß ein Schnupfen meiner lieben Braut sie rächen werde, aber wer blieb munterer und frischer als diese, und sie mußte sich damit begnügen, daß ich ihr Töchterchen ein anderesmal nun so in die Sonnenhitze führte, als ob ich sie von dem letzten Regen wieder trocknen wollte." Während dieser Apostrophe Straßers an seine gute Frau war die ganze Reisegesellschaft auf den Fußsteig gelangt, der an der einen obern Seite des herabführenden Hohlwegs fortging, und die freiste Aussicht bis ins Thal verstattete. Hier breitete sich die ganze Fülle der schönsten Landschaft vor ihnen aus. Die lachendste Ebene lag zu ihren Füßen, und selbst die Berge, die sie begränzten, schienen erst neuerdings aus dem

fruchtbarsten Boden emporgeboben zu seyn, so bedeckt waren sie mit jedem Ueberflusse und Reize der Fluren. Zwei beträchtliche Bache durchströmten die Gegend, um sich endlich zu Einem zu verbinden, und umschlossen die glückliche Halbinsel. Alles war belebt, und wenn hie und da kleine Wälder in odern Schattirungen dalagen, so fuhlte man, daß sie blos zu Tempeln der stillern Empfindung und der schuchternen Liebe dienten. Wohlseyn und Segen hatte die zahlreichen reinlichen Hütten umher verstreut, Freundschaft sie vereinigt. Die reichen Saaten reiften der baldigen Erndte entgegen, und das vermischte und doch einfache Grun der Gegend zeigte die frohliche Abwechselung der genußreichen Bestimmtheit. Lange schwelgten die Reisenden an dem zauberischen Anblicke, langsamer wurden die Schritte, und manchmal blieben sie, uberrascht von einer neuen Ansicht, gar stehen, und entrissen sich nur mit Mube dem längern Ueberblick des Ganzen. Jetzt traten sie selbst in das liebliche Thal ein, und in kleinern Gruppirungen der Gegenstände fanden sie neue Schonheiten, wie der Weise, berechnend und lenkend den Lauf der Begebenheiten ganzer Nationen, sich mit Vergnügen zu den Erzählungen seiner Kinder hingiebt, und der Anordner ihrer Spiele wird. Doch ein lebendigeres Getön, aus der Mitte des Dorfes her, an dessen Anfang sie sich jetzt befanden, beflugelte ihre Schritte; die schöne Natur erweckt Theilnahme an dem Genusse eines jeden, wenn das

Herz schon selbst die sanften Empfindungen der gefälligern Hingebung kennt. Auf einem geräumigen Platze, rings umschattet von den Linden, die vor jeder Wohnung standen, und ihre belaubten Aeste weit hinaus erstreckten, trafen sie das fröhliche Volkchen. Ein Kleeblatt rüstiger Dorfmusikanten trieb die junge Mannschaft in der Mitte in wirbelnden Tänzen umher, während die Aeltern an der Seite saßen, und mit freundlicher Treuherzigkeit neben ihren Krügen von häuslichen und politischen Händeln sich besprachen. Ohne sich stören zu lassen, hießen die nächsten die Reisenden willkommen, und bald hatte man ihnen einen Sitz und Labetrunk angeboten. Ohne Umstände setzten sie sich und bemerkten nun mit neuem Erstaunen, daß die Tänzer um einen Kahn herumtanzten, den die verschonernde Hand der Dorferinnen mit Kränzen von Feld- und Gartenblumen umhangen hatte. Doch jetzt näherte sich den Reisenden der Prediger des Dorfs, der an einer andern Seite beschäftigt gewesen war, und sie durften sich Erklärung dieser ganzen Scene versprechen. „Wir freuen uns herzlich," begann der alte ehrwurdige Mann, „daß Sie gerade heut kommen, um mit uns das Fest der kindlichen Liebe zu feiern. Ohne vom Staate unsre Feste der häuslichen und öffentlichen Tugenden angeordnet zu bekommen, feiern wir sie um so herzlicher, weil wir nicht die Tage, auf welche sie fallen, sondern die Sache selbst, und auch diese nur, wenn in unsrer Gemeinde irgend

eine vorzügliche That geſchah, begeben. Ich erwarte nicht erſt Ihre Bitte, Ihnen den Vorfall zu erzählen, der zu dem heutigen Feſte Veranlaſſung gab, ſie liegt in ihren Mienen, und wer konnte die innige Fröhlichkeit aller, und dies herzliche Lieben jenes jungen Paars dort ſehen, ohne denſelben Wunſch zu haben. Ja, eben jenes junge Paar iſt der König der heutigen Freude. Martin war der Sohn eines armen Häuslers, und nährte ſich nach dem frühen Tode ſeines Vaters ehrlich durch Linnenweben; ſein guter Kopf aber hatte ihn dabei auf manche andre kleine Kunſtfertigkeiten aufmerkſam gemacht, und er wußte ſo künſtliche Figuren in ſeine Leinwand zu weben, daß faſt kein Haus in der Gemeinde war, wo man nicht von ſeiner Arbeit ein Handtuch, oder einen Bettvorhang gehabt hätte. Aber der gute Martin hatte eine alte Mutter, und mit aller ſeiner Geſchicklichkeit vermochte er nicht, ſich höher zu ſchwingen. Und wenn er nun das Schönſte, was er fertigte, ſeiner Geliebten bringen wollte, und er ihren Namenszug in jeder Arbeit heimlich anzubringen wußte, und ſelbſt einmal in die Kaffeeſervietten der alten Frau Obereinnehmerin die ſchöne Rahel am Brunnen gewebt hatte, ach! da fiel ihm ein, daß ſeine Rahel, die Tochter des Bauer Krügers nicht ihm werden würde, wenn er auch länger als 14 Jahr um ſie diente; da ſank ihm das Weber-Schiff aus der Hand, und er konnte lange nichts mehr arbeiten. Krügers Rahel war auch ein ſchönes Mädchen,

und Sie werden mir selbst recht geben, wenn Sie sie dort neben ihrem Manne stehen sehen, aber sie war eben so stolz als schön, und ob sie wohl wußte, wie wacker Martin sey, und ob er ihr schon alle Sonntage die schönsten Blumen vor die Thür legte, und mit zögernder Bescheidenheit nur ihre Hand zum Tanz wählte, auch schon einmal bei ihrem Vater von weitem um die schöne Braut geworben hatte, so achtete sie ihn doch nicht. Werden Sie drum dem armen Mädchen nicht gar zu böse, ein wenig mochte sie wohl Unrecht haben, aber ihr Vater doch noch mehr. Von Jugend auf hatte er den Plan gehabt, sie mit Jakob, dem Sohne des reichsten Nachbars im Dorfe zu verbinden, und dadurch, als ob er im Kleinen die Staaten im Großen nachahmen wollte, die beiderseitigen Besitzungen auf das Beste zu arrondiren. Immer hatte man seiner Tochter nur von Jakob, und daß sie mit ihm als dem reichsten Mädchen im Dorfe, die reichste Frau werden würde, vorgesprochen, und sie hatte sich daran so gewöhnt, die natürliche Neigung zu einer gewissen Eitelkeit war dadurch so genährt worden, daß sie sich nicht anders als Jakobs Frau denken konnte, ob sie gleich Jakob deßhalb nicht gut war, und er ihr eben auch nicht besonders. Denn es war ein wilder, ungezogener Bursche, dem jede Dirne im Dorfe gleich war, und der mehr Rabels Geld, als sie selbst, für seine künftige Frau ansah. Was war da für den armen Martin zu hoffen? Schnöde hatte ihn der Vater seiner

Geliebten abgewiesen, als er schüchtern es wagte, ihm seine Wünsche merken zu lassen, und Rabel, der man früh einen Menschen, den sie nicht lieben konnte, lieben geheißen hatte, wußte nicht, was diese Leidenschaft sey, und verstand Martins Ehrerbietung nicht. Aber sehen Sie, jetzt geht das vereinte Paar Arm in Arm bei uns vorbei, lassen Sie uns ihm nachgehen und die reinsten Töne der Liebe aus seinem Munde selbst hören. Glückliche Liebende vergessen alles um sich her, und wir dürfen nicht befürchten, von ihnen entdeckt zu werden. Gewiß sprechen sie von der glücklichen Katastrophe ihres Schicksals, denn was ist den Liebenden sonst wichtiger, und ich halte es für kein Unrecht, in diesen schönen Ergießungen des Herzens, die sich dem Bemerker verbergen, unbeobachtet sich zu berauschen.

In ein nahes Buchengesträuch ging das Paar, und als die Reisenden und der Pfarrer ihnen nahe genug kamen, um sie zu hören, hatten sie sich eben in eine Laube gesetzt.

Ach, fing Rabel an, kannst du mirs verzeihen, mein Theurer, daß ich so lange dich verkannte.

Martin. Gute, liebe Frau, wie könnte ich dir irgend einen Vorwurf machen, du ahnetest ja wohl nicht einmal, daß ich dich so heiß liebte.

Rabel. Nein, wahrhaftig nicht! ach! ich war ein thörichtes Geschöpf, nichts als Glanz und Reichthum machte Eindruck auf mich. Ich wußte ja gar nicht, was Liebe war. Und du gefielst mir

wohl, aber mein Vater hatte gesagt, du mußt Jakob heirathen, und meine Eitelkeit sagte, er ist reich, da achtete ich auf nichts, und verstand nichts weiter. Lieber Martin, du kannst mir gar nicht gut seyn, denn ich habe dich so lange nicht angesehen, und wohl viel leiden lassen?

Martin. Wohl sehr viel, meine Rahel, aber wenn ich dich nur sehen konnte, vergaß ich alles wieder, und du hast mir doch auch da mehr Freude gemacht, als all s in der W lt.

Rahel. Wie unser Bach austrat, und von allen Bergen die Ströme Wassers in unser Thal schossen, und alles ein See war, aus dem nur hie und da Bäume und Häuser herausragten, da dachte ich noch nicht an dich, und du, guter Junge, doch schon an mich.

Martin. Mit Schrecken, und der lebhaftesten Empfindung, an dich. Ach, Rahel, wohl sah' es recht furchterlich aus, und ob gleich manchmal das Wasser in unser Dorf tritt, habe ich doch so etwas noch nicht gesehen. Du weißt, das Wasser drang über die Hausthüren hinein in die Häuser, und alles mußte sich retten, wie es nur konnte. Der Hausrath trieb hie und da umher, und das Vieh schwamm nach den Hügeln zu.

Rahel. Gut nur, wer einen Kahn hatte, und sich selbst aus den Häusern retten konnte. Aber die Armen in ihren Hütten, die damit nicht versorgt waren, wie sie die Hände aufhoben und zu den obersten Fenstern heraus um Hülfe riefen! Es war recht erbärmlich anzusehen. Hie und da

ſchwamm einer auf einer Tonne, oder auf ſonſt etwas fort, aber nicht alle hatten den Muth und die Geſchicklichkeit dazu; guter Martin, da haſt du viele in deinem Kahne aus den Häuſern geholt und in Sicherheit gebracht. Möge dir es der Himmel vergelten!

Martin. Hat er mir's denn nicht ſchon tauſendfach vergolten? (Küßt ſie)

Rahel. Kuſſe mich immer, daß du nicht ſiehſt, wie ich mich vor mir ſelbſt ſchäme. Ich konnte das alles mit anſehen, und dich noch nicht von ganzem Herzen lieben. Ich fühlte wohl, daß das recht gut ſey, und freute mich darüber, aber ich fühlte doch noch nichts für dich.

Martin. Du wußteſt ja aber noch nicht, daß ich dich liebte.

Rahel. Ja, aber auch ohne dies hätte ich dich lieb haben ſollen.

Martin. Und du haſt mir doch allein den Muth zu dieſem allen gegeben. Ich fuhr immer nur ohnweit deines Hauſes herum, denn ich hielt es für ein Glück, auch nur etwas von eurem Hausrath euch in Sicherheit bringen zu helfen, und war geſchwind wieder vom Hügel zurück, um nur auf euch Acht zu haben. Ich wunderte mich auch gar gewaltig, daß ihr ſo lange noch im Hauſe bliebt, da ich wußte, daß ihr doch einen Kahn hattet.

Rahel. Wir hatten wohl einen, aber Jakob hatte uns ihn abgeborgt, um aus einem entfernten Gute Sachen zu holen, und unterdeß

stieg das Wasser immer höher, und mein Vater ward immer ängstlicher.

Martin. Ich sah es wohl, wie du mit erwartenden Augen nach etwas hinsahst, und deine Miene immer mehr Furcht verrieth. Aber wie konnte ichs wagen, euch eine Hülfe anzubieten, da ich ja wußte, daß du einen Geliebten hattest, der augenblicklich herbeifliegen wurde, längst hätte herbeifliegen sollen.

Rahel. Als aber die Gefahr dringender ward, als Jakob immer noch nicht wieder kam, mich endlich die Angst antrieb, nach Hülfe zu rufen —

Martin — da konnte ich mich nicht länger halten, es war, als ob ein Wetterschlag alle die Hindernisse zwischen mir und dir niedergeworfen hätte, ich dachte an keine Bedenklichkeit, an keinen Hohn einer abschläglichen Antwort mehr. Wie mit einem Strome riß es mich auf euer Haus los, und mein Kahn schwamm unter deinen Fenstern, ehe ich nur noch wußte, daß er die erste Stelle verlassen hatte.

Rahel. Schon drohte auch die Nacht einzubrechen, und noch kam Jakob nicht wieder, um uns abzuholen. Jetzt fuhr er bei uns vorbei, hörte mein Rufen auf ihn, und nahm mich nicht auf. Er müsse erst die Geliebte, die er auf dem Kahn habe, in Sicherheit bringen, sagte er, und mehr trage der Kahn nicht, dann wolle er kommen, und mich holen. Da fiel auf einmal alles, was mich noch an ihn kettete, hin, und ich fühlte

deutlich, wie schlecht es sey, daß er sein Geld mehr achte, als meinen Vater und mich. Da entfuhr mir unwillkührlich der laute Ausruf nach Hülfe, denn ich fühlte mich ja nun auch von allen verlassen.

Martin. Rabel! wenn du wüßtest, wie so sehr wohl mirs war, als ich fühlte, daß ich dich retten konnte, ich kann dir's gar nicht beschreiben, ich dachte nicht daran, daß du in Gefahr wärst, nur daran, daß ich es seyn sollte, der etwas für dich thäte. Aber wie ich bei euch war, und mir nun erst einfiel, daß mein Kahn zu klein sey, um drei Personen aufzunehmen, und ich nur einen von euch beiden, dich oder deinen Vater zuerst retten könnte, und den andern der längern Angst aussetzen mußte, da fiel mir der Muth gar sehr, und ich hätte mich gern selbst ins Wasser gestürzt, um euch beiden Platz im Kahne zu machen, wenn ich nicht wieder überlegt hätte, daß weder du noch dein Vater ihn zu regieren im Stande gewesen wäre.

Rabel. Mit zitternder Freude las ich alles dies auf deinem Gesichte, denn mit einer sonderbaren Gewalt drängte sich die Liebe zu dir in mein Herz, als du wie ein Pfeil nach uns zuflogst. Mitten in der Gefahr fühlte ich zum erstenmale lebhaft, wie gut und bereitwillig du immer gegen mich gewesen warst, und daß ich dich nie ausgezeichnet hatte. Aber daß du doch alles vergaßest und mich retten, und meinen Vater, der dich verspottet hatte, retten wolltest,

griff mir ans Herz, und ich fühlte etwas, das ich noch nie empfunden hatte.

Martin. Und hätte ich dich nie zuvor geliebt, so hätte ich dich jetzt lieben müssen. Als ihr in den Kahn steigen wolltet, und ich euch sagte, daß er nur einen auf einmal einnehmen könne, da glänzte dein Auge, wie unserm Herrn Pastor seins, wenn er von der Aufopferung für das Beste seiner Geliebten predigt, und du tratst zurück, und batest deinen Vater: Vater, steig Er immer zuerst hinein, Er ist nicht wohl, Ihm könnte es schaden, länger zu bleiben, ich will noch warten bis — —

Nabel. Ach, ich wagte nicht zu sagen, bis Martin wieder kommt, denn ich wußte, wie sehr ich dich sonst beleidigt hatte.

Martin. Ich verstand deinen Blick wohl, er belebte eine neue Hoffnung in mir, die ich mir noch nicht zu gestehen wagte, ich ehrte, ich liebte dich doppelt wegen deiner kindlichen Liebe. Den Triumph ihres guten Herzens, dachte ich, mußt du ihr lassen, bald fährst du ja wieder herüber. Aber wenn Jakob sie unterdeß abholt! dachte ich, nun so hast du ihr doch einen Gefallen gethan, rufte es in mir, und ich nahm deinen sich sträubenden Vater in meinen Kahn, und ruderte frisch dem Ufer zu.

Nabel. Mit Freude und Wohlgefallen an einem Menschen, wie ich es noch nie empfunden hatte, sah ich dir nach. Es war alles ganz anders in mir, ich wußte selbst nicht wie, aber

überall fand ich dies vor allem lebhaft, dich, mein lieber, lieber Martin, und den heißen Wunsch, dir sagen zu können, wie gut du seyst.

Martin. So sage mir's jetzt recht oft, ich kann es nicht genug hören, daß du mir gut bist, so gut, nur halb so gut, wie ich dir.

Rabel. Nein, nein, noch einmal so gut; hast du nicht dein eignes Leben für mich hingeben wollen? Weißt du, ehe du noch mit dem Kahne und meinem Vater völlig bis ans Ufer warst, fuhr Jakob ungeschickt quer ein mit seinem schweren Kahne, und rannte deinen leichten Kahn in Stücken. Ich schrie laut auf und wäre in der schrecklichsten Angst beinah unbewußt zum Fenster herausgesprungen, denn die beiden Menschen, von denen ich einen schon so lange, und den andern so sehr lieb hatte, waren ja in Gefahr. Aber da erhebst du dich gewandt aus dem Wasser, nahmst meinen Vater in den Arm, und brachtest ihn an das nicht weit entfernte Ufer. Noch dachte ich nicht daran, wer nun mich retten würde, freute mich nur, daß ihr beide geborgen wäret, als du von neuem ins Wasser sprangst.

Martin. Springen? nein! es zog mich hinein. Da ich keinen Kahn in der Nähe sah, und bemerkte, wie euer Giebel schon zu wanken anfing, hatte ich keinen Gedanken mehr, als nur dich. Schwimmen kannst du, dachte ich, und nun in Gottes Namen ins Wasser; ja vergebe es mir Gott, ich habe wohl nicht einmal an ihn, sondern nur an deinen Namen gedacht.

Rahel. Und schnell warst du bei mir. Ich wußte nicht, was ich denken sollte. Bald erschrak ich vor der Gefahr, der du dich aussetztest, bald entzückte mich dieser unwidersprechliche Beweis deiner Liebe, und dieses alles verwirrte mich so, daß ich ohne Bewußtseyn in deine Arme sank, und du mich durch die Fluthen an das jenseitige Ufer trugst.

Martin. Merken mußt' ich das wohl. In dem Augenblicke, als ich mich wieder zu dir hingearbeitet hatte, schlossest du die Augen, und sankst in meine Arme. Rahel, wie mir da war, das weiß Gott. So ohngefähr, als wie ich das erste Mal zum heiligen Abendmahl ging. Es schauerte mir durch alle Glieder, und das Herz pochte doch so stark und so heiß, besinnen konnte ich mich aber da gar nicht, denn es ward immer dunkler und gefährlicher. Den einen Arm mußt ich um dich herum legen, und kam da mir der Hand auf deine Brust. Rahel! da ward es beinah aus mit mir, ich hielts für Unrecht, und konnte doch dem süßen Drange nicht widerstehen, mußte dich recht fest an mich drücken, damit ich dich nicht verlore. Und dabei meine Hand auf deinem Herzen und mein Auge in deinem Auge. Segne mir Gott diese Wasserfahrt, ich glaube, ich kann bei meiner Himmelfahrt nicht glücklicher seyn, als ich da war. Und als ich dich nun endlich den Weg, der mir so kurz schien, hindurch, bis an das Ufer zu deinem Vater gebracht hatte, war ich beinah eben so kraftlos wie du,

aber nicht vom Schrecken, sondern von der Freude. Noch lehntest du an dem Hügel, wo ich dich sanft hingesetzt hatte, im Grase, als dein Vater mit Thränen mich umarmte, meine Hand ergriff, in die deine legte, und sagte. Martin du hast dir sie redlich erworben, du allein verdienst sie, da nimm sie, sie ist dein

Rahel. Bei diesem „dein“ kehrte meine Besinnung zurück; ich erwachte aus der Betäubung, hörte noch dies letzte Wort, sah meine Hand in der deinigen, meinen Vater mit thränenvollen Augen über uns gebeugt, dich neben mir, besorgt und froh. Alles ahnte ich. —

Martin. Und du umarmtest mich, und sagtest, mein erster Odemzug gebührt meinem Retter. Rahel. Rahel, ich werde dir das nie vergessen, daß du nur dein Herz, und nicht einmal die einfältige Sitte zu Rathe zogst.

Rahel. Warbst du denn auch blos um meine Hand, oder verdientest du sie? Nein, Martin, schon mein voriger Stolz hätte diese Beschämung verdient, wenn mich nicht auch die Liebe ohne alles andre dazu geführt hätte.

Martin. Deine Liebe, die du nie in meinen Armen bedauern sollst.

Rahel. Aber bei der die Zeit nur zu schnell verfließen wird. Wie lange ist es nun her seit jenem Tage, wo ich dich zu lieben begann, bis zu heute, wo ich dich beinah weniger lieben möchte, weil ich dich lieben muß?

Martin. Schon beinah ein Jahr.

Rahel. Und wie schnell ist es mir vergangen, geht es mit den übrigen auch so, so glaube ich in meinem höchsten Alter dich kaum ein Jahr gehabt zu haben.

Martin. Um so schöner, da bleiben wir ja immer jung, und den heutigen Tag feiern wir als unsern Geburtstag. Nicht wahr?

Rahel. Und immer soll der Kahn, dessen Zertrummern mir zu dem guten, lieben Manne verhalf, als ein Erbstück bei unsrer Familie bleiben. Umwinden ihn unsre Gespielinnen nicht mehr wie heute mit Kränzen, so sollen es unsre Enkel thun; —

Martin. Und niemand soll darauf fahren, als wer eine so liebe Braut heimholt, als du,

Rahel. Und sie so überschwenglich verdient hat, als du.

Inniger küßten sich die beiden, und unsre Reisenden schlichen mit dem braven Pfarrer hinter ihnen vorbei, und überließen sie unbelauscht dem sernern Erguß ihrer Empfindungen.

„Louise," zischelte Amalie ihrer Freundin ins Ohr; „für seine Gebieterin sterben!" Louise erzeugte ihr leise, „und würde dies wohl ein andrer thun, als ein Sohn der unverdorbenen Natur?" Aber Amalie lachte und sagte ironisch: „Zünde einmal deine Vorhänge an, und ich weiß doch einen, der dich aus den Flammen trägt, ob du gleich auch die Rahel gegen ihn spielst. Oder spielst du sie auch nur?"

„Liebe Mädchen, was ziſcheln Sie da mit einander," unterbrach ſie der Paſtor, „ich will nicht hoffen, daß es über mein junges Paar hergeht; doch die von Zähren des freudigen Mitgefühls trüben Aeuglein, welche ich bei dem Geſpräche meiner Neuverbundenen an Ihnen bemerkte, laſſen mich kaum ſo etwas furchten." Die Mädchen wollten läugnen, daß die Scene ſie gerührt habe, aber ſie bemühten ſich vergebens, eine ſpöttiſche Miene anzunehmen. Da rufte Straßer ihnen zu: „Verſtellet ſie doch nicht die Wirkung der reinern Empfindung durch die übertünchte Kalte der Mode. Ich tadle euch gar nicht, wenn die unſchuldige Mittheilung dieſer unverdorbenen Seelen euch rührte. Möchte doch jede Seele den Eindruck des Beſſern annehmen, und in ihren reinſten Gefühlen nicht das Spiel einer Convenienz ſpielen wollen, die Gott wahrlich nicht hineingeſchaffen hat. Wohl dem Mädchen, das den Werth ihres Geliebten nur nach ſeiner Liebe zu ihr, und den Aufopferungen und Thaten, die ſie ihm auflegte und eingab, nicht nach dem Lineal einer modiſchen Uebereinkunft zwiſchen ein paar thörichten Freundinnen, oder der Formel der Schönheitslinie berechnet. Freilich das Leben kann nicht jeder ſeiner Geliebten retten, aber die Energie der Liebe zeigt ſich in tauſend Dingen, die an und für ſich Kleiniakeiten ſind, und erſt durch die Beſtimmungen und Umſtände unendlich groß und ſchwer werden. Und Ihnen, Herr Paſtor, dem ich meine innigſte Verehrung

für Ihre Theilnahme an jeder Freude Ihrer Gemeinde und Veredlung derselben in jeder Beziehung nicht erst zu erkennen zu geben brauche, danke ich aufs herzlichste für die Freude, die Sie uns gemacht, und für die gute Lehre, die Sie durch ein praktisches Beispiel Eltern und Töchtern gegeben haben. Gebe der Himmel, daß es nicht blos ein Beispiel für uns, sondern auf beiden Seiten nur Bestätigung dessen sey, was unsre Herzen schon längst für wahr anerkannt hatten.

2.

Wiedervereinigung.

Soll das Mädchen, dem die geliebten Eltern einen Mann zu geben wünschen, und in dem Wunsche es befehlen, sich dagegen sträuben, oder soll sich das Opfer ruhig an den Altar führen lassen? Wie schwer ist die Entscheidung dieser Frage, und wie bald gewinnt die Güte des weichern weiblichen Herzens die Neigung zu dem letztern. Kaufet euch nicht, ihr Eltern, den höchsten Grad der Liebe eurer Tochter auf Unkosten ihres Glücks, und überlaßt blos ihrem Herzen die Erwählung eines Standes, in dem nur diese Freiheit der Wahl leider meist die einzige Freiheit bleibt.

Amaliens Schweſter, Eleonore, war die Beſtätigung dieſes Satzes. Noch war ſie nicht lange in die Zwanzig getreten, als ihre Eltern glaubten, es ſey Zeit, ihrer Tochter das zu geben, was man jetzt eine Verſorgung nennt, das heißt einen Mann, der vor häuslichen Sorgen ſchützt, ohne daß man daran denkt, ob er auch die Sorgen einer fühlenden Seele ſtille. Heil dir dann wenigſtens, Mädchen, wenn noch nicht das Bild eines Geliebten, den du aber nun vergeſſen mußt, deſſen Züge unter alles legt, und die abweichenden Farben des Bildes, das vor dir ſteht, nur noch greller macht, wenn ſich dein Ideal noch in der Bruſt verſchloß, und der Druck des Schickſals darauf es nur nach und nach verlöſchen, die Wirklichkeit nicht immer neu beleben kann. Ein Glück für Eleonoren, daß dies bei ihr galt.

Man ſtellte ihr den Paſtor Neber als ihren Bräutigam vor, ehe ſie noch wußte, daß er um ſie geworben hatte. Schonend ſah ſie ihn an, verdunkelte alle hellern Farben der Idee, die ſie ſich von dem gemacht hatte, der ſie einſt glücklich machen könne, und paßte ſie ihm erſt dann nur an, aber ſie mußte ſich es eingeſtehen, daß ſie ihn nicht lieben könne, daß eine ſtete Kälte ſie von ihm zurückſtoßen werde. Schon wollte ſie ihm jede Hoffnung rauben, aber da lag die Mutter der Tochter mit Thränen um den Hals, und bat, ſich zu bedenken, da ſah ſie der Vater mit trübem Auge an, daß er ſein gegebenes Wort

brechen solle, da stand in ihrem Busen selbst die Idee der Pflicht auf, und verhieß ihr, die Hand der Tröstung zu reichen, und sie schwieg. Der Bräutigam schrieb die Entfernung zwischen ihm und ihr der Kürze der Bekanntschaft zu, hielt ihre Seufzer für den Schmerz der Trennung von ihrer Familie, und führte sie unter ihren Thränen, die er nur für das Verrinnen der Schüchternheit hielt, zum Altar. Auch er handelte nicht schlecht. Fern von dem bessern Geschlecht auferzogen, wußte er nicht das Annähern der Liebe, und ihr leises Verrathen, und hielt ein Herz, das ihn nicht geradezu ausschlug, auch für sich bestimmt. Ach! wer führt wohl jetzt die Geliebte zum Altar, die seiner Jugend Wonne schuf, und in gleicher Liebe mit ihm zur Harmonie sich bildete? reißt sie uns nicht Schicksal und Convenienz von der Seite, ehe sie ganz unser ist? O! schont ihr Eltern der zarten Keime zweier auftreibenden Seelen, nur sie werden sich einst zur Laube wölben, und euch und ihren Kindern, und allen, die sie sehen, Schatten gewähren. Aber wenn ihr sie auseinander gerissen habt, und sich jeder Ranke nach einem fernen, gleichgeschaffenen Gebilde sehnt, und die leichtere Neigung zu einem andern Gegenstande der längere Wuchs immer schwerer machte, wie können sie mit gleichem freien Streben zusammen kommen? Nur der Gärtner zieht sie zu einander, ihre Arme umwinden sich nicht, sondern nur das Band, das er ihnen anlegt, sie geben keinen Schatten,

und der nächste Sturm schüttelt die schwachen Bänder auseinander.

Neber und seine Frau zogen mit einander aufs Land, in sein Pfarrdorf. Die Einsamkeit ward ihre Gesellschafterin, und überließ sie ihren Betrachtungen. Aber wer wird euch dort einander näher bringen, ihr getrennten Herzen, die ihr doch zusammen gehören solltet, wer wird euch da auf einander aufmerksam machen, wer von jeder Blume der einen Pflanze den Saamenstaub auf die andre tragen, daß sie endlich eins werden. Werdet ihr eure Seelen einander aufschließen, wenn ihr keine Umgebungen habt, die euch dazu veranlassen, keine Freunde, keine Eltern, keine Schwestern, denen zu Liebe ihr euch wenigstens zu lieben scheinen mußt, und mit dem Bilde der Wirklichkeit endlich immer näher kommt, und werdet ihr euch nicht immer mehr entfernen, und auch das verkennen lernen, was ihr vorher schätztet? Leider waren dies die Folgen ihres jetzigen Aufenthalts. Neber war geliebt von seiner Gemeinde, aber Eleonore glaubte es nicht bemerken zu müssen, da sie glaubte, er fühle es nicht, weil er es ihr nicht sagte; Eleonore stand allen häuslichen Pflichten mit der größten Genauigkeit vor, aber Neber glaubte ihr seinen Dank darüber nicht sagen zu dürfen, weil er zu bemerken meinte, sie thue es aus Verdruß; Eleonore sah, daß Neber manches that, wovon er wußte, daß sie es gewünscht hätte, aber sie glaubte, er thue es blos seinetwegen, weil er

ihr nicht merken ließ, daß sie die Ursache sey; Reber sah, daß Eleonore viel seinetwegen aufgeopfert habe, aber er wagte es nicht, ihr zu sagen, wie sehr er dies empfinde, weil er sich einbildete, sie sey nicht im Stande, es ohne neue Leiden anzuhören; Eleonore verwischte das Ideal in ihrer Brust und sah ein, daß ihr Mann sie, wenn auch nicht glücklich wie im unnennbaren Entzücken der selbstgewählten ersten Liebe, doch ruhig, und mit ihrem Schicksale zufrieden machen könnte, aber sie wollte gegen den Schweigenden nicht den ersten Schritt des nähern Zutrauens thun; Reber läuterte sich in der noch strahlenden Sonne ihrer Empfindung, die ihn so herrlich noch nie durchaluht hatte, zu höhern Gefühlen, er verstand ganz den Werth Eleonorens, und das Große ihrer Seele, aber auch was es ihr gekostet habe, und daß er Schuld sey, und der Betretene und Verehrende wollte nicht den ersten Schritt des Zutrauens gegen die Kalte und Hohe thun. So lebten zwei Herzen, die das Schicksal mit milder Hand noch zu einander, wenigstens zur Freundschaft führen wollte, durch sich selbst getrennt, und die schönste Verbindung, die Ehe, war ihnen nur das gemeinschaftliche Spalier, an dem sie ohne eignen Genuß sich von der Hitze des Tages und selbstvermehrten Leiden verzehren ließen.

Straßer wußte dies alles, und es ward die Haupturſache, weshalb er die diesmalige Reise gerade zu Rebers bestimmte; sehen

wollte er selbst, und was er konnte, noch heilen, denn er glaubte sein Doktorhut mache ihn eben so gut zum Arzt der Seele, als des Körpers. Amalie hatte ihm das Unglück ihrer Schwester geklagt, und wie sie vergebens sich bemühe, Linderung zu verschaffen, und da Straßer, zu unbekannt mit Eleonorens Eltern, nichts hatte verhindern können, ehe jene Verbindung geschlossen ward, so wollte er wenigstens jetzt thun, was er konnte. Er wußte, daß Eleonore ihn zärtlich liebe und achte, daß Neber sein Uebergewicht, und seinen tiefen Blick in das menschliche Herz, und die verworrenen Lagen des Lebens anerkenne, und darauf baute er eine Hoffnung, die er so gern schon zur Gewißheit auferzogen hätte.

Blos Neber wußte von der Zeit, wenn Straßer mit seinen Lieben ankommen würde; Eleonoren war nur der Besuch im allgemeinen versprochen worden. Neber und Straßer waren dahin übereingekommen, daß der Tag von des letztern Ankunft auf den Geburtstag Eleonorens fallen sollte, und gern willigte Straßer darein, denn er baute viel auf den ersten Eindruck, und wußte, daß an solchen Festtagen das Herz des Feiernden unwillkührlich bewegsamer ist, daß die süßesten und lebhaftesten Empfindungen alle in uns vorübergehen, und jede nur auf die Hand warte, die sie vorziehe, und allein stelle, daß sie sich ausbreite, und mit ihrer Farbe den ganzen Tag umgebe.

„Reber," so hatte Straßer an diesen den Brief geschlossen, in welchem er ihm den Tag seiner Reise meldete, „ich weiß, daß Sie Eleonorens Güte anerkennen, aber ich weiß auch, daß Eleonoren ihre Pflicht, gegen Sie die zuvorkommende und zärtliche Gattin zu seyn, bald zur Sache des Herzens, nicht mehr blos des Gewissens werden kann. Sie müssen den ersten Schritt thun, dies fodert ihr Geschlecht, dies fodert die Ueberlegung, daß Eleonore Ihnen schon ein Opfer brachte, da sie sich aus den zärtlichsten Banden ihrer Familie losriß, und zu Ihnen, dem Einsamstehenden, begab. Fangen Sie von Eleonorens Geburtstage an, die Empfindungen nicht mehr zu unterdrücken, die Ihnen der nähere Umgang mit ihr neu gegeben hat. An einem andern Tage würde es Ihnen schwerer, würde es Ihnen vielleicht unmöglich werden, dies ist der einzige, an dem der Tag selbst diese schnellere Veränderung unbemerkter macht, und unbemerkt muß sie seyn, weil sie sonst absichtlich scheint, und jede Liebe aus Absicht erzeugt Zurückhaltung. Kommen Sie Eleonoren mit der gesetzten Liebe zuvor, die sich für Ihre Verhältnisse ziemt, zeigen Sie sich ihr ganz als den biedern Mann, der Sie sind, und der Himmel, der ja seine Menschen nur in der Liebe glücklich sehen kann, wird es geben, daß meine Ankunft das vollende, was Sie begonnen haben."

Es war ein Sonntag, an dem Eleonorens Geburtstag fiel. Reber mußte früh aufstehn,

um sich noch etwas zu der heutigen Predigt vorzubereiten. Aber sein Vorsatz, durch Straffers Brief von neuem belebt, ließ ihm nicht Kälte übrig genug, mit Anstrengung an seine Rede zu denken. Indem er es sich lebhafter als je dachte, wie glücklich er seyn würde, wenn die Scheidewand zwischen ihm und Eleonoren zerfiele, ward alles in ihm lebhafter und bewegter, es verbreitete sich eine Rührung über sein Herz, die er noch nie so empfunden hatte. Es war ihm, als müßte er es jemand laut sagen, wie liebenswürdig seine Eleonore sey, als zerschmolze das Feuer seiner Liebe die Decke, die Schuchternheit und Mißverstand über sein glühenderes Gefühl gezogen hatten. Oft bedarf es ja nur einer lebhaftern Vorstellung des Guten, um den Funken, den nichts in uns ganz verlöschen kann, anzuregen und dafür ganz zu entbrennen.

„Ich kann mich nicht losreißen von dieser süßen Empfindung, möge meine Kanzelrede heut unstudirt seyn, wo alles an mein Herz dringt, will ich auch nur aus dem Herzen reden," sprach er und ging hinaus in seinen Garten. Von weitem sah er die Schulknaben kommen, welche allemal, ehe die Kirche anfing, sich bei dem Schulmeister versammeln, und mit ihm über das jedesmalige Evangelium sich besprechen mußten. Als sie näher kamen, winkte er ihnen, theilte ihnen seinen Plan mit und stellte sie hinter die Gartenlaube. Er ging einen Augenblick zu dem Schul-

meister, um ihr Außenbleiben zu entschuldigen. Unterdeß hatten die Knaben Kränze gewunden, und an der Laube aufgehangen. Jetzt kam Reber zurück, und an der Gartenthür begegnete ihm schon Eleonore. So schön war sie ihm noch nie vorgekommen. Die Morgenkühle hatte das Roth ihrer Wangen angefrischt, und ihr Auge war noch feucht von Thränen des Gebets am Morgen des neuen Jahres. Eleonore war nicht schön, aber einnehmend, und die stille Güte, die Ergebenheit ihres Herzens ruhte auf ihrem Gesichte. Reber wär ihr gern an den Hals gesunken, aber eben die Grazie, mit der sie hervortrat, scheuchte ihn zurück. Er fühlte sich nicht würdig, sie zu besitzen, und eine liebende Scheu, so fruchtbar sie der keimenden Liebe ist, hindert die verbundene an der Mittheilung, ohne die sie nicht bestehen kann. „Gott mache dich dies Jahr recht glücklich, und so auch mich mit," war alles, was er sprechen konnte, indem er ihr die Hand reichte, die ihre küßte und an sein Herz drückte. Eleonore war unendlich gerührt. Vorbereitet schon durch das wehmüthige Gefühl, das ihr das Gebet gegeben hatte, empfand sie die sichtbare Bewegung, in der Reber jene Worte sprach, und das Schüchterne, aber um so Liebevollere seiner Handlung doppelt. Noch nie war er ihr so gut vorgekommen, noch nie schien es ihr, hab' er sie so lieb gehabt. Sie warf einen Blick voll unendlicher Freundlichkeit auf ihn, und ihre Augen wurden immer nässer. Als sie ihm die Hand fester als je drückte, da sah

er erst in den Spiegel ihrer Augen, und er fühlte sich selbst erhaben, als die Sonne der aufgehenden Liebe in ihnen aus den brennenden Tropfen hervorging. Er umfaßte sie sanft, um keinen Blick zu verlieren, der ihm ein neues Selbstgefühl gab, und als sie sich näher an ihn schmiegte, als sie indeß zur Laube kamen, und die Kränze ihnen entgegen wehten, als die Knaben begannen, „mein erst Gefühl sey Preis und Dank,“ und Neber selbst eine heiße Thräne der Rührung und Sehnsucht auf ihre Hand fallen ließ, da umschlang sie ihn zum ersten Male mit dem Feuer der Liebe, und in einem langen Kusse feierten sie nun erst das Fest ihrer Verlobung. So traten sie in die Laube ein, wie in eine neue Welt. Keins vermochte zu sprechen, denn in ihnen sprach es zu laut, und diese Töne der göttlichern Natur tönen nur allein, und die niedere Sprache wagt es nicht, sie zu unterbrechen. Auch in Nebern sprachen diese Laute mit aller Gewalt an, er fühlte ein neues Wesen in sich, eine Beseligung, eine Erhebung durch die Liebe, die ihm noch bis jetzt fremd gewesen war, denn nur durch das Entgegenkommen einer andern reinen und heiligen Seele reißt sich die unsre aus der Allgemeinheit los, und nun erst wird jede einzelne Empfindung reg und verständlich. Aber Neber fühlte nicht dies allein. Wie ein Riese stand mitten in der Wonne plötzlich das Gefühl seiner Unwürdigkeit in ihm auf. Und dieses himmlische Gemüth, diesen Engel, der mit sei-

nem Strahle auch einen Himmel in dir erhellen kann, diesen hast du an dein Herz gefesselt, das erst heute lebt und glüht, dieser mußte die Himmelsflamme in seiner Brust verschließen, wenn du kalt und finster warst, und zu verlodern fürchten. Und doch will er dich noch segnen, segnet dich schon und auf immer. Wie Neber so dachte, da entfloh unwillkührlich die Freude von seinem Gesichte, und eine trübe Wolke breitete sich über seine Stirn. Er wagte es nicht, das Auge mehr zu Eleonoren aufzuheben, und ohne daß er es wußte, war er aus der traulichen Umarmung hinweggerückt, in der sie einander gehalten hatten. Vermochte er nur zu sprechen, konnte er die Ursache seiner Trauer entdecken, so war das Entfernen nur die Erholung zu einer neuen Umarmung. Aber Bewegung und Scham hinderten ihn daran. Unglückliche Mißverstände zweier fein fühlender Herzen, eben diese schöne Eigenschaft, ritzt sich da mit tausend Dornen, wo eine harte Hand ohne Schmerz vorüberfährt, aber ihre Rosen duften auch tausendmal schöner und reiner. Eleonoren griff diese Erscheinung mit einer Todtenhand an ihr geöffnetes, in neuen Hoffnungen und neuer Wonne flutendes Herz. Wie hätte sie es vermocht, die Ursache zu errathen, Güte und Bescheidenheit verhinderten sie, und die Kälte, die sonst Nebers gewöhnliches Betragen bezeichnete, führte ihre Gedanken auf einen falschen aber schmerzensvollen Weg. Gute Seele, auch vorher konntest du nicht ahnen, daß Neber

nur kalt war, weil er glaubte, sein wärmeres Bestreben um dich würde dir nur mißfallen. Er schämt sich, so dachte Eleonore, auch jetzt, seines lebhaftern Gefühls, er vergaß sich nur, als er mit heißerer Liebe mir entgegen kam, nun ist der kurze Rausch vorbei, er hält mich wieder für das, was ich ihm vorher schien, und bereut es, mir einen höhern Werth gegeben zu haben. Süße Hoffnung einer liebenden Annäherung, warum mußtest du mich täuschen, wenn unsre Herzen ewig einen verschiedenen Weg wandeln sollen, der Hand zum Trotz, die den des Lebens uns zusammen geben hieß. Die Freude verschwand aus Eleonorens Augen, und wehmüthig blickte sie zu Boden: Ach! das gehoffte oder genossene Glück, das uns der Himmel raubte, suchen wir nicht mit erhobenem Blicke wieder bei ihm, sondern zur Erde senkt sich das Auge, und erwartet nur Ruhe da unten; bloß die noch ungetäuschte Hoffnung vermag es, den Blick zum Himmel zu erheben, und seine Seligkeit von da herab zu rufen. Unwillkührlich sah Eleonore auf den Tisch, der in der Laube stand, und auf einmal fielen ihr ein paar Zeilen darauf in die Augen, die sie noch nie gesehen hatte. Sie waren von Nebers Hand. Heimlich las sie den Anfang:

Warum denn an ein Herz gebunden,
Das nur mit unheilbaren Wunden
Des Lebenspfad mich gehen läßt,
Das mir bei jedem Händedrücken,
Statt Rosen auf den Weg zu pflücken,
Nur Dornen in die Ferse preßt?

Und nun hielten sich die bittersten Thränen nicht länger zurück, und sie war nicht einmal im Stande, das folgende zu lesen. Reber sah den Strom der Zähren, sah, daß ihr Auge auf diesen Zeilen ruhte, die er nur erst gestern hieher geschrieben hatte, und hörte selbst den schmerzhaften, halblauten Ton, mit dem Eleonore die letzten Worte: „Nur Dornen in die Ferse preßt," sich vorsagte. „Liebe Frau!" rufte er, „um Himmelswillen beruhige dich! Was ist dir!" Er vermuthete nicht, daß sein Zurückziehen den ersten Anlaß zu diesen Thränen gegeben hatte, und deutete alles auf die Verse. „Da solltest sie nicht lesen, liebe Eleonore! ich wollte sie heute noch verwischen — Gestern — Es war eine Uebereilung des Gefühls." So wollte er sich entschuldigen, daß er nur irgend etwas hingeschrieben hätte, was seiner Guten diese Wehmuth habe verursachen können, aber sie sah es von einer andern Seite an, sie glaubte, er wolle damit das Gedicht selbst entschuldigen, und nur um so mehr flossen ihre Thränen, da er es für hervorgegangen aus seinem Gefühl ausgab, da er diese harten Beschuldigungen gegen sie, nur noch mit einem Worte zu beschönigen suchte. Sie schluchzte vor Schmerz, und konnte nichts sagen als die Worte: „ach! so zerreißt ich auch dein Herz!" Jetzt erst ahnete Reber, daß sie die letzte Strophe des Gedichts nicht gelesen habe, und mit schwankender Stimme, denn er fühlte es tief, wie gekränkt das Herz, das selbst so viel litt,

bei dem Vorwurfe seines Peinigers, es habe auch ihn unglücklich gemacht, seyn mußte, mit dem Tone des innigsten Schmerzes bat er sie: „,lies nur weiter, theuerstes Weib!“ Er war nicht stark genug zu sagen, du irrst dich, ich meine nicht dich, denn da wär es ja gewesen, als wenn er nur einen Augenblick ihr einen Vorwurf hätte machen wollen. Aber sie legte sanft die Hand auf die Zeilen, und sagte: „,laß es gut seyn, Bester, ich lese nicht weiter;“ und ob er sie gleich noch einmal bat, und ihre Hand sanft hinwegnehmen wollte, so wiederholte sie doch nur, „,ich bin ja ruhig,“ und drückte leise seine Hand. Warum sollte sie auch weiter lesen, was dürfte sie erwarten, und konnte dies auch den Stachel aus ihrer Seele ziehn, den Nebers Zurückziehen aus der frühern herzlichen Hingebung ihr hinein gedrückt hatte? Sie trocknete sich nicht die Augen, denn sie wollte wenigstens mit Willen kein Zeichen geben, daß sie geweint habe, obschon die Augen schwammen, und die Wange von Thränen noch glänzte; leise sagte sie: „,nun will ich unser Frühstück besorgen,“ und mit dem freundlichsten Blicke, der aus dem trüben Angesicht hervorgehen konnte, ging sie aus der Laube; aber dann, als sie allein war, flossen die Zähren unaufhaltsamer. Neber eilte auch aus der Laube, denn der Ort, wo wir nur eben erst glücklich waren, und plötzlich unser Eden zerstört sahen, ist uns nicht mehr lieb, und nur dann, wenn der erste Schmerz vorüber ist, kann ihm Erinnerung ihre bitter

süßen Freuden zurückgeben. Er durchstreifte den Garten, durchdrungen von Wehmuth wie noch nie; mit widersprechenden Tönen erklang es in und außer ihm, und er konnte keinen Gedanken finden, an dem er hätte festhalten können. So kam er und Eleonore in das untere Zimmer, und lautlos ward das kleine Frühstück verzehrt, denn jeder hatte zu viel auf dem Herzen.

Der Gottesdienst war unterdeß angegangen, und Neber mußte in die Kirche. Noch einen Blick voll Freundlichkeit und Wehmuth warf er auf Eleonoren und ging dann. In der Sakristei stand er am Fenster und sah gedankenlos auf die grünen Gräber, die um die Kirche her lagen. Es war der einzige Gegenstand, den er von hier aus erblicken konnte, denn die Kirchhofsmauer verbarg das übrige, und der Gedanke an Tod und Grab, verband sich mit den regen Gefühlen der hoffenden und leidenden Liebe, die er zum ersten Male in dieser Maaße gefühlt hatte. Eleonore mußte, um in ihren Sitz an der Kanzel zu gehen, durch die Sakristei. Er sah sie von weitem über den Kirchhof kommen; die weiße schöne Gestalt schwebte wie ein Engel auf den Gräbern. Ihr blasses Gesicht, nur von einer leisen Röthe angeflogen, lächelte freundlich, aber die Augen widersprachen ihm. Sie sahen ernst auf die Grabeshügel, und jeder schien sich zu öffnen, um ein Herz aufzunehmen und zu beruhigen, dem hier die Ruhe fremd war. Als sie bei Neber vorbeiging, war es ihm unmöglich, sich umzu-

sehen und sie anzublicken, er brauchte Fassung zu der sich immer mehr nähernden Rede, und nie hatte er sich so außer sich selbst gefühlt. Aber Eleonore konnte das nicht ahnen, und diese Vernachlässigung machte sie nicht erbittert, denn ihre Empfindungen waren zu sanft, zu liebend, da sie doch an diesem Morgen sehen mussen, daß auch Reber fühle und zu lieben vermöge, nein, nur noch wehmuthiger und trauriger. Und als die ersten Töne der Orgel anschlugen, da zogen sie ihr die Thränen wiederum aus der gepreßten Brust, die Buchstaben verwirrten sich im Gesangbuche, und sie mußte sich aus ihrem eignen Herzen den Text zu der erhebenden Harmonie bereiten. Nun trat Reber auf die Kanzel. So hatte er noch nie gesprochen. Vorbereitet und geordnet waren alle seine Vorträge, aber der Geist herrschte nur darinnen, er predigte nur seiner Gemeide, nicht sich, nur aus seinem Aufsatze, nicht aus sich selbst. Heute konnte er sich nur mit sich, nur mit dem beschäftigen, was mit ungewohnter Gewalt in ihm aufgewacht war, dem er sich hingeben mußte, in dessen Nähe er auch den milden Hauch eines neuen Glucks empfand. Seine Sprache war nicht so fest, als sie sonst zu seyn pflegte, die Empfindung zitterte in ihr, aber desto unwiderstehlicher drang sie in das Herz auch der unbefangenen Zuhörer, wie viel mehr noch derer, die wohl wußten, was ihn bewege. Nur ein Gebet war die Einleitung, ein Gebet zu dem Vater der Liebe und der Mensch-

heit, daß er dieſe ſeine Kinder bei einander wohnen laſſen möge, treulich und ungeſtört; und als muſſe er ſich ſammeln von dem Ergreifenden dieſes Flehens, ſtimmte er das paſſende Lied an, und im vollſten Chore ſang es die ganze Gemeinde. Aber nun traten ſie alle hervor die Empfindungen, die der ganze Morgen in ſeiner Seele erweckt hatte. Wie viel edle, groſſe Herzen ſchlagen nur vom Schmerz, nie von der Freude, und ihre ewige Liebe findet hier kein Weſen, das ihm zu gleicher Vereinigung entgegen käme; o! zieht die zu euch herauf, die euch verehren, die euch anbeten, aber euch nicht zu lieben wagen, ſenket alle eure Hoffnungen in die Freude, ein andres Herz glücklich gemacht, veredelt zu haben, und ihr, die Schickſal oder Verhältniß zuſammen führte, ohne euch zuſammen zu vereinen, leget nicht die kalte Hand des Zurückziehens zwiſchen euch, bald thut es ja ſo der Tod, und ſinket nicht in das Grab mit der Klage, mein Leben wuchs unter Dornen auf und ich ſah mein Eden nur von fern, ſondern traget einer den andern, und wer gröſſer iſt, der ſchlieſſe den kleinern in ſeine Arme, hebe ihn von der Erde auf, daß er auch dem Himmel näher komme. —

So bald Reber ſeine Rede geendet hatte, eilte Eleonore aus der Kirche hinaus, um ins Freie zu kommen, daß ſich der Tumult in ihrem Innern beruhige und ſondre. Sie wußte ſich ſelbſt nicht zu verſtehen, mit Sehnſucht hing ſie ſchon an ihrem Gatten, was er ſagte, wie tief drang es

in ihr Herz, wie neu war es ihr; ist es möglich, daß dies der Mann ist, dem ich so lange kalt blieb! ist er es selbst noch! rufte sie sich zu, aber ihre Bescheidenheit vermochte den Zweck und den Beweggrund seiner Rede nicht zu deuten, sie fühlte wohl ihre Wahrheit, aber sie fing sogar an zu fürchten, er sey zu erhaben für sie, da Nebet doch nur an sie dachte. Neue Hoffnungen durchdrangen ihr Inneres, und in demselben Augenblicke trat wieder die alte Ansicht von Nebers Betragen selbst an diesem Morgen vor sie hin, und der heitere Himmel umzog sich. Sie mußte aus der Kirche enteilen, um allein sich und ihn zu prüfen.

Da öffneten sich ihr die Arme ihrer Freundinnen und ihres Freundes. Straßers waren früher gekommen, als sie geglaubt hatten. Im Pfarrhause erfahren sie, daß die Kirche bald vorüber seyn würde, gingen also auf den Kirchhof, um da Nebern und Eleonoren zu erwarten, und setzten sich unterdeß auf die Gräber umher. Als die ersten Umarmungen vorüber waren, die Eleonoren nur noch mehr erschüttert hatten, sahn sie wohl das trübe Auge ihrer Freundinn, da wo sie neue Heiterkeit und Ruhe gehofft hatten, und Amalie sank noch einmal in die Arme ihrer Schwester, und rufte: „ach! bist du immer noch nicht glücklicher?“ „Amalie,“ stammelte weinend Eleonore an ihrem Halse, „ich hoffe es noch zu werden, wenn mein Herz diesen Stürmen und dieser Ungewißheit nicht erliegt;“ und sie zog

sie alle mit sich fort, faßte Straßers Hand, und sagte: „mein theurer Vater, Sie sollen alles wissen.“ So kamen sie in den Garten, und unterwegs hatte sie ihnen die Begebenheiten und Gefühle dieses Morgens mehr freilich errathen lassen, als erzählt. Die Frauenzimmer wußten nicht, was sie sagen sollten, und suchten nur mit Blicken und Versicherungen der Freundschaft Eleonoren zu beruhigen, aber Straßer sah tiefer, und ein Strahl von Freude stieg aus seinem Herz in seine Augen. „Liebe Frau,“ sprach er zu Eleonoren, „ich finde Sie ganz so, wie ich Sie erwarten mußte, gut und demüthig. Heben Sie aber nur Ihr Haupt empor, fühlen Sie selbst Ihren Werth ganz, und fassen Sie jede Hoffnung, die Ihnen ein besseres Schicksal zuwinkt. Ja, Sie müssen, Sie werden glücklich werden. Ihr sanftes Betragen, Ihre stille Seelengröße hat in Roberts gewiß edlem Herzen das erweckt, was sie erwecken mußte, nicht nur Bewunderung, sondern eine Lebhaftigkeit, eine Empfindung, die allein alles zernichten kann, was die Lage, in der sie Anfangs zusammengequellt wurden, fremd und peinigend machen konnte. Nun ist seine Bewunderung in Liebe übergegangen, aber eben weil dies ihr Grund ist, ist sie noch ohne Vertrauen, schüchtern und furchtsam, furchtsamer noch durch den stafenden Zweifel, sie wenigstens nicht glücklich gemacht zu haben. Heute wollte der Zweifel, heute jene Schüchternheit schwinden, aber so schnell ist es,

und auf einmal nicht geschehen, und Sie, gute Eleonore, ahneten das nicht, und eben weil Sie sein geringes Vertrauen zu sich falsch auslegten, hoben Sie ihn nicht zu der Stärke empor, zu der er durch Sie kommen muß. Dies fühlte er wohl, dies sagte ihm sein innerer Mensch, dies sollte Ihnen seine heutige Predigt nicht sagen, denn wenn sie war, wie Sie es mir beschreiben, konnte sie niemanden außer ihm angehen sollen, sondern dies sagt er sich selbst öffentlich. Sie fühlen, wie er Ihnen näher zu kommen strebt, und Ihre Hand erhebt sich schon, ihn an sich zu ziehen, lassen Sie sie nicht durch etwas Fremdes sinken, und erheben Sie die Schläge Ihres Herzens noch durch den Gedanken, daß Sie so glücklich gewesen sind, einen braven Mann auch zu einem G. fühlvollen gemacht zu haben. Nun Hoffnung, Vertrauen in sich und andre, und Liebe, und so werdet ihr durch Rosenlauben die Aussicht auf die durchwanderte Einöde verbauen." Worte des Trostes mit Mannes Muth, und dem Tone, als könne nichts diese Zuversicht wankend machen, gesprochen, haben den höchsten Einfluß auf das weibliche Herz. Auch die gebeugteste Seele richtet sich in die Höhe und schlingt sich sanft um die sie stützende Ulme. Ein Gemüth, das sich selbst nicht würdigte, dem keine gute That, kein Opfer, ein andres Gefühl als das der vollbrachten Schuldigkeit geben konnte, wird blos durch den Zuruf eines Mannes, dem es Unbestechlichkeit, Würde und Kraft zutraut,

erhoben, denn jene große Idee für und von dem Manne ist edlen weiblichen Seelen angeboren, und unser unbefangenes Urtheil spricht ohne weitre Untersuchung gegen die Weiber, die allein stehen zu können sich rühmen. Alles dies empfand jetzt Eleonore. Ermuthigt ging sie weiter, und schon war der Gedanke lebhafter, du bist doch wohl auch gut und werth, und er könnte dies ja wohl auch fühlen. Aber die Verse in der Laube! — Nur davor zitterte sie noch, es war ja ein freies Geständniß, daß sie ihn unglücklich gemacht hatte!

Auch Reber war jetzt in dem Garten angekommen, und umarmte mit Freude die Erwarteten. Seine und Eleonorens Blicke wagten sich nicht zu begegnen, jedes fürchtete, in des andern Augen etwas widersprechendes mit seinen Hoffnungen und Empfindungen zu lesen, und sprächen sie, wie ihre Seelen es wünschten, so fühlten sie sich noch nicht stark genug selbst ihr Glück zu tragen. „Aber Kinder!" fing Straßer bald darauf an, „den heutigen Tag müssen wir im Freien feiern. Ich dächte, wir äßen im Garten." Eleonore ward roth, sie wußte nicht, worauf dieser Ausdruck eigentlich zielte. Doch die Mädchen, die auf einmal sie herzten und küßten, und mit Ernst und Scherz gratulirten, benahmen ihr schnell alle Aengstlichkeit. „Woher wußten Sie denn das," frägte sie Straßers, und Amalie fiel ein, „als wenn das deine Schwester vergessen haben könnte!" und Louise

— „und zum Ueberfluß hat uns noch dein guter Mann gerade auf diesen Tag eingeladen.“ Eleonore empfand auch dies Bestreben Nebers, ihr eine Freude zu machen, tief, und ohne daß sie ihn zurückhalten konnte, fiel ein dankender Blick auf ihn, dessen Wärme und Güte wieder eine Scheidewand zwischen ihnen schmolz. „Nun, so holt denn auch die Angebinde, Kinder!“ rufte Straßer, und sie flogen dahin. Bald kamen sie zurück und kleine Geschenke von allen vermehrten die Freude Eleonorens. Endlich übergab ihr Louise noch einen goldnen Medaillon mit Schwester Amaliens sehr fein gemahltem Portrait, und den geflügelten Worten: „das kömmt aber nicht von uns, sondern von einem braven Mann, der wohl wußte, was er seiner Frau damit für eine Freude machen würde.“ Da überwand die dankbare Liebe jede Entfernung, und Eleonore fiel gerührt ihrem Mann an den Hals, und beide blieben lange in dieser Umarmung.

Eleonore hatte sich immer gewünscht, ein solches Gemälde zu besitzen, aber sie sah selbst ein, daß bei einer neuen Einrichtung ein so kostbarer Wunsch thöricht sey, daher äußerte sie ihn nie laut. Doch hatte ihn Neber geahnet. Sie bemerkte wohl, daß er seit einem halben Jahre seine Neigung zum Erkauf neuer Bücher einschränkte, sie wußte aber nicht warum. Nun war es ihr auf einmal deutlich, und diese Aufmerksamkeit, diese Aufopferung drang ihr unwi-

derstehlich ans Herz. In ihrer Umarmung ward sie ganz das liebende Weib, zu dem sie vorher nur leise sich hingezogen gefühlt hatte. Von dieser Umarmung hinweg, führte Straßer sie in die Laube, in der vorher der Tisch zum Essen zubereitet worden war. So, wenn er sie noch mit diesen vollen, sich einander neu gegebenen Herzen, zuerst wieder dahin einführte, hoffte er, dem üblen Eindruck zu begegnen, den die Erinnerung an die unglückliche Trennung der zu einander sich neigenden Herzen an diesem Morgen auf sie hätte machen müssen, denn über der hinreißenden Gegenwart vergaßen sie das Vorhergehende, und er wünschte nicht, daß etwas um sie sey, was in einer kühlern Stunde sie weniger lieblich anspräche. Alle vergaben es den Wirthen gern, daß sie stumm waren, denn ihr Gefühl war beredter. Sie saßen neben einander, und aus Einem Blick ging in des andern Blick, und aus Einer Hand ging in des andern Hand, vertrauende und suchende und gewährende Liebe über. Straßers ward es schwer, von etwas gleichgültigem zu sprechen, denn gefühlvolle Herzen spricht dieser Wohllaut der Harmonie zweier Seelen mit innigem Entzücken an, und nur mit Mühe läßt sich dies auf dem Wege einer unbefangenen Unterhaltung fortleiten. Doch fühlten sie eben so wohl auch alle, daß dann, wenn sie von dem sprächen, was ein guter Genius jetzt in zwei Herzen emporblühen ließ, diese sich wenigstens vor jetzt wieder schließen würde, denn die Blüthe

der seligsten Empfindung verträgt keine Hand, die sie berührt; nur wenn sie sich unbemerkt glaubt, entfaltet sie sich, auch der Gärtner selbst, wollte er sie noch näher an den Zweig drücken, würde nur ihre Blätter verletzen. Doch als das Mahl bald zu Ende war, und Reber und Eleonore gefaßter von der Wonne, schon ein Wörtchen manchmal mit in das allgemeine Gespräch gaben, da sagte Louise, die unterdeß mit freundschaftlich ahnender Neugierde, das Tischtuch vor sich aufgehoben, und einen Theil des Tisches entblößt hatte, jetzt will ich euch auch etwas vorlesen. Alle geriethen in Verlegenheit, denn sie wußten nicht, was sie davon denken sollten, daß Louise unbedachtsam eine kaum geschlossene Wunde wieder aufreißen wolle. Straßer sah mit ernstem Auge auf sie, aber er kannte seine gute Tochter zu genau, als daß er eine solche Härte vermuthen sollte, und als er ihren heitern Blick sah, floh vollends jeder Zweifel. Louise las nun die sechs Zeilen, die diesen Morgen Eleonoren so viel Schmerz verursacht hatten, und von neuem und vermehrt kehrt Bestürzung in die Gesellschaft zurück, aber sie las weiter:

Ach klage nicht so, mir Vermählte!
Der Mann, der deine Hand sich wählte,
Kennt auch dein schönes edles Herz.
Er weint in alle deine Zähren,
Und trüge, Glück dir zu gewähren,
Allein gern deinen tiefen Schmerz.

Eleonore war herrlich überrascht, auch der leiseste Zweifel, der noch gegen ihr Herz an-

zustreben wagte, war überwunden, und mit dem reinsten Strahle der Liebe im Auge, fiel sie an die Brust ihres Mannes, und rief ihm begeistert zu: „Nun kennen wir ja einander, nun sind wir ja glücklich, und alle Thränen vorüber.“ Mit seliger Rührung schlangen alle ihre Arme um die nun erst Verbundenen.

Theodor Hell.

Albrecht von Lorri.

Erzählung.

Abgesandte von Antiochien und Jerusalem waren am Hofe Ludwigs VII. mit dem Beinamen, der Junge, Königs von Frankreich, angelangt, um durch rührende mit grellen Farben ausgemalte Schilderungen den allgemeinen Enthusiasmus, der nur einer schicklichen Veranlassung zum Ausbruch bedurfte, in hellen Flammen auflodern zu lassen. Edessa's abermalige Einnahme, das wieder in Nureddin's Botmäßigkeit gerathen war, erfüllte die Christen des Orients mit gerechter Bestürzung Flehentlich baten sie um schleunige Hülfe. Alle Früchte der ersten Kriege im heiligen Lande schienen unwiederbringlich verloren zu gehen. Ludwig war ganz Ohr. Sein Herz entbrannte vor Verlangen, sich der Sache jener Unglücklichen kräftig anzunehmen. Indessen triumphirte die Würde des Regenten über den hitzigen Ungestüm des Helden. Um Weihnachten 1144 wurde ein zahl-

reicher Konvent der Großen des Reichs zusammenberufen.

Bald erscholl das Gerücht davon von einer Grenze zur andern. Da war kein Pannerherr, der nicht glühend nach der Ehre gestrebt hätte, dieser glanzvollen Versammlung beizuwohnen. Einer der vorzüglichsten nach den großen Lehnsmännern war Albrecht von Lorri. Seine ersten Jahre hatte er im Gewühl des Hofs zugebracht und mit Ludwig, der ihn durch seine Freundschaft auszeichnete, den Blüthenlenz der Jugend verlebt. Seit einiger Zeit hauste er auf seinen in der Gegend von Boulogne an der Flandrischen Grenze liegenden Gütern. Vor kurzem erst hatte er sich mit einer reichen vornehmen Adlichen aus der Bretagne vermählt. Doch waren Reichthum und hoher Rang nicht die einzigen Vorzüge Elise'ns. Ihr Gefühl war eben so sanft und gebildet, ihr Herz eben so lauter und rein, als ihre Gestalt hold und minneglich. Sie liebte ihren Gemahl eben so unendlich, als sie von ihm geliebt ward. Sich ewig zu lieben, das war ihr gegenseitiges heiliges Versprechen am Tage ihrer Verbindung.

Albrechts Vater, Cäsar, stand am Ziele der ruhmvollsten Laufbahn. Er hatte an des hochberühmten Gottfrieds Seite als Waffenbruder gefochten und sich im ersten Kreuzzuge durch Thaten hervorgethan, von denen man noch in Asien sprach und sang. Noch immer beseelte den würdigen Greis der Muth der Vorzeit. Un-

aufhörlich grollte er mit der allzerstörenden Zeit, daß sie seine kühne Stirn mit Runzeln bedeckt habe, da doch sein Herz stärker als je für Gott, König und Vaterland schlug.

Mehrere Sprößlinge verbürgten seines Hauses Ehre und Fortdauer. Albrecht aber war sein Liebling. Ihn betrachtete er als sein zweites Selbst. In diesem geliebten Sohne verjüngte er sich wieder und frohlockte über die zärtlichen Bande, die ein eben so glückliches als liebenswürdiges Paar verketteten.

Eines Tages kam Cäsar zu Albrecht und sagte: „Der König beruft, wie ich höre, seinen Adel. Sicher ist ein wichtiger, der französischen Waffen würdiger, Feldzug im Werke. Sollte wohl Albrecht, Lorri's Sprosse, einer der letzten seyn, sich zu dieser erhabenen Versammlung zu gesellen? — Solltest Du des Königs huldreiche Gesinnung gegen Dich vergessen haben? — Es gewährt mir Freude, daß Du Deine Gattin liebst, sie verdient Deine Zärtlichkeit; sobald aber die Pflicht gebeut, muß man der Liebe zu entsagen wissen.“ —

Nicht zweimal brauchte Cäsar seinen wackern Sohn auf diese Weise anzureden. Zwar betete er Elisen an; aber auch seine Ehre war ihm ein theures Kleinod. In ihm vereinigte sich die Summe der Vorzüge, die damals das Eigenthum des ächt französischen Ritters ausmachten. Ungesäumt schied er von seiner Gemahlin mit der Versicherung, so bald als möglich zurück, in

ihre Arme zu eilen. Spornstreichs sprengte er mit seinen Schildknappen davon und nahm den Weg nach Bourges, dem zur Versammlung bestimmten Orte.

Mit hervorstechender Gnade ward Albrecht vom Könige empfangen. „Ritter," sprach er, „Ihr kommt gerade zur rechten Zeit. Es ist Noth, daß tapfere Männer sich unter meinem Panniere sammeln. Seyd mir als einer der eifrigsten Vertheidiger der guten Sache willkommen!".—

„Mein Herz, o Sire," antwortete Albrecht, „ist so wie mein Schwert dem besten Gebieter, dem großten Könige geweiht. Ich harre nur Ihrer Befehle und verspreche, sie mit dem unermüdlichsten Eifer zu vollbringen." —

In der That besaß Ludwig VII. ein edles, heldenmüthiges Herz. Seine bittre Reue, die auf die Verwüstung von Vitry folgte, seine beispiellose Unerschrockenheit im Kriege gegen die Sarazenen erprobt, beweisen dies. Ludwig würde unter Frankreichs denkwürdigsten Monarchen glänzen, hätte ihn ein anderes Jahrhundert geboren.

Endlich zog der Regent den Schleier des Geheimnisses ab und erklärte sein Vorhaben, nach dem Morgenlande zu ziehen, um die Christen von dem drohenden Joche einer gänzlichen Sklaverei zu befreien. Gottfried, Bischof von Langres, unterstützte die königliche Erklärung durch die eindringendste Rede und entwarf ein so

lebhaftes Gemälde vom gegenwärtigen Zustande der Gläubigen in Palästina, daß er den Myriaden der Zuhörer häufige Thränen entlockte.

Die Wirkung dieser Berathschlagung war einer andern Versammlung vorbehalten, welche auf Ostern 1145 angestellt und ein Parlament genannt wurde. Ganz Frankreich strömte herbei. Der Zusammenfluß der Menschen war so außerordentlich, daß kein verschlossener Ort den wirren Haufen des Volks in sich fassen konnte. Man schlug daher im freien Felde eine Art von Emporkirche auf. Hier thronte der heilige Bernhard neben dem Könige. Seine siegreiche Beredsamkeit vollendete das, was der Bischof von Langres eingeleitet hatte. „Gott will, Gott will es! Das Kreuz, das Kreuz!" so rief die ganze Menschenmasse, daß die Berge wiederhallten und das Firmament erbebte.

Ludwig sprang auf, warf sich Bernhard zu Füßen und forderte laut das Kreuz, das er sich selbst an die rechte Achsel knupfte. Diese Erscheinung traf Albrechts Herz wie ein Wetterstrahl. Er war der erste, der dem königlichen Beispiel folgte und muthtrunken ausrief: „Entweder siegen oder sterben!" — Schnell wie eine knisternde Flamme, die ein unübersehbares Halmenfeld ergriffen hat, breitete sich der Fanatismus aus. Die Königin, des Königs Bruder, Robert, Graf von Dreux, die Grafen von Flandern, von Nevers, von Tonnerre, von Soissons, von Ponthieu, von Blois,

Enguerrand von Couci, Hugo von Lüsignan, Conflans, die ganze Versammlung, die Prälaten nicht ausgenommen, wurden von gleichem Geiste beseelt.

Nachdem der heilige Bernhard eine unendliche Menge Kreuze von der Emporkirche herabgeworfen, mußte er zuletzt noch seine Gewänder, die er in Stücken riß, zu Hulfe nehmen. Mit vernehmlicher Stimme verlas er des Papstes, Eugens des Dritten, Brief. So wurde der zweite Kreuzzug beschlossen. Mit dem Ausgange des Jahrs sollte der König an der Spitze einer Armee von mehr als zweimal hundert tausend Mann aufbrechen. Metz war der Sammelplatz der Heerschaaren.

Elise war vielleicht eine der ersten, die vom Erfolge dieser glänzenden Versammlung Kunde erhielt. Der alte Cäsar merkte es sogleich an dem tiefen Kummer, worin er seine Schwiegertochter versunken fand. Kaum ward sie ihn gewahr, als sie in die klagenden Worte ausbrach: „Meine letzte Lebensstunde, o Vater! hat geschlagen. Ich habe keinen Gatten mehr. Noch schmucken des Brautkranzes Blumen meine Stirn und schon soll ich ihn verlieren, meinen Albrecht, mein Alles!“

„Erkläre Dich näher, meine Tochter. Sollte mein Sohn — —?“

„So kennt Ihr denn die Ursache meiner Kümmerniß nicht? Ludwig greift zu den Waffen. Ein zweiter Kreuzzug.“ —

„Ein zweiter Kreuzzug! — O Gott! So will denn mein König sich zu Deinem Vertheidiger aufwerfen? Das also, Elise, ist die Quelle Deiner Traurigkeit? Seit wann hat eines edlen Ritters Tochter und Gattin aufgehört, ritterlich zu denken? Kann wohl Elise sich betrüben, wenn mein Sohn den Gefilden des Ruhms entgegeneilt, wenn er seines Regenten Fußtapfen folgt, wenn er sein Vaterland, seinen Gott rächt? Elise kann darüber weinen, daß Albrecht hingeht, seine Hände in das Blut ungläubiger Wütheriche zu tauchen? Wo ist der theure Sprosse, daß ich ihn an mein pochendes Herz drücke? Wie beneidenswerth glücklich ist er! So wird er denn an des Jordans Ufern siegverkündende Lorbeeren pflücken. O Himmel! wie grausam bist Du, daß Du Gottfrieds Gefährten mit den unzerbrechlichen Ketten des schwachen Alters hier anschmiedest. O gieb mir, gieb mir den Arm wieder, der so viele Feinde unsrer heiligen Religion in den Staub streckte! Elise, verbirg vor mir Deine weibischen Thränen! Freudenzähren sollten Deinen Augen entrinnen. Möchte es doch gelingen, die Erde von dem verworfensten Menschenstamme zu säubern und Edessa wieder zu erobern! Wäre meines Sohns Leben der einzige Preis der Befreiung Palästina's, gern wollte ich seinen Verlust ertragen. Immerhin mag er als Märtyrer fallen, wenn nur der Genius der Wahrheit obsiegt!“ —

„Wie ist es möglich, mein Vater, daß solch ein Wunsch Euren Lippen entschlüpfen kann? Wer! Mein Gatte sollte als Opfer fallen?"

„Bist Du denn nicht mehr Christin, als Gattin? Glaubst Du vielleicht, Albrecht sey mir minder theuer, als Dir? Aber Ruhm, Ehre, die Sache Gottes selbst, welche ein Ziel für einen Franzosen, für einen Krieger, der mein Sohn, die letzte Stütze meiner zitternden Glieder, die einzige Hoffnung meiner grauen Haare ist! Noch einmal wiederhole ich es, Elise, laß nicht ferner diese Betrübniß, die mich erzürnt, blicken. Siehe auf Frankreich! Willig wird die niedrigste der Frauen ihrem Mann zu solch einer Großthat den Harnisch anschnallen, ihn mit dem Schwerte umgürten. Liebe und Naturgefühl muß jetzt erkalten; ritterlicher Muth allein die Herzen füllen." —

Bei diesen Worten erblickte er Albrecht. Da erhoben sich die Kräfte des Greises von neuem: er lief auf ihn zu, und bedeckte das Kreuz auf seiner Achsel mit Küssen und Thränen. „So sehe ich Dich denn, theurer Sohn," sprach er, „mit dem ehrenvollsten Zeichen geschmückt, mit welchem ein Lorri Ehre ernten kann! — Dulde es, daß meine Zähren, meiner Seele letzte Reste, auf das göttliche Kreuz träufeln. Auch ich trug es, das ehrwürdige Mahl der Auszeichnung." —

Bei Erblickung des bedeutungsvollen Zeichens war Elise ohnmächtig ihren Zofen in die Arme gesunken. Ihr Gatte unterstützte sie. Nachdem

sie wieder zur Besinnung gekommen war, rief sie schluchzend aus: „Was habe ich gesehen, Albrecht! Dieses Kreuz sagt mir alles, was ich zu fürchten habe!"

„Du liebst mich, Elise, und mißgönnst mir doch den Lorbeer des höchsten Triumphs?" —

„Du redest von Lorbeeren, von Triumphen? — Ach, Albrecht! Albrecht! Träume! Wahn! — Ich empfinde für nichts, als das Glück der Liebe, denke nur an den schmerzlichen Gram über Deine Abwesenheit, an die unaufhörlichen Besorgnisse, die mein Herz bald brechen werden. Kennst Du auch wohl den ganzen Umfang unsres Unglücks? Weißt Du, daß ich unter diesem Herzen ein Pfand der Zärtlichkeit trage, das mich unzertrennlich mit Dir verketten wird? Und in dieser Lage willst Du mich verlassen? Albrecht, grausamer und doch unaussprechlich geliebter Gatte! Nein, Du liebst nicht wie Elise. So sollen denn Deines Kindes erste Blicke nicht seinem Vater entgegenlächeln? Er wird es nicht mit seinen liebkosenden Armen umschlingen! Vielleicht — o welcher grausenvolle Gedanke! — wird es nie Dein Antlitz schauen. Die Mutter wird es nicht überleben, es wird zur — Waise werden." —

„Nicht doch, Elise! Gott ist es, für den wir in den Streit ziehn. Der Sieg wird unser Lohn seyn. Mit den frischesten Lorbeeren bekränzt wirst Du mich wieder sehn. Welche Wonne, wenn ich sie Dir zu Füßen lege! Dann erst

werde ich Deiner Liebe würdiger, unserm Kinde, dem ich ein nachahmungswerthes Beispiel aufstellte, theurer seyn. Konntest Du mich wohl noch ferner lieben, wenn ich dem Ruhm meiner Ahnen zuwider handelte? Bist Du nicht die Gattin eines Ritters? So verbanne denn, Elise, jene Traurigkeit, die mich in Verzweiflung stürzt, ohne daß sie mein Pflichtgefühl zu ersticken vermag. Glaube mir, der Krieger erhöht noch die Reize des Geliebten. Ich wette, Du wirst die erste seyn, die meine Standhaftigkeit preisen wird. Nur darum bitte ich, laß Deinen Kummer nicht vor meinem Vater sehn! Bei einem solchen Anblicke würde er gegen eine Liebe zürnen, die mich selbst jenseits des Ozeans begleiten wird. Fasse neuen Muth! Ich werde vereint den Pflichten des Ritters, des Christen und Gatten Genüge zu leisten wissen."

Unaufhörlich erzählte Cäsar seinem Sohne die schönen Thaten, welche den ersten Kreuzzug ausgezeichnet hatten. „Dort, sprach er, wirst Du den Schauplatz der Wunder unsrer Religion, die Fußtapfen der größten Männer antreffen. Gottfried von Bouillon war zugleich mein Gebieter und Vorbild. Noch immer ertönt Jerusalem von seinem Lobe. Unterlaß ja nicht, die heilige Grabstätte des Erlösers zu besuchen und sie mit Deinen Thränen zu benetzen. Ich war es, der in jener berühmten Schlacht gegen den ägyptischen Sultan zuerst das Schwert zuckte und mich in das Gewühl der feindlichen Leg.o-

nen stürzte. Dein Vater war des tapfern Tankreds Retter. Dies mörderische Treffen sicherte die Eroberungen der Christen. Noch schwebt mir das ganze Ereigniß mit den lebhaftesten Farben vor. Noch immer sehe ich unsre mannhaften Ritter, wie sie vor Heldenmuth glühen, wie einer mit dem andern in Tapferkeit edelmüthig wetteifert. Noch immer hallt das Jubelgeschrei der Siegenden, das Klaggewinsel der sterbenden Sarazenen in meinen Ohren. O Gott! warum mußte ich nicht in jenen Ebenen meine Gruft finden! — Wie glücklich bist Du, mein Sohn, welche Ehre erwartet Dich! Ueberglückliche Jugend, o daß ich Dir nicht nacheilen kann! Könnte ich Dir wenigstens nur nachschleichen, um Zeuge Deiner Thaten zu seyn! Heil unserm König! In Bächen wird das Blut der Ungläubigen fließen, des Schwertes Schneide wird der treulosen Griechen Falschheit rächen." —

Nach Vollbringung verschiedener frommer Handlungen war der König, dem alten Herkommen gemäß, gen Saint Denys gezogen, die heilige Fahne daselbst zu holen. Hierauf empfing er vom Papste den Segen, den Mantel und Wanderstab eines Pilgrims und brach nach Metz auf, wo seine beiden Oheime von mütterlicher Seite, der Graf von Morienne und der Marquis von Montferrat, mit trefflichen Truppen aus Italien zu ihm stießen.

Mit Flügelschritten nahte jetzt der Moment des Abschieds heran. Ohne weitern Verzug mußte

sich Albrecht von Lorri bei seinem Regenten einfinden. Zwei seiner Brüder und sieben und zwanzig Schildknappen folgten seinem Panier. Die Zeit des Aufbruchs war bestimmt. Albrecht wünschte seiner Gattin einen allzutrauri-gen Abschied zu ersparen. Das gute Weib erlag unter einer Entkräftung, nachdem es verschiedene Nächte in Thränen schwimmend zugebracht hatte. Albrechts Brust zermarterte ein brennender Schmerz. Durch liebevollen Zuspruch, durch Thränen und Küsse suchte er ihn zu lindern. „Beruhige Dich, theure Elise, angebetete Gat-tin," so sprach er. „Nicht lange wirst Du mich missen. Der Himmel wird unser Hort sein, auf ihn setze ich mein ganzes Vertrauen. Gott und mein Schwert werden meine Bahn ebnen und mich sicher leiten."

Bei dem rauhen Aeussern eines alten Krie-gers hatte Cäsar kein so unempfindliches Herz, als er gern andere und sich selbst überreden wollte. Tiefbewegt umklammerte er die Füße eines Kru-zifixes und stammelte unter häufigen Thränen: „Niemand sieht mich hier. Hier kann ich vor Dir, mein Gott, die ganze zärtliche Fülle einer väterlichen Seele ausschütten. Verzeihe mir! Bist Du es nicht, o Herr, der Väter geschaffen, der ihnen ein gefühlvolles Herz verliehen hat? Ach, das meinige blutet! Vielleicht ist es das letztemal, daß ich meinen vielgeliebten Sohn im Leben sehe! — Erhalte mir ihn, wenn anders Deines heiligen Namens Ehre sich mit meiner

Liebe verträgt. Bedarf es aber eines Schlachtopfers, o so treffe mich der Schlag! Möchte nur mein Tod dem seinigen vorancilen! Doch wohlan, ich muß mich ermannen, muß meine Schwachheit vor Albrechts Blicken verbergen. Furcht muß jedem edlen Ritter fremd seyn, sobald es darauf ankommt, Deine Sache zu verfechten. Stähle meinen erschütterten Muth, erhebe die wankende Natur, damit ich nur ein eifriger Christ erscheine!"

Bei diesen Worten erblickte Cäsar seinen Sohn, umringt von der rauschenden Begleitung der Schildknappen. Er stand auf und mühte sich, auf ihn zuzugehen. „Komm, Albrecht," sagte er, „mein Sohn, komm in meine Arme! Möchte ich Dich doch wieder sehen! Zwar stehe ich am Rande des öden Grabes; aber die Erfüllung meines Wunsches ist doch keine Unmöglichkeit. Gern werde ich hinabsteigen in die Wiege des zweiten Lebens, wenn ich höre, daß Du Deiner Vorfahren Fußtapfen betreten hast."

Albrecht preßte seinen Vater an die Brust und vergoß heiße Zähren.

„Du weinst, mein Sohn?" sagte Cäsar, „Thränen entrollen einem Lorri?"

„Vater, es ist hart, daß ich jetzt abreisen muß, indem ich Euch unter der Bürde des Alters gebeugt verlasse. Und Elise, ach! sie — ahnt kaum unsre Trennung. Ich habe sie der Täuschung des Schlummers übergeben, vielleicht gaukelt ein Traum ihr liebliche Bilder vor. Bald

aber wird sie erwachen. Dann, o Vater, dann seyd mein Anwald. Sagt ihr, ich hätte den Drang ihrer Gefühle mildern wollen. Sagt ihr, daß sie mir theurer als je sey. Widmet ihr Eure ganze Sorgfalt. Möge sie die Stelle Eures Sohns vertreten! Mein Kind — —" Albrecht konnte nicht weiter sprechen.

„Wir machen uns nur weichherzig," entgegnete Cäsar, „und doch käme es dem Jünglinge zu, dem Greise ein Muster von Festigkeit zu seyn. Sind wir denn Weiber? Auf denn, weile nicht länger, die Stunde der Trennung hat geschlagen. Siehe Du nur auf die glänzende Bahn, die Deinem Muthe sich öffnet; meine Augen sollen auf mein durch Deinen Stralenkranz beleuchtetes Grab geheftet seyn. Geh, sey glücklich und tapfer!" —

Kaum hatte der Alte geendigt, als sie ein Anblick überraschte, der sie tiefer noch ergriff. Elisen hatte ihr sorgenvolles Gemüth nicht lange schlummern lassen, und als sie ihren Gatten vergebens suchte, war sie in wilder Eile aufgesprungen. Mit unordentlich wallenden Haaren, mit Augen voll Thränen, mit halb entblößtem hochklopfenden Busen rannte sie im leichten Gewande herbei. Angst und Liebe beflügelten ihre Füße und so stürzte sie in Albrechts Arme.

„Grausamer! Du wolltest mich verlassen? Harmlos entschlummerte ich an Deiner Brust und Du verriethest mich! Dieser Helm, dieser Schild, dieses Schwert, ach Albrecht! alles sagt mir,

daß Du zum letztenmal meine Thränen siehst.“ Thränen erstickten ihre Stimme.

„Elise, warum mir Vorwürfe machen! Die Folter des Abschieds wollt' ich Dir ersparen. Ich kann nicht anders, meine Pflicht ruft wie die Stimme Gottes. Nein, nie werde ich aufhören, Dich zu lieben! Unauslöschlich ist Dein Bild meinem Innersten eingeprägt. O! stille dieses Schluchzen, jeder Seufzer ist ein Dolchstich für mein Herz. Warum mußte ich Dich noch einmal sehen!“ —

Cäsar schloß seinen Sohn in die Arme und sagte: „Albrecht, fort mit dem feigen Zagen! Die Trompete erschallt. Entreiße Dich ihren Umarmungen. Sey ein Mann!“

„Ich gehorche,“ erwiederte Albrecht und fiel seinem Vater zu Füßen; „aber wollt Ihr mir wohl Euren Segen versagen?“

„Meinen Segen, theuerster Sohn? Könnte ich Dir doch mein Leben geben und dadurch Deinen Ruhm sicher stellen!“ Nun drückte er seinen knieenden Sohn an die väterliche Brust, hob beide Hände gefaltet gen Himmel, ließ sie dann wieder auf das Haupt des Ritters herabsinken und betete mit gerührter Stimme: „Schöpfer des Weltalls! Mein Herz und meine Seele erhebt sich zu Dir. Lindere meine Traurigkeit! Du, o Herr, nur Du kannst meinen Liebling segnen. Geleite ihn wohl auf seinem Kriegszuge, daß er unter Deiner heiligen Obhut in sein Vaterland zurückkehre!“

Albrecht umarmte seinen Vater. Thränen entfielen beiden, die sie sich gegenseitig zu verbergen suchten.

„Nein", rief Elise, ermannt durch diesen neuen Gedanken, „nein, wir wollen uns nicht trennen. Ich gehe mit Dir, Albrecht! Ich theile mit Dir Glück und Gefahr. Mitten unter des Kampfes Stürmen will ich Deinen Schritten nacheilen, die Schwertstreiche, die Dir drohn, auffangen, Dir zur Seite den Heldentod sterben." —

Von edlem Feuer beseelt, unterbrach sie Cäsar. „Welche Reden für ein Weib! eine Mutter! Liebst Du denn Deinen Gatten nicht mehr? Du willst ihn begleiten? — Bedenkst Du denn nicht, daß Du im Begriff bist, einem Geschöpf das Leben zu geben, das Deiner ganzen Pflege und mütterlichen Sorgfalt bedürftig seyn wird? Elise, bist Du auch noch meine Tochter?" —

„Ich hoffe es. Noch immer liebe ich Albrecht so warm und innig, wie am Tage unserer Hochzeit. Die Religion, das Wohl des Staats, Albrecht's Ruhm ist mir heilig; stärker aber als alles spricht mein Herz und meine Liebe!"

„Albrecht geht den Gefilden des Ruhms entgegen."

„Auch die Lorbeeren können verwunden! Albrecht ist mein Gatte und — will mich verlassen? — Morgen schon werde ich mein trübgeweintes Auge aufschlagen, um ihn vergebens zu suchen." Plötzlich rief sie mit festem Tone: „Gut, Albrecht, ich trete Dich an Gott ab.

Betrete die Dir geöffnete Bahn, durchlaufe sie ganz! Kämpfe für das Vaterland, für den Himmel, der bald meine Kräfte verzehrt sehen wird. Eins nur versprich mir, daß Du, sobald Du Deiner Pflicht Genüge gethan hast, Deine Rückkunft beschleunigen willst. Nimm dies schwache Denkmahl meiner Zärtlichkeit. Dies Armband aus meinen Haaren geflochten, in meinen Zähren gebadet, es möge Dir Elisen ins Andenken rufen." —

„Herrliches Weib! Keinen Augenblick wirst Du meinem Herzen fern seyn. Ein Talisman soll diese holde Gabe der Liebe seyn, mit Küssen will ich sie bedecken. Alle Schätze Asiens wird dieses Kleinod überwiegen. Nimm dagegen diesen Ring, auf dem unsere Namen verschlungen stehen. Gleich ihnen müssen unsere Herzen unzertrennlich verbunden seyn."

„Man wartet auf Dich, fiel jetzt Cäsar ein. Der Trompete schmetterndes Geton heischt Deine Gegenwart." — Kaum hatte er mit kraftvoller Stimme diese Worte gesprochen, als er seinen Sohn männlich bei der Hand faßte und ihn zu seinem schnaubenden Roß führte.

Elise war außer sich. Der Schmerz lähmte ihre Zunge. Dumpf hinbrütend streckte sie ihre Arme nach dem scheidenden Gemahle aus. Unzähligemal blickte Albrecht, mit sich selbst kämpfend, zurück, bis er endlich seinen Zelter bestiegen hatte. Ein Schildknappe entfaltete seine Fahne, auf welcher ein Kreuz stand. Seine

zwei Brüder begleiteten ihn, nachdem sie gleichfalls Cäsars Segen erhalten hatten. Ein Wink noch zum letzten Lebewohl, und — der Zug war verschwunden.

Ludwig ging bei Worms über den stolzen Rhein und schlug die Straße nach Oestreich ein. An Ungarns Grenze stieß Albrecht mit seiner Schaar zum Monarchen. Aller Augen zog der junge feuersprudende Lorri auf sich. Im Frühling des Alters stehend vereinigte er mit der einnehmendsten Gestalt die liebenswürdigsten Eigenschaften. Im Angesicht des Hofs bewillkommte ihn der König mit einer herzlichen Umarmung, gurtete ihm sein eignes Schwert um und pflog mit ihm eine lange Unterhaltung. Des Königs Bruder, Graf von Dreux, und Ritter von Conflans schlossen mit dem jungen Pannerherrn das Bündniß der aufrichtigsten Freundschaft.

Nicht lange dauerte es, so betrat man das Gebiet des griechischen Kaisers. Die seinem Volke schuldgegebene Treulosigkeit lag klar am Tage. Im Anfang des Oktobers 1147 traf der König in der Hauptstadt an den Gestaden des Bospors ein.

Noch wußte Ludwig nichts von Konrads unglücklichem Schicksale, der als Opfer seiner Redlichkeit und Unerfahrenheit gefallen und mit dem schönsten Heer, das man je im Felde sah, in die Fallstricke der Griechen gerathen war.

Manuel kam in seinem kaiserlichen Ornate an der Spitze seines Hofstaats, in Begleitung

des Patriarchen, der Geistlichkeit und aller Obrigkeiten der Stadt dem französischen Regenten entgegen und empfing ihn am Thore des großen Pallasts. Albrecht wurde durch den König dem Kaiser vorgestellt. Des Griechen feine Liebkosungen blendeten ihn nicht; er durchdrang das hinterlistige Gewebe des verschmitzten Kopfs. Der Bischof von Langres rieth, die Franzosen sollten zuerst die Waffen gegen die Griechen kehren und dann erst auf die Ungläubigen losschlagen. Albrecht war gleicher Meinung. Der Franzosen Leichtsinn achtete nicht darauf, um leider durch Schaden belehrt zu werden.

Nach mancherlei überstandnen Schwierigkeiten beschloß Ludwig, gegen Nizäa vorzurücken. Aus Friedrichs (Rothbart) Munde vernahm er zuerst den Unfall, der den Oheim betroffen hatte. Sogleich bot er Konrad seine thätige Hülfe an; dieser war aber zu stolz, um von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen. Zu Ephes kamen Abgesandte von Manuel zum Könige. Sie überbrachten Uriasbriefe voll Trug und Bosheit. Manuel stellte dem Könige vor: er werde von des muhammedanischen Reichs ganzer Kriegsmacht bedroht; könne sich aber leicht vor dem drohenden Sturme schützen, wenn er sich in die Festen seiner Kaiserstaaten zurückzöge.

Ludwig durchschaute das scheußliche Gespinnst. Der Kaiser wollte ihn nur bewegen, seine Truppen zu theilen und sich dadurch zu schwächen, um ihn dann den Feinden in die Hände zu spie-

len. „Geht," sprach er empört zu den Abgesandten, „und sagt Eurem Herrn, Frankreichs König kenne keine Furcht, wenn er dem Rufe der Gerechtigkeit folge. Ein Treffen mag entscheiden, ich brenne vor Verlangen, es zu liefern." —

An Manuels Falschheit war nicht mehr zu zweifeln. Der König vertraute dem Himmel und seiner Tapferkeit. Edle große Seelen verachten alle kleinliche Hülfsmittel, alle heimliche Kunstgriffe, womit sich schwachsinnige Regierungen und pöbelhafte Gemüther so gern befassen. Er hatte sein Lager an den Ufern des Mäanders aufgeschlagen, an den Ufern jenes Flusses, der eine der wunderschönsten Regionen Asiens bewässert und in den sinnreichen Dichtungen der Götterfabeln prangt. Durch die Treulosigkeit der Griechen war keine Bewegung der Franzosen den Türken verborgen geblieben. In unübersehbaren Haufen standen sie auf den Bergen zu beiden Seiten des Stroms und rüsteten sich, über die französischen Truppen herzufallen. Sobald sich jemand an den Fluß wagte, bedeckte ihn ein zischender Pfeilregen.

Ludwig faßte daher den Vorsatz, zugleich den Mäander und die Ungläubigen zu bestreiten. Seine Befehle durchflogen die Reihen, er selbst stellte sich an die Spitze des Nachtrabs. Ehe man sichs versah, sprang Albrecht in die Wellen. „Freunde, rief er den nächsten Rittern zu, laßt uns eingedenk seyn, daß wir Franzosen und Christen sind. Der Barbaren Demüthigung

sey unser gemeinschaftliches Ziel!" — Dietrich, Graf von Flandern, Heinrich, Theobalds Sohn, Graf von Champagne, Wilhelm, Graf von Macon, und Ritter Conflans säumten nicht, ihm zu folgen. Im Nu hatten sie trotz aller abgeschossenen Pfeile durch die Fluthen gesetzt. Unwiderstehlich war der Ungestüm ihres Angriffs. Ludwig that Wunder der Tapferkeit. Lorri schwamm in seinem Blute. In großer Gefahr schwebte er, unter einer Rotte ihn umzingelnder Feinde zu erliegen. Da eilte der König mit dem blitzenden Schwerte in der Faust zu seiner Befreiung herbei, und rief seinen tapfern Kriegern zu: „Auf! daß nicht einer unter edelsten Helden in schmähliche Gefangenschaft gerathe." — Nach einem blutigen Kampfe erklärte sich der Sieg für die Franzosen. Sie setzten den fliehenden Feinden bis in die Gebirge nach, die diesen zu sichern Schlupfwinkeln dienten und kamen von da mit Siegstrophäen beladen und mit ganzen Schaaren von Gefangenen zurück. Der Aberglaube, der wohl bisweilen eine ersprießliche Triebfeder ist, der Seele eine höhere Spannkraft zu verleihen, hatte das Gerücht ausgestreut, ein unsichtbarer weißgekleideter, vom Scheitel bis zur Fußzehe geharnischter Ritter habe vor der französischen Armee gefochten. Diese Kunde hatte den Muth der Truppen auf die höchste Staffel erhoben.

Ludwig zog auf der Wahlstatt seine blutige Leibbinde ab, überreichte sie Albrecht und

sagte: „Edler Ritter, empfangt hiermit einen kleinen Lohn Eurer beispiellosen Tapferkeit!“ — Freudetrunken nahm Albrecht die köstliche Gabe an, küßte sie und wollte reden; aber Wonnezähren erstickten die Worte auf der Zunge.

Die Franzosen überließen sich dem holden Rausche der Freude. Das Echo der waldigen Gebirge wiederholte tausendfältig das Jauchzen ihrer Stimmen. Man sprach von nichts, als wie man ganz Asien erobern, und jene unwürdige Horde von Barbaren aus dieser arkadischen Gegend in ihre unfruchtbaren Steppen zurückdrängen wollte. Jeder vergaß unter wechselseitigen Umarmungen alles Leid, allen Hader und beeiferte sich, so gut er konnte. Albrechts Tapferkeit war in aller Munde, man setzte ihn den unsterblichen Heroen der Vorwelt an die Seite. Der Franzosen freudige Stimmung zeigte sich im zwanglosesten Spiele. Albrecht war nicht der letzte, der den allgemeinen Enthusiasmus theilte.

Aber, wie ganz anders waren unterdessen Elisens Empfindungen. Untröstlich war sie über Albrechts Entfernung, ob sie gleich oft Nachricht von ihm erhielt und Cäsar alles aufbot, ihr seine eigne Standhaftigkeit einzuflößen.

„Meine Tochter, sprach er, ganz anders war Dein Geschlecht gesinnt, als ich unter Gottfrieds Panier trat. Mit freudiger Hand legten damals die Weiber ihren Männern die Rüstung an. Von heiligem Eifer beseelt sandten sie ihre Gatten und Söhne nach Palästina. Sie selbst ver-

zierten mit kostbarer Stickerei das Kreuz. Meine Mutter war es, die zuerst in meiner Brust die Lust anfachte, für unsere heilige Religion zu fechten. Bedenke doch, daß wir dem Himmel dienen."

„Gut, Vater, alles gut. Wenn ich aber nur Albrecht um mich sähe."

„Wir wissen ja, daß es ihm wohl geht."

„Können wohl Briefe eines Abwesenden die Gegenwart ersetzen?"

„Hast Du es schon wieder vergessen, daß er an dem glänzenden Erfolge unsrer Siege Theil haben wird?"

„Ihr, Vater, seht blos auf schimmernde Bilder: ich aber sehe den gähnenden Abgrund der Gefahr. Selten ist die Göttin des Siegs in ihren Gunstbezeugungen standhaft. Betrachtet nur den ersten Kreuzzug. Was ist den Christen von den so sehr gepriesenen Eroberungen übrig geblieben?"

„Der Ruhm, der das wahre Daseyn ausmacht, die Zufriedenheit, ihre Pflicht erfüllt, die Ehre, ihr Blut für Gott verspritzt zu haben." —

Diese Reden beruhigten indessen nicht die angstbeklommene Brust der zärtlichliebenden Gattin. Unablässig drückte sie ihre Lippen auf den ihr beim Abschiede geschenkten Ring. Jeden Augenblick, den sie ihrem schwermuthigen Tiefsinn raubte, verwandte sie darauf, mit eigenen Händen eine kostbare Rüstung zu verfertigen, womit sie Albrecht eine überraschende Freude machen

wollte. Aller scheinbaren Rauhheit ungeachtet fühlte Cäsar doch, daß auch an seinem Herzen Kummer nage. Albrecht war ihm der liebste unter seinen Söhnen. Das Alter bedarf, so wie die Kindheit, Stützen, die seine Schwächen erträglich machen. Cäsar gestand sich selbst, daß er schon mit einem Fuße im Grabe stehe, doch suchte er im Beiseyn seiner Schwiegertochter den Schein einer ungestorten Gemüthsruhe anzunehmen.

Elise genoß jetzt das Glück, Mutter zu seyn. Sie brachte einen gesunden Sohn zur Welt. Kaum hatte er das Licht der Sonne erblickt, als ihn der Großvater in seine Arme schloß, auf einem Schilde in die Höhe hob und also betete: „In Deinem Dienste, o Gott! müsse dieses Kind leben und sterben, und unsers Hauses Freude und Ehre seyn!“ — Unaufhörlich druckte er den lallenden Säugling an die greise Brust. „Das ist mein Albrecht, sagte er, wie er leibt und lebt. Das sind seine Augen. Dies sein Mund. Wie er, wird er ein musterhafter Ritter werden.“ —

Mitten unter den Lustbarkeiten, womit man den am Räander errungenen Sieg feierte, erhielt Albrecht Briefe von Cäsar und seiner Gemahlin. Ein wonniges Beben durchzuckte seine Glieder, als er las, daß er Vater geworden sey. Mit ihm freuten sich seine Brüder, Freunde und Schildknappen. Der König selbst fügte seine Glückwünsche denen des ganzen Lagers bei. „Sire, sagte Albrecht, was mich am meisten

entzückt, ist der Gedanke, daß Sie durch mich einen neuen treuen Diener erhalten haben. Ihr geweihter Name sey das erste Wort, das der Säugling über die Zunge bringe." —

Die Griechen verfolgten ihre ruchlosen Plane. Die Kreuzfahrer waren ihnen ein Greul. Mit aller Macht unterstützten sie die Muselmänner, deren Unterjochung sie hätten befördern sollen. Ihre flüchtigen Truppen fanden in Antiochien ein Asyl. Ihrer Bosheit hatte Konrad seinen unersetzlichen Verlust zu verdanken. Auch die Franzosen suchten sie in die Tiefe des Verderbens zu stürzen. Sie mischten Kalk unter das Mehl, verkauften die Lebensmittel zu übermäßigen Preisen, lieferten ungetreue Wegweiser und hinterbrachten dem Feinde die geringste Unternehmung der Franzosen.

Ludwig, dessen Heer an Proviant Mangel zu leiden begann, war nach Laodizea gezogen, um aus dieser Stadt die nöthigen Erfrischungen zu erhalten. Nicht ohne Mühe wurden sie ihm zugestanden. Man mußte gewissermaßen mit den Griechen eben so gut streiten, als mit den Türken. Der König setzte seinen Zug nach Pamphylien fort, in der Absicht, Antiochien in Syrien zu erreichen. Dies war der erste Platz, der unter der Herrschaft der Christen in Palästina stand. Alles versprach den glänzendsten Erfolg. Allein der Fehler eines Einzigen kehrte auf einmal die Ordnung der Dinge um und ließ die schmeichel-

haftesie Aussicht, gleich einem leichten Morgennebel, verschwinden.

Die Sitte jener Zeiten brachte es nehmlich mit sich, daß die französische Armee in zwei Haufen getheilt wurde. Täglich hatten zwei von den Pannerherren, jeder nach der Reihe, die Ehre, sie anzuführen. Im abendlichen Kriegsrathe beschloß man die Verrichtungen des folgenden Tages. Nun war in einem derselben der Schluß gefaßt worden, der Vortrab solle sein Lager auf dem Gipfel eines steilen Berges aufschlagen, um die engen Wege zu bestreichen, und da das übrige Heer erwarten, das nachher in das Blachfeld herabkommen und sich dort mit seiner ganzen Macht ausdehnen sollte. Den Oberbefehl über den Vortrab führte Gottfried von Ranson, ein Ritter aus Poiton von verdientem Rufe. Er trug das königliche Panier, vor welchem, dem Herkommen gemäß, die heilige Fahne getragen wurde. Der König, der eifersüchtig darnach strebte, sich von seinen Rittern nur dadurch zu unterscheiden, daß er das tobendste Gewimmel der Schlacht, wo es am meisten Schweiß und Blut kostete, aufsuchte, war beim Nachtrabe geblieben weil dieser den Angriffen des Feindes am stärksten ausgesetzt war, der ihn unaufhörlich beunruhigte und mit Pfeilregen übergoß.

Als Gottfried auf der Anhöhe angelangt war, erblickte er von weitem zu seinen Füßen eine anmuthige Ebene. Die Sonne strahlte in ihrem majestätischen Glanze. Sogleich faßte er den

Vorsatz, seinen Zug zu beschleunigen und sich im Thale zu setzen. Mit hellen Farben malte er seinen Plan dem Grafen von Morienne und andern vornehmen Befehlshabern, die ihn alle mit vorschneller Hitze billigten. Man brannte vor Ungeduld, sich in jene lachende Fläche zu begeben, welche die labendsten Erfrischungen verhieß. Mit gierigen Blicken verschlang man ihre lockenden Reize. Kurz, ohne sich an Ludwigs gemessenen Befehl zu halten, verließ man seinen Posten und breitete sich in dem Thalgrunde aus.

Aber eben hier war es, wo Gottfried durch die Muhammedaner für seinen Ungehorsam und seine Verwegenheit gezüchtigt werden sollte. Mit Adlerschnelle bemächtigten sie sich der Anhöhen, schnitten die Durchgänge ab, durchkreuzten die engen Pässe. Jetzt erkannte er seinen groben Fehler; allein es war leider zu spät, um ihn wieder gut zu machen. Wie verwunderte sich der König, als er unversehens auf Türken stieß, die ihn nebst seinen Truppen mit Pfeilen und Steinmassen bedeckten! — In kurzem gerieth die erste Linie in Unordnung, bald war auch die zweite getrennt. Der Schrecken versteinerte die Soldaten wie ein zweites Medusenhaupt. Plötzlich sahen sie sich von allen Seiten umringt, haufenweise stürzten sie sich in die Schwerter der Ungläubigen, um der Schmach einer elenden Sklaverei zu entgehen. Alle tapfere Ritter drängten sich jetzt, durch das Beispiel ihres Regenten angefeuert, um ihn herum und bildeten eine Art von Wall,

mit dem festen Entschlusse, eher zu sterben, als zuzugeben, daß die Streiche des Todes ihren Gebieter träfen. Die zärtliche Anhänglichkeit der Franzosen an ihren König zeigte sich nun im schönsten Licht.

Die Nacht war nahe. Schon begann sie ihren dustern Mantel über Berge und Thäler auszubreiten. Mit neuer Wuth fing der Kampf um den König an. Immer rückten frische Horden von Barbaren zum Angriffe vor. Ludwig war mit Schweiß und Staub und Blut bedeckt Sein Leben recht theuer zu verkaufen, war sein einziger Wunsch Ein Kreis von heldenmüthigen Rittern umschloß ihn. Viele waren schon gefallen, andere hauchten eben den letzten Lebensfunken aus, andere sammelten die Ueberbleibsel ihrer Kräfte zur kühnen Vertheidigung des Monarchen. Albrecht, der von seiner Schaar getrennt worden war, hielt allein mit seinen beiden Brüdern, Roger und Gottfried, den Ungestum der Feinde ab und fing mit seinem undurchdringlichen Schilde die Hiebe auf, welche dem Konige galten. Noch einige Momente und auch die beiden, mit denen er unter einem Herzen gelegen, sanken, wie stolze Eichen, röchelnd zu Boden. Albrecht wurde bis ins Innerste erschuttert; doch siegte seine Vasallentreue uber die Gefuhle der Natur.

Nur noch mit Mühe konnte man die Gegenstände erkennen. Ludwig erblickte einen Baum. Eilends lief er auf ihn zu. Albrecht half ihm hinauf. Die Muselmänner setzten ihm nach.

Ein neuer Kampf entspann sich nun um den Baum herum. Mit einer Tapferkeit, die an das Wunderbare grenzt, wurde jeder Anfall zurückgeschlagen. Bald waren mehrere Türken, brüllend wie erlegte Eber, niedergesunken. Da nun die Feinde glücklicherweise nicht wußten, daß der eine der christlichen Krieger der König war, zudem auch die Finsterniß immer dicker wurde, so zogen sie sich unverrichteter Sache zurück und stießen zu ihren Spießgesellen, um mit ihnen sich der Plünderung hinzugeben.

Die Gefahr war vorüber. Ludwig stieg vom Baume herab, Albrecht nahm ihn in seine Arme auf. „Gott!" sagte der König mit banger Besorgniß, „was ist aus meiner braven Armee geworden? — Wohin hat Gottfrieds Unbesonnenheit uns gebracht!" —

„Sire," antwortete Albrecht, „beruhigen Sie sich. Frankreichs Schicksal ist an Ihre Sicherheit geknüpft. Die Gebliebenen sind auf dem Bette der Ehre gestorben; die Lebenden werden gewiß siegreich seyn. Sie sind erschöpft. Ueberlassen Sie sich der Ruhe. Ich will Ihr Wächter seyn." — Nun breitete er seinen Mantel auf die Erde aus, und sagte mit [illegible] seiner Nation selbst in Gefahr eigenthümlichen guten Laune: „Sind Sie aber auch mit diesem Polster zufrieden?"

„Ihr scherzet, Lorri," entgegnete der König. Empfangt meinen innigen Dank. Auch die Könige sind Menschen, dem Wechsel des blinden

Geschicks unterworfen. Ich bin Euer große Schuldner. — Zwei Brüder — —"

„Ihnen, Sire, verdanken sie ihre Unsterblichkeit. Jetzt ist es nicht Zeit, durch Thränen Todtenopfer zu bringen. Ich würde sie um ihren Tod beneiden, wenn ich nicht hoffen dürfte, Ihnen noch nützlich zu seyn." —

Plötzlich entstand ein Geräusch, das immer stärker wurde. Albrecht lauschte und vernahm folgende Worte: „Er ist's, es ist der König, laßt ihn nicht entwischen!" — Da Albrecht hieraus erkannte, daß man sich der Person des Regenten bemächtigen wolle, stürzte er sich mit dem funkelnden Schwerte in der Faust auf die von neuem eindringenden Feinde und rief: „Erkennet an diesen Streichen Frankreichs König!" — Sein Schwert machte Platz. Mehrere Muhammedaner sanken unter fürchterlichen Verwünschungen zu Boden. Doch fing der Muth der übrigen beständig frisches Feuer. Unerträglich war Ludwig der Gedanke, einem seiner Ritter an Großmuth nachzustehen. Eilends rannte er auf die Barbaren zu und rief: „Traut dem edlen Ritter nicht! Ich selbst bin der König!" —

Die Türken wurden dadurch irre. Nach langer Gegenwehr und vielen Wunden wurde Albrecht endlich zum Gefangenen gemacht. Auf einmal erschien ein kühner Trupp Franzosen. Kaum wurden aber die Osmanen sie ansichtig, so flohen sie und schleppten ihre Beute mit.

Man führte den Ritter in das Zelt eines der obersten Befehlshaber. Tausendfaches Jubelgeschrei verkündigte ihm, man habe den König von Frankreich zum Kriegsgefangenen gemacht. Der General kannte den Monarchen persönlich. Nur mit Mühe konnte er sich daher von seiner ärgerlichen Verwunderung erholen, als er bei einer nähern Besichtigung die allgemeine Täuschung erkannte.

„Freunde," sprach er, „Ihr seyd gröblich betrogen. Dies ist so wenig der König der Franken, als ich der Sultan der Türken bin."

„Nein," antwortete Albrecht, „ich bin nicht der König; aber einer seiner treusten Ritter."

„Warum, sprach der Feldherr, nahmst Du Deine Zuflucht zu Lügen? Ich dachte, die Christen wüßten besser, was die Ehre erfordert."

Albrecht gerieth bei diesen Worten in Wuth. „Barbar, erwiederte er unerschrocken, es ist nicht edel, einen waffenlosen Gefangenen mit Spott zu quälen. Soll etwa ein Franzos von einem Sarazenen die Regeln der Ehre lernen? Ich habe meine Pflicht gethan und fühle mich beruhigt. Der König ist außer Gefahr, mein Leben ist ein Spiel Deiner Hände." —

Kaum hatte er erbittert dies gesprochen, als mehrere Umstehende mit verbissenem Grimme die Säbel zogen, auf ihn einstürzten und ihm mehrere Hiebe versetzten, so daß er halbtodt in die Kniee sank.

„Der König ist gerettet," stammelte der Ritter mit matter Stimme; „meinen Tod verzeihe ich euch."

Man trug ihn blutrünstig aus dem Zelte und schleuderte ihn auf einen Hügel bluttriefender Leichname, die man zum Theil entkleidete.

Am Rande der Gefahr stehend, war der König glücklich befreit worden. Eudo, sein Kapellan, hatte die Krieger zurecht gewiesen. Ludwig sprach von nichts, als Albrecht, von seiner Aufopferung und Großmuth. Häufige Thränen zitterten auf seinen Wangen. Er wollte, man solle den Räubern nachsetzen und ihnen ein ansehnliches Lösegeld bieten; doch die Gegenvorstellungen der rettenden Soldaten gewannen die Oberhand.

Der glückliche Uebergang über den Mäander hatte durch ganz Frankreich den Ruf der Freude verbreitet. Cäsar nahm an dem Entzücken lebhaften Antheil. Elise nur trauerte wie vorhin.

„Unmöglich, lieber Vater," sagte sie, „kann ich mich über die glückliche Eröffnung des Feldzugs freun. Auf den Wogen des Kummers nur schwimmt mein Herz, das sich bald verbluten wird. Albrechts Gegenwart allein kann mir, ich fühle es, Heilung gewähren."

Der Greis wußte nicht, welchen Weg er zu ihrer Beruhigung einschlagen sollte. Bald tadelte er ihre Besorgnisse, ihren Kleinmuth und erinnerte sie an die Muster der Vorzeit; bald malte er ihr die Zukunft mit lachenden Farben und verkleinerte jede Gefahr bis zur Unbedeutendheit.

Doch sprach er meist vergebens. Der Gram hatte ihre Seele allen freudigen Eindrücken unzugänglich gemacht.

Albrecht lag unter den Todten. Den plünderſüchtigen Soldaten fiel der Ritter vorzüglich in die Augen. Die Kostbarkeit seines Anzugs machte ihre Lüsternheit rege. Sie stürzten über ihn her, zankten sich um seine Kleider und rissen sie ihm vom Leibe. Auf einmal stieß der Ritter einen tiefen Seufzer aus. Einer der Kriegsleute, der weniger unmenschlich als die übrigen war, auch vielleicht auf eine starke Ranzion rechnete, ließ seine Kameraden alles rauben und behielt sich blos seinen Körper vor, den er wieder zum Leben zu bringen hoffte. Er schloß ihn nackt in seine Arme, wickelte ihn in einen Theil seines weiten Gewands und trug ihn in eine Bauerhütte, die nicht weit von dem Orte, wo sie im Lager standen, entfernt war. Hier wandte er alles an, was ihm Rath und eigene Erfahrung an die Hand gaben und — seine Mühe blieb nicht unbelohnt.

Albrecht lebte wieder auf. Ehe er noch die Augen aufschlug, war seine erste Bewegung, nach dem Armbande zu fühlen. Es war verschwunden. „Wo ist mein Armband," fragte er Haschim, so hieß der Muhammedaner, dessen Sklav er jetzt war, wo ist Elisens Gabe? — Fordert mein ganzes Vermögen; nur gebt mir dieses Kleinod wieder." —

Trostlos machte ihn dieser Verlust. Haschim reichte ihm seine Hand zum küssen, um ihm da-

durch die heilige Zusage zu geben, daß er nichts für sein Leben zu fürchten habe. Auch versprach er, alle Sorgfalt anzuwenden, um ihm das verlorne Armband wieder zu verschaffen.

Einige Zeit darauf kam er wirklich damit zurück. Beim Anblick desselben schien neues Leben Albrechts Adern zu durchrinnen. „Nur mit dem Leben," rief der Ritter, „will ich es von nun an einbüßen." — Seine nächsten Fragen betrafen das Schicksal des Königs und der Armee.

Haschim führte seinen Kriegsgefangenen in die tiefsten Eingeweide Syriens und trug ihm auf, seine Heerden zu hüten.

Als Ludwig wieder bei seinem Heere anlangte, nahm man ihn als einen Schutzgott auf. Von allen Seiten strömte man herbei, das Oberhaupt des Reichs mit Glückwünschen und Freudenbezeugungen zu überhäufen. Des Königs heilbringende Gegenwart verwischte das schmerzliche Andenken an den erlittenen Verlust. Gottfried hätte seine unverzeihliche That billig mit dem Leben bezahlen sollen; Ludwigs natürliche Herzensmilde aber und die hohe Achtung, worin der Graf von Morienne stand, halfen dem Schuldigen los. — Nachdem der König die Lage seiner Truppen einer genauern Untersuchung unterworfen hatte, richtete er seine Gedanken auf den unglücklichen Albrecht. Mit inniger Dankbarkeit erzählte er seinen Rittern die heroische That, die ihm denselben unendlich theuer gemacht habe. Er wollte Leute absenden, ihn in seinem Namen

gegen ein beträchtliches Lösegeld zurück zu fordern, als plötzlich ein der Wuth der Ungläubigen entronnener Soldat im Lager anlangte. Dieser streute das Gerücht aus, Albrecht sey aus Liebe zu seinem Könige als Schlachtopfer gefallen, und bestärkte seine Aussage durch mancherlei kleine Umstände. Als diese Trauermähr dem Könige zu Ohren kam, verordnete er sogleich, eine glänzende Leichenfeier zu veranstalten, und gab die öffentliche Versicherung, Albrechts Familie und Nachkommenschaft mit Gunstbezeugungen zu überhäufen.

Der König setzte von neuem den Zug nach Pamphylien fort, nachdem er tausend Hindernisse, die ihm zum Theil durch die Griechen in den Weg gewälzt wurden, bekämpft hatte. Diese Nation, die vielmehr auf den Untergang der Muselmänner als der Kreuzfahrer hätte sinnen sollen, benahm sich fortdauernd gegen die letztern mit der äußersten Treulosigkeit und Arglist. Manuel verbarg unter dem verführerischsten Aeußern die schwärzeste Seele. Sein Verstand und seine Annehmlichkeiten dienten blos zur Beschönigung seiner Laster. Anfangs fiel es ihm sehr leicht, den König von Frankreich zu hintergehn, denn nicht selten ist die offene Tugend ein Ball in den Händen der aleißnerischen Bosheit.

Eine keimende Leidenschaft fesselte Eleonore, des Königs Gemahlin, innerhalb Antiochiens Mauern. Der König war gezwungen, sie gewissermaßen mit Gewalt aus dieser Stadt wegzuführ-

ren. Es sey nun, daß Raimund, Fürst von Antiochien, der Königin Verwandter von mütterlicher Seite, Forderungen hatte, deren Bewilligung das Wohl des Staats dem Könige verbot, oder daß der Oheim eine brennende Liebe für seine Nichte hegte; so war es doch immer ein der Majestät eines Herrschers widerstreitender Schritt, daß er des Nachts die Flucht ergriff und seine liebende Gemahlin mitnahm. Der König begab sich von da nach Jerusalem, wo man ihm beinahe göttliche Ehre erzeigte. Er ward daselbst wie ein Engel Gottes aufgenommen. Die ganze Stadt ging ihm entgegen. Greise, Weiber und Kinder trugen grüne Zweige in den Händen und riefen ihm mit frommer Inbrunst zu: „Gesegnet sey Ludwig, der im Namen des Herrn kommt!“ —

Die Franzosen unternahmen zwar die Belagerung von Damastus; allein sie mißlang. Leute, die sich mit ihnen zu gleicher Religion bekannten, selbst Barone, die in Syrien verschiedene kleine Fürstenthümer besaßen, unterstützten die Feinde durch ihre Verrätherein. Daß demnach das Glück der Waffen den französischen Schaaren mehr grollte, als lächelte, kann niemand Wunder nehmen. Mißvergnügt eilte daher Ludwig in sein Königreich zurück, um da über die Mißlaunen des Glücks, über seine Bundsgenossen und seine Gemahlin, von der er sich sogleich trennte, gerechte Klagen zu führen.

Cäsar feierte in Gesellschaft vieler Edelleute und Vasallen den Geburtstag seines gelieb-

ten Sohns mit einem glänzenden Gastmahle. Eben gingen die vollen Humpen in der fröhlichen Runde herum, eben hatte die wonnige Begeisterung den höchsten Grad erreicht; als auf einmal die schaudervolle Kunde von der Niederlage der Franzosen erschallte und ihn mit der Macht eines Donnerschlags traf. „Und meine Söhne!" — indem ihm der blinkende Becher aus der Hand fiel, und — Albrecht! Albrecht!" —

Er erfuhr, daß die meisten Ritter aus der Begleitung des Königs fechtend gesunken wären und daß man über Albrechts Schicksal in voller Ungewißheit schwebe.

„Ich verstehe," erwiederte er seufzend, „Albrecht ist nicht mehr! — Doch," sagte er nach einer Pause, in der er sich von neuem gesammelt hatte, „verzeihet, meine Freunde, der ersten Aufwallung. Das Herz siegte über den Verstand, aber dieser Triumph soll von kurzer Dauer seyn. Ihr alle habt meinen Sohn Albrecht gekannt. Ihr alle wißt, daß ich der glücklichste Vater war. Aber ach! die Zeit des Glücks ist vorüber. Wunder darf ich nicht erwarten. Sollte wohl der Himmel meinen Sohn von dem allgemeinen Falle ausgenommen haben? Vor allen Dingen laßt uns die Schreckenspost Elisen verschweigen, sie würde auf der Stelle des Todes seyn. Seit einigen Tagen schon scheint sie von einer geheimen Ahnung geängstigt zu werden."

Man war bemüht dem Ritter seine Besorgnisse auszureden, und hielt ihm den Zauberspiegel

der Hoffnung vor. Sichere Beweise hatte man doch nicht, daß seine Kinder sich unter der Zahl der Schlachtopfer befanden. Elisens einzige Entschädigung für des geliebten Gatten Abwesenheit war ihr junger Sohn, das sprechende Ebenbild des Vaters. Ihn zu pflegen, zu säugen, in sanften Schlummer zu wiegen, war jetzt ihr angenehmstes Geschäft. Nicht selten benetzte sie den hüpfenden Säugling mit Thränen zärtlicher Sehnsucht.

Eines Tages bemerkte sie, daß an dem Innern ihres greisen Schwiegervaters ein geheimer Kummer nagte, den er zu verbergen suchte. „Solltet Ihr wohl," fragte sie, „lieber Vater, vor Eurer Tochter ein Geheimniß haben? Ich weiß nicht, was die Ursache davon ist, Euer Antlitz belebt nicht mehr die vorige Heiterkeit. Keine Sylbe mehr von dem Erfolge des Kreuzzugs. Jede Frage nach dem Heere und nach Albrecht scheint Euch zu beunruhigen. Ist vielleicht eine unglückliche Schlacht geliefert worden? Verhehlet mir nichts. Wie geht es meinem Gemahl, Eurem Sohn? — Wie, Ihr vergießet Thränen? — Gott! Albrecht ist todt?" —

„Warum so stürmisch, gutes Weib?" — erwiederte der Alte. „Wer sprach von seinem Tode? — Vertraue der Vorsehung, bis jetzt ist mir sein Schicksal unbekannt; doch verschone mich mit ähnlichen Fragen." —

„Ihr verlaßt mich? Wodurch habe ich das verdient? — Ich werfe mich Euch zu Füßen und

stehe nicht eher auf, bis Ihr mich aus meiner schrecklichen Verlegenheit gerissen habt. — Auch mein Kind soll mit mir knieen. Wird Euch das nicht erweichen? — Sagt, wo ist sein Vater? — Lebt er noch, oder — — Ihr kehrt die Blicke gen Himmel?" —

„Welche Fragen, Elise! — Ich kann sie unmöglich befriedigend beantworten." — Bei diesen Worten zerfloß der Greis in Thränen.

„Ihr weinet? — So habe ich denn wirklich alles, was mir theuer ist, verloren?"

„Nein, meine Tochter, meine liebe Tochter! Ich weiß nicht zuverlässig, wie es ihm geht; aber der Himmel hat uns seinen Schutz entzogen! Die Christen haben eine Niederlage erlitten, bei der die meisten unsrer Ritter als Helden ihren Geist ausgehaucht haben."

„Und Albrecht?"

„Ich habe keine Nachricht, der ich ganz trauen kann."

„Diese Worte sagen mir mehr als zu viel. Ihm ins Grab zu folgen, ist das Einzige, was mir nun noch übrig bleibt."

Elise war trostlos. Umsonst war der Greis bemüht, ein neues Licht der Hoffnung in ihrem kummerbeladenen Busen anzuzünden; in seiner eigenen Brust war fast der letzte Stral erloschen. Dennoch erquickten sie sich in einzelnen Augenblicken durch beseligende Träume, indem sie sich Albrecht vorstellten, wie er noch in der Fulle der Gesundheit das frohe Daseyn des Lebens ge-

nieße und auf dem langen Wege zur längst ersehnten Heimath sey.

Bald aber entwich die göttliche Trösterin gänzlich aus Cäsars und Elisens Herzen. Hugo von Humieres brachte in Begleitung anderer Schildhalter die Fahne des Hauses Lorri zurück, redete Cäsar, mit düsterm Kummer in der Miene, an, konnte aber vor Niedergeschlagenheit keine Worte finden, seinen Vortrag zu enden.

„Ich begreife," sagte schluchzend der alte Ritter, „ich bin ein kinderloser Vater!"

„So ist's," entgegnete Hugo unter einem Thränenbach, der seine braunen Wangen befeuchtete. — „Wir alle," fuhr er dann fort, „betrauern ihn von ganzem Herzen. Was Euch trösten muß, beklagenswerther Vater, ist das, daß er mit Ruhm bedeckt fiel." Nun erzählte Hugo die nähern Umstände von Albrechts heldenmüthiger That und schilderte ihn als den Retter des Königs. Auch erwähnte er mit verschwenderischem Lobe der beiden Brüder, die seine Ehre theilten.

Cäsar suchte sich zu fassen; aber der Sturm der Gefühle überwältigte ihn. „So habe ich denn keine Kinder mehr! So ist denn Albrecht, der vielgeliebte Sohn, ein Raub des allverschlingenden Todes geworden!" so rief der Greis und sank in Thränen zerfließend dem Trauerboten in die Arme.

Elise vernahm in ihrem Gemach ein ungewöhnliches Geräusch. Mit ihrem goldlockigen Buben an der Brust eilte sie davon. Hugo,

der den schwachen Greis unterstützte, begegnete ihr. Sogleich fragte sie nach ihrem Gemahle. Bei dem Klang ihrer bekannten Stimme schlug Cäsar wieder die Augen auf und deutete, ohne ein Wort zu reden, auf die Fahne, welche sie noch nicht wahrgenommen hatte. Kaum hatte sie ihren irrenden Blick auf das Feldzeichen geworfen, als sie einen lauttönenden Schrei ausstieß, ihren Säugling fallen ließ und erstarrt in die Arme ihrer herbeieilenden Zofe stürzte.

Albrecht hatte, um seine Freiheit wieder zu erhalten, zwei hundert goldne Bezants geboten. Um diesen Preis ward sie ihm von Haschim bewilligt. Es wurde daher ein Mohrensklav mit Briefen vom Ritter an Vater und Gattin abgesandt, worin er um diese Summe bat. Von seinen Freunden war kein Beistand zu erwarten, denn die meisten waren geblieben und die noch lebenden zogen mit Ludwig aus Syrien ab. Albrecht begann allmälig sich zu erholen. Seine Wunden wurden heil, sein Gebieter begegnete ihm mit einiger Menschlichkeit. Die einzige Linderung in seiner Sklaverei bestand darin, daß er sich in Gedanken mit den Gegenständen seiner Liebe unterhielt. Der Aufenthalt im wonnevollen Schooße der freien Natur gab seiner Schwermuth einen Anstrich von Sanftheit. Zwangloser als je entwickelten sich im segensreichen Garten Gottes seine Gefühle. Die Gegend, welche ihn umgab, war wildromantisch und paßte zur Stimmung seiner Seele. Oft

vergnügte er sich damit, den Namen Elise erschallen zu lassen, damit ihn die geschwätzigen Waldberge tausendfach wiederholen möchten. Jede Baumrinde, jeder unbemooste Stein war ihm willkommen, den Namenszug der Einziggeliebten einzugraben und ihr ein Denkmahl der liebevollen Erinnerung zu setzen. Nicht selten füllte er seine müßigen Augenblicke damit aus, daß er seine Gedanken in Verse verwandelte. Er nannte diese Dichtungen seine Klagen und begleitete sie mit den Tönen eines bei den Arabern gebräuchlichen Instruments, welches einer Davidsharfe glich.

Der Abgesandte blieb über die Zeit aus. Dem Ritter schlug das Herz in heftigern Pulsen, Haschim fing an, Mißtrauen und Ungeduld zu äußern. Ihr beiderseitiges Harren war umsonst. Eine das Land durchstreifende Horde Araber hatte den Mohrensklaven überfallen und umgebracht.

Um das Maas des Unglücks voll zu machen, erlag Haschim unter dem Anfalle einer gefährlichen Krankheit. Albrecht kam nun nach siebenjähriger Gefangenschaft unter das Joch eines andern Gebieters, der vom ersten sehr verschieden war. Osmin war einer der wärmsten Fanatiker, folglich gegen jeden Nichtbekenner seiner Religion ein Wütherich. Was nicht Muselmann war, war in seinen Augen ein Unding, ein Ungeziefer, dessen Ausrottung er für Verdienst hielt. Obgleich ein Geizhals, dessen angenehmstes Geschäft das Zusammenscharren von

Schätzen war, hatte doch seine Sucht, Proselyten zu machen, das Uebergewicht über seinen blinden Eigennutz.

Sein einziger Sohn hieß Ebu-Bekir. Seine verstorbene Mutter, der er seine Erziehung verdankte, war eine christliche Sklavin gewesen. Daher kam es, daß der Jüngling vorurtheilsfreier, menschenfreundlicher dachte und daß ihn der harte Vater unter dem Druck der Knechtschaft hielt.

Albrecht hatte in kurzem Ursache, sich seinen vorigen Herrn zurück zu wünschen. Bald ward er inne, daß er bisher die ganze Härte der Sklaverei gar noch nicht geschmeckt habe. Unter Haschim hatte er doch wenigstens einen Schein von Freiheit genossen. Es war ihm erlaubt gewesen, in der schauerlichen Stille der Wälder seinen Thränen freien Lauf zu lassen und den Quellen, Felsen und Bäumen seine Leiden zu klagen. Osmin verbot ihm dies alles. Die saverste Arbeit wurde ihm täglich zugetheilt, grobe ungesunde Nahrung fristete sein jammervolles Daseyn. Sorgfältig hatte Albrecht das Armband verborgen, um es den spähenden Blicken seiner Wächter zu entziehen. Liebe und Religion entflammten wechselsweise seine Seele und waren die einzigen Stützen, die ihm die Bürde seiner Qualen ertragen halfen.

Osmin trieb sein unmenschliches Verfahren aufs höchste. Bei geringsten Versehen, bei der leisesten Aeußerung von Mißvergnügen

Ließ er dem guten Albrecht zahllose Schläge geben. Einst brach bei einer ähnlichen Grausamkeit des Ritters ganzer Grimm aus. „Wesen, des Menschennamens unwerth!“ donnerte er dem Tyrannen entgegen, „weißt Du wohl, wer ich bin? Hast Du denn gar kein Gefühl für das, was man einem Rittersmanne, dem Unglücke, der Menschheit schuldig ist? Dein Glück, o Wütherich! ist es, daß ich waffenlos bin, sonst solltest Du meinen rächenden Arm empfinden. Fesselte mich nicht die Furcht, mich meinem Gott mißfällig zu machen, längst schon würde ich mich Deiner Folterbank entzogen haben. Was verlangst Du von mir? — Setze den höchsten Preis, den Dir Deine Habsucht ersinnen hilft, auf meine Freiheit und er soll Dir werden. Ein neuer Bote mag nach Frankreich eilen, vielleicht werde ich diesmal glücklicher seyn. Mittlerweile erschöpfe immerhin alle Martern an mir, die Dir Dein Tigergemüth eingiebt, laß mich Hunger und Durst leiden; nur, ich beschwöre Dich, verschone mich fernerhin mit Schlägen, die nur für Hunde passen!“

„Gut,“ sprach Osmin ungerührt, „Deines Schicksals Loos kann anders ausfallen. Es wird von Dir abhängen, ob Du meine Erbitterung, meinen Haß in Milde und Wohlwollen umkehren willst.“ Hierauf winkte der alte Muselmann einigen seiner Sklaven. Sie eilten herbei, nahmen Albrecht auf ihres Gebieters Geheiß die Ketten ab, bestrichen seine Glieder mit wohlrie-

chenden Wassern und legten ihm reiche Kleider an.

Albrecht wußte nicht, wie ihm geschah, und hielt diese Veränderung in den ersten Momenten für das Zauberspiel einer gütigen Fee. Mit sanfter Stimme rief ihn Osmin zu sich, ließ ihn neben sich auf dem weichgepolsterten Sofa sitzen und redete ihn also an:

„Diese plötzliche Umwandlung Deines Schicksals, o Frank! beweist Dir, daß es in meiner Gewalt steht, Dich aus dem traurigen Abgrunde des Elends auf den glänzenden Gipfel des Glücks zu erheben. Das stärkste Lösegeld ist für mich eine schwache Anlockung. Ich selbst besitze Reichthümer, deren Größe den Horizont Deiner Gedanken übersteigt. Ich verheiße Dir die reizendsten Güter, die beseligendsten Freuden. Dein neues Glück, dessen Heiterkeit kein Wölkchen trüben wird, wird Dich nur ein Wort kosten."

„Nur ein Wort!" unterbrach ihn Albrecht. „Ich bin bereit es auszusprechen, wenn es ohne Verletzung meiner Ehre und Religionsgrundsätze geschehen kann."

„Entsage Deinen verabscheuungswürdigen Irrthümern, nimm unsern Glauben an, verehre hinfort unsern Propheten!"

„Schweig! Diese Sprache beleidigt meine Ohren. Wie, ich sollte von dem seligmachenden Glauben meiner Väter abfallen, und aufhören, ein Christ zu seyn? Nimmermehr werde ich von meiner Religion abtrünnig werden. Hier, Bar-

bar, ist mein Herz. Mache es zum Ziel Deines Grolls. Zerreiße meine Glieder unter den grausamsten Martern; aber erwarte nicht, daß Du mir nur Einen Laut auspressest —"

„Wohl, trotziger Sklav; so wollen wir denn Deine Standhaftigkeit einmal etwas auf die Probe stellen."

Ein wilder Wink und sogleich stürzten die Henker auf den Ritter, rissen ihn herab, zogen ihm die kostbaren Gewänder aus, legten ihm noch schwerere Ketten an und gaben ihm Tritte und Stöße. Bald schwangen sie die knotigen Geiseln, in Strömen floß das Blut aus den Wunden.

„Bist Du noch immer ein Christ?" fragte spöttisch-grinzend der unbarmherzige Osmin.

„Jetzt und ewig!" antwortete Albrecht mit dem freudigen Muthe eines Märtyrers. Neue Schmach, neue Hiebe bedeckten ihn.

Das Ungeheuer hatte den Ritter mehrmals mit Enthusiasmus den Namen Elise ausrufen hören. Er wollte wissen, was dies bedeute.

„Elise," antwortete Albrecht, „ist meine Gattin, ein Weib, das mich zum reichsten und glücklichsten Menschen macht. Bis zum letzten Seufzer werde ich sie mit ungeschwächter Treue lieben."

„Liebst Du sie wirklich so innig?"

„Meine Liebe gegen sie ist grenzenlos. Ohne sie bin ich unaussprechlich unglücklich!"

„Es hängt von Dir ab, ob Du in ihre Arme zurück eilen willst."

„Was sagst Du? Gern will ich das Andenken an Deine Kränkungen vertilgen. Rede nur. Alles, was ich habe, ist Dein. Mein Vater, meine Gattin, mein Sohn — — "

„Deine Reichthümer begehre ich nicht. Ein edlerer Bewegungsgrund spornt mich. Laß es geschehen, daß man Dich unterrichte, daß man Dich wenigstens von der einleuchtenden Wahrheit unsrer heiligen Religion überzeuge; so bist Du um diesen Preis frei."

Mit stolzen Augen blickte jetzt Albrecht den Muhammedaner an und that einige Schritte rückwärts, um sich zu entfernen.

„Wo willst Du hin?"

„Sind Deine Henkersknechte fertig, ich bin zu jeder Qual bereit Das also war das Lösegeld, das Du mir auflegtest? — Unter dieser Bedingung werde ich Frankreichs geweihte Fluren, den heimischen Heerd, die Vielgeliebten des Hauses nie wieder sehen. Osmin, Du hast hiermit mein Todesurtheil gefällt. Möchte ein baldiger Tod mein Erlöser seyn."

Der Türke schäumte vor Wuth. Die Martern wurden verdoppelt; allein der Ritter war unerschütterlich. „Ich liebe," dies waren die einzigen Worte, die ihm entfielen, „ich liebe Elise mit der größten Gluth, meine Ehre und Gott aber sind mir noch theurer!"

Osmin wurde durch des Ritters unbiegsamen Widerstand ermüdet und ließ ihn an Händen und Füßen geschlossen in einen dachlosen Thurm werfen, welcher der Unfreundlichkeit der Witterung, dem Brande der Sonnenstralen, dem zertrümmenden Tosen der Sturme, den unerträglichen Schwärmen der Insekten, der Nässe und Kälte ausgesetzt war. Einige Bissen schwarzen Brods und ein Trunk faulen Wassers, mit dem sich seine Thränen vermischten, waren seine einzige Nahrung.

Elise litt indessen nicht minder, als der unglückliche Albrecht. Sie schien nur deshalb ins Leben zurück gekehrt zu seyn, um einen beständigen Tod zu leiden. Keinen Augenblick wich der Gedanke an ihren Gatten aus ihrer trauernden Seele; sein Name war das einzige Wort, das über ihre Lippen glitt. Wenn sie oft einsam in ihrem Kämmerlein saß und bald ihre Blicke auf den verwaisten Gau, der sonst von dem freudigen Gebell der Doggen und von dem sanftschmetternden Schall der Hufthörner ertönte, bald auf ihren blühenden Buben warf, der sich in süßer Harmlosigkeit auf ihrem weichen Schooße wiegte, dann sprach sie: „O Albrecht, Albrecht! Könnte Dich doch der Ruf meiner Sehnsucht wieder ins Leben zaubern. Ach! ich war meines Unglücks nur zu gewiß. Kaum hattest Du Dich entfernt, als mir Ahnung schon mein schwarzes Geschick verkündigte. Die geheime Stimme meines Innern hat wahr gesagt. Uy-

glücklicher, vaterloser Knabe! Wie theuer kommst Du mir zu stehen! Dein Daseyn verschließt mir den Weg zum Grabe, der einzigen Stätte der Ruhe und des Friedens."

Auch Cäsar empfand den nagendsten Kummer; doch war er stets bemüht, ihn so viel als möglich zu verbergen. Nur, wenn alle Zeugen weit entfernt waren, gab er sich seiner Trauer hin. „Wie unbegreiflich, o Gott!" sprach er dann öfters, „sind doch Deine Rathschlüsse, daß Du mir auch den Trost versagtest, meine brechenden Augen von meinem Albrecht geschlossen zu sehen." Mit der zunehmenden Schwäche des Körpers wurde der Greis auch immer blödsichtiger. Kaum konnte er noch die ihn zunächst umgebenden Gegenstände erkennen. Oft schaukelte er seinen lachenden Enkel auf den Armen und sagte: „Mit meinen Augen will es bald nicht mehr fort; aber mein Herz sieht schärfer als sie, indem es täglich tiefer fühlt. Wähne ich doch zu Zeiten, Albrecht selbst an diese Brust zu drücken, in der ich bereits das Eis des Todes fühle."

Bald war der Greis mit dem ehrgebietenden Silberhaupte so schwach, daß er gleichsam an seinen weiten Armsessel geschmiedet war. Bei hellem, gelindem Wetter ließ er sich oft auf einen Balkon tragen, um sich in den belebenden Stralen des Sonnenlichts zu erwärmen. Dann befahl er jedesmal seinen Stuhl nach Morgen zu kehren. „Dort," sprach er, „hausen meine

Söhne, dort ist Albrecht auf dem Bette der Ehre verschieden. So oft ich meinen Gedanken freies Spiel lasse, schwingt sich meine Seele über die unermeßlichen Zwischenräume hinweg und sucht in Syriens Ebenen den Ort auf, wo er unter dem mörderischen Stahle erlag."

Cäsar hatte einen Brudersohn, Namens Adolf, dem die edlen Gesinnungen, auf welche sein Geschlecht noch stolzer war, als auf seine hohe Abkunft, durchaus fremd waren. Vom Dämon des Geizes ergriffen, hatte er lange schon in Gedanken seines Oheims reiche Erbschaft verschlungen. Die Schwäche des Greises, die Unerfahrenheit Elisens, war daher für ihn ein herrlicher Vorwand, sich zum Vertheidiger der Rechte des unmündigen Albrechts aufzuwerfen. Unterm Schirme des ehrwürdigen Namens eines Vormundes zog er von einer Anzahl bewaffneter Lehnsleute begleitet auf das Schloß Lorri und schlug daselbst den Sitz seiner Tyrannei auf. Seine Begleiter waren kriechende Höflinge, mechanische Vollzieher seiner Befehle.

Die ersten, welche Adolf den Druck seiner Macht empfinden ließ, waren der alte Pannerherr und Elise. Ersterer ward ohne alle Theilnahme der kalten Fürsorge der Bedienten übergeben. Elise allein war die Gefährtin seines Kummers, trocknete die Thränen, die seinen fast erlöschenden Augen entfielen. Auch Elise mußte indessen eine Zeit lang ihr Zimmer hüten, weil sie sich vor Mattigkeit kaum von der Stelle rüh-

ren konnte. Die einzige Gesellschaft des Greises war während ihrer Krankheit ein getreuer Hund, den Albrecht in seiner Kindheit sehr geliebt und noch beim Abschiede der Pflege seines Vaters und seiner Gattin dringend empfohlen hatte. Dieses Thier verließ ihn weder bei Tage noch bei Nacht, und gab ihm die rührendsten Beweise von Liebe und Treue. Oft benetzte der Greis den alten Mullo mit Thränen. „Du," sprach er, „bist außer Elisen das einzige Geschöpf, das an meinem Schicksale Theil nimmt. Doppelt theuer bist du mir, trauter Gefährte, da du der Liebling meines Albrechts warst."

Adolfs herrisches übermüthiges Betragen gegen den Oheim und gegen die unglückliche Gattin trieb die letztere zur Verzweiflung. Das einzige Hülfsmittel, das ihr in dieser bedrängten Lage übrig blieb, war, daß sie sich an ihren Vater, Ritter Arnold von Frousac, wendete und seinen Schutz erflehte. Schneller, als man erwarten konnte, kam dieser aus dem Innern von Bretagne herbei und warf sich seiner geliebten Tochter in die sehnsuchtsvollen Arme. Arnold wußte sich kaum zu fassen, als er ihre bittern Klagen vernahm und bei einer nähern Prüfung das meiste noch weit ärger fand. Entrüstet über eine Aufführung, die alle Grundsätze von Zartgefühl verleugnete, bot er seine ganze Beredsamkeit auf, seine Tochter zu bewegen, nebst ihrem Sohn mit ihm in die glücklichere Heimath zu ziehen.

„Wie," antwortete aber Elise, „ich sollte meinen zweiten Vater, die Orte verlassen, die uns glücklich sahen, die mich an alles erinnern, was mir lieb und theuer ist? Ich sollte einen edlen Greis, den Vater meines Gatten, der Grausamkeit eines unsinnigen Verwandten preisgeben? Nein, hier lebte ich an Albrechts trauter Hand die rosigsten Tage; hier will ich Cäsars letzten Athemzug auffangen, und mich ihm zur Seite in den Schoos der kühlen Erde betten." —

Adolf zeigte sich immer mehr ohne Maske. Seine Verwegenheit war so ausgelassen, daß er sogar mit dem scheußlichen Plan schwanger ging, den Oheim, seine Schwiegertochter und ihren jungen Sohn aus dem rechtmäßigen Besitz ihrer Güter zu vertreiben und sich derselben zu bemächtigen. Da nun Arnold seiner Tochter wegen in den größten Sorgen schwebte und sich überzeugt hielt, daß nichts sie dahin bringen würde, sich von dieser Gegend loszureißen, so überlegte er hin und her, und entwarf allerlei Plane zu einem passenden Auskunftsmittel. Endlich blieb er bei einem Anschlage stehen. Er eilte nach Elisens Gemach.

„Bist Du wirklich entschlossen, unter keiner Bedingung nach Bretagne zurückzukehren?"

„Ja. Ich kann nicht anders. Meine Liebe, meine Pflicht macht mir das Bleiben zum Gesetz."

„Deine Gründe lassen sich hören; aber zittere Deines Sohnes halber, Adolf ist aller

Greuelthaten fähig. Der spitzeste Dolch ist dem ächten Böſewichte die willkommenſte Waffe. Gröſsern Unfällen vorzubeugen, will ich Dir einen Vorſchlag thun. Albrecht ſelbſt, wäre es anders möglich, daſs er das Reich der Geiſter verlieſse, würde Dir keinen andern Rath ertheilen. Kein anderer Entſchluſs, Eliſe, bleibt Dir übrig, als — —"

„Welcher, lieber Vater? Doch wohl kein anderer, als der, ein muthiges Opfer meines Kummers zu werden. O, glaubet mir, lange ſchon bin ich bereit, der Tod ſoll mich nicht erſchrecken. Längſt ſchon wäre ich freiwillig meinem Albrecht in das Grab gefolgt, wenn ich nicht Mutter wäre. Redet, aber unverhohlen. Zum Beſten meines Kinds will ich alles wagen!"

„Wie ſollte ich Deine Liebe gegen Deinen Gatten tadeln, wiewohl er ſie jetzt weder fühlen, noch erwiedern kann; nein, ich würde vielmehr ein ſo reines edles Feuer noch ſtärker anfachen, wenn es der Erkaltung fähig wäre. Vollkommen iſt Albrecht dieſer hohen Zärtlichkeit würdig; alleiner lebt nicht mehr. Du bedarfſt eines Freundes, eines Rathgebers, eines Beſchützers. Dein Sohn iſt vaterlos und noch unerzogen."

„Erkläret Euch deutlicher, ich verſtehe Euch nicht."

„Albrecht war Deine Stütze —"

„Gerechter Himmel! — Ihr verlanget alſo — —?"

„Ich wünſche, daſs eine zweite Ehe —"

„Nicht weiter! — Großer Gott! Wer? Ich? Ich sollte eine zweite Verbindung knüpfen? Sollte die Treue, welche ich dem einzigen, den ich je lieben konnte, angelobte, verrathen? Sollte in eines andern Armen? — O, ich mag den Gedanken nicht denken! Eher will ich sterben, als zu diesem Plane meine Hand bieten. Lieber will ich alle Martern ausstehen, als die Freiheit meines Herzens einbüßen. Auch habe ich kein Herz mehr zu vergeben, Albrecht hat es mit in sein Grab genommen. Meine Liebe aber ist grenzenlos und ewig."

„Bedenkst Du denn gar nicht, daß Du Mutter bist? Große Uebel hängen wie schwarze Gewitterwolken über Deinem Haupte; von Dir hängt es ab, sie zu zertheilen."

„Ich stehe unwandelbar wie ein Felsen im Meere. Nur Einmal konnte ich ewige Treue schwören; dieser Eid ist unverbrüchlich."

„Unmöglich kannst Du aber mit Deinem Sohne ohne einen Beschützer, der es aufrichtig und gut meint, bestehn. Euch selbst überlassen, werdet Ihr beide umkommen. Elise, ich beschwöre Dich, verschließe dem väterlichen Rathe Deine Ohren nicht. Zwar ist es nicht der beste Ausweg; aber doch der einzige, der zu Deiner Erhaltung übrig bleibt."

„Wenn ich auch Euren Gründen, bester Vater, nachgeben wollte, wenn die Liebe zu meinem Sohn die Liebe zu meinem Gatten besiegte; so würde ich doch nicht vermögend seyn, vor den Altar zu treten."

Um einen stärkern Eindruck auf Elise zu machen, schloß Ritter Fronsac den jungen Albrecht in seine Arme und hielt ihn der Mutter mit den Worten vor: „Siehe doch, diesem Engel gilt es. Ihn giebst Du aufs unverantwortlichste Preis, wenn Du hartnäckig auf Deiner Weigerung bestehst. Siehe nur, wie der Bube zärtlich seine Händchen nach Dir ausstreckt und Dich gleichsam um Hülfe bittet. Habe Erbarmen mit ihm. Gott und Dein Sohn werden die Vergelter seyn. Elise, ich kenne Dich nicht mehr, wo ist Deine sonst so siegreiche Vernunft, Deine kindliche Folgsamkeit, die jedermann entzückte?"

„Vater, Ihr fordert zu viel. Eure Worte brennen wie glühende Kohlen."

„Laßt Euch erweichen, holde Ritterfrau, laßt Euch erweichen," rief plötzlich ein Unbekannter, der eilig herbei lief und sich Elisen, die vor Staunen wie versteinert stand, zu Füßen warf. Als sie zu sich selbst gekommen war, erkannte sie unter der Kleidung eines gemeinen Dieners den Ritter Brisard, der aus einem Hause stammte, das mit der Familie Lorri verwandt war. Brisard, der Abkömmling eines der ältesten Geschlechter Frankreichs, besaß ein sehr ansehnliches Vermögen. Noch ehe Elise sich mit dem schönen Albrecht vermählte, hatte er für sie die heißeste Liebe empfunden. Allein eine Stiefmutter, die mit dem eisernen Stabe der Tyrannei über ihn herrschte, hatte seine

Heirath mit Arnolds Tochter hintertrieben. Doch war die Flamme der Liebe in seinem Busen nicht erloschen, er hatte jeder andern Verbindung, so manches minnigliche Fräulein ihn auch anzukörnen suchte, entsagt. Seine Güter grenzten an Cäsars Besitzungen. Ritter Fronsac hatte diese Ueberraschung ohne Vorwissen seiner Tochter veranstaltet. Er war verkleidet in das Schloß gekommen, um nicht Adolfs Mißtrauen, der allenthalben Spione hatte, rege zu machen.

„Vergeßt, schöne Elise," sagte Brisard, „daß ich mich einst um Euer Herz bewarb. Vertilgt die Bilder der Vorzeit aus Euerm Gedächtnisse. Meine Absicht ist lauter, ich werde Euch wie die Tugend selbst ehren. Ein Freund, ein Rächer ist es, den ich Euch in meiner Person anbiete. Allein ich kann mich nicht eher öffentlich erklären, nicht eher die Ränke eines Buben vereiteln und Gewalt mit Gewalt zurücktreiben, als bis ich als Euer Gemahl mit Fug und Recht handeln kann. Eine treue Schaar von Rittern, die vor Verlangen glühen, Euch Dienste zu leisten, harren stündlich auf meinen Wink." —

Diese unerwartete Rede griff mit kalter Hand an Elisens zart fühlendes Herz. „Vater," sprach sie weinend, „war das die Art, wie Ihr meine Leiden hättet lindern sollen?"

„Ich will noch mehr thun," fuhr Brisard fort. „Ich schwöre es hier vor Euern Knieen und nehme dabei Euern Vater und den Himmel

selbst zu Zeugen, daß ich es durch die That bekunden will, daß nur die reinste Liebe mich beseelt." —

„Ihr seyd sehr redselig, Ritter. Hütet Euch, daß Ihr mir keine Kränkung zufügt, meine Liebe gegen Albrecht ist unveränderlich."

„Verzeihet, reizende Elise, wenn ich zu leidenschaftlich sprach. Albrecht war, ich fühle es tief, Eurer ganzen Liebe werth. — Ich will meine Neigung, so brennend sie auch seyn mag, bekämpfen, Eurem Freunde, Eurem uneigennützigsten Freunde werdet Ihr Eure beglückende Hand reichen. Geduldig will ich so lange harren, bis meine Standhaftigkeit meine Rechte befestigt und Eure Kälte besiegt. Solltet Ihr aber auch immer kalt bleiben, so will ich wenigstens die Zufriedenheit genießen, Euch nützlich gewesen zu seyn, Euer und Euers Kindes Glück befördert zu haben. Wolltet Ihr wohl dieses beseligende Vergnügen einem Herzen mißgonnen, das von Anbetung gegen Euch überströmt?"

„Nie, edler Ritter, konnt Ihr etwas mehr erwerben, als meine Dankbarkeit und Hochachtung. Beides soll Euch werden. Meine Liebe aber, — nein! ich kann keinen andern als Albrecht lieben. Dieser Ring fesselt mich unzertrennlich an ihn, so lange ich athme. Diese Namen sind verschlungen und sollen es auch bleiben."

„Wäre es, anbetenswürdige Elise, einem andern, als Eurem Gemahl, vergönnt, sich öffentlich zu Eurer Vertheidigung zu bewaffnen

und Eure Rechte mit dem Schwerte in der Faust geltend zu machen; so würde ich es nicht wagen, darauf anzutragen, Euch vor den Traualtar zu führen. Ohne den Namen Eures Gatten würde meine Unterstützung für Euch Beleidigung seyn, Eurem unbefleckten Rufe unersetzlichen Nachtheil bringen. Elisens Ehre aber ist mir theurer, als meine eigene!"

Ritter Fronsac, der sich auf einige Augenblicke weggegeben hatte, kam jetzt in Begleitung des alten Pannerherrn zurück, den seine Diener in einem Armsessel trugen.

„Cäsar weiß alles, meine Tochter," sagte Arnold. „Er will seine Bitten mit den unsrigen vereinigen, um Dich zu einer Verbindung zu bewegen, die mit den größten Vortheilen für Dich verknüpft ist."

„Sie ist es," sagte der Greis mit schwacher Stimme. „Sollen wir alle vergebens bitten? — Du weißt, Elise, daß ich Albrecht über alles liebe; aber er ist nicht mehr. Dein und Deines Sohns Wohl erheischt es dringend, daß Du in einem mannhaften Ritter einen kraftvollen Beschützer findest. Ich kenne Ritter Brisard. Seine Tapferkeit ist Bürge für seinen Edelsinn. Seine Lanze, sein Schwert wird Adolfs Tyrannenketten zertrümmern. Eile, denn nur noch wenige Tage werde ich unter Euch wandeln. Laß mich wenigstens sterbend sehen, daß meinem Enkel seine Erbschaft sicher gestellt ist, daß Du einen neuen Gefährten des Lebens gefunden hast, daß

Adolf für seine Bosheit die verdiente Strafe empfängt." —

Elise befand sich in der heftigsten Unruhe. Stürmische Gefühle schienen ihr Blut in wilde Wallung zu setzen. „Seht da," rief sie plötzlich, „Albrecht, wie er aus der Gruft emporsteigt! Ein Leichengewand umhüllt ihn, seine Wunden triefen von Blut, tiefes Aechzen ertönt aus seinem Munde, Moderduft verkündigt die Gegenwart eines Verstorbenen! Elise! ruft er, bist Du mir auch treu? — Erzittere und ermanne Dich, Du willst meineidig werden! — O mein Vater, laßt mir wenigstens Zeit zum reifern Nachdenken. Die Uebereilung betäubt den Verstand."

„Edler Ritter," sagte Elise tiefbewegt zu Brisard, ich bin von Eurer seltenen Großmuth durchdrungen. Niemand wird dankbarer seyn, als ich."

„Zweifelt nicht, meine Lieben," fuhr sie fort, indem sie sich zu Cäsar und Arnold wendete, zweifelt nicht an meiner Folgsamkeit, an meiner ehrfurchtsvollen Liebe. Nur gonnt mir Zeit, daß ich die Kräfte meiner zerrütteten Seele sammle."

Albrecht erfuhr unterdessen die grausamste Behandlung. Noch immer war der Thurm, wo ihn der gefühllose Osmin unter der Last schwerer Ketten schmachten ließ, sein öder Wohnort. Gott und Elise waren die Hauptgegenstände seiner Gedanken und seines Gebets, der Hoff-

nung erquickende Schale träufelte milden Balsam in seine blutenden Wunden.

Die Noth macht erfinderisch. Albrecht fiel auf ein Mittel, dessen sich späterhin Englands König, Richard Löwenherz, mit glücklichem Erfolg bediente. Wie leicht wäre es möglich, dachte er, daß ein guter Genius einmal eine christliche Seele an der Mauer meines Kerkers vorbeiführte! — Er gerieth daher auf die Idee, ein Klagelied zu dichten, in welchem er seine Trauergeschichte erzählte. Dieses sang er ohne Unterlaß ab, und rechnete dabei am meisten auf ein glückliches Ungefähr.

Allein vergebens ließ Albrecht seine Klagen erschallen. Sie verloren sich in der weiten Leere der Luft. Niemand fand sich, der ihn hörte, der zu seiner Befreiung hätte mitwirken können.

Eines Tages traten zwei Sklaven in den Thurm und schleppten Albrecht vor Osmins Füße, dessen finstere schreckliche Miene ihm ein Donnerwetter ankündigte.

„Nichtswürdiger Christenhund!" hub Osmin an. „Noch immer war ich bis jetzt unschlüssig, ob ich der Stimme meiner Religion folgen sollte. Sie verlangt, daß Du entweder augenblicklich sterbest, oder sie annehmest und die Falschheit der Deinigen erkennest. Bedenke, daß Du nur noch einen Moment übrig hast, daß das Schwert über Deinem Haupte gezückt ist. Erkläre nur mit einem Worte, unser Prophet sey

nächst Gott der einzige Urheber des wahren Gottesdiensts. Mag es immer seyn, daß Dein Verstand nicht überzeugt, Dein Herz nicht gerührt ist, lege wenigstens dieses Bekenntniß mit dem Munde ab. Ich will fürs erste damit zufrieden seyn, sicher werden Dir in der Folge die Schuppen von den Augen fallen. Dann halte ich pünktlich mein Wort. Du wirst sogleich in Freiheit gesetzt. Dann kannst Du Dein Vaterland, Deine Verwandten, Deine Gattin wieder sehn."

Albrecht erwiederte kein Wort, maß den Barbar mit Blicken stolzer Verachtung, und sagte, indem er sich gegen die Sklaven wendete: „Führet mich in mein Gefängniß zurück!"

„Uebermüthiger Christ! Ist das Deine ganze Antwort?"

„Konntest Du wohl eine andere erwarten? — Nie liebte ich meine Religion, meinen Gott mit größerer Inbrunst, als eben jetzt. — Du scheinst es vergessen zu haben, daß ein französischer Ritter über alle Drohung und Verführung erhaben ist, daß ich muthvoll zu sterben weiß."

„Ich werde Dich auf andere Gedanken zu bringen, werde Deinen Starrsinn zu beugen wissen. Alle nur ersinnliche Martern sollen meine Sklaven Dir anthun. Sey versichert, Du wirst die Erfindungskraft meines Grimms bewundern lernen. Langsam sollen Deine Glieder zerrissen werden, in allen Adern und Nerven sollst Du des Todes Pein empfinden. — Wie! Dich schaudert!"

„Gott, so muß ich denn der süßen Hoffnung entsagen, meine über alles geliebte Elise wieder zu sehen! — Eile, Wutherich! ich harre Deiner Qualen.“

„Führt ihn wieder in den Thurm! Diese Nacht wirst Du für Deine Hartnäckigkeit gezüchtigt werden. Dein Angstgeschrei wird in meinen Ohren wie Flötenspiel hallen; dann aber ist es zu spät, mich zu erweichen. Mein Ohr und Herz wird Dir verschlossen bleiben. In Deinem Blute will ich mich berauschen. Muhammed selbst verlangt Deine Bestrafung und befiehlt mir, taub zu seyn gegen Deine Klagen. Befreiet mich, Sklaven, von dem verhaßten Anblicke! Die Stunden der Gnade sind verschwunden.“

Man brachte Albrecht wieder in seinen Kerker. Mit fürchterlichem Gerassel wurden die eisernen Thüren hinter ihm zugeschlagen. Das Bild schreckhafter Martern schwebte in grauser Gespenstergestalt von seinen Augen. Das erste, was er jetzt that, war, daß er sich auf die Kniee warf und mit heißer Andacht sich zu dem einzigen Beschützer wendete, der ihm noch übrig blieb. „Der fürchterliche Augenblick naht, so betete er, wo ich den bittern Kelch des Todes leeren soll. Es gebricht mir nicht an Muth, Dir, o Gott, dieses schwere Opfer zu bringen; nur, daß ich meine Gattin nicht wieder in diesem Leben umarmen soll, das schmerzt mich. Hätte ich doch nie der Liebe Seligkeit empfunden, wäre doch mein Herz hart geboren, wie ein Stein, wie

glücklich wäre ich! — Doch weg mit dem Gedanken an das Irdische, mit allen vergeblichen Wünschen und Hoffnungen! Der Stab ist über mich gebrochen, ich muß sterben und — ich will dem Tode freudig entgegen gehen, denn Deine Stimme, Ewiger! ruft mich von hinnen. Groß ist das Opfer, das ich Dir, Beherrscher aller Welten, darbringe; allein ich will nicht murren. Du weißt alles wohl zu machen! Um eins nur bitte ich, ergieße das Füllhorn Deiner Segnungen über Elisens theures Haupt! Verleihe, daß sie mein Kind Dir aufrichtig diener und Dich von ganzer Seele lieben lehre! Daß sie es zu einem Wesen erziehe, das Deiner, seines Vaterlands und seines Königs würdig sey. Nie müsse Elise mich vergessen, nie ein anderer —! Nichts müsse das Glück ihres Lebens trüben, dies ist der einzige Lohn, den ich für mein Blut von Dir begehre." Indem er so mit gefaltenen Händen betete, nahm seine Kraftlosigkeit so außerordentlich zu, daß er hinsank und vom Kummer niedergedrückt von klirrenden Ketten umwunden einschlief.

Fast waren drei Stunden verflossen, noch graute der Tag nicht, als der Ritter erwachte. „Es war also ein Traum," sagte er sich aufrütelnd, „ein leeres Blendwerk der Phantasie! — Wie, Elise, ich habe Dich nicht wirklich gesehen, nicht mit Dir geredet, Dich nicht in meine Arme geschlossen! — Also war es blinde Täuschung, daß ich mein Kind auf den Armen wiegte,

daß mich mein greiser Vater mit Thränen benetzte." — — „Ja," fuhr er nach einer Pause fort, „es waren nichts als Truabilder meines kranken Gehirns, ein schwacher Trost, den Gott mir sandte. Allzuwahr nur sind meine Leiden. Nein, ich stehe nicht auf Frankreichs Boden, sterbe weit von meinen Verwandten, von meinem Sohne, von meiner Gattin. Die Erde des Landes, wo das Laster und der Aberglaube ihre Hütten aufgeschlagen haben, wird mein Aschenhügel werden." —

Bei diesen Worten vernahm er ein Geräusch. „Ha!" sagte er, „sie kommen die Henker. Himmel! stähle meinen Muth!" — Plötzlich rasselten die Riegel, die Thüre sprang auf, ein Mann, dem ein anderer folgte, trat herein. „Christ," war seine Anrede, „verbanne alle Furcht! Kennst Du mich wohl?"

„O ja. Du bist Ebu-Bekir, der Sohn des grausamen —"

„Christ, mäßige Dich in Deinen Worten, Osmin ist mein Vater. Er ist ein Mensch, dem Irrwahne unterworfen. Von seiner Religion durchdrungen, glaubt er, ihr nicht besser Genüge zu thun, als wenn er ihr so viel neue Anhänger schafft, als in seinen Kräften steht. Freilich verfährt er dabei nicht selten mit übertriebener Strenge und dies widerstrebt meinen Gefühlen; aber die Güte der Absicht rechtfertigt doch einigermaßen die Verkehrtheit seines Betragens. Selima, meine Mutter, war Dei-

nes Glaubens und flößte mir die lebhafteste Neigung dafür ein. Dein Gesetz, sagt man, predigt Sanftmuth und milde Menschlichkeit. Dasselbe sagt mir die Natur, sie ist es, die mich hierher führt. Oft sah ich Dich, immer machte Dein Anblick mein Mitleid rege. Wie ein Magnet zog es mich an diesen Ort. Die Zeit ist edel, benutze die Hülle der Nacht! Hier sind zwanzig goldne Bezans, mein ganzer Reichthum. Dieser mir ergebene Sklav wird Dich bis an den Eingang eines Gehölzes geleiten, das Deine Flucht decken wird. Sobald Du am Ende des Waldes bist, wirst Du an einen Hafen gelangen, ein Schiff wird sich finden, Du wirst gerettet seyn. Gehab Dich wohl! Die Zeit hat Flügel! Nimm ihm, Sadi, schnell die Ketten ab!"

Albrecht wußte sich vor Erstaunen, vor Freude kaum zu fassen. Dies war der erste lichte Stral, der seit langer Zeit seine tiefbeängstigte Seele erleuchtete. „O, mein Befreier," rief er, stürzte zu Ebn-Bekirs Füßen, umarmte sie und badete sie mit Thränen, „gottgesandter Jüngling, Dank, ewigen Dank! Dir verdanke ich es, daß ich meine Elise wieder sehe, Dir, daß ich den Boden meines Vaterlands wieder küsse! Wodurch habe ich diese Großmuth verdient? Bedenkst Du aber auch, welches Wagstück Du unternimmst, Dein Vater — —?"

„Sey unbesorgt, edler Christ, ich bin sein einziger Sohn. Und gesetzt, ich erführe auch einige üble Begegnung; soll ich mir etwa aus

kindlscher Furcht das Vergnügen rauben, Deine Fesseln zu lösen? Nein! Mein Herz sagt mir, daß ich Recht thue, mein Vorsatz ist unwandelbar."

„Mein Wohlthäter! ich beklage Dich. Deine Herzensgute läßt Dich Deinen eigenen Vortheil verkennen. — O daß Du Deinem Glauben entsagtest und die Taufe annähmest! — Gott! wenn ich Schuld daran wäre, daß Dich Dein Vater zum Opfer seines Zorns machte." —

„Unnütze Besorgnisse! Sey wegen meines Schicksals unbekummert! — Mag mein Vater mich noch so streng behandeln, so soll es mich doch nie gereuen, Dir das Leben gerettet und Deine Ketten gelöset zu haben."

Die Ketten lagen nun zu Albrechts Füßen. Mit rührender Wärme drückte er die Hand seines jungen Erlösers an sein hochklopfendes Herz und befeuchtete sie mit Thränen der Wonne und des Dankes. Noch ein letztes Lebewohl! und nun eilte er mit dem Sklaven aus dem finstern Kerker in die erquickende freie Luft. Sein Führer geleitete ihn bis in das Gehölze und kehrte dann zurück.

Am folgenden Tag vernahm Osmin des Ritters Flucht. Da überließ er sich der ganzen tobenden Zügellosigkeit seiner Wuth. Rasch zog er das blitzende Schwert aus der reichbesetzten Scheide und wollte alle Diener, die er im Verdacht hatte, Albrechts Flucht begünstigt zu haben, damit durchbohren. Ebu-Bekir hörte

das wilde Stürmen, eilte herzu und warf sich vor dem unbarmherzigen Vater zur Erde. „Ich, kein andrer," rief er, „bin der Urheber Deines Grimms! Ich war es, der dem fränkischen Ritter die Fesseln lösete. Des Mitleidens süßes Gefühl hieß jede Bedenklichkeit, die sich in meiner Brust erhob, schweigen. Ist jemand strafbar, so bin ich es allein!"

In der ersten Hitze war Osmin taub und blind, und wollte den knieenden Sohn niederstoßen. Doch die Macht der Natur triumphirte, der Muselmann wich zuletzt dem Vater. Schnell ertheilte er seinen Leuten den Befehl, dem Flüchtlinge nachzusetzen. Ebu-Bekir hatte diese Verfolgung vorausgesehen, seine List machte sie fruchtlos. Man schlug einen andern Weg ein, als den, welchen der fliehende Ritter genommen hatte. Da schwur Osmin einen feierlichen Eid, daß der erste Christ, der wieder in seine Hände fallen würde, ihn für den Verlust seines Schlachtopfers schadlos halten sollte.

Mittlerweile hatte sich Albrecht in den dichten Wald vertieft. Leichter ward ihm jetzt das Herz, bald war er vor allen Nachstellungen sicher. Plötzlich stieß er auf einen lichten Rasenplatz, den ein grünsammtner Teppich bedeckte. „Dies ist ein Altar der Natur!" rief er vor Entzücken trunken aus und kniete anbetend nieder. „Du, o Gott! warst es, der Ebu-Bekirs jugendliches Herz zu meinem Besten rührte." — Zugleich that er in dieser Stunde der Begeiste-

rung nach der frommen Sitte der damaligen Zeit ein Gelübde. „Nicht anders," fuhr er fort, „als in diesem ärmlichen Aufzuge will ich meiner Gattin und den Meinen unter die Augen treten." — Sein Aeußeres war jammererregend. Schmutzige Lumpen verhüllten seine Blöße, keine Schuhe bedeckten ihm die Füße, ein langer Bart hing bis auf die Brust herab, Kummer und Mangel hatten mit vereinter Kraft die Blüte der Wangen gebrochen.

Albrecht langte glücklich in dem angedeuteten Hafen an, schiffte sich ein, reiste zu Lande weiter, ging wieder zur See und litt im Kanale auf einer versteckten Klippe Schiffbruch. Zwar suchte er sich mit einigen Reisegefährten in einem flachen Boote zu retten; allein die Wellen, die unter dem fürchterlichsten Gebrause zu den Wolken emporschlugen, warfen die Pinke um und stürzten sie in den offenen Rachen des tosenden Wogenmeers.

Das Schicksal hatte indessen Albrechts Erhaltung beschlossen. Wie durch ein Wunder warf ihn eine schäumende Welle an einen unbekannten Strand aus. Als er zur Besinnung gekommen war, und der Vorsehung für seine abermalige Rettung gedankt hatte, richtete er sich auf, erstieg das hohe Gestade und nahm den ersten Weg, der ihm aufstieß und ihn in einen großen Wald führte. Hier ward er einen Mann ansichtig, der mit Holzfällen beschäftigt war, und beim Anblicke des Ritters, der kaum einem

menschlichen Wesen noch ähnlich sah, eilig die Flucht ergriff. Rasch sprang Albrecht hinter ihm her, und rief ihm in der Sarazenensprache zu: „Freund! zeige mir den Weg. Sage mir, wo bin ich?“ —

Der Holzhauer machte in einiger Ferne Halt, stutzte, als er so fremde Laute vernahm und antwortete schüchtern: „Laß mich in Frieden, wer Du auch seyn magst! Ich verstehe Dich nicht.“ — Da durchzuckte der Freude Hochgefühl Albrechts Herz, als er aus dem Munde des Holzspalters die lieblichen Töne seiner Muttersprache erklingen hörte.

„O Himmel!“ antwortete er mit froher Eile, „Du bist ein Franzos. Fürchte nichts, guter Mann. Ich bin Dein Landsmann. Ein Schiffbruch hat mich an diese Küste geworfen. Bei allem, was Dir heilig ist, beschwöre ich Dich, stille meine Neugier. Wie heißt die Gegend, wo ich mich befinde?“

Muth faßte der Holzhauer nun wieder und sagte: „Wie, Du mein Landsmann? — Hast doch das Ansehen eines Wilden? Hm, hm! — Du solltest ein Franzmann seyn und nicht die Grenze von Boulogne kennen?“

„Höre ich recht? — Die Grenze von Boulogne?“

„Ei ja wohl, dies hier ist der Wald Lorri.“ —

Kaum hatte der Ritter dies vernommen, so warf er sich zur Erde und küßte voll jubelnder Wonne den heimischen Boden. „Gott, Gott!

rief er, so hast Du mich denn meinem geliebten Vaterlande wieder geschenkt. So bin ich denn dem Orte nahe, wo —. Sprachst Du nicht vom Walde Lorri? — Lebt Elise, der alte Cäsar, der junge Albrecht noch? — Rede, Freund, und gieb mir freudige Kunde." —

Nach diesen verschiedenen Ausbrüchen einer Seele, die ihrer kaum noch mächtig war, wähnte der Holzhauer, es sey ein Wahnsinniger, der ihn befrage und sprach: „Du bestürmst mich mit Fragen. Genug, ich sage Dir, dies ist der Wald Lorri. Ein flüchtiger Ueberblick verräth, wie alles trauert, wie alles vernachlässigt liegt. Alles empfindet den Verlust des besten Gebieters. Wie haben wir nicht um ihn, den Unvergeßlichen, in Thränen geschwommen! Ach, noch immer ist er der Gegenstand unsrer Seufzer und Klagen!" —

„Redest Du auch Wahrheit?"

„Ich übertreibe nichts. Unvertilgbar lebt in unsrer aller Brust sein Andenken und — er ist unsrer Zähren werth. Er unternahm eine weite Seereise. Dort ist er, fechtend für unsern guten König, im Lande der Ungläubigen gefallen. Wer weiß, wo die Erdscholle liegt, die seine theuern Reste birgt."

„Wie geht es seiner Gemahlin?"

„Sie war über des vielgeliebten Gatten Verlust untröstlich."

„Sie war, sagst Du? — Sollte sie ihn seit dem vergessen haben? Sollte ihre Liebe gegen ihn erkaltet seyn?"

„Das wohl nicht. Sie ist keine der gewöhnlichen Frauen. Ein Ungeheuer von Neffe aber läßt uns keinen Augenblick Ruhe. Der kam, bemächtigte sich des Schlosses und nun zwang man sie — —"

„Vielleicht einem andern die Hand zu geben?"

„So ists. Wahrscheinlich ist jetzt die Trauung schon vollzogen."

„Was höre ich! — Wie, Elise hat sich mit einem andern vermählt! — Gerechter Himmel!" — Mehr sagte der Ritter nicht, wie vom Donner getroffen stürzte er an einen Baumstamm. Zittern und Beben ergriff seine Glieder, Eiskälte durchdrang den ganzen Körper. Nach einer Weile schlug er wieder die Augen auf. Der Holzhauer bemerkte es mit freudiger Ueberraschung. „Jesus Maria!" rief er, „er lebt wieder. Aber," fuhr er von Mitleiden tiefbewegt fort, „sag' mir doch, was geht Dich in aller Welt Elisens Heirath an?"

„Viel, unendlich viel! O Freund, wenn Du wüßtest — —"

„Was fehlt Dir? — Du weinst ja?"

„Kann ich anders? — O konnte ich doch nur in Thränen zerfließen und so meinen lebensmüden Geist aufgeben! — Nur um einen Dienst bitte ich Dich. Ich werde bald des Todes Beute seyn, schon gebricht mir die Kraft, weiter zu gehen. Sobald ich den letzten Lebensfunken ausgehaucht habe, eile zu Elisen und ersuche sie dringend, sich hierher in den Wald zu begeben,

um meine Bestattung zur Erde zu besorgen. Elise! O Gott Elise! Habe ich das um Dich verdient? — Warum hast Du mir solch ein Unglück bereitet?" —

„Ganz bestimmt weiß ich's nicht, ob die Vermählung schon vollzogen ist. So viel kann ich indessen versichern, daß man allgemein gesagt hat, Ritter Albrechts Gemahlin werde sich heute aufs neue mit Ritter Brisard vermählen. Dieser ist ein Verwandter und einer der wärmsten Freunde unsers verstorbenen Gutsherrn. Gewiß werden seine sorgsamen Hände bald wieder die Palme des Friedens in unsern Garten pflanzen. Diese Verbindung, setzte man hinzu, sey nothwendig, um zu verhüten, daß der nimmersatte Vetter Adolf nicht des jungen Sohnes ganze Erbschaft verschlinge."

„Zwar sagte ich eben, ich wollte hier sterben; aber nein, im Schlosse, im Sitz der neuerwachten Freude, will ich meine letzten Seufzer ausstoßen. — Albrecht von Lorri scheint Deinem Gedächtnisse tief eingeprägt zu seyn? — Ich bin zwar nur ein nakter armer Pilgrim, doch hatte er einige Freundschaft für mich."

Jetzt machte der Holzspalter große Augen. „Freundschaft für Dich!"

„Reichthum, lieber Freund, und Armuth sind Gaben des Zufalls. Nicht selten trügt uns der Schein. Das unfruchtbarste Erdreich enthält oft die ergiebigsten Goldminen."

„Ich müßte mich selbst verachten, wenn ich die Armuth gering schätzen wollte. — Du wärest also wirklich unsers Gebieters Freund gewesen? — Was ist denn Dein Begehren?"

„Führe mich aufs Schloß! Ich muß und soll Albrechts Gemahlin sprechen, vor ihren Augen mag mich der eisige Arm des Todes umfassen!"

„Bedenke, was Du thun willst. — Willst Du der Störer einer hochzeitlichen Freude werden? — Man wird uns den Eintritt verwehren."

„Laß' mich sorgen. Stütze mich mit Deinem kraftvollen Arme, ich bin sehr schwach. — Doch noch eine Frage! Lebt Albrechts Vater noch?"

„Wie man's nehmen will. Er stirbt, indem er lebt. Er welkt dahin. Albrechts Name ist das einzige Wort, das sein stammelnder Mund noch ausspricht."

„Der gute Alte! Also ist er ihm noch immer lieb und theuer?"

„Unveränderlich. Wäre er noch jünger, kreiste noch ein rascheres Blut in seinen Adern, bei Gott! sein Neffe hätte es nicht gewagt, Elise zu beängstigen und das Eigenthum des jungen Albrechts anzutasten. — Ritter Brisard wird inzwischen schon seine Rechte zu behaupten und uns an ihm zu rächen wissen. — Du kanntest Albrecht? Lebt er oder ist er todt? Und wenn er noch lebt, wo haust er, geht's ihm wohl oder übel?"

Immer war Albrecht geneigt, sich dem theilnehmenden Holzspalter zu entdecken. Aufmerksam beschaute ihn dieser vom Kopfe bis zu den Füßen. Unter dem elendesten Aeußern fand er Züge von Kraft und Adel, die ihm wieder seinen Willen Ehrerbietung abdrangen. Stillschweigend gingen sie weiter fort. In Albrechts Brust schien der bitterste Kummer zu wühlen. Von Zeit zu Zeit erwachte er gleichsam aus seinen finstern Träumen und sagte: „Ach! wenn doch Elise ihren Gatten nur halb so innig liebte, wie er sie.“ —

„Du bist ein seltsamer Mensch. — Die Liebe verträgt sich schlecht mit langer Trennung. Unser edler Gebieter ist ja in Palästina geblieben. — Und konnte wohl Elise anders handeln, wenn sie sich und ihren einzigen Sohn gegen die Verfolgung und Ungerechtigkeit eines türkischen Verwandten schützen wollte? — Nur mit der größten Mühe, den dringendsten Vorstellungen hat sie sich bewegen lassen, zu einer zweiten Ehe zu schreiten. Cäsar selbst ließ ihr keine Ruhe, bis sie ihr Jawort gab.“

Bei diesen Worten verlor Albrecht die Besinnung. „Auch mein Vater!“

„Wie! Dein Vater! — Du nennst unsern alten Ritter Deinen Vater! — Willst Du mich zum Besten haben?“

„Du mußt mir etwas zu Gute halten, lieber Freund; mein Gemüth ist so unruhig, mein Körper so erschöpft, daß ich manchmal irre rede.“

„Das merke ich. — Aber wozu die vielen Fragen? — Deine Neugier ermüdet mich. — Wer bist Du, räthselhafter Fremdling?"

„Wer ich bin? — Der unglücklichste der Sterblichen. — Möchte ich nie den Fuß auf diesen unseligen Boden gesetzt haben! — Mein Unstern war es, der mich vom Schiffbruch rettete und an diese Küste warf. Ich komme aus dem heiligen Lande. Dort machte ich Albrechts Bekanntschaft."

„Also hast Du ihn wirklich gekannt, gesehn, gesprochen?"

„Ja. Hast Du's schon wieder vergessen, daß ich Dir erzählte, er habe mich mit seinem Vertrauen und Wohlwollen beehrt? — Ich war leider Augenzeuge, als er aus Liebe gegen seinen König zum Schlachtopfer ward. Wäre er nicht auf jenem Kreuzzuge geblieben, so würde er wiedergekehrt seyn, um hier zu sterben. Jetzt ist er glücklich zu preisen, daß er die Gefilde seines Vaterlands nicht wiedersah, denn welch einen Tod, grausamer als alle Martern, hatte man ihm hier zugedacht!" —

„Wie Du doch so verkehrte Reden führen kannst? — Wäre er doch nur immerhin dem Schwerte des Kriegs glücklich entronnen! Wir alle würden freudig sterben, wenn wir ihn dadurch aus dem Todesschlummer erwecken könnten. Gern wollte ich meinerseits meine ganze Habe hingeben, wenn dies der Preis wäre, der ihn aus dem Grabe uns wieder bringen könnte."

„Trefflicher Mann, wenn Du so denkst, wie Du redest! — So kann ich denn — —"

Jetzt schwieg er auf einmal, wie ein Mensch, den sein Nachdenken verstummen heißt. Aber es kostete ihm schwere Mühe, seine innere Bewegung zu verbergen. Häufige Thränen entrollten seinen Augen; bei jeder andern Gelegenheit würde er den Ergießungen seines Herzens freien Lauf gelassen haben.

Bald hob sich nun Albrechts Schloß, dessen hohe ehrwürdige Mauern eine luftige Anhöhe bekrönten, hervor. In vernehmbaren Schlägen pochte des Ritters Herz. Als sie auf dem Schloßplatze anlangten, fanden sie ihn mit frohen Gruppen bekränzter Landleute, die aus den umliegenden Dörfern und Weilern zusammengeströmt waren, angefüllt. Ein munterer Knabe sprang singend dem Ritter entgegen. „Ist sie getraut?" fragte ihn hastig Albrecht.

„Noch nicht," antwortete der Bube, „man schickt sich eben an, zur Kirche zu gehen."

„Diese Worte sind Goldes werth! Ich habe viel gewonnen! Sie ist noch nicht getraut! — O ich muß sie sehen, ich muß sie sehen! Führe mich hin, bester Freund," sprach er zum Holzhauer, „daß ich ihr vorgestellt werde. Ich muß schlechterdings mit ihr reden."

„Welche Verwegenheit! unterbrach ihn verwundernd der Knabe. Eine sonderbare Forderung! Heute kommt Ihr sehr zur Unzeit. Thut etwas besseres, folget mir und machet Euch die

festlichen Freuden zu Nutze! — Sputet Euch. Hussah! wie wollen wir springen und tanzen. Fiedler sind genug da, Dirnen mehr als zu viel. Es wird aufgetragen werden, daß die Tische krachen, es wird reichliche Geschenke setzen. Höret Ihr's? Ihr scheint mir ein Almosen zu verdienen!"

In tiefe Gedanken versunken, achtete Albrecht nicht auf das lustige Geschwätz des muthwilligen Knaben, sondern drang in den Holzspalter, ihn in das Schloß zu führen und ihm die Erlaubniß auszuwirken, die gnädige Frau zu sprechen.

Was man ihm gemeldet hatte, war nur allzuwahr. Elise war durch ihres Vaters und Cäsars anhaltende Bitten, Vorstellungen und Drohungen überwältigt worden. Langsam, leichenblaß und zitternd schritt Elise nach der Kirche hin. Ein weißes Tuch verhüllte ihr bethräntes Antlitz, ein einfaches Gewand von der Farbe der Unschuld umschleierte ihre Glieder. Die Menge schwieg, als sie gleich einer dem Tode geweihten Himmelsbraut erschien. In sanfter Unbefangenheit folgte ihr goldlockiger Sohn in einiger Ferne. Weiter hin kam der alte Pannerherr, den man auf seinem Sessel trug, und der, gleich seiner Schwiegertochter, häufige Zähren vergoß. Schöngeschmückt trat hierauf Ritter Brisard im stolzen Kreise seiner Lehnsleute einher. Frohlocken stralte aus jedem Zuge seines

Angesichts. Selige Träume einer rosigen Zukunft umhupften seine Stirn.

Welch ein Anblick für Albrecht! — Fieberfrost und Fieberhitze erschütterten abwechselnd seine Glieder. Er mußte seine ganze Standhaftigkeit sammeln, um sich nicht augenblicklich zu verrathen. Doch bald war alle längere Selbstbekämpfung unmöglich. So reizend war ihm Elise noch nie erschienen. Ihr kummergebeugtes Haupt durchströmte seine Seele mit frischem Vertrauen und Muthe.

„Da ist sie, da ist sie," rief plötzlich der Ritter, „o! laß mich, ich beschwöre Dich, laß mich mit ihr reden. Sage ihr, ein Unbekannter sey aus dem heiligen Lande gekommen, ihr eine höchstwichtige Kunde zu bringen. Eile, eile!" —

Der gutmüthige Holzhauer versuchte es nun, sich durchzudrängen; die Reisigen hielten ihm aber die Lanzen vor und stießen ihn, ohne auf seine Worte zu achten, zurück. Jetzt eilte Albrecht selbst herbei und wiederholte des Holzspalters Bitte.

„Was will der Bettelkerl?" sagten die Bewaffneten. „Fort mit ihm," donnerten andere. „Gebt ihm einen Rippenstoß, daß er in die Luft springt!" fluchte ein Dritter. — „Heute spendet die Ritterfrau keine Almosen!" brummte ein Vierter.

Mit ruhiger-sanfter Beharrlichkeit wiederholte Albrecht sein Gesuch.

„Nach der Trauung," erwiederten sie über die Schultern blickend, „wird man zusehen, ob man Dir diese Ehre verschaffen kann."

„Nach der Trauung erst!" entgegnete von Zorn entbrannt der Ritter und verbiß die Lippen. Noch einmal wagte er es, sich einen Durchgang zu öffnen; aber man ließ ihn nicht durch das geschlossene Gehege.

Mit Erstaunen sah man plötzlich einen vor Alter abgemergelten Hund heranschleichen, und, indem er den Fremdling erblickte, neue Kräfte sammeln, mit dem Schwanz wedeln, sich ihm zu Füßen legen und sie lecken. Die Umstehenden erkannten in ihm den greisen Burgwächter, den treuen Mullo.

„Wie!" sagten da mehrere, „sollte der Kerl hier etwa nicht fremd seyn?"

Willkommen war Albrecht der treue Gefährte der Vorzeit. Freundlich erwiederte er seine Liebkosungen und streichelte ihn mit der Hand. „Sollte Mullo" rief er in schmerzlicher Begeisterung aus, „der Einzige seyn, der mir treu geblieben wäre!" und die erste Zähre rollte wieder seine Wange herab.

Viele der Umstehenden hatten den Ausruf gehört, die ausdrucksvolle Bewegung Albrechts gesehen. Die Erscheinung erregte Aufsehen, ein leises Geflüster verwandelte sich bald in ein lautes

Gemurmel, das sogar bis zu Elisens Ohren drang. Sie erkundigte sich mit Wärme nach der Ursache. Da sagte man ihr, ein unbekannter Mann, dem Ansehen nach ein armer Matrose, sey aus dem heiligen Lande angelangt und wünsche, sie zu sprechen.

„Aus dem heiligen Lande!“ rief Elise, „o Gott! —“ Halb Neugier und Freude, halb Bestürzung hemmten für einen Augenblick ihr die Sprache, dann fuhr sie fort: „Eilt, laßt ihn kommen, vielleicht vermag er wichtige Aufklärungen zu geben. Tausend Fragen schweben auf meinen Lippen.“

Die Boten eilten hinweg, alle Wege standen nun Albrecht offen. Ein kalter Frost überzog seinen ganzen Körper, als er jetzt in ihre Nähe trat und ihren Feierschmuck genauer sah.

„Fremdling,“ redete ihn Elise mit ihrer holden Stimme an, deren Melodie des Ritters Herz bezauberte, „Ihr war't also im heiligen Lande? — Sicher ist der Ruf von Ritter Albrecht von Lorri auch Euch zu Ohren gekommen. Sag't mir, lebt er oder ist er todt?“

„Ich kannte den Ritter.“

„Ist's möglich! — Nun wohlan! so erzählet, säumet nicht, die Ungeduld beklemmt mir das Herz. — Saht Ihr ihn vielleicht sterben?“ —

„Der Ritter, an dem Ihr so sehr Theil nahmt, starb mit glänzendem Ruhme gekrönt: Er verschied, als er seinem König das Leben gerettet hatte. Sein letztes Wort war: Elise! So hieß seine Gattin, an der er immer mit unauflöslicher Liebe hing."

„O mein Gemahl! Mein theurer, ewig geliebter Gemahl! — Ich selbst bin Elise."

„Ihr? — Ihr scherzt! — Ihr, die Ihr jetzt vor den Altar treten wollet — —"

„Um zu sterben."

„Nicht doch. — Wenn nun Albrecht das Leben nicht verloren hätte?"

„Was höre ich? — Wollt Ihr Euch an meiner Täuschung weiden, oder mich beglücken? — Nein, ach nein! ich soll nicht glücklich werden. — Ich will es nicht. — Der heutige Tag noch soll Zeuge meines Todes, das Ziel meines Elends seyn! — Nie! nie gebe ich diese Verbindung ein! — Nur Albrecht, nur ihm, dem Hochgeliebten, soll meine Treue, meine ganze Seele, mein Leben geweiht seyn. — Aber was fehlt Euch, Pilgrim, Ihr wanket, Ihr seufzt, Thränen ersticken Eure Worte?"

„So liebt Ihr ihn denn wirklich den Gatten, der Euch anbetete und — noch immer anbetet?"

„Noch immer! — Seyd Ihr bei Sinnen? — So wäre er denn nicht gestorben?"

„Nein, er lebt noch!"

„Himmel und Erde, er lebt! — Wo ist er, wo ist er? — Laß mich ihn sehen, laß mich in seine Arme eilen! — Nun will ich freudig sterben! — Ist denn Dein Ohr von Erz, Dein Herz von Marmor! — O sage mir, wo ist Albrecht!" —

„Zu Deinen Füßen, theuerste Elise!" rief nun der Ritter unter einem Zährenstrome und umfaßte ihre wankenden Knice. „Meine Leiden, meine Liebe, der Harm haben meine Züge entstellt. An diesem Unterpfande Deiner Zärtlichkeit wirst Du mich erkennen." — Nach diesen Worten zeigte er ihr das Armband. Elise küßte es und Tugend und Liebe feuerten entzückt das Fest des Wiedersehns.

Jetzt eilte der junge Albrecht herbei und verschonerte die Scene, indem er nach einer kurzen Verständigung zum erstenmal seinen Vater umarmte. Alle drei erlagen fast dem heftigen Drange ihrer Wonnegefühle.

Alle Unfälle wurden nun bald vergessen, mit magischem Schimmer bestralte der Stern der Liebe und des Glucks ihre Häupter. Das ganze Schloß, die ganze umliegende Gegend war trunken vor freudiger Theilnahme. Cäsar ver-

jüngte sich gleichsam, als er seinen einzigen unaussprechlich geliebten Sohn wieder um sich wußte. Ritter Brisard, der Albrecht anfänglich nur mit Mühe wieder erkennen konnte, benahm sich wie ein edler Mann. „Verzeihe mir, Albrecht," sprach er, „das Verlangen, Elisens und ihres Sohns Rechte zu behaupten. Der ungeduldige Wunsch, beide der Tyrannei eines schändlichen Räubers ihrer Güter zu entreißen, beseelte mich eben so mächtig, als meine Liebe, deren Feuer nie erlosch. Gern trete ich Dir jetzt Deine Gattin ab. Ich werde mich glücklich schätzen, wenn Ihr mir vergönnen wollet, Euer gemeinschaftlicher Hausfreund zu seyn."

Gastgebote, feierliche Tänze, ritterliche Spiele drängten sich nun auf dem Schlosse Lorri und auf den Schlössern und Burgen der befreundeten Ritter in den nabeliegenden Gauen. Wie ein zweiter Aeneas oder Ulysses erzählte Albrecht an den langen Abenden die ausgestandenen Unfälle und Abentheuer. Minnesänger verewigten durch rührende Lieder den Ruhm seiner Thaten.

Adolf hatte sich gleich einem Gespenste, man wußte nicht wie, mit seinen Spießgesellen unsichtbar gemacht. Albrecht verzieh dem Elenden und bestrafte ihn nur durch Verachtung. Bald hernach fiel er unter der Geisel der Natur, an der er sich lange Jahre hindurch versündigt hatte, und starb an einer schauderhaften Krankheit.

Albrecht benutzte sein wiedergebornes Glück zu den schönsten Handlungen der Großmuth und Milde. Der redliche Holzspalter empfing von ihm die ausgezeichnetsten Beweise von Huld und Dankbarkeit. Mullo erhielt, als er nicht lange nachher seinen Geist aushauchte, ein steinernes Denkmahl mit einer passenden Inschrift.

Eine neue Sonne war jetzt über Lorris Zinnen aufgegangen, die Gewitterwolken des Mißgeschicks waren entflohen. Stolzprangend blühte Jahrhunderte lang das Geschlecht der Lorri's, bis die französische Revolution ihm den Todesstreich versetzte.

D. Brede.

Der Segen des Friedens.

Von

Theodor Hell.

Personen:

Die Göttin des Friedens.
Zwei Genien.
Ein Greis.
Eine Matrone.
Ein Mädchen.
Ein Jüngling.
Ein Geflüchteter.
Ein Kind.
Bürger und Bürgerinnen.
Landbewohner.
Krieger.
Ein Schiffer.
Der Dichter.

Erste Scene.

Das Theater stellt einen großen freien Platz vor dem Janus-Tempel vor, welcher im Hintergrunde steht; die

Thore sind geöffnet. Man sieht eine Opferflamme in ihm brennen. Unter einer ernsten Musik treten Bürger und Bürgerinnen ein, Opfergaben bringend.

Gesang:

Gebt, ihr Götter, uns den Frieden!
Daß des Janus Tempel-Halle
Bald sich wieder friedlich schließe!
Zu den Wolken Weihrauch walle,
Und der Hymne Klang erschalle,
Daß des Friedens milder Segen
Bald zur Erde nieder fließe.

Ein Bürger.

O! möge doch der Götter hohes Walten
Erhören, was wir hier von ihnen flehn.
Sie sind es, die das Loos der Völker werfen
Und ihnen unterthan ist jeder Mensch.
Geduldig soll er drum aus ihren Händen
Empfangen, was das Schicksal ihm bestimmt,
Nicht mag er selbst zu ändern sichs erkühnen,
Doch heben darf er Hand und Blick hinauf.
Und rufen zu den Thronenden dort oben,
Daß Segen niederträufle auf das Land,
Der Götter Gnade huldreich sich ihm nahe,
Und frommen Wünschen die Erhörung komme.
So rufen denn auch wir hinauf zum Himmel
Um Frieden, nur des wilden Krieges Ende.
Denn nur der Friede ist den Städten hold
Und ihrem stillen, bürgerlichen Treiben,
In ihm allein gedeihet das Gewerbe,
Wo sich die Hände unablässig regen

Und Fleiß dem Staate treue Bürger schaft.
Denn wie der volle, majestätsche Strom,
Der reiche Schiffe trägt auf seinen Rucken
Und Städte sich in seinen Fluthen spiegeln
Und Gränzen großer Reiche nahen sieht,
Nicht gleich an seiner Quelle schon die Wogen
In stolzer Fulle treibt und breite Strecken
In seines Bettes Tiefe fiehet, sondern
Ein kleiner Bach aus schwachem Quell entsprungen
Erst unbemerkt sich schlängelt, dann in sich
Der kleinen Quellen viel und von den Bergen
Die Wasseradern still entpfängt und sammelt,
Und nur durch sie genährt, die Wogen dann,
In sich die Masse alles andern einend,
Bis in den Schoos des großen Weltmeers wälzt,
So auch der Staat, aus tausend kleinen Quellen
Von Bürgerfleiß und Glück der Einzelnen,
Rinnt ihm die Fülle zu, der Wohlstand, nebst
Der Kraft, und keine läßt er gern versiegen.
Darum verleiht ihr Götter uns den Frieden!
Daß still das Werk der Hände uns gedeihe,
Und jeder des Erwerbs sich ruhig freue.
Wir bleiben gern bei dem, was uns beschieden,
Doch wächst die Liebe zu dem Vaterlande
Ein stolzer Baum in unserm Bürgerstande,
Und jeder theilend, fest vereint, sein Loos,
Fühlt nur mit ihm sich ruhig, frei und groß.

Eine Bürgerin.

Und das Weib, es waltet still daheim,
Pflichten übend, sanft und unverdrossen,
Und im Herzen ihrer Hausgenossen

Nährt sie fromm der Tugend zarten Keim.
Ihre Pflicht beschränkt im engen Kreise,
Geht nicht über in die größre Welt,
Aber wo sie gute Götter hingestellt,
Muß sie wirken anspruchslos und weise,
Daß der Gatte nach des Tages Müh
Immer heiter ihre Stirne finde,
Und des Lebens finstern Dorngewinde
Eine Rose, sanfte Lieb' entblüh,
Daß nicht Streit und Haß dem Haus sich nahe,
Ruhe nur darinnen heimisch sey,
Jeder sich der kleinen Hütte freu
Und drinn Freude gebe und empfahe.
Aber wenn von außen wild und graus,
Von den Zeiten reißend fortgetragen,
Krieg und Unfried wuthend, stürmend, schlagen
An das unbewachte, niedre Haus;
Wenn die Fackeln wilden Brandes lodern,
Staaten gegen Staaten sind entbrannt,
Schaaren ziehen bewafnet durch das Land
Und die Männer und die Söhne fodern,
Dann entflieht aus stiller Wohnung auch
Holder Friede mit den Taubenschwingen,
Und die Unruh sieht man es durchdringen,
Und des Mismuths plagevollen Hauch.
Finster ziehn des Hauses heilge Laren;
Wer mag Freude, wer mag frohe Lust,
Außen wilder Sturme sich bewußt,
An des Heerdes Heiligthum bewahren? —
O! ihr Götter hört darum das Flehn,
Seht die Thränen, die dem Aug entfließen,

Laßt des Janus Tempel bald sich schließen
Und uns froh an Dankaltären stehn,
Schenket uns den süßen Frieden wieder,
Wehrt des Krieges wilder Barbarei,
Daß die Erde Euch ein Tempel sey
Und die Menschen Eines Hauses Glieder!

(Hier fällt das Chor wieder ein und wiederholt den vorhergesungenen Vers. Dann bleiben sie bei dem Tempel stehn.)

Ein Greis tritt ein.

Nur mühsam folg ich nach dem schnellern Zuge,
Der zu des Janus Tempel sich gewendet,
Doch weilen kann ich nimmermehr zu Haus,
Wenn sich hieher die andachtsvolle Menge
Mit innigem Gebet und Flehn begiebt,
Denn Vater bin ich ja und bin ja Bürger!
Einst war die Zeit, da schwang ich selbst das Schwerdt,
Ich zog hinaus zur Schlacht, ein kühner Jüngling,
Fürs Vaterland entbrannte mir die Brust,
Und Heldenmuth gab dieser Name mir.
Nun ist der Arm gelähmt, die Kraft dahin,
Des Jünglings Haar zu Greisen Schnee gebleicht,
Ich wanke, wo ich sonst ein Felsen stand,
Und sinke hin vor eines Knaben Angriff.
Doch Eins noch ist im Herzen jung und frisch,
Die Liebe zu dem Vaterlande, dies
Gefühl hält noch die morschen Lebensbande
Und ist das Oel für das versiegte Docht.
Und wohl mir, wohl! mein edles Weib gebahr
Drei Söhne mir, die stehen da wie Eichen

Und grünen um den längst verdorrten Stamm,
In ihren Adern rollt der Muth, die Kraft,
Von Erz ihr Arm, die Brust gewölbt wie Felsen,
Erheben sie das Haupt mit Mannes Hoheit,
Denn jeder denkt und fühlt so wie sein Vater;
Fürs Vaterland, so rufen sie, und in
Den Tod fürs Vaterland geht jeder gern.
Da sprach ich, ziehet hin statt meiner, wo
Das Vaterland Euch nöthig hat, und kämpft
Als Männer: und sie zogen. — Gute Götter,
Ihr gabt die Söhne mir, für keinen nähm
Ich eine Krone, nähm die Erde nicht,
Beschützet sie, und krönet sie mit Sieg!
Doch — laßt, ihr Ewgen! laßt michs nicht erleben! —
Vermöchten sie den Fuß zurück zu wenden,
Und feiger Flucht sich schimpflich zu ergeben,
So möge schnell ihr Leben lieber enden.
Dann treffe sie das Schwerdt, der gift'ge Pfeil,
Eh' diese Schmach den Unglückselgen droht,
Dann sey der Untergang ihr einzges Heil,
Denn besser als die Schande ist der Tod!

Eine Matrone erscheint wehklagend und im Trauer.

Greis.

Doch wer ist dieses Weib, das wehklagend
Einhergeht?

Matrone.

Wehe! Wehe! Wehe!

Greis.

Ein Unglück hat euch so ergriffen, daß
Ihr außer euch die Hände jammernd ringt?

Matrone.

O wehe, wehe mir!

Greis.

Ich nehme Theil
An eurem Schmerze, vertraut Euch mir.

Matrone.

Ich bin
Die Unglückseligste der Mütter! Oh!
Mein Sohn! Mein einzigs Kind! Er ist dahin!
Ein feindliches Geschoß hat ihn getödtet.

Greis.

So war's ein Krieger?

Matrone.

Nein, er war ein Held!
In männlich kühner Kraft zog er zum Kampfe,
Fürs Vaterland erglühte nur sein Herz,
Er strahlte vor vor allen Kampfgenossen,
Und doch war sein Gemüth auch sanft und mild,
Wenn es die Mutter zu beglücken galt;
Er zog dahin, mein einzigs, stolzes Hoffen.

Greis.

Ich sehe meiner Söhne Bild vor mir.

Matrone.

Und bald begann die Schlacht. Mein Sohn voran!
Wie zu dem Feste ging sein muth'ger Schritt.
Da stürzt sich die Gewalt des Feindes auf den
Theil
Des Heeres, wo mein Sohn: zu mächtig drängt
Auf unsre kleine Schaar der Feinde Menge,

Die Unsern fechten mühsam nur und immer
Drängt neuverstärkt der Feind auf sie, sie können
Nicht länger widerstehn, sie weichen schon.
Da steht mein Sohn! — Ja mein nenn' ich
ihn stolz! —
Allein noch fest der Uebermacht der Feinde,
Ein Fels im Meer, an dem die Wellen brechen,
Und als er nun die Seinen fliehen sieht,
Da ruft er ihnen zu mit Löwen-Stimme:
„Nur einen Augenblick noch sammelt euch,
Denkt an das Vaterland, denkt an den Ruhm,
Und wer ein braver Bürger ist, der steh'!"
Und siehe da! des Einen Beispiel wirkt,
Ergreift mit Macht der Fliehenden Gemüth,
Sie sammeln sich um meinen Sohn, sie stehn,
Ein neuer Muth beseelt die kleine Schaar,
Die Feinde stehn bestürzt, sie wanken, fliehn,
Den Unsern wird der Sieg! Durch meinen
Sohn!

Greis.

Glückseel'ge Mutter!

Matrone.

Wehe! da ergreift
Ein Flüchtling sterbend noch das Schwerdt und
stößt
Es meinem Sohne, der ihn sanft vom Boden
Erheben will, tief in die Seite, strömend
Entfließt sein Blut, er ruft: mein Vaterland!
Und stirbt! — o wehe, wehe, wehe mir!

Greis.

Er starb den Tod des Helden; — Bürgerin!

Er starb fürs Vaterland den schönen Tod. —
Ein unverwelkter Lorbeer wartet sein,
Ihr dürft nicht trauern um den Frühverklärten!

Matrone

Ja, ich bin Bürgerin, doch Mutter auch!
Verwaist steh ich nun da und kinderlos.
Kann ich mit Stolz auch auf den Helden schaun,
Den diese Hand dem Vaterland erzog,
So ists doch nur sein Schatten, der mir lächelt.
Wer wird mir einst der Trost des Alters seyn,
Mich leiten, wenn die Kräfte mir entschwinden,
Zudrücken mir das Auge, wenn es bricht?
Ach! ich bin kinderlos, gehöre niemand!

Greis.

So werdet Mutter für verwaiste Kinder!
Seht dort den Knaben, betend kniet er da,
Ihm riß der Krieg den Vater jüngst hinweg
Und früher schon starb ihm die treue Mutter.
Komm näher, Knabe, (er holt ihn) fürchte dich
nur nicht.

Der Knabe.

(kömmt)

Greis.

Seht ihm ins Aug.

Matrone.

Wie meines Sohnes Auge!

Greis.

Willst du wohl eine treue Mutter haben?

Der Knabe.

Ach gern, ich bin ein armes, armes Kind!

Matrone.

Sein' Ton iſt ſanft, wie meines Sohnes Stimme.

Greis.

Sieh, dieſes Weib!

Knabe.

Die Arme trauert ja!

Greis.

Um ihren Sohn!

Knabe.

So laß doch mich den Sohn Dir ſeyn! Du Gute!

Matrone.

(gerührt) Willſt du das?

Knabe.

Mit Freuden! Will dich lieben und dir folgen immerdar.

Matrone.

So komm an meine Bruſt und ſey mein Sohn,
Gleich deinem Bruder werde fromm und tapfer,
Doch, gute Götter, laßt ihn länger mir!

Greis.

Laß ſtill uns beten, daß ſie uns erhören,
Um Frieden fleht der Bürger heißes Flehn,
Er iſts, der Euch den Sohn erhalten wird.

Matrone.

Die Götter ſinds, die Schwerdt und Oelzweig halten,
Sie nur beſtimmen ihrer Menſchen Loos,
Ich falle nieder vor dem ewgen Walten,

Und lege mein Geschick in ihren Schoos.
(Sie gehen alle 3 in den Hintergrund und beten.)

Ein junges Mädchen tritt ein.

Wie schlägt mir das Herz,
Freude und Schmerz
Beugen mich nieder, heben mich himmelwärts.
Sehen soll ich ihn, den Theuern,
Meinen Bund mit ihm erneuern,
Liegen noch einmal an seiner Brust,
Trunken in seliger Himmelslust:
Aber dann reißen ihn feindliche Mächte
Mir aus den Armen, hinaus in den Krieg;
Wie ich auch liebend den Theuern umflechte,
Muth und Ehre behalten den Sieg. —
Schöner, grauser Augenblick,
Den ich jetzt mir hier erwarte.
Wenn er nun kommt, mein einzges Glück,
Der Ersehnte, der Erharrte,
In des Krieges stolzem Geschmeide,
Mit dem Helm und dem blinkenden Schilde,
An das mächtige Schwerdt an der Seite,
Schön wie Ares im Schlachtengefilde,
Und er reicht mir die männliche Hand,
Und das Auge so mild und so trübe
Spricht von ewiger, dauernder Liebe,
Und die Lippen beschwören das Band;
Werd ichs vermögen dann von ihm zu lassen,
Wird der Schmerz und des Todes Pein
Nicht das Herz mir im Innersten fassen?
Werd ich würdig des Helden seyn? —

Ach! ich fühl's die Lieb ist stärker,
Als das Machtgebot der Pflicht,
Fesseln duldet sie und Kerker,
Doch sich selbst besiegt sie nicht.
O! eile Geliebter! mir sinken die Kräfte,
Hervor schon drängt sich der Thränen Fluth,
Daß ich auf dich die Augen heste,
Zähren mir trockne an ihrer Gluth.
Jüngling, mich stärke durch deinen Muth.

Der junge Krieger erscheint gerüsteter.

Jüngling.

Geliebte!

Mädchen.

Theurer! ((Sie eilen in die Umarmung.)

Jüngling.

Ja, noch bist du mein,
Es strahlt dein Auge mir so hold, so rein,
Es schlingen sich um dich die starken Arme,
Und liebevoll haucht mich der warme
Von Liebe glühende Odem an,
Sey es ein Wahn, ein glücklicher Traum,
Ich will sie drängen in diesen Augenblick
All die Wonne, all das Glück
Für die einsamen, liebeleeren Zeiten,
Die mich trennen von diesen Seligkeiten.

Mädchen.

O mein Geliebter!

Jüngling.

Nenne mich so,
Laß mich den Laut in das Innerste schließen,

Laß ihn in mein Seyn zerfließen,
Daß ich des innern Freundes froh
Wandle von dannen unerschrocken.
Winde den Siegeskranz in die Locken,
Oder —

Mädchen.

O sprichs nicht aus das Schreckenswort.

Jüngling

Mich treibt die Ehre, der Muth treibt mich fort,
Wär ich wohl werth, diese Waffen zu tragen,
Dürft ich es wagen, um deinen Nacken so keusch
Diesen Arm mit hohem Gefühle zu schlagen,
Flöh ich, ein Feiger, der Waffen Geräusch? —
Hold ist der Friede, der Götter Kind,
Blumen seine Pfade sind,
Den Himmel ergreift er mit kindlichen Händen,
Zieht ihn liebend zur Erde hernieder,
Daß sich die Thränen in Jubel enden,
Und die Trauergesänge in Freudenlieder;
Aber der Krieg tritt einher mit männlichem Schritte,
Gilt es für gutes, angestammtes Recht,
Bringt die Kraft in der Menschen Mitte,
Und das wär ein schimpflicher Knecht,
Der für das Vaterland trüge die Waffen,
Und wenn es die Rechte des Vaterlands gilt,
Würfe hinweg das Schwerdt und den Schild,
Lieber in weichlicher Ruh' zu erschlaffen.
Könnten die Frauen den Feigen wohl ehren,
Der die Bestimmung des Mannes vergißt?

Dürftest der Werbung des Jünglings du hören,
Wenn er ein Träger, ein Weichling nur ist?

Mädchen.

Geliebter! ich liebe mit innigem Sinn,
Doch nur den Edeln, den Muthigen und Braven,
Aber der Trägheit schimpflichem Sklaven
Gäb ich mich nimmer, die Seinige, hin.

Jüngling.

Nun, so laß mit den Kriegern mich streiten,
Halte mit liebenden Armen mich nicht,
Jeglicher folgt dem Gebote der Pflicht,
Diesen ruft Handel in endlose Weiten,
Jener die Wage des Rechtes dort hält,
Dieser erfreut sich am stillen Gewerbe,
Jener baut sorgsam das ländliche Erbe,
Mein sind die Waffen, der Himmel mein Zelt,
In die Rechte gab mir das blinkende Schwerdt
Vaterland, hoffend, zu rechtlichem Kriege,
Und das Vertrauen, womit es mich ehrt,
Lös' ich, sein Sohn, mit dem Tod oder dem Siege!

Mädchen.

So zieh' in das Feld, mit weibischen Thränen
Will ich erschweren das Scheiden dir nimmer,
Aber dir nachschaun mit liebendem Sehnen,
Und der Hoffnung erfreulichen Schimmer
Glänzen mir lassen ins trübe Gemüth.
Wenn der Lorbeer verwelkt, der Oelzweig blüht,
Ruhn die Schwerdter, die Tuba schweigt,
Hat dich die Liebende wieder erreicht.

Jüngling.

Ja, wenn die Friedensgesänge erschallen,
Und die Schaaren zur Heimath wallen,
Und der Lorbeer dem Oelzweig weicht,
Hat dich der Liebende wieder erreicht,
Wehe dem Krieger, den Schlacht nur erfreut,
Der sich nur weidet am blutgen Begegnen,
Käme der Friede, und käm' er noch heut,
O wie wollt ich ihn preisen und lieben und segnen.
Denn wir kämpfen nur, ihn zu erringen,
Er nur krönet den Kampf und den Sieg,
Lasset ihr Götter es gnädig gelingen,
Endet durch ewigen Frieden den Krieg.
(Man hört den Ruf einer Tuba).
Ha! sie rufen, der Kämpfenden Reihen
Mahnen zu scheiden des Vaterlands Sohn!

Mädchen. (ihn umarmend.)
Theurer!

Jüngling.
Mein Leben! (Noch einmal hört man die Tuba.) Von neuem, von neuem!
Ha! ich scheide mit Schmerzen ja schon!
Flehe die Götter um Sieg und um Segen,
Denke des Jünglings und kümmre dich nicht'
Muthig dem Ziele des Kriegers entgegen!
Stärket mich Vaterland Ehre und Pflicht!
(Er eilt ab.

Mädchen.
(Ihm wehmuthsvoll nachblickend, dann gefaßt.)
Und zu den Göttern will ich mich wenden,
Ihnen vertrau den Geliebten ich an.

Schützet ihn, Mächtge! auf fährlicher Bahn,
Lasset in Frieden den Kampf bald sich enden.

(Sie geht an den Tempel und bleibt dort in betender Stellung.)

Landleute kommen mit ländlichen Geräthschaften und Kränzen. Ein Mädchen voran, welches ein Lamm geführt bringt.

Ein Landmann.

Janus, auch zu deinen Pforten
Tritt der Landbewohner hin,
Bringet dir mit frommen Sinn
Ein Geschenk aus kleiner Heerde
Und die Blumen, die die Erde
Uns zum Schmuck der Wiesen schenkt.
Aus des Landes Schooße keimet
Still die ihm vertraute Saat,
Wenn der Lenz sich bräutlich naht;
Und von Regen auferzogen,
Wachsen Aehren, blühen, wogen,
Reifen froher Erndte zu.
Bald beginnt der Tag der Erndte
Und die Mäher ziehen aus,
Früchte strömen in das Haus,
Und es füllen sich die Scheuern,
Und das Fest der Erndte feiern
Wir mit frommer Dankbarkeit.
Doch wie mag die Freude walten,
Wenn des Krieges wilde Wuth,
Wenn verheerter Dörfer Gluth
Uns von fern entgegen leuchtet,

Mitleid uns das Aug befeuchtet,
Statt des Jubels Klage tönt?
Ach, es tritt des Krieges Schreiten
Auf der Saaten grüne Flur,
Grausenvoll ist seine Spur,
Mag der Landmann immer hoffen,
Kriegesnoth hat ihn getroffen
Und vernichtet ist sein Glück.
Nur des Friedens milder Schimmer
Leuchte zu der Erndte Fest,
Ruhig in dem stillen Nest
Bleib der Sanftmuth Friedens Taube,
Und nicht banger Furcht zum Raube
Sey des Landmanns treues Herz.
Frieden kommen wir zu flehen,
Daß in stiller Ruh das Land,
Durch der Götter Segenshand,
Früchte trage, Heerden nähre! —
Nehmet rauchende Altäre
Unsrer Fluren kleiner Zoll!

(Sie treten zu dem Tempel, legen die Früchte auf den Altar, binden das Lamm an und beten.)

Ein Chor von Kriegern in Waffen kommt mit dem Gesange:

Muthig zum Siege
Ziehn wir von dannen,
Wollen umspannen
Kräftig den Ruhm!
Unter den Waffen
Mehrt sich die Stärke,

Muthig zum Werke
Hebt sich die Brust.
Laßt uns der Feinde
Ungestüm steuern,
Wenn es dem theuern
Vaterland gilt.
Muthigen Herzens
Muß es gelingen,
Bürger! wir bringen
Frieden zurück!

Ein Schiffer tritt auf, das Ruder in der Hand.

O! sprächen Eure letzten Worte doch,
Ihr Krieger, Wahrheit aus, o! möchtet ihr
Nicht erst dahin noch ziehn zum blutgen Kampfe,
Nein, hier verweilen, um das Fest zu feiern,
Das Eure Waffenbrüder männlich schon
Errungen haben. Denn der Friede ists,
Um den andächtig diese Menge fleht,
Nach dem sich heiß ein jeder Busen sehnt.
Um seinen Segen fleht der Bürger, der
Im stillen Haus das tägliche Geschäft
Mit ämsigen Fleiß betreibt, der Landmann, dem
Die Flur gehorcht, und wir, durch die das Werk,
Das beide fördern, weiter wird verbreitet,
Daß sich der Ueberfluß des einen Landes
Ergieße zu des andern Unterstützung,
Und wieder dies im regen Wechseltausche,
Was es hervorbringt, jenem reichlich biete:

Auch wir, des Handels rege Thätigkeit
Betreibend, wir auch bitten um den Frieden.

Der junge Krieger.

Erkämpfen soll ihn Euch der rasche Muth,
Mit dem der Arm der Jünglinge sich rüstet.

Schiffer.

Nur allzulange hemmt des Krieges Toben
Das friedliche Verkehr der Völkerschaaren,
Und unbelohnet darbt des Armen Fleiß,
Denn auf des Handels weit gespannter Brücke
Vereinen sich die fernen Nationen;
Und was der Länder und der Meere Breiten
Für immerdar zu trennen scheinen, bindet
Des Kaufmanns nimmer müder Eifer an
Einander fest. Da regen sich die Hände,
Und nutzbar wird ein jegliches Produkt,
Der Fleißige erlangt Gewinn der Arbeit,
Des Scharfsinns Auge spähet das Bedürfniß,
Und weislich es berechnend führet er
Erlaubten Reichthum zu dem Vaterlande.
Dann steigt der Flor der Städte hoch empor,
Daß Kunst und Sinn für reine Lebensfreuden
In ihnen sich die Hallen schöner baun.
Dann hebt aus unwirthbaren Haiden sich
Der Dorfer Bau, durch fleißiges Bemühn
Für ferne Gegenden die Kargheit der
Natur beschämend, und ein reges Leben
Verbreitet durch des Staates Adern sich,
Wie durch den muntern Körper rasch das Blut
Sich fortbewegt, nichts stockt dann, nichts feiert,
Ein frisches Leben herrscht alluberall,

Und fröhlich schaut der liebende Regent
Des Volkes Reichthum und den Wohlstand wachsen.
Doch nur der Friede giebt dies schöne Bild,
In seinem Schutze nur gedeiht der Handel;
Wo wild der Krieg der Zwietracht Fackel schüttelt,
Da stürzen ihre Funken schnöd verzehrend
Hernieder, fallen in die reichen Speicher,
Und werfen Flammen zwischen Nationen,
Daß sie sich nicht die Hand mehr bieten können.
Es flieht der Arbeitsame von dem Heerde,
Und wo beim immer wechselvollen Leben
Gewerb und Handel ihren Markt gehalten,
Da wird es öd und leer, und fruchtlos sucht
Der Thät'ge die Verwüstung aufzuhalten. —
Drum fleh auch ich um Frieden zu den Göttern,
Daß sich der Nationen Trennung bald
In Eintracht wende, ewig ungestört.
Denn des Handels reges Leben
Muß Gedeihn dem Staate geben.

(Er geht zum Altar, um zu beten.)

Alle Krieger.

Gedeihen sey dem Handel beschieden,
Wir siegen, wir bringen den Frieden.

Der Dichter tritt auf, die Lyra in der Hand.

Frei vor des Dichters Schritten liegen
Gefild und Berg und Strom und Wiesengrund,
Ihn bindet kein Gesetz auf seinen Zügen,
Und fröhlich umkreist er das Erdenrund,
Er sieht die Menschen handeln und walten,
Vereint sich der Jugend, gesellt sich den Alten,

Umflügelt Vergangnes und Folgezeit
Und ist für der Gegenwart Zauber bereit.
Aber, so frei er auch dichte und singe,
Eins doch ist ihm erfreulich vor allen,
Ist ihm das schönste der Erden-Dinge,
Dem die Saiten voll Jubel erschallen,
Dem in reinem harmonischem Klange
Stromen die Worte beim preisenden Sange.
Es ist der Friede, das holde Kind,
Mit der Palme beschattendem Zweige,
Der Beglücker der Länder und Reiche,
Dem hold die Menschen alle sind,
Der begeistert zum fröhlichsten Liede,
Es ist der Friede, der liebliche Friede.
Denn ob auch groß sey des Helden Ruhm,
Der die Feinde mit Kühnheit bezwungen,
Dem aus Clio's Heiligthum
Das Lob für Jahrtausend' erklungen,
Ob es wohl groß, den Tod zu verachten,
Zu stehn ein Fels gegen die stürmende Schaar,
Zu siegen im wilden Getümmel der Schlachten,
Zu lächeln entgegen der größten Gefahr,
Warum kämpft denn der Held in des Kriegs Getöse?
Warum beut er sein Leben dem Tode zum Spiel?
Daß er den Frieden, den himmlischen, löse,
Dies allein ist des Helden Größe,
Dies allein ist des Helden Ziel;
Sey mir gegrüßt mit feierndem Tone
Krieger, der du den Frieden gebracht;
Aber wie preis ich des Herrschenden Macht,

Der auf Segen umfloßnen Throne
Friedlich ein glückliches Volk regiert,
Dem der Oehlzweig allein, und die Krone
Von der Eiche des Bürgersinns ziert?
Ihn freun nur die reichen Saaten,
Und der Fruchtbaum vom Segen gebeugt,
Ihn die Ruhe der glücklichen Staaten,
Die den fröhlichen Wohlstand erzeugt.
Mild verwaltet er die Rechte,
Schützt den Armen, fördert sein Gedeihn.
Gleiches gewährt er dem Herrn wie dem Knechte,
Will nur Vater der Seinigen seyn.
Un ein Beispiel für all seine Kinder,
Schaun sie auf ihn in Sorgen und Noth,
Und der Druck der Zeit, er wird linder,
Da der Vater die Hand ihnen bot,
Und die Gaben des Himmels freuen
Doppelt das Volk durch ihn beglückt,
Wenn es, den Bund der Lieb' zu erneuen,
Auf zum segnenden Herrscher blickt. —
O! ich kenne den Fürsten, den Milden,
Kenne sein treu ihm ergebnes Land,
Wo ich auf reichbebauten Gefilden
Spuren der sorgenden Liebe fand.
Wo aus Pallast, wie aus ärmlicher Hütte,
Auf zu dem Himmel das Flehn für ihn hallt,
Ob er in seiner Getreuen Mitte,
Ob er entfernt von den Seinen wallt,
O! ich kenne das Land, und ich bete,
Frieden herab auf die dürstende Flur,
Denn der Kunst und der Wissenschaft Stätte

Findet im Schooße des Friedens sich nur.
Aber gedeihen im frohen Bemühen,
Unter des Königes sorgendem Blick,
Werden die Künste, die Wissenschaft blühen,
Führt uns der Himmel den Frieden zurück.
(Er geht an den Tempel, um zu beten.)

Allgemeines Chor.

O! es steigt aus voller Brust
Das Gebet empor um Frieden,
Er, des Daseyns höchste Lust,
Wär er endlich doch beschieden!
Daß des Landes Wohlfahrt neu
Dann durch ihn begründet sey.

Ein Geflüchteter tritt auf, um ihn versammeln sich viel sprechenden Personen.

Geflüchteter.

Hieher in euern Schutz begeb ich mich,
Vertrieben von der Furie des Krieges.
Versagt mir nicht die Freistatt, angstvoll flehe
Ich euch darum, denn grausam hat umher
Geschleudert mich der wilde Sturm des Kriegs,
Erbarmt des Armen euch, den finstre Mächte
Hineingetrieben in die Fluth der Zeiten,
Die schwarz sich wälzte über seinen Scheitel.

Greis.

Erhole dich, Unglücklicher, hier wieder.

Geflüchteter.

Ich seh euch hier versammlet um den Tempel
Des alten Janus, Opfer bringet ihr,
Gebete, um den sanften Frieden flehend,

Ach! fleht um ihn, nur er ist segenbringend,
Auch noch so mild geführet übt der Krieg
Sein fürchterliches Recht zerstörend aus.
Ich war beglückt mit allen Erdengütern,
Das väterliche Feld baut ich mit Segen,
Ein holdes Weib trug Freud und Leid mit mir,
Der Kinder hingen drei an meinem Halse,
So lebt ich still und glücklich, unbekannt,
Da kam der Feind, auf einem schnellen Streifzug,
In meine Hütte fiel er wüthend ein,
Nicht schonend des, der wehrlos sich ihm zeigte.
Mit wildem Ingrimm raubt er erst das Meine,
Und als nichts mehr der Raubsucht übrig war,
Und er, vergebens nach verborgnen Schätzen
Mich fragend, mit Gewalt und Mord mir drohte,
Ich nichts als Armuth ihm gewähren konnte,
Da fiel mein Weib der thierschen Lust anheim;
Ich ringe mit der unbewehrten Faust
Mit den Barbaren, doch sie übermannen
Und binden mich an eine Säul im Hofe,
Vor meinen Augen — knirschen konnt' ich nur —
Entzünden sie hohnlachend meine Hütte.
Die Kleinen wollen aus der Thür sich retten,
Umsonst! zurück treibt in die Flammen sie
Das Schwert der Wüthenden, ich hör ihr Flehn,
Ihr Röcheln, als die Gluth die Flur ergreift,
Los will ich winden die gefesselten Hände,
Vergebens! ich brülle; mich hört kein Gott,
Bewußtlos sink' ich endlich selbst zusammen. —
Und als ich aus des Todes Schlaf erwachte,
Da war es um mich finstre tiefe Nacht,

Und nicht mehr sah ich meine Hütte flammen,
Nur Funken sprühten aus den Kohlen vor,
O daß ich da nicht den Verstand verlor!
Am andern Morgen fanden mich die Unsern,
Befreiten mich der Bande; kaum gelöst,
So stürz' ich zu dem Aschenhaufen hin,
Der ehmals meine Hütte war, ich wühle
Mit eignen Händen seine Stätte um,
Der Vater suchte seiner Kinder Asche,
Und als ich endlich nun der Meinen morsche
Verbrannte Glieder — weiche Schreckensbild!
Zerreiß auf einmal mein Gehirn! doch spann
In neuer Qual nicht seine Fibern stets,
Kann mich allein denn nicht der Jammer tödten?—
Man brachte mich hinweg, ich lag im Wahnsinn —
Doch ich genaß; verloren hatt' ich alles,
Nicht bleiben konnt' ich in der Schreckens-Gegend,
Da hat es bis hieher mich fort getrieben
In wilder ungestümer, dumpfer Wuth,
Doch hier auf einmal ist mirs wohl geworden,
O laßt mich beten auch an dieses Tempels Pforten,
Wer alles, alles, grausamvoll verlor,
Hebt brünstiger die Hände hoch empor
Und fleht mit heißer Wehmuth Zähren
Den Frieden woll' der Himmel uns gewähren!

Alle.

Den Frieden woll' der Himmel uns gewähren!

Bürger.

Daß das Gewerb gedeih, im regen Fleiße.

Bürgerin.

Daß nichts des Hauses stille Ruhe trübe!

Landmann.
Daß ungestört die Saat zur Erndte reife!
Matrone.
Daß kinderlos nicht alle Mütter werden!
Greis.
Daß sich das Vaterland der Söhne freue!
Schiffer.
Daß sich der Handel blühend wieder hebe!
Dichter.
Daß ungestört der Dienst der Musen sey!
Mädchen.
Daß aus den Armen der geliebten Braut
Nicht in Gefahr der Bräutigam sich reiße!
Jüngling.
Ja! wir senken die Waffen mit Freuden,
Senkt sich der Friede herab auf die Flur,
Denn wir kämpfen um Frieden ja nur,
Wollen nur Ruhe dem Lande bereiten!
Greis.
Betend sinken zur Erde wir nieder,
Gebt, ihr Götter, den Frieden uns wieder!
Alle.
(Knien nieder.) Betend sinken zur Erde wir nieder,
Gebt, ihr Götter, den Frieden uns wieder!

(In diesem Augenblicke erschallen Harmonika-Töne, die Pforten des Janus Tempels schließen sich plötzlich und an ihnen werden die Worte sichtbar: Friede! — Glück! — Aus den Wolken senkt sich die Friedensgöttin herab, zwei Genien an ihrer Seite, Ueberfluß und Wohlstand, der erstre mit einem Füllhorn, der andre mit den Attributen des Handels und der Gewerbe, welche Rosen herabstreuen. Die Menge bleibt staunend stehn.)

Die Göttin.

Sey mir willkommen reichgeschmückte Erde,
Du guter Menschen schöner Wohnungsort,
Daß stilles Glück der Fluren Erbtheil werde,
Erschuf dich einst der Gottheit Schöpfer-Wort,
Doch ach! du triebst mit scharfem Kriegesschwerte
Die Ruhe selbst aus deinen Staaten fort,
Und bei der Zwietracht ungestümen Grimme
Schwieg sanfter Eintracht milde Himmelsstimme.

O! seliges Geschäft, das mir beschieden!
Ich steige nieder aus dem Himmels-Blau,
Und bringe, Erde! wieder dir den Frieden,
Und holder Ruhe süßen Segensthau,
Und Ueberfluß soll herrschen nun hienieden,
Sein Genius streut Rosen auf die Au;
Um Anker und Geräth schlingt sich die Rose,
Daß Kunst und Wissen blüh' in deinem Schooße.

Geschlossen sind des Janus-Tempel Hallen,
Und euer Flehn erhört vor Gottes Thron,
Die Klage schweigt und Jubellieder schallen,
Das Leid verdrängt der Freude lauter Ton,
Zur Heimath sieht man froh die Schaaren wallen,
Die Mutter grüßt den rückgekehrten Sohn,
Die Braut umarmt den Bräutigam nun wieder
Und neu vereint sind jedes Hauses Glieder.

Der Landmann erndtet ruhig seine Saaten,
Gewerb und Kunst gedeiht der fleiß'gen Hand,
Des Volkes Stolz sind nur des Krieges Thaten,
Gern macht dem Enkel sie der Greis bekannt,

Und herrlich schlingt um nachbarliche Staaten
Sich nun der Freundschaft festgeknüpftes Band,
Vorüber ist des Krieges Sturmgetümmel,
Und ewig glänzt der Erd' ein reiner Himmel.

Hinauf die Blicke laßt uns dankend wenden,
Der Ew'ge ists, der Menschen Herzen lenkt,
Der Völker Schicksal ruht in seinen Händen,
Er ists, der Frieden seiner Erde schenkt.
Aus Ungewittern kann er Segen spenden,
Und sie zerstreun, eh' Menschensinn es denkt.
Darum sey Dank dem Ewigen dort oben,
Ihm soll die That, der fromme Wille loben!

Alle.

Es sey der Dank dem Ewigen dort oben,
Ihm soll die That, der fromme Wille loben!

Und von des Himmels sel'gen Höhen richtet
Den Blick auf ihn, der Euer Land regiert,
Was Hohes je der Sänger Mund gedichtet,
Damit hat ihn des Ew'gen Hand geziert,
Er ists, dem Ihr zu heißem Dank verpflichtet,
Der nie sein Volk aus seinem Aug' verliert,
Der, selbst umgeben von des Schicksals Stürmen,
Stets daran dachte, Euch nur zu beschirmen.

Heil Ihm; und Heil, Heil sey der ganzen Erde,
Der Friede kam, und mit ihm jedes Glück,
Daß dieses Land ein Blüthengarten werde,
Beschloß voll Huld das segnende Geschick,
Die Tuba schweigt, es weidet still die Heerde,
Der Oehlzweig grünt, der Jubel kehrt zurück,
Und ruft, daß froh den Blick ein jeder hebe,
Des Friedens Glück und unser Vater lebe!

Alle.

Wir rufen laut, daß Gott Erhörung gebe,
Des Friedens Glück und unser Vater lebe!

Der Greis und der Jüngling.

Ein Frühlingsmährchen.

Cheimon, ein mürrischer Greis, beherrschte ein weites, großes Reich. Aber ernst und traurig wie er war alles um ihn her. In den Gefilden, wo er thronte, blühte keine Blume, herber Frost hielt Alles gefangen, und dichter Schnee bedeckte die Gegend. Kein Lied der Nachtigall erklang, kein Sänger des Hains reate die freudigen Schwingen, und tiefes Schweigen lag auf den Gefilden. Nur wild durchsausten die Stürme das Thal, und von den Bergen stürzte die Lawine, in ihren Hütten und Häusern blieben die Unterthanen, fürchtend den strengen Gebieter, der, wenn sie seiner Nähe trotzten, wohl gar mit Verstümmelung und Tod sie bestrafte. Doch als die Herrschaft Cheimons lange schon gewährt, da war indeß ein holder Jüngling herangewachsen, Ear mit Namen. Feuer glühte in seinen Adern, Jugendkraft spannte seine Nerven, lieblicher, als er, war keiner; denn er war auch

sanft und mild, und sein Herz durchströmte wohlwollende Güte. Vom Knaben trat er nun über in die Jahre der Reife, und kräftig fühlte er sich, und Muth begeisterte ihn. Da schaute er rings umher den traurigen Zustand derer, die unter Cheimons eisigem Szepter seufzten, und wie unbebaut die Flur lag; und keine Blume das Haupt zu erheben wagte, und entfesselt nur Ungethüme durch das Land tobten. In seiner Brust stieg der Entschluß auf, sein Vaterland zu befreien; auf sich selbst nur bauend, verlangte er keinen andern Gehülfen. Aber zu den Göttern flehte er erst, und sie gaben ihm wunderbare Kräfte, wie sie allen geben, die, ihnen vertrauend, Großes beginnen. Und Car wanderte durch die Thäler zu der Burg des Regenten. Siehe, da schmolz unter seinem Tritte der Schnee, und wo sein Hauch hinwehte, da schmolz er auch. Da kam schon vor ihm die Kunde der Begebenheit zu Cheimons Ohren, und erbittert befahl er, den kühnen Jüngling zu fesseln. Er sandte die Stürme gegen ihn aus, daß sie ihn bänden, und zu ihm führten, und sie legten das Gewand von Schnee wieder über die Flur, den Jüngling vermochten sie aber nicht in ihre Ketten zu werfen; denn verschwunden war er vor ihren Augen. Vernichtet glaubten sie ihn schon und kehrten heim zu Cheimon, da war Car indeß, verhüllt von den Göttern in leichtes Nebelgewölk, schon hingedrungen zu dessen Throne, und stand vor Cheimon in Lichtgestalt, und bot ihm an den Kampf

um die Herrschaft. Soll ich auch kämpfen mit Dir, entgegnete Cheimon, um ein Reich, das ich schon besitze. — Aber das wankt in seinen Urvesten, und bald dahin stürzen wird in Vernichtung, rief Ear ihm zu. — So lange sich über diesen Strom die Decke wölbt, welche ich darüber gebaut, fürchte ich nichts, sprach Cheimon. Und Ear wandelte auf der Eisdecke des Stroms, aber, dicht gewölbt, borst sie nicht unter seinen Schritten, und der Hauch seines Mundes schmolz sie nicht. Da glaubte er, die Götter hätten ihn verlassen, und entfloh auf die Gebirge umher, in die rauhste Natur. Thränen entflossen seinen Augen, denn es jammerte ihn des mißlungenen Werks der Befreiung; heiße, glühende Thränen. Welch ein Anblick! In Strömen schmolzen sie den Schnee der Gebirge, und es flossen herab die tobenden Bäche, und das Eis des Stromes ward gehoben, und es wankte die Decke, und sie borst, daß die Gewalt der Fluth die Schollen weit hinaus trieb in das unendliche Weltmeer. Da begann Cheimon zu zittern, und seine Diener flohen meist; es verbarg sich der kalte Sturm in finstre Höhlen, und die Bewohner des Schnees erkletterten unzugängliche Gipfel der Alpen. Wollen wir theilen das Reich? trat Cheimon fragend zu Ear. Nimmer, versetzte dieser; denn die neue Schöpfung beginnt, und bringt Dir nur Untergang. Das gedenke nicht, denn mir ward prophezeit, erwiederte Cheimon, nicht eher ende meine Herrschaft, als

bis ein gefiedert Geschlecht, das ich weit, weit vertrieb, auf nie wieder zu findenden Wegen wieder zurückkehre, dieselben alten Wohnplätze sich suchend. Und plötzlich über ihren Häuptern schwirrten Fittige, und die Schwalben suchten die einst verlassenen Häuser wieder auf, und fanden die wohlbekannten Nester. Weh mir, rief Cheimon, und sank erschöpft zu Boden.

Aber so wie die Stürme entflohen waren und der Schnee, und die Thränen Ears aufgethaut hatten das Eis, da entfaltete sich die milde Luft wieder ungescheut, und die Gräschen hoben ihre Häupter empor, Blätter drängten sich ans Tageslicht, die Stimmen erwachten in allen Kehlen und aus den engen Wohnungen eilten die Unterthanen. Zu Ear eilten sie, und brachten ihm ihre Huldigungen, und baten ihn, daß er über sie herrsche, er, dem sie wieder Wonne und Freude verdankten. Ergrimmend gewahrte es Cheimon, ohnmächtig in seiner Wuth. Und Ear ließ sich eine Krone flechten von den Blumen, die ihm das Daseyn verdankten, und ergriff den mit Veilchen umwundenen Szepter, den man ihm darreichte. Unser König Ear, der schöne Ear, unser Geliebter! rief die Nation, und Ear dankte dem Rufe; aber Cheimon ließ er an den Nordpol bringen, in das ewige Eis, daß er dort einen Pallast sich erbaue, nimmer wiederkehrend in das vorige Reich.

Theodor Hell.

Lied im Bade.

Sommer.

Himmelsluft!
Willst du mich locken,
Süße Najade?
Soll ich zum Bade
Netzen die Socken?
Und um die Locken
Weben Zephire,
Deine Gesandten.
Schnell von den Banden
Los' ich die Glieder,
Tauche mich nieder
Dir an die Brust.

Wogenspiel!
Wie sich die Wellen
Dicht um mich reiben,
Perlen mir streuen,
Wenn sie nun schwellen,
Und ich die Wellen
Höher noch sprütze.

Wie sie, die Losen,
Freundlich mich kosen,
Spielend mit Scherzen
Bis zu dem Herzen,
Stärkend und leicht.

Winkst du mir,
Nymphe der Wogen!
Daß deiner Seite
Nimmer ich scheide
Dir zugezogen?
Woher dies Wogen
Mir in den Adern?
Laß es zerrinnen,
Dich zu gewinnen,
Hier dieses Klopfen
Einzeln in Tropfen
Ewig dir zu.

Th. Hell.

Die Obsternde.

Ländliche Scene.

Vor ihres Vaters Fischerhütte am spiegelglatten Teiche standen Martin und Franz die Netze zum nächsten Fischzuge in Ordnung bringend. „Sie werden heut Obst abnehmen!“ zischelte Franz Martin zu. „Ey, da sollten wir sie necken!“ entgegnete Martin; „Aber ihnen auch helfen,“ fiel ihm Franz wieder in die Rede. Da kam ihr Vater Michael dazu, und hatte die letzten Worte gehört, und fragte weiter, was es denn unter ihnen gebe? Und die Söhne bekannten. Denn der Vater war noch ein rüstiger, muntrer Mann, und mochte gern selbst noch einen Schwank mitmachen.

Ohnweit der Fischerhütte nehmlich ergossen sich die überflüssigen Gewässer des Sees, dem unterirdische Quellen steten Zuwachs gaben, in einen ziemlichen bedeutenden Bach, der in mehrern Wasserfällen daher rauschte, und über den in einiger Entfernung ein ländlicher Steg führte.

Jenseits desselben wohnte Nachbar Veit mit seinen beiden holden Töchtern, Maria und Hannchen. Er baute ein kleines Feld, mehr aber noch nährte ihn der Ertrag seiner Obstgärten, die sich rings um sein kleines Eigenthum zogen, und am ergiebigsten an den Ufern jenes Baches Früchte trugen. Und dort an der Gränze sollten heut die schönsten Birnen gesammelt werden.

Daß die Nachbarsleute einander oft sahen, und sich alle recht lieb hatten, war sehr natürlich, da sie sämmtlich brave Menschen waren. Die jungen Leute liebten sich, ohne es recht eigentlich zu wissen; die Väter — beiderseitige Mütter waren gestorben, — wußten es recht wohl, ließen es aber so hingehn, ohne durch unzeitiges Einmengen den Liebenden diese holde Unwissenheit zu rauben.

„Je nun, sagte Vater Michael zu seinen Söhnen, ihr mögt den Mädchen immer helfen; Vater Veit wird indeß zu mir herüber kommen, und wir wollen einen Fischzug zusammen thun, da brauche ich euch nicht.“ Froh nahmen die Jünglinge die Erlaubniß an, aber necken wollten sie doch die Mädchen, und es ward beschlossen, daß Franz sich in die dichte Hecke, neben welcher der Baum stand, an dem schon die Leiter lag, die ihn als den ersten bezeichnete, der seine süße Bürde verlieren sollte, verstecken, Martin auf den Baum selbst heimlich hinaufsteigen und sich im dichten

Laube bis zu der Ankunft der Mädchen verbergen wollte.

Der Nachmittag brachte den Vater Veit zu Michael herüber, und nun schlichen sich die Jünglinge fort in den Garten. Glücklich! die Mädchen waren noch nicht da, jeder nahm seinen Posten ein.

„Aber nicht anders als halb Part, darauf beharrte Michael, als er mit Veit in den Kahn stieg, die Netze auswarf und sich zum Fischzuge anschickte. Wer die Mühe mit hat, muß auch den Lohn mit haben.“ Veit mochte sich sträuben wie er wollte, es blieb dabei. „Nun, so müßt Ihr wenigstens auch die Hälfte meiner heutigen Obsterndte annehmen,“ entgegnete Veit. „Gut, lachte Michael ihm zu, denn die Meinigen haben da auch die Arbeit mit. Und er erzählte dem Nachbar den Scherz seiner Söhne. Beide Alte lachten wacker darüber und es gab zu manchen neuen Scherze Veranlassung. Sie erinnerten sich ähnlicher heitrer Scenen ihrer Jugend.

Indeß bereiteten Marie und Hannchen die Körbe und Körbchen, die sie beim Obstpflücken brauchten, und nahmen Tücher mit, um sie unter die Bäume zu breiten, das herabfallende Obst darin aufzufangen. „Martin und Franz hätten uns wohl geholfen, wenn wir sie drum gebeten hätten,“ sagte Marie; aber Hannchen entgegnete, nein, nein, sie hätten nur geglaubt wir brauch-

ten sie so gar nöthig.“ „Je nun, gern sehen wir sie doch,“ gestand die sanfte Marie, und Hannchen, „das mag wohl seyn, indeß muß man den eitlen Burschen zeigen, daß man auch ohne sie leben kann.“ Natürlich wendete sich nun das Gespräch auf die jungen Nachbarn; beide Mädchen gestanden sich endlich, daß sie ihnen herzlich gut wären, aber keins wollte bestimmen können, welchen von den beiden Jünglingen es am meisten liebe? Ob es wahr seyn mochte? Wenigstens schien es ihnen von Herzen zu gehn. Scherzend neckten sie sich deshalb, und beschlossen, daß welcher heut oder morgen zuerst mit einer oder der andern reden würde, dieser ausschließend gehören solle. So kamen sie in den Obstgarten.

„Da hat uns der Vater schon die Leiter angelegt, rief Hannchen, ja, da wollen wir anfangen, Marie,“ und ohne die Lauscher zu gewahren, gingen die Mädchen an den bezeichneten Baum. Eine Menge Früchte lagen abgefallen umher, sie lasen sie in ein mitgebrachtes Körbchen, und eben als Marie sich bückte, um die letzte Frucht in den Korb zu legen, und Hannchen im Begriff war, die Leiter zu recht zu rücken, sprang Franz aus dem Gebüsche hervor, und umfaßte Hannchen von hinten, indem er ihr die Augen zuhalten wollte, und Martin warf vom Baume herab eine Birne in Mariens Körbchen, beide laut der Mädchen Namen rufend. Erschrocken sahen diese sich um und auf; und ehe Franz mit der einen Hand

Hannchen die Augen bedecken konnte, und ehe Martin vom Baume sich herab zu schwingen vermochte, erblickten die Mädchen die neckenden Jünglinge. Sie zürnten und schalten, aber bald war Friede gemacht, Martin blieb auf dem Baume, Franz stieg auch hinauf, die Mädchen breiteten die Tücher aus, sammelten das herabfallende Obst, und rüstig und fröhlich ging die Arbeit fort.

Nicht weit davon hatten indeß die Väter ihr Netz ans Land zu ziehn angefangen. Sie hörten das Rufen der Söhne, das Aufkreischen und dann das Grollen der Mädchen, aber sie lachten herzlich darüber, den bald geschloßnen Frieden im voraus erwartend, und zogen wacker an ihrem Netze fort.

„Einen tüchtigen Fang müssen wir heute thun," sagte Vater Michael, der mit Mühe das Netz zog. „Kommt es mir doch auch gewaltig schwer vor, entgegnete Veit, wer weiß, womit uns der Himmel segnet." Und als das Netz nun vollends ans Land gezogen war, da wimmelte es zwar nicht von Fischen, denn sie mochten durch die zerrissenen Maschen davon geflohn seyn, aber unten im Netz fand sich der Anstifter dieses Unheils — ein Kästchen. Verwundert hoben die Fischer es auf, aber kaum vermochten sie's, so schwer war es. An den Ecken war es mit Metall beschlagen, und mit Schlamm fast alles überzogen. Voll freudiger Hoffnung sahen die Männer einander

an, wuschen das Kästchen rein, und entdeckten allerdings ein Schloß; um es aber zu öffnen, war nichts zu thun, als den Deckel einzuschlagen. Zu neugierig waren sie über ihren Fang, als daß sie erst nach einer Axt zu Hause hätten eilen sollen. Ein großer Stein, der eben da lag, that dasselbe, und nach einigen Schlägen auf den Deckel sprang das Schloß von selbst auf. Welch ein Anblick! Voll Silberstücke das Kästchen! Selbst Gold blinkte aus einer Ecke hervor neben den Spuren des halb vermoderten Säckchens! Staunend konnten die Nachbarn keine Worte finden.

Endlich rief Michael zuerst: „Veit! das ist gewiß das Kästchen, von dem Euer Großvater Euch immer erzählt hat.“ Veit erwiederte: „ja, da habt Ihr Recht, das könnte möglich seyn.“ „Nun, dann ist es Euer, fiel Michael ein, und ich wünsche Euch Glück dazu!“ „Wo denkt Ihr hin?“ unterbrach Veit. „Nein, nein, fuhr Michael fort, Ihr habt mirs oft erzählt, Euer Ur-Urgroßvater verbarg seinen ganzen Reichthum, denn es war für damals ein reicher Kauz, in ein Kästchen, als die Feinde im 30jährigen Kriege in diese Gegend kamen, und vergrub es in die Erde. Bald drauf trieb man ihn von Haus und Hof. Zehn Jahre dauerte es, ehe er wieder kam, und alles fand er verwüstet, aber das schlimmste war, daß der See ausgetreten war, durch ungeheure Regengüsse angeschwollen, und das ganze große Uferstück weggerissen und in seine Tiefe hinabge-

spült hatte, wo Euer Vorahn das Geld vergraben gehabt. Er durchsuchte, so gut er konnte, die Uferriefen am See, und seine Kinder auch nach ihm, aber niemals konnte er wieder etwas finden. Jetzt hat es Euch der Himmel zugeführt, Ihr verdients, genießt es fröhlich, und ich danke dem lieben Gott, daß ich auch etwas dabei gethan habe." „Kann auch ein andres Kästchen seyn, brummte Veit, wie Ihr so albern reden könnt: Ihr habt es herausgezogen, der Grund und Boden, wo wir es gefunden haben gehört jetzt Euer, folglich auch das Geld. Nehmts in Gottesnamen, ich mag nichts davon, und wenn Ihr recht fröhlich dabei seyd, so schüttelt mir freundschaftlich die Hand und sagt, Veit, das war doch ein guter Fischzug mit Euch."

So stritten sich die beiden Nachbarn lange mit einander, keiner wollte den Schatz haben, und fast hätte auch hier das Glück die entzweit, welche das Unglück nur stets näher zu einander geführt hatte. Endlich sagte Michael: „nun gut, die Hälfte will ich nehmen, aber Ihr habt mir zugesagt, daß Ihr halb Part vom Fischzuge nehmen wolltet, das müßt Ihr halten, oder ich werfe den ganzen Reichthum wieder ins Wasser, wo er her gekommen ist." Ein Weilchen besann sich Veit, dann sagte er: „Topp, ich habs einmal gesagt, halb Part, und so nehm' ich die Hälfte; aber seht einmal dort hinüber in meinen Garten. Ich dächte, die vier jungen Leutchen, die dort so

einträchtig im Grase bei einander sitzen, und meine Birnen verzehren, konnten das Ganze leicht wieder zusammenbringen.“ „Ihr seyd ein kluger Kopf und braver Nachbar, rief Michael, und schlug vor Freude in die Hände, ja, laßt uns auf der Stelle die Sache in Richtigkeit bringen.“ „Die Kinder werden es uns wohl nicht schwer machen,“ lachte Veit, und Michael schlug ihn mit den Worten auf die Achsel: „alter Freund, ich glaube immer, von den vier jungen Leutchen da drüben hat schon lange jeder einen Schatz gefunden.“

Es war nicht zu läugnen, die Jünglinge und Mädchen saßen so heiter und innig glücklich auf dem Rasenteppich bei einander, als wenn nicht nur ein Schatz, als ob die ganze Welt ihr Eigenthum sey, und da Franz Marien erschreckt, und Martin nach Hannchen geworfen, und die beiden Mädchen jede gerade den Erschrecker und den Werfer zuerst bemerkt hatten, so war es doch wohl kein Zufall, daß Martin Hannchen und Franz Marien näher saß. Da kamen die Alten und erzählten den Fund. Die jungen Leute jubelten, denn die Glücklichen brauchten zwar jetzt nichts, als nur Liebe, aber für die Väter erfreute es sie doch ungemein.

Und Michael nahm seine Söhne heimlich auf die Seite, und fragte: „wollt ihr den Schatz, denn euch gehört er doch, mit Veits Mädchen theilen?“ Und Veit zog seine Töchter gegen das

Gebüsch, und fragte: „soll ich den Schatz und euch Michaels wackern Söhnen geben?“ Da sprangen die Jünglinge laut jubelnd um den Vater, und die Mädchen fielen ihm verschämt, aber mit heißen Küssen des Dankes um den Hals. Und die Väter fragten die Kinder wieder, wem jedes von der andern Seite den Vorzug gebe. Da sie aber darauf nichts zu antworten wußten, denn zu neu war noch die seit keiner Stunde geschehene Wahl, traten die Väter zusammen, druckten sich die Hand, lachten, und eröffneten dann den horchenden jungen Leuten, da sie nun einmal für einander bestimmt seyen, und doch eine Wahl getroffen werden müsse, so möge das Schicksal entscheiden, wo sie es selbst nicht wollten. Die Mädchen sollten den Jünglingen die Augen verbinden, und diese dann die Mädchen haschen, welche jeder nun ergreife, und die sich ergreifen lasse, die sey dem Glücklichen. Nach wenigem Sträuben von Seiten der Mädchen, und frohem Jubel der Jünglinge geschah es. Hannchen verband Martin die Augen, und sie glaubte allein klug zu seyn, als sie ihm so viel Raum ließ, daß er so ziemlich deutlich sehen konnte; aber Marie hatte dasselbe gethan bei Franz. Und den Jünglingen war es erwünscht, denn wäre es nicht so geschehn, hätten sie doch wohl selbst das Tuch ein wenig von den Augen geschoben. Die Jünglinge liefen nun nach den Mädchen, und nicht zwei Minuten vergingen, so hatte Franz Marien und Martin Hannchen in den Armen, und die

armen Mädchen waren auch so erschrocken, daß sie nicht von der Stelle konnten und sich fangen lassen mußten. Hinzu traten die Väter, jedes Paar mit Freuden segnend. Und als die Obsterndte im nächsten Jahre wieder kam, da mußte Martin und Franz allein pflücken gehn, aber sie thaten es doch gern, denn jeder brachte die schönsten Früchte dem Weibchen an die Wiege.

Th. Hell.

Winter.

Der Weihnachtsabend.

Drei kleine Dialogen.

I.

Wilhelm und Fritz.

Fritz. (welcher Wilhelm auf einem Schlitten fährt.) Ich wollte, es wär das ganze Jahr Winter, denn es geht doch nichts darüber, so auf dem spiegelglatten Eise fort zu schlüpfen, man weiß nicht wie.

Wilh. Ich komme nur noch nicht recht fort, aber du bist recht gut, daß du mich da fährst.

Fritz. Macht mir denn das nicht selbst Vergnügen. Vorm Jahre zu Weihnachten schenkte uns der Vater den Schlitten, er hatte ihn selbst gezimmert; das war eine Lust, ich denke immer noch daran.

Wilh. Was wir wohl heute bekommen werden?

Fritz. Ach! die guten Eltern haben ja selbst nichts. Ich habe es ja vorgestern gehört, daß die Mutter ihr Silberstück, das sie immer am Halse trug, verkauft hat, um nur Brot für uns zu haben.

Wilh. Die gute Mutter!

Fritz. Die Krankheit des armen Vaters hat viel gekostet, und da hat er nichts verdienen können, und die Mutter auch nicht viel, weil sie ihn immer hat pflegen und warten müssen. Und dem Apotheker sind sie auch noch schuldig, und müssen jetzt recht arbeiten, um nur etwas abzubezahlen.

Wilh. Wenn wir nur auch etwas verdienen könnten, um es den guten Eltern zu erleichtern.

Fritz. Der Vater sollte mich mitnehmen auf Handarbeit, aber das will er nicht, weil ich da die Schule versäumen müßte.

Wilh. Für deine Handarbeit würden sie dir auch nichts geben. Aber weißt du was, da ist unser Nachbar, der flicht so hübsche Körbchen; dem will ichs ablernen, und statt zu spielen, oder herum zu laufen, auch solche Körbchen flechten, die können die Eltern doch verkaufen.

Fritz. Und ich fange schon an, recht hübsch zu schreiben, wie der Schulmeister sagt; da will ich mir noch recht viel Mühe geben, und dann schreibe ich bei dem Pastor fürs Geld, der hat immer so etwas, und was ich verdiene, gebe ich den Eltern.

Wilh. Ach! welche Freude, wenn ich der guten Mutter den ersten Dreier geben kann!

Fritz. So laß uns geschwind nach Hause gehn, und es den guten Eltern sagen. Sie werden sich doch darüber freun, daß wir die Sache so klug ausgedacht haben, und das wird ein recht vergnügter Weihnachtsabend werden.

II.

Caspar und Marthe.

Marth. Du mußt recht schwer tragen, armer Mann, an deinem Holze, du hättest dir nicht so viel zumuthen sollen.

Casp. Ich bin Gottlob wieder gesund, und das danke ich dir, gute Frau!

Marth. Ich that ja alles so gern.

Casp. Eben das war es; hätte ich gesehn, daß du mich ungern pflegtest, so wäre ich viel lieber gestorben. Ach, die böse Krankheit, sie hat uns so zurückgesetzt.

Marth. Laß es nur gut seyn, der Himmel wird schon helfen. Sieh nur meinen vollen Korb voll Tannenzapfen, den trag ich zur Frau Obereinnehmerin, die braucht sie, um die Plattstäble heiß zu machen, da bekomme ich schon wieder hübsches Geld dafür.

Casp. Das du dann wieder in die Apotheke tragen mußt.

Marth. Freilich hätte ich heut gern den Kindern etwas dafür zu Weihnachten gekauft.

Ich bin gewiß sonst immer zufrieden und froh, aber als ich heut die Bauersleute aus der Stadt kömmen sah, jeder und jede hatte etwas im Korbe oder in der Schürze, um den Kindern heut Abend eine Freude damit zu machen, da ward mir das Herz doch gewaltig schwer, und ich dachte, warum seyd ihr aber auch nur gar so arm!

Casp. Die Kinder verlangen gewiß nichts, sie sind so gut, so fromm, und haben uns so lieb; siehst du, da sind wir eigentlich reich, denn das haben viele Eltern nicht, die ihren Kindern die reichsten Gaben zum heilgen Christ bringen.

Marth. Da hast du recht, guter Mann! aber eine kleine Freude hätte ich ihnen so gern gemacht, daß sie doch auch sich an dem heutigen lieben Tage freuten.

Casp. Laß es nur gut seyn. So bald wir nach Hause sind, machen wir ein recht warmes Stübchen, ich habe ja da Holz nun in Menge; nun setzen wir uns recht traulich zusammen, du neben mich, und auf jedes Bein mir einer von den Knaben, und da erzähle ich ihnen etwas von meinen Wanderschaften, wie ich in frühern Jahren in der Türkei und der Himmel weiß wo war. Was gilt die Wette, die Jungen freun sich mehr, als wenn du ihnen den schönsten Baum mit hundert Lichtern bescheert hättest?

Marth. Ja, das ist schön, und ich koche euch eine gute warme Suppe, und wenn wir so vergnügt neben einander sitzen, wollen wir Gott

bitten, daß er alle Menschen so glücklich mache, als wir es sind.

III.

Der Pachter und seine Tochter.

Heimkehrend.

Toch t. O, Vater! was das für eine Freude seyn wird, wenn sie nun nach Haus kommen, und den Baum mit den Lichtern finden werden, und den Kuchen, und die Aepfel und Nüsse, und die andern schönen Sachen alle, die du den Kindern bescheert hast.

Pacht. Das kann ich mir auch denken.

Toch t. Ich möchte doch dabei seyn, und das alles mit ansehen. Du hättest dort bleiben sollen.

Pacht. Nein, liebe Tochter, das würde die Menschen in ihrer Freude gestört haben. Sie wären beschämt gewesen, hätten ihr ganzes Gefühl nur in Dank ergossen, und so die reine Empfindung des Genusses jener Gaben nicht gehabt.

Toch t. Ich meine, das ist wahr. Es sind wohl recht gute Leute?

Pacht. Sehr brave Menschen, die mit unverschuldeter Noth kämpfen, sehr arm sind, aber auch ihre Kinder besser erziehn, als mancher Reiche.

Toch t. Da habe recht schönen Dank, lieber Vater, daß du ihnen einen frohen Abend gemacht hast.

Pacht. Aber wenn das, was ich ihnen heimlich unter das niedrige Dach gebracht habe, nun alles von dem heilgen Christe wär, der eigentlich dir gehörte, und du nun gar nichts bekämst?

Tocht. Und wenn es auch wäre, kannst du mir denn eine größre Freude machen, als ich habe, wenn ich an das Jubeln und Springen denke, das nun in der kleinen Stube entstehn wird, wo außerdem es gewiß heut Abend recht still gewesen wäre.

Pacht. Und du machst mir mit dieser Gesinnung das schönste Weihnachtsgeschenk, meine gute Tochter! Bleib immer so, suche dein höchstes Entzücken in der Freude, die du andern geschaffen hast, und du wirst selbst immer glücklich seyn.

Th. Hell.

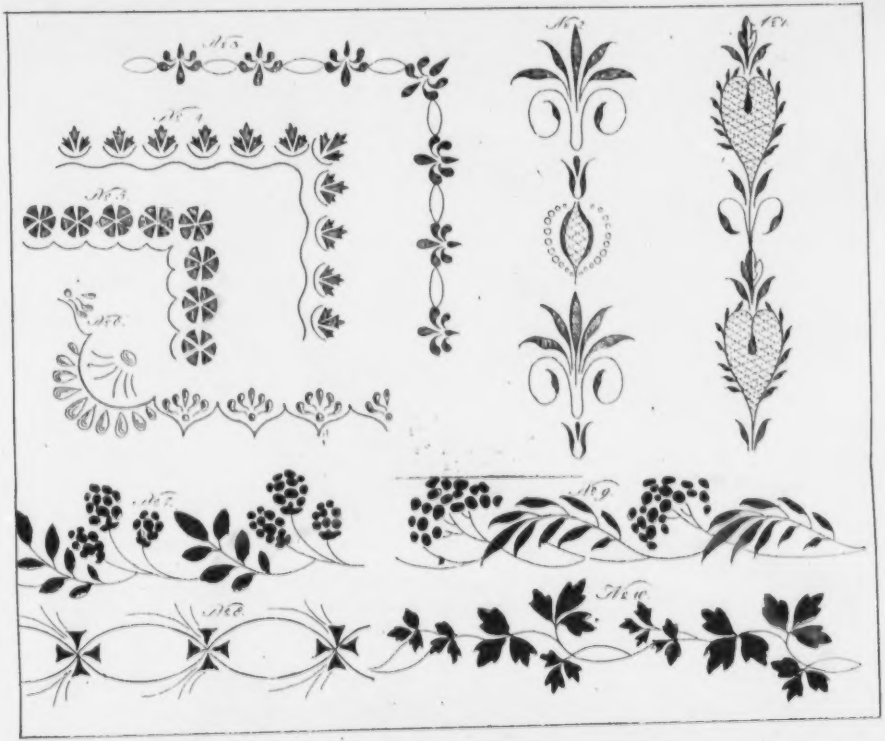

Neueste Mode-Stickerei für Damen.

Etwas über saubere Wäsche, und wie solche durch die Nadel der Stickerin noch mehr zu verschönern ist.

(Mit 10 neuen Desseins auf 1 Kupfertafel.)

Von jeher war man bemüht, weiße Wäsche durch Stickerei noch zu verschönern, und brachte es darin auch, in der That, zu großer Vollkommenheit. Allein welche Ueberladenheit herrschte in diesen Verzierungen, und mit welcher Steifheit waren sie angeordnet! Vergleicht man damit unsere gegenwärtigen — mit welcher Leichtigkeit und zugleich Genauigkeit sind sie gearbeitet! Letztere war in der alten Stickerei keineswegs

vernachlässiget — und hätten nur unsere alten Stickerinnen mit etwas mehr Leichtigkeit gearbeitet, so würden ihre Kunstwerke viel mehr geschätzt werden, als dieß wirklich der Fall ist. Geduld und Fleiß sind darin unverkennbar, und in dieser Hinsicht bleiben sie immer noch achtungswerth. Da jedoch der Geschmack in unsern Zeiten immer erhöhet worden ist, und man beständig auf Verschönerungen bedacht war so habe auch ich darauf Rücksicht zu nehmen nöthig erachtet, und in dieses Taschenbuch wiederum eine Tabelle der neuesten Dessins zu Halbhemdchen, Halskragen, Kantchen und Westen mit eingeschlossen, welche auch auf Strickbeuteln angewendet werden können.

Fig. 1. und 2. sind Dessins zu Halbhemdchen, welche vorn herunter gestickt werden sollen; und diese Muster werden sich gewiß, wenn man die Hohlnaht beibehält, recht gut und leicht machen lassen.

Fig. 3 4. 5. u. 6. sind Dessins in Halskragen, wobei sich zugleich die Ecken befinden, und sogleich durchgezeichnet und unterlegt werden können. Unter diesen Dessins zeichnet sich aber besonders das Fig 6. aus, welches eine runde Ecke macht, aber am Halskragen selbst immer eckig bleibt, und nur darum hier so gemacht ist, damit die Linien nicht einerlei laufen, sondern durch diesen Bogen unterbrochen werden. Welches auch die neueste Manier ist.

Fig. 7. 8. 9. 10. sind Kanten in Westen zu sticken. Fig 7. mit den Beeren würde sich recht gut ausnehmen, wenn die Beeren roth und die Blätter dunkelgrün gemacht würden; und bei Fig. 8. würde ich rathen: eine Parthie von Blättern braungrün, die andern aber schöngrün zu sticken; auf diese Art wäre dieses Muster ganz in seiner Vollkommenheit angebracht.

Dagegen würde sich Fig. 9 wieder auf folgende Art gut ausnehmen; wenn man die Beeren violett, und ein Theil der Blätter braungrün, die andern aber schöngrün machte; so wäre auch in diesem Dessein die Farbenvertheilung richtig, und würde sehr gute Wirkung thun.

Fig. 10. weicht von obigen wieder ab, indem es nur aus zwei Farben besteht: nemlich den Stern braun, und die Bogen grün. Beide Farben passen immer sehr zusammen, ob es gleich der Willkühr einer Jeden überlassen bleibt, wie sie es machen will. In dieser Hinsicht hat der Herr Verleger dieses Taschenbuchs die Dessins nicht coloriren lassen; und man kann sich dabei blos an die Beschreibung halten, um darnach seine Arbeit zu fertigen, mit welcher man, nach ihrer Vollendung, gewiß zufrieden seyn wird.

J. F. Lehmann.

Sehr zu empfehlende Frauenzimmerschriften.

Taschenbuch für Strick- Näh- und andere weibliche Mode-Arbeiten von Netto. 4 Bände mit 98 colorirten und schwarzen Kupfertafeln. Neue Auflage. 10 thlr.

Dieses Taschenbuch lehrt aufs vollständigste, alle anwendbare, gewöhnliche und künstliche Mode- Strick- und Stick-Näharbeiten zu verfertigen, so wie auch künstlich zu steppen, mit der Nadel zu tambouriren, Strick- und Nähseide und Bänder zu färben u. s. w.

Muster der neusten Mode zum Zeichnen, Malen und Sticken, zur Selbstbelehrung für Damen, von Netto. Mit 8 colorirten Folio-Kupfertafeln, cbunden 4 thlr.

Man findet hier neue geschmackvolle Desseins zum Sticken auf Ofenschirme, Tischteppiche, Mousseline, Kasimir-Halstücher, Schawls u. dergl. m.

Leipziger Taschenbuch für Freunde des Schönen und Nützlichen, besonders für edle Gattinnen, Mütter und solche, die es werden wollen, herausgegeben vom Hofrath Fr. Herrmann. 5 Jahrgänge mit vielen Kupfern und Landschaften. à 1 thlr. 4 gr.

Lesebücher.

Mathilde, eine Geschichte aus den Zeiten der Kreuzzüge nach Madame Cottin für Deutsche bearbeitet von N. P. Stampeel. 4 Bände. Mit Kupfern. 8. 4 thlr.

Valerie, oder Briefe des Grafen Linars an Ernst von G., von der Baronesse von Krüdener. 2 Bände. Mit Kupf. 8. 1 thlr. 18 gr.

Macklowie, oder die schrecklichen Bergwerke Tyrols. Eine Geschichte des Wiener Hofes. Mit Kupf. 8. 21 gr.

Elmonde, oder das Kind des Geheimnisses. Nach dem Französischen des Ducray-Dumesnil bearbeitet von K. L. M. Müller. 4 Bände. Mit Kupfern. 8. 3 thlr. 16 gr.

Die Leserinnen dürfen sich von obigen 4 Romanen einen ganz ausgezeichneten Genuß versprechen — Alles, was die Aufmerksamkeit erregen und befriedigen, das Gefühl erwecken und aufs angenehmste zu beschäftigen im Stande ist, findet sich hier vereinigt, und für das Edle und Gebildete dieser Werke bürgen die Namen der deutschen Erzähler.

Albert und Jakobine, oder die friedlichen Thäler an der Starrenburg, vom Rath J. G. D. Schmiedtgen. Mit Kupf. Neue Auflage. 8. 1 thlr.

Ländliche Geselligkeit wird hier in Hinsicht ihrer vortheilhaften und nachtheiligen Wirkung von dem bekannten Verfasser durch Bilder dargestellt, welche eben so freundlich zum Herzen sprechen, als sie das sittliche Gefühl zum Richtigen und Schönen hinleiten.

Jucunde ꝛc. von Kastel. Eine Geschichte aus der Vendee, bearbeitet von Ludwig Theobald Kosegarten. 2 Bände. Mit Kupf. Neue Aufl. 8. 1 thlr. 12 gr.

Keinem wäre es so gelungen, ein französisches Produkt zu einem deutschen Original, voll Kraft, voll der anziehendsten Situationen, zu erheben, als es dem berühmten Verfasser bei diesem Werke gelungen ist. Ohne Versicherung läßt sichs daher schon denken, wie befriedigt Geist und Herz bei dieser Lektüre werden muß.

Hartmann, C. G., Morgenländische Erzählungen, oder orientalische Blumenlese. Neue mit Kupfern vermehrte Aufl. 8. 1 thlr.

Gern sammelt man mit dem Verfasser, dessen Leitung so gefällig und angenehm ist, die schönsten Blüthen des Morgenlandes, und freut sich über das Schöne und Körnige, was man in so mannichfaltiger Hinsicht mit unbetäubter Einbildungskraft findet und genießt.

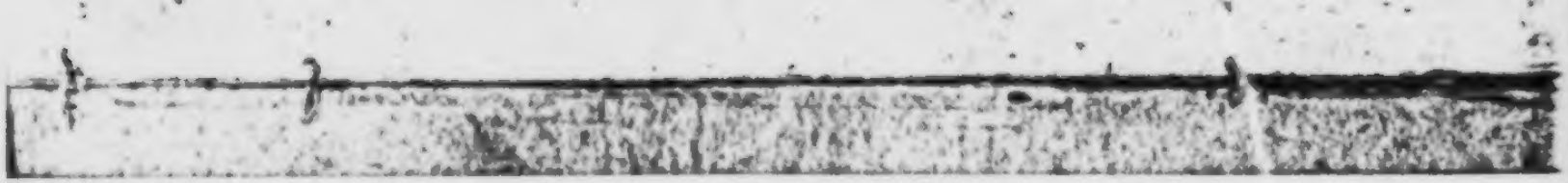

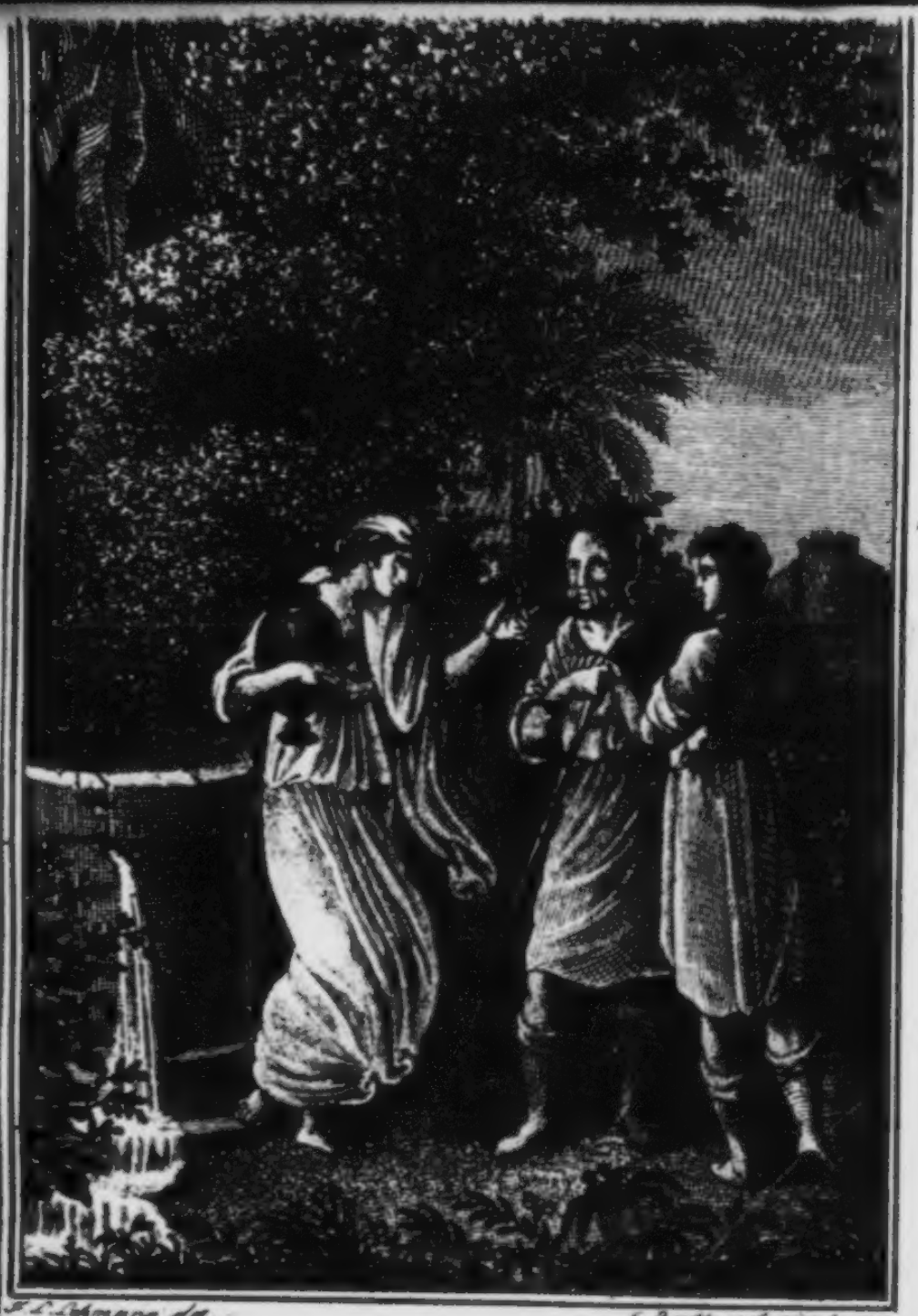

F. L. Lehmann dg. C. Nutter sc. Leipzig fc. 1811

Die Eroberung von Jericho.

Penelope.

Taschenbuch
für das Jahr 1812
der
Häuslichkeit und Eintracht
gewidmet
von
Fr. Kind, Fr. Laun, E. Meyer ꝛc.
Herausgegeben
von
Theodor Hell.

Mit zehn Kupfern und Landschaften und zwei Tafeln mit den neuesten Dessins zur Modestickerei.

Leipzig,
bei J. C. Hinrichs.

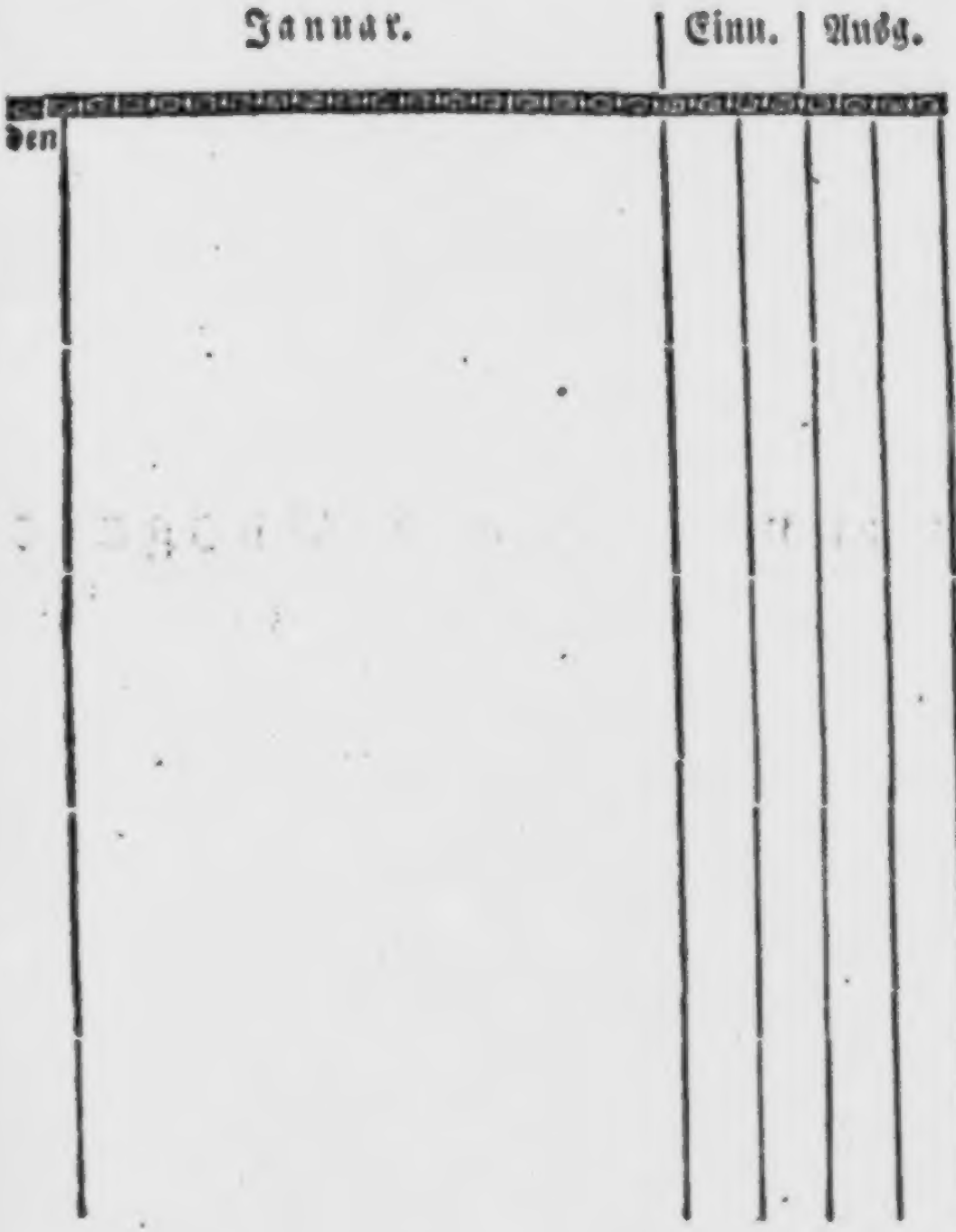
Januar.
Einn.
Ausg.
den

Februar.	Einn.	Ausg.
den		

März.	Einn.	Ausg.
den		

April.	Einn.	Ausg.
den		

May.	Einn.	Ausg.
Den		

Hier vereinigten sich die beiden Matronen, als den Erhabene
entrirt.

Juny.	Einn.	Ausg.
den		

July.	Einn.	Ausg.

Brücke von Conneuitz

August.	Einn.	Ausg.			
den					

September.	Einn.	Ausg.

Gott! Bruder Anton.

October.	Einn.	Ausg.
den		

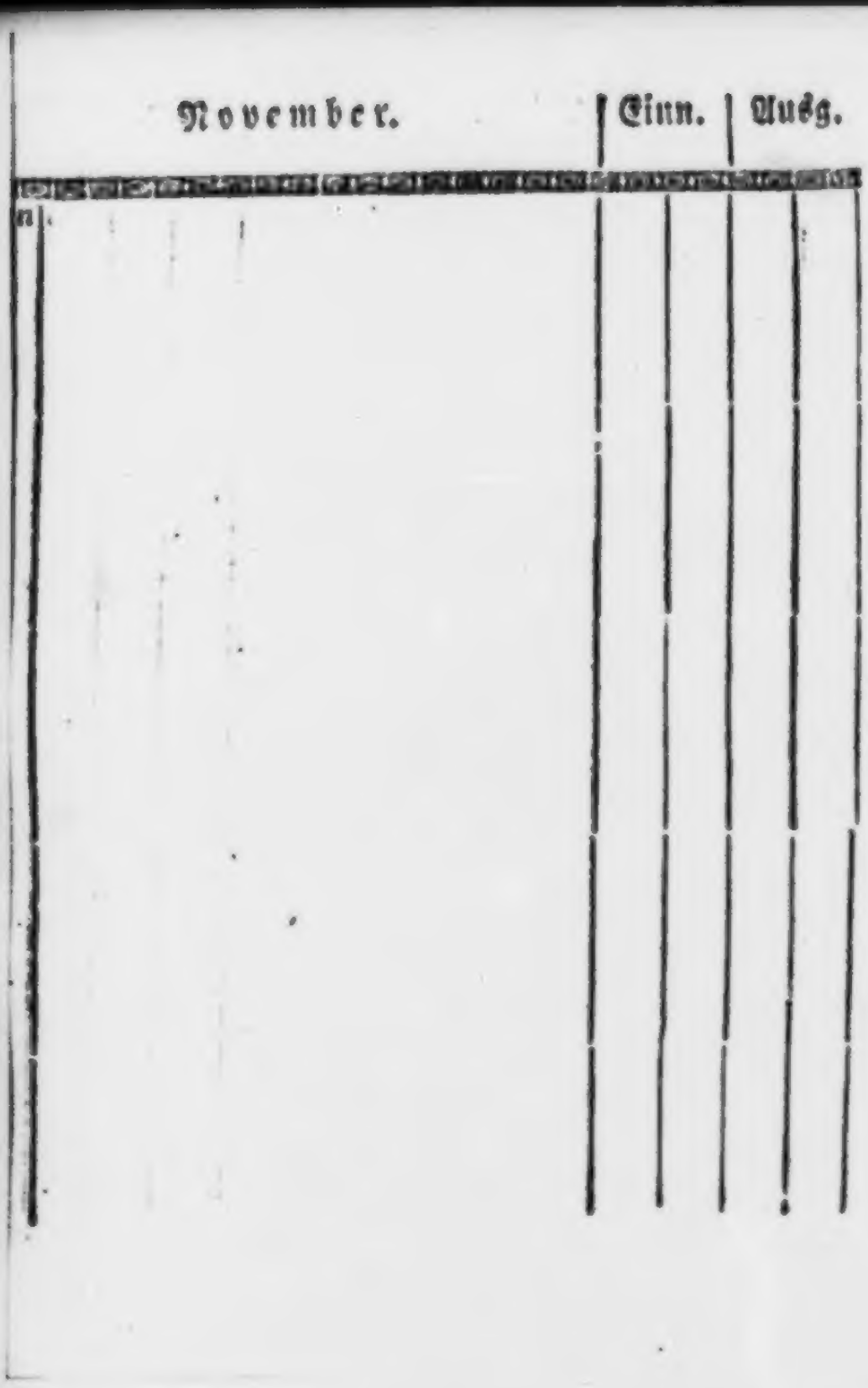
November.
Einn.
Ausg.

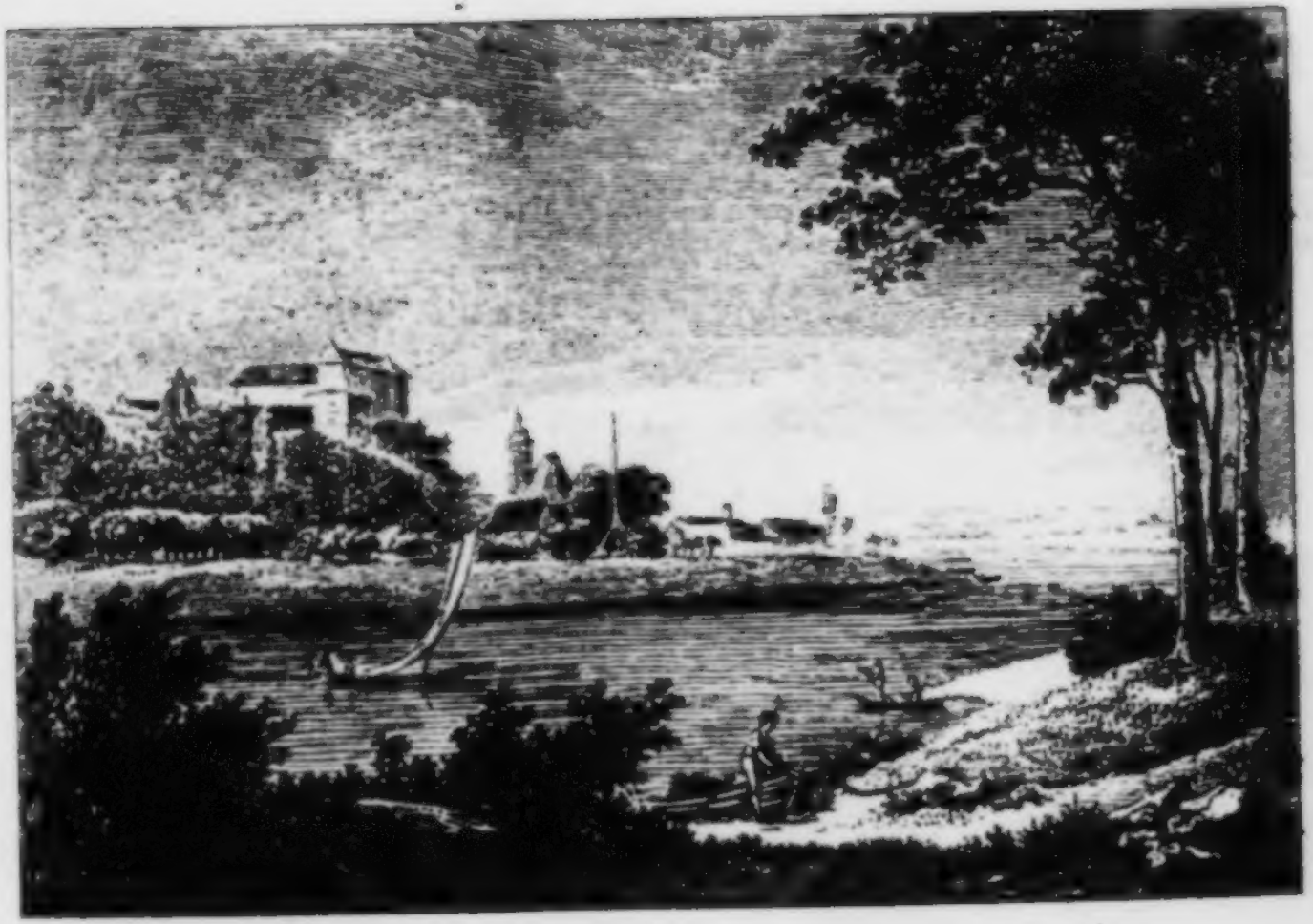

Pavia

December.	Einn.	Ausg.
den		

Uebersicht
der
Einnahme und Ausgabe
im Jahr 181 .

Monate.	Einn.	Ausg.
Januar		
Februar		
März		
April		
May		
Junius		
Julius		
August		
September		
October		
November		
December		
Summa		

Ueberschuß:
Defect:

Der Königs-Tisch

Inhalt.

Der seltene Wahlspruch. Von Friedrich Laun. . . . . S. 1

Die Harfe. Ein Beitrag zum Geisterglauben. Von Theodor Körner. . . — 20

Die Eroberung von Jericho. Von Madame Cottin. Verdeutscht von Wilhelm Vrögelmann. . . . . — 38

Der Herr Nachtigall-Inspektor Zeising, oder Vajazzo, ein glücklicher Freiwerber. . — 75

Die Prüfung. Nach dem Spanischen vom Verfasser des Romans Heliodora. . — 187

Die Rückkehr des Vaters. Ein Familiengemälde in einem Akte. Von Theodor Hell. . . . . S. 221

Der Genius der frommen Liebe. . . . — 237

Der Bandhändler. Von Fr. Kind. . — 261

Der Strom der Zeit. Von Theodor Hell. . . . . — 265

Nebst vier Kupfern zu den Erzählungen, sechs Landschaften von Günther ꝛc. und zwei Tafeln der neuesten Mode-Dessins von Lehmann mit Erklärung.

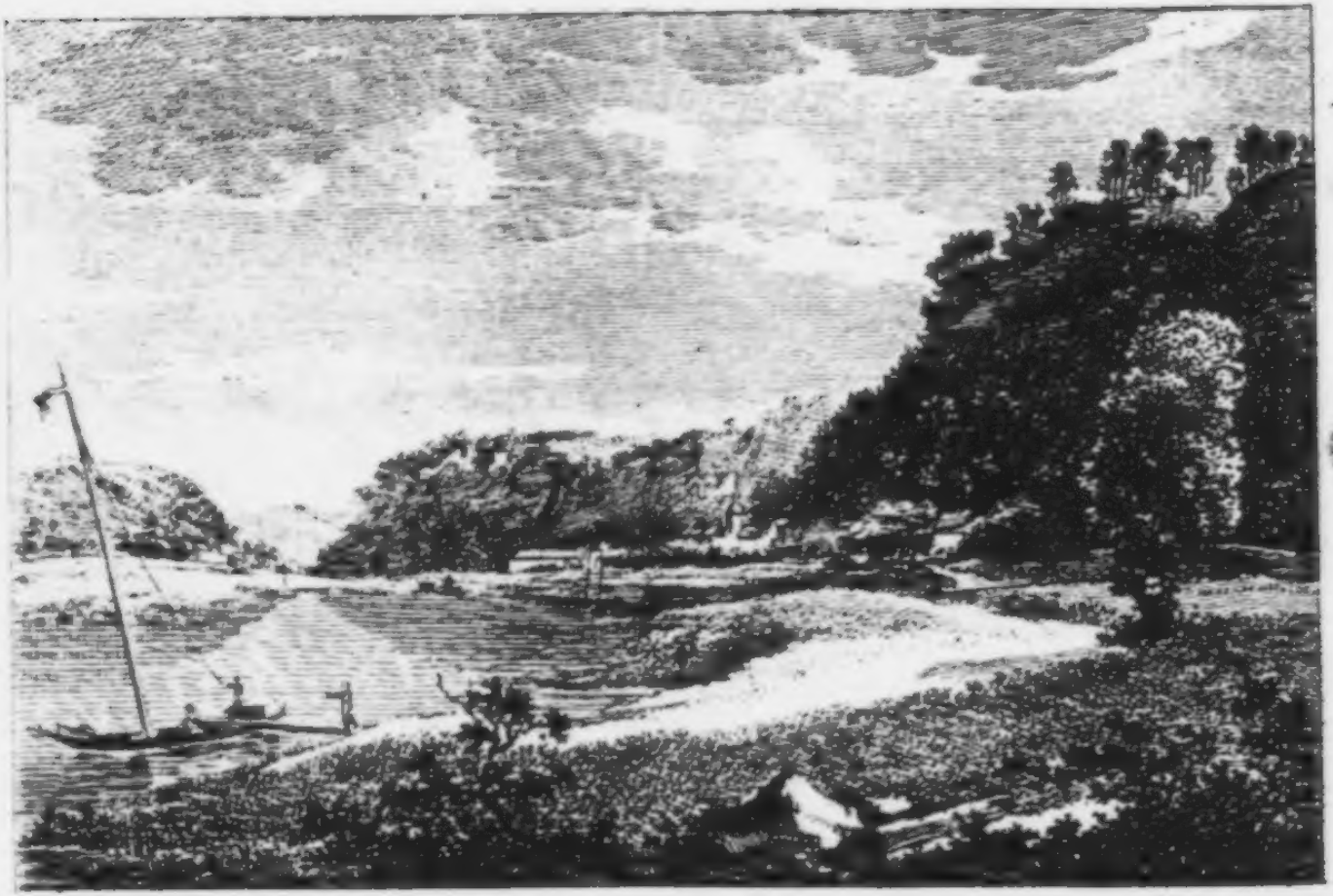

Wohlgeboren

Kupfererklärung.

Die vier Kupfer, welche Scenen aus vier verschiednen Erzählungen dieses Taschenbuchs darstellen, bedürfen keiner Erklärung, da die Unterschriften derselben die Erzählungen, aus denen sie genommen sind, anzeigen.

Sechs landschaftliche Gegenstände bieten die übrigen Kupfer dar.

1. Leipzig. Die Ansicht ist von der Gegend vor dem Grimmaischen Thore hergenommen, bei den Thonbergen.

2. Brücke von Connewitz. Ueber sie führt der Weg nach Raschwitz. Dies Dörfchen mit seinen reizenden Umgebungen wird von der eleganten Welt Leipzigs so oft besucht, ist allen, die sich je auf den berühmten Leipziger Messen in Geschäften oder blos zum Vergnügen eingefunden haben, gewiß so bekannt, daß die Erinnerung an eine Parthie des Weges dahin ihnen ohnstreitig angenehm seyn wird.

3. Pirna. Ein freundliches, durch Handel belebtes und wohlhabendes, volkreiches Städtchen an der Elbe, einige Stunden von Dresden. Das Schloß, welches man erblickt, ist der Sonnenstein, ehemals eine Festung, jetzt neuerdings zur Verwahrung und Heilung der Irren und Wahnsinnigen bestimmt. Man genießt von ihm

aus eine herrliche Aussicht in das Elbthal und dessen weite Umgebungen.

Die folgenden Kupfer stellen Gegenden aus der sogenannten sächsischen Schweiz dar.

4. Die Königsnase. Nach der Aehnlichkeit des Felsens en Profil gesehen mit dem Gesichte König Friedrich August des Starken. Daß die Phantasie dem Schauer dabei selbst eine kleine Nase drehen müsse, versteht sich von selbst. Noch eine andere Nase desselben Namens findet man ohnfern der böhmischen Gränze an der Elbe, und in der That gewähren diese Naturspiele interessante Gesichtspunkte.

5. Wehlstädtchen. Ein kleines Städtchen an der Elbe. Pirna liegt links, dies rechts, etwa zwei Stunden davon. Es nährt sich größtentheils von Schiffahrt auf dem Flusse, und den Besuchen naturliebender Fremden.

6. Die Radner Steinbrücke. Die Elbe höher hinauf als Wehlen liegt das Dorf Raden, das sich friedlich in einem herrlichen mit hohen Gebirgen begränzten Thale hinzieht. Es giebt dort auch viele Steinbrüch an der Elbe. Die Gegend von Raden gehö nter die schönsten der sächsischen Schweiz, d. die wunderbaren, majestätischen Formen ihrer Felsen. Auf ihren höchsten, unwegsamsten Gipfeln findet man noch Spuren, daß ehemals hier Menschen wohnten, diese Zugänge noch befestigten, und wahrscheinlich Räuberhandwerk dort trieben.

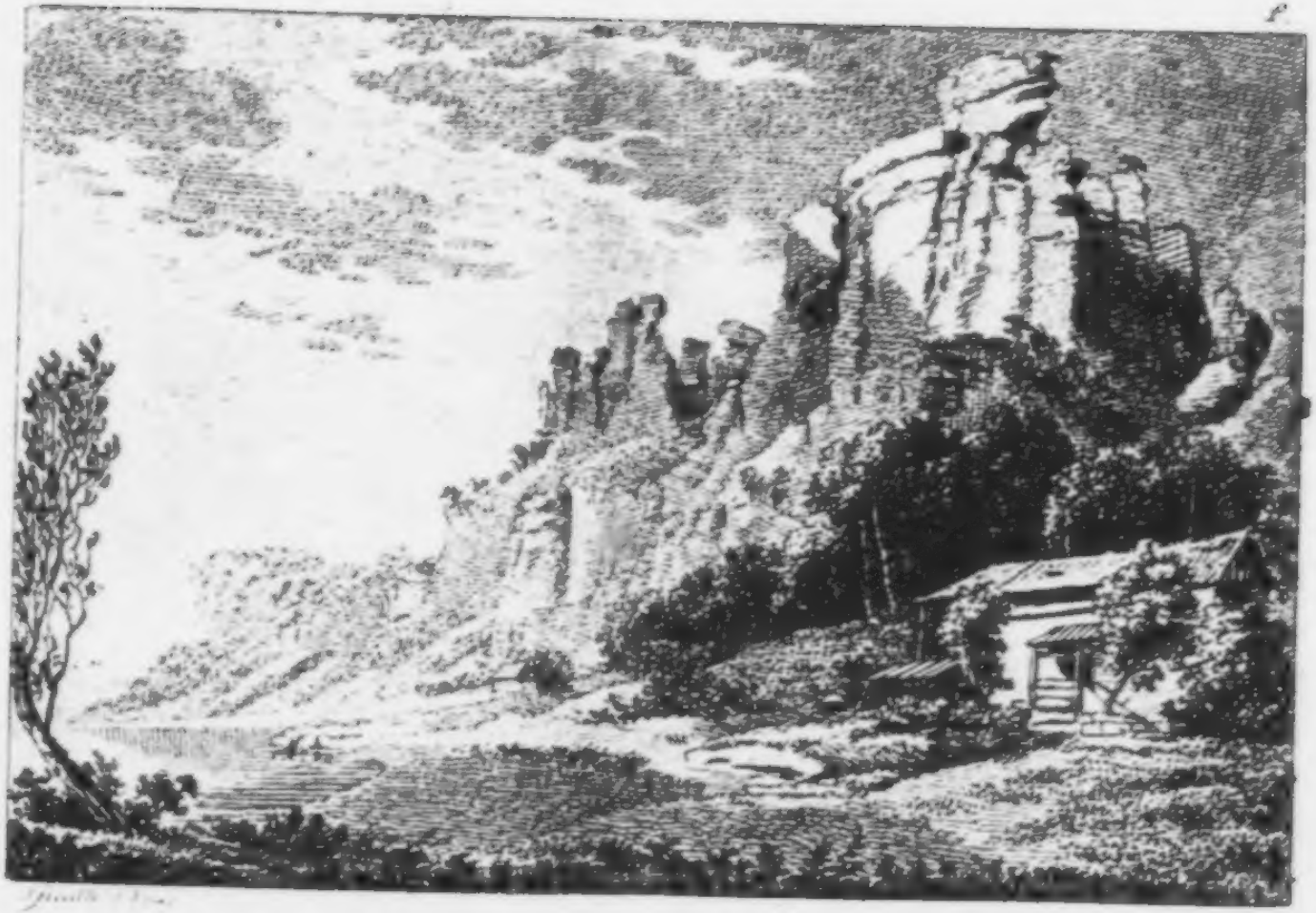

Die Rudner Steinbrücke

Der seltene Wahlspruch.

Der Justizrath von Rothenheim hatte in einem halben Jahre zwei Todesfälle erlebt, die ihn äußerst niederdrückten. Erst war ihm die Gattin, dann der Vater gestorben. Der letztere Fall hatte ihn mehrere Monate lang von der Residenz und seinen Geschäften entfernt gehalten, weil der Nachlaß des Verblichenen in eine Menge Erbtheile zerfiel und sich nicht in der nöthigen Ordnung befand.

Bei Rothenheims Rückkehr waren seine Amtsgeschäfte sehr angeschwollen und der Bediente trat am Tage nachher mit einigen ungeheuern Aktenstößen hinter ihm ins Zimmer. Die Abfassung eines wichtigen Berichts, den der Fürst schon mehreremal erinnert hatte, verlangte das strengste und ungestörteste Nachdenken. Ich bin für Nie-

mand zu Hause! sagte der Justizrath, legte sein Negligee an und setzte sich zum Arbeitstische.

Aber wenn auch die Beunruhigungen von außen abgewehret wurden, so war dies doch nicht der Fall mit denen im Hause selbst. Zwar hatte der Justizrath die Thüre ebenfalls verriegelt, welche nach dem Zimmer seiner beiden vier- und fünfjährigen Kleinen führte. Allein Bertha und Albert hatten den Vater nach Hause kommen sehen und pochten so lange an seine Thüre, bis er aufmachte. Das böse Gesicht, mit dem es geschah, verscheuchte die Kinder. Doch ihr mislungener Plan, beim Vater zu bleiben und dabei vielleicht etwas Zuckerwerk zu erobern, machte sie gleichfalls böse. Die Aufseherin, die während der Abwesenheit des Herrn ihnen allen Willen gelassen hatte, mußte das Mislingen entgelten. In kurzem war sie wieder an der Thüre und bat um's Himmelswillen, daß er ihr nur gegen die Kinder beistehen möchte, weil gar kein Auskommen mit ihnen sey.

Kaum aber hatte der Justizrath durch einige altpädagogische Manöuvres in der Kinderstube die Ruhe hergestellt und sich aufs neue den Akten zugewendet, so tobte der Sturm abermals gegen

seine Thüre los. Albert wurde von seiner Schwester einer böslichen Verstümmelung ihrer Puppe angeklagt, und beschuldigte Berthan dagegen, daß sie ihm seinen Leibhusaren ausgezogen habe, der doch aufs Ausziehen nicht eingerichtet sey. Die wechselseitigen Klagen wurden in den schneidendsten Tönen fortgesetzt. Die vermittelnde Aufseherin erhielt den gewöhnlichen Lohn der Vermittelung. Vergebens gebot der Justizrath zu wiederholten Malen Ruhe. Der Lerm vergrößerte sich mit jedem Momente. Er mußte öffnen und ein zweites Exempel statuiren.

Er zitterte am ganzen Leibe, als er zurück kam. Der Sinn, den seine wichtige Arbeit erforderte, war durchaus gestört. Sein blizendes Auge sah die Buchstaben nur noch einzeln in den Akten herum schwimmen. An eine Sammlung des Geistes war nicht mehr zu denken.

Höchst unmuthig warf er sich auf das Sopha. Das war bei Lebzeiten seiner Gattin alles anders gewesen. Diese hatte sich fast ausschließend mit den Kleinen beschäftigt. Sollte er nun auf Kosten seines Berufs ihre Stelle bei den Kindern einnehmen, oder die in kurzem so unbe-

schrecklich verwilderten Geliebten einem fremden Erziehungshause anvertrauen?

Er war aus dem Negligee in seiner ordentlichen Kleidung, daß er kaum wußte wie. Das Haus, wie es jetzt war, ängstigte ihn allzusehr.

Hut und Stock wurden herbeigeklingelt. Ich werde vermuthlich spät nach Hause kommen! sagte er zu dem verwunderten Bedienten, der aus den frühern Anstalten geschlossen hatte, der Justizrath wolle, wie sonst häufig geschah, die halbe Nacht an seinem Arbeitstische zubringen.

Rothenheim war für den Abend eingeladen. Er hatte es zwar abgelehnt, doch umsonst. Er mußte versprechen, gewiß zu kommen, wenn seine Zeit es erlaubte. Unter den eingetretenen Umständen war dies der Fall und er beschloß den Abend in jenem freundschaftlichen Kreise, wenn nicht zu genießen, doch wenigstens zu verleben. Noch war es zu früh dazu. Er durchlief einige Gärten so stark, daß ihm die Tropfen auf der Stirne standen. Aber diese zweckwidrige Eil beruhte auf Täuschung. Er wollte seinen Gedanken entfliehen, die ihm überall nachkamen. Der schöne Tag verfehlte seine Wirkung. Wo er hin-

sah in die Blumen, da sprang auch sein einsamer, voller Aktentisch ihm in's Auge. Mitten im heitern Blau des Himmels saßen die ausgearteten Kinder und schienen nach einer Mutter zu schreien.

Der Justizrath vergab sich kaum den Gedanken, ihnen schon jetzt eine zweite Mutter zu geben. Die kurze Zeit, daß die Gattin verblichen war, sprach, und sein Herz sprach noch lauter von der geliebten ersten. Es verdroß das Herz, daß die Vernunft dem Gedanken das Wort redete. Aber die Vernunft ließ sich nicht stören.

Inzwischen war die Zeit der Gesellschaft herbeigekommen. Der Justizrath richtete seine Schritte dahin. Eine sehr erfreuliche Ordnung im ganzen Hause machte guten Eindruck auf ihn. Alles hielt die Mitte zwischen den Ansprüchen des Glanzes und einer behaglichen Wohlhabenheit der Besitzer. Der Wiederschein davon zeigte sich in der anständigen Zwanglosigkeit der ganzen zahlreichen Versammlung.

Beim Eintritt in das Spielzimmer sagte die interessante Baronesse als Wirthin zum Justizrathe: Sie werden meine Sorgfalt um Ihre Partie ganz verkennen. Ich hatte Ihnen eine

sehr geistreiche Dame ausgesucht. Aber sie kommt nicht. Ich fürchte, daß Sie mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen müssen.

Der Justizrath stellte ihre allzugroße Bescheidenheit nothdürftig in's Licht und versicherte, daß er keine angenehmere Gesellschafterin kenne und wünsche.

So kennen Sie die Frau von Wellingen zuverlässig nicht! sagte die Baronesse.

Rothenheim gestand das und die Wirthin zerstörte durch ein ernstes Gesicht das ziemlich unbeholfene Kompliment, welches er hinzufügen wollte.

Einen einzigen Fehler hat die Wellingen, sagte die Wirthin. Sie opfert sich nämlich allzusehr für das Kind auf, das ihr verstorbener Gemahl ihr hinterließ. Ich bin auch überzeugt, daß an ihrer heutigen Abwesenheit nichts als eine leichte Unpäßlichkeit dieses Kindes Schuld seyn könne. Die Wellingen ist — —

Halt! sagte jetzt eine graziöse, weibliche Gestalt, bei deren Erscheinen alles ehrerbietig Platz gemacht hatte. Die Rede ist von mir. Ich möchte nicht gern meine Freundin kompromittiren.

Eben bin ich mit dem Tadel fertig! sagte die

Baroneſſe die Ankommende umarmend. Worin er beſtand, können Sie leicht errathen.

Man verſtändigte ſich. Auch diesmal war wirklich das Kind Urſache an dem langen Ausbleiben der Frau von Wellingen geweſen.

Rothenheim bewies ihr während des Spiels eine beſondere Aufmerkſamkeit. Bei Tiſche, wo er ihr Nachbar war, hatte er noch mehr Gelegenheit dazu. Ihre Nähe war auch auf ſeine Stimmung von dem bedeutendſten Einfluſſe geweſen. Zuvor hatte er gefürchtet, ſich und der Geſellſchaft durch einen niedergedrückten Geiſt zur Laſt zu fallen, und nun fand er dieſen von dem ſeelenvollen Auge und der gewählten Rede ſeiner Nachbarin ſo vielſeitig geweckt und belebt, daß er ſich ſelbſt darüber verwunderte.

Die edle Haltung der Frau von Wellingen, die auſſerordentliche Eleganz und eine ſo kunſtreiche als ungekünſtelte Anordnung der Gewänder, aus denen ihr Körper ſich friſch und reizend hervor hob, trugen unſtreitig ihr Theil zu der Begeiſterung bei, worein der Juſtizrath allmählig gerieth.

Alles vereinte ſich auch, der Frau von Wellingen das Wort zu reden, von dem vorigen

Tadel der Baronesse an bis auf die sichtbare Hochachtung, welche ihre Bekannte in der Gesellschaft ihr bezeigte. Zudem nahm das Gespräch zuweilen eine Wendung, wobei ihre schöne Gesinnung ganz ungesucht sich entfaltete. Es war dem Justizrathe gerade, als ob er sie schon seit Jahren kenne und verehre. Das wäre eine Mutter und eine Gattin! dachte er.

In einem Gespräch mit ihr, als der schöne Mondschein die Gesellschaft nach Tische noch auf ein Viertelstündchen in den Garten gelockt hatte, berührte er manches, was darauf hindeuten konnte. Frau von Wellingen schien ihm nicht abgeneigt, doch wußte sie seine besondern Anspielungen auf sie immer so geschickt in das allgemeine Kapitel von weiblichem Charakter und Häuslichkeit hinüber zu leiten, daß er seine Plane nicht weiter zu verfolgen wagte.

Man schied äußerst freundschaftlich.

Mit gutem Bedacht war er der letzte. Da er nicht mehr mit Frau von Wellingen sprechen konnte, so wünschte er wenigstens von ihr zu sprechen. Die Hauswirthin kam ihm auf halbem Wege entgegen.

Nun, lieber Rothenheim, fing sie an, was

ſagen Sie zu der Nachbarin, die ich Ihnen ausgeſucht habe?

Den beſten Dank bin ich Ihnen ſchuldig, gnädige Frau.

Und wenn Sie dieſe Frau bei Lebzeiten ihres Mannes ſollten geſehen haben! Wahrhaftig, lieber Rothenheim, es wäre Ihr Unglück geweſen. Dieſe Güte, dieſes Zuvorkommen gegen einen überaus ſtörrigen unangenehmen Menſchen, dieſe Nachſicht mit ſeiner Beſchränktheit, wahrlich, Sie hätten die Wellingen angebetet.

Der Juſtizrath zog die Hand der niedlichen Lobrednerin mit dankbarem Feuer an ſeinen Mund und ſann auf dem Heimwege weiter über den Gegenſtand nach, der ihn den Abend beſchäftigt hatte.

Die Wahl der erſten Gattin war mehr auf ſeines Vaters als auf ſeine Rechnung gekommen. Er hatte jedoch kein unglückliches Leben mit ihr geführt und in der Fülle ihrer mütterlichen Zärtlichkeit einen ehrwürdigen Erſatz deſſen gefunden, was er als Gatte vielleicht an ihr vermißt haben mochte. Seine Betrübniß bei ihrem Tode war ungeheuchelt. Seitdem war er noch nicht mit ſich einig geweſen, ob er künftig wieder eine

Ehe eingehen solle, oder nicht. Darüber aber war er's, daß seine zweite Frau allen Glanz der Jugend mit einem weichen Herzen vereinigen solle. Seinem feinen, durch die Kunst gebildeten Sinn für Schönheit war ein Urtheil hierüber eingeräumt, und er zweifelte fast, eine Frau zu finden, welche beides, die strenge Kritik seines Auges und seines Verstandes aushalten konnte.

Frau von Wellingen war gleichwohl durchaus nicht das Ideal für sein Auge, das immer nach ganz geregelten Formen zuerst fragte. Aber die Seele, die mit ihren Reizen zugleich und unverkennbar wirkte, gewann das Herz des Justizraths, ehe sein Blick sich dagegen nur aufzulehnen vermochte. Der Verstand mußte auf Seiten des Herzes seyn, und es war unverkennbar die Flamme der Liebe, was sein ganzes Wesen jetzt auf einmal durchzitterte.

Die letzte Rede der Baronesse hatte sie außerordentlich genährt. Er rief sich zu Hause die Gartengespräche mit seiner neuen Bekannten zurück. Es kam ihm vor, als ob sie ihm ebenfalls geneigt sey und nur aus weiblichem Zartgefühl seiner nicht genug ausgesprochenen Neigung habe

ausweichen müssen. Er schalt sich einen Thoren, daß er nicht geredet hatte, und suchte sogleich das Versäumte in einem Briefe nachzuholen.

Nur dann, gnädige Frau, fing er an, kann ich mir selber Gnüge leisten, wenn ich mit dem Worte herausgehe, welches Ihr Ruf und Ihre Eigenschaften unauslöschlich in meine Seele gruben, mit dem Worte der Liebe. Es schwebte schon verhin auf meinen Lippen. Es verstummte nur, weil es sich von Ihnen zurückgewiesen glaubte. Auch jetzt fühle ich wohl, daß die Furcht ihm abermals die Sprache benimmt. Denn ich hatte Ihnen soviel zu sagen, ehe ich mich setzte, und nun stockt die Feder, als ob sie meine Verurtheilung auf diesem Papiere unwillkührlich aussprechen sollte. Gleichwohl muß ich Entscheidung haben. Gnädige Frau, können Sie sich entschließen, meine Liebe zu erwiedern und Ihre mütterliche Zärtlichkeit auf meine Kinder mit zu erstrecken? Kurz, darf ich hoffen, daß Sie es nicht verschmähen, künftig Einen Namen mit mir zu führen? Antworten Sie, Gnädige, aber bald und bestimmt und ganz nach der Eingebung Ihres von mir hochverehrten Herzens.

Rothenheim fand den Brief beim Ueberlesen so trocken und schlecht, daß er nicht ihn, daß er sich selbst hätte zerreißen mögen. Allein, ob er schon am folgenden Morgen etwas anders zu schreiben versuchte, besser brachte er doch keinen zu Stande und entschloß sich daher, diesen abzusenden.

Die Antwort erfolgte eine Stunde darauf. Er frohlockte, daß sie seinen Wünschen in der Hauptsache ganz gemäß war. Nur behauptete Frau von Wellingen, daß er sie durchaus erst näher müsse kennen lernen. Ob ihm dies gleich sehr überflüssig schien, so säumte er doch nicht, zu ihr zu eilen.

Wohnt hier Frau von Wellingen? fragte er, als er durch den einsamen Vorsaal in das Zimmer einer Dame kam, welche im Negligee am Stickrahmen saß.

Sie ist ausgegangen, sagte die Dame und fügte bald darauf lächelnd hinzu: Sehen Sie wohl, lieber Rothenheim, daß Sie mich noch gar nicht kennen.

Der Justizrath erschrack in der That nicht wenig. Der Sprache nach, war es Frau von Wellingen selbst. Gleichwohl hätte er die Spu-

ren der gestrigen Reize in dem blassen Gesichte schwerlich wieder gefunden. Er konnte seiner Verlegenheit nicht ganz Meister werden. Frau von Wellingen sagte: Nicht wahr, Sie geben mir Recht, daß eine nähere Bekanntschaft in dergleichen Fällen recht sehr anzurathen ist? Ein mislungenes Kompliment von Rothenheims Seite bejahte die Frage, die es verneinen sollte, und ein zweiter Besuch kam sehr gelegen, um ihn von der unbehaglichen Fortsetzung des seinigen zu dispensiren.

Die Baronesse lag gerade im Fenster, als er bei ihrem Hause vorbei kam. Ihr schalkhaftes Gesicht schien auf seinen Morgenbesuch hinzudeuten. Er eilte zu ihr hinauf.

Guten Morgen, sagte sie, ihm entgegenkommend. Aber was ist Ihnen, Rothenheim? Sie sehen gerade so verdrießlich aus, als ob Sie Frau von Wellingen nicht angetroffen hätten.

Und doch. Sie sollen alles hören, von meinem übereilten Briefe an, bis zu dem gänzlichen Verkennen der Person, an die er gerichtet war. Er erzählte.

Die Baronesse betrachtete ihn mit großen Augen. Sie behauptete, die verkannte Dame

auch im Aeußern stets so liebenswürdig wie gestern gesehen zu haben.

Auch bei Tage?

Auch! — Und ich begreife noch nicht, wo Sie, mein Lieber, diesen Morgen Ihre Augen gehabt haben mögen. Doch will ich mich selbst überzeugen und auch Sie. Ich fahre hernach zu ihr, um sie auf Morgen zum Frühstück im Garten einzuladen, wozu ich Sie ebenfalls zu kommen bitte. Keinen fremden Menschen weiter. Wenn Sie hübsch zeitig erscheinen wollen, so sollen Sie auch hören, wie **meine** Augen die Dame heute gefunden haben.

Rothenheim war nie weniger mit sich im Reinen gewesen, als diesen Tag und die Nacht darauf. Zufällig hatten gerade an diesem Tage seine Kinder sich recht gut betragen. Er schlug sich ohne Aufhören vor die Stirn, weil er durch den verwünschten Brief sogar sehr kompromittirt worden war, und einen so übereilten Schritt für seine verständigen Jahre ganz unverzeihlich fand.

Er stellte sich so früh als möglich bei der Baronesse im Garten ein.

Nun, gnädige Frau? fragte er nach den ersten Höflichkeiten.

Ich will gar nichts sagen! antwortete die Wirthin lächelnd.

Weil Sie mir nicht Recht geben wollen.

Darum wahrlich nicht. Vielmehr weil Frau von Wellingen Sie selbst überzeugen mag. Ja, lieber Freund, die Hypochondrie muß gestern häßlich auf Ihre Sehnerven gewirkt haben, denn meines Erachtens war die bewußte Dame gerade so reizend wie den Abend zuvor. Doch kein Wort weiter darüber. Dort fuhrt ihr Wagen so eben meinen besten Beweis herbei.

Rotheuheim wußte nach diesen Behauptungen nicht, was er von seinen gestrigen Augen denken sollte. Als aber Frau von Wellingen selbst erschien, da kam die Reihe sich zu verwundern an die Baroneße. Wirklich war die Ankommende so auffallend verändert, daß die Wirthin ihr Befremden mit der Frage, ob ihr etwas fehle? zu verschleiern suchte.

Nicht eben, meine Liebe! antwortete Frau von Wellingen. Auch der Baron, der jetzt dazu kam, hatte an sich zu halten, um sein überraschtes Auge nicht zu verrathen.

Die Unterhaltung, welche Anfangs ziemlich stockte, erhielt nach und nach Leben und Seele. Auch die Gesichtszüge von Frau von Wellingen belebten sich davon so schön, daß die nicht ganz regelmäßigen Linien, welche heute nicht wie sonst von jugendlichem Glanze ausgeglichen wurden, in Vergessenheit geriethen und das Frühstück in dem Grade freundlich und innig endete, als es fremd und gezwungen angefangen hatte.

Sie haben doch Recht gehabt, Rothenheim! sagte die Baronesse, als Frau von Wellingen hinweg war.

Aber auch Unrecht, liebe Baronesse.

Wie das?

Weil ich sogleich mich abschrecken ließ. Hätte ich das Gespräch verfolgt, wie heute, so würde ich gewiß einen unruhigen Tag und eine schlimme Nacht weniger gehabt haben. Denn die Häßlichkeit selbst müßte am Ende über ihren Geist und ihr Gefühl, ja schon über die schöne, reine Stimme in Vergessenheit kommen.

Eine Unpäßlichkeit hielt Frau von Wellingen mehrere Tage im Zimmer. Rothenheim suchte sie wieder auf. Er fand eine junge, schöne Verwandte bei ihr. Da die Unpäßlichkeit von kei-

ner Bedeutung war, so gewann die Unterhaltung gar bald einen recht fröhlichen Ton.

Der Besuch wurde mehrere Tage wiederholt. So liebenswürdig aber auch die Verwandte der Kranken war und sich zeigte, der Geist und die Art der Frau von Wellingen trug dennoch den Sieg über Rothenheim davon. Besonders erfreute ihn auch ihre zärtliche Sorgfalt und das ganze, kluge Benehmen gegen Adelen, ihre Tochter. Seinen Kindern fehlte eben eine solche Mutter. Zwar waren die Reize, welche ihn zuerst an sie gefesselt hatten, wunderbar genug, bis auf ein vielsagendes Auge, seitdem fast gänzlich verschwunden. Auch fand er die frische Jugend, die er von seiner zweiten Gattin verlangt hatte, weit eher bei der schönen Verwandten, als bei der Wellingen. Diese gab ihm selbst Gelegenheit, des reizenden Fräuleins Liebenswürdigkeit näher kennen zu lernen. Sie bat ihn, das schöne Kind an ihrer Statt in die Oper zu begleiten und ihr zurückzubringen.

Was sagen Sie zu meiner lieben Nichte? fragte sie, als er am Morgen darauf allein bei ihr war.

Ich halte sie Ihrer Verwandtschaft vollkommen würdig.

Nicht auch der Ihrigen? fragte Frau von Wellingen lächelnd.

Ich könnte nur dadurch geehrt werden, und es fragt sich, ob Sie mir durch Gewährung meines Ihnen neulich geäußerten Wunsches diese Ehre zuerkennen wollen.

Frau von Wellingen brach das Gespräch ab.

Rothenheim wandte sich an die Baronesse. Er sagte ihr alles, was sein Herz für Frau von Wellingen fühlte und beschwor sie um ihre Fürsprache.

Frau von Wellingen war eine Zeitlang unerbittlich. Aber als Rothenheim nicht abließ und durch die herzlichsten Versicherungen endlich ihr selber die Ueberzeugung mittheilte, daß er keine bessere Gattin für sich und keine bessere Mutter für seine Kinder finden könne, da fügte sie sich in seine Wünsche.

Von nun an erschien Frau von Wellingen, welche jetzt immer die Kranke gespielt hatte, wieder auf Einmal öffentlich und zwar in dem Glanze, der ihrem Aeußern die letzten Wochen über ganz abgegangen war.

Rothenheim glaubte mit einer Zauberin zu thun zu haben und gab ihr das zu erkennen.

Doch ist es nur ganz natürliche Zauberei gewesen, sagte sie. Meine neun und zwanzig Jahre legen mir die Pflicht auf, bedächtig zu handeln und meinen Gefühlen möglichst zu gebieten. Die unbedachtsame Liebe will dem Auge des Geliebten immer, und selbst auf Kosten der Wahrheit schön erscheinen; aber die beleidigte Wahrheit nimmt gemeiniglich furchtbare Rache. Ich habe daher die umgekehrte Maxime befolgt. Erkennen Sie, Lieber, in dem Opfer, das meine Eitelkeit brachte, wenn Sie alle Toilettenkünste von sich wies, ja zuweilen absichtlich verstellende Trachten wählte, meine Liebe zu Ihnen. Mein Wahlspruch war: Keine Täuschung, die mich doch in der Folge herabsetzen mußte! —

Rothenheims glückliche Ehe mit der geistreichen Frau redet auch diesem Wahlspruch so sehr das Wort, daß er wohl manchen Liebenden zu empfehlen seyn möchte. Doch ist freilich die Schwierigkeit, nach ihm zu handeln, gar nicht zu verkennen.

Friedrich Lauhn.

Die Harfe.

Ein Beitrag zum Geisterglauben.

Der Sekretair lebte mit seinem jungen Weibchen noch in den Frühlingstagen der Flitterzeit. Nicht Rücksichten, nicht vorübergehende Neigung hatte sie vereinigt, nein, glühende und durch lange Zeit geprüfte Liebe war das Siegel ihres Bundes gewesen. Früh schon hatten sie sich kennen gelernt, aber Sellners verschobne Anstellung zwang sie, die Vermählung immer weiter hinauszusetzen. — Endlich erhielt Sellner sein Patent, und den Sonntag darauf führte er sein treues Mädchen als Frau in die neue Wohnung ein. Nach den langen zwangvollen Tagen der Begrüßungen und Familienfeste, konnten sie endlich die schönen Abende, von keinem dritten gestört, in traulicher Einsamkeit genießen. Plane zum künftigen Leben, Sellners Flöte und Josephens Harfe füllten diese Stunden aus, die nur zu kurz den Liebenden verschwanden, und der

tiefe Einklang in ihren Tönen war ihnen eine freundliche Vorbedeutung künftiger Tage. Eines Abends hatten sie sich schon lange mit ihrer Musik erfreut, als Josephe anfing, über Kopfweh zu klagen. Sie hatte einen Anfall am Morgen dem besorgten Gatten verschwiegen, und ein erst wohl unbedeutendes Fieber war durch die Begeisterung der Musik und durch die Anstrengung der Sinne um so mehr gewachsen, da sie von Jugend auf an schwachen Nerven litt. Sie verbarg es ihrem Manne nicht länger, und ängstlich schickte Sellner nach einem Arzte. Er kam, behandelte aber die Sache als Kleinigkeit, und versprach für Morgen gänzliche Besserung. Aber nach einer äußerst unruhigen Nacht, wo sie unaufhörlich phantasirte, fand der Arzt die arme Josephe in einem Zustande, der alle Symptome eines bedeutenden Nervenfiebers hatte. Er wendete alle Mittel an, doch Josephe verschlimmerte sich täglich. Sellner war außer sich. Am neunten Tage fühlte Josephe selbst, daß ihr schwacher Nervenbau diese Krankheit nicht länger ertragen würde; der Arzt hatte es Sellnern schon früher gesagt. Sie ahnete, ihre letzte Stunde sey gekommen, und mit ruhiger Ergebung erwartete sie ihr Schicksal.

„Lieber Eduard, sprach sie zu ihrem Manne, indem sie ihn zum letztenmal an ihre Brust zog, mit tiefer Wehmuth scheide ich von dieser schönen Erde, wo ich dich und hohe Seligkeit an deinem Herzen fand, aber darf ich auch nicht länger in deinen Armen glücklich seyn, so soll dich doch Josephens Liebe als treuer Genius umschweben, bis wir uns oben wiedersehn!" Als sie dies gesprochen hatte, sank sie zurück, und schlummerte sanft hinüber. Es war um die neunte Stunde des Abends. — Was Sellner litt, war unaussprechlich; er kämpfte lange mit dem Leben, der Schmerz hatte auch seine Gesundheit zerstört, und wenn er auch nach wochenlangem Krankenlager wieder aufstand, so war doch keine Jugendkraft mehr in seinen Gliedern, er versank in ein dumpfes Hinbrüten, und verwelkte augenscheinlich. Tiefe Schwermuth war an die Stelle der Verzweiflung getreten, und ein stiller Schmerz heiligte alle Erinnerungen der Geliebten. Er hatte Josephens Zimmer in demselben Zustande gelassen, als es vor ihrem Tode war. Auf dem Nähtisch lag noch Arbeitszeug, und die Harfe stand ruhig und unangetastet in der Ecke. Alle Abende wallfahrtete Sellner in dieses Hei-

Ilgthum seiner Liebe, nahm seine Flöte mit hinüber, lehnte sich wie in den Zeiten seines Glükkes an's Fenster, und hauchte in die traurigen Töne seine Sehnsucht nach dem geliebten Schatten. — Einst stand er so in seinen Phantasien verloren in Josephens Zimmer. Eine helle Mondnacht wehte ihn aus den offnen Fenstern an, und vom nahen Schloßthurm rief der Wächter die neunte Stunde ab; da klang auf einmal die Harfe zu seinen Tönen, wie von leisem Geisterhauch berührt. Wunderbar überrascht, ließ er seine Flöte schweigen, und mit ihr verstummte auch der Harfenklang. Er fing nun mit tiefem Beben Josephens Lieblingslied an, und immer lauter und kräftiger tönten die Saiten seinen Melodien, und im höchsten Einklang verwebten sich die Töne. Da sank er in freudigem Schauer auf die Erde, und breitete die Arme aus, den geliebten Schatten zu umfangen, und plötzlich fühlte er sich wie von warmer Frühlingsluft angehaucht und ein blasses schimmerndes Licht flog an ihm vorüber. Glühend begeistert rief er: „ich erkenne dich, heiliger Schatten meiner vollendeten Josephe. Du versprachst, mit deiner Liebe mich zu umschweben, du hast Wort gehalten, ich fühle

den Hauch, die Küsse auf meinen Lippen, ich fühle mich von deiner Verklärung umarmt." — In tiefer Seligkeit ergriff er die Flöte von neuem, und die Harfe tönte wieder, aber immer leiser, immer leiser, bis sich ihr Flüstern in langen Accorden auflöste. — Sellners ganze Lebenskraft war gewaltig aufgeregt durch die Geisterbegrüßung dieses Abends, unruhig warf er sich aufs Lager, und in allen seinen erhitzten Träumen rief ihn das Flüstern der Harfe. Spät und ermattet von den Phantasien der Nacht, erwachte er, fühlt sein ganzes Wesen wunderbar ergriffen, und eine Stimmung ward lebendig in ihm, die ihm Ahnung einer baldigen Auflösung war, und auf den Sieg der Seele über den Körper hindeutete. Mit unendlicher Sehnsucht erwartete er den Abend, und brachte ihn mit gläubiger Hoffnung in Josephens Zimmer zu. Es war ihm schon gelungen, sich durch seine Flöte in stille Träume zu wiegen, als die neunte Stunde schlug, und kaum hatte der letzte Glockenschlag ausgezittert, so begann die Harfe wieder leis zu tönen, bis sie endlich in vollen Accorden bebte. Wie seine Flöte schwieg, verstummten die Geistertöne, das blasse schimmernde Licht flog auch

heute an ihm vorüber, und in seiner Seligkeit konnte er nichts hervorbringen, als die Worte: „Josephe! Josephe! nimm mich auf an deine treue Brust!“ — Auch diesmal nahm die Harfe mit leisen Tönen Abschied, bis sich ihr Flüstern wieder in langen zitternden Accorden verlor. — Von dem Ereigniß des Abends noch gewaltiger angegriffen, als das erstemal, wankte Sellner in sein Zimmer zurück. Sein treuer Diener erschrack über das Aussehn seines Herrn, und eilte trotz des Verbotes zu dem Arzte, der zugleich Sellners alter Freund war. Dieser fand ihn im heftigsten Fieberanfall, mit den nämlichen Symptomen wie damals bei Josephen, aber um vieles stärker. Das Fieber vermehrte sich die Nacht hindurch bedeutend, während er unaufhörlich von Josephen und der Harfe phantasirte. Am Morgen ward er ruhiger, denn der Kampf war vorüber, und er fühlte seine nahe Auflösung immer deutlicher, obgleich der Arzt durchaus nichts davon wissen wollte. Der Kranke entdeckte dem Freunde, was die beiden Abende vorgefallen war, und keine Einrede des kaltverständigen Mannes konnte ihn von seiner Meinung abbringen. Wie der Abend herankam, ward er immer

matter, und bat zuletzt mit zitternder Stimme, man möge ihn in Josephens Zimmer bringen. Es geschah. Mit unendlicher Heiterkeit blickte er umher, begrüßte noch jede schöne Erinnerung mit stillen Thränen, und sprach gefaßt, aber fest überzeugt, von der neunten Stunde, als der Zeit seines Todes. Der entscheidende Augenblick nahte heran, er ließ alle hinausgehen, nachdem er ihnen Lebewohl gesagt, bis auf den Arzt, der durchaus beim Bleiben verharrte. Da rief die neunte Stunde endlich dumpf vom Schloßthurme nieder, und Sellners Gesicht verklärte sich, eine tiefe Bewegung glühte noch einmal auf dem blassen Antlitze. „Josephe, rief er wie von Gott ergriffen, Josephe! begrüße mich noch einmal beim Scheiden, daß ich dich nah weiß, und den Tod mit deiner Liebe überwinde!" — Da klangen die Saiten der Harfe wunderbar in lauten herrlichen Accorden wie Siegeslieder, und um den Sterbenden wehte ein schimmerndes Licht. „Ich komme, ich komme!" rief er, sank zurück, und kämpfte mit dem Leben. Immmer leiser und leiser klangen die Harfentöne, da warf die letzte Körperkraft Sellnern noch einmal gewaltig auf, und als er vollendete, sprangen auf einmal

die Saiten der Harfe wie von Geisterhand zerrissen. — Der Arzt bebte heftig zusammen, drückte dem Verklärten, der nun trotz dem Kampfe wie im leisen Schlummer da lag, die Augen zu, und verließ in tiefer Bewegung das Haus. — Lange konnte er das Andenken dieser Stunde nicht aus seinem Herzen bringen, und tiefes Stillschweigen ließ er über die letzten Augenblicke seines Freundes walten, bis er endlich in einer freieren Stimmung einigen Freunden die Begebenheiten jenes Abends mittheilte, und zugleich die Harfe zeigte, die er sich als Vermächtniß des Verstorbenen zugeeignet hatte.

Theodor Körner.

Die Eroberung von Jericho.

Gelobt sey Jehova, der Gott Israels! Sein Zürnen ist dem verstockten Sünder furchtbar, aber seine Barmherzigkeit ist groß für den Reuigen. Lasset uns vor dem Herrn uns demüthigen und er wird uns sein Antlitz wieder zuwenden; lasset uns unsere Sünden beweinen und er wird uns davon befreien; lasset uns Gnade suchen und wir werden sie finden. Für alle seine Wohlthaten verlangt er nur unsere Liebe, und ist dies nicht noch eine Wohlthat mehr? Lobet den heiligen Namen des Ewigen! O daß die ganze Schöpfung nur seinem Winke gehorchte, seine Macht erkennete und seine Güte verehrte, es tief fühlte, daß nur durch Ihn sie sey! Und möchte vor allen Geschöpfen der Mensch seine Stimme erheben, um die unaussprechliche Gnade Jehova's zu preisen, der nur eine aufrichtige Reue fordert, um die Menge der Sünden zu bedecken. Möchte nur der größte Sünder es erkennen, und

sprechen: Vater, ich habe gesündigt; alsobald würden die Arme des Vaters sich dem reuigen Feinde wieder öffnen.

Ihr Mauern von Jericho, die ihr vor Jahrtausenden Zeugen waret, von dem großen Wunder, dessen Andenken sich bis ans Ende der Welt erhalten wird, sagt es: Wie ihr bei dem Umgang Josua's mit der heiligen Lade zusammen stürztet, euer Fall sey dem Gottlosen ein schreckliches Beispiel; sagt es: Wie der Allmächtige aus diesem Schutte der Verwüstung das Licht der Wahrheit hervorschimmern ließ, indem er die junge Rahab vor allen Kindern des Landes Canaan erleuchtete; wie diese, statt von ihrem Beispiele ergriffen zu werden, sie nur tödten wollten, und durch ihre Verstockung endlich den Fluch sich zuzogen, womit der Ewige ungern seine Kinder belegt. —

Israel hatte sich trauernd in den Ebenen Moabs gelagert; es beweinte seit dreißig Tagen den Tod seines Führers und Gesetzgebers; Moses war nicht mehr, Josua hatte dessen Stelle eingenommen; Josua weniger groß zwar, aber eben so unterwürfig seinem Gotte und ein unerschrockner Krieger. Ihn hatte der Ewige er-

wählt, die Kinder Israels nach dem Lande Canaan zu führen.

Als er eines Tages auf den Höhen betete, offenbarte sich ihm Jehova, indem er ihm seinen Willen also verkündigte: Ich habe es verheißen Abraham, Isaak und Jakob, und es geschworen, ihren Nachkommen jenes reiche Land zu geben, welches noch die Canaaniten in Besitz haben; jetzt ist die Zeit gekommen, meine Verheißung zu erfüllen. Führe ganz Israel gegen diese Götzendiener; führe sie über den Jordan, und alles Land, das ihr Fuß betreten wird, will ich ihnen geben, von der Wüste im Mittag, bis zum Libanon in Norden, und vom Euphrat in Osten, bis zum großen Meere in Westen; ich will dieses ganze Land ihrer Herrschaft unterwerfen, so lange, als sie meine Gebote halten werden. Du, Josua, den ich mir zum Führer dieses Volks erwählt habe, mache ihnen Tag und Nacht meinen Willen bekannt, daß es mir treu bleibe, und der Sieg soll seinen Schritten folgen.

Also sprach der Herr, und Josua antwortete: Es geschehe, wie du gesagt hast! Möge dein Zorn mich treffen, wenn ich deinen Willen nicht genau befolge. Bei diesen Worten umstrahlte

ihn ein blendendes Licht, und der Schrecken ergriff sein Herz; er fürchtete das Angesicht des lebendigen Gottes zu erblicken, welches kein Sterblicher sehen kann, ohne des Todes zu seyn. Aber der Herr sprach voll Huld zu ihm: Fürchte dich nicht, denn meine Liebe beschützet dich; versammle das Volk und mach' ihm meinen Willen kund. Darauf erhob sich die Wolke, woraus der Herr mit Josua gesprochen hatte. Da dieser vom Boden aufstand, wurde er gewahr, daß die Erde um ihn herum vom Feuer verzehrt war. Er band seine Schuhe los, um den Boden zu betreten; denn er erkannte, daß dieser Ort heilig wäre.

Als Josua wieder vom Berge herabgestiegen war, ließ er durch die Posaune das Zeichen geben, daß die Stämme Israels sich um ihn versammeln sollten. Als diese ertönte, — eine Ankündigung, daß Gott geredet hatte, — kam das ganze Volk in Bewegung und zeigte sich in der großen Ebene wie die Wogen eines grollenden Meeres, begierig zu vernehmen, was ihnen der Wille Jehova's verkündigen würde. Inzwischen näherten sich langsam die zwölf Stämme dem Zelte Josua's. An ihrer Spitze erschien Juda, ansehnlich und zahlreich, im Besitze dieses Vor-

zugs seit der Verheißung, daß aus ihm der Messias hervorgehen würde. Ihm folgte Ephraim, stolz auf seine Abkunft von Joseph; es machte einen eignen Stamm aus. Levi, obgleich ausgeschlossen von dem Antheil an dem verheißenen Lande, denkt doch, daß das Recht, blos dem Herrn Priester zu geben, jeden anderen Vortheil ersetzen könne. Und du, Benjamin, der du dich rühmtest, von dem Lieblinge Jakobs abzustammen, du sahest damals alle die Gräuel, die in deiner Mitte entstehen würden, noch nicht voraus! Nach ihrer Ordnung folgten die übrigen Stämme; Dan zuletzt, obgleich ihm seine Geburt den Vorrang über Naphtali anwies; Dan, der zuerst den Dienst Jehova's verließ, um nichtigen Götzen zu opfern.

Josua übersah mit Wohlgefallen die zahlreichen Nachkommen Jakobs, welche, die Augen auf ihn gerichtet, in gebückter Stellung mit Unterwerfung erwarteten, daß ihnen der Wille des Herrn kund gemacht würde. Josua segnete sie, und begann mit erhabener Stimme, als ein tiefes Schweigen sich über die Menge verbreitet hatte: Kinder Israels! Der Herr der Heerschaaren hat zu mir geredet, er befiehlt uns, das Land zu

erobern, welches er schon vor Zeiten den Nachkommen Abrahams zum Erbtheil bestimmt hat; er verspricht uns den Sieg, wenn wir ihm Glauben und Gehorsam beweisen. Ihr werdet alle die Wunder sich wieder erneuern sehen, wovon unsere Väter in der Wüste Zeugen waren. Der Ewige wird selbst seinem Volke vorhergehen und auf sein Geheiß werden die Berge weichen und die Flüsse zurücktreten, euch den Durchgang zu öffnen; denn der Herr ist groß und seine Macht erstreckt sich über alles. Er wird die Götzendiener unter seinen Füßen zertreten; Zagen und Zittern wird sie ergreifen, bei eurem Anblicke werden sie zerstieben, wie Spreu vor dem Winde. Also befiehlt der Herr! Laßt uns eilen, seinem Worte zu gehorchen! Aber ehe wir die Ebenen Moabs verlassen, um uns an die Ufer des Jordans zu begeben, und während wir dem Herrn ein Opfer bringen und ganz Israel ein dreitägiges strenges Fasten beobachtet, werde ich zwei unerschrockene Männer nach Jericho senden, die die Stärke der Stadt und ihrer Einwohner erkundschaften sollen.

Josua schwieg und alles Volk bezeugte laut seinen Beifall und opferte dem Herrn, seinem

Gotte, um ihm für die Versicherung seiner Gnade und seines Beistandes zu danken. Die Vornehmsten jedes Stamms versammelten sich inzwischen um ihren Heerführer, damit er diejenigen auswählen möchte, die er für würdig hielt, als Kundschafter über den Jordan zu senden. Furchtsam zogen sich die Verzagten in den Hintergrund zurück und nur die Kühnsten drängten sich hervor, um das Auge ihres Heerführers auf sich zu ziehen. Josua wählte Horam und Salmon, weniger aus eigener Wahl, als vielmehr aus göttlicher Eingebung.

Horam, schon alt, war aus dem Stamm Ephraim. So wie Josua gehörte auch er vordem zu den Freunden Mosis und war würdig, es zu seyn. Salmon, noch in der Blüthe seiner Jahre, stammte von Juda ab. Seine Gestalt war erhaben; sein schwarzes Haar floß in unzähligen Locken über seine Schultern. Unterrichtet von den Verheißungen, die seinen Nachkommen versprochen waren, hoffte er sich derselben würdiger zu machen, wenn er sich ganz dem Dienst des Herrn und dem Wohle seiner Brüder aufopferte. Schon hatte er sich den Ruf eines der tapfersten Krieger erworben und seine Unerschrockenheit und Schönheit waren allgemein

bekannt. Mancher Seufzer der Sehnsucht hob den Busen der Töchter Israels bei dem Anblicke des schönen Jünglings, aber noch keiner war es gelungen, sein Herz mit dem Gefühle der Liebe zu beseligen. Salmon war dies selbst unbegreiflich, denn Moses hatte ihm versprochen, daß, ehe noch das begonnene Jahr verflossen wäre, er diejenige finden sollte, die er sich zum Weibe erwählen würde.

Salmon, vom Horam begleitet, bereitet sich zur Abreise. Seine zärtliche Mutter umarmt ihn noch einmal und kann sich kaum von ihrem Lieblinge, ihrem Erstgebornen trennen; aber sein Vater, ein ehrwürdiger Greis, dessen Alter schon seine Haare gebleicht hatte, übergiebt ihn mit völliger Ergebung, wie Abraham seinen Isaak, dem Willen des Höchsten und begleitet ihn noch lange segnend mit seinen Augen.

Kaum hatten die ersten Strahlen der Morgensonne die hohen Gipfel des Berges Garizim vergoldet, als Horam und Salmon sich schon dem Jordan näherten. Beide stolz auf das Zutrauen ihres Heerführers, und gehorsam dem Befehle Jehova's, gingen kühn und muthig der Gefahr entgegen, und hatten nur den ruhmvol-

len Ausgang ihres Unternehmens im Auge. Horam, dem das Alter Erfahrung gegeben hatte und der nun schon seit den vierzig Jahren, die er mit seinen Brüdern in der Wüste herumirrte, Zeuge gewesen war von allen Wundern, welche Gott zu ihrem Besten verrichtet, und von den schrecklichen Strafen, womit Er ihren Ungehorsam belegt hatte, fand ein Vergnügen daran, den jungen Salmon zu unterrichten, indem er ihm erzählte, was er gesehen. Er schloß mit den Worten: Dort jenseit des Jordans, in jenen herrlichen Ebenen, bedeckt mit dem prächtigen Grün von üppigen Weiden, wo der Oelbaum blüht und die Ceder emporragt, dort erhebt sich die Palmenstadt, die prächtige Jericho, deren hohe Thürme bis in die Wolken reichen; weiterhin erblickt dein Auge das ganze unermeßliche Land, von Segor an, den Grenzen von Idumea, bis zu den Quellen des Jordans, am Fuße des Berges Libanon. Dieses ist das Erbtheil, welches der Herr unsern Vätern versprochen hat, und welches er uns geben wird, wenn wir im Vertrauen auf Ihn, muthig unsern Feinden entgegen gehen werden. Mag immerhin ihre Anzahl groß seyn, die Macht unseres Gottes

ist noch gröſser. Welcher Israelit wird es wagen dürfen, an dem guten Erfolg unseres Kampfs zu zweifeln, wenn er sich des Durchganges durch das rothe Meer erinnert, des Wassers, das aus dem Felsen Oreb hervorquoll, und des Gesetzes, welches der Herr selbst auf Sinai gegeben. Vergiſs nicht, Salmon, daſs Moses nur darum nicht gewürdigt ward, das Land Canaan zu betreten, weil er nur einmal in seinem Glauben an den Ewigen wankte. Habe immer dieses Beispiel vor Augen, und wenn deine Seele bei den Gefahren, die uns jetzt erwarten, erliegen will, so wende deinen Blick nach den Gebirgen, wo unser Gesetzgeber starb, zur Strafe für eine einzige Schwachheit.

Ich weiſs es, antwortete Salmon, daſs die Belohnung, so wie die Strafe, vom Höchsten kommt. Immer seinem Gesetze unterworfen und immer dankbar für seine Wohlthaten, soll selbst der Anblick des Todes meinen Glauben nicht wanken machen; und doch hat mir Gott durch den Mund Moses versprochen, daſs noch vor Ende dieses Jahres er mir diejenige würde geben lassen, welche er mir zum Weibe bestimmt, und aus deren Nachkommen der Messias abstammen

würde. Heute ist der letzte Tag dieses Jahres, und ich entferne mich von den Jungfrauen Israels, um mich zu den Canaanitern zu begeben. Wird Gott aus diesen wohl diejenige erwählen, welche er über alle Israelitinnen erheben will?

Horam erwiederte: Laß uns nicht über das urtheilen, was wir nicht begreifen; denn Gottes Gedanken sind nicht die unsrigen, so wie seine Wege auch anders sind, als die unsrigen; was Er versprochen hat, wird Er erfüllen. Erhalte nur dein Herz rein, und unterwirf dich Ihm ganz, und Er wird die Mittel wohl finden, um sein Versprechen wahr zu machen.

Während sie so redeten, waren sie an das Ufer des Jordans gekommen, dessen Wellen sein Bett überschritten und die Felder überschwemmt hatten; mochten sie auch sich aufwärts, oder niederwärts wenden, sie fanden keinen Durchgang.

Hat uns Gott verlassen? rief Horam, die Hände gen Himmel hebend. Du zweifelst, erwiederte Salmon schnell, muß ich dir zeigen, wie der Glaube ein solches Hinderniß besiegt? Bei diesen Worten stürzt' er sich in die Wellen, besiegt die Gewalt des Wassers, erreicht glücklich das andere Ufer und auf dem Boden des Landes

Canaan bringt er dem Ewigen Dank für seine Hülfe.

Horam, dies sehend, folgt ihm endlich glücklich nach, unzufrieden mit sich, daß ein alter Freund Mosis sich von einem jungen Zögling der Wüste an Muth und Glauben übertreffen lassen mußte; doch bald hat er seine Unzufriedenheit unterdrückt, indem er daran denkt, daß von Salmon die Könige in Juda abstammen würden, und er freut sich, ihn durch seinen Muth und seine Schönheit hervorragen zu sehen.

Schon begann die Nacht ihren Schleier über die Natur zu verbreiten, als die beiden Israeliten Jericho erreichten. Unruhig, sich so ganz allein mitten unter einer abgöttischen Nation zu befinden, wußten sie nicht, wo sie Gastfreundschaft und Herberge finden sollten. In dieser Lage verweilten sie noch in der Nähe des Thors bei einem Brunnen, als sie ein junges Mädchen erblickten, welches Wasser zu schöpfen kam. Einen Theil ihrer blonden Haare bedeckte ein langer Schleier, der andere floß auf einen Busen herab, weißer als Elfenbein; sie war schön, aber der Glanz ihrer Schönheit wurde durch eine stille Traurigkeit gemildert. Bei dem Anblicke der

beiden Fremden blieb sie anfänglich schüchtern stehen und erröthete; doch bald trat sie näher und redete diese also an:

Fremdlinge, die ihr unbekannt in diesen Mauern zu seyn scheint, kommt mit mir, das Haus der Rahab ist für euch offen; ruhet ohne Furcht dort aus, ihr werdet es nicht bereuen, darin einzutreten. Die beiden Israeliten, froh über einen solchen Vorschlag, bedachten sich nicht lange, ihn anzunehmen. Salmon, von ihrer Schönheit entzückt und von ihrer Sittsamkeit gerührt, fühlte sich besonders durch eine unwiderstehliche Gewalt ergriffen und fortgezogen.

Wer bist du, holde Jungfrau, fragte er sie, die du dich zweier unbekannten fremden Reisenden annimmst?

Ich bin keine Jungfrau mehr, antwortete sie, indem ein schwerer Seufzer ihre Brust hob, die gottlosen Baalspriester haben mir in der Jugend meine Unschuld geraubt; noch trübt die Erinnerung jener Tage meine Seele. Möchte dem Gotte Israels meine Reue gefallen und Er sich meiner erbarmen, ich würde gern mich selbst zum Opfer darbringen. Salmon erwiederte ihr: weil deine Seele rein und unbefleckt geblieben ist und

du deine Fehler beweinest, wirst du Gnade vor dem Ewigen finden. Horam setzte noch hinzu: Wenn du dich der Kinder Israels annimmst, und sie in ihrem Unternehmen unterstützest, so wird dir der Herr deine Sünden vergeben.

Bei diesen Worten schien sich Ruhe über das Angesicht des holden Mädchens zu verbreiten, ihre Augen strahlten von einem sanften Glanze, und sie begann die Fremden ihrer Wohnung zuzuführen. Salmon nahm sie bei der Hand und beide gingen langsamen Schrittes vor Horam her, indem mancher leise Seufzer sich ihrer Brust entstahl.

Die Nacht war schön und lieblich; ein leichter Wind spielte in den Blättern der Palmen und verbreitete balsamische Düfte, welche die um Jericho in Menge wildwachsenden herrlichen Blumen aushauchten; aus den Gipfeln der Bäume ertönte leise das sanfte Girren der Turteltauben und aus der Ferne erschallte das dumpfe Rauschen der Wellen des Jordans. Salmon betrachtete schweigend die rührende Anmuth und stille Schönheit der jungen Cananitin und drückte sich den Pfeil der Liebe immer tiefer in sein Herz. Heute hat mir Seit versprochen, sprach

er zu sich selbst, mir diejenige zu zeigen, die er mir zum Weibe bestimmt, aber wird Er die von Götzendienern Entweihte erwählen? O möchte er ihr verzeihen, wie ich es thue.

Gott Israels, dachte während dessen die schöne Rahab, wenn ein Traum mich nicht betrügt, so ist einer deiner Söhne bestimmt, meine Seele zu retten, und ich ihm das Leben; möchte es dieser seyn! Da blickte sie Salmon an und stilles Entzücken erfüllte ihre Brust.

Unterdessen langten die drei bei dem Hause Rahabs an; es war einfach, aber bequem; man sah da weder Marmor, noch Gold und Silber glänzen, aber eine junge Weinrebe zierte die Wände und das Dach, und Platanen und Zitronenbäume beschatteten den Eingang; nahe bei der Mauer auf einem Hügel gelegen, ragte es darüber hervor und beherrschte mit seiner Aussicht die ganze weite herrliche Gegend. Kaum hatten die Wanderer das Haus betreten, und sich niedergelassen, als Rahab mit froher Geschäftigkeit ihnen ein Mahl bereitete. Sie füllte ein großes Gefäß mit lauem, wohlriechendem Wasser, ihnen selbst die ermüdeten Füße zu waschen; sie bedeckte den Tisch mit Kuchen, Dat-

teln, Oliven und Honig, und brachte mit Blumen bekränzte Becher, die mit kühlender Milch und lieblichem Weine gefüllt waren. In allen ihren Sorgen und Bemühungen herrschte so viel Einfaches und Anspruchloses, und das Gefühl ihres Fehltritts zeigte sich in ihrem Charakter durch einen solchen rührenden Ausdruck, daß Salmon sie schon heimlich in seinem Herzen als sein Weib erwählte; doch gehorsam dem Befehle Gottes, wartete er, daß der Herr ihm seinen Willen deshalb würde zu erkennen geben.

Noch ehe der Schlaf sich auf die Augenlieder der müden Wanderer senkte, nahm Rahab, auf alles aufmerksam, was ihnen gefallen konnte, eine Leier und sang heilige Gesänge zum Lobe des Herrn, begleitet von den Tönen der Saiten. Horam und Salmon hatten zwar oft die Chöre der Töchter Israels gehört, aber noch nie eine so zarte liebliche Stimme. Horam fragte voll Erstaunen: Durch welches Wunder, du Tochter Canaans, hast du schon in der Blüthe deiner Jugend, von Vergnügen und Wollüsten umgeben, und im Schooße einer abgöttischen Nation, den wahren Gott kennen gelernt, und diese Gesänge, die zu seinem Lobe erschallen?

Ach, erwiederte Rahab, indem sie die Augen zu Boden senkte, ohne Zweifel sah der Allmächtige, daß ich aus Unwissenheit sündigte, und erbarmte sich meiner. Als ich eines Tages, mit Rosen bekränzt, um den Altar Baals mit meinen Gespielinnen wollüstige Tänze aufführte, wurde ich plötzlich von einem unwillkührlichen Schauder ergriffen, ich fing an zu zittern, und konnte den Tempel Baals nur mit Abscheu betrachten; schnell mußte ich mich entfernen. Tagelang durchirrte ich, von einer innern Unruhe getrieben, die Felder und Wiesen um Jericho, und des Nachts flohe der Schlaf meine müden Augenlieder. Als ich einst, müde vom Herumirren, mich unter einen der großen Ahornbäume, welche die Ufer des Jordans beschatten, niedergesetzt hatte, und die fernen Gebirge jenseits des Jordans betrachtete, löste sich meine Unruhe in eine sanfte Wehmuth auf, und ich vernahm die Stimme Jehova's in meinem Herzen: Dort sind die Kinder Israels, dieses von mir geliebte Volk, bestimmt über das Erbtheil deiner Väter zu regieren; dort offenbart sich der Ewige, dort ist die Quelle des Lichts. So sprach die innere Stimme. Sehnsucht ergriff mich nach jenen Gegenden, nicht um die Vereh-

rer Jehova's zu verführen, wie es die Töchter Midians gethan, sondern um die Ruhe wieder zu finden, die mich seither floh. Darauf entschlief ich, und es träumte mir, daß ein Engel vor mir stünde und mich also anredete: Dein Gebet ist hinaufgestiegen, gen Himmel, und der Allerhöchste hat mit Erbarmen auf dich niedergeblickt; nicht allein wird er dich aus dem Verderben erretten, worin alle deine Brüder umkommen werden, sondern selbst hat er dich vor allen Töchtern Israels gewürdigt, daß aus deinen Nachkommen der Messias wird geboren werden, welcher alle Völker lehren wird, daß im Himmel mehr Freude ist über einen Sünder, der Buße thut, als über neun und neunzig Gerechte. Bedecke deine vorigen Sünden mit einem tugendhaften, keuschen Leben, und glaube an die göttliche Barmherzigkeit. Eines Tages wirst du den schönsten der Söhne Jakobs sehen und er wird dich zu seinem Weibe erwählen.

Bei diesen Worten konnte Rahab nicht unterlassen, einen Blick auf den schönen Jüngling zu werfen, doch schnell senkte sie ihn wieder zu Boden und ein glühendes Roth färbte ihre Wangen; ihre zitternde Stimme erstarb zwischen ih-

ren halbgeöffneten Lippen, so daß sie die angefangene Erzählung nicht vollenden konnte.

In diesem Augenblicke erhob sich vor der Thür ein starkes Geräusch, Rahab sagte ganz erschrokken: Dies sind ohne Zweifel die Abgesandten des Königs; schon seit langer Zeit fürchtet man den Angriff eurer Brüder und ist auf seiner Hut; allenthalben lauern Spione und der Anblick von zwei Fremden hat gewiß Verdacht erregt; aber fürchtet nichts, ich werde euch retten, sollte ich auch selbst das Leben darüber verlieren. Darauf ließ sie beide schnell auf den Boden des Hauses steigen, verbarg sie und bedeckte sie mit Stroh, und eilte alsdann, den Abgesandten des Königs die Thüre zu öffnen.

Man hat zwei Israeliten gesehen, redete sie der Anführer an, die diesen Abend sich in unsere Stadt eingeschlichen und in dieses Haus begeben haben. Wo sind sie?

Es ist wahr, antwortete Rahab, daß bei dem Anbruche der Nacht zwei Fremde zu mir kamen, und Aufnahme in meiner Wohnung begehrten; aber gewiß fürchteten sie, hier nicht sicher zu seyn, denn noch vor dem Thorschluß verließen sie Jericho wieder.

Rahab, versetzte der Anführer mit einem drohenden Tone, man beobachtet euch, denn man klagt euch an, heimlich den Gott der Israeliten zu verehren; zittert, wenn man entdecken sollte, daß ihr diese verrätherischen Fremden verborgen hättet.

Ich habe es euch schon gesagt, erwiederte sie ruhig, daß sie nicht mehr hier sind; wahrscheinlich nahmen sie ihren Weg gegen den Jordan zu, um sich wieder in ihr Lager zu begeben.

Ich eile, sie zu verfolgen, sprach der Abgesandte des Königs, indem er sich entfernte, aber fürchtet unsere Rache, wenn sie uns entwischen, und wenn auch ihr euch der Strafe durch die Flucht entzöget, so soll doch eure ganze Familie eure Verrätherei büßen.

Kaum hatten sie sich entfernt, als Rahab eilte, die beiden Israeliten wieder vom Boden herunter zu holen. Der König ist von eurer Ankunft benachrichtigt worden, sagte sie zu ihnen, ihr seyd hier nicht mehr sicher; fliehet, und laßt euch mit diesem Seile an der Stadtmauer herunter. Suchet das Thal Janoa zu erreichen, während man euch am Ufer des Jordans suchen wird, durchwatet den Fluß Carith und verbergt

euch in den Höhlen von Salem. In Zeit von drei Tagen werde ich euch Nahrung dorthin bringen und Auskunft über alles dasjenige geben, was euer Anführer zu wissen wünscht.

Nein, edles, großmüthiges Mädchen, rief Salmon lebhaft, wir werden ohne dich nicht abreisen. Gehe mit uns nach den Ebenen Moabs, um Theil an dem Segen unserer Brüder zu nehmen und den Töchtern Israels diejenige zu zeigen, welche Jehova dem glücklichen Salmon zum Weibe bestimmt.

Ich darf nicht glauben, versetzte sie, die Augen niederschlagend, daß ein solches Glück einem geringen und unwürdigen Mädchen, wie mir, jemals zu Theil werden wird.

Der Ewige hat es geschworen, unterbrach sie Salmon, diejenige, welche Israel retten würde, sollte ihre Nachkommen über ganz Palästina herrschen sehen und das Ehebett Salmons theilen. Komm mit uns, schöne Rahab! fürchte nicht die Beschwerden des Wegs, noch den Uebergang über den Jordan, ich werde dich in meinen Armen tragen, dich glücklich durch die Wogen bringen.

Nein, erwiederte sie, ich darf meinen alten Vater, meine Mutter und Schwestern nicht dem

Zorn des Königs Preis geben; auch ihr müßt mir versprechen, ihr Leben zu schonen, wenn eure Brüder Jericho erobern werden.

Wir schwören es, sprach Hyram. Wenn du Israel in Waffen vor den Mauern dieser Stadt sehen wirst, dann versammle alle deine Verwandten in dein Haus, und befestige vor das Fenster eine rothe Schnur, und alle, die darin sind, sollen verschont werden, wer aber herausgehen wird, der ist selbst Schuld, wenn er umkommt.

Also sey es, wie du gesagt hast, versetzte Rahab; jetzt geht, Söhne Jakobs; benutzt diesen Augenblick, wo eine Wolke den Mond bedeckt, und die Dunkelheit euch dem Blicke der Laurer entzieht.

Aber, sagte Salmon, wenn die Abgesandten des Königs uns ihrer Verfolgung entwischt sehen, werden sie dann nicht ihre ganze Rache gegen dich wenden? Wie! und ich sollte dich ihrer Wuth überlassen, dich, unsre Retterin, die Erwählte des Herrn, die Geliebte Salmons! Nein, komm mit uns, du Schönste deines Geschlechts, komm in mein Zelt, es in Besitz zu nehmen: ich kann dir weder Purpur noch Gold

und Seide anbieten, auch nicht die Vergnügungen, worin sich Jericho berauscht; aber Blumen, so schön und lieblich, wie du selbst bist, und Milch, so rein, wie mein Herz. Komm mit mir, der Ewige hat gesagt: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey. Werde mein Weib.

Rahab antwortete tief bewegt: Das plötzliche Rauschen einer frischen Quelle ist dem durstigen Wanderer nicht angenehmer, als deine Rede, o Sohn Jakobs, meinem Herzen; schon lange verlangte meine Seele nach dir, wie der Säugling nach dem Busen der Mutter; aber die Liebe muß ich denen jetzt aufopfern, die mir das Leben geschenkt. Doch was zagst du? Der Allmächtige wird über uns wachen und mich aus der Hand der Gottlosen erretten.

Das wird Er, setzte Horam lebhaft hinzu, Er wird diejenige nicht verlassen, die Ihm so aufrichtig vertrauet. Laß uns daher, Salmon, ohne Verzug abreisen; unsere Gegenwart vermehrt die Gefahr Rahabs, und indem wir sie und uns seiner Gnade überlassen, verdienen wir es, gerettet zu seyn.

Darauf ließ sich Horam mittelst eines Seiles an der Mauer herunter und erreichte glücklich

das Feld; Salmon folgte ihm mit Widerwillen. Lebe wohl, holdes Mädchen, sprach er, ich weiche nur der Furcht, deiner Sicherheit zu schaden, aber in drei Tagen sehe ich dich in den Thälern von Janoa wieder; ich werde auf deine Tritte lauschen und deine Ankunft schon von weitem erspähen. Verzögere nur nicht, zu kommen, ich würde alsdenn glauben, daß man dich ergriffen hätte und zurückkehren, um mit dir zu sterben.

Edelmüthiger Salmon, versetzte Rahab, ihm die Hand reichend, wer bin ich, daß ich ein solches Opfer verdiene? Nein, was mir auch begegnen mag, so befehle ich dir, zu deinen Brüdern zurück zu kehren und dein Leben, welches dem Herrn gehört, zu schonen. Sie wollte noch etwas hinzusetzen, aber der Schmerz erstickte ihre Stimme. Während dessen hatte sich auch Salmon entfernt und an der Mauer heruntergelassen. Die Furcht beflügelte Beider Schritte. Rahab sah ihnen, bei dem wieder hervorbrechenden Lichte des Mondes, so lange nach, bis die Dunkelheit sie ihrem Blicke entzog; darauf lauschte sie noch auf ihre Schritte, deren Geräusch man in der Stille der Nacht noch weit her hören konnte. Als auch dieses verschwunden war, blieb sie noch lange in

horchender Stellung. Das dumpfe Rauschen des Jordans in der Ferne und das Säuseln des Windes in den Blättern der Palmen schienen ihr Klagtöne zu seyn und schon glaubte sie ihre Geliebten von den Spähern des Königs ergriffen. O Allmächtiger, sprach sie, indem sie sich mit dem Angesichte in den Staub warf, rette sie; laß mich lieber selbst den Ungläubigen zum Opfer dienen, als daß Salmon umkommen sollte. Er flieht und mit ihm mein Glück. Laß es ihm auf seiner Reise nicht an Früchten für seinen Hunger fehlen, nicht an einer frischen Quelle für seine lechzende Zunge und an kühlendem Schatten, wenn er ermattet. Gott Israels, überschütte ihn mit dem Reichthum deiner Gnade, und belade mich dagegen mit den Beschwerden des Lebens, denn meine Liebe zu ihm ist unaussprechlich.

So waren die Empfindungen und Wünsche der jungen Canaanitin, welchen sie sich ganz überließ, denn sie wußte noch nicht, daß der Dienst Jehova's ein reines Herz erfordert, in welchem die Liebe zu den Geschöpfen nicht mit der Liebe zum Schöpfer um den Vorzug streiten darf. Wie hätte sie aber mitten im Schooße einer

abgöttischen Nation eine solche Erkenntniß erlangen sollen? Schon das, was sie von Jehova wußte, war einem Wunder ähnlich, und die Aufopferung ihrer Liebe für die Wohlfahrt ihrer Aeltern, eine Tugend, wie sie nicht auf dem Boden einer Stadt, wie Jericho, gefunden ward.

Durch göttliche Fürsorge entgingen Horam und Salmon den Nachforschungen der Abgesandten des Königs, welche sie in den Ebenen Jericho's aufsuchten. So oft sie sich naheten, umgab Gott die Beiden mit einem dichten Nebel, welcher sie ihren Blicken entzog. Auf diese Weise gelangten sie zum Fluß Carith, welcher das Thal Janoa von den Höhlen Salems trennt. Horam wollte hindurch, um sich von der Gefahr mehr zu entfernen, aber Salmon konnte sich nicht entschließen, ihm zu folgen. Er sagte: Nein, ich werde das Thal nicht verlassen, hier kann ich sie eher wiedersehen und wissen, ob Rahab gerettet ist. Gehe, Horam, daß man uns nicht beide zusammen entdeckt, und einer doch wenigstens Israel Nachricht bringen kann.

Kleingläubiger! erwiederte Horam, traueſt du so wenig dem Allmächtigen? Der, welcher uns auf eine so wunderbare Art vom Tode errettet,

kann auch Rahab bewahren, daß ihr kein Haar vom Haupte fällt. Salmon, ich sah dich muthiger und glaubensvoller, als wir noch auf dem Wege nach Jericho waren.

Ach, erwiederte dieser seufzend, Rahab, die schöne Tochter Jericho's, ist in Gefahr und wir haben sie verlassen. Wer weiß, ob die Grausamen sie jetzt nicht ihrer Wohnung entreißen, sie der Rache des Königs zu überliefern. Wann werde ich dich, liebliches Mädchen, wiedersehen? Ich werde jetzt diesen Hügel besteigen und ich schwöre, weder zu ruhen, noch Nahrung zu mir zu nehmen, bis zu dem Augenblicke, wo mein Auge dich in der Ebene entdeckt. Wann ich sehen werde, wie deine scheuen Blicke in der Gegend herumirren, deinen Geliebten zu suchen, wie deine Schritte sich beschleunigen, wenn dein Ohr den Ton meiner Stimme hört, welchen Dank werde ich dann dem Allmächtigen stammeln!

Was höre ich, rief Horam unwillig, hat so die Liebe zu einem Weibe dein Herz ergriffen? Blinder Sterblicher! einer vergänglichen Schönheit wegen, die bald Staub seyn wird, vergissest du den unsterblichen Ruhm, der Israel versprochen ist! Fürchte die Strafe deiner thörichten

Leidenschaft, welche zugleich euch beide treffen wird.

O Ewiger, erbarme dich ihrer; wenn ich gefehlt habe, so lasse sie nicht meine Verirrung mit büßen! Ist es ein Verbrechen, Rahab zu lieben? Geliebtes Mädchen, dein Bild umgiebt mich Tag und Nacht, und der Sand in der Wüste, welchen die Sonne durchglühet, ist weniger brennend, als meine Liebe. Komm, eile, daß deine Gegenwart das Toben in meiner Brust stille, und diese Hitze, die mich verzehret, gleich dem Strahle des Mittags, vor dem die Rose verwellet.

Ich fliehe von dir, sprach Horam, denn ich fürchte, daß der Zorn des Himmels dich auf der Stelle treffen möge. Ich gehe jetzt, mich in die Höhlen Salems zu verbergen, bis Rahab, ihrem Versprechen getreu, kommt, uns Nachricht und Kundschaft zu geben. Ich werde dann eilen, diese sogleich unsern Brüdern zu überbringen; und solltest du dich weigern, mir zu folgen, so werden deine Brüder dich, als einen Verletzer der göttlichen Befehle, ausstoßen und dich seiner Strafe übergeben.

Bei diesen Worten hatte sich Horam entfernt;

Salmon wurde es kaum gewahr. Das Bild seiner Geliebten, seinem Herzen tief eingeprägt, erfüllte seine ganze Seele. Während der Nacht im feuchten Grase ruhend, und bei Tage den brennenden Strahlen der Sonne ausgesetzt, eilte er finster und träumend in den lachenden Thälern umher, weder das schattige Dunkel, noch die lieblichen Wohlgerüche achtend.

Rahab füllte indessen, ihrem Versprechen getreu, am dritten Tage nach der Abreise der beiden Israeliten, einen Korb mit frischem, lieblich duftendem Brote und gebratenem Lämmerfleische, so wie eine Schaale mit süßer Milch, und begab sich damit nach dem Aufenthalte ihrer Freunde, nachdem sie zuvor genaue Erkundigung von allem dem eingezogen, was jene zu wissen wünschten.

Inzwischen hatte ihr Betragen Verdacht erregt; der König ließ sie mit Spähern umgeben, die ihr denn auch jetzt, ihr unbewußt, auf ihrem Wege folgten. Und so wurde Rahab denn unschuldigerweise die Ursache, daß der Aufenthalt der beiden Israeliten entdeckt wurde.

O ewige Weisheit, so läßest du es oft zu, daß unsere Unwissenheit uns in das Verderben stürzt, um uns zu überzeugen, daß unser Unglück

von unsern Fehlern und unsere Wohlfahrt von deiner Güte herrührt, und wir dir allein den schuldigen Dank bringen müssen, welchen unsere Schwachheit so oft geneigt ist, deinen Geschöpfen und den von unsern Händen geschnitzten Bildern zu opfern.

Rahab gelangte endlich an den Eingang zum Thale Janoa, unter den Schatten der Palmen; sie durchirrte die Gebüsche von Myrthen und Granaten, mit deren rothlichen Blumen sie ihr blondes Haar kränzte. Bald hörte sie eilende Schritte, und unterschied die Worte: Sie ist es, sie ist es, es ist meine Geliebte! Ihr Busen hob sich von froher Ahnung, und Salmon, hinzustürzend, drückte sie an sein hochschlagendes Herz. O Rahab, sprach er, seh ich dich endlich wieder? Dein Anblick bringt mir die entflohene Ruhe zurück. Hättest du einen Tag gezögert zu kommen, dein Geliebter wäre gestorben. Komm, ruhe neben mir auf dem weichen Rasen, siehe, diese Früchte habe ich für dich gesammelt. Tochter Jericho's, wie bist du so schön! Der frisch gefallene Schnee ist nicht so weiß, wie dein Busen, und deine Lippen sind rother, als die Rose des Thals; deine Augen sind klar, wie die einer Ga-

zelle, und strahlen voll himmlischer Liebe. Sage es, Mädchen, daß du mich liebst, daß mein Ohr sie vernehme, diese Töne der Liebe.

Salmon, erwiederte sie erröthend, ich liebe dich, und der Himmel ist mein Zeuge, daß ich kein anderes Glück wünsche, als deine Liebe, und keinen andern Ruhm, als dein Weib zu seyn; aber, gehorsam dem Willen des Höchsten, bin ich nur dann die Deinige, wenn er es wird erlaubt haben.

Was forderst du, schönste der Mädchen, wie werde ich dir gehorchen können? Komm, Geliebte! ruhe an meiner Brust, und verbirg die Rosen deiner Wangen in meinem Busen!

Nein, erwiederte Rahab, sich sanft aus seinen Armen windend, ich eile jetzt zu Horam, ihm das zu sagen, was der Herr mir befohlen, deinen Brüdern zu verkündigen, und was du nicht hören willst. Leicht wie das Reh flog sie dahin; kaum bog sich der Halm unter ihren leisen Tritten; das fliegende Gewand, ein Spiel des Windes, enthüllte Salmon, welcher ihr folgte, neue Reize. Der Name Horam erschallte von ihren Lippen.

Horam hörte es an der andern Seite des

Flusses und eilte näher, indem er den Gipfel eines Felsen erstieg, um sie zu entdecken. Rahab, ihn erblickend, verdoppelte ihre Kräfte, ihn zu erreichen; mit Mühe kletterte sie an der steilen Wand hinauf, und erreichte endlich ganz erschöpft den Gipfel, wo Horam weilte.

Edles und muthiges Mädchen, sprach der ernste Horam zu ihr, was du jetzt thust, wird sicher nicht unbelohnt bleiben, und der Ruhm deiner Thaten wird ohngeachtet deiner früheren Sünden und Fehler bis auf die späteste Nachwelt gelangen, denn du hast den Versuchungen der Liebe widerstanden, um den Befehl des Herrn zu erfüllen. Jetzt rede und sage, was Israel bei der Belagerung Jericho's hoffen darf. Und du, Salmon, höre! Darauf begann Rahab auf höheren Antrieb zu weissagen: Söhne Jakobs! dies ganze grosse und schöne Land hat euch der Allmächtige gegeben; für euch werden in Zukunft unsere Reben blühen und Ernten reifen. Schon hat der Schrecken eures Namens alle Cananiter ergriffen, der Muth ist von ihnen gewichen. Der Ruf eurer Thaten ist zu ihnen gedrungen und ihr dürft euch ganz ohne Furcht nahen, denn der Herr hat die Cananiter in eure Hand gegeben;

sie haben keine Weisheit zum Entschliessen und keine Kraft zum Handeln mehr; ihre schwachen Mauern können euren Waffen nicht widerstehen. Dies sagt euren Brüdern, damit sie keine Furcht haben vor der Menge ihrer Feinde.

Kaum hatte sie geendigt, als sich plötzlich ein starkes Geschrei erhob; die Kundschafter und Bewaffneten des Königs von Jericho eilten herzu und umgaben den Felsen auf allen Seiten. Salmon, der nur für Rahab zitterte, sprach zu ihr: Ueberlaß dich nur mir und meinem Muthe; allen diesen Menschen, die uns umgeben, zum Trotze, kann ich dich dennoch retten, wenn du mir nach dem Lager der Israeliten folgen willst.

Zaudere nicht, Rahab, setzte Horam hinzu, dein Leben hängt davon ab; es ist kein andrer Ausweg übrig; ich werde dir den Weg öffnen. Bei diesen Worten stürzte er sich vom Felsen in den Jordan, der dicht am Fuß desselben vorbeifloß.

Wirst du mir folgen, rief Salmon eiligst; ich rette dich schwimmend, denn meine Kräfte reichen für uns beide. Die Bewaffneten nahen; wir haben nur noch einen Augenblick. Bleibst du, dann bleibe ich auch und sterbe mit dir.

Ich folge dir, sprach Rahab, und Salmon sprang schnell voraus in den Jordan. Rahab, schon im Begriffe, ihm nachzufolgen, hört von den Trabanten des Königs, die ihre Beute zu verlieren fürchten, die Worte erschallen: Rahab, denke an deinen alten Vater! Bei diesen Worten erstarrt ihr schon aufgehobener Fuß, die Besorgniß für sein Schicksal verdrängt alles andere, sie winkt ihrem Geliebten noch ein Lebewohl zu und fällt bewußtlos in die Arme der sich nahenden Bewaffneten, die sie, mit Fesseln beladen, wegführen.

Salmon wurde, als er dies sah, ohne auch nur das geringste zu ihrer Rettung beitragen zu können, von einem so heftigen Schmerz durchdrungen, daß ihn seine ganze Kraft verließ und ihn die tobenden Wellen mit sich in den Abgrund rissen. Doch eine höhere Hand wachte über ihn, und die Wogen brachten ihn bewußtlos an das östliche Ufer, wo ihn Hyram erwartete, durch dessen Sorgfalt er wieder in das Leben gerufen wurde.

Am folgenden Tage kamen beide, Salmon ganz in Trübsinn versunken, in dem Lager der Israeliten wieder an. Bei dem Anblicke seiner

Brüder erwacht seine Leidenschaft wieder in ihrer ganzen Stärke, er erzählt ihnen seine Begebenheiten und das Schicksal Rahabs. Alle vereinigen ihre Bitten an Josua, daß dieser sie gleich über den Jordan führen möchte, die zu retten, die Israel einen so großen Dienst gethan habe.

Josua antwortet ihnen, wenn es Gottes Wille ist, daß Rahab umkomme, so werden eure Arme sie doch nicht retten; und will Er selbst sie erhalten, so bedarf er eurer Hülfe nicht. Wartet also, bis Jehova euch zum Kampfe ruft. Auch soll man nicht von Israel sagen, daß es sich blos eines Weibes wegen bewaffnet habe.

Salmon, der seine Leidenschaft und Ungeduld nicht besiegen konnte, murrte und wollte allein voraus; schon rotteten sich mehrere Israeliten um ihn herum, ihn zu begleiten, als Josua mit Ernst Gehorsam und Ruhe gebot, um den Herrn zu fragen. Gott antwortete ihm: So wie ich mit Moses war, werde ich auch mit dir seyn; ganz Israel heilige sich heute, und morgen werde ich euch Wunder sehen lassen. Traget die heilige Lade vor euch her durch den Jordan, alsobald werden dessen Gewässer sich theilen und ihr trockenes Fußes hindurchgehen.

Am andern Morgen früh ließ Josua, auf Befehl des Herrn, die Posaune blasen, die zwölf Stämme Israels zu versammeln, um ihnen den Durchgang durch den Jordan auf heute anzukündigen, und die nöthigen Vorbereitungen anzuordnen.

Jetzt war endlich alles vollendet, und der feierliche Zug begann. Ihn eröffneten die Leviten, in langen weißen Talaren, die Bundeslade tragend; an ihrer Spitze der Hoheprieſter Eleazar in seiner ganzen Würde. Um sie herum sangen Chöre von Jünglingen und Mädchen heilige Gesänge. Ihnen folgten die Männer und Jünglinge, welche fähig waren, die Waffen zu tragen, in unzähliger Menge nach. So erreichte der Zug den Jordan. Es war gerade die Zeit, wo durch das Schmelzen des Schnees in den Gebirgen der Fluß angeschwollen war, und seine Wellen tobend dahin wälzte. Doch die Leviten naheten ohne Furcht, und traten kühn, die heilige Lade auf den Schultern, in den Fluß hinein.

Kaum berührte ihr Fuß das Waſſer, als dieſes links ſich hoch empor thürmte und ſtehen blieb, während es rechts abfloß und einen leeren Raum bildete, ſo daß die Kinder Iſrael mit

trockenem Fuß hindurch gingen. Dies geschahe nahe bei Jericho, unter den Augen der Moabiter und Ammoniter, ohne daß auch nur ein einziger die geringste Störung wagte. Der nämliche Gott, welcher die Gewässer des Jordans trennte, ließ auch Furcht und Schrecken über die Canaaniter kommen; auch waren die Israeliten, obgleich mit kriegerischen und tapferen Völkern umgeben, eben so sorglos, als wenn sie nur Vorbereitungen zu einem religiösen Feste gemacht hätten.

Kaum waren die Israeliten am westlichen Ufer des Jordans angelangt, als sich Salmon gleich zu Josua verfügte und forderte, daß man ungesäumt auf Jericho losgehen sollte. Doch dieser weigerte sich dessen und sagte ihm: Mein Sohn, du bist jetzt eben Zeuge gewesen, was der Allmächtige für diejenigen thun kann, welche ihm vertrauen; wenn er dir Rahab zum Weibe versprochen hat, so wird er dir sie auch zu erhalten wissen. Aber Israel wird nicht eher weiter vorrücken, als bis es ein Denkmal für das Wunder wird errichtet haben, welches Gott selbst zu unserem Besten gethan. Wenn unsere Kinder einst fragen werden, was jene Steine bedeuten,

so können ihnen ihre Väter antworten: Als Israel ging, das Erbtheil in Besitz zu nehmen, welches ihm bestimmt war, so theilte Jehova die Wasser des Jordans und führte es trocken hindurch, damit alle Welt die Macht seiner Hand erkenne und daß Er allein der Herr des Himmels und der Erde ist. Komm, Salmon, opfere mit deinen Brüdern, und deine Ergebung wird dir größeren Vortheil bringen, als deine Waffen. Salmon folgte Josua und unterwarf sich dem Herrn.

Als die Schatten der Nacht sich herniedergesenkt hatten und Dunkelheit in der weiten Ebene herrschte, schlich Salmon leise aus dem Lager bei Galgal und nahete sich Jericho. Wären die Thore offen gewesen, so würde er jeder Gefahr getrotzt haben, und bis zu seiner Geliebten gedrungen seyn. Die Einwohner der Stadt hatten aber bei dem Anblicke der Israeliten die Thore fest verrammelt und alle Verbindung war mit außen aufgehoben. Salmon begab sich traurig nach der Seite der Mauer, wo das auf einer kleinen Erhöhung innerhalb der Stadt gebauete Haus seiner Geliebten hervorragte. Als er seine Blicke aufschlug, wurde er die rothe Schnur gewahr,

das verabredete Zeichen. Freudig sprach er zu sich selbst: Sie lebt also noch, denn sonst würde das Zeichen nicht an ihrem Hause seyn, und befindet sich vielleicht in meiner Nähe. Du schläfst jetzt, du schönstes der Mädchen, während dein Geliebter wacht und seine Kleider der Thau der Nacht tränkt. Könntest du meine Stimme hören, du würdest mich hier nicht einsam stehen lassen. Wie der durstende Hirsch nach der Quelle lechzet, so verlangt meine Seele nach dir. Doch du hörst mich nicht, du erscheinst nicht, und schon muß ich fliehen, denn ich höre das Geräusch der sich nahenden Runde in der Stadt. Lebe wohl, meine Geliebte! Wenn Jehova uns in Jericho einführen wird, werde ich statt aller der reichen Beute, der goldenen und silbernen Gefäße des Schmuckes von Seide und Purpur, nur dich suchen, nur dich allein. An deiner Seite, wenn dein Mund mir zulächelt, bin ich reicher, als der mächtigste König; denn du bist schön, wie die blühende Granate, mein geliebtes Mädchen. Wann wird endlich der glückliche Augenblick kommen, da ich dich aus der Hand des Allmächtigen empfangen, dich vor ganz Israel mein Weib nennen und mit dir in ein stilles, verschwiegene

Thal eilen werde, dort, wo die Zeitlose blühet, und die Turteltaube in den verschwiegenen Aesten der hohen Palme brütet.

Also klagte Salmon während dem Dunkel der Nacht. Doch kaum begann der Gipfel des Gebirges Hebal sich zu röthen, als er zum Lager der Israeliten zurückeilte. Heute war es, dies wußte er, wo Israel gegen Jericho aufbrechen sollte, und er hoffte also, seine Geliebte wieder zu finden. Doch der Ewige, der oft die thörichten Hoffnungen der Sterblichen zerstört, hatte es anders beschlossen. In diesen Tagen wollte er seinen Diener Josua vor den Augen aller Kinder Israels so erheben, daß er gefürchtet würde, wie Moses während seines ganzen Lebens. Siehe, sprach der Herr zu Josua, ich habe Jericho sammt seinem Könige und seinen Einwohnern in deine Hände gegeben. Laß alle Krieger Israels während sechs Tagen täglich einmal um die Stadt gehen. Am siebenten Tage laß sieben Priester auf Posaunen blasend vor der Lade hergehen, und an diesem Tage sollt ihr sieben Mal um die Stadt gehen. Und wenn ihr nun hören werdet den Schall der Posaune, so soll ganz Israel ein großes Feldgeschrei erheben, und alsobald werden

die Mauern der Stadt umfallen und ihr werdet frei und ungehindert eindringen können.

Als Salmon diesen Befehl des Allmächtigen vernommen, so bezwang er die Ungeduld seines Herzens, obgleich jene sieben Tage wie eine schwere Last auf seiner Brust lagen, und ergab sich in den Willen des Höchsten. Er warf sich täglich vor dem heiligen Zelte nieder und bat: O Ewiger, erhöre mein Flehen, strafe die Gottlosen und vernichte die Abgöttischen, aber errette Rahab von ihrer Bosheit, daß sie dich preisen kann vor ganz Israel, und deine Güte rühmen.

Der siebente Tag brach an, der Zug begann, die Posaunen ertönten, und als nun beim siebenten Umgange die Israeliten das Feldgeschrei erhuben, da stürzten Jericho's Mauern zusammen. Salmon war einer der ersten, der durch Schutt und Trümmer in die Stadt drang. Er eilte seinen Gefährten voraus durch die leeren Straßen nach dem Hause Rahabs. Alle ihre Verwandte waren dort versammelt, nur sie war nicht da; ihr alter grauer Vater, der sich in einen Sack gehüllt und sein Haupt mit Asche bestreuet hatte, sagte zu Salmon: Sie haben meine Tochter geraubt, um sie dem Baal zu

opfern; seit zwei Tagen und Nächten rufe ich zu eurem Gotte, daß er sie errette.

Bei diesen Worten erstarrte Salmon und sank fast bewußtlos zu Boden; doch bald erlangte er seine Besonnenheit wieder und schnell eilte er zum Tempel Baals. Schon fand er die Thore gesprengt und Zierathen, Gefäße, Opferkleider und Schmuck, alles durcheinander geworfen und zerstreuet. Dort lagen Trümmer einer Säule von Jaspis, goldene und silberne Gefäße, verziert mit Topasen, Saphiren und andern edlen Steinen, und gefüllt mit den köstlichsten Wohlgerüchen; hier Gewänder von feiner ägyptischer Leinwand, durchwirkt mit Gold, und purpurne Fußteppiche von Tyrus. Doch aller dieser Reichthum reizte Salmon nicht, sein Fuß stieß ihn unwillig zurück. Rahab! erschallte es aus seinem Munde, daß die hohen Gewölbe des Tempels wiederhallten; doch nur das Echo antwortete. Schon ergriff ihn Verzweiflung, als tief aus dem Hintergrunde sich ein dumpfes Stöhnen vernehmen läßt. Schnell eilt er näher und kommt an ein verschlossenes Heiligthum, welches das Bild Baals in sich faßt. Die klagenden Töne sind deutlicher. Salmon glaubt, die Stimme

Rahabs zu erkennen. Die Verzweiflung leiht ihm Stärke, die Thüren werden erbrochen und er findet seine Geliebte mit zerstreuten Haaren und zerrissenen Kleidern am Fuße des Götzenbildes, von sechs Baalspriestern mit Opfermessern umgeben, die im Begriffe sind, sie dem Baal zu opfern. Salmon stößt ein durchdringendes Geschrei aus und stürzt mitten unter sie. Die Priester wollen, da sie sehen, daß es nur ein einzelner Mann ist, über ihn herfallen, doch plötzlich lähmt eine höhere Macht ihre Kräfte, das Messer entfällt ihrer Hand und sie bleiben erstarrt stehen. Salmon, der dies Wunder sieht, will den Augenblick benutzen, sie einer gerechten Rache zu opfern, doch die sanfte Rahab hält ihn zurück und sagt zu ihm: O mein Geliebter! wenn der Ewige befohlen hat, daß diese Männer sterben sollen, so überlaß dieses traurige Geschäft deinen Brüdern; aber besudle du deine Hände nicht mit dem Blute eines besiegten Feindes. Komm, Salmon, laß uns vom Blutbade wegeilen, daß dein Herz nicht bei dem Geschrei der Umkommenden verhärte.

Obgleich Salmon wohl wußte, daß Gott den Israeliten befohlen, alle Götzendiener auszurot

ten, und keinen zu schonen, so gab er dennoch den Bitten seiner Geliebten nach und warf sein Schwert weg. Wer kann deinen Bitten widerstehen? sprach er zu ihr; komm, laß uns aus Jericho eilen und unter dem Schatten der Weinreben kosen.

Während die Israeliten fortfuhren, die eroberte Stadt zu zerstören, eilten beide, Hand in Hand, aus den Thoren einem schattigen Hügel zu. Ein dicker Qualm von Rauch stieg hinter ihnen auf. Rahab, der das Schicksal der Bewohner von Jericho jammerte, sagte: Weh' mir einst, wär ich eben so strafbar, wie ihr! O Ewiger, warum mußte deine Gnade nur mich allein zur Reue führen, konntest du ihr Herz nicht auch erweichen?

Was wagst du zu sagen, Tochter Canaans, fiel ihr Salmon in die Rede, murrest du gegen den Herrn?

Nein, antwortete sie, ich bedaure nur ihr trauriges Schicksal.

Hüte dich, sprach Salmon, uns kommt es nicht zu, über das zu richten, was der Allweise thut.

Er hat, erwiederte die junge Canaanitin wei-

nend, nicht verboten, sie zu beklagen. Verwundere dich nicht, Geliebter, daß ich sie mehr beklage, als du; denn der Fehlende hat mehr Mitleiden mit den Fehlern anderer, als der Gerechte, der sie nicht beging.

Salmon nahm sie in seine Arme: Komm, meine Geliebte, laß mich die Thränen abtrocknen, die deine Wangen benetzen. Wie bist du so schön in deinem Schmerze! Wenn meine Arme dich umfassen, so strömt reine Gluth durch meine Adern und erfüllt meine Brust mit Leben. Laß Egyptens Pharao mir alle seine Schätze bieten für deine Liebe, ich entsage ihnen.

Rahab machte sich sanft aus seinen Armen los: Geliebter Salmon, siehe, wie die Rache des Herrn so schrecklich ist! Laß sie nicht auch auf uns herabziehen dadurch, daß ich deine Liebkosungen dulde, ehe ich mich von dem Schmutze der Abgötterei vor ihm gereinigt und das Zeichen des Bundes empfangen habe. Entferne dich heute von mir, denn dieser Tag ist kein Tag der Freude; möchte er einer der Barmherzigkeit seyn; möchten unsere vereinten Bitten nur für einen Sünder Gnade vom Höchsten erlangen! Würde das Andenken an diese Stunde uns hernach nicht

erfreulicher seyn, als die Erinnerung der genossenen Freuden? —

Bald darauf sah sich Salmon am Ziel seiner Wünsche; Josua selbst ordnete die Festlichkeiten an, die den Tag der Verbindung der beiden Liebenden verherrlichten. Salmon hielt seine Geliebte Rahab, mit einem Gewande von weißem Leinen und mit Rosen geschmückt, an der Hand, und zeigte sie ganz Israel, welches sie mit Lobpreisungen und Segenswünschen empfing. Viele Hände beschäftigten sich, eine Reihe Cedern, gleich Säulen mit einander durch Blumengewinde verbunden, zu ordnen. In der Mitte erhob sich ein Altar, worauf Weihrauch und andere köstliche Wohlgerüche in goldenen Gefäßen dampfend zum Himmel stiegen. Die heilige Lade ward gebracht und vor ihr segnete Josua den Bund der beiden Liebenden. Also wurde Rahab das Weib Salmons.

Zwei Chöre sangen heilige Gesänge. Der eine, welcher aus Kriegern in dem Schmucke ihrer Waffen bestand, begann: Wie ist, Jehova, deine Macht so groß! Du giebst den Sieg deinem Volk und vertilgst die, so von dir abfallen; sie zerstieben wie Spreu vor dem Winde.

Der andere Chor, Jungfrauen in langen fließenden Gewändern, mit Blumen bekränzt, antwortete: Wie ist deine Barmherzigkeit so groß, du hast die Tochter Canaans vom Verderben gerettet und hast sie erhoben vor allen Töchtern Israels, um dem Sünder zu zeigen, daß wahre Reue stets Gnade vor deinen Augen finde.

Darauf der erste Chor: Die Erinnerung deiner Allmacht lehre uns immer deinen Namen fürchten.

Der andere Chor: Deine Liebe soll nie aufhören, in unseren Herzen zu leben.

Diese heiligen Gesänge, begleitet von dem Spiele der Harfen und Cymbeln tönten noch lange in den Thälern, von dem fernen Echo wiederholt. Als nun endlich die Nacht ihren dunkeln Schleier ausbreitete, und ganz Israel sich zur Ruhe begab, da feierten Salmon und Rahab das stille verschwiegene Fest ihrer Liebe, und Glück und Zufriedenheit verschönerten fortan die Pfade ihres Lebens.

Madame Cottin,
verdeutscht von W. Vrögelmann.

Der Herr Nachtigall-Inspektor Zeising, oder Bajazzo, ein glücklicher Freiweber.

Mir gerade gegen über, also auch in der Hauptstraße, wohnt der Herr Nachtigall-Inspektor Zeising, ein Mann in seinen besten Jahren, der nicht immer war, was er jetzt ist, einer der besuchtesten Männer des Städtchens!

Seine Aeltern waren nichts mehr und nichts weniger, als brave Bürgersleute, er selbst, von Profession, ein wohllöblicher Schneider; gleich nach seiner Meisterschaft wohlbestallter Klingelherr in der Hauptkirche; dann seines sanften Charakters wegen sogar schon zweimal Gemeindebürgermeister; endlich aber — als man ihn durchaus nicht in den Rath selbst aufnehmen wollte, weil er ein Schneider war — ließ er sich zum wirklichen Nachtigall-Inspektor, huldreichst gegen baare Bezahlung nach dem 24 Gulden-Fuß, ernennen, zwar ohne fixe Besoldung und auch ohne Sportuln, dafür aber auch ohne alle Beschwer-

den, denn seit vielen Menschenaltern hörte hier niemand Philomeleus rührende Töne, einmal weil es gar keine giebt, dann weil der Gesang einer Meise mehr goutirt wird, als jene sanften Klagen; denn man liebt hier das Starke.

Dieser, mein sehr guter Herr Nachbar, arbeitet schon seit nunmehr zehn Jahren, oder richtiger, seit Empfang seiner neuen Würde, durchaus nicht mehr in seiner erlernten Profession, obgleich er darin ein wahrer Virtuose gewesen seyn muß, denn, wie er mir selbst schon öfters erzählte, arbeitete er an der Kaiserkrönung Joseph II. äußerst thätig mit, ja, er und seine Mitgesellen waren die Ursache, daß der wohlselige Churfürst von Mainz um einen Tag später, nach Frankfurt abreisen konnte, was laut des so lesbaren Wahldiariums damals viel Sensation erregte. Herr Zeising und seine Mitbrüder arbeiteten zu der Zeit bei dem Hofschneider, und da mußten sie die vielen tausend Ellen feine wollne Borten auf die neuen Staatslivreen der Stallleute und anderer Diener aufnähen, wodurch der geistliche Geschmack damaliger Zeiten sich auszeichnete, um recht auffallend darzuthun, daß ihr Reich auch von dieser Welt sey. Und

wer churfürstliche Borten aufzunähen versteht, der ist gewiß ein Mann comme il faut.

Dabei war der Herr Inspektor ein durchaus aufgeklärter Mann, er ging, wie ich selbst, nur an allen hohen Festen in die Kirche, trug, wie ich, weder im Sommer noch im Winter Pelze, weil diese, nach Hufelands Kunst das Leben zu verlängern, es vielmehr verkürzen und auf das curiose Ding, was man Verstand nennt, einen zweideutigen Einfluß haben sollen; und las, wieder so wie ich, sehr gern Zeitungen, worunter aber das alte Frankfurter Staats-Ristretto, seines ehrwürdigen Alters wegen, und seit einigen Jahren, die Prager Zeitung Lieblingslektüre waren, weil letztere sehr englisch — nämlich Engländisch — gesinnt ist, sich das Ansehen von Echtheit gar oft selbst giebt. Was aber vollends des ganz müßigen Herrn Inspekters Panacee war, das sind des weltberühmten von C** Zeit-Fabrikate und die hellleuchtenden Feuerbrände, die aber nun fast ganz verloschen sind, vermuthlich weil es an Fett oder gutem Oele fehlet.

Gereiset war mein treuer Nachbar auch sehr viel, in seinen ledigen Jahren als Schnei-

dergeselle; aber dann, als Mann und Meister, als wahrer Kosmopolit. Nur etwas weniges davon.

So lange noch der nunmehr entschlafene Reichstag zu Regensburg am Leben war, reiste er alle Jahre dahin, wo ein Bruder seiner ersten Frau Einheizer des in der Reichsgeschichte so berühmten großen Versammlungssaales war. Immer bereichert mit neuen Kenntnissen und tiefer eingedrungen ins Innre der heiligen Diplomatik kehrte er zu uns zurück, und die ersten Wochen seiner Wiederkehr waren jederzeit wahre Lerntage für uns; dann brachte er uns jede Neuigkeit aus der ersten Quelle. Zwar machte ein einziges Mal der Advokat Senf, welcher in Wittenberg studirt hatte, die Bemerkung: „was denn so ein Einheizer wissen könne?“ aber da kam er schön an. Der sonst gute und sanftmüthige Inspektor war ganz Feuer und Flamme und sagte auch gerade heraus, „Herr! das verstehen Sie nicht! Mein Herr Schwager ist allerdings ein vielbedeutender, wichtiger Mann, und sagte mir einst selbst: aufs Einheizen komme ganz außerordentlich viel an. Schürte er zu wenig ein, so müßten ganz natürlich die deliberi-

renden Herren frieren, denn sie durften weder in Pelzen, noch Oberröcken und Stiefeln, sondern sie mußten en Galla, in seidnen Strümpfen, in Schuhen, ja sogar mit Degen erscheinen; und wenn sie frère, eilten sie über die wichtigsten Angelegenheiten nur flüchtig hinweg. Machte ers aber zu warm, so müßte man die Fenster öffnen, es flögen dann viele heilsame Gedanken hinaus, oder man schlief ganz und gar überm Nachdenken ein. Wenn Sie's nicht glauben wollen, so dürfen Sie nur mehrere Reichstagsarbeiten lesen und sie werden gewiß fürchterliche Kälte und gräßliche Hitze gewahr werden." Seit dieser Absertigung wuchs unser Glaube noch höher, und wir hörten so lange, als es etwas zu hören gab.

Als Inspektor aber reiste er durchaus nicht mehr so viel, denn er meinte: man wüßte doch nicht, ob sich eine Nachtigall hierher verirren könne, und sollte er gerade alsdann abwesend seyn, so mache er sich Vorwürfe Zeit seines ganzen Lebens!

Nur in den letztern, so ewig merkwürdigen Monaten des Jahres 1806 war er nicht zu halten, um so mehr, da in den Wintermonaten an

keine ankommende oder durchreisende Nachtigall zu glauben war; da reiſete er nach der berühmten Reſidenz-, Kreis-, Münz- und Bergſtadt Saalfeld, nach Jena, Auerſtädt, Weimar, Erfurt und Magdeburg, um ſich an Ort und Stelle ſelbſt zu überzeugen, daß die guten Preußen hätten verlieren und der tapfere Kleiſt das kleine Magdeburg freiwillig übergeben müſſen. Er wollte ſchon in vier Wochen wieder kommen, aber er blieb bis zu Anfang des Aprils aus, weil der einfältige Schnee ihn hinderte, alles genau zu unterſuchen und die Fußtapfen der Fliehenden und Siegenden zu verfolgen. Das war uns — nämlich die wir als dreimalige wöchentliche Gäſte des Herrn Inſpektors weiter unten vorkommen werden, ein trauriger Winter. Wir zogen, gleich den Zugvögeln, von einem hellen ſtarken Bier zu dem andern; bekamen aller Verſicht ohngeachtet, denn wir hatten ſo ein paar gute Spürgurgeln, doch manchmal hefenreiches Bier, und hatten dann unruhige Nächte und trübe Tage, daher ſich auch die unläugbare Verworrenheit der bei unſern Abendzuſammenkünften verabredeten und entworfenen Einquartierungs- und Entſchädigungstabellen ſchreiben mag. Ein

neuer Beweis, wie höchstnöthig gute Polizei, und besonders fleißige und unausgesetzte Bierproben sind, und immer seyn werden.

Endlich kam er doch munter und frisch, der Ersehnte, zu uns wieder zurück. Ihn hatte das lange Ausbleiben nicht gereuet, er nannte es seine Ueberzeugungsreise, und das ist wahr: die sogenannten Augenzeugen, der Obrist von Massenbach, der Herr von N** — die neuen Feuerbrände, sie mögen schreiben, beschuldigen, auflagen, vertheidigen, loben und tadeln, wie sie wollen, er liest zwar solche Dinge durch, sagt aber auch nur zu oft, nach seiner ehemaligen Schelderart: „das ist eine derbe Lüge, ich weiß es besser!“

Er selbst arbeitet seit seiner Rückkehr alle Vormittage von ½ auf 10 Uhr bis ½ auf 11 an seinen Beobachtungen, die leider! aber erst nach dem Tode aller der Generale, die nach seiner Ueberzeugung große Schnitzer gemacht haben, herauskommen werden; blos um seinen Liebling Cölln nachzuahmen, der auch erst hinterdrein alles gar schön sagt, wie man's hätte machen — können.

Schade, daß dieser Federheld auf seinen Rei-

sen nicht einmal hierher und in unsere Abendversammlung kam; er könnte alsdann wenigstens noch drei Bände vertraute Briefe mehr schreiben. Und wie hell würde ihm manches werden! Um ihm und meinen Lesern nur einen kleinen Vorschmack von den durchdachten Bemerkungen meines Herrn Nachbars zu geben, theile ich folgendes Fragment aus dem höchstwichtigen Kapitel: über zweckmäßige militärische Kleidung, mit!

„Ich mag mirs überlegen, wie ich will, an dem unordentlichen Fort- und Auseinanderlaufen der Infanteristen sind schlechterdings die gar zu kurzen Uniformen und Monturen Schuld, die das schnelle Ausreißen begünstigen. Darum sollten, besonders in Kriegszeiten, alle Infanterieregimenter ganz lange, bis auf die Sohlen gehende Oberröcke tragen, die am Fortlaufen hindern, und da man voraussetzen kann, daß doch jeder seiner Haut sich wehret, so würde man sicher nicht mehr von so vielen flüchtigen Officiers, denen ihre Untergebenen nur zu treulich nachfolgen, hören müssen."

„Sollten aber etwa die viel Tuch erfordernden Oberröcke zu kostspielig seyn, so lasse man in

Zukunft alle Feldprediger zurück, und nehme dafür zu jeder Kompagnie Einen Schneider. Soll es nun wirklich zur Schlacht kommen, da müssen diese in größter Geschwindigkeit die s. v. Beinkleiderknöpfe abtrennen — wie es bei den zu transportirenden Delinquenten gewöhnlich ist — dann fällt sicher das Ausreißen weg." —

Wer nicht zu arbeiten nöthig hat, und dabei doch solche Ueberzeugungsreisen anstellen kann, der muß auch Vermögen dazu haben. Und das ist der Fall bei meinem Herrn Nachbar Zeising. Er ist ein sehr wohlhabender, und nach hier berechnet, ein sehr reicher Mann, — und gewiß reicher, als manche unserer anderen vornehmen Leute, die auf den guten Inspektor darum verachtend niedersehen, weil er nicht so viel Lärmen von sich macht, und so sein eignes Thun und Wesen hat. Nun ist es freilich wahr, es ist ein merkbarer Unterschied unter diesem und jenen Herren. Jene achten nichts, als was zu ihren Kreisen gehöret, dieser ist jedermanns Freund; jene reiten und fahren, dieser gehet wohlbedächtig zu Fuß; jene leben herrlich und in Freuden, bei jeder Zusammenkunft fließen Ströme von Wein und es dampft der stärkende Punsch, dieser trinkt

das ganze Jahr nur zwei Beuteillen ächten Johannisberger, nämlich am 15ten Febr., als am Todestage seiner verstorbenen Frau, und dann zum Barthlomäitag, wo hiesigen Orts die Rathswahl fällt; — endlich ist auch darin ein kleiner Unterschied: manche jener Herren haben doch im Laufe eines Jahres Tage, die ihnen nicht gefallen, nämlich Lichtmeß, Petri, Walpurgis, Jacobi, Martini; denn, wenn sie es auch vergäßen, daß zu jenen Zeiten die zu gebenden Interessen fällig sind, so vergessen es die Darleiher nicht. Diese Tage sind ihnen also eigentliche Bußtage, hingegen dem Herrn Nachtigall-Inspekter wahre Freudentage, da er nur zu empfangen braucht. Unterdessen ist und bleibt derselbe doch ein sehr angesehner Mann, weil ich und noch mehrere, wie man bald hören wird, recht fleißigen Umgang mit ihm pflegen.

Mein Herr Nachbar war verheirathet, denn sonst würde er nicht jeden 15ten Febr. so hoch feiern. Dieser seiner verstorbenen Frau ging es gerade so, wie meiner noch lebenden, nämlich man verkannte sie, dichtete ihr viele Fehler an, bezüchtigte sie des Stolzes und des Geizes und der Alleinherrschaft. Das kam aber daher: bei-

de waren fremd, beide hatten sehr gesunden natürlichen Verstand, beide lernten den herrschenden Gesellschaftston nicht goutiren, beide machten endlich aus leichtsinnig in den Tag hineinlebenden, sich zu allen gebrauchen lassenden Männern solche, die sich fühlen lernten und sich deshalb aus jenen Zirkeln zurückzogen, wo sie durchaus nicht an ihrer rechten Stelle standen. Natürlich erwarben sich die verstorbene und die noch lebende dadurch kein großes Ansehen — nämlich alles von hier gesprochen. — Da sich indeß beide Familien dabey ganz wohl befinden, so lebt man dennoch ruhig und vergnügt — vergnügter und genießender, als viele andre.

Die Frau Inspektorin starb in der Blüthe ihrer Jahre, oder, richtiger, die Meistersfrau endigte ihr Leben, denn dazumal war Herr Zeising nichts als Schneidermeister und Klingelherr, wie auch uniformirtes Mitglied der hiesigen Schützenkompagnie, obgleich derselbe, so wenig wie ich selbst, jemals einen regelmäßigen Schuß thun konnte. Allgemein glaubte man, er werde recht bald wieder heirathen, denn er war ein schöner, gesunder, wohlhabender Mann, und damals in der süßesten Hoffnung, bald E. E. Raths Mitglied

zu werden. Er hatte auch wirklich, wie ich ganz gewiß weiß, große Lust dazu, und da es hier eben so, wie überall, der heirathsfähigen Mädchen weit mehrere giebt, als der heirathslustigen Männer, so hätte man wähnen sollen, die Sache würde sich leicht machen. Da kam aber der Feind und säete Unkraut unter den Weizen.

Es ist auch hier, wie an allen Orten, wo Schützengilden existiren, der Gebrauch, daß an den festlichen Tagen des Vogel- oder des Ausschießens brav getanzt wird und sich dazu die Weiberchen und Töchterchen aus der so betitelten vornehmen Welt, mit den Weibern und Töchtern andrer ehrsamer Bürger einfinden, wo es zugehet wie im Himmel, das heißt, ohne Unterschied. — Damals blüheten die drei Töchter des längst verweseten Herrn Accisedirektors Tümpfel, nicht in glänzender Schönheit — wie sie sich einbildeten und man ihnen vielleicht auch in mancher launigen Stunde vorsagte — sondern in jugendlicher Fülle; und da man gern mit ihnen tanzte, sie auch zu manchen häuslichen Festen aus mancherlei Ursachen geladen wurden, so setzte sich bei allen dreien etwas fest, was manche geradezu Stolz, andre Einbildung, ich aber,

schon dazumal eine Art von Dichter, Ideal nannte. Indeß muß man die Wahrheit gestehn, eben bei den öffentlichen Schützenfesten schlugen sie nie die Hand ehrsamer Handwerker, sobald sie die schöne Uniform zierte, zu einem christlichen Tanze aus. Dem ehrengeachteten Meister Zeising ward die Mittlere der drei Grazien zur Leimruthe, an der sein freier Sinn auf ein Mal fest saß; er nahm die allen schönen Mädchen eigne Tanzsucht für etwas mehr, ergriff nun jede Gelegenheit sich beliebt zu machen, und da die drei Gefeierten weiter gar nichts aufzuweisen hatten, als eine sehr reichliche Aussteuer der Natur an Körperkräften, glaubte er, der schon damals seinen Karrn ins Trockne geschoben hatte, keine Fehlbitte zu wagen, wenn er der reizenden Mechildis Hand, Herz und Liebe anbot. Er that es mit sehr vielem Geschicke, ward aber eben so artig ab und zur Ruhe verwiesen, da man, als geborne Accisedirektorstochter, nicht gemeint sey, sich so wegzuwerfen, und einen bloßen Meister zu wählen, der weiter gar nichts sey.

Anfänglich war ihm das niedliche Körbchen eine schwere Last, allein er reiste darauf nach Re

gensburg, lernte dort die einzige Tochter eines verstorbenen Prokurators kennen, brachte diese als sein Weibchen mit, ward kurz darauf Herr Inspektor, lebt höchst vergnügt, und jene einst so gefeierten drei Grazien stehen noch sämmtlich einsam am Lebenswege, und betteln umsonst um das Almosen ehelicher Liebe!

Die Woche **dreimal** versammeln sich schon seit 10 Jahren, bei dem gastfreien Herrn Nachtigall-Inspektor, der Herr Wasserbaudirektor Ohnegrund, der Herr Faktor Rothhaar, Herr Apotheker Lavendel, Herr Revisor Schauf, Herr Sekretair Meerrettig, Herr Advokat Senf, die beiden Senatoren Weiß und Grau, der Kaufmann Dreysig, und noch **sechs** in der Nachbarschaft wohnende brave Bürger, **nebst meiner Wenigkeit**, des Abends um 7 Uhr — und bleiben, je nachdem es kommt, gewöhnlich bis 10 — oft aber auch bis 11 Uhr.

In den ersten Jahren, gerade zu der Zeit, wo man überall von Clubs, Ressourcen, Cassinos ꝛc. redete, erzählte und schrieb, da ließen auch wir uns von der leidigen Nachahmungssucht hinreißen, und nannten unser Beieinanderseyn — weil man besonders im Trinken und Rauchen

stets harmonisch war und dachte — Harmonie. Aber, das wurde uns, und noch dazu durch eines unserer eignen Mitglieder, den Herrn Faktor Rothhaar, der etwas schwer hörte, bald verleidet.

Dieser sonst so gute Mann kam einst in die Residenzstadt, mußte dort übernachten und ward von einem guten Freunde mit in eine große Gesellschaft genommen, wo man spielte, scherzte und der Mühen und Sorgen des Lebens vergaß. Als Fremden suchte man den biedern Faktor auf alle mögliche Art zu unterhalten, welches freilich etwas schwer hielt, weil er nicht leise hörte und nie in ein lebhaftes Gespräch zu bringen war, als wenn man von Bienen sprach, denn er war ein echter Bienenvater. Unter mehrern Personen nahete sich ihm auch ein adlicher Hofrath, der, um einen Beweis seiner Humanität zu geben, die wichtige Frage that: „nun, in Ihrem artigen Städtchen wird man auch recht harmonisch leben?"

„O ja, stammelte der nur Halbhörende, es war erst vor wenig Wochen eine Harmonica da!"

So artig man auch seyn wollte, man mußte doch darüber lachen. Ein paar von unsern vornehmen Herren kamen bald darauf auch in jenen

glänzenden Zirkel, lose Spötter erzählten die unpassende Antwort des Faktors, jene erzählten das Ganze, sehr entstellt, hier wieder, und man hieß uns einige Jahre hindurch „Harmonica.“

Wir nahmen diesen Vorfall zu Herzen, legten alle fernere Nachahmungssucht bei Seite, und nannten unser friedliches Zusammenkommen ganz einfach: „den Abendzirkel!“

Was wir Zusammenkommende nun eigentlich, nach unserer Denkart, Vernunft und sonstigen Geisteskräften, für Weise oder Helden sind; diese ermüdende und oft undankbare Schilderung kann ich mir, dem Himmel sey Dank, ganz ersparen. Das alles that ein Größerer, dem wir und alle andre hohe und vornehme Herren, ohngeachtet aller Arroganz, nicht werth sind, die Schuhriemen aufzulösen, nämlich niemand anders, als der hochgefeierte Jean Paul, welcher einige Zeit in unsrer Mitte — wohnte, mit den mehresten von uns einige Male redete und so das Vergnügen genoß, uns kennen zu lernen. Er war aber auch, theils von unserer recht fühlbaren Zudringlichkeit, theils von unserer kindlichen Unschuld in den gemeinsten literarischen Dingen, endlich aber von unserer echten Egoisterei so gerührt, und

darum auch so dankbar, daß er uns alle, im eigentlichsten Sinne des Wortes, schon auf dieser Erde verewigte. Denn, wie ich nunmehr mit gerechtem Stolze und gewisser Zuversicht öffentlich sagen darf, eine ganze Stelle in dem vielsagenden Springbrief — welcher in dem Taschenbuche für Liebe und Freundschaft fürs Jahr 1808 — ausführlich nachgelesen werden kann, hat der große Mann uns allein, aus dankbarer Liebe und Freundschaft, gewidmet; und triumphirend können wir nun dem ganzen großen Lesepublico zurufen: Wir sind damit gemeint.

Da aber das ebengenannte Taschenbuch in hiesiger Gegend seines klaren Drucks wegen wenig gelesen wird, so muß ich, um unsre Ehre verbreiten zu helfen, die merkwürdigen Worte hier mit weit lesbareren Lettern nochmals abdrucken lassen. Ganz rein und unverfälscht lauten solche folgendermaßen:

„Es ist hier wie überall und noch schlimmer. Inzwischen sind doch viele, ja die meisten von Dicht- und Denkkunst so frei, als von der weißen oder schwarzen Magie oder Kunst."

„Hiesige Ortsseelen sind davon befreit

oder frankirt, weil auf ihnen stehet: Herrschaftliche Sachen betreffend."

„Mein Umgang sind und bleiben ein paar tausend Menschen, die ich herzlich in der andern Welt wieder zu sehen wünsche, — in dieser weniger — weil ich mir leicht denke, wie sie mir dort gebildet mit verklärten Seelen (denn die Leiber sind leichter zu verklären) entgegen fliegen müssen, sobald ich ein Jahrzehend später abgefahren bin, als sie!" —

Welch' namenlosen Jubel verbreitete nicht diese gehaltreiche Stelle; wie allgemein war diese Theilnahme!

Unsere frommen Priester hoben die Hände dankbar zum Himmel empor, in unsern ungläubigen und unchristlichen Tagen einen so berühmten Mann vom Wiedersehen in der andern Welt reden zu hören; freundlich lächelnd guckte unsre wohlweise Stadtobrigkeit einander an, da endlich einmal von Befreiung der lästigen Denkkunst so deutlich gesprochen ward; die ganze werthe Bürgerschaft jauchzte, daß Gott ihr banges Seufzen erhört, und es endlich dahin gediehen war: daß sie, als Herrschaftliche Sachen, nun endlich frankirt, und von den so hochgestiegnen Abgaben

befreit seyn sollten; ja selbst unsre Weiber und Mädchen frohlockten laut: denn, wird doch hier der Verklärung der Leiber, und noch dazu einer leichten, wörtlich gedacht. Wo nur ein paar Ortsseelen einander begegneten, da ertönte des edlen Jan Paul hohes Lob, ja endlich ward sogar bei einer allgemeinen Versammlung unserer geist- und weltlichen Obrigkeit beschlossen, und zwar, was ebenfalls angemerkt zu werden verdient, einmüthiglich, daß diese zarten und feinsinnigen charakteristischen Worte auf einer großen ehernen Tafel mit goldnen Buchstaben aufgezeichnet — welches zur Hälfte der halbehrwürdige Gotteskasten, zur andern Hälfte aber die allerlei Aufbürdungen schon gewohnte gemeine Stadtkasse tragen werde — und diese heilige Votivtafel alsdann in dem neu zu erbauenden Concert-, Spiel-, Ball- und Schmausssaal statt eines zerbrechlichen Spiegels aufgehängt werden solle. Ich habe oben vergessen zu bemerken, daß alles mit lateinischen Lettern aufgemerkt werden soll, eines Theils, damit jedermann merken kann, daß große Gelehrte dabei zu Rathe gesessen, anderntheils aber aus bloßer Nachahmung des Herausgebers der beliebten Polizeiblätter, der diese, die

doch mehr den Gelehrten interessiren, mit deutschen, hingegen die damit verbundene Steckbriefsammlung auch mit lateinischen Lettern abdrucken läßt, vermuthlich deswegen, damit die bezeichneten Spitzbuben und Betrüger es nicht so leicht lesen können, und die Dorfschultheißen, Amts- und Gerichtsdiener alles fein langsam und mit Bedacht durchgehen müssen — wenn sie's anders wissen mögen, was geschrieben stehet. Man verzeihe mir den kleinen Absprung von unsrer goldnen Tafel auf Steckbriefe, es ist nichts daran Schuld, als die verdammte Nachahmungssucht, und damit niemand wähne; ich hätte unter dieser Zusammenstellung etwas Arges im Sinne — denn mir, in meiner kindlichen Unschuld, will man so gern, ganz gegen die heiligen zehn Gebote, alles zum Bösen kehren — so kehre ich von dem Letztern gleich zu etwas Achtungswerthem zurück, nämlich zu uns selbst und unserm rührenden Abendzirkel! —

Die Stube selbst — denn sie ist nicht tapezirt, sondern blos von einem geschickten Tünchermeister vielfach besprengt, daß kein Mensch und Gelehrter daraus klug werden kann, ob es Ernst oder Spas ist, so wie ohngefähr D. Feßlers

Werners und der diese nachahmenden mysteriösen Schriftsteller Werke — ist geräumig und — worauf viel beim Sprechen und Sitzen ankommt — weit breiter als lang, gehet auf die stille Miststätte und unbevölkerten Ställe hinaus, hat vier Fenster, die aber mit Jalousien versehen sind, damit niemand sich an der Aus- oder Einsicht ärgern möge. Der große Tisch ist nicht zirkel-, sondern blos ovalrund; die Stühle waren erst ganz von Holz, allein als vor einigen Jahren eine wohlweise Stadtobrigkeit, die theils in der Kirche, in dem Rathsstand befindlichen, theils solche Stühle, die zu mürbe waren, so gewichtvolle Männer in ihren Sessionen zu tragen — und die man öfters bei großen Gastereien, wo der eigne Vorrath nicht anslangen wollte, zu entlehnen pflegte — öffentlich versteigern ließ, erstand der Herr Nachtigall-Inspektor die ganze Parthie, ließ solche ausbessern und flicken, und dann in unsere Gesellschaftsstube setzen; und selbst der Neid muß es gestehen, es sitzt sich sanfter und raisonnirt sich besser auf ihnen.

Jederzeit brennen zwei Lichter, und auf einem kleinen Tischchen steht, immer mit echtem Frosch und Limburg gefüllt, die stattliche Ta-

Salsbüchse, nebst hinlänglichen Fidibus, die zwar allein von mir und meinen sehr gelesenen Schriften herrühren. Das ganze Jahr hindurch haben wir ganz reines, starkes und von verdünnendem Wasser befreites Bier; jeder hat seinen eignen schönen gläsernen Krug, mit seiner Namenschiffre versehen, und so ist bei und unter uns zwar nichts elegantes, dagegen aber viel Reinlichkeit und Ordnung.

Zuerst werden jederzeit regelmäßig die Pfeifen gestopft, und dann, aber ganz kurz, die Zeitungsneuigkeiten bekrittelt oder bewundert, oder — verwünscht; damit soll es aber in dem neuen Jahre — ich schreibe nämlich dieses in den letzten Tagen des gutmüthigen Jahres 1808 — ganz anders werden. Nämlich, nur allezeit an den gewohnlichen vier Quatembertagen soll, aber auch dann der ganze Abend, den Staaten und ihren Regenten, nebst Schlachten, und etwa einfallenden Friedensfesten gewidmet seyn. Einmal darum, weil sich jeder gehörig darauf vorbereiten kann und alsdann nicht so viel schiefe Raisonnements und geographische Hoppas vorkommen werden; dann aber auch deshalb, weil man denn doch größtentheils über das Vorgefallne mehr wisse,

und eben wenn eine Sache vorbei, ſich es leichter ausmitteln laſſe, wie man dieſe Niederlage hätte vermeiden, oder dieſen Ländertauſch noch weit politiſcher anſtellen können. Auch ſoll der große vierkantige Spiegel auf der einen Seite — weil an uns Männern gar nichts merkwürdiges zu beſehen iſt, als etwa ein wenig Egoismus, den aber jeder ohnedem zur Schau trägt, in Geberden und Worten — und auf der andern das große vielzackige Hirſchgeweih, woran bis jetzt der größere Theil unſerer Kopfzierden, bedeutend genug, gehängt haben, ganz entfernt werden, und es ſollen an deren Stelle neue und für unſre Bedürfniſſe vorzüglich berechnete Landcharten kommen, worüber ſchon unſer Herr Waſſerbaudirektor Ohnegrund mit dem ſo induſtriöſen Induſtrie-Comptoir zu Weimar in traulichen Unterhandlungen ſtehet.

Iſt das kurz abgethan, nämlich die politiſche Kannengießerei, ſo wird zur gelehrten Tagesordnung geſchritten, und über Abfall und Zunahme, über Größe und Richtigkeit aller Wiſſenſchaften, ſie mögen Namen haben wie ſie wollen, gar ſchön und durchdacht geurtheilt.

Und man wird mir gern alle weitere, ins

Einzelne gehende Herzählung unserer außerordentlichen Verdienste um den Flor der so weit ausgedehnten gelehrten Republik erlassen, wenn ich selbst hierdurch freimüthig gestehe: daß das ganze, von wahrer Gelehrsamkeit angefüllte Zirkularschreiben des Generalstudiendirektors Blasius Omnino von Musenhain an seine sämmtlichen Mitarbeiter — welches man in dem zweiten Theile der in der Beckerschen Buchhandlung zu Gotha ganz neuerlich herausgekommenen Pygmäen-Briefe ganz nachlesen kann — durchaus keine andern Sätze oder Theses enthält, als solche, die von, bei und unter uns, auf ganz eigne — neue Manieren, bestritten, bewiesen, bezankt und — beschrien worden sind.

Dann aber muß ich zur Steuer der Wahrheit ebenfalls bekennen, daß wir alle miteinander keine Bibliothek besitzen, ja nicht einmal aus dem sehr ausgebreiteten Lesecabinet der Residenz uns verproviantiren, und gar nichts lesen, als die Heidelbergischen Jahrbücher, weil wir sie nicht verstehen, und man solche um drei Pfennige wöchentlich im Hause — liegen lassen darf.

Freilich giebt es auch einige unter uns, die, wenn wir so von ganz gelehrten Sachen spre-

chen, wie z. B. vom Selbſtdenken, von der edlen Kunſt, Geiſtesbleiſtifte zu ſpitzen u. d. gl. — öfters darüber einſchlafen. Damit wir aber nun, nach der Lehre des Apoſtels, Allen Allerlei werden, ſo raiſonniren wir auch faſt jeden Abend über unſre Nebenmenſchen; halten uns über dieſe oder jene, die anderswo zuſammenkommen, oder gar zu Hauſe bleiben, tüchtig auf; ſuchen auszumitteln, wie viel der oder jener, welcher ſo groß einhergehet, noch Schulden hat; theilen einander komiſche und tragiſche Familienbegebenheiten mit; verſuchen es, gute Bekannte und Freunde gegen einander mißtrauiſch zu machen oder zu entzweien; bekritteln alle erſcheinenden obrigkeitlichen Verordnungen; erzählen, was man uns vertraut, oder wir ſonſt erfahren haben, ganz entſtellt wieder, um dadurch manchem hinterrücks einen Poſſen zu ſpielen, vor dem wir uns, in ſeiner Gegenwart, gar tief bücken; wir veriren unſere unter uns ſitzenden zwei würdigen Rathsglieder, wenn ſo kleine Fehlerchen vorgehen, oder wenn höhern Orts tüchtige Naſen ankommen: wir kritiſiren die ſehr nervenſtärkenden öffentlichen Vorträge unſerer Kanzelredner; kurz, wir ſchonen durchaus nie-

mand, — als uns selbst, und dann — die respectiven Weiberchen, weil diese, wie die Erfahrung lehrt, das moralische und physische Hecheln noch weit besser verstehen, als wir.

Mich dünkt, schon aus dieser zusammengedrängten Skizze von dem, was wir in den löblich Zeisingischen Abendzirkeln alles vor- und unternehmen, wird man erkennen, daß wir eben das thun und treiben, was man in sehr berühmten größern Cassinos thut und treibt; ja, daß wir sogar noch vor jenen städtischen Zusammenkünften manches zum voraus haben, wo man zwar täglich sich versammelt, aber auch täglich nichts weiter unternimmt, als spielt und trinkt. Gespielt wird bei uns gar nicht, erstlich, weil wir immer Stoff genug zur lebhaftesten Unterhaltung, zweitens, weil wir dazu kein Geld haben, und drittens, weil wir nichts weiter zu spielen verstehen, als Schaafkopf.

Jedes ordentliche Mitglied, d. h. ein solches, welches seinen eignen Krug hat, darf einen Gast mitbringen, aber NB der nicht hier geboren und erzogen ist, also einen Fremden. Dadurch haben wir schon die Ehre und das Vergnügen gehabt, recht viel berühmte Personen kennen zu lernen.

Ich könnte, nur mit den bloßen Namen der uns Besuchenden, mehrere Bogen füllen, allein Prahlen ist unsre Sache nicht. Es sind aber, das kann man mir glauben, sehr große und berühmte Männer aus allen Ständen hier durchgereist; ja erst vor wenig Wochen kam einer unsrer gefeiertsten Schriftsteller hier durch, und besuchte unsern Abendzirkel, weil allen Fremden Bier und Tabak umsonst gereicht wird. Der kam geradeswegs von der Conferenz zu Erfurt. Ach! was wußte dieser Mann nicht alles, was hat er uns, als er den Eilften Krug geleert, nicht alles anvertraut; welche interessante Bemerkungen dort zu machen Gelegenheit gehabt! — Ja, das war gewiß Einer von denen, denen es gelungen war, tiefe Blicke ins Innre, nämlich der Zimmer, zu thun, denn er wußte Alles, z. E. wie weit die beiden mächtigen Kaiser beim Suppenessen den Mund öffneten, wie Berthier sein Sacktuch einsteckt und Duroc eine Prise nimmt. — Wenn so große weltberühmte Männer, wie sie sich manchmal uns selbst zu erkennen geben, und besonders bekannte Schriftsteller, zu uns kommen, so schweigen wir alle still, besonders wenn so einer gleich am folgenden Tage wieder abreiset, und thun

nichts, als fragen und zuhören. Auf diese Art kommen die Allermehrsten nicht dahinter, wes Geistes Kind wir sind, was wir für Systeme anerkennen u. dergl., und da, in Hinsicht der Fragen, ein sehr guter Freund in der Residenz uns zwei Bogen voll allerlei Fragen für jeden Stand, jedes Fach und sogar jedes Alter aufzuschreiben die Güte hatte, welche jederzeit die vier ältesten Mitglieder auswendig lernen — und diese dürfen allein Fragen aufwerfen — so hat es uns bis jetzt sehr oft geglückt, für überaus feine, gebildete und bescheidene Männer gehalten zu werden, was wir gewiß, Gott sey Dank, alle miteinander nicht sind.

Erzählen aber, das ist unser aller Leib und Leben, und wenn so ein angesehener Fremder was erzählt, da paßt alles auf; manche Pfeife gehet aus, mancher Krug bleibt — offen stehen; und — es schickt sich zwar nicht, daß ich mich selbst lobe, aber ich kanns doch nicht bergen, dadurch allein lernte ich die feine Manier, wodurch meine Erzählungen sich auszeichnen und wovon ich nun bald eine neue Probe ablegen werde.

Erst vor kurzem brachte unser geschätzter Herr Senator Grau seinen lieben Vetter den Herrn

Geheimen Oberhoflichtputzer Zunder mit in unſern Zirkel, der, weil der Hof abweſend war, beinahe 14 Tage bei uns blieb. Anfangs machten wir es wie immer, wir hörten zu — und fragten, aber ganz ſparſam, da wir wußten, daß dieſer wichtige Mann uns auf einige Wochen angehören würde. Es ging auch recht gut, denn die beiden erſten Tage unterhielt uns der feine Hofmann von nichts, als Hof- und Staatsſachen, nebſt dem, was ſeit den letztern 10 Jahren Ihro Durchlauchten und alle Herren Hofcavaliers, nebſt Geheimen und andern Räthen, ingleichen die Herrn Hofpauker und Trompeter u. ſ. w. zu ihm ſelbſt geſagt haben ſollten; alle ſeine ſchweren Arbeiten, ſo wie die Zeichnung einer ganz allein erfundenen Maſchine, die, wenn er gerade nicht da iſt, durch eine dazu geeignete Scheere das brennende Licht ohne weiteres ausputzt, NB. ganz für ſich, ohne jemands Zuthun; kurz er theilte uns ſehr freigebig alles mit, was er bereits gethan hatte und noch thun wollte.

Das dritte Mal war unſer Geheimer Gaſt ſehr einſylbig, und ich ſelbſt, darüber äußerſt verlegen, beging die Unvorſichtigkeit, den ganzen Reſt unſerer Fragen — die mit eingeſchloſſen, wel-

che auf alle noch lebende Menschen passend sind, nämlich vom Schlaf, Durst, s. v. Schweiß, Appetit u. dgl. — an ihn diesen Abend zu verschwenden, wodurch freilich die paar Stunden leidlich ausgefüllt wurden, der Fragen-Vorrath aber auch so erschöpft war, daß wir auf den folgenden Tag zugleich eine geheime Zusammenkunft halten mußten, um entweder einen Bogen neue Fragen einzustudiren, oder etwas anderes ausfindig zu machen.

Bei solchen intrikaten Fällen gelten vota majora, und diese gingen auf das allernatürlichste hinaus, nämlich, nichts zu erkünsteln, sondern uns zu geben, wie wir wirklich waren.

Das geschah nun auch; um aber doch dem eingeweihten Hof- und Staatsmann zu beweisen, daß hinter dem Berge auch Leute wohnen, brachten wir nur solche Dinge aufs Tapet, die geeignet waren, unsern Verstand leuchten, unsere vielseitigen Kenntnisse aber wenigstens schimmern zu lassen. Wir redeten über die besten Mittel, den Kindermord zu verhüten; über das neue Französische Münz-, Maaß- und Gewichtsystem; von Abschaffung der Kirchenbußen, der Stallfütterung, der Rheinzölle u. s. w.

Endlich kamen wir auch einmal auf die subtile, kritische Frage:

„Woher es wohl kommen möge: daß nicht allein hiesigen Orts, sondern auch in weit größern Städten, als da sind Hamburg, Lübeck, Berlin und Leipzig — Nürnberg und Rothweil, niemals Schneidermeister zu E. E. Raths Mitgliedern gewählt würden?“

Da traf es denn recht ein, viel Köpfe, viel Sinne. Ich selbst meinte, es rühre diese Nichtwahl daher, weil die Schneider wirklich dadurch zu sehr an Uebung ihrer Profession gehindert würden, und die Besoldung, besonders in kleinen Orten, dafür nicht gehörig entschädige. Ein Andrer war des Glaubens: die Schneider wären gewöhnlich zu dünnleibig und sähen immer ein bischen hungrig aus; da man aber schon unsern weit robustern Rathsverwandten nicht immer den gebührenden Respekt ertheile, ihn auch manchmal aus mancherlei Ursachen nicht ertheilen könne; so würde der kleine Ueberrest von Hochachtung vollends bald ganz verschwinden, wenn schwächliche Schneider Senatores würden, besonders da sie ohnehin im Ruf ständen, Liebhaber von Accidenzien zu seyn. ‚Ein Dritter

glaubte, dadurch der Wahrheit am nächsten zu kommen, wenn er behauptete: die Schneider hätten immer gar zu viel mit Frauenzimmern zu verkehren, gewöhnten sich dadurch an vieles Plaudern, und Senatores dürften schlechterdings niemand etwas verrathen, als ihren — Weibern, Vettern, Gevattern und Kundleuten. Wieder ein Anderer behauptete: unter allen Professionisten wären es die Schneider und Schuster, welche die mehreste Muße hätten, sich mit Nachdenken zu beschäftigen, und vor dieser gefährlichen Seuche müßte man die Herren fein vorsichtig zu bewahren suchen.

Wir wähnten durch unsern Diskurs dem Herrn Geheimen Oberhoflichtputzer eine große Freude zu machen, denn es beliebte demselben einige Male recht laut zu lachen; allein wie groß war unser Schrecken, als wir auf einmal vernehmen mußten, der Herr Vater habe auch der Schneiderzunft angehöret, die wertheste Frau Liebste sey des verstorbenen Hofschneiders einzige Tochter, und Dero ältester Herr Sohn habe gleichfalls zur Nadel und Scheere geschworen und arbeite schon seit einigen Jahren zu — Krähwinkel. Wir alle saßen wie vom Donner gerührt

und wußten nicht wo aus noch ein; da nahm sich unser würdiger Herr Nachtigall-Inspektor unserer väterlich an, erklärte alles für Spas und deklarirte uns als die ausgemachtesten Schneiderfreunde. Mit recht geläufiger Zunge wurden fast alle hiesige Meister unsere Vettern und Gevattern, wir bejahten alles dreifach, und so wurde nicht allein der Friede hergestellt, sondern wir auch von unserer Herzensangst befreiet. Am andern Morgen wurden aber sogleich unsere Fragebogen um 10 Fragen vermehrt, damit man künftig nicht mehr solcher Seelenangst ausgesetzt werde.

Den ganzen Abend wurde nun von nichts anderm, als dem ehrsamen Schneiderhandwerke, und zwar in solchen Ausdrücken gesprochen, als hätten wir und unsere Weiber nie über ihre unbesiegbare Accidenzienliebe bitterlich geseufzt. Aber, was wartete unser Aller auch dafür für ein grosser süßer Lohn! —

Schon griffen einige von uns nach den Hüten, um in ihre Wohnungen zurückzukehren, da fing der hochgeschätzte fremde Gast folgendermaßen an: „Da ich merke, ja sogar fest überzeugt bin, daß Sie sämmtlich, meine liebwerthesten Herren und Freunde! der braven Schneider Freunde sind,

und mit mir und noch vielen tausend vornehmen und bürgerlichen Herren das Unrecht tief fühlen, welches man einer so unentbehrlichen Menschenklasse anthut, daß man sie von den Stühlen der Weisheit — denn ich denke mir alle Obrigkeiten weise — zurückdrängt; so will ich Ihnen am übermorgenden Abende eine überaus artige Geschichte von einem jungen Schneider vorlesen, die ich auf die ehrlichste Art von der Welt in meine Hände bekommen habe. Meine wichtige Hofcharge nöthigt mich, auch selbst dann gegenwärtig zu seyn, wenn bei Hofe sogenannte schöne Wissenschaften getrieben werden; es wechseln da Charaden, Klingspiele, simple Vorlesungen und Deklamationes immer miteinander ab. Letzthin war nun auch große Akademie, in welcher der Herr Kammerjunker von Süßholz erst einige von ihm selbst verfertigte Sonnette, dann aber eine schrecklich furchtbare Räubergeschichte vorzulesen die Ehre hatte. Während einer Pause, eben als ich einmal mit meiner Scheere die Runde machte, will sich der Herr Vorleser den Angstschweiß abtrocknen, und zieht dabei einige Bogen beschriebenes Papier, er nannte es einmal späterhin Manuscript, heraus, was er aber nicht merkte.

Ich bücke mich unterthänig, hebe das Gefallene auf — und da eben Durchlaucht munter ausriefen: „na! nur weiter Herr Lector ornaris," so steckte ich die Papiere in meine geheime Tasche, um sie dem gnädigen Herrn Verlierer zuzustellen. Es wollte sich aber denn doch diesen Abend durchaus nicht schicken, ich mußte sie also mit nach Hause nehmen, wo ich sie gleich hinter meinen Spiegel steckte, um solche am andern Morgen dem Herrn Kammerjunker hinzutragen."

„Der Böse, Gott sey bei uns, kann nicht so versessen seyn auf Menschenseelen, als ich auf alle beschriebene Papiere, es mögen Akten, Briefe oder Auszüge seyn, denn dadurch bin ich schon hinter manches gekommen, welches ich sonst nie erfahren hätte."

„Kaum war ich also aus dem Bette, als ich auch schon nach diesen Bogen langte und anfing sie zu lesen, und, bei meiner Ehre, ich las barfuß fort, bis ich die allerliebste Geschichte hinaus gelesen hatte. Ueberaus gern hätte ich diese paar Bogen für mich behalten, aber das ging ja nicht an, denn kam es heraus, so hatte ich höchste Ungnade zu befürchten; doch wußt' ich mir schnell zu helfen, ich sendete meine kleinste Tochter eilends

zu dem armen Kanzelliſten Willig und ließ ihm ſagen, er ſollte gleich zu mir kommen. Er kam, und als er mir erſt den Eid der ſtrengſten Verſchwiegenheit feierlich abgelegt, ging ich zu meinem geheimen Schranke, holte daraus gewiß über Ein Pfund drei- bis ſechszöllige Ueberbleibſel der allerhöchſten Tafellichter, die nämlich jederzeit ein Accidenz für mich ſind, hervor, überreichte ihm ſolche und zugleich den gefundenen Schatz, und bis 12 Uhr hatte ich das Manuſcript recht leſerlich abgeſchrieben wieder, worauf ich das Original, wie man's nennt — dem Herrn Kammerjunker in eigner Perſon unterthänig-gehorſamſt überreichte, auch die Gnade hatte, daß mir Hochdieſelben zwei gar ſchöne Gedichte vorlaſen und Hochdero Frau Gemahlin mir ſogar eine Taſſe aufgewärmten Kaffee einzuſchenken und Selbſt zu überreichen geruheten, wogegen ich auch ſogleich dankbar war, denn ich ſendete unmittelbar nach meiner Nachhauſekunft einen großen Korb voll Rüben der gnädigen Frau, mit einem kleinen Zettel, worauf ich zierlich geſchrieben hatte: Für Ihro Hochwohlgebornen Gnaden, der Frau Kammerjunkerin von Süßholz gnädige Gänſe!"

„Dieſe mir ſo ſchätzbare Copia habe ich, da

mir mein Herr Senator Vetter von Dero allerseitigen meritibus, Gelehrsamkeit und freundlichen Zusammenkünften schon letzthin viel rühmliches vorerzählte und gleichsam das Maul wäßrig machte, zu mir gesteckt und mit anhero genommen. Zur schuldigen Danksagung für alle empfangene Höflichkeiten und mir bewiesenen Ehrenbezeigungen will ich durch den morgenden Amtsboten mir nicht allein Ein Pfund ganze Achterlichter — wir brennen keine andre als Zeller — mitbringen lassen, die sollen miteinander angezündet werden, und ich werde alsdann meinen vielgeachteten Herren und Freunden die schöne Geschichte recht langsam und deutlich, jedoch ohne alle Bemerkungen vortragen, was Denenselben gewiß etwas angenehmes seyn muß und wird! Für heute aber allerseits angenehme Ruhe!"

Ach! mit seligern Erwartungen ging wohl selten eine Gesellschaft auseinander.

So etwas hatte man hier noch nicht erlebt; darum beschlossen wir auch unserer Seits, uns würdiglich vorzubereiten, und gleich am nächsten Morgen erging an alle Mitglieder vom Herrn Nachtigal-Inspektor die höfliche Bitte, am morgenden Abende nicht in den gewöhnlichen Haus-

Kleidern, sondern en Galla, mit den Handschuhen unterm Arme, uns einzufinden. Seinerseits sollte nicht allein die Stube frisch gescheuert und mit feinem Sande bestreut, und die heiligen Sessel rein ausgeklopft, sondern auch statt meiner Fidibus der neue große grün und weiß besprengte Wachsstock angezundet werden. Abends kam noch der Herr Apotheker zu mir und meinte, wenn man blos zuhören wollte, so schickte sich das gar nicht, und würde unsere Unkunde in den Sitten und Gebräuchen der vornehmen und galanten Welt verrathen. Wenn wir auch, gegen allen Gebrauch, aufmerksam zuhörten, so müßten wir in den Zwischenpausen doch jederzeit etwas besonders essen und trinken, und vor allen Dingen müßte etwas Musik und Gesang dabei seyn, sonst wär alles wahre Lumperei.

Mir leuchtete das gleich ein, denn ich, als ein weit gereister Mann, weiß schon, wie es in großen Städten zugeht, aber doch wollt' ich für mich nichts thun. Ich ließ also schnell einen engern Ausschuß (das heißt bei uns nicht etwa Auswürflinge oder schlechte Leute, sondern wenn z. B. der löbliche Stadtrath etwas vornehmen will, oder auch vorgenommen hat, was er eigent-

lich ohne Vorwissen der ganzen Bürgerschaft nicht thun sollte, so ruft der in allen schon eingeweihete Gemeindebürgermeister 8 oder 10 Bürger zusammen, von denen er voraus weiß, daß sie gerne Ja! sagen, und das nennt man einen engen Ausschuß) — also auch ich ließ einen dem ähnlichen engen Ausschuß zusammen rufen, und versuchte es, ihn zur Nachahmung größerer Sitten zu bewegen, und ich muß sagen, der ausgestreute Saamen fiel nicht auf Dornen.

Vorerst wurde ausgemacht: daß für dieses Mal und bei dieser außerordentlichen Feierlichkeit unsere Weiber mit zugelassen werden sollten, weshalb wir uns aus der Schule ein paar Bänke entlehnen wollten; doch wurde auch zugleich bedungen, daß, wegen der gewünschten Stille, die Damen durchaus nicht bei einander sitzen sollten, sondern zwischen jeder ein Mann.

Ich muß die reine Wahrheit schreiben, darum darf ichs auch nicht verhehlen, warum die Weiberchen an dieser Festlichkeit Theil nehmen sollten. Es ist hier nämlich wie überall, es bleibt nichts verschwiegen, und wenn ein galanter Mann mit einem Mädchen auch ganz allein in einer stillen Ecke zärtlich spricht, und es siehet es nie-

mand, so erzählt es doch gewiß die, mit der er sprach, im engsten Vertrauen einer theilnehmenden Freundin, mit der niemand zärtlich spricht, um sie — zu ärgern. Unsre Anstalten gingen für dieses Mal ins Große, und der nothwendig damit verbundene Aufwand war für unser so genanntes Viergeld zu stark. Da wir nun, aus Liebe zur Bequemlichkeit, und weil — und weil — nun ja, warum sollte ichs läugnen, weil wir das Geld nicht so gut kennen, als unsre ehelichen Hälften, ihnen die Cassa gegeben, wollt' ich sagen, anvertraut haben, — und wir doch eigentlich nur gemeine Leute sind, denen das Vorgen keine Ehre macht; so hielten wir nicht hinterm Berge; sondern beichteten, was uns auch nicht gereuete; denn da diese höreten, daß es dabei zu essen und zu trinken geben sollte, und besonders, daß auch sie, im ganzen Anzug — die kleinen Mützchen nicht ausgenommen — erscheinen mußten, sagte meine Frau — die man doch für die Allersparsamste erkennt, woran wirklich viele glauben, nur leider! ich und mein prompt geführtes Cassabuch nicht — zuerst Ja! und Ja! ertönte nun weiter und herzlicher, als wenn die Herren Geistlichen am Taufsteine die

dortstehenden Pathen durch die kuriose Frage: „das gedenket ihr doch gern und willig zu thun?“ erst daran erinnern, daß sie nur gezwungen dastehen.

Nun bekam alles auf einmal eine andre Wendung; die Weiberchen bildeten einen engern Ausschuß, wobei es aber zuging, wie es bei allen Ausschüssen zugehen soll; jede war andrer Meinung, man stritt sich herum, warf einander allerlei Dinge vor, und es würde statt friedlicher Uebereinkunft zu einer blutigen Bataille gekommen seyn, wenn die Göttin des Friedens nicht den würdigen Herrn Revisor Sehauf herbeigeführt hätte, der seinen alten Gellert noch nicht vergessen hatte, und nach dessen: „du hast Recht, ich hab' Recht und wir haben alle Recht,“ eine allgemeine Versöhnung stiftete.

Für Musik — und noch etwas Anders — versprach ich zu sorgen und wir gingen auseinander, aber nicht zur Ruhe, besonders ich, denn — nun man wird es bald lesen, warum ich nicht schlafen konnte.

Der große merkwürdige Tag war angebrochen, aber an die gewöhnlichen Berufsarbeiten war heut nicht zu denken, da gingen ganz andre Dinge

im Kopfe herum; doch man sieht, was der Mensch vermag, wenn er will. Schon um 6 Uhr war alles ganz fertig. Bis alle zusammen kommen, geb' ich erst eine kleine Zeichnung von der festlich ausgeschmückten Stube. Diese war mit stärkendem Wachholderrauch so erfüllt, daß man eigentlich nichts recht erkennen konnte. Der bekannte Tisch stand dieses Mal nicht in der Mitte, sondern an der Seite, wo der Spiegel hing, auf demselben vier brennende Lichter von Talg und acht Lichtputzen von allerlei Größen. Allgemeine Einigkeit — was bewirkt diese nicht! — hatte bewirkt, daß man der Schulbänke nicht bedurfte, sondern sogar drei Stühle mehr da waren, als man eigentlich brauchte! Nichts hatte uns größere Sorge gemacht, als für unsern hocherhabenen Vorleser einen würdigen Sitz zu bereiten, und sicher würden wir mit ein paar übereinander gesetzten Stühlen haben vorlieb nehmen müssen, wenn mich nicht noch mein linker Nachbar, ein Maurer, der zur Winterszeit in Holz arbeitet, aus der Verlegenheit gerissen hätte. Diesem klagt' ich meine Noth, und ein Genie, wie er, weiß sich zu helfen. Er arbeitete gerade für seinen Schwager einen Backtrog, an dem zum Glück

die Seitentheile noch nicht eingefügt waren. Freundschaftlich erbot er sich, daraus einen schönen Sitz zu bilden, und — siehe da! das Ganze sah vortrefflich aus. Er hatte nämlich zum Postament einen gemeinen Fenstertritt entlehnt, und mit lobenswerther Sicherheit die langen ausgehöhlten Seiten des Backtroges daran befestiget; von dem Postament führte ein gleichfalls festgenageltes Kinderbänkchen zu dem in der Mitte des Troges bereiteten Sitze, den unsere brave Frau Apothekerin mit einigen Kinderbett-Kißchen ganz weiß überzogen und mit grünem Band festgebunden hatte, was diesem erhabenen Sitze ein schönes Ansehen gab. Und gleichsam, als wenn alles sich schicken sollte, um das Majestätische zu erhöhen, mußte gerade meiner Frauen Schwester über ihren Blumenkasten kommen. Immer sehr dienstfertig, borgte sie uns die von ihr recht artig verfertigten Erstlinge aus Floreus Reiche, und wir schmückten damit den obern Theil des gewiß originellen Sitzes aus. Zur Dankbarkeit — das will ich in der Geschwindigkeit anmerken — wurde dem Nachbar Maurer nebst seiner Gattin vergönnt, in dem heute ohnedies offnen Nebenstübchen gleich hinter der Thüre der merkwürdigen Vorlesung zuzuhören.

Sehr viel Schwierigkeit machte uns die große Erleuchtung mit den wirklich angekommenen und schon voraus uns zugesendeten acht ganzen Wachslichtern, bis endlich der bauverständige Herr Wasserbaudirektor auch dafür guten Rath ersann.

Man kennt schon das bekannte große Hirschgeweih; dieses ward ledig gemacht, und an ebenfalls zusammen getragenen grünen, rothen und gestreiften Rockbändern, an ein paar in der Decke eingeschlagenen Kropfnägeln, befestiget, nachdem vorher von alten verbrannten Röhren kleine Bleche an die Enden künstlich angemacht worden, worin alle acht Lichter gar schön brannten. Sehr passend war dieser neugemodelte Kronleuchter gleich über dem herrlichen Sitze angebracht, so daß das stattliche Geweih wenig Zolle über dem ehrwürdigen Haupte des Herrn Vorlesers sich befand.

An der Stelle des schönen Hirschgeweihes prangte heute ein, aus dem mürbesten Milchteig von unserm lieben Herrn Collegen, dem Herrn Senator Weiß, gar künstlich gebackenes großes Z — gerade so hoch und so breit, wie unser Geheimer Gast; und da Herr Weiß in seinen jüngern Jahren lange zu Berlin bei dem

Bäcker gleich neben dem Hause, wo sich die dortige Akademie der Wissenschaften zu versammeln pflegt, in Arbeit stand, brachte er auch viel Geschmack mit zurück, den er heute deutlich an den Tag legte: denn er hatte, ganz ohne jemands Wissen oder Zuthun, die schönen Worte: Mein Bester, von großen und kleinen Rosinen gar kunstreich darauf gebacken. Dieses merkwürdige Backwerk war über dieses mit ganz kleinen Kinderwachsstöckchen schön erleuchtet.

Alle übrige Erfrischungen standen in dem Nebenzimmer, eigentlich Stübchen, eben da, wo die beiden heutigen Ehrenmitglieder verborgen steckten.

Fremde Musikanten hatten wir nicht, aber unser Herr Advokat Senf konnte meisterhaft die Posaune blasen, der Herr Apotheker war Virtuos auf der Maultrommel, und unser Müllermeister Wasser, der eigentlich von dem Harze herstammte, hatte dort von den Bergleuten die hellklingende Cither spielen gelernt. Noch besser waren wir mit Singstimmen versorgt, denn drei der Unsrigen waren gewaltige Bassisten, der Herr Sekretair Meerettig sangen durch die Fistel, und unsere Frau Nachtigall-Inspektorin, o, die sang

wie eine Heidelerche. Mit Verdecht waren wir alle eine Viertelstunde früher gekommen; ein guter Einfall, denn, verwirrt durch die große Menge der Anstalten, hatten wir nicht ausgemacht, wer den Herrn Geheimen Oberhoflichtputzer zu seinem erhabnen Sitze begleiten solle. Da wir Gottlob! keine Jungfrau unter uns hatten, so traf wie billig das Loos die beiden ältesten Weiber, und das nahm sich erst recht antik aus. Nämlich die Frau Apothekerin hinkte schon seit ihrer Geburt auf Einem Fuße, und die Frau Sekretairin konnte keinen Schritt ohne Brille gehen. In jeder Hand ein Licht haltend, waren sie an der Thüre postirt.

Endlich kam der Hochgefeierte, vom Herrn Vetter und Frau Baase begleitet; es wollten zwar an der Hausthüre eine Menge Neugieriger mit einrücken, allein der stets vorsichtige Herr Inspektor hatte seinen stämmigen Holzspalter mit dem Spaltbeil dorthin gestellt, und dieser sah so finster drein, daß man nicht gleich sich fassen konnte, und bis man Muth genug zu haben glaubte, dennoch einzudringen, hatte er die starke eichene Thüre zugeworfen und ein paar Riegel vorgeschoben, die ihm erlaubten, jedoch ohne Weil, an unserer Thüre — zu lauschen.

So wie man die Kommenden die Treppe herauf steigen hörte, exekutirten unsre Instrumentalisten das bekannte Stückchen: „Was helfen mir tausend Dukaten," mit außerordentlicher Stärke. Tief verneigten sich die beiden alten Matronen, als der Erhabene! dieses Mal ganz in Hofuniform, mit Haarbeutel, Degen und dem Hute untern Arm eintrat. Aber dies hätte bald gleich im Anfange einen großen Wirrwarr verursacht. Denn zur Abnahme des Degens und Hutes war der Herr Inspektor, als Hausherr, selbst beordert; aber an den stattlichen Haarbeutel hatte niemand gedacht; nun wußten wir alle nicht, ob man auch den abnehmen müßte oder nicht, waren also sehr in Angst; aber meine Frau, deren verstorbener Vater auch Haarbeutel getragen, bedeutete uns durch Pantomime, daß dieses Zierde unangetastet bleiben müsse, und so ging denn der erbauliche Zug bis zum erhabnen Sitze, den der feine Hofmann sehr bewunderte und mit sichtbarem Wohlgefallen einnahm.

Als er sich gesetzt, und huldreichst umhergeblickt hatte, schwieg die harmonische Musik, und die ganze Versammlung schrie miteinander:

„Ganzgehorsamster Diener! freuen uns ganz-

ergebenst, wenn der Hochgeehrteste Sich wohl-befindet.“

Sehr schön sagten darauf Dieselben:

„Danke ergebenst; es geht ja so passabel.“

Nun würden durch die zwei jüngsten Weiber die schon bekannten Krüge ausgetheilt; die Frau Inspektorin aber kredenzte dem vornehmen Gast das für Fremde bestimmte hohe Deckelglas.

Huldvoll lächelnd nahm ers an, stand vom Sitze auf, sprach ganz vernehmbar: „Auf Dero allerseitiges Wohlergehen!“ und stürzte den reinen schönfarbigen Gerstentrank hinunter. Uns gehorsamst zu bedanken, ahmten wir treulich nach.

Nun fing der gar schön aussehende Mann folgende Rede an:

Insonders hochgeehrteste Versammlung,
Besonders liebe Getreue!

„Ob man es gleich an Uns Hofleuten gewohnt ist, schon seit der Zeit, daß es rechtliche Hofhaltungen giebt, daß wir gerne und viel versprechen, aber desto weniger halten; so will ich heute dennoch von dieser alten Regel eine Ausnahme machen und mein ehegestern hier in dieser erleuchteten Versammlung gethanes Versprechen, die auf so eigne Art mir in die Hände gefallne

Geschichte öffentlich vorzulesen, treulich erfüllen, weil ich mir schmeichle, ganz unter Freunden zu seyn, die meine Ausnahme von der Regel an niemanden, der zum Hofe gehöret, verrathen werden."

„Wie schon ehegestern gesagt, werde ich diese Geschichte, ohne meine Bemerkungen, wodurch solche freilich viel an Interesse und Länge gewinnen würde, wörtlich vorlesen. Belieben Sie also auch mich durch nichts zu stören, ich werde schon ein paar Pausen machen, damit wir uns allerseits, ich vom Lesen, Sie aber vom Hören erholen, oder, wie man zu sagen pflegt, ein bischen verschnaufen können. Hat also etwa jemand erst noch etwas dringendes zu beseitigen, der entferne sich, damit nachher keine Störung Statt finde, denn ich habe dies bei meinen Vorlesungen nie dulden können."

Der hohe Redner war der erste, der ein Licht nahm und sich entfernte, worauf die größere Hälfte folgte. Im Hereingehen hatte ich die Ehre, dem zartsinnigen Manne zu eröffnen, daß wir, nach Sitte und Mode, für kleine musikalische Chöre nach unsern Kräften gesorgt hätten; welches man sehr gerne zu vernehmen schien.

Die lieben Wirthinnen hatten frisch eingeschenkt, und als wieder, ganz auf vorige Art, ein allgemeiner Trunk Statt gefunden hatte, ergriff der fertige Meister Wasser seine Cither, und präludirte nach der Melodie: „Der Vogelfänger bin ich ja!"

Als er dieses dreimal sehr brav vollendet hatte, that der Herr Posaunist drei alleserschütternde Stöße, und darauf sang die ganze werthe ste Versammlung den bekannten Vers: „Unser Wissen und Verstand ist mit Finsterniß umhüllet," wobei die vier brennenden Talglichter ausgelöscht, und nochmals stark geräuchert wurde, welches denn ein heiliges Helldunkel gab.

Nach Endigung dieses Gesangs erhob ich mich und sang, nach einer selbstbeliebigen Melodie, unter einfacher Begleitung der Maultrommel, folgende, von mir selbst gedichtete Bravourarie, woraus man sich nun meine vorgestrige Nachtwache wird leicht erklären können, denn so etwas greift an und ist nicht jedermanns Ding.

Großmächtige Lichtputze,
verzeih; daß ich dich dutze.
Ohne Licht und ohne dir
sitzen wir im finstern hier

und sähen keinen Plunder.
O, erhabner Zunder!
gesegnet sey dein Namen,
Halleluja Amen!

Zweimal mußte ich dieses poetische Meisterwerk wiederholen, und da es dem Erhabnen beliebte, so gerührt zu werden, daß er ein paar Thränen rollen ließ, weinten nun alle anwesende Damen so laut mit, daß ich endlich aufhören mußte.

Dreimal räusperte sich der berühmte Lector, und fing darauf an: „Nach einem eben so passenden als ganz dahinreißenden Eingange beliebe die gegenwärtige christliche Versammlung anzuhören eine gar artige Geschichte, überschrieben:

Meister Anton der Schneider,
oder
Bajazzo, als siegender Freiwerber;

welche nach unserer hochdeutschen Sprache also lautet:

„Zu Thonau — einem artigen Landstädtchen in dem fruchtbaren Mainkreis gelegen — lebte Meister Erdmann Baldrian ein sehr arbeitsames, aber dafür auch recht sorgenfreies und harmloses Leben. Er war zwar kein Rathsverwandter, kein Gotteskasten-Vorsteher, Waagemeister, Fleischschätzer, oder sonst etwas von dem, womit man

kluge und viel übersehende Köpfe gern zu beschwichtigen pflegte; er war nichts, als der angesehenste Bierbrauer und Bäckermeister nicht allein des Städtchens, sondern auch der umliegenden Gegend. Dabei ein wirklich reicher Mann, bei dem nicht allein die weisen Väter der Stadt, in Fällen der Noth, immer ein paar Tausende zu erhalten wußten, sondern bei dem auch die dasigen Herren Kaufleute, in angstvollen Tagen, öftere Morgenbesuche abstatteten und sich Erleichtrung holten. Seine Gattin war gut und brav, demüthig und ohne Falsch. Was aber Meister Baldrian erst recht reich, angesehn und berühmt machte, war dessen einziges Töchterlein Lieschen, nächsten Martinitag gerade achtzehn Jahr alt.

Etwas Schönres als Lieschen konnte man nicht sehen. Eine hohe, in die Augen fallende Gestalt, ein allerliebstes rundes Gesichtchen, ein paar funkelnd schwarze Augen, und ein Busen — gegen den alle natürlichen und vergrößerten Busen aller Lieschen, Hannchens, Fickchens in der Runde von zwanzig Meilen gar nichts waren, machten sie zu dem schönsten Mädchen weit umher. Ihre Erziehung war sorgfältig und ver-

nünftig gewesen. Lieschen konnte schöner schreiben, als mancher Kammerherr, besser rechnen, als mancher Sporteleinnehmer; sie liebte herzlich ihren Schöpfer, ihre Eltern und – es wird sich bald zeigen, wen am zärtlichsten; war freundlich gegen alle Nachbarn und Bekannte, und konnte tanzen, o! das ging so leicht, so fröhlich durch die Reihen hin, daß manchem Alten der Wunsch entstieg, noch einmal so mit springen zu können. Zwar kannte das Mädchen keinen einzigen unserer großen und kleinen Dichter und Romanenschreiber, aber dafür machte sie eine perfekte Hemdennath; sie kannte weder Mozarts, Righini, noch Harders Meisterwerke, aber, wer dann, wenn sie so an schönen Sommermorgen in ihrem artigen Hausgarten ihrem gütigen Schöpfer ein frommes Dankliedmit ihrer reinen hellen Stimme sang, nicht gerührt wurde und auch dankbare Blicke gen Himmel sendete, der war gewiß längst abgestorben für alle bessere Gefühle.

Ein so schönes, artiges und reiches Mädchen mußte natürlich der Bewunderer, Verehrer und Begehrenden viele zählen. So wie nur erst das liebliche Lieschen den 16ten Sommer erlebt hatte, verlegten auf einmal die hochansehnlichen Honora-

tieres des Städtchens ihre einträglichen Abend-zusammenkünfte zu Meister Valdrian; seine Brauerei lieferte nun auf einmal das reinste Bier, er führte die gehaltreichsten Gläser, und die wirklich etwas unegale Kegelbahn in dem großen Hausgarten wurde für die regelmäßigste erkannt, wo man sich des Nachmittags recht gerne eine Motion auf die vormittägige Ruhe machte; denn Lieschen führte da allezeit die Oberaufsicht, ja nicht selten geschah es, daß sie selbst die leeren Krüge füllte und freundlich hinreichte; wobei man manchen gelehrten und ungelehrten Spas anbringen konnte. Aber, es gab auch Viele, die nichts als Ernst im Kopf und Herzen führten, und — ohne zu prahlen, konnte das niedliche Bäckermädchen sagen, ich war heimgesucht mit Wohl- und Hochedelgebornen, Hochwohl- und Wohlehrwürden, Ehrenfesten und Wohlweisen, ja selbst einigen Hochwohlgebornen — Liebeserklärungen. Dem jungen Mädchen indeß machte dieses nicht einmal Freude, der vielmerkende Vater aber predigte fast täglich: „Gleich und Gleich gesellt sich gern und am besten!“ Und so kam es, daß die reiche einzige Erbin, auch noch nahe am Ende des 17ten Lebensjahres,

keine andere Sorge kannte, als, ihren sie so sehr liebenden Eltern recht viele Freude zu machen.

Unser, obgleich längst vermoderter, aber darum doch noch immer fortlebender Lichtenberg meinte einmal: „Es ist sehr gut, daß man beim Feilbieten der Häuser nicht die Nachbarn mit nenne.“ So wahr dieses gewöhnlich ist, so traf es doch bei unserm Meister Valdrian nicht zu, denn, dem in allen so glücklichen und gesegneten Manne war auch darin das Glück sehr hold, daß er sehr treue und dienstfertige Nachbarn hatte.

Ihm zur rechten Hand wohnte Meister Andreas Thuweg, E. E. Raths- und Stadtzimmermann, ein wirklich geschickter, sehr muntrer und ziemlich wohlhabender Mann. Auch dieser hatte einen einzigen Sohn, Namens Peter, der aber, durch einen unglücklichen Fall, seinen schönen geraden Wuchs eingebüßt hatte, übrigens aber ein recht braver und geschickter Webermeister geworden war, so geschickt, daß er in ein großes Tafelzeug, welches der Löbliche Magistrat zu seinen öftern Schmausereien bei Auctionen, Verpachtungen u. dgl. nothwendig gebrauchte, nicht allein das große Stadtsiegel, ein Kameel mit doppeltem Höcker, sondern auch die Anfange-

Buchstaben von den Namen der sämmtlichen Rathsglieder so kunstreich einwebte, daß man solche deutlicher lesen konnte, als wenns einige der Herren selbst geschrieben hätten. Die Frau Thunweg ruhte längst im stillen Grabe, dafür aber besorgte eine Schwester derselben die einfache Oekonomie, und hatte Zeit genug, Frau Baldrian fast täglich heimzusuchen, Lieschen zu loben und ihr den gutmüthigen Peter zu empfehlen, der ohnehin jeden Abend nirgends anders zu finden war, als beim Nachbar Bäcker.

Zur linken Hand wohnte der Schneidermeister Lump — ohnstreitig der geschickteste Damenschneider, denn außer ihm war keiner mehr. Dieser liebe Mann konnte von den Gütern der Welt wenig sein nennen, dafür war aber sein Tisch reichlich gesegnet, denn er zählte nicht weniger als acht lebendige Kinder; alle schön wie der junge Tag, und bei ihren Kartoffeln froher und vergnügter, als viele Große bei ihren köstlichsten Tafeln.

Besonders war Anton, der älteste Sohn, ein wahrer Adonis, dem, als er in seinem sechzehnten Jahr schon hinaus in die Welt eilte, manches Mädchenherz entgegen klopfte. Nachbars

Lieschen war freilich damals noch sehr klein, aber für den armen Anton das interessanteste Mädchen; denn er bewahrte das Band noch auf, mit dem der Strauß gebunden war, den ihm die Kleine zum Abschiede reichte, so wie den alten Harzgulden, welchen ihm die gute Frau Baldrian beim Fortgehen ganz heimlich in die Hand drückte, obgleich der Vater schon durch einen noch tragbaren Ueberrock seine Theilnahme und Freigebigkeit bewiesen hatte.

Anton war nun fast schon acht Jahre fort, und es ging ihm wohl, denn er war sehr geschickt, suchte immer mehr zu lernen, arbeitete sehr fleißig, ging stets reinlich gekleidet und war doch dabei sparsam. Alle Jahre schrieb er wenigstens ein paar Mal nach Hause, wo das schöne Lieschen und ihre Eltern auch nicht ein einziges Mal mit recht schönen Grüßen vergessen wurden. Das erfuhr nun das liebe Mädchen gewiß jederzeit richtig, denn sie war schon seit sechs Jahren wohlbestallte Vorleserin, wie auch Kabinetssekretair des alten Meister Lump.

Von jeher war Meister Baldrian — dem linken Nachbarn sehr zugethan, er ging in mancher Dämmerungsstunde hinüber, rauchte dort sein

Pfeifchen; und Meister Lump kam das ganze Jahr hindurch in kein Wirths- oder Bierhaus, als alle Sonnabende und Sonntage zu dem lieben Nachbar. Und wenn man Lieschen suchte, brauchte man sich nicht lange zu besinnen, wo sie stecke, denn richtig saß die beim fleißigen Nachbar.

Gerade acht Tage vor Weihnachten sitzt die ganze fleißige Schneiderfamilie eines Abends bei einer Wurstsuppe, die Schön Lieschen eben erst gebracht hatte, da klopft jemand an die Thüre; und kaum ist das gewöhnliche „Herein" ausgesprochen, so tritt ein äußerst schöner, fein gekleideter junger Herr herein, der nicht allein höflich grüßt, sondern auch bescheiden fragt: ob ihm nicht der Herr Schneidermeister in der Eile einige Kleider fertigen könne und wolle? — Aufrichtig gestand Meister Lump, daß er keine Mannsarbeit fertige, über dieses auch schon so mit Arbeit überhäuft sey, daß er für die nahen Feiertage nichts mehr übernehmen könne.

Der artige Fremde bedauert, und thut, als wenn er wieder fortgehen wolle, da kommt Hannchen, die älteste Tochter des Hauses, welche weggeschickt worden war, sieht den jungen Mann

freundlich an, wirft die gehohlten Lichter in die Stube, und stürzt mit lautem Geschrei: „O Gott! Bruder Anton," in seine Arme — denn es war wirklich der rückkehrende Sohn und Bruder. O, was waren das für selige Minuten, wo die guten Eltern ihren Sohn so wieder umarmten! Geschwind wollte Hannchen die unvermuthete und so erfreuliche Ankunft des geliebten Bruders dem theilnehmenden Lieschen melden, allein Anton bat, es ja nicht zu thun; er wollte auch da überraschen und sehen, ob man ihn nicht mehr erkenne.

Bei Nachbar Baldrian gab es seit gestern wenig freundliche Gesichter, und das kam daher. Vorgestern Nachmittags unter der Kirche kam Meister Thuweg — der rechte Nachbar — in voller Kirchenkleidung, bat sich erst einen Trunk Bier aus, und endlich suchte er um eine kleine geheime Audienz an, die man ihm in dem an die große Stube angränzenden kleinen Kabinetchen auch ertheilte. Nach einer kurzen und passenden Eingangsrede kam man gleich zum Thema; und das war dieses Mal höchst wichtig, denn es lautete: Lieschens Hand und Herz für den ehrsamen Meister Peter. Die Ausarbeitung

war ebenfalls kurz, aber gut, denn der Vater wollte dem Sohne gleich das schöne Haus in Lehn geben lassen, und über dieses 2000 Thaler zur Einrichtung.

Der Redner hatte einen recht aufmerksamen, und was das Beste war, einen sehr schnell fassenden Zuhörer. Denn kaum hatte dieser geendet, so antwortete Meister Valdrian, wie er für das Zutrauen höflich danke, er für seinen Theil an dieser gewünschten Vereinigung nichts auszusetzen habe, doch müsse er mit Frau und Tochter darüber sprechen, und solle der Herr Nachbar längstens binnen zweimal 24 Stunden schuldigermaßen Antwort haben. Meister Valdrian nahm für den geleerten Krug Bier durchaus nichts bezahlt, und begleitete, zum ersten Male in seinem Leben, den ganz vergnügten Freiwerber bis an die Thüre.

Gleich nach der Kirche, als der Kirchenstaat ordentlich verwahrt war, eröffnete der Hausvater das Vorgefallne ganz freundlich der Mutter, der es auch eine willkommne Nachricht war, weil nun doch das zärtlich geliebte Töchterchen ganz in der Nähe blieb. Jetzt wurde Lieschen selbst gerufen und ihr die Neuigkeit mitgetheilt. Erst

würde sie glühend roth, dann aber leichenblaß, und das sonst so fröhliche Mädchen fing trostlos an zu weinen. Der Vater, an Widerspruch gar nicht gewöhnt, eröffnete ganz verständlich seine Meinung, und gab 24 Stunden Bedenkzeit. Jedes gute Kind findet an dem treuen Mutterherzen den Ort, wo es sich ohne Scheu aussprechen kann und darf. So auch Lieschen. Offen erklärte sie nun der Mutter, als diese vorher noch alles versucht hatte, ihr das Angenehme und Vortheilhafte der Parthie vorzustellen, daß sie, obgleich Meister Peter nicht schön sey, an ihm zwar nichts auszusetzen habe, aber durchaus noch nicht heirathen, auch, bis sie erst volle 18 Jahr alt sey, nichts versprechen wolle.

Am andern Morgen wurde das auch dem Vater eröffnet, der zwar billig genug dachte, die gebetene Frist zu verstatten, aber auch erst einen feierlichen Eid von Lieschen forderte, daß sie weder jetzt mit dem herumschleichenden Advokat Haber etwas vorhabe, noch je vorhaben wolle. Und da dieses das schöne Mädchen freudig angelobte, so ging der Alte nun selbst hinüber und überbrachte die Resolution. Freilich hätte man es gern gesehen, wenn sogleich das bindende Ja! erfolgt wäre,

aber da Meister Baldrian auch der gethanen Angelobung erwähnte, und eben des Herrn Advokaten wegen die ganze Sache so schnell betrieben werden sollte, so gab man sich zufrieden, besonders da Meister Peter — ein fester Bibelleser — erklärte: er wolle, wenn es nicht anders wäre, gern zweimal sieben Jahre dienen und warten.

Seit 4 Jahren war erst der Herr Advokat Hader nach Thenau gezogen. Der Mann war nicht ungeschickt, aber etwas faul, und ein guter Krug Bier ihm lieber, als alles. Er trachtete längst nach einem Mädchen, die brav Geld hatte, und kaum war er in seiner neuen Heimath etwas warm geworden und hatte Lieschen kennen gelernt, so glaubte er auch schon, die Wünsche seines Herzens erfüllt zu sehen. Hader war schön, jung und ein angenehmer Gesellschafter, besonders verstand er die Kunst, mit Mädchen umzugehen. Daß er sich aus allen Kräften bemühete, Lieschens Wohlwollen zu erhalten, kann man sich denken; er wußte auch sicher jeden Abend etwas angenehmes zu sagen, und daß das schöne Kind seinen Worten ein williges Ohr lieh, als andern plumpen Verehrern, war ihr nicht zu verargen. Bis jetzt hatte auch Vater Baldrian an

diesen Unterhaltungen nichts auszusetzen gefunden, nur erst, als Lieschen bei der Anwerbung des braven Peters auf einmal so ängstlich war, fiel ihm der Herr Advokat bei, und das Töchterchen mußte angeloben.

Das drohende Wetter war also dieses Mal noch gnädig vorübergegangen. An demselben Morgen ward Lieschen ausgeschickt und blieb ungewöhnlich lange. Dem Vater war dies nicht recht, denn er wartete auf seinen Tabak. Er rief einen Knecht, der Lieschen holen sollte, und dieser, der so eben erst ins Haus getreten war, und von der Angelobung nichts wußte, sagte ganz unschuldig: „die Jungfer wird gleich kommen, sie stand nur oben an der Apotheke und plauderte mit dem neuen Advokaten.“

Nun ward der sonst nicht leicht in Zorn zu bringende Mann ernstlich böse, denn er glaubte sich hintergangen, und wähnte, seine Tochter erzähle dem schmeichelnden Hader das Vorgefallene wieder. Da nun Lieschen noch nicht kam, denn sie war auch Hannchen begegnet, und da ging es ohne ein wenig plaudern nicht ab, so vergrößerte sich der Zorn des Vaters noch mehr; und als endlich die Langausgebliebene ganz freundlich

hereintrat und ihr Wegbleiben entschuldigen wollte, gab ihr der aufgebrachte Vater eine tüchtige Ohrfeige, schalt sie eine liederliche Metze, sperrte sie ins Kabinet, und ging voller Grimm in sein Brauhaus, wo es auch heute viele Donnerwetter setzte.

Zum Glück hatte die Mutter einen Schlüssel zum Kabinet. Sie will dort etwas holen, und findet ihr geliebtes Töchterchen laut jammernd und die Hände ringend. Man kann es der guten Frau nicht verdenken, wenn sie sehr erschrack, das arme Mädchen sollte erzählen und bekennen, und wußte selbst nichts. Aber so eben kam der noch immer zürnende Vater, klagte der Mutter das Herzeleid, was das ungerathene Mädchen ihnen zufüge, und erzählte die Aussage des Knechts. Jetzt erst konnte Lieschen ihre Unschuld beweisen, und sie bewies solche auch so gut, daß der jähzornige Vater der beleidigten Tochter die Hand reichte, und versprach, künftig gewiß erst genauere Untersuchung anzustellen.

Trotz kannte das edle Mädchen nicht, darum nahm sie willig die Hand des Vaters, aber daß es ihr wehe that, um eines einfältigen Spases des ihr begegnenden Advokatens willen eine Ohr-

feige erhalten zu haben, kann man ihr nicht verdenken, so wenig, als daß sie sich fest vornahm: von heute an sich mit den Herren sammt und sonders in keine besondre Unterhaltungen mehr einzulassen.

Zu Mittag aß das gekränkte Mädchen keinen Bissen, und Abends hatte sie auch keinen Appetit. Das ärgerte nun den Vater, — und daher kam es: daß, während bei dem armen Lump so reine und gerechte Freude herrschte, in dem Hause, wo es an nichts fehlte, doch heute jene frohe Einigkeit mangelte, die allein das häusliche Leben angenehm macht."

* * *

Hier machte der erhabene Vorleser die erste Pause; und nun wurde auf einen Wink das mürbgebackene Z abgenommen, auf den großen Tisch gelegt, und der in dem Theilungsgeschäft geübte Nachbar Maurer, welcher sich bis jetzt verborgen gehalten hatte, trat vor, und theilte das ganze Z so künstlich ein, daß auf jede anwesende Person ein Stückchen von 4½ Zoll kam, und dennoch dem vornehmen Gaste das ganze Stück, worauf „Mein Bester!" stand, als sein Antheil präsentirt werden konnte. Das erhielt

den gnädigen Beifall; der Hochsitzende beliebte von dem geschickten Austheiler Notiz zu nehmen, und da dieser sehr artig antwortete und von seiner Geschicklichkeit in künstlichen Holzarbeiten geschwind etwas äußerte, so versicherte ihn der Geheime, daß es ihm angenehm sey, ihn kennen gelernt zu haben, versprach seiner und seiner kunstreichen Arbeiten höhern Orts zu gedenken, und ertheilte ihm die Erlaubniß, der fernern Vorlesung öffentlich beizuwohnen.

Gleiches Glück hatte dessen Frau, die an dem Kaffeetisch präsidirte; denn als sie bei Darreichung der ersten Tasse sehr artig fragte: „ob Dieselben gerne etwas süß und viel Weiß zu trinken beliebten;" und der erhaltenen Antwort gemäß dem so freundlichen Manne alles kredenzte, auch denselben zur Annahme des Bittschälchens sehr nöthigte, fand sie nicht allein Gnade vor seinen Augen, sondern er lud sie ausdrücklich ein, ihn einmal in der Residenz zu besuchen, und bat die Frau Nachtigall-Inspektorin, der höflichen Frau nachher einen Stuhl vornan zu setzen, damit sie alles recht gut verstehen könne.

Auf unser Einen kam 2½ Schälchen; es war eigentlich auf 3 gerechnet, allein da die ein-

schenkende Dame in unsere Ausrechnung nicht eingeweiht war, und dem Herrn Geheimen zwei volle Tassen mehr reichte, als bestimmt war, man den Ehrenmitgliedern aber doch auch etwas anbieten wußte, so wurde uns ½ Tasse abgebrochen.

Das ganze Geschäft war binnen 30 Minuten rein abgethan, und da sich der Herr Vorleser wieder in Positur setzte, so stimmten wir, unter Begleitung der köstlichen Instrumentalmusik, das verständige Liedchen: „Als ich auf meiner Bleiche!" gemeinschaftlich an, nach dessen glücklicher Endigung der Hehe folgendermaßen fortfuhr:

* * *

„Die ganze werthe Abendgesellschaft saß schon seit ½ Stunden bei Meister Valdrian in traulicher Runde, und man stritt sich eben darüber, ob Paris, die einzige Stadt, nicht zehnmal mehr Seelen enthielt, als die ganze Grafschaft, in der das kleine Thonau lag; da trat ein gar schön gekleideter Herr mit fast königlichem Anstande herein, bot einen freundlichen guten Abend und verlangte einen Krug Bier. Der junge Mann muß allerdings etwas sehr imponirendes gehabt haben; denn ganz mechanisch rückte der wohlbe-

leibte Herr Consul regens und der nichtschmächtigere Herr Brückengeldeinnehmer ihre Sitze auseinander, während der Lebensart verstehende Advokat Hader den vornehmen Fremdling eingeladen hatte, an ihrer Unterhaltung gütigst Theil zu nehmen.!

Bald war man arrangirt, und um auch den neuen Gast zu imponiren, fing der Herr Consul an, den vorigen Streit aufs Tapet zu bringen. Natürlich konnte diesen der dazu aufgeforderte Fremde sehr gut entscheiden, und da er überhaupt gern von Paris sprach, so erzählte er von der Größe und Volksmenge, von den tausenderlei Merkwürdigkeiten so viel und so schön, daß in der sonst so lärmvollen Stube eine Stille und Aufmerksamkeit herrschte, wie sie mancher Prediger sich vergebens erbittet. Man wußte gar nicht, was man aus dem artigen Erzähler machen sollte, und da er nun, im Laufe der Rede, auf das Allergrößte und Merkwürdigste, auf den großen Kaiser selbst kam, und von Maret, Berthier, Duroc so ganz bekannt sprach, wurde es dem Stadtsyndikus zuerst Angst, und da der junge Herr ein wenig bei Seite ging, theilte dieser seine Furcht dem ganzen Stadtrathe mit, näm-

sich: ob das nicht gar ein Commissair, Intendant ꝛc. oder so etwas sey, der das Städtchen mit sammt dem ganzen Magistrate und der Einnahme einstweilen in Beschlag nehmen solle. Diese Besorgniß wurde leider nicht verringert, als der Advokat Hader den Wiedereingetretenen sogleich fragte: „Sie kommen wohl gerade aus Paris?" und darauf ein Ja! erfolgte. „Waren Sie lange daselbst?" „Ueber 4 Jahre!" — aber nun redete der lose Hader alles in französischer Sprache, und da er mit Vorbedacht die Wörter Contribution, Gouvernement, Intendance oft mit einmischte, und heimlich den Stilllauschenden bedeutende Winke gab, so malte sich auf vielen Gesichtern bange Verzweiflung, die aber recht bald in eine freudige Verwunderung übergehen sollte.

Aus uns schon bekannten Ursachen hatte das schöne Lieschen geltende Veranlassung, still zu seyn. Sie war es auch, und als vollends Herr Hader eintrat und sich ihr, wie gewöhnlich, nähern wollte, sprang sie geschwind zur Thüre hinaus und setzte sich mit ihrer Arbeit in die Gesindestube. Der schöne Fremde war kaum angelangt, so kam die Mutter und suchte das Töch-

chen zum Herübergehen zu bewegen, allein diese sagte: „mir ist heute nicht wohl.“ Ein paar neugierige Mägde waren hinüber gelaufen, kamen zurück und konnten nicht fertig werden, von dem scharmanten jungen Herrn zu reden, gegen den der Advokat, nach ihrer Mundart, nur ein Stachelschein sey; aber Lieschen nähte ruhig fort. Nun bemerkte aber Meister Valdrian die Abwesenheit der Unschuldigen und er ging selbst hinüber und rief sie. Um den geliebten Vater nicht wieder zu erzürnen, versprach sie, gleich zu kommen, eilte auf ihr Stübchen, setzte eine bessere Mütze auf, warf ein größeres Tuch um, und trat gerade in dem Augenblicke ein, wo der spashafte Hader dem Stadtsyndikus zuflüsterte: „wir bekommen Einquartierung!“

Jetzt erblickte der Fremde das nähergekommene Mädchen in ihrer ganzen Pracht und Schöne, vergaß Paris und das ganze französische Reich, sprang gewandt über die zwei korpulenten Nachbarn hinweg, eilte zu der Lieblichen, nahm ihre Hände, und gab sich als den wiedergekommenen Anton Lump zu erkennen. Schön Lieschen staunte, so wie Alle. Vater und Mutter Valdrian traten nun näher, freuten sich recht herzlich des Wie-

versehens, und — auch alle andre bewillkommten den artigen Anton recht freundlich. Die zwei obern Herren boten auch herablassend den vorhin eingenommenen Ehrensitz wieder an, allein Lieschen hatte ihm, sie wußt' es wohl selbst nicht, geschwind den neuen Sessel aus dem Kabinet geholt, und neben sich hingestellt; man kann also leicht denken, welches Erbieten angenommen wurde. Man hätte denken sollen, die vornehmen Herren hätten auf den stattlich geputzten Anton böse seyn sollen, daß er sie so in Angst gesetzt habe, aber da gab es auch nicht einen, der deshalb grollte; im Gegentheil leerten alle ihre Gläser auf „fröhliches Wiederkommen," und der Stadtsyndikus sprach gar, freilich etwas leise, zu seinem Herrn Nachbar: „Schade, daß der ein Schneider ist, sonst wäre uns aus aller Noth geholfen!"

Am folgenden Morgen saß der brave Sohn schon an der Seite des Vaters, und wie artig sichs schicken mußte, Nachbars Lieschen hatte gerade rechten hübschen Manchester zu einem Corsettchen, welches zu den Feiertagen fertig seyn sollte. Anton nahm es sogleich in Arbeit, und lieferte, im wahrsten Sinne des Wortes, ein

Meisterstück; denn wenn das holde Mädchen das Corsettchen anzog, so mußte der älteste Mann gestehen, sie sah noch einmal so schön aus. Aber, von jener Stunde an war auch Anton so mit Arbeiten überhäuft, daß er manchmal, außer seinen helfenden Geschwistern noch acht Gesellen sitzen hatte und doch nie aufräumen konnte.

Lieschen kam die ersten vier Wochen weniger zu den nun sich recht gut forthelfenden Nachbarn; desto öfterer aber Meister Baldrian, der oft halbe Nachmittage bei Meister Anton zubrachte, und wenn dieser des Abends um acht Uhr nicht da war, so mußte Lieschen ihn gewiß rufen, denn längst hatte man dem so vielwissenden und doch dabei so bescheidenen jungen Mann einen Sitz an dem großen obern Tische, wo zum merkbaren Unterschiede stets zwei Lichter brannten, eingeräumt. Aber als nun erst die paar Wochen vorüber waren, ging auch kein Lieschen so oft, wie ehedem, zu Meister Lump, und wohl noch öfterer.

Ruhig verging der Winter, angenehm der Frühling, und Meister Anton hatte alle Pariser Schönheiten längst vergessen, denn ihm war Lieschen sein Ein und Alles, sein Taggedanke und

Traum. Und Lieschen! obgleich sie gegen jedermann, und besonders gegen alle Hausfreunde sehr gefällig war, und den täglich seine Aufwartungen fortsetzenden Meister Peter nichts weniger als spröde behandelte — so ward doch Meister Anton, wenn er kam, mit einem ganz eignen Blicke empfangen. Mit ihm wurde aus Spas manches getheilt, und der hätte einen unheilbaren Staar haben müssen, der nicht aus allem herzliche Liebe erkennen konnte. Selbst Meister Baldrian merkte sehr gut, was vorging; allein da Anton ein Schneider war, und er diese Profession, Gott weiß es warum, für die allergeringste auf der ganzen Erde ansah; so verbot er zwar den freundlichen Umgang nicht, zog aber dafür bei allen Gelegenheiten auf die armen Schneider los, und als einmal Anton auf acht Tage nach der Residenz gereiset war, erklärte er unverhohlen: „er würde seine Tochter durchaus keinem Schneider geben und wenn er auch 50,000 Thaler im Vermögen hätte.“ Für Lieschen, die das mit anhörte, war es etwas sehr niederschlagendes, ob sie gleich nicht sagen konnte warum? denn zwischen ihr und Anton war noch von Liebe auch nicht Ein Wort gewechselt wor-

den; — für den gleichfalls anwesenden Meister Peter aber war es Stärkung für sein unruhiges treu liebendes Herz, denn er war zu vernünftig, um das Uebergewicht des in schönster Jugendblüte stehenden Antons nicht anzuerkennen. Aber, so geht es ja tausend Mal in der Welt, was den Einen mit gerechter Trauer füllt, belebt dafür andre mit den frohesten Aussichten.

So verging auch die erste Hälfte des Sommers, da brachten endlich der berühmte Kotzebue, die liebenswürdigste der Pariser Weiber, Madame Recamier, und der Advokat Hader die beiden jungen Leutchen zur völligen Erkenntniß ihres Seelenzustandes.

Es ist allgemein bekannt, daß Hr. von Kotzebue, in seiner Beschreibung der letztern Reise nach Paris, dieser großen Schönheit, nämlich der Gattin des Banquiers Recamier, ein ganz eignes Kapitel widmet, und dieses gefeierte Weibchen nicht nur genau schilderte, sondern auch alles aufzeichnete, was diese, damals noch so reiche und höchst elegante Dame zu ihm sagte, wohin er ihr folgen durfte u. s. w. — In dem kleinen Thonau las man gern, und wie es überall geht, die Arbeiten dieses Lieblingsschriftstel-

lers am liebsten. Eines Abends kommt Hader in den Garten, und hat kaum Platz genommen, so fragt er den schon ruhig dasitzenden Anton: „ob er diese allberühmte Pariser Schönheit auch einmal gesehen habe, und ob sie denn wirklich so ganz außerordentlich reizend sey?" Nun hatte dieser, wie er späterhin sehr glaubhaft bewiesen, nicht allein gerade bei dem großen Meister gearbeitet, der die Ehre hatte, jene Dame zu bedienen; sondern der geschickte Anton hatte noch öfterer als Herr von Kotzebue das Glück genossen, in des schönen Weibchens Nähe zu seyn, ja mehr als hundertmal Entree in das geheime Boudoir gehabt, welches jener so begeistert schilderte; er entsann sich sogar, den berühmten Deutschen bei seinem Meister mehrmal gesehen zu haben, da diesem auch das Kleinste, was jene Dame anging, wichtig war.

Sehr genau kannte also Meister Anton die staunenswürdigen Reize dieser seltnen Frau, und er schilderte sie nun mit solchem Feuer, daß es auch den ältesten Herren warm ward, während die Jüngern schon hell loderten und den Meister Anton beneideten, so etwas ganz Vorzügliches gesehen zu haben. Fast den ganzen Abend wurde

Anton umringt, und konnte daher nicht merken, daß Lieschen, während seiner glühenden Schilderung, sehr still davon geschlichen war. Der Guten war der berühmte Schriftsteller ganz unbekannt, sie kannte also auch seine Beschreibung von Madame Recamier nicht, und konnte nicht anders vermuthen, als Anton rede von einer Meisterstochter, und wäre darum heute so feurig, weil er sich ihrer und der Freuden eines vertrauten Umgangs mit ihr erinnere. Das schöne Pariser Mädchen, wie sie meinte, ging ihr ja nichts an, drum nahm sie ihr Strickkörbchen, setzte sich vorn an die Hausthüre und behielt den heut etwas später kommenden Meister Peter bei sich, der sich darüber seliger pries, als alle Menschenkinder. —

Das alles geschah an einem Sonnabende. Anton wurde bald darauf zur Frau Oberpfarrerin abgerufen, und da er gleich aus dem Garten hinten herum ging, sah er Lieschen gar nicht wieder, welches dieser denn noch mehr auffallen mußte.

An dem nun folgenden Sonntage war Kirchweihfest zu Werheim, eine kleine halbe Stunde von Thonau, wo eine sehr reiche Schwester der Frau Valdrian wohnte. Man vergesse es nicht, daß Thonau ein kleines Landstädtchen war, wo

man schon vier und sechs Wochen zuvor alles ausführlich verabredet; das war auch in Baldrians Hause geschehen, und da dieses so nahe an das Lumpische gränzte, so war es ganz natürlich, daß diese an jenem festlichen Tage Theil nehmen sollten. Mutter Baldrian, Lieschen und Hannchen marschirten schon mit Tagesanbruch fort; der Vater aber, ein fleißiger Kirchgänger, wollte erst seine Predigt hören, und dann mit Meister Anton nachgehen. Geputzter, als je, erschien auch Lieschen, und wer weiß, wenn Herr von Kotzebue dieses herrlich blühende Mädchen mit der feinen Spitzenhaube und dem nettsitzenden Corsettchen gesehen hätte, was er gethan haben würde. Dem immer früh aufstehenden Anton ward der selige Anblick zu Theil, er grüßte mit der herzlichsten Wärme die Schöngeputzte, die ihm nur halb freundlich dankte, dafür das bereitstehende Hannchen um so freundlicher mit hinweg nahm, und durchaus nicht mehr als einmal zurückblickte. Zur bestimmten Zeit folgten Meister Baldrian, der Herr Brückengeldeinnehmer, des reichen Bäckermeisters allervertrautester Freund, und Meister Anton, ganz einfach gekleidet, darum aber um desto schöner, langsam nach, und

erreichten auch in 60 Minuten das Ziel, wo ihrer ein herzlicher Empfang wartete. An der stark besetzten Mittagstafel waren der Essenden und Plaudernden zu viel, als daß Anton auf Lieschen hätte so genau achten können, genug daß er sie sah und sich an ihrem Anblicke weiden konnte. Man war lustig, und am Ende etwas sehr lustig, da man sechs Bouteillen guten Würzburger geleert hatte, und Meister Baldrian forderte den schönen Anton selbst auf, ein paar französische Liederchen zu singen, welches dieser auch mit ungemeinem Beifalle der kein Wort davon verstehenden Tischgesellschaft that. Nun kam die Zeit der eigentlichen Lust für die junge Welt herbei, die zwei schönen Tanzplätze waren eröffnet und alles strömte dahin, auch Anton und Lieschen. — Die Letztere konnte aber nur Zuschauerin sein, denn vorm Jahr war um ihretwillen an demselben fröhlichen Tage ein großer Streit entstanden, und das gutmüthige Mädchen hatte es auf der Stelle verschworen, nie mehr an solchen Festen zu tanzen. Anton wußte davon nichts, es tanzten so viele Bekannte, da bat er auch Lieschen um ein paar Tänze, allein diese schlug es ihm, zwar höflich, aber doch so fest ab, daß ihm

ganz der Muth fark. Ueberhaupt merkte er nun auf einmal, daß das heute doppelt schöne Mädchen gegen ihn nicht wie sonst sey; er sah, daß sie mit allen andern sehr freundlich redete, nur ihm kurz antwortete; und es bemächtigte sich seiner ein Trübsinn, den er nicht zu bergen vermochte. Die Alten kehrten ins Haus zu einem deutschen Solo zurück, sonst Antons Lieblingsspiel, er mußte zwar mitspielen, spielte aber so zerstreut, daß endlich Vater Baldrian sagte: „Laß da den Schulmeister einsetzen," Anton ließ es sich nicht zweimal sagen. Es war denn aber doch indeß Abend geworden, und Anton, dem es in der Stube zu eng war, eilte hinaus, er konnte wirklich sagen: „für mich ist Spiel und Tanz vorbei," und darum schlich er sich auch um den Tummelplatz der Freude herum, und hinunter an den stillen Forellenbach, immer nur daran denkend, was Lieschen gegen ihn haben möchte. Träumend schlenderte er weiter und weiter, bog um eine Ecke herum und traf Lieschen ganz allein, die sinnend in den hellen Bach sah. Beide erschracken, beide waren erst stumm, dann ergriff Anton Lieschens Hand, und fragte wehmüthig: Lieschen, was ist dir, oder was habe ich

dir gethan? daß sie das Händchen zurückzunehmen vergaß, und leise antwortete: „nichts, gewiß nichts, komm, wir wollen zurück, denn wenn uns jemand sähe — —“ Und wenn uns auch die ganze Welt sähe, was wäre es nun? fragte der an Lieschens Hand wieder ganz muthige Anton.

„Hm! wenn es deine Pariser Jungfer sähe,“ entgegnete etwas spitzig das Mädchen.

„Was für eine Pariser, theuerstes Mädchen?“ —

„Die, welche du gestern so feurig lobtest.“ —

Dem welterfahrnen Anton ging nun ein helles Licht auf, und ihm ward auf einmal so wohl, so unaussprechlich wohl, daß er die liebe Hand feurig küßte, und mit einer Wortfülle, die dem größten Redner Ehre gemacht hätte, zuerst Lieschen den irrigen Wahn so überzeugend benahm, daß ihm die Beschämte die Hand sanft drückte, dann aber auch, als sie gerade bei einer großen Ruhebank vorüber gingen, sich dort niedersetzte, die sich wenig sträubende nachzog, und nun dem gepreßten liebenden Herzen Luft machte. Ach! wie hold, lieblich und reizend das Mädchen da war! Nicht lange, gezwungene Worte

erwiederte sie ihm, sondern sprach mit inniger Herzlichkeit: „ich bin dir gewiß auch recht, recht sehr gut, lieber Anton!“

Und wie nun der schöne, junge Mann die Einzige entzückt an seine Brust drückte und die seligsten innigsten Küsse der reinsten Liebe den purpurrothen unentweihten Lippen aufdrückte: es waren gewiß Minuten der gränzenlosesten Seligkeit. Lange saßen die Einigen, und vergaßen alles um sich her, da hörte Liesschen ihren Namen rufen. Es war der Vater. Aber geschwind nahm Anton die Erschrockene in seine starken Arme, ein leichter Sprung und er war jenseits des Bachs, wo der allgemeine Kirchweg ins Dorf und gerade auf den Platz führte, wo nach wenig Minuten die Beiden als recht freundliche Zuschauer standen, und Vater Waldrian sie so eifrig zusehend fand, als hätten sie schon längst dagestanden. „Da steckt ihr!“ sagte der gute Alte; fuhr aber gleich fort: „Anton, nun gehe herein und spiel' ordentlich und sey munter, denn sonst verdirbst du mir meine ganze Kirmesfreude. Und alle drei kehrten ins Haus zurück, Anton setzte sich zum Spiele, spielte mit Glück, und lächelnd sagte Meister Waldrian, wenn er ein Solo um das andre zahlen mußte:

„mir geschieht schon recht, warum ließ ich dich nicht draußen beim Zusehen.“

Aber erst Abends bei Tische, als Lieschen neben ihm saß, war Anton unaussprechlich vergnügt, und erheiterte alle so, daß das Lachen unaufhaltsam erscholl. Die andern jungen Leute eilten wieder zum Tanze, aber Meister Anton ward von dem Alten ganz in Beschlag genommen; er ließ sich freilich lange bitten, aber es war sein Ernst nicht, denn Lieschen hatte ja ganz laut gegen Hannchen erklärt, sie bleibe nunmehr ganz da, und gehe mit dem Vater um 10 Uhr nach der Stadt zurück.

Das geschah denn auch wirklich, und welch ein Heimweg war das! Vater Baldrian und sein Gevatter Cramer marschirten, ihr Pfeifchen rauchend, langsam voran, vertieften sich mit halbschweren Köpfen in ein Gespräch, und die beiden Liebenden gingen noch langsamer hinterdrein, und die helldunkle Nacht begünstigte noch manchen zärtlichen Blick, manchen treuen Händedruck.

Anton war wirklich der Liebling des reichen Meister Baldrian; er läugnete das auch nie, im Gegentheil gab er es auf gar vielerlei Art zu erkennen, wenn man aber auf das wirklich reizende

Paar, Lieschen und Anton, hindeutete! dann ward er ganz ernst, und antwortete freimüthig:

„ja, wenn der verdammte Junge kein Schneider wäre, heute lieber als morgen, aber so, nun und nimmermehr!“

Diese und ähnliche Erklärungen des Vaters hörte freilich Lieschen oft genug, und sagte auch ihrem Anton alles treulich wieder; allein da die gute Mutter, welcher das Töchterchen gebeichtet hatte, selbst meinte, das würde sich am Ende geben, und Vater Baldrian, traf er auch beide allein bei einander, nie mehr so lohnte, als bei Herrn Hader — so lebte man den Sommer sehr vergnügt hin.

Nachbar Peter war nicht so kurzsichtig, daß er nicht hätte merken sollen, daß zwischen Lieschen und Anton etwas mehr, als nachbarliche Freundschaft herrsche, und er ging wirklich schon seit mehrern Wochen des Abends zu dem Gerber Hoch, der auch Bier schenkte und zwei recht brave Mädchen hatte, obgleich zwischen ihnen und Lieschen so ein mächtiger Unterschied war, als zwischen dem alten Stadthauptmann und dem General Soult. Aber gerade als Peter einmal da und Anton anwesend war, erklärte sich

Meister Valdrian wiederum gegen die Verbindung mit einem Schneider so deutlich; daß Peter auf der Stelle beschloß, noch einen heimlichen Versuch zu wagen.

Und doch, in den nämlichen Minuten, wo Valdrian wieder über die Schneider ein so hartes ungerechtes Urtheil fällte, war es ein Schneider, welcher dem theuersten seiner Freunde, dem Herrn Brückengeldeinnehmer Cramer, das Leben rettete, und dieser Retter war unser Anton. Herr Cramer war diesen Nachmittag in Werheim gewesen, es war sehr heiß, und der alte Herr hatte seine gewohnte Ordnung überschritten und statt zwei heute drei Krüge Bier und noch dazu etwas eilend getrunken.

Der gewöhnliche Weg war die gerade breite Landstraße, ging man aber über die Wiesen und über den langen Steg bei der Lohmühle, so ging man mehr im Schatten und etwas näher. Diesen letztern Weg hatte Herr Cramer ganz wohlgemuth angetreten, und war, zwar etwas schwankend, doch recht gut bis auf den ziemlich schmalen Steg gekommen. Er war auch schon zur Hälfte hinüber, als ihn ein Schwindel überfiel und er unaufhaltsam in den tiefen Tümpfel hinab

stürzte. Meister Anton, der auch auf der Pfarre zu Werheim war, ging um fünf Minuten später fort, erblickte aber bald den vorauswandelnden dicken Herrn, freute sich seines schwankenden Ganges, und schlich immer gemächlich hinter drein. Den schwankenden über den Steg zu führen, war sein fester Vorsatz, allein ihm begegnete Valdrians Schwager, der ihn einige Minuten aufhielt und etwas auszurichten bat. Er eilte, um nachzukommen, rief auch laut zu warten, allein jener verstand nichts, und Anton kam alles Springens ohngeachtet gerade nur erst dann an, als seine Hülfe am nöthigsten war. Zwar hatte der Lohmüller aus seinem Fenster den Fallenden gesehen, und eilte mit seinen Leuten herbei, aber als er kam, hatte Anton, welcher vollkommen gut schwamm, den schweren Mann schon ans Ufer gebracht, und zwar so schnell, daß der brave Cramer nach wenig Minuten Zeichen des Lebens von sich gab. Um keinen Lärmen zu erregen, der in kleinen Städtchen bei solchen Gelegenheiten oft außerordentlich ist, brachte man den Geretteten in die nahe Mühle, wo er sich auch so gut erholte, daß er, freilich in geborgten Kleidern, um acht Uhr in sein Haus schlich, sich

umkleidete, noch um neun Uhr zu Meister Valerian eilte, und dort des Antons edle That, man kann denken wie, erzählte. — Der edle Retter kam nun auch, um seinen Auftrag auszurichten, und Valerian reichte ihm dankbar die Hand, zerdrückte gewaltsam eine Freudenthräne, und murmelte leise: „o! wenn du nur kein Schneider wärest, das Stückchen an meinem Herzensgevatter wollt ich dir lohnen, wie teuer es kam."

Cramer — ein überaus redlicher Mann — war schon längst des jungen bescheidenen Mannes Freund: aber nun durfte man nur Anton nennen, und er brach in lautes Lob aus.

Zwei Tage nachher erschien abermals, jedoch nur, um kein Aufsehen zu erregen, in reinlicher Jacke, der alte Meister Thuweg und erneuerte seinen alten Antrag, da jetzt doch Jungfer Lieschen achtzehn Jahr alt sey. Wie das erste Mal ward alles freundlich angehört, doch erst binnen acht Tagen gewisse Antwort versprochen. Lieschen hatte alles gehört, denn der alte Meister Thuweg sprach ziemlich laut; sie eilte nun die Mutter aufzusuchen, und schüttete da ihr Herz aus. Die Mutter lief geschwind zu dem lieben

Herrn Gevatter Cramer, und als der ehrsame Meister Valdrian seinen Weibern, wie er kurzweg Frau und Tochter zu nennen pflegte, die aufgefärbte Werbung des Meister Thnweg mit dem freundlichen Bescheid: „es wohl zu überlegen," kund machte, trat der alte gerüfte Hausfreund schon zur Thüre herein, und warb mit feierlichem Ernst um Lieschen für seinen Retter.

Recht still und aufmerksam hörte Vater Valdrian alles an, und als endlich der ehrliche Cramer mit der Bitte, mit thränenden Augen endete: „Bruder und Gevatter! thue es um meinetwillen, vergilt ihm durch Liebe, was er aus so reiner Menschenliebe gethan hat, ohne ihn wär ich ja nicht einmal in einem Sarge begraben worden; da weinte auch der innig ergriffene Mann, drückte seinem Herzensfreunde die Hand und sprach: „Lieber Bruder! wäre der brave Anton kein Schneider, mit Freuden sagte ich ja! meinen eignen Sohn, wenn ich einen hätte, könnt ich nicht lieber haben, als ich den jungen Mann habe; aber so, nein! es kann ein für allemal nicht seyn, das gebe ich nun und nimmermehr zu!" —

„Aber, entgegnete jener, was hast du denn

gegen die Schneider, sind sie nicht eben so unentbehrlich, als Bäcker, Weber und alle Gewerke?" — und nun hielt Cramer dem ganzen Handwerke eine Lobrede, die viele Mitglieder nicht verdienen.

„Das alles hab' ich mir schon tausendmal selbst gesagt, aber es ändert meinen Vorsatz nicht: kein Schneider in der ganzen Welt erhält mein Kind, und, du kennst mich, lieber Cramer, ein Wort gilt so viel als tausend!" Beide schwiegen. Bis jetzt hatten Mutter und Tochter gelauscht, aber nun verging ihnen alles Lauschen. Händeringend eilte Lieschen in die Kammer, und schwur, tausendmal lieber den Tod als den Peter, der ohnedies zu Hochs Mädchen und bald da, bald dorthin laufe, zu heirathen. Die arme Mutter tröstete und versprach in der Angst mehr, als sie je zu halten im Stande war.

Nach langem Schweigen fing endlich Herr Cramer an: Aber, Herr Gevatter, wenn nun der brave Anton kein Schneider wäre?

„Dann den Augenblick, heute lieber als morgen!" Nun, so versprich mir das Einzige: ich weiß, der alte Thuweg war wieder da, und du hast ihm in Zeit von acht Tagen gewisse Entschei

dung zugesagt; warte nur noch acht Tage länger, und versprich mirs, dein gutes Lieschen nicht zu zwingen.

„Ich weiß zwar nicht, was du vorhast, will es auch nicht wissen; allein das Erste will ich gern thun, und das Andere werde ich gar nicht thun, mag sie doch nehmen, wen sie will, wenns nur kein Schneider ist.“

Herr Cramer war nun zufrieden und wollte gehen, aber jetzt fing Meister Baldrian an:

„Höre, Herr Gevatter! ich muß dir es gerade heraus sagen: es thut mir ordentlich wehe, daß der Anton zu dir mehr Zutrauen hat, als zu mir, und mit mir nicht wegen meiner Tochter selbst redet.“

Nun erfuhr erst der Vater, der doch etwas empfindlich geworden war, daß Meister Anton von allem auch nicht ein Wort wüßte. Und das verhielt sich wirklich so, denn er war nicht einmal zu Hause, sondern draußen bei dem Amtmanne zu Fischbach. Baldrian erfuhr, daß Cramer seinen Retter habe überraschen wollen, und bat nun flehentlich, nicht nur selbst ganz reinen Mund zu halten, sondern auch den Weibern die allerstrengste Verschwiegenheit einzuschärfen; auf beides

gab man sich die Hand, und ging, einig wie immer, auseinander.

Herr Valdrian nahm gleich nach dem Essen die Weiberchen vor, und o! was hätten diese nicht gelobt zu halten, hatte der gute Herr Cramer doch beim Fortgehn dem leichenblassen Lieschen zugerufen: „schweig ganz still, auch deinem Anton sage kein Wort, sey gegen Meister Peter und deinen Vater und alle wie sonst, verlaß dich auf Gott und mich, heute über vierzehn Tage sieht es mit Gottes Hülfe anders aus; folge mir ja!“

Dem äußerlichen Ansehen nach war also alles beim Alten, aber heimlich hatte wohl jedes seine eignen Pläne und Hoffnungen.

Am andern Morgen sendete Freund Cramer folgendes Billet:

„Lieber Herr Bruder und Gevatter!

Ein eingelaufener höchster Befehl ruft mich eilends in die Residenz, ich werde wohl erst in acht Tagen wiederkommen. Ich melde Dir es und verlasse mich auf Dein Wort wegen der bewußten vierzehn Tage und Deiner und aller Verschwiegenheit. Gesund und wills Gott! auch recht fröhlich sehen wir uns wieder.“

Ambros. Cramer.

Eben jetzt brachte die Frau Nachtigall-Inspektorin zwei große Schüsseln geräucherte Würste, und recht rasch gebackene Semmeln. Der Herr Vorleser legten sogleich das Papier huldreichst nieder, wir aber, da vom Abschied die Rede war, sangen einmüthig: „Traurig sehen wir uns an!“ nach dessen glücklicher Beendigung jeder so viel Wurst und Semmel essen konnte, als beliebte. Lache nur ja niemand über die getroffene Wahl, denn es mundete dem fein gaumigen Hofherrn so, daß uns allen für die Unmöglichkeit der Fortsetzung bange war. Aber, nachdem erst nur die fettgewordne Gurgel mit ein paar großen Gläsern Bier wieder ausgespült war, und die Instrumentalisten die Melodie „Ein Jäger auf der grünen Haid ꝛc.“ recht lustig gespielt, auch wir unsre Mäuler rein ausgewischt hatten, ergriff Er den letzten Bogen, und las uns noch folgendes:

* * *

„Zwei Tage nach der Abreise des braven Cramers kam in das kleine Thonau etwas Seltenes, nämlich die ganze sehens- und achtungswerthe Gesellschaft des Kunstbereiter Trabert und nahm Quartier in der nicht allein erwärmenden, sondern auch gut nährenden Sonne.

Der brave Direktor ging bald zu dem regierenden Herrn Bürgermeister, fand diesen aber nicht zu Hause, sondern auf seinem Throne, umgeben von seinen Firsternen, um Recht und Gerechtigkeit zu handhaben. Herr Trabert ließ sich gehörig anmelden, und wurde bald darauf vorgelassen, wo er denn in einer artigen Anrede seine Bitte vortrug: den guten Einwohnern von Thonau einige Beweise seltner Kunstfertigkeiten geben zu dürfen, und da er, als ein erfahrner Mann, von Einem Dutzend Freibillets sprach, auch alle andre städtische Abgaben gleich pränumerando zu bezahlen sich anheischig machte, über dieses der Sonnenwirth ein Neffe des gegenwärtigen Consul regens war, der von einer so starken Suite schönen Nutzen ziehen konnte; so wollte man dem Bittenden ohne Weiters sein Gesuch freundlichst gestatten, als der Senator Holzschlegel doch auch einen Beitrag von Salamonischer Weisheit und Gerechtigkeitsliebe geben wollte, und, ungewiß ob man einen Kunstbereiter Sie oder Er nenne, die Frage aufwarf: „ist man aber auch mit einigen Attestatibus versehen?“ Damit kann ich Ihnen nach Dutzenden aufwarten, doch sind meine neuesten von Stras-

burg und Mainz, die ich Ihnen mit Vergnügen zur Einsicht übergebe. Recht wichtig setzte der Frager seine Brille auf, legte langsam die Papiere auseinander, sah dann in beide, legte sie aber auch eben so langsam wieder hin, denn beide waren in französischer Sprache ausgestellt. Herr Trabert merkte bald, daß der Herr Senator davon keine Sylbe verstand, und fragte ganz lakonisch: „Sie haben diese Zeugnisse gut gefunden?"

„Ja, wie mans nimmt, eigentlich verstehe ich nichts davon, aber wir haben hier einen Schneider, der über vier Jahre directe zu Paris arbeitete, der verstehet alles."

„Wollen Sie diesen Mann rufen lassen, oder soll ich zu ihm hingehen?"

Der Stadtsyndikus, welcher sich längst darüber geärgert hatte, daß man so muthwillig sich dem Gelächter Preis gab, machte seine Sachen recht gut. Er nahm schnell die beiden Atteste, that, als wenn er solche sehr aufmerksam durchlese, machte sie wieder zusammen und überreichte solche dem Künstler mit einem artigen Compliment für diesen, und der weisen Bemerkung für jenen: „ein ander Mal denke man hübsch daran:

was deines Amts nicht ist, da lasse den Vorwitz!"

Hierauf ertheilten der Herr Consul regens die erbetene Erlaubniß zu vier öffentlichen Vorstellungen, und Herr Trabert empfahl sich zu fleißigem Zuspruch.

Sehr vergnügt kam der liebe Mann zurück, fand aber die zur Gesellschaft gehörigen vier Damen in einiger Verlegenheit, denn, so viel war ausgemacht, man bedurfte eines geschickten Schneidermeisters. „Erst weidete er sich an den sonderbaren Vorschlägen, denn niemand ahnete etwas von Meister Antons Daseyn; aber endlich versprach er, einen ächten Parisien herbeizuschaffen. Er ging selbst fort, hatte bald den Gesuchten erfragt, ward von dem Finden eines so köstlichen jungen Mannes sehr, von der seltnen Schönheit des gerade anwesenden Liekchens noch weit angenehmer überrascht, und trug nun die heißen Wünsche seiner Frauenzimmer vor, die zu erfüllen der artige Meister sich gleich bereitwillig zeigte und mit dem Herrn Direktor nach der Sonne hineilte. Anton fand dort bald Gnade als Mann und Meister; und, ohne Beihülfe der geschickten Schwestern würde er die ihm gewor-

denen Aufträge ohnmöglich haben vollenden können, weswegen er auch den freundlich gethanen Vorschlag, unter den Augen der schönen Damen zu arbeiten, ablehnen mußte.

In der uns schon genugsam bekannten Baldrianischen Abendversammlung, und besonders an dem Zwei-Lichter-Tische, war heute von nichts, als dem morgenden Spiele die Rede, und die mehresten freuten sich allein auf den lustigen Bajazzo. Während dessen war auch Meister Anton gekommen, den man um seine Meinung fragte, ob man wohl etwas Schönes erwarten dürfe? —

Nie vorlaut in seinen Urtheilen, war er es auch jetzt nicht, meinte aber doch, dem Aeußerlichen und der Menge von Personen nach dürfe man allerdings etwas Vorzügliches erwarten; und da viele sich ganz irrige Vorstellungen machten, versuchte er, solche zu berichtigen, und erzählte nun von dem großen Franconi und seiner Gesellschaft so viel Außerordentliches, daß alle staunten.

Man stritt sich nachher über Möglichkeit und Unmöglichkeit, aber der junge Mann sagte bescheiden: „nur Geduld, Sie werden schon mer

gen vielleicht Stücke sehen, die Ihnen allen unmöglich scheinen, und doch vor ihren Augen wirklich gemacht werden!"

Meister Baldrian gefiel heut der erzählende Anton so wohl, daß er aufstand, ihn auf die Achsel klopfte und ganz laut sagte:

„das ist wahr; du bist ein ganzer Kerl, weißt doch von allerlei zu reden, mag seyn, von was es will! Morgen, lieber Anton, gehst du mit mir und Lieschen hinaus zum Spiele, und wenn so was rechtes kommt, erklärst du mirs."

Wie gern versprach er das Mitgehen; wie freute sich das herrliche Lieschen, den Geliebten so gelobt, und besonders vom Vater so gelobt zu hören! Aber, die Freude ward bald bei beiden in Mismuth verwandelt, denn der nämliche Senator Holzschlegel, welcher heute erst auf dem Rathhause eine so derbe Lection über sein Einmischen erhalten hatte, wollte jetzt nicht den Examinator, sondern den Spasmacher vorstellen, und fragte kreischend:

„Und Er, Meister Anton, will wirklich mitgehen, und weiß doch gewiß, daß der morgende Hauptspas der seyn wird, wenn Meister Bügeleisen auf dem kleinen Pferdchen reiten soll? ha ha ha!

Dieſem war es allerdings unangenehm, ſo gefragt zu werden, darum antwortete auch der ſonſt ſo gutmüthige Anton etwas ſpöttiſch:

„Nicht allemal werden gerade Schneider zum Ziele des Spaßes gewählt, es trifft auch gar oft die Herren Schieferdecker — dieſes Handwerks war der weiſe Mann — und bei denen macht es doppelten Spas, denn da dieſe Herren ſonſt ſo hoch ſteigen ſollen — der Herr Senator hatte wohl ſeit funfzehn Jahren kein Gebäude beſtiegen — und nun nicht einmal auf das kleine Pferdchen hinauf kommen können, ſo ſind ſie auch doppelt des Auslachens werth.“

„Bravo, Meiſter Anton, riefen alle, Bravo! Ein andermal erwarte man erſt die Zeit!“

Man wollte eben von etwas anderm zu reden anfangen, da erhob Meiſter Baldrian ſeine Stimme:

„Das iſt aber doch gewiß wahr, überall und überall werden die Schneider für nichts geachtet, und ſogar öffentlich lächerlich gemacht, wie z. E. morgen! Daher ſag ich auch und bleib dabei: lieber etwas anders, als ein Schneider. Du, Anton, wirſt nun freilich dich

morgen recht ärgern, wenn deine Kunstgenossen wegen ihrer Furchtsamkeit und Ungeschicklichkeit recht ausgelacht werden; aber deshalb mußt du doch mit; es hilft nichts, und setzte er recht höhnend hinzu: du hast ja dein Wort gegeben und Schneiderparole gilt!"

Sehr, sehr weh that Meister Valdrian dem guten Anton, aber dieser blieb dennoch seiner Empfindungen Herr, und scherzte allerliebst über die Schneider, erzählte so schnakische Anekdoten von ihnen, daß alle recht heiter und lustig wurden.

Aber, beim Fortgehen, flüsterte Lieschen doch: „ach! ich gehe morgen in tausend Aengsten mit; wenn nur gerade die Schneider nicht so lächerlich gemacht würden; das vergißt der Vater in drei Jahren nicht, und wenn du, lieber Anton, etwa einmal —" Angst und Scham fesselte die Zunge des treuliebenden Mädchens.

„Sey nur ruhig, Engelsmädchen, entgegnete tröstend der Selbstbeengte, es wird sich morgen alles geben." —

Alle Anwesende eilten zur Ruhe, nur dem ehrlichen Anton kam kein Schlaf in die Augen.

Er wußte sehr gut, daß der morgende unschuldige Spas seinen Hoffnungen einen furchtbaren Stoß geben werde. Lieschen hatte nur zu Recht! Aber, was nun anfangen? Nicht mitzugehen, das änderte schlechterdings nichts und verschlimmerte noch mehr, und etwas anderes fiel dem sonst so scharfsinnigen Anton gar nicht ein. Man pflegt zu sagen: „beßrer Rath kommt über Nacht!" allein die Sonne vergoldete schon längst die Spitzen der Thürme, und ihm war noch wie gestern beim Fortgehen, das heißt, das Herz schwer, der Kopf voll! —

Um acht Uhr trug er die übernommenen Arbeiten in die Sonne, wurde sehr gelobt und gebeten: nur diesen Vormittag dort zu verweilen, weil man etwas ganz neues probiren wollte. Er mußte mit frühstücken, man legte ihm die selbstgeschaffenen Ideen vor, Anton sann nach, setzte sich und in kurzer Zeit hatte er ein Kleidchen gefertigt, schöner konnte Madame Recamier gewiß keines aufweisen. Er probirte die neue Schöpfung einem lieben muntern Mädchen an, und sagte ihr dabei einige artige Schmeicheleien. Herr Trabert war Zeuge dabei, neckte den jungen Mann und fragte: „soll ich das dem allerliebsten Jungfer Lieschen wieder sagen?"

„Warum das nicht? Lieschen ist meine wahre Freundin, und würde nichts anders thun, als sich freuen, wenn ihr Freund Gelegenheit findet, etwas so Schönes zu bewundern.“

Diese artige Antwort gefiel allgemein; sie gab Veranlassung, sich recht viel von der reizenden Freundin erzählen zu lassen, und Anton, dem ein so freier Erguß wahre Wohlthat und Erleichterung war, erzählte die reine Wahrheit, aber auch die beiderseitige Furcht vor dem heutigen Spaße.

Mit ungetheilter Aufmerksamkeit hatte man zugehört, und kaum hatte der Erzähler geendet, so fingen die vier Damen miteinander an: o, bester Herr Trabert! —

Still, entgegnete dieser, ich fühl es selbst, was ich da unserm braven Meister und seinen Verhältnissen schuldig bin. Eilend ging er fort, kam aber gleich mit einem schönen jungen Manne, dem nämlichen, welchem die schwere Rolle des belustigenden Bajazzo zu Theil geworden, wieder ins Zimmer. Ganz kurz, aber sehr getreu erzählte der Direktor des braven Antons Leidens- und Liebesgeschichte, vergaß weder des Nebenbuhlers Peter, noch des fragenden Sena-

kors, und ſagte endlich lächelnd: „wie iſt es, lieber Francesco, wollten Sie wohl die Güte haben und ſtatt des Schneiders einen andern Profeſſioniſten wählen, ſo lange wir hier in Thonau ſpielen werden?“ —

„Hier, armer Bruder! entgegnete der immer heitre Francesco, hier haſt du meine Hand! es ſoll an keinen Schneider gedacht werden; und ihr ſollt doch etwas zu lachen haben.“

Um Anton auf die Probe zu ſtellen, fragte nun Herr Trabert, „aber welchen Profeſſioniſten ſoll mein braver Francesco wählen, den Webermeiſter oder Schieferdecker?“ —

„Dürfte ich zu der bereits gethanen großen Bitte noch eine, wo nicht eben ſo große, doch herzliche hinzuſetzen, ſo wäre es dieſe: doch ja keinen von beiden zu wählen, denn, da ich die Ehre hatte, für Sie zu arbeiten, möchte man glauben, ich ſey an dieſer Wahl Schuld, und ich bin des wackern Peters Freund — und jener bleibt doch mein Vorgeſetzter. Da iſt aber hier ein alter, immer halb beſoffener Muſikant, der alsdann das trolligſte Zeug vornimmt und dabei manche gediegene Wahrheiten ſagt: eine Nachahmung von dieſem würde am lebhafteſten intereſſiren.“

„Gut, recht gut, mein Lieber! ich merke Sie sind ein Mann, der in aller Hinsicht Achtung und Theilnahme verdient; verlassen Sie sich getrost auf unser Wort, und kommen Sie mit Ihrem lieben Mädchen, es soll hoffentlich niemand gereuen, unsrer Einladung gefolgt zu seyn!"

Nun erst hatte Meister Anton einen richtigen Begriff von dem mystischen Wort: Wiedergeburt. Mit leichtem Herzen eilte er in sein Haus, und sah nun freudig der dritten Stunde des Nachmittags entgegen.

Endlich war sie herbeigekommen, und Alt und Jung, Groß und Klein eilte dem Schauplatze zu; so auch der ehrsame Meister Baldrian mit seiner wunderschönen Tochter und dem wirklich eleganten Schneidermeister. Schon die treffliche und harmonische Musik war den lieben Bewohnern von Thonau etwas Angenehmes und Seltnes; denn eben da war es, wo einmal ein alter Chorbeistand dem Cantor, als dieser bemerkte, daß seine Violine nicht rein gestimmt sey, zur Antwort gab: das thut nichts, ich spiele ja den Andern (nämlich die zweite Violine).

Die ganze Gesellschaft machte nicht blos schöne, sondern auch wirklich sehr kunstreiche Sachen,

erntete auch allgemeinen Beifall; aber wer der Abgott aller blieb und war, wen man mit Lob überschüttete, wem man aus vollem Herzen Bravo zurief, das war Bajazzo, in der völligen Gestalt des alten Musikanten. Alle miteinander hatten beim Erscheinen des kleinen muthigen Pferdchens freilich nichts anderes, als den nun erscheinenden einfältigen und furchtsamen Schneider erwartet; aber siehe! es erschien statt dessen der alte Wahrheitsprediger so täuschend, daß man erst lange glaubte, der alte Troschel sey's wirklich.

Anfänglich war man mit dieser unerwarteten Aenderung sehr unzufrieden, ja einige Stimmen, worunter man die Laute des Herrn Schieferdeckers ganz deutlich wahrnahm, riefen geradezu: der Schneider herbei! Allein Sieur Bajazzo achtete darauf nicht, er spielte die angefangene Rolle so meisterlich fort, daß er bald Aller ungetheiltesten und lautesten Beifall erntete. Er machte nicht allein die allerlächerlichsten Kreuz- und Quersprünge, bis er aufs Pferdchen hinauf kam, sondern plauderte als Reiter, theils mit seiner Rosinante, theils mit sich selbst so komisches Zeug und dabei zugleich so derbe Wahrheiten, daß gewiß im ganzen Kreise kein ernstes Gesicht zu

finden war. Am allerpassendsten, auch am lautesten bejubelt und belacht, war ein Zweigespräch, mit sich selbst, über den Werth der Schneider und die völlige Unwerthheit der Schieferdecker, so überzeugend und unterhaltend, daß gerade der Herr Senator Holzschlegel vor allen andern Bravo, und noch einmal Bravo rief. —

Auf Vater Valdrian hatte dieser Spas eine seltne Wirkung gemacht. Erst gehörte auch er unter die Getäuschten, und hernach unter die Zufriedensten. Das ungekünstelte und wahre Lob des ärmsten Schneiders gegen den allerhöchst aufsteigenden Schieferdecker machte ihn ganz unruhig; er konnte der Wahrheit nicht widerstehen und schämte sich seiner gehegten und öffentlich geäußerten Vorurtheile; konnte aber auch den außerordentlichen Reiz zum Lachen nicht verbergen, besonders da am Ende der wirkliche Meister Troschel mitten in die Bahn sprang, sein leibhaftiges Ebenbild herzlich umarmte, mit diesem lustig umhersprang, und endlich beide sich, immer noch rufend: „es leben alle brave Schneider, und der Teufel hole alle unnützen Brüder!“ davon machten.

Sie waren schon bei einer Viertelstunde fort,

und dennoch lachte man noch immer; und gewiß die größte Hälfte eilte herzlich vergnügt dem Städtchen zu, während lose nachahmende Buben drollig genug Bajazzo's Meisterstücke wiederhol-ten. Am allervergnügtesten war aber Lieschen, die nun stolz neben Meister Anton hertrippelte, und dem unnachahmlichen Künstler die trefflichste Lobrede hielt. Als man so fröhlich und zufrie-den wieder ins Städtchen einzog, war es erst 5 Uhr, also ging jedes nach seinem Hause; das wollte nun auch Anton thun, als man vor Valdrians Thüre kam. Aber Meister Valdrian nahm des jungen Mannes Hand, führte ihn der geschäftig-gen Hausmutter zu und sagte lachend: da bring ich dir einen Schneider als Abendgast, denn heute haben wir alle erstlich gelernt, was die Nadelhelden werth sind. Erst hielt die Mutter es für Spas, aber da sie, nach altem Gebrauche, den guten Oberrock aus — und die neue Jacke anziehen half, hörte sie zu ihrer Freude das Ge-schehene. Beim schmackhaften Abendtische herrschte heut die lauteste Freude, und alle mußten sichs heimlich gestehen, den Vater lange Jahre nicht so vergnügt gesehen zu haben. Zu rechter Zeit waren alle Glieder der vereinigten Abendgesell-

schaft da, und also auch der Herr Senator Schieferdecker. — Eben wollte man sich so recht in gewohnter Ordnung zum traulichen Gespräche niedersetzen, da reichte der Herr Senator Holzschlegel dem fröhlichen Meister Anton die Hand mit den Worten: „Für meinen gestrigen Vorwitz habe ich heute meine Strafe erhalten; aber damit Er, mein lieber Freund! und Sie alle erkennen mögen, daß ich gestern nur spaßte und ich des jungen Herrn aufrichtiger Freund bin, so habe ich mich resolvirt, morgenden Tags meine Stelle beim Rathe niederzulegen, versteht sich zu Gunsten des braven Schneidermeisters."

„Ja! Ja!" so riefen alle Mitglieder, unser braver Anton soll uns sehr willkommen seyn!"

„Halt, halt, meine liebe Herren, da muß ich erst auch ein Wörtchen mitreden. Eure Absicht ist schön und lobenswerth, aber, ich denke, Meister Baldrian wird doch den Sieg behalten. Ich werde gleich wieder kommen."

Staunend sahen alle einander an, und Anton ahnete zwar etwas, rascher klopfte das Herz, aber — Gewißheit fehlte ihm doch.

Endlich öffnete sich die Thüre, und Lieschen, in der schönsten reinlichsten Hauskleidung, nebst

der Mutter mit vorgebundener neuer Schürze, und Vater Baldrian kamen angezogen. Er nahm seine Tochter bei der Hand und führte sie zu dem großen Tisch.

„Nun, Meister Anton Lump, ist es wirklich wahr, liebst du über alles mein gutes Lieschen da?"

Mit fester Stimme entgegnete dieser sein Ja!

„Und du, meine gute Tochter! bist du fest überzeugt, daß du hier mit unsern Meister Anton recht froh und zufrieden leben wirst?

Hocherröthend, aber sehr vernehmbar gab auch Lieschen ihr Ja!

„Und versprichst du mir, „als ehrlicher, redlicher Mensch, vor Gott und allen diesen Freunden, daß du, während deines ganzen Lebens, nichts mehr und besseres oder vornehmeres seyn willst, als ein ehrlicher, rechtschaffener Schneidermeister und etwa auch noch dazu ein braver Bierbrauer? —"

„Freudig und gern gelobe ich auch das, und werds unverbrüchlich halten, so lang ich lebe!"

„Nun, so gebt einander auf treue Liebe, Friede und Einigkeit die Hände, und ich verlobe euch für dieses ganze Leben in Gottes Namen.

Gott segne euch und geb euch seinen Frieden!" —

Wahrlich! das war ein wahrer Meisterstreich des alten Valdrians — und der Jubel war groß. Das liebende, auf einmal so unerwartet vereinigte Paar stand erst wie bezaubert, aber als man von allen Seiten sich herbeidrängte und so laut Glück wünschte, da nahm mit starker Hand Anton seine Verlobte und eilte mit ihr ins nahe Kabinet, wo sie in heiliger Freude beteten.

Nachdem der Hauptsturm sich gelegt hatte, wollte nun jeder wissen wie Herr Valdrian sich so schnell eines andern besonnen habe, und eben wollte man den wiedereintretenden Brautvater, der Antons alte Eltern herbeigeholt und in das Kabinet geführt hatte, darüber ausholen, da trat der dicke Herr Brückengeldeinnehmer Cramer noch ganz im Reisehabit herein. Er grüßte zwar freundlich, aber nahm sogleich seinen Gevatter bei Seite und sagte: „Du, alter Eigensinn, wolltest dein schönes Liesschen dem armen Schneider nicht geben, nun wirst du sie doch meinem Herrn Substituten Anton Lump nicht versagen?

„Ich muß wohl, trauter Herr Bruder! du kommst zu spät."

„Was, du hast mir nicht Wort gehalten, hast meine Wiederkunft nicht abgewartet; nun so soll auch das Wort — —"

„Schwöre und fluche nur nicht, alter Herzensfreund! ich kanns nun nicht ändern, und Anton auch nicht, denn er ist versorgt nach Herzenswunsch."

„Mit wem denn?"

„Mit meinem Lieschen!" — Der brave Cramer würde noch länger gefragt haben, da stürzten aber die Glücklichen herein und verkündeten ihm selbst ihre gränzenlose Seligkeit.

Zweimal mußte man ihm alles erzählen, dann aber fragte er staunend seinen Busenfreund: „aber so sagt mir doch nun auch, wer war denn der Freiersmann, der mehr Glück hatte, als ich?" Niemand wußte es, aber Vater Valdrian antwortete laut: Bajazzo war der Sieger!

Dem guten Alten ein neues Räthsel; aber als der Advokat Hader das Ganze recht deutlich erzählt hatte, nahm der biedre Hausfreund sein volles Glas und rief:

Es lebe das liebende Braut-Paar

und

Freund Bajazzo, der siegende Freiwerber!

Sechs Wochen darauf war Meister Anton auch durch der Kirche Einwilligung der Schwiegersohn des reichen Meister Baldrian, Lieschen die zärtlichste Gattin und ein Jahr darauf auch die zärtlichste der Mütter. Anton hielt sein gegebnes Wort treulich, er wurde weder Rathsherr noch Substitut, und war dennoch ein sehr geachteter und geehrter Mann, der beiderseitigen Eltern Stolz und Freude. Francesco kam zwar nie wieder nach Thonau, aber seiner wird noch sehr oft mit dankerfüllter Seele gedacht, und das herrlich blühende Schneiderweibchen bringt nie dem fröhlichen Vater eine neue Frucht der glühendsten Liebe, ohne daß jener nicht frohlockend ausruft:

Gott segne den biedern Bajazzo, den siegenden Freiwerber!" —

* * *

Da war auch keine einzige Seele, welcher diese Vorlesung nicht gefallen hätte, und wir alle waren mit dem guten Vater Baldrian und dem jungen Paare so zufrieden, daß wir recht innig vergnügt anstimmten: „Freut euch des Lebens."

Nun erst erhielt auch der Magen etwas Stärkendes. Vier große Bouteillen recht echten Ei-

tronen-Liqueurs — und bei 24 Dutzend kleiner rasch gebackener Honigkuchen, hier Orts Schisselein genannt, wurden nun in der allerschönsten Einigkeit ausgetrunken und verzehrt, und es ereignete sich an diesem Abende weiter nichts merkwürdiges, als daß dem Herrn Geheimen Oberhoflichtputzer bei dem letzten etwas zu vollen Glase, das er „zur gehorsamen Danksagung" noch hinunter stürzte, ein Theil davon an den unrechten Ort kam, und einen solchen Husten erregte, daß uns bange war, wir würden unser schönes Fest — sehr trauernd enden. Allein es ging alles noch recht gut ab, und wie es an der Rathhausuhr zwölf schlug, führten uns unsre treuen Lebensgefährtinnen, zwar etwas langsam, aber desto sichrer nach Hause.

Wie der glaubwürdige Senator Grau erzählte, so hat es dem vornehmen Hofmanne bei uns recht wohl gefallen, aber auch uns allen, obgleich diese solenne Vorlesung, wie jedermann wird leicht berechnen können, vieles Geld kostete, hat das Neue sehr behaget, und es wurde daher bei der nächsten ordinairen Zusammenkunft folgendes abgeschlossen und festgesetzt:

a) Alle Quatember wird, in Gegenwart unse-

ter Weiber, eine solche öffentliche Vorlesung gehalten.

b) Wer die jedesmalige Geschichte, entweder à la Zunder acquirirt, oder selbst machet und deutlich vorlieset, ist zechfrei.

c) Der besondre Sitz, die Wachslichter, das große Z und auch die Instrumentalmusik fällt ganz weg.

d) Es wird nur zu Anfang Warmbier, dann aber werden Semmeln, und zu Ende jedem zwei Schifflein und ein Weinglas Citronen-Liqueur gereicht.

e) Darf jeder dabei Tabak rauchen, so viel er will.

f) Kann man auch in Oberröcken und Stiefeln erscheinen, und

g) Ehrenmitglieder können zwar mit aufgenommen werden und dürfen mit unter uns sitzen, jedoch nicht mehr umsonst, sondern jede Person zahlt 19 Pfennige zur allgemeinen Casse, aber geborgt wird nichts.

Es fällt sonach die erste feierliche Vorlesung auf

Mittwoch den 22ten Februar 1812,

wozu alle Liebhaber des Erhabnen und Feierlichen im Namen aller gar höflichst einladet der Schreiber dieses

Aloysius Waldgesang.

Die Prüfung.

In der Zeit, wo der tapfre Don Pedro Giron, Herzog von Osuna, als Vizekönig in Neapel gebot, starb einer seiner Freunde, der Hauptmann Mucio Brancacho, der ihm auf dem Todesbette die beiden wunderschönen Töchter, welche er hinterließ, dringend empfahl. Die älteste, Namens Cassandra, sollte nach seinem Willen mit Don Gutierre de Solis; der sich ruhmvoll im Kriege ausgezeichnet hatte, sich vermählen, und zwei Monate nach des Vaters Tode gab sie ihre Hand dem wackern Kriegsmanne, dem der Vizekönig die erledigte Kompagnie des Schwiegervaters verlieh. Don Gutierre war ein spanischer Ritter aus einem der besten Häuser Castiliens, bieder und keinem Laster ergeben, der sich vor seinen Waffenbrüdern besonders auch dadurch auszeichnete, daß er nie Würfel oder Karten in die Hand nahm und das Spiel verabscheute. Cassandra erkannte die guten Eigenschaften ihrer

Gatten, so wie er ihre Vorzüge, und beide weihten sich gegenseitige Achtung. Casandra's Schwester, die holde Diana, wollte sich nicht von ihr trennen, und Don Gutierre übernahm die Sorge für ihre Angelegenheiten.

Vier Jahre waren dem jungen Paare in glücklicher Eintracht vergangen und eine Tochter, der Mutter schönes Ebenbild, hatte den Bund der Liebe noch fester geknüpft. Eines Tages kam Don Gutierre mit einigen Spaniern und Neapolitanern an einem öffentlichen Orte zusammen, und als der Eine und der Andere von ihrem Spielverluste in der verflossenen Nacht erzählten, fiel das Gespräch auf die Spielsucht überhaupt. Ein alter spanischer Offizier, welcher, endlich gewitzigt, von diesem Hange frei geworden war, hob an, von den Nachtheilen zu sprechen, die das Spiel, und selbst der Gewinn im Spiele, ihm gebracht hatten.

Dagegen ist Don Gutierre gesichert, sprach ein Anderer, denn er ist nicht nur ein Feind vom Spiele, sondern meidet sogar die Oerter, wo gespielt wird.

Gott erhalte ihn bei dieser guten Gewohnheit, fuhr der alte Krieger fort, denn es giebt Viele,

welche die Nachtheile des Spiels erkennen und dennoch nicht davon ablassen.

Bei mir ist es keine Tugend, sprach Don Gutierre, weil ich nie Neigung zum Spiele gehabt habe.

Verheirathete Männer, hob der alte Offizier wieder an, haben noch mehr Ursache, diese Unterhaltung zu meiden, die ihrer Ehre, ihrem Vermögen, und selbst ihrer Gesundheit Nachtheil bringt, weil der Spieler in steter Unruhe ist, in seiner Lebensordnung gestört wird, und Nacht in Tag, Tag in Nacht verwandelt. Daß sie dem Vermögen nachtheilig ist, zeigt sich täglich in neuen Beispielen, und schwerlich entgeht ein Spieler dem Schicksale, alles zu verlieren, was er hat; der Ehre aber ist sie nicht weniger nachtheilig, denn es giebt beim Spiele nicht nur häufige Veranlassungen zu Zwistigkeiten und Beleidigungen, die Zweikämpfe nach sich ziehn, sondern der leidenschaftliche Spieler wird auch oft zu unwürdigen Schritten verleitet, scheut sich nicht, seine Habe zu verkaufen, Kostbarkeiten zu verpfänden und den Wohlstand seines Hauses zu erschüttern. Der verheirathete Spieler wird durch sein unhäusliches Leben seine Frau leicht zu ei-

nem freien unordentlichen Wandel verleiten. Sie sieht, wie er sein Geld, ihr Geschmeide, selbst die Aussteuer, die er von ihrem Vater erhielt, vergeudet, und wenn sie ihn erwartet, kommt er, nach einem ärgerlichen Verluste, zu unrechter Zeit heim, zeigt sich launisch und mürrisch; ist gleichgültig, kalt, unfreundlich bei ihren Liebkosungen, und stößt das entgegenkommende Herz unmuthig zurück. So geht's einen Tag wie den andern; die Gesinnungen der Frau ändern sich, und besonders je mehr Neigung sie zum Putze hat, desto mehr wird sie weinen und jammern über den Verlust des Geschmeides, woran die Spielsucht des Mannes sich vergriffen hat, aber es wird an Leuten nicht fehlen, die ihr den Rath geben, einen Tröster zu suchen, dessen Geschenke alles wieder gut machen können. Der Tröster findet sich ohne Mühe, er gefällt, dem Gefallen folgt Liebe, der Liebe Gewährung, und die Schande des Spielers ist entschieden.

Alle Umstehenden gaben dem alten Kriegsmanne Recht, Don Gutierre aber, der zuletzt redete, war der Meinung, man könnte die Behauptung, welche jener in Ansehung verheiratheter Spieler aufgestellt hätte, nicht als allgemeine

Regel gelten lassen, da eine Frau von guter Herkunft und Erziehung ihre Grundsätze nicht verläugnen würde, selbst wenn ihr Mann sich den Zerstreuungen der Spielsucht überließe.

Don Gutierre, antwortete der Offizier, so wie ein Baum vom Sturmwinde endlich entwurzelt wird, und unabläßig fallende Tropfen zuletzt einen Stein aushöhlen, so wird auch eine Frau, wie verständig, wie ergeben ihrem Manne sie immer seyn möge, gar bald sich ändern, wenn sie an ihm Abnahme der Liebe, Gleichgültigkeit, und einen Hang zu Zerstreuungen, die seinem Vermögen nachtheilig sind, gewahr wird.

Ich habe eine Frau, fuhr Don Gutierre fort, die selbst in dem Falle, wenn ich mich allen Zerstreuungen überließe, wovon Ihr redet, dennoch ihre Liebe gegen mich und ihre Grundsätze im geringsten nicht vergessen würde.

Da hier von einer Probe nicht die Rede seyn kann, erwiederte der Offizier, so könnt Ihr euch freilich überzeugt halten, daß dem also sey; aber Gott möge es verhüten, daß sie jemals durch Vernachläßigungen, Gleichgültigkeit und Verschmähung gekränkt werde, denn wenn sie auch in der Hauptsache nicht von dem rechten Wege

abwiche, so würdet Ihr sie doch im Uebrigen ganz anders finden.

Die andern Offiziere merkten, daß beide diesen Wortstreit zu lebhaft führten, und um jeder Friedensstörung vorzubeugen, wußten sie dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Don Gutierre aber konnte es nicht vergessen, daß sein alter Waffenbruder seine Behauptung so allgemein-ausgesprochen hatte, und da er Casandra's feste Tugend, ihre gereifte Klugheit, ihre treue Liebe kannte, so konnte er den Wunsch nicht unterdrücken, einen Versuch zu machen, ob sich die Gesinnungen seiner Frau ändern würden, wenn er zerstreuende Spielsucht, Gleichgültigkeit, mürrischen Eigensinn und andre, aus jenem verderblichen Hange hervorgehende, Störungen der häuslichen Eintracht erheuchelte. Seltsame Grille! Wer ruhig lebt, sucht Unruhe, wer zufrieden ist, begehrt Mißvergnügen. Hütet euch, die Weiber zu prüfen, wenn sie keinen Anlaß zum Argwohn geben; denn die Ehre ist wie Glas, das ein leiser Stoß zerbrechen kann.

Don Gutierre trug den Gedanken einige Tage mit sich herum, und konnte nicht einig werden, wie er die Prüfung anstellen wollte. Da trug

ſich's zu, daß zwei ſeiner Landsleute von Barcelona zu Schiffe nach Neapel kamen, um Italien zu bereiſen, und Einer von ihnen war ein wackerer Edelmann, Don Luis de Ayala aus Toledo, mit welchem er in Spanien vertraute Freundſchaft geſchloſſen hatte. Er wählte dieſen ſehr verſtändigen und beſcheidenen Mann zu dem Gehülfen, den er bei der Prüfung brauchte, welcher er ſeine Frau unterwerfen wollte. Zwei Tage nach der Ankunft der beiden Fremden, eröffnete er ſeinem Freund den entworfenen Plan; er ſprach von der Tugend ſeiner Frau, von ihrer Liebe gegen ihn, von ihrer muſterhaften Häuslichkeit, er theilte ihm alsdann die Behauptung des alten Kriegsmannes mit, und verrieth den unwiderſtehlichen Wunſch, durch eine entſcheidende Erfahrung zu beweiſen, daß jener Ausſpruch falſch wäre. Don Luis ſollte täglich mit ihm in ein öffentliches Spielhaus gehen, wo ſie immer allein mit einander ſpielen wollten, ſo lange bis Don Gutierre Geld und alle Habe, alles Geſchmeide ſeiner Frau dem Anſcheine nach würde verloren haben. Dem jungen Spanier war dieſe Zumuthung wenig angenehm, da er während ſeines Aufenthalts in Neapel ganz andere und

würdigere Unterhaltungen genießen wollte, aber als er vergebens versucht hatte, seinen Freund von dem thörichten Gedanken abzubringen, gab er endlich nach.

Don Gutierre fing nun an, zur Essenszeit ungewöhnlich spät heim zu kommen. Casandra ward bald besorgt, und rieth nicht sowohl auf einen Hang zum Spiele, als auf einen neuen Liebeshandel, aber verständig wie sie war, wollte sie ihren Argwohn nicht ausbrechen lassen, so lange sie nicht eine sichere Bestätigung desselben erhalten hätte. Don Gutierre ging mit seinem Freunde früh in's Spielhaus und beide fingen ihre Unterhaltung an. Um die Posse schneller zum Ende zu bringen, hatte sich Don Luis von einem seiner Diener in den Künsten falscher Spieler unterrichten lassen, die er als biederer Edelmann weder kannte, noch zu üben pflegte, und so geschah's, daß Don Gutierre in Gegenwart seines Dieners, schon an diesem Tage einen beträchtlichen Verlust erlitt. Don Gutierre kam verdrüßlich zu Hause, und als er gespeiset hatte, nahm er aus seinem Schreibetische einige Geldrollen, die er an Don Luis sandte, um zu bezahlen, was er, außer baarem Gelde, auf sein

Ehrenwort verloren hatte. Caſandra fragte ihn, wem das Geld zugedacht wäre, und als er zur Antwort gegeben, es wäre ein Darlehn für einen Freund, ſchwieg die tugendhafte Frau, obgleich ſie dieß nur für leere Ausflucht hielt, und die Beſorgniß hegte, daß die Ausgabe zu den heimlichen Vergnügungen ihres Mannes beſtimmt wäre.

An dem zweiten, dritten und vierten Tage verlor Don Gutierre, immer nur mit Don Luis ſpielend, über zweitauſend Goldthaler, und Manche von den Zuſchauern bedauerten es nicht wenig, daß ſie nicht auch Gelegenheit haben ſollten, den Unglücklichen zu pflücken. Die Spielſchuld ward in Caſandra's Gegenwart abgezählt und durch einen Diener zu Don Luis geſandt. Sie wagte es nicht, als ſie Mißmuth in den Zügen ihres Mannes las, eine Frage an ihn zu richten, aber der Diener, den ſie nachher ausforſchte, verhehlte ihr nicht, daß ſein Herr das weggeſchickte Geld an Don Luis verloren hätte. Caſandra war innig betrübt, als ſie von der Spielſucht ihres Mannes Nachricht erhielt, aber ſo ſehr ſie die Zerrüttung ſeines Wohlſtandes beſorgte, konnte ſie doch, aus Furcht durch Vor-

stellungen ihn unmuthig zu machen, noch keinen Entschluß fassen, und vergoß im Stillen einige Thränen, ohne ihrer Schwester Diana ihren Kummer mitzutheilen.

Don Gutierre war so unglücklich im Spiele, daß er während eines Monats zehn tausend Goldthaler baaren Geldes verlor, die Aussteuer, welche seine Frau, ohne das Geschmeide, erhalten hatte. Don Luis legte seinen Gewinn bei einem Kaufmanne nieder. Die übrigen Spieler, sein seltenes Glück beneidend, wünschten mit ihm zu spielen, aber er lehnte die Einladung ab, unter dem Vorwande, das Glück wäre ihm bisher gegen Don Gutierre so günstig gewesen, daß er ihn nicht loslassen möchte. Dem Verlierenden rieth man dringend, sein Heil einmal gegen andere zu versuchen, aber auch er wies die listige Zudringlichkeit mit der Ausflucht ab, er wollte sein Geld nur von demjenigen wieder gewinnen, der es ihm abgenommen, und endlich mußte das Glück doch auch ihm einmal einen günstigen freundlichen Blick zuwerfen. So täuschte er selbst seine Bekannten, die nicht begreifen konnten, wie der Mann, welcher sich bisher durch einen so rühmlichen Wandel ausgezeichnet hatte, zu

diesem verderblichen Hange gekommen wäre. Nie fehlte er im Spielhause, kam immer spät heim, und bei Tagesanbruche zum Abendessen, zu großem Leidwesen seiner Gattin, die das Verderben ihres Mannes vor Augen sah.

Einst kam er, um auszuruhen, ein wenig früher in der Nacht zu Hause. Casandra wußte, daß er eine goldne Kette, zwei hundert Goldthaler an Werthe, verloren hatte, und konnte sich nicht enthalten, nach Tische ihn also anzureden: Du weißt, lieber Mann, ich habe mir bisher keine unbescheidene Klage über die Unordnungen erlaubt, wozu dich das Spiel verleitet. Ich begreife nicht, wie du zu dieser unglücklichen Leidenschaft gekommen bist, wenn nicht Unthätigkeit oder böse Gesellschaft dich verführt hat. Der Nachtheil, welchen dein unstetes Leben herbeigeführt hat, zeigt sich mir in dem Geldmangel, der uns jetzt drückt, in deiner Sorglosigkeit gegen die Deinigen, in der Unruhe, die dich bei Tage und bei Nacht quält, in deiner Gleichgültigkeit gegen mich. Wem kann es empfindlicher seyn, als mir, daß du deinen guten Ruf, so wie dein Vermögen verlierst? Verzeihe mir also, daß ich dir endlich ein Wort darüber sage, was ich

mir nicht erlaubt habe, so lange das Geld dauerte, das mein Vater mir als Aussteuer gegeben hatte. Jetzt hast du es verspielt; die Noth drückt dich, und um deinen unglücklichen Hang zu befriedigen, wirst du vielleicht mein Geschmeide angreifen müssen, oder damit machen, was du mit deiner Halskette gemacht hast. Wohlan, wenn's dein Wille ist, so nimm alles hin, nimm alles auf einmal. Aber wenn du in deiner Leidenschaft auf nichts achtest, so vergiß deine Tochter nicht, die Unterhalt und Versorgung von dir erwartet, vergiß nicht, daß ich eine Schwester habe, der du Rechenschaft über ihr Vermögen ablegen mußt. Bedenke dieß wohl, und nimm freundlich diesen Wink von mir an, da du von meiner innigen Liebe überzeugt bist.

Casandra begleitete diese Worte mit Thränen, die einen so lebhaften Eindruck auf das Herz des Mannes machten, daß selbst ihm die Thränen nahe waren; aber um seine Rolle fortzuspielen, verbarg er seine Rührung, und gab ihr bloß zur Antwort, den Frauen ziemte Gehorsam gegen ihre Männer, und sie hätten sich nur um die Erziehung ihrer Kinder zu bekümmern, er aber wüßte am besten, was er zu thun hätte, und wo-

fern sie mehr von dieser Angelegenheit redete, würde es ihre Schuld seyn, daß er sich seinen Zerstreuungen eifriger überließe.

Traurig entfernte sich Casandra, Don Gutierre aber, müde von Nachtwachen, legte sich nieder, und als er gegen Morgen aufstand, nahm er zwei Kleinode von großem Werthe, die er sogleich in's Spielhaus trug, wo Don Luis sie bald in seiner Gewalt hatte. Das Gerücht von Gutierre's Unglück im Spiele verbreitete sich bald in Neapel und kam auch dem Vizekönig zu Ohren, welchen aber, so nahe ihm die Nachricht ging, die Ausrüstung eines Geschwaders abhielt, der Unordnung Einhalt zu thun.

Casandra's Schönheit bezauberte manches Herz, aber der Ruf von ihrer hohen Tugend hatte auch den Kühnsten abgeschreckt, seine Wünsche zu entdecken. Als man aber sah, daß ihr Mann lieber am Spieltische war, als für sein Haus sorgte, daß er sie vernachlässigte und vergaß, wagten es manche Männer, ihr Auge auf Casandra zu werfen, in der Meinung, eine Frau, die in Noth lebte und von ihrem Manne nicht geachtet ward, müßte sich durch Geschenke leicht verleiten lassen, ihrer bisher gepriesenen Tugend untreu zu

werden. Unter den Liebeswerbern zeichnete sich der Marchese von Santelmo aus, ein junger feiner Mann, unternehmend und freigebig, der gleich anfangs einige Diener Casandra's durch Geschenke gewann, und einer derselben ließ sich verleiten, seiner Gebieterin einen Brief zu überreichen. Sie zerriß das Papier und würde den verwegenen Diener weggeschickt haben, wenn sie es hätte thun können, ohne ihrem Manne die Ursache zu sagen. Der Marchese sah, daß Casandra sich nicht so schnell besiegen ließ, und beschloß, durch zärtliche Huldigungen und beharrlichen Eifer um ihre Liebe zu werben. Casandra aber war weit entfernt von dem Gedanken, solche Bemühungen zu begünstigen, da sie ihrem Manne mit der treuesten Liebe anhing. Ihr Kaltsinn entzündete sein Herz nur noch heftiger und er ließ nicht ab, ihre seine Huldigung darzubringen, in der Meinung, daß eine Frau, die von dem Gatten so sehr vergessen, so wenig unterstützt und noch weniger geachtet war, am Ende gezwungen seyn würde, sich zu ergeben.

Theuer hätte Don Gutierre seine Neugierde bezahlen können, weil er nicht zufrieden war mit der erprobten Tugend, Klugheit und Treue

seiner Frau. Schon empfand er die nachtheiligen Folgen des unruhigen Lebens, wozu das Spiel ihn verleitete, und wenn er spät heim kehrte, sah er in der Nähe seiner Wohnung vermummte Männer, spähende Liebeswerber umherschleichen. Aber er baute fest auf Casandra's Treue, er zweifelte nicht, daß auch Diana an der Seite ihrer Schwester anständig leben werde, und so wollte er's wagen, eine Prüfung weiter fortzusetzen, die Viele hart gebüßt haben.

Er hatte mit Don Luis Abrede getroffen, daß an einem bestimmten Tage drei bis vier Boten zu ihm kommen sollten, um an die Bezahlung von Spielschulden zu erinnern. Die angeblichen Diener erschienen mit Mahnbriefen, unter welchen sich einer befand, der zwischen Bezahlung und Zweikampf die Wahl ließ. Don Gutierre antwortete in Casandra's Gegenwart den Boten sehr höflich, dem drohenden Gläubiger aber ließ er entbieten, daß nur das Ausbleiben erwarteter Gelder ihn gehindert hätte, sein Wort zu halten, und daß er, so lange diese Erwartung nicht erfüllt wäre, nur mit dem Degen antworten könnte, wenn es beliebte.

Mit banger Bestürzung vernahm Casandra,

daß ihr Mann in eine Lage gerathen war, die nur schlimme Folgen und Lebensgefahr herbei führen konnte. Lieber Mann, sprach sie, wenn wir das Wenige, das wir noch von Geschmeide, Kleidungsstücken und Teppichen besitzen, gut verkaufen, so wird es wohl möglich seyn, diese Schulden zu tilgen. Nimm alles, und bezahle, oder wenn du es nicht thust, so will ich's thun, denn deine Ruhe ist mir lieber, als alle Schätze der Erde, und ich mag keine Reichthümer ohne dein Leben, das Gott lange erhalten möge. Mein Rath kommt zwar zu spät, um das Verlorne wieder zu erhalten, aber ich glaube, du hast Erfahrungen genug gemacht, um endlich die Augen zu öffnen.

Sie sprach diese Worte mit einem Strome von Thränen, und ohne auf ihres Mannes Antwort zu warten, ging sie zu dem Schränkchen, wo ihr Geschmeide verwahrt wurde. Als sie drei der kostbarsten Kleinode vermißte, ahnete sie leicht, das ihr Mann dieselben heimlich weggenommen und im Spiele verloren hatte; aber so empfindlich es ihr war, sich getäuscht zu sehen in der Hoffnung, alle Schulden bezahlen zu können, sie verschwieg's und legte Alles vor ihren

Mann. Hier ist mein Geschmeide, sprach sie; ich wünschte, es wäre hinreichend, deine vielen Schulden zu bezahlen, aber meine Kleider und unsere Teppiche, welche sich freilich nur um geringe Preise verkaufen lassen, werden das Fehlende ergänzen.

Mit diesen Worten hohlte sie alle ihre Kleider, und behielt nichts, als einen anständigen Anzug für sich und die Kleider ihres Kindes. Don Gutierre packte alles mit den Teppichen aus zwei Prachtzimmern in ein paar Koffer, die er in die Wohnung seines Freundes Don Luis schaffte. Er that's, ohne seiner Frau für ihre gutmüthige Bereitwilligkeit zu danken, so sehr er in seinem Inneren ihre Geduld und ihre Liebe pries, denn was andere Frauen nur nach unmuthigem Widerstande sich hätten nehmen lassen, gab sie willig hin, um ihren Mann aus seiner Noth zu retten und gegen Unfälle zu schützen.

Der Marchese von Santelmo freute sich nicht wenig, als er vernahm, was vorgegangen war, in der Hoffnung, jetzt eher die schöne Frau zu besiegen, die doch endlich, meinte er, gegen ihren Mann unwillig werden und bald in eine so dringende Noth gerathen müßte, daß seine Geschenke willkommen wären.

Don Gutierre trieb sich bis spät am Abend in den öffentlichen Spielhäusern herum, und hatte oft Gelegenheit zu hören, wie man seine Aufführung mißbilligend tadelte. Er war in der Achtung seiner Freunde sehr gesunken, und von den Reichen, welchen einst sein Umgang angenehm gewesen war, wurde er jetzt gemieden, weil sie fürchteten, mit Bitten von ihm belästigt zu werden. Eines Tages stand er so spät auf, daß es eher Zeit zum Essen, als zum ersten Morgenausgange war. Auf dem gedeckten Tische sah er ein silbernes Salzfaß und einige silberne Löffel, das einzige Silbergeräth, das noch im Hause war. Er nahm's und ging damit hinaus. Als er über den Gang kam, begegnete ihm seine kleine Tochter, welcher er ein Spielzeug nahm, woran einige Stückchen schlechten Goldes hingen. Dieß geschah fast vor den Augen der Mutter, die auf des Kindes klägliches Geschrei aus ihrem Zimmer kam, und den Vater wie einen Fremden handeln sah. Sie wunderte sich ungemein über die Verblendung der Spielsucht, die zu ihrer Befriedigung selbst Dinge von so geringem Werthe ergriff. Sie vergoß schmerzliche Thränen, tröstete ihr Kind mit andern Spielsachen und

fügte sich ergebungsvoll ihrem Schicksale. Diana, welche Casandra's Muth und Geduld sah, wollte sie nicht reizen, und da ihr väterliches Vermögen bei einem Kaufmanne auf Zinsen gelegt war, ohne daß Don Gutierre es in seine Hände bekommen konnte, so betrübte sie sich nur über Casandra's Kummer, besorgt, daß die Unglückliche ihren Leiden erliegen möchte. Sie konnte indeß einige strenge Worte über das unwürdige Betragen des spielsüchtigen Mannes nicht unterdrücken, welche der gebeugten Frau sehr nahe gingen. Das Uebel wäre so weit gediehen, antwortete Casandra, daß nur der Himmel helfen könnte, den sie täglich anflehte, und wenn ihre Gebete nicht die Sinnesänderung ihres Mannes herbei führen sollten, würden sie wenigstens seiner Seele zu Gute kommen.

Don Gutierre's Sorglosigkeit für den Unterhalt seines Hauses ging endlich so weit, daß seine Diener unmuthig wurden und niemand als ein Bursche in seinem Hause blieb, der mehr um des Obdachs willen, das er hier fand, als wegen anderer Vortheile seine Dienste leistete. Casandra würde manchen Tag nichts zu essen gefunden haben, wenn nicht ihre Schwester, wel-

che mit ihren Dienſtboten einen abgeſonderten Theil des Hauſes bewohnte, für ſie geſorgt hätte. Das unruhige Leben ihres Mannes, der jetzt faſt gar nicht zu Hauſe kam, machte ſie ganz untröſtlich. Oft aber, wenn ſie ihre Schweſter nicht um dasjenige bitten wollte, was ſie zu ihrem Unterhalte brauchte, verkaufte ſie etwas von den wenigen Putzſtücken, die ihr noch übrig waren, ſo daß ſie bald in dem dürftigſten Anzuge erſchien.

Der verliebte Marcheſe hörte nicht auf, die Straße, wo Caſandra wohnte, zu beſuchen. Don Gutierre bemerkte es, aber er meinte, der Liebeswerber könnte nur auf die reizende Diana ſein Auge geworfen haben. Einſt, als er gegen Mitternacht zu Hauſe kam, hörte er Muſik in der Straße, und ſah bald, daß man ſich bereitete, unter den Fenſtern ſeines Hauſes ein Ständchen zu bringen. Er erkannte den Marcheſe, den zwei Freunde und vier Diener, die alle mit Waffen verſehen waren, begleiteten. Die Finſterniß der Nacht begünſtigte ihn, und während die Inſtrumente geſtimmt wurden, verbarg er ſich in der Straße. Vier helle Stimmen begleiteten eine Harfe, eine Theorbe und eine Geige,

und der Inhalt des Gesangs, der an eine verschmähte, verlassene Frau gerichtet war, verrieth dem horchenden Manne, daß der Marchese um Casandra's Liebe warb. Schon gereute ihn der neugierige Versuch, wozu er sich hatte verleiten lassen, um einen Mann, der an der Standhaftigkeit aller Weiber zweifelte, Lügen zu strafen. Casandra's Treue und Tugend waren nach seiner Meinung jetzt hinlänglich geprüft; sie war trotz aller Verschmähung, trotz der empfindlichen Vernachlässigung, die er sie hatte fühlen lassen, trotz der Noth, worein er sie gebracht, in ihrer edlen Standhaftigkeit bewährt gefunden worden, und er beschloß, sich binnen zwei Tagen gegen sie zu erklären. Dieser Entschluß ward gefaßt, während Sänger und Spielleute zu andern Liedern sich bereiteten, die nicht weniger zärtlich als das erste waren. So lange Gesang und Spiel dauerten, ward kein Fenster in Casandra's Wohnung geöffnet, und endlich entfernte sich der Marchese mit seinen Begleitern. Don Gutierre ging nicht heim, sondern zu seinem Freunde Don Luis, um von dem nächtlichen Abenteuer ihm Nachricht zu geben. Diese Mittheilung gab dem Freunde Veranlassung, ihm zu rathen, seine Grille endlich

aufzugeben und sich wieder seiner ehemaligen Seelenruhe zu überlassen, da Casandra's Tugend in der Prüfung so glänzend erschienen wäre. Gutierre versprach's ihm, und beide unterhielten sich noch einige Stunden über diesen Gegenstand, bis sie endlich kurz vor Tagesanbruche einschliefen.

Seit einiger Zeit hatte ein junger Edelmann aus Neapel sein Auge auf die schöne Diana geworfen, und sie nahm seine Huldigungen an, weil sie von seiner redlichen Absicht überzeugt war. Beide wechselten Briefe mit einander, aber Casandra, der Diana das Geheimniß anvertraut hatte, wußte darum und billigte die gute Wahl. Der junge Ritter sandte seiner Geliebten manche kostbare Geschenke, welche Diana aber immer abwies, um sich nicht zu fest zu verbinden, und um den Jüngling zu bewegen, den Liebeswerbungen bald die Hochzeit folgen zu lassen. Don Gutierre kannte dieses Verständniß nicht, da Diana und ihre Schwester dem unhäuslichen Manne, der sich selten mit ihnen unterhielt, nichts davon gesagt hatte. Als er Tags nach der nächtlichen Musik heim kehrte, ging er auf einer heimlichen Treppe, wozu er den Schlüssel bei sich hatte, zu seinem Zimmer, ohne daß Casandra ihn gewahr

wurde, deren Wohnung auf einer andern Seite lag. Diana's Geliebter sandte zu dieser Zeit einen Diener, dem er, als einem ehemaligen Sklaven, die Freiheit geschenkt hatte, mit einem Geschenke von Zuckerwerk. Der Diener war noch nie in dem Hause gewesen, und als er eine Zeitlang umher geirrt war, kam er in Don Gutierre's Wohnung, wo er Casandra fand. In ihrem ärmlichen Anzuge hielt er sie für eine Zofe der Geliebten seines Herrn und fragte sie nach ihrer Gebieterin. Casandra ließ ihn bei dem Gedanken, so empfindlich ihr die Verwechselung war.

Der Diener sah sie aufmerksam an, und die Reize, welche noch ihr Gesicht schmückten, so diese Spuren ihre Leiden auch schon zurück gelassen hatten, schienen ihn zu fesseln. Wenn die Gebieterin, sprach er, so schön ist, als die Dienerin, so muß sie wahrlich sehr schön seyn. Ich bringe ihr ein Geschenk von meinem Herrn, und werde Euch noch ein besseres bringen, wenn Ihr's mir vergönnt, Euer Liebhaber zu seyn. Es fehlt mir ja nicht an Mitteln, Euch mit manchem Leckerbissen aufzuwarten, und glaubt mir, Ihr

ſollet von heute an ſehen, wie eifrig ich mich bemühen werde, Eure Gunſt zu gewinnen.

Es war ein ſchmerzliches Gefühl für die unglückliche Frau, daß ihr ärmlicher Anzug einen elenden Sklaven ſo kühn machen mußte, ihr ſolche Anträge zu thun. Sie ertrug's mit Geduld, aber um der peinlichen Unterhaltung ein Ende zu machen, erinnerte ſie den Diener, daß er die Aufträge ſeines Herrn treulich erfüllen müßte, und zeigte ihm Diana's Zimmer, wo er, wie ſie ſagte, ſeine Geſchenke abgeben ſollte.

Aber wer ſeyd Ihr denn? fuhr der Sklave fort.

Wer ich bin, braucht Ihr nicht zu wiſſen, antwortete ſie. Thut, was ich Euch heiße, oder es möchte jemand erſcheinen, Eure Verwegenheit zu beſtrafen.

Don Gutierre war Zeuge dieſes Auftritts, ohne daß Caſandra ihn bemerkte, und er ſchloß aus ihrem Betragen, wie empfindlich es ihr war, daß ihr Anzug den Sklaven veranlaßt hatte, freche Wünſche gegen ſie zu äußern. Kaum war der Sklave fort, als ein Edelmann von dem Gefolge des Marcheſe erſchien, und ſie alſo anredete: Schöne Caſandra, der Marcheſe von Santelmo, der Euch ſchon manche Beweiſe von ſeiner Liebe

und treuen Huldigung gegeben hat, küßt Euch die Hand, und da er vernommen, wie sehr Euch die Geringschätzung Eures Mannes niederbeugt, der Euch durch seine Spielsucht in harte Noth gebracht hat, so bittet er Euch, diese zweitausend Goldthaler von ihm anzunehmen, um Euern Bedürfnissen abzuhelfen. Er bietet Euch sein Haus, sein ganzes Vermögen an, und doch dünkt's ihm nur wenig gegen seine Liebe und Eure Verdienste.

Unwillig über das Anerbieten, gab Casandra zur Antwort: Sagt dem Herrn Marchese, daß ich seine Theilnahme und freigebige Großmuth mit Achtung erkenne, aber dennoch sein Geschenk nicht annehme. Er möge mit solchen Anträgen Frauen verschonen, die, wie ich, einem Gemahle ergeben sind, denn, wenn auch mein Mann, wie leider ganz Neapel weiß, durch die Zerstreuungen der Spielsucht sein Haus in Noth gesetzt hat, so tröstet mich doch seine unverlorene Ehre über das verlorene Vermögen, und mit diesem Troste bin ich zufriedener, als ich's mit dem Schimpfe seyn könnte, den die Annahme dieses Geschenks mir bringen würde. Ich kann nichts thun, als diesen Antrag durch seine Zuneigung entschuldigen, und meinem Manne verschweigen, was geschehen ist,

aber wenn Euer Gebieter sich wieder Aehnliches erlaubt und seine Bewerbungen nicht einstellt, so muß mein Mann es erfahren, damit er Einhalt thue, denn er hat Kraft und Muth zu Allem.

Mit diesen Worten sandte sie den Liebesboten fort, der seinem Herrn, welcher jetzt die Uebergabe der Vestung erwartete, die schlimme Nachricht von dieser kurzen Abfertigung brachte. Don Gutierre hatte unbemerkt Alles gehört, und bewunderte die Tugend und Standhaftigkeit seiner Frau, die selbst durch Geschenke, die sonst so viel über die Weiber vermögen, nicht verführt werden konnte. Bereuend was er gethan, schlich er zurück zu der heimlichen Treppe und ging in die Wohnung seines Freundes, fest entschlossen, noch vor Ende dieses Tages das Räthsel aufzulösen und zu einem ruhigen Leben zurück zu kehren. Die traurige Cassandra blieb allein, und tief bewegte sie das Gefuhl der Demüthigungen, welchen sie sich durch die Schuld ihres Mannes ausgesetzt gesehen hatte. Ihr Schmerz löste sich in Thränen auf, und ihr blieb kein Trost, als ihre Tochter, deren kindliche Liebkosungen ihren Kummer besänftigten.

Die Nacht kam, welche Don Gutierre zur

Enthüllung seines Geheimnisses bestimmt hatte,
nd als er mit seiner Frau zu Abend gegessen,
ing er aus, um seinen Freund Don Luis de
ayala zu besuchen. Es ereignete sich, daß zu
erselben Zeit der Vizekönig in dem Stadttheile,
o die Spanier wohnten, die nächtliche Runde
achte, wie es oft geschah. Als er durch einige
Straßen gegangen war, kam er vor Don Gutier-
e's Wohnung, die ihm Einer aus seinem Ge-
olge zeigte, und da er schon Kunde von Gu-
erre's Aufführung und Casandra's unglücklicher
ge hatte, so wollte er gern diese Gelegenheit
nutzen. Er ließ fragen, ob Gutierre zu Hause
äre, und als man verneinend geantwortet hatte,
b er vier Soldaten von seiner Leibwache Be-
hl, den Offizier in allen benachbarten Spiel-
nsern zu suchen, und ihn herbei zu führen.
rauf sandte er der schönen Casandra die Nach-
ht, daß er sie zu sehen wünschte. Die un-
ückliche Frau betrübte sich sehr, daß der Her-
g zu dieser Stunde seinen Besuch ankündigte
d daß sie einen Mann seines Standes in ei-
r so wenig anständig ausgeschmückten Woh-
ng empfangen sollte. Sie mußte indeß gehor-
n, und ging hinab, um den Herzog an der

Treppe zu bewillkommen. Als der Herzog sie in ihrer dürftigen Lage erblickte und Alles im Hause ärmlich und schmucklos fand, erkannte er mit Erstaunen die Folgen von Gutierre's unordentlicher Lebensweise. Er hatte Casandra zur Zeit ihres blühenden Wohlstandes gekannt, und fand jetzt nicht nur in ihrem armseligen Anzuge, sondern auch in ihrer verminderten Schönheit die Spuren ihres Unglücks. Er setzte sich auf einen alten Sessel, und als Casandra sich auf dem hölzernen Gestelle eines ehemaligen Polstersitzes, das seiner Kissen und Teppiche beraubt war, niedergelassen hatte, hob er also an: Ich gestehe, schöne Casandra, die Noth, worein Ihr gerathen seyd, habe ich zum Theil verschuldet. Ich erhielt früher schon Nachricht von den Verirrungen Eures Mannes, als es noch Zeit war, seinen Unordnungen zu steuern; aber wichtige Angelegenheiten haben mir die Sache ganz aus dem Gedächtnisse gebracht. Es schmerzt mich ungemein, daß ich's versäumt habe, in dem rechten Augenblicke zu helfen, da Alles, was ich hier sehe, mir sagt, wie weit die Verblendung Eures Mannes gediehen ist und wie sehr Ihr durch seine Unordnungen gelitten habt. Ich will dem

Einen abhelfen, und um das Andre wieder gut zu machen, bringe ich willig mein Vermögen dar. Jetzt aber soll Don Gutierre vor mir erscheinen; ich lasse ihn hohlen.

Casandra glaubte, der Herzog hätte die Absicht, eine strenge Züchtigung über ihren Mann zu verhängen, was sie sehr schmerzlich würde empfunden haben, sowohl weil er hätte leiden müssen, als weil die ganze Stadt gesagt haben würde, sie hätte Klage über den unordentlichen Wandel ihres Mannes geführt. Gnädiger Herr, sprach sie, zu seinen Füßen fallend, Don Gutierre ist nicht der Einzige, der seine Pflicht vergessend sich dem verderblichen Spiele ergeben hat. Ich habe seine unordentliche Lebensweise mit Geduld ertragen; ich habe geschwiegen, als er sein baares Vermögen und selbst meinen Putz und sein kostbarstes Hausgeräth verspielte. Seine Liebe aber gegen mich ist unverändert geblieben, er beweiset mir immer gebührende Achtung und läßt mir meinen Willen. Jetzt hat er nichts mehr zu verlieren, er wird vom Spiele ablassen müssen. Ich theile gern die Noth, worein er gerathen ist, da zwei Vortheile hat, denn einmal wird sie das Mittel gegen seine Spielsucht, und dann

gibt sie mir Gelegenheit, in meiner Dürftigkeit das Beispiel unseres Heilandes nachzuahmen. Gott hat mir dieß gewiß nur darum auferlegt, weil es zu meinem Heile dient, denn als ich im Wohlstande lebte, war ich stolz, hochfahrend und unverträglich, jetzt aber in der Noth bin ich freundlich, demüthig und umgänglich. Ich bitte Eure Exzellenz um die einzige Gnade, meinen Mann nicht mit hartem Gefängniß büßen zu lassen; es würde mir vollends das Herz brechen, ihn, den ich so zärtlich liebe, in einer solchen Lage zu sehen. Edle Gemüther vermag schon ein ernstes Wort ihrer unzufriedenen Gebieter zu bessern. Darum flehe ich Euch an, gnädiger Herr, und ich wage es, die Erinnerung an Alles, was er um Euch verdient hat, zur Fürsprecherin meines Gesuchs zu machen.

So sprach die schöne Casandra, und Thränen flossen aus ihren Augen. Gerührt versprach der Herzog, ihrer Bitte zu willfahren. Die Soldaten, welche Don Gutierre suchten, hatten ihn indeß auf der Straße gefunden, als er eben im Begriffe war, in Begleitung seines Freundes nach Hause zu gehn. Sie eröffneten ihm den Befehl des Herzogs, und Gutierre ward nicht

wenig bestürzt, da er wohl ahnete, warum er gerufen ward. Er trat herein. Der Herzog empfing ihn mit einem strengen Blicke, und als er sein Gefolge hatte abtreten lassen, hob er also an:

Don Gutierre, Ihr habt das Glück, eine reiche, tugendhafte und ehrbare Frau zu besitzen, nicht, wie sich's gebührte, zu schätzen gewußt. Wie, ein Mann von edler Herkunft, glücklich an der Seite einer Frau, die seiner Achtung so würdig ist, im Genusse eines Vermögens, mit welchem er gemächlich und von jedermann geachtet leben konnte, hat alles dieß vergessen und zu einem verderblichen Abwege sich verleiten lassen, wo er die Würde seines Standes verletzt, seine Ehre in Gefahr bringt, und in tiefes Elend geräth? Erst spät habe ich von Eurem unordentlichen Leben Nachricht erhalten und noch später daran gedacht, Euch Einhalt zu thun, denn Eure Freunde sind mehr bemüht gewesen, Euch tiefer zu stürzen, als Euch einen Zügel anzulegen. Dankt es Eurer Frau, daß Ihr der Züchtigung entgehet, die Ihr verdient habt; denn sie weiß Eure Liebe gegen sie so gut zu rühmen, daß ihre Geduld und ihr verständiges Betragen mir die Hände binden. Ihr

habt von den Nachtheilen, welche das Spiel herbei führt, nur Noth und Dürftigkeit kennen gelernt, aber wenn Ihr eine Frau von hochfahrendem Gemüthe und herrischem Eigensinne gehabt hättet, so würdet Ihr noch weit schlimmere Folgen Eures Verlustes im Spiele erfahren haben. Wißt Ihr, was der Mann zu erwarten hat, der sein Haus vergißt, und nicht für den Unterhalt der Seinigen sorgt? Tausend Beispiele hätten es Euch sagen können, daß er seine Ehre in Gefahr setzt. Ich habe Euer Haus besucht, um dem Uebel zu wehren; aber noch einmal dankt es Eurer Frau, daß ich Balsam bringe, wo Arzneimittel nöthig wären. Ihre Lage geht mir nahe, und ich werde sorgen, daß es Ihr und Eurer Tochter an nichts fehle, auch soll sie künftig die Sorge für das Vermögen ihrer Schwester haben. Ihr aber werdet, hoffe ich, Eure Aufführung ändern, und, wie es einem Edelmanne ziemt, meinen Unwillen und meine ernste Warnung als eine strenge Züchtigung empfinden; wofern Ihr Euch aber nicht bessert, so werde ich Mittel ergreifen, die schwer auf Euer Haupt fallen sollen.

Mit diesen Worten wollte der Herzog sich entfernen, aber Don Gutierre bat dringend, ihm ein

Wort zu vergönnen. Der Herzog ließ sich aufhalten, und jener sprach: Gnädiger Herr, ich hörte einen meiner Waffenbrüder, einen Mann von vieler Erfahrung, über die Nachtheile des Spiels reden, wobei er besonders den Umstand hervor hob, daß die Ehre eines verheiratheten Mannes, der sich von Spielsucht hinreißen ließe, in hohem Grade gefährdet wäre. Ich fühlte dankbar das Glück, welches mir der Himmel mit dem Besitze meiner Gattin verliehen hat, und baute mit festem Vertrauen auf ihre Klugheit und Tugend, aber ich konnte den Gedanken nicht unterdrücken, den allgemeinen Ausspruch meines Waffengefährten zu widerlegen und ihm zu beweisen, daß Cassandra allein eine Ausnahme von seiner Regel machte. Ich nahm Abrede mit einem Freunde, der mich dabei unterstützen sollte, und besuchte die Spielhäuser, als ob ich von leidenschaftlicher Spielwuth wäre getrieben worden. Sorgfältig suchte ich alles auf, was mich schneller in großen Verlust stürzen konnte, neugierig zu erfahren, wie die Täuschung ablaufen würde. Ich spielte meine Rolle so, daß meine Frau glauben mußte, ich hätte meine ganze baare Habe verloren, ich erdichtete Spielschulden und Ver-

äußerungen von Geschmeide und Kleidungsstücken. Nie aber äußerte Casandra Widersetzlichkeit gegen meinen Willen und meine Neigung, nur zuweilen erlaubte sie sich eine bescheidene Vorstellung, und mit stiller Ergebung bot sie ihr Geschmeide dar, willigte in alle Veräußerungen, war immer meinem Verlangen geneigt und zeigte zu jeder Zeit einen ruhigen Gleichmuth, eine feste Standhaftigkeit, eine reife Klugheit. Ja, selbst als ein Mensch geringen Standes sie in ihrer ärmlichen Tracht für eine Dienerin hielt und verwegen um ihre Liebe warb, ertrug sie die Demüthigung; eben so wenig ward ihre Standhaftigkeit einen Augenblick wankend gemacht, als ein Reicher ihr ein ansehnliches Geldgeschenk bot, und rühmlich bestand sie alle Prüfungen, so schmerzlich ihr Gefühl darunter leiden mochte. Ich aber erkläre vor Euch, gnädiger Herr, mein Vermögen hat nicht die geringste Verminderung erlitten, und Alles, was ich im Spiele zu verlieren schien, ist in den Händen meines Freundes, Don Luis de Ayala aus Toledo, der draußen wartet. Ich bin stolz darauf, eine Frau gefunden zu haben, die so standhaft im Unglücke, so klug und geduldig im Leiden sich gezeigt hat.

Das ist es, edler Herzog, was ich im Vertrauen auf die Tugend meiner Frau gewagt habe, um die Behauptung des alten Kriegsmannes zu bestreiten, aber ich will keinem Gatten rathen, etwas Aehnliches zu versuchen, denn hundertmal hat mich gereuet, daß ich den Versuch unternommen.

Wohl dürfet Ihr stolz auf den Erfolg seyn, hob der Herzog wieder an, denn Ihr habt viel gewagt. Der Mann soll die Frau keiner Prüfung aussetzen, denn ihr Geschlecht ist schwach und gebrechlich, und selten findet man eine Frau wie Eure Gemahlin, die sich durch die Probe, welche sie glänzend bestanden, den Edelsten ihres Geschlechts gleich gestellt hat. Die Aussteuer Eurer Tochter soll mit zehntausend Goldthalern vermehrt werden, und für die Ausstattung Eurer Schwester Diana werde ich von nun an sorgen.

Don Luis trat herein, dem Herzoge seine Ehrfurcht bezeigend, und da dieser einen mannbaren wackern Jüngling in ihm fand, so wünschte er, ihn mit Diana zu verbinden. Er machte den jungen Ritter zum Hauptmanne unter dem Fußvolke, gab ihm ein ansehnliches Geschenk zu sei-

ner Einrichtung und bald nachher ward die Hochzeit fröhlich gefeiert. Don Gutierre lebte fortan in glücklicher Eintracht mit seiner Gemahlin und beide genossen die Freude, Enkel zu umarmen.

Nach dem Spanischen vom Verfasser des Romans Heliodora.

Die Rückkehr des Vaters.

Ein Familiengemälde in einem Akte

von Theodor Hell.

Personen.

Karl Sachse, Gutsbesitzer.
Emma, seine Frau.
Friederike Sachse.
Albrecht Sachse, Lieutenant.
Moritz Sachse, Rath.
Klärchen, Karls Tochter.
Lodoiska.
Wilhelm Wandler, ein Maler.
Jakob, Karls Gärtner.

Erſte Scene.

Ein Zimmer in Karl Sachſens Hauſe.

Es iſt ein Wintermorgen. Lichter brennen auf einem Tiſch. An ihm ſitzt Klärchen aus einem Buche leſend, neben ihr Vater und Mutter.

Klärchen (leſend). Und wer von uns getrennt noch weilt,
Dem leite ſanft die Schritte,
Daß bald er wiederum erſcheint
In ſeiner Treuen Mitte.

Karl. Erhöre das Lallen der Unſchuld, und bringe auch unſern Vater glücklich in unſere Mitte zurück.

Klärchen. Heut kommt er ja!

Emma. So hoffen wir.

Karl. Und all' ſeine Kinder haben gewiß dieſen Morgen wie wir um ſeine glückliche Rückkehr den Himmel angefleht.

Klärchen. Aber, warum iſt er denn nicht lieber immer bei dir geblieben?

Karl. Gutes Klärchen, das konnte er nicht, und überdies war es eine Freude für ihn, dieſe Reiſe zu machen.

Klärchen. Wie denn so? erzähle mirs doch.

Karl. Siehst du, Klärchen! Weit von hier, dort über die Berge hinüber, wo die Sonne früh aufgeht, da wohnt eine Familie biedrer und braver Menschen, mit der unsern schon von lange her verwandt, und sie hatte auch von jeher unsern guten Vater so lieb, weil sie immer so viel Gutes von ihm gehört hatte, und wenn uns einer von ihnen besuchte, wohl sah, wie unendlich theuer er uns war, und wie gut es uns durch ihn ging, und wie er wieder so hold und freundlich gegen uns war.

Klärchen. Gegen mich auch.

Emma. Gegen alle, alle.

Karl. Eine Zeitlang hatten Verhältnisse die nähere Verbindung zwischen uns und jenen guten Leuten unterbrochen, da knüpfte jener grosse, einzige Mann, dessen Gemälde drin über meinem Pulte hängt —

Klärchen. Ach der, vor dem du oft so mit Bewundrung stehst und keine Worte zu finden weißt, wenn du von seinen Thaten sprichst?

Karl. Eben dieser knüpfte die Verbindung zwischen uns und jener Familie wieder fest, und sie und wir beschlossen von nun an, nur Eine

Familie zu seyn, nur Einen Vater den unsern zu nennen. Da freute sich unser guter Vater, daß auch jene ihn so liebten, und daß er nun noch mehr Kinder habe, die er lieben und glücklich machen könne.

Klärchen. Da mußte er natürlich auch seine neuen Kinder besuchen, das begreife ich wohl, und darum ist er von hier fortgereist. Nun, die mögen sich auch recht gefreut haben.

Emma. Wo er hinkommt, fliegen ihm die Herzen aller entgegen.

Klärchen. Und die gute Lodoiska, die seit ein paar Wochen bei uns wohnt, die ist wohl aus jener Familie?

Karl. Ja, mein Kind!

Klärchen. Ach, sieh da, nun hab ich sie noch einmal so lieb, seit ich das weiß.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Jakob. Unterdes wird es hell und Emma löscht die Lichter aus.

Karl. Schon so früh, Jakob!

Jakob. Ach, mich hat die Freude die ganze Nacht nicht ruhen lassen, und da bin ich schon um vier Uhr aufgestanden und Mamsell Friede-

rikchen auch. Wir haben schon fast alles im Gartensaal in Ordnung gebracht. Eben jetzt hat die Mamsell die letzten Kränze noch gewunden.

Emma. Ach, darum ließ sie sich entschuldigen, daß sie nicht zum Frühstück kommen würde.

Jakob. Die fremde Mamsell sagte gestern Abends, sie wollte auch mit helfen, aber das hat Mamsell Friederike nicht gelitten. Sie sey zwar auch ein Glied der Familie, meinte sie, aber doch ein Gast, da dürfe sie wohl das Fest mit schmücken, aber nicht mit arbeiten.

Karl. Die kleine Neidische, wo es darauf ankommt, etwas für den Vater zu thun. Und was macht denn Bruder Wandler?

Jakob. Den habe ich schon vor einer halben Stunde im Garten herum wandeln sehn, dort an dem Denkstein, den sie dem Herrn gesetzt haben, als er krank war und ihn Gott uns allen zum Segen noch erhalten hatte, da blieb er stehen, und mein Seel, es kam mir vor, als ob er so still vor sich betete. Nu, der Herr hat auch viel Gutes an ihm gethan. Ach! an wem hat er das nicht!

Karl. Dankbare Seele!

Jakob. Ich müßte ja schlimmer als ein

Heide seyn, wenn ich das vergessen wollte, was er für Gotteslohn an mir verdient hat. Könnte ichs dem Herrn nur so herausſagen, wie ichs ungelehrter Mann da tief, tief im Herzen fühle; ich möchts wohl gern einmal, aber unser eins kann die Worte nicht so zierlich stellen und da kommt entweder so was heraus, was doch wohl am Ende gegen den unterthänigen Respekt ist, oder das Wasser läuft mir da eher aus den Augen, als die Worte aus dem Maule, und da ists nun vollends gar aus.

Emma. Er versteht dich auch in deinem stummen Thun und Treiben, guter Alter!

Jakob. Das denke ich mir denn wohl auch, und wenn ich ihm so seine Lieblingsblumen hege und pflege, als obs meine leibhaftigen Kinder wären, und jedes Pflänzchen, so wies nur aus der Erde herauskukt, ihm weise und mich wie ein Narre freue, wenn ers freundlich ansieht, da bilde ich mir am Ende denn doch ein, er solls merken, wie ich ihn so lieb habe, und wie ich mein' Seel glaube, daß die Bäumchen gerade bei mir im Garten nur um deswillen am schönsten blühn, und die Gewächse am frühsten kommen, und nur darum am vollsten wachsen, weil

sie sich auch alle freun, daß er sie gerade sieht und sein Vergnügen an ihnen hat, so möchte ich gleich mit den Bäumen reden und mit den Kräutern und mit den Blumen, die doch am Ende mich noch eher verstehen würden, als manches dumme Menschenkind, das nicht einmal so hübsch ist wie sie.

Karl. Emma, sieh, wie das Alter fühlt wie die Jugend.

Jakob. Als mein Weib noch lebte, und meine Kinder noch zu Hause waren, da sagte ichs diesen, was der Herr mir alles Gutes erwiesen hätte, sonst und jetzt und immerfort, und wenn die dann Abends ihn in die Obhut des Himmels empfohlen, und früh beim Dankgebet sich wieder freuten, daß sie so einen braven Herrn hätten, da ward mirs frei und wohl zu Muthe, und ich hörte das, was mir so in der Seele lag, und ich hätte Berge umreißen können, so frisch und frei war mirs geworden. Meine gute Anne ist todt, die Kinder haben weggeheirathet, aber es ist mir immer noch früh und Abends, als ob sie um mich herum säßen und dem guten Herrn Heil und Segen wünschten, da stimme ich denn mit ein und rufe manchmal

laut auf, als obs jemand um mich gäbe, der mir antworten könne.

Karl. Dort oben könnt einer, der es hört.

Jakob. Und es dem guten Herrn zu Gute kommen lassen wird. — Ja, weshalb bin ich denn eigentlich hergekommen? Richtig, die Madam sollte noch ein paar Bänder schicken, Sie wüßten schon.

Emma. Gut, ich bringe sie selbst.

Dritte Scene.

Die Vorigen. Friederike.

Friederike. Laß es nur gut seyn, es ist nicht mehr nöthig. Guten Morgen, Schwester, guten Morgen, Bruder! Nun, Klärchen, bekomme ich keinen Kuß?

Klärchen. O, hundert!

Karl. Du bist früh aufgestanden.

Frieder. Ich hätte ohnedem nicht schlafen können, und nun ist auch alles fix und fertig.

Emma. Das nenne ich fleißig seyn.

Frieder. Es flog mir alles so rasch von den Händen, als ob gute Genien mir beistünden, dafür ists aber auch für den Vater. Und der ehrliche Jakob hat mir redlich geholfen.

Jakob. Ei, wenn jemand mit recht fleißig ist, da gehts noch einmal so flink vorwärts. Ich will aber nun doch wieder an meinen Posten gehn und aufpassen. Am Ende überrascht uns der gute Herr sonst. (ab)

Karl. Der Alte wird wieder jung, wenn er von unserm guten Vater spricht.

Emma. Auch den kleinsten Diener aber achtet auch unser theurer Vater, wenn er nur treu und bieder ist, und gedenkt seiner.

Vierte Scene.

Die Vorigen. Wilhelm Wandler.

Wandler (grüßt Alle stumm, doch innig, sein Auge ist trübe).

Karl. Guten Morgen, Bruder Wilhelm! — Aber du siehst ja so trüb aus. Geh, nimm ein andres Gesicht, am heutigen Tage muß alles heiter und froh aussehn.

Wandler. O! glaubt nicht, daß ich traurig bin, ich freue mich der Freude, die Euch und mir heut bevorsteht, gewiß eben so sehr als Ihr alle; aber ich weiß nicht, welche tiefe Rührung mich gerade heut wunderbar gefaßt hat, und mir die Empfindungen des Glücks nur in Freudenzähren, nicht in Laute der Wonne auflösen will.

Frieder. Das iſt wieder ſo eine Künſtlergrille.

Wandler. Gewiß nicht Grille, es iſt rei=
es, unwillkührliches Gefühl.

Klärch. Wenn du weinen mußt, ſo warte
ur bis der gute Vater kommt, Ihr ſagt ja im=
er von ihm, daß er alle Thränen trocknet.

Wandler. Nein, dies ſind Zähren des
anks, ſie werden ihm immer fließen, denn er
ar es ja, der mir die Thränen des Schmerzes
illte.

Emma. Und Sie vergalten es reich mit
ebe und Talent.

Wandler. Auch dies kleine Talent ging ja
ne ihn mir und denen, die es vielleicht jetzt er=
ent, verloren. Es iſt die Kunſt ein Kind des
immels, in tauſendfachen Farben und Geſtalten,
ängen und Tönen lebt ihr Weſen unter uns,
elen unverſtändlich, nur den Beſſern, Reinern
rnehmbar, und wenn ſie nicht ſpricht zum be=
iſterten Gemüthe, der erkennt ſie nicht, und
lt ihr Reich für eine Fabel, und ihr Treiben
r einen Schatten, und für Müßiggang das
endliche Streben nach ihr. Mir war ſie ver=
hmbar worden, im ſchönſten Moment meines
ugendlebens, und trennen konnte ich mich von

da an nicht von ihr, meine Kräfte mußte ich Ihr weihn, mich ihr ganz hingeben für mein übriges Leben.

Karl. Da verstanden dich deine Mitmenschen nicht.

Wandler. Sie konnten es nicht, der himmlische Funke hatte sie nicht belebt. Es that mir weh, aber ich arbeitete fort, mich dem Ideale zu nähern, das in mir lebte. Je näher ich ihm zu kommen glaubte, desto mehr ward ich mißverstanden, der Neid nagte an mir, der Unverstand verfolgte mich, und mitten in der Welt einer höhern Phantasie, die ich um mich geschaffen hatte, stand ich in Gefahr, eine Beute der Armuth zu werden. Schon wankte mein Genius, niedergedrückt von der Last der Verhältnisse, — da kam Euer guter Vater.

Karl. In ihm lebt hoher Sinn für das wahrhaft Schöne und Große in jeder Kunst und Wissenschaft.

Wandler. Ein Engel erschien er mir. Er nur verstand mich, belehrte mich, schützte mich. Ihm war die Kunst kein Spiel mit Tönen und Farben, auch er ahnete in ihr das Geistige der Menschheit, und ein Beschützer der Kunst, ein

und der Künſtler zog er mich aus meiner Be-
ränktheit, frei durft ich mich regen, ſchaun die
bilde der großen Meiſter, zwanglos ihnen
hſtreben, und ein Mitglied endlich werden
er Familie, ihn mit Euch Retter, Schützer,
ter nennen.

Karl. Ja, du gehörſt zu uns, und wir freun
deiner. Vorwärts gegangen biſt du raſch
deiner Kunſt, und wo man deine Werke fin-
und ſie lobt und preiſt, da ertönt zugleich
Name des, der dir Muße gab für ihr Schaf-
, und Liebling und Beförderer der Kunſt
nt man unſern Vater.

Wandler. Dies iſt auch der einzige Dank,
ich ihm bringen kann.

Karl. Darum freue dich rein und unge-
t mit uns, denn dir ſtehen ja hier der Freun-
iele.

Klärchen. Ja, und du darfſt mich ja auch
weſter heißen.

Wandler. Das thue ich gern, gutes Klär-
Aber — es giebt hier ein Weſen — dem
rn noch einen ſüßern Namen beilegen möchte.

Karl. Ich verſtehe dich nicht, Bruder!

Wandler. Wir ſind hier am Morgen des

schönsten Tages in sanfter Eintracht bei einander, Ihr seyd alle so gut gegen mich, mein Herz ist mir aufgegangen in den Gefühlen des Dankes, der Freundschaft, der Liebe, soll ich es verschließen?

Emma. Nein, guter Wilhelm, sprechen Sie offen.

Wandler. Nicht nur Thränen der Rührung waren es, die ich diesen Morgen weinte, auch das geheime Sehnen des Herzens hatte seinen Theil daran; wird es verstanden, wird es erhört werden?

Karl. Nenne es uns.

Wandler. Wohl denn! — Ich liebe Friederiken.

Karl. Bruder!
Emma. Wilhelm!
Frieder. O Gott!
} (zugleich.)

Wandler. Aus der Freundschaft des Bruders ist die Zärtlichkeit des Liebenden geworden. Ihre Vorzüge, Ihre Tugenden, theure Friederike, haben dies erhebende Gefühl in meinem Herzen entstehen lassen. Es ist so sanft wie das Gemüth, das ich in Ihnen ehre, aber auch so fest und ewig wie die Liebe zum Guten in mir. Wird Ihnen auch der Schwestername nicht zu genü-

nd seyn, um ihn gegen den Namen der Gattin
vertauschen?

Frieder. Sie haben mich überrascht, theu=
r Freund! Daß Sie mir von jeher werth ge=
esen sind, wissen Sie selbst, es gab keine Freu=
dieser letztern Jahre, die wir nicht gemein=
aftlich genossen, keinen Schmerz, den wir nicht
olich theilten, kein schönes Gefühl, keine be=
ückende Ansicht des Lebens, die nicht, wenn sie
dem einem entstand, allen Gliedern unsers
eises mitgetheilt ward. So kann ich mir das
ben nicht denken außer diesem Familienbunde,
er Einzelne macht einen nothwendigen Theil
Ganzen aus, und so sind auch Sie meinem
rzen unentbehrlich geworden.

Wandler. So lassen Sie Ihr Herz für
h sprechen.

Emma. Friederike! sollte es nicht schon da
rochen haben, als Wilhelm verreist war, und
e der gewöhnlichen Freuden dir mehr anspre=
wollte, und du dein Zimmer nach der Ge=
h verlegtest, wo er wiederkommen mußte, wo
denn das liebe Schwesterchen manchmal am
ster stehen und mit sehnsuchtsvollen Blicken
dem Fernen schauen sah.

Karl. Oder, als Bruder Wilhelm mit dem Pferde so gefährlich gestürzt war, daß er lange das Bett hüten mußte, und ich jeden Morgen mit Thränen im Auge gefragt ward, ob es besser sey, und als ich die Nachricht brachte, die Gefahr sey gänzlich vorüber, mit einer Umarmung beehrt ward, die mich beinahe erdrückt hätte.

Wandler. Friederike! machen Sie mich glücklich!

Frieder. Bruder? — Schwester? —

Emma. Ja, uns frage nicht, wir sind gewiß auf seiner Seite.

Karl. Er ist brav und gut.

Wandler. Und hat den innigsten Vorsatz, nur Ihnen zu leben. Nicht trennen will ich Sie von den Freunden, die Ihre Jugend bisher beglückt haben, hier wollen wir leben, vor wie nach, denn meine Kunst verstattet es mir, und die späteren Jahre sollen die beglückten Enkel der frühern werden.

Frieder. Wozu mich länger sträuben, Wilhelm, mein Herz gehörte Ihnen längst, kann meine Hand Ihnen Versicherung darüber geben, hier ist sie, und wird treu in der Ihren liegen, um den Lebenspfad an Ihrer Seite fortzuwandeln, wenn der Segen unsers Vaters dieser Verbindung den schönsten Kranz aufsetzt.

Wandler. O! er wird es gewiß.

Karl. Er kennt Eurer beiden Herzen, ſie
d einander werth, und freuen wird er ſich Eu=
s Bundes, wie wir alle uns ſeiner freun.

Emma (Friederiken umarmend). Meine glück=
che Schweſter!

Karl (Wandler umſchlingend). Nun, doppelt
ein Bruder!

Wandler (Friederikens Hand an Mund und
erz drückend). Seliger Augenblick, du trägſt den
eim meiner beglückten Zukunft, o! mache mich
gut, daß ich dieſe Freude verdienen möge!

Fünfte Scene.

ie Vorigen. Moritz Sachſe tritt herein, während jene noch in der Umarmung ſind.

Moritz. Hier iſt ja Freude die Fülle!

Frieder., Karl u. Emma. Bruder Moritz!

Wandler. Sey Zeuge meines Glücks.

Frieder. Wir lieben uns, er wünſcht, mich
e Seine zu nennen.

Moritz. Glück zu, Ihr Theuren, Ihr ſeyd
nander werth.

Frieder. Der Segen unſers guten Vaters
ll unſre Liebe beſtätigen.

Moritz. Mit Freuden wird er ihn geben, denn er liebt Wilhelm wie seinen Sohn.

Karl. Und nun sey du uns auch herzlich willkommen. Vergessen hatten wir das über der Freude nicht, aber wir hielten es für besser, dich gleich mit dem Fröhlichsten zu begrüßen.

(Alle bewillkommen ihn.)

Moritz. Das habt Ihr recht gemacht. Nun da bin ich auch, um den theuern Vater heut zu empfangen. Wird er auch noch kommen?

Emma. Gewiß.

Frieder. Sicherlich, auch er wird sich sehnen, uns wieder zu sehn.

Karl. Wie stolz du bist.

Frieder. Ja nun, wir wissens ja, daß er gern bei uns wohnt und uns alle lieb hat.

Karl. Auch haben die Frauenzimmer schon Veranstaltungen getroffen, ihn feierlich im untern Saale zu empfangen.

Moritz. Er liebt aber das Gepränge, den Glanz nicht.

Frieder. Nun, guter Bruder, da hast du nichts zu fürchten, viel Glanz ist eben nicht dabei, nur einige Symbole der treuen Kindesliebe, einfach, aber mit Gefühl ihm geweiht, und so

hoch er auch ſteht, ſo weißt du ja doch, daß er jedes kleine Beſtreben, das die Liebe ſeiner Kinder ihm an den Tag legt, mit Nachſicht und Freude empfängt.

Moritz. Das iſt wahr, und ſo ſey es denn. Darf ichs denn aber nicht ſehn?

Frieder. Nein, jetzt nicht, erſt muß ich Emma mitnehmen und die mag entſcheidrn, ob ichs recht gemacht habe, dann wollen wir Euch Männer rufen laſſen.

Emma. Gut, Friederike.

Klärchen. Ei, da darf ich wohl auch mit?

Frieder. Komm nur, du kleine Neugierige.

Wandler. Werden Sie mich nicht auch ſo nennen, wenn ich mich Ihnen zur Begleitung anbiete?

Frieder. Nein, das geht nicht, Sie gehören mit zu den Männern, und die dürfen noch nicht in unſern Frauenrath kommen. Kommt, Kinderchen. (Friederike, Emma und Klärchen gehen ab.)

Sechste Scene.

Moritz. Karl. Wandler.

Karl. Wo biſt du aber nur ſo lange geblieben, lieber Moritz? Die Stadt iſt doch nicht ſo

welt, und dessen ohngeachtet sind mehrere Wochen verstrichen, seit wir dich nicht bei uns gesehn haben.

Moritz. Ich bin in eine Menge von Geschäften begraben gewesen, die mir wenig freie Stunden, geschweige einen ganzen Tag ließen, um mich bei Euch zu erholen. Und du weißt, daß ich den Grundsatz unsers guten Vaters, nur nach beendigter Arbeit sey Erholung süß und erlaubt, mir zur strengen Verfolgung vorgenommen habe. Auch ist es mir geglückt, in dieser Zeit manches Gute zu wirken.

Wandler. Du braver Mensch!

Moritz. Ich muß bei mir selbst lachen, wenn die Leute um mich sich wundern, daß ich fleißig arbeite, ohne nach Geld zu geitzen, ohne nach Auszeichnung der Ehre zu streben; sie nennen mich uneigennützig, und bilden sich ein, ich sey etwas ganz Besonderes. Giebt es denn nur Geld, was beglückt, nur die Ehre vor der Menge, die das Streben belohnt? Ich bin wahrhaftig so eigennützig, als irgend einer.

Karl. Du?

Moritz. Ja wohl, recht sehr eigennützig. Denn wenn mir nun eine Arbeit recht brav gelungen ist, oder ich irgend eine Unterdrückung

verhütet, irgend ein Recht klar und deutlich an den Tag gelegt habe, da denke ich mir schon in meinem Sinne den Augenblick, wo ich vor unsern guten Vater treten und ihm sagen kann: sieh, das that ich, das war mein Streben, und er mich dann mit der Vatermiene ansieht und sagt, du bist mein braver Sohn, du hast redlich gearbeitet, wie ein rechtschaffner Mann gehandelt. O! ruft es dann in meiner tiefsten Seele aus, nur deinem Vorbilde strebte ich nach, nur deiner Obhut würdig zu werden erwachte der bessere Mensch in mir, nur deinen Thaten, deinen Gesinnungen brauche ich nachzuahmen, um den Beifall aller zu verdienen! Und ein wunderbar wohlthätiges Gefühl durchströmt mein ganzes Innre, belohnender als Gold, beglückender als Ehre, seliger als jeder andre Genuß. — Nun, bin ich nicht eigennützig?

Karl. Ja, du bist es, wie ich es bin, wenn ich dich meinen Bruder nenne.

Wandler (ihn umarmend). Mein Bruder!

Moritz. Brüder! Ihr glaubt nicht, wie nothwendig ein solcher Hinblick auf etwas Gutes, Großes für den Geschäftsmann ist. Du, Wilhelm, hast die Kunst, sie richtet sich selbst, den

Augen aller kannſt du dein gelungenes Werk darſtellen, es prüfen laſſen und ihren Beifall erndten. Dir, Karl, iſt die Natur eine treue Gefährtin. Stets gleich bleibt ſie ſich, empfänglich für deinen Fleiß, und das Werk deiner Mühe gedeiht allen ſichtbar und der Neid kann ihm nicht ſchaden. Mannichfacher, jedem Einfluß andrer unterworfen, iſt der Wirkungskreis, der mir zu Theil ward; anhaltend thätig, aber ſtill iſt mein Beruf; wer die Gründe der Handlung nicht kennt, nicht kennen darf, verkennt oft ihren Werth; ohne Widerſpruch gegen das liebloſe Urtheil ſtehe ich allein, und nur der Richter im Innern und der Blick auf den, der die Seinen alle kennt, vermögen mich zu beruhigen.

Karl. Dann komm, wenn dirs zu eng wird in der Bruſt, in unſre freundliche Natur und erquicke dich.

Wandler. Dann laß die Kunſt mit ihren Reizen zu dir treten, und in ihrem Anſchaun den Dämon bannen.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Jakob.

Jakob. Es kommt Beſuch.

Karl. Wer denn?

Jakob. J nu, das kann ich nicht sagen: — hören Sie nur. Ich stand am Thorweg und sah flichtschuldigst auf die Straße, Sie wissen schon vonach, da kam ein stattlicher Reiter des Wegs daher gesprengt, hielt am Thor, fragte, ob die Herrschaft zu Haus sey, sprang, als ich Ja gesagt hatte, rasch ab, gab mirs Pferd zu halten und ist immer fort in den Saal unten herein. Da geht. ein Lärm drin los, sie lachen, sie freuen sich, ich gebe geschwind einem Gartenburschen das Pferd. und habs nur hier anmeld.n wollen.

Wandler. Sonderbar!

Karl. Du weiß also nicht, wer es ist?

Jakob (für sich lachend). Werdens schon sehn! —

Achte Scene.

Die Vorigen. Albrecht Sachse und Klärchen.

Klärchen (von außen kreischend). So lassen Sie mich doch los.

Albrecht. Hilft alles nichts. (auch von außen)

Klärchen (wie oben). Das ist ja recht garstig! Vater! Vater!

Albrecht (eintretend, Klärchen auf dem Arme haltend). Brüder! da bring ich einen Gefangnen.

Moritz, Karl, Wandler (alle erstaunt). Albrecht!

Albrecht (zu Klärchen). Nun, da siehst du, daß ich der Onkel bin! (zu den Andern) Meine theuern Brüder!

(Wechselseitige Umarmung.)

Karl. Bruder Albert! das ist herrlich!

Moritz. Und gerade heute!

Albrecht. Hab schon alles gehört, die Weiber, die ich zuerst gesprochen habe, haben mir alles in der Geschwindigkeit erzählt, ich bin entzückt vor Freude!

Wandler. Was wird der Vater sich freun!

Albrecht. Es war, als ob ein guter Genius mich vorwärts zu eilen trieb, ich konnte es nicht erwarten, bis ich bei Euch war, mein Kerl ritt mir viel zu langsam, ich war allemal eine Meile vor ihm voraus. Was halfs, die Nacht über mußt ich doch warten, aber heut morgen sattelte ich mir selbst und eilte voraus, um so früh als möglich bei Euch zu seyn, da sah mir gleich dem ehrlichen Jakob sein Gesicht am Thorwege entgegen.

Karl. Und du hast den Bruder Albert nicht erkannt, Jakob?

Jakob (schmunzelnd). O, ja wohl, ich wollts nur nicht sagen, der Ueberraschung wegen. Der

alte Jakob kann auch noch s Maul halten, wenns drauf ankommt, aber anmelden mußt ich ihn doch.

Albrecht. Ich fliege zu der Schwester, zu der Schwägerin in den Saal, und erfahre, daß ich gerade zum glücklichsten Moment gekommen bin, ich reiße mich los, um der Anweisung nach zu Euch zu eilen, treffe unterwegs das wilde Mädchen da, das mich platterdings nicht für ihren Onkel anerkennen will, strafe sie richtig dafür ab und bringe sie hieher, daß sie in Euern brüderlichen Umarmungen für mich erkenne, daß ich wirklich der bin, den das gute Ding freilich seit drei Jahren nicht gesehen hatte.

Karl. Ja, so lang ists, seit wir dich nicht gesehn haben.

Klärchen. Also wirklich der Onkel Albert? Hätt ich mich doch gar nicht mehr auf dich besinnen können. Du hast aber auch jetzt einen ganz andern Rock an, wie damals.

Moritz. Weil er zu einem andern Regiment indes gekommen ist.

Klärchen. Nun, da ich das weiß, so will ich dir auch trotz des garstigen Schnurrbarts von freien Stücken einen recht herzlichen Kuß geben. Aber nun muß ich wieder fort, Tauchen und

Mütterchen brauchen alle Augenblicke jemand, um etwas zu holen, da bin ich denn die flinkste. Nun, Jakob, du kannst auch mitkommen.

Jakob. Das will ich auch, und wenn ich nun wieder jemand anmelde — Juchhei, da ist er selbst, unser guter Herr! (mit Klärchen ab)

Neunte Scene.

Die Vorigen, ohne Klärchen und Jakob.

Karl. Vor allen Dingen, das neuste, Bruder, Wilhelm ist bis auf unsers guten Vaters Bestätigung Schwester Fritzchens Bräutigam.

Albrecht. Das habt Ihr recht gemacht. Ich habe es mir lange gedacht, daß es so kommen würde. Brav! da helfe ich die Hochzeit mit feiern.

Wandler. Das ist schön, du bleibst also jetzt ein Weilchen bei uns?

Albrecht. Nun, so gar lange dürfte es denn doch nicht dauern.

Moritz. Es ist dir doch wohl gegangen? Deine Briefe scheinen das wenigstens zu bezeugen.

Albrecht. Wohl ist mirs gegangen, das heißt nun nicht gerade auf die Art wohl, wie es so die Faullenzer und Müßiggänger hinter dem Ofen meinen, denn mit vornehmen Essen, Trinken, Obdach und andern dergleichen entbehrlichen Dingen

Aber Fiora, sich sanft losmachend, trat zurück, nahm die am Boden liegenden Blätter, in denen sie früher gelesen, auf, und sprach, das dunkle Auge ernst auf ihn gerichtet: — „jetzt mahne ich Sie an Ihr Versprechen, Herr Graf, verlassen Sie mich, schonen Sie wenigstens meines Rufes, des einzigen Reichthums, den ich besitze — diese Schriftzüge mahnen mich an das Geschick meiner Jugendgespielin Biondina, sie war schön und klug, klüger und schöner als die kindische Fiora; allbewundert und glänzend, zog der feurige Siegerblick ihres blauen Auges alle Männerherzen an, — Biondina war die Gefeierte der ganzen Gesellschaft, und saß sie am Eingang, flogen Goldstücke verschwenderisch in des Vaters Kasse und Schmeicheleien in ihr Herz. Aber sie war eitel, und der Schmerz, daß die niedere Abkunft ihr das Thor des Glücks verschließe, daß sie doch nur ein armes, unbeachtetes Mädchen sei in den Augen der vornehmen Damen, die in stolzen Equipagen, prächtig geschmückt daher fuhren, daß jener Blicke doch verächtlich über sie hinstreiften, wenn auch der Männer Auge und Mund vergötternd ihre Schönheit pries — der thörigte Gram und die Eitelkeit nagten an ihrem Gemüth, und bereiteten ihr Elend. Ein reicher Engländer sah Biondina, er schwur ihr Liebe, sie glaubte dem schönen, glänzenden Manne, der ihr die Hand als seiner Gattin zu reichen versprach, gab sich ihm hin, und als er seinen Zweck erreicht, wandte er sich von der Leichtgläubigen, ohne sie wieder zu sehen; — entehrt, verlacht, stand sie da, gemißhandelt von der Mutter mit Wort

und That, daß sie nicht klüger gewesen und mindestens ihre Zukunft gesichert, nicht des Geliebten Reichthum benutzt. Da konnte sie die Qual des Lebens nicht länger tragen, — küßte mich eines Abends und gab mir diese beschriebenen Blätter, die mir ihr unseliges Schicksal enthüllten, weinte und sagte mit dem Tone, der unvergessen in meinem Innern erklingen wird, so lange ich athme: sei immer tugendhaft, sei standhaft, Fiora, weiche nicht von der Unschuld, stirb lieber, ehe Du der Verführung Dich zum Raube giebst — und am andern Morgen fanden wir sie todt auf ihrem Lager — der Bodensatz aber in dem Glase Wasser, das neben ihr stand — Gift war es — o, die Arme hatte selbstmörderisch Hand an sich gelegt. — Gott sei ihrer Seele gnädig! — für all meine kleinen Ersparnisse habe ich Messen lesen lassen, sie aus der Pein des Fegfeuers zu erlösen — ach, heilige Jungfrau! verschmähe nicht das arme Opfer" — und sich mehrmals bekreuzend, faltete sie gläubig die schönen Hände im stummen Gebet, sich ganz von dem Grafen abwendend.

Kingsholm stand betreten bei der unerwarteten Metamorphose einer Zusammenkunft, von der er einen ganz andern Erfolg gehofft hatte. — Er begriff, daß ein solches Mädchen weder mit den gewöhnlichen Waffen der Verführung und Sinnlichkeit, noch überhaupt leicht zu gewinnen sei, am wenigsten aber dieser Moment sich dazu eigne; so begnügte er sich denn, Fiora's Hand zärtlich an sein Herz zu drücken, und flüsterte beim Lebewohl die schüchterne Frage: ob er wiederkommen dürfe —

Sie schüttelte sanft das schöne Haupt — „es frommt zu nichts," sprach sie wehmüthig lächelnd, und wendete sich wieder ab. Da preßte er noch einen schnellen Kuß auf ihre Hand, raffte sich zusammen und eilte hinweg.

Fiora aber horchte seinen eilenden Schritten, bis sie verhallt waren, und durchweinte eine schlaflose Nacht.

Der Minister, Baron d'Herville, Adelens bei Hofe und im Lande allgewaltiger Vater, saß in seinem Arbeitszimmer unter Papieren vergraben, blätterte in den vor ihm liegenden zahllosen Heften, Berichten, Supplikken und Rechnungen, schob unruhig ein Fach des großen Arbeitstisches nach dem andern auf und zu, und ergriff endlich einen schon mehrmals weggelegten Brief — las, warf ihn weg, — las wieder und krauser nur und tiefer wurden die Falten auf der bereits sich merklich furchenden Stirn.

„Fatal!" — murmelte er endlich in sich hinein, „fatal, daß mir gerade für den Augenblick diese elenden fünftausend Dukaten fehlen, deren es doch nur bedarf, mir den eigensinnigen Präses des italienischen Ministeriums geneigt zu erhalten — war das Geld zur Stelle, die Schulden seines ausschweifenden Neffen zu decken, so bin ich überzeugt, lag schon vor sechs Wochen die Ausfertigung zu der einträglichen Präbende sammt dem damit verbundenen Ritterkreuz in meinen Händen — er hätte längst reüssirt, schreibt mir der alte Marchese, doch die Herzogin Mutter habe sich dem Ansinnen, mich zum Mitgliede des *** Ordens zu ernennen, eben so

lebhaft als hartnäckig widersetzt, und gelte, wie mir bekannt sei, viel bei dem jungen Herzoge, besonders jetzt, wo sie öfters leidend sei, füge er sich blindlings ihren Wünschen. — — Vergangene Zeiten! — früher dachte die schöne Naide anders und es hätte wohl nur eines Blicks von mir bedurft — (er lächelte geheimnißvoll in sich hinein) — dessen erwähnt auch der alte Practicus und mahnt mich oft genug an die ehemalige Zeit — er hofft meinen Wunsch dennoch erfüllen zu können und rechnet dabei auf die Fortdauer meiner Freundschaft, wie er mir seit Jahren die seinige thätig bewiesen — d. h. mit andern Worten, ich solle dem Herrn Marquis, der in Deutschland nur zu schwelgen und Schulden zu machen versteht, wieder eine Anweisung nach dem Bade senden, deren Rückzahlung der schwache Oheim verspricht und am jüngsten Tage leisten wird — und doch — doch — ich weiß es — nur unter der Bedingung erhalte ich die Präbende, trotz der Herzogin Machination — die Summe muß herbei — ein Wort und Kingsholm gäbe sie mir augenblicklich — allein ich mag dieses Wort nicht eher sprechen, bis er mein Eidam geworden — doch in wenigen Wochen ist Adele Gräfin Kingsholm und ihres Gatten unermeßliches Vermögen auch mir zugänglich — die Verbindung muß beschleunigt werden, wenn ich bis dahin kein Mittel finde" — —

Ein leises, aber hastiges Klopfen unterbrach den weitern Ideengang des Sinnenden — seine Tochter trat herein, dunkle Purpurglut auf den Wangen, um den schönen Mund zuckte blitzartig ein höhnisches Lächeln,

welches die unnatürliche Aufregung in den regelmäßigen Zügen nur wenig verbarg. —

„Bon jour, mon enfant" — empfing sie der Vater verwundert, „was führt Dich so früh zu mir?"

„Allerlei, cher papa," war des Fräuleins Antwort — „Sie wissen ja hier, in Ihrem Portefeuille vergraben, kein Wort von dem, was in der Welt vorgeht — da ist's denn nöthig, daß irgend Jemand Leben in das todte Meer der nüchternen Diplomatie bringt — und dieser Jemand werde ich für diesmal sein müssen" — sie lachte laut auf.

„Ein sonderbarer Ton! erkläre Dich deutlicher," sagte der Minister, aufmerksam werdend, und sah jetzt die helle Zornesflamme in Adelens schönen Augen lodern.

„Allerliebste Histörchen! in der That," brach sie heftig aus, „Graf Max, mein Verlobter, macht der berühmten schönen Tochter des Herrn Armagnoli auf eine so auffallende Art die Cour, daß seine lächerliche Leidenschaft bereits überall bekannt ist und man allerlei angenehme Anekdoten davon erzählt — so soll er der Dirne einen prächtigen Schmuck geschenkt haben, den sie öffentlich trägt und sich dessen rühmt, täglich geht er dort aus und ein und hat, wie mir Comtesse Victorie versichert, bei den Darstellungen des Löwen nur Auge für sie — — er spricht sogar viel und öffentlich mit der Kreatur." —

„Ist's weiter nichts?" unterbrach sie der Vater lächelnd, „nun wahrlich, ich hätte denn doch nimmer meiner klugen Adele zugetraut, daß sie solcher Possen wegen

ſich unnöthig afficirte — Kind, Kind, welches dementi gabſt Du Dir, wenn Du ſchwach genug warſt, der Comteſſe, die als Dido abbandonata keine Gelegenheit verſäumt, dem Grafen nachträgliche Beweiſe ihres zärtlichen Souvenir's zu geben, und Dich, die beglückte Nebenbuhlerin, zu ärgern — Deine Indignation merken zu laſſen, ihren gehäſſigen Einflüſterungen zu lauſchen! Welcher Triumph für die Schlaue, wenn es ihr gelang, Dich mißtrauiſch zu machen, vielleicht gar mit ihm zu entzweien — — welche Betiſe begingſt Du!" —

Adele ſchwieg — dann hob ſie kleinlaut an — „aber wenn es doch wahr wäre, wenn der Graf wirklich eine Neigung für das Mädchen hätte" —

„Und was wäre das weiter?" entgegnete der Vater, „ſollteſt Du klein und ſchwach genug ſein, auf ſeine Galanterien — denn weiter kann es nichts ſein — zu achten, ihnen nachzuſpüren und ſomit die ridikule Rolle der eiferſüchtigen Juno zu ſpielen!? — Dann wäre es freilich ein verzweifelter Mißgriff in meiner Erziehung geweſen, wenn ich ſolche bürgerliche Kleinſtädterei ahnen konnte und nicht lieber ein ehrbares Landfräulein aus meiner einzigen, zu glänzender Carriere beſtimmten Tochter erzogen hätte — oder — ich will nicht hoffen, daß Du den Grafen à la Käthchen von Heilbronn liebſt?" — Er lächelte ſarkaſtiſch.

„Nun, gleichgültig iſt er mir nicht," meinte Adele, niedergeſchlagenen Auges — „wenn mir ſchon die Thorheit der Leidenſchaft fremd iſt und bleiben wird — — aber ich will Niemand nachſtehen."

„Das wirst Du auch nicht, wenn Du vernünftig handelst," war die Antwort; — „Du vermählst Dich dem reichen, angesehenen Grafen Kingsholm, und theilst seinen fürstlichen Reichthum, sein Ansehen, den Rang als Frau des ersten Cavaliers im Lande — das sei Dir genug — aber nur keine lächerliche Eifersüchtelei bei einem Privatamusement des Gemahls! — Revangire Dich dereinst, wann und wie Du willst, doch jetzt fodere ich Klugheit und Weltkenntniß von Dir!" —

„Aber, bei Gott! Vater," sprach Adele heftig, „der Graf ist seit Kurzem wunderbar verändert, er ist merklich kälter — nur gezwungen feurig zuweilen — seine Sarkasmen sind oft schneidend, verletzend — er kann minutenlang wie geistig abwesend auf einen Punct starren, wenn er sich unbeobachtet glaubt — gegen mich spielt er überhaupt eine Rolle — das ist mir deutlich geworden."

„Eifersucht — Vorurtheil!" brummte der Minister, zu seinen Papieren greifend.

„Ich habe allerlei versucht," fuhr Adele fort — „ich schmollte — war kalt und zurückhaltend — er schien es kaum zu bemerken, ich zeichnete einige liebenswerthe Männer, den Baron Rollberg, den Freiherrn Roth, den schönen, kühnen Obersten Holling sichtlich aus — früher pflegte er, rasend vor schnell erwachender Eifersucht eine wahre Othello-Natur zu zeigen, die mich oft für meine Zukunft bangen ließ — jetzt blieb er völlig ruhig dabei — dann war ich wieder freundlich — hingebend sogar — und er nahm es so auf,

als könne das gar nicht anders sein — ohne Entzücken — ohne Dank — und — er erwähnt der fremden Dirne nie mehr — wird in seiner Gegenwart ihrer rühmend von andern gedacht — ihr Name genannt — so verändert er die Farbe, schweigt aber und sucht dem Gespräch, oft beinahe gewaltsam, eine andere Richtung zu geben, — gelingt dies nicht sogleich, ist er sichtlich verstimmt, entfernt sich auch wohl, wenn es sich irgend thun läßt — und zeigt sich merklich besonnen, ja vorsichtig in jeder Aeußerung über diesen Gegenstand."

Der Minister blickte auf — seine Miene war ernster geworden — „was Du zuletzt erwähntest, mein Kind, möchte eher zu berücksichtigen sein — aber beruhige Dich, in wenigen Wochen ist Eure Verbindung — es war früher meine Absicht, sie bis zu meinem Namenstage hinaus zu schieben, doch unter diesen Umständen soll sie unabänderlich in sechs Wochen vollzogen werden — bist Du nun zufrieden?"

„Nicht ganz — in diesen sechs Wochen kann sich manches Unerwartete — Unangenehme begeben — — könnten Sie nicht irgend einen andern Schritt thun — Ihr Wort ist allmächtig, Ihr Befehl Gesetz — wenn das Mädchen, die alleinige Ursache meiner Besorgniß, entfernt würde" — —

Der Minister schüttelte den Kopf — „sei vernünftig, Adele, jetzt keinen unnöthig gewaltsamen Schritt — Armagnoli hat noch auf zwei Monate Erlaubniß für seinen hiesigen Aufenthalt — unter welchem Vorwand

soll ich meine eigene Bestimmung annulliren — ist's nöthig — würde es nöthig, was wir nicht fürchten wollen, so zähle auf Deinen Vater und Du sollst Dich nicht verrechnet haben — jetzt keine Uebereilung, die Alles verderben, und einem Starrkopf, wie der Graf, am wenigsten imponiren würde."

Adele, obgleich keineswegs zufrieden gestellt, mußte schweigen, das sah sie an der krausen Stirn des Vaters; sie wußte übrigens, daß auf seine Versicherung zu bauen war, und verließ ihn mit dem festen Vorsatz, auch ihrerseits nichts zu unterlassen, die tödtlich gehaßte Nebenbuhlerin unschädlich zu machen.

Nicht ganz so ruhig, als es Adelen schien, hatte der Minister ihre Mittheilung aufgenommen, doch vermied er die aufkeimende Besorgniß, es könne irgend ein unerwartetes Hinderniß zwischen den lang gehegten Plan, die sehnlich gewünschte Verbindung treten, der Gereizten zu zeigen. Er wußte übrigens, daß ihm für den Fall der Noth das Gegenmittel nicht fehlen würde, und belächelte einige Stunden später sich selbst, daß er nur momentan sorgend dabei verweilen konnte. Indessen gewohnt, mit diplomatischer Genauigkeit nichts unbeachtet zu lassen, was irgend seinen Zwecken hindernd oder förderlich sein konnte, begab er sich einige Tage später selbst nach der Menagerie, sah jede Merkwürdigkeit, und so auch Fiora. — Ihr erster Anblick schien ihn zu frappiren — er vermochte den Blick nicht von dem Mädchen zu wenden, — es war als tauche ein längst vergessenes Gefühl, das des lebhaften Interesses an

einem weiblichen Wesen außer seiner Tochter, in seiner eiskalten Brust empor — „bei Gott! sie ist schön — ist mehr als das — anziehend — rührend schön — ihr Auge ergreift wunderbar" — flüsterte er in sich hinein — aber unmittelbar nach dem Erwachen dieses weichen Gefühls trat auch der Zweck seines Hierseins wieder deutlich vor seinen berechnenden Verstand. Er näherte sich Herrn Armagnoli, sagte ihm manche Artigkeit über die Schönheit seiner Thiere, und der geschmeichelte Italiener, verzückt über die Herablassung des mächtigen Ministers, der noch dazu in seiner Muttersprache mit ihm zu reden vermochte, glaubte sich im dritten Himmel zu befinden, als der huldreiche Mäcen herablassend sogar nach seiner Familie, und ob die schöne Fiora seine Tochter sei, fragte.

„Allerdings — Allerdings," war die demüthige Antwort, „Excellenz sehen hier meine Tochter — ein Sohn wäre mir freilich lieber, — man wird alt, braucht Unterstützung, und die Fiora versteht, als ein Weib, nichts vom Geschäft — man wird oft betrogen" —

„Sie sollten bald auf einen wackern Schwiegersohn denken," meinte der Minister, in welchem schnell ein neuer Plan erwachte.

„Excellenz — ist längst geschehen," war die Antwort, „ein tüchtiger Bursche, muthig und schlau — ein bischen bös — schadet aber nichts — ist schon Jahr und Tag bei mir — führte die Aufsicht bisher — sehen Sie dort, Gnädigster — dort bei der Hyäne steht er eben, der Gaetano, — er mag das Mädel sehr gern, schon lange, aber das dumme Ding thut spröde und

d wir nun manchmal, wie das zu gehn pflegt, et=
s im Rückstand verblieben, indes zum nothwendi=
n ist doch immer Rath geworden, aber dagegen
s die Seele zusammenhält, Ehre und Gefühl
ner Kraft, seiner Thätigkeit, das hat uns wohl
macht und gestärkt.

Karl. Bist du verwundet gewesen?

Albrecht. Verwundet? Wie dus nehmen
llst, am Leibe nicht, aber — am Herzen.
ört, Brüder! da muß ich Euch erzählen. Schrei=
n wollt ichs Euch nicht, es war mir noch da=
als zu frisch im Gemüthe, als daß ich es der
der hätte anvertrauen können, nun ists aber
was verharrscht, da möcht Ihrs denn schon er=
hren.

Wandler. Sieh, Bruder, auch eine Her=
nsangelegenheit.

Albrecht. Es mögen ohngefähr ein acht bis
hn Wochen her seyn, da bekomme ich eine Ver=
ndung von meinem Chef aus unserm Stand=
artiere zu einem anderen Commando. Ich reite
e Nacht hindurch, denn es hatte Eil. Auf ein=
al höre ich vor mir Klagetöne und Geräusch
n Streitenden. Ich eile noch mehr vorwärts
d sehe mehrere Versprengte eines feindlichen

ziert sich, freilich ist sie noch jung, allein ich hoffe, beide sollen doch noch ein Paar werden."

„Schön, schön, mein Lieber," antwortete der Minister, sich vergnügt die feinen Hände reibend, „machen Sie die Hochzeit der beiden jungen Leute b a l d, noch während Ihres Hierseins, so empfängt die Braut zweihundert Dukaten als Aussteuer von mir."

Außer sich vor Entzücken riß der glückliche Armagnoli des Gönners Hand an seine Lippen, und rief, ehe dieser es hindern konnte, mit lauter Stimme: „Gaetano — Gaetano komm eiligst herbei!" —

Der Gerufene kam langsam. — Armagnoli verkündete ihm sein Glück, was des Ministers gnädiges Lächeln und Kopfnicken bestätigte. Die kleinen schwarzen Augen des Italieners hafteten einen Augenblick mißtrauisch auf dem großmüthigen Geber, und schienen diese plötzliche Freigebigkeit nicht recht zu begreifen, doch der Minister sagte leicht hingeworfen, im fertigen Italienisch zu dem Schweigenden: „Es ist Pflicht des Staates, das Außerordentliche, was Fleiß und Talent leisten, zu unterstützen, wo er es findet; so ist Ihre Sammlung, die seltene Schönheit und Zähmung der Thiere ein Verdienst, für welches jeder Freund und Forscher der Naturwissenschaft Ihnen verpflichtet sein muß, darum macht es mir, der ich eifrig derselben zugethan bin, Vergnügen, Ihnen meine Anerkennung beweisen zu können — ich bin dabei nicht ganz uneigennützig und erbitte mir dafür diesen schönen Vogel" — er wieß auf einen grauen Papagei — „für meine Tochter."

Das Mißtrauen des Italieners war faſt beſeitigt, der gewünſchte Papagei war in der That ein ſeltenes Exemplar, und ſo erſchien ihm die Liberalität des Miniſters minder auffallend; — dieſer nickte, ſich entfernend, nun gnädig den Beiden, und als der Prinzipal, von hinzukommendem fremden Beſuch in Anſpruch genommen, verhindert ward, den Scheidenden zu begleiten, folgte ihm Gaetano. Da wandte ſich der Miniſter am Ausgange noch einmal zu dem jungen Manne, und ſagte, vertraulich lächelnd ihm auf die Schulter klopfend: „Nun, mein Freund, zögern Sie nicht länger mit der Hochzeit, ſolch eine hübſche Braut findet leicht überall Bewunderer und Nachſtellung — und die Mädchen ſind leichtſinnig und veränderlich, das Neue reizt ſie nur zu ſehr — da müſſen Sie nicht ſäumen, ſich ihren Beſitz zu ſichern, und das ſo bald als möglich — das iſt der aufrichtige Rath eines alten, erfahrnen Praktikus — addio! —

Er ging, und Gaetano ſah ihm argwöhniſch eine Weile nach — „der muß etwas im Schilde führen," murmelte er in ſich hinein — „umſonſt wirft man nicht zweihundert Dukaten weg — aber mag es ſein — er hat recht — die Fiora muß mein werden — und bald — bald — die ſpröde Dirne weigert ſich — ſie mag mich nicht leiden, ich weiß es wohl — wenn ſo ein Anderer — — manchmal ſcheint mir's, als ob der glattzüngige Conte ſich bei weitem mehr als nöthig mit ihr beſchäftigte — — Maledetto tedesco!" fuhr er grimmig fort, und die Hand zuckte unwillkürlich nach dem

Stilet, was er immer bei sich trug — „che tu possa crepare! — er sollte mich kennen lernen — und die Fiora auch — ist sie nur erst mein Weib, will ich sie wohl in Schranken halten — und ob sie will — per Bacco! — die alte Barbara ist mir gewogen — da ist mir nicht bange — aber bald — nur bald muß sie mein werden — per la mia vita — ich warte nicht länger — — der alte Signor hat recht — das Mädel ist reizend, wie eine frische Rose — sie muß in wenigen Tagen mein Weib sein!" —

Das Leben der unglücklichen Fiora ward von diesem Tage an zum Vorgeschmack der Hölle. Nicht genug, daß ihr Herz im Stillen fast verblutete, weil sie die Glut hoffnungsloser Liebe in der reinen Brust tragend, doch standhaft jeden Versuch des Grafen, sie nochmals allein zu sprechen, vereitelte, seine Briefe unerbrochen zurücksandte, das unzarte Schelten der Mutter über ihre alberne Sprödigkeit gegen den reichen jungen Herrn schweigend ertrug — jetzt befahl auch der Vater, dem wackern Gaetano nicht mehr durch ihre kindische Ziererei weh zu thun, ihn als ihren Bräutigam anzusehen und sich bereit zu halten, ihm im Kurzen zum Altare zu folgen, weil er gesonnen sei, noch während ihres hiesigen Aufenthalts ihre Hochzeit zu feiern. — Vergebens weinte, schluchzte, flehete das arme Mädchen, fiel ihm selbst zu Füssen — der sonst immer freundliche Mann wendete sich erzürnt von ihr, und drohete mit harter Züchtigung, wenn sie ihm den schuldigen Gehorsam versagen, und seinen lieb-

sten Wunsch, das mühselige Geschäft bald eines tüchtigen Schwiegersohnes Händen übergeben zu können, vereiteln wolle. — So blieb denn dem verlassenen Mädchen kein Trost, keine Hoffnung, kein Herz, dem sie ihr Elend vertrauen konnte, als das des treuen Löwen, der der Gespiele ihrer Kindheit gewesen und jetzt der Vertraute ihres Kummers war. Sie wich fast nicht mehr von ihm — die weichen Arme um seinen Hals geschlungen, weinte sie ihre heißen Thränen in seine goldenen Mähnen, und das Thier schien sie mit fast menschlichem Mitleid zu betrachten, ihr angstvolles Flüstern zu verstehen; das kluge, treue Auge auf sie heftend, schien sein sanftes, inniges Anschmiegen, der leise, tiefe Ton seiner Stimme die Weinende trösten zu wollen, und als ob er den Grund ihres Kummers kennt, zeigte er Gaetano, den er nie leiden mochte, jetzt einen furchtbaren Haß. Der tückische Italiener, der früher des Löwen Pflege und Dressur mit Fiora theilte, hatte mehrmals durch elende Neckereien das edle Thier gereizt, mißhandelte es selbst beim Abrichten ohne Veranlassung und suchte durch Hunger und Körperschmerz einigemal das Unmögliche von seiner Gelehrigkeit zu erzwingen; seitdem haßte ihn Nero, und als er nun ganz in Fiora's milde Hand und Pflege gegeben, durfte Gaetano nicht wagen, sich ihm zu nähern. Sobald des Löwen kluges Auge den Verhaßten von weitem erblickte, nahm es jenen wilden Ausdruck an, der ihm im Naturzustande eigen, trat jener nahe zum Käfig, rollte Nero wüthend den Schweif; im gewaltigen Sprunge die Wände seiner ziemlich geräumigen Wohnung peitschend,

erschütterte sein furchtbares Brüllen das Gebäude, und nur Fiora's sanfte Schmeichelworte konnten ihn beruhigen. Seit diese nun fast immer um ihn war, schien jener Haß sich noch verstärkt zu haben, und Gaetano durfte nicht mehr wagen, sich dem Bereich des Löwen zu nahen.

In dieser Zeit kündigte Armagnoli eine große Vorstellung mit dem Löwen an, wo „einige nie gesehene Kunststücke" produzirt werden sollten. Die bleiche, stille Fiora, die auch hierin mitwirkend den Blicken des Publikums sich nicht entziehen durfte, was sie so sehnlich wünschte, weilte reich geschmückt, gleich einem Opferlamme, hinter dem Vorhange, bis der Augenblick erschien, wo ihre Rolle begann. Graf Max, der im düstern Unmuth jede Gelegenheit vereitelt sah, dem reizenden Mädchen, was jetzt wirklich nicht blos seine Sinne, was auch sein Herz mehr beschäftigte, als er sich gestehen mochte — näher zu kommen, stand unter den Zuschauern in einiger Entfernung, dem Käfig des Löwen gegenüber, der bereits den erstaunten Zuschauern mehrere Beweise seiner Kunstfertigkeit und Dressur gegeben hatte. — Es verlangte ihm nach dem Augenblicke, wo Fiora erscheinen würde, und gedankenvoll vor sich hinblickend, hatte er bisher kaum Acht gegeben, als plötzlich ein furchtbarer Lärm seine Aufmerksamkeit erregte. Gaetano hatte, die nöthige Vorsicht vergessend, sich dem Käfig genähert — Nero, ihn erblickend, vergaß augenblicklich jede Spur früherer Dressur. Aufspringen, die furchtbaren Tatzen mit entsetzlicher Schnelligkeit in das eiserne Gitter schlagen, der Schulter des Verhaßten die

Kleidung entreißen, daß nur ein verzweiflungsvolles Losreißen ihn vor dem Verluſt des Armes ſchützte, während das hervorſtrömende Blut die ſcharfe Kralle des Löwen bezeugte — Alles das war das Werk eines Moments. — Das Thier, im entſetzlichſten Grimme, ſchlug fortwährend unter donnerähnlichem Gebrüll in die Eiſenſtangen, den Ruf Armagnoli's überbrend, der ſich vergebens bemühete, ihn zu beſänftigen. Die Zuſchauer zogen ſich ſchon beſtürzt zurück, nur einige enthuſiaſtiſche Naturforſcher und Alterthumsfreunde ſtanden und ſahen aus dem ſichern Aſyl dem vergeblichen Toben der aufgeregten thieriſchen Natur des Herrſchers der Wüſte zu, der furchtbar ſchön in ſeiner Wuth ihnen die Zeit der Thierkämpfe im alten Rom zurückrief — da brach, zum Entſetzen der Verſammlung, plötzlich eine der ſtarken Stangen des Käfigs — eine zweite folgte, und der Löwe drängte mit ſchrecklicher Gewalt gegen das bereits in den Fugen wankende Eiſengitter, die Tatze weit herausſtreckend, haute er mit ſteigender Wuth um ſich, den Kopf ſchon vorwärts in die Lücke preſſend — ein Schrei der Angſt erfüllte das Gebäude — man floh — fiel. Der Eingang war verſchloſſen, dem Zudrängen unberufener Jugend zu wehren — das Brüllen des Löwen verſtärkte — die Gefahr mehrte ſich. — Da ſchrie, wie von einem plötzlichen Entſchluß ergriffen, der verzweifelnde Armagnoli: „Fiora — Fiora!" — und Gaetano ihm nach — „Fiora muß hinein — den Löwen beſänftigen" — mit roher Gewalt ergriff er das bleiche, bebende, halbtodte Mädchen, was noch hinter dem Vorhange weilte. Der Graf, durch

den Lärm aus seinem Hinbrüten aufgerüttelt, war, von den Fliehenden rings umgeben, nicht von seinem Platz gewichen — er starrte den Löwen in seiner noch ohnmächtigen Wuth an — das jugendlich muthige Gemüth, die kühne Furchtlosigkeit seiner kräftigen Natur fand keinen Grund zum Erschrecken, zur Flucht — doch jetzt goß der Name Fiora's erneutes Leben in die Adern des anscheinend kalten Beobachters.

„Wer kann so unsinnig, so barbarisch handeln, das Mädchen dem wüthenden Thiere aufzuopfern!" rief er überlaut, sich vorwärts durch die Flüchtenden Bahn machend — „nimmermehr soll das geschehen!" —

„Es muß sein, Herr!" schrie der geängstete Prinzipal, „es gilt den letzten Versuch — wir sind Alle des Todes, wenn der Löwe noch eine Stange durchbricht" —

„Nur über meine Leiche sollt ihr die Schuldlose opfern," knirschte der Graf, der bis auf wenige Schritte sich zu der halb ohnmächtigen Fiora durchgearbeitet hatte, die Gaetano, roh am Arm fassend, zum Käfig zog, doch ehe er zu ihr gelangte, riß der Italiener schon die Thür des Käfigs auf, und die Unglückliche hineindrängend, verschloß er sie sogleich wieder. —

In erneuten Angstschrei brach die noch anwesende Versammlung aus, von der nur erst einem kleinen Theile die Flucht gelungen war — denn welches Menschenherz hätte unerschüttert die holde Gestalt dem rasenden Thiere hinwerfen sehen — der Löwe wendete sich, als er das Geräusch des Verschließens hörte — er stürzte in blinder Wuth auf die Eintretende zu. —

„Fiora — meine Fiora" — schrie im herzzerreißenden Weh Graf Max, entriß einem ihm naheſtehenden Offizier den Säbel, und eilte Alles vergeſſend nach dem Käfig, die Geliebte, die, wie er jetzt deutlich fühlte, ihm Alles war, zu retten, oder mit ihr zu ſterben — da ereignete ſich das Wunderbarſte — Unerwartetſte — der Löwe, im Begriff in blinder Wuth den erſten Gegenſtand, der ihm zu nahen wagte, zu vernichten, hatte mit den gewaltigen Tatzen augenblicklich Fiora's Kleid gefaßt und zerriſſen — da ſank das bleiche Mädchen auf die Knie Nero — carissimo Nero — hauchte ſie kaum vernehmlich und ſtreckte die Händchen flehend zu ihm empor — und wie in zauberhafter Wandlung ſtutzte das noch eben erſt ſo blutgierige Unthier — er blieb ſtehen — ſtaunte ſie an — zog bei dem bekannten Ton die furchtbaren Klauen zurück — und als ſie noch immer knieend, fortfuhr, mit leiſen Schmeicheltönen zu flüſtern, da legte ſich immer mehr und mehr des Löwen Wuth — er horchte — beſänftigte ſich ſichtbar, und nach wenigen Minuten lag er ruhig und geduldig neben ihr, ſchaute ſie wieder mit dem faſt menſchlich klugen Auge an, und als fühle er ſein Unrecht, drängte er den gewaltigen Kopf an ihre Schulter und ſchmeichelte ihr mit der Treue eines Hundes.

Da brach aber die ſo gewaltſam bis jetzt erhaltene Kraft des zarten Mädchens zuſammen — die Anſpannung wich, mit ihr das Bewußtſein, noch verſuchte ſie ſich aufzurichten, ſank aber, zu Marmor erbleichend, langſam nieder, herab auf die Mähne des Löwen.

Ein neuer Schreck für die erstaunten, kaum beruhigten Zuschauer, deren jetzt freilich nur noch wenige waren. Es leuchtete ein, daß kein Versuch gemacht werden durfte, dem Mädchen zu Hülfe zu kommen, wollte man nicht die kaum besänftigte Wuth des Thieres auf's neue reizen — und wer mochte dann für den Erfolg stehen! — Bebend an allen Gliedern stand Graf Max, die Unmöglichkeit der Hülfe einsehend — seine Zähne schlugen zusammen, in krampfhafter Aufregung arbeitete seine Brust, Höllenqualen im Innern verschließend, starrte er unbeweglich auf die anscheinend todte Geliebte, die der Löwe in angstvoller Hast umkreiſete, bald mit dem ungeheuern Rachen ihre marmorweiße Stirn und Wangen, bald wieder sanft die kalten, leblos herabhängenden Hände berührend. Sein dumpfes, ängstliches Brüllen verkündete seine Angst, die Sorge der thierischen, sich doch vielleicht dunkel bewußten Seele, er könne die treue Gespielin getödtet haben — dieser Zustand der furchtbarsten Spannung dauerte eine ziemliche Weile — unthätig standen in gemessener Entfernung die geängsteten Zeugen der seltsam grausigen Scene — da regte sich endlich Fiora, schlug das schöne, dunkle Auge auf, faßte, wehmüthig lächelnd, die Mähne des Löwen, wie sie öfters zu thun pflegte, und mit dem lebhaftesten Ausdruck froher Ueberraschung schmiegte er sich an sie, ganz anders ward der erst so schauerliche Ton seiner Stimme, ausgelassen in den Bezeigungen seiner Freude, wie vorhin seines Grimmes und Schmerzes, dauerte es lange, ehe sie sich

seiner Liebkosungen erwehren und ihn endlich mit wankenden Schritten verlassen konnte.

Der Graf erholte sich erst in seinem Zimmer völlig — er wußte sie zwar gerettet, geborgen, aber der Nachklang der furchtbaren, eben erlebten Begebenheit stürmte noch fort in seinem Innern. — Er war sich selbst klar geworden, er fühlte, daß er das Mädchen unsäglich liebe, daß ihr Besitz zu seinem Glück nöthig, ja, daß sie ein Theil seiner selbst geworden war. — Aber er empfand auch die Gewalt der Umstände, die bindende Kraft seines Worts, der überall bekannten Verlobung mit Adele, seine Stellung zur Welt, die Ansprüche seines Ranges. — Er erwog, was er wage, ja, wie es fast unmöglich sei, sich dem allen entgegen zu setzen, alle Schranken der Convenienz, hergebrachte Ordnung und Sitte zu übertreten, um seine Liebe zu der Tochter eines obscuren italienischen Menagerie-Inhabers zu befriedigen, seine Hand, seinen Stand und Rang durch ein seiner Ahnen so unrühmliches Band zu beflecken, den Nachkommen des alten rühmlichen Geschlechts einen unauslöschlichen Makel aufzudrücken. — Er hatte zu lange in der Welt gelebt, um nicht seine Stellung darin zu würdigen, er bespöttelte wohl die Vorurtheile seines Standes, doch ohne deren fesselnde Macht durch sein Thun zu verleugnen. Im jugendlichen, überschäumenden Freiheitsschwindel der Zeit, unter den akademischen Genossen mannigfacher Thorheiten, unausführbar kühner Entwürfe und demagogisch-phantastischer Ansichten

Corps um einen Wagen beschäftigt, dessen Dienerschaft schon von ihnen getödtet worden war. Mit einem lebhaften Geschrei und Rufen, daß sie meinen sollten, es seyen unser mehrere, stürze ich auf sie zu, sie können sich nicht gleich in Positur setzen, meine Pistolen treffen zwei, mein Säbel den dritten, und die Uebrigen scheucht die Furcht in die Flucht. In dem Wagen finde ich eine ohnmächtige Dame, in der Blüthe Ihrer Jugend, und auch so schön wie ein Engel. Zwei Bediente hatten sie begleitet, sie und der Postillion lagen getödtet umher. Zum Glück waren die Stränge nicht zerhauen, ich binde mein Pferd an den Wagen und fahre selbst bis ins nächste Dorf. Es war nicht weit. Noch immer lag die Dame ohnmächtig. Wir heben sie aus dem Wagen, und sind um sie beschäftigt. Sie schlägt die Augen auf, erblickt mich, erfährt den Zusammenhang, noch ein Blick des Dankes fällt auf mich, den ich nie vergessen werde, sie will sprechen, da schließt ihr die Ohnmacht wieder den Mund. Nun kann ich nicht länger verziehen, ich muß fort, ich empfehle sie den Leuten dringend an, und sprenge dahin, wo ich beordert war, die Liebe im Herzen.

Karl. Armer Bruder!

hatte er früher oft die Lächerlichkeit veraltet-feudalistischer Grundsätze hervorgezogen, die Unhaltbarkeit des Bestehenden gegen die neuere, gediegene Auffassung der Menschenrechte in feurig exaltirten Reden und Philosophemen analysirt, die Verschiedenheit der Stände belacht, das an der Glut einer zeitgemäßen, aufgeklärtern Generation allmälig verdorrende Laub uralter Stammbäume in dichterischen Ergüssen zu Grabe gesungen, jedes Vorurtheil dieser Art als eine Sünde gegen die gesunde Vernunft erklärt, und im schäumenden Becher des demagogischen Rausches die herrschende Gleichheit aller Stände gefeiert — doch die Zeit der Nüchternheit war nicht fern — sie kam mit dem Abgange von der Universität, mit der Trennung von den Genossen. — Das vornehme, sociale Leben seines Standes nahm den ziemlich Verwilderten unter seine glättende Feile, die Polypenarme der Convenienz umstrickten ihn, leise und unmerklich, aber um so sicherer — er empfand bald mit Behagen den höhern, glänzenden Standpunkt, den ihm das günstige Geschick vor so Vielen angewiesen, die Vortheile und Annehmlichkeiten des Reichthums, die ihn vor Tausenden in den Stand setzten, jeder überwallenden Laune, ja selbst den schrankenlosesten Wünschen, sich wie und wo er nur wollte, hinzugeben. — Der früher demagogisch-philosophische Sansculottismus erschien ihm nun eben so unstatthaft — ja übertrieben und selbst lächerlich, als er sich ihm vordem mit allem Feuer ungezügelter Jugend und völliger Unbekanntschaft dessen, was er verwarf, hingegeben hatte. — Es blieb aber eine vernünftige

Anschauung der Verhältnisse, des wahren Menschenwerths zurück, die bei allen kleinen Schattenseiten im Charakter des Grafen ihm die humane, wahrhaft bezaubernde Liebenswürdigkeit gaben, welche keinen Rangstolz kennt, noch ihm fröhnt, — wenn gleich die eigene Stellung zur Welt und das Bewußtsein dessen, was er ihr schuldig war, ihre Rechte behauptete. So trat denn, selbst als die wahre Liebe zuerst mit aller Kraft der Jugend und seines Temperaments in Fiora's holder Gestalt seine Sinne, dann unwillkürlich auch sein Herz erfaßte, die Gewalt der Verhältnisse, die er in ihrem ganzen, kolossalen Umfange erkannte, einem Riesen gleich, hemmend seinen Wünschen entgegen. — Im Kampfe mit sich selbst hatte er eine schlaflose Nacht zugebracht — düster, entzweit, noch ohne Entschluß und eben deshalb nur um so gereizter, weil er sich seiner Schwäche, die er unmännlich nennen mußte, zu schämen begann, gelang ihm keine Beschäftigung, und mit wahrem Erschrecken vernahm er heute den silberhellen Schlag der kostbaren Uhr, die ihm die sonst so erwünschte Stunde angab, welche ihn gewöhnlich zu Adelen rief.

„Es muß sein," sprach er endlich dumpf grollend vor sich hin — „ermanne Dich, Kingsholm, — ein Thor, wer Vergebliches, Unmögliches von der Närrin erzwingen will, die wir Schicksal nennen — ihre Gunst wird verdienstlos, nur zu oft der Erbärmlichkeit hingeworfen — und ist dann," dachte er unwillkürlich — „ein freud- und liebeloses Eheband, die ärgste von den Launen, mit denen sie den Unsel'gen verhöhnt,

der ihr nicht entgehen kann — das Brandmal der Schande über das gebrochene Wort auf des Mannes Stirn wiegt doch noch schwerer, als ein unwiederbringlich verlornes — nur geahnetes Lebensglück." — Er drückte den Hut auf die finstere Stirn und ging zu Adelen.

Eiskalt empfing ihn die Braut, — sie entzog die schöne Hand, die er ergriffen, um sie an seine Lippen zu führen, alsbald der seinigen, und fragte spöttisch, ob er sich von der gestrigen Alteration im Menagerizwinger erholt habe.

Der Graf, innerlich beklommen, erwiederte leicht hingeworfen eine Schmeichelei und suchte den Faden des Gespräches mit der ihm eigenen Gewandtheit zu wenden; doch Adele, seine Absicht bemerkend, ward dadurch um so erbitterter. — „Nicht doch, Graf," sagte sie mit erzwungenem Lachen, „erst lassen Sie uns von der Tagsneuigkeit, dem gestrigen Vorfall bei Armagnoli, plaudern — in der That," fuhr sie mit gesteigerter Bewegung fort, „die Scene muß ja ganz erstaunlich grossartig und imposant gewesen sein, — der Grimm des Leuen, die Ohnmacht der Schönen, das Zittern und die Exclamationen ihrer Anbeter — dann die allmälige Erholung, die koketten Liebkosungen zwischen dem Löwen und der nicht minder kunstreich dressirten Armide — — es grenzt an das Unglaubliche, zu welcher Vollkommenheit diese gymnastisch-dramatischen Leistungen der ambulanten Gaukler und ihrer Bestien sich in unserm gebildeten Zeitalter erheben — das läßt wahrlich die Joko's, — Hunde des Aubry, und alle Künste des berühmten Mar-

tin noch hinter sich, — die Rolle muß vortrefflich einstudirt gewesen sein, da der Eindruck so gewaltig war." —

„Noch begreife ich nicht, was Sie eine Rolle nennen, theure Adele," sagte der Graf, dem eine tiefe Röthe Stirn und Wangen färbte — „die Entsetzen erregende Wuth des gereizten Löwen und die augenscheinliche Todesgefahr des Mädchens war" — —

„Doch nichts mehr, noch minder als eine Komödie," fiel das Fräulein mit äußerster Schärfe ein, „bei der, wie man allgemein sagt, einer unserer jungen Herren vom Stande sich erniedrigte, die Partie des ersten Liebhabers zu übernehmen — ein Mann that das, der sogar verlobt, und um so mehr wissen mußte, was er sich und seiner Braut schuldig war — der sich herabwürdigen konnte, zum Anbeter einer" —

„Wer unterfing sich," unterbrach sie der Graf, zitternd vor aufloderndem, nur mit äußerster Anstrengung beherrschten Zorn, — „wer wagte es, Ihnen solche nichtswürdige Verleumdung zuzutragen, — den Ruf eines unschuldigen Mädchens befleckend, auch zwischen uns treten zu wollen — ich beschwöre Sie, Adele, — hören Sie mich," fuhr er, als das Auge des Fräuleins mit furienartigem Ausdruck ihn durchbohrte — in gewaltsam unterdrückter Bewegung fort — „hören Sie mich — diese Minute ist wichtig, sie könnte unheilbringend für uns beide werden — sie könnte, selbst im Angesichte des Altars noch — trennen, was für einander bestimmt war". — —

„Der Verlust ließe sich ertragen," warf Adele ver-

ächtlich hin, „ich beneide der Dirne wahrlich nicht die wohlfeile Eroberung“ — — .

„Wirklich?“ — sprach der Graf langsam, und eine tödtliche Kälte gegen die unweibliche Gefährtin der Zukunft zog mit ihren Gift erfüllten Worten in sein Herz, Fiora's holdes Bild in aller Glorie leidender Unschuld und Schönheit hervorrufend — „nun, ich glaube selbst — Sie haben recht — der Wurf ist gefallen — besser spät, als — zu spät!“ — Er wendete sich, ergriff den Hut und schritt mit einer tiefen Verbeugung der Thüre zu.

Da kam Adele zur Besinnung, es leuchtete ihr ein, sie sei zu weit gegangen, des Vaters Warnung fiel ihr schwer auf das Herz — sie sah den Ausdruck kalter, fremder Höflichkeit in seiner Verbeugung, einen unverkennbaren Zug höhnischer Verachtung in seinem geistvollen Gesicht — keinen Schmerz — nicht einmal mehr Zorn — und erblassend vor der Möglichkeit, Alles verloren zu haben, — durch eigene Schuld verloren — gab ihr der Moment und weibliche List noch den letzten Rettungsversuch ein. — Mit ungeheurer Anstrengung den von Heftigkeit zerrütteten Zügen gebietend, daß sie sich ebneten und glätteten, versuchte sie zu lächeln, und flüsterte mit fast wieder gewonnenem Wohllaut: „Sind Sie nicht thörigt, Graf Max — kann ein Scherz, eine kleine wohlverdiente Züchtigung Ihrer Unbesonnenheit Sie zu solcher Extravaganz verleiten?! — O, über die wilden, aufbrausenden Herren der Schöpfung, die doch so leicht Alles mißverstehen, was entfernt ihren Stolz beleidigt,

und selbst bei dem verstellten Zürnen ihrer Dame den rasenden Ajax spielen" — —

„Keine Spiegelfechterei, schönes Fräulein, wenn ich bitten darf," erwiederte der Graf mit kaltem Hohn, „sie fruchtet nichts bei dem Erfahrnen, dem das Theater des weiblichen Herzens zu bekannt ist, um nicht auch hinter die Coulissen schauen zu können, wenn es gilt, die Natter des Neides und bösartiger Schmähsucht in ihrer wahren Gestalt zu erkennen, mag sie sich vor dem Proscenium auch in den bunten, schillernden Farben niemangelnder Schlauheit kleiden." —

Vernichtet von seinen Worten brach Adelens Stolz, wenigstens für den Augenblick, zusammen, und Thränen der Angst und des Schreckens in den schönen Augen, die halb dem Mißlingen ihres Versuchs, halb der nie erfahrnen Demüthigung galten, sprach sie mit bebender Stimme: — „Und selbst wenn ich zu weit gegangen wäre — kann Liebe nicht der Liebe verzeihen, wenn die Furcht" —

Sie vollendete nicht — den Blick voll hingebender, furchtsamer Zärtlichkeit, reichte sie ihm die schöne zitternde Hand. —

Max stand verstummt — er sah in das jetzt wieder so reizende Gesicht, verschönt durch jenen Ausdruck eines ihm sonst fremden Gefühls, durch die langsam, die blühende Wange herabrollende Thräne — das niedergeschlagene Auge — dies Gesicht, welches noch vor wenigen Momenten die unholden Züge einer Erinnys vergegenwärtigte, und in seiner Niedergeschlagenheit, seiner jetzt

wieder mächtig hervortretenden Aehnlichkeit mit Flora ihm jenes liebliche Bild zurückrief — er war entwaffnet — doch zu sehr Kenner des Geschlechts, ward ihm bald klar, was er für Schein, was für Wahrheit zu nehmen hatte. — Die Kamäleonartig wechselnde Farbe täuschte ihn nicht, allein mit sich selbst noch nicht einig, was er thun sollte, sich diesem ihn rings umgarnenden Netze zu entziehen, nur die feste Ueberzeugung in sich tragend, daß er Adelen nach dieser Scene nimmer lieben könne, noch werde, fühlte er die Nothwendigkeit, den Moment zu gewinnen, und auch sie, die Schlaue, die ihn täuschen wollte, zu überlisten. — Er ergriff die dargebotene Hand höflich, aber ohne alle Innigkeit, drückte einen flüchtigen Kuß darauf und sprach mit einem Gesicht, dessen zweideutiges Lächeln und Ausdruck ihr räthselhaft blieb: „Also Waffenstillstand, mein Fräulein! — Ein kluger Feldherr recognoscirt bei Zeiten, schon vor der Schlacht, das Terrain, denn kennt er es, so wird ihn weder der Sieg trunken und unbesonnen, noch der Rückzug entmuthigt sehen — für heute aber ist's wohl besser, die kriegführenden Mächte beziehen die Cantonnirung" — noch eine tiefe Verbeugung, ein sarkastisches Lächeln und — er war verschwunden.

Adele stand eine Weile regungslos — sie hörte seinen schnellen, festen Schritt die Treppe hinab — er verhallte — er kehrte nicht zurück, wie sie erst gehofft — sinnend stand sie noch eine Weile mit heftig arbeitender Brust — dann ward sie scheinbar ruhiger — ein übermüthiger Spott schwebte um die schönen Lippen und

verscheuchte den natürlichen Reiz. — Sie klingelte der Zofe und begann, völlig gefaßt, die zweite Toilette. —

Auf dem Hofballe, der wenige Tage nach jener stürmischen Scene zwischen dem Grafen und Adelen statt fand, sah er die Braut zuerst wieder. Geschmückt mit jedem Reiz, den eine wirklich seltene Schönheit und ausgesuchte Toilette zu geben vermögen, freundlicher und bezaubernder als je, empfing sie seine förmliche, kalte Begrüßung, als sei nichts vorgefallen. Der Fürst näherte sich dem Fräulein, der als Tochter des allmächtigen Günstlings und der Reizendsten des glänzenden Damenkreises allgemein gehuldigt ward, mit ritterlicher Galanterie, sagte ihr verbindliche Worte, und zog mit einer scherzhaft feinen Anspielung auf ihre nahe Verbindung auch den Grafen in das Gespräch. Unfähig sich dem entgegen zu stellen, mußte dieser nothgedrungen in den chevaleresken Ton der Unterhaltung eingehen, an Adelens Seite bleiben, und als bald nachher der Tanz begann, ihr die Hand bieten.

„Sind Sie noch nicht versöhnt, Trotzkopf?“ flüsterte sie mit solchen Schmeicheltönen, daß er, obgleich innerlich kalt, dennoch der Convenienz sich fügen und in diesem Geiste antworten mußte. — Ein ziemlich leeres, nichts sagendes Gespräch füllte nun die Lücke, die der Tanz ließ, und in der nächsten Pause trat der Baron Rollberg zu ihm.

„Weißt Du,“ sprach dieser unbefangen, „daß die schöne Flora den braunen Italiener Gaetano heirathen

wird, und zwar sehr bald, denn die Hochzeit soll, wie man sagt, noch hier gefeiert werden."

„Wer sagt das" — fuhr der Graf heftig auf — „leeres Geschwätz!" — —

„Auf meine Ehre," erwiederte der Baron ruhig, „ich habe es von Armagnoli selbst, und Gaetano" —

„So ist das Mädchen gezwungen worden!" rief Max, so laut und unvorsichtig, daß selbst durch die rauschende Musik mehrere Nahestehende seinen Ausruf vernahmen, und bestürzt über diese Verletzung des Dekorum sich umwendeten und ihn befremdet ansahen.

„Behüte!" antwortete Rollberg, „aber ich bitte Dich, mäßige Deine Heftigkeit, sie fällt auf, bedenke, wo Du bist, man sieht auf uns, — folge mir in jenes Kabinet, ich sage Dir, was ich weiß." —

Sie gingen dahin, fanden es leer — Max warf sich mit ungestüm arbeitender Brust in den Divan und winkte den Baron zu sich — „erzähle nun, was Du weißt," sprach er tiefathmend.

„Ringsholm, Du bist außer Dir — was hast Du mit dem Mädchen — ich bitte, ich beschwöre Dich als Dein wahrer Freund, — man spricht ohnehin jetzt viel und mancherlei von ihr in Beziehung auf Dich — bedenke Deine Verhältnisse, Deine Verbindung" —

„Ich habe bedacht, und dulde keine Zurechtweisung," war des Grafen Antwort — „jetzt sage mir, was Du weißt."

„Nicht viel, und nichts Ausserordentliches — Fiora hat, ohne sich zu weigern, Gaetano's Bewerbung an-

genommen und wird in einigen Tagen mit ihm getraut werden — die Leutchen sind einander schon lange gut, und in der letztern Zeit nur einige kleine Zwistigkeiten, Eifersüchteleien und dergleichen zwischen ihnen vorgefallen, wie mir Vater und Bräutigam sagten; sie ist weder gezwungen, noch überredet — der Gaetano hatte eben ein Billet von ihr erhalten — kennst Du Fiora's Handschrift?" —

Der Graf bejahete stumm. —

„Desto besser! — So lies, — den Weibern dieses Schlags ist nicht zu trauen, und Dich auf einmal zu entzaubern bat ich ihn um den Zettel — er eilte wonnetrunken zu der Braut, und hatte nichts dagegen, daß ich das Billetdour, mit einem Dukaten einlösend, zu mir steckte." —

Kingsholm hielt das Papier in der zitternden Hand — er erkannte augenblicklich — oder glaubte wenigstens Fiora's Schriftzüge zu erkennen, die ihm aus jener Antwort auf seinen ersten Brief unvergeßlich waren. —

— „Ich habe mir Alles überlegt," schrieb sie, „und „bin wohl ein thörigtes Kind gewesen, so lange böse „mit Dir zu thun, und des Vaters Wunsch — unsere „Verbindung — dadurch zu verzögern — ich will Dein „sein, lieber Gaetano, wann Du willst — Du mußt „nur auch vernünftig und nicht gleich so böse sein — das „kleine Abentheuer mit dem Grafen nahmst Du viel zu „genau und schmolltest mit mir, — da ward ich endlich „auch böse — im Grunde bedeutete es doch nichts und ich „trieb nur meinen Scherz mit ihm — er war gar zu

Albrecht. Von dort werde ich weiter ver=
ckt, ſechs Wochen lang bin ich unerläßlich be=
ſtigt, immer von jenem Orte entfernt gehal=
, ich ſchreibe, aber keine Antwort. Immer
ter entfernt mich der Dienſt von jener Ge=
d, wenn werde ich ſie wiederſehn!
Moritz. Für deine Ruhe ſcheint es beſſer,
n es nie geſchäh.
Albrecht. Das meine ich auch, Bruder, und
würde ich den für den glücklichſten Tag mei=
Lebens halten, an welchem ich das reizende
höpf wieder erblickte.

Zehnte Scene.

Vorigen. Lodoiska tritt ein, ſpäter Klärchen.
lbrecht (ſie erblickend). Himmel!
odoiska (ſtaunend). Täuſch ich mich?
Die Andern. Was iſt das?
odoiska. Mein Retter!
lbrecht. Seh' ich Sie wieder!
odoiska. Ja, Sie ſind es ſelbſt. Zwar
ein paar flüchtige Momente konnte ich Sie
Ihnen nicht einmal danken, als die Er=
ung des Schreckens mein Auge wieder ſchloß,
Ihr Bild iſt in dieſen wenigen Augenblicken
f in meine Seele geprägt, daß es wie mein

„närrisch bei seiner Liebeserklärung — Du weißt ja, ich „habe dies schon erzählt — nun zürne mir nicht weiter, „und komm eilig in die Arme Deiner

Fiora."

Wüthend zerriß der Graf das Billet, daß die Stücke rings umher auf den Parketboden flogen. — „Hinweg — auch mit ihr, der Schlange," knirschte er, die Lippen zusammenbeißend, daß eine Blutspur sichtbar ward.

„Aber Kingsholm, bist Du rasend," entgegnete der Baron Rollberg betroffen, „Du willst dem Mädchen zum Verbrechen machen, daß sie Deiner nicht zärtlicher gegen den eifersüchtigen Bräutigam gedacht?! — was verlangst Du von ihr — was überhaupt von einem Weibe dieses Standes — so schön Fiora ist, so mußt Du nicht vergessen, was und wer sie ist — und welche Ansprüche wolltest Du denn an sie machen? — Du kennst und würdest sie doch nicht heirathen wollen?! — also" —

„Genug," unterbrach ihn der Graf bitter lachend, „ich weiß genug, sie ist ein Weib wie alle, ein ganz gewöhnliches, dem nur die oft zur Unzeit freigebige Natur einen sublimern Stempel verlieh, die angeborne Erbärmlichkeit zu decken — laß uns abbrechen!" —

Er stand auf und ging still und geräuschlos durch eine Seitenthüre die Treppe hinab in den anstoßenden Park, die glühende Stirn im scharfen Hauch des rauhen Septemberabends zu kühlen, — ein ungeheurer Schmerz nagte an seinem Herzen — ihn hatte sie verschmäht, seine Briefe unbeantwortet gelassen, ihn selbst zurück-

gewiesen, seinen Liebesworten mit ängstlicher Scheu, seiner Annäherung mit jungfräulichem Stolz entweichend, während ihr ganzes Wesen doch Liebe sprach und athmete — Liebe für ihn, so wähnte er damals, und trat vor dieser Reinheit, dieser Selbstüberwindung zurück, auch seine heißen Wünsche bezwingend, dem seltenen Mädchen nicht nachzustehen — und Alles das sollte erbärmliche Koketterie gewesen sein — sie hätte den gemeinen Italiener heimlich ihm dennoch vorgezogen — geliebt, und spottete seiner in dessen Armen — — „warum auch daran zweifeln?" fragte er das ungestüm schlagende Herz, welches unwillkürlich Fiora's Vertheidigung übernahm, — wäre es anders, warum fügte sie sich so schnell — ihre Hochzeit wollte sie hier — fast unter seinen Augen feiern, während er im Aufruhr seiner wilderregten Gefühle für die Undankbare in Schmerz und Entsagung verging. — —

Er kam in die glänzende Gesellschaft zurück, — düster, bleich, wortarm, — zur namenlosen Pein ward ihm das nichtssagende Gespräch um ihn her, selbst die gediegene Unterhaltung einiger geistreichen Männer, in deren Kreise er sich früher so wohl fühlte. Zerfallen mit sich und der ganzen Welt saß er neben Adelen, deren einschmeichelnde Rede, kaum halb vernommen, achtlos an seinem Ohre vorüberflatterte, bis die Zeit des Aufbruchs nahete und er die Verlobte zum Wagen begleitend, das Ende der heutigen Qual sah.

Erst nach einer Stunde verließ Adele das Kabinet des Vaters, der vom Spieltische aus einen Blick in das

Gesicht des künftigen Eidams gethan, und den Commentar zu diesem Blick vom Baron Rollberg empfangen hatte. Glühend vor innerer Bewegung, mit einem furchtbaren Lächeln und der Miene befriedigter Rache rauschte Adele, noch im prächtigen Ballkleide, ihrem Zimmer zu, und der Minister ertheilte gleichgültig seinem Kammerdiener den Auftrag, morgen Signor Gaetano zu ihm zu rufen.

Am Abend des nächsten Tages erschien Gaetano, wie ihm befohlen, im Kabinet des Ministers, finstern Gesichts verkündete er dem hohen Gönner, daß Fiora unbeweglich bei ihrer Weigerung, ihm zum Altare zu folgen, bleibe, daß weder Zureden, noch Härte, weder Einsperren, noch Hunger, ja selbst die thätliche Züchtigung des Vaters nicht vermöge ihren Starrsinn zu beugen — „sie verschmäht mich," sagte, zähneknirschend, der Italiener — „ich weiß, die Dirne hat hochfahrende Gedanken — der Conte hat ihr den Kopf verrückt — sie droht im schlimmsten Falle, wenn man sie auf das Aeußerste bringe, — seinen Schutz anzuflehen — sie wird ihn verlangen — sie wird" —

„Nicht wird sie, junger Mensch," sagte d'Herville kalt, aber innerlich ergrimmt — „der Brief hat seine Wirkung gethan — der Graf verachtet sie — aber dennoch will ich ganz sicher sein, — Ihr steht mir dafür, daß das Mädchen binnen jetzt und drei Tagen Euer Weib oder — nicht fähig ist, irgend noch Aufsehen zu erregen."

„Excellenz haben gut reden," lachte Gaetano hämisch — „was sollen wir mit ihr machen — das weint

und ſchluchzt und geberdet ſich, daß ſchon die Hausgenoſſen, die ſämmtlich in die Dirne vernarrt ſind, unruhig geworden ſind, und den Armagnoli bedroht haben, Anzeige zu machen, wenn er ſie länger mißhandele und einſperre — maledetto conte — tu me la pagherai — saprò ben io vendicar mene — (Du ſollſt mir dafür büßen — ich werde Mittel finden, mich zu rächen) — aber ſie hat mir's angethan — per bacco! — ſie muß mein Weib werden, oder" — —

„Oder?" — fragte lauernd der Miniſter — „wie dann, wenn der Graf die Sache erfährt, wie ſie iſt, ſich drein miſcht und ſein Liebchen entführt?! — dann hat der wackere Gaetano das Nachſehen." —

„Das ſoll er nicht — beim Satan!" — fletſchte der Gereizte die weißen Zähne, und ein tigerartiger Ausdruck verzerrte das widrige Geſicht, indem er das Stilet ergriff — — „dann ſoll mein guter Dolch ihm und ihr die Luſt auf ewig vertreiben" —

„Das iſt ein anderes," meinte der Miniſter, anſcheinend gleichgültig, doch innerlich erfreut, den willkommenen Bundesgenoſſen endlich dahin zu haben, wo er wünſchte, „ja, ja, Eva war es, die den erſten Mann verführte — ich könnte es Euch nicht verdenken, wenn Ihr es nicht zum Aeußerſten wollt kommen laſſen, und die Braut, die Euch höhnend verſchmäht, lieber todt als in eines Andern Armen ſehen."

„Verlaßt Euch drauf, Signor, der Gaetano hält Wort," ſagte Jener, mit einer unzweideutigen Bewegung das Stilet ſchwingend und ſteckte es dann ein,

während der Minister, fast wie absichtslos, eine volle Börse in seine Hand gleiten ließ, und mit den Worten: „ich wünsche das beste Gelingen Eures Vorhabens" — das Entlassungszeichen gab.

Mit vor Freude und Habgier blitzenden Augen verbarg der Beschenkte die reiche Gabe — „Ihr sollt mit mir zufrieden sein" grüßte er und verschwand.

Der Minister sah ihm nach — „das wäre geordnet," dachte er selbstzufrieden — „es bleibt kein anderes Mittel mehr — es ist die höchste Zeit — der Graf könnte erfahren, daß er getäuscht ward — will sie den Burschen nicht, so muß sie sterben — lebend ist sie für Kingsholm erreichbar — ihr Tod allein giebt Sicherheit für meine Wünsche, für Adelens Ruhe — was wiegt auch das Leben eines schwachen, unbedeutenden Mädchens gegen meine Entwürfe!" —

Und ruhig, wie im Bewußtsein einer guten That, suchte er das Lager.

Wunderlich ist das Reich der Träume — dieser phantastische Zustand zwischen Schlaf und Wachen — dieses Eingreifen einer unbekannten Macht, die aus Wirklichem, Geschehenem und Nicht-Geschehenem, aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, geheimnißvolle Gebilde webt, Gestalten und Begebenheiten, längst verrauscht, wieder erneut und dem innern Sinne vorüberführt, selbst das Grab öffnet, daß der entschlummerten Lieben himmlisch verklärtes Bild mit den bekannten unvergeßlich theuern Zügen hervortritt und zu uns spricht — mit den lieben, treuen Augen, die längst Staub ge-

worden, wieder in unsere schaut, der verschollene Ton der theuern Stimme in unser Ohr bringt, und die selige Vergangenheit, neu geschenkt, auf kurze Momente zur Gegenwart wird — aber ach! — zu kurz nur ist dieses Schattenglück! — — in des Träumenden, Verlassenen Gemüth, der nie wieder froh werden kann — der zu ewigem Gram bestimmt ist, bringt selbst diese geistige Wiederkehr keine Freude — denn unbewußt hält der innere Mensch den gewohnten Schmerz auch im Traume fest — vermag nicht sich des Wiedersehens der geliebten Gestalt ungetrübt zu freuen — das Bewußtsein, nur im Geisterreiche zu walten, den verklärten Gegenstand nur als überſinnliche Erscheinung zu besitzen, drückt gewaltsam den Aufschwung der Freude nieder — er empfindet dunkel — nichts Wirkliches wird ihm gegeben — er bleibt verarmt — nur ein Blick in das verlorene Eden ist ihm vergönnt — — — — !! — Verhülltes Jenseits — warum bist du so mystisch und unbegreiflich — warum zögert dein Trost diesseits des Grabes und wäre doch als sicherer Bürge der einzige rettende Pharus des Untergehenden, im sturmbewegten Meere endlosen Schmerzes!! —

Auch in des Ministers unruhigen, oft unterbrochenen Träumen zogen in dieser Nacht Gestalten vorüber, die seiner Erinnerung fast ganz entschwunden, kaum noch in ihrem äußersten Hintergrunde schlummernd, — neu und hell auftauchten, die ferne Vergangenheit heraufbeschwörend; doch was diese Vergangenheit für Stoff

liefern konnte, das findet der Leſer in den folgenden Blättern.

Am Hofe König Joachim Murat's, des liebenswürdigſten und ritterlichſten Helden ſeiner bewegten Zeit, verſammelte ein glänzender Ball den größten Theil der courfähigen, ſchönen Welt Neapels in dem prachtvoll geſchmückten Saale der ohnfern der Stadt am Meeresufer himmliſchſchön gelegenen Villa, wo die Königin Annunciade Caroline, die jüngſte der Napoleoniden, vorzugsweiſe gern weilte, und der zärtliche Gatte auch diesmal ihr Namensfeſt feierte. Das Souper ſollte bald beginnen, und der König, gemüthlich und herablaſſend, heute beſonders in der froheſten Stimmung näherte ſich dem von Schmuck und Schönheit ſtrahlenden Kreiſe der Damen.

„Erlauben Sie mir wohl, Madame," wendete er ſich verbindlich zu einer hohen, junoniſchen Geſtalt, die im purpurfarbenen, mit Silber durchwirkten Kleide, das nachtſchwarze Haar mit Brillanten durchflochten, zur Seite der Königin, ſich bei ſeiner Anrede erhob — „erlauben Sie mir wohl, Ihnen nachher den Baron d'Herville, der, einige Tage hier verweilend, morgen in der Eigenſchaft eines Bevollmächtigten des deutſchen Großherzogs v. ** nach Ihrem Hofe abgehen wird — vorſtellen zu dürfen? — Zwar iſt es gegen die Etikette," ſetzte er ſchalkhaft hinzu, „ihn der Regentin zu präſentiren, ehe er an Ort und Stelle ſich in ſeiner Qualität beglaubigt und die officielle Erlaubniß empfangen hat —

aber bei einem ländlichen Feſte, wie dieſes, glaubte ich, verdiene der überaus liebenswürdige junge Mann, den ich früher in Paris kennen und ſchätzen lernte, die Auszeichnung, einer der Reizendſten ihres Geſchlechts früher als am Fürſtenſtuhle zu nahen."

Die Herzogin lächelte anmuthig, gewährend den verbindlichen Worten des Königs, der Feuerblick ihres großen, ſchwarzen Auges flog dabei ſuchend zu der Reihe der Männer hinüber, die mit Stern und Orden geſchmückt auf der andern Seite des Saales weilten — ob etwa der Erwähnte durch irgend einen in die Augen fallenden Vorzug die Empfehlung des Königs rechtfertigen möge. — „Ihr Wunſch, Sire, iſt genug, die etwaige Verletzung der Etikette zu entſchuldigen," erwiederte ſie mit dem melodiſchen Sprachlaut der Italienerin, ſich mit Grazie verneigend — „der Baron iſt Franzoſe, wie ſein Name verräth, und ſonach durch Geburt und Ew. Majeſtät Wohlwollen mir doppelt empfohlen."

„Ich bin Ihnen ſehr verbunden, Madame," entgegnete der König heiter, die feine Schmeichelei der ſchönen Frau dankbar erkennend, „allerdings iſt der Baron von Geburt mein Landsmann, doch ſchon zur Zeit des Sturzes der Bourbonen als Knabe mit ſeinem Vater nach Deutſchland gegangen und ſelbſt nach deſſen Tode dort geblieben, da er ſich, wie er mir verſicherte, völlig acclimatiſirt und ſeine Fortune dergeſtalt gemacht hat, daß er einen bedeutenden Poſten bei dem Großherzoge von *** bekleidet und ihm die höchſten Würden des Ländchens erreichbar ſind — auch ſeine diesmalige Sendung

an Ihren Hof, Madame, verbürgt das besondere Vertrauen seines Fürsten, wie er mir gestand."

Die Herzogin erröthete flüchtig, und eine leicht verzeihliche weibliche Neugier, was der schöne Mann, der sich jetzt eben in ehrerbietiger Entfernung zeigte, und von dem Könige bemerkt, sich zu nähern veranlaßt und ihr vorgestellt ward, wohl verlangen möge, — regte sich in ihr. — Mit der angebornen, fast stolzen Hoheit, die ihr eigen, aber doch mit bezaubernder Anmuth empfing und erwiederte sie die ehrerbietige und feine Rede des Barons; — eine Weile nahm der König, der die Pflichten des liebenswürdigen Wirths im zwanglosen Cirkel nie vergaß, regen Antheil an dem sich immer lebhafter fortspinnenden Gespräch, dann, zu weiterer Repräsentation veranlaßt, entfernte er sich, und die Conversation Beider dauerte mit gleicher Lebendigkeit und Interesse fort. —

Die Herzogin Naide **** war noch in der Blüthe der Jahre Wittwe geworden, und der einzige, jetzt kaum zehnjährige Sohn sollte nach des verstorbenen Herzogs ausdrücklicher Verfügung unter Vormundschaft der Mutter das Ende der Minderjährigkeit erwarten. So schön als klug, gewandt als schlau, verstand sie es bald, die ihr nach des Gemahls Willen beigegebenen Räthe und Mitvormünder eben so für sich zu gewinnen, als ihnen zur rechten Zeit zu imponiren, so daß des Ländchens Verwaltung fast allein durch ihren Kopf und ihre Hände ging. Allein nicht übler waren deshalb die Unterthanen daran, denn die Herzogin, zwar feurig, lei-

denschaftlich und leichtsinnig, war dennoch nicht böse, liebte den einzigen Sohn zärtlich, und sah sich zu gern vom Volke vergöttert, um ihm nicht eine gnädige, milde Regentin zu sein. — Italienerin im ganzen Sinne des Worts, fehlte es dabei nicht, daß die noch immer sehr schöne Frau auch in ihrer Umgebung einen Kreis von Anbetern hatte, der zwar wie zu einer Göttin zu ihr emporblickte, sie in schmachtenden Canzonen und kühnen Blicken feierte, daß aber auch manche kleine, mehr oder minder harmlose oder verfängliche Anekdoten sich in den geheimen Cirkeln des Hofs von ihrer nicht zu großen Sprödigkeit in's Ohr gesagt wurden; doch wagte es Niemand, ihren Ruf anzutasten, und die Herzogin, deren imponirende Haltung selbst nicht geringen Stolz verrieth, die ihrem Range, wenigstens öffentlich, nie etwas vergab, galt immer und überall als das Vorbild einer liebenswürdigen Frau und Mutter.

Von jenem Feste in Neapel erst seit einigen Tagen nach ihrer Residenz zurückgekehrt, vernahm die Herzogin auch bald die officielle Meldung von der Ankunft des Baron d'Herville, der im Auftrage seines deutschen Hofes der Herzogin Vormünderin die Offerte zu einem, wie versichert ward, für beide Theile gleich vortheilhaften Geschäftsvertrage thun sollte. Seine Papiere, die er bald nach der ersten Audienz präsentirte, gaben nähern Aufschluß über die Natur dieses Geschäfts.

Der ältere Bruder des verstorbenen Herzogs, ein geist- und gemüthvoller Prinz, und zur Regierung bestimmt, machte als Erbprinz eine Reise nach Deutsch-

Dank nur mit dem letzten Augenblicke meines Lebens verlöschen wird.

Albrecht. Noch kann ich nicht zu mir selbst kommen. In der Minute, da ich erzähle, da ich von Ihnen spreche —

Karl. Ja, es ist unsre gute Schwester Lodoiska. Sie gehört zu der Freundes-Familie, in der unser guter Vater jetzt weilte, uns sandte er sie zu, daß sie fester das Band so zwischen uns schlinge.

Lodoiska. Und hier habe ich Brüder und Schwestern gefunden. Und nun auch Sie! meinen Retter!

Albrecht. O! väterliches Haus, welches neue Glück gewährst du mir!

Lodoiska. Wie schmerzte es mich, außer Stand zu seyn, Ihnen Nachricht von mir geben zu können, denn zum Unglück hatten Sie in jenem Dorfe in der Eil Ihren Namen zu nennen vergessen, oder nicht nennen wollen, daß Ihre schöne That noch uneigennütziger werde. Ein glückliches Zusammentreffen entführte mich schnell jenem Orte, wo ich mich doch nicht recht sicher zu seyn vermeinte. Einer meiner Onkel fuhr ohngefähr zwei Stunden, nachdem Sie uns verlas-

land. Jung und feurig, lernte er die schöne junge Grä-
fin Norfels, eine reiche Waise, und der Seitenlinie des
fürstlichen Hauses, in dessen Diensten jetzt d'Herville
stand, nahe verwandt, kennen, und eine heftige, bald
erwiederte Leidenschaft knüpfte sich an diese Bekannt-
schaft. Prinz Giulio, eben so sittlich und edel als feurig,
dachte nicht daran, den Besitz der Geliebten anders als
mit ihrer Hand zu erringen, und meldete seinem Vater
ganz offen, wie er die künftige Gebieterin des Landes
und seines Herzens gefunden, und die feste Ueberzeu-
gung habe, die Convenienz werde seiner Wahl nicht
entgegen sein, da nicht allein das ganze Glück seines
Lebens davon abhänge, sondern — mangle ihr gleich
der Fürstenstand — sie doch vom alten edeln Geschlecht
und im Besitz jeder weiblichen und fürstlichen Tugend
sei. — Aber die Antwort des alten erzürnten Herzogs
schnitt den Liebenden jede Hoffnung ab — „er habe be-
reits für ihn gewählt," schrieb er zurück, „der Fluch des
Vaters bedrohe ihn, das Recht der Erbfolge entgehe ihm,
wenn er dieser Thorheit länger nachhänge" — und ge-
bot dem Sohne augenblickliche Rückkehr. — Der Prinz
zögerte, er glaubte seinen Vater besser zu kennen, und
meinte, dem Unabänderlichen werde er sich fügen, wenn
es einmal geschehen sei; — so drang er in die Gräfin,
ihm heimlich die Hand am Traualtare zu reichen, dann
wolle er nach der Heimath zurück und den Vater zu ver-
söhnen suchen. — Sie gab endlich seinem Flehen und
dem eignen Herzen nach, doch nur unter der Bedingung,
daß der Prinz darein willige, sie bis nach der Entscheidung

ihres Schicksals in Deutschland zu lassen, so schwer es ihr auch werde, sich von ihm zu trennen. — Er gelobte es anfangs, doch als sie die Seinige geworden, war der junge liebende Gatte nicht zu der Trennung zu bewegen. Mit der Beredtsamkeit, welche nur der Liebe eigen ist, wenn sie fürchtet, den angebeteten Gegenstand zu missen, suchte er ihre Zweifel, die düstern Besorgnisse, die nicht aus der sonst so vorurtheilsfreien Seele der Gräfin weichen wollten, zu zerstreuen — er bat, beschwor, flehete, schmeichelte, und sie gab endlich nach, ihn zu begleiten und zwar, um dem ersten, vielleicht übeln Empfange auszuweichen, in männlicher Kleidung.

Aber der Verrath schläft nie — auch dem alten Herzoge war kund geworden, daß in des Prinzen Begleitung ein schöner Page, und dieser Niemand anders, als dessen Geliebte sei, die — auch das erfuhr er endlich — bereits durch heilige Bande mit Giulio vereinigt und dessen rechtmäßige Gattin geworden. — Er schäumte — tobte — — doch sein Minister, ein abgefeimter Böswicht, lächelte, und beruhigte ihn mit wenigen Worten, und der Bitte, nur ihn sorgen zu lassen, in kurzem solle Alles zu seiner völligen Zufriedenheit abgemacht sein. — So ward der Prinz denn einige Stunden von der Residenz, bei halber Dämmerung, auf einem alten Jagdschlosse, wo er den Wechsel der Pferde erwartete, im Namen des Herzogs arretirt, trotz seiner Vorstellungen und selbst verzweifelten Gegenwehr überwältigt und in ein festes Gemach geführt, wo doppelte Wachen vor Thür und Fenstern ihm das Entfliehen unmöglich

machten; am Morgen aber fand man den Leichnam des schönen Pagen, von mehr denn zwanzig Dolchstichen durchbohrt, im Vorhofe des Schlosses, und der rohe Barbar hatte die raffinirte Grausamkeit, dem Prinzen die Entseelte auf sein Zimmer tragen zu lassen, mit der Bemerkung, er möge bezeugen, ob der Ermordete, den man in diesem Zustande gefunden, wirklich sein Diener sei.

Der wüthende Schmerz des Unglücklichen brach in furchtbare Raserei aus — er warf sich über den erstarrten Körper der Gattin, und raufte sich das Haar aus — er lachte und weinte — und der Wahnsinn griff mit ehernen Krallen in sein gebrochenes Herz. Sich selbst klagte er des Mordes an, denn nur seine Bitten hatten die Geliebte vermocht, ihre düstern Ahnungen unterdrückend, ihm zu folgen — so trat eine fürchterliche Gewissensqual mit seinem Schmerze in den Bund, ihn zu vernichten — doch der starke, ungeschwächte Körper überdauerte den gemarterten Geist — er starb nicht, aber unheilbar war das Licht des einst so hellen Verstandes erloschen. Die Raserei schwand endlich vor den zahllosen Mitteln, welche die erfinderische Kunst der Aerzte aufbot, die von dem zu spät bereuenden Vater berufen, aus den äußersten Enden Italiens herbeiströmten, Genesung zu versuchen — aber ein stiller, finsterer Blödsinn, eine fürchterliche Selbstpeinigung trat an dessen Stelle. — Gleich einem Mönch der strengsten Observanz lebte fortan der unglückliche Prinz, und selten nur rang sich ein Wort von seinen verwelkten Lippen; nie verließ er sein Gemach in dem alten Jagdschlosse, dasselbe,

wo der blutende Körper der Gattin zu seinen Füßen gelegen hatte.

So lebte er viele Jahre still sein verödetes Dasein hin, und sein Name, wie sein Geschick, klang nur selten, wie eine halbverschollene Sage, noch im Munde des Volks, denn die höhern Stände und Alles, was in Berührung mit dem Hofe kam, scheueten diesen Gegenstand, der unsanft die Verhältnisse des Herrscherhauses berührte, zu erwähnen. — Der jüngere Bruder war zur Regierung gekommen, doch starb er früher, als der irrsinnige Greis das müde Auge schloß. — Vor Giulio's Tode aber kehrte noch auf wenige Stunden die völlige Besinnung zurück, und er benutzte sie, sein Testament zu machen, in welchem er die deutschen, sehr bedeutenden Güter seiner ermordeten Gattin seinem Neffen, dem Sohne des Herzogs, zwar vermachte, doch mit dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß solche nie verkauft oder abgetreten werden sollten, weil da, wo er die einzig glückliche Zeit seines Lebens genossen, und wie er jetzt wußte, auch sie schlummerte — denn die Treue ihrer Dienerschaft hatte die entseelten Ueberreste der Gebietrin nach dem entfernten Stammsitze im Vaterlande gebracht — er an ihrer Seite zu ruhen die Verfügung getroffen hatte, — darum sollten jene Güter nie in fremde Hände übergehen.

Ein Codicill, dem Testamente noch besonders hinzugefügt, behandelte diesen Gegenstand nochmals allein, und mit der ängstlichsten Ausführbarkeit, jeden einzelnen Punkt berücksichtigend, war der Bau einer pracht-

vollen Grabcapelle, die Stiftung einer ewigen Lampe, die mit fürstlicher Freigebigkeit festgesetzte Dotation eines Geistlichen, der zum Lesen zahlloser Seelenmessen für die beiden dort ruhenden Gatten angestellt werden sollte, und hundert ähnliche Dinge bedacht, und unter die besondere Aufsicht eines namhaft gemachten Beamten, der für die genaue Vollziehung verantwortlich war, gesetzt.

Jahre waren seitdem verstrichen, beide Fürsten längst todt, und das Testament sammt dem Codicill bestand unangefochten in voller Kraft, da erschien jetzt der Baron d'Herville als Bevollmächtigter seines Hofes, mit dem Ansinnen, jene Güter, die doch ursprünglich deutsch, seit so langer Zeit unter italienischer Oberherrschaft standen, wieder acquiriren zu können und eine bedeutende Geldsumme als Entschädigung dafür anzunehmen. Er leitete sein Geschäft ein, doch die Antwort des Ministeriums versprach kein erwünschtes Resultat. — Der Baron, als gewandter Diplomat hierdurch keineswegs abgeschreckt, wendete ein, wie eine so verjährte Verfügung, die durch die veränderten Zeitumstände jetzt als ganz unstatthaft erscheine, fast nicht mehr zu respektiren sein dürfte, er stellte die Behauptung auf, daß die kostspielige Unterhaltung der nöthigen Officianten in dem fernen Lande, wo der Verschiedenheit der Verhältnisse wegen keine Verwaltung genau zu controliren sei, dem Interesse der Regierung eher entgegen als förderlich sein müsse, und die Einkünfte der Güter, über die man genaue Erkundigung eingezogen, bei weitem unzulänglich seien, jene zu decken. — Das Achselzucken des Mini-

sters, die Versicherung, wie es unmöglich sei, dem Buchstaben des Gesetzes, wie des annoch vorhandenen ausdrücklich ausgesprochenen Willens des fürstlichen Erblassers entgegen zu handeln, ward ihm zur Antwort. — Jetzt ließ d'Herville, dem der gemessene Auftrag geworden, nichts unversucht zu lassen, die letzte Mine springen. Eine geschickte Hindeutung, wie sein Souverän jede Bemühung, die Sache zu arrondiren privatim anerkennen und belohnen werde, ein kostbarer Brillantring, der Gemahlin des Ministers zum Namenstage zu Füßen gelegt, und ihm selbst der Hausorden seines Hofes an dem nämlichen Tage mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken überreicht, machten den Marchese Rivoli endlich geschmeidig, und mit einem feinen Lächeln entfiel ihm unter vier Augen mit dem Baron, wie von ungefähr die Bemerkung, daß vielleicht der allerhöchste Wille der durchlauchtigsten Herzogin Vormünderin einigen Einfluß üben, und veranlassen könnte zu untersuchen, ob die uralte bestehende Verfügung dem jetzigen Interesse der Finanzverwaltung nicht entgegen und als das Resultat der allbekannten Geistesverwirrung des längst verstäubten hohen Testators zu annulliren sei — „die durchlauchtigste Frau," fügte er mit Betonung hinzu, „ist eine so kluge als schöne und liebenswürdige Dame, — dabei feurig und gefühlvoll — eine genaue Darstellung der Sache durch Sie selbst — durch das Erregen des hohen Interesses dürfte vielleicht an ihrem Platze sein — und das Weitere bei einem so galanten und umsichtigen Sachwalter sich finden."

D'Herville verstand — dachte eine Stunde nach, und der Plan war fertig — er wollte recht sicher gehen, darum beschloß er langsam zu operiren. — Bei der nächsten Gelegenheit nahete er der Herzogin in allem Glanze männlicher Liebenswürdigkeit, und wie geblendet von den Strahlen ihrer Schönheit und Anmuth, schien er das Geschäft gänzlich vergessen zu haben. Sie hatte, den Ruhm einer consequenten und umsichtigen Regentin festhalten wollend, bei seiner Ankunft nicht so bald die Art seiner Aufträge vernommen, als sie sich gegen die versammelten Räthe erklärte, nichts in einer Sache zu thun, die der durch den Willen ihres verstorbenen Gemahls bekräftigten Bestimmung entgegen sei. So war es ihr lieb, daß der schöne, gewandte Mann, der bereits ihr Interesse zu erregen begann, die unangenehme Angelegenheit gegen sie ignorirte, ja sie gewahrte bald mit geheimen Entzücken, wie er, in ihrem Anschauen verloren, sich so tief in den Fesseln ihrer Reize verstrickt habe, daß jene Angelegenheit ihn gar nicht mehr zu beschäftigen scheine, und er nur nothgedrungen, den Aufträgen seines Hofes zu Folge, dabei noch verweile. — Der Schlaue bemerkte bald die erwachende Leidenschaft der Herzogin und triumphirte. Bei allen Bällen und Hoffesten an ihrer Seite, anscheinend trunken von ihrer Liebenswürdigkeit, deutete er zuweilen, wenn die Erwiederung seiner Flamme ihm aus ihren feuchten Augen, wenn gleich noch wortlos, entgegenstrahlte — mit leisen Seufzern darauf hin, wie bei dem augenscheinlich ungünstigen Erfolge seiner Sendung die

Zeit der Abreiſe ſich immer mehr nähere, und er mit der Todeswunde ſeiner Ruhe ſcheiden müſſe. — Und wenn dann die Fürſtin, obgleich mit pochendem Herzen und halben Worten, ſcheinbar gereizt, einzelne Bemerkungen über den Wankelmuth der Männer hinwarf, die, nur der Veränderlichkeit ergeben, ſich raſtlos dem Neuen zuneigten, als willkommnen Vorwand zur Entfernung gern den Drang der Pflicht benutzend, neue, ſüßere Bande zu knüpfen, — ſo ſtarrte d'Herville entweder nach einem glühenden Blicke auf die ſchöne Zürnende, im beredten Schweigen, düſter das lockige Haupt ſchüttelnd, vor ſich hin, oder er murmelte auch wohl eine emphatiſche Verwünſchung des Schickſals, das im Bunde mit den böſen Mächten ſtehe, die all ſein Beſtreben vereitelten und ihm zugleich die Möglichkeit raubten, länger da zu bleiben, wo allein ſein Glück und Sehnen ſei.

Erröthend ſchwieg dann die Fürſtin, und gab vielleicht nur gezwungen die Fortſetzung eines Geſprächs auf, was ihr außerdem ſo intereſſant war. — So vergingen Wochen — Monate, — und der Geſandte konnte den dringenden Fragen ſeines Hofes, wie weit ſeine Bemühungen gediehen, — noch immer kein erwünſchtes Reſultat entgegnen. — Er hätte verzweifeln mögen, denn ſeit er die heimliche Neigung der Fürſtin für ſich erkannt, hatte er im übermüthigen Selbſtvertrauen, ohne über das Wie und Wodurch ſich irgend zu erklären, ſeiner Behörde triumphirend die Anzeige gemacht, binnen kurzer Zeit das in ihn geſetzte Vertrauen vollkommen zu rechtfertigen und den erwünſchteſten Abſchluß

der Verhandlungen erklären zu können — und jetzt schien sich durch die unerwartete Standhaftigkeit der Fürstin ein Hinderniß aufzuthürmen, an das er nicht mehr gedacht! — So sollte denn der letzte Versuch gewagt werden. Auf einer Landpartie, wo ein furchtbarer Regenguß — wie einst unter gleichen Umständen den berühmten Trojanerheros mit der schönen Dido — auch den Baron mit der Herzogin in dem engen Raum eines kleinen Pavillons Zuflucht suchen ließ — wagte er einen gewaltsamen Sturm auf ihr Herz, stürzte zu ihren Füßen und stammelte in abgebrochenen Worten seine unbezwingliche Leidenschaft. — Die Fürstin, entzückt, wenn gleich nicht eben überrascht, sank in seine Arme, und das zärtliche Paar, Alles um sich her vergessend, fiel in dieselben Netze, die weiland Amor dem Aeneas und der schönen Wittwe des Sichäos gelegt. — — —

Seit diesem Tage war Alles verändert, der Baron triumphirte nun wirklich, denn blindlings ergab sich die Fürstin der neuen, wie es schien, so glühend erwiederten Leidenschaft. — Was hätte sie dem Geliebten jetzt noch versagen können, wenn er von Trennung, von der unvermeidlich nahen Abreise sprach, die das Mißlingen seines Geschäfts herbeiführen müsse — die zu umgehen, in unbestimmte Ferne hinaus zu schieben es nur ein Mittel gebe — Vernichtung des famösen Codicill, — wo dann die Geschäfte beim Abgang der alten und Antritt der neuen Regierung sich dergestalt in das Unendliche ausdehnen würden, daß bis zur völligen Regulirung auf Monate — vielleicht Jahre ungestörten Beisammen-

seins im Genusse ihrer glücklichen Liebe zu rechnen sei. D'Herville zeigte ihr einen Brief seines Vorgesetzten, der ihm, im Fall sich die italienische Regierung nun nicht geneigt zum Abschluß des Geschäfts zeige, augenblickliche Abreise gebot, und — Naide, unfähig dieser Alternative zu widerstehen, gab ihr Wort. — Wenige Tage nachher ward der Behörde die Annullirung des veralteten, den Zeitumständen nicht mehr angemessenen Testament-Anhangs geboten, der darauf bezügliche Punkt im Testamente selbst gelöscht, bald darauf der neue Vertrag als eine bedeutende Verbesserung der finanziellen Verhältnisse bekannt gemacht, und auch sogleich durch die rastlose Thätigkeit des Bevollmächtigten in volle Kraft gesetzt.

So war denn das schwere Werk glücklich vollbracht, der Courier, der von d'Herville gesendet, die willkommene Botschaft nach Deutschland trug, brachte, außer der schmeichelhaftesten Anerkennung des Souveräns, ihm das Großkreuz des Ordens, und die gewisse Aussicht auf die höchste Charge, die sein Ehrgeiz nur wünschen konnte. Doch erhielt er zugleich Nachrichten, die, seine Privatverhältnisse betreffend, ihm baldige Rückkehr wünschenswerth machten; — was wollte er auch noch länger hier — die Leidenschaft zu der schönen Herzogin — wenn sie je wirklich vorhanden — war kühl geworden, seit ihm nichts mehr zu wünschen blieb — der seinem Vaterlande geleistete Dienst aber öffnete ihm die Bahn zu den höchsten Ehrenstellen — zu dem ersten Platz am Throne, — die Gattin war gestorben — die dreijährige

sen hatten, dieselbe Straße, und nahm mich, da ich mich bald nach jener letzten Ohnmacht wieder erholte, mit auf sein Schloß. Als ich die Augen aufschlug, war meine erste Frage wieder nach meinem Retter, aber die Pflicht hatte Sie schon fortgetrieben. Ich weinte Ihnen Thränen des Dankes nach. Aber das Gefühl dessen, was ich Ihnen schuldig geworden war, blieb für ewig in meiner Brust zurück.

Albrecht. Nichts sind Sie mir, ich Ihnen alles schuldig. Das Bewußtseyn, einem solchen edlen Wesen gedient zu haben, ist die erquickendste Blume auf dem Pfade meines Lebens. Wohl mir nur, daß ich Sie wiedergesehn habe, daß ich gewiß weiß, Sie sind völlig hergestellt, sind glücklich, und jener unglückliche Auftritt hat wenigstens für Sie keine traurigen Folgen gehabt.

Lodoiska. Ich bin völlig hergestellt, und fehlte mir noch etwas, daß ich meinen Dank Ihnen nicht laut hatte sagen können, so ist auch dies drückende Gefühl nun von meiner Brust, und mit Freuden nenne und fühle ich mich Ihnen ewig verpflichtet. O! daß ich Ihrem theuern Vater, den ich bald darauf im Schooße meiner Familie persönlich kennen, und nach

Tochter bedurfte seiner väterlichen Sorge — so lauteten die Briefe, die ihn nach der Heimath riefen — seine Unruhe wuchs mit jedem Tage, den er noch, des Anstandes wegen, in **** verweilen mußte.

Die Herzogin sah bald und zu spät ein, daß der Geliebte, seit sie seinen Wünschen Alles geopfert, ein Anderer geworden, daß er, unruhig und zerstreut, wenig Sinn mehr für ihre Zärtlichkeit zeigend, fast nur noch mit Zwang verweile. — Zu stolz, irgend Jemand errathen zu lassen, was sie sich selbst kaum gestehen mochte — sogar ihre tiefe Reue über das Geschehene in sich verschließend, zog sie sich mit Anstand, so viel es thunlich war, zurück, und keine Thräne, kein Vorwurf ward dem Treulosen. — Zu glücklich organisirt, um dem nationalen Hange zur Rache die finstere Herrschaft über das Gemüth einzuräumen, nur leichten, fast frivolen Sinnes den Augenblick genießend, erwachte der Stolz jetzt bei ihr auf's neue, den die Leidenschaft momentan nur unterdrücken, nie aber vernichten konnte, und eine Art Gleichgültigkeit, die fast Abneigung zu nennen war, mischte sich mit der Hoheit ihres Benehmens, wenn sie dem erst vergötterten Gegenstande gegenüber stand. — Er froh, so wohlfeilen Kaufs und mit gehöriger Beachtung der Dehors davon zu kommen, suchte seine Abreise möglichst zu beschleunigen. — Sie erfolgte bald, und die förmliche, kalte Abschiedsaudienz, welche die Herzogin absichtlich ihm im Beisein ihrer Damen gestattete, unterdrückte gewaltsam die schon ziemlich verbreitete Behauptung, daß der ***sche Gesandte

der begünstigte Liebhaber der schönen Regentin gewesen.

Der Baron war fort, und in stiller Reue gab sich die Herzogin mit verdoppelter Liebe der Sorge für den jungen Prinzen hin, der, wie sie wohl empfand, bisher mehr von ihr vernachlässigt ward, als sie sich gestehen mochte. Im gewohnten Wirkungskreise fand sich das gestörte Gleichgewicht ihres so harmlosen Naturells bald wieder, und sie begann fast das gehabte Abentheuer mit dem Baron zu vergessen, als eine Entdeckung — die unwillkommenste, die ihr werden konnte — sie mit Entsetzen erfüllte — die Folgen des unseligen Liebesverständnisses zeigten sich ihr in drohender, nicht zu weiter Ferne — und zum erstenmale verlor die gewandte Frau fast den Kopf. — Rathlos in der schrecklichen Lage, wo Ruf und Ehre auf dem Spiele standen, blieb ihr nichts übrig, als der langjährig geprüften Kammerfrau sich zu vertrauen. Es geschah — und die Umsichtige verstand mit schlauer Vorsicht jeden erwachenden Verdacht zu unterdrücken. — Die Fürstin unternahm eine Reise, und in dem kleinen Nebengebäude eines entlegenen Klosters, wo die kluge Vertraute jede Veranstaltung gegen mögliche Entdeckung getroffen, gebar Naide, unter einem falschen Namen, ein schönes Mädchen — des Treulosen Ebenbild, das leicht und glücklich mit seinen dunkeln Augen die schöne Mutter hold anlächelte — aber mit einem Widerwillen, gegen den selbst das natürliche Muttergefühl nichts vermochte, wies sie das Kind, nachdem sie es betrachtet, von sich, und verlangte nicht mehr darnach.

Sie genaß schnell, und die baldige Rückreise ward beschlossen, da trat Maddalene, die Vertraute, zu ihr, und fragte gesenkten Blicks, was mit dem Kinde werden sollte.

„Ist es getauft, wie ich geboten," sagte die Fürstin, verfinsterten Gesichts, „so schalte damit, wie es thunlich ist — ich mag nichts weiter davon hören."

„Fiora heißt die Kleine," entgegnete die Kammerfrau schüchtern, „sie hat sogleich die heilige Taufe empfangen — die Priorin, Schwester Franzeska und ich waren Zeugen — es ist ein Engel — das Kind — wollen Ew. Durchlaucht es nicht wenigstens noch einmal sehen?" —

„Nein, sag' ich Dir!" — erwiederte die Fürstin hart, — „Du empfingst die Summe zu freier Disposition für das Unglückskind — ich verbiete Dir, je wieder seinen Namen zu nennen — ich hasse meine Schwachheit, den Verworfenen, der sie benutzt, und eben so den unglücklichen Zeugen davon — es ist todt für mich fortan — — Dein ist die Sorge für seine Zukunft — die Summe, die ich zu Deiner Verfügung gestellt, reicht hin, ihm einen Platz im Kloster zu sichern — dort mag es für die Sünde seiner Mutter büßen und beten — aber wiedersehen mag ich es nicht." —

Maddalene schwieg, sie wußte, es sei nichts weiter auszurichten, und beruhigte sich mit der Ueberzeugung, für des verstoßenen Kindes Heil nach Kräften gethan zu haben, denn die Priorin, eine alte gutherzige Frau,

hatte das verlaſſene Geſchöpf mit Liebe aufgenommen und verſprochen mütterlich dafür zu ſorgen.

Die Herzogin, im Begriff, den Reiſewagen zu beſteigen, wollte eben das Zimmer verlaſſen, wo ſie die bängſten Stunden ihres Lebens zugebracht — eine widrige Erinnerung, die ihr, wie ſie wußte, lange jeden Freudenkelch vergällen würde, — da trat unerwartet Maddalene mit dem Kinde herein und flehete: — „nur einen Blick der Mutterliebe noch für das unglückliche Kind.“ —

Naide ſchwankte zwiſchen Zorn und ſchnell hervorbrechender Rührung — ſie näherte ſich dem Kinde, was auf dem Arme der Kammerfrau ſchlummerte — ſie betrachtete es ſtumm, und neigte ſich endlich, ſeine kleinen, blendend weißen Wangen zu küſſen — ein koſtbares Medaillon, mit Brillanten beſetzt und ihrer Namenschiffer, nahm ſie aus der Chatulle, hing es um den Hals der Kleinen — und einen Moment kämpfte das erwachende Muttergefühl mächtig gegen die andern ſtreitenden Empfindungen ihres bewegten Gemüths. — Entſcheidend für Fiora's tief verhüllte Zukunft war dieſer Moment — Rang und Reichthum, Liebe, geiſtige Bildung und jedes Erdenglück lagen im ſonnigen Schimmer der Mutterzärtlichkeit auf der einen — Schmach und Entbehrung, Schmerz, Dunkelheit und Elend auf der andern Seite der Wage ihres Geſchicks — der Genius des Kindes wehete mit unſichtbarem Fittig um dieſe entſcheidende Minute und hauchte den milden Athem der Liebe in der Fürſtin Bruſt — aber der ſchwarze Dämon, der im Finſtern ſchleicht, die Ate, die den

dunkeln Faden des Unheils so gern um das Leben der Schuldlosen schlingt, das kaum geborene Dasein mit dem schwarzen Netz umstrickend, auch sie nahete unbemerkt, ihr Gifthauch umschwebte das schlummernde Kind, daß es die dunkeln Aeuglein aufschlug und des Verführers Blick — so wähnte die Mutter — hafte auf ihr, höhnend sie an ihre Schwachheit zu mahnen. — „Fort mit dem Geschöpf!" rief sie, schnell umgewandelt, „des verächtlichen d'Herville Kind soll nie das meinige sein — keine Schlange will ich aufs neu im Busen nähren" — und hart stieß sie das Kind von sich, daß sein schmerzliches Weinen noch von Weiten her zu ihr drang, bis es endlich, durch Maddalenen schnell weggetragen, in der Entfernung verhallte. —

Die Herzogin kam nach der Residenz zurück, schöner, frischer als je, die Verläumdung schwieg, und endlich auch die Vertraute, die, obwohl der Gebieterin blind ergeben, doch ein still mitleidiges, fast zärtliches Andenken dem verstoßenen Kinde bewahrte, was ihre Arme einem verkümmerten Dasein entgegen getragen, einem Dasein, wo kein Mutterauge sich seines Gedeihens freute, kein Vaterblick liebend auf ihm weilte. —

Unter den Vergnügungen und Festen des Hofes und der großen Welt, wie den Geschäften des Staats, an denen sie so gern mitwirkte, vergaß die Herzogin bald, wie ihre Verirrung, so auch das Dasein der kleinen Fiora. Gleich einem Traum erschien ihr diese ganze fatale Episode ihres glänzenden Lebens, und sie gedachte

ihrer nicht weiter. — So ſchwanden Jahre dahin, — ſchon ſtand der Erbprinz der noch immer ſchönen Mutter als werdender Jüngling zur Seite, und ſie freute ſich ſeiner geiſtigen und körperlichen Entwickelung, ohne je daran zu denken, daß noch ein Weſen, ihr nicht minder nahe, auf der Erde weile, — die Tochter vielleicht darbend im Elende vergehe, während den Sohn der Fürſtenſtuhl erwarte.

Da ward Maddalene, die ſchon ſeit einiger Zeit kränkelte, ſchwächer, und verlangte eines Abends ſpät noch dringend nach der Gebieterin. Die Fürſtin ſäumte nicht, den Wunſch der alten Vertrauten zu erfüllen, und ſtand bald am Lager der Sterbenden, die dankerfüllt für die gewährte Gnade, ihr mit mattem Lächeln die abgezehrte Hand entgegenſtreckte, und in vergeblicher Anſtrengung zu reden, nur undeutliche, abgebrochene Worte hervorbrachte. „Was kann ich für Dich thun, arme Maddalene," ſagte die Fürſtin, unvermögend ihre Rührung zu verbergen, als ſie endlich mühſam die Bitte an ihre Wärterin hervorgeſtammelt, man möge ſie mit der Herzogin allein laſſen, und dieſe ging.

Maddalene erhob ſich, es ſchien, als ſammle ſie die letzten Kräfte zu ihren Worten. — „Nur Eins" — flüſterte ſie kaum hörbar, „nur Eins — meine gütige, gnädige Gebieterin — vergeſſen Sie nicht — das Kind — Ihre Fiora — ſie lebt — o um Gottes-willen — fürchten Sie die Sünde — die Vergeltung — Ihr Kind iſt's." —

Die Herzogin runzelte die Stirn, hinweg war

die Rührung des Moments vor dem eingewurzelten Widerwillen gegen jede Erinnerung an ihre Schwachheit, eine fliegende Röthe bedeckte ihre Wangen — ihr Herz verhärtete sich, die Worte der Sterbenden fanden keinen Eingang, es berührte sie unsanft nach Jahren gänzlichen Schweigens noch an diese unangenehme Sache, die sie vergessen wähnte, wie sie vergaß — erinnert zu werden, im Begriff, etwas Hartes zu erwiedern, entwaffnete sie das schon halb gebrochene Auge Maddalenens, die ihr so treu gewesen. — „Laß das gut sein," erwiederte sie ruhig, aber mit so veränderter Miene, daß der geschärfte Sinn der Kranken die Kälte der Worte empfand und sie mit Betrübniß zu ihr aufsah; sie suchte nun mühsam unter den Kissen und zog ein kleines Päckchen hervor — „nehmen Sie das — um der heiligen Schmerzensmutter willen, beschwöre ich Sie!" — flüsterte sie, ihr mit zitternder Hand das Päckchen reichend — „verwahren Sie es — bis — lesen Sie nur — Sie sind ja doch Mutter — Fiora ist nicht mehr im Kloster — ist" — —

Sie verstummte unter der gewaltsamen Anstrengung, der Tod unterbrach den unvollendeten Satz, und die Fürstin, den fixen Blick der Sterbenden auf sich geheftet, überkam ein plötzliches Grausen, sie nahm das Päckchen, rief die Wärterin, die alsbald erschien, und begab sich hinweg.

Auf ihrem Zimmer angelangt, fühlte sie das lebensfrohe, leichtsinnige Gemüth unangenehm berührt, ja verletzt. Sie öffnete das Päckchen nicht — warum

auch den widrigen Eindruck noch verlängern, vielleicht gar erhöhen — sie war fast im Begriffe es zu vernichten, denn was sollten ihr die Papiere, die jedenfalls doch nur auf den verhaßten Gegenstand Bezug hatten, doch war es als halte ein Etwas sie zurück — es widerstrebte ihrem Glauben, den Anordnungen und Willen eines Todten entgegen zu sein — sie war oft sogar geneigt gewesen, das Unheil, was ihr in Folge d'Herville's und seiner Treulosigkeit wiederfahren als Strafe des Himmels für das umgeworfene Codicill des Prinzen Giulio anzusehen! — So warf sie denn das Packet in ein geheimes Schubfach des Secretairs, die Eröffnung auf eine gelegenere Zeit verschiebend, und vergaß unter den glänzenden und rauschenden Freuden der großen Welt bald Maddalenens flehendliche Bitte sammt dem Packet.

So zogen denn im Traume einzelne Bilder der Vergangenheit, die der Leser in den obigen Blättern erblickte, in der heutigen Nacht vor des Ministers Seele vorüber. Achtzehn Jahre lagen zwischen jener Zeit, wo er am Hofe zu *** mit der Gunst der schönen Herzogin den Zweck seiner Sendung und zugleich die allerhöchste Zufriedenheit seines Souverains errungen, und der jetzigen. — Seine Wünsche hatte das Schicksal, verschwenderisch in Gunstbezeigungen gegen seine Erwählten, — bisher blindlings erfüllt. Zur ersten Stelle des Landes berufen, hatte nach der Gattin frühem Tode, mit der ihn nur Convenienz verbunden, das Aufblühen

seiner schönen Adele ihm den Sohn, den das Geschick versagte, völlig ersetzt; sie ward sein Abgott, der Punkt, auf den all sein Denken und Wirken sich richtete. — Er vermählte sich nicht wieder, seiner Adele keine Stiefmutter zu geben, und sann, als sie das jungfräuliche Alter erreicht, und mit seltener Schönheit geschmückt aus der Pension zurückkehrte, darauf, durch eine Partie, ihrer würdig, den Glanz seines Hauses zu erhöhen. In der Person des Grafen Kingsholm, seinem Reichthum und alten Stamm fand er Alles vereinigt, was seine kühnsten Wünsche wollten — er ward der Verlobte Adelens, der Hochzeittag schon bestimmt — da trat des Bräutigams veränderte Stimmung, die augenscheinlich nur eine wahnsinnige Leidenschaft für das fremde, niedrig geborene Geschöpf veranlaßte, beunruhigend dazwischen, und an diesem nie geahneten Hinderniß sollten alle seine Pläne scheitern! — Er schüttelte den Kopf, als er über Adelens Erzählung nachdachte, durch die ihm die erste Kunde ward; — er war nicht der Mann, dessen Gewissenhaftigkeit irgend einen Weg verschmähte, führte er nur rasch und sicher zum Ziele. Was hinderte ihn, im Fall der Tochter Neigung, wie es schien, wirklich zu ernst geworden, um leichten Gegenmitteln zu weichen, — das ohnmächtige Wesen, wenn es nicht anders ging, zu vernichten — er hätte sich schon vor jener Unterredung mit Gaetano keinen Augenblick besonnen, dies Mittel zu ergreifen, und doch bemächtigte sich seiner zuweilen, seit er Fiora gesehen, eine sonderbare Bangigkeit; — es sträubte sich mehrere

Tage etwas in seinem Innern dagegen, wenn er sich, fast unwillkürlich, das holde Bild zurückrief — er fühlte eine ihm selbst unerklärliche Abneigung offenbar feindselig gegen das Mädchen zu handeln, der rührende Ausdruck der Unschuld in den himmlisch schönen Zügen hatte ihn wunderbar weich gestimmt, so daß er wünschte, sie durch ein sanftes Mittel unschädlich machen zu können; die Heirath mit dem Italiener schien ihm das angemessenste, und er beschloß an dem Tage, wo diese statt finden würde, die versprochene Summe zu verdoppeln.

Aber Adelens Eifersucht, des Grafen sichtlich ernster werdende Leidenschaft, die Möglichkeit, seine Pläne dennoch scheitern zu sehen, machten den ursprünglich so stolzen als harten Mann endlich keine Minute länger ungewiß, was er zu thun habe, die Frucht seines langen Wirkens nicht zu verlieren. Seinem Willen durfte sich nichts entgegen stellen — sein Weg ging ungehindert vorwärts, sollte er auch auf diesem Wege zertreten, was ihm nicht willig Platz machte — so erfolgte die letzte Unterredung mit Gaetano, die Fiora's Schicksal entschied, so gaukelten die erwähnten mannigfachen Phantome der Vergangenheit in lebhaften Träumen um sein Lager, als er spät am Morgen erwachte aus dem unruhigen Schlummer, der ihm besonders deutlich Naidens reizendes Bild in der ehemaligen Jugendfrische, aber vom Schmerz entstellt, mit blutig zerrissener Brust gezeigt hatte. Er belächelte die bizarre Phantasie, die ihm, wie er wußte, sonst

unendlicher lieben und achten lernte, als ich ihn schon aus der Ferne, nach dem was alle von ihm rühmten und priesen, geachtet und geliebt hatte, daß ich es diesem nicht sagen konnte, es war dein Sohn, der mir Ehre und Leben schützte, ich würde durch die Freude, die er über die edle That seines Sohns empfunden haben müßte, einen Theil der Schuld haben abtragen können, die ich ihm, dem Verehrten, schuldig bin. Doch er kömmt, er wird es hören und sich doppelt der Seinen freun.

Albrecht. Sie lieben ihn auch, wie wir alle, unsern theuern Vater! O! ich Glücklicher, welch ein Herz habe ich uns erhalten!

Klärchen (von außen). Tantchen Lodoiska!

Lodoiska. Die Kleine ruft. — Warum kommst du nicht herein, Klärchen?

Klärchen. Ich soll nicht, du wirst es schon nachher erfahren.

Albrecht. So werde ich zu dir hinauskommen.

Klärchen. Bitte, bitte, Onkel Albrecht, ich bin dir auch recht gut.

Albrecht. Nun, wenn du das willst.

Klärchen. Mütterchen läßt Tantchen bitten, recht schnell zu ihr in den Saal zu kommen.

nicht eigen war, „der tollkühne Italiener mit seinem Dolche schuf den tragischen Eindruck," sprach er gähnend „ein tüchtiger Schauspieler wäre der Mensch in der That, und auf dem besten Wege seine Schöne mit Mord und Blut, wenn es nicht anders sein kann, zu erobern" — ein leichter Schauer durchrieselte ihn — „nun dahin wird es gerade nicht kommen," dachte er weiter, „das Mädchen wird ohne weiteres lieber mit ihm zum Traualtare gehen, als das Leben riskiren, denn er versteht es wahrlich, ihr begreiflich zu machen, daß dieses gefährdet ist."

Von einer Jagdpartie zurückkehrend, ritt Graf Kingsholm klopfenden Herzens durch die Straße, wo Armagnoli wohnte. Nicht umsonst hatte er wohl, wie sein Jäger mit Verwunderung bemerkte, diese abgelegene Gegend zur Heimkehr gewählt, in der Hoffnung, vielleicht das Mädchen, welches er zu hassen, zu verachten sich bemühete, und doch nicht vergessen konnte, noch einmal, wenn auch nur am Fenster, zu erblicken. Vor dem Hause angekommen, sah er ein geschäftiges Treiben der Dienstleute darin, man räumte aus und ein, die Fenster wurden mit Kränzen geschmückt und alles deutete an, daß etwas Ungewöhnliches geschehen solle. — Des Grafen scharfer Blick bemerkte sogar Signora Barbara, die eilfertig hin- und herrannte, und die Anstalten, welche man traf, zu leiten schien — eine sonderbare Unruhe ergriff ihn, er wendete sich um, winkte den ihm folgenden Jäger und befahl ihm, sich zu

erkundigen, was dort vorgehe — langsam und in Gedanken ritt er nun voraus. Am Ende der Straße erreichte ihn Georg. — „Gnädiger Herr," berichtete er — „die Anstalten dort im Hause gelten der morgen stattfindenden Trauung der schönen Fiora, Herrn Armagnoli's Tochter, mit dem Signor Gaetano."

Der Graf riß seinen Rappen mit einer Heftigkeit herum, daß er sich bäumend, fast den Reiter gestürzt hätte, der, mit gewaltiger Hand das Pferd zügelnd, dem Ueberbringer der unglücklichen Botschaft einen kräftigen Fluch entgegnete und einem Rasenden gleich nach Hause sprengte. — In seiner Wohnung angelangt, händigte ihm der Bediente ein unterdessen eingelaufenes Billet ein, welches anonym, die Worte enthielt:

„Man spielt ein falsches Spiel mit Ihnen — die „schöne Fiora wird durch grausame Behandlung zu der „Heirath mit dem Italiener gezwungen, es kann „Ihnen nicht schwer fallen, die Theilnehmer an dem „Stückchen zu errathen, wenn Sie erwägen, was Ei„fersucht im Bunde mit unumschränkter Macht ver„mögen. Jener Brief, den man Ihnen, angeblich „von Fiora an den Italiener, mitgetheilt — war nur „des Mädchens künstlich nachgeahmte Handschrift. „Baron Rollberg, der verliebte Thor, ward für das „böse Spiel durch die Aussicht auf künftige Entschädi„gung gewonnen." —

Der Graf las — er konnte keinen Augenblick in Zweifel sein, auf wen das anonyme Schreiben, in dessen unsicher verstellten Zügen er dennoch die Schrift der

Comteſſe Victorie zu entdecken meinte, hindeute. — Er glaubte jetzt das Gewebe der erbärmlichen Liſt, die ihn umgarnt, zu durchſchauen — und entbrannte in männlicher Schaam, daß er dieſem elenden Kunſtgriffe ſo ſchnell das Ohr geliehen, ſo leichtgläubig das himmelreine, reizende Geſchöpf verdammte und aufgab; alles um ſich her vergeſſend, ergriff er im Sturme der Leidenſchaft Papier und Feder, in glühenden Worten ſeinen Schmerz, ſeine Reue, ſeine Wünſche zu ſchildern — da trat, einem Geſpenſte gleich, wieder ſein gegebenes Wort, ſeine Verpflichtung gegen Adele, vor des Entzündeten Seele — und dieſe Adele! — an ihrer Seite erſchien ihm die Zukunft als eine furchtbare Oede, denn einen Blick hatte er ja neulich in das Herz der Verlobten gethan, der ihm ihr innerſtes Selbſt erſchließend, ſie in der abſtoßendſten Geſtalt erſcheinen ließ — und der letzte verächtliche Kunſtgriff mit jener nachgeahmten Handſchrift Fiora's, war nicht geeignet, ſie ihm im mildern Lichte zu zeigen — dieſem Mädchen, die das vermochte, ſollte er die Hand am Altare reichen!? — Eiskalte Tropfen drängten ſich auf ſeiner Stirn — und doch, ſein Herz durfte brechen — ſein Wort niemals — nur Adele ſelbſt konnte ihn deſſen entbinden, und das wußte er nur zu beſtimmt, würde ſie niemals — der Hohn der Welt, der Spott der großen Cirkel mußte ja die Verlaſſene, die Verachtung jedes Rechtlichen den wortbrüchigen Elenden treffen, der niedrig genug dachte, die Ehre der Leidenſchaft zu opfern. Er fühlte, es ſei für ihn unwiederbringlich vorbei

mit Liebesglück und Hoffnung, er durfte nicht wagen, glücklich zu sein! —

Eine düstere Stunde ernster Selbstprüfung begann jetzt für ihn, wo er empfand, daß weder Leidenschaft, noch tollkühner Muth, weder Hinwegsetzen über jede hergebrachte Form, noch Trotz etwas gegen den Zwang der Verhältnisse, gegen das Gesetz der Ehre vermögen, wenn es sich mächtig, unabwendbar, einem Riesen gleich, entgegenstemmt. — Unvermerkt schlich sich noch eine weichere Stimmung in den Sturm seiner Gefühle; er wog seine Vergangenheit, er empfand mit einem Vorwurfe, wie er wohl oft im frevelhaften Uebermuthe manche Hoffnung erweckt, blos um sie zu täuschen, manches Herz unheilbar verwundet oder leichtsinnig gebrochen hatte; wie viele Thränen der Verlassenen ihm gefolgt sein mochten, wenn er die frühere Hingebung vergessend, der Opfer seines Leichtsinns nicht weiter gedacht. — Jetzt nahete die Vergeltung mit ehernen Schritt, in Fiora hatte er das Ideal erkannt, was er, seiner selbst unbewußt, in dem regellosen Streben nach Genuß, der ihn doch immer leer und unbefriedigt gelassen, vergebens gesucht — das vollendete Bild reiner Unschuld jungfräulicher Anmuth und echt weiblicher Würde — er hatte in ihr es gefunden — aber sie war für ihn unerreichbar, arm, niedrig geboren, ohne irgend eines Menschen Schutz, stand sie doch in dem der himmlischen Mächte. — Er verachtete sich selbst, daß er an diesem Mädchen hatte zweifeln können — was hätte er geopfert, ihr nur noch einmal in das dunkle, reine Himmels-

auge, dieſen Spiegel ihrer unentweihten Seele, zu ſchauen! — Allein er durfte ſie nicht wiederſehen, das war ihm klar, wollte er ſeiner, ach ſo ſchweren Pflicht! treu bleiben. — Aber das Mädchen, das er anbetete, gezwungen einem Elenden geopfert, die Unglückliche mit Gewalt zum Altare geſchleppt zu wiſſen, damit ſie ihm nur unerreichbar ſei, das entflammte ſeine Wuth auf's höchſte. Er beſchloß, ſich Gewißheit zu verſchaffen, das Bubenſtück, ſei es auch mit Gewalt, zu vereiteln, und eilte nach einer qualvoll zugebrachten Nacht am Morgen, zu noch ziemlich ungewöhnlicher Stunde, nach dem Palaſt des künftigen Schwiegervaters, der ihm Rede ſtehen ſollte.

Finſter und in ſich gekehrt, die Spuren der unter ſo heftiger Gemüthsbewegung durchwachten Nacht auf dem bleichen Geſicht, ſchritt der Graf an Adelens Zimmer vorüber, dem des Miniſters zu, da trat ihm der Kammerdiener entgegen, und verweigerte ehrerbietig, aber feſt, ihn zu melden.

„Excellenz ſind beſchäftigt — dringend — können Niemand vorlaſſen" —

„Auch mich nicht, Menſch?" fragte Kingsholm verächtlich, und trat näher zur Thüre.

„Auch Sie nicht, gnädiger Herr," antwortete Jener, — „unerwartete Depeſchen — vor einer Stunde erſt empfangen — Excellenz ſind — ſind unwohl" —

„Aber ich will, ich muß hinein," entgegnete der Graf zornig, — da erſcholl die Klingel in des Miniſters Zimmer — einmal — zweimal, ſchnell und heftig,

und der Kammerdiener stürzte hinein, — einen Augenblick harrte der Graf — doch als er drinnen ein lautes, ängstliches Rufen vernahm, besann er sich nicht länger und riß die Thüre auf — bleich und entstellt, mit blauen Lippen, furchtbar stieren Augen und gänzlich veränderten Zügen schwankte ihm d'Herville entgegen. —

„Was wollen Sie, Graf?" — sprach er abgebrochen — „Fort! eile" — rief er dem Kammerdiener zu — „augenblicklich eile zu Armagnoli, er soll — nein —, er nicht — das Mädchen — Fiora — — sie soll sogleich — sogleich hierher — zu mir kommen" — —

„Excellenz gestatten gnädig nur ein Wort," sagte der Erstaunte, „des Mädchens Hochzeittag ist heute — Excellenz wissen und befahlen selbst" — —

„Gerechter Gott — ja ich selbst — eben darum — sie soll kommen — augenblicklich — reißt sie vom Traualtare weg — hieher — in meine Arme — o ewige Gerechtigkeit!" — er schwankte — — Max unterstützte ihn, er winkte dem Kammerdiener zu thun, wie ihm geboten, und dieser eilte hinaus. — — „Helfen, retten Sie" — stöhnte der Minister — „nein — bleiben Sie, Graf — hören Sie mich — es ist — Fiora ist — mein Kind — meine Tochter ist's, die ich opferte" — er verlor die Sprache. —

Der Graf erstarrte fast — er glaubte der Minister, vom Wahnsinn befallen, rede irre — mit kräftigem Arm hielt und geleitete er ihn zum Sopha — hier erholte er sich nach und nach — „ich erhielt vor einer Stunde jene Briefe," sprach er dumpf — „es ist kein Grund vorhan-

den, Ihnen jetzt noch etwas zu verbergen — lesen Sie" — er deutete auf mehrere Papiere, die der Graf hastig ergriff.

Ein Brief des Marchese lag oben — er meldete dem Minister, Unerwartetes habe er ihm zu berichten, die Herzogin Mutter, schon seit einiger Zeit öfters kränkelnd, sei nach einer leichten Erkältung plötzlich bedeutend erkrankt, und der Zustand von den Aerzten nach einigen Tagen als hoffnungslos erklärt worden. Eine unendliche Angst und Seelenqual habe sich ihrer bemächtigt, als sie ein Packet Schriften, die ihr einst von einer längst verstorbenen, vertrauten Kammerfrau als äußerst wichtig empfohlen, von der Herzogin aber nie wieder beachtet worden seien, sich auf ihr ausdrückliches Verlangen habe reichen lassen und gelesen. — Der Beichtvater, ein würdiger Greis, mit dem die hohe Kranke mehrere Stunden allein gewesen, habe darauf ihn, den Marchese, als des jungen Herzogs ersten Diener, und diesen selbst, in der Nacht, wo die Herzogin ihre nahe Auflösung geahnet, entboten, und sie mit matter Stimme dem Sohne entdeckt, daß in Folge eines frühern, heimlichen Verhältnisses und Fehltrittes mit dem Baron d'Herville, eine natürliche Tochter von ihr vorhanden sei, die sie von der ersten Stunde ihrer Geburt an von sich gestoßen und nie wieder von ihr habe hören mögen, um nicht die Achtung und Liebe des einzigen Sohnes zu verlieren; — daß die verstorbene Maddalene, ihre Vertraute, allein um dieses unselige Geheimniß gewußt, die erste Sorge für das unglückliche Kind getragen, und ihr auf

dem Todesbette die erforderlichen Papiere, dieses betreffend, eingehändigt, die sie aus falscher Schaam und grenzenlosem Leichtsinn, dessen sie sich jetzt selbst bitter anklage, ohne eines Blicks zu würdigen, bei Seite gelegt, und erst im Angesichte des Todes die Ueberwindung gehabt habe, das Packet zu öffnen, was ihr den Muth gegeben, des Sohnes Achtung zu opfern. —

„Der junge Herzog zerfloß in Thränen," schrieb der Marchese weiter, „er hatte immer die Mutter kindlich verehrt, ja vergöttert, sank jetzt an ihrem Bette nieder, und ihre eiskalten Hände mit Küssen bedeckend, schwur er, nichts könne je ihm andere Gesinnungen gegen sie einflößen, und sie möge sich versichert halten, daß ihr Kind seine Schwester sein solle. — Da rang die Sterbende angstvoll die Hände, seufzte vernehmlich: „zu spät — zu spät" — und bedeutete den Vater Dominik, die Schriften der Maddalene dem Herzoge zu übergeben. Es war der Taufschein des Kindes, welches Fiora geheißen, im Karmeliterinnenkloster zu ... in der Stille getauft ward; Maddalene schrieb, daß sie die von der Herzogin empfangene, geringe Summe und das Kleinod, welches diese dem Kinde zum Abschiede umgehangen, der ehrwürdigen Priorin eingehändigt, als sie die Mutter vergeblich angefleht habe, des Kindes sich zu erbarmen. Jahre wären seitdem vergangen, und sie habe aus den eignen beschränkten Mitteln für das verlassene Kind gesorgt, weil die Herzogin bei dem behutsamsten Versuch, sie an ihre Pflicht zu erinnern, hocherzürnt ihr Stillschweigen auferlegt. — Sie erhalten die Documente darüber."

Der Graf griff erbebend nach Maddalenens Schreiben und las. —

„So sorgte ich denn sechs Jahre nach meinem beschränkten Vermögen für die arme kleine Fiora, da ward mir die Nachricht, daß die würdige Vorsteherin des Klosters, in deren Schutz das Kind gelebt, das Zeitliche gesegnet, und ihre Nachfolgerin, weniger mild, die Kleine als eine unnütze Zuthat und Last aus dem Hause gestoßen habe. — Mitleidig unterstützten die Nonnen heimlich noch eine Zeitlang das Kind, welches Alle lieb gewonnen, und dessen sich die Frau eines armen Häuslers angenommen hatte; doch bald erfuhr und verbot die strenge Oberin jede Unterstützung an den Bastard, wie sie es nannte, und so sah die Frau, die ihm Obdach gegeben, aber selbst arm war, eine wahre Fügung des Himmels darin, als eine reisende Gesellschaft, die fremde Thiere und dergleichen mit sich führte und in dem Dörfchen rastete, das wunderschöne Kind mit Antheil betrachtete, und der Prinzipal den Antrag that, es ihm zu überlassen. Er nahm die Kleine mit sich und gelobte das Kleinod, welches die Priorin dem Kinde als unveräußerliches Eigenthum zu lassen befohlen hatte, heilig zu bewahren, vielleicht daß sie einmal daran ihre Eltern oder Verwandten erkennen möge. — Aber ich erfuhr das Unglück nur als es zu spät war — alle meine Nachforschungen, wo Fiora geblieben, wie der Name des Mannes, dem man sie überlassen, waren umsonst, — jetzt in der Todesstunde beschwöre ich die durchlauchtige Mutter, zur Auffindung des armen Kindes zu thun, was

möglich; wenn ich nicht mehr bin. — Fiora ist kenntlich an einem kleinen rothen Male in Kreuzesform auf dem linken Oberarm u. s. w."

„Als der Herzog und ich nur den Anfang dieses wichtigen Schreibens gelesen hatten (fuhr des Marchese Brief fort) — welches ich Ihnen zu weiterm Gebrauch in dieser Sache beilege, wurde die Kranke merklich schwächer. — Der junge Herzog aber befahl, sogleich ein Instrument aufzunehmen, in welchem er der Verlornen, zu deren Entdeckung alle nur ersinnliche Maaßregeln genommen werden sollten, als seiner natürlichen Schwester die schöne Herrschaft ** zum Erb- und Eigenthum für sie und ihre Nachkommen, ihr selbst aber den Titel der Contessa di Maraviglio gesetzmäßig zusicherte. Er legte das wichtige Document, in Wehmuth aufgelöst, in die Hände der Herzogin, die es mit heftiger Erschütterung betrachtete und vorlesen hörte, noch ihren Schmuck und den größten Theil ihres Privatvermögens der bis daher verleugneten Tochter bestimmte, und als auch dieser Punkt nach ihrem ausdrücklichen Willen rechtskräftig festgestellt war, mit lächelnder Miene nach kurzem Kampf verschied."

„Der Herzog traf sogleich die nachdrücklichsten Anstalten, der Verlornen auf die Spur zu kommen, und Sie werden unter diesen Umständen dasselbe thun; — zugleich wünsche ich Ihnen, mein Werther, zu der so unerwartet vom Himmel fallenden Comtesse Tochter aufrichtig Glück, welches, wenn, wie ich nicht zweifle, sie so liebenswürdig und gefährlich ist, als weiland der

Lodoiska. Gut, Klärchen, gleich!

Klärchen. Aber ja geschwind. Und in einem Weilchen drauf sollen die Herren auch nachkommen.

Karl. Soll geschehen, Klärchen!

Lodoiska (zu Wandlern.) Auch Ihnen, theurer Freund! glänzt eine schöne Zukunft, Friederikens Besitz ist ein unendlicher Schatz, wer verdient ihn mehr als Sie! Welch ein Tag! wo jedes Gefühl, das die Herzen beseligt, in reichen Strömen sich über uns Glückliche ergießt! Und ich glücklich mit allen, denn ich habe meinen Schutzgeist wiedergesehn. (ab.)

Eilfte Scene.

Die Vorigen ohne Lodoiska.

Wandler. Edles Geschöpf, du verdienst es.

Albrecht. Noch erhole ich mich nicht von der Ueberraschung. Die so lang Ersehnte hier wieder zu finden, im Kreise der Meinen, welch ein Glück!

Karl. So wirkt auch unwillkührlich des guten Vaters Hand den Seinen Gutes, mit ihm ist der Segen des Himmels, glücklich alle, die zu seinen Kindern gehören.

Albrecht. Ja, bewährt habe ich das gefun-

Herr Vater, in einem ſtattlichen, vielleicht fürſtlichen Eidam nicht ausbleiben kann; — alle auf die geſchehenen Verhandlungen Bezug habenden Belege folgen u. ſ. w."

Wer vermöchte zu ſchildern, was in des Grafen Seele vorging, als er dieſe Briefe geleſen! — er rang nach Worten und gewaltſam ſtieß er endlich, aufſpringend, hervor: „Fiora — Ihre Tochter — Fiora, die ich ſo unausſprechlich liebe — hin zu ihr — jeder Moment Aufſchub iſt ein Raub an unſerm Glück."

„Wenn es nicht zu ſpät iſt, junger Mann," — ſagte d'Herville, und ein furchtbarer Ausdruck malte ſich in ſeinen Augen. „Sie wiſſen nun Alles — ja, eilen Sie zu ihr und" —

Da öffnete ſich leiſe, aber raſch die Thüre, der Kammerdiener, ſchneebleichen Geſichts, trat herein, dem Forteilenden entgegen — „Excellenz, wollen nicht erſchrecken," ſtammelte er, „ein Unglück! — Gott erbarme ſich." —

„Was iſt's?!" — ſchrie Graf Max entſetzt.

„Das Mädchen — Fiora — iſt — Gott im Himmel! ſie iſt ermordet." —

„Ermordet?" kreiſchte der Miniſter, mit ſo furchtbarem Tone, daß ſelbſt der Diener zurückfuhr — „dann habe ich ſie ermordet." —

„Ach, Excellenz, — kommen Sie — ſehen Sie ſelbſt" —

Und Beide ſtürzten, gefolgt von dem athemlos nacheilenden Diener, fort. —

Die Glocke schlug die zu Fiora's Trauung bestimmte Stunde; einem Bilde des Todesengels ähnlich, bleich, mit verweinten Augen stand das unglückliche Opfer da, und der Signora Barbara Hand schmückte die Zitternde mit dem weißen Gewande, befestigte das von Brillanten strahlende Kleinod, ihr einziges Erbtheil, an die unter Todesschmerz erbebende Brust, und drückte jetzt den Myrtenkranz in die schwarzen Locken. Willenlos ließ die Unglückliche alles mit sich geschehen, Hunger und Mißhandlungen, Einsperren und furchtbare Schmähungen hatten ihren Muth gebrochen, denn selbst der sonst gütige Vater hatte, eingeschüchtert von des Ministers Drohungen, Gaetano's Drängen und dem Bericht seiner mit Jenem gehabten Unterredung — das Aeußerste befürchtet, wenn er länger zögere des halsstarrigen Mädchens Willen zu brechen. In seinem leichten Sinne tröstete er sich auch, daß Fiora als Gaetano's Gattin ganz zufrieden, und ihm einst sogar dankbar sein werde, ihr Schicksal festgestellt, und sie vor den Verführungen der Welt, die ihr in solcher Stellung häufig nahen mußten, gesichert zu haben. Ruhig, ja selbst vergnügt, betrieb er die Anstalten zur Hochzeit, und betrachtete hoch erfreut die Handschrift des allmächtigen Ministers, die ihm zweihundert Dukaten sicherte, zahlbar den Tag nach Fiora's Verbindung. — So trat er denn zu der bleichen, festlich geschmückten Braut, die vier Tage in einem abgesonderten Gemach eingesperrt gewesen, bis ihr Eigensinn, wie er es nannte, sich gegeben, und streichelte ihr die kalten blassen Wangen.

„Per Bacco! Mädchen, Du machst ein miserables Gesicht! — sei nur endlich wieder heiter — ich bin ja Dein guter Vater, wenn Du vernünftig bist — nun sag, womit kann ich Dir wohl eine Freude machen?"

„Laß mich zu meinem Nero gehen, Vater," sprach sie schüchtern — „seit vielen Tagen sah ich das treue Thier nicht — laß mich zu ihm, er vermißt mich, ich hörte sein ängstliches Rufen nach mir." —

„Das fehlte noch," zankte Dame Barbara, „in dem Brautputze zu dem Löwen? — nein, daraus wird nichts!" —

„O, Vater, Mutter, laßt mich," — flehete sie, „es ist die einzige Freude, die ich noch haben kann, o versagt sie mir nicht!"

„Nimmermehr!" beharrte die Signora, als Fiora beide Hände bittend erhob — „Du bleibst hier" —

„Nun, so laß doch dem Kinde nur seinen Willen," begütigte Armagnoli die Zankende — „gehe einen Augenblick zu Deinem vierbeinigen Geliebten, aber dann kehrst Du sogleich zu dem zweibeinigen und uns zurück — verstanden?"

Den eignen Witz belachend, küßte er sie auf die Stirn und Fiora eilte zu dem Löwen.

Das Thier kam ihr entgegen; erst war seine Freude ungestüm, denn er hatte die Gespielin so lange entbehrt, dann ward er ruhiger und schmeichelte ihr sanft; und als sie nun, aufgelöst in unaussprechlichen Schmerz, des treuen Thieres Anhänglichkeit sah, und erwog, wie er das einzige theilnehmende Wesen sei, was sie auf Erden

habe, da vergaß sie, überwältigt von ihrem Jammer, alles um sich her — sie kniete nieder, umschlang laut weinend seinen Hals und sprach schluchzend: „so lebe denn wohl, Du geliebtes, schönes, edles Geschöpf, Du mein einziger treuer Freund, — dem Verhaßten muß ich fortan gehören, den ich verabscheue — ach, Dich allein nur hab' ich geliebt, Dich und — ihn, der für mich verloren — o, warum kann ich nicht sterben — lieber bei Dir — mit Dir sterben, als dem Entsetzlichen zum Altare folgen." — Sie drückte die überströmenden Augen fest in die Mähne des Löwen, der sie zu verstehen und durch ein leises Murmeln sein Mitgefühl kund zu geben schien.

Da vernahm sie ein heißeres, spöttisches Kichern, und Gaetano's verhaßte Stimme schreckte die Weinende empor. — „Danke, feines Liebchen, für die Schmeicheleien, mit denen Du meiner bei der Bestie gedenkst, ich werde sie nicht vergessen — und vergelten nach Gebühr, wenn's Zeit ist — aber jetzt folgst Du mir, folgst sogleich mir zum Traualtar, dann bist Du mein, ganz in meiner Gewalt, und wir sprechen weiter davon — jetzt kömmst Du heraus und in meine Arme" — sein satanisches Gelächter beschloß die Rede.

Ein fürchterliches Entsetzen durchdrang eiskalt Flora's Gebein, zugleich aber auch ein Entschluß, heldenmüthig und wie von höherer Eingebung empfangen, ihre Seele — der Löwe war bei dem ersten vernehmlichen Laut des Verruchten wie rasend in die Höhe gefahren, das Gitter erbebte wie damals unter dem Schlag seiner

riesigen Tatzen, mit denen er den draußen in Sicherheit sich befindenden Gaetano zu erreichen suchte. — Fiora näherte sich dem Löwen, er allein sollte ihr Schutz werden — „weiche!" rief sie dem Italiener zu, „entferne Dich, oder Du bist des Todes; — ich bleibe hier und keine Macht der Erde trennt mich vom Nero."

„Aha, das wollen wir sehen!" schrie Gaetano ergrimmt — „Du kömmst augenblicklich heraus — jetzt gleich" —

„Nie, nie — zu Dir — Nimmermehr!" rief das Mädchen, sich an den Löwen drängend — „er schützt mich vor Dir, das weißt Du." —

„Nun so — so komme ich und hole Dich," hohnlachte der Wüthende, als Nero, von Fiora's Nähe beruhigt, sich etwas abwärts nach der andern Seite des Käfigs wendete.

„Versuche es," sprach sie begeistert, „ich bleibe hier, bis die Rettung naht, die Gott mir jetzt nicht umsonst zeigt. — Du gelobst, Deinen Ansprüchen auf mich zu entsagen, oder ich theile mit Nero Leben und Tod."

Der Italiener schäumte — zu aufgeregt, irgend einen besonnenen Entschluß zu fassen, versuchte er Gewalt mit Gewalt zu vertreiben — er ersah den Augenblick, wo Nero, beruhigt, ihn nicht zu beachten schien, und sich völlig der andern Seite zugewendet hatte, öffnete leise des Käfigs Thüre, und den Dolch zuckend, ergriff er hastig Fiora's Gewand, sie nach sich ziehend. Ihr Angstschrei machte den Löwen aufmerksam — mit einem furchtbaren Satz sprang er empor und faßte des

Verhaßten Kleider. — Gaetano ſah ſich verloren — „zur Hölle denn mit Dir!“ — rief er, und ſein Dolch fuhr in Fiora's Bruſt — zugleich aber des Löwen Rachen nach ſeinem Kopfe — zerfleiſcht lag er in einer Minute da — grauſig entſtellt, während das Blut Fiora's weißes Brautgewand überſtrömte, und die geknickte Lilie bleich, entſeelt am Boden lag.

Aber das Brüllen des Löwen, der ihr Rächer geworden, rief jetzt die Hausgenoſſen — ſie ſtürzten herbei, und ſahen den entſetzlichen Anblick, ſahen wie das Thier angſtvoll bei der anſcheinend Todten ſtand, und ſie, die er geſchützt zu haben wähnte, ſich mühete, durch ſanftes Schmeicheln und leiſes Anſchmiegen ins Leben zurück zu rufen — aber es gelang nicht. Armagnoli kam — welcher Anblick! — Auſſer ſich, die Hände ringend, eilte er in den Käfig — man brachte Fiora heraus, Nero ließ es geſchehen, lautlos und ſtill lag er da — und der Blutenden entgegen ſchritt jetzt der Miniſter und Graf Max. —

Einen Schleier über dieſe Scene — über den Moment, wo d'Herville der faſt lebloſen, nur noch ſchwach athmenden Fiora Aermel aufſtreifend, das rothe Mal und ſo in ihr ſeine Tochter fand — wo ſie, augenblicklich in des Miniſters Wohnung gebracht, unter den Händen der Aerzte die Augen aufſchlug und den Geliebten erkannte — wo der Vater, die Schweſter am Lager der Heimathloſen, Vereinzelten ſtanden. — „Kindesmörder!“ ſprach dumpf d'Herville in ſich hinein und griff krampfhaft nach der Stirn.

„Nicht so — mein lieber Vater," sprach das Mädchen, als es sich etwas erholt und nun wußte, wer sie sei — „Fiora ist doch so glücklich, so unendlich glücklich, — sie stirbt ja als Dein Kind, als" — ihr Blick suchte den Grafen, der an ihrem Lager knieend die kleine Hand mit seinen Lippen erwärmte.

„Als Kingsholms Braut wirst Du genesen," fiel der Vater ein, und sein irres Auge strömte in Thränen über — „ja, mein geliebtes Kind, meine Fiora — o, fluche mir — fluche Deinem unglücklichen Vater — und Du, Naide — Dein Fluch trifft mich ja noch aus jener Welt" — starr heftete er den Blick auf jenes Medaillon, ihm wohlbekannt aus frühern Tagen.

„Nein — nicht Fluch, nur Segen — Liebe für Dich und — für Max, und Dich, meine Schwester — Adele heißest Du? — meine liebe, liebe Schwester Adele nimm ihn, mache ihn glücklich, glücklicher, als die arme Fiora — sie war seiner ja doch nicht würdig" —

Adelens Herz brach — schluchzend kniete sie am Bette nieder — „nein, Du armes, liebes Wesen — meine Schwester Fiora — nein, nicht rauben will ich Dir länger den Geliebten, der Dich, den reinen Engel, mit Recht mir vorgezogen — lebe und besitze ihn."

„Engel meines Lebens — scheide nicht von mir — den Unglücklichsten" — flüsterte Max, sie umschlingend, und eine feine Röthe färbte noch einmal ihre bleichen Wangen — „mein — mein mußt Du werden."

„Ich bin es" — lispelte sie mit dem letzten Lächeln und — hatte vollendet.

Ein prächtiges Grabmal von kararischem Marmor wölbte sich über der Gruft, an der die goldene Inschrift deutete, „Fiora, Erbgräfin Maraviglio, schlummere hier den ewigen, süßen Schlaf.“ — Nur wenige Tage hatte der treue Löwe, jede Nahrung verschmähend, die geliebte Gespielin überlebt. — Graf Kingsholm versuchte im Wahnsinn seines Schmerzes sich selbst den Tod zu geben, doch hatte die unsichere Hand den Schuß nicht tödtlich werden lassen, und Adelens zarte Pflege, die jede Rücksicht verschmähend, nicht von ihm wich, so lange der Arzt den in den wildesten Phantasien Irrenden in Todesgefahr erklärte — trug wesentlich zu seiner, obgleich sehr langsamen und späten Genesung bei.

Nach seiner Herstellung einem finstern Trübsinn, einer düstern Melancholie und grollenden Bitterkeit nachhängend, die ihn bald allen seinen frühern Cirkeln entfremdete, welche keine Spur des einst so glänzenden Witzes, der liebenswürdigen Frivolität in dem finstern Sonderlinge mehr fanden, verließ er bald sein Vaterland und kehrte erst nach zehn Jahren aus einem fernen Welttheile, ernst, abgeschlossen, scheinbar kalt, aber ungleich gediegener, zurück. Sich mit Eifer dem diplomatischen Fache widmend, vernahm er bei seiner Rückkehr, daß der Minister, an unheilbarer Gemüthskrankheit leidend, sich bald nach jener schrecklichen Katastrophe von allen öffentlichen Geschäften zurückgezogen, auf seinen Gütern völlig als Einsiedler lebe. Er reis'te dahin, sah den unglücklichen, geistig zerrütteten Mann, der doch immer Fiora's Vater gewesen, war er gleich mittelbar ihr

Mörder geworden, und sah, obgleich mit schwer zu besiegendem Widerstreben, auch Adelen, die in musterhafter Pflichterfüllung das harte Schicksal trug, Pflegerin des von Gewissensbissen gequälten Vaters zu sein, der sich täglich schonungslos des Verbrechens anklagte, sein bestes Kind gemordet zu haben. Auch sie empfand seit jenem gräßlichen Ereigniß die Vorwürfe des innern Richters, daß sie es gewesen, die von Eifersucht und Rache getrieben, seine unselige Handlungsweise geleitet und beschleunigt. Die ehemalige bezaubernde Heiterkeit war hin — eine gereiftere Lebensansicht und richtige Würdigung ihres frühern eiteln Thuns an deren Stelle getreten, und mit der tiefen, innigen Reue erwachte auch das Bild des Verlobten, der ihr erst, nachdem sie ihn verloren, unaussprechlich theuer ward, und begleitete sie fortan auf ihrer freudlosen Bahn. Standhaft lehnte sie die zahlreichen Bewerbungen ab, die dem schönen reichen Mädchen noch lange wurden, nur Kingsholms Andenken und ihrer Reue lebend, die sie still in sich verschloß. — Doch der bitterste Kelch ward ihr, als er nach der zehnjährigen Abwesenheit mit derselben schroffen, an Verachtung grenzenden Kälte sie begrüßte, wie er einst geschieden. —

Am Grabe Fiora's lag sie, und den kalten Marmor mit ihren Thränen benetzend, flehete sie: „Laß mich bald bei Dir sein, Schwester Fiora — Du Glückliche, die er allein geliebt — mit seiner Liebe starbst Du — mich tödtet sein Haß, den keine Reue, keine Buße versöhnt, noch tilgt" — da trat der Graf, der fast immer hier

weilte, hervor, er hatte ihre Worte gehört und reichte ernst, aber mild der Erschrockenen die Hand. —

„Versöhnung, Adele — der Engel, der hier ruht, kannte keine Rache, auch die meine wäre fruchtlos und zu spät — lieben kann dies Herz nicht wieder — es ist ungetheilt nur bei ihr, der holden Märtyrin — aber Dein Bruder will ich fortan sein."

Da ergriff sie seine Hand, drückte sie, in Thränen zerfließend, an das vielfach gebrochene Herz, und entfernte sich stumm.

Der Graf hielt Wort, Adele erwarb seine Achtung, und gern sprach er mit ihr von der verklärten Geliebten und seiner immer steigenden Sehnsucht, ihr bald zu folgen. — Und als nach Jahr und Tagen dem hart büßenden d'Herville der längst erflehte Todesengel nahete, und er geängstet, wechselsweise die ermordete, dann die bald verwaiste Tochter an sein Lager rief, da reichte Graf Max wieder der schluchzenden Adele die Hand, sprach erschüttert: „der Bruder wird ihr bleiben" — und empfing mit ihr den Segen des Sterbenden.

Ob Fiora's milder Geist Frieden athmend über den Hinterlassenen gewaltet, ob das erlauchte Geschlecht der Kingsholm erlosch, wie der alte Stamm d'Herville's mit Adelens frühem Tode sank — ob die Nemesis nun versöhnt war oder ihr dunkles Rächeramt noch nicht aufgegeben — es ruhet unter dem Schleier, den noch kein Sterblicher gelüftet. —

den, überall bewährt, wo mich jetzt mannichfache Verhältnisse hingeführt haben. Nur meinen Namen durft ich an tausend Orten nennen, so flog Zutrauen und Wohlwollen mir entgegen. Die Tugenden unsers guten Vaters haben diesem Namen überall Freude und Verehrer erworben. Wenn meine Pflicht mich zu Auftritten rief, wo bange Furcht die Herzen aller erfüllte, daß das Schwerdt des Kriegers nicht von einem Menschen geführt werden möge, und sie meinen Namen hörten, da faßten alle Muth, die vorher gezittert hatten; er ist ein Sachse, riefen sie, er wird ein Menschenfreund seyn wie sein Vater; und wär ich werth gewesen, sein Kind zu seyn, wenn ich seine Tugend nicht nachgeahmt hätte?

Moritz. Wie oft habe ich das mit tiefer Rührung empfunden, was wir seinen Tugenden verdanken. Wenn ich als Richter zu entscheiden hatte, und die arme verklagte Unschuld bebte, daß der reiche Unterdrücker triumphiren möchte, da hörten die Armen blos meinen Namen nennen, so riefen sie getröstet aus, nein, laß uns hoffen, wir werden nicht unterdrückt werden, unser Recht ist in den Händen eines Sachsen, der Sachsen Vater ist der Gerechte, auch seine Söhne werden es seyn! Und mit Vertrauen traten sie zum Rich-

Das Nonnenkloſter
zur
heiligen Katharina in Breslau während der Belagerung 1806.

Ein Kapitel aus meinem Leben.

Von
Dr. W. Häring. (W. Alexis.)

Es werden mit dem jetzt ablaufenden dreißig Jahre, daß ich in einem Nonnenkloſter mehrere Wochen zugebracht habe. Möglich, wenn noch andere dreißig vergehen, daß die dann Lebenden ein katholiſches Kloſter im proteſtantiſchen Deutſchland wie eine Mythe betrachten; vielleicht daß mir ſelbſt alsdann, ſollte ich unter ihrer Zahl ſein, die verſchwimmenden Erinnerungen in fabelhaftem Lichte, wie ein halbes Ammenmährchen, erſcheinen. Und deshalb will ich die, welche heut noch friſch aus der Knabenzeit dem Manne auftauchen, niederſchreiben. Sie könnten einem ſpätern Schriftſteller einzelne Züge liefern zur Sittengeſchichte aus einer Zeit, die ſchon jetzt verſchwunden iſt, und aus einem Winkel derſelben, in welchen die wenigſten der heutigen dringen.

Die Schlacht bei Jena war geſchlagen. Statt der erwarteten Siegesnachricht kam nach meiner Vaterſtadt Breslau die von einem Verluſte, deſſen Größe die Gemüther kaum zu faſſen ſchienen. Ein dunkles Gerücht war der traurigen Gewißheit vorausgeeilt. Eine dumpfe Dröhnung herrſchte in der Stadt. Erinnerte man ſich doch noch der kühnen Verſicherungen, mit denen die Officiere beim Ausmarſch Abſchied genommen; klang doch noch eben im Ohr das Reiterlied aus Wallenſtein's Lager, das man im Theater ſingen ließ, um den Muth unſerer fernen Streiter zu repräſentiren, während man dabei, etwas ſpät, um ihnen Mäntel anzuſchaffen, Beiſteuern ſammelte; — und nun war Alles unwahr, umſonſt, verloren. Durch alle Claſſen der Bevölkerung herrſchte nur eine Stimme, daſſelbe Entſetzen, derſelbe Zorn, dieſelbe Erbitterung, vielleicht auch dieſelbe Rathloſigkeit. Die feindlichen Heere rückten heran, doch ließen ſie uns einen Monat Zeit, um das Verſäumte nachzuholen. Ob nur Jemand vorher an die Möglichkeit gedacht, daß Breslau belagert werden könne, konnte man nach dem, was jetzt erſt geſchah, um einem Feindesangriff zu begegnen, bezweifeln. Ich entſinne mich, daß man mich hinausführte vor's Thor, wo ſie die Bäume der ſchönen Alleen fällten und Palliſaden einrammten. Es war ein Gedränge von Schauluſtigen, zumal Schulkindern. Man ſagte uns: ſeht Euch das an, denn ſo etwas werdet Ihr in Eurem Leben nicht wieder zu ſehen bekommen! — Man war in der politiſchen Wahrſagekunſt nicht weiter, als heut. Ein andermal — die Stadt

ward in aller Schnelligkeit verproviantirt — entsinne ich mich, wie uns auf einer schmalen Brücke eine Heerde Ochsen, die man mit militairischer Begleitung in die Stadt trieb, überraschte; und ich für meine Person habe dort, zusammengepreßt am Brückenpfeiler, von diesen Freunden mehr gelitten, als von den belagernden Feinden. Ob ich dies unverschuldete Zusammentreffen, gleich wie das folgende, als ein Omen für mein Leben betrachten soll, laß ich dahin gestellt. Wenigstens finde ich in diesen hier geschilderten frühesten Zuständen viele Wurzeln zu meiner spätern Bestimmung.

Um Mitte November näherten sich die ersten feindlichen Corps der Stadt. Ich glaube nicht, daß viele Familien ausgewandert sind; im Gegentheile wanderten mehrere vom Lande ein. Theils lag die Erinnerung an das, was eine Belagerung bedeutet, den Breslauern seit dem siebenjährigen Kriege zu fern; theils fürchtete man in kleinern Städten und auf dem offenen Lande mehr die Excesse des Feindes, als seine Kriegswuth in den Mauern einer berühmten Festung. Ueberhaupt leuchtete in Schlesien schon damals etwas von dem thatkräftigen Feuergeiste auf, der später in der Monarchie wie ein Riese aus Schutt und Trümmern sich erhob. Das Freicorps des Fürsten von Pleß ist wenigstens ein Beweis dafür. Ein Graf Pückler erschoß sich aus Unmuth, weil sein Plan einer allgemeinen Bewaffnung der schlesischen Jäger nicht gehörig unterstützt wurde. Man erwartete den kräftigsten Widerstand und träumte von Entsatz und Sieg. Indessen ließ mein Vormund meiner Mutter

ſagen, es ſei Zeit, daß jeder Einwohner für ſich und die Seinen an Mundvorrath und Schutz denke.

Das waren neue, ungewohnte Sorgen. Was bot Schutz? Breslau's altreichsſtädtiſche Bauart hatte uns aber längſt gelehrt, daß dieſer ſchlimmen Falls nur in den feuerfeſten alten Häuſern zu ſuchen ſei. Die Mehrzahl der ältern Gebäude hat gewölbte Untergeſchoſſe, größtentheils zu Kaufläden eingerichtet. Hierhin quartirten ſich die Bewohner dieſer glücklichen Häuſer, oder noch tiefer hinab in die gewölbten Keller. Man überdeckte ſie mit Balken und Wollſäcken, oder führte Miſtlager auf die Dachböden. Das Haus, welches wir bewohnten, rühmte ſich jenes Vorzugs nicht. Selbſt leicht gebaut, ſtieß es vielmehr an ein Viertel der Stadt, wo die eng aneinander gedrängten Holzhäuſer der Feuersgefahr volle Nahrung und gegen die Bomben ſtatt Schutz nur verdoppelte Gefahr boten. Stelle ich mir dieſe uralten, eng an- und übereinander hinausgewachſenen Holzhäuſer vor, mit ihren morſchen Gallerien nach Außen, wie ſie unäſthetiſch und doch ſehr maleriſch an vielen Theilen der alten Stadt, z. B. längs der Ufer des Flüßchens Ohlau, vorherrſchen, ſo wundere ich mich, wie ein Bombardement, das ſo ernſt war, nicht dieſen hiſtoriſchen Theil der Stadt ganz vernichtet hat. Eine einzige Feuersbrunſt, meint man, müſſe ſie in Aſche legen; und doch trotzen ſie noch heute den Feuerbränden und lachen ſeit Jahrhunderten den Polizeiverordnungen, welche jetzt das Zehntheil von dem Wagniß in ihrer Anlage für gefährlich erklären.

Doch bot ſich auch außer den Privathäuſern mancher

Schutz. Fast alle Commun- und Staatsgebäude, auch die neuerlich aufgerichteten, sind im alten patricischen Styl gebaut, der vielleicht mit als Ehrensache neben der Sicherheit betrachtet wurde. Unter diese gehört die nicht unbeträchtliche Zahl von Mönchs- und Nonnenklöstern, welche 1806, wenn auch nicht in altem Glanze und alten Rechten, doch noch in ihrer alten Integrität bestanden. Allein ihre Bewohner verhargen sich nicht, daß die oftmaligen Schatzungen, die ihre Güter getroffen und ihre Küchen und Keller leerer gemacht, nur Vorboten ihres endlichen Schicksals waren. Sie ahneten, ungefähr mit derselben Wehmuth, wie der klar blickende Britte den einstigen Abfall seiner ostindischen Colonien voraussieht, die androhende Säculariſirung. Um deshalb mehr klug als trotzig, und darin unähnlich Anderen, die der nahenden Auflösung ihrer Rechte um so unbeugsameren Starrsinn entgegensetzen, als sie unabwendbar ist, suchten sie gern mit der Welt außer ihrem Kloster Verbindungen anzubahnen. Besonders mit den Beamten und ihren Familien waltete ein Verkehr ob, der wenn auch in den Grenzen, doch vielleicht nicht in der Absicht ihrer Institutionen lag. Ob die Armen dabei mit eben der Umsicht verfuhren, als ihre Vorsicht zu billigen war, lasse ich dahin gestellt. Vor dem Verderben helfen konnten ihnen die nicht, um deren Gunst sie sich auf unschuldige Weise bewarben. Die plötzlich mit rauher Hand aus ihrem stillen Asyl in eine fremde Welt Hinausgestoßenen fanden nur hier und da auf dem Lande freundliche Gemüther, welche sich ihrer auf geeignete Art annahmen.

Zwei Dominicanerklöſter, ein männliches zum heiligen Adalbertus, und ein weibliches zur heiligen Katharina, ſtießen in der ſogenannten Katterngaſſe (Katharinengaſſe) aneinander. Eine hohe Mauer trennte den Vorhof des Heiligthums der weiblichen Religiöſen von der Stadt. Jetzt iſt das Katharinenkloſter ein Hebammeninſtitut; die Mauer aber ſteht noch. Schon als Kind war ich mit meinen Pflegerinnen in das geweihte Innere gedrungen, wo die ſtrenge Regel außer dem Beichtvater keinem männlichen Fuße Zutritt verſtattet. Ich hatte Zuckerbrezeln bekommen und Heiligenbilder auf glattem Sammetpapier, aber es geſchah nicht, um einen Proſelyten zu machen. Die guten Nonnen hörten lieber Neuigkeiten aus der Welt. Dem anwachſenden Knaben ſollte das Heiligthum verſchloſſen werden, und ſchon ſollte ich im vergitterten Sprachzimmer, mit dem runden Schieber, ſtehen bleiben, während meine ältere Schweſter, die als Hülfeflehende kam, Eintritt erhielt. Aber der Krieg bricht auch Kloſterregeln. Die gütige Priorin hatte unſerer Familie in einer Zelle, die verlaſſen ſtand, Aufnahme geſtattet, und mir ſtrich man ein Jahr an meinem Alter. — So wurden viele Familien hülfreich in den Klöſtern aufgenommen, und die Vorhöfe mit uneigennütziger Menſchenfreundlichkeit beſonders den Armen geöffnet. Die dichteren Mauern und feſteren Kreuzgewölbe der meiſten Klöſter boten wahrſcheinlich mehr Schutz gegen die Bomben, als die mit mehr Privatökonomie gebauten Wohnhäuſer; dennoch weiß ich nicht, ob nicht auch der fromme Glaube den heiligen Stätten mehr Sicherheit beilegte.

Wenn man mir Vorliebe für Nachtstücke beimißt, rührt dies vielleicht von der lebendigen Erinnerung her an ein ernstes, selbst erlebtes. Die Stadt war schon berennt, die ersten Kanonen donnerten, Alles war in Aufruhr, und eine stürmische, regnerische Novembernacht brach ein, als unsere wenigen Habseligkeiten und Vorräthe, die uns der Klosterraum mitzunehmen erlaubte, in die Kutsche gepackt waren. Fünf Personen dazu, ausser dem Kutscher, mußte das eine Pferd ziehen, denn der Kutscher getraute sich unter dem Donner der Geschütze nicht, zwei Pferde zu regieren. Der Weg war nicht weit, aber welch ein Weg! Aengstliche Gesichter, geschlossene Thüren, spärliche Lichter an den Fenstern, Trommelschläge, der Generalmarsch, Regengüsse, heulender Wind, Kanonenschüsse nah und fern. Der Neumarkt war überfüllt mit podolischen Ochsen, die man noch zuletzt eingetrieben. Der unwillige, zaghafte Kutscher mußte sich durch das Hornvieh und seine fluchenden Führer Schritt um Schritt Platz erbitten. Auch die Katterngasse, in die wir bogen, war schon zum Theil besetzt. Die Ochsen folgten uns. Das Thor, als wir hielten, war bereits vor uns belagert. Die Unteroffiziere, welche den Viehtransport gebracht, hämmerten und schlugen daran und fluchten, daß die krachenden Geschütze gegen das Toben matt erschienen. Preußische Unteroffiziere aus der alten Zeit hatten eine Macht im Fluchen, die man heut nur noch traditionell kennt, und hier hatten sie dazu einen Grund. Sie sollten oder wollten die Ochsen in den Vorhof des Klosters bringen

zum Uebernachten, und die Nonnen, welche diese Einquartierung nicht wollten, hatten den Thorweg fest verrammelt. Dem wortreichen Geschütz der Belagerer setzten sie ein viel wirkungsreicheres entgegen, ein tiefes Schweigen. Das Thor ließ sich nicht erbrechen, die Mauer nicht überklettern, sie waren im Vortheil gegen die Belagerer, und nur wir im äußersten Nachtheil. Was vermochten schwache Frauenstimmen, die unter dem Gießen des Regens, dem Heulen des Windes, dem Krachen des Geschützes, dem Donnern der Soldateska und dem Brüllen einer Heerde scheuer Ochsen um Einlaß baten? Zum Uebermaaß des Unglücks wurde der Fuhrknecht durch das immer stärker werdende Schießen selbst so eingeschüchtert, daß er auch fluchte auf uns, das Unglück und die Nacht, und keine Minute länger warten wollte. Mitten unter den wüthenden Unteroffizieren und dem unruhigen Hornvich mußten wir die Betten, Geschirre, Butterfässer, die Säcke mit Reis, Mehl, Grütze und was auf dem Wagen war, auspacken und wo es Platz fand, im Koth hinstellen, denn der Kutscher hatte mit dem durch die Schüsse immer scheuer werdenden Pferde zu schaffen, und erklärte, daß ihm sein Leben lieber sei als Geld. Er fuhr fort, und der Himmel goß immer stärker. Da endlich, als wir schon ganz durchnäßt waren — man denke sich eine Mutter mit zwei kleinen Kindern in dieser Lage — öffnete sich im Thurme ein kleines Fenster, und man winkte uns seitwärts. Ein Nebenpförtchen that sich leise auf, und — wir sind selbst, und unsere Effekten auch, ins Kloster

gekommen. Die Ochsen konnten nach Naturgesetzen nicht durch dieselbe Oeffnung; wie es aber kam, daß die Unterofficiere nicht auch den Weg fanden, weiß ich heut nicht mehr zu erklären.

Auch im Kloster waren wir noch nicht sogleich geborgen. Es dauerte eine Weile, ehe die Jungfer Pförtnerin kam, und uns schweigend durch Gänge und Hallen, noch dunkler durch das wenige Licht, das ihre Laterne auf die hohen Kreuzgewölbe warf, und unheimlich durch die vielen Nischen und Pfeiler mit buntgemalten, ungestalteten Märtyrerfiguren, Trepp auf Trepp ab führte. Mit unheimlichem Klange fielen die Riegel und Schlösser hinter uns zu. Niemand begegnete uns, denn die Nonnen sangen die Hora im Chor; und der Gesang hinter den hallenden Mauern klang wie ein Grabeslied. Endlich langten wir in der hohen, dunkeln, kalten und leeren Zelle, die man uns eingeräumt, erschöpft an, um uns auf eine Nacht vorzubereiten, die das preußische Geschütz, das von allen Wällen donnern sollte, um dem Feinde unsere Wachsamkeit zu beweisen, schlaflos zu machen drohte. Aber die Erschöpfung war zu groß. Wir schliefen vortrefflich.

Die Berennung der Stadt hörte zwar schon mit dem folgenden Morgen auf, und Ein- und Ausfuhr wurden wieder frei, doch nur, damit Anfang December eine desto engere Einschließung beginne. Die Zwischenzeit war benutzt worden zu neuen Verproviantirungen und zur Verstärkung der Besatzung; man wußte jetzt, daß es „ernst" kommen werde. Der Ernst hatte leider deutsche

Organe. Es waren zumeiſt Baiern und Würtemberger, welche unter Lefebvre und Napoleons Bruder Jerome das Belagerungsheer ausmachten.

An Kanonaden hatten wir uns ſchon gewöhnt, aber das Verſtummen der Muſik bei der Wachtparade, und beſonders das Aufhören der Uhren und des Thurmgeläutes gab dieſem Ernſte einen unheimlichen Anſtrich. Die Glocken gehören in einer eng zuſammengedrängten Reichsſtadt zum täglichen Leben. Es ſind die Stimmen der Vergangenheit, die ernſt aus ihr herüber in das Gewühl des Marktes tönen. Einem Großſtädter, der in eine alte Stadt verſetzt wird, mögen ſie an ſich eine unheimliche Mahnung ſein; aber wer daran gewöhnt iſt, wer Stunde um Stunde, ja jede Viertelſtunde ſie ausläuten hört, eine nach der andern, in uralter Rangordnung, befreundet ſeit der Kindheit mit dem Wechſel ihrer dumpfen und ihrer hellen Silbertöne, auf den wirkt ihr plötzliches Verſtummen wie eine Pulsader, die aufhört zu ſchlagen. Aber die Leere in der Luft ward nur zu bald durch andere Töne erſetzt, das Losplatzen der Mörſer, das Sauſen der Bomben, ihren ſchmetternden Fall und durch die nächtlichen grellen Töne des ſogenannten Feuerkalbes, das ihr Zünden und das Verbreiten einer Feuersbrunſt den Bürgern anzeigte. Doch gingen dem eigentlichen Bombardement noch grellere Nachtſtücke voraus, die wir uns ſelbſt bereiteten. Die Vorſtädte loderten allmälig durch unſere Pechkränze und Feuerkugeln auf, und noch ſehe ich die Purpurröthe einer ſchauerlichen Nacht, wo das ganze Firmament in Flam-

rſtuhle, und tief gerührt dankte ich Gott für
n Vater.

Karl. Als ich hieher kam, ein fleißiger Land-
ann zu ſeyn, da ward ich empfangen wie ein
reund, wie ein alter Bekannter, von allen, die hier
bten. Mit Rath und That ging mir jeder willig
die Hand, jeder kam mir mit Freundſchaft
tgegen. Ich wußte nicht, wie ich es verdient
tte, ich fragte dieſen und jenen: Ihr ſeyd ein
achſe, klang es aus aller Munde, Ihr müßt auch
undlich und gut gegen den Geringſten ſeyn,
e Euer Vater es iſt; geht in eine unſrer Hüt-
n und fragt, weſſen Namen jedes unſrer Ge-
e nennt, es iſt der Seine; fragt, wen Ihr
lt, wem er am meiſten verdanke, ſeinen
men werden ſie Euch nennen, drum lieben wir
h Euch. Da floſſen mir Thränen des Dankes,
zu verdienen einen kleinen Theil der Liebe,
er überſchwenglich ſich erworben hat, ward
in eifrigſtes Beſtreben.

Wandler. Und wen er beſchützt, auf den
auch dieſer Segen über. Unter ſeinem Schutze
eitet ſichs ſo frei, ſo wohl, da gedeiht die
ſt, da ſtört ſie kein Sektengeiſt, kein Neid.
möchte ich nur hoch hinaufſteigen zu dem Tem-

men schien. Der Blutschimmer drang, die grauen Mauern färbend, bis in die tiefsten Gänge, die dunkelsten Gemächer. Viertausend Holzstöße vor dem Ohlauer Thore, die man nicht selbst nützen konnte, und dem Feinde nicht gönnte, loderten in der Nacht in die Höhe.

In der kleinen Zelle des zweiten Stockwerks hatten wir uns eingerichtet, wie die Noth es bedingte. Nichts war darin groß, als die Höhe, das Fenster und der Ofen. Dieser war unsere Küche, ein Koffer unsere Speisekammer. Die Zelle mündete, gleich den meisten des Klosters, auf dem langen Corridor, der nach dem Chor der Kirche führte, hochgewölbt, aber stets im Dämmerlichte, indem nur durch das eine Bogenfenster an der Seite, wo unsere Zelle sich befand, das Tageslicht in den tiefen Gang fiel. Ich brauchte nur zur Thürspalte hinauszublicken, wenn die Glocken zur Andacht riefen, und aus Zelle um Zelle, die sich seitwärts und gegenüber ohne Geräusch öffneten, schlüpften, gesenkten Hauptes, Kruzifix und Brevier in der Hand, weiße Gestalten heraus, bis sich in dem langen Gange eine stumme Prozession von selbst zusammen fand. Besonders am Abend war der Anblick feierlich, wenn jede Nonne mit ihrer Laterne, in rothen, breiten Holzstäben eingefaßt, kam, und diese Lichtermenge grellroth wiederstrahlend gegen die weißen Habiter sich in das Dunkel verlor. Unserer Zelle gegenüber hing am Pfeiler ein großes, geschnitztes Holzbild. Es war Johannes der Täufer, einst der gemeinsame Schutzpatron der beiden Nachbarreiche, dem aber Schlesien treu geblieben, nachdem Böh-

men ihn mit dem modernern und wirkungsreichern Repomuk vertauscht hatte. Dem Bilde muß eine eigenthümliche Kraft beigewohnt haben. Wir bemerkten, daß man jedesmal, wenn eine stärkere Beschießung für die Nacht gefürchtet ward, unter dem Heiligen eine rothe Lampe anzündete.

Im Aeusseren war nichts in dem Kloster modernisirt. Nicht der jesuitische, sondern der dumpfe Character des Mittelalters hauchte aus den Gewölben, Treppen, Kreuzgängen und Refectorien. Vielleicht würde mir heut das düster Massenhafte nicht so gewaltig vorkommen. Aber damals drehten sich meine Vorstellungen von Sicherheit und Tüchtigkeit um den Begriff von dicken Mauern und Kreuzgewölben, und als ich ein Jahr später nach Berlin kam, begriff ich nicht, wie man in einer Stadt leben könne, wo es keine gewölbten Häuser giebt. Weil man aus einem Zustande sorgenloser Unbefangenheit in den gegenwärtigen übergegangen war und eigentlich nicht wußte, was man fürchten sollte, so meinte man, wenn man nur eine gewölbte Decke über dem Kopfe habe, gegen Alles geschützt zu sein, wie Brand, Sturm und Plünderung. Daß die Bomben auch durch die hohen Fenster einschlagen könnten, lag außer der Sorge. Doch waren nur die Hauptgebäude des Klosters gewölbt; es gab entferntere Theile, in die man doch auch unterweilen mußte, wo nur Balken, Sparren und Latten uns vom Himmel trennten. Die dumpfe Holzluft in diesen verwitterten Theilen athmete nicht weniger den Character des Mittelalters; aber nur mit Bangigkeit eilte man da-

hin in der Erwartung, daß die Bomben gerade auf diese Holzgallerie, im Augenblicke, wo man sich darauf befand, fallen müßten. Es geschah hier, wie so oft, daß hierthin keine einzige Kugel drang, während unser Asyl von sehr vielen heimgesucht wurde.

In der Regel ließ man mich nicht allein, eine gerechtfertigte Vorsorge in so kritischen Zeiten. Doch geschah es wohl dann und wann. Ich mußte einst allein zurück über den öden, verfallenen Kreuzgang, der einen wüsten, von Nesseln überwucherten Hof umschließt. Ich beflügelte meine Schritte, aber dafür klangen sie doppelt stark auf dem Ziegelboden und hallten wieder von den feuchten Gewölben. Es war schon spät, aber kein menschliches Wesen rings umher zu sehen. Auch schossen sie nicht; etwas, was mir in dem Augenblick willkommen gewesen wäre. Ich mußte um eine Ecke biegen. Da wehte mir eine Riesengestalt entgegen, ein Schatten, der über den erhellten Boden fuhr und sich wieder zurückzog, je nachdem die hängende Ampel hinter dem Pfeiler von der Zugluft geschaukelt wurde. Der Anblick, dem ich nun nicht ausweichen konnte, denn vorwärts mußte ich, packte mich mit solchem Grauen, daß ich athemlos fortstürzte und leichenblaß in der Zelle ankam. Ich weiß nicht, ob man mich früher schnell über diese widerwärtigen Abbildungen vorübergeführt, ob sie im Schatten beim Tageslicht verborgen blieben, und sie erst diesmal in aller ihrer Gräßlichkeit den einsamen Knaben anstierten; aber von der Zeit an brachte mich nichts mehr allein bei den Riesen vorüber, und ich habe auch wohl

die Augen zugedrückt, wenn mich Andere führten. Es waren widerwärtige, grell angemalte Holzpuppen von colossaler Größe. Die Nonnen nannten sie die vier Riesen und sprachen nicht gern davon. Wenn Bildwerke der Art dem Erwachsenen und bei Tageslicht einen Schauer einflößen, wie mir dies wohl widerfahren bei den feuerrothen Christuspuppen im Salzburgischen und an der Donau, so wird man es dem Knaben nicht verargen, wenn er bei Nachtzeit vor dem unerwarteten Anblick Reißaus nahm. Die Erinnerung an den Abend war lange nicht zu verwischen. Und doch fehlte noch das Bewußtsein für ein Element des Schreckens, das doch da war, die alten Leichensteine mit ihrer verwitterten Mönchsschrift, über die ich achtlos trat; aber dies einfache Symbol des Todes hatte noch wenig Macht auf den Knabensinn.

Weit ernsthafter und bedenklicher war die zugemauerte Nische an der steinernen Wendeltreppe. Mit stillem Grauen ging ich da vorüber, denn auch meine ältere Schwester, die schon Romane gelesen, meinte, dahinter könne etwas stecken. Die Mauer, worin die Nische befindlich, war überaus dick, und an Färbung und Putz derselben konnte man das Bestreben erkennen, sie den Augen der Vorübergehenden ganz zu verbergen. Unsere Freundin unter den Nonnen, die wir befragten, wozu sie gedient haben könne, wollte nichts davon wissen und ging im Gespräche schnell darüber weg. Ich hatte einmal am Arme der Kinderfrau die Kreuzfahrer gesehen und mir einreden lassen, es sei mit der Ver-

mauerung Ernſt; etwa argumentirte meine Kinderlogik zu Gunſten der Phantaſie, es ſei gerade in einem Kloſter eine Nonne einmauerungsfähig geweſen; da habe man ſie, um das Nützliche und Nothwendige mit dem Angenehmen zu verbinden, auf dem Theater in Wirklichkeit und gerade in dem Augenblicke einmauern laſſen, wo die Theaternonne die Strafe leiden ſoll. Warum ſollte hier innerhalb der Ringmauern eines alten Kloſters nicht auch eine Unglückliche den entſetzlichen romantiſchen Tod gebüßt haben! Gegen die Möglichkeit ſtreitet es nicht; mir iſt indeß nicht bekannt, ob die Neugier der ſpätern Bewohner aus der dicken Mauer ein Gerippe entbunden hat.

Die Blende mahnte an viele dunkle Gerüchte und beglaubigtere Vorfälle aus der ſchleſiſchen Vorzeit, welche unſere Abendunterhaltung in der trüben Zelle würzten; von verſchwundenen Edelfräulein in namhaften Klöſtern, von myſteriös vermauerten Tempelherrenſchätzen aus der Zeit der Verfolgung des Ordens. Eine Reminiscenz daraus habe ich in meiner Novelle: „der Schatz der Tempelherren" niedergelegt. Meinem Vater ſelbſt war ein Vorfall begegnet, der, in ſolcher Stunde vorgetragen unter dem Sauſen der Bomben und des Nachtſturms, wohl das Gemüth aufregen konnte. Mit dem Miniſter Schleſiens, dem Grafen Hoym, auf einer Inſpectionsreiſe begriffen, befindet er ſich in dem Sprachzimmer eines Nonnenkloſters irgendwo in der Provinz. Während er die Protocolle zuſammennimmt, nähert ſich haſtig eine junge Nonne dem Gitter und ruft, die Hände

zusammenschlagend: „Um Jesu willen, retten Sie mich!“ Aber in demselben Augenblicke traten ältere Nonnen ein, sie verschwindet vom Gitter und eilt unter den Andern zur Thüre hinaus. Jede Nachforschung, wenn sie in meines Vaters, oder auch des Ministers Befugniß gestanden, würde umsonst gewesen sein, da er weder ihren Namen wußte, noch ihrer Gesichtszüge sich besann, es überdies viele Nonnen gab, die der stille Wunsch beseelte, die Klostermauern zu verlassen, ohne daß die Regierung um deshalb das Recht damals geübt hätte, sie ihres Gelübdes zu entbinden. Später geschah dies wohl in einzelnen Fällen, aber es war mit vielen Umständen verknüpft, und die Geistlichkeit legte die äußersten Schwierigkeiten in den Weg. Einer solchen Unglücklichen war es gelungen, von Berlin aus den Befehl ihrer Freilassung zu bewirken. Sie war ein Opfer väterlicher Strenge gewesen. Der Tag nahte, alle zarten Seelen in der Stadt interessirten sich dafür, und Einigen gelang es, bei dem feierlichen Moment zugegen zu sein. Der Beamte fragte die Nonne, ob es noch ihr ernstlicher Wille sei? Sie bejahte es. Die Aebtissin hielt dringende Ermahnungen im Namen des gekränkten Heilands, der entwürdigten Religion, der beleidigten Sitte, der Heiligkeit des Eides. Die Unbußfertige blieb bei ihrem weltlichen Entschlusse. Die Aebtissin fluchte ihr, und die Nonnen wandten ihr entsetzt den Rücken. „So streifen Sie denn,“ sprach der Fiscal, „das geistliche Kleid von sich und treten zurück in den Stand der Welt.“ Die Nonne löste den Gürtel, ihr Habit fiel,

und sie stand unbeholfen da in einem großgeblümten, rothbraunen Kattunkleide. Von dem Augenblicke an war das Interesse für sie verschwunden; man hatte erwartet, daß sie sich weiß würde angezogen haben, und dazu eine ätherische Gestalt, welche unglücklicher Weise die arme Nonne nicht besaß. Wohl zum Glück; denn wenn es der Fall gewesen, wären die Entkleidungen vielleicht so Mode geworden, daß eine Entvölkerung der armen Klöster noch vor ihrer officiellen Auflösung stattgefunden hätte. Mein Vater hatte auch einmal das angenehmere Commissions-Geschäft, in einem Mönchskloster unter drei zur Abtwürde gewählten vollwangigen Candidaten den fähigsten herauszufühlen, dem die Regierung ohne Gefährdung die Bestätigung ertheilen könne. Aber er versicherte, die saure Aufgabe an ihren wuchtenden Tafeln mit Ehren zu bestehen, sei leichter gewesen, als die Mühe, unter der Fülle Fleisch einen Funken Geist zu finden, und jedem dieser Sanct Gallischen Prälaten hätte ein Schäfer Hans Wendix wohl gethan.

Noth bricht Eisen, und eine französische Belagerung die strengen Regeln eines katholischen Klosters. Die gemeinsame Gefahr drängte zur Geselligkeit. Wer die fürchterliche Langeweile eines Convents alternder Nonnen erwägt, die nicht mehr von altkatholischer Inbrunst in ihrer Abgeschiedenheit genährt, sondern inmitten einer bedeutenden Stadt doch dann und wann etwas von den Vorgängen draußen hören, und nicht dadurch befriedigt, von Neugier geplagt werden, mehr zu erfahren, begreift, welche Revolution schon die Aufnahme einer pro-

teſtantiſchen Familie im Schooße ihres Heiligthums verurſachen mußte. Nächſt den Bomben waren wir der erſte Gegenſtand der Aufmerkſamkeit. Es galt unter dieſen Naturkindern, denn das waren ſie noch, ſich uns bemerkbar zu machen. Die uns näher ſtanden, wurden gewiſſermaaßen beneidet. Will man ſich dieſen Convent vorſtellen, ſo entferne man übrigens den Romangedanken an ſchwindſüchtige Geſichter, auf deren eingefallnen Wangen die Geſchichte von unglücklicher Liebe und andern Stürmen des Schickſals, die ſie in dieſen letzten Hafen trieben, geſchrieben ſtand. Die Zeiten, wo adlige Familien die Töchter, die ſie nicht ausſteuern wollten, ins Kloſter brachten, waren längſt vorüber; ſelten auch, daß eine geknickte, edle Blume freiwillig hier Zuflucht ſuchte. In der Regel recrutirten ſich die ſchleſiſchen Nonnenklöſter vom Lande; die rothbäckigen Töchter ihrer Bauern und Unterthanen füllten allmälig die zu andern Zwecken vom reichen Adel der Vorzeit dotirten Convente. Für die Kloſterbauern war es noch ein Stolz, ihre Töchter zu ihren Gebieterinnen heranwachſen zu ſehen. Nur unter dem bigotten Landvolke in Glatz mochten religiöſe Gründe dazu antreiben. Die friſchen Dirnen entſagten der Welt, bevor ſie dieſelbe kannten; von einem ſchmerzlich ernſten Rückverlangen nach ihr weiß ich wenigſtens aus unſerm Katternkloſter nichts.

Nur eine war von anderer Abkunft. Die Jungfer Joſephe, Tochter eines öſterreichiſchen Officiers, ſtammte aus einem neapolitaniſchen edlen Geſchlechte. Wie dies

hieß, weiß ich so wenig, als welche Mittel und Wege sie unter den Schleier gebracht. Sie war nicht ungebildet, hörte mit Theilnahme von den Welterzeignissen, verstand Französisch und verschlang die Romane, welche meine Schwester ihr brachte. War doch darunter sogar Rousseau's Heloise! Sie hatte daneben das beste Herz, und ich besitze von ihr, als Gegengeschenk für unsere Gefälligkeiten, eine approbirte Geschichte aller regulirten geistlichen Orden, nebst Abbildung ihrer Tracht; aber man würde eine sehr irrthümliche Vorstellung von ihr fassen, wenn man sie sich um deshalb interessant dächte. Sie schnupfte sehr viel Tabak, war wohl beleibt und hieß bereits nicht mehr Jungfer Josephe, sondern Mater Josephe, ein Titel, welcher den ältern Respectspersonen unter den Klosterjungfrauen gegeben wird. Sie war im Kloster unsere besondere Gönnerin und Freundin.

Der Stand adelt. Dies bewies die Priorin, die, auch nur geringerer Abkunft, ihrer Würde mit vollem Anstande Genüge that, gemessen in ihrem Benehmen, und nicht, wie bei Emporkömmlingen so oft der Fall ist, groß im Kleinen. Sie war eine thätige, fürsorgende Mutter ihrer Schwestern, streng gegen sich und selbst ohne nepotische Anwandlungen, ob sie doch eine leibliche Schwester unter den Nonnen hatte. Die Pflichten einer Priorin waren in dieser Zeit nicht gering. Sie versagte sich selbst die Herzstärkung, welche ihr ihre Würde erlaubte, den Kaffee. Das war viel; denn was Kaffee unter unsern Nonnen bedeutete, davon war

ich selbst Zeuge *). Meine Mutter hatte die Priorin mit den angesehenern Schwestern eines Nachmittags dazu eingeladen. Keine widerstand der Lockung. Für mich war es eine saure Pflicht, nach der schlesischen Sitte jeder Nonne, wie sie eintraten, die Hand zu küssen. Aber sie duldeten es. Dafür sagte die Priorin beim Fortgehen zu meiner Mutter: „Es war Alles sehr gut," und drückte ihr die Hand, und die Subpriorin that nachher dasselbe, und so alle Nonnen nach der Rangordnung.

Die Schwestern des Katternstiftes führten kein Faulenzerleben. Die geschmälerten Einkünfte des Klosters gestatteten nur noch schmale Kost; die Einzelnen mußten für ihr Holz, ihr Frühstück, ja für ihre Kleidungsstücke selbst sorgen; und wer, wie die meisten, keinen Zuschuß von Außen bezog, mußte durch seiner Hände Arbeit dies gewinnen. Unter solchen Verhältnissen mußte eine Priorin nicht bloß geistige Würde üben, sondern auch Administrationstalent besitzen. Die Verfassung war übrigens demokratisch-republikanisch. Die Schwestern wählten die Priorin, deren Amt aber nur drei Jahre

*) Die Mater Josephe schüttete ihr bewegtes Herz über die Ungunst der Zeiten in einem Briefe aus, den sie ein Jahr später an meine Schwester in Berlin schrieb. Das gewöhnliche Klagethema der Zeit, die Unverschämtheit der Einquartierung, erfüllt auch die arme Nonne mit Wehmuth, und ich mag nicht ohne Rührung folgende Zeilen lesen: „Den ersten October sollten die Franzosen Alles geräumt haben. So werden wir von einer Woche zur andern vertröstet, und ist doch alles nicht wahr. Wenn nur das Engeland wollte Friede machen, daß der Caffe wieder wohlfeiler wird!"

pel der Vollkommenheit, um ihm ein würdiges Denkmal zu stiften.

Karl. Wo mag ein würdigeres für ihn gestiftet werden, als in dem Herzen aller, die er beglückte? Und dort ist er schon längst verewigt, dort flammt in frommen Wünschen ihm ein steles Opfer zum Himmel auf.

Moritz. Wie glücklich sind wir, ihn wieder bei uns zu sehn, immer sehnlicher wünscht sich mein Herz dem guten Vater nahe.

Albrecht. So laßt uns eilen, wo die lieben Schwestern uns erwarten, nun werden wir wohl kommen dürfen.

Karl. Ja, kommt, dort wollen wir gemeinsam von dem guten Vater sprechen, bis er selbst kommt, und die Freude und das Glück aller seiner Kinder durch seine Ankunft vollendet.

(gehen ab)

Die Scene verwandelt sich in einen Tempel, dessen Säulen mit Rosen umwunden sind. In der Mitte steht auf einem Postemente das colossale Brustbild Friedrich Augusts Königs von Sachsen. Vor dem Postemente steht der Genius der frommen Liebe und spricht, nachdem er in den Vorgrund getreten:

dauerte, wenn sie nicht darauf wieder gewählt wurde; war man mit ihr zufrieden, so geschah dies in der Regel. Nur durch das Alter wurde eine Art Aristokratie begründet; man sah den Bejahrteren manches nach und gestand ihnen einige Bequemlichkeiten zu, wozu die Beigebung jüngerer Klosterjungfern gehörte, welche gesprächsweise den Namen Töchter führten. Auch die geistlichen Dienste im Chor waren nicht leicht. Eine Novize, welche aus innerem Drange sich gemeldet hatte, mußte nach dem Probejahr austreten, weil ihre körperliche Constitution das viele Knieen nicht aushielt. Auch Nonnen, die durch vieljährige Uebung daran gewöhnt sein mußten, erklärten, es sei eine härtere Buße, als die Entbehrung des Schlafes, und die Pflicht, so oft in der Nacht aus dem warmen Bette in die winterlichkalte Kirche zum Beten und Singen zu eilen. Zum letzteren fehlte es an guten Stimmen, was sehr bedauert wurde.

Ganz ohne weltliche Lust war ihr Leben indessen nicht. Einigemal im Jahre machten die Nonnen Landpartieen nach ihren Gütern. Dies geschah natürlich unter aller Vorsicht in dicht verschlossenen Kutschen, um das Kloster, wenn auch nicht auf das Land, doch auf den Weg mitzunehmen. Da diese Klosterkutschen aber aus dem vorigen, wenn nicht aus einem noch früheren Jahrhundert herstammten und bis auf diese seltenen Tage ungenutzt und auch wohl unbehütet auf den Höfen standen, so ereignete es sich bei einer solchen Landpartie, daß mitten auf der Straße der morsch gewordene Boden

brach und die unglücklichen Nonnen durchfielen. Der Kutscher hielt zwar zur rechten Zeit still, wußte doch aber keinen Rath, denn die gewissenhaften Nonnen protestirten, daß er den Kutschenschlag öffne und eines Mannes Auge sie sehe, oder ihnen hülfreiche Hand leiste. Während er nun die Pferde losspannte und nach dem nächsten Orte ritt, um eine andere Kutsche zu holen, blieben die Armen in der peinlichsten Lage von der Welt, indem sie sich, in ihrem Kasten stehend, nicht regen und rühren konnten, und bis über die Knie den Blicken aller Vorübergehenden ausgesetzt waren. Indessen war die Ordensregel beobachtet und ihr Schleier nicht gelüftet worden.

Der ganze Kalender des katholischen Mittelalters klingelte durch die Namen der frommen Schwestern. Da war die Jungfer Dominica, die Schwestern Raimunda und Osanna, die Agnes und die Ludovica, die Czeslao, die Magdalena, Seraphina und Amanda. Eine war melancholisch; man hörte von ihr, wenn man ihr auf dem einsamen Gange begegnete, kein anderes Wort, als das monotone: „Gelobt sei Jesus Christ!" Ihr unbewegliches Gesicht zeigte Spuren großer Schönheit, ihre Unerschrockenheit war merkwürdig. Eine im Hofe platzende Bombe warf Stücke durch ihre Zellenfenster. Sie rückte nur mit dem Stuhle und arbeitete weiter. Eine hatte der Schlag gerührt; sie war stumm und lallte nur mit widerwärtiger Anstrengung die Laute: „Juste Jesu, ach Du liebe Gott!" — Eine dritte war ganz blödsinnig. Die Verehrung des Heidenthums für

die von Gott Getroffenen schien im christlichen Stifte auf die Gestörte übergegangen. Sie lebte ruhig in ihrer Zelle und ward wohl gepflegt. Man gab ihr Spielzeug von Lindenholz; sie baute Häuser und Gärten, und lachte mit ein Paar Lachtauben, die man ihr geschenkt, um die Wette, die einzige Glückliche, die um die Belagerung sich nicht kümmerte.

Diese nahm an Heftigkeit mit jedem Tage zu. Breslau mit allen Außenwerken strategisch zu vertheidigen, soll 20,000 Mann erfordert haben. Die Garnison, mit Zuziehung der Invaliden und der königlichen und herrschaftlichen Jäger, die man in der Eile aus den Districten zusammengetrieben, betrug kaum ein Drittel davon. Darunter befand sich das ganz aus Polen zusammengesetzte Regiment Thiele, auf dessen Treue nicht zu bauen war. Dennoch hatte die Festung eine andere Stärke, den glühenden Wunsch seiner Bewohner, bis auf's Aeußerste sich vertheidigend, Schlesiens Hauptstadt in Ehren dem Könige zu erhalten. Aber man verstand damals noch nicht, dies edle Metall der bürgerlichen Begeistrung in geltende Münze auszuprägen. Die Conviktualen unseres Klosters theilten den patriotischen Wunsch. Nicht eine Stimme erhob sich hier, welche schimpfliche Uebergabe, zur Erhaltung der Ruhe, dem Entsetzen der Belagerung vorgezogen hätte: „Man hat uns nicht befohlen, für unsern König zu beten," sagte die Priorin, „aber wir thun es täglich von ganzem Herzen; denn er ist der Letzte, der uns in dieser Zeit der Auflösung und Verwirrung noch schützen will." —

Je weniger man in der eng umschlossenen Festung von draußen wußte, um so riesenhafter wuchsen die Gerüchte, die unsere Hoffnung nährten. Mehrere Stürme waren unter den Hauptwällen abgeschlagen worden; das Kleingewehrfeuer gellte durch die dichten Mauern uns ins Ohr, und ich selbst hatte im Klostergarten einige herringefallene Musketenkugeln mir auflesen können. Zwar verunglückten die meisten Ausfälle, aber doch wußten wir, mit wie viel Hunderttausenden die Russen im Anzuge waren. Die Franzosen waren mehr als einmal total geschlagen. Der Fürst von Pleß stampfte Armeen aus dem Boden, und Schlesien konnte das Grab des napoleonischen Ruhmes werden. Alles dies beschränkte sich auf den Versuch jenes muthigen Parteigängers mit seinem zusammengerafften, zum Theil nur mit Mistgabeln und Sensen bewaffneten Freicorps der Stadt zu Hülfe zu eilen. Kühn drang er bis nahe an die Vorstädte; aber vergebens waren seine Signale, vergebens beschworen Militairs und Bürger den Gouverneur zum Ausfalle. Es sei Blendwerk der Feinde, war die Antwort, und der Fürst mußte sich geschlagen zurückziehen. Dies war die einzige Hoffnung, die uns von außen kam; sie war verscherzt. Einsichtigere wußten bald, daß der Aufstand in Polen jede Aussicht auf Entsatz aus dem Norden abschnitt. Auch Glogau war gefallen, und mit immer mehr Geschütz füllten sich die unserer Stadt zugekehrten Batterien, vor der jetzt auch der gefürchtetste Name unter den französischen Generalen, Vandamme, drohend erschien.

Breslau traf weder ein so hartes Loos, als funfzig Jahre früher Küstrin unter den Bomben der Russen, noch einige zwanzig Jahre später die Citadelle von Antwerpen; für die Belagerungsgeschichte jenes unglücklichen Krieges litt es indessen unverhältnißmäßig. Der Stadt, nicht den Wällen, galt der Kugelregen des Feindes, und während wenige Soldaten blieben, kamen desto mehr Bürger zu Schaden. Ernsthafte Brände bei Tag und Nacht; das Feuerkalb wetteiferte mit dem Krachen des Geschützes. Einzelne Bomben zerschmetterten ganze Häuser, und unzählige Giebel, die hoch und abentheuerlich ausgeschmückt nach der Straße ragten, stürzten dahin ein. Die Sieger, befremdet über einen Widerstand, der den Sturmesflug, welcher die andern Festungen zwang, um mehrere Wochen hemmte, schienen mehr durch Schreck als Gewalt dies Bollwerk nehmen zu wollen. Doch wollte man wissen, daß das weiche Gemüth des nachmaligen Königs von Westphalen oft ein Erbarmen empfand, welches sein kaiserlicher Bruder, wenn er darum gewußt, sehr gemißbilligt hätte. Er ließ, wenn die Bomben gezündet, im Schießen innehalten, damit die Bürger löschen konnten. Je nachdem diese Schonung statt fand oder nicht, wollte man abmessen, ob Jerome im Lager war. Der Feind unterließ nicht zu jenem Einschüchterungszwecke häufige Parlementaire in die Stadt zu schicken. Es waren die glücklichen Stunden — oft kaum eine bis zwei — wo die Versteckten aus ihren Kellern vorkrochen nach Luft, und die Betriebsamkeit in Windeseile sich regte. Da holte man

Nachrichten ein, und Lebensmittel, da flog man in das Verſteck der Freunde, zu ſehen, wer noch lebe, ſich die Hand zu ſchütteln und wieder fort zu fliegen. Wehe denen, oder vielmehr ihren Angehörigen, die von den erſten Kugeln außerhalb ihrer Höhlen überraſcht wurden. Wir benutzten dieſe günſtigen Momente, unſere ſchwindenden Vorräthe zu ergänzen. So ſaßen wir eines Mittags in unſerer Zelle um die frugale Suppe — da ſauſ'te, krachte, ſchmetterte es gerade über unſern Köpfen, und im nächſten Moment war jeder unwillkürlich an der aufgeriſſenen Thüre. Es hatte einer wie der andere einen Druck gefühlt, als ſenke ſich das Gewölbe, und wir mit ihm in den Boden. War es noch nicht geſchehen, ſo mußte im Augenblicke darauf die Decke berſten, und die Bombe in die Terrine fallen. Aber das Gewölbe widerſtand, die Bombe brach nicht durch; wir hörten, zum Bewußtſein gekommen, ſie über unſern Scheiteln aufſchlagend tanzen und erwarteten den Moment, wo ſie zerſpringend Feuer und Verderben um ſich verbreite. Nicht wir allein, das halbe Kloſter war auf den Beinen und auf dem Gange, todtenblaſſe Geſichter, gerungene Arme; die immer lachende Blödſinnige und die lallende: „Juſte Jeſu, ach Du liebe Gozt!" Hundert Stimmen, die ſich überſchrieen, daß man hinauf ſolle auf's Dach, und ſie löſchen, ehe ſie ſpringe und zünde! Hundert, die Rath wußten und keine That hatten. — „Schickt doch die Wächter hinauf!" — „Wo ſind die Wächter?" entgegnete mit erzürntem Blicke auf uns die Priorin, und aller Augen fielen mißbilligend

auf meine Mutter. Sie waren in unserm Dienste nach unserer Stadtwohnung geschickt, um Holz einzuholen. Alles dies war das Werk eines Augenblickes; in dem nächsten schwebte eine Gestalt die Bodentreppe herab. „Schwester Ofanna!“ rief es erstaunt aus einem Munde, und die junge Nonne kam, in beiden Händen die umschlungene Bombe haltend, still lächelnd auf uns zu. Während der allgemeinen Bestürzung war sie auf das Dach geeilt und hatte mit einem nassen Tuche die noch hüpfende Bombe überworfen und den glimmenden Zünder gelöscht, ehe es zu spät war. Schwester Ofanna war die Retterin des Klosters.

Noch entsinne ich mich einer furchtbaren Decembernacht in unserer Zelle. Ein wilder Orkan wetteiferte mit den feurigen Kugeln, die Lüfte zu zerreißen. Erde und Himmel bebten, und die dicken Klostermauern schienen, an ihren Grundfesten gerüttelt, zu zittern. Alles betete, daß die Bomben nur diesmal nicht zündeten; ein Feuerbrand in der Nacht hätte die halbe Stadt verwüstet. Wir lagen angekleidet und schlaflos auf Sopha und Betten. Es war nach Mitternacht, als es leise an unsere Pforte klopfte, und ohne auf Antwort zu warten sich diese öffnete. Das widerwärtigste Gesicht, geisterbleich mit klappernden Zähnen, trat ein und wünschte uns einen guten Abend. Es war unsere Nachbarin, mit der wir den wenigsten Umgang hatten. „Mein Gott, was wollen Sie jetzt, Jungfer Ludovica?“ fragte man sie. — „Ich wollte nur dem Wilhelmchen einen Apfel bringen.“ — Auf die Weisung, daß dies doch nicht die

Stunde sei, um Aepfel zu essen und zu verschenken, antwortete die Arme, die zitternden Glieder auf einen Schemel niederlassend: „Ich fürchte mich doch gar zu sehr.“ —

Als bei der immer heftigern Beschießung noch mehr Bomben durch das steile Dach zertrümmernd ihren Weg fanden, hielt man selbst die Gewölbe im obern Stockwerk nicht mehr für Schutz genug, und — eine gewagte Ausnahme in der Klosterregel! — die Lager sämmtlicher Nonnen wurden in das große Refectorium oder den Speisesaal zu ebner Erde geschafft. Dieser, dreifach gewölbt, sicherte gewiß vor Kugeln von oben, allein wenn sie in schräger Richtung durch die hohen gothischen Fenster Luft hatten einzudringen, so hinderte sie nichts, als einige Matratzen und Teppiche, die man mit kleinen Nägeln daran befestigt hatte. Auf unsere bedenklichen Mienen schüttelte unsere Freundin, dieselbe, welche Rousseau's Heloise verschlungen hatte, mit einer selig sichern den Kopf und deutete auf ein kleines, altes Marienbild in der Nähe. „Die wird uns hier schon behüten!“ Es war eine wunderthätige Maria. In diesem großen, sehr hohen Saale breitete sich von nun an nächtlich Lager an Lager; auch uns und vielen von denen, die in den Nebengebäuden Aufnahme gefunden, gönnte die christliche Liebe unserer Wirthinnen Platz. Mit der längst beseitigten Klosterregel fiel hier jede Gêne weg, und gegen funfzig geistliche und weltliche Frauen, auf ihren Matratzen und Betten sitzend, knieend und liegend, besorgten beim düstern Lichte weniger, an den Pfeilern hängender Laternen ihre Schlaftoilette. Dies gemein-

schaftliche Nachtlager, der Culminationspunkt des Aufsergewöhnlichen, zu dem die Umstände trieben, hatte glücklicherweise eine gleiche Beimischung des Komischen mit dem herb Ernsthaften. Hier lernten die früher Vereinzelten sich kennen; gemeinsame Furcht und Gefahr sind starke Bindungsmittel. Zwar wuchsen Viele durch den Austausch der Furcht, die eine Jede besonders hegte, aber die süße Täuschung, daß vereinte Kräfte das Unabwendbare leichter tragen könnten, waltete auch hier ob. Hierher kamen — ob sie sich sicherer dünkten, oder nur jenes Gefühls wegen? — auch mehrere der Kellerbewohner, darunter die Gattin des Commandanten von Schweidnitz, von ihrem Manne nach Breslau geschickt, um den Schrecken der Belagerung jener unüberwindlichen Festung zu entgehen; denn Schweidnitz werde sich bis auf den letzten Mann halten! Und es ist nach dem dritten Tage übergegangen. Die Frau eines Staabsofficiers erhielt täglich von den Wällen Kunde, wie es stand, und was zu erwarten war; und von Mund zu Mund, oder vielmehr von Bett zu Bett lief die Nachricht, bis sie vermuthlich am andern Ende hundertfach vergrößert ankam. Im Sprachzimmer hatte bisher die Familie des Kanzlers vom Kloster (ihr Rechtsanwalt) gewohnt, in der sonderbar strengen Theilung, daß Frau und Töchter diesseit, der Mann mit dem Sohne jenseit des Eisengitters zubrachten. Blicke und Worte konnten durch die Stäbe getauscht werden, die Schüssel bei der Mahlzeit mußte aber in dem Schiebrad stehen, und die Oeffnung ward jetzt den weiblichen, jetzt den männlichen Beisitzern der seltsamen Mahlzeit

zugedreht. In den fürchterlichen Nächten kam die weibliche Seite auch dieses Sprachzimmers zu uns herab.

An ähnlichen Genossenschaften, wo jede Regel der Convenienz aufhörte, und Geschlechts- und Standesunterschied im engen Raume vergessen wurde, fehlte es auch in der übrigen Stadt nicht, wenn gleich nicht überall geistliche Schwesterschaften sich so liberal zeigten. Gern erinnerten sich Breslau's Bewohner in spätern Jahren dieser Auftritte, wo das Menschliche über angenommene Sitte den Sieg davon trug. Merkwürdig zumal war das Zusammenleben mehrerer Hunderte in der unterirdischen Kreuzherrenkirche — über derselben erhebt sich noch eine gothische — damals wüste Kirche, weil die Schweden im dreißigjährigen Kriege sie zu einem Pferdestalle entweiht haben sollten. Familien aller Stände wohnten hier einträchtig neben einander, mit fußweise ihnen abgemessenem Raume. Die Polizeiordnung, welche die kleine Republik sich selbst gegeben, wurde musterhaft beobachtet; die Sakristei war die gemeinschaftliche Küche. So anmuthig muß unter Schreck und Gefahr das Leben erschienen sein, daß ein junger Mann während des Donners der Geschütze hier seine Braut sich antrauen ließ, und die Hochzeit mit den Gästen feierte, die der Zufall ihm geladen hatte. Was das Romanhafte für jene Zeit erhöhte, war, daß der Bräutigam, ein Schlesier, die Welt umsegelt und einen Theil seines Lebens auf Ceylon verbracht hatte. Der Historiker Manso hielt diesen Umstand für so erheblich, daß er ihn in seiner interessanten Geschichte der Belagerung mit aufgenommen hat, in der er mit seiner blühenden Feder

Nachdem die Personen des vorhergehenden kleinen allegorischen Stücks: „die Rückkehr des Vaters," abgegangen sind, um ihrem Vater entgegen zu eilen, verwandelt sich die Scene und die folgende Rede beginnt.

Der Genius der frommen Liebe. (Pietas.)

Sie gingen hin, den Vater zu empfangen.
Zurückgekehrt ins heimische Gefild,
Den Edelsten, an dem sie liebend hangen,
Erhaben, groß, und sanft doch auch und mild,
Der liebevoll die Kinder all' umfangen,
Der Sachsen Vater — deutet ihr dies Bild? —
O! in der treuen Brust von jedem Unterthanen
Da ließ sich lange schon die schöne Deutung ahnen.

So wie für einen Vater Herzen schlagen,
Wie Kinder ihm verdanken all' ihr Glück,
Wie bei der Klage, bei des Jubels Tagen,
Auf ihm nur ruht des ganzen Hauses Blick,
Wie sie auf ihren Händen gern ihn tragen,
Zujauchzen ihm, kehrt er, entfernt, zurück,

die großartigste Nacht seines Lebens schildert, welche er inmitten des Bombardements auf der Spitze des Maria-Magdalenenthurms verbrachte. Viele wollten der Gefahr trotzen und verschmähten diese Conventikel. Die Chronik der Stadt war nicht arm an fabelhaften Berichten, wie Einzelne die Gefahr herausgefordert hatten, und Andere derselben durch Ahnungen entgangen waren. So unter andern der durch seine Uebersetzung des Milton ehrenwerth bekannte Dichter Bürde. Vergebens drängte ihn seine Familie, die in den untern Gewölben Schutz gesucht, ihr Asyl mit ihnen zu theilen. Endlich noch spät in der Nacht, als er schon im Bette liegt, fleht ihn die Kinderfrau an aufzustehen. Erst, als sie zum drittenmale wiederkömmt, entschließt er sich, zur Beruhigung der Seinen, dazu, und kaum hat er das Zimmer verlassen, als eine Bombe einschlägt, und gerade in das noch warme Bett, wo sie zerspringt, und Bibliothek und Scripturen des Schriftstellers zum Fenster hinausschleudert.

Nur eine Nonne unsers Klosters hatte sich geweigert in das Refectorium herabzukommen. Die alte, taube Subpriorin hauste allein Nachts mit den heulenden Winden und den frösteinden Wächtern in den öden Zellen, und schritt ohne Furcht durch die hallenden Kreuzgänge. Sie zuckte die Achseln über das furchtsame jüngere Geschlecht: Zu Laudon's Zeiten hätten sie anders geschossen; das Schießen jetzt sei nicht der Rede werth. Ich weiß nicht, ob diese laudatrix temporis acti mit der Vorstellung, daß auch der Kanonendonner mit der neuen Zeit sich verschlechtert habe, ins Grab gestiegen

ist. Da die Kanonen selbst es nicht vermochten, ihr die Fortschritte der Cultur ins Ohr zu donnern, mußten menschliche Stimmen es aufgeben, sie zu belehren. — Der Bestürzung, die ein fürchterlicher Bombenschlag verursachte, entsinne ich mich noch deutlich, es ist aber der letzte Moment aus meiner eignen Klostererinnerung. Die funfzig Köpfe und Leiber fuhren aus dem Schlafe auf, und — des Entsetzens! — in demselben Moment drang glutroth durch die kleine Pforte am andern Ende des Refectoriums die Bombe selbst ein. So war es denn mit uns aus, wenn es nicht glücklicherweise die rothe Handlaterne der Schwester Pförtnerin gewesen, die gerade mit dem Bombenschlage eintrat. Ob eins der frommen und nicht frommen Schwestern über die Ironie des Schicksals, oder unserer schlaftrunkenen Einbildungskraft gelacht hat, welche eine flammende Bombe gelassen durch eine geöffnete Thüre eindringen ließ, darf ich billig bezweifeln.

Das Weihnachtsfest war traurig. Die gutmüthigen Nonnen bedauerten die Kinder, daß Schneeflocken und Kugeln die einzigen Geschenke waren. Alle aber hatten dieselbe Furcht vor einer Bescheerung des Himmels, in andern Zeiten eine willkommene, vor dem klaren Frostwetter. Wenn die Gräben zufroren, erwartete man einen Sturm, den abzuschlagen die Kräfte fehlten. Auch ward das Desertiren der polnischen Soldaten gefürchtet.

Diese Furcht war eitel. Das Bombardement ward mit Anfang des neuen Jahres schwächer. Auf häufige Intervallen folgte ein Waffenstillstand, dem Stillstande die Capitulation. Breslau ergab sich, nachdem die letzte

Kuh geschlachtet war. Berühmtere Festungen, welche sich in diesem Kriege nach erster Aufforderung dem Feinde in die Arme warfen, hatten nicht einmal diesen Grund. Dem Gouverneur wird nächstdem, daß er unterließ, dem Fürsten von Pleß durch einen Ausfall zu Hülfe zu kommen, der Vorwurf gemacht, daß, wenn er an eine ernsthafte Vertheidigung gedacht, er zu wenig, wenn er aber nicht länger sich zu halten dachte, als geschehen, zu viel gethan. Für jenen Fall hätte er, und der Feind ließ dazu Zeit, sämmtliche Vorstädte raſiren müssen; es hätte vorbedacht, mit minderm Aufwande und mit mehr Schonung der fahrenden Habe ihrer unglücklichen Bewohner geschehen können. Für diese Letzteren war es ein ungeheures Opfer und eine unnöthige Grausamkeit, mit denen nichts bezweckt wurde. Indeß die Hälfte unserer Schüsse, die man für den Feind hätte aufsparen sollen, dazu verwandt wurden, unsere Häuser in Schutt zu legen, gewann hinter diesem der Belagerer Bollwerke für seine Batterien, während, so urtheilte man, die stehen gebliebenen unmassiven Häuser höchstens seinen Tirailleuren von Schutz gewesen wären, seinen Batterien aber hinderlich, insofern sie hinter diesen zerbrechlichen, dem Wallgeschütz ausgesetzten Wänden Posto gefaßt.

Von Seiten des Militairs war nur eine Stimme des Unwillens und der Zerknirschung. Gemeine Soldaten, keine Freiwilligen, größtentheils nicht einmal Landeskinder, sah man erbittert ihre Gewehre zerbrechen und in die Gräben schleudern, um sie nicht in die Hände des Feindes zu liefern. Unter den Bürgern, die am meisten gelitten, zumal bei dem freiwillig übernomme-

nen Stadtwachdienst, herrschte keine Freude, und auch die Glocken, als sie zum erstenmale wieder läuteten, erweckten nicht die Gefühle von Freiheit und Sorglosigkeit. Nur unter den reichen Kaufleuten herrschte eine davon verschiedene Gesinnung. Unsere Nonnen, die auch beim Auszug ihrer Gäste mit würdiger Uneigennützigkeit sich zeigten, sahen trübe in die Zukunft, die auch sie über kurz oder lang aus diesen altergrauen Mauern treiben würde. Die meisten haben dies Loos noch erlebt. Sie zerstreuten sich aufs Land; nur wenige der Jüngern, darunter jene Heldin mit der Bombe, fanden wieder Aufnahme in den beiden wohlthätigen Schwesterstiften der Ursulinerinnen- und Elisabethinerinnenstifte, die in spätern Krankheitsperioden durch aufopfernde Thätigkeit für die Leidenden ihre Erhaltung gerechtfertigt haben.

Ein Jammer anderer Art zeigte sich, als uns die Thore geöffnet waren, in den verwüsteten Vorstädten. Die unglücklichen Bewohner hausten noch lange in Erdhöhlen unter Schutt und Trümmern. Die Laufgräben mit verkohlten Balken überdeckt, waren Prachtgemächer gegen viele dieser Löcher, worin ganze Familien zusammengekauert lebten. Empörender für Viele waren die von den Feinden entweihten Kirchen, in denen sie ihre Hauptwachen aufgestellt hatten. Die geplünderten Gebeine lagen umher, und die umgekehrten Särge waren zu Bänken und Spieltischen geworden. Leider bestätigte sich auch hier die traurige Wahrnehmung aus jenen unseligen Kriegen, daß deutsche Landsleute despotischer und grausamer als die Franzosen verfuhren. Der Name Baier und Würtemberger (Wittenberger, wie ihn das

Volk nannte) blieb lange Zeit ein Schrecken beim schlesischen Landmanne. Als ein Beispiel, bis zu welcher Tollheit der Uebermuth eines müßigen Soldaten steigen kann, verdient ein sonst sehr gleichgültiger Characterzug aus jener Zeit die Aufzeichnung. Ein baierischer Kavallerist konnte sich keine größere Lust, oder dem Bauer, bei dem er einquartirt, keine größere Demüthigung ersinnen, als daß er, nachdem er gefordert, gewüthet und genossen, was die Armuth einer schlesischen Hütte bieten kann, sich auf die Ofenba[illegible]legte und den achtzigjährigen Altsitzer des Gehöftes zwang, mit dem Finger das Rad in seinen Sporen beständig umzudrehen. Ermüdet fragte der Alte, ob es nicht genug sei; aber der Unersättliche nöthigte ihn, bis der Tag zu Ende war, fortzufahren.

Breslau litt weniger. Hier schlug bald darauf Prinz Jerome seine capuanische Hofhaltung auf. Viel wußte man noch lange nachher zu erzählen von den strahlenden Festen, den Liebesabentheuern und den Rheinweinbädern des entnervten, aber unwiderstehlichen Wüstlings. Der Ruf vieler Schönen von hohem Namen theilte das Schicksal der Elb- und Oderfestungen, die man noch für unüberwindlich hielt, und sie waren schon in Feindes Hand. Aber von seinem Muthe hatte man dennoch keinen großen Glauben; denn wenn auch nur Parteiwuth es erfunden, daß er vor einem Schneider aus Zimmer in Zimmer gelaufen, der ihm doch nur ein neues Kleid anmessen wollte, so schwächten ihn die beiden Chevaurlegers, welche beritten, mit gefälltem Karabiner, Nacht und Tag vor seiner Wohnung hielten.

Henriette Katharine,

Fürstin von Anhalt,

geborene Prinzessin von Nassau-Oranien.

So unangenehm es einem Schriftsteller sein muß, wenn ihm, bei reichem Stoffe, aufgegeben wird, sich kurz zu fassen, so erwünscht ist es ihm, wenn seine Quellen nur dürftig fließen. Wie mancher edeln deutschen Fürstin Tugenden sind der Nachwelt unbekannt geblieben, weil sie keinen Geschichtsschreiber fand, oder weil ihr Leben in die Zeit fiel, wo der Geschichtsschreiber die weitläufige Beschreibung des Leichenconducts fast für wichtiger hielt, als das ganze vorhergegangene Leben. Die allgemeinen Lobsprüche, welche dann schließlich jedem Fürsten, jeder Fürstin zuertheilt werden, können, weil es an Belegen fehlt, wenig Glauben fordern. Nur selten kann man aus wenigen Zügen und Thatsachen sich ein bestimmtes Bild von einem Menschen entwerfen, aber gerade dann vermißt man um so schmerzlicher die Ausführung, welche dem Bilde erst Leben geben würde.

Henriette Katharine war einem Geschlechte entsprossen, welches, wie ihre Grabschrift treffend sagt, der Welt nicht nur Kaiser und Könige, sondern auch Befreier von Ländern und Königreichen gegeben hat: sie war die dritte Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Nassau-Oranien, und Amaliens, einer geborenen Gräfin von Solms. Sie wurde am 31. Januar 1637 im Haag geboren, gerade zu der Zeit, als eine französische Gesandtschaft daselbst ankam, um das Bündniß mit den Generalstaaten zu erneuern, bei welcher Gelegenheit der König den Prinzen von Oranien zum erstenmale statt des bisherigen „Durchlaucht" mit „Hoheit" anreden ließ, welcher Titel seitdem von den Statthaltern beibehalten worden ist. Von der Erziehung der Fürstin wissen wir nichts, aber es läßt sich denken, daß Friedrich Heinrich, dessen Verwaltung in der Geschichte als „das goldne Zeitalter der Nation, als die Zeit der höchsten Blüthe des Handels, der Gewerbe, Künste und Wissenschaften" bezeichnet wird, keine geringe Sorgfalt auf die Bildung seiner Kinder werde gewandt haben. Schon im Jahre 1641 kam es in Vorschlag, zur Beilegung mehrerer Mißhelligkeiten die kaum fünfjährige Fürstin dereinst mit dem damals zwölfjährigen Grafen Enno Ludwig von Ostfriesland zu vermählen, welche Vermählung aber nach dem Tode des Vaters nicht zu Stande kam, weil sie der Mutter Beifall nicht hatte. Unterdessen war die älteste Schwester unserer Fürstin, Luise Henriette, an den großen Churfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg verheirathet worden, welcher Fürst zur Ausführung seiner

Entwürfe ſich nach tüchtigen Gehülfen umſah. Zunächſt fiel ſein Blick auf das ſeinem Hauſe ſchon mehrfach verbundene, verſchwägerte und erprobte Haus Anhalt und auf den Fürſten Johann Georg von Anhalt-Deſſau, den älteſten Sohn des regierenden Fürſten Johann Kaſimir. Dieſer junge Fürſt (geboren 7. Nov. 1627) war im Jahre 1655 in ſchwediſche Kriegsdienſte getreten, hatte unter dem Heldenkönige Karl Guſtav im polniſchen Kriege ein Reiterregiment befehligt, und ſich dort, wie in dem Zuge gegen Dänemark, hervorgethan. Friedrich Wilhelm ſchrieb an den König und bat ihn, dem Fürſten zu erlauben, zu ihm zu kommen; er ließ mit dem Fürſten ſelbſt unterhandeln: die Statthalterſchaft der Churmark und die Vermählung mit der Prinzeſſin von Oranien waren die Ausſichten, welche ſich dem jungen Fürſten eröffneten. Auf die Anzeige davon erklärte der König: er entließe den Fürſten ungern, er könne ihn eben ſowohl als Churbrandenburg zu höhern Würden befördern, aber, fügte er hinzu, eine Prinzeſſin von Oranien könne er ihm nicht geben. Johann Georg begab ſich mit Bewilligung ſeines Vaters zum Churfürſten, welcher ihn (1. Aug. 1658) zum General der ſämmtlichen Reiterei, bald darauf zum Statthalter der Churmark und ſpäter (1670) zum Feldmarſchall ernannte. In Berlin ſah der Fürſt ſeine künftige Gemahlin, ſuchte und erhielt die Einwilligung der Mutter und vermählte ſich (9. Juli 1659) unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten zu Gröningen mit der Fürſtin. Bald darauf führte er ſeine Gemahlin nach Deſſau, wo

sie von dem alten Fürsten Johann Kasimir mit großen Freuden empfangen wurde, der ihr bis zu seinem Tode (15. Sept. 1660) eine besondere Zuneigung bezeigte.

In dieser glücklichen Ehe gebar die Fürstin zwei Prinzen und acht Prinzessinnen, von welchen aber ein Prinz und drei Prinzessinnen in zarter Jugend starben. Da die vielfältigen Geschäfte des Fürsten seine oftmalige Abwesenheit von Dessau nothwendig machten, so lag die ganze Erziehung der fürstlichen Kinder der Mutter ob, und es ist wahrscheinlich, daß dieselbe aus demselben Grunde auch Antheil an der Verwaltung des Landes hatte, wodurch sie sich auf die Leitung der gesammten Landesangelegenheiten nach dem Tode ihres Gemahls vorbereiten konnte. Wenn aber irgend etwas den Charakter einer Frau in das rechte Licht zu setzen vermag, so ist es die Erziehung ihrer Kinder. Wir sehen, daß die fünf Prinzessinnen fromm, und nach der Weise ihrer Zeit namentlich durch französische Literatur, gebildet waren; schwerer war die Aufgabe, einen Sohn, wie F. Leopold (geb. 1676) war, zu erziehen. Noch bei Lebzeiten seines Vaters war seine Erziehung eine durchaus kriegerische, wie sie zu seinem feurigen Geiste paßte: ja, als hätte man diesen vorhergeahnet, so wurde zur Feier seines ersten Geburtstages eine Denkmünze geschlagen, auf welcher Herkules mit den zwei Schlangen vorgestellt war. Der Pastor Ranfft in Nebra sagt als Zeitgenosse von ihm: „An seiner fürstlichen Erziehung wurde nichts verabsäumt, sondern alles angewandt, was zur Bildung eines großen Prinzen, der Land und Leute regieren

soll, erfordert wird. Die Munterkeit des Geistes aber war bei ihm größer als die Geduld, sich in die Schranken einer sorgfältigen Unterweisung einschließen zu lassen. Er hat daher dasjenige, was ihm Ruhm zuwege gebracht, mehr seinem guten Naturell und der Erfahrung zuzuschreiben, als dem Unterrichte seiner Lehrmeister. In Erlernung derer Kriegsexercitien und der französischen Sprache, wozu er von Kindheit auf angeführt wurde, bewies er den meisten Fleiß, erlangte auch von den mathematischen und historischen Wissenschaften einige Erkenntniß, die aber unfehlbar weit größer gewesen sein würde, wenn ihm in der Jugend mehr Zwang angethan und er in seiner allzugroßen Neigung zu Führung der Waffen nicht allzusehr verstärkt worden wäre." Wir wollen dem redlichen Ranfft seine Ansicht durchaus nicht zum Vorwurf machen, allein bei der Sorgfalt, ja Pedanterie, mit welcher damals die jungen Fürsten und Fürstinnen Deutschlands in mancherlei Wissenschaften unterwiesen wurden, scheint das doch sehr deutlich hervorzugehen, daß nicht übergroße Nachsicht der Aeltern gegen den einzigen Sohn, nicht Nachlässigkeit oder Trotz des Prinzen die Ursache waren: sein Geist fand schon in den Kinderjahren den Weg, welchen er für sein ganzes Leben einzuschlagen hatte, was zur Seite lag, ließ er liegen, und die scharfsichtigen und erfahrenen Aeltern, welche es wohl erkannten, ließen ihn nur gewähren, wie das ja, um nur zwei Beispiele anzuführen, auch bei Karl XII. und bei Goethe der Fall gewesen ist. Was die Fürstin nach dem Tode ihres Gemahls für die Er-

So ist's in Friedrich Augusts treuem Sachsenlande,
So ruft's ihm Segen zu aus jedem Rang und Stande.

In ungestörter Ruh sieht seine Saaten
Der Landmann wachsen, erndtet reich sie ein,
Im Schutz des Königs sind sie wohl gerathen,
Ihm eilt er seines Dankes Kranz zu weih'n:
Der Bürger, der Beamte seiner Staaten
Sieht nur durch ihn des Fleißes Werk gedeihn,
Von Bürgertugend ihn das höchste Muster geben,
Dem Edelsten kann nur der Eichenkranz sich weben.

Durch Menschlichkeit, durch Tapferkeit im Streite
Erwirbt sein Krieger unverwelkten Preis,
Für seinen König sterben ist ihm Freude
Und ihm nur weihet er des Lorbeers Reis.
Es ist die Kunst dem Würdigsten zur Seite,
Er ist's, der schützend sie zu heben weis,
Daß in Begeistrung sich die Dunkel ihr erhellen,
Ihm reicht des Künstlers Dank den Kranz von Immortellen.

ziehung ihres Sohnes gethan, ist nicht bekannt, aber bloß der Umstand, daß sie zum Hofmeister des Prinzen den Herrn von Chalesac gewählt, dessen Geistesgegenwart, wie die bekannte Anecdote bezeugt, der bedenklichen Stelle gewachsen war, zeigt auch hier der Fürstin Verstand und Einsicht.

Am 10. August 1693 reiste F. Johann Georg zum letztenmale nach Berlin, um nicht wieder zurückzukehren. Wiederholte Erkältung des Magens warf ihn aufs Krankenlager, und die Fürstin eilte auf die Nachricht davon sogleich nach Berlin (17. August). Sehnlichst verlangte der Fürst in den letzten Stunden nach seiner Gemahlin, frug wiederholt, ob sie nicht angelangt sei, blickte, so oft die Thüre sich öffnete, dahin, um zu sehen, ob nicht aus Dessau von seiner Gemahlin und seinen Kindern ein Vorbote käme, welcher ihre ersehnte Ankunft verkündigen sollte: umsonst, die Fürstin langte erst zwei Stunden nach seinem Hinscheiden an. Durch den unerwarteten Anblick wurde sie so erschüttert, daß sie einige Stunden lang in dem Leichenhause fast erstarrt auf einem Stuhle sitzen geblieben, kein Wort gesprochen, noch weniger sich nach dem churfürstlichen Hofe begeben. Die Theilnahme des Churfürsten mußte sich auf Trostbriefe beschränken: noch vor Tage nahm die Fürstin in aller Stille ihren Rückweg nach Dessau, während bald darauf die Leiche ihres Gemahls nicht nur mit allem Gepränge, sondern auch unter den lauten Trauerbezeigungen der Brandenburger und Anhalter nach Dessau geleitet wurde. Bald nach ihrer Ankunft in Dessau ließ die Fürstin, nachdem

sie sich ein wenig zu erholen angefangen, die Räthe zu sich ins Zimmer kommen, zeigte ihnen in Gegenwart ihres Sohnes und ihrer Töchter an, daß ihr bei der Minderjährigkeit des Prinzen durch das Testament ihres Hochseligen Gemahles die Vormundschaft und Landesregierung übertragen worden, und nahm sie durch Handschlag in Eid und Pflicht. Die förmliche öffentliche Huldigung aber geschah erst am 14. März 1694, welche um so merkwürdiger ist, da eine solche weder vorher noch nachher bei vormundschaftlicher Verwaltung in Anhalt vorgekommen ist. Fünf Jahre lang bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes (1698) führte sie diese Vormundschaft zur vollkommenen Zufriedenheit ihres Sohnes, der fürstlichen Verwandten und der Unterthanen, dann zog sie sich auf ihren Wittwensitz in dem „prächtig stillen Oranienbaum", wie ihr Geschichtsschreiber sagt, zurück. Noch um das Jahr 1780 lebte das Andenken der Fürstin im Volke, durch die Gründung Oranienbaums aber hat sie sich in Anhalt verewigt. So wie ihre älteste Schwester die Churfürstin (1665) in Bötzow hatte ein Schloß bauen und den Ort nun Oranienburg nennen lassen, so ließ auch Henriette Katharine in einem Dörfchen, Nischwitz genannt, hart an der sächsischen Grenze 1683 — 1698 ein stattliches Schloß mit Nebengebäuden erbauen, und nannte den Ort, nachdem ihr Gemahl ihr denselben geschenkt, zum Andenken ihres Geschlechtes, Oranienbaum. Bald erhob sich daneben ein Städtchen, auf dessen Marktplatz noch jetzt zum Wahrzeichen ein aus Eisen gebildeter Oranienbaum in

einer steinernen Vase steht. Rings um das Schloß wurden Blumengärten — worunter die schöne Orangerie, noch jetzt die bedeutendste im nördlichen Deutschland, besonders auszuzeichnen ist — Küchen-, Baum- und Irrgärten, und in einem Eichengebüsche eine Eremitage angelegt; an die Gärten schloß sich nach Dessau zu ein grosser Thiergarten *). Wie die Churfürstin zu Oranienburg ein Waisenhaus gegründet hatte, so ließ auch die Fürstin 1697 ein neues Waisenhaus für zehn Kinder in Dessau erbauen, legte den Grundstein in Gegenwart mehrerer Mitglieder der fürstlichen Familie und des ganzen Hofstaates selbst, „führte sodann die anwesenden Waisenkinder selbst mit der Hand hinzu und zeigte ihnen an, daß dieses Gebäude zu ihrem künftigen Aufenthalte, Erziehung und Unterweisung gestiftet würde, mit der Vermahnung, daß sie sich wohl halten, Gott vor Augen haben und der für sie angewandten Aufsicht und Unterweisung zu aller Tugend und Gottseligkeit Folge leisten sollten.“ Die Einrichtung dieses Hauses ist für die damalige Zeit musterhaft zu nennen, und zu bemerken, daß die Knaben nicht nur bis zum vollendeten achtzehnten, die Mädchen bis zum sechzehnten Jahre in der Anstalt blieben, sondern daß sich die Aufsicht und die Unterstützung noch auf mehrere Jahre über die Entlassung aus derselben hinaus erstreckte, sobald sich unter den Knaben einige mit besondern Fähigkeiten zum Studiren fänden, diese nicht

*) Bemerkenswerth ist es, daß der Fürst Mentschikow beide Namen nach Rußland verpflanzt hat: ein Dranienburg legte er schon 1702, ein Oranienbaum 1790 an, bei welchen letztern die Gebäude und Anlagen des Dessauischen genau nachgebildet wurden.

nur zum Studiren gelassen, sondern bei Ertheilung von Stipendien und bei Anstellungen vor andern sollten berücksichtigt werden. Außerdem beschenkte die Fürstin das Hospital zu Dessau und gründete zu Oranienbaum (1699) ein Wittwenhaus für zwölf fromme und dürftige Wittwen, welche außer freier Wohnung noch gewisse Einkünfte bezogen.

So verlebte die Fürstin in Ruhe und stiller Thätigkeit den Abend ihres Lebens zu Oranienbaum, geliebt und geehrt von ihren Kindern und Kindeskindern. Weit und breit durch Deutschland und Italien erscholl der Kriegsruhm ihres Heldensohnes Leopold, vier blühende Enkel, dereinst Helden wie ihr Vater und ihre beiden Großväter, sicherten die Fortdauer des fürstlichen Geschlechts. Nicht minder wurde die Fürstin von andern deutschen Fürsten geehrt, Könige, Herzöge und Fürsten besuchten sie wiederholt in Oranienbaum, und die Anmuth des Ortes zog nicht blos Fürsten aus Deutschland, sondern auch Lords aus England und Herren aus Holland und andern Ländern herbei. In kräftiger Gesundheit hatte sie ein hohes Alter erreicht, als auch ihr die Vorboten des Todes sich naheten, welcher am 4. Nov. 1708 zu Oranienbaum erfolgte (in einem Alter von 71 Jahren 9 Monaten und 3 Tagen). Die Leiche wurde unter den gebräuchlichen Feierlichkeiten nach Dessau gebracht und in dem fürstl. Grabgewölbe beigesetzt.

In dem ausdrucksvollen Antlitze der Fürstin lassen sich die Eigenschaften nicht verkennen, welche ihr nachgerühmt werden: ungeheuchelte Frömmigkeit neben Entschlossenheit und einem scharfen Verstande, strenge Gerechtigkeit neben Milde und Freigebigkeit.

Schließlich möge hier noch die Nachricht stehen, welche der Herr von Beausobre in der Vorrede zu den Memoiren des Fürsten Friedrich Heinrich*) gegeben hat. „Die Fürstin von Anhalt," sagt er, „eine Fürstin von einem sehr seltenen Verdienste und von einem höchst schätzbaren Charakter hegte eine sehr große Ehrfurcht gegen das Andenken ihres Vaters und ihrer Mutter, und sammelte daher sorgfältig Alles, was diese beiden durchlauchtigen Personen betraf. Sie besaß eine Menge Briefe in der Urschrift, welche sie sich gegenseitig geschrieben hatten; aber sei es, daß diese Briefe besondere Umstände enthielten, welche nach ihrem Urtheile für die Verdffentlichung nicht geeignet waren, sei es aus einer andern Ursache, sie befahl, daß man sie in ihren Sarg legen sollte. Da das durchlauchtige Haus Nassau-Oranien mit ihr erlosch, so hatte Niemand irgend ein Recht an diesen Schatz. Die Denkwürdigkeiten Friedrich Heinrich's aber hinterließ die Fürstin ihrem Sohne, als demjenigen, welchen seine Geburt und seine Eigenschaften dazu berriefen, die großen Feldherren wieder aufleben zu lassen, von welchen Se. Durchlaucht den Ruhm hat abzustammen."

*) Mémoires de Frédéric Henry, Prince d'Orange (1621—1646). Amsterdam 1733. 4. mit Kupfern von Picart, welches Werk, anerkannt die richtigste Quelle für die Geschichte jener Kriege, Fürst Leopold herausgeben ließ. Geschichtschreibern wird die Nachricht nicht unwichtig sein, daß die Handschrift, nach welcher Beausobre die Herausgabe besorgte, keineswegs die einzige ist: auf der herzoglichen Bibliothek zu Dessau befindet sich eine gleichzeitige, unveränderte, und, wenn der Abdruck genau ist, auch weit bessere Handschrift der Memoiren.

Dessau.

Lindner.

Gedichte.

Das Grab des Herrschers.

Ein Nachtstück.

Seht auf dem Hügel ihr dort das Grab
Im zitternden Mondenschein?
Die zwölfte Stunde, sie sinket herab,
Sie hebet des Grabes Stein.

Es schwebt aus der Gruft ein Geist empor,
So finster, so düster, so bleich;
Drauf tönt ein Gesang mit Macht hervor,
Wie aus dem Himmelreich.

Und laut verkündet es der Gesang,
Daß der Geist ein Herrscher war;
Er ruht in dem schwarzen Grab' schon lang',
Doch herrschet er immerdar.

Das Reich des Herrschers zerstört nicht der Tod; —
Bis daß die Erde zerreißt,
Bis daß einst der jüngste Tag uns droht,
Regieret des Hohen Geist.

Und wie in dem Grab der Gesang nun schweigt,
Der gellt als ein mächtiger Chor,
Da flieht von der Erde der Geist und steigt
In den reinen Aether empor.

Ihm folgt durch die Luft der Ahnen Macht
Als Zepter in seiner Hand;
Und er zieht und waltet wohl durch die Nacht
An Südens und Nordens Land.

Es wallet der Geist nach Nord und Süd
Wohl über den Erdenball.
Er lindert da durch sein mächtig Lied
Die Leiden der Seelen all.

Des Geistes heilige Näh' erhebt
Ein jedes Herz, das weint;
So wie die Blume von Neuem lebt,
Wenn wärmend die Sonne scheint.

Wo immer des Hohen Genius weilt,
Wird jede Seele verklärt,
Und jede Wunde, sie wird geheilt
Und jeder Schmerz verzehrt.

Es schweigen die Stürm' in nächtiger Luft,
Erhellt von des Geistes Licht,
Sie horchen auf, was der Herrscher ruft,
Und was der Gebieter spricht.

Es neiget die Wipfel jedweder Baum,
Wann Er vorüberzieht;
Was Leben fühlt auf der Erde Raum,
Es lauscht auf des Geistes Lied.

Des Herrschers gewaltiger Genius hebt
Die träumenden Wesen empor,
Was Heiliges tief in dem Busen lebt,
Er zaubert es mächtig hervor.

Der Genius hat nun die Runde gemacht
Bei des Mondes silbernem Blick;
Es endet die Geisterstunde der Nacht,
Der Herrscher, er kehret zurück.

Es tönt ein Gesang bei der Sterne Schein
Wie aus dem Himmelreich;
Drauf schwebet der Geist in die Gruft hinein,
Der Geist so finster, so bleich.

Ein dunkler Schleier ſinket herab,
Der löſchet der Sterne Schein;
Die Nacht iſt ſo finſter, doch leuchtend das Grab,
Beethoven ſteht auf dem Stein.

Ludwig Gottfried Neumann.

Unendlich und begrenzt.

In die Nacht hinauf,
In die unendliche Nacht
Voll Sterne
Send' ich die Blicke auf,
Gezogen von Sehnſuchtsmacht
Zur Ferne.
Gedankenſtrahlen fließen,
In's All ſich zu ergießen;
Doch bald flüchtet der Geiſt
In eines Gedankens Raum,
Denn in dem Kreis, der unendlich kreiſt,
Wohnt Ruhe der Sehnſucht kaum!

Schau' ich in's Meer hinaus,
In das kriſtall'ne wogende Haus —
Faßt mich die Sehnſucht an,
Mit den Wellen
Hinaus zu ſchwellen
Die unendlich wogende Bahn.
Und wieder zur Bruſt zurück
Flüchtet der Blick,
Denn in dem unendlich wallenden Raum,
Wohnt Ruhe der Sehnſucht kaum!

Begrenzt nur findet
Der Menſchenbuſen Wonne;
So wie der Strahlenregen der Sonne,

Der unendlich liebt,
Zum Punct vereint, erſt glüht
Und zündet!

Wenn liebende Arme uns umſtricken,
Wenn Blick in Blick
Und Lipp' an Lippe heiß
In ſeligem Entzücken,
So iſt im engſten Kreis
Unendliches Glück.
Drin ruht der Himmel mit Sternen beſtreut,
Drin wogt das Meer der Seligkeit!

Schweigen.

Rede nicht,
Wenn ich mich in Träumen wiege —
Worte ſind zu kalt und ſchlicht,
Künden, wenn ich an mich ſchmiege
Dir, was Deine Seele ſpricht?

Rede nicht!
In die Nacht von meinen Haaren
Lehne Deiner Wangen Licht,
Mir den Glauben zu bewahren:
In die dunkle Nacht grenzt Licht!

Rede nicht!
Leg' die Roſe Deines Mundes
Glühend mir auf's Angeſicht,
Daß ſich ewgen Frühlingsbundes
Träumen in die Seele flicht!

Rede nicht!
Schaue mit dem Aug', dem blauen
In mein dunkles Augenlicht —
Und in mir erwacht Vertrauen:
Märchen ſei der Himmel nicht!

Rede nicht!
Schlinge nur die Zauberkreise
Deiner Arme um mich dicht,
Daß Unendlichkeit mir leise
Klingend in die Seele bricht!

Der Wüstenwanderer.

Das Kamel zieht langsam durch die Wüste
Und ernähret, sich kühlend, von den Fluthen,
Die es trank und wieder trinkt in Gluthen,
Bis ihm winket der Oase Küste.

Und so trank auch ich, ein kühner Zecher
Sel'ger Liebe träumerische Welle,
Süß aus ihrer Augen klarer Quelle,
Aus der Lippen zart geformtem Becher.

Reißen muß' ich, trotz des Widerstrebens
Mich von ihr, von meines Daseins Punkte —
Und so zieh' ich, gelind mit dem Krunke,
Langsam durch die Wüste jetzt des Lebens!

Ludwig August Frankl.

S t u m m!

Wahre Lieb' iſt ſtumm.
D'rum, d'rum, d'rum!
Als ich Lieschen ſagte,
Daß ſie mir behagte,
Blieb ſie ſtumm.
D'rum, d'rum, d'rum!
Wahre Lieb' iſt ſtumm.

Wahres Glück iſt ſtumm.
D'rum, d'rum, d'rum!

Und dankt ihm so das sanftgelenkte Ganze,
Ist jedem Hülfsbedürftigen er nah,
Ist er's, dem unser Blick mit jedem Kranze
Als Vater seines Volkes schmücken sah,
O! seht auch neben ihm in gleichem Glanze
Die Mutter ihres Volks, Amalia!
O! sehet neben beiden, reich sie zu beglücken,
Augusta jeden Reiz und jede Tugend schmücken.

Giebt's einen höhern Anblick wohl auf Erden,
Als eines Fürsten segenreichen Thron,
Wo alle Tugenden ein Beispiel werden,
Und jedes Glück ein wohlverdienter Lohn?
Fürwahr, es ist die Wonne der Verklärten,
Sie ward dir längst, beglücktes Sachsen! schon,
Du durftest nur dein Aug' selbst bei den strengsten Pflichten
Auf deines Königs Haus und auf die Seinen richten.

Sie weilten fern, die Theuersten, da flogen
Gebete zu dem Himmel heis empor;
Heil euch! sie sind hier wieder eingezogen.

Als ich ihr bekannte,
Daß ich für ſie brannte
Blieb ſie ſtumm.
D'rum, d'rum, d'rum!
Wahres Glück iſt ſtumm.

Wahrer Schmerz iſt ſtumm.
D'rum, d'rum, d'rum!
Als man ihr erzählte,
Daß ich anders wählte,
Blieb ſie ſtumm.
D'rum, d'rum, d'rum!
Wahrer Schmerz iſt ſtumm.

Wahrer Dank iſt ſtumm.
D'rum, d'rum, d'rum!
Jüngſt als ich gegeben
Ihr den Ring für's Leben,
Blieb ſie ſtumm.
D'rum, d'rum, d'rum!
Wahrer Dank iſt ſtumm.

Blieb ſie ſtets ſo ſtumm,
Wär es d'rum!
Aber in der Ehe
Fürcht' ich, daß ſich's drehe;
Ich dann ſtumm!
Das wär dumm!
Blieb ſie ſtets daß ſtumm!

Th. Hell.

Gedichte von Wilhelm Kilzer.

Freundestreue.

Mit einem frommen Maler
Schloß einſt der Freundſchaft Band
Ein liederreicher Sänger
Im lieben Vaterland.

Sie waren feſt verbunden,
So wie das Blatt dem Baum,
So wie der Nacht die Sterne,
So wie dem Schlaf der Traum.

Da ſprach gar oft der Maler:
„Wird mir nur noch das Glück,
Daß meine Kunſt der Erde
Dein Bildniß läßt zurück.“

„Dein Lieben war mein Leben,
Dein Bild ſei Preis der Kunſt.
Wie freudig will ich ſterben,
Wird mir noch dieſe Gunſt.“

Kaum war das Bild begonnen,
Da kam der grimme Tod.
Man fand entfeelt den Maler
Beim frühen Morgenroth.

Vernichtet ſtand der Sänger,
Er hielt die Leiche feſt,
Da ſog die warmen Lippen
Der kalten Mund gepreßt.

„Ach Tod, du machſt das Ende!
Dann ſchaufelt man ein Grab
Und wieder nimmt die Erde,
Was kurze Zeit ſie gab.

Auf ſeinem Lager ſchlafles
Der Sänger liegt bei Nacht.
Er hört ein leiſes Rauſchen,
Die Thür wird aufgemacht.

Herein tritt bleich, doch lächelnd
Der Maler, ſetzt ſich hin,
Im mitgebrachten Bilde
Malt er mit freud'gem Sinn.

Dem Freund winkt er zu ſchweigen.
Jetzt iſt das Werk vollbracht!
Er ſieht es an mit Lächeln
Und ſcheidet mit der Nacht.

Der Sänger glaubt zu träumen,
Er traut den Augen kaum.
Ach, Alles iſt verſchwunden,
Das Bild nur iſt kein Traum.

Es ſteht vor ihm, er ſieht es.
O Schmerz, o tiefe Luſt!
Er drückt in ſeinem Werke
Den Meiſter an die Bruſt;

Und ſingt vom treuen Freunde,
Wie er das Bild vollbracht,
Wie er zu ihm gekommen
Als Geiſt in ſtiller Nacht. —

Das Bild hat ſich erhalten,
So wie des Sängers Sang,
Deckt beide nun ſchon Erde
Wie viele Jahre lang!

Unheilbarer Schmerz.

Mein Lieb hat mich vergeſſen,
Mir ſchien's Unmöglichkeit,
Ach, welch ein Glück beſeſſen
Hatt' ich in ſchöner Zeit!

Das läßt ſich nicht verſenken,
Wie leichter Jugendſcherz,
Das iſt ein Seelenkränken,
Das iſt ein tiefer Schmerz!

Hat man ein Lied errungen,
Wie wird die Seele licht;
Hat ſie der Tod bezwungen,
Ganz troſtlos iſt man nicht.

Das Herz sucht in den Fernen,
Was selig es gemacht;
Und es weht von den Sternen
So süß in stiller Nacht.

Doch wenn die Arm' gebrechen,
Fahr' hin dann Lebensglück!
Der Stachel, der gestochen,
Im Herzen bleibt zurück.

Ach, das ist ein Verwunden!
Ach, das ist herbe Qual!
Da kann das Herz gesunden
Nicht mehr im Erdenthal!

Das Bächlein.

Bächlein im engen Thal
Möchet der Morgenkühl,
Und es eilt munter hin,
Scherzet im frohen Sinn.

Eilet so freudig fort,
Lauschet bei der Mühle dort.
„Müllerin, komm' heraus!"
Ruft es mit Wellenbraus.

Bald, wie ein Reh, so scheu,
Kommet sie rasch herbei,
Grüßet das Bächlein hell,
Badet im muntern Quell.

Was das ein Kosen ist!
Bächlein das Mägdlein küßt,
Liebend es wiegt und neckt,
Scherzend es auch wohl schreckt.

Jetzt aus dem Bade steigt
Mägdlein so flink und leicht.

Spricht noch ein dankend Wort,
Eilet dann flüchtig fort.

Und durch das Wiesengrün
Schleichet das Bächlein hin,
Lispelt im Sonnenschein,
Lächelt so schelmisch drein.

Naturleben.

Mit leichter Mühe baut Natur
Dir auf ein grünes Haus,
Und schmückt mit ihrer Blumenflur
Es hold und freundlich aus.

Sie giebt Dir klaren Sonnenschein,
Das reinste Azurblau,
Und bringet, ist Dein Herz nur rein,
Dir Liebliches zur Schau.

Um's grüne Haus, da baun sich an
Der Sänger mancherlei,
Daß sich Dein Herz erfreuen kann
An ihrer Melodei.

Sie leitet Flüsse durch das Land
Und läßt's am Ufer blühn,
So daß ein klares Silberband
Sich zieht durch's [illegible]

Und alles das auch Dir zur Lust,
Darauf ist sie bedacht;
Sie weiß, was eine Menschenbrust
Im Stillen glücklich macht.

Des Morgens bringt sie Licht und Glanz,
Daß Alles wird erhellt,
Und Abends legt sie einen Kranz
Von Sternen um die Welt.

Dann wird's so kühl im grünen Haus,
Es weht Dich heimlich an,
Und blickst Du in die Nacht hinaus,
Fühlst Du der Gottheit Nah'n.

Wahre Liebe.

Still, wie die Nacht, tief, wie das Meer,
O Mensch, muß Deine Liebe sein!
Wie Glockenklang so voll und hehr
Und wie das Licht der Sonne rein.
Wohnt solche Lieb' im Herzen Dir,
Dann darfst Du um den Himmel werben.
Verkleidet geht ein Engel hier,
Er träumt von Seligkeit im Sterben.

Seliges Tod.

Mit Tagesanbruch sterben,
Es ist ein sel'ger Tod.
Die bleichen Wangen färben
Sich noch im Morgenroth.

Ein Blick, daß auch dort oben
Der Geist im Frührot glüht;
Er wird empor gehoben,
Wo's ewig glänzend blüht.

Der letzte Purpurschimmer,
Der auf die Leiche fällt,
Ist Lächeln, das auf immer
Dank sagt der Erdenwelt;

Er ist ein heiß Erglühen
Für sel'ge Lebenslust,
Ein unverstelltes Blühen
Aus reicher Menschenbrust;

Und wie der greise König noch kräftig stieg zu Roß,
Da war's, als ob 'ne Zähre vom Silberbart ihm floß;
Ob er vor Gram geweinet, vor Grimm, das sah man nicht,
Denn eisern wie sein Harnisch erschien sein Angesicht.

Als nun in die Schranken der König geritten ein,
Verstohlen naht Grimhilden ein Ritter jung und fein,
Graf Steudenfuß vom Rheine. Ein einz'ger Blick genügt,
Darin des Ritters Frage, Grimhildens Antwort liegt.

Das Rennen hat begonnen, der König hält noch still,
Dieweil er sich ersiesen den stärksten Kämpen will.
Graf Steudenfuß vom Rheine, er war's, der bis zuletzt
Geblieben stets der Sieger, ihn ruft der Griesmart jetzt.

Des langen Stehens müde des Königs feurig Roß
Scharrt wild und stampft den Boden, d'rauf, wie ein schwer Geschoß
Hindonnert's losgelassen, und hart zusammenprallt
Nun Eisen gegen Eisen, weithin der Klang erschallt.

Und keiner wankt, der König, ein ehrner Koloß,
Sitzt felsenfest, zurücke drängt scheu des Gegners Roß;
Doch wie zum zweiten Male entrennt das Kämpferpaar,
Nimmt Steudenfuß die Blöße des Königs besser wahr.

Und in den Hals ihm bohret er seine Lanze tief,
Daß aus der Todeswunde das Herzblut niederlief;
Wie roth davon und röther des Königs Harnisch ward,
So bleich und immer bleicher sein edles Antlitz ward.

Vom Rosse sinkt der König, die Ritter und die Frau'n
Umdrängen seine Leiche, kein Auge war zu schau'n
Das da nicht laut geweinet; nur Königin Grimhild
Steht regelos, keine Zähre dem schönen Aug' entquillt.

„Nicht ziemt mir's zu bewinen den Gatten, der erlag
Dem Tapferern im Streite. Wohlan, was ich versprach
Dem Sieger, soll ihm werden, wohlan Graf Steudenfuß,
Empfangt zum Ritterdanke von mir nun Kranz und Kuß!" —

Und aus Grimhildens Händen den blühenden Rosenkranz
Er nimmt. Ihr lüstern Auge es strahlt in wirrem Glanz,
Und ihre Lippen geben ihm jetzt den schönsten Preis,
Noch süßeren versprechen ihm Mund und Blicke leis.

Noch hält sich frech umschlungen das buhlerische Paar,
Da nimmt man's vor dem Garten wie Rosses Hufschlag wahr:
Ein Herold kommt geritten mit schwarzem Wappenschild,
D'rauf glüht in rothem Golde ein Salamanderbild.

„Verzeihet, Frau Grimhilde, ein sonderbarer Gast,
Des Schildes Eigner, bittet, daß Ihr zum Kampf ihn laßt.
Er hat vom Preis vernommen, vom köstlichsten der Welt,
Und schwört ihn zu gewinnen, der wunderliche Held!" —

Nicht mehr ist zu gewinnen, was ich errungen schon!
Spricht Staudenfuß, und lächelt mit Stolz und kaltem Hohn;
Doch kaum hat er's gesprochen, da murmelt's durch die Reih'n,
Und in die Schranken reitet ein bleicher Mönch herein.

Auf sattellosem Rappen, in grauem här'nen Kleid,
Trägt er als einz'ge Waffe ein Schwert gar blank und breit,
Ein schwarzer Bart ihm wallet vom Kinn bis auf die Brust,
Sein düsters Auge zeiget bald Gram, bald Kampfeslust.

„Wohl kennst Du mich Grimhilde, Du schöne Königin,
Heut will ich um Dich werben und beugen Deinen Sinn!
Du sollst den Kuß mir geben, den Du mir einst verwehrt,
Weil Schöpe Du besessen, ich nichts als Schild und Schwert.

Zum Gottesurthel lade ich Euch Graf Staudenfuß,
Dieweil Ihr falsch gespielet um Siegeskranz und Kuß!" —
— Die Königin erzittert, sie kennt den Mönch wohl gut,
Und ihre Wange färbet die Scham mit Purpurgluth. —

„Die Sonne soll bescheinen heut noch 'ne gute That,
Eh' sie sich schlafen leget; ihr träumt sonst vom Verrath,
Vom scheußlichsten auf Erden, den heute sie gesehn,
Und würde morgen bleicher vom schweren Traum erstehn!"

Und vor des Mönches Rede der Graf sich mehr wohl scheut,
Als vor des Mönches Eisen, drum macht er sich bereit
Und wie er stieg zu Rosse, regt sich kein Athem mehr
Und wie das Schwert er zücket, war's todtenstill umher.

Wie wenn am Hochgerichte das Volk sich lautlos drängt
Und auf den armen Sünder die Blicke lauernd lenkt,
Um ja nicht zu versehen den grausigen Moment,
Wo's Henkerschwert vom Rumpfe das Haupt des Sünders trennt;

So war's, als die Trompete der Waffenherold nahm,
Sie schmettert, es beginnet das Rennen wundersam,
Der Graf in starrem Eisen, der Mönch in här'nem Kleid;
Doch wußt er gut zu führen sein Schwert so blank und breit.

Bis auf die Gurgel er spaltet durch Eisen und durch Stahl
Das stolze Haupt des Grafen, und in gewalt'gem Strahl
Hoch spritzt das Blut und röthet den aufgewühlten Sand.
— Der Mönch still zum Gebete die Hände gefaltet stand. —

Vom Rosse sinkt der Ritter. Die Männer und die Frau'n
Entweichen vor der Leiche, es schleicht ein heimlich Grau'n
Durch die betroff'ne Menge; — nur Königin Grimhild
Klagt laut, ein Strom von Zähren dem schönen Aug' entquillt

„Nicht ziemt Dir's zu beweinen den Buhlen, der erlag
Dem Tapferern im Streite, und was Dein Mund versprach
Dem Sieger, muß mir werden! Gieb hurtig Kranz und Kuß,
Dieweil zurück in's Kloster vor Nacht ich kehren muß."

Den Rosenkranz entreißet er drauf dem schönen Weib,
Umschlingt mit kräft'gem Arme Grimhildens schlanken Leib,
Preßt an die Brust sie küssend mit mächt'ger Allgewalt,
Als wollt' er sie nie mehr lassen; — bin sank sie todt und kalt.

„Mit scharfem Schwert die Männer, mit *solchem* Kuß die Frau'n,
Die schändiglich betrügen das heiligste Vertraun,
So straft der Mönch Ilsanes vom Kloster Eisenberg,
Müßt ich zur Stunde sterben; ich that ein rühmlich Werk!" —

Und laut ertönt der Freude volles Chor.
Von Jubel bau'n sich des Triumphes Bogen,
Und jedes Herz schlägt froh nun wie zuvor,
Auf kurze Zeit nur sank das trübe Auge nieder,
Der Vater kam ja nun zu seinen Kindern wieder.

Er kennt ihr Herz, nicht wird er mehr verlangen,
Es ist der Sachse einfach nur und schlicht,
Doch treu wird er an seinem König hangen
Und tief in ihm liegt das Gefühl der Pflicht,
Den Worten fehlt es wohl an äußerm Prangen,
An Kraft, an Willen doch dem Herzen nicht,
Nicht kann es sprechen, wie im Innern es empfindet, —
Da ist Dein Thron auf Lieb' und auf Vertrau'n gegründet.

Da steigen stets für Dich und all' die Deinen
Gebete zu dem Ewigen hinan,
Da wirst ein Vater jedem Du erscheinen,
Für den Du Ueberschwengliches gethan,
Wo all' zu Einem Wunsche sich vereinen,
Da strömt gewiß das Glück auf Deine Bahn!

Und als er so gesprochen, ritt freudig er davon.
Nach wenig Tagen hallet ein nächt'ger Glockenton
Vom Kloster bang herüber, und Lieder tönen d'rein,
's ist für den Mönch Ilsanes, den mauern sie drüben ein.

Hermann Matthäy.

Gedichte von Ludwig Würkert.

Waisenkind und Engel.

1. Das Waisenkind.

Es schlafen Vater und Mutter mein —
Ich stehe und sinne so ganz allein
Und naß wird mein Auge so oft, so oft,
Weil das Herz nur wenig von Menschen hofft.

Es schlafen Vater und Mutter mein —
Gott, Gott, o wolle Du Alles mir sein!
O wolle mich führen in's himmlische Reich,
Damit ich auch werde den Engeln gleich!

2. Engelruf an das Waisenkind.

O, traue auf Gott, und halte nur still,
Du weißt es ja nicht, wie er führen Dich will,
Doch wie er auch führen mag ein und aus:
Einst kommst Du zu den Engeln in's himmlische Haus.

Wir nehmen Dich auf in unsern Bund
Und machen den Weg Deines Gottes Dir kund,
Und Vater und Mutter, um die Du geweint,
Sind dann Dir auf immer und immer vereint!

Wolken.

Es ziehen die Wolken am Himmelsraum
Und schaukeln und wiegen wie Welle und Schaum,
Sie säumen und decken das blaue Gefild
Bald drohend, bald lieblich mit manchem Gebild.

Sie färben den Morgen so rosig und hold,
Umhängen den Abend mit Purpur und Gold,
Sie folgen der Sonne, sie eilen ihr vor,
Sie wallen und schleiern am Monde empor.

Oft jagt sie der Sturm, — oft thürmt sich ihr Haus
Und schüttet den Blitz und den Regenstrom aus,
Oft fahren sie brausend wohl über das Land,
Oft glühen sie wieder von grausigem Brand.

Doch leuchtet der Himmel auch heiter und rein:
Es stellen sich immer doch Wölkchen bald ein.
Ja, selten nur kommet uns Tag und Nacht,
Wo völlig der Himmel in Bläue uns lacht.

Und so auch im Leben — der glücklichsten Zeit
Steht oft so die schattende Wolke nicht weit,
Ja, Wolkengebilde bald klein und bald groß,
Sie lassen von unserem Himmel nicht los.

Sie säumen der Jugendzeit Träume und Wahn,
Sie stürmen und donnern auf männlicher Bahn,
Sie schrecken den Greis, — doch klage drum nicht!
Die Wolken gerade erhöhn oft das Licht.

Und alle, ja alle — sie ziehen vorbei,
Der Himmel, so weit wir ihn brauchen, wird frei,
Was kann sie uns schaden? die Wolke steht fern
Und über den Häuptern ja Sonne und Stern.

Dort.

Ich kenne ein Kämmerlein still und tief,
Wo Mancher schon schläft, wo Mancher schon schlief

Wo Jeder noch ſchlafen wird ohne Traum, —
Ja, ſchlafen ohne Odem im engen Raum.

Da unten im Kämmerlein brennet kein Licht,
Da leuchtet nur blaß des Schläfers Geſicht,
Da ſchlägt keine Glocke, kein Puls, kein Herz,
Da ſchwärmt keine Freude, da weinet kein Schmerz.

Doch oben im Graſe da flüſtert und weht,
Ein Wort, das die gläubige Seele verſteht,
Und auch auf dem Kreuzlein erſchaut man das Wort
Und Alles umfaßt es, — es heißet ja: „dort!“

Troſt.

Was ich unten auch verlor:
Gläubig blick ich doch empor,
Suche, Herr, Dein Angeſicht,
Murre und verzage nicht.

Du nur haſt das Meer gegründet,
Haſt die Sonnen angezündet,
Haſt Dich von der Sternenbahn
Bis zur Tiefe kundgethan.

Ueberall nur Lieb und Huld! —
Darum harr' ich in Geduld,
Weiß es ja, daß Gottes Hand
Mich auch hält am Liebesband.

Taube und Tauber.

Das Täubchen girrt!
Wonach wohl girrt ſein Laut?
Ach! von der zarten Braut
Hat ſich der Tauber weit verirrt.
Es iſt allein!
Sollt es nicht klagend ſein?

Die Blume ſinkt!
Warum welkt ihre Zier?
Es fehlt der Thau des Morgens ihr,
Den ſie ſonſt dürſtend trinkt.
Kein Labetrank!
Soll ſie nicht welken krank?

Der Ton verweht!
Warum ſchweigt er ſo lang?
Der Sänger, der die Lieder ſang,
Verſtimmt von dannen geht.
Singt niemals mehr!
Iſt's da nicht ſtill und leer?

Mein Herz mir bricht!
Warum wohl bricht das Herz?
Es lindert ſeinen tiefen Schmerz
Des Jünglings Nähe nicht.
Nie Wiederſehn!
Sollt es da nicht vergehn? — —

Doch wenn der Lenzer zurück nun fliegt,
Der Thau an den Buſen der Blume ſich ſchmiegt,
Des Sängers Hand die Saiten beſiegt,
Der Jüngling in meinen Armen ſich wiegt,
Dann ade! Du Girren, Welken und Klagen!
Von des Entzückens Fittig getragen,
In des Himmels alliebender Bruſt
Bricht mir das Herz nur für Wonne, für Luſt.

Th. Hell.

Die Edelſteine.

Auch in den ew'gen Nächten
Wo keine Sonne glüht;
In Minen, in den Schächten
Die reichſte Flora blüht.

Im Schimmer, gleich dem Bogen
Der Iris, in der Pracht
Vom Prisma, ward erzogen
Sie durch Dämonenmacht:

Wie Krokus und Narcissen;
Gewebt zum Frühlingskranz
Entsteigt aus Finsternissen,
Topas und Bernsteins Glanz.

Saphir, mit Himmelsbläue
Des Südens angethan,
Ist's Weihgeschenk der Treue,
Und sanfter Enzian.

Und Inkarnat der Rosen,
Der Nelken Purpur liehn
Die reinen fleckenlosen
Granaten und Rubin.

Zum Laubgewinde sprossen,
Getränkt mit Felsens Naß;
Vom rauhen Stein umschlossen
Smaragd und Chrysopras.

Als glüh'nde Liebe reihet
Sich hier noch Hyacinth;
Durch Namenslaut geweihet
Schon längst zu Florens Kind.

Und sanft wie Nachtviolen
Wie Orike entblößt;
Sind gleichen Sinns Symbole,
Achat und Amethyst.

In reichster Blumenfülle
Glühn Türkis, Malachit,
Opale und Beryll,
Sardonix, Chrysolith.

So reift im Heiligthume
Der Gnomen, fern vom Schein

Die Sonne, gleich der Blume
Des Lichts, der Edelstein.
Doch All' in einem Strahle
Umfassend ist ernannt
Zum Schönheitsideale
Der edle Diamant.

In seinem Glanz verkündet
Sich jene Ordenzier,
Die zum System verbündet
Prangt in Linné's Revier.
Er flammt in Gluth der Rose,
Ist rein wie Lilien,
Borgt Grün vom Laub und Moose,
Gold von Jonquilien.

Zum Blau der Hyacinthen
Er dunkle Veilchen flicht;
Auch mangeln ihm die Tinten
Der Feuermohnen nicht.
Dem Dement nur zu gleichen
Vermag des Geistes Licht;
Die Gluth, die aus dem reichen
Gemüth des Menschen bricht.

Wenn Wahrheit, gleich dem Golde
Entrollt der Ostsee Fluth,
Und Treusinn wie der holde
Saphir, im Herzen ruht;
Es Glaubensmuth durchglühet,
Hoch wie Rubinenpracht,
Und Hoffnung ihm erblühet
Im Glanze vom Smaragd;

Im Hyacinthes Feuer
Die Liebe es beglückt,
Doch mit bescheidnem Schleier
Des Amethyst auch schmückt;

Dann feſſeln zarte Banden,
Gewebt für Florens Ahnen,
An höhern Seins Verwandten
Des Steinreichs edlen Sohn;

Dann kann im Lichtgefilde
Wohl einſt der Edelſtein,
Belebtes Hochgebilde
Der Himmelsflora ſein.

Der Schöpfung Stufenreihe
Nur aufwärts immer zeigt,
Daß alſo höhre Weihe
Der Stein wohl auch erreicht!

Friederike Bekert.

Miloſch Obilitſch.

Serbiſche Sage.

Es ſitzt der Serben letzter Zaar
Beim mitternächt'gen Mahl,
Um ihn der Kämpen edle Schaar
Im blanken Erz und Stahl.

Tiefdunkel iſt und ſtumm die Nacht,
Wie wenn Gewitter droht,
Denn mit dem Morgenroth erwacht
Der Kampf um Sieg und Tod.

Der Becher geht mit hellem Klang
Im Heldenkreis herum,
Nur Siegesluſt das Mahl entlang
Und heißer Durſt nach Ruhm.

Vuk Brankowich nur, lauernd ſacht,
Sitzt dort im eh'rnen Rund,
Auf Miloſch ruhet voll Verdacht
Sein Aug' ſeit mancher Stund'.

Das Gift aus seiner falschen Brust
Goß er dem Zaar in's Herz,
Dem Fürsten trübt's wohl Mahl und Lust,
Doch zeigt er nichts von Schmerz.

Nun hebt den Becher hoch Lazar,
Und spricht zu Miloſch ſo:
„Den Becher trinkt Dir zu Dein Zaar,
Werd' Deines Lebens froh."

„Du warst mir treu in langer Zeit,
Nun fällst Du ab von mir,
Doch nie, was Du mir warst im Streit
Vergeß ich Miloſch Dir!"

„Den Becher trinkt Dir zu Dein Zaar,
Und jeder thue ſo,
Wie's morgen ſei euch mit Lazar, —
Werd' Deines Lebens froh."

Da ſpringt der Miloſch auf und ſinkt
Vor ſeinem Zaar auf's Knie,
Sein Antlitz glüht, ſein Auge blinkt
Voll Thränen wie noch nie.

„Treu war ich Dir in Streit und Noth,"
So ruft er, „o mein Zaar,
Und treu auch bleibt bis in den Tod
Der Miloſch dem Lazar."

„Sei's der Verleumdung euch geglückt,
Zu täuſchen Dich, o Zaar,
Bald iſt der Nebel Dir entrückt,
Dann ſiehſt Du, wie ich war."

Und ſieh' der goldne Morgen bricht
Herauf in ſeiner Pracht,
Von Schwert und Panzer blitzt ſein Licht
Geordnet rings zur Schlacht.

Da ſprengt — des Helms und Panzers baar,
Vom Lager Miloſch fort.

Und bei der Moslems erster Schaar
Hält er, und spricht dies Wort:

„Zum Sohn der Pforte führt mich hin,
Zum Herrn im Morgenland,
Was ich ihm bringe, ist Gewinn —
Mein Haupt zum Unterpfand.“

Und zum Gezelt an Golde reich
Bringt ihn der Sclaven Troß,
Da plötzlich — einem Löwen gleich,
Reißt sich der Recke los.

Rasch auf den Sulten stürzt er zu,
Umklammt's in seiner Hand,
Und sterbend wälzt im selben Nu
Der Großherr sich im Sand.

Wohl tobt auf ihn ergrimmt und wild
Die Rotte jetzt in Wuth,
Wohl drängt zu Boden ihn ihr Schild,
Wohl trinkt ihr Stahl sein Blut.

Wohl sinkt gefällt der kühne Leu
Voll Wunden blutig roth,
Doch hat er glorreich seine Treu
Besiegelt mit dem Tod.

Joh. N. Vogl.

Des Vaters Fluch.

Es geht und stäubt ein arger Wind,
Treibt Wolken weit und breit,
Wo ist Dein Bruder, liebes Kind?
Wie ist mir doch so leid!

„Er band mit einem Wölflein an
Im tiefen Föhrenwald;
Er mocht' es gar zu gerne seh'n,
Schlug es zum Tode bald!“

Du konntest ihn verlassen dort?
Wo wird mein Knabe sein?
Verlassen an dem schlimmen Ort
Mit wildem Thier allein?

„Sollt' ich ihn führen an der Hand
Und schlug mich mit der Faust?
Er schläft wohl gut auf weichem Sand,
Ob Sturm, ob Wetter braust!"

„Und Schimpf und Schmach ertrag ich nicht,
Er liegt im Blute roth,
Er schlug mich in das Angesicht,
Schlug ihn mit Steinen todt!"

Daß Du verdammt bist ewiglich
Ob dieser Deiner Mähr,
Des Bruders Blut schreit wider Dich,
Hab' Frieden nimmermehr!

Du hast mein Herz zum Tod betrübt
Durch Deinen harten Sinn;
Fluch mir, daß ich Dich je geliebt,
Daß ich Dein Vater bin!

Der Knabe sank da bei der Wand,
Die Mutter trat hinzu,
Sie faßte schluchzend seine Hand,
Er lag in Todesruh'.

Helene im Garten.

Helene in dem Garten stand
Und weinte gar so sehr,
Trug graue Blumen in der Hand,
Ihr war das Herz so schwer.

„Laß, Mägdlein, laß die Blumen sein,
Sie haben böse Kraft;

Denn jeder Sachse ruft mit freudigem Erheben:
Heil! unser König und Sein ganzes Haus
soll leben!

Der Bandhändler.

Der braune Franz verließ am Morgen
Mit leichtem Reff die üpp'ge Stadt,
Und seufzte: „Bald wär' ich geborgen,
Gäb's weiter nichts, als Nahrungssorgen;
Nicht Alles hat, wer Thaler hat!"

Hell brach aus ros'ger Nebelhülle
Der Sonne goldner Strahl hervor;
Es tönte durch die heil'ge Stille,
Aus grüner Flur das Lied der Grille,
Aus blauer Luft der Lerchen Chor.

Schalmeiend trieb ein Hirt die Lämmer,
Indeß vom Thurm die Glocke klang;
Es scholl, erwacht im Morgendämmer,
Fern in der Sensen reg' Gehämmer
Der frommen Schnitter Lobgesang.

Es giebt Dir ſchnelle Todespein
Der Blumen Duft und Saft!“

Helene ſtand, Helene ſprach:
Die Blumen fürcht' ich nicht.
Mein Bräutigam im Brautgemach
Hat gar ein bleich Geſicht.

Er liegt im Feld, hat keine Noth,
Er ruht in ſeinem Blut;
Starb einen friſchen Reitertod;
Mir thun die Blumen gut!

Chriſtnacht.

Ich ſaß zur Chriſtnacht traurig
In meiner Klauſe da,
Und plötzlich ſtand ſo ſchaurig
Ein ſchrecklich Bild mir nah.

Es war ganz weiß und beinern,
Gezimmert meiſterhaft,
Sein Anblick zum Verſteinern
So wüſt und geiſterhaft.

Von Saiten ſtraff bezogen
Die Wirbelſäule war
In ſeltſam ſchrägen Bogen
Vielfach und wunderbar.

Und bei dem ſchwächſten Winde
Klang immerdar es an,
Bald hell und bald gelinde
Zu ſpielen es begann.

Im Wirbelſtocke drinnen
Sah ich die Schrauben ziehn;
Das war ein Hämmern und Spinnen
Ein Kommen und ein Fliehn!

Und an den vielen Fädlein
Konnt' es ſich ringsum drehn,

Wie in der Uhr am Rädlein
Wir ſolches mögen ſehn.

Und ich begann zu ſtöhnen:
Geſpenſt laß mich in Ruh!
Doch das begann zu höhnen:
Ich, Kindlein! Ich bin Du!

Mein Herz zerfloß in Bangen,
Zwölf ſchlug es an der Uhr,
Da war alsbald vergangen
Gleich Rauch des Weſens Spur.

Und her zu meinen Ohren
Klang freudenreiche Kund:
Chriſtus iſt uns geboren
In ſolcher heil'gen Stund'!

J. Moſen.

Das Gebet.

Sage.

Das Mädchen ſitzt beim Lampenſchein
In kleiner, ſtiller Hütte allein.
Sie hat zum Himmel den Blick gewandt,
Und fromm gefaltet iſt ihre Hand.

„Im Traume ſah ich ihn bleich und todt —
Schüz' ihn, mein Gott, in Gefahr und Noth!
Hör' Deines bangen Kindes Flehn:
Laß ihm Deine Engel zur Seite ſtehn!"

* * *

Kalt weht der Wind, kein Sternlein lacht,
Der Knabe ſchreitet durch die Nacht.
Im Dunkel verlor er den rechten Weg,
Er geht auf verwachſ'nem Felſenſteg.

Die Fledermaus ſtreift ihn mit ſchwirrendem Flug
Die Tannen rauſchen im Windeszug,
Die Zweige ſchlagen ihm in's Geſicht,
Der Weg wird rauher — er merkt es nicht.

Er singt hinaus in die stille Nacht,
Daß hell der Wiederhall erwacht.
Wie schlägt sein Herz so stürmisch laut —
Der Heimath denkt er, der holden Braut.

„Es kam manch Jahr, manch Jahr verging,
Seit sie zuletzt mein Arm umfing.
Ich trieb mich umher in der fremden Welt,
Von heimlichem Sehnen das Herz geschwellt.

„Jetzt trägt mich zu ihr der müde Fuß —
O bring' ihr, Nachtwind, der Liebe Gruß!
Ach! eh' noch dämmert des Morgens Schein,
Poch' ich schon an ihr Kämmerlein!"

Da scheint zu enden der dichte Wald,
Es bläst ihm entgegen rauh und kalt.
Den Fuß beflügelt die liebende Hast —
Da zuckt er, von jähem Schreck erfaßt.

Er fühlt sich gehalten von starker Hand,
Der Fuß ist an den Boden gebannt.
Es webt um ihn ein heller Schein,
Und Schauer zittern durch sein Gebein.

Der Schein erlischt — hell tritt hervor
Der Mond aus treibendem Wolkenflor.
Der Knabe schaut um sich mit scheuem Blick —
Ein lauter Schrei — er taumelt zurück.

Er steht auf schroffer Felsenwand,
Weit unten dämmert das nächtige Land.
Ein Schritt noch — und nach jähem Fall
Lag er zerschmettert im tiefen Thal.

Da fiel er nieder und betete lang',
Und weinte und jauchzte und stammelte: Dank!
Mild spielte um ihn des Mondes Schein,
Und wundersam rauschten die Tannen darein.

* * *

Das Mädchen sitzt beim Lampenschein
In kleiner, stiller Hütte allein.
Sie hat zum Himmel den Blick gewandt,
Und fromm gefaltet ist ihre Hand.

„Im Traume sah ich ihn bleich und todt —
Schütz' ihn, mein Gott, in Gefahr und Noth!
Hör' Deines bangen Kindes Flehn —
Laß ihm Deine Engel zur Seite stehn!"

E. Ferrand.

PENELOPE.

Taschenbuch

für das Jahr 1838.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Siebenundzwanzigster Jahrgang.

Mit 7 Stahlstichen.

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

a
357 26

Penelope für 1838.

Inhalt.

Seite

Amalie Prinzeſſin von Sachſen.
Sonett zu dem Titelkupfer v
Eliza. (Zum Portrait) viii
Vierte Aufſtellung von Volksſcenen.
1. Römiſches Fuhrwerk zur Stadt ix
2. Eſelsritt in der Campagna xi
3. Vor'm Hauſe bei Albano xiii
4. Eine Araba mit türkiſchen Frauen xv
Anſicht von Rippoldsau xvii

Die Coloniſten. Novelle von Wilhelm Blumenhagen 1
Fragmente aus dem Tagebuche einer Fürſtin, mitgetheilt von Wilhelm von Lüdemann 99
Die Blutbrücke. Novelle von F. W. Arnold 173
Der Fluch des Mauren. Von W. Alexis 286

Gleichniſſe 352
Gedichte von Johann Gabriel Seidl.
1. Im Mai 354
2. Die beiden Kirchlein 355
3. Stiller Schmerz 356
4. Nächtliche Raſt 357
5. Der Vogel und der Dichter 358

Seite

Gedichte von Johann N. Vogl.
Der Brüder Wiederfinden. Ballade. 360
Die drei Freier. Romanze. 361
Carta bianca. Vom Ritter Braun von Braunthal 362
Schlaf ein! Sonettenkranz von Agnes Franz.
1. Die Erde und die Blume 363
2. Der Mutter Wiegenlieder 364
3. Schlummerlied des Herzens 364
4. Sammlung 365
5. Beruhigung 365
6. Des Dulders Schlummerlied 366
Gedichte von A. G. Eberhard.
1. Alles zur rechten Zeit 367
2. Meine neue Heimath. (Am 24. März 1837.) . . 368
3. Der Ritter und sein Roß 369
Der Erdball und das Meer. Von Caroline Leonhardt-Lyser 371
Lieder aus Franzensbad bei Eger. Von Wilhelm Kilzer.
1. An Wilhelm Müller 372
2. Auf der Höhe vor Franzensbad 373
3. Die Kolonade 374
4. An der Quelle 374
5. Der Becher 375
6. Der Brief 376
Der Stundenzeiger des Herzens. Von Th. Heil . . . 377

— v —

Ihro Königliche Hoheit Prinzeſſin

Amalia von Sachſen.

Die Raute ſprießt an einem hohen Throne
Umſchattend ihn mit ihrem milden Segen,
Doch auch der Lorbeer duftet dort entgegen
Und windet ſich von ſelbſt zur ſchönen Krone.

Die zarte Stirn umſchließt die Ehrenzone
Wo ſich Gedanken heit'rer Dichtkunſt regen,
Sich ſchüchtern um den Herzogsreif zu legen,
Daß ſo das Milde bei dem Ernſten wohne.

Und aus dem Herzen ſtrömen die Gefühle
Im reinſten, vollſten, edelſten Ergießen
Anheimend ſich der ächten Menſchenweiſe;
So zeigen uns ſich jene Bühnenſpiele,
Die an die hochgefeierſten ſich ſchließen,
Stets der erhab'nen Dichterin zum Preiſe.

Th. Hell.

Doch düster sah der Wandrer nieder;
In seiner grambeladnen Brust
Erweckten jene Freudenlieder
Nur traurige Erinnrung wieder
An unersetzlichen Verlust.

Einst war das Glück ihm aufgegangen
In seines stillen Thales Grund;
Ihn küßte mit verschämten Wangen
Elise, doch die Aeltern zwangen
Sie zu verhaßtem Ehebund.

Mit einem Greis in schönem Wagen,
In Thränen schwimmend, zog sie hin;
Nicht länger konnt' es Franz ertragen;
Er floh, um Ruhe zu erjagen,
Das Vaterhaus mit trübem Sinn;

Trieb sich herum auf Markt und Messen
Mit kleinem Kram und günstgem Glück;
Doch — läßt wohl Freude sich erpressen? —
Sein Unglück konnt' er nie vergessen,
An Lischen dacht' er stets zurück.

Kalt sah er goldne Thürme blinken;
Ihn reizte nur der Heimath Grün;

Eliza.

Will keine Welle denn zurück ihn tragen
Den theuern Gatten, übers Meer entführt,
Als kaum er ſie zur Gattin ſich erkühret
In junger Liebe ſchönen Blüthentagen?!

Sie ſchaut hinaus, wo Meeresufer ragen,
Der Blick in's Unermeſſ'ne ſich verliert,
Und wartet ſein, der ihre Hand geziert
Mit gold'nem Reif, in Hoffen und in Zagen.

Da hebt, als nicht die Fluth ſein Schiff ihr kündet,
Der Blick ſich auf zu lichten Himmelsräumen
Von dort die bald'ge Rückkehr zu erflehen;
Und während milden Troſt das Herz empfindet
Im Zauberkreis von ahnungsvollen Träumen
Iſt das Erſehnte fröhlich ſchon geſchehen.

Th. Hell.

Vierte Aufstellung
Volksscenen.

I.
Römisches Fuhrwerk zur Stadt.

Von den schönen Hügeln nieder
Weiche die Campagna gürten
Zu der ew'gen Stadt der Städte
Lenket sich das leichte Fuhrwerk.
Früchte bringt's von allen Arten,
Und den Saft der süssen Trauben.
Aufgezogt mit Federstutze
Ist das Pferd, das ruhig schreitet
Mit nicht eben leichter Ladung,
Denn nicht lang', so hat der Landmann,
Der, der Hund schon bellend grüßet,
Auch sich mit hinaufgeschwungen,
Wär's auch nur um auf der Gabel
Eben nicht bequem zu sitzen.
Auch für Nahrung trug man Sorge,
Denn das Leben ist gar theuer
In der vielbesuchten Roma,
Und indeß in Korb und Kober
Und dem Fläschchen Schilfumwoben,
Für den Führer und den Nachbar
Sich ein Trunk und Imbiß findet,

Trägt am Sattel angebunden
Auch das Netz sein nährend Bündlein.
Lang hin streckt die Wasserleitung
Ihrer Trümmer hohe Bogen:
Doch das ist nur von Bedeutung
Für gelehrte Archäologen;
Unser Augenmerk hält die Straße,
Ohne rechts und links zu schauen,
Und geräth nur in Gefahr
Wo's was Gutes gibt zu — kauen.

Th. Hell.

2.

Eſelritt in der Campagna.

Hab' ich Dich, Du böſes Liebchen?
Sieh', nun ſollſt Du nicht mehr fliehen,
Wenn ich Dich an's Herz will ziehen,
Um von weitem aus den Büſchen,
Mich dann ſchelmiſch auszuzischen.

Auf mein Eſelein gehoben,
Das ſo ſanft und ruhig trabet,
Reich mit Augenden begabet,
Laſſ' ich Dich nicht mehr herunter,
Geht's im kurzen Trab nun munter.

Brennt die Sonne Dir die Wange?
Laſſ' mich die Umbrell entfalten,
Und ſie vor's Geſicht Dir halten;
Doch es ſich'rer zu vollbringen,
Muß den Arm ich um Dich ſchlingen.

Sieh' nur, wie das kleine Füllchen
Neben ſeiner Mutter trottet!
Ob auch Nitta meiner ſpottet,
Muß an ſeinen luſt'gen Sätzen
Mich doch weidlich ſtets ergötzen.

Dort uns nach kommt ſie gegangen.
Wird wohl neidiſch auf Dich blicken,
Daß Du auf des Grauen Rücken
Ganz gemächlich zu Geldſtandern
Während ſie zu Fuß muß wandern.

Kalt sah er fremde Dirnen winken,
Selbst manches stolze Auge sinken;
Denn Eine lebte nur für ihn! —

Schnell schritt er fort am treuen Stecken;
Bald schien die Mittagssonne heiß;
Er suchte Baum und Schattenhecken,
Um sich zum Mahl ins Gras zu strecken;
Denn von der Stirne troff der Schweiß.

Er stand und sprach: „zu welchem Glücke
Verhülf mir dieß gelöste Geld -
Mit ihr!" – Da fielen seine Blicke
Auf einen Weidendamm mit Brücke;
Dahinter lag ein Garbenfeld.

Der Acker schien ein Meer von Wogen;
Die Aehre, treuer Arbeit Lohn,
Hing tief von reifer Frucht gebogen
Und durch die goldnen Halmen flogen
Cyanenblau und Feuermohn.

Gar wohl und weh ward ihm zu Muthe
An des gethürmten Feldes Rand;
Und sieh! die blankste Sense ruhte
Auf Garben neben einem Hute
Mit mürbem, ganz verblichnem Band.

Aber laß' Dich das nicht kümmern!
Mag sie auch schon sich besinnen
Was sie Böses will beginnen,
Ehe sie's noch ausgefunden,
Hat der Trotz uns verbunden.

Th. Hell.

3.

Vor'm Hauſe bei Albano.

„Komm, Dellina, laß Dich wiegen
Auf dem Fuße, fein geſchwind!
Gellt bis an den Himmel fliegen,
Doch dann ſei auch artig, Kind!“

„„Wirſt die Kleine mir verwöhnen,
Schweſter Roſa, biſt zu gut!
Mußt nicht immer gleich ihr fröhnen,
Weißt ja, daß ſie niemals ruht.““

„Scheite nicht, Du böſe Schweſter!
Haſt ja ſelbſt ſchon Deine Noth:
Hältſt den Kleinen immer feſter,
Weil er fortzulaufen droht.“

„„Ei, mein Giacomo, der kleine,
Liebe Engel iſt gar ſtill,
Nur daß dort er nicht alleine
Nina tanzen laſſen will.““

„Nun, ſo komm', Carlotta, ſchlage
Luſtig uns das Tambourin;
Nach dem ſchwülen Sommertage
Soll der Abend froh entfliehn.“

„„Doch wenn Maſo kommt nach Hauſe,
Nimmt die Kleinen auf den Schooß,
Macht mit Tanz und Spielen Pauſe,
Denn dann geht das Küſſen los.““

Th. Hell.

4.

Eine Araba *) mit türkiſchen Frauen.

Himmelsbläue tief und herrlich
Rings um Meer und Land ergoſſen,
Und Stambul, als vom Gürtel,
Von dem Boſporus umſchloſſen!
Selbſt der Harem hat geöffnet
Seine feſtverſchloſſ'nen Pforten
Und die Frauen, ob verſchleiert,
Fahren an der Fluthen Borden.

Mild und freundlichen Gemüthes
Iſt die Türkin auch, und ſpendet
Gern dem Armen der am Wege
Sich vertrauend an ſie wendet,
Während jene gleich den Männern
An der Pfeife Rauch ſich weidet
Und ſelbſt in dem leichten Wagen
Nicht von dem Genuſſe ſcheidet.

Es geht's langſam durch Scutari
Weiter vorwärts, und die Stiere
Wiſſen wohl, daß ſie der Quaſten
Bunt gewählter Aufputz ziere,
Denn es weichen d'rob die Fliegen
Die ſonſt unaufhörlich klagen,
Und der Führer braucht nicht mühſam
Mit dem Stabe drein zu ſchlagen.

Th. Hell.

*) Benennung des Wagens, deſſen ſich die Türken zu ihren kleinen Ausflügen in die ſchönen Particen am Boſphorus bedienen.

„Gott" — sprach er — „gab mir reichen Segen;
Drum auf! nicht fühllos macht der Harm;
Nein! Dankbarkeit soll mich bewegen
In Andern Freude zu erregen —
Die Schnitterin scheint brav, doch arm!"

Er forscht, ob fremde Augen lauschen,
Und sucht das schönste grüne Band
Es mit dem falben zu vertauschen;
Da hört er ferne Tritte rauschen;
Es blinkt vom Wald ein weiß Gewand.

Er sieht mit voller Kann' und Kruge
Ein lust'ges, muntres Völkchen nah'n,
Und nett und blank im sitt'gen Tuche,
Und knapp und rasch geht vor dem Zuge
Ein bräutlich-holdes Weib voran.

Zur Arbeit eilt sich aus den Eichen
Vom eingenommnen Schnittermahl
Mit Knecht und Mägden; ihr Erbleichen
Muß schneller Flammenröthe weichen;
Im Auge blitzt der Freude Strahl.

„Franz! — seh' ich recht im Sonnenglanze?
O Franz! Mein Herz blieb immer treu;

5.

Rippoldsau.

Unweit der Straße von Straßburg nach Stuttgart, zwischen Oppenau und Freudenstadt im Schwarzwalde, befindet sich das, noch im Großherzogthum Baden, romantisch gelegene Bad Rippoldsau, von hohen Gebirgswänden auf drei Seiten eingeschlossen. Die Umgebungen sind wild und düster und nur gegen Süden öffnet sich das freundliche Schapbacher Thal, welches sich in einer Länge von vier Stunden durch die Gebirge windet. Im zwölften Jahrhunderte war hier eine Zelle der Benediktinerabtei St. Georg, auf dem obern Schwarzwalde, wo die Reritzen verbreitet wurden. Durch die Reformation verlor das Kloster einen Theil seiner Besitzungen, die es jedoch durch Graf Friedrich von Fürstenberg wieder erhielt. In neuern Zeiten wurde dasselbe aber gänzlich aufgehoben. Eine Viertelstunde oberhalb des Klosters ist die Heilquelle mit den darum gebauten Badegebäuden. Der Geräumigkeit ungeachtet vermögen sie oft kaum die zahlreichen Gäste zu fassen, denn Rippoldsau wird als die Krone der verschiedenen Mineralquellen des Schwarzwaldes betrachtet; seine Hauptbestandtheile sind acide kohlensaure Kalkerde, schwefelsaures Natron und dergleichen Kalkerde sowie kohlensaures Eisen. Das Wasser wird vielfach in Flaschen gefaßt und durch das ganze Land versendet. In den Umgebungen sind jetzt mehrere Spaziergänge angelegt; der Hauptweg ist entweder Thal abwärts nach Schapbach, St. Romanus u. s. w. oder die Höhe des Kniebis in steten Krümmungen hinan. Herrliche Blicke bieten sich auf diesem Wege theils in wilde Thalschluchten, theils über die Vorsprünge der Gebirge weg in die Rheinflächen, begränzt im Hintergrunde durch die Vogesen. Hier, 2400 Fuß hoch über dem Rheinthale, entdeckt man auch Straßburg mit seinem erhabenen Münster. — Die beigegebene Uebersicht von Rippoldsau ist vom Pavillon aufgenommen. (s. Schreiber's Handb.)

Die Coloniſten.

Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

Mitten auf der ungeheuren Halbinſel, welche [illegible] Ufer die Niederelbe ſich tief in das Land hinein zieht, befand ſich ein einzelner Reiſender. Es war im Spätſommer, und der Tag hatte ſchon längſt einer unfreundlichen Nacht die Herrſchaft abgetreten. Der Wind ſtrich ſcharf über die endloſe Ebene, die ihm nirgend Widerſtand und Hemmung darbot, und ein breiter, dichter Wolkenzug ohne Ende trieb an dem Himmel hin, einem ſchweigenden, nächtigen Zuge von Kriegsvölkern gleich, die ein gefährliches Unternehmen, ein Ueberfall oder ein Feſtungsſturm aus den ſichern Standquartieren rief zur Zeit, die dem Menſchen nicht befreundet iſt, und in welcher er ſich nur wohl fühlt unter feſtem Dache und hinter verſchloſſenen Thüren.

Der Reiſende war zu Pferde; man hatte ihm in einem kleinen Orte, wo er um die Dämmerung Halt gemacht, die Stadt am Elbufer, in welcher er Nacht-

ruhe halten wollte, nur noch drei Meilen entfernt genannt, und vertrauend auf sein wackeres Thier schien ihm der kurze Nachtritt auf befahrener, flacher Straße kein abschreckendes Hinderniß. Wohlbewaffnet, nur mit einem kleinen Mantelsack beschwert, auch solcher einsamen Märsche wohl gewöhnt, da er als Jüngling die letzten Feldzüge der fremden Legionen auf spanischem Boden mit durchgefochten, war sein Sinn durch nichts beunruhigt worden, und er hatte keine Ahnung gehabt, daß seiner Entschlossenheit noch heute eine arge Prüfung bevorstehe.

Die menschenleere Straße verfolgend, auf welcher kein fremder Gegenstand ihn anregte, versank er in ein stilles Sinnen, trieb ein Spiel mit den eigenen Gedanken, tauchte in Vergangenheit und Zukunft, und mußte so unbeachtet gelassen haben, daß sein Pferd auf einem Seitenwege von der Straße abgeirrt sei. Die Zeit schien ihm endlich längst verflossen, in welcher er auf einige kleine Dörfer hätte treffen müssen; es war ganz Nacht geworden, sein Thier stolperte gegen seine Gewohnheit zum öftern, und als er absaß und den Weg untersuchte, fühlte seine Hand nur scharfe Wagenspur mit dürrem, kurzen Kraut umwachsen, und daß er verirrt, ward ihm zur Gewißheit. Er stand eine Weile, sich besinnend und mit angestrengten Augen rund umschauend durch die trügerische Finsterniß. Alles erschien als eine graue Fläche, kein Gegenstand wurde durch ein schwärzeres Colorit bemerkbar. Er rief mit schallender Stimme in die Nacht hinaus; kein

lebendiger Ton antwortete, kein Hund bellte nah oder fern, nicht einmal ein leiſer Wiederhall erwachte. Er ließ ſeine Taſchenuhr ſchlagen, und ſie ſagte ihm, daß er der Zeit nach nicht mehr fern von der gewünſchten Stadt ſein könne, und da das große Wolkentuch gerade jetzt vor dem Winde zerriß, und hie und da einige Sternbilder ſichtbar wurden, ſo nahm er gleich dem Schiffer im bahnloſen Meere nach ihnen ſeine Richtung, ſetzte ſich wiederum im Sattel feſt, und trieb ſein Roß langſam vorwärts.

Aber das graue Nachtmeer, auf dem der Verſchlagene ſchwamm, ſchien keine Ufer zu haben, denn wiederum war eine lange Stunde verlaufen, und die kaum Sternſchimmer nicht mehr ſo ganz undurchdringliche Dunkelheit bot immer noch keinen geſuchten Gegenſtand dar, der von menſchlicher Nähe ein Vorzeichen gegeben. Nicht einmal ein Baum zeigte ſeine verworrenen Umriſſe, dazu ſchien jetzt jeder Weg verſchwunden, das Pferd fuhr mehrere Male geſcheucht und ſtöhnend zuſammen bei ungeheueren Steinballen, auf die es traf, oder gleitete in Tiefen hinab, deren Rand niederes Strauchwerk tückiſch verſteckt gehalten. Die Flamme der Geduld im Gemüth des Reiters war dem Erlöſchen nahe, ärgerlich biß er die Lippen, und eine fieberhafte Unruhe ſcheuchte ſeine Furchtloſigkeit. Und liegt doch auch für das kräftigſte Männergemüth etwas widerwärtiges und drückendes darin, ſich in unbekannter Oede, zu unheimlicher Zeit von allem Menſchlichen und Befreundeten verlaſſen, den feindſeligen Gewalten der Natur und

verworfener und entarteter Mitgeschöpfe Preis gegeben zu wissen, und gerade je kräftiger das Gemüth je peinlicher muß solche Lage werden. Dazu schnob das ermüdete Thier und schüttelte sich oft, als verkünde ihm ebenfalls sein Instinkt eine nahe Gefahr, und von seiner nassen Haut stieg der warme Dampf sichtlich in der kühlen Nachtluft rund um den Reiter empor und hüllte ihn in eine gespenstische Wolke. Schon beschloß der Reiter auf der Stelle den Tag zu erwarten, eine der großen Steinmassen, auf welche er wieder getroffen, zum Nachtquartier und Bett zu wählen, und seinem Thiere Ruhe im Kraut zu gönnen, da blitzte es ihm in's Auge, und neu aufgeregt blickte er scharf nach dem Punkte hin. Bald überzeugte er sich, es sei kein Stern am Horizonte, es sei ein Licht, was sein Sehorgan berührt, und freudig bog er um nach der Seite, und spornte das Pferd zu rascheren Schritten.

Der Lichtschimmer wurde deutlicher, und näherte sich mit jedem Augenblicke, schon glaubte er einige Gebäude zu erkennen, da erhob sich sein matter Gaul wie zu einem Sprunge und brach sogleich nach der vergeblichen Anstrengung unter ihm zusammen. Der unvermuthete Stoß hatte den Reiter aus dem Sattel geworfen und er fühlte einen heftigen Schmerz am linken Arme. Das Pferd streckte sich in der schroffumrandeten Vertiefung, zu der es der unaufmerksame Gebieter gespornt und weder Anruf noch Zügelschlag vermochte das stöhnende Geschöpf aufzureißen; es blieb daher dem Reisenden nichts übrig, als die nahe scheinende Hülfe i

Anſpruch zu nehmen, und er ſchritt auch ohne Bedenken dazu.

Das Licht ſtrahlte durch die trüben Scheiben eines kleinen Fenſters, das einem ärmlichen Hauſe zugehörte, in welchem kein Lebenslaut vernehmbar war; doch ſobald der Reiſende an die niedere Thür geklopft und ſeinen Hülfsruf hatte erſchallen laſſen, ward es rege und wach im Innern, das Licht bewegte ſich, der Riegel klang, und ein Mann ſchauete verwundert auf den ſpäten Gaſt, und beleuchtete ihn mit der blechernen Lampe von unten bis oben, doch nur wie in Neugierde, nicht wie in Beſorgniß oder Furcht für ſich ſelbſt.

Auch der Reiſende betrachtete den Hausherrn mit Verwunderung, denn er hatte einen Andern erwartet. Vor ihm ſtand ein Greis mit gekrümmtem Rücken und einen Stelzfuß nachſchleppend. Das im Luftzuge flackernde Lampenlicht warf ſcharfen Schein und ſcharfe Schatten zu einem Geſicht hinauf, das durch ſtrenge, markirte Züge überraſchte; ein ſchneeweißer, langer Schnauzbart zog wohlgepflegt einen Bogen über den bleichrothen, zahnloſen Mund und hing bis unter das weitvorſtehende Kinn herab, und rundum am Rande der dunkeln Spitzmütze, ähnlich der Kopfbedeckung der Palikaren, ſchlichen ſich glatte Haare von Eiſesfarbe ſparſam hervor; doch den Hauptcharakter bekam dieſer auffallende Greiſenkopf durch ein ſchwarzes, unter breiter ſilbergrauer Augbraue und aus tiefer Augenhöhle hervorblitzendes Auge, nur Eines, denn das andere lag todt und eingefallen unter einem ſchlaff herabhängenden Augliede. Die

Dein bleiches Band wich nie dem Kranze —
Du kannst just recht zum Erndtetanze
Auf meinem Guth — und ich bin frei."

Fr. Kind.

Der Strom der Zeit.

Unaufhaltsam fließt der Strom der Zeit,
Seine Wogen nennen Menschen — Jahre.
Bald mit ungestümen Tosen,
Bald bei lauer Weste Kosen
Strömt er fort ins Meer der Ewigkeit.

Seine Quelle rinnt aus Gottes Hand
Tief verhüllt und unserm Blick verschlossen,
Und wie fern noch in die Weite
Er der Fluthenheer verbreite
Hat noch nie der Sterbliche gekannt.

Auf den Wogen schwimmt der Mensch dahin,
Nur dem mächt'gen Strome überlassen,
Ob er rückzugehen strebe,
Ob er vorwärts Müh sich gebe,
Nimmer bringt hier Frucht der eigne Sinn.

Unterkleider des Greises waren bäurisch, doch die ganz reinlichen weißen Wollärmel, die aus einem blauen Wamse mit Metallknöpfen hervorgriffen, die schwarzlederne Halsbinde, und die Stellung, in welche der Greis sich bei dem Anblicke des Fremden versetzte, indem er den von der Zeit gebogenen Rumpf ausreckte, auf dem Stelzfuße sich hob, und so im Augenblick zu einer Größe über gewöhnliche Mannslänge sich verwandelte, verrieth den Militär, den ehrenwerthen Invaliden.

„Was beliebt dem Herrn?" fragte der Greis mit derber, barscher Stimme, die keine Alterschwäche, doch destomehr Argwohn gegen den mitternächtigen Fußgänger verrieth. Der Reisende erzählte kurz seinen Unfall und bat um Hülfe, um Menschenarme gegen gute Zahlung zur Rettung seines edlen Pferdes. Die Mienen des Alten änderten sich sogleich, und die Strenge machte der reinsten Gutmüthigkeit Platz.

„Menschen sind hier rar, und die Nachtmützen dort in den beiden Nachbarhäusern kriechen in das Stroh, sobald der Hahn den Zapfenstreich krähet und zu Quartier gehet, und wenn alle Trompeter unserer Armee Allarm bliesen, höben dennoch die Faulpelze den ungewaschenen Kopf nicht vom Kissen. Aber Hülfe sollet Ihr haben; tretet nur erst unter unser Dach, und Gott segne den Eingang." — So sprechend machte der Greis rechtskehrt und leuchtete über einen kurzen Gang seinem Gaste mit Vorsicht und Anstand voran, bis zum Stübchen, wo er, nachdem er die Lampe auf den Tisch gesetzt, ohne Aufschub in rühriger Weise Hornlaterne, Stricke und

Riemen zusammentrug, ein leinenes Fuhrmannshemde überwarf und einen Reiterstiefel über das gesunde Bein zu ziehen sich mühete.

Des Reisenden scharfer Blick überflog indeß das enge Gemach und kam mit der Gewißheit zurück, er sei nicht in eine verdächtige Spelunke, sondern in eine ehrliche und geregelte Wirthschaft gerathen. Alles Geräth war alt und armselig, aber reinlich und wohl erhalten; Zinngeschirr und Glaskram prangte wohlgeputzt auf dem Wandbret, und eine hölzerne Kukuksuhr an dem Thürpfosten; die Bank unter dem Fenster war mit wohlgewaschener Wolle bedeckt, und Kratzkamm und Wollrad daneben zu sehen mit unvollendeter Arbeit beladen; auf dem Tische stand der große irdene Bierkrug mit blankem Deckel und dabei lag aufgeschlagen ein großer Foliant, den gespaltenen Schriftkolumnen und den Holzschnitten nach ein altväterliches, fleißig benutztes Exemplar des Hausschatzes in den Bibliotheken unserer deutschen Altväter, eine Hausbibel.

„Könnet von Glück sagen, Herr," plapperte der Alte während seiner Anstalten, „daß der Maccabäus einmal in der Welt gelebt und als tapferer General die Edomiter und den frechen Timotheus massakrirte wobei es nur schwer zu glauben, daß er ein Jude und, mit dem Schachervolke Thürme und Festungen im Fluge erstürmt, denn hätte der alte Husar nicht in mir gespukt und wäre heute nicht gerade der Tag gewesen, wo mir vor vierzig Jahren bei Hondschooten ein malitiöser Sanskulott das Auge ausbließ, und hätte der alte

Kaspar sich Schlaflosigkeit und Grillen nicht durch das Buch da, das für Alles, was ein Menschenkind trifft, der beste Feldmedicus bleibt, zu vertreiben versucht, würdet Ihr bis an den lichten Tag umsonst Kreuz- und Quermärsche gemacht und kein Wachtfeuer Euch zum Lager den Weg gezeigt haben. Aber Potz Sarras und Kommisbrot! wie kamet Ihr dazu, durch solch fremdes und coupirtes Terrain Euern Nachtmarsch zu machen, ohne einen Guiden zu dingen? Ihr sehet doch sonst ganz aus wie ein verständiger und umsichtiger Kavalier."

„Habt Ihr niemals Euern Rittmeister eine falsche Attake machen sehen, Alter? Ist es Euch selbst immer gelungen, den Mann auf der Zügelseite zu fassen und ihm im Handgelenk zu treffen?" antwortete der Fremde. „Der Zufall ist der Zeltkamerad der Soldaten und der Reisenden; ist er nicht sattelfest, hält er nicht Schritt und Linie und marodirt lieber, so geht's schief mit der wackersten Faust und mit dem besten Auge."

Der Alte horchte wie besonders erregt auf, und blickte rasch zur Seite nach seinem Gaste. „Ihr traget die linke Hand so schlecht, Herr?" fragte er lebhaft. „Habt doch nicht selbst eine Blessur bekommen?"

„Verstauchung, nichts weiter, so hoffe ich! Schmerzet und brennet ein Bischen. Doch davon hernach! Lasset uns nur zuerst nach meinem Thiere sehen."

Der Greis sprang rasch vom Schemel auf, und sein Auge leuchtete hell den Fremden an. „Auf Husaren-Parole, Ihr seid Soldat, ein Reiter, und einer von

der ächten Sorte!“ rief er laut. „Ein Bürgerfant hätte nach Spiritus und Binden gefragt, nach dem Chirurg gewimmert, und erſt ſpät im Bett an ſein Thier gedacht. Dem Reitersmanne nur, ſei er Küraſſier, Huſar oder Dragoner, iſt ſein Brauner der beſte Freund, ſein treuer Schatz auf Leben und Tod, und hat er ihm nur eine fette Streu gelegt und gute Fourage vorgeſchüttet, ſchläft er gern auf einem Steine gleich dem Jacob und träumt von der Himmelsleiter.“

„Habt nicht Unrecht, Alter;“ lächelte der Fremde und bot dem Wirthe die Rechte. „Ich bin eine Art von Kamerad, und habe den Erzfeind tüchtig klopfen helfen, obgleich ich nicht ſo viele Ehrenzeichen als Ihr heimgebracht.“

„Gott ſchenkt ſeine Glücksgüter nicht an Jedermann gleich gnädig!“ verſetzte der Greis mit Humor und ſchüttelte derb die gebotene Hand. „Aber jetzt helfe ich noch einmal ſo gern, und iſt auch der Bleſſirte draußen vielleicht kein tapferer Campagnegaul, der mit Luſt Pulver gerochen, ſo ſoll ihm doch aufs ſchnellſte chriſtliche Hülfe werden, denn der Hufſchmied unſerer Schwadron galt für den geſchickteſten in der Armee und ich habe ihm vieles abgeſehen, habe dem Schimmel des Generals oft die Ader geſchlagen, und ſpäterhin manchem Mutterſöhnchen auf dem Blutfelde, wenn unſer junger Medicus etwa im hohen Kornfeld Mittagsruhe gehalten oder bei der runden Marketenderin ſich geſtärkt, das Leben ſalvirt.“

Mit seinem Geräth und der Laterne beladen schritt wie verjüngt der Greis hinaus, weilte jedoch an einer kleinen Thür auf dem Vorplatze und klopfte derb an dieselbe. „Das Wettermädel hat einen gesunden Schlaf;“ sagte er entschuldigend dabei; „muß aber auch des Tageslast tragen für zwei, denn seit Kurzem will's oft nicht mehr fort mit dem alten Kaspar, und die Brust klemmt zu Zeiten, als hätte man mich zu den Kürassieren versetzt. Habt Ihr's gehört, Herr? Nicht wahr, sie hat geantwortet? Eine Stückkugel, die mir bei Dünkerken etwas unverschämt bei der Pelzmütze vorbei spazierte, hat mir die Ohren verdorben. Gustel, heraus aus der Wolle, es hilft einmal nichts, und sperr Dich nicht lange! Feuer auf den Heerd, ein Süppchen gekocht, Wacholder aus dem Keller und alles auf den Tisch, was Gott beschеert und unser Appetit übrig gelassen. Munter Gustel, es ist ein braver Gast über die Schwelle getreten!“

Er schritt nun vollends zum Hause hinaus, und, nachdem ihm der Reisende die Gegend angedeutet hatte, frisch in's Freie und in die Nacht vorwärts. Der Fremde konnte dem Stelzfuße kaum nach, doch zuvor zog ein Geräusch seine Augen seitwärts, und verwundert glaubte er eine weibliche Gestalt zu bemerken, die an der Hauswand her zur Thüre schlüpfte, ein Körbchen in der Hand zu tragen schien, und im dunkeln Eingange verschwand. Eine Frage brannte schon auf seinem Munde, doch sich besinnend erstickte er sie, ehe sie die Luft berührt; konnte sie doch seinem braven Wirthe

vielleicht ein Aergerniß bringen, obgleich ſich ihm dabei die Ahnung irgend eines Geheimniſſes unwillkürlich aufdrang. — Als ſie zu dem Platze kamen, wo der Reiſende den Sturz gethan, fanden ſie das Roß aufrecht ſtehend, doch mit geſenktem Kopfe und heiß dampfender Haut. Es wieherte nicht, wie ſein Herr ſich näherte, ſondern drehte die großen Augen wie beängſtigend bald zu der Laterne, bald zu dem alten Kriegsmann, der es ſogleich hart antaſtete, und man ſah das edle Thier zittern.

Die Bruſt blutete, der ſcharfe Stumpf eines zerriſſenen Wacholderſtrauchs hatte das Fell aufgeritzt; doch bedeutender erſchien eine Verletzung am Unterfuße, bei welcher der Viſitator den Kopf ſchüttelte.

„Der Herr wird auf einige Tage zur Infanterie geſetzt werden;“ ſagte er, indem er dem ſchnaubenden Thiere einen feſten Verband anlegte; „doch wenn ihm das Hospital des Wachtmeiſters Kaspar nicht zu ſchlecht iſt, ſoll Reiter und Roß in einer Woche wiederum auf dem Feldfuße ſtehen.“

Mühſam zogen Beide jetzt das hinkende, heftig ſchnaufende Thier zum Hauſe, und beruhigt ſah es der Herr in einem netten Stalle untergebracht, in welchem der alte Wachtmeiſter ſein letztes Beutepferd zu Tode gefüttert, und der faſt bequemer und geräumiger gebauet war, als die eigene Wohnung des weißbärtigen Kavaleriſten. Im Hauſe ging es jetzt zur Unterſuchung der Hand des Fremden, die hochangeſchwollen ſich zeigte, und ebenfalls mit Spiritus und einer tüchtigen Knebelbinde bedient wurde. Der Reiſende ſah indeß mit Ver-

wundrung, daß alle Befehle des Hausherrn während ihrer Abwesenheit vollzogen worden. Das Heerdfeuer flackerte unter dem Topfe; der Tisch war reinlich gedeckt und sokratisch, doch genügend besetzt. Das weibliche Ohr mußte nahe gewesen, und, wenn auch nicht im Bett, doch die derbe Kommandostimme des Alten wohl verstanden haben.

„Jetzt Kehle und Magen gestärkt und befriedigt," befahl der Alte, „und dann zur Ruhe. Die Gustel soll ihr Bett hergeben und in meiner Kammer sich ein Plätzchen bereiten. Nach solchem Nachtscharmützel schläft man auf jedem Flecke wie ein Bär, und die Gustel ist eine reinliche Dirne, ein unschuldig Ding, keine gemeine Magd, und der Herr wird sein Lager vielleicht so gut finden wie das beste städtische Posthausquartier. Morgen tauschet sich dann vielleicht noch mancherlei unter uns aus; nur wie der Kaspar seinen Gast zu tituliren hat, möchte er vor dem Bettgehen erfahren, nicht aus Neubegier, nur um des Respects willen."

„Rennet mich Lieutnant, Väterchen, oder Hauptmann, obgleich ich längst den Dollmann in die Polterkammer gehängt, ich meine es geschieht Euch ein Gefallen damit;" lächelte der Fremde. „Als Lieutnant ging es im Chok gegen die Quarres der Blauen; der Hauptmann war eine Zugabe zum Abschiede. Oder noch besser nennet mich den Vedetten-Max, denn so titulirten mich meine Kameraden, weil die Vorhut und die verlornen Posten in den wilden Jahren zu meinen Liebhabereien gehörten."

„Ei sieh doch," jubelte der Alte, „so gab's doch noch unter der jungen Armee unsersgleichen! Meinte ich doch, seit die Zöpfe und deutschen Sättel den Schnürbrüsten und Pritschen Platz gemacht, wäre der Drang zum Vedettendienst aus der Mode gekommen. Nun, Herr Hauptmann Max seien Sie nochmals willkommen; der alte Kaspar streicht diesen Ehrentag mit Rothstift im Hauskalender an."

Der Eintritt des Mädchens, das einen frischgefüllten Bierkrug brachte, unterbrach den redseligen Wirth, und machte auf den Gast einen unerwarteten Eindruck. „Bist früh gestört, Gustel," redete der Alte sie an, und knipp ihre Wange; „aber Noth hat kein Gebot, und der Herr da ist ein Soldat, ein Reitersmann, und vor solchen hat keine Thür ein Schloß, sie sprengen Küche und Keller, und nehmen sich das beste Bett vorweg; und das mit Recht, denn wer drein gehauen und geblutet für König und Bürger und Bauer, dem kann nichts zu gut sein im Herrenhause oder unter dem Strohdache."

„Sei mir nicht gram, schönes Kind," fiel der Fremde ein, „daß mein Besuch Dich aus dem warmen Neste trieb, auch ist mir ein Strohlager hier am Boden völlig genügend, und ich möchte nicht durch kosakische Manier es mit der freundlichen Wirthin in der ersten Stunde verderben."

Das Mädchen hob ihr dunkles Auge mit einem Ausdruck von Besorgniß und Bitte auf einen Augenblick zu ihm, dann senkte sie es wieder, und versetzte scheu:

„Der Großvater weiß am klügsten zu befehlen, und versteht, was vornehmen Gästen zukömmt. Die Nächte werden schon lang und der Schlaf holt sich schon nach.“

„Euer Großkind also?“ forschte Herr Max weiter, als die Dirne das Zimmer verlassen. „Man sieht ihr's an, daß sie nicht in dieser Steppe geboren, in der man nur flachsköpfigen Menschen mit flachen, stumpfen Gesichtern begegnet. Sie hat das dunkle, blitzende Augenpaar von Euch und Euer stattlicher Schnauzbart mag frühethin eben so kastanienbraun wie die Flechten der Gustel, den flandrischen Weibern Herzpochen gemacht haben. Ist das Mädchen Eure ganze Verwandtschaft?“

Der Alte zog ein kurioses Gesicht, aus dessen Grimassen jedoch Herr Max nichts deutliches abzulesen vermochte. „Bin ein Hagestolz gewesen mein Lebelang;“ stotterte er endlich; „war eine Waise als ich zu dem Kriegsvolk kam; die Mutter starb, nachdem ich kaum eine Stunde lang Gottes Luft eingesogen, und der Vater folgte nicht lange nachher; der Ueberfluß, die fetten Brocken seiner Landschulmeisterstelle mögen ihm den frühen Tod gebracht haben. Des Hirtenkittels satt lief ich zu den preußischen Husaren, und blieb mit dem tapfern Herzog von Braunschweig in dem Dreck der Champagne stecken; ritt dann zu den vaterländischen Dragonern, bis ich bei Bergen dicht an Yorks Seite mein müdes Bein im Schlamm der Straße liegen ließ. Im Sol-

datenleben alt geworden kam ich über den Segensspruch des schwarzen Mannes hinweg, und der zerschossene Krüppel mochte kein Weibsen mit seiner Gebrechlichkeit betrügen. Zu mehreren Malen saß das Glück hinter meinem Sattel; ehrliches Beutegut fiel in meinen Mantelsack; müde des wirren Getreibes unter den Menschen, ärgerlich als ein Gegenstand des Mitleids unter den Gesunden herum zu stolpern, von meinem König mit einer Pension begnadigt, siedelte ich mich hier in der Wüste an, wo ich selbst mein König, mein General, mein Amtmann sein durfte, und als die Dirne, einer Base Kind, elternlos wie ich, mir vom Zufall daher geworfen worden, mangelte mir nichts mehr, und hat sie erst einmal ein wackerer Mann zu seiner Hausehre gemacht, dann mag der große Generalissimus immer seine Retraite blasen lassen. Nur das ist die einzige Sorge, die unter diesem Dache wohnet; doch sagte unser Feldprediger immer: Sorgen sind das Gewürz des Lebens, ohne sie wäre das Dasein eine ungesalzene Breischüssel! und er mag recht haben, denn wenn ich von der Zukunft der Gustel träumte und rechnete, ist mir schon manche lange Stunde im Sturmschritt vorübergelaufen."

Herr Max wollte noch manches fragen, doch der Wachtmeister trieb ihn so determinirt zum Marsche in das Nachtquartier, daß er weichen mußte, wollte er nicht zudringlich scheinen; aber das schlanke braunlockige Gustchen, deren sichtlich unberührtes, frischkaltes Bett er bestieg, verband sich gegen ihn mit seinem

Jetzt durch Blumenufer scherzt die Fluth,
Mild und freundlich spielet sie von dannen,
Jetzt empört zu wildem Toben
Strebt sie hochgethürmt nach oben,
Oefnet ihren tiefen Schoos mit Wuth.

Stiller wird des Stromes klarer Lauf,
Eben ist das kiesbestreute Bette.
Doch wie will er weiter fließen?
Drohend stehen Klippenriesen
Und der Felsen hält den Starken auf.

Da schwillt er hoch und brausend an,
Das Gewässer ist zu Sturm geworden,
Aufruhr in den wilden Wogen,
Brüllend sie hinabgezogen,
Weit verschleudert von ihrer Bahn! —

Bis die wilden Massen ausgetobt,
Wieder still die kleinen Wellen kosen,
Wer sich reget noch und lebet,
Hoch die Hand zum Himmel hebet,
Und von Herzen ruft: Gott sey gelobt! —

Also rollt der ernste Strom der Zeit,
Fließet von Jahrhundert zu Jahrhundert:

schmerzenden Arme, und ließ ihn erst spät die nöthige Erquickung des Schlummers genießen.

Die Sonne strahlte blendend von den weißen Wänden des Kämmerchens zurück, und verwundete die schlaftrunkenen Augen des spät Erwachten. Er mußte sich beinahe erst besinnen, wie er in dieses knappe und kurze Jungfrauenbett gerathen, zu dem die Reisekleider auf dem Bretstuhle nicht passen wollten. Rundum herrschte Grabesstille, und als er das Stübchen des Wirthes aufsuchte, fand er den Greis vor einem Vogelbauer beschäftigt, einem Dompfaffen sein Futter einzuschütten. Nach einer deutschen, warmen Begrüßung sagte Herr Marx: „Ihr habt Euch klug versorgt in Eurer Einsamkeit, Alterchen. Auch der Hausmusicus ist nicht vergessen, und pfeifet sichertlich das: Auf, auf Ihr Brüder und seid stark! oder gar das Schillersche Reiterlied.“ —

Der Wachtmeister sah schmerzlich auf den Bauer hinab. „Ja, ja, wenn wir nicht alt würden!“ sagte er leise. „Als ich das Vögelchen vor zwölf Jahren von einer Harzfrau erhandelte, da pfiff es seinen Dessauer Marsch am Schnürchen, und seine Uniform, Scharlach mit Blau, schimmerte so blank und frisch, wie sie nur der jüngste Cornet in der Pferdegarde auf seiner ersten Parade getragen. Jetzt ist das Thierchen stockblind geworden, hat das Zipperlein im linken Fuße, die Farben sind verschossen und rauh, mühsam findet es

sich zurecht in seinem kleinen Pallaste, nur die Gewohnheit läßt es Futterkasten und Wasserglas nicht verfehlen, und am Liebsten liegt es am Boden im Sanoe auf dem Bauch. Pfeifen thut es längst nicht mehr, begrüßt die Hand, die es füttert, mit keinem Freudenlaut, und hackt nicht mehr spielend mit dem Krummschnabel nach dem Finger seines Herrn. Der Tod wäre Wohlthat für den Vogel, aber ich kann das Geschöpf nicht tödten, das mir manche Freude gemacht, und will der Natur nicht vorgreifen. Ich sehe mein Ebenbild in ihm, blind und lahm; das Alter ist die Zeit der Entsagung, der gütige Gott läßt es in seiner Weisheit allmälig kommen, auf daß der schwache Adamssohn seine Entbehrung nicht ohne Murren und Verzweifeln zu ertragen vermögen. So spricht man: Wie der Herr will! Für mein Pfäfflein und mich wird schon die rechte Stunde schlagen, und gar zu fern kann sie nicht mehr sein." —

Es lag etwas wahrhaft rührendes in den Worten des Alten, und besorgt fragte Herr Max, indem er des Mädchens und seines Nachtganges gedachte: „Es ist doch über Nacht nichts Unangenehmes passirt! Waret Ihr doch gestern ganz anders, waret voll Lebensmuth und voll ungetrübter Laune." —

„Sie sind ein treuherziger und herablassender Herr," versetzte der Wachtmeister, „man kann Ihnen nicht viel verschweigen. Beliebt es, indeß die Gustel das Frühstück vorrichtet, einmal außen unsere Wirthschaft

zu beschauen, so findet sich dabei wohl die Gelegenheit, solchen Fragen Genüge zu thun."

Beide verließen das Zimmer und traten in das Freie hinaus. Durch die bequeme und sinnige Einrichtung seines Wirths eingewiegt, trafen die Umgebungen seines gezwungenen Aufenthaltes desto schroffer die Blicke des Fremden, der sein Leben meistens in fetten, reichen Landesstrichen zugebracht hatte. Eine weite unabsehbare Ebene breitete sich vor ihm aus, deren kaum erkennbare Grenzen nur hier und da durch einzelne Tannenholzung sich bestimmen ließen, meistens jedoch sich in's Blaue verliefen. In trister Einförmigkeit überzog die ganze Fläche ein dunkles, halbverdorrtes Haidekraut und trug dasselbe auch gerade jetzt seine rothen Blüthenbüschel, die in der Nähe die feinsten Blumengebilden schauen lassen, und von einer kunstsinnigen Hand geschnitten nicht unwerth scheinen dürften, Hut und Busen der zierlichsten Dame zu schmücken, so ließ das trübe bräunliche Roth in seiner Masse dennoch die Flur noch steriler und gleichsam mit einer Brandkruste überdeckt erscheinen. So weit das Auge reichte, fand es kein lebendiges Wesen; kein Hund kläffte und kein Stier brüllte; kein Vögelchen zwitscherte sein Futter suchend im Strahle der Morgensonne; kein Schmetterling flatterte über den Blüthen, selbst der Himmel war leer und nicht Ein Raubvogel zog seine langsamen Flugkreise über der ungeheuern Oede. Nur ganz vereinzelt standen niedere Wacholdersträuche, doch vermehrten diese Zwergbäume mit ihren vom Sturm zerfetzten

Zweigen, welche, im todten Grün, herabhängenden, halbvermoderten Sargtüchern glichen, noch das Unheimliche der Gegend. Max stand mit beklemmter Brust lange da, diese wie von des Schöpfers Gnaden- und Segenshand gänzlich vergessene Erdstrecke betrachtend, und es wurde ihm wirklich wohler zu Muthe, als er fern auf der Straße einen Handwerksburschen erblickte, der unter seinem Ranzen langsam sich heranschleppte, und als zur andern Seite sich jetzt eine kaum merkliche Erhöhung mit kleinen gefleckten Thieren bedeckte, die einer lilliputtischen Heerde ähnelten.

„Aber Kamerad, der Ihr in dem schönsten und reichsten Leben Eure Jugend durchfochtet, und die lautesten Freuden, die stetzesten Genüsse gekostet und getheilt, wie konntet Ihr Euch in dieses deutsche Sibirien freiwillig verbannen? Diese endlose Wüste mit dem harten, einförmigen Blüthenkraut, das wie hungernde Waisen zum reichen Vater aufblickt, muß in ewiger Langweile Geist und Sinne abstumpfen; das tägliche Anschauen dieses elenden, monströsen Strauchwerks mit der Sklavenphysiognomie muß die gesundeste Brust wie mit türkischen Despotenketten umringeln; und kommt der Winter gar, und schneidet das letzte, dünne Fädchen menschlicher Verbindung für Euch ab, müßt Ihr nichts voraus haben vor den eingefrorenen Wallfischjägern am Nordpol. Ein Monat hier gelebt, würde das frischeste, lebensmuthige Gemüth in den schwärzesten Schlund der Melancholie hinabziehen, Mörder oder Selbstmörder erzeugen, alles Ueberirdische vom Menschen abstreifen

und ihm nur Instinkt und Thierſinn laſſen, ja ihn bis zum Gotteslästerer verwildern machen. Ist mir doch als hätte ich das Heimathland entdeckt mit all seinen heimlichen Otternnestern, worin die giftige und vergiftende Brut sittlicher Entwürdigung ihren Ursprung genommen, und wohin man sie wieder zur Buße ihrer Todsünden zurückjagen müßte." —

Der Wachtmeister verstand ihn nicht, deutete sich aber auf seine Weise die mysteriösen Reden und antwortete: „Schlangen nisten nicht im Haidkraute, und Giftkräuter, die unseren Schnucken schaden könnten, wachsen hier gar wenig, und das gute Vieh geht ihnen von selber aus dem Wege. Gott aber ist überall, und wer sein Brot mühsam gewinnt, dem schmeckt's desto besser. Der Arme hat die meisten Freuden im Leben, und Entbehrung ist der beste Feiertagsbitter; wie es denn auch wohl sein muß unter eines gerechten Herrn Kommando. Dafür ist aber auch unser, was wir schaffen und haben und sicherer unser, als die Geldkiste mit Vorhängeschlössern, an welcher der Reiche schlaflose Nächte durchwacht. Der Frohnvogt versteuert uns nicht, und der Dieb sucht nichts bei uns, und wenn der Herr Hauptmann nur einmal zurückschauen wollte, würden Sie bemerken, daß uns nicht viel mangelt." — Er hatte zugleich seinen Gast an der Schulter gefaßt, und ihn ein halbgezwungenes Kehrt-Euch machen lassen. Herr Max schaucte jetzt auf drei Häuser, die in weiten Zwischenräumen erbauet, dennoch eine gerade Linie bildeten, und in einer Art Symmetrie mit Hofräumen und

Gärten umgeben waren. Freilich glichen sie mit ihren Lehmwänden und grünüberwachsenen Plaggendächern mehr nomadischen Erdhütten, doch trug ihr Anblick eine zwiefache Freundlichkeit in dieser Oede, so wie die Oase in der Sandwüste, wenn sie auch nur einige Fuß grünenden Rasens, einen Palmbaum und eine Cisterne voll Schlammwasser darbeut, dem Pilgrim als ein Paradies sich darstellt.

„Schauen Sie," fuhr der Alte fort, „unsere Felder dort tragen Buchwaizen und Kartoffeln; der Sommer war dürr, darum sieht das Kraut ein wenig fieberhaft aus, und es gab doch eine Ernte, und an unserm Erntefeste hing über jeder Hausthür ein Blumenkranz und ein Täfelchen, worauf geschrieben stand: Dank, dem Geber Dank! ohne Lüge und aus dem Herzen hingemalt. Die Blumen wuchsen im Gärtchen dort, waren's nicht Rosen und Lilien, war's doch Sternaster und Todtenblum und Salbei und Lavendel, die Gott auch gekleidet in eine schmucke Uniform. In dem großen Backofen links wird ehrlich verdientes Korn zu schmackhaftem Brot verbacken. Jenes Halbdutzend Bienenkörbe schafft uns süßen Honig auf's Brot; der Hahn mit seinem Weibervolke, stolzirt so vergnügt, als kratzte er sein Futter auf dem reichsten Maierhofe, und der Brunnen dort, der einzige auf vier Meilen in der Runde, giebt einen frischen Trunk, der die Augen klar und das Herz gesund erhält. Was überdies für den Uebermuth und die leckere Zunge und Kehle

erforderlich, holet der vom nächsten Städtchen, der's bezahlen kann." —

„Und wer sind Eure Nachbarn?" fragte Herr Max. „Passen sie zu Euch und war der Friede immerdar bei Euch heimisch? Denn es müßte mir entsetzlich dünken, käme Zwietracht und Neid in diese Eremitagen." —

Der Alte verzog sein faltiges Gesicht. „Menschen bleiben überall Menschen," versetzte er; „Gut und Bös wird ihnen angeboren, und wie das Unkraut überall schneller treibt und höher schießt, so gewinnt das Böse auch leichter Raum im Menschen, wenn nicht ein sorgsamer Gärtner die Aufsicht führt. Als ich hier auf königlichem Forstgrunde allein vor zwanzig Jahren mich ansiedelte, weil der Brunnen meine Wahl bestimmte, hatte ich nur einen alten Knecht und eine alte Magd um mich, und lebte still wie Jacob, als seine Söhne von ihm gezogen. Bald nachher bauete ein Zweiter sich an, dem sein Haus im nächsten Dorfe abgebrannt, und der sein Gut nicht neumodisch versichert hatte, wie seine listigen, feuerbeutenden Nachbarn. Es war fleißiges Volk, hatte Gott im Herzen, und keiner fehlte Sonntags, wenn ich Betstunde hielt in meiner Stube, und der Alte machte den Küster, und hatte keine unebene Stimme. Die beiden Dirnen dort, welche den Haidgrund abhauen zu Brennmaterial für den Winter, sind die Töchter, und die Mutter ward Säugamme bei der Gustel, als diese mir vor sechzehn Jahren der Herrgott in's Haus geschickt. Seit acht Jahren aber kam der dritte Colonist, und besser wär's freilich gewesen,

der hätte wo anders sein Nest zusammen getragen. Es war ein Bauer aus einer andern Provinz; man spricht, er habe in der Schenke bei einer Schlägerei einem Nachbar ein wenig zu scharf auf den Schädel geklopft, und deßwegen einige Jahre im Strafhause gesessen. Als er frei gelassen, sah ihn seine Dorfschaft scheel an, und wollte nichts mit ihm zu thun haben; da brach er auf, verkaufte was sein war, und zog mit den Seinen fürbaß, anderswo unerkannt eine neue Wirthschaft anzufangen. Als er hier mit der Frau und drei Söhnen vorüber pilgerte, gefiel ihm der Platz und er siedelte sich neben uns an. Der alte Kaspar weiß auf Respect zu halten, und hat's Kommandiren nicht verlernt. So mußte der wilde Sinn der Neulinge sich selbst unter dem Zügel halten, und fügte sich schon, daß man's ertragen mochte, und die beiden ältesten Söhne haben sich mehr nach dem Beispiel ihrer Nachbarn als dem des Vaters eingewöhnt, sind fleißig und gesellig geblieben, und werden zu Weihnacht die beiden Dirnen des zweiten Colonisten zur Kirche führen. Doch die Art war doch nicht die rechte, denn der Jüngste blieb ein Taugenichts und ein Faullenzer, lief bald davon und verkaufte sich als Stellvertreter zum Soldatendienste. So lange er fort war, verschwand Zänkerei und Mißgunst, doch vor einem Halbjahre kam er zurück, herrisch wie ein Truthahn, aufgeblasen wie ein Pfau, den Sack mit Thalern gespickt, und sein erstes Soldatenkunststück bestand darin, meiner Gustel nachzugehen, und endlich segar dreist mit einer Werbung um das fromme Kind vor mich hinzutreten." —

„Nicht übel von ihm!“ fiel Herr Max ein. „Der Soldatenstand macht gewandt, schleift die Ecken ab, löset die Zunge, und paaret mit der Kraft die Sicherheit auf sich selbst, die in Eurer Einöde wahrlich nothwendig, und für Euer hübsches Großtöchterchen eine gewünschte Aussicht auf einen Mann eröffnete, der kein gemeiner Bauer war und, als ein tüchtiger Schirmherr ihrer Zukunft, der Neigung des Mädchens würdiger erscheinen mußte.“ —

„Poz Sarras und Kommisbrod!“ fuhr der Wachtmeister auf und sein Auge schoß einen hellen Blitz auf seinen Gast. Sich besinnend setzte er jedoch mit Kälte hinzu: „Die Gustel und der Markus wären ein Kutschgespann wie Schimmel und Rappe geworden, und mein Gewissen sprach auch dagegen. Aber treten wir hinein; das Butterbrod mit dem Lammesbraten wird vergessen über des alten Kaspars Geplapper, und der Frühtrunk, guter Wacholder, — wir kämmen die kräftigen Beeren dazu von dem tristen Sklavengesträuch, das der Herr Hauptmann verachteten, — möchte verrauchen. Die gescheuten Holländer zahlen manchen Gulden für die schwarzen Beeren an uns.“

„Aber der Markus?“ fragte der neugierige Zuhörer noch.

„Dort schauet sein struppiger Judaskopf über die Stallthür;“ flisterte der Wachtmeister. „Es möchte besser sein, wir plauderten drinnen von dem Wenigen, was noch übrig.“ —

„Das ist also ein Product der berühmten Haid-

schnucki," sagte der Hauptmann lächelnd, indem er sich am Tische mit Behagen die feinen, saftigen Fleischschnitte auf das Schwarzbrot vertheilte, „von welchen jener gelehrte Franzos in seiner nordischen Reisebeschreibung sagte: Haidschnucki, un peuple sauvage, ohne Haus und Hof nomadisch in der Wüste lebend und eine höchst einfache, monotone Sprache partirend, deren Wurzellaut das mißklingende Bäh ist! Wir wollen doch, sobald wir getafelt, die nähere Bekanntschaft dieser Nomaden machen, und ist ihr Aeußeres so hübsch, wie diese Bissen zart und süß sind, so muß der Residenzstädter Euch um dieses Hochwild der Haide beneiden." —

Das Mädchen, das mit gesenktem Auge am Wollspinnrade gesessen, sah rasch und unwillkürlich zu dem Sprecher auf; ein scheinendes Rosenroth deckte ihr Gesicht von den Wangen bis in das Brusttuch hinunter, ihr Busen flog, sie stotterte: „Großvater, Er hat wohl die Hühner noch nicht gefüttert?" und als der Alte es verneinte, verließ sie mit sichtlicher Befangenheit das Stübchen.

„Wir blieben bei der Werbung stehen;" — begann der gesprächige Alte, nachdem sie verschwunden war, als hätte er bis dahin an nichts als an seine Geschichte gedacht; — „sowie der Markus auch nicht weiter darüber hinaus kam. Ich erschrak über den Antrag, der gleich einem Hünenstein vom Himmel mir auf die Schultern fiel; ich fragte die Gustel, sie sprach: Wie Er will, Großvater! und so wurde der Bursch nicht inrollirt, denn mein Eines Auge, das so manchen

Untergehen die Geschlechte,
Doch es führt sie Gottes Rechte
Durch den Abgrund zu der Ewigkeit.'

Laßt uns alle, wenn die Woge drängt,
Liebend uns, eins an das andre schließen;
Arm in Arm, und Wang' an Wange
Macht die schwarze Nacht nicht bange,
Wenn sie leidendrohend niederhängt.

Und hat uns die finstre Woge dann
Auch die Treuen aus dem Arm gerissen!
Stille Zähren laßt nur fallen,
Denn wir landen ja mit allen
Endlich in der Ruhe Hafen an.

Th. Hell.

Rekruten visitirt, sah mit dem ersten Blick, daß der Mensch nur für ein Freicorps, aber nicht in die Ehrenlandslinie tauge. Da schlug er Allarm, als säße der Feind in der Bersche, wollte sich mit dem alten Kaspar herumhauen und herumschießen, fluchte die ganze Hölle herauf, zog aber davon, als der alte Wachtmeister seinen Karabiner von der Wand nahm, und ließ nichts wieder von sich hören. Gestern Abends, kurz vor Ihnen, ist er dennoch wieder bei dem Vater eingetroffen, und diese Nachricht war es, die Ihrem Wirthe heute früh die gute alte Husarenlaune verdarb." —

„Und nicht ohne Ursach;" fiel der horchende Gast ein. „Fern von jedwedem gerichtlichen Schutze, einem in der Garnison vielleicht verwilderten, rachedurstigen Gemüth Preis gegeben, ist Eure Lage wahrlich beunruhigend, Ihr ehrlicher Weißkopf, und ich möchte nützen können für Euch und Eures Mädchens Sicherheit, da Ihr auf den Beistand der Nachbarn nicht bauen dürft, die sich durch ihre Kinder verschwägern wollen. Aber täuschet Ihr Euch auch nicht etwa in der Gustel selbst? Sie ist erwachsen genug, um zu empfinden, was wir Beide empfunden haben, als uns der Flaumbart zuerst über dem Munde sproßte, und die Einsamkeit ist keine Universalmedicin gegen das allgemeine Entzündungsfieber, durch das die Menschheit sich immerfort neu rekrutirt, und das je gesunder der Körper je heftigere Paroxismen hervorbringt." —

„Die Gustel ist ohne Falsch," antwortete der

Wachtmeister eifrig, „und ihr Herz ist spiegelblank wie eine neue Säbelklinge. Ich bin ihr einziger Herzensfreund, und ihr Gemüth ist für mich immer durchsichtig gewesen wie ein reiner Wassertropfen. Was hätte sie auch zu verhehlen und zu verstecken. Ihre Wünsche sind bis heut meine Wünsche gewesen, und hätte sie ein Auge auf den Prahlhans geworfen, ich würde nicht: Rechtsum, marsch! kommandirt haben, und hätte mein Gewissen dabei mich auch molestirt. Verstecken spielen geht nun bei uns einmal nicht auf die Länge, denn über unsere Haide streift auch das blödeste Auge, und südtisches Heucheln konnte sie von Niemanden in diesem Häuschen erlernen. Was jedoch das südtischen Markus Finten und Fuchszüge betrifft, so darf der Herr Hauptmann nicht darob in Sorgen sein. So lange es Wachtmeisters Kaspar Eines Auge noch offen steht und das Zipperlein ihm nicht die Finger krumm gedreht, wird eine Schwadron solcher Parteigänger ihn nicht aus der Position werfen; und käme so etwas, denn das Leben des Menschen dauert Siebenzig und wir sind schon einige Rott darüber, so steht der Herr Gott über uns Allen, und des Feldmarschalls Sache ist es, wohin die Mannschaft detachirt, ob es zur Attake oder Retirade gehen soll, und wer Subordination versteht und den Brandprofos fürchtet, murret niemals." —

Der Umgang eines alten Militärs hat immer etwas anziehendes und auf eigenthümliche Weise befriedigendes, bald der Mann nur die Charaktere seines Standes

ſcharf ausgeprägt an ſich behalten hat, und weder das Ehrgefühl noch die Ordnungsliebe, weder die Eitelkeit noch die Lebensverachtung in Trunkſucht oder Lebensſchmuz verwiſcht oder zu häßlichen Zerrbildern verwandelt wurden. Herr Max fühlte ſich faſt heimiſch bei dem Invaliden, in welchem er ſtündlich mehr eine ächte deutſchkräftige Natur erkannte, welche durch Erfahrung einen ſichern Lebenstact gewonnen hatte, und der eine warme Religioſität, jezt eine ſo ſeltene Zier der untern Stände, ein ungewöhnliches und angenehmes Colorit verlieh. Die Geiſtesbildung des Wachtmeiſters, ein Nachlaß ſeines pädagogiſchen Stammbaumes, räumte, indem ſie ſich immer deutlicher vor dem Hauptmanne entwickelte, einen Grenzpfahl nach dem andern von der Schranke weg, welche Stand und Rang zwiſchen ihnen gezogen, und als ſie in die Haide ſchritten, des alten Patriarchen hüpfende Reichthümer zu beſchauen, hatte Herr Max bereits Vertrauen mit Vertrauen vergolten. Außer den einzelnen Kriegesabentheuern, wovon einige weniger blutige ſogar auf dem heiligen Boden portugieſiſcher Nonnenklöſter oder unter den Balkonen ſpaniſcher Palläſte ſpielten, wußte der Wachtmeiſter, daß ſein Gaſt, nachdem er die Barriere von Paris hineintriumphirt, ſeinen Halbſold friedlich und beſcheiden in einer der ſüdlichen Provinzſtädte des Vaterlandes verzehrt, und ſeine Feldzüge nur auf Brunnenreiſen und Sommerfahrten beſchränkt hatte, bis ihn der Tod ſeiner lezten und einzigen Verwandten, einer ältern Schweſter, noch einmal aus ſeiner bequemen,

vielleicht zu früh gegen die Ordnung der Natur gewählten Ruhe, in eine wohlthätige Bewegung setzte und ihn aus dem krampfhaften Stillleben herausriß, das in der Rüstigkeit der besten männlichen Jahre eine Sünde gegen sich selbst wie gegen die Menschheit schien. Diese Schwester war an einen wohlhabenden, aber am Alter ihr weit voraus gerückten Vetter verheirathet gewesen, der einige Besitzungen im Dänischen gehabt. Der alte Eheherr hatte seine Dame von je sehr streng und tyrannisch behandelt, der Bruder konnte deßhalb sich nicht überwinden ein freundliches Verhältniß mit ihm fortzuführen, und als der böse Schwager starb, folgte die gequälte Edelfrau wenige Zeit darauf ihm nach, ohne die späte Freiheit noch einmal genossen zu haben. Zwar hatte der dänische Gutsherr, da er keine Kinder nachließ, durch ein testamentarisches Vermächtniß, worin seine Gattin Universalerbin genannt wurde, die Liebe ausgesprochen und als Spätfrucht und Herbstrose an's Licht getrieben, welche er ihr im Leben als ein Sonderling verheimlicht; aber auch dieser Ersatz sollte der Duldrin nicht zu gute kommen, und ihr nahes Lebensende mit gewohnter, viel geprüfter Ergebung voraus schauend, sicherte sie gerichtlich dem Bruder die Erbschaft, und lud ihn schriftlich an ihr Krankenbett. Wiedersehens- und Abschiedsscene schwebte in der Phantasie beider Geschwister als ein Zwillingskind der Freude und der Trauer, doch auch hier zeigte das Schicksal seinen Eigensinn, denn der Hauptmann empfing, als er eben

mit den Reiseanstalten beschäftigt war, die Nachricht ihres Todes, und es blieb ihm nur erlaubt vom Schicksale, das Grab seiner einzigen Blutsfreundin mit Gedächtnißkränzen zu zieren, ihre Erbschaft in Besitz zu nehmen, und mit Dankbarkeit gegen die Spenderin die bessere Bequemlichkeit und höhere Sicherheit des neuen Lebens zu genießen, und Andere mit genießen zu lassen.

„Die Vorsicht hat nicht ohne Grund mich in dieses Haidmeer hinaus gestoßen und mich an Eurem Häuschen stranden lassen;“ so schloß der Hauptmann, indem er an der Seite seines neuen weißbärtigen Freundes in die einförmige braunrothe Fläche hinaus schritt. „Meine schmerzende Hand sollte mich mahnen, daß man im Lebenssommer noch nicht die Winterquartiere beziehen darf, und der Säbel nicht das einzige Werkzeug ist für eine wackere Hand. Euer Leben sollte mir ein Musterbild zeigen für meine Zukunft, denn auch mir öffnet sich eine Bahn, auf der ich der Natur abgewinnen kann, was sie nur der Trägheit versagt. Ich werde vielleicht nicht nöthig haben, es ihr mit solch seltener Beharrlichkeit abzutrotzen wie Ihr, aber ich werde gleich Euch in das erste Regiment treten, das der Herr der Welt in's Feld führte. Auf die Erde, die uns trägt und in der wir einst ausruhen, ist ja der Mensch zuerst angewiesen. Ich werde Landbauer, Ackersmann, Gärtner werden wie Ihr, und werde ich's mit Lust, so habt Ihr ein bedeutendes Theil dazu gethan, wenigstens den Muth dazu geweckt und eine große Portion des trägen Widerwillens in mir ausgerottet.“

Ein neues Schauspiel unterbrach das Gespräch und zog die Augen unserer Spaziergänger auf sich. Die Haide, wenn auch im Ganzen eine schlichte Fläche darstellend, hatte dennoch ihre wellenförmigen, allmälig steigenden und fallenden Höhen und Tiefen, die nur in der Nähe erkennbar wurden. Ueber einem dieser dunkelgrünen Zirkelschnitte trabte jetzt eine ziemlich zahlreiche Heerde kleiner Wollträger heran, und hinter ihr erschien das schlanke Mädchen auf dem höchsten Strich des Bodens, frei wie ein Luftbild im leeren großen Raume, der weder Hintergrund noch Seitenkoulissen darbot. Den Hauptmann ergriff der Anblick; er hatte eine hübsche Dirne in ihr gefunden, doch in dieser isolirten Stellung wunderbar beleuchtet, in leichter Bekleidung, die das Edle der schlanken Gestalt vortheilhaft entwickelte, kam sie ihm wie eine ganz Andere vor; der Hirtenstab, den sie befehlend schwang, erinnerte ihn an die kräftige Jeanne d'Arc, freilich nicht die des deutschen Theaters; seine Sinne empfanden, es stände wirklich ein schönes Weib auf der Höhe, in dieser tristen, armseligen Heimath ein fast wunderbares Wesen, und jeder schärfere Blick bewegte sein Gemüth stärker und tiefer, als habe er diese schöne, edle Gestalt schon einst gesehen und gekannt, wenn auch in einer dunkeln, längst entschwundenen Zeit.

„Die Gustel ist galant gegen den Gast;" lachte der Wachtmeister. „Sie will uns die Inspection bequemer machen auf Kosten ihrer Lieblinge. Tolles Ding, scheuche die armen Dinger nicht so wild vor Dir

der! Sie machen ja einen Galopp wie ein Panduren-pulk, dem die Husaren auf dem Nacken sitzen, und das giebt im dürren Wetter leicht Husten und Lungen-brand." — „Schwadron halt!" schrie er mächtig, und die kleinen Vierfüßler standen sogleich fest auf den dünnen, hohen Beinen, und hoben die spitzen, klugen Gesichter allesammt zu dem Herrn, dessen Stimme sie erkannt hatten. — „Sehen aus wie Schafe, sind's aber nicht;" plapperte der Alte weiter, indem er einigen der ältesten Thiere, die sich dreist an ihn gedrängt, die schwarzen, glänzenden Füße streichelte oder zwischen den Ammons-hörnern auf dem gefleckten Scheitel krabelte. „Sie sind flink und klug wie Reh und Gemse, unterscheiden gar gut wer sie liebt und haßt, den Hirten oder den Schlächterknecht. Sie streifen wie freies Wild meilen-weit im Kraut, und finden Abends immer den Stall ohne Hund oder Treiber. Und hat der Herr Haupt-mann jetzt die Bekanntschaft der Haidschnucken nach Wunsch gemacht, muß er auch noch ihre Kasernen in-spiciren."

Des Alten Hand zeigte dabei nach einem Gegen-stande, der sich im Fernen dunkel, doch fast unbemerkt über dem Boden erhob, und schritt darauf zu. Herr Max hatte während dem mehr auf das Mädchen als den Greis geachtet, und wahrgenommen, daß sie heftig zusammen schrak und mit Arm und Stabe eine ab-wehrende Bewegung machte. Beide sanken jedoch augen-blicks wieder wie im Gefühl der Ohnmacht, und indeß der Großvater und der Gast an ihr vorüber gingen,

ſtand ſie mit geſenktem Haupte und am Boden wurzelnden Blicken gleich einer Statue der Trauer auf einem Todtenhügel, und alle Farbe war von ihren runden Wangen abgewiſcht. Das Ziel des Wachtmeiſters war ein großes, langes Spitzdach, ohne Pfeiler und Wände auf den Erdboden hingeſtellt, anzuſehen wie ein verſunkenes Haus, mit Haidkraut gedeckt, und im Giebelfelde durch eine Thür zugänglich. Der Alte trat hinein und demonſtrirte mit der Grandezza eines Schloßkaſtellans ſeinem Begleiter die Annehmlichkeiten dieſer Herberge, die in einigen Raufen und Trögen beſtanden, ſein ſcharfes Auge viſitirte dabei zugleich Dach und Streu, und er kam aufgeregt und faſt erzürnt aus dem hinterſten Winkel des Gebäudes zurück an's Freie, und trug einen Waſſerkrug in der Hand. „Poz Sarras und Kommisbrot!“ wetterte er. „Da hat ein ungebetener Gaſt ſich einquartiert und ein wohlfeiles Nachtlager gefunden. Gäb's Wölfe bei uns, würde ich glauben eine ſolche Beſtie habe ſich drinnen ein weiches Neſt dicht neben ihrer Speiſekammer verfertigt. Aber der Krug und einige Ueberbleibſel erzählen, daß der Einquartierte menſchlich getafelt hat, und da ſoll ja gleich — —“

„Iſt's denn ſo unnatürlich, Väterchen,“ fiel der Hauptmann ein, „daß ſich einmal ein Wanderer oder ein Jammermann von der großen Bettlernation bei Euren ſtillen Thieren ein warmes Bett geſucht, da Ihr ſelber ihm ſo einladend und arabiſch gaſtlich ein Zelt hingeſtellt? Vielleicht hat Deine mitleidige Enkelin

selbst darum gewußt, und es wäre sündhaft, sie darüber zu schelten."

„Nicht also!" versetzte erhitzt der Greis. „Das wäre gegen alle Ordnung und wäre Felonie am Reichsgesetz. Was hier vorbei marschiert und in gehöriger Manier seinen Bettelspruch anbringt, bekommt Zehrung und Gottespfennig, und dabei bedarfs nicht Heyl und Versteck. Drohnen im Bienenstocke leiden wir nicht, und könnten darüber leichtlich mit dem nächsten Amte oder Stadtgericht in theure Dispute gerathen. Das ist Ehrensache, Regimentssache; denn nistelt sich solch Marktgesindel, wie's oft hin und her zieht, oder gar Zigeunerpack und Spitzbubengesellen einmal hier ein, würde es mit unserer Herrlichkeit bald ein Ende haben, und die Gäste setzten uns zuletzt aus Dankbarkeit den rothen Hahn auf's Dach. Verzeiht, Herr, der Kaspar muß darin sogleich klar schauen, und das verwetterte Mädel schleicht dort zum Hause hin langsam und mit krummem Nacken wie das böse Gewissen. Gehen Sie derweilen nur vorwärts zu dem Hünengrabe, das Sie besuchen wollten. Dort hinaus! Die alten Steine werden Ihnen bald sichtbar werden; ich komme schon nach, sobald ich Verhör gehalten und ein tüchtiges Vorhangschloß an diese Thür gelegt. Doch blicken Sie auf dem Marsche fein rückwärts, daß Sie die Richtung nicht verlieren, und das Hauptquartier im Auge behalten."

„Sorget nicht! Mein Compaß hier in der Tasche ist ein treuer Diener, und so lange es Tag bleibt

immer zur Hand. Doch brecht das weiße Stäbchen nicht zu vorellig, Alterchen, und spielet vor dem Mädchen nicht den grimmigen Grandprofoß ohne Gnade und Erbarmen.“

Der Wachtmeister stelzfüßelte mit möglichster Eile zurück; Herr Max aber wandelte rasch in die Krautwildniß vorwärts, das arme Kind bedauernd, welches wahrscheinlich durch unschuldiges Mitleid ein arges Gewitter über sich herauf gelockt hatte, und bereuend, daß er selbst mit seiner Wißbegierde die Ursache der Entladung des Wetters hatte werden müssen.

Zu den Merkwürdigkeiten der nordischen Haiden sind zweierlei Erscheinungen zu zählen, deren Eine der Natur, die Andere der Menschenhand angehört. Verstreuet findet man überall große Granitbrocken, buntfarbig und von verschiedenartigster Steinmischung, als hätte der Weltenherr ein Urgebirge in seiner Hand getragen, über der Haidfläche es zersprengt und in Trümmern umher gestreut, wobei noch wunderbarer erscheint, daß diese Trümmer gänzlich den Urgebirgsarten Norwegens und Schwedens gleichen, von wo sie in einer grausen Naturrevolte das Meer herüber gespült haben müßte.

Eine zweite Merkwürdigkeit sind die alterthümlichen Denkmäler, die man hier und da aus solchen Steinen aufgebauet antrifft, von denen manche mit Runenschrift bezeichnet sind, und von denen es noch immer zweifelhaft bleibt, ob sie den Namen Hünengräber als Grabstätten altgermanischer Helden und Heerführer ver-

Muster der neuesten Modestickerei und zur Verschönerung der Wäsche.

Da jedes Jahr in diesem Taschenbuche etwas von Stick- oder Strickerei mit angeschlossen war, und beifällig aufgenommen wurde, so suchte ich auch für das gegenwärtige Jahr einige der neuesten Desseins aufzustellen, von denen ich versichern kann, daß sie nach dem modernsten französischen Geschmacke gearbeitet sind.

Diese Desseins befinden sich auf beiliegenden zwei Kupfertafeln, wovon Tab. I. vorzüglich zwei Desseins auf Mützen enthält, nebst einer Kante auf ein kleines Halstuch oder auf ein ähnliches Stück des Putzes.

Diese Muster sind mit den aufeinander folgenden Zahlen 1. 2. 3. bezeichnet.

Es ist dabei noch zu erinnern, daß diese Muster mit dem bekannten französischen geraden Stich gearbeitet werden müssen, wofern sie recht sauber ausfallen sollen.

dienen, oder ob sie nicht colossale Opferstätten und Schlachtaltäre der Sassenpriester und ihrer grimmigen, blutfordernden Götter gewesen.

Unser Wanderer stand nicht lange nachher neben einem solchen Denkmale der grauen, lang verstummten Vorzeit, und staunte die ungeheure Steinmasse an, welche nur durch Anstrengung einer bedeutenden Zahl riesenstarker Arme in diese Form gebracht sein konnte. Zwei solche, in ihrer Einfachheit großartige Monumente erhoben sich dicht neben einander. Jedes bestand aus zwei Theilen, zu unterst aus vier im rechten Winkel als Fundament gelegten Steinmassen und oben aus einer gewaltigen Steintafel, die auf jenen Trägern ruhete. Ein phantastischer Märchenerzähler hätte sie immerhin für Speisetafeln ausgeben dürfen, welche von den sechs Ellen hohen Söhnen eines Titanengeschlechtes auf ihrer Pilgerschaft in die Fremde in der Noth des Augenblicks zum Mittagsmahle zusammen gebaut worden, so wie Knaben sich Städte von Spaltholz und Flotten aus Nußschaalen und Torfbrocken zu erschaffen pflegen. — Den Raum unter der Platte füllte Erde und wucherndes Gewächs, doch bemerkte man überall Spuren der Alterthumsforscher, die geschaufelt und gegraben hatten, um bei der Unbeweglichkeit der Decke von dieser weichern Seite den Geheimnissen beizukommen, welche die religiöse Vorsorge der riesigen Altvordern den pygmäischen Enkeln unzugänglich gemacht.

Der Hauptmann besah sich das rohe Monument germanischer Vorzeit genau, suchte vergebens jedoch nach

den Spuren ſeiner Bedeutung, nach Hieroglyphen oder Drudenfüßen, und erklomm zuletzt die obere Platte, um vielleicht dort eine Befriedigung ſeiner Neugier zu finden. Auch hier fanden ſich nur einige Rinnen, vielleicht zum Ablaufen des Blutes der geſchlachteten Opfer beſtimmt, aber das Auge wurde von dem grauen, ſchmuzigen Steine abgezogen durch die Fernanſicht, welche die Gegend von dieſem erhöhten Punkte darbot, da nirgends ſich in ſolcher Maſſe die faſt unglaubliche Ausdehnung dieſer, mitten zwiſchen fruchtbaren Provinzen wüſtliegenden Landſtrecke überſchauen ließ. Der Hauptmann, von Jugend auf gewöhnt an einſame Unterhaltung mit ſich ſelbſt, gab ſich auch hier einem gern getriebenen Traumſpiele hin; er ſah dieſe ſterile Ebene nach einem Säculum verwandelt, durch arteſiſche Brunnen mit dem Lebenselement bereichert, ohne welche keine menſchliche Anſiedelung möglich; er ſah den dürren Boden mit hellgrünen Nadelgehölzen, mit Dörfern und Fruchtfeldern bedeckt, mit Eiſenbahnen durchzogen, die gleich lebendigen Pulsadern Handel und Verkehr in jeden Winkel trugen, und den todten Mumienleichnam mit einem künſtlichen Leben durchſtrömten, da däuchte ihm, als ſchlage ein Geräuſch an ſein Ohr, das auf etwas Lebendiges in ſeiner Nähe hinwies. Vielleicht ein Raubthier! dachte er und trat ganz an den Rand der Steinplatte, dem er ſich bereits ſinnend genähert, denn das Geräuſch tönte von unten herauf. Er ſtand an der ſchmalen Spalte, welche etwa einen Schritt breit die beiden rohen Monumente trennte, und ſah in ſie

hinab, indem er jetzt das deutlichere Geräusch als die rauhen, schweren Athemzüge eines Schlafenden erkannte. Er hatte sich nicht getäuscht. Mitten unter dem Steinbau, in dem versteckenden Raume lag ein Mensch, schlafend auf der harten Ruhestätte. Er trug nicht die Kleider eines Bauern oder Bettlers, aber sein Anzug war beschmutzt und vernachlässigt; ein Hirschfänger zeigte sich an seiner Hüfte, ein kurzes Schießgewehr in seinem Arme. Der Hauptmann war unbewaffnet und die Begegnung deßhalb so unerwartet, als beunruhigend. Doch indem er überlegte, was zu thun, regte sich der Schlafende, wälzte unruhig seinen Körper und kehrte sein Gesicht nach oben. Unter wüsten, ungeordneten, gelbbraunen Locken, zeigte sich ein blasses, sonngebräuntes Antlitz. Schweres Leid oder schwereres Verbrechen hatten die abgemagerten Wangen mit ihrem Stempel gezeichnet; zwischen den abgebleichten Lippen wurden die blendend weißen Zähne sichtbar, die in einem bösen Traume knirschten, und unter der freien, edelgewölbten Stirn zuckten die schön gezogenen Brauen und die Augenlieder, als würden sie schmerzlich berührt durch den Strahl der hochstehenden Sonne, der gerade in den schmalen Raum herabschoß. Erschreckt stand der Hauptmann, denn dieses entstellte Gesicht war ihm kein unbekanntes, und von einer grellen Empfindung, die aus Schmerz und Zorn zusammengeschmolzen war, stieß er mit bebendem Munde, aber laut und hastig den Namen: Eugen! zu zweien Malen hervor.

Der Schlafende fuhr empor, wie im Krampfe

zuckten seine Glieder; gleich dem im Lager ertappten Tiger funkelten seine unsichern, geblendeten Augen rundum, doch als er die fremde Gestalt über sich erkannt, sprang er Augenblicks auf, die Kugelbüchse lag an Wange und Schulter, und der Hahn knatterte unter seinen Fingern.

„Schieß zu, elender Bursch!" rief der Hauptmann hinunter. „Schieß zu, Rebell, Muttermörder!" — Der Arm mit dem angeschlagenen Gewehr sank sogleich und der Schütz wankte und taumelte gegen das Gestein.

„Herr von Hartenstein!" stammelte der junge Mann und seine Knie bebten, als bedrohe ihn eine Ohnmacht. Schnell schwang sich der Hauptmann von der Steinplatte herab, und trat dicht gegen den Angreifer.

„Nun, Eugen?" fragte er ruhiger, doch mit Bitterkeit. „Warum verläßt Dich der Muth des Weltenstürmers, die nichts schonende Blutgier des Jacobiners? Warum schickst Du nicht Deine Kugel in die Brust des Mannes, den Dein unglücklicher Vater Freund nennt, des Mannes, der Dich als Knaben oft auf dem Knie geschaukelt? Meine Kleider bieten Dir eine schirmende Maske, meine Brieftafel sichert Deine Flucht. Ein Mensch wie Du, ein solcher Auserwählter, ein Weltbeglücker, ein Staatenreformer kennt keine Moral, keine Tugend, kein religiöses, kein menschliches Empfinden; der Jesuit hat ihn gelehrt, daß der Zweck die Mittel heilige; die heroischen Bilder seiner Phantasie haben

ihn gewöhnt, sich zu schauen als einen Triumphator, der über Leichen und Trümmern des Menschenglücks ohne Zagen schreitet, eine alte, freundliche Welt zerstört, um eine neue Sklaraffenwelt ohne Gott und Gesetz auf der Brandstätte zu erschaffen, und am Sarge der in Schreck und Gram und Verzweiflung getödteten Mutter die Bacchanalien seiner Eitelkeit und seines Wahnsinns zu feiern!"

Der junge Mann war erschöpft in's Knie gesunken und hielt sich kaum durch die stützende Hand aufrecht. „Barmherzigkeit, Hauptmann!" stieß er aus enger Brust hervor. „Halten Sie ein, strafen Sie nicht unmenschlich, wo schon der Himmel so schwer gestraft hat!"

Bewegt und mitleidig trat der Hauptmann näher hinzu, und leistete dem erschütterten Jüngling Beistand und führte ihn von dem engen, heißen Platze hinaus in die freiere Gegend, und ließ ihn auf einen Stein niedersetzen, den das Hünenmal beschattete.

„Eugen, was ist aus Dir geworden? Du von der Natur so reich begabt, vom Glücke so vollauf beschenkt, wie stehst Du vor mir?" sprach er, mit Rührung den Jüngling betrachtend. „O, wohl Deiner herrlichen Mutter, daß sie schläft, fest und ewig! Sie würde zu schwer ihre eigene Sünde büßen müssen, die Sünde, Dich zu sehr geliebt und in weiblicher Schwäche Deinen Eigenwillen nicht früh gebrochen zu haben. O, wohl Deinem rechtlichen Vater, daß er Dich fern glaubt, längst über die Gränze hin gerettet glaubt! Sähe der Ehrenmann, der Kraft, Schlaf und Arbeitsschweiß

verschwendete, um seinen Kindern eine sichere Zukunft zu bereiten, sähe er seinen Eugen so wie ich, einem Strauchdiebe, einem verworfenen Kain gleich, abgewelkt und mit dem Brandmale der Schande bezeichnet, er würde keinen Muth behalten, länger zu leben, und er würde mit einem Fluche auf Dich der Mutter folgen."

„Also fluchte er nicht dem mißrathenen Sohne? Also gedachte er liebend des verbrecherischen Kindes?" fuhr der Jüngling auf.

„Elternliebe ist endlos und unsterblich," antwortete der Hauptmann. „Aber warum bist Du hier? Warum trug Dich Dein Fuß nicht über Strom und Berg? Willst Du das Loos der Hochverräther theilen, welche die Hand der Gerechtigkeit ergriff, willst Du theilen die Folter Deiner Verführer, hangend zwischen Schaffot und ewigem Gefängniß? Sollen Dein Vater und Deine Brüder noch mit größern, untilgbaren Schandflecken durch Dich beschmuzt werden?"

„Konnte ich denn fort?" seufzte der Jüngling. „Als ich aus der rebellischen, vom Militär bestürmten Stadt entfloh, trieb mich zuerst ein unwiderstehlicher Drang nach dem väterlichen Hause. O, ich glaubte, im Mutterschooße könnte mich kein Verfolger erreichen. Ich kam Abends in die Stadt, aber ehe ich die heimathliche Schwelle beschritt, traf mich die Nachricht von dem Tode der Mutter, meiner durch mich gemordeten Mutter. Die Furien umtanzten mich, peitschten mich hinaus; wohin? wie lang? ich weiß es nicht. Als ich mich besann, als ich Rettung bedachte, war es

zu spät geworden; die Gränzen waren besetzt, der Argwohn betrachtete mich überall mit scharfen Blicken, und mehrere Male entwich ich mit Noth den nahen Verfolgern. Endlich kam ich durch diese Haide und glücklich zum Gränzstrome. Schon der Rettung gewiß, sah ich einen Freund, der mein Verbrechen getheilt, der wie ich einen Kahn gesucht zur Ueberfahrt, von dem Schiffervolke ergriffen, bezwungen und ausgeliefert, und flüchtete noch früh genug zurück in diese unwirthbare Gegend. Wochenlang irre ich schon umher in dieser gräßlichen Oede, elender wie das Thier im Walde. Alle Qualen des Geächteten habe ich getragen; ich habe den Thau geleckt von dem harten Grase, habe wie ein Kannibal Vogel und Wild, das meinem Gewehr in den Schuß kam, blutig und roh verzehrt, habe gebettelt bei den Hirtenbuben um einen Trunk, den sie mir aus Furcht nicht versagen mochten; unter dem Wacholderstrauche suchte ich mein Bett; der Regen hat mich gebadet, die Sonne mich getrocknet, und Mitternachts von der todtenweißen Gestalt der Mutter verfolgt schwankte ich schon zwischen zwei gräßlichen Schicksalsloosen, entweder mich freiwillig hinzugeben dem Gericht und der entehrenden Strafe, oder mich auf die Straßen zu werfen, und durch Raub und Mord zu gewinnen, was ich nicht länger zu entbehren vermochte."

„Und was hinderte Dich an der entsetzlichen Wahl?" fragte Herr Max gespannt und mit heimlichem Schauder.

Die entstellten Züge des Jünglings wurden milder, freundlicher, und mit leiserer Stimme, als wollte er

ein frommes Geheimniß vertrauen, fuhr er fort; „Ein furchtbares Ungewitter trieb mich eines Abends dieser Gegend zu, die ich bis da vermieden, weil ich von fern menschliche Wohnungen gesehen. Ich traf auf jenes Dach, worin man die Heerde geborgen. Die Thür war außen verriegelt, und ich konnte daher keinen Wächter innen vermuthen. Ich öffnete und wagte mich hinein. Hingesunken auf das weiche Lager, geschützt vom festen Dache, umhaucht vom warmen Lebensdunste der stillen, friedlichen Thiere, die sich zutraulich an mich drängten, empfand ich seit lange zum ersten Male wieder die Erquickung einer behaglichen Sicherheit, und gab mich ihr furchtlos hin, da mir das Leben unter allen Werth gesunken war. Die Betrachtungen, welche ich damals in dieser friedfertigen Gesellschaft angestellt, möchte ich allen den Unglücklichen vorerzählen, welche wie ich, durch Schwärmerei und hochklingendes Wort verführt, im jugendlichen Uebermuthe das alte Lebensgleis verachtet und freche Hände an die Heiligthümer der Menschheit gelegt hatten. Jene Nacht heilte mich von den Rückbleibseln der moralischen Vergiftung und die versöhnte Mutter quälte mich seitdem nicht mehr mit ihrem strafenden Leichenbilde. Lange und fest mußte mein Schlaf gewesen sein, denn als ich erwachte, war die Thür geöffnet, der Tag schien hell herein, und ein Weib stand vor mir, das mich verwundert, aber mitleidsvoll betrachtete."

„So warest Du der nächtliche Gast, Du der Elias

in der Wüſte, den die ſchöne Guſtel fütterte?" fiel der Hauptmann ihm überraſcht ins Wort.

„Sie wiſſen darum, Hauptmann?" ſtaunte Eugen. „Sie kennen meinen Lebensengel."

„Du wareſt lange dort. Sie betrog ihren ehrlichen Großvater. Sie ſchlich des Nachts zu Dir hinaus. Menſch, häufteſt Du Sünde auf Sünde, und war auch der Friede dieſer Unſchuld Dir nicht heilig?" ſprach der Hauptmann mit Heftigkeit.

„O, muß ich denn gänzlich verworfen ſein, weil ich ein Mal gräßlich gefehlt? Darf mir denn Niemand mehr vertrauen, weil ich einmal untreu geweſen? — Sie vertraute mir, und rettete mich vom Selbſtmorde. Sie vertrauete mir, und machte mir das Leben wieder ſchön und werthvoll. Sie vertrauete mir, und gab mir wieder Hoffnung und Lebensmuth. Ich erblickte in ihr den Engel, den mir die verſöhnte Mutter geſendet. Meine Erzählung gewann ihr Mitleid; das reine Kind der Natur wußte nichts von dem Gewirr der Welt, nichts von den Verlockungen des entarteten Erdengeſchlechts. O, mein väterlicher Freund, in dieſen kurzen Tagen erfuhr ich, wie wenig der Menſch bedarf um glücklich zu ſein, wenn ſeine Wünſche nicht über den Raum hinaus greifen, den das Schickſal ihm abgeſteckt; in dieſen armſelig ſcheinenden Tagen empfand ich, daß nur in uns Himmel wie Hölle verſchloſſen iſt, daß der Menſch ſelbſt ſein Gott wie ſein Teufel wird; aber mußte mich mein Schutzgeiſt verlaſſen, dann kam doppelt ſcharf über meine Seele die Qual des Be-

wußtseins eines hingeworfenen Glücks, eines verfehlten Daseins, und ich rang mir das Herz wund an der Unmöglichkeit einer geretteten Zukunft für mich und für sie, die — ich wußte es, ich sah es täglich klarer — sich fest an mich gekettet fühlte, und die, mich beglückend, mit in mein Unglück gerissen werden mußte."

Der junge Mann schwieg, und helle Thränen liefen über seine Wangen, ohne daß er sie zu merken schien, denn er ließ sie ungetrocknet.

Der Hauptmann fühlte sich tief ergriffen, und um sich von dieser Weichheit los zu machen, setzte er seine Bußpredigt fort. „So gebiert Schuld die Schuld;" sagte er mit erzwungener Härte. „Ein Land, von guten Fürsten regiert, dessen Volk seinen angestammten Herrschern in schwerster Zeit getreu geblieben, wo bürgerliches Glück heimisch war, wo die ächte Freiheit, die Freiheit unter dem Gesetz, ihren Tempel hatte, wolltet Ihr reformiren, und wolltet ihm einen ausländischen Götzen aufdringen, von dem Ihr Unsinnigen doch wußtet, welche Gräuel sein Molochsdienst über seine fremdländischen rasenden Anbeter gebracht. Und wer waret Ihr denn, die Ihr Euch zu Volksrepräsentanten, zu Richtern und Vehmschöffen der Fürsten und Areopagiten Eures Volkes aufwarfet? Unmündige, bartlose Knaben, zur Schule geschickt um den Katechismus der Lebensweisheit zu lernen; Buben, die kaum dem Gängelbande entlaufen, sich vermaßen, den Gang der Staatsmaschinen umzumodeln und neue Mosistafeln aufzustellen im Angesicht der Nationen! Hattet Ihr

No. 1. Muß ſich z. B. ſehr gut ausnehmen, wenn es mit den 4 Doppelhohlnähtchen noch geziert wird.

No. 2. Wird nicht minder gut ausfallen, wenn etwas weniger Verzierung als beim vorigen angebracht iſt. Sowohl bei Mützen als bei Halbhemdchen kann man es gleich vortheilhaft anwenden.

No. 3. Eine Kante um ein kleines Halstuch mit einer Füllung – die nicht ganz gewöhnlich iſt — wird am Rande ausgebogen und mit einer einfachen Hohlnaht geziert.

Ich hoffe, daß dieſe drei Deſſeins dem Geſchmacke der Damen genügen ſollen, und Ihren Beifall erhalten werden.

Tab. II. enthält Deſſeins auf Halbhembchen, Halstücher, Strickbeutel, Halskragen und Halstuchzipfel.

No. 1. Ein Deſſein in ein Halbhemdchen — iſt eine eben ſo leichte, als gut in die Augen fallende Verzierung.

No. 2. Eine Kante nebſt einer Füllung um ein kleines halbes Ueberhängetuch, welches, wie ſchon bei Tab. I. erinnert worden, am Rande ausgebogen, und noch mit einer einfachen Hohl-

aus Euren Historienbüchern nicht behalten, daß Brutus und Cromwell, Washington und Mirabeau Männer gewesen? — Und wer waren diejenigen, deren Fahnen Ihr nachliefet, deren Wort Euch klang wie Prophetenstimme, die Euch durch des eiteln Neufranken Jeremiasspruch: La revolution de France sera le tour de l'Europe! zum Tarantelntanze hetzten? Schwärmer, die in's Narrenhaus gehören; egoistische Gecken, die sich selbst gern auf die Stelle der Gewalthaber zu setzen wünschten; Nichtswürdige, die ein nutzloses, verfehltes Leben hinter sich liegen sahen, und den Rechtlichen um sein friedliches Glück beneiden mußten, das ihnen ein Dorn des Auges geworden; die im Gedräng der allgemeinen Zerstörung nur Gewinn hofften, da sie nichts zu verlieren hatten, die im Gefühle ihrer Verworfenheit Gesetz und Religion, Zucht und Sittlichkeit auszurotten trachteten, weil sie ihnen als Rächer und Richter gegenüber standen; die gotteslästerlich den Glauben an eine höhere Weltordnung zu vernichten suchten, weil ihr beflecktes Gewissen in Zerknirschung zagte, sobald der Gedanke an eine Vergeltung in nüchternen Augenblicken in ihrer Seele wach ward! O, über sie als ein unlöschlicher Fluch alle Thränen und Seufzer, die sie geweckt, aller Jammer der schwachen Gemüther, die ihr freches Wort an den Rand des Verderbens gelockt und dort verlassen! Aber Preis unserm Deutschland, daß es sie nackt durch alle Gauen gepeitscht, wie Ehebrecher an der keuschen Germania mit einem räudigen Hunde beladen über die Gränzen geworfen, und ein

Spottgelächter den Wahnwitzigen nachgesandt, welche vergaßen den ernsten, klugen Sinn, die nüchterne Ueberlegung, die Besonnenheit und Umsicht ihres eigenen Volkes, die vergaßen, daß diesseits des Rheins fremde Schwindelei noch immer an den drei Säulen der Wahrheit, der Treue und der Gottesfurcht gescheitert. Und auch Du, Eugen, konntest Dich zu diesen Freibeutern gesellen, als wenn auch Du zu dem verworfenen Volke gehört, dem von der Nemesis verfolgt kein Vaterland und kein Gott geblieben? Du hast die Acht über Dich selbst gesprochen, Rebell und Zweifler, und Schuld beladen zogest Du zuletzt noch ein reines Lamm in Dein Geschick, und würdest auch sie befleckt und zernichtet haben, hätte die Vorsicht mich nicht wunderbar hierher geschickt und meiner Hand des vertreibenden Engels Flammenschwert anvertraut."

„Hauptmann, Sie wollten nicht retten, wollten trennen, zermalmen?" jammerte Eugen. „O, so war die Hoffnung, die mein Herz bewegte, als ich Sie erkannte, eine grimme Täuschung, und wird zur herberen Strafe werden."

„Du bist entdeckt; Du wirst das Mädchen nicht wiedersehen;" antwortete streng der Hauptmann. „Wenn sie Dir werth geworden, wenn Du sie ehrest, wenn ein Funke von deutscher Redlichkeit in Dir geblieben, wirst Du das selbst erkennen. Doch meines Freundes Sohn muß gerettet werden, Du mußt hinweg von hier und ohne Aufschub. Die Vorsicht hat Dich mir vertraut und ich werde meine Pflicht thun. Birg Dich

in dieſem Steinbau bis die Nacht gekommen; dann gehe in Dein voriges Verſteck. Dort ſollſt Du mich wiederſehen.“

Eugen ſtreckte bittend ſeine Hände zu ihm auf, doch von dem ernſten Geſicht des ſtrengen Richters zurück geſchreckt, ſank er zuſammen und verbarg ſein blaſſes Antlitz in ſeinen Händen. Der Hauptmann ſchaute vorſichtig umher, und da er nirgends einen Lauſcher entdeckte, trat er ungeſäumt den Rückweg an.

Wie ihn erretten und fortſchaffen? Wie den Unglücklichen, den Reuigen für ein neues beſſeres Leben gewinnen, wie ihn der Welt zurückſchenken? — Dieſe ſchwierigen Aufgaben beſchäftigten den Hauptmann unterwegs. Die kurze, aber gefährliche Rebellion, welche in einer Univerſitätsſtadt unter Leitung einiger jüngern Lehrer und anderer mißvergnügter Fanatiker ausgebrochen, und in deren Strudel ein großer Theil der ſtudirenden Jugend hineingeriſſen worden, war zwar ſchnell und unblutig durch die Energie der Regierung gedämpft worden und hatte keine zerſtörenden Folgen für das Land gehabt. Aber man hatte die heiligen Inſtitute, auf denen Jahrhunderte lang die Wohlfahrt des Landes ſich geſtützt, erſchüttert, man hatte die Obrigkeiten verhöhnt und vertrieben, man hatte Spottſchriften auf die Regierenden unter die Menge geſchleudert, man hatte Sicherheit des Eigenthums gefährdet und des Beiſpiels wegen ſchien ein großer Strafact gegen die Schuldigen unerläßlich, ja trotz aller bekannten

Humanität des Fürſtenſtammes nothwendig. Eugen war tief in dieſe Frevel verflochten geweſen, ſeine Jugend und die ihr eigene Unbeſonnenheit konnte vielleicht die Wagſchale der Entſchuldigung herabziehen, aber ihn nicht von der Strafe, nicht von langer Haft befreien. Verloren war er immerhin für ſein Vaterland; für immer aus ſeiner Bahn geſtoßen und auf die Fremde hingewieſen.

Solche triſte Gedanken verdüſterten des Hauptmanns Seele, und ſein klarer Verſtand verwickelte ſich immer tiefer in dieſem Labyrinthe ohne Ausgang. Da trat ein Schatten vor ſeine geſenkten Blicke, und die Enkelin ſeines Wirthes ſtand erhitzt und athemlos vor ihm.

„O, mein lieber Herr," ſtotterte ſie kämpfend zwiſchen Scheu und heißer Sorge, „kommen Sie zurück in's Haus! Der Großvater zankt mit allen Nachbarn, und ſie ſchelten ſich hart, und der Großvater kann recht zornig ſein, und er iſt alt, und die ſchlechten, undankbaren Menſchen könnten dem alten Manne Böſes thun!"

Herr Max ſtreichelte dem ſchönen Mädchen die heiße Wange. „Treibt Dich etwa das böſe Gewiſſen, und biſt Du ſelbſt vielleicht ſchuld, daß der lange Frieden Eurer kleinen Colonie jetzt zum Krieg ſich wandelt?"

Das Mädchen ſenkte die Augen und faltete die Hände über ihrem Buſen. „Gewiß nicht, Herr!" betheuerte ſie. „Als der Markus zuerſt mir nachging, bin ich ihm aus dem Wege gewichen, wo ich nur konnte. Als er warb um mich bei dem Großvater, habe ich kein Widerwort geſprochen. Hätte der Großvater ge-

wollt, wäre mir's nicht eingefallen ungehorsam zu sein. Damals wußte ich ja nicht anders, als daß es so sein mußte."

„Damals?" fragte der Hauptmann scharf. „Aber jetzt hat Dir ein junger Landstreicher andere Dinge in den Kopf gesetzt, und Dein schuldloses Gemüth mit Lügen bestrickt. Ich weiß Alles, weiß, welche Geschäfte Dich gestern in der Nacht aus dem Hause lockten. Mitleid ist christlich; Hungernde speißen ist lobenswerth; aber doppelt schändlich ist es von dem, der Wohlthaten empfing, sie durch Verlockungen zu vergelten, die Dir den Herzensfrieden, Deinem trefflichen, alten Großvater die Ruhe seiner letzten Lebensjahre rauben könnten."

Das Mädchen stand wie versteinert vor ihm, der große Strohhut fiel ihr aus den Händen; alles Roth war ihrem Gesichte entwichen, ihre Arme hingen schlaff am Leibe herunter, mit offenem Munde, mit halb erloschenen Augen starrte sie ihn an.

„Und warum theiltest Du dem Großvater nicht das Geheimniß mit? Warum sagtest Du ihm nicht sogleich, daß Du den Fremden angetroffen? Der Wachtmeister ist nicht weniger gastlich als Du, nicht weniger Christ als Du."

„Wie hätte ich das anfangen sollen?" fragte das Mädchen verschämt und verwirrt zurück. „Ja, hätte ich eine Mutter gehabt wie die Andern! Aber die nahm mir der Himmel, ehe ich gewußt, was eine Mutter ihrem Kinde ist."

„Gustel," fuhr der Hauptmann fort, und faßte

ihre zitternde Hand, „Du bist gut und fromm; höre auf Freundes Rath. Der Markus ist nicht häßlich, ist Soldat gewesen und sein wüster Sinn schleift sich schon ab, wenn Du ihn mit Liebe und Vertrauen behandelst. Hat er Dich, die er sich wünscht, um die er mit dem Wachtmeister im Streite lebt, wird er sich fügen, ablegen, was der Alte nicht gern hat, und die beiden Soldaten werden sich bald verständigen. Er meint es ehrlich mit Dir, seine Zuneigung ist ernst und fest, sonst würde er die Abweisung nicht so hart aufgenommen haben. Sein Antrag muß Dir ja als ein Glück erscheinen in dieser Einsamkeit, denn was kannst Du hoffen, wenn der Großvater einmal zum Grabe getragen würde, wenn Du schutzlos unter diesen Menschen ständest, deren Haß Du auf Dich gezogen?"

„Fort ginge ich, in die Welt!" stieß sie hastig hervor. „Gott ist überall, und Arbeit findet ihren Lohn."

„Hat auch das Dir der Wildfang in der Haide vorgesungen?" versetzte der Hauptmann unwillig. „Hast Du an ihm nicht des Beispiels genug, wie es thut, wenn die unsinnige Jugend auf eigene Kraft und Gesundheit trotzt, und das gastliche Vaterhaus und seine sichere Bequemlichkeit leichtlich zu entbehren vermeint? Sieh ihn nur an, den Sohn wohlhabender, vornehmer Eltern, wie er dem Bettler, dem Strauchdiebe ähnlich sieht. Hat er Dir auch erzählt, wie er im Wetter lag, wie er durstete, wie Niemand ihn aufnahm, Jedermann ihn von der Thür stieß? Das hätte er Dir erzählen

sollen, statt Dich mit süßen Worten zu kirren, und Dich mit Deinem unschuldigen Herzen durch unerlaubte Liebkosungen zu einer Betrügerin Deines braven Großvaters zu machen. Darum Gustel, mache gut, was Du unrecht gethan, tritt als Friedensengel zwischen Deinen Großvater und den Markus. An den Burschen auf der Haide darfst Du nicht mehr denken, darfst ihn nie mehr wiedersehen."

Helle Thränen rannen über des Mädchens Gesicht. „Nicht mehr sehen?" fragte sie. „Dann müßte er ja wieder hungern, und der Hunger muß gar weh thun. Dann würde er sich das Leben nehmen; ja, Herr, er thäte es wirklich, denn er hat es klar gesagt. Und er ist so unglücklich und so gut. O, Herr, er hat niemals grobe und schlechte Reden zu mir gesprochen, wie es wohl die Nachbarssöhne gethan. Aber gesagt hat er mir, wie er mich vom Herzen lieb hätte, und wie er noch unglücklicher sein würde, wenn ich nicht mehr bei ihm sein könnte, und mir war's eben so, und ich habe das ihm auch gesagt. Und — — o lieber Herr! — seitdem würde ich den Markus nicht nehmen können, und wenn er eine Kiste voll Thaler hätte und einen Edelhof oder eine ganze Stadt dazu, und wenn er der beste und schönste Mann wäre, und wenn sie alle mich schölten, und einsperrten, hungern und dursten ließen, o Herr! und wenn ich auch sterben müßte."

Herr Max betrachtete das sich selbst immer mehr erhitzende Mädchen mit sorgenvoller Theilnahme. Was ergreift mehr und tiefer, als der Anblick einer ersten, mit

natürlicher, gesunder Kraft die verschlossene Knospe sprengenden Leidenschaft, die unbekannt mit den Schranken und Fesseln des verzwängten und verbaueten, übercultivirten Menschenlebens, und sie nicht achtend und beachtend, im gewaltigen Selbstvertrauen sich dem gewonnenen, neuen, berauschenden Glücke hingiebt, und jedes Hinderniß für Splitter und Schatten hält.

„Du sollst nicht sterben, Du armes Ding!" sagte er milder. „Aber Du sollst Vernunft hören, sollst den Rath eines guten Freundes nicht verschmähen, der es redlich meint mit Dir, wie mit dem unglücklichen Eugen. Ist er Dir wirklich lieb, so darfst Du ihn nicht wieder sehen; aber er soll nicht hungern, soll auf der alten, bequemen Stelle schlafen; ich selbst werde für ihn sorgen, bis mir gelingt, ihn sicher und geheim fortzuschaffen."

„So kennen Sie ihn, sprachen ihn, sind wohl abgeschickt, ihn aufzusuchen?" fragte sie stutzend und unruhiger. „Aber nein, Sie sagten ja, Sie wollten ihn verbergen, fortschaffen, nicht verderben. Und o Gott, ich glaube, es sind Leute angekommen, die es auf ihn abgesehen haben, und o Herr, ich will's gestehen, die Angst um ihn trieb mich besonders aus dem Hause, wenn ich auch nur wenig von dem Gezänk in des Großvaters Stube verstanden hatte."

„Fremde kamen an?" fragte der Hauptmann erschreckt. — „Dann vorwärts zum Kampfplatze! Du aber voran Gustel, und thust Du einen Schritt hinaus zu ihm ohne mein Wissen, so verrathe ich Dein Geheim-

niß an den Großvater und an Jedermann, der ihm Schaden zufügen könnte."

Von seinem Ernst eingeschüchtert, folgte ihm das Mädchen, obgleich ihr Auge sich oftmals rückwärts wandte und über die traurige Ebene strich, wo nirgends erschien, was sie suchte.

In der Nähe der Ansiedlung fanden sich zwei Kavalleriepferde angebunden; der weibliche Theil der Colonisten umstand horchend und plappernd des Wachtmeisters Haus, und die Frauen wichen scheu, doch nicht besonders respectvoll zur Seite, als der Fremde durch sie hinschritt. Auf dem engen Vorplatze und bis zu der geöffneten Zimmerthür drängten sich die männlichen Nachbarn, und als Herr Max sich an ihnen vorüber Platz gemacht, traf er innen den alten Wachtmeister, der vor Zorn erschöpft und schwer athmend da saß, und vor dem der Markus im weißen Soldatenkapot perorirte, indeß zwei Landdragoner in völliger Bewaffnung zur Seite Posto gefaßt hatten. So wie Herr Max mit dem Ausdrucke der Verwunderung und Neugierde auf dem Gesicht zwischen sie trat, wandten sich Alle gegen ihn, und der Wachtmeister stieß aus der beengten Brust heraus: „Da ist er! Fraget ihn selber, er wird die Antwort nicht schuldig bleiben!" und als sein Echo wiederholte Markus mit boshaftem Tone und ausgestreckter Hand: „da ist er, und läuft selber in das Garn!" — —

Als der weißbärtige Gouverneur der Haidecolonie

orhin so eilfertig wie sein Stelzfuß es erlaubte, zu
einem Hause kehrte, sah er die fremden Pferde wohl;
och da er die Stimmen der Reiter im Nachbarhause
ernahm, auch es nicht ungewöhnlich war, solche
Polizeisoldaten in ihrem beschwerlichen Dienste auf der
Straße vorüber ziehen zu sehen, so kümmerte er sich
icht darum, rief eifrig nach seiner Gustel, und suchte
n seinen Kisten und Truhen nach einem tüchtigen Vor-
ängeschloß, um sein Eigenthum, die Herberge seiner
eben Thiere, in Zukunft vor dem Eindrange nächtlicher
Vagelagerer zu bewahren. Er hörte Schritte und
Stimmen hinter sich, und als er sein weißes Haupt der
Thür zu drehete, stand der verhaßte Markus nebst
Vater und Brüdern vor ihm. Der Greis grüßte sie
rnst und fragte nach dem Begehr, und trotzig erwie-
rte der Soldat, er sei nur da, um vor Zeugen noch-
als seine Werbung um die Gustel zu wiederholen, und
n Falle einer neuen, schimpflichen Zurückweisung streng
ach den Gründen derselben zu forschen.

Der Alte stellte sich gerade und maß die Eindring-
nge von den Köpfen bis zu den schweren Nagelschuhen.
„Wer bin ich denn?" fragte er, „und wer seid Ihr
nn, die Ihr mit solchem ungewohnten Tone an mein
ausrecht zu tasten wagt? Dieses Dach ist nicht
wohnt, solche ungewaschene, drohende Reden unter
ch zu dulden, und der drunter wohnt, noch weniger.
Wer schlug den ersten Pfahl in diesen wüsten, herren-
sen Platz, und wer hieb die erste Plagge aus diesem
arten Boden? Wer verschaffte Euch die Erlaubniß,

naht eingefaßt wird. Es kann auch zugleich zu einer Einfassung um einen Strickbeutel dienen, nur mit dem Unterschiede, daß dann die Bogen wegfallen werden, die Hohlnaht hingegen bleiben kann. Es wird dies gar nicht übel in das Auge fallen.

No. 3. Ebenfalls wieder ein Dessein in ein Halbhemdchen. Es wird sich mit der Doppelhohlnaht, welche sich nach Art des Blitzes herabschlängelt, sehr einfach und sauber darstellen lassen.

No. 4 und 5. sind Desseins in Halskragen, auch, wenn man will, in Halstuchzipfel. Das erstere kann aber auch bei Strickbeuteln angewendet werden. Diese beiden Muster sind zwar nur mit Wenigem dargestellt, werden aber dennoch im Ganzen eine sehr gute Wirkung thun.

Theil zu haben an dem Zufluchtsort, an dem königlichen Forstgrunde, den man dem alten Kriegsmanne zugestanden? Wer stand Euch bei mit Rath und That, mit Faust und Schaufel, damit Ihr Ausgestoßenen wieder zum warmen Neste kamet? Und nun die rauhe Brut glatt und groß geworden, unterfteht Ihr Euch daher zu treten, als wäret Ihr die Herren, und den alten Wachtmeister zu molestiren? Potz Sarras und Kommisbrot, der alte Kaspar räth Euch zur schnellen Retirade, bevor er den blanken Zuchtmeister von der Wand gerufen."

„Wer molestirt Euch alten Murrkopf?" fragte Markus hohnlächelnd. „Eine ehrliche Frage steht frei, und die Antwort kostet weder Geld noch Blut, und ein rechtlicher Mann versagt sie nicht."

„Aber schamlos ist der Bursch," fiel der Alte hitzig ein, „welcher das Haus zum andernmale betritt, wo er sich einen Korb geholt; und darum nochmals und zum letztenmale: die Gustel mag Dich nicht, ich mag Dich noch weniger, und mir ist kein Landesgesetz bekannt, das unsere Mädchen zwänge, mit jedem naseweisen Werber den Ballsprung zu thun."

„Und was hat der hochgeborne Herr Wachtmeister und sein Fräulein an mir auszusetzen?" fragte der Bursch mit tückischer Kälte weiter.

„Auszusetzen? Ei, ei, Du geckiges Bürschlein, meinest Du wohl gar, Du wärest die Modelluniform für das große Regiment unsers Herrgottes? Kurz um,

ſetze den Hahn ab und Gewehr in Ruh, die Guſtel iſt zu gut für Dich."

Die Adern auf der Stirn des Soldaten ſchwollen plötzlich hoch auf und ſein Geſicht ward blauroth. „Habt Ihr's gehört, Ihr Andern, was ich Euch zu hören geben wollte? Zu gut die Dirne für einen Soldaten des Königs? Was iſt ſie denn? Woher kam ſie denn? Wie iſt Er zu ihr gekommen? Trete Er vor, Vater Andres, und erkläre Er einmal dieſem klugen Manne, daß auch neben ihm kluge Leute ihre Augen offen haben."

Der Wachtmeiſter machte ein langes Geſicht, obgleich er ſeine Verlegenheit durch martialiſche Mienen zu maskiren ſuchte. „Du biſt ein Stänker, Burſch, darum iſt mein ſtilles Täubchen für Deine Falkenkrallen zu gut. Seit Dir der Bart wuchs, konnteſt Du keinen Frieden halten, nicht mit den Nachbarn, nicht mit den Brüdern, nicht mit Vater und Mutter; darum iſt mein ſanftes, ſcheues Kind zu gut für Dein Ehebett voll Schlangen und Drachen, und wenn ich bald hinüber marſchiere, könnte ich's nicht da oben verantworten, ſie Deinem Gelüſt zu gefallen in eine Hölle ohne Ende geſtoßen zu haben. Seit Du glaubſt, ein gewaltiger Schlagin'sfeld geworden zu ſein, iſt der Friede von uns gewichen; zu Undank gegen ihren Wohlthäter haſt Du Alle verführt; aber auch hierher reicht des Königs Hand, und ſollte es mir auch einen ſauren Weg auf dieſem Stelzfuße koſten, will ich doch den Störenfried gar bald aus meiner Garniſon ſchaffen laſſen, ſo wahr

ich den Königsrock mit Ehren getragen und Pulver gerochen."

Der alte Bauer trat vor und legte die Hand auf des Wachtmeisters gehobenen Arm. „Gebe Er nach, Nachbar," sagte er hämisch, doch mit einem Anflug von gewohntem Respect, „und der Krieg ist zu Ende, den Er doch mit dem jungen, wackern Schützen nicht wird durchmachen können. Die Weiber können das plappern einmal nicht lassen; Steffens Frau ist ja die Amme der Gustel gewesen, und kann ja vor Jedermann bezeugen, daß Seine alte Magd damals früh morgens sie zu Ihm gerufen, und das Kind da gewesen wie vom Himmel herunter geschneit. Die alte Hanne starb Ihm zu rechter Zeit. Meint Er nicht auch Herr Kaspar?"

„Mordelement, nun wird mir's zu bunt!" schrie der Wachtmeister und griff nach dem Sarras an der Wand. „Hinaus, oder ich fege Euch alle blutig aus der Bresche!"

„Mir recht, will Er Blut, Er alter Narr!" schrie wild der junge Soldat. „Heraus auf die Haide, wenn die Courage nicht in seinen alten Knochen verbrannt ist! Und bringt's auch nicht groß Ehre, werde ich ihm doch zeigen, daß unser Einer auch sein Fechten gelernt. Und höre Er denn deutsch, was wir Alle wissen. Seine Dirne ist ein Bankert, ein Sündenkind, an der Hecke aufgelesen oder ihm, alten König David, auf die Schwelle gelegt! Und wer weiß, wozu der alte Sünder es sich aufgezogen und aufbewahrt. Und damit wir auf einmal reine Bahn machen, so höre er weiter: Sein Haus

ist eine Spitzbubenherberge; Landesverräther, die dem Recht verfallen, verbirgt Er und thut ihnen Vorschub, läßt sie schlafen in seinen Ställen, läßt sie Nachts füttern von seiner frommen Gustel, und hält seine Nachbarn für so stockdumm, daß Er so einen Galgenkandidaten gar gestern Nachts frei eingeschmuggelt und für einen vornehmen verirrten Herrn auszugeben sich unterstanden. Die Mädchen haben die Gustel belauscht, und wir haben Sorge getragen, daß man nicht uns für seine Spießgesellen halten möge, und wir seine Strafe ohne Schuld theilen müßten. Herein, Kameraden, thut Eure Schuldigkeit! Das böse Gewissen hat den Sünder schon im Stich gelassen, und es wird sein Bekenntniß nicht lange mehr ausbleiben."

Der Wachtmeister war im Zorn verstummt, von dem gewaltigen Sturme, der so unerwartet über ihn hereinbrach, zermalmt in den Stuhl gesunken; die eingetretenen Dragoner fuhren ihn barsch an, und dies war der Augenblick, in welchem der Fremde mitten unter sie trat, und der doppelte Ausruf: „Da ist er!" ihn überraschte. Der Dragoner vertrat ihm sogleich den Rückweg und forderte mit strengem Tone seinen Paß. Aller Augen waren gespannt auf den hochgewachsenen Mann gerichtet, der kalt seine Brieftasche hervorzog, und aus ihr das geforderte Papier suchte und hinreichte; Aller Augen hafteten dann auf dem Lesenden.

„Hauptmann von Hartenstein!" tönte da die Stimme des erschrockenen Reiters, indem er sich militärisch richtete. „Verzeihung, gnädiger Herr!" setzte er schnell

hinzu. „Das verdammte Bauernvolk hat uns da zu einem albernen Fehlgriffe verleitet.“

„Eifer im Dienste ist nirgends tadelnswerth. Doch, wie es scheint, kennet Ihr mich nicht mehr, Fritz Möring?“ versetzte der Hauptmann lächelnd. „Aber ich kenne Euch recht wohl, Euer Rittmeister war mein bester Kamerad, er blieb bei Talavera, und Ihr bekamet dort diese Schmarre von einem Chasseur, der uns die Kanonen nehmen wollte, dem Euer Säbel aber die Lust für immer verleidete.“

„Ja, ja,“ schmunzelte der Dragoner, „das war ein trauriger Ehrentag, und jetzt werden mir die Augen klar und ich erkenne den Herrn recht gut. Die Uniform macht andere Gesichter, und es liegt ein Mandel Jahre zwischen der schönen Zeit und uns. In dem Passe steht auch der Reitknecht von Euer Gnaden. Hätte uns der Bote von dem und Ihrer Equipage ein Wörtchen gesagt, würden wir uns nicht zu dem Fehltritt haben verlocken lassen, obgleich manche der Unruhestifter sich nach dem Elbufer geflüchtet haben sollen, und mehrere der Bezeichneten noch nicht zur Haft gebracht wurden.“

Die Erinnerung an den Reitknecht schien den Hauptmann lebhaft zu ergreifen; er nahm den Paß zurück, erzählte kurz sein Abentheuer, und daß er den erkrankten Diener habe in der Residenz zurück lassen müssen, bis es ihm möglich nachzukommen. Er bat alsdann noch, ihm am morgenden Tage einen Miethwagen aus der nächsten Stadt zu senden, und ersuchte die Reiter, ihr Ansehen bei den Colonisten zu benutzen,

um dieſen würdigen Kameraden im ungeſtörten Frieden ſeines Eigenthums zu ſchirmen, wofür er auch das Seinige thun werde, ſobald er an dem Orte ſeiner Beſtimmung angelangt. Die Coloniſten hatten ſich bereits furchtſam aus dem Staube gemacht, nur der Soldat warf noch ingrimmige Blicke von der Thür aus auf den Wachtmeiſter, gehorchte jedoch der Weiſung der abziehenden Dragoner, die ihm den Abmarſch geboten, und bei Wiederholung ſolcher Auftritte mit böſen Folgen bedroheten.

Wirth und Gaſt waren jetzt unverhofft ſchnell wieder allein. Der Wachtmeiſter ſaß noch immer verſtummt und wie erſchlafft und ſein Auge haftete ſtarr auf der Tiſchplatte. Der Hauptmann ſetzte ſich zu ihm und legte ihm traulich ſeinen Arm um die gekrümmte Schulter. „Erholt Euch Väterchen!“ ſprach er. „Es hat Euch hart angegriffen. Undank ſchmerzt am tiefſten von allem Weh des Lebens, aber der Redliche thut ja das Gute nie um des Dankes willen, und die Undankbaren fühlen früh oder ſpät, was ſie auf ſich geladen. Denket, es ſei ſo ein Scharmützeltag geweſen wie bei Valmy oder Kaiſerslautern. Man wiſcht ſich den Schweiß von der Stirne, und den rothen Saft von der Klinge, thut einen guten Trunk darauf, und lacht über die Fante, welche den Ueberfall muthwillig gewagt, und die man tüchtig ausgeklopft.“

Der Greis nickte und deutete mit dem Finger auf ſeinen Dompfaffen, der ſich im Bauer aufgeblaſen, auf den ſteifen Beinen hin und her zu hüpfen verſuchte

und mit heiserer Stimme einige Tacte des Trompetermarsches, doch unvollständig und abgebrochen hören ließ.

„Der möchte auch noch einmal, aber es will nicht mehr,“ antwortete er. „Strenge Dich nicht so an, thörichtes Thier; unsere Campagnetage liegen im Fernen. Du denkst an Deine Harzwälder, wie ich an mein Lothringen und Flandern. Wir Beide waren damals wohlgelitten und nicht übel anzuschauen; doch das weiß Niemand mehr als wir, und bald nehmen auch wir selbst diese letzte Erinnerung mit. Ja, Herr, die Zungenbeiden haben mich wirklich zusammen geritten. So lange man jung, kommt so etwas oft gelegen, reckt die Glieder aus und stößt den Geist wohlthätig an, und man schüttelt es ab, wie die Regentropfen vom Reitermantel. Ist man aber so weit wie ich, da frißt es tiefer ein, und wird gar leicht zu viel für die verschossene Munition.“

„Seid nur nicht bös auf mich, mein lieber Freund!“ fuhr der Hauptmann fort. „Wahrlich, es thut mir herzlich leid, daß meine unglückliche Ankunft die Ursache so böser Aergerniß für Euch geworden.“

„Sprechen Sie nicht so, Herr!“ rief der Alte lebhaft. „Gott ist überall dabei, und keine Kugel trifft ohne ihn. Sonst wäre es ein jämmerliches, entsetzliches Avanciren gegen Batterie und Kartätschenfeuer. Daß Sie da sind zur Stunde und bei der Geschichte, die doch losgebrochen auch ohne Ihre Gegenwart, das ist mir Wink und Fingerzeig vom Himmel, und was ge-

chehen muß, werde ich darum mit altem, frohen Sol-
atenmuthe vollbringen. Haben Sie nur ein wenig
Geduld mit dem alten Kriegsmanne; gönnen Sie ihm
ine kleine Ruhe, die der gebrechliche Leib verlangt;
Sie werden erfahren, daß ich ein großes Anliegen
ihnen auszusprechen habe, und ich muß mich darauf
orbereiten, bin ich auch Ihrer Zusicherung zum voraus
ewiß."

Es lag etwas so Besonderes, Ergreifendes in dem
Wesen des Alten, in dem Tone seiner Stimme, daß
er Hauptmann, obgleich höchlichst gespannt, nicht
eiter zu fragen wagte und seine Neugierde nieder-
mpfte.

Das Mittagsmahl wurde still zusammen eingenom-
en; auch das Mädchen, scheu und sichtlich bekommen,
ar zugegen, doch der Greis berührte nichts von dem
ergefallenen, erwähnte nichts von dem Schafstalle und
r Beherbergung eines Fremden, die ihm doch durch
s Markus Schmähreden noch gewisser geworden sein
ußte, er saß meist gedankenvoll, und nur zuweilen
hrte sein Auge zärtlich und wehmüthig zugleich auf
m Gesichte des Mädchens, das den Blick auf ihren
ller gesenkt hielt und des Hauptmanns Zuspruch eben-
lls einsilbig erwiderte. Der Gast selbst wurde an-
steckt von der Beklommenheit seines Wirthes, und es
ar ihm willkommen, als der Alte ihn bat mit der
ogelflinte seinen Streifzug durch die Haide zu machen,
eß er versuchen wollte, auf seinem Bette den Leib zu
ärken, das aufgeregte Blut zu beruhigen, und

die vorige, gewohnte Gemüthsruhe ſich wieder zu gewinnen.

Herr Max entfernte ſich in einer ſeinem Ziele entgegengeſetzten Richtung von dem Hauſe, und näherte ſich auf großen Umwegen den Hünengräbern erſt dann, als er verſichert war, daß ſeiner Ferſe nichts Feindſeliges folge. Er fand den Geächteten am vorigen Platze, und die erſte Frage deſſelben war nach der Guſtel und der Bedrängniß, die ſie um ſeinetwillen habe erdulden müſſen.

„Das leichtverſchmerzte Zornwort, das ſie treffen konnte, berührt Deine ſündenwunde Seele," antwortete der Hauptmann, „und der geſtörte Friede, der Brand, den Du in ihr ſtilles Lebenshaus geworfen, ihre bedrohete Ehre bei Deiner Entdeckung, läßt Dich ohne Sorge. Leichtſinnige Jugend, die an Abgründen tändelt! Wohl Dir und ihr, daß ich Euer Schickſal geworden!" — Er benachrichtigte ihn, wie nahe die Dragoner an ſeiner Ferſe geweſen, er reichte ihm Wäſche und eine Reiſetoilette aus ſeiner Jagdtaſche, er befahl Ihm noch einmal ſein Nachtquartier neben der Heerde zu nehmen, und dort die Spuren des Vagabondenlebens von ſich zu tilgen.

„Morgen, mit dem erſten Tagesſtrahle brichſt Du dann auf und folgſt der Straße nach Süden hin;" ſetzte er hinzu; „dieſer mein Paß ſichert Deinen Marſch; Du biſt mein Diener, den ich krank in der Reſidenz gelaſſen, der meiner Fährte nachgeſpürt und mich hier gefunden. Eine leere Kaleſche wird Dir begegnen, ſie

ward von mir bestellt, Du setzest Dich auf und führest sie mir zu. Mit Gott wird nichts Deiner wohl vorbereiteten Rettung in den Weg treten."

„Und sie?" fragte scheu der Jüngling.

„Thor, wie fragst Du noch?" erwiederte unwillig der Hauptmann. „Die Hufschläge der Dragoner hinter Dir; gedenkst Du einer flüchtigen Neigung, gedenkst Du eines Kindes, das Dich in wenigen Wochen vergessen haben wird? Deinem Retter gegenüber, der der Freundschaft Deines Vaters, dem Andenken Deiner Mutter zu Gefallen seine Pflicht als guter Staatsbürger verletzt, und einen Verwehmten verdienter Strafe entzieht, der seine eigene Ehre, den Glauben an seine gute Gesinnung dabei auf's Spiel setzt, fragst Du nach einer kurzen, kindischen Tändelei? Kannst Du Dich als Bauerknecht, ein neumodischer Apoll, bei dem Herrn Deiner Rahel verdingen, und um sie sieben Jahre die Schafe hüten? Kannst Du sie als ein neugebackener Rinaldini in Deine Tannenbüsche entführen? Nur die Hoffnung, Dich zu retten für eine bessere Zukunft, Dein Talent, Deine Jugendkraft der Welt zu erhalten, kann entschuldigen, was ich für Dich zu thun gesonnen. Darum mußt Du jetzt wählen, schnell und unwiderruflich: Hier einen wohlmeinenden Freund, einen neuen Vater, eine neue Ehre; dort Furcht, Schande, Flucht, Aechtung und kindisches Sinnenspiel. Du wirst sie — aber Du wirst mich nimmer wiedersehen."

Der junge Mensch stand bebend, mit schweißbedeckter Stirn, und tiefer Seelenschmerz war auf sein blasses

Antlitz geprägt. „Hauptmann," antwortete er halblaut, „Sie irren schwer. Es ist kein Sinnenspiel, kein Kindergelüst, es ist ein Morgenroth, das aus einer gräßlichen Gewitternacht hervorgegangen, ein Gotteslicht, in welchem mir Vergebung und neues Glück geleuchtet! — In ihre Hand schloß ich den neuen Bund ab mit dem Guten, das Mädchen gab mir ihre Hand im Namen der versöhnten Menschheit. Ich werde diese meine schwärzesten Tage nimmer vergessen, vielleicht nie wieder so glücklich sein, wie ich es in diesem Bettlerkleide, auf dieser ausgedörrten Flur gewesen. Aber Ihre Stimme ist mir Gotteruf, Befehl der ewigen Macht, die mir Glück zeigte und nahm, damit der Becher meiner Strafe bis zum Rande voll werde. Hier meine Hand, ich sehe die liebe, arme Auguste nie mehr, ich reise mit Ihnen."

Der Hauptmann war zufrieden und weilte lange bei dem niedergedrückten, klagenden Jünglinge, suchte ihn mit Träumen der Zukunft zu erstärken, und kehrte absichtlich erst mit der Dämmerung zu der Colonie zurück.

Gustel war allein im Stübchen, sie hatte das Abendbrot aufgetragen, und als der Gast nach seinem lieben Wirthe fragte, berichtete sie, der Wachtmeister habe schon gespeiset, ließe den Herrn ersuchen, sich's allein schmecken zu lassen, und sei so eben hinüber gegangen in das Haus und zu den Eltern des Markus.

„Er wird Frieden stiften," versetzte Herr Max Platz nehmend, „und das wird ihm leicht werden, denn

der böseste Mensch müßte vor solch ehrlichem Silberhaupte die Fahne senken, wenn es Versöhnungsworte spricht und die dürre, zitternde Greisenhand zum Freundschaftsdrucke anbietet."

Nach einer Weile faßte er die Hand der schlanken Hebe, die schweigend sich um ihn zu schaffen machte. „Du möchtest fragen, liebes Kind," sagte er, „und kannst vor Herzklopfen nicht zur Frage kommen. Eugen ist gerettet, wenn Du ihm nichts in den Weg legst!" — Das Mädchen ließ ein freudiges Ach! hören. — „Aber sprechen wirst Du ihn nie mehr, und nur noch einmal sehen, ein einzigesmal, morgen, ehe wir reisen. Aber Du darfst mit keinem Laute, mit keinem Blicke Dir merken lassen, daß Du ihn je gekannt, sonst fällt er unrettbar zurück in die Klauen seiner Feinde." — Das Mädchen seufzte schwer auf, und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, der Hauptmann aber umfaßte ihren Wuchs und zog sie traulich zu sich. „Gustel," sprach er fort, „Du liebst den Eugen recht sehr?" — „O, mehr als mich selber! — „Aber Du liebst auch Deinen Großvater?" — „Wäre es nicht Sünde und Undankbarkeit, wenn ich ihn nicht ehrte und liebte?" — „Und Du vertraust auch mir?" — „Der Herr ist so gut und klug, und meint es ehrlich mit uns und mit dem Verlassenen — ach, mit dem, da außen!" — „Nun Gustel, so höre und folge dem, der es gut meint mit Euch Allen. Könntest Du den Greis verlassen, der Dein Wohlthäter war von früh an, der ohne Dich keine Freude hätte, der Dein mit jedem Tage mehr

bedarf? Könntest Du ihn verlassen in dieser feindseligen Gesellschaft böswilliger Nachbarn, ihn lassen ohne Pflege, wenn Alter und Schwäche ihn auf's Krankenbett würfe, könntest Du den braven Greis einsam sterben lassen?" — „O, das wäre entsetzlich!" jammerte sie. — „Und was kann werden mit Dir und dem Eugen? Er ist von vornehmen Stande; seine Verwandten würden nie zugeben, daß er Dich zur Kirche führte. Er liebt Dich; ja, wenn Du ihm schmeicheltest, wenn Du sprächest: Eugen, ich sterbe, wenn Du fortgehst, dann würde er bleiben, er würde sein Vagabondenleben fortsetzen, er würde aus Noth Räuber und Mörder werden; aber zuletzt würde man ihn fangen, binden, die hartherzigen Dragoner würden ihn am Schweife ihres Pferdes fortschleifen, ein dunkles Gefängniß würde sein Haus für viele Jahre werden, wohin keine erquickende Sonne und keine tröstende Menschenstimme dränge, und wenn Du vor seinen Richtern auf nackten Knien Dich im Staube wändest, Deine Gnadenbitte würde kein Ohr finden, denn das Gesetz kennt kein Mitleiden. Glaubst Du, seine Neigung würde nicht erlöschen in der langen, düstern Einsamkeit? Glaubst Du, er würde Dich nicht zuletzt hassen, um derentwillen er Sicherheit, Freiheit, Lebensfreude von sich gestoßen? Glaubst Du er würde nicht zuletzt gar der unschuldigen Gustel fluchen müssen?"

Das Mädchen beugte sich entsetzt von ihm zurück. „Nein, nein," stieß sie hervor, „dahin wird es nicht kommen; nein, fluchen wird er mir nie, und hassen? Ich könnte ihm nie weniger zugethan sein, als ich es

jetzt bin, und wenn ſie mich noch ſo tief, noch ſo lange einſchlöſſen. Aber Er malt das ſo gewiß hin, daß man's mit Händen greifen könnte, und daß man Fieberfroſt fühlt, als ſähe man's ſchon. O Herr, wenn dem Eugen ſolch Unglück unabwendbar treffen muß, ſo nehme Er ihn mit ſich. Guſtel wird immer weinen, wird krank ſein und ſich an nichts mehr freuen; aber der Eugen wird das arme Mädchen nicht vergeſſen, wird ſie nicht haſſen, ihr nicht fluchen. Und wenn der Himmel den Großvater zu ſich gerufen, dann wird die Guſtel nichts halten, dann wird ſie mit ihrem Bündelchen fortwandern, und wird ihn ſuchen, und Gott wird ſchon ſorgen, daß ſie den rechten Weg findet."

Sie war ſchluchzend neben ihn in die Knie geſunken, und drückte ihr Geſicht feſt an ſeine Hüfte und er küßte ſie auf die glatte, weiße Stirn. „Recht ſo, mein ſtarkes, kluges Mädchen!" ſagte er gerührt. „Nimm ein Beiſpiel an dem ſtrengen Kaſpar, der ſein gekränktes Herz nicht beachtet, der auch ſeine Aufwallung dem Frieden opfert, und der Himmel wird ſolche Opfer nicht unbelohnt laſſen! Doch noch Eine Freude darf ich Dir erlauben. Trage, noch ehe es völlig dunkelt, den Waſſerkrug, trage Speiſe an den bewußten Ort. Es iſt zum letztenmale, aber es iſt für ihn, der Dir ewig danken wird; aber harre ſeiner nicht, willſt Du ihn nicht verderben."

Man hörte des Wachtmeiſters Schritte, und bald erſchien er ſelbſt. Der Alte ſchickte ſogleich die Guſtel fort, befahl ihr die Ställe und das Haus zu ſchließen,

und zu Bett zu gehen, und geduldig, wenn auch mit hängendem Köpfchen ging sie, um zu gehorchen.

Der Greis kramte eine Zeit lang vor seinem Schranke, dann stellte er sich an das Fenster, durch welches der letzte Abendsonnenstrahl feuerroth herein strich, und pfiff einen alten Soldatenmarsch, den der blinde Vogel mit einzelnen, leisen Tönen zu begleiten versuchte. Dann zündete er die Lampe an, trug eine abgegriffene Brieftasche und ein unansehnliches Kästchen zum Tische und rückte seinen Stuhl dem Gaste gegenüber zurecht.

„Ihr kommt von einem Ehrengange;“ begann gespannt der Hauptmann; „Ihr habt den Frieden hergestellt, Versöhnung hergerufen, das ist brav von Euch, Kamerad; ein wackerer Sieger bietet zuerst dem geschlagenen Feinde die Hand, und dem ehrwürdigen Alter geziemt der erste Schritt dem Widersacher entgegen, und bringt ihm doppelt Ehre. Ihr thatet einen guten Weg, Kamerad.“

„Nach Soldatenmanier!“ antwortete der Wachtmeister einfältig.

„So wird der Himmel dazu den Segen sprechen und die Eintracht wieder unter Euch wohnen wie zuvor, und beruhigt kann ich Euch verlassen, deren Schicksal mir in Wahrheit lieb und wichtig geworden.“

„Wie Gott will!“ versetzte der Greis mit einem Blicke nach dem Fenster, indeß er die Brieftasche auseinander faltete.

„Ich sprach auch mit der Gustel;“ fuhr der Hauptmann fort; „sie ist fügsam und klug; und wenn die

Zeit Euch Allen den heutigen Streit vergessen gemacht, wenn die Nachbarn sich ein Beispiel daran genommen und eingesehen, daß der Unfriede in solcher Abgeschiedenheit ein tödtlich Gift für Euer Aller Glück werden müßte, so wird der Handel zwischen dem Markus und der Gustel sich auch vielleicht noch machen, und den vollen Frieden für immer befestigen."

„Niemals!" rief der Wachtmeister, indem er vom Stuhle empor fuhr und die alte knöcherne Faust heftig auf den Tisch drückte. „Das ist abgemacht, und daß es nichts werden kann, so lange der Kaspar sein Eines Auge noch offen hat, sollen Sie hören." Er setzte sich wieder, und im ruhigen Tone des Erzählers sprach er nach kurzem Stillschweigen, das der über die unerklärbare Wallung des Alten erstaunte Hauptmann nicht zu unterbrechen wagte, folgendes:

„Der Mensch ist ein trotziger Patron, und so lange ihm Gottes Gnade Gesundheit und gute Tage gegeben, denkt er nicht darüber hinaus, und lebt leichtfertig in die Welt hinein, als wenn das ewig dauern müßte. So ein leichtfertiger Patron sitzet auch hier am Tische, und es bleibt ihm nur der Trost, daß es noch Zeit ist, Versäumtes nachzuholen und sein Haus zu bestellen nach Recht und Pflicht. Herr, es lastet ein schweres Geheimniß auf dieser alten Brust und nach den heutigen, argen Erfahrungen brennt es wie Granatenfeuer in- und auswendig. Der Himmel hat mich heute erinnert, daß es gar schlimm um meine Rechtfertigung aussehen möchte, wenn ich muthwillig in das Grab hineingepol-

tert, und das einzige Geschöpf, das mit Liebe an mich geknüpft gewesen, in sündhafter Sorglosigkeit hätte allein stehen lassen unter den verderbten Menschen, zu denen sie niemals gehörte. Die trockene Brust kocht, das Mark in den mürben Knochen ist kalt, das Blut schleicht träger wie sonst, mir könnte nächstens etwas Menschliches bevorstehen, und da meine ich, der die Schicksale der Menschen regiert, hätte Sie, Herr Hauptmann, gerade zu rechter Stunde zu uns geschickt, und ich hätte in dem braven Kriegsmanne gerade den gefunden, dem ich Vertrauen schulde. So ein rechtes, weit offenes Herz hat der Soldat doch nur für den Kameraden, und deßhalb habe ich vielleicht bisher vergebens unter Allen gesucht, die mir in meinen letzten Lebenstagen begegneten.

Es sind jetzt etwa sechszehn Jahre; es war in einer rauhen, stürmischen Nacht, gerade wie die, in welcher Sie an mein Fenster klopften, da weckte mich die Hanne, meine alte Magd, und hieß mich aufstehen, denn Hülfsbedürftige hätten an unsere Hütte gepocht. Damals rüstiger noch als heute stieg ich schnell in die Kleider, und machte Licht, und öffnete mein Haus. Ein netter, bequemer Reisewagen hielt auf der Straße, und als ich zum Schlage trat und meinen Beistand antrug, bat eine Weiberstimme um ein Obdach auf ein Stündchen für eine Kranke und um einen Boten für den Kutscher, der in der Finsterniß sich nicht getraue ohne solchen die Fahrt bis zum nächsten Orte auf der schlechten, ihm gänzlich unbekannten Straße fortzusetzen.

Die Gesellschaft stieg aus. Es waren drei Weibsperſonen, dem Anſcheine nach vornehmen Standes, und die ältern Beiden führten die Dritte, welche jung, aber recht bleich und krank war, langſam in dieſes Stübchen. Ich rückte ihr den Polſterſtuhl zurecht, die Hanne holte Kiſſen und Decken herbei, wir kochten ſchnell ein Süppchen, und thaten Alles, was Chriſtenpflicht eingab und was in unſerm Vermögen ſtand. Die Dienerin, denn als ſolche erkannten wir bald die Eine der Frauen, ging bald zum Wagen zurück, trug Medizin und Kräuterthee herbei und machte ſich hin und her zu ſchaffen, und half auch am Heerde bei der Hanne. Die Junge, ein recht hübſches Frauenbild, erholte ſich denn auch nach kurzer Friſt, ſaß aber dort im Winkel wie ein bleiches Todesbild, ſtarrte in das Lampenlicht, hielt die feinen Hände ſtets im Schooße gefaltet und ſtieß nur zuweilen gar ſchmerzliche Seufzer aus. Die Aeltere hingegen — ich ſehe ſie noch mit den ſtrengen Mienen, dem ſtolzen Gange und den recht finſterblickenden Augen! — beſah ſich das Logis neugierig und genau, fragte herriſch nach mir, meinem Hausſtande, meiner Lebensweiſe, und wurde immer freundlicher, und wisperte ſpäter in der Thür mit der Dienerin in franzöſiſcher Mundart. — Das Stündchen verging, ich hatte mich ſelbſt zum Boten angetragen, weil der Knecht gerade zum Einkauf in die Stadt verſchickt, und nachdem die Damen einige Wildemannsgulden auf den Tiſch gelegt, packten wir die Fremden ſämmtlich wieder in die Kaleſche, und ich

mit der leuchtenden Laterne in der Hand schloß den Kutschenschlag und schickte mich an zum Vormarsche. Da hörte ich einen lauten Jammerschrei in der Kutsche, und horchte erschrocken. Aber es blieb still, und als Niemand mich zu neuer Hülfsleistung aufforderte, so trat ich meinen Dienst an, und führte den Wagen etwa zwei Stunden weit, wo die Straße fahrbarer wurde und bis der Mond aufgegangen, und schleppte mich dann langsam heim, und trug eine doppelte Freude im Herzen, einmal die der erfüllten Menschenpflicht und zum zweiten die Lust an den verdienten blanken Silbergulden, die mir dicht vor der Winterzeit eben recht gelegen kamen."

„Eure Geschichte ist lang, drückt los Euer Pistol, alter Husar!" fiel der Hauptmann ungeduldig ein. „Bis jetzt sehe ich nichts Besonderes, denn solche Begegnisse müssen hier oft vorkommen. Wer waren diese drei Damen der nächtlichen Sternkönigin?"

„Was kümmerte es mich, und ich dachte auch ihrer kaum mehr auf dem Heimwege," antwortete der Wachtmeister. „Doch hören Sie nur weiter. Als ich kaum über meine Schwelle geschritten, ging mir ein Licht auf, so hell wie eine Mordfackel, welche die Sanskulotten auf ein flamländisch Dorf gesetzt. — Meine Hanne kam mir mit rothem Gesicht und aufgerissenen Augen, so wie sie ein brünstiger Stier macht, entgegen. Die mitternächtigen Gäste hatten mir ein schönes Dankpräsent zurückgelassen, hatten mir ein Kukuksei in die Wirthschaft gelegt. Als wir fort, löscht die Hanne das Feuer und will sich schlafen legen, doch in ihrem Bett,

in der Kammer, wo Sie, mein lieber Gast, Quartier genommen, findet sie ein zartes, feines Kind, wenige Wochen alt, wimmernd vor Kälte und Durst. Denken Sie Sich des alten Kriegsknechtes Erschrecken und seine verwirrten Sinne, da das Präsent nicht im geringsten zu seiner stillen Wirthschaft taugte! — Ich wollte fort, hinterdrein, und den Einschwärzern eine ganze Hölle auf den Nacken hetzen. Die alte, vernünftige Hanne beschwichtigte mich, und meinte, wer solche Dinge ausgeheckt, der würde schon für das Verstecken Sorge getragen haben. Dann zeigte sie mir das kleine, verwaiste Wesen, dessen Durst sie mit warmer Milch gestillet, das so reinlich und lieblich aussah, und mich mit den dunkeln, runden Aeuglein so freundlich anlächelte. Ich sprach bei mir: Du armes Würmlein, die denen Du blutverwandt, haben Dich fortgeworfen, und brächte ich Dich auch wieder zu ihnen, so würden sie anderswo Dich aussetzen, und da könntest Du in schlechtere Hände gerathen. So sei denn willkommen; der alte Kaspar soll nicht so unmenschlich sein, wie Deine Mutter oder Großmutter gewesen."

„Und das Kind war die Gustel?" fragte Herr Max heftig.

„Erst nachdem ich zugestanden, daß wir den Findling behalten wollten, brachte die Hanne mir ein Papier und ein Beutelchen, die sie neben dem Püppchen gefunden. Auf dem Papier stand, die Kleine sei getauft, und solle Auguste gerufen werden. Ich solle sie groß ziehen wie mein eigen Kind, man werde von ihr später

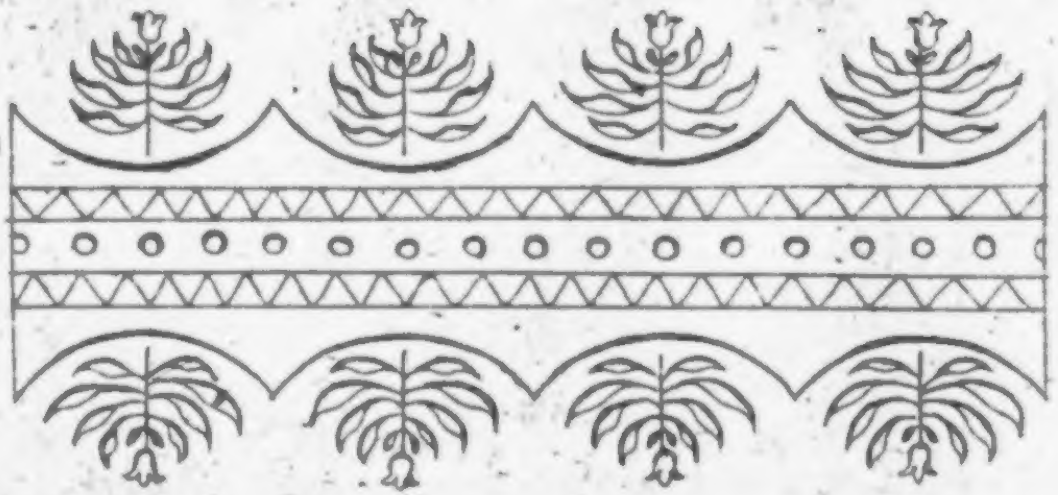

Erkundigungen einziehen, und wenn ich das Geheimnis bewahre, werde jährlich eine gleiche Summe erfolgen, wie man zurückgelassen. Der seidene Beutel enthielt zwanzig Dukaten, und hier ist das Papier, das ich sorgfältig aufgehoben."

Der Hauptmann musterte mit starren Blicken das ihm hingereichte Blatt, und wischte sich die Augen und hielt es wieder und wieder zur Lampe. Der Alte fuhr fort: „Des Nachbars Frau säugte gerade ihr jüngstes Kind. Als es Tag geworden, erfanden wir ein Märchen von einer Base, die im Wochenbett als Witwe gestorben, und von einer Botenfrau, die mir die kleine Verwandte früh morgens überbracht. Sobald die Nachbarn Eines der Goldstücke gesehen und empfangen, fragten sie nicht weiter, und das Kind gedieh zu Aller Freude."

„Und Du forschtest ebenfalls nicht weiter?" stieß der Hauptmann aus beklommener Brust hervor.

„Ich jagte den Knecht nach dem Städtchen, doch kein Mensch wollte daselbst von der Karosse und den Damen wissen. Sie mußten die Haide so gut wie ich gekannt und einen Seitenweg eingeschlagen haben, der sie uns aus der Kunde geführt. Aber fünf Jahre hindurch brachte der Postbote den versprochenen Brief mit den Dukaten, und die Blätter enthielten nichts als nochmaligen Befehl zu strenger Verschwiegenheit, und die Ordre, wenn das Kind etwa gestorben, in der Zeitung davon eine Nachricht zu geben. Man hoffte auf des Würmchens Tod, und das gerade machte mir

das kleine Ding nochmal so lieb, und wir warteten und pflegten es desto sorgsamer, und daß ihm nichts abgegangen, ist an der Gustel zu schauen, die zu Gottes und aller guten Menschen Freude gesund und fromm und wohlerzogen einhergeht, und bisher Niemanden Gram und Kummer gemacht."

„Und die Briefe, hegtest Du auch sie?"

Der Alte packte sie aus seiner Brieftasche; der Hauptmann besah und verglich sie mit Hast, und hätte der Wachtmeister sein Eines Auge nicht so gedankenvoll in's Zimmer gerichtet, so würde ihm die tiefe Bewegung seines Gastes nicht entgangen sein, mit welcher dieser ein kleines Handsiegel untersuchte, das er am Rande des Einen der Briefe unverletzt entdeckt hatte.

„Das Mädchen wuchs mir mit jedem Tage fester an's Herz hinan und in das Herz hinein, und als nach fünf Jahren die Briefe und das Geld ausblieben, war's mir keineswegs unrecht, denn ich meinte, nun sei das Kind wirklich mein Kind geworden, und Niemand dürfte es ferner von mir fordern, und die höchste Freude meines Alters sei mir erst jetzt fest vom Schicksale zugesprochen. Der elende Markus mit seiner Werbung störte zuerst mein liebes, geheimes Glück, denn da kam mir zum erstenmale der Gedanke, ob ich ein Recht habe, das Kind, was vielleicht durch Geburt und Verwandtschaft reichere Ansprüche an das Leben machen dürfe, in dem ärmlichen Kreise festzuhalten, den ich ihm angewiesen. Aber das war nun einmal nicht zu ändern, denn wo sollte ich aus dieser Oede Erkundigungen ein-

ziehen, wo jene Menschen finden, die herzlos sich so lange versteckt gehalten, vielleicht im fernen Lande wohnten, vielleicht gar schon todt oder verschollen waren. Ich beruhigte mich, doch seit der heutige böse Sturm wie eine Flattermine die ganze Glückseligkeit unsers kleinen Reichs in die Luft sprengte, sehe ich die junge Dame immer dort im Winkel sitzen, bleich und schön wie in jener Nacht, höre immerfort ihre tiefen Seufzer wie damals, und konnte den ganzen Tag nicht Ruhe finden, bis ich die Last von dem Herzen gewälzt hatte."

„Gustels Schutzgeist trieb Dich dazu, Vater;" sagte der Hauptmann mit Hast; „doch Seelenqual darf Dich nicht drücken, denn Du thatest Alles, was man von einem Ehrenmanne fordern konnte, und der Lohn muß folgen."

„Sie hat gelohnt, mehr als mir zukam;" antwortete der Wachtmeister herzlich. „Kindesliebe ist das höchste Gut im Leben; die Gustel hat gedankt und bezahlt vollauf, und ich bin mehr ihr Schuldner als sie der meine. Aber mein Anliegen kommt jetzt erst aus den Laufgräben an's Licht. Bei dem nächsten Stadtgericht liegt mein Testament; die Gustel ist mein Erbe. Und nicht wahr, mein lieber Herr, Sie sagen nicht Nein dazu, wenn ich Sie zum Vollstrecker meines letzten Willens ernenne und bestätigen lasse? — Hier in dem Kästchen, das noch aus der Feldequipage eines Conventsdeputirten herstammt, sehen Sie zwei Beutel; der Kleinere enthält meinen Nothpfennig, der Größere die meisten der blanken Dukaten, die für die Gustel geschickt

wurden; ich hegte sie ihr zum Brautschatze, wenn sich ein Besserer gefunden hätte als der Herr Markus. — Sie sind gescheut, umsichtig, erfahren und kennen viele gewichtige Leute in allen Winkeln der Welt. Ihr Pferd ist fast gesund, es war mit dem Thiere nicht so arg, als wir meinten; einen vorsichtigen Marsch wird der Fuß schon vertragen. Wenn Sie nun Ihre Reise glücklich vollbracht, dann fragen Sie um der Gustel willen, um der Ruhe eines alten Kriegskameraden willen überall nach, ob sich nicht ein Mensch ausspioniren läßt, dem das Mädchen angehört. Und haben Sie etwas ausgefunden, so senden Sie eiligst den Boten. Wüßte ich das liebe Kind auch wissen, es sei darum, denn hier — ich fühle es heute klar! — hier ist kein Glück für sie, und die paar Tage die mir noch geschenkt sein werden, will ich dann gern einsam verbringen in dem tröstlichen Gedanken, daß dem Kinde geholfen sei. Finden Sie nichts, und nahet mir das letzte Stündlein, so soll die Gustel schreiben, und — o Sie schlagen's dem alten Soldaten nicht ab! — dann kommen Sie wieder, und schützen die Verlassene, und ordnen Alles, wie es Ihnen am Besten dünkt."

Es lag so etwas Kindliches, Rührendes in den Bitten des weißhaarigen Kriegsknechts, daß dem Hauptmann die Augen übergingen, und er Noth hatte, seine Fassung zu behalten.

„Soldatenparole darauf!" sagte er bewegt und faßte des Greises Hand fest, wie die eines Blutsverwandten und bewährten Seelenfreundes. „Gottes Wege

sind wunderbar. Mir ist, als müßten sich die Gesuchten finden, als hätten sie sich schon gefunden, und es wollte mir am Besten dünken, Du mit Deiner Gustel brächest sogleich auf mit mir, ließest diesen elenden Platz denen übrig, für die er gut genug, und folgtest mir in mein Eigenthum, wo Euch nichts mangeln sollte.“

Der Greis schüttelte sein ehrwürdig Haupt. „Der alte Kaspar taugt nicht mehr für die lärmende, bunte Welt,“ sagte er halblaut und erschöpft vom langen Reden. „Diese Haide gab ihm so viele Freuden, daß er nicht undankbar sie verlassen kann. Heer im lieben Quartier muß er schlafen. Aber Ihre Zusage ist ein gefundener Glückschatz, und wird ihn leicht über die letzte schwere Stunde hinüber tragen.“

Beide schieden mit der Nacht auf's Herzlichste von einander.

Herr Max von Hartenstein verlebte eine unruhige Nacht. Ueber die Abkunft der schönen Gustel blieb ihm kein Zweifel übrig. Er hatte die Handschrift seiner eigenen Mutter in den Briefen erkannt, und das Wappen auf dem kleinen Handsiegel war unverkennbar sein eigenes Familienwappen. Deutlich erinnerte er sich jetzt auch eines Familiengerüchts, von einer unglücklichen Neigung seiner Schwester zu einem jungen Künstler, als sie noch in einer Pensionsanstalt gewesen; die Mutter, eine strenge, verschlossene Frau, hatte ihn nicht zum Vertrauten gemacht, doch gedachte er einer Zeit, wo ihm der Unwille der Mutter auf die Schwester aufgefallen,

gedachte langer Reisen, die Beide zusammen gemacht, der schleunigen, unvermutheten Verheirathung der Schwester, und zuletzt noch der räthselhaften Worte im Briefe derselben, die auf einen tiefen Seelengram, auf ein Geheimniß deuteten, das an ihrem Herzen genagt und sicherlich ihren frühen Tod herbeigeführt. O es schien ihm gewiß. sie hatte ihn zu dem Ritter bestimmt, der pilgern sollte für sie durch die Welt, den verlorenen Zauberring zu suchen, durch dessen Besitz sie sich neue Jugend und eine Lebensfreude zu schaffen gedachte, die ihr bis da zerknickt worden. Sie starb von den süßesten Hoffnungen umflattert, vielleicht zu scharf getroffen von dieser Frühlingsluft frei gewordener Empfindungen. Gern begräbt ja der Frühling die feinsten, zartesten Menschenblumen unter sein Blumengras. Was geschehen mußte, war ihm klar, jedoch wie es am Besten geschehen sollte, darüber wurde er nicht sogleich mit sich einig.

Erst gegen Morgen fand er Schlaf, doch als die Sonne schräg über das Bett hinstrich und ihn weckte, entriß er sich ohne Aufschub der Ruhe, und warf sich wieder in die Kleider. Ein Blick durch sein kleines Fenster zeigte ihm das Mädchen, welches ihm so nahe anging. Sie saß am Brunnen, ihr Köpfchen war gesenkt, und stützte sich auf die kleine Hand, und sie schien nach dem goldenen Tagesgestirn gedankenvoll hinzublicken, das prächtig über die ferne Tannenhöhe heraufstieg; sie mochte vielleicht der schönen Sonne entgegen seufzen, und wünschen, eine ähnliche helle Schicksalssonne

möchte die Nacht verscheuchen, welche ihr Leben seit gestern umdüstert hatte.

Der Hauptmann verließ die Kammer und ging auf den Hof und näherte sich dem Brunnen. Das Mädchen war so tief mit sich selbst beschäftigt, daß es seine Tritte nicht hörte, und erst auffuhr, als er sie schon umfaßt hielt, und sie erschreckt ihn fast von sich stieß, als er ihren zurückgebogenen Kopf faßte, und sich unterstand einen warmen Kuß auf ihre rothen Lippen zu pressen.

„Schmolle nicht, Du liebes, schönes Kind!" sprach er dazu mit Humor. „Du wirst Dich schon daran gewöhnen müssen, einen solchen Morgen- und Abendgruß künftig von mir zu dulden, und der Eugen soll nicht einmal scheel darein sehen dürfen."

Das Mädchen war aufgestanden und noch weiter zurückgewichen; in ihren Augen schimmerte Furcht und Verwunderung, und sie hielt die Hände wie zur Vertheidigung vorgestreckt.

„Es ist Ernst, mein scheues Närrchen;" fuhr er fort. „O, seit Du gestern schlafen gegangen, haben sich gar wundersame Dinge ereignet. Der Großvater und ich haben einen gar wichtigen Handel abgeschlossen; alle seine Rechte auf Dich hat er mir abgetreten, und Du bist mein geworden, mein ganz und gar und für immer, und ich kann schalten mit Dir, wie mir's beliebt. Hast Du Freude daran gleich mir, so spring heran, und wirf Dich dreist an meinen Hals. Rückgängig kannst Du doch den Handel nicht machen, und wärest Du auch widerspenstig und spröde, ich ließe

doch das liebgewonnene Kleinod nie wieder aus meinem Besitz.“

Die Verwunderung im Auge des Mädchens ging in Mißtrauen über, und dann mischte sich ein böser, feindseliger Strahl in ihren fest auf ihn gehaltenen Blick.

„Menschen verkauft man nicht, sie müßten selbst anders dazu Ja sagen;“ antwortete sie scharf, „und der gottesfürchtige Großvater kann niemals so abscheulich sein, wie ihn der Herr im garstigen Scherz zu machen gewillet.“

„Sieh einmal die kleine Wetterfahne!“ lachte der Hauptmann. „Gestern wollte sie fort in die Welt, barfuß, bettelnd ohne Schuh und Schirm. Heute will sie nicht fahren in einer Karosse und an eines Edelmannes Seite.“

„Ja gestern! das war mit ihm!“ stotterte die Hocherröthende.

„Nun ich meine doch, die Wahl zwischen dem schmuzigen, sonnverbrannten Herumstreicher aus der Halde und mir, würde der gescheuten Gustel kein Herzweh kosten. Was könnte er Dir bieten und was kann ich Dir geben. Nach zwei Monaten wird kein Mensch mehr die kleine Colonistin, welche die Schafe hütete, in der Gustel erkennen; im Seidenzeuge und bunten Bänderkrame und Perlenschmucke wird sie gleich einer Edeldame einher stolzieren, und auf einem stattlichen Rittergute Dienern, Knechten und Mägden zu befehlen wissen.“

„Es ist nicht recht, armer Menschen zu spotten,

denen so schon das Herz schwer und beladen genug!" sagte sie unmuthig und wandte sich zum Davongehen. Der Hauptmann faßte ihre Hand. „Mädchen, und bedürft Ihr, Du und der Eugen, denn keines Vaters?"

Wieder stand sie und schaute ihn zweifelnd an. „Und wenn ich mit dem Herrn ginge, reiselte denn der aus der Haide auch mit? Und würde der auch immerfort bei uns bleiben?" fragte sie bedächtlich.

„Wir möchten den hitzigen Burschen wohl nicht so leicht los werden," lächelte Herr Max, „und ohne ihn möchte meine Gustel bei mir wohl nicht die fröhliche Gustel bleiben, die sie in der Haide gewesen. Ja, Kind, mit Gott reisen wir Alle, Du, ich, der Eugen und auch der Großvater."

„Auch der Großvater?" jauchzte sie auf. „Ach! ohne den möchte auch nichts daraus geworden sein."

„Er wird mitziehen in ein bequemer Leben, wenn Du und ich ihn inständig bitten," versetzte Herr Max mit Ernst. „Was wollte er hier allein ohne Dich in der Gesellschaft der rohen Bauern, die ihr bösartig Gemüth ihm so offen entfaltet? Und Du kannst und darfst nicht hier bleiben."

„Und warum heute nicht, was ich gestern noch sollte?"

„Frage nicht, aber danke inbrünstig Deinem Gott, der auch in der wüsten Haide über sein frommes Kind gewacht!" sagte der Hauptmann mit einem Blick zum Himmel. „Doch komm jetzt zum Hause; was wir zu thun haben, muß rasch gethan werden."

„Der Großvater ist schon lange auf, plapperte sie im Fortgehen, „und wenn alles so wahr ist, wie's der Herr sagt, und wenn der gnädige Vater im Himmel so auf einmal alle Qual von uns nehmen will, o so hat der Großvater auch schon eingewilligt. Ja, ja, ich wußte schon, daß er viel Besonderes vorhaben müßte, denn die ganze Nacht hat er im Bett gestöhnt und vor sich hin gesprochen. Zweimal stand er auf und machte Licht, und durch die offene Thür sah ich, wie er kramte und packte, und seine Kleider bürstete. Morgens weckte er mich vor der Zeit, und dann saß er, und schrieb mühsam; das Auge und die Finger wollen nicht mehr recht, wie er will; und dann schickte er mich hinaus, ich wußte nicht warum, und doch drückte es mich so schwer, und mir ward besser in der Frische, wo ich allein saß, ganz allein, und über Vieles nachsinnen konnte, was mir seit gestern Kopf und Herz verwirrt hatte."

Der Hauptmann nickte der kleinen Schwärmerin freundlich zu, aber fremder Anruf unterbrach ihr Gespräch, und der Soldat Markus trat in vollem militairischen Putze und das Kurzgewehr an der Seite in ihren Weg.

„Gehe Sie hinein, Jungfer und rufe Sie den Wachtmeister," sagte er barsch und herrisch. „Sage Sie ihm, der Markus sei schon voraus zum großen Steine, und er solle nicht zu lange auf sich warten lassen."

„Was habt Ihr vor? Ist der alte würdige Kriegsmann, an dem Ihr ein Muster nehmen sollter, durch

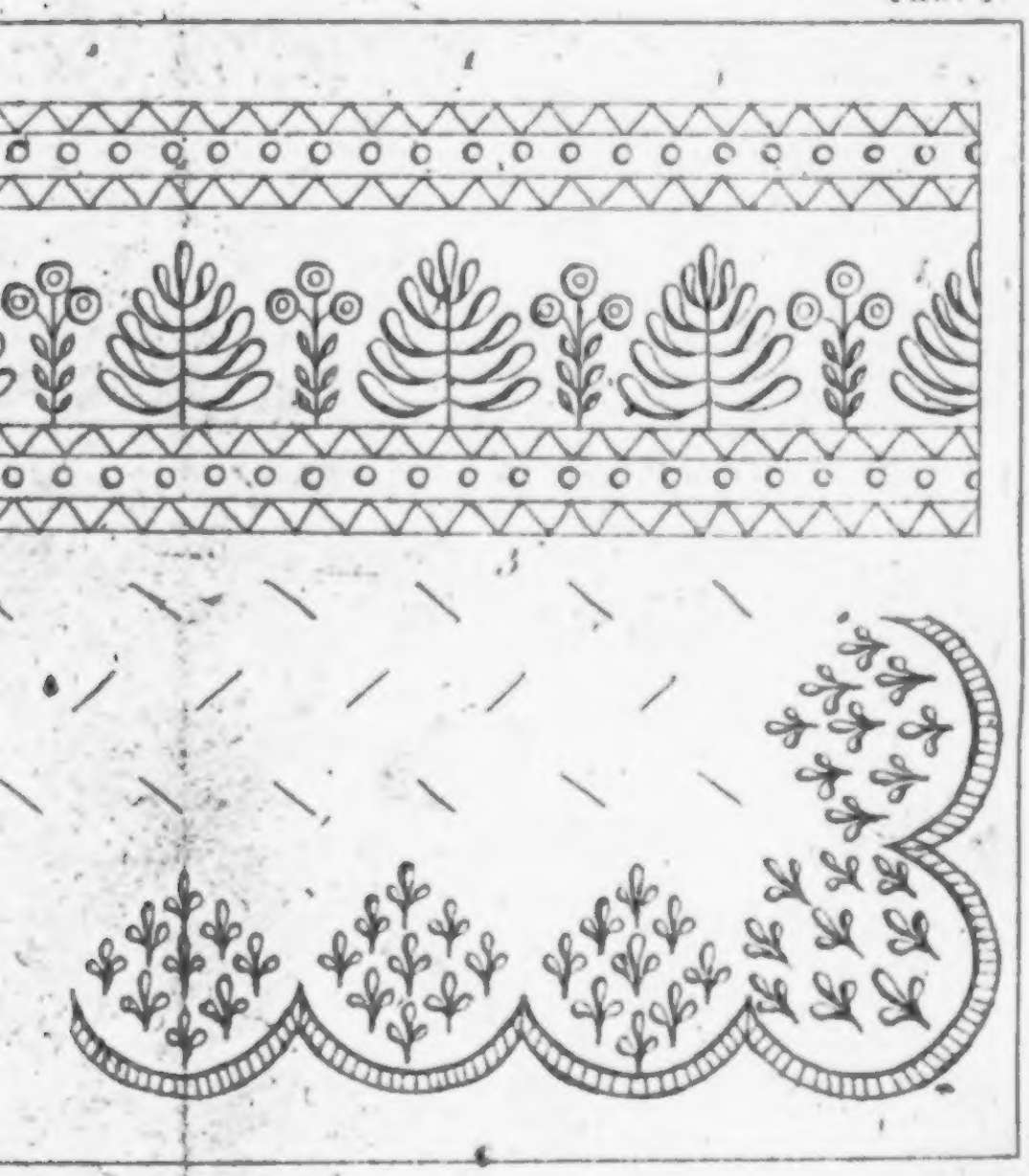

Eure Ränke noch nicht genug gekränkt! Gehet Euren Weg und habt genug an dem Verweise, den Eure Unbesonnenheit Euch gestern zugezogen;" versetzte der Hauptmann unwillig.

„Wir sind hier im Freien;" antwortete der Soldat hämisch; „hier ist's nicht in der Garnison und kein Sergeant hat zu befehlen, vielweniger Einer, der sich gar zeitig hat in Pension setzen lassen. Es ist ein Soldatenhandel, und den wird der Herr Hauptmann nicht stören wollen, wenn er anders wirklich mit Pulver und blankem Eisen früher Verkehr gehabt. Auch bin ich nicht schuld daran. Der alte Hitzkopf hat mich gefordert, des Schimpfes wegen den ich ihm soll angethan haben. Nun, wenn er mag, warum sollte ich nicht mögen? Und meine kurze Klinge wird seinen schweren Sarras nicht fürchten, wenn der alte Narr noch Mark genug in den Knochen hat, eine Quart zu schlagen."

Das Mädchen stand stumm und todesbleich; doch der Hauptmann fuhr entsetzt zurück. „Schamloser Bursch, es ist nicht möglich!" rief er aus. „Würdest Du Dich unterstehen, Deine Kraft gegen solch ein Silberhaupt zu verwenden?"

„Und warum nicht?" lachte boshaft der Soldat. „Mensch ist Mensch; alt oder jung! Wenn's auch schwerer sein wird, durch die dürre Haut und zwischen den alten Knochen das Blut zu finden. Um eine schöne Dirne ist so etwas ein willkommener und fröhlicher Ehrentag."

Der Hauptmann wandte sich verächtlich von dem

rohen Burschen ab und trat in das Haus, wohinein das ängstliche Mädchen schon voran gesprungen war.

„Still!“ rief sie aus dem Zimmer zurück. „Der Großvater schläft. Aber das Päpchen liegt todt und auf dem Rücken im Bauer, und das wird ihn recht sehr erschreckt haben.“

„Ich will ihn schon wecken!“ rief Markus, dreist dem Hauptmanne nachtretend. — Der alte Wachtmeister saß mit dem Rücken der Thür zugewandt in seinem Backenstuhle. Er war in voller Uniform, gestiefelt und gespornt, der große dreieckige Dragonerhut mit dem weißgelben Federbusch beschattete sein Gesicht, und der weite rothe Reitermantel umhüllte seine Schultern. Sein rechter Arm ruhte auf der Fensterbank und die dürren Finger hielten die Messingdräthe des Vogelbauers umspannt. Auf dem Tische lagen die Sattelpistolen und der Sarras, sämmtlich blank und rein geputzt.

Der Hauptmann trat rasch hinzu, nahm ihm den Hut vom Kopfe und faßte seine herabhängende Hand. „Barmherziger Gott!“ rief er erschreckt. „Das ist kein Schlaf, das ist der Tod.“

Das Mädchen stürzte schreiend in die Knie vor dem Greise, indeß Herr Max den Mantel fortriß und Rock und Halsbinde lüftete. Aber es war nichts anderes. Erkaltet saß der alte Dragoner neben seinem todten Dompfaffen; auch sein letztes Auge hatte sich geschlossen, und Gottesfriede ruhete auf dem weißen, unentstellten Antlitze, er war sanft eingeschlafen nach einer langen, tüchtigen Lebenscampagne.

„Er iſt todt," ſagte der Hauptmann langſam und mit tiefer Bewegung. „Gott hat ihn ſanft hinüber gerufen ohne harten Kampf und ehe er es vermuthet. Doch er war immer bereit, hatte immer gerüſtet wie ein wackerer Reitersmann. Segen über ſeine Leiche! Aber nicht theilen möchte ich mit dem, der dieſer kräftigen Natur den letzten Stoß gegeben, und hätte er den herrlichen Greis auch nur um zwei kurze Tage beſtohlen. Dieſer blaſſe, offene Mund nennet ihn: Kain! und wo er iſt, wird er ſich ſo rufen hören."

Das Mädchen weinte laut und heftig. Der Soldat trat näher hin und betaſtete dreiſt die nackte, große Stirn des Todten. „Die Furcht wird ihn getödtet haben, und keiner iſt ſchuld daran als er ſelbſt!" ſagte er mit kalter Frechheit, und verließ trotzigen Schrittes das ſchauerliche Stübchen.

Der beſtellte Miethwagen war am Hauſe vorgefahren und Eugen ſprang vom Bock und trat herein. Sein erſter Blick fiel auf die ſchluchzende Geliebte, und er ſchien, trotz des Verbotes, eine Bewegung gegen ſie hin machen zu wollen. Des Mädchens Auge erhob ſich zu ihm in Liebe und Schmerz, doch wiederum ſank ihr Geſicht alsdann auf die Knie des Todten.

Der beſonnene Hauptmann, die Folgen des unerwarteten Ereigniſſes raſch bedenkend, befahl dem jungen Manne, ohne Zögerung das Pferd im Stalle zu ſatteln, und mit ihm langſam auf der Straße voraus zu reiten, dem Elbſtrome entgegen.

„Der Tod dieses Greises ändert Euer Schicksal; schaue ihn an, so stirbt ein Treuer ein Gerechter!“ sagte er ernst zu dem Jünglinge; „aus seinem Grabhügel kann Euch ein Frühlingsgarten erwachsen, wenn Du Dich anders solchen Glückes würdig machst. Diese Waise hat der Himmel unter meinen Schutz gestellt, und sie wird mich nie mehr verlassen. Sei zufrieden damit; danke dem Geiste Deiner Mutter, die droben Vergebung für Dich erbeten. Der Himmel scheint versöhnt, darum folge gehorsam und ohne Frage. Bald folgen wir Deiner Spur, möge sie uns zum Frieden führen, wie ihn dieser Brave gefunden.“

Eugen stieß einen halblauten Freudenlaut hervor und trat zu dem Mädchen. Scheu blickte er auf den Todten, dann drückte er leise einen Kuß auf das reiche Haar des Mädchens und sie reichte ihm die Hand ohne aufzuschauen. Bald trug ihn das Pferd aus dem Gehöfte und über die Gränze der Trauerstätte.

Herr von Hartenstein beschäftigte sich jetzt zuerst mit der verlassenen Gustel. Um ihrem Schmerze ein kräftiges Heilmittel zu spenden, hielt er es für nöthig, ihr einen Theil des Geheimnisses anzuvertrauen, was ihr Leben bisher umschleiert gehalten. Mit stiller Ergebung, ohne wallende Aufregung hörte sie die wichtige Neuigkeit, dankbar warf sie sich an des Hauptmanns Brust, in kindlicher Hingebung ihm ihr Schicksal vertrauend, doch immer wieder von ihm zu der Leiche des geliebten Todten kehrend, und dem Wohlthäter ihre Thränen und ihre Schmerzensworte opfernd. Nach und

nach stellten sich jetzt auch die Nachbarn ein; zuerst die Weiber und Mädchen, dann auch die Männer, sie kamen einzeln, betrachteten schweigend die freundliche Leiche; Betroffenheit, Bedauern, Reue lag auf den Gesichtern; manche standen lange mit gefalteten Händen, manche gingen mit nassen Augen.

So verliefen einige Stunden, in denen der Hauptmann mit Hülfe des Kutschers seine Anordnungen traf, da trat der Vater des Markus mit seinen Söhnen in das Todeshaus.

„Mit Verlaub, mein Herr!“ sagte der Bauer seine Mütze nur wenig rückend, „eine Frage steht frei, wenn's eine Nothsache gilt.“

„Frage!“ antwortete der Hauptmann, von dem Brief aufsehend, den er eben zu schließen beschäftigt. „Der Kaspar ist bei Gott,“ fuhr der Bauer fort, „und wir als gute Nachbarn kommen, sich um seinen Nachlaß und sein Kind zu kümmern, wie es Pflicht ist. Wir haben dem Wachtmeister als dem Aeltesten den Respekt nicht verweigert, wie es in der Colonie Gebrauch ist. Jetzt trifft jedoch die Reihe mich, und ich bin da, zu thun, was recht ist, damit Niemanden Schaden geschehe. Die Weiber sprechen, der Herr packe ein und auf, als sei er in seinem Eigenthume, und wolle reisen und die Dirne mit sich fortnehmen. Nun fragen wir, woher nimmt Er das Recht dazu, und was geht ihm das Kind an, das zur Colonie gehört und in ihr aufwuchs?“

„Könnet Ihr lesen?“ fragte der Hauptmann. „Da

hmet dieses Blatt, was der Verstorbene in letzter
acht geschrieben. Es ist eine Vollmacht, die Euch
et, warum ich solch Recht habe, warum ich hier
n darf, was ich für gut finde, und weßhalb Ihr Euch
nichts zu mischen habt, als etwa mir einen Boten
besorgen, der für guten Lohn einen Brief zum Ge-
t trägt, welcher den rechten Mann herbei rufen wird,
t dem ich mich vor unserer Abreise zu verständigen
te."

„Unsere Abreise sagte der Herr?" fiel Markus
ig ihm in's Wort. „Also will man die Gustel mit-
eppen? Das möchte ihm so leicht nicht werden,
n der Herr den Wunsch hegt, gesunde Knochen mit
die Reise zu nehmen."

„Das Papier ist ein Wisch, ohne Siegel und ohne
tar und Gerichtskräftigung, und gilt nirgends:" sagte
alte Bauer hämisch. „Meinet der Herr, wir ver-
nden nichts von dergleichen, und er könnte uns gleich
nmen Tölpeln über's Ohr fahren? Nach Verabredung
Gebrauch in der Colonie ist der Aelteste Vormund
Waisen eines Nachbars, und kein hergelaufener,
vom Himmel herunter gefallener Fremdling kann
von solchem Platze vertreiben. Stirbt ein Nachbar
tes, so gehört sein Nachlaß der Colonie zu gleichen
rilen. Ob nun der Herr Kaspar und sein Nachge-
benes in solchem Falle, wird das Gericht entscheiden
ssen, denn wenn der Herr gestern sein zugehört, so
ß er wissen, daß über die Vasallschaft der Gustel
rlei Zweifel obwalten, und sie ihr Ahnrecht absonder-

lich zu beweisen hat. Doch darf der Herr nicht Sorge tragen um das Kind; wir sind gute Christen, werden ihr Gut verwalten treu und sorgsam, bis das Gericht den Spruch gethan, und sollte ihr nichts zufallen, so wird sie nicht verstoßen sein: sie gehört zu uns, ist rüstig und gesund, und mein Markus ist immer noch bereit, trotz dem Schimpfe, der ihm von dem Alten wiederfahren, sie zu nehmen und sie soll gute Blutsfreunde an uns finden, und vielleicht bessere und ächtere, als ihr bisher der Himmel beschieden."

„Genug, Ihr Unverschämten," fuhr der Hauptmann empor, „sparet Euer Geschwätz, und befleckt mit Eurer Habgier und niedrigen Beschimpfung nicht länger das Haus eines Redlichen, und die ehrwürdige Leiche in jener Kammer, die kaum erkaltet ist. Hinaus, sage ich nochmals, und erwartet in Eurer Spelunke den Bescheid, der Euch werden soll. So lange ich da bin, soll keine Eurer frechen Hände sich an das Erbe dieser lieben Waise legen, sie soll nicht Eure Magd werden, nicht ihr Herz brechen sehen in solcher verhaßten Gesellschaft. Sie selbst wird bestimmen über ihr Loos, sie selbst wird bestimmen, ob und wann sie mir folgen will, mir dem Fremdlinge, dem aber der Wille Eures Wohlthäters heiliger ist als Euch Undankbaren."

„Hoho!" spottete der Markus. „Viel Geschrei und wenig Wolle. Meint Er uns einzuschüchtern mit hochfahrenden Worten? So höre Er denn in gutem Deutsch: Er geht hinaus und zieht seines Weges binnen einer Viertelstunde, und das Mädchen geht sogleich in das

Vaters Schutz, und will Er nicht, so wird man ihm des Zimmermanns Loch ohne Umstände zeigen.“

Der Hauptmann griff im höchsten Zorne nach der Sattelpistole des Wachtmeisters, der Soldat zog aber zugleich sein Seitengewehr, und schien entschlossen sich auf den Gegner zu werfen, da fühlte er sich fest am Arme gepackt, und hinter ihm stand Fritz Möring, der Landdragoner, der schon gestern in der Colonie Ruhe gestiftet.

„Ist der Störenfried schon wieder im Sattel?“ fragte er spöttisch. „Ei, Kamerad, es thut Dir große Noth, durch stilles Logis und magere Kost Dein Blut abzukühlen.“

„Fort die Hand von meiner Schulter!“ tobte der Soldat. „Das ist des Königs Rock, und wer darin steckt hat nichts mit der Polizeigarde zu schaffen.“

„Es kommen Leute, die werden Euch darüber Bescheid geben;“ erwiederte der Dragoner mit kalter Ruhe, doch ohne den Arm los zu lassen. Aller Blicke folgten dem seinigen zum Fenster, wo ein ungewöhnliches Geräusch die Aufmerksamkeit anzog, und der trotzige Markus verlor plötzlich die Gesichtsfarbe, und ließ die gehobene Hand mit dem Säbel sinken, als hätte ein electrischer Schlag seine Nerven total gelähmt. Außen stieg ein junger, fein und dunkel gekleideter Mann aus einem Kabriolet und noch zwei der blauen Dragoner saßen ab.

„Nur hier herein, Herr Assessor! Ich meine, wir haben unsern Mann!“ tönte des Mörings Trompetenstimme den Ankommenden entgegen. Der Assessor grüßte artig, betrachtete durch seine silbergefaßte Brille die

Gesellschaft, schauete einige Augenblicke lang in ein Papier, das bis da seine Brusttasche verwahrte, und fragte dann höchst freundlich: „Markus Feil, nicht wahr? Fünf und zwanzig Jahr? Stellvertreter gewesen, im Frühjahre beurlaubt, damals schon einige Wochen hier sich aufgehalten, doch sich bald wieder absentirt?“

„Alles Recht, Herr Assessor;“ antwortete der Soldat, seinen Muth wieder zusammen suchend; „nur weiß ich nicht, warum deßhalb der Korporal mich so unverschämt am Aermel zu halten hat.“

„Fassen Sie den guten Mann sauber, Möring; thun Sie seiner zarten Natur ja nicht weh!“ lächelte gefällig der junge Gerichtsmann. „Alles im Recht, nichts drüber! Das Signalement paßt völlig; führen Sie den guten Markus Feil dahin, wo man sich so heftig sehnet, ihn wieder zu sehen.“

„Gebunden, Herr Assessor? Den Strick am Steigbügel?“ fragte der Dragoner.

„Nach Eurer Vorschrift, mein Freund, und wie es der Fall erheischt, antwortete so mild und gemüthlich der Assessor, als wenn er die Figuren eines Gesellschaftstanzes anordnete, und als der Soldat zu Einreden und Beschwerden den Mund öffnete, setzte er mit gleichem Tone hinzu: „Verschwendet Eure Redensarten nicht, mein Guter. Man wird Euch baldigst eine Gelegenheit geben, sie hören zu lassen, und die Ausführlichkeit derselben dann besonders willkommen und lobenswerth finden.“

Markus ward abgeführt, seine Verwandten schlichen kopfhängend und eingeschüchtert ihm nach, und der Hauptmann, welcher während des unerwarteten Auftritts mit dem zagenden Mädchen manchen Blick gewechselt, in dem sich ihre Gedanken, ihre Sorgen um einen lieben Flüchtling begegneten, wagte eine Frage an die höfliche Gerichtsperson. Ernst und streng antwortete jetzt der Assessor: „Lügen die Angaben nicht und ist dieses [illegible]ngen Militairs Tornister nicht bis zum Rande mit tüchtigen Defensionsmitteln gefüllt, so möchte er so bald seine Heimath nicht wieder begrüßen. Ein junger Kamerad von ihm wurde vermißt, der mit ihm zugleich auf Urlaub gegangen, mit ihm dieselbe Reiseroute gemacht. Man fand ihn in einem Holze an der Straße getödtet und ausgeplündert. Der Verdacht ist schwer, die Anzeigen sind schlagend; der Defensor wird einen schwierigern Posten haben als der Auditeur."

Mit erleichtertem Herzen besprach sich jetzt der Hauptmann mit dem zu bester Zeit ihm begegneten Gerichtsherrn, und Beide verständigten sich schnell. Mit Rührung und Ehrfurcht standen sie später an dem Leichenbett des Wachtmeisters, und der Assessor versprach, den alten Soldaten mit den Ehren zur Ruhe bringen zu lassen, die ihm gebührten.

Der Reisewagen stand bereit, noch einmal rief Korporal Möring sämmtliche Colonisten zusammen, und Alle traten heran, den Vater des schon abgeführten Markus ausgenommen.

„Ihr habt meine Anwesenheit unter Euch feindselig

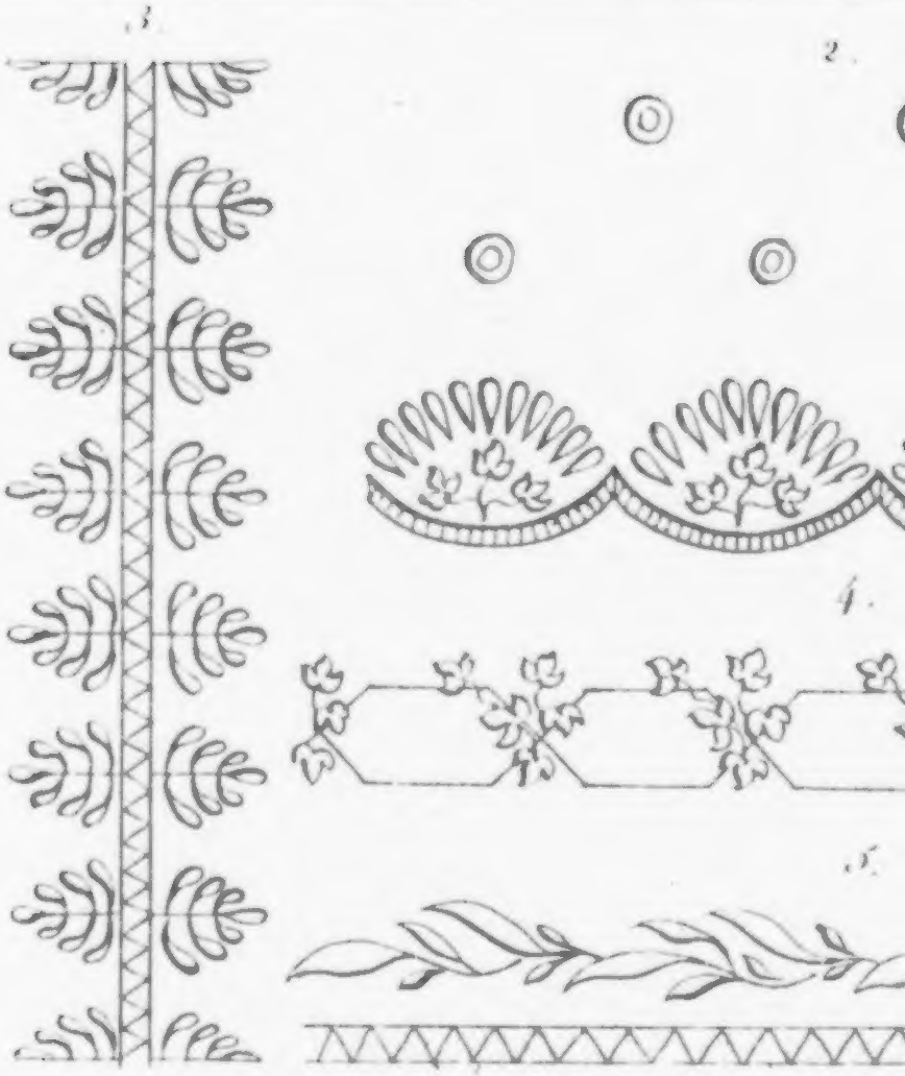
3.
2.
4.
5.

betrachtet," ſagte Herr von Hartenſtein zu den Horchenden, „habt mich nicht ſo gaſtlich behandelt wie Euer redlicher Senior, dem ich in beſonderer Schickſalsfügung das müde Auge zudrücken mußte; und doch werdet Ihr vielleicht die kurze Zeit meines Wandels unter Euch ſegnen, wenn Eure Herzen nicht ganz der Dankbarkeit verſchloſſen ſind. Ich entführe Euch einen Schatz, dieſes liebe Mädchen, doch ſollet Ihr der Guſtel in Liebe gedenken, wenn ſie auch fern iſt. Sprich, mein Kind; ſammle feurige Kohlen auf die Häupter, die Dir und Deinem Pfleger in den letzten Stunden über Maaß weh gethan."

„Ich kann nicht reden;" ſchluchzte das Mädchen an ſeiner Schulter; „ſprich Du für mich, mein lieber Ohm!"

„So höret denn, Ihr Alle, die Ihr uns ſo liebloſ und mit finſtern, gehäſſigen Blicken anſchauet. Mit Neid und Mißgunſt habt Ihr die Wirthſchaft Eures ehrwürdigen Oberhauptes betrachtet, habt ſeinen Rath oft verſchmäht, ſeine väterliche Sorgfalt um Euch nicht anerkannt, habt kein Beiſpiel genommen an ſeinem Fleiße, ſeiner Redlichkeit, das Euch der Himmel doch ſo dicht vor die Augen geſtellt, und mit reichem Segen beſchenkt, um Euch zur Nachfolge zu wecken. Was die Eintracht werth und der Friede, ohne welche nichts auf Erden gedeiht, und die Keinem ſo nöthig als gerade Euch in dieſer menſchenleeren Wüſte, habt Ihr nicht erkennen wollen. Wer den Frieden ſtört, ſei es im Haus oder Land, ſei's zwiſchen Zweien oder Tauſenden

ist gleich dem Kirchenschänder und tastet an das Heiligste der Menschen. Der unsichtbare Richter mußte Euch deßhalb hart anfassen und aufrütteln, damit die Erkenntniß komme. Der Spötter und Friedensfeind ward aus Eurer Mitte gerissen und ging seiner Strafe entgegen. Im kleinen Hause liegt Euer Aller Vater und Ihr habt ihn verloren, vielleicht früher als sein Lebensziel bestimmt gewesen, verloren durch Eure Schuld. Ihr werdet knieen an seinem Sarge in Scham und Reue, aber ihn nicht wieder erwecken. Sein Nachlaß gehört diesem Mädchen durch Recht und Gesetz, aber sie entsaget ihrem Erbe zu Eurem Gunsten. Dieses bequeme Haus soll Augustens Milchschwester bewohnen, sobald sie ihrem Verlobten angetraut worden; der übrige Nachlaß des Greises gehöre Euch Allen zu gleichen Theilen. Wir nehmen nichts mit als des wackern Reiters getreuen Säbel und dieses Kästchen, das den Brautschatz seines Pflegekindes enthält; doch auch dafür giebt die Gustel Ersatz, denn den beiden Bräuten der Colonie wird dieser achtbare Herr an ihrem Hochzeitstage ein goldenes Sümmchen in die Brauttasel legen, reicher als irgend eine Mitgift in dieser Haide, bestimmt, das Andenken Eurer Gespielin bei Euch zu erhalten. Benutzt es mit Umsicht, bleibt einträchtig, und bedenkt, daß Gottes Auge jeden Winkel seiner Erde bewacht, und überall Fleiß und Redlichkeit zu lohnen, aber auch Untreue und schlechten Sinn zu strafen weiß. Und so: Gott mit Euch! Vergesset nicht die Tage, wo der Fremde in Eure Haide kam, vergesset nicht den Grabhügel des alten Wachtmeisters!"

Die Männer ſtanden ſtumm und betroffen, die Weiber umdrängten abbittend, klagend und dankend das Mädchen. Bald rollte der Wagen über die Kieſelſtraße dahin auf nimmer Wiederkommen, doch als ſie den voraus gerittenen Freund eingeholt, milderte ſich die ſchmerzliche Spannung im Gemüth der ſchönen Guſtel; aber auch im bequemen, ſorgenloſen Leben, das ihnen ihr edler Schirmherr in den reichen Fluren jenſeits des Elbſtromes aufthat, vergaßen Alle nie die Tage in der Haide, und die für ſie ſo wichtigen Abentheuer, welche jene kurze, aber gehaltreiche Zeit umſchloſſen hatte.

Fragmente
aus dem Tagebuche einer Fürſtin,

mitgetheilt von

Wilhelm von Lüdemann.

Im Jahre 1760 erſchien in der Geſchäftsſtube des Buchhändlers Nothomb zu Brüſſel eine bejahrte, aber noch rüſtige Dame, die ihrer Frömmigkeit und ihrer Wohlthätigkeit wegen allgemein bekannt war, und die man Madame d'Aubant nannte. Sie verlangte den Herrn der Handlung zu ſprechen. Herr Nothomb erſchien und führte ſie höflich in ſein Kabinet. Hier nahm die Dame in einiger Aufregung auf dem Divan Platz, und begann, indem ſie eine ſtarke Papierrolle hervorzog, ein langes Geſpräch mit Herrn Nothomb.

„Ich bin eine geborne Fürſtin, begann ſie; mit einem Wort: ich bin die ſeit 45 Jahren von meinen Verwandten als todt betrauerte Tante Ihrer Kaiſerin. Dies Geheimniß, das ich mit in mein Grab zu nehmen hoffte, zwingt mich die Noth, einem Ehrenmanne, wie Sie ſind, zu entdecken. Zu allen Zeiten hat das Schickſal

sich gefallen, einzelne Hochgestellte zu erniedrigen und durch ungewöhnliche Bedrängnisse des Lebens zu versuchen und zu läutern. In keinem Fall hat es mehr Dank geerntet, als in dem meinen: ich nahm die Verwandlung, welche mich von einem Thron — dem größten in Europa — entfernte, wie eine Gunst aus seiner Hand hin, und habe sie ein Menschenalter hindurch, als eine solche betrachtet. Habe ich gefehlt, so hat ein langes, und ich darf wohl sagen ein tugendhaftes Leben, diesen Fehler meiner Jugend gut gemacht."

Herr Rothomb starrte die alte, würdige Dame an, und wußte nicht, wie er seine Anrede beginnen sollte. Er stotterte einige Worte von „Hoheit — ungeahntem Incognito" — doch die Dame unterbrach ihn: „Ich beschwöre Sie, Herr Rothomb, verschonen Sie mich mit den Erinnerungen eines Standes, dem ich einst angehörte und dessen Leiden die Welt wenig kennt. — Verrathen Sie mich nicht, dies ist die einzige Bedingung meines Vertrauens. Nach meinem Tode mag die Welt erfahren, wer ich war; nicht früher und nicht eher, als 50 Jahre nach meinem Tode. Zu diesem Ende mache ich Sie zum Depositair dieser Blätter. Die Aufschrift verpflichtet Sie, die Siegel, welche sie verschließen, von heute an funfzig Jahre lang achten zu lassen. Dann mögen Sie oder Ihre Erben, oder wer es der Mühe werth findet, die Lebenserfahrungen, welche sie enthalten, die seltsamen Geschicke, die sie erzählen, der Neugier der Welt preis geben. Ich habe nichts dagegen. Geloben Sie mir das?

Herr Rothomb versprach es. — Die Dame übergab ihm hierauf ein wohlversiegeltes Paquet. Nachdem er dies Vermächtniß empfangen hatte, bat sie mit fester Stimme um einen Vorschuß von 400 Gulden, die sie, da ihre Rente ausgeblieben sei, für eine verlassene Familie nöthig habe. Herr Rothomb kannte ihre Wohlthätigkeit; er gerieth in Verlegenheit. Zweifelnd, mit wem er es eigentlich zu thun habe, eingeschüchtert von der Würde, dem Ruf der alten Dame, und vor allen Dingen, von dem festen Tone, mit dem sie ihr Anliegen vortrug, blickte er die hohe Bittstellerin an. Diese erhob sich und wollte gehen. Er bat sie, einen Augenblick zu verweilen, trat zu seinem Büreau und reichte ihr die geforderte Summe. Sie nahm sie und ging.

In demselben Jahre im Spätherbst begrub man in Brüssel Madame d'Aubant; an ihrem Todestage empfing Herr Rothomb ein Billet, mit zitternder Hand geschrieben, worin ein Bankzettel von 400 Gulden eingeschlagen war. In wenigen Zeilen ward ihm Dank gesagt, und er an sein Gelübde, wegen des Manuscripts, erinnert.

Unerachtet einer sehr verzeihlichen Neugier hielt Herr Rothomb es treulich. Die Unruhen der französischen Invasion ergriffen sein Haus — er starb und hinterließ eine verwirrene Erbschaft, einen Banquerout. Das Convolut verschwand. Als es wieder gefunden wurde, waren nicht funfzig sondern dreiundsiebzig Jahre verstrichen. Man öffnete die Siegel, da die Aufschrift

ein Recht dazu gab, und die nachfolgenden Fragmente sind einige Blätter aus dieſem Paquet.

Torgau, den 23. Oktober 1711.

Seit zwei Tagen erwarte ich den Czaaren und den Prinzen, deſſen Hofſtaat mich hier in Empfang nahm. Der Großfürſt ſoll ein ſchöner Mann ſein; ich fürchte er iſt zu jung für mich, da er kaum einundzwanzig Jahr vollendet hat. Niemand ſagt mir, ob er mich liebe, ob er mit Widerwillen auf dieſe Verbindung ſieht; aber ich kann mich einer Ahnung nicht erwehren, da er die Braut warten läßt. Man erzählt Handlungen des Muths und ritterlicher Kühnheit von ihm. Das iſt es, was wir Frauen lieben; Gott gebe, daß er muthig ſei, ohne wild zu ſein; denn meine Sanftmuth iſt wenig geſchickt, der Wildheit Zügel anzulegen.

Mit welchen Gefühlen habe ich mein ſtilles Braunſchweig verlaſſen? Mit welchen Gefühlen ſcheide ich von Deutſchland? Mit welchen Gefühlen erwarte ich meinen unbekannten Bräutigam; Braunſchweig und Moskau — wo ſoll ich die Vermittelung finden? Ich wollte ich wäre eines Bürgers Tochter und dürfte in Deutſchland bleiben! — Ich wollte, ich gehörte den Ständen an, die keine Ahnung davon haben, auf wie viele Dinge eine Fürſtentochter Verzicht leiſten muß. Was hilft mir das Blut der Welfen, was nützt mir die Ausſicht auf einen Kaiſerthron, wenn ich nicht glücklich bin? Was ſagt mir der Schwarm, wenn ich mich einſam fühle? Was gilt mir der Glanz, wenn ich

nach der Stille Verlangen trage? — Nicht einmal eine Wohlthat, eine echte, wahre Wohlthat, kann ich mit eigenen Händen thun, und die fremden Hände fangen mir den süßesten Dank weg! Ich wollte ich wäre eines Bürgers Tochter! Was soll ich erwarten? Jede Braut kennt doch wenigstens das Portrait ihres Bräutigams; ich nicht — so schnell, so überraschend ist Alles gekommen. —

Den 24. October.

Der Prinz ist endlich da. Ein großer, schöner Mann! — Ob ich ihn werde lieben können? Er ist mein Bräutigam und die Gewohnheit thut viel. Er soll einige seltene Kenntnisse besitzen, und in seinem Hofstaat den Wunderarzt mit Glück machen, so jung er auch ist. Deutsch versteht er wenig und französisch spricht er noch schlechter, als ich. Unsre Unterhaltung war nicht sehr lebhaft, und wird vielleicht nie sehr geistreich werden. Die Gräfin Königsmarck aber hoffe ich mir zur Freundin zu machen, wenn sie erst aufhören wird, mich „Kaiserliche Hoheit" zu nennen. — Der Czaar ist in der That ein bewunderungswürdiger Mann, ein Riese seines Geschlechts und dabei so sanft, daß er mich mehrmals am Tage zu sich empor hebt, mich sein Töchterchen nennt und mir Lehren giebt. Katharine ist eine schöne, sanfte Frau, scheinbar ohne allen Ehrgeiz und ohne Gefühl ihres Einflusses. Die Art, wie sie alle die unglaublichen Veränderungen ihres Standes trägt, zeugt für ihren seltenen Verstand. In den sanftesten Tönen spricht sie stets sehr entschlossene Gedanken

aus; man ſieht ihr den Muth an, mit dem ſie den Czaar am Pruth aus türkiſcher Gefangenſchaft rettete und zugleich die unbeſiegliche Milde, die ihren heftigen Gemahl von ſo mancher Uebereilung zurück hält. Man muß ſie lieben, dieſe ſeltene Frau, denn ſelbſt indem ſie mich liebkoſt, ſcheint ſie ſich zu mir herabzulaſſen.

Der Prinz iſt ſchlank; ſein kleines blaues Auge blitzt; ſein Mund iſt hübſch, ſeine Naſe iſt klein und platt, und ſeine Stirn hoch und kahl. Lächeln kann er nicht, wenigſtens redete er mich mit ſo ſteifen Geſichtszügen an, und rückte und drückte an den Worten umher, als er mich ſeine „chère épouse“ nannte, daß ich aus einer Verlegenheit in die andere fiel. Zärtlich iſt er nicht; doch das haben die Männer nicht nöthig, um liebenswürdig zu ſein. Gegen ſeine Umgebung fand ich ihn rauh. Es iſt kein ſonderliches Zeichen, daß man ihn fürchtet, und doch hinter ihm her redet.

Den 25. October.

Heute Morgen war mein Verlobungs-, heute Abend iſt mein Hochzeitstag. Wenn ich an die lärmenden Hochzeiten unſrer Bürgerfamilien denke, oder an das glänzende Feſt meiner älteſten Schweſter, der Kaiſerin; ſo ſcheint mir meine Hochzeit recht traurig und ärmlich. Vielleicht wird dies in Moskau nachgeholt, wie mir die Gräfin verſichert. Ich fürchte mich ſchon recht davor. O, Niemand würde uns Fürſtentöchter beneiden, wenn man wüßte, wie wenig nach unſerm Gefallen geſchieht, und wie ſehr wir faſt immer die Sclaven von

Sclaven ſind! Das „Wiſſen“ finde ich überhaupt, iſt doch die beſte Schutzwehr gegen den Neid!

Den 27. October.

Vorgeſtern morgen erſchien der Prinz mit ſeinem Gefolge, in meinem beſcheidnen Cabinet. Er war in der Uniform ſeines Dragonerregiments, die ihm recht gut ſtand, und kündigte mir an, daß heute der von ſeinem Vater beſtimmte Tag, und alles zu der „Feierlichkeit“ bereit ſei. Weiter ſagte er nichts, ſei es, daß ihm der Ausdruck fehlte, oder daß die Zärtlichkeit wirklich in ſeiner Seele keinen Platz habe. Ich fühlte nur, daß heute der Tag ſei, der mich auf immer von meinem Vaterlande und von meinen Lieben trenne; daß ich nach Oſten ziehen müſſe und keiner der Meinigen, nicht einmal meine liebe Lichting oder meine gute Amme, nicht einmal mein treuer, alter Kammerdiener mich begleiten wird; denn von heute an treten die Ruſſen den Dienſt bei mir an.

Ich weiß es der guten Katharine Dank, daß ſie mir wenigſtens die Königsmarck zugeordnet hat. Alle übrigen ſind mir jetzt noch fremd, und werden es wohl immer bleiben. Die Gräfin aber iſt eine außerordentliche Frau, von bewunderungswürdigem Geiſte. Sie ſpricht deutſch, ſchwediſch, franzöſiſch, italieniſch, engliſch, lateiniſch und ruſſiſch, ſpielt die Laute und die Gamba zum Entzücken, ſingt und componirt, dichtet in drei Sprachen, malt wie Correggio, kennt die Geſchichte aller Staaten und Höfe und iſt dabei die liebenswür-

digste, witzigste, anspruchsloseste Gesellschafterin. Der König von Polen begegnet ihr, ungeachtet ihrer Trennung, mit der Huldigung, die einer Königin gebührt. Sie aber ist so bescheiden, als wenn sie ihre Macht und ihr Vermögen gar nicht fühlte. Anmaßend sind doch regelmäßig nur die Unwürdigen; der wahre Werth erkennt stets den Höhern.

Der Großfürst war in großen Reiterstiefeln, mit denen er mich alle Augenblicke trat. Er entschuldigte sich kaum, wenn er mir wehe that. Von der griechischen Rede des Popen verstand ich natürlich nichts, so schön sein Gesang auch war. Bei der Rede des deutschen Pastors gab der Großfürst starke Zeichen der Ungeduld. War es eine liebende Ungeduld? Ach — ich wage es kaum zu glauben! — Nach der Ceremonie erschien der Czaar, der sich inzwischen mit Leibnitz eingeschlossen hatte, hob mich wieder zu sich empor und sagte mir halb in's Ohr: „Sei was Du sein willst, ganz!" diese Worte werden lange bei mir nachklingen. Gestern war mein Lendemain. Der Prinz war am Morgen recht zärtlich — ich habe ihm unrecht gethan. Er kann es sein und er ist es, ein schöner liebenswürdiger Mann, wenn ihm auch die Anmuth fehlt. Bei Tafel umarmte er mich mehreremal. Seine Umgebung legt ihm wenig Zwang auf, selbst die seines Czaaren und Vaters. Am Abend sah ich ihn nicht — er ließ sich entschuldigen. Heute morgen war er, ich glaube in Folge eines Rausches, verstimmt. Wir reisen morgen früh ab, und ach, ich lasse alle die Meinigen zurück, sogar meine

ute Amme. Nicht einmal meinen Namen habe ich halten dürfen: man hat mich Sophie umgetauft. ie Königsmarck bedauerte mich, aber sie verwies mich uf ein Reichsgesetz, und nach vielen vergeblichen Bitten ußte ich gehorchen. „Wenn ich Czaarin sei, hieß es, nne ich sie kommen lassen.“ Der Czaar und seine emahlin werden uns in Entfernung einer Tagereise lgen.

Königsberg, den 23. November.

Die Reise geht langsam, und ich mache sie zum heil in Gesellschaft des Großfürsten. Alexis steigt öfters i mir ein. Er findet viel an mir zu tadeln, und t mir einmal gesagt, ich sei zu klein für ihn. Das t mich verwundet. Nicht einmal meine Gestalt, die iele hübsch nannten, gefällt ihm; von meinem Geist, einer Seele ist gar nicht die Rede. Meine Bescheidenheit findet er lächerlich, meine Art mit den Leuten nzugehen, unwürdig. Ich bat einmal für einen iener, der etwas Geringes vergessen hatte, und den strafen ließ. O, diese russischen Strafen sind so hart d dies Volk ist so gleichgültig dagegen! Ich werde e wieder bitten. — Der Czaar bleibt hier zurück, ährend wir weiter reisen. Ich verliere ihn ungern s dem Auge, das sich an dem Anblick des großen, waltigen Mannes erfreut. Und dann scheint meine egenwart doch auch ein Zügel für Alexis zu sein.

Wilna, den 1. December.

Ein fürchterliches Schauspiel ist es, den Prinzen im rn zu sehen. Möchte ich lieber erblinden, als noch

einmal Zeugin eines ſolchen Ausbruchs zu ſein! Er iſt völlig thieriſch. Er beißt, er tritt den Gegenſtand ſeines Zorns, Menſch oder Sache, mit Füßen, er ſchäumt, und kennt ſich ſelbſt nicht mehr. Weh mir, richtete dieſe Raſerei ſich einmal wider mich! — Sein Vater iſt auch zornig und heftig, aber wie ſanft, menſchlich und mild iſt er auch wieder! Er iſt ein Mann wie ich keinen zweiten kenne. Wenn er auftritt, ſo ſcheint der Erdkreis zu beben, und wenn er in einer heftigen Bewegung ſeine Dubina ſchwingt, ſo zagen ſelbſt die muthigſten Männer, wie Münnich und Scheremetiew.

Die Huldigungen der Beamten, der Großen, des Hofſtaats, und was uns an der Grenze entgegen kam, ſind mir entſetzlich. Ich athme nur frei in der großen Natur. Der Prinz behandelt alle dieſe Leute ſchlimmer denn Sklaven. Er ſchlägt, die ihm mißfallen gerade zu. Ich lerne Rußland allmälig kennen. O, welch ein Land! Wie ungleich meinem lieben Vaterlande! Welch ein Volk? Verſchmitzt, ſinnreich und doch ohne Gefühl von Männerwerth; muthvoll und doch feig; ſanft und doch wild. Und das Land ſo flach und ſo wild, wie das Volk. — Je mehr ich mich dem Ziele meiner Reiſe nähere, je ängſtlicher wird mir zu Sinne. Wie viel Land liegt nun ſchon hinter mir! Das Betrübteſte aber iſt mir, daß der Prinz keinen ſeiner Verwandten liebt. Den Czaar haßt er, und zeigt ſeinen Haß, jetzt da wir ihn verlaſſen haben, unverholen. Seine Stiefmutter verabſcheut er, und wüthet bei dem Gedanken, daß ſein Vater ſie zur Czaarin erklären könnte. Ihre Kinder ſind

ihm ein Gräuel, und von seiner Mutter will er nichts wissen, weil sie sich geduldig nach Susdal hat verbannen lassen. Der Czaar soll ihn, wiewohl in beständigem Streit mit ihm, doch lieben, und ich habe bemerkt, daß er ihn oft mit Blicken einer erzürnten Liebe betrachtet. Er spricht nie über ihn; nur einmal sagte er mir: ich solle sein Herz zu verwandeln suchen; sein Verstand sei gut, den habe er von seiner Mutter. —

Moskau, den 22. December.

Heute sind wir in den Kreml eingezogen und Fest folgt nun auf Fest, obgleich die Nachfeier meiner Hochzeit bis zur Rückkehr des Czaaren verschoben ist. Ich glaube mich in Asien, Moskau ist, wie ich mir Bagdad dachte, als ich „Tausend und eine Nacht" las. Dies Weihnachtsfest ist ein arabisches Fest und Aleris ist — mein Sultan. Ich sehe das Reich der Umgestaltung um mich her; alles ist mitten im Bewegen und selbst an diesem Ort, den der Czaar nicht leiden kann und den er aufgegeben hat, ist nichts an seiner alten Stelle geblieben. Wie muß das erst in seinem geliebten Petersburg aussehen!

Ich habe in Treykoi die Mutter meines Gemahls, Helena, gesehn. Eine sanfte, verständige Frau, die mir an den Ränken unschuldig zu sein scheint, die in ihrem Namen geschmiedet wurden. Der Czaar, wiewohl von ihr getrennt, erweißt ihr viel Achtung, und sie selbst nennt Katharinen seinen Schutzgeist.

Den 1. Januar.

Heute mußte ich abermals Zeuge sein, wie sehr

der Zorn meinen Gemahl entmenſcht, und was ſchlimmer iſt, ich ſelbſt war die unſchuldige Urheberin dieſes Schauſpiels. Beim Austritt aus meinem Zimmer hatte ich eins meiner Armbänder, das ſich aus dem Schloß gelößt hatte, verloren; es war ein Geſchenk des Prinzen. Der junge Graf Mons fand es, und galant, wie er iſt, brachte er es mir nach, und da er mich eben in dem großen Corridor erreichte, kniete er vor mir nieder, und überreichte mir das verlorne Bracelet. In dieſem Augenblick trat der Prinz aus ſeinem Gemach, ſah Mons in ſeiner ſeltſamen Stellung und ſtürzte auf ihn zu. Er ſtieß ihn vor die Bruſt, daß er umſank, riß das Armband aus ſeiner Hand und zertrat es mit einem Tritt in hundert Trümmer. Nicht zufrieden damit, ſchwor er Mons Rache zu, befahl mir mein Zimmer nicht zu verlaſſen, jagte die Kammerfrau, welche mir das Armband umgelegt hatte, aus dem Dienſt, und ließ ſelbſt die Wachen, welche auf dem Corridor unfreiwillige Zeugen dieſes Auftritts geweſen waren, unter meinen Fenſtern mit Knutenhieben beſtrafen, ſo daß ich die Wehklagen der Armen mit anhören mußte. Alle meine Bemühungen, ihn zu beſänftigen, waren umſonſt. — Ob ich nur Feinde und Verläumder bei ihm habe? Seine große Kälte gegen mich läßt mich das faſt fürchten!

Den 16. Januar.

Helena iſt leider nach Susdal zurück gekehrt und Alexis, der mir ſeine letzte Heftigkeit abgebeten hatte, hat mich nun plötzlich und faſt ohne Abſchied verlaſſen, um auf ſein Schloß zu Preobraſchenskoi zu gehen. Man

ſagt mir, er werde vor der Rückkehr des Czaaren nicht nach Moskau kommen. Warum, weiß ich nicht!

Die Feſtlichkeiten ſind vorüber, und um mich her iſt es nun ſtill und es wäre oft einſam, wenn meine theure Königsmarck nicht bei mir wäre. Die Feſte gefielen mir nicht; die rohe Verſpottung der Andersdenkenden in dem Feſte der Wahl des Afterpabſtes mißfiel mir ſogar im höchſten Grade, wiewohl der Hof ſich ſehr daran erfreute und der Czaar es erfunden hat. Ich fühle mich tagelang oft ſehr unwohl. Alles iſt ſo fremd um mich her; ich verſtehe nicht einmal die Sprache, die um mich her ertönt, und leſe auf jedem Geſicht Verlegenheit, wenn man mit mir ſpricht. Die Mutter Helena allein verſtand mich, nächſt meiner Königsmarck und dem treuen Mons. Alle übrige muß ich errathen.

Den 1. Februar.

Die Gräfin ſieht mich oft mit tief bekümmerten Blicken traurig an; aber ſie ſagt mir nichts. Aleris kommt nicht und ſchreibt auch nicht — ich fühle, daß ich ihm gleichgültig bin, und man fängt an, trotz meines Verbots, mir entſetzliche Geſchichten von ſeinen Ausſchweifungen in Preobraſchenskoi zu erzählen. Schafirow iſt ſein Vertrauter und ſoll die Anſchläge machen. Mein Herz verſagt dem Gehörten Glauben, ſo entſetzlich iſt es!

Den 18. Februar.

Heute traf der Czaar ganz unerwartet ein, und morgen iſt, wie ich höre, die feierliche Proklamation

seiner Gemahlin zur Czaarin von Rußland. Neue Feste, die mich nicht erfreuen werden! Ein seltsames, unbekanntes Uebelbefinden stört oft meine Nachtruhe.

Den 19. Februar.

Eben so unerwartet, wie der Czaar, erschien heute Aleris in meinem Kabinet. Ich lag im Bett. Er sprühte Feuer und Flammen, wahrscheinlich über den Entschluß seines Vaters, das heutige Fest und den väterlichen Befehl, demselben beizuwohnen. Sein Zorn suchte nach Vorwürfen gegen mich — er überschüttete mich damit und weshalb? Weil ich ihm nicht nach Preobraschenskoi gefolgt sei. Das ist hart; denn er hatte mich ja verlassen und sogar meine Equipagen weggeschickt, so daß ich nicht folgen konnte. Ich weinte und erstickte fast in meinen Kissen. Aber sein Zorn ließ sich nicht erweichen. Er tobte und schwur, daß er mich nach diesem Zeichen von Lieblosigkeit nicht mehr als seine Gattin betrachte. Ja, er drückte die Kissen wüthend über mich zusammen und verließ das Kabinet. Später hörte ich, daß er Moskau spornstreichs verlassen und dem Czaaren durch Mons habe melden lassen: er liege krank in Preobraschenskoi. Man soll ihm hinterbracht haben, der Befehl, in Moskau zu erscheinen, sei mein Werk, ich habe ihn bei dem Czaar ausgewirkt. Jetzt zittere ich vor dem Unwillen des Czaaren, wenn Aleris bei dem heutigen Feste fehlt!

Den 20. Februar.

Der Großfürst ist gestern nicht erschienen. Der Czaar war wüthend, als Mons ihm die Meldung

brachte. Er ſchlug ihn mit ſeiner Dubina, und erließ ſogleich einen Befehl, der den Prinzen für ein Jahr lang auf vierzig Werſte von der Hauptſtadt verbannt. Vielleicht hat Alexis dies eben gewünſcht. Denn ohne mich wieder zu ſehen, ohne mein Billet zu öffnen, iſt er ſogleich bei Empfang dieſes Befehls nach ſeinem Luſtſchloß Streſina bei Charkow abgereiſt. Der Himmel weiß, ob und wann ich ihn wiederſehen werde!

So wohnte ich denn dem Vermählungsfeſt des geſtrigen Tages als Wittwe bei, und ſah ſeinen Glanz und ſeine Rohheiten mit feuchten Augen an. Welche verlaſſene Lage? Der Czaar liebt mich, Katharine ſchmeichelt mir und nennt mich ihr liebes Töchterchen; aber mein Gemahl hat mich verlaſſen, und — es iſt kein Zweifel — er haßt mich. Wenn ich dem Czaar die erfahrenen Beleidigungen klagte, oder wenn er ſie durch Andere erführe, ſo wäre alles verloren. Ich fürchte, es flöße Blut um meinetwillen, und an eine Ausſöhnung mit Alexis wäre gar nicht mehr zu denken. O, dieſe wilden Männer! So ſehe ich mich denn genöthigt, ſelbſt meine Thränen zu verbergen, heiter zu ſcheinen, und Alexis zu entſchuldigen, während mein Herz faſt erſticken will.

Der Czaar war ſehr zufrieden mit mir. Der große Mann fand mich völlig eingebürgert; er lobte mich; ich mußte ruſſiſch mit ihm radebrechen und bei Tafel verlangte er mich neben ſich an dem kleinen dreieckigen Tiſch, wo er mir vorlegte, während ſeine Kinder geſondert ſaßen. Ich hütete mich wohl, den Namen Alexis

zu nennen; aber als Katharine von der Krankheit des Thronerben ein Wort fallen ließ, sprang er von seinem Stuhl auf, und stieß diesen so heftig zurück, daß er umstürzte und zerbrach. Alles erschrack; aber Katharine zeigte ihre Macht, indem sie ihren Gemahl bei der Hand ergriff und auf ihren eigenen Stuhl niederzog. Er folgte ihr, wie ein Kind, und sie nahm nun ruhig und würdevoll auf dem neuen Sitz Platz, der ihr gebracht wurde. Man sah, daß sie seine Retterin am Pruth gewesen war. Bei dieser Scene jubelten hundert Bojarenstimmen: „Es lebe Kathinka, unser Mutter!“ so daß der Czaar sie zärtlich küßte, und von nun an heiter war. — Er will im Sommer nach Deutschland, nach dem Karlsbad, und ich will ihn liebkosen, so lange, bis ich ihn begleiten darf!

Den 25. Februar.

Schrecken folgt auf Schrecken — o hätte mein Auge diesen Grausamen nie gesehen! Ich bebe bei dem Gedanken an ihn, und doch — o Gott — ist er mein Gemahl!

In der Nacht — es mochte zwei Uhr sein, erweckte mich ein wilder Lärm in meinem Vorzimmer. Ich hatte nach langem Wachen von Braunschweig geträumt, und mit meiner Schwester, der Kaiserin, gekost. Ich fahre auf; die Thür meines Kabinets öffnet sich, ich sehe Mons und die Königsmarck umsonst bemüht, einen Wüthenden zurückzuhalten, in dem ich meinen Gemahl erkenne. Mein erster Gedanke war Furcht seinetwegen, da er dem strengen Befehl des Czaaren auf diese Weise

trogte. Er schien im Rausch zu sein, denn er wankte. Dennoch riß er sich von Mons los, stieß die arme Gräfin mit einem Fuße zur Erde nieder und stand vor meinem Bett. Er schäumte und war unfähig zu sprechen. Ich suchte ihn mit den Händen abzuwehren, er faßte diese und drückte sie fürchterlich zusammen; hierauf brach seine Wuth los. Er nannte mich mit den fürchterlichsten Ausdrücken und schwur mir glühenden Haß; denn ich sei es allein, die seine Verbannung bewirkt habe. Er komme um mich zu erwürgen, schrie er, und legte in der That Hand an meinen Hals. Mons sprang herzu, einige Lakaien erschienen; man überwältigte ihn, während ich ohnmächtig lag; doch im Starrkrampf noch hörte ich seine gräßlichen Verwünschungen, seine unnachsprechlichen Flüche. Allmälig ward es still; ich hörte, daß man ihn den langen Corridor herabschleppte. Die Königsmarck weinte an meinem Bett; nach einer halben Stunde erschien Mons bluttriefend, zerfleischt, erschöpft, von der Anstrengung und berichtete, der Prinz sei mit Tüchern gebunden in einen zufällig vorüberfahrenden Schlitten gebracht und sogleich auf der Straße nach Stresina fortgefahren worden.

Ich war fast ohne Besinnung; Mons und die Königsmarck trösteten mich umsonst. Ich sah ein, daß ich von dieser Stunde an, das Entsetzlichste zu befürchten habe. Es schien Eifersucht im Spiele zu sein, denn Alexis nannte mich mit den entsetzlichsten Namen. Die Genossen seiner Ausschweifungen mochten ihm den Grafen Mons genennt haben. Gott weiß, wie schuldlos meine

Pag. 104.

J. J. Lehmann del. Rayr. Müller sc.

Seele iſt. Ach — ich hatte, ſeit ich Deutſchland verlaſſen, noch nicht die Seelenſtimmung gefunden, die uns der Zärtlichkeit zuführt.

Einmal war ich vor ihm gerettet — wer bürgte mir dafür, daß die Angriffe nicht wiederkehrten! Da lag ich nun, ohnmächtig und preisgegeben den ſchrecklichſten Gefahren und was das Entſetzlichſte war — ich fühlte mich Mutter! Eine ſolche Lage einer Fürſtin kennt Niemand — Niemand ahnet unſre Hülfloſigkeit! — Bei wem ſollte ich Schutz ſuchen, mir und dem unglücklichen Weſen, das ihm den Urſprung verdankte? Bei dem Czaar? Das wäre Alexis Verderben geweſen. Katharine? Sie konnte mir nicht helfen! Ich bin völlig rathlos, vom Entſetzen umringt, verloren, ohne Hülfe. — Ich will Helena um Rath fragen. Aber — meine Prüfungen werden wohl noch nicht am Ende ſein! Meine einzige Hoffnung iſt die treue Freundſchaft meiner Königsmarck und auch zu Mons habe ich Vertrauen. Er verdient es; er war mein Retter in dieſer entſetzlichen Nacht.

(An dieſer Stelle bietet das Tagebuch der Großfürſtin eine Lücke von faſt ſechs Monaten dar. Das folgende iſt das nächſte Blatt, das wir mitzutheilen haben.)

Den 14. Auguſt.

Dem Himmel ſei Dank, wir ſind endlich verſöhnt! Wie viel ich in den verfloſſenen Monaten gelitten und beſtanden habe, wage ich mir ſelbſt nicht einzugeſtehen. Ich habe mir öfters den Tod gewünſcht. Ich verlor die

Luſt an dieſem Tagebuch, das ich für Dich, meine zarte Amalie, ſchreibe. Niemand, der die öde Lage einer Fürſtin nicht kennt, vermag ſich von meiner Verlaſſenheit eine Vorſtellung zu machen. Die geringeren Stände haben im Unglück das liebende Vertrauen, die zuverſichtliche Freundſchaft, die Familienbande zu ihrem Troſt. Ich aber, ein halbes Tauſend von Meilen von den Meinigen entfernt, denen ich ſelbſt meinen ganzen Kummer nicht mittheilen durfte, von denen, die mich umgeben, durch Sprache, Sitte und Religion getrennt, ich hatte Niemand, der mich tröſten, mich verſtehen konnte; Niemand — denn in der ſchlimmſten Zeit mußte ich ſelbſt meine treue Königsmarck entbehren. — Die Geburt meiner Anna und der Triumphzug des Czaaren haben dieſe glückliche Ausſöhnung möglich gemacht. Es war die höchſte Zeit, wenn ich nicht im Schmerz ſterben ſollte. — Nach dem Siege über Steenbock und der Eroberung von Finnland hat der Czaar den ihm vom Senat decretirten Triumphzug angenommen. Vorher hatte dieſer ihm die nachgeſuchte Erhebung zum Viceadmiral mit dem Beſcheid abgeſchlagen: er habe ſich zur See noch nicht ſo ausgezeichnet, daß er älteren Offizieren vorgezogen zu werden verdiene. Doch nach dem Seeſiege von Termünde und der Eroberung von Nyslot, fand der Senat ſein Geſuch gerecht. Der Czaar war hierüber in der glücklichſten Stimmung, er war bereit, allen ſeinen Widerſachern zu vergeben. Bei ſeinem Triumphzuge begrüßte ihn Romanodowsky, der Oberadmiral und Vicezaar, auf dem Throne ſitzend, mit dem Ausruf:

„Heil dem Viceadmiral, Peter Alexjewitsch!“ und der Czaar stiftete zur Erinnerung an diesen glücklichen Tag den St. Katharinenorden. Es war ein unbeschreiblich feierlicher Moment und der Triumph von Katharinens Tugend. Diese frohe Stimmung nahm ich wahr, den Verbannungsbefehl gegen den Großfürsten zurück rufen zu lassen. Mit meinem Töchterchen im Arm trat ich den Czaaren an, als er mich besuchte; er glaubte mich noch im Wochenbett und meine Stärke freute ihn sehr. Er küßte mich und seine schreiende Enkelin, und kaum hatte ich Alexis Namen genannt, als er mir sagte: „es sei gut, er werde nach Moskau kommen.“

Dies glückliche Ereigniß meldete ich dem Prinzen durch einen Reitenden, und gestern habe ich ihn nach langer Trennung wiedergesehen. Ich habe ihm alles — alles verziehen — denn, was verzeiht eine Mutter nicht, um ihres Kindes willen! und er war reuig und dankbar. Gott gebe, daß er in dieser Gesinnung beharre! Er sagte mir zweimal er habe unrecht, ich sollte vergessen, und dies Bekenntniß will bei seinem Charakter viel bedeuten. Er selbst fragte nach Mons und küßte diesen, als er erschien, auf den Mund. Er ist mit seinem Vater ausgesöhnt; er begrüßte selbst die gute Katharine mit Anstand und Wohlwollen, wie sie es verdient. — Ich bin glücklich, denn alles dies ist mein Werk.

Den 12. October.

Ich kehre so eben mit Alexis, meiner Königsmarck und General Weide aus jener Wunderstadt zurück, aus

Petersburg. Der Czaar machte den Wirth und führte uns, wahrhaft beglückt, in seiner staunenswerthen Schöpfung umher. Er war sehr mild, sehr liebenswürdig und kam mir in dieser seiner Schöpfung größer, weiser und frömmer vor, als je zuvor im Kreml, wiewohl seine Umgebung, seine Wohnung in der Festung, seine Lebensweise daselbst kaum die eines bemittelten Privatmannes sind. Seine Thätigkeit ist bewunderungswürdig, riesenhaft, unglaublich. Die kleinste, wie die größte Unternehmung zeigt die unsägliche Kraft seines Genius, der allenthalben umherwirkt, und eben so groß im Ersinnen, als geschickt in der Ausführung ist. Alle thätige Menschen sind heftig; aber seine natürliche Heftigkeit kehrt stets schnell zur Besonnenheit, zur Milde und Menschlichkeit zurück. Dort in Petersburg aber beugt sich mein Geist vor der Größe dieses Fürsten. Hier auf einer wüsten, sumpfigen Newainsel, die noch dazu dem Feinde gehörte, und erst erobert ward, gründete er vor neun Jahren eine flüchtige Schanze; aus der Schanze von Ljust Elant ward in vier Monden eine Festung. Der Czaar ließ daneben ein kleines steinernes Haus bauen, aus dem er den Festungsbau selbst leitete. Hierauf strömte der Handelsstand, das Gewerk, der Adel herbei. Oeffentliche Gebäude, Privatpaläste ohne Zahl wurden wie im Nu gegründet, und zwei Jahre später stand die prächtige Stadt Wassilji Ostrow da. Die beiden Ufer der Newa füllten sich mit Straßen, Märkten, Gassen, und heute zählt sein Petersburg an 30,000 reiche und fleißige Bewohner. In hundert Jahren

wird es deren zehnmal so viel zählen, und von hier aus wird, wenn nicht alles trügt, Europa einst Gesetze empfangen, denn der Sieg von Pultawa hat Rußland europäisch gemacht, und Peter ist der größte Mann seines Jahrhunderts.

Alexis nimmt sich vor mir in Acht. Er liebt mich nicht, das, leider, ist klar; aber er zeigt sich dankbar, und umarmt sein Töchterchen zuweilen.

Den 12. März.

Die Prinzessin Sophia, die ich in ihrem Kloster bei Twer besucht habe, ist eine Frau von großem Charakter, die nichts verheelen kann. Der Czaar selbst schickte mich zu ihr, um sie kennen zu lernen. Eine Annäherung an diese stolze Frau, die schon so viel Blut hat vergießen lassen, war jedoch nicht möglich. Sie ist klug, schön und eine starke, imposante Erscheinung, selbst noch im Schleier, und verbirgt den Haß nicht, den sie gegen den Czaar hegt, ob sie gleich den Schein annimmt, als fürchte sie für ihn wegen seinen Neuerungen, die den Russen so wenig behagen, als die deutsche Kleidung und die kurzen Bärte. Sie hat mich eingeschüchtert, indem sie mich kühn und ohne Umschweif aufforderte, mich mit ihr und Alexis gegen den Czaar und Katharinen zu verbinden und ich fürchte sie, ohne zu wissen warum. Gholozin ist noch immer ihr Rathgeber selbst aus der Gefangenschaft her, und ich besorge ihre Botschaften vermehren die Spannung zwischen Alexis und seinem Vater. Könnte ich beide doch völlig aussöhnen und meinem Gemahl Vertrauen zu seinem Czaar

einflößen! Aber ach — er hat ja selbst zu mir kein Vertrauen, die ihn doch liebt!

Den 1. April.

Es ist richtig; er spielt von neuem den Gekränkten, den Eifersüchtigen. Diesmal ist es der arme Weide, den sein Haß verfolgt. Er demüthigt ihn; wo er weiß und kann und ich besorge einen neuen Ausbruch. Sollte der Czaar seine Gemahlin zur Kaiserin krönen, so fürchte ich das Aeußerste; denn sein Zorn gegen seine Stiefmutter ist von neuem furchtbar erwacht.

Den 3. Mai.

Meine alte Schwäche hat mich wieder ergriffen und ich bin recht krank. Als ich Alexis meine neue Hoffnung entdeckte, sah er mürrisch und finster auf mich herab. Sein Herz ist keiner natürlichen Freude zugänglich. Was ich liebe, das ekelt ihn an, und seine Zechgenossen, Rumjanzoff und Schaffirow haben wieder so viel Gewalt über ihn, als ehedem. Dürfte ich nur den Czaar nach Deutschland begleiten — meine Lieben noch einmal wiedersehen — ich stürbe dann zufrieden.

Den 12. Mai.

Die Brutalitäten des Prinzen machen jetzt einen eignen Eindruck auf mich. Seit ich Mutter bin und mich Mutter fühle, finde ich eine Entschlossenheit in mir, die mir sonst fehlte. Ich habe den Muth, ihm zu antworten und keine Erniedrigung zu dulden, keine!

Den 2. Juni.

Neues Entsetzen! Der Prinz hat mich von neuem verlassen. Er hatte einen meiner Leute peitschen lassen.

Ich wollte ihm deshalb Vorstellungen machen und schickte den General Weide zu ihm, ihn um eine Zusammenkunft zu bitten; denn seit mehreren Wochen flieht er mich. Der Prinz vergriff sich an meinem Abgesandten, er mißhandelte ihn, und Weide schwor ihm blutige Rache. Hierauf erschien er bei mir — ich redete ihn sanft an — erinnerte ihn an seine frühere Reue, seine Versprechungen und die Königsmarck warf sich ihm zu Füßen, ihn um Aenderung seines Betragens zu beschwören. Er stieß sie von sich. Ich näherte mich ihm — er schlug mich ins Gesicht, mein Blut floß — er sah es, und, als wenn dieser Anblick seine Wuth steigerte nannte er mich eine Verworfene, schwur mir den Tod, ergriff meine Stutzuhr, schleuderte sie gegen mich und verließ das Gemach. Ich war am Fuß getroffen, sank um, und mein Blut floß durch das Zimmer. Seitdem hat er Preobratschenskoi verlassen; Niemand weiß, wo er geblieben ist. Ach — nun bin ich wieder so verlassen, als sonst. O, meine armen Kinder!

Den 20. Juni.

Nach jenem entsetzlichen Auftritt habe ich mehrere Tage fast sterbend, wenigstens fühllos zugebracht. Der Hof glaubt mich der Entbindung nahe, und ich bestärke ihn in diesem Wahn. Von Aleris keine Nachricht! Er soll bei Sophien gewesen sein und ich fürchte Schlimmes von dieser Zusammenkunft; denn die Großfürstin haßt die Deutschen, den Czaar, Katharinen und mich. Hört er auf sie, so ist irgend eine entsetzliche Unbesonnenheit, eine blutige Katastrophe unvermeidlich. Denn der Czaar

wird schon über diese neue Abtrünnigkeit entrüstet sein, wenn er davon hört.

Den 30. Juni.

Welch ein starkes Band ist doch ein Kind! Ich, die ich entschlossen war, keine Erniedrigung mehr zu erdulden, ich habe mich um unsrer kleinen Anna willen bereit finden lassen, an den Prinzen zu schreiben, der in Stresina sein soll. Was habe ich ihn nicht alles vorgestellt? Wie habe ich meine Zärtlichkeit gegen ihn verschwendet? Wie habe ich ihn beschworen, bei allem was ihm heilig sein muß? — Aber freilich ist es zweifelhaft, ob er meinen Brief nur öffnen oder ob er ihn verstehen wird. Er ist französisch, das er sich so wenig Mühe giebt, zu erlernen.

Meine Seele schwankt nun zwischen Furcht und Hoffnung auf und nieder. Werden seine unwürdigen Genossen, dieser Rumjanzoff, der mich haßt, dieser Schaffirow der allem Fremden ein geschworner Feind ist, ihn nur einen edlen Entschluß fassen lassen? Ich liebe ihn nur noch um dieser Anna willen, und dessen, was in der Nähe meines Herzens sich regt; aber ich habe keine Sprache, die er versteht. Wären sie nicht — ich müßte wünschen, ihn nie wieder zu sehen. — Wie angstvoll werden meine nächsten Tage sein!

Den 10. Juli.

Endlich ist Antwort da, und eine fast unerwartete obenein. Der Prinz befiehlt mir, bevor er mir antworten könne, eilig und ohne Aufschub nach Stresina zu kommen. Ich reise hoffnungsvoll ab. Denn, wenn

er mich nur spricht, so hoffe ich, daß er seine Verführer verabscheuen und meine Verläumder erkennen soll.

Strefina, den 14. Juli.

Alle Hoffnung hat ein Ende! Ich stürzte in den Wagen, ich flog nach Strefina, niemand begleitete mich, als meine treue Königsmarck; denn Weide ist seit der erfahrenen Mißhandlung wie wahnsinnig, und schwört dem Prinzen täglich blutige Rache. Ich komme an, halbtodt vor Erschöpfung von dieser wilden, ruhelosen Reise. Das Schloß ist öde und leer, der Prinz hat es gestern mit allem Gefolge verlassen, nachdem seine Begleiter es fürchterlich verwüstet haben. Ich fand kaum ein Zimmer zu meiner Aufnahme. Diese neue Demüthigung streckt mich nieder. Ich fühle unzeitige Schmerzen, und kann nicht zurück nach Moskau. — Ich muß bleiben, und der Grausame giebt keine Nachricht von sich. Ich habe nach Preobratschenskoi gesandt, zu Sophien, zu Helena. Nirgends ist er gewesen. Wie wird das enden? Ich sehe es, seine Verführer triumphiren.

Den 19. Juli.

Nun ist das Aergste geschehen! Dieser Schlag war entsetzlich. Also darum wurde ich nach Strefina gelockt? Gemordet sollte ich werden? O, ich Unglückliche. — Gestern morgen brachte der Haushofmeister des Prinzen, die Chokolade. Meine Kammerfrau nahm sie ihm ab. Sie brachte sie mir — sie setzte sie mir schweigend vor mein Bett, sie wies stumm mit dem Finger auf die

Tasse. Ich sah das Getränk an, es sah welk und matt aus. Ich schauderte davor; dennoch nahm ich die Tasse und setzte sie an den Mund. In dem Augenblick stürzte die Königsmarck athemlos auf mich zu, schlägt mir die Tasse aus der Hand und schreit: „um Gotteswillen — vergiftet!" Der Todestrank überströmte den persischen Teppich, wie vor einigen Monaten ihn mein Blut überströmte. — Weiter sah, — weiter hörte ich nichts — denn ich sank ohnmächtig vor Schreck in meine Kissen zurück. Ich hatte einen kleinen Schluck, etwa einen Theelöffel voll, davon getrunken. Meine Leute sammelten sich um mich — alles war starr vor Entsetzen. Nach mehreren Stunden kam ich zu mir. Man hatte mir inzwischen mehrere Gegengifte eingeflößt, die meine Ohnmacht verlängerten. Unter furchtbaren krampfhaften Anstrengungen gab ich das Gift von mir.

Am Abend war ich wohl, wenn gleich sehr schwach. Der Haushofmeister hatte gestanden. Der freche Mensch behauptete, blos den Befehl seines Herrn ausgeführt zu haben. Sein zu früher Triumph hatte ihn verrathen, und die Königsmarck zeitig unterrichtet, die mich rettete. Ach — nun erst erfuhr ich, daß dies schon der dritte Versuch meines Gemahls sei. Unglaublich! Das erstemal nach dem Streit in Willna, hatte ich in einem Glase Wein vergiftet werden sollen. Die Königsmarck hatte eine Ahnung davon gefaßt und verschüttete den Wein wie zufällig, in dem sie ihn mir reichte. Seitdem hatte sie jeden Bissen sorgsam bewacht, den ich genoß. Ihre

Penelope.

Taſchenbuch
für das Jahr 1815
der
Häuslichkeit und Eintracht
gewidmet.

Mit Beiträgen
von
Fr. Kind, Fr. Laun, Karl Stein u. a.

Herausgegeben
von
Theodor Hell.

Mit eilf Kupfern und Landſchaften und zwei Tafeln mit den neueſten Deſſeins zur Modeſtickerei.

Leipzig,
bei J. C. Hinrichs.

Vorsicht drohte fehlzuschlagen, als ich nach dem Auftritt im Kreml eine Orange genoß, die mir von Sophien geschickt worden war. Ich hatte bereits eine Scheibe gegessen, als die Königsmarck erschien, die ihr verdächtige Frucht heimlich entwendete, und indem sie sie einem Papagai zu kosten gab, an seinem schnellen Tod erkannte, womit sie getränkt war. Seit dieser Zeit erhielt ich keine Speise, kein Getränk, das nicht zuvor geprüft worden war. Dennoch schwebte hier in Stresina der Todesengel wieder über mir. O, meine Retterin, meine Freundin, meine Königsmarck, wie soll ich Dir Deine Treue lohnen! Ich kann es nicht — der Himmel möge meine Schuld übernehmen! Die einzige Scheibe jener Orange war die Ursache meiner damaligen Kränklichkeit, wiewohl ich unbewußt viel Gegengift verschluckt hatte. Ohne Dich aber, meine Freundin, ohne Dich wäre diese leidende Gestalt nun längst schon zur Ruhe gebracht.

Den 24. September.

Ich bin genesen! Nach diesen Stürmen war zu erwarten, was geschehen ist. Gott sei Dank, feurigen innigen Dank, daß wenigstens mein Sohn lebt. O mein Sohn, der Himmel mache Dich Deinem Vater eben so unähnlich, als Deinem Großvater ähnlich! Dies — o Gott — ist mein glühendes Gebet! Ich kann nicht mehr! — —

Paris, den 15. November 1714.

Du mein treues Tagebuch — wie lange habe ich Dich nicht mehr gesehn! Du meine theure Amalie, Du

meine süße Schwester, für die ich es anfing, für die ich es enden will — trauerst Du auch um mich? — Und wirst Du diese Blätter jemals zu sehen bekommen? Jetzt bin ich im Hafen — aber ich bin gestorben für die Welt. Möge sie mich vergessen! Ich bin nun allein. Ich habe weder Vater, noch Schwestern mehr; weder Gatten, noch Kinder; ich bin verwaist, wie nie ein Mensch verwaist war. Ich bin todt, lebendig todt, denn Charlotte von Braunschweig ist nicht mehr, die Großfürstin von Rußland ist in Strelina begraben, die Schwester der Kaiserin ist von allen Höfen betrauert, für die Tochter Peter des Großen haben alle russische Glocken geläutet, von der Newa bis zum Don, und die Baronin Kalkstein ist nur zwei theuren, treuen Seelen bekannt. O Katharina — o meine Königsmarck! O meine Amalie — werde ich Euch jemals wiedersehen! — —

Was geschehen ist — ich muß es mir selbst vorerzählen, um es zu glauben. Die Welt um mich her ist verwandelt — ich bin nicht mehr ich selbst und diese Sonne sieht mich nun als eine andere an, wie sonst. Dir, meine Schwester, der diese Hinterlassenschaft einer Unglücklichen einst bestimmt ist, Dir allein will ich Rechenschaft darüber geben. Die Du geliebt hast, die Du als todt beweinst, meine Amalie — sie lebt! Aber selbst Du darfst jetzt nicht wissen, daß ich athme, ich, diese Unglückliche!

So wie ich aus der tiefen Ohnmacht erwachte, in die die zu frühe Geburt meines Sohnes mich stürzte,

fiel mein Auge auf meine treue Königsmarck. Sie lächelte; aber die Thränen entquollen ihrem schönen Auge. Ich erfuhr von ihr, daß ich seit sechsunddreißig Stunden im Schlosse für todt gehalten werde. Dieser Gedanke zuckte wie ein Blitz durch meinen angegriffenen Geist. „Todt," dachte ich, „o wer wirklich gestorben wäre!" Meine Freundin kam mir zu Hülfe. Sie stellte mir vor, ob es nicht gerathen wäre, diesen Glauben eine Zeitlang zu erhalten. Den Nachstellungen des Prinzen sei auf eine andere Weise nicht zu entgehen. Ich begriff sie; früh oder spät wäre ich ihr Opfer geworden. Ich hörte, daß man dem Großfürsten im ersten Augenblick, wo man mich wirklich für todt hielt, diese Nachricht gesandt habe; er sollte in Twer sein. Er mußte meinen Tod für die Wirkung seines Verbrechens halten. Ich beschloß nun, seine Antwort abzuwarten, und wenn sie ausfiel, wie zu erwarten stand, mich seinem Haß, auf einige Jahre wenigstens, durch die Flucht zu entziehen. Ich hatte die Größe nie geliebt, meine Sehnsucht war stets auf die Natur und ihre schuldlosen Freuden gerichtet gewesen; meine einzige Trauer waren meine Kinder. Die Königsmarck versprach mir, die Czaarin in das Geheimniß zu ziehen, und dann war für meine Kinder gesorgt; denn zu Katharinen hatte ich volles Vertrauen.

So blieb ich denn für die Welt gestorben. Ich sah die Königsmarck in tiefer Trauer um mich. Ach, sie trauerte in der That, und tief in der Seele, um meinen Verlust. — Am dritten Tage brachte ein Reitender

den Befehl von Aleris, mich in nächster Nacht, in aller Stille, ohne Ausstellung, völlig bekleidet und das Gesicht verhüllt, auf dem Kirchhofe des Kapuzinerklosters zu begraben. Dieser Befehl war das offene Geständniß seines Verbrechens. Der Bote hatte den Prinzen bei einem rauschenden Fest, das mein Tod veranlaßte, zurückgelassen. — Nun war ich völlig entschieden, die leise Hoffnung, die ich hegte, er werde kommen, mich noch einmal zu sehen, hatte sich als eitel erwiesen. Ich weinte bittere Thränen, aber ich war entschlossen und fest. Der Sarg ward bei Anbruch der Nacht in mein Kabinet gebracht. Die Königsmarck und meine Vertrauten legten vor meinen Augen einen umwickelten Holzklotz von meiner Länge und Schwere hinein; sie selbst half ihn zunageln. Die Kapuziner des Klosters erschienen und trugen ihn hinab; hinter den Vorhängen meines Bettes war ich Zeugin, wie man mich beim Schall der Dorfglocke ohne Begleitung in die Gruft trug. Die Lichter wurden eins nach dem andern ausgelöscht — ich sank vor Angst und Erschöpfung in eine schwere Ohnmacht. Ich glaubte mich wirklich gestorben — ich hörte deutlich die große Glocke des St. Iwan, welche nur beim Leichenbegängniß kaiserlicher Personen geläutet wird, anschlagen, ich vernahm deutlich, wie der würdige Archimandrit Theophanes das Kyrie eleison über mich anstimmte, dem Czaaren, seinen Freund, trostreich zusprach, wie Katharine weinte, dann vernahm ich nichts mehr, und alles war stumm und still um mich her. Als ich erwachte, sah ich die Königs-

marck, welche meine Schläfe rieb — es war beinahe finster um uns her. — Die Thore und Thüren des Schlosses waren gesperrt. Die Gräfin galt für krank; mein Sohn ward mit allen Dienern meines Hauses noch in der Nacht nach Moskau geschafft, und wir beschäftigten uns nun mit den Vorbereitungen zu meiner Flucht, von zwei Leuten der Königsmarck unterstützt, die ohne in das Geheimniß gezogen zu sein, uns dienen mußten. Eine nothwendige Reise ihrer Herrin nach Deutschland gab den Vorwand zu allen diesen Anstalten her.

Nach einigen Tagen kamen ihre Abgesandten aus Moskau zurück und brachten allen Schmuck, alle Kostbarkeiten, welche die treue Freundin hatte zusammen bringen können, so wie die nöthigen Papiere zu ihrer Reise. Ich war noch sehr schwach, aber Eile that Noth und die Gräfin selbst trieb dazu in der Furcht einer möglichen Rückkehr des Prinzen nach Stresina: Ich legte ihre Kleider an, die mich ihr ziemlich ähnlich machten; sie gab mir die beiden nun in das Geheimniß gezogenen Leute ihres Hauses, einen alten, treuen Brabanter, der deutsch und französisch sprach und Noel hieß, und ihre älteste Kammerfrau mit, und ich stieg in den Reisewagen, der mit ihren kostbarsten Diamanten, Perlen und Geschmeiden ganz angefüllt war. Mons begleitete mich bis an die Grenze von Polen. Ich durchreiste Deutschland als Gräfin Königsmarck und kam wohlbehalten und unentdeckt hier in Paris an, wo ich den Namen Kalkstein annahm.

In Smolensk, in Wiäsma, in allen Städten, durch

welche ich kam, wurden die Glocken geläutet; doch nicht zu meinem Empfang, sondern um meines Todes willen. Ich mußte unter Thränen lächeln, als ich in einem deutschen Blatte meine Leichenbestattung las, den Prunk, der dabei geherrscht habe, den Pomp, die tiefe Trauer und den tiefen Schmerz meines trostlosen Gatten. Ach, auch meine Schwestern hatten für einen Holzklotz die Trauerkleider angelegt und doch — darf ich mich ihnen entdecken? Würden sie nicht auf meine Rückkehr bestehen und Alexis an seinen erzürnten Vater verrathen? Nein, ich darf es nicht. — Die schmerzlichsten Augenblicke meines Lebens liegen nun hinter mir. Denn ich frage mich umsonst, ob es einen Schmerz giebt, der sich dem vergleichen läßt, welchen ich beim Abschiede von meiner treuen Königsmarck empfand. Nicht einmal, nein tausendmal verdanke ich ihr mein Leben. Ohne sie wäre ich hundertmal ein Raub der Verzweiflung geworden Ohne sie hätte ich an Gottes Güte verzagen müssen, an der Welt und an den Menschen. Sie war die Retterin meines Leibes vom tödtlichen Gift, und meiner Seele vor dem schlimmern Gift der Verzweiflung und des Abfalls. Als ich in der Nacht meiner Abreise von Strefina zum letztenmal in ihren Armen lag, und als sie, die Tiefbekümmerte, die Trostlose, mir Muth und Trost zusprach, da glaubte ich mich fast vom Leben gelöst, das mir nur Bitteres darzubieten hatte. Edle, erhabene, treue Seele — werde ich Dir jemals danken können? Grausamer Alexis — diese Trennung ohne Dank war herber noch als Dein Giftbecher! Wie auch Dein Loos sei,

und welchen Ausgang Deine verirrte Lebensbahn auch nehme — und er wird, ich ahne es, ein blutiger sein — die Leiden dieser Seele kannst Du nicht vollgültig abbüßen. Besteigst Du den Thron Deiner Väter, so wirst Du nie wieder von mir hören; denn von mir zu hören, müßte eine namenlose Marter für Dich sein! Nur wenn Du im Elend, im Kerker, in Verzweiflung schmachtest, dann laß mich Dir ein Zeichen geben, und willst Du es — so bin ich an Deiner Seite. Dann gieb mir den Tod, wenn Du den Muth dazu hast! Bis dahin aber bin ich für Dich, für die Welt, für Euch, meine Theuren, gestorben.

Den 2. Januer 1716.

Die Nachrichten aus Rußland sind gut. Niemand ahnet mein Dasein; denn, wie mir die Gräfin meldet, hat sie auch den Gedanken fallen lassen, die Czaarin zur Mitwisserin meines Schicksals zu machen. Kein Mensch als Mons weiß außer ihr darum, und Mons ist verschwiegen. Meine Kinder sind wohl und die Kaiserin liebt und erzieht sie. Edle Katharine, endlich ist Deinem Werth der verdiente Lohn geworden. Du trägst die Krone, die Dir gebührt, die Deine Tugenden glänzender machen, wie Du durch sie glänzest; und ich — ich lebe hier, sicher, unerkannt; doch von einigen guten Menschen geliebt, in einem beschränkten Kreis zwar, der mir jedoch so oft glücklich erscheint, als ich ihn mit dem vergangenen glanzvollen Elend vergleiche! Kein Gift, keine Verfolgung droht mir mehr. Ich sehe Güte, Vertrauen und Liebe mich umringen, denn meine gute Therese liebt mich und mein braver Noel sorgt wie ein

Vater für mich. — Ich fange an mich öffentlich zu zeigen und ich gefalle, wie mir mein Herz sagt, ohne daß ich diesen Beifall dem Zufall meiner Geburt verdanken dürfte. Ja! Das Leben beginnt jetzt zum erstenmal mir einige seiner Reize zu zeigen und hätte ich nur meine Kinder, oder hörte ich täglich von ihnen, ich wäre glücklich — nein das nicht — aber zufrieden. O, Ihr meine Schwestern an den Stufen der Throne, Du meine gute Elisabeth, auf dem glänzendsten in Europa, und Du meine zarte Amalie in Deinem bescheidenern Braunschweig, ihr ahnet wenig, welche Wonnen die Natur und der menschliche Umgang, unentdeckt von Euch, verschließt! Der erstern nahet Ihr Euch niemals, dem zweiten in einem Feierkleide, dessen Pracht das Vertrauen, die Liebe verscheucht. Ihr seid nicht unglücklich; aber das Glück kennet Ihr nicht. Ihr habt keine Königsmarck gewonnen, und neben dem Glück, das Freundschaft, Liebe und Natur gewähren, führen Eure Pfade immer und immer vorbei. Ich beklage Euch, und besonders Dich, meine zarte Amalie, für die, als die Jüngste unter uns, und die, welche mich einmal überleben wird, ich diese Blätter schreibe. Könnte ich Euch auf Augenblicke an meiner neuen Wonne Theil nehmen lassen, wenn ich unerkannt in dieser schönen Natur, im Thal von Montmorency oder Argenteuil, oder auch im Gewühl der Menschen umherschweife. Ihr mögt Euch verkleiden, so viel Ihr wollt — Ihr seid doch erkannt, und so wie Ihr erkannt seid, tritt eine starre Scheidewand hervor zwischen Euch und

den Menschen. Ihr gehört nicht mehr zu ihnen, Ihr werdet verehrt — aber geliebt? Nein! Mir aber war schon als Kind keine Sehnsucht werther, als die, einmal nur so im Menschengewühl, eine Gleiche unter Gleichen, umherzuschweifen und nichts zu sein, als Mensch, als Mädchen! Diese Sehnsucht, die oft zum brennendsten Verlangen wurde, ist nun gestillt, und um Eure Thronsäle beneide ich Euch nicht. So oft ich in meine kleine Klause in der Rue Montmartre zurückkehre, dünke ich mich vielmehr beneidenswerth. Ich selbst habe mir meinen kleinen Hausstand geordnet; mein zierliches Gärtchen ist meine Freude, mein bescheidenes Putzzimmer, wo alles an der Stelle steht, die ich ihm selbst angewiesen habe, ist mein Stolz. Die persischen Teppiche des Kremlin fehlen; aber so oft ich an sie zurück denke, so sehe ich auch die Spuren meines Bluts oder der giftigen Chokolade vor Augen, welche meiner Freundin treue Hand verschüttete. O, ich mag sie nicht wiedersehen, ich mag sie nicht; die feingeflochtene Strohmatte in meinem Boudoir ist mir viel hundertmal lieber! Eine kleine Spieluhr erinnert mich an die Stimme meiner Anna. Das ist ein Schmerz — mein einziger! Und mein zarter Peter! Wächst er? Spricht er schon? Fragt er nach der Mutter?

Hinweg — diese Gedanken sind traurig. Ich will mich meiner Freunde erfreuen, und meiner stillen unbeneideten Freuden. Unbeneidete Freuden? O meine Schwestern, Ihr kennt sie nicht! Ja, um glücklich zu sein muß man unglücklich gewesen sein, wie ich es war.

Den 12. Mei 1717.

Aleris aus Rußland entflohen! Erschütternde Nachricht! Wenn unsre Wege zusammenführten — wenn er hierher — ich wage es nicht zu denken! Ob eine Ahnung ihn leitet? Gott weiß es — ich bebe bei diesem Gedanken.

Den 15. Juli.

Die entdeckte Verschwörung also war die Ursache seiner Flucht? O, wohin werden sie ihn führen, diese verworfenen Rathgeber, die dem großen Czaar das Herz seines Sohnes und einem armen Weibe das ihres Gatten geraubt haben! . . Weh ihnen!

Ob er in Wien sicher sei, oder in Neapel? Der Verrath haftet an seinen Schritten und dieser elende Rumjanzoff erwartet nur den rechten Preis, um ihn dann aufzuopfern. — Wie sicher, wie ruhig ist mein Loos, verglichen mit dem seinen? Wie erfreue ich mich an Natur und traulichem Menschenverkehr. Wie beglücken mich die Zeichen echter und sorgloser Liebe, die ich empfange? Wie wenig beklage ich, was ich so gern verloren habe.

Den 16. Juli 1718.

Das Schicksal ist müde geworden mit seiner Gunst. Ich war so zufrieden, so ruhig! Bittre Unruhe, die es meinem Herzen von neuem sendet! Menschenloos — Ruhe — fliehen diese beiden Ideen sich auf immer. Giebt es kein Glück! Ist keines Glückes Erbtheil Bestand? — Furchtbare Nachricht, die Du mir sendest, treue, theure Königsmarck. Ach — ich ahnete diesen

Januar		Einnahme			Ausgabe.		
den							

Ausgang des Unglücklichen, der die Stimme der Liebe nicht hören wollte. Ich wollte zu ihm, ich wollte ihm schreiben, als ich seine Entdeckung in Neapel, als ich seine Enterbung, seine Haft erfuhr und den Zorn des Czaaren. Ich wollte sein Elend theilen, ihn aufsuchen, ihn abhalten weiter zu gehen; denn ich sah seinen Widerstand voraus — da erscheint Deine entsetzliche Nachricht. O — vielleicht — wenn ich geblieben wäre — vielleicht, daß ich ihn gerettet hätte, zurückgerissen von dem blutigen Abgrunde, dem er entgegenstürzte! Vielleicht, daß meine Stimme — doch nein! Ich mache mir keinen Vorwurf! Er hätte sie nicht gehört — meine schwache Stimme. Sein Herz war allzu entmenscht — er hätte mich elend gemacht, elend getödtet, weiter nichts! — Großer, gewaltiger Mann, daß Du Deine Hand mit diesem Blute beflecken mußtest! Doch Du mußtest es, um Deiner Schöpfung willen, die er zu vernichten drohte, um Deines Volks willen, das sein Heil und dies schwere Opfer gebieterisch von Dir verlangte! Großer Mann, Du warst nie größer, als in dieser That, die niedrige Gesinnung der Welt ein Verbrechen nennen wird!

O Aleris, so fielst Du also, als ein Verbrecher gegen Dein Volk, gegen die Majestät Deines Herrn und Czaars, verrathen von eben denen, die Dir alles geraubt hatten, von diesem Tolstoy, diesem Rumjanzoff! Unselige! Eure Rathschläge und Deine, verblendete Sophie, richteten ihn zu Grunde, ich fühle es. Hätte er Vertrauen zu mir gehabt. . . .

Hundert vier und vierzig Richter sprachen einstimmig

das Todesurtheil. Das Verbrechen muß erwieſen ſein. Und ſo erfülltest Du, elender Weide, Deinen furchtbaren Racheſchwur? Mit Deiner eigenen Hand hiebſt Du des Unglücklichen Haupt herab! Entſetzlich! O ich ſehe es dies Haupt! Es zuckt vor meinen Augen. Wild, ſchäumend — reuelos! Aber Ihr ließet ihm ja nicht Zeit zur Reue! Das Alter würde ihn milder gemacht haben! Ach der Arme — er durfte ja nicht alt werden — er durfte nicht bereuen! Grauſames Geſchick — dieſer entſetzliche Ausgang, der mich zur Wittwe macht deſſen, der längſt mein Wittwer war; dieſer Ausgang, obgleich nicht unerwartet — hat mich doch im tiefſten Grund der Seele erſchüttert, und meine Ruhe iſt dahin auf lange Zeit. Ich bin die Wittwe eines Enthaupteten!

Ich frage nicht, ob er für mich Trauer angelegt hat, als ich ihm ſtarb; ich habe ſie für ihn angelegt. Anna, Peter, Ihr ſeid nun ganz verwaiſt! War er auch ein übler Vater für Euch, er war doch ein Vater, und nun ſeid Ihr vater- und mutterlos!

Den 16. Auguſt.

Dem Himmel ſei Dank, daß eine mildere Nachricht kommt. Ich danke Dir, meine Königsmarck, dafür! So bin ich denn doch nicht die Wittwe eines hingerichteten Verbrechers; ſo war ſein Ausgang denn doch nicht ſo blutig, als man anfangs glaubte und nicht ſo unglücklich iſt der groſſe Czaar, und nicht ſo verworfen iſt der arme Weide!

Der Prinz ward verurtheilt, aber er ward auch be-

gnadigt und der Schreck über das Urtheil hat ihn getödtet! Er lebte noch vier Tage lang — die Folgen ſeiner Ausſchweifungen tödteten ihn! Ach, dem Schwerverwundeten thut auch ein Körnchen Balſam wohl, und dieſe Nachricht hatte etwas von Balſam für mein leidendes Herz. Immer aber mußteſt Du ihn richten, großer Mann. O — beklagenswerthe, verhaßte Größe, das ſind deine ſchaurigen Reize? Beneidete Fürſten, das iſt euer Glück? Der Vater muß den Sohn zum Tode verurtheilen, denn er iſt der Diener ſeines Volks. In andern Ständen hätte der Vater verziehen und der Sohn wäre reumüthig zurückgekehrt. Hier aber muß Blut fließen? Und welches? Armer Wolkonsky!

Armer Czaar! Ja! Ich glaube an die heißen Thränen, die Du bei ſeinem Leichenbegängniß vergoſſeſt. Du hatteſt ihm verziehen, wie ich. Vielleicht auch gedachteſt Du meiner, und eine Ahnung meiner Leiden ſtieg in Deiner großen Seele empor. Es iſt vorbei! Friede mit ſeiner Aſche!

Den 30. Auguſt.

Was ſoll ich nur thun? An die Czaarin ſchreiben wie meine Freundin räth? Mich ihr entdecken? zurückkehren in den goldenen Käfig? Nein, nein, nein! Man würde mir nicht glauben — man hat mich betrauert — man würde mich für wahnſinnig halten — vielleicht ſelbſt verurtheilen, gleich ihm — man würde — mir meine Kinder entreißen. — Nein! Und dann — wie haſſe ich dieſen Glanz, dieſe elende Größe, die uns um die menſchlichſten Gefühle betrügt, immer und

immer. Goldene Freiheit — ſchönes Menſchenthum, reiches, bewegtes, feſſelloſes Leben — dich ſollte ich wieder verlaſſen? Wieder aufhören zu athmen, zu leben, mich des Daſeins und ſeines ſüßen Gebrauchs zu erfreuen? Nein, nein nein! Meine Stelle iſt leer geworden. Nehme ſie ein, wer ſie mag! Ich will nicht mehr Fürſtin ſein, nicht wieder über die Menſchen hervorragen — ich will mit ihnen, bei ihnen, unter ihnen leben, wie ſie. — Was kann mir Rußland bieten? — Meine Kinder vielleicht. — Ach, ich bin ihnen fremd geworden, wenn ſie auch mir theuer blieben. Freilich, ſie ſehen, ſie küſſen, möchte ich wohl; aber dafür gefangen ſein auf ewig! Zu ſchwere Wahl! Ich will es überlegen.

Den 16. October.

Alſo auch Du dahin, meine zarte Anna, Du ein Engel bei Deinem Schöpfer! Und Dein letzter Seufzer floß nicht in meine Lippe über? Grauſames Geſchick! Du ſelbſt haſt meinen Entſchluß entſchieden. Ich ſchwankte, ich zweifelte, ich erwartete Gründe, Nachrichten von dorther — da reißeſt Du meine zarte Anna zu Dir. Nun iſt es aus, nun iſt es beſchloſſen — ich kehre nicht wieder zurück. Alle Zweifel haben ein Ende — ich bleibe fern und fremd von Allen, denen ich längſt ſchon geſtorben bin und du goldenes Gefängniß des Kreml, du ſiehſt mich nicht wieder.

Den 20. October.

Ein eingeſchüchtertes Gemüth findet doch ſtets Gründe, ſich zu beunruhigen. Iſt der Friede in uns einmal

gebrochen, so erschreckt uns alles und macht uns bestürzt. Daher mag es kommen, daß ein Schrecken, ein Zwist, eine Unruhe selten allein zu kommen scheinen, und daß Glück, wie Unglück im Leben sich immer häufen. Wie? Bin ich denn eine Verbrecherin, daß ich plötzlich so unruhig bin? Nein — aber ich habe die Welt getäuscht — und es giebt einen Menschen, der mich erkannt hat, der von mir weiß, von diesem Trug, und dieser Gedanke vernichtet die eben erst, und mühsam genug, wieder errungene Ruhe! Ob ich gleich an dem unglücklichen Alexis eigentlich nichts verloren habe, als einen Feind — denn die Hoffnung auf einen Thron war nie eine Hoffnung für mich! — so komme ich mir doch jetzt verlassener vor, als zuvor. Ich bin nun Wittwe, und das Bewußtsein, daß ich es bin, macht mich ängstlicher, der Furcht zugänglicher. Ich war zuvor wenigstens in meinem Gefühl und dem Scheine nach Gattin. Jetzt ist es gewiß, daß ich Wittwe bin und bei mir selbst die Rechte verloren habe, die jener Schein mir gab.

Das Erscheinen dieses jungen Mannes, des Chevalier d'Aubant, der mich in Moskau, umgeben von allem Glanz der Thronerbin, jung und eben erst vermählt, sah, als er bei dem Czaar umsonst einer Anstellung nachsuchte, hat mir alle meine Besorgnisse wieder gegenwärtig gemacht. Das war ein unglückliche Morgenspaziergang in dem Garten der Tuillerien, den ich so sorglos betrat, und so tief erschüttert verließ, daß ich mich krank fühle, und doch die Nothwendigkeit einsehe, einen Entschluß

zu faſſen. Ach, einer Kranken und Verlaſſenen, einer Wittwe, wird ein Entſchluß ſchwer! Ich habe noch nie an die Möglichkeit gedacht, Paris, Europa vielleicht verlaſſen zu müſſen.

Ich ſah den jungen Mann lange vorher, wie er mich und meine Thereſe mit den Augen verfolgte, und Thereſe gab mir die erſte Beſorgniß; denn auch ihr kam ſeine Geſtalt bekannt vor. Plötzlich, beim Einbiegen an dem Endpunkte der Allee, die ich zu verlaſſen eilte, trat er auf mich zu, begrüßte mich tief und redete mich „kaiſerliche Hoheit" an. Ich erſchrak ſo, daß ich keines Wortes mächtig war. Thereſe jedoch hatte Geiſtesgegenwart genug, ihm barſch zu erwiedern, er irre ſich, er möge uns unbeläſtigt laſſen, oder ſie werde die Diener rufen. Ich mußte mich auf ihren Arm ſtützen und blickte eingeſchüchtert nach meinem treuen Neel zurück, der uns in einiger Entfernung folgte. Der Chevalier ſtutzte einen Augenblick; dann ſagte er etwas ſchmeichelhaftes über meine Erſcheinung, die einmal geſehen, nicht mehr zu vergeſſen ſei und nöthigte Thereſen, ihm entſchieden zu antworten. Sie ſagte zum zweitenmal, wenn er nicht weiche, müſſe ſie ſich nach Hülfe umſehen.

Der Auftritt fing an über meine Kräfte angreifend zu werden; ſchon bildete ſich eine Gruppe Müſſiger um uns, man gaffte uns an und ich bebte, wie ein Blatt im Winde. Da trat Neel hinzu. Er warf einen Blick auf den Fremden, einen andern auf ſeinen roſtigen Degen und bat uns umzukehren und die Promenade fortzuſetzen. Der Fremde verbeugte ſich nun abermals

tief, und gab zu verstehen, daß, da ich mein Incognito behaupten wolle, er eine andre Gelegenheit suchen müsse, mir seine Dienste zu Füßen zu legen.

Ich kam erschöpft, matt, fiebernd in meiner stillen und heimlichen Klause an. Ich kann nicht zweifeln, daß der Chevalier seine Entdeckung benutzen wird. Bei jedem ertönenden Fußtritt fürchte ich, ihn vor mir zu sehen. Vielleicht ist er eben jetzt bei dem Grafen Apraxin und hat ihm seinen wichtigen Fund mitgetheilt. Beim Himmel! Dieser Zustand von Sorge und Erwartung ist nicht zu ertragen — jedes meiner Glieder zittert in ängstlicher Spannung. Ich muß einen Entschluß fassen.

Den 21. October.

Ich sehe es ein, Thereſe und Noel haben recht. Ich muß Paris verlassen, das mir mit seiner bevölkerten Wüste, mit seinen heimlichen Schlupfwinkeln, seinem Menschengewühl, in dem ich wie ein Tropfen im Meere so unbekannt, so gemächlich umherschwamm, lieb geworden ist. Menschen sehen und von ihnen nicht gekannt sein, war stets mein höchstes Glück, meine feierlichste Sehnsucht. Ich muß dies Glück aufgeben; denn nun dünke ich mich rings von Spähern umstellt, und die Furcht vor dem Verlust der Freiheit, ist schlimmer als der Verlust.

Aber wohin? — In Europa findet mein stilles Glück keinen Raum. Neapel, Rom, Wien, Brüssel, Amsterdam, London sind mit Russen erfüllt. Wohl! Nach Amerika denn! — In eine neue Welt! Dort wird mein Verlangen nach Naturgenuß, diese mir an-

geborne Erbſünde, ungeſtörte Befriedigung finden. Dort begegne ich keinem Chevalier d'Aubant mehr — dort leben nur Menſchen, die mich nicht kennen, dort ſoll mich nichts, als höchſtens die Größe der Natur erſchrecken.

Den 24. October.

Noel hat ganz recht. Eil iſt nothwendig! Er hat einen Theil meiner Juwelen umgeſetzt. Im Hafen von L'Orient liegt eine Partie Auswanderer nach Virginien bereit. Es ſollen an tauſend Köpfe ſein. Ich miſche mich unter ſie — die See nimmt mich in ihre freien Arme. Ja, eine Seereiſe — eine Reiſe über den Ocean, wird mir meine vorige Ruhe wiedergeben.

L'Orient, den 26. October.

Die zweite Flucht, freilich gefahrloſer, als die erſte, iſt geglückt. Ich bin am Bord, niemand hat mich verfolgt, erkannt oder gehindert. Noel und Thereſe ſind bei mir. Wir alle ſenden heitre, hoffnungsvolle Blicke über den Ozean. Wie mich ſchon dieſe Verſammlung hoffnungsfroher Menſchen erfreut. Mein Herz hat wieder Spannkraft, und öffnet ſich für fremde Wünſche, fremde Leiden. Ich habe viel Gelegenheit, Einzelnen wohlzuthun. Jener arme Bretagner, der zur Auswanderung entſchloſſen, dem Schmerz faſt erlag, ſeine Familie hülflos zurücklaſſen zu müſſen, weil er die Ueberfahrtskoſten für ſechs Kinder und eine kranke Frau nicht erſchwingen konnte — wie rührend hat er mir gedankt! Auch der alte Mann, der ſeinen Sohn, ſeine einzige Stütze weinend ſcheiden ſah — er ſieht nun

gesichert dem Ende seiner Tage entgegen! Es hat mich kaum eine Perle gekostet, alle diese Thränen zu trocknen. Welch ein Glück, so von Hand zu Hand, ohne Vermittler, Segen bringen zu können! Nun erst jubelt meine Seele mit dem Jubel dieser frohen Schaar. Nun erst nimmt sie an ihren Hoffnungen Theil, nun erst fliegt sie leicht beschwingt in jene neue Welt hinüber, auf die so viele kummerschwere und hoffnungsreiche Blicke sich richten.

Wir sind am Bord der Meerfe und bleibt der Wind, so lichten wir morgen vor Tage die Anker. Lebe wohl, gastlicher Boden Frankreichs, der du einer Unglücklichen, Gestorbenen Leben, Genuß und Freude am Dasein wieder gabst! Heil deinem Volk, wenn es sittig bleibt und Maaß hält!

Der Tumult um mich her, das neue ungewohnte Treiben des Seelebens, beschäftigt und erfreut mich innig. Ich vergesse über dieser Geschäftigkeit, die mich selbst ergreift und in Anspruch nimmt, ich vergesse über dem Gebrauch meiner Hände und Arme all meinen Harm. Glaubt mir, ihr Leidenden alle, das Handeln, die Anstrengung ist eine wahre Panazee aller Schmerzen. Man ist nur beklagenswerth, wenn man zu handeln aufgehört hat, und wehrlos den Pfeilen des Geschicks als Ziel steht!

Welch ein lebhaftes, ruheloses Bild ist eine Einschiffung von tausend Menschen! Wie reizvoll der Blick über diese Gruppen! Wie groß der Mensch, wie schön das Meer, wie herrlich die Natur, der gestirnte Himmel

über unſerm ſchwachen Kiel? Welche Kontraſte? Dies Stück hohlen Holzes, dieſe Barke, dies Atom und das ungeheure Meer? Und doch ſoll uns dies Bret in eine neue Welt, zu neuen Hoffnungen tragen und doch ſoll es das unermeßliche Meer beſiegen!

Wir ſind dreihundertfunfzig Köpfe auf der Alceſte. Ich zähle mich mit unter dieſe Köpfe; aber Noel hat mir ein gutes Lager erbeutet. Thereſe hat kein andres, als meinen Schoos, und Noel — nun Noel wird wohl in der Luft ſchweben oder auf einer Segelſtange ſchlafen. Der unvergleichliche, treue, alte, muthige Diener! Er iſt übermorgen ſechzig Jahre; aber er weiß immer Rath, und ſchlüge ſich für mich mit zehn Angreifenden, wenn es Noth thäte.

L'Orient, den 27. October.

Leb' wohl meine Königsmarck — heute gehe ich unter Segel. Leb' wohl, mein Sohn, den ich nicht kenne! Leb' wohl, Katharine, du Gute; leb' wohl, großer Czaar; leb' wohl meine zarte Amalie, meine treffliche Eliſabeth, ſchönſter Schmuck des deutſchen Thrones; lebt wohl meine Schweſtern! Ich ſehe Euch wieder — das Herz ſagt es mir! — Schlaft ruhig auf Euren Thronen — ich bin ein ruheloſer Vogel, dem kaum die weite Natur frei und weit genug iſt.

Am Bord der Alceſte, den 29. October.

Ringt der Menſch ſtets vergeblich gegen das Schickſal? Entflieht er ihm nicht? Folgt ihm das Unheil, nähme er auch Flügel der Morgenröthe? Und iſt alles eitel, was er unternimmt, ſein Loos zu ſchaffen, wenn

der Wille des Schicksals seine Bestätigung versagt? — Hier, inmitten des weiten Ozeans — hier, wo ich mich gesichert träumte gegen jede Anfeindung meines Geschicks — hier, wo niemand mich kennen sollte, wie, muß auch hier Angst und Harm mich verfolgen? Hier, unter Delphinen und Seethieren, wen muß ich wiederfinden? — Welches ist Deine Absicht, junger Mann, und hast Du eine? Was führt Dich hierher auf mein Schiff? Was stierst Du mich an? Warum heftest Du Dich an meinen Schritt? Was willst Du von mir? Ich könnte Dich hassen, wie meinen Verfolger, so ehrlich Dein Gesicht sich auch zeigt, bloß weil Du mich kennst!

Welch eine Ueberraschung! Der Kiel glitt ruhig dahin, vom Winde getragen; der kühle Morgen lockt mich Aermste auf das Verdeck. Die Sonne ist eben im Aufgehen — ich starrte, wie zum Gebet, in ihr goldenes Rund. — Da fühlte ich plötzlich einen Hauch an meinem Halse — ich sehe mich um — d'Aubant steht hinter mir! Ein Ausruf des Schreckens war meine erste Bewegung, hier war kein Entfliehen möglich! — ich schwankte; ach, ich selbst, ich selbst habe mich ihm nun verrathen! Diese plötzliche Bestätigung seines Argwohns machte auch ihn stutzen. Ich floh, er hielt mich nicht auf, sondern stand starr, den Federhut in der Hand.

Ich sank in meiner Kajüte auf mein Lager. Therese ermahnte, tröstete — sie hatte recht — es blieb nichts übrig, als Noel zu ihm zu senden. Ja, es bleibt

nichts übrig, als ihn zu gewinnen! Es scheint ein edler Mensch zu sein — er wird ja mein Unglück nicht wollen! — —

Noel kehrt von ihm zurück. Der Chevalier war seiner Sache gewiß — mein Erschrecken hat mich ihm bestimmt verrathen. Er hat Noel tief gerührt mit Thränen umarmt; er hat ihm bei seiner Ehre, die Bewahrung des Geheimnisses gelobt und mich beschworen seine Dienste in einem fremden Lande anzunehmen, wo ein Mann mir nützen könne. Er hat mich beschworen, mich sehen zu dürfen und gelobt, mich auf immer zu verlassen, in jedem Augenblick, so bald ich dies fordern würde. Er will mich nicht anders als Madame de Kalkstein nennen. Gott sei Dank, ich bin wieder beruhigt, wiewohl etwas krank. Allmälig erst werde ich mich an den Gedanken gewöhnen, in dem engen Raum eines Schiffes mit einem Wesen zusammen zu sein, das mich und mein Geschick kennt.

Den 7. November.

Die See hat mich acht Tage sehr krank gemacht. Der Chevalier thut alles nur Mögliche; ich bin ihm für seine treuen und wie es scheint, ganz uneigennützigen Dienste, sehr verbunden. Er ist der Führer einer Schaar von siebzig bis achtzig Auswanderer, die die Mündung des Delaware zu ihrem Ziele wählen. Alle lieben ihn und würden für ihn sterben. Er muß wohl ein edler Mensch sein! Alle waren einst seine Unterthanen. Habgierige Vettern betrogen ihn um sein Besitzthum — er durchirrte Europa, kam wieder, fand eine Lettre de

Cachet, mittelst derer die raubgierigen Vettern ihn in die Bastille warfen, ward endlich frei unter der Bedingung: nach Amerika zu gehen und seine ehemaligen Unterthanen folgen ihm nun, da sie ihn nicht verlassen, nicht unter Raubrittern und Despoten, die sie mißhandelten, leben wollen. Armes Frankreich! Dieser edle Mann flieht dich! Vielleicht sendet er dir aus der neuen Welt einst Heil herüber! Die acht bis neunhundert andern Auswanderer sind fast alle in dem Fall dieser von ihren Herren mißhandelten Unterthanen. Gott gebe ihnen Heil und eine schnelle Ueberfahrt, wie sie für unsre Vorräthe berechnet ist. Hier möchte meine Neigung, zu helfen wo ich kann, eine schwere Probe zu bestehen haben!

Den 14. November.

Der Mangel fängt an fühlbar zu werden. Du, der Du den Wind lenkest, sende uns bald einen günstigen! Wir haben in dem vorgestrigen Sturm die übrigen Segel des Convoys aus den Augen verloren; wir selbst sind halb entmastet; unser Hülfssteuer ist zertrümmert und unsre Vorräthe sind erschöpft. In diesen furchtbaren Tagen hat sich d'Aubant als ein kühner, besonnener Mann, als ein Freund und als ein edler Mensch bewährt. Er war überall; der Kapitain verlor den Kopf, als unser Hauptmast brach; d'Aubant allein stand der Gefahr. Er leitete das Schiff. Die Mannschaft wurde unruhig und verlangte unter dem Winde nach den Açoren zurück zu steuern. Drei Worte von ihm genügten den Tumult zu zügeln. Es ist in der That

ein gewaltiger Mensch. Die Elemente selbst huldigten ihm besiegt, gebändigt; der Sturm ließ nach, sobald er an das Steuer trat, und die empörten Wogen schmeichelten ihm. Sein kühner und doch seelenvoller Blick ist fürwahr unwiderstehlich, wenn er am Steuer steht oder mich sanft nach meinen Befehlen fragt.

So wie die Erschöpfung der Vorräthe sich kund gab, drohte ein neuer Tumult. Einer sagte es dem andern, und Alle stürmten auf das Verdeck, auf den kopflosen Kapitain ein. Dieser hatte in der Jahreszeit auf lange widrige Winde nicht gerechnet. Man machte Miene sich an ihm zu vergreifen und wir alle zitterten. Da trat d'Aubant hervor, trieb die Schreier zu Paaren, und erklärte den Ruhigen, daß er ihnen von heute an sein Hülfsmagazin öffne. Er allein hatte an den nun eingetretenen Fall gedacht und vorgesorgt. Funfzehn Tonnen mit Mehl sind fürwahr eine willkommene Hülfe. Nun kehrte die Ruhe, die Zuversicht zurück, die Mannschaft arbeitete besser und wir haben den halben Weg überschritten. Er selbst setzte sich und seine Leute von dieser Stunde an auf die kargste Ration und schien doch nichts zu entbehren, als er mich versorgt sah. Man muß ihm gewogen sein! So mild, so seelenvoll ist seine Sprache! Er thut, was er irgend als einen Wunsch von mir nur zu errathen vermag. Seine Vorsorge hat mir hundert kleine Gemächlichkeiten verschafft, die ich ihm nie genug danken kann. Zum Beispiel, das Zelt auf dem Verdeck, von wo ich mich an den großen Schauspielen weiden kann, die uns täglich das Meer

darſtellt, den Sonnenaufgang, den Sonnenuntergang und die feierliche Nacht! Er iſt zurückhaltend aber nicht mehr demüthig, ſondern voll inniger Freundſchaft; kurz er iſt unſer Schutzgeiſt.

Den 18. November.

Wie nimmt d'Aubant ſich der Kranken und Hülfloſen an? Wir begegnen uns ſtets am Lager der Leidenden. Aber ich bringe nur Troſt und er bringt wirkliche Hülfe! Als die Mutter und ihr Säugling zugleich ſtarben — eine ergreifende Scene, da fünf Kinder umher weinten und der Vater verzweifelte — ſah ich Thränen in ſeinem großen, kühnen, denkenden Auge. Er iſt gerade das Gegentheil von Alexis und kommt mir oft vor, wie ein Bruder meiner Königsmarck, die mich an ihn verwieſen hat. Den alten Noel behandelt er wie einen Freund — mich — nun, Thereſe hat mich faſt erſchreckt, als ſie mir zu verſtehen gab — ſeine Sorgfalt um mich, ſei mehr als Freundſchaft und Dienſteifer. Dieſer Gedanke war mir gänzlich neu, und traf mich wie ein Blitz aus heitrer Luft.

Den 22. November.

Dem Himmel ſei Dank, endlich iſt unſer Anker gefallen und ſein eiſerner Zahn verbindet uns mit dem Feſtlande der neuen Welt.

Wir liegen in der Mündung des ungeheuren Stromes, der ein Meer zu ſein ſcheint. Was ich um mich her ſehe, iſt eine weite Wüſte; aber eine ſchöne Wüſte. Sie wird einſt das Rendezvous aller Unglücklichen in der Welt ſein. O wie will ich ihrer mich erfreuen, ſobald

wir ausgeschifft sind! Wie will ich umherschweifen, die Natur an meinen Busen pressen, glücklich, endlich einmal glücklich sein! Meine Leiden glaube ich, haben mich dieses Glückes wohl werth gemacht.

Wir erwarten nur die Lootsen von Philadelphia, um bei dieser neuen Schöpfung William Penn's, ans Land zu steigen. Seit der letzten Anwesenheit des großen Mannes, ist dieser Flecken zu einer ansehnlichen Stadt geworden und sie verspricht noch größer zu werden. Penn ist in der That der Nebenbuhler unsers gewaltigen Czaars. Hier werden wir den Winter zubringen, und alles für unsre neue Colonie, die im Frühjahr angelegt werden soll, vorbereiten. Ich bin entschlossen, so wie wir ausgeschifft sind, erinnere ich ihn an sein Versprechen, und bitte ich d'Aubant mich zu verlassen. Ich werde mich mit Noel und Therese allein behelfen, obgleich, ich läugne es nicht — sein Umgang, sein Gespräch mir lieb geworden ist. Er ist so bescheiden, er wird meine Bitte erfüllen; denn er muß ihre Nothwendigkeit einsehen. Ich glaube jetzt selbst an die Richtigkeit von Theresens Bemerkung. Seine Blicke — sein Benehmen sagt mehr, als es sollte.

Den 29. November.

Ich bin am Lande! Willkommen, willkommen, du schöne, große Wüste. Europa sei vergessen, denn hier rief man uns willkommen zu und der große Hauch der Freiheit athmet mich hier aus wilden Bäumen, majestätischen Strömen, von keinem Menschenfuß betretenen Wiesen und Auen, kurz aus Allem an, was

ich sehe, was ich höre. Die Fessel liegt in unsern europäischen Sitten, nicht in den Gesetzen; unsre Tyrannin ist die Gesellschaft, die Convenienz, die Mode — nicht der Staat, der Fürst. Hier ist die Freiheit denn die europäische Sitte ist durch die Nothwendigkeit verdrängt, und die frommen friedlichen Gewohnheiten der Quäker, die ihre Stelle einnehmen, sind die allgemein menschlichen und sprechen mich innig an.

Wir wohnen in Baracken, so lange bis in der Stadt der nöthige Raum für uns ermittelt ist.

Es war ein herber Augenblick, als ich Kapitain d'Aubant mit Rührung und schwerbehaupteter Festigkeit bat, mich nun zu verlassen. Er sah mich an, wie ein Opfer auf den Opfernden blickt, mit gebrochenem Auge. Endlich stürzte er auf meine Hand und ich fühlte das Naß seiner heißen Thränen; aber er sprach kein Wort. Dann erhob er sich, wie plötzlich gekräftigt, und fragte sanft: ob es heute sein müsse. Ich setzte ihm eine Frist von vier Wochen — ich konnte nicht anders, sein Schmerz steckte auch mich an und brach meinen entschlossenen Muth. Er dankte mir, er ging und wiewohl er sich nun ferner von mir hält, so läßt seine Sorgfalt doch nicht ab, für mich rege zu sein. Seine Thätigkeit ist in der That unglaublich. Er hat schon alles für meine Bequemlichkeit in der neuen Colonie herbeigeschafft, und dabei hat er zugleich für achtzig Menschen zu denken, zu sorgen, die ihn trotz seiner siebenundzwanzig Jahre, wie ihren Vater lieben und ihn auf den Händen tragen, weil er in der That ihr Schutz-

geist, der Helfer Aller ist. Wie unglücklich wären diese Menschen, so gedankenlos und unbeholfen ohne ihn! Er hat für Groß und Klein gedacht und gesorgt und Alle sehen dem ersten Winter nun ohne Furcht entgegen.

Schon jetzt, welch lebenvolles Bild reger Thätigkeit um mich her? Hier wird gezimmert, geschmiedet, gewirkt vom frühsten Morgen bis zur Nacht; wie wird dies alles erst im Frühjahr reizend sein! Unsre neue Colonie liegt vierzig Meilen von Philadelphia; die Wälder der Huronen grenzen an sie. Sie hat bereits ihren Namen. D'Aubant fragte mich, wie ich unsre Ansiedelung taufen wolle. Das war artig. Ich sann, ich dachte an Penn, an den gewaltigen Czaar, die beiden größten Männer unsers schwachen Jahrhunderts, und ich nannte: „Petersburg." Petersburg soll unsre Stadt heißen, rief d'Aubant, und unser Stadtwappen sei ein Adler und eine Lilie.

Den 20. December.

Ich sehe ihn jetzt selten in meiner Baracke; er ist außerordentlich thätig und rüstet sich zu einer Reise nach dem künftigen Petersburg; denn der Wald muß im Winter abgeräumt werden. Von Europa höre ich nichts. Ein holländisches Schiff brachte die letzten Nachrichten. Mein Sohn lebt und der Czaar, der seine Erziehung selbst leitet, kränkelt.

Ach — auch mein treuer alter Noel macht mich besorgt. Seit der Seereise, die ihn sehr erschöpft hat, ist er verändert und klagt. Wenn ich ihn verlöre. — Unerträglicher Gedanke!

Den 26. Januar.

D'Aubant hat Abſchied genommen. Gott weiß ob ich ihn wiederſehe. Jetzt erſt fühle ichs — ja, er iſt mir theuer und ich werde ihn ſehr vermiſſen.

Den 3. Februar.

Das Frühjahr naht heran, und die ſteigenden Waſſer des Delaware haben uns aus unſern Baracken vertrieben. Die Anſtrengung dieſer Tage hat den guten Noel vollends erſchöpft — er iſt krank; wir beide, Thereſe und ich, pflegen ihn, wie Mutter und Schweſter. Von d'Aubant keine Nachricht. Ich bin beſorgt um ihn.

Den 9. Februar.

Grauſames Geſchick! Raubſt du mir auch den letzten treuen Freund! Soll ich Niemand — Niemand behalten, der mir theuer iſt! Noel iſt todt — das erſte Opfer in der neuen Welt; wir haben ihn beſtattet. Der treue Diener iſt für mich geſtorben. Die Waſſer ſperrten uns von der Stadt ab. Er achtete die Gefahr gering. In einem ſchwachen Boote fuhr er ab, um das nothwendigſte aus der alten Niederlaſſung herbei zu holen — als einen Sterbenden brachte man ihn uns zurück.

Das einſtürzende Gebäude hatte ihn getroffen, erſchlagen. Gott lohne Dir, treue, edle Seele! Ich werde Dich nie vergeſſen.

Doch was ſoll ich aus den letzten Worten des Sterbenden machen? Er hat recht — ich bin allein — ohne ihn. Niemand kann ihn mir erſetzen, als Einer. Und dieſer Eine — geſtehe es dir, Unglückliche, dieſer Eine iſt deinem Herzen gefährlich; er iſt dir eben ſo theuer,

als er dir gefährlich iſt. Wer könnte ihn ſehen und ſeine männliche Kraft, ſeine Milde, ſeinen Geiſt, ſein gefühlvolles Herz, ſeine ſchöne Geſtalt endlich, nicht lieben? Ihn, den Alle lieben, bewundern, faſt anbeten! Nein — ich darf ihn nicht wiederſehen — und — ach — ich werde es kaum, denn dunkle Gerüchte ſprechen von furchtbaren Fluthen, die den Raum der neuen Anſiedlung urplötzlich in Beſitz genommen haben. O — es wäre entſetzlich!

Den 1. März.

Dem Himmel ſei Dank — er wenigſtens iſt durch ſeinen Muth gerettet. Er hat wie ein Rieſe gekämpft; aber er hat die Fluthen überwältigt, er hat ſie gedämmt und alle die Seinigen in Sicherheit gebracht.

Soll ich ihn wiederſehen? Er hat durch Thereſen fragen laſſen, ob er noch kommen dürfte, da die Friſt abgelaufen ſei. Thereſe ſelbſt bat für ihn und ich habe ihm in einer Verwirrung bloß geantwortet: „Noel ſei todt.“

Den 3. März.

Er kam ſogleich. Sein Ausſehen trug die Spuren des beſtandenen Kampfes mit den Elementen. Er war blaß, erſchöpft, ſehr weich, faſt matt. Bewunderung und Mitleid ſprachen in meiner Seele laut für ihn. Nach den erſten Begrüßungen und Erkundigungen, erklärte er mit feſter Stimme, da Noel nun todt ſei, ſo weiche er nicht von meiner Seite, bis er mich ſicher in der neuen Colonie untergebracht ſähe. Dann werde er nach Guadeloupe gehen, da Amerika ihm „das

gehoffte Heil" nicht darbiete. Er ſprach dieſe Worte ſchwer, und faſt im Ton des Vorwurfs. Ich verſuchte, mit ihm von meinem Dank zu ſprechen — er lächelte herb, brach mit einer gewaltſamen Bewegung ab, und ſprach von ſeinen Einrichtungen in dem künftigen Petersburg.

Den 13. März.

Hat er mir in der That Vorwürfe zu machen? Nein! Und doch — wenn dies Verhältniß lange dauert, ſo erliege ich. Schon habe ich die Kraft nicht mehr, ſeinen Abſchied ernſt zu wollen. Wer ſoll für uns wirken? Ach, der Verluſt Roels iſt zu ſchmerzhaft, und ſelbſt der Chevalier hat ihn aufrichtig beweint. Solche Thränen kennt man in Europa nicht und ich Unbeſonnene, daß mir in L'Orient auch nicht einmal die Möglichkeit dieſes Verluſtes einfiel! Sein Blick voll Vorwurf, Bitte und Schmerz, ſeine gewaltſam erdrückte Sprache, wie verwunden ſie mich! Was will er nur, daß ich ihm ſein ſoll? Der Gedanke beunruhigt mich fort und fort und ich ſehe keine Möglichkeit, ihn zu befriedigen — oder mich ſelbſt und meine Gefühle. — Gut, daß der Lenz erſcheint, und eine neue Thätigkeit mit ihm, eine neue Lebensform beginnt! Denn ſchon ſehe ich die Ruhe, die ich hier endlich zu finden wähnte, verloren, ſchon habe ich die Luſt, die Freude an der Natur eingebüßt, um nur an ihn und immer an ihn und ſeinen Schmerz zu denken.

Den 2. April.

Gottlob, wir ſind unterwegs nach Petersburg. Wir

haben nichts zurückgelaſſen, als — Noels Aſche. Die halbe Stadt begleitet uns, und trägt uns Vorräthe, Bedürfniſſe, Utenſilien aller Art nach. Wie leicht athmet nun meine gepreßte Bruſt wieder!

D'Aubant hat, ich weiß weder wie, noch wo, zwei Maulthiere und eine Sänfte für mich aufgetrieben und ich mache die Reiſe ganz gemächlich. Die Freude an der Natur hat mich wieder ganz in Beſitz genommen. Wie ſoll ich ſchildern, was ich empfinde? Es iſt unausſprechlich. Dieſe gewaltigen Züge der Natur, dieſe wilde Größe der Wälder, die wir durchirren, das nie gehörte Lied dieſer Vögel und der fremde Ruf der wilden Thiere, dieſe Pfade, die wir zuerſt betreten, die jungfräuliche Geſtalt der Erde, der Bäume, der Sträucher, das majeſtätiſche Rauſchen der Ströme und Waſſerfälle, die Wieſen voll rieſiger Gräſer, und dieſer rieſige Fluß ſelbſt, die hier und da zwiſchen den Bäumen aufgehängten Hütten der Wilden, die doch die gutmüthigſten Menſchen ſind, wie ergreift, wie rührt, wie feierlich ſtimmt mich dies alles. Ja! Die Allmacht des Schöpfers, die Gewalt der Natur kann doch nur der erkennen, der die Natur, unverdorben von der Menſchenhand, belauſcht hat! Wie glänzen hier die neuen niegeſehenen Sterne, wie ruht der Mondglanz hier über den nie betretenen Wäldern, wie donnern die Katarrakte ſtolzer, unbeſchiffter Flüſſe! Und wie beſcheiden gebraucht der Menſch hier die Natur. Hier iſt er noch nicht ihr übermüthiger Herr, ihr kummervoller Beſieger — hier iſt er ihr Sclav noch, aber ihr freiwilliger, glücklicher Sclav; hier

walten die Elemente noch frei und die Natur trägt keine Fessel. Welche Kraft aber entwickelt sie hier auch! Wie treibt sie Blatt an Blatt hervor, himmelstürmende Bäume, natürliche Brücken, stolze Felsen, kühne Thiere, üppige Pflanzungen, kräftige Menschen! Doch der geistige Mensch! Ach, er ist ein Kind geblieben, und er ist glücklich in seinen Kindesträumen, in seinen Kindeswünschen. Unser heutiger Halt ist in der Nähe einer Waldung. Siebzehn Rohrhütten zwischen riesigen Akazien halb aufgehängt, bilden ein huronisches Dorf. Es ist der Hauptort der Völkerschaft in dieser Gegend. Die Einwohner stürzten von den Bäumen herab, zwischen ihnen hervor, als sie uns nahen sahen, und wollten fliehen, als d'Aubant den Aeltesten mit seinem Dollmetscher anredete; es war derselbe Greis, von dem er den Raum um Petersburg, für eine Flinte und zwei Pfund Pulver, einige Glasperlen und zwei oder drei Töpfe erkauft hatte. Nun wurden sie zutraulich. Die Mütter kamen selbst mit den Säuglingen herbei, ein Zeichen des Friedens, des Vertrauens. Sie gafften uns an, befühlten unsere Kleider, streckten sich zu uns ins Gras. Die Männer brachten Waffen, die Frauen Maiskolben und Stücken von Bärenschinken. Wir rüsteten uns zum Mahle. Die Luft war warm und von würzigen Düften erfüllt. Die Feuer wurden angezündet, der Mond ging auf und beleuchtete die malerische Scene; sein Glanz drang tief in die schauerliche Waldung ein, welche den Huronen zur Wohnung dient; ein schwacher West machte sie seufzen und bewegte die luftige Haupt-

stadt des Volks sanft hin und wieder. Unnennbare Gefühle flossen in mich über, ich dachte an Moskau, an den Kreml, an Dich, meine Schwester, in der Hofburg zu Wien. So ist der Mensch, dachte ich, im Reiche der Natur, in ihrem Schooße, ein Kind. Und so ist er im Reiche der Gesellschaft und der große Czaar, als Todesrichter seines Sohnes, fiel mir ein. Ach — mit bangen, tiefen, durstigen Zügen athmete ich den Genuß der Freiheit und der Natur ein. Nur, wer meine Sehnsucht nach ihr erfahren hat, kann mein Glück in diesem Augenblick begreifen. Nur wer solche Augenblicke genossen hat, den kann ich glücklich nennen! — Nach dem Festmahle, tanzten die Frauen, und die Männer sangen Lieder zu Ehren der Weißen; dann schliefen wir alle zusammen, Wilde und Europäer. Ich sann nach welcher Theil der glücklichere, welche Brust die menschlichere sei — und der Zweifel wiegte mich in sanfte Träume. Ich träumte von Dir, meine Königsmarck, in der die Menschheit ihren Triumph feiert; denn Du, Unvergleichliche, bist in höchster Cultur — der Natur treu geblieben.

Als der Morgen anbrach und sein kühler Hauch zum Aufbruch mahnte, nahmen wir von unsern Wirthen zärtlichen Abschied. Die Aeltesten wollten uns nicht verlassen und begleiteten uns, die Frauen blieben zurück. Sie standen, so lange wir ihnen sichtbar waren, die Säuglinge im Arm, an der Stelle fest, und wir sahen selbst die kleinen kupferfarbenen Kinder die Arme nach uns ausstrecken, indem wir uns von ihnen entfernten.

Der Dunst, den die aufgehende Sonne erregte, entzog sie endlich unsern Blicken. Gute, schuldlose Seelen, der große Geist lasse Euch Kinder bleiben, lange, lange Zeit!

Den 9. April.

Nun sind wir in Petersburg. D'Aubant führte mich wie im Triumph ein. Ich kenne keinen Ehrgeiz; aber jetzt war ich gleichsam stolz auf ihn. Er fühlt, in stärkerer und anderer Art, dasselbe, was ich fühle — auch ihm ist die Welt eine Feindin seiner Ruhe geworden. Er hat meine Sehnsucht nach der Natur, nun mit einem schöpferischen Thätigkeitstriebe gepaart. Was hat er hier in der kurzen Zeit seiner Anwesenheit nicht gewirkt, geschaffen! Freilich besteht unser Petersburg, mein Petersburg, denn von mir hat es den Namen, bis jetzt nur aus acht geraden Baumalleen, und einem freien Platz mitten im Walde, eine Viertel Stunde vom Rande des Strombettes entfernt. Aber diese Alleen sind ausgehauen, geräumt, entwurzelt, der Platz ist eingedämmt, und diese Waldgassen werden einst Straßen sein, dieser Platz ein belebter Markt, dieser Uferdamm ein gewühlvoller Hafen. Jetzt kreischt der Ara noch über unsern Häuptern und die schillernde Schlange kräuselt sich um unsre Füße; aber — bald wird hier das Gewerbe ertönen und d'Aubant wird zufrieden auf seine Schöpfung sehen.

Hin und wieder sind Baumaterialien herangetragen, die Alleen haben ihre Straßennamen erhalten, die auf Tafeln an den Bäumen angeschlagen sind. Die eine

heißt Stresina, die andre, die Tuillerien, die dritte L'Orient. Jeder hat die Freiheit, seine Wohnung zu bauen, so groß und wo er in der Linie will. Jeder hat die nöthigen Werkzeuge erhalten, und Alle brennen vor Verlangen die neue Stadt zu gründen.

Den Anfang machte die Wahl des Oberhaupts; alle achtzig Stimmen nannten d'Aubant. Er lehnte es ab; sie nöthigten ihn zu dem Versprechen, wenigstens drei Monate lang zu bleiben. Er legte die Entscheidung in meine Hand. Ich konnte sie nicht geben; aber Therese sah mich an, und sprach aus meiner Seele: bleibet Chevalier! Er bleibt, und nun erhielt auch ich meine kleinen Aemter, als Krankenpflegerin, denn Arme giebt es nicht unter uns und nur der Kranke ist arm — und Oberpriesterin. Ich bitte den Himmel, mich dieser Aemter würdig zu erhalten.

Den 15. Mai.

Petersburg ist fertig. Zweiundzwanzig Wohnungen sind eingerichtet — ich wohne in L'Orient. — Der Anbau beginnt! unsre Handelsflotte, eine Barke und ein Prahm zur Ueberschiffung des Stromes, die Vorräthe sind aus Philadelphia angelangt. Ich bin glücklich. Die Huronen und die Cheeks sind unsre Wächter gegen die Elemente, gegen die Thiere des Waldes, welche wir allmälig ausrotten. D'Aubant erlegte neulich einen Ur mit eigener Hand, nach furchtbarem Kampfe. Er ist so kühn, als er edel ist. Zu Ende des Sommers will er uns verlassen.

Den 20. Juli.

Die neue Welt hat doch auch ihre Schrecken. Eine große Klapperschlange mitten in meiner Wohnung und dicht an meinem Lager hat mich sehr erschreckt. Das Thier floh, als es unsern Schreckensruf vernahm; aber wir flohen nicht minder. Ein Glück, daß d'Aubant in der Nähe war, und eine Esche meine Wohnung überragt. Der Chevalier, der für alles Rath weiß, brach einen starken Zweig von diesem Baum, und ging mit diesem und seinem Degen bewaffnet, vor unsern Augen unerschrocken auf das Unthier los. Ich zitterte wie ein Blatt im Winde. Das Thier richtete sich gegen ihn empor, wie sprungfertig; allein er stieß den Eschenzweig gegen seine schillernde Zunge und sogleich sank der Kopf des Ungethüms wie vom Blitz getroffen, zur Erde. Nun tödtete er es mit dem Degen leicht. — Wer wird nur die Uren, die Bären, die Klapperschlangen erlegen, wenn er uns verläßt!

Den 5. August.

Das Vierteljahr ist verflossen. D'Aubant hat seine Würde niedergelegt. Nichts scheint ihn länger fesseln zu können. Die Barke, welche ihn nach Philadelphia bringen soll, ist bestellt und fertig. — Wird er bleiben — wird er gehen? Muß ich es entscheiden? Es ist gewiß — er liebt mich — er flieht mich — ich allein verscheuche ihn — ich allein kann ihn zurückhalten!

Den 7. August.

Es ist entschieden — alle Zweifel sind am Ende — es ist entschieden, ich werde glücklich sein — ich bin

Braut, des edelſten Mannes geliebte Braut. Schatten meiner Anna ſegne mich! Mein Sohn, vergieb mir; meine Schweſtern beneidet mich — ich konnte nicht anders! Als er, der zum Abſchied gekommen war, zu meinen Füßen ſank, als er meine Thränen rinnen ſah, als Thereſe in meine Arme ſtürzte, als er mich um ein Körnchen Lebensglück beſchwor, als ſeine Lippe mir ewige Liebe betheuerte, dieſer treue Mund, der ſtets Wahrheit und Liebe war, da brach meine Kraft. Ich hatte ihn bewundert, bemitleidet, denn er kämpfte und litt lange; ich mußte ihn lieben. Ich reichte ihm meine Hand — er glich einem Seligen des Paradieſes, er drückte ſie, mich, Thereſen, an ſeine glühende, reiche Bruſt. So ward ich ſeine Braut.

Den 18. Auguſt.

O Himmel, welche Wonnen genieße ich! Die Liebe dieſes edelſten Menſchen iſt ein Reichthum, eine Ueberfülle des Glücks, wie ich nicht träumte, daß die Erde ſie gewähren könne. Wie reich, wie unendlich reich iſt doch das Leben — und in welcher freiwilligen Armuth erhalten ſich die Menſchen — die Großen! Jetzt erſt erfahre ich alles, was er für mich gelitten, wie er gerungen, was er gethan, wie er ſein Herz erdrückt hat. Schon in Moskau hat er mich bewundert — und in Petersburg geliebt — er floh, als er eben am Ziel ſeiner Wünſche war, die ihn dahin geführt hatten, da er fühlte, daß mein Bild ihm in Rußland nie Ruhe vergönnen würde. Er hatte es glühend im Herzen umher getragen und Plane zu meiner Rettung entworfen, als

er mich in den Tuillerien wieder sah. Der Himmel selbst führte uns in der Alceste zusammen. Seitdem war sein Leben Leid, Glück, Kampf ohne Sieg. Jetzt gleicht er einem Verzückten. Er nennt mich in einem Athem seine Braut, seine Fürstin, seine Kaiserin, und ich vergesse bei diesen Tönen meines Sohnes und der ganzen Welt.

Morgen schiffen wir nach Philadelphia. Ein katholischer Priester soll uns einsegnen. So oft ich die Hauptkirche in dieser Stadt sah, konnte ich mich dieser Ahnung nicht erwehren. Das der Natur treu gebliebene Herz hat Warnungen und Prophezeihungen, die der Mensch in der Gesellschaft nicht kennt, aber nicht versteht. Meine Ahnung aber war stets von süßen, frohen Gefühlen begleitet, so daß ich dazu lächelte.

Den 20. [illegible]

O meine Königsmark; daß Du bei mir wärest und Zeugin meines Glückes! D'Aubant, der edle bewunderungswürdige d'Aubant ist mein Gatte. Jetzt erst weiß ich, was Leben, Liebe, was die Ehe sei. Kein Wort reicht bis an die Grenzen meiner Wonne. Die Rührung meines Gatten bei der feierlichen Einsegnung unsers seltenen Bundes, übertraf fast die meine — ich mußte an Aleris denken, so sehr ich mich auch anstrengte, dies Bild in meiner Seele zurückzudrücken — er stand vor mir und neben mir sein Gegenbild — dieser unvergleichliche Mensch. — Die Tage in Philadelphia fließen dahin, wie ein seliger Strom. Mein Gatte sah lange nur mich, und freute sich an meinen

Antworten, wenn er mich fragte, ob ich auch ganz glücklich ſei, und niemals Reue fühlen würde. Jetzt fängt er wieder an für ſeine Kinder in Petersburg thätig zu ſein. Er ſendet ihnen alles, was ihr Gedeihen fordern kann. Er iſt ihr Vater. In einiger Zeit kehren wir zu ihnen zurück. Ich kann, ja, ich kann nun ſterben, denn ach — ich habe die höchſten, die wahrſten, die einzigen Seligkeiten des Lebens gekoſtet.

Petersburg, den 11. Auguſt 1720.

Die Zukunft thut ſich, wie ein goldenes Thor, wie eine paradieſiſche Morgenröthe vor mir auf. Welch ein Mann! Wie ganz und völlig, was ein Mann ſein ſoll! Wie lieb' ich ihn, um der ſüßen Hoffnung willen, die mich beglückt.

Den 12. September 1721.

Ich ſehe es ein, es iſt nothwendig. Auch die ſtillen, die unvergleichlichen Freuden dieſer Lebensweiſe müſſen einen Wechſel erfahren. Die unglaubliche Anſtrengung, der unausgeſetzte Kampf mit den Elementen hat die Geſundheit meines Gatten allzutief erſchüttert. Hülfe iſt nothwendig; wir müſſen Euch verlaſſen, Ihr Lieben, und ich ſehe nun, daß die Natur doch nicht alles darbietet. Wir müſſen nach Europa. Mein Töchterchen, meine Amalie, meine Wonne, Dein zartes Plaudern ſoll mich dort an meine lieben Naturkinder, an meine Wälder, an das Plätſchern meiner Bäche erinnern.

Brest, den 16. November.

Dem Himmel ſei Dank! Die Ueberfahrt war glücklich. Edler d'Aubant, ſelbſt krank, ſelbſt leidend

Februar.	Einnahme	Ausgabe.
den		

warst Du stets nur zarte Sorge für mich und Dein Ebenbild, unsre kleine Amalie. Fort, nach Paris! Dort wird der Himmel Dir Hülfe bereiten! Dort werde ich wieder froh sein! Dort wirst Du genesen.

Paris, den 29. November.

So sehe ich dich wieder, riesige Stadt und bin in dir so einsam, wie in meinem Walde bei Petersburg. Niemand kennt mich und ich kenne Niemand. Die europäische Sitte ist mir fremd geworden und ich fühle mich wie verirrt unter diesen Menschen. — Ich ziehe meinen Wald ihren Sälen, Palästen und Theatern vor, und den Gottesdienst, den ich in ihm feire, ihren geselligen Freuden! — Ich bin Dir nahe, mein Sohn, mein ungekannter Sohn. Sagt Dir keine Ahnung, daß Deine Mutter lebt? Oder läßt Dir dieß Leben nicht Zeit, ihrer zu gedenken! Nein! für Dich ruht sie im Grabe! Es zieht mich wohl mit starken Banden zu Dir hin — aber mit stärkern fesselt mich die neue Pflicht hier. Vergiß mich, oder besser: erfahre nie, daß ich Dir nahe war!

Wie mir Europa mißfällt und diese Menschen! Ich sehe nur Abtrünnige in ihnen, Ueberläufer aus dem Reiche der Natur. Wahrheit, Liebe, Tugend sind in die neue Welt geflüchtet, die alte ist die Gerüllkammer der Leidenschaften geblieben und die echte Menschheit hat andre Ufer gesucht. Wie verlange ich schon jetzt zurück nach meiner kleinen Schöpfung am Delaware, wo die Zufriedenheit wohnt!

Den 10. Januar 1772.

D'Aubant, mein geliebter d'Aubant iſt ſo gut wie völlig hergeſtellt. Dies fehlte zu meinem Glück. Doch nein, — noch ein anderer Bauſtein fehlte, und auch der wird nun herbeigeſchafft. Ein Gedanke war quälend für d'Aubant, der, von ſeinem Vaterlande nicht anerkannt zu ſein. Das mag für einen Mann von Verdienſt wohl ſtets ein herbes Gefühl ſein. Auch dies iſt beſiegt. Man ſchätzt ſeinen Werth, man ſchlägt es an und würdigt ſein Verdienſt — man hat ungeſucht ihm Anerbietungen gemacht, d'Aubant iſt glücklich darüber und ich bin es mit ihm. Vielleicht ſendet man ihn als Gouverneur nach einer der Inſeln. Es wäre ein Opfer für mich, aber welches Opfer brächte ich nicht gern der Zufriedenheit meines Freundes!

Den 12. Februar.

Gott, wie wird das enden! Verrätheriſches Paris, verbirgſt du ſtets Schrecken und Sorge für mich? Ich bin zum zweitenmal entdeckt, erkannt. Das erſtemal war es zu meinem Heil von dem, den meine Seele über alles liebt; zum zweitenmal iſt es von dem Sohne derjenigen, die mich ſo treu geliebt hat, und der ich mein Daſein ſchulde.

Doch ich bin ohne Furcht; Du wirſt Deinem Gelübde treu bleiben, würdiger Sohn der würdigſten Freundin, edler Moritz von Sachſen. Aber immer war es ein Schrecken, als Du in den jenen Tuilerien erſt Thereſen, dann, nach einem ſtarren Blicke, wie man ihn auf eine Erſcheinung richten mag, aber wenn eine vergeſſene

Jugenderinnerung plötzlich vor der Seele auftaucht, auch mich bei meinem ersten Namen nanntest. Ich hatte freilich die Unvorsichtigkeit begangen, mit meiner Amalie laut deutsch zu sprechen. Doch Du wirst mein Geheimniß bewahren, so lange ich an dieser Küste weile.

Ich war zu glücklich von Dir zu hören, meine Königsmarck, und aus dem Munde Deines edlen und großen Sohnes. Glückliche Schwester, Du bist ihr nahe, Du siehst sie. Möge mein Geist Dich umschweben in Deiner stillen Klause zu Quedlinburg.

Den 20. März.

Der Graf besucht mich oft, im größten Geheimniß. In mich zu dringen hat er aufgegeben; ich dagegen habe ihm verstatten müssen, dem Könige mein Geheimniß mitzutheilen, so bald ich Europa verlassen habe. Es sei — ich kehre nicht wieder, guter Moritz. Europa sieht mich nicht wieder. Alles ist entschieden; ein Wort des Helden, dem Frankreich so viel verdankt, hat den Ausschlag gegeben. Wir gehen nach Isle Bourbon zu deren zweitem Gouverneur d'Aubant ernannt worden ist.

Ich muß Dich täuschen, edler Held — ohne Abschied von Dir scheiden. Mich zwingt die Furcht, Du könntest einen letzten gewaltsamen Versuch wagen, meinen Entschluß wankend zu machen. Montags wirst Du kommen — und mein Kabinet leer finden. Lebewohl!

Isle Bourbon, den 12. Juni 1727.

Eine solche Reihe glücklicher Jahre ist nun an mir vorüber geflossen, daß die Leiden meiner Jugend fast

in der Erinnerung verwischt sind. Ich fange an älter zu werden — nichts ist mir von jenen Bildern geblieben, als die beständige Furcht eines nahen Verlustes. Schmerzliche Nachlassenschaft bestandener Schmerzen. Der wahrhaft Glückliche sollte auch dich nicht kennen!

Wenige Menschen haben ein solches Maaß des Glücks — und auch der Leiden gekostet, als ich. D'Aubant hat für Alexis mehr als gut gemacht. Er ist noch immer der Unvergleichliche! Ich aber muß wohl des Glücks würdig sein, da es mir so treu bleibt.

Meine Denkart ist nun fest, beinahe starr geworden. Ich weiß, was ich von der Welt halte, und ich verstehe mich auf die Schätzung ihrer Freuden. Darum bleibe ich auch meiner Wahl treu und den kleinen und natürlichen Genüssen.

Der gute König Ludwig, obgleich im Krieg mit meiner Nichte, der Kaiserin, hat ihr mit eigner Hand geschrieben, was der Marschall ihm entdeckt hat. Die Kaiserin ermahnt mich zur Rückkehr, sie bietet mir ihre Palläste, meinen alten Rang, große Apanagen an. Ich habe alles abgelehnt — ich bleibe in Isle Bourbon. — Ich habe mir wenig Vorwürfe zu machen — aber ich würde sie mir zu machen haben, wenn ich zum zweitenmal in meinem Leben und in den Jahren voller Reife in den Fehler meiner Jugend verfiele. Denn aus allen mannigfachen Lebenserfahrungen ist mir dies eine Gesetz klar geworden: „Wir sollen unser Schicksal nicht machen, sondern hinnehmen und keinen Posten verlassen, auf den die Hand der Vorsehung uns hingestellt

hat.“ Ich glaube der Tugend treu gewesen zu sein — aber einmal — einmal vielleicht — habe ich gefehlt. Ich habe die Welt getäuscht. Er, der alles sieht und der die Liebe ist, muß mir diesen Fehler wohl vergeben haben. Für meine Verzeihung, spricht mein langes, langes Glück — meine tiefe Ruhe.

Im August 1731.

So seid Ihr denn alle dahin, wohin sich mehr und mehr mein Blick wendet — Du, gewaltiger und frommer Czaar, Du Katharine, schöne Seele, Du, treue Königsmarck, Du meine Schwester Elisabeth, Du Therese und endlich stiegst auch Du, mein niegekannter Sohn, noch frisch im Leben, von Deinem unbeneideten Thron in Deine Gruft, wie ein zu früh gebrochenes Blatt, und hattest Deinen Mutterstamm nie gekannt! Ich hätte Dich einmal sehen mögen, in diesen sechszehn Jahren, meinetwegen auch auf Deinem kurzen Thron! Ich hätte Dir einmal zurufen mögen: hier ist Deine Mutter! Deine reuige Mutter! Doch nein — Deine glückliche Mutter, welche die Natur der Größe vorgezogen hat! Ach, ich werde nun einsam sein, so viele Abschiede in kurzer Frist haben meine Seele bekümmert, ermüdet. — Doch nein — nicht einsam werde ich sein. Wie! Habe ich nicht meinen Gatten, diesen Phönix in einer Welt ohne Wahrheit und Natur! Habe ich nicht meine süße Amalie. Und auch Du lebst, theure Schwester, die Erbin dieser Blätter! — Bin ich nicht glücklich in Eurem Besitz. Fühle ich mich der Natur nicht noch immer innigst verwandt? Fühle

ich nicht, welch ein kostbarer, reicher, unerschöpflicher Schatz das Leben für den Tugendhaften sei, der seinen Werth erkannt hat? Ich bin glücklich und ich preise den Himmel; denn je ernster ich mich selbst prüfe, um so mehr schwindet auch der einzige Vorwurf, der schwache Stachel, der in Alexis Tode sonst für mich zu liegen schien. Ich bin glücklich, denn der Himmel hat mir Freude am Wohlthun geschenkt und ich liebe die Menschen und sie lieben mich!

Hier endet das Tagebuch der tugendhaften d'Aubant. Was wir von ihren fernern Geschicken erfahren haben, ist wenig. Als im folgenden Jahre die Nachricht von dem Tode ihrer Schwester Amalia, Herzogin von Braunschweig, nach Isle Bourbon gelangte, war sie tief erschüttert, und gab von nun an, die Fortsetzung dieser Blätter auf. Sie erholte sich von diesem Schmerz; aber das Schicksal zeigte ihr von jetzt an seine Strenge. Ihr theurer Gatte starb nach langen Leiden, die sie heldenmüthig trug. Ihre Tochter, ihre Amalie, folgte ihm nach kurzer Zeit ins Grab. Jetzt stand sie allein. In Europa lebte niemand mehr, der sie kannte, der ihr werth war, als ihre Nichte, die große Kaiserin Maria Theresia, und der Sohn ihrer Freundin, der Marschall von Sachsen. Diesen wiederzusehen kam sie nach Europa; als sie Paris im Jahre 1750 erreichte, war auch er gestorben. Nun ging sie nach Brüssel, lebte hier von den Resten eines kleinen Vermögens und einer

schwachen Rente von unbekannter Hand. Wohlthun war ihre Beschäftigung. Sie liebte die Kranken, die Bedürftigen mehr als sich selbst; die Pflege der Armen, war der Posten, auf den sie sich von nun an gestellt glaubte. Diesem Posten konnte ihr Tod, im Spätjahr 1760 allein sie entreißen.

Die Blutbrücke.

Novelle von F. W. Arnold.

I.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Im stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Volkslied.

Am rechten Ufer des Po, in der Richtung von Pavia nach Ferrara, prangte noch vor sechzig Jahren auf einer sanften Anhöhe das Kloster San Benedetto. Die Umgegend war rauh und öde und ganz geeignet für ascetische Uebungen; dunkle Wälder und mächtige Felsenmassen, über die sich Epheu und Brombeergesträuch hinabzog, bedeckten die umliegenden, steilen Hügel. Durch eine Waldschlucht stürzte sich mit katarrhalten ähnlichem Gebrülle ein Arm des Po, und die Ruinen eines Dorfes am Fuße des Klosters, welches in den Kriegen der Guelfen und Ghibellinen zerstört worden war, vermehrten noch die Unheimlichkeit der Einöde, die nur durch das

Gekrächz der Waldvögel, vermischt mit dem brausenden Tosen des Stromes und dem monotonen Gesang der Mönche belebt wurde. Auch das Aeußere des Klosters machte keinen wohlthuenden Eindruck, denn es war mit starken Ringmauern und Laufgräben versehen, um feindlichen Angriffen widerstehen zu können; einen desto freundlichern Anblick gewährte jedoch das Innere mit seinen wirthlichen, kleinen Zellen, dem geräumigen Vorhofe und dem blühenden Garten. Es schien der Wohnsitz der Ruhe und Zufriedenheit zu sein. Die Mönche selbst der minder strengen Regel des heiligen Benediktus unterworfen, waren freundlich und theilnehmend und übten sich wohl auch, wenn sie nicht dem Gebet und der Arbeit obliegen mußten, in den feinen Künsten und den Waffen.

An einem schönen Maiabende des Jahres 1506, als sich die Klosterbewohner bereits in ihre Zellen zurückgezogen hatten, tönte noch ein sanfter Gesang, begleitet von Harfenklängen, durch die schweigende Nacht. Längs den Wänden des kleinen Gemaches, aus welchem die Stimme drang, waren Bücher und Pergamentrollen aufgehäuft, unter welchen aber wohl auch eine Klinge oder eine Armbrust hervorglänzte. Der Sänger selbst war ein Jüngling in dem ersten Lenze des Lebens. Goldene Locken wiegten sich leicht auf dem weißen, schöngeformten Nacken, die Züge, beinahe noch jungfräulich, waren edel und ausdrucksvoll, Hochsinn, Schwärmerei und Schüchternheit zugleich aussprechend. Aus dem großen blauen Auge leuchtete eine stille Gluth und der schlanke

Wuchs wurde durch das schwarze knappanliegende Novizengewand nur noch gehoben. Sein Lied war zart und innig, allmälig wurde aber die Weise wehmüthiger, die Accorde verhallender. Die letzten Strophen:

Ich darf es Niemand sagen,
Und weine still zu Haus,
Den Rosen nur vertrau' ich's.
Die sagen es nicht aus!

Die glüh'nden Rosen wissen
Was ich im Herzen hab,
Doch kennt verräth mich Niemand
Als nur das stille Grab!

sang er noch mit halber Stimme, dann entsank die Harfe seinen Händen, das Auge glänzte in Thränen.

„Immer seufzen und immer klagen! Da möchte ja selbst der böse Feind Bauchgrimmen bekommen! — Gelobt sei Jesus Christus!"

Mit diesen Worten stand dicht vor dem Jünglinge ein kräftiger Mönch, dessen Kleidung jedoch anzeigte, daß er zu den dienenden Brüdern gehörte. Er mochte ungefähr funfzig Jahre zählen; seine Züge hatten den Ausdruck der höchsten Gutmüthigkeit und einer derben Laune. Das Auge blitzte keck unter den buschigen Brauen hervor und stand im grellen Contraste mit den Mundwinkeln, die in erzwungener Demuth sich nach unten zogen. Die Haltung war martialisch und fest, und eben so ließ der Gang weit eher einen Krieger, als einen dienenden Bruder vermuthen. — Es war ein seltsames Gemisch von Mönch und Soldat!

März.	Einnahme	Ausgabe.
den		

„Tausend Dank, guter Tadeo, daß Du mich jetzt noch heimsuchst!“ — rief der Jüngling des Bruders Hand ergreifend.

„Dankt mir dadurch, daß Ihr den Kopf weniger hängt! Beim heiligen Benedikt, ist das ein Leben für einen Mann mit gesunden Knochen? Schlagt die Harfe zusammen, nehmt ein Schwert in die Hand und hinaus in die Welt, wie ich gethan, und habt Ihr die Klinge an den Schädeln der Ungläubigen schartig gehauen, dann mögt Ihr zur Harfe greifen, oder in eine Kutte kriechen!“

„Habe ich zu früh zur Harfe gegriffen“ — versetzte der Novize lächelnd; „so bist Du nicht minder zu früh in die Kutte gekommen!“

„Das mag der heilige Benedikt verantworten! Das Morden, Sengen und Brennen ist aber eine wüste Sache, wie Ihr an dem Schutthaufen vor unserm Kloster sehen könnt. Mir ward es endlich zu viel; da wollte ich Buße thun und ging in Euer Kloster, wo ich Wasser trage und Holz spalte — Alles zur größten Ehre Gottes.“

„Die Buße scheint Dir schlecht zu behagen!“

„Werd' auch bald damit zu Ende sein! So eben komme ich von Ferrara, wohin mich unser hochwürdiger Prior mit einem Sendschreiben an den Herzog geschickt. Dort erzählt man sich gar Seltsames. Die Venediger und Mailänder sehen scheel zu der Macht des Herzogs und der Allianz mit dem heiligen Vater und Neapel. Da wird die Kriegsfackel bald wieder lustig brennen.

Dann bin ich euch dabei und beim heiligen Tadeus, Ihr ſollt nicht zu Hauſe bleiben, wenn die Klingen pfeifen und die Feldſchlangen ziſchen. Darum müßt Ihr Euch jetzt ganz abſonderlich in dem Kriegshandwerke üben, weßhalb ich Euch auch eine neue Klinge mitgebracht habe."

„Eine Klinge? Gieb, gieb!" rief der Jüngling aufflammend, während Tadeo einen Degen unter der Kutte hervorzog, deſſen blitzender Stahl unheimlich durch die Nacht leuchtete. „Ha, welch' treffliche Waffe! Hinaus in's Freie, damit wir ihre Wucht erproben!"

„Was fällt Euch ein? Habt Ihr vergeſſen, daß ſchon längſt alles auf der Streu liegt, oder iſt Euch darum zu thun, acht Tage lang mit doppelter Caſteiung belegt zu werden? — Das iſt ja gerade der Jammer," fuhr Tadeo fort, indem er grimmig auf den Boden ſtampfte, „daß wir hier wie alte Weiber gehalten ſind, und erſt dann einmal zum Eiſen greifen dürfen, wenn wir zwanzigmal nach dem Roſenkranz gegriffen haben!"

„Den Du auch heute, um Deiner unziemlichen Reden willen noch einmal in die Hand nehmen ſollſt!" ertönte plötzlich hinter Tadeo eine ernſte Stimme. Erſchrocken wandte er ſich und vor ihm ſtand der Prior des Kloſters, eine hohe, edle Geſtalt, über deren Scheitel wenigſtens ſchon ſechzig Jahre weggeeilt waren. Würde und Wohlwollen, Seelenruhe und Güte ſtrahlten aus den ſchönen Zügen des Greiſes, die noch nie eine Leidenſchaft verzerrt zu haben ſchien.

„Verzeiht, hochwürdigster Herr, es war nicht böse gemeint," sprach Tadeo, indem seine Gestalt zusammenschrumpfte und immer mehr die martialische Haltung verlor.

„Ich will es glauben und auf Besserung hoffen; zugleich befehle ich Dir aber, Dich in Deine Zelle zu verfügen und auszuruhen. Du wirst in den nächsten Tagen mehr zu thun bekommen, als Dir seit vier Wochen obläg."

Auf diese Weisung zog sich Tadeo zurück, der Prior ließ sich auf einen Sitz neben dem Novizen nieder und ergriff wohlwollend seine Hand.

„Mir scheint, Du bringst allzuviel Zeit in Gesellschaft eines Mannes zu, dessen Ansichten wenig geeignet sind, Dir Verehrung eines Standes einzuflößen, wozu Du einmal von der Vorsehung bestimmt bist."

„Zürnt dem guten Tadeo nicht! Er liebt mich väterlich und seine Erzählungen haben schon oft meine Schwermuth verscheucht."

„Das ist es gerade, was ihn Dir am gefährlichsten macht," versetzte der Prior. „Er stellt Dir in diesen Erzählungen Kampf und Gefahr als den höchsten schönsten Zweck des Lebens dar, während Du bestimmt bist, abgeschieden vom geräuschvollen Treiben, im friedlichen, stillen Wirken Dein höchstes Glück zu finden."

„Wenn ich hierzu bestimmt bin, warum war die Natur so grausam und gab mir nicht auch dieser Bestimmung entsprechende Gefühle? Warum weht es mich jedesmal so kalt und eisig an, wenn die Werke des

Auguſtinus und Hieronymus vor mir aufgeſchlagen liegen? Warum zerfalle ich dann mit mir ſelbſt und ſtürze in Labyrinthe, aus denen kein Ausgang führt. Ach, wie ganz anders wogt es in meiner Bruſt bei den Geſchichten der Helden, die ſo Großes und Herrliches verrichtet, ich möchte hinaus in das warme glühende Leben, hinaus zu Kampf und Sieg, um wie ſie für Gott und Recht das Schwert zu führen und für's Gute und Schöne die Saiten zu rühren."

Einen Augenblick betrachtete der Greis mit ſichtlichem Wohlgefallen den Jüngling, auf deſſen Wange die Begeiſterung ein tieferes Roth gehaucht hatte, dann erwiederte er ernſt und eindringlich: „Es gab eine Zeit, wo auch ich von denſelben Gefühlen bewegt wurde, aber längſt bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß es größer und rühmlicher iſt, im Verborgenen ſchöne Thaten zu üben, als nach dem blutigen Lorbeer zu ringen, der auf Brandſtätten und Leichenfeldern aufwuchs und mit Thränen begoſſen wurde. Nicht im Geräuſche der Welt erhebt ſich der Mann zur wahren Größe, ſondern in der Abgeſchiedenheit. Ich habe Dich gleich meinem Kinde erzogen," fuhr der Prior wärmer werdend fort, „der treueſte Vater war ich Dir, der jeden Keim des Guten ſorgſam pflegte. Kannſt Du einen ſchönern Beruf ahnen, als dereinſt der Troſt und die Stütze meines Alters zu werden und, wie ich, im Dienſte Gottes Früchte für die Ewigkeit zu ſammeln?"

Weinend ſtürzte der Jüngling in des Priors Arme und hielt ihn lange umſchlungen, dann ſank er, des

Gesicht bedeckend, auf den Sitz zurück und ein peinliches Schweigen trat ein, bis der Prior das Gespräch wieder aufnahm. „Was mich noch so spät zu Dir führt, mein Fernando, ist ein Auftrag, welcher Dir nicht unwillkommen sein wird. Ich erhielt heute Abend durch Tasso ein Schreiben von unserem durchlauchtigsten Herzog, in welchem er die Einladung annimmt, unser Kloster mit seinem hohen Besuche zu ehren. Das Haus Este war seit jeher den Künsten und Wissenschaften ganz besonders hold, und Alphons der Erste hat diese rühmliche Zuneigung von seinen Ahnen geerbt. Du bist Meister im Gesange und Harfenspiel, darum bereite Dich vor, die Anwesenheit des Herzogs durch ein Lied zu verherrlichen, unserm Kloster zur Ehre und den hohen Gästen zur Ergötzung. Und nun laß uns die Ruhe suchen, schon naht Mitternacht und der kommende Tag bringt mancherlei Geschäfte. — Dominus tecum!"

II.

Nun läutet, daß der Glockthurm bebt! — Sie kömmt!
Mit schneller Zunge sprecht für uns, ihr Glocken!
Auf Kanonier zum Luntenstock! — Kanonen,
Auf donnert, gleich als käm ein Heldenheer.
Die jungfräuliche Königin.

Die folgenden Tage fanden die Bewohner des Klosters San Benedetto in großer Thätigkeit, die noch bedeutend gesteigert wurde, als am dritten Abende ein Bote erschien, welcher die Nachricht brachte, daß der

Herzog schon am nächsten Morgen eintreffen werde. Mit dem ersten Frührothe verließen die Mönche ihre Zellen, legten die Kutten sorgfältig in Falten und putzten sich so stattlich heraus, als es nur immer die Ordensregel erlaubte. Tadeo war nach dem höchsten Hügel ausgeschickt worden, um sogleich die Nachricht von der Annäherung der fürstlichen Gäste zu bringen. Die Sonne stand jedoch schon hoch am Himmel, und noch immer hatte man vergeblich geharrt, als aber vom Thurme herab die Mittagsstunde verkündet ward und sich noch Niemand sehen ließ, da war der Pater Küchenmeister in Verzweiflung. Schon wollte er die Töpfe etwas vom Feuer rücken, als Tadeo in hochgeschürzter Kutte herbeistürzte.

„Viktoria, sie kommen in hellen, lichten Haufen! Mord und .... Ich glaube, ihre Schwerter blinken so hell durch die Waldschlucht, daß selbst dem heiligen Benediktus das Herz im Leibe lachen muß."

„Nun denn," sprach der Prior zu den Ordensbrüdern, die sich schnell zum Zuge ordneten, „laßt uns im Namen Gottes dem erlauchten Hause Este entgegenziehen mit Kreuz und Fahne. Oeffnet die Pforten der Kirche, läutet die Glocken und löset die Feldschlangen!"

„Das ist mein Geschäft," rief Tadeo, indem er die Lunte anzündete. „Ihr werdet Euch doch nicht dem Schneckenzuge anschließen?" wandte er sich zu Fernando, „folgt mir lieber auf die Pastei, dort könnt Ihr Alles am besten sehen, ohne wie ein altes Weib hintendrein trippeln zu müssen! Auch mögt Ihr mir ablernen,

wie ein Geschütz bedient werden muß, obgleich unsere Feldschlänglein aus Kummer über das Klosterleben so abgezehrt sind, daß man sie nur als zarte Ableger von dem eigentlichen Geschütz betrachten kann."

Unter diesen Worten hatte er Fernando mit sich auf die Bastei gezogen. Feierlich bewegte sich der Zug der Mönche den Hügel hinab und aus weiter Ferne sah man glänzende Pickelhauben durch das Gebüsch leuchten. Jetzt stimmten die Mönche einen Choral an, im Festgeläute tönten die Glocken dazwischen und Tadeo trat mit der Lunte zu dem Geschütze.

„Es ist zwar für einen vernünftigen Mann ein schlechter Spaß, so blind in die Luft hinaus zu knallen, zur Ehre Gottes kann man aber ein Uebriges thun. Und nun gebt Acht! in nomine domini te absolvo! — Mord und Todtschlag, die kleine Bestie brüllt, als feuerten wir aus Mörsern! Ihr müßt aber wissen — haltet doch einen Augenblick die Lunte — daß ich vorher das Werg etwas benetzt hatte, und zum Ueberflusse noch ein Stück Rasen darauf setzte."

Inzwischen hatte der fürstliche Zug den letzten Hügel erreicht. Die verschwenderische Pracht des zahlreichen Gefolges, die sich vom Pagen und Falkner bis auf den letzten der Lanzenknechte erstreckte, gewährte einen entzückenden Anblick. Fernando's Auge ward durch die nie geschaute Herrlichkeit geblendet, sein Busen hob sich bei dem Funkeln der leuchtenden Waffen, und dem Hufschlage der mächtigen Rosse. — „Warum darf ich nicht hinaus," rief er, während auf seiner Wange die

Gluth der Begeisterung brannte, „hinaus in die Welt wie jene kräftigen Männer, um mich in die fröhliche Schlacht zu stürzen und dann geschmückt mit Ruhm an der Seite des Herzogs und jener hohen Frauen weilen zu dürfen! — Ha, wie sich der Rappe so majestätisch hebt und in seinem stolzen Uebermuthe noch herrlicher anzuschauen ist, als der Herzog selbst."

„Wenn Ihr den Ritter auf dem Rappen für den Herzog haltet, so irrt Ihr Euch," versetzte Tadeo, welcher unterdessen emsig mit Laden und Abfeuern beschäftigt war. — „Es ist der Graf von Bentivoglio, der Bruder unserer Herzogin und ein großer Kriegsheld. Seht Ihr nicht, wie er auf dem Rappen sitzt, so fest und kräftig, als wären beide nur ein Stück! Aber jener dort in dem weißen Sammt und dem Purpurmantel, der sich so leicht auf dem Schweißfuchse wiegt, ist unser erlauchter Herzog. Beim heiligen Tadäus, für sein Roß gäbe ich alle Sonntagskutten unseres Klosters hin!"

„Und welche unter den strahlenden Frauen ist des Herzogs Gemahlin?" fragte Fernando.

„Das kann ich Euch nicht sagen, wenn Ihr aber denkt, daß es eine von den beiden Vordersten ist, so muß ich gestehen, daß ich auf ihre weißen Zelter nicht viel gebe — reicht mir einmal die Ladung. — Solche Thiere fallen schön in die Augen, halten aber nicht die geringste Strapaze aus, wie Ihr wohl an der Brust sehen könnt, die noch lange nicht breit genug ist."

Der Zug näherte sich jetzt, begleitet von den Ordens-

brüdern, dem Kloſter, und bewegte ſich langſam nach der Kirche. Fernando verließ die Bahre und ſchloß ſich ihm an. So wie der Herzog die Schwelle des Gotteshauſes betrat, rauſchte ihm die Orgel in Feſtaccorden entgegen und der ganze Clerus ſtimmte das feierliche: Tu es rex an, während der Prior die Altarſtufen hinanſtieg, um den erlauchten Gäſten den Segen zu geben. Reiche Polſter von himmelblauem Sammt erwarteten den Herzog mit ſeiner Familie.

Alphons der Erſte mochte eben ſein dreißigſtes Jahr erreicht haben; er war ein kräftiger, blühender Mann mit freier, hoher Stirne und klarem lebendigen Auge. Seine ſchönen Züge ſprachen Kühnheit und Muth aus und ſtanden mit der Pracht der Kleidung im Gegenſatze, die einen verweichlichten, üppigen Prinzen hätte vermuthen laſſen. Der enganliegende, weiße Sammt zeigte die Umriſſe des ſchlanken Körperbaues im vortheilhafteſten Lichte. — Cornelia von Bentivoglio, ſeine Gemahlin, trug ebenfalls Weiß. Sie war ein Ideal weiblicher Schönheit, blühend im ſtrahlendſten Lenze des Lebens. Ihre dunkeln, flammenden Augen verſprachen und begehrten Liebe, ihre weichen, glänzenden Locken umfloſſen in reicher Fülle den ſchön geformten Nacken, ihr Buſen, geſchwellt von Gluth und Verlangen hob ſich in raſchen Bebungen, und ihre Lippen, zwei purpurne Roſenknospen, ſchienen Flammenküſſen entgegen zu ſchwellen. Sie hatte den Wuchs einer Sylphide, ſchlank und üppig zugleich und nur ein leiſer Zug in den Mundwinkeln, ein Zug der Tücke und der Rachſucht, der zuweilen ſichtbar ward,

zerſtörte die ſchöne Harmonie in einem Weſen, welches außerdem als ein Göttergebilde aus der Zeit, als die Ewigen noch auf der Erde wandelten, erſchienen wäre. — Einen grellen Gegenſatz mit ihr bildete Beatrice, die jüngere Schweſter des Herzogs. Sie war keineswegs ſchön, aber aus ihren ſanften ſeelenvollen Zügen ſtrahlten Milde und Anmuth mit unwiderſtehlichem Zauber. Ihr großes Veilchenauge, ſo keuſch und doch ſo ſchmachtend, ſo lächelnd und doch ſo ernſthaft, verkündete die ſtille ruhige Wonne des Himmels und der kleine halbgeſchloſſene Mund ſchien ſich bis jetzt nur für Gebete geöffnet zu haben. Ihre Wange war blaß und an der rechten Seite des Kinns hatte ſie ein rothes Mal. Die ſchlanke zarte Geſtalt war beinahe allzu ätheriſch, doch herrſchte allenthalben das ſchönſte Ebenmaß. Sie war in lichtblaue Seide gekleidet, über die ein weißer Schleier bis zur Erde hinabfloß. — Zu ihrer Linken kniete Lorenzo, Graf von Bentivoglio, der Bruder der Herzogin. Es war eine koloſſale, kräftige Geſtalt, die etwas Wildes, Abſchreckendes hatte. Das dunkle, ſprühende Auge, die ſcharfe vorſpringende Naſe, die ſtolzen aufgeworfenen Lippen, die breiten Schultern, die hochgewölbte Bruſt, das ſchwarze buſchige Haar, die erhabene Stirne über die eine Narbe lief, vollendeten das Bild eines Kriegers der im Kampfe aufgewachſen war. Kühnheit und Trotz, Stolz und Rachſucht leuchteten aus ſeinen ſcharfgezeichneten Zügen um ſo deutlicher hervor, als er durchaus nicht Sorge zu tragen ſchien, dieſe Leidenſchaften zu verbergen. Er war in ſchwarzen gold-

Gothis.

durchwirkten Sammt gekleidet, nach der damals üblichen spanischen Tracht. Die Unruhe, mit welcher er von Zeit zu Zeit das Knie an sich zog, bewieß, daß er sich nur selten in betender Stellung befunden hatte, daher war er auch der erste, welcher sich erhob, als der Prior den Segen gegeben hatte.

Die Gesellschaft wurde nun in's Refektorium geleitet, welches mit den Farben des Hauses Este reich drapirt war. Unter einem prachtvollen Baldachin nahm der Herzog mit seiner Gemahlin, Beatricen und Lorenzo Platz, die übrigen Gäste bildeten einen Halbkreis und den untern Raum des Saales nahmen die Ordensbrüder ein. Der Prior gab einen Wink und in den Kreis trat Fernando, die Harfe im Arm. Wohlgefällig ruhte des Herzogs Auge auf dem Jünglinge, der strahlend im Jugendglanz, die Wange von jungfräulicher Schamröthe übergossen, vor ihm stand. Jezt griff der Sänger in die Saiten, die Schüchternheit schwand, kühn erhob sich das Auge und ruhte leuchtend auf der Versammlung. Ein Lied, feurig und zart, zum Preise des Hauses Este entströmte seinen Lippen. Entzückt lauschte der Herzog, als sich aber die Begeisterung des Sängers steigerte und auf seinen Zauberspruch die dunkeln Pforten der Vergangenheit sich aufthaten, als er die glorreichen Ahnen, den tapfern Nikolaus III., den liebenswürdigen Lionel, den kräftigen Borso und seinen gepriesenen Vater Hercules I. nannte, ihre Tapferkeit im Kriege, ihre väterliche Milde im Frieden, und ihre Liebe zu den Künsten

beſang, da richtete ſich der Herzog begeiſtert auf und höher flammte ſein Auge.

„Bei meinem Vater Hercules," rief Alphonſo, als der Sänger geendigt, „Du biſt ein Meiſter im Geſange und verſtehſt es auf eine wunderſame Weiſe das Herz zu erwärmen!"

„Laßt ſehen," ſprach Cornelia zum Herzog gewandt, „ob der junge Sänger auch Liebe und Frauenreiz ſo begeiſtert zu preiſen vermag, wie er jetzt Eure erhabenen Ahnen beſungen hat."

Des Priors Züge verdüſterten ſich bei dieſen Worten. Alphonſo, welcher das Unpaſſende der Forderung nicht minder fühlte, erwiederte in galantem aber beſtimmtem Tone: „Wir wollen uns mit dieſem Tribute der Kunſt begnügen. Der Sänger hat ſeine Aufgabe ſo trefflich gelöſt, daß es ungerecht wäre, ihm eine zweite zuzumuthen. Will er uns aber noch ein Lied ſingen, wie es ihm gerade aus der Seele quillt, ſo ſoll es uns hoch erfreuen."

Auf dieſe Weiſung ergriff Fernando zum zweitenmale die Harfe und begann:

Was füllt das Aug' mit Wehmuthstränen,
Was wogt in mir ſo unbekannt?
Was drängt die Bruſt mit heißem Sehnen,
Was treibt mich fort nach fernem Land?

Es iſt ſo todt in dieſen Gründen,
Und ach, ſo farbenreich die Welt;
Es iſt ſo trüb in dieſen Schlünden,
Und draußen ach, ſo glanzerhellt!

Ich möchte fort in alle Weite,
Hinaus, wo die Trompete schallt,
Hinaus, zum Kampf und blut'gem Streite,
Wo Büchse und Kanone knallt!

Das Schlachtroß steigt, die Erde zittert,
Die Kugel saust, der Panzer kracht,
Die Klinge blitzt, die Lanze splittert, —
O freie, sel'ge Männerschlacht! —

Lorenzo, welcher früher theilnahmlos und in sich gekehrt saß, hatte diesem Gesange mit steigendem Interesse zugehört: „Beim Himmel," rief er, des Jünglings Hand fassend, „Du hast nicht das schlechteste Thema erwählt. Der Hufschlag von tausend Rossen dringt nicht erfreulicher zum Herzen als Dein Lied."

„Schade," sprach Cornelia, „daß diese Töne in einem öden Kloster verklingen müssen."

„Das sollen sie nicht," rief Alphonso zu dem Sänger tretend. „Sobald wir nach Ferrara zurückkehren, magst Du mit uns ziehen. Seit meinem Großvater Nicolaus weilt in dem Pallaste der Este die Blüthe der Ritter und Dichter Italiens; dort magst Du Deinen Geist erwärmen zu großen Thaten und Liedern."

Bei diesen Worten richtete sich Fernando's Gestalt höher empor und sein Auge flammte vom edlen Feuer. Eine Zukunft strahlte ihm entgegen, deren blendender Farbenglanz selbst die Bilder seiner kühnsten Träume erblassen machte. Da fiel sein Blick unwillkürlich auf den Prior, den väterlichen Freund und entschwunden waren all die schönen Hoffnungen, denn erschüttert und

düſter ſtand der Greis und heftete einen wehmüthig flehenden Blick auf den Jüngling. Einen Moment ſchwankte Fernando, die Kindesliebe kämpfte mit der Jugendluſt einen ſchweren aber kurzen Kampf, dann entgegnete er dem Herzog mit beſcheidenem Tone: „Verzeiht, durchlauchtigſter Herr, wenn ich auf Eure Gnade verzichten muß. Die glänzenden Bilder, die eine trügeriſche Phantaſie oft ſo reizend und begehrenswerth vorführt, müßten für mich ihren Schimmer verlieren, wenn ſie ſich zur Wirklichkeit geſtalten würden. Ich bin erzogen in der Einſamkeit und an dieſes Haus feſſelt mich Neigung und Pflicht, draußen in dem rauſchenden Gewühle der Welt, würde ich mich nur arm und verlaſſen fühlen.“

„Glaubt ihm nicht, Herr Herzog, ich kann es Euch ſchwören, daß er zehnmal die Klinge in der Hand hat, bis er einmal nach dem Brevier greift,“ tönte plötzlich eine rauhe, kräftige Stimme aus dem entlegenſten Hintergrunde des Saals. Alle Blicke wandten ſich dahin, der Kreis öffnete ſich und dicht am Eingange ſtand Fra Tadeo, der kurz zuvor ſeinen Feldſchlangen Generalabſolution ertheilt hatte. Als er bemerkte, daß er Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit geworden war, trat er, erſchrocken über ſeine eigene Keckheit, auf einen Wink des Herzogs in die Mitte des Saals und ſah ſich verlegen rund um. Da brach der Herzog und Lorenzo in lautes Gelächter aus, die Damen kicherten, mit Mühe hielten die Höflinge eine Secunde an ſich und ſtimmten dann, unterſtützt von den Mönchen, einen

allgemeinen Lachchor an. Nur zwei Menschen blieben ernst, der Prior, welcher entrüstet nach Tadeo blickte, und Tadeo selbst, dessen Gesicht vom Pulverdampf ganz geschwärzt war.

„Es mag sein," begann Tadeo, das unauslöschliche Gelächter mißdeutend, „es mag sein, daß ich mich in der Kutte nicht besonders ausnehme, ich habe mich deßhalb selbst schon ausgelacht; man sollte aber bedenken, daß ich sie zur Ehre Gottes umgehängt habe und sofort ein Auge zudrücken. Wenn ich aber sage, daß Fernando lieber die Klinge als die Harfe in die Hand nimmt, so meine ich, daß er eben so wenig in die Kutte paßt, wie ich!"

„Du hörst ja," versetzte der Herzog, durch den seltsamen Anblick sehr heiter gestimmt, „daß Fernando nichts mit Klingen zu schaffen haben will."

„Ich möchte nichts zur Unehre dieses braven Jungen reden, der es sonst immer mit der Wahrheit gehalten hat; wenn er aber das Kloster nicht verlassen will, weil er sich vielleicht nicht von mir trennen mag, so sollte er wissen, daß ich die Kutte nicht aufnehmen werde, die er hinter die Hecke wirft."

„Das heißt: Du könntest Dich nöthigen Falls entschließen, ebenfalls das Kloster zu verlassen, um Fernando zur ersten Waffenprobe zu begleiten?"

„Ich habe noch nie gehört, daß ein Wolf lange in der Höhle blieb, wenn ihm die Zähne noch nicht ausgefallen waren, und mag meine Klinge auch verrostet sein, so ist sie doch noch lange nicht eingerostet. Der

heilige Benediktus, der mich zum Kloſter verleitete, würde mir gewiß ewig dankbar ſein, wenn ich ſeinen groben Schnitzer wieder gut machte."

„So ſei es denn," ſprach der Herzog zu Fernando, „mir hat gleich am Anfange geſchienen, als ſei es Dir mit der Weigerung nicht Ernſt. Halte Dich jetzt bereit, ſobald wir nach Ferrara aufbrechen, uns zu folgen und Dir dort die Ritterſporen und den Dichterlorbeer zu erringen, der fromme Bruder mag Dir folgen. Unſer hochwürdiger Prior wird freilich zürnen, wenn ich auf dieſe Weiſe in ſeine Rechte greife," fuhr er zum Prior fort, der ſich ſtumm verneigte, „ich hoffe aber ſeine Verzeihung durch einige ſeltene Werke zu erlangen, womit ich noch heute ſeine Bibliothek vermehren will. — Und nun, laßt uns der Küche und dem Keller die gebührende Ehre erweiſen, der lange Ritt durch die wilden Waldſchluchten hat uns ſchwerlich zu Koſtverächtern gemacht!"

III.

Nun auf, erſt ruf' ich im Scheiden das Land,
Leb' wohl mein Haus, mein hütender Schutz.

Sophokles Philoktet.

Und er legte die Hand auf ſein Haupt und ſprach:
Der allmächtige Gott ſegne Dich und laſſe Dich wachſen,
und gebe Dir den Segen Abrahams.

Altes Teſtament.

Die beiden folgenden Tage vergingen unter Luſtbarkeiten, welche die frommen Brüder zur Ehre der An-

wesenheit des erlauchten Herzogs veranstalteten. Eine Jagd in den rauhen Waldschluchten, die nur selten ein Waidmann durchbirscht hatte, gewährte den Gästen ein um so selteneres Vergnügen, als sie größtentheils auf die lichten Forste in der Umgegend Ferrara's beschränkt waren. Eine Fahrt auf dem breiten majestätischen P^, von waldigen dunkeln Ufern begränzt, war nicht minder ergötzlich. An den Abenden wurden Waffenspiele veranstaltet oder Fernando mußte zur Harfe seine zarten und kräftigen Weisen singen. — Fra Tadeo's Kutte war bereits verschwunden, er prangte in einem stattlichen Reiterwamse, verrichtete aber gewissenhaft noch alle Geschäfte, die ihm früher obgelegen hatten. — Zwar war der Prior in den ersten Momenten, als er in die Trennung von dem geliebten Zöglinge willigen sollte, tief ergriffen, aber der Gedanke, daß Fernando das Glück in einem Verhältnisse finden müsse, wo seine ganze Seele hinstrebte, siegte bald über alles, was die Selbstsucht, und war es auch die edelste, dagegen einzuwenden hatte.

Am Abende des dritten Tags zeigte der Herzog dem Prior an, daß der nächste Morgen zur Abreise bestimmt sei. Mit Wehmuth schloß der Greis Fernando in die Arme und eine Thräne, die er zurückzudrängen vergeblich bemüht war, glänzte in den ergrauten Wimpern: „Du ziehst jetzt hinaus in das bewegte Leben, ohne Freund, gleich einem mastlosen Fahrzeuge, und nur die Tugend vermag Dich sicher auf der gefahrvollen Bahn zu leiten, darum halte fest an ihr, damit sie auch an

Dir halte; dann wirst Du stehen, wenn alles um Dich her sinkt und Deine Seele wird der hellen Sommernacht gleichen, die am schönsten ist, wenn sie ein wilder Sturm vorher reinigte. Ist Dein Weg auch oft rauh und die Prüfungen hart, so stärke Dich das Bewußtsein des eigenen Werths und vergiß nicht, daß der Edelstein auch edel bleibt, wenn er im Staube liegt, daß aber der Staub nur Staub bleibt und wenn er auch zum Himmel hinansteigt. Wie sich immer das Leben Dir gestalten mag, vergiß nie, daß Dir ein Vaterhaus geblieben ist, wo Du Schutz und Trost finden kannst. Hierher eile, wenn Dich das Leben zurückstößt und hast Du im Gewühl der Welt Dich selbst verloren, hier wirst Du Dich wieder finden. Hat man mich aber schon hinabgesenkt in die Gruft, so sollst Du auch alsdann noch nicht von mir verlassen sein, denn die Ordensbrüder werden meinen letzten Willen heilig halten. — Und nun laß uns scheiden, es ist für den morgenden Tag noch manches anzuordnen. — So weine doch nicht, laß uns stark und männlich sein und auf den Himmel bauen!"

„Vater, mir ahnt, wir werden uns — nie wieder sehen!" rief Fernando heftig weinend, indem er sich krampfhaft an den Prior anklammerte.

„Wir werden uns wiedersehen!" sprach der Greis, dessen ehrwürdiges Antlitz in himmlischer Verklärung strahlte. Wir werden uns wiedersehen, und wäre es auch erst auf einem schönern Sterne! Was vermag zwei Herzen zu trennen, die Tugend aneinander kettet? Ueber Raum und Zeit eilen sie hinüber, um

die engste, die geistige Verbindung zu feiern, dieß stärke Dich in der Stunde der Trennung. Und nun gehe nach Deiner Zelle, es ist das letztemal, und auch ihr, der stillen Vertrauten Deiner jugendlichen Träume und Hoffnungen, bist Du einen Abschiedsgruß schuldig."

Bei der ersten Morgendämmerung, als noch die Schatten der Nacht mit dem schwachen Schimmer des hereinbrechenden Tages kämpften, wurde es in dem Kloster ungewöhnlich lebhaft. Schon trieben sich die Diener geschäftig hin und her und die Rosse stampften ungeduldig auf dem Pflaster des Vorhofs, als Tadeo in Fernando's Zelle trat und den Jüngling, welcher erst nach Mitternacht in die Arme des Schlafes gesunken war, mit einem kräftigen Morgengruße weckte.

„Beim heiligen Tadäus, Ihr scheint nicht groß Verlangen nach der lustigen Fahrt zu tragen, die uns mit einemmale vom Rosenkranz und Brevier erlöset. Wenn Ihr so fortfahrt, könnt Ihr von manchem schönen Strauße träumen, während andre Leute ihn bestehen."

Fernando war hastig vom Lager gesprungen und wollte sich in sein Novizengewand werfen.

„Plagt Euch der Teufel?" rief Tadeo entrüstet. „Ihr werdet doch nicht in dieser Raubvogelfarbe den schönen Schecken besteigen wollen, oder seht Ihr etwa nicht, wie ich gleich einem Lastthier mit prächtigen Kleidern bepackt bin, die Euch der ehrwürdige Prior sendet."

Bei diesen Worten breitete er mehrere reiche Anzüge vor den überraschten Blicken Fernando's aus, welcher

raſch das beſcheidene ſchwarze Gewand gegen eine knapp-anliegende lichtgraue Kleidung mit ſeidenen Puffen von Purpur vertauſchte. Tadeo leiſtete hülfreiche Hand, drückte das Baret von derſelben Farbe mit wallenden weißen Federn, auf die Ringelpracht der blonden Locken und gürtete das Schwert um die ſchlanken Hüften.

„Beim allmächtigen Gott,“ rief der ergraute Kriegsmann, entzückt von dem Anblicke des Jünglings, der jetzt, das Geſicht in die roſige Glut der freudigſten Erwartung getaucht und das tiefblaue Auge leuchtend in Kampf- und Sangesluſt daſtand, — „beim allmächtigen Gott, Ihr ſeid lieblicher als das junge Morgenroth und ſchöner als der Erzengel Michael, und wenn ich die Welt recht kenne, ſo möchte ich darauf ſchwören, daß Euch die Damen in Ferrara mehr zu ſchaffen machen, als alle Feinde der Chriſtenheit zuſammen. — Holla, hört Ihr die Trompeten zum Aufſitzen blaſen! Jetzt Vorwärts, hinaus aus dem engen Eulenneſte in die freie weite Welt!“

„Halt, meine treue Harfe darf nicht zurückbleiben!“ rief der Jüngling.

„Nein, beim Wetter, das ſoll ſie auch nicht, ich packe ſie hinten auf den Sattel und will ſie wohlbehalten nach Ferrara bringen.“

„Und auch dieſe Bücher vertraue ich Deiner Sorgfalt!“

„Bücher?“ rief Tadeo zornig, „die Hand ſoll mir verdorren, mit der ich eine dieſer Scharteken anrühre, ich denke, Ihr hättet doch Zeit gehabt, dieſes Zeugs ſatt zu werden.“

„Und ich hätte gedacht, daß Du nicht so erbittert auf den Orlando inamorato und den tapfern Mastrilli sein könntest.“

„Sind es diese?“ sprach Tadeo begütigt, „die mögen in Gottes Namen mitwandern, und nun macht, daß Ihr kommt — Mord und Todtschlag, die Trompeten blasen schon zum zweitenmal, jetzt vorwärts oder ich ziehe allein von dannen!“

Bei diesen Worten ergriff er die Harfe und stimmte im Abgehen mit rauher Kehle das alte Soldatenlied an:

Es will's nicht länger leiden
An diesem Ort,
Wir müssen heut' noch scheiden,
Wir müssen fort.

Du meine süße Freude,
Wein' nicht so sehr,
Wie Dir's ergehet heute,
Ging's andern mehr!

Einen wehmüthigen Blick warf der Jüngling auf die stille trauliche Klause, die nun bald verödet sein sollte. Er trocknete eine Thräne, die in seinem Auge glänzte, raffte sich dann zusammen und eilte festen Schrittes hinaus in den Vorhof, wo bereits der Hof versammelt war und nur noch des Herzogs und seiner Familie harrte. Weithin schimmerten die glänzenden Waffen und die wehenden Federn durch die graue, schweigende Morgendämmerung, geschäftig eilten noch Diener hin und her und ungeduldig stampften die muthigen Rosse den Boden.

„Nehmt nochmals meinen Dank," sprach der Herzog zum Prior, indem er in den Vorhof trat. „Ich werde eifrig darauf sinnen, die fürstliche Bewirthung Euch zu vergelten, denn ich bin nicht gewohnt, lange in Jemandes Schuld zu bleiben."

„Ich habe nichts gethan," versetzte der Prior, „als mich bemüht eines so hohen Gastes mich würdig zu machen. Wollte aber mein hoher Herr zu den zahllosen Gnadenbezeigungen, deren ich mich schon zu erfreuen hatte, noch eine fügen, so flehe ich inbrünstig, das hohe Wohlwollen auf meinen Zögling Fernando zu übertragen und ihm auf seiner gefahrvollen Bahn Schutz und Schirm zu sein."

„Mein fürstliches Wort bürgt Euch für die Erfüllung dieser Bitte," rief der Herzog, einen Blick auf Fernando werfend, der noch immer neben seinem Rosse, einem Geschenke des Priors, stand. Die Herzogin folgte dem Blicke und flüsterte mit lüsternem Lächeln Beatricen einige Worte zu, die auf die Wange der Letztern eine leichte Röthe trieben.

„Und nun zu Rosse," fuhr der Herzog fort, „das Morgenroth bricht schon hinter den fernen Gebirgen hervor und bis zur Mittagsstunde wollen wir Ferrara erreicht haben."

Der Herzog und die Damen schwangen sich in den Sattel, die Trompeten schmetterten, schäumend knirschten die Rosse in den Zügeln. Da trat der Prior rasch zu Tadeo, welcher ebenfalls zu Pferde gestiegen war.

„Tadeo," sprach der Prior mit eindringlicher

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER,K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18549/020

Stimme, indem er die Hand des Ermönchs ergriff. — „Tadeo, Du ziehst nun in ein wildes Leben, das Du gewohnt bist von der Wiege an; vergiß nicht, daß Du eine zarte Pflanze mitnimmst, über die noch kein Nachtschauer gegangen ist, darum bewahre sie wie Dein Leben und kehre dereinst nicht ohne sie zurück.... Jeden Tag, jede Nacht will ich für Dich beten, aber versprich mir meinem Fernando treu zu sein und ihn zu schützen."

„Hochwürdigster Herr!" antwortete der rauhe Tadeo mit bewegter Stimme. „Wenn ich ihn nicht besser in Acht nehme, als meinen Augapfel, so will ich dereinst durch eine Lanze fallen, die mir in den Rücken gebohrt wird. Das ist genug! Und nun, Fernando, macht, daß Ihr zu Rosse kommt, des Herzogs Schweißfuchs donnert schon über die Zugbrücke und die Letzten wollen wir nicht sein!"

„Fernando wird mit mir den Seitenpfad hinansteigen und lange vor Euch den zweiten Hügel erreicht haben; leite Du so lange sein Pferd neben dem Deinigen."

„Das kann geschehen," versetzte Tadeo mißtrauisch, „ich will aber nicht hoffen, daß der gute Junge zurückbleiben soll und ich am Ende allein nach Ferrara komme!"

„Thue, wie ich Dir befahl," versetzte der Prior strenge und zog Fernando nach einem Seitenpförtchen, aus welchem ein schmaler Steg über den Graben führte. Lautlos gingen Beide nebeneinander, während der herzogliche Zug unter Trompetengeschmetter und fröhlichem Zurufe das Kloster verließ. Die Vertiefung, in welche

sie jetzt einbogen, um den Hügel zu umgehn, entzog ihnen bald den prächtigen Anblick, in den Beide bisher scheinbar versunken waren. Die Schlucht war wild und düster; über himmelhohe Felsenmassen zog sich Brombeergesträuch und wucherte, des Wanderers Fuß umstrickend, über den Pfad, das trübe Zwielicht der Dämmerung machte den Hohlweg noch unheimlicher und aus der Ferne klang wie hohle Geisterstimmen das brausende Tosen des Waldstroms herüber. Den stummen Wanderern schlug das Herz in seltsamer Beklemmung. Fernando streifte bewußtlos die weißen thauigen Rosen ab, und streute die zerpflückten Blätter vor sich hin. Der Prior schritt mit gesenktem Haupte neben ihm her, nur zuweilen einen kurzen, wehmüthigen Blick herüberwerfend.

„Die Blüthen schießen allenthalben hervor, als ob's kein Ende nehmen wollte — es wird ein fruchtbares Jahr geben!" sprach er wie in Gedanken vor sich hin.

Endlich hatten sie das finstere Thal durchschritten und stiegen einen kleinen Hügel hinan, neben welchem sich in kurzer Entfernung der größere Pfad hinzog, den aber der herzogliche Zug noch nicht erreicht hatte. Einen Augenblick stand der Prior in sich gekehrt stille, seine Brust schien heftig bewegt, dann wandte er sich mit bebender Stimme zu Fernando.

„Sohn, knie nieder und entblöse Dein Haupt — ich will Dich segnen!" Die letzten Worte hatte der Greis weinend gesprochen; Fernando sank auf seine Knie, vor Rührung und heiligem Schauder beinahe bewußtlos.

Der Prior legte ihm die Hände auf sein Haupt. Da — in diesem Augenblicke hob sich die Sonne, eine leuchtende Königin, flammend hinter den Gebirgen empor und warf ihre ersten heiligen Strahlen auf die ehrwürdigen Silberlocken des Greises, der sein Auge in hoher Andacht zum Himmel erhoben hatte.

„Ich segne Dich im Namen des Vaters, der Dich geschaffen, im Namen des Sohnes, der Dich erlöst, im Namen des Geistes, der Dich geheiligt, im Namen des allmächtigen, dreieinigen Gottes. — Sein Segen ruhe auf Dir zwiefach, er ruhe auf Dir und allen Deinen Thaten, er ruhe auf Dir bis in alle Ewigkeit, Amen!"

Der weinende Greis zog den Jüngling an seine Brust, umarmte und küßte ihn — riß sich los und eilte schwankenden Schrittes von dannen. Von unsäglichem Herzleid, von Schmerz und Rührung seiner Sinne beraubt, stürzte Fernando wieder zur Erde — jammernd streckte er die Hände nach dem Vater aus — vor seinem Blicke war es Nacht geworden!

IV.

Er schlägt mit starkem Arm die Fluth,
Und fürchtet die Wellen wenig,
Trägt hoch das Haupt mit gold'ner Kron'
Es dünkt mir wohl ein König.

Uhland.

Der fürstliche Zug hatte die Anhöhe erreicht. Hell erglänzten die Waffen im reinen Schimmer der jungen

Morgensonne, in durchsichtigem Grün strahlte das feuchte Laub des Waldes, Maiglöckchen und Moosrosen streuten die süßesten Düfte, auf Thal und Hügel, über der ganzen Natur schwebte Wonne und Verklärung.

Gewaltsam hatte sich Fernando aufgerafft, als der nahe Hufschlag an sein Ohr tönte. Langsam, gleich einem Sterbenden schwankte er aus dem Gebüsche zu Tadeo, der in einiger Entfernung mit den Rossen seiner harrte.

„Es ist die höchste Zeit," rief ihm dieser entgegen, „hätte ich nicht einige Minuten gewartet, so könntet Ihr jetzt für eine kleine Strecke die Gewandtheit Eurer Beine versuchen!"

Ohne eine Erwiederung schwang sich Fernando auf's Pferd und trieb es zum schnellen Laufe an, bis er den Zug erreicht hatte. Dann ließ er die Zügel dem Rosse, senkte das Haupt auf die Brust und gab sich ganz seinen wehmüthigen Gefühlen hin. Tadeo sah an den zerstörten Zügen und den angegriffenen Augen wohl, daß Fernando heftig bewegt war und schwieg, wider seine Gewohnheit, den Schmerz des Jünglings ehrend. Endlich ward es ihm aber doch zu viel, er konnte dem Drange der Redseligkeit nicht länger widerstehen und begann, jedoch mit einer gewissen Schüchternheit und ohne seine Worte gerade an Fernando zu richten: „Ich muß gestehen, daß die Pferde, die uns der hochwürdige Prior geschenkt, gerade nicht zu den schlechten gehören, hätte er aber die Sache mir überlassen, ich wollte welche ausgesucht haben, die zwar nicht so stattlich in die Augen fallen, aber besser

zugeritten wären und stärkere Knochen hätten. Die Art, wie Euer Pferd die Beine von sich wirft und die Brust einzieht, gefällt mir gar nicht, auch will es mir nicht anstehen, daß mein Scheck den Kopf so weit vorhängt. Man soll mich aber wieder in die Kutte stecken, wenn das in vier Wochen nicht ganz anders sein soll, und wenn wir alsdann wieder das Kloster besuchen, was wir doch wohl jeden Monat einmal thun könnten, dann sollen unsere Pferde ganz anders auftreten."

„Ach, wir werden nie mehr dahin zurückkehren!" seufzte Fernando.

„Nie mehr? Das wäre mir sehr unlieb, denn es ist mir eben eingefallen, daß ich in dem Holzstalle meine alte Streitart stehen ließ und wenn sie gleich verrostet und schartig ist, so möchte ich sie doch nicht missen, denn sie hat mir schon viele gute Dienste geleistet. Wenn ich bedenke, in dem letzten Kriege der Venediger mit den Türken .... Aber Signor, Ihr hört ja gar nicht und hängt auf dem Pferde wie ein Maulthiertreiber. Kopf in die Höhe, Rücken gerade! Mord und Todtschlag, wenn Ihr Euch so produzirt, glaubt kein Mensch, daß Ihr von mir im Sattel und Steigbügel unterwiesen worden seid."

Mechanisch richtete sich Fernando in die Höhe, aber der finstere Ausdruck des Gesichts und die gefaltete Stirn schienen die Fortsetzung des Gesprächs streng zu untersagen. Tadeo begab sich auf die andere Seite des

Weges, preßte die Lippen zusammen und faßte den festen Vorsatz, nun auch kein Wort mehr zu sprechen.

Lebendiger war die Unterhaltung an der Spitze des Zuges. Der Herzog in ein ernstes Gespräch mit Lorenzo vertieft, hatte dem Pferde den Zügel gelassen und ritt im mäßigen Schritte durch die Waldschluchten, die jetzt immer rauher und wilder wurden. Cornelia, von dem Gespräche des Herzogs wenig angezogen, hatte mit Beatricen einen kleinen Vorsprung genommen, um sich ungestört nach ihrer Weise unterhalten zu können.

„Wenn das Kloster San Benedetto in Wirklichkeit ein kleines Eldorado ist," sprach sie scherzend, „so erscheint der Pfad dahin ganz seiner würdig, denn man muß die verzweifeltsten Proben bestehen, bis man zu seinen Herrlichkeiten gelangt. Mir scheint, als hätten sich die Mönche absichtlich hinter diese Verschanzungen versteckt, damit ihre leckere Küche nicht allzu oft von geschmackvollen Reisenden incommodirt werde. Schon zweimal blieb mein Schleier in dem Gestrüpp hängen, von den Federn auf meinem Baret sind nur noch Trümmer vorhanden und mein Pferd weiß nicht, wohin es vor all den Steinen die Hufe setzen soll. Ich kenne keine wildere, schauerlichere Gegend. Ist es doch, als wollten die himmelanstrebenden Felsenmassen über uns einbrechen, und als wollten die rothgrauen Tannenzweige, die ihre Riesenfinger so keck entgegenstrecken, uns auf ewig gefangen halten!"

„Ich ließe mich gern von diesen Banden fesseln, denn für mich hat eine solche Gegend etwas ungemein

Anziehendes," versetzte Beatrice, und ihr tiefblaues Auge leuchtete von geheimnißvoller Gluth. „Mir ist so wohl, wenn mich Waldesduft und Waldesschauer umweht und wenn durch die schwarzgrüne Nacht der dichtverschlungenen Aeste nur zuweilen der lichtblaue Himmel oder ein goldener Stern hereinfunkelt. Hier wo die Felsenmassen sich wild und erhaben hinanthürmen, wo der Waldstrom brausend durch das Geklüfte bricht, und ich im Geflüster der Blätter jeden Augenblick meinen Namen zu vernehmen glaube — hier, wo seltsame Vögel schweigend sich auf den Zweigen wiegen und mit den langen klugen Schnäbeln so vertraut zunicken, wo tausend fremde Wunderblumen uns so sehnsüchtig anlächeln, wie dort die blaue Blume, von der ich nimmer das Auge wenden kann, weil sie es mir angethan hat — hier wo alles so schaurig und ahnungsvoll — hier möchte ich ewig weilen, um das Geheimniß der Rose und der blauen Blume zu erlauschen und beim Vollmonde nach dem weißen Einhorn zu jagen, das sich nur durch eine Jungfrau fangen läßt."

„Du bist eine Schwärmerin!" rief Cornelia lachend. „Ueberall siehst Du Wunder, Du kennst die Liebesangelegenheiten jeder Rose und die geheimnißvollen Gespräche der blauen Blume hast Du schon oft belauscht. Ich möchte darauf schwören, daß Du einst nur im Spätherbste sterben kannst, Du müßtest denn nicht schon in Kurzem durch Dein Zusammenleben mit den Blumen selbst zur Blume geworden sein!"

April.	Einnahme	Ausgabe.
den		

„Ich ahnte es längst, daß mein Leben eben so schnell wie das der Blumen dahinwelken wird," sprach Beatrice, indem ihre blassen Züge einen schwermüthigen Ausdruck erhielten.

„Wie, sind dieses die Gedanken einer Braut?" rief Cornelia erschrocken über die eigene Unbesonnenheit. „Ein Glück, daß uns Lorenzo nicht belauschte, seine Eitelkeit hätte sich gewiß nichts weniger als geschmeichelt gefühlt."

„Um Gotteswillen, kein Wort von ihm!" rief Beatrice erbebend, „hier wo uns die Natur in ihre Arme genommen hat, laß uns wenigstens auf Augenblicke die unseligen Verhältnisse vergessen!"

„Ich glaube es gern," erwiederte die Herzogin etwas gereizt und frivol, „daß die blaue Blume und die blaue Klinge meines Bruders sich nicht gut verstehen werden; auch gebe ich gern zu, daß die blauen Augen des Sängers von San Benedetto einen minder grellen Gegensatz mit der blauen Blume bilden, und ich könnte deßhalb selbst in die blaue Farbe verliebt werden. Es soll jedoch .... heilige Madonna, was ist das?" —

Die Damen waren unterdessen auf einer schmalen aber hohen Brücke angelangt, welche über den reißenden Strom führte und hatten beinahe das linke Ufer erreicht als sich plötzlich unter einer alten Weide, die am Ende der Brücke stand, eine weiße Gestalt erhob, und in die Mitte des Weges dicht vor die Herzogin trat. Es war ein Weib von bedeutender Größe und mochte ungefähr funfzig Jahre zählen. Die Gesichtszüge waren scharf

und abstoßend, die Wangen erdfahl und eingefallen, und wild und gespenstig blitzten die grauen Augen aus den tiefen Höhlen hervor. Ihre Kleidung bestand in einem langen, weißen, faltenreichen Gewande, das durch einen schwarzen Gürtel festgehalten wurde, in einer weißen Kopfbinde und in Sandalen. In der einen Hand hielt sie einen grünen Weidenzweig, die andere hatte sie drohend zur Herzogin erhoben.

„Was ist das," wiederholte die Letztere, erschreckt von der seltsamen Gestalt; da richtete sich die Alte noch mehr in die Höhe und sprach mit widerlich singender Stimme:

Merk' auf mein Wort, Du stolze Fürstentochter,
Und grab' es tief in Deine Seele ein:
Es singt die graue Weide Todtenlieder,
Die Welle breitet aus das Hochzeitbett,
Es quellen aus dem Felsen rothe Tropfen,
Und grüne Thränen rieseln durch's Gestein;
Ich sehe Deine Hand von Blut geröthet,
Und Deiner Väter stolzes Haus verödet!

„Welche Frechheit!" rief Cornelia bebend, während eisiger Schauder sie durchfröstelte. „Weiche zurück, wahnsinniges Weib und reize nicht meinen Zorn!"

„Nicht so trotzig, schmuckes Töchterlein!" rief die Alte, eine gellende Lache aufschlagend; zugleich griff sie nach den Zügeln des Zelters und schwang mit wilden Geberden den Zweig. Da scheute das Roß, hob sich bäumend in die Höhe und setzte mit gewaltigem Sprunge nach dem nahen Ufer. Die Herzogin bestürzt und halb

bewußtlos wollte das scheue Roß herumwerfen, dieses überschlug sich aber und stürzte über den jähen Rand hinab in den Strom. Jetzt war der Herzog mit seinen Begleitern angelangt. Starr vor Entsetzen sah er das Gräßliche, ohne Hülfe bringen zu können, denn die Alte hatte mit fester Hand die Zügel seines Rosses gefaßt und das Gefolge auf Beatricens Angstgeschrei rasch herbeieilend, ward auf der schmalen Brücke eingekeilt.

„Gieb Raum, alte Hexe," rief der Herzog verzweifelnd, „Gieb Raum, oder die Hufe sollen Dich zermalmen. Zugleich stieß er dem Pferde die Sporen in die Weichen und schnell ließ die Alte die Zügel los; aber Lorenzo war bereits zuvorgekommen und trieb den Rappen nach dem Strome.

Unterdessen langte Fernando mit Tadeo, welche dem Zuge in einiger Entfernung gefolgt waren, am jenseitigen Ufer an. Fernando, die Gefahr der Herzogin bemerkend, stürzte sich noch vor Lorenzo mit Blitzesschnelle in den Strom und hatte beinahe die Unglückliche erreicht, da das scheue Roß ihm entgegenschwamm, als Cornelia, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, aus dem Sattel gleitete und unter den Wellen verschwand. In demselben Momente schwang sich Fernando vom Pferde und stürzte ihr nach. Bald tauchte er aus den Wellen empor, die Herzogin kräftig haltend, aber die Strömung war zu stark und sogleich ward er wieder hinabgezogen. Endlich erschien er zum zweitenmal und rasch

ergriff ihn Tadeo beim Arm, der ihm hieher gefolgt war, und das verlassene Pferd aufhielt.

„Gebt mir das Weib!“ rief er, die Herzogin mit einem kräftigen Ruck an sich reißend. „Und hier habt Ihr den Zaum, seht zu, wie Ihr wieder in den Sattel kommt!“ Er trieb sein Pferd mit der schönen Beute nach dem Ufer und Fernando schwang sich bis zum Tode erschöpft in den Sattel, um ihm zu folgen.

Der Herzog hatte verzweiflungsvoll die halbentseelte Gemahlin aus Tadeo's Armen empfangen, und auf den weichen Rasen gleiten lassen. Händeringend stürzte Beatrice neben der Schwester nieder und alle Mittel wurden angewendet, das entflohene Leben zurückzurufen. Endlich öffnete Cornelia die Augen und auf die blasse Lippe trat eine leichte Röthe.

„Dem Himmel Preis und Dank!“ rief der Herzog hocherzückt und ergriff Fernando's Rechte, der erschöpft auf Tadeo's Schulter lehnte; „Du hast Dir die goldnen Sporen schnell erworben und, bei meinem Vater Hercules, ich will nicht lange Dein Schuldner bleiben.“

Unterdessen hatte sich die Herzogin erholt und reichte ihrem Retter die Hand zum Kusse. „Zum Lohn für Euern Heldenmuth ernenne ich Euch zu meinem Ritter und erlaube Euch fortan meine Farbe zu tragen.“

„Und nun zur Rache!“ rief der Herzog. „Wo ist der Unhold, der beinahe unser ganzes Reich in Trauer versetzt hätte? Er soll auf dem Scheiterhaufen büßen!“

Da wandten sich aller Blicke, die Alte war aber

bereits verschwunden. Lorenzo, welcher bisher düster und in sich gekehrt stand, schlug eine hämische Lache auf und rief: „Bei meinem Schwert, der Zufall hat seine lustigste Laune; den einen läßt er der Unannehmlichkeiten und den andern zu Gnaden kommen!“

Ein strafender mißbilligender Blick des Herzogs zwang ihn, sein freches Ergüßen des gekränkten Stolzes Einhalt zu thun. Mit trotziger Miene wandte er sich ab und flüsterte Beatricen einige Worte zu, die jedoch unbeantwortet blieben.

„Schafft eine Sänfte herbei, um Eure Herzogin schnell nach Ferrara zu bringen, damit sie sich in ihren Gemächern erhole!“ Auf diesen Wink des Herzogs setzte sich alles in Bewegung und bald hatte der Zug die Brücke weit hinter sich.

„Eure schmucke Kleidung, die vor ein paar Stunden noch glänzte und blinkte, sieht jetzt gar trübselig drein,“ begann Fabeo neben Fernando reitend. „Zwar könnte ich das Gepäcke öffnen und Euch mit neuem Tuch versehen, es wird aber nichts schaden, wenn Ihr auch die nasse Jacke kennen lernt. Zudem habt Ihr den Pferd muthwillig durchnäßt und verdient keinen bessern. Wann hätte ein Mensch gehört, daß ein guter Reitersmann jemals den Steigbügel losläßt? Ihr solltet längst wissen, daß ein Leichnam der in's Wasser fällt, wenigstens einmal wieder heraufgeworfen wird. Wärt Ihr hübsch im Sattel geblieben, so hättet Ihr die Gelegenheit abgewartet und die Herzogin so gut greifen können, wie ich Euch gegriffen habe; Ihr wärt dann

nicht blind in die Gefahr gerannt und naß wie ein Pudel geworden. Aber Jugend hat nicht Tugend!

Ein Page unterbrach den heftig eifernden Tadeo und rief Fernando zum Herzog, an dessen Seite er bald darauf durch die Straßen Ferrara's ritt.

V.

Sie liebten sich beide, doch keiner
Wollte dem andern gestehn;
Sie sahen sich an so feindlich,
Und wollten vor Liebe vergehn.

Heine.

Am Anfange des sechszehnten Jahrhunderts war der Hof zu Ferrara der glänzendste und gebildetste in Europa. Schon Nicolaus II. hatte mehr als hundert Jahre früher die Stadt ungemein verschönert und eine entschiedene Vorliebe für Künste und Wissenschaften an den Tag gelegt. Nicolaus III. hegte diese Vorliebe in noch weit höherem Grade und führte für Ferrara das goldene Zeitalter herauf. Er erhob den Hof zum Sitze des Geschmackes und der Eleganz, gründete Universitäten in Parma und Ferrara und zog die größten Gelehrten in seine Dienste. Von demselben Geiste waren die Brüder Lionel, Borso und Hercules beseelt, die nach einander die Regierung antraten. Während Unruhen und Kämpfe Italien zerrütteten, blieb Ferrara das Asyl für Künste und Wissenschaften. Alphons I. hatte eben den Thron bestiegen, und schien in jeder Hinsicht in

die Fußtapfen seiner Ahnen treten zu wollen; während er sich später in den Kriegen mit Venedig den Lorbeer der Tapferkeit errang, hatte er zugleich das Glück, durch Ariost, den größten Dichter seiner Zeit, welcher viele Zeit an seinem Hofe zubrachte, verherrlicht zu werden.

Fernando's höchste Erwartungen waren übertroffen, als er in den üppigsten und glänzendsten aller Höfe eingeführt wurde. Die ungewohnte Pracht und Eleganz drückte ihn zwar anfangs und schüchterte ihn ein. Er fühlte sich unheimlich zwischen den stolzen, kalten, freundlichen und doch so hämischen Gesichtern und oft sehnte er sich aus diesem Prunke, der ihn schwindeln machte zurück in die harmlose Einsamkeit des Klosters. Aber allmälig ward er vertraut mit dieser Umgebung, seine angeborne Neigung zu Gesang und Kampf fand an den zahlreichen Wettstreiten viel zu großes Wohlgefallen, sein Geist erhielt dadurch viel zu sehr Aufschwung, als daß die frühere Unbehaglichkeit lange hätte andauern können. Je mehr er in diesen neuen Verhältnissen heimisch ward, desto mehr trat auch Kühnheit, Thatkraft und freudiges Selbstvertrauen an die Stelle der Demuth und Willenlosigkeit — eine Folge der klösterlichen Erziehung. — Der Herzog, welcher schon Anfangs Wohlwollen für den Jüngling empfunden hatte, war ihm für die heldenmüthige Rettung seiner Gemahlin hoch verpflichtet. Er ertheilte ihm den Ritterschlag, nahm ihn in sein Gefolge auf, und ließ ihm eine Wohnung im fürstlichen Schlosse anweisen, und als er sah, daß Fernando durch seinen Muth und seine feurigen

tiefgefühlten Lieder die glänzendsten Hoffnungen rechtfertigte, da zeichnete er ihn bei jeder Gelegenheit aus und ließ ihn nur selten von seiner Seite. Mochten auch die Höflinge lange Zeit scheel sehen zu dem Glücke des Emporkömmlings, so gebot ihnen doch die Klugheit seinen Umgang zu suchen und den Neid unter der Maske von Freundschaft zu verstecken. Wer aber den bescheidenen Fernando einmal erkannt hatte, konnte ihm nicht gram sein und zuletzt wurde er von den Jüngern um seines Muthes willen geliebt, und von den Aelteren wegen seiner Männlichkeit und Sittenreinheit geachtet.

Die höchste Gunst spendete ihm aber die Herzogin. Sie hatte ihn zu ihrem Ritter gewählt, und für ihre Rettung zu besonderer Dankbarkeit verpflichtet, fand sie in der Zuneigung des Herzogs zu Fernando eine hinreichende Rechtfertigung ihres Wohlwollens. Oft mußte er sie auf einsamen Spaziergängen begleiten, oder Abends in ihren Gemächern Canzonen zum Preise der Schönheit und Tapferkeit singen und die Fürstin verschmähte es nicht, ihren Gesang mit dem seinigen zu vermählen, oder ihre Frauen zu Wettgesängen aufzufordern. — So ward Fernando von allen geliebt und geachtet, nur eine Person begegnete ihm mit Kälte und gerade von dieser einen schmerzte es ihn am meisten. Es war Beatrice, die Schwester des Herzogs. Ein unbekanntes Etwas, eine tiefe Sehnsucht bannte ihn in die Zauberkreise dieses Engelwesens. Es war ihm, als klängen alle seine Lieder aus ihrer Brust zu ihm herüber und als sei sein ganzes Leben an ihren unschuldigen und doch

so schmachtenden Blick gefesselt. Aber gerade dieser Blick vermied ihn, und wie er auch leuchten mochte, ihm gegenüber blieb er kalt. Wenn er im Kampfe oder im Saitenspiele Sieger geblieben war, wenn die Herzogin ihm die Hand mit Liebe verheißendem Blicke zum Kuß reichte und ihm von Damen und Herren gehuldigt wurde, da stand sie kalt und theilnahmlos, und kalt und theilnahmlos entfernte sie sich. Nie hatte sie ihn zum Gesange aufgefordert, nie ihm Beifall gespendet. War sie einmal heiter und stimmte in den frohen Ton der Gesellschaft, dann durfte nur Fernando an dieser Laune Theil nehmen, und weggewischt war aller Frohsinn, sie ward ernster und betrachtete ihn mit einer gewissen Befremdung. Gegen Jedermann war sie freundlich, nur gegen ihn kalt und abgemessen. Das schnitt ihm in die Seele; gewaltsam wollte er diesen unseligen Zauber lösen und ward nur noch mehr von ihm befangen. Seine harmlose Jugendlust entfloh, seine Weisen wurden schwermüthig und klagend, aber gerade dadurch um so hinreißender. Sein Lob tönte von jedem Munde, Niemand ahnte seine Leiden — man bewunderte sie als poetische Schönheiten. Das mußte anders werden! Schon hundertmal hatte er sich vorgenommen, Beatricen um die Ursache ihres Grolls, den er so wenig verdient hatte, zu fragen, aber das Wort erstarb ihm jedesmal auf der Lippe. — Der Friede seiner Seele war entflohen.— die Reize des Lebens entschwunden.

So war ein Jahr dahin geeilt und ein neuer Lenz schmückte die Welt mit rosigen Kränzen, als eines Tages

die jungen Ritter nach ihrer Gewohnheit sich auf der Rennbahn im Schwertkampfe zu Pferde übten. Auf dem Balkone saß die Herzogin mit ihren Damen um dem munteren Spiele durch ihre Gegenwart noch höhere Reize zu verleihen. Fernando war schon einigemal Sieger gewesen und die Herzogin, stolz, daß ihre Farben den Preis davon trugen, ermunterte ihn mit Wort und Blick zu neuen Kämpfen. Auf einmal, als Fernando, durch den anhaltenden Streit kühner und heftiger sein Roß herumwerfen wollte, überschlug sich dieses, stürzte nieder und begrub den kecken Reiter unter seiner Last. Beatrice stieß einen durchdringenden Schrei aus und flog die Stufen des Balcons herab, als sie aber bemerkte, daß sich Fernando unverletzt unter dem Pferde wieder hervorarbeitete, kehrte sie ruhig zu ihrem Sitze zurück. Jetzt langte auch die Herzogin mit den übrigen Damen bei Fernando an und umringten ihn theilnehmend. Die Aengstlichkeit, die besorgliche Hast, mit der sie forschten, ob er unversehrt geblieben, that ihm wohl, sein Auge suchte nun auch Beatricen. Da erblickte er sie — sie allein — ruhig und theilnahmlos auf dem Balkone! — das war zuviel; ihre Gefühllosigkeit für die edelsten Künste hatte er verziehen, nun aber sah er, daß das seelenvolle Auge ein höllischer Trug war, und kein Herz in dem kalten Busen schlug. Betäubt und bebend stand er in dem Kreise, zerfallen mit dem Leben schlich er von dannen. Seine Himmel hatten sich verschlossen, seine Altäre lagen zertrümmert — das Herz brach ihm. Verhaßt war ihm Alles, verhaßt selbst die

May.		Einnahme			Ausgabe.		
den							

Nähe Beatricens. Fliehen wollte er aus diesen unseligen Kreisen und die schon mehreremale wiederholte Einladung des Priors von San Benedetto gab ihm hierzu die schicklichste Gelegenheit. Schon am nächsten Tage suchte er bei dem Herzog Erlaubniß zu einem Ausfluge auf vierzehn Tage nach, und Taddeo traf Anstalten zur Abreise.

„Uns scheint, als wäret Ihr des schönen Ferrara überdrüssig geworden!" sprach die Herzogin am letzten Abende. „Schon seit längerer Zeit bemerke ich, daß es mit Euch nicht mehr ist, wie ehedem. Am Ende kehrt ihr gar nicht wieder, oder laßt Euer Herz zurück, was noch schlimmer wäre."

„Es könnte möglich sein, wenn ich es von hier mitnehmen dürfte," versetzte Fernando.

„Ihr wollt uns überlisten," rief die Herzogin scherzend, „meine Augen lassen sich aber nicht täuschen und kehrt Ihr ohne Herz zurück, so soll Liebe und Schönheit über Euch für ewige Zeiten die Reichsacht aussprechen. Uebrigens empfehlen wir uns Eurem poetischen Andenken bestens und gebieten Euch, nicht zurückzukehren, ohne wenigstens sechs neue Sonnetten mitzubringen!"

„Und eine junge Rose aus dem Klostergarten!" fiel eine Dame ein.

„Und eine schöne Madonna auf Pergament!" eine Andere.

„Und was dürfte Euch der Rückkehrende bieten?" wandte sich Fernando zu Beatricen.

„Nichts!“ entgegnete diese mit Kälte. „Doch,“ fuhr sie leise fort, „findet Ihr auf der Rückreise in den wilden Waldschluchten eine blaue Blume blühen, so möget Ihr sie pflücken!“

Mit diesen Worten verließ sie den Saal; Fernando's tiefstes Gefühl war verletzt. Nur eine blaue Blume hatte sie verlangt, die, selbst für die Einöde zu ärmlich, von dem Hirtenmädchen verschmäht wird, wenn es seinen Hut schmücken will. Er nahm es sich fester als je vor, die Herzlose ewig zu fliehen und von seinem Urlaub den ausgedehntesten Gebrauch zu machen. Mit kurzen, kalten Worten nahm er Abschied und eilte den nächsten Morgen von Tadeo gefolgt, seinem Vaterhause, dem Kloster San Benedetto entgegen.

Die Freude des Priors beim Empfange des geliebten Zöglings war unbeschreiblich. Mit Vaterfreude hielt er Fernando umschlungen und konnte nicht satt werden, sich am Anblicke des Jünglings zu weiden, der jetzt weit männlicher und kräftiger geworden war. In Tadeo regte sich plötzlich wieder die ascetische Natur; er wollte jetzt, wie er sagte, mit einer Klatsche zwei Fliegen fangen und bei Gelegenheit des Besuchs die mancherlei Kleinigkeiten wieder abbüßen, wozu ihn das Schlaraffenleben am Hofe verleitet hatte. Trotz allen Einreden schlüpfte er wieder in die Kutte, spaltete Holz, schleppte Wasser bei, und drang darauf, wie früher Fra Tadeo genannt zu werden.

Fernando hatte sich vorgenommen, erst wenn er die stolze Beatrice ganz vergessen, wieder nach Ferrara

zurückzukehren, aber schon nach dem dritten Tage fühlte er sich so einsam, so unheimlich, in dem Vaterhause, daß sein Vorsatz nur allzuschnell vernichtet ward. Er wollte diesen unmännlichen Wankelmuth dessen er sich selbst schämte, bekämpfen, aber dieser Kampf vermehrte nur seine Sehnsucht und immer dringlicher zog es ihn nach Ferrara. So lag er einige Tage, die nicht zu seinen glücklichsten gehörten, mit sich selbst im heftigsten Zwiespalte, am sechsten Tage hatte aber die geheimnißvolle Macht, die ihn in Beatricens Zauberkreise gefesselt hielt, gesiegt; und am andern Morgen erklärte er zum grossen Befremden des Priors, daß er an das Hoflager wieder zurückkehren wolle. — Obgleich mit sich selbst grollend, fühlte er sich doch um vieles erleichtert, als er das Kloster hinter sich hatte und mit neuen Hoffnungen Ferrara entgegeneilte; denn die Hoffnung ist das Irrlicht, welches stets dem armen Sterblichen voranleuchtet, sei es auch nur bis zur nahen Untiefe.

„Es hätte nichts geschadet" — begann Tadeo, als sie in den Schluchten angelangt waren und Fernando noch immer nicht aus seinem dumpfen Dahinbrüten erwachen wollte. — „Es hätte nichts geschadet, wenn wir noch acht Tage länger in San Benedetto geblieben wären, wie Ihr auch zuerst meintet."

„Das Klosterleben gefällt mir nicht mehr, es ist zu still — zu einförmig" — warf Fernando hin.

„Ich will nicht sagen, daß Ihr Unrecht habt, ich könnte aber auch nicht sagen, daß Ihr zu Ferrara anders als wie im Kloster gelebt hättet. Den Anfang habt

Ihr gut gemacht und luſtig geſungen und turnirt wie andere junge Rittersleute, ſeit lange laßt Ihr aber den Kopf hängen wie ein eitles Weib, wenn es graue Haare bekommt. Ich glaube, Ihr ſeid jetzt noch zehnmal trübſeliger und wortkarger als je zu San Benedetto und wenn das ſo fortgeht, ſo verlernt Ihr in kurzer Zeit das Sprechen. — Ich will Euch den Kummer gerade nicht übel nehmen, denn ich weiß ja, was daran ſchuld iſt."

„Das weißt Du?" — rief Fernando in der höchſten Beſtürzung.

„Warum denn nicht?" fuhr Tadeo vertraulich fort — „drückt mich doch der Schuh an demſelben Fleck. Ihr ſeid des Herumlungerns am Hofe müde und wollt nicht länger um das Weibervolk hoffiren. Ihr möchtet einmal hinaus in die Welt und das Schwert in Schimpf und Ernſt probiren und ſeht — das freut mich, daß Ihr keinen Gefallen an den glatten Hofſchranzen habt. Mich wills auch nicht mehr leiden bei den geſchniegelten Herren und wenn der Herzog nicht bald Krieg anfängt, ſo zäumen wir die Roſſe und ſagen Valet. Es wird ſchon Gelegenheit zum Dreinſchlagen geben und Ihr ſollt ſehen, daß meine Knochen noch lange nicht ausgedorrt ſind. — Wollt Ihr abſteigen? Gebt mir den Zügel, ich will Euer Roß ſo lange halten. — Wenn ich an die Beute denke, die wir im letzten Kriege mit den Venedigern machten, ſo lacht mir noch heute das Herz und ich möchte darauf ſchwören.... Seid Ihr toll geworden? Ihr werdet doch nicht des Teufels ſein und wegen einer

lumpigen blauen Blume den Steigbügel verlassen haben!"

„Schweig!" — rief Fernando, sich wieder in den Sattel schwingend — „Setze die Sporen ein, damit wir noch bei guter Zeit Ferrara erreichen." — Mit diesen Worten trieb er sein Roß im raschen Trabe vorwärts, kopfschüttelnd folgte Tadeo, und als der Abend hereinbrach sprengten sie durch die Straßen der Stadt.

Die letzten Purpurstrahlen schwammen am fernen Horizonte, flatternde Zephyre wiegten sich kosend im jungen Laube und Kühlung träufelte von des Himmels Decke auf die feiernde Natur, als Fernando, nachdem er sein Roß Tadeo übergeben hatte, gedankenvoll durch die dunkeln Schattengänge der emporstrebenden Platanen wandelte. Die Ruhe und Einsamkeit, die in dem Parke herrschte, that seinem stürmisch bewegten Herzen wohl, das jetzt, in der Nähe der Geliebten wieder höher und ängstlicher schlug. Er ließ sich unter einem Oleanderstrauche nieder, um den schönen Abend zu genießen und die Fassung wieder zu erringen, die ihm entflohen war beim Anblicke all der Stätten, wo die Angebetete so oft geweilt hatte. Da dringt durch die schweigende Nacht der leise zitternde Ton einer Laute und bald darauf ganz in der Nähe der zarte Klang einer weiblichen Stimme. Fernando lauschte und bebte — es war Beatricens Stimme — deutlich tönten ihm jetzt die Strophen entgegen:

Die Lüfte nur verstehn mich,
Sie wissen, was ich will,
Sie säuseln Deinen Namen
In's Ohr mir leis und still.

Der See weiß, was ich suche,
Und seine Spiegelfluth
Zeigt strahlend mir Dein Bildniß
Und giebt mir wieder Muth.

All ihr Heiligen! — es war eines seiner Lieder! — Schwindelnd vor Entzücken raffte er sich auf, und stürzte nach der Stelle, von wo die Töne herüberklangen. Als er sie aber erblickte — eine Lichtgestalt des Himmels — hingegossen auf die Moosbank, die ätherischen Züge verklärt durch die Glut des Gesanges und bestrahlt von dem silberlichen Schimmer des keuschen Mondes, da hielt ehrfurchtsvolle Scheu ihn zurück, dem heiligen Orte näher zu treten. — Jetzt hatte sie das Lied beendet, ein Seufzer, der sich aus der Tiefe der Brust gerungen zu haben schien, traf ihr Ohr, sie blickte auf, Fernando stand vor ihr und sank nun, vom Uebermaß seiner Gefühle überwältigt, stumm zu ihren Füßen nieder.

„Wie, Ihr schon hier!" — rief Beatrice überrascht. „Wir erwarteten Euch erst in acht Tagen."

„O wüßtet Ihr, was ich schon in diesen Tagen der Trennung gelitten habe!" — sprach Fernando mit bebender Stimme.

„Ich weiß es" — versetzte Beatrice mit seligem Lächeln — „mein Herz sagte mir's!"

„Euer Herz sagte es?" — wiederholte Fernando in Wonne aufschauend.

„Mein Herz oder Euer Herz," — fuhr sie mit geheimnißvollem Tone fort — „Ahntet Ihr nicht schon längst, daß unsere Herzen eins sind, und daß Ein Lebensfaden beide umschlungen hält?"

„O all ihr Himmel, was sind eure Seligkeiten gegen diesen Augenblick — Beatrice, Ihr liebt mich?"

„Ich liebe Euch, aber nicht nach irdischer Weise! Wenn Euer Herz eins mit dem meinigen ist und Eure Lieder die meinigen sind, so werdet Ihr mich verstehen. — Und nun, gebt mir die blaue Blume!"

Fernando nahm die Blume von seiner Brust und reichte sie der Geliebten, Beatrice blickte lange Zeit sinnend in den tiefblauen Kelch, dann löste sie eine Schleife von derselben Farbe und gab sie Fernando — „Nehmt, es ist die Farbe der Ewigkeit — sprach sie — ihre Deutung wird Euch nicht fremd sein. Es giebt nur Eine Liebe und nur Einen Gott und beide sind eins und ihre Symbole sind der blaue Himmel und die blaue Blume."

Mit dem leichten Tritte einer Sylphide war sie unter dem Gebüsche verschwunden. Fernando stand bewegungslos da, einen ganzen Himmel voll Seligkeit in der Brust. In Wonne und Schmerz aufgelöst drückte er die Schleife an die hochklopfende Brust und schwankte halb bewußtlos nach dem Schlosse. — Die Nachtigallen sangen ihre süßesten Lieder, die Blumen

flüsterten und koßten, alles flammte und leuchtete, die ganze Welt strahlte in neuem Glanze. — Es war ein wundervoller Abend.

VI.

— — — Ein Mann
Verachtet Dich Almonsaris? Er kann
Dich sehen, und für eine Andre brennen,
Kann Dich verschmäh'n und darf es Dir bekennen? —
Zur Wuth treibt der Gedanke sie;
Sie schwört sich fürchterliche Rache.
Wieland: Oberon.

„Wie, darf ich meinen Augen trauen! Ihr schon hier?" — rief die Herzogin Fernando entgegen, als er am andern Morgen in ihre Gemächer trat. Er war heute schöner als jemals, denn die Liebe hatte sein ganzes Wesen verklärt, und aus seinem Auge leuchtete eine selige Glut.

„Kann meine Gebieterin zürnen, daß ich so schnell wieder zurückkehrte?" — entgegnete Fernando.

„Im Gegentheil, ich finde hierin den Beweis, daß Euch das Herz mehr zu uns zieht, als Ihr uns und vielleicht Euch selbst gestehen wollt."

„Das Vaterhaus verliert seine Reize nie, ob sie aber so mächtig sind wie die unserer leuchtenden Hallen, wo Minnelied und Schwerterklang so freudig ertönen, mögt Ihr am besten entscheiden."

„Unsere Hallen waren seit Eurer Abwesenheit von

denen eines Klosters wenig verschieden, denn der muthigste Kämpe und der schüchternste Sänger fehlte. Das soll aber bald wieder anders werden und den Anfang wollen wir schon jetzt mit der Buße machen, die wir Euch für die Entfernung aus unsrer Mitte auferlegt haben."

Den Wink befolgend trat Fernando zur Harfe und begann nach einem kurzen Vorspiel in recitirender Weise:

„Sag', warum das trostesleere Leiden
Auf dem Angesichte, kalt und bleich?
Was die Nacht verhüllt, muß sich ja reich
Aus des Morgens Schooße strömend breiten:

Schlag die Augen auf nach allen Seiten:
Sonne schwimmet hoch im blauen Teich,
Erde prangt, ein farbig Blumenreich,
Warum nicht an Tag und Duft Dich weiden?"

„„Schelte nimmer! kennst die Blume D[illegible],
Die am Tag in kalten Schmerzen stehet,
Doch wenn Abend seine Schwingen lüftet,
Eine stille, fromme Thränenruh'
Ueber Blumen, über Herzen wehet —
Schwülen Tages Qual in Nacht verdüftet?"""

„Habt Dank für den Gesang!" — sprach Cornelia, indem sie den Sänger zu sich auf das Polster niederzog. „Eure Weisen sind zart und innig, nur muß ich Euch tadeln, daß Ihr zu schüchtern seid, Eure Gefühle klar und bestimmt auszusprechen und deßhalb den wahren Sinn oft mit Dunkelheit verhüllt, wie es mir auch eben jetzt schien. Das sollte der Dichter nicht thun, er steht als ein Liebling des Himmels oben an, ihm ist das freie

Wort vor jedem Andern gestattet und die Erfüllung seiner Wünsche sichert ihm schon die Kunst zu."

„Die Erfüllung aller seiner Wünsche?" — fragte Fernando.

„Warum nicht, wenn sie das Reich der Möglichkeit einschließt? Glaubt Ihr, es gäbe kein Herz, welches eben so warm schlägt, wie das Eurige?"

„Das nicht, es giebt aber Verhältnisse, die den glühendsten Schlag des Herzens hemmen müssen."

„Es befremdet mich, dies aus Euerem Munde zu hören" — versetzte Cornelia. — „Ihr, der Sänger der Liebe, solltet am besten wissen, daß die Liebe die allergewaltigste und höchste Macht ist, unter deren Lilienstab sich alles beugen muß."

„Die wahre Liebe strebt nicht nach Sieg, sie ist stumm und genügsam" — erwiederte Fernando, jetzt erst die Herzogin verstehend.

„Ihr seid ein Schwärmer" — schalt die Fürstin, während sie vertraulich mit den goldenen Locken des Jünglings spielte — „habt Ihr noch nie gelesen, daß selbst Königinnen es nicht verschmähten, dem Minnesinger zum Lohn des Gesanges die Lippe zu reichen und wißt Ihr nicht, daß der Sänger, Höh'res als Andere im Busen tragend, auch nach Höherem verlangen darf, während dieses Verlangen bei Andern als strafwürdig erscheinen müßte?"

„Ihr würdet mich eitel nennen, wollte ich Euch hierin beistimmen und wäre dem auch, so müßten höhere Rücksichten....."

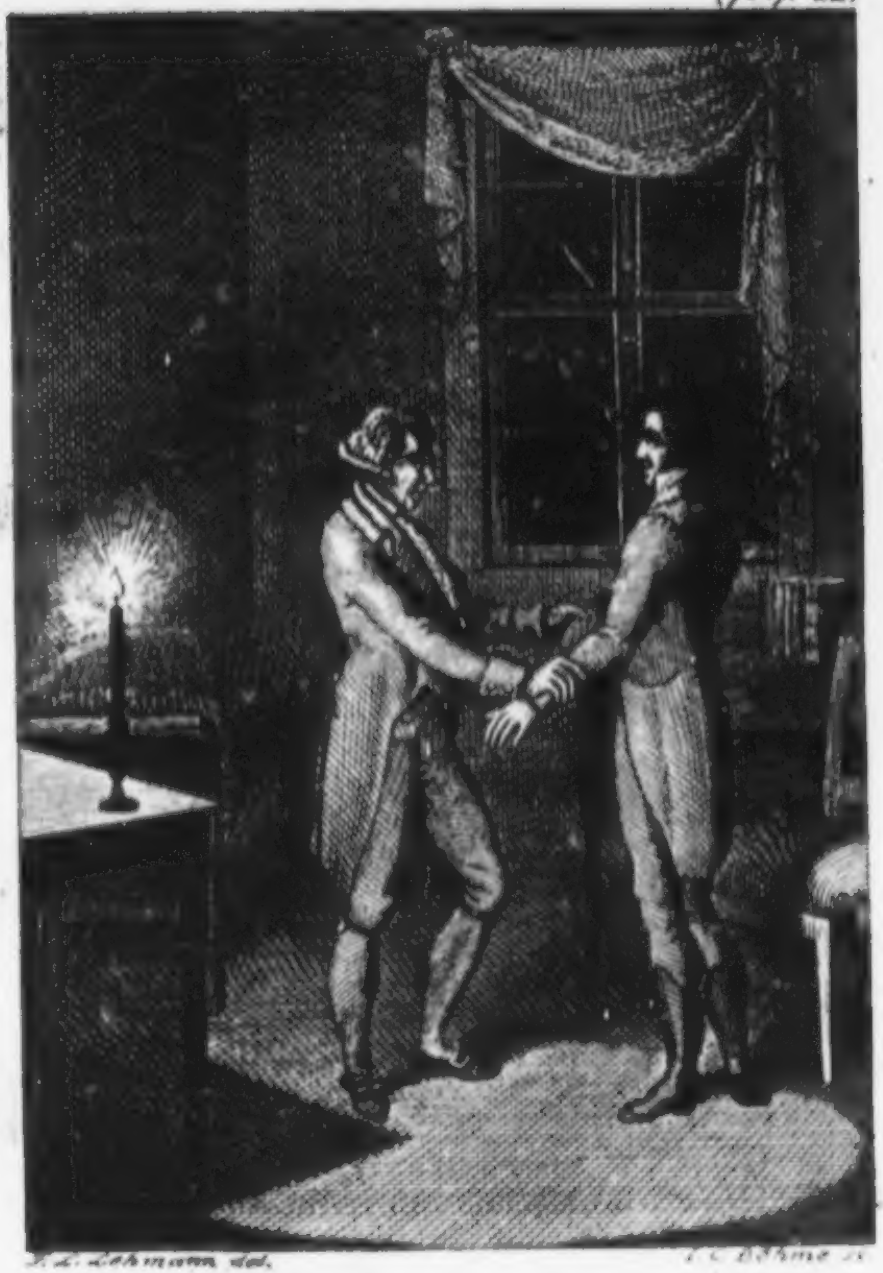

H. L. Lehmann del. J. C. Böhme sc.

„Ich habe Euch längst gesagt, daß die Liebe das Höchste sei; wo ihr leuchtender Stern einmal aufgegangen ist, da erblassen alle andern Gestirne. Ich wenigstens würde kein Bedenken tragen....."

„Verschont mich, gnädigste Herzogin!" — stammelte Fernando durch den Sirenengesang in höchster Verwirrung — „Mein Herz... ach... es ist nicht mehr..."

„Haltet ein!" — rief die Herzogin erblassend und in der höchsten Aufregung — „sprecht es nicht aus, das gräßliche Wort, ich will es nicht hören... ich darf es nicht hören!..."

„Mein gnädigster Herr winkt mir dort unten im Schloßhofe" — rief Fernando auftaumelnd. — „Erlaubt, daß ich seinem Befehle Folge leiste!" — Mit diesen Worten raffte er sich zusammen, die Herzogin gab mit der Hand ein Zeichen und in wenigen Augenblicken befand er sich an der Seite des Herzogs, den er auf einem kleinen Ritte begleiten mußte.

Lange Zeit starrte Cornelia nach der Thüre, durch die Fernando entschwunden war. Die heftigsten widerstreitendsten Gefühle durchwogten ihren stolzen Busen und die Glut des Zornes wechselte mit der Blässe der Ueberraschung. Endlich brach sie in die Worte aus, während ihr Auge dunkle Flammen sprühte: — „Verschmäht! War es nicht so? — Und er lebt noch, um seinen Triumph zu feiern? Und du lebst noch Cornelia, ohne die nächste Minute zu deinem Rächer aufzurufen? — Ha, wenn ich sie kennte, die Verwegene, die es gewagt, mir seine Liebe zu entreißen, ich wollte

sie zu Staub zermalmen und ihr Elend müßte ihn doppelt elend machen.... Vergebens erschöpfe ich das Reich des Möglichen! Brachte er nicht sein Leben in der Abgeschiedenheit des Klosters hin, und seit er in Ferrara ist, habe ich ihn je von meiner Seite gelassen? — Vielleicht eine der Hofdamen? — Marchesina Aurora? — Sie ist die Verlobte des Ritters di Punto! — Donna Laura? — ist in den Marchese Zochetti sterblich verliebt; — Diana? — Elvira? — Beatrice? — Sie wich ihm stets mit Kälte aus! Aber ihr Schrei, als er vom Pferde stürzte, die Hast, mit der sie den Balcon herabflog! Wenn sie es wäre? — Ein Brautbett wollte ich ihr schmücken mit Tod und Verzweiflung, Schande und ..... „Theuerste Schwester!" — rief die Herzogin, der eintretenden Beatrice in die Arme eilend und ihre blasse Wange küssend. — „Wie lange habe ich Deiner schon geharrt, um die schönen Morgenstunden durch Deine trauliche Unterhaltung noch zu verschönern. — Du blickst aber heute so ernst, mein Herz, haben Dich vielleicht schwere Träume diese Nacht beunruhigt?"

„Ich habe gut geschlafen" — versetzte Beatrice — „Du kennst aber meine Weise."

„Ich weiß es, Du gleichst der zarten Mimosa, die während des Tags in kalten Schmerzen steht, wenn aber die Kühlung des Abends niederträufelt, ihren Kelch öffnet, um den Thau des Himmels zu trinken. Auch kenne ich den Grund Deines Ernstes, weiß ich ja doch, wie mir selbst während des Brautstandes das Herz oft so ängstlich beklommen war."

„Ich beſchwöre Dich, brich ab, ſchon die Erinnerung an dieſes unſelige Verhältniß mißſtimmt mich! Nie, nie werde ich Lorenzo's Gemahlin" — fuhr ſie heftiger fort — „das Herz würde mir brechen, würde ich an einen Mann gekettet, in deſſen Nähe mir jedesmal unheimlich wird."

„Du mußt dieſe kindiſche Furcht überwinden. Ihn zu lieben verlangt ja Niemand von Dir. Denn bei unſern Verbindungen wird das Herz nie zu Rathe gezogen."

„Ein ſchreckliches Loos!" — ſeufzte Beatrice.

„Ich finde das nicht" — fuhr Cornelia fort — „gerade weil unſer Herz dabei nicht befragt wird, behält es auch ſeine volle Freiheit und kann ſpäterhin aus einem glänzenden Kreiſe denjenigen wählen, zu welchem es ſich hingezogen fühlt. Unſere Stellung begünſtigt uns dabei, denn Niemand wird die Zuneigung einer reizenden Fürſtin verſchmähen."

„Höre auf, Du tödteſt mich!" — rief Beatrice ſchaudernd.

„Was Dich tödtet, ruft Andere zu neuem Leben. Wenn wir die Anforderungen des Staats erfüllt haben, warum ſollten wir nicht auch den Rechten des Herzens genügen? Beatrice, theure, einzige Schweſter," fuhr die Herzogin mit unwiderſtehlichem Liebestone fort, indem ſie Beatricen umſchlang — „ich liebe Dich mit der ganzen Zärtlichkeit der Schweſterliebe, Dir darf ich, Dir kann ich kein Geheimniß vorenthalten und Dir will ich mich auch ganz vertrauen. Die Liebende genießt ja

doppelt das Glück der Liebe, wenn sie eine Freundin hat, in deren Busen sie ihr ganzes Glück ausschütten darf. Wisse denn, auch ich habe gewählt unter den blühenden Rittern unseres Hofes und habe ein Herz gefunden, das ganz der Glut fähig ist, die das meinige durchlodert. Nicht vergebens werde ich schmachten, das heimliche, wonnige Feuer in den Blicken Fernando's...."

„Fernando!" — kreischte Beatrice auf und sank besinnungslos aus den Armen der Herzogin.

„Was ist Dir mein Herz! Du zitterst, wirst roth und blaß, — es fehlt Dir doch nichts?"

„Ich bin krank — ein Schwindel! — es wird bald wieder besser werden;" — hauchte Beatrice und verließ, geleitet von ihren Frauen, die Cornelia's Wink herbeigerufen hatte, das Gemach.

„Sie ist verrathen" — rief die Herzogin und in ihren Augen zuckte die gräßliche Freude der Hölle. — „Diese Ohnmacht spricht deutlicher als tausend Zungen! — Also Du bist es, schwärmerische Närrin mit der schwindsüchtigen Poesie, die mir ein liebeglühendes Herz gestohlen hat? Darum wurden Fernando's Weisen so klagend? Darum kehrte er so schnell von dem Kloster zurück? Ich bin betrogen, schändlich betrogen, aber meine Rache soll fürchterlich sein! Schon die nächste Minute gebähre das Unheil, und sorglich will ich seiner pflegen, daß es schnell zum Riesen emporwachse!"

Sie ließ ihren Bruder Lorenzo zu einem Morgenritte einladen und verließ an seiner Seite wenige Mi-

nuten ſpäter, von keiner ihrer Damen begleitet, das Schloß.

„Ihr zürnt mir wohl" begann Cornelia, „daß ich den raſchen kräftigen Trab Eures Hengſtes an den bedächtigen Gang meines Zelters banne, Ihr müßt Euch aber ſchon einer kleinen Geduldprobe unterwerfen, wenn Ihr mich nicht allein durch die Umgebungen Ferrara's ſtreifen laſſen wollt, denn meinem Herrn und Gemahl hat es beliebt, ſchon vor einer Stunde, den Lautenſchläger Fernando zur Seite, wegzureiten."

„Eine Geſellſchaft ganz ſeiner würdig" — zürnte Lorenzo. — „Tod und Verdammniß über einen Hof, wo jeder Verſemacher mit goldenen Ketten behängt und das Ohr mit nichtigen Liebesliedern gekitzelt wird, während die Waffenſchmieden verödet ſtehen und ritterliche Uebungen nur noch zur Kurzweil getrieben werden. Der Herzog, durch den langen Frieden ſorglos gemacht, ſieht die Ungewitter nicht, die ſich über ſeinem Haupte ballen und vertändelt die Zeit mit dem Schooshündchen ſeiner Gemahlin."

„Ich bitte Eure Ausdrücke beſſer zu wählen! Wenn ich den Knaben nicht mit der Gleichgültigkeit behandelte, die ich für ihn empfinde, ſo glaubt mir, daß ich mich dadurch nur meinem Gemahl gefällig zeigen wollte, der ihn allenthalben vorzieht."

Ein ſarkaſtiſches Lächeln ſchwebte um Lorenzo's Lippen, doch ſchwieg er, um die Leidenſchaftlichkeit ſeiner Schweſter nicht zu reizen.

„Ihr werdet ſeit einiger Zeit immer verſtimmter

und wortkarger," begann Cornelia nach einer Pause „ich will nicht hoffen, daß unser Hof Euch nicht angenehm genug ist, die Welt nennt ihn den gebildetsten und feinsten."

„Gerade dieß gefällt mir nicht, denn der zierlichste Stahl taugt am wenigsten im ernsten Kampfe. Ueberdieß ärgern mich die Winkelzüge, die wegen meiner Verbindung mit Beatricen gemacht werden. Hätte ich mich nicht bereits öffentlich um sie beworben, ich ließe die überschwängliche Prinzessin so lange mit Sternen und Blumen liebäugeln als ihr beliebte."

„Ihr werdet dieß auch am Ende thun müssen!" warf Cornelia hin.

„Eure spaßhafte Laune ist jetzt nicht am rechten Orte" — versetzte Lorenzo rauh und gereizt. „Ich bin zu stolz, um von einem begonnenen Unternehmen abzustehen, und gälte es auch nur ein Weib."

„Höchst galant!" rief die Herzogin lachend, „Wie aber, wenn man sich auf der andern Seite zurückziehen würde."

„Ihr solltet glimpflicher von Eurem Gemahl denken; Alphonso ist zu edel, um die Hoffnungen die er mir machte, wieder zu vernichten. Uebrigens" — setzte er mit rohem Spotte hinzu — „bleibt mir in Euch ein mächtiger Bundesgenosse, Ihr seid noch in meiner Schuld für den Gatten, den ich Euch verschaffte." *)

*) Der Herzog von Ferrara hatte Cornelia zu Bologna in ihrem elterlichen Hause kennen gelernt und ein Verhältniß mit ihr an-

Cornelia erglühte in gerechtem Zorne, aber schnell besiegte sie die Aufwallung und versetzte mit ruhigem Tone: „Ich zweifle nicht an dem guten Willen meines Gemahls und eben so wenig dürft Ihr an dem meinigen zweifeln. Denn es liegt schon in meinem Interesse, unser Haus durch diese Verbindung zu dem frühern Glanze wieder empor zu heben. Kein Gespräch mit Beatricen habe ich unbenutzt gelassen, um sie günstig für Euch zu stimmen, ich habe deßhalb sogar oft trotz meinem innern Widerwillen ihre Gesellschaft gesucht. Nichts destoweniger zweifle ich...."

„Beatrice wird wissen, was sie ihrem Range schuldig ist, zudem hat sie durch ihr bisheriges Stillschweigen so ziemlich in die Verbindung gewilligt."

„Mag sie früher durch Schüchternheit abgehalten worden sein, ihren Willen zu äußern, so wird es jetzt mit desto größerer Kühnheit geschehen"

„Jetzt? Ich sehe keinen Grund dazu."

„Ich sehe ihn aber desto klarer" versetzte Cornelia, „wie, wenn Beatrice in Liebe entbrannt wäre?"

„Kein Wort weiter!" rief Lorenzo, dessen ganzer Stolz erwachte, — „vergeßt nicht, daß Beatrice von Este...."

---

geknüpft. Alphonso wollte sich eben zurückziehen, weil ihm die Verbindung nicht glänzend genug war, da trat ihm Lorenzo mit dem Degen entgegen und zwang ihn, durch eine Heirath die Schwester wieder zu Ehren zu bringen. — Cervantes hat diese Geschichte zu einer Novelle benutzt.

„In Signor Fernando, den Harfenschläger geschossen ist!" rief Cornelia eine teuflische Lache aufschlagend.

Lorenzo's Wange entfärbte sich, die Augen traten aus den Höhlen und krampfhaft preßte er die Schenkel zusammen, daß das Roß, wimmernd vor Schmerz stille stand. Er wollte sprechen, ein gellender Schrei, der wie der Wehruf des Wahnsinns oder der Wuth tönte, rang sich aus seiner Brust, „Beweise!" stöhnte er, vergebens nach Fassung ringend.

„Beweise!" versetzte die Herzogin höhnisch, „Ich bedarf deren nicht mehr, seid Ihr aber darnach lüstern, so mögt Ihr sie selbst suchen."

„Weib, Du lügst, Du verläumdest!" rief Lorenzo rasend, „es ist eine von den Teufeleien, deren Du schon viele angestiftet hast!"

„Ich bitte, vergeßt die Achtung gegen die Herzogin von Ferrara nicht," entgegnete Cornelia gereizt. „Mir soll es gleich viel gelten, wenn Euer Geschmack eine Braut aus der zweiten Hand reizender findet, und Signor Fernando wird gegen diese löbliche Toleranz nicht das Mindeste einzuwenden haben."

„Höre auf, wenn Dir Dein Leben lieb ist!" rief Lorenzo wie im Wahnsinne. „Ich will untersuchen, schreckliches Gericht will ich halten und hast Du wahr gesprochen, so mag das Haus Este und die ganze Welt in Trümmer gehen!"

Er preßte die Lippen fest aufeinander und verharrte die übrige Zeit in dumpfem Schweigen. Finster und

stumm kehrte er in den Pallast zurück, aber aus den Augen Corneliens blitzte die Schadenfreude der Hölle.

VII.

Gern, Lysiart, üb' ich mich in sanften Weisen,
Für Mißlaut bleibt mein wohlgestimmtes Eisen!
Euryanthe.

— So besiegelt den erneuten Bund
Mit einem brüderlichen Kuß, und mögen
Die Winde das Gesprochene verwehen!
Schiller: Jungfrau von Orleans.

Es war in den Frühstunden eines hellen, klaren Maitages, als Beatrice in der Laube saß, in welcher sie wenige Abende vorher mit Fernando zusammengetroffen war. In Gedanken verloren hatte sie das Haupt sinnend auf die Hand gestützt, mit der andern zerpflückte sie eine junge Rose, die in ihrem Schooße lag und neckend trieben die Morgenlüftchen ihr loses Spiel mit den Purpurblättchen, die sie rings um die holde Träumerin streuten. Da klang ein leichter Tritt durch das Gebüsch, überrascht richtete sich Beatrice auf und aus den Oleandern und Agaven trat Fernando.

„Den Heiligen Preis und Dank, daß ich Euch endlich finde," rief er froh bewegt. „Ihr ahnt das peinliche Bangen nicht, das mich ergriff als ich gestern erfuhr, daß Ihr ohnmächtig nach Euren Gemächern gebracht worden seid. Ihr habt Euch doch wieder erholt?"

„Es ist alles gut!“ versetzte Beatrice mit sanftem Lächeln — „es war nur ein plötzlicher Schreck!“

„Und die Ursache?“ fragte Fernando.

„Ihr mögt sie wissen, da Ihr mehr dabei betheiligt seid, als Ihr vielleicht denkt. Die Herzogin erzählte mir, daß sie von Euch Huldigungen erhalte und daß sie nicht abgeneigt sei.....“

„Um Gotteswillen! ..... Und Ihr?“ ...

„Ich ward verwirrt, ich zitterte!“

„O Gott, jetzt ist alles verloren!“

„Wie meint Ihr das?“ frug Beatrice ängstlich.

„Ja, jetzt wird mir alles klar. So wißt denn; kurz zuvor hatte auch ich eine Unterredung mit der Herzogin. Sie war sehr gütig, ich wich aus .... Vielleicht sah sie in Euch die Ursache .... Sie wollte Euch prüfen .... Eure Bestürzung ....“

„Die Falsche!“ unterbrach Beatrice.

„Ich kenne Ihr heftiges Gemüth, sie wird sich beleidigt fühlen und zu meinem Verderben ihre ganze Macht aufbieten.“

„Ich sehe es ein, für Euch ist länger kein Bleiben in Ferrara, Ihr müßt untergehen oder fliehen.“

„Fliehen!“ rief Fernando mit edlem Feuer. „Nimmermehr! und wenn das Herz darüber bräche. Hier bleibe ich, wo Ihr weilt und die ganze Welt soll mich nicht fortreißen.“

„Ihr seid ganz, so wie ich Euch dachte. Auch wußte ich wohl, daß ihr nimmer treulos werden könnt,“ fuhr sie mit dem seligen, vertrauenden Lächeln einer Hei-

ligen fort — „ich fühle es ja, daß Euer Herz nur das meinige ist. So bleibet denn und harret aus und der Sieg wird Euch krönen, denn mag auch die Gewalt des Feuers alles zerstören, der Diamant widersteht und das Gold geht nur um so geläuterter daraus hervor. — Und nun laßt uns scheiden! Der frommen Liebe wird sich diese Laube zuweilen öffnen. Wenn Euch alles verläßt und Ihr gehaßt und verfolgt werdet, dann kehrt hieher zurück und Ihr sollt die Ruhe und Euch selbst wieder finden."

Sie ging und Fernando sank, wie in Andacht betend, auf die Stelle nieder, die ihr Fuß geheiligt hatte.

„Eilte nicht eben Prinzessin Beatrice von hinnen?" fragte plötzlich Lorenzo, dicht vor den Jüngling tretend.

„Sie verließ vor wenigen Augenblicken diese Laube!" entgegnete Fernando sich aufraffend.

„Und wechselte sie mit Euch Worte?"

„Wendet Euch mit dieser Frage an die Prinzessin selbst, ich fühle keinen Beruf in mir Eurer Neugierde zu dienen."

„Wie, noch frech ist der Junge?" donnerte Lorenzo nicht länger an sich haltend. „Sogleich geht mir aus den Augen, oder ich zermalme Euch zu Staub und bei Eurem Leben, wagt es nie mehr, Euren Blick zu Beatrice von Este zu erheben."

„Ich wüßte nicht, daß es außer dem Herzoge noch Jemanden giebt, dessen Befehlen ich Folge zu leisten hätte, wohl aber weiß ich, daß ich ein Schwert an der Seite

trage, das jeden in die Gränzen der Achtung zurückweisen soll, der sie zu überschreiten wagt."

„Bravo, eine köstliche Phrase für ein Bänkellied! Geh doch nach Hause, Knabe, und sieh' zu, ob Deine Leier gestimmt ist."

„Das ist zu viel!" rief Fernando aufflammend — „Ihr sollt erfahren, daß meine Klinge nicht schlechter stimmt, als meine Harfe."

„Laß die Klinge bei Seite, sie möchte Dir sonst zwischen die eigenen Beine fahren!"

„Dieser Schimpf fordert Blut!" donnerte Fernando, „zieht Bentivoglio, oder ich beschimpfe Euch mit dem Degenknopf!"

„Nun denn, wenn Dir Dein Leben zu viel ist, so setze es an die Degenspitze des Bentivoglio, eine höhere Ehre konnte Dir doch nimmer zu Theil werden."

Die Ritter kreuzten die Klingen, auf die der helle Strahl der jungen Morgensonne duftiges Gold warf, und bald erklang das Schwertergeklirr weithin durch die schweigenden Schattengänge. Lorenzo, ein Krieger von erprobter Tapferkeit und athletischem Körperbau war an Kraft, Sicherheit und Ruhe überlegen, Fernando ersetzte dies durch Jugendfeuer und Gewandheit und schon lange hatte der Kampf gewährt, ohne daß ein Kämpe dem andern irgend einen Vortheil abgerungen hätte.

„Heisa, da giebts einen lustigen Strauß!" rief Tadeo, aus der Ferne herbeieilend. „Mord und Todtschlag, ist das nicht mein Junker mit dem tapfern Ben-

tivoglio; nun, dießmal soll's ihm warm werden!" Bei diesen Worten hatte er sein breites Reitrschwert gezogen und sich dicht hinter Fernando gestellt, um zu secundiren. „Nicht so hitzig," flüsterte er, „Mord und Brand, Ihr fahrt ja dem Gegner in die Klinge. Korb vor's Gesicht .... Klinge auswärts .... scharf parirt! .... Terzquart .... Winkelquart .... Unterterz .... Quart hoch! ... Bravo, die sitzt; jetzt wird aber der Teufel losgehen. Zieht Euch zurück, steil parirt! Um Gotteswillen, laßt das Ausfallen! Heiliger Tadeus, ora pro nobis! Mit Eurer Hitze liefert Ihr Euch ans Messer. Da — hab ich's nicht gesagt? — jetzt werdet Ihr matt und der Andere fängt erst an! — Steil parirt, Prime über den Schädel ... Secunde nachgeschlagen!" ....

„Halt, was ist das!" rief plötzlich der Herzog, glühend vor Zorn und trat mit gezogenem Degen zwischen die Kämpfenden. „Zurück, sage ich und augenblicklich die Klinge in die Scheide — Steckt Euren Degen ein, Lorenzo! — Also Ihr waret es, die der Rittersitte und meinen Gesetzen zum Hohn in meinem Parke, unter meinen Fenstern zum heimlichen Streite das Schwert zogt? Warum habt Ihr nicht Eure Klage vor mich gebracht und um Erlaubniß zum öffentlichen, rühmlichen Kampfe nachgesucht?"

„Ich wurde gezwungen!" grollte Lorenzo.

„Und ich durch schmähliche Beschimpfung gereizt," versetzte Fernando.

„Was war die Ursache dieser Verunglimpfung, sprecht Bentivoglio!"

Lorenzo war zu stolz, Fernando als seinen Nebenbuhler zu erklären. Er knirschte mit den Zähnen, verharrte in hartnäckigem Schweigen und ließ ruhig das Blut aus der Wunde rieseln, die ihm der Gegner beigebracht hatte.

„Da Ihr den Grund Eures Streites nicht angeben könnt und bereits die Klingen mit einander gemessen habt, so soll die Sache für immer abgethan sein!" entschied der Herzog nach einer Pause. „Und nun gebt Euch die Hände ... Lorenzo, ich sage Euch, reizt meinen Zorn nicht .... reicht die Hand zur Versöhnung und wehe dem, der fürder das Schwert gegen den Andern erhebt .... er sei auf ewige Zeiten aus meinen Landen verbannt. Und nun folgt mir nach dem Schlosse."

Der Herzog verließ mit Lorenzo den Park und Fernando folgte in einer kurzen Entfernung von Tadeo begleitet.

„Ich will nicht sagen," begann der Letztere, „daß Ihr Euch nicht tapfer gehalten, im Gegentheil möchte ich behaupten, daß in ganz Ferrara kein Ritter ist, der es so keck mit einem solchen Kriegshelden aufgenommen hätte. Auch macht Euch die Quart viele Ehre, im Ganzen bin ich aber mit Euch doch nicht zufrieden. Eure Hitze ist etwas unerhörtes, mit jedem Schlag wollt Ihr Euern Gegner zermalmen! Hab ich Euch nicht tausendmal gesagt, Ihr sollt kalt und ruhig bleiben und dem Gegner die Schwächen ablauern? Aber nichts davon! Ihr haut drein, als ob eine Klinge ein Schlagbaum wäre. Habt Ihr nicht gesehen, wie der Feind

kalt blieb und höchstens ein wenig malitiös wurde und das ist doch gewiß ein tüchtiger Mann. Aber ich mag sagen was ich will, Ihr bleibt ewig derselbe und liefert Euch, wenn Ihr so fortfahrt, über kurz oder lang ans Messer, wofür Euch aber der heilige Tadäus in Gnaden bewahren wolle.

VIII.

Hier wohnte eine Hexe. Angethan
Mit schmuzigem Gewande und freiwillig
In Mangel lebend, kennt sie nicht Entbehrung.
Sie wählte diese abgeschied'ne Wohnung,
Von Nachbarn fern, um ihre Teufelskünste
Vor Menschen zu verbergen, und von ferne
Und ungekannt, wen sie erspäht, zu plagen.
Spenser, die Feenkönigin.

Die Nacht war schon längst herabgesunken, und still war es im Schloße geworden, als Lorenzo noch düster und in sich gekehrt in seinem Gemache saß. Regungslos starrte er vor sich hin, und berührte nur zuweilen unwillkürlich den Verband, der um die verwundete Wange gelegt war; dann wurde das finstere Gesicht noch finsterer und grimmig flammte das düstere Auge. Man sah es ihm an, daß seine Seele heftig bewegt war, denn selbst seine Ruhe glich nur der Todesstille, die sich über der Natur lagert, bevor ein heftiger Orkan ausbricht. So saß er schon viele Stunden, schwarze Gedanken hin und her wälzend und schien des Schlafes vergessen zu haben, als sich leise die Thüre

öffnete und ein Diener mit einem Kruge eintrat. Es war ein kurzer unterſetzter Burſche mit blinzelnden frechen Augen und blatternarbigem Geſicht. Seine fuchſigen Haare ſtanden ſtruppig in die Höhe und das große Maul zog ſich, wenn der Kerl nach ſeiner Gewohnheit die Zähne fletſchte, bis in die Nähe der Ohren. Mit leiſem Katzentritte näherte er ſich dem Tiſche, um den Becher zu füllen.

„Wie, geſtrenger Herr, Euer Becher iſt noch voll? Ihr habt ihn noch gar nicht berührt? Heiliger Hubertus, das geht nicht mit rechten Dingen zu.“

„Geh nach Deiner Kammer, Lupo, und pflege der Ruhe, ich bedarf Deiner nicht mehr.“

„Die Heiligen ſollen mich bewahren, daß ich gehe und Euch in dieſer Verfaſſung laſſe! Nein, ich weiche nicht von dem Fleck, bis Ihr nach Eurer Gewohnheit den Becher geleert. Nun, ſo trinkt doch, ich kann gar nicht begreifen, was Euch heute plötzlich angewandelt.“

„Schurke, ſiehſt Du nicht den Verband um meine Wange?“ rief Lorenzo heftig auffahrend.

„Iſt es nichts weiter?“ fletſchte Lupo, „dafür wird wohl Troſt werden, ich wüßte Niemanden, dem Ihr einen Schlag ſchuldig geblieben ſeid.“

„Das iſt ja gerade, was mich wahnſinnig machen könnte, daß ich dieſen Schimpf nicht auswaſchen darf.“

„Nun gut, ſo laßt die Sache ruhen und verlaßt Euch auf mich und ich bin Euer getreuer Diener!“

„Du, Schurke? Wann hätteſt Du anders als von hintenzu den Feind gefaßt?“

„Das thut nichts zur Sache! Es soll gleich viel gelten, ob man ein Pferd von vorne oder von hinten aufzäumt, wenn es nur aufgezäumt wird.“

„Geh mir aus den Augen, Schuft,“ rief Lorenzo, „Wer einmal dem Bentivoglio gegenüber zu kämpfen wagte, soll nicht durch einen Meuchelmörder beschimpft werden.“

„In Gottes Namen, wem nicht zu rathen, ist auch nicht zu helfen. Ich kann nur nicht begreifen, wie Ihr den Jungen so glimpflich behandeln könnt, der noch hinterher lachte, als Ihr mit dem Herzoge weggingt.“

„Elender Hund, das lügst Du, er hat mir das Weiße im Auge gezeigt und kann nicht hinter meinem Rücken gelacht haben.“

„Er hat gelacht, ich habe es selbst gesehen! Das Abendmahl will ich darauf nehmen, er hat gelacht und mit der Hand die Backe bedeckt, als ob sie ihn schmerze.“

„Gelacht hat er?“ schrie Lorenzo mit schrecklicher Stimme. „Nun denn, so wollte ich, daß diese Lache zum unversiegbaren Gelächter des Wahnsinns und der Tollheit würde!“

„Dafür könnte Rath werden!“ bemerkte Lupo, in dessen Seele diese Worte plötzlich einen gräßlichen Gedanken weckten. „Die alte Elena hat schon manches Tränklein gebraut, das gute Wirkung that. Ihr haltet zwar auf dergleichen nicht viel,“ fuhr er fort, als Lorenzo ihn befremdet anstarrte. „Ich könnte Euch aber hundert Exempel von der Kunst des Weibes erzählen.

Für Liebesbrunst, langsamen Tod und Tollheit kann sie Kräuter kochen und von den letztern bedürfte Signor Fernando gewiß nur eines geringen Schluckes."

„Teufel, wie die Hölle noch keinen ausspie, Du hast recht! Für Schwert und Dolch ist der Hund, der mich zwiefach beschimpfte, zu schlecht. An einer Kette, elender als eine Bestie soll er sein Leben ausrasen? — Wo ist die Hexe?"

„Sie hält sich im tiefsten Walde, nicht weit vom Po auf, wenn Ihr erlaubt, reite ich morgen dahin. Sie kann auch das Zukünftige vorher sagen und wenn Ihr von den Liebestränken ...."

„Genug, ich reite selbst dahin, Du magst mich begleiten. Und nun hebe Dich von mir, ich kann Deine Gegenwart nicht ertragen, mir ist als röche ich Belladonna und Stechapfel!"

„Die Heiligen bewahren Euern Schlummer!" betete Lupo und zog die Thüre hinter sich zu, „haben wir einmal das Tränklein," murmelte er vor sich hin, „so werde ich suchen, auch ein Schlückchen für den alten Tadeo auf die Seite zu schaffen. Der Grobian mit seinen derben Fäusten war mir von jeher ein Dorn im Auge und hoffentlich wird er nichts Besonderes wollen.... Wie der Herr, so der Knecht!"

Das junge Frühroth hatte mit seinen goldenen Strahlen noch nicht die schlummernde Erde begrüßt, als Lorenzo, von Lupo begleitet, schon die Stadt im Rücken hatte und in scharfem Trabe den fernen Gebirgen zueilte. Man sah es ihm an, daß er die Nacht

schlaflos zugebracht haben mußte, denn seine Kleidung war noch die von gestern und hing nachlässig und unordentlich; sein sonst so stolzes Auge blickte wüst und unstät und auf seinen Wangen brannte eine krankhafte Röthe. Stumm und in sich gekehrt, gab er sich ganz den finstern Gedanken der Rache hin, die ihn die Gesetze der Ehre vergessen ließen, an denen er sonst so streng gehalten hatte. Zuweilen wollte sich in seinem Innern eine mißbilligende Stimme erheben, er drängte sie aber gewaltsam zurück und trieb das schnaubende Roß zu immer rascherem Fluge, um das wilde Blut in noch wildere Gährung zu bringen. So hatte er in kurzer Zeit die Brücke erreicht, auf der seine Schwester so schweren Unfall erlitten hatte, und durch den gerettet wurde, den er jetzt verderben wollte. Donnernd setzte er darüber weg und immer heftiger trieb er das Roß vorwärts. Jetzt endigte die weite lachende Ebene, die Gegend wurde wilder und waldiger, der Pfad rauher und unwegsamer. Lorenzo ließ jetzt dem Pferde die Zügel und betrachtete zum erstenmale die Umgebung, die so ganz zu seiner Gemüthsstimmung paßte. Statt der Fruchtfelder und Wiesen stiegen vor seinen Blicken gigantische Felsenmassen empor, die in seltsamen Formen bis in die Wolken strebten. Ringsum herrschte tiefe schauerliche Stille, nur leise Stimmen flüsterten unheimlich durch den Wald, als erzählten sich die Tannen blutige, grausenhafte Märchen und bisweilen schüttelte ein Windstoß die Wipfel der tausendjährigen Eichen, die dann erzürnt mit ihren grünen Fingern an die

grauen Felsenmassen schlugen. Endlich verlor sich der Pfad, das Gestrüpp wurde dichter, durch die fest in einander verschränkten Zweige mußte erst mit dem Schwert Bahn gehauen werden, und Schlingpflanzen, die aus dem feuchten Grunde emporwucherten, umstrickten die Hufe der Rosse. Plötzlich erhob sich ein steiler Hügel, instinktartig machten die Pferde Halt und Lorenzo warf einen unschlüssigen Blick auf Lupo.

„Es ist unmöglich zu Rosse weiter zu dringen," begann dieser mit leiser Stimme, gleichsam als fürchte er sich in der schauerlichen Wildniß. „Zum Glück ist das Ziel beinahe erreicht. Wir müssen jetzt unsere Thiere anbinden und zu Fuße den Hügel hinanklimmen. Haben wir die Anhöhe erreicht, so sehen wir auf der andern Seite in einer Niederung die Höhle der Hexe."

„Nun denn, wenn das Ziel so nahe, werde ich mich schon zurecht finden, bleibe so lange bei den Rossen."

Lorenzo stieg ab und drang durch das Gestrüpp den Hügel hinan. Oft gleiteten seine Füße an dem Gestein aus und oft blieb sein Kleid an den Dornen und Brombeersträuchern hängen. Nach Mühe und Anstrengung, erreichte er den Gipfel und erblickte, wie ihm Lupo gesagt hatte, auf der entgegengesetzten Seite im Thalgrunde eine Felsenmasse, welche durch die Natur so gestaltet war, daß sich etwa eine menschliche Wohnung hier vermuthen ließ. Er stieg die Anhöhe hinab und gelangte schnell zur Grotte, da das Gebüsch hier weggeräumt war. Auch hier herrschte Todesstille und

Juny.		Einnahme				Ausgabe.					
den											

keine Spur von einem menſchlichen Weſen zeigte ſich. Ungeduldig pochte Lorenzo mit dem Schwertknopfe an die Pforte, da erhob ſich im Bauche der Höhle das widerliche Gekrächze von Waldvögeln, aus dem nahen Buſche flogen kreiſchend einige Raben auf und ein großer Kater mit rollenden grünen Augen ſprang puſtend und miauend an ihm vorüber.

„Alte Hexe, öffne die Thüre, oder ich ſchlage ſie ein?“ rief Lorenzo des langen Harrens müde.

Da erklang plötzlich eine ſchrillende Stimme:

Was ſuchſt Du hier, Du wilde Tigerbrut?
Der Kater heult, es krächzt nach Aas der Rabe,
Die alte Weide ſingt die alten Lieder,
Und Blutgeruch ſteigt in das Thal hernieder!

Ueberraſcht wandte ſich Lorenzo — es war rings um ihn öde — da erhob er das Haupt und hoch über ihm, auf der Spitze der Felſenkuppe erblickte er eine weiße Geſtalt, die er ſogleich für die Alte erkannte, durch die Cornelia an der Brücke in Todesgefahr gekommen. Ihr weißes Gewand war aber jetzt beſchmuzt und zerriſſen und ſchien ihr „mit der Heugabel auf den Leib geworfen zu ſein.“ Statt der Weidengerte hielt ſie einen Tannenzweig in der Hand, den ſie mit ſeltſam verzerrten Geberden ſchwang. Um die grauen, wild in der Luft flatternden Locken hatte ſie Waldroſen geſchlungen, die mit dem verwitterten, alten Geſicht die Ironie der Tollheit bildeten.

„Ha, biſt Du es, Unhold!“ rief Lorenzo. „Komm

doch herunter, damit ich Dir zum Lohne Deiner letzten Prophezeihung den Hirnschädel einschlage.“

Du reißend Thier, laß ab von Mordverlangen,
Schlag nicht in's Mutterherz die blut'gen Krallen!

krächzte die Alte.

„Nun denn,“ lachte Lorenzo, „fürchte Dich nicht, aus Rücksicht für Dein zärtliches Mutterherz will ich Dir verzeihen, dafür mußt Du mir aber einen Trank kochen, der das Gehirn zu Wahnsinn und Tollheit entzündet, wovon Du wahrscheinlich selbst schon öfters genippt hast.“

Die Zauberin wandte sich nach der andern Seite, schwang den Zweig noch heftiger um ihr Haupt und begann mit seltsamer Melodie, in gebeugter Stellung, gleichsam als sänge sie in den Felsen hinein:

Drei und vier und drei und zwei,
Kommt ihr Katzen, kommt herbei!
Stellet rings euch in die Reih',
Kocht mir einen kräft'gen Brei! —
Molch und Kröte, Bilsenkraut,
Herzblut einer zarten Braut,
Krähenaugen, Todtenschweiß,
Mehlthau, Schierling roth und weiß!
Nehmt auch Armesünderthränen,
Um das Ganze recht zu krönen!
Kocht's zusammen wohl vermischt,
Bis es sprudelt, brauf't und zischt!

dann wandte sie sich zu Lorenzo.

Und Du, sag Deines Feindes Namen an,
Daß ich mit Zauber ihn besprechen kann!

„Das ist viel gefordert!“ rief Lorenzo mit frechem Hohn. „Es ist ein namenloser Junge, der dem Kloster San Benedetto entlaufen!“

Die Alte stieß einen durchdringenden Schrei aus, warf sich auf den Felsen und zerschlug wie im Wahnsinn mit den Fäusten die Brust; dann raffte sie sich wild empor und schrie heulend nach der Tiefe:

Ihr Kapen, hemmt die Zauberkraft,
Zerstöret sei, was ihr geschafft.

Sie wandte sich wieder zu Lorenzo, starrte ihn lange mit den gläsernen, wirren Augen an und begann endlich mit langsamer eindringlicher Stimme:

Merk auf, Du wilder Sohn aus wilder Art,
Gezeugt von Meineid und geber'n von Wahnsinn!
Merk auf mein Wort, und grab es tief Dir ein:
So lang er lebt, der namenlose Feind,
Zieht Du mit fremdem Namen durch das Land;
So lang er lebt, der elternlose Feind,
Bleibt Dir die eig'ne Mutter unbekannt;
So lang er lebt, der heimathlose Feind,
Wärmst Du an fremdem Heerde Dir die Hand;
Doch fällt durch Dich der vielgehaßte Feind,
Dann stehst Du selbst an Deines Grabes Rand!
Das Leichentuch, das Deinem Feind sie breiten,
Wird Kain, Dich, als Todtenhemde kleiden!

„Wahnwitzige Alte!“ rief Lorenzo ergrimmt, „mache endlich Deinen Tollheiten ein Ende und bereite den Trank!“ In diesem Momente war aber die Zauberin verschwunden, um nicht wieder zum Vorschein zu kommen.

Einige Zeit harrte Lorenzo ihrer, dann umging er den Felsen, um den Pfad, der auf die Kuppe führt, zu erspähen, aber nirgends eine Spur, der Felsen war ringsum steil und die Alte mußte nothwendig von innen die Höhe erstiegen haben. Er eilte nun zu dem Eingang und suchte mit Gewalt zu öffnen, die Pforte war aber stärker, als er geglaubt hatte; sie widerstand den heftigsten Kraftanstrengungen. Lorenzo's Wuth war grenzenlos; er bat, drohte, machte Versprechungen. Alles umsonst, die Thüre blieb verschlossen und im Innern der Höhle alles stumm und lautlos. Lorenzo schlug eine grimmige Lache der ungestillten Rache auf und eilte, gleichsam als schäme er sich, ohne umzusehen, den Hügel hinan, um zu den Rossen zu gelangen. Als der harrende Lupo den unheildrohenden Blick und die finstern Gewitterwolken auf der Stirne des Gebieters sah, da wurde ihm etwas ängstlich zu Muthe.

„Ihr habt doch die Alte gefunden?" fragte er kleinlaut.

„Allerdings," grollte Lorenzo, „auch bin ich mit ihr so wohl zufrieden, daß ich aus guter Laune Dir den Hirnschädel einschlagen könnte."

„Wie, hat sie Euch den Trank verweigert?"

„Tolle Reime hat sie mit einer Stimme gesungen, vor der selbst Raben und Krähen erschraken, dann schoß sie plötzlich in ihrer Tollheit davon und ließ mich stehen, so lange mir's beliebte."

„Es kann nicht geläugnet werden, daß sie zuweilen an Verrücktheit leidet und gewiß hatte sie eben nicht

ihre beste Stunde. Treffe ich sie einmal, so soll sie die Hundepeitsche kosten. Uebrigens ist es kein grosses Unglück, wenn wir auch den Trank nicht haben, mein Dolch ist sicherer und schneller."

„Thue was Du willst, aber sage mir nie, was Du gethan hast!"

„Es ist auch gar nicht der Mühe werth, davon zu sprechen. Es mag Euch als ein Beweis meiner ...."

„Schweig Schurke!" rief Lorenzo, und das Gespräch war für immer abgebrochen. Stumm und in sich gekehrt setzte er seinen Weg fort, Lupo folgte, von Zeit zu Zeit, wie aus Gewohnheit, die Zähne fletschend. Als der Abend eingebrochen war, erreichten sie Ferrara und kehrten geräuschlos in den Pallast zurück.

IX.

— — — Ein Mensch
Gezeichnet von den Händen der Natur,
Und auserseh'n zu einer That der Schmach.
Shakespeare: König Johann.

An einem schönen Morgen hatte sich der Hof von Ferrara versammelt, um auf die Falkenbeize zu ziehen, eine Jagdweise, die zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts noch zu den beliebtesten gehörte. Die Herzogin war diesem Vergnügen leidenschaftlich ergeben und die weite Ebene um Ferrara eignete sich dazu um so mehr, als sie keine Hindernisse bot, dem Fluge der Vögel zu folgen, und die dünnen Gehölze in der Um-

gegend für andere Jagden zu wenig Wild hegten. Ein herrlicher Habicht schwebte auf der Faust der Herzogin, zu ihrer Seite ritt Fernando mit seinem Leoparden; eine große Anzahl Falkner folgte dem Herzog mit Lorenzo und den übrigen Herrn und Damen des Hofes, die ebenfalls an diesem Vergnügen Theil genommen hatten.

Die Gesellschaft war jetzt im Freien angelangt und nicht lange währte es, als sie auf einige Reiher stießen, die harmlos ihr Futter auf den Feldern suchten. So wie sie die Falken erblickten, kreischten sie laut auf und erhoben sich lothrecht in die Höhe. Rasch entledigte die Herzogin ihren Falken der Bande, mit Blitzesschnelle schwang sich dieser aufwärts, wählte sich einen der Reiher als Beute und verfolgte ihn. Da er sich weniger schnell in die Höhe heben konnte, so entfernte er sich seitwärts, als habe er gar nicht die Absicht auf den Reiher zu stoßen, suchte aber dabei immer mehr die Höhe zu gewinnen. Plötzlich schwenkte er sich nach der Beute und schoß jetzt so blitzschnell empor, daß er über dem Reiher zu schweben schien, der sich unterdessen so hoch geschwungen hatte, daß er nur noch als Punkt wahrgenommen werden konnte.

Die Rosse stöhnten und schnauhten, denn die Jäger verfolgten unablässig den Flug der Vögel. Die Herzogin war stets an der Spitze und zeigte sich als die geübteste Reiterin, da ihr Blick, bei dem Galopp des Pferdes stets nach dem Federwilde gerichtet war, das in unabsehbarer Höhe über ihr schwebte.

Jetzt befand sich der Falke senkrecht über dem Reiher

und ſtürzte mit Blitzesſchnelle nieder. Der Verfolgte, die Gefahr erkennend, wendet ſich nach dem Po, denn der Falke, von der Spiegelfläche geblendet, vermag alsdann nicht zu ſtoßen und ſtürzt wohl auch herab in's Waſſer.

„Nach dem Fluß! Nach dem Fluß! dem Falken zu Hülfe!" rief der Herzog und alles eilte nach dem Ufer. Der Falke hatte aber die Gefahr ebenfalls wahrgenommen, ſtrengte ſeine ganze Kraft an und ſchnitt den Reiher ab, ſo daß dieſer umzukehren gezwungen war. Des letzten Rettungsmittels beraubt, machte er einen verzweifelten Verſuch und ſtürzte ſich herab nach der Erde.

„Jetzt iſt er verloren!" rief die Herzogin jubelnd und hielt das Roß an. Der Falke, ſeinen Vortheil wahrnehmend, folgte der Beute. Plötzlich ſchloß er die Fittige feſt an und ſchoß mit einer ſo ungeheuren Schnelligkeit nieder, daß ſein Flug gleich einem ſtarken Luftzuge rauſchte. Ehe noch der Reiher den Boden erreicht, hat ihn der Stoß des Falken getroffen und betäubt ſtürzt er zur Erde. Lorenzo ſpringt vom Pferde und ergreift mit kecker Fauſt den Vogel, der unterdeſſen wieder zu ſich kommt und verzweifelnd um ſich pickt und mit den Flügeln ſchlägt. Die Schwingen werden ihm gebrochen und der Falke, welcher ſo lange über ſeiner Beute ſchwebte, weil er nicht den Muth hatte, den an Kräften überlegenen Reiher anzugreifen, ſtürzt nun auf ihn herab, reißt ihm die Bruſt auf und labt ſich am Blute des Feindes.

Der Zug ordnete ſich auf's Neue, um ein zweites

Wild aufzutreiben, da rief Fernando plötzlich: „Glück auf, dort drüben sehe ich einen mächtigen Vogel, mein Falke soll ihn schnell erreicht haben.“

„Plagt Euch der Teufel?“ brummte Tadeo hinter ihm. „Bemerkt Ihr nicht, daß es einer von den kleinen Geiern ist? Der schlägt einen Falken schon mit den Schwingen todt und braucht den Schnabel nur, um ihn aufzufressen.“

„Mein Leoparde ist das stärkste, kühnste Thier, das je auf einer Faust schwebte, er würde sich nicht scheuen, auf einen Lämmergeier zu stoßen“

„Das mag sein! Die wilden Bestien fallen sogar die Adler an, was ihnen dann aber auch theuer genug zu stehen kommt. Ich sage Euch nochmals, haltet den Falken zurück, wenn er nicht in tausend Stücke zerrissen werden soll.“

„Ich wage es darauf! Kühnheit und Schlauheit haben oft schon mächtigere Feinde besiegt.“

„Recht, Fernando!“ rief die Herzogin. „Auf meine Gefahr laßt den Falken stoßen; ich setze meinen Schmuck zum Pfande, daß er Sieger bleibt.“

Mehrere erfahrene Jäger wollten dagegen Einwendungen machen, der Falke war aber schon seiner Bande befreit und stürzte dem Feinde entgegen. Die Gesellschaft zerstreute sich wieder nach allen Richtungen, um ihm zu folgen. Dießmal veränderte sich aber die Art und Weise des Kampfes, der Geier hatte ruhig seinen Feind erwartet, erhob sich jetzt erst langsam und machte

einige Schwenkungen, gleichsam um den Falken zu necken. Dieser wurde heftiger und stürzte sich mit Ungestüm auf den Gegner, der nun ebenfalls den Flug beschleunigte, um den Falken zu ermüden und seine Richtung nach dem nahen Gehölze nahm. Fernando, den dieser Kampf zunächst interessirte, war den übrigen weit vorangeeilt und hatte den Busch in wenigen Minuten erreicht. Hier hemmte jedoch das Gestrüpp die freie Aussicht und Fernando suchte wieder den Ausgang des Gehölzes zu gewinnen. Während die eng verschlungenen Zweige die Eile des Rosses hemmten, vernahm Fernando ein Rascheln im Gebüsche. Er sah nach der Seite ob ihm vielleicht jemand folge, da blitzte es durch das Laub und ein geworfener Dolch fuhr zischend auf ihn zu; mechanisch hob er den Arm und fing das Messer damit auf, das nach seiner Brust gerichtet war. In demselben Augenblicke stürzte eine verhüllte Gestalt mit geschwungenem Schwerte hervor, Fernando wollte ebenfalls ziehen, aber entkräftet sank die Hand herab, denn der Dolch hatte den Oberarm zerschnitten. Jetzt holte der Vermummte zu einem furchtbaren Hiebe aus, der wehrlose Fernando stieß einen Schrei der Verzweiflung hervor — da blitzte eine Klinge und der Meuchelmörder stürzte mit gespaltenem Haupte nieder.

„Requiescat in pace! Das war ein harter Schädel!" sagte Tadeo, der jetzt ruhig dastand und noch immer das breite Schlachtschwert mit beiden Händen gefaßt hielt. „Aber um Gotteswillen, was ist Euch? Ihr werdet blaß und laßt den Zaum los! — Jesus Maria

mein Junker stirbt. Zu Hülfe, zu Hülfe, sonst bleibt er mir unter den Händen!"

Er sprang vom Pferde, ließ den ohnmächtigen Fernando vorsichtig aus dem Sattel auf den weichen Rasen gleiten und untersuchte die Wunde. Sie war tief in's Fleisch gegangen und hatte einige Adern verletzt, aus denen das Blut unaufhaltsam hervorstürzte, doch war sie nicht tödtlich. Der Schmerz, der Blutverlust und vor allem die nahe Todesgefahr hatten den Armen der Sinne beraubt. Tadeo löste die Schärpe, verband die Wunde so gut es gehen mochte, und allmälig kam Fernando wieder zu sich. Jetzt nahte auch der Herzog mit seinem Gefolge, die der Flug der Vögel ebenfalls nach dem Gehölze zog. Er war bestürzt beim Anblicke des erblassten, blutenden Fernando, und selbst Cornelia vergaß auf einen Augenblick ihren Groll und nahte sich theilnehmend dem Verwundeten.

„Um Gott! — was ist hier geschehen!" rief der Herzog.

„Ein schurkischer Hund wollte meinem Herrn das Lebenslicht ausblasen, ich habe ihm aber dabei die Fackel gehalten, daß ihm die Augen übergangen sind. Jetzt liegt er so ruhig da, daß er, wie ich glaube, keinen Finger rühren würde und wenn Ihr ihm Euer Herzogthum versprächt!"

„Wer ist der Bube, der solchen Frevel gewagt!" zürnte der Herzog.

Tadeo nahte sich der Leiche und lüftete die Verkappung. „An den Federn erkennt man den Vogel,"

July.	Einnahme	Ausgabe.
den		

rief er. „Ich wüßte Niemand in ganz Ferrara der so fuchsiges Haar gehabt hätte, wie der schuftige Lupo, der Diener des gestrengen Herrn von Bentivoglio."

„Wie, Euer Diener?" rief der Herzog zu Lorenzo gewandt und sein Antlitz röthete sich mit der Glut des Zornes.

„Ich hoffe nicht," erwiederte dieser trotzig, „daß Ihr mich für die Schurkereien eines Dieners zur Rechenschaft ziehen werdet."

„Das nicht! Es bedünkt mich aber seltsam, erwäge ich Euern neulichen Zweikampf und diesen verrätherischen Ueberfall."

„Eben dieser Zweikampf beweißt hinlänglich, daß ich zu meiner Vertheidigung keines Andern bedarf."

„Wohl, unter andern Umständen, Ihr werdet Euch aber eines Verbotes von mir entsinnen! Doch, dem sei, wie ihm wolle, ich mag nicht näher untersuchen, aber ich schwöre bei meinem glorreichen Vater; wer an meinem Hofe Verrath spinnt, falle durch das Beil des Henkers, sei er wes Standes er immer wolle. Und nun laßt uns zurückkehren, die Morgenbeize ist mir verdorben. — Ihr habt Euch doch wieder erholt," fragte er theilnehmend Fernando.

„Vollkommen!" erwiederte dieser und bestieg mit Hülfe Tadeo's das Pferd.

„Aber wo habt Ihr den schönen Leoparden gelassen?" fragte Cornelia.

„Ich denke," nahm Tadeo das Wort, „der Geier liegt so eben der Verdauung ob und hält sein Mittags-

schläfchen. Wer ein Freund von Reliquien ist, darf gewiß keine hundert Schritte gehen, um einer handvoll Federn von dem armen Falken habhaft zu werden. Es ist Schade um das schöne Thier, ich habe nicht leicht ein stattlicheres gesehen; aber so geht es, wer nicht hören will, muß fühlen."

Der Zug setzte sich in Bewegung. Verdrießlich ritt der Herzog an der Spitze, Cornelia, ihrer Schuld bewußt, wagte es nicht, ein Gespräch anzuknüpfen. Lorenzo folgte, von Wuth, Rache und Scham durchglüht. Fernando, etwas langsamer reitend, blieb mit Tadeo bald hinter dem Zuge zurück.

„Ich hoffe," begann dieser, „daß Ihr mich alsbald mit einer neuen Klinge versehen werdet, wenn wir nach Ferrara kommen, denn wie ich eben sehe, hat Lupo's harter Schädel so tiefe Scharten in den Stahl gemacht, daß sie unmöglich ausgewetzt werden können. Ich bin aber deßhalb nicht ungehalten; denn dafür sitzt jetzt auch Lupo wahrscheinlich schon recht warm in Gesellschaft des Judas Ischarioth und anderer rothhaariger Schurken. Doch, man muß Niemand etwas Böses wünschen, ich will für die Ruhe seiner armen Seele ein Paternoster beten."

Er zog unter dem Wams einen Rosenkranz hervor, faltete die Hände, krümmte den Rücken und murmelte andächtig vor sich hin, indem er die Kügelchen mit vieler Gewandtheit durch die Finger laufen ließ.

„Requiem aeternam dona eis domine!" schloß er mit einem Seufzer, steckte den Rosenkranz ein, richtete

sich wieder martialisch in die Höhe und ermahnte Fernando, dasselbe zu thun, damit die Leute kein Aergerniß nähmen.

X.

Komm fein bald wieder heim in's Land,
Daß uns umschling ein schönres Band,
Als Band von Gold und Seide.
Ein Band aus Lust und Freude
Gewirkt von Priesterhand! —

Bürger.

Fernando's Wunde hatte schlimmere Folgen, als man Anfangs erwartete. Er fiel in ein heftiges Fieber und mußte lange Zeit das Bett hüten. Endlich siegte aber seine ungeschwächte Natur, die Wunde vernarbte, ein leichtes Roth kehrte auf die Wange zurück und nun durfte er auch wieder das Zimmer verlassen. Der folgende Tag rief ihn zum versammelten Hofe in die Gemächer der Herzogin. Die Freude über seine Genesung war allgemein, nur Lorenzo stand finster und in sich gekehrt und der Herzogin sah man die erkünstelte Theilnahme an, so sehr sie auch bemüht war, das Gefühl gekränkten Stolzes zu unterdrücken. Fernando war jedoch zu harmlos, um diese Bemerkungen zu machen und überließ sich ganz der Wonne, die man nach überstandener Krankheit fühlt. Als er zurückkehrte, fand er eine Einladung Beatricens, auf den Abend sich in der Laube einzufinden. Mit hochklopfendem Herzen eilte er dahin, und bald darauf nahte auch die fürstliche

Geliebte. Sie war heute blässer und leidender als jemals. Ein schwerer Kummer mußte an ihrer Seele nagen, denn ihr Blick war schmerzhaft und wehmüthig und ihre Gestalt war so geisterhaft, daß man hätte glauben können, sie gehöre nicht mehr dem Irdischen an.

„Mißdeutet es nicht, daß ich Euch gegen Frauensitte zu einer Zusammenkunft beschied, nur die Sorge um Euer Wohl konnte mich dazu bewegen."

„Nehmt dafür meinen innigsten Dank und die Versicherung, daß ich vollkommen genesen bin; die Wunde ist längst vernarbt, ich fühle mich leichter und kräftiger als jemals."

„Gerade dieß vermehrt meine Besorgnisse. Bisher schützte Euch die Krankheit vor Lorenzo's Rache; jetzt seid Ihr dem Leben wiedergegeben und Euer Feind wird nicht säumen, auf's neue schwarze Anschläge zu ersinnen."

„Er hat dem Herzoge das Wort gegeben, nichts gegen mich heimlich zu unternehmen, und im offenen Kampfe ihm gegenüber zu stehen bin ich jeder Zeit bereit."

„Euer letzter Ueberfall sollte Euch ein hinlänglicher Beweiß sein, wie wenig Lorenzo gesonnen ist, sein Wort zu halten; jetzt wird er es um so weniger thun, da er neuen vollwichtigen Grund zum Hasse hat."

„Ich wüßte nicht, daß ich seit meiner Krankheit auch nur ein Wort mit ihm gewechselt hätte," versetzte Fernando befremdet.

„Die Schuld fällt allein auf mich," entgegnete

Beatrice. „Wißt denn, daß Lorenzo der fruchtlosen Bewerbungen um meine Hand und des langen Harrens müde, vor einigen Tagen von meinem Bruder eine bestimmte Erklärung verlangte. Alphonso, der in der letzten Zeit gegen diese Verbindung sehr gleichgültig geworden war, wozu Lupo's Unthat nicht wenig beitrug, stellte die Entscheidung mir anheim und ich erklärte sogleich auf's bestimmteste, nie Lorenzo's Gemahlin zu werden. Sein Stolz hätte diese Zurückweisung nimmermehr ertragen, und hätte ihn gewiß schon in den nächsten Tagen den Hof zu verlassen gezwungen. Statt dessen weilt er aber noch immer hier und trifft eben so wenig Anstalten zur Abreise. Der Grund dieser Zögerung kann allein in dem Verlangen liegen, zuvor eine Gelegenheit zu suchen, an Euch Rache zu nehmen, denn in Euch sieht er die einzige Ursache meiner Abneigung gegen ihn. — Wendet mir nichts ein, eine innere Stimme sagt mir, daß ich mich nicht täusche; Ihr werdet deßhalb wohl thun, Euch so lange zurückzuziehen, bis Lorenzo den Hof verlassen hat."

„Nimmermehr!" rief Fernando aufflammend, „das wäre Flucht und Niemand soll sagen, daß ich jemals einem Gegner den Rücken gekehrt habe."

„Wo ist dieser Gegner? Steht er Euch im offenen Kampfe gegenüber? Lauert er nicht meuchelmörderisch hinter jedem Gebüsche, hinter jeder Mauerritze? Wollt Ihr an einem aus der Ferne geschleuderten Dolche, oder an einem hinterrücks versetzten Stoße sterben? Euer Leben ist das meinige, es soll nicht durch Lorenzo's Hand

enden, darum befehle ich Euch, noch heute Ferrara zu verlaſſen, bis Lorenzo abgereiſt. Eure Tapferkeit habt Ihr ihm gegenüber bewieſen, tollkühn wäre es, gegen ſeine gedungenen Dolche auszuhalten."

„Ich werde Eurem Befehle nachzukommen wiſſen," erwiederte Fernando, eine innere Regung niederkämpfend. „Wohin wünſcht Ihr, daß ich gehe?"

„Das Kloſter San Benedetto wird Euch die meiſte Sicherheit gewähren. Wenn es möglich iſt, ſo brecht noch dieſe Nacht auf und laßt Euern Diener zurück, damit er Eure ſchnelle Abreiſe morgen bei dem Herzoge, etwa durch eine dringende Botſchaft des Priors entſchuldige. Er mag Euch ſpäterhin die Nachricht von Lorenzo's Abreiſe bringen."

„Es geſchehe, wie Ihr wünſcht," erwiederte Fernando, „doch weiß ich nicht, was mich plötzlich mit ſo trüben Ahnungen erfüllt; mir iſt, als werde ich nie wieder zurückkehren. O, laßt mich bleiben, ich trotze kühn jedem Feinde."

„Vertraut auf den Himmel, aber verſucht ihn nicht," verſetzte Beatrice. „Auch mich befällt ein unwillkürliches Bangen, mein Verſtand ſagt mir aber, daß Eure Entfernung nothwendig iſt. Ich hoffe Euch recht bald wieder hier zu ſehen und gewiß in glücklichern Verhältniſſen. Und nun lebt wohl, die Heiligen mögen Euch in ihren Schutz nehmen."

Fernando, von Schmerz und Liebe heftig ergriffen, drückte einen brennenden Kuß auf Beatricens Hand und

wandte ſich, um die Laube zu verlaſſen. Da fühlte er ſich von zitternden Händen zurückgehalten.

„Nehmt dieſen Ring als ein Pfand meiner Liebe!“ flüſterte Beatrice tief bewegt mit bebender Stimme. „Der blaue Stein bedeutet die Ewigkeit.“ Mit dieſen Worten ſank ſie an ſeine Bruſt und ihre Lippen berührten die ſeinigen. Im Uebermaaße der Gefühle wollte Fernando ſie umſchlingen, aber im nächſten Augenblicke hatte ſie ſich losgeriſſen und war durch das Gebüſch verſchwunden.

Das ſchöne Geſicht von gräßlicher Schadenfreude verzerrt ſtand die Herzogin eine Stunde ſpäter in ihrem Gemache und lauſchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit der Erzählung von Beatricens Zofe.

„Ich laſſe den Grafen von Ventivoglio auf einige Minuten zu mir bitten,“ herrſchte ſie der Dienerin zu, nachdem dieſe geendet hatte.

„Ihr habt mich rufen laſſen,“ begann Lorenzo mit finſterem Geſicht eintretend, „ſoll ich vielleicht ein Band ſuchen, das Euch der Wind durchs Fenſter entführte?“

„Seid unbeſorgt, ich werde Euch deßhalb nicht in Anſpruch nehmen, ſo lange Ihr das eigne Kleinod nicht gefunden habt, das Euch beinahe auf dieſelbe Weiſe abhanden kam.“

„Tod und Verdammniß, woran mahnt Ihr mich,“ fuhr Lorenzo auf. „Euer unzeitiger Spott übertrifft die ſchweſterliche Zärtlichkeit der Hölle.“

„Ihr ſeid allzuartig!“ rief Cornelia, eine frivole

Lache aufschlagend, „aber in der That, es war nur meine schwesterliche Zärtlichkeit, die mich bewog Euch zu mir zu rufen, um Euch die Freudenbotschaft zu verkünden, daß Ihr bald von der verhaßten Gegenwart Eures Nebenbuhlers befreit sein werdet. Er verläßt noch diese Nacht Ferrara!"

„Woher diese Eile? hat er Aufträge vom Herzog?"

„Das nicht! Die zärtliche Schöne fürchtet Eure Dolche, ihr Seladon muß sich deßhalb so lange verbergen, bis Ihr Ferrara verlassen habt."

„Nein, das wird er nicht!" rief Lorenzo nach kurzem Sinnen, „er war keck genug mir gegenüber das Schwert zu entblößen, er kann nicht bei Nacht und Nebel fliehen!"

„Es hat auch Beatricen Mühe genug gekostet, ihn zu überreden; ich glaube, sie mußte ihn sogar dazu zwingen."

„Woher wißt Ihr das?" fragte Lorenzo mißtrauisch.

„Durch Beatricens Zofe, die ich gewonnen habe, mir von allen Schritten ihrer Herrin Kunde zu geben. Vor einer Stunde belauschte sie im Parke den zärtlichen Abschied des poetischen Paares und brachte mir sogleich Nachricht davon."

„So liefert ihn also die holde Braut selbst in meine Hände!" rief Lorenzo und satanische Freude malte sich in seinem Gesicht. „O Dank, Schwester, heißen Dank für diese kostbare Nachricht, sie macht mich zu Eurem ewigen Schuldner; nur Schade, daß die Hölle die Un-

terhändlerin bei der Anleihe war. Und nun, auf! damit er nicht zum drittenmal entrinnt. Er soll an mir einen angenehmen Begleiter auf seiner Reise finden."

„Nehmt Euch in Acht, daß die Sache nicht wie die beiden erstenmale zu Euerm eigenen Schaden ausschlägt und bedenkt, daß Ihr dadurch in der Gunst des Herzogs und seiner Schwester auch im glücklichen Falle gerade nicht steigen werdet."

„Ich habe an diesem Hofe nichts mehr zu verlieren und ich werde ihn auch sogleich verlassen, wenn ich den vernichtet habe, der mir alles entriß," versetzte Lorenzo finster. „Sagt mir nur gefälligst, welchen Weg der Knabe einschlagen wird."

„Er muß sich in das Kloster San Benedetto verkriechen," entgegnete die Herzogin mit boshaftem Lächeln.

„Das ist eine halbe Tagereise, ich werde ihm den Weg möglichst verkürzen"

„Vielleicht könnt Ihr mir eine Locke von ihm mitbringen," sagte Cornelia tückisch, „ich habe von jeher sein schönes blondes Haar bewundert."

„Wenn Ihr es wünscht, sollt Ihr den ganzen Kopf haben!" rief Lorenzo mit teuflischem Hohne unter der Thüre. Er eilte von dannen und gab sogleich Befehl seinen Streithengst zu satteln.

XI.

Graf. — — Macht's kurz,
Was sucht Ihr noch bei mir um diese Stunde?

Klara. O edler Herr, des theuern Sohnes Leben
Hängt an des nächsten Augenblickes Fäden!
Ritterspiel.

Mitternacht war längst vorüber, als der Prior des Klosters San Benedetto von großer Eile bis zum Tode erschöpft und nur von einem einzigen Bruder begleitet, durch die schweigenden Straßen Ferrara's nach dem herzoglichen Pallaste ritt.

„Der Friede sei mit Euch!" grüßte er die Reisigen, welche die Wache an der Pforte hielten und vor der würdigen Gestalt ehrfurchtsvoll auf die Seite traten. „Wollte mir nicht einer unter Euch die Liebe erzeigen, mich in die Wohnung des jungen Ritters Fernando zu bringen?"

„Der Ritter hat schon vor einer Stunde zu Rosse das Schloß verlassen!" entgegnete Einer aus der Schaar.

„Zur Mitternachtsstunde?" rief der Greis erschrocken. „Doch nicht allein? doch wohl in Begleitung seines Dieners?"

„Der Herr war ganz allein!"

„Großer Gott, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Lieben Freunde, ich bitte Euch um der Gnade Christi willen, bringt mich sogleich zu unserem durchlauchtigsten Herzog."

„Hochwürdiger Herr, Ihr verlangt Unmögliches.

II.

Entritsch.

Bedenkt, es ist eine Stunde nach Mitternacht und Alles liegt noch im festen Schlafe."

„Und wenn sie im Todesschlafe lägen," rief der Prior in der höchsten Angst, „noch diese Stunde muß ich den Herzog sprechen. Ihr wißt nicht, was von einer einzigen Sponne Zeit abhängt. Es gilt ein edles Leben. Bei Eurem ewigen Seelenheile beschwöre ich Euch, bringt mich zu dem Herrn, sein Zorn soll mich allein treffen."

„Nun denn, in Gottes Namen!" sagte der Hauptmann, „Obizzo, begleite den hochwürdigen Herrn nach den herzoglichen Gemächern und wecke einen der Leibdiener."

Der Prior wurde in das Innere des Schlosses geführt und stand in kurzer Zeit vor dem Fürsten, dessen leutseliger Blick übrigens doch durch eine kleine Wolke des Mißmuths über die unerwartete Störung getrübt war.

„Durchlauchtigster Herzog," begann der Prior, „werft Eure Ungnade nicht auf einen unwürdigen Diener der Kirche, weil er es gewagt hat, Euch in dieser Stunde zu stören. Eine außerordentliche Botschaft und die Sorge um das Leben meines geliebten Pflegesohns haben mir allein den Muth zu diesem sträflichen Wagniß verliehen."

„Es giebt keine Stunde, wo mein Ohr nicht für den geringsten meiner Unterthanen geöffnet wäre," versetzte der Herzog mit Würde. „Wenn Ihr übrigens wegen Fernando's letztem Unfalle auf der Jagd besorgt

seid, so beruhige Euch die Versicherung, daß er sich wieder vollkommen erholt hat."

„Ihr gebt mir das Leben wieder und der Himmel schenke Euch dafür noch viele glorreiche Jahre! Man sagte mir aber, Fernando habe vor einer Stunde ohne alle Begleitung das Schloß verlassen."

„Ehrwürdiger Mann," lachte der Herzog, „Ihr seid wohl selten aus Euerm Kloster gekommen, daß Ihr die Irrfahrten unsrer jungen Ritter so wenig kennt. Glaubt mir, bei einem solchen Strauße, wo man sich mit unblutigen Lorbeern begnügt, verzichtet man auf jede Begleitung."

Der Prior fühlte sich durch diese frivole Aeußerung unangenehm berührt. Nach einer Pause versetzte er ausweichend — „Euer fürstliches Wort beruhigt mich vollkommen, auch bin ich überzeugt, daß Fernando nirgends sicherer, als unter Eurem hohen Schutze sein kann, den er mehr verdient als ich je geahnt hätte. Doch ich habe Euch schon lange genug gestört, erlaubt mir, Euch darüber morgen das Nähere demüthigst vorzutragen."

„Die Nacht hat sich mir bereits zum Tage verwandelt, in keinem Falle werde ich nochmals das Lager suchen; nur angenehm kann es mir sein, wenn Ihr mir jetzt noch länger Gesellschaft leistet und Euch zugleich des zweiten Theiles Eurer Botschaft entledigt."

„Es ist eine lange Geschichte, die Eure Geduld leicht ermüden könnte. Werdet deßhalb nicht ungehalten, denn die Sache ist wichtig und kann seltsame Folgen haben. — So wißt denn, daß vor langen Jahren ein Weib,

man weiß nicht woher, sich in den Wildnissen ansiedelte, die nicht allzufern von unserem Kloster, sich längs dem Po hinziehen. Sie ließ sich Elena nennen, wohnte im dichtesten Walde in einer Felsenhöhle und lebte von den Wohlthaten der Landbewohner, die ihr mehr aus Furcht, weil man sie für eine mächtige Zauberin hielt, verabreicht wurden. Ihre wilden Geberden, ihre seltsamen Reden die sie gewöhnlich singend oder schreiend vortrug, ließen schließen, daß sie oft an Anfällen von Wahnsinn litt."

„Eure Beschreibung paßt vollkommen zu einem Weibe, das noch nicht lange meine Gemahlin in Todesgefahr brachte," fiel der Herzog ein. „Ich habe mir's geschworen, daß sie mit dem Leben büßen soll, sobald sie gefahndet wird."

„Laßt mich die Hoffnung hegen, daß Ihr um ihres Wahnsinns willen noch größere Frevel vergeben werdet," versetzte der Prior begütigend. „Gestern kam sie in unser Kloster und verlangte Gehör bei mir. Sie hatte gerade ihre lichten Augenblicke und erzählte mir, daß sie dem angesehenen Geschlechte der Marchese della Porta entsprossen sei. Geschmückt mit allen Reizen der weiblichen Schönheit, wurde sie Gegenstand heftiger Wünsche des verstorbenen Grafen von Bentivoglio, der sie bei einem Besuche auf dem Schloße ihrer Eltern kennen gelernt hatte. Es gelang ihm, seine Gemahlin zu bewegen, Elenens Freundschaft zu suchen und sie als Gesellschafterin mit sich nach Bologna zu ziehen. Von dem Grafen hier allenthalben umgeben und geblendet von

dem Ansehen das er in dieser Stadt genoß, hatte sie bald ihm nichts mehr zu gewähren. Sie fühlte sich Mutter und zog sich, um der Schande zu entgehen auf ein einsames Schloß des Grafen zurück, wo sie eines Knäbleins genaß. Beinahe zu derselben Zeit kam auch Bentivoglio's Gemahlin nieder, starb jedoch an den Folgen des Wochenbettes. Elena kam wieder nach Bologna und wußte sich bald den höchsten Einfluß zu verschaffen, da sie jetzt ausschließlich auf des Grafen Neigung Anspruch machen konnte. Um auch ihrem Sohne eine glänzende Zukunft zu sichern vertauschte sie ihren Säugling mit dem der Gräfin, was um so leichter war, als der letztere ganz ihrer Obhut anvertraut war. Ihre unbegrenzte Herrschbegierde und ihre Eifersucht wirkten aber sehr nachtheilig auf den Grafen. Seine Neigung erkaltete und im Stillen sah er sich nach einer zweiten Gemahlin um, der er die Geliebte aufzuopfern bereit war. Elena hatte nie gezweifelt, daß sie zu diesem Range erhoben würde, die plötzliche Nachricht von des Grafen anderweitiger Verlobung beraubte sie beinahe ihrer Sinne. Als sie aber die Weisung erhielt, das gräfliche Schloß zu verlassen, und als zur selben Zeit ihr Kind von plötzlichem Tode hingerafft ward, da brach ihr Herz. Sie verließ Bologna und suchte eine Zufluchtsstätte bei ihren Brüdern. Diese stießen aber die Entehrte und Verschmähte rauh von sich zurück und verweigerten ihr den Aufenthalt in dem Vaterhause. Da ward es Nacht in der Seele der armen Elena und wilder Wahnsinn befiel sie. Das

geraubte Kind der Fürstin auf dem Arme, das sie zu ihrem Rächer erziehen wollte, durchirrte sie das Land und wählte endlich in der rauhesten Wildniß, getrennt von Menschen und entfernt von dem Orte ihres Glanzes und ihrer Schande den Aufenthalt. In Elend und Wahnsinn durchlebte sie eine Reihe von Jahren...."

„Und was wurde aus dem Kinde?" fragte der Herzog.

„Sie ließ es, sobald sie in dieser Gegend angekommen war, heimlich in unser Kloster bringen. An einem Sonntag, als die Frühmesse beendet war, an welcher gewöhnlich die Landleute der Umgegend Theil nehmen, fanden wir das Kind verlassen auf einer Kirchenbank liegen und neben ihm ein Blatt, welches die Bitte enthielt, es sorgsam zu erziehen, weil es aus hohem Geschlecht entsprossen sei, zugleich war angegeben, daß es in der Taufe den Namen Fernando erhalten habe."

„Fernando? Unser Fernando! Es ist nicht möglich!" rief der Herzog aufs Höchste überrascht.

„Durchlauchtigster Herr, hier sind die Dokumente; überzeugt Euch selbst von der Wahrheit."

„Nein, es bleibt kein Zweifel mehr," rief der Herzog, als er den Inhalt der Papiere durchflogen hatte. „Warum laßt Ihr mich dieß jetzt erst wissen?"

„Ich hatte keine Ahnung, daß das Schicksal der wahnsinnigen Elena mit dem des Kindes verflochten sein könne und alle Forschungen nach den Eltern blieben

vergeblich. Erst gestern kam ich durch Elena in den Besitz dieser Papiere."

„Was hielt sie bisher von dieser Mittheilung ab, oder was bewog sie gerade jetzt dazu?"

„Wie sie sagte, war Lorenzo vor einiger Zeit bei ihr und verlangte einen Trank um Fernando zu tödten oder wahnsinnig zu machen. Sie verweigerte ihn, damit nicht der Bruder durch den Bruder falle. Von Gewissensbissen und noch mehr von der Angst getrieben, Lorenzo möchte dennoch seinen schwarzen Anschlag ausführen, entschloß sie sich nach langem Schwanken, Fernando's Abkunft zu entdecken. Ihr mögt Euch meine Besorgnisse bei dieser Nachricht denken, und mir gnädigst verzeihen, daß ich Euch sogar in dieser Stunde störte."

„Lorenzo's feindliche Anschläge auf Fernando's Leben, die mir bekannt sind, bestätigen die letztere Aussage nur allzusehr und für die erstere bürgen diese Dokumente. Ich entsinne mich noch recht gut, daß diese Elena in dem Pallaste meines Schwiegervaters lebte, auch hat mir Lorenzo von einem Bruder erzählt, welcher zehn Jahre jünger als er, schon ein Jahr nach der Geburt starb. Ich bin in Fernando's besonderer Schuld und meine erste Sorge sei es jetzt, ihn in alle seine Rechte einzusetzen. Lorenzo's Haß, dessen Grund ich nicht kenne wird sich gewiß in Liebe verwandeln, sobald er in Fernando den todtgeglaubten Bruder gefunden hat."

„Wer weiß, was bis dahin geschehen ist!" versetzte der Prior kopfschüttelnd, indem die früheren Besorgnisse

wieder erwachten. „Es scheint mir sehr verdächtig, daß Fernando um Mitternacht ohne Begleitung das Schloß verließ. Ich kenne ihn zu gut, als daß ich ihn eines muthwilligen Abentheuers für fähig halten könnte."

„So laßt uns die Sache näher erforschen!" erwiederte der Herzog, einen Pagen rufend. „Suche Fernando's Diener und bringe ihn sogleich hierher."

„Nach einigen Minuten trat Tadeo schlaftrunken und nachlässig in den Kleidern hängend herein.

„Dein Herr hat vor einigen Stunden das Schloß verlassen! Wohin ist er, und warum hast Du ihn nicht begleitet?" herrschte ihm der Herzog entgegen.

„Wenn ich als treuer Diener die Wahrheit sagen soll," begann Tadeo mit unsicherer Stimme, „so war ein Bote des hochwürdigen Herrn Priors da, der meinen Herrn schleunigst abrief, weil der ehrwürdige Mann in den letzten Zügen liegt. Wenn er nicht schon gestorben ist, wird er's gewiß nicht mehr lange treiben!"

„Mein Sohn, gieb Gott und der Wahrheit die Ehre! wo ist Fernando?" sprach der Prior aus dem Hintergrunde des Gemaches tretend.

Tadeo's Bestürzung ist nicht zu beschreiben. Wie aus den Wolken gefallen stand er da, rieb sich die Augen und starrte den Prior an, der einen strengen Blick auf ihn heftete. „Der heilige Benedikus strafe mich, wenn ich anderes weiß, als daß mein Herr nach Eurem Kloster geritten, wenn auch gerade nicht, um Euern letzten Segen zu holen. Ich wollte ihn begleiten, er ließ es

aber nicht zu, und meinte, bald wieder in Ferrara zu sein."

„Vielleicht hat ihn meine Gemahlin mit irgend einem Auftrage weggesendet," versetzte der Herzog — „der morgende Tag wird uns hierüber Auskunft geben."

„Durchlauchtigster Herr!" flehte der Prior, „mich quält eine namenlose Angst, mir ist als hinge Fernando's Leben schon von der nächsten Stunde ab. Tadeo's Lüge macht die Sache noch verdächtiger. Darum beschwöre ich Euch bei Euerm Seelenheile, zögert keinen Augenblick länger mit Nachforschungen, ich will ja gern dafür mein ganzes Leben lang für Euch beten."

„Ihr habt wie ein Vater an Fernando gehandelt und deßhalb ein Recht zu diesem Begehren. Mag auch meine Gemahlin zürnen, ich will Euerm Wunsche willfahren! — Page, laß eine Kammerfrau die Herzogin wecken und sie fragen, ob ihr der Grund von Fernando's plötzlicher Abreise bekannt sei?"

Cornelia, welche die Nacht schlaflos zugebracht hatte, war über diese Störung und noch mehr über die Frage sehr bestürzt. Ihr böses Gewissen sagte ihr, daß bereits alles entdeckt sei und ihre Brust füllte sich mit schlimmen Ahnungen. Schnell raffte sie sich vom Lager auf und eilte zum Herzog um sich über ihre Vermuthung Gewißheit zu verschaffen und einem etwa entstandenen Verdacht sogleich vorzubeugen.

„Verzeiht meiner Kühnheit, die Euch zu so ungelegener Stunde stört," rief ihr der Herzog entgegen. „Man fürchtet für Fernando's Leben und da er diese

Nacht vermißt wird, so scheinen diese Besorgnisse gegründet zu sein."

„Ich muß die Besorglichkeit meines Gemahls bewundern, die mich um eines Edelknaben willen aus dem Schlafe reißt!" versetzte die Herzogin schnöde.

„Vielleicht zollt Ihr dieser Besorglichkeit aufrichtigeres Lob, wenn ich Euch sage, daß dieser Edelknabe Euer todtgeglaubter Bruder ist."

„Wie — was!" stammelte Cornelia erbleichend.

„Der Sohn Eurer Mutter, die seine Geburt mit ihrem Leben bezahlte! Hier sind unumstößliche Beweise leset und überzeugt Euch selbst! — Um Gott, was ist Euch? Ihr zittert und werdet blaß!"

Cornelia stieß einen durchdringenden Schrei aus und stürzte ohnmächtig zusammen. Erschrocken rief der Herzog nach Hülfe, die Frauen flogen herbei und brachten sie nach langen Bemühungen wieder zum Bewußtsein zurück.

„Verräther, was steht ihr hier unthätig, während ein Bruder den andern erschlägt," rief sie mit dem Angstschrei der Verzweiflung. „Um Jesu Christi willen eilt, eh' es zu spät ist! O Gott, vielleicht schon jetzt .... Und ich, ich den Bruder gemordet!... Erde, thue dich auf...."

Die Worte versagten ihr.

„Auf, auf, ihnen nach!" rief der Herzog sich ermannend, „laßt alle Reisigen aufsitzen und Du Tadeo führe sie an."

„Bei Deiner ewigen Seligkeit," stöhnte der Prior,

„verliere keine Minute, an einem Augenblick hängt sein Leben.“

„Wohin, wohin?“ drängte Tadeo.

„Nach San Benedetto!“ rief die Herzogin und sank von neuem in Ohnmacht. Heftige Krämpfe verzerrten ihre Glieder und kalter Schweiß stand auf ihrer Stirne. Tadeo flog die Marmortreppen hinab und bald regte sich im Schloße lautes kriegerisches Treiben. Trompeten schmetterten, Fackeln eilten hin und her, Schwerterklirr und Hufschlag erfüllte die Luft. Da stürzte Beatrice blaß und zitternd in des Herzogs Gemach.

„Was bedeutet der Lärm zu dieser Stunde!“ rief sie athemlos. „Heilige Jungfrau, es ist doch kein Unglück?“

„Beruhigt Euch,“ versetzte der Herzog. „Ich sende nur wenige Reisige aus, um Fernando zu suchen, der sich diese Nacht aus dem Schlosse entfernt hat.“

Beatrice stand betroffen. Sollte ihr Geheimniß verrathen worden sein.

„Glaube es nicht, zartes Täubchen,“ rief Cornelia grimmig lachend. „Es ist diese Nacht eine Hetzjagd auf Deinen Bräutigam gehalten worden; jetzt ziehen sie aus, das erlegte Wild heimzuschaffen.“

„Todt, todt, und ich ihn den Händen des Feindes überliefert; ich seine Mörderin!“ rief Beatrice ohnmächtig zusammensinkend.

„Bin ich im Hause des Wahnsinns?“ rief der Herzog ängstlich den Kopf schüttelnd, während der Prior zu stillem Gebete die Hände gefaltet hatte. „Lorenzo soll

Fernando tödten, meine Gemahlin und meine Schweſter klagen ſich ſelbſt wechſelsweiſe als Mörderin an? Das faſſe wer da kann; ich wollte dieſe Nacht wäre glücklich überſtanden."

Beatrice hatte ſich allmälig wieder erholt. Hülfeflehend ſtrebte ihr Blick nach dem Herzog. „Iſt denn keine Rettung mehr? Keine?" wimmerte ſie.

„Seid außer Sorge, theuerſte Schweſter, ſchon in wenigen Stunden wird Fernando wohlbehalten zurückkehren, und wenn dem ſo, daß Ihr ihn liebt...."

„O Gott, mein Leben für das ſeine!"

„Nun, ſo ſoll ſich noch alles Leid in Freude kehren. Wißt denn, Fernando iſt der rechtmäßige Bruder Lorenzo's, Graf von Bentivoglio. Ich habe ihn ſtets geliebt und bin ihm Erſatz für die vielen Verfolgungen ſchuldig. Gern werde ich Euch mit ihm zum Altare geleiten."

Beatrice, der die freudige Ueberraſchung die Sprache geraubt hatte, legte die Hände gefaltet auf die Bruſt und hob das Auge dankend zum Himmel.

„Und nun," fuhr der Herzog fort, „begebt Euch wieder in Eure Gemächer und vertraut auf Gottes Vorſehung, die Alles zum Beſten lenkt. Der anbrechende Tag ſoll Euch den Bräutigam in die Arme führen."

„Oder ſeine Leiche!" rief Cornelia mit dem Gelächter des Wahnſinns und ſchwankte aus dem Gemache.

„Laßt laufen, daß es dampft!" ſchrie Tadeo unten im Schloßhofe. Die Roſſe griffen aus und donnernd

brauſten ſie aus dem Thore durch die Straßen Ferrara's, fort nach dem Kloſter San Benedetto.

XII.

Aber die Schuld iſt friſch und hurtig zu Fuß, denn vor Allen
Weithin läuft ſie voraus! — —

Homer: Ilias.

O weh, wie dunkel, keine Sonne, kein Stern!
Wen ruf ich an? iſt mein Gott ſo fern?
Ha! Jungfrau dort, im himmliſchen Schein,
Nimm auf meine Seel in die Hände drein!

Uhland.

Es war eine düſtere, unfreundliche Nacht; kein Stern leuchtete am Himmel, der Mond war von Wolken bedeckt und unheimliches Schweigen herrſchte ringsumher. Fernando hatte um Mitternacht Ferrara verlaſſen und ritt traurig und mit ſich ſelbſt zerfallen durch das finſtere Land. Der Gedanke, die Geliebte verlaſſen und wie ein Flüchtiger dem Feinde entgehen zu müſſen, füllte ſeine Seele mit Schmerz und Unmuth und bange Ahnungen durchzogen ſeine Bruſt. Bald hielt er die Zügel zögernd an, entſchloſſen, nach Ferrara zurückzukehren und bald darauf ſpornte er wieder unwillig das Roß zum raſcheſten Trabe an. So hatte er ſchon eine weite Strecke zurückgelegt, als plötzlich vor ihm eine hohe dunkle Geſtalt aus der Finſterniß auftauchte.

„Ihr habt Euch heute früh herausgemacht!“ tönte ihm Lorenzo's Stimme höhnend entgegen, an deſſen Seite er ſich im nächſten Augenblicke befand.

„Wie ich sehe, noch lange nicht früh genug, um der Erste zu sein!“ entgegnete Fernando.

„Ich wollte einmal dem Vergnügen obliegen, einen Fuchs zu prellen. Ihr wißt auf solche Jagd muß man frühe ausziehen, wenn man nicht das Nest leer finden will,“ versetzte Lorenzo mit rohem Gelächter. „Was hat aber Euch bewogen, so frühe oder so spät zu satteln?“

„Ich reite nach dem Kloster San Benedetto und werde dort einige Zeit verweilen.“

„Es ist nicht schön von Euch, mir auf diese Weise die Genugthuung vorzuenthalten, die ich noch zu fordern habe. Ich dächte, wir gönnten unsern Rossen eine kleine Ruhe und versuchten einmal ob unsere blanken Klingen nicht in etwas vermöchten, die fatale Finsterniß zu erhellen.“

„Nimmermehr! Ich habe dem Herzog meinen Handschlag gegeben, nicht ohne seine Erlaubniß den Degen auf Euch zu ziehen. Kehrt mit mir nach Ferrara zurück, tragt dort Eure Sache vor und laßt uns vor dem versammelten Hofe in den Schranken kämpfen.“

„Glaubt Ihr, ein Bentivoglio werde sich einen Este zum Schiedsrichter setzen, oder Euch der ganzen Ritterschaft als seinen Rival vorstellen?“

„Ich bedaure, daß wir so verschiedene Rücksichten zu nehmen haben,“ versetzte Fernando gekränkt, „übrigens hoffe ich, bewiesen zu haben, Eurer Rivalität nicht ganz unwürdig zu sein.“

Eine lange Pause trat ein. Endlich ritt Lorenzo ganz nahe zu Fernando heran und begann mit eindring-

licher, möglichſt gemilderter Stimme: „Fernando, mich rührt Eure Jugend und wenn ich es geſtehen ſoll, es iſt in meinem Innern eine leiſe Stimme, die ſtets für Euch ſpricht, ſo ſehr ich Euch auch haſſe. Darum glaubt dem Worte, das ich jetzt zu Euch ſpreche. Ihr habt eine gefährliche Laufbahn betreten, eine Bahn, auf der ſchon Tauſende ausgleiteten. Der glatte Boden des Hofes iſt nicht für Euch, denn es lauern dort Gefahren, die um ſo gefahrvoller ſind, weil ſie mit Glanz und Schimmer verdeckt werden. Kehrt deßhalb nicht mehr nach Ferrara zurück, pflegt in ſtiller Einſamkeit des Geſanges und der Wiſſenſchaften oder verſucht Euer Schwert im Felde, im freien, offenen Kampfe. Ich beſchwöre Euch, folgt meinem Rathe und kehrt nicht mehr nach Ferrara zurück; verſprecht mir das!“

„Der Preis, für welchen ich mein Leben einſetze, ſcheint mir nicht zu gering,“ entgegnete Fernando mit edelm Stolze. „Keine Macht der Welt ſoll mich abhalten, ſobald es mir gut dünkt, nach Ferrara zurückzukehren!“

„Wie es Euch gefällt,“ murmelte Lorenzo, indem er mit den Zähnen knirſchte und ſich auf die Lippe biß. Nachdem ſie einige Zeit lautlos nebeneinander geritten waren, näherten ſie ſich der Brücke. „Wie mich dünkt,“ begann Lorenzo, „ſo ſind wir zur Stelle, wo Ihr Euer erſtes Abentheuer ſo ritterlich beſtanden habt. Bei Sanct Hubert, ich muß geſtehen, nicht leicht einen kecken Schwimmer als Euch geſehen zu haben!“

„Ich habe mich viel darin verſucht,“ verſetzte Fer-

nando, durch die Erinnerung an jene Stunde harmlos gemacht. „Schon manche Brandung habe ich glücklich durchschwommen, und schon manche Strömung siegreich bekämpft.“

„Nun so versucht auch dießmal Eure Kunst!“ rief Lorenzo, stieß schnell wie der Blitz dem Jüngling den Dolch in das Herz, zerrte ihn mit einem Ruck aus dem Sattel und schleuderte den zum Tod Getroffenen mit Riesenkraft über die Brücke. Ein Wehruf — ein schwerer Fall — ein Aufschäumen der Wogen — und die alte Todesstille spannte wieder ihre schwarzen Fittige aus. Lorenzo schlug eine krampfhafte Lache auf, stieß dem Hengste die Sporen in die Weichen und eilte wie vom Sturmwinde gepeitscht von dannen.

Das Roß verfolgte instinktartig die gerade Richtung und flog in raschem Laufe die Ebene dahin. Als es am Saume des Waldes anlangte, der sich die steile Gebirgskette hinanzieht, blieb es stehen und suchte einen andern Pfad zu gewinnen. Lorenzo war aber die Wildniß des Waldes gerade erwünscht, er trieb das Pferd in das Dickicht, und setzte planlos seinen Weg weiter fort, indem er von Gewissensbissen verfolgt, den Hengst zu immer größerer Eile stachelte. Plötzlich befand er sich auf einem freien Platze, er erhob das Auge und sah mit geheimen Grausen die Felsengrotte der alten Zauberin vor sich, zu der ihn dießmal sein Roß mit Umgehung des steilen Hügels weit bequemer gebracht hatte. Es begann bereits im Osten zu grauen und die aufsteigende Sonne kämpfte noch vergeblich mit den trüben Nebeln,

die den Horizont umhüllten. Elena hatte ihren sichern Versteck verlassen, saß unbesorgt auf einem Felsenblocke vor der Höhle und war beschäftigt sich für den jungen Tag zu schmücken, indem sie frische Weidenzweige zu einem Kranze flocht und die grauen Locken scheitelte. Bei ihrem Anblicke durchrieselte es kalt den aufgeregten Lorenzo, der glaubte, ein feindliches Gespenst tauche aus den Nebeln der Nacht hervor, um Rache für seine Unthat zu nehmen. Aber rasch ermannte er sich und als er die alte Elena erkannte, die ihn früher so schnöde abgewiesen hatte, da trat an die Stelle der Furcht — Ingrimm und Wuth. Rasch sprang er vom Pferde und stand auf einmal vor der Alten, die eines solchen Ueberfalls keineswegs gewärtig war.

„Blutiger, wo kommst Du her, was suchst Du hier?" kreischte sie angstvoll auf und suchte zu entfliehen.

„Riechst Du schon den Mord?" rief Lorenzo wild und hielt die Alte mit kräftiger Faust zurück. „Verfluchte Hexe, ich will Dich dem Jungen nachschicken, damit Du ihm ein Schlummerliedchen singen kannst."

„Du wirst doch nicht? ...." stöhnte das Weib zusammensinkend.

„Glaubst Du, ich hätte mir ohne Deinen Trank nicht helfen können? Sieh diesen Dolch, er ist noch roth von Fernando's Blut."

„Heiliger Gott!" schrie Elena, raufte sich das greise Haar und zerschlug mit den Fäusten die Brust. „Brudermörder! Kain! Gottverfluchter! Hebe Dich von mir!"

„Brudermörder?“ grinzte Lorenzo. „Du giebſt dem Grafen Bentivoglio angenehme Verwandte.“

„Geh zurück nach Ferrara!“ rief Elena raſend, „die Steine auf den Straßen, die Ziegel auf den Dächern werden Dir's zurufen! Es iſt Dein todtgeglaubter Bruder, den Du erſchlagen. Der Prior von Benedetto kann alles beweiſen!“

„Alſo wahr! — wahr! Und Du wußteſt es und ſchwiegſt? So nimm den Lohn für Deine verfluchte Schweigſamkeit!“ ſchrie Lorenzo und ſtieß den Dolch dem Weibe bis an das Heft in die Bruſt.

„Mörder Deines Bruders! Mörder des Weibes Deines Vaters! Fluch! — Fluch!“ ſtöhnte Elena und röchelte auf dem feuchten Raſen ihr Leben aus.

„Brudermörder? — Muttermörder?“ — ſtammelte Lorenzo und wandte ſchaudernd den Blick von den gräßlich verzerrten Zügen der Sterbenden. „Wahnwitz der Hölle, Du ſollſt mich nicht umſtricken! Fort nach Bologna oder weiter! — weiter! — aus der Welt, aus den Menſchen, aus dem Tageslicht!“

Er ſchwang ſich auf das Roß, warf es herum und trieb es wieder zurück in das Dickicht. Der Hengſt brach mit Sturmeseile durch das Geſtrüpp, für Lorenzo viel zu langſam! Mit raſender Wuth ſtachelte er das Thier, daß das Blut aus den Weichen ſtrömte. Vor Schmerz bäumte es ſich, knirſchte wimmernd in die Zügel, bedeckte ſie mit Schaum und ſtürzte brauſend durch Hecken und Sträucher. Aber das Gewiſſen war nicht minder ſchnell und zog mit weiten gigantiſchen Schritten

neben dem verzweifelten Reiter einher, der den Hengst immer von neuem spornte und endlich mit dem Dolche ritzte, den er noch immer in der Hand hielt. Im Todeskampfe flog der Rappe einher:

Daß Roß und Reiter schnoben,
Und Kies und Funken stoben!

Lorenzo's Gesicht wurde gräßlich von Dornen zerrissen — er fühlte es nicht. Das Blut rann von Wange und Hand auf die zerfetzte Kleidung herab — er merkte es nicht!

Die Sonne war jetzt strahlend aufgegangen und warf ihre keuschen Blicke schaudernd auf die schreckliche Gestalt, Mord und Verzweiflung in den Zügen und bedeckt von Blut, Staub und Schweiß. Immer rasender, immer wilder trieb er das Roß — wer weiß, wohin! — da auf einmal donnert es hohl unter den Hufen. Der Rappe scheut, bäumt sich und will nicht von der Stelle. Lorenzo schreckt aus dumpfer Bewußtlosigkeit auf und Leichenblässe überzieht sein Gesicht. — Der Hengst hatte den Rückweg eingeschlagen und so eben die Brücke wieder erreicht, auf der die Unthat geschehen war. Entsetzt wendet sich Lorenzo ab und ist im Begriff, das Pferd herumzuwerfen, als ihm Tadeo's Stimme entgegentönt, der so eben mit den Reisigen am jenseitigen Ufer anlangte.

„Steh Verräther!" klang's herüber. „Steh, und gieb Kunde, wo Du Fernando gelassen hast."

„Bin ich der Hüter meines Bruders?" hohnlachte

Lorenzo. „Wenn Ihr ihn da oben noch nicht gefunden habt, warum sucht Ihr ihn nicht da unten?“

„Kain, verfluchter Kain!“ schrie Taddeo in Verzweiflung. „Hörst Du nicht, wie das unschuldige Blut gen Himmel schreit? Gieb Dich gefangen! Im Namen des Herzogs sind wir hier, Dich zu fahen!“

„Ihr mich fahen!“ lachte Lorenzo grimmig „Elende Knechte, gebt Raum, ich bin frei!“ Mit diesen Worten sprengte er gegen die Schaar, die erschrocken vor der entsetzlichen Gestalt des Mannes einen Schritt zurückwich. Im nächsten Augenblicke warf aber Bentivoglio das Roß herum, dem Strome entgegen und bohrte ihm die Sporen tief in die blutenden Weichen. Schäumend bäumte sich der Rappe, holte zum ungeheuern Sprunge aus und setzte über die hohe Brücke hinab in die schwindelnde Tiefe. Donnernd brauſten die Wogen und Roß und Reiter wurden nie wieder gesehen!

Entsetzen fesselte alle Zungen; schaudernd standen die Männer bei dem grausen Schauspiel und Bläſſe überzog jede Wange.

„Gott sei seiner armen Seele gnädig!“ stöhnte nach einer langen Pause Taddeo und holte tief Athem. Dann stieg er vom Pferde, warf das Schwert weit von sich und sagte mit brechender Stimme: „Geht zum Herzog und erzählt, was ihr gesehen. Mich soll keines Menschen Blick mehr erreichen! Im Kloster will ich beten und weinen, bis mein Auge vertrocknet und ich in die Grube fahre!“

Er wankte über die Brücke, gleich einem Sterbenden schleppte er sich den öden Pfad dahin — endlich war er hinter dem Felsen verschwunden.

Mit Entsetzen wurde die Schreckensbotschaft in Ferrara vernommen. Cornelia, von zweifacher Schuld gedrückt, welkte sichtlich dahin. Der nagende Wurm des Gewissens fraß an ihrem Leben und führte sie einem frühen Tode entgegen. Alphonso vermählte sich hierauf mit der berüchtigten Lucrezia Borghia. — Thränenlos vernahm Beatrice die Kunde von des Geliebten Tod. Kein Wehruf entfloh ihren bebenden Lippen, aber ihr Herz war gebrochen. An der Brücke ließ sie ein Kloster bauen und verlebte dort ihre Tage, stundenlang in das offene Wellengrab schauend, das ihr Lebensglück verschlungen hatte. Als aber der Herbst gekommen war und alle Blätter von den Bäumen fielen, da fand man sie eines Morgens entseelt unter der alten Weide. Auf ihren Lippen schwebte ein seliges, verklärtes Lächeln und in ihrem Schooße lagen verwelkte blaue Blumen. — In den französischen Revolutionskriegen wurde das Kloster San Benedetto zerstört, die Brücke aber, welche seit jener Unthat Blutbrücke genannt wird, steht noch bis auf den heutigen Tag und ihr hoher Bogen schaut weit hinaus in das Land. Der einsame Wanderer scheut es, sie bei Nacht zu betreten, weil man dann oft gesehen haben will, wie weiße, wehende Gestalten hin und her schwankten, und die

August.	Einnahme	Ausgabe
den		

Mädchen der umliegenden Dörfer, wenn sie beim Mondenschein vor ihren Hütten sitzen, und sich alte Sagen erzählen, rücken dichter zusammen bei der Ballade von der armen Beatrice und singen mit leiser, klagender Stimme:

Sie steht wohl auf der Brücke,
Schaut in die Fluth hinab;
Gott sei der Seele gnädig,
Schenk Frieden ihr im Grab!

Der Fluch des Mauren.

Von W. Alexis.

In einer jener Gegenden Nordafrikas, wo die Züge des Atlas auslaufen in die endlose Wüste, war es Mittag. Die Sonne stand, ein glühender Klumpen, am kupferbrennenden Firmamente. Bewegungslos hangend über der ausgedorrten Erde, sog sie noch unersättlich an sich was Athem war. Wie glühende Erzmassen die darauf gesprengten Wassertropfen, verschlang sie Düfte, Hauch, Luft, und ihr todtes Antlitz schwoll nicht davon. Nicht mehr Wärme, Leben, Segen spendend, ein Medusenschild, starrte sie aus dem wolkenlosen Gewölbe, mit tödtenden Blicken, auf die in fürchterlicher Stille unter ihr liegenden Steppen.

Nichts, so weit das Auge reichte, als gewellter Sand, verbranntes Gestrüpp, und violette Schieferklippen. Wie überschüttete Gerippe von Riesenthieren der Vorwelt blickten sie aus dem Sande. Selbst die zähen, unförmlichen Arme der Kaktuspflanzen waren verdorrt, oder ihre stachligen Blätter schauten erstickend nach Rettung aus. Auf dem weichen Sande, der jeden

leisen Drucke nachgiebt, suchtest Du auf drei Menschenaugen weit vergebens nach der Spur, die der Fuß eines lebenden Wesens zurückläßt. Aber der Wind hat vielleicht erst vor Stunden die letzte weiße Decke über die Steppen gebreitet und Karavanen sind darüber gezogen, Reiterschaaren fortgesprengt, Kriegsheere mit Wagen und Kanonen haben die Tiefen gefurcht. In einem Augenblick verweht ein Windstoß hier was gewesen ist; der Mensch und seine Geschichte läßt keine Spuren zurück.

Nur in der Ferne, wo die Sonnenstrahlen sich fingen in einem Sandkessel, und doppeltes Licht aus dem gelben Becken zurückstrahlte, regte sich etwas. Adler und Geier von den Klippen des Atlas umkreisten den Fleck. Unten lag ein todtes Pferd. Schon bleichte die Sonne an den abgenagten Knochen, doch rauschte es noch um das blutrauchende Gerippe von mächtigen Schlägen der Fittige, von den Krallen und Schnäbeln die sich faßten, zerhackten, und Federn stäubten als Leichentuch, um den edeln Renner der Wüste, von dem bald nichts mehr sein sollte, als was selbst der Heißhunger der Geier verschmähte.

Doch der verrätherische Tumult, mit dem sie ihr Gastmahl feierten, lockte auch aus dem andern Thierreich Gäste. Schakale zogen heran, das Gebrüll einer hungrigen Löwin tönte vom Atlas herüber. Aber erst dann erhoben sich die geflügelten Räuber, als das widrige Geheul einer Hyäne vernehmbar wurde. In wilden abgebrochenen Sätzen sprengte sie heran, Staub

aufwühlend und mit gräßlichen Tönen von Gier, Wuth und Heißhunger die Stille der Luft durchschütternd. Des Löwen Gebrüll ward stumm, die Schakals verkrochen sich und die Raubvögel flatterten ängstlich, wie noch immer unwillig zögernd, über der verlassenen Beute.

Scharrend im Boden mit übergebeugtem Kopfe wieherte das Unthier jetzt die Beute an. Noch schien der Rest des zerfleischten Rumpfs, die umhergesprützten Eingeweide der Hungrigen ein so leckres Mahl, daß erst die Augen es verschlingen mußten, ehe die Zähne es zermalmten. Was für andere Räuber Werth gehabt, den hochgewölbten Sattel, die kostbare Schabracke, und die mit Silber und Elfenbein ausgelegten Pistolen traf kaum ihr Blick. Doch auch der kleine Rest war ihr nicht gegönnt. Wie Hohngelächter schallte es aus den Lüften, denn die Raubvögel hatten eher als die Hyäne die Reiter gewahrt, welche über die Wüste sprengten, gerade hierher. Es waren Beduinen auf geflügelten Pferden; ihre Hufe berührten kaum den Sand. Die Geier waren ihre Wegweiser. Jetzt waren die Raubvögel, die Schakals fort, und auch die Hyäne suchte heulend das Weite. Den Söhnen der Wüste gehörte das Feld, den stärkern Räubern die Beute der schwächern. Aber nur einen Blick schoß der braune Führer auf den Mordfleck und wie unbefriedigt suchte sein brennendes Auge weiter, indeß die hagere Gestalt sich im Steigbügel erhob. Der Emir sah nicht mehr als Wüste, Klippen, Sonnenbrand, und die fernen verschwimmenden Gipfel des Atlas. Er schüttelte das

graue Haupt; ein Wink, ein zorniger Blick ertheilte den Andern Befehle, und auseinander fuhren sie, und ließen ihre Rosse tummeln weit umher, in größern und kleinern Kreisen, sich fliehend und wieder begegnend. Der Staub der Wüste flog auf, und ihre Augen schienen tiefer in den Boden zu dringen als die Hufe der schweißtriefenden Rosse.

Da schoß einer an den Emir heran, die Hände auf der Brust gekreuzt, sprach er: „Herr sieh!" und sein Auge wies gegen die Wüste. „Allah sei uns gnädig!" riefen die Andern. Kraus, dunkel und blutroth wirbelte es gen Süden, und die Wüste erhob sich gegen den Himmel, ein heißer Hauch traf schon die Wangen, und die Rosse zitterten mit gesenkten Köpfen. Im nächsten Augenblick flog die Reiterschaar, schneller als die Antilope davon. Und doch forschte das Auge des Anführers noch im Fliehen. Er wies zwischen Felsgeschiebe, über das ihre Rosse jetzt hinwegsetzten auf ein kümmerliches Naß, welches aus dem Kalk, einige dürftige Kräuter tränkend und die Steine schmuzig färbend, vorsikerte. „Wenn der Seufzer, den Du hörtest, lebt, muß er hier Athem schöpfen, zeichne den Ort in deinem Augapfel, Jussuf."

Die Reiter waren verschwunden, oder von der Wüste verschlungen. Die Sonne verdunkelte sich, ein Brodem, wie aus der Hölle aufgestiegen füllte die Luftschicht; der Sand, die Steine, das trockne Gestrüpp, die Luft selbst schwitzte, die ganze leblose Natur schien noch einmal zu einem Gefühl erwacht, und dies Gefühl

war Todesangst. Die Staubwirbel sausten und brausten in himmelhohen, sprühenden Säulen, die mit ihren Büschelspitzen das Sonnenlicht auszulöschen drohten. Sie wälzten heran. Wo vorhin leerer Raum war, war jetzt dunkles Chaos. Sie wälzten sich fort, und der Ort war ein anderer geworden. Hügelreihen hatten sie aufgeworfen, Schluchten verschüttet und aus kleinen Steinen die auf dem Sande zu liegen schienen, waren Felsen geworden, die in den Festen der Erde wurzelten. Und immer neue Wirbel wälzten heran, und stürzten was jene gehäuft, und füllten wo jene geschöpft. Die versengten Gebeine des Araberthiers waren mit den Millionen Insekten und Käfern, die es bedeckt, verschüttet worden, und wieder aufgedeckt und wieder begraben. Wie Schlacken noch einmal glühen, und stärker dann, im Schmelzofen, glühte die durchhitzte Luft in neuer Hitze, und ein dampfender Hauch der mit den Wirbeln kam, lieh der Erschöpften die Kräfte dazu. Nicht mehr ein Metallspiegel, ein dunstumflortes Ungeheuer blinzelte die Sonne ungewiß auf das Glutmeer, in dem kein lebendes Wesen athmen konnte. Der Fuchs grub sich in die Erde, das Schakal preßte sich in die Steinritzen, die Hyäne heulte am Boden. Die Vögel, die der Samum in den Lüften ereilte, flatterten matter, ihr Flug senkte sich, endlich, eine Beute des Gifthauchs, fielen sie todt herab.

Das Schrecken, nachdem es ausgewüthet, zog vorüber. Die Wirbel senkten, die Dünste verzogen sich. Die Sonne, aus dem Dunstflor in glühendes Roth,

dann in ihr ſtrahlendes Gold übergehend, neigte ſich. Es war ſtill geworden, aber kein Abendhauch kühlte die brennende Luft, die Natur athmete nicht auf, wie nach ſchwerem Unwetter, es war todt, wie es todt geweſen vordem; aber andere Leichen. Hier lag rother Sand, wo vorher gelbgrauer lagerte, entwurzelte Sträuche, vielleicht viele Meilen fern aus einer glücklichen Oaſe losgeriſſen, dort, wo nie ein Halm durch den Sand ſich ans Licht emporgerungen hatte.

Der Wind, nachdem er die Tyrannenrolle abgelegt, ſpielte mit den Ueberwundenen. Er häufelte den Sand in der Ebene. Da flimmerte es auf. Der Sonnenſtrahl fiel auf einen roth funkelnden Stein, der Karfunkel ſaß in einem goldenen Ringe, der Ring an einer dürren Hand, die jetzt ſichtbar wurde. Sie hielt ſich krampfhaft am Boden, und eine menſchliche Geſtalt arbeitete ſich empor. Ein überſchüſſiger Felsriff, an dem er gelegen, mochte ihn geſchützt haben, vor Wind und Verſchüttung.

Er ſaß auf den Knieen und reinigte die Augen, und ſchüttelte die Haare. Er legte die Hand aufs Herz, und prüfte den Puls, wie Einer, der ſelbſt zweifelt, ob er noch lebt. Erſt dann ſchaute er um ſich, und als er nichts als Wüſte ſah umher, und Himmel über ſich, und die Sonne im Sinken, und die Berge ferner als daß ſie Einer erreichen konnte, der mit friſchen Kräften früh am Morgen ausgeht, erſt da brach ein Schmerzenslaut aus, und die Geſtalt ſank noch einmal nieder, die Hände faltend und das Geſicht darin bergend. Aus

dem Felsen, an den er sich lehnte, brach keine Quelle, aber aus dem brennenden Auge eine Thräne. Die Schmerzen fanden Worte, und so strömten sie in reinen castilischen Lauten:

„Wenn kein sterblich Ohr meinen letzten Todesseufzer hört, so höre Du mich Mutter Gottes. Wie reiche Geschenke sandten meine Väter in Dein von Engeln getragenes Haus nach Loretto. Nie hat ein Aguilar umsonst zur Himmelskönigin gebetet, wenn er um gute Sachen betete. Um was ich jetzt vor Deinem Throne flehe, magst Du mir gewähren, denn nicht um meiner, es ist um Deiner Ehre willen. Soll ich, Don Antonio Solis, der Letzte aus einem so uralten Geschlechte, was so viel Märtyrer und Helden zeugte wie keines in der Christenheit, soll ich verschmachten in der brennenden Wüste, die Peitschenhiebe der Ungläubigen auf dem Rücken, die Sporentritte ihrer Füße am zerfleischten Leibe, ohne daß Einer weiß, der meine Sprache spricht, der an meinen Gott glaubt, ja selbst Einer nur, den Gottes Sonne bescheint, denn sie scheint auf Gläubige und Ungläubige, wo meine Gebeine, zerrissen von den Thieren der Wüste bleichen werden, ein Spiel der Winde? Als mein Großahn am grünen Strom fiel unter den heißen Kalkfelsen von Romba, da erhob sich von seinem Leichnam der Adler seines Ruhmes zur Sonne, und Don Aguilar lebt todt in unvergänglichem Glanze durch die Welt, so weit das Lied vom Rio verde schallt. Nicht um Ruhm flehe ich. Aber entsetzlich ist es zu sterben wie ein Bach im Sande, und es hört Niemand

ſeine letzte Klage. — Hätten ſie mich ereilt in der Wüſte, ſelbſt im Angeſicht der Wachtfeuer auf dem Atlas, und den Flüchtling gebunden an die Schweife ihrer Pferde, und wäre ich geſtorben unter ihren Peitſchen und Hufen, ſo wäre doch ein Laut von mir gedrungen zu Menſchen. Wenn ſie um das Abendfeuer gereiht, ſich Märchen erzählten, ſprächen ſie auch von dem ſtolzen Spanier, deſſen Nacken gerader wurde, je mehr ihre Füße ihn ſtießen, und der, wenn ihre Blicke den Sclaven zu Boden traten, ihnen ſchärfer ins Auge ſah, als der Hirſch, wenn er Kehrt macht gegen den Jäger. Der Don Antonio Solis de Aguilar bin ich, hochgebenedeite Jungfrau, von rein caſtiliſchem Blute, ein uralter Chriſt, aus dem Volke, das Dich am reinſten anbetete, in Deiner unbefleckten Hoheit. Sterben will ich um Dich und mein Vaterland, aber laß mich nicht verſchmachten, wie die Meerflamme, die man an den Strand wirft, — ſie blähte ſich wie Silberglocken, und wenn die Sonne den Sand trocknet, iſt ſie ſpurlos verdunſtet; — laß mich nicht vergehen wie den Rauch im Winde, wie die tönenden Worte eines gewaltigen Redners, der da ſpricht vor Tauben."

Er ſchüttelte den Fels, er faßte ſich an die heiße Stirn, der Fels drehte ſich im Kreiſe, das Hirn ſiedete, aber die Jungfrau hörte ihn nicht. „Oder redete ich auch zu Einer, die nicht hören kann? Hab ich gebetet zu einem Weſen, das nicht iſt! Wenn ſie recht hätten die falſchen Prediger! San Jago von Compoſtella, warſt Du nichts die Jahrhunderte durch, daß wir vor

Deinem Schreine knieten, als ein wurmstichig Holzbild? San Juan, Pedro, Ihr Apostel und Heiligen, die Ihr dem Cid, Gonzalvo und Fernando voranzogt, wie leuchtende Cherubim, hat auch Euch nur der Mönch gemacht, und waren unsere frommen Väter Narren? Wenn Ihr unsern Vätern tröstend in Asiens Wüsten erschient, warum nicht uns? Brennt etwa die afrikanische Sonne weniger als dort vor Acre und Joppe? Brauchen wir weniger Trost, geringere Wunder, als die glaubensstarken Väter? Oder haben Euch so die Zweifelnden und Spötter erzürnt, daß Ihr Euch abgewandt von dem ganzen Volke. Oder — ich ward ja Brudermörder um Dich!" —

Ein kühlerer Wind kam mit der Dämmerung. Er fächelte über die Stirn des Hingesunkenen; die bösen Geister schienen zu entweichen.

„O Maria, Mutter Gottes, es war so schön, als die ganze Welt an Dich glaubte, und Du bei uns warst, auch in der Wüste. Wenn dann gestorben sein soll, fülle noch einmal mein dürstendes Herz ganz mit dem seligen Kinderglauben, blicke so sanft wieder wie in den herrlichen Bildern der großen Meister und breite Deine Arme über dem Verschmachtenden aus. O nur ein Zeichen daß Du lebst, daß Du mich hörst. Nur eine Thräne von Deinen Wimpern laß fallen auf meinen brennenden Scheitel, sein letztes Labsal. Das wird sein wie ein Balsamtropfen der den Durst der verschmachtenden Zunge auf ewig stillt, und meinen Himmel öffnet sie mir wieder."

September.	Einnahme	Ausgabe.
den		

Ein Geräusch wie leiser Tropfenfall traf sein Ohr! Jetzt verschwand es, jetzt kam es wieder, je nachdem der Wind ging. Es war keine Täuschung. „Maria hört mich!“ Er raffte sich auf, er stand, die Kraft war wieder da. Die Füße trugen ihn nach dem Orte, von wo das Geräusch kam, ein spärlicher Quell tröpfelte aus dem Kalkgeschiebe auf Steinplatten nieder. Seit drei Tagen und drei Nächten hatte seine Lippen nichts benetzt, als der Thau des Himmels. Er stürzte nieder und die lechzende Zunge sog Nektar aus dem salzigen Quell. Den Kopf übergebeugt über das kühle Becken umfing ihn darauf ein Schlaf, wie er seit Monden ihn nicht gekostet.

Die Sonne brannte schon als der Flüchtling erwachte. Antonio war nicht mehr allein. Mehrere Kameeltreiber zäumten ihre unruhigen Thiere, und unfern von ihm am Quell verrichtete ein alter Araber knieend sein Morgengebet. Andere bereiteten an einem Feuer das Frühstück. Nach den umherliegenden Geräthschaften zu schließen, hatten die Araber mit ihm an der Quelle ihr Nachtlager gehalten. Allein er blickte ohne Schreck auf die unwillkommenen Gesellschafter, entweder weil der lange Schlaf ihm Kraft geliehen, oder weil ihm der Umstand, daß man ihm keine Bande angelegt, Vertrauen einflößte.

„Allah sei mit Dir!“ sprach er zum Alten, als er sich aufrichtete und ein finsterer, forschender Blick ihn traf. Der Araber erwiederte den Gruß, indem er ihn

durch einen Wink einlud an dem Frühmahl Theil zu nehmen. Sie aßen schweigend den Reisbrei, den die Diener versetzten.

„Du mußt unter gutem Stern geboren sein," hub endlich der Afrikaner an, „daß Du, ohne Kameel und Pferd gestern dem Samum entkamst. Wen er einmal in der Wüste trifft, den trifft er nicht zum zweitenmal."

Antonio entgegnete: „Ich ward nach Constantine gesandt, von meinem Herrn, der von Tetuan eine Karavane führt. Ob der Bey Waffen brauche, sollte ich fragen? Ich kenne die Wüste, und mein Scheitel maß oft, wie heiß der Sonnenstrahl brennt. Gegen die wilden Thiere, daß sie fern bleiben, vertraute mir ein Neger geheime Mittel, und vor dem Giftwind weiß ich mich zu schützen indem ich die Erde küsse. Im Uebrigen ist Allah."

Der Araber sah ihn durchdringend, aber ruhig an: „Du hast viel gelernt von der Wüste, auch hat Dich unsere Sonne so gebräunt, daß ein Franke die weiße Haut darunter nicht sähe; aber die Söhne der Wüste kennen sich. Wohl braucht der Bey in Constantine Waffen, aber Dein Herr sendet Dich nicht, sie ihm anzubieten. Deine Füße sind schnell, aber ich sehe doch die Schellen, die daran saßen, Dein Hals ist stolz wie Dein Blick, ich sehe aber doch das Joch unter dem der Nacken sich krümmte, als Du den Pflug zogst."

Der Spanier griff in seine Brust nach dem Dolch.

„Wir schliefen an einer Quelle, und aßen aus einer

Schüſſel," ſagte der Alte, der die Bewegung bemerkte. „Ich bin ein Kaufmann, und diene jedem, der mir Vortheil bringt. Und wollte ich Menſchenhandel treiben, bezahlte mir Dein Feldherr, jenſeits am Atlas, wohl beſſer den gefangenen Franken, als Dein Herr, dem Du entliefſt, den wiedergebrachten Sclaven."

Antonio richtete ſich auf: „Wenn Du denn doch ſo ſcharf ſiehſt, daß Dir die Male der Knechtſchaft nicht entgehen, Maure, ſo irrſt Du wenigſtens, wenn Du freie Männer erkennen willſt. Nicht jene über das Meer Gekommenen ſind meine Landsleute, Spanien iſt das Land, das mich geboren hat."

Es zückte etwas über die Brauen des Handelsmanns, das wie Zorn und auch wie Lächeln ausſah: „Die Ketten müſſen Dich nicht ſchwer gedrückt haben, da Du noch ſo ſtolz ſprichſt."

„Meinſt Du daß eiſerne Ringe, die Menſchenhände ſchmiedeten, auch die ewige Seele niederdrücken, ſo der Allmächtige in dieſen Leib aus Thon und Erde auf kurze Weile einlegte? Die Feſſeln muß noch ein Tyrann erfinden, die den Geiſt hindern ſo frei durch die Lüfte zu ſchweifen, als das ſchöne Roß, was ſie Dir jetzt ſatteln, Dich durch die Wüſte trägt. Jeder Sohn des Weibes ward zur Freiheit geboren, aber Spaniens Söhne, um ſie zu fühlen."

„Eure Väter waren ſtolz."

„Weiſt Du auch von denen! Wir ſind Söhne von Helden. Aber auch Söhne von Duldern, die in

den Ketten Helden blieben und unter Euren Fußtritten den Ruhm der Unsterblichkeit erwarben."

„Du sprichst von alten Zeiten. Die sollen aber nun vorüber sein. Mir sagte man, Ihr würgtet Euch jetzt untereinander, wie vordem die Diener des Propheten."

Ein tiefer Seufzer stieg aus Antonio's Brust: „das sind Kämpfe, die Du nicht begreifst."

„Sie würgen und zerfleischen sich in Spanien um die Freiheit, sagt man zu uns."

„Traue nicht der eitlen Zunge der Franken. Sie haben in unsrer Schwäche gewühlt, wie Würmer in einem kranken Leibe, frage die viermalhunderttausend Gebeine, die am Ebro und Guadalquivir bleichen, ob sie auch unsre alte Kraft kennen lernten. Und beim ewigen Licht der Sonne, wie es da nicht an Helden, so fehlt es heute nicht an Märtyrern, die dem stolzen Reigen jener Dulder um ihren Glauben kühn folgen."

„Wirklich! Giebt es noch solche!" warf der Maure, wie gleichgültig ein.

„Wir sahen einen Riego erwürgen, einen Empecinado zerreißen, und Torrijos edles Blut duftet noch wie Frühlingsregen auf den Feldern von Malaga. Ihre Märtyrkrone sei heilig, doch ich meine es giebt Andere, deren Blut nicht floß, und die durch ein qualvolles Leben mehr noch für die Größe ihres Vaterlandes zeugten. Vogelfrei, die Beute jedes, der auf sie die Flinte anlegen wollte, mit Hunden gehetzt, flohen diese wenigen, auf unwegsamen Stegen, über

nackte Felsen, zerrissen, barfuß, verhungert, lebendige Gerippe durch das Land ihrer Väter. Die Sonne brannte ihre Scheitel kahl, der Stein, wo der Adler ruht, war ihr Bette, ihre trockne Zunge trank nur Staub. Aber wenn Du den Geringsten unter ihnen gefragt, ob er nur eine Hütte opfern wolle dem Fremden, er hätte Dir die Zähne gewiesen. Die Sonne ging einst nicht unter im Reiche der Spanier, und wie die Sonne ewig ist Spaniens Herrlichkeit."

Die kleine Karavane war indeß zum Aufbruch gerüstet. Der Alte sprach: „Ziehst Du eines Weges mit uns, Christ?"

„Ich weiß nicht ob Deine finsteren Blicke mir sagen, daß ich Freiheit habe einen zu wählen."

„Den Du wählen könntest führte Dich zum Verderben," entgegnete der Maure. „Dein Auge sieht nicht die Beduinenschwärme dort hinter den Sandhügeln reiten. Die ganze Wüste stand auf, und Du träfst, wenn Du ihnen durch ein Wunder entgingst, nur graue Aschenhaufen auf den blauen Bergen. Der letzte Wiederschein der fränkischen Wachtfeuer zerstob mit den Morgenwolken, die der Wind gen Norden trieb. Schon die Noth kettet Dich an meine Füße."

„Und als was!" fragte Antonio.

Der Alte schwieg eine Weile: „In der Wüste ist zum Richter bestellt, wer den Arm hat zu richten. Wir ziehen wohl noch manchen Tag, und ruhen manche Nacht miteinander. Ich kenne Dich noch nicht, um zu bestimmen was Du mir werth bist. Umsonst,

ſagen die Franken, iſt nur der Tod, und ich bin ein Handelsmann. Aber wir lieben Märchen und Du erzählſt mir Abends beim Feuer von dem Lande drüben. Laß uns ſehen, wie viel Du vom Löſegeld abverdienſt.“

Antonio beſtieg ein Laſtthier. Die Hitze begünſtigte nicht die Unterhaltung, doch war, was der Alte ſprach, lebhaft und lehrreich. Er that ſich mit dem, was er wußte, nicht hervor, aber er brachte es am rechten Orte an. Mehr als ſeine Landsleute hatte er von abendländiſchen Verhältniſſen Kenntniß, ohne daß es doch die Kreiſe überſchritt, welche er als Kaufmann berührt haben konnte. Er war in Barcelona und Marſeille geweſen, und hatte in Malta mit Engländern, Griechen und Ruſſen verkehrt. Seine Urtheile waren treffend, zuweilen mit bitterm Spott vermiſcht, und ſeine Sprache ging hier und da aus dem orientaliſchen Schwunge in die abendländiſche Art über, daß Antonio ihn hätte für einen Renegaten halten können.

Die Zurückhaltung, die in ſeinem Weſen lag, verſchwand, wenn er von den Franzoſen ſprach, und es ſchien ihm angenehm, wo Antonio in ſeinen Unwillen einſtimmte:

„Stolze Segel haben die Franken, bunte Fahnen, tapfere Soldaten und donnernde Geſchütze, aber ſchöner ſind ihre Worte. Suche ein verlornes Sandkorn in der Wüſte, und Du wirſt es eher finden als ihr Recht, warum ſie zu uns kamen. Geſetze verſprachen ſie uns und Schutz des Eigenthums; und die Schätze der

Kassaubah, durch drei Jahrhunderte gehäuft, zerstäubten in drei Tagen unter ihren Fingern. Von Cultur haben sie gesprochen, und die Gärten und Lusthäuser, die, ein Paradies, um die Seestadt prangten, sind zertreten und wüst. Die Freiheit verhießen sie den freien Männern, und nun frage die Geringsten ob der Dey, den sie wegführten, ein schlimmerer Gebieter, ein böserer Nachbar war, als der beste ihrer Intendanten, die mager übers Meer kommen, um fett wieder abzuziehen."

„Du sahst nicht mein Vaterland, Maure, mein stolzes, schönes Land, ehe die Franken kamen. Was thaten sie Dir? Schutt wühlten sie um, und es ward Staub. Bei mir zerstörten sie uralte, prangende Schlösser, mit himmelhohen Thürmen, herrliche Klöster, wo die Heiligen ein Jahrtausend gethront, und Spanien mit ihren Segensblicken anschauten. Städte, der Stolz der Könige, so alt wie das Menschengeschlecht, der Sitz der Freiheit und des Bürgermuthes, gingen in Rauch und Flammen auf. Erbrochen wurden die Gräber unserer glorreichen Väter, verfluchte Habgier scharrte ihre Leichen auf, und was heilig war und ehrwürdig, damit trieben sie Spott."

„Thaten sie das?" fragte der Araber, und sein Auge schien gierig zu verschlingen, was von des Spaniers Lippen kam.

„Und möchte in Schutt liegen, was Menschenhände schufen," fuhr Antonio fort. „Bäume wachsen wieder und Steine liefert die Erde. Aber verrätherisch wühlte

das Gift von ihren Lippen in unserm Glauben, in unsern Sitten. Morsch wurde da ein Baum, dessen Wurzeln im Mittelpunkt der Erde ruhten, ein Baum mit dem Spaniens Größe wuchs. Ein Pesthauch vergiftet nicht so die Luft, der Samum ist nicht so todtbringend, ein Erdbeben nicht so zerstörend."

„Und doch willst Du zu ihnen? Wen wir hassen, den hassen wie mit ganzer Seele."

„Nimmst Du im Handel keinen Vortheil von einem Feinde? — Wenn Du gefangen wärst unter Europäern, und ein Araberstamm, mit dem Deiner in Blutfeindschaft lebt, böte Dir Freiheit, schlügst Du sie aus?"

„Ein Blutfeind kann mir nur Tod bieten."

„Aber in ihren Fahnen rauscht Freiheit."

Der Araber schüttelte mit einem bittern Lächeln das Haupt: „In den Fahnen des Volks, das Deinem Sie raubte?"

Hier wurde die Karavane durch einen bewaffneten Araber angehalten, der auf den Führer derselben zusprengte. Sie ritten abseits; Beide redeten lebhaft mit einander und ihre Blicke trafen dabei den Spanier. Der Araber wurde immer heftiger, und endlich ritt er mit drohenden Mienen davon.

Der alte Kaufmann erhob sich im Sattel, als spähe er nach den Himmelsgegenden aus. Dann winkte er seinem Diener Jussuf, und die Karavane schlug einen andern Weg ein. Als die Sandhügel sie verbargen, setzten sie die Pferde in Gallop, und auch die Kameele folgten ihnen in raschem Trabe.

„Warum das?“ fragte Antonio's Blick, und der Maure zögerte nicht mit der Antwort:

„Der Fürst der Wüste, das Schwert des Glaubens iſt aufgeſtanden gegen die Franzoſen. Abdel Kader will der Herrſchaft der Fremden ein Ende machen, nachdem der Schlaue ihnen eine Hand von Sammt und ein Geſicht voll Honig wies.“

„Und darum fliehſt Du vor ihm?“

„Er fordert Dich von mir; Du ſeieſt ein Spion der Franken. Aber er bietet mir nicht genug, ich bin ein Kaufmann, ſagte ich Dir.“

„Und Du lieferſt mich nicht aus, um ein paar Zechinen, wo es das Wohl Deines Volkes gilt. Zieheſt vielleicht gar ſeine Rache auf Dein Haupt?“

„Wenn ich Dich aber nicht für einen Kundſchafter halte? — Du redeſt zu ſtolz dafür.“

„Doch was gilt Dir eines Sclaven Beſitz gegen den Zorn des gewaltigen Emir?“

„Du trägſt an Deinem Finger einen Ring, Chriſt. Er funkelt im Sonnenſchein wie flüſſig Blut. Wenn der Ring nun für mich mehr Werth hat, als Abdels Drohungen.“

„Ein Jude in Marocco bot mir nicht zwei Zechinen dafür, als ich hungerte und eſſen wollte.“

„Haſt Du den Ring feil geboten auf dem Markte?“

Antonio erröthete, der Begleiter bemerkte es: „Das Blut auf Deiner Wange zeiht Deine Zunge der Lüge. Solche Ringe verkauft keiner, der ſie von ſeinen Vätern erbte, und des Juden Hand verkrummt, wenn er ſie

darnach ausstreckt. Der Spruch des Korans scheucht auch einen Gläubigen zurück. Du mußt mir von dem Ringe erzählen, und wie Du dazu kamst."

Sie hatten ihr Mittagslager unter dem Schatten einer Felswand aufgeschlagen.

„Wenn Du den Ring denn so genau kennst, und weißt, daß die Figuren auf dem Stein alte arabische Schriftzüge sind," hub Antonio an, „so darf ich Dir nicht bergen, daß es ein Erbstück ist in unserer Familie. Er soll — wer weiß das so genau — durch eine Maurin hineingekommen sein. Es giebt viele große Familien in Hispanien deren Blut darum nicht reiner ist, als das unsere. Er gilt als Amulet, unveräußerlich durch lange Ehrfurcht bleibt er immer an der Hand des Stammhalters. Daß aber ein Zauber in ihm ruhen muß, erfuhr ich erst, als — sie mich auf Eurem Markt ausstellten zum Verkauf."

„Zum Verkauf, einen so stolzen Spanier!" sagte der Maure. „Sag, wie kamst Du zu uns? — Wohl meine ich, daß Du Einer der Flüchtigen bist, von denen Du uns erzähltest. Wenn sie Dich hetzten wie ein Thier, giebt es keine andern Völker im Abendlande, keine andern Küsten? Schlägt unter den Christen kein Herz für das Unglück, daß Du in unser heißes Land flüchten mußtest, wo sie den Christen auf den Markt treiben, und nicht erst fragen ob er ein Spanier ist?"

„Von allen Völkern, Maure, ist keiner unglücklicher in der Fremde als der Spanier," sagte Antonio seufzend. „Alle können sich ein Vaterland machen, der

H. Schmoll del.

J. Scott sculpt. 1812

Spanier nicht. Der Italiener kann ſich ſchmiegen und dienen, der Franzos redet und ſcherzt ſeine Noth weg, der Deutſche iſt gehorſam und arbeitet, der Spanier kann nur ſtolz ſein. Wohl glaubten wir Brüder zu finden auf der Inſel der Britten; ſie hatten tapfer mit uns gestritten, ſtolze Worte uns zugeſandt, als wir wagten frei zu ſein. Wir fanden nur hochmüthige Herren und geizige Krämer, als wir hülflos ankamen und ſprachen: Brüder in der Freiheit, das Unglück traf uns! Unſere Ausſichten gäben ihnen keine Bürgſchaft, antworteten die Kaufleute. Aermer als Bettler wandelten wir durch die Welt von Palläſten. Der Abſchaum ihres Pöbel höhnte unſre Edelſten, weil ſie in Lumpen gingen, und doch aufrecht. In den Straßenkoth ſtieß uns ihre rohe Fauſt, gefühllos ſahen uns die Branntweintrinker verhungern — und lachten! Es ſind ihrer verhungert! —"

„Aber den Ring verkaufteſt Du nicht"

„Die Verzweiflung greift auch nach einer Spinnwebe. Auf gebrechlichen Kähnen vertrauten wir uns dem Meer. Die Welle ſchlug uns zurück an unſer Vaterland. In irgend einer Schlucht, wo der Schleichhändler nächtlich die verbotenen Waaren auswirft, ſetzten wir nochmals den Fuß auf den theuern Boden. Aber kaum daß die Lippen ihn geküſt, als das Geklaff ihrer Hunde, das Knacken ihrer Büchſen uns ſchon wieder forttrieb. Laß mich Dir nicht erzählen wie die Freunde, getroffen von ihren Kugeln, die jähen Wände herabſtürzten, wie ſie andere lebendig fingen. Gott ſei

ihrer Seele gnädig! — Das Maaß meiner Qualen war noch nicht voll. Mit wenigen fand ich einen Nachen. In's wüste Meer warf die Steuerlosen der Wind. Zehn lange Tage trieben wir um. Die Leichen der Verschmachteten senkten wir ohne Glockenklang, ohne Priestersegen ins feuchte Leichentuch. Endlich warf uns der Sturm an die marocanische Küste. Man empfing uns freundlich, denn ihre Politik glaubte uns gebrauchen zu können, man speiste die Hungrigen mit Hoffnungen. Aber als man unsrer fordernden Blicke satt war, schickte man die Lästigen tiefer in's Land. Mit jeder neuen Sonne sahen wir neue Gesichter, wildere Blicke. An der Grenze der Wüste waren aus den freien Männern Sclaven geworden. Wir gingen aus Hand in Hand. Ist er Dein König, ich verklage ihn nicht vor Dir; der König, der mir mehr wehe that, war mein König. Und er spannte mich doch nicht vor den Pflug."

„Nicht alle Deines Volkes litten wie Du. Ich hörte, daß Viele in Marocco zu Gnaden aufnommen sind."

Ein stolzer Blick des Spaniers antwortete ihm: „Nenne mich nicht in einem Athem mit denen, die um Peitschenschläge ihren Gott abschworen. Ein königlicher Prinz unserer Insel, trug vor Alters Ketten wie ich, im Lande jenes Königs. Nur ein Wort hätte es ihm gekostet, nur eine Stadt sollte er herausgeben, wo das Kreuz wehte; aber er starb lieber verhungernd, wo sie den Kehricht hinwarfen. Heiliger Märtyrer Fernando, Dein Bild erschien mir dort, und das Joch drückte nicht mehr den Nacken wund, die Brust schöpfte Athem."

„Brachst Du aus dem Pfluge aus?"

„Der mit mir eingespannt war sank, nicht wie ich von dem hohen Bilde gestärkt, im Sonnenbrande um. Der Voigt peitschte ihn. Da erschlug ich den Voigt. Man wollte mich auch unter Qualen tödten. Ich schmückte mich zum Tode, mit dem letzten Schatz, den ich gerettet und im Haare verborgen hielt, mit diesem Ringe. Da waren Viele auf dem Markte, die ihn anstaunten, ihn befühlten und mich darum fragten. Endlich ließ mich ein reicher Sheik kaufen, und mein Herr nahm für seinen erschlagenen Voigt das Geld an."

„Nur der hat Dich gerettet," sagte der Maure, nachdem er lange die Hand des Spaniers gewiegt. „Glücklich schätzen sich die Familien unter uns, die solches Kleinod aus Arabien mitgebracht und bewahrt haben. Denn unter den Augen des Propheten wurden sie gefertigt, und er schenkte sie denen er wohl wollte. Wir meinen, da sein Hauch in den Schriftzügen weht, daß wer ihn trägt, selbst geheiligt sei. Ja so fortwaltend ist sein Segen, daß auch der Heide und Ungläubige, der ihn trüge, ihn fühlt. Segne den Anlaß, Christ, der Dich in den Besitz setzte."

Antonio blickte düster auf den Ring.

„Sahst Du mit Augen den Sheik der Dich kaufte?"

„Niemals. Ich mußte dienen auf seinem Lande, und er war fern."

„Aber er hielt Dich wohl härter als der vorige Herr? denn wäre er ein guter Herr gewesen, hättest

Du was er für Dich that, nicht durch die Flucht vergolten."

Antonio's Auge blieb auf dem Boden ruhen: „Er war mild gegen mich. Hatte er doch selbst meinen Freund — meinen Bruder mitgekauft, weil ich mich nicht von ihm trennen wollte. Seine Gärten hatten wir zu pflegen, seiner Rosen zu warten. Keine Ketten schleppten uns nach, wir brauchten nicht auf das Knallen der Peitsche zu achten. Wir durften lauschen auf das Plätschern der Brunnen, auf den Gesang der Vögel, auf die Stimme der Schönheit. Es sang mir eine Nachtigall aus den Büschen zu: Bleibe hier."

„Und Du verstopftest Dein Ohr?"

„Es war ein süßer Vogelgesang, ich lauschte wohl. Da kam eine Schwalbe über See, und zwitscherte mich wach. Sie sang, es seien bessere Zeiten drüben gekommen; mein Vaterland erwache wieder."

„Und es zog Dich aus dem Rosengarten dahin, wo sie Dich mit Hunden gehetzt und an die Galeere geschmiedet?"

„In das Land meiner Väter, in das Land meines Gottes, wo ihre Gräber ruhen, seine Altäre stehen, in das Land, geweiht durch das Blut der Märtyrer, geehrt durch die Fußtritte der Helden, gefeiert durch Lieder und Gesänge, dahin, Maure, zog mich das Lied der Schwalbe."

„Nahmst Du mit Dir auf das schnelle Roß den, der mit Dir an einer Kette lag, an einem Pfluge zog,

denſelben Garten wäſſerte, und — den Sang der Nachtigall hörte?"

Antonio hob die Arme gen Himmel; dann ſtürzte er zu Boden und verbarg das Geſicht: „Was rufſt Du, Nekromant, die unſeligen Geiſter. Ihn traf Gottes Rache und meine Hand führte den Strahl."

Juſſuf war mit gekreuzten Armen heran getreten. Die andern Araber lagen auf dem Boden, als wollten ſie der Erde ein Geheimniß ablauſchen: „Herr, der Donner ſchallt im Gebirge. Der Wind trägt die Fährte zu uns."

Der Maure hatte ſich aufgerichtet, und athmete die Luft ein, die dumpfen Kanonendonner heran wehte.

„Allah iſt groß! dort richtet Gott. Warum traf Deinen Bruder der Rächerſtrahl! Antwort Chriſt! Wiſſen muß Abu Ben Hamed, der Richter in der Wüſte, ob er Dich ſchützen darf, oder den Mörder richten muß!"

Antonio's Auge richtete ſich nicht vom Boden auf, indeß der alte Araber, auf einem Felsſtück ſitzend, ſein Bekenntniß anhörte.

„Du glaubſt nicht, Maure, an das heilige Blut, das vergoſſen ward zur Vergebung unſerer Sünde; aber an den ewigen Vater glaubſt Du doch, deſſen Gnadenauge der Erde Licht giebt und ſie tränkt mit Himmelsthau, das den Frevel nicht will und die Läſterer verflucht. Mir iſt als könnte ich Dir beichten und mich träfe keine Sünde, denn um mich ſehe ich nichts als eben dies ewige Auge, das Dich jetzt an-

ſchaut wie mich. — Die Sonne nach einem Gewitterſturme lockt auch Unkraut und im Dunſte brütet ſie den Mehlthau. Auch die Sonne der Freiheit brütete bei uns — unheilvolle Erkenntniß. Der mit mir an einem Pfluge zog, o, er war mir mehr geweſen als Freund — er hatte ein heiliges Recht auf mich. Sterben hätte ich für ihn ſollen; aber durfte ich ruhig anhören das Gift, das von ſeinen Lippen floß? Maure, wenn Du einen Freund hätteſt, und er lachte, daß Du Almoſen giebſt, was der Prophet Dich hieß, er zerriſſe die Blätter des Korans, er ſpie in den Kaba und nennte Muhamed einen Betrüger, und wärs ein Freund, der Dir dreimal das Leben rettete, was iſt ein Leben dagegen! — Um einen freien Scherz, um ein unheiliges Wort, von den Lippen jenes Maurenritters über Dich, unbefleckte Jungfrau, entbrannte die Erde, die Säulen des Alhambra weil ſie es hörten, brachen, und ein Reich ging unter. Und ich, ein Chriſt, von des Chriſten Lippen ſollte ich ſtill anhören, wie er täglich lächelnd frevelte, Gott, die Jungfrau, den Heiland. Du, Ewiger, ſeieſt jetzt taub von den fränkiſchen Geſchützen, nur von der Jungfrau, die in den Armen eines Mannes ruhe, könne ein Mann geboren werden, und Liſt und Muth ſeien die beſten Heilande. Nein, hochheilige Himmelskönigin, Dich ſoll Niemand läſtern, ſo lange ein Funke, ſo lange ein Tropfen Bluts, ſo lange ein Athemzug in dieſem Körper lebt!"

„Haſt Du Dich dort auch in Wuth geredet, ehe Du das Meſſer zogſt?"

„Nein, Maure, seine Worte waren Messerstiche. Er hat mich gereizt, bis das spanische Blut aufsiedete. Er schalt mich halb, verzagt, in Vorurtheilen blind; er schwur, wenn er heimgekehrt, die Mönche zu erwürgen, die Klöster zu verbrennen, die Altäre umzustürzen, aus Spanien eine Wüste der Barbarei zu machen; er schwur, wo die Heiligen gewaltet, in Blut und Frevel eine nackte Göttin zu krönen."

„Und darum erschlugst Du Deinem Vaterlande einen Streiter, im Augenblick, wo es Euch Beide rief."

„Nein!" schrie Antonio. „Nur mich rief sie, ihn nicht. Darum nur erlag die reine Sache, weil sie unreine Streiter zählte. Nicht durch Mordthat, im Gottesurthel fiel er. Wir standen Beide allein vor seinem Angesicht, die Sonne und die Wüste als Zeugen. Die Schwerter kreuzten sich, und meines würdigte der Herr seinen Spruch in Blut zu schreiben. Ja, Herr der Heerscharen leihe mir Kraft, gieb sie Alle in meine Hand, und ich will Dein Erzengel auch fürder sein."

Deutlicher wurden die Donner von den Bergen.

„Wohlan!" rief der Araber, „sei es! Dort steht ein Roß, hier Waffen. Die von Gott abfielen, der Arm des Rächers ereilt sie. Die Söhne der Wüste kämpfen wie Du für alte Sitte, die Franken sind hier wie dort. Ihre Könige haben sie fortgejagt, ihre Gottestempel zerschlagen. Wie dort der Nonne rissen sie hier der züchtigen Frau den Schleier vom Gesicht, und das Gift das sie ausäen, hier wie dort, es sind

Drachenzähne und Scorpionenblut. Unsre Sache ist Deine. Sei frei Christ!"

„Aufbruch! Aufbruch!" schrieen die Araber. Die Donner hallten näher; das Kleingewehrfeuer prasselte über die Ebene. Schwärme Reiter umtummelten sie.

Don Antonio saß auf dem Pferde, ein gekrümmter Damascener blitzte in seiner Hand. Sie waren, wie durch eine Zauberverwandlung inmitten des weit verbreiteten Schlachtfeldes.

„Sie sind abgeschnitten, sie fliehen! Tod den Christenhunden!" jauchzten die Araber.

„Zauderst Du noch," sagte der Maure. „Lodert die heilige Flamme nicht mehr?"

„Ich kann nicht!" rief Antonio, und schleuderte den aufgedrungenen Säbel fort.

Der Maure raunte ihm einige Worte in's Ohr. Er hörte sie nur halb; denn sein Pferd, des fremden Reiters ungewohnt, und entweder durch die hastige Bewegung des andern, oder durch eine Kugel scheu geworden, riß ihn fort. Es trug ihn durch Pulverdampf, Staub und Schwertergeklirr. Er sah, er hörte nichts. Wie von einer Starrsucht ergriffen, hielt er sich nur am Sattel fest, während ihm wie Posaunentöne fort und fort die Worte des Mauren in's Ohr dröhnten: „Nicht um Deinen Gott erschlugst Du den Lästerer; aus Eifersucht hast Du den Freund ermordet."

Das Heer der Franzoſen war geſchlagen. Ein alter Feldherr, der zu unglücklicher Stunde in den afrikaniſchen Gebirgsſchluchten die unter Napoleons Adlern mühſam gepflückten Lorbeeren verloren, führte es unter Entbehrungen und Gefahren zurück. Von den zerſprengten Haufen erreichten die wenigſten das Hauptcorps. Jedes verwachſene Thal, jeder Bergübergang wurde die Schlachtſtätte für Viele, oft das gemeinſame Grab für Alle.

Ein verwilderter Haufen ſchleppte ſich, dürſtend, entblößt, verbrannt, längs der kahlen Bergwand, vergeblich nach einem Paß ausſchauend, nach einem geſicherten Uebergang. Viele der Ihren hatten ſie ſchon verloren, nicht durch die Beduinen; die Furcht ihnen in die Hände zu fallen, Abſpannung, Lebensüberdruß hatte den Verlorenen die ſelbſtmörderiſche Waffe in die eigene Hand gegeben. Hingeworfen hatten ſie jetzt ihre Gewehre und die erſchöpften Körper. Man ſorgte nicht mehr für Sicherheit, die Raſt eines Augenblicks, ein Stein, ein Buſch, der der glühenden Stirne Schatten gab, war das Ziel der Wünſche. Für alles andere war der Geiſt bei den meiſten todt. In Andern hatte die ſtechende Sonne irre Gedanken ausgebrütet. Ein Lächeln umſchwebte ihre verbrannten Lippen und tiefen Augen, wie bunte Dünſte über faulen Sümpfen kräuſeln. Ein Flintenſchuß aus ihrer Mitte heraus weckte die Einſchlummernden. Ein noch kräftiger Soldat, Ehrenzeichen und Narben ſchmückten ſchon ſeine Bruſt und Stirn, wälzte ſich blutend im Staube. Sein eignes

Gewehr hatte ihm den Tod gegeben. Entsetzen war nur auf den Gesichtern von wenigen zu lesen; die stumpfe Gleichgültigkeit auf den andern verrieth, daß man daran gewöhnt war. Ein jüngerer Soldat rief: „Was ist schöner als freiwillig sterben! Vivat wer unserm Bruder nachfolgt!" Aber ein Sergeant, in dessen südlichen Augen kein minder irres Feuer brannte, entriß ihm das Pistol, das er mit der Geberde wahnsinniger Lustigkeit schon an die Stirn gesetzt hielt: „Junger Camerad, das wäre zu früh. Sterben müssen wir Alle. Aber ein guter Soldat stirbt erst wenn er Andere sterben ließ!"

Ein Volontair, der aus der Schule kam rief ein Beispiel aus den Alten, wo Soldaten sich gegenseitig, Einer den Andern, fechtend umgebracht, um den Feinden nicht in die Hände zu fallen. Der Sonnenbrand hatte schon so sinnzerstörend auf die Geister gewirkt, daß man ihm Beifall zujauchzte.

„Wozu das," rief der Sergeant, „wenn es noch Feinde giebt, die wir vor uns bluten lassen können. Der Gefangene nutzt uns nichts."

„Der alte Schlemmer," wieherte ein Andrer, „schlürft wo er liegt so viel Schatten, daß zwei Magen genug hätten."

„Probiren wir an ihm wie der Tod schmeckt," fuhr der wilde Sergeant fort, und zerrte den alten Araber in die Mitte, „Dein Stündlein schlägt. Hörst Du die Glocken in Deinem Himmel klingeln. Der Prophet schließt das Thor auf, die schönen Houri's warten."

„Gieb ihm ein paar Minuten Bedenkzeit!“ rief ein milder Gesinnter.

„O er soll an dem Tode kauen. Siehst Du die zwei Läufe. Bist Du tückisch, fährt Dir das Blei erst in den Bauch; antwortest Du Wahrheit soll's direct ins Herz gehn. Wie viele von uns hast Du umgebracht? Hast Du ihnen zuerst die Arme abgehackt, oder die Beine? Erst die Zunge ausgerissen, oder die Augen? Tratst Du ihnen auf die Gurgel, oder schlitztest ihnen den Bauch auf? Wenn Du das Haarklein beichtest, so versprech ich Dir bei Soldatenparole, in fünf Minuten sollst Du nicht mehr japsen.“

Die Soldaten knirschten vor Ingrimm in Erinnerung der Todesqualen, die ihre gefangenen Cameraden so oft erlitten.

„Was stierst Du mich mit den großen Augen an. Die unseres Tambours waren noch größer, und ihr schnittet sie ihm rund aus, und der Tambour lebte noch drei Stunden.“

Es zückten mehrere Bajonette auf den Gefangenen, aber der Sergeant hielt sie zurück.

„Erst kitzeln, dann spießen. Da ist ein Dornenstrauch, so trocken, daß man der Sonne die Lust anmerkt ihn in Brand zu stecken. Zieht dem stummen Sultan seinen Pelz vom Leibe, es ist Menschenpflicht, er schwitzt zu sehr. Hinein dann mit ihm und deckt ihn mit Dornen zu, daß er nicht erfriere. Wenn's ihm aber doch zu kalt wäre, daß er nicht sprechen könnte, so zünden wir's an. So wird hoffentlich

aus ihm ein ordentlicher Mensch und er uns höflich Rede stehn."

Der Araber erhob seine Arme: „Gott straft jeden Frevel!"

„Das ist eine alte Lüge!" sagte der Sergeant. „Ich kann eine Geschichte davon erzählen, vielleicht besinnst Du Dich indeß. — In Spanien lebt ein Volk, bigott wie Ihr. Es glaubt, daß ihm die Heiligen beistehn. Wenn sie Einem von uns hinterrücks einen Dolchstoß gaben, sagten sie, es ist Gottes Wille; wenn wir sie dafür aufknüpften, incommodirten wir nicht den lieben Gott, wir sagten: In's Teufels Namen, und es ging eben so gut. Unser drei waren einmal in einer abgelegenen Mühle und thaten uns gut. Die Müllerin war ein schmuckes Weib. Da führte Gott, oder der Teufel, wie Du willst, eine Bande Birgands herbei. Eingeschlossen sind wir und die Hähne knacken, und aus den Büschen blinzen uns wie Schlangen brennende Augen an. In jedem stand dreifacher Tod zu lesen. Verdient hatten wir ihn vollauf; wir hatten ihren tückischen Alcaden unter den Balken seines Hauses schmoren lassen, und damit er nicht allein in's Himmelreich ging, aus purem Erbarmen den Hundsfott von Pfarrer mit ihm. An Gnade war also nicht zu denken. Verrammelt war die Mühle, vor dem ersten Anfall waren wir geschützt, und voll Weines sind wir auch um noch eine Weile ihnen in's Gesicht zu lachen. Freilich konnten sie die Mühle anstecken, aber des Müllers Weib und

Kinder sind drinn, und er selbst commandirte bei den Räubern. Dennoch packt, als der Wein ausdunstet, meine Cameraden die Angst, sie sehen sich schon mit Armen und Beinen an die Planke genagelt, wie die Spanier zu thun pflegten. Die Poltrone schießen sich vor den Kopf Einer um den Andern! Das ist schlechte Cameradschaft, Einen im Stich zu lassen der noch Muth hat, und dumm auch, denn die Hülfe war schon in der Nähe. — Die Müllerin, die mit ihren Bälgen auf den Knien rutschte und die gebundenen Hände sich wund rieb, bat den lieben Herrgott, daß es ein Erbarmen war anzuhören. Aber er hielt sich vermuthlich aus Klugheit die Ohren zu, weil er nicht helfen konnte. Wer half mir, als jetzt die hundert Büchsen losknallten, daß die alten Breter der Mühle krachten und bebten. Ich. — Das jüngste Balg hielt ich an den Haaren raus, und rief: Zielt doch! — Der Müller schrie. Einer schoß aber doch; das Kind war durchs Herz getroffen; ich warf es ihnen zu. Habe noch Vorrath! rief ich hinunter, und packte das Mädchen. Die unten heulten vor Wuth. Ich lachte; hatte ja noch die Müllerin, als sie dem Mädel auch den Kopf einknickten. Das schöne Weib war ein prächtiges Schild vor meiner Brust. Die Mündung der Pistole hatte ich ihr in's Mieder gesteckt, und invitirte den Müller er sollte doch stürmen lassen. Da wurden selbst die Frechsten blaß; das Weib war zu schön. Indeß kamen die Bajonette den Hohlweg herauf, und ich war gerettet. Die Müllerin nahm die Compagnie mit sich und der Müller hat sie nicht wieder zu

Gesicht bekommen; er hätte sie auch nicht wieder erkannt. Nicht wahr, das war gottlos!"

Durch die stummen Zuhörer rieselte es wie Schauder. Sie gehörten alle jüngern Geschlechtern an.

„Dünkt Euch das Sünde, es giebt keine Sünde."

„Warum nicht gleich todtgeschossen!" rief Einer.

„Man lebt nur einmal, Cameraden, und wer für sich selbst lebt, lebt am richtigsten. Glaubt das einem Alten, der zu seiner Zeit auch für die tausenderlei Faxen, die sie uns vorspiegelten, schwärmte. Nicht einmal mit dem Ruhme ist es etwas. Er führt nicht weiter als bis zur Grube. Hunderttausend spanische Pfaffen haben alle Blitzschläge auf uns herabgebetet. Mich traf nicht mal eins der kleinen Messer, die die Blitzweiber in Spanien so geschickt in's Herz zu schleudern wissen, wenn man ihrer überdrüssig ist. Ich erfror nicht an der Berezina und von den Kugeln, die bei Waterloo wie ein Platzregen fielen, hat mich keine einzige nur gestreift. Sie sagten nachher wohl, ob mein Gewissen sich nicht rührte? War ich nicht ein ruhiger Mann geworden, und ein guter Bürger. War verheirathet und wiegte Kinder. Bin sogar in die Kirche gegangen. Was im Krieg geschieht, vergißt unser Herr im Frieden. Seitdem ist die Welt klug geworden. Selbst die tollen Spanier wurdens. Sie haben beten gelernt: Hilf Dir selber, so hilft Dir Gott! Sie verbrennen und schmoren jetzt selbst ihre Mönche, und die roth wie Truthähne wurden, wenn wir ihre Heiligenbilder Oelfratzen nannten, haben ihren Gott ab-

geſchworen und fechten mit dem Teufel. Maurenſeele, kannteſt Du nicht, Du Mameluck, den Catalonier mit den buſchigen Augenbrauen, der im Treffen Eure Reiter führte? Er war einmal ein Glaubenshelb in Spanien; als ſeine Brüder ihn aber in Barcelona auf die Galeere ſchicken wollten, für ein bloßes Wort, ſchlug ſein Glaube um, und jetzt commandirt er Türken und Beduinen. — Glaubſt Du noch, daß Gott ſich um Deinen Angſtſchrei kümmern wird! Der mit Mond und Sonne Kegel ſchiebt in der großen Bahn da oben, iſt froh wenn wir ihn mit unſern Lumpereien ungeſchoren laſſen, und wenn nur die Sterne nicht zuſammen ſtoßen, um ein paar Schädel, die brechen, läßt er ſich nicht aus der Ruhe bringen."

„Canaille mach's kurz!" rief ein Franzos. „Soldaten ſind nicht Folterknechte."

Der Sergeant lächelte: „Das iſt zu wenig für einen ſo langen Durſt. Der tückiſche Hund ſoll ſich bekehren. Willſt Du Mahomed abſchwören, und uns den Weg zeigen über die Berge — willſt Du?" —

Er hielt den erſchöpften, zitternden Greis an der Kehle, indem er ihn langſam in den Dornenſtrauch drückte. „Allah, Allah!" ſtöhnte der Maure.

„Hilf Dir ſelber!" ſchrie der Unmenſch. „Allah iſt taub, wie die ſpaniſchen Heiligen!"

Ein kräftiger Druck ſollte den Körper des Alten in das dicht verſchlungene Dornengeſtrüpp tauchen, als ein tönender Schlag den Schädel des Sergeanten traf.

Er taumelte, ein Blutstrom sprudelte über das Gesicht und auf den Tod getroffen stürzte er zu Boden.

„Gottes Blize treffen noch!" Der den Streich geführt und diese Worte sprach, eine große, stolze Gestalt, schwang den blutenden Säbel über dem Röchelnden, und der Strahl seines Auges herrschte die Soldaten an. Es war Antonio. Sein Pferd hatte ihn gestern in die Reihen der versprengten Franzosen geführt; er hatte ihre Flucht getheilt, nachdem man in ihm den entwichenen Christensclaven erkannt. Doch kaum hatte man das ihm abgefragt, theilnahmlos zog ein jeder neben dem Andern. Es mochte sein Freund sein, er reichte ihm nicht den Arm wenn er fiel; es mochte ein Feind sein, man umfaßte ihn, wenn man strauchelte. Er war fremder geblieben unter den Christen, als er unter seinen Peinigern gewesen. Auch jezt hob kaum Einer den Kopf aus der dumpfen Ruhe. Keiner stand auf, Rechenschaft von ihm zu fordern für den Todesschlag an einem Cameraden. Sie hätten vielleicht das Fleckchen Schatten eingebüßt, das ihr glühendes Gesicht erhascht. Sie hörten auch regungslos Antonio's Worte:

„Der Richter dieser Welt lebt. Sein Ohr ward nicht taub, sein Auge nicht blind, wenn auch seine Donner schlafen. Ich, ein Spanier, hasse Euch, wie der Sohn eines Weibes den Sohn des Weibes hassen kann; aber, und wenn ich Euch jezt mit dem Fuß zertreten könnte, die Ihr wie matte Fliegen am Boden liegt, ich zerträte Euch nicht. Ich schwelgte am entzückenden Gedanken, daß seine Hand Alle, Alle, die an

meinem Vaterlande gefrevelt, trifft, wie Euch. Das seien fürder Eure Heldenthaten; spielt Folterknechte mit den Folterknechten! Das sei Euer Muth, der selbstmörderisch gegen sich wüthet! Das Eure Größe, so matt zu sein, daß Ihr achtlos anhört, wie Euer bitterster Feind Euch schmäht. Amen! Amen! Gott ist gerecht, er läßt sein nicht spotten."

Antonio hatte den alten Mauren gerettet. Die verwilderten Flüchtlinge hatten keinen Willen mehr.

„Ich danke Dir nicht," sagte Ben Hamed, als sie auf dem Sandhügel standen, der den letzten Blick auf die Marandeure erlaubte. „Allahs Wille ist groß, und Du thatest nicht mehr, als in den Sternen geschrieben steht. Die dürstende Schwalbe fällt nicht an der Quelle nieder, ehe ihr Schnabel am Naß sich netzte, ohne ihn. Der Storch tödtet nicht seine Jungen, deren Flügel zu schwach sind, ihm übers Meer zu folgen, ohne daß er es will, und die Rabenbrut zerreißt nicht ihre Väter, wenn er es nicht geheißen. Er herrscht in jedem Volke, ob es lagert, wo die Sonne aufgeht, ob es schifft, wo sie ins Meer sinkt. Er gebietet den Völkern, wo die Alten die Jungen erdrücken, und er will es, wo die Jungen den Alten Gesetze schreiben. Er läßt Reiche blühen und wachsen und er läßt sie in Schmach und Schande vergehen. Aber nur die liebt er, die reinen Herzens sind, und deren Worte und Thaten, wie Opferdampf am klaren Himmel zu ihm

aufsteigen. — Nicht! Du kommst mit mir, zu den Verworfenen kehrst Du nicht zurück?"

„Wohin?" fragte Antonio; sein Auge schweifte über Wüste und Himmel.

„In das Vaterland der Freiheit."

„Du weißt von keinem Vaterlande."

„Doch, doch!" sagte der Maure dumpf. „Die Väter meiner Väter kannten ein Vaterland. Es war lieblich und schön. Der letzte Seufzer war schwer als sie davon schieden."

„Lebe wohl!" sagte Antonio. „Ein Vaterland ist keine Wüste."

„Jedes Land kann Wüste werden."

„Nicht das, wo die Völker Gott hohe Dome bauten, und die Lebendigen für die Kommenden lebten."

Der Maure blickte mit stillem Lächeln vor sich, dann wies sein dürrer Finger auf die Ferne, wo die weite Sandwüste sich röthlich färbte: „Siehst Du den Rosenschimmer? Es ist kein Morgenlicht, es ist der letzte Abendhauch heller Tage, die in ewige Nacht versinken. Eine große, prächtige Stadt hat dort gestanden; Römer, Griechen, weise Christen, auch Saracenen die Kunst und Wissenschaft pflegten thronten darin; heut ist ihr Name selbst vergessen. Ich sah als Kind, wie fränkische Reisende die letzten Säulen zerschlugen, um ein paar Bilder in der Tasche fortzutragen. Der afrikanische Sand, so weit Du siehst, ist ein großer Todtenacker; Städte liegen darunter begraben, berühmter, meinen die Weisen, als Deine, Christ. Das

Meer spült an den hohlen Felsufern, auf denen Cyrene prangte und Karthago, stolzer als Spanien. Dort hat die Kunst geblüht, hohe Weisheit, Tempelzinnen ragten gelden in die Wolken; der Erdkreis zollte den Römern; der Griechen Weisheit beherrschte die Welt, die Araber waren ein flammendes Licht des Orients; was ist heut von ihnen da? — Such unter den Nesseln, verfallene Gräber und rother Sand. — Aelter als das Menschengeschlecht war Aegyptens Weisheit; seine Pyramiden schauen heut auf ein Geschlecht, das mit den Thieren um sein Dasein streitet. Blicke weiter, wo sind Asiens kuppelreiche Städte, wo die Thürme, umspült von Gewitterwolken, deren Zinnen die zerstreuten Menschen zusammenrufen sollten?" —

„Du vergissest," unterbrach Antonio, „daß das Kreuz nicht auf ihren Kuppeln glänzte. Christus vergeht nicht."

„Doch," sagte der Maure, „es waren Christenstädte, stolze Christenstädte. Schulen blühten und Kirchen prangten. Ich ließ mir drüben sagen, die Weisheit Eurer Lehrer, die Ihr Kirchenväter nennt, habe in Afrika geblüht. Von hier sei die Lehre des Nazareners wie ein goldner Strom herrlicher Worte geflossen, geläutert und gefestigt zu den Völkern der Mitternacht. Und doch sind die Städte zerfallen, die Hufe der Sieger haben sie in Staub getreten, der Schakal schläft, wo die Kapelle stand, und die Hyäne lauscht, wo der Priester die Hostie brach. Der Hauch der Wüste ist mächtiger als der Geist des Gottes, der am Kreuze starb; meinst

Du, daß er nicht übers Meer kann. Meinst Du daß Rom fester ist als Ninive und Babylon und Karthago? Klingen Dir nicht Stimmen ins Ohr aus der neuen Welt, die Ihr auffandet, wo die Sonne im Meere schläft, Rabenstimmen, Vergeltung schreiende, stürzen nicht schon Eure Dome, brechen nicht schon Eure Königsschlösser, nagt der Wurm nicht an Euren Büchern und Pergamenten? Eure Herrlichkeit wird Schutt. Komm zu uns."

„Man lobt den Schiffsherrn, der der Letzte auf dem scheiternden Wrack bleibt."

„Wenn ihn aber das aufsässige Volk selbst hinabstößt, muß er auch dann mit den Treulosen untergehen? Darf er nicht die Hand greifen, die ihm ein Fremder bietet? — Hör' ihre frechen Lieder; sie brechen auf. Dein Leben ist nicht sicher unter ihren befleckten Händen, Dein Herz — zieht Dich das zu ihnen, oder zu uns?"

„Mein Herz" —

Antonio's Hand fuhr schnell an das Herz, er stöhnte, die Knie wankten, er zitterte, und sank in den Armen des Alten zu Boden.

„Brudermörder!" rief der Maure, drohend die Hand gegen den Kriegerhaufen erhebend. Eine nachgeschickte Kugel aus ihren Büchsen hatte den Spanier in die Seite getroffen.

Doch nicht zum Tode. Auch von der Gefangenschaft retteten ihn und seinen Pfleger maurische Reiterschwärme, die aus der Wüste auftauchend die Flüchtlinge

October	Einnahme	Ausgabe.
den		

ergriffen. Während ſie ihnen in die Berge folgten, hatten die herbeigekommenen Gefährten des alten Mauren den Verwundeten gepflegt und auf ein Kameel ſanft gebettet. Die Karavane zog abwärts von dem Getümmel ihren ſtillen Weg.

Doch zuvor hatte der Führer der Reiter mit dem Emir bedeutungsvolle Blicke gewechſelt.

„Hielt ich mein Wort?“ fragte der Krieger.

„Dein Schwert, Rafael, iſt roth von Bruderblut.“

„Nicht mehr Brüder,“ ſchwur der Andere. „Wuſch ich, wenn Du meinen Worten nicht trauſt, — und Du haſt recht, denn Worte ſind Luft, — wuſch ich nicht mit Blut ab die Male der Verwandtſchaft mit den Verzagten, Unentſchloßnen. Zerriſſen iſt das Band auf ewig. Das Wort Renegat hat aufgehört. Es giebt in der Welt nur zwei Geſchlechter. Die Augen haben für das Glück, und einen Arm um zu faſſen, wenn es Zeit iſt, und die blind ſind, oder, haben ſie Augen, blöde ſehen, und den Augenblick verſtreichen laſſen.“

„Doch ſpricht man, daß die Sterne drüben für Dich wieder aufgingen. Das Kind in den Windeln, das ſie Königin nennen, ruft die Verbannten zurück. Was bürgt mir für Deine Treue?“

Der Renegat lachte auf: „Mein Geiſt, der die Ketten des alten Aberglaubens ſelbſt ſprengte. Fluch ihrer Gnade. Mögen ſie Paſteten packen aus Altem und Neuem, und Verſöhnung predigen; Waſſer und Feuer mengt ſich nicht. Mögen ſie um Worte ſtrei-

zen, es bleiben Wortheiden. Mich täuschen sie nicht wieder."

„Und Dir lacht die Blume?" sprach der Emir düster.

„Frage den Todten, ob sie ihm lacht."

„Er wird wieder erwachen, und sein Recht fordern."

„Grub er es nicht schon in meine Brust. Wir sind quitt. Aber die Sterne werden sprechen, weß' die Blume ist."

Der Maure kreuzte die Arme: „Allahs Wille geschehe!"

Es war eine sternenhelle, warme Nacht. Die Feuer verglommen. Ein sanfter Wind strich kühlend über die Ebene, wo unter duftenden Sträuchern die Zelte der Karavane standen. Der Verwundete lag auf weichem Moos wohl gebettet.

„Wie Du Dich schnell erholt hast," sagte sein kundiger Pfleger. „Der Hauch der Wüste ist für den verwundeten Fremden Tod."

„Ich bin ein Spanier," entgegnete Antonio. „Meines Landes Kraft durchathmet den gebrechlichen Leib. Auch Spanien wird Fieber und Wunden abschütteln."

„Nun wirst Du mich bald verlassen," sagte Ben Hamed. „Der Spanier kann den Mauren nicht lieben; Du wirst mich vergessen. Laß mir zurück, was mich an Dich erinnert. Noch schuldig bist Du mir zu erzählen, wie Dein Geschlecht heißt, wer Dein Vater war?"

Antonio ſprach:

„Wenn ich Dir lange ins dunkle Auge ſehe, das mich jetzt zornig und dann wieder ſo theilnahmvoll anblickt mahnſt Du mich an ihn. Mein Vater war auch ein herrlicher Greis, ein Spanier aus der beſſern Zeit. Wir ſind Abkömmlinge eines berühmten Geſchlechts, deſſen Thaten in alten ſchönen Liedern fortleben. Auch Deine Vorfahren, Maure, lernten die Aguilars kennen. Oft zückten ihre Schwerter zuſammen, und edles Blut von Arabern und Chriſten, färbte die Bäche und Felswände der Sierra, wo wir wohnen. Andere Familien haben ihre Helden vergeſſen, bei uns lebten ſie fort. O mein Vater, wie flammte in Deinem Auge wieder aller unſrer Ahnen Heldenmuth, als Du dort auf der Felsſpitze die Söhne der Berge anredeteſt, und ihnen den ſchnöden Trug der Fremden aufzähltеſt! Wie jauchzte Deine Seele, als ringsum die Felſen und Wälder wiederhallten von dem einen Rufe: Tod den Franzoſen! — Da war herrliche Zeit, da war Gott mit uns, da ſchwebten die Geiſter unſerer Väter über unſern Fahnen, da ſtand das alte Spanien lange begraben, wieder auf. Klein war nur unſer Gut, aber neun Söhne hatte mein Vater, und uralte Ehre. Bald nannten ſie ihn den König der Sierra. Der Name war ein Schreck der Franzoſen. Mit dem Blut von ſieben Söhnen hat Don Alfonſo ſein Vaterland frei gekauft.“

„Dafür hat ihn wohl ſein König hoch belohnt?“

„Haſt Du nie gehört wie er lohnte! Das Königs-

blut, das über Spanien regiert, ist ein fremdes; aus dem Volke das wir hassen."

„Wie duldete das der Stolz Deiner Väter?"

„Sie kamen mit Waffen und mit Gold ins Land. Unsre Väter waren arm geworden. Das Gold siegte."

„Deine Väter hatten ja das Land gefunden, wo das Gold wächst. Und doch arm!"

„Daß sie es nur an Gold geworden, und die Tugend der Vorväter wäre ihnen geblieben!"

„Aber die Freiheit haben sie besser gehütet als Reichthum und Tugend?"

„Ehedem, Maure. Die Spanier ließen ihre Könige schwören, und schwuren wieder: so Du den Schwur hältst, sind wir Dir treu, so nicht, nicht. Das war vergessen. In dem Kriege ward die Erinnerung, wie ein verlorener Schatz aufgefunden. Spaniens Söhne wußten wieder, sie waren frei gewesen, sie waren jetzt frei, sie wollten frei bleiben. Der König zog ins Land, gleich den bösen Feinden, die es verlassen, mit süßen Worten auf den Lippen und Arglist im Herzen. Die ihre Häuser für ihn verbrannt, ihre Habe hingeopfert, die mit ihrem Herzblut, mit dem Blut ihrer Kinder seine Freiheit erkauft, verstieß er, kerkerte sie ein. Auf den Galeeren ruderten die Edelsten. — Mit unsern Eingeweiden hatten wir die fremden Räuber erwürgt, er erdrosselte seine eigenen Söhne damit. — Da zückte wohl der Schmerz jach auf durchs Land, der Unwille brach aus; aber sie waren listiger als wir. Doch — ich habe Dir ja schon erzählt von der bösen

Zeit. Die edelsten Häupter fielen durch niederträchtigen Verrath, Brüder mordeten, Familien zerfleischten sich."

„Aber Dein Vater?"

Antonio verhüllte das Gesicht: „Mein Bruder hat ihn verrathen."

„Den Vater? Kann ein Sohn das bei den Christen?"

„Du weißt nicht, Maure, was es heißt, um Gedanken streiten, wie die Vernunft irrwandelt, wie Verbrechen zur Tugend wird, wenn der Wahn die Fackel schwingt um die heiße Stirn. Der Mensch wird zur Hyäne, die überwundene Rohheit bricht heraus; was heilig, schön, gut ist, was er liebte, tritt er mit Füßen, und indem er gegen die Natur Empörung predigt glaubt er dem Gotte zu dienen, den er sich selbst schuf. Du wirst noch mehr schaudern, hörst Du, daß der Verräther des Vaters Liebling war, wie ein jüngst Geborner es sein mag. Kein Verworfener, kein Verwahrloster war mein Bruder Perez, doch den zarten Jüngling hatte früh inbrünstige Glut in die düstre Stille des Klosters getrieben. Dort unter Beten und Kasteien, erwuchs ihm sein Gott, und der Gott war nicht der, den wir anbeteten. Nur zürnend, mit finstern Blicken, was wir trieben mißbilligend, erschien er fortan unter uns. Selbst dem stolzen Vater zwang er Ehrfurcht ab. Aber als im Freiheitskriege alles schwieg, was früher uns vereinigt und getrennt, und alle Gefühle in einer mächtigen Flamme des Hasses

auflohderten, da war er der Hauch, der diese Flamme anblies. Keiner war unermüdlicher, keiner muthiger, und keiner unerbittlicher als Perez. Oft verschwand er uns im Glück, aber wo wir zagten, war er gewiß mitten unter uns, und aus seinen zornglühenden Augen, seinen feurigen Lippen strömte uns wieder Muth zu. Wehe dem Franzosen, der in seine Hände fiel, er kannte gegen Abtrünnige keine Gnade; wo ihm Waffen gebrachen, hätte er sie mit dem Sacramente vergiftet. Seine Anwesenheit gab dem Zaghaftesten Vertrauen, aber wohl ward uns erst, wenn er fortging. Mein Bruder war Royalist. Mein Vater ein freier Mann. Noch einmal trat Perez zu uns ins Haus, er spie flammende Worte, wie da in den Bergen, aber die Flammensäule, der Beide folgten, hatte sich gespalten. Einmal noch warf sich der stolze Mönch vor seinem Vater aufs Knie, aber mein Vater wollte ein freier Spanier bleiben. Da schieden sie in fürchterlicher Erbitterung. Perez wußte was mein Vater trieb, wie er mit den Zähnen bis an den Ketten, die man uns angelegt, und sein Gott sprach zu ihm: Höre auf Sohn zu sein! Dein Gott lebt in Deinem Könige. Er wußte was ihm Pflicht war, wie mein Vater es wußte, als er den unfreien Sohn verstieß. Auch ein schlechter König ist Abbild der ewigen Majestät. Auch ein Ferdinand hätte vielleicht geschaudert, wenn der Sohn zu ihm trat, um den Vater aufs Henkerbeil anzuklagen. Aber der König war fern, die rasenden Parteimänner, seine Freunde, schauderten nicht. Sie brüllten

dem Vatermörder Beifall, und er führte ſie durch nächtliche Pfade, wo die Verſchworenen ſich verſammelt. Viele entflohen, meinen Vater fing man. Man hatte aus dem Franzoſenkriege ſchnell richten gelernt. Wußte doch Niemand ob der heut Gerichtete nicht morgen Richter wurde. Der Alkade, ein Feind unſres Hauſes ſchrie: Selbſt für ihre verruchten Leichen iſt ſpaniſche Erde zu gut. Ein Prieſter läſterte: Verflucht wer einem Liberalen das Sacrament reicht. — Ihr Andenken kann nicht ſchnell genug vertilgt werden, brüllte der Haufe. Ehe der Tag graute ſchleppte man ſie gebunden an die Küſte; auf einen Kahn wurden ſie geſetzt, und als die Sonne aufſtieg, ſtießen die Canibalen funfzehn freie Männer ins Meer. Mein Vater war der letzte.“

„Allah iſt gerecht!“ rief der Mauer, und ſein Auge las in den funkelnden Sternen.

„Gerecht, ja! denn Unthat lohnt Unthat. Von den Uferbergen, wo die Entflohenen ihre Schlupfwinkel hatten, ſah ich das Entſetzliche an. Nur um eine Stunde ſpäter, unſre Büchſen waren ſchon geladen, unſre Schwerter gezückt, und mein Vater wäre gerettet geweſen; jetzt war nur die Rache uns übrig. Im Morgenwinde, geſchwellt von den letzten Seufzern der Ertränkten, ſchwuren wir den entſetzlichſten Eid. Der Tod, den wir den Fremden gegeben, ſollte ſüß ſein gegen ihren. Rafael ſtand mir zur Seite, wie ein Cherub auf ſein Schwert gelehnt, das die Morgenſonne anröthete. Er lächelte fürchterlich, wie er dort lächelte, wenn ſein Feldherrnblick eine Schaar Franzoſen

dem Untergange geweiht hatte, wie er lächelte bei des Königs Proklamation. Was bei andern ein Schwur, bei ihm war es ein Lächeln. Ein Held war Rafael, der an das alte Spanien mahnte. Er verstand es, als ich an seinem Halse lag, was die bebende Brust, die trockenen Lippen nicht aussprechen konnten. Mit einem Eisendruck drückte er mir die Hand: Ich thue es für Dich. — Heiß brennt die Sonne in der Wüste; mich dünkt, sie brannte an jenem Mittag heißer, als wir, wie ein Rudel hungriger Raubthiere, aus den Bergen stürzten. Das Städtchen zu unsern Füßen lag todtenstill; die Mörder schliefen ihren Blutrausch aus. Wenige erwachten daraus. Im Schlafe wurden sie erwürgt, zerrissen. O das war ein Heulen, ein Zähneknirschen, ein Todesröcheln, als hätte die Erde sich gespaltet, und die Hölle flammte heraus. Man verbindet den Stieren die Augen, wenn man ihnen den Todesschlag giebt, hier waren die Schlächter blind. Wer auf mein Theil fiel, ich weiß es nicht, nur Einen, weiß ich, traf nicht meine Hand. Seine Stimme hörte ich hinter mir: Bruder! rufen. Ich kehrte mich nicht um. Bruder! Bruder! stöhnte es noch einmal! Ich drückte die glühende Stirn an einen kalten Stein: Ich habe keinen Bruder mehr. Da tönte nur noch ein letztes Röcheln in mein Ohr. Don Rafael drückte meine Hand und sagte: Nun bist Du der letzte Aguilar!"

Beide schwiegen eine lange Weile.

„Und wie hast Du dem Blutbruder den Dienst

gelohnt?" fragte Ben Hamed. „Hatte Rafael auch einen abtrünnigen Bruder, den Du ihm todtschlagen konnteſt?"

„Nein!" rief Antonio, „ich ſchlug ihn ſelbſt todt. Er iſt der Abtrünnige."

„Und wer wird Dich umbringen, wenn Du in Dein Land zurückkehrſt?"

„Wen der Herr ſendet mit dem Richterſchwert, vor dem werde ich mein Haupt beugen."

„Woran erkennſt Du den Geſendeten? Tragen die Cherubim noch flammende Schwerter? Es ward ja ſo hell bei Euch, daß Ihr die Flammen nicht mehr ſeht. Wer war ſein Cherub? War es der große Frankenſultan, der ſeine Hand auf die Spitze der Pyramiden legte, und ſeinen Fuß in den ewigen Schnee? War es Dein Vater, der Glaubensheld, der ihn forttrieb? War es Dein Bruder, der den Vater verrieth? Der König, der ihn ertränkte? War es Rafael, der Perez erſchlug, oder biſt Du es, der den Blutbruder richtete? — In der Wüſte führen die Thiere auch Krieg. Der Stärkere tödtet den Schwächern. Alle beſiegt der Menſch. Unter einander kriegen die vom Weibe Geborenen. Aber alle ſind ſchwach gegen die Elemente. Ihrem Toben iſt kein Widerſtand. Das wiſſen wir von Anbeginn; in den Sternen ſteht unſer Schickſal, darum bauen wir nicht Weinberge im Sande, noch Paläſte für die Ewigkeit. Du ſtampfeſt den Sand nicht feſt, wie ſtark Du auch trittſt, noch rufſt Du Quellen aus der Tiefe, wie tief Du auch gräbſt. Es bleibt wie es geweſen iſt und

war, und eitel ist der Menschen Mühe, es besser zu machen. Die Wüste kommt immer wieder ob wir auch Paradiese anlegen. Darum lerne schreiten im Sande und dürsten wie das Kameel, das Trank und Labsal in sich trägt. Allahs Hand führt uns durch die Wüste der Welt, und er wird sprechen: Hier ist Dein Ziel."

„Du redest wie in der Wüste geboren und Dein Glaube ist der Glaube der Wüste. Wo Christus herrscht ist Fortschritt und Versöhnung. Kennteſt Du unsre schönen Thäler, Dein Glaube und Deine Rede wäre anders."

„Wenn ich sie nun doch kennte! Laß mich Dir ein Märchen erzählen aus alter Zeit."

Der Maure hub nach einer Weile an:

„Große Schneeberge sollen ins grüne Thal von Granada wie weiße Riesenfackeln leuchten; das Morgenroth küßt sie und das Abendroth wieder, und der Himmel hat sein Azurblau über das Thal ausgespannt, daß unter ihm ein Garten blühe, der ein Wiederschein ist der ewigen Gärten des Paradieses. So erzählen alte Leute bei uns, die es als Kinder von noch älteren gehört. Vielleicht ist es nur ein Märchen, und es ist dort wie hier. Aber wir lieben Märchen, wenn sie süß klingen, wie wir gern sehen, wenn im Abendroth aus der Wüste die goldnen Städte mit Thürmen und Terrassen auftauchen. Wir wissen der nächste Windstoß zerstäubt sie wieder, denn es sind nur Dunstbilder; wir freuen uns aber doch. — Dort haben unsre Vorfahren gewohnt, bis Eure Vorfahren sie austrieben. Sie

November.	Einnahme	Ausgabe.
den		

ſagten, dem Gotte, der am Kreuz geſtorben, gehöre das Land vom Anbeginn; darum mordeten und ſchlachteten ſie die ihn nicht bekennen wollten. Es iſt eine alte Geſchichte. Wei uns wiſſen wenige davon. Auch haben ſie einen Berg genannt nach dem letzten Seufzer, den der letzte Maurenkönig ausſtieß, als er zum letztenmal zurückſah auf das Thal. Anderen wurde dort ſo ſchwer das Herz, daß ihre Knie wankten, und ſie konnten nicht weiter. Die kehrten um und unterwarfen ſich den Siegern, wie hart auch die Bedingungen waren, um nur im Thale wohnen zu dürfen. Es waren edle Geſchlechter darunter. Um der ſchönen Erde willen und ihres bunten Kleides, und die luftigen Schlöſſer ihrer Väter, verläugneten ſie den Glauben ihrer Väter. Dennoch trauten ihnen die Chriſten nicht. Die hochmüthigen Sieger ſahen verächtlich auf die Beſiegten. Einer dort aus mauriſchem Königsblut entſproſſen, hatte eine Tochter, ſchön wie das Morgenroth auf den Berggipfeln und lieblich wie der Abendwind, wenn er aus den Eisklüften kommt. Viele warben um ſie, aber ihr Herz blieb kalt, wie der Schnee auf der Sierra, der niederſchaute auf ihres Vaters buntes Marmorſchloß. Doch auch der Schnee der Sierra ſchmilzt, wenn das Auge der Sonne Mondenlang darauf brennt. Ein Jüngling aus dem Volke der Sierra blickte mit Augen die am Strahl der Sonne Feuer geſaugt, ſo lange in der Jungfrau Augen bis Feuer und Feuer zu einer Flamme ward. — Still war ihr Bund, doch heilig und ernſt. Der Silberbach, der aus dem Schnee in

den Bergen durch die Büsche rieselte hörte ihre Schwüre, und der Mond, der durch die Risse einer alten Kapelle drang, sah, wie ein Christenpriester den Segen darüber sprach. Der Segen eines Christenpriesters muß leicht sein! — Als es offenbar wurde wütheten die Brüder. Sie wollten die Schwester in raschem Zorn tödten; aber der Vater hielt sie zurück. Auch er war zornig, auch in ihm siedete afrikanisches Blut seiner Väter; aber er sprach zu den Söhnen: Wir sind jetzt Lehnsleute des Königs, dem wir Treue schwuren. Wenn er uns Treue hält und Eure Schwester als rechte Gattin des Mannes, dem sie sich vertraut, anerkennt, so trifft kein Flecken unser Blut, denn Elviras Ehre ist nicht mehr unser, sondern der Familie ihres Gatten. — Da trat der Vater mit seinen Söhnen vor den König, dem sie Treue geschworen, und fragte ihn, ob er die Tochter anerkennen wolle als rechtmäßige Frau des Ritters, seines Unterthanen. Der König rief seine Großen zu Richtern; befragt wurde der Priester, der Ritter, und die Tochter. Und als diese antwortete, sie glaube an den gekreuzigten Gott und seine Mutter, sprach auch der König seinen Segen über den Bund, und erklärte ihn rechtmäßig. Eines Königs Segen muß wenig wiegen!"

„Daß aber die Großen so gerathen haben, soll nicht um des willen geschehen sein, weil die Tochter des Mauren den gekreuzigten Gott für ihren anerkannt, sondern weil der alte Maure reich an Besitzthümern war, die Familie des Ritters aber, obwohl alt und

berühmt, doch arm an Glücksgütern. Aber zur selben Zeit kehrten einige aus dieser Familie, die in die neu entdeckte Welt geschifft waren, dort ihr Glück zu suchen, mit einem Schiffe zurück, voller Gold, Perlen und Edelsteine. Damit wollten sie den Glanz ihres Hauses auffrischen. An dem Golde klebte das Blut vieler Hunderte von nackten Menschen, die sie über See geschlachtet und erwürgt, und auf glühenden Kohlen geröstet, damit sie herausgäben, was sie verborgen. Drei Ohme des Ritters waren es, sie hatten an einer Tigerin Brüsten gesaugt, Habsucht, Haß und Blutdurst. Aus ihren hagern Gesichtern und todten Augen sprühte das Feuer der bösen Geister, und ihre Hände krümmten sich zu des Geiers Krallen, als sie hörten was geschehen. Sie sprachen zu dem Ritter: Verstoße das Weib und wir wollen sehen, ob sich die Schmach abwaschen läßt vom Schilde Deiner christlichen Ahnen. — Er antwortete, sie sei kein Fleck, nein, ein neuer Stern auf dem alten Schilde. Da sprachen sie für sich: Er ist durch Tücke bezaubert von der Afrikanerin. Er hat Augen und sieht die Schmach nicht; er hat Ohren und hört die Schande nicht. Vertilgt muß sie werden, und erstickt ihr Gedächtniß! — In einer dunkeln Nacht, als nur der Neumond mit mattem Kuß die Schneeflocken über Granada anhauchte, die Sterne schienen nicht, fuhren verhüllte Männer auf einem Nachen. Wo der Fluß am tiefsten ist versenkten sie einen Sack. In dem Sacke lag die Tochter alter Könige, die Blume Andalusiens, der Morgenhauch der Schönheit, eine junge

Mutter. Einen letzten Seufzer hörten die Cypreſſen am Ufer und die Nachtvögel trugen ihn in die Lüfte. Ob er zum Gekreuzigten war oder zum Propheten, haben die Lüfte nicht verrathen.

Warum der Gatte ſie nicht ſchützte, fragſt Du! Wie zieht Einer das Schwert, wenn Fieber ſeine Glieder durchrüttelt, wenn ihm ein Trank gemiſcht iſt, daß er beſinnungslos tobt, oder womit ſchützt argloſes Vertrauen ſich gegen Ränke und Tücke? Fragſt Du, ob die Unthat nicht gerächt wurde, nicht die gebrochenen Geſetze, das heilige Königswort, dem ſie Hohn geſprochen? — Du vergiſſeſt, Chriſt, daß die Ohme mit einem Schiffe voll Gold in Cadix landeten, ein zweites folgte ihnen und dem zweiten ein drittes. Flotten mit tapfern Kriegsheeren ſind untergegangen durch den Neid der Meeresdämonen; aber ruhig liegen die tückiſchen am Grunde, wenn die Schiffe die Saat der Hölle im dunkeln Bauche tragen. Ein goldener Regen rieſelte auf die Richter und die Räthe des Königs, die Altardecken und Chorgewänder der Prieſter des Gekreuzigten fingen den Regen auf, und die Stimme des ſchwarzen Raben wurde von dem Goldfall übertönt. Was auf Erden widerſteht dem Golde? Selbſt die weiße Unſchuld wird ſchwarz. Weil der Jüngling um ſeine verlorne Liebe raſte und ſelbſt das Weihwaſſer auf das die Mutter des Gekreuzigten geblickt, ſeine Schmerzen nicht ſtillte, erhoben die Prieſter ihre Arme, und Ritter und Richter, Hunderte ſchrieen: Fluch und Verdammung den ungläubigen Afrikanern! Sie haben mit ihrem

verruchten Blute das edelste der Castilianer verhext! Der alte Maure wollte sich stellen vor des Königs Thron, sehen ob das Auge der Wahrheit nicht durch den Goldflimmer dringt; aber in seiner Söhne Augen blitzte ein anderes Feuer und in ihren Händen schon der Dolch ihrer freien Väter. Noch einmal röthete nächtlicher Flammenschein die Schneegipfel, viele Mauren zerbissen ihre Ketten, und Blut floß, und Todesröcheln stöhnte durch die Berge. Zwei der Ohme athmeten ihre schwarze Seele unter den Fußtritten der Wüthenden aus; der Dritte entkam, und im Hinterhalt fing er die Mörder der Gemordeten. Sie wurden gefoltert und als Zauberer verbrannt.

Der geharnischte Fuß der Christen zertrat den Aufstand. Es war nur ein Schrei der Verzweiflung gewesen, ihm fehlte der Athem. Von allen Söhnen des alten Mauren, folgte ihm nur Einer, als sie im Sturm der Nacht über die Berge flohen. Da, wo der letzte König zum letztenmale geseufzt, warf er sich nieder auf die Knie, die eine Hand um das Haupt des zarten Knaben, die andere raufte das weiße Haar. Er hat nicht geseufzt, denn nicht lieblich im Abendsonnenschein, von Nacht umhüllt, vom Sturm durchheult und nur angeblitzt von des Mondes Streiflichtern lag die Veja vor ihm, da hat der letzte Maure, der aus Granada floh, also geflucht:

„Du Auge über den Wolken, Du Richter in den Sternen! ob Du Jehovah heißest, ob Allah; ob die Boten, so Du aussendest auf diese Erde, Deine Propheten

ſind, oder Deine eingeborenen Söhne, Du wirſt hören meine Bitte und ausſtrecken Deine Rächerhand. Schon zeugt vor Dir mein erwürgtes Kind gegen ihre Mörder. Die Stimme der Unſchuld verhallt nicht vor Deinem Throne; ehe der Athem zum Worte wird, iſt Dein Urtheil gefällt, und es wird Blitze ſchleudern gegen das Geſchlecht der Mörder. Verdorren wird es unter Deinem wärmenden Sonnenſtrahl, Dein Thau und Dein Regen wird es nicht laben. Dein Segen wird ihm zum Fluch werden, und wie ſein ſtolzer Adler im Schilde ſich zur Sonne hebt, wird es in Schmach, gegen ſich ſelbſt wüthend vergehn: — Darum flehe ich nicht, ich bitte mehr. — O Herr, wende Dein Angeſicht von dem ganzen Volke, das mein Volk zertrat. All das Unheil, das es über unſer Haupt ausſchüttete, gieße es doppelt und dreifach auf ſeines. Wie es kein Mitleid gegen uns hatte, habe Du auch keines. Herrlich war das Land, ein Garten des Himmels, als wir es pflegten und wäſſerten, laß Du es verdorren unter Deiner Sonne, während ſie andern Ländern Segen ſpendet. Blühen ſollen nicht mehr die Gärten, die Waſſer nicht mehr fließen, brach liegen die Aecker, die Straßen öde werden, die heitere Kunſt entfliehen, der Handel fortziehn, Räuber in den Bergen niſten. Zum Erbarmen den andern Völkern ſollen die werden, die ſich die ſtolzeſten dünken. Ja, laß ſie erſtarken in ihren Laſtern, und worauf ſie am ſtolzeſten waren, darin erniedrige ſie am tiefſten. All das Blut, das ſie vergoſſen, all die Martern, die ſie bereiteten, kommen zehnfach über ſie ſelber. Die Sonne

ginge nicht unter in ihrem Reiche, spricht ihr Hochmuth, und es soll klein und schwach werden, daß sie sie nicht aufgehn sehn. Die freien Völker denen sie Ketten geschmiedet, sollen sie zerbrechen, die blassen Geister derer, die ihr Geiz erwürgte, sollen sie umschweben wie Raben einen Leichnam. Sie, die uns folterten und verbrannten um den rechter Glauben, sollen sich selbst foltern und verbrennen darum, und die Angst soll herrschen, wie ein blutsaugend Gespenst unter ihnen. Ihre Könige und Freien, die uns todtschlugen um ihren Priestern zu gefallen, sollen selbst zittern vor deren Kerkern und Scheiterhaufen, und die sich frei dünkten, sollen die ärgsten Sclaven werden unter der Sonne. — Ja Dein Sturm saußt es mir ins Ohr, Dein Donner tönt es mir ins Herz, Du hörst mich Herr, Du hörst mehr als ich flehte. — Licht wird es vor meiner Seele, ich sehe eine Wüste, wo ein Garten Gottes war, Ströme Blutes. Ich sehe die Glaubensstolzen baar an Glauben, zweifelnd an ihrem Gott, Lästerer; sie zerreißen ihre Priester und schleifen ihre Wohnungen. Bruderblut fließt, Söhne morden um einen Wahn die Väter, Väter die Söhne. Die verhaßten Fremden, die den Fuß auf ihren Nacken gesetzt, rufen sie um Hülfe gegen ihre Nächsten, und die Fremden schütteln den Kopf, sie halten es nicht der Mühe werth. Wo ist Euer Gold aus dem Lande wo es wächst, ist es verdunstet wie Euer Hochmuth? Könnt Ihr die Hülfe nicht erkaufen mit den Doublonen? Ihr Stolzen streckt bettelnd die Hände aus,

zu den Verworfensten, zu den Juden flieht Ihr, Euer Dasein zu fristen, zu den Juden, die Ihr an Euern Scheiterhaufen verbranntet, und die Juden fragen: was könnt Ihr mir geben? — Euer Haß ist eine Flamme ohne Feuer, Euer Stolz sind Worte, zu schwer, daß sie die Zunge nicht mehr lallt, Euer Muth ein Hauch ohne Athem. So verworfen seid Ihr von der Gnade, die Ihr verschmäht, daß Ihr Euch selbst verachtet. Eure Weisen nehmen den Abhub der Fremde, Eure Helden habt Ihr vergessen, Eure Dichter verspottet Ihr, Eure großen Geister begreift Ihr nicht. Allah ist groß. Genug, genug, Deine Strafruthe ist fürchterlich. Wir sind gerächt!"

„So hat der Maure geflucht, als er mit seinem letzten Sohne aus dem schönen Spanien in das heiße Afrika pilgerte. Wir haben es in einem alten Liede, darum vergessen wir es nicht. — Man erzählt noch, das Geschlecht der Mörder sei bald darauf in Unglück und Noth gestürzt. Der Ritter starb im Wahnsinn, der letzte Ohm verbannt aus seines Königs Angesicht, an seinem Ingrimm nagend. Ja, so wunderbar hat Gott gewaltet, daß es schon damals erloschen wäre, ohne das Kind, das die Tochter des Mauren unterm Herzen trug. Fischer haben ihren Körper aufgefangen; die Blume Andalusiens war todt, aber die Knospe lebte noch. Man zog sie ans Licht, und pflegte sie im Verborgenen bis die Stürme vorüber waren, und durch den Sohn der Maurin allein lebte der Stamm

fort, der sich befleckt wähnte durch den Bund mit der Afrikanerin.“

Antonio hörte nicht mehr. Seine Zähne klappten, ein heftiges Fieber schüttelte an dem eisernen Körper. „Herr,“ sprach Jussuf, der in ehrerbietiger Entfernung Zeuge gewesen, und jetzt neben dem Kranken kniete, „Dein Märchen duftete wie Nachtschatten dem Gärtner, dem Du Deine Blume vertrauen wolltest. Wie stark dünkte er sich, und wie schwach ist er. Die Wüste floh er, und sie wird sein Leichentuch.“ Eine Thräne perlte unter den greisen Wimpern des Alten: „Die grünen Quellen sind nahe. Nimm ihn in Deine Arme, und pflege ihn auf dem Wege, als wäre er mein Sohn. Und stürbe ich, Jussuf, er wäre Dein Herr, denn, beim Propheten, das echte Blut der Ben Hamed rinnt in seinen Adern.“

„Wach auf! wach auf!“ donnerte Orgelton und Posaunenschall ihm in's Ohr. „Der Richter sitzt zu Gericht.“ — Er lag schon auf der Folter, verschlungene Knochenarme schleuderten ihn in die Höhe und ließen ihn fallen, und seine Glieder krachten. Des Heilands Augen blickten ihn durchdringend an: „Bist Du ein echter Christ?“ — Hohngelächter schallte ringsum. „Reißt ihm die Lumpen ab, die Haut vom Leibe!“ Da stand er nackend, und Himmel und Erde und Hölle lachte, mit unauslöschlichem Hohngelächter den Mohrensohn an. — —

Und er saß auf der kleinen Bank, die Thürme von

Castilien, der Löwe von Leon auf dem Sünderschemel! Endlos war der Zug der Völker, die als Kläger auftraten. Es knieten vor dem Throne des Ewigen braune Araber, und sie führten das Wort. Er hörte keine Laute, er sah nur ihre Geberden, wie die bärtigen Gesichter auf ihn wiesen, und des Richters Auge im zornigen Ernst ihn maß. — Das Meer schwoll, die Nachen der Verstoßenen schaukelten darauf, alle streckten die Arme aus nach seinem Lande und weinten. Aber dieselbe Woge, von ihren Thränen schwer, trug stolze Schiffe, auf denen das Kreuz prangte; auf den Segeln stand: Wir suchen die Sonne, die ins Meer versank. — Weite Felder, überschattet von himmelhohen Bäumen waren voll staunender nackter Menschen, bunt wie die Farben des Regenbogens: „Heil, Heil den Götterſöhnen" rief ihr Mund, und ihr Knie beugte sich in ehrfürchtiger Scheu vor den weißen Menschen. Die aber schrieen, Alle eine Stimme: „Gold, Gold!" Die bunten Menschen trugen es stöhnend aus den Bergen, Schluchten und Flüssen, und es ward unter ihrem heißen Athem ein goldener Fluß, den die Weißen in gierigen Zügen schlürften. Ihre Haut wurde davon gelb, ihre Augen gläsern, aber ihr Leib füllte sich nicht; die Hageren, je mehr sie tranken, wurden immer durstiger. „Gold! Gold!" heulte krampfhaft ihr verzerrter Mund. Als die nackten Menschen sagten: „Was wir hatten, habt Ihr," schlugen sie mit dem hölzernen Kreuz, daran noch die Nägel saßen, auf sie los. Sie gruben Löcher in die Erde, und traten mit den ehernen Füßen, die

Lindenau.

bunten Menſchen hinein, daß ſie das Gold aus der Erde ſaugen ſollten. Aber die bunten Menſchen athmeten den Tod unter ihren Tritten, und ſtatt der Blumen lagen Leichen auf den Wieſen, und aus den Leichen wurden Gerippe. Die Quellen verſiegten, das Sammtgrün ward gelb, die Rieſenbäume verdorrten, und die Weißen irrten wie tobende Geſpenſter mit den Glasaugen umher. — — Nun klingelte und ringelte es. Pechſchwarze Menſchen mit rollenden Augen und krauſen Haaren tanzten in eiſernen Ketten. Mit ihren weißen Zähnen mußten ſie das Gold aus den Steinen beißen. — — — Das dumpfe Wehe! Wehe! aus den Tiefen der Erde, aus den Schluchten und aus dem Meeresgrunde, ward immer lauter, lauter als der Donner am Himmel. — — — Scheiterhaufen loderten zu den Wolken, wilde Stiere ſchleuderten mit ihren vergoldeten Hörnern, Ketzer und Juden in die Flammen. Die Räder der Foltermaſchinen knarrten und brachen unaufhörlich, die Todesſeufzer ſchwollen zu Strömen an, Blut floß im Oſten, im Weſten, im Norden, im Süden; bleiche, hagere, große Scharfrichter ſchritten mit dem Henkerſchwerte durch blühende, reiche Städte. — Aus den Gräbern aller Länder, wo die Sonne heiß ſcheint, ſtreckten ſich Arme empor gen Himmel und die blaſſen Lippen riefen um Vergeltung! — — — Wie wenn der Aetna ſeine Feuerſtröme von Jahrhunderten auf einmal ausſpeit, tönte das Urtheil des Richters. — Worte faßten es nicht, aber es zückte durch die Fibern des Verurtheilten. Es war Verdammung. — — Er

war eine Leiche, wie die andern, die Würmer zehrte
in seinen Eingeweiden. Nichts war von ihm mehr d
als nackte Knochen. — Die ganze Erde war ei
verschlungener Knäul von Gerippen, sie rasselten zu
sammen, zerrieben und zermalmt, wenn die Orkan
tobten, und das Mehl der Knochen wurde Sand. —
Die Geister über der Wüste sangen schauerliche Hohn
lieder: Weß ist der Staub, den die Luft erhebt, gehört
er den Reichen oder den Armen, den Gewaltigen od
den Unterdrückten; denen die Erde zollte, oder die ih
Füße zertraten; den Glaubensstolzen oder den Zweiflern
Nichts ist geblieben vom hochmüthigen Geschlechte —
nichts überlebt sie, als die Erinnerung an den Wahn
um den sie sich selbst schlachteten! — — Hatten d
Geister recht? In der tiefsten Tiefe der Brust athme
noch ein Funken, der nicht Staub war. Wie de
Lüftchen aus dem Wasser aufsteigt, ringelte es sich au
und die todten Lippen stammelten, Nein, nein! — —
Nicht so streng wird der richten, der dem Ewigen zu
Rechten sitzt. Aus der Verwesung muß Leben keime
denn sein Blut floß darauf. — — — Zürnt er un
noch, weil wir nicht vergaben? — — Vergebun
Vergebung! Allen sei vergeben, auch Dir Don Ferd
nand — auch Dir Rafael — ich kenne Dich wohl — d
Hand her — Deine Wunde schloß sich — auch Du ve
giebst mir. — Zürnt er noch der Richter zur Rec
ten? — Da leuchtet das Auge seiner Mutter! O D
Diamant des Weltalls, dem an Klarheit nichts gleich
Maria's Blick, Du bittest für die Sünder, für Spani

auch, auch für mich, ich bin mein Vaterland, Du bittest bei dem Sohne, o er wird gedenken — Nichts gedenken! sprüht Dein Gnadenblick. Vergessen soll sein was hinter uns liegt. — Deine himmlische Hand drückt meine heiße Stirn. — Warum ziehst Du sie erschreckt zurück? — Auf Rafael schaust Du mit süßem Liebesblick. — Warum nicht auf mich? —

„Er hat überwunden," sagte Jussuf. „Die Stirn wird kühler. Er schlägt die Augen auf."

Antonio richtete sich in die Höhe: „Warum wendet Maria mir den Rücken."

„Nicht Maria," sagte Ben Hamed, „Elvira heißt mein Kind. Du kennst sie. Sie war es die für Dich sprach, als Du bei dem Emir dientest. Und ich bin der Emir."

„Auch für ihn sprach sie," entgegnete Antonio, und blickte dem Reiter nach, der sich auf den schwarzen Araber schwang.

„Rafael hat Dir vergeben, wie Du ihm vergeben hast," sagte der Maure, „wenn der Geist der Wahrheit aus dem Traume sprach."

„Wir alle bedürfen der Vergebung," rief Antonio. „Maria, blicke immerdar gnädig auf den Abtrünnigen."

„Eben noch greifst Du nach ihrer Hand, und erschrackst, als sie die Hand zurückzog."

„Wer labt sich am Thau, der vom Himmel fällt, und mißgönnt ihn denen neben sich. Wer rechtet um

Gnade! Ein Ocean ist sie und träufelt auf die Erde, aber nur der ist gesegnet, auf dessen Haupt sie fällt. Und hätte er die Arme des Briareus, er finge kein Tröpflein auf, so ihm nicht bestimmt war."

Tage waren vergangen, Antonio genesen. Sein edler Gastfreund hatte ihm volle Freiheit gelassen. Er war umher gewandelt unter den Arbeitern, die in dem anmuthigen Thal an den grünen Quellen Gartenarbeit verrichteten. Es waren meist Europäer, Ueberläufer aus Algier, auch Spanier darunter. „Freund Catalonier," sprach er, „die Wachen sind nicht streng, warum entflichst Du nicht?" — „Daß ich ein Narr wäre," entgegnete der Arbeiter, „ich bin ja erst herüber gelaufen aus Algier." — „Warst Du mit den Franzosen nicht zufrieden, so findest Du jetzt leicht Gelegenheit in's Vaterland. Sie senden, heißt es, die Legion dahin." — Der Arbeiter lachte: „Meint Ihr, Sennor, der Spaten hier in der Hand sei schwerer, als die Schiffslasten auf dem Rücken in Barcelona?" — „Und sonst erwartet Dich nichts in Barcelona?" — „Vielleicht die Galeere oder gar die Garoka," lachte der Catalonier, „für die paar Priester, denen ich zu fest um den Hals fiel." — „Und das Vaterland?" — „Ist wo es mir wohl geht." —

„Und Du willst doch hinüber?" erschreckte ihn die Stimme des Emirs, als er am frühen Morgen allein auf der Anhöhe saß, die die Wüste vom Thale schied.

Antonio schwieg erröthend.

„Ich habe keine Fesseln für Deine Füße, da ich keine Bande für Dein Herz habe. Dort steht mein schnellstes Roß; Diener, des Weges kundig, sollen Dich auf dem kürzesten zu denen führen, die Du hassest und die Dich verstießen. Nimm von meinem Reichthum, denn Du bist mein Blutsfreund, und das Gesetz des Propheten gebietet, der reiche Bruder theile mit dem Armen. Auch soll Dich begleiten der Hauch der Liebe. Hinter dem Rosengitter blickt ihr feuchtes Auge Dir nach. — Ich habe Dich auch geliebt. Ich hatte gehofft, Du würdest mein Sohn, mein Erbe werden."

„Du irrst Ben Hamed. Die Thräne gilt dem, den mein Arm traf. Er darf hoffen. Er sei Dein Sohn."

„Allahs Wille wird geschehen," entgegnete ernst der Maure. „Sie ist eine gute Tochter, und der Wille des Vaters lenkt bei uns den Willen der Töchter. Du liebst sie."

„Die Freiheit war meine erste Geliebte."

Wehmüthig sah ihn der Greis an: „Wie Ihr Armen Euch um Worte streitet, und um Worte Euer Glück verscherzt. Frei nennt Ihr Euch, und wo Ihr es seid, fesselt Ihr Euch am härtesten. Wo ist Freiheit, da, wo Einer muß eingeknöpft sein in ein Kleid wie der Andere, und das Glied bewegen wie die Andern. Und Ihr hängt nicht von Eines Willen ab, sondern von dem was hundert Tausende meinen. Ja Ihr zählt die Stimmen, und jauchzt daß Ihr es dürft, und nicht was Euch gefällt, sondern der Mehrheit Willen ist

Eurer. Wie der jahraus, jahrein wechselt, darnach wechselt Eure Freiheit. Unsre ist ewig. Der Löwe ist derselbe, wie er war vor Jahrtausenden, so das stolze Roß, der Adler in den Lüften beschreibt dieselben Kreise; der Sturm fegt wie vom Anbeginn über die Wüste, die Sterne gehen darüber auf und gehen unter, keiner geht seitwärts, keiner erlischt, und — der freie Beduine schlägt sein Zelt auf und bricht es ab, wie er vor Jahrtausenden that. So war es und so wird es sein!"

„Wird?" — fragte Antonio. „Es giebt jetzt einen neuen Gott, der die Welt beherrscht, der Berge versetzt, und Klüfte füllt. Wird die Wüste auch widerstehen dem Kunstfleiß und den Maschinen des Abendländers? Schon dringen kühne Männer in Deinem Rücken bis in den Kern Afrikas."

Der Emir lächelte: „Ich sah in Algiers Straßen die Söhne der Cultur. Sie, gerufen uns zu lehren und zu bilden, den Boden zu pflegen, dessen wir nicht werth sind, lagen im Koth der Straße, Greise, Frauen, Kinder. Hungernd, halb nackt, fluchten sie denen, die sie gerufen, sie streckten die Hand aus, und griffen nach dem Almosen, das ihnen der Sohn der Wüste zuwarf. Wird von den Bettlern das Heil kommen, von den Wucherern oder von den Trunkenbolden? Von den Prahlern oder den Speculirenden? Der neue Gott der Welt wechselt die Kleider. Was er heut trug, ist morgen alt. Er wird die Wüste nicht bezwingen. Ihr Kleid ist ewig. Gehst Du ihm zu dienen Antonio?"

„Nein!“ sagte der Spanier aufstehend. „Vor dem Gott gehe ich mich zu beugen, der ewig ist, aber der seine Sonne leuchten läßt, daß wir seine Wunder erkennen, und selbst leuchten, was an uns ist in guten Werken. Er will keine Wüsten, er gab uns die Erde, daß wir sie bebauen, ihre Kräfte nutzen, und sie schmücken wie eine Braut. — Das Licht soll wiederstrahlen, nicht die Finsterniß. Wir irren auf den Pfaden, aber mein Weg führt mich zu denen, — die vorwärts schreiten.“

„Unsere Wege trennen sich. Lebe wohl, Christ.“

„Leb wohl!“

Gedichte.

Civilisation.

Es quillt ein Brunnen, verborgen
In Waldestiefe versenkt;
Oft hat er die schüchternen Rehe
Und scheue Vöglein getränkt;
Er drängt sich und sprudelt und perlet
Aus moosigem Felsen hervor:
Wie lauten die Töne so lieblich,
Vernahm sie von weitem mein Ohr!

Und drüber wölben so dichte
Die alten Buchen ein Dach,
Das wehret dem flammenden Lichte
Zu dringen in's grüne Gemach;
Und Busch' um Busche, sie schließen
Das heimliche Plätzchen mir ein,
Und Blumen und Kräuter, die sprießen
Wollüstig aus Moos und Gestein.

Wie oft hat der Knabe, ihr Bäume,
An euern Stamm sich geschmiegt,
Wie hat ihn in liebliche Träume
Das leise Plätschern gewiegt:
Und oft, wenn das wilde Vergnügen
Der Jagdlust zu weit ihn verlenkt,
Wie hat er mit durstigen Zügen
Hier Leib und Seele getränkt!

Bald führten ihn waltende Sterne
Weit fort, über Meer und Land;
Doch liebend grüßt er von ferne
Sein Brünnchen am Felſenrand.
Jetzt kommt er, ſo fröhlich, gezogen
Zum Mutterboden zurück;
Es trugen ihn günſtige Wogen,
Ihn, und ſein ſchwankendes Glück.

Willkommen, ihr Guten, ihr Lieben,
Ihr lebt, ihr ſeid froh und geſund!
Doch redet; iſt mir euch geblieben
Mein Brunnen im Waldesgrund?
Ich geh' und geh' ihn zu ſuchen —
Der Wald iſt verwachſen und dicht —
Wo ſtehen die alten Buchen?
Hörſt Du das Murmeln noch nicht?

Hat feindlich ein Wetter zerſtöret
Das hohe, vollgrünende Dach?
Hat glühende Sonne verzehret
Den lieblich rieſelnden Bach? —
Und ſpät, am dämmernden Abend
Trat leiſ' eine Jungfrau zu mir,
Die ſprach mit trauriger Stimme:
„Was ſuchſt Du Dein Brünnlein allhier?

„Einſt lockt' ich aus ſtarrem Geſteine
„Die träumende Welle heraus,
„Und einte die perlenden Tropfen
„Und goß ſie ſegnend aus:
„Da zogen friedlich die Wetter
„Vorüber dem grünenden Dach,
„Es badete liebend die Sonne,
„Der Mond ſich im rieſelnden Bach.

„Was bebten der Fels und die Bäume?
„Was murmelt die Welle so bang?
„Horch! war es nicht Menschengetümmel,
„Das wild den Wald durchklang?
„Sie fällten die alten Säulen,
„Sie bildeten Röhren daraus,
„Und führten mit mächtigem Drängen
„Das Bächlein zum Walde hinaus;

„Und zwangen, am Markte zu tanzen
„Den alten, heiligen Born*)! —
„Es treff Euch, rohe Barbaren,
„Der alten Götter Zorn!“
So klagte die liebliche Nymphe,
Der Wiederhall klagte ihr Leid.
Dann ließ sie mich wieder alleine
In dunkler Waldeinsamkeit.

Gedichte von Johann Gabriel Seidl.

1. Im Mai.

Tausend Dichter, die Dir Kränze wanden
Tausend Maler, die Dich reizend fanden,
Tausend Liebende, die Deiner Spur
Selig nachgegangen, o Natur;

Kinderlippen, die Dich stammelnd priesen,
Greise, denen Du Dich mild erwiesen,
Sagten Dir's, und sagen Dir es noch:
„O Natur, wie herrlich bist Du doch!

---

*) Thatsache.

„Deine Schönheit kennt kein Farbenbleichen,
„Keins von all' den böſen Todeszeichen,
„Du biſt ewig neu, biſt ewig jung,
„Voll Entzücken, voll Begeiſterung.

„Jeder Morgen lüftet Dir den Schleier
„Zu erneuter, ſchönrer Siegesfeier;
„Jeder Abend ſtrahlt aus jedem Blick
„Deiner Schönheit ſchönren Sieg zurück!“ —

Und Du ſollteſt da nicht eitel werden?
Du, ein Weib, das ſchönſte Weib auf Erden,
Fühlteſt bei der Huld'gung einer Welt
Nicht Dein großes Herz von Stolz geſchwellt?

O Du weißt, daß ein beſcheidner Schimmer
Sichrer feſſeln kann, als Prunkgeflimmer;
Aber dennoch zwingſt Du Dich nicht ganz,
Manchmal prunkſt Du doch mit Deinem Glanz.

Wenn der Mai durchſäuſelt Deine Locken,
Da vergiſſeſt Du Dich, ſüß erſchrocken,
Und beſchaueſt, lächelnd meuzlich,
In des Himmels klarem Spiegel Dich;

Steckſt Dir junge Blumen an den Buſen,
Ruft den Grazien, erweckſt die Muſen,
Daß ſie Dich an Deinem Puptiſch ſehn,
Daß ſie, ſchmelzend, Liebe Dir geſtehn.

Drum, Natur, biſt Du gleich ſtets beſcheiden,
Einmal macht Dein Reiz Dir dennoch Freuden;
Ja — bekenn' es offen, daß der Mai
Deine Eitelkeitsprobe ſei.

2. Die beiden Kirchlein.

Auf der einen Seit' im Thale
Steht ein Kirchlein, ſchmuck und fein;

Seines Glöckleins helles Klingen
Ladet laut zur Andacht ein.

Von den Bergen, aus dem Walde
Wandeln Beter nach dem Thal,
Um im Kirchlein auszuschütten
Ihres Herzens Lust und Qual. —

Auf der andern Seit' am Berge
Steht ein Kirchlein, schmuck und fein;
Seiner Glocke mächtig Klingen
Ladet ernst zur Andacht ein.

Aus dem Thale nach dem Berge
Steigen Beter rings hinan,
Um im Kirchlein auszuschütten,
Was ihr Herz erleichtern kann.

Und was jene drunten suchen
In der Dämmerung im Thal,
Suchen diese wieder oben
Auf dem Berg im Sonnenstrahl.

Und der Suchende wird finden:
Sei es Thal, sei's Bergesjoch;
Droben, denk' ich, über Wolken
Da begegnen sie sich doch.

3. Stiller Schmerz.

Du blutest, Armer, und erfüllst mit Klagen
Den treuen Kreis, der tröstend Dich umgiebt;
Du meinst, es könnte Niemand schwerer tragen:
Die größte Qual sei Lieben ungeliebt.

Ich will nicht rechten, Freund, mit Deinem Leide,
Denn Leid ist Leid, und Leid ist ehrenwerth;
Doch wenn ich sage, daß ich Dich beneide,
So sag' ich euch, was meine Brust beschwert.

Ich lieb' und ward geliebt; ich hab's genossen
Das süße Glück, das Deine Brust nur ahnt;
Die goldne Pforte war mir aufgeschlossen,
Zu der Du noch den Weg Dir nicht gebahnt.

Ich warf den trunknen Blick in jenes Eden,
Und drohend steht ein Dämon jetzt davor;
Spricht man von Schmerz, ich darf ein Märchen reden:
Du hast noch nicht gehabt, was ich verlor!

Schmerz ist vermissen, doch verlieren schwerer,
Schmerz ist Entbehrung, doch Verlust ist Qual;
Im herbsten Schmerze will ich sein Dein Lehrer;
Wo nicht, so komm: — ich lasse Dir die Wahl.

Weil ich die Luft mit Jammer nicht erfülle,
Weil ich's verschließe vor der öden Welt,
Weil fester, als mein Kern, die grüne Hülle,
Glaubst Du vielleicht, ich sei gar wohl bestellt!

Wollt' ich es thun, gerecht mit lautem Munde
Könnt' ich verklagen meines Schicksals Lauf!
Du zeigst den Menschen offen Deine Wunde,
Ich halte nur verschämt die Hand darauf.

4. Nächtliche Rast.

Es sitzt wohl mancher Wandrer
Ermattet und allein,
In einer Burgruine
Beim hellen Mondenschein.

Wie Würfel, von den Händen
Des Tod's umhergesät,
Liegt Quader rings an Quader,
Und Luft des Grabes weht.

Und düstrer Epheu webet
Ein grünes Leichentuch,

Und Eulen wiederholen
Eintönig ihren Spruch.

Der Wandrer müd' vom Wege,
Getrennt vom Vaterhaus,
Durchfrostet von Gewittern,
Sieht in die Nacht hinaus.

Und nichts um ihn ist freundlich,
Was tönt, das tönt so hohl,
Was rauscht, das rauscht so schaurig,
Und dennoch ist ihm wohl.

Dem Wandrer in Ruinen
Ist meine Seel' oft gleich
Das Bild des Lebens spiegelt
In ihr sich trüb und bleich.

Sie sieht verfallne Liebe,
Sieht eingesunknes Glück;
Erinnerungen tönen,
Wie Seufzer, ihr zurück.

Und nichts um sie ist freundlich,
Was tönt, das tönt so hohl,
Was rauscht, das rauscht so schaurig, —
Und dennoch ist ihr wohl.

5. Der Vogel und der Dichter.

Vogel in dem Bauer mußt du singen
Wie man es dir vorpfiff manchen Tag?
Mußt die Töne kunstgerecht verschlingen,
Statt zu schlagen deinen muntren Schlag?

Mußt den Triller welscher Meister wechseln
Statt des Trillers, den dich Gott gelehrt,
Mußt den Lauf in einen Walzer drechseln,
Der als Waldlied Gott so fromm gehört?

Mußt der Kehle ſüßen Schmerz vergeſſen,
Und den heil'gen Jubel deiner Bruſt,
Mußt im Takte dein Adagio meſſen,
Und nach Viertein mäh'gen deine Luſt?

Mußt den unerſchöpften Schwall der Lieder,
Ihres Wechſels ew'gen Ueberſchwang,
Kargend, ſchnüren in das Alltagsmieder,
Bis die Freiheit faſt erlahmt im Zwang?! —

Aber nicht wahr, wenn die Sterne blinken,
Wenn das Leben einſchlief, weit und breit,
Wenn auf's Ohr die müden Quäler ſinken,
Nicht wahr, dann vergiſſeſt du dein Leid?

Dann entfalteſt du der Seele Flügel,
Fällſt in dein Naturlied freudig ein,
Schwebſt im Traum hin über Thal und Hügel,
Singſt für lang dich aus beim Sternenſchein! —

Vogel in dem Bauer, ſeh! dir gleichet
Hier der Dichter oft mit ſeinem Leid,
Wenn die Sorge, lauernd, ihn umſchleichet,
Wenn Gemeinheit ihn zum Opfer weiht.

Ach! wie rüttelt er auch an den Stäben
Seines Käfigs, darbend manchen Tag,
Nicht mehr gebend von dem innern Leben,
Als was Plattheit eben dulden mag.

Nur die Nacht, die ſtille Zeit der Träumen
Läßt er ſich nicht nehmen, die iſt ſein;
Während ſeine Quäler ſatt ſich dehnen,
Singt er, rüſtig, in die Nacht hinein.

Da iſt ſeine Werkſtund' ihm erſchienen,
Seine Freiheit, ſein ambroſiſch Mahl:
Muß er's hart durch Qual ſich gleich verdienen,
Dies Gefühl erſetzt ein Jahr der Qual.

Gedichte von Johann N. Vogl.

Der Brüder Wiederfinden.

Ballade.

Es zogen zwei Brüder hinaus zur Schlacht
Mit ein und derselben Heeresmacht,
Doch trennte gar bald sich der Beiden Bahn,
Denn jeder mußt folgen, der eig'nen Fahn'.

Sie stritten, so gut einer streiten mag,
Sie dachten aneinander so Nacht als Tag,
Wenn des Tag's sie standen im blut'gen Feld,
Wenn des Nacht's sie lagen im Lagerzelt.

Und es wuchs die Sehnsucht in Beider Brust,
Sich wieder zu seh'n und zu herzen voll Lust
Doch wie sie auch zogen, hinab und hinan,
Nie trafen die Rotten der Beiden sich an.

Sie sahn's in den Listen, sie wußtens gewiß,
Daß keiner fiel, noch die Fahne verließ;
So trennte die Beiden, als wär's der Tod,
Unwissend des eigenen Feldherrn Gebot.

Und Jahre gesellten den Jahren sich zu,
Noch schweiften die Rotten umher ohne Ruh',
Und immer noch fanden die Beiden sich nicht
Denn folgen mußt jeder der eisernen Pflicht.

Und wieder die Rotte des Einen zieht
Dem Feinde entgegen in's Kampfgebiet,
Kalt steht sie und trotzet des Gegners Wuth
Bereit ihre Treu' zu besiegeln mit Blut.

Da rottet zu ihr sich mit einemmal
Eine neue Schaar mit blinkendem Stahl,
Die Schaar ist's, die nie noch die and're sah,
Juchhei! Nun sind einmal die Brüder sich nah!

Und Einer erſchaut da den Andern zugleich,
G' meint jeder er ſäh' in das Himmelreich,
Und ſtürzet ſein ſelber nicht weiter bewußt,
In den Hals dem Bruder, in ſeiner Luſt.

Da plötzlich knallt's in den feindlichen Reih'n,
Hilf Himmel! — Das galt den umſchlung'nen Zwei'n, —
Und die ſich ſo lang ſchon an's Herz nicht gepreßt,
Die halten im Tod jetzt für immer ſich feſt.

Die drei Freier.

Romanze.

Es hatte ein Mägdlein der Freier drei,
Wer wohl doch der Bräut'gam von ihnen ſei?

„Und wer mir das Schönſte zu ſpenden weiß,
Dem will ich mich geben zu eigen als Preis.“

Da bringt ihr der Erſte was liebend er ſchrieb;
Ein herzliches Lied auf ſein herziges Lieb.

Der Zweite der bringt ihr ein Kleid von Sammt,
Deß Stoff gar aus Konſtantinopel ſtammt.

Der Dritte der reicht ihr ein Reiflein fein,
Aus Golde geſchmiedet gar blank und rein.

Beim Erſten da wird ihr das Aug' wohl feucht,
Doch aber die Gabe iſt dennoch zu leicht.

Beim Zweiten wohl heimliche Luſt ſie beſchleicht,
Doch aber auch dieſes bedünkt ihr zu leicht.

Beim Dritten da glühte ihr Wange und Blick,
Dem ſinkt an die Bruſt ſie, der hatte das Glück. —

Und Jahre verrollten in Freude und Leid,
Was ward aus den Freiern, was ward aus der Maid.

Das Mädchen, es lebte in Sorgen und Luſt,
Und preßte manch' roſiges Kind an die Bruſt.

Dann rief ſie ihr Stündlein, das Auge ihr dann brach,
Die Freier, ſie folgten zum Friedhof ihr nach.

Zu Lappen vermorſchte das Sammtkleid ſo ſtolz,
In Goldſchmiedes Tiegel das Ringlein zerſchmolz.

Das Lied nur, das jener ihr liebend geweiht,
Das preiſ't noch wie damals die herzige Maid.

Carta bianca.

Vom Ritter Braun von Braunthal.

Füll' aus die weißen Blätter meines Herzens
Mit Deinen Wünſchen all'; es unterſchreibt,
Beherrſchend ſeine Ahnung nahen Schmerzens
Die Ford'rung Dir, weil keine Wahl ihm bleibt.

Zwar iſt es reich, doch kann es dieſe Summe,
Die Du nun fordern darfſt, verarmen nicht?
Dir zahlen wird es, ob es auch in ſtumme
Verzweiflung drüber ſinkt und ſchweigend bricht.

Was ſoll es auch mit ſeinen Schätzen allen?
Sie machten hundert Menſchenherzen reich;
Doch ſo aus Ueberfluß in's Elend fallen,
Dem Erſten jetzt, und jetzt dem Letzten gleich!

So füll' denn aus das weiße Blatt! Wie gerne
Schenkt Dir's mein Herz! Verarmt es drob, nun dann
Stirbt's hier, und fängt auf einem andren Sterne
Der treuen Liebe ſichern Handel an.

Und reicht Dir, wenn den Schatz Du hier vergrubst,
Du wieder arm betrittſt den Jenſeitſtrand,
O Wonn', an der es ſich ſchon jetzo weidet!
Vielleicht ein zweites Blatt für's Geiſterland.

Doch daß Du heiter forderſt, lerne kennen,
Was meine Bruſt verſchließt zu dieſer Zeit;
Der Herzenskammern Schätze will ich nennen,
Falls mir die arme Sprache Worte beut.

Vor Allem ſiehſt Du eine Perlenquelle,
Ein Seraph meinte ſchönere wohl nicht,
Dabei ein Diament ſo ſchwer und helle,
Wie erſter Liebe erſtes Mondenlicht.

Inmitten dann von blendenden Opalen,
Scheinbar gefüllt mit Herzblut, den Rubin,
Hier ſiehſt Du mächtige Smaragde ſtrahlen,
Wie einer erſten Hoffnung friſches Grün.

Noch tauſend Steine, Gemmen und Cameen,
Erinnerungen ſind es, inhaltsſchwer,
Und ringsum ſiehſt Du Goldesbarren ſtehen,
Aus der Erfahrung Schachten ſind ſie her.

Nimm alles hin, ſei Alles auch verloren,
Nur laß mir Eins, dann ſterb' ich unbetrübt:
Das Perlenbildlein der, die mich geboren,
Sie war die Einzige, die mich geliebt!

Schlaf ein!

Sonettenkranz von Agnes Franz.

---

1. Die Erde und die Blume.

Schlaf ein, ſchlaf ein! Hörſt Du die Wiegenlieder
Der treuen Mutter, durch die Sturmnacht klingen?
Die Blume ſteht erſchöpft von langem Ringen
Und kämpft vergebens mit des Sturm's Gefieder.

Horch, da ertönt die liebe Stimme wieder:
Komm, müdes Kind! Will Dich zur Ruhe bringen!
Und, wie der Mutter Arme weich umschlingen
Legt sie das bleiche Kind zur Ruhe nieder.

Bald schlummern sie die Blumen all' im Kreise;
Die Erde schaut's mit stillem Wohlgefallen
Und blickt dem Morgenlicht getrost entgegen.
Behüt Euch Gott! so spricht sie sanft und leise; —
Da schweigt der Sturm und weiche Flocken fallen
Vom Himmel nieder wie ein Abendsegen.

2. Der Mutter Wiegenlieder.

Schlaf ein, schlaf ein! — Kennst Du die Liedesweise,
Die in den ersten Schlummer Dich gewieget? —
Die Melodie, die keine Zeit besieget,
Den Friedensengel unsrer Lebensreise?

Wie weit getrennt von ihrem Zauberkreise
Das dunkle Land der Gegenwart auch liget,
Wir fühlen uns an's Mutterherz geschmieget,
Und jeden Gram besprochen sanft und leise, —

O Du, der Liebe erstes, theures Pfand!
Das bei der Zeiten wechselvollem Weben
Ein Gott dem Erdenpilger hat gegeben.
Der Schutzgeist, der an unsrer Wiege stand,
Er ist nicht mehr; doch Er, der ihn gesendet,
Er hält die Wacht, bis wir den Lauf vollendet.

3. Schlummerlied des Herzens.

Schlaf ein mein Herz! — Was soll das wilde Fluthen
Unruh'ger Wünsche und der Sehnsucht Bangen?
Du willst auf Erden Bleibendes erlangen
In Schatten kühlen Deine ew'gen Gluthen?

December.	Einnahme	Ausgabe.
den		

O gieb es auf! Gedenke jener guten
Harmlosen Zeit, wo Du mit heitern Wangen
Des Augenblickes flücht'ge Gunst empfangen,
Der Zeit, wo schlummernd Wunsch und Sehnsucht ruhten;

Und kehre von dem Meer, dem schrankenlosen
Zurück zum Ufer, jenem traulich, stillen,
Wo Kindesfriede spielt mit frischen Rosen.
Was Du geträumt: einst wird es sich erfüllen!
Doch suche nicht im dunklen Erdenthale
Die schöne Welt der lichten Ideale.

4. Sammlung.

Schlaf ein, schlaf ein, Du lautes Weltgewühle!
Ich will hinaus in's Licht der Sterne treten;
Hier will ich einsam wandeln, schauen, beten,
Und Labung trinken, nach des Tages Schwüle.

Du stiller Geist, des Gegenwart ich fühle
Der Höhen thront in ew'gen Morgenröthen,
O zeige mir das Ziel, das von Nöthen,
Und richte meinen Blick nach würd'gem Ziele.

Es giebt ein Leben, das den Tag verdunkelt,
Ein Wort, verdrängt vom lauten Markt des Lebens,
O laß mich's finden in des Abends Stille!
Laß Dich herab in Deiner Liebe Fülle!
Und zeige mir, vom Sternenlicht umfunkelt,
Dein ew'ges Reich, die Krone meines Strebens.

5. Beruhigung.

Schlaf ein, o Furcht! Schlaft ein, ihr bangen Sorgen!
Was regt ihr euch, gleich wild empörten Wellen?
Wollt ihr der Hoffnung Anker mir zerschellen?
Der meines Nachens sich're Fahrt geborgen?

Ein Fährmann iſt, dem Sturm und Fluth gehorchen.
Dem will ich mich voll Glauben zugeſellen!
Er weiß dem wilden Kampf ein Ziel zu ſtellen,
Er winkt — ſo weicht die Nacht dem Sonnenmorgen.

Iſt Er mit mir, ſo kann ich ruhig ſchlafen,
Wie Er entſchlief bei wilden Sturmes Wüthen
Von ſeiner Jugend banger Schaar umgeben.

Auch Deinem Meer kann ſeine Hand gebieten,
Bedrängtes Herz! Wer ihm vertraut das Leben
Den führet er unverſehrt zum rechten Hafen.

6. Des Dulders Schlummerlied.

Schlaf ein, ſchlaf ein! Du Auge thränenmüde,
Der letzte Wermuthskelch iſt nun geleert.
Nun iſt's gethan — das Kreuz, das Dich beſchweret
Nimmt nun ein Engel ab, und lächelt Friede.

Schau, wie auf dem geſenkten Augenlide
Das Himmelsbild der Ruhe ſich verkläret,
Als ob der Sturm, der dieſe Flur verheeret
Den Fittig ſenk', und nun auf ewig ſchiede.

Was ſollt' ich weinen? Nein, kein Klagen ſtöre
Den ſüßen Schlummer, ach, ſo ſchwer errungen,
Leicht ſei die Erde Dir und ſanft Dein Träumen.

Mit Palmen tauſch ich meine Trauerflöre!
Ein Dulder iſt zum Schauen durchgedrungen,
Und ſchöpft Unſterblichkeit aus Himmelsräumen!

Gedichte von A. G. Eberhard.

1. Alles zur rechten Zeit.

Ach, wie kommt so ungelegen,
So zur Unzeit Gutes oft!
Leicht dann wird erflehter Segen
Uns zur Marter unverhofft.
Sicher hat vor langen Jahren,
Sirach so was schon erfahren,
Denn er sprach, im Pred'gerton
Von der rechten Zeit ja schon.

Stehst Du eben an der Pforte,
Die zu Liedchen führen soll:
Macht ein Freund durch viele Worte
Dich vor Ungeduld halb toll!
Wer mag Freundesworte hören,
Wenn sie Liebesworte stören!
Jedes Ding zur rechten Zeit!
Merkt's Euch, Freund', und seid gescheit!

Fehlt' es lang' an warmem Regen,
Und, nach tausendfält'gem Fleh'n,
Gießt der Himmel diesen Segen
Auf uns bei'm Spazierengeh'n,
Und kein Obdach ist zu finden
Unter Eichen oder Linden:
Rufen die Durchnäßten wohl
Ein erzürntes „Teufelhohl'!"

Gern Musik wohl mag ich hören;
Aber, ist sie noch so brav,
Und sie tönt, um mir zu stören
Meinen süßen Mittagsschlaf:

So verwünsch' ich alle Flöten,
Geigen, Pauken und Trompeten,
Und ich brumm' ein Lied dazu
Von verdorbner Mittagsruh.

Hab' ich schon genug getrunken,
Und mit neuem Weine kirrt,
Vor dem Gast noch mehr zu prunken,
Der verehrte, luft'ge Wirth:
Möcht' ich, kostend, statt zu danken,
Mit dem Trinkverführer zanken,
Daß er früher, wohl bedacht,
Diese Sorte nicht gebracht.

Manches Glück, das mich gemieden,
Ob ich's längst mir schon erbat —
Werd' es ja mir nicht beschieden,
Wenn sich schließt mein Erdenpfad!
Kann's zur rechten Zeit nicht kommen,
Kann das Beste mir nicht frommen!
Wehe Dem, der, Glücks Genuß
Kaum beginnend, sterben muß!

2. Meine neue Heimath.

(Am 24. März 1837.)

Fröhlich läßt es wohl sich leben
An des Alsterspiegels Strand;
Gute Genien umschweben,
Freude spendend, jedes Land.

Kam ich her auch fremdeklommen,
Trauernd um verlornes Glück:
Freundliches Entgegenkommen
Heiterte mir schnell den Blick.

Mir zum Freundschaftsbunde reichte
Mancher Biedermann die Hand;

Holder Frauen Wort verscheuchte
Oft den Schmerz, den ich empfand.

Einer schmerzverwandten Seele
Oft vernommnes Trauerwort,
War mir einer Philomele
Schmerzlich-tröstlicher Accord.

Scherz und Witz bei'm Becherklange
Würzten auch manch' frohes Mahl,
Und im lust'gen Chorgesange
Tönte festlich mancher Saal.

So, von glanzerhellten Wogen
Einer neuen Stromesbahn,
Wird mein Nachen fortgezogen,
Seinem Ziele sich zu nah'n.

Weit und weiter in die Ferne
Fliehn die Male, wo in Nacht
Untergingen meine Sterne,
Leuchtend sonst in heller Pracht.

Aber mitten im Gefunkel,
Hier umschwirrend meinen Blick,
Schau' ich trauernd nach dem Dunkel
Heiliger Gräber oft zurück.

Drum — ist auch der Sinn gefangen
Von der frohen Kreise Scherz: —
An den Todten wird doch hangen
Stets das hart verwaiste Herz.

3. Der Ritter und sein Roß.

Gekommen ist um Leut' und Land
Herr Hugo im Gefecht!
Sein altes Felsenschloß verbrannt!
Entflohen Magd und Knecht!

Gefallen iſt der letzte Sohn,
Begraben längſt ſein Weib,
Durch manche Wunde reif auch ſchon
Zum Tode Hugo's Leib.

Doch nahes Schmerzgeſtöhn' erweckt
Aus langer Ohnmacht ihn!
Sein treues Roß, mit Blut bedeckt,
Nach ihm zu ſeufzen ſchien.

Er rafft ſich auf, und ſchaut das Thier
Mit tiefem Mitleid an,
Und ſpricht: „So nimm den Tod von mir,
„Da nichts dich heilen kann!“

Er nimmt das Schwert, den Blick gewandt
Nach ſeines Roſſes Bruſt;
Allein den Dienſt verſagt die Hand,
Zu ſolcher blut'gen Luſt.

Er ſieht, es lechzet, todesſchwach,
Das Thier nach kühlem Trank:
Da wankt er hin zum nahen Bach,
Er ſelbſt zum Tode krank.

Er nimmt den Helm vom Haupt, und füllt
Ihn mit cryſtallner Fluth;
Und wankt zurück zum Roß, und ſtillt
Ihm ſeines Durſtes Glut.

Dem Sterbenden, den man geliebt —
Und möcht's ein Roß nur ſein —
Man gern die letzte Labung giebt
In ſeiner Todespein.

Als wollt' es danken, blickt das Thier
Noch auf zu ſeinem Herrn.
Der ſpricht: „Blutſauer ward es mir,
„Doch that ich's herzlich gern.

„Du haſt mit mir Gefahr und Noth
„Als treuer Freund getheilt;
„Und beide hat uns auch der Tod,
„Als Beute, nun ereilt!“

Und an das Roß, im Todesſchmerz,
Sein müdes Haupt er legt;
Und ſein und ſeines Roſſes Herz
Zugleich nun nicht mehr ſchlägt.

Der Erdball und das Meer.

Von Caroline Leonhardt-Lyſer.

Einſt, vor hunderttauſend Jahren, liebten ſich ein Mann, ein Weib,
Weite dunkle Schleier ſchmiegten ruhig ſich um beider Leib.
Ihre Seelen, feſt vereinigt, kannten noch die Sonne nicht,
All' ihr Denken war die Liebe und die Liebe all' ihr Licht!
Und ſo lebten ſie in Liebe, er für ſie und ſie für ihn,
Hörten nicht die Engel ſingen, ſahen nicht die Sterne glüh'n.
Da erſchien aus weiten Fernen, auf des Schöpfers Ruf das Licht,
Und die Sonn' in Strahlenſchöne mit dem glühenden Geſicht.
Und der Mann, vom Zauber trunken, blickte nach der Sonne hin,
Gab der Göttin ſich zu eigen, hing ihr an mit Liebesſinn.
Schied ſich von dem treuen Weibe, das in Thränen nun zerfloß,
Und noch immer ſchmerzlich klagend, den Geliebten feſt umſchloß.
Und der Mann, der Erdball, ſchmückte ſich mit Blüth' und friſchem Grün,
Wollte ſeiner neuen Liebe, ſtrahlend, ſchön entgegen blüh'n.
Strebte ſehnend ihr entgegen, brachte ihr täglich ſeinen Gruß,
Harrte auf der Sonne Lächeln und auf ihren Feuerkuß.
Und ſein Weib, das Meer, es weinte, ſchmiegte noch ſich an den Mann,
Sucht' ihn wieder zu gewinnen, klagte ſeine Härte an.
Doch vergebens war das Flehen, und das Meer verbarg ſein Leid,
Zog dahin in blauen Wellen an des Ungetreuen Seit'.

Flüstert oft in holden Weisen, bunten Uferblumen zu,
Als sei in des Meeres Innern, Liebesglück und sel'ge Ruh'.
Aber manchmal hebt es brausend, sich empor im wilden Schmerz,
Und es klopft in hohen Wogen laut das qualerfüllte Herz.
Faßt in wilder Wuth den Gatten, reißt ihm ab den Schmuck, die Pracht,
Und begräbt was es entrissen in der Wogen kalte Nacht.
Raubt ihm seine liebsten Kinder, die die Sonne ihm gebar,
Zieht sogar hinab die Menschen, nahn dem Meer' sie, Jahr für Jahr.
Will durch ew'gen Haß ihm zeigen, daß sie noch den Erdball liebt,
Dem es, selbst verstoßen, wieder seine schönsten Perlen gibt.
Und der Erdball zürnt dem Meere, nennt es schadenfroh und kalt,
Wenn es ihm die Kinder raubet, brausend um die Schiffe wallt.
Denkt: es quälet in den Tiefen seiner Kinder klopfend Herz,
Uebergiebt sie Ungeheuern, weidet sich an ihrem Schmerz,
Doch das Meer hüllt sanft und kosend, alle die Geraubten ein,
Schmücket sie mit hellen Perlen, führt sie in der Nymphen Reih'n.
Und wenn Ein's von diesen Kindern, Liebesschmerzen brennend fühlt,
Lockt's das Meer mit sanften Tönen, ist's das Meer, das Gluthen kühlt.
Jahre kommen, Jahre gehen, Mann und Weib sind nicht versöhnt,
Kalt und ruhig bleibt der Erdball, und das Weib seufzt fort und stöhnt.
Zeigt dem Erdball alle Liebe in dem nie versiegten Haß,
Zeigt im sanften Wellensange, daß es nie der Lieb' vergaß.

Lieder aus Franzensbad bei Eger.

Von Wilhelm Kilzer.

1. An Wilhelm Müller.

Verklärter Freund, sieh' freundlich auf mich nieder,
Aus lichter Höh'! Dir weih' ich diese Lieder.
Ich sang sie da, wo Du gewallt so gern,
Wo Dir geglänzt der Dichtung lichter Stern.

Mir tönen Deine Lieder noch im Herzen.
Hier fühlteſt Du der Liebe Luſt und Schmerzen,
Und auch mein Herz ſog ſüße Luſt und Pein
Hier an dem Ort zu Wehmuthsliedern ein.

Im Quell des Lichts haſt Du ſchon lang getrunken,
Das Irdiſche liegt Dir in Nacht verſunken;
Doch was auf Erden göttlich wird genannt,
Das nahmſt Du mit in jenes lichte Land.

Was ich am Erdenquell geſungen habe,
Nicht weih' ich Dir's, damit es dort Dich labe:
In Deinem Licht iſt es Dir Stammeln nur,
Doch lieb gewiß von Deiner Erdenflur.

Wenn uns der Gottheit Ruf vereint dort wieder,
Dann ſingen wir wohl höh're Liebeslieder,
Und wie ein ferner, leiſer Harfenklang
Klingt dort uns nach, was unſer Herz hier ſang!

2. Auf der Höhe vor Franzensbad.

Vom Berge ſeh' ich in das Thal hinunter.
Wie freundlich liegt der ſtille Badort da!
Es ſchlägt das Herz in friſcher Luſt ſo munter,
Bald bin ich ihr, der Vielgeliebten, nah.

Vielleicht erwacht ſie oben, mein gedenkend,
Sehnt ſich, gleich mir, vielleicht zum Gegenquell.
Mir wird, in den Gedanken mich verſenkend,
Das Herz ſo ruhig und die Seele hell.

Es ſingen Engel um mich her im Winde,
Sie flüſtern mir ſo ſüßen Namen zu,
Und reden mir von einem holden Kinde,
Dem ſie bewachen ſeine Morgenruh'.

Ihr Engel wacht und ſchenket ihrem Leben
Ein jedes Glück, das ſie ſich ſtill erfleht,
Und laßt ihr Leben wonnevoll verſchweben,
So wie im Glanz ein Maitag untergeht.

3. Die Kolonade.

Die Kolonade geh' ich auf und nieder
Nicht ſeh' ich ſie, geh' ich gleich immer wieder
Geſichter blick' ich an, doch ihr Geſicht,
Das freundliche, das holde, ſeh' ich nicht.

Die Menſchen können ruhig Waſſer trinken.
Ich ſeh' es perlend in den Gläſern blinken.
Es mundet ihnen: dieſes lehrt der Schein,
Nicht mag ich trinken, ſuchen nur allein.

Jetzt tönt Muſik. Da läßt ſich's leichter wallen
So Manchem ſcheint ein heit'res Loos gefallen,
Er ſieht die Nachbarin ſo freundlich an;
Vielleicht, daß er ein liebend Herz gewann.

Noch immer nicht! Soll ich ſie nicht erblicken?
Wie? löſet ſich in Wehmuth mein Entzücken?
Ich eile fort, das Waſſer rauſcht allein,
Und Waſſer trübt auch meiner Augen Schein.

4. An der Quelle.

Nicht mag ich aus dem Born Geneſung trinken,
Was hilf' es auch, die Seele iſt ja krank.
Sie ſieht in Nacht ein neues Glück verſinken,
In die ihr ſchon ſo mancher Stern verſank.

Ja, wär' der Born, wie Liebe's Wunderquelle,
Aus der man trinken könnt' Vergeſſenheit,
Wie griff ich dann nach einem Trunk ſo ſchnelle,
Um zu vergeſſen eine ſchöne Zeit.

Ueberſicht
der
Einnahme und Ausgabe
im Jahr 181

Monate.	Einnahme.	Ausgabe.
Januar		
Februar		
März		
April		
May		
Junius		
Julius		
Auguſt		
September		
October		
November		
December		
Summa		

Ueberſchuß:

Deficit:

Doch nein! doch nein! dann ging ja auch verloren,
Was ich empfand ſo tief in warmer Bruſt,
Und ward mir gleich ein Schmerzenskind geboren,
So giebt es doch dem treuen Herzen Luſt.

Das Leben hat nur Werth in dem Erſtreben,
Erlebtes wird der Seele Eigenthum,
Und oft gereicht ein herbes Erdenleben
Dem treuen Herzen dort zum ew'gen Ruhm.

So mag auch meine Dornenroſe blühen,
Sie blühte auf in einem ſchönen Land;
Und ſeh' ich ſie in dunkler Röthe glühen,
Dann fühl' ich tief, was ich einſt tief empfand.

5. Der Becher.

Aus dieſem Glas hat Keiner noch getrunken;
Nur einmal iſt es in den Quell geſunken.
Gefüllt nehm ich es mit auf jene Höh',
Von der ich ganz die Gegend überſeh'.

Dort will ich ſcheidend Dein Gedächtniß ehren,
Es auf Dein Wohl, Du Vielgeliebte, leeren;
Dann werf' ich's nieder in des Thales Grund;
Nicht nehm' es Einer fürder an den Mund.

So wie die Perlen ſich im Glaſe zeigen,
So aus der Seele heiße Wünſche ſteigen;
Und wie der Becher nie an Perlen leer,
So kommen auch der Wünſche mehr und mehr.

Jetzt bin ich oben und jetzt will ich trinken;
Auch Thränen wollen in dem Glaſe blinken.
Nur friſch den Becher an den Mund gebracht
Und herzlich an die Liebſte nun gedacht.

Sie lebe hoch, und Gott im Himmel gebe
Ihr jedes Glück! Sie lebe hoch, ſie lebe!
Das Glas iſt leer — zerſprungen liegt's im Thal,
Von meinem Glück ein Bild — Herz, welche Qual!

7. Der Brief.

Da ich Dich nicht mehr ſollte ſchauen,
Send' ich Dir ſchriftlich meinen Gruß,
Weil ich verlaſſen Deine Auen,
Nach ferner Heimath wandern muß.

O, möchte doch, wie Abendſchimmer,
Dich grüßen das geſchrieb'ne Wort,
Dir von dem Freund erzählen immer,
Den grauſam riß das Schickſal fort!

O, möcht es Dich recht innig grüßen
Im lauten Tag, in ſtiller Nacht,
Dir manchen ſchweren Traum verſüßen,
Den Dir ein finſtres Loos gebracht!

Wir wallen auf verſchiednen Pfaden
Nach Einer Heimath, glanzerhellt,
Dahin hat Liebe uns geladen
Mit tiefem Gruß aus höh'rer Welt.

O, daß der Gruß recht innig klänge
Im Herzen Dir, ſind wir uns fern;
Dann zaubern Lieder und Geſänge
Aus dunkler Nacht den ſchönſten Stern.

Dann wandeln wir dem ſtillſten Thale
In froher Ahnung zu ſo leicht;
Uns ſtirbt die Welt im Abendſtrahle
Und Alles, nur nicht Liebe ſchweigt.

Der Stundenzeiger des Herzens.

Ihr der Nacht, des Tages Stunden,
Geht, wie ich Euch durchempfunden
Noch einmal an mir vorüber;
Wandelt heit'rer oder trüber,
Meinem Geiſte jetzt vorbei,
Daß er Eure flücht'gen Züge
Näher an einander füge,
Eurer ganz bewußt ſich ſei.

Wechſelnd ziehen durch die Tage
Sich die Freude wie die Plage,
Sich das Hoffen wie das Bangen,
Das Genießen und Verlangen,
Und ein jeder wieder trägt
Was in außen ward gegeben
Einzeln in das inn're Leben
Wie die Stunde wechſelnd ſchlägt.

Eine höh're Macht dort oben
Hat die Segenshand erhoben
Ueber unſerm Herzen immer,
Daß es rathlos bleibe nimmer,
Und der Gottheit Finger zeigt
Stets ihm an die rechte Stunde,
Ob auch ſelbſt im finſtern Grunde
Ihm die Mahnungsglocke ſchweigt.

Laß auf dieſe Hand mich ſchauen,
Stets mit gläubigem Vertrauen,
Daß, ob ſpät die Stund' auch ſcheine
Ich ſie ſtets doch recht vermeine',
Daß, ob früh der Zeiger winkt,
Doch mein Herz mit Dank und Wonne,
— Denn es rief der Strahl der Sonne —
An die Bruſt des Vaters ſinkt.

Erſte Nachtwache.

Eilf. (Nachts).

Wacht ſie noch?
Nein, ſie ſchläft! —
Mit leiſem Fittig
Iſt der Schlummer ihr genaht,
Der wie zarte Jungfrau'n ſittig
Zu dem Ruhebette trat.
Und die Augen ſind geſchloſſen
Wie ein Blumenkelch ſich ſchließt,
Von dem milden Hauch umfloſſen
Dem der Wangen Glüh'n entſprießt.

Träumt ſie wohl?
Ja, ſie träumt! —
Denn Lächeln kreiſet
Um des Mundes Roſenlicht,
Daß er Liebliches verheiſſet
Spricht auch jetzt die Lippe nicht.
Und auf weiſſer Stirne ſcheinen
Wie zu einem Elfentanz
Frohe Bilder ſich zu einen
Gleich Titaniens Lilienkranz.

Denkt ſie mein?
O, gewiß!
Ihr Leben lieget
In dem meinen ganz verſenkt,
Daß ſie ſanft in ſich geſchmieget
Nur durch meine Seele denkt.
Und in dieſem Doppelleben
Dieſem ſüßen Wechſelſpiel
Iſt uns Seligkeit gegeben,
Ewig, ohne Maas und Ziel.

Zwölf. (Nachts).

Mitternacht! — So ſchauerlich
Hallt der Stunde Schlag vom Dome! —
Um mein Lager ſcharen ſich
Wirre, duftige Phantome! —
Auf die Bruſt drückt eine Laſt, —
Glühend brennt mir Stirn und Wange, —
Eine Hand, die mich erfaßt —
Weh! wie ſchwer iſt mir und bange! —

Ha! ein friſcher Athemzug
Und die Nachtgeſpenſter ſchwinden
Und der mitternächt'ge Trug
Muß ein ſchnelles Ende finden.
War's doch nur ein Wahngebild
Aus des Körpers Mißbehagen,
Und des heitern Muthes Schild
Wird die Larven ſchnell verjagen.

So auch in dem Angſtgewühl,
Wenn die finſtern Bilder drängen,
Oder Sorgen bang und ſchwül
Uns die Lebensluft beengen,
Nur ein Athemzug recht friſch
Aus der tiefen, reinen Seele
Und der Schlangenbrut Geziſch
Kriecht zurück in ſeine Höhle.

Nur recht grad' in's Aug' geſchaut
Dem was ſich so wirr will zeigen,
Aus der Bruſt ein kräft'ger Laut
Und die Schreckgeſtalten weichen,

Und Vertrauen kehrt zurück
Zu dem Herrn der Himmelsmächte,
Den der glaubensvolle Blick
Findet selbst im Grau'n der Nächte.

Eins. (Nachts).

Der Donner rollt! — ich bin erwacht!
Welch herrliche Gewitternacht!
Die Blitze zücken — Sturmwind saust —
Wie schwer der Regen niederbraust!
Ein Leuchten ringt, ein dumpfes Rollen —
Ein heller Strahl — ein wild Gekrach, —
Es hallt der Elemente Grollen
Das Echo langgehalten nach.

Und ich schau' ruhig in den Streit!
Es wird der Blitz zum Ehrenkleid,
Der Donner zu der Stimme nur
Der kräftig waltenden Natur,
Der Sturm ist ihrer Worte Bote
Die Wolken sind ihr Baldachin,
Aus dem was Untergang ihr drohte
Seh' ich ein neues Leben blüh'n.

Noch rieselt sanft der Regen blos,
Befruchtend ihren Segenschoos,
Und wieder schon am Himmelszelt
Hat sich ein Stern dort eingestellt
Den Frieden seh' ich neu entstehen,
Die Kräfte sind im Gleichgewicht,
Und Flügel kühler Lüftchen wehen
Mir um das heiße Angesicht.

O, daß auf jeden Streit ich so
Hinblicken möchte, ruhig, froh,
Im festen, gläubigen Vertraun
Den sel'gen Frieden auch zu schaun!
Und wird nicht, wer den Elementen
Bezeichnen konnte ihre Bahn,
Noch leichter Erdenkämpfe enden
Nach seinem hohen, ew'gen Plan.

Th. Hell.

Druck von F. C. Teubner in Leipzig.

In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig ist auch erschienen:

Schillers Dichtungen,

nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange. Von H. F. W. Hinrichs. In 2 Theilen. Erster lyrischer Theil. gr. 8. 21 Bog. Velinpapier. broch. 1837. 1½ Thlr.

Der Verf. hat hier gesucht, den Streit über den poetischen Vorrang Goethes oder Schillers, durch die Betrachtung des Verhältnisses beider großer Dichter zu einander, in ihrer eigenthümlichen Bildung und von ihrem besonderen Standpunkte aus, zu erledigen, und sich bemüht in der Darstellung der Gedichte Schillers den poetischen Entwicklungsgang zu zeigen, und den kritischen Einfluß, den seine nächsten Freunde: Goethe, Herder, Wieland, Wilh. von Humboldt u. A. auf denselben gehabt haben. Vieles wird sich im zweiten dramatischen Theile aus Sch. Bildungsgeschichte ergeben. Die Schrift ist daher ein fast unentbehrlicher Commentar zu Schillers Werken, indem sie sich zugleich der neuesten Ausgabe dieser Werke im Aeußeren vollkommen anschließt.

Rom im Jahrhunderte des Augustus,

oder Reise eines Galliers nach Rom ꝛc. Nach d. Franz. des Dezobry bearb. von Th. Hell. In 4 Bändchen. 1s, 2s, 3s Bändchen mit 1 Plane. 8. 1837. geh. 2½ Thlr.

In diesen, Bulwers Pompeji übertreffenden, Schilderungen wird römisches Leben, Sitte und Verfassung gar treffend dargestellt, und den, belehrende Unterhaltung Suchenden eine geistreiche Lectüre dargeboten.

G. O. Marbach,

über moderne Literatur.

In Briefen an eine Dame. 1. und 2. Sendung: (1. bis 25. Brief) Einleitung. Menzel. Börne. Heine. 8. Velinp. geh. 1836. 1 Thlr. 10 gr.

Eine Besprechung aller Richtungen moderner Literatur nach ihren Tendenzen, vom Standpunkte der durch Goethe begründeten Weltanschauung, enthaltend, und dürfte als sehr zeitgemäß erscheinen.

Victoria

PENELOPE.

Taschenbuch

für das Jahr 1839.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Achtundzwanzigster Jahrgang.

Mit Stahlstichen.

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

a
357 27

Penelope für 1839.

Inhalt.

Seite

Victoria, Königin von Großbrittanien.
Sonett zu dem Titelkupfer V
Sophie, Erzherzogin von Oestreich VII
Amalie Haizinger-Neumann IX
Wilhelmine. Sonnet von J. Mosen XI

Fünfte Aufstellung von Volksscenen.
Taubenfütterung XIII
Die Locanda in der römischen Campagna XV

Die Gefesselte. Novelle von Bernd von Guseck 1
Buße der Sehnsucht. Erzählung von W. v. Lüdemann . 118
Die Geige. Novelle von Friedrich Voigts 202

Drei Blätter aus meinen Erinnerungen. Von W. Häring (W. Alexis.)
1. Walladmor 303
2. Dreimal in Weimar 324
3. Meine Zeitgenossen 343

Das Hochzeitslied. Romanze von Rudolf Hirsch 372
Das Mauerbild zu Engelsbach. Thüringische Volkssage von Adolf Bube 374
Gedichte von Wilhelm Kilzer.
Natur- und Menschenleben 375
Der Adler 377
Der Entfernten 379
Laßt mir den Schlummer 380
Das kranke Kind 381
Schnitteridylle 382
Der Rautenkranz. Eine vaterländische Sage von Hermann Matthäi 383
Sanct Benedict mit dem Säckel von Joh. N. Vogl . . . 388

Victoria,

Königin von Großbritannien.

Am 28. Juni 1838.

Wenn heut die Krone Deine Stirn umschlinget,
Der Königspurpur Deinen Wuchs umwallt,
Der Jubel unermeßlich widerhallt
Und seine Herrscherin Dich England grüßet;

So blick' zurück, wenn rasch die Zeit verfliehet,
Auf jener stillen Tage Aufenthalt,
Wo sonder Schmuck die reizende Gestalt,
Wie lieblich wohl ein zartes Veilchen sprießet.

Da hat der Künstler Dich dem Blatt vertraut:
Nicht hat er schon die Königin geschauet,
Victoria war noch das Mädchen blos.
Und wie Du heiter da und gut und milde
So bleib auch treu dem schönen Ebenbilde,
Denn dadurch nur sind Königinnen groß.

Ad. Hell.

Sophia,

Erzherzogin von Oeſtreich.

Nicht kennt die Mythe Frauen-Dioskuren',
Das Leben bietet ſie als reine Sterne
Am Ahnen-Himmel, glänzend in die Ferne,
Zu ſegnen ihrer Leitung ſanfte Spuren.

Maria und Sophia ſeh ich' glänzen,
Eliſabeth, Amalia erſtrahlen;
Heil denen die vertrauend anbefahlen
Sich dieſen Sternen zu des Lebens Kränzen.

So blickt in dieſe milden edlen Züge
Das Auge gern mit innigem Ergeben,
Die Genien die dieſes Herz beleben
Sie bringen ſanfte, freundliche Genüge.

So ruht auf dieſes Geiſtes hehrem Walten
Der Blick entzückt und folget ſeinem Segen,
So tritt uns überall ein Bild entgegen
Das wir in tiefſter Seele treulich halten.

Beglückend und beglückt ſei jede Stunde
Die dieſem Leben lange Jahre reihet,
Und was in ſtiller Ehrfurcht ſich ihr weihet
Das gebe hier der Huld'gung laute Kunde.

Ad. Heil.

Amalie Haitzinger-Neumann.

Großherzogliche Hofschauspielerin in Karlsruhe.

Nicht im Kostüm von einer Deiner Rollen
Zeigt Dich der Künstler. Welche soll er wählen?
Sind Deine Siege denn darin zu zählen,
Und wo hätt' er die schönste finden sollen?

So laß uns Dir für alle Dank jetzt zollen,
Ob sie durch Scherz uns mit der Luft vermählen,
Ob durch Gefühl das Edlere sie stählen,
Ob Thränen uns beim tiefen Schmerz entrollen.

Und bleibe lange noch mit Deiner Milde,
Mit Deiner Anmuth, Deiner Seelentiefe
Ein Vorbild allen, die der Kunst sich weihen.
Wir führen sie zu Deinem lieben Bilde,
Und lösen so die schwere Hieroglyphe,
Der Kunst den Stempel der Natur zu leihen.

Th. Hell.

Mrs. HAYNESWORTH.

Wilhelmine.

Ihr Haupt hat ſie geſenkt in's ſammtne Kiſſen,
Noch hält das Buch des Dichters ihre Hand,
Den früh dem Volk ein ſchöner Gott entriſſen,
Emporgehoben in das Geiſterland;
Doch ſeine Lieder zart und ſommernächtig
Lebendig ſind ſie noch und zaubermächtig.

Doch iſt die Zither endlich ihr entſunken.
Auslöſcht der Tag; es zieht herauf die Nacht.
Von ſeinen goldnen Liedern iſt ſie trunken,
Da ſinkt auf ſie des Traumes Wundermacht;
Fortklingen noch des Dichters hohe Worte,
Es thut ſich auf des Mährchenreiches Pforte.

Und küſſend ruht auf ihrem Angeſichte
Des Geiſterjünglings todeskeuſcher Mund,
Mit Blumenduft und weichem Mondenlichte
Thut er im Traum ſich ihrer Seele kund;
Doch Schlaf im Mondenſchein macht bleich die Wangen,
Und Traum und Leben ſind gar bald vergangen.

Julius Moſen.

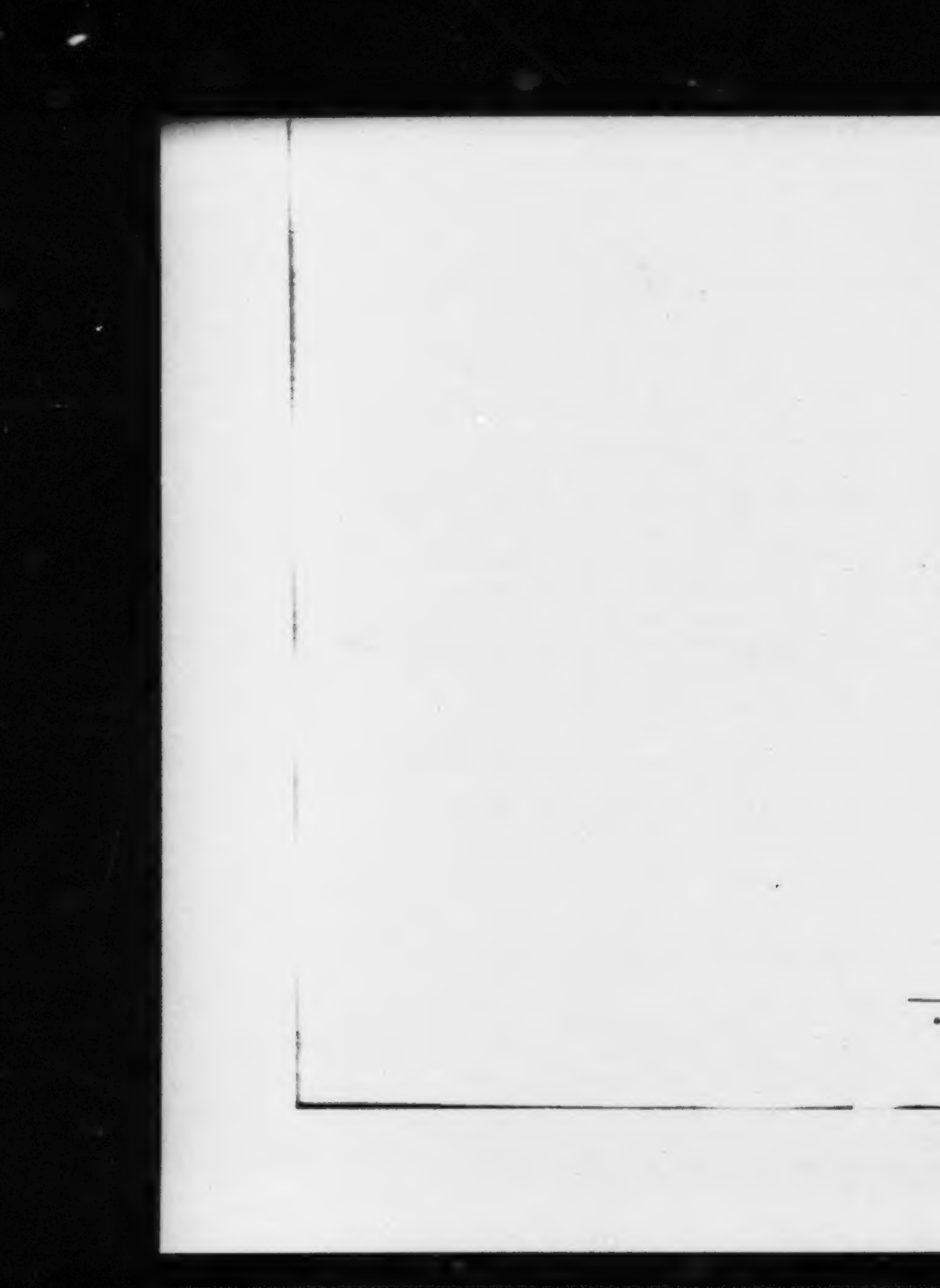

Taubenfütterung.

„Tagesarbeit iſt gethan,
Und das Herz iſt mir ſo frei,
Steigen wir denn raſch hinan
Zu dem heitern Laſtrico *)

Nimm die Laute mit und laß
Deine Stimme tönen drein,
Daß wir uns dort eben das
Dieſes Frühlingsabends freun.

Baſe iſt ja auch ſchon dort
Mit dem Rocken in der Hand,
Und ſpinnt rüſtig immer fort,
Schauend weit in Meer und Land.

Auch hinauf den Kleinen nimm,
Iſt ja doch die Bruſtwehr hoch,
So daß die Gefahr nicht ſchlimm,
Wenn er ſich nicht überbog.

Eine Hand voll Futter hier
Nehm ich für die Tauben mit:
Nun wohlan, ſo gehen wir,
Eh' die Sonn' hinunterglitt."

*) So nennt man im Neapolitaniſchen das platte Dach der Gebäude.

Und der Abend ist so rein,
Und die Aussicht ist so weit,
Daß daran sich groß und klein
Recht aus vollem Herzen freut.

Und schon fliegt ein Taubenpaar
Auf das kleine Ziegeldach:
Und sieh, eine ganze Schaar
Folgt den beiden ersten nach.

Beppo streut sein Körnchen aus,
Und Sesstine streut noch mehr,
Und ein ganzes Taubenhaus
Gurrt und rückt nun um sie her.

Freundlich schaut der Vater drein
Und die Base lächelt fromm. —
Welche Lust muß das doch sein
Auf dem kleinen Lastrico!

Th. Hell.

Inhalt.

Der Strickſtrumpf und die Tabakspfeife. Eine häusliche Scene. Von Theodor Hell. . Seite IX

Die Kunſt, glücklich zu heirathen. Erzählung. Von F. Laun. . . . . — 1

Marie. Eine Erzählung vom Verfaſſer des Romans Heliodora. . . . . — 28

Asmodi. Von Karl Stein. . . . . — 59

Lohn der Tugend. Eine Erzählung von der Verfaſſerin der Claudine Lahn, Klara von Walsburg, u. a. . . . . — 93

Die Nacht in der Portochaiſe. Von Theodor Körner. . . . . — 184

Lucaſſin und Nicolette, oder die Liebe aus der alten Zeit. Von dem Verfaſſer des Romans Heliodora. . . . . — 192

TAUBENFUTTERUNG.

Die Locanda in der römiſchen Campagna.

Heitre Jäger, frohe Zecher,
Sitzen um den vollen Becher
Mittags unterm Rebengrün,
Kühl ſie ſchützend vor der Sonne,
Und es dient zum Stuhl die Tonne
Bis ſie rüſtig weiter ziehn.

Um ſie her die muntre Meute,
Hungrig nach der leckern Beute,
Die vom Tiſche ihnen fällt,
Daß bald oberhalb es ſinget,
Bald das Glas zuſammen klinget,
Bald es unterm Tiſche bellt.

Sieh, da kommt ein andrer Jäger
Noch herbei, und plötzlich reger
Wird es in der Hunde Schaar,
Und als vollends deſſen Rüden
Nahen, endet ſchnell der Frieden
Und es geht um Haut und Haar.

Auf ſpringt jeder und will ſchlichten
Was ſich um ihn her im dichten,
Wüthenden Gebeiße packt;
Der wehrt mit dem Fuße ſtemmend,
Der gießt, ſich an's Tiſchtuch klemmend,
Aus des Glaſes Katarakt.

Und die Frauen mit den Kleinen,
Unter Wimmern, Schrein und Greinen
Laufen sie davon in Eil,
Oder nehmen unter Lachen,
Da nicht selten solche Sachen,
An der lust'gen Scene Theil.

Doch am schlimmsten ist dort oben
Auf der Treppe aufgehoben
Der herab die Suppe trägt,
Aus der Thüre bei dem Raufen
Kommt der Hund des Wirths gelaufen,
Der nicht um Erlaubniß frägt.

Und um schnell dort zu erscheinen
Läuft er zwischen Kellners Beinen
Durch, als sei's ein offnes Thor;
Der kommt aus dem Gleichgewichte
Und das treffliche Gerichte
Strömt dem Flüchtling über's Ohr.

Ewig dauern nie die Kriege,
Hier auch haben des Genüge
Endlich Tatze, Pinscher, Spitz;
Nach der Prügel Friedensschluße,
Geht es wieder zum Genusse
Und zum etwas festern Sitz.

Th. Hell.

Die Gefeſſelte.

Novelle von Bernd von Guſeck.

1.

Welch' Stern glüht, — welche Sonne auf der Bai?
Es ſcheint ein Feuermeer! Nur fort! Schnell fort!
Lord Byron.

Es war eine ſtürmiſche unheimliche Nacht. Die Sichel des abnehmenden Mondes blickte nur ſelten durch die raſchtreibenden Wolken, welche raſtlos über den Himmel jagten, wie vermeſſene Wünſche, ſtets von neuen gefolgt. Ein ſcharfer Herbſtwind faßte die mächtigen Eichen, daß ſie die Häupter ſchüttelten, und trieb ihre fallenden Locken weit über den Strand. Kein Nachtigallenton flötete ſüße Lieder der Liebe im dichten Gebüſch, ſie waren längſt verſtummt, ſeit der Frühling mit ſeinen Blüthen Abſchied genommen hatte. Nur des Sturmvogels gellender Schrei ſchallte mißlautend vom Meere her, deſſen Brandung hohl und zürnend zu hören war.

Und in dieser schlimmen Nacht voll schlimmer Zeichen wandelt ein Liebespaar hinauf zur einsamen Kapelle, wo ein verhüllter Priester die Kerzen anzündet und sich bereitet, den Segen über den heimlich geschlossenen Bund zu sprechen. Die zarte Braut zittert, wie das Gesträuch im Sturme, halb ohnmächtig schmiegt sie sich an den Geliebten, der wild und scheu die Gott geweihte Stätte betritt. Sie stehen nun vor dem Altare. Der Priester beginnt halblaut und oft stockend die heilige Handlung, seine tiefe murmelnde Stimme hallt vom leeren Gewölbe zurück und durch die offene Thür hat sich der Nachtwind eingeschlichen und treibt im dämmernden Raume sein unheimlich Spiel.

Eisige Schauer rieselten der Jungfrau durch die schönen Glieder; eintönig, wie fallender Tropfen Hall in der Felsenkluft, und unverstanden schlugen des Mönches abgebrochene Worte an ihr Ohr und als sie das bindende: Ja! sprechen sollte, lag sie in Ohnmacht an der Brust des Mannes, der ihr Schicksal an das seinige kettete.

„Genug! herrschte dieser dem Priester zu, der seine Trauformel unbekümmert fortsetzen wollte. Was fehlt, denk' ich mir. Schnell jetzt zum Schlosse zurück! Wir tragen sie!"

Auf ihren Armen trugen die beiden Männer das bewußtlose Wesen aus der Kapelle. Da strich ein schneidender Windstoß ihr den Schleier, womit sie sich bräutlich geschmückt hatte, vom Haupte, daß die dunkeln Locken fesselfrei hernieder fluteten. „Was flattert

dort Weißes hin?" fragte der Neuvermählte seinen Begleiter. Dieser bebte zusammen und starrte furchtsam in die Finsterniß hinaus, ohne ein Wort zu erwiedern. Einzelne Regentropfen begannen zu fallen, es wurde mit jedem Schritte dunkler, die Wolken löschten das Mondlicht bis auf den letzten Schimmer aus. Der Priester forschte nach dem Wege, den sie nicht mehr zu erkennen vermochten, so nah sie auch ihrem Ziele waren; er athmete mühsam, sein ganzes Benehmen verrieth die bitterste Angst.

„Schämt sich der Mann Gottes nicht? sagte der Andere mit spottendem Hohne. Ist denn Gefahr vorhanden oder der mindeste Grund zu solcher Feigheit? Kreuz und Blut! Ich möchte Dir meinen Dolch zur Herzstärkung zu kosten geben."

„Gnädiger Herr, wir gehen auf das Meer zu, statt nach dem Schlosse, flüsterte der Mann im Ordenskleide, indem er festwurzelnd am Boden auch Jenen zum Stehen zwang. Ich bitt' Euch, verweilt, bis das Fräulein zu sich kommt, es ist ja unchristlich, ihr nicht zu helfen, sie kann sterben. Nehmt Euern Mantel hinweg, laßt ihr den Regen ins Angesicht träufeln. Dann geht sie allein, ich suche den Weg mit den Händen und habt Ihr das Schloß erreicht, will ich die ganze Nacht Wache stehen, mag es stürmen, wie es dem Wetter beliebt!"

Er hatte seine Rede mit geflügelten Worten beendigt, aber sie machte keinen Eindruck auf den ungeduldigen Hörer. „Fort, sag' ich! rief er wild. Mir ist es lieb, wenn sie nicht zur Besinnung kommt!"

„Aber wir stürzen ins Meer! jammerte der Sträubende. Hört Ihr nicht das Brausen näher und näher?" — „Das ist der Sturm!" sagte Jener. — „Und kam uns der Wind nicht von der Rechten, der uns jetzt grad' in die Augen bläst?" — „Kreuz und Blut! fluchte der Zornige. Du weckst mir das Mädchen!" Was er hinzusetzte, wurde zum leisen Gemurmel, denn die Ohnmächtige erholte sich wirklich aus ihrer Betäubung. Sie richtete sich schnell auf, ihr erstes Gefühl war Schreck über ihre nächtliche Umgebung und als sie völlig ihrer Lage bewußt ward, zuckte es wie ein Schauder durch ihre Gestalt. Aber die Stimme, welche Gewalt über jede Fiber ihres Herzens besaß, tönte wie süßer Harfenklang durch die Nacht: „Gott sei gedankt, meine Blanche!"

Sie schmiegte sich an seinen starken Arm, der sie schirmend umfing. „Ist es denn mehr, wie Traum?" flüsterte sie. „Du bist mein, Blanche, rief der Mann. Wir sind verbunden durch Priesterwort. Stütze Dich fest auf mich, so jetzt, als durch das Leben!" Sie schritten weiter auf ihrem pfadlosen Wege.

„Wo ist der heilige Mann, der uns eingesegnet hat? fragte Blanche. Und, rief sie erschreckend, der Goldreif, das Pfand Deiner Treue? Er fehlt an meiner Hand, Richard!"

„Sei ruhig, mein Weib! tröstete er sie. Hier ist der Ring, Deine Ohnmacht hinderte mich, ihn Dir zu geben. Doch laß uns eilen, die Nacht ist unfreundlich gegen uns, wie Dein Vater. Was bebst Du,

Der Sieg der Treue. Von Friedrich v. Klotz. Seite 245
Das Grasemücken-Nest. Häusliches Melodram.
Von Fr. Kind. . . . . — 255
An *** Von Ebendemselben. . . — 263

Nebst fünf Kupfertafeln zu den Erzählungen, sechs Landschaften von Günther ꝛc. und zwei Tafeln der neuesten Desseins zum Sticken und Stricken von Lehmann mit Erklärung.

meine süße Blanche? Hast Du nicht Muth, hab' ich nicht Kraft? Nur eine kurze Spanne Zeit noch, dann wird sich Alles in Freudigkeit verklären, was Dir drohend erscheint."

„Wohin führst Du mich, Richard? fragte sie, da ihr Auge, jetzt nachtgewohnt, die nächsten Gegenstände zu erkennen strebte. Wir sind auf falschem Wege! Gott sei uns gnädig! Dort ist das Vorgebirg und unter die See!" Er riß sie erschrocken an sich. „Hatt' er doch Recht? rief er laut. Reginald!"

„Du rufst Deinen Diener? fragte sie. Ist er mit Dir gewesen? Ich sah ihn nicht."

„Er soll den Weg suchen, rief der Mann ungeduldig. Wir haben die Richtung verloren und wer weiß, ob nicht im Schlosse Deine Abwesenheit ruchbar wird. Reginald! Der feige Bub' ist entflohen!"

„Laß es Dich nicht irren, mein Richard, sagte sie besonnen. Ich kenne den Pfad genau. Dort die Eichen, deren dunkle Masse Du siehst, verdecken uns das Schloß, wo ich ein Licht an mein Fenster gesetzt habe. Mich dünkt, ich sehe den Schimmer schon durch das Laub."

„Kann das nur der Schimmer eines einsamen Lichtes sein? entgegnete Richard mit steigender Besorgniß. Blanche, das sind mehr Kerzen, als eine! Horch! Klang das nicht wie fernes Geschrei? Blanche, man hat Dich vermißt, das Schloß ist erleuchtet, man ruft Dich." —

In diesem Augenblicke stürzte ein Mensch durch

die Nacht heran. „Ach ihr Heiligen! Montmarne brennt!“

„Reginald!“ schrie sein Herr entsetzt. Blanche war stumm vor jähem tödlichen Schreck. Sie flogen.

Da hatten sie die freie Aussicht hinter den Eichen gewonnen und zugleich die furchtbarste Gewißheit. Auf seinem fernen Hügel lag das Schloß Montmarne nicht mehr schwarz und schweigend, wie sie es vor Kurzem verlassen hatten, sondern durch alle Fenster sah man hin und wieder irrende Fackeln; vielfach verworrenes Rufen und Schreien schallte wüst durch die Nacht und aus einem wohlbekannten Thürmlein zuckten glühende Feuerzungen am vergitterten Fenster: Blanche stieß einen lauten Schrei der Selbstanklage aus. Und wie sie mit athemloser Eile näher kamen, entfaltete sich mehr und mehr die grauenhafte Schönheit des nächtlichen Brandes. Die Flammen, welche im Innern des Thurmes an dem Holzwerk und Getäfel, dem Jahrhunderte Trockenheit gegeben hatten, immer neue Nahrung fanden, schlugen von Zeit zu Zeit in riesiger Lohe durch die Fenster gen Himmel, daß der kleinste Gegenstand auf der Flur taghell erkennbar wurde; dann sanken sie wieder zurück und ließen die Nacht um so schwärzer scheinen, bis ein neuer prasselnder Ausbruch erfolgte. Endlich brachen sie sich völlig Bahn, von allen Seiten sprühten Funken aus dem Thurme, der Sturm faßte lodernde Feuerbrände und nahm sie im weiten Bogen mit sich hinweg, die rothe Glut wallte hoch und höher um die Zinnen, daß der alte Thurm einem Riesen mit flammender Krone glich und

sein Wiederschein fernhin über das Meer leuchtete, ein Wahrzeichen für die Schiffer, welche in dieser bösen Stunde mit Wind und Wogen kämpften.

„Dort jagen Rosse in verschiedener Richtung! flüsterte Blanche's Begleiter. Man hat Dich vermißt, man denkt uns nachzusetzen. Sei muthig! Wir kommen unbemerkt in das Gehege. Hörst Du Deines Vaters Stimme, wie er Befehl auf Befehl giebt?"

Sie waren ganz in die Nähe des Schlosses gekommen, wo ein wildes Gewühl von geschäftigen Menschen sich regte, in welches der Graf von Montmarne, der hoch zu Roß saß, sich vergebens mühte, einige Ordnung zu bringen. Richard und Blanche verloren sich unbemerkt in die Büsche des Geheges, hier bat der Mann die Zitternde, auf der Steinbank, wo er sie niederließ, den Ausgang der Dinge zu erwarten und entfernte sich. Dreist nahte er nun dem brennenden Thurme, stieg die Leiter hinan, auf welcher ein paar kühne Gesellen dem Feuer Einhalt zu thun strebten und half löschen. Er achtete es nicht, daß sein Mantel versengt wurde, daß ihm Funken das Haupt umsprühten — so trieb er es eine Weile, dann stieg er wieder hinab und drängte sich in die Nähe des Schloßherrn. Dieser erkannte ihn sogleich beim Scheine der Flammen und rief mit Verwunderung: „Herr von Sainte-Croix! Seh' ich Euch? Wo seid Ihr gewesen? Wißt Ihr etwas von meinem Kinde."

„Das Fräulein ist gerettet, antwortete Sainte-Croix kalt. Ich habe es in Sicherheit gebracht."

„Ihr habt meine Blanche gerettet? rief der Graf von Montmarne mit jubelnder Freude. Und ich konnte glauben —! O führt mich zu ihr, laßt mich sie sehen, die ich verloren gab.“

„Sie ist außer Gefahr, erwiederte Sainte-Croix. Sendet ihr Frauen zu, sie weilt auf der Steinbank im Gebüsch. Uns aber laßt sorgen, daß nicht das Feuer vom Thurme auch die andern Gebäude erfasse.“

Der Graf sah jetzt mit steigendem Erstaunen, daß Herr von Sainte-Croix Spuren des Feuers am Mantel und Baret trug, er fühlte sich dadurch beschämt, denn er hatte gegen ihn schlimmen Verdacht gehabt. Rasch gab er Befehle, welche dienstfertige Frauen zu seiner Tochter schickten, er selbst blieb auf seiner Stelle, wo es ihm möglich war, die Maaßregeln wider den Fortschritt der Feuersbrunst anzuordnen. Sie hatten den gewünschten Erfolg. Der alte Thurm brannte allmählig aus, die Flammen wurden vom Winde in günstiger Richtung getrieben, daß kein Brand in das Schloß fiel; nach und nach sank die Glut und zehrte nur im Innern des Gemäuers. Da überließ der Graf die Sorge um die Löschanstalt seinem Majordomus, stieg vom Pferde und suchte sein Kind auf.

Blanche saß noch im dunkeln Gebüsch und hörte den trostreichen Zuspruch der Frauen, welche Gott für ihre wunderbare Rettung priesen, und, Jede einzeln, schauderhafte Gefahren bestanden haben wollten, sowohl von den Flammen, als auch von der Rohheit der Männer, welche in so verwirrenden Momenten alle Zügel abwerfen.

„Denkt Ihr den Heiligen, Fräulein, sagte die alte Küchenmeisterin des Hauses, daß Ihr einem so edlen Manne zur Rettung in die Hände fielet, als der Herr von Sainte-Croix. Ich habe ihn gesehen, wie er die Leiter hinaufstieg, er selbst brannte lichterloh, aber das galt ihm gleich. Und wie freute sich Euer gnädiger Herr Vater, als er ihm sagen konnte: das Fräulein ist gerettet.“

Blanche fühlte sich tief verletzt, ihre bis dahin reine Seele scheute sich vor der ersten Lüge, an welcher sie Theil haben sollte. Fand sich für Richard kein anderer Ausweg, als sich einer That zu rühmen, die er nicht vollbracht hatte? Und noch ein Gedanke grub sich qualvolle Bahn in ihrem Geiste. War es nicht aus ihrem Gemach, daß die Flammen leuchteten? Woher war das Feuer entstanden? Hatte das Licht, welches sie unvorsichtig an ihr Fensterlein gesetzt, brennbaren Stoff ergriffen und war sie demnach die Brandstifterin? Sie schauderte bei dem Gedanken. Wie sollte sie vor dem Angesichte ihres Vaters bestehen!

Da nahte er ihr, so mild und liebevoll, wie sie ihn nie gesehen hatte. Er rief sie mit zärtlichem Tone, hob die Zitternde zu sich empor und küßte sie — es war das erste Mal im Leben, daß er sich ihr so liebreich erzeigte und wie die Blume sich dem Sonnenstrahle erschließt, öffnete sich Blanche's Herz der milden Begegnung. Aber dies Gefühl der Wonne erstarb schnell, wie ein vorzeitiger Lenzhauch. Das Bewußtsein geheimen Unrechts kam frostig über die jungen Keime des

Vertrauens in Blanche's Brust und tödtete sie bis auf den letzten. Was ihr ein Born des Glückes, der reinsten Freude hätte werden können, das brachte jetzt nur Bitterkeit über sie und zwar durch eigene Schuld.

Der Graf führte sein Kind nach dem Schlosse zurück, für welches keine Gefahr mehr vorhanden war. Noch brannte der Thurm, doch keine Lohe schlug mehr über seine Zinnen empor, nur die stäubenden Funken und der rothe Widerschein in den Wolken, die der Sturmwind noch immer über den Himmel trieb, gaben von der Glut im Innern des alten Gemäuers Kunde. Blanche sah verzagend hinauf, und außer ihr manches Auge, denn die seltsam geballten Formen der Wolkenbilder, denen der Feuerschein eine blutige dämonische Färbung gab, waren wohl geeignet, den Aberglauben zu wecken, um Zeichen der Zukunft in ihnen zu suchen. Da zog es heran wie mit aufgespannten Segeln eine mächtige Flotte, dann drängte es sich wild durcheinander, wie Kriegerschaaren, man wollte Rosse und Reiter erkennen, wehende Banner über dem Lanzenwalde und wenn der Wind stärker daherfuhr und die Unformen zerriß und aufrollte, glaubten die bangen Zuschauer das graufe Gewirr einer Feldschlacht zu sehen. Blanche aber wähnte, aus dem Chaos ein großes rothes Kreuz, sich allmählig gestaltend, zu erblicken und das gab ihr Trost und Zuversicht, denn es galt ihr: das heilige Kreuz war ja der Name ihres Geliebten, ihres Sainte-Croix!

Als sie zum großen Portale des Schlosses kamen, trat ihnen Herr von Sainte-Croix entgegen. Der

Graf reichte ihm freundlich die Hand. Leute mit Meldungen über den Stand des Feuers kamen dazu, Blanche fand einen Moment, ihrem Freunde zuzuflüstern: „Keine Lüge, Richard! Unser Bund sei rein!“ Er nickte ihr lächelnd zu. Sie folgten dem Vater in den Saal, der hell erleuchtet war.

„An Schlaf ist nicht mehr zu denken, sagte der Graf. Setzt Euch zu mir, Herr von Sainte-Croix. Erzählt mir, wie es Euch gelungen ist, mein Kind zu retten. Ihr habt Euch ein heiliges Recht auf meine Dankbarkeit erworben und sollt mich nicht säumig finden, Euch zu vergelten, wie ich vermag.“

Er sagte das mit einem gütigen Blicke, der auch seitwärts über die lauschende Blanche streifte. Ihr Herz erbebte. Wie anders, wenn der Vater in seinem Glauben Recht hatte, wenn Richard sie wirklich aus Feuersgefahr gerettet, und ihre Hand als Lohn seiner That rühmlich gewonnen hätte! Diese Hand besaß er zwar, aber nicht auf lauterm Wege — das fühlte sie jetzt schmerzlich, da ihr auf einmal gleich einem bösen Hohne die Aussicht vorschwebte, wie sich Alles hätte gut gestalten können. Kein neues Unrecht! dachte sie nur in ihrem raschen Ideenblitze und aufforderend traf ihr Auge den Geliebten.

„Ihr legt mir eine That unter, begann dieser, welche mich stolz und glücklich machen würde, deren ich mich aber nicht rühmen kann. Als ich mit Fräulein Blanche zusammentraf, war sie vor den Flammen sicher, ich führte sie nach der Steinbank im Ge-

hege, das ist mein ganzer Antheil an ihrer Rettung.“

„So habt Ihr Euch wenigstens mit Lebensgefahr darum bemüht, erwiederte der Graf, mit einem Blicke auf die Brandspuren, welche Herr von Sainte-Croix trug. Ich bin Euch nicht minder verpflichtet. Du aber, mein Kind, sprich, wie bemerktest Du das Feuer in Deinem Gemach und weißt Du nicht, wie es entstanden sein kann? Auf welche Weise bist Du entronnen? Ich sehe Dich in einem reichen Gewande, setzte er lächelnd hinzu, hast Du das retten wollen?“

Blanche war in tödtlicher Verlegenheit. „Mein Vater, stammelte sie abgebrochen, ich weiß Eure Fragen nicht zu beantworten, ich kann nicht — ich war —“

„In solchen Augenblicken behält kaum der Mann Geistesgegenwart, bemerkte Sainte-Croix. Wie kann ein zartes Wesen, das vom Schlafe erwacht, die lodernde Gluth sieht, deren Veranlassung erforschen? Es sucht nur unwillkürlich nach Rettung, nach einem Ausswege. Ich traf Fräulein Blanche in Ohnmacht fern von der Menge, als ich nach Wasser zum Felsenborn lief.“

Der Graf liebkoste seine Tochter. Es trat eine Pause ein, von sehr verschiedenen Gefühlen veranlaßt. Nach einer Weile begann der Graf von Neuem: „Kannst Du Dich auf nichts besinnen, mein Kind? Ich muß es wissen, ob das Feuer durch Fahrlässigkeit entstanden ist oder ob mir ein Böswicht den Streich gespielt hat, der das Haus meiner Väter mit Untergang be-

drohte. Haſt Du vielleicht eine Kerze brennen laſſen? Oder viel umhergeleuchtet, daß ein Funke irgendwo gezündet haben kann?“

Blanche erglühte und erblich abwechſelnd. „Sprich nur Wahrheit, Blanche, ſagte der Vater gütig. Wie unvorſichtig Du auch gehandelt haben magſt — Dein Anſehen verräth das — ſo haſt Du es durch eigene Gefahr gebüßt. Alſo ſprich, mein Kind, ich weiß zu verzeihen.“

Da warf das überſtrömende Gefühl die erſchütterte Blanche an die Bruſt ihres Vaters. Der Augenblick war mächtig, er drängte ſie ihr Geheimniß reuevoll zu offenbaren, des Vaters Gnade und Verzeihung zu erflehen. Richard ſah mit finſtern mahnenden Blicken zu ihr hin, doch die Thränen, welche ihr Auge verdunkelten, hinderten ſie, ſeine Warnung zu erkennen. Der Graf ſuchte ſie zu beruhigen, da ſie ganz außer Faſſung war; er ſicherte ihr im Voraus ſeine Verzeihung zu, er bat ſie, zu ſprechen. Doch als ſie immer und immer keine Worte fand, ſagte er mit ruhiger Stimme: „Wohlan, meine Tochter, Du geſtehſt mir durch Dein Benehmen, daß Du es geweſen biſt, deren Unvorſichtigkeit das Feuer veranlaßt hat. Das Wie? iſt gleichgültig. Es freut mich nur, keinen Verbrecher in meiner Nähe zu wiſſen. Ich dringe nicht weiter in Dich, ich begehre nicht, Dich ferner zu quälen, ja ich fordere, daß zwiſchen uns nicht mehr von dieſer Angelegenheit die Rede ſei. Ich verzeihe Dir in Allem. Darum faſſe Dich, Blanche, und erheitere Dein Angeſicht. Die

Gefahr ist überstanden, wir gedenken der heutigen Nacht später mit Freuden — sie hat mir mein Kind neu geschenkt, sie wird auch für Dich nicht ohne Bedeutung bleiben." Er küßte die Weinende mit ungewöhnlicher Aufregung; ihr drangen seine Worte wie Pfeilspitzen in das innerste Mark. Nur der Herr von Sainte-Croix schien das Gleichgewicht zu behaupten, er kreuzte die Arme über der Brust und lächelte zufrieden. Es kam ein ruhiges Gespräch zwischen den Männern in Gang.

„Dein Kämmerlein mit allem Geräth ist nun freilich ein Raub der Flammen geworden, sagte der Graf im weiteren Verlaufe der Nacht, als schon der Morgen anbrach, zu seiner Tochter. Doch sollst Du dafür reich entschädigt werden. Ich will das Gemach Deiner Mutter, hart an dem meinigen, für Dich einrichten lassen, Du sollst all' ihr Geschmeide, all' ihre reichen Gewänder haben, was ich Dir erst zur bräutlichen Mitgift zugedacht hatte. Du verlässest mich nicht mehr, ich will Dir ein liebender Vater sein. Und wenn Du etwas auf Deinem Herzen hast, das Du zagst, mir zu entdecken, fasse Vertrauen, sprich es getrost aus — Du wirst Dich nicht in mir täuschen."

Blanche richtete sich auf, lieblich glühend, wie eine thaublitzende Rose. Aber in demselben Moment, wo das Geständniß ihrer Liebe, ihres raschen Schrittes, zu welchem die stürmische Ueberredung des Geliebten, die Entfremdung gegen den Vater, die er selbst bisher genährt, der Mangel einer mütterlichen oder nur

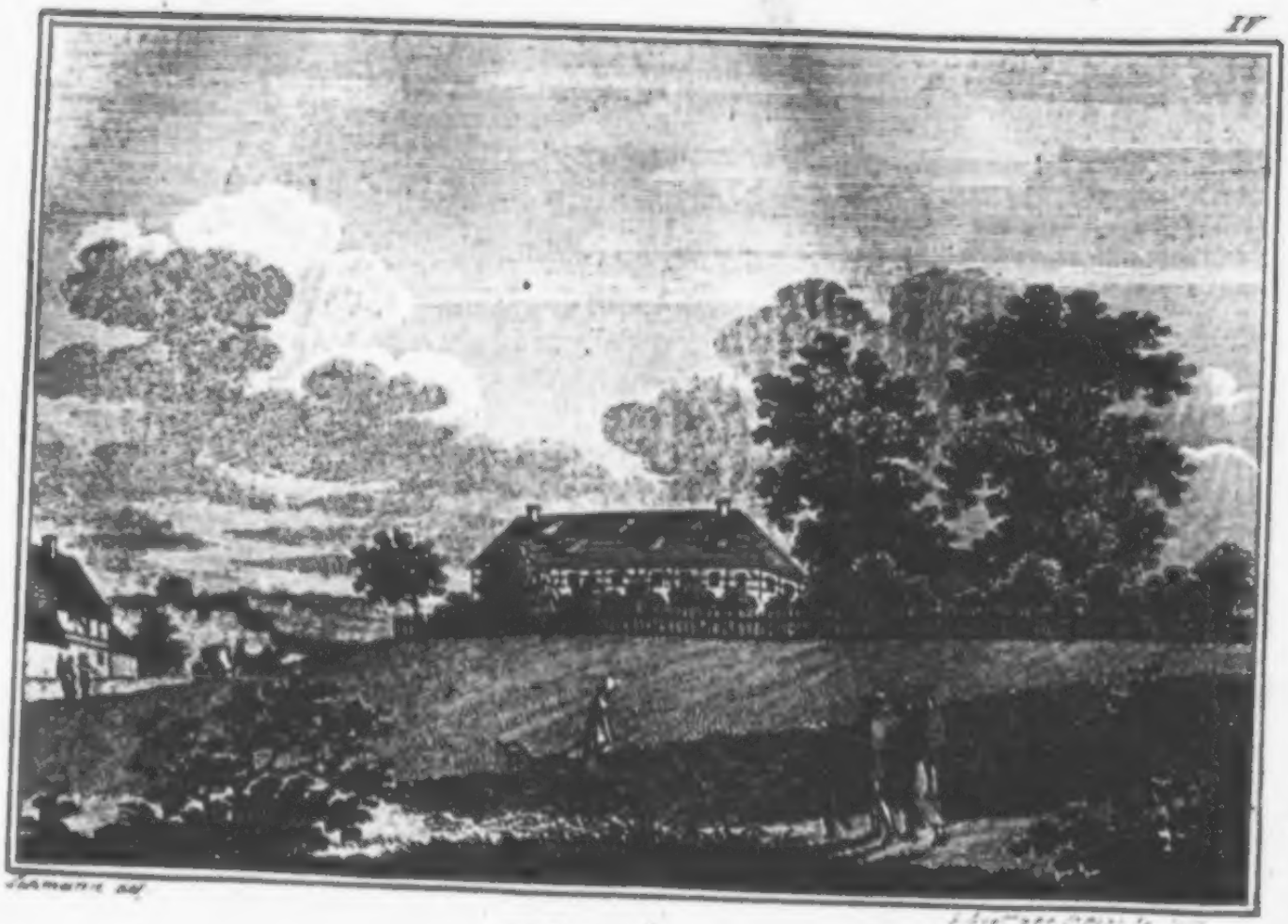

Thombery.

schwesterlichen Freundin das unberathene Mädchen getrieben hatte — in dem Moment, wo dies Geständniß ihren zitternden Lippen entfliehen wollte, brach ein furchtbares langnachhallendes Krachen, wie ein zermalmender Donner, herein, als wollte das alte Schloß, das in seinen Grundfesten erbebte, zu Trümmern zerschellen. Blanche schrie laut, doch unvernommen.

„Bleibt bei meiner Tochter, Herr von Sainte-Croix, rief der Graf schnellgefaßt. Ich sehe nach.“ Diener stürzten herbei mit der Meldung, daß der ausgebrannte Thurm zusammengebrochen sei. „Ich kehre sogleich zurück, sagte der Graf hinauteilend. Sprecht ihr zu.“

„Blanche, mein Weib, mein Leben, rief Sainte-Croix, sie umfangend, fasse Dich, höre mich an. Die Minuten sind kostbar. Alles vereinigt sich zu unserm Glücke. Nur Klugheit, so ist unser Ziel erreicht.“

„O Richard, seufzte Blanche, wie furchtbar ist dieser Anfang! Welche Prüfung!“

„Du wirst sie bestehen, sagte er mit gefügelten Worten. Nur laß Dich nicht hinreißen zu irgend einem thörichten Vertrauen. Was soll es uns helfen? Du siehst, Dein Vater ist wie umgewandelt gegen Dich und mich, er wird unser Glück durch seine Zustimmung krönen. Sind wir dann vereint, so braucht er nie zu erfahren, daß wir schon früher den Bund geschlossen haben.“

„Aber wir sind doch schon durch kirchlichen Segen verbunden, wandte Blanche ein. Wenn auch der Vater

uns seine Einwilligung gäbe, wie sollt' es werden? Ein freventlich Spiel mit einer zweimaligen Trauung — das verhüte Gott und die heilige Jungfrau! Und der Priester, der uns heut eingesegnet hat, würde er nicht hervortreten? Könnte uns Heil aus der Sünde entsprießen? Nein, Richard, laß uns vor den Vater treten, laß uns ihm Alles gestehen, er wird gütig sein, er wird uns seinen Segen geben — jedes seiner Worte in heutiger Nacht deutet darauf."

Sainte-Croix lachte bitter. „Traust Du Worten? rief er. Kennst Du den stolzen Grafen von Montmarne so schlecht daß Du wähnst, er werde das Vergehen wider sein väterliches Recht weichmüthig verzeihen? Lässest Du Dich täuschen durch die flüchtige Aufwallung, welche die Gefahr und Noth dieser Nacht für Dich in seiner kalten Brust erregt hat, kann sie die Erfahrung Deines ganzen Lebens vernichten? Hat sich der Graf Dir je wie ein Vater gezeigt, hat er Dir Lieb' und Freundlichkeit bewiesen? Oder hat er Dich nicht vielmehr bitter fühlen lassen, daß Du kein Sohn bist, sein hohes Geschlecht fortzupflanzen? — Liebe Blanche, halte fest an dem, was wir als unser Heil erkannt haben. Glaube mir, das gräßlichste Schicksal würde unser Loos sein, wenn Du Dich dem Grafen entdecktest. Er würde mich in ewiges Gefängniß werfen, wenn er mir ja das Leben ließe — und beides, Kerker und Tod, sollte mich nicht schrecken, wenn ich Dein Glück damit erkaufen könnte, aber könntest Du glücklich sein, auch wenn er Dich nicht mißhandelte,

nicht zu strenger Haft oder zum Kloster verurtheilte? Könntest Du glücklich sein in dem Bewußtsein, uns Beide durch Dein voreiliges Geständniß ins Verderben gestürzt zu haben? Würde mein blutiger Schatten nicht vorwurfsvoll Deiner Seele vorschweben, jede Freude, welche Dir etwa noch auf Deinen Lebenswegen blühen wollte, vergiften?"

„Halt ein!" rief Blanche schaudernd!

„So schwöre mir, nichts zu entdecken, bis ich Dir sage, daß es Zeit ist oder bis ich todt bin, drängte Sainte-Croix. Laß Dich nicht von thörichten Scrupeln ängstigen. Der Priester, der uns heut Nacht zusammen gegeben hat, wird niemals hervortreten und wenn es dazu kommt, daß wir im Beisein des Vaters durch die kirchliche Ceremonie verbunden werden sollen, so werde ich — das schwöre ich Dir bei meinem Rittereide — jeglichen Zweifel Deiner Brust zu lösen wissen. Eine zweite Trauung mit mir durch einen wirklichen Diener der Kirche soll Dir niemals bevorstehen, darauf meinen heiligsten Schwur. Gelobe mir also zu schweigen, bis ich Dir zu sprechen gestatte oder bis ich todt bin."

„Wenn Du Deinen Schwur halten kannst, gelob' ich es Dir, sagte sie. Nur laß uns frei von so schwerer Sünde bleiben, ich fühle es tief, wie Unrecht auf dem Gewissen lastet. Ich hätte Dir nicht zur Kapelle folgen sollen ohne des Vaters Willen und Wissen. Schmerzlich fühl' ich das. Könnt' ich den Schritt zurück erkaufen —"

„Blanche!" rief Sainte-Croix zürnend. Sie neigte

ihr Haupt. „Das ist kindisch! fuhr er fort. Geschehenes bereuen, ist fruchtlose Selbstqual, Thorheit schwacher Seelen. Ich hätte Dich stärker geglaubt. — Sei wieder froh, meine Blanche, wir sind vereint und tragen Alles, was uns befallen mag. Dein Vater wird gleich zurückkehren, vielleicht findet sich kein freier Moment mehr zur Mittheilung, darum tände wir schnell, welcher Ausgang Deinen Gatten ungesehen in Deine süße Nähe —" Hier wurde seine Stimme zum leisen schmeichelnden Flüstern, er schlang den Arm um die reizende Gestalt und drückte sie an sich. Doch hocherröthet wand sie sich aus seinem Umfangen, winkte ihm heftig, zu schweigen und hauchte mit bebendem Laute: „Richard! ehrst Du mich so?"

Er schlug ein helles Gelächter auf, das sie in ihrem Allerheiligsten verletzte. Eben trat der Graf ein und forschte nach der Ursache dieser lauten Fröhlichkeit, Sainte-Croix hatte flugs ein Mährchen in Bereitschaft das er ziemlich wahrscheinlich vortrug. Blanche staunte — sie hatte ihn von dieser Seite noch nie gekannt, die Flecken an dem Bilde, das sie als Ideal in ihrem unerfahrenen Herzen trug, erschreckten sie wie böse Vorzeichen, und trübe Ahnungen senkten sich schwer auf ihre Seele nieder.

2.

Sind der Zukunft drohende Gestalten
Deinem Strafgerichte noch zu mild,
Der Vergangenheit Gespenster halten
Mir vor's starre Aug' Medusens Schild.
Karl von Hohenhausen.

Die Sonne stieg über das herbstlich bunte Gehölz empor, welches vom Schlosse Montmarne sich weit in das Land hinaus erstreckte, wohl eingehegt durch Schranken für das zahlreiche Wild, das es in sich faßte. Der Morgen war frisch und klar, die Sturmwinde hatten sich ausgetobt, am Himmel schifften nur einzelne weiße Wölkchen im Hauche der kühlen Seeluft.

Am Fenster des Waffensaales, wo sich eine schöne Aussicht über das Küstenland und das ferne Meer bot, stand der Graf von Montmarne in tiefes Sinnen verloren. Er war ein hoher schöner Mann, kaum in der Hälfte der Dreißig, stolz und geistvoll sein edles Angesicht, feurig sein Auge unter der reinen Stirn, seine ganze Erscheinung ein Bild der Kraft und ritterlichen Anmuth. Wer ihn mit der zarten Frauengestalt verglich, welche nicht fern von ihm an einem Tischlein saß, mit einer köstlichen Arbeit beschäftigt, der hätte ihn für deren ältern Bruder halten müssen, wenn er nicht gewußt hätte, daß Blanche sein Kind war. Denn eine größere Aehnlichkeit mochte nicht leicht gefunden werden: derselbe schlanke Wuchs, dasselbe dunkelbraune Haar, Zug um Zug dasselbe Antlitz — nur Alles

weiblich weich und zart geformt. Auch Blanche war in ihr Inneres vertieft. Ihr braunes Auge strahlte nicht in dem Feuer kindlichen Frohsinns, wie es ihre funfzehn Jahre wohl entzündet hätten, die blühende Farbe ihres Antlitzes war zum leichten Rosenschimmer erblichen und so lieblich sie auch erschien, konnte doch die Veränderung ihres Wesens nicht verkannt werden. Des Grafen Blick hatte sie wohl bemerkt, aber er schrieb sie der angstvollen schlaflosen Nacht zu, und glaubte die Macht zu besitzen, seines Kindes Wangen mit leuchtender Glut zu färben. Sollte er aber der kindischen Neigung des Mädchens ein so schweres Opfer bringen? Er war der letzte seines ehrenreichen Geschlechts — sollte er dem Wunsche entsagen, dessen Erbin einem Manne aus hohem weitberühmten Stamme zu verbinden, um seinen Namen in einem glorreichern untergehen zu sehen, wie ein Strom sich einem größern Strome zugesellt oder dem unendlichen Meere? Sainte-Croix, der namenlose Abenteurer, den sein Stern vor Jahresfrist nach Montmarne geführt, wo er die Gastfreundschaft seitdem fast bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen hatte, Sainte-Croix, dem es gelungen war, sich in das unbewachte Herz des Kindes — denn Blanche war bisher ein solches — zu schleichen, er sollte müßlos alles Gut und alle Ehren, welche die ruhmreichen Väter des Geschlechts zu Blanche's Erbtheil gehäuft, davontragen? Der Graf seufzte bei dem Gedanken, daß es laut durch den Saal klang und Blanche erschreckt aufsah. — Es galt aber dem Glücke

ſeines Kindes. Geſtern, als er Blanche in den Flammen untergegangen wähnte, als er ſich bittre Vorwürfe machte, daß er ihr die Liebe, die er trotz des Grams um den mangelnden Sohn für ſie fühlte, im Leben ſo wenig gezeigt hatte — da war der feſte Entſchluß in ihm rege geworden, ihr fortan ein treuer gütiger Vater zu ſein, wenn ſie ihm, wunderbar gerettet, wieder geſchenkt würde, und ihrem Glücke niemals hinderlich zu ſein. Wie nun gar Sainte-Croix herbeitrat und er ihn für den Retter ſeiner Tochter hielt, hatte ihn die Macht des Augenblicks ſo übermannt, daß er ihm ohne Zögern Blanche's Hand zugeſagt haben würde. Aber der Moment ging vorüber, und heut erſchien ihm das Verhältniß wieder im frühern widerwärtigen Lichte, es erwachte von Neuem das Mißtrauen gegen Sainte-Croix, das ihm Nachts einmal den Gedanken eingeflößt, dieſer habe Blanche entführt und das Feuer angelegt, um ſeine Flucht zu ſchirmen, worauf er ſogar Boten ausgeſandt hatte, die Entflohenen zu ſuchen. Deſſen ſchämte er ſich zwar nun, aber das Mißtrauen, durch manche unklare Seite von Sainte-Croix's Charakter, welche wohl Blanche's unerfahrenes Auge, doch nicht der Scharfblick ihres Vaters überſehen konnte, veranlaßt, blieb wach und fragte immer von Neuem: Kann Sainte-Croix ſie glücklich machen? — Er gelobte ſich endlich, ihn ſtreng zu prüfen und wenn er die Prüfung beſtände und Blanche's würdig ſei, — hier ſeufzte der Graf abermals und ſeinen Gedanken gewaltſam ſich entreißend, blickte er ſtolz auf, verließ das

Fenster und trat zu seiner Tochter, mit welcher er die Vorgänge der Nacht besprach. Ihre unzusammenhängenden Antworten setzten ihn oft in Erstaunen, wie er auch ihre Verwirrung bemerkte, doch war er von jeher daran gewöhnt, daß Blanche in seiner Gegenwart sich befangen und blöde zeigte und er suchte sie nur durch erneute Freundlichkeit zu gewinnen.

Während dem traf der Herr von Sainte-Croix, welcher seit dem frühen Morgen hinaus in den Wald gegangen war, mit seinem Waffenträger Reginald zusammen. Es war eine dicht verwachsene einsame Stelle, recht passend zu einem Lager für scheues Wild oder zu einem Schlupfwinkel verwegener Gesellen, denen der Forstbann so wenig galt, als irgend ein anderes Gesetz des Königs. Der Graf von Montmarne hatte in der That eine solche Bande zersprengt, mehrere Mitglieder an die Eichen knüpfen lassen und Viele im Gefecht erschlagen. Sainte-Croix wußte aus seiner Erzählung, daß hier der Sammelplatz der Geächteten gewesen war und es befremdete ihn, seinen Reginald im Gespräch mit einem fremden Menschen zu erblicken, der ein Pferd am Zügel hielt und mit einem kurzen Schwerde bewaffnet war. Als Beide ihn kommen sahen, reichte Reginald dem Fremden die Hand und trieb ihn augenscheinlich zum Aufbruch; der Mann saß auf, grüßte Sainte-Croix flüchtig und trabte durch die Bäume von dannen.

„Was hältst Du für Gemeinschaft mit Landstreichern? zürnte Sainte-Croix. Wer war das?"

„Habt Ihr ihn nicht gekannt? fragte Reginald.

Danket Euren Heiligen, daß ich dem Manne begegnet bin. Er iſt auch einſt dem Rufe Beauſeant! gefolgt. —"

„Schweig, Verräther! rief Sainte-Croix, ſcheu nach allen Seiten blickend. Was ſagſt Du? Er hat Dich erkannt, er weiß um uns? Wer iſt es, nenne mir ihn!"

„Er war nur dienender Bruder, gleich mir, erwiederte Reginald, doch von ſo gutem Adel, als ich und Ihr, der Ihr nur zu ſehr vergeßt, daß ich Euch ebenbürtig bin, wenn mich ſchon die Gefahr zwingt, Euch vor den Menſchen gnädiger Herr zu nennen."

„Kreuz und Blut! rief Sainte-Croix ungeduldig. Nach dem Fremden frag' ich!" —

„Jacques Toſſigny heißt er, antwortete Reginald. Welchen Namen er jetzt führt, weiß ich nicht, er iſt mit Mühe entronnen und ſeine gegenwärtige Lage ſichert ihn vor jeder Verfolgung, ja vor jedem Verdachte, denn er ſteht in Dienſten des Biſchofs von Pamiers."

Sainte-Croix's Augen rollten, er biß die Zähne zuſammen und knirſchte: „Unſeres grimmigſten Feindes! Ständ' er hier vor mir, wie Du, kein Tropfen ſeines Herzbluts ſollte mir entgehen!"

Er hatte die Hand an den Dolch gelegt, Reginald wich einige Schritte zurück und ſagte hohnlächelnd: „Ihr könnt es mit ihm verſuchen. Morgen oder ſpätſtens in zwei Tagen trifft er im Schloſſe Montmarne ein. Jacques Toſſigny iſt vorausgeſchickt, dem Grafen davon Meldung zu thun.

Erbleichend stotterte Sainte-Croix: „Du lügst!"

„Eilt nur hinauf, da werdet Ihr bald Gewißheit haben, sagte Reginald mit schadenfroher Miene. Der ehrliche Jacques hat mir's zugeschworen, daß der Bischof nach Montmarne kommt, um bei dem Grafen, mit dem er verwandt ist, für irgend einen andern Vetter um die Hand der schönen Blanche zu werben — Eurer rechtmäßigen Gemahlin!" setzte er mit frechem Spotte hinzu.

„Teufel! Teufel! schäumte Sainte-Croix. Jetzt da ich im Begriff stehe, ein Paradies mir zu gründen, in höchster Wonne zu schwelgen! — Da ist keine Wahl, wir müssen die Gefahr fliehen, wir müssen das Ungewitter vorüber gehen lassen. Doch nicht ohne den Preis meines Strebens will ich weichen — bei allen Teufeln, nein! Ich will ihre Klostereinfalt besiegen und wär's mit Gewalt! Heut ist noch mein und die Nacht —"

„Wie, mein gnädiger Herr? fragte Reginald neugierig. Ihr seid noch immer schmachtend?"

Sainte-Croix warf ihm einen wilden Mordblick zu, vor welchem der Diener verstummte. „Schaff' mir eine Strickleiter!" sagte er dann kurz und rauh. Reginald bückte sich demüthig. Als aber Sainte-Croix mit hastigen Schritten durch den Wald nach dem Schlosse zurück eilte, richtete sich der Waffenträger in seiner ganzen Länge auf und nickte mit dem Kopfe mehrmals hinter ihm her. Doch sprach er kein Wort.

Der Graf von Montmarne las das Schreiben, wel-

chrs ihm der Bote des Kirchenfürſten überbrachte, mit groſser Freude, denn der Biſchof war der Lehrer ſeiner Kindheit geweſen und hatte ihn ſeit dem Tode ſeines Vaters, welcher in der Schlacht von Furnes wider die Engländer und Flandrer gefallen war, erzogen, bis er die Waffen führen und ſich ihnen widmen konnte. Damals war der Biſchof Legat des Papſtes Bonifacius VIII. am Hofe König Philipps, ſein Eifer für die Kirche gab ihm den Muth, dem Könige ſtreng tadelnde Worte ins Angeſicht zu ſagen, worauf er verwieſen wurde. Zwiſchen jetzt und jener Zeit lagen lange Jahre, deren Verlauf nicht ſpurlos und ohne Bedeutung über das Land gerollt war — der Graf von Montmarne hatte ſeinen väterlichen Freund ſeitdem nicht geſehen und war durch die unerwartete Meldung, daſs er, auf einer gröſseren Reiſe begriffen, für einige Tage bei ihm einſprechen wolle, ſehr freudig überraſcht, denn er konnte hoffen, in manchem ſich neu geſtaltenden Verhältniſſe zu ſeinen Unterthanen, den Zweifeln welche ihn unſicher machten, durch den weiſen Rath der Erfahrung entriſſen zu werden. Seine Befehle machten die Dienerſchaft flink, zur gaſtfreien Aufnahme des Biſchofs und ſeines Gefolges Anſtalten zu treffen und der Herr von Sainte-Croix, der aus dem Walde zurückkehrte, fand ein reges Treiben im Schloſſe, als gelte es, daſſelbe wider einen anrückenden Feind in wehrhaften Zuſtand zu ſetzen. Ihm war es ein Feind! Er ſpähte umher, ob er nicht den Mann im blauen Rocke, den ihm Reginald mit dem Namen Jacques Toſſigny bezeichnet, irgendwo erblicken

konnte. Ihm war der Name, wie der Mensch aus früherer Zeit nicht erinnerlich; sein Stolz hatte es verschmäht, sich um die zu kümmern, welche unter ihm standen, er hatte sie nur als stumme Werkzeuge behandelt und niemals Einen von ihnen so scharf in's Auge gefaßt, um ihn später wieder zu erkennen. — Sieh! Dort stand er! In der offenen Thüre des Gesindehauses lehnte der fremde Bote, hatte den einen Arm nachlässig unter das Wehrgehäng gesteckt und kräuselte sich mit der andern Hand seinen zierlich gestutzten Knebelbart. Sainte-Croix mußte ihn sprechen, kein Zeuge war nah, er ging rasch auf ihn zu. Der Sieur Tossigny schien aber nicht Lust zu haben, dem Kommenden Rede zu stehen, er drehte sich gelassen um und schlenderte, einen kriegerischen Marsch pfeifend, nach dem Stalle, wo mehrere Knechte laut verkehrten. Sainte-Croix blieb stehen und biß sich in die Lippen, jetzt zuckte es plötzlich wie ein Blitz über sein Gesicht: er erkannte die höchst eigenthümliche Weise, die Jener pfiff, wohl hatte er sie einst oftmals vernommen, doch in schmetternden Trompetenklängen — sie schlug jetzt an sein Ohr wie ein böser Hohn, sie schien ihm mehr als das, er fühlte eisige Schauder durch seine Adern rinnen und der Scheiterhaufen, dem er kaum entgangen war, thürmte sich riesig vor seinem Geiste auf, daß ihm der Trotz brach und seine Knice wankten. Doch war es nur ein schwacher Moment, der rasch vorüberging. Mit heißer Beschämung raffte Sainte-Croix seinen sinkenden Muth wieder auf und eilte klingenden Tritts über den Hof

nach dem Hauptgebäude, wo der Graf unter seiner eigenen Aufsicht die besten Zimmer für den hochwürdigen Gast einrichten ließ. Blanche war nicht sichtbar.

„Ich höre, daß Ihr willkommenen Besuch erwartet, sagte Sainte-Croix zum Schloßherrn, der ihn zerstreut begrüßte. Mich dagegen ruft ein wichtiges Geschäft von hinnen." Der Graf sah erstaunt auf.

„Ich habe gleichfalls einen Boten bekommen, fuhr Jener fort, der Zufall führte mich im Walde mit ihm zusammen. Morgen mit dem Frühsten verlasse ich Montmarne, dessen Gastfreundschaft ewig in meinem Andenken leben wird, merkwürdig, wie sie war."

„Ihr verlaßt uns doch nicht für immer?" fragte der Graf, dem die Nachricht eine gemischte Empfindung erregte, da er an Blanche dachte und wie es diese treffen würde.

„Noch kann ich nicht wissen, wie sich meine Wege gestalten werden, erwiederte Sainte-Croix. Vielleicht führt mich das Schicksal nach Montmarne zurück, wenn Ihr Eure günstige Gesinnung, welche Ihr seit gestern gegen mich gefaßt, nicht unterdessen wieder ändert."

„Herr von Sainte-Croix!" rief der Graf.

„Glaubt Ihr Messire, fragte Sainte-Croix mit erhöhter Stimme, daß ich so verblendet gewesen bin, Eure Kälte, Eure Abneigung gegen mich in der langen Frist, welche ich unter Eurem Dache zugebracht habe, nicht zu bemerken? Und hat Euch Euer eigener Stolz nicht sagen können, daß nur ein mächtigeres Gefühl den ritterlichen Sinn, der mir inne wohnt, wie

Euch oder irgend einem adeligen Herrn des Landes, so weit beugen konnte, die saure Gastfreundschaft anzunehmen?"

„Ihr beleidigt mich, Herr von Sainte-Croix!" rief Montmarne.

„Das wollt' ich nicht, antwortete Jener. Nur in Eurer Achtung wollt' ich mich festsetzen, um nicht, wenn mich einst mein Stern wieder in die Mauern Eures Schlosses führen sollte, als ein zudringlicher Gast zu erscheinen, sondern als ein Mann, der die Erfüllung seiner schönsten Hoffnung auf Erdenglück nur hier zu finden vermag. Jetzt kein Wort mehr davon, weder in Gutem, noch Bösem. Von der Zeit erwart' ich, was sie nur zur Reife bringen kann."

„Wohl Herr von Sainte-Croix, sagte der Graf. Hofft auf die Zeit, und gebt mir Euer Wort, vor Eurer Wiederkunft keinen Schritt zu thun, der voreilig wäre. Gelobt mir zu schweigen."

Sainte-Croix reichte ihm unbedenklich die Hand. Dann trennten sie sich; der Graf ging wieder an sein Geschäft, Sainte-Croix suchte seinen Waffenträger Reginald auf, der noch nicht in das Schloß zurückgekehrt war. Er fand ihn nicht. Auch Blanche, mit welcher er zu sprechen brannte, verließ ihr Gemach nicht. So kam der Mittag heran und seine Ungeduld stieg aufs Höchste, als auch an der Tafel die Heißersehnte nicht erschien. Sie sei nicht ganz wohl, berichtete der Graf. Sainte-Croix zog die Augenbrauen zusammen, doch glättete er seine Stirn bald in gewohnter Selbstbeherr-

ſchung und knüpfte mit dem Hauskaplane, welcher der Dritte an der Tafel war, ein weitläufiges, höchſt unintereſſantes Geſpräch an, während er die Speiſen kaum berührte und nur einen Becher Wein nach dem andern hinunterſtürzte. Als endlich die Mahlzeit beendigt war und er ſich ſelbſt überlaſſen, das Freie ſuchen konnte, athmete er tief auf, wie von einer ſchweren Laſt befreit, ſein Auge ſprühte in lang' gedämpftem Feuer und alle Muskeln ſeines Geſichts wurden lebendig. Hätte ihn die ſanfte Blanche in dieſem Augenblicke ſehen können, ſie würde ſich vor ihm entſetzt, ihre Liebe vielleicht eine tödliche Wunde erlitten haben. Es ſah ihn aber Niemand, denn er ſtand einſam vor dem Schloſſe, an einen alten Baum gelehnt, deſſen Krone von der Glut des brennenden Thurms in vergangener Nacht verdorrt war. — Endlich kam doch Einer des Weges, es war Reginald, welcher gemächlich, die Armbruſt und ein erlegtes Wild auf der Schulter, zum Schloſſe heimkehrte. Seines Herrn Stimmung verhieß ihm keinen freundlichen Empfang.

„Muß ich Dich ſuchen, fauler Knecht? ſchnob er ihn an. Gehſt Du dem Wilde nach, wie ein Bannerherr, und vergiſſeſt, daß Du mein Diener biſt?"

„Ihr ſorgt dafür, daß mir's im Andenken bleibt, erwiederte Reginald. Die Jagd übrigens ſteht mir zu, denn Ihr wißt, daß ich edel geboren bin, wie Ihr." Kaum hatte er ausgeſprochen, als ihm ein wüthender Schlag ſeines Herrn ins Geſicht traf. Da wurde auch ihm die Galle rege, er blähte ſich auf, wie ein zorniger

Hahn und schrie: „Es ist nicht klug von Euch, mich so zu mißhandeln, da Ihr doch wißt, daß ich plaudern könnte und mir ein Wörtchen schwer mit Gold aufgewogen würde.“

Sainte-Croix blickte finster, wie die Nacht. Es rang in ihm. Der Waffenträger bemerkte, daß er bleicher wurde, sein Blick immer schwärzer — Reginald zitterte.

„Verzeiht mir, gnädiger Herr, sagte er unterwürfig, daß ich mich von der Hitze zu so unziemlichen Reden verleiten ließ. Wir sind ja doch verbunden durch gleiche Gefahr und mit Euch brächt' ich ja mich selbst ins Verderben, da ich desselben Schicksals theilhaftig bin. Das wißt Ihr, gnädiger Herr, darum zürnt mir nicht über mein eitles thörichtes Wort und verzeiht, wie ein großmüthiger Löwe, der Beleidigung, die Euch nicht treffen kann.“

Sainte-Croix winkte verächtlich mit der Hand, Reginald verstummte. „Hat mich der Bote des Bischoffs von Pamiers erkannt?“ fragte Sainte-Croix.

„Ich glaube: nein! erwiederte Reginald stockend, als ob er sich besänne. Ich weiß es gewiß: nein! Denn wie sollte er Euch in meiner Gesellschaft vermuthen, da uns doch nur die Noth zusammengeführt und der Zufall, nachdem wir Beide an verschiedenen Orten, zu ganz verschiedener Zeit dem Tode entronnen? Auch bin ich wohl in früherer Zeit oft mit dem guten Jacques Tossigny zusammen gekommen, da wir Beide das schwarze Kleid der Aspiranten trugen, aber Ihr, ein hoher Ritter des Ordens —“

„Schweig! zürnte Sainte-Croix. Willſt Du wider Deine Abſicht zum Verräther werden? Was ſollen dieſe ewigen Erinnerungen an die gefahrbringende Vergangenheit? — Reginald! Du biſt mir treu, Du mußt mir treu ſein, um Deines eigenen Heiles willen, denn mein Fall zieht den Deinigen nach ſich. Forſche dieſen Jacques Toſſigny aus, ob er mich kennt. Er iſt mir verdächtig.“

„Der ehrliche Jacques! rief der Waffenträger. Nicht doch, gnädiger Herr! Und wenn er Euch auch erkannt hätte, ſo ſeid Ihr ſicher, wie einſt auf unſrer geſegneten Inſel. Wie könnte er Euch verrathen, ohne ſich ſelbſt in Gefahr zu bringen? Nicht den eigenen Diener würde der Biſchof Bernhard ſchonen, wenn er wüßte, daß er ein ehemaliges Mitglied des heiligen — Ich ſchweige ſchon, gnädiger Herr. Seid verſichert, ich werde Jacques mit aller Schlauheit erforſchen, doch weiß ich im Voraus, daß er Euch nicht kennt. Und die Strickleiter habe ich bei einem geſchickten Manne beſtellt, der ſie mir vor Abend bringen wird.“

Die Sonne neigte ſich bereits zum Untergange, ihre Strahlen umſchimmerten die fernen Segel eines Schiffes, das der ſichern Bucht zuſteuerte; das Meer lag ſtill und blau, ein Spiegel des darübergeſpannten wolkenleeren Himmels; am Ufer ſchlief jeder Baum mit unbewegten Zweigen und die Vögel ſangen ihr Abendlied. War es die Macht der Stille, welche die ganze Natur umfing, daß der leidenſchaftlich wilde Ausdruck von Richard Sainte-Croix's Zügen verſchwand, oder hatte er die

nahende Blanche bemerkt und ſtellte ſich nur, als ſähe er ſie nicht?

Der herrliche Abend, der wie ein Nachgruß des entflohenen Sommers über die Flur ſchwebte, hatte Blanche aus ihrem einſamen Zimmer in das Freie gelockt, ſie kam in Begleitung ihrer Zofe, welche, als ſie den Herrn von Sainte-Croix erblickte, unter einem kleinen Vorwande zurückblieb, doch ſo, daß ihr nichts entgehen konnte, was zwiſchen den Beiden vorfiel. Jetzt wandte ſich Sainte-Croix um und die hellſte Freude ſtrahlte von ſeinem Antlitze, er kam Blanche raſch entgegen, während er einen vornehm verſcheuchenden Blick nach der fern lauſchenden Zofe ſandte, dem dieſe jedoch unerſchrocken Stand hielt.

„Endlich, endlich! rief er. Hat wohl ein Mann je eine ſolche Brautnacht verlebt, wiewohl die Hochzeitfackel, die uns gezündet wurde, ſehr großartig war? Du grauſames Weib! Jammert Dich nicht des Mannes, der ſich verzehrt in Sehnſucht nach Dir, der bittet, wo er fordern kann?'

„Willſt Du mich verſcheuchen? war ihre Antwort. Richard, wie biſt Du anders, als ſonſt!" Sie wagte den Blick nicht zu ihm zu erheben, er aber lachte und ſprach: „Haſt Du gemeint, Du ſchüchternes Kind, ich würde mich mit dem Namen Deines Gatten begnügen, ohne mein Recht einzufordern? Was zagſt Du denn, Blanche! Sind wir nicht vor Gott verbunden? Dein Sträuben iſt wider alle Vernunft."

„Wir ſind vor Gott verbunden, aber nicht vor den

Menſchen, erwiederte ſie mit bebender Stimme. Bis unſere Verbindung den Segen meines Vaters erhalten hat, ſprich kein Wort mehr auf dieſe Weiſe zu mir, wenn Du mich nicht auf ewig aus Deiner Nähe verbannen willſt. Ich bin feſt, das ſchwöre ich Dir bei der makelloſen Jungfrau!" Es hatte ihr große Anſtrengung gekoſtet, ſo viel zu ſprechen.

Sainte-Croix verwünſchte die Zofe, welche ſich ihnen näherte, ſo daß es ihm unmöglich war, Blanche Alles zu ſagen, was er im Sinne hatte. Er flüſterte ihr nur in großer Eile zu, daß er morgen das Schloß verlaſſen müſſe. Sie erſchrack heftig und ſah ihn mit quellenden Thränen an. „Ich muß Dich noch ſprechen, ſchloß er ſeine Rede, ich will Dein Vorurtheil ehren, ſo kindiſch es iſt, nur eine Stunde ungeſtört in Deiner Nähe will ich weilen. Wo iſt Dein Fenſter? Sprich Blanche! Rechts oder links neben Deines Vaters Gemach?" Sie ſchüttelte heftig abweiſend den Kopf und ging ihrer Zofe entgegen, welcher ſie vergebens ihre Bewegung zu bergen ſtrebte. Das Mädchen ſah ſie mitleidig an.

Sainte-Croix war außer ſich über ihren Widerſtand. „Jetzt iſt der Moment, dachte er, jetzt oder nie. Der Gedanke der Trennung muß ſie überwältigen. Fort mit unnützer Rückſicht!" Er trat entſchloſſen auf die Zofe zu und befahl ihr, für das Fräulein einen friſchen Trunk Waſſer zu holen — Blanche's Ausſehen ſchien ſein Verlangen zu rechtfertigen. Aber mit einer Heftigkeit, welche das Mädchen noch nicht an ihrer Herrin

gekannt hatte, rief diese: „Bleib, Dolette, ich bedarf nichts. Vielen Dank, Herr von Sainte-Croix, bemüht Euch nicht um mich.“ Sie nahm den Arm ihrer Zofe und kehrte in das Schloß zurück, aus dessen Portal eben ein Trupp Gewaffneter auszog, um das Fahrzeug, welches in der Bucht Anker geworfen hatte, zu beobachten, ob es in feindlicher Gesinnung gekommen und welcher Nation es zugehörig sei.

Noch eine lange Weile stand Sainte-Croix unter dem Baume und sah den zur Küste hinabziehenden Kriegern nach. Die Sonne sank eben in das Meer, dessen Wogen wieder zu schwellen begannen und rothglühende Kämme im Abendscheine aufbäumten. Schon so nah war die Nacht und noch immer nichts eingeleitet; morgen aber mußte er fliehen, wenn er nicht Marter und Tod erleiden wollte — darum galt es, die Zeit zu benutzen. Er suchte Doletten auf, deren Gunst er schon früher gewonnen hatte, er verhieß ihr reichen Lohn, wenn sie als Vertraute seine Liebe zu ihrem Fräulein unterstützen wollte; sie fühlte sich geschmeichelt und versprach das Ihrige zu thun. Als die Dämmerung tiefer eingebrochen war, kam der Mann aus dem Dorfe herauf, der die Strickleiter für Reginald verfertigt hatte und brachte sie ihm. Eine stürmische Freude lachte in Sainte-Croix's Brust, wie er das leichte Geflecht in Empfang nahm, „bin ich erst in ihrem Gemach, so drohe ich, mir bei dem ersten Laut, den sie giebt, den Dolch in das Herz zu stoßen; ihre Liebe zu mir ist stark, der Abschied wird sie hingebend stimmen — Triumph!“ Mit solchen Ge-

Erklärung der Kupfer,

welche Landschaften darstellen.

Da die in den vorigen Jahrgängen mitgetheilten Zeichnungen der Umgebungen von Leipzig Beifall gefunden haben, so haben wir auch die dießjährige Penelope mit einigen ausgestattet. Zwar gewährt ihr Anblick kein Staunen über erhabene oder pitoreske Gegenstände, aber gewiß bei vielen Lesern freundliche Erinnerungen, und bei allen das Gefühl einer angenehmen Einfachheit, und dieß stimmt mit dem Charakter des häuslichen Lebens, den dieß Taschenbuch tragen soll, am besten zusammen.

I. Ansicht von Gohlis. Dieß schöne, das herrliche Rosenthal beschließende Dorf sieht man hier von der der Stadt abgewendeten Seite. In dieser Allee wimmelt es oft von Spaziergängern, und die niedlichsten Landhäuser schauen darauf.

II. Das Dorf Eutritzsch. In der Ferne liegt die Musenstadt, und oft begegnet man hier heitern Gesellschaften aus ihr.

danken überantwortete er die Strickleiter an die fügsame Dolette, welche sie ohne des Fräuleins Wissen im Fenster befestigen, und dessen einen Flügel nur anlehnen, nicht schließen sollte.

Der Graf von Montmarne war inzwischen selbst zu Roß gestiegen, da ihm ein zurückkommender Reiter sehr zweideutige Meldungen über das fremde Schiff gebracht hatte. Er wollte sich mit eigenen Augen von der wirklichen Lage der Dinge überzeugen und seinem Amte als Hüter der Küste für den König, seinen Herrn, Genüge thun. Wie er nun in grader Richtung über Feld und Stein der Bucht zutrabte, geschah es, daß ihm beim Sprunge über eine Hecke der Sattelgurt platzte und er fast mit Zeug und Wehr vom Rosse gestürzt wäre. Sehr erwünscht kam ihm daher ein Mann, der vor ihm herschritt und bei seinem Unfalle, den er sogleich trotz des schwachen Zwielichts bemerkte, zur Handleistung beisprang.

„Sieh da, seid Ihr es, Meister Roloffe? rief der Graf erfreut. Da schaut her, das schlägt in Euer Handwerk. Habt Ihr Pfriem und Pechdrath bei Euch, den Schaden zu heilen oder muß ich suchen, langsam nach Hause zu kommen?"

Der Meister versicherte, den Riß des Gurts nothdürftig flicken zu können, und während er ans Werk ging, fragte ihn der Graf, was ihn so spät über Land führe.

„Ueber Land nicht, antwortete der Meister, ich komme aus dem Schlosse, wo ich Arbeit abgeliefert habe, — Diebsarbeit! Hab' mich geschämt, gnädiger Herr,

sie zu machen, aber sechs Kinder wollen Brot und der Kerl versprach mir einen Turnosen, da macht' ich das Ding — eine Strickleiter, gnädiger Herr! Weiß Gott, wo der verbrannte Gesell damit einsteigen will, ob zu Geldraub oder zu Jungfernraub. Schafft's Euch vom Halse, das fremde Volk — nichts für ungut, gnädiger Herr, aber Ihr thut nicht gut, ihm Zuflucht zu geben, da es noch kein Mensch bei einer heiligen Messe gesehen hat."

„Was schwatzt Ihr, Meister? fragte der Graf. Von wem sprecht Ihr? Und wem habt Ihr die Strickleiter gemacht? Einem von meinen Gästen?"

„Ja wohl, einem von Euren Gästen, versicherte Meister Roloffe. Der Knecht des fremden Edelmanns, der schon so lange in Montmarne ist und nicht in bester Absicht, sagen die Leute; er hat die Strickleiter bei mir bestellt. Vielleicht nicht eben für sich. — Das wird doch nicht halten, gnädiger Herr, der Gurt ist ganz unbrauchbar, Ihr thätet am Besten, nach Hause zurückzukehren, auch wird es ganz finster und bei der Kapelle ist es nicht geheuer, gestern in der abscheulichen Sturmnacht ist Licht dort gesehen worden. Ich halt' Euch den Steigbügel, gnädiger Herr, sitzt auf! Ihr thut am Besten, nach Hause zu reiten."

„Gewiß, gewiß! rief der Graf hastig, indem er sich in den Sattel schwang. Dann jagte er heimwärts und kehrte sich nicht an Meister Roloffe's Schreien, der ihm Vorsicht anempfahl. Die Worte des ehrlichen Handwerkers hatten Eindruck gemacht, denn wo ein

Funke ſchläft, bedarf es nur eines leichten Hauches, ihn zu wecken. Reginald, der Waffenträger des Herrn von Sainte-Croix, hatte eine Strickleiter beſtellt und das armſelige Werkzeug überreich bezahlt — was wollte er damit? Formloſer Verdacht regte ſich in des Grafen Geiſte, er mußte Gewißheit haben, darum ſpornte er den ſtarken Hengſt zum vollen Laufe und in wenig Minuten donnerte ſein Hufſchlag durch das gewölbte Thor in den Schloßhof. Die Knechte ſprangen herbei und fragten nach dem Feinde. „Wo iſt Herr von Sainte-Croix?“ rief der Graf. Sie wußten es nicht, aber Reginald fand ſich im Geſindehauſe, wo er mit dem Boten des Biſchofs von Pamiers die alte Freundſchaft beim Becher erneuerte. Unwillig leiſtete er dem Rufe Gehör, der ihn zum Grafen beſchied. Dieſer ſtand noch im Hofe, ungeduldig wie Einer, der nicht gewohnt iſt zu warten. „Wo iſt Dein Herr?“ — Reginald zuckte die Achſeln. „Du haſt eine Strickleiter gekauft?“ — Reginald ſtutzte. — „Wozu?“ — Der Diener zuckte abermals die Achſeln und ſagte: „Für meinen Herrn. Wohl zur Jagd. Einem Adler ins Neſt zu ſteigen oder ſonſt einer vergnüglichen Unternehmung wegen.“ Er lachte dabei ziemlich frech und war offenbar trunken. Der Graf wandte ſich ohne ein Wort hinzuzufügen von ihm ab und ging mit dröhnenden Schritten die Steintreppe hinauf, grades Weges nach dem Gemache ſeiner Tochter. Als er die Thüre aufzog und ſeine hohe Geſtalt, blitzenden Auges, flammenden Angeſichts in das Zimmer trat, wo er

einem Wortbrüchigen zu finden vermeinte, sah er nur die Zofe am Fenster beschäftigt, welche bei seinem Anblick einen lauten Schrei ausstieß und wie ein verscheuchtes Wild zur Seite bebte. „Wo ist meine Tochter? rief der Graf mit starker Stimme. Was schaffst Du hier?“ Er trat näher, das Mädchen hatte alle Geistesgegenwart verloren, sie stürzte auf die Kniee und flehte um Gnade. Jetzt fiel sein Blick auf das Fenster, er bebte krampfhaft, riß die Kerze vom Tische und sprang hinzu: da hing, stark geknüpft, die Strickleiter in die Nacht am Fuße der Schloßmauer hernieder. Kaum seiner Sinne mächtig, zückte der Graf die funkelnde Klinge über der Vernichteten: „Gesteh oder Du stirbst! Wohin?“ Er wähnte das Paar entflohen.

Aber Dolette fand in der Todesgefahr die Sprache wieder und Alles, was sie zu gestehen hatte, stürzte wie ein sprudelnder Kataract von ihren Lippen. Da trat auch Blanche, welche wirthlich beschäftigt gewesen war, still und unbefangen, wie immer, in das Gemach; sie erschrack zwar, als sie des Vaters Zorngestalt, wie die eines Richters, über der knieenden Dolette erblickte, doch trug ihr Schreck nicht den Ausdruck der Schuld, nur der Furcht. „Um Gotteswillen, mein Vater!“ rief sie. Und der Vater, zitternd noch vor Zorn und Entrüstung, stieß das Schwert in die Scheide, umarmte sein Kind mit inbrünstiger Heftigkeit und sagte, auf das Bild des Heilandes über dem Betstuhl zeigend: „Auf Deine Kniee, meine Blanche! Danke dem Herrn für Deine Rettung.“ Dann riß er sich los von der

Erschütterten und winkte Doletten, welche in Todesangst ihr Schicksal erwartete, ihm zu folgen. In sein eigenes Zimmer brachte er sie und warf den Riegel vor die Thüre. Hierauf ging er zum Waffensaale, wo er seinem Leibdiener Befehl gab, den Herrn von Sainte-Croix zu ihm zu rufen.

Es währte geraume Zeit, ehe er kam. Endlich, nachdem der Graf schon hundert Mal die weite Halle durchkreuzt hatte, wurde die Thüre aufgerissen und Herr von Sainte-Croix trat ein. Sein dunkles Auge prüfte scharf des Grafen Gesicht, doch was er auch wahrnehmen mochte, nicht das kleinste Zeichen in seinem Wesen verrieth es. Mit gemessener Haltung und kalten Blicken, die Linke im Mantel über die Brust gelegt, schritt er auf seinen Gastfreund zu und fragte nach dessen Begehr. Montmarne, aufs Aeußerste gereizt durch diese eisige Ruhe, rang einen Augenblick nach Worten, dann brach er plötzlich aus und seine Rede donnerte wie die Brandung im Sturme: „Du fragst, was ich will! Sagt es Dir nicht Dein eigenes Bewußtsein? Wortbrüchiger, Schändlicher!“

Herr von Sainte-Croix warf den Mantel zurück und legte die Rechte an sein Schwert.

„Was hindert mich, fuhr der Graf fort, meine Knechte zu rufen, Dich in Ketten und Banden zu werfen, den Frechen, der die Ehre meines Hauses zu verletzen trachtet? Drohe mir nicht! Ich kenne keine Furcht! Weg die Hand von der Klinge oder ich lasse sie Dir zerbrochen mit Deinem Wappen in die Grube werfen!

Zieh ab mit meiner Verachtung und Deiner Schande, lasse Dich nie mehr im Gebiet von Montmarne betreffen oder Dein Kopf ist dem Henker verfallen!"

„Bin ich wahnsinnig? schrie Sainte-Croix mit starker Stimme drein. Was wollt Ihr? Was schmäht Ihr mich, wie ich es nur von Blanche's Vater ertrage?"

Der Name seiner Tochter wirkte auf den Grafen wie ein Speerstich auf den gereizten Löwen, er riß eine schwere Streitaxt von der Mauer herab und hätte im blinden Jähzorn gethan, was ihn ewig gereut haben würde, wenn nicht in demselben Augenblicke der Führer des ausgesandten Kriegerhaufens eingetreten wäre, um seine Meldung zu machen. Er stutzte und griff zur Wehr, denn er glaubte seinen Herrn von dem Fremden bedroht.

„Laß gut sein, Tanneloup! sagte der Graf kurz. Geh, harre draußen meines Rufs." Der Bewaffnete ging widerstrebend hinaus, indem er feindselige Blicke auf Sainte-Croix warf, der mit festgeklemmten Zähnen ein Bild des Trotzes vor dem Grafen stand. Montmarne hatte sich wieder gefunden.

„Wir sind mit einander fertig, Herr von Sainte-Croix, sagte er. Die armselige Magd, Eure Verbündete hat Euer ritterliches Vorhaben bekannt, ich sah die Leiter, welche Euer Schildknappe mit schwerem Gelde gekauft, am Fenster und weiß Alles. Zwischen uns kann nichts mehr gemein sein, weder jetzt noch in Zukunft. Ihr wolltet morgen früh Montmarne ver-

lassen — thut es lieber gleich. Ich bin es meiner Tochter Ehre schuldig, ihren Feind keine Stunde mehr im Schlosse zu dulden, es sei denn als Gefangenen."

„Auf das Zeugniß einer elenden Magd, eines treulosen Knechts tretet Ihr den guten Namen eines Edelmannes mit Füßen! rief Sainte-Croix, bebend vor Grimm. Ich will mich nicht erniedrigen, ein Wort gegen die schändliche Lüge zu sagen. Wir sehen uns wohl noch wieder, Graf von Montmarne und Ihr sollt des heutigen Abends gedenken." Damit drückte er das Baret tief in die Stirn und verließ die Halle. Kurze Zeit darauf wurde dem Grafen gemeldet, daß der Herr von Sainte-Croix mit seinem Diener, vollständig zur Reise gerüstet, aus dem Schlosse abgezogen sei.

3.

Aber leider, ach! bestürmen dieses Herz
Der Liebe Schmerzen, das Gefühl der Reue.
Goethe.

Blanche hatte eine schlimme Nacht verlebt. Nachdem ihr Vater mit der Zofe, deren Vergehen sie nicht ahnte, ihr Zimmer verlassen hatte, war sie lange einsam geblieben, bis endlich ein anderes Mädchen erschien, welches ihr verkündigte, daß Dolette auf Befehl des Herrn eingesperrt sei und ihren Dienst bei dem Fräulein verloren habe. Eben trat auch der Graf ein

hieß die Dirne hinausgehen und nahm, als sie Folge geleistet, die unselige Strickleiter, welche er in der Aufregung seines frühern Hierseins vergessen hatte, vom Fenster, sehr erfreut, daß sie von der neuen Zofe nicht bemerkt, vielleicht gemißdeutet worden war. Blanche erstaunte: „Was ist das, mein Vater? Ueberhaupt, erklärt mir —"

„Ich bin Dir Erklärung schuldig, sagte der Graf, doch kann ich sie Dir nicht vollständig geben. Begnüge Dich mit der Versicherung Deines Vaters, daß die Gefahr, in welcher Du schwebtest, durch die Gnade Deiner Schutzheiligen abgewendet worden ist." — Er besann sich eine Weile, dann sprach er plötzlich entschlossen: „Warum verhehle ich Dir aber die Wahrheit? Stört sie auch Deinen Frieden, wird sie Dir auch feindlich in süße Träume fallen, so kann sie doch nur heilsam sein. Höre denn: Sainte-Croix, der mir Handschlag und Wort gegeben, bis zu seiner Wiederkehr von einer Reisefahrt, die er thun muß, keinen Schritt zu thun, der vereilig Deine Unbefangenheit vergiften würde — er hat sein Wort nicht höher geachtet, als einen leeren Schall, er hat in schändlicher Absicht Deine Dienerin bestochen, daß sie heimlich ihm den Pfad zu Dir eröffnen sollte." Er zeigte der Vergehenden die Strickleiter. „So hat er sich unwürdig gemacht meiner Gastfreundschaft, fuhr er fort, und wir werden ihn niemals wiedersehen. Denn Treubruch ist eine Gewähr, daß andere Verbrechen der Seele nicht fremd sind; wer ein feierliches Gelübde, ja nur ein Versprechen nicht achtet, wird überall unwürdig erfun-

den werden und so ist es gut, daß wir den Treulosen nimmermehr wiedersehen."

Blanche war bleich, wie eine Lilie, ihr Busen flog, bittere Thränen entstürzten ihrem Auge. Da jammerte den Vater seines Kindes, er küßte es stumm und gerührt, zeigte wiederum auf das Bild des Gekreuzigten, als wollte er dem wunden Herzen die alleinige Quelle des Trostes anweisen und entfernte sich. Als Blanche allein war, sank sie in brünstigem Gebete auf ihre Kniee und flehte um Beistand und Erleuchtung, wie sie den streitenden Pflichten genügen solle. Aber ihre Lage war selbst verschuldet durch ihren ersten Fehl und keine Klarheit leuchtete in ihre bedrängte Seele. Treu ausharren! dünkte ihr die einzige Rettung. Ihr Gelübde war gesprochen, keine Macht konnte es zurück erkaufen und ob es auch ohne den Willen des Vaters Unrecht war, behielt es darum nicht minder Kraft. Auch ihr zweites Versprechen mußte sie halten. Sie durfte kein Wort des Geständnisses über ihre Lippen gehen lassen, bis Richard es erlaubte. Richard! Ach, hätte der Vater Alles gewußt: so würde er nicht so hart über sein Beginnen geurtheilt haben: Blanche's Herz konnte eine Entschuldigung für ihn finden, wenn es gleich die Verletzung seines Ritterworts schmerzlich beseufzte und noch aus anderer Rücksicht sein Bild nicht mehr in so reiner lichter Glorie, wie einst, vor ihrer Seele stand. Sie fühlte heiße Scham auf ihren Wangen brennen, wenn sie an sein gestriges Benehmen dachte, wie unzart er ihr Gefühl verhöhnt und wie er

mit Lügen gespielt gegen den Vater. Doch all' diese widerwärtigen Betrachtungen gingen unter in dem einen furchtbaren Gedanken: Niemals Wiedersehen! den der Vater wie den Spruch eines bösen Schicksals ihr in die Seele geworfen hatte. Wär' es möglich, daß sie den Mann, dem sie sich verbunden hatte, niemals wiedersehen sollte? Und wenn auch, konnte sie hoffen, ihres Vaters strengen Willen zu beugen? Die Zukunft, welche ihr noch vor wenig Monden als ein Zauberland rosiger Gefilde erschienen war, lag jetzt vor ihr wie ein schwarz verhangenes Thor, das zu einem Labyrinthe führte, dessen Geheimnisse ihr Grauen einflößten. Der leichte Sinn, welcher das Blut in fröhlichem Wellenschlage bisher zu dem funfzehnjährigen Herzen führte, war in einem Paar Herbsttagen wie vor einem Reife erstarrt und als der Schlaf, nach gewohnter Weise, auf Blanche's schöne Augenlieder herabschweben wollte, fand er sie thränenfeucht und auf den Brauen schwarze Sorgen lasten, vor denen er bangen Flügelschlages entfloh. Der Morgen kam, ein schöner krystallener Herbstmorgen, der noch eine Reihe von heitern Tagen verhieß. Der Graf hatte durch Tanneloup Meldung bekommen, daß das Schiff in der Bucht ein französisches sei und in Folge dieser Nachricht den Befehlshaber desselben zur Mittagstafel nach Montmarne eingeladen; bis dahin, hoffte er, werde sein geistlicher Verwandter, der Bischof Bernhard angelangt sein. Er selbst ließ sich am frühen Morgen sein Pferd vorführen und ritt in Begleitung eines prachtvoll ausgerüsteten Vasallentrosses

III. Lindenau. Ebenfalls ein wohlhabendes Dorf in der Nähe von Leipzig, in welchem viele Bewohner dieser Stadt ihre Sommerhäuser haben.

IV. Der Thonberg. Ein Vorwerk des Magistrats von Leipzig.

Diesen Ansichten des flachen Landes stehen nun 2 Ansichten der schönsten Berggegend Sachsens gegenüber.

V. Reinhartsdorf. Es liegt auf einer Höhe an der Elbe dem Städtchen Schandau gegen über. Im Hintergrunde sieht man den Zirkelstein, eine merkwürdig gebildete Felsengruppe, und in noch tieferer Ferne den schönen Rosenberg in Böhmen.

VI. Die Ebenheit. Eine Gegend nicht weit von Königstein an der Elbe, jedoch jenseits dieser Festung. Die Anhöhe, welche links dem Beschauer ist, zeigt den Anfang des Liliensteins, der sich erst sanft erhebt, dann aber plötzlich seine Felsenmauern steil in die Lüfte streckt.

dem Kirchenfürſten entgegen, um ihn würdig zu empfangen. Doch traf er ihn nicht ſobald, als er hoffte. Schon ſtand die Sonne ſehr hoch, als ein vorauseilender Diener des Biſchofs daher getrabt kam und dem Grafen verkündete, daß er zwei gute Stunden Vorſprung habe und der hochwürdige Herr, welcher an Engbrüſtigkeit leide, nur ſehr langſam reiten könne. Unter dieſen Umſtänden beſchloß der Graf, der eben an einem Dorfe angelangt war, Halt zu machen und des Biſchofs Ankunft abzuwarten; nach Montmarne aber ſandte er einen Boten, ſeiner Tochter die Verzögerung zu melden, damit ſie ihn durch den Majordomus bei dem eingeladenen Fremden entſchuldige.

Es vergingen mehrere Stunden, die Mittagszeit war vorüber, da kam endlich der erwartete Zug langſam die Heerſtraße daher. Graf Montmarne ſaß auf, ließ ſein Gefolg in Ordnung vor dem Dorfe aufſtellen und ſprengte dann den Ankommenden entgegen. An der Spitze derſelben ſah er auf einem gemächlich ſchleichenden Maulthiere die hohe Geſtalt des Biſchofs, den er trotz der langen Zeit, daß er ihn nicht geſehen, trotz der Veränderung, welche ſein Aeußeres erlitten hatte, augenblicklich wieder erkannte.

„Seid mir gegrüßt im Namen des Herrn, theurer Neffe; rief der Geiſtliche Montmarne zu, indem er ihm ſchon von Weitem die Hand entgegenſtreckte. Wie ſeid Ihr zum Manne gereift! Ich bin ein ſchwacher Greis geworden, Roger! Doch nicht im Geiſte, der noch immer rüſtig iſt für die Kirche.“

Der Graf küßte mit Ehrfurcht die ihm dargereichte Rechte, welche ihm dann den Segen ertheilte. Er hieß den Bischof in seinem Besitzthume willkommen, sprach seine Freude aus, den Lehrer und Schirmer seiner Jugend nach langen wechselvollen Jahren wiederzusehen und bat ihn, recht lange in seinem Hause zu verweilen. Das konnte der Bischof nicht versprechen, indem seine Pflicht ihm nur einen kurzen Aufenthalt zu Montmarne gestattete. Sie ritten Beide voran, ihre Begleiter folgten in ehrfurchtsvoller Entfernung, welche es ihnen unmöglich machte, von dem Gespräche der Herren ein Wort zu verstehen.

Blanche hatte den Boten ihres Vaters empfangen, das Haus war beschickt, sie hatte nur mechanisch die nöthigen Anordnungen getroffen, ihre Seele weilte ganz bei anderen Gedanken. Jetzt verließ sie die Mauern, welche ihr drückend wurden und suchte den tiefsten Schatten des Geheges, wo sie allein war und kein Menschenblick die Schwermuth in ihren Augen lesen konnte. Es war Hochmittag. Im Walde regte sich nicht das kleinste Geräusch, die Bäume und Büsche waren zwar nicht mehr üppig belaubt, denn der Herbstwind hatte schon längere Zeit sein böses Spiel mit ihnen getrieben, aber sie leuchteten in rothen und goldenen Farben, wechselnd mit tiefem Grün und das Riedgras, welches nur den Eindruck der Wildspur trug, zeigte in seinem hohen Wuchse noch kein Verwelken. Blanche irrte leisen unhörbaren Schrittes durch die pfadlose Wildniß, sie hatte weder Ziel noch Zweck, sie

trank nur in durſtigen Zügen die reine Luft, welche ihrer kranken Bruſt wohlthat und ließ ihren Geiſt weitab ſchweben, dem fernen Gatten nach in die dunkle Zukunft. Da bebte ſie plötzlich und ſtand und lauſchte angſthaft hinaus, wie ein Reh, das in ſtillen Gründen nahenden Hörnerklang hört. Dichtes Geſtrüpp verbarg ihre ſchlanke Geſtalt und ſicherte ſie vor Entdeckung, als ſie der Stimme nachzog, welche ſie klar und deutlich vernommen hatte. Ihr Herz ſchlug in banger Erwartung, ſie hätte fliehen ſollen und vermochte es nicht, dem ſtarken Zauber, den jene Stimme auf ſie übte, zu widerſtehen. Nur noch einmal wollte ſie den Mann ihrer Wahl ſehen, ehe er in die weite Welt zog, ſie wollte aus ſeinem Geiſte Troſt und Rath ſchöpfen, ſich von ihm eine Ausſicht in die Zukunft eröffnen laſſen. Gewiß verweilte er in der Nähe des Schloſſes, um ihr ein Wort des Abſchiedes zu ſagen. — Es war ſein Ton, da galt kein Zweifel mehr. Aber ach! dieſe Stimme, welche zu ihr ſtets ſo ſüß und ſchmeichelnd, mit dem reinſten Wohllaut geſprochen hatte, ſie klang jetzt furchtbar und ſtreng und als Blanche, ganz nahgekommen, nur durch ein dichtverwachſenes Gebüſch von dem Sprechenden getrennt, die Worte vernehmen konnte, wurzelte ihr Fuß am Boden und ſie erſtarrte.

„Um Erbarmen bitteſt Du mich? hörte ſie ſagen. Ich kenne es nicht. Du biſt mein böſes Gewiſſen, das mir auf der Ferſe folgt und mich ſtets an Dinge erinnert, die ich vergeſſen will; das Schwert über meinem

Haupte hängt an Deiner Treue, und diese ist nicht stärker, als ein schwacher Faden, den die kleinste Berührung zerreißt."

„Gnädiger Herr! flehte eine schwache heisere Stimme. Laßt mich mit tausend Eiden —"

„Eide? lachte der Ritter mit einem Hohn, welcher die Lauscherin wie ein zermalmender Blitz traf. Was gelten Dir Eide! — Du kannst mich verrathen und ich weiß, Du wirst es thun, sobald Dir ein Vortheil daraus entsprießt. Ja, Verruchter, schon gestern gingst Du damit um, mich dem blutigen Priester in die Hände zu liefern und wenn ich Dich geschont bis diesen Augenblick, so geschah es nur, weil Du mich jammertest und ich Dein Blut nicht an meiner Hand sehen wollte, wenn es zu ändern. Aber es giebt keinen Ausweg, darum bete ein Ave und stirb wie ein muthiger Knecht des Tempels."

„Es giebt einen Ausweg! schrie der Verzweifelnde. Schickt mich von Euch, nackt und bloß, nur lebendig; laßt mich nicht sehen, wohin Ihr Euch auf Eurem Rosse wendet — so kann ich Euch nicht schaden!"

„Du verräthst mein Dasein, das ist genug! rief Sainte-Croix wild. Nieder auf Dein Angesicht!"

„Gnade, Gnade, hoher Comthur!" heulte es in Todesangst, aber Blanche hörte nichts mehr, sie stürzte außer sich durch das Gebüsch, nicht achtend, daß es ihr Gewand zerfetzte, und ihre ganze Seelenstimmung drängte sich in den einen Ruf: „Richard!" Dem Tod-

geweihten war ihre bleiche Gestalt die Erscheinung eines rettenden Engels.

Es giebt Momente, in denen auch ein Geist, der sonst stahlgepanzert gegen jeden Wechselfall des Lebens ist, sich überwältigen läßt und nicht gleich die gewohnte Haltung gewinnen kann. Sainte-Croix fühlte sich bei Blanche's unvermuthetem Hervortreten aus allen Fugen seiner Fassung gelöst, er starrte die Geliebte an, als sähe er eine Geistererscheinung, das Schwert, das er hoch über dem knieenden Reginald geschwungen hatte, sank mit der Faust herab und sein Mund fand keine Worte, die ihm doch stets so fügsam zu Gebote standen. Reginald unterdessen, besser gefaßt, sprang auf und blitzschnell zu den Pferden, riß den Zügel des seinigen an sich, warf sich in den Sattel und jagte unaufhaltsam davon. Sein Herr knirschte ihm nach, und wandte sich dann, alle Geisteskraft zusammen zwingend, an Blanche mit der strengen Frage: „Was thust Du hier?“

Sie fürchtete sich vor ihm, er war so ganz verwandelt. Sein männlich gebräuntes Antlitz hatte eine dunkle Röthe angenommen, die sich wie Wetterschein über die entstellten Züge breitete; sein kühnes schwarzes Auge, das ihr einst wie eine Sonne geleuchtet hatte, deren Glut wohlthätig ist, wenn man schon nicht ungestraft hineinblicken darf, es sprühte jetzt Flammen, wie sie aus einem tobenden Vulkane heraufodern und die edle Ruhe, welche er überall seiner nicht durch Größe ausgezeichneten Gestalt zu geben wußte, war ganz von

ihm gewichen: Blanche fürchtete sich vor ihm und rang stumm die Hände in dem trostlosen Gedanken, was sie gesehen und gehört hatte.

„Du hast dem Verräther zur Flucht verholfen! sagte Sainte-Croix noch immer sehr aufgeregt. Er wird mich verderben —"

„Aber Richard, was hat er verbrochen? stammelte Blanche, mühsam ihre Geister sammelnd. Was kann er Dir —? Gott! Was bedeutet dies Alles?"

„Du wirst es erfahren, Du bist mein Weib! rief Sainte-Croix, der wieder Gewalt über sich bekam. Du sollst Alles erfahren, denn Du bist mir treu und liebst mich, wie mir Dein Hiersein beweist. Es ist recht und gut, Blanche, daß Du den Mann aufsuchst, den Deine Thorheit gestern aus Montmarne verscheucht und was schlimmer ist, zur Todfeindschaft wider Deinen Vater gebracht hat."

„Um der heiligen Jungfrau willen!" rief Blanche.

„Er hat mich an der Ehre verletzt! sagte Sainte-Croix, in gehässiger Erinnerung grollend. Er hat mich geschmäht und die Waffe über meinem unbewehrten Haupte geschwungen, daß nur ein Zufall mein Leben rettete, endlich aber hat er mich aus seinem Hause gewiesen, wie einen lästigen Bettler. Ich hab's ihm geschworen, er soll an mich denken! Ich will nicht betteln, ich will es mir nehmen mit der Eisenfaust! Fluch ihm!" Blanche stieß einen lauten Schrei aus.

„Du bist ein treues Weib, daß Du mir folgst, fuhr Sainte-Croix milder fort, ein Weib, recht nach

dem Worte. Du verläſſeſt Vater und Haus, um dem Manne zu folgen. Dafür ſchwör' ich Dir zu, Dich heilig zu halten, bis jenes Poſſenſpiel — ein ſolches war es, als wir — doch ich erzähle Dir das auf der weitern Fahrt, und Du wirſt meiner Liebe verzeihen. Schürze Dich, ſchwinge Dich auf die Kruppe meines Pferdes, es trägt uns Beide bequem — ritten doch manche der Unſern in alter Zeit zu Zweien vollgerüſtet auf einem Pferde, aus Armuth, ſo können wir es auch thun in der Noth, bis ich Dir einen ſanften Zelter kaufe. Du haſt doch Gold und Geſchmeide mit Dir? Nun ſchürze Dich, ſchwinge Dich auf, ich bin fertig!"

Er hatte während dieſer Rede ſein Pferd herbeigeführt und eine Decke hinten am Sattel auf der Kruppe angeſchnallt. Blanche, welche ſeine Vorausſetzung mit Unwillen erkannte, wies ihn zurück, er ſtaunte einen Augenblick, dann rief er: „Gleichviel! Willſt Du im Guten nicht, raub' ich Dich mit Gewalt! Du biſt mein, Du biſt auf ewig an mich gefeſſelt. Dein ſtolzer Vater ſoll erkennen, wen er beleidigt hat — ich raube ihm die Erbin." Er ſtreckte die Hand nach ihr aus, da faßte ſie ein namenloſes Grauen und ſie entfloh. Raſſelnd in ſeinen Waffen ſprang ihr Sainte-Croix nach, da verwickelte er ſich mit den Sporen im dichten Geſtrüpp und ſtürzte zu Boden, ſie hörte ſeinen klirrenden Fall, doch wagte ſie es nicht, ſich umzuſchauen, ſondern floh ohne Raſt, bis ſie den Ausgang des Geheges erreichte.

Der Getäuſchte raffte ſich mit Scham und Groll vom Mooſe auf und kehrte zu ſeinem Pferde zurück. Als

er im Sattel saß, blieb er noch eine Weile halten und überlegte, was es jetzt thun solle. Das Gehege war zwar groß und bot manchen abgelegenen, tief versteckten Ort, wo er sich bis zur Dämmerung bergen mochte, aber konnte nicht Reginald, den er sich nun zum offenen Feinde gemacht hatte, ihn dem Bischofe verrathen und dieser flugs eine Jagd auf ihn wie auf ein wildes Thier anstellen? Dann war er verloren, weil das Gehege in seiner ganzen weiten Ausdehnung mit hohen, keinem Sprunge zugänglichen Schranken umgeben war und nur einen Ausgang hatte, dicht unter den Mauern des Schlosses. Der beste Rath blieb also, muthig diesem Ausgange zuzutraben, ehe es zu spät würde und im Angesichte der Wächter auf den Zinnen das Weite zu suchen. Er trieb sein Pferd durch das Gebüsch. Da kam es ihm mehrmals vor, als hörte er die Zweige rauschen, wie von durchdrängenden Menschen bewegt; waren die Feinde schon auf seiner Spur? Er spornte sein Pferd zu größerer Eile, da hörte sein kriegerfahrenes Ohr den dumpfen Klang einer Senne, der Pfeil verfehlte sein Ziel, aber mehrere Schüsse folgten, das Pferd machte plötzlich einen furchtbaren Satz, stieg dann steilrecht in die Höhe, und hieb mit den Vorderfüßen, bis es zusammenbrach, von einem Pfeile unters Blatt grad' ins Herz getroffen. Und aus dem Gesträuch sprangen mehrere Bewaffnete hervor, die sich über den Gestürzten herwarfen und ihn zu berauben anfingen. Er sträubte sich wüthend.

„Seid Ihr Vasallen des Grafen von Montmarne

oder Diebsgesindel? schrie er. Ich bin in eurer Gewalt, behandelt mich ritterlich!" Die rohen Gesellen lachten und ließen sich nicht irre machen. Nur Einer, der ohne Theil an der Raubscene zu nehmen, dabei stand, erwiederte: „Gebt Euch zufrieden, wir sind keine Vasallen des Grafen. Was Ihr um und an Euch habt gehört uns. Das ist das Waldrecht, Herr Ritter. Und kommt Ihr zum Grafen von Montmarne zurück, so bringt ihm einen Gruß von Bras-nu, er wird den Namen wohl kennen; sagt ihm: ich hätte mir heut in seiner Abwesenheit ein Paar Rehböcke geholt und würde ihn nächstens auf seinem Schlosse besuchen, wie er mich einst in meiner Behausung besucht hat."

„Ihr seid Bras-nu? fragte der Beraubte, noch unter den Händen der Buschklepper. Ich habe von Euch viel gehört aus dem Munde des Grafen selbst — laßt mich, ihr guten Leute, der Graf ist mein Todfeind, ich will zu Euch halten, ich will Euch sicher in das Schloß bringen, daß ihr würgen und rauben könnt nach Herzenslust."

Da wehrte Bras-nu seinen Leuten, hieß dem Ritter wiedergeben, was ihm entrissen worden war und nahm ihn abseits zu einem geheimen Gespräch.

Im Schlosse Montmarne wartete man noch immer vergebens auf die Rückkehr des Herrn. Blanche hatte sich in ihr Zimmer eingeschlossen und den Kaplan bitten lassen, dem Seefahrer, der sich unterdessen der Einladung gemäß eingefunden hatte, Gesellschaft zu leisten. Er schickte sich gleich dazu an, froh, ein neues

Opfer zu bekommen, dem er seine langen Geschichten erzählen konnte. Der Fremde war in den Waffensaal geführt worden, dort fand er ihn, aufmerksam die Banner und Rüstungen musternd. Mit höflicher Erwiederung vernahm der Seemann, was den Grafen so lange fern hielt, dann bot er dem Geistlichen selbst Gelegenheit zu den weitläufigsten Erörterungen, indem er ihn nach dieser und jener Trophäe fragte. Der Priester wurde immer freundlicher gegen den jungen schönen Mann, der einen so wißbegierigen Geist zeigte. Plötzlich stutzte der Gast aber vor einem alten Panier, dessen Schaft manche Hiebspur trug: „Wißt Ihr, ehrwürdiger Vater, fragte er, unverwandt die verblichenen Farben des Feldzeichens betrachtend, welchem Geschlecht dies Panier entrissen ist und wann? Ich glaube das Wappen zu erkennen.“

„Das ist ein merkwürdiges Banner, berichtete der Kaplan. Wenn Ihr das Wappen von Tancarville erkennt, so habt Ihr ganz recht. Diesem berühmten Geschlechte hat es einst gehört und es knüpft sich daran eine Legende, wenn ich das Wort auf Profanes anwenden darf.“

„Tancarville! Ein Banner des Hauses Tancarville! rief der Fremde mit sichtlichem Antheil. Erzählt mir, wann es erobert wurde und ob sein Träger es so mannhaft vertheidigt hat, als jene Narben, welche das Holz trägt, vermuthen lassen.“

„Mannhaft vertheidigt? wiederholte der Kaplan. Nur im Tode hat er es sich entreißen lassen, denn Robert von Tancarville führte es selbst hoch seinen Krie-

V.

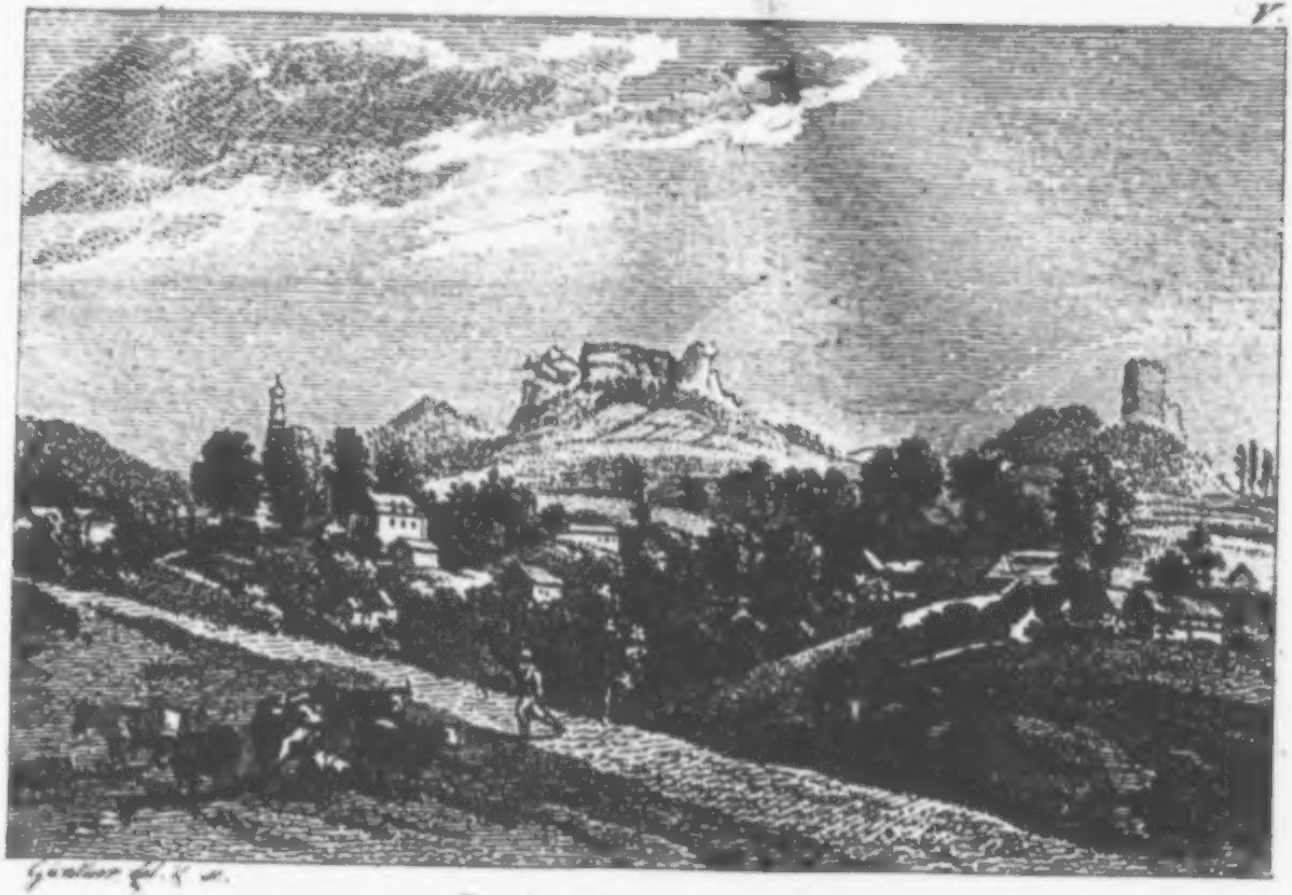

Gaulon fil. & ex.

Reinhartsdorf.

gern voran, bis er fiel von der Hand Rogers, eines glorreichen Ahnherrn dieses Hauses. Als nun der Sieger die Fahne aus dem matten Griffe des Sterbenden riß und dieser fühlte, daß er seine schöne Felsenburg an der Seine nicht mehr wiedersehen werde, raffte er sich noch einmal mit halbem Leibe empor und rief: Wie Du mir jetzt mein Panier entreißest, möge sich einst ein Tancarville zum Herrn Deines ganzen Landes machen und das Geschlecht Montmarne spurlos von der Erde vertilgt sein. — Es ist aber der Fluch nicht in Erfüllung gegangen, denn mein Graf und Herr, wie jener Vorfahr Roger genannt, ist der letzte des Hauses und lebt im Frieden mit aller Welt, so daß sein Gut mit der Hand seiner holden Tochter vergeben wird, das Lehen aber dem Könige anheim fällt, der nun doch einmal durch die Gewalt der Waffen unser Oberlehnsherr und Herzog ist — wenigstens so lange die Plantagenets nicht herüberkommen und Einspruch thun."

Der Schiffsherr schien noch mehr zu erwarten, dann sprach er: „Ich danke Euch, frommer Vater, für Eure Nachsicht, mit welcher Ihr meine Neugier befriedigt. Das alte Panier hat ein Recht auf meine Theilnahme, denn ich bin selbst ein Tancarville."

„Ihr ein Tancarville? rief der Priester, von dem Glauben an seine Legende erschreckt. Und ich muß Euch die Kunde mittheilen, welche vielleicht in Eurem Geiste Unkraut säet! O lasset Euch nicht gelüsten nach fremdem Gute, glaubt, der Graf Roger ist ein Held, der seines Kindes Erbtheil zu vertheidigen weiß —"

„Beunruhigt Euch nicht, ehrwürdiger Herr! lachte Tancarville. Ich heiße zwar auch wie mein Ahnherr, welcher jenes unerfüllte Wort sprach, aber mich gelüstet nicht im Entferntesten, es zur Wahrheit zu machen — so sehr es mich schmerzt, setzte er ernster hinzu, ein Siegeszeichen mit den Farben meines Hauses in einer fremden Waffenhalle zu sehen."

„Es kann Euch trösten, erwiederte der Geistliche, daß kein anderes von Allen, welche Ihr hier erblickt, Spuren eines so verzweifelten Widerstandes trägt. Auch erregt es die Aufmerksamkeit Aller, welche unsern Rittersaal besuchen. So war vor Kurzem ein fremder Gast auf längere Zeit hier, sonst ein verschlossener, stolzer Mann, der nur selten an einem vernünftigen Gespräche Gefallen fand — aber das Panier von Tancarville erregte doch gleich seine Mißbegier und ich habe ihm die bewußte Legende, oder Sage vielmehr, einige Mal wiederholen müssen: der Graf wußte sie selbst noch nicht und scherzte darüber. Doch ich glaube, die hohen Herrn kommen. Es wird lebendig in den Gängen, die Dienerschaft läuft zusammen. Schade, daß ich nicht länger Eure treffliche Unterhaltung genießen kann, Messire. Werdet Ihr nicht einige Zeit mit Eurem Schiffe an unserer Küste verweilen?"

„Nur morgen noch, antwortete der Seemann. Ich muß den sichern Hafen suchen, wo ich mein Schiff vor den Stürmen des Winters berge. Dann will ich bis zum Frühling in meine Heimath."

Er begleitete den Geistlichen bis an den Fuß der

großen Treppe, wo sie den Grafen von Montmarne trafen, welcher dem Bischofe seinen Arm lieh, um dem Altersschwachen die Mühe des Aufsteigens zu erleichtern. Der Graf begrüßte den neuen Gast und entschuldigte seine Abwesenheit, Tancarville stellte sich in verbindlicher Gegenrede mit seinem Namen vor. Da faßte ihn der Bischof scharf ins Auge und hatte eine Frage auf der Lippe, welche er jedoch zurück hielt. Sie stiegen dann sämmtlich in den Speisesaal hinauf, wo ihrer die Freuden der Tafel harrten; Blanche erschien nicht, sie hatte sich bei ihrem Vater mit Unwohlsein entschuldigt und dieser ahnte dessen Grund, wenn schon nicht in seiner ganzen Tiefe. Die Zeit, dachte er, wird sie von der Schwachheit heilen, deren sie sich später mit Beschämung erinnern wird.

Ach! sie fühlte schon jetzt mit schmerzlicher Reue, daß sie nicht wohlgethan hatte, aber die Zeit konnte ihr weder Trost noch Heilung gewähren, denn sie war mit ewig unlösbaren Banden an den Schrecklichen gefesselt, der sich aus einer Lichtgestalt, wie er ihr zuerst erschienen, im Laufe weniger Stunden in ein grauses Meteor verwandelt und den Friedenstempel ihres Herzens in Brand gesetzt hatte. Was sollte noch mit ihr werden? Welches furchtbare Geheimniß trieb den Mann, welchem sie die ersten Regungen ihres unschuldigen Herzens geweiht hatte, zu dem blutigen Gedanken, dessen Ausführung sie verhinderte? Und wie war es nur möglich, daß er, den sie bisher für das Musterbild jeder edlen Rittertugend gehalten hatte, sich plötzlich so ver-

traut mit Lug und Trug, so treulos seinem Worte, so frech ihre Sittsamkeit höhnend, zeigen konnte! Sein Fluch wider ihren Vater hallte noch in ihrem Ohr und wenn sie die Augen schloß, wähnte sie ihn wieder vor sich zu sehen, wie er die Hand nach ihr ausstreckte, um sie an sich zu reißen als sein Eigenthum. Da sprang sie auf von ihrem Ruhebette, wo sie Erholung gesucht hatte und wollte fliehen, aber ihre Besonnenheit kehrte zurück und sie ließ sich wieder nieder und weinte bittere Thränen, daß sie ihr Leid allein tragen mußte, durch ihren Schwur verhindert, dem Vater, wie sie sich sehnte, Alles reuevoll zu gestehen und ihres Schicksals Lösung in seine Hand zu legen. Sie war so jung und keines Schmerzes gewohnt! Wo sollte sie Kraft finden, wenn nicht zu den Füßen dessen, der keinem reuigen Herzen einen Blick der Gnade, einen Strahl des Trostes versagt?

Im Tafelzimmer herrschte noch immer gesellige Fröhlichkeit, an welcher der geistliche Herr gern Theil nahm, wenn er unter Genossen war, deren Gespräch ihm behagte. Anfangs hatte er sich zwar ernst und zurückhaltend gezeigt, fast nur mit seinem Neffen, und gar nicht mit Tancarville gesprochen, den dafür der Kaplan wieder in Anspruch nahm, während am untern Ende der Tafel die Begleiter des Bischofs von den adeligen Lehensträgern des Grafen unterhalten wurden. Dann war der Bischof, vielleicht durch manche Aeußerung des Seefahrers mit ihm zufrieden gestellt, auch gegen ihn freundlich geworden, und hatte durch geschickte Fragen

bald alle Verhältniſſe des Offenherzigen kennen gelernt, ſo daß er das Mißtrauen, dem er ſehr zugänglich war, aufgab, und ſich ganz mit Tancarville befreundete.

Es war ſpät, der Mond ſchon untergegangen, als die Tafel aufgehoben wurde. Der Graf bat den Herrn von Tancarville, auf dem Schloſſe zu übernachten, dieſer aber verſicherte, daß ihn die Pflicht an Bord ſeines Schiffes rufe und lehnte auch das angebotene Roß und die Begleitung ab, indem er lachend ſagte: daß er ein ſchlechter Reiter und ſeit frühſter Jugend zur See geweſen ſei, aus welchem Grunde ihm jene Kunſt fremd geblieben; auf ſeine Füße könne er ſich aber verlaſſen und ebenfalls auf ſeine Fauſt, weshalb er denn weder Roß noch Geleit bedürfe.

Die jungen Edelleute welche mit am Tiſche geſeſſen hatten ſahen ſich ſpöttiſch, und den Fremden, der ſo offen ſeine Unwürdigkeit geſtand, geringſchätzig an. Er nahm indeſſen Abſchied, verſprach dem Grafen, der ihn darum bat, auf morgen einen zweiten Beſuch und ſchied.

4.

Was umſchlingſt Du das Knie mir? Wie ein Meerfels,
Wie die Woge hör' ich den flehenden Laut!
Euripides, Andromache.

„Mein vielgeliebter Vater, ſprach der Graf, als er mit dem Biſchofe allein in deſſen Gemach ſaß,

(ich darf Euch so nennen, da Ihr Vaterpflichten gegen mich geübt aus freiem Antriebe), erlaubt mir, einen Kummer, der mein Gemüth betrübt, in Euer Herz auszuschütten." Und als der Bischof ihn dazu ermuthigte, sprach er von dem Aussterben seines Geschlechts, von der Zukunft seiner Tochter Blanche, welche er oft ungerechter Weise entgelten lassen, daß sie kein Mann sei, bis ihr vermeinter Verlust ihn erschüttert und die Liebe für sie mächtig alles hemmende Vorurtheil besiegt habe. Er vertraute dem väterlichen Freunde, daß ein Abenteurer sich in Blanche's Herz geschlichen und auch ihn, um seines Kindes Glück zu fördern, bereits halb zu seinen Gunsten gestimmt habe, als er ihn endlich in seinem Unwerth erkannt.

Der Bischof hörte die Erzählung mit allen Nebenumständen an, und äußerte sich dem Grafen über sein Verfahren beipflichtend. „Verlobt Euer Kind bald einem wackern Manne, sagte er, und sehet nicht sowohl auf hohe Geburt und Reichthum, als auf einen untadeligen Wandel. Ihr selbst aber, mein Sohn, steht in einem Alter, wo Ihr noch auf zahlreiche Nachkommenschaft rechnen könnt, dafern Ihr Euch zum zweitenmale eine Hausfrau unter den Töchtern des Landes wählet."

„Das kann und will ich nicht! sagte der Graf, indem er ernst sein Haupt schüttelte. Ich habe meiner sterbenden Gattin gelobt, nie mehr zu freien."

„Es war sündhaft von ihr, das zu fordern! rief der Bischof eifrig, sündhaft von ihr; übereilt von Euch, daß Ihr Euch vom Schmerze zu einem Gelöbniß hin-

reißen ließt, welches Euer künftiges Glück beeinträchtigt und ein zahlreiches Geschlecht, das von Euch Leben zu fordern hat, zur Ehre des Herrn, im Keime erstickt. Auf dem Sterbebette, wo der Blick nach verklärten Regionen schaut, ein solches Verlangen — es ist sündhaft, sag' ich, sündhaft und ungerecht!"

„Sie hat es nicht verlangt, noch gehört, daß ich das Gelübde that, entgegnete Montmarne, denn sie war bereits verschieden. Ich that es aus freiem Willen, aus Ueberzeugung."

„Aus blindem Schmerze! rief der Bischof. Doch die Kirche kann es lösen."

„Verzeiht, mein Vater, sagte der Graf mild, aber fest, ich suche keine Lösung meines Gelübdes, dessen Nothwendigkeit mir noch heut klar vor der Seele steht. Ich würde nicht wieder gefreit haben, auch wenn ich es nicht ausgesprochen hätte. Das ist mein unerschütterlicher Entschluß."

„O, des Widerspruchs im menschlichen Geiste! sprach der Bischof. Ihr klagt um das Erlöschen Eures Stammes, da es doch nur in Eurem Willen steht, es zu verhindern."

„Der Himmel hat es so beschlossen! erwiederte der Graf warm. Sonst hätte er mir einen Erben durch meine einzige Gattin geschenkt. Lieben könnt' ich keine wieder, und weil das so ist und mir die Unvergeßliche keinen Sohn geboren hat, steht es mir klar bewußt, daß mir keiner beschieden ist Lasset uns von andern Dingen reden, mein Vater."

Der Bischof schwieg eine Weile, dann sagte er: „Und es war grade ein Beweggrund meiner Reise zu Euch, diese Abneigung Eurer Seele vor einer zweiten Heirath zu besiegen.“ Montmarne küßte ihm die Hand. „Ich weiß, Ihr wollt mein Glück, sprach er. Doch auf einem solchen Wege fände ich es nicht. Lasset mich thätig sein für meiner Unterthanen Bestes, wie bisher, und dem Himmel anheimstellen, sie einst nach meinem Tode in die Hände eines guten Herrn zu geben.“

Hier war aber der Punkt, wo des Bischofs Meinung, so feurig er sonst für das Hohe und Gute, für die strengste Uebung der Tugend und Pflicht begeistert war, im entschiedensten Gegensatze mit den Ansichten des Grafen stand. Montmarne hatte, nach dem Beispiele des frommen Königs, Ludwig Hutin, die Leibeigenen auf seinen weiten Besitzungen frei gemacht, einer der ersten Edelleute, welche die Eingangsworte der königlichen Ordonnanz: daß jeder Mensch nach dem Naturrechte frei sei, als wahr durch die That anerkannten. Dies Verfahren mißbilligte der Bischof streng, er verglich es damit, als wenn man einem Kinde plötzlich ein Messer oder einen Feuerbrand in die Hand geben wollte, mit welchem es nicht umzugehen wisse. Sich und Andere beschädigen würde es, ohne irgend einen Vortheil aus dem an sich nützlichen Geschenke zu ziehen. Der Graf aber meinte, das Volk sei kein Kind, sondern ein tüchtiger Mann, dem man etwas anvertrauen könne und über den Mißbrauch der Frei-

heit wache das Gesetz bei den Parlamenten des Königs. Jeder Grundherr müsse übrigens die Seinigen kennen. Ich, schloß er, habe nicht aus blindem Hintappen gehandelt, sondern aus reiflicher Ueberlegung und wenn auch Viele meiner ehemaligen Serfs die Wohlthat, welche ihnen geworden ist, noch nicht würdigen und benutzen können, so muß doch die Zukunft gute Frucht daraus erwachsen lassen. Man pflanzt ja die Bäume nicht für sich, sondern für kommende Geschlechter, so mag man noch viel eher ein geistiges Gut begründen, wenn es auch erst in späterer Zeit, wo der Geber längst in der Gruft seiner Väter ruht, Früchte tragen kann, um seinen Namen in gutem Andenken zu erhalten. Ich halte das für bleibendern Ruhm, als den Lorbeer der Schlachten."

Der Bischof hatte noch nie ähnliche Grundsätze aus dem Munde eines Feudalherrn vernommen, und allerdings war der Graf von Montmarne, der seit dem Tode seiner Gemahlin sich von dem Umgange seiner ritterlichen Nachbarn ganz zurückgezogen hatte, in eigenthümlicher Entwickelung eines menschenfreundlichen aufgeklärten Geistes seinem Zeitalter vorausgeeilt, wofür er denn auch als ermangelnd adeliger Gesinnung verschrieen wurde. Obwohl der Bischof im Allgemeinen die Rede seines Verwandten nicht widerlegte, gab er doch sein entschiedenes Mißfallen daran zu erkennen und äußerte, wie ein solches Auflösen altehrwürdiger Verhältnisse gar leicht auch den weltlichen Sinn zur Opposition gegen die Oberherrschaft der Kirche führen

thane, um so mehr, da König Philipp zu seiner Zeit ein so böses Beispiel gegeben habe.

„Die Kirche, wandte der Graf lebhaft ein, wird in Ewigkeit fest stehen, wenn sie ihre Pfeiler nicht selbst untergräbt, wenn ihre Diener wahre Apostel des Herrn sind und nicht mit Feuer und Schwert, sondern mit Liebe die Irrenden zurechtweisen, daß sie zur Reue und nicht zum Trotze bewegt werden."

„Was meint Ihr?" fragte der Bischof scharf.

„Ich meine die Grausamkeit gegen die Juden, die Unmenschlichkeit gegen die Unglücklichen, welche vom Aussatz befallen werden — " erwiederte Montmarne.

„Die Verfolgung der Juden geht vom Könige aus, der ihre Schätze verlangt, sagte der Priester. Euer Volk dagegen ist es, dessen grausames Vorurtheil die Aussätzigen verdammt."

„Wohl, rief der Graf immer eifriger, aber wie vertheidigt Ihr den Gewaltschritt, der einem berühmten Orden plötzlich Dasein und Eigenthum entriß, seine Mitglieder zum Scheiterhaufen —"

„Haltet ein! unterbrach ihn der Bischof. Das darf ich nicht hören, selbst von meinem Neffen nicht!" — Er stand auf und sagte mit aller Hoheit seiner Kirchenwürde: „Euer Blick, mein Sohn, reicht hier nicht bis auf den Grund. Enthaltet Euch jedes Urtheils über Dinge, deren Zusammenhang Ihr nicht begreift. Begnügt Euch mit dem, was die heilige Kirche den Laien zu offenbaren für gut findet, hütet Euch, ihre Handlungen freventlich zu beurtheilen, denn sie ist unfehlbar."

sei. Er blickte auf und sah Jacques Lonigny, der in demüthiger Stellung an der Thüre die Erlaubniß zu sprechen erwartete.

„Tritt näher, Jacques! sagte der Herr von Pamiers freundlich. Was willst Du?"

„Hochwürdiger Herr, antwortete Lossigny, ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht."

„Sprich." — Da legte Jacques mit zerknirschter Geberde die Hand auf das Herz und betheuerte die Reinheit seiner Gesinnung, die Aufrichtigkeit seiner Reue über den einstigen Abfall und wie sein Herz blute, daß er noch einen Bruder auf bösen Wegen wisse. Diesen zu retten, sagte er, bringe er eine Entdeckung zu den Ohren des Hochwürdigen, welche zwar auf ihn, den Angeber, ein gehässiges Licht in den Augen der Welt werfen müsse, doch für die Kirche von Wichtigkeit sei und insofern jede andere Rücksicht schweigen mache. Als nun der Bischof ungeduldig wurde, ließ er sich vor ihm auf die Kniee nieder und sprach: „Einer der Würdenträger des gottlosen Ordens der Tempelherrn, dem ich einst auch in meiner Sünde anhing, ist — wie leider noch Manche — dem Gericht entflohen und hat über Jahr und Tag hier auf Montmarne eine Zuflucht gefunden, erst gestern Nacht ist er, von Eurer Ankunft unterrichtet, abgezogen, um sich vor Entdeckung zu sichern."

Der Bischof war sprachlos vor Erstaunen, sein eingesunkenes Auge belebte sich mit zornigen Flammen, er

richtete seine gebückte Form empor und stand groß und schrecklich vor dem Knieenden.

„Rede die Wahrheit! sagte er endlich mit tiefer Stimme. Bedenke, es ist mein Neffe, den Du anklagst."

„Ihn klag' ich nicht an, erwiederte Tossigny schnell. Wie sollt' ich von dem edlen Grafen von Montmarne etwas Böses wissen oder glauben! Der Komthur war hier unter fremdem Namen, nur sein Waffenträger, der gleich mir in Reue zerknirscht ist und jeglicher Buße sich unterwerfen will, da ihn die heilige Kirche als dienenden Bruder nicht zum Tode verurtheilt, sein Waffenträger Reginald du Plâtre hat mir Namen und Stand seines Herrn vertraut."

„Steh auf, mahnte der Bischof. Ordne Deinen Bericht und bringe ihn vor." Während Tossigny sprach, legte der Herr von Pamiers die Hand vor die Augen, so daß Jener den Ausdruck seines Gesichts nicht sehen konnte; nur als er den Namen des flüchtigen Templers nannte, blickte er sichtlich betroffen empor. Dann winkte er fortzufahren und nachdem Tossigny geschlossen hatte, entließ er ihn mit dem Befehle, gegen Jedermann über diese Angelegenheit, wie das Grab zu schweigen.

„Also darum!" sprach der Bischof schmerzlich, indem er an das Fenster trat und sein Auge zu den funkelnden Sternen erhob, als suche er dort Stärkung zu seiner Pflicht. Darum die heillose Rede! Darum Jener mit seinem Fahrzeug an der Küste! Ich sehe klar den Zusammenhang. Sie sind nun entflohen. Daß

aber mein Roger, der Sohn meiner Wahl, in dessen junges Herz ich den Saamen der Frömmigkeit und Demuth gegen die Kirche gestreut habe, daß er —! Ich habe ihn so sehr geliebt!" Er seufzte tief und neigte sein Haupt. Aber bald kämpfte er die menschliche Regung nieder und stand mit trockenem Aug' und steinernem Antlitz da, ein starker Streiter für das, was er als seine Pflicht erkannte.

Am frühen Morgen des andern Tages, als kaum die Gipfel der Eichen im ersten Sonnenstrahle glänzten, rüsteten sich schon die Leute des Bischofs zum Abzuge. Er selbst, der eifrige Greis, konnte kaum die Stunde erwarten, wo er den Grafen sehen würde, um ihn zum Bekenntniß seiner Schuld zu bringen. Montmarne erschien, ganz verwundert über des Bischofs plötzlichen unerklärbaren Entschluß, den er nach Kräften bekämpfen wollte. Sein unbefangenes Wesen machte den Bischof irre, er trat nicht mit seiner Beschuldigung hervor, sondern spähte von fern mit künstlich gelegten Schlingen. „Herr von Tancarville ist uns also entflohen?" fragte er plötzlich.

„Unmöglich! rief der Graf. Er hat mir auf heut seinen Besuch versprochen. Sein Schiff bedarf noch des ganzen Tages, wie er sagte, um den Schaden auszubessern, den es in der letzten Sturmnacht erlitten hat."

„Es können aber Gründe obwalten, sagte der Bischof, welche eine schleunige Entfernung sehr nothwendig machen."

„Wie bei Euch? entgegnete Montmarne der den

lauernden Blick des Biſchofs nicht beachtete. Allerdings müßte das der Fall ſein. Nun, wenn er fort iſt, ſo finde ich es ſehr unhöflich, daß er mir keine Nachricht gegeben hat. Er gefiel mir ſonſt überaus wohl — obgleich ich die Tancarville's ſcheuen ſollte, nach dem dringenden Rathe meines Kaplans, der eine alte Sage darüber erzählt. Laſſen wir ihn! Ihr aber dürft mir nicht entfliehen, mein geliebter Vater, ich habe noch ſo viel mit Euch zu ſprechen, ich muß Euch mein Kind zeigen, daß Ihr es ſegnet."

Blanche trat eben ein, bleich, aber lieblich, ein Maitag ohne Sonnenſchein. Ihr rührender Reiz nahm das Herz des Biſchofs gefangen, er ſah ihren Gram und kannte deſſen Urſache noch weit ſchlimmer, als ſie ſelbſt wußte. Mit väterlichem Wohlwollen empfing er ihren demüthigen Gruß und vergalt ihn durch ſeinen Segen. Da flüſterte Blanche kaum hörbar: „Habt Ihr heut noch ein Stündlein frei, die Beichte einer Sünderin zu vernehmen?" Der Biſchof fühlte ſich innig bewegt, er verſprach ihr, warum ſie bat und gab Befehl, die Anſtalten zum Aufbruch zu verſchieben. Montmarne's Freude war ſo ungeheuchelt, daß er kaum ein böſes Gewiſſen bei ihm vorausſetzen konnte. „Dank Dir, meine Tochter, ſagte er liebreich zu Blanche, daß Du Dich zu einem ſolchen Entſchluſſe geſtählt haſt! Schütte nur Dein Herz aus in die fromme Seele dieſes Gottgerechten, er wird Dir Rath und Hülfe zeigen und Deine Verirrung — denn mehr belaſtet Deine junge Seele nicht — zum Frieden und Heile kehren."

Sie bat, bis zu der Stunde, wo der Hochwürdige ihre Beichte hören wollte, auf ihrem einsamen Zimmer bleiben zu dürfen, um sich zu sammeln. Als sie sich kaum entfernt hatte, wurde der Herr von Tancarville zum großen Erstaunen der Beiden, die ihn nicht mehr erwarteten, gemeldet. Er trat auch gleich ein, grüßte mit seiner offenen Freundlichkeit und lachte über den ungegründeten Verdacht, er werde bei Nacht und Nebel heimlich die Anker lichten, und eine Küste, wo er so gastfreie Aufnahme gefunden, ohne Abschied verlassen.

„An Euch, Hochwürdiger Herr, wandte er sich dann zum Bischofe, habe ich einen Auftrag von einem Menschen, der sich während meiner gestrigen Abwesenheit auf mein Schiff geflüchtet hat."

Der Bischof sah hoch auf; war das die Arglist eines Verstellten oder that sein Verdacht ihm wirklich Unrecht? Konnte das Zusammentreffen Zufall sein? Während er zweifelnd stand, fuhr Tancarville fort:

„Der Mensch bittet Euch flehentlich um freies Geleit und Sicherheit für sein Leben, er will Euch Alles bekennen, was er weiß und Ihr zu wissen begehrt, er will jeder Strafe sich unterwerfen, wenn Ihr ihn nicht zu lebenslanger Haft verurtheilt und kann Euch, wie er sagt, gar eine wichtige Nachricht geben. Was er verbrochen hat, weiß ich nicht, doch habe ich ihm, falls Ihr Eure Gnade versagt, eine Freistatt an Bord zugesichert, bis ich in den Hafen einlaufe."

„Das war nicht wohl gethan, sagte der Bischof,

denn wenn ihn das geiſtliche Gericht von Euch fordert, werdet Ihr es wagen, ihn zu verweigern?"

„Mein Wort halt' ich unter allen Umſtänden, erwiederte Tancarville ehrerbietig, aber feſt. Habe ich es übereilt gegeben, ſo ſind die Folgen, welche es mir zuzieht, Strafe meiner Unbeſonnenheit."

„Wie heißt der Mann? fragte der Biſchof. Wer iſt er?"

„Danach habe ich nicht gefragt," erwiederte Tancarville. Der Biſchof ſah ihn mit einem durchdringenden Blicke an, der Jenen in Verwunderung, doch nicht in Verwirrung ſetzte; dann ging er eine Weile mit großen Schritten auf und ab, endlich blieb er vor dem Seefahrer ſtehen und ſprach mit ernſter Würde:

„Der Flüchtige muß ſich unterwerfen auf Gnade oder Ungnade. Von Unterhandlung der Kirche mit Einem, der ihrem Banne verfallen iſt, kann keine Rede ſein."

„So werde ich ihm den Beſcheid bringen," ſagte Tancarville achſelzuckend, ohne eine tiefere Regung blicken zu laſſen. Sie gingen zu andern Geſprächen über und der Biſchof mußte ſich geſtehen, daß auch nicht die mindeſte Spur eines Einverſtändniſſes des Grafen mit Tancarville oder des Seefahrers mit dem Flüchtling, für den er geſprochen, vorhanden ſei oder ſich ahnen laſſe. Er begab ſich bald hinweg, um die troſtbedürftige Blanche in der Kapelle des Schloſſes zu treffen, vorher aber ließ er Jacques Toſſigny rufen und fragte ihn über Manches, das ihn nicht zufrieden

ſtellte, dann gab er ihm einen geheimen Auftrag und keine Viertelſtunde verging, ſo ſprengte Toſſigny, um das Reiſefortkommen des Biſchofs überall zu ſichern, wie er ſagte, von dannen.

Der ehrwürdige Greis hörte mit Rührung und Antheil die Beichte, welche ihm Blanche aus überſtrömendem Herzen ablegte, er erkannte ihr reines Gemüth, das ſich nur einen Augenblick hatte von giftiger Verführung zu einem unbeſonnenen Schritte hinreißen laſſen, er ſah auch mit ſeelenkundigem Blicke, daß jenes wohlwollende Gefühl ihres Herzens für den Mann, der ſich ihr mit ſo grenzenloſer, leidenſchaftlicher Liebe geweiht hatte, von dieſem durch tauſend Künſte erhöht und genährt worden war, bis ſie ſelbſt an ihre Liebe zu ihm glaubte und ſich blind ſeinem überlegenen Geiſte zur Leitung hingab. Wahre Liebe hatte ſie nie gefühlt; wie wäre es ſonſt möglich geweſen, daß ſie ſo ſchnell erlöſchen und der bangſten Furcht vor dem einſt Theuren Platz machen konnte? Wahre Liebe hält feſt am Glauben, ſie läßt ſich nicht irre machen, wo noch ein Schein der Hoffnung iſt, den Geliebten ſchuldlos zu ſehen und wenn Alles in Nacht und Grauſen untergeht, ſo verwirft ſie die eigene Rettung, um das Schickſal des Verſunkenen zu theilen, den ſie vielleicht noch, wenn auch ſpät, dem Lichte wieder gewinnen kann. — Von ſolchen Gefühlen fand der Scharfblick des frommen Greiſes keine Spur in Blanche's Herzen, er fand nur bittere Reue, daß ſie ſich hatte über die kindliche Pflicht hinaus verleiten laſſen, ſchmerzliche

Sehnſucht, ihrem Vater Alles zu geſtehen, da ſeine Liebe ihr als unverdient weh that; und Grauen vor dem einſt ſo ſüßen Liebesbande, Grauen vor dem Manne, der wie ein böſer Geiſt den Frieden ihrer unbewachten Bruſt geſtört hatte. Da nahm er ſich vor, durch einen ſcharfen Schnitt die Wunde von Grund aus zu heilen. Er bereitete ſie vor durch eindringlichen Zuſpruch, durch Hinweiſung auf eine ſelige, glückreiche Zukunft und den Troſt, daß ſie aus großer Gefahr gerettet ſei, auf welche ſie einſt mit frohem Gefühl, wie auf einen ſchwarzen Traum, zurückblicken könne. Dann ſprach er feierlich: „So vernehmt denn, meine Tochter, daß der Mann, der Euch widerrechtlich an ſich gefeſſelt hat, Euch nimmermehr angehören konnte, daß Eure Ehe ungültig iſt und durch den Spruch der Kirche gelöſet wird, wie auch jenes Gelöbniß, kein Wort über Eure Lippen gehen zu laſſen, ehe der Verruchte es Euch erlaubt, gelöſet werden kann. Ihr habt dies Gelöbniß nicht auf die heilige Beichte bezogen, das iſt chriſtlich, meine Tochter, denn keine Falte des Herzens darf dem Diener Gottes verborgen bleiben, wenn die Beichte nicht Sünde werden ſoll. Aber auch überhaupt in Bezug auf Jedermann löſe ich jenes frevelhafte Verſprechen kraft meines heiligen Amtes. Und damit Ihr mit einemmale wiſſet, wem Ihr das Vertrauen Eures jungfräulichen Herzens geſchenkt habt, damit Ihr einſehet, daß Euer Gram um den Verlorenen Unrecht iſt und Ihr ſein Bild aus Eurer Bruſt reißen müßt, daß ſie geneſend ſich wieder der Heiter-

keit öffnen könne, so hört: Euer vermeintlicher Gatte ist nach dem Urtheile der Kirche zum Scheiterhaufen verdammt, dem er aber entronnen ist, um hier die Verbrechen seines unheiligen Ordens fortzusetzen, er war einst ein Templer."

Das Wort traf Blanche wie ein Blitzstrahl. Sie fühlte sich vernichtet. Ihr Ehegelübde, das bisher nur mit der kindlichen Pflicht stritt, wurde jetzt zur Sünde wider die Religion, wenn auch unwissentlich begangen. Richard war ein Tempelherr, der kein Weib nehmen durfte und wenn dies Ordensgelöbniß auch mit der Aufhebung des Ordens zerfiel, so blieb er doch ein Gebannter, dem zu nahen oder sich zu verbinden eine schwere Sünde gegen die Kirche war und gleicher Strafe theilhaftig machte. Sie war sich ihrer Lage nicht klar bewußt, aber schrecklich fühlte sie deren Trostlosigkeit und mit inbrünstiger Andacht lauschte sie den Worten ihres Beichtvaters, der nun anfing, milden Balsam in die schmerzenden Wunden zu träufeln. —

Als der Bischof wieder in die Halle trat, wo der Graf mit Tancarville geblieben war, fand er Beide in so vertrautem Gespräche, als seien sie schon jahrelange Bekannte. Sein Mißtrauen erwachte von Neuem. Er ließ sich nun nicht länger halten, sondern nahm Abschied und brach auf.

„Wenn Euer Schützling sich auf jede Bedingung ergeben will, sagte er zu Tancarville, so findet er mich in Gaudebec, wo ich zu übernachten gedenke. Sagt ihm, er solle wissen, daß der Arm der Kirche lang sei

Neue Dessins zum Sticken und Stricken von Lehmann.

Inliegende Kupfertafel ist durch eine Mittellinie getheilt, damit auf der einen Seite das Sticken, auf der andern das Stricken angebracht werden konnte. Beide Dessins sind, wie man sieht, nicht überladen, sondern einfach, daher es keiner Dame schwer fallen wird, sie zu bearbeiten.

I. Abtheilung.

Von den 5 zum Perlstricken bestimmten Dessins können die erstern zu Uhrbändern, die andern zu Geldbörsen und Tabaksbeuteln angewendet werden.

Auch kann man die Farben, welche die Perlen vorstellen, sehr gut und schön bekommen.

Die Rosafarbe und die grüne, so wie die gelbe Farbe, können überhaupt gut gemacht werden. Blau hingegen fällt allemal etwas ins Grünliche, daher ich auch diese Farbe weggelassen habe.

Die Rosenguirlande würde um eine Geldbörse oder einen Tabaksbeutel sich gut ausnehmen, vorzüglich wenn der Grund braun ist. Das Uebrige kann zu gleichen Bestimmungen gebraucht werden. So würde z. B. die Rosenguirlande in Canava auf Taffet zu einem Strickbeutel sehr gut aussehen.

und ihn fassen werde, ob er sich auch in das Land der Ungläubigen flüchte! — Euch selbst wünsche ich gute Fahrt nach Rochelle oder wohin Ihr sonst steuern werdet."

„Ich überwintere in Harfleur, entgegnete Tancarville. Von dort will ich meine alte Mutter auf unserm Schlosse heimsuchen, ich habe sie lange nicht gesehen und freue mich sehr dazu."

Der Bischof wandte sich nun zu Montmarne und sagte mit unterdrückter Bewegung: „Euch, mein Sohn, sehe ich bald wieder. Gott gebe, in Freuden!" Er wollte noch mehr sagen, doch bezwang er sich und schwieg. Der Graf erwiederte, daß er ihn jeden falls bis Caudebec begleiten werde, um seine langentbehrte Gegenwart noch zu genießen: Herr von Tancarville werde ihn gewiß entschuldigen, um so mehr, da er vielleicht auch den folgenden Tag noch nicht die Anker lichte. Tancarville bestätigte das und der Bischof sagte zu Montmarne: „So benutzt die Zeit, welche uns noch zu wechselseitigem Austausch vergönnt ist und legt Alles in mein Herz nieder, was Euer Gemüth in sich verschließt. Ihr findet in mir stets den treuen Vater, der einst jeden Fehl zu verzeihen wußte, weil er nicht aus bösem Quell entsprang."

Noch auf einen Moment eilte der Graf zu seiner Tochter, um sie von seinem Vorhaben zu benachrichtigen, dem Majordomus empfahl er die Sorge für das Hauswesen, dem vielerprobten Tanneloup die Bewachung des Schlosses, dann geleitete er den Bischof zu

seinem Maulthiere und hielt ihm den Steigbügel, als er aufsaß. Tancarville nahm von Beiden Abschied und wanderte gemächlich zur Küste hinab, während der glänzende Zug, den der Graf wieder zu Ehren seines Gastes geschaart hatte, eine andere Richtung einschlug.

Der Tag verging. Im Schlosse war es still, die adeligen Herrn hatten sich fast sämmtlich den Grafen angeschlossen, die Dienerschaft pflegte also der Ruhe und selbst der Thorwart kümmerte sich nicht um sein Amt, da er Niemand erwarten konnte. Nur der Bogenschütz auf der Mauer schritt wachsam auf und ab, doch mehr aus Furcht vor dem strengen Befehlshaber, als aus irgend einer andern Veranlassung. Die Gegend lag in friedlicher Abendruhe. Weiße Möven zogen vom Meere herüber, der milde Landmann kehrte zu seiner niedern Hütte zurück und fernher tönten die Glockenklänge aus der Kapelle, vermischt mit dem Rauschen der Flut, welche zu schwellen begann. — Im Westen erlosch der Purpurschein des Spätroths, der Himmel dunkelte, hier und da blickte schon ein Stern mit flimmerndem Lichte, tiefere Schatten legten sich über die Flur. Jetzt regte sich das Gezweig im Walde, von dem erwachenden Abendwinde gefaßt; die nächsten Gegenstände waren nur noch erkennbar und immer dichter wob die Dämmerung ihre Schleier um den Pfad der heranziehenden Nacht, bis sie schwarz und schweigend ihren Thron einnahm. Die Schloßbewohner schliefen bereits.

Da dünkte es plötzlich dem Thorwart, der einen lei-

sen Schlaf hatte, als werde er außerhalb den Mauern mit lauter Stimme beim Namen gerufen. Er richtete sich mit halbem Leibe auf, kreuzte sich und legte sich auf die andere Seite. Aber es rief ihn von Neuem. Er betete einen Geistersegen. Als die Stimme sich aber nicht beruhigte, öffnete er das starkvergitterte Fenster und stierte in die schwarze Nacht hinaus.

„Erkennt Ihr meine Stimme nicht? fragte es draußen mit bekanntem Tone. Ich bin es, der Ritter von Sainte-Croix, guter Meister Thibault. Oeffnet nur, es ist kalt, ich habe heut einen weiten Weg gemacht und konnte doch Montmarne nicht vor der Dunkelheit erreichen. Laßt mich nur ein. Der Graf schläft wohl schon?"

„Der edle Graf ist nicht daheim," sagte der Pförtner zögernd.

„Nicht? entgegnete es mit dem Ausdrucke des Staunens. Nun, er hat Euch doch wohl nicht Befehl gegeben, einen heimkehrenden Gast in der Nacht ohne Obdach hungern und frieren zu lassen? Macht auf, er würde Euch übel belohnen, wenn er das erführe."

Der Bogenschütz auf der Mauer, der den Ritter schon, als er nahenden Hufschlag hörte, angerufen hatte, war ein Zeuge des ganzen Gesprächs, er vernahm jetzt, daß die Schlösser rasselten, die Riegel klirrten und daß nach einer ziemlichen Weile das Thor wieder zuschlug. Eben wollte er beruhigt seinen Gang wieder antreten, da schien es ihm, als höre er einen

dumpfen Schrei — er ſtand und horchte mit Anſtrengung, es war wieder ſtill. Plötzlich aber brach ein wildes Gebrüll, wie von Dämonen, in die heilige Stille der Nacht, Schwerterklang, Geſchrei der Wuth und Angſt und durch den tobenden Aufruhr Tanneloups Donnerſtimme, der: Verrath! ſchrie und ſeine Krieger zu den Waffen rief. Der Bogner ſprang hinab, doch was half der Einzelne, wo ſchon Alles verloren war? Tanneloup lag ſchwer verwundet am Boden, ſeine Krieger ſtritten vereinzelt und muthlos nur um ihr Leben; weder Freund noch Feind war erkennbar im Dunkel, das über der Mordſcene lag; man hörte nur, man fühlte die Streiche, doch ſah man den Arm nicht, der ſie ſchlug, und wenn die Fackel eines fliehenden Dieners oder die Blendleuchte in Räuberfauſt einen momentanen Schein um ſich warf, erhellte ſie nur ein wüſtes Gewirr, das ſich über den Hof nach dem Hauptgebäude wälzte, jeden Fußbreit mit Blutſpuren zeichnend. Mehrfach erſcholl aus heiſerer Kehle der Ruf: Zündet! doch eine Stimme, vor welcher der wildeſte Geſell bebte, brach ſich Bahn durch das verworrene Geſchrei: „Zündet nicht! Und die augenblickliche, wenigſtens vergleichweiſe, Stille benutzend, ſchrie dieſelbe furchtbare Stimme: „Kein Licht an ein Fenſter! Hütet das Thor! Niemand hinaus! Zwei Stunden geb' ich Euch Zeit — lockt nicht durch Feuer die Nachbarn her! Zwei Stunden! Benutzt ſie! Dann zünden wir!"

Ein wilder Jubel erfolgte auf den Ruf des Füh-

rers und der blutende Tanneloup knirſchte ohnmächtig am Boden: „Das war Bras-nu!“ — Die Schloßbewohner hatten ſich verzweifelnd in die ödeſten Schlupfwinkel des alten Gebäudes geflüchtet, und außer den Sterbenden und den wenigen Kriegern, welche, nutzloſen Widerſtand aufgebend, die Waffen ſtreckten, fanden die Räuber keine menſchliche Seele, von der ſie zu den Koſtbarkeiten, den Schätzen des Schloſſes, hätten geführt werden können. Sie ſchrieen nach dem Verbündeten, der ihnen das Thor geöffnet hatte, vergebens. Ihr Strom ergoß ſich verheerend durch alle Gänge.

Sainte-Croix war mit ſtürmiſcher Eile zu Blanche's wohlbekannten Zimmer geflogen. An der Thüre hielt er an und lauſchte einen Moment mit verhaltenem Athem, er hörte das Rauſchen von Gewändern, ſie war erwacht und angekleidet. Wie mußte er nun vor ſie treten! Er ſammelte ſeinen ganzen Trotz und faßte den Griff des Thürſchloſſes, das von innen verriegelt war. Blanche ſchrie laut. „Oeffne!“ rief er hinein. Und das zitternde Weib im dunkeln Gefühl, an ihm, der ſie liebte, deſſen Stimme ſie erkannte, einen Retter zu finden, öffnete die Thüre. Er trat mit düſterm Blick über die Schwelle. „Richard! jammerte ſie und zeigte hinaus, wo das Getöſe des Kampfes mit wildem Geheul vermiſcht, vom Hofe heraufſcholl. Er ſah kalt ihre Todesangſt und erwiederte: „Mache Dich bereit mir zu folgen. Fürchte nichts,

Dir geschieht kein Leid. Jene rächen mich nur an Deinem Vater."

Sie bebte schaudernd von ihm zurück bis in die fernste Ecke ihres Gemachs. Er folgte ihr und faßte ihre Hand, welche sie sich mühte, ihm zu entwinden. „Ich habe nicht Zeit zu zärtlicher Werbung, sagte er mit eisiger Ruhe, Du bist mein, ich befehle Dir, mir zu folgen, wenn Du nicht willst, daß ich Dich auf meinen Armen hinaustrage!" — Sie sank auf ihre Knie und hob die Hände zu ihm empor: „Richard, raube mich nicht meinem Vater! Ich bin Dein Weib, doch unser Bund ist Sünde und kann nimmer bestehen: Du bist ein Tempelritter!" —

„Ha! rief er wild. Wer sagte Dir das? Und wenn auch, der Orden ist aufgehoben, mein Gelübde mit ihm!"

„Doch bist Du im Bann, schluchzte sie, ich darf Dir nicht angehören. Unsre Verbindung war ein Frevel!"

„Auch das! schrie er mit einem furchtbaren Fluche. Hat der Satan Dir Alles verrathen? Nun wohl, war es nur Spiel und Blendwerk, so bist Du doch jetzt mein Eigenthum und ich lasse Dich nimmer."

Und ob auch die Verzweifelnde mit Bitten und Thränen sein Herz zu rühren suchte, faßte er sie um den Leib und trug sie hinweg durch ihres Vaters Zimmer. Hier waren mehrere Raubgesellen mit gierigen Händen über dem Eigenthume des Grafen, sie jubelten laut, als ihre schwache Leuchte eine Frauengestalt beschien

und ſprangen auf. Sainte-Croix aber rief drohend: „Zurück! Das iſt mein Antheil an der Beute, mein voraus bedungener Antheil!“

Sie lachten ihn frech aus und Blanche vergingen die Sinne, als der Eine ihr das Licht ins Angeſicht hob. Wüthend ſtieß ihn Saint-Croix zurück und es wäre Blut um die ſchöne Beute gefloſſen, wenn nicht der rieſige Führer des Haufens vermittelnd dazwiſchen getreten wäre: Laßt ihm das blaſſe Ding! Er nimmt ſonſt keinen Theil an unſerm Gewinn. Laßt ihn gehen, ſag' ich! — Und haltet euch nicht auf, es wird Zeit zum Aufbruch!“ Der Häuptling hatte recht, es war die höchſte Zeit, wenn der Raub ihnen nicht wieder entriſſen werden ſollte, die höchſte Zeit zum Aufbruche! Und er verſäumte ſie.

5.

Was ahnet mir? Welch' ein Gedanke faßt
Mich ſchaudernd? Wär' es möglich? Wäre
Die Stimme keine fremde?

Schiller.

Der Streich, welcher Meiſter Thibault, den Thorwart, als er dem Verräther Einlaß gab, zu Boden ſtreckte, war in der Finſterniß ſchlecht geführt worden. Mit einem dumpfen Schrei ſtürzte zwar der Getroffene nieder und die eindringende Schaar mord- und beute-

gierig über ihn hinweg durch den Wegengang in den Schloßhof, doch blutete Meister Thibault nur aus einer unbedeutenden Wunde und sobald er die Gelegenheit ersah, raffte er sich auf und floh mit Todesangst in den Gliedern durch das Nebenpförtlein über die Zugbrücke, welche schon seit einigen Jahren friedlich niedergelassen blieb. Er hörte das Mordgetöse im Schlosse, doch sah er nicht hinter sich, sondern rannte mit eiligen Fersen zum Dorfe hinab, wo er eine bergende Zuflucht zu finden hoffte. Aber er fand mehr. Er fand entschlossene Männer, welche bei der Nachricht von dem Ueberfalle der Wohnung ihres geliebten Herrn unverzagt zu den nächsten Waffen griffen, um Hülfe zu bringen; ein Seemann von Tancarville's Schiff, der mit Urlaub bei einem Vetter im Dorfe die Nacht verweilte, machte sich flugs auf den Weg zu seinem Befehlshaber, der sofort mit thatkräftigem Zorne alle Mannschaft ans Land setzen ließ und an ihrer Spitze durch die finstere Nacht seinem Gastfreunde zu Hülfe flog. Ueber all' dem war einige Zeit vergangen.

Im Schlosse suchten die Räuber noch immer unersättlich nach Gegenständen von Werth. Sie hatten sich in den vielfach gewundenen Gängen des unregelmäßigen Gebäudes zerstreut. Der Kerl, welcher das Thor hüten sollte, war vom Neide hinweggelockt worden, denn er traute dem Versprechen nicht, das ihm einen reichen Antheil an der gemeinschaftlichen Beute verhieß. So gelangten Montmarne's Bauern unbemerkt an das Schloß. Sie hatten gefürchtet zu spät zu kommen, aber das

Rufen und Jubeln innerhalb der Mauern gab ihnen die Gewißheit, daß die Räuber noch nicht abgezogen waren. Meister Roloffe, der die Schaar führte, ließ sie still über die Zugbrücke schreiten und traf Anstalt, Keinen entkommen zu lassen. Er hatte leichtes Spiel, die Räuber waren zerstreut und kannten die Oertlichkeit nicht, wie er; so ließ er ein Häuflein starker Burschen am Thore zurück, um die Entrinnenden in Empfang zu nehmen, er selbst aber mit den Uebrigen brach muthig ein und suchte die frechen Buben mit rasch entzündeten Fackeln und lautem Rachegeschrei, das Anfangs kaum beachtet wurde, da Jeder es den Spießgesellen und der Freude über einen neuen Fund zuschrieb. Als aber die Ersten mit ihrem Raube betroffen und niedergeschlagen wurden, als sich der Waffenklang in das Geschrei mischte, da fuhr der wilde Bras-nu wüthend auf, wie ein gestachelter Stier und suchte die Seinen zu sammeln. „Werft die Dirne weg und nehmt das Schwert!“ schrie er Sainte-Croix zu. Doch dieser nahm Blanche, von der er nicht lassen wollte, in den linken Arm und zog das Schwert, sich einen Ausweg zu bahnen. Er kam in den Hof, wo hier und da gekämpft wurde; er nahte dem Thore und der wachhaltenden Schaar, welche beim Anblicke des Fräuleins, das in Ohnmacht daher getragen ward, ein wildes Geschrei erhob und auf ihn einbrach. In diesem Augenblicke erschien Tancarville mit seinem Seevolk. Fackeln sprühten, daß der düstre Bogengang hell war, wie ein Banketsaal, Sainte-Croix bebte zurück, seine Rechte

schlug, ohne das Schwert zu lassen, den Hut sich tief über die Brauen in das Gesicht — viel Fäuste rissen an seinem linken Arme, das Fräulein aus dessen Halt zu lösen, während er sich mühsam mit dem Schwerte der auf ihn Eindringenden erwehrte.

Blanche war befreit, sie schlug die Augen auf und sah im hellen Fackelglanz die edle Gestalt Robert Tancarville's in zürnender Schönheit, wie er den Andern zurief: „Mir ihn! Zurück, Leute!“ Ein kurzer Kampf! Sainte-Croix's Klinge schien zaghaft geführt, Tancarville schlug sie zur Seite, unterlief seinen Feind und warf ihn mit Riesenkraft zu Boden. Rasch zückte er den Dolch nach dem Herzen des Frauenräubers, da rief es unter ihm mit verzweifelnder Stimme: „Robert! Robert! Was thust Du?“

Tancarville war wie vom Schlage getroffen, an allen Gliedern gelähmt, keines Wortes mächtig.

„Erkennst Du mich nicht? flüsterte es sinnverwirrend schnell. Ich bin es ja, Richard, Dein unglücklicher Bruder, der Verfolgte, Gebannte! Willst Du mich morden? Mich und unsere Mutter durch die Nachricht? Oder brandmarken unsern Namen, wenn ich gehenkt werde als Diebsgenoß? Laß mich fliehen! Du mußt!“

Und während Tancarville keinen Gedanken, keinen Entschluß fassen konnte, schlüpfte Richard unter ihm hervor, warf sich mit einem Tigersprunge auf den Mann, der zwischen ihm und dem Ausgange stand und entkam. Einige setzten ihm erfolglos nach, Andere eilten dem Sieger beizustehen, der niedergesunken war,

II. Abtheilung.

Die zwei obersten colorirten Dessein können auf verschiedene Art angewendet werden. No. 1. z. B. auf eine Weste, oder einen Strickbeutel, wenn sie bunt gestrickt werden sollen. Auch kann man beide zu Halbhemdchen gebrauchen, wenn sie vorn herunter gestickt werden sollen, doch mit den Unterschied, daß No. 1. auf jeder Seite einfache eine Hohlnaht bekommen muß, wenn es recht zierlich ausfallen soll.

Bei No. 2. würde ich zu keiner weitern Veränderung rathen, sondern glaube, daß es so, wie es hier ist, sich am besten ausnehmen wird.

No. 3. ist ein Dessein um ein kleines Ueberhängetuch, oder auch um eine kleine Krause, welche ausgebogen werden soll.

Es lassen sich diese Muster auch in ein Halbhemdchen für Mannspersonen anwenden, wenn man nämlich die Hohlnaht in der Mitte herunterlaufen läßt, und das Dessein auf beiden Seiten stickt.

No. 4. und 5. oder die beiden untersten sind Dessein in Halskragen; doch müssen bei No. 5 die Knötchen recht rund seyn, wenn es sich schön ausnehmen soll.

Diese Muster müssen übrigens mit dem saubersten französischen geraden Stich gearbeitet werden. Man kann damit, besonders auf feiner Wäsche, die feinste Stickerei hervorbringen, und auf diese Art den Forderungen des eigensinnigsten Geschmacks Genüge leisten.

augenscheinlich durch den Blutverlust aus der Wunde, welche ihm sein Gegner beim ersten Hiebe geschlagen hatte, entkräftet. So erklärte sich auch die ungehinderte Flucht des Besiegten. Man riß ein Tuch ab, welches Tancarville um den Hals geschlungen hatte, und verband damit seine Wunde, dann trug man ihn in das Schloß, wo der Kampf bereits ein Ende gefunden hatte. Blanche folgte, von treuen Händen unterstützt.

Es waren keine Räuber entkommen, die Meisten erschlagen, Wenige gefangen. Nur den Führer vermißte man, den allgemein gefürchteten Brets, na. Meister Roleffe ließ ihn mit Fackeln suchen, endlich fand man ihn noch lebend am Boden, neben Tanneloup, der ihn mit letzter Kraft niedergerissen hatte, als er in seiner Nähe war. Beide wurden aufgehoben und in Sicherheit gebracht, wiewohl in verschiedener Art.

Die Schloßbewohner kamen jetzt auch wieder einzeln aus ihren Schlupfwinkeln hervor und man hörte des Majordomus gellende Stimme, der mit neugebornem Muthe Befehl gab, den zusammengeschleppten Raub unangetastet zu lassen, bis der helle Tag eine Uebersicht gestatten würde. Unterdessen mußte auch der Graf da sein, welchem ein Eilbote nach Caudebec zugeschickt worden. Den Befreiern des Schlosses ließ der Majordomus Wein und Speisen auftragen und wo vor einer kurzen Zeit noch Angst und Schrecken, Mord und Raub gewüthet hatten, regte sich eine laute Fröhlichkeit; Jeder erzählte, was ihn persönlich betroffen, was er gethan hatte; selbst die Verwundeten, denen es irgend

möglich war, nahmen Theil an dem Feste und nur die gefangenen Uebelthäter knirschten in ihren Banden, wenn der Ausbruch des Jubels zuweilen in ihren finstern Gewahrsam drang.

Einer der Ersten zur Flucht, einer der Letzten aus dem sichern Versteck war der würdige Kaplan, ja er zagte noch in der Mitte der Befreundeten, denn konnte nicht ein Räuber sich versteckt haben und plötzlich hervorbrechend ihn zu seinem Opfer erkiesen? Alles hatte nach dem frommen Manne geschrieen, der in der Heilkunst nicht unerfahren war. Er sollte Verband und Balsam für die Wunden bringen. Zuerst führte man ihn zu dem alten Tanneloup, der ohne Besinnung, durch den langen Blutverlust bis zum Tode entkräftet lag, dann zu den Uebrigen und endlich auch zu dem gefangenen Räuberhäuptlinge, dem man wenigstens das Leben so lange fristen wollte, bis der Graf über ihn bestimmen würde. Jetzt war der Kaplan fertig und eilte zu der Tochter seines Herrn, deren Gefahr und Befreiung man ihm erzählt hatte; Herr von Tancarville bedurfte seiner nicht; was man für eine schwere Wunde gehalten, war nur ein leichter Schnitt und das Blut, mit dem man ihn überwallt gefunden, mehr fremdes, als eignes gewesen — er hatte sich aber im Zimmer des Grafen, wohin man ihn gebracht, auf das Ruhebett geworfen und schlief, wie man glaubte, da er allein zu bleiben gewünscht.

Blanche empfing den Geistlichen, dem sie als ihrem einstigen Lehrer sehr zugethan war, mit Freude und

groſser Aufregung. Der Kaplan dankte Gott für ihre wunderbare Rettung und fragte nach den nähern Umſtänden — ſie wuſte aber nichts, als daß eine leuchtende Jünglingsgeſtalt plötzlich erſchienen ſei und wie ein Engel vom Himmel mit dem Flammenſchwerte den Schrecklichen zu Boden geſtreckt habe. Man hatte ihr geſagt, daß es der Herr von Tancarville, der zweimal ſchon den Grafen beſucht hatte, geweſen ſei. Ihre Augen ſtrahlten durch Thränen, als ſie von ihm ſprach, und was ſich in ihrem jungfräulichen Buſen regte, war ein reines inniges Gefühl, aus heiliger Quelle entſprungen.

„Wie ſehne ich mich, ihm zu danken! rief ſie. Aber er bedarf der Ruhe — Ihr habt ihn doch verbunden?“

„Er iſt nicht verwundet, kaum geritzt, erwiederte der Kaplan. Ich werde ihn ſogleich aufſuchen und wenn es thunlich, Euch zu ihm führen. Denn die Dankbarkeit, meine Tochter, iſt eine heilige Pflicht, deren Ausübung man keine Schranken ſetzen muß. Was wären wir ohne den tapfern Jüngling? Eine Beute, ein Spott und Hohn der Mörder! Aber ich freue mich, daß ich die hohe Seele des Edeln beim erſten Anblick erkannt habe; wahrlich, meine Tochter, ſo ſchön ſein ſterblicher Leib iſt, weit ſchöner, weit herrlicher iſt ſein unvergängliches Theil, ſeine Seele, aller guten Gaben voll! O wollte doch der Himmel Euer beider Herzen lenken, daß ſie ſich erkennen und lieben lernten — es wäre ja die friedlichſte glücklichſte Lö-

sung des alten Fluchspruchs!“ Des Kaplans Seele hatte sich schon länger mit diesem Gedanken beschäftigt, aber Blanche fühlte sich dadurch überrascht und erschreckt, wie ein Wanderer in dunkler Höhle durch plötzliches Licht, vor dem er geblendet die Augen schließt, nicht wissend, welche Aussicht es ihm eröffnen wird. Sie sprach ein paar leise Worte der Abwehrung und neigte ihr glühendes Antlitz in ihr Tuch.

„Aber sagt mir, sagt mir, kann ich glauben, was Meister Thibault erzählt? rief der Kaplan. Kann es denn möglich sein, daß der Mann, der länger als ein Jahr des Grafen Gastfreundschaft genossen hat, den Räubern die Thüre zum Einbruch in sein Haus geöffnet haben soll? Oder war es Zufall, daß sie mit ihm zugleich eindrangen? Hatten sie vielleicht in der Nähe gelauert und er wäre unschuldig? Es hat ihn Niemand gesehen oder erkannt, nur Meister Thibault schwört auf seine Stimme, die ihn vermocht, das Thor zu öffnen. Wißt Ihr etwas?“

Blanche war wieder bleich und zitterte heftig. „Laßt! Laßt! sagte sie mit bebendem Laute. Es ist mir schrecklich!“ Der Kaplan beruhigte sie nach Kräften und versprach ihr, die nächtliche Scene, deren Erinnerung ihr allerdings schrecklich sein müsse, nicht mehr zu berühren, dann ging er zu seinem Helden, wie er Robert Tancarville nannte.

Robert saß noch auf dem Ruhebette des Grafen und hatte die Hand über die Augen gelegt, wie Einer, der sich vor äußern Eindrücken geschirmt in sein Inneres

verſenkt hat. Als er die Thüre gehen hörte, blickte er auf und erkannte den Geiſtlichen. Raſch erhob er ſich, ging ihm entgegen und bot ihm die Hand. „Euch ſendet mein Heiliger, ehrwürdiger Herr, rief er. Von Euch hoff' ich auf Rath. Meine Seele iſt ſchwer betrübt und weiß ſich nicht zu helfen! Setzt Euch zu mir."

Der Kaplan ſetzte ſich neben ihn und erwartete mit geſpannter Aufmerkſamkeit, was ihm Tancarville zu ſagen haben würde. Robert kämpfte ſichtlich mit ſich ſelbſt, es wollte ſich nicht von ſeiner Bruſt löſen, was ſie bedrückte, endlich faßte er ſich mit Gewalt und ſprach zu dem Geiſtlichen, der freilich in vorriliger Hoffnung ganz andere Geſtändniſſe zu hören erwartete: „Ihr ſeid ein Diener des Herrn und was ich Euch vertraue, wird ſicher in Eurem Gedächtniß aufbewahrt und niemals gemißbraucht werden. Ich habe heut Nacht die unglücklichſte Stunde meines Lebens getroffen."

„Wie ſo? Frevelt nicht, junger Mann, ſagte der Geiſtliche. Ihr ſeid erkoren worden, als ein Befreier in dieſe Mauern einzuziehen, Ihr habt Frevel jeglicher Art verhütet oder gerächt, Ihr habt eine edle Jungfrau, das Bild aller Holdſeligkeit und Tugend, gerettet —"

„Dafür preiſe ich Gott! unterbrach ihn Tancarville. Aber ich habe dies theuer erkauft!" Er ſchwieg wieder eine Weile und man hörte das Brauſen des Windes, der mit wachſender Macht um die Mauern des Schloſſes tobte. Der Kaplan ermunterte den Jüngling, ſein Herz auszuſchütten.

„Ja, ja, ich muß es thun! rief Tancarville. Ich kann nicht anders. Ihr meint es gut mit mir — Euer frommer Rath wird mir den rechten Weg zeigen. So erfahret denn, daß ich unter den Räubern meinen leiblichen Bruder gefunden habe.“ Der Geistliche schlug ein großes Kreuz in sprachlosem Erstaunen.

„Er lag unter mir, fuhr Robert hastig, um sich nur der Last mit einemmale zu entledigen, fort, ich wollte dem Schändlichen, der Hand an die Jungfrau gelegt hatte, seinen Lohn geben, da hört' ich die Stimme meines Bruders: Robert! Robert! Was thust Du? — Er entkam.“

„Allgerechter! rief der Kaplan. Wie kann es möglich sein, Ihr — und ein Räuber Euer Bruder!“

„Ich will Euch Alles sagen erwiederte Tancarville mit schwerem Seufzer. Mein Bruder war früh in den fernen Orient gezogen und ein Templer geworden“ — der Geistliche bekreuzte sich abermals voll Abscheu — „Unsere alte Mutter hat ihn schon lange beweint, als einen Verlornen, mehr noch um seines Seelenheils als des Flammentodes wegen — und ich muß ihn lebend finden, einen Gefährten ehrlosen Gesindels!“

„Tröstet Euch! sprach der Kaplan. Es ist eine Zulassung des Höchsten und Euch gewiß in der weisesten Absicht auferlegt. Selbst ein trefflicher Stamm kann einen wilden, verderbten Sproß tragen. Ueberlaßt ihn seinem Schicksale, es wird ihn nicht verfehlen.“

„Ich hätte ihn nicht sollen entfliehen lassen, sagte Tancarville. Ich hätte ihn sollen gefangen nehmen

nd nach Tancarville bringen, zu der Mutter, welcher llein er in seiner ungebändigten Kindheit Gehör zu ge- en pflegte. Sie hätte ihm vielleicht das verstockte erz wieder zum Guten gelenkt."

„Aber er ist im Bann! entgegnete der Priester. Ihr hättet nicht so handeln können, ohne kirchlicher Strafe zu verfallen. Seid froh, daß er entkam. Ue- berlaßt ihn dem Herrn, der ihn zu finden weiß, wenn er noch zu retten ist und betet für seine Seele. — Kann ich dem Fräulein berichten, daß Ihr die Worte des Dankes, welche sie sich sehnt, Euch zu sagen, an- nehmen wollt?"

„Ihr Dank beschämt mich, sagte der Jüngling. Ich habe ihre Schmach nicht gerächt — nicht zu rä- chen vermocht. Seine Worte hallen unvergeßlich in meiner Seele — als er sie sprach, war ich ohne Kraft, wie ein Kind, mir schwebte das Bild unsrer greisen Mutter vor, ich hätte mögen weinen, über sie und über ihn."

„Laßt Euch nicht vom Schmerze niederwerfen, sprach der Priester sanft. Ich gehe, das Fräulein zu Euch zu führen. Sie will Euch danken, wie es auch der Graf thun wird, dem Ihr sein edelstes Gut erhal- ten habt."

Er ging und kehrte nach kurzem Verweilen mit Blanche zurück. Robert hatte sie, da er ihr Rettung brachte, nicht in's Auge gefaßt, jetzt trat sie vor ihn in ihrer ganzen Lieblichkeit, die Zauberblume der Scham auf ihren Wangen glühend, aber im Auge den

Ausdruck innigsten Dankgefühls, dem ihr Mund sich vergebens mühte, Worte zu geben. War es ein Wunder, daß auch er, von der Macht der Schönheit überwältigt, verwirrt und befangen ihr gegenüber stand und der Geistliche, zur Seite lauschend, einen dankenden Blick gen Himmel warf?

Blanche reichte dem Fremden ihre schöne Hand, die er entzückt, wenn gleich schüchtern, ergriff. Ihr Blick sprach mehr, als ihre Lippen, deren leise Worte nur halb verständlich in sein lauschendes Ohr drangen. Er bat sie, seine That nicht höher anzuschlagen, als sie verdiene. Da streifte ihr Blick über seine leicht verbundene Stirn und sie sprach: „Um meinetwillen leidet Ihr nun so großen Schmerz!"

„Woher wißt Ihr? rief er rasch, mit einem schnellen Erröthen. Ihr wißt es? Er hat Euch seinen Namen genannt! O mein edles Fräulein, wenn Ihr mir wohlwollt, weil ich Euch schrecklichen Händen entrissen habe, so laßt diesen Namen nie über Eure Lippen kommen, als gegen diesen frommen Mann, dem ich meinen Schmerz vertraut, vergeßt ihn, damit nicht der Abscheu sich auch auf mich übertrage!"

„Ich verstehe Euch nicht! sagte sie bebend. Heißt Ihr nicht Tancarville?"

„Tancarville, wie er!" sprach Robert, in den Zauberkreis des einen bösen Gedankens gebannt. Blanche drückte ihre gefalteten Hände auf die stürmende Brust und sah ihn erstaunt, vom Zweifel bewegt, an.

„Laßt mich die Irrung lösen, sagte der Kaplan

dazwiſchen tretend. Ihr wagt nichts, Herr von Tancarville, daß Ihr Euer Geheimniß auch dieſem theilnehmenden Herzen anvertraut habt. Fräulein Blanche ſprach von dem Schmerz Eurer Wunde und ahnte nicht, daß Ihr durch Bande des Blutes mit dem Unglücklichen —"

„Mit ihm? Unmöglich!" rief Blanche aufſchreckend.

„Doch, doch! ſagte Robert. Es iſt mein Bruder Richard." Er ſprach es mit gepreßter Stimme.

„Richard!" wiederholte Blanche tonlos, einer Ohnmacht nahe. Da ermahnte der Kaplan Beide, ſich der düſtern Erinnerung zu entreißen und ſprach zum Troſte, was ihm der Geiſt eingab. „O zeigt mir Eure Wunde, bat er dann, ich will ſie mit einem Balſam ſtreichen, davon in wenig Wochen auch die letzte Spur einer Narbe vergehen ſoll."

Tancarville ſetzte ſich, löſte das umſchlungene Tuch, das er, ſammt der Wunde, über das Seelenleid ganz vergeſſen hatte und erwiderte dem Geiſtlichen, der Streifhieb ſei keines Balſams werth. Es war faſt ſo, doch ließ ſich der Kaplan nicht abweiſen. Blanche hatte ſchon einmal das leichte Gewebe, das Robert's Stirne verhüllte, mit einem flüchtigen Gedanken betrachtet, jetzt, wo es ausgebreitet unter den Kerzen auf dem Tiſche lag, wurde der Gedanke zur Gewißheit. Sie kannte das Gewebe, es gehörte ihr, es war ihr Schleier, derſelbe, mit dem ſie ſich in der Unglücksnacht zum Gange nach der Kapelle bräutlich geſchmückt, den ſie am Morgen ſpurlos vermißt hatte! Das volle

Bewußtsein ihrer Lage flammte, wie ein grelles Meteor, in die dämmernde Vergessenheit, welche wohlthuend ihre Geister momentan umfangen hatte und sie wechselte die Farbe. Robert, welcher kein Auge von ihr verwandte, sah ihre Verwunderung und sagte rasch: „Ihr bemerkt den Schleier. Ich habe ihn am Strande gefunden, gestern früh. Heut in der Eile schlang ich ihn um. Wißt Ihr, wem er gehört?“

„Mir!“ war Blanche's Antwort, ohne aufzublicken. Mehr vermochte sie nicht zu sagen.

„O laßt ihn mir! rief Tancarville bittend. Er sei mein Lohn, wenn Ihr glaubt, daß ich einen verdient habe. Auf all' meinen Wegen soll er mich begleiten, in Sturm und Kampf, wie Euer Bild.“ Seine offene Seele, die keiner Zurückhaltung fähig war, legte den innigsten Ausdruck in die Worte, welche Blanche's Herz mit Zaubermacht rührten. Es war derselbe Klang der Stimme, dem sie schon bei Richard hingebend gelauscht hatte, nur minder leidenschaftlich, aber eben darum ergreifend für ein sanftes Gemüth. Blanche ließ den Schleier, den sie aufgehoben hatte, wieder auf den Tisch fallen, sagte schamhaft glühend ein Wort der Gewährung dazu und schied.

Es war nun fast Tag geworden. Graue Nebel umschwebten die Küste, an welcher die Flut brandete, der Wächter auf der Zinne strengte sich an, die allmählig hervortretenden Gegenstände zu erkennen, er horchte in die Ferne hinaus, wo es ihm wie nahender Hufschlag erschallte, es mußte der Graf sein. Man wunderte

Günther del. et sculpt.

Die Ebenheit und Lilienstein.

ſich ſchon längſt, daß er nicht kam; die Entfernung nach Caudebec war nicht ſo groß, und der Eilbote, der ihm die Nachricht von dem Vorgefallenen brachte, gut beritten geweſen. Jetzt aber kam er gewiß. Der Wächter hörte den Hufſchlag von vielen trabenden Roſſen ganz deutlich, er konnte nun auch die dunkle Maſſe erkennen und grüßte ſie mit freudigem Zuruf. Keine Antwort! In trotziger Haltung ritt der Haufen jenſeit des Grabens auf und ein Einzelner ſprengte vor und verlangte Einlaß im Namen des Königs.

„Wer ſeid Ihr? Was wollt Ihr?“ ſchrie der Wächter herab.

„Das gilt Dir gleich! ſchallte es dumpf herauf. Ich ſtehe hier im Namen des Königs und der Kirche.“

„Der Graf, mein Herr, iſt nicht daheim! erwiederte der Wächter. Wartet, bis er kommt.“

„Er iſt auf dem Wege, rief der Geharniſchte lachend. Er kommt, als Gefangener des hochwürdigen Herrn von Pamiers. Ich mache Quartier für Beide und ihr Gefolg.“

„Du lügſt!“ ſchrie der Waffenknecht auf der Mauer und ſchoß einen Pfeil nach dem Reiter, doch ohne ihn zu verwunden. In demſelben Augenblick wurde auch die Zugbrücke von den Hütern des Thores aufgezogen. Die Gewaffneten jenſeit des Grabens fluchten, ein Theil ſaß ab und nahm ſeinen Weg zu Fuß nach dem Gehege. „Dort findet ihr keinen Zugang!“ ſchrie ihnen der Wächter höhnend nach.

Im Schloſſe hatte ſich indeſſen die Kunde verbrei-

tet und große Bestürzung erregt. War es auch unmöglich, daß der Graf von seinem väterlichen Freunde, dem er gestern Ehre und Geleit gegeben, in Verhaft genommen worden, so konnte doch der Bote von dem unbekannten Streithaufen ergriffen, vielleicht der Graf selbst in dessen Hände gefallen sein. Herr von Tancarville, zu welchem die Geängstigten ihre Zuflucht nahmen, stieg auf die Mauer, um mit dem fremden Anführer zu sprechen. Es war nun schon so hell, daß er die Stärke und Bewaffnung der Schaar erkennen konnte, er sah, daß es regelmäßiges, wohlausgerüstetes Kriegsvolk war und auch ein Banner in den königlichen Farben Frankreichs über den Helmen wehte. Mit lauter Stimme rief er nach dem Hauptmann. Der nahte sich dem Graben und fragte: ob man sich eines Bessern besonnen habe? Tancarville dagegen nannte seinen Namen, berührte kurz, was ihn in das Schloß geführt und wünschte zu wissen, was Jener begehrte. Aber der Fremde ließ sich nicht darauf ein. „Oeffnet, öffnet! rief er ungeduldig. Dann werdet Ihr Alles erfahren. Ich handle nach Befehl! Und wenn Ihr mir nicht willfahrt, mögt Ihr zusehen. In einer Stunde ist der hochwürdige Herr von Pamiers hier — die Folgen auf Euer Haupt!"

Tancarville konnte ihn nicht bewegen, fernern Fragen Rede zu stehen. Er kehrte also in das Schloß zurück und versprach den Leuten, welche zu ihm, wie zu einem Hort in der Noth aufsahen, sein Möglichstes zur Vertheidigung zu thun. Der Kaplan war bei der

Tochter ſeines Herrn und ſuchte ihre Angſt durch Vernunftgründe zu beſchwichtigen. Es verging mehr als eine Stunde; die Bewaffneten außerhalb machten keine Anſtalt zum Angriff. Endlich entdeckte das ſcharfe Auge des Wächters in der Ferne von Caudebec her einen Troß, der ſich nahte, er zeigte ihn dem Herrn von Tancarville, der eben wieder auf die Zinne kam. Beide ſchauten unverwandt hin — auch die Königlichen ſchienen aufmerkſam zu werden, ihr Anführer ließ aufſitzen und ordnete ſie, dann ritt er langſam den Kommenden entgegen.

Mit einem großen Blicke ſprachloſen Erſtaunens ſah jetzt der Wächter den Herrn von Tancarville an: ſie waren es! Der Graf, ſein Herr, in der Mitte des fremden Trupps, wie ein Gefangener, die Edelleute ſeines Gefolges, von ihm abgefallen, um den Biſchof geſchaart, welcher in einiger Entfernung den Kriegern folgte. Tancarville trat, hochgerötheten Antlitzes, bis an die äußerſte Brüſtung und ein lautes Geſchrei von den Mauern verkündete, daß die Schloßbewohner ihren Herrn wohl erkannten.

Als der Zug an den Graben gekommen war, öffnete er ſich und ließ den Grafen von Montmarne allein vorreiten. Er war ohne Schwert, doch ſein Angeſicht zeigte keine Spur von Muthloſigkeit oder Beſorgniß.

„Laßt die Brücke nieder, meine Getreuen! rief er mit ſeiner vollen Metallſtimme. Oeffnet das Thor! Es wird ſich Alles aufklären. Keinen Widerſtand! Wir brauchen ihn nicht.“

Und während die Thorwache murrend die Brücke niederrollen ließ, erkannte der Graf den jungen Seemann, der ihm von der Zinne heftig winkte, als riethe er ihm, sich nicht der Uebermacht zu beugen. Der Bischof, welcher Tancarville auch gleich erkannte, hatte den Wink wohl bemerkt und in sein Gedächtniß geschrieben, doch nicht so der Graf, der dem Retter seiner Tochter ein dankendes Willkommen! zurief.

Indessen stand das Thor weit geöffnet und die Schaar hielt ihren Einzug, bis auf den letzten Mann. Mit thränenden Augen drängten sich die Leute herbei, um die Hand ihres geliebten Herrn zu küssen, als er vom Rosse stieg; seine Krieger knirschten, Tancarville's Volk blickte kampflustig, es hätte nur eines Wortes bedurft, den grimmigsten Streit entbrennen zu lassen. Aber der Graf, der sein hinzustürzendes Kind an das Herz drückte, rief mit heiterer Stirne: „Lasset Alles geschehen, wie es der hochwürdige Bischof, der mich väterlich liebt und nur einen Augenblick verkennen mag, anordnet. Die Wahrheit wird siegen.“ „Amen!“ sagte der Bischof feierlich. Tancarville nahte sich ihm und fragte mit einiger Heftigkeit, was man dem Grafen zur Last lege. Der Bischof sah den Jüngling mit einem strengen Blicke ins Auge. „Sorgt für Euch selbst! antwortete er drohend! Ihr werdet voll zu thun haben, Euch des Verdachtes, der Euch trifft, zu entledigen.“

„Mich?“ rief Tancarville zurücktretend.

„Euch, Robert von Tancarville! bestätigte der Bi-

ſchof. Folgt mir!“ Es war ein Glück, daß die wilden Söhne des Meeres, welche Tancarville befehligte, allzufern ſtanden, um dies Geſpräch zu vernehmen; keine Rückſicht, ſelbſt nicht die Furcht vor dem Bannſtrahle der Kirche würde ſie abgehalten haben, mit den ſchweren Streitärten die Frage zu löſen. Tancarville folgte dem Biſchofe in großer Spannung, der Graf war ſchon mit ſeiner Tochter verſchwunden und die Krieger des Königs übernahmen alle Poſten zur Bewachung des Schloſſes, während das Landvolk in ſeine Hütten entlaſſen wurde.

6.

Und trübt ſich euch des klaren Himmels Bogen
Und wird es Nacht, ſo ſind es Stunden nur,
Denn auf des Lebens ſturmbewegten Wogen,
Hilft das Gebet, führt auf der Wahrheit Spur.
L. v. Einſiedel.

Schon eine geraume Weile ſaß der greiſe Biſchof in ſeinem Zimmer mit Tancarville allein, und noch immer harrte dieſer vergebens der Anrede. Er war in höchſter Ungeduld, des Biſchofs prüfende Blicke fielen ihm unerträglich, endlich fragte er ſelbſt, was der Prieſter von ihm wolle.

„Ihr ſeid jung, begann der Biſchof mild, und Eure

Seele ist nicht der Verstellung fähig. Mich täuscht Ihr nicht, ich sehe klar, daß etwas auf Eurem Bewußtsein lastet. Entledigt Euch dessen, gesteht mir ohne Zwang — "

„Ich könnte es, unterbrach ihn Robert, wenn ich Vertrauen zu Euch hätte. Doch Eure Gewaltthätigkeit gegen den Grafen raubt mir jede Lust, Euch zu meinem Beichtvater zu machen."

„Was fesselt Euch an den Grafen? fragte der Bischof mit durchdringendem Blicke. Ihr kennt ihn kaum und seid ihm zugethan, wie dem ältesten Freunde. Was ist der Quell dieser besondern Neigung?"

Der Jüngling fühlte, daß ihm eine Glut in's Antlitz stieg. „Er hat mich gastlich aufgenommen!" sagte er trotzig.

„Nicht doch! versetzte der Bischof bedeutend. Ich weiß es besser. Ihr seid dem Grafen befreundet um eines Dritten, Euch Theuern, willen. Gesteht mir nur Alles frei. Eure offne Seele kann mir nichts verbergen."

„Nun wohl denn! rief Robert aufgeregt. Mögt Ihr's wissen! Ich liebe des Grafen Tochter!"

Der Bischof hatte etwas ganz Anderes erwartet, Roberts Geständniß überraschte ihn so, daß er von seinem Sitze aufsuhr, die Hand erhob, und ein Bild des Staunens, rief: „Ihr auch! Und wißt nicht —?"

„Was, hochwürdiger Herr? fragte Robert dringend, als der Bischof inne hielt. Was soll ich wissen? Ich bitte Euch!"

Der Biſchof antwortete nicht, ſein Geiſt erwog das Gehörte. Tancarville liebte das Weſen, das ſeinem Bruder in heimlicher Ehe verbunden war! Wußte er um deſſen Hierſein, war er mit ſeinem Schiffe erſchienen, um ihn aus Frankreich, dem großen Grabe der Templer, an fremde Geſtade zu retten oder traf ihn nur der böſe Schein des Zufalls? Eine raſche Frage konnte vielleicht ſeine Vorſicht überrumpeln.

„Wo iſt Euer Bruder? rief der Biſchof plötzlich. Ihr ſeht ich weiß Alles.“

„Wißt Ihr Alles? fragte Robert mit Staunen. So richtet als Menſch. Ich habe ihn entfliehen laſſen.“

„Strafbarer! donnerte der Biſchof. Auf welche Weiſe? Wohin? Bleibt der Wahrheit getreu! Nur ein vollkommenes Geſtändniß kann Eure Strafe noch etwas mildern.“

Und Tancarville begann zu erzählen. Es klang ſein Bericht aber wieder ſo ganz anders, als ihn der Biſchof ſich gedacht, daß dieſer anfangs nur ungläubig und mit großem Unwillen zuhörte. Aber die Wahrheit hatte ihr Gepräge zu unverkennbar in die Seele des Jünglings gedrückt und alle Zweifel verſtummten, als der Biſchof den Mann vorführen ließ, deſſen Ausſage geſtern ſeinen Verdacht gegen den Grafen beſtätigt hatte — als Tancarville ihn wohl für den Flüchtling erkannte, der ſeine Vermittlung beim Biſchofe nachgeſucht, aber nicht für einen Angehörigen ſeines Bruders. Reginald (denn dieſer war es) hatte ſich wohl gehütet, es auf dem Schiffe zu verlautbaren.

„So geht denn mit Gott, mein Sohn!“ sagte der Bischof sanft zu Tancarville. Möchte sich Alles, wie mit Euch, zum Guten kehren! Doch wie Gott will! — Geht, Herr von Tancarville, ich habe noch mit diesem Manne zu reden — (Reginald bebte zusammen) — aber das Schloß dürft Ihr nicht eher verlassen —“

„Fürchtet nichts! rief Tancarville. Ich gehe nicht eher, bis sich Alles entschieden hat.“

Der Bischof war nun mit Reginald du Plâtre allein, der den scheuen Blick an die Erde geheftet, seine Mütze zwischen den Fingern zerknitternd, vor ihm stand.

„Du behauptest also, begann der Bischof, daß der Graf von Montmarne wissentlich einem der gebannten Mitglieder des Ordens, den der Fluch der Kirche vernichtet, eine Freistatt in seinem Hause gegeben hat?“

„Ja wohl, ich bin ein Jahr mit meinem Herrn hier gewesen,“ sagte Reginald.

„Bedenke wohl, was Du sagst! mahnte der Bischof. Ob der Graf gewußt hat, daß Dein Herr ein Templer war, darauf kommt es an. Du behauptest es. Kannst Du es beweisen und beschwören?“

„Ich kann Alles, was Ihr befehlt!“ sagte Reginald.

Der Bischof runzelte die Stirn. „Beweise es! herrschte er nach einer Weile. Du hast Dich gestern dazu erboten.“

„Ich will es beschwören, erwiederte Reginald. Der Schwur reicht doch zu, auch ohne Beweis.“

„Verworfener! zürnte der Bischof. Treibst Du

Spott mit mir? — Bring' Deine Beweiſe vor, kurz und klar, oder fürchte die Strafe der Verläumdung."

„Ach ihr Heiligen! ſchrie Reginald. Was ſoll ich ſagen? Der Comthur lebte hier, er warb um die Tochter, und ſollte nicht — bis er ſich zu helfen wußte — dann kamen Eure biſchöflichen Gnaden und er verſteckte ſich im Gehege, wo er mich morden wollte — was weiß ich ſonſt? Euch liegt daran, den Grafen zu verderben — ſagt mir nur, was ich beſchwören ſoll, ich thue es unbedenklich."

Da entbrannte der Biſchof in großem Zorne, aber das Gefühl der Beſchämung miſchte ſich hinein, durch ſein eifriges Forſchen nach Verdachtgründen wider Montmarne den feilen Knecht auf dieſen Gedanken gebracht zu haben. Er bezwang ſich daher und ſagte: „Du ſprachſt von der Werbung Deines Herrn. Ich weiß darum, auch daß Du bei dem nächtlichen Frevelſpiel mit dem Sacramente geweſen biſt. Wer traute das Paar?"

Reginald ſtürzte vernichtet auf ſeine Knie, alle Schrecken des Todes im Herzen. „Ich mußte ja! ſchrie er halb beſinnungslos. Er drohte mir mit dem Dolche, da ſtahl ich das heilige Gewand und legte es an und verrichtete was mich ewig gereut. Wehe mir!"

Der Biſchof war erſchrocken, wie vor einem Blitzſtrahl in dunkler Nacht. Er faltete die Hände empor, als riefe er den Beiſtand des Himmels an, ihn auf den rechten Weg zu leiten, dann riß er die Thüre auf: „Wache! Hinweg mit dieſem! In Ketten mit ihm!"

Reginald verſchwand. Und der Greis ſetzte ſich wieder in ſeinen Seſſel, ein lichter Schein erglomm auf ſeinen eingeſunkenen Wangen — ſo ſaß er lange und wog im Geiſte den Verdacht mit der Hoffnung, ihn widerlegt zu ſehen, damit ſich Alles in Frieden und Freudigkeit auflöſen möge, wie Blanche's Geſchick. Endlich ging er nach dem Zimmer des Grafen, vor welchem ein Geharniſchter Wache ſtand.

Der Graf ſaß mit ruhiger Faſſung neben ſeiner weinenden Tochter, die er ſich vergebens zu tröſten bemühte. Als der Biſchof eintrat, ſtand er freudig auf, ging ihm entgegen und rief: „Seid mir gegrüßt, mein Vater und habt meinen Dank, daß Ihr ſo ſchnell kommt, das Mißverſtändniß aufzuklären. Was habt Ihr wider mich? Sprecht! Ich frage Euch nicht als Bannerherr nach dem Rechte, das Euch über meine Freiheit zuſteht, da Ihr kein Richter des Königs ſeid, wie kein Biſchof im Lande mehr Theil am Parlamente nehmen darf — ich frage Euch nur, wie der Sohn, den ſein gutes Gewiſſen ſchützt, den Vater, um den Grund Eures feindſeligen Verdachtes.“

„Mein Sohn, es giebt ein höheres Recht, als die weltliche Macht ertheilen oder nehmem darf, erwiederte der Biſchof, es iſt das Recht der Kirche, das denjenigen als ihrem Gericht verfallen erklärt, der ſich mit Ketzern und Gebannten befreundet, ihnen Schutz verleiht und ſie der gerechten Strafe entzieht.“

„Wann hätte ich das gethan?“ rief der Graf entrüſtet.

„Ihr habt einem Templer in Eurem Hauſe eine Freiſtatt gewährt!“ ſagte der Biſchof mit Strenge.

„Nimmermehr! rief der Graf. Wer wagt das zu ſagen? Hätt' ich es gethan, ich würde es nicht läugnen, und mich zu vertheidigen wiſſen. Ich darf mich meiner Thaten niemals ſchämen.“

„Nicht? fragte der Biſchof. So ſchwört mir auf dies heilige Zeichen — (er hielt ihm das Kreuz vor, das er auf ſeinem Gewande trug) ſchwört mir, daß Ihr wiſſentlich keinen Templer bei Euch aufgenommen habt, aber bedenkt das Heil Eurer Seele.“

„Ich ſchwöre!“ rief der Graf feierlich, indem er die Finger der Rechten auf das Kreuz legte.

„Und Herr von Sainte-Croix?“ fragte der Biſchof. — Blanche bebte bei dem Namen. „Was von ihm?“ rief Montmarne.

„Ihr wußtet nicht, daß er ein Templer war, fuhr der Biſchof fort, daß er Euch mit erborgtem Namen täuſchte, daß er Tancarville hieß, ein Bruder des Seemanns war, den ich bei Euch traf, deſſen Schiff wohl in der Abſicht hier kreuzen mochte, den Gebannten zu retten? Ihr wußtet nichts von dem Allen?“

„Mein Vater, mein Vater!“ rief der Graf von dem Unerwarteten ganz übermannt.

„Ihr wußtet nichts, denn Ihr habt geſchworen und Euer Auge lügt ſo wenig, als einſt in den Tagen der Jugend, ſprach der Biſchof mit freudiger

Stimme. Ihr wußtet noch mehr nicht. Sprich, meine Tochter, hast Du Deinem Vater Alles vertraut, was Dein irregeleitetes Herz bedrückte?"

„Ich schwor!" schluchzte Blanche, indem sie das gesenkte Haupt wiegte.

„Ich entband Dich, kraft meines heiligen Amtes, dieses thörichten Gelübdes, sagte der Bischof. Es ist Deine Pflicht, dem Vater Alles zu entdecken. Er wird verzeihen, damit auch ihm einst verziehen werde. Ich aber bringe Dir Trost und Heil und will alle Last von Deiner jungen Seele nehmen."

Da warf sich Blanche an das Herz ihres hochaufhorchenden Vaters und vertraute ihm den vielbereuten Schritt, den sie gethan hatte. Der Bischof stand zur Seite, des Grafen Antlitz beobachtend, er sah, wie es sich mit dunkler Röthe färbte, wie die Adern der Stirn schwollen, die Brauen sich finster zusammenzogen und das Auge zornig blitzte. Rasch trat er vermittelnd hinzu.

„Kein Wort; rief er, als ein Wort der Vergebung! Bedenkt, daß Ihr selbst Euch das Kind entfremdet habt, daß Ihr das schwache Rohr, dem Ihr ein Schutz der Liebe sein solltet, allen Winden überließt und dadurch die Schuld traget, wenn es in falscher Richtung sich neigte. Dankt dem Herrn, daß es sich ungeknickt aufrichten kann."

Aber der Graf hatte Blanche's beide Arme von seinem Halse gelöset und war von ihr zurückgetreten, scheinbar unzugänglich den Worten des Greises. „Blanche!"

zürnte er. Es war der alte Ton, vor dem ihre Kindheit gezittert hatte. Die Jungfrau wähnte zu vergehen.

„Hört mich! rief der Bischof. In ewige Vergessenheit sei das unselige Verhältniß begraben. Nicht des Spruches der Kirche bedarf es, das leichtsinnig, ja frevelhaft geschlossene Band zu lösen, es zerfällt von selbst, da es nur in Deinem Wahne, mein armes bethörtes Kind, bestand. Wisset Beide, der Verruchte, der Euch in jeglicher Art betrogen, hat sich nicht gescheut, seinen Knecht im Ordensgewande des Priesters an den heiligen Altar zu stellen und durch ihn das Sacrament vollziehen zu lassen."

Blanche erlag dem Sturme von Gefühlen, der Entsetzen und Freude bringend in ihrer Seele tobte, und des Vaters Arm, der sie mitleidig von Neuem umfing, brachte sie auf das Ruhebett, wo sie in einem halb bewußtlosen Zustande niedersank. Frauen wurden gerufen, ihr Hülfe zu leisten; als sie sich erholte, küßte sie der Graf mit Innigkeit, bat sie leise, das Vergangene nicht mehr in ihren Gedanken zu fesseln und seiner Liebe gewiß zu sein. Dann folgte er dem Bischofe, mit dem er noch lange Unterredungen pflog. Jacques Tossigny wurde gerufen, später ließ der Bischof auch den gefangenen Reginald vorführen, der über Manches Auskunft geben sollte, endlich begab er sich mit dem Grafen zu dem schwerverwundeten Bras-nu, dem Häuptlinge der Räuber.

Dieser lag, von Blut entstellt, schlecht verbunden,

auf dem dürftigen Stroh; sein stieres Aug' erkannte den Grafen und schloß sich, wie vor einem verhaßten Anblicke. Montmarne trat zu ihm und rief ihn bei seinem wahren Namen: „Berthauld!"

„Laßt mich in Ruhe sterben!" murrte der Räuber ingrimmig. Ihr habt den Sieg, seid zufrieden."

„Du sollst meinen Fragen Antwort geben, sprach der Graf mit ruhigem Ernste. Wer war der Mann, der Deiner Bande den Eingang in das Schloß verschaffte? Wie nannte er sich Dir? Welchen Grund gab er an für sein ehrloses Beginnen? Sprich aufrichtig und wahr, Dein Schicksal kann dadurch gemildert werden."

„Was wollt Ihr mir noch thun? lachte der Verwundete wild auf. Wollt Ihr mir noch einmal die Freiheit schenken, wie einst, als ich noch Euer Serf war? — Auf Dein Haupt das Blut, das ich vergossen habe! Warum gabst Du mich frei, den leibeigenen Knecht! Ich sollte arbeiten, nicht wahr, früh und spät, um mein Leben zu fristen? Arbeiten, da ich doch frei war, wie Du? Wohl, ich habe gearbeitet, ich habe mein Leben gefristet — mit der Klinge!" — Er hatte sich während seiner Rede aufgerichtet und fühlte nicht, daß seine Wunden von Neuem bluteten, bis er kraftlos zurücksank und das letzte Wort halb auf seiner Lippe erstarb.

„Mensch! rief der Graf. Meine Wohlthat machst Du mir zum Vorwurf?" — Aber der Räuber hörte

ihn nicht, die Schatten des Todes umdunkelten ihn schon, sein Leben verrann mit seinem Blute.

„Sehet hier die Frucht unvorsichtiger Saaten, sprach der Bischof, als er mit dem Grafen den Kerker verließ. Wollt Ihr Euch noch sträuben gegen die bessere Ueberzeugung?"

„Der Fall kann mich erschüttern, nicht überzeugen! sagte Montmarne. Ist das Feuer darum ein schlimmes Geschenk des Himmel, weil es der Bösewicht zum Frevel mißbrauchen, weil sich das Kind damit verletzen kann? Bleibt es nicht immer eine Wohlthat?"

„Ihr verstocket Euch in Eurer vorgefaßten gefährlichen Meinung, erwiederte der Bischof. Wir sprechen noch mehr darüber." — Er verließ den Grafen, um dem Hauptmann der königlichen Reiter Befehl zum Abzuge zu geben, froh, es mit gutem Gewissen thun zu können und doch unmuthig, daß ihm der Fang, den er zu vollbringen gehofft, entgangen war. Die Reiter des Königs rüsteten ihre Pferde und zogen unter Trompetenschall aus dem Schlosse, dessen Krieger ihnen manches beißende Wort nachriefen. Aber sie verließen die Gegend nicht, man sah ihren Haufen in der Ferne Posto fassen und einzelne Streifrupps in verschiedenen Richtungen entsenden. Der, den sie suchten, war längst aus ihrem Bereich.

Robert Tancarville trat indessen vor seinen Gastfreund, um von ihm Abschied zu nehmen. Montmarne schloß ihn stürmisch an sein Herz und bat ihn zu bleiben. Aber Tancarville sprach von seiner Pflicht, die

ihm keinen längern Verzug gestatte — dann schien er eine Weile nach Worten zu ringen, bis er plötzlich, mit hoher Röthe in seinem anmuthigen Gesichte, ausbrach: „Ja, edler Graf! Ich muß es Euch sagen. Mögt Ihr dann entscheiden über mich und mein Schicksal. Der Seemann versteht nicht höfisches Wesen und gewundene Rede, so sag' ich Euch offen: erlaubt Ihr mir, daß ich einst wiederkehren und um Eure holde Tochter werben darf?" — Er sprach die letzten Worte zaghaft, wie Einer, der viel fordernd an der Gewährung zweifelt.

Den Grafen überraschte nur die Form, nicht die Frage selbst, da ihm der Bischof schon Nachricht gegeben hatte. Er reichte dem jungen Seemann die Hand und erwiederte mit Wärme: „Wenn sich des Mädchens Herz zu Euch lenkt, sollt Ihr mir ein willkommener Eidam sein. Reiset mit Gott, unter dem Schutze seiner Heiligen! Wenn Ihr zurückkehrt, wird hier wieder Ruhe nach den mannichfachen Bewegungen herrschen — das Uebrige findet sich wohl. Sorgt nicht, daß mein Kind ihren Retter vergessen könne!"

Als aber der Jüngling den leisen Wunsch aussprach, von Blanche Abschied nehmen zu dürfen, entgegnete der Graf: „Ich bitte Euch, entsagt diesem Gedanken um Blanche's willen. Sie ist erschöpft bis zum Tode."

Tancarville sah ihn besorgt an, doch der Graf zerstreute seine Furcht vor Gefahr, welche Blanche's Leben bedrohen könnte; darauf nahmen die beiden Män-

ner herzlichen Abſchied, Robert empfing den Segen des Biſchofs und verließ das Schloß Montmarne. Seine Seeleute waren ſchon vor ihm nach dem Schiffe zurückgekehrt und ehe die Sonne ſank, wurden die Anker zur Fahrt nach Honfleur gelichtet.

Blanche ſaß einſam in ihrem Gemache. Sie hatte ihre Frauen entfernt, ſie hatte auch den Vater gebeten, Niemand zu ihr zu laſſen. Ihr war zu Muth, wie einer vom Tode Geretteten. Die Schrecken, welche ihres Lebens Frühling getrübt hatten, waren noch friſch und lebendig in ihrem Gedächtniſſe, aber das Gefühl, von ſchwerer Laſt befreit zu ſein, raubte der Erinnerung das Quälende und in dem jugendlichen Herzen regte ſich wieder die Hoffnung, welche in das Land der Zukunft ſchaut, wie in einen Zaubergarten des Glücks und der Freude. Die Jungfrau gab ſich ihren Träumen hin. Vergangenheit und Gegenwart traten vor ihre Seele, ſcharf geſondert und dennoch durch Fäden des Schickſals verknüpft. Was hatte ſie an Richard Tancarville gefeſſelt? Seine Geiſteskraft, welche ſich dem Willen des Kindes unterwarf, nicht ſein Aeußeres, dem jene Anmuth fehlte, durch welche Robert, ſein Bruder, beim erſten Anblicke für ſich gewann! Wie war er dieſem doch ſo ganz unähnlich in Allem, nur in dem Klange der Stimme nicht! Und ach! wie furchtbar konnte dieſe Stimme werden — ſie dachte an die Scene im Walde und ſchauderte. Robert dagegen! Auch ſeine Stimme konnte donnern im Zorne, aber ſie klang dann erhaben, wie ein Gewitter, das Segen

bringt. Unvergeßlich hallte es in ihrem Geiste: „Mir ihn! Zurück!“ und sie sah ihn wieder, von den Fackeln verklärt, mit geschwungener Klinge als ihren Retter. Dann schwebte es lind und schmeichelnd durch ihren Sinn, wie er sie um den Schleier gebeten, der ihn begleiten sollte, in Sturm und Kampf, wie ihr Bild! Wie hatte er da den Ton schüchterner Bitte, den Richard in seinem leidenschaftlichen Werben nie gekannt! — Der Schleier war nun sein! Hatte das Schicksal nicht entschieden? Der Sturmwind riß ihr den bräutlichen Schleier vom Haupte, als sie Unrecht begehen wollte und führte ihn Robert zu: Robert den bräutlichen Schleier! Ihre Gedanken verwirrten sich in schamhaft lieblichen Träumen und nur Eins stand ihr klar und bewußt, wie eine trostreiche Sonne: daß sie nicht mehr gefesselt sei!

Wochen vergingen, der Herbst nahm die letzten schönen Tage mit sich fort, es kam der Winter trüb und kalt. Auf Montmarne hatte sich wieder Alles in das gewohnte Leben gefunden, kein fremder Gast weilte mehr in den Mauern des Schlosses, die adeligen Lehnsträger suchten ihrem Herrn durch doppelte Dienstfertigkeit vergessen zu machen, daß sie ihm in der Zeit der Prüfung nicht treu geblieben waren, er aber wußte nun ihre Ergebenheit zu würdigen und wandte seine Gunst immer wohlthätiger den niedern Unterthanen zu, die ihm ihre dankbaren Gesinnungen bewiesen hatten. Gegen Blanche war er der gütigste Vater; schonend vermied er Alles, was sie an ihre Verirrung

erinnern konnte und sein herzliches Wesen rief die kindliche Liebe, welche sich nur nicht hervorgetraut hatte, zur vollsten Innigkeit auf. Das Herz des Mädchens erschloß sich ihm mehr und mehr, sein Blick konnte ungehindert in die klare Tiefe dringen, welche von keinem Sturme bewegt, wie ein stiller See zwischen Bergen ruhte, und er erkannte die Perle, das Kleinod des Lebens, das dort wie in heiliger Grotte aus Schmerz und Wonne geboren war, für echt. Aber er forderte sie nicht zu Tage, sondern ließ sie sich still entwickeln und verbot auch dem Kaplan, der seiner Sage von dem alten Fluchspruche durchaus eine glückliche Erfüllung wünschte, jede Anspielung.

Robert Tancarville hatte unterdessen sein Schiff in dem sichern Hafen von Honfleur unter treuer Obhut verlassen und seine heimathliche Wohnung an der Seine, deren starker Bau noch heut die Blicke des Reisenden anzieht, wieder aufgesucht. Hier lebte noch seine Mutter, eine Frau von kräftigem Geiste, welche das Besitzthum des Geschlechts für ihren Sohn verwaltete, bis er einst dem Seefahrerleben, das er aus freier Wahl ergriffen, entsagen, und mit einer edlen Gemahlin einziehen würde. Sie empfing Robert, der von Kindheit auf ihr Liebling gewesen war, mit großer Freude und diese steigerte sich zum Entzücken, als er ihr seine Neigung, seine Pläne für die Zukunft mittheilte. Aber auch eine Schreckenskunde traf ihr Herz. Richard war als todt von ihr beweint worden und sie mußte nun wünschen, es möge wahr gewesen sein! „O hättest

Du ihn nicht entfliehen lassen! rief sie. Hättest Du ihn nach Tancarville gebracht, auf Lebenszeit in sichern Gewahrsam, damit er die Ehre unsers Namens nicht brandmarke. Der Unglückliche! Wie wird er enden!" — Ihr Zorn ging in der Betrübniß des Mutterherzens unter.

Sie sollte nicht über das Schicksal des Verlorenen in Ungewißheit bleiben. An demselben Tage, wo Robert von ihr Abschied genommen hatte, dem Zuge seines Herzens folgend, wandelte die Matrone einsam den Felspfad hernieder, um der kranken Frau eines Unterthanen ein herzstärkendes Mittel zu bringen. Da bemerkte sie einen Pilger, der auf dem harten Gesteine saß und starr in den Fluß hinab blickte. Sie grüßte ihn mit einem christlichen Spruche, der Mann erschrak, sprang auf und wollte fliehen, durch die Bewegung entfiel ihm der Muschelhut und ob auch manches Jahr vergangen war, seit die Wittwe Geoffrons von Tancarville das Antlitz, das ihr gegenüber stand, nicht gesehen hatte, ob es auch von der Sonne des Orients gebräunt, vom schwarzen Barte umwallt war, so erkannte sie es doch augenblicklich und die erste Regung mütterlichen Gefühls öffnete ihre Arme, den verlornen Sohn zu umfangen. Aber der Pilger bebte zurück und rief mit tiefer Stimme: „Ihr dürft mich nicht kennen, Ihr seht mich zum Letztenmale. Ich gehe — Robert hat mir das Leben geschenkt, mag er glücklich sein! Mir ist die Hand gebunden, die ich zur Rache hob.

Der Strickstrumpf
und
die Tabakspfeife.

Eine häusliche Scene.

Der Mann.

Nein, was zu viel ist, bleibt zu viel!
Legt sie denn nimmer aus den Händen
Den Strickstrumpf? Soll dieß Nadelspiel,
Das immergleiche, niemals enden? —
Wenn man, weil Geist und Herz sich regen,
Nach seiner Frau voll Wonne blickt,
Und hofft, ihr Blick komm uns entgegen,
So sitzt sie da die Frau — und strickt!

Die Frau.

Mir wird mit jedem Tage mehr
Die Tabakspfeife doch zuwider!

Ich weiß nun Alles. Sie freuen sich — immerhin! Lebt wohl!"

„Richard! Ohne ein Wort der Versöhnung? fragte sie schmerzlich. Ohne meinen Segen?"

„Mir frommt kein Segen!" sagte er kurz und wandte sich um.

„O Richard, erweiche Dein verstocktes Herz! rief die Mutter in Angst. Geh nach Rom, geh nach dem heiligen Grabe, thu' Buße, versöhne den Herrn, und kehre dann zurück in unsre Arme!"

„Um Roberts Kinder zu wiegen? schrie er mit wildem Hohne. Ich bin kein Freund von Kindern! Wünscht meine Rückkehr nicht, sie kann nur Verderben bringen. — Mutter, ich gehe ins Morgenland, lebt wohl, an Euch kann ich denken mit Liebe, an Euch allein!" Er warf sich vor der Tieferschütterten nieder, zwei glühende Thränen fielen auf ihre Hand, als er sie küßte, doch ehe sie ein Wort des Segens sprechen konnte, riß er sich empor und floh in die Winterlandschaft hinaus.

Frau von Tancarville fand ihre Ruhe im Gebete wieder. Es tröstete sie, daß Richard nach dem Morgenlande wallfahrtete, dort wird er glorreich kämpfen, dachte sie, dort wird er durch Thaten zur Ehre des Herrn seine Vergehungen sühnen! — Der Himmel ließ ihr diesen Trost, sie erfuhr nimmer, daß Richard zu den Feinden des christlichen Glaubens, dem er nie wahrhaft angehörte, gegangen war, daß er das Kreuz

abgeschworen hatte und es fortan grimmig bekämpfte, bis an seinen Tod ein Renegat!

Wie anders gestaltete sich Roberts Geschick! Er hatte, noch ehe der Frühling kam, Blanche's Hand, wie ihr Herz gewonnen, und sich dadurch das höchste Glück der Erde, eine schöne Häuslichkeit, begründet. In vertrauter Stunde entdeckte ihm Blanche Alles, was die Vergangenheit in ihren Schooß begraben hatte, aber es warf keinen Schatten auf die sonnig verklärte Gegenwart, denn Roberts Gemüth war nicht von denen, welche sich in quälenden Sorgen gefallen und Blanche's Liebe hatte sich ihm so reich und innig erschlossen, ihr Sinn bei Allem sich so beständig gezeigt, daß ein rascher Wechsel ihres Gefühls ganz undenkbar schien und Robert nicht zweifeln konnte, ihre erste wahre Liebe zu besitzen.

Das junge Paar lebte auf Tancarville, Robert hatte der Schifffahrt, welche ihn sonst Allem Uebrigen entfremdet hatte, völlig entsagt und sein Erbtheil aus den Händen der Mutter in eigene Verwaltung genommen. Die Mutter liebte bald ihre Schwiegertochter zärtlich, denn sie erkannte, wie glücklich Robert durch sie werden mußte. Der Graf von Montmarne erschien zum Erstenmale bei ihnen, als er einen Enkel aus der Taufe hob, welche heilige Handlung auf Blanche's Wunsch, ihr alter Lehrer, der Kaplan, verrichtete. Dieser freute sich nicht wenig, daß die Prophezeihung vor welcher ihm, dem treuen Anhänger des Hauses, stets gebangt hatte, auf so glückliche Weise in Erfüllung gegangen war. Wie nahe stand ein anderer, schrecklicher

Ausgang durch einen Tancarville, als er die Arme, übereilt an ihn Gefesselte, mit sich fortreißen wollte! Das Einzige kränkte den alten Mann, daß ihm der Wille seines Herrn verbot, den ganzen Zusammenhang, wenn er Zuhörer fand, zu erzählen, doch schrieb er Alles gewissenhaft auf, in barbarischem Latein, dessen Entzifferung später nicht wenig Mühe gekostet hat.

Buße der Sehnsucht.

Erzählung von W. von Lüdemann.

Eine ungewöhnliche Bewegung im Hotel des Grafen Strombeck zeigte der kleinen norddeutschen Residenz an, daß das große Familienfest, von dem man sich schon lange im Stillen unterhalten hatte, herannahe, und daß die „Für und Wider" der Verbindung zwischen dem jungen Grafen und seiner schönen und liebenswürdigen Cousine Amalie endlich in Einklang gebracht seien.

Hiezu hatte es nicht geringer Klugheit auf der Seite des alten Grafen, ehemaligen Ministers des blühenden kleinen Staats, und nicht geringer diplomatischer Kunst bei seinen Unterhändlern bedurft.

Der liebenswürdigen Amalie Vater, Baron Wellmar, war der Nachfolger des Grafen geworden, und eine Menge schwieriger Verhältnisse hatten die Art von Spannung, welche zwischen Vorgänger und Nachfolger in einem Amte hohen Vertrauens zu herrschen pflegt, noch viel bedenklicher gemacht. Es waren Klagen, laut be-

sprochene Beschwerden mancherlei Art gegen den abgegangenen Minister vorgebracht worden, und in der Hand des Nachfolgers lag es, ob und wie weit diese Beschwerden Einzelner verfolgt sein wollten.

Unter diesen Umständen hatte der stolze und beleidigte alte Graf Strombeck es für das Beste gehalten, seine Empfindlichkeit gänzlich zu verbergen, ja selbst die Verwandtschaft mit Baron Wellmar, auf welche man früher niemals viel Gewicht legte, wiewohl seine Gemahlin der Familie der Strombeck nahe angehörte, hervorzuheben, und den alten von Amaliens verstorbener Mutter geliebten Plan einer engern Verbindung beider Häuser wieder ins Auge zu fassen.

Die beiden jungen Leute schienen auch gegen diese Absicht keinen erheblichen Einwand zu machen, und wenn der junge Graf Günther von Strombeck auch mit viel geringerer Leidenschaftlichkeit, als man sonst wohl bei ihm so nahe berührenden Anlässen an ihm bemerken mochte, seiner schönen Cousine zugethan schien, so ließ er doch gern geschehen, daß sein Vater die Angelegenheit ins Gleiche brachte. Ja, er nahm selbst nicht ohne gerührten Dank die Nachricht von ihm entgegen, daß nun endlich jedes Hinderniß beseitigt, der Ehepakt verabredet, die Aussteuer bestimmt und der Tag der feierlichen Verlobung auf den nächsten Sonntag festgesetzt sei. Die Aussicht, mit der liebenswürdigen Amalie, gleich nach seiner Verbindung, ein im Gebirg malerisch gelegenes Landgut zu beziehen, dort nach freiem Willen zu wirken und zu schalten, dort zu leben und

des Lebens froh genießen zu können — alles Dinge zu denen sein strenger Vater ihm bis jetzt kaum jemals Zeit gelassen hatte — war ihm, der die Residenz, die große Gesellschaft, und vor allem ihre Hauptelemente, die gesellschaftliche Heuchelei nicht liebte, sogar eine höchst erfreuliche.

„Wie wohl soll mir endlich dort werden, dachte er bei sich! Wie will ich mich der neuen Freiheit des Wirkens, des neuen Gutes der unbeschränktesten Selbstbestimmung erfreuen! Wie will ich seiner, an Amaliens Hand, still und glücklich genießen; Nichts soll uns stören! Jeder Minute will ich Herr sein! Jeder Augenblick gehöre dort mir und Amalien!"

Diese leidenschaftlichen Gedankenbewegungen bei einem jungen Mann, der, wie Graf Günther, seinen Vater liebte und verehrte, führen uns, um ihre Erklärung zu finden, etwas weiter in die Vergangenheit zurück.

Graf Günther war des alten Ministers einziger Sohn. Der Vater unter einem schwachen, kränkelnden Fürsten unbeschränkter Gebieter des Landes, dessen Regierung er leitete, war im langen Besitz dieser Einflüsse zu jener starren Machtliebe gelangt, welche sich einen ernsten Widerstand gegen den eignen Willen gar nicht zu denken vermag. Ohne irgend wie den Gesetzen der Moral entgegen zu treten, oder die des Landes zu verletzen, war der Graf doch so sehr an die Verwirklichung jeder seiner Willensregungen gewöhnt, und Widerspruch nahte sich ihm so selten, daß es für ihn keinen andern, als seinen eignen selbstbestimmenden Willen gab.

In dieſem Geiſte nun hatte er auch die Erziehung ſeines einzigen Sohnes, nach dem frühen Tode ſeiner ſanfteren Mutter, geleitet. Graf Günther zu einem willenloſen Werkzeug ſeiner Pläne und Abſichten zu erziehen war zwar keineswegs eine klar erkannte Abſicht des Vaters; aber ſeine Erziehungsweiſe bedingte dieſen Erfolg von ſelbſt und dem Grafen unbewußt.

Günther hatte das väterliche Haus, das freilich als das erſte der Reſidenz alle Mittel der Erziehung darbot, nie verlaſſen. Zunächſt war einem Hauslehrer, ſelbſt einem älteren und mißlaunigen Manne, ſeine Erziehung anvertraut, und damit er doch des Sporns der Nacheiferung nicht ganz entbehre, mußte der gleich alte Sohn des Gärtners Emmerich, Clemens mit Namen, an den erſten Elementen des Unterrichts Theil nehmen. Als die Knaben erwuchſen, trennten ſich ihre Kreiſe; der Gärtnersſohn kam in die Lehre des Vaters, und Günther, der ſeinen Jugendgeſpielen bald aus den Augen verlor, erhielt einen neuen Hauslehrer. An dieſen war er nun ſo ſtreng gekettet, daß er kaum eine andre Gemüthsart, als die, dieſes ernſten und aſcetiſchen Mannes kennen lernte. Keine andre Anſicht der Ereigniſſe trat ihm nahe, als die, welche ihm durch dies Medium zukam. Mit der Welt ſelbſt, mit ihren läuternden und begrenzenden Einflüſſen, kam er ſo wenig in Berührung, daß ſich ihm keine Gelegenheit zeigte, die Lehren des Vaters oder des Erziehers an dem Prüfſtein der Erſcheinung zu bewähren, zu mildern und abzugrenzen. So er-

nichte er die Jahre, welche gewöhnlich dem Universitätsleben gewidmet werden, jener kurzen Frühlingsepoche in unserm viel verkümmerten Daseyn, wo der Geist in dem Genuß der freien Selbstbestimmung zu erstarken pflegt, wo sich der Charakter bildet, wo wir an den Dingen des Lebens uns selbst zu erkennen und sie zu bemeistern lernen mögen, kurz, wo wir zu Individuen reifen und diejenigen Züge annehmen, welche den Einzelnen in der Gattung bezeichnen und hervorheben.

Diese große Schule des Lebens ging für Günther verloren. Eine Kränklichkeit, vielleicht die Folge einer allzubeengenden Erziehung, bildete sich in dieser Zeit, gefahrdrohend für sein Leben aus, und die väterliche Zärtlichkeit schien es selbst in den Augen der Welt, wie viel mehr in seinen eignen Augen zu rechtfertigen, daß der nun älter gewordene Graf, den einzigen geliebten Sohn in einer solchen Epoche der Gefahr, aus der väterlichen Obhut nicht entlassen wollte.

Zwanzig Jahr alt, und mit etwas gestärkterer Gesundheit trat Graf Günther nun in das kleine Heer seines Landes. Neue Strenge, neue Zucht, deren Druck freilich durch die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn versüßt werden mochte. Er war nun 25 Jahr alt, Rittmeister in der Garde, und am Eingang zu jeder Hoffnung, jeder glänzendsten Erwartung.

Doch gebildet, angesehn, gesund, von Vielen beneidet — was galt Graf Günther die Aussicht auf Glanz und Ehre? Eine andre Sehnsucht waltete in

ſeiner Bruſt, andre, von falſchen Erziehungsgrundſätzen zu hoher Gluth angeſchürte Wünſche, lebten in ſeiner Bruſt! Er wollte die Welt ſehen, — ſehen und ſie genießen, er wollte erfahren, was Selbſtbeſtimmung ſei, was eigner Wille, was Freiheit; erfahren, was Gebrauch unſrer Kräfte nach eignem Geſetz, nach eignem Trieb und Gebot, uns an irdiſchem Glück gewähren könne.

Der Arme haßte ſeinen Stand, denn in ſeiner Einengung hielt er die Beſchränkung die er bei jeder freien Bewegung fühlte, für eine unvermeidliche Nothwendigkeit ſeines Standes — deshalb beneidete er den Bürger, den Landmann; ja die Mitglieder der dienenden Claſſe ſelbſt hielt er für freier, ſich ſelbſt beſtimmender, für glücklicher, als er zu ſein ſich bewußt war. Ein Knecht hätte er werden mögen, um nach gethaner Arbeit nur eine Stunde lang Herr ſeiner Muße zu ſein! Mit dem Ränzel auf dem Rücken frei durch die Welt zu ſchweifen, Niemand angehörig, Niemanden Rechenſchaft ſchuldig von ſeinen Schritten, dies erſchien ihm oft in Träumen, als die höchſte der Glückſeligkeiten; ja wachend ſelbſt, konnte er eine Zeitlang keine fröhliche Geſellſchaft unter einem Baum im Graſe lagernder Bürger ſehn, kein Poſthorn, keinen Geſang wandernder Handwerksburſchen, die zum Thore eilten, hören, ohne ſein Herz heftig bewegt zu fühlen, und mit einer dunklen Regung des Neides ihren fernen tönenden Liedern nachzuhorchen.

Dieſe Seelenzuſtände, wenn auch nirgends Gewalt

und Verbot, sondern nur Rath und Ueberredung des Vaters sie veranlaßten, waren vor kurzem äußerst peinigend geworden. Doch wie denn kein Schmerz bei uns lange ganz derselbe zu bleiben pflegt, so hatte auch der väterliche Plan der Verbindung mit Amalien in dem seinen eine Aenderung hervorgebracht. Das Hinderniß seiner Wünsche zu besiegen, war ihm ja doch nicht Kraft gegeben, und so verlor sich einige Wochen vor dem Anfang unserer Erzählung, dieser Schmerz in der sanften Neigung für Amalien, und in der Hoffnung, an ihrer Hand Ruhe und Glück, das heißersehnte Gut der Selbstbestimmung endlich zu finden.

Alle Aussicht war dafür vorhanden, und Graf Günther war glücklich, mit einem einjährigen Urlaub zugleich die Weisung zu erhalten, den Gütern seiner schönen Braut im lieblichsten Theil des Gebirges vorzustehen und die dortigen verworrenen Verhältnisse durch seine Einsicht zu ordnen. Es war ja das erste Mal, daß überall von seiner Einsicht, ja, von seiner Persönlichkeit die Rede war, und schon, daß dies geschehen konnte, gab ihm eine andre Meinung von sich und steigerte die Kraft seines Willens, sein Selbstgefühl. Dies Gefühl aber muß für den Quell all unsers wahren Glückes gelten.

Die jungen Leute, welche nun bald sich anzugehören bestimmt waren, sahen sich oft, und bei der alten und neuen Verwandtschaft, ohne Zeugen. Im Garten des Baron Wellmar fand sie manche traute Abendstunde vereinigt. Es war die Zeit, wo die Natur ihr Win-

Gibts etwas Schlimmres, als ein Heer
In Rauch gehüllter Tabaksbrüder?
Wenn man, zum Trost für manche Schmerzen,
Vom Mann ein freundlich Wörtchen braucht,
Und hin sich sehnt zu seinem Herzen,
So sitzt er da, der Mann — und raucht!

Der Mann.

Ich bitte schön die Simphonie,
Die neu erschienen, mir zu spielen,
Wie herrlich mahlte Blumen sie,
Die Rosen lebten auf den Stielen!
Ich bitte sie mit Liebesqualen
Zu üben, was so sehr entzückt:
Sie will nicht spielen, will nicht mahlen,
Nein, sie sitzt da, die Frau — und strickt!

Die Frau.

Konzerte hör' ich gar zu gern,
Ein gutes Schauspiel kann mich rühren,
Da bitt' ich denn den strengen Herrn,
Mich dahin, oder dort zu führen.
Ich bitte, brauche Weiberkünste,
In Thränen selbst den Blick getaucht:

terkleid abwirft, und einer jungen Schlange gleich, eine neue glanzvollere Hülle anlegt. Der Frühling, lang erwartet, trat spät ein, und um so zauberischer bewegte die Blüthe des Mays, und jener gefühlschwangere warme Hauch, der nur einmal im Jahr die Seelen schmilzt, wie nur einmal im Leben der geistige May die Blüthe der Seelen erschließt, durchzog erquickend und kräftigend zugleich Günthers offene Brust. Er schwärmte an Amaliens Hand; das Lied der Nachtigal, dem beide horchten, tönte in seinem Innern nach — es war ein kurzer Moment, in dem er ganz Seele, und eine entzückte Seele, in der Vorhalle eines Paradieses, war.

Je lebhafter unsre Gefühle sind, um so leichter halten wir auch Andre für gleichgestimmt. Günther sah auf Amalien und wähnte in ihr, wie in einem Spiegel, sein eignes Abbild wieder zu erblicken. Täuschung gefühlvoller Seelen — denn nichts im Leben begegnet uns seltener, als unser eigner Enthusiasmus! —

„Amalie, sprach er — welche Seligkeit steht mir bevor? An Ihrer Hand, wirkend in dem Kreise, den mein bescheidener Geist sich lange schon ausersehen hat, an Ihrer Seite Glück verbreiten, der Noth steuern, schaffen, der ewigen Natur gleich Segen ausstreuen — frei, fesselos — welche Aussicht! — Welche Hoffnung, Sie selbst vielleicht, das beste Theil meines Selbst, glücklich zu machen.“

Amalie gab ihm den beseelten Druck seiner Hand, leise zurück.

„Sonderbarer Mensch, sagte sie! Ist es doch, als fingen Sie erst heute zu athmen und zu leben an!“

„Frei zu athmen, ja, rief Günther heftig bewegt — frei zu athmen, fange ich erst heute an. Sie wissen nicht, Amalie, welcher Druck meine Seele belastet.“

„Fast möchte ich fürchten, es zu wissen, entgegnete sie. Ich sehe wohl, Sie sind nicht glücklich, Sie, den alles zum Glück einladet. Nun, ich bins, vielleicht weil ich mäßiger im Wünschen und Fühlen bin. Mir gefällt, was mich umgiebt; ich läugne es nicht, mit einiger Besorgniß verlasse ich, was mir gefällt. Sehen Sie in Hainrode nicht einiger Langenweile entgegen? Man sagt doch, es fehle an guter Nachbarschaft. —“

Wie von kalter Hand erfaßt, bebte Günther zurück.

„Nachbarschaft — Amalie, rief er, bedürfen wir ihrer? Werden wir sie vermissen?“

„Schwärmer, sprach sie schalkhaft. Warum nicht? Wer soll meinen Flügel hören oder wer meinen Papagey necken, wenn Niemand zu uns kommt? Und unsre Mittwochsfestinos? Nicht wahr, zum Carneval miethen Sie ein Hotel in der Stadt?“ —

„Gern, Amalie, wenn Sie es wollen, sagte Günther, und wenn Ihnen das väterliche nicht geräumig genug ist.“

„Eine Hausfrau muß in ihren eignen Räumen schalten,“ gab Amalie zurück. „Wie soll auch unsre vermehrte Dienerschaft in dem kleinen Hause meines

Vaters Platz finden. Und die Gesellschaft, die wir sehen müssen, die Feste, wo Ihre Amalie zu zeigen hofft, daß sie Geschmack hat." — —

„Gut, sprach Günther, es soll geschehen."

Von dem Augenblick an, war er stumm. Amalie sprach nur von den Planen für den Winter, von ihrer glänzenden Einrichtung in der Residenz, den nöthigen Anschaffungen dazu — Hainrode war vergessen. In ihrer Lebendigkeit nahm sie die Verstimmung selbst nicht wahr, in der Günther sie in das Haus zurückführte, in der er ihre Hand küßte, und von ihr Abschied nahm. Sie hatte einen bedeutungslosen, er einen entscheidenden Augenblick durchlebt. —

Zwei Tage darauf war das Verlobungsfest. Günther klagte über übel zugebrachte Nächte; eine unterdrückte Gluth brannte ihm auf Stirn und Wange; im Benehmen war er kühl und besonnen, und gefiel Amalien um so besser.

Spät in der Nacht brach die Gesellschaft, welche die Verlobung des jungen Paares im Hause des Ministers versammelt hatte, auf. Der Erbprinz selbst hatte ihr beigewohnt und Amalie gefiel sich in der Erinnerung des Schmeichelhaften, das sie viel aus seinem Munde gehört hatte. Zu welchen Festen er sie vorläufig im Herbste geladen, wenn ihre traurige Verbannung vorüber sein werde, berichtete sie Günthern: er aber horchte selbst der theuren Stimme nur mit halbem Ohr. Auch der Vater nahm den düstern Wolkenschleier wahr

der auf seiner Seele ruhte und machte ihm leise Vorwürfe.

Man trennte sich. Ohne zu wissen wie, verlor Günther den Weg nach seiner Wohnung, den er zu Fuß eingeschlagen. In der Nähe der letzten Häuser der Stadt gerieth er an den Friedhof. Der Mond leuchtete mit seiner halben Scheibe aus wolkenlosem Himmel und ließ in geringer Entfernung die Mauer und die Grabmonumente derer, die hier den letzten Schlaf schliefen, deutlich erkennen. Günther blieb einen Augenblick, wie von dem unerwarteten Anblick, der ihn aus seinem Gedankenmeere aufstörte, überrascht, stehen. In dem Anblick verloren, sah er zwei dunkle Gestalten, etwa hundert Schritte entfernt, die Mauer des Friedhofs eilig überspringen. Unbemerkt und von Neugier ergriffen, den Grund dieses unzeitigen und sonderbaren Besuchs der Gräberstätte zu erforschen, trat er an die Mauer heran, erhob sich auf einem Vorsprung im Gemäuer, und suchte nach den beiden Gestalten, die ihn aus seinen Träumen aufgeweckt hatten. Er erblickte sie wenige Schritte von sich entfernt nahe an der Mauer, bemüht ein ganz unscheinbares Grab aufzuwühlen, stumm und wie in größter Eile mit dieser Arbeit so emsig beschäftigt, daß sie des Lauschers nicht gewahr wurden. So wie der Gedanke in ihm empor stieg: „Wer mag hier ruhen," fiel ihm bei, von einem jungen Menschen gehört zu haben, der vor etwa acht Tagen, nach dem er sein ganzes Vermögen im Spiel sinnlos hingeopfert, seinem Leben

gewaltsam ein Ende gemacht hatte. Hier, in diesem Winkel des Kirchhofs, mußte er begraben sein.

Günthers Antheil an dieser unerwarteten nächtlichen Scene wuchs, er strengte nun sein Auge an, daß es dem Treiben der unberufenen Todtengräber folgte. Deutlich sah er, daß diese, nachdem das Grab geöffnet war, in die Gruft hinab stiegen, den Sarg aufschlugen und von dem Haupte des Selbstmörders eine Locke losschnitten, mit diesem Raube aber sich eilig nach der entgegengesetzten Seite des Friedhofs davon machten. Er blickte den Fliehenden nach, und wie wohl sie während der ganzen Scene ihm niemals so zu Gesicht gekommen waren, daß er ihre Züge hätte erkennen können, so lag doch in den Bewegungen der einen dieser Gestalten für Günther so viel Bekanntes und Erinnerliches, daß er in Gedanken die Reihe seiner Bekannten durchging, um auf den zu treffen, dem diese Gestalt etwa angehören mochte. Während dieses Bemühens waren die Fremden verschwunden, ohne daß Günther zu einer festeren Vermuthung gelangt wäre. Er trat daher zurück, in der Absicht den Spuren der Verschwundenen an der andern Seite der Mauer zu folgen. Umsonst; das Gras der Wiese und der schwache Schein des Mondes ließen nichts mehr erkennen. Günther ahnete wohl, daß diesem nächtlichen Lockenraub irgend ein ihm unbekannter Aberglaube zum Grunde liegen möchte; indeß wußte er doch darüber nichts bei sich auszumachen und nachdem die Räuber einmal spurlos verschwunden waren, verlor die Sache, welche die

ritterliche Saite in seiner Seele einen Augenblick lang zum Schwingen gebracht und ihn wie zum Rächer einer Unthat berufen hatte, überhaupt ihre Bedeutung für ihn. Er dachte wieder an das, was ihm nahe lag, an Amalien, und verfiel von neuem in seine Träumereien; jedoch bewirkte der einmal durchkreuzte Gedankenstrom, daß er nun den Weg nach seiner Wohnung festhielt, wo er, dem Morgen näher, als der Mitternacht, endlich sich zur Ruhe niederlegte.

Gegen seine Erwartung, wie es nach heftiger Erregung wohl geschieht, fand er einen erquickenden Schlaf und fühlte sich erwachend kräftiger und gestärkter, als seit langer Zeit. Unsre Seele aber ist den körperlichen Bedingungen so zweifellos unterworfen, daß wir nicht entscheiden mögen, wie vielen Einfluß dies Gefühl körperlicher Erquickung nach einem gesunden Schlaf auf die Entschlüsse des folgenden Tages bei Günther von Strombeck, ausüben mochte. Kaum gekleidet, meldete sein Diener den Lieutenant Selling, den einzigen von Günthers Waffengefährten, mit dem er in einem nähern Verhältniß der Neigung und Freundschaft stand.

„Glückwunsch und Abschied, komme ich Dir zu bringen," rief dieser eintretend.

„Den Glückwunsch begreife ich, gab Günther mit einem etwas trüben Lächeln zurück, indem er die Hand des Gefährten mit Gefühl drückte. Er bezieht sich auf Amalien. Aber den Abschied —"

„Verstehst Du nicht? fiel Selling ein. Die Glücklichen freilich sind kurz von Gedächtniß, fuhr er fort.

Haſt Du ſchon vergeſſen, daß ich meinen alten Oheim am Rhein beerbt habe?"

„Wie, iſt er todt," rief Günther befremdet.

„Nicht bloß völlig todt, ſondern auch reich geſtorben. Der Anwalt ſchreibt mir von 80,000 Thälerchen, und daß ich dieſen Schatz zu heben eile, findet wohl ſelbſt Deine Entſchuldigung, mein ſtrenger Mentor. Denke nur! Achtzig Tauſend! Genug, um die ganze Geſtalt des Lebens zu ändern, alle Riegel, Bande, Kerker und Feſſeln für uns zu ſprengen, und unſern ſteifen Paradeplatz ſelbſt in einen wonnigen Roſengarten umzuwandeln. Hollah, Freundchen, — nun beginnt für Selling ein Leben — nein, eine paradieſiſche Exiſtenz, ein endloſes Göttermahl mit Ambroſia und Nektar beſetzt in alle Ewigkeit hin! Schade nur, daß ich es allein genießen ſoll, wovon, wie Du weißt, ich gar kein Freund bin. Ich wollte, ich könnte die ganze Schwadron an meinem Glücke Theil nehmen laſſen. —"

Mit dieſen Worten umarmte und küßte er Günther, welcher die Liebkoſungen des Glücklichen ſtumm hinnahm.

„Hier, rief er triumphirend weiter, habe ich meinen Urlaub, auf ein Jahr. Ich gehe an den Rhein, erhebe meinen Schatz, fordre meinen Abſchied und dann fort — in ein ſchönres Land! Jenſeit der Alpen, in Heſperien, dahin, wo unſre Träume uns oft trugen, wo Orangendüfte uns umſpielen und der liſpelnde Laut des „Si" aus ſchönem Munde unſre Wünſche krönt — dahin ziehe ich. — Freund — Günther — komm

mit mir — theile mein Glück — nimm die Hälfte meiner Erbschaft — es ist so zu viel für mich und laß uns in Wonne schwelgen! Ein Narr, wer länger unsre graue Luft athmet, und unter unserm lichtlosen Himmel friert, und Eiszapfen um sein Herz lagern läßt. Komm mit — wir wollen uns am Himmelsfeuer der Schönheit wärmen, die Mensch und Natur darbieten. — Doch — ich vergesse Du bist ein ehrsamer Bräutigam und es ist ohne Beispiel, daß ein solcher seine schöne Braut verlassen sollte, um eine Vergnügungsreise zu machen. —"

Der erste Laut, des begeisterten Rufs: „komm mit" aus dem Munde Sellings, hatte Günther nicht viel anders, wie ein Blitz aus heitrer Luft getroffen. Er trieb all sein Blut von der Wange zum Herzen; er erblaßte und mußte sich setzen. Mit diesem Tone erklang für ihn die volle Musik der Sphären; mit diesem Tone sprangen ihm die Pforten des Paradieses auf. Es war, als hätte er noch niemals daran gedacht, welche Seligkeit ihm das Reisen gewähren könne: als stürme alle diese ungeahnte Glückseligkeit jetzt zum ersten Mal und urplötzlich auf ihn ein, als überwältige sie ihn und jeden entgegenstehenden Entschluß. Schwach kämpften Einsicht, Gewohnheit, Ahnung dagegen an, schwach die Erinnerung an seinen Vater, an Amalien und an alle die gewohnten Bande seines Lebens — dem Sturme widerstand er nicht und der Wink so unendlich, so lange ersehnter Seligkeit verwischte jede Erinnerung. Unter diesem Widerstreit litt seine Seele; aber schon der

Kampf gab Entzücken, ſchon die Idee des erſehnten, Glückes der Freiheit, war beſeligend — was konnte und was mußte erſt der Genuß ſein!

Selling ſelbſt erſchrak faſt über die Wirkung ſeiner Worte; denn mit Lippen, die wie im Selbſtgeſpräch leiſe zitterten, ſtumm, regungslos, ſaß Günther zurückgelehnt in ſeinem Seſſel vor ihm da, und fand kein Wort zur Erwiederung.

„Ich ſeh's, rief er, Du denkſt an allen Jammer unſrer albernen und nüchternen Exiſtenz, an unſre grauen Tage, an unſre Lampen und Theebüchſen, an unſre Paraden und Hoffeſte, und wie das leibhafte Elend alles heißt, auf das die Bemühung, unſerm grauen Daſein Licht und Wechſel zu geben, verfallen iſt. Du denkſt dagegen an eine Mondſcheinnacht im Coliſeo, am Arm einer dunkelglänzenden Blume Italiens, wie wir uns ſolche Nacht wohl ausmahlten; an das Paradies von Como oder die Waſſerſtürze des Teverone; an den Markusplatz mit ſeinen Abentheuern, das Forum mit ſeinen ſchwärmeriſchen Erinnerungen; kurz, an das ſüße Land jenſeits der Schneecoloſſe, die allen ihren Eiſeshauch auf uns herabſchütteten, und unſre innere, wie unſre äußere Exiſtenz erkälteten."

„Ich habe meinen Urlaub in der Taſche," fiel Günther ein, gleich als hätte er im Sinnen vertieft, nichts von dem verſtanden, was Selling ſprach.

„Herrlich, köſtlich, rief der leichtfertige Freund, und warf ſich an Günthers Hals — Du kommſt mit

mir — nun seh' ichs — und nun erst bin ich ganz glücklich."

„Du schwärmst, sprach Günther. Bedenke doch! Darf ich denn? — kann ich? Mein Vater, Amalie —"

„Und Dein jammervolles Philisterthun! fiel Selling spöttisch ein. Ja, daran dachte ich freilich nicht! Auch, daß Du 25 Jahr alt bist, hatte ich vergessen! daß Du zum Kindersegen noch lange Zeit hast, daß Reisen — Reisen, und Italien, Italien ist; daß Du einen Willen haben solltest, wie andre Menschen, und daß Amalie Dich tiefer und inniger lieben wird, wenn sie Dich ein Jahr lang ungetreu glaubt; alles das bedachte ich nicht. Wohlan, so leb denn wohl! Mit Sonnenuntergang ziehen vier Postpferde mich hier an Deinem Fenster vorüber; ich werde dafür sorgen, daß der Postillon ein lustiges Stück bläst, wie ich weiß, daß Du es gern hast. Das wird Dich trösten."

Günther sprang empor. „Unerträglich! rief er. Nein, Du darfst nicht fort, ohne mich! Ich will den Eisblock durchbrechen — die Zeit ist da — ich will die Kinderschuhe von mir werfen. Das Leben soll mich haben — ich will genießen, frei, nach meiner Weise!" — Diese Worte wurden fast schreiend ausgestoßen. „Hier meine Hand, sprach Günther leise weiter: ich fliehe mit Dir. Es ist ausgekämpft, es ist vorbei. Natur und Leben strecken die Arme nach mir aus — ich will nicht länger ein Selbstmörder meiner Seele sein — ich fliehe mit Dir! —"

Wer war zufriedener, als Selling! Er küßte den

Verläßt er wohl die blauen Dünste?
Nein, er sitzt da, der Mann — und raucht!

Der Mann.

Ich les' ihr vor so manch Gedicht,
Das mir die Musen eingegeben,
Denn ihr Geschmack ist übel nicht,
Ich denk, sie soll in Wonne schweben,
Aufspringen, sich nicht halten können,
Bis sie ans Herz den Dichter drückt,
Im Geist fühl ich den Kuß schon brennen,
Nein, sitzen bleibt die Frau — und strickt!

Die Frau.

Ich putze mich recht schön und nett,
— Ich weiß, er hält das sehr in Ehren —
Und schleich mich in sein Kabinett,
Mein Löbchen dort von ihm zu hören,
Ich denk', er wird weit von sich legen
Die Pfeife, wenn er eben schmaucht,
Und eilen mir entzückt entgegen:
Nein, sitzen bleibt der Mann — und raucht!

Freund, lobte seine Stärke, und schmeichelte ihm mit der Kraft seines Entschlusses.

Still und leise ward die Verabredung genommen, Abends zehn Uhr, vor dem südlichen Stadtthor zusammen zu treffen. Selling übernahm jede Anordnung aus Furcht vor einer Sinnesänderung seines schwachen Freundes; er entlastete ihn jeder Vorbereitung und stumm ohne Gegenrede nahm Günther alle seine Vorschläge an. Seine Seele war zu tief bewegt, um schon jetzt glücklich zu sein, denn die Blume des Glücks sproßt aus der Wurzel der Ruhe empor — aber er ahnete, daß er beseligt sein werde. —

Zu Mittag sah er Amalien. Er bemühte sich den Unbefangenen zu spielen, aber sie las Kummer und Zerstreuung in seinen Augen. Was könnte sich auch dem Blick eines liebenden Mädchens verbergen, und Amalie liebte, nur daß Natur und Erziehung sie gewöhnt hatten, ihre tiefsten Empfindungen unter dem Schein äußerlichen Leichtsinnes und gesellschaftlicher Neckerei zu verhüllen, und ihr Herz, wie ein Heiligthum, selbst dem zu verschließen, dem es im kurzen ganz angehören sollte.

Zur Ergießung gab Günthers trockenes Gespräch und seine Zurückhaltung vollends heute gar keinen Anlaß: er beobachtete bloß, und was sein befangenes Gemüth wahrnahm, war geeignet, ihn mit neuen Befürchtungen für die Zukunft zu erfüllen; denn Amalie gab sich, um den Träumer zu reizen, heute mehr als

je, der gesellschaftlichen Weise hin, den Fremdesten am meisten auszuzeichnen.

„Thor, sprach Günther zu sich selbst. Erkenne Deinen Wahn! Welch Glück, welche Aufopferung konntest Du von einem solchen Wesen erwarten?“ — Er schützte ein Unwohlsein vor und es wurde ihm leicht, sich der Gesellschaft früh zu entziehen.

Auf sein Zimmer zurückgekehrt, stand er lange im Zweifel, ob er seinem Vater schreiben solle. Nein, rief er endlich laut: spurlos verschwunden will ich sein! und warf die oft ergriffene Feder hin. Sie sollen mich lassen, los lassen von allen Banden, mich vergessen, mich nicht mehr nennen, nichts von mir wissen! Aber Amalie — dachte er. Ihr muß ich schreiben!

Sein Entschluß stand fest: es war der erste in seinem Leben gefaßte. Er setzte sich nieder und schrieb:

„Amalie! Unsre Herzen stehen nicht in Uebereinstimmung. Ich will Sie nicht täuschen. Sie suchen Glanz — ich suche die Natur und ihre Freiheit. Wo Sie das Glück finden, kann ich es nicht suchen. Ich scheide für immer und lasse Ihre Hand frei. Sie konnten mich beglücken — Sie verschmähen es. Leben Sie für immer wohl!

Günther.

Dies Blatt ließ er offen vor sich liegen, stützte die heiße Stirn auf beiden Armen über ihm und versank in düstre Träume.

Die Schloßuhr schlug zehn. Günther fuhr er-

ſchreckt empor, ſeine Sinne ſchwirrten, er griff nach ſeinem Mantel, verbarg ſeine kleine Reiſechatoulle unter ſeine Falten, und ſtürzte die Treppe hinab. Der alte Kaſtellan öffnete ihm die Thür, erſtaunt über die Haſt ſeines jungen Gebieters. „Es iſt ſchon ſpät, Herr Graf, ſprach der Greis, indem er den Riegel zurück zog, und draußen droht ein Gewitter.“ — „Tollheit, Alter, gab Günther wild zur Antwort. Es iſt endlich Zeit und draußen lacht der Himmel.“ — Während der Alte das graue Haupt beſorglich ſchüttelte, eilte Günther zum Südthor der Stadt hinaus.

Es war eine ſchwüle und dunkle Sommernacht. Kein Stern erhellte den Himmelplan. Einen Augenblick ſtand Günther, nach ſeinem Gefährten ausſehend, ſtill. Der ſchnelle Lauf hatte ſeinen Athem gehemmt. Wenn Selling nicht erſchiene, dachte er, und faſt ſtieg ein Wunſchesblitz, daß dem ſo ſein möchte, in ſeiner Seele empor. Da zog eine ſingende Kameradſchaft wandernder Handwerksburſche in derſelben Richtung zu ihm heran. In dem ſingenden und jauchzenden Lärmen war ihm, als erkenne er die jubelnde Stimme ſeines Jugendgefährten Clemens, des Gärtners Sohn. Die Furcht entdeckt zu werden, trieb ihn auf der Straße fort. Bald erkannte ſein angeſpanntes Auge die dunkle Form der Poſtchaiſe, in der Selling ſchon auf ihn wartete. Er lachte ihm entgegen; Günther warf ſich an ſeine Seite und dahin jagte die luſtige Reiſe weiter.

Anfangs ſchmetterte jede Radbewegung auf dem

Pflasterwege in Günthers Gehirn nach. Es dünkte ihm nicht anders, als befleckte er eben jetzt sein junges und reines Leben mit dem ersten Vorwurf. Doch Sellings Spott verscheuchte so sonderbare Empfindungen bald und als die erste Station zurückgelegt war, als man von dem Gebirge niedersteigend, sanftere Lüfte fühlte, die Nacht sich erhellte, und das Gewitter niederwärts in die Tiefe zog, da entlastete sich auch Günthers Seele. Er athmete allmälig freier. Als nun vollends in seiner Pracht das Frührоth erschien, als endlich ein unerwartetes Glanzmeer sich über die, durch das Gewitter erfrischte Landschaft ergoß, die Sonne emporstieg, und ein unabsehbarer blauer Horizont nach vielen düstren Tagen seinen berauschten Blick einsog; da fühlte er sich, trotz der durchwachten Nacht, wie elastisch auf seinem Sitz und wie neugeboren lächelte sein Inneres ihn an. Er war verjüngt, voll Ahnung zwar, aber auch voll Vorgefühl des Glücks, wie es nur in der Erfüllung eines heißen Lebenswunsches gefunden werden kann. Am fernsten südlichen Horizont glaubte er hellere Lichtstreifen zu entdecken, und: „das ist das Sonnenland, Italien" jauchzte es in seiner Seele.

Selling setzte seine Reise ohne Unterbrechung bis zum Rhein hin fort. Günther, den es weiter und weiter trieb, war damit zufrieden; seine Seelenstimmung war von der Art, daß er über Nichts ein abfälliges Urtheil hatte; er schwamm in Wonne, in Entzückung, wie sie die neue Bekanntschaft mit der Na-

tur ihm gab: willenlos und unfähig, irgend wie für die Reisebedürfnisse thätig zu sein, folgte er den Antrieben Sellings, der alles, was das Fortkommen und das äußerliche Wohlbefinden anging, allein besorgen mußte, da sein Freund zu jeder andern Thätigkeit, als dem passivesten Naturgenuß unfähig schien. Kaum einen Gasthof mochte er betreten, keinen Wirthssaal, kein Schauspiel, kein Kaffeehaus, und Selling hatte täglich und stündlich die seltsamsten, unausführbarsten Vorschläge zu abentheuerlichen nächtlichen Fußwanderungen, Bivouaken in freier Luft, Verbindungen mit wandernden Studenten und dergleichen mehr, auf die sein excentrischer Freund verfiel, zu bekämpfen.

Hier nun zeigte sich zuerst eine große Verschiedenheit in den Neigungen und Characteren der reisenden Freunde. Selling liebte das Wohlleben und wollte seiner allgemeinen Genußfähigkeit nichts entgehen lassen. Günther stürzte sich, gleich einem Kinde über die ersehnten Spielsachen, welche die Weihnacht, das Geburtsfest ihm bringt, in die Natur. Mensch, Welt und Genuß der Gesellschaft war ihm nichts. Allmälig fand er die Verschiedenheit heraus, die zwischen ihm und seinem Freunde waltete; er fand Selling roh, sinnlich, leichtsinnig, fand sich von ihm in seinen schönsten Gefühlen erkältet, verletzt sogar, nahm Anstoß an seinen sinnlichen Zielpunkten und unwillkürlich wandte seine Seele sich ab.

Nun fühlte er seine Abhängigkeit von dem Freunde, und fühlte sie täglich schmerzlicher. Ja, für den Er-

fahrenen und Weitersehenden war ein Bruch bald nicht mehr fern.

Die Freunde verweilten eine Woche lang in Frankfurt, eine zweite in Baden: der Graf reiste unter seinem Taufnamen, Günther, für welchen Selling ihm Reisepapiere besorgt hatte.

Günther schwamm in Seligkeit, in dem Kranz von Naturschönheiten, welche diese Landschaft, der Juwel der Rheinlande um den reizenden Badeort schlingt. Vielleicht war selbst sein Glücksgefühl um so tiefer, als er es allein genoß, als er es vor dem anders gestimmten Freunde in seiner Brust verschloß. Natur und Freiheit — der sehnsüchtig erstrebte Besitz dieser beiden Quellen des Glücks, er war endlich zu ihm gelangt. —

An der Gasttafel zu Baden hörten die Freunde von einem sonderbaren Ereigniß erzählen. Ein armer Handwerksgesell sollte vor wenigen Tagen in Frankfurt, mit dem Ränzel auf dem Rücken, gerade um die Zeit der großen Lottoziehung eingetroffen sein, ein Loos gekauft, und damit den zweiten Preis der Lotterie gewonnen haben. Man erzählte diesen Vorfall mit Zusätzen, die ihm Interesse gaben. Der junge Mensch sollte erklärt haben, er sei absichtlich nach Frankfurt gekommen, um diesen Gewinn zu machen, und sei seines Erfolges dabei so gewiß gewesen, daß er schon vor der Ziehung, von einigen Geldmitteln und dem Kredit unterstützt, den seine Dreustigkeit ihm gab, ansehnliche Bestellungen gemacht, Equipage und Pferde

behandelt, einen Theil seiner Kameraden, als Bediente in Lohn genommen und allen Glanz eines reichen Mannes vorbereitet habe. So habe ihn denn der Gewinn auch nicht im mindesten überrascht: er habe ihn als etwas ganz zuversichtlich Erwartetes hingenommen und sei wenige Stunden nach der Ziehung des Looses schon in der vollen Umgebung eines grosen Herrn erschienen, in der er sich, wie man hinzusetzte, ganz so bewege, als wenn er dafür durch Geburt, Erziehung und Geistesbildung bestimmt gewesen wäre.

Dies interessante Glückskind erwartete man in Baden und seine Ankunft fiel daselbst mit der Zeit zusammen, für welche Selling seine Abreise nach der Schweiz und von da nach Italien bestimmt hatte. Wirklich traf der Liebling Fortunas am Abend vor Günthers Abreise in Baden ein. Mehrere reichgekleidete Lakaien und Jokeys besetzten den prächtigen Reisewagen des neuen Fortunats, welchen vier Postpferde rasch vor das Hotel zogen, in dem auch Selling und Günther ihre Wohnung genommen hatten. Der letztere stand gerade am Saalfenster, als der junge Magnat, in aller Würde eines gebornen Aristokraten, den Mantel zurück warf und so leichten und ätherischen Schwunges, wie es einem Kinde Fortunas geziemt, sich aus dem Wagen hob.

Günther traute seinen Augen kaum. „Ist es möglich, rief er Clemens!“ Doch schnell bemeisterte er seine Ueberraschung — sprach das Uebrige gleichsam in sich hinein, und wandte in der Besorg-

niß, dem Jugendgespielen zu begegnen und von ihm erkannt zu werden, sein Auge schnell ab.

Diese seltsame Bewegung befestigte seinen Entschluß, so schnell als möglich an Sellings Seite Deutschland zu verlassen.

Als sie ihre Reise am andern Morgen fortsetzten, hörten sie noch, daß der junge Fortunasohn gleich in der Nacht nach seiner Ankunft fast wider seinen Willen der Spielbank des Bades eine schwere Niederlage beigebracht und seinen frühern Gewinn dadurch beinahe verdoppelt habe.

Die Freunde setzten ihre Reise nach der Schweiz fort. Staunen und Bewunderung erhoben Günther über sich selbst beim Anblick des Rheinfalls von Schaffhausen. Er vergaß sich und die Welt unter diesem herrlichsten Naturschauspiel Europas, und mitten unter allen Hochgefühlen, die seine Brust überselig füllten, pries er seinen Entschluß, die Spinnwebnetze zerrissen zu haben, welche ihn an seine nordische Heimath auf ewig fesseln zu wollen schienen. Er dankte seinem Freunde, der ihm zuerst den Muth dazu eingegeben hatte.

Doch Selling stand weit ab von dem Enthusiasmus seines Begleiters, und trieb vom Staubregen des Wassers belästigt, zur Heimkehr in das behagliche Wirthshaus zum Schwan. Günther blieb jedoch zurück und ließ unwillig den Freund mit dem Führer allein seinen Rückweg antreten, nicht ohne ein tiefes Gefühl der Wehmuth über die Spaltung in ihren Ge-

fühlsweisen, die ihn hier wieder, wie schon so oft, verletzte. Doch bald war auch dies überwunden, und schwelgend im Genuß der Natur und ihrer Reize warf er sich hin auf die Erde, und küßte sie brünstig und glühend. Zum ersten Mal fand er sich mit der Natur allein und alle die namenlose Seligkeit kam über ihn, die eine für diesen Verkehr geborne Seele aus ihm zu schöpfen vermag. Es ist nicht möglich, demjenigen, der die Sehnsucht nach diesem ungestörten „Gegenüber" zwischen uns und der Natur nicht kennt, von Günthers Empfindungen eine Vorstellung zu geben. Wir müssen das Bedürfniß dafür Jahre lang in uns getragen, und mit Widerwillen gegen die Verhältnisse uns erfüllt haben, welche diesen Umgang mit der Natur hemmten und störten; wir müssen, wie Günther, als die höchste Seligkeit dies Alleinstehen zwischen und unter den großen Wirkungen der ewigen Schöpfung, lange in uns empfunden haben, um von allen den Quellen des Entzückens eine Ahnung zu erlangen, die jetzt in seiner Brust überströmten. Günther lauschte auf den Donner des Wassersturzes und auf den murmelnden Quell zu seinen Füßen; er entzückte sich an dem Lichtglanzmeer, das der Wand des stürzenden Stromes entquoll, und an dem scherzenden Spiel der Schatten, welches die Blätter der Platane trieben, an deren Fuß er hingestreckt lag: er horchte auf das Getös des fallenden Wasserberges und auf das leise Summen einer Biene in den Cytisusblüthen neben ihm. „O Natur, rief er aus, und warf beseligt im Schauen,

den Kopf auf die stützende Hand zurück, und heftete das Auge an die Bläue des Himmels über ihm — wer dich kennt, wer an deinen Brüsten sog, kann eine andre Liebe in dessen Busen aufkeimen! Ruhte ich doch ewig in deinem Mutterarm! Könnte ich mein Leben doch so hinhauchen, von deinen Menschen nicht gesucht und nicht gefunden, nicht verletzt und selbst nicht erfreut. Denn was sind doch andre Freuden, neben deinen Wonnen! — —"

Günther schwärmte und schwelgte. Ein leises Regenwölkchen zog über ihn hin, und er gewahrte kaum, daß der Himmel sich schnell in dichte Schleier hüllte. Bald jedoch war selbst der Wassersturz vor dem Regen nicht mehr zu sehen. Schon durchnäßt brach er endlich auf, und unter schwerfallenden Güssen kehrte er in die Stadt zurück.

Gelling lachte über den doppelt durchnäßten Freund. „Ja sagte er, wenn es in der Welt nur kein schlechtes Wetter gäbe! Was wäre das Leben werth, wenn wir immer im Sonnenschein eine sanfte Luft athmen könnten? Es ist gar mit Worten nicht auszusprechen, wie viel mehr unsre jämmerliche Existenz werth wäre! Von allen Dingen, guten und schlechten, begreife ich allenfalls, oder glaube wenigstens, daß sie zu etwas nützlich und tauglich sind. Aber wozu das schlechte Wetter eigentlich da ist, das habe ich nie begreifen können! Warum wir arme Menschen von den kläglichen vierzig oder funfzig Jahren, die uns zugemessen sind, reichliche dreißig unter Lebensbedingungen

Der Mann.

Aufs Pfeifchen ſchmälet meine Frau,
Da hat ſie Unrecht; ſonder Frage
Die blauen Wölkchen machen blau
Den Himmel mir ja alle Tage.
Wenn ſich aus manchen trüben Stunden
Gemüth und Geiſt nur Galle ſaugt,
So wird ein ſtilles Plätzchen funden,
Und alles freundlich, ſchnell — verraucht!

Die Frau.

Der Strickſtrumpf ärgert meinen Mann,
Da hat er Unrecht, kann nicht fehlen!
Oft ſäh' ich andre Augen an,
Müßt ich am Strumpf nicht Augen zählen.
Ja, wenn's zum kleinen Streit gekommen,
— Wie's in der Eh' ſich doch wohl ſchickt —
So wird alsbald der Strumpf genommen
Und alles freundlich, neu — verſtrickt!

Der Mann.

Ja freilich, oft treib ich's zu arg:
Ich weiß, es kamen manchmal Stunden,

zubringen müſſen, wo wir am liebſten nicht wären, fröſtelnd, vor Näſſe ſchaudernd, oder vor Hitze verſchmachtend — das geht über meinen Verſtand — das kann ich nicht begreifen!"

Günther, jetzt ſeiner Denkart nach ein entſchiedener Optimiſt, war von dieſer ſinnloſen Bemerkung doch einen Augenblick wie betroffen.

„Alles hängt davon ab, ſagte er endlich, zufrieden ſeinen Freund einmal ernſter als gewöhnlich geſtimmt zu ſehen, was wir vom Leben überhaupt halten mögen. Iſt es ein Garten voll Genuß, iſt es eine Schule der Prüfung — iſt es ein Jammerthal — das müſſen wir erſt bei uns ſelbſt ausmachen."

„Ei was, rief Selling. Das Leben ſoll ein Paradies ſein, ſeinem erſten Begriff nach! Wozu gab ſich ſonſt die Natur die Mühe, uns werden zu laſſen, wenn unſer Daſein uns zur Plage werden ſoll? Darin wäre ja weder Verſtand, noch Zweck. Das Leben ſoll genoſſen werden, dazu iſt es da. Alſo müſſen auch die Bedingungen des Genuſſes gegeben ſein. Die Natur fällt in Widerſpruch mit ſich ſelbſt, wenn dem nicht ſo iſt. Sie giebt und giebt nicht. —"

„Sie giebt immer, ſelbſt im Entziehen und Nehmen, ſagte Günther. Ich fühle dies jetzt deutlich."

„Vielleicht ſo wie ich, ſagte Selling neckend, indem er dienſtfertig dem Freunde den naſſen Rock auszog und ihm ein trocknes Kleid umwarf.

„Grade ſo, ſprach Günther, nur mit vollerer Hand."

Selling lachte laut, aber die leichtfertige Liebenswürdigkeit seines Wesens machte, daß Günther ihm nicht böse sein konnte.

Mit nicht geringerem Genusse durchstrich Günther die Gletscher des Grindelwaldes. Es war ihm, als lebe er nun erst, oder als habe sein Inneres neue Organe angenommen, neue Welten entdeckt. Auch nicht eine Erinnerung an das Zurückgelassene, das Ferne und Vergangene erwachte in ihm, und selbst in den Stunden, wo Zukunft und Vergangenheit sich unsrer Seele am meisten zu bemächtigen pflegen, im Entschlummern, stand nur die berauschende Gegenwart vor seinem innern Auge; er liebte sie und lebte nur für sie. Der lichte Strahl des Tages, tausendfältig in Farben gebrochen und von den smaragd- und rubinfarbigen Spitzen der Gletscher zurückgestrahlt; der Schmelz der Wiesen am Fuß der Eisberge und die unheimliche Nachbarschaft der Menschenwohnungen an diesen wie im Wogen erstarrten Meeresbergen, Oede, Frost, Gluth und Fülle in wunderbarer Vereinigung darstellend, alles dies erfüllte seine Seele mit so mächtigen und neuen Eindrücken, daß für die alten Vorstellungen kein Raum darin übrig blieb, und er sich nur des Wonnegefühls bewußt ward, alle jene alten kleinen Peinigungen wie leichte Fesseln von sich abgestreift zu haben. Den Rhonegletscher bestieg er allein, da Selling die Reise zu unbequem fand, und wie am Rheinfall die Entzückungen einer strotzenden Natur einsam zu genießen, seine Lust war; so fühlte er sich hier in erstarrter und leben-

loſer Umgebung, allein, beſeligt und glücklich. Ja, das große Gefühl, die einzige klopfende Bruſt mitten in der Erſtarrung zu ſein, dünkte ihm noch erhebender und überirdiſcher, als der Mitgenuß der Natur unter vielen athmenden und lebensfrohen Geſchöpfen. Allein mit ihr, dünkte er ſich der Gottheit noch näher, und fühlte, unter den Bildern der Erſtarrung, wärmer noch den göttlichen Odem, der in ihm lebendig war.

Von ſolchen Ausflüchten kehrte Günther begeiſtert zurück, er ſelbſt glaubte, daß wenig Menſchen Aehnliches gefühlt hätten, wie er, und der Natur und Tugend treu zu ſein, dünkte ihm in ſolchen Augenblicken leicht und gemächlich.

Doch wir Kinder der Erde ſollen das ſchwere niemals für leicht halten. Dem Falle ſind wir deſto näher, je mehr wir des ſichern Standes gewiß zu ſein wähnen! —

Durch die prächtigen Scenen des Simplon, des Lago-maggiore und des Comer Sees, die in Italien ſelbſt den Namen eines Paradieſes zu gewinnen fähig geweſen, waren die Freunde nach Mailand gelangt.

Selling ſtürzte ſich mit Leidenſchaft in alle Vergnügen dieſer reizenden Stadt und begeiſterte ſich an der Freiheit, welche die geſellige Sitte Italiens gewährte, und zu deren Genuß Vermögen, Jugend und Vorliebe aufforderten. Günther wanderte indeß, nicht minder glücklich, wie ſein Freund, durch die prächtige Scenerie, mit welcher die Natur die Lombardei geſchmückt hat; weidete ſich an dem abendlichen Purpur-

glanz der Schneecolosse im Norden, oder sog mit Wonne den balsamischen Duft ein, der über der üppig blühenden Landschaft schwebte; entzückte sich an der Lust fröhlicher und tanzender Landleute in den Gärten umher, oder saß stundenlang, in sich vertieft, vor dem wechselnden Panorama, das höchster Naturreiz, üppiger Wohlstand und Blüthe der Kunst vor ihm entfaltete.

Die verschiedenen Genüsse öffneten die Spaltungen zwischen den Freunden mehr und mehr. Mit unwilligem Tadel wendete sich Günther von den sinnlichen Genüssen ab, die Selling hier entschieden aufsuchte, und nicht immer genügte Sellings leichter Sinn, den Gesprächen darüber einen heitern Ausgang zu geben.

Er nannte Günther im Scherz wohl einen verknöcherten Magister, der für Italien so wenig tauge, wie mancher seiner Reisebeschreiber, und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß die Mentorschaft eines solchen ihm lästig sei.

Günther war von solchen Aeußerungen betrübt, und sei es im Gefühl seiner Abhängigkeit von ihm, sei es aus Neigung für den Freund, und um ihm zu Willen zu sein, er ließ sich endlich bewegen, an den geselligen Genüssen, von denen Selling ihm entzückt berichtete, einigermaßen Theil zu nehmen.

Die Versammlungen im Hause des Marchese Cerrini waren Sellings Entzücken. Hier hatte er ein Wesen kennen gelernt, dessen Schönheit ihn hinriß. Der freie Verkehr in diesem Kreise hatte bald zu einem Verständniß gegenseitiger Neigung geführt und Selling zu

dem notorischen Anbeter der Gräfin Erminia gemacht. Ihr Gatte, der betagte Conte Egidio, ließ geschehen, was er nach häufiger Erfahrung nicht zu ändern vermochte, und Selling war, wie Günther sah, ganz so glücklich, wie ein glücklicher Cicisbeo nur zu sein vermag.

Das Spiel war die Hauptangel der Unterhaltung im Hause des Marchese Gerrini. Männer und schöne Frauen nahmen daran Theil, wie denn dies in Italien der Fall zu sein pflegt.

Günther wandte sich von dieser Unterhaltung mit festem Unwillen ab, und alle Neckereien, alle Aufforderungen Sellings vermochten nicht, seine Abneigung gegen die Theilnahme an dieser Beschäftigung zu überwinden. Die Beobachtung der Spielenden zog ihn jedoch an. Gräfin Erminia war in der That schön, und das Glück, mit welchem Selling ihr Spiel leitete, machte ihre Schönheit zu einer heitern und glänzenden.

Eines Abends fanden sie die Gesellschaft um drei Fremde vermehrt, welche vor kurzem in Mailand eingetroffen waren.

Als der Baron Steiner, von dessen unermeßlichem Reichthum schon viel erzählt worden war, sich dem Spieltische näherte, wurde ihm ehrerbietig der erste Platz eingeräumt. Unwillkürlich fiel auch Günthers Blick auf ihn, und unwillkürlich haftete er auf dem jungen gefeierten Manne fest, in dem Günther trotz aller Verwandlung verschönernder Kunst seinen Jugendgespielen Clemens wieder erkannte. Ein leiser

Ausruf der Bewunderung mochte des Barons Aufmerksamkeit erregen, er sah sich um, und sein Erblassen verrieth, daß auch er seinen Mitschüler erkannte. Ohne aufzustehen legte er den Finger auf den Mund, Günther nickte ihm zu und mit dieser Pantomime war zwischen ihm und Günther der Vertrag geschlossen, einander gegenseitig unbekannt zu bleiben.

Clemens hatte das Ziel seiner Wünsche, Glanz, Rang, Reichthum und Verkehr mit den Großen der Welt, die Sehnsucht, welche die Seele des Knaben schon gestachelt hatte, erreicht; Günther aber schwieg gern, und ging selbst mit aller Bereitwilligkeit in die verabredete gesellschaftliche Maske ein, als Clemens sich nach einiger Zeit förmlich vorstellen ließ, und ihm selbst seine Begleiterin, die schöne Angela, als seine Frau vorstellte.

Ein reizendes Kind von 13 oder 14 Jahren hatte ihn in der Zwischenzeit lebhaft beschäftigt. In der That konnte man nichts Lieblicheres sehen, als die Schwester der schönen Angela. Ein reicher Schmuck blonder Locken umspielte das lieblichste Antlitz, in dem Reiz und Trotz, Charakter und Gemüth eben so in eins zusammenschmolzen, wie in der Gestalt der reizenden Bettina das Kind und die Jungfrau in einander zu fließen schienen. Die lieblichsten Töne der süßesten aller Sprachen ergossen sich in Witz und Neckerei aus dem rosigen Munde des Kindes, das fast allein zur Erheiterung der ernsten Spielergesellschaft ausreichte.

Die kleine Bettina, nur gegen ihre schöne und

stolze Schwester ängstlich zurückhaltend, schwärmte wie eine harmlose Libelle von einem der Spielenden zum Andern, hatte für jeden ein scherzendes, witziges oder neckendes Wort bereit und stellte, mit einem Wort, in diesem ernsten Kreise die lieblichste Erscheinung dar, die man sehen konnte.

Lange schon hatte Günthers Auge auf dem schönen Schmetterling Italiens geruht, und lange genug, um von seinem Reiz bestochen zu werden und zu erkennen, wie übel die Stellung des armen Kindes sei. Die stolze Schwester, neidisch auf die knospende Anmuth ihrer jüngern Nebenbuhlerin, behandelte sie rauh und tyrannisch. Sie war noch schön zu nennen, aber die an sich kurze Blüthe der Schönheit in Italien nahte bei ihr schon ihrem natürlichen Ende. Den Schwager haßte das Kind, warum — mochte es selbst wohl nicht wissen: aber man erkannte dies Gefühl deutlich in ihm, an der Freude, die das Kind verrieth, so oft Clemens seinen Satz verlor, oder an dem Eifer, mit dem es Andre gegen ihn zu spielen antrieb.

„Und Ihr, Signor, sprach die schelmische Kleine zu Günther, indem sie ihn mit ihren großen blauen Augen von oben bis unten wie verwundert maß, seid Ihr so arm, daß Ihr nicht spielen dürft? Kommt her, ich borge Euch.“ — Mit diesen Worten nahm sie von dem Goldhaufen ihres Schwagers ihr Händchen voll Ducati und schüttete sie, wie er lächelnd das faß, in Günthers Schooß.

„Kommt her, sprach sie, und wenn Ihr ein Ca-

valiere seid, so spielt mir gegen den Caro Varone und gewinnt ihm Einiges für mich ab."

Günther mußte über den kleinen Schalk lachen, streichelte die Wange des lieblichen Kindes, und legte das Geld wieder zu den Reichthümern des Baron Steiner hin, indem er höflich um Entschuldigung bat.

Bettinas Gesicht nahm einen ernsten fast zürnenden Ausdruck an. „Poverino, sprach sie; ich seh's — Ihr habt nicht Muth und nicht Geld zum Spiel."

Die ganze Gesellschaft blickte bei diesen Worten auf Günther. Sei es, daß er den Ausspruch des trotzigen Kindes zu Schanden machen, oder daß er sich bei ihm selbst in bessern Kredit zu setzen versucht ward, genug, er zog einige Goldstücke hervor, trat an den Tisch und sagte: „Für Euch, Signorina!"

Er spielte, und verlor; Selling, der sich über den Freund, den er allmählich noch zu bilden hoffte, freute, schob ihm heimlich eine Goldrolle zu. Er verlor auch diese.

Unmuthig wandte er sich ab. Die Untreue gegen seine Grundsätze verstimmte ihn. „Ich habe kein Glück, Signorina," sagte er zu Bettina, die ihn mit einem Auge voll Seele und wie mit unendlichem Mitleid anblickte.

„Kein Glück? fragte sie kopfschüttelnd, daß die schönen Locken den lieblichen Kopf wie eine Gloriole umkreisten. Glück genug, Signor; Ihr sucht es nur nicht an der rechten Stelle!"

Das Kind fing an Günther auf das lebhafteste zu

interessirten. Er las mehr Seele in seinen klugen Augen, als in den gespannten Blicken der Spieler.

„Woher wißt Ihr das, Signora," sprach er, und ergriff Bettinas beide Hände und trat mit ihr in eine Fensteröffnung.

„Euer Antlitz sagt mir's," sprach das Kind und flüchtete mit einer plötzlichen Bewegung, erröthend und erschrocken, weit von ihm weg.

Die schöne Angela rief das Kind zu sich, und ließ es den ganzen Abend nicht mehr von ihrer Seite.

Auch Selling hatte an diesem Abend unglücklich gespielt, und wiewohl ihm in der Neigung der Gräfin Erminia, welche von ihrem Gemahl völlig unabhängig zu sein schien, ein reicher Ersatz lächelte, so verließen doch beide Freunde ziemlich verstimmt den Gartensaal des Marchese Gerrini.

In dieser Verstimmung mochte Selling die leisen Erinnerungen seines Freundes gegen seine neuen Verbindungen empfindlicher aufnehmen, als sie es sonst vielleicht gewesen wären, hätte er seine gewohnte gute Laune behauptet; genug, es kam zu einem lebhaften Wortwechsel, in welchem beide Freunde eben die enge Via del Morone durchkreuzten, als sie, die in diesem Wortgefechte auf ihre Umgebungen wenig Acht gehabt hatten, plötzlich von fünf Männern in Mänteln den Weg sich vertreten sahen.

„Das ist er," rief einer der Männer, stürzte sich auf Selling und führte einen kräftigen Stilettstoß gegen seine Brust.

Günther sah den Freund sinken. Wuth und Rachedurst ergriffen ihn; er stürzte auf die Meuchelmörder, entschlossen den Freund mit seiner waffenlosen Hand zu vertheidigen oder ihn zu rächen. Doch die Mörder ergriffen die Flucht und ließen die Freunde allein.

Mit namenloser Angst warf sich Günther auf den so schnöde überfallenen Selling, welcher leblos am Boden lag, seine Wunde zu untersuchen. Doch wie er eben sein Oberkleid aufreißen wollte, lachte ihm der Ermordete laut entgegen. Selling hatte den guten Einfall gehabt, so wie er den Stoß erhalten hatte, der kaum die Brieftasche auf seiner Brust durchbohrt hatte, sich lautlos und langsam wie ein schwer Getroffener auf die Erde fallen zu lassen. Er selbst hatte auch nicht die geringste Wunde empfangen.

„Sind sie fort, fragte er unter lautem und anhaltendem Lachen den erschrockenen Günther. Dieser bejahte. — Das kam von dem Grafen, sagte Selling — aber der Schuft soll dafür büßen." —

Halb in Wuth, halb lachend, und jeden Falls besser gelaunt, als er Gerrini's Gartenhaus verlassen hatte, errichte Selling seine Wohnung. Günthers besorgte Ermahnungen verspottete er, und sprach nur von der glänzenden Rache, die er an dem Grafen nehmen wolle.

Günther erkannte, daß hier nichts zu thun sei, als den leichtsinnigen und sinnlichen Freund gewähren zu lassen. Er selbst war entschlossen, so viel als mög-

Wo ich mich ganz im Rauche barg,
Weil etwas übel ich empfunden.
Doch bleibt mein Weibchen immer heiter,
Des Friedens Spiegel unbehaucht,
So wird — und wären's Himmelskräuter —
Kein Blättchen künftig mehr geraucht.

Die Frau.

Den Strickstrumpf nehm ich wohl zu oft:
Auch hat mein Männchen, wenn ich schmollte,
Umsonst auf einen Blick gehofft,
Weil ich ihn nur den Nadeln zollte.
Doch, runzelt Männchen nie die Stirne,
Wird freundlich stets sein Ja! genickt,
So wird — und wär's vom feinsten Zwirne —
Kein Maschchen künftig mehr — gestrickt.

Der Mann.

Belauscht hab' ich, was Du gesagt.

Die Frau.

Ich merkt's, und Du hast laut gesprochen.

Der Mann.

So sey's in Zukunft denn gewagt.

lich, seinen eignen Weg zu gehen, Selling allein der Gesellschaft zu überlassen, und den Genuß der Natur sich durch ihn so wenig als möglich verkümmern zu lassen.

In dieser Absicht nahm er am folgenden Morgen von Selling Abschied, um eine Wanderung von zwei oder drei Tagen in der weiteren Umgebung Mailands vorzunehmen, welche ihn nach Monza, Pavia und zu den Seen führen sollte.

Selling versprach seine Rückkehr zu erwarten, worauf man sich zusammen nach Florenz wenden wollte.

Wiederum verlebte Günther beglückte Stunden in dem Umgang mit der Natur, für den seine Seele nun einmal besondere Anlagen empfangen zu haben schien. In glücklichen Träumen durchwanderte er die Weinlaubengänge der Brianza, den Hain von Monza, die Pracht des Comer Sees so lange, bis er selbst des reizenden Kindes vergaß, das in den izt vergangenen Tagen seine Seele mit ziemlicher Unruhe angefüllt hatte. Befreit selbst von dieser Last, die doch eine süße war, da er wohl empfand, daß Bettina ihm in voller Unschuld zugeneigt sei, kehrte er glücklich nach Mailand zurück.

Ein herber Schmerz erwartete ihn hier. Sellings Wohnung war leer; der Freund war abgereist; ein zurückgelassenes Blatt sagte ihm etwa folgendes.

Den alten eifersüchtigen Grafen, der dies um so mehr war, je tiefer er seine Leidenschaft verbarg, zu strafen, hatte Selling die Gräfin entführt, und war mit Erminia, mit welcher er weit mehr einverstanden

war, als Günther ahnete, verſchwunden. Niemand wußte wohin die Flüchtigen ihren Weg genommen hatten.

In dem zurückgelaſſenen Blatte hieß es:

„Unſre Wege trennen ſich für einige Zeit: ſie paßten in der letzten überdies nicht recht zuſammen. Suche mich, wenn Du willſt, in Neapel oder Palermo wieder auf. - Ich habe mit Dir zu theilen gelobt. Nimm daher gewiſſenhaft gezählt, die Hälfte meiner leider ſehr geſchmolzenen Baarſchaft und denke Deines Freundes — Selling.

Günther fand etwa funfzig Goldſtücke leicht in einen Handſchuh gewickelt unter dieſem Blatte in ſeinem Büreau. Alles verrieth ihm, bis zu welchem Grade der natürliche Leichtſinn ſeines Freundes durch ſeine neueſten Verbindungen geſteigert worden war.

Dieſer zeigte ſich auch darin, daß er Günther die Bezahlung ihres geſammten Unterhalts in Mailand großmüthig überlaſſen hatte; hierdurch aber war ſein Geſchenk in der That zu nichts geworden; denn bei dem Aufwand, welchem man ſich hingegeben hatte, ſtand ſelbſt noch dahin, ob die von ihm zurückgelaſſene Summe die Schulden, für welche Günther verpflichtet blieb, zu decken genügen mochte.

Ein tiefer Schmerz ergriff ſeine Seele. In dem Freund, den er verwerfen und verachten mußte, fing er an, den Menſchen überhaupt für unwerth ſeiner Liebe zu halten, und nach ſo mancher beglückten Stunde

kam nun zuerſt Kummer und die Bitterkeit der Täuſchung über ihn.

Treu und edel, wie Günther war, fing er damit an, ſeine und Sellings Schulden zu bezahlen. Von der hinterlaſſenen Baarſchaft blieben ihm hiernach nur wenige Goldſtücke übrig.

Günther war nun völlig frei; kein läſtiger Gefährte verletzte oder durchkreuzte mehr ſeine Empfindungen, die letzte leichte Feſſel war abgeſtreift; im vollſten Umfang des Worts war er nun — was für ihn der Inbegriff alles Glücks war — Herr ſeines Willens, allein mit der Natur und kein Vogel in der Luft war freier, als er.

Keiner war aber auch hülfsbedürftiger, wie er! Seine eigene Börſe war leer: in dem großen Mailand kannte er Niemand, der ſeinem Bedürfniß zu Hülfe kommen konnte, und ſeine Geldmittel mochten kaum ſo weit genügen, um bis Genua hin auszureichen, wohin von dem Zauber einer reichern ſüdlichern und ſchönern Natur gelocket, jetzt das Ziel ſeiner Wünſche ſtand; denn dieſe Küſte mit ihren Citronenhainen und Palmenwäldern hatte ſchon lange ſeine Phantaſie erfüllt.

Was ſollte er anfangen, unbekannt, ohne Freund in dem fernen Lande? Es war ihm unmöglich zu Gerini ſeine Zuflucht zu nehmen, der ihn kaum kannte, und eben ſo unmöglich war es ihm, ſeinen Ruf um Beiſtand nach Deutſchland, an die Seinigen gelangen zu laſſen. Denn zum erſtenmal fühlte er nun deutlich,

daß er sie beleidigt habe; daß sein Vater, daß Amalie mit Recht ihm zürnen mußten. Zu der flammenden Begeisterung, die bis jetzt die ungestörte Herrin seiner Brust gewesen war, gesellte sich jetzt zum erstenmal eine dunkle Gefährtin, die Sorge — und am Eingang seiner Seele stand auf den ersten Wink bereit, eine nicht minder düstre, die Reue. Wie sollte er sich helfen? Zurückkehren? Unmöglich! Er scheute die Beschämung nicht minder, als die alten Fesseln, deren süße Last er noch nicht erkannte. An wen sich wenden? An Steiner? Sein Stolz verbot es. Wer konnte seinen Ruf sonst vernehmen? Niemand! Und an Entbehrung war Graf Günther nicht gewöhnt. Er war frei — aber er war, für diesen Augenblick wenigstens, zugleich ein Bettler, ein Beschämter, von der Welt abgelöst und darum eben freier Bettler! Jetzt zuerst stieg die Ahnung in ihm auf, daß nur die Ablösung von der Welt den Begriff von Freiheit zu erfüllen vermöge, den er unvorsichtig bei sich gehegt, in dem er sich selbst verloren hatte. Mit so trüben Gedanken saß Graf Günther, das Haupt nun sorgenschwer in die Hand gestützt eines Abends in seinem Zimmer, das er unmuthig schon seit zwei Tagen nicht mehr verlassen hatte. Das Licht des Tages selbst war ihm in dieser Seelenstimmung zuwider — er hatte die schweren seidnen Vorhänge herabgelassen, die Sommerabendluft aber strömte frei durch das offne Fenster ein. Den Fall des Tages hatte er nicht wahrgenommen, noch die abendliche Bewegung in den Gassen —

auf einen ſonnenhellen Tag aber war ſchnell, wie in Italien geſchieht, dunkle Nacht gefolgt. Günther ſaß ſinnend und unbeweglich da.

Auf einmal rauſchten die ſeidnen Vorhänge auseinander. Günther ſchreckte bei dem Geräuſch aus ſeinen Träumen empor und blickte auf. Ein lieblicher Kindeskopf ſchaute durch die Vorhänge, die Geſtalt eines ſchlanken Mädchens hob ſich über der Fenſterbrüſtung und zwiſchen den Gardinen empor. Es war die reizende Bettina, die jüngere Schweſter der ſchönen Begleiterin des Baron Steiner, die ihm ſchon in Gerinis Hauſe ein Engel geſchienen hatte. Günther wollte ſich von ſeinem Sitz erheben, die Ueberraſchung lähmte ſeine Kraft. Es war ihm, als ſtände ein Abgeſandter des Himmels, als ſtünde ein Schutzgeiſt vor ihm! — „Was verkündeſt Du mir," ſprach er endlich in feierlichem Ton.

„Verzeiht, Signor, ſprach das Kind, die verwirrten lieblichen blonden Locken über den dunklen Augenſternen ſchüttelnd; verzeiht dem ſonderbaren Eingang. Aber ich fand Eure äußre Thür verſchloſſen und Euer Fenſter offen, und da ich von einem Eurer Freunde eine Ambasciata bringe, ſo meinte ich Euch auch ſo willkommen zu ſein." —

„Von einem Freunde" — fragte Günther aufs neue überraſcht —

„Von Eurem alten Freunde, wie der ſagt, der Euch dies Käſtchen ſendet, ſprach das liebliche Kind. Hier, nehmt es; doch öffnen dürft Ihr es nicht eher,

als bis ich Euch verlassen habe. Ich behalte den Schlüssel und werfe ihn Euch zum Fenster hinein, so bald ich fort bin."

Mit diesen Worten reichte sie ihm das gewichtige zierliche Kästchen.

„Lieblichster aller Boten, süßer Engel, sprach Günther von der Anmuth des Mädchens hold ergriffen — wer sendet Dich mir in meiner Drangsal? Sprich, laß Deinen Rosenlippen mir Antwort geben." — Er wollte das schlanke Kind umfassen, das sich sträubte. „Der Euch liebt und ehrt sendet Euch einen Boten, der Euch liebt und ehrt," sprach das feine Kind im holdesten Italienisch.

„Also liebst Du mich," sagte Günther und zog den Engel an sich.

„Nicht so," rief das Kind; nur wenn Ihr so still und sinnend seid, wie jüngst am Tisch des Marchese. So lieb' ich Euch!" Auf einmal sah Günther klar. Er kannte den Freund, der ihm das Kästchen sandte. Ein leiser Schauer, ein düsterer dumpfer Mißwille ergriff ihn. Seine Stirn spiegelte die Wolke zurück, welche die Seele umhüllte.

„Ihr zürnt?" fragte das Kind.

„Nimm Dein Kästchen wieder," rief Günther, und reichte es dem Boten hin.

„Nicht um den höchsten Preis, sprach das liebliche Wesen. Behaltet es, wenn Ihr mir gut seid."

„So laß Dir mit einem Kuß danken, und ich will's, sagte Günther entzückt und schloß die leichte

Sylphe in seinen Arm. Bettina reichte die Wange hin, entzog sich dann, wie eine Schlange gewandt seiner Umarmung, huschte durch die Gardine und sprang von der niedern Fensterbrüstung in den kleinen Garten hinab.

Günther streckte seine Arme verlangend nach ihr aus — aber wie ein Gespenst trat plötzlich Amaliens flehende Gestalt vor seine Seele — aus welchem Winkel derselben wußte er selbst nicht. Dies hielt ihn am Fenster zurück. Den Augenblick der Zögerung nahm das Kind wahr, warf ihm den kleinen Schlüssel ins Gemach und war verschwunden, wie Günther sich nach diesem umsah.

Er war allein. Zitternd fast vor Wonne oder vor Ueberraschung oder auch im ersten Gefühl einer Verirrung brauchte unser Freund einige Zeit, ehe er einen Gedanken festzuhalten vermochte. Wie ein Träumender schritt er im Zimmer mehrere Male auf und nieder. „Ist das das Glück, rief er, und wenn es hier nicht ist, wo ist es sonst?“ fragte er sich selbst. Die Antwort blieb er sich schuldig, aber er zürnte auf Amaliens Geist, der ihm so plötzlich und so zur Unzeit erschienen und ihn abgehalten hatte, sein Glück zu umarmen.

Jetzt stieß er mit dem Fuß gegen den kleinen Schlüssel, der noch am Boden lag, so daß er weit von ihm dahin glitt. Günther bückte sich und hob ihn auf. Er öffnete das zierlich gearbeitete Ebenholzkästchen. Fünf doppelte Reihen glänzender Goldrollen blitzten ihm entgegen. Das hatte er nicht erwartet. Dies Gold

kam von Clemens, der seine Noth durchschaut hatte. Sollte er es behalten? Sollte er dem danken, der einst sein Diener war, und der auf unlauteren Wegen zu diesem Reichthum gelangt, keinen Anspruch auf seine Achtung hatte? —

In seinem Willen empörte sich etwas gegen die Annahme dieser Gabe. Aber er dachte an den lieblichen Ueberbringer, an seine Noth, an das glückliche Ereigniß selbst, das dieser Noth auf einmal ein Ende machte; er beschloß, die Gabe als ein Darlehn zu empfangen, sie einst mit Zinsen zurück zu erstatten, und fing nun an, das Kästchen und seinen Inhalt als sein rechtmäßiges Eigenthum anzusehen. Zum Theil ward ihm selbst sein eigner Verlust darin erstattet.

„Mein guter Clemens, dachte er, morgen sollst Du meinen Dank empfangen. Wozu länger Dich verläugnen — ich will Dich aufsuchen — Du bist ja mein einziger Freund. —“

Günther träumte in dieser Nacht sehr glücklich. Bettinas reizendes Bild umgaukelte ihn; aber eine andre ernstere Gestalt führte sie an ihrer Hand von seinem Lager hinweg und indem er beiden Scheidenden nachsah, die eine zürnend, die andre lächelnd, wußte er nicht, welche schöner sei, Amalie oder Bettina. Im Traume aber empfand er, daß ihm Amalie nicht gleichgültig sei.

Sein erster Gang am Frühmorgen des folgenden Tages war zu Gerrini's Hause. Er fragte nach des Baron Steiner Wohnung — man wies ihn in das deutsche Hotel von Mailand. Als er sich dort anmeldete, hörte

er, daß Baron Steiner beim ersten Schimmer des Tages abgereist sei. Das kleine Mädchen sollte viel getrotzt und geweint haben, zuletzt jedoch in den Wagen gestiegen und mit abgereist sein. —

Im ersten Augenblick fühlte sich Günther durch diese Nachricht wie von schwerer Bürde erleichtert: im zweiten ergriff ihn Schmerz und Sehnsucht nach dem lieblichen Kinde.

Wohin der Baron gereist sei, war nicht ganz ausgemacht. Der Wirth wollte wissen, nach Venedig; allein einer der Hausleute hatte die Reisewagen die Straße nach Genua einschlagen sehen.

Nach Genua drängte es unsern Helden. Dahin eilte er, im Anfange der Reise stumm und trübe, endlich von dem Zauber der Natur, welche die Zügel ihrer Macht über ihn allmählig wieder ergriff, geheilt und hergestellt. Die kurzen Stunden des Kummers wurden von den Reizen der immer üppiger schwellenden Natur nach und nach aus seiner Erinnerung verwischt, und als Günther bei Novi eine ganz neue Welt betrat, als der warme Hauch eines südlichern Himmels ihm hier entgegenwehte, und als vollends von dem Belvedere des Jovisberges herab das unvergleichliche Panorama des Golfs von Genua sich vor ihm entfaltete, als er nun durch duftende Orangengärten, blühende Cactus- und Aloesträuche, durch mächtige Carrubenhaine in die Landschaft einzog, wo Alles blüht und lächelt, Blatt an Blatt, Blume an Blume sich drängt und das smaragdgrüne Meer, der blaue Himmel darüber und

daneben, ihn in Entzücken versetzte, als er die Pracht Genuas und seinen Hafenwald, des schlanken Leuchtthurms über den brausenden Wogen, der Herrlichkeit von Carignan und des Glanzes der drei Marmorstraßen ansichtig ward; da war Kummer und Amalie, und selbst die liebliche Erscheinung war vergessen, die ihn hieher nach sich zog. Er fühlte sich wieder frei von allen Banden und nur der Natur unterthan.

Am Abend des zweiten Tages sah er den prächtigen Wagen des Baron Steiner über die Piazza verde rollen. Er hielt an, Clemens und seine schöne Begleiterin und das liebliche Kind stiegen zum Spaziergange in der erquickenden Abendkühle nach einem glühenden Tage herab. Günther trat auf Steiner zu, reichte ihm die Hand und drückte in allgemeinen Ausdrücken seinen Dank aus. Doch Clemens, über diese Begegnung sichtbar betroffen, lehnte den Dank ab, und gab vor, von nichts zu wissen, als von einem jener Scherze, die sich seine muthwillige Schwägerin zuweilen mache, indem sie seiner Casse zuspreche. Die schöne Angela ward nun zugleich als seine Frau vorgestellt. Man ging eine Zeit lang zusammen. Günther kam jedoch in der Gesellschaft dieser Leute zu keinem Wohlgefühl. Die liebliche Bettina blieb traurig und stumm und der schrankenlose Leichtsinn der schönen Angela hatte für ihn eher etwas unheimliches und abschreckendes. Er glaubte eine aller Unschuld entfremdete Seele zu erkennen, und es that ihm wehe, Bettina in sclavischer Abhängigkeit von dieser Schwester zu erblicken. Beide

Die Frau.

Dein Weib hat nie ihr Wort gebrochen.

Der Mann.

Doch nein, Du kannſt wohl manchmal ſtricken,
Nur — blick auf mich zuweilen auch.

Die Frau.

Ich will Dir ſelbſt das Pfeifchen ſchicken,
Nur ſey Dir Liebe mehr — als Rauch.

Theodor Hell.

ſollten übrigens, wie Günther ſchon in Mailand gebeten hatte, eigentlich Tänzerinnen vom Theater S. Luca in Venedig ſein. Dennoch war der Ring einmal geſchmiedet, und er konnte ſich nun des Verkehrs mit dieſen Leuten, die er nicht achten konnte, da Clemens den Glücksritter und Spieler nur zu deutlich zu erkennen gab, nicht mehr erwehren. Zu dem ließen die Bande nicht nach, die ihn zu der reizenden Bettina hinzogen, dieſem tiefſinnig-ſinnlichen Engel, der ihm in aller Unſchuld der Seele den Weg des Verderbens zu wandeln ſchien, und den er zu retten, einen unwiderſtehlichen Trieb in ſich fühlte.

Bald zeigte ſich, daß Clemens von Genueſiſchen Freunden aufgefordert, in der Vorſtadt Pietro d'Arena eine Spielbank eröffnet habe. Ein prächtiges Sommerhaus war zu dieſem Zwecke eingerichtet und Angela und Bettina, deren Schönheit bald in der Stadt bekannt wurde, dienten hier zu Anziehungsmitteln.

Die Converſazioni des reichen fremden Barons in Villa Ercolani erlangten ſchnell einen großen Ruf und die Hälfte der reichen Jugend Genuas ſtrömte Abends in den feenhaften Sälen dieſer Villa, von der eine paradieſiſche Ausſicht ſich entfaltete, zuſammen. In den hintern Sälen gegen das Thal hinaus wurden große Summen im Pharao gewonnen und verloren.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß das Spiel für Menſchen von lebhafter Gefühlsweiſe ein Dämon ſei, der durchaus beſiegt werden müſſe, ſei es durch einen Gewaltakt des Verſtandes, oder durch Erfahrung,

oder durch andre lebhafte Beschäftigung. Sein Reiz ist unbestreitbar, die Versuchung ist da und es ist Aufgabe, beide zu überwinden.

Günther hatte weder Erfahrung, noch Beschäftigung, die ihn hätte sichern können; die Liebe hätte es vermocht, aber eben sie zog ihn zu diesen Sälen hin, in welchen Bettinas Erscheinung ihn still entzückte.

Das liebliche Kind schlang ein immer engeres Netz von bewußtlosem Reiz um ihn, besonders aber war es der Schutz, den er ihm oft gegen die tyrannischen Gebote der Schwester zu gewähren hatte, was Günther an das schuldlose Wesen fesselte, das an dem Rande des Verderbens so anmuthig, so harmlos umher spielte. Ihrem Antrieb zum Spiel gegen ihren „häßlichen" Schwager, wie Bettina den Baron nannte, widerstand auch Günther nicht. Vielleicht war er darin eben nicht delikat, um so mehr, als die Bank merklich im Verlust war. Wie dem jedoch sein mochte, die Karte des unerfahrnen und schwer angelockten Spielers gewann immer. Unter Bettinas Liebkosungen schwammen seine Sinne in Nebel; er spielte ohne, ja wider alle Regel; doch je unverständiger er setzte, je reichlicher strömte ihm der Gewinn zu.

Das Spiel stand nun allmählig so, daß der Gewinn Günthers dem Fonds der Bank des Barons das Gleichgewicht hielt.

„Setzt die Dame, flüsterte ihm Bettina von hinten her ins Ohr, und haltet die Bank." Günther

that es. Er zog die Dame von Carreau und rief: „Va banque!“

Die Taille fiel. „Sept perd et neuf gagne! — Roi perd, dame gagne, rief der Croupier, und Baron Steiner, der hinter diesem stehend, dem Spiele zusah, verfärbte sich.

„Undankbarer, rief er dem Grafen ins Ohr — es soll Dir nicht fruchten! Günther wollte sich mit seinem Gewinn erheben, entschlossen, dem Baron davon zurück zu erstatten, was er als eine Hülfe in der Noth von ihm erhalten hatte.

Doch der Croupier warf eine andre Bank auf, und Günther, der sich von seinem Gewinn beängstigter fühlte, als der Verlierer es sein mochte, — spielte in der Absicht zu verlieren, weiter, und in der Meinung auch diese Bank gehöre dem Baron, und er spiele gegen ihn. Sein Zweck war bald erreicht. Bettina warnte, zürnte, entriß ihm die Karte, neckte und zerrte ihn; umsonst. Jeder Abzug entführte dem unbesonnenen Spieler neue Summen und ehe er selbst es ahnete, war nicht bloß sein großer Gewinn, sondern selbst sein erster Einsatz verloren. Günther zum ersten Mal ein Sclave der wildesten Leidenschaft, spielte weiter, und nicht eher fand er seine bessere Besinnung wieder, als bis sein letztes Goldstück den Weg zur Bank gewandert war.

Er sprang empor — die Rollen des Barons waren bis auf wenige Goldstücke dahin — er war wieder, wie zu Mailand — ein Bettler.

Der Baron war verſchwunden — Bettina ſaß in einer Fenſterniſche und ſchmollte; Angela war nicht zu ſehn. Er hörte nun daß man dem Croupier Glück wünſchte, und daß dieſer für eigne, nicht für des Barons Rechnung geſpielt hatte.

Ohne Abſchied zu nehmen ſtürzte er aus dem Saale. Draußen wogte das Meer in empörten Wogenbergen, zu denen ein plötzlicher Aufruhr der Natur es peitſchte.

Günther fühlte ſich elend, verbrecheriſch. Zum erſtem Mal war ſelbſt die ſchauerlich ſchöne Naturſcene, die ihn umgab, ihm zuwider.

Es war, als riefe die brauſende Brandung ihm ſeine Verworfenheit zu. Seinem Wohlthäter Clemens, deſſen Beiſtand er ſchon einmal Rettung vom Elend verdankte, hatte er vielleicht — zum Lohn dafür, und mit ſeinem eignen Darlehn — vernichtet, wenigſtens beſchädigt.

Das Gefühl ſeiner eignen Noth kam gegen dieſe Empfindung nicht mehr auf. Er ſcheute ſich dem beleidigten Helfer zu begegnen, ja, er fürchtete ſich ſelbſt vor ſeiner Rache, denn das Gewiſſen macht Feigt aus uns. —

Der Morgen ſchillerte grau über den empörten Wogen des Golfs, als Günther faſt bewußtlos ſeine Wohnung an der Darſena erreichte.

Er raffte zuſammen, was ihm geblieben war, warf einiges Wenige in ein Bündel zuſammen, ließ das Uebrige zur Bezahlung ſeiner Wirthsſchuld zurück und ſtürzte vorüber an den Marmorpalläſten, die nun ſei-

ner Noth zu ſpotten ſchienen, über die Brücke von Cornegliano, dem Wege nach Savona zu.

Dahin war es mit unſerm Freunde gekommen. In ſeinem tiefen Falle war kein Sprung: Schritt für Schritt war er dem Abgrund der Verlaſſenheit und der Schuld zugeeilt, in deſſen Tiefe ihn unſer theilnehmendes Auge nun erblickt. Gegen ſeinen Wohlthäter ſchuldig, ſchuldig gegen ſich ſelbſt, gegen Amalien, wie er jetzt wohl fühlte, und gegen ſeinen Vater; ein Bettler, ein Betrüger ſelbſt gegen ſeinen letzten Wirth in Genua, deſſen Forderungen er nicht mehr genügen konnte, wanderte der Freund der Freiheit und der Natur, der ſonſt ſo reine und edle Günther, am Geſtade des toſenden Meeres, deſſen Waſſerberge ihm jede ſeiner Schönheiten nun verbargen, troſtlos, und mit ſich ſelbſt zerfallen, dahin. Es war eine herbe Stunde der Prüfung!

In ſeinem Schmerz war nicht bloß Bettinas liebliches Bild aus Günthers Seele verwiſcht; er nahm ſelbſt der wunderbaren Schönheit von Meer und Land, die ihn umringte, nicht mehr wahr; theilnahmlos und in trübes Sinnen vertieft, eilte er, wie ein Verfolgter an den paradieſiſchen Hügeln des Polcevera-Thals, an Cornegliano und Lomellino vorüber, als wäre kein Mitgefühl für das Schöne, ſondern nur nagende Selbſtverwerfung in ſeinem Buſen lebendig. Die kleine Baarſchaft in ſeiner Taſche hielt ihn ſelbſt von der geringſten Erquickung zurück und todtmüde und ſeelenkrank erreichte er Savona.

Hier fing der Sturm an zu ſchweigen; düſtre Wolken jagten noch an dem ſonſt ſo lichterfüllten Horizont hin, aber das Unwetter war doch in ſeiner Kraft gebrochen und einzelne lichte Streifen verkündeten am Himmel einen heiteren Abend. Allmählig rollte das Meer zu ſeinen Füßen mit beſänftigteren Wogen; der Abendhimmel färbte ſich purpurn und kurz vor ihrem Scheiden ſtand die Sonne, hell und glänzend im Weſten.

Die Hügel voll Orangen und duftigen Lilien und Myrthen, die Gärten voll Feigen und Citronen, die zierlichen Landhäuſer mit ihren glänzenden Scheiben kleideten ſich in Licht und die Natur lächelte überall ringsum.

Nun erſt erwachte auch Günther aus ſeiner Betäubung. Der alte Zauber hatte wieder Macht über ihn. Er wurde erſt der Natur, dann ſeiner ſelbſt ſich klar bewußt.

„Du böſeſt verdient! dachte er. Und geduldig willſt Du tragen, was Du verdient. Ja! Ich will gut machen — ſprach er weiter zu ſich, ſo viel ich kann.“

Und mit dieſem Entſchluß erhob ſich ſeine Seele und es war ihm, als käme damit ſelbſt körperliche Stärkung über ihn.

Beim leiſen Fall der Dunkelheit wanderte er rüſtig und munter ſeine Straße fort, ja, er freute ſich wieder ihrer himmliſchen Reize und das Wohlgefühl der Freiheit von jedem Bande erfüllte ihn wieder.

So erreichte er den kleinen Ort Noli. Hier ſchallte aus einem einzelnen Hauſe Muſik an ſein Ohr. Er

ſtand einen Augenblick ſtill und bekannte Melodien tönten wie heimathlich ihm entgegen. Er horchte und unterſchied deutlich einen deutſchen Walzer. Die vaterländiſche Cadenz erweichte und entzückte ihn — er dachte der Heimath, ſeines Vaters und ſeines Ranges.

„Mein Vater, dachte er, wenn Du Deinen Sohn hier und ſo ſäheſt! — "

Die Muſik verſtummte und vier Männer, hoch, blond, mit blauen Augen, traten aus dem Hauſe hervor. Er hatte ſich nicht getäuſcht — es waren Landsgenoſſen — muſizirende Bergleute aus dem Naſſauiſchen, wie ſie wohl die fremden Länder durchziehen.

Der unverhoffte Anblick dieſer Landsgenoſſen bewegte unſern Freund tief. Er trat zu ihnen und wünſchte ihnen guten Abend. Dunkel ſtieg der Gedanke in ihm empor, ſich hülflos, verlaſſen, wie er war, dieſen Männern anzuſchließen, mit ihnen weiter zu wandern; und dem ſchmerzhafteſten Kummer, dem einſamen, zu entgehen. Was Geſellſchaft der Menſchen, ſelbſt der uns fremdeſten, werth ſei, erfuhr er jetzt zum erſten Mal. Die Einſamkeit taugt nur für den Ruhigen; der Sonnenſchein des Glücks aber oder der Sturm des Unglücks zieht uns zu den Menſchen, unſern Brüdern, hin.

Die Männer beriethen ſich einen Augenblick und nachdem er ihnen die Reſte ſeiner Baarſchaft gezeigt hatte, willigten ſie ein, ihn in ihren Bund aufzunehmen.

Doch unſer Freund fand bald Urſach genug, auch

diesen Entschluß zu bereuen. Unerträglich war es ihm, von den leichtfertigen und rohen Gesellen ganz wie ihres Gleichen behandelt, oder was noch schlimmer war, wohl gar mit argwöhnischen Blicken, wie ein Verdächtiger, gemessen zu werden. Noch widerwärtiger aber war es, daß die muntern und immer durstigen Kameraden ihn bei jedem Wirthshause im Scherz oder im Ernst angingen, sie mit einem Trunk Weins zu regaliren. Als er dies mehrmals abgeschlagen hatte, fingen sie an, ihn wie einen armen Teufel zu behandeln und die erniedrigendsten Dienste von ihm zu fordern. In Piano sollte er gar, nachdem man in den Straßen musizirt hatte, den Einsammler machen und mit dem kleinen Blechteller umher gehen. Als Günther dies ablehnte, entstand unter den Halbberauschten ein heftiger Streit, den unser Freund nur dadurch zu schlichten vermochte, daß er versprach, sich im nächsten größern Ort eine Flöte, die ihnen fehlte, und die er zu spielen verstand, zu verschaffen, und ihre Musik damit zu vervollständigen.

Die Anschaffung dieses Instruments gab in San Remo zu einem neuen Streit Anlaß, da Günthers Baarschaft zu ihrer Bezahlung nicht ausreichte, und er verlangte, daß diese aus der gemeinsamen Casse bestritten werden müsse. Hiergegen wandte man ein, daß Jeder von ihnen sich auf eigne Kosten mit seinem Instrumente versorgt habe.

Solche unaufhörliche Streitigkeiten empörten Günthers Seele, und machten ihm seine tiefe Erniedrigung

fühlbar. Doch dies war nun umsonst. Er sah keinen Weg des Heils, als alle diese Widerwärtigkeiten zu dulden und zu tragen, bis er irgendwo Hülfe finden könnte, welche sich ihm hier nirgends zeigte.

So ging ihm denn der hohe Naturgenuß verloren, den diese paradiesische Landschaft, den die schönste Küste Europas, den dies Elborado von Land und Meer ihm umsonst darbot. Die Natur, empfand er, und ihre Schönheit legt sich nur dem Reinen und Ruhigen offen dar; dem Ruhelosen, dem durch Bewußtsein Gepeinigten verbirgt sie sich. Diese glänzende Küste, diese himmlischen Hügel, diese großen und kühnen Klippen, diese süßen und reizenden Inseln, dies schöne Meer, dieser entzückende Horizont, diese blauen Berge von Corsica über ihm hinweg, die strotzende Pflanzenwelt, diese zierlichen Ortschaften, Villen und Tempel, diese prachtvollen Sonnenaufgänge, diese reizvollen Orangenhaine, jene stillen Oliven- und Carrubenwälder, diese zauberischen Palmenhaine um San Remo, Bordighera und Vintimiglia, diese sanften purpurnen Abende — sie sagten ihm nun nichts — sie waren umsonst für ihn da, für ihn den begeisterten, den bewundernden Freund der Natur!

Inzwischen war der Streit wegen der Flöte doch verglichen und Günther, der einen Vorschuß darauf erhalten hatte, zog nun mit den Landsleuten, und ihnen verbindlich, als vagirender Musikant längs der Corona di Ponente nach Nizza weiter. Hier, an dem reichen und vielbesuchten Badeorte, versprach man sich ein reiches Feld der Erndte und hier hoffte auch un-

ser Freund im Stillen, doch irgend einen Bekannten, der seiner Noth abzuhelfen im Stande wäre, anzutreffen.

Die Gesellschaft der Bergleute zu verlassen, war er fest entschlossen, seitdem man ihm in Monaco eine offenbare Betrügerei zugemuthet hatte. Die kleine Tochter des Wirths hatte der Genossenschaft beim Herauszahlen aus Versehen statt einer Silbermünze ein Goldstück gereicht, und man verlangte von ihm, daß er diesen Irrthum zum Besten der Societät verschweigen solle. Günther widersetzte sich diesem Ansinnen, entriß dem Empfänger das Goldstück und gab es zurück, worüber es denn natürlich zum heftigsten Streite in der Genossenschaft kam. Einer der Bergleute nahm sich jedoch Günthers an, gab ihm Recht, und da hierüber die ganze Verbindung zu zerfallen drohte, so erkannten endlich Alle, wie sehr es in ihrem Interesse liege, den Frieden wieder herzustellen. So beschwichtigte sich der drohende Sturm und die Gesellschaft, Günther jedoch mit zerrissener und empörter Seele, zog nach Nizza weiter. Hier indeß wollte unser Freund von den saubern Genossen, die er jetzt tief verachtete, und deren grobe Neckerei und Anspielungen er nicht mehr zu tragen vermochte, sich auf alle Weise und um jeden Preis losmachen.

Irrte er nicht, so mußte sich der Hofmarschall von Kielau, ein alter Geschäftsfreund seines Vaters, den er als Kind einmal gesehen hatte, mit seiner Brustleidenden Tochter in Nizza befinden, das er, wie er sich

Die Kunst glücklich zu heirathen.

Erzählung

von

F. Laun.

gehört zu haben erinnerte, seit einer Reihe von Jahren schon zu seinem dauernden Aufenthalt gewählt haben sollte. Diesem Mann beschloß Günther sich zu entdecken, und seine Hülfe anzusprechen.

Sobald er konnte, schlich er sich daher unbemerkt aus der schmuzigen Herberge fort, wo er mit seinen Gefährten Wohnung genommen hatte, erfragte die Wohnung des Hofmarschalls, der wirklich noch in Nizza anwesend war, und begehrte vorgelassen zu werden.

Es bedurfte vieler Bitten und langer Ueberredung, ehe er den alten Kammerdiener bewegte, ihn bei seinem Herrn zu melden, der von dem Besuch eines jungen Mannes, zwar von edlem und gutem Ansehn, jedoch in abgetragener zerrissener und beschmuzter Kleidung, der ihn zu kennen behauptet hatte, nicht wenig überrascht war.

Er ließ ihn jedoch, wie er gerade, im behaglichen Morgenrock, unter einer blühenden Oleanderlaube sein Frühstück verzehrte, vor sich kommen.

„Was ist Euer Begehr, mein Freund," redete er verwundert den jungen Landsmann an und Günther zitterte, wie ein Verbrecher, bei dieser nicht eben verbindlichen Anrede.

„Ein Landsmann in der Noth nimmt seine Zuflucht zu Ihnen, Herr Hofmarschall," sprach Günther endlich mit gesammeltem Muthe und mit Ueberwindung seines erwachenden Stolzes.

Der Hofmarschall lachte. „Ihr scheint weit herzukommen zu diesem Zweck, sprach er, mit einem be-

züglichen Blick auf Günthers Auge, und der Landsleute in der Noth giebt es gar viele. Macht kurz — ich habe wenig Zeit und muß in die See. —"

Günther bat noch einmal um geduldiges Gehör und erzählte nun seine Geschichte, der Wahrheit in den meisten Punkten ziemlich getreu. Allein das argwöhnische höhnische Lächeln des Hofmarschalls ließ ihm kaum Muth zu enden.

„Gut erzählt, sagte der Hofmann, indem er gemächlich seine kostbare Dose öffnete; Sie wären also, mein Freund, der Sohn des Grafen Strombeck, und erinnern sich meines Besuchs bei Ihrem Herrn Vater. Hm, hm. Mir fällt ein, von einem Gärtnerssohn gehört zu haben, der sich für einen Verwandten Ihrer Familie gelten läßt. Sollten Sie den nicht kennen?"

Und mit verschmitztem Lächeln maß der vorsichtige Hofmann unsern armen vor Zorn bebenden Freund.

„Ich bin der Graf Strombeck," sagte Günther stolz. Und eben wollte er hinzusetzen: Und habe Ihnen hier nach weiter nichts zu sagen, als er durch das Eintreten der bleichen Tochter des Hofmarschalls an dieser Fortsetzung seiner Rede verhindert wurde.

„Gut, daß Du kommst, Therese, sprach der Hofmarschall zu ihr gewendet. Wo bleibst Du auch — der Thee verdampft ja, und hier ist ein Landsmann, der Dich und mich in G. gesehen haben will. Sieh einmal, Kind, ob Du ihn erkennst?"

Therese ließ ihr mattes Auge auf dem Fremdling

weilen, deſſen äußerer Anblick auch ihr im erſten Augenblick ein Lächeln des Mitleids abgewann.

Plötzlich rief ſie: „Wie, Graf Günther — in dieſem Aufzuge? Iſt's möglich! — —"

„A la bonne heure, ſprach der Hofmarſchall, indem er ſich erhob; wenn dem ſo iſt, ſo brauchen Sie weiter keinen Paß. Setzen Sie ſich, Herr Graf. Womit kann ich dienen? Ein Empfehlungsſchreiben? Es ſteht zu Dienſten. —"

Günther war unvermögend ſeine Bitte in Gegenwart der Tochter des Hofmarſchalls, die er in beſſern Zeiten geſehen und gern geſehen hatte, näher zu artikuliren. Er war des Bittens müde — das Wort „Geld" wollte nicht über ſeine Lippen, dem widerwärtigen Manne gegenüber.

„Ja, ein Empfehlungsſchreiben, Herr Hofmarſchall" ſagte er trocken. —

„Wohin? ſprach dieſer. An unſern Conſul in Marſeille? Ein reicher und trefflicher Mann!"

„Wohl, ſagte Günther, ich werde ſehr verbunden dafür ſein."

„Gut, ſprach der Hofmann. Thereſe, eine Taſſe Thee für den Herrn Grafen! Ich ſchreibe indeß."

Indem trat der alte Kammerdiener vor.

„Gnädiger Herr, ſprach er; jetzt erkenne auch ich, den Herrn Grafen Günther. Dieſelben waren damals ein gar zierliches kleines Knäblein, als wir in G. waren. Ich habe Sie öfters auf dieſen meinen Schultern getragen.

„Sieh einmal, Walter, wie gut Dein Gedächtniß doch ist," sprach der Hofmarschall und ging eilig hinweg. Walter folgte ihm.

„Kann auch ich Ihnen dienen," sprach die bleiche Thereſe. — Sie ſchwieg; nach einer kleinen Pauſe fuhr ſie jedoch fort: „Die Dienſte einer Sterbenden, Herr Graf, verpflichten uns nicht ſehr."

Günther war von dieſen mit Innigkeit geſprochenen Worten tief ergriffen. „Mein Fräulein," ſtammelte er.

„Schnell, mein Freund, ſprach Thereſe, die Zeit drängt. Sie ſcheinen von einem Schiffbruch an dieſe tödtliche Küſte verſchlagen zu ſein. Wir haben nicht viel Worte zu verlieren. Mein Vater iſt mißtrauiſch und ſeine Empfehlung wird Ihnen nicht viel helfen. Geſchwind, da wir allein ſind -- brauchen Sie Geld?"

„Mein gutes Fräulein," ſprach Günther, faſt zu Thränen gerührt. —

„Hier, hier iſt welches, fuhr Thereſe fort. Ich ſehe Walter wiederkehren; ſtecken Sie ein, und kein Wort mehr davon."

Günther wußte nicht, wie es geſchah, daß er die kleine, aber gewichtige Börſe des Fräuleins in ſeiner Buſentaſche hatte.

Walter räumte den Thee ab und indem erſchien auch der Hofmarſchall.

„Hier, mein beſter Graf, ſagte er, iſt der verſprochene Brief an Herrn Dora, unſern Conſul in Marſeille. Sollten Sie, wider Erwarten, etwas bedürfen,

ſo wenden Sie ſich nur dreiſt an dieſen Ehrenmann. Mein Brief wird jede Schwierigkeit beſeitigen."

Günther war ſo bewegt, daß er kaum zu danken vermochte.

„Iſt ſehr gern geſchehen, ſprach der Hofmarſchall, und ſo wünſche ich denn eine glückliche Reiſe. Hat Ihr Wagen nicht gelitten von den ſchlechten Wegen hinter Monaco? Ich hoffe nicht. —"

Günther dankte noch einmal und erbat und erhielt die Erlaubniß, Fräulein Thereſens Hand zu küſſen.

„Wir ſehn uns wieder, mein Fräulein, ſagte er leiſe. Der Himmel" — —

„Wird es anders fügen," ſeufzte das bleiche Mädchen, drückte leiſe und einverſtändig Günthers Hand und entließ ihn.

„Walter, begleite den Herrn," ſprach der Hofmarſchall, und Günther trat mit zerriſſenem Herzen ab.

Am Gartenthor hielt ihn Walter an.

„Sie verzeihen mir alten Mann wohl, ſprach er, Herr Graf, daß ich Sie nicht ſogleich erkannte. Mein Gedächtniß iſt hier bei den Leiden unſers guten Fräuleins ſo ſchwach geworden. Sie verzeihen mir wohl, wenn ich Sie bitte, für mich in Deutſchland zu beten, und dieſe drei Goldſtücke an meine alte Schweſter in G. mitzunehmen. Es iſt mein Erſparniß; ſollten Sie ſie aber unterwegs verlieren, ſo ſchadet es auch nichts." —

Dabei ſah ihn der alte Mann gerührt und wehmüthig an.

Günther begriff ſeine Meinung. „Gott," dachte

er, auf deiner alten Erde wohnen doch noch gute Menschen.

„Guter Alter, sprach er laut — behaltet Euer Gold — ich will an Eure Schwester denken.“ —

Doch Walter nahm das Gold nicht wieder — sondern schob unsern Freund sanft durch das offene Thor, verschloß es, und verschwand mit dem Ruf: „Glückliche Reise,“ indem er seine Augen trocknete.

Günther war von diesem Besuch, der freilich seinem nächsten Bedürfniß abgeholfen hatte, wie zerschmettert. Träumend und fast vernichtet mußte er sich unter einer Palme, die am Wege stand, niederlassen; er bedurfte der Erholung. Theresens Bild, der Sterbenden, die ihre Heimath wohl nie wieder sah, zerriß seine Seele.

Als er sich gesammelt hatte, kehrte er in seine Herberge nur zurück, um seinen Reisegefährten Valet zu sagen. Jetzt fühlte er erst, wie glücklich er durch Theresens Gabe geworden sei, die ihn in den Stand setzte, diese verächtliche Gesellschaft zu verlassen.

Doch auch dies konnte nicht ohne neuen Hader geschehen. Er fand die Genossen zechend und schon früh am Morgen in streitsüchtiger Weinlaune. Seine Absicht ward ihnen dadurch kund, daß er die Flöte zu bezahlen verlangte, die er für sich zu behalten wünschte; sie sollte ihm eine theure Erinnerung sein. Das Geld nahmen sie; doch sobald nun von Günthers Abreise die Rede war, behauptete man, das sei wider den Accord und Günther müsse sie dafür schadlos halten. Kurz

man wollte ihn nicht entlaſſen, und verſicherte in trunkenem Muth, ſich an ſeine wenigen Effecten halten zu wollen. Jetzt verließ Günther die Geduld; voll ſichtlichen Unwillens rief er den Wirth und mehrere Gäſte gegen die verhaßten Kameraden zu Hülfe. Dieſe waren jedoch eben ſo wenig im Stande, die Uebermüthigen und Berauſchten zu bändigen, und da der frühere Vertheidiger Günthers in San Remo auch hier wieder auf ſeine Seite trat, ſo entſpann ſich eine Schlägerei, welcher die Polizei endlich dadurch ein Ende machte, daß ſie die betrunkenen Deutſchen in das Stadtgefängniß abführte.

Günther war nun frei. Wie ein dem Käfig entronnener Vogel zog er dahin, dem Var zu, froh, das ſchöne Italien — das Land, einſt ſeiner Sehnſucht — verlaſſen zu können, und ruhte nicht eher, nicht eher dünkte er ſich ſicher, bis er Antibes erreicht hatte und die Luft Frankreichs athmete.

Thereſens Gabe ſetzte ihn in den Stand, ſeine äußere Erſcheinung, nach einer langen entbehrungsvollen Fußwanderung, wieder in etwas zu verbeſſern, und Günther freute ſich nun ſelbſt der kleinen Anſchaffungen, die er zu dieſem Zweck machte. Die Natur zog ihn wieder an, und die nun behaglicher fortgeſetzte Reiſe that ſeinem Geiſte ſelbſt ungemein wohl.

Hyeres, die ſchönen Inſeln und Toulon ſelbſt feſſelten ihn mehrere Wochen. Doch der alte Enthuſiasmus für die Natur ſchien bei ihm nicht mehr lebendig. Je mehr er ſah, je ſehensmüder fühlte er ſich oft. Es

gab Augenblicke, wo er nicht Luſt hatte, die Augen zu öffnen, um ſie an den Reizen der Natur zu weiden. Eine namenloſe Leere machte ſich fühlbar in ſeiner Bruſt und Günther empfand deutlich, daß das Reiſen, ohne Ziel und Zweck in Wiſſenſchaft oder Kunſt, daß das bloße Reiſen — ſo genußvoll, ſo entzückend es unter gewiſſen Bedingungen ſei — doch einem Leben ohne Wirkung, einem ſpurloſen Vorübergehen gleiche, und auf die Länge weder beglückend, noch für einen edlern Geiſt genügend ſein könne.

So gelangte er nach dem reizenden Marſeille, das umgeben von den unzählbaren Landhäuſern, unter dem tiefgrünen Laube ſeines Hügelzuges verſteckt, erglänzend im Sonnenſchein und im Abglanz des tiefblauen Meeres, von ſeinen lieblichen Inſeln beſchützt, wie eine Perle am Meere, in der Muſchel ſeines herrlichen Golfs da lag. Doch alle dieſe Schönheit, die ihn ehedem entzückt haben würde, würdigte Günther nun kaum eines flüchtigen Blickes. Dunkel und uneingeſtanden drängte ſich vielmehr der Gedanke an ſeine Heimath, an das einſt ſo verachtete Deutſchland, an die Ruhe ſeines eigenen Zimmers, an Amalien, an das in dunkeln Tannenwäldern einſam vergrabene Hainrode in ſeine Seele, und er verlangte ſtill nach allen dieſen verſchmähten und verlaſſenen Gütern.

Den Brief des Hofmarſchalls, der ihn in den Stand ſetzen ſollte, dieſer neuerwachenden Sehnſucht zu genügen, trug er daher nicht ohne Sorge und Bangigkeit zu dem Conſul, an den er gerichtet war.

Der ehrenwerthe Kaufmann erbrach das verschlossene Schreiben, maß den Ueberbringer mit lächelnden Blicken und rief dann:

„Dies Schreiben, mein Herr, empfiehlt Sie zwar nicht besonders und sollte mir durch seinen mystischen Inhalt eigentlich wenig Vertrauen zu Ihnen einflößen. Ich habe indeß das Glück, Ihrem Herrn Vater persönlich verbunden zu sein, und da ein eben eingegangenes Schreiben von ihm mich schon auf Ihre Ankunft vorbereitet hat, so stehe ich zu Ihren Diensten. Wie viel Reisegeld bedürfen Sie?"

Günther war zwiefach überrascht.

„So weiß mein Vater," fragte er —

„Er vermuthet Sie in unsrer Gegend, und bittet mich, Ihrem Aufenthalt nachzuforschen. Ich denke aber, Sie kehren schneller zu ihm zurück, als mein Brief, und so werde ich nicht antworten." —

Günther bejahte dies und forderte eine mäßige Summe, die ihm im Geschäftszimmer des Consuls sogleich ausgezahlt wurde.

Er gab Quittung, empfahl sich, und dachte an den vorsichtigen Hofmarschall und an seinen Vater, zu dem er nun ohne Säumen zurückzukehren entschlossen war.

Der Abend war lachend. Die Sonne selbst erschien wie verlangend, nach einem heißen Tage sich in das kühle Bad des Meeres zu stürzen. Günther ging sinnend und in sich vertieft am Quay des Hafens entlang. Das Bild der Regsamkeit, das unverständliche Durch-

einander von Stimmen, von Hämmern, Pochen, Rufen in allen Sprachen und alle übrigen Aeußerungen der menschlichen Thätigkeit, an denen ein großer Seehafen so reich ist, that ihm wohl; er entging darüber seinem eignen trüben Nachdenken; es zog ihn ab, und erheiterte ihn.

An einer Stelle des Quay's lag eine buntbewimpelte Barke, geräumig genug für zehn bis zwölf Personen, die zu einer Lustfahrt bereit schienen.

„Herbei, wer noch mit will — nach If, Rateneau und Pomegue; herbei!" rief der Barkenführer, und machte Miene die Taue des Schiffchens zu lösen, und es in das Fahrwasser zu stoßen.

Günther sah fünf oder sechs Personen, die in dem Schiffchen Platz genommen hatten, — der Abend war lockend, das Meer kühl und einladend, nach der Hitze des Tages — er beschloß, die kleine Meerfahrt, die erste und die letzte, denn morgen schon wollte er den Weg nach Deutschland einschlagen, mitzumachen. So sprang er denn, ohne viel zu fragen und sich umzusehen, in die bewimpelte Barke.

Er war willkommen und das Schiffchen stieß vom Hafenquay ab.

Jetzt erst musterte Günther seine Begleitung näher. — Sein Herz schlug laut, denn deutlich erkannte er am andern Ende des Schiffchens, jenseit der kleinen Cajüte, die liebliche blondlockige Bettina, die ihm den Rücken zuwandte.

Ihr zur Seite sah er nun auch ihre Schwester An-

gela und vor ihr ſtehend erkannte er den alten Grafen Egbio. Die Begegnung war ihm ungelegen. Inzwiſchen ertönte Muſik aus dem kleinen Cajütenraum, und Günther erkannte an der Melodie, die er vernahm, ſeine ehemaligen Reiſegefährten, die Bergleute aus Naſſau.

Indem er ſeine Muſterung der Schiffsbemannung fortſetzte, erblickte er vorn am Kiel, tief in einen Mantel gehüllt, eine finſtre Geſtalt, die ihr Geſicht, wie es ſchien, mit Abſicht verbarg.

Es war ein junger Menſch, mit verwirrtem Haar, einen gelben breitrandigen Matroſenhut tief auf die Stirn gepreßt, der kauernd da ſaß; ein langer Bart fiel auf den nackten Hals und ſtand mit der ſchmuzigen Seemannskleidung, die der Fremde trug, in grellem Widerſpruch. Dies lenkte ſeine Aufmerkſamkeit auf den Fremden. Als er den Barkenführer nach ihm fragte, erhielt er zur Antwort: es ſei ein verwirrter Menſch, ein Ausländer, der ſich ſeit einigen Tagen am Hafen umhertreibe, und jeden Abend die Spazierfahrt mitmache, die er ſtets gut bezahle.

Günther wandte ſich dem Reiz der Scene zu, die ihn umgab. Vor ihm lagen die maleriſchen Klippeninſeln: hinter ihm die reiche Stadt mit ihrem köſtlichen Golf, von dem ſtolzen Fort de la Gardie überragt und von den tauſenden von Villen am Hügel von la Vista gekrönt. Dies Panorama war zauberiſch und goß feierliche Ruhe und Zufriedenheit über Günther aus, der aufregenden Geſellſchaft zum Trotz, in der er

sich befand. Er hielt sich still auf der andern Seite der Cajüte, der beweglichen Bettina gegenüber, und in der Nähe des düstern Fremdlings, der ihn anzog, so daß er von jenem Theil der Gesellschaft am Vordertheil des Schiffchens nicht leicht gesehen oder erkannt werden konnte. Der düstre Fremde aber saß still und regungslos am Hintertheil, ganz nahe dem Steuer. Man näherte sich mehr und mehr der Felseninsel Is. Die hohe Schloßruine, das erste Ziel der kleinen Seefahrt, ragte malerisch darüber empor. Das klippige Ufer trat deutlich aus den Wogen hervor; noch einige Secunden, und das Schiffchen stieß gegen die schmale Felstreppe, welche den einzigen Zugang zu der Insel bildet. Das Meer aber hatte hier eine unergründlich tiefe Stelle, die durch seine dunkle Bläue angedeutet wurde, und die Wirkung einer seit Ewigkeit wogenden Brandung war.

Auf einmal sah Günther den unheimlichen Fremden in eine unruhige Bewegung gerathen. Im Augenblick, wo das Schiffchen sich sanft zur Seite wendete, um gegen die Felstreppe anzulegen, sprang der Mann empor, schlug mit einem wüthenden Faustschlag den Steuermann zu Boden, ergriff das Steuer, drehte die Spitze der Barke ab, und mit dem ganzen Gewicht seines Körpers auf die Seitenwand springend, brachte er das Schiff in eine starke Schwankung zur Rechten; dann aber links herüberstürzend, wohin sich die ganze erschreckte Gesellschaft schon ohnedies geflüchtet hatte, bewirkte er leicht, daß die Barke gänzlich

umſchlug. Alles dies war die Sache eines Augenblicks geweſen. Das ſchwache Fahrzeug ſchlug zur Linken über, ehe man die Abſicht des Furchtbaren ahnen und vollends ehe man ihr wehren konnte.

Eine Scene gräßlicher Todesnoth erfüllte hierauf dieſe Stelle des Meeres. Alles ſchrie um Hülfe, Rettung und kein Sterblicher war da, der dieſe hätte bringen können. Der Himmel nur wachte. —

Günther, im Schwimmen nicht unerfahren, rettete ſich gegen die Felstreppe hin; der alte Graf klammerte ſich ſchreiend an den Bord des umgeſtürzten Fahrzeuges; einer der Muſikanten, der Vertheidiger Günthers in Nizza, heftete ſich an einen Felsvorſprung, und an den von dieſen herabhängenden Wurzeln. Nur die Frauen, von dem Gewicht ihrer Kleidung in die Tiefe gezogen, waren mit einem ſchwachen Wehruf auf immer verſchwunden. Auch die drei Muſikanten in der Cajüte, kamen nicht wieder zum Vorſchein.

Der furchtbare Menſch ſelbſt war mit einem Sprunge auf die Felstreppe entkommen. Er ſtand auf der Höhe der Klippe und ſchien ſich lächelnd an dem Anblick des Jammers, den er hervorgerufen hatte, zu weiden. Er rührte und regte ſich nicht, und ließ ſich von den herbeieilenden Inſelbewohnern ohne allen Widerſtand ergreifen.

Günther ſah ſich ſelbſt nicht ſobald gerettet, als er jede erdenkliche Anſtrengung machte, den Verunglückten zu helfen. Den Grafen befreite er zuerſt aus ſeiner To-

retzneth. Dann galten seine Bemühungen den verschwundenen Frauen. Alle Anstrengung um diese war jedoch umsonst — eine peinvolle Stunde verstrich, man mußte sie endlich verloren geben. —

Spät erst nach Sonnenuntergang regte die stärker gewordene Brandung das Meer so auf, daß der entseelte Körper der kleinen Bettina auf Augenblicke zum Vorschein kam, und Günther ließ nun nicht eher ab, als bis die süße Leiche dem Meer entrissen war. Auch die Leichen der Musikanten, die in der Cajüte versteckt waren, erhielten ein trockenes Grab. Günther aber warf sich auf den holden Körper seines kleinen Schutzengels, den der Ocean so unbarmherzig in seinem feuchten Arm erstickt hatte, und weinte eine heiße Thräne über ihm. Angela war und blieb verschwunden.

Doch ein neues Entsetzen noch stand unserm Freunde bevor. Als er zu dem gefesselten Mörder trat, sträubte sich sein Haar empor. Wen anders erkannte er in ihm, als Clemens, seinen Jugendgespielen, Clemens den die Untreue Angela's, die ihn nach dem Verluste seines Reichthums in Genua, für den alten, aber reichen Grafen Egidio schnell verlassen hatte, um den Verstand gebracht, und der diesen Treubruch durch den Tod des Verführers und der falschen Angela zu rächen beschlossen hatte.

So also endete seine kurze Laufbahn des Glanzes und des Reichthums, nach dem eine falsche Sehnsucht ihn gestachelt hatte. Dies war der Ausgang seines

wunderbaren Glückes, das mit dem Lockenraub und dem darauf gegründeten Lottospiel begonnen, in Baden und Mailand erwachsen und in Genua geendet hatte! Durch Glück war er zum Unglück, wie Günther durch das Unglück zum Glück geleitet worden! —

Günther rief ihn mit seinem Namen an.

„Ich habe Sie längst erkannt, Herr Graf, sprach der Irrsinnige, und mir war's ganz recht, daß auch Sie mir ins Netz liefen. Auch Sie hatten die Wasserprobe um mich gar wohl verdient, denn Ihr Undank war der Anfang und die Pforte meines Unglücks. Doch hätte ich an jenem Abend in Genua nur meine Locke in der linken Busentasche getragen, Sie hätten mir nichts angehabt, und sich die Zähne stumpf daran gebissen. Mein Unglück war, daß ich die kostbare Locke an eben dem Tage verloren hatte, wenn sie mir die kleine Hexe, Bettina, nicht etwa entwendet hat, was ich nie habe ermitteln können. Fluch ihr und Euch allen! Doch — meine Schuld — meine eigne Schuld — warum habe ich die Locke nicht besser bewahrt! — "

Günther sah ein, daß auf den Sinnlosen so wenig, wie auf seinen Spieleraberglauben zu wirken war. Nach diesem Ausbruch wurde Clemens überhaupt einsilbig, schwieg trotzig, und beantwortete keine Anrede Günthers mehr; ja selbst seine Frage, was er in der Heimath oder hier noch für ihn wirken könne, ließ der wilde Mensch unbeantwortet.

Tief erschüttert kehrte Günther am andern Morgen

nach Marseille zurück. Der fünffache Mörder aber ward den Gerichten übergeben.

Geheilt von jeder Sehnsucht nach Genuß und Kenntniß der Welt, wünschte Günther am folgenden Tage abzureisen. Die Nothwendigkeit seines Zeugnisses in dem gegen Clemens eröffneten Prozesse, trat diesem Verlangen entgegen. Er sah sich selbst Monate lang consignirt und seine herben Erfahrungen erhielten in dieser Zeit einen bittern Zusatz, durch die Pflicht gegen seinen Jugendfreund und einstigen Wohlthäter in einem Prozesse auf den Tod zeugen zu müssen. Dies enttäuschte ihn vollends; seine Sehnsucht nach dem Frieden der Heimath wuchs ins Unbegrenzte fort, und Zurückgezogenheit, Ruhe, Abgeschlossenheit gegen die Welt wurden nun Gegenstände seines heißesten Verlangens.

Das Gericht zeigte sich bei seinem endlichen Spruch mild gegen Clemens. Die Zurechnungsfähigkeit wurde beseitigt, und so ward lebenslängliche Gefangenschaft in einem Irrenhause sein Loos.

Er hatte bisweilen ruhige und bewußte Augenblicke. In einem solchen nahm Günther von ihm Abschied. Der Verbrecher war sanft bewegt, erkannte seine unermeßliche Schuld, und bereute sie. Nicht der Verlust der Locke, wohl aber jener unbezähmte Trieb nach Reichthümern und Glanz, gestand er nun, sei der wahre Quell seines Unglücks; das Streben aus seinem Stande hinaus und nach täuschenden Genüssen, die ihm nicht bestimmt waren, während er die ihm vorbehaltenen

Freuden verachtet hatte, nannte er nun sein Unglück, und er hatte recht.

Günther war enttäuscht, belehrt — der Dämon unbedachter Wünsche war besiegt — er hatte seine Sehnsucht gebüßt und durch die Buße sich selbst wieder gewonnen. Wie von Geistern getrieben, wie vom Bewußtsein einer Schuld, die noch zu sühnen wäre, gestoßen, eilte Günther nun nach Deutschland zurück. Seine Angst wuchs auf diesem Wege, je näher er der vaterländischen Grenze kam, und die seltsamsten Gefühle des Entzückens waren es, mit denen er den theuren Boden, Straßburg gegenüber, betrat. Nur mit dem einen Gedanken an seinen Irrthum beschäftigt, war er sich selbst nun klarer und klarer geworden; Beruhigung aber gab ihm die Vorstellung, daß seine Schuld vernichtet, und daß er für die Dauer seines Lebens vor dem Rückfall in sie gesichert sei. Das Leben ist eine Schule, erkannte er nun klar, durch welche stete sittliche Bemühung allein uns sicher hindurchführt. Gestrebt, gewollt zu haben, der Vervollkommnung nachgegangen zu sein — das sah er, sei der süße Trost, der jeden Schmerz vergangenen Irrthums heile, wenn er auch vor neuem Irrthum nicht bewahren könne. Nur daß dieser in immer engerem Kreise sich bewege und immer näher ableite vom rechten Pfad, das sei die sittliche Aufgabe unsers Daseins.

So erreichte er die Vaterstadt. Wie theuer dünkte sie ihm? Wie lange schien es ihm, nichts von den Lieben, die hier wohnten, gehört zu haben? Wie

pochte sein Herz bei dem Gedanken an seinen Vater, den klugen Lenker seines Lebens, an Amalie, die er mit einem unerhörten Unrecht beleidigt zu haben fühlte. Nur der Gedanke konnte den letzten Schmerz mildern, daß sie den Beleidiger wohl schnell vergessen, und an der Hand eines andern so glücklich, wie sie es verdiene, geworden sein möchte. Er war entschlossen, dies in Geduld zu tragen, denn hierin sah und erkannte er die Buße für seine Schuld.

Wiederum sank, wie einst bei seiner Flucht, ein warmer Maiabend ganz so schwül und lind herab, wie vor einem Jahre, als er die väterliche Schwelle verließ. Jetzt sah er sie wieder! Seine ganze Seele stand in Flammen und wogte und wallte, als er das Haus betrat, unkenntlich im Aeußern durch vernachlässigten Anzug und vertragene Kleidung, unkenntlich von Sonnenbrand und Sorge, unkenntlicher aber noch, durch die Veränderung, die in seinem Innern vorgegangen war. Der lange zurückgedrängte Strom namenloser Gefühle machte sich in einem lauten Ausruf Luft.

„Wo ist mein Vater," schrie er dem alten Pförtner zu, der ihm vor einem Jahre zu ähnlicher Stunde mit einer gutgemeinten Warnung vor dem draußen drohenden Gewitter die Thür geöffnet hatte.

Der alte Mann erschrak, — erstarrte. Er hob die Leuchte zu dem Fremden empor. Er erkannte Günther an der Stimme.

„Sind Sie's, Herr Graf?" fragte er und fast entsank die Leuchte seiner bebenden Hand.

„Ohne Frage! rief Günther. — Wo ist mein Vater? —“

„Schon zur Ruhe,“ sprach der alte Mann dienstbar, aber die Freude verklärte sein ehrliches Antlitz.

Günther entsetzte sich vor diesem Wort. „Mann, rief er; noch einmal, wo ist er? Wo ist er!“ schrie Günther. —

„Im Schlafzimmer rechts, Sie wissen ja, Herr Graf — sprach jener. Se. Excellenz ziehen sich jetzt gar früh zurück.“

Diese Worte tauchten Günthers Herz in Wonne. Er athmete wieder auf. „Doch wohl?“ rief er und flog die Treppe hinauf. —

„So — so —“ rief der Alte nach und folgte mühsam dem Dahinstürzenden.

Günther riß die Thür des Cabinets auf. Alles war ihm so wohlbekannt — so traut — so heimisch, daß sein Herz in Seligkeit schwamm. Er stand im Zimmer; sein Vater trat aus dem Schlafgemach hervor. Er erkannte ihn sogleich, denn Elternliebe täuscht sich nicht. „Mein Sohn, rief er, mein verlorner Sohn“ — und empfing ihn in seine offenen Arme.

Günther war keines Wortes Meister. Nicht einmal „Vater“ konnte er rufen. Er weinte bloß an der theuren Brust.

Kein Wort des Vorwurfs kam über des strengen Vaters Lippe; aber der lange Schmerz hatte sein Aussehn sehr geändert. Er war um zehn Jahre gealtert.

Günther nahm es wahr. „O mein Gott, rief er, schelten Sie mich! Entziehen Sie mir Ihre Liebe, mein Vater! Verdiene ich denn, Sie so wieder zu finden?“

„Freilich, sprach der Graf — ich bin alt geworden und wir konnten leicht auf immer geschieden sein; doch ich habe meinen Günther wieder und Alles ist vergessen.“ —

Dies war der ganze Vorwurf, den Günther zu hören hatte. Der Vater war durch des Unglücks Hand viel milder geworden, als sonst; doch nicht alles in der Schonung, mit der er Günther begegnete, war der Milde der Seele zuzurechnen. Etwas davon kam auch auf Rechnung des Gefühls, daß er selbst durch eine verfehlte Erziehung, durch unzeitige Strenge, zum Theil wenigstens, den Schmerzenskelch gefüllt habe, den er seit Jahr und Tag zu leeren hatte.

Allmählig wallten die Wogen der Freude niedriger. Der Sohn saß wieder neben dem Vater und preßte seine zitternden Hände, eine um die andre, an seine heiße Lippe.

„Ich bin nun geheilt, Vater, sagte er. Aber — um Gottes willen — Amalie, wo ist sie?“ —

„Gut, daß Du nach ihr fragst und auf diese Art, sprach der Graf, und die helle Freude zuckte über sein gramgefurchtes Angesicht. Das wird sie herstellen!“

„Wie? Krank?“ fragte Günther.

Die Natur.

Ach Gott! — schrie Minona ganz außer sich, als Doktor Schild, ihr Vater, den schönen Kanarienvogel aus dem Fenster fliegen ließ, den sie eben in einem zierlichen Käfig hereingebracht hatte.

Die Natur, mein Kind, sagte er, ist eins und alles. Sie will durchaus nicht gehofmeistert seyn. Den Dachs und den Maulwurf hat sie in enge Löcher eingequartiert, dem Vogel hingegen die weiten Lüfte zur Behausung gegeben. Alles, alles hat sie eingerichtet und wohl eingerichtet.

Aber, lieber Vater, seufzte Minona, der Winter ist vor der Thüre. Der arme Kanarienvogel wird umkommen unter freiem Himmel.

So stirbt er von den Händen der wohlthätigen Natur, welche ihn diesem rauhen Klima nicht bestimmte. Wollte Gott, wir wären insgesammt umgekommen, als wir, untreu ihrer großen Bestimmung, die freien, luftigen Wälder verließen, um in den unnatürlichen Käfigen zu erkranken, die Städte und Dörfer geheißen werden. Ach, gingen wir doch noch jetzt ohne Ma-

„Krank, seit dem Du weg bist — sehr krank und durch Dich, mein Sohn.“ —

Günther erbleichte. „Ists möglich, rief er! O ich Sinnloser — ich Schuldiger — Mörder vielleicht.“ — Er schlug die Hand in sein Haar und schien ausser sich.

„Beruhige Dich, mein Sohn, sagte der Graf mild. Nur Ruhe kann hier helfen; denn Amalie hat Dich sehr geliebt.“

„Sie ist todt, schrie Günther, ausser sich. Sie verschweigen es mir, Vater.“ —

„Ich verschweige nichts, sprach der Greis mild. Amalie erkrankte nachdem sie einige Tage lang den Schmerz über Deinen unbesonnenen Brief unter den Scheine der Gleichgültigkeit und äußerer Unbefangenheit verheimlicht hatte. Die Fluth des Schmerzes durchbrach diesen schwachen Damm; sie überschwemmte ihre schöne Seele und führte Amalien an den Rand des Grabes.“

„Entsetzlich,“ rief Günther und sank weinend an seines Vaters Brust.

„Allmählig genas sie jedoch — aber sie ist seitdem für die Welt wie verloren. Sie ist schwach und kränkelnd und verläßt ihr Zimmer kaum jemals. Mich allein empfängt sie von allen ihren Freunden zuweilen und fragt wohl in langen Zwischenräumen, anscheinend ruhig, aber mit sichtbarem Seelenkampf, ob ich keine Nachricht von Dir habe. Ich habe sie mehrmals täuschen wollen; sie hat den Betrug immer sogleich

durchschaut, ohne ihn jedoch zu rügen. In dieser Zeit hat sie mehrmals an Dich geschrieben und ich versprach ihr die Briefe zu besorgen. Nie kam eine Antwort — Du weißt es, mein Sohn, daß ich ihre Briefe nicht bestellen konnte." —

„Wo — wo sind sie," rief Günther, und sprang empor, von der Angst einer großen Sünde gegeißelt.

„Hier," sagte der Vater, und legte aus einem Schubfach seines Büreau's ein Päckchen mit Papieren in Günthers Hand.

Sein Auge durchirrte die theuren Zeilen. Hier las er unter den Ausdrücken und Ermahnungen einer zärtlichen Freundin, zur Rückkehr zu seinem trauernden Vater, den der Schmerz um ihn tödte, die zärtlichste Liebe heraus.

„Unsre Seelen, hieß es hier, sind sich nicht fremd, mein theurer Freund — ich habe lange darüber nachgedacht. Sie täuschen sich nur über sich selbst. Von mir will ich nichts sagen; aber dieselbe Luft hat uns groß gezogen und derselbe Hauch weht in Ihrem und in meinem Geiste. Der Ausdruck nur, den zwei gleichfühlende Herzen finden, ist von den Umständen, von Erziehung und innerer Selbstausbildung abhängig, und dieser Ausdruck hat Sie getäuscht. Ich hätte mich immer Ihrer Nähe erfreut; denn ich fand in Ihrem Geiste mein Abbild und in Ihren Aeußerungen gerade das, was ich nicht auszusprechen wagte."

„Himmel und Erde," rief Günther, und sank vom Schmerz erschöpft in den Sessel zurück.

„Verblendeter, konntest Du diese Seele verkennen und diesen Geist mit Kummer beugen!“ —

„Du konntest es, mein Sohn, sagte der Graf ernst und mild. Aber Du wirst es nicht länger können.“

„Lassen Sie mich gut machen, Vater,“ rief er. —

„Gemach, mein Kind, sagte der Graf. Wir wollen sehn. Diese Briefe sind vor einem Jahre geschrieben. Es ist die Frage, ob Amalie noch so fühlt.“ —

„Freilich, freilich, unterbrach ihn Günther. Und bin ich denn werth, vor ihrem reinen Auge zu erscheinen? Bin ich nicht der Mörder ihrer Liebe?“

„Die Frauen lieben anders, als wir, fiel der Vater ein. Amalien's Seele ist dem Zorn verschlossen, den kein Weib kennen sollte. Laß uns zusehen. — Ich werde sie vorbereiten. Ist Deine Ankunft unbekannt geblieben?“

„So unbekannt, wie ein armer Fußwanderer zu bleiben pflegt,“ sprach Günther.

„Gut, auf Morgen denn,“ sprach der Graf. —

Günther aber warf sich über die theuren Schriften her. Seine Seele bebte in dieser Lectüre; aber Wonne und Entzücken kam zugleich über ihn, und der milde Schmerzenshauch, der in diesen Zurufen zur Rückkehr wehete, drang allmählig auch in seine aufgestörte Seele.

Die Milde eines weiblichen, schmerzgebeugten und im Schmerz noch liebenden Herzens ist ein Oel, das jeden Sturm des Seelenmeeres beschwichtigt! —

Und als er nun sein eignes Zimmer wieder betrat, das die Vaterliebe ganz in dem Zustand erhalten hatte, wie Günther es verlassen, wie still-freundlich lächelte ihn alles an! Seine Bilder, sein Schrank, sein Divan — war es doch, als riefen sie ihm ein leises „Willkommen" entgegen! Wie labte und erquickte ihn die wohnliche Enge des Closets, das jede Aussicht in die Ferne wehrte! Wie trat seine Vergangenheit ihm lächelnd entgegen; wie fühlte er lebhaft, daß die Erinnerung das einzige Paradies sei, aus dem wir nicht vertrieben werden können. — Günther fing nun an sich glücklich zu fühlen, eine lang entbehrte Ruhe kehrte zurück und er schlief die erste Nacht im wiedergefundenen väterlichen Hause kurze Zeit, aber sanft.

Der Graf war zu Amalien gefahren. Er fand sie stärker, als seit langer Zeit und konnte ihr Günthers bevorstehende Rückkehr aus endlich erhaltenen Nachrichten von ihm, ankündigen.

Amalie verrieth wenig Bewegung bei dieser Nachricht.

„Und wenn er nun erschiene, fuhr der Graf fort, wenn er nun reuig zu Ihren Füßen stürzte?" fragte er ermuthigt weiter.

Hier erblaßte Amalie. Sie schwieg einen Augenblick; dann schien sie wieder ihrer Bewegung Herrin, und ruhig sprach sie: „Was ist denn vorgefallen, daß ich den Vetter nicht aufheben und freundlich zusprechen sollte? — Er wird uns allen ja willkommen sein!" —

Der Graf, in lebhafter Bewegung, küßte Amaliens Hand und schied.

Eine Viertelstunde später war sein Bild verwirklicht. Günther lag zu Amaliens Füßen, und stammelte die Worte: „Amalie — und Vergebung!“

„Wer weiß es denn nicht, sprach Amalie weich, aber voll innrer Würde, daß ein schon verloren geglaubtes Gut uns doppelt theuer ist. So soll uns auch Ihre Nähe sein, Herr Graf.“

„Amalie, mein Schutzengel, selbst im Meere des tiefsten Elends, rief Günther — Amalie — meine Braut. —“

„Daß ich das bin, habe ich nie vergessen,“ unterbrach ihn Amalie, und reichte dem schmerzgebeugten Günther ihre Hand.

„Meine Braut, rief Günther, und für das Leben mein Schutzengel gegen jede Versuchung.“ —

„Ich sage nicht nein,“ sprach Amalie sehr leise und sank in Günthers Arm.

Eine Minute höchster Seligkeit rauschte über die Glücklichen dahin, die den Flügelschlag der Zeit nicht wahrnahmen.

Amaliens Vater, der Minister, trat hinzu. Die Empfindung, einen Augenblick überfluthend, wich in ihre rechten Grenzen zurück. Der würdige Staatsmann, glücklich sein Kind genesen und beseligt zu sehn, verzieh die erfahrne Beleidigung unter der Bedingung, daß das Paar für ein Jahr lang der Gesellschaft der Residenz entsage, in Hainrode seine Verbindung feiere

und bis zum nächsten Sommer dort still und ohne allen weitern Umgang verweile.

„O was begehre ich denn mehr, rief Günther in den Armen des Ministers. — Aber Amalie — Vater — Wohlthäter, fuhr er fort, ist es denn recht, daß die Schuld mit so süßem Lohn gebüßt werde? — Fordert die Gerechtigkeit des Himmels keine Strafe von mir?“ —

„Sie ist gebüßt und gesühnt, mein Sohn, sagte der Graf. Sähe der Himmel nicht auf unsre Reue — und wäre diese nicht Buße und Strafe in seinem milden Auge, wo fände seine Gerechtigkeit jemals volles Genüge?“ —

„Wahr,“ rief Günther, und sank an seinen Hals.

Die stille Seligkeit, welche von nun an über ihn kam, in der Amalien's mild-beherrschte und reine Seele sich unverzerrt und klar in ihm zurück spiegelte, wagen wir nicht zu beschreiben. Es gehört dazu eine mächtigere Feder und ein farbenreicherer Pinsel, als der unsre ist.

Das Paar zog sich darauf nach Hainrode zurück. Amalie genas völlig und war glücklich. Günther aber hatte nach dem Vollgenuß der ersehnten stillen Seligkeit, allein mit Amalien in dem einsamen Schloß von Hainrode, noch eine neue Erfahrung zu machen.

Deutlich wurde es ihm jetzt, daß der bloße Genuß nichts sei, er erkannte — „das Leben bestehe im Wirken.“ Genuß ohne Wirken sei nicht genügend, des Daseins Last immer froh zu tragen.

Die Einſamkeit, die Abgeſchiedenheit von der Welt, das ſah er nun, erſpare uns wohl jene verletzenden Berührungen mit ihr, die ihn ſo oft geſchreckt hatten; aber nur das Gefühl edler Wirkſamkeit fülle die Leere, die der bloße Genuß in der Seele ſtets zurücklaſſe.

Günther war nun zwar ungemein glücklich. Der Stachel der Sehnſucht war abgeſtumpft, und aus kurzer Verirrung hatte er durch eigene Kraft ſein Lebensſchiff gerettet. Und wie nur der die Geſundheit recht zu würdigen weiß, der lange den Schmerz der Krankheit fühlte, ſo mag auch nur der Geiſt die ganze Wonne eines vorwurfsfreien Lebens kennen, der einmal den Schmerz der Selbſtverwerfung tief empfunden hat. —

Dennoch kam ihm von allen Seiten zu Ohren, daß man nicht begreife, wie ein Mann von ſo viel Geiſt und Kopf, wie er, in dieſer Zeit der Aufregung aller Kräfte zur Thätigkeit, in dem dunklen Waldſchloß zu Hainrode ausdauern könne. Amalie ſelbſt deutete mehrmals leiſe darauf hin: aber ſie ſtand in der Furcht, von ihrem Günther mißverſtanden zu werden, und ſchwieg.

Da brach das Ungethüm der Empörung zum zweiten Mal in Paris von ſeinen ſchwachen Feſſeln los, alle Kräfte zum Widerſtand aufrufend, alles Schlummernde bewegend, alle Mächte zum Kampfe fordernd.

Günther empfand jetzt, daß auch er ſein Vaterland liebe. Er war ſchnell entſchloſſen; er bot ſeine

Dienste an; gern empfing man sie und nun erst sank Amalie, ein echtes Weib, ganz befriedigt an seine Brust; nun erst wagte sie zu bekennen, daß er ihren ältesten, wärmsten Wunsch erfülle.

Günthers Verdienst fand seinen Lohn. Zwei schwierige diplomatische Sendungen waren glücklich vollendet. Der Fürst ernannte ihn zum Geheimenrath, zum Mitglied des Cabinets unter dem Baron Wellmar, und alle Stimmen priesen diese Wahl.

Die glücklichste Thätigkeit gab seinem Leben nun in Günthers eignen Augen erst Werth und Bedeutung. Zwar beharrte er bei seinem Lebensgesetz, der ewigen Macht der Gefühle, dem ew'gen Reiz des Geistes und der Schönheit treu zu sein; aber Arbeit und Wirksamkeit in einer angesehenen Stellung wuchsen doch zu dem größten Reiz seines Lebens empor. Seine größte Freude aber war es, als er in dieser Stellung seinem Freunde Selling, der an Gütern arm, aber desto reicher an Welterfahrung und Menschenkenntniß, nach langem ziellosen Umherschweifen endlich in die Heimath zurückkehrte, hülfreich sein, und ihm einen kleinen Posten übertragen konnte, in dem er nützen mochte und in dem er die Ruhe und Behaglichkeit des Lebens fand, die ihm seine große Erbschaft am Rhein nicht gewährt hatte.

Die Geige.

Novelle von Friedrich Voigts.

In der Weinstube des Gasthofes zum Hahn im Korbe saßen schon der Violoncellist Klapstein und der Fagottist Mandelschaf, hinter einer Flasche Medoc, das eben geendigte Concert des französischen Virtuosen nach allen Seiten hin besprechend, als Klapstein anhub: „Aber das muß wahr sein, die Geige des alten Grinsel — wie ein Glöckchen übertönte sie den dumpfen Kasten des Franzosen, so mollig, so strahlend! Könnt' ich dem alten Gebäude die Geige mit guter Manier abjagen, wahrhaftig! mein Violoncell verschenkt' ich an den ersten Eierhändler. Das Ding ist mir zuwider, die Geige ist mein Element. Aber ich muß eine ganz Vorzügliche unter dem Bogen haben, oder ich härme mich still hinter dem Cello ab, wie Ihr Mandelschaf, zwischen dem alten und neuen Testamente."

Dieser wollte indignirt etwas erwiedern, da brummte der alte Grinsel zur Thür herein: „Das ist ein Hun-

beleben! Dietrich! rief er zurück, Dietrich, ein Beefsteak, tüchtig mit Zwiebeln, und eine halbe Barsac! — Man sollte sich den Tod auf der Stelle wünschen! wandte er sich jetzt zu den beiden Collegen. Nicht einmal ruhig über die Gasse läßt das bärtige Volk der Väter einen rechtlichen Christenmenschen und Künstler wandern."

Er setzte den Geigenkasten vorsichtig auf den Tisch, nahm sodann nach eifrigem Hin- und Herrücken neben den Collegen Platz und fuhr fort: „Und bin ich den Hunden nicht sicher, wie ein Fels im Meere? Ich habe meinen richtigen Gehalt als Kammermusikus, Gratificationen für Opern und Concerte; der kleineren Revenüen gar nicht, sondern nur der Einnahme von meinem Schüler zu gedenken, dem von der Germanomanie herüber geweheten langen Großbritannier. Und wenn ich das Geld auch rein verzehre und noch mehr dazu, so müßte solch Volk doch den vernünftigen Schluß machen, daß ich noch einer trefflichen Gesundheit genieße. Wenn ich nun stürbe, so hätten sie das Nachsehn, und wenn sie mich toll machen, so — beim Henker! ich sterbe ihnen einmal vor der Nase weg."

„Freundchen! Grinselchen! hub Klapstein an, beruhigt Euch doch, Männchen! Auffressen kann man Euch nicht, und alles Uebrige sind nur Redensarten."

„Und überhaupt nahm jetzt der Fagottist das Wort, während Grinsel sein dampfendes Beefsteak hastig verschlang und Klapstein den Rest im Glase langsam und nachsinnend hinuntergoß, überhaupt meine Freunde!

dethorheiten und Modefieber, in Thierfelle gekleidet, wohlgemuth einher. Schmackhafte Wurzeln nährten uns dann; wir schliefen köstlich auf bloßem Erdboden, sähen einer kräftigen Nachkommenschaft entgegen, und jeder Jurist und jeder Mediziner sollte aufgehängt werden, der sich unterfinge, unsern moralischen und physischen Zustand durch seine Quacksalbereien verhunzen zu wollen. Ja, mein Kind, noch heute zögen wir mit einander in den Wald, wenn es noch irgendwo in unserer Nähe eine Kolonie Naturmenschen gäbe und — wohlgemerkt — wenn wir nicht so ganz verlernt hätten, ein natürliches Leben zu führen.

Aber, versetzte Minona betrübt, der Kanarienvogel hat es doch auch nicht gelernt, im deutschen Winter fortzukommen, und doch mußte er hinaus.

Jedoch der Doktor ließ sich so leicht nicht werfen. Wissen wir denn, fragte er, ob er's nicht noch lernen werde? Er kann noch der Urheber eines neuen, stärkern Geschlechts werden, das uns Menschen beschämt und auffordert, wenigstens allmählig uns dem Naturstande wieder zu nähern, in den wir Ausgearteten auf Einmal nicht mehr zurückkönnen.

Widersprüche.

Minona dankte dem Himmel heimlich für diese Ausartung. Denn sie konnte sich gar nicht in die häß-

warum dieſer Groll, dieſe Verachtung gegen ein Volk, das ſich wahrlich in großmüthiger Liebe aufopfert für die undankbare Welt; das nur ſammelt, um hinzugeben; nur hingiebt, um geduldet zu werden; nur geduldet wird, um allen Unglimpf, alle Schmach zu dulden, und im geheimen, aber deſto tieferem Schmerz Erlöſung zu hoffen, und — immer noch zu hoffen."

„Eben deswegen! fuhr Grinſel auf und ſtieß das eben geleerte Glas grimmig auf den Tiſch, eben deswegen, weil das Volk auf die Hoffnung angewieſen iſt, ſoll es einen honetten Mann, der des Abends Laſt und Hitze im Concert getragen hat, ungeſchoren laſſen, wenn er eben im Begriff iſt, des Lebens Drangſal beim Hahn im Korbe zu vergeſſen. Es iſt die niederträchtigſte Beleidigung, auf offener Straße einen fürſtlichen Kammermuſikus —"

„Männchen! begütigte Klapſtein, Grinſel, ſcheert Euch nicht um den Lump von Juden; ärgert Euch nicht an alten Erinnerungen des Fagottiſten. Bedenkt — Ihr könnt jeden Augenblick einem Dutzend mahnender Hebräer das Maul ſtopfen mit —"

„Womit, Klapſtein! Womit?"

„Mit Eurer Geige, Freundchen."

„Seid Ihr beſeſſen, Klapſtein? Die Geige! Menſch — bedenkt doch um des Himmels willen, was Ihr ſagt. Die Geige iſt mir ans Herz gewachſen; ſie iſt meine Seele, mein Himmelreich. Die ſollt' ich verkaufen, um eines Juden willen? Und mein Kind, mein einziges Töchterchen, die auf der weiten Gottes-

welt keine andre Aussteuer hat, als die Geige, meine Mosette, sollte leer ausgehen? Sollte bei der Stiefmutter zur alten Jungfer werden, oder etwa als Gouvernante vertrocknen? Nichts da! nichts!"

Bei dem Worte „Stiefmutter" fuhr der Fagottist hastig vom Stuhl auf, griff mit der Rechten in die Brusttasche des Fracks, zog sie eilig mit befriedigter Miene zurück, nahm den Hut und empfahl sich.

„Der getaufte Schmerzjude, sagte Grinsel, dem Fagottisten nachsehend, nimmt meinen Aerger wohl gar krumm?"

„Laßt ihn laufen, Papa! erwiederte der Violoncellist, und stieß mit Grinsel an. Wenn Mandelschaf mit der Hand in die Brusttasche fährt, so ergreift ihn der poetische Schmerz, und morgen liefet er uns sicher ein Gedicht vor, das, wie die übrigen mit einer Tollheit, oder der todten Marie Moorzahn abschnappt. Laßt ihn laufen, und sagt mir aufrichtig, warum wollt Ihr die Geige nicht, an einen Dilettanten etwa, losschlagen, der gut zahlt, weil er die Fehler nicht kennt?"

„Fehler! schrie Grinsel und sprang nach dem Geigenkasten. Menschenkind! Vereinigt sich denn heut Alles, mich unter die Erde zu bringen? Wo ist jemals an meiner Geige nur das Titelchen eines Fehlers gefunden?"

Mit diesen Worten schloß er den Kasten auf, nahm trotz seiner Aufregung das Instrument sanft und behende heraus, hielt es wie ein Taufkind mit beiden

Händen dem Violoncelliſten hin und fragte: „Nun, Klapſtein? wo iſt auch nur der Gedanke eines Fehlers? he? Betrachtet einmal den Goldlack.“

„Abgeſchabt hin und wieder!“

„Abgeſchabt? Das winzige Fleckchen da — das kommt von meinem Barte. Oder ſoll ich dieſen Goldlack mir verhunzen laſſen von dem Wagenſchmier, den ſie jetzt Lack nennen? — Seht einmal den Boden — welch ein Hölzchen! Die Maſer — wie geflammt! Die Efflöcher — welcher Schwung, welch ein Verhältniß gegen einander! Klapſtein, wenn Ihr nur ein Atom von Efflöchern verſteht, ſo bewundert dieſe! — Die Schnecke — welche ſchöne, edle Form! Die Schnecke allein iſt zehn Dukaten unter Brüdern werth.“

Klapſtein nahm die Geige, deren Beſitz er ſo ſehnlich, aber auch wohlfeil wünſchte, in die Hand, betrachtete ſie wägend und mit prüfendem Blick, und ſagte dann ruhig: „Sie hat einen Riß unter dem Stege.“

„Aber Kindchen! erwiederte Grinſel, der mit langgezognem, rechthaberiſchem Geſicht und halboffnem Munde bisher den Bewegungen des Violoncelliſten gefolgt war, — Klapſtein, wo findet Ihr eine gute italieniſche Geige, die nicht unter dem Stege lädirt wäre? Und der Riß geht nicht einmal durch.“

Klapſtein wog nochmals die Geige bedächtig und gab ſie dann zurück mit den Worten: „Ich glaube doch, ſie iſt ausgeſchachtelt.

„Euer Violoncell ist eine alte Schachtel! polterte Grinsel heraus. Diese Geige ist noch, wie sie aus den Händen des Meisters hervorgegangen. Habt Ihr denn kein Gefühl in den Fäusten? Probt doch einmal vernünftig, wie viel sie wiegt, wie stark sie von Holz ist — überhaupt, wie gut erhalten! das ist ein echter Großpatron des Patrons aller Geigenfabrikanten, des trefflichen jüngeren Stradivari, oder ich bin ein Tambour! Es steht ja auch drin.“.

„Auf den Namen d'rinnen, warf der Cellist ein, auf den Namen geb' ich nichts; man kann, wie moderne Statuen künstlich zu antiken umgeschmaucht werden, eben aus der Presse kommende Cremonazettel bald zu alten einräuchern. Ich kenne das! — Indessen, liebstes Männchen, wollen wir uns darüber nicht weiter zanken. Der Ton, Freundchen, der Ton ist die Hauptsache.“

Er nahm Bogen und Geige, gab einige Töne mit langem Zuge an, und Grinsel rannte in die fernste Ecke des Zimmers und horchte mit behaglichem Entzücken hinüber. Da legte Klapstein, das Spiel kurz abbrechend, das Instrument wieder in den Kasten und sagte gleichgültig: „Sie klingt doch zu scharf, zu spitz und wirft nicht. Ein alter Stradivari mag's vielleicht sein.“

„Es ist doch mit Euch nicht auszuhalten, entgegnete Grinsel nach dem Kasten springend. Seid Ihr ein Christ oder ein Heide? — Ob sie wirft? Wie eine Kanone, Klapstein, wirft sie! Und grade das

schneidende, krystallartige des Tons, ist Eigenthümlichkeit des ächten Stradivari." Er nahm das Instrument, Klapstein reichte den Bogen hin, und mit der graziösesten Armbewegung glitt der Bogen über die Saiten. „Wie sammtig, wie fest, wie brillant!" sprach er dazwischen mit immer feuriger lodernden Augen, und fuhr dann fort: „Die Töne kommen so bestimmt heraus, als würden sie gehämmert. Und wie das ferut! Stellt Euch dorthin, Klapstein — der ganze Concertsaal war heut Abend voll Ton — der Fürst war fast nicht bei sich, und nannte die Geige des windigen Franzosen eine lahme Maultrommel."

Der schlaue Klapstein hatte gegen sein inneres Entzücken, welches jeden Augenblick hervorbrechen wollte, einen wahrhaft schweren Kampf zu bestehen. Er kannte die Geige schon lange: wie oft hatte er sie gehört — aber stets wurde sein Verlangen nach ihrem Besitze noch gesteigert, denn jedes Mal lernte er eine neue vorzügliche Eigenschaft derselben kennen, und er würde, wenn sein Vermögen eben so weit gereicht hätte, wie seine Wünsche, jeden hohen Preis nicht geachtet haben, ihren Besitz zu erlangen. In der Junggesellenlangeweile, die sein Hund so wenig, als ein Detailhandel mit römischen Saiten, Sourdinen, Geigenharz, Tactmessern, aber auch mit Instrumenten aller Art, auszufüllen vermochte, war ihm der Einfall gekommen, er sei für das Violoncell nicht geboren; seine Bestimmung sei verfehlt, wenn er nicht trachte, zu möglichster Virtuosität auf der Geige zu gelangen.

Wiewohl es nun damit eben nicht von ſtatten gehen wollte, ſo ſchob er die Schuld doch nur auf das Inſtrument, kaufte ſtets andre Geigen und verhandelte ſie dann wieder an mittelmäßige, aber bemittelte Dilettanten mit bedeutendem Vortheil. So krankte Klapſtein beſtändig zwiſchen Schachergeiſt und geheimer Künſtlerſehnſucht, die er allein durch Grinſels Geige zu ſtillen glaubte. Nicht ohne Mühe gelang ihm jetzt daher der Einwand: „Die Geige iſt nicht gleich — die Quinte iſt hell und ſchön, aber der Baß dumpf.“

Grinſel zog ein langes Geſicht und ließ den Arm mit dem Bogen ſinken. „Der Baß? hub er an — ganz recht! es iſt zufällig eine ſchlechte G Seite darauf, ſchon ein ganzes Jahr, — das Unthier raſſelt.“ „Noch Einmal!“ bat Klapſtein, nahm dem Alten das Inſtrument aus der Hand, ſpielte die ganze Tonleiter bedächtig prüfend durch, und ſagte dann, die Geige in den Kaſten legend: „Einige Töne geben doch nicht recht her.“

„Dummer Schnack!“ rief Grinſel und verſchloß eilig den Kaſten. „Ihr ſeid, fuhr er, halb für ſich brummend fort, Ihr ſeid nicht werth, dieſes Inſtrument, eines Apollo würdig, länger nur anzuſehn. Ihr kennt nichts anders, als eine deutſche Bierfiedel, darauf mögt Ihr geigen! Und überhaupt — Schuſter bleib bei deinem Leiſten: tractirt Euer Violoncell! Ich begreife gar nicht, warum ich mich in die ganze Geſchichte nur eingelaſſen habe, denn — wer die Geige kauft, muß auch bekanntlich meine Tochter heirathen, oder ich nehme ſie mit ins Grab, denn nur

unter dieſer einzigen Bedingung kommt ſie in fremde Fäuſte.“ Er wollte gehn, aber Klapſtein, durch dieſe letzten Worte heftig erſchreckt, rief ihn nach kurzem innern Kampfe zurück. „Hört Väterchen! ſprach er, das Heirathen iſt zwar durchaus gegen meine Grundſätze, ich bin von meiner Kindheit an immer allein geweſen, habe ſtets das Violoncell zwiſchen den Knien gehabt und kann daher nicht gut raſch aufſtehn, wie's von einem Liebhaber gefordert wird. Und dann die Mädchen, und gar die Weiber! Sie können nur halb zur Menſchheit gerechnet werden, denn ſie plaudern und krakeln und zwitſchern während der göttlichſten Muſik eben am tollſten. Dennoch —“

„In des Henkers Namen! fiel Grinſel ein, was ſoll mir das Geträtſch? Wer zwingt Euch denn? Ich könnte ſchon zu Hauſe ſitzen und dem Maſter Bywater das Rondeau brillant einpauken, was der Stockfiſch von Angelſachſe noch immer nicht begreifen kann. Spielt Euer Cello fort bis an Euer ſeliges Ende, ich behalte Geige und Kind und damit Gott befohlen!“ Er wandte ſich wieder nach der Thür, da ſprang der Celliſt hinter ihm drein, zog ihn am Arm zurück und rief, „Grinſelmännchen laßt mich doch ausreden! Seht — Eure hebräiſchen Leiden gehn mir ja ſo zu Herzen, wie man's von einem Chriſten und Collegen nur immer verlangen kann. Darum, ungeachtet meiner gewichtigen Gegengründe, trotz meiner 45 Jahre ſoll mir's einmal nicht drauf ankommen, Eure Tochter in den Kauf zu nehmen, wenn Ihr für die Geige mit 40 Louisd'or zufrieden ſeid.“

„Topp! rief Grinsel und schlug in die dargebotne Hand, daß Klapstein, fast erschrocken über diese schnelle Bereitwilligkeit, gern seine Hand zurückgezogen hätte, denn er fürchtete nun, übervortheilt zu sein und betrachtete seine gemächliche Hagestolzenwirthschaft schon mit einer Art von Wehmuth wie in weite Ferne gerückt. Grinsel dagegen war so seelenvergnügt, die Tochter versorgt zu sehn, und seinen Gläubigern etwas dreister unter die Augen treten zu können, daß Friedrich noch eine Flasche Barsac und zwei Gläser bringen mußte und mit Klapstein anklingend begann er: „Nun, Schwiegersöhnchen, wegen der Geige hätten wir schon den nöthigen Worten den Hals gebrochen. Nur die eine Bedingung muß ich machen, daß, wenn Ihr auch das Geld auf der Stelle zahlt, die Geige doch bis zur Copulation in meinen Händen bleibt. Dagegen versprech' ich, sie Euch prompt zu übergeben, sowie der Pastor sein Amen ausgesprochen hat. Aber mein Mosettchen — ei Junge, das ist ein Goldkind! Und so ehrbar — den Laffen von Engländer, den sie doch stets bei der Hand hat, der manchmal sogar Anstalten macht zu vergessen, daß ihm, als meinem Schüler, Subordination und ein stilles Wesen wohl ansteht, — denke Dir, Klapstein, den langen Portergott mit dem Theegesicht hat sie noch mit keinem Auge angesehn, denn sie hält auf sich und vergißt niemals, daß sie die Tochter des Hochfürstlichen Kammermusikus Grinsel ist. Ja — und was ich eigentlich sagen wollte — das Mädchen ist gewissermaßen hübsch, spricht französisch und englisch

wie Waſſer, und ihr Gefühl — o ihre ganze Seele iſt ein Adagio von Mozart. Euren Hund da, Schwiegerſohn, wird ſie in den erſten acht Tagen lieben wie ein Kind, geſchweige Euch, und wenn es mir, dem Vater, anſtände, würd' ich ſie loben, aber erkundigt Euch, wo Ihr wollt."

Er hatte während dieſer Rede fleißig eingeſchenkt und gar nicht darauf geachtet, daß der Bräutigam ſo gut wie nichts erwiederte, vielmehr immer verlegner zu werden ſchien. Nur die Erwähnung des Hundes, eines höchſt widrigen Rattenfängers, heiterte den furchtſamen Junggeſellen wieder etwas auf: er ſtreichelte freundlich das rauche Thier, und weil er doch irgend etwas ſagen mußte, was zur Sache gehörte, ſo fragte er: „Wann könnte denn die — Geige mein werden?" „Die Hochzeit, entgegnete Grinſel in fröhlicher Eilfertigkeit, die Hochzeit, Herzensſohn, iſt doch erſt in ſechs Wochen auszurichten. In vierzehn Tagen iſt das Quartal um, da haben wir den Gehalt; Maſter Bywater zahlt ſeine Penſion; wir haben Geld vollauf und können dann ſelbſt den Teufel nach unſerer Pfeife tanzen laſſen. Doch, nun muß ich wahrhaftig aufbrechen! Der Maſter wird ſchon ungeduldig am Pulte mich erwarten, alſo nur noch kurz und bündig mit dem letzten Glaſe ein luſtiges Hoch! der Geige wie der Braut. Das liebe Kind wird ordentlich erſchrecken vor Freuden, wenn ich mit der glorioſen Nachricht in die Thür trete." Er ſtieß mit dem ängſtlichen Violoncelliſten an, nahm Hut und Geigenkaſten und mit einem

eiligen „Gute Nacht, gute Nacht, Schwiegersöhnchen!“ war er zur Thür hinaus, und ließ Klapstein in der seltsamsten Verlegenheit sitzen.

Lange Zeit starrte dieser stumm und gedankenlos vor sich hin, die Beine weit ausgestreckt, die Stuhllehne mit dem Rücken gegen die Wand gestemmt, die Arme untergeschlagen. Endlich ließ er den Stuhl auf die Vorderbeine, und diese auf die Vorderbeine des aufheulenden Rattenfängers sinken, hielt die leere Flasche gegen das Licht und brummte: „Dummes Zeug!“ Nun stand er auf und schrie, als ob das Haus brenne: „Dietrich!“ Zugleich trat er an das von dem Laden schon geschlossene Fenster, und meinte hinaus zu sehn. Dietrich war eiligst herbeigesprungen und in seiner Verwunderung, den Schreier stumm und gefahrlos am Fenster zu sehn, in der Thür stehn geblieben, ohne einen Laut von sich zu geben. Weil aber Klapstein sich durchaus nicht rührte, so meinte Dietrich, es könne ihm doch wohl ein Unglück zugestoßen sein, man habe Beispiele, daß Jemand versteinert sei. Um sich daher zu überzeugen, fragte er leise: „Was befehlen Sie?“ Keine Antwort. Er trat einen Schritt näher und sagte einen halben Ton lauter: „Sie haben gerufen, Herr Klapstein!“ Dieser rührte sich nicht, und wie ein Blitz war Dietrich zur Thür hinaus, seinen Prinzipal zu rufen.

Als Herr Günther in die Weinstube trat, fand er den Cellisten noch eben so unbeweglich am Fenster, wie ihn Dietrich verlassen hatte. „Sind Sie unwohl, Herr Klapstein?“ fragte er; dieser drehete sich um und er-

lichen Thierfelle denken ohne roth zu werden. Und der Vater, dachte sie, der würde auch garstige Augen machen, wenn ich ihm seine gerühmten, schmackhaften Wurzeln für eine ordentliche Schüssel anrechnen, oder ihm früh einmal keinen Kaffee vorsetzen wollte.

In der That machte sich der Doktor Schild der Inkonsequenz schuldig, daß er überall der Einfachheit der Natur Lobreden hielt und doch für seine Person an die weichlichste Lebensart und so auserlesene Speisen und Getränke gewöhnt war, als das reiche Einkommen seiner ausgedehnten medizinischen Praxis es erlaubte. Sein Wahlspruch hieß: Die Natur und ihr großer Vertrauter! Er brachte diesen Spruch in jedem Stammbuche an, auch hing das Bildniß ihres Vertrauten, des Grafen Büffon, seinem Sitze in der Studierstube gegenüber.

In der Medizin ließ er sich diese Widersprüche ebenfalls zu Schulden kommen. Erst verdammte er alle Aerzte und ihre Rezepte fast ohne Ausnahme, und dann verschrieb niemand so viel als der Doktor Schild. Uebrigens hatte er sich bey einer ganz außerordentlichen Seltsamkeit den Ruf einer rechtschaffenen Denkart zu erwerben und zu erhalten gewußt.

Erziehungsgrundsätze.

In der Erziehung besaß er gleichfalls seine eige-

wiederte ruhig: „Nicht im Geringsten, sondern nur toll. Hat Dietrich den Barsac schon gebracht?“ „Nein.“ „Aber mein Gott! zehnmal hab' ich ja dem Schlingel gerufen und Barsac gefordert. Ist er denn taub geworden?“

„Sie haben vielleicht, entgegnete Herr Günther, nach der Anstrengung des ersten Rufes für Ihre Wünsche keinen Ton mehr finden können, wenigstens sind Sie beträchtlich stumm gewesen. Dietrich! eine Flasche Barsac für Herrn Klapstein, und künftig höre besser.“

Der Cellist setzte sich, schenkte zwei Gläser ein, nöthigte Herrn Günther zum Sitzen und sprach, mit diesem anklingend: „Sie thun mir wohl den Gefallen, Güntherchen, und trinken auf mein Wohlsein. Ich sehe mich nämlich genöthigt zu heirathen und bin daher natürlich sehr mißvergnügt. Aber ich will mich lieber mit der miserabelsten Quintsaite strangulieren — stellen Sie sich vor, Herr Günther, wie man ein Esel sein kann, wenn man glaubt, im Fuchspelze zu stecken bis über die Ohren.“ Er erzählte nun dem aufhorchenden Gastwirthe den Geigenhandel sammt der Verlobung mit Mosette Grinsel, und fuhr dann fort: „Sehn Sie, Gastgeber, so kann's einem ehrlichen Menschen gehn, der Künstler und Enthusiast zugleich ist. Eigentlich empörte mich nur die ungeheure Barbarei, daß der Mensch dies Wunderinstrument mit ins Grab zu nehmen droht, wenn man das Mädchen nicht dazu nehmen will. Was soll ich aber mit dem Weibe?

Warum ſollen mit der Geige meine felſenfeſten Grundſätze vor die Hunde gehn? — Donner und das Wetter, ich thu's nicht — ich will's nicht! Es wird doch irgend einen Rechtsverdreher in der Stadt geben, der mir die Geige an den Hals proceſſirt ohne das Weib! Denn die Geige muß ich haben und ſollt' ich ſie vom Galgen holen — denkt an mich, Günther! — Ich Schafskopf! Ich Stiefelgehirn! Ich perſonificirter Naſenſtüber für meine eigne Dummheit! Ich hetze dem Alten alle Juden der Stadt auf den Hals — er ſoll zu Kreuze kriechen — er ſoll mir die Geige für ein Lumpengeld auf den Knien überreichen — er ſoll —"

Klapſtein hatte die Flaſche ergriffen, den Arm hoch erhoben und ſchlug nun mit ſolcher Gewalt auf den Tiſch, daß das Gefäß und mehrere Gläſer zertrümmert wurden; darauf ſprang er wie unſinnig nach ſeinem Hute und rannte mit entſetzlichem Gelächter davon.

Der Celliſt hatte ganz richtig geſchloſſen. Als Mandelſchaf in die Bruſttaſche griff, ſuchte er wirklich nach einem heute gebornen Gedichte, welches der Frau des alten Grinſel vorgeleſen werden ſollte. Der gute Fagottiſt hatte ſich in den Schriften und Gedichten von Börne, Heine und Anderen, die als Aggregate des zerſtreueten Volkes angeſprochen wurden, ſo verleſen, daß er, ſeine in romantiſches Dämmerlicht ſich verlierende Herkunft gehörig in Anſchlag bringend, nach und nach zu der ſeltſamen Ueberzeugung kam,

eigentlich sei er ein Jude und nur durch Zufall oder ein wunderbares Verhängniß ans Baptisterium gerathen. Unter diesen Umständen blieb ihm nichts übrig, als sich in die schöne Christin und Choristin Maria Moorzahn zu verlieben, und als diese an den Folgen einer überflüßigen Cadenz verstorben war, sich einem ungeheuren Schmerze zu ergeben. Einen solchen Schmerz aber, soll er nicht in gänzliche Zerrissenheit ausarten, kann der Mensch nicht unbenutzt in seiner Brust umherwühlen lassen, daher suchte Mandelschaf ihn durch Lieder und Romanzen zur Ironie des allgemeinen Weltschmerzes und Scherzes zu potenziren, und das gelang ihm bald so trefflich, daß der gute Mensch täglich dergleichen zu schreiben vermochte, da sie in Form und Wesen sämmtlich über einen Leisten geschlagen wurden. Bei dieser regelmäßigen Lebensweise befand er sich um so herrlicher, als er in der Frau des alten Grinsel eine theilnehmende, mitfühlende Freundin gefunden hatte.

Dies edle weibliche Gemüth hatte der Leiden viel, und bedurfte des Trostes wahrlich in ihrer Verlassenheit. Grinsel war immer unendlich eilig: Morgens gab es Oper = und Concertproben, oder Dilettantenquartette. Aber zu solchen Arbeiten muß der Mensch sich doch gehörig sammeln, und das war in der Stille des Hauses nicht zu erlangen, vielmehr konnte die wahre künstlerische Ruhe leicht und sicher im Geräusch des Gasthofes zum Hahn im Korbe gewonnen werden. Nachmittags mußte man sich von der Morgenanstren-

gung wieder erholen: Grinsel warf daher Mittags nur schnell einige Bissen in den Mund und wanderte dann nach der Kegelbahn zur blauen Schnecke vor dem Kälberthore. Abends gab es wieder vollauf zu thun, und es blieb endlich kaum so viel Zeit übrig, beim Hahn im Korbe ein Beefsteak und eine halbe Barsac zu verzehren, weil Master Bywater schon wieder auf den Lehrer wartete. Nebenher verband Grinsel mit diesen ewigen Leibesabwesenheiten noch den unschuldigen Zweck, den einem Künstler höchst widerwärtigen und der Ausübung seiner Kunst sehr gefährlichen Anblick der Gläubiger zu vermeiden. Natürlich fielen diese geschwornen Feinde des Seelenfriedens und der häuslichen Glückseligkeit, der Frau zur Last, und so waren denn auch heute Hebräer, Schuhmacher, Schneider, Laden- und Steuerdiener von ihr aus dem Felde zu schlagen gewesen.

Nun saß denn endlich am Abend Frau Rose, verdrießlich den Kopf auf die Hand gestützt, in dem einsamen Zimmer und dachte mancherlei. Sie war die Tochter eines Cantors, hatte Französisch gelernt, sang, und verstand sich auf das Fortepiano. Dieser Verein von Kenntnissen hatte sie zur Erzieherin und fähig gemacht, den Kindern eines Kammerherrn, welche nichts lernen sollten, nichts zu lehren, als den ersten Theil des Sehnsuchts- oder Trauerwalzers, eine Cavatine von Rossini und anderthalb Seiten in der Ourica. Daneben hatte sie der Kammerherrin während der Morgenbesuchspausen ein Kapitel aus den Stunden der Andacht, und Abends eine Erzählung von Clauren vorge-

leſen. Sie war alſo ein ſehr gebildetes Frauenzimmer, und wußte das zu ſchätzen. Aber während ihres irdiſchen Daſeins waren ſchon dreißig Kalender zu Makulatur geworden, ohne daß ihre Bildung, ihre ſchwarzleuchtenden Augen, ein kleiner Fuß und zwei wunderſchöne Händchen ihr etwas anderes, als wenige ſcheue Zärtlichkeitsuranfänge des philoſophirenden theologiſchen Hauslehrers zugezogen hätten. Der Menſch kannte die ganze Welt ſo genau, wie ſeine Nachtmütze, vielleicht noch beſſer; er war der raffinirteſte Kaffeekocher und ſein Scharfblick hatte die Gouvernante durch und durch geſchaut; er wußte auf ein Haar vorher, was ſie antworten werde, wenn er ihr von ſeiner Liebe ſagen wollte, nur ſagte der Mann eben deshalb nichts und ſie fand das ennuyant. Da kam ihr denn der Kammermuſikus und Wittwer Grinſel außerordentlich gelegen mit ſeinem feierlichen Antrage. Sie heirathete ihn, um endlich auch einmal Frau zu werden: aber ſeine Nomadenwirthſchaft, ſein Alter, ſeine Schulden, ſein herriſches Betragen mußten ein Frauenzimmer von Roſe's Bildung, von Roſe's zartem Gefühl bald mit Schmerz und Abneigung erfüllen. Sie ergab ſich wieder ihren romantiſchen Jugendträumen voll Sehnſucht und Ferne und Wehmuth, und bei dieſer aus Erdennoth emporgeſchoſſenen Himmelsſeligkeit fand ſie in der zarten Freundſchaft des Fagottiſten eine Stütze, die ihr unendlich theuer war.

Es iſt erklärlich und natürlich, daß ſie die Verſe von der todten Maria, welche Mandelſchaf ihr jedes-

mal richtig nach der Geburt überreichte, nur allegorisch auf sich selber beziehen konnte. Das that sie denn auch, und dachte dabei eben jetzt an Vieles: an Trost und Ersatz für den unglücklichen Freund, an unvermuthete Sterbefälle, verlaßnen Wittwenstand, hausfreundliches Mitgefühl und Hochzeit, und eben jetzt trat Mandelschaf herein.

Sanft erröthend, aus zierlicher Verwirrung hervorlächelnd, ging ihm Rose entgegen und lispelte: „Wie so spät?“ „Spät?“ fragte Mandelschaf zurück, nach der Uhr sehend. „Wahrlich, schon zehn Uhr! So geht das Leben mit seinen Erbärmlichkeiten und Dornen an uns vorüber, und nichts genossen haben wir vom Leben. Wer es zuerst wohl einen Traum genannt haben mag? Das furchtbarste Wachen ist das Dasein und dabei — so lächerlich.“

„Sie sind, entgegnete Rose, lieber Mandelschaf, Sie sind wieder in einer gefährlichen Stimmung, und richten sich gewiß einmal damit zu Grunde. Warum sollen wir uns den Kopf darüber zerbrechen, ob wir wachen, ob wir träumen? Wenn es uns wohlgeht, lassen Sie uns wachen, und schwingt das Schicksal seine grauen Flügel verdüsternd über unsrem Haupte, so wollen wir schlafen und in einen glücklichern Zustand uns hinüberträumen. Ach, muß ich denn nicht immer und immer träumen zwischen der lieblichen Vergangenheit und einer Zukunft, die — so nahe sein könnte? Und glauben Sie mir, werther Freund, ich träume nicht auf weichem Lager!“

„Weib! fuhr Mandelschaf pathetisch auf, Weib, was ist Dir noch alles geblieben? Du hast eine Vergangenheit, eine Zukunft, die Deine Phantasie oder Dein Leichtsinn wie mächtige Zauberer herbeschwört in den Kreis der dunklen Gegenwart, daß dies Unding Dir gar nicht einmal existirt. Aber ich —? o liebe Freundin! ich habe so viel eben heute gelitten, wie ein Jahrhundert voll brüllender Kanonen, und nur schwer gelang es mir, den entsetzlichen Zustand endlich in ein Bild zu fassen, welches ich Ihnen ans Herz legen möchte."

Er griff in die Brusttasche und entfaltete vor der Freundin, deren Individualität freilich eine ganz andre Wendung des Gesprächs erhofft hatte, ein Papier, welches überall mit Versen beschrieben war, und sie mußte sich schon bequemen, eine theilnehmende Zuhörerin abzugeben, denn sie ließ sich doch gern etwas ans Herz legen. Der Fagottist aber las das Gedicht, betitelt:

Die Kegelbahn.

Still wandert' ich durch Gassen, eng und schmuzig,
Dem Thore zu, dem steingewölbten Rachen,
Gierig verschlingend in den Ziegelwanst
Des ganzen Landes Frühling, Sommer, Herbst.
Und droben sitzt im Aktenschweren Herzen,
Genannt das Rathhaus, stolz der Bürgermeister
Im Dintenfaß und läßt es gehn, wie's geht.
Ich aber wollte kegeln, kegeln, kegeln,
Und wanderte der blauen Schnecke zu. —
Und wenn auch heut nur dreimal alle Neun,

So dacht' ich fürderschreitend, deinem Wurf
Gefallen sind, so hast du freie Zeche,
Hast dein Plaisir und nöthige Bewegung. —
O all ihr Himmlischen! warum vergönnt
Ihr nicht einmal so unschuldvollen Traum
Dem kultivirten Menschen? Und unschuld'ger
Ist doch auf Erden nichts, als das Bestreben
Neun Klötze mit dem zehnten hinzustrecken,
Auf daß es wohl uns geh, und wir noch lange
Hienieden uns des schönen Daseins freun!
Warum versucht ihr nur das arme Ding,
Von den Gelehrten Phantasie genannt,
Zu Sprüngen, die Gebildeten nicht ziemen,
Denn Phantasie ist ihnen unanständig.
Warum — o sprecht, ihr Himmlischen — warum
Verwandelt ihr vor offnen Augen denn,
Im hellen Tage, plötzlich jene Kneipe
Zur blauen Schnecke, sammt der Kegelbahn,
Die eben noch, mein einz'ger Trost, mir lachte,
In einen Strahlenthron und weiten Saal? —
Es ruht der goldne Thron auf Drachenfüßen
Und droben sitzt ein leuchtend Frauenbild.
Sie lächelt sanft voll Huld auf mich hernieder,
Sie winkt mir, als ich, schier vom Glanz der Schönheit
Verwirrt, geblendet, schon die Kniee beugte,
Und scheuen Muths betret' ich nun die Stufen. —
Wie lange, lispelt sie mit Flötenton,
Wie lange doch entbehren und ersehnen
Mußt' ich, o Liebling, deine holde Nähe!
Zurück, ach! wandte sich dein Auge sonst,
Zurück in jenes Thal der Nacht, des Todes,
Wo nur ein Dämmerlicht vom Sarg Maria's
Scheu durch die graufe Finsterniß hinzittert,
Und wo kein andrer Laut, als dein Gesang
Wie Tantalusgestön die Luft bewegt.

Und wandte ſich die grambelaſtne Stirn,
Haſt du ſie nimmer doch zu mir gekehrt!
Der qualverwirrte Blick, er ſchweifte ſtets
In weite Fernen aus, das Leben ſuchend,
Die Pſyche für Maria's Marmorleib.
Doch endlich — ach, du Süßer! endlich, endlich
Erkennſt du, daß Vergangenheit und Zukunft
Nur Dornen ſind im Roſenkranz des Daſeins,
Nur trüber Bodenſatz im Feſtpokal
Der Luſt, o Freund, kredenzt von meinen Lippen!
O ſieh mich an, und wage dann — Verſchmähn! —
Verſchmähn? rief ich berauſcht, verſchmähen dich,
Du holde Gegenwart! O laß umſchließen
Mit meiner ganzen Seele Jugendkraft
Den wunderſel'gen Leib zum ew'gen Kuß! —
Schon ausgebreitet waren meine Arme,
Da ſprach ſie: Ei, Herr Mandelſchaf, ſind Sie
Verrückt geworden? — Und die alte Katharine greinte mich an aus der Bodenluke; ich ſtand auf der Hühnerleiter, und unten warf eben Grinſel alle Neun —

„Das wär in Richtigkeit! polterte Grinſel zur Thür hinein. Mein Mädchen verſorgt, die Geige verkauft. Wo ſteckt ſie denn? Ach, ſieh da, Mandelſchaf! Ich denke, Sie gehn, nun ich gekommen bin, es iſt ſchon ſpät. Gute Nacht, Werthester!“

Mandelſchaf ließ ſein Gedicht in Roſe's Händen, die er bedeutſam drückte, und fand es angemeſſen, ſich zu empfehlen. „Hat der Narr, fragte Grinſel, mit unendlicher Geſchäftigkeit umherrennend, hat der Narr ſchon wieder Papier verdorben? Daß ſo ein Lump ſolche Malice auf Lumpen hat. Aber wo ſteckt ſie denn?“

„Die Geige?" fragte Rose. „Dummer Schnack! erwiederte Grinsel. Wo die Geige steckt, weiß ich stets, und läg' ich mit Noah auf dem Vorplatze in seliger Brüderumarmung. Aber mein Mädchen — kurz wo ist Rosette?" „Sie wird ja wohl, antwortete Rose gleichgültig, auf ihrer Kammer beim Stickrahmen sitzen." Grinsel rief zur Thür hinaus: „Rosette!" aber nur sein schallender Ruf kam aus dem dunkeln Hause zurück. Er ging auf den Vorplatz und rief abermals: „Rosette!" Alles still. Er stieg die Treppe hinauf, öffnete die Kammerthür und drinnen brannte wirklich ein Licht neben dem Stickrahmen, nur Rosette saß nicht dahinter. „Verdammte Verschwendung! sprach Grinsel. Den Concertlichtresten haben die traurigen Zeitläufte längst ein trauriges Ende gemacht — daran aber denkt solch junges Volk nicht." Er trat ans Fenster, da schien's ihm, als bewege sich etwas neben der Jasminhecke im Garten. Deutlich erkennen ließ sich nichts, aber ein Busch war's nicht, was sich da bewegte und Rosette war nicht in der Kammer! Grinsel wollte zum Fenster hinausrufen, da glaubte er zwei Gestalten unterscheiden zu können. „Das wär der Teufel!" rief er, trat hastig zurück, verließ eben so hastig die Kammer und stieg noch eine Treppe höher, wo sein Schüler Bywater ein Erkerstübchen bewohnte.

„Master Bywater, sind Sie drinnen?" rief Grinsel zur Thür hinein, aber auch hier war kein Mensch, vielweniger ein Master zu finden, obgleich auch hier ein

nen Prinzipien. Mit Söhnen, sagte er, kommt man freilich nicht weit; die müssen bei Zeiten in die Welt und daher von dieser gezogen werden. Er ließ auch dem Sohne auf der Akademie so ziemlich den Willen und war, bis auf seinen etwas großen Geldbedarf, recht wohl mit dem jungen Manne zufrieden. Aber die Töchter, meinte er, habe der Erzieher ganz in seiner Hand, und Minona sollte ein Muster als Tochter und als Gattin werden. Mit ihr dachte er alle Behauptungen von geistiger Zuneigung zwischen Männern und Weibern und von der Gefahr der Empfindsamkeit unumstößlich zu widerlegen. Laßt, sagte er, weder kopfverrückende Bücher noch kopfverrückende Hasenfüße — männlichen und weiblichen Geschlechts — in euer Haus, aber wohl gute Grundsätze, und thut übrigens so wenig als möglich an euern Töchtern. Das ist mein ganzes unfehlbares Rezept gegen alle voreilige Liebeshändel. Dabei versteht sich jedoch, daß ihr in Zeiten für ihre Verheirathung zu sorgen und einen jungen Mann auszusuchen habt, der dem Mädchen von selbst gefallen muß. Die Schwierigkeiten aber, die man in diesem Muß fand, bestritt er gänzlich mit seinem Systeme, das, wie er sagte, auf den ewigen Grundpfeilern der Natur feststehe. Er wollte nämlich aus Erfahrung wissen, daß in allen guten Ehen die beiden Hauptpersonen einander immer ähnlich sähen. Nun fanden die Gegner dieses Satzes wohl manches

Licht neben dem Notenpulte brannte. Der Kammermusikus warf einen Blick in das aufgeschlagene Rondeau brillant, nahm die Geige, und — " der Porterwanst hat wahrhaftig Ohren wie ein Maulwurf!" schalt Grinsel, drehete mit verzognem Mundwinkel an den knarrenden Wirbeln, schwang die Geige unter's Kinn, ergriff den Bogen und versuchte die Stimmung. Er blickte nochmals in das Heft, begann das Rondeau brillant und spielte immer weiter. Die Augen leuchteten, der Kopf wiegte sich dann und wann hinüber, ein eigenthümliches Lächeln schlich durch alle Falten des gelben, hartausgeprägten Gesichtes, so daß Nase und Kinn sich gegen einander neigten, als sollten sie eine Nuß aufknacken. Da mußte ihm eben auf dem Culminationspunkte der Begeisterung die Quinte mit jenem bekannten Tone springen, der jedem Musiker ein Entsetzen durch alle Glieder schüttet, und auch Grinsel sprang drei Schritte vom Pulte zurück. Unbeweglich stand er da, starrte nach dem Rondeau brillant, als könne er nicht begreifen, warum nun kein Ton desselben mehr aufklinge. Dann aber fuhr er plötzlich aus seiner Betäubung empor, warf Instrument und Bogen auf den Stuhl und rief: „Zum Henker! was steh ich denn hier, und geige auf der niederträchtigen Hechel und reiße Quinten? Man hat Beispiele, daß während der grandiosesten Kirchenmusik Leute verliebt geworden sind, von denen so etwas gar nicht verlangt wurde, und — Mosette ist wahrhaftig im Garten."

Er stieg hinunter, wirbelte mit seinen Spinnenbeinen durch den Garten, und erschrak selber vor der Richtigkeit seiner Vermuthung. Da saß der großbritannische Master Bywater von überwölbendem Jasmin halb versteckt; auf seinen Knien, an seiner Brust, in seinen Armen Mosette, die achtzehnjährige Tochter des Kammermusikus Grinsel, eines Mannes, der vor einer Stunde noch mit der reinsten Ueberzeugung ihre Tugend und Sittsamkeit dem Cellisten und Bräutigam Klapstein anpreisen konnte — da saßen sie, und Grinsel hätte verzweifeln mögen, daß das Volk in seiner Glückseligkeit blind und taub war, sich nichts auf der weiten Gotteswelt träumen ließ, als unendliche Liebe, nichts von der Geige, von Klapstein, Hochzeit und abzutragenden Schulden.

„Master! schrie er den liebenden Schüler an, Master Bywater, Sie schlafen diese Nacht zum letzten Mal unter meinem Dache. — Mosette, scher' Dich auf Deine Kammer, abgeschmacktes Geschöpf!" Er ergriff Mosette's Arm und zerrte die Sträubende unsanft mit sich fort, während der Schüler sich vergebens bemühete, den zornigen Alten zu besänftigen und Mosette von ihm loszumachen. „Nehmen Sie doch Vernunft an, Herr Grinsel, sprach er. Ich habe ja die redlichsten Absichten, und eben besprachen wir uns, ob ich wohl morgen schon bei Ihnen um Mosette's Hand bitten dürfte." „Naseweis! entgegnete Grinsel, wie kann sich ein Schüler dergleichen Verwegenheiten erlauben? Und glauben Sie denn, daß die deutschen Mäd-

chen Kühe sind, wie Ihre englischen Weiber? Sie haben wohl schon den Strick in der Tasche, woran Sie mein einziges Kind zu Markte führen und für drei Schillinge ausbieten wollen! Nichts da! Morgen mit Sonnenaufgang räumen Sie mein Haus — verstanden?"

Während dieses Gezänkes waren sie vor Mosette's Kammer gekommen: der Alte schob die Schluchzende hinein, verschloß die Thür, ließ den Schüler im Finstern stehen, und eilte nach seiner Frau hinunter, die ruhig hinter dem Lichte saß und mit tiefer Rührung aus Mandelschafs Kegelbahn die schönen Stellen recitirte.

„Das sind mir Streiche! rief der eifernde Kammermusikus. Mir schwante gleich nichts Gutes, als mich der maliciöse Jude da auf der Gasse anlief. Und da sitzt das Weib, und liest getaufte Judenverse, statt über der Ehre und Reputation meines Hauses zu wachen. Sie spielt am Ende mit Bywater unter einer Decke — o heilloser Unglückstag! Schweig', sag' ich! Für den Vaternamen geb' ich nun keine taube Nuß!"

„Was ist denn geschehen?" hatte Rose schon mehrere Male zu fragen angefangen. „Geschehn? erwiederte der rothglühende Grinsel — geschehn! Stellt sich die Person nicht, wie aus den Wolken gefallen! Man sollte sich krumm wundern über ihre Verwunderung. — Aber es ist nun Alles einerlei: meine Geige mag von den Fäusten eines betrunkenen Dorfmusikanten zerrumpelt werden — wie ich mit Klapstein zurecht kommen

soll, ist gewiß dem Schicksal selber unbegreiflich — die Juden bringen mich an den Bettelstab, oder gar in meinen besten Jahren schon ins Grab — Mosette läuft mit einem Landstreicher in die Welt, mein Weib mit Mandelschaf, und dann hat die Lumpenherrlichkeit ein Ende."

Bisher war es der guten Rose durchaus unmöglich gewesen, aus Grinsels zornschäumendem Redeflusse mit etwas mehrerem, als einigen tiefen Seufzern aufzutauchen. Jetzt aber war dem Alten wirklich der Athem vergangen, die Anstrengung bei so vielen schnell hinter einander ihn getroffnen Widerwärtigkeiten warf ihn erschöpft in den Sessel, er schnappte nach Luft, und diesen Augenblick wußte Rose geschickt zu benutzen. „Das fehlt noch, hub sie an, durch nächtlichen Skandal die Nachbarn herbeizulocken! Aber mögen sie kommen, mögen sie heute schon erfahren, was ihnen doch keine vierzehn Tage mehr verborgen bleiben kann, und mein Unglück wird sie rühren, während sie Dich verdammen. Täglich, stündlich muß ich die Zudringlichkeit der Gläubiger bekämpfen, deren Forderungen sich aus einer Zeit herschreiben, wo ich noch in harmloser Unschuld die kindlichsüße Unschuld im Hause des Kammerherrn heranbildete. Und kommt endlich Abends einmal auf einen flüchtigen Augenblick der edle Freund, dessen düstres Schicksal, dessen tiefes Gemüth jedes weibliche Herz mit Theilnahme, mit Wehmuth erfüllen müssen, da polterst Du drein mit Deinem Kauderwelsch von Klapstein und Geige, Juden und Mosette, daß ich Man-

delſchafs Faſſung wahrlich nicht genug bewundern kann. Aber gewiß verachtet er Dich zu ſehr, um ſich mit Dir gemein zu machen."

„Alle Hagel! ſchrie der aufſpringende Grinſel — gemein machen? Ich — Primgeiger in hochfürſtlicher Capelle und dieſer armſelige Tieftonvergnügungsknüpelboreas! Weib — aber es iſt unter meiner Würde darauf etwas zu erwiedern; ich weiß doch, was zu thun iſt." Er ſtreckte ſich, ſo lang er war, mit behaglichem Anſtande auf das Kanapee und blickte voll ſtolzen Mitleidens nach der fortrebenden Frau hinüber.

„Sieh' mal! der Bettelſtolz kleidet doch außerordentlich ſchön. Aber es iſt noch nicht aller Tage Abend gekommen, und nicht alle Abende werd' ich mich ſo niederträchtig behandelt ſehn. Und was geht mich der Bywater an? Hat ſich Moſette mit dem tölpiſchen Briten in ein Liebesverſtändniß verwickelt, ſo iſt ſie Deine Tochter, nicht die meinige! Ich kenne die Pflichten der Stiefmutter zu gut, als daß ich zwiſchen dem Thun und Treiben des Mädchens herumklatſchen ſollte, um den Lärm im Hauſe noch größer zu machen, als er leider ſchon iſt. Sieh Du zu, wie Du mit ihr zurecht kommſt."

„Das werd' ich! erwiederte der Kammermuſikus. Das werd' ich — ja!" Er erhob ſich langſam und gemeſſen vom Kanapee, ſtellte ſich mit untergeſchlagenen Armen dicht vor ſeine Frau und fuhr mit bittrer Gelaſſenheit fort: „Roſe, Du haſt mir da Dinge in die Seele geſchüttet, die ich ſehr wohl verſtanden habe, indeſſen

ist es Zeit, endlich das Bett zu suchen. Was nun mein Kind anbetrifft, so will ich Dich allen stiefmütterlichen Pflichten gegen Mosette schon morgen entbinden; der Master geht ohnehin. Sie aber soll, damit es ihr an der so nöthigen, und besonders vernünftigen Aufsicht und Leitung ferner nicht fehle, gleichfalls morgen zu ihrer Tante, der Putzmacherin Spitzkugel, meiner seligen Frau würdige Schwester in Wenselburg, und damit Punktum! Gute Nacht, Madam!"

Er drehete sich gravitätisch auf dem linken Absatze herum, nahm ein Licht und ging in die Kammer, während Rose ihm schweigend nachsah. Und als er die Thür hinter sich geschlossen hatte, senkte sie mit sanfter Schwärmerei die Augenlieder, und sprach aus Mandelschafs Kegelbahn:

Wie lange noch entbehren und ersehnen
Muß ich, o Liebling, deine holde Nähe!

Der Kammermusikus hatte sich eingebildet, sein Schüler werde in furchtsamer Anerkennung des von zürnenden Vaterlippen gebieterisch ausgesprochenen Reisepasses sogleich auf das Erkerstübchen eilen, die schuldige Pension bis heute Abend abzählen, etwa ein paar verzweifelnde Liebhaberworte zum Abschied dabei schreiben, und dann seine Habseligkeiten zusammenpacken, um schon bei Sonnenaufgang dem Schauplatz seines kurzen Freudenrausches mit widerstrebender Resigna-

ion den Rücken zu kehren. Aber der Kammermusikus
atte sich geirrt. Bywater stand fest vor Mosettens
Kammerthür, aufmerksam nach dem Ende des ehelichen Gezänkes hinunterhorchend, während er zugleich
ie drinnen schluchzende und seufzende Mosette durch leises
Klopfen und flüsternde Worte zu beruhigen suchte, um
mit ihr, wenn Alles still im Hause geworden, noch ungestört Verabredungen für die nächste Zukunft zu treffen.

Der junge Richard Bywater war der Sohn eines
ohlhabenden Kaufmanns zu Chelmsford in der Grafhaft Esser. Nach dem Tode des Vaters hatte der
Vormund nichts angelegentlicher zu thun, als sich den
ilden Jungen vom Halse zu schaffen, indem er ihn
em Vorsteher eines Instituts für Knaben zu weiterer
usbildung für die Universität oder den Handelstand
ergab. In diesem Institute hingen die trefflichsten
eſetze an jeder Thür, nur fanden die jungen Leute,
aß das monarchische Princip hier wenigstens durchaus
npassend, und eine Constitution förderlicher sei, die,
n und nach ihrem Sinn entworfen, Jedem verstatte,
thun, was er wollte. Der Vorsteher liebte Ruhe
d Sicherheit der Existenz, er ließ daher die jungen
onstitutionellen nach Herzenslust schalten und walten,
zog seine Pensionsgelder und quittirte jedesmal richz mit den vortheilhaftesten Zeugnissen, so daß die Elrn kaum den Tag erwarten konnten, welcher die
refflichen der staunenden Welt zuführen sollte. Unachtet aller Tollheiten, welche die Knaben gemeinhaftlich ausführten, entwickelten sich doch in den Mei-

sten gewisse vorherrschende Neigungen, und eben Richard hegte eine solche Vorliebe für Musik, daß er selten eine Oper oder ein Concert in dem nahen London versäumte. Eben in jener Zeit erregte Kiesewetter in England allgemeines Aufsehn und Richard wurde hingerissen von dem Spiel dieses deutschen Orpheus. Ungeachtet des häufig in leerem Dünkel schwelgenden Nationalstolzes wußte der junge Mensch nichts Besseres zu thun, als seinen englischen Lehrmeister fortwährend einen Pfuscher und Stümper zu schelten und endlich steif und fest zu behaupten, nur in Deutschland könne man Musik hören und lernen, und er glaubte dies um so sichrer, als überall von Deutschland, von deutscher Poesie, Kunst und wissenschaftlicher Gründlichkeit viel Redens und Rühmens war. Nun trug es sich zu, daß die wüste Wirthschaft im Institute, welche den Vorsteher schon in manche stillbeseitigte Verlegenheiten geführt hatte, den Eltern nicht länger verborgen blieb: sie nahmen ihre Söhne zurück, die ganze Anstalt zerfiel und Richard, der noch zu jung für den Handel war, lag seinem Vormunde so lange mit Bitten und Bestürmungen zur Last, bis dieser zu einer Reise nach Deutschland, die ihn zugleich der Aufsicht und Zucht des Mündels entledigte, seine Einwilligung gab, indem er auch dachte, ein zwei- oder dreijähriger Aufenthalt im Auslande wirke ganz besonders vortheilhaft auf die Ausbildung des jungen Menschen, und das nichtsnutzige Musikwesen werde das Comtoir demnächst leicht und schnell aus dem Kopfe fegen, um reelleren Dingen das

Feld zu räumen. So war alſo Richard nach Deutſchland gekommen und hatte in dem Kammermuſikus Grinſel einen tüchtigen Lehrer, in Moſetten aber ein liebenswürdiges Mädchen gefunden.

Das gute Kind war wirklich recht unglücklich in dieſem Hauſe der Unordnung und des unaufhörlichen Jagens und Polterns. Sie hatte ſich daher ſchon längſt für den größten Theil des Tages auf ihr einſames Kämmerchen hinter den Stickrahmen zurückgezogen, und faſt ihre einzige Freude war dann und wann ein Blick von ihrer Arbeit in das kleine blühende Gärtchen hinunter, aus welchem ihr alle Blumen lebendig entgegenlachten und nickten, die droben ihre Nadel emſig mit nimmerwelkender Farbenpracht zu lieblichem Frauenſchmuck feſſelte. Sie war nicht traurig, ſie war nur ſanft und ſtill, und mit Recht hatte der Vater gerühmt, daß ihre ganze Seele ein Adagio von Mozart ſei. Manchmal aber ſchlich dennoch ein Seufzer durch dieſe ſtille Bruſt, und mußte ſich auszittern und ausjubeln in einem der ewigen Lieder Uhlands. Dieſe wunderbaren Töne ſchlugen wie mit Geiſtergewalt an das Herz des Engländers, und feſtgebannt an der Schwelle der Kammerthür hielt er den Odem zurück, während die bebende Hand vergeblich nach dem Schloſſe ſtrebte. Noch hatte der junge Mann nicht gewagt, ihr ein Wörtchen mehr zu ſagen, als was die Gewohnheit des Tages ſo mit ſich brachte, wie oft es ihm auch ſchien, als blicke ſie ihn freundlicher, ja vertraulicher an, wie die Andern. Die deutſche Sprache war ihm noch nicht geläufig ge-

nug für den unendlichen Jubel in seiner Brust; der Uebermuth im Institute hatte noch nichts über die Blüthe der jugendlichen Scheu vermocht, welche jeden unverdorbenen Jüngling zum Adonis macht; denn seine Leidenschaft für Musik war immer noch größer, als die Leidenschaftlichkeit der Jugendkraft. Nun aber war der Herbst gekommen, und als Richard eines Tages über den Markt ging, lachte ihm ein Korb voll Weintrauben so einladend entgegen, daß er dem Reiz der Neuheit eines solchen Anblicks sogleich einen Thaler opfern mußte, und den Korb nach seinem Erkerstübchen bringen ließ. Als er an Mosettens Thür vorübergehen wollte, wurde diese geöffnet, und das liebliche Mädchen entließ einen schönen braunlockigen Knaben mit so zärtlicher Freundlichkeit, daß der Engländer den Gruß vergaß und stumm und glühend dastand. Mosette nickte ihm lächelnd und verschwand wieder in ihre Kammer. Da kam ihm plötzlich ein schöner Gedanke! er nahm den Kleinen an die Hand und sagte: „Hör einmal, liebes Kind, ich will Dir etwas schenken, komm nur mit auf meine Stube."

Hier zeigte er dem Knaben eine Traube und versprach sie ihm als Botenlohn, wenn er thun wolle, was ihm gesagt werde. Mit beiden Händen zugreifend rief das Kind: „Gieb nur her! ich will schon Alles thun." Nun wurden die vollsten und klarsten Trauben ausgesucht, auf einem Teller zierlich geordnet, und dieser dann in ein Tuch gesetzt, dessen vier Zipfel der Knabe vorsichtig aber fest in die Hand nehmen mußte.

im Aeußern sehr verschiedene und doch zufriedene Paar, wodurch sie ihn zu widerlegen suchten. Allein er wußte auch in den verschiedensten Gesichtern die Aehnlichkeit auszugrübeln und schlug dann jedermann mit dem Worte auf den Mund, daß von dergleichen nur derjenige mit Sicherheit urtheilen könne, der sich wie er dem Studium der menschlichen Aehnlichkeiten gewidmet habe. Er machte daher dieses Studium jedem Hausvater zu einer der ersten Pflichten, weil nach ihm die Kunst gut und glücklich zu heirathen auf diesem unfehlbaren Rezepte beruhte.

Kein Wunder also, daß er zwei Stunden, nachdem er den Kanarienvogel der Natur zum Opfer gebracht hatte, voller Freude von dem Besuche eines alten Freundes, des Kämmerers Keil, zurückkam, in dessen Sohne, dem Advokaten, er eine ungewöhnliche Aehnlichkeit mit Minonen wahrnahm, und den der Vater, von des Doktors Beredsamkeit ganz bezwungen, der reizenden Mamsell Schild zum Manne geben wollte. Der Doktor drehte sich vor Entzücken auf dem Absatze herum und wäre vielleicht ganz zum Kinde darüber geworden, wenn ihn die ungewohnte und seinen Jahren wenig anpassende Methode nicht bei Zeiten über den Haufen geworfen hätte.

Darauf drückte er auf die lächelnden Knabenlippen einen langen heißen Kuß und sprach: „Diesen Kuß und diese Trauben bringe hinunter nach der lieben Mosette und sage dabei: das schickt Dir der Engländer. Hörst Du? Aber den Kuß mußt Du ihr zuerst geben! Vergiß das nicht und dann kommst Du schnell wieder heraufgesprungen und holst Deinen Lohn."

Der Knabe ging hinunter, und als er die Kammerthür öffnete, rief ihm Mosette sogleich entgegen: „Kommst Du schon wieder?" „Ja, erwiederte der Kleine, ich soll Dir schöne Sachen bringen: komm nur einmal her und bücke Dich!"

Neugierig lächelnd neigte sich Mosette zu dem Knaben nieder, dieser schlang seinen Arm um ihren Nacken, drückte einen Kuß auf ihren Mund, sprang dann zurück, und setzte den Teller auf den Fußboden. „Das Alles, rief er lachend, schickt Dir der Engländer oben! Was soll ich ihm wieder bringen?"

Mosette vermochte kein Wort hervorzubringen. Von heißer Glut plötzlich übergossen stand sie da, und konnte den Knaben nicht ansehn, während dieser seine großen Augen erwartungsvoll auf sie richtete, aber bald ernst und sogar ängstlich wurde, weil Mosette noch immer stumm blieb. Endlich faßte sie sich bei dem Gedanken, daß der Kuß wohl eine Zugabe des Kindes sei: zugleich fürchtete sie, diese Zugabe dem Kleinen wichtig zu machen, wenn sie weiter nachfrage, denn wie leicht konnte der Knabe gegen dritte Personen in seiner Unschuld plaudern! Sie trug daher dem Klei-

nen mit ernster ruhiger Stimme nur einen kurzen Dank für das Traubengeschenk auf, und entließ ihn, um einsam ihre Unruhe zu bekämpfen, ihren Zweifeln nachzusinnen. Kam der K— sie erröthete wieder und konnte das Wort nicht ausdenken. Kam er wirklich von Richard, oder war's nur, wie schon oft, ein Ausdruck der Zärtlichkeit von dem mit zutraulicher Liebe an ihr hängenden Kinde? Und kam er nun von Richard — was sollte sie dann beginnen? Wie sich gegen ihn stellen? Es fiel ihrer Unschuld nicht ein, daß sie ganz unbefangen, als sei nichts geschehen, ihm gegenüber sich bewegen könne. Und zürnen? Warum denn zürnen? — Hätte sie sich sagen können, daß sie Richarden liebe, schon lange liebe, sie hätte sich geschämt, wieder vor ihm zu erscheinen, und vielleicht wäre das Traubengeschenk gar ein ewig scheidender Grenzstein geworden. Aber wiewohl sie das Wort Liebe so gut kannte, wie die übrigen Menschen, so wenig wußte sie, daß dieses kleine Wörtchen eben ein Gefühl ausspreche, wie es ihre ganze Seele durchblühete, wenn sie den Namen Richard hörte, wenn sie den jungen Engländer sah, oder gar einige Worte mit ihm sprach. Sie hatte stets geglaubt, dieses Beklommensein müsse sie bei jedem Ausländer ergreifen, und sei in der Ungeläufigkeit begründet, welche sich überall hemmend in das Gespräch schiebe. Nun aber sollte sie sogleich erfahren, was ihr wunderbarer Zustand alles zu bedeuten habe, denn sie war noch lange nicht mit ihren Zweifeln zu Ende, als nach leisem

Anklopfen Richard halb dreist, halb verlegen, hereintrat. Es war ihm schwer auf's Herz gefallen, daß Mosette seine Kühnheit als eine Beleidigung betrachten müsse, gegen welche sie kaum andere Waffen in Händen hatte, als schmerzlich schweigende Duldung, und dieser Gedanke war dem Jüngling, dem Liebenden, dem grabsinnigen Engländer so peinigend, daß er kam, ihre Verzeihung zu erbitten und Abschied zu nehmen, weil sein Anblick ihr kränkend sein müsse. Sie aber hatte nichts zu verzeihen, denn sie war nicht gekränkt, und Abschied? — Wenn ihr Vater erführe, warum Richard das Haus verlassen, so werde sie's entgelten müssen! äußerte sie mit unschuldiger Naivetät, und Richard blieb, denn was sollte er anfangen, entfernt von ihr?

Er blieb, und schon nach wenig Tagen scherzten sie über den gemeinschaftlich verzehrten Liebesbrief. Dann aber kamen ernstere Dinge zur Sprache: mit Mosettens Vater, der gestern erst dem Schüler seine Absichten mit Tochter und Geige hatte merken lassen, glaubte man leicht einig werden zu können, denn Richard war wohlhabend. Dagegen gab es mit dem Vormund in England noch Vieles zu beseitigen, und eben heute, und in derselben Stunde, wo Grinsel seine Tochter an Klapstein verhandelte, beriethen sie unten im Garten sehr ernsthaft alle Mittel und Wege zu ihrem einzigen Glück auf dieser Welt. Da zertrümmerte nun derjenige das ganze beinahe vollendete Glücksgebäude, von dem sie schon morgen ohne Schwie-

rigkeit die Erlaubniß zum Einzug erlangen wollten; und nun stand Richard vor der verschlossenen Kammerthür und drinnen schluchzte die Geliebte!

Unten im Hause war es endlich ganz still geworden, da flüsterte Richard durch das Schlüsselloch: „Liebe Mosette! beruhige Dich doch endlich, weine nicht mehr. Vater und Mutter sind zu Bett gegangen, nun wollen wir ruhig zusammen überlegen, was wir thun müssen, um den Vater von seinem Irrthum zu überzeugen. Gehen muß ich, und das will ich auch gern thun, damit der Zorn des Vaters schneller sich lege. Weit aber geh ich nicht: in der Vorstadt find' ich leicht ein Stübchen, und dann wollen wir schon Gelegenheit finden zusammen zu kommen, nicht wahr?"

Aber die Gefangene schwieg länger, als der ungeduldige Richard ertragen konnte. „Mosette! fragte er endlich, Mosette, warum giebst Du mir denn keine Antwort?"

Da weinte Mosette so laut, daß Richard ganz ängstlich wurde. Er versuchte die Thür zu öffnen, aber nun rief Mosette: „Um Gotteswillen! Richard, laß das! Wenn's der Vater hörte — ach! liebst Du mich denn wirklich, Richard?"

„Dein Zweifel, entgegnete dieser, ist mir Beweis für Deine liebende Zuneigung. Aber warum nur jetzt diese Frage? Eben ja sagt' ich Dir Alles, was ich nur weiß in dieser verzweifelten Lage."

„Das ist, flüsterte Mosette zurück, das ist wohl gut! doch hast Du schon vergessen, was der Vater

ſprach vom Strick und Markt? Das hat mir die ganze Zeit im Kopfe gelegen. Ich habe ſchreckliche Geſchichten davon geleſen, und denke Dir, Richard, wenn ich mit Dir nach England käme und Du ſäheſt die Mädchen Deines Vaterlandes wieder, da würdeſt Du vielleicht kalt gegen die Fremde, und all ihr Beſtreben, Deine Liebe zu bewahren, erſchiene Dir gar in falſchem Lichte. — Deine Abneigung verkehrte ſich endlich in Widerwillen — ach! und Du thäteſt, was das engliſche Geſetz Dir erlaubt, und die arme, dem Vaterland entriſſene Moſette würde die Beute — o Gott ich kann's nicht ausſprechen!"

Richard hatte während dieſer Worte mit ſteigender Ungeduld und Haſt an der Thür gearbeitet, endlich in ſeiner Taſche den eignen Kammerſchlüſſel gefunden und ſo glücklich benutzt, daß er eben bei den letzten Worten der Geliebten, dieſe lachend in ſeine Arme ſchloß. „Mädchen! rief er und hielt die vor Schrecken Wankende feſter an ſeine Bruſt gedrückt, Moſette! warum quälſt Du Dich nur ſo ſchrecklich? Kann ich denn jemals aufhören, Dich zu lieben? Und ich ſollte Dich über den Theetanten meines Vaterlandes vergeſſen können? Nein! eben dieſe einfache ſchöne Natur, wie ich ſie durch die Kunſt habe kennen gelernt, die iſt es, welche mich ein deutſches Mädchen lieben, und jenes engliſche Rührei von Philoſophie und Sentimentalität herzlich verachten lehrte. Und — liebe Moſette, die Ausländerin würde wohl nicht ſo leicht zu dem Glücke des Strickes gelangen, ohne die Eiferſucht

des ganzen weiblichen Englands anzufachen und wir müßten gar fürchten, das Parlament einem furchtbaren Sturm auszusetzen. Du siehst, fuhr er schäkernd fort, Du siehst, liebes Kind! daß ich Dich immerfort lieben muß, weil ich Dich nicht wieder loswerden kann."

Mosette war nun völlig über einen Gegenstand beruhigt, welcher ihr die ganze Zeit wirklich das Herz gedrückt hatte. Daran dachte sie nicht, daß sie mit dem Geliebten allein in der Nacht auf ihrer einsamen Kammer sich befinde, vielmehr saßen die Beiden ganz unbefangen und die Hände vertraulich zusammengefügt, neben einander, die nächste Zukunft von allen Seiten besprechend, und das Ende ihrer Berathschlagungen fiel mit dem Anfange zusammen: Richard sollte dem Scheine nach morgen die Rückreise nach England antreten, die Reise sollte jedoch nicht weiter, als in die Vorstadt gehn, wo er sich Tages über still verborgen halten, Abends jedoch in dem Garten, dessen niedrige Befriedigung leicht zu übersteigen war, von der Geliebten selbst erfahren sollte, wann er wieder vor dem Vater, welchen sie leicht zu besänftigen dachte, sich zeigen dürfe.

Mit einer Umarmung, einem herzlichen Abschiedskuß entfernte sich endlich Richard, ordnete noch schnell seine wenigen Sachen und verließ mit dem kommenden Morgen wirklich das Haus.

„Was dem alten Grinsel nur im Kopfe liegen mag?“ sprach Klapstein an einem heißen Nachmittage im Schatten der Kegelbahn zur blauen Schnecke zu dem Fagottisten Mandelschaf, welcher in sich gekehrt unter einem Baum saß und dann und wann schnell und halbverstohlen einige Worte in sein Taschenbuch warf. „Seit vierzehn Tagen wenigstens, fuhr Jener fort, ist er durchaus umgewandelt und kaum noch zu erkennen. Sonst lief er, wie eine Wachtel, jetzt kann er mit einer Ente ein Wettrennen veranstalten, er bleibt sicher zurück. Dabei ist er so stumm, als sei er nun überzeugt, früher schon für zehn Jahre vorausgesprochen zu haben, und wolle daher seiner Zunge gern die nöthige Ruhe und Erholung schenken. Kurz, er ist kaum noch sein eigner Schatten und ich fürchte mich fast, den Geigenproceß mit ihm anzufangen, den ich schon einem tüchtigen Advokaten übertragen habe, weil ich doch nicht gern mir nachsagen lasse, daß ich schuld an seinem Tode sei. Und wie leicht kann er mir an der Klagschrift wirklich dahinsterben! Ihr wißt selbst, daß er schon einige Male bei seiner ärgerlichen Natur, von der Gewalt der Affecten niedergeworfen, von den Umstehenden für todt gehalten wurde. Damals war er noch jünger und kräftiger, aber jetzt —“

„Ihr habt plötzlich ein Gewissen wie ein Kolibri! erwiederte Mandelschaf. Laßt Euch immer etwas nachsagen, damit von Euch doch auch einmal die Rede sei. Es ist nichts lustiger, als die Urtheile der Men-

schen über einen Menschen; diesen lernen wir daraus gar nicht kennen, aber Jene sicher, und darum antworte ich den Leuten immer: ihr Guten — wie ihr nur so ganz und gar recht habt! Bitte, wiederholt mir doch den letzten Passus, er war schlagend und entscheidend. — Darum, lieber Klapstein, bringt den Alten nur unter die Erde, damit ich meine Menschenkenntniß vermehre, denn ich habe die Absicht, mich auch einmal in der Novelle zu versuchen, und notire hier schon Grundzüge zu einer solchen unter dem Titel: die demagogische Laterne."

Klapstein drehte die Kugel eben wiegend in der Hand, als er bei diesen Aeußerungen von einem Gedanken so plötzlich überrascht wurde, daß er zum Erstenmal seit neun Wochen einen Pudel warf und sich fluchend auf dem Absatze herumschwang. Dieser Gedanke nun war kein andrer, als daß Mandelschaf Grinsels baldigen Tod sehnlichst wünsche, um die Wittwe zu heirathen, denn mit Rosen, das wußte Klapstein recht gut, hatte der Fagottist mancherlei freundschaftlichen Verkehr. Wie leicht aber in diesem Falle die Geige in andre Hände als die Klapsteinschen gerathen könnte, war so klar wie das heiße Sonnenlicht, und das wäre doch ein ganz malicidser Streich. Er änderte daher seine Grundsätze, seine Proceßentwürfe auf der Stelle, ja — er gab sie sogar auf, als er den Collegen Grinsel langsam mit seiner Frau durch den Garten nach der Kegelbahn wanken sah. Freundlich ging er ihnen entgegen, begrüßte sie, besonders den Alten,

eben so freundlich und fragte, ob er schon Kaffee bestellt habe. Rose ließ sich neben Mandelschaf nieder, der sogleich hastig nach dem Hause rannte, den Kaffee selber herbeizuholen, und nun erkundigte sich Klapstein angelegentlich, warum Mosette nicht auch gekommen sei? Eine Unpäßlichkeit, dann die überhäuften Operproben hätten ihm bislang einen Besuch, den man gewiß längst und mit Recht von ihm erwartet habe, nicht erlauben wollen. „Morgen aber, versicherte er, morgen werde ich das Versäumte nachholen.“ „Uebereilt Euch doch nicht!“ erwiederte Grinsel, indem er sich in den für ihn herbeigebrachten Armsessel niederließ. Ihr versäumt gar nichts, fuhr er fort. Mein Kind habe ich nach Wenselburg zur Tante Spitzkugel gebracht, und mit der Hochzeit wird's sobald nicht werden. Der niederträchtige Master Bywater ist ohne Bezahlung davon gegangen: er will das Geld zwar schicken, aber ich kenne das! Von meinem Gehalte muß ich mir nun auch ansehnliche Abzüge gefallen lassen, wenn ich nicht Alles in einem Concurse verlieren will, und von Euren vierzig Pistolen läßt sich kaum Hochzeit und Aussteuer bestreiten.“

Der Cellist machte bei diesen betrübten Nachrichten ein Gesicht, das noch betrübter und um so länger war, als er von den versprochenen vierzig Pistolen in diesem Augenblicke selber noch nicht ein Drittel vorräthig hatte. Außerdem fuhr ihm das Wort „Concurs“ gewaltig durch die Seele. Kam die Geige zum Besten der Gläubiger in die öffentliche Versteigerung, so fanden sich be-

mittelte Liebhaber und Kenner genug, die ihm auch nicht ein Fünkchen Hoffnung ließen, das Instrument jemals als sein Eigenthum zu betrachten. So leicht er daher bei Grinsels Anblick Hagestolzengrundsätze und Geigenproceß aufgegeben hatte, so schnell rief er sie jetzt zurück, und Mandelschafs Aeußerungen über das Urtheil der Leute zeigten sich nun in einem ganz andern Lichte; er bedachte, daß der Proceß, selbst wenn er länger dauerte, als Grinsels Leben, mit dem Tode des Geigenbesitzers nicht aufhöre, daß die Geige daher ihm sicher bleiben müsse, so lange sie Gegenstand des Processes sei, und diesen zu gewinnen, gab sein Anwalt die schönsten Hoffnungen. Diese Ansichten hatten sich schnell während eines glücklichen Kegelwurfes gebildet, und schienen ihm um so treffender, als er den Wurf für ein günstiges Prognostikon hielt. Daher trat er jetzt wieder vor den Collegen hin und sprach: „Aber, liebstes Männchen! Ihr werdet doch wissen, daß ein Mann ein Mann, ein Wort ein Wort ist und bleiben muß. Ich habe sicher darauf gerechnet, in drei Wochen Hochzeit zu halten; eine größere Wohnung ist unlängst gemiethet, der Schneider sitzt schon am Bräutigamsrocke — sogar meinen Hund hab' ich abgeschafft, er verzehrt seine Pension bei dem Nachtwächter. Auch muß ich mit meiner Familie ins Reine, und deshalb eine Reise machen, die ihre schweren Kosten verlangt. Ihr seht also, die Sache reißt schon enorm ins Geld! Ihr dürft daher nicht zurück bleiben, oder ich muß wirklich, so schwer mir das auch bei unseren collegialischen und

Vom Heirathen.

Ist Ihnen etwas begegnet, lieber Vater? fragte Minona, welche grade dazu kam, wie er sich wieder aufrichtete.

Ein Schwindel, weiter nichts. Doch setze Dich zu mir, liebes Kind.

Wie guckte aber Minona, als er folgendermaßen anfing: Das Heirathen, gute Tochter, ist der Natur vollkommen gemäß. Ihr Mädchen seht das auch gewöhnlich schon in frühen Jahren ein, und meine gescheidte Minona wird hierin keine Ausnahme machen.

Aber, bester Vater — — versetzte das Mädchen mit tiefvorgezogenen Augenliedern und einem über das ganze Gesicht ausgebreiteten Scharlachroth.

Aber, wiederholte er, sey Du kein Aeffchen, mein Kind. Was die Natur billigt, davor muß man sich nicht schämen. Drum ist es eitel Ziererei, wenn ihr Mädchen vor dem Worte Heirathen aus der Haut fahren wollt. Das Heirathen ist überdies eine uralte Einrichtung. Deine selige Mutter war verheirathet und Du sollst es ebenfalls nächstens werden. Du stehst auch wirklich zuweilen in tiefen Gedanken da, und ich weiß recht gut, wonach Du dichtest und trachtest.

Doch wohl nicht nach einem Manne, lieber Vater?

Allerdings nach einem Manne und wenn Du Dir's auch nicht bewußt seyn solltest. Ich kenne das aus

Freundschaftsverhältnissen fallen würde, sehn, wie ich zu meinem Rechte, wenigstens zu der Geige komme."

„Macht, was Ihr wollt!" rief Grinsel, entrüstet aufstehend. Doch er besann sich schnell, und setzte resignirt hinzu: „Klapstein, ich kann mein Wort nicht halten, ich kann wahrhaftig nicht. Wollt Ihr mich unter die Erde bringen, so thut's!" Er ging nach seiner Frau, und Klapstein murmelte in den Bart: „Das ist mir einerlei! Morgen wird die Klagschrift eingegeben und dann wollen wir einmal sehen!" Eine eigenthümliche Begeisterung hatte sich seiner bemächtigt, er warf nun seine Kugel so gewandt, so sicher gemessen, und traf so oft alle Neun, daß die ganze Spielgesellschaft in Erstaunen gerieth; er aber erwiederte geheimnißvoll lächelnd nichts auf ihre Kegel-Terminologie der Verwunderung, als: „Das hat seinen guten Grund, Kinder! Wir sprechen uns wohl einmal wieder!"

Grinsel ließ sich neben Mandelschaf nieder und als ihm Rose die Tasse hinreichte, sprach er: „Es ist heute so schönes Wetter, lieber Mandelschaf, daß ich's wohl recht genießen möchte." „Freundchen! was hindert Euch denn?" fragte der Angeredete.

„Ich selbst! entgegnete der Alte mit niedergeschlagener Stimme. Es ist eine große Veränderung in meinem ganzen Wesen vorgegangen, und im Grunde ist mir die ganze Welt zur Last, wie ich's mir selber bin."

„Wirklich, sprach Rose sehr weich zum Hausfreunde, wirklich ist mir mein lieber Mann seit acht Tagen und länger ein ängstigendes Räthsel. O Gott! ich mag

kaum denken, was ich denke, wenn ich ihn ansehe. Sonst so lebendig, beweglich, lebensfroh, sprachselig: jetzt schleichend, niedergeschlagen und stumm; und so bleich und abgefallen! Was soll daraus werden? Was aus Frau und Tochter? Und von einem Arzte will er nun gar nichts wissen, der vielleicht mit einer Kleinigkeit helfen könnte."

„Ich kenne die ärztlichen Kleinigkeiten, erwiederte Grinsel. Laßt mir den Arzt vom Halse, wenn ich krank bin! Da quält mich der Mensch mit aller möglichen Weisheit in sein System hinein, ich mag wollen oder nicht, und wenn ich in den letzten Zügen liege, demonstrirt er den Umstehenden handgreiflich, ich dürfe durchaus noch nicht an die letzten Züge denken, und da hat der Mann vollkommen recht, denn wie wenige Sterbende denken just daran? Nein, lieber Mandelschaf, da wir hier doch einmal so vertraulich sitzen, wollen wir auch ein vertrauliches Wort unter uns reden. — Noch eine Tasse, liebe Rose!"

Er schlürfte die halbe Tasse leer und fuhr dann gegen die Erwartungsvollen fort: Seht, College! hoffentlich werdet Ihr glauben, daß ich zu Euren poetischen und freundschaftlichen Besuchen bei meiner Frau nicht aus Dummheit geschwiegen habe, sondern nur des lieben Hausfriedens wegen, und weil ich der guten Rose für meine Häuslichkeitsscheu gern den kleinen Ersatz in Euren poetischen Mittheilungen gönnte. Jetzt ist meine Euch bewiesene liberale Gesinnung mir um so lieber, als ich fühle, wie leicht heut oder morgen schon die

schwere Dissonanz meines Lebens sich auflösen kann. Da wollt' ich Euch nun bitten, die gute Rose nicht zu verlassen. Für mein Mosettchen sorgt die Tante, für meine Gläubiger der barmherzige Himmel, der sie alle in Abrahams Schooß führen möge. Mehr, als diesen aufrichtigen Wunsch wird man von einem ehrlichen Christen nicht verlangen. Meine Frau hat mit meinen Schulden nichts zu schaffen, aber die Gläubiger möchten ihr vielleicht unnützer Weise zusetzen, darum seid ihr Schützer und Rather, Mandelschaf. Wollt Ihr?"

Dieser und Rose hatten dem Alten mit Erstaunen zugehört. Beide waren unvermögend, ihn zu unterbrechen. Rose schämte sich und ein Grauen wandelte sie an, den ihr gegenübersitzenden Eheherrn als Leiche denken, und mit den zufahrenden Gläubigern sich herum zanken zu müssen; Mandelschaf aber sah seine Zunge von Verwunderung gefesselt, daß eine solche horrende Ironie, wie sie der Alte da eben ausgesprochen hatte, wirklich auf dieser erbärmlichen Erde zur Erscheinung komme.

Grinsel sah dem Fagottisten fest ins Auge und fragte: „Ihr antwortet mir nicht, College? Soll ich an Euch irre werden, wie an dem Klapstein da? Der Elende, mit dem ich die edelsten Absichten hatte, weil ich an seine Freundschaft glaubte, droht mir eben mit einem Processe wegen meiner Geige. Aber komm nur! Ich hatte die Geige dem Töchterchen zur Aussteuer bestimmt, doch die Tante wird schon anständig für das liebe Kind sorgen, und die Geige — wohin ich gehe, dahin geht sie auch. Mehr sag' ich nicht! Was sagt Ihr, Man-

delschaf? Seid Ihr redlicher, als Klapstein, so reicht mir Eure Hand und versprecht feierlich zu thun, wie ich gesagt habe."

Mandelschaf hatte sich erholt. Die ganze Scene hier erschien ihm nun als eine Aufgabe für sein Dichtergenie, denn er fand sie durch und durch poetisch, ja noch viel poetischer. Daneben weinte Rose, dämpfte mit dem Taschentuche ihr Schluchzen und konnte nichts weiter sagen, als: „Wie ist denn das nur so gekommen? Es ist gewiß ein Traum — o ich bitte, weckt mich, oder ich muß vergehn!" Da sprach der exaltirte Mandelschaf und reichte dem Alten die Hand: „Wach' auf, Rose, Du edles Weib! Ich will thun, wie Dein Herr gesagt hat und Dich nimmermehr verlassen." Grinsel nahm Rose's Hand, vereinigte sie mit der des Fagottisten und sprach: „So seid ihr beide verbunden durch das Band der Freundschaft, und der Wunsch, der mir am schwersten auf der Seele lag, ist erfüllt. Mag nun kommen, was da will, und wär's meine letzte Stunde, der Sorgen bin ich quitt, und leicht und heiter kann ich, wenn die Stunde ruft, von hinnen scheiden. Darum Kinder, seid heiter wie ich — Kathrine! eine Flasche Barsac."

Klapstein hatte diesen Ruf nicht so bald gehört, als er stutzend und neugierig verstohlen aus dem Kegelhause nach den Dreien hinüberlugte, von denen Grinsel so eben beschäftigt war, die Gläser zu füllen. „Daß dich alle T — ! murmelte der Lauscher zurückfahrend, da steckt was dahinter! Der alte Fuchs hat wahrhaftig

denſelben Handel mit dem Fagottiſten gemacht aber wart! Ich renne zum Anwalt — Kinder! ſprach er zu den Kegelfreunden, eilfertig nach Hut und Stock ſuchend, Kinder, ich muß ſchleunigſt fort, oder ich bin ein Sohn des Unglücks! Ich habe 736 auf der Tafel, gut, wir wollen morgen abrechnen, jetzt koſtet jede Minute Gold, Gold ſag' ich; Adieu!"

„Solche Muſikanten, meinte der geſetzte Steuercalculator Keſſelſtecher, ach ja! die Muſikanten haben doch immer einen Sparrn! Mich wundert, warum die Leute ſo frei umhergehen dürfen." Er ſtopfte während dieſer vernünftigen Anſicht die Pfeife, zündete ſie jetzt an und ſagte nichts weiter, ſondern kegelte weiter.

Der Kammermuſikus aber ſtieß mit Mandelſchaf und der zögernden Roſe vergnügt an. Er wurde bald redſelig wie in früheren Tagen, ſo daß die Frau wirklich glaubte, ſie habe vor wenigen Minuten nur einen ſchweren Traum gehabt. Mit unendlicher Liebenswürdigkeit blickte ſie auf den geſprächigen Alten, dann wieder voll Zärtlichkeit auf Mandelſchaf, welcher, da die Poeſie der Gegenwart aus ihrer Befangenheit durch Grinſels Ruf, „Kathrine!" ſich abgeklärt und zur höchſten Kunſtfreiheit der Ironie erhoben hatte, begeiſtert den Augenblick ergriff, aus ſeiner Novelle „die demagogiſche Laterne" jene Stelle zu recitiren, wo ein entſetzter und entſetzlicher Kathedermonarch die Monarchen zittern macht, indem er Rechte des Volkes proclamirt. „Kind! ſprach Grinſel, College und Hausfreund! ſchreibt doch ſolches Zeug nicht. Warum ſchreibt

Ihr überhaupt? Blast Euer Fagott, gebt dem Notenschreiber die Dinte, und laßt die Welt gehn, wie's Gott gefällt." „Da muß ich berichtigen! entgegnete Mandelschaf rasch. Ich bin ein Theil der Welt, ich mag daher thun, was ich will, ich handle nur wie's Gott gefällt." „Dann hole der Henker nur gleich die ganze Wirthschaft! rief der aufspringende Grinsel. Der Mensch hat doch freien Willen, Vernunft und Herzensgüte, und wie der Bettel sonst heißen mag. Wenn ich daher zum Beispiel es den Umständen angemessen fände, meinen trefflichen Antonius Stradivari von 1725 gleich unserm Bürgermeister öffentlich und feierlich unter Glockenklang und Chorgesang auf dem Kirchhofe drüben begraben zu lassen, so thäte ich das offenbar aus freiem Willen, und ich sehe nicht, was der liebe Gott dabei zu schaffen haben sollte. Ja wenn der Apollo noch lebte! Unsre jetzigen Engel verstehn sich auf die Geige nicht, sondern tractiren nur die Posaune. — Aber laßt's gut sein, Kinder, wir müssen aufbrechen; es giebt jetzt auf der Welt keine hartnäckigere Feindschaft, als die zwischen meiner Brust und Abendluft."

Er theilte den Weinrest genau in den Gläsern aus, erhob dann langsam ernst das Seinige gegen den Mond und fuhr fort: „Du hast so oft meinen Wegen geleuchtet, schönes Licht der Erde, und ich bin dir gram gewesen. Ja! ich war so toll, dir zu fluchen, wenn du den Schleier der Nacht von meiner Gestalt abstreiftest und ein verstockter Gläubiger, ohne Sinn für das

Schöne, oh e Sinn für die ſtillerhabne Feier der Natur, die Andacht meiner Abendgefühle bei deinem Anblick zerriß mit ſeinem groben Mahnen an gemeine irdiſche Dinge. Du aber wandelteſt ruhig deine Bahn und lächelteſt auf den Sünder hernieder. Jetzt, wo ich den Schlacken der Welt zu entſteigen bemüht bin, jetzt danke ich für dein Lächeln. Jetzt, wo vielleicht dieſer Tropfen Erdennektar der letzte iſt, der meine Zunge feuchtet, dieſe halberſtorbnen Nerven noch einmal belebt, jetzt hab' ich nur den einzigen Wunſch, daß du friedlich und freundlich die Blumen des Hügels küſſen mögeſt, welche die morſchen Gebeine des alten ehrlichen Kammermuſikus Grinſel überduften."

Langſam leerte Grinſel ſein Glas und wandte ſich. Da ſah er ſein Weib an Mandelſchafs Bruſt geſunken, von den Armen des Fagottiſten umſchlungen. Dieſer hob jetzt ebenfalls ſein Glas und ſprach: „Wie du, ausgebranntes, ausgehöhltes Weltkörpergeripp, Licht einſaugeſt und ſpendeſt, Liebe, Andacht, Schmerz und Gram freundlich empor zu heben in den Himmel voll unendlichen Troſtes: ſo laß mich, deſſen ganze Seele nur ein Sarg iſt für die todte Liebe meiner Jugend, laß mich Licht ſaugen aus dieſer Roſe, blühend auf meinem Sarge, daß die Todte drinnen den Deckel zerſchlage, daß ſie emporſteige zum Leben und — freudig lächelnd hingebogen über dieſer Blume an meiner Bruſt nimmerwelkend, immerduftend durch mein ganzes Sein und Leben grüne Roſamaria!"

Nun erhob ſich Roſe, das verklärt lächelnde Ange-

ſicht zum Monde wendend. Sie ſchlürfte zugleich mit Mandelſchaf den Weinreſt und lispelte voll überſchwenglicher Rührung: „Amen!“

Langſam, ſchweigend gingen ſie dem Thore zu. Grinſel heimlich zufrieden über den Effect der letzten feierlichen Scene; Roſe in Gedanken ſchon vom tiefſten Trauerſchwarz umwallt, dann und wann hoffnungsvoll an dem Fagottiſten hinauf blickend; dieſer, angegriffen von ſeiner eignen Rede, nichts ſehnlicher wünſchend, als Alleinſein, um die ganze grauenhaftſchöne Scene poetiſch auf Papier zu fixiren. Faſt vor Grinſels Hauſe fiel es der Frau ein, daß ſie einer Freundin, vor welcher nothwendig die ſo eben auf das Lebhafteſte geweckten Befürchtungen ſammt daranhangenden Hoffnungen ausgeſchüttet werden mußten, ſchon längſt einen Beſuch ſchuldig ſei, und bat Mandelſchaf, ſie dahin zu begleiten. Man trennte ſich daher und Grinſel ging allein in's Haus, um noch ſo manches zu überlegen.

Indeſſen — ein Querſtrich ſollte für das Mal ſeine Ueberlegungen abſchneiden. Dieſer Querſtrich erſchien nemlich in Geſtalt eines ziemlich defecten Weſens, welches den Kammermuſikus ohne Umſtände in die Arme ſchloß und ſich als ſeinen Bruder zu erkennen gab. Grinſel fragte nach dem Bruder faſt nichts, weil er ihm körperlich und in manchen Dingen auch geiſtig zu ähnlich war. Ueberdem ſah der Bruder mehr verlangend als bringend aus; dazu machte die unerwartete Störung den Alten verdrießlich, und deswegen fiel ſein Empfang des in ſo manchen Jahren nicht geſehnen Bru-

ders ziemlich ins Barſche. Dieſer aber ließ ſich nicht irre machen, ſondern forderte dringend Schutz und Hülfe vom Bruder, weil er ſonſt verloren ſei. Er war nämlich — ſeit undenklichen Jahren Repetent — gegenwärtig auf flüchtigem Fuße, weil er ſeinen ſtaatswiſſenſchaftlichen Zuhörern verſchiedne Grundſätze ſo oft repetirt hatte, daß die empfängliche Jugend endlich nahe daran war, eine General-Reformation der ganzen Welt mit Mund und Hand öffentlich zu proclamiren. Indeſſen kam das geheime Rathscollegium der Reſidenz dieſen romantiſchen Geheimniſſen auf die Spur: es erſchien plötzlich Militair vor dem Muſenſitze und ſcheuchte die meiſten Reformatoren, den Repetenten an der Spitze, zum Thor hinaus.

„Du biſt alſo, hub Grinſel an, nachdem der Bruder die Abenteuer ſeiner Flucht erzählt, Du biſt alſo Deiner Natur nach eigentlich ein Demagog, ein Umtreiber, oder Liberaler? Ich muß heute ausnehmend empfänglich für Revolutionen ſein: Du biſt ſchon der zweite Demagog, der mir aufſtößt, und zugleich der Gefährlichſte. Indeſſen muß ich Dich wohl die Nacht beherbergen, morgen aber mit dem Früheſten ſetzt man ſeinen Stab weiter, ohne daß ſelbſt die Frau von Dir etwas ſieht, denn da ich eben jetzt wichtigere Dinge vorhabe, ſo kann ich Dich unmöglich nach der Feſtung begleiten, und mich Unſchuldigen mit dem Schuldigen unnöthiger Weiſe unterſuchen laſſen. Komm!“

Der Bruder wollte Einwendungen machen: ſeine

gänzliche Ermüdung, sein Mangel an Geld, an Kleidung, die überall und immer enger ihn umkreisende Gefahr, seine Verzweiflung selbst — nichts half ihm. Er mußte sich vom Kammermusikus aus dem Zimmer schieben, über den Hausflur zerren und in ein verstecktes dunkles Hinterstübchen führen lassen, wo ihm nichts übrig blieb, als dem Felsenharten nachzurufen: „Alles Unheil kommt über Dich, Unmensch!“

In der ganzen fürstlichen Residenz gab es nicht eine denkende Seele, die sich nur entfernt einfallen ließ, mit welchem Plane Grinsels Gemüth schon längere Zeit sich unruhig umhertrug. Seine Frau und der Fagottist waren nach manchen Aeußerungen des Alten, vorzüglich durch sein auffallendes Benehmen im Garten zur blauen Schnecke wohl am meisten auf unheimliche Ahnungen vorbereitet, aber sie glaubten Grinsels weltresignirten Krankenreden nur so geradezu, und glaubten fehl, weil überhaupt kein Mensch Grinsels tollen Einfall sich träumen lassen konnte.

Der heutige Tag war der verhängnißvollste für den Alten und führte ihn raschen Schrittes zur Entscheidung. Er war, seinen geheimen Plan klüglich berechnend, in der letzten Zeit fast gar nicht aus dem Hause gegangen, hatte die meiste Zeit des Tages auf dem Kanapee verlebt und viel gestöhnt. Da mußte der Hinwelkende nun eben heute sich einer Rolle hingeben, die

meiner Praxis und habe mit dem Heirathen mehr glückliche Kuren unter jungen Leuten gemacht, als mit allen Medikamenten unserer lieben Apotheken. Wie gesagt also, Mädchen, auch Du mußt nächstens unter die Haube. Was, zum Exempel, sprichst Du zum jungen Keil?

Ich kenne ihn bloß vom Ansehen.

Nun vom Ansehen, das ist schon viel. Und sey mir nicht so verzagt und kleinlaut. Du sollst ihn ja genauer kennen lernen; mit Einem Worte, Du sollst ihn heirathen.

Ach, lieber Vater! —

Keine Einwendungen. Alles faule Fische, ich weiß das ja. Vor mir brauchst Du Deine Freude mit keiner Ziererei zu bemänteln.

Aber der junge Keil — —

Der junge Keil, mein Kind, gleicht Dir so sehr, daß Du ihn nur anzusehen brauchst, um zu glauben, Du stündest vor Deinem Spiegel, und das hat man längst heraus, daß ein hübsches Mädchen nie glücklicher ist, als wenn es vor dem Spiegel steht. — Und nun basta. Ich brauche meine Zeit weiter und will Dir nur noch so viel sagen, daß er auf den Abend bei uns essen wird. Bis dahin kannst Du Dich puzen und anthun, so viel Du willst, nur mir laß meine Zeit, da ich Dir das Nöthige nun alles eröffnet habe.

ihm faſt fremd war, weil er ſie früher zu den weiblichen gerechnet, und daher gern ſeiner Frau überlaſſen hatte. Heute nämlich war ein faſt unabſehbares Gläubigerheer in ſein Zimmer gedrungen. Die Hartherzigen hatten nicht ſo bald erfahren, daß der Hauptgläubiger einen Abzug von Grinſels Gehalt erwirkt, als ſie auch ſchon begriffen, wie unſicher nun ihre Anſprüche bei Grinſels geſchmälerten Einkommen werden mußten. Daher verſuchte Jeder für ſich zuerſt einen Generalſturm auf den zähen Schuldner, um beim Mißlingen deſſelben ſofort das Gericht ebenfalls wegen Gehaltabzuges anzuſprechen. Jeder hielt ſeinen Anſchlag geheim, damit ihm kein Andrer zuvorkomme. Wie es aber in der Welt geht: ſie kamen ſich Alle zuvor, denn ſie hatten einen und denſelben Tag zum Generalſturm feſtgeſetzt, und erſchienen ſogar faſt gleichzeitig in der Morgenſtunde bei dem auf das Kanapee hingelagerten Kammermuſikus. Sie erſchraken heftig vor einander, denn wie leicht konnte nun dieſer Privatconcurs zu einem gerichtlichen umſchlagen! Dann aber ging Jeder ſo ziemlich leer aus. Indeß war ihr Schrecken, ſich gegenſeitig angeführt zu haben, nur von kurzer Dauer, da er den anfangs einzelnen, bald genug aber in lärmender Vereinigung hervorſtürzenden Ausbrüchen des Aergers wich. Vorzüglich war ein ſpitziger Schneider ungemein bemüht, das Sündenregiſter des ſchweigend daliegenden Kammermuſikus aufzurollen. „Das kann ein Jeder, ſchalt er mit ſcherenſcharfſchneidender Stimme, und dazu haben wir unſern Verſtand nicht bekom-

men, daß wir eine reiche Frau heirathen sollen, um dreizehn vollständige Anzüge bei mir auf Borg auszunehmen, Staat zu machen, und das schöne Vermögen nur so mir nichts dir nichts durchzubringen auf Kunstreisen, wie sie das sündliche Zeug nennen, wofür ich kein Knopfloch gebe. Hu — das war mir ein Leben! Brunnenfahrten, Bälle, musikalische Abendgesellschaften mit Leipziger Lerchen und Champagner, daß ein ehrlicher schlichter Bürger und Meister des Henkers darüber werden sollte. Das mußte man so trocken und nüchtern ansehn und wunder denken, wie groß sein Geldbeutel. Aber keine Naht hält ewig! Nun liegt er da, und läßt sich die Wahrheit sagen und muckst nicht einmal — ist das nicht zum crepiren? Aber wir sprechen uns wieder! Ich habe mein Geld nicht auf der Straße gefunden. Und wenn er nur bei der zweiten Frau nach Gelde gesehn hätte! So aber hat er sie ordentlich seinen redlichen Creditoren zum Trotz ausgesucht, denn die ist mit allen Hunden gehetzt und kein ehrlicher Mann mag vor ihr bestehn."

„Lieber Herr Blaumeyer! begann endlich Grinsel und zog einen Brief hervor. Lieber Herr Blaumeyer — und Sie alle, die sich heute morgen von meinem leidenden Körperzustande, dem sicher eine baldige Auflösung folgen muß, überzeugen wollen — ich bedarf wahrlich der alten Erinnerungen nicht, um mir Ihre gerechten Forderungen so schwer ans Herz legen zu lassen, und es schmerzlich zu empfinden, daß ich für den Augenblick, außer Stande bin, mir selber zu hel-

ſen, geſchweige Andern. Sehen Sie dieſen Brief und geſtehen Sie ſelber, daß ich unglücklich bin. Sie wiſſen, ich hatte ſchon Jahr und Tag einen jungen Engländer im Hauſe. Der Menſch gab ſich für wohlhabend aus und verſprach mir eine wahrhaft anſehnliche Penſion für Wohnung, Unterhalt und Muſikunterricht. Aber noch habe ich keinen Pfennig geſehn und ich ließ das ſo hinlaufen. Er iſt ein Engländer, und auf deſſen Wort hätt' ich ſonſt Kirchen gebaut. Nun aber iſt er mir vor einiger Zeit davon gegangen. Er verſprach in einem zurückgelaſſenen Zettel ehrliche Zahlung: ſtatt dieſer kommt mir heute der Brief da, und der iſt troſtlos genug. Er verſichert freilich nochmals Redlichkeit und gewiſſe Tilgung der anſehnlichen Schuld: was iſt aber zu hoffen, wenn der Bankerott mehrerer Handelshäuſer das Vermögen des Landſtreichers verſchlungen hat? Und ſo iſt es! Leſen Sie ſelber."

„Was thu ich damit? rief ein Jude, das Papierche da hat keinen Cours bei honetten Häuſern. Muß ich doch ſehen, wie ich komme zu meinem Gelde. Hat man denn kein Pfandche, woran man ſich kann halten?"

„Ein Pfand? entgegnete Grinſel, und ſtand nachſinnend auf. In dem ganzen Rumpelkaſten von Hauſe hier iſt wahrhaftig nichts Beſonderes, als etwa die Geige da. Wollt Ihr, ſo nehmt ſie hin." „Soll mich Gott bewahren vor dem Dinge! polterte der Hebräer halb erſchrocken, und unwillig zurücktretend. Was ſoll mir das Bischen alt Holz? Reeller Werth

ſteckt doch für keine zehn Groſchen drin. Wollen Sie mir foppen? Heiß' ich doch Sans Nachtigall, ich foppe Sie wieder. Adje!"

Er ging. Der ſchlaue Grinſel wußte vorher, daß auch von den Uebrigen Keiner den Werth einer Geige, beſonders der Seinigen kenne, daher mußte ſie ihm als Popanz dienen, die Ueberläſtigen zu verjagen. Er bot ſie Jedem an, und bald war die Stube geräumt und ruhig, denn Alle verließen unter ähnlichen Redensarten, wie ſie der Jude zuerſt angeſtimmt, das Haus, und Grinſel ſchlug ein lautes Gelächter auf.

Aber nur zu bald ging dieſes in tief nachſinnenden Ernſt über. Einem förmlichen Concurſe war ſicher nicht mehr auszuweichen, wenn das ganze Volk, welches noch in einzelnen Gruppen auf der Straße lebhaft debattirte, im friſchen Aerger die Hülfe der Obrigkeit anſprach. Er konnte ſich ſelber vor Gericht inſolvent erklären, das Koſtbarſte, was er hatte, die Geige, vorher über die Seite ſchaffen und, möglichen Nachfragen zu begegnen, etwa ſagen, ſie ſei total verunglückt. Dann war er freilich die Gläubiger leicht los, ihm aber war nicht geholfen. Von ſeinem Gehalte ward gewiß noch mehr gekürzt, die Habſeligkeiten wurden verkauft, er mußte ſein Haus verlaſſen und bei der gewiß über die Hälfte reducirten Einnahme ſich ganz niederträchtig elend behelfen. Dabei durfte die ſchöne Geige, — und er konnte nicht leben ohne ſie, — nimmer wieder in ſeinen Händen ſichtbar werden, denn Klapſtein erkannte ſie im Augenblick, und mit dem war

nicht zu ſcherzen. Deſſen Anwalt hatte, wie er's nannte, zum Verſuch der Güte, eigentlich aber, damit alles mögliche Unheil über den Geplagten zu gleicher Zeit hereinbreche, mitten in der Gläubigerattaque ein Billet an Grinſel abgehen laſſen, worin er ihm Koſten und Aerger aus der ganzen Juſtiniana stricte deducirte, wenn er's wegen der Geige zum Proceß kommen laſſe. Sein wohlgemeinter Rath ſei daher, die Sache in der Güte abzumachen und zwanzig Piſtolen gegen Auslieferung der Geige von Klapſtein anzunehmen: im unverhofften Weigerungsfalle aber die ſofortige Eingabe der Klagſchrift und alle daraus entſpringenden unangenehmen Folgen zu gewärtigen.

Nun gar nur zwanzig Piſtolen! Das war ſchuftig! Wie Grinſel daher ſchon ſeit einigen Wochen der Idee nachhing, ſich durch ſcheinbares Sterben und wirkliches Davongehen kurz und gut allen Verwickelungen und Verpflichtungen zu entziehn, und zu dieſem Zwecke ſchon längere Zeit ſeiner Frau verſtohlne Winke zugeworfen hatte, die am deutlichſten im Schneckengarten gegen ſie und Mandelſchaf hervortraten; ſo ſollte, da nach dem heute Vorgefallnen nicht länger zu zaudern war, nun raſch die Ausführung begonnen werden.

Früher hatte Grinſel bei Freunden manchmal den Scherz gemacht, ſein Herz plötzlich zum Stillſtehen zu bringen, denn wie man hin und wieder Menſchen findet, welche dieſe Kunſt verſtehen, ſo war auch Grinſel darin geübt. Die Erſchreckten glaubten dann, der im Seſſel ſtarr Hingeſunkene, an welchem kein Pulsſchlag,

kein Athemholen zu entdecken war, sei an einem apoplectischen Zufall dahin geschieden, und er lachte ihnen dann eben so plötzlich laut ins Gesicht. Auch den Aerger, wie Klapstein schon einmal gegen den Fagottisten geäußert, konnte der Kammermusikus, wenn er wollte, leicht zum bürgerlichen Tode benutzen. Es waren ihm aber verschiedene Skrupel gekommen. Die erste Todesart war kaum eine Minute zu fixiren, und wenn auch die zweite mehrere Stunden anhalten konnte, so war diese Zeit doch viel zu kurz, als daß alles Volk, welches aus dem von der dürrsten aller Kämpfersäuste unwiderstehlich dahingestreckten Menschenkinde seinen pecuniären Nutzen gesetzlich und observanzmäßig ziehen muß, mit den Vorbereitungen zu dieser, die letzte Bekleidung genannten Plünderung fertig sein konnte. Und so lange, bis der Sarg für die Abfahrt am nächsten Morgen geschlossen war, mußte der Kammermusikus offenbar todt sein.

Beide Verscheidungsproceduren waren also nicht zu gebrauchen. Wenn wir aber einmal von einer Idee ganz beherrscht werden, so wächst sie mit den Hindernissen, welche sich ihrer Ausführung entgegenstellen, und bekanntlich tragen eben die tollsten Ideen einen fast unzerstörbaren und so fruchtreichen Keim des Wachsthums in sich, daß sie oft mit Riesengewalt emporschießen, wuchernd sich ausbreiten, und mit ihren knorrigen Aesten schonungslos alles, was ihnen Hinderniß scheint, niederdrücken. So ging es auch dem Kammermusikus. Sein Aerger über die Unzulänglichkeit der

beiden ihm leicht zu Gebote ſtehenden Sterbemittel ſtei-
gerte das Verlangen dahin zu fahren, bis zur Peinlich-
keit; beſonders, da er ſich immer ſagen mußte: „ich
habe wahrhaftig keinen Augenblick Zeit zu verlieren!“

„Es iſt Alles eins! rief er endlich mit Heftigkeit
vom Kanapee aufſpringend und in die Mitte der Stube
rennend. Es iſt all Eins! Giebt es nicht Kohlen-
dampf in der Welt? Läßt er nicht, nach dem Ur-
theil aller Sachverſtändigen, das lebende Weſen, alſo
hier meine Wenigkeit, in einer unbeſchreiblich ange-
nehmen Betäubung dahinſinken? Man hat gar nicht
einmal Luſt und Neigung, dem Zauberkreiſe zu ent-
fliehn. Alſo Kohlendampf! Ich nehme davon eine
hinreichende Mahlzeit zu mir, die Frau öffnet ver-
mittelſt einer Schnur das Fenſter nach etwa ſieben oder
zehn Minuten, entfernt dadurch den Kohlendampf und
ich liege dann richtig ſo lange todt, bis der Tiſchler
— bei dieſem heißen Wetter muß er ſich tummeln —
mir den hölzernen Rock der Ewigkeit angezogen hat.
Sollt' ich dann nicht von ſelber aufwachen, ſo drückt
Roſe den Bruſtkorb, damit ich den ſchändlichen Gas-
wunſch wieder los werde. Waſſer, Eſſig, Flanell und
das ganze Noth- und Hülfsbüchlein von Becker bele-
ben mich vollends und der Schmetterling entwindet
ſich ſeiner hölzernen Puppe, die mit naſſem Sande ge-
füllt den Weg alles Fleiſches zum Kirchhofe getragen
wird. Man nimmt ſeine Geige, wandert bei der
Nacht zum Thor hinaus, ändert Namen und Geſicht,
und giebt vorläufig der Welt Concerte, damit man zu

leben hat. Die Gläubiger und Klapstein sind geprellt; es läßt sich schon machen, daß meinem Töchterchen die Geige verbleibt; Rose hat die kräftigste Stütze am Fagott des Hausfreundes, und kurz — Allen ist geholfen, besonders mir!"

In seiner Freude sprang der Alte nach der Thür, die in der Küche beschäftigte Frau herbeizurufen, sie zu stimmen und gehörig einzuweihen für den köstlichen Plan, und alles nöthige mit ihr zu verabreden. Als er die Thür öffnete, fuhr er plötzlich wieder zurück. „Alle Wetter! sprach er, wenn ich — das wäre doch ein verrückter Einfall, wenn ich nun wirklich todt bliebe, und mit dem besten Willen nicht so viel Luft erschnappen könnte, wie die Milbe zum Leben braucht? — Es ist all Eins! Ich will nun einmal von diesem Schauplatz des nichtswürdigen Geldjammers abtreten. Bleib' ich todt — auch gut! Die Geige kriegen sie doch nicht! — Rose! liebe Frau — o, ein Wort nur!" Er bekam keine Antwort und trat auf den Flur hinaus. Im ganzen Hause regte sich nichts, nur glaubte der Kammermusikus, irgend woher ein dumpfes Stöhnen zu vernehmen. Er horchte aufmerksam hier- und dorthin, und wirklich drang ein schwacher Ton vom Hintergrunde des Flurs herüber. Da schlug sich der Lauscher vor die Stirn: „der Demagog steckt mir noch im Hause!" rief er und eilte nach dem Hinterstübchen.

Aber welch ein Anblick! der unglückliche Repetent lag in den letzten Zügen. Was sein Bruder sonst als

ein Spiel behandelt, ein apoplectiſcher Zufall, hatte ihn wirklich und ſo ernſtlich getroffen, daß an Hülfe nicht mehr gedacht werden konnte. Nach wenigen Minuten ſchon war der freiheitdürſtende Geiſt von den Banden des Körpers und damit von allen politiſchen Banden erlöſet, und Grinſels Angſt vor criminellen Unterſuchungen, wenn man in der Leiche den demagogiſchen Flüchtling, von ihm verſteckt gehalten, entdeckte, gebar im Zuſammenfall mit ſeinen Plänen plötzlich einen ſeltſamen Entſchluß.

Der Bruder ſah ihm ſo ähnlich, daß ſelbſt die nächſten Bekannten leicht getäuſcht werden konnten, und geringe Abweichungen glich der Tod leicht aus. Darum wollte der Kammermuſikus noch heute verſcheiden, und mit dieſem Gedanken verſchloß er ſorgfältig das Stübchen, ſtreckte ſich wieder auf ſein Kanapee, um ſich die Sache noch gehörig zu überlegen.

Bald trat Roſe, die vor der andringenden Gläubigermaſſe furchtſam das Feld geräumt, und einen Morgenbeſuch in der Nachbarſchaft abgeſtattet hatte, wieder herein, und mußte vor dem hinfälligen, ſchwachſtöhnenden Eheherrn wirklich erſchrecken. „Lieber Grinſel, was iſt Dir? was haſt Du?“ fragte ſie beſorgt.

„Bald, erwiederte er, bald werd' ich eben nichts mehr haben, gute Roſe. Die wüthenden Mahner haben mir den Reſt gegeben. In meinem Aerger über das Caraibenvolk laſſ' ich mir einfallen, ein Glas Wein zu trinken, und ich glaube, nun hat mich der Schlag getroffen.“

„Himmel! rief die Frau, da will ich gleich nach Hülfe — "

„Nichts, nichts, Rose! entgegnete Grinsel. Bleib, Kind! Es ist zu spät. Höre lieber geduldig und aufmerksam, was ich Dir noch zu sagen habe. Setze Dich zu mir — so! — Sieh, mein Schatz, ich habe längst gefühlt, und Du hast es auch gewußt, daß ich nicht lange mehr in dem wunderlichen Lebensconcerte mitgeigen würde. Du wirst Dich daher als eine vernünftige Frau zu fassen wissen; überdem wird der Mandelschaf Dich nicht verlassen."

„Wie magst Du nur, fragte Rose fast schluchzend, wie magst Du nur daran jetzt denken, lieber Mann?"

„Laß mich nur ausreden! fuhr Grinsel fort. Betrachte nun die unübersehbaren Vortheile, welche der Wittwenstand Dir gewährt. Vor allen Dingen streichst Du meinen halbjährigen Kammermusikusgehalt als Gnaden- und Sterbequartal mir nichts dir nichts ein, und kein Mensch kann Dir einen Heller davon nehmen. Sodann haben wir die Officiantenwittwenkasse! Denn was die Menschen auf Wittwen erpicht sind, das glaubst Du gar nicht. Nicht allein rottiren sich die verschiedentlichsten Gesellschaften zusammen als Leibrenten-Tontinen- Lebensversicherungs- Directionen, deren Zweck ist, den Tod der Ehemänner möglichst zu befördern alle Liebe, Anhänglichkeit, Freude am Dasein zu untergraben, und die schönsten häuslichen und Familien-Tugenden unter dem Schimmer kalter Berechnungen zu ersticken; — sondern außerdem sorgt auch der Staat

Mit diesen Worten schob er Minonen zur Thüre hinaus und verriegelte diese.

Er konnte aber doch nicht zum Arbeiten kommen, denn die Freude ließ ihn durchaus nicht auf dem Stuhle.

Der gute Rath.

Den Mittag brachte er außer dem Hause zu. Als er sehr munter zurückkam, trat sein Famulus, Herr Wahring, in seine Studierstube, sagte, was er ihm von Geschäften zu sagen hatte, und fuhr dann fort: Ach, lieber Her Doktor, ich weiß gar nicht mehr, was ich gegen einen Mismuth thun soll, der mich jetzt unaufhörlich peinigt, und fast unbrauchbar macht zu meinen Verrichtungen.

Warum nicht gar Mismuth? Nun wo sitzt es Ihnen denn? Ach! — — Hören Sie, hören Sie, Wahring, Sie müssen heirathen! Dann wird sich alles geben.

Dem Famulus schien nichts glücklicher zu kommen, als eben dieser Rath. Denn er antwortete schnell und mit sichtbarer Heiterkeit: Daran habe ich auch gedacht. Zum Unglück aber will der Vater des Mädchens — —

Also gar schon gewählt und der Vater willigt nicht ein? Ein schlimmer Casus! Besonders da Sie unfehlbar bei der Wahl nach meinen Grundsätzen verfahren sind.

Allerdings. Das Mädchen gleicht mir so, daß ich

dafür, daß es brav Wittwen setze, und etwas zu berechnen gebe. Haben wir denn je von meiner Besoldung leben können? Muß ich nicht, seit dem Tode der Seligen, deren schönes Vermögen schlechtes Gesindel mir zersplittert hat, muß ich da nicht zu jedem Lumpenerwerbe nebenher greifen, um die Familie zu erhalten, Steuern und Wittwenkassenbeiträge zu erschwingen? Bei solchen verzweifelten Einrichtungen quält sich der unglückliche Staatsdiener, der Künstler vorzüglich, Tag und Nacht ab, untergräbt seine Gesundheit, und muß früh ins Grab, damit die Andern nur von ihrer edelmüthigen und weisen Fürsorge zu reden haben, die sich der armen verlassenen Wittwen annimmt, und ich habe doch diese Fürsorge mit meinem schwererrungenen Gelde, ja mit meinem Tode bezahlt! Aber lassen wir's gut sein! Du bekommst nun das schöne Geld; mit den blutsaugenden Gläubigern hast Du gar nichts zu schaffen, kannst im Gegentheil mit dem Fagottisten ein Leben im ewigen Allegro vivace führen. Was willst Du mehr? In meiner Gesellschaft vom Morgen bis zum Abend Dich placken und plagen mit Juden und Schneidern und Nahrungssorgen?"

„Aber, mein Gott, stotterte Rose, Grinsel! Du bist recht krank — sprich nur nicht so viel — ich muß wirklich zum Arzte."

„Es ist zu spät! keuchte der Kammermusikus, erschöpft zurücksinkend. Versprich mir nur noch das Eine feierlich, meine letzte Bitte gewissenhaft zu erfüllen."

„Alles, alles, lieber Grinsel!" rief Rose. „Nun

gut! fuhr Jener fort, indem er ſich, wie von letzter Kraft beſeelt, erhob. Verſprich mir, Roſe — gieb mir die Hand darauf — verſprich mir, jenen Geigenkaſten dort mit in den Sarg zu geben."

„Um des Himmelswillen! ja, ja! entgegnete die Frau, nur laß mich zum Arzte, laß mich wenigſtens eine Freundin, oder Mandelſchaf herbeirufen, — ich muß ſonſt vor Angſt vergehn."

„Geh getroſt, mein Kind, nur laß mir den Arzt aus dem Hauſe. Geh nur immer — ſo ſchnell ſtirbt ſich's nicht."

Das waren die letzten Worte, die Roſe hier aus Grinſels Munde vernahm, denn kaum war ſie aus dem Hauſe, als Grinſel aufſprang, die Hausthür verſchloß und nach dem Hinterſtübchen eilte. In kurzer Zeit lag der Repetent in den Kleidern des Kammermuſikus auf dem Kanapee ausgeſtreckt, eben ſo ſchnell war eine dem Stradivari ziemlich ähnliche Geige in den für dieſen beſtimmten Kaſten gelegt und verſchloſſen, und mit dem Stradivari unterm Arm, mit einigen Eßwaaren und nothdürftigem Gelde in der Taſche, ſtieg Grinſel die Treppe hinan nach Bywaters Erkerſtübchen, worin er ſich ſorgfältig verſchloß.

„Jetzt, murmelte Grinſel, jetzt hilft kein Erbarmen weiter, und mich ſoll wundern, wie ich dieſem hohen Grabe entſteigen werde. Es wäre lächerlich, wenn ich huſten oder nieſen müßte, während der Rath oder Secretair mich draußen verſiegelt."

Er betrachtete den Geigenkaſten, und konnt' es

nicht laſſen, ihn aufzuſchließen, um ſein theures Inſtrument mit den zärtlichſten Blicken anzulächeln. „Schändlich, daß ich ſo ſtill ſein muß! ſprach er, im Begriff die Geige herauszunehmen. Da muß das Ding nun eben ſo ſtill und todt liegen, wie ich ſelber, wenn ich mich nicht verrathen will. Oder ich könnte ſo eine Spukgeſchichte anſtellen. Wie in der Werkſtatt des Tiſchlers vorige Nacht ſicher Hobel und Hammer, Meißel und Säge privatim geſchreinert haben, und der Meiſter im Bette ſeiner Frau ins Ohr geflüſtert: denk an mich! morgen oder übermorgen muß ich Einem das letzte Maß nehmen! — wie geſagt, eben ſo könnte hier im Hauſe die Geige tönen und ſpielen auf eigne Hand. Mandelſchaf machte gewiß ein Gedicht von dem Vorfall, denn poetiſch iſt er, vielleicht poetiſcher, als ſeine andern Siebenſachen.“

Er ſtreckte ſchon die Hand aus, da wurden Stimmen unten vor der Hausthür, welche Roſe in der Verwirrung abgeſchloſſen haben wollte, bald darauf unruhiges Hin- und Hergehn vernehmbar, und Grinſel ward nun in ſeiner Einſamkeit ängſtlicher, als vielleicht Roſe da unten im Tumulte der Kreuz- und Querfragen, der Condolationen, Rathſchläge, Beſtellungen und Anordnungen. Indeſſen ging doch Alles gut, die Nacht brach herein, nach und nach ward es unten ruhiger; endlich wurde gar die Hausthür verſchloſſen, und tiefe Stille ſchlich durch das Haus.

Da legte ſich der Kammermuſikus ins Bett, aber trotz der vielfältigen Anſtrengungen des nun verſchwunde-

nen Tages wollte kein Schlaf in seine Augen kommen, denn nun trat mit einem Mal sein einziges Töchterchen vor ihn hin, und schwer fiel's ihm auf's Herz, das liebe Kind in dem Wirrwarr ganz vergessen zu haben. Was sollte daraus werden, wenn sie, und das verstand sich doch von selbst, die Nachricht von seinem Tode erhielt? „Es ist ja kein Sterbenswort wahr an der ganzen Geschichte!" murmelte er unter der Bettdecke hervor. Das zarte Mädchen wird einen Schreck davon weghaben, der um so gefährlicher auf sie einwirken kann, je überflüssiger er ist. Aber, was soll ich unglücklicher Vater machen? Hier muß ich nun einmal ausdauern! Warum hab' ich sie denn eigentlich zur Tante geschickt? Der Master war ja fort — das bischen Caprice gegen Rose! — Mir bleibt wahrhaftig kein andrer Weg, als meinen ersten Weg nach Wenselburg einzuschlagen und die Leute dorthin zu avertiren, mit dem Trauerbriefe sei's ein Irrthum und so weiter. Dann aber geht's schnurstracks nach England hinüber, man macht als deutscher Violinspieler Furore, und erkundigt sich beiläufig nach dem Master Bywater und seiner Schuld."

Ueber dem fortgesetzten Nachgrübeln schlief er bald und so fest ein, daß er am nächsten Morgen nicht eher die Augen öffnete, als bis er draußen auf der Treppe gehn hörte. Mehrere Menschen ruschelten an seiner Thür auf und nieder und endlich sprach eine Baßstimme: „Also der Schlüssel zu diesem Erker ist nicht aufzufinden? Das ist übel, wir hätten ihn nach genom-

mener Ueberzeugung, daß er zu diesem Schlosse gehöre, versiegelt im Gerichte niederlegen müssen. Paßt denn kein Andrer?"

Jetzt rasselten Schlüssel; sie wurden zwar vergeblich im Schlosse versucht, aber der Eingesperrte stand Höllenangst aus und troff von Schweiß. Die Angst war um so peinlicher, als er sich sagen mußte: „Dummkopf! warum schob ich nicht zwischen Drücker und Schloß einen Keil? Und hätten sie den Schlüssel Petri in den Fäusten, sie könnten sich draußen todtdrücken an dem Dinge, es half nichts, und die Frau sagte leicht, das Schloß sei verrostet. Kommen sie nun herein, so —" draußen schien eine Hand Anstalt zu einem Druck auf das Schloß zu machen. Davor erschrak der freiwillige Gefangene dergestalt, daß er ohne Rücksicht auf die Gefahr, sich durch eine verunglückte Bewegung zu verrathen, rasch den Zeigefinger der linken Hand zwischen Drücker und Schloß schob. Aber eben so rasch zog er, als wirklich von draußen ein Druck erfolgte, den Finger zurück, biß die Zähne wie vor Schmerz zusammen, und hätte beinahe mit dem Finger geschnippt. „Verflucht! wehete es ihm leise zwischen den Lippen, der Finger wär' um seine ganze kostbare Applicatur, vielleicht zeitlebens, betrogen, wenn die Justiz draußen mit einem Druck vigoroso mir das vordere Glied zerquetschte. Hol's der Henker! kommen sie, so — weiter ist dann nichts zu machen — so producir' ich mich den starraufgerißnen Augen mit einem tiefgehorsamsten Bücking."

Indeſſen, die Thür ward verſiegelt, man ging die Treppe wieder hinab, und Grinſel athmete aus tiefer Seele frei auf. Er wurde nun auch nicht weiter erſchreckt, nicht einmal geſtört, und verbrachte die Zeit mit Planſchmieden, aber auch von Langeweile gequält, die er dadurch einiger Maßen vertrieb, daß er die Sperlinge auf dem Dache gegenüber zählte. Dabei mußte das Fenſter, ſogar die Bewegung ſorgfältig vermieden werden und er ging nur beim äußerſten Nothfall vorſichtig in Strümpfen.

Endlich war der dritte Morgen da: die Fenſter gegenüber wurden geöffnet, neugierige Köpfe zeigten ſich darin, unten im Hauſe ging man hin und wieder, Kutſchen fuhren heran, und nach einer langen bangen Stunde langſam wieder ab. Ein unbeſchreibliches Gefühl bemächtigte ſich des alten Menſchen; er vermochte nichts zu denken, als immer nur die Worte des alten Kirchenliedes:

O Ewigkeit, du Donnerwort,
Du Schwert, das durch die Seele bohrt!

Er hätte weinen, die Thür aufreißen, hinunter ſtürzen und ausrufen mögen: „Kinder ich bin ja nicht todt!“ Aber zu Allem war er unfähig. Er durfte nicht ans Fenſter, aber lebhaft ſtellt' er ſich vor, wie er ſeinem eignen Leichenzuge nachſehe, denn es fiel ihm ein Traum wieder ein, der ihn vor Jahren furchtbar geängſtigt. Es bewegte ſich ein Leichenzug ſchwankend und langſam durch die Gaſſen. Männer und Frauen gingen klagend und weinend hinter dem Sarge,

während weißgekleidete Mädchen Blumen auf den Weg ſtreueten und ſangen. Da drängte ſich der alte Grinſel in Harlekinsjacke mit ſeltſamen Sprüngen unter die Leidtragenden, und ſchnitt den ernſt und unwillig auf ihn blickenden Leuten lächerliche Geſichter. Und als endlich Einer ihn fortdrängen wollte, da ſchrie er: ſeht ihr denn nicht, daß ich meine Seele bin! was wollt ihr? Dürft ihr mir das Recht nehmen, zu ſehn, wohin ihr meinen Leib verſcharrt? — Und mit einem gewaltigen Sprunge ſchwang er ſich auf den Sarg, erhob grade aufrecht ſtehend, ein widerliches Gelächter und ſchrie nach dem Sarge hinunter: Heda! alter Grinſel! wie liegſt Du nun ſo ſtill da, und haſt ſo viel gekreiſelt auf Erden und gegeigt dazu. Nun — wenn auch Keiner dafür Dank ſagt, ich danke dir! Fahr' wohl! —

Darauf war der Kammermuſikus am ganzen Leibe zitternd erwacht, und jetzt konnte er dieſen ſchweren Traum nicht wieder von dem Auge der wankenden Seele verjagen. Er drückte ſein Geſicht tief in die Seſſelkiſſen und heftig ſchlug ihm die Bruſt. „Iſt es nicht Sünde, mit dem Tode zu ſpielen? ſprach er beinahe ſchluchzend. So lange ſchon die Welten um das Haupt Gottes dahinrollen, hat der Tod täglich, ſtündlich, in jedem Augenblicke an die Thüren geklopft; ſie haben ihn Alle geſehen und dennoch kennt ihn keiner, denn nur der könnte von ihm erzählen, dem er die Augen geſchloſſen hat, aber auch die Lippen. Ein ſchauerliches Schweigen ruht unter dem Mantel des

Rasen, und droben die Lebendigen sagen mit allen ihren Grundsätzen, Trost- und Stärkungsreden doch nichts weiter, als die kahlen Worte: sterben müssen wir Alle! — Warum hab' ich nicht bis dahin gewartet? In meinen alten Tagen wäre der Tod doch wohl bald gekommen. Warum den Geheimnißvollen herausgefordert mit einer Lüge vor den Lebendigen? Der Mensch, den sie da eben hinaustragen, ist mein Bruder und manches herbe Wort fällt auf seinen Hügel, das mich nun doppelt schwer treffen muß. — Und leb' ich denn nun? O ich bin todt, todt — todt für Weib und Kind und Freund und Stadt und Land, für alle Welt, für mich selbst am meisten todt! Denk' ich an mich, so muß ich erschrecken, denn ich darf nicht denken, daß ich lebe. Nur als Leiche muß ich unter den Menschen wandeln, und Keiner darf in mir den alten Kammermusikus Grinsel erblicken, oder ich bin verloren. — Wenn doch dieser Tag erst vorüber wäre!"

Solche Gewalt übt die Einsamkeit selbst über einen Menschen von Grinsels Natur. Er konnte mit völliger Seelenklarheit den Todesplan fassen und verfolgen, dabei sogar mit kalter Ruhe in einer Weise geschäftig sein, deren Gedanke schon tausend Andre mit Grausen erfüllt hätte. Jetzt aber, ganz auf sich selbst zurückgewiesen, war er weich, zerschlagen.

Er mochte den entsetzlichen Zustand seines Innern, diese grauenhafte Leere, die gleichwohl seine Brust zu sprengen drohete, als eine Strafe für den frevelhaften Vorwitz betrachten, und er that es auch. Nur gegen

Abend kehrte die Besonnenheit bei der Hoffnung, bald erlöset zu sein, allmälig wieder.

Wirklich hatte der Cellist Klopstein mehrere Tage nach seiner glücklichen Schneckenkegelei sich auf die Reise gemacht, freilich nicht wegen der Hochzeit mit Mosette, sondern weil sein Anwalt darauf gedrungen hatte, daß er die vierzig Louis'dor jeden Augenblick bereit halten müsse, da man vor dem Beginn eines Processes klüglich versuchen wolle, die Geige privatim so billig als möglich zu erlangen. Für seine Bemühung verlange er dann weiter nichts, als den Ueberschuß von den 40 Pistolen. Klopstein war also zu einem wohlhabenden Vetter gereiset, hatte das Geld glücklich erhalten, und fuhr mit diesem Schatz vergnügt so eben in's Thor, als ihm ein Leichenzug begegnete. Der Wagen mußte halten, Klopstein steckte den Kopf aus dem Schlage, und erkannte bald in den langsam Vorüberwandelnden mehrere Collegen, namentlich Mandelschaf, der ihm zunickte und angelegentlich nach dem Kirchhofe hinaus winkte.

„Sie werden doch nicht, murmelte der Zuschauer, sie werden doch nicht so unvernünftig sein, und mir den Grinsel begraben!" Er erkundigte sich bei einem Vorübergehenden, und richtig! Grinsel sollte bestattet werden.

Da stand nun der Cellist mit seinen vierzig richti

abgezählten Pistolen in der Tasche starr dem Zuge nachstehend, und kaum etwas Andres denkend, als: „Die Geige hat der Henker geholt! Sie ist längst mit dem übrigen Nachlaß versiegelt, und Zeugen, oder andere Beweise meines Rechtes daran hab ich nicht. — Doch halt! gewiß hat der Selige meinem Anwalt auf dessen Billet schriftlich geantwortet, und daraus läßt sich wohl alles Mögliche beweisen. Hätt' ich nur den Anwalt erst gesprochen! Ehrenhalber muß ich dem Zuge folgen, denn er war doch immer mein College, und ich habe manche vergnügte Stunde mit dem närrischen Kauz zugebracht. Dann aber zum Anwalt, denn Recht geht vor Freundschaft!"

Er ließ seinen Wagen in die Stadt fahren und wandte sich nach dem Kirchhofe. Hier kam er an, als man eben den Sarg in die Gruft senken wollte, und die Todtenfrau eine von Lorbeern umschlungene Leier vom Deckel hob. Bei diesem Anblick fiel ihm Grinsels Drohung wieder ein, die Geige mit ins Grab nehmen zu wollen, und wie er sich über den lästerlichen Vorsatz schon einmal beim Hahn im Korbe tüchtig abgeärgert, so ward er, als nun die Schaufeln geschäftig die Gruft füllten, heiß und kalt, an Leib und Seele. Er reckte das Ohr weit über die Voranstehenden hinaus, ob er vielleicht einen durch die Erschütterung geweckten Saitenton aus dem Sarge hervorhören könne, und fuhr plötzlich betroffen zurück, denn weil er durchaus hören wollte, so klang ihm wirklich so etwas in's Ohr. Die Collegen hatten eine Trauermusik am Grabe des Hin-

es Ihnen nicht beschreiben kann. Aber der Vater hat ihr einen Andern ausgesucht.

Verwünscht, und sie will ihn auch?

Gott behüte, nein.

Ei, das verbessert die Sache. Wie wenn man dem Alten da einen Streich spielte! Der Mann macht ja sonst sich unglücklich, er macht seine Tochter unglücklich und Sie obendrein. Manche Leute müssen zu ihrem Besten gezwungen werden; und so was liebe ich ungemein. Wer ist denn der kurjose Patron, wenn ich fragen darf?

Das — — erlauben Sie mir — vor der Hand — noch bei mir zu behalten.

Nun, nun, lieber Wahring, warum gleich so verlegen? Ich will nicht weiter in Sie dringen. Kenne ich ihn denn?

Und das so genau, daß ich eben Anstand nehmen muß, ihn zu nennen.

Wenn Sie keine Rücksicht hätten als diese, so könnten Sie es wahrhaftig thun. Meine Grundsätze gehn mir über alles, weil ich weiß, daß sie aus ächter Quelle, aus der Natur selbst, geschöpft sind. Und wenn er mein leiblicher Bruder wäre, ich sagte ihm kein Wort wieder von dem, was Sie mir vertraut haben. Dann gerade um so weniger. Denn je mehr ich ihn liebte, desto angenehmer müßte es mir seyn, wenn er zu seinem Glücke genöthigt würde.

geschiedenen verabredet, der Morgenwind strich durch den Contrebaß, und der tiefe Ton, vom Geräusch der Schaufeln und der herabrollenden Erdschollen gedämpft, mochte leicht dem horchenden Celliſten wie aus der Erde hervordröhnen. Still und nachdenkend schlich er davon. Die Leichenfrau hatte kein sonderlich musikalisches Gemüth, sie wollte sich daher bei der langweiligen Trauermusik nicht versäumen, und war schon in der Nähe des Stadtthors, als der Celliſt sie erblickte, und schnell seine Schritte verdoppelte. Bald war die Frau eingeholt und auf seine Fragen erhielt er denn endlich eine Auskunft, wie er sie eigentlich erwartete, die ihm aber doch ein derber Schlag vor die Stirn war. „Freilich, lieber Herr Hofmusikus, sagte die Frau, freilich hab' ich dem Seligen so ein Ding in den Arm legen müssen. Die Frau bestand darauf, weil der Selige das kurz vor seinem plötzlichen Tode ausdrücklich so verlangt hat. Es war gewiß bei dem alten Herrn eine Ahnung, oder ein Vorspuk, wie ich denn täglich dergleichen erlebe. Der Frau war's ein Trost, den letzten Wunsch des Hingeschiedenen zu erfüllen, und die Violine ist gewiß auch keinen Gulden werth, es war ein alter verrosteter Kasten."

Die Frau ging, aber Klapstein rannte wie ein Verzweifelter nach dem Hahn im Korbe. „Dietrich! schrie er schon auf dem Hausflur, Dietrich, eine halbe Saint Julien — aber schnell!" Er trat in's Zimmer; hier fing er Herrn Günther auf und rief ihm entgegen:

„Seelengüntherchen! Stellen Sie sich um des Himmels willen den desperaten Streich vor! der Grinsel da — Sie wissen, er ist eben begraben — der alte tolle Kammermusikus — Gott weiß am besten, ob er ihn selig haben kann — also Grinsel hat richtig, wie er hier auf dieser Stelle vorher gesagt, seinen unbezahlbaren Stradivari mit in's Grab genommen. Ueber der schändlichen That seufzte selbst das ewig verlorne Instrument — ich hab's mit eignen Ohren so deutlich, wie jetzt meine Stimme, gehört — aus dem Sarge dumpf herauf. Man sollte darüber erstarren, denn was ist nun zu machen? So gut wie nichts!"

Er trank hastig mehrere Gläser, setzte sich, stützte den schweren Kopf und starrte nach seinen schnell auf und niederwippenden Füßen. Herr Günther war ein bedächtig überlegender Mann; als daher der Cellist so stumm da saß, sprach er ruhig: „Die Geige, lieber Herr Klapstein, ist damit ja nicht verloren. Ich kann über Ihr Recht an dem Instrumente so wenig urtheilen, wie über seinen Werth. Können Sie aber Ihr Recht geltend machen, so thun Sie das. Sprechen Sie mit Ihrem Anwalt, ob dann die Geige nicht wieder ausgegraben werden muß. Man legt dem für die Ewigkeit Schlafenden, um doch seinen letzten Willen zu ehren, eine andre Geige in den Arm, denn es ist ihm nun wohl gleichviel, was er darin hält, wenn's nur eine Geige ist. Was Sie aber thun wollen, muß rasch geschehn, sonst möchte das Instrument verderben. Leben Sie wohl! Ich muß nun auch nach dem Ge-

richte, um die kleine Weinrechnung von 127 Thalern zu liquidiren. Ich mochte den guten Mann bei Lebzeiten nicht drücken, er war mir eine schöne Kunde, die manchen Verdienst in's Haus brachte."

Der Günthersche Rath fiel auf dankbaren Boden, denn es kam dem Celliſten, während er ihn gespannt mit gefülltem Glase am Munde, und mit starr auf den Sprecher gerichteten Blicken anhörte, zwar nach und nach, aber immer heller ein Gedanke, der mit Günthers letzten Worten zum Entschluß reifte. Schnell leerte daher Klapſtein jetzt sein Glas, sprang auf, und rief dem Scheidenden nach: „Günther! ich hab's schon einmal gesagt — und sollt' ich die Geige vom Galgen holen, mein muß sie werden, denkt, Klapſtein hat's gesagt! Finis coronat opus!"

Er ließ ein Gabelfrühstück und noch eine halbe Saint Julien bringen und verlor sich bei diesem Genusse, dann und wann mit der Gabel auf dem Teller trommelnd, in allerlei Grübeleien. Endlich flüsterte der Nachdenkende in sich hinein: „Richtig — so geht's! — da müßt' ich doch von meinen fünf Sinnen verlassen sein, wenn ich Anwalt und Gericht offenbar ganz überflüssiger Weise incommodiren und ihnen mein schönes Geld für eine Geige in den Hals werfen wollte, die ich nur so hinnehmen kann, daß weder Hund noch Hahn danach kräht. Und das köstliche Sümmchen — sechszig Friedrichsd'or unter Brüdern! — Wer wird die Geige hier denn wieder erkennen, wenn sie mein geschickter Instrumentenmacher zehn Meilen von hier acht

Wochen lang unter den Händen gehabt hat? Kein Mensch! Und, fuhr er, sich selbst belügend fort, um seinen Entschluß noch sichrer zu begründen, und ich bringe sie hier in der Stadt noch nicht einmal zum Verkauf. Ist da nicht in Brühlberg an der Grenze der Herr von Veilchenpelz? Der Mann hat Geld, versteht weder von der Geige noch vom Spiel etwas, ist eben deswegen ein Kenner und auf drei Quadrat-Meilen, richtig abgemessen, der berühmteste Violinspieler in den ländlichen Winterclubbconcerten. Wie gesagt — der edle Herr hat Geld und fährt sicher aus der Haut vor Freuden, wenn ihm das Ding unter die Finger kommt. Sie ist wahrhaftig schon so gut wie verkauft, ich habe daher keine Zeit unnütz zu verlieren."

Darum wanderte der Violoncellist Klapstein, der weder Furcht noch Tadel kannte, gehüllt in einen langen dunkelfarbigen Oberrock, versehn mit einem Spaden, einem großen Bohrer und feiner Säge, bei finsterer stiller Nacht, nur von seinem Rattenfänger begleitet, nach dem Kirchhofe und gerade auf das frische Grab des vermeinten Collegen zu. Hier stehen bleibend, blickte und horchte der Herzhafte vorsichtig überall in die Dunkelheit hinein, und als nirgends ein lebendiges Wesen sich regte, weder in nahen noch entfernteren Häusern ein Lichtschimmer zu entdecken war, stach er langsam, damit Geräusch möglichst vermieden werde, den Spaden in den lockern Hügel und legte die Erde vorsichtig zur Seite nieder. Er fuhr damit so beson-

nen fort, daß nun der nächste Spadenstich hohltönend auf den Sarg traf. In diesem Augenblick trat der Mond über der fernen Hügelreihe hervor, und der musikalische Schatzgräber, durch den anschlagenden Rattenfänger, der treulich und eifrig schnaubend mitgewühlt hatte, aufmerksam gemacht, glaubte Fußtritte zu vernehmen. Mit halbem Leibe in der Erde war's ihm leicht sich zu verbergen: aber ihn beschlich ein fröstelndes Zittern, als wirklich Fußtritte näher kamen. Er hielt den Hund an sich, gebot ihm Still! und — welches Entsetzen! Mit dem Geigenkasten unterm Arme, den Hut in's Gesicht gedrückt, ging der alte Kammermusikus und College Grinsel, wie er leibte und lebte, keine zehn Schritte weit an ihm vorüber und seufzte. Die Haare sträubten sich dem Cellisten bei dieser grausenvollen Geistererscheinung; krampfhaft umklammerte die Rechte den Spadengriff, während die Finger der Linken sich dermaßen fest in den Nacken des Rattenfängers krallten, daß dieser in ein jämmerliches Geheul ausbrach. Die Erscheinung wandte das bleiche Antlitz, die glühenden Augen, nach dem Zurücksinkenden, und langsamer schwebte sie weiter.

Der unglückliche Bergmann ward am nächsten Morgen von Vorübergehenden in einem heftigen Fieberzustande gefunden. Man brachte ihn in die Stadt; er lag in schweren Phantasien, aus welchen die Umstehenden nur die Worte deutlich verstanden: Keinen Pfifferling drunter — sechszig Friedrichsd'or — vollwichtig, Herr von Veilchenpelz! Antonius Stradivari von

1725. — Zahlung auf der Stelle — oder ich will nicht gesund vor Ihnen stehn!

Der Kammermusikus Grinsel hatte mit der Geige unterm Arme seine Wanderung angetreten. Was nur ein leichtes Spiel werden sollte, lag nun als eine schwerdrückende Nothwendigkeit auf seinen Schultern. „Gottlob, daß ich nur erst die Stadt hinter mir habe!“ seufzte er, und dennoch bemächtigte sich seiner unendliche Angst: es war kein andrer Weg zu nehmen, als über den Kirchhof! Die Füße wurden ihm schwer wie Blei, als er diesen schauerlich stillen Raum betrat; es war immer als gehe dicht hinter ihm eine dunkle Gestalt, und wolle jeden Augenblick an ihm vorüber, und ihm ins Ohr flüstern.

Da schob das aufgehende Mondlicht den Nachtschleier von Hügeln und Grabsteinen, und der zitternde Wandrer, starr vor sich niederblickend, wollte seine Schritte verdoppeln, als Klapsteins Hund jenen schneidenden Schmerzlaut ausstieß, in welchem Grinsel deutlich seinen Namen zu hören glaubte, und von plötzlichem Schrecken gefesselt war er überzeugt, der Demagog fordere drohend aus dem Grabe hervor seinen ehrlichen Namen zurück. Das Entsetzen trieb ihn vorwärts und dennoch mußte er die Augen zurückwenden. Er sah nichts, und rasch wanderte der lebendige Todte weiter durch die Mondnacht. Er hatte beschlossen, bis an die Landesgrenze nur Nachts zu reisen,

Tags über dagegen in einsamen Dorfschenken, bei Köhlern und andern von der Gesellschaft entfernten Menschen still zu liegen, denn wiewohl er sich möglichst unkenntlich gemacht und wirklich fast nichts zu fürchten hatte, so fürchtete er eben deswegen Entdeckung desto mehr, und jene dunkle Gestalt dicht hinter ihm verließ ihn fast gar nicht.

Nach mehreren Tagen schritt er glücklich mit aufgehender Morgensonne über die Grenze. Wie er bisher immer stumm und still, aber mit einem unbeschreiblichen Schmerz in der Brust und ohne aufzublicken grade vor sich hingewandert war, so löste sich jetzt ein schwerer Seufzer tief aus der Seele und erleichtert sah er zum Erstenmal um sich her. Wenselburg war nur noch zwei Meilen entfernt; weil er sich nun ganz sicher hielt, so beschloß er, das Tageslicht nicht ferner zu scheuen, um den kurzen Weg zurückzulegen, und seiner Mosette den Trauerflor nicht vom Haupte, sondern von der Seele zu streifen, und endlich — endlich dem Gefühle ganz und voll sich hinzugeben, daß die dunkle flüsternde Nachtgestalt ihn verlassen, und die Welt wieder freundlicher vor ihm ausgebreitet liege.

In einiger Entfernung fuhr ein Wagen schnell die Landstraße herauf, und da Leute in Reisewagen zu derjenigen Menschenklasse gehörten, welche der Kammermusikus möglichst vermeiden wollte, dem schon näher Herangefahrnen aber nicht mehr auszuweichen war, so trat er unter einen Baum und wandte sein Gesicht abwärts von der Straße. Das Fuhrwerk war auch schon

halb an ihm vorüber, und er wollte so eben seinen Weg eiligst fortsetzen, als eine weibliche Stimme hinter ihm rief: „Nein gewiß, er ist es! Laß den Wagen halten.“ Der Kammermusikus, von der Angst getrieben, nun dem Verrath und damit tausend Verdrießlichkeiten, am Ende gar der Obrigkeit in die Hände zu fallen, bot seine äußersten Kräfte auf, der Gefahr zu entkommen. Dabei fiel ihm nun erst ein, wie leicht man ihn für seinen Bruder ansehen, und als Demagog einfangen könne. Die Beine hinter ihm mußten wohl länger und jünger sein, als die seinigen, denn nun waren sie mit weiten Sätzen dicht hinter ihm, und nun ergriff eine Hand so kräftig seinen Rockschoß, daß an weitere Flucht nicht zu denken war, vielmehr dem Erschrockenen der Geigenkasten unter dem Arme wegglitt und nur ein glücklicher Griff des Verfolgers den Schatz vor Zertrümmerung rettete.

„Lieber Herr Grinsel, sprach jetzt eine bekannte Stimme, theuerster Meister, warum fliehen Sie denn?“ und Grinsel stand vor seinem Schüler Richard Bywater und wußte nicht, was er sagen sollte. Mosette kam ebenfalls schnell herbei und sank dem Vater mit thränen- aber auch freudeglänzendem Blick an die Brust. „Kinder! stammelte der Alte verwirrt, was wollt Ihr? Und Sie, Master Bywater — Sie haben schon einmal, denken Sie nur an Ihren letzten Brief, unedel an mir gehandelt — ich fürchte, Ihnen wiederum zürnen zu müssen. Was haben Sie mit meinem Kinde?“ „Vater! rief Mosette, beruhigen Sie

ſich. Kommen Sie zum Wagen. Sie ſollen Alles erfahren.“

Der Alte bemerkte kein Zeichen der Trauer an ſeiner Tochter, daher folgte er halbberuhigt den Beiden und machte nur die Bedingung, daß der Wagen nicht weiter fahren, ſondern nach dem nicht fern an der Heerſtraße liegenden Gaſthofe wieder zurücklenken ſolle. Bald war man hier angelangt, hatte ein eignes Zimmer eingenommen, und nun beſtürmte der Alte Tochter und Begleiter mit ſo mannigfachen Fragen, daß Beide gar nicht erſt zu Worte kommen konnten, und als ihnen dieſes endlich gelang, da unterbrachen ſie ſich wechſelſeitig ſo oft und haſtig, oder ſprachen zugleich und ſo verwirrt durch einander, daß der Kammermuſikus ſich die Ohren zuhielt und mit dem Fuße ſtampfend Schweigen gebot. „Daraus werd' ein Andrer klug! rief er, wollt ihr mich zum Beßten haben mit eurem furioſen Tutti? Hübſch in der Ordnung! Bywater, beichten Sie, und Du, Moſette, rührſt Dich als Ripieniſtin nur auf mein „Attacca!“

Man erzählte. Getreu ſeiner Verabredung mit der Geliebten hatte Bywater die Stadt nicht verlaſſen, ſondern am Abend nach ſeiner Pſeudoreiſe das erſte Stelldichein nach der Trennung verſuchen wollen. Gegen Mittag ſchon wird ihm ein Brief von der Poſt gebracht; er will ihn erbrechen, als Wagengeraſſel ihn ans Fenſter lockt. Da muß er ſehn, wie ſeine Moſette, reiſemäßig gekleidet, neben dem Vater in einem offnen Wagen vorüberfährt. Er ſtürzt hinterdrein

dem Thore zu, und kaum hat er sich gemerkt, welchen Weg der Wagen nimmt, als er auch schon bei dem nächsten Pferdeverleiher das am wenigsten steife Thier satteln läßt und den Reisenden folgt. Nichts ist nach seiner Ueberzeugung gewisser, als daß der Vater sein heimliches Bleiben und den Grund desselben erfahren hat und nun die Tochter gegen fernere Zusammenkünfte in Sicherheit bringen will. So kommt Richard fast gleichzeitig mit den Beiden nach Wenselburg, sieht den Vater zurückreisen, und da er nun weiß, wo die Geliebte zu finden ist, fällt ihm jener Brief erst wieder ein. Er war schon alt, denn dem Dampfschiffe waren unterwegs die Kohlen ausgegangen, und der Inhalt war nicht erfreulich: er sagte genau, was Grinsel seinen Gläubigern aus Richards Schreiben, welches eine Folge dieses Briefes war, mitgetheilt hatte. Nur darin war der bestürmte Kammermusikus in der Noth von der Wahrheit abgewichen, daß Bywaters Pension für die ganze Zeit seines Aufenthaltes im Grinselschen Hause, nicht aber für das letzte Quartal allein rückständig sein sollte. Ungeachtet der niederschlagenden Nachricht aus England hatte Richard dennoch guten Muth und versuchte, mit der Geliebten, die den fast unaufhörlich am Hause Vorüberschreitenden gewiß schon gesehn haben mußte, zu sprechen. Das war aber schwieriger, als er dachte. Wenn Tante Spitzkugel auch nicht zur stabilen, wie Mosette zur fortschreitenden, Kirche gehört hätte, so war sie doch eine Tante, ferner eine alte Jungfer, und Beides ist oft schlimmer,

So habe ich denn eine große, große Bitte, lieber Herr Doktor. Sie gelten erstaunlich viel bei dem Manne. Wenn Sie sich für meine Sache verwenden wollten!

Gern, herzlich gern. Nur bestehen die Menschen in solchen Punkten gemeiniglich am hartnäckigsten auf ihrem bösen Willen. Geht es mir doch wahrhaftig selber so. Denn sehen Sie, Wahring, auch ich ließe in dergleichen Dingen durchaus nichts nach. Es ist daher ein wahres Glück, daß ich so was recht reiflich zu überlegen pflege. Um der Verwendung, die Sie wünschen, mehr Eingang zu verschaffen, müßte man zuvor den Willen des Alten etwas mürbe zu machen suchen. Sie müßten sich etwa mit dem Mädchen — heimlich — Nun verstehen Sie mich denn nicht vollends? Muß ich Ihnen alles erst haarklein heraussagen? Sie müssen sich mit ihr absentiren, oder auf deutsch: davongehen.

Bester Herr Doktor! Zwar glaube ich selbst an die Schwierigkeit der Verwendung, aber der Schritt, den Sie mir anrathen — —

Nun wahrhaftig, das fehlte noch, daß ich alter Mann Ihnen ohne alles Bedenken zu einem halben Landstreicherstückchen rathe, und Sie, der Jüngling, der obendrein am meisten dabei interessirt ist, das Ding bedenklich finden. Wollen Sie mich etwa beschämen, oder wie erkläre ich mir es sonst? Aber Sie beschämen

als ein Glaubensſchisma. Dazu hatte der Vater das einzige Kind ihrer Obhut dringend empfohlen: es war alſo nichts natürlicher, als daß Moſette vom Morgen bis zum Abend in einem Hinterſtübchen Hauben und Hüte drapiren, und dann der andächtigen Putzmachertante aus dem „Erquickborn gläubig ſchmachtender Seelen" Geſänge und Gebete vorleſen mußte.

So waren einige Wochen hingegangen, und Richards immer wachſende Verzweiflung ſtand ſchon im Begriff, einen Engländerſtreich zu machen — er wollte nämlich das Spitzkugelſche Haus in Brand ſtecken, die Brandflecken ſeines Gewiſſens dann aber durch eine edle That, nemlich durch Moſette's Rettung wieder verwiſchen — als ein zweiter Brief aus England, von einem ſtarken Wechſel begleitet, allen Häuſerbrand löſchte, indem er den Herzensbrand zu hochauflodernden Flammen anfachte. Der Brief enthielt nemlich nur die ganz ordinäre Nachricht, daß Bywaters Oheim mit Hinterlaſſung eines in Deutſchland unerhörten Vermögens geſtorben ſei, und dem einzigen Neffen den Beſitz dieſer Reichthümer gönnen wolle, aber er müſſe ſogleich nach England zurückkommen. Nun war Richards nächſter Gang gradezu in das Spitzkugelſche ſtille Jungfernhaus, denn ohne die Geliebte wär's ihm unmöglich geweſen, Deutſchland zu verlaſſen. Er hatte Moſette niemals am Fenſter geſehn, deshalb, ſchloß er, mußte ſie nothwendiger Weiſe dahinten irgendwo ſtecken, und beging daher gefliſſentlich den Fremdenirrthum, die Zimmerthür gleich vorn im Hauſe nicht

zu bemerken, vielmehr schritt er ohne Umstände über den ganzen langen Hausflur, und öffnete ganz hinten, für den Nothfall mit einer Haubenbestellung im Kopfe, richtig Mosettens Thür. Das stille Mädchen erglühete und erschrak heftig bei seinem Anblick. Statt die Haubenbestellung vorzubringen, umarmte Richard die Geliebte, drückte einen Kuß auf ihren bebenden Mund, einen Brief in die zitternde Hand und ging wieder davon, ohne von der Tante, die im Vorderzimmer der Morgenandacht oblag, bemerkt zu werden.

Der Brief sagte Mosetten vom Glücke des Geliebten und sprach den sehnlichsten Wunsch aus, mit ihr ein stillvertrauliches Wort zu reden, ohne die Tante, deren Gesicht eine Landkarte des infernalischen Welttheils im Himmel sei, deshalb weitläuftig anzusprechen. Der kürzeste Weg, als der beßte, sei, wenn Mosette das Gefängniß heimlich verlassen könne. Jeden Augenblick stehe der Wagen bereit, der sie mit dem ungeduldig harrenden Geliebten zum Vater bringe. Das Alles weckte nun eine unendliche Freude in der Brust des lieben bekümmerten Mädchens, und dennoch schwankte sie. Heimlich das Haus zu verlassen — den Gedanken mochte das reine Gefühl nicht dulden. Die Tante zur Vertrauten des Briefes machen, ging nicht, weil ihr Portrait darin lag. Sie um einen Gang aus dem Hause zu bitten, war vergeblich, oder sie wäre mitgegangen. Ein Vorwand, die Kirche zu besuchen, wäre dem frommen Kinde Lüge gewesen. Und sie durfte nicht einmal in ihre Kirche, weil die

Tante, die jeden Schritt der Nichte gewissenhaft bewachen wollte, sie zu betreten scheuete: wogegen wieder die stabile Kirche dem Mädchen nicht zusagte, ohne die lästige Begleiterin auch nicht zu erreichen war. Dieser Zwiespalt ward noch größer, wenn Mosette bedachte, daß der Geliebte, von Ungeduld getrieben, jeden Augenblick wieder erscheinen, mit der Tante zusammentreffen, und dann ein widerwärtiger, die Erlösung nur hemmender Scandal entstehen könne. Und diese ängstigende Betrachtung entschied endlich unter Mosettens Zweifeln, indem sie zu dem ersten Einfall, heimlich das Haus zu verlassen, wieder hinführte. In diesem Schritte, meinte das gute Kind, lag doch wenigstens Wahrheit, und die Folgen mochten sein, welche sie wollten, so stand sie nach wenigen Tagen gerechtfertigt vor aller Welt, wenn auch nicht vor der Tante.

So hatte sie denn heute den ersten freien Augenblick benutzt, war aus dem Hause geschlichen und mit Richard davon gefahren. „Und nun, fragte Mosette mit naiver Verlegenheit, hab' ich Ihren Segen verwirkt, lieber Vater?"

Während dieser Mittheilungen gerieth der Kammermusikus in den schwersten Kampf seines Lebens, und dennoch war die Erschütterung seines Gemüths nicht heftig genug, die Thränen, welche seine Seele durchwogten, hervorstürzen zu lassen. So war denn sein ganzer, mit eiserner Beharrlichkeit gesponnener und ausgeführter Todesplan eine furchtbare Verhöh-

nung des heilig waltenden Geschickes! Selbst daß ihm der Bruder in die Hände gestorben war, konnte seine That nicht entschuldigen, wenn er auch damals geglaubt haben mochte, der Himmel wolle die Ausführung derselben begünstigen und erleichtern, denn die That selber war Sünde, und was ihm Fingerzeig des Himmels schien, war Versuchung. Hätt' er dieser widerstanden — nach wenigen Tagen, eben jetzt wäre der rettende Gottesengel auf das Haus des Niedergedrückten mit jubeltönendem Flügelschlage herabgeschwebt. Aller Noth entbunden konnte der Kammermusikus, geehrt und geachtet von Collegen und Mitbürgern, neben der geliebten Tochter, dem reichen redlichen Schwiegersohn den Rest seiner Tage in der glücklichsten Ruhe verleben, und seine Rose wäre, frei von Nahrungssorgen, bei ihrem gefühlvollen Sinne gewiß mit liebender, treuwaltender Anhänglichkeit eine Lebensgefährtin geworden, wie sie jedem Wunsche als die freundlichste Erfüllung erschienen wäre. Und nun — „Ich kann, erwiederte Grinsel seiner Tochter mit fast gebrochner Stimme, ich kann, mein theuerstes Kind, weder segnen noch fluchen — ich bin todt!" Er wollte den Kopf stützen, aber er sank im Sopha zurück. Mosette stürzte mit einem Ausruf des Schreckens vor ihm nieder, und Richard wollte nach Hülfe hinauseilen, da erhob sich der Gebeugte schon wieder, legte die Hand freundlich lächelnd auf das Haupt der vor ihm knieenden, mit angstvollem Blick nach ihm aufsehenden Tochter, und winkte Richard zurück. Die fortwährende

Geistesanspannung seit mehrern Wochen, die Begebenheiten der letzten Tage, die nächtlichen Wanderungen hatten die starken Nerven, seine ganze kräftige Natur doch zu sehr herabgestimmt, als daß die letzte Scene und die daraus hervorgegangenen Betrachtungen spurlos an dem eisernen Körper vorübergehen sollten. Aber eben so schnell überwand er die augenblickliche Betäubung, richtete sich empor und sprach: „Es war nichts, Kinder! Seid nur ruhig und hört mich an. Ihr werdet sehen, daß ich nicht wahnsinnig bin. Nur einen Tropfen Wein gebt mir.“ Bywater sprang fort, sich selber scheltend, daß er Essen und Trinken so ganz vergessen habe. Bald stand Beides auf dem Tische, und als der ermattete Grinsel sich etwas erquickt hatte, begann er nach kurzer Einleitung die Ereignisse der letzten Tage den immer mehr, und oft fast ungläubig staunenden Zuhörern zu erzählen.

„Seht Kinder! beschloß er dann, das ist die Geschichte eines tollen, am Himmel verzweifelnden Menschen. Die vorschriftsmäßige Terminologie reuiger Sünder versteh ich nicht, aber ihr könnt glauben, daß mein Irrthum schwer mir auf der Seele liegt. Nur eine Betrachtung richtet mich auf: wäre das Alles nicht geschehn, und der steinreiche Schwiegersohn hätte dann großmüthig aller Noth ein Ende gemacht, wahrlich! das alte lustig gemeine Leben wäre wüster und verwüstender wieder hereingebrochen, und die Thorheit des Alters wäre Kinderspott geworden. Darüber bin ich nun hinaus! Aber nach der Residenz darf ich nicht

zurück, nicht einmal in Deutschland kann ich bleiben. Nehmt mich nach England mit hinüber, und laßt meine Rose nicht zurück. Das gute Weib muß schrecklich gelitten haben, ich muß ihr wahrlich jeden Tag zum Dankfeste machen."

Bywater sprang auf. „Und das kann ein Deutscher? rief er. God damm! das ist ein Schimpf für den ganzen englischen Spleen. Und wenn Sie auch wollten und könnten, ich duldete Sie durchaus nicht in Deutschland. Ein solcher Mann kann nur großbritannische Luft athmen. Fort nach England!"

Mosette hatte den Vater fest an ihre Brust geschlossen. Die Erzählung wirkte so gewaltig auf ihre weiche Seele, daß ihr immer war, als höre sie die Nachricht von Tod und Begräbniß des Vaters aus fremdem Munde, und sie strebte nun nach der innigen und festen Ueberzeugung, daß der Vater selber gesprochen, daß sein Herz wirklich noch schlage an ihrer bebenden Brust.

Als sie endlich ruhiger geworden waren, hatten sie noch manche Verabredungen zu treffen, Briefe zu schreiben, tausend Einrichtungen zu machen, zu schnüren und zu packen, bevor nach zwei oder drei Tagen Vater und Tochter nach Bremen, Bywater aber nach der Residenz, fahren konnten. Jene wollten in Bremen Mutter und Bräutigam erwarten, um dann gemeinschaftlich nach dem großbritannischen Asyl hinüberzusegeln. Schon saß der Kammermusikus neben der Toch-

ter im Wagen und Bywater reichte den Geigenkasten hinauf, da sprang der Alte plötzlich auf und wehrte mit beiden Händen den Kasten ab. „Nein! sprach er in heftiger Bewegung, die Geige kommt nimmer wieder in meine Hände. Wenn ich Alles genau überlege, so ist sie es, die das Unheil der letzten Zeit über mich herbeigeführt hat, und ich mag wahrlich nicht gern daran erinnert sein, oder ich muß, so ein gutes Ende sich auch daran knüpft, dennoch fürchten, in meinen alten Tagen den Verstand zu verlieren. Jener Cellist aber, der Klapstein, ist eben der rechte Mann für das Instrument, denn er versteht nichts davon. Mag er sie von mir erben zum Dank für die Noth, die er mir bereitet hat, und kommt auch diese Erbschaft in unrechte Hände, so theilt sie nur ein fast allgemeines Loos. Weg damit!“

Bywater nahm, beifällig nickend, die Geige mit dem Versprechen zurück, sie richtig dem Cellisten auszuliefern, und so fuhr man denn endlich nach verschiedenen Richtungen ab.

Die Wittwe in der Einbildung, die gebildete Rose, hatte der innern und äußeren Vorbereitungen in so mannigfacher Weise sich zu erfreuen gehabt, daß sie über die ersten und heftigsten Erschütterungen bei dem nach ihrer Zuhausekunft vorgefundenen Todesfalle leidlich genug hinwegkam. Indessen hielt sie es der Decenz an-

gemessen, ihren Schmerz in den ersten beiden Tagen bei einer mitfühlenden Freundin auszuweinen.

Als sie in ihr Haus zurückgekehrt war, kam Manches so, wie Grinsel vorhergesagt. Gnaden- und andre Gelder wurden gebracht, worüber sie als Wittwe quittiren mußte; sodann verlangte man verschiedene Papiere von ihr zur Begründung der Pensionsansprüche, und ein behagliches Gefühl von Wohlhabenheit, wie sie's seit dem Hochzeittage nicht empfunden, durchdrang beruhigend ihre Brust. Dazu ging Mandelschaf fleißig ab und zu, und versäumte keine Gelegenheit, einen Lebensplan für die Freundin zu entfalten, wie ihn, nach seiner Versicherung, nur die reinste Neigung im Verein mit sichrer Benutzung der Mittel und Umstände schön und auf die Dauer zu entwerfen vermocht habe, — worin er denn auch seiner Wenigkeit die gebührende Stelle angewiesen hatte. Freilich lag eben keine Heirath im Vorgrunde, nicht einmal im Hintergrunde, denn dergleichen war dem Fagottisten zu prosaisch, und Rose hätte ja dann auch ihre Pension, also einen Theil der Mittel verloren, auf welche bei Verwirklichung des köstlichen Lebensplans besonders gerechnet werden mußte: aber das Verhältniß sollte eben in seiner Ungebundenheit die Kraft der Fessel besitzen und bewahren, und damit die große Aufgabe gelöset werden, den ewigen Conflict zwischen Freiheit und Nothwendigkeit zum Bilde der reinsten Schönheit zu erheben. „Sie wissen selbst, sprach er zuletzt, theuerste Freundin, Sie wissen am besten, welch ein Schmerz mein ganzes Gemüth erfüllt und

verdüſtert. Wie oft und ſchön hat Ihre große Seele dieſen Schmerz mitempfindend beſänftigt! Aber eben darum verſagt mir das Geſchick, die an das Grab verpfändete Liebe zu löſen, um ſie dem Leben, beſonders den bürgerlichen Einrichtungen, mit der ganzen Kraft und Fülle meiner Jugend wieder zu ſchenken.

Roſe lächelte bei ſo zarten Empfindungsworten ſtill vor ſich nieder, und richtete dann bei ausnehmend ſchönen Stellen einen eben ſo ausnehmend ſchwärmeriſchen Blick auf den ſüßflüſternden Redner. Es fiel ihr nicht ein, daß das ſie getroffene Geſchick ihr eine ernſte Gelegenheit darbot, allen ärmlichen Bildungstranſparentſchimmer ihrer Seele in der Morgenſonne wahren Gefühls, reiner, feſter und echtweiblicher Geſinnung auf ewig untergehen zu laſſen, — ſie müßte ja dann ihr Gefühl als ein falſches erkannt, an ihrer Geſinnung wenigſtens irgend einmal gezweifelt haben, und wie kann dahin ein Menſch gelangen, der ſich ſelber immer als trefflich vorausſetzt, und die eignen Gebrechen nur an Andern bemerkt? Roſe war überdem von ihrer Gouvernantenſchaft her noch gewohnt, ſich für klüger und beſſer, als die Kinder zu halten, an denen täglich, ſtündlich zu hofmeiſtern war, und als ſie nicht mehr erzieherte, traten ihr an die Stelle der Kinder natürlich die großen Leute. Und dann war Roſe jetzt Wittwe eines Mannes, bei dem ſie Herzeleid genug erfahren; ihr zur Seite dagegen ſaß ein Fagottblaſender Poet, eben ſo verſchroben, wie ſie, alſo gänzlich mit ihr ſympathiſirend! Wenn daher ſelbſt ein ganz ungebil-

detes Weib Mandelschafs sogenannten Lebensplan, worin die erniedrigendste Kränkung lag, welche je ein Weib treffen kann, mit wahrhaft schönem Stolze verachtend abgewiesen hätte, so ließ dagegen Rose die lieblichen Reden ihr ganzes Wesen zerschmelzend durchklingen und durchdringen. Dabei war es immer, als hörte sie neben diesen Reden noch die Worte aus Mandelschafs Kegelbahn:

— endlich, ach du Süßer! endlich, endlich
Erkennst du, daß Vergangenheit und Zukunft
Nur Dornen sind im Rosenkranz des Daseins,
Nur trüber Bodensatz im Festpokal
Der Lust, o Freund, bedenke —

Da schloß Mandelschaf seinen Sermon:

Und dieser Plan ist keine Seifenblase!
Wie nur das Schöne wahr und wirklich, und
Wie du mir Psyche für Maria's Leib,
So, Allgeliebte, so laß mich umschließen
Mit meiner ganzen Seele Jugendkraft —

Er kam nicht dazu. Vielmehr erschienen aber jetzt mehrere Gerichtspersonen in der Absicht, den Nachlaß des Geschiedenen gehörig zu inventiren, damit er zum Besten der Gläubiger verkauft werden, und ein gutes Zweidrittel vom Erlös in Sportelkassen und Advokatentaschen zerfließen könne, wie das hier so ländlich und sittlich war.

Die Gerichtspersonen wollten ihre Arbeit von Oben anfangen: man stieg daher die Treppen hinan, und — „was ist das?" rief der Secretair, mit der Hand nach Brwaters Thür zeigend, und einen ernstzürnenden

mich nicht, nein. Mein Rath gilt — so frivol er auch aussieht — der guten Sache, wir nöthigen einen Menschen dadurch zu seinem Glücke und damit basta. Wenn Sie nur erst fort sind mit dem Mädel, dann eile ich sogleich zu dem verstockten alten Sünder. Ich bringe die Geschichte in's rechte Gleis Sie kommen drauf mit der Tochter auf meinen Wink zurück und die Kirche thut das Uebrige. Nun — noch immer Bedenken?

Die vielen Aber.

Sie müssen wissen, Herr Doktor, ich habe dem Manne die größten Verbindlichkeiten. Es wäre der abscheulichste Undank — —

Ach, Undank hin, Undank her! Nur der Schein davon wäre es. Mit andern Worten: Der sicherste Weg, den Alten von einem unglücklichen Plane zurückzubringen! Oder wollen Sie erst durch halbe Maasregeln machen, daß das Mädel Tag und Nacht bewacht wird, und die Sache gar nicht mehr auszuführen ist?

Aber das Mädchen! Sie ist so gut und sittsam erzogen, sie wird sich zu einem solchen Schritte nicht überreden lassen.

Hören Sie einmal, wenn ich, wie Sie sagen, den Mann kenne und viel bei ihm gelte, so muß das wohl

Blick auf die Wittwe zurückwerfend. Der Papierstreif, welchen die Gerichtssiegel als Schloß an der Thür hielten, war ungeachtet seiner Unverletzbarkeit freventlich zerrissen. Grinsel mußte nothwendig diese Hülle sprengen, wenn er als Nachtfalter davon flattern wollte. Rose verstand nichts von der heiligen Sache, und als der Secretair mit krauser Stirn und zuckenden Lippen eine Erklärung hervorgerichtert, glaubte sie mit den einfachen und unbefangenen Worten: „Ich weiß nicht, wie das zugegangen" dem Themisbonzen genug gethan zu haben. Dieser aber wurde noch heftiger, und konnte erst nach weitläuftigem Demonstrationsdonner, gegen welchen Mandelschafs poetische Entschuldigungsflöte vergebens antrillerte, dahin gelangen, in Gegenwart der stets ängstlicher werdenden Frau und ihres ohnmächtigen Defensors ein Protocoll über den Befund der Sache aufzunehmen, und die Thür von Neuem zu versiegeln. Darauf ward der Wittwe, die mit thränenden Augen bat, sie nicht ins Unglück zu stürzen, angekündigt, sie habe sich morgen freiwillig auf dem Rathhause zu weiterer Vernehmung und Untersuchung einzufinden, widrigen Falls man sie holen lassen müsse.

Das war zu viel für die unschuldige Frau. Wie dem Fagottisten am Ende seines Gedichtes die alte Kathrine, statt einer Göttin, aus der Bodenluke entgegengreint, so starrte Rose jetzt aus den paradiesischen Traumgefilden, vor wenigen Minuten noch von dem dichterischen Geliebten ihren trunknen Blicken entrollt,

in einen düstren Kerker voll zischender Schlangen und klirrender Ketten, und nicht als Psyche, sondern als Delinquentin sank sie jetzt in die Arme Desjenigen, der wirklich alle Jugendkraft aufbieten mußte, die Aufgeregte zu halten. Er ließ sie sanft auf das Kanapee nieder und rannte davon, theils Hülfe für die endlich von Ohnmacht Gefesselte herbeizurufen, theils zwischen Bürgermeister und Rath um Schonung für die unschuldige Frau umher zu betteln, und hier zeigte sich ihm die passendste Gelegenheit, seinen Füßen eine angemessene Schule beizubringen. Es war nemlich so hergebracht, daß der erste Bürgermeister an den zweiten Rath, dieser aber an den Secretair verwies, welcher nichts eiliger zu thun hatte, als die Leute nach dem zweiten Bürgermeister zu schicken, und da dieser in der Sache nicht arbeitete, so mußte man den ersten Rath ansprechen, der nicht einmal für sich selber, geschweige für Andre zu Hause war.

So war denn der Fagottist Mandelschaf sehr nahe daran, Erfinder der modernen Schnellläuferei zu werden, wenn die Sterne nicht beschlossen hätten, ihn anstatt in den Tempel des Erfinderruhms an den Abgrund der Verzweiflung zu führen. Von einem Mitgliede des Gerichts erhielt nemlich Mandelschaf endlich die trostreiche Nachricht, daß die Wittwe Grinsel Angst und Sorgen fahren lassen könne, da so eben sich ein Weg eröffne, sämmtliche Gläubiger vollständig zu befriedigen. Freilich ward dieser Weg nicht deutlicher beschrieben, als eben, daß er ein Weg sei: allein dies war dem

Fagottiſten ſchon genug, um auf ziemlich ſchwerfälligen Flügeln erſchöpfter Kräfte nach der Geliebten zu eilen, — und eben vor ihrer Hausthür begann ſeine Verzweiflung, denn ſie war verſchloſſen, und nirgends im ganzen Hauſe zeigte ſich ein Lichtſchimmer, vielmehr erfuhr Mandelſchaf von dem Nachbar: die Dame ſei mit einem jungen Herrn ſchon vor mehreren Stunden davon gefahren.

Da ſtand nun der Fagottiſt auf der Gaſſe, und ſuchte vorläufig Athem zu gewinnen, und als ihm das gelungen war, ging er mit der ſichern Hoffnung davon, daß in ſeiner Wohnung ein Billet von ſeiner Roſe, als Compaß auf dem Meere der Liebe, ihn erwarte. Sein Weg ging am Hahn im Korbe vorbei. Die Fenſter waren geöffnet, und aus dem kerzenhellen Gaſtzimmer vernahm er deutlich die Stimme des Celliſten Klapſtein. Mandelſchaf wollte ſich eben wundern, den Kranken im Weinhauſe zu finden, als dieſer ſprach: „Seht Günther! die Tollheiten des alten Grinſel ſpuken noch fort bis ins dritte und vierte Glied. Hat jemals ein Menſch etwas Aehnliches in die Zeitung ſetzen laſſen! Hört nur:

„Theuerſte Mitſterbliche!

Mit Hinterlaſſung einer noch trauernden Wittwe, einer liebenswürdigen Tochter und des allgemeinſten Rufes hat am 9ten ein Mann das Ewige mit dem Zeitlichen verwechſelt, deſſen Name im Andenken zahlreicher Freunde fortleben wird, den zu nennen aber eben deswegen überflüſſig iſt.

Zugleich empfiehlt sich dessen Wittwe dem Mitgefühl und der Freundschaft sämmtlicher Bekannten bei ihrer Abreise mit Tochter und Schwiegersohn dankbar und ergebenst.

Richard Bywater."

„Der Mensch, meinte Herr Günther, ist der deutschen Sprache nicht ganz mächtig, daher die Verwechselung des Diesseit und Jenseit gar leicht erklärlich." Da trat Mandelschaf ins Zimmer. „Mandelläm̃chen! rief ihm der Cellist entgegen, trefflicher Poet! es ist gut, daß Ihr kommt. Wir trinken ein Gläschen zusammen und Ihr sollt plötzlich erfahren, wie ich so plötzlich kerngesund geworden bin. Stellt Euch um des Himmelswillen vor, da sitz' ich eben mit dem behaglichsten Genesungsgefühl in meinem Stübchen, als der Grinselsche Schüler aus England die Thür öffnet, den bekannten Geigenkasten vor mir auf den Tisch stellt, und erzählt, daß ihm bei seiner Abreise vor mehrern Wochen die Eile diesen Kasten und in demselben den herrlichen Antonius Stradivari von 1725 in die Hände geworfen. Jetzt habe er sich freie Disposition über das Instrument rechtlich verschafft, und da ich den Besitz derselben immer sehnlichst gewünscht, so wolle er mit dem Geschenk des Stradivari mir Gelegenheit geben, mich öfters meines alten würdigen Freundes und Collegen, des heimgegangenen Grinsel in Liebe zu erinnern. Und da hab' ich nun den Stradivari! In meiner Freude wollt' ich wahrhaftig die Mosette heirathen: der Bywater aber meinte, das Mädchen habe

keine Neigung für mich übrig. Gut! sagt' ich, so will ich wenigstens der Wittwe — das gute Frauenzimmerchen mag ihre liebe Last haben — ich will ihr zwanzig Louisd'or geben, die ich doch längst für den Kauf der Geige bestimmt hatte. Da meinte aber der Bywater wieder, die Wittwe brauche kein Geld; sie reise nach Bremen, und werde dort, wenn ich recht gehört habe, den Roland heirathen. Ich kenne den Mann nicht, er soll aber steinreich sein. Aber ich bin glücklich und folglich gesund: ich rette meine Grundsätze, meinen Hund, mein Geld und — habe die Geige!"

„Nach Bremen! schrie Mandelschaf. O schrecklicher Verrath der Liebe! Was geht mich Euer Glück an? Ich habe den Mittelpunkt meines Daseins, die Basis, das prometheische Princip meiner poetischen Natur verloren! Rose ist fort, und mit ihr jeder Gedanke, die im Grabe schlummernde Liebe im Gesange zu verherrlichen. Ach — wär' ich nur noch, was ich gewesen, es gäbe in der ganzen Christenheit keinen glücklichern Juden!"

„Aber Freundchen! entgegnete Klapstein, — ich habe früher nichts dazu sagen mögen — aber wie kommt Ihr eigentlich auf den wunderlichen Einfall, durchaus ein Jude sein zu wollen? Es giebt — flüsterte Klapstein dem Fagottisten ins Ohr — es giebt hier doch Leute, die recht gut wissen, daß Eure Mutter eine christliche Schneidertochter, und Euer Vater ein eben so christlicher Husarenlieutenant war —"

„Wer sagt das?" rief Mandelschaf entrüstet. „Das

Kirchenbuch," antwortete Jener gelassen. „Indessen, fuhr er besänftigend fort, liebstes Freundchen! thut das etwas zur Sache — ich meine, zu Euerer Poesie? Sind in der jetzigen verhängnißvollen Zeit unter getauften und ungetauften Juden einige Dichter, so kann es unter diesen auch christliche Fagottisten, abstammend von Schwert und Nadel, geben."

„Nun ist es aus mit mir! schrie Mandelschaf aufspringend. Was mir, wie allen übrigen Erdensöhnen, die Poesie möglich machte, das Geheimnißvolle meines, wie alles Daseins — dieser Isisschleier liegt zerrissen mir zu Füßen. Die nackte, nüchterne Wahrheit vernichtet mit ihrem unerfreulichen Glanze die Zauberschatten der Sehnsucht in meiner Brust und todt, wie meine Maria, liegt nun mein Leben, meine Poesie, der ganze Zweck meines Daseins im Kothe der Wirklichkeit. Ja! so schrecklich todt bin ich, daß ich nicht einmal jene Sehnsucht wieder zurückzusehnen vermag — sie, die Vergangenheit und Zukunft in meiner Brust verschmolz unter dem Bilde Rosamaria's! Klapstein, Euer Verrath hat wie ein Zauberwort mich plötzlich in die Gegenwart geworfen, und jetzt erst fühl' ich die große Wahrheit meines letzten Gedichtes, worin die Gegenwart Kathrine heißt. — Ach! es ist doch ein schönes Gedicht, und mein letztes, mein Schwanenlied! Ich ahnte das gleich, als mir der Novellengedanke kam, und jetzt ist es mir klar geworden, daß ich Prosa schreiben muß."

„Spart Mühe und Dinte! sprach Klapstein, die

Gläſer füllend. Kommt, trinken wir einmal. Kann's denn nun fehlen, daß ich an Grinſels Statt Primgeiger werde? Auf mein Primgeigerwohl — ſo! Ich habe mir freilich damals bei der nächtlichen Viſion den Zeigefinger etwas verſtaucht und mit dem reinen Griff wirds hapern, aber was thut's? Ich habe die Geige! und wo mein Stradivari tönt, denkt kein Menſch an meine Applicatur. — Nun auf Euer Wohl, Mandelſchäfchen! Dankt Gott, daß die alberne, wetterwendiſche Perſon, die Roſe, fort iſt. Der Bywater ſagte mir, ſie gehe einem ſchönen Glück entgegen, drum laßt ſie gehn."

„Ja — ich denke groß! entgegnete Mandelſchaf pathetiſch. Wenn Alle gewonnen haben, wenn Alle glücklich ſind, da iſt es ſchön der Einzige zu ſein, der verliert und unglücklich iſt. Ich fühle mich ſtark, das Unglück einer ganzen Welt auf meinen Schultern zu tragen; und ſollt' ich darunter zuſammenſinken, wer trägt dann ein Mauſoleum, dem meinen gleich? Lebt wohl!"

Er ging. Klapſtein ſah ihm lange nach mit gefülltem Glaſe an den lächelnden Lippen. „Freund Günther, ſprach er dann und leerte ſein Glas, theuerſter Gaſtgeber, in dieſem Zimmer hier ſind doch ſchon wunderliche Dinge vorgegangen, aber an dem Fagottiſten und Belletriſten da — Ihr könnt mir's glauben — iſt Hopfen und Malz verloren. Geberdet ſich wie unſinnig, daß die Roſe ſeine magern poetiſchen Fagottiſtenbiſſen verſchmäht, weil ſie's beſſer

haben kann! Iſt das nicht toll und unchriſtlich? Nein — ich gönne der Menſchheit alles Gute, und der Roſe ſammt ihrer Moſette das herrlichſte Glück in meiner ſtillen Genügſamkeit. Bally! komm, gutes Thier, es iſt ſchon ſpät. Gute Nacht, Freund Günther — Ihr gebt mir Recht, nicht wahr? Was will ich denn mehr? Ich habe ja die Geige!"

Drei Blätter aus meinen Erinnerungen.

Von

W. Häring. (W. Alexis.)

1. Walladmor.
2. Dreimal in Weimar.
3. Meine Zeitgenossen.

1.

Walladmor.

Wenn ich mich der Zeit erinnere, wo der Roman Walladmor entstand, erschien und wirkte, möchte ich glauben, daß in jedes Schriftstellers Leben etwas von dem Dämonischen spukt, von dem Goethe spricht, und was sich besser fühlen, als erklären läßt. Sein Werden, Wirken und Nachwirken kommt mir heute, wenn ich meine Schriftstellerlaufbahn überdenke, fabelhaft vor. Ich dachte weder an den Erfolg, als ich ihn schrieb, noch, als er da war, war ich bedacht ihn zu nutzen; denn mir fehlte das Bewußtsein des ungewöhnlichen Glückes, das den angehenden Schriftsteller, für den eine beifällige Notiznahme schon Lohn gewesen wäre, überschüttete. Das Ereigniß lag eigentlich außer mir; es war eine Geistes-

blase, die ich in übermüthiger Laune von mir wegblies, und nun wurde es ein Luftballon, der mich selbst in die Höhe hob. Aber auf diese Art zu steigen war ich nicht vorbereitet, ich wußte nicht, wie man einen Luftballon lenkt; und daß ein Luftschiffer, dem es einmal so geglückt ist, die Aufmerksamkeit zu fesseln, den Gegenstand festhalten und die gewonnene nicht auf andere lenken muß. Ich hätte mich wieder in den Luftballon setzen müssen, zu einer, wo möglich, noch höhern, weitern Reise, aber ich zog es vor, mit meinen Füßen auf den Berg sicher hinaufzusteigen, und glaubte, die Leute müßten mich dort besser sehen, weil ich fest stand. Aber sie wollten nicht mich sehen, sondern den Ballon.

Es war eine glückliche Zeit in der Literatur, als Walter Scotts Gestirne auf der Mittagshöhe standen. Oder kam es nur mir so vor, weil ich selbst einer jungen, frischen Schöpfungskraft mir bewußt war? Weil die Umstände mir den naiven Glauben eingaben, daß das Tüchtige sich immer geltend machen müsse? Weil die Zweifel in gewisse Schranken gebannt waren, und der mächtige Geist, der durch seine positive Kraft am meisten dazu gethan, ihre revolutionirende Kraft nach allen Seiten hin loszugeben, Byron, damals nur wie ein einzelnes, wunderbares Meteor am alten Horizonte angestaunt wurde? — Ich liebte Scott, wie man nur einen Schriftsteller lieben kann; aber die Liebe war weit entfernt von der Pietät, die ich gegen Goethe und Tieck hegte. Indem ich mich in seiner Behaglichkeit wärmte, war ich nicht blind gegen seine Schwächen. Wann und

auch mit der Tochter mehr oder weniger der Fall seyn. Glauben Sie wohl, daß ich selbst im Stande wäre, die Kleine zu überreden, ja sie sogar fortzuschaffen?

Aber, bester Herr Doktor — —

Ja, ja, lieber Wahring. Und je mehr ich mir den Plan ansehe, destomehr behagt er mir. Ich rede dem Mädchen zu, wie der beste Galgenprediger, stimme sie für die Geschichte, führe Euch dann in meinem Wagen bis zu meiner Schwester in's Gartenhaus und dort empfehle ich mich Euch zu Gnaden. Und Sie, Sie bringen darauf Ihre Beute vollends in Sicherheit. — Nein, das hätte ich doch nimmermehr gedacht, daß ich auf meine alten Tage noch eine Entführung einleiten sollte.

Aber, bester Herr Doktor — —

Aber, aber! Mit Ihren ewigen Aber's werden Sie mich noch wild machen.

Nur beispielsweise!

Ich wollte nur gehorsamst bemerken, daß alles, was in der Sache zu thun ist, binnen hier und zwei Stunden geschehen muß.

Gut, das ist mir gerade lieb. Heute bin ich hübsch in Wärme gebracht. Wer weiß, ob ich morgen so aufgelegt wäre. Finster ist's auch schon. Mein Kutscher soll anspannen, lassen Sie's ihm nur heißen.

wo der Gedanke entſprungen, daß man, ohne Scott zu ſein, ein eben ſolches Werk, wie ſeine, ſchreiben könne, weiß ich nicht mehr; aber er war lange vorher da, ehe ich an die Ausführung ging. Ich glaubte gar nicht, daß es dazu einer Kraft, Scotts ähnlich, bedürfe; ich meinte, es könne das ein Jeder, der ſich nur die Stoffe, Farben, Effekte, mit denen er wirkt, recht merke, und ſie geſchickt miſche. Ich ſprach das oft in Geſellſchaften aus, und forderte dazu, als zu einer ſpaßhaften Aufgabe, auf; es ſei gewiſſermaßen unſere deutſche Ehrenſache. Man ſchüttelte ungläubig den Kopf. — Es war in Breslau, wo ich eines Abends in Geſellſchaft einen Bekannten traf, der eine trübe Reiſe nach Glatz am andern Morgen antrat. Wegen eines Duells erwartete ihn ein ſechsmonatlicher Arreſt. Man überlegte, womit der arme Gefangene ſich in der Einſamkeit beſchäftigen könne, und packte für ihn Scottiſche Romane zuſammen. Ich ſagte, wenn mich das Loos ſtatt ſeiner träfe, ſo wiſſe ich, mit welchen Geſtalten ich die öden Räume des Gefängniſſes bevölkern würde, und brachte mein altes Thema hervor. Baron G... v. S....., dem ich noch dafür Dank ſchulde, antwortete: „Das können Sie ja, ohne in Glatz zu ſitzen.“ Das hätte ich mir freilich ſelbſt ſagen können. Warum geſchah es nicht, warum mußte das Wort eines Andern plötzlich in mir den Entſchluß klar und zur Nothwendigkeit machen? Ja, ich mußte einen Walter Scottiſchen Roman ſchreiben.

Man hat gemeint: ich habe es gethan, um mir einen Namen zu machen, und hat milde über die Tau-

schung geurtheilt, weil der Erfolg so überaus glücklich war, und gewissermaßen ein nationeller Ehrenpunkt wurde. Ja bei einem berühmten literarischen Prozesse, dem gegen Wilhelm Hauff von Clauren wegen des Mannes im Monde angestellten, wurde als Vertheidigungsgrund für dessen Täuschung der Succeß, den meine Mystification davon getragen, angeführt, und in den Gründen des Urtheils erwogen. W. Scott habe nicht gegen den Verfasser des Walladmor wegen Betruges Klage erhoben, im Gegentheil die humoristische Täuschung günstig anerkannt, und die allgemeine Stimme habe dem Mystificanten den erstrebten Ruhm gegönnt. — Ich kann gegen diese Zumuthung mit bestem Gewissen protestiren. Nicht etwa, daß ich nicht eitel gewesen, nicht nach Ruhm verlangt. Ja, es war mir so sehr darum zu thun, wie je vor und nachher einem jungen Schriftsteller. Aber ich hatte den stolzen Glauben in mir, daß ich ohnedieß auf dem Wege zu dem Namen sei, nach dem ich trachtete. Ich glaube, meinen frühesten Novellen, wie die Schlacht bei Torgau u. A., welche meinen Cabanis, der ein sehr früher Plan ist, vorbahnen sollten, wird auch die abgünstigste Kritik keine Nachahmung Scotts vorwerfen. Diese Mystification war für mich ein reines Spiel, ohne große Absicht auf Erfolg, eine tolle Laune des Uebermuthes, die hinaus mußte, je schneller, desto besser, um wieder zu mir selbst zu kommen und zu dem, was ich für besser hielt.

Wie der Plan von mir entworfen wurde, weiß ich nicht mehr. Es schien mir, er machte sich von selbst.

Das Gestell war natürlich zuerst im Kopfe fertig. In allerhand krause, bunt romantische Begebenheiten mußten zwei Personen verwickelt werden, ein junger Deutscher und ein mystischer Engländer. Beide erscheinen als Sammler. Jener geht darauf aus, zu einem Englischen Roman in neuer Manier Stoffe aufzufinden und stößt dabei überall auf den Unbekannten, der ihm in die Quere kommt, weil er dasselbe will, bis es am Schlusse sich ergiebt, daß es der große Unbekannte selbst ist. Nun handelte es sich um die Frage, ob der kleine Unbekannte nicht dasselbe Recht zur Herausgabe habe, als der große Unbekannte? Diese Idee war mein Eigenthum, gewiß kein Diebstahl. Natürlich durfte diese Entdeckung aber erst zum Ausgange des dritten Bandes ans Tageslicht kommen, um die Täuschung bis dahin zu erhalten. Und deshalb erschienen die Bände einzeln.

In allem Uebrigen überließ ich mich vollkommen der Laune des Tages, wo ich schrieb. Das erste Kapitel, die völlig unnatürliche Begebenheit auf dem Meere, wo zwei Schiffbrüchige sich um dasselbe Bret streiten, und mitten im Toben des Meeres und Wetters einen contrat social schließen, wie sie einer um dem andern sich darauf ausruhen wollen, wurde in Greifswalde im Wirthshause zum deutschen Hause niedergeschrieben. Ich hatte am Tage vorher selbst einen kleinen Sturm auf dem großen Haf erlebt. Diese ernste Erfahrung dämpfte bei mir nicht den tollen Uebermuth, in diesem Kapitel die juristische Frage von dem Rechte der Nothwehr, und das beliebte Collegien-Beispiel, daß in gleicher Todesgefahr

Einer den Andern vom Brete ſtoßen darf, zu debattiren und ins Lächerliche zu überſetzen. Großen Spaß machten mir nachher die ernſten Kritiken, die auf höchſt beſonnene Weiſe die Unwahrſcheinlichkeit der Situation darthaten. Freilich hätte ſo etwas Scott nicht gedichtet. In den Uebertreibungen ſeiner Manier mußte ich mich in der Folge ſelbſt zügeln, um mich nicht zu früh zu verrathen. Schon im nächſtfolgenden, die geſpenſtiſche Alte der öden Fiſcherhütte, war ich um mehrere Grade über Scott hinaus, der in ſeiner auch geſpenſtiſchen Meg Merrilies doch das rein Menſchliche erfreulicher vortreten läßt. Seine Norne im Piraten war entweder damals nicht geboren, oder ich kannte ſie wenigſtens noch nicht. Der, Frauen eigene Takt, aus Einzelnem treffende Schlüſſe zu ziehen, ließ eine geachtete Schriftſtellerin jener Tage, Sophie Mai, zuerſt unter allen meinen Bekannten aus dem Charakter dieſer Alten an der Echtheit des Scottiſchen Urſprungs zweifeln. Denn Mutter Gillie ſei mehr den ſpukhaften Weibern des Ettrikſchäfers James Hogg, als den klugen alten Frauen Walter Scotts verwandt. Wie ich ihn auch zügelte, dieſer Uebermuth brach immer wieder heraus. Ich ſchrieb ja mir zur Luſt und ſchwelgte in meinen übertreibenden Schilderungen. Man erinnere ſich an die vielen halsbrechend peinlichen Lagen, in die ich den armen Helden gerathen und zappeln laſſe, die mit mehr als Scottiſcher Genauigkeit beſchrieben werden. Eine Lebensgefahr ringelt ſich aus der andern vor, und, geſchunden und gebunden, bei Haaren und Füßen wird der unglückliche Bertram her-

ausgerissen. Das Nachtlager im Schnee und unter den Schafen lockte unwiderstehlich zu einer Fiction, die mir im Schaffen und Walter Scott später im Lesen ein Vergnügen gemacht, welches die wenigsten Leser in dem Grade empfunden haben mögen. Ich lasse nemlich den Schottischen Dichter, um es wahrscheinlich zu machen, einer ähnlichen Situation aus seinem eigenen Jugendleben sich erinnern und sie mit höchst trocknem Ernste dazwischen erzählen. Scott erklärte dies in seiner launigen Anzeige des Wallabmor für den Gipfelpunkt des Uebermuthes; aber er war ein Mann, der Spaß verstand, und um ihn vollständig zu machen, erwähnte er eines wirklichen Vorfalls aus seiner Jugend, der dem Ausgang dieser nächtlichen Verirrung nicht ganz unähnlich ist. — Scott ist sparsam, auch in den legendenartigen Episoden seiner Romane, im Gebrauche des Wunderbaren; mich amüsirte es, in den Waliser Märchen ganze Legionen von Geistern zu citiren. In den Nachtstücken und Naturschrecken habe ich ihn gewiß um das Zehnfache überboten. Gegen das Ende sollte der arme Tom die Walter Scottische Lehnstreue auf die äußerste Spize treiben, und sich wirklich statt seines Feudalherrn am Galgen aufhängen lassen. Ein Freund, der durch Zufall in das Geheimniß gerieth, wehrte eine Tollheit ab, welche dem Buche wohl manche zarte Leserin abwendig gemacht hätte.

Daß ich im Verfolg des Schaffens nicht selbst warm geworden wäre, wie mag ich das leugnen! Wer kann eine Satyre mit kaltem Blute durch drei Bände fortspinnen. Aus den Karrikaturen wurden Menschen, für

die ich mich interessirte. Nichols wurde mein Held, der Radicale Dulberry, der ganz mein Eigenthum ist, meine Lieblingsfigur; Ginievra, der alte Walladmor, selbst Bertram flößten mir Theilnahme ein. Ich milderte aus eignem Antriebe manches Schroffe, und ich leugne bei mancher Situation die oft belächelte und doch so wahre Autorrührung nicht ab. Wer sich nie selbst zu rühren versteht, ist kein Dichter. Auch wuchs die Fabel mir über den Kopf. Ich konnte nicht mehr mit den Begebenheiten spielen, sie machten sich von selbst, ich war ihr Diener geworden. Erst, wo das Unwillkürliche Macht gewinnt über den vorangegangenen Willen, dichten wir.

Die Scenerie des Walladmor mag keinen geringen Antheil an dem Beifall haben, der ihm wurde. Wilhelm Müller sagte mir: „Sie müssen sich das alte Castell vorher in Pappe zurecht geklebt haben; sonst könnten Sie unmöglich seine Lage so anschaulich von allen Seiten geschildert haben, und sich immer treu bleiben.“ Ich brauchte weder Pappe, noch eine Karte von Wales, mit dessen Küsten meine Gegend wenig Verwandtschaft haben mag. Ueberhaupt haben mir Deutsche und Englische Kritiker eine unverdiente Ehre erzeigt, wenn sie meine statistischen und historischen Studien zum Buche rühmten. Was ich nicht ohnedies wußte, da griff ich aus dem Blauen; zum Nachschlagen hatte ich weder Zeit noch Lust, wie denn auch der größere Theil der Mottos, selbst aus bekannten Autoren, von mir selbst gemacht sind. In einem in Waldnacht verborgenen Dorfe auf Rügen, unfern den romantischen Ufern der

Halbinsel Jasmund und der Herthaburg, verlebte ich einen schönen Sommer. Dort setzte ich die in Greifswalde angefangenen Kapitel fort, und die schroffen Kreideufer der Stubbenkammer, wie sie aus dem Meere sich erheben, können meinen Waliser Gegenden den ersten Typus geliehen haben. Im übrigen war hierin Scott mein Meister, ich Nachahmer, und darin habe ich ihn, wenn erreicht, doch nicht überboten.

Nie habe ich eine Arbeit so schnell geschrieben. Ich erschrecke heut, wenn ich hineinblicke, über den Wust von Worten. Und doch fühlte ich beim Schreiben die Nothwendigkeit immer mehr zu dehnen, um dem Meister ähnlich zu werden; denn allerdings überstürzen sich, im Vergleich mit Scott, meine Begebenheiten. Er hätte aus dem Walladmor drei Romane componirt. Aber seine Breite ist immer behaglich. Mit der Weltmannskunst eines Mannes, der viel erlebt, weiß er die langen Wüstensteppen des Trivialen mit einem angenehmen Lichtschein zu übergießen. Meines war rohe Jünglingsarbeit; neben dem Ergreifenden, vielleicht aus tieferer Auffassung geschöpft, steht das triviale Geschwätz holpricht und nackt da. Schon daran hätte ein geübter Blick den Nicht-Scott entdecken müssen.

Wie sie geschrieben waren, kaum überlesen, wanderten die Kapitel in die Druckerei. Der erste Band erschien, der zweite folgte bald nach, und eine Wirkung war da, von der ich nicht geträumt hatte. Wenn man in den Gesellschaften in meiner Gegenwart davon

ſprach, konnte ich mich in die Seele eines Pasquillanten denken, deſſen Pasquill Aufſehen macht, und er muß alle Urtheile und Schmähungen ruhig anhören und allenfalls mitſchmähen, um ſich nicht zu verrathen. Es fehlte nicht an ungünſtigen Urtheilen. Ein Buchhändler, mein Freund, ſagte, indem er den brochirten Band mir verächtlich zuwarf, ich könne mich darauf verlaſſen, das Buch ſei falſch und ein Betrug. In Leipzig wiſſe Niemand von einem neuen Scottiſchen Roman. Ich fragte: ob es ſonſt nicht gut ſei? Er erwiederte: darauf käme es nicht an. Mit dem zweiten Bande ſtieg die Aufmerkſamkeit des Publicums. Ein anderer philoſophiſcher Freund, der jetzige Profeſſor F. W. Siegel, der mir eben nie ein Wort des Beifalls, noch weniger der Bewunderung geſagt, empfahl mir angelegentlich die Lectüre des neuen Romans. Ich könne viel daraus lernen. Meinem Einwande, daß er ja nicht echt ſein ſolle, entgegnete er, daß darauf nichts ankomme, und er hatte die Güte mir auf einem Spaziergange im Thiergarten den ganzen Inhalt der erſten Bände zu erzählen. Den Schluß kannte er noch nicht; ich aber, ich hatte ihn eben in die Druckerei geſchickt. Mein einziger Vertrauter, außer dem Verleger, war Profeſſor Marx geworden. Dem in hundert kühnen Plänen damals ſchwelgenden Muſiker war die Myſtification ein gefundener Biſſen. Später errieth mein gelehrter Freund Dr. Deycks, der ſich jüngſt durch ſeinen geiſtvollen Commentar über den zweiten Theil des Fauſt vortheilhaft bekannt gemacht,

meine Autorschaft. Er ist es, der dem armen Tom das Leben gerettet hat.

Von einem kleinen Betruge kann ich mich nicht frei sprechen. Auch als der Beifall allgemeiner und entschiedener wurde, war mir um den Ruhm der Autorschaft wenig zu thun. Um die Entdeckung abzuwehren, begünstigte ich manche Gerüchte, welche, da doch Scotts Unschuld am Walladmor nicht mehr zu bezweifeln war, ihn diesem oder jenem Engländer zuschoben. Auch bekenne ich, daß ich es war, der damals Scotts Polygraphie durch die Hypothese erklärlich zu machen suchte, daß Viele unter der einen Firma arbeiteten. Ich habe nie daran geglaubt; aber unter vielen kleinen Scotts ließ sich leichter irgend Einem die Vaterschaft des Findelkindes zuschieben, und mein Jugendübermuth zu dergleichen Erfindungen war noch durch keine trübe Erfahrung gedämpft. — Der dritte Band öffnete endlich die Augen.

Der Kritiker in den Brockhausischen Blättern hatte schon nach dem ersten Bande gegen die Echtheit gestritten, und das Publicum gewarnt vor dem Impostor. Er war mit so schwerem Geschütz gegen mein leichtes Product zu Felde gezogen, daß ich mich gedrungen fühlte ihn durch einen anonymen Brief freundlich zu warnen; das Ding könne eine Wendung nehmen, an die er nicht denke, und seine Schüsse als Ricochetkugeln ihn selbst treffen. — Er erklärte bei Anzeige des zweiten Bandes, er werde auf dem Felde stehen bleiben, und seine Ansicht männiglich durchfechten. Als

Zeichen seiner feindlichen Gesinnung ließ er meinen scherzhaften Warnbrief abdrucken. — Da erschien der dritte Band und eine dritte Anzeige folgte. Ob es noch vorkommt, daß ein Kritiker aus freien Stücken drucken läßt: ich habe mich geirrt? Dieser that es, mit edler Offenheit stieß er selbst seine ganze Kritik um; erklärte dem Publicum seine sehr verzeihliche Täuschung und überhäufte, was er vorhin als einen talentvollen Betrug denuncirt, als ein Originalwerk mit einem Lobe, das weit meine eigene Schätzung übertraf. Die Geschichte dieser Kritik gehörte für mich zu den ergötzlichsten Accidenzien des ganzen Spiels; werthvoller noch, weil sie mich mit meinem Kritiker persönlich bekannt machte und befreundete. Es war Wilhelm Müller.

Wenn ich das Publicum überrascht hatte, so war nun die Reihe an mir, überrascht zu werden. Wie mystificirte man meine Mystification, die meines Dafürhaltens ausgespielt war, nachdem der Spaß geglückt, entdeckt und belacht war. Was sollte ich nicht in den Charakter des Nichols gelegt haben! die revolutionaire Kraft des Genius, der auf den Trümmern der alten morschen Weltordnung den neuen Bau des Geistes aufzuführen den Beruf fühle, meinte eine Dame, die einst eine hohe politische Rolle gespielt und bestimmt schien Mutter einer Dynastie zu werden. Die Dynastie wäre eine reactionaire geworden. Die Mutter dagegen hatte von Jugend auf den Verhältnissen die Spitze geboten, und wenn es den

Nun aber muß ich doch wiſſen, auf wen es gemünzt iſt, oder wenigſtens in welches Haus es geht?

Herr Doktor, das darf ich nicht ſagen. — So ſehr ich überzeugt bin, daß das Mädchen Ihren Rath ſchon darum, weil er von Ihnen kommt, befolgen wird, ſo habe ich ihr doch verſprechen müſſen, ſie Ihnen durchaus mit keinem Buchſtaben zu nennen.

Wenn man aber auch gar nichts von den Leuten weiß, für die man ſich intereſſiren ſoll! — Am Ende iſt es wohl ein Mädchen von einer Erziehung, die nicht wohl für Ihre künftigen Verhältniſſe paßt? Hören Sie, Wahring, damit kommen Sie mir nicht. —

Gewiß nicht, beſter Herr Doktor. Ich kann Ihnen ſagen, daß meine Geliebte von ſo gutem Herkommen iſt, wie — um nur ein Beiſpiel anzuführen — wie ohngefähr die Tochter Ihres Freundes, des Doktors Mahler.

Mahlers Tochter? Allerliebſt. Die Geſchichte gefällt mir immer beſſer. Nun warte, Herr Konfrater! Der will immer nicht an mein Syſtem glauben. So ſoll denn wenigſtens ſeine Tochter danach verheirathet werden. Ja, ja, wenn ich mir ſeine Ulrike ſo recht vorſtelle, ihre Naſe, ihre Augen, und Sie dazu anſehe, lieber Wahring, ſo finde ich eine ſolche Aehnlichkeit, daß es himmelſchreiend wäre, wenn der Alte ſeinen Plan mit der Tochter durchſetzte. —

Aber, Herr Doktor, ein einziges Wort. Ich

Kopf an der Mauer gekostet hätte, sie mußte durch *). Die liberale Dame aus dem ancien regime, erklärte

*) Die Schicksale dieser merkwürdigen Dame selbst würden einen wunderbaren Roman liefern. Seit ich dieses Kapitel schrieb, ist sie aus dem Kreise der Lebenden geschieden; aber noch nach ihrem Tode spielte ihre Geschichte in einer grauenvollen Art fort. Von edler Geburt, von königlichem Wesen, wie, die in ihrer Jugend sie gekannt, sie schildern, ergab sie sich einem königlichen Willen nicht aus Schwäche, sondern in einem stolzen Selbstgefühl, welches den Rücksichten lieber Gesetze gab, als sie von ihnen nahm. Diese Selbstständigkeit bewahrte sie während der ganzen Dauer des Verhältnisses. Als es an der Unbeugsamkeit ihres Sinnes brach, entsagte sie den Ansprüchen und dem Glanze, die sich nach einer solchen Lage von selbst verstehen, und sie, die als Königin an einem Hofe geglänzt und gegolten, zog sich in die Einsamkeit eines sehr beschränkten Landlebens zurück. Eine härtere Prüfung für die hochaufgeklärte geistesfreie Frau, stand ihr bevor. Ihre Tochter reichte einem Fürsten die Hand, welcher, bevor er zur Regierung seines kleinen Landes berufen war, als Krieger einen ehrenwerthen Namen sich errungen hatte. Aber als Regent huldigten Fürst und Fürstin den Lockungen einer ultraleguimen transmontanischen Propaganda. Die Gründe sind bekannt. Beide traten in Paris zur römischen Kirche über, und wollten in ihrem protestantischen Ländchen das Spiel im Kleinen treiben, was seit der Restauration in Europa im Großen gespielt wird. Der Fürst starb zur rechten Zeit für den Frieden seiner Unterthanen, der katholische Dom stürzte ein, die Bettelmönche des neuen Klosters, das man aus Vagabunden aller Himmelsstriche zusammengebracht, liefen davon, zu ihrem alten Metier, und zur großen Freude der Gutsbesitzer und protestantischen Geistlichen, zu denen sie beim Terminiren freilich nur als Bettler kamen, aber wie Gellerts Bettler, den Degen in der Hand, auf dem geschrieben stand: Es ist des Fürsten Wille! Niemand fühlte sich durch das Spiel tiefer gekränkt, als die eigene Mutter der Fürstin. Sie hatte es gegen Niemand behl. — Es war eine seltsame Erscheinung, diese Frau. Im Aeußern, Tracht, Schminke, Frisur, fast unverändert das vergangene Jahrhundert; sie hielt es darin nicht der Mühe werth die gewohnten Formen abzulegen. Aber da sie das Abgetragene auch kaum erneute, hatte ihr Aufzug, ihre alternde Bedienung, die altmodische lackirte Landkalesche, in der sie fuhr, zugleich etwas von adelichem Bettelstolz, von dem ihr Geist weit entfernt war. Sie verfolgte mit der regsten Theilnahme die Entwickelung der Geschichte in Politik, Kunst,

meinen Nichols zum Favoriten, und erwartete von mir nichts weniger als einen neuen Roman von dem, was der Verstoßene ferner angeben werde. Vielleicht übernimmt ein Dichter aus dem jungen Deutschland die Aufgabe. Ich hatte im Nichols meiner Meinung nach nicht mehr gebracht als eine Maske aller der Verstoßenen, Geächteten, Verbannten, die vom jungen Schiller an bis zum jungen Byron zum Ueberdruß dagewesen sind, und die junge Dichter gewiß immer wieder auffärben werden, so lange es Unzufriedenheit in der Welt giebt, und die jüngste Generation sich berufen fühlt, alle vorangegangenen in den Sack zu stecken, und es besser zu machen. Scott hat nur einen Charakter aus diesem Geschlecht ins Leben gerufen, im Kerker von Edinburg. Aus Robertson, der in der Jugend ein Räuber ist, um kein langweili-

---

Literatur. Wo ein kräftiges Streben, ein freier Sinn aufleuchtete, für Entdeckungen, Erfindungen, für Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes, in jeder Art, und von wem sie ausgingen, äußerte die alte Hofdame eine rege Theilnahme, die an Schwärmerei gränzte. Doch wie auch allen neuen Ideen hold, denen zumal, welche rettige Institutionen angriffen, hing sie mit aller Pietät an ihrem Preußischen Vaterlande und dem Fürstenstamme, der Intelligenz und Fortschritt zu seiner Oriflamme gewählt hatte. — Sie starb. Da erweckte ein grauenhafter Vorfall die Erinnerung an die Vergessene. Mehrere Tage nach ihrer Bestattung fand man den Leichnam der Gräfin entkleidet, und verstümmelt im Graben einer Feldmark. Im Glauben, daß man sie mit allen ihren königlichen Schätzen begraben, hatten die Diebe ihre Gruft erbrochen, und den Leichnam weit fort in die Felder geschleppt, wo sie ungestört ihr Raubwerk begehen konnten. Sie hatten natürlich nichts gefunden, und an dem Leichnam ihre Wuth ausgelassen.

ger Gentleman zu sein, wird im Alter ein arger Philister, dem Anstand und Etiquette über Alles gehen! —

Unter den Kritiken überbot die im Monthly Magazine meine kühnsten Erwartungen. Erwachsen während der Continentalsperre, ein Freund der Engländer, weil es uns verboten war sie zu lieben, freute mich als Knaben nichts mehr, als einen deutschen Dichter jenseits des Canals gekannt zu wissen. Fing doch noch jene berühmte Kritik des Edinbourgh Review über Goethe (und nach dem Kriege!) mit den Worten an: „Von Deutschland wußten wir bisher nicht viel mehr, als daß es dort gute Philologen und viel Husaren giebt!" In einem Engländischen Journale recensirt zu werden, dünkte mich ein fast fabelhaftes Glück. Dies Glück wurde mir, und wie und von wem? Es leidet keinen Zweifel, daß nur Scott der Verfasser des geistvollen Auszuges und der humoristischen Kritik sein kann, welche den Walladmor zuerst bei seinen Landsleuten einführte. Er glaubte vielleicht Grund zu haben, dies Geschäft selbst übernehmen zu müssen. Seine Anzeige bereitete die Uebersetzung ins Englische vor. Wie diese auch ausgefallen ist, wie anmuthig scharf der Kritiker de jure meine Kritik de facto auch durchhechelte, Scott gehörte zu den Leuten qui entendent la raillerie, er erkannte den Spaß, das war ein Lohn, der mir erst spät in Deutschland ward, und nicht in dem Maaß, wie er es verdiente. Er nannte den Walladmor „den kühnsten Vexirstreich unserer Zeiten," das war mein höchstes Lob. Wenn er, mit manchem un-

zufrieden auf die certi denique fines verwies, so hatte er als Engländer auch Recht. Nur sind die fines der conventionellen Rücksichten diesseits des Canals andere, als die jenseits. War es aber nicht ein noch lustigerer Verirrstreich, wenn ein Jahr nach dem Erscheinen der ersten Auflage die gelehrten Heidelberger Jahrbücher meinen Walladmor noch unter der Reihe der Scottischen Romane in Bausch und Bogen ohne Arg recensirten!

Den Kritiken folgten die Uebersetzungen. Zuerst die sogenannt Englische Rückübersetzung, offenbar von einem Freunde Scotts veranstaltet, wenn er nicht selbst die Hand dabei im Spiele hatte. Meinen Roman erkenne ich im Englischen Walladmor nicht wieder; denn was mein Eigenthum darin ist, die „ehrliche Parodie," wie sie der Schwedische Uebersetzer nennt, ist ganz gestrichen! Weder erscheint der große Unbekannte, noch ist Bertram ein junger deutscher Schriftsteller, der in die Welt läuft um einen Scottischen Roman zu schreiben. Was also blieb als die nackte Fabel des Romans mit ihren Lebensrettungen, Nachtscenen und was sonst auf Nerven und Lachmuskeln wirkt. Das was bei mir Parodie war, wurde für die Engländer die Wahrheit, allerdings geschickt behandelt; alle Uebertreibungen hatte der Bearbeiter gestrichen und interessante Züge aus den wahren Antiquitäten von Wales eingeflochten. So ward den Engländern schleunigst das Buch in die Hände gegeben, welches in Deutschland und auswärts einen so merkwürdigen Ruf erlangt, und wenn einer

nach der Lectüre der Ueberſetzung begriffen hat, wie dies möglich war, iſt dies eine noch größere Merkwürdigkeit. Wenn Scott ſpäter im St. Ronans-Brunnen den luſtigen Betrüger Dufterſwivel zum Verfaſſer des Walladmor macht, ſo habe ich ihm die kleine Rache gern vergeben, und herzlich darüber gelacht; aber ich hatte ihm die Freiheit des Geiſtes zugetraut, daß er ſeinen Landsleuten eine deutſche Parodie nicht vorenthalten würde, die ſeinem Ruhm keinen Eintrag thun konnte.

Nach dieſem Engliſchen wurde der franzöſiſche Walladmor überſetzt. Unter dem ſonderbaren Titel: Walladmor, roman attribué en Allemagne à Sir Walter Scott, traduit de l'anglais par M. A. J. B. Defauconpret (Paris, Charles Gosselin 1825) beginnt der deutſche Roman eine Bibliotheque des meilleurs Romans modernes Anglais et Americains! — Die Schwediſche Ueberſetzung, welche mich, am Glasfenſter eines Buchladens in Stockholm ausgehängt, eines Morgens dort überraſchte, iſt getreu nach der deutſchen Ausgabe, nur iſt dem urſprünglichen ein zweiter Titel beigefügt: Walladmor, oder der Mörder aus der Catoſtraße, eine Waliſiſche Novelle. Vortrefflich, wie es die Schwediſche Sprache kann, ſind die volksthümlichen Lieder und Sprüche überſetzt, z. B. das:

När Morers stormande brupp genom porten går
Skall glädje Komma till Walladmor.

Die holländiſche, polniſche und A. habe ich nicht zu Geſicht bekommen. Wär es ein erſtes Werk geweſen,

würde die Ruhmbegier nach jedem gedruckten Zettel gegriffen haben.

Und was half es mir, daß die Gymnasiasten, wenn sie aus Leibeskräften ans Thor klopften, sich zuriefen:

Wer hebt den Klopfer? Wer schlägt ans Thor?
Heben kann ihn nur ein Wallodmer!

Was war mein von dem Ruhme? Tieck, als ich competente Stimmen über das Werk der zweiten Auflage vorausdrucken wollte, fragte mich verwundert: Ob ich noch mehr Anerkennung verlange? Keines seiner eignen Jugendwerke habe ähnlichen Succeß erlebt! Das erschreckte mich fast. Aber was war denn mein von dem Succeß, wiederhole ich? — Sie fragten mich freundlich: Werden Sie nicht recht bald wieder einen solchen Roman schreiben? — Was sollte ich denn wieder schreiben? Eine zweite Satyre auf Scotts Schwächen? — Ach das Lob, der Ruhm, der Beifall galt nicht meiner Erfindung, nicht meinem Eigenthum, sondern dem, was Scott gehörte. Nicht meine Satyre, sondern was sie mit der Geißelspitze kitzelte, das gefiel, es gefiel um so mehr, weil ich es übertrieben, mit glänzenderen und dunkleren Farben aufgetragen hatte, die brillanten und die grausigen Scenerien, die heulenden Stürme über den Feudalthürmen, die herrlichen Familienflüche und Prophezeihungen, die rohen Massen von Ergreifendem und Interessantem, die ich aus dem Chaos aufgewühlt und vor der Kunst ungebändigt hingeworfen hatte! Ich theilte das traurige

Schickſal jenes Predigers, der gegen das Lotto geeifert hat, und die thränende Wittwe dankt ihm für den herrlichen Vortrag, bittet ihn aber um die Nummern, die er genannt, um ſie zur nächſten Ziehung zu beſetzen.

Ein Dichter muß, wie jeder Künſtler, eitel ſein; jeder Schriftſteller wird ſich in dem Vorgefühl deſſen, was wirken wird, und nicht, täuſchen, aber nachher weiß er ſicherer, als Kritiker und Publicum zu unterſcheiden, was gewirkt hat und was nicht. Oft iſt der lauteſte Jubel die troſtloſeſte Perſiflage für ihn ſelbſt. Wie hat mich nicht das Lob des Walladmor bis zur Verzweiflung verfolgt. Das iſt nicht aus eitler Beſcheidenheit geſagt. Es tönte mir wie das Marlborough dem reiſenden Britten, wo er nach ſeinem rule Britannia lechzt. Ich weiß und ich wußte, daß ich fortgeſchritten war. Aber hatte ich etwas geſchaffen aus voller Luſt der Begeiſterung, und es war mir geglückt, und ich glaubte, ſein Lob zu hören aus dem Munde des Mannes, der mich kennen lernen wollte, ſo wußte er gewiß von nichts als vom Walladmor. Das Abgethane, Beſeitigte, das Todte ward hervorgeholt, um das Lebendige todt zu machen.

Beſſer noch, wenn der und jener, der von mir nichts geleſen, doch über irgend ein Buch, was ich überſetzt, oder vor dem nur ein Name ſtand, der meinem ähnlich klingt, entzückt war und meinen Genius rühmte. Das Lob war doch ſpaßhaft und nicht niederdrückend. — Freilich blieb mir der ökonomiſche Troſt, wo ich mich verkannt und nicht gewürdigt fand, wie

ich es zu verdienen glaubte, konnte ich das Minus aus dem übertriebenen Plus der Werthschätzung des Walladmor herüber rechnen.

Schon bei meinem nächsten Romane: Schloß Avalon war dazu Gelegenheit. Während jenes ein Spiel, war dies ein Werk. Ich war für meinen Gegenstand begeistert gewesen; das Publicum theilte dies Gefühl nicht bei dem respect d'estime, den es ihm erwies. Vielleicht um deshalb, weil es doch nur die Begeisterung für etwas Negatives war. Scott hatte in allen seinen historischen Romanen den drohenden Sturz oder die wieder auflebende Hoffnung der Stuarts zum Gegenstande, also immer etwas positives, was das gewöhnliche Gefühl erfassen konnte. Ich, der den Mittelpunkt dieses Kreises zu treffen glaubte, den Moment ihres definitiven Sturzes, konnte und wollte weder mich noch das Publicum für den albernen Jacob II. begeistern. Die Begeisterung war für einen Begriff, während das personelle Interesse sich zersplitterte. Und dieses muß da sein, und massenhaft, wo Wirkung sein soll. Ich erprobte es auch bei dieser Arbeit; denn die Partien des unglücklichen Monmouth, die nur eine Episode bildeten, wurden der Hauptgegenstand der Theilnahme. Und doch hat dieser historische Roman seine Aufgabe erfüllt, er hat ein Bild von dem dargestellt, was gewesen war, und wiederkommen mußte; denn mit der festen Ueberzeugung, daß der Sturz der Stuarts in Frankreich sich wiederholen müsse und Schritt für Schritt mit Hin-

überblick auf die vorletzten blinden Schritte der ältern Bourbons schrieb ich diesen Roman. Specieller als ich erwarten konnte, hat die Julirevolution meine Prophezeihung zur Wahrheit gemacht. Damit ist die Dichtung beseitigt, sie mag historisch reponirt bleiben.

Nur eines spaßhaften Vorfalls erwähne ich noch. In Töplitz sah ich (1828) im Buchladen eine lange saubere Reihe Wiener Nachdrücke der Scottischen Romane. Unter Numero 18 prangte mein Schloß Avalon, in 4 Bände getheilt. Ich äußerte mein Bedenken: ob der Roman auch echt von Scott sei? — „Darauf gebe ich Ihnen mein Wort, sagte der Buchhändler. Sie meinen, weiß ich schon, einen andern Roman, der heißt Walladmor, welcher nicht echt ist, sondern von einem jungen Schriftsteller in Berlin herrührt. Dieser Roman dagegen ist echt, Sie können sich darauf verlassen." Ich glaubte ihm, und kaufte ihn.

Jüngeren, denen ein Roman selbst schon etwas Unbedeutendes ist, mag die Geschichte eines solchen zu schreiben unnöthige Mühe dünken. Aber ein Roman in jener Zeit konnte eine Begebenheit sein, und Scott war mehr, als wozu ihn die Mode gemacht, ihr Schriftsteller. Den Hunger der Müßigen zu stillen, hat sie nach ihm andere Idole mit Heiligenscheinen umblasen, aber es war nur Flittergold. Seines mag verrostet sein, aber es bleibt Gold. Um einen Cooper, oder wie die Modesterne heißen, die seitdem aufglänzten, um wieder zu verlöschen, lohnte sich keine Mystification, wie meine war. Sie ist auch Niemand in

den Sinn gekommen. Nur ein deutscher Schriftsteller besaß die Mittel, ihn zu überflügeln; hätte Spindler neben seiner glühenden Einbildungskraft und seinem großen Gestaltungsvermögen, Scotts ethische Kraft und historische Bildung gehabt, wir besäßen vielleicht einen größeren Dichter in ihm, als die Britten in ihrem historischen Maler, dessen Unsterblichkeit doch gesichert ist, wenn auch die Mode auf eine Zeitlang ihn beseitigen mochte. Er hat die Töne historischer Wehmuth und großer Erinnerungen angeschlagen, welche allüberall in jedem Volke wiederklingen müssen, wo die Gegenwart den Geist nicht befriedigt. In die Zukunft hineindichten, scheint eine herrliche Aufgabe des Dichters, aber die prophetischen Dichter haben noch nie beim Volke Anklang gefunden. In der Vergangenheit liegen die Schätze, die die Dichter ausbeuten und so ausprägen sollen, daß sie gelten.

2.

Dreimal in Weimar.

Es war als Student, im Jahre 1819, als ich zum ersten Male Weimar sah. Von einer großen Reise, voll frischer wunderbarer Eindrücke heimkehrend, betrat ich, mit heiliger Scheu erfüllt, die heilige Stadt. Ein Student im Jahre Neunzehn, der im Strome der brausenden Meinungen mitschwamm, war ein anderer, als die sich drei Lustra später denselben Strömungen überließen. Man durfte noch bewundern;

habe ja nur beiſpielsweiſe vom Doktor Mahler geſprochen.

Beiſpielsweiſe, ja freilich. Sie haben Ulriken zugeſagt, ihren Namen nicht zu nennen, und daher nur beiſpielsweiſe den Doktor Mahler genannt, ha ha ha! Genug, ich bin mit dem Beiſpiele zufrieden und will gar nichts weiter wiſſen. Wie machen wir's aber mit dem Mädchen. Denn wenn ich mir's auch recht gern gefallen laſſe, ſie verſchleiert und vermummt zu ſehen, ſo viel ſie will, und kein Wort von ihr zu hören — damit ich ſie nicht erkenne, ha, ha, ha! ſo muß doch ein Ort ſeyn, wo ich mit ihr zuſammentreffe. —

Das wäre wohl am leichteſten zu machen.

Nur geſchwind!

Nun, ſo ſagen Sie doch und laſſen Sie uns nicht hier ſo lange müßig ſtehen.

Wenn ich nur aber Ihre Güte nicht misbrauche.

Lieber Wayring, Sie wollen ein junger Mann, Sie wollen ein Liebhaber ſeyn, und haben immer Bedenklichkeiten? Da war ich ein andrer Kerl in meiner Jugend! Potz blitz das ging über Stock und Stein in ſolchen Fällen. —

Sie kennen nur die Sache noch nicht ganz genau.

Aber doch ſoviel davon, als ich nöthig habe und

noch gab es Heiligenscheine, und wer kein Ketzer war, mußte den Hut vor ihnen ziehen, wo sie glänzten. Es gab viele neue Heilige, die, sei's auch nur durch Zweifel anzutasten schon blutige Genugthuung forderte. Ich hatte Beispiele erlebt, die man heut nicht mehr für möglich halten wird. Einen jungen Freund sah ich in heiliger Wuth entbrennen, weil ein Aelterer nicht die Gier begriff, mit der er die Zaubertränke des Heldensängers Fouqué schlürfte. Seine leuchtenden Augen fragten, ob solch ein Stumpfsinn für den christlichsten Dichter nicht schon Strafe verdiene? Eine halbe Universität hatte ich in wilder Wuth entbrennen sehen, weil einem Studenten eine unbedachte Aeußerung, harmlos gemeint, über Steffens entschlüpft war. Und welche Glorie strahlte für so viele Tausende um Scheitel und Stirn des unfehlbaren Jahn! Kaum Aehnliches, Gleiches nicht, zeigte die Verehrung Hegels in der Blüthezeit seines Einflusses; und wie viel Berechnung mischte sich auch da schon in die Begeisterung seiner Jünger. Ich hatte die Sudeten zum ersten Male überstiegen. Welche Bilder hatte der Durchflug durch Böhmen, mit seiner, durch die Gewaltigkeit ihrer Lage, wie durch den Zauber ihrer Erinnerungen, gleich bedeutungsvollen Hauptstadt erweckt! Franken, Schwaben, die Pfalz, der Rhein, mit allen seinen Wundern, standen noch in glühenden blühenden Farben vor dem Auge. Aber nicht Hradschin und Wischerad, nicht Wunsiedel mit Jean Pauls Geburtshaus, und dem des unseligen Sand, um dessen Haupt — er

lebte noch — damals noch ein unseligerer Heiligenschein für Einige schwebte, nicht Nürnberg mit seinen Denkmälern, nicht der kahle, windumfegte Scheitel des Hohenstaufen, den ich mit stummer Scheu erstiegen; nicht der Schwarzwald, noch der Straßburger Münster, oder Heidelberg und der Kölner Dom, oder die hundert Burgen am Rhein, hatten etwas von dem Gefühl erweckt, das mich beim Eintritt in Weimar ergriff. Das Herz pochte laut, schon eine Stunde vorher, mir war eigentlich bange vor dem ersten Anblick der Stadt, wo Herder, Wieland, Schiller schliefen und Goethe lebte. Ob die Sinne es auch recht auffassen, ob ich auch recht würdig das heilige Pflaster betreten würde, das ihre Füße berührt. In einer so klassischen Stadt müsse alles klassisch sein, Straßen, Häuser, Menschen, Holz und Stein, das war so die ungefähre, dunkle Vorstellung, die ich aus der frühsten Knabenzeit mit herübergenommen, ohne als Jüngling mir Mühe zu geben, sie zu berichtigen. Zwar war ich schon einmal, weit früher, enttäuscht worden, als ich mir von Lemgo, weil Herder dort gelebt und gedruckt worden, eine ähnliche Vorstellung gemacht, und als Freiwilliger dort einquartirt, eine schmuzige, häßliche Stadt gefunden hatte; aber was ist Weimar gegen Lemgo! Herders Ernst, Schillers Idealität, Wielands Grazien, Goethes Größe dachte ich, müsse aus jedem Fenster, aus der Miene jedes Spaziergängers mir entgegen nicken. Vor allem mußte die Architectur ganz das Gepräge der Hauptstadt der Deutschen Bildung tragen.

Und hatte nicht eben erſt Frau von Krüdener auf ihrem Buße- und Bekehrungszuge nach dem Orient vor Weimars Thoren angehalten, und den Staub von ihren Schuhen geſchüttelt? Sie wollte nicht in die heidniſche Stadt eintreten, wo die Götzen, Goethe und Schiller angebetet wurden; alſo war es für mich eine heilige Stadt, jedes Haus darin ein Tempel, jeder Menſch, der darin wohnte, ein Prieſter.

Nun, wer Weimar geſehen hat, weiß — wie es ausſieht. Nicht gerade wie Lemgo, aber auch nicht wie Athen und Palmyra. Die Soldaten des Cortes hielten aus der Ferne die weißgetünchten Mauern einer mexikaniſchen Stadt für gediegenes Silber. Als ſie näher kamen, wurden ſie ihren Irrthum inne. Aber ſie ließen es ſich gefallen, und haben, wenn auch keine ſilberne Cyklopenmauer, doch echte Silberſtücke gefunden. Ich habe damals alle Gräber beſucht, und ein Grab iſt ſo echt als das andere; nur über das, worin Schiller lag, ſind nachher Zweifel entſtanden. Alle Häuſer in Weimar ſind nicht Tempel, worin die großen Dichter verehrt werden; ſelbſt das alte Theater, das nachher abbrannte, war es nicht. Denn mehr, als den Götzen Goethe und Schiller, wird dem Götzen Kotzebue, der ein Stadtkind iſt, darin geopfert. Was nun die Bewohner von Weimar anlangt, ſo wußte wohl ein jeder die Namen Schiller und Goethe; aber wenn ich von der großen Epoche der Stadt redete, ſo kannte die auch ein Jeder, und ſprach gern und viel davon, wie man ſich immer mit einem wollüſtigen Kitzel des Schrecklichen erinnert.

Aber die Weimarsche Epoche ist nicht die Zeit der Dichter, sondern die Schlacht bei Jena, und es hat für den Weimarschen Bürger in Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag nichts Merkwürdigeres gegeben, als wie die Franzosen drohend und plündernd zum Thor einzogen.

Nur Weimar wollte ich sehen; die Luft athmen, die Goethe athmete, das war mein höchstes Verlangen. Daß es möglich sei, mich bei Goethen melden zu lassen, und einen Besuch zu wagen, kam dem Studenten nicht in den Sinn. Es circulirten wohl Anekdoten, wie der Gewaltige, als eine Anzahl neugieriger junger Leute sich auf seine Treppe gedrängt, um ihn beim Herunterſteigen zu sehen, ihnen ärgerlich den Rücken gedreht und die Thür hinter sich zugeschlagen habe. Der Dichter war damals noch in der Periode, die Woltmann sein Frankfurter Schultheißenthum nennt. Aber wir, die Jugend, waren noch in der pietätvollen Periode, wo man einem großen Mann kleine Schwächen nicht zurechnet. Der Heiligenschein blieb um seinen Scheitel, auch wenn er uns nur den Rücken zukehrte. — Wie glücklich wäre ich damals gewesen, nur seinen Rücken zu sehen; aber ich sah nicht einmal Zelters, den Goethe einst in übermüthiger Laune ans Fenster rief, als neugierige Studententrupps in unbescheidener Stellung das Haus belagerten, um ihn zu sehen. Die Studenten waren zufrieden, hingen im Elephanten ihre Mäntel um und wanderten weiter. Sie hatten Goethe gesehen. Das unterrichtete Publicum sieht ihn in dem berühmten Briefwechsel nicht besser. In

jene Zeit gehört auch die berühmte Anekdote von der ältlichen Berlinerin, die in stummer Bewunderung seine Bekanntschaft suchte, und die Goethen selbst so ungemeines Vergnügen gemacht. Sie ist, so viel mir bekannt, noch nicht gedruckt. Der Heros trat auf sie unerwartet zu, und fragte, napoleonisch rasch, wohl in der Absicht sie zu verwirren: Kennen Sie mich? und die Dame entgegnete mit ehrfürchtigem Knix: „Großer Mann! wer sollte Ihnen nicht kennen: Fest gemauert in der Erde steht die Form aus Lehm gebrannt!“ — Mit einer unscheinbaren Schlächterfrau aus Gera, die von einem benachbarten Markte zu Fuß einige Meilen herübergewandert war, um den großen Dichter nur einen Augenblick zu sehen, und die bescheiden unter einem Baume des Parkes auf den Vorübergehenden harrte, unterhielt er sich freundlich mehrere Stunden, die bürgerlich aufgeschürzte Marktgängerin am Arme auf und ab führend. Ueberhaupt mochte in jener Zeit die natürlichste Unbefangenheit von Frauen, die ihn unerwartet antraten, dem Sichern die meiste Theilnahme entlocken, und der Mensch Goethe gleitete durch ein Nebenpförtchen unvermerkt aus dem verschlossenen Heros vor.

Ob ich gleich drei Tage hintereinander vor seinem Hause vorüberging, und auch lauschend hinter dem Brunnen stand, habe ich Goethen damals doch nicht zu Gesicht bekommen; nur seinen Sohn, den Kammerjunker. Er ging rasch vorüber; ich grüßte, und er nahm den Hut wieder ab. Das war nicht viel, aber doch

mehr, als wenn ich Zeltern für Goethen am Fenster angegafft hätte. — Als ich abreisen wollte, weil doch nichts mehr zu sehen sei, verwunderte sich der Gastfreund, ein Primaner, bei dem ich nach damaliger Studentensitte einlagerte, denn drei Tage darauf war — Markt. Wenn man denn doch einmal von Berlin, über Heidelberg und Bonn nach Weimar gereist sei, begriff er nicht, wie man wieder abreisen könne, ohne das Merkwürdigste gesehen zu haben, was es in Weimar giebt, — den Jahrmarkt!

Ich war nicht mehr Student, und was already printed, als ich das zweite Mal nach Weimar reiste — um Goethen zu sehen. Ein werther Freund aus Würtemberg, er war auch already printed, begleitete mich; er hatte denselben Zweck. Von Dresden aus führte uns unser Weg durch das anmuthige Gera'sche. Die Fluren lachten so heiter im Herbstkleide, die alten Laubwälder rauschten so lockend, daß wir einige Strecken zu Fuß gingen. Meinen Freund, der an Fußreisen nicht gewöhnt war, überkam eine neue Lust; in mir erwachte die alte Freude dafür, und sie kann berauschend auf mich wirken. In einem dieser herrlichen, dunkeln, deutschen Wälder, wo Buchen und Eichen wechselten, überfiel uns ein heftiger Regen. Der fette Thonboden machte das Marschiren sehr beschwerlich, die Nacht drohte dazu, und es war sehr einsam. Während mein Freund verdrießlich wurde, ward ich ausgelassen. Das Rauschen der mächtigen Wipfel, das Knarren der Aeste, der Güsse Naß, die sie auf uns herabschütteten, erho-

den meine frohe Stimmung; denn es war der Weg zu Goethen, und diesmal sollte ich ihn wirklich sehen, sprechen. Wir geriethen, nachdem die Zärtlichkeiten überwunden waren, in einen freundlichen Wortwechsel. Mein Freund, obgleich Dichter, war doch auch Theolog — und er ist jetzt ein sehr würdiger Geistlicher — und als Theolog mochte er nicht dulden, daß der Mensch noch Götter habe neben dem Einen. Er lächelte über meinen Enthusiasmus, er meinte, Goethe sei zwar ein großer Poet, aber doch immer ein Mensch mit sehr vielen Schwächen, und wenn zwar das Verlangen, ihn zu sehen, löblich sei, müsse man doch nicht zittern und beben. Denn man trete nicht in den Tempel von Sais, sondern zu einem Großherzoglich Sächsischen Minister. Die Berliner übertriebene Verehrung des Dichters werde in Süddeutschland nicht getheilt. In freundlich harmloser Weise kam da Vieles zur Sprache, was späterhin, weit gehässiger und anspruchsvoller, sich vom Wohnort meines Freundes aus geltend gemacht hat. Wer läßt sich beweisen, daß sein Enthusiasmus ein Irrthum sei!

Wir sandten, in Weimar angelangt, unsere Empfehlungsbriefe in das Goethesche Haus, und wurden auf den Nachmittag um 5 Uhr, wie man uns vorausgesagt, beschieden. Wie lang war der Tag, wie verdrossen die Stunden, wie todt, langweilig Weimar! Von 4 Uhr an gingen wir in dem Park, der sich an das Haus lehnt, spazieren, um mit dem Glockenschlage über die verhängnißvolle Schwelle zu treten. Was wir im

Walde gesprochen und später, ward hier wieder recapitulirt. Er war so ruhig, und mir schlug das Herz von einer Bangigkeit, die ich noch nicht kannte. Was war der Moment, wo ich zum ersten Male die Büchse im Arm auf nächtlichem Vorposten stand, und der blasse Mond dem sechszehnjährigen Schützen hinter seinem Versteck die feindlichen Bayonette auf dem Walle zeigte, was die Bangigkeit vor einem Examen gegen den Moment! Selbst das Wiedersehen einer Geliebten, heute dünkte mich das etwas, was nicht zu vergleichen sei mit dem, was hier bevorstand. Ich und Goethe! Unter einem Dache, Aug in Auge, er sollte zu mir sprechen, Mund zu Munde, und ich ihm antworten. Wahrhaftig in der Fieberhitze, die mich durchglühte, kam mir die Vergleichung des Freundes mit dem Eintritt in den Tempel von Sais noch schwach vor. Es schlug fünf! — Die Pforte öffnete sich. Das Salve, die antiken Statuen des Atriums grüßten uns, wie sie andere vor uns und nach uns gegrüßt haben, und wir stiegen die Treppe nach dem kleinen Kabinet hinauf. Alles das ist oft geschildert. Jede Treppe, auch die sanftest sich aufwindende, kostet Athem, wenn eine Entscheidung uns oben erwartet. Bei der goldenen breiten Treppe, die zum Audienzsaal im Münchner Schlosse führt, dachte ich unwillkürlich an die viel bescheidenere des Goetheschen Hauses zurück. Meine Reisegefährten sprachen von dem Herklopfen, das oft hier an den kalten Wänden wiederklingen möchte, und fanden es unrecht, daß man durch den grellen Gold- und weißen Marmorglanz den

ſchweren Steig noch unbehaglicher gemacht habe. Die Treppe im Goetheſchen Hauſe iſt behaglich, nichts blendet das Auge; aber manches Herz wird dort lauter gepocht haben, vor der Schwelle des Dichtercabinets, als vor den Pforten des Thronſaales.

„Excellenz werden alsbald erſcheinen!“ ſagte der Kammerdiener auf die für uns bereitgeſtellten Stühle weiſend. Und wenige Secunden darauf, als habe ſie ſchon hinter der Thür bereitgeſtanden, trat die Excellenz ein. Von Kopf bis Fuß in glänzendem Schwarz, den großen, blitzenden Stern auf der Bruſt. Wir verbeugten uns tief, wir ſtammelten einige Sylben, die Excellenz erwiederte andere, und deutete einladend auf die Stühle. In der nächſten Secunde ſaßen wir, den Rücken gegen das Licht, deſſen voller Glanz auf die auch ſitzende Excellenz vor uns niederfiel. Die Excellenz ſpielte, die Hände halb vor ſich auf dem Schooße gefaltet, mit dem Daumen ein Rad ſchlagend. Wir ſaßen, ehrfurchtsvoll übergebeugt, um keinen Laut zu verlieren. Unſere Empfehlungsbriefe waren vollgewichtig, die Unterhaltung war ſofort eingeleitet, und floß in dem ebenmäßigen Geleiſe fort, wie es unter anſtändigen Leuten Sitte iſt, die ſich nichts zu ſagen haben.

Ich weiß nicht, ob es ſchon das Wort Excellenz auf der Lippe des Kammerdieners war, oder der glänzend ſchwarze Frack, oder der blitzende große Stern, was meinen Zauber mit einem Male verſchwinden ließ, und mich plötzlich in die baare Wirklichkeit zurück verſetzte. Das Herz ſchlug ganz ruhig, das Fieber war

fort. Nicht Goethe, der Dichter des Werther, Götz, Faust, nicht der Liedersänger, war zu uns getreten, sondern Goethe, der vornehme Mann, gab uns Audienz. — Ich habe einen Geburtsfehler, den ich aller angewandten Mühe ungeachtet, nicht ablegen kann: ich lasse mir leicht imponiren. Es währet nicht lange, wenn nichts dahinter ist, aber der erste Augenblick ist doch verloren. So lasse ich mich im Gespräch von angehenden Philosophen, in denen die empfangenen Lehrsätze noch gähren, leicht übertäuben, da ich selbst nicht Philosoph bin; und so schnell der systematische Dunst, wenn ich wieder mit mir selbst bin, verfliegt, bin ich doch in dem Momente gedrückt, da ich nicht weiß, wie ich eine Speiche in diesem Mühlrade ergreifen soll. Daß das ganze Mühlrad auf einen Fingerdruck, wenn man in die Mühle selbst tritt, stille steht, ist freilich ein Erfahrungssatz, dessen Praxis uns aber nicht immer beim Brausen und Rauschen einfällt. Auch jede wirklich große Persönlichkeit kann mich fesseln, und nicht für den Augenblick allein. Sie dauert das Leben, auch wenn die Erfahrung mir Schwächen in der Größe allmälig entdeckte. Die Wirkung des Zauberblicks aus Tiecks dunkelfeuchten Augen, wie er mich beim ersten Eintreten in sein Studierzimmer maaß, dauert noch heute fort. Wie ich ihm auch näher getreten bin, und seinen Ansichten die eignen entgegen treten mögen, noch üben diese Augen einen überwältigenden Zauber. Es dauert die ehrfurchtsvolle Scheu fort, die eine so magisch begabte Persönlichkeit auf empfängliche Gemü-

wiſſen will. Daher frage ich Sie jetzt zum letzten Male, wo ich das Mädchen antreffe, und antworten Sie mir nicht prompt, ſo mag der Andre meinetwegen das arme Ding heirathen, das Sie dann, meines Erachtens, gar nicht verdienen.

Wenn Sie denn ſo wollen. — In einer halben Stunde könnte ich ſie zu Ihnen hierher bringen.

Können Sie ſie habhaft werden? So iſt mir's gerade am liebſten und bequemſten. Und nun machen Sie geſchwind, weil ich bei Zeiten wieder zu Hauſe ſeyn muß, da ich dieſen Abend noch einen Gaſt habe, an dem mir viel gelegen iſt. —

Der Famulus ging und Doktor Schild war ganz ausgelaſſen luſtig, daß er ſeinem alten Stubenburſchen, dem Doktor Mahler, wie er glaubte, ſo beiſpiellos den Rang ablaufen konnte.

Wer denn, Herr Doktor?

Die halbe Stunde mochte noch nicht verſtrichen ſeyn, als der Famulus ſchon mit ſeiner Geliebten hereintrat.

Das Mädchen war in der That ſo vorſichtig verſchleiert, daß der Doktor nicht das mindeſte von ihrer Geſichtsform entdecken konnte. Auch brachte er kein einziges Wörtchen aus ihr heraus. Deſto eifriger predigte er in ſie hinein. Und er hatte es Urſache, denn

ther ausüben muß. Vielleicht ist für mich diese Wirkung um so größer, weil Tieck in der Erscheinung nicht imponiren will. Goethe erschien mir da als ein vornehmer Mann, und im Augenblick war die Magie fort. Aeußere Vornehmheit mag wohl auf den ersten Moment einschüchtern, kann aber nicht fesseln. Die aufgeregten Geister waren auf mehr vorbereitet; sie ließen sich durch das gebotene Weniger nicht einmal frappiren, und ich war im Momente darauf wieder ein ganz freier Mann. Statt verlegen zu sein und hinzuhorchen, wohin der Meister die Unterhaltung leiten dürfte, ergriff ich, im Gefühl eines gewissen Uebermuthes das Wort, und versuchte Wendungen, damit wir mehr erhielten, als man uns geben wollte.

Aber es fruchtete wenig. Vielleicht war auch der Versuch, insofern er ihn gemerkt hat, Goethen nicht gelegen, und er umwickelte noch mehr seine Meinungen, als es dorhin seine Absicht war. Er erkundigte sich, in welchen Kreisen wir in Stuttgart und Berlin lebten, lobte den Herrn von Cotta und den Herrn von Varnhagen, und sagte, daß Letzterer ein sehr respectabler Mann sei, und sein Cirkel sehr zu empfehlen. Raumers Hohenstaufen waren eben erschienen. Goethe sagte, auf mein Anklopfen: diese werden uns für den Winter viel Beschäftigung geben. Das Theater kam auch an die Reihe. Wolff's Darstellung des König Johann gab zu einem indirecten Complimente für den Mann, welcher uns den großen Künstler gebildet, Anlaß, und ich hörte von Goethe: daß Wolff ein wohl-

gebildeter, beachtungswerther Künstler sei. Hinsichts jenes Shakspearschen Dramas und des standhaften Prinzen von Calderon schien eine Meinung aus den umwobenen Worten herauszublicken: daß nämlich eine Theaterdirection auf die realen Begriffe ihres Publicums Rücksicht zu nehmen habe, und fremdartige Vorstellungen erst dann wagen dürfe, wenn die Ansichten dafür geebnet seien. Alsdann, meinte ich, käme König Johann wenigstens nicht zu früh, da Müllner uns bereits mit den ergreifendsten Auftritten daraus in seinem Bagurd handgreiflich genug vertraut gemacht habe. Goethe senkte etwas lächelnd den Blick, und meinte, auch dieser Mann habe seine Verdienste, und es sei immer löblich, das Publicum auf diese Art mit werthvollen Werken bekannt zu machen, insofern es noch nicht an der Zeit sei, ihm diese Werke selbst vorzuführen.

Wir gingen, nachdem die Thüre hinter uns geschlossen, lange, ohne ein Wort zu sprechen, in derselben Allee auf und ab, die wir vorhin mit bangen Schritten gemessen hatten. Von Bangigkeit war nicht mehr die Rede. Die frische Luft that mir wohl. Also das war Goethe! ich sprach es aus, oder es stand auf meinem Gesicht zu lesen. Mein Freund lachte laut auf. Ich bat mir seine Meinung aus. — „Nun, er hat mir sehr gefallen. Vielmehr, als ich gedacht. Diese herrliche Gestalt, diese offene, mächtige Stirn, und vor allem das klare, große Auge des alten Mannes! Ich habe ihn ordentlich lieb gewonnen, und nehme den

freundlichsten Eindruck von ihm auf meine Reise mit.“ — Das Predigen war nun an ihm, und es gab die besten Texte von überspannten Erwartungen, die allemal trügen, vom selbstgezogenen Nimbus, der für die echte Verehrung gefährlich sei, und von einem Extrem zum andern führe. Was sollte mir die Weisheit! Mein Goethe war dahin. Und gewiß mit großem Unrecht. Wie sollte der mit Besuchen überlaufene Dichter sich anders gegen zwei junge ihm wildfremde Männer äußern, die nur gekommen waren, ihre Neugier zu befriedigen, und von denen er nicht wußte, ob sie nicht im nächsten Morgen-, Abend- oder Mitternacht-Journal alle Vertraulichkeiten abdrucken ließen, falls er sich zu solchen bewogen gefühlt hätte. Wenn Tieck anders handelt, und gegen jeden Fremden sich giebt, wie er ist, und was er denkt, so ist dies eine besondere Eigenschaft, die der Fremde dankbar anerkennen muß, aber nicht fordern darf, und die ihrem Besitzer nur zu oft den Verdruß gemacht hat, welchen Goethe, wenigstens so lange er lebte, mit löblicher Klugheit zu vermeiden wußte.

Dennoch möchte auch von unserm Besuche Mehreres, wenn gleich mit blühenden Zusätzen und in anderer Gestalt, noch bei Goethes Lebzeiten ins Publikum gekommen sein. In Wilhelm Hauff's „Memoiren des Satan“ wurde ich in der sarkastischen Schilderung des Besuches bei Goethe lebhaft an meinen eigenen erinnert, und ich fand darin sogar Reminiscenzen, welche mir jetzt entfallen sind. Wilhelm Hauff war nicht in Wei-

mar gewesen, er hatte Goethen nicht gesehen; er componirte nach mündlichen Mittheilungen seiner Landsleute, und der Freund, mit dem ich die Rolle des Verzückten nach dem Besuche ausgetauscht, stand dem Seligen nahe im Leben.

Zehn Jahre nach jenem ersten Besuche war ich zum dritten Male in Weimar. Ich kam aus Paris zurück. Viel hatte sich zwischen 1819 und 1829 geändert. Die Zwerge rüttelten am Throne des Giganten; und der Gigant, alt geworden, horchte auf ihr Treiben. Er horchte mehr, als wir annahmen. Seine Tafelrunde zündete Kerzen an, und schwenkte Weihkessel, und ließ Trompeten, Orgel und Hymnen klingen, um das Nagen und Murmeln, das bald zu einem Sturm werden sollte, zu übertönen. Gewiß ein unrichtiges Verfahren; Goethe nickte auch wohl nur halbwillig zu dieser Liturgie. Aber er sandte denen, die fest an ihm hielten, freundliche Sprüche zu, und denen, die in seinem Dienste laut sprachen, Ehrenmedaillons mit seinem Bildniß. Auch ich hatte ein solches erhalten, ich meine aber nicht um Akoluthendienst. Denn ich habe nie den Weihkessel geschwenkt, weil es mir unwürdig dünkte der Größe, für die meine Verehrung nie erstorben, und meine Liebe wieder gewachsen war. Weniger um schuldigen Lehndienst, als weil das Herz mich drängte, den Heros noch einmal zu sehen, machte ich den Umweg über Weimar.

Goethe wohnte diesmal in seinem anmuthigen Landhause am Park. Ich ging bei einem Frühspaziergange

heran, um, indem ich meine Karte abgab, ſelbſt anzufragen, ob ich am Nachmittage zur gewohnten Stunde, Zutritt erhalten könne? Es ſah ſchlicht und einfach in dem Häuschen aus, keine bronzenen Statuen, kein Salve, aber die grünen Büſche, die Roſen und das Weinlaub nickten in den Flur und in die Fenſter des Untergeſchoſſes. Der Diener war zur Hand, und eilte mit der Karte die Treppe hinauf, um mir ſogleich Antwort zu bringen, und ſie lautete: ich möchte nur in das untere Zimmer treten, Goethe werde ſogleich erſcheinen.

Wahrſcheinlich hat der Diener auch diesmal Excellenz geſagt, aber ich hörte das Wort Goethe. Das Zimmer war einfach möblirt und heiter wie das ganze Haus, und auch ich war in keiner Feſtſtimmung. Das heißt, ich war nicht vorbereitet, ihn ſchon jetzt zu ſehen. Aber die Erwartung wie die Ueberraſchung war eine ganz andere als voriges Mal. Von Bangigkeit keine Spur, aber herzliche Freude durchſtrömte mit angenehmer Wärme die Adern. Und hier bewährte ſich wieder, die Ereigniſſe erſcheinen uns in dem Lichte, wie unſere Stimmung ihnen entgegen tritt.

Noch war keine Minute verfloſſen, ſeit ich in das Zimmer trat, als ich auf der Treppe ſeine Fußtritte hörte. Die Thür ging auf, und, im grauen Schlafrock, trat der Menſch und Dichter Goethe ein. Das war die hohe Geſtalt, die herrliche Stirn, das große blaue Auge, das damals meinen Freund entzückt, als mich der Glanz des ſchwarzen Frackes und des ſilbernen Sternes den Menſchen über der Excellenz nicht ſehen

ließ. Diese war diesmal beim Kammerdiener, welcher die Thür hinter ihm schloß, vollständig zurückgeblieben. Goethe reichte mir die Hand und seine sonore, vom Alter unangefochtene Stimme begrüßte mich: „Sehen wir Sie auch einmal hier. Das ist ja recht von Ihnen. Wo kommen Sie her?“

Wir saßen diesmal nicht auf feierlichen Stühlen einander gegenüber. Er zog mich auf das kleine Kanapee neben sich, und Keiner brauchte die Unterhaltung zu machen; sie war von selbst da, und ging in anmuthigem Flusse fort. Goethe wollte von seinen Pariser Freunden wissen, und was ich ihm mittheilen konnte, war ihm angenehm. Unser gemeinsamer Freund, J. J. Ampère, der Sohn, konnte sich einer Theilnahme des Greises erfreuen, die mir bewies, daß Goethe wärmerer Gefühle fähig sei, als man ihm zugestand. Ganz undiplomatisch ging es freilich auch hier nicht zu. Denn als er mich fragte: Hat denn unser Freund auch mit Appetit von dem Rennthierschinken in ihrer Lappenhütte gegessen? so war es Goethen wohl weniger darum zu thun, dies zu erfahren, als mir auf eine artige Weise zu verstehen zu geben, daß er meine Herbstreise nach Scandinavien kenne. Um deshalb bildete ich mir übrigens nicht ein, daß er das Buch gelesen habe, aber es ist schon genug, wenn ein Dichter im achtzigsten Jahre und ein Goethe, der jüngern Literatur nicht fremd bleibt, und von allen Erscheinungen, sei es auch durch unvollkommene Freundesmittheilungen, Notiz nimmt. Dieselbe milde, anerkennende Tendenz im ganzen Ge-

ſpräche, das eben deshalb keine leuchtenden Punkte und keine ſchroffen Spitzen bot, die beſonders in der Erinnerung geblieben wären. Hindeutungen auf eine allgemeine Europäiſche oder Weltliteratur, eines der Lieblingsthemata in ſeinem noch von Phantaſieen umgaukelten Lebenswinter, traten auch hier in der Unterhaltung heraus.

Nicht enttäuſcht und nicht berauſcht, angenehm geſättigt trat ich aus der heitern Stube, aus dem freundlichen Hauſe. Das Bild des edlen Greiſes, in deſſen Zügen noch volle Erinnerung an die Götterkraft ſeiner Jugend blitzte, begleitete mich. Alle Bilder, die damals von ihm exiſtirten, und die mir nachher zu Geſicht kamen, drücken das nicht aus, was ich geſehen. Das Bild iſt noch jetzt nicht verſchwunden, die theure Reliquie von einem Manne, wie ein nächſtes Jahrhundert keinen zweiten hervorbringen wird. Es war das letzte Mal, daß ich Goethen geſehen habe.

Diesmal ſah ich auch den Jahrmarkt und das Vogelſchießen. Es ſtörte den empfangenen Eindruck nicht; und jetzt verdachte ich es den Weimaranern nicht, daß ſie ſo viel Gewicht auf dies Volksfeſt legten. Da ich kein junger Engländer war, ſuchte ich indeß die Cirkel nicht auf, von denen man mir ſagte, daß es nöthig ſei, ſich dort zu präſentiren und zu accreditiren, wenn man näheren Zutritt zu Goethe wünſche. Was ich von Goethe wollte, hatte ich. Ich bin meiner Natur nach zu jedem Antichambre-Dienſt verderben, und jedem Klubb- und Coterienweſen ſo abhold, daß ich ſelbſt zu

Goethes Ehren mich keiner Verbindung anschließen kann insofern sie mir auch nur den geringsten Theil meiner Freiheit zu rauben droht. Ja mich verdroß dieser lauschende Wächterdienst um den erhabenen Geist, theils bestimmt, das Unangenehme von ihm abzuhalten, theils die Opfergaben, die man erwartete, controlirend. Wenn man mir andeutete, wie die Ehrengaben aus ganz Deutschland strömten, und die ihm gewidmeten Seltenheiten Goethes Haus zu einer Schatzkammer alles Merkwürdigen machten, so weiß ich wohl, daß hier von dem gewöhnlichen Eigennutz nicht die Rede war; aber bedurfte Goethes Größe, Ruhm, Glück, oder auch nur sein Vergnügen, dieser Spenden, die im Gegentheil seinen Feinden Waffen in die Hand gaben? Es war von einer äußerst geringfügigen Rarität die Rede, und man deutete an, es würde Goethen als ein Zeichen der Aufmerksamkeit erfreuen, wenn ein Freund ihm etwa eine Probe sende; aber gerade weil man aufforderte und erwartete, verdroß mich der Gedanke es zu thun. Woher kam es, daß Goethes Zeitschrift: „Kunst und Alterthum" so wenigen Einfluß geübt? „Ist das die Dankbarkeit der Nation gegen ihren größten Genius, fragte mich der Verleger, daß sie nicht einmal durch einen mittelmäßigen Absatz darthut, wie sie diese unmittelbare Zusprache zu ihr zu schätzen weiß?" Gewiß war es eine betrübende Erscheinung, aber da man wußte, unter welchen Verhältnissen sie redigirt wurde, und welchen persönlichen Einflüssen ein Schriftsteller oder Künstler es zu verdanken habe, wenn er darin erwähnt wurde,

ſo war der Grund gegeben, weshalb ſelbſt eine Empfehlung Goethes, die man dreißig Jahre früher für den Panisbrief nach dem Olymp geachtet hätte, in Deutſchland gar nichts galt. Daß Goethe bis zuletzt in mancher Beziehung doch freier geſtanden, als das Publikum glauben konnte, haben wir erſt ſpäter durch Eckermann's Mittheilungen erfahren.

Dieſen lernte ich in jenen Tagen kennen. Aber je mehr die anſpruchloſe Liebenswürdigkeit des gemüthvollen jungen Mannes gewinnen mußte, that der Gedanke weh, ſein Talent verbraucht zu ſehen. Freilich hat er ſeitdem durch ſein Werk bewieſen, daß ein ſolches uneigennütziges, liebevolles Hingeben und perſönliches Aufgehen in eine andere große Perſönlichkeit, auch Aufgabe des Lebens ſein, und ihr poſitives Verdienſt haben kann.

Meine Zeitgenoſſen.

In unſerer neueſten Literatur ſcheint der Beweis geführt, wie der Einzelne nur etwas wird als tragendes und getragenes Glied einer Verbrüderung. Iſt doch die erſte Frage der Kritik, wie ſie heut geübt wird: Gehörſt Du zu uns, oder nicht? Die anderen machen und beantworten dann ſich von ſelbſt. Es war nicht immer ſo in Deutſchland. Schulen hat es von je an gegeben; aber das Soloniſche Geſetz, daß Jeder ſich zu einer halten müſſe, galt noch nicht. Im Gegentheil

ſtanden die Schulen vereinzelt gegen die groſse Macht der Unabhängigen; nicht wie jetzt in der Offenſive, ſondern in der Defenſive, niemals eine herrſchende Partei, ſtets in der Oppoſition. Ich rede nicht von einer alten Zeit; die Mehrzahl unter uns Lebenden hat ſie als eine gegenwärtige gekannt. Ich klage auch nicht, daſs es ſo iſt, und ſonſt beſſer war. Möglich, daſs wir auf einem Uebergangspunkte ſtehen, und durch das Zuſammenhalten der Kräfte in der Literatur etwas bezweckt wird, was wir Deutſche auſser der Literatur nie erreichten. Und wenn mich das Zuſammenhalten, wie es geſchieht, anwidert, was verbietet mir den Troſt, daſs es nur ein Durchgangspunkt zu einem Zuſtande der Freiheit iſt, in dem Schulen und Cliquen nicht mehr aufkommen können, weil durch den Mißbrauch ihrer Künſte und Manöuvres ſie ſich ſelbſt bloſsgegeben haben! Und wenn die Appellation an den geſunden Sinn der Menge zu weit ausſehend iſt, dürfte für den ſich der Troſt nicht ſchon in dem Zerfallen aller Schulen in ſich ſelbſt offenbaren? Es giebt eine Kritik die, wenn auch keine Feder ihr diente, alle Parteikritik niederſchlägt; der Erfolg. Ihm muſs endlich auch die gedungene Feder huldigen. Es iſt eine Macht, die über allen Rückſichten ſteht, die unbeſtechlich, unwiderſtehlich, immer ſiegen muſs. Sie tritt auf, wenn es Zeit iſt, nur kennen wir noch nicht das Maaſs ihres Umlaufs, und unſere Ungeduld allein verführt uns zu Zweifeln.

Unſere Jüngſten müſſen jeden Schriftſteller rangirt wiſſen, etwa wie in Rufsland jeder Menſch von Staats-

sie schluchzte ganz außerordentlich. Endlich aber, nachdem ihr der Doktor laut, und der Liebhaber heimlich, alles mögliche vorgestellt hatte, ließ sie sich überreden, mit beiden in den Wagen zu steigen, der sie zu des Doktors Schwester hinausbrachte. —

Das war eine Riesenarbeit! sagte Doktor Schild, als ihm sein Kutscher wieder in den Wagen half. Kannst Du wohl glauben, daß die kleine Krabbe sich noch sperren und wieder mit uns zurück wollte!

Wer denn, mein Herr Doktor?

Ja so, Du weißt nichts davon. Desto besser. Sollst auch weiter nichts erfahren. Mache nur, daß wir nach Hause kommen.

Wunderliche Entdeckung.

Kaum ein Paarmal mochte der freudetrunkene Doktor sein Zimmer erst wieder auf- und abgegangen seyn, so erschien auch schon sein Abendgast, wohl eine ganze Stunde vor der gewöhnlichen Zeit.

Willkommen, lieber Keil, rief er ihm entgegen, Sie sind hübsch geeilt und das gefällt mir. Ich merke wohl, daß Ihr Vater Ihnen von unserm gemeinschaftlichen Plänchen gesagt haben mag.

Das hat er allerdings, versetzte der Gast. Ich wünschte Sie auch deshalb noch allein zu treffen, Herr Doktor.

wegen in eine Claſſe gehört *). Die Independenten ſind ihnen unbequem. Es iſt nicht immer böſer Wille, oft nur die Abſicht ſie los zu werden, wenn man ſie zu Schulen zählt und in Cliquen wirft, mit denen ſie nichts gemein haben wollen. Mir iſt das oft widerfahren, weshalb man mir nachſehe, wenn ich wärmer für die Rechte der Unabhängigen ſpreche. So weit zurück ich mich erinnere, enthielt ich mich jeder Verdrüderung, und hielt mich fern von jedem Cliquenweſen; zuerſt aus einem unbewußten Verlangen, meine Kräfte nicht gefangen zu geben unter Anderer Willen, ſpäter ward dieſer Kampf um individuelle Freiheit erſt zum Bewußtſein. Auf der Univerſität warf man mir vor, daß ich mit beiden Parteien, die, ich weiß nicht mehr um was, ſtritten, Freundſchaft hielt, die Leidenſchaftlichen zu verſtändigen, die Parteihäupter zu verſöhnen ſuchte. Wenn man mich in literariſchen Kämpfen ebenfalls in der Mitte ſah und ſieht, wird man mir, hoffe ich, ſo wenig, als es auf der Univerſität geſchah, den Vorwurf der Parteigängerei und des Schwankens zwiſchen rechts und links, vorwärts und rückwärts machen können. Im Gegentheil ſpielte ich, wenn der Zufall mich in eine Partei warf, dann gern den Advocaten

*) Und die Schriftſteller claſſificiren ſich hier auch ſchon ſo. Ich hörte einen ſehr namhaften ſo zählen: „Numero 1. iſt Puſchkin, Numero 2. Bulgarin (Merkur.) Numero 3. bin ich, dann erſt kommt u. ſ. w. Da Puſchkin todt iſt, rücke ich in Numero 2.“ (Und da nun auch Bulgarin todt iſt rückt *** in Numero Eins.) Wenn die Literatur in Rußland fortſchreitet, gweifle ich nicht, daß, wie der Adel, die Beamten und Kaufleute, auch die Dichter von Staatswegen in Claſſen eingetheilt werden.

für die Gegner. Der Kitzel der Eitelkeit findet in der Opposition süße Lockungen, und der, ein Märtyrer zu sein, kommt häufiger vor, als man meint, selbst in einer Zeit, wo sie behaupten, das egoistische Interesse werde allein auf den Hausaltären angebetet.

Von den politischen Ansichten rede ich nicht. Daß wir jetzt zum Schweigen verdammt sind, ist vielleicht um deshalb gut, daß wir uns erst selbst verstehen lernen, und unsere Sprache läutern. Sie strotzte von Superlativen der Anschuldigungen und Verketzerungen, bevor wir über den Positiv von Glauben und Schuld selbst klar geworden. Ich rede hier nur von den Verketzerungen auf dem literarischen Gebiete. In meiner kurzen Laufbahn, was sollte ich nicht alles gewesen sein, weil ich nicht gerade das sein wollte, was Diese und Jene von mir wollten! Da einer historischen, da einer ironischen Schule zugeschworen, da auf Schritt und Tritt Leibigen und hörig unter Walter Scott; da ein Zögling Tieck's, auf dessen Worte schwörend! Für servil galt ich dem Einen, während mich die Andern als revolutionair zur Untersuchung ziehen wollten; für zu vornehm auftretend Diesem, Jenem machte ich mich nicht rar genug. Einigen ein Feind der Juden, Anderen ein gedungener Advocat derselben. Zu weich und keusch Mehreren; Vielen in Derbheiten, die zarte Ohren beleidigen, geflissentlich mich ergehend. Für das Preußenthum sollte ich fanatisirt sein; Andere wandten mir den Rücken, weil ich es nicht sei, weil ich gewagt, seine Momente heiligsten Aufschwungs mit nüch-

ternen Farben der Wirklichkeit zu malen. Berühmte Kritiker ſetzten mein ganzes literariſches Verdienſt in einen guten Styl, vollendete Form; aber mein Alles ſei auch nichts als Form, die Gedankenwelt mir verſchloſſen. Neuerdings erfahre ich wieder, daß ich Gedanken habe, und muß leſen, daß ich zu viel derſelben in den Novellen ausprāge; das ſchade der Schönheit der Form, dem Intereſſe, und wo der Leſer genießen wolle, müſſe er denken *). Zu gutmüthig wäre ich, die weiße Salbe der Bonhomie über alles ſtreichend, umgekehrt ſehr malitiös; Andern ohne Geſinnung. Die Aeolsharfenklänge der großen Weltzerriſſenheit träfen nur mein Ohr, meine Seele ſei unfähig die aufwühlenden Accorde des großen Weltſchmerzes zu faſſen; wenn es hoch käme, bedauere ich als ein wohlgezogener Bürger die allgemeine Zerriſſenheit, könne mich aber nicht in ihr berauſchen, ein Rauſch, in dem allein die Hoffnung empfangen werde, die uns darüber hinaus trägt. Dagegen habe ich mich für Andere ſo hinein verbiſſen in Unzufriedenheit und Bitterkeit, daß ich mich nicht mehr zur Heiterkeit und zum reinen Gefühl erheben könne. —

*) Auch unter näheren Freunden, bewährten Männern und Kennern, mußte ich ſeltſame Anmahnungen hören. Die meiſten mich abſolut zum Aeſthetiker machen. Wenn ich nicht, einen Leſſing und Auguſt Wilhelm Schlegel vor mir als feſtes Ziel, aller eigenen Production, als Spiel und ſtörendem Zeitvertreib entſage, verfehle ich meinen ſchönen Beruf. Recenſiren ſollte ich, nicht produciren. Jene ſchalten, daß ich dem ſchönen Ruf, der an mich ergangen, zu ſchaffen, Abbruch thue, wenn mich der Kitzel treibe, auch nur zu einer Kritik die Feder einzutauchen. Produciren ſolle ich, nicht recenſiren!

Einmal sollte ich ganz im Coteriewesen verstrickt sein, der Hebel von Factionen und Cliquen; die Mittwochs- und Montagsgesellschaft, und ich weiß nicht welche Gesellschaft noch, anführen zu meinen Privatzwecken; heimlicher Redacteur sollte ich sein der Brockhaus'schen Blätter und welcher andern Zeitschrift, die ich nicht kenne, um, ich weiß nicht welche Götzen des Tages zu verunglimpfen, und, ich weiß nicht wen in den Himmel zu erheben. Dagegen ward mir auch bewiesen, daß, weil meiner Kritik der philosophische Boden fehle, und ich mich keinem herrschenden System anschließe, mir nicht allein die Kritik überhaupt verschlossen sei, sondern auch die Möglichkeit durch Verbindungen mit Gleichgesinnten zu wirken. Denn die literarischen Verbindungen, in die ich in der Jugend gerathen, wären zerfallen, und hätten zerfallen müssen, weil uns das System hinter uns, der bestimmte Zweck vor uns, gefehlt.

Alles das, weil ich keiner Schule angehören wollte, weil ich keine Partei gemacht, keiner Partei mich angeschlossen. Vielleicht ist es Pflicht, seine Unabhängigkeit hinzugeben, wenn man etwas durchsetzen will. Es kommt nur darauf an, ob das, was man durchsetzen will, von einer Natur ist, daß es solche Opfer und Anstrengungen verträgt und sie bedingt. Ich gebe zu, die Weltgeschichte wird nicht von den Freien gemacht, die sitzen blieben auf ihrem Grund und Boden, stolz ihre Unabhängigkeit bewahrend; sie ist das Product der Herzöge und der Unruhigen und Jungen, die sich zu Eroberungen ihnen anschlossen. Ja, die alten Freien

gingen im Europäiſchen Weltleben allmälig unter, gegen die Gewalt der Verbündeten, der ſyſtematiſch einem ſtarken Willen Untergeordneten. Ich gebe zu, es mag auch in der geiſtigen Welt daſſelbe Geſetz walten, das zur Entwickelung der Kräfte, zum Vorwärtsrücken, Selbſtbeherrſchung, geiſtige Unterordnung fordert. Aber zu aller Geſchichte gehört, daß es auch Freie giebt. Verführeriſch klang die Aufforderung: „Möchten Sie doch zu uns gehören!“ „Einer der Unſern werden!“ Vielleicht noch verführeriſcher die Lockung, ſelbſt eine Fahne aufzupflanzen. Derer, die folgen mögen, giebt es überall, wo Einer Herzog ſein will. Man ſtecke auf, was man will, einen Beſen, oder eine Oriflamme, man trommle in welcher Weiſe man Luſt hat, welcher Wahlſpruch es ſei, wenn er nur neu klingt, Anhänger ſind da, wie Soldaten für jede Sache, die bezahlen kann. Nichts leichter als Partei machen. Aber mir klang es lockender, nicht zu führen und nicht zu folgen.

Doch ich hatte auch Freunde. Sie ſtanden zwiſchen den Alten und Jungen, in friſcher Kraft, in keckem Muthe. Wir hielten auch zuſammen, ſchufen, wirkten, wir bildeten es uns wenigſtens ein. Verbündet hatten wir uns nicht. Keine Taktik war verabredet, keine Phalanx geſchloſſen; wir fochten wie irrende Ritter, vergnügt wenn wir uns auf unſern Abenteuern trafen, in Scherz und Ernſt. Die Fäulniß im Abgelebten, die Schminke über der Scheinheiligkeit, der prüde Schleier über dem ſittlich Verderbten war uns auch verhaßt, wir kämpften dagegen mit Glimpf- und

Schimpfwaffen; aber wir ſchloſſen keinen heiligen Bund; und wollten keinen Scheiterhaufen aufrichten und mit dem Morſchen das Friſche drauf werfen, damit der Phönix herausflattre. Wir hielten die Geſchichte vom Phönix überhaupt nur für eine ſchöne Fabel. Um dieſe ketzeriſche Meinung ſind wir denn auch geſtraft. Unſer Bund zerfiel. Aber er wäre auch ohnedies zerfallen. Der Tod nimmt auf Meinungen keine Rückſicht. Sie wurden Alle abgerufen in friſcher, voller Kraft, die meine Freunde waren, und ich blieb allein.

Ehe ich meine Zeitgenoſſen mir zurückrufe, einen Blick nur auf die Größen die vor uns ſtrahlten. Unſere Bewunderung für ſie war Pietät. Wir liebten ſie, und waren froh, daß es Autoritäten gab; für ihre Schwächen machte uns aber das nicht blind. Wir hatten kein Homagium in ihre Hand geleiſtet, und kein Amt von ihnen empfangen, das uns verpflichtete, auf ihre Worte zu ſchwören. Wie ich zu Walter Scott ſtand, wie ich Goethe verehrte, kann man in den vorigen Aufſätzen leſen. Gezählt ward ich wohl zu den Goethokoraxen; mit Unrecht, ich habe nie zu ihnen gehört. Ein ander Mal ſpreche ich mich vielleicht aus über mein Verhältniß zu Tieck, dieſer Größe aus einer Vergangenheit, die immer ſtiller und einſamer wird, aber darum nicht kleiner, angefeindet und verehrt, beides in ungewöhnlicher Art, unbegriffen, weil ſein Wirken in ſo verſchiedenen Epochen denen ein Widerſpruch ſcheint, die nur eine, wenn es hoch kommt, zwei miterlebten. Bei meiner tiefen Verehrung für die Magie,

welche alles umſchwebt, was dieſer ſeltene Geiſt ſpricht, ſchreibt, was er dichtet und urtheilt, glaube ich mir doch eine Unbefangenheit auch hier bewahrt zu haben, welche von denen am wenigſten gebilligt ward, welche das ſind, was ich ſein ſollte, aber nicht war, abſolute Anhänger. Ueber meine Devotion für den Meiſter wurde viel Unſinniges gedruckt, während er ſelbſt mich ſchwerlich für ſeinen Schüler anerkannte. Ihm iſt, wie ich dies oft aus ſeinem Munde hörte, nichts mehr zuwider als Nachahmung ſeiner Manier. Ueber einen geiſtvollen Dichter, der ein Werk in der Manier ſeines Zerbino geſchrieben, äußerte er: „aber wenn er Geiſt hat, warum erſchuf er ſich nicht ſelbſt die Form, und nahm mein abgelegtes Kleid auf!“ Von Tieck ſelbſt, deſſen Güte gegen jüngere Dichter ſo groß iſt, als ſeine argloſe Freimüthigkeit, mit der er ſich Jedem, oft zu ſeinem Schaden, eröffnet, mußte ich den Vorwurf ſtrenger hören, als ſeitdem von den Jüngeren, daß ich da noch ſäumen und auf Vermittelung hoffen könne, wo es Pflicht ſei Partei zu ergreifen und den Handſchuh hinzuwerfen. Auch er wollte in gewiſſen Fällen das Soloniſche Geſetz für das literariſche Deutſchland geltend wiſſen, und der verehrende Kreis um ihn zuckte die Achſeln, daß ich, nach ſolchem Ausſpruch, noch anſtehen könne.

Voran aus dem Reigen werther Freunde, die meinen Händedruck nicht mehr fühlen, meinen Gruß nicht mehr hören, taucht einer auf, Allen theuer, die ihn kannten. Wilhelm Müller ſchlummert auf dem

Dessauer Kirchhof. In blühender Mannskraft überraschte der Tod den Sänger. Er war der erste Lyriker seiner Zeit. Seine Lieder eines reisenden Waldhornisten, seine berühmten, so mächtig damals tönenden Griechenlieder, werden seinen Namen erhalten, wenn gleich seine lyrische Gabe mit der der jüngeren Talente, welche jetzt glänzen, nicht den Vergleich aushält. Aber der Sänger selbst war eine so lichtvolle Erscheinung, wie sie unter den Jüngeren nicht mehr gefunden wird. Auch Wilhelm Müller war ein Liberaler, im schönsten Sinne des Wortes. Man denke an sein mächtiges:

„Empor, empor! Sie nennen uns Empörer!"

in den Griechenliedern. Fouqué, der strenge Feudaldichter, sagte einmal zu mir: „Ich müßte ihn hassen, aber ich kann ihn nur lieben. Er ist der einzige liberale Dichter, dem ich es nicht vergebe, daß er es ist, nein, von dem es mir lieb ist, daß er es ist." Es war die lichthelle Macht der Ueberzeugung, die in ihm zu Liedern emporschoß. Nicht schwärmerische Träume, seliger Glaube an seine frische Wahrheit durchglühte ihn. Daher gewinnt sein Liberalismus eine positive Gestalt. Anastasius Grün, Nicolaus Lenau, dichterisch weit tiefer schöpfend, mit reicherer Kraft und Phantasie, mit bestimmterem Willen und Zweck, müssen immer laviren. Sie sind die glücklichsten Opponenten, aber welchen Kraftaufwand kostet ihnen ihre Taktik. Wenn sie in die helle Siegsfanfare blasen, glaubt man noch immer es könne ein Stratagem sein. Denn die

Leute glauben zu machen, daß man ſteigt, iſt ſchon der zweite Schritt zum Siege. Nichts von Kriegsliſten in Wilhelm Müller; die heitere Ueberzeugung umhaucht ihn, wie ein friſcher Morgenwind. Nichts von giftigen Schatten, trüber Reflexion, keine weithergeholten Troſtgründe; ein kecker Jüngling mit der feſten Ueberzeugung, das Licht muß ſiegen, beſeitigt er die Finſterlinge mit einem verächtlichen Fußtritt und hält, um ſich nicht zu verſtimmen, ſich nicht länger bei ihnen auf, als nöthig iſt. Freilich war es auch eine andere Zeit, wo Müller dichtete, auch ſein friſcher Jünglingsmuth hätte vielleicht den Täuſchungen und dem frivolen Spiel der letzten zehn Jahre erlegen. In ihm hauchte noch die fromme Glut des Befreiungskrieges, den er mitgemacht, und als er ſtarb, wußte er noch nicht, daß man wenige Jahre ſpäter ſelbſt die Erinnerung an eine Bewegung, die man veranlaßt, genährt und ausgebreitet, unterdrücken würde, weil es eine Bewegung war. Dieſelbe lichte Heiterkeit, die Müller's Gedichte durchhaucht, — auch in ſeinen wenigen novelliſtiſchen Verſuchen z. B. „der Dreizehnte" zeigt ſie ſich — ſprach ſich in ſeiner perſönlichen Erſcheinung aus. Von geringem Herkommen, hatte er ſich ſelbſt emporgeſchwungen, und verdankte ſich allein die ehrenvolle Stellung, die er in ſeiner Vaterſtadt errungen. Wer da weiß, was es heißt, in einem kleinen Orte Sohn von dem und dem zu ſein, den wir im Vorzimmer ſtehen laſſen und den Hut kaum berühren, wenn er grüßt, und dieſen ſelben Sohn nach-

ter in Ehren und Ansehen unter der Aristokratie des Orts steht, mit aufrechter Stirn, und Ehre bringend denen, die er ehrt, muß vor der bedeutenden Persönlichkeit des Dichters Respect erhalten. Seine Jugend soll bewegt gewesen sein, Leben und Studien hatten auf gleiche Weise seine Bildung gemacht. Behaglich hatte er sich als Mann, in glücklichem Ehebunde mit einer Enkelin des berühmten Basedow, sein Leben gestaltet, die Genüsse desselben nicht verschmähend, ohne ihnen zu erliegen. Die allgemeine Achtung durch Deutschland trug ihn, und glänzte wieder, ohne Arroganz, auf seiner offenen Stirn. Er war ein glücklicher Mann, jeder sah es ihm an; auch seine Stimme als Kritiker war hoch geachtet, und er recensirte viel, oft scharf, aber mit sicherm Takt und ohne Gehässigkeit. Wir begegneten uns oft in unserm Urtheil, in unserer Verehrung für dieselben Meister, und auch darin, daß uns alles Schule machen und Schule nachsprechen zuwider war. So lernte ich den liebenswürdigen Mann in Dessau kennen; nicht zufällig, ich suchte den Recensenten meines Walladmor auf, und fand eine gemüthliche Persönlichkeit, wie wir sie heut unter einem Recensenten uns nicht denken. Unsere Bekanntschaft war zu kurz um Freundschaft zu werden, die neidischen Mächte rächten sich an dem Glücklichen. Da sie sein Glück durch keine Art moderner Zerrissenheit antasten konnten, rissen sie ihn selbst plötzlich fort. — Vielleicht auch ein Glück, wenn das eines für einen lyrischen Dichter ist, zu sterben, wenn

Wir Beide werden nicht viel mit einander auszumachen haben. Indessen freut es mich, daß Sie die Schicklichkeit im Auge behalten. Heutzutage muß man dergleichen euch jungen Herren hoch anrechnen. Nun, nicht wahr, meine Minona ist ein rechtes Kernmädchen?

Ich kann ihr meine vollkommenste Hochachtung nicht versagen.

Sie werden glücklich seyn mit ihr, lieber Keil.

Daran, Herr Doktor — erlauben Sie mir, zu zweifeln.

Zweifeln wollen Sie? Höre ich recht?

So sagte ich und nicht ohne Gründe. Einer, und der hauptsächlichste ist, daß mir diejenige Neigung für Mamsell Minonen abgeht, ohne welche sie schwerlich ein Glück in der Ehe machen wird.

Das wundert mich; wundert mich sehr. Aber, glauben Sie mir, diese Neigung wird sich finden. Bei solcher Gleichheit der Gesichtslinien muß sie sich finden.

Meines und Mamsell Minonens Besten halber darf ich es hierauf nicht ankommen lassen.

Lieber, bester Keil, Sie dürfen es, glauben Sie mir auf's Wort. Sie müssen es auch, hohl mich — — — der und jener, Sie müssen! Wie ein Kind werden wir Sie behandeln, Ihr Vater und ich, wenn Sie sich weigern. Wir werden Ihnen die heilbringende Medizin mit Gewalt in den Mund gießen.

er den Höhepunkt seines Ruhmes erreicht hat. Noch einen seltsamen bittern Nachsatz hat seine Lebensgeschichte. Ein unsinniges Gerücht verbreitete sich, daß Wilhelm Müller vergiftet worden. Ohne allen Grund; wenn nicht den, daß ein so heiteres sonnenhelles Leben doch einen schwarzen Fleck haben mußte, um nicht ganz aus der Reihe der menschlichen Ereignisse herauszutreten.

Einer der liebenswürdigsten, jungen Schriftsteller war Wilhelm Hauff. Wärme, Lebenslust und Gemüthlichkeit drückten sich in seinem lebhaften Auge, den beweglichen Zügen seines schönen Gesichtes aus. Sein Umgang bestach. Doch fehlte seiner Liebenswürdigkeit die ganze männliche Heiterkeit Wilhelm Müller's. Er stand nicht so fest. Das Glück hatte ihn plötzlich gehoben; er suchte nun nach Pfeilern und Unterlagen um sich auf der Höhe zu halten. Er glaubte bei aller Lust nach Unabhängigkeit, den Verhältnissen einige Nachgiebigkeit schuldig zu sein. Auf seiner Reise durch Deutschland im Jahre 1829 wollte er sich, den eben vom Ruhm gekrönten, nicht sowohl seinen Bewunderern präsentiren, als herausfühlen wo er Anklang fände, wo Gegner, und Verbindungen anknüpfen, die ihm förderſam sein könnten. Der wunderliche Prozeß, den ihm Clauren gerade angehängt, entschuldigte wohl eine Vorsichtigkeit, welche mir damals seltsam erschien. Ich war neun Jahr jünger, als ich heute bin, und glaubte, Wilhelm Hauff könne bestehen, ohne in den Winkeln der Literatur und Journalistik Besuche abzustatten.

Wenn es ein Glück ist, aus allen Winkeln gelobt zu werden, so hat er Recht gethan. Uebrigens sprach er sich darüber selbst offen aus. Diese berechnende Schüchternheit findet auch vielleicht in seinen Jugendverhältnissen eine entschuldigende Erklärung. Man erwartete in seiner Heimath keine Wunderdinge von Hauff's Talent, während man doch sonst in Schwaben gern erwartet, und auch zu Hebammendiensten bereit ist, wenn es Förderung neuer Dichter gilt. Wilhelm Hauff mußte durch den Succeß seiner Satyren im andern Deutschland sein nächstes Vaterland von seiner Prophetengabe überzeugen. Da erst acceptirten sie honoris causa in Stuttgart die Anweisung, übertrugen ihm die Redaction des Morgenblattes, und bestatteten den früh Entschlafenen mit allen den Ehren, welche ihr einziger Novellist fordern konnte.

Von einer Reise nach Frankreich und Holland zurückkehrend lernte ich Hauff in Berlin kennen. Er hatte mich erwartet, und seine Bewillkommnung überraschte mich. Freilich knüpfte ihn sein seltsames Geschick, wie er meinte, näher an mich, er ward wegen seiner Imitation des deutschen Clauren gerichtlich verfolgt, während mich die des großen Britten zu Ehren gebracht haben sollte. Der Prozeß ist einer der merkwürdigsten im literarischen Felde geführten; seine Erscheinung schien uns in Norddeutschland unbegreiflich. Mag auch darauf die Privatkenntniß der Verhältnisse eingewirkt haben. Hauff habe, sagten mir Einige, als er den Mann

im Monde ſchrieb, eben nicht mehr bezweckt, als einen Roman in Clauren'ſcher Manier, und zuerſt in keiner andern Abſicht, als um ein Clauren'ſches Publicum zu finden; und das war dazumal in Deutſchland groß! die ſatyriſche Wendung zum Schluſſe ſei ihm erſt ſpäter in den Sinn gekommen. Der Anſchein iſt für dieſe Erklärung. Der Dichter ſprach ſich darüber nicht poſitiv gegen mich aus. Der ſittliche Unmuth, der ſich in ſeiner Controverspredigt gegen den echten Clauren entladet, iſt aber mit einer ſolchen Beimiſchung von perſönlicher Bitterkeit angefüllt, daß mir der ethiſche Groll, aus dem der Mann im Monde entſtanden ſein ſollte, ſelbſt zweifelhaft wurde. Hauff las dieſe Controverspredigt in einer feſtlichen Verſammlung der damaligen Mittwochsgeſellſchaft vor. Ein in mehr als einer Beziehung unpaſſender Aktus, an dem weder ich, als damaliger Secretair, noch Hauff ſelbſt, der von andern dazu aufgefordert wurde, ſchuld war. Ich hatte ſogar dagegen proteſtirt. Die öffentliche, durch die Anweſenheit geachteter und bedeutender Männer gewiſſermaßen ſanctionirte Verhöhnung eines Schriftſtellers, welcher, abgeſehen von allen äſthetiſchen Fragen, immer unſer Mitbürger war, durch einen hergereiſten Fremden, der dazu eigens aufgefordert ſchien, hatte jedenfalls etwas Gehäſſiges, und den Anſtrich einer Demonſtration, an die doch Niemand von uns Allen gedacht. Der Angegriffene war den Meiſten gleichgültig, der fremde Schriftſteller intereſſant; man wollte Etwas von ihm hören, etwas Neueſtes und Kurzes. Das

war die eben im Buchhandel erschienene Controverspredigt, welche man noch nicht kannte, und der Umstand daß Clauren dadurch verletzt werde, schien nicht angethan um eine eingeleitete Sache deshalb rückgängig zu machen. Mich traf dafür das Odium des Betheiligten, und die Gesellschaft der Vorwurf, daß sie eine literarische Vehme übe; unbegründet Eines wie das Andere, aber an Beides reihte sich eine ganze Verkettung von Mißverständnissen und Anschuldigungen, die bis heute fortgewuchert haben.

Ich glaubte in dem liebenswürdigen Dichter einen Freund fürs Leben gewonnen zu haben, als er nach einigen Wochen in seine Heimath zurückkehrte. Dafür sprachen auch die Worte und Versicherungen seiner Briefe. Dennoch, wie ich später erfuhr, hat er mir etwas nicht vergessen, und nahm einen Stachel mit, den er nicht hat verwinden können. Ich hatte die Anzeige seines Romans Lichtenstein für ein Journal übernommen. Begierig zu hören, was ich über ihn gesagt, folgte er mir im Dunkel der Nacht aus dem fernen Charlottenburg in meine Wohnung, betheurend, daß ihm die abgünstigste Beurtheilung recht sei, wenn er daraus lernen könne. Ich bekenne, daß ich mich weder des Romans, noch meiner Kritik mehr genau erinnere; nur weiß ich, daß Hauff's phantastisch humoristisches Talent mir nicht vorzugsweise für die ruhige Plastik des historischen Romans berufen schien. Vielleicht auch, daß meine Kritik leichter wog, als der Werth seines Werkes in des Dichters

Augen. Ich ſtand im Wahn, daß Rückſichten am wenigſten gegen Freunde angebracht ſind, und noch unpaſſender wo innerer Werth ſich über Rückſichten erhaben dünken ſoll. Ich war in meiner Jugend als Kritiker am ſchärfſten gegen die, welche mir werth waren, und gegen ſolche Potenzen, von denen ich meinte, daß ſie den Tadel wie Staub abſchütteln könnten, um rein und ſchön dazuſtehen, wenn ſie wollten. Ich habe mich oft verrechnet, und da Feinde gewonnen, wo ich einem Freunde vertrauensvoll die Hand zu ſchütteln meinte. Hauff gehörte zum irrascibile genus poetarum. Die zarte Reizbarkeit drückte ſich ſchon in ſeiner Hautfarbe aus. Es iſt mir ſchmerzlich, daß ich ſeine Stimmung erſt lange nach ſeinem Tode erfuhr. Als ich ihm die Recenſion vorlas, ſcherzte er freundlich mit mir; aber es iſt hart einen weiten nächtlichen Weg zu machen, um aus dem Munde eines Freundes ein ungünſtiges Urtheil zu hören, was dieſer noch dazu drucken laſſen will. Er gab mir officiell nur Zeichen von Theilnahme, wie die Widmung ſeiner Novellen an mich unter einer fingirten Maske beweiſt. Auch überließ er mir für das Converſationsblatt, welches ich mit F. Förſter redigirte, ſeine poeſiereichſte und gelungenſte Dichtung: Die Phantaſieen im Bremer Rathskeller, die er während ſeines Aufenthalts in Berlin geſchrieben. Wenn er länger gelebt, wir hätten uns gewiß ganz verſtändigt und wären Freunde in Wahrheit geworden. Ich habe ſeitdem gelernt, daß man auch Freunden Rückſichten ſchuldig iſt, wenn ein

Publicum mit im Spiele ist, das überall Rücksichten erblicken will.

Wilhelm Hauff starb an seinem reizbaren Temperamente. Ein hitziges Nervenfieber raffte den fünf und zwanzigjährigen Dichter, einen glücklichen jungen Ehemann und Vater, hinweg. Eine schmerzliche Erinnerung, ein grausames Spiel des Zufalls knüpft sich für mich an seinen Tod. Die Zeitungen und Briefe aus Stuttgart hatten mir die traurige Nachricht gemeldet. Da muß auf langsamen Buchhändlerwege an mich ein Brief des Todten kommen, worin er mir in wenigen gekritzelten Zeilen von seinem Bette aus seine Krankheit und baldige Genesung meldet! Noch nicht genug: nach acht Tagen kommt mit einer zweiten Gelegenheit ein zweiter Brief. Er schreibt mir freudig, er ist genesen und voll großer Plane! — Nie hat mich ein Brief mehr erschüttert.

Ein dritter Freund aus dem Reiche der Todten ist Wilhelm von Normann. Der am wenigsten gekannte, an intensivem Dichtergemüth vielleicht der begabteste unter den drei Wilhelmen. Seine Reise nach dem St. Gotthardt, seine zarte, von schöner Sinnlichkeit und feinem Witze durchschwellte Mosaik müßten ihm einen Ehrenplatz unter unsern producirenden Dichtern sichern. Die Fühlfäden seiner Empfindung, die Pinselstriche seiner Darstellung sind nur zu zart für das größere Publicum, das über den Succeß entscheidet. Sein immer nur flüchtiger Aufenthalt in Berlin verstattete zwi-

ſchen uns nur Annäherungen; unſere Lebenswege waren getrennt, wenn ſchon unſere Neigungen und Anſichten ſich begegneten. Normann's Jugendleben war, ſo viel ich weiß, reich an ſolchen Ereigniſſen, welche die ſinnige Glut eines Dichters nähren müſſen. Aus einer angeſehenen mecklenburgiſchen Familie, ſagten die conventionellen Verbindungen, die Ausſichten auf die trockenen Progreſſen im Staatsdienſt ſeinem Geiſte nicht zu. Er ſuchte, ſo früh er konnte, Befriedigung auf Reiſen, im Aufenthalt in lebensluſtigen Städten des Südens. Er gab ſich dem Genuſſe hin, ohne ihm zu erliegen. Die Verhältniſſe und zuletzt eine edlere Neigung zwangen ihn, den herkömmlichen Weg zum Staatsdienſt zu betreten. Als Preußiſcher Diplomat erhielt er eine Anſtellung bei der Legation in Hamburg, welche es ihm möglich machte, die ſeit Jahren Erwählte ſeines Herzens heimzuführen, eine junge Dame aus den weſtlichen Hochlanden mit gäliſchem Familiennamen, eben ſo ausgezeichnet durch Geiſt, Bildung und körperliche Vorzüge, als durch edle Geburt. In der beglückteſten Ehe raffte den Dichter, der das Leben zu ſchnell genoſſen, ein raſcher Tod in dem Augenblicke hin, wo er hoffte Vater zu werden. Ihm ward ein Sohn, erſt nach ſeinem Ableben, und zwar durch die Fürſorge der edlen Mutter in England geboren, damit dem Kinde des geliebten Mannes das Engliſche Indigenat erworben ſei. Normann's Perſönlichkeit war durchaus edel, mit der Sprödigkeit behaftet, die ſich gegen unedle Befleckungen wahrt. Wie in-

nig er lieben konnte, davon ſprechen ſeine Gedichte, ich habe Beweiſe, daß er auch als theilnehmender warmer Freund handeln konnte, wenn gleich die diplomatiſche Luft, die er eingeſogen, das offene herzliche Entgegenkommen, das ſogleich beſticht, verhinderte. Ein ſeltſames Anerbieten überraſchte mich einige Monate nach ſeinem Tode. Ich hatte wenige Worte über ihn drucken laſſen. Da empfing ich aus einer ſüddeutſchen Reſidenzſtadt den Brief einer pſeudonymen Dame, welche ſich erbot mir eine langjährige zärtliche Correſpondenz zwiſchen ihr und dem Verſtorbenen auszuhändigen, mit dem Wunſche: ich — möchte doch einen intereſſanten Roman aus ihrem intereſſanten Verhältniſſe componiren! Die Begriffe von Achtung für Todte ſind verſchieden. Meine für den edlen Freund wichen wenigſtens von denen der ariſtokratiſchen Dame ab, welche die ſüßeſten Geheimniſſe, den Ruf eines theuern Todten, das Zartgefühl ſeiner edlen Wittwe nicht höher anſchlug als den Kitzel, dieſe Geheimniſſe als Romanenlectüre auf den frivolen Markt gebracht zu ſehen. Schriftſteller dafür zu finden, würde ihr übrigens jetzt nicht ſchwer fallen; ſie muß wenig Bekanntſchaft in der neueſten Literatur haben, daß ihre Augen auf mich gerade fielen. — Der Wunſch mehrerer Freunde, Normann's Dichtungen geſammelt zu ſehen, iſt noch nicht erfüllt. Ich forderte dazu auf. Seine Familie in Mecklenburg ſchien darauf eingehen zu wollen; noch aber ſcheint das Unternehmen an äußern Schwierigkeiten geſcheitert.

Ein lebhafter Briefwechsel nährte zwischen Ludwig Habisch in Wien und mir eine langjährige freundliche Verbindung. Unser Wunsch uns persönlich kennen zu lernen, ist nicht in Erfüllung gegangen. Er hatte mir im Manuscript ein Gedicht zugesandt, das ich für seine poesiereichste Dichtung halte, den Meister Tod. Ich finde, erfüllt von der Lectüre, am Abend im Theater einen gemeinschaftlichen Bekannten, den Redacteur des Gesellschafters, Professor Gubitz, und drücke ihm meine Freude über das Gedicht aus, das für sein Journal bestimmt war. „Was sagen Sie zu seinem Meister Tod?" — „zu seinem Tod!" war die Antwort. Die Verwechselung zwischen Tod und Meister Tod, zwischen dem trüben realen, und dem phantastisch schönen, währte noch einige Augenblicke, bis ich mich zu meinem Schrecken überzeugte, daß der alte Volksglaube: Man solle ihn nicht an die Wand malen, seine spukhafte Hand an einen Dichter gelegt, der sonst mit dem Spuk des Aberglaubens gern Lanzen brach. Ludwig Habisch Persönlichkeit wird von denen, die ihn kannten, nicht mit dem magischen Reize von Liebenswürdigkeit umwoben geschildert, der jene Todten umgab. Seine Natur war gewiß edel; aber in dem lebelustigen Wien war sie nicht an ihrer Stelle. Sein eigentlicher Dichterberuf war vielleicht nicht bedeutend; er war ein durchaus reflectirender Geist. Seine Seele dürstete, sich mit Gleichen auszusprechen, zu verständigen über Fragen, für die man in Wien keine Ohren hat. Gern hätte er das Feld der Novellistik betreten, aber er klagte oft in seinen

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER.K.G.T.

3-598-53192-3
FN. 18550/021

Behauptungen.

Herr Doktor, sagte der Advokat Keil, einige Schritte von dem Manne zurücktretend, der ihm immer näher auf den Leib rückte, ich verehre gewiß die Plane meines guten Vaters. Bei denen aber, die mich angehen, pflege ich mir, seit ich nicht mehr von ihm abhänge, immer die Hauptstimme vorzubehalten. Im jetzigen Falle erkläre ich geradezu, daß ich eben so wenig geneigt bin, Mamsell Schild zu heirathen, als diese es seyn mag, mich zum Manne zu nehmen. —

Meine Tochter? Auf die beziehen Sie sich ja nicht. Oder wissen Sie schon etwas Bestimmtes hierüber von meiner Tochter?

Das nicht. Aber es wäre ein Wunder, wenn Sie ihre Vorliebe für Herrn Wahring nicht bemerkt hätten.

Vorliebe? Nun ja. Wahring wohnt bei mir im Hause und ist fast ihr einziger männlicher Umgang außer mir.

Und also wohl um so gefährlicher, Herr Doktor. Ich will Sie gewarnt haben, oder vielmehr Sie ersuchen, dem Verständnisse zwischen Wahring und Ihrer Tochter Ihren Segen nicht zu entziehen, da beide gewiß einander recht herzlich gut sind.

Nein, Herr Keil, fiel der Doktor höchstverwundert ein, sagen Sie, wo Sie zu so seltsamen Nachrichten kommen. — Verständniß! Herzlich gut seyn!

Briefen: wo in seiner Umgebung er die socialen, geistreichen Kreise finden solle, denen er Fragen und Antworten die ihn drückten und drängten, in den Mund legen solle? Genuß, Genuß! heiße die Losung, welche jedes Versenken in die Tiefe hindere. Daher Mißvergnügen, Trübsinn, zuweilen Verbissenheit in seinen reflectirenden Dichtungen. Der Dichter soll, auch wo er ins reale Leben sich mischt, die Flügel nicht abthun, die ihn jeden Augenblick in die heitere Aetherbläue hinauftragen, von der herab die finstern Stellen nur Punkte sind, nothwendige Schattirungen des großen Gemäldes. Noch entbehrt Wien eines Novellisten im höhern Sinne, der aus dem Leben um sich her schöpft, um es verklärt als Dichtung wieder zu geben. Aber die Elemente des Wiener Volks- und höhern geselligen Lebens sind nicht so durchaus widerstrebend, daß nicht der rechte Magus das treffende Spiegelbild finden sollte. Nur darf er nicht als ästhetischer Jeremias hintreten. Habisch, reizbaren Gemüthes, faßte das Unbehagliche zu ernst auf. Es war ein edler Ernst, der seinem Charakter Ehre macht; aber der Ernst eines Dichters muß von anderm Stoffe sein. Vielleicht hätte er in Norddeutschland die rechte Schwungkraft für sein Talent gefunden, — es stieß in Oestreich damals auch noch an andere Hemmungen. Sein Schicksal führte ihn nach Italien. Wie athmeten seine Briefe von dorther neue Luft und Lebenswärme! Er verkannte nicht, wie es bei deutschen Beamteten in Italien gewöhnlich ist, die noch lebendige Kraft in dem krampfhaften Seufzen

einer untergegangenen Nationalität. Wir durften treffliche Mittheilungen daher von ihm erwarten, als ein unerwarteter Tod den Strebenden und Hoffenden in dem herrlichen Verona überraschte. — Seine Schriften sollten gesammelt erscheinen. Graf Auersperg hatte es übernommen sie durchzusehen, zusammenzustellen. Was hindert die Herausgabe? Der Dichter würde dadurch ein Werk der Pietät üben gegen einen Freund, der mit freudiger Willigkeit den hohen Ruf des Sängers ahnete und verkündete. Sie werden, schrieb er mir ungefähr, als Anastasius Grün mir seinen Letzten Ritter zusandte, einen jungen Dichter kennen lernen, der es in vollem Sinne des Worts ist, und zu den höchsten Erwartungen berechtigt, einen östreichischen Edelmann aus der höchsten Aristokratie des Landes, dem die Poesie mehr ist als schöne Pferde und Mädchen, ja dem sie kein angenehmes Spiel, sondern eine Göttin ist, der er in demuthvoller Hingebung dient. —

Wilhelm Neumann war schon ein Mann, als ich Jüngling war; mit seinen Erstlingsversuchen war er zur Zeit der romantischen Schule aufgetreten. Aber seine Muse, lange erdrückt von Amtsgeschäften, oder der seltenen Bescheidenheit, die den freundlich Schüchternen charakterisirte, regte sich wieder unter uns Jüngern, wenn auch nicht mehr producirend, doch reflectirend. Aber wenn Liebe die Weihe der Dichtung ist, so war seine Kritik Poesie. Er zerrte den Dichter nicht auf ein Prokrustesbett seines kritischen Systems, sondern ließ sich

herab, erhob sich zu ihm, und sich in ihm mit Liebe versenkend, gewann er durch Anstrengung den Standpunkt, von dem aus der Dichter geschaut, gefühlt, componirt hatte. Von hier aus konnte er, ihm folgend, ihn führen. Jeder Beurtheilte war mit Neumann's Kritik zufrieden; auch seine Strenge überzeugte, seine Freundschaft hinderte ihn nicht die Schwächen und Irrwege des besten Freundes darzulegen. Niemand hat Chamisso als Dichter strenger gerichtet, und Neumann war Chamisso's nächster Freund. Er war es, der Börne's Talent in meisterhafter Art in den Hegelschen Jahrbüchern würdigte und erhob, er aber auch, der mit allen Zornblitzen ethischer Entrüstung dessen spätere unsinnige Schriften traf. Die zündenden Wetterschläge, in den Brockhausschen Blättern gegen Börne, die man mir zuzuschreiben die Ehre angethan hat, rühren von Neumann her. Wäre ich ein Thränodist, der an der Zukunft verzweifelte, nennte ich ihn: den letzten deutschen Kritiker. Er war es in seiner Art; aber weshalb soll die Art nicht wiederkommen, wenn die Abarten und Unarten sich selbst überlebt haben! — Ich stand im freundlichen Verkehr mit ihm; verschiedenes Alter, getrennte Lebenswege und die selten sich erschließende stille Natur Neumann's hinderten aber eine nähere Verbindung. In Fülle der Gesundheit unternahm er eine Geschäftsreise; wenige Tage darauf kam aus Brandenburg die Nachricht von seinem plötzlichen Tode. Seine Schriften sind, durch Freundeseifer gesammelt, bei Brockhaus erschienen. Sie

verdienten bekannter zu werden, als es der Fall ist. Seine Art war nicht, sich selbst bekannt zu machen. —

Noch ein Wort über einen letzten Wilhelm, der mir freundlich nahe im Leben stand. Durch seine Erziehung und frühere Lebenswege gehörte er nicht der Literatur an. Er nannte sich selbst am liebsten einen Fabrikanten, und erst lange nach dem vierzigsten Jahre, als wiederholte Unglücksfälle den Betrieb seiner chemischen Fabriken untergraben, ergriff er die Feder. Geschah es gleich mit einer merkwürdigen Gewandtheit, und fand er sich, wo man ihn hinwies, zu Hause, so ist sein literarischer Name doch kaum weit über Berlin hinaus bekannt geworden. Ich rede von Wilhelm Albrecht, der mich mehrere Jahre in der Redaction des Freimüthigen unterstützte, dann einige Zeit ihn allein fortsetzte und später am Gesellschafter und der Haude- und Spenerschen Zeitung thätig war. Besaß Jemand ein geborenes Genie zu einem Feuilletonisten, in Deutschland überhaupt selten, so war er es. Er schrieb mit gleicher Geläufigkeit, Wärme und Geist über alle Gegenstände, die der Redacteur besprochen wünschte. Heute über alte Militairmusik, und Militairröcke, einen humoristischen Biersiedler, über Straßenreinigung und Theater, und morgen über Zelters moralischen und Gentz politischen Charakter. Und was er schrieb, waren nicht leere Phrasen, es hatte Hand und Fuß, warm und lebensfrisch bei diplomatischer Schärfe und Feinheit. Die pikanten Bemerkungen und Wahrnehmungen stützten sich auf selbst

erlebtes, auf ausgebreitete Kenntniß. Nur wo die Wissenschaft und Bücherkunde vom Leben sich trennte, ging ihm die Kraft ab. Man durfte ihn nicht in diese Felder weisen. Er war, in der kurzen Zeit, daß er es war, ein Schriftsteller, wie wir deren wenige in Deutschland besitzen, einer der das Leben studirt hatte, nicht um es zu beschreiben. Als der Zufall ihn dahin führte, brauchte er nur die Feder in den reichen Stoff seiner Erlebnisse zu tauchen. Das Leben hatte ihn den richtigen Takt gelehrt, nie zu viel zu geben und am rechten Orte zu schweigen; ein Takt, der bei Schriftstellern, die es von der Wiege auf sind, selten vorkommt. Berlin verlor in ihm einen trefflichen Historiographen seiner Sittengeschichte, und es ist zu bedauern, daß er nicht dazu kam, seine Sittengemälde aneinander zu reihen und zu ergänzen. Wilhelm Albrecht, aus einer angesehenen Familie, Sohn eines Vaters, der höhere Staatswürden bekleidete, aus Wahl und Neigung dem industriellen Leben gewidmet, war klein und verwachsen von Gestalt, aber, was so selten damit zutrifft, von der heitersten Laune, von einem trockenen gutmüthigen Humor und einer der liebenswürdigsten Gesellschafter. Sein scharfer Verstand, sein reicher Witz ließen ihn nie sich überheben. Selbst wo er den Beobachter spielte, schien er nur zu genießen. Er hatte das Leben genossen, ohne einen Ueberdruß zu finden, ohne zu den Mürrischen, zu den Verdrossenen und Zerrissenen sich zu neigen. In den Verfall seines Glückes brachte er Heiterkeit und Muth mit, ohne den es unmöglich gewesen wäre,

in seinen Jahren noch eine ganz neue Laufbahn mit der heitern Energie zu beginnen. Man muß ihn in seiner Beschränktheit gesehen haben, wie er die kleinste Oekonomie mit Geschmack, Ordnungssinn und Phantasie sich behaglich zu machen wußte, um ihn auch als Menschen achten und lieben zu lernen. Nach dem ersten Anfall eines Schlagflusses, der ihn zuletzt fortraffte, sagte er mir, fast mit entzücktem Blicke: „Wenn das der Tod war, so ist er nicht so schlimm, als man meint."

Das waren meine Zeitgenossen in der Literatur, damals die Junge. Wir nannten sie aber nicht so. Es ist ein schlimm Ding sich auf Jugend brüsten, wie es umgekehrt, der verbesserlichste Fehler ist, den man uns vorwerfen kann, daß wir noch zu jung sind. Ob ich alles von ihnen gesagt, was ich weiß? Wer verlangt das? Und wenn man es hören wollte, wo giebt mir der Todte aus seiner Gruft das Recht, was ich nicht hatte, als er lebte, alles von ihm zu sagen, was ich wahrnahm, wie er die Feder hielt, und welchen Illusionen er sich hingab? Sie alle wärmten sich an der einen Illusion, daß das Böse mit dem Guten zu überwinden sei, und hielten die Stunden des Mißmuths, wo uns die Verhältnisse in ihrer Erbärmlichkeit und Verderbtheit erscheinen, noch nicht für endliche Offenbarungen der ewigen Wahrheit. Denn Niemand bürgte ihnen, daß wo die Schleier der angenehmen Täuschungen vor ihrem Seherblick zerrissen, das nackte Bild dahinter nicht noch ein gemalter Vorhang sei, der vor einem noch schärfern Seherblick auch noch zerreissen und eine neue Perspective

eröffnen könne. — Aber gegen manche Lebende vergienge ich mich, wenn ich dieſe Todten allein meine Freunde nennte, die mir nahe ſtanden im Streben und Wollen. Doch der Wege ſind ſo viele im Leben; die auf einem und demſelben ausgingen, trennen und verlieren ſich leicht, ſo lange ſie noch ſuchen. Wie viele jüngere Freunde führte ich in die Literatur ein — ich ſammle ihre Namen vielleicht ein andermal — und machte auf ihr Talent aufmerkſam. Sie haben ſich emancipirt, loben ſich unter einander, und beweiſen mir, daß ich keines habe. Ein Thor, der darum meinte, daß es keine Pietät mehr gebe. Nur will die Pietät zu verſchiedenen Zeiten ihre beſonderen Formen. Die Zeit der alten Heiligen iſt vorüber, Heilige wird es aber immer geben müſſen. Man will Herzöge ſehen, und das Gefolge iſt da. Was können ſie, was kann ich dafür, daß unſere Anſichten nicht mehr ſtimmen! Ich zähle aber auch noch Freunde, die meine Altersgenoſſen ſind. Wir treffen uns gelegentlich und ſchütteln uns die Hände und wenden uns dann, weiterziehend, den Rücken. Vielleicht aus der thörichten Beſorgniß, daß man eine Bundesbrüderſchaft wittern, und unſere Unabhängigkeit verdächtigt werde. Unſere Gegner haben recht, wenn ſie uns darum ſchelten. Es iſt ein Urerbfehler im deutſchen Blute. Aber iſt, weil die Deutſchen im Guten nicht zuſammenhalten können, darum in Deutſchland nichts Gutes zu Stande gekommen? Später einmal von dieſen meinen Freunden; es iſt auch darüber viel gefabelt worden. In ihren Anſichten können ſich zwei nicht widerſtrebender begegnen

als Heine und ich. Wir sind uns Beweis dafür, daß bei durchaus divergirenden religiösen, ethischen und politischen Tendenzen, doch ein geistiges Zusammenhalten, eine Freundschaft der Bildung möglich ist. Tausenderlei Verbindungswege sind im Reiche des Geistes. Immermann, den ich als den kräftigsten Geist unter den heut schaffenden ehre, als einen Dichter, der es im höchsten Sinne des Worts sein würde, wenn er vielleicht minder eingedenk gewesen wäre seines bedeutungsvollen Namens, steht in jenen Tendenzen meinen Ansichten am nächsten, und doch waren die freundschaftlichen Berührungen zwischen uns bis da noch immer so spröder Art, als man uns in willkührlicher Annahme in Verbindung gebracht und Schutz- und Trutz-Bündnisse zwischen uns erfunden hat, von denen nichts wahr ist, als meine Achtung für seinen Genius.

Gedichte.

Das Hochzeitslied.

Romanze von Rudolf Hirsch.

In der Laube höchster Krone
Sipt ein munter Vögelein
Auf dem grünen Blätterthrone,
Singt manch' Liedchen zart und fein.

Von dem Lied herbeigezogen
Horcht ein Mägdlein jenem Sang
Unter'm weichen Laubenbogen —
In dem Herzen Sehnsuchtkrank.

Wohl schwirt ihm die Brust zu schwellen
Seines Liedes Melodie,
Und des keuschen Busens Wellen
Hebt der Töne Harmonie. —

Und bald naht dem Baum ein Schüze,
Der sich edles Wild erkor,
Blicket nach des Baumes Spize,
In der Hand sein Feuerrohr. —

Hast du, Vöglein! singen müssen?
Da Gesang nur dich verrieth;
Wirst nun für dein Singen büßen,
Sieh! der Jäger näher zieht!

Eine flüchtige Minute —
Trifft des Jägers Todesblei —
Liegt das Vöglein in dem Blute
Und es iſt mit ihm vorbei. — —

In des Baumes Schattenhülle
Zielt der Schütz' nach ſeiner Beut',
In der Laube trauter Stille
Horcht dem Lied entzückt die Maid.

Einem Herzen bringt das Singen,
Vöglein's Lied, ein ſüß Gefühl,
Und das Zweite, ſoll's gelingen,
Schickt den Tod nach jenem Ziel!

Und der Schütz hebt ſorglich leiſe
Nach dem Baum ſein Mordgeſchoß,
Da regt ſich's im nahen Kreiſe:
Aus der Laube grünem Schooß.

Tritt das Mädchen ihm entgegen,
Spricht, das Auge engelſchön:
„Jägersmann! was willſt Du hegen,
„Laß das Vöglein in den Höh'n!

„In des Baum's ſmaragd'nem Dache
Singt der Vogel Melodien,
„Haucht der Liebe Seelenſprache —
„Und Du könnteſt morden ihn? —"

„Wie der Jäger Sie geſehen
Senkt er ſeine Flinte leiſ',
Denn es iſt um ihn geſchehen
In des Mädchens Zauberkreis.

Hoffend blickt er und beklommen
In des Mägdlein's Angeſicht,
Ihm iſt jetzo heiß erglommen
In der Bruſt der Liebe Licht.

Ich nehme mein Wort nicht zurück. Besser Sie geben dem Liebeshandel Ihren Beifall, als daß Sie ihn so heimlich wie zeither fortführen lassen. Erst diesen Morgen ging ich zufällig hier durch's Haus. Von niemand bemerkt, hörte ich recht gut, was Herr Wahring zur Mamsell sagte, indem er ihr einen Kanarienvogel zustellte. Es gab Anspielungen auf ein ewig gefangenes Herz und dergleichen. Ich hörte auch, daß Mamsell ihm erwiederte, der Vogel solle gewiß unzählige Küsse von ihr erhalten, wobei sie allezeit an den Mann denken würde, den sie noch viel lieber küsse, als den Kanarienvogel.

Nicht da?

So kommen Sie mir nicht, Herr Keil. Das sind Flausen. Um die Lüge recht plausibel zu machen, haben Sie freilich etwas Wahres eingewebt. Denn einen Kanarienvogel hat Minona diesen Morgen allerdings in's Haus gebracht. Aber das vom Küssen kommt jetzt bei mir gar sehr zur Unzeit, da ich recht gut weiß, daß es meinem Wahring nicht im mindesten um Minonen zu thun ist. Ein einziges Wort von mir würde Sie ganz blos stellen, Sie erschrecklicher Lügenschmidt.

Herr Doktor, keine Anzüglichkeiten. Ich erbiete mich zum Beweise der Wahrheit meiner Aussage. So

Selig hält er Sie umſchlungen,
Fühlt des Herzens raſchen Schlag:
'In ſein Herz iſt eingedrungen
Erſter Liebe Sonnentag. — —

Beide ruh'n im Liebestraume
Von der Minne Luſt durchglüht —
Und das Vöglein auf dem Baume
Singt dazu ihr — Hochzeitslied.

Das Mauerbild zu Engelsbach.

Thüringiſche Volksſage.

Matt von des Tages Strahle
Schlief unter einem Baum
Ein Landmann dort im Thale,
Und träumte ſüßen Traum.

Er ſah mit Wonnebeben
Ein lichtes Engelsbild
Herab aus Wolken ſchweben
Zu ſich in's Thalgefild'.

Das flüſtert' ihm zu Ohren:
„Auf, meißle in den Stein,
„Der dort ſich zeigt verloren,
„Das Paradies hinein!"

Er blickte nach der Stelle,
Sah einen Stein von Sand
In ſanfter Sonnenhelle
Am nahen Bachesrand;

Sprang auf, grub mit dem Stahle,
Den ihm der Engel bot,

Des Paradieses Male
Bis spät zum Abendroth.

Baum, Schlange, Vöglein, Affen,
Das erste Menschenpaar,
Wie's Gott, der Herr, geschaffen,
Stellt' er getreulich dar.

Und als das Bild vollendet,
Erwacht er aus dem Traum,
Sieht's hell sich zugewendet,
Und traut dem Blicke kaum.

Es steht's noch in der Mauer,
Im Wetter, ohne Dach,
Und doch von ew'ger Dauer,
Beim Dörflein Engelsbach.

Adolf Bube.

Gedichte von Wilhelm Kilzer.

Natur- und Menschenleben.

Welch stilles Weben, welch geheimes Walten,
Natur, in Dir! Welch seliges Gestalten!
Wohin mein Blick nur sieht, erspäht er Leben:
Das Gräschen strebt, zum Licht sich zu erheben,
Die Ranke windet sich hinan, es drängen
Die Keime sich empor aus dunkeln Gängen.
Dazwischen in dies Pflanzenleben schlingen
Die Flüge sich von tausend Schmetterlingen.
Belebt von Würmern sind die grünen Blätter,
Darüber schweben Vögel mit Geschmetter.
Sie sind die Sprecher für die Stummgebornen,
Sie sind die Freien, sind die Auserkornen.

Und in dem weiten All mit Deiner Liebe
Stehst Du, o Mensch, mit Deinem Flammentriebe!
Und über Dir und über Allem waltet
Der ew'ge Geist, der Alles dies gestaltet.
Er ist in seiner Welt so ganz versunken.
Von seiner Liebe glüht in Dir ein Funken.
O, schüre ihn zur Flamme, daß er brenne,
Daß man in Dir die Gottheit auch erkenne!
Laß leuchten Deiner Liebe Morgensterne
Hinaus in's Dunkel, in die öde Ferne,
Daß sie Verirrten eine Leuchte werden,
Den Himmelsweg zu finden auf der Erden!
Licht ist so schön! Sei Du ein Licht vom Lichte
Ein Sprüchlein aus dem göttlichen Gedichte,
Daß sanft es in das Herz der Menschen töne
Und ihren stillen Lebensweg verschöne.
Glut ist so rein! Sei Liebesglut und Flamme
Und zeige, daß sie von dem Himmel stamme:
Erwärme Herzen, die im Frost beharren
Und mache weich die Fühllosen und Starren.
Die Jugend kränzt ihr Haupt mit Frühlingsrosen,
Sie fraget nicht, ob Winterstürme tosen.
Erhalte Dir, o Mensch, der Seele Jugend
Und schmücke Dich mit Rosen stiller Tugend.
Gott sieht auf Dich! O, sei ein Gottgeweihter,
Dann wird Dein Leben still und morgenheiter,
Dann dringst Du tiefer in der Schöpfung Leben,
Erkennst ihr Walten und ihr reges Weben;
Dann ringt Dein Geist aus irdischer Verkleidung
Sich frei empor. Welch schöne Vorbereitung
Ward Dir hier schon auf dieser Morgenerde;
Du scheidest von ihr ohne Klaggeberde.

Der Adler.

Sieh' dort, ein Adler sinkt! Getroffen
Den Flügel hat des Jägers Pfeil.
Wie schmerzlich! Ach, die Wunde offen!
Du stolzer Aar, ist das dein Theil?
Er sinkt. Krampfhaft reckt er die Flügel,
Sträubt zürnend das Gefieder auf;
Wohl möcht' er über Thal und Hügel,
Fortsetzen seinen Sonnenlauf.

Der Blick wie stolz, obgleich umnachtet,
Nur einzeln stöhnt ein Klagelaut!
O Adler, der nach Freiheit schmachtet,
Sie wird nie mehr von dir geschaut!
Den Jäger freuet dein Verwunden,
Er rühmt sich, daß er dich erlegt.
Schon ist ein Kerker dir gefunden,
Wo sich kein stolzer Flug bewegt. —

Mich hat ein Mißmuth überfallen,
Es wird ein alter Schmerz erneut:
Ein Aar ist es, der mir vor allen
Den reichsten Stoff zu Klagen beut.
Kennt ihr den Aar, der sonst verwegen
Hinschwebte ob dem deutschen Land,
Bei dessen kühnen Flügelschlägen
Die Seele Freiheitsluft empfand?

Kennt ihr den Aar? Ach, nicht zu kennen
Ist er in seinem Siechthum mehr!
Dürft' ich ihn einen Phönix nennen,
Hofft' ich auf seine Wiederkehr.
Die Flügel sind auch ihm gebrochen!
O, deutscher Aar, wie bist du matt!
Mein Herz, halt ein mit deinem Pochen,
Das Elegie'n für ihn nur hat!

Beim Adler der am Boden trauert,
Denk' ich des armen Sänger's auch,
Der, von der Mitwelt nicht bedauert,
Hinwelket, wie ein dürrer Strauch.
Die Flügel sind auch ihm gebunden,
In Sonnenhöhen wär' er gern;
Doch ach! wie selten sind die Stunden,
Wo ihm erglänzt ein heit'rer Stern.

Das Leben drückt ihn matt zu Boden,
Es nimmt ihn hart in seine Pflicht,
Und er muß weilen bei den Todten:
Der Sonnenaufgang lockt sie nicht.
Hinauf! hinauf! dem Höhenzuge
Giebt sich so willig hin der Geist.
Hinauf, wo frei vom Sinnentruge
Die Wahrheit Seligkeit verheißt.

Die Dichtung ist der Wahrheit Blüthe,
Die Sonnenblüthe jener Welt,
Die in das menschliche Gemüthe
In einzeln schönen Stunden fällt.
Ach, wie beglückt, wer sie darf pflegen,
Vom Menschentreiben nicht bedrängt —
Der Adler will die Flügel regen,
Doch wehe! er ist eingeengt!

Du Adlerlied, hast bitt're Schmerzen
In trüber Seele mir erweckt,
Nacht ist es im bewegten Herzen,
Das bange Wehmuthsstille deckt.
Die Adler streben; doch sie sinken
Oft, wenn ihr kühner Schwung sie freut.
Wird nie ein Freiheitsmorgen winken,
Wo sich ihr stolzer Flug erneut?

Der Entfernten.

Liebſte, ich möchte ſo gerne Dir ſchreiben!
Mit Dir zu reden, welch' heftiger Drang;
Doch ich vermag heut' nicht ruhig zu bleiben,
Immerhin zwingt's mich zum wechſelnden Gang.

Bin ich im Garten, ſo muß ich in's Zimmer,
Bin ich im Zimmer, dann eil' ich hinaus.
Ewige Unruh' und immer wird's ſchlimmer,
Ruhe nicht find' ich im Garten, im Haus.

Könnt' ich den Lüften ein Briefchen diktiren,
Schrieben ſie's auf mit balſamiſchem Hauch;
Könnt' ich mit Roſen und Veilchen es zieren,
Wie es bei Liebenden iſt im Gebrauch;

Wollten die Vögel auf glücklichen Schwingen —
Ach, wie beneid' ich die Vöglein ſo ſehr! —
Wollten ſie, Liebchen, ein Briefchen Dir bringen:
Wahrlich, Du hätteſt zu klagen nicht mehr.

Laß mich im Drange Dich geiſtig begrüßen,
Nimm Dir zur Hülfe, was all Dir erſcheint!
Siehſt Du am Morgen den Thau auf den Wieſen,
Denke, mein Liebſter hat um mich geweint.

Siehſt Du ein Wölkchen im ſonnigen Glanze,
Denke, er lächelt, weil er mich erſpäht;
Flüſtern die Blumen im duftigen Kranze,
Glaub' er denkt meiner in ſeinem Gebet.

Ziehen die Vögel auf fröhlichen Schwingen
Ueber Dir hin mit melodiſchem Klang,
Denke, jetzt will er mir Lieder auch bringen,
Will er mich feiern mit Jubelgeſang.

Wieder, wenn Nacht ihre ſchattigen Schleier
Ueber die ſchlummernde Erde hinzieht,

Wenn dann zur ernſten nächtlichen Feier
Glänzend manch Sternlein zur Erde hin ſieht:

Glaube, jetzt möcht' er mich ſtrahlend umſchweben.
Möchte mich grüßen mit ſeligem Schein,
Ruhe der Himmliſchen möcht' er mir geben,
Wonnige Träume aus Eden verleih'n.

Glaube das Alles, nicht wirſt Du Dich trügen,
Durch Dich ja werd' ich ſo innig belebt;
Aber Den kann nicht das Schreiben vergnügen,
Welcher im Geiſte Dich ſelig umſchwebt.

Laßt mir den Schlummer!

Laßt mir den Schlummer,
Laßt mir den Traum!
Laßt mir der Fernſicht
Roſigen Saum!

Nächtliche Schatten
Ziehen umher,
Machen das Leben
Bang mir und ſchwer.

Nur in der Ferne
Dämmerungsſchein,
Und zum Vergeſſen
Schlummer allein!

Leben, wie öde
Ward mir dein Raum!

Laßt mir den Schlummer,
Laßt mir den Traum!

Das kranke Kind.

Am Krankenbett des Kindes steht
Die Mutter still im Schmerz.
Es spricht ein inniges Gebet
Ihr tief betrübtes Herz.

Bald sieht sie auf das kranke Kind,
Bald in den Lenz hinaus.
Im Laube spielt der Abendwind
Allein vor ihrem Haus.

Sonst saß sie mit dem Kindlein auch
Wohl draußen auf der Bank.
Da scherzt' mit ihm der Abendhauch —
Nun ist es, leider! krank.

Wie sie an das Vergangne denkt,
Ertönt ein Glöcklein hell,
Und eine düst're Ahnung senkt
Sich in die Seele schnell.

Das Todtenglöcklein ist es ja,
Wie da die Mutter bangt!
Vielleicht ist schon der Engel nah,
Der auch ihr Kind verlangt.

Schnitteridylle.

Er.

Ei, Mädel, Du ſchneidſt
So tief in die Frucht!
Du haſt nicht vergebens
Die Sichel geſucht.

Wie roſig erglühen
Die Wangen nicht Dir!
Wie prangt Dir am Mieder
Der Feldblumen Zier.

Der Sommerhut ſchmücket
Ein ländlicher Kranz.
Wie funkelt das Alles
Im ſonnigen Glanz!

Du ſchneidſt und ſchneidſt —
Wie ſchnell iſt's gethan!
O ſieh' mich, lieb Mädel,
Doch einmal nur an!

Die Liebe, die haſt Du
In's Herz mir geſä't.
Sieh', wie ſchon zum Schneiden
In Aehren ſie ſteht.

Komm', laß Dich erbitten!
Mein Herz, es ſei Dein!
Du ſollſt ja hier immer
Die Schnitterin ſein!

Sie.

So laß doch beſehen
Die Frucht mich einmal!

Wie dünn noch die Aehren,
Wie ſchwach und wie fahl!

Die Schnitterin kann hier,
Darf's glauben, nichts thun;
Hier müſſen noch Sichel
Und Schnitterin ruh'n.

Laß reifen die Aehren
Und gelbt ſich die Frucht,
Iſt's möglich, dann wird auch
Die Sichel geſucht.

Bis dahin verſcheuche
Die Sperlinge fein,
Und bitte den Himmel
Um ſonnigen Schein!

Der Rautenkranz.

(Eine vaterländiſche Sage.) *)

Zu Würzburg der alten Biſchofſtadt,
Da ſaß im dämmernden Saal,
Wo an den goldenen Säulen matt
Und zitternd ſich brach der Ampel Strahl,
Mit bleichen Wangen und matter Hand
Der Kaiſer, Friedrich der Rothbart genannt,

*) Die dem Gedichte zum Grunde liegenden Thatſachen finden ſich in Hunting Braunſchweigiſche Chronik. Bl. 157, in Spangenbergs Chronik Bl. 275 b, und in Spener de Arte Heraldica.

ungern auch Mamsell Minona im ersten Momente sich die Szene von heute Morgen wird vorrücken lassen, so kommt sie doch dadurch ihren Wünschen auf einmal viel näher. Wollen Sie vielleicht nach der Mamsell schicken?

Ja, das will ich, sagte der Doktor erhitzt und rief hinaus. Aber der Bediente versicherte, daß Mamsell Minona nicht da wäre.

Nicht da? Wo sollte sie denn seyn? Ehe aber der Doktor noch selber nachgesehen hatte, langte ein Billet von ihr an.

Der Mund blieb ihm weit offen, als er es gelesen hatte. Das Blatt fiel ihm aus der Hand und er sprang entrüstet mit beiden Beinen darauf. Ich Tölpel ich, rief er, und der Advokat Keil sagte, daß es ihm leid thun würde, wenn sich vielleicht seine Nachricht schon jetzt auf eine unangenehme Weise bestätigte.

Aufklärung.

Herr! rief der Doktor und faßte dazu den jungen Mann bei beiden Armen, Herr! ich möchte Sie auffressen, und das nicht vor Liebe, sondern vor Bosheit, denn mein Plan auf Sie ist Schuld daran, daß ich so Knall und Fall meine leibliche Tochter selbst entführt habe.

Urplötzlich in der schwülen Nacht *)
Packt ihn der Krankheit finst're Macht,
Als er noch ob der Arbeit saß;
Er ordnet' sann und schrieb und las,
Wollt Vieles heute noch berathen
Ob es auch Mitternacht bald war;
Weil auf den andern Tag geladen
Er Deutschlands edle Fürstenschaar. —
— Die Pagen schlummern Alle fest,
Der Kaiser sie ruhig schlafen läßt;
Wie auch das Fieber eisig kalt,
Dann wieder glühend ihn überwallt.
Still denkt er bei sich: „G'ist nicht gut
Daß man dem Volke kund es thut,
Wie durch des Kaisers Majestät
Ein Schauer Todesfurcht geweht.
Stünd ich an meines Lebens Ziel;
Wohl denn! — ich trug der Kronen viel;
Nie ließ mich ihre Last verzagen,
Will auch die letzte muthig tragen!
Die Todtenkron ist ja nicht schwer." — —
— Da ward es finster um ihn her —
Laut ruft er aus: „Herr Gott ich befehle
Dir meine Völker und meine Seele!" —
Doch eh' der Kaiser gebetet aus,
Weht es, wie Geisterschritt, durch's Haus.
Ein blonder Knab' in weißem Gewand
Im einsamen Lager des Kaisers stand.
Um's Haupt strahlt's ihm wie Sternenschein,
Ein frisches Rautenkränzelein
Trug er in seinen kleinen Händen,
Und thät sich also zum Kaiser wenden.

*) Die Begebenheit ereignete sich im Juli d. J. 1180.

„Mich sendet Gela, *) die fromme Maid,
Nehmt lieber Herr, was sie Euch beut.
Ein banger Traum gab ihr die Kunde
Von Eurer Noth in dieser Stunde,
Da flocht der Raute heilend Kreut
Zum Kranz für Euch die Himmelsbraut.
Ihr Glaube, daß da Geister leben,
Die freundlich hin und wieder schweben
Entfernte Seelen zu verbinden,
Ließ sie in mir den Boten finden.“ —
D'rauf er des Kaisers glühend Haupt
Sanft mit dem kühlen Kranz umlaubt.
Verschwand dann, still, wie er gekommen,
Kein Diener hat ihn wahrgenommen.
— Der Kaiser aber sank entschlief.
Bis schmetternder Trompetenklang
Ihn aus dem tiefen Schlummer rief,
Dem er sich neugestärkt entrang.
Schon war es laut im Schloß geworden,
Denn weit und breit von allen Orten
Die Fürsten hier versammelt waren,
Und der Gefolge bunte Scharen
Erfüllen Hof und Hallen dicht.
Da säumt auch Kaiser Friedrich nicht
Den Purpurmantel zu verlangen,
Kaum war der leicht ihm umgehangen,
Als er auch schon den Saal verlassen,
Hinschreitend durch des Volkes Gassen.
Der Rautenkranz im gold'nen Haar
Gab ihm ein Ansch'n wunderbar,
Die Diener flüstern und sehn sich an,

*) Gela, die Jugendgeliebte Friedrichs wie er noch auf seiner väterlichen Burg in der Wetterau lebte; als Friedrich Herzog von Schwaben ward nahm sie den Schleier, ihr zu Ehren ward die Stadt Gelnhausen erbaut.

Als er zum Thronsaal schritt hinein.
Dort harrt schon Albrechts, des Bären, Sohn:
Der tapfere Bernhard. — Der Treue Lohn
Soll heut' ihm werden, drum hat ihn gerufen
Der Kaiser vor seines Thrones Stufen.
Jetzt kniet er nieder, das Sachsenland
Als Lehn zu empfahn aus des Kaisers Hand.
Und neben sich hat er den Schild gestellt:
Fünf schwarze Balken im goldenen Feld.
Rings um in herrlichen Prachtgewanden
Des Reiches Würdenträger standen,
Und durch der Fahnen bunten Kranz
Strahlt ihrer Wappenschilder Glanz.
Und also der Kaiser zu Bernhard spricht:
„Dein Schild, wie er da vor mir liegt,
Gleicht dem von Anhalt, Deinem Vetter;
Drum wähl ein Unterscheidungszeichen:
Der Schild des Helden, der mein Retter,
Darf keinem andern fürder gleichen!“ —
D'rauf Bernhard feurig und doch mild
Hindeutend auf sein Wappenschild:
„Daß ich bei Braunschweig aus den Klauen
Des Löwen Euch herausgehauen,
Ist deutlich wohl darauf zu schauen:
Seht hier schräg durch den Schild den Hieb,
Der mir als Angedenken blieb,
Daß treu ich über Euch mich beugte,
Eh' Heinrichs Schwertschlag Euch erreichte;
Dem Wappen Anhalts fehlt dies Zeichen,
Mir bleibt's ob alle Farben bleichen! —“
Der Kaiser aber sprach mit Huld:
„Sollt an eine ew'ge Schuld
Dein Schild mich mahnen immerdar?
Das wär nicht ritterlich, fürwahr!
Drum mög'st ein andres Zeichen wählen,

Gewährung ſoll Dir nimmer fehlen! —"
„Wohlan denn," Herzog Bernhard ſpricht,
Und ſchauet dem Kaiſer in's Angeſicht,
„Der Rautenkranz in Deinem Haar
Der iſt ſo alles Stolzes baar;
Doch ſchmückt er Dich ſo kaiſerlich,
Mit dieſem Kranze beſchenke mich!"
Da ſchweiget der Kaiſer und ſinnet tief,
Und durch den Saal ein Murmeln lief.
D'rauf löſet er raſch den Kranz aus dem Haar
Und reicht ihn dem edlen Herzog dar
„Die Liebe thät den Kranz mir weben,
Die Treue hat ihn als Lohn verlangt
Drum darf ihn Dankbarkeit wohl geben!"
Und um des Herzogs Heerſchild rankt
Der Kaiſer ihn mit eig'ner Hand:
„Als treuer Lieb' und Demuth Pfand
Wo durch den Schild der Hieb gegangen,
Der Rautenkranz fortan ſoll hangen!
Wie er des Schildes Narbe deckt,
So mög' er jede Wunde heilen;
Ob dicht ſie an des Thrones Säulen,
Ob ſie auch blute tiefverſteckt.
Mög um Dein Haus und Volk ſich ſchlingen
Und Euch des Himmels Segen bringen!" —

* * *

Und was der Hohenſtaufe ſprach
Blieb wahr, bis auf den heut'gen Tag.

Hermann Matthäi.

Sanct Benedeck *) mit dem Säckel.

Legende.

Bei Trentſchin in einer Höhle
Lebte Benedeck, der Fromme,
Sich dem Dienſt des Herrn nur weihend
Unberührt vom Zeitenſtrome.

Viel der Gläub'gen, viel der Armen,
Kamen zu des Siedlers Klauſe,
Und getröſtet ging ein Jeder,
Mancher auch beſchenkt nach Hauſe.

Denn ein Säckel ward ihm eigen
Der, ſo oft hinein er langte,
Stets fünf Ung'riſch barg, zur Spende
Für Bedürft'ge und Erkrankte.

Bald von dieſem Wunder hatte
Sich verbreitet rings die Kunde,
Und gewandert kam zur Höhle
Was da lebte in der Runde.

Saßen einſt zwei Raubgeſellen
Halb berauſcht ſchon vom Getränke,
Als vorbei die frommen Pilger
Zogen an der Straßenſchenke.

Und zu jener beiden Ohren
Schollen laut der Pilger Worte,
Die von Benedeck, dem Heil'gen,
Sprachen, und vom Gnadenorte.

Auch erzählten ſie vom Säckel,
Der durch wunderbare Weihe,

*) Nach der ungariſchen Ausſprache für: Benedict.

Wenn der Fromme ihn eröffnet
Immer sei gefüllt auf's Neue.

Und nach jenem Gut erwachet
Wilde Habgier in den Beiden,
Und beschlossen ist's, noch heute
Soll ihr Aug' an ihm sich weiden.

Schwere Knittel in den derben
Mordgewohnten Fäusten schwingend,
Eilen sie an's Werk, die inn're
Regung, die sie warnt, bezwingend.

Bald auch sieh'n sie vor der Höhle
Spähn hinein mit scheuen Blicken,
Sieh, dort liegt der Klausner, ihnen
Zugewendet seinen Rücken.

Vor dem Cruzifixe eben
Beugte er sein Haupt zur Erde,
Und sie scheinens fast zu fürchten
Daß er sich erheben werde.

Doch der Eine winkt dem Andern,
Neu entflammt von Gier die Wangen,
Nach dem Säckel weisend, welcher
In der Felswand aufgehangen.

Und sie schleichen auf den Zehen
Zu dem Betenden sich leise
Und die schweren Knittel schwirren
Durch die Luft in weitem Kreise.

Blutend vor dem Cruzifixe
Stürzt Sanct Benedeck zusammen,
Mit dem Säckel fliehn die Räuber,
In der Brust der Hölle Flammen.

In der Straßenſchenke wirbet
Eigen Weibe, trunkne Zecher,
Froh des glücklichen Gelingens
Leerend Becher jetzt auf Becher.

Spät erſt ruft den Wirth der Eine
Um die Zeche zu bezahlen,
Langt hervor den wunderbaren,
Säckel dann, mit frechem Prahlen.

Aber wie er ihn eröffnet
Iſt kein Pfennig drinn zu ſehen,
Starr wie Säulen da die beiden
Räuber vor Erſtaunen ſtehen.

Doch wie ſie auch ſpäh'n, ihr Auge
Kann im Säckel nichts ergründen,
Und was ſie geträumt von Schätzen
Und von Glück, gehört den Winden.

Sieh, da hat erkannt den Säckel
Auch der Wirth, und ohne Säumen,
Läßt ergreifen er die Beiden
Die vor Wuth und Ingrimm ſchäumen.

Zu des Klausners Höhle eilet
Dann er hin in aller Schnelle,
Ach da liegt der fromme Siedler
Blutend an des Altars Schwelle.

Aber bald erwacht der Bleiche
Wieder zu des Gläub'gen Freude,
Und in Kurzem war geneſen
Benedek von ſeinem Leide.

Bald auch hielt der Fromme wieder
Seinen Säckel in den Händen,

Um den Dürftigen und Kranken
Milde Gabe auszuſpenden.

Und die ſeine Kraft zu zeigen
Säumte nun auch dieſer nimmer,
Denn ſo oft hinein er langte
Fanden ſich fünf Ung'riſch immer.

Doch des Glückels Räuber mußten
Bintig bald ihr Leben enden,
Denn was Segen iſt dem Frommen
Wird zum Fluch in böſen Händen.

Joh. N. Vogl.

In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipz
ist auch erschienen:

Schillers Dichtungen,

nach ihren historischen Beziehungen und na
ihrem inneren Zusammenhange. Von H.
W. Hinrichs. In 2 Theilen. gr. 8. Velinpapi
geh. 1837 u. 1838. (I. II. 1. 3 Thlr. 10 Gr.)

Inhalt Ir Theil: Einleitung. Schiller und Goethe in ihr
Verhältnisse zu einander. Liebe. Zweifel und Resignation. W
muth. Weibliche Natur. Ideal und Kunst. Wissen. Nemes
Liebe und Treue. Demuth.

Unter diesen Rubriken hat der geistreiche Verf. alle lyrisch
Originalgedichte nach ihrem Ursprunge, Wesen, Tendenz, d
Urtheile der Zeitgenossen ꝛc. zusammengestellt und im 2n drama
schen Theile 1r Abtheilung das Leben und den Bildungsga
des großen Dichters in die Geschichte seiner Dramen: Räuber, K
bale und Liebe, Fiesko und Don Karlos unter gleichen Bedingu
gen wie bei Theil I. verflechten. Die meisterhafte Einleitung hier
stellt vorzüglich Schillern als dramatischen Dichter und sein V
hältniß zur deutschen Literatur überhaupt dar. Die 2e und 1e
Abtheilung wird die übrigen Dramen Schillers umfass
und das Ganze einen trefflichen Commentar zu den Gesammta
gaben unsers Nationaldichters bilden, der eben so wenig, als j
in der Büchersammlung unserer Gebildeten fehlen darf.

Paläologus. Kleine Schriften meist antiquarisch
Inhalts von H. Hase (kön. Sächs. Hofrath und A
tiken-Inspector in Dresden). Mit 1 Tafel. gr.
Velinpapier. Leipzig, Hinrichs. geh. 1837. 22 G

Friedrich Jacobs Schriften waren des Verf. Vorbild u
die Mannigfaltigkeit des Inhalts, die Wahl und Behandlung
Stoffe (wir nennen u. a. nur: Ueber Kunstreiterei; zur G
schichte des Weihrauchs; der Arabesken; Lucas, Schuppatron
Maler; Anfänge der Obstcultur in Sachsen; über die Jungfr
von Orleans; Kuchenplastik) dürften auch bei Damen verdie
Beachtung finden.

Marbach, Dr. G. O., der Zeitgeist

und die moderne Literatur. Briefe an ei
Dame. 8. 1838. kostet jetzt vollständig 1 Thlr. 16 g

Außer den Besprechungen über Allgemeines, über Menzel, B
ne, Heine, sind hinzugekommen: Gutzkow, Wienbarg, Lau
Kühne, Lenau, A. Grün, Kerner, Maier, Hoffmann, Uhla
Chamisso, Rückert, Rahel, Bettina, Mundt, Tieck ꝛc.

Sie ſelbſt, wie?

Ei wie, ob Sie das wiſſen, oder nicht. Morgen kann Ihnen jeder Straßenbube darüber Auskunft geben.

Herr Keil ſchüttelte bedauernd den Kopf, worauf der Doktor ſeine Meinung änderte und ihm die ganze Geſchichte erzählte. In dem be- und wehmüthigen Billet ſtand unter andern, daß Minona ſogleich nach dem Heirathsprojekt, das ihr der Vater mitgetheilt, Wahringen veranlaßt hatte, mit ihm zu ſprechen. Dem Pärchen war der Gedanke der Entführung zuvor nicht in den Sinn gekommen. Den Hauptinhalt von Minona's Zeilen machte die Bitte um des Vaters Segen aus.

Aber der Doktor ſagte: Nein, nimmermehr. Wollen ſie in ihr Verderben hineinrennen, gut. Aber mir müſſen ſie nicht zumuthen, daß ich ihnen den Paß unterzeichne. Auch kein einziges Lineament ſieht ſich ähnlich an den beiden — Böſewichtern.

Er ſchickte hierauf zu ſeiner Schweſter, die aber wollte kein Wort davon wiſſen, wo das Pärchen hingerathen wäre.

Der Advokat Keil wendete indeſſen alle ſeine Beredſamkeit an, den Doktor durch Vorſtellungen herumzubringen. Er gab ihm Winke darüber, was die Stadt ſagen und wie es unter andern auch über ihn ſelbſt hergehen werde, ſtatt daß im Einwilligungsfalle

PENELOPE.

Taſchenbuch

für das Jahr 1840.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Neunundzwanzigſter Jahrgang.

Mit Stahlſtichen.

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichsſchen Buchhandlung.

a
357 28
=

Penelope für 1840.

Inhalt.

	Seite
Melanie, Fürstin von Metternich, geborne Gräfin Zichy-Ferraris	v
Aurora. Sonett von Th. Hell	vii
Hespera. Sonett von Th. Hell	ix
Die kranke Ziege. Gedicht von Th. Hell	xi
Sechste Aufstellung von Volksscenen.	
1. Ein mauriſcher Schneider vor ſeinem Hauſe in der Vorſtadt Babazoun zu Algier	xiii
2. Eine Maurenſchule zu Algier	xv
Andreas Dubith. Hiſtoriſche Novelle von Julius Kreds	1
Die Klephten. Novelle von Ludwig Köhler	88
Der Dictator. Eine Erzählung von Fr. Menk	159
Freundſchaft und Liebe. Novelle von Iſidor.	306
Blätter aus meinen Erinnerungen. — Die Koſacken. Von W. Häring. (W. Alexis.)	377

Titelportrait.

Melanie Fürstin von Metternich,
geborne Gräfin Zichy-Ferraris.

Gemalt von Naumann; Stahlstich von Franz X. Eißner, k. k. akadem. Stahl- und Kupferstecher in Wien.

Aurora.

Sonett.

Im Strahl der jungen Morgenſonne glänzen
Die Fluren für des neuen Lebens Glück,
Es bringt der Tag des Daſeins Reiz zurück
Und reges Wirken in der Horen Tänzen.

So auch die Jugend in den Roſenkränzen
Mit friſchem Muth, mit unbewölktem Blick,
Vertrauend feſt dem günſtigen Geſchick,
Wo Freude nicht Erſchöpfung kennt noch Gränzen.

Und ſich bewußt der erſten vollen Blüthe
Tritt kühn Aurora in des Lebens Auen
Wo nur Bewund'rung ihrer harrt und Liebe.
O daß ihr dieſe Zuverſicht ſtets bliebe!
Doch läßt der Abend oft verdunkelt ſchauen
Was in dem Morgenroth des Tag's erglühte.

Th. Hell.

kein Mensch die allerdings sehr bedenkliche Entführungsgeschichte zu erfahren brauche.

Der Doktor schlug sich vor die Stirne wie einer, der die Andern alle zu übersehen glaubte, in dem Augenblicke, wo er endlich begreift, daß die Andern ihn übersehen haben.

Entschluß.

Nein, sagte der bewegte Vater nach einer ziemlichen Pause. Zurückkommen mögen sie zwar, auch in meinem Hause bleiben, da ich doch eigentlich selbst der einfältige Urheber gewesen bin. Sogar heirathen mögen sie einander. Doch meine Einwilligung dazu, bei dieser Verschiedenheit der Gestalt, das hieße, meinen geprüften Grundsätzen selbst widersprechen. Der Vaterstimme begebe ich mich ganz und gar.

Des Inhalts war auch ohngefähr der Brief, welchen der Doktor an den Freund des Famulus schrieb, den seine Tochter in ihrem Billet zum Unterhändler vorgeschlagen hatte.

Es verging keine halbe Stunde, so lagen schon beide Entführte, die indessen bei der theilnehmenden Tante heimlich geblieben waren, dem betrübten Vater zu Füßen.

Ihr habt mich überlistet, sagte er.

Minona benetzte seine Hand stillschweigend mit

Hesperia.

Sonett.

Der Abend sinkt, doch nicht der Reiz der Fluren,
Sie sind noch schön, selbst in dem ernsten Kleid;
Im milden Hauch, den er dem Ganzen leiht,
Erhebt sich einer schon der Dioskuren.

So webt auch Reiz um weibliche Naturen,
Wie Abendwehn, ein früh betroffnes Leid,
Ob sie Verkennung, ob der Schwestern Neid,
Ob selbst der Untreu herbsten Schmerz erfuhren.

Dann hüllt sich Hesperia in dunkle Falten,
Und neiget still das ungeschmückte Haupt,
Da ihm der Kranz des reinen Glücks geraubt
Durch der Geschicke höhnende Gewalten.
Doch auch in der Entsagung stiller Feier
Bleibt sie dem edleren Gefühl noch theuer.

Th. Hell.

Die kranke Ziege.

Tief im Wald ſteht eine Hütte
In den Hügel eingebaut,
Daß man faſt vor Gras und Strauche
Nicht den ſchmalen Eingang ſchaut.

Drinnen hauſ't der vielerfahrne
Wunderliche Wundermann,
Der zu vielen Dingen helfen,
Thiere auch kuriren kann.

Nennen nur den Wunderdoctor
Hört man in der Gegend ihn,
Doch iſt weder Hut noch Freibrief
Zum kuriren ihm verliehn.

Schlichter Landmann, kennt er Kräuter,
Die gewähren guten Saft,
Iſt natürliche Erfahrung
Seine ganze Wiſſenſchaft.

Hannchen hat, das arme Hannchen,
Eine einz'ge Ziege blos,
Denn mit ihrer alten Mutter
Fiel ihr ein gar karges Loos.

Und die Milch der wackern Ziege
Giebt der Mutter Labetrank;
Ach! da wird das liebe Thierchen
Nun mit einem Male krank.

Will nicht freſſen, will nicht trinken,
Hängt den Kopf ſo kummervoll,
Daß in ihrer Angſt nicht Hannchen
Weiß was ſie beginnen ſoll.

„Zu dem Wunderdoctor!“ ruft sie
Endlich, und erheitert sich,
„Er weiß ja für Alles Hilfe,
Hilft auch Lieschen sicherlich.“

Und sie leitet zu der Hütte
Ihren kranken Liebling fort,
Und zum Glück sitzt vor derselben
Auch der wackre Arzt schon dort.

Sie erzählt mit manchem Schluchzen
Von dem lieben, armen Thier,
Wie es ihre einz'ge Freude
Und der ganzen Heerde Zier.

Seht schon rührt im blechnen Löffel
Selbst gerührt er die Arznei,
Und es steht mit bangem Hoffen
Hannchen feuchten Blick's dabei.

Nun, nur Muth, mein gutes Hannchen!
Meister Schmidt versteht sein Fach,
Und in wenig Tagen fragen
Wir bei der Genes'nen nach.

Th. Heil.

Sechsste Aufstellung von Volksscenen.

1.

Ein maurischer Schneider vor seinem Hause in der Vorstadt Babazoun zu Algier.

Das malerische Häuschen mit seinen Umgebungen, welches wir vor uns sehen, befindet sich in der Vorstadt Babazoun zu Algier. Es gehört einem maurischen Schneider an, der vor demselben mit Brille und Scheere sitzt und emsig arbeitet. Sein Kundmann hockt vor ihm und erwartet die Vollendung eines Bournus oder maurischen Mantels, giebt auch wohl Achtung, daß der Schneider nichts hinter die Hölle wirft, welcher letztere Gebrauch sich aus den Raubstaaten herschreiben soll. Uebrigens gehören die dortigen Schneider, im Gegensatze zu den europäischen, durchaus der conservativen Parthei an, indem sie nicht die mindeste Veranlassung haben mit der Zeit fortzugehen, denn wie man sich dort vor Jahrhunderten kleidete, trägt man sich noch heute. — Zu beiden Seiten des Schneiderhauses befinden sich andere maurische Wohnungen, von denen die eine uns zunächst gelegene nur auf einer Leiter, welche der Insasse, wenn er keinen Besuch annehmen will, heraufzieht, zugänglich ist. Im Vordergrunde rechts sehen wir zwei Lastträger, welche Klasse von Leuten, meist Kabylen, eine Art Zunft bilden, wie die Bergamasken in Genua. —

Hermann Matthäi.

Thränen. Wahring sagte: Die Noth hieß uns von Ihrer eigenen List Gebrauch machen.

Ja wohl, ja wohl, Ihr habt ganz recht, wenn Ihr mir obendrein noch Vorwürfe macht; denn ich bin wirklich an allem Schuld. Erst lebe ich den ganzen Tag mit Euch in Einem Hause und merke nichts, und dann mache ich noch gar — den dümmsten Streich meines ganzen Lebens. Wer konnte sich aber auch einbilden, daß Sie, lieber Wahring, der Sie den hauptsächlichsten Grundsatz kennen, bei dieser Verschiedenheit mit meiner Tochter, diese gerade würden heirathen wollen?

Umgekehrt, Herr Doktor; unsere Aehnlichkeit, dächte ich, wäre von niemanden zu verkennen.

Eure Aehnlichkeit? Keinen Zug habt Ihr von einander!

Vergebens suchte Herr Wahring ihn vom Gegentheile zu überführen. Indessen sagte er: Meinen Willen zu Eurer Verbindung verlangt nicht, wenn Ihr auf ihr besteht. In jedem Falle aber sollt Ihr auf meine Liebe gewiß rechnen können. Eure Verheirathung wird sie um so nöthiger haben, da Ihr von der Natur, die über allem waltet, was gelingen soll, gar nicht für einander bestimmt seyd.

Daß die Hochzeit vor sich ging, ist leicht vorauszusehen, das aber auch, daß unter solchen Umständen der Hochzeittag keine reine Heiterkeit haben konnte,

2.

Eine Maurenschule zu Algier.

Es ist ein wunderlich komischer Anblick, den eine solche maurische Schule gewährt. In einem übrigens ganz leeren Raume kauert der maurische Magister mit seinen Zöglingen an der Erde. Die Ruthe unter'm Arme wendet er sich, während ein vor ihm stehender Maurenknabe sein Coransprüchlein aufsagt, nach einem kleinen Negermädchen um, die zufällig von der Straße herein sich in die Schule verlaufen hat, und nun wie verrathen und verkauft dasteht. Auf einer in der halben Höhe des Gemachs angebrachten topfbretartigen Vorrichtung sitzen die größeren, der unmittelbaren Aufsicht des Lehrers weniger bedürfenden Schüler. Durch die offenen Thüren erblickt man das Meer, auf welchem sonst manches Piratenschiff mit seiner schwarzen Flagge dahinsegelte, so daß den Maurenbuben schon von der Schulstube aus ihr künftiger Wirkungskreis und Lebensberuf unmittelbar vor Augen lag. Die Bewegung, in welche die junge Gesellschaft nebst dem Schulmeister gerieth, als man uns bemerkte, gestattete nur eine sehr flüchtige Skizzirung der Szene.

Hermann Matthäi.

Andreas Dudith.

Historische Novelle von Julius Krebs.

1.

In seinem geheimen Cabinet der königlichen Burg zu Prag schritt sporenklirrend Kaiser Maximilian II. an einem Frühlingsmorgen des Jahres 1565 in unruhigem Sinnen auf und nieder. Er hatte eben, als er zu einem Spazierritt das Roß besteigen wollte, aus Krakau wieder einen noch traurigern Brief voll Schmerz und Klage erhalten, wie seine Schwester Katharina dergleichen über ihr großes Mißverhältniß zu dem zweiten Gemahl, Siegmund August von Polen, bisher schrieb. Schon seine Schwester Elisabeth, die erste Gemahlin jenes sinnlichen wankelmüthigen Königs, hatte der Kaiser unter den intriguanten Verhältnissen des polnischen Hofes auf geheimnißvolle Weise durch den Tod verloren; wahrscheinlich durch eine schwarze That Bona's von Mailand, der historisch so übelberüchtigten Königin-Mutter, von der sie tödtlich gehaßt war. Und sein brüderliches Herz war nun von Neuem mit dem

schmerzvollsten Antheil für Katharinens Unglück erfüllt, die freilich in ihren körperlichen und geistigen Eigenschaften der verstorbenen Elisabeth weit nachstand, ja sogar an epileptischen Anfällen litt, und kein Weib war für Siegmund, in dessen Adern der Mutter italisches Blut floß. Nur um politischer Rücksichten willen erhob er diese zweite kaiserliche Schwester, die verwittwete Herzogin von Mantua, als dritte Gemahlin zu sich auf den königlichen Thron, nachdem seine zweite Ehe mit Barbara Radziwill durch deren Tod aufgelöst war, der höchst wahrscheinlich ebenfalls durch die giftvertraute Hand seiner Mutter geräuschlos und sicher veranlaßt wurde. Schon 1555 verließ diese ränkevolle Fürstin, da sie ihr Werk in Polen vollendet glaubte, mit Schätzen beladen, das Königreich.

Längst schon hatte Maximilian den besorgten Blick nach dem Norden gerichtet wegen Katharinens unglücklichen Eheverhältnisses, das bereits zwölf Jahre dauerte, und, da die Königin schrieb, ihr Gemahl zeige ganz offen nun seine heftige Abneigung gegen sie, und sei ernstlichst auf Scheidung bedacht, beschloß er, wo möglich noch vermittelnd einzuschreiten, und berief deshalb seinen vielfach erprobten, weisen und treu ergebenen Günstling, den Bischof Andreas Dudith zu Fünfkirchen in Ungarn, zu Rath und That nach Prag. Der heutige Brief Katharinens, der sich in Klagen über neuerlittene niedrige Kränkungen ergoß, dessen Schriftzüge hier und da durch Thränen verwischt waren, steigerte des Kaisers Unruhe von Stunde zu Stunde aufs Höchste.

Mit ganzer Seele sehnte er den Bischof Dudith herbei, und war eben im Begriff, ihn schriftlich zur Beschleunigung seiner Reise anzuhalten, als ein Edelknabe den vertrauten Günstling meldete.

„Ha, zur guten Stunde!" rief Maximilian, ihm entgegengehend und die Flügelthüren aufreißend. — „Willkommen, mein wackerer Sbardellat. Schier hätt' ich Euch kaum erwarten können, so sehr bedarf ich Eurer."

Dudith, ein stattlicher schöner Mann von erst zwei und dreißig Jahren, voll majestätischem Anstands und anmuthiger Rede, verneigte sich ehrfurchtsvoll, und sagte: „Mit alter Treue stehen meine geringen Kräfte meinem kaiserlichen Herrn zu Befehl!"

„Nicht also, Herr Bischof," entgegnete Maximilian.— „Es steht einem so verdienten Manne wie Euch solche Bescheidenheit freilich um so höher an, je seltner sie ist; allein Eure weise und große Wirksamkeit bei Euerm jugendlichen Alter straft sie Lügen. Eben weil mir jetzt mit geringen Kräften von Klugheit und Rednergabe Nichts gedient ist, hab' ich grade Euch, Andreas Dudith, zu einem Amte erwählt, das mehr Schwierigkeiten zu haben droht als die Gesandtschaft zu Trident, wo Ihr so kühn für mich und dann für unsere beiderseitige Glaubensmeinung vor den ehrwürdigen Vätern gesprochen."

„Und was ist Euch zu Willen, mein hoher Herr?" fragte Dudith gespannt.

„Zur Sache denn," antwortete der Kaiser. — „Ihr kennt ja die wirren Verhältnisse am krakauer Hofe

denn der Strich, den die Verbindung in die Rechnung des Vaters gemacht hatte, stand auf seiner Stirne viel zu leserlich geschrieben.

Folgen.

Die Flitterwochen gingen den jungen Leuten sehr glücklich vorüber.

Es sind eben die Flitterwochen! seufzte der Vater im Stillen, wenn er Zeuge war von dem Glücke seiner Kinder.

Als späterhin das Glück dem Pärchen noch immer getreu schien, da lauschte der alte Papa und lauschte, um die Falschheit des guten Anscheins zu entdecken, so weh auch die Entdeckung seinem ehrlichen Herzen gethan haben würde. Als aber in einer geraumen Zeit auch gar nichts davon zu erlauschen war, da mußte er das Glück seiner Kinder selbst anerkennen.

Daß seine Erziehungsprinzipien so unfehlbar nicht seyn mochten, wie er geglaubt, das war ihm schon an dem Tage klar geworden, wo er seine eigene Tochter entführt hatte. Darüber faßte er sich. Aber sein System von der nothwendigen Aehnlichkeit der Ehepaare fallen zu sehen, das wäre ihm ein empfindlicherer Schlag gewesen. Gleichwohl gab es nur noch zwei Auswege für ihn. Entweder die Unhaltbarkeit auch dieses Systems zugestehen, oder das Pärchen — selbst

und auch wohl meiner erlauchten Schweſter Katharina unglückliches Ehebündniß. Tief ſcheint der moraliſche Wurm zu ſitzen, der es völlig zu zerſtören droht, wie ich immer mehr und eben heut wieder erfahre; doch ſetz' ich meine Hoffnung noch auf Euch, die getrennten Herzen wieder zu verſöhnen, indem Ihr vielleicht Mißverſtändniſſe auflöſen, und mit der Euch zu Gebot ſtehenden flammenden Rede der Wahrheit den König vor Allem von dem unchriſtlichen ſchmähligen Entſchluß der Eheſcheidung zurückbringen könnt. Macht deshalb flugs Euch auf nach Krakau, mein trauter Dubith; ſchon iſt Alles für Eure Abreiſe vorbereitet, und daß ihr als des deutſchen Kaiſers Geſandter in äußerm Glanze auch würdig vor Polens prachtliebendem Könige erſcheinen könnt; die beſte Empfehlung tragt Ihr freilich in Euch ſelbſt. Gelingt Euch das ſchwierige Verſöhnungswerk für die Dauer, dann, Biſchof, fordert als Lohn, was Euch beliebt; bei meinem kaiſerlichen Wort, ich will es Euch gewähren, ſofern es in meiner Macht ſteht, und mich dennoch immer als Euern dankbaren Schuldner betrachten."

„Ich bitte, Nichts von Lohn, kaiſerliche Majeſtät. Iſt nicht ſchon Euer hohes Vertrauen Antrieb und Lohn genug, um in der Angelegenheit das Mögliche zu verſuchen! Ihr ſeht mich dazu bereit, aber auch ich verberge mir die Schwierigkeit dabei nicht, im Urtheile nach dem Charakterbilde, das ich mir von König Siegmund entworfen, der nur durch ſeine wahrhaft großen Eigenſchaften die Nachtheile der weichlichen weibiſchen

Erziehung einigermaßen überwinden kann, die er seiner Mutter Bona Sforza verdankt. Indeß will ich's versuchen, die Schwächen seiner Seele geschickt zu erfassen, die erst in persönlicher Annäherung sich genauer darstellen, um ihn vielleicht an diesen Fäden zum Guten selbst zu leiten; ich will die Ermunterung zu Geduld und Edelsinn nicht sparen, womit sich Viel ertragen läßt von fremden Mängeln, und ihm endlich die Rücksicht ans Herz legen, die er vor Welt und Geschichte für das eigne Königshaus der Jagiellonen, wie für das deutsche Kaiserhaus habe, um sich selbst und die Königin nur grade nicht durch das traurige Beispiel einer Ehescheidung dem bösen Leumund der Völker preiszugeben."

„Der päpstliche Legat, Cardinal Commendoni, der noch immer die Annahme der tridenter Beschlüsse von der polnischen Geistlichkeit zu bewirken strebt, wird Euch dabei unterstützen," sagte Maximilian. — „Die Königin Katharina schreibt mir, daß er aus allen Kräften nach dem päpstlichen Willen Siegmunds Entschluß zur Ehescheidung zu hintertreiben bemüht ist. Indeß, Herr Bischof, Ihr habt eine ziemliche Reise gemacht, und eine solche vor Euch. Seid heut mein Gast; laßt uns den zarten Punkt in jedem Lichte sorgsam betrachten, und morgen in aller Frühe brecht auf nach Krakau."

So schieden Beide vorläufig von einander, und am andern Morgen sah man den Bischof mit ansehnlichem Gefolge aus Prag ziehen.

2.

Andreas Dudith von Horchowitz, ein Ungar von Geburt, war ein junger Mann von großer persönlicher Liebenswürdigkeit. Seine vielseitige gelehrte Bildung dabei, seine glänzende Schreibart und seine Verbindung mit den wissenschaftlichen Heroen durch halb Europa behaupteten ihm schon jetzt einen ehrenvollen Rang in der gelehrten Welt, der später immer mehr an Bedeutsamkeit gewann. Seine auf weiten Reisen früh erworbene Weltkenntniß und Weltsitte aber, seine Bekanntschaft mit den höchsten Personen und deren Gunst, seine Weisheit und siegreiche Beredsamkeit, sowie die wichtigen Aemter, die er mit Ruhm bekleidete, machten ihn bald zu einem der bedeutendsten Männer seiner Zeit. Insbesondere erfreute er sich der Gunst des Kaisers Maximilian, der die ausgezeichneten Geistes- und Verstandesgaben des jungen Mannes bewunderte, und ihm zunächst eine doppelte anschnliche geistliche Würde als Probst von Oberbaden und Canonicus in Gran verlieh. Später ernannte er ihn zum Bischof von Tina in Dalmatien, und in dieser erhöhten Würde ging Dudith als Gesandtschaftsglied zur tridenter Kirchenversammlung, wo er sich so rühmlich auszeichnete, daß der Kaiser, durch das Licht der Reformation in seinen Glaubensmeinungen ebenso liberal geworden als der Bischof, ihm nach seiner vom Papste verlangten Zurückberufung, noch die erledigten Bisthümer Chanad und Fünfkirchen in Ungarn ertheilte, und jetzt aufs Neue,

seiner klugen Gewandheit gewiß, ihn als Vermittler nach Polen sendete.

Dudith wurde in Krakau auf ausgezeichnete Weise empfangen; denn außer dem kaiserlichen Beglaubigungs- und Empfehlungsbriefe und seinem hohen geistlichen Stande hätte schon die Nennung seines Namens, an den der auch nach Polen vorgedrungene Ruf seine gelehrte Bedeutsamkeit knüpfte, dazu hingereicht. König Siegmund selbst liebte die Wissenschaften, und umgab sich mit den besten Köpfen seines Reichs und Jahrhunderts. Er war selbst Einer der unterrichtetsten Fürsten seiner Zeit, und sprach Lateinisch, Italienisch und Deutsch seiner Muttersprache gleich. Ebenso verehrte er die schönen Künste, vor Allem die Musik.

Bald erhielt Dudith die erbetene geheime Audienz. Verschwenderische Pracht schimmerte rings im Zimmer, wo der König ihn erwartete; denn trotz der Einfachheit seines Privatlebens prunkte er gern in Fällen, wo es darauf ankam, einem Fremden eine möglichst hohe Idee von Polens Macht und Reichthum zu geben. Nicht minder glänzend und geschmackvoll war Siegmunds eigene Erscheinung. Von Gold und Juwelen blitzte die schöne ritterliche Gestalt, die noch ein jugendkräftiger Geist beseelte; und er ging dem Gesandten mit anmuthiger Würde entgegen, und sagte: „Willkommen, mein verehrter gelehrter Bischof! Was sendet mein kaiserlicher Schwager mir durch Euch?"

„Sich selbst, königliche Majestät! Sein banges Herz voll Wünsche für Euer und Eurer Gemahlin Wohl!"

antwortete Dubith mit Bedeutung.— „Traurige Kunde ist ihm zugekommen über Euer Herz und Haus, und mir wurde der ehrenvollste Auftrag für mein geistlich Amt, die Krankheit, die Euch den häuslichen Frieden raubt, mit allen Mitteln der Vernunft und Religion zu heilen, und Euch, als thät' er es selbst, dann in die Arme der tiefgebeugten Königin zurückzuführen."

Siegmund zog die Brauen finster zusammen. — „Was denkt der Kaiser?" fuhr er dann auf.— „Ich bin nicht krank, beim Himmel, nein; mein Herz und Geist sind gesund. Fragt umher in meinem Reiche, ob Ihr es anders hört. Eben weil ich so gesund bin, ist mir nicht wohl zu Haus, denn es ist ein Krankenhaus. Katharina von Oestreich sitzt als der Schatten einer Königin darin, und steckt Alles an mit ihren fatalen Winterlaunen und Thränen; ich aber liebe einen frischen vollen Lebensstrom durch mein Land, mein Königshaus und mein Herz. Darum passen wir nicht zu einander; aber auch in andrer Hinsicht nicht. Ich bin der Letzte der Jagiellonen, und die Polen warten vergebens auf einen Thronerben. Ich jedoch habe die Hoffnung auf ihn längst aufgegeben, wie überhaupt auf irgend ein häuslich Glück."

„Seid stärker als Ihr wähnt, mein königlicher Herr," ermahnte Dubith; — „Erweckt Eure Hoffnung wieder. Die Thränen der Königin werden versiegen, sobald Euer Auge lächelnd in das ihre blickt, und Heiterkeit wird ihre Stirn umstrahlen. Bedenkt, daß die Eure vielleicht stets mit Wolken erfüllt war, so oft Ihr Euch genaht, und daß

man nicht Sonnenschein erwarten darf, wo das eigene Wesen voll Sturm und Nebel auftritt. Was sonst Euch noch bedrückt, kann Euer mildes Herz nicht grausam die Gemahlin entgelten lassen. Denkt, es ist so des Himmels Wille. Ruft Euern wahren bessern Geist in Euch wach, den Geist der Liebe, königlicher Herr, kehrt zu Katharinen mit ihm zurück, und bei meinem Priesterwort, es werden die Verhältnisse freundlicher sich gestalten."

„Wer sagt' Euch denn, ich hätte Katharinen je geliebt?" murrte Siegmund halblaut nach einer Pause. — „Und wär es so, was kann ich für mein Herz, das vielleicht wandelbarer ist als ein anderes. Ich gebiete Millionen, nicht aber vermag ich's, dieses Herzens schöne Freiheit zu beschränken, und will es nicht, da ich übrigens ja nur ein gekrönter Sclave bin und war, der Sclave tausend großer Rücksichten zum Wohle für Millionen, für die ich im Jenseits einst Rechenschaft leisten muß. Mag es Euch wundern, einen Mann von 47 Jahren wie einen Jüngling sprechen zu hören; ich erstaune dagegen über Euch, der Ihr als ein noch so junger Mann gleich einem Greise kalt und abgeschlossen Euch vernehmen laßt. Doch Euer Priesterkleid verlangt die Weisheit v o r den Jahren; auch liegt die Erfahrung noch v o r Euch, wie mir hinter dem Rücken. Wenn Ihr nicht insgeheim die Liebe schon besser kennt, als Ihr als kaiserlicher Vermittler zu zeigen für gut findet, glaubt mir, daß Niemand sie sich geben oder nehmen kann; denn sie ist das rein Göttliche in uns

Wer es versucht, die Herrschaft über sein eigen Herz zu erlangen, der kämpft den schlimmsten Kampf in seinem Leben um — Nichts. Ein schales trockenes Märtyrthum physischer Pflichttreue wird er wohl erreichen können, doch nimmer die Gewalt, sein Herz in die Fesseln der Beständigkeit zu schmieden, und zärtlich dahin zu wenden, wo es die Pflicht verlangt. Denn frei ist es nach seinem göttlichen Rechte, so lange seine Pulse schlagen, und spottet aller Zwingherrschaft des Verstandes und jedes untergeordneten Gefühls. Wahre moralische Treue ohne Liebe ist kein Begriff. Das ist mein Glaubensbekenntniß, Herr Bischof, und wie stehen wir nun? Haltet Ihr es noch für möglich, daß ich meinen Widerwillen gegen die Gemahlin plötzlich in Liebe verwandeln und das Widerwärtigste meiner Natur in ihr mit Wonne ertragen kann? Niemand vermag das, auch kein Fürst. Nein, Herr Bischof, redet in mir jetzt mit dem Menschen, nicht mit dem Fürsten. Ich habe Katharinen nie geliebt; die Liebe zu meinen Polen brachte mich als König zu dem politischen Opfer, in ihr eine Verbindung mit dem Hause Oestreich einzugehen, da ich den Krieg nicht liebe, und von dieser Seite her ihm die Wahrscheinlichkeit abschneiden wollte. Aber ich hoffte, das Opfer meiner Königspflicht würde so erträglich sein, wie es unerträglich geworden, der Mensch erwachte in mir, und lechzte nach vollkommener Freiheit. Ich ertrage diese Schattenkönigin voll widerwärtiger Eigenschaften nicht länger, und will durchaus von ihr getrennt sein, ge-

ſchehe übrigens, was da wolle. Ich werde zufrieden ſterben als der Letzte meines Königſtammes, da es nicht anders ſein ſoll, allein ich will gelebt haben, Herr Biſchof, als Menſch wie als Fürſt."

Der ſittenreine Dudith ſenkte den Blick. Es war bekannt genug, was Siegmund leben nannte; es war ein wüſtes ſinnliches Leben, und die Definition der höhern gottentfloſſenen Liebe aus ſeinem Munde klang wie eine Läſterung Gottes, wenn man ſein Beiſpiel dabei im Auge hatte. — Der König war ſo verſtimmt, daß er den Geſandten nun entließ, und es hatte dieſer wenig Hoffnung übrig für weitere Verſuche, beſonders da er hörte, wie ſehr ſchon Andere vor ihm vergebens bemüht waren, Siegmunds Scheidung von Katharinen zu hintertreiben. So hatte, neben den unabläſſigen Vorſtellungen des Cardinals Commendoni, welchen die Königin perſönlich für ſich gewann, der ehrwürdige Erzbiſchof Jakob Uchanski den König fußfällig ſogar um die Aenderung ſeines Entſchluſſes gebeten, allein Siegmund — lachte ihn aus.

3.

Am andern Morgen ſtellte Dudith ſich der Königin vor. Sie war eine bleiche kränkliche Dame mit grauen ſtarren Augen und ausdruckloſem Geſicht, von kleiner Geſtalt und geringem Geiſte, und empfing ihn in der Mitte ihrer Hofdamen.

„Ich begrüße Euch von Herzen, Herr Biſchof," ſagte ſie. — „Ihr ſeid ein lieber Bote aus der Heimath und

ein Gesandter meines kaiserlichen Bruders, wie ich höre."

„So ist es, königliche Frau," bestätigte Dubith, einen Brief hervorziehend und ihr überreichend. — „Dies kaiserliche Schreiben an Euch wird mich als Solchen beglaubigen, und insbesondere Euerm Dienst zu Rath und That empfehlen. Ich erwarte demnächst Eure gnädige Verfügung."

„Später davon," erklärte sie.— „Jetzt sagt mir lieber, wie es geht in Ungarn, Oestreich und Prag. Ihr wart ja in Prag, da der Kaiser dort Hof hält. Es ist eine alte merkwürdige Stadt, die ich einige Male besuchte. Aber ach, wie schön ist's an der blauen Donau, im fröhlichen Wien! Wie gefällt Euch Wien?"

„Vortrefflich, hohe Frau!" antwortete Dubith, erstaunt über die königliche Schwätzerin, die schon wieder fortfuhr:

„Ach, ich bin krank, sehr krank, sehr — unglücklich. Ich möchte wohl sonst mal hin an die Donau, ohne deshalb Polens Krone zu missen. Ich habe oft den Mond belauscht, wenn er in den blauen Fluthen sich spiegelte, und es wurde mir dann so weh, daß ich es nicht zu beschreiben vermag. Gewiß war es die Ahnung meiner finstern Zukunft. Der Mond war immer mein Lieblingsgestirn, und ich dachte damals nicht, daß ich sein Spiegelbild einst in der Weichsel erblicken würde."

Die Königin sprach mit gesenkten Augen über ihre Mondliebe für sich hin, und Dubith, den das Geschwätz nicht anzog, schweifte mit seinen Blicken verstohlen von

ihr ab in den Kreis der Damen. Da fesselte ihn plötzlich die Hebegestalt eines jungen Mädchens in seiner Nähe. Ihr Gesicht, wie Schnee, von Rosen durchglimmt, machte in seinen elegisch reizenden Formen einen tiefen wunderbaren Eindruck auf Dudith. Es war ihm, als riefen alle Stimmen seines Innern: Das ist sie, die dir wohlverwandte Mädchenseele! Und sie selbst ließ mit einem gespannten Zuge um den Mund die dunkelblauen Augen einen Moment lang forschend auf ihm ruhen, senkte dann den Blick, und tiefe Gluth übergoß die holden Züge. Es waren einige selige Augenblicke, die indeß nicht unbelauscht geblieben, denn als Dudith das trunkene Auge wieder von der Lieblichen ab-, und der Königin zuwendete, begegnete es manchem schönen spöttisch lächelnden Munde.

„Woher seid Ihr gebürtig, Herr Bischof?" stürzte in rascher Fragenfolge der Redefluß der Königin wieder hervor, indem sie ihn einen Moment lang anblickte. — „Wer waren Eure Eltern? Man hat mir Viel von Eurer Gelehrsamkeit und Euern Reisen erzählt. Wo habt Ihr studirt, welche Länder besucht? Ihr habt, wie ich hörte, schon drei Bisthümer in Ungarn, und seid noch so jung. Wird Euch dabei der Sorge nicht zu viel? Ihr waret auch als Gesandter beim Concil zu Trident; Ihr habt Euch dort als großer Redner gezeigt. Was habt Ihr damit ausgerichtet? Ach, erzählt mir!"

„Gestattet, königliche Frau, daß ich Eure ersten Fragen zunächst beantworte," sagte der unwillige Dudith,

noch ähnlich finden. Er widmete daher den Gesichtszügen Wahrings und seiner Tochter jetzt ein besonderes Studium, und entdeckte auch endlich in der That die Aehnlichkeit der beiden Leutchen Zug für Zug. Er konnte sich nun über seine zuvor so anhaltende Verblendung in diesem Punkte nicht genug wundern, schob sie indessen auf einen, glücklicherweise vorübergegangenen physischen Fehler seiner Sehwerkzeuge und war zufrieden, die oft bestrittene Unfehlbarkeit der Kunst glücklich zu heirathen, sonach vollkommen gerettet zu wissen.

der am Wenigsten Lust fühlte, mit der etwas confusen neugierigen Dame über die tridenter Angelegenheiten zu sprechen, und überhaupt durch jene holde Erscheinung ein wenig verwirrt und befangen geworden. — „Ich bin bei Ofen geboren mein Vater, aus kroatischem Geschlecht, war königlich ungarscher Rath, meine Mutter aus dem edeln venedischen Geschlechte der Sbardellate, weshalb ich auch aus Hochachtung vor ihm den Beinamen Sbardellat angenommen, mit welchem meist der Kaiser mich nennt. Zuerst studirte ich in Breslau, dann in Verona, endlich in Padua, und begleitete den Cardinal Reginald Polus auf seinen Reisen durch Deutschland, die Niederlande, England, Frankreich und Italien —"

„Genug, genug," fiel die unruhige Katharina ein. — „Ich fühle mich unwohl; Ihr seid entlassen, Herr Bischof. Doch laßt Euch bald wieder bei uns melden."

Dudith verneigte sich vor der Königin und ihren Damen, warf noch einen blitzschnellen Blick auf die wunderbar reizende Polin, und ging.

„Ein recht schöner angenehmer Mann, der Bischof," bemerkte Katharina.

„Das wird Niemand von uns inniger bestätigen als Regina,' erklärte das Hoffräulein Wanda Gizanka, die Genannte höhnisch fixirend.

Regina erröthete; die Königin aber fragte: „Wie so, Wanda?"

„Reginens Blick war beständig starr auf den Fremden gerichtet, berichtete die Verrätherin; — wie mit Blut übergossen war ihr Antlitz, als sein Blick

auf sie fiel, und einen Augenblick mit großem Ausdruck auf ihr haftete; endlich gab sie alle Zeichen süßer Unruhe, die ein weiblich Auge leicht bemerkt. Habt die Gnade, und fragt sie selbst, königliche Frau; ich bin begierig, ob sie leugnen wird, trotz ihrem Erröthen."

„Wirklich!" sprach Katharina.— „Hat Andreas Dudith Eindruck auf dich gemacht, Regina? Hast du ihm deine Neigung durch Blicke verrathen? Und in der kurzen Zeit seines Hierseins umgarnte er dein Herz? Besinne dich, Unglückliche; er ist eine hochstehende geistliche Person, ein dreifacher Bischof. Welche Hoffnung willst du an dein Gefühl knüpfen? Bewahre den Frieden deiner jungen Seele, ich bitte dich!"

„Ich weiß nicht, wie Fräulein Wanda aus Allem, was sie an mir gesehen haben will, den kecken Schluß bemerklich machen kann, als hätte der Bischof mir es angethan, sagte Regina," ihre Verlegenheit unter verwunderndem künstlichen Lächeln verbergend. — „Welch sittsam Mädchen würde nicht erröthen, wenn ein ihm fremder Mann, unter diesen Umständen, im Angesicht der Königin und im Beisein so vieler Zeuginnen, einen so scharfen forschenden Blick auf ihm ruhen ließe!"

„Nein, nein, keine Ausflüchte!" riefen Mehre. — „Auch wir haben eine besondere Veränderung an dir bemerkt, Regina!"

„Liebes Kind, —" sagte die nebenstehende Wanda, Reginens Hand fassend — „leugne nicht länger, wovon wir Alle Zeuginnen waren. Es ist dir etwas Menschliches begegnet. Du hast des Bischofs ausdruckvollen

Blick nicht blos empfangen, sondern auch erwiedert. Du zitterteſt, als dann ſich dein Auge ſenkte; du wechſelteſt die Farbe; dein Buſen hob ſich ſtürmiſch, und verwirrt zerpflückteſt du die Blume daran. Sollte ſoviel eines gleichgiltigen Mannes etwas frecher Blick bewirken können!?"

„Ich wünſche deine Aufrichtigkeit, Mädchen!" declamirte die Königin. — „Ich liebe dich; ich will dein Glück. Geſtehe mir und deinen Freundinnen die Urſache deiner lebhaften Unruhe. Haſt du den Biſchof vielleicht früher ſchon gekannt, und warſt betroffen, ihn hier wiederzuſehen."

„Im Traume, ja!" fuhr Regina heraus.— „Warum auch ſoll ich's nicht ehrlich bekennen. Die wahrgenommene Bewegung hat in Nichts ihren Grund als in einem Traume dieſer Nacht, wo meine Mutter und Brüder mir dieſen Fremden, jedoch in weltlicher Tracht, als Bräutigam zuführten. Wie überraſchend mir nun der Anblick des kaiſerlichen Geſandten war, der Zug für Zug dem Traumbilde glich, mögt Ihr ermeſſen, meine Königin. So aber iſt's, bei der heiligen Jungfrau!*)"

„O wie Schade, daß dein erträumter Bräutigam nicht auch dein wirklicher werden kann, ſeiner Biſchofstracht wegen, die in der Wirklichkeit ſich unglücklicher Weiſe zu ihm gefunden. Es wäre hübſch!" lachte Wanda; die übrigen ſtimmten ein, und neckten fort und fort die ſchöne

*) Thuan erwähnt dieſes Umſtandes zuerſt. Nach ihm Andere, und endlich Salig in ſeiner „Hiſtorie des tridenter Concils." (3. Theil S. 285 u. f. Baumgartenſche Ausg.)

Träumerin, bis die Königin Frieden gebot, und die weiſe Schlußbemerkung machte, daß der Traum allerdings ein ſeltſamer ſei.

4.

Der ſonſt ſo beſonnene pflichteifrige Dubith war ſo mit ſich ſelbſt beſchäftigt, daß er darüber faſt ſeines wichtigen Mittleramtes vergaß, wovon er ſich bei der Hartnäckigkeit des Königs überhaupt faſt keinen Erfolg mehr verſprach, ſeit er die Verhältniſſe näher kannte. — Regina, die holde Polin, aus dem alten Geſchlechte der Strazzi, hatte durch ihre bloße Erſcheinung ſeine Seele ſo ganz erfüllt, daß er zu ihrer Schönheit jede höhere weibliche Tugend ihr andichtete, und feſt wie an das Evangelium daran glaubte. Daß die Mitra und ſein geiſtlicher Stand an ſich ſeiner reinen Flamme für die Liebenswürdige ſpotteten, und mit eiſigem Hohn auf die Unmöglichkeit ihres Beſitzes hinwieſen, war kein Schmerz für ihn. Sein Kopf voll natürlichen Lichts hatte längſt die Unnatur des Cölibats begriffen, ſein Herz voll ſchöner Humanität die unzähligen Opfer beklagt, die Gregor's VII. eiſerner Inſtitution ſeit fünf Jahrhunderten gebracht wurden, und ſein freimüthiger Mund ſeine Anſichten deshalb vor dem tridenter Concil ausgeſprochen, was ihm neben andern reformatoriſchen Bemühungen die vom Papſt nachgeſuchte Abberufung des Kaiſers zuzog. Er war ſeit jener Zeit entſchloſſen, ſein Herz nimmer ſeiner geiſtlichen Würde

zum Opfer zu bringen, sollte es einst, wie jetzt für diese Polin, in reiner Liebe für ein Weib entglühen, und eine kühne schöne Hoffnung auf Regina's Besitz schwellte daher dies Herz. Das Hofgeschwätz, wodurch er der Geliebten bedeutungsvollen Traum erfuhr, trieb diese Hoffnung noch höher. Es drängte ihn hin zu ihr, sein süßestes Geheimniß zu gestehen, das auf so seltsame Weise wie von wohlwollender höherer Macht in ihrem Busen eingeleitet wurde.

Frühling war es. Die Natur sprach in Millionen Liebesstimmen, und ermuthigte auch die seine. Das Herz Gottes grünte, blühte und duftete ringsum in den weiten belebten Hallen der Schöpfung, die seine ewige Liebe aus dem Nichts hervorrief, beseelte und erhielt. Es flüsterte dies ewige Herz mit lauem Athem durch das junge Grün der Wälder; es rauschte in den entfesselten Fluthen der Weichsel, die, den mächtigen Karpaten entströmt, in jugendlichem Uebermuth die Blumenufer küßte; es lehrte der Nachtigall ihre süße Klage, löste dem Schmetterling die eingepuppten Flügel, und wölbte blau und sonnig den Himmel über dies ganze große Liebesleben. — Dubith fühlte dabei so innig wie nie, daß das Leben noch eine höhere schönere Bedeutung habe, als Wissenschaft, Ruhm und irdische Hoheit gewähren können, die er bisher erstrebt. Er fühlte sein Herz von Hoffnung und Verlangen wie eine Aeolsharfe in süßschmerzlichen Tönen bewegt, und sie schwollen stärker und stärker an, und durchrauschten ihn in seligen Strömen. Ein neuer Geist beseelte

ihn, ein neues Leben war ihm aufgegangen, seit er Regina gesehen und wiedergesehen; denn er ließ sich um deswillen oft bei der Königin Katharina zur Audienz melden, und ertrug geduldig ihr fatales launenhaftes Wesen.

In einer blühenden Laube des Schloßgartens saß Regina eines Morgens, schön wie eine Göttin der Liebe und des Frühlings selbst. Die leisen Lüfte scherzten mit den Bändern ihres Morgenkleides, und trieben auch wohl das üppige dunkle Haar in leichten Wellen empor. Ihr lächelndes Auge starrte hinaus in die buntwechselnde Blumenpracht auf grünem thaufunkelnden Hintergrunde; ihr Ohr trank die schmetternden Hymnen der kleinen Sängerchöre auf blühenden Zweigen neben ihr, und ihr Herz träumte süß von dem geliebten Traumbilde voll männlicher Schönheit, wissenschaftlichen Ruhms und ritterlicher Würde, das sie in der Wirklichkeit wiedergefunden. Wie stechender Todesschmerz überfiel sie freilich bisweilen der Gedanke, daß dieser Mann, der ihr fast unbewußt entworfenes Ideal erfüllte, keinem zärtlich liebenden Weibe gehören könne; daß er schon in früher Jugend der Kirche, als einer steinernen Braut, sich bis zum letzten Athemzuge verlobt mit heiligem Eide, und jedes andere Gefühl, als die Liebe zu dieser, gleich einem Giftstrome verabscheuen müsse. Indeß bald zog der geschäftige Phantasus tändelnd den Trauerflor von dem glücklichen Herzen, und webte im Sonnenstrahle einer geheimen unerklärlichen Hoffnung die reizendsten Bilder vor Reginens Blick.

Und diese Hoffnung, die ihr Herz mit sympathetischem Zauber durchblitzte, täuschte sie nicht. — Hinter einem Blüthenbusche hervor trat jetzt Andreas Dudith; sein Auge voll Liebe grüßte zärtlich die Dame, und er bat, in der Laube Platz nehmen zu dürfen. Erröthend gestand Regina es zu.

Der wißbegierige leichtbewegliche Geist des Mädchens zog das entsponnene Gespräch mit dem ebenso gelehrten als welterfahrenen Manne auf die verschiedensten Gebiete, und Dudith staunte über die Kenntnisse, die sie dabei entwickelte. Er erzählte ihr dann auf ihre Bitte von seinen Studien, Reisen und Bekanntschaften, schilderte mit lebensfrischen Farben Natur, Völker und Sitten der besuchten Länder, und gedachte dabei besonders Italiens, als der hohen Schule für die ungarische Jugend. Er gab ihr endlich nächst den Charakterbildern gelehrter Celebritäten auch solche hochstehender weltlicher und geistlicher Personen, wie Kaiser Karls V., den er in Brüssel gesprochen, der Königin Elisabeth von England, mit welcher er sich in zierlichem Latein unterhielt, des Großherzogs Cosmus von Florenz und der Katharina Medicis, dann des Papsts Julius III. und des Cardinals Polus. Darauf kam allmälig die Rede auf die politischen Verhältnisse der Gegenwart, insbesondere Polens, und zuletzt auf die unglückliche Ehe des Königspaars und Dudiths Gesandtschaft deshalb.

„Vor so trüben Erfahrungen, Herr Bischof, seid Ihr durch Euern hochwürdigen Stand geschützt," bemerkte Regina endlich.

„Wohl nicht so, als Ihr denkt, Fräulein," entgegnete Dudith. „Wer hält mich ab, das bischöfliche Kleid abzulegen, und in den Weltstand zurückzutreten? Wenn ich nun aus äußern Rücksichten und ohne den Drang meiner innern Stimme eine so unglückliche Wahl träfe wie König Siegmund, so würde mein Schicksal ein ähnliches sein."

„Wie! Ihr könntet das Gelübde brechen, das Euch bis zum Tode an den heiligen Priesterstand bindet?" fragte Regina überrascht.

„Das Gelübde legt mir nur das Cölibat auf, so lange ich dem geistlichen Stande angehöre; hindert mich aber nicht, ihm zu entsagen, sobald meine Ueberzeugung, die Grundbedingung meines Wesens, ihm nicht mehr entspricht. Wenigstens achte ich mich nicht länger an mein Amt gebunden, sonst konnte ja auch kein unwürdiger Priester entsetzt werden. Ich bin ein Anhänger des Papstes und der reinen katholischen Lehre, in der ich erzogen wurde, nicht aber ihrer verwerflichen Menschensatzungen, wie eine solche das Cölibat ist. Mit der reinen Idee des Katholicismus unvereinbar, die als der Christen Grundsäule zu Glück und Frieden dasteht, war Gregor's VII. Verbot der Priesterehe nur ein makelvolles Mittel zur bessern Begründung und zum Fortschritt der Hierarchie, und ihm werd' ich mein persönliches Glück nicht unterordnen, sobald ich es in der ehelichen Verbindung mit einem geliebten weiblichen Herzen zu finden hoffen darf."

„Ihr seht mich erstaunt, hochwürdiger Herr!"

lispelte das Mädchen. „Ihr wolltet Eurer hohen Würden dann entsagen, die Gnade Euers Kaisers wahrscheinlich verscherzen und des Papstes höchsten Zorn erregen?"

„So wichtig mir Beides, ist es mir doch wichtiger, Gott und meinem Gewissen zu gehorchen," erklärte der Bischof.

„Wie, versteh' ich Euch? Ihr wolltet wirklich —"

„Ring und Stab niederlegen, geliebte holde Regina, sobald Euer schönes Herz m e i n ist!" fiel Dubith ein, indem er ihre Hände faßte, und ihr drängend tief in die dunkeln Augen sah.

Die Glut von Freud' und Schaam übergoß ihr Gesicht; ihre gesenkten Blicke wurzelten am Boden. In nie geahneter Seligkeit schwamm das jungfräuliche Herz, und fand nicht ein einziges armes Wort, dem Freunde ihr namenloses Gefühl zu gestehen; denn die schönsten Momente unserer Innenwelt sind stumm.

„Ja, Regina, ich denke, fühl' und hoff' es, daß Dein Herz mein künftiger Lebensaltar, Deine Augen meine Glücksterne werden können!" fuhr Dubith fort. „Erhebe sie zu mir mit süßer Botschaft, und laß den holden Traum zur Wahrheit werden, den geheimnißvolle Mächte, mein Glück weissagend, vor Deine Seele führten."

Regina erhob den feuchten Blick zu ihm; es schimmerte darin das Morgenroth einer großen göttlichen Freude. Sie drückte seine Hand an ihre Brust, und

legte ihr Haupt an die seine. Die holde Gestalt umfangend rief Dudith: „Gelobt sei Gott!"

5.

Regina und Dudith erfreuten ungestört sich ihres heimlich süßen Liebesglücks, und manche einsame Nachtstunde in jener Gartenlaube schwand ihnen auf Psyche's Flügeln dahin, nur belauscht vom Monde oder den ewigen Sternen, und umflötet von der lockenden Klage der Nachtigall. Denn noch schien dem Bischof nach vielseitigen Rücksichten die Zeit nicht reif zur Niederlegung der Inful und der Vollziehung der Ehe mit Regina, weshalb er einen dichten Schleier über sein zärtliches Verhältniß zog. Insbesondere war das Zerwürfniß des königlichen Paares immer mißlicher geworden, und drohte mit dem nahen Sturme völliger gewaltsamer Auflösung. Dudith hatte es an vermittelnden Bemühungen nicht fehlen lassen, doch alle waren vergebens, und der auflodernde Zorn des Königs beschloß, wie die erste, so fast jede Audienz. Eingedenk des kaiserlichen Vertrauens, das sein Ehrgeiz hier zu rechtfertigen suchte, und stets von der Königin ermuntert, bot er bis zur entscheidenden Katastrophe noch jeden denkbaren Vernunft- und Religionsgrund gegen ihres Gemahls Entschluß selbst mittelbar auf, doch noch zurückstoßender und verletzender war der Erfolg.

Katharina wollte nur um jeden Preis Königin von Polen bleiben, wie aus ihrem Betragen hervorging.

Marie.

Eine Erzählung

vom

Verfasser des Romans Heliodora.

Marie erhob sich weinend aus den Armen ihrer mütterlichen Freundinn, welcher sie Erziehung und Wohlthaten seit ihrer verwaiseten Kindheit verdankte, als sie ihr eben das Geheimniß ihres gedrückten Herzens anvertraut hatte. O gnädige Frau, sprach sie mit schmerzlichem Ausdrucke, werden auch Sie mich verstoßen, wenn jeder den Blick von mir abwendet, wenn ich vor mir selber erröthe und schaudre!

Vor Dir selber erröthen und schaudern? erwiederte Frau von Golding. Keine Uebertreibung, liebe Marie! Du bleibst Deiner Achtung und der Achtung jedes guten Menschen würdig.

Marie verbarg ihr Gesicht wieder an der Brust ihrer Freundinn, als ob sie noch ein Geständniß auf dem Herzen gehabt hätte.

Trotz der empörenden Behandlung Siegmunds flehete sie schon den Cardinal Commendoni an, die von ihr gefürchtete päpstliche Einwilligung in die Scheidung zu verhindern, und auch Dudith ermüdete fast an den vergeblichen Versuchen bei dem König selbst, zu denen er unaufhörlich von ihr angetrieben wurde. Ihr fehlte jener edle Stolz, womit ein großes Herz ein Unglück wie das ihre ohne Widerspruch zu tragen weiß, indem es sich der letzten schwachen Hoffnung durch fremde Vermittelung begiebt, und freiwillig auch den höchsten Platz verläßt, der, nur diplomatisch gewonnen, vom äußersten Widerwillen getheilt wird.

Den Bemühungen des päpstlichen Legaten Commendoni, gegen den Willen des Primas Jakob Uchanski, die Beschlüsse der tridenter Kirchenversammlung von der polnischen Geistlichkeit annehmen zu lassen, hatte König Siegmund sich anfangs günstig erklärt, da er Jenen durch Nachgiebigkeit in dieser Hinsicht zur Einwilligung in die heiß ersehnte Scheidung von Katharinen zu bewegen hoffte. Allein er täuschte sich; die Ehe wurde nicht getrennt. So waren zwei Jahre vergangen, und der König, zum Aeußersten gebracht, beschloß jetzt, sich um jeden Preis von der Verhaßten zu befreien. Er gewann insgeheim einen großen Theil der Ritterschaft durch die geschickt dargestellte Nothwendigkeit der Ehescheidung für seinen Zweck, und berief dann die Stände nach Piotekow, wo er selbst das unglückliche Verhältniß mit seiner Gemahlin erklärte, und den allgemeinen Beschluß erlangte, daß Katharina von Polens Throne

herabsteigen, und zu ihrem kaiserlichen Bruder frei und sicher, mit gebührenden Ehren, zurückgebracht werden solle.

Eiligst meldete Dudith diese schmähliche Verstoßung der Königin mit allen Nebenumständen an den Kaiser, und bat um Verhaltungsbefehle. — Maximilians Schmerz über das Unglück der Schwester war so groß als sein Zorn über die Beschimpfung seines kaiserlichen Hauses vor aller Welt durch den Reichstagsspruch zu Piotekow. Er beklagte sich öffentlich deshalb auf dem Reichstage zu Speier, und bald wäre ein schwerer Krieg entstanden, wenn nicht Joachim's II. von Brandenburg weise Einsicht und nachdrückliche Vorstellungen dies Unglück abgewendet. Der gereizte Kaiser ergoß sich darüber gegen Dudith in bittern Klagen, und trug ihm endlich auf, seine unglückliche königliche Schwester, wie es ihr eigener Wille, nach Wien zu begleiten, wohin auch er selbst sich begeben werde.

Inzwischen überließ, seit der offenen Zerfallenheit mit seiner Gemahlin, König Siegmund den rücksichtlosesten gröbsten Ausschweifungen sich mehr als je, und es konnte nicht fehlen, daß sein lüstern forschendes Auge auch an Regina gefesselt blieb, der reizenden jungen Rose, die so üppig in seiner Nähe sich entfaltete. Er kam jetzt häufiger als sonst in die Gemächer der Königin, und zeichnete Regina auf alle Weise hier wie anderwärts aus. Mit dem lauernden Auge der Eifersucht bemerkte es besonders Wanda Gizanka, eine der bisherigen Geliebten des Königs, von der er jetzt kalt sich

abgewendet. Tödtlicher Haß gegen die Glückliche füllte ihren Busen, und giftgeschwollen verleumdete sie nun mit ihren eigenen Sünden die Unschuldige bei der Königin so lange, bis diese, energisch genug für ihren Charakter und die Verhältnisse, die vermeintliche Buhlerin des Gemahls aus ihrer Nähe und vom Hofe entfernte.

Das war es, was Wanda in blinder Wuth vorläufig erzielt hatte, für ihr gestörtes Verhältniß mit dem König aber Nichts dadurch gewann. — Regina, die bisher nur auf den Willen ihrer Mutter die Stellung am Hofe bei der unerträglich launenhaften Königin behielt, der überhaupt das geschminkte, in Rücksichten geschnürte Hofleben nicht zusagte, begab sich, nur um der Ursache ihrer Entlassung willen tiefgekränkt, ins mütterliche Haus zurück. Siegmund befahl zornig, als er die Umstände erfuhr, die Dame sogleich wieder an den Hof zu berufen; allein Regina war weder durch die Bitten und Vorstellungen der Mutter noch des Königs selbst zur Rückkehr zu bewegen.

Siegmund ließ endlich ab von der Bemühung, die Reizende wieder in seine unmittelbare Nähe zu bringen, besonders da er bald den Thron Polens von Katharina befreit hoffte, und somit auch das Verhältniß Regina's wie der übrigen Hofdamen sich ändern würde. Er setzte indeß eifrig die Besuche im Hause Strazzi fort, und fand für seine Absicht auf Regina in dem Ehrgeiz, der Eitelkeit und den seichten Grundsätzen ihrer Mutter die mächtigste Unterstützung. Die Witwe

Anna Strazza war als Hofdame eine gelehrige Schülerin seiner eigenen Mutter gewesen, der sittenlosen, ränkevollen und verbrecherischen Königin Bona Sforza, und Regina's einfacher reiner Sinn nicht ein Erbtheil von ihr. Der Genius der Liebenswürdigen gestaltete schon für ihre frühe Jugend die Umstände so günstig, daß sie, von der Mutter entfernt, deren verderblichem Einfluß entzogen, und ihr besseres Sein gerettet wurde. Nur jetzt erst schien sie zum ersten Male auf längere Zeit an das mütterliche Haus verwiesen, und hatte gegen Anna's niedere Gesinnung als Schutzwehr nicht die beiden edeln Brüder, die auf ihren Gütern sich und ihre Mannschaft eben zu dem Kriege rüsteten, den Siegmund gegen den Moskowiten Iwan Wasiljewicz beginnen wollte, weil er den polnischen Gesandten ins Gefängniß hatte bringen lassen.

Unaufhörlich grub die Mutter an Reginens stiller Herzensreligion. Glänzend schilderte sie ihr eine einflußreiche Zukunft, wenn sie die besondere verschwenderische Gunst des Königs klug für sich zu benutzen wisse; sie zeigte ihr die Stufen, auf denen sie das Geschlecht der Strazzi zu dem ersten und mächtigsten des Reichs emporheben könne, und ließ zuletzt deutlich ihre kühnste Hoffnung durchschimmern, wonach sie selbst Polens Königskrone auf das Haupt der Tochter träumte, nachdem Katharina von Oestreich den Thron geräumt haben würde. Sie dachte in ihrem ehrgeizigen Entzücken dabei nicht an die ungeheuern Schwierigkeiten, welche die Erhebung Barbara's Radziwill auf den Thron bei

den Ständen gehabt, und daß Siegmunds Ehe mit Katharina wohl durch die Gewalt eines Reichstagsspruchs, nicht aber durch den Papst getrennt sei, um eine neue giltig einzugehen.

„Und würd' ich dann glücklicher sein, Mutter, wenn Eure weitschweifenden Hoffnungen, ja auch die glänzendste und unwahrscheinlichste, in Erfüllung gingen?" warf dann Regina wohl zwischen die träumerischen Herrlichkeiten, die von Anna's Lippen übersprudelten, und fügte hinzu: „Die Königin selbst war es nicht."

„Die Königin war kein Weib wie Du," entgegnete Anna, um des Mädchens Eitelkeit zu wecken. „Du bist jung, schön, und, wenn Du willst, auch klug. Was verlangst Du mehr zu Deinem Glücke als einen Thron, dessen Du ebensowohl durch jene Eigenschaften würdig, als durch Deine Geburt, gleich den Königinnen Elisabeth Pilecka, Barbara Japolska und Barbara Radziwill, die auch nur aus altritterlichen Geschlechtern entsprossen."

„Ach Mutter, lassen wir vor Allem die hochfliegenden Throngedanken. Mir schwindelt vor ihnen, und mein Sinn strebte bei meinen einfachen Lebensansichten nie nach solcher Höhe. Nicht allein Katharina, auch Elisabeth von Oestreich, die herrliche geistreiche Frau, vermochte Siegmunds Wankelmuth nicht zu überwinden, und starb als ein unglückliches Opfer der Verhältnisse dieses Hofes."

„Damals war Königin Bona noch am Hofe, die an geheimen Fäden die Regierung wie das Herz des

Königs leitete, und ihre Schwiegertochter haßte," versetzte Anna. „Siegmund war damals ein jugendlicher Wildfang, dem man um seiner Herzensgüte und anderer großen Eigenschaften willen schon einzelne Verirrungen verzeihen konnte. Heut ist er ein besonnener immer noch liebenswürdiger Mann von reifern Jahren, der durch sein Herz wie durch seine Krone ein Mädchen von Deinen Vorzügen und Ansprüchen zu den höchsten Höhen des irdischen Glückes tragen kann."

„Ich mache keine Ansprüche auf solches Glück!" erklärte Regina. „Uebrigens ist der alternde Siegmund dem jungen König gleich! Und läge die ganze Welt zu seinen Füßen, und ich sollte sie mit ihm theilen, ich möchte nicht mit allen seinen Ehren und seiner Macht ihm verbunden sein. Und ehrlos, Mutter, o pfui! Soll eine edle Jungfrau aus dem Geschlechte der Strazzi einst bei dem Gedanken erröthen, daß sie die Herkunft mit einer Buhlerin Königs Siegmund August theilt. O Mutter, Mutter, treibt Eure eiteln Wünsche nicht bis zu so sündlicher Zumuthung als erfüllenden Anfang. Laßt mich Ehrfurcht, Achtung vor Euch behalten!"

„Mitleidswerthe Thörin!" rief Anna in lodernbem Zorn, „hast Du am Hofe nicht wenigstens so viel gelernt, daß die engen abgeschmackten Ehrbegriffe des Bürgerweibes in den Kreisen des höhern Lebens sich nothwendig erweitern, oder ganz verschwinden; daß man mit mildern Augen auf sogenannte Sünden sieht, weil man nach andern Ansichten als dem Bettelglauben des Volks richtet, und höhern Gesetzen gehorcht als der

Nothwendigkeit um das liebe tägliche Brot, das im Pater Noster erbeten wird? Geh, Du bist ein einfältiges Geschöpf, eine kleine bürgerliche Seele, und verwünschen möcht' ich die Erziehung meiner verstorbenen Schwester an Dir. Der König, von den Regierungsgeschäften des weiten Reichs ermüdet, wird nicht erquickt durch die kranke, ihm widerwärtige Gemahlin, und bald ganz allein stehen. Er sucht eine Freundin, ein weibliches Gemüth, das ihn versteht, zu erheitern und zu trösten weiß, und eine offenbare Närrin nur wird das neidenswerthe ehrenvolle Glück von sich weisen, der Majestät stets nahe zu sein, in den Strahlen der Sonne des Landes sich wärmen zu können. Siehst Du, so lautet das Verhältniß in der Sprache der höhern Vernunft, und ich will doch sehen, ob Du sie verstehen lernst." Damit verließ sie das Zimmer.

„Nimmer, Mutter, nimmer werd' ich's lernen, mit so armen durchsichtigen Lügenworten die nackte Schmach eines Verhältnisses zu verschleiern, das Ihr ehrenvoll nennt!" rief Regina ihr nach, und fügte traurig hinzu: „O daß ich solche Lehre von meiner Mutter erhalten mußte!"

Sie hatte noch keine mütterliche Beschränkung ihres Willens erfahren, und verließ bald darauf das Haus ohne vorgängige Erlaubniß unter dem zurückgelassenen Vorwande für die Mutter, eine Freundin besuchen zu wollen. Sie eilte indeß in die Arme des harrenden Freundes, vertraute ihm Alles, und weinte ihren Schmerz an seinem Herzen aus.

Was sollte Dubith thun? Was vermochte der Machtlose gegen den übermächtigen königlichen Nebenbuhler? Nur wenn dieser an der standhaften Tugend Reginens ermüden sollte, wie sie bei der Madonna gelobte, nur wenn ihre Mutter andern Sinnes wurde, konnte Dubith die Geliebte für sich noch retten. Er beschloß nun auch, nach der Heimbegleitung der Königin Katharina nach Wien, schnell nach Polen zurückzukehren, seiner Aemter und Würden sich zu entäußern, die heimliche Braut zum Altar zu führen, und mit ihr den Umständen nach das Land zu verlassen.

6.

Es kam die Zeit rasch heran, wo Dubith mit der Königin die Stadt verlassen sollte. Für morgen in aller Frühe schon war der Aufbruch bestimmt, und mit banger Seele ritt er heute noch der letzten besprochenen Zusammenkunft mit der Geliebten entgegen.

Die Abendsonne verglühte, und auf rothgoldenem Hintergrunde erschien als großartiges Bild der Landschaft die uralte volkreiche Königstadt Polens; während dort die fernen Karpaten in violettem Lichte schwammen, und die von ihnen herströmende Weichsel im Goldglanze funkelte. Waldstücke, Wiesen, Schlösser und Dörfer lagen dazwischen in der weiten Ebene in rosigem Scheine. Die Herrlichkeit der magischen farbigen Phasen ging mit der Sonne allmählig unter im grauen Dämmerschleier, den Latona um die Gegend schlang. In schönes

Tiefblau verschattete sich der Himmel, und die daran auftauchenden Sterne lächelten wie selige Geisterblicke auf die schlummermüde Nachtlandschaft herab.

So gelangte Dudith in düsterm Sinnen in die Nähe jener einsamen Fischerhütte, dicht zwischen dem Ufer der Weichsel und einem Waldsaume, wo er Regina, seit sie bei ihrer Mutter wohnte, schon einmal gesprochen, und wo sie ihn auch heute zu erwarten versprach, indem sie daheim einen Besuch in der Gegend auf einige Tage vorgeben wollte. — Ein schneidender Schrei durchdrang jetzt sein Ohr, seine Brust eine schlimme Ahnung, und dahin flog der Rappe, tief von dem Sporn getroffen. Er sah Reginen, die er an ihren Angsttönen erkannte, mit einer verhüllten hohen Mannsgestalt ringen, die sie frech und fest umschlungen hielt. Bei Dudiths Herannahen ließ der Fremde das Mädchen plötzlich fahren, riß sein Schwert heraus, und stieß mit einem ungeheuern Sprunge es blitzschnell in die Brust des Rosses, das auf ihn einstürmte. Laut auf jammerte Regina, und sprang hinzu, dem zusammensinkenden Dudith aufzuhelfen. Er gewann durch ihr Vortreten so viel augenblickliche Sicherheit vor dem Schwerte des Fremden, daß er sich aufraffen, und auch seine Wehr ziehen konnte. Regina wurde nun zurückgedrängt, und die Klingen blitzten in hellen Schlägen zusammen. Ein Hieb Dudiths auf des Gegners Unterarm bewirkte, daß er die Waffe sinken ließ; in rascher Gewandheit aber unterlief er das Schwert Dudiths, ehe ein neuer Hieb ihn unschädlich machen konnte. Er rang ihm die Waffe

aus der Hand, ſchleuderte ſie weg, umfaßte ihn dann mit großer Stärke, und drängte ihn nach einer ſteilen Uferſtelle, um ihn in die Weichſel hinabzuſtoßen. Dudith bot alle Kräfte auf, den Gegner zu Boden zu ringen; allein ſchwerlich wäre es ihm bei deſſen Stärke gelungen, wenn der Schmerz und die Schwäche ſeines verwundeten Arms ſie völlig zu brauchen geſtatteten. Er zog den Arm ein wenig ab, und im Augenblick faßte Dudith ihn vortheilhafter, und warf ihn unter ſich zu Boden.

Die Kämpfer hatten bisher keinen Laut von ſich gegeben; nur Regina umlief ſie mit einzelnen Angſtrufen. Dudith hielt den Beſiegten unter ihm mit ſtarken Fäuſten feſt, und rief nun: „So biſt Du denn in meiner Gewalt, Du heilloſer Nachtſchwärmer, der auf Mädchenjagd ausgeht. Du ſollſt es büßen. In den Strom mit Dir, wie Du mir zugedacht, damit ich vor Dir ſicher bin.“

„Nur zu,“ ſagte der Ueberwundene; — „Du wirfſt in mir den letzten Jagiellonen hinein.“

„Welche Stimme!“ ſchrie Dudith, und ſah dem Fremden ſchärfer ins Geſicht, als im heißen Kampfe beim ungewiſſen Sternenlichte es bisher geſchehen. — „Um Gott, König Siegmund, wie kommt Ihr hierher?“ fügte er erſtaunt hinzu, indem er aufſprang, und dem erkannten Monarchen emporhalf.

„Ich erkenne auch Euch jetzt,“ ſprach dieſer. — „Ihr ſeid Andreas Dudith, der Geſandte des Kaiſers. Und was führte Euch hierher, und mir ſo ungelegen?“

„Königlicher Herr, laßt mich offen und ehrlich mit Eurem Herzen reden, deſſen Edelmuth ſo viel gerühmt

Ermanne Dich, mein Kind! fuhr jene fort. Nur die ersten Augenblicke eines Kampfes gegen eine Leidenschaft, welche die Vernunft zu besiegen gebietet, sind schwer und schmerzlich; aber das Herz wird bald stark im Kampfe, der uns selbstbewußte Kraft und Weisheit für das Leben gibt.

O meine edle Freundinn, es kann auch erliegen und für immer Muth und Freudigkeit verlieren, wenn der stille Friede der Seele einmal gestört ist.

Das Deinige wird sich erheben, Marie! Ich weiß es, ich darf es erwarten, eben weil jener Friede der Seele das schöne Geschenk ist, das Du der Natur verdankst, und weil Dein ruhiger Verstand sich nie durch trübsinnige Schwärmerei wird stören lassen. Auf meine Theilnahme, auf meine Liebe darfst Du immer rechnen, das weißt Du. Ich muß mir selber Vorwürfe machen, daß ich an Deinen Leiden Schuld bin. Ich hätte einem jungen Manne, für dessen gute Grundsätze ich noch keine ganz sichere Bürgschaft hatte, nicht so unbedachtsam, nicht so lange den Aufenthalt hier gestatten sollen, wo die vertrauliche Nähe, die das ländliche Leben herbei führt, Deiner Ruhe so leichtgefährlich werden mußte. Es würde nie geschehen seyn, wäre nicht sein wackerer Vater der vertraute Freund meines Mannes gewesen. Glaube mir, Marie, ich mache mir schmerzliche Vorwürfe darüber. Komm, mein Kind, komm!

wird, antwortete Dudith. — Das seltsame Zusammentreffen mit Euch zwingt mich, Euch ein Geheimniß zu offenbaren, das nur erst nach meiner Rückkehr von Wien offenkundig werden konnte und sollte, und Eure Gnade deßhalb tief bewahren mag. Ich liebe das edle Mädchen hier, und auch sie hat mir ihr Herz geschenkt. Eine wunderbare Macht hat mich ihr schon im Traume zugeführt, wie es am Hofe bekannt geworden, und nach meinen Grundsätzen, weit abweichend von denen der römischen Curie, wird es mir leicht, dem Besitz Regina's meine geistliche Würden und Aemter zu opfern, auf die Gefahr des Zornes von Kaiser und Papst. Meine Dienstpflicht gegen den Kaiser an Eurem Hofe und andere wichtige Rücksichten hielten mich bis jetzt noch ab von dem ehelichen Bunde mit der heimlich Verlobten; doch kehr' ich nach Polen zurück, und unter Eurem Schutze will ich ihn dann schließen. Mein Stand und Regina's Ehre machten für unser Verhältniß das Geheimniß nothwendig. Wir sahen uns nur insgeheim, und hier sollt' es vor meiner Abreise zum letzten Male geschehen."

Dudith machte eine kleine Pause, und der König sprach: „Ihr setzt mich in Erstaunen durch Euern Entschluß, Bischof Dudith, obgleich er in Polen bei der allgemeinen Freiheit des Glaubens nicht neu ist; denn schon Nikolaus Pac, der Bischof von Kijow, wurde Protestant, und erwählte eine Gemahlin. Und was soll ich dabei für Euch thun?"

„Vergebt, mein hoher Herr, der freimüthigen Zunge eines Mannes, der sein Alles, seine öffentliche Ehre, seine Aem-

ter und Besitzthümer, unbedenklich einsetzt für seine Ueberzeugung und sein wahres Glück. Auch Eure Augen hat Regina's Liebreiz gefesselt, und Ihr habt in dem Ehrgeiz ihrer Mutter eine scheinbar kräftige Liebewerbung. Doch Ihr habt mir selbst erklärt in jener ersten Audienz, wo ich zur Vermittlung zwischen Euch und der Königin auftrat, daß Liebe sich nicht geben oder nehmen lasse, und Regina wird mir treu bleiben. So fleh' ich denn zu Eurem königlichen Herzen, seid groß und stark; nehmt uns gegen Euch selbst und gegen die Mutter in Schutz, und macht uns glücklich. Komm, Regina; laß uns des edlen Siegmunds Knie umfassen!"

Er wollte mit der Geliebten vor dem König niedersinken, doch ließ es dieser nicht geschehen. Das große Herz, das die Geschichte ihm nachrühmt, siegte hier über die niedere Leidenschaft, die es oft befleckte. — „Ich verstehe Euch, Herr Bischof, und es dringt mir zum Herzen!" sagte er überaus mild. — „Eure berühmte siegreiche Beredsamkeit hat auch über mich einen Triumph errungen, und da ich Euch außer rhetorischen und wissenschaftlichen Dingen seit dieser Nacht auch in ritterlichem Ernst meinen Respect schenke, so seid in Zukunft meiner Huld und Gnade gewiß. Reist ruhig ab mit meiner Königin, die ich weder durch Gesandtschaften noch durch deutsche Waffengewalt mir aufdringen lasse. Ich werd' Euch nirgend mehr bei Regina'n entgegenstehen. Eine Verirrung auf der Jagd hatte zur Folge, daß ich sie jetzt hier traf. Sie sei meines höchsten Schutzes gewiß, und kehrt Ihr nach Polen zurück, und

wollt den Bischof ablegen, um Euch mit der Würdigen zu vermählen, so will ich selbst den Brautwerber bei Anna Strazza für Euch machen. Auf alles Das nehmt hier mein Königswort, und lebt wohl!" — Damit reichte er den Liebenden die Hände, und sagte noch zu Regina: „Vergebt mir, schönes Kind, den Ungestüm von vorhin; Ihr habt in Zukunft Frieden vor dem Stürmer!"

Er band sein Pferd von der Hütte los, schwang sich auf, und sprengte mit einer grüßenden Handbewegung nochmal gegen die Dankenden gewendet, in den Wald.

„Heil Dir, Siegmund!" rief Dubith. — „Du hast einen schweren Kampf über Dein Herz versucht, und wirst siegreich sein, nicht um schales trockenes Märtyrthum, wie Du in Beziehung auf Katharinen einst meintest, sondern um das große Gefühl, durch Deine Entsagung zwei Menschen glücklich gemacht zu haben."

Er zog Regina an sein Herz. Sie hatte den König nicht erkannt, der sie sogleich umfaßte, als sie aus der Fischerhütte trat. — Die laue Sommernacht schwand den Glücklichen unter den reizendsten Zukunftsträumen, und mit dem nahenden Morgen kam der alte Fischer, der ihnen für Gold sein ärmlich Haus überlassen. Noch einmal glühte zum Abschiede Brust an Brust, Lippe an Lippe, und Regina rief nach ihrem Wagen, der sie zu der Freundin bringen sollte; Dubith aber schritt in den erwachenden Tag hinein nach Krakau hin, wo er Alles zur Abreise der Königin bereit fand.

7.

Der König hielt Wort. Zu Anna's wachsender Betrübniß, die sich endlich in niederm Zorn gegen Regina auflöste, erschien er nicht mehr in ihrem Hause. Doch Wanda Gizanka erleichterte seinem leichtbeweglichen Herzen die Entsagung seiner Hoffnungen auf Regina. Mit neuem verführerischen Reiz in Tracht und Wesen trat die üppige Juno ihm entgegen, wich ihm dann erschrocken aus, und coquettirte überall mit einem tiefen verhaltenen Seelenschmerze in den elegischen Augen. Da sie kein Roth mehr auflegte, erschien ihr Gesicht in natürlicher feiner Bläße. Ihr Gang, ihre Sprache contrastirten in einer gewissen feierlichen Bedächtigkeit mit der sonstigen Elasticität ihres Wesens in Freud' und Leid. Kein Wort des Uebermuths, des Zorns, der tollen Ausgelassenheit, kein schmähsüchtiges Urtheil drang über ihre Lippen wie sonst. Sie war in ihrer seltsamen Umwandlung mehr als je eine interessante Erscheinung geworden, und man flüsterte sich bei Hofe die verschiedensten Vermuthungen deßhalb zu.

Auch der König hörte davon. Die Eitelkeit versicherte ihn, daß seine Untreue die Schuld an diesem psychischen Wunder Wanda's trage, und es zog ihn unwiderstehlich zur Untersuchung an. Doch Wanda floh ihn beharrlich, er mochte ihr nahen, wo er wollte. Die Verschlossene ließ ihre nächsten Freundinnen nur errathen, sie fürchte die Erscheinung des Königs wie ein Gespenst, und diese Furcht sei ihre Krankheit; dennoch aber hielte eine ge-

heime magiſche Gewalt ſie in Krakau zurück, worüber ſie ſich nicht näher erklären konnte.

Der König erfuhr es, und immer reizender in ihrem Widerwillen erſchien ihm die Verlaſſene. Seine alte Neigung zu ihr wachte mit aller Stärke auf, und er beſchloß, um jeden Preis Wanda wieder in ſeine Arme zurück zu bringen.

In der Dämmerungsſtunde des Abends ſaß ſie einſt in einem weißen Hausgewande in ihrem grünen traulichen Zimmer am Fenſter. Von der breitäſtigen herrlichen Linde vor ihm trieb der Zephyr ihr die duftreichen Blüthen in die ſchwarzen Locken, und ſpielte mit den brabanter Spitzen, die ihren Buſen umwölkten. Die Natur draußen lebte in den letzten Lichtmomenten der ſcheidenden Sonne, einladend zu einem Nachgefühl ihrer in ſüßem Frieden entſchlummernden Reize. In Wanda's Buſen aber war kein Friede. Nicht aus dem Buche der Natur ſuchte ſie die Beſchwörungsformel für den innern Sturm zu nehmen, den ſie unter der Ruhe eines ſtillen Schmerzes bisher vor der Welt verbarg; ſie befragte jene myſtiſchen Künſte, die in dem Verſprechen der Zukunftenthüllung dem mächtigſten und thörigſten menſchlichen Drange ſchmeicheln, und ſie hoffte die Weiſſagung einer glänzenden Zukunft. Ihre ſchönen Hände miſchten eben die verhängnißvollen Karten, und vor ihr ſtand eine alte ſchmuzige Slawonierin, die im Rufe der beſten Kartenſchlägerin in der Reſidenz ſtand. Wanda hob ab, und die Alte breitete feierlich die Blätter vor ihr aus, in denen ihr geheimniß-

volles Schickſal, nur Geweihten verſtändlich, ausgeſprochen war.

Da trat plötzlich der König ein. Ein Freudenblitz flog über Wanda's Geſicht, ein kurzer Schrei der Ueberraſchung entglitt ihrem Munde. Ihr günſtiges Schickſal ſchien ſchon zu nahen; ſie ſchob die Karten zuſammen, und auf ihren bedeutſamen Blick entfernte ſich die Alte.

„Vergebt, daß ich Euch ſtöre, ſchöne Wanda," begann Siegmund, ihre Hand faſſend. — „Mich treibt die Sorge um Euch her. Ihr flieht mich, und ſeid krank. Eure Hand zittert in der meinen. Geſteht mir's offen: was fehlt Euch?"

„Die Unbefangenheit Eurer Frage, königlicher Herr, beſtätigt und erhöht mein Unglück völlig!" erwiederte Wanda tiefſchmerzlich, indem ſie abgewendet die Hand ihm entzog, und ihr Geſicht mit dem Taſchentuche verhüllte. — „Doch was wein' ich! Sei ruhig, armes Herz!" fuhr ſie fort. — „Glaubt' ich doch, meine Augen hätten die Thränen längſt verlernt. Mein Unglück war wie ein ſtilles Meer, in deſſen Anblick ich ſtets verloren ſtand; mein Herz, mein ganzes Weſen war ſo ganz von ihm durchſtrömt wie der Stoff von der Farbe, wie die Natur von der Gottheit. Da tretet Ihr vor mich hin, und die Erinnerung an ſchöne falſche Stunden wacht in mir auf, und wühlt in allen Tiefen des ruhigen Schmerzes, daß er im Wogenſturme die bittre Thräne mir wieder ins Auge treibt. O König, habt Warmherzigkeit, und ſtört mich fürder nicht in meinem ſtummen Schmerz!"

Sie sprach die Bitte mit so seelenvollem Ausdruck, mit so schmelzendem Blick, daß Siegmunds tiefbewegtes Herz nicht sogleich Worte darauf fand. Die Elegie ihres Wesens übte einen unnennbaren Zauber auf ihn. Es war ihm, als könne es kein reizenderes Weib an Leib- und Seelenschönheit für ihn mehr auf Erden geben als Wanda, und er riß sich gewaltsam aus seiner Befangenheit empor, und fragte: „Mein Anblick ist Euch schmerzlich, theuere Wanda? Soll ich mich entfernen?"

„Welche Frage für einen König einem unbedeutenden Mädchen gegenüber!" erwiederte Wanda verwundert.

„Laß solche Bemerkungen jetzt, Mädchen. Wo ich der König sein will und muß, da bin ich's schon, das wissen die Polen vortrefflich. Hier aber will ich nur ein Mann sein; hier werf' ich den Purpur weg, und bin Siegmund, Dein Dich liebender Siegmund."

„Mein Siegmund!?" fragte Wanda mit scharfer Betonung. „Wie oft verschenkt Ihr Euch wohl in einem Jahre, mein König?"

Zornig wollte Siegmund auffahren über die kecke satirische Frage, doch des schönen Mädchens auf ihm haftender magischer Blick drängte leicht die auflodernde Flamme vernichtend in seine Brust zurück, und, im Anschauen der herrlichen Gestalt verloren, schien sein stummes sanftes Lächeln nun um Vergebung zu bitten, daß sie so Recht habe mit ihrem Vorwurfe. „Erniedrige nicht den Mann in mir, Wanda, weil ich von anderm Thon geformt," sagte er endlich. „Wenn fremde Schönheitslinien neben den Deinen auch mein Auge bisweilen an-

zogen, so blieb Dir doch mein eigentlich tieferes Gefühl, das ich Liebe nenne, das Dich ganz umfaßt in Deinem Wesen, Deine Seele küßt wie Mund und Augen, und mit Dir Eins und Eins ist. Laß mir das leichtgestimmte Herz, das sich an Frauenschönheit wechselnd gern ergötzt; die stille heilige Flamme für die Erwählte bewahrt es dennoch treu, und diese, Wanda, bist Du mir stets gewesen; Du nur hast mich ganz verstanden. Du könntest mit demselben Rechte auch eifersüchtig auf die Natur sein, sobald mein Aug' entzückt auf ihren unendlichen Reizen ruht, als auf ein Weib, dessen Schönheit meinen Sinnen schmeichelt."

„Erniedrigt nicht das Mädchen in mir, Siegmund, weil ich keine Krone trage, aber einen König liebte. Ja, da Ihr mir so heiße Gegenliebe schwort, träumte ich lange Zeit ein hohes schönes Glück, das wahrlich nicht von Eurer Krone, das nur von Euerm Herzen abhängig war. Ich war nur so stolz, so geehrt, daß mich der Erste und Beste meines Volkes liebte, treu mich liebte; ich gab sorglos mich Euch hin, und verachtete den öffentlichen Leumund, der mich des Königs Buhlerin nannte. Ich dachte Euer Weib zu sein, vor dem Altar der Natur es geworden, und es genügte mir so überschwänglich, daß kein Gedanke sich zu dem eiteln Wunsch erhob, auch Eure Königin zu sein. Ich war so abgeschlossen glücklich in Eurer Liebe, daß Alles schroff und kalt mich ließ, was nicht irgendwie in Beziehung zu Euch stand. Kühn genug hofft' ich, der schöne Traum würde für mein ganzes Leben ausrei-

chen, doch ach, wie plötzlich war das Erwachen! Wie entsetzlich gähnte nun die öffentliche Meinung mich an, die ich um Euretwillen verachtet! Wie tief fühlt' ich ihre Wahrheit durch Euer leicht bewegliches Herz, und wie elend war ich als ein bloßes Opfer Eurer Leidenschaft!"

Ihre Thränen strömten. Sie wendete sich ab, sie zu trocknen, und fuhr dann fort: „Ihr täuscht mich nicht! Das Herz, das in reicher wahrer Liebe ein anderes umfaßt, ist so erfüllt von dessen äußerer und innerer Schönheit, daß jeder fremde Reiz nur wie ein Schatten jenes geliebten Lebens eindruckslos vorüberflieht. So war es mir, Siegmund, Euch aber fehlt die süße Innigkeit, der glückliche Wahnsinn, der sich so traut und heimlich ganz und gar in ein anderes Sein versenkt, um ihm anzugehören wie der Duft der Rose, wie das Blut dem Leben. Ihr saugt nur den Nektar des Augenblickes aus der Blume, das Herzblut aus dem Leben, und laßt mit kaltem Auge dann die Blume verwelken, und das Herz in tödtlicher Sehnsucht vergehen. Nein, scheiden wir, Siegmund. Erniedrigt mich nicht noch einmal, ich würde es nicht überstehen."

„Nein, ich scheide nicht von Dir, Mädchen!" rief Siegmund, sie heiß umschlingend. „Nimm mich wieder auf in Deinem Herzen, und Du sollst erfahren, wie ich die Bedeutung Deiner Liebe zu würdigen weiß. Ach, ich bin so verarmt an solcher Liebe."

Sie sah ihm lange zärtlich fragend in die trunkenen Augen, und sank dann an sein Herz, das in der Glut dieser Stunde die besten Vorsätze der Treue erfüllten.

Wanda war mit sich und ihm zufrieden. Am andern Morgen hielt sie einen Brillantschmuck in den zarten Händen, und weidete sich an dessen reizenden Blitzen. Es war der königliche Lohn für ihre elegische, trefflich durchgeführte Rolle.

8.

Dudith war indeß mit Katharina von Oestreich, dem merkwürdigen Opfer königlichen Hasses, das keine diplomatische Gewandtheit zu retten vermochte, in Wien angelangt. — Eine traurige Empfangsscene bot sich schon mehrere Stunden vor der Stadt dar, bis wohin Kaiser Maximilian der unglücklichen Schwester entgegengezogen. Sie rühmte gegen den Bruder des Gesandten weise und unabläßige, wenn auch fruchtlose, Bemühungen neben denen des Cardinals Commendoni, die Krone Polens auf ihrem Haupte zu erhalten, und der Kaiser beschied den treuen Anwalt seines Hauses in den huldreichsten Worten für den nächsten Morgen zur Audienz.

Der Morgen kam, und Dudith ließ sich melden. Aufs Herzlichste empfing ihn der Kaiser.

„Mein wackerer Sbardellat, Ihr fühlt gewiß den großen Schmerz mir nach, der Habsburgs Haus betroffen," hob er an. „Wäre der brandenburger Kurfürst nicht als ein so kräftiger glücklicher Vermittler zwischen der polnischen Frechheit und dem deutschen gerechten Zorne aufgetreten, bei der deutschen Kaiserkrone, ein nie gesehenes Blutbad hätte ihren Schimpf vor dem Auge der Mitwelt und Geschichte abwaschen sollen. Doch

der Wagen ist angespannt, wir fahren in die Stadt. Zerstreuungen sollen Dein Gemüth heilen helfen.

Rudolph von Rheineck, der Ungetreue, um welchen Mariens Thränen flossen, hatte mehrere Wochen auf dem Gute der Frau von Golding zugebracht. Ein schöner Jüngling mit herrlich ausgebildeten Geisteskräften und nicht ohne gute sittliche Anlagen, aber das verführerische Beispiel schlechter Gesellschaft in einer sittenlosen Hauptstadt hatte seine Grundsätze verderbt und die natürliche Glut seines Herzens war in wilden Wollusttrieb ausgeartet, als seine Seele einmal die zarte Blüte der jugendlichen Scham und sittlichen Unschuld verloren hatte. Ein solcher Mann mußte auf die junge Marie desto tiefern Eindruck machen, da er mit schlauer Gewandtheit des Geistes alle Künste seiner Verführung verband. Das schöne Mädchen fesselte ihn beim ersten Blicke, und ihre Liebe zu gewinnen, war von nun an sein einziger Gedanke. Er wußte seine Absichten so geschickt zu verhehlen, daß Frau von Golding nichts ahnete, und in seiner Aufmerksamkeit gegen ihre junge Freundinn nichts als die Artigkeit eines gebildeten Weltmannes sah. Marie aber war desto scharfsichtiger, da ihr eigenes Herz seit dem ersten Augenblicke seiner Erscheinung für ihn gewonnen war, und es hatte sich ein heimliches Einverständniß durch Blicke und halbe Worte unter ihnen gebildet, ehe er es für passend hielt, ihr seine Liebe unverhohlen zu er-

es ist vorbei. Der Brandenburger hat gesiegt, und in ruhigerer Stunde erschien der Völker Blut auch mir theuerer als die Genugthuung, die nach so viel vergeblichen Mitteln zur Versöhnung Katharinens und Siegmunds mein zornglühendes Herz von diesem ersehnte. So laßt uns jetzt in kluger Politik die Verhältnisse betrachten, wie sie meinem Oestreich frommen mögen, ob wir sie so, ob anders behandeln."

„Beliebt, mir Eure Gedanken zu eröffnen, kaiserliche Majestät; vielleicht kann meine geringe Meinung einen Beitrag liefern zu Euern weisen Ansichten und Plänen," bemerkte Dudith.

„Polen, die mächtige Vormauer gegen den barbarischen Ost und Nord, ist mein Hauptaugenmerk, da es in Siegmund den letzten Jagiellonen dahinsterben sieht," fuhr der Kaiser fort. „Bei seinem wüsten Leben, denk' ich, wird er bald zu seinen Vätern versammelt werden; der Thron ist dann ohne Erben, das Recht seiner Wiederbesetzung der Nation zugefallen, und es heischt die Klugheit, auf diesen vielleicht sehr nahen Zeitpunkt vorbereitet zu sein; denn Oestreichs Vortheil gebietet, um die erledigte polnische Krone zu werben, und zwar für den Erzherzog Ernst, meinen vielgeliebten Sohn."

„Allerdings, mein kaiserlicher Herr, würde für Deutschland ein wichtiger Schritt geschehen, gelangte der Erzherzog auf den polnischen Thron. Mit Siegmunds Tode indeß wird in dem Zwischenreiche ein Meer der Verwirrung hereinbrechen, dessen vorhandene gäh-

rende Elemente nur des entschlossenen Königs kräftige Hand bisher unterdrückte. Die schwankenden Zustände der Religion, der hochfahrende Charakter der Nation, die vielen an zarten Fäden verschlungenen Interessen des Landes und die Vorliebe für die einheimischen Königsstämme werden jede fremde Werbung sehr erschweren."

„Ganz recht," entgegnete Maximilian; „und darum, Herr Bischof, ernenn' ich Euch von Neuem zum Gesandten in Polen in dieser neuen Angelegenheit. Ihr sollt die verwickelten Verhältnisse scharf ins Auge fassen, in ihren Wesenheiten mit kluger Rücksicht sondern, und dann zu trennen oder zu verbinden suchen. Ihr sollt mit aller Anstrengung im Stillen eine mächtige Partei für Oestreich schaffen, und es wird Euch insbesondere bei den Katholiken gelingen. Kurz, Ihr sollt, ohne weitere Andeutung, Nichts versäumen, was zur Vorbereitung für unsern Plan dienen kann, um bei Siegmunds endlichem Tode jedenfalls eine sichere Grundlage für das weitere Verfahren zu haben, wie auch inzwischen die Verhältnisse sich gestalten mögen."

Dudith übernahm den wichtigen Auftrag mit heimlicher Freude, da er nun zu der ehelichen Verbindung mit Regina'n, wovon er vorläufig Nichts gegen den Kaiser erwähnte, in amtlichem Charakter noch einmal nach Polen zurückkehren konnte. Er versprach dem Kaiser, all' seine Thatkraft für das Beste des Hauses Oestreich aufzuwenden, und das Gespräch zog sich noch lange in Einzelnheiten der großen Angelegenheit hin.

In Kurzem befand Dubith sich wieder in Krakau, und betrieb von hier aus zunächst die Ordnung seiner persönlichen Angelegenheiten. Er meldete an Papst und Kaiser seine Abdication des geistlichen Standes, seiner Bisthümer, und auch seines Glaubens, da er sich zu vermählen im Begriff stehe, und versprach dem Letztern seine alte Treue in weltlichen Diensten, falls er ihm dieses abtrünnigen Schrittes wegen, den er aus tiefinnerer Ueberzeugung des Bessern gethan, sein Vertrauen und seine Gnade nicht entziehen wolle. — König Siegmund bewirkte für Dubith durch seine persönliche Verwendung, wie er versprochen, die Einwilligung Anna Strazza's und ihrer Söhne, die seit einiger Zeit nach Krakau zurückgekehrt, da der Friede zwischen Siegmund und Iwan Wasiljewicz wieder vermittelt worden.

So geschah es, daß Regina'n von Mutter und Brüdern Dubith als Bräutigam in weltlicher Tracht zugeführt wurde, und ihr seltsamer prophetischer Traum vor zwei Jahren war buchstäblich erfüllt. — Des Kaisers erster Brief auf Dubiths Abdication war freilich erfüllt von harten Vorwürfen; doch mochten sie wohl nur zur Genugthuung des Papstes dem äußern Scheine nach geschehen, denn Maximilian's fortdauernde Huld für den edeln treuen Mann erwies sich bald darauf von Neuem, indem er ihn mit Geschenken überhäufte, zu seinem geheimen Rathe ernannte und als seinen beständigen Gesandten in Polen bestätigte. Schwer aber äußerte sich Papst Sixtus V. in seinem Zorne. Der andersdenkende Bischof, den die römische Curie schon

ſeit ſeiner Erſcheinung in dem Concil zu Trident als einen gefährlichen Mann haßte, und öffentlich und heimlich verfolgte, ſtatt ihn klug an ſich zu ziehen, hatte nun durch ſeine völlige Abtrünnigkeit dieſen Haß in des Papſtes Augen gerechtfertigt, wie dieſer längſt gefürchtet. Er ließ nun auf Dudith den immer noch ziemlich gefährlichen Bannſtrahl der Kirche niederlodern, und ſein Bildniß öffentlich zu Rom verbrennen.

Der Geächtete konnte kaum zu Schutz und Sicherheit einen beſſern Zufluchtsort finden als Polen. König Siegmund, ſelbſt im römiſchen Glauben wankend, erließ ſchon 1563 ein Edict für die allgemeine Freiheit des Glaubens, und die proteſtantiſche Wanda Gizanka bemühte ſich damals, ihn zum völligen Abfall zu vermögen, wovon nur die ewigen Zwiſtigkeiten der Akatholiken unter ſich ſelbſt ihn zurückſchreckten. Das Reich und vornehmlich der Senat aber fielen immer mehr von der Mutterkirche ab, und der Papſt konnte über die polniſche Geiſtlichkeit nicht Bannſtrahlen genug ſchleudern und Entſetzungen verfügen, um der völligen Abtrünnigkeit Einhalt zu thun. So unter dem beſondern Schutze des Königs und der liberalen Glaubensverhältniſſe des Landes ließ Dudith ſich nicht nur in Krakau förmlich nieder, ſondern erhielt auch auf dem Reichstage zu Piotekow das polniſche Reichsindigenat, wonach er die Stadt Schmiegel in Großpolen für ſich erkaufte. — Die Losſagung vom Katholicismus, wozu ſeine Vermählung zunächſt die Veranlaſſung gab, war ein Entſchluß, der ſchon ſeit dem tridenter Concil in

ihm reifte; es war ein tiefinneres Bedürfniß für ihn, mit der Mitra auch öffentlich den Glauben abzulegen, für den er sie bisher in so hoher Bedeutung getragen, da seine religiösen Zweifel nun zu Ueberzeugungen geworden. Er trat indeß weder zum Lutherthum über, noch zu den Calviniſten; er ſchuf ſich nach langen Prüfungen eine eigene Religion, deren Glaubensſätze ſich am Meiſten denen der Socinianer näherten, welche damals in Siebenbürgen geduldet wurden. Er war einer der freiſinnigſten Denker ſeiner Zeit, in welcher über die Schale des Chriſtenthums wie um des Kaiſers Bart mit centnerſchwerer Gelehrſamkeit geſtritten wurde, wie noch heute.

9.

Fünf Jahre vergingen dem ſeltenen Ehepaare in ſüßem häuslichen Frieden, während in Europa und um ſie her unter dem Meteore der Reformation die immer fortdauernden Kämpfe in Wort, Schrift und Schwert blitzten und ſtürmten. Regina und Dudith hatten ſich gegenſeitig nicht getäuſcht. Sie war und blieb das holde Weib mit dem Engelsgemüth, das in reicher Liebe und ſtillem Schaffen ihm den kühnen Traum der Vergangenheit für wahres Erdenglück verwirklichte, um deswillen er leicht und freudig einſt alle äußern Herrlichkeiten von ſich warf. Und auch er war derſelbe geblieben in ſeinem treuglühenden Herzen für Regina, in ſeinen ausgezeichneten Vorzügen und männlichen Tu-

genden, und eine lange selige Zukunft lag wie ein grünes sonnenglänzendes Eden vor ihren Blicken.

Eine große Trauerwolke zog indeß zwischen die Nebelbilder der Parteiung plötzlich an Polens politischem Horizont herauf. Es war am 7. Juli 1572 alten Stils, als König Siegmund II. zu Knyszin an der litthauenschen Grenze vom Tode ereilt wurde, nachdem er kurz vorher noch das Edict der Glaubensduldung erneut hatte. Sein Leben verkürzten die wilden sinnlichen Ausschweifungen, denen er sich um so ungezähmter überließ, als er, vom Aberglauben so wenig frei als seine Zeitgenossen, auf die Weissagung eines Astrologen sich verließ, wonach er erst im zwei und siebzigsten Jahre sterben werde. Das Ungefähr, welches das Jahr 1572 zu seinem Todesjahre werden ließ, rettete die Ehre des Propheten.

So war denn mit Siegmund August der jagiellonische Stamm männlicher Linie gänzlich erloschen, den seit zwei Jahrhunderten der königliche Purpur schmückte, und es geschah, was Dubith dem Kaiser in Wien leicht voraussagen konnte, ohne ein Oedipus zu sein. Polens alter Fluch — der Unfriede und die Parteisucht seiner Magnaten — der bis auf die neueste Zeit fortwirkte, und an dem es endlich völlig unterging, begann in dem jetzt entstandenen Zwischenreiche seine verderblichen Keime für die welthistorische Zukunft der Nation zu entwickeln. Verwirrung und gegenseitiger Haß nahmen zu. Man berücksichtigte endlich in der Wahlfreiheit nicht die in Polen und Schlesien etwa noch vorhandenen piastischen

und jagiellonischen Geschlechter; man wollte einen ausländischen Fürsten au den Thron erheben, und die Anhänglichkeit an den einheimischen Königstamm bestimmte später dabei noch als Bedingung für die Krone, daß der Erwählte die alternde Prinzessin Anna, eine Schwester des verstorbenen Siegmunds, heirathen müsse.

Mehrere Fürsten bewarben sich nun um den Thron, unter ihnen Kaiser Maximilian für sich selbst oder den Erzherzog Ernst. Er sendete als seine außerordentlichen Gesandten bei der Königswahl den Oberstburggrafen von Böhmen, Wilhelm Ursinus Rosenberg, und den Rath Bernestus zur Unterstützung Dudith's, der in den letzten Jahren für den Wunsch des Kaisers im Stillen thätig war, und jetzt in seiner höchsten diplomatischen Bedeutsamkeit auftrat.

Gar Mancherlei trat unter den Wirren des Reichstages, der am 7. Januar des folgenden Jahres zu Warschau eröffnet wurde, dem östreichschen Interesse als besonders nachtheilig entgegen. Dazu kam noch, daß der Cardinal Commendoni, einzig Roms Interesse im Auge, der Sache des Erzherzogs Ernst nur so lange günstig gewesen, als kein anderer katholischer Fürst zur Mitbewerbung aufgetreten war, und nun auf die Seite des angelangten französischen Gesandten, Johann von Montluc, Bischof von Valence, übertrat. Dieser sprach mit vielem Glück für Heinrich von Valois, Herzog von Anjou, und wie sehr er auch nach eigenem öfteren Geständniß von östreichscher Seite in Dudith den mächtigsten Gegner zu bekämpfen hatte, gelang es ihm den-

noch, siegreich über Alles, dem Prinzen Heinrich die polnische Krone zuzuwenden.

So war das hohe Spiel für Oestreich verloren, und Dudith zog sich verstimmt zurück. Er hätte für sein Kaiserhaus den Sieg fast verbürgen wollen, wenn dies ihn mehr mit Geldmitteln und seine Nebenlegaten ihn mit mehr diplomatischer Fähigkeit unterstützt hätten, ja wenn endlich nicht ein aufgefangener Bericht der östreichschen Minister an den Herzog von Baiern, worin die polnische Nation in das niedrigste Licht gestellt war, auf dem Reichstage den widerwärtigsten Eindruck hervorgebracht. Und es hatte nun den Anschein, als solle er bei dem ungünstigen Resultat seiner Bemühungen für fremde Mängel und Schuld dabei als der seinigen einstehen. Im Bewußtsein seiner Treue und Kraft, mit denen er Oestreichs Interesse zu fördern suchte, eilte er tiefverletzt nach Prag, um dem Kaiser die stattgefundenen Verhältnisse mit der Stimme der Wahrheit zu entwickeln, und dessen gerechte Anerkennung zu verlangen.

Er kehrte befriedigt nach Krakau wieder. — Indeß hatte Wanda Gizanka, König Siegmunds hinterlassene schutzlose Geliebte, in Duditbs Hause Zutritt gefunden, indem sie auf jede Weise jetzt freundschaftliche Beziehungen zu Frau Regina zu erwecken suchte, die sie auf ihre frühere gemeinschaftliche Stellung mit ihr am Hofe der Königin Katharina begründete. Die gute versöhnliche Regina gedachte nicht mehr der Schmerzen, die einst Wanda's boshafte Schadenfreude ihr oft veran-

laßt; sie kannte wohl das vertraute entehrende Verhältniß, worin die Reizende mit dem verstorbenen König stand, allein sie glaubte ihrer meisterlichen Darstellung unter Reue und Thränen, wodurch in ihrer angeblichen, jede Rücksicht opfernden Liebe zu Siegmund dies ganze Verhältniß ein milderes, Mitleid weckendes Colorit gewann. Gern öffnete sie der Verlassenen daher als Freundin die schönen Arme, und Wanda wußte durch ihren Geist, ihre Anmuth, ihre vielseitigen Talente, sowie durch ihr äußeres würdevolles Verhalten, eine schöne Sympathie in Regina's Herzen für sich hervorzurufen.

Wanda's Seele füllte indeß dunkler Neid. Er führte sie zuerst zu Regina'n, indem sie deren ehrenvolles eheliches Verhältniß mit dem eigenen dunkeln Loose verglich, und als sie der Verhaßten stilles unschuldvoll erlangtes Seelenglück in seinen Höhen und Tiefen kennen lernte, da entbrannte wie Höllenflamme in dem schönen Busen der Wunsch, den Frieden dieses Idylls stören zu können. Sie sann und sann in böser Schadenlust, und fand endlich einen Weg, worauf sie Regina's glücklichem Herzen eine Todeswunde beizubringen, und dabei für ihre Eitelkeit einen herrlichen Triumph zu erringen hoffte. Sie wollte mit all' ihren feinen Schauspielkünsten Dudith's Herz umgarnen, um ihn zur Untreue an der Gattin zu verlocken; diese sollte davon überzeugt und vernichtet werden. Wanda war leider noch schön genug, wie ihr Spiegel ihr sagte, um ihr leichtsinniges Spiel damit zu unterstützen, und jede männ-

liche Sinnlichkeit, die nicht von Pflichtgefühl oder besonderer eigenthümlicher Ruhe beherrscht wurde, in Flammen zu setzen.

„Laß doch sehen," sprach sie selbstgefällig vor sich hin, „ob ich noch im Stande, dies abtrünnige Bischofsherz dem hübschen Tugendspiegel zu entreißen. Ist Dudith um dieser Regina willen dem mächtigen Rom untreu geworden, das über seine und der Völker Seligkeit gebietet, so wär' es eine Schande für Dich, Wanda, wenn er um Deinetwillen es nicht auch an Regina'n würde."

Dudith kannte von den Audienzen bei Katharina und den Hoffesten her gar wohl die verführerische Erscheinung mit den tiefblauen Augen, den reizenden dürstenden Lippen und den Wellenlinien der schlanken, schwellenden Form, und sein Auge war oft von ihr entzückt worden wie von jeder schönen weiblichen Gestalt, die ihm begegnete. Aber als sie nun in häuslichem Kreise, ihm unmittelbar nahe, den süßen Mund öffnete, und mit seltenem Wohllaut bald unbefangen traulich plauderte, bald in ernstern Gegenständen den Diamant ihres Geistes in reizenden Strahlen hin- und herwendete; wenn die feuchten wonnigen Augen im leuchtenden Redestrome gleichsam als Spiegelbilder wiederblitzten, und ihre Streifblicke ihn in ein Rosennetz einzuweben schienen, dann wurde Dudith's Brust enger, er holte einen leisen tiefen Seufzer, und rettete sich vor dem bösen Zauber mit einer Art Bangigkeit an Regina's reines schönes Herz.

klären. Ob sie ihm glaubte, ob sie seine Betheurungen, seine Schwüre ewiger Treue für die Sprache einer edlen Liebe, für den Ausdruck redlicher Gesinnungen hielt? Wie leichtglaubig ist man im sechzehnten Jahre, wenn Empfindungen, welche dem reinen unschuldigen Herzen überschwengliche Seligkeit geben, sich so ausdrücken, wie dieses Herz sie empfindet! Die unglückliche unbewachte Stunde kam, von dem geliebten Manne listig herbei geführt, welcher, als Marie, zur Besinnung erwacht, sich weinend aus seinen Armen wand, durch erneute Schwüre ihren Schmerz zu beruhigen suchte. Marie glaubte ihm, und sah sich seit diesem Augenblicke als Braut an ihn gebunden durch unauflösliche Bande. Zwei Tage nachher nahm er Abschied, denn schon zu lange hatte er sich von den Vergnügungen der Hauptstadt entfernt gehalten, um einer Eroberung willen, die ihm freilich dieses Opfers werth zu seyn dünkte. Er fühlte sich indeß selbst, zum ersten Male in einem ähnlichen Falle, durch ein wunderbares Gefühl gefesselt, und wenn nicht wirklich Verhältnisse seine Abreise dringend gemacht hätten, würde er die Freuden seines gewöhnlichen Lebenskreises vielleicht noch länger sich entzogen haben. Mariens Schmerz war gränzenlos. Zwar traute sie seinen Versicherungen, daß er bald rückkehren werde, aber so lange er noch da war, wurde das peinliche Gefühl, ein Opfer ihrer Schwäche geworden zu seyn, nicht so laut,

Weit überragte Wanda's elastischer reicher Geist die einfachen Ideenkreise Regina's. Ihr Gemüth verhielt sich zu dem der glänzenden Freundin wie ein von Felswänden gebildeter offener Natursaal zu einem schimmernden Palast, der auch viel düstere Gemächer in sich schließt. Dudith fühlte sich in Wanda's Nähe fast zauberkrank, und gesundete nur erst wieder bei der Gattin. Dennoch vermochte er es nicht über sich, die Zauberin zu verscheuchen, die immer seltsamer und leidenschaftlicher seinen Geist im Gespräch herausforderte, immer glühender mit ihren Blicken an ihm hing. — Die Nemesis schwang ihre Geißel. Wanda konnte nicht mehr Gluth heucheln, während ihr Inneres marmorkalt war. Für das freche schadenfrohe Liebesspiel, das sie mit Dudith zu treiben versuchte, füllte jetzt wahre Leidenschaft für ihn das Herz der schönen Entarteten. Den Besitz des liebenswürdigen Mannes zu erstreben, war ihr Tag- und Nachtgedanke, und die Unwahrscheinlichkeit dazu lähmte ihr proteisches Wesen in allen Berechnungen. Sie erschien dennoch anders, als sie war, denn sie war in der That eine Andere geworden. Es war vielleicht das erste Mal, daß dies Herz selbst wahrhaft liebte, dies chaotische Herz voll dämonischer Elemente, das so viele reizende Mittel zu fremdem Unheil besaß, und dazu benutzt hatte. Die Unklarheit ihres Wollens, die bisher dem Gebot der Laune in Eitelkeit, Habsucht, Stolz oder sinnlicher Erregung diente, wie nun eben Zeit und Gelegenheit ihr entgegentraten, war mit der Liebe zu Dudith zur wildlodernden Fackel einer einzigen

gigantiſchen Leidenſchaft geworden, die alle andern Triebe ausſchloß, worin ihre Seele in tantaliſchen Qualen lebte, und im Wahnſinn ſich aufzulöſen drohte.

10.

In den reichen Laubengängen des Gartens, der an Dudith's Haus ſtieß, wandelte er eines Morgens mit ſeiner Gattin und Wanda. Das Geſpräch betraf einige wichtige Tagesneuigkeiten. Der erwählte König des Reichs, Heinrich von Valois, der am 21. Februar (1574) zu Krakau gekrönt worden, hatte bereits durch mehrere Mißgriffe das Vertrauen der Nation verſcherzt. Bei einer Rauferei im königlichen Schloßhofe zwiſchen zwei angeſehenen Edelleuten und ihren Freunden, war Andreas Wapowski, der Kaſtellan von Przemysl, getödtet worden. Der König hatte geſchworen, den Mord nach der Strenge der Geſetze zu ahnden, verzögerte aber dennoch die Sache aus mancherlei Rückſichten, bis der Kläger Selbſtrache nahm. Er wurde zu lebenslänglicher Verbannung verurtheilt, was lautes Mißfallen erregte. Gleich darauf beging der König den noch größern Fehler, die erledigte Kaſtellanei des Ermordeten einem Vetter des Mörders zu ertheilen, und nach dem Tode des Großmarſchalls Firley das Amt eines Wojewoden von Krakau dem Bruder ebendeſſelben, dem Wojewoden von Sandomierz zu übertragen, deſſen Einfluß bei der Wahl ihm ſo günſtig geweſen. Die Abneigung der Polen gegen den König nahm zu, und

verwandelte sich selbst in Haß, da er sich verdrießlich von den Regierungsgeschäften zurückzog, und statt seiner hochtönenden glänzenden Verheißungen nur Unzugänglichkeit, Verschwendung und Widerwille gegen die Protestanten sich offenbarten. Die Erbitterung machte sich auf blutige und spöttische Weise Luft. Nächtliche Raufereien zwischen Polen und Franzosen ließen oft Leichen auf den Straßen zurück, Schmähschriften drangen in Heinrichs Zimmer, und erst gestern hatte man an einem Fenster des königlichen Schlafgemachs zum Spott einen Vogel an einem Nagel hängend gefunden.

„Ich fürchte sehr, der verstorbene Großmarschall Firley wird Recht behalten mit seiner Prophezeihung: daß die Polen in dem Herzog von Anjou eine üble Königswahl getroffen," bemerkte Dudith, und wendete das Gespräch von der düstern politischen Tendenz auf die freundliche Natur. Er zeigte den Damen seine neuen Blüthenfreuden, seine exotischen Gewächse, seine ausgeführten und beabsichtigten Anlagen und Aenderungen des Gartens. Er zerlegte Blatt, Blume und Frucht, und erklärte ihr inneres organisches Leben; nahm ein Insect aus einem Blüthenkelche, und zeigte dessen Structur. Er sprach vom kleinsten Wurme so angelegentlich wie von der Sonne, und wußte seine bald hier, bald dorthin gewendeten wissenschaftlichen Bemerkungen über das Einzelne geistreich und wohlthuend zuletzt auf eine poetische Totalanschauung zurückzuführen.

Regina wurde abgerufen, und Dudith schritt mit Wanda den Gang hinauf, den eine Epheulaube schloß.

Ein Fenster öffnete ihnen hier die Aussicht auf die sonnige Morgenlandschaft vor der Residenz, wo die Rudawa mit der Weichsel zusammenfließt, und Wanda's Blicke flammten über die Gegend, und sie machte den Freund auf deren Schönheiten in manchen sinnreichen Bemerkungen aufmerksam.

„Seht dort die beiden leuchtenden Flüsse, wie sie zum engen Liebesbunde sich vereinigen!" sagte sie endlich, indem ihr schönes Auge sinnig auf dem Punkte ruhte. „Ihre spielende rauschende Jugend im Felsenbette der Karpaten war vorüber; sie fühlten einen mächtigen dunkeln Drang in die Ferne, wo sanft auch der Mensch für die Räthsel seiner jungen Brust mit wunderbarer Zuversicht auf Lösung hofft, und sie stürzten über die Berge hinab in die Ebene, wo der Ernst des Lebens mit Pflicht und Last sie umfing. Aber nahe war ihnen auch die Bedeutung des Lebens. Sympathetisch zogen sie, weggekrümmt vor Hindernissen, dem Vereinigungspunkte zu, und als sie ihn nun hier erreicht, stürzen umarmend die Fluthen in einander, und strömen wirksam für das Menschengeschlecht, das als nächste Gottheit sie beherrscht, Eins in Eins dem ewigen Meere zu. Das ist mir ein einfaches liebes Bild der wahren Lieb' und Ehe bis zu ihrer letzten Erfüllung, wo keine Treue feierlich gelobt wird, weil sie ja durch die Liebe an sich schon bedingt ist."

„Ihr habt Recht, Wanda, Euer Bild ist schön, obschon es im Allgemeinen wenig auf die verworrenen menschlichen Verhältnisse und Herzen paßt," erwiederte

Dubith. „Im geheimnißvollen Busen der Natur entspringt allerdings der glühende göttliche Urquell jener Liebe, die Ihr meint, die ewig treu ist, weil sie ewig wahr ist; allein ihr Geistertropfen fällt selten zur Vereinigung in zwei ihm rein bewahrte Herzen. Manch falsches Gefühl und mit ihm manches traurige Irrsal ist oft vorausgegangen, ehe die Wahrheit echter Sympathie siegt."

Wanda's Augen funkelten. Dubith's Bemerkung traf scharf sie selbst. „Darum sollte man auch milder über falsche Gefühle und Irrsale urtheilen, wogegen heut sogleich die öffentliche Meinung über ein flatterhaftes Herz den Stab bricht, ohne dies Herz zu kennen," sprach sie weiter. „Doch mein Gleichniß paßt auch wirklich mehr auf die Irrthümer menschlicher Geschlechtsliebe als Ihr glaubt. Weichsel und Rudawa haben vor ihrer Vermählung bei unserer Hauptstadt irrthümlich mit vielen kleinen Bächen sich schon verbunden, um zur eigentlichen Bedeutung ihres Lebens zu gelangen. Sie täuschten sich indeß; immer höher strebten ihre Ansprüche, und nur erst, als beide hier sich fanden, fühlten sie sich befriedigt, und strömten mäandrisch in ruhiger Seligkeit weiter."

Ein Ehepaar niedern Standes zog vorüber, und machte sich laute Vorwürfe über gebrochene Liebestreue. „Da offenbaren sich schon wieder solche traurige Irrthümer, von denen wir eben sprachen," bemerkte Dubith.

„Das menschliche Herz ist eine Welt der Lüge und

Verwirrung," seufzte Wanda. „Mit verbundenen Augen jagen wir in heißer Sehnsucht nach dem Glücke, und ist es uns nahe, haben wir es erkannt, und wollen es umarmen, so — gehört es einer Andern."

Sie sagte das mit so bewegter Stimme, daß Dubith sie forschend ansah, ihre Hand ergriff und mit tiefem Gefühl fragte: „Hat solche herbe Erfahrung auch Euch betroffen, holde Freundin?"

Sie hatte nur einen halb unterdrückten Seufzer als Antwort. Ihr Busen stürmte, ihre Hand zitterte in der seinen, und ihre ganze klagende und verlangende Seele brannte in dem feuchtverklärten Auge. So hatte Dubith sie nie gesehen. Halb bewußtlos sank sie im gewaltigen Sturme ihres Innern endlich an sein Herz, an seine Lippen, und, befangen in ihrem Zauber, schlang er den Arm um die göttergleiche Juno, und trank in einem langen Zuge die Seligkeit ihres Kusses.

Ein Geräusch schreckte ihn aus dem süßen Taumel. „Um Gott, Wanda, was macht Ihr aus mir!" rief er leise und kläglich, und suchte den verführerischen Reizen sich zu entwinden.

Wanda ließ die Arme von seinem Nacken herabsinken, seufzte tief auf, und lispelte mit niedergeschlagenen Blicken: „Vergeßt und vergebt, geliebter Freund, was Euch mein überströmendes Gefühl in dieser verrätherisch-schönen Stunde offenbarte. Was hier geschehen, glaubt mir, war nur ein lebendiger Traum. Lebt wohl! Seid glücklich, und gedenkt der Unglücklichen nicht weiter!" — Sie eilte fort.

„Wanda!" rief Dubith, wie unbewußt die Arme nach ihr ausſtreckend; doch ſie war in einem Seitengange verſchwunden. — Er war unzufrieden mit ſich, er ſchalt ſich treulos gegen die edle himmelreine Regina, das klägliche Gefühl eines böſen Gewiſſens überkam ihn; und doch — wenn er ſich die reizende Situation mit der Sirene zurückrief, fand er eine Art Troſt in der Behauptung, daß ſchwerlich ein Mann, dem nicht Fiſchblut durch die Adern ſchlich, einer ähnlichen Lockung des Augenblicks widerſtanden hätte.

11.

Von dieſem Augenblick an erſchien Wanda nur einmal noch bei Regina'n, die ſie mit ſeltſamer Kälte empfing, und kam nie wieder. Dubith war abweſend. Um des Hauſes und ſeines eigenen Friedens willen wünſchte er ſelbſt, daß die nur allzu gefährliche Freundin ihm künftig fern bleibe; allein es war kein Wunſch aus rechter voller Seele. Wie ſehr er auch in Liebe und Pflichtgefühl für Regina'n die an Wanda's Zauberkuß entzündete verbotene Flamme mit männlicher Kraft unterdrückte, — ſie völlig auszulöſchen vermochte er doch nicht. Es blieb in ſeiner Bruſt ein geheimnißvoller Sehnſuchtsfunke, der ihm die ſchöne Sünderin und jene verrätheriſche Scene mit ihr am Fenſter der Epheulaube zurückrief, und er konnte, unter dem Vorwande gewöhnlicher Höflichkeitspflicht, es ſich nicht verſagen, durch Ueberſendung von Blumen, Früchten oder

Büchern ihr bisweilen ein kleines zartes Lebenszeichen seines Andenkens zu geben. Es war ein leises unheilvolles Schwanken in ihm.

Regina's Wesen war seit jenem Morgen auffallend verändert. Sie vermißte die zurückgezogene Wanda nicht; sie sprach Nichts von ihr, und schwieg, oder ging mit leichten Worten über sie hin, sobald der Gemahl ihrer erwähnte. Er hatte den Muth nicht, sie über ihre offenbar veränderte Gesinnung gegen die sonst so geliebte Freundin zu befragen; wie eine böse Ahnung zog es ihm durch die Brust, daß jene vertraute Scene mit Wanda von Regina belauscht worden. Ihr heiterer offener Charakter ging immer mehr verloren. Ein tiefer Ernst durchdrang die sonst mildlächelnden Züge; von den Wangen wichen die immer frischen Rosen, und ihr Auge war eine stumme Elegie, die beim Anblick ihrer Kinder in heiße Zähren sich auflöste. Nur wenn Dubith ihr nahete, und mit Fragen zärtlicher Besorgniß sie bestürmte, versuchte sie ein heiteres Gesicht zu zeigen, drückte ihm die Hand, und bemühte sich, ihn durch die Versicherung zu beruhigen, ihre Leiden wären nur ein vorübergehendes Unwohlsein. Ihr schmerzliches Lächeln dabei aber schien ein Zeichen der Resignation, womit eine edle Seele die große Täuschung ihres Glückes aufnimmt.

Nach einigen Wochen unterlag sie dem Gewicht ihres geheimen Riesenschmerzes. Sie erkrankte, und wies beharrlich alle ärztliche Hilfe zurück, immer mit der Versicherung: es werde schon vorübergehen. Der den-

noch herbeigerufene Arzt erfuhr nur, daß sie an großer Entkräftung leide, sah ihr in das bleiche rührende Gesicht, und entfernte sich mit bedenklicher Miene. — Dudith, das Aeußerste fürchtend, wich nicht von dem Lager der lieben Kranken, gefoltert von Reue und Schmerz. Oft drängte sein überströmendes Gefühl das Bekenntniß seiner Schuld mit dem heiligen Gelöbniß künftiger makelloser Treue ihm auf die Lippen; allein die edle Regina wußte stets in jedem Eingange dazu ihm den Fortgang abzuschneiden; sie wendete rasch durch fremdartige Querfragen oder Bemerkungen das Gespräch abwärts, hielt es beharrlich fest, und drückte so sein trauriges Geheimniß in die verschwiegene Brust zurück.

Monate waren vergangen, und Regina's Zustand war immer eigenthümlicher und bedenklicher geworden. Eines Abends verlangte sie plötzlich lebhaft nach Wanda. Der erstaunte Dudith ließ die ehemalige Freundin rufen, und sie erschien in der ganzen Blüthenfülle ihrer Reize, gehoben durch reichen Schmuck und alle Kunst der Toilette. Spätrosen schlangen neben einem blitzenden Diadem edler Steine sich durch das glänzendschwarze Haar. An einer dreifachen Kette von Zahlperlen hing in einer Fassung von Diamanten das Miniaturportrait Luthers über den Busen herab, den Brabants kostbare Gewebe wie weiße Nebel umwogten, und die elastische Formen der schönen Gestalt umrauschte in schwerbewegten Falten ein grünes Seidenkleid mit goldenen Blumen durchwirkt. So stand die Herrliche, ein reiches schönes, heißpulsirendes Lebensbild, der armen krank

Regina wie zum Hohn gegenüber, ließ einen bedeutenden Blick an Dubith herabstreifen, und faßte dann mit mitleidsvoller Regung die Hand seiner unglücklichen Gattin.

„Wie muß ich Euch wiederfinden, edle Regina," sagte sie mit schwankendem Tone, als sie der Kranken lange in das ersterbende Auge gesehen, das vergebens zu einem Lächeln sich bemühte. „Ihr, ein so heiteres Frühlingsbild vor wenigen Monden noch, liegt hier nun so schmählich gebrochen in der Fülle Eurer jugendlichen Kraft. Ach, es ist traurig, es ist beweinenswerth!" Damit verbarg sie die feuchten Augen ins Taschentuch.

„Andreas, rufe meine Kinder!" bat Regina, und bald erschienen zwei Knaben und ein Mädchen in zartem Alter. Sie winkte sie zu sich, küßte sie, und legte unter strömenden Thränen und stillem Gebet die Hände auf ihre Häupter. Dann aber bat sie den Gatten und Wanda näher zu treten, und sagte: „Ich bin sterbensmüde, ich fühle es, diese Nacht ist meine letzte. Es ist also an der Zeit, daß der Schleier zwischen unsern Herzen falle, der seit jenem Morgen im Garten sie mißtrauisch verhüllte. Ich habe damals, aus einem Seitengange biegend, den Ausbruch Eurer Gefühle in einer Umarmung beobachtet, Wanda und Andreas. Laßt mich schweigen über mein eigenes Gefühl dabei, wie über meine spätere Stimmung. Vergebt mir, Wanda, die feindliche Kälte, mit der ich Euch am dritten Tage begegnete, und die Euch wahrscheinlich bis heut verscheuchte. Laßt alles ausgeglichen sein mit mir, der Sterbenden, die für die Erde nur noch einen umflorten

als nach seiner Abreise. Einige Zeit ward ihre Täuschung noch unterhalten, bis endlich die Nachricht kam, daß Rudolph von Rheineck um die Hand einer reichen Wittwe in dem benachbarten Lande geworben hätte und die Verbindung dem Abschlusse nahe wäre. Frau von Golding selbst, Mariens Stimmung nicht ahnend, brachte ihr diese Unglücksbotschaft, und erst jetzt erfuhr sie aus dem Munde der tief erschütterten Freundinn, daß sie ihr die letzte Hoffnung genommen hatte.

Marie machte indeß nur ein halbes Geständniß, und Frau von Golding schrieb den Schmerz des Mädchens bloß der betrogenen Hoffnung des liebenden Herzens zu, und glaubte daher, daß durch Zerstreuungen und durch die wohlthätige Wirkung der Zeit Mariens Kummer sich werden heilen lassen. Da sie das Herz ihrer jungen Freundinn kannte, so würde sie freilich mehr Besorgnisse gehegt haben, wenn sie gewußt hätte, welche Vorwürfe die Ruhe der Unglücklichen störten.

Vergebens waren alle Bemühungen der Frau von Golding, Marien aufzuheitern, deren innerer Gram immer mehr Einfluß auf ihre Gesundheit zeigte. Traurig brachte sie mit ihrer theilnehmenden Freundinn den Winter in der Stadt zu, und immer war sie still und schüchtern unter den frohen Gespielinnen ihrer Kindheit, von dem peinlichen Gefühle bewegt, daß sie ausgeschlossen wäre aus dem heiligen Kreise der Unschuld, und fürchtend, man könnte auf ihrer Stirne lesen,

Blick, einen lichten entzückenden aber schon für das Jenseit hat. Reicht meinem wackern Gemahl, von dem mich bald das letzte verronnene Sandkorn getrennt haben wird, Eure Hand zum Bunde für sein ferneres Leben, und nehmt dazu mein Segenswort. Wollt Ihr als Nachfolgerin, der Mutter, der Freundin noch einen süßen kräftigen Trost in das unbekannte Heimathland mitgeben, so versprecht mir, mütterlich für meine Kinder zu sorgen. Da sind sie! O Wanda, wendet Euch liebevoll zu ihnen; es ist das Theuerste neben Andreas, was ich Euch auf Erden zurücklasse. Auch Ihr werdet Mutter eigener Kinder sein, und dann die Mutterforge einer Sterbenden zu würdigen wissen. Was zögert Ihr, meine Lieben? Weiß ich's denn nicht genau, was zu Euerm Frieden dient?"

Wanda und Dubith standen schweigend mit gesenkten Blicken neben einander, da erhob Regina mit Mühe sich ein wenig, und fügte Wanda's Hand in die ihres Gemahls, und die so verschlungenen Hände glühten fest und innig aneinander.

„So ist's recht," hauchte Regina zurücksinkend mit zufriedenem Blick, „und seht, nun wird mit mir bald Alles vorüber sein, wie ich immer hoffte und sagte. Ich scheide ruhig, ja dankbar von der Erde. Es blühten ja viel schöne bunte Blumen rings um mich auf; es reifte manche süße Frucht für mich, ehe der große Todessturm kam, der meine Flur verheerte. Doch auch der Kampf mit ihm ist ausgerungen, und Alles, Alles ist vorbei!"

Da ermannte Wanda sich, und sagte: „Scheidet in Frieden, edle Regina, wenn es nicht anders sein soll. Ich versprech' Euch treue Liebe für Euere Kinder."

Regina machte eine Handbewegung des Dankes und schien in einen sanften Schlummer zu sinken. Lange standen die seltsam Verlobten in trübem Sinnen an ihrem Sterbebett. Die Kinder wurden fortgebracht, und die geschiedenen Abendstrahlen durch das düstere Kerzenlicht eines silbernen Armleuchters ersetzt, das der Trauerscene entsprechender erschien als die Beleuchtung der warmen Lebenssonne.

Höchst verschieden war die Stimmung der Verlobten. Dudith fühlte eine Hölle von Reu' und Schmerz in der Brust, und hatte nun das Recht, einen Himmel voll Lebensreize in Wanda zu umarmen. Dieser flammte der Triumph ihrer Liebe über die feindlichen Verhältnisse im Busen auf; doch war sie noch Weib genug, um von dem Katafalk eines fremden Glückes und Lebens, als Opfer für ihr eigenes, noch weich gestimmt zu werden, ja eine Thräne ins schöne Auge sich locken zu lassen. — Scheu blickte Dudith auf die reizende Gestalt. Ihm war so unheimlich, als hätte er durch einen Frevel sein Recht an sie schwer genug erkauft, und in dem dumpfen Gefühle, das Beide beherrschte, hatte seine Annäherung so bleierne Schwingen, als ihre Lust ihm entgegenzukommen.

So schlich die Nacht in gespenstigem Schweigen und Flüstern auf ihren Eulenflügeln dahin. Tief herabgebrannt waren die Lichter, doch der verkündende Geist

eines schönern Lichts drang schon in leisen scharfen Lüften erweckend über die Erde. Im Osten begann es zu grauen; Aurora hob mit sanften Armen das Purpurbett des Tagesgottes über die Berge empor, und noch ehe die ersten Strahlen des Herrlichen in die Fenster blitzten, fuhr die Schlummernde in einem tiefen Seufzer auf, und — war für immer entschlummert. Sie hatte das längst gebrochene liebende Herz zur ewigen Ruhe gelegt, und noch während das irdische Morgenroth die Gegend mit Blut malte, war ihr das höhere himmlische aufgegangen.

Zu ihr niedergebeugt erkannte Wanda den entscheidenden Moment. Siegesfreude glitt über das Gesicht der Vollendeten wie über die Züge Wanda's. Sie richtete sich auf, und flüsterte: „Sie ist todt!"

„Mein Lebensengel ist mit ihr geschieden!" rief Dudith, von der ganzen Gewalt des Schmerzes ergriffen, der bei der Gewißheit seines Verlustes sich nun plötzlich zusammendrängte, und er stürzte mit strömenden Augen auf die Leiche der Geliebten, küßte inbrünstig die kolten Lippen, und schien sich nicht von ihr trennen zu können. Er hatte dabei keinen Blick für die Braut, die ihm so lebensvollen Ersatz zulächelte, deren Hand von der Dahingeschiedenen selbst in die seine gelegt wurde.

Empörter Stolz kämpfte bei solcher Zurücksetzung mit der Leidenschaft für Dudith in Wanda's Brust. Die Indignation siegte im Augenblick. Sie warf einen Blick verächtlichen Mitleids auf den Vernichteten, und

entfernte sich schweigend, mit geheimen Flammen der Rache für verschmähte Liebe, wofern er nicht demüthig und bereit zu jeder Genugthuung bald zu ihr zurückkehren werde.

Dudith aber kehrte nicht zu der lockenden Sirene zurück. — Der Zauber, in den sie ihn verstrickt, war schmerzlich gelöst durch jenen triumphirenden Blick, womit sie ihm Regina's Tod verkündete. Er hatte ihn wohl bemerkt, und fühlte im Augenblick nur um so tiefer den Werth der geschiedenen Engelseele. Aufgelöst in wilden Schmerz lag er viele Stunden vor der edeln Todten, deren letzte Handlung selbst noch ein Liebeswerk war in dem Sinne Christi: „Segnet, die euch fluchen, thut wohl Denen, die euch hassen!" — Dann erhob er sich endlich; seine Gedanken kehrten sich allmählig wieder der Außenwelt zu, und er fühlte eine tiefe Nüchternheit gegen Wanda, deren Entfernung er jetzt erst wahrnahm. So dicht und künstlich der Schleier war, worunter sie ihre von niedern Leidenschaften befleckte Seele zu verbergen wußte, war in seiner jetzigen Stimmung Dudith's Menschenkenntniß und Scharfblick doch geeignet genug, ihn zu durchdringen, und Wanda's Charakter in seiner ganzen Gefährlichkeit zu erkennen.

Mißtrauen gegen sie erfüllte seine Seele. Er trat zu der Entseelten zurück, und betrachtete sie mit Entsetzen. Ruhig prüfte er die Umstände ihres Todes jetzt näher. Wie konnte der Wurm des Grams binnen wenig Monaten dies blühende Leben vernichten, was in Jahren wohl bei einer dabei erzeugten physischen Krankheit

möglich! Und wie mißfarbig sah die Leiche aus! Es faßte ihn wie Fieberfrost der entsetzliche Gedanke, daß nicht Regina's Seelenleiden, daß vielmehr eine verbrecherische Hand ihren Tod bewirkt habe. Und weiter drangen seine Ahnungen, Vermuthungen, Forschungen, und wie ein lodernder Blitz leuchtete es ihm in die Seele. Wanda hatte die Verstorbene nach jenem Act in der Epheulaube noch einmal besucht; Beide waren allein, wie er wußte, und von da an verfiel Regina's Gesundheit von Tag zu Tage.

„O furchtbare Gewißheit," rief er qualvoll aus. „Die reizende Dämona hat die schwarze That vollbracht, der Erde und diesem Hause einen Engel zu rauben, um dessen heiligen Platz einzunehmen, und mit ihren Lastern zu beflecken. O Verklärte, und Du selbst hast meinen Bund mit ihr geschlossen und gesegnet! Statt Deiner soll ich künftig Deine Mörderin umarmen! Gräßlicher Gedanke! Soll ich auf Rache für Deinen Tod denken; soll ich sie dem Gericht überliefern?! Nein, ich will es nicht. Du hast ihr ja verziehen, Du hast ihr Glück gewollt, und Dein letzter Wille ist mir zu heilig, um ihm nicht den heißen Drang nach Vergeltung ehrfurchtsvoll zu opfern. So mag sie denn leben, die Entsetzliche, so gut sie mit dem höllenrothen Gewissen es kann. Deiner aber, Regina, will ich in schmerzerfüllter Liebe gedenken, bis auch mein Auge einst für immer sich schließt, wie heut das Deine!"

12.

Es war am 18. Juni desselben Jahres, als von dem hohen Königsschlosse zu Krakau ein wildbewegtes freudiges Leben niederdröhnte. Von den Wällen krachten die Karthaunen, Trompeten und Pauken lärmten unaufhörlich im jubelnden Touche, und eine große Volksmenge horchte voll Neugier und Lust den lockenden Tönen, Viele aber murrten über die Verschwendung des ungeliebten Franzosen, den Polen zu seinem König erwählt. — König Heinrich gab nämlich heut der bejahrten Prinzessin Anna Jagiello zu Ehren, welche eine der Thronbedingungen zu seiner Braut machte, ein glänzendes Fest, wozu alle Großen des Reichs in stolzer Pracht sich versammelt hatten. Und bis spät in die Nacht klangen im weiten Prunksaale die schweren Silberpokale voll köstlichen Tokaiers, und für ferne Zeiten hinaus rauschten die wechselnden Trinksprüche auf Polens Macht und Reichthum, wie sie heut in Gottes Segensfülle auf dem Lande ruheten. Auch den König ließ man leben zur Ehre und Wohlfahrt des Reichs, und die Reihen der begeisterten Trinker dachten nicht daran, wie wenig Hoffnung er bisher dazu gegeben. Aber er wollte auch ferner keine geben, vielmehr jeden Keim dazu mit einem einzigen unköniglichen Streiche vernichten.

Als die weinrothen Gesichter seiner edeln Gäste nur noch Pokal und Nachbar zu sehen schienen, entfernte sich der König unbemerkt aus dem lärmvollen Trink-

saale. Ihm folgte eben so still der französische Gesandte in Polen, Pomponne de Bellièvre, und sie schritten durch die nächtlich stillen Straßen nach einem Thore, vor dem sie eine kleine Reiterschaar mit zwei ledigen Rossen fanden. Sie bestiegen diese, und der kleine Trupp jagte in die Nacht hinaus, der schlesischen Grenze zu.

So geschah das Seltsame in der Weltgeschichte, daß ein König heimlich ohne erhebliche naheliegende Ursache seinem von Macht und Reichthum umgebenen Throne entfloh. *) — Nach einer Stunde etwa vermißte man im Schlosse den königlichen Flüchtling. Der Großkämmerer der Krone, Graf von Tenczyn, wurde aufmerksam und erschrak. Schon des Abends waren ihm über Heinrich's Fluchtplan einige dunkle Worte zugeflüstert worden, denen er wenig Glauben schenkte. Nun aber stand er hastig auf und drang in des Königs Zimmer, das sein Amt ihm zu jeder Stunde zu betreten erlaubte, um sich jedenfalls vom Grunde oder Ungrunde jenes Gerüchts zu überzeugen. Er fand zu seinem Entsetzen die Zimmer leer; es war höchst wahrscheinlich: Polen hatte keinen König mehr! Doch möglich war es auch, daß die Sache sich dennoch leichter auflöste, als es schien, daß der König mit Bellièvre vielleicht nur einen nächtlichen Spazier-

*) Fürstbischof Chrysostomus Zaluski schreibt scherzweis von diesem etwa viermonatlichen König der Polen, Heinrich von Valese (Valois): „Er hat nicht mal die ersten zwei Silben des Valesianischen Namens den Polen vergönnt. (Ne primam quidem Valesiani nominis disyllabam Polonis dedit.)" — Epistolar. historico-familiar. T. 2. Epist. 79. p. 463. Brunsbergae 1711. f.

gang gemacht, und der Großkämmerer zog es vor, noch einige Stunden zu warten, um nicht vorschnell dem Volkshasse Gelegenheit zu übler Nachrede zu geben. Allein der Morgen brach an, und das anfangs leise Gerücht war indeß lauter und allgemeiner geworden, und fand immer mehr Bestätigung, indem der König nicht wieder erschien.

Die bestürzten Magnaten, die von dem Trinkgelage noch ihres Bewußtseins mächtig geblieben, verließen das Schloß, und bald flog es bebend in der Hauptstadt von Mund zu Mund: „Der König ist in dieser Nacht entflohen!" Ganz Krakau gerieth in bedenklichen Aufruhr. Das Volk lärmte, fluchte, schimpfte und drohte vieltausendstimmig nach hundert verschiedenen sich oft widersprechenden Ansichten. Man beschuldigte unter Anderm das angesehene Geschlecht der Zborowski, Mitwisser der Flucht Heinrich's zu sein, und die Franzosen entflohen aus allen Thoren. — Es mußte Etwas geschehen, und der Großkämmerer verließ bald mit fünfhundert Reitern die Residenz, um dem abtrünnigen Könige nachzujagen.

Dieser hatte mit seiner Begleitung den Weg nach Pitschen in Schlesien eingeschlagen, und war bereits auf kaiserliches Gebiet gelangt, als Bellièvre auf der Heerstraße hinter ihnen eine gewaltige Staubwolke aufsteigen sah, deren Bedeutung er sogleich errieth.

„Da sind Eure Verfolger schon, königliche Majestät!" bemerkte er.

„Laßt sie nur heran kommen," beruhigte Heinrich; — „wir sind auf schlesischem Boden, und der Kaiser, obgleich

mein Feind, ist ein Ehrenmann, der nicht ungestraft den Respect vor der Grenze in einer Gewaltthätigkeit gegen mich verletzen lassen wird."

„Sechs Reiter setzen über die Grenze," fuhr Bellièvre fort. — „Soll ich ihnen entgegenreiten, königlicher Herr?"

„Thut das, und fragt nach ihrem Begehr," antwortete Heinrich, und Bellièvre sprengte mit einigen andern Rittern auf den Großkämmerer Grafen Tenczyn los, der mit seiner kleinen Umgebung sich dem Zuge des Königs nachwendete.

„Ihr wollt zum König, Herr Graf!" rief Bellièvre ihm zu. — „Erlaubt zu fragen, ob Ihr als sein Freund oder Feind erscheint?"

„Ich komme als des Königs Freund," antwortete der Graf, und reichte ihm sein Schwert. — „Führt mich zu ihm!"

Es geschah, und Tenczyn sprach mit bewegter Stimme: „Ihr seht mich tiefbetrübt vor Euch, mein königlicher Herr, im Namen Polens, meines Vaterlandes, das Euch sein Bestes gab, seine altehrwürdige ruhmgeschmückte Krone der Piasten und Jagiellonen. Ihr habt es verschmäht, die Liebe der Polen, eines zwar stolzen, aber edlen und kräftigen Volkes, zu gewinnen, und jetzt endlich durch die heimliche Flucht vom Throne, einem Verbrecher gleich, die Nation tief gekränkt, und Euern frühern Ruhm befleckt. Noch ist es nicht zu spät, mein König, das Geschehene vergessen zu machen. Noch ist der seltsame grundlose Schritt Eurer plötzlichen Ent-

weichung aus Krakau nicht in Europa bekannt, wie er es werden wird, sobald Ihr ihn fortsetzt, und die Polen werden sich hüten, Ihren eigenen Schimpf im Auslande zu verbreiten. Gerecht ist die Thräne, die Ihr in meinem Auge seht; sie gilt dem Mißverhältniß eines Königs, einer ganzen Nation gegenüber. Laßt Euch bei ihr um die Rückkehr auf den verlassenen Thron beschwören, königlicher Herr. Seid gütig, seid gerecht, mild gegen die zahlreichen Protestanten, und die Polen werden Euch vergöttern, wie sie bisher an Euch zweifelten. Und will es Euch nicht ferner behagen, in unserem Vaterlande, fühlt Ihr nicht Kraft und Lust, Euch dem Volke näher zu bringen, nun dann verlaßt auf königliche Weise Polens Thron, mit Zustimmung der Republik, wie Ihr ihn bestiegen, um nach dem jetzt erfolgten Tode Eures königlichen Bruders von Frankreich auf ehrenvolle würdige Weise Besitz von dem Euch zugefallenen Reiche Eurer Väter zu nehmen."

Ruhig hatte König Heinrich den Großkämmerer angehört, und entgegnete dann: „Ich bin der polnischen Nation Dank schuldig für das Vertrauen, womit sie mich auf ihren Thron erhoben, und ich bin nicht Willens, ihn für immer zu verlassen, vielmehr so bald als möglich auf ihn zurückzukehren. Doch für jetzt ist meine Anwesenheit in Paris von höchster Wichtigkeit, und daher meine Reise von größter Eile. Um der Erlaubniß der Reichsstände dazu und weitläufiger Förmlichkeiten willen, kann ich daher unmöglich Euch jetzt nach Krakau zurückfolgen, da ich, um ihnen zu entgehen, selbst meine

was sie vor fremden Blicken, aber nicht vor dem eigenen Bewußtseyn verhehlen konnte. Die Reize des jungen Frühlings, die sie wieder auf dem Lande genießen sollte, fanden ihr Herz nicht offen und heiter, wie einst, in jener glücklichen Zeit, wo die Entdeckung des ersten Veilchens, der Gesang der ersten Nachtigall sie einen ganzen Tag hindurch erfreute, wo sie es zu ihrer einzigen Angelegenheit machen konnte, das allmählige Aufblühen einer aufgebrochenen Rosenknospe zu beobachten. Durch den trüben Flor, der ihre Seele umhüllte, sah sie die blühende Natur reizlos und erstorben.

So verging ein halbes Jahr seit der Trennung von dem Ungetreuen, den sie noch nicht vergessen konnte, so sehr sie fühlte, daß sie ihn vergessen müßte. Es war noch keine Nachricht gekommen, wenigstens hatte Marie nicht gehört, daß er mit der reichen Wittwe, um deren Hand er geworben, sich verbunden hätte; aber von ihr war er getrennt, auf ewig, schon durch den Gedanken, einen andern Bund knüpfen zu wollen. Frau von Golding erwähnte nie mehr des Mannes, der auch ihre Achtung verloren hatte, und da Mariens Schmerz allmählig sich milderte, weil sie ergebungsvoller ward, so glaubte die edle Frau, ihre junge Freundinn hätte die verlorene Ruhe wieder gewonnen.

Marie war aus einer armen herabgekommenen Familie. Ihr Vater hatte sich im Kriege durch tapfre

fluchtähnliche Entfernung und ihren bösen Leumund nicht scheuete. Zu nähern Verhandlungen zwischen uns, Herr Großkämmerer, ist hier nicht der Ort wie Ihr seht. Ich verließ indeß in meinen Zimmern Briefe, in denen ich die Gründe meiner Eile den Ständen genauer vorgetragen; auch wird Herr von Danzay, der Gesandte Frankreichs in Kopenhagen, über Alles Euch nach meinem Willen näher unterrichten. Laßt uns daher als Freunde scheiden, und tragt zum Andenken unserer seltsamen Zusammenkunft auf schlesischem Boden hier diesen Ring."

Dabei zog er einen kostbaren Solitair vom Finger, und überreichte ihn dem weinenden Grafen, der ihn küßte, ansteckte, und ausrief: „Lange lebe König Heinrich!"

„Lebt wohl, Herr Graf!" schloß der König. — „Kehrt glücklich heim, und versichert die Polen meiner Huld und Treue!" — Damit gab er dem Rosse die Sporen, und setzte seinen Weg nach Wien fort.

Graf Tenczyn aber kehrte rasch nach Krakau zurück, und verkündigte dem Senat den Erfolg seiner Bemühungen. — Aus den erwähnten Briefen Heinrich's wie aus den Erklärungen Danzay's ging hervor, daß die Abneigung und die bittern Beleidigungen des polnischen Volks, bei des Königs redlichstem Willen zu dessen beglückender Regierung, ihn erst für dasselbe erkältet, dann selbst ihm das Leben in Polen unerträglich gemacht hätten. Hierzu kam die Nachricht von dem Ableben seines Bruders, des Königs Karl IX. von Frankreich, wodurch ihm dessen Thron zufiel; und je mächtiger damit die Sehnsucht nach dem Vaterlande in ihm er-

wachte, desto nöthiger schien ihm die schleunige Abreise dahin, da er sein Recht an die Krone Frankreichs von seinem andern Bruder, dem Herzog von Alençon, so wie von dem König von Navarra bedroht fürchtete. Seitdem dachte er an heimliche Flucht. Es war ihm nämlich zu umständlich, auch wohl drückend für seinen Stolz, die Reichsstände zusammen zu berufen, um sie wegen der Erlaubniß einer Reise nach Frankreich anzugehen, wobei er überdieß zeitraubende Hindernisse vermuthete, und so vollbrachte er nur unter dem Mitwissen seiner französischen Günstlinge, den Plan heimlicher Entfernung, indem er zu unverzüglicher Wiederkehr entschlossen war.

13.

Mit dieser unvermutheten historischen Episode trat wieder ein neuer Act der diplomatischen Thätigkeit Dudith's für seinen Kaiser ein. Noch war sein Herz zum Tode betrübt durch den Mord der unglücklichen Regina, wodurch die magischen Fesseln seiner auftauchenden Leidenschaft für die unwürdige Wanda so plötzlich zerbrochen wurden; noch drängte die jüngste traurige Vergangenheit in wirren quälenden Bildern sich beständig vor seinen Geist. Die höhern Verhältnisse des regentenlosen Polenreichs begannen indeß wieder so chaotisch und bedenklich zu schwanken, wie nach dem Tode Königs Siegmund August, und Pflicht und Treue für Oestreich, wo es sich um die Gewinnung eines mächtigen Reichs handelte, machten eben jetzt die

größten Ansprüche an Dudith's ermattenden Geist. Blässer indeß wurden allmälig die gespenstigen Erinnerungen jener Todesnacht Regina's; es vernarbte die tiefe Herzenswunde, — denn was verschmerzte nicht der Mensch!

Seit einiger Zeit hatten die Zborowski, eines der angesehensten und verzweigtesten Geschlechter Polens, den geist- und gemüthreichen Dudith angelegentlich in ihre glänzenden Kreise gezogen. Sie kannten seine überwiegende diplomatische Gewandtheit, seine ciceronisch siegreiche Rednergabe, aber auch seine felsenfeste Treue für Oestreich, als dessen Gegner sie stets und überall auftraten. Es galt ihnen nun, den einflußreichen Mann auf jede Weise von dem Kaiser abzuziehen, und ihrer Partei zuzuwenden. Allein vergebens waren all' ihre feinen Künste an dem unerschütterlichen Charakter Dudith's, dessen Grundzug Treue war, so wenig er diese auch gegen Pabst und Kirche bewiesen. Weder blendende Aussichten, noch fürstliche Geschenke, oder irgend andere Mittel vermochten den bescheidenen genügsamen Mann ihren Absichten dienstbar zu machen. Er befand sich mit den Zborowski, als seiner Gegenpartei, beständig in Opposition, und dennoch besuchte er gern ihre Cirkel.

Elisabeth Zborowska, die Wittwe des Grafen Glinski, erschien hier als der Alles beseelende beglückende Genius. Die Dame stand im Nachsommer ausgezeichneter Reize, die ein ewig junger strahlender Geist und die süßeste Anmuth als zwei glänzende Immortellen noch eben so wie zur Zeit ihres Frühlings schmückten. Sie war eine jener holden seltenen Frauenerscheinungen, bei denen Schönheit,

Geist und Grazie im reifern Leben, nach der Feuerprobe der Erfahrungen, um so reizender auf ein männliches Herz wirken, als zur glühenden Traumzeit der knospenden blühenden Jugend. Sie war eine völlig entfaltete Spätrose, um deren Besitz noch Jünglinge, Männer und Greise als lüsterne Papillons zahlreich buhlten, und neben ihrer zauberischen Persönlichkeit boten Elisabeth's äußere Verhältnisse auch dem speculativen Sinne die lockendsten Gesichtspunkte, um eine eheliche Verbindung mit ihr als das größte Glück zu erstreben. Denn sie war reich, unabhängig, gehörte einem der ersten Geschlechter Polens an, und unter ihren eigenen sechs Brüdern befanden sich die einflußreichsten Männer, wie Peter Zborowski, Palatin und Präfect von Krakau, Johann, Kastellan von Gniezno, und Andreas, der Kronmarschall.

Unter den wärmsten Verehrern Elisabeth's stand Dudith oben an. Neben den gesellschaftlich glänzenden Vorzügen der Dame, die ihn entzückten, hatte sein prüfendes Auge auch die anspruchslosen Tugenden der Hausfrau entdeckt. Ueberall umwehte ihn wohlthuend in ihrem Hausstande der Geist strenger Ordnung und fast holländischer Reinlichkeit, so wie eines einfachen gewinnenden Geschmacks, im achtbarsten Gegensatz zu der meist leichtsinnigen Wirthschaft der Polinnen. Die zärtlichste Mutterliebe zu ihrem einzigen Sohne Stanislaus verleitete sie nicht zu der kleinsten gefährlichen Nachsicht für ihn; er erhielt eine musterhafte Erziehung, und Dudith beseufzte die seinen eigenen Kindern noch so sehr fehlende treue und verständige Mutterſorge.

Wie gern hätte er der edlen schönen Frau diese theuerste seiner Sorgen für die hinterlassenen Liebespfänder Regina's ans Herz gelegt; wie gern sein eigenes schwervernarbtes Herz für immer, um es für's Leben wieder erwarmen zu lassen! Elisabeth's Blicke, in denen hohe Achtung und Zärtlichkeit für ihn sich zu spiegeln schienen, ermuthigten ihn dazu, und seine Freunde machten ihm beständig die wohlgemeintesten beweglichsten Vorstellungen für eine neue Verbindung. Er selbst sehnte sich nach dem Liebesathem eines edlen weiblichen Busens, worin er seit sieben glücklichen Jahren seine eigentliche Lebensluft fand; sein Herz drängte ihn unwiderstehlich dem liebewarmen seltenen Wesen Elisabeth's entgegen, und er beschloß, nächstens die dreiunddreißigjährige Wittwe zu fragen, ob sie mit ihm, dem Vierziger, Hand in Hand den weitern Lebensweg in Lieb' und Frieden zu wandeln sich entschließen könne.

Dudith's guter Geist führte die Gelegenheit bald herbei. — Elisabeth saß eines Morgens im Garten, in einer blühenden duftenden Laube von Jelängerjelieber. Auf ihrem Schooße hielt sie ein Hänflingnest mit drei Jungen, und erklärte trübbewegt ihrem Stanislaus, daß wahrscheinlich der Sturm der vorigen Nacht es herabgeschleudert, und regte sein Mitleid für die verlassenen Kleinen an, deren Mutter, dabei vielleicht von einem stürzenden Ast erschlagen, unfern der Laube das Männchen in den rührendsten Tönen beklagte. Der Knabe bat, die Vögelchen auffüttern zu dürfen, und sprang nach erhaltener Erlaubniß und Anweisung mit dem Neste fröhlich davon.

Indeß war Dubith grüßend in die Laube getreten, und hatte bewegt das kleine traurige Ereigniß mit angehört.

„Ihr ſeid nicht heiter, mein verehrter Freund," bemerkte Eliſabeth beſorgt, ihm die Hand reichend.

„Erinnerung und Vergleich berührten mich jetzt ſchmerzlich, edle Gräfin," erklärte Dubith, ihre Hand küſſend. — „Ihr hieltet mit dem mutterloſen Hänflingsneſte, in deſſen Nähe der Gatte um das verlorene Weibchen klagt, mein eigenes Schickſalsbild in den ſchönen Händen."

Eliſabeth gedachte ſeines bekannten ſchmerzlichen Verluſts, und ſagte weich: „Sie haben Recht, mein ärmſter Freund, Ihr Unglück gleicht wirklich faſt dem der kleinen Familie. Doch wie dem Hänfling ein neuer Liebesfrühling wiederkehrt, der ſeine alte Wunde heilt, ſo hoff' ich, wird auch Euer Herz und Leben wieder neue Blüthen des Glücks treiben; Ihr werdet gewiß ein liebend Weib für Euch, für Eure Kinder eine zärtliche Mutter finden."

„Sie iſt gefunden, theuere Gräfin! Es fehlt nur noch Ihr eigenes ſüßes Jawort!" verſetzte Dubith, unter einem ſeelenvollen Blick ihre Hand an ſeine Bruſt ziehend. — „O Geliebte, iſt Dein Herz ſo hoffnungsreich für mich, ſo neig' es auch ſelbſt der Erfüllung meines Glückes zu. Sei Du das liebende Weib, die zärtliche Mutter meiner Kinder, wie ich der Vater Deines Sohns; ſei der Verſöhnungsengel zwiſchen mir und meinem Schickſal!"

Elisabeth hatte vor seinem drängenden Blick das Auge gesenkt. Ihr längst gewonnenes Herz war überrascht, und rang nach einiger Fassung; dann sah sie zu ihm empor, durch die Thräne süßer Sympathie lächelnd, und lispelte: „In Gottes Namen!"

14.

So war der Bund zwischen den beiden edlen Seelen geschlossen, doch manche Schwierigkeit stellte sich noch ihrer kirchlichen Vereinigung entgegen. Elisabeth's Brüder und Verwandte sollten manchen hochfliegenden Plan mit ihr aufgeben, um sie einem so hartnäckigen ausländischen Gegner zu vermählen, und dennoch waren sie endlich zur Einwilligung entschlossen, wenn er des Kaisers Partei verließe, und zu der ihrigen überträte. Dudith war indeß dazu so wenig als früher zu bewegen, und erklärte, eher in Elisabeth beherzt seinem schönsten Glücke zu entsagen, als seinem huldreichen kaiserlichen Herrn die heilig gelobte Treue zu brechen. Die Zborowski machten nun die entschiedensten Einsprüche in die Verbindung, und häuften Hinderniß auf Hinderniß; allein Elisabeth's Liebe überwand sie alle, überall entschlossen sich als des eigenen Willens Herrin zeigend. So wurde noch gegen das Ende des Jahres 1574 ihre Vermählung vollzogen, und es gelang nur eine dürftige Versöhnung mit den feindlichen Zborowski.

Auf dem politischen Theater Polens ward indeß ein neuer wichtiger Act vorbereitet, der mit dem neuen Jahre

ins vollste Leben trat. — Der treulose König Heinrich kehrte nicht wieder, und die auffordernden Briefe des Senats erwiederte er in leeren Ausflüchten und Versprechungen. Ein Theil des Adels drang daher auf die Erklärung der Thronerledigung, und sie geschah auf dem Reichstage zu Warschau, der bald darauf anberaumt wurde. Dudith eilte nach Prag auf den Hradschin, um für den jetzigen Stand der Verhältnisse genaue Verhaltsbefehle von dem Kaiser zu erbitten, und bei einem abermaligen ungünstigen Resultate für Oestreich vor übler Nachrede soviel möglich gesichert zu sein. Der Kaiser empfing ihn mit alter Huld, und fertigte noch eine besondere Gesandtschaft nach Polen ab. Neben drei andern Throncandidaten schwankte endlich durch Dudith's Bemühungen die Wahl nur zwischen Kaiser Maximilian und dem Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Batory. Für Beide bildeten sich Parteien, und die Zborowski traten auf die Seite des Letztern. König Heinrich aber unterrichtet, daß es sich ernstlich um seinen polnischen Thron für einen Andern handele, mochte Reue fühlen und suchte sein Recht darauf durch eine Gesandtschaft noch zu bewahren, nachdem der letzte Termin vorüber, den man für seine Wiederkehr bestimmt hatte.

Allein die Abgeordneten kamen zu spät. — Am 15. Mai 1575 bereits, ernannte auf dem Reichstage zu Stenzyce der Primas Uchanski den Kaiser Maximilian II. zum König, und der Großmarschall Opalinski proclamirte ihn; ein anderer Theil der Senatoren erwählte Anna Jagiello und Stephan Batory, als den ihr bestimmten

Gemahl, und auch sie wurden ausgerufen. Es erging nun von den Factionen an ihre Erwählten die Einladung, sich nach Polen zu verfügen. Der Kaiser weigerte sich indeß, einen so wichtigen Schritt ohne Genehmigung der Kurfürsten zu thun. Was er so sehnsüchtig erstrebt, verzögerte er nun mit allerlei Bedenklichkeiten bis in das nächste Jahr hinein, und der redliche Dubith hatte den Schmerz, kurz vor dem Ziele seiner diplomatischen Kämpfe die Trophäen diesmal durch des Kaisers Saumseligkeit vernichtet zu sehen, wie bei der Kronbewerbung nach Siegmund August's Tode durch den Mangel angemessener Geldmittel. Doch bald sollte er in persönlichen Nachtheilen es noch tiefer empfinden.

Bei der zögernden Unentschlossenheit Maximilian's wuchs die Partei des Siebenbürgers mit jedem Tage. Stephan Batory langte am 22. April 1576 in Krakau an; am 1. Mai krönte der Bischof Karnkowski die Prinzessin Anna und ihn, und am folgenden Tage vermählte sich der zwei und vierzigjährige König mit der zehn Jahre ältern Braut, wie die Thronbedingung verlangte.

So war für das Haus Oestreich die polnische Krone abermals verloren, und die Zborowski triumphirten. Entschieden feindlich standen sie der kaiserlichen Partei gegenüber, welche in dem Erzbischof Uchanski und Andreas Dubith ihre gewichtigsten Vertreter hatte. Den Erstern nöthigte der neue König mit angedrohter Waffengewalt zur Unterwerfung, und Dubith erfuhr in Intrigue und offener Verfolgung unaufhörlich den mächtig gewordenen Haß der Gegner.

Zu Diesen hatte sich Wanda gesellt, die für ihre verschmähte Liebe racheglühende Wanda. Still und eingezogen lebte sie bisher; doch mit dem Auftreten Stephan Batory's als Polens König erschien sie wieder bei Hofe, und bei ihrer immer noch großen Schönheit wußte sie den Monarchen magisch zu fesseln, der seine Hand, doch nicht sein Herz, in der Vermählung mit Anna dem polnischen Throne zum Opfer gebracht haben wollte. Bald hatte sie ihren alten einflußreichen Standpunkt wie unter Siegmund's Regierung wiedererlangt, und Dudith erkannte gar wohl in den schadenfrohen Bemühungen seiner Feinde die mitwirkende Hand der Rachsüchtigen, die er als Mörderin Regina's verabscheuete.

Inzwischen drang plötzlich ein helles Licht heran, und zerstörte seinen großen Irrthum. — Eines Morgens trat ein katholischer Priester bei ihm ein, und bat um geheime Unterredung. Dudith gewährte sie, und Jener eröffnete ihm nun mit tiefem Ernst: „Ich wurde gestern an's Sterbebett einer Eurer ehemaligen Dienerinnen gerufen. Sie gestand mir in der heiligen Beichte unter strömenden Reuezähren, daß sie vor zwei Jahren von der Frau Anna Strazza sich habe gewinnen lassen, ihrer Tochter Regina, Eurer verstorbenen Gemahlin, eine Anzahl Tropfen einer gewissen Flüssigkeit, die sie ihr reichte, in's Getränk zu mischen, worauf die edle Frau in Abmagerung und Entkräftung verfallen, und nach einigen Monden daran verschieden sei. Frau Anna habe ihr das geheimnißvolle Wasser als ein wohlthätiges Zaubermittel gepriesen, das indeß nur unter ge-

Thaten den Adel erworben, aber da er jung auf dem Schlachtfelde starb, ließ er seiner Wittwe nichts, als den Anspruch auf ein kärgliches Jahrgeld, seiner Tochter nichts, als das Erbe eines ruhmvollen Nahmens. Frau von Golding, eine Jugendfreundinn ihrer Mutter, nahm die verwaiſete siebenjährige Marie zu ſich, und gab ihr eine Erziehung, welche die glücklichen Anlagen des Mädchens herrlich entwickelte Dieſer Vorzug und ihre Schönheit, aber vielleicht auch die Erwartung, daß ihre Wohlthäterinn ihr eine reiche Ausſteuer geben werde, veranlaßten manchen wackeren Mann, ſein Auge auf ſie zu werfen und ihre Hand zu wünſchen. Gegen Einen unter ihnen zeigte Marie ſelbſt ſo viel Achtung, daß Frau von Golding, die ihn nicht weniger ehrte, ſeine Hoffnungen aufmuntern zu dürfen glaubte. Sie ſuchte dieſen Mann auf alle Weiſe zu begünſtigen und als Marie ihre Abneigung gegen jede Verbindung erklärte, drang ſie lebhaft in ihre Freundinn, auch dieſe letzte Regung der alten Leidenſchaft, wie ſie's nannte, muthig zu überwinden.

Nennen Sie es nicht ſo, meine edle Freundinn, antwortete Marie. Die unglückliche Leidenſchaft iſt überwunden; den Mann, den ich nicht mehr achte, kann ich nicht mehr lieben. . . Ach! könnte ich alles ſo, wie ſein Bild, aus meinem Herzen reißen!

Was iſt es denn, liebe Marie, wenn es nicht eine Regung der unglücklichen Leidenſchaft iſt? hob

wissen Vorbereitungen einer bestimmten Person eine eiserne Gesundheit gewähre, wenn sie es ohne Vorwissen einnähme, Andern aber den Tod bringe. Sie habe sie daher gewarnt, selbst von dem Mittel zu nehmen, vielmehr verlangt, es ihr gleich nach gemachtem bestimmten Gebrauch wieder zuzustellen, und sie mit einem heiligen Eide zur strengsten Verschwiegenheit verpflichtet. Die Kranke fügte hinzu, sie habe in dem Allen nur ein mütterliches Wohlwollen Frau Anna's gesehen, die sich ihrer nur bediente, weil sie, als beständige Umgebung Frau Regina's, die Beibringung der heilsamen Tropfen sichrer und ungestörter bewirken könne. Bei der entgegengesetzten Wirkung des Mittels habe sie einen Fehler in dessen geheimnißvoller Bereitung vermuthet, und nur erst seit Kurzem erfahren, daß es Gifte gäbe, welche langsam alle Lebenskräfte bis zum Tode zerstörten, wie es bei Frau Regina der Fall war; sie könne daher nur hoffen, daß Gott ihr um ihrer Unwissenheit willen diesen Mord vergeben werde. Ich fragte nun, ob sie Nichts von den Beweggründen Frau Anna's zu dieser gräßlichen unnatürlichen That ahne. Sie verneinte, reichte mir aber einen versiegelten Brief an Euch, kaiserlicher Rath, den Anna, vor ihrem baldigen Hinscheiden nach der Tochter, ihr mit der Anweisung zugesendet, sie möge kurz vor dem eigenen Tode ihn dem Beichtiger zur Bestellung übergeben, wenn Ihr noch lebtet, sonst aber ihn in's Feuer werfen. Hier ist er."

Der tieferschütterte Dudith empfing den Brief, und

entfaltete ihn mit bebenden Händen. Anna schrieb:
„Bei König Siegmund's Fürsprache nöthigte mich die
„Klugheit, Euch, Andreas Dudith, einem abtrünnigen
„Bischofe und fremden unbedeutenden Edelmanne, meine
„Tochter Regina als Ehgemahl zu übergeben, die in
„albernen Bedenklichkeiten, und besonders in der Liebe
„zu Euch, meinen Plänen zur glänzenden Wiedererhe-
„bung unsers alten Hauses hartnäckig entgegenstand.
„Sie war es, durch die ich die Erfüllung dieses mei-
„nes höchsten Lebenswunsches hoffte, und der stille
„Schmerz seiner erzwungenen Entsagung entwickelte
„sich zu einer Art Wahnsinn, worin ich fast sieben
„Jahre nach Fassung rang. Endlich faßte ich den Ent-
„schluß, meinem freudlosen Dasein mit Aqua Toffana
„ein Ende zu machen, zuvor aber ihr, der ich das
„Leben gab, und die Nichts für das meinige that, auf
„dieselbe Weise es auch wieder zu rauben. Ihr könnt
„mich, die Tochtermörderin, nicht beurtheilen, aber Ihr
„sollt sie kennen lernen. So viel Ehrlichkeit will ich
„Euch bei meinem Tode erzeigen. Ich wählte absicht-
„lich den Zeitpunkt, wo die stolze Wanda Gizanka eine
„fast tägliche Gästin in Euerm Hause war, zu meiner
„That, indem ich sie deren verdächtig zu machen, und
„so eine alte Beleidigung an ihr zu rächen wünschte.

Anna Strazza."

„Entsetzliches Weib! Höllisches Gewebe, das mein Haus umstrickte, und nun mit diesem Briefe klar vor mir liegt, und Du, arme unschuldige Wanda, mit dem vollströmenden Herzen von Liebe für mich, das ich in arger Verblendung voll Abscheu von mir stieß, wie tief

hat das Donnerwort der Wahrheit mich vernichtet!" rief Dudith außer sich, und theilte dem Pater unter der Bitte um Verschwiegenheit den Inhalt des Briefes mit. Er schauderte zurück vor dem schwindelnden Ehrgeiz jenes Weibes, das diesen selbst auf ehrlose Weise zu erfüllen strebte, und, an der Tugend der Tochter mit ihren Plänen scheiternd, auf ehrlose Weise in Schmerz und Rache unterging.

Der Pater entfernte sich bald; Dudith aber eilte mit der gräßlichen Neuigkeit zu seiner Gattin. Kaum hatte er ihr Alles mitgetheilt, als die Thür sich öffnete, und zwei Männer hereintraten, welche als des Senats Abgeordnete eine Acte desselben vorlegten, worin nach königlichem und allgemeinem Senatsbeschluß der Befehl zu Dudith's baldiger gänzlicher Entfernung aus dem Reiche enthalten war.

Diese Verbannung aus Polen war das letzte entscheidende Werk seiner Gegenpartei und der schwerbeleidigten Wanda. Unerschüttert hielt Dudith das inhaltschwere Papier in den Händen, und sagte: „In Gottes Namen denn! Meldet dem Senat für seinen Befehl meinen ungesäumten Gehorsam, Ihr Herren!"

Die Abgeordneten entfernten sich, und er fuhr gegen seine Gattin fort: „Ja, in Gottes Namen, geliebte Elisabeth. Ich bin des Lebens müde auf diesem falschen glatten Boden der polnischen Hofwelt, unter der Gunst oder Ungunst rasch wechselnder Fürsten und den nimmersatten Ränken und Kämpfen feindlicher Parteien. Mir ist es vor dem innern Auge wie einem Seher der Zukunft, und Polens innere Uneinigkeit er-

ſcheint mir wie ein giftiger Wurm, an dem es ſeine Macht und Gröſse langſam zu Tode ringen wird. Meine Lebensſonne neigt ſich gen Weſten. Ich ſehne mich nach Ruhe, und ſcheide gern von dieſem Schauplatze meiner bedeutſamſten Thätigkeit, meiner gröſsten Erinnerungen, Leiden und Freuden. Denn hier gäb' es, wie die bisherige Erfahrung lehrte, ohnehin keine Ruhe mehr für mich, ſeit die leichtbewegliche Nation mich für ihren Feind hält. In Deinem und unſerer Kinder Kreiſe, Eliſabeth, will ich künftig allein leben, dabei am Arme der Natur wandeln, und am ruhigen Buſen der Wiſſenſchaft mich erquicken. Laſs uns aufbrechen, Geliebte. Nach dem ſchönen Schleſien, nach Breslau ſteht mein Sinn. Dort fand mein erſtes Jugendſtreben nach höherm Wiſſen reichliche Nahrung; dort ging der Lebensmai mir heiter und blüthenvoll vorüber, und dort möcht' ich auch meinen Herbſt und Winter verleben, bis mich der Engel einſt abruft. *) Wie aber, wirſt Du mir auch gern folgen, Eliſabeth? Wird Dich der Trennungsſchmerz vom Vaterlande nicht zu Boden drücken, Dich, die Tochter der groſsen Zborowski, der Sterne Polens?"

„O frag' mich nicht ſo, Andreas!" bat das liebende Weib, ihn unter Thränen zärtlich umſchlingend. „Wo des Geliebten Auge lächelt, da iſt der Polin Vaterland."

---

*) So geſchah es auch. Dudith lebte in Breslau mit ſeiner Familie als Privatmann bis an ſeinen Tod, der 1587 erfolgte.

Die Klephten.

Novelle von Ludwig Köhler.

1.

Es war am 6 Februar oder nach griechiſcher Zeitrechnung am 25. Januar des Jahres 1833. Die Morgenſonne ſtrahlte freundlich von dem glühenden Oſten hernieder, und vergoldete die Wellen des Meeres. Sie begrüßte ja einen König, auf den Tauſend hoffnungsvoll ihre Blicke wendeten. Der ſüdliche Himmel mit der zaubervollen Färbung, die noch mehr durch die Gluth der geöffneten Sonnenthore gehoben wurde, lächelte holdſelig herab, und ſpiegelte ſich in dem Kryſtall der Wellen. Der Hafen von Nauplia war von Schiffen bedeckt mit den Flaggen aller Nationen geſchmückt. Die Stadt breitete ſich, einem italieniſchen Dorfe nicht unähnlich, am Ufer aus, und die Felsmaſſen des Itſchkali und des Palamides hüteten ſie, gleich zwei ungeheueren Rieſen. Jetzt donnerten vom Fort die Kanonen und auf den Schiffen entſtand reges Leben. In der Stadt und am Ufer ſetzten ſich Truppen und Volk in Bewegung, und

bald war die Straße, die von Nauplia nach Argos führt, bedeckt. Sehnsüchtig waren die Augen Aller nach dem Meere gerichtet, und die Bajonette blitzten im Glanze der Sonne, die Fahnen flatterten. Nochmals donnerten drei Kanonen, unzählige Boote, Barken und Lanzas steuerten dem Landungsplatze zu. Tausendfacher Donner begleitete sie, daß die Felsen wiederhallten und die Wogen sich schüttelten. Der erste König von Griechenland betrat seine neue Heimath. Ein ganzes Volk, einst das merkwürdigste der Welt, das die Ketten, Jahrhunderte lang erduldeter Knechtschaft abgeworfen, in langen verderblichem Kampfe dem Todfeind seine Freiheit abgerungen, jeden Hufen Land mit einem Menschenleben erkauft hatte, begrüßte in dem ferngebornen Königssohn seinen Retter, seinen Helfer, und das edle Antlitz des Jünglings prägte sich den Herzen seiner Unterthanen tief und dauernd ein. Jetzt betrat er das Land der Hellenen und der tausendstimmige Ruf: „Sito ho basileus Othon! Sito ho basileus tis Hellados,“ vermählte sich mit dem Krachen der Gewehre.

Die baierische Brigade war auf der Straße nach Argos aufgestellt; Franzosen bildeten den linken Flügel. Hinter ihnen hatten sich die Hadschi-Christos aufgestellt, abentheuerliche Gestalten, auf kleinen raschen Pferden. Der König grüßte die bärtigen Männer und ihre Standarte. Nun setzte sich der ganze reiche Zug nach der Stadt in Bewegung. Das Landthor war mit Inschriften, Kränzen, Lorbeerzweigen, Flinten, Pistolen, Säbeln und Yatagans geschmückt, und nach feierlichem Em-

pfang des Königs durch die Regentschaft und den Demogeronten der Stadt begab sich der Zug weiter nach der Kirche St. Georg.

Unter der zahlreichen Menge die ihren König umgab, ragte gleich einem finstern Dämon die hohe Gestalt Kolokotroni's, neben Markos Bozzaris des größten Griechen der neuen Zeit, in schwarzer Tracht, mit Helm und messingenen Epaulettes hervor. Seine Augen ruhten auf dem König und ernst und stumm ritt er in seiner Nähe. Kühner Stolz blitzte aus seinen dunklen Augen, und schwebte um die bärtigen Lippen; Furcht schien dieser Heroengestalt fremd zu sein, und doch war der Befreier Griechenlands vogelfrei. — Eben ritt er durch den grünen Triumphbogen — da drängte sich eine französische Wache mit gefälltem Bajonett heran, ihm den spitzen Stahl in die Brust zu stoßen; doch noch zu rechter Zeit hielt einer aus des Königs Gefolge den Arm des Soldaten. Eine augenblickliche Bläße überflog des Helden männliches Antlitz; doch ruhig ritt er weiter, und die Bläße verwandelte sich in glühende Zornesröthe.

Als König Otto eine Stunde später den Huldigungseid empfing, da legte auch Kolokotroni die ritterliche Hand auf das Kreuz, blickte vertrauend und hoffend auf seinen Herscher und schwur ihm Treue bis in den Tod. —

2.

Dreiviertel Jahre nach diesem Ereigniß war der Platanenplatz in Nauplia mit Menschen dicht gefüllt,

Griechen und Ausländer in bunter Mischung. Manche Thräne rollte über die bärtigen Wangen der Hellenen, aber auch manche wurde im Auge zerdrückt — denn den lächelnden und spähenden Blicken der Fremden, konnte sie verdächtig werden. Wilde Gestalten, das Fes tief in die Stirne gedrückt, waren darunter. Wie Kohlen glühten die Augen, krampfhaft schlossen sich die Lippen, und die Rechte ruhte auf dem verborgenen Yatagan — denn der freie Grieche durfte ja keine Waffe tragen. „Er kommt!" hieß es endlich, und im Nu flogen die Blicke nach dem Itschkali. Dunkel glühten die gebräunten Gesichter der hellenischen Krieger als der erwartete Zug den Platanenplatz betrat. Einem Trupp Gens'darmen mit Karabinern im Arm, folgten zwei Gefangene in griechischer Nationaltracht, rothen goldgestickten Jacken und Kamaschen, weißer Fustanella, und das Haupt mit dem rothen Fes bedeckt. Es waren Kolokotroni und Koliopulos. Kolokotroni, der tausendmal sein Blut und Leben für die Befreiung des Vaterlandes gewagt, der siebenzigjährige Held war als Verräther angeklagt! In seinem feuchten Kerker hatte er den Gebrauch der Füße fast ganz verloren und wankte nun daher, von seinem Vertheidiger und einem Verwandten gestützt. Von Gens'darmen umgeben und gefolgt, grüßte der alte Held nach beiden Seiten; da traten einige seiner Getreuen hervor, und drückten ihrem Feldherrn die Hand, und der Greis blickte sie freundlich an, und lächelte wehmüthig, als sie mit Kolbenstößen zurück getrieben wurden. So langte der Zug im Bou-

leutikon, wo sich der Gerichtssaal befand, an. Kolokotroni hörte, die Arme auf einen vor ihm stehenden Stuhl gelehnt, ernst die vom Staatsprocurator Masson, einem Schotten, geführte Klage an, als er aber sich einen Hochverräther nennen hörte, blitzte dem Schotten ein Feuerblick entgegen, daß er verwirrt die Augen niederschlug. Hiernach vertheidigte sich der alte Palikaren-Chef in einer kurzen mit kräftigen Sprichwörtern und Gleichnissen ausgestatteten Rede, worauf die Verhöre der Zeugen begannen. Nur ein Sechstel zeugte gegen ihn. Vierzehn Tage dauerten die Verhandlungen fort, trotz der Weigerung des Präsidenten Polizoides, und des Richters Terzetti die Verurtheilung der Angeklagten zu unterschreiben, wurde endlich das „Schuldig" ausgesprochen, und das Urtheil hieß: „Tod!" Unerschrocken hörte der Held das schreckliche Wort, keine Furcht sprach aus seinen Zügen, aber die Hand ballte sich krampfhaft und fuhr mechanisch nach der Linken, wo sie das vom Blute der Türken geröthete Schwert zu finden wähnte — man hatte es dem Löwen ja längst entwunden! —

Wie ein elektrischer Schlag fuhr das Urtheil durch das Herz der Hellenen; Entsetzen hielt ihre Sinne gefesselt — denn sie hatten Freisprechung gehofft.

„Schrecklich! schändlich!" murmelte ein bejahrter Grieche, der sich in Kolokotroni's Nähe gedrängt hatte, und seine feuchten Blicke auf ihm ruhen ließ. „O mein armes Vaterland, wie tief bist Du gesunken. Herrschsüchtige Fremdlinge schwelgen in Deinem Blute und tödten Deine Helden, die ihr Leben daran gesetzt haben,

Dich aus der Knechtschaft Joch zu befreien.“ So sagte der alte Hellene zu sich selber und wahrlich, er war nicht der Einzige, der so dachte.

In Ketten wurden die beiden Gefangenen abgeführt, durch die ängstlich vor dem Bouleutikon harrende Volksmenge zurück in die Kerker des Itschkali. Das Urtheil hatte sich blitzschnell verbreitet, die Hellenen erstarrten. Trotz der Wachen drängten sich viele zu den Gefangenen, drückten ihnen die Hände und flüsterten ihnen schmerzliche Abschiedsworte zu. Auch jener alte Grieche schritt unerschrocken durch die Wachen auf Kolokotroni zu, drückte die gefesselte Rechte und flüsterte ihm die Worte in's Ohr: „Hoffe! noch ist nicht Alles verloren!“ Der Held blickte den Sprecher freundlich wehmüthig an, und — ein Kolbenstoß schleuderte den Armen zurück. „Rache! fürchterliche Rache!“ rief es aus seinem Innern heraus, und nun ging er für den Freund zu handeln. Bald aber wurde die Begnadigung der Verurtheilten bekannt gemacht; der König hatte die Todesstrafe in zwanzigjährigen Kerker umgewandelt — aus Gnade!

Armer siebenzigjähriger Kolokotroni, Du sollst im Kerker sterben!! —

3.

Auf dem Balkon eines angenehm gelegenen Landhauses saß ein Mädchen mit Wirken beschäftigt. Zwei Platanen streckten zu beiden Seiten ihre buschigen Häupter empor, daß sie eine natürliche Laube bildeten und den

Frau von Golding wieder an. Ich kenne Dich, und darum war ich überzeugt, daß Rheineck mit Deiner Achtung auch Deine Liebe verloren hätte. Aber sollte ich mich doch in Dir geirrt haben, sollte eine Schwärmerei es seyn, was Dich zu Deiner Weigerung bestimmt?

Marie schien mit sich selbst zu kämpfen. Sie drückte bewegt die Hand ihrer Wohlthäterinn an das unruhige Herz. Sind sie denn meiner müde, daß Sie so in mich dringen? sprach sie mit nassem Auge.

Nein, mein Kind, nein gewiß nicht! antwortete Frau von Golding, und schloß sie an ihre Brust, aber ich möchte Dich gern versorgt, gern glücklich sehn vor meinem Ende, das vielleicht nicht fern ist. Dieß ist mein liebster Wunsch. Herr von Wallborn hat Deine Achtung gewonnen, ich habe es aus Deinem eignen Munde gehört; er ist ein liebenswürdiger, gebildeter Mann, das wirst Du nicht läugnen wollen, und ich bin überzeugt, Du wirst an seiner Seite glücklich seyn, und alle Deine frühern Leiden vergessen. Was also könnte Dich abhalten?

O meine theure Freundinn, eben weil ich ihn achte, und weil ich meiner eignen Achtung werth bleiben will, eben darum kann ich seinen Wunsch nicht erfüllen. Nein, bei Gott! nein ich kann nie die Seinige werden. . . Sie sprach die letzten Worte mit einem gewissen Ernste und feierlichem Nachdrucke und eine höhere Gluth färbte ihre blasse Wange. Dann barg sie

Balkon mit wohlthuender Kühle beschatteten. Farbenreiche Blumen, die den Rand des Balkons einfaßten, dufteten süße Wohlgerüche, und Singvögel stimmten in dem dichten Laubwerk ihr melodisches Conzert an. Von jenem Standpunkt aus hatte man die entzückendste Aussicht. Den Hintergrund des lieblichen Gemäldes bildeten grandiose Berggipfel in blaue Tinten getaucht. Grüne Felder und schimmernde Marmortrümmer, von einem Bache durchschlängelt, ein Silberfaden in dem smaragdnen Gewebe, hier und da von einer Baumgruppe schattirt, füllten den Mittelgrund. Am Fuße des Landhauses breitete sich ein wohlbestellter Garten aus, eine Seltenheit im heutigen Hellas. Platanen, Palmen und Lorbeeren wechselten anmuthig mit dem sanfteren Grün der Cypressen und Feigen und dem Kirschen- und Apfelbaum. Aprikosen und Weinreben rankten sich an den Spalieren in die Höhe, und die ausgesuchtesten Blumen wechselten mit nahrhaftem Gemüse. Zur Linken begrenzte die Fernsicht eine Stadt, deren Aeußeres gewöhnlich einen schönern Anblick gewährt als ihr Inneres, zur Rechten die Küsten des Meeres mit ihren Felsmassen und den durchschimmernden Wogen. —

Jetzt erhob das Mädchen das Antlitz, und ließ ihren Blick in die Ferne schweifen. Ein Paar schwarze, gluth- und lebenvolle Augen wurden von seidnen Wimpern beschattet. Die frischen Lippen wölbten sich wie zum Kusse, und im Lächeln ließen sich zwei Reihen Zähne sehen, die an Weiße mit dem Elfenbein, an Glanz mit den Perlen wetteiferten. Das dichte dunkel glänzende

Haupthaar war in Flechten, die ein goldner Pfeil fest hielt, um den Scheitel gewunden und umfaßte Stirn und Wangen des rosigen Antlitzes. Den schlanken Leib umfloß die malerische Tracht der Inselgriechen. Die vollen runden Arme waren von zwei goldnen Spangen umfangen, und eine einfache goldne Kette schmiegte sich um den blendenden Hals. Ihre Kleidung sowohl als ihre Schönheit und das lebhafte Wesen, das sich in ihren Bewegungen offenbarte, deutete an, daß ihre Heimath vom Meer umspült war, wo die Reinheit der Formen und der Sitten sich in größerer Vollkommenheit erhalten, als bei den Bewohnern des Continents.

„Wo nur heute der Vater so lange bleibt?" fragte sie leise vor sich hin, und sah sehnsüchtig in die blühende Landschaft hinaus. „Und Richard ist auch noch nicht da! — O Gott," fuhr sie, wie sich selbst verweisend fort; „was rede ich da wieder. Richard ist mir fremd, und doch denke ich immer nur an ihn. Mag mir die heilige Jungfrau verzeihen, wenn ich Sünde thue. Der Vater ist ihm feind, und doch kann ich ihm nicht zürnen, weil er immer so gut und freundlich ist."

„Soll ich Deine Gedanken errathen, Feodora?" unterbrach sie ein Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, das unbemerkt auf den Balkon getreten war. „Du denkst an den schönen Bavaresen."

Feodora erröthete und antwortete fast zürnend: „Wie Du nur so scherzen kannst, Anna."

„Leugne nicht," fuhr Anna lachend fort, „oder gewöhne Dir vorher das Erröthen ab. Deine Wahl macht

Deinem Geschmack alle Ehre und ein Mädchen wie Du, das dreizehn Frühlinge zählt und duftend und lieblich wie eine Blume blüht, braucht auch nicht vor hoffnungsloser Liebe zu zagen."

„Du wirst unleidlich," zürnte Feodora und suchte die brennende Röthe auf ihren Wangen zu verbergen.

„Nur ruhig, mein Herzchen," antwortete die launige Gespielin, sich neben Feodora niederlassend, „erzürnen mag ich Dich nicht, mich auch nicht in Dein Vertrauen drängen, aber für blind darfst Du mich auch nicht halten wollen."

„Sieh, die Sonne ist schon nahe am Untergang," begann Feodora wieder, „und noch kommt der Vater nicht. Mir wird Angst, wenn ihm nur nichts Böses begegnet ist!"

„Fürchte nichts;" beruhigte sie Anna. „Er ist seither täglich in Nauplia gewesen und stets erst mit Sonnenuntergang wiedergekommen."

„Aber ich hab' ihn auch stets mit Unruhe erwartet. Er war immer so verschlossen und traurig, wie ich ihn nie sah. Seit sie nun den armen Kolokotroni zum Tode verurtheilt haben, ist gar kein freundliches Wort über seine Lippen gekommen."

„Das ist kein Wunder. Der alte unglückliche Held war des Vaters Waffenbruder und sein Tod geht ihm daher zu Herzen."

„Das macht mich eben besorgt. Die Bavaresen ahnen überall Verräther — Gott, wenn auch Er, der Unschuldige, das Loos seines Waffenbruders theilen

müßte! Richard bat mich, ihn zu warnen; sein Hinzudrängen an den Verurtheilten habe schon Aufsehen erregt; aber noch hab' ich ihn nicht gewarnt — heilige Jungfrau, wenn es zu spät wäre!"

„Du denkst aber auch gleich das Aergste! Wenn nun auch der König erfährt, daß der Vater seinen Waffenbruder beklagt — das ist ja nicht Verrätherei und der König ist gerecht."

„Der König kann ja noch nicht richten. Die Regentschaft urtheilt nach dem Schein, sagt der Vater, und was hat denn der arme Kolokotroni begangen, das den Tod verdient hätte?"

„Fang' mir nicht an zu politisiren," scherzte Anna weiter, aber im Herzen mußte sie der Freundin Recht geben. „Wer hätte das gedacht, als der König uns so freundlich bei seinem Einzuge grüßte. Weißt Du noch? Wir standen neugierig am Ufer und schrieen unser herzliches „Sito", da wandte er sich nach den allerliebsten Schreierinnen und nickte uns lächelnd zu. Der Gruß traf uns Beide, aber ich weiß, daß er eigentlich Dir gegolten hat, denn Du wurdest ganz roth und wagtest gar nicht die Augen aufzuschlagen. Nachher sahen wir ihn noch einmal in Sanct Georg. — Aber sieh' nur, wenn ich nicht irre kommt dort Dein Held gesprengt, flüchtig wie ein Gedanke der Liebe."

Feodora stand auf und neigte sich über das Geländer des Balkons, um besser in die Ferne schauen zu können, zugleich aber auch, um die glühende Purpurfarbe, die ihre Wangen übergossen hatte, der Freundin zu

verbergen. Wirklich flog in der Ferne Staub auf und ein Reiter, dem ein zweiter folgte, sprengte dem Landhause zu. Anna lächelte und fragte scherzend: „Soll ich den Bavaresen in Deinem Namen einladen, hier bei uns, oder vielmehr bei Dir, Platz zu nehmen?"

„Du wirst mich noch ernstlich böse machen;" antwortete Feodora, die züchtig mit dem Schleier das liebeglühende Gesichtchen verhüllt hatte. „An unsere Arbeit wollen wir uns wieder setzen und gar nicht thun, als ob wir den Fremdling bemerkten." Und hiermit setzte sich das schöne Mädchen, dem Anscheine nach in ihre Arbeit vertieft; aber sie konnte den schwarzen Augensternen doch nicht verbieten, ihren Glanz durch die Wolkenhülle des Schleiers dem Gaste entgegen zu strahlen.

Dieser war unterdessen näher gekommen, gab vor dem Eingang in den Garten einige kühne Volten zum Besten, die nach Gebühren bewundert wurden, stieg ab, übergab das Pferd seinem Begleiter und ging in den Garten. Er hatte die Damen schon bemerkt, grüßte sie höflich und fragte mit liebenswürdiger Galanterie, die keine abschlägige Antwort zuläßt, ob es ihm erlaubt sei, in ihrer Gesellschaft ein Stündchen zu verplaudern. Seine Bitte ward zugestanden und nach wenigen Minuten hatte er neben den beiden Mädchen auf dem Balkon Platz genommen.

Es war ein schöner junger Mann von etwa vier und zwanzig Jahren. Das blonde Haar und das blaue Auge verkündete einen Nordländer; der blonde Bart

gab dem interessanten lebensfrischen Gesicht einen männlich-stolzen Ausdruck. Der schlanke Körper nahm sich in der griechischen Uniform recht gut. Die erste Neuigkeit, die er mitbrachte, war die Begnadigung Kolokotroni's.

„Zwanzig Jahre soll der Greis im Kerker schmachten?" rief Feodora in edlem Unwillen. „Doch der Tod wird barmherziger sein und wird des Armen Ketten bald brechen;" fügte sie mit bitterer Ironie hinzu. Richard schwieg. Er konnte ja nicht sprechen, ohne entweder seine Pflicht als Militair, oder seine Pflicht dem reizenden Mädchen gegenüber zu verletzen. Feodora fragte nach ihrem Vater.

„Ich habe ihn gesehen, als er sich seiner Gewohnheit nach in des Verurtheilten Nähe drängte;" antwortete Richard. „Es war mir bange um ihn, denn ich sah wie sich viele mißfällige Blicke auf ihn wandten. Später habe ich ihn aus dem Gesichte verloren."

„Wenn ihm nur nichts Böses widerfahren ist;" sagte Feodora besorgt.

„Meine Freundin ist zu ängstlich," wandte sich Anna an Richard. „Wie wäre es, wenn Sie uns, um sie aufzuheitern, etwas von Ihrer Heimath erzählten?"

Bei der Erinnerung an die Heimath glänzten Richard's Augen wunderbar. Er starrte einige Minuten lautlos vor sich hin, als wenn er über Länder und Meere fliegen wollte und im Anschauen der heimischen Fluren schwelgte. Die ganze Tiefe seiner Brust hatte sich erschlossen, das darin schlummernde Bild rollte in

seiner ganzen Lebendigkeit vor seinem geistigen Auge auf. Die Sehnsucht nach der Heimath flammte in ihm empor und trieb Purpur auf seine Wangen. Das Herz schlug stürmisch und verwundert schauten die Mädchen auf den so plötzlich umgewandelten Jüngling.

„Sie wundern sich über meine Aufgeregtheit," begann er endlich gefaßter, „und mit Recht. Es war eine Wehmuthsthräne, dem fernen Vaterlande geweiht. Ich befand mich wieder auf den grünenden, fruchtschwellenden Gefilden meiner Heimath; in der Stadt, wo ich geboren, in dem Garten und an dem Bache, wo ich als Knabe gespielt, in dem freundlichen Wiesenthale und auf der bewaldeten Höhe mit den kolossalen Trümmern einer Ritterburg, wo ich als Jüngling gewandert. Ja, ja, meine Heimath ist schön, und vom rosigen Lichte der Sehnsucht umschwebt, noch tausendmal schöner. Wenn wir Sonntags in festlichem Staate die beengenden Mauern verließen, um uns zu stärken in Gottes freier Natur, wenn wir uns in einem nahen Dorfe unter die Reihen der fröhlichen Landleute mischten und an der Seite einer festlich geputzten Dörferin im Tanze dahinflogen — o ich denke noch mit Liebe der schönen Zeit der Jugend. Damals dachte ich nicht, daß das jemals enden könnte, und noch weniger ahnte ich, daß ich mich im fernen Süden nach meinem Norden zurücksehnen könnte. Es ist eine eigene Sache um das Vaterland. In so heiterer Farbe, in so täuschender Klarheit schwebt es vor unserer Seele, daß wir uns auch in einem Paradiese fremd fühlen und dort nur wieder wahrhaft le-

ben zu können ſcheinen, wo der Schauplatz unſerer Kindheit iſt, und wäre er auch eine Wüſte."

„Auch ich ſehne mich recht oft nach meiner Inſel zurück," entgegnete Feodora mit feuchtem Auge. „Ich war noch Kind, als wir ſie verließen. Eine Schaar bärtiger Männer nahm uns auf, und auf einem großen Schiffe ſchwammen wir über das Meer."

„Mein Deutſchland iſt ſchön," nahm Richard wieder das Wort. „Nicht ſo heiß, aber freundlicher ſcheint dort die Sonne. Die Luft iſt rein und vom Geſang der tauſend Singvögel belebt. Wenn dann der Abend ſeine kühlenden Fittige herniederſenkt, beginnt ein neues Leben. Nachtigallen ſtimmen ihre melancholiſchen weichen Lieder im Dunkel der Bäume an, und Alles eilt um die balſamiſche Abendluft zu genießen. Wann der Frühling mit ſeinen Blumen und Blüthen, der Sommer mit ſeiner Gluth und der Herbſt mit ſeinen Früchten vorüber iſt, breitet der Winter ſeine weiße Schneedecke über die Fluren. Die Natur iſt da zwar todt aber ein neues künſtliches Leben entfaltet ſich. Ihnen iſt das fremd, denn in Ihrem Süden kennen Sie die Leiden, aber auch die Freuden des Frühlings nur wenig." Und nun erzählte er den Mädchen vom Theater, von Bällen, Maskeraden und tauſend Dingen, die ſie mit Staunen und Bewunderung erfüllten. Sie fühlten ſich der Gegenwart entrückt und ſchwelgten in Gedanken in allen den Luſtbarkeiten, die Richard mit ſo lebendigen Farben malte. Sie bemerkten es daher nicht, daß der Vater unterdeſſen angekommen war und

schon eine Weile in der Thüre stand, die auf den Balkon führte. Feodora bemerkte ihn zuerst und flog mit einem Freudenschrei an seine Brust. Richard und Anna erhoben sich ebenfalls. — Der Angekommene, in dem wir den alten Griechen wiedererkennen, dessen Bekanntschaft wir im Saale des Bouleutikon gemacht haben, grüßte seine Tochter und warf einen durchdringenden Blick auf den Fremdling, daß dieser unwillkührlich die Augenlider senkte. Auf einen Wink des Vaters entfernten sich die beiden Mädchen und die Männer blieben allein. Richard unterbrach das Schweigen. „Ich habe es Dir schon lange sagen wollen," begann er in griechischer Sprache; „was ich für Dich besorgte. Dein Benehmen gegen Kolokotroni hat Aufsehen erregt; ich rathe, Deine Besuche in Nauplia zu mindern, denn man beobachtet Dich auf jedem Schritte, und die Folgen, wenn der geringste Verdacht auf Dir lastet, kennst Du."

„Wehe, daß es in Griechenland so weit kommen mußte," antwortete der Andere in bitterem Unmuth, „daß der Bruder vom Bruder nicht mehr Abschied nehmen darf, ohne als Hochverräther angeklagt zu werden."

„Das wolle Gott verhüten!" entgegnete Richard; „Kolokotroni ist den Gesetzen anheim gefallen und mit einem Verurtheilten hören alle Verbindungen auf."

„O mit Euren Gesetzen," versetzte der Grieche, „die die Unschuld richten! Kolokotroni ist unschuldig!" Er schwieg, denn weiter zu sprechen, verbot ihm die Klugheit; dann setzte er mit einem festen Blick auf Richard

hinzu: „Bavareſe, ich halte Dich für einen Ehrenmann: Feodora iſt die Braut des jungen Kolokotroni!"

Richard verſtand die Meinung des Alten, er erröthete flüchtig und folgte ihm ſchweigend in das Familienzimmer zum abendlichen Mahle.

4.

Senkrecht thürmten ſich die Felſen in die Luft, von Schlinggewächſen umrankt und verkrüppelte Fichten auf ihrer Spitze kümmerlich nährend. Zu beiden Seiten erhoben rieſige Steineichen ihre Häupter und bildeten ein undurchdringliches Dunkel, in dem Waldvögel und wilde Thiere ein ruhiges Aſyl fanden. Auf der Seite, den Felſen gegenüber führte durch Felſengeklüft und Baumwerk ein verwilderter Fußpfad, den wohl nie ein Wanderer, ſondern nur der Jäger oder ein Schutzſuchender betreten hatte. Der Platz, der ungefähr zweihundert Schritte im Durchmeſſer halten mochte, und von dieſen Parthien umſchloſſen wurde, war mit Gruppen bärtiger Männer bedeckt, die ſich in den verſchiedenſten Beſchäftigungen gelagert hatten. Ihre Tracht war im Allgemeinen das griechiſche Original-Coſtüm, aber nicht im beſten Zuſtande, und das Fehlende hier und da durch ein fremdartiges Stück erſetzt. Die feſten nervigen Waden, die muskulöſen Arme und theilweiſe die benarbte Bruſt waren blos. Der Geſichtsausdruck war wild, Stolz und Furchtloſigkeit lagerte um den bärtigen Mund und blitzte aus den dunklen, lebhaften Augen. Sie waren alle bewaffnet, aber nicht gleichmäßig.

ihr Gesicht an der Brust ihrer Freundinn; ihre Thränen flossen, und mit zitternder Stimme setzte sie hinzu: Ach! mein Herz ist seiner nicht würdig, keines edlen Mannes mehr würdig!

Frau von Golding schloß die Bewegte mit inniger Theilnahme in ihre Arme, und zum ersten Male den ganzen Umfang des Kummers ihrer Freundinn ahnend, schwieg sie mit zarter Schonung. Beruhige Dich, meine liebe Marie, sprach sie nach einer Pause. Du bist Deiner und meiner Achtung werth geblieben; Deine Gesinnung macht Dich engelrein. Komm, ich sehe die Töchter des Pfarrers durch den Garten kommen, wir wollen ihnen entgegen gehen.

Von nun an sprach Frau von Golding nie wieder von dem Manne, der um Mariens Hand warb, und sagte ihm, daß seinen Wünschen ein unüberwindliches Hinderniß entgegen stehe, und Marie für jetzt den festen Entschluß hätte, nie zu heirathen. Er besaß Zartgefühl genug, seine Bewerbungen einzustellen, obgleich er seine Hoffnung noch nicht ganz aufgeben wollte.

Frau von Golding war, so wie sie ihre junge Freundinn kannte, wirklich überzeugt, daß der Entschluß, wovon sie gesprochen hatte, in Marien's Seele fest geworden war, und eben so gewiß war es ihr, daß die Verlassene zu viel Stolz hatte, um je einen Schritt zu thun, den Treulosen an sein Wort zu er-

Einige scherzten mit einer der gefälligen Griechinnen, an denen eben kein Mangel zu sein schien; andere liebkosten einen Knaben, der als Antinous diente; hier gruppirten sich mehrere um einen Sänger, der die Cither erbärmlich mißhandelte und die schrillendsten Töne aus der Kehle preßte; dort drängten sich welche um ein altes schmuziges Weib, welches die delphische Pythia repräsentirte und mit selbstgefälliger Miene ihre geheimnißvollen Sentenzen austheilte; noch andere hörten aufmerksam einem Papa zu, der die Heiligkeit der Kirche und ihrer Diener demonstrirte. Es war ein furchtbares Getöse, das den Platz erfüllte, im seltsamen Kontrast mit der friedlichen Umgebung.

„Böses droht Dir, Sohn des Räubers,
Vor der Liebe hüte Dich!"

So sprach die Sibylle zu einem jungen Manne, dessen Lineamente sie eben mit großer Aufmerksamkeit studirt hatte. Lachend wandte er sich ab und zu einem jungen Mädchen, das hinter ihm stand. „Vor der Liebe soll ich mich hüten, liebe Kleine, was meinst Du?" — „Ei, das mußt Du auch thun, Niklas;" entgegnete das Mädchen schelmisch, er aber küßte sie, zog sie aus dem Kreise und setzte sich mit ihr tändelnd auf das weiche Moos.

Ein Anderer hatte sich an die Sibylle gedrängt und diese sprach in prophetischem Tone:

„Wirst nicht fallen in dem Kampfe,
Nicht wie Hellas tapfre Söhne,
Unter blank geschliffnem Eisen
Wirst gefesselt Du verbluten."

Der Mann, dem dies galt, wandte sich finster ab. — Ein Krieger von fast riesigem Wuchse, den seine Kleidung als den Führer der übrigen bezeichnete, reichte seine Hand dem Weibe hin. Die Alte forschte lange, dann sprach sie feierlich:

„Falke bist Du, wirst Du bleiben:
Als ein Löwe wirst Du fallen!"

„Wie es ein tapfrer Klephte soll!" sprach der Mann halblaut vor sich hin, und sein finsteres Gesicht erheiterte sich ein wenig. Da tönten Schritte von dem Fußpfad herauf und bald wurden zwei Klephten sichtbar, die einen Mann in ihrer Mitte führten. Es war Feodora's Vater, Dimitrios. Alles kam in Bewegung und drängte sich neugierig dahin, wo die Brüder mit dem Gefangenen herkommen mußten.

„Was habt Ihr da für einen Vogel," rief ihnen Einer zu. „Bringt Ihr ihn uns zum Rupfen?"

„Der Bursche da," antwortete einer der beiden Führer, „kam uns in den Weg und verlangte zu unserem Kapitano geführt zu werden; was er von ihm will, mag die Panhagia wissen."

„Nun, da ist der Kapitano," antwortete Jener; „aber," fuhr er zu Dimitrios gewendet fort; „aber Camerad, mach' nur Deine Rechnung aus Vorsicht einstweilen mit dem Himmel, denn wenn Du irgend etwas im Schilde führst, was uns nicht angemessen ist, so gehst Du den Weg alles Fleisches." Er begleitete diese Rede mit einer nichts weniger als schmeichelhaften Pantomime.

Der Mann, dem die Sibylle zuletzt prophezeiht hatte, trat jetzt hinzu, und die wilden Gesellen machten ihm ehrerbietig Platz.

„Du stehst vor dem Kapitano," sagte ein Führer zu Dimitrios; dieser trat näher, sah dem Klephtenhauptmann fest in's Auge und grüßte ihn nach griechischer Sitte, die rechte Hand auf der Brust mit einer fast unmerklichen Kopfbeugung.

„Was willst Du?" fragte der Kapitano rauh und konnte doch nicht umhin den Unerschrockenen zu achten.

„Darf ich vor Deinen Cameraden reden?" sagte Dimitrios. „Ich komme in Sache des Vaterlandes, den Arm der tapfern Söhne des Waldes zum Schutze und zur Rache eines Unschuldigen aufzurufen."

„Sprich!" gebot der Kapitano, aufmerksamer werdend, und die Klephten gruppirten sich um ihren Anführer und den Sprecher; selbst die Mädchen drängten sich herzu, der Papa aber trat neben den Kapitano.

„Hellenen!" begann Dimitrios, „Ihr habt den großen Kampf mitgekämpft, der das Vaterland vom Joche der Moslem befreiete; Eure benarbte Brust ist Zeuge Eurer Thaten; bei Euch, den freien Söhnen des Gebirgs wohnt noch hellenische Tapferkeit. Ihr habt Euer Blut für die Freiheit vergossen, und als sie errungen war, und Fremdlinge sie mit Füßen traten, da floht Ihr in die Wälder, um einst als Racheengel daraus hervorzugehen. Wir haben jetzt einen König, aber er ist ein Jüngling, und ein despotischer Fremdling regiert an seiner Statt. Des Vaterlandes Söhne werden ver-

achtet, man ſchleppt ſie in den Kerker und auf das Blutgerüſt, die letzten Lepta erpreßt man von dem armen Landmann, um davon zu ſchwelgen! Fremde herrſchen auf dem Boden, den wir mit unſerm Blute erkauft haben; Fremdlinge ſind unſere Richter, Fremdlingen müſſen wir gehorchen und unſere Helden tritt man in den Staub! Hellenen, Männer des Gebirgs, Ihr habt ihn gekannt, den Helden, vor deſſen Schwerte der Moslem zitterte, vor dem der Sieg herging in der Schlacht, vor deſſen Fahnen die Ungläubigen flohen, wie Schafe vor dem Löwen! Ihr habt vielleicht ſelbſt in ſeinen Reihen gekämpft, habt ihn wie Euern Vater geliebt: wiſſet denn, Kolokotroni iſt zum Tode verurtheilt!"

Dimitrios ſchwieg, um die Wirkung ſeiner Rede zu beobachten; ein dumpfes Murmeln erhob ſich in der Verſammlung, das nach und nach lauter wurde und endlich in Waffenklirren überging. Der Kapitano blickte ſchweigend aber mit leuchtenden Augen auf ſeine Geſellen.

„Hört weiter, Hellenen!" fuhr Dimitrios fort. „Der alte Held wäre geſtorben, wie es einem Krieger geziemt; aber auch das hat man ihm nicht gegönnt. Die Gnade des Königs hat den Tod in zwanzigjähriges Gefängniß verwandelt! Der Greis mit dem weißen Haar ſoll zwanzig Jahre im finſtern Kerker auf naſſem Stroh liegen; die Sonne und die ſchöne Natur ſoll ihm verſchloſſen ſein; allein zwiſchen den feuchten Mauern, unter Schlangen und Molchen ſoll er ſeinen Tod er-

warten! Und warum das Alles, weil er seinen König liebte, weil er ihm mit dem Namen die Macht in die Hände geben, weil er das Vaterland von einem Tyrannen befreien wollte! — Auf Euch, Hellenen, setzt er seine letzte Hoffnung! Ihr, die tapfern Söhne des Gebirgs, sollt ihn befreien und ich war sein Bote!"

„Sito Kolokotroni!" rief die Menge und schwenkte die Säbel; dazwischen erscholl ein dumpfes: „Nieder mit der Regentschaft!" Begeisterung hatte die Gemüther erfaßt und sie begehrten augenblicklich nach Nauplia geführt zu werden, um des gefangenen Helden Ketten zu zerbrechen!

„Du bist ein braver Patriot;" sagte der Kapitano und schüttelte dem Redner die Hand. „Du hast Dich nicht in uns geirrt, wir befreien unsern General, den Helden Kolokotroni. Nicht wahr, Cameraden?"

„Nach Nauplia! nach Nauplia!" schrie die Menge begeistert, daß die Felsen wiederhallten.

„Die Klugheit verbietet uns zu rasch zu handeln," fuhr der Kapitano fort; „der Feind ist übermächtig. Offene Gewalt würde Thorheit sein, aber frei soll Kolokotroni werden, das schwört Nikitros."

„Die Kirche giebt ihren Segen," fiel der Papa ein, „wenn der Befreite einen Theil seines Vermögens ihren Dienern weiht."

„Das wird er;" antwortete Dimitrios, die Stirne runzelnd.

Es herrschte neues Leben unter den wilden Männern; denn sie freuten sich auf den bevorstehenden

Strauß. Der Kapitano gab seine Befehle und ein neuer Geist schien über ihn gekommen.

5.

Der Platanenplatz in Nauplia war mit Menschen angefüllt. Ein dumpfes Gemurmel flog durch die Menge und der Name Staikos Staikopulos wurde zuweilen gehört. „Platz da!" erscholl es von der Seite, und Wachen drangen durch den Knäuel, die in ihrer Mitte einen Greis führten, dem der Jahre Last den Rücken gebeugt und Gram und Noth die Wangen gefurcht hatten.

„Da habt Ihr ihn!" rief ein Offizier dem Volke zu; „aber denkt nicht, daß Euer Trotz uns seine Freiheit abgezwungen hat, und hütet Euch hinfort wieder derlei Gesinnungen laut werden zu lassen, sonst —" er zeigte hierbei auf die Soldaten, die den alten Mann gebracht hatten. Das Volk umringte den Greis, der ermattet niedergesunken war, und die halberloschenen Augen hinauf zum Himmel wandte, als wenn er von dort den Erlöser seiner und des Vaterlandes Leiden hoffte. „Lebt wohl, Hellenen," sprach er mit matter Stimme; „das Ende meiner Tage ist gekommen; wohl mir, daß ich im Angesichte meines Volkes sterben kann."

Die Umstehenden sahen mit tiefer Trauer auf den Mann, der so Großes für sein Vaterland gethan, dessen Name mit Flammenschrift unter den Helden hellenischer Freiheit stand. Da drängte sich ein Mann durch die Menge, mit fliegendem Haar, und stürzte mit dem

Ausrufe: „Mein General!“ vor dem Sterbenden auf die Knie. „O so muß ich Dich wiederfinden, mein theurer General!“ rief er schluchzend und ihm die abgemagerten Hände küssend. „So belohnt man in Hellas die Retter des Vaterlandes! — Weißt Du noch, mein Feldherr, wie Du die Fahne ergriffst, Allen voran in die Feinde stürztest, und wir folgten Dir, und Du pflanztest die Fahne auf die Mauer des Palamides, und sie flatterte lustig im Winde, und Du riefst Christus und Freiheit! wir erstiegen die Mauern und stürzten den Feind, und unser war die Feste! — Weißt Du noch, wie wir dann vor Akrokorinth lagen, und die Moslem spotteten unseres Häufleins; Du aber flogst wie ein Wetter die steilen Felsen hinauf, pochtest an die ehernen Thore und riefst Christus und Freiheit! Die Feinde aber entsetzten sich. Doch wie entsetzlich sie sich auch wehrten, unser Häuflein erkletterte die Felsen, und im heißen Gebet dankteſt Du dem Herrn für den Sieg!“

Das halbentfloh'ne Leben schien noch einmal in des unglücklichen Staikopulos Brust zurückzukehren; die Wangen färbten sich mit Carmin, und die Augen flammten auf in wunderbarem Glanze. „Ich kenne Dich noch, mein treuer Mauris,“ sprach er mit bewegter Stimme und drückte dem Cameraden innig die Hand. Du folgtest mir immer dahin, wo Gefahr drohte; in den dichtesten Reihen der Feinde hab' ich Dich immer gesehen. Jetzt ist es aus; Du folgst mir nie mehr in den Kampf.“

„O mein Feldherr, Schmach dem Vaterlande, das Dich dem Elend preis gab;“ sagte Mauris leise zum Sterbenden.

„Fluche dem Vaterlande nicht; es leidet wie ich.“

„Du brachteſt Dein Vermögen willig dem Vaterlande zum Opfer, und nun haſt Du nicht, wo Du Dein Haupt hinlegſt.“

„Ich lege es in den Schooß der mütterlichen Erde, dort iſt es wohl gebettet. Meine Armuth iſt mein Stolz, ſie zeugt, daß ich nicht nach Gütern ſtrebte, ſondern die Freiheit das Ziel meines Strebens war. Das Vaterland war frei, da ſagte man, die Freude habe meinen Verſtand zerrüttet; da umgab man mich mit feſten Mauern, die ich erobert, legte mich auf naſſes Stroh und gab mir Brod und Waſſer, damit ich nicht ein Löwe werde. Ich verzeihe ihnen.“

Er ſchloß ermattet die Augen. Mauris ließ eine Thräne auf die kalte Hand ſeines Feldherrn fallen und flüſterte ihm feierlich zu: „So ſchwöre ich denn bei dem Dreieinigen, Dich zu rächen, mein Feldherr!“ Da beugte ſich noch ein Mann nieder über den Sterbenden, drückte ſeine Hand und ſprach leiſe: „Ich räche Dich, General!“ Noch einmal ſchlug er die gebrochenen Augen auf, lächelte mild, drückte krampfhaft die Hand der beiden Männer, ſprach: „Lebt wohl, wir ſehen uns oben wieder!“ warf noch einen matten Blick auf die Umſtehenden und ſchloß dann die müden Augen auf ewig.

Lautlos ſtand die Menge um den großen, verkann-

ten Todten, faltete die Hände zum Gebet, und betrauerte den Mann, der ein besseres Schicksal verdiente. Alle Griechen steuerten bei, ihn anständig zu bestatten. Am Tage seines Begräbnisses schloß die Kaufmannschaft die Läden, eingedenk, daß die Feste, deren Schutz sie genoß, durch seine Hand, dem Feinde entrissen worden war. Die ganze Bevölkerung von Nauplia folgte seinem Sarge. —

„Camerad," sprach Dimitrios, denn er war der zweite Mann, der den Schwur der Rache in Staikopulos Hand gelegt hatte, zu Mauris, „der Verewigte war Dein Feldherr; auch ich habe ihn hoch geehrt: was gedenkst Du zu thun?"

Mauris heftete einen durchdringenden Blick auf Dimitrios und sagte fest: „Rächen werd' ich ihn; wenn Du mich verrathen willst, so thu's."

Hiermit wollte er davon gehen, Dimitrios aber ergriff ihn bei der Hand und sprach: „Du irrst, Camerad, ich bin ein Hellene, und noch mehr: ich bin ein Hydriot. Hast Du nicht gehört, was ich dem sterbenden General versprochen? Ich habe ihm Rache gelobt! Auch Du wirst Deinen Feldherrn rächen — wohl, so laß uns Brüder sein in Noth und Tod!"

„Meinst Du es ehrlich?" fragte Mauris, noch immer mißtrauend.

„Bei der Panhagia und dem heiligen Kreuz!" betheuerte Dimitrios.

„Dann sind wir Brüder, bis uns der Tod zu Charons Kahne drängt," antwortete Mauris, schlug in

Dimitrios dargebotene Rechte, und beide gingen selbander in eine nahe Schenke, bei einem Becher Chierwein den Bund zu besiegeln.

6.

„Wie ich Ihnen sage, Kapitain," demonstrirte ein junger Offizier im Kreise mehrerer Civil- und Militairpersonen; „wie ich Ihnen sage, eine ganze Schaar Klephten soll sich bis vor die Thore von Tripolitza gewagt haben; aber man wird dem Treiben der übermüthigen Schurken bald ein Ende machen, hoff' ich. Ja, ja! dies Volk der Griechen! Es ist der Freiheit nicht werth, die ihnen zu Theil geworden ist. Das türkische Joch war viel zu gelinde; unter der Knute muß es stehen, wenn es sich auf den Standpunkt unseres civilisirten Deutschlands erheben soll. Ist es nicht himmelschreiend unter dem Scepter der mildesten Regierung Empörung zu brüten? Kaum sitzt der Verräther Kolokotroni unter Schloß und Riegel, so erhebt auch sogleich die Hyder des Aufruhrs ihre hundert Häupter und speit Verderben über das Land. Den weisen Befehlen, ihre Kastelle abzubrechen, widersetzen sich die verrätherischen Mainotten, und drohen mit Widersetzlichkeit. Aber bis auf den letzten Mann müssen sie über die Klinge springen, wenn Gerechtigkeit im Lande ist."

„Ich kenne die Mainotten," fiel ein anderer Offizier ein, dessen Brust das Kreuz des Erlöser-Ordens zierte; „sie lassen eher ihr Leben, als daß sie von

innern. Sie beſchloß, einen ſolchen Schritt ohne Mariens Wiſſen zu wagen, und als ſie hörte, daß er in die Hauptſtadt zurück gekehrt wäre, ſchrieb ſie ihm einen ernſten Brief, worin ſie ihm mit edlem Unwillen die Verletzung der Gaſtfreundſchaft vorwarf, und ihn, mit Zartgefühl verbergend, daß ſie das ganze Geheimniß ihrer Freundinn kannte, auffoderte, das edle Herz, mit deſſen Ruhe er frevelnd geſpielt hätte, durch Erfüllung ſeiner Zuſagen wieder aufzurichten. Sie ſandte dieſen Brief ab in der erſten Aufwallung einer Empfindlichkeit, wozu ſie ſeit einiger Zeit bei einer kränklichen Stimmung leicht gereizt werden konnte, aber kaum war der Schritt geſchehen, als ſie ihn ſchon bereute. Konnte ſie einen glücklichen Erfolg davon erwarten? Ließ ſich vorausſetzen, daß der Mann, der vielleicht im Begriffe war, eine vortheilhafte Verbindung zu ſchließen, durch ihre ernſten Worte könnte bewogen werden, in ſich zu kehren und wieder gut zu machen, was er leichtſinnig verderbt hatte? Vielleicht ſpottete er ihrer, der Sittenpredigerinn! Und hatte ſie denn durch ihre Auffoderung nicht ſchon verrathen, daß ſie wüßte, oder ahnete, was Mariens Ruhe unheilbar geſtört hatte? Konnte er nicht glauben, die Verlaſſene ſelbſt hätte dieſen Schritt veranlaßt? Und wie würde Marie ſich gedemüthigt gefühlt haben, wenn ſie die Uebereilung ihrer Freundinn gekannt hätte!

ihrem Rechte lassen. Wir werden einen schweren Stand haben."

„Ach was!" rief Jener mit vor Eifer glühendem Gesichte. „Was sprechen Sie von Recht? Die Rebellen müssen gehorchen und unsere Kugeln sollen sie gar bald gehorchen lehren. Wir sind keine Türken, die sich so von ihnen über den Löffel barbieren lassen."

„Man munkelt ja davon," nahm ein Civilist das Wort, „daß auch in Messenien und Arkadien verdächtige Bewegungen bemerkt worden sind."

„Freilich," antwortete der Redselige; „das ist das Malheur, daß das Volk keine Raison annehmen will und sich gegen alle wohlthätigen Institutionen auflehnt, und dabei noch die verfluchten Klephten! Es ist zum Rasendwerden! Aber ihr sollt die Hand des Rächers schon fühlen!"

„Man sollte nicht allen Rost mit einem Male abstreifen wollen," bemerkte der Mann mit dem Orden. „Durch Jahrhunderte lange Bedrückung ist der Grieche von der obersten Stufe der Bildung herabgesunken; aber nur nach und nach wird er diesen Standpunkt wieder erreichen. Der Grieche ist der Bildung fähig, aber sie wird nicht mit Einem Schlage erlangt. Geht ja auch das Gold nach verschiedenen Läuterungen erst rein und edel aus den Schlacken hervor, und es kostet viele Mühe, dem Edelsteine den reinen Glanz zu verleihen, der das Auge bezaubert. Darum nur schrittweise darf die Regierung in ihrer Reformation gehen, sonst werden sich ihr unendliche Mühseligkeiten und Hindernisse in den

Weg ſtellen. So war die Bewegung in der Maina nicht anders zu erwarten. So hätte man den Mainotten erſt beweiſen ſollen, daß es ſich unter dem Scepter einer milden Regierung beſſer wohnen laſſe, als hinter Wall und Mauern, die die eigne Fauſt beſchirmt; man hätte ihnen beweiſen ſollen, daß ihre Feſten unnütz ſind — dann würden ſie ſich freiwillig gebeugt und ihre Thürme geſchleift haben. Der langwierige Krieg hat das Land ausgeſogen, man ſollte daher nicht dem armen Landmanne den letzten Pfennig abpreſſen —"

Mit verbiſſenem Groll hatte der junge Offizier den Ritter ſprechen laſſen, aber jetzt konnte ſich ſein Loyalismus nicht mehr zähmen. „Was?" rief er. „Man ſoll dem Volke wohl gar anheim ſtellen, was es thun und laſſen will, und es beſchirmen, ohne nur einen Teut von ihm zu verlangen? Da würden ſchöne Früchte herauskommen! Nein, nein, Herr Kapitain, wenn es Ihren Anſichten nach ginge, ſo könnten wir gar bald den Stab ergreifen, um mit Schimpf und Schande abzuziehen. — Es giebt gar manche Verräther," ſetzte er mit Beziehung hinzu, „unter denen, die ſich des Königs getreue Unterthanen nennen."

Der Kapitain warf ihm einen durchdringenden Blick zu. Etwas verwirrt fuhr er fort: „So hat man unter andern einen Menſchen beobachtet, der dem Hochverräther Kolokotroni mehrmals vertraut die Hand gedrückt und leiſe mit ihm geſprochen hat, wenn er zum Verhör geführt wurde. Geſtern hat man ihn auch bei

dem wahnsinnigen Staikopulos bemerkt, was jedenfalls den gegründetsten Verdacht erregen muß."

„Der General Staikopulos war ein ehrenwerther Mann, dessen edler Seele Verrath so fern war, als seinem Geiste der Wahnsinn," sagte der Kapitain ernst.

„Oberstlieutenant Staikopulos wollen Sie sagen;" bemerkte der Andere.

„Zum General hat ihn die vorige Regierung ernannt, wie es seine Thaten verdienten;" antwortete der Kapitain.

„Also auf jenen Verdächtigen wieder zu kommen;" lenkte Jener ein. „Er soll aus Hydra gebürtig sein; ist zur Zeit der Revolution von seiner Insel weggezogen und wohnt jetzt wenige Meilen von hier. Eine Tochter hat er aber — pardieu — ein wahres Engelsgesichtchen. Wenn der Alte, wie recht und billig ist, und sich auch annehmen läßt, festgenommen wird, so wäre das Töchterchen kein übler Bissen für einen Sohn Tuisko's."

Der Kapitain wandte sich mit verachtendem Blick von dem unermüdlichen Schwätzer ab und auch die Andern würdigten ihn keiner Antwort. Aergerlich über die „langweiligen" Gesellen, hemmte auch er den Fluß seiner Rede, und wandte sich zu einem andern Herrn, mit dem er leise und angelegentlich sprach und von Zeit zu Zeit in ein lautes Lachen ausbrach.

Das Gespräch mit dem Kapitain hatte aber einen unwillkommnen Zuhörer gehabt. Ein bejahrter Mann

ſchlich ſich geräuſchlos aus dem Saale. Es war Paul, Dimitrios greiſer Diener.

7.

Während dies geſchah, ging Feodora mit ihrer Freundin ſelbander durch die ſchattigen Parthien des Gartens an ihres Vaters Landhauſe. Sie war heute voller Ungeduld, denn der Vater hatte eine Feſtlichkeit veranſtaltet, wozu die jungen Mädchen und Jünglinge der Umgegend eingeladen worden waren, auch hatte Richard verſprochen, einige Kameraden mit zu bringen. Ihr Verhältniß zu Richard war ein ſehr zartes. Sie war mit Kolokotroni's jüngſtem Sohne verlobt, einem zwanzigjährigen Jünglinge, der nicht gar lange vorher von Paris gekommen war, wo er ſeine höhere Bildung vollendet hatte. Gewiß hätte ſie den ſanften Jüngling lieben können, wenn nicht Schalk Amor ihr Herzchen in goldnem Netze gehalten hätte. Richard, der bei ihrem Vater Quartier genommen, hatte bei der jungen feurigen Inſulanerin zum erſten Male die Gefühle der Liebe erweckt. Sie mochte es ſich wohl ſelbſt nicht geſtehen, aber dieſes Drängen und Treiben nach ſeiner Gegenwart, dieſe ungeduldige Sehnſucht, wenn er abweſend war, dieſe Beklemmung, wenn er ihr gegenüber ſaß und das unwillkührliche Erröthen, wenn ſie den Blicken des jungen Mannes begegnete, gab ihr doch allmählig die Ueberzeugung, daß ſie ihn grenzenlos liebte. Aber theilte auch Er ihre Leidenſchaft? war dieſes zärtliche Zuvorkommen mehr als militairiſche Galanterie?

Sprachen die wohlgefälligen Blicke, die er auf ihrer in Jugendfülle prangenden Gestalt ruhen ließ, höhere Liebe aus? Ach, die Liebe glaubt ja Alles so gern, was ihr schmeichelt, und warum sollte denn Richard gefühllos geblieben sein, bei so viel Schönheit; denn daß sie schön war, wußte sie seit jenem Augenblicke, wo sie, noch ein Kind, ihre Gestalt auf dem klaren Meeresspiegel schwimmen sah und ihr eigenes Bild beinahe beneidete, und sagte ja ihr Spiegel noch täglich, daß sie eine Frühlingsblume sei.

Die Freundin hatte, wie wir gesehen haben, bald den Zustand ihres Herzens entdeckt, aber sie konnte oder wollte nicht störend eingreifen, denn sie mußte sich gestehen, daß Richard ihrer Wahl werth war. Anders dachte der Vater. Auch er hatte diese ihm sehr unwillkommene Entdeckung gemacht, aber theils hielt ihn sein dem Sohne des Waffenbruders gegebenes Wort, theils sein Haß gegen die Fremdlinge, zurück, das Verhältniß zu billigen.

Eine Weile waren die beiden Mädchen im Gespräche so gegangen, da trat ihnen hinter einem Gebüsche der junge Kolokotroni entgegen.

„Endlich hab' ich das Glück," begann er mit französischer Leichtigkeit in neugriechischer Sprache, die auch den Höchsten mit dem traulichen Du anredet; „endlich hab' ich das Glück, meine schöne Feodora freundlich zu finden. Dein Blick, wenn er so von Liebe leuchtet, thut wohl, wie die Frühlingssonne, und erquickt das Herz, wie der Thau die Blumen. Aber nun bleibe

auch so freundlich und lasse den neidischen Schleier nicht den Himmel meines Glückes verbergen."

Feodora erröthete tief; sie wollte sprechen und konnte nicht; sie wollte ihre Verlegenheit mit dem Schleier verbergen, und wagte es nicht den Jüngling zu betrüben.

„O wie unendlich schön bist Du jetzt;" fuhr dieser fort. „Soll ich den Purpur Deiner Wangen als ein heilverkündendes Zeichen deuten? Sprich es aus, das süße Wort der Liebe! sprich, billigst Du das Wort, das mir Dein Vater gegeben?"

Verwirrt stammelte Feodora: „Habe Geduld mit mir! Ich kann ja nicht!"

Der Jüngling schwieg, doch konnte er sich die Weigerung des geliebten Mädchens nicht erklären. Die Ankunft der Gäste befreite alle drei aus der Spannung, und erröthend barg Feodora sich hinter dem Schleier, als sie Richard auf sich zu kommen sah.

Die Vergnügungen hatten ihren Anfang genommen. Ein freier Platz vor dem Landhause war zum Tanze bestimmt. Offiziere und junge Griechen aus der Umgegend tändelten neben einander mit ihren Schönen, und rühmten dabei die Freigebigkeit ihres Wirthes, der es am köstlichen Rebensaft nicht fehlen ließ. Dimitrios hatte nicht ohne Absicht das Fest veranstaltet; er wollte durch die gesellige Annäherung der beiden Nationen jeden Verdacht zerstören, und hoffte zugleich, der feurige Wein werde die Zungen lösen und manches Geheimniß offenbaren, was seinen Plänen von Nutzen sein könne.

Die ganze Schaar der Mädchen hatte sich zur Romaika aneinander gereiht. Feodora war Vortänzerin. Sie hielt in der linken Hand ein weißes Tuch, den Faden der Ariadne vorstellend. Die nächste Tänzerin faßte mit der Rechten das Tuch und die übrigen hielten sich Hand an Hand, singend in den verschiedensten Windungen sich bewegend. Jetzt trat Richard als Theseus ein, und die Tänzerinnen traten nach und nach, bis auf Ariadne ab. Bald näherten sich nun die beiden, bald entfernten sie sich von einander; ihre Pulse gingen schneller; ihre Augen glühten; da wendete sich plötzlich Ariadne und ließ ihren Theseus in Verzweiflung, der sich in den schmachtendsten Stellungen bewegte, die Schöne zu erweichen. Endlich war ihm dies gelungen, sie streckte ihm die Hand entgegen; doch nun kam die Reihe an Ariadne, den Gekränkten zu versöhnen. Immer rauschender ward die Musik, ihre Blicke begegneten sich, sie faßten sich an den Händen und tanzten nun, Auge an Auge, Brust an Brust dahin, und traten endlich unter dem Beifalljauchzen der Umstehenden aus dem Kreise.

Der junge Kolokotroni war mit glühenden Augen allen Bewegungen Feodora's gefolgt; die Dämonen der Eifersucht regten sich in seinem Busen, er wußte ja nun, wer sein Nebenbuhler war.

Richard und Feodora waren, die durch den leidenschaftlichen Nationaltanz erregte, unnennbare Liebesgluth im Herzen, unter den Schatten der Platanen zurückgetreten; Hand zitterte in Hand; Feodora's Busen

hob und senkte sich elastisch, liebeflehend beugte sich Richard zum herrlichen Mädchen nieder, ihre Lippen begegneten sich und der Bund war geschlossen, den der Tod besiegeln sollte.

Der Chierwein und der Malvasier ging lustig im Kreise herum; die Herzen und Lippen kamen in Bewegung; die Fesseln des Geistes entflohen und eine lebhafte Conversation entspann sich.

„Auf gutes Kriegsglück!" tranken sich die Offiziere zu.

„Das muß der Soldat immer haben," bemerkte Dimitrios.

„Und jetzt ganz besonders," fiel ein Anderer ein; „ich beneide unsern Freund Richard und Dich Bruder Karl um die Affaire, die Euch morgen bevorsteht."

Dimitrios horchte hoch auf. „Und worin besteht diese?" fragte er gespannt.

„Ei, da muß Richard seine ganz besondern Gründe haben," meinte Jener pfiffig lächelnd; „wenn er das seinem Gastfreund verschwiegen hat. Wissen Sie denn, Signor, Richard ist dazu ausersehen, das Gebirge von den Klephten zu reinigen, die tollkühn genug gewesen sind, ihre Räubereien bis auf die Ebenen von Tripolitza auszudehnen. Es ist ein romantisches Stück Arbeit. Blut wird's freilich setzen!"

Dimitrios stützte sinnend den Kopf in die Hand; plötzlich schien ein großer Entschluß in ihm aufzukeimen; er konnte fast seine Bewegung nicht verbergen. Da schlich sich Paul vorsichtig durch den Eingang des

Gartens zu seinem Herrn, zog ihn bei Seite, und flüsterte ihm die Worte in's Ohr: „Um der heiligen Jungfrau willen, flieht, fliehe! Noch ein Tag, und es ist zu spät!"

Dimitrios wurde bestürzt. Ohne Aufsehen zu erregen, folgte er dem Diener in ein Gemach. „Fliehe, fliehe!" drängte Paul. „Man will Dich festnehmen, Feodora festnehmen! Jede Minute ist kostbar, sie kann Verderben bringen!"

„Es sei!" antwortete Dimitrios. „Sobald die Sonne sinkt, brechen wir auf. — Es wird morgen Arbeit geben. Die Bavaresen wollen die Klephten vernichten, Richard wird sie anführen. Die Moiren werden aber ihre Rechnung zu nichte machen."

„Herr, was sinnst Du?" fragte Paul fast erschrocken.

„Fürchtest Du Dich, so bleibe hier;" antwortete Dimitrios kalt.

„Da sei Gott vor!" betheuerte Paul. „Wo Du bist, bin ich auch."

„Daran erkenne ich Dich!" sagte Dimitrios. „Aber jetzt zurück zur Gesellschaft, daß mein Wegbleiben keinen Verdacht erregt."

Dimitrios ging zur fröhlichen Gesellschaft zurück, während Paul Alles im Stillen zur Abreise ordnete. —

Im Nebengemach hatte sich unterdessen Feodora ein Asyl gesucht, wo sie ungestört ihren Träumereien nachhängen konnte; Richard's Kuß brannte noch auf ihren Lippen, und mit einem frischen Lorbeerzweig fächelte sie den glühenden Wangen sanfte Kühlung zu. Horch, da

tönten Stimmen in dem daneben befindlichen Gemach; sie unterschied die des alten Paul; mechanisch schritt sie der trennenden Wand zu, lauschte und vernahm erblassend den Inhalt des furchtbaren Gesprächs. Ein tödtlicher Schrecken durchrieselte ihr Gebein, ihre Knie drohten zu brechen, weinend bedeckte sie ihre Augen mit den Händen, als die Stimmen verstummten und klagte in gebrochenen Lauten: „Also tödten will er ihn? — meinen Richard — tödten? — Das treue Herz soll aufhören zu schlagen? — und sein Mörder ist — mein Vater! — O heilige Jungfrau! was soll ich thun, ihn zu retten?! — Ihn warnen? — o da überlieferte ich ja meinen Vater dem Blutgerüst! Und doch muß er gerettet werden!"

Sie sann eine Weile; plötzlich schien sie das Geheimniß gefunden zu haben, sie ermannte sich, und suchte den alten Paul auf. Sie that als bemerke sie seine Geschäftigkeit nicht, und begann mit einschmeichelnder, Herzen gewinnender Stimme: „Lieber Paul, bist Du mir treu?!"

Der Alte sah betroffen über die unerwartete Frage der Sprecherin ins holde Antlitz: „Welche Frage, Herrin!"

„Du hast ja meiner Mutter in die sterbende Hand geschworen mich zu behüten, wie Dein Auge;" fuhr Feodora fort. „Du hast bisher Dein Versprechen erfüllt; bei der Asche meiner Mutter flehe ich Dich an: rette, rette Richard!"

Das hatte der ehrliche Alte nicht erwartet; er war stumm und starr vor Erstaunen.

„Ich weiß es, ihr wollt ihn tödten," sprach Feodora

Frau von Golbing bereute deſto lebhafter, was ſie gethan, da die Antwort ſehr lange ausblieb. Endlich ſchrieb Rudolph von Rheineck. Der Ton ſeines Briefes war kalt und höflich, leichtſinnig weghüpfend über die Hauptangelegenheit, und es ſchien dem jungen Manne ziemlich gleichgültig geweſen zu ſeyn, ob ſich die Verlegenheit verriethe, die doch hier und da durchblickte. Er wollte nicht läugnen, ſagte er einmal, er hätte Marien ſehr liebenswürdig gefunden und es ihr auch geſtanden, aber ſie wäre zu arm und ihr Adel zu neu, als daß er je ernſtliche Abſichten haben könnte.

Empört durch dieſe Antwort, wollte Frau von Golbing, da einmal der leidige Schritt geſchehen war, ihm ihren ganzen Unwillen fühlen laſſen. Sie ſchrieb ihm, daß ihre Freundinn nichts von der Erinnerung wüßte, die ſie an ihn hätte ergehn laſſen, und wenn Marie etwas davon ahnete, würde ſie ſich Vorwürfe von ihr zuziehn. Die Waiſe, welche ſie erzogen und gebildet hätte und als ihr Kind liebte, fügte ſie hinzu, würde nie arm ſeyn, und ihr neuer Adel hätte den Vorzug, daß man wohl wüßte, wie ruhmvoll derſelbe erworben wäre. Ich weiß nicht, fuhr ſie dann bitter fort, wie hoch Ihr Adel ſeinen Stammbaum hinauf verfolgen kann, aber ſelbſt wenn ſein Wipfel über Karls des Großen Zeitalter hinaus reichte, würde ich mich dennoch bedenken, einen Adel gut zu nennen, der

mit geisterhafter Stimme; „ihr wollt ihn den Feinden verrathen. Schwöre mir, ihn zu retten, oder beim ewigen Gott, ich mache euern Plan zu Schanden.“

„Herrin!“ stammelte Paul bestürzt, aber er prallte zurück vor Feodora's schrecklichem Blick.

„Schwöre!“ drohte diese, und der Diener antwortete gefaßter: „Ich will ihn retten — wenn ich kann!“

„Dein Leben für das seine!“ drängte das Mädchen.

„Ich schwöre!“ — —

Die Sonne warf ihre letzten Strahlen über das Gefilde, als sich die Gesellschaft zerstreute. Dimitrios beschied seine Tochter in das geheimste Gemach seines Hauses, wo sie ihn mit Mauris und Paul in lebhaftem Gespräche fand.

„Wir müssen scheiden, meine gute Tochter;“ redete er sie gerührt an. „Die Feinde verfolgen mich, ich muß ihren Streichen ausweichen. Ich übergebe Dich Deinem Bräutigam, er wird Dich schützen; er wird Dir ein zweiter Vater sein!“ Die Rührung ließ ihn nicht weiter sprechen.

„Wie? Du wolltest mich verlassen?“ antwortete Feodora. „Nimmer werde ich mich von Dir trennen, und ginge es in den Tod!“

„Es geht in den Tod!“ versetzte der Vater mit furchtbar ernster Stimme.

„So werde ich mit Dir sterben,“ fuhr Feodora fort. „Ich fürchte mich nicht; Deine Tochter darf sich ja nicht fürchten.“

Der Vater schloß sie in die Arme. „Der Geist

Deiner Mutter beseelt Dich," sprach er zu ihr; „mit eigener Hand erschlug sie einen Türken, der es wagte ihre Jungfräulichkeit anzutasten. Du bist meine gute Tochter: Du sollst mit mir ziehen."

„Dank, tausend Dank, mein guter Vater," rief Feodora. „Aber dann darf ich auch meine Anna mitnehmen. Nicht wahr, Väterchen?"

„Wenn sie Deinen Sinn hat;" antwortete der Vater. „Doch ich zweifle."

Der anbrechende Morgen fand die Gesellschaft, aus Dimitrios, Mauris, Paul, Feodora und Anna bestehend, schon im Gebirg. —

8.

Im Schatten des Abends marschirte eine Kolonne Militair geräuschlos dem Gebirge zu. Sie war am Fuße der wildromantischen Berge angekommen, da rekognoscirte ihr Anführer, Richard, das Terrain, theilte seine Kolonne, übergab die eine Hälfte einem andern Offizier, und befehligte ihn, durch einen andern Paß ins Gebirge zu dringen, um so die Feinde von zwei Seiten anzugreifen. Ein Piquet wurde vorausgeschickt, die Gangbarkeit des Passes zu erforschen, und Richard gönnte während dem seiner Mannschaft eine kurze Rast. Nach einer Weile kam das Piquet zurück, und brachte einen Menschen mit, den es in einem Graben liegend gefunden habe.

„Wer bist Du?" redete ihn Richard an.

„Ein armer geſchlagener Menſch," antwortete der Mann; „nenne mich Michailos, bin unter Räuber und Mörder gefallen. Hu, wie das ſchmerzt." Und dabei betaſtete er ſeinen Rücken. „Wo ſeid ihr hin, ihr ſchönen Zeiten, wo man über Berg und Thal reiſen konnte, ohne Furcht für ſein Bischen Leben, das man dem Himmel theuer genug abkaufen muß. Sollen doch meine Augen erblinden, wenn es nicht eine Schande iſt für unſere Regierung, den Buſchkleppern nicht das Handwerk zu legen. Iſt das eine verfluchte Wirthſchaft unter den Galgenſtricken, Schläge theilen ſie aus, wie man ſie nur verlangen kann. Ja ſeht, Ihr Herren, ich wanderte hier durch die Berge, wie ich ſchon hundertmal gethan, da kam die Räuberbrut aus ihren Höhlen hervor, und die Hiebe raſſelten auf meinen Rücken wie ein Platzregen. Aber wartet, ihr Schufte, ich will euch alles zurückerſtatten mit Speſen und Fracht!" Er erhob drohend die Fauſt, was einen gar komiſchen Effect machte.

„Könnteſt Du uns den Aufenthalt der Räuber genau angeben?" fragte Richard.

„Die Herren wollen ſich doch nicht auch eine Laſt Prügel holen?" antwortete der Grieche. „Nun Gott zu, mir kann's recht ſein. Obgleich ich die Felſen herunter gekugelt bin, wie ein Federball, getraue ich mir doch das Geſindel wieder zu finden, wenn ich nämlich riskiren wollte, in ein Trommelfell verwandelt zu werden."

„Schwätzer! ich frage Dich, ob Du uns zu dem Schlupfwinkel der Räuber führen zu können gedenkſt;" zürnte Richard.

„Ei, mit dem größten Vergnügen," versetzte Michailos, „wenn nur wegen meines Rückens" —

„Also vorwärts!" befahl Richard, und die Kolonne setzte sich in Bewegung. Zwei Soldaten mußten den Führer in die Mitte nehmen, denn man mißtraute mit Recht seiner Ehrlichkeit. Durch wildes Gestrüpp ging der Zug. Rechts und links streckten gigantische Felsen, in deren Ritzen Gesträuch und stachligte Kaktusarten wucherten, ihre bemoosten Häupter zu den Wolken. Riesige Steineichen, verkrüppelte Cedern, Platanen nnd Pinien durchbrachen die Einförmigkeiten der Steinmassen und Sträucher, und Ranken durchflochten die Stämme zu einer undurchdringlichen Mauer. Immer romantischer wurde die Wildniß, mit immer größeren Mühseligkeiten hatte die Kolonne zu kämpfen. Richard's Pferd strauchelte jeden Augenblick über Felsstücke und Gräben, oder verwickelte sich in Wurzeln und Zweige, die der Orkan von den Bäumen losgerissen. Der dunkle Nachthimmel hing über dem grotesken Gemälde wie ein schauerlicher Vorhang, und nur selten warf der Mond einen matten Glanz auf den beschwerlichen Pfad. Beim Scheine einer Fackel wälzten sich die Reihen in monotonem Geräusch vorwärts, und schauerlich unterbrach das Krächzen der Eulen oder das Brüllen eines Raubthiers die furchtbar feierliche Stille, die auf der grotesken Umgebung ruhte. Es würde dem Führer leicht geworden sein seinen Hütern zu entschlüpfen, wenn er gewollt hätte. Bald durch tiefe Schluchten, bald durch ein freundlicheres Thal, bald über einen Felsrücken ging der Weg. Wie

ein Eichhörnchen kletterte Michailos über die steilsten Felsen und spottete seiner Hüter, die ihm nicht nach konnten und ihm die Mündungen der Büchsen entgegenstreckten, um ihn einzuschüchtern. Ein Sprung, und er wäre außer ihrem Bereiche gewesen. Richard hielt es der Vorsicht gemäß, durch Einschnitte in die Bäume und sonstige Kennzeichen den Weg zu bezeichnen, um im glücklichen oder unglücklichen Fall sich den Rückweg zu sichern, denn er durfte ja dem Führer nicht trauen, so unbefangen sich auch dieser stellte.

Die Morgenröthe warf schon ihre ersten Strahlen über den tiefblauen Himmel, und noch sah man keine Spur, die auf ein menschliches Dasein deutete. Felsblöcke von hundertjährigen Bäumen beschattet, starrten rings um eine kaum hundert Schritte weite Ebene empor, und Mann an Mann marschirten dichtgedrängt die Soldaten, die gespannten Gewehre in den Händen. Richard hatte absitzen müssen, denn unmöglich war's zu Pferde fortzukommen.

„Hund, Du hast uns irre geführt," herrschte er den Führer an und hielt ihm die gespannte Pistole auf die Brust; doch dieser sagte, höhnisch lächelnd ihm ins Gesicht blickend: „Das wäre keine große Kunst weiter; der Weg, den wir passirt haben, ist der einzig gangbare. Nur Geduld, wenn ich nicht irre, sind wir nicht weit vom Ziel."

Mit einer raschen Beugung wußte er sich loszumachen und schwang sich mit der größten Behendigkeit auf den nächsten Felsen, that einen durchdringenden Schrei in die hohle Hand, und war verschwunden.

„Der Schurke hat uns verrathen!“ murmelte Richard, und kaum hatte er die Worte geendet, als auch schon von allen Seiten Schüsse krachten. Die Kolonne stellte sich so gut als möglich in Ordnung und begann auf die Gebüsche zu feuern, wo die Schüsse fielen.

Alle Felsen wurden lebendig, auf allen Höhen zeigte sich das rothe Fes der Räuber, und die wohlgezielten Kugeln wütheten in Richard's Reihen. Da befahl er Sturm gegen die Anhöhen, aber herabgerollte Felsstücke und ein wohlunterhaltenes Gewehrfeuer trieben die Angreifenden zurück. Richard ließ ein Quarré bilden, und nach allen Seiten, wo sich Feuer oder die Räuber selbst zeigten, Kugeln senden. Da stürzten sich mit furchtbarem Geschrei und dem Rufe: „nieder mit der Regentschaft!“ die Klephten von den Höhen herab, und versuchten die dichtgeschlossene Masse zu brechen. Der Tod wüthete auf beiden Seiten, aber immer furchtbarer wurde die Wuth der Angreifenden, Richard's Reihen lichteten sich immer mehr, sie wankten, und nach einem wüthenden Angriff war der Kern gesprengt. Jetzt war der Geist der Ordnung entflohen, viele suchten sich einen Rückweg und wurden noch im Fliehen getödtet; nur wenigen gelang es zu entkommen. Richard hatte sich wieder auf sein Pferd geschwungen, und hieb an der Spitze einer kleinen Schaar auf den dichtesten Haufen der Feinde ein, aber er wurde umringt und die meisten seiner Gefährten wurden ein Opfer des Todes. Er wollte sein Leben so theuer als möglich erkaufen, denn alle Hoffnung war ja abgeschnitten, da fiel ihm einer

der Feinde in den Arm, riß ihn vom Pferde und entwand ihm den blutigen Säbel. Richard sah ihm ins Gesicht und erkannte den Diener seines Gastfreundes. — Mit des Führers Fall ließen auch die wenigen Uebriggebliebenen das Schwert sinken. Sie wurden gebunden, und im Triumphe abgeführt.

Bald kamen sie auf den Lagerplatz der Klephten; mit Jubel begrüßten die Zurückgebliebenen die Sieger, und drängten sich an die Gefangenen, ihnen die fünf Finger der rechten Hand entgegenstreckend, die größte Beschimpfung, die der Neugriche erdenken kann. Richard blickte unerschrocken im Kreise herum. Da stand ein Mann, der sich vor den übrigen auszeichnete, die Arme in einander geschlagen, düster vor sich hinstarrend, und Richard erkannte Dimitrios. Eine finstere Höhle empfing bald die Gefangenen und auf der feuchten Erde hatten sie Muße genug ihr Schicksal zu beweinen. —

9.

Die Befürchtung Paul's war nur zu gut eingetroffen; denn am folgenden Tage schon wurde ein Commando nach Dimitrios Wohnung beordert, diesen festzunehmen. Seine Flucht gab zu mancherlei Vermuthungen Anlaß, die nicht weit von der Wahrheit abwichen und man beschleunigte um so mehr die Expedition nach den Klephten.

Dimitrios war von dem Kapitano mit offenen Armen aufgenommen worden. Der tapfre Klephte glühte von Begeisterung für die Freiheit, die er von der Regierung

niedergetreten betrachtete, der Tod des Generals Staikopulos und wie der edle Held gestorben, goß neues Oel auf die Flamme und gern gab er dem Vorschlag Dimitrios, schon seiner eignen Sicherheit wegen, Gehör, die Expedition zu vernichten. Der Leser weiß bereits, wie Richard's Kolonne von Michailos, einem verkappten Klephten, irregeführt, niedergehauen und der Ueberrest gefangen wurde.

Die zweite Abtheilung der Kolonne, die durch einen Paß ins Gebirge dringen sollte, hatte mit denselben Mühseligkeiten zu kämpfen, wie die erste. Durch unwegsame Schlünde über Felsrücken und Engpässe hatte sie sich durchgearbeitet, bis endlich alle Wege aufhörten, unersteigliche Felsen ihr entgegenstarrten und sie gezwungen wurde, einen Weg einzuschlagen, der ganz von der angewiesenen Richtung abführte. Nachdem sie so die Nacht durchgekämpft hatte und der erste Strahl des Morgens die romantisch schönen Umgebungen vergoldete, hörte sie von ferne ein dumpfes Getöse und heftiges Schießen. Nun drang sie immer weiter in der Richtung vor, doch wegen der Ungangbarkeit des Weges kam sie nur sehr langsam vorwärts. Da kamen einige versprengte Flüchtlinge und erzählten den Ueberfall und den unglücklichen Ausgang des Kampfs. Sie wollte weiter ziehen und den Fall der Brüder rächen, aber die Nachricht von der Ueberlegenheit des Feindes und einzelne Klephten, die sich auf den Felsen zeigten und eine ähnliche List befürchten ließen, bestimmten sie, sich zurückzuziehen und das Gebirge sobald als möglich zu verlassen.

So endete die Expedition, die die Söhne des Waldes mit Einem Schlage vernichten sollte.

Feodora und Anna verließen mit der Morgenröthe ihre Höhle, die ihnen zur Wohnung angewiesen und mit allen möglichen Bequemlichkeiten ausgestattet war. Ein Lager von Binsen bot ihnen freundliche Ruhe, die kahlen Felswände waren mit den Zweigen des wilden Oelbaums und der Platane geschmückt, und eine brennende Lampe beleuchtete die kühlen Räume. Mit Zittern hatte Feodora gesehen, wie die Männer mit scharfgeladenen Doppelbüchsen auszogen, und nochmals mußte der alte Paul versprechen, ihr den Geliebten zu retten. Wir haben gesehen, wie er ihm vorläufig das Leben erhielt. — Die beiden Mädchen kletterten auf ihre Wohnung, einen Felsen mit weichem Moos und blätterreichem Strauchwerk bewachsen. Ein mooſiger Stein auf der Spitze bildete eine natürliche Ruhebank, und das Auge genoß von diesem Standpunkt die entzückendste Aussicht über die romantischen mannichfaltigen Parthien des Gebirgs. In der Ferne schimmerten selbst die Meeresküsten in bläulichem Lichte. — Wie ein fruriger Ball stieg die Sonne von Osten herauf und gab dem tiefblauen Himmel die dem Orient so eigenthümliche poetische Färbung. Die Bergamsel begann in dem Gezweige ihr melodisches Morgenlied und die reine Gebirgsluft zitterte von süßen Klängen. Es ist ein götterglicher Genuß, die goldne Morgenstunde hoch über dem Treiben der Welt von Bergen und Wald umgeben zu feiern. Trunken vor Entzücken schwelgten die beiden

Mädchen im Anſchauen der herrlichen Natur, und Feodora breitete die Arme aus, als wolle ſie alle dieſe Herrlichkeit an ihre hochklopfende Bruſt drücken, ſprechend: „o Anna, wie ſchön iſt doch die Welt!“

„Und das Leben!“ antwortete die Freundin. „Wer wollte da nicht zu leben wünſchen, am Buſen einer ſo mütterlichen Freundin, wie Gottes ſchöne Natur. Das Leid verſchmilzt in ein Sonnenſtäubchen, in ein Nichts, wir fühlen alles Irdiſche von uns entweichen, und nur das Göttliche bleibt, der Geiſt und ſeine Hülle in vollkommener Urform. Wir werden Erdenbürger, Eins mit der paradieſiſchen Herrlichkeit, die Gottes reiches Füllhorn auf die Erde gebreitet. Mir grauete vor dem Gebirge, nur aus Liebe zu Dir erkletterte ich die Berge, aber freudig geſteh' ich es, ich fühle mich glücklich hier und wünſche nie ein ſchöneres Paradies.“

„Mit Dir, dem Vater und meiner Liebe wäre ich auch hier glücklich,“ ſeufzte Feodora; „aber unter den wilden Männern iſt mir's immer recht grauenhaft zu Muthe.“

„Das Glück hat ſie im Leben verſtoßen,“ antwortete Anna, „deshalb ſuchten ſie es im Schooße der Wälder. Manche Bruſt mag eine Unzahl betrogener Hoffnungen, einen rieſengroßen Schmerz in ſich bergen, mit Wehmuth mancher auf ſeinen verlorenen Frieden zurückblicken, auf die Ruhe, die er jetzt im Getöſe des Kampfs, im Blutvergießen ſuchen muß. — Aber wunderbar,“ fuhr ſie heiter fort, „bin ich doch ganz philoſophiſch geworden, ich, ſonſt die größte Feindin des

zu solchen Gesinnungen verleiten kann, als Sie in Ihrem Briefe verrathen.

Seitdem hörte Frau von Golding nichts mehr von Rudolph von Rheineck, bis sie nach einigen Monaten erfuhr, daß seine Ehewerbung völlig mißlungen wäre, und er, um den Verdruß über die getäuschte Hoffnung zu vergessen, sich auf Reisen begeben habe. Ihre Kränklichkeit nahm bei Annäherung des Herbstes zu, und sie blieb auch während des Winters auf ihrem Gute, um die Landluft fortdauernd zu genießen. Trennung ahnend von dem geliebten Pflegekinde, das allein sie ans Leben band, war sie, ihre eignen Leiden verbergend, nur darauf bedacht, Mariens stillen Gram aufzuheitern, welchen, wie sie mit schmerzlicher Theilnahme fühlte, nie irgend etwas würde stillen können. Sie sah noch das frische Grün des jungen Frühlings, von dessen heilsamen Einflusse sie noch Hülfe gehofft hatte, aber die ersten Blumen, welche die untröstliche Marie pflückte, sollten mit ihrer Wohlthäterinn in's Grab gehen und auf dem edlen Herzen verwelken, das mit mehr als mütterlicher Liebe sie umfaßt hatte.

Marie war in dem letzten Willen ihrer Freundinn reichlich bedacht worden, aber ehe noch die Leiche aus dem Hause getragen war, hätte sie schon, wenn sie zu solchen Beobachtungen ruhig genug gewesen wäre, in den Blicken der geizigen Verwandten und Erben lesen können, wie sehr man ihr jeden Vortheil miß-

philosophischen Raisennements. Aber das macht der Anblick der erhabenen Natur, der stets das Gemüth für's Große empfänglicher macht."

„Sieh, wie die Sonne mit flüssigem Golde den Osten übergießt," sagte Feodora; „sie erinnert mich an meine Heimath. Wenn ich in kindlichem Leichtsinn auf die Felsen kletterte und in das weite blaue Meer hinaussah und den Lauf der Segel verfolgte, die daraus emportauchten, da bezeichnete ein ähnlicher goldner Streifen die Grenze zwischen dem Spiegel des Meeres und dem Spiegel des Horizonts. Und die Inseln, die wie Aphrodite dem Schaum des Meeres entstiegen schienen, strahlten im Golde, als wenn sie Locken über Brust und Schultern wallen ließe."

Horch, da erzitterte die Luft vom Getöse des Kampfs, die Mädchen sahen den Rauch aufsteigen und erbebten im tiefsten Innern. Laut auf schrie Feodora. „Das ist Richard, der in die Macht der Feinde gefallen ist! O, er kämpft gewiß wie ein Löwe. Er wird den Tod finden, wenn ihn nicht Paul rettet. Aber wenn Paul nun selbst fällt! — Gott, der Wahnsinn durchbebt mein Gehirn." Sie sank ohnmächtig auf die Moosbank zurück. Anna rief nach Hülfe. Da kletterte der Vater den Felsen herauf und trug die Tochter gleich einer gebrochnen Lilie hinab auf ihr weiches Lager.

Lange hatte Feodora so gelegen, da öffnete sie die seelenvollen Augen und ihr erster Blick fiel auf die Freundin, die an ihrem Lager saß und liebevoll ihre Hand gefaßt hielt.

„Iſt Dir wieder wohl, meine Feodora?“ fragte Anna.

„Mir iſt nicht wohl, bis —“

„Ich weiß, was Du ſagen willſt;“ unterbrach ſie Anna. „Richard iſt gewiß gerettet; mir ſagt's mein ahnender Geiſt.“

Da erſcholl draußen der Jubel der Sieger. Feodora zuckte ſchmerzlich zuſammen. „Hörſt Du? jetzt triumphiren ſie über ſeinen Tod. Ich will hinaus, damit ich das Schreckliche vernehme und Ruhe finde, ſo oder ſo.“

„Ich laſſe Dich nicht;“ entgegnete Anna. „Bleibe hier, ich will Dir Kunde bringen.“

„Nein, nein!“ rief Feodora. „Ich muß hinaus, ihn ſehen — todt oder lebendig! — Tod? — Heilige Jungfrau, wenn ich ihn todt ſehen müßte!“

„Willſt Du Dich und ihn verderben?“ verſetzte Anna. „Bedenke, wenn Dich Dein Gefühl überwältigt, bei ſeinem Anblick, oder wenn er ſich ſelbſt verriethe —“

Dies wirkte. Feodora ſank ermattet auf ihr Lager zurück und eben, als Anna ſich entfernen wollte, kam ihr Paul entgegen.

„Iſt er gerettet?“ fragte Feodora mit fiebriſcher Angſt.

„Sein Leben iſt gerettet, aber ſeine Freiheit —“ antwortete der Diener.

„So laß mich ihn ſehen, ich will ihn aus dem Kerker führen —“ verſetzte Feodora raſch.

„Um der Panhagia willen, das wäre Wahnsinn!“ sagte Paul. „Vertraue mir, ich werde mein Leben daran setzen, ihn zu befreien.“

„O Dank, Dank Dir!“ preßte Feodora aus der übervollen Brust. „Aber einmal sehen will ich ihn, nur einmal!“

„Ich will sehn, was sich thun läßt;“ war die Antwort. Da trat der Vater ein, bleich, mit verstörtem Antlitz, und erkundigte sich nach dem Befinden der Tochter. —

10.

„Wenn wir nur vor dem brennenden Strahle der Mittagssonne die kühlen Thäler des Gebirgs noch erreichen,“ sagte ein junges türkisches Mädchen, das, von Tripolitza her, in Begleitung zweier Männer, auf Maulthieren, dem Gebirge zuzog. Der ältere und vornehmere der beiden Männer war ein Greis mit silberweißem Bart, den grünen Turban auf dem Kopf und sich so als Sprößling des Propheten erweisend.

„Gedulde Dich nur, Mirza,“ sagte der Greis; „wir reiten scharf und gelangen gewiß vor Mittag in die Berge. — Sieh, wir können schon ganz deutlich die Felsen erkennen, die wie Inseln aus dem grünen Blättermeere emportauchen.“

„Mir grauft es bei dem Gedanken an die dunklen Schluchten,“ sprach Mirza. „Die Sage hat sie mit Scheusalen bevölkert, den furchtbaren Klephten, vor denen selbst die Regierung der Raja's zittert.“

„Allah iſt groß;“ ſagte der Greis mit frommer Ergebung. „Ohne ſeinen Willen ſtirbt keine Blume. Wenn Er uns ſchützen will, werden die Feinde vergehen, wie Gras, das der Brand der Sonne verzehrt. Darum Muth, meine Tochter, Allah iſt mit uns, er wird uns nicht verlaſſen.“

„Ueberdem haben wir ein Paar tüchtige Klingen und gute Kugeln in Bereitſchaft;“ nahm der Andere das Wort, welcher der Diener ſchien. „Ein Dutzend Seelen dieſer Giaurs würden wahrſcheinlich erſt den Weg in die Hölle nehmen, ehe ſie uns überwältigen möchten.“

„Allah iſt groß;“ wiederholte der Greis. „Ihm müſſen wir vertrauen. Er hat den Ungläubigen dies Land in ihre Hände gegeben; als Fremdlinge müſſen wir den Boden betreten, auf dem wir Herren waren. Darum ſeid getroſt, er wird uns erhalten, wenn es ſein Wille iſt, daß wir die Freuden des Paradieſes noch nicht koſten ſollen. Wenn er uns aber tödten will, ſo kann er es auf friedlicher blumiger Erde, unter ſeinem blauen Himmel, wie im Gewühle der Schlacht und unter den Händen der Mörder.“

Die kleine Karavane zog ruhig weiter und gelangte bald in ein freundliches, waldumkränztes Thal, das die glühenden Sonnenſtrahlen von dem Haupt der Wanderer abwendete. Die Unterhaltung war ziemlich ſtockend, denn der ernſte Türke iſt wortkarg, und dann übte die einſame Umgebung ihren beklemmenden Einfluß aus, den ſie auch auf das unerſchrockenſte Gemüth nicht

verfehlt. Die Wanderer hatten den weniger beschwerlichen Pfad gewählt, der langsamer, aber sicherer und bequemer zum Ziele führt, als der Paß in die höhern Regionen des Gebirgs. Sie befanden sich jetzt in einem romantisch schönen kleinen Thale. Zu beiden Seiten die Berge mit ihren Felsvorsprüngen und hundertjährigen Bäumen. Vor ihnen wand sich das Thal zwischen zwei Bergcolossen hindurch, die zum Hüter des idyllischen Plätzchens bestimmt schienen. Ein silberheller Bach schlängelte sich durch den mit einem üppigen Rasenteppich überwucherten Boden. Dazu nun der blaue Himmel oben und die drei Wanderer auf ihren Maulthieren am Bache hinziehend — und das schönste Gemälde, das nur die Phantasie eines Malers ersinnen kann, lag ausgebreitet da.

Mirza lüftete den Schleier ein wenig, damit sie besser den wunderherrlichen Anblick genießen konnte und auch der Vater sagte ein staunend-entzücktes: „Allah ist groß!“ Da spitzten die Maulthiere bedeutungsvoll die Ohren und auch der Diener horchte aufmerksam. Es ließ sich ein Geräusch vernehmen, wie das Knacken von Gewehren, und bald stürzten ihnen eine Anzahl bärtiger Männer, in denen unsere Wanderer die furchtbaren Klephten erkannten, die gespannten Doppelbüchsen in der Hand, entgegen.

„Eure Schätze, ungläubiges Gesindel!“ schrie einer der Wüthendsten; da legte der Diener des greisen Türken an und er wälzte sich getroffen in seinem Blute. „Nieder mit den Hunden!“ riefen die Räuber, aber

des Türken sichere Kugeln hatten auch schon wieder ihrer zwei niedergeschmettert. Auch der Greis schoß, aber nur Einer sank auf zwei Schüsse zu Boden. Wuthentbrannt stürzten sich die Mordgesellen auf die Schlachtopfer. Noch ehe der Diener Zeit hatte, den Säbel zu ziehen, durchbohrte ihm eine Kugel die Brust. Der Greis war abgestiegen, und sicher wäre er nicht mehr unter den Lebenden gewesen, wenn ihn Mirza nicht mit ihrem Körper gedeckt hätte. Dies fesselte auf einen Augenblick die Wuth der Räuber; sie hatten das Mädchen noch gar nicht beachtet, und erstaunten jetzt um so mehr über die zarte Gestalt, die sich so zärtlich an den Vater schmiegte und ihn mit liebender Angst umfaßte. „Reißt sie von ihm!" schrie einer der Wildesten und schon sollte dieser Befehl vollzogen werden, da stürzte in eilender Hast ein junger Klephte aus dem Walde, machte sich durch seine Gesellen Platz und trat schützend vor die Jungfrau. „Zurück, Cameraden," rief er, „sie ist mein!"

„Niklas, bist Du rasend?" lachte ein Anderer. „Das Gesindel muß sterben!"

„Tödtet den Alten, aber das Mädchen ist mein!" antwortete Niklas und umschlang sie mit seinen Armen.

„Laß mein Kind mit mir sterben!" flehete der Alte.

„Die Blume mit dem abgelebten Greis? Nein, nein, Deine Tochter wird mein Liebchen!"

„Dann Fluch Dir, verruchter Räuber!" grollte der Alte dumpf, erhob den Dolch und wollte den Klephten durchbohren, aber dieser ergriff seinen Arm, entwand

ihm die Waffe, und ein Schuß durchbohrte das greiſe Haupt.

Mirza ſchrie laut auf und ſank ſchluchzend auf des Vaters Leiche. Niklas trat ganz nahe an ſie heran, lüftete ihren Schleier und Entzücken und Bewunderung malte ſich auf ſeinen Zügen.

Das Mädchen war wunderſchön; wie eine Madonna, oder eine Houri aus Mahomets Paradieſe. Wie Sterne glänzten köſtliche Perlen in den reichen, weichen, ſchwarzen Locken. Um die blendende Stirn ſchmiegte ſich ein ſchwarzes Band mit Diamanten beſät. Korallenlippen hauchten ſüßen Duft; der Schmerz und die Angſt gab dem ſchönen Geſicht ein noch reizenderes Ausſehen. Ein voller Buſen wogte unter dem feſſelnden Gewande und glich der Blüthe des Apfelbaums.

„Willſt Du mein ſein, Mädchen?“ fragte Niklas trunken vor Entzücken. Doch ſie hörte ihn nicht; ſie weinte auf die Hände des getödteten Vaters, küßte ſeinen bleichen Mund und verſuchte mit der ſchneeigen Hand das aus der klaffenden Wunde quellende Blut zu hemmen. Der Ungeſtüm der Cameraden riß den Jüngling aus ſeinen Träumen.

„Die Beute gehört uns!“ riefen Einige. „Wir haben ſie mit dem Tode der Cameraden bezahlt; Du haſt nichts gethan, was Dir ein Recht auf die Türkin gäbe.“

Da zog Niklas das Mädchen ſanft empor. „Allah iſt groß!“ liſpelte ſie und alles Leben ſchien aus ihr entflohen. Niklas umfaßte ſie mit der Linken, mit der

Rechten ſchwang er die Doppelbüchſe drohend im Kreiſe herum, daß die Räuber einen Schritt zurückwichen. „Mein iſt ſie!“ rief er. „Glaubt Ihr ein Recht an ſie zu haben, ſo kommt heran; aber ich will Euch die Köpfe blutig zeichnen, daß Ihr nimmer wieder verlangen ſollt nach ſo ſüßer Beute! Ward nicht auf mich der Mordſtahl gezückt, und hab' ich den Türken nicht entwaffnet und ihn Euch preis gegeben. Mein Recht iſt alſo größer als das Eurige, und ich will es behaupten, bis kein Blutstropfen mehr in meinen Adern rinnt.“

Die Räuber machten Miene, die Aechtheit ſeiner Ausſage zu erproben, da trat der Papa hervor, der Zeuge des Vorgangs geweſen war, aber ſich in paſſiver Stellung verhalten hatte, und ſagte zu Niklas: „Die Beute, ſowohl die todte als die lebendige iſt Gemeingut, wenn aber Niklas ſeinen Antheil den Dienern der heiligen Kirche ſpendet, ſo ſei die Türkin ſein Eigenthum.“

Niklas warf einen Blick auf die Reichthümer, die man den Thieren und den Getödteten abgenommen, dann wandte er ſeine Augen zu Mirza und ſagte mit verbiſſenem Grimm zum Prieſter: „Die Schätze ſeien Dein.“

„Dann ſegne ich Dich, mein Sohn,“ antwortete der Papa, „und ſpreche den Fluch aus über den, der Dir Dein rechtmäßiges Eigenthum anzutaſten wagt.“

Die übrigen wagten nicht zu widerſprechen und Mirza folgte ſchweigend, tiefen Gram in der Bruſt, ihrem neuen Herrn, nachdem er ihr auf ihr Flehen ver-

ſprochen, den Vater nach der Sitte ihres Glaubens, das Antlitz nach Oſten gewendet, woher die Sonne kommt, von wo aus die Lehre des Propheten ihre Strahlen über die Länder ausbreitete, zu beſtatten; während die übrigen die Schätze der Erſchlagenen unter ſich vertheilten.

Arme Mirza, wie Recht hatteſt Du das Dunkel der Wälder zu fürchten. Unglücklicher, und doch glücklicher Greis! Du ſtarbſt mit frommem Bewußtſein; Dein letzter Gedanke war: Ergebung in den Willen des Allmächtigen! —

11.

Ueber trüben Gedanken brütend ſaß Richard gefeſſelt auf dem feuchten Lager von Baumblättern in ſeinem Kerker. Das kummerſchwere Haupt auf die Hand geſtützt, ſtarrte er nach dem Stückchen Himmel, das wie das Auge Gottes, durch eine enge Felſenſpalte, in die Nacht des Gefängniſſes blickte. Der Abendſtern mahnte ihn an die verlorne Freiheit. „Wie lieb warſt du mir immer;“ ſeufzte er. „Als ich noch in meiner Heimath war, da warſt du mir ein freundlicher Bote der Liebe; dein Glanz ſagte mir ſtets, daß die Geliebte meiner harre; du warſt der Vertraute unſeres ſtillen Glücks, und als die ſchönen Augen meiner Louiſe brachen, als kühler Raſen ihre feurig ſchlagende Bruſt bedeckte, da mahnteſt du mich an das entſchwundene Glück und lächelteſt unter Thränen, mir milden Troſt in die Bruſt träufelnd. Du lächelſt auch jetzt mir zu.

Weißt du, daß ich gefangen und willst mich trösten? — Guter Abendstern, du vermagst es nicht!" Schwere, schmerzliche Seufzer entrangen sich seiner wunden Brust, seine geschäftige Phantasie malte sich die schrecklichsten Bilder aus, sein ganzes Leben rollte vor ihm vorüber und den Schluß bildete ein schwarzes Kreuz, von einem welken Lorbeer- und Myrthenkranz umschlungen.

Ein Geräusch weckte ihn aus seinem Sinnen; ein Stein fiel rasselnd zu seinen Füßen, und durch eine enge Oeffnung zwängte sich die Gestalt eines Mannes. „Folge mir, Bavareſe!" redete ihn eine bekannte Stimme an; „Du bist frei. Aber Du bist gefesselt, wie ich sehe." Hiermit schnitt er ihm die Stricke an Händen und Füßen entzwei. Richard war von der Verzweiflung zur höchsten freudigen Ueberraschung übergegangen. „Ich danke Dir!" war Alles was er antworten konnte.

„Danke nicht mir, Bavareſe!" entgegnete sein Befreier. „Nenne aber in Deinen Gebeten Feodora, denn ſie ist es, die Dich durch meine Hand vom Tode rettet, denn wisse, Du wärest morgen durch die Kugel gefallen."

„Feodora, sagst Du?" rief Richard. „Ist sie hier? So laß mich zu ihr eilen, damit ich ihr danke! — Wer bist aber Du?" fuhr er fort, als der Gefragte schwieg; „Nenne mir Deinen Namen, damit ich Dir einst vergelten kann. Deine Stimme ist mir bekannt, aber welchem Freunde gehört sie?"

„Ich heiße Paul, das mag Dir genügen. Doch jetzt fort; denn die Minuten sind kostbar."

gönnte. Als man nun dahin kam, die Erbschaft in Ordnung zu bringen und zu theilen, äußerten die Verwandten ihre Gesinnungen so unverhohlen, und machten so spöttische Bemerkungen über die Gültigkeit des ansehnlichen Vermächtnisses, welches Marien ausgesetzt war, daß diese sogleich den Entschluß faßte, allen ihren Ansprüchen zu entsagen, und sie eilte, dieß feierlich zu erklären, als sie erfuhr, daß ein Erbe die Absicht hätte, die Verfügung der Verstorbenen anzugreifen, der Andere aber ihr doch die Hälfte des Vermächtnisses zu lassen geneigt wäre. Sie wollte keine Zwietracht unter den Verwandten ihrer Wohlthäterinn veranlassen, sagte sie, noch selbst mit ihnen streiten, und das Geschenk der Erziehung und Pflege, das sie von ihrer edlen Freundinn erhalten hätte, wäre allein schon wichtig genug, um ihr Andenken ewig dankbar zu ehren.

Einige Wochen nach dem Tode der Frau von Golding verließ Marie mit tief bewegter Seele das Haus, wo sie frohe Kinderjahre genossen, aber auch den unglücklichen Augenblick gefunden hatte, der ihr ganzes Leben verbittern sollte. Sie nahm nichts mit, als die Geschenke, welche Frau von Golding bei ihren Lebzeiten ihr gemacht hatte, die als Erinnerungen an die Liebe ihrer Wohlthäterinn und an glückliche Stunden ihr theuer waren. Bei den Kenntnissen und Geschicklichkeiten, die sie besaß, war sie um ihr Fort-

Paul drückte dem Gefangenen das rothe Fes auf den Kopf, gab ihm ein Paar Pistolen und einen Yatagan, warf ihm einen Mantel über die Schultern und schlüpfte mit ihm durch die gemachte Oeffnung in's Freie.

Da stand er, über sich den dunkelblauen Sternenhimmel und um sich die Schatten der Felsen und Bäume. Er vergaß fast das Fortgehen, da flüsterte ihm plötzlich eine süße Stimme in's Ohr: „Lebe wohl, mein Richard!" Als er sich umwandte, huschte eine dunkle Gestalt durch die Bäume. Es war Feodora, die den Geliebten noch einmal hatte sehen wollen. Anders hatte es Paul nicht erlaubt, denn er fürchtete die Folgen eines längeren Verzugs. Deshalb drängte er auch seinen Schutzbefohlenen zum Weitergehen und achtete nicht auf seine Fragen und Exclamationen in Bezug auf Feodoren. Geräuschlos schritten sie an den Rechten vorüber, die das Gewehr im Arm auf dem mooſigen Rasen schliefen. Durch Gebüsche und über Felskanten umgingen sie die ausgestellten Wachen, und es bedurfte aller Vorsicht, um nicht zu straucheln und in den Abgrund zu stürzen.

Die Nacht nahte schon ihrem Ende, als Paul den Rückweg nahm, um nicht durch zu langes Außenbleiben Verdacht zu erregen. Richard nahm gerührt Abschied und wanderte der von Paul beschriebenen Richtung zu, auf seinen Glücksstern vertrauend, der ihn in der höchsten Noth gerettet. Da sah er vor sich eine weibliche Gestalt, die sich durch dichtes Gesträuch arbeitete, um auf einen Felsenvorsprung zu gelangen. Richard eilte

ihr zu Hülfe, doch sie stieß einen gellenden Schrei aus, als sie seiner ansichtig wurde und versuchte zu entfliehen. Richard hielt sie zurück und beruhigte sie mit sanften Worten, denn an seiner Aussprache des Griechischen erkannte sie den Fremdling und sein männlich schönes, mildes Antlitz, gewann ihr Herz. Das Gesträuche hatte ihren Schleier zerrissen und Mirza's blasses Antlitz schaute ihm freundlich und zutraulich wie Selene entgegen. Sie erzählte ihm in kurzen Worten ihr Schicksal, sagte, wie sie ihrem Tyrannen entflohen, und mit unsäglicher Anstrengung bis hieher gekommen wäre. Aber sie sei zum Tode ermattet und wolle hier sterben, wenn er sich ihrer nicht erbarme. Richard versprach sie zu retten und wollte sie in seinen Armen über den gefahrvollen Weg tragen, da fühlte er sich von hinten umschlungen, und eine furchtbare Donnerstimme scholl ihm in's Ohr: „Halt! verfluchter Brauträuber!" Richard ließ das zitternde Mädchen sanft aus seinen Armen gleiten, wandte sich mit verzweifelter Kraft in der ihn umstrickenden Hyder und sah dem Feind Aug' in Auge. Es war Niklas, der, Mirza's Flucht entdeckend, ihrer Spur gefolgt war, und nur zu früh seinen Zweck erreichte. „Was?" rief er jetzt wild. „Du bist es, verdammter Bavarese, den wir so wohl geborgen glaubten? Warte, Bube, Dein Lohn soll Dir nicht entgehen."

Mit entsetzlicher Kraft rangen nun die beiden Kämpfer um den Sieg. Die Gelenke knackten, die Brust krachte bei dem furchtbaren Druck. Jeder suchte den Gegner

niederzudrücken und keinem gelang es. Die Angſt lähmte Mirza's Glieder, ſie war nicht fähig, den Moment zum Fliehen zu benutzen, ſondern ſtarrte unbeweglich auf den Kampf um Leben und Tod. Plötzlich belebte ſich der ſtarre Körper; entſchloſſen faßte ſie den Yatagan, der dem Klephten entfallen und bohrte ihn tief in deſſen Seite, daß ein rother Blutſtrahl daraus hervorquoll. Der Schmerz preßte ihm einen Schrei aus, aber er ſammelte ſeine letzte Kraft, um den Gegner an den Rand des Felſens zu drängen — und die beiden Gegner ſtürzten polternd in den Abgrund. Ein dumpfes Gepraſſel tönte aus der Tiefe herauf und erfüllte Mirza's Herz mit Entſetzen. Sie liebte den Fremdling, der ſein Leben für ſie hingegeben — nun hatte ihr eigenes keinen Reiz mehr für ſie. Was ſollte das verlaſſene Mädchen noch auf der Welt, ohne Freund, ohne Schutz? „Allah iſt groß!" liſpelte ſie und der Abgrund ward auch ihr Grab. Ihre erſte Liebe war in der Knospe gebrochen.

12.

Der Kapitano der Klephten hatte die Gefangenen zum Tode verurtheilt, und als man ſie am Morgen nach der Nacht, deren Ereigniſſe wir eben geſchildert haben, zum Tode führen wollte, ſiehe, da fehlte ihr Anführer und Niemand wußte zu ſagen, wie und wohin er entkommen war, außer Einem — und dieſer Eine ſchwieg. Der Kapitano war menſchlich geſinnt, er fand kein Gefallen an ihrem Tode und er hatte ſie ſelbſt zu retten

gesucht, aber nach dem Willen der Klephten sollten sie sterben und Nikitros wagte nicht ihrem Willen energisch entgegenzutreten, denn Einigkeit war ja zu dem großen Ziele nöthig, welches er sich vorgesteckt. Wir haben gesehen, wie er auf Dimitrios Ideen einging; dessen erster Zweck war anfänglich, den gefangenen Kolokotroni zu befreien, aber ein größerer Plan reifte allmählig in seiner Seele: die Regierung zu stürzen, den König in seine Rechte einzusetzen und ein Ministerium aus den verdientesten Söhnen des Vaterlandes zu bilden. Das Wohl der theuren Heimath schwebte ihm vor, er wollte nur Gutes, und lediglich der Stand der Dinge war schuld, daß er zu seinem Zwecke nicht die besten Mittel erwählte.

Er hatte sich mit den Mainotten in Correspondenz gesetzt und stand auch mit den Insurgenten von Messenien und Arkadien in unmittelbarer Verbindung, noch aber hatte er seinen Plan für nicht reif genug betrachtet, als ihm der Zufall die Gelegenheit in die Hand gab, öffentlich als Insurgent aufzutreten. Mit seiner Flucht und der Vernichtung der königlichen Expedition hatte er der Regierung den Fehdehandschuh vor die Füße geworfen. Er konnte nicht mehr zurück und auch seinen Bundesgenossen, den Klephten, waren die Auswege versperrt.

Gefesselt wurden die königlichen Soldaten nach dem Platze geführt, wo sie die Kugeln der Räuber in die Arme des Todes schleudern sollten. Männer und Weiber umringten sie im Halbkreise, der Papa bereitete sie

zum Tode vor: da trat Dimitrios in den Kreis und tiefe Stille herrschte in der Menge, denn er ward hochverehrt.

„Hellenen," sprach er mit lauter Stimme; „Ihr habt Euch als die ächten Sprößlinge der Sieger bei Salamis und Marathon bewiesen; Ihr habt den Feind vernichtet, der Euch zu zertreten kam. Wollt Ihr den frischen Lorbeer Eures Siegs mit Grausamkeit beflecken? Wollt Ihr denen nachahmen, die Euch die Freiheit rauben wollten? Nimmer kann das Euer ernster Wille sein! Ihr habt bewiesen, daß ein ächtes Heldenfeuer Eure Brust belebt, daß Ihr zu streiten wißt für Ehre und Freiheit! Seid Löwen in der Schlacht, aber auch großmüthig gegen die Besiegten! Schenkt den Gefangenen das Leben! Sie thaten nach ihrer Weise ihre Pflicht; Ihr habt sie genug bestraft, laßt sie frei zurückziehen zu ihren Fahnen, sie werden Eure Freiheit nicht gefährden, denn Ihr kämpft für Alles, was dem Menschen heilig ist, ihre Pflicht war nur Gehorsam. Wollt Ihr sie tödten, Cameraden?"

„Nein, nein!" riefen viele Stimmen. „Wir schenken Dir die Gefangenen, mache mit ihnen was Du willst!"

„Ich dank' Euch, meine Cameraden!" rief Dimitrios. „Ihr habt mir einen neuen Beweis gegeben, daß Ihr zu Helden geboren seid! — Und Ihr, Bavaresen," wandte er sich zu den Gefangenen, „ziehet hin, und verkündigt Eurer Regierung, wie Ihr die Männer gefunden habt, die Ihr Räuber nennt!"

Diese Rede besänftigte auch die Gemüther, die den Ausspruch der Mehrzahl nicht getheilt hatten. Die Geretteten wollten dem Retter danken, er aber sagte ernst: „jenen dankt, die Euch das Leben schenkten!“

„Sito Dimitrios!“ scholl es im Kreise und betäubt vor Freude über die unvermuthete Rettung verließen die Befreiten eilig das Gebirge.

Mit der Seelenruhe eines Mannes, der sich einer guten That bewußt ist, drückte Dimitrios dem Kapitano die Hand, der sich nicht genug über die schnelle Willensänderung seiner Leute verwundern konnte und den Mann mit einer Art von Ehrfurcht anstaunte, der mehr vermochte, als er selbst, und ging dann zu seiner Tochter, die ihn mit offenen Armen empfing, denn sie wußte bereits die Rettung der Unglücklichen.

„Sie sind gerettet, aber Richard war nicht darunter,“ sprach er ernst und sah ihr fest in's Auge.

„Auch er ist gerettet,“ antwortete sie und sank dem Vater in die Arme. „Vergieb mir, mein Vater, Paul hat ihn gerettet auf meine Bitte. Ich konnte ja nicht den Gastfreund sterben sehn!“

„Ich sollte zürnen, daß Du zu Deinem Vater nicht mehr Vertrauen hattest,“ erwiederte Dimitrios. „Aber er ist gerettet und das sei genug!“

13.

Die beiden Kämpfer, Richard und Niklas, hatten sich noch im Falle fest umschlungen gehalten. Eine rie-

senhafte Steineiche, die zwei Drittel der Tiefe aus-füllte, nahm sie in ihren Zweigen auf. Richard machte sich von seinem Feind los und kletterte behutsam von Ast zu Ast bis er festen Grund erreichte; aber ein neues Schauspiel des Entsetzens bot sich ihm hier dar. Mirza stürzte blutend zu seinen Füßen und auch Niklas Leiche kam ihm nachgerollt. Allein mit den zwei Leichen in der schrecklichen Tiefe, was sollte er beginnen? Er neigte sich über das blutende unglückliche Mädchen. Noch schlummerte ein Lebensfunke in dem schönen Körper; die Brust hob und senkte sich, wenn auch langsam, und die blassen Lippen hauchten noch Athem. Aber das warme Lebensblut strömte aus klaffenden Wunden. Er kniete neben ihr nieder, legte ihr Haupt auf seinen Schooß und entfesselte ihr den schönen Busen. Da ward es ihm so heiß um das Herz und er konnte sich nicht satt sehen an der reizenden Gestalt und schauderte doch vor dem Blute, das die gebrochene Lilie zur Rose färben zu wollen schien. Und wie er sie so umfaßt hielt mit seinen Armen, da schlug sie die Augen auf und träumte im Paradiese zu sein, und doch fühlte sie seinen warmen Hauch an ihrer Wange und sie sah, daß er lebte, lächelte selig und lispelte: „Ich habe Dich geliebt, Christiano — Allah sei mir gnädig!" und der unsterbliche Geist entfloh der schönen Hülle. Richard grub mit seiner Waffe ein Grab, machte ein weiches Lager von Eichenlaub, legte den Leichnam des Mädchens hinein, opferte ihr eine Thräne, bedeckte sie wieder mit weichem Grün und füllte dann

erſt das Grab mit Erde aus. Ein Felsſtück, das er mühſam darauf rollte, war ihr Leichenſtein.

Die Sonne ſtand ſchon hoch am Horizont, als Richard daran dachte, weiter zu gehen; aber ein neues Hinderniß ſtand ihm entgegen. Die Schlucht in der er ſich befand, war von ſteilen, faſt ſenkrechten Felſen umgeben, deren oberer Theil bedeutend vorſprang, ſo daß es unmöglich war, durch Erklettern der Felſen aus dem Abgrund zu gelangen. Richard ſah dies ein, beſann ſich eine Weile und kletterte dann wieder auf die Eiche von Aſt zu Aſt; da bemerkte er eine Stelle, die die Höhe des Baumes nicht erreichte — ein gewagter Sprung, und er ſtand auf einer Felſenplatte, und dankte dem Himmel für ſeine Rettung. Haſtig eilte er nun über Felſen und Geſträuch, gönnte ſich weder Raſt noch Ruhe, bis er endlich ermattet niederſank und ſeine Zunge nur nach einem Tropfen Waſſer lechzte. Siehe, da umwölkte ſich der Himmel, ferne brauſte der Donner, und bald ſtrömte ein friſcher Regen hernieder und labte den ſchmachtenden Wanderer. Immer näher rollte indeß der Donner, Blitze zuckten durch die Luft und der Orkan brauſte in den Kronen der Bäume. Vögel kreiſchten und ſuchten furchtſam die Neſter, es war ein furchtbar ſchönes Schauſpiel. Da fuhr ziſchend ein Blitz neben Richard nieder, ein fürchterlicher Donner folgte, und eine Eiche ſtürzte geſpalten vor ihm nieder. Mit ängſtlichem Schreien flogen einige Vögel aus ihren Zweigen und kreiſten wehklagend in der Luft. Mit dem Fall des mächtigen Baumes ſchien das Gewitter aus-

gewüthet zu haben, der Regen hörte auf, der Himmel ward wieder blau.

Richard's Durst war nun zwar gelöscht, aber ein eben so grimmiger Feind plagte ihn nun, der Hunger. Er wollte von dem gefällten Baum einige Eicheln pflücken, um sie zu verzehren, da fand er ein Vogelnest. Begierig trank er die darin liegenden Eier aus, mit deren jedem er ein Leben im Keime zerstörte, und setzte, neugestärkt, seinen Weg fort. Ohne einen bösen Zufall erreichte er Nauplia, und erstattete Meldung von dem unglücklichen Ereigniß. —

14.

Dieses und die immer öffentlicher werdenden Bewegungen in der Maina und in Messenien gaben der Regentschaft gerechten Anlaß zur Besorgniß. Die Ruhe in der Maina war zwar nach vielen gefahrvollen Kämpfen wiederhergestellt aber in Messenien, wo die Insurgenten den Nomarchen und Mirarchen überfallen und gefangen nach dem Kloster Ithome geführt hatten, erhielt sich der Aufstand länger. Haufenweise zogen die Insurgenten von Ort zu Ort und riefen das Volk zu den Waffen. Sie führten eine Fahne mit dem Phönix und der Inschrift: „Im Namen Griechenlands!" Der Mittelpunkt ihrer Unternehmungen war Kyparissia und Karitene, Kolokotroni's Geburtsort. An der Spitze standen dessen und des ebenfalls verurtheilten Plaputas Neffen, welcher Letztere eine Proklamation als „Gene-

ral-Statthalter des Königreichs" an das Volk ergehen ließ, ferner der achtzigjährige Held Mitropitropulos, der edle Nikitas, Turkophag (Türkenfresser) genannt und in Liedern hochgepriesen, Kolokotroni's jüngster Sohn, Koligno, Tzokris, Andreas Metaxa und Andere.

In dieser kritischen Epoche wurden von der Regentschaft die Palikaren aufgerufen, sich unter ihre alten Chefs zu sammeln. Von allen Seiten strömten sie herbei, erhielten Geld und Waffen und wurden unter dem bekannten Grivas gegen die Insurgenten gesandt. Auch der alte Mainottenchef Mauromichalis, der gegen seine Landsleute das Schwert geschwungen, stieg mit drei- bis vierhundert Mainotten von seinem Gebirge herab und zog gegen die Rebellen. Nach einigen Gefechten flohen sie aus den Dörfern bei Tripolitza und nahmen ihr Hauptquartier bei dem Kloster Ithome.

Dimitrios empfing diese allerdings betrübenden Nachrichten, aber noch glaubte er nicht alles verloren. Aller Augen waren auf die Palikaren gerichtet und selbst die Regierung hegte Besorgnisse über ihre Treue.

Der Kapitano Nikitros hatte geschworen, den vernichtenden Kampf mitzukämpfen und sich dem Tode geweiht.

„Ich freue mich, für das Vaterland zu sterben," sprach er zu Dimitrios; „ich habe gegen die Türken für die griechische Freiheit gefochten, und will auch nun noch für sie kämpfen. Mein Blut ist auf den Schlacht-

kommen nicht bekümmert, und fest entschlossen, durch ihrer Hände Arbeit sich Unterhalt und ein unabhängiges Leben zu sichern. Sie ging in die nahe Stadt, wo eine Freundinn der Frau von Golding ihr willige Aufnahme gab. Hier verlebte sie unter wohlwollenden Menschen den Sommer so glücklich, als sie es bei ihrer Stimmung und ihren Erinnerungen seyn konnte. Da erhielt sie durch eine ihrer Bekannten das Anerbieten, zu einer würdigen Frau in einer Stadt an der entfernten Gränze des Landes als Gesellschafterinn zu ziehen. Die Verhältnisse, worin sie sich befand, waren zwar dem thätigen Lebensplane, den sie sich vorgesetzt hatte, sehr günstig, aber sie war hier mit so vielen traurigen Erinnerungen umgeben, daß sie den vortheilhaften Antrag gern annahm.

Sie fand ihre neue Beschützerinn eben so gebildet und edel gesinnt, als Frau von Golding gewesen war, wenn nur nicht ihr strenger Ernst und ihr kalter Stolz das Herz, welches vertrauliche Mittheilung suchte, zurück geschreckt hätten. Wie oft dachte sie, wenn sie beide zu vergleichen sich veranlaßt fühlte, mit stiller Wehmuth an die gute Wohlthäterinn ihrer Jugend! Bei dieser hatte sie gelebt, wie ein Kind, das in der freudig ausgeübten Pflicht der Achtung und Dankbarkeit sein Glück und seine Freude findet; an der Seite der Gräfinn von Asfeld aber konnte sie nie, selbst wenn ihre Beschützerinn am gütigsten gegen sie war, das

feldern von Meſſalonghi und Suli gefloſſen, es ſoll auch hier fließen, mit dem Leben, wenn es ſein muß.“

Und Dimitrios antwortete: „Ich verließ meine Inſel, um die Kraft meines Armes gegen des wilden Ibrahims Schaaren zu erheben; der Tod floh mich in den Schlachten — wohlan denn, ſo weihe ich jetzt mein Leben dem Wohle des theuren Vaterlandes!“

15.

Der Morgen des 21. Auguſt 1834 brach blutigroth an. Die Klephten nahmen ein letztes Brüdermahl ein, ſtimmten das bekannte Freiheitslied des hochherzigen Rigas

„Δεῦτε, παῖδες τῶν Ἑλλήνων!“

an, badeten ſich dann, nach helleniſcher Sitte, in den Wellen eines Bergſtroms, und zogen mit kriegeriſcher Begeiſterung in die niederen Regionen des Gebirgs in der Richtung nach Karitene. Auch die Mädchen zogen mit und waren entſchloſſen, zu ſiegen oder zu ſterben.

Wildes Kriegsgeſchrei erhob ſich in der Ferne. Die Inſurgenten waren angegriffen worden und vertheidigten ſich in verzweiflungsvollem Kampf. Dimitrios flog durch die Reihen der Klephten und ordnete ſie zum Sturm auf die feindlichen Schaaren. Da blieb er vor ſeiner Tochter ſtehn, die nebſt ihrer Freundin bewaffnet an der Spitze der Amazonen ſtand.

„Willſt Du, meines Alters Freude, Dein theures Leben dem Tode preis geben?“ fragte er gerührt.

„Soll ich nicht für Deine Sache ſterben können, mein Vater?“ antwortete Feodora. „Was ſoll mir noch das Leben, wenn Du gefallen biſt und ich würde nie mehr fröhlich werden können, wenn ich mir vorwerfen müßte, Du biſt feig geflohen, als Dein Vater um die Palme des Sieges rang.“

„Nun ſo ſegne Dich die Allheilige, wie ich Dich ſegne;“ ſprach Dimitrios gerührt, und legte die Hand auf der Tochter Haupt.

Da ging ein dumpfes, angſtvolles Murmeln durch die Reihen, einzelne Stimmen wurden laut, und man konnte deutlich die Worte vernehmen: „Wir ſind umgangen.“

Dimitrios und der Kapitano gaben Befehle zum ſchleunigen Aufbruch, um den Kampfplatz noch zu erreichen, aber von allen Seiten blitzten Waffen auf den Höhen und wie einſt Richard's Kolonne, ſo waren ſie jetzt eingeſchloſſen.

„Cameraden,“ rief Dimitrios mit lauter Stimme; „jetzt gilt es zu ſiegen oder zu ſterben. Kein Ausweg zeigt ſich, wir müſſen das Leben einſetzen. Hellenen, wollt Ihr Euch der Gnade der Sieger preis geben?“

„Nein, nein!“ riefen Alle wie mit Einer Stimme. „Zum Kampfe! zum Kampfe! Tod den Tyrannen!“

„Das habe ich erwartet, meine treuen Cameraden,“ rief Dimitrios. „Sie ſollen ſich die Köpfe blutig ſtoßen an unſern Schaaren!“

Und er ſtellte ſie in Schlachtordnung, lehnte den rechten Flügel an einen Felſen, der wegen ſeiner Unzu-

gänglichkeit allein vom Feinde noch unbeſetzt war. Die Amazonen ſtanden im Hintertreffen.

Nicht lange ſäumten die Feinde; ihre Glieder brachen wie ein reißender Bergſtrom auf allen Seiten durch Gebüſch und Wald hervor und ließen ein mörderiſches Gewehrfeuer auf das Viereck der Klephten ſpielen.

Doch auch dieſe ſparten weder Pulver noch Blei; ihre Kugeln verfehlten ſelten ihr Ziel und die Zahl der Feinde ſchmolz ſehr zuſammen. Da zeigten ſich hinter den Schaaren der Baiern Palikaren. Die Klephten jubelten, denn ſie glaubten, die Landsleute und ehemaligen Waffenbrüder kämen ihnen als Retter, aber ihre Freude verwandelte ſich in Entſetzen, denn die Palikaren vereinten ſich mit den Baiern und liefen Sturm gegen das Centrum der Inſurgenten. Es wankte von dem furchtbaren Stoß, aber nun ergriff ſie eine verzweiflungsvolle Wuth und es entſtand ein fürchterliches Gemetzel. Mann kämpfte gegen Mann, Kolben, Säbel und Dolche traten an die Stelle der Kugeln. Das Viereck war durchbrochen, da ſtreckten den Feinden die Amazonen die Waffen entgegen und die Männer ſammelten ſich wieder um ihre Führer. Die Baiern ſtutzten einen Augenblick vor den ſchönen Feindinnen, aber von den hintern Reihen gedrängt, griffen ſie ſie an.

„Richard, mein Richard!“ rief Feodora aus und ſtürzte von einer Kugel getroffen zu Boden und Anna ſank auf die Freundin, und Richard trat aus der Schaar der Angreifenden, beugte ſich über den Körper der Geliebten und erhaſchte den letzten Strahl ihrer Augen.

Da durchbohrte auch ihn eine Kugel und sterbend sank er an Feodora's Seite, und Dimitrios machte sich durch die Kämpfenden Platz, sah wie Feodora's Lebensblume gebrochen lag und stürzte mit geschwungenem Stahl in die Reihen der Feinde; bald sank er mit gespaltenem Haupt zu Boden; Mauris mit ihm. Noch einmal sammelten sich die Klephten unter ihrem Führer, dem Kapitano, aber auch dieser sank in die Arme des Todes und nun war die Schlacht entschieden. Der größte Theil der Klephten und fast alle Amazonen waren zusammen gehauen, der Kampfplatz war mit Leichen bedeckt und die Sieger wischten sich den Schweiß von der Stirne, und mancher Krieger zerdrückte eine Thräne, denn auch viele der ihrigen schlummerten den ewigen Schlaf. —

Das Gefecht bei Karitene war schon lange geendigt, die Insurgenten waren vernichtet, der größte Theil gefangen, worunter fast sämmtliche Führer. Der Sieg war blutig erworben, am blutigsten aber der über die Klephten.

Viele der Gefangenen wurden hingerichtet, worunter der achtzigjährige Mitropitropulos, die übrigen büßten mit vieljähriger Gefangenschaft, wie Nikitas und Kolokotroni's Sohn.

So endete der Aufstand, der unfehlbar die Regentschaft gestürzt haben würde, wenn nicht Griechen gegen Griechen gefochten hätten. Dimitrios hatte zwar nicht das Ziel seines Strebens, aber einen ehrenvollen Tod gefunden.

Unter den Siegern befand ſich der uns wohlbekannte Papa; er hatte die Brüder verrathen. —

Die folgenden Ereigniſſe in Hellas ſind bekannt, ſo wie auch, daß der König nach ſeiner Thronbeſteigung dem alten Kolokotroni die Freiheit wiedergab. Möge bald das ſchöne Griechenland ſich in voller Blüthe entfalten; Europa hat das volle Vertrauen zu Hellas König, daß er ſein Volk beglücken wird! —

Der Dictator.

Eine Erzählung von Fr. Ment.

Cordova.

1.

Motto:

„Und wer sagt das?“ — Meine Treue.
„Wer bestätigt's?“ — Diese Hand.
„Schwöre denn!“ — Ich schwör' auf ewig
Dein zu sein! — „Welch großes Glück!“

Calderon.

In der Calle mayor zu Cordova del Tucuman stehn die alten ergrauten Gebäude der Universität, die die Jesuiten gegründet. Es war eilf Uhr Vormittags und die Collegien schienen beendet. Die estudiantillos in ihrer pedantischen, alterthümlichen Tracht, mit den kurzen schwarzen Mäntelchen, ließen die Professoren einen nach dem andern, ehrerbietig vorbeiziehen, dann brach aber der Jugendmuth in vollem Toben aus. Die trocknen Classiker wurden in die weite Brusttasche gesteckt, und man verabredete Spazierritte, Ausflüge in die naheliegenden Cordilleras. Der Haufe hatte sich so ziem-

lich verlaufen, im Portale des juriſtiſchen Auditoriums nur ſtanden noch zwei junge Männer. Ob ſie irgend Jemand erwarteten, konnte man nicht errathen, der Eine ſtarrte nachdenkend und finſter vor ſich hin, er ſchien der Aeltere zu ſein. Der Andere blickte ſo froh und wohlgemuth zu dem ſchönen blauen Himmel hinauf, daß man meinen ſollte, er erwarte von dorther Aufheiterung für den Nebenſtehenden.

„Kannſt Du die ſchwermüthigen Gedanken noch immer nicht los werden?“ fragte nach langer Pauſe der Jüngere. „Cuerſo de Chriſto, wegen ein paar hundert armſeligen Ducres würde ich mir nicht eine halbe Stunde die gute Laune verderben, und mit Dir iſt ſeit acht Tagen kein geſcheutes Wort zu reden.“

„Ueber des Angeredeten Geſicht zuckte ein Strahl verbiſſenen Ingrimms. „Daß Dich! . .“ ſtieß er mühſam hervor. „Doch ich will nicht fluchen, mein Rodrigo, das Fluchen iſt eine böſe Sünde, das viele Fluchen zumal. Ihr Menſchen ſeid einmal nicht im Stande, Euch einen wahren Begriff von Geld zu machen, und von dem Verluſt des Geldes, von dem was Verluſt heißt, oh!“ er fuhr ſich zähneknirſchend in die Haare, „von dem nun gar nicht. Vierhundert und funfzig Ducres auf einen Schlag!“

Der jüngere Freund lachte übermäßig. „Da bin ich doch glücklicher, als Du, armer Jago,“ ſagte er munter. „Manchmal dachte ich, es wäre doch hübſch, wenn Du ſo über einige Dublonen zu gebieten hätteſt, man hat doch auch ſeine Bedürfniſſe! aber me hercle, ich ziehe

es vor arm zu ſein, als mir über den Verluſt einer kleinen Summe Geldes die Haare auszureißen!"

„Der Jude, der Negro, möge er tauſend Jahre in der Hölle brennen!" murmelte der Andere vor ſich hin. „Hätte ich ihm wenigſtens nicht das ganze Geld anvertraut."

„Geſchieht Dir ganz recht," fiel ihm der Freund ſchnell in's Wort. „Vertraue einem Juden Dein Geld, ſo fällt's in den Brunnen!" ſagt ein altes Sprichwort. „Du biſt für Deinen Geiz beſtraft worden, ich bedaure Dich nicht ein bischen."

Jago ſchwieg ſtill, aber in ſeinem Innern kochte es. „Laß es gut ſein, Freundchen," ſagte er endlich ironiſch lächelnd, indem er ihm auf die Schulter klopfte. „Ich ſchenke Dir Dein Mitleiden, aber es wird eine Zeit kommen, wo Sennor Rodrigo den armen geizigen Jago recht wohl zu finden wiſſen wird. Vielleicht wenn die Chiquita am Thor bei Carmen, oder das allerliebſte Carazon in der Calle mayor, eine neue Mantilla, oder einen modiſchen franzöſiſchen Hut nöthig hat! dann aber wird Jago nicht zu Hauſe ſein."

„Sei kein Narr," antwortete Rodrigo, indem er den Arm um den Nacken des Freundes ſchlang. „Kleine Scherze beſtärken die Freundſchaft. Sieh, ich bedarf heute gerade Deines Rathes," fuhr er nach einer Weile etwas verlegen fort. „Auf welche Weiſe entzieht man ſich am beſten den Mahnungen eines Gläubigers, von dem man unabläſſig verfolgt wird. Es iſt an und für ſich nur eine Bagatelle, dreißig Peſados, aber wenn man auch dieſe nicht hat, wie dann?"

Jago lächelte sarkastisch, allein seine Miene wurde schnell wieder so kalt wie vorher. „Laß es gut sein, Freund," warf er hin. „Ich werde Hülfe schaffen, ich habe es ja so oft gethan." Der Andere wollte einige begütigende Worte sprechen, Jago unterbrach ihn sogleich.

„Glaube nicht," fuhr er anscheinend heftig fort, „glaube nicht, daß ich kein Schuldbuch führe. Ich bewahre meine Ansprüche, ob nun früh oder spät. Bei der Santa Virgen del Pilar, glaubst Du, all die Summen seien Dir geschenkt?"

Der jüngere Freund sah verwundert auf. „Ich habe das nie verlangt," sprach er, nicht ohne einigen Vorwurf im Tone. „Sieh mein Jago, ich bin ein wilder Gesell, aber nicht schlecht, und nie habe ich über meine tollen Streiche die Studien vernachlässigt, die Padres geben mir das beste Zeugniß, so hoffe ich mit Gottes Hülfe ein tüchtiger Jurist zu werden. Dann werde ich meine Schuld abtragen."

„Rede mir nicht vom Wiedererstatten des Geldes," erwiederte der Andere vor sich hinstarrend. „Ich bin genau, nur gegen Dich nicht. Verlange, fordere von mir so viel Du willst, so lange Du nicht schlecht wirst, bin ich stets Dein Banquier. Aber es giebt eine andere Art der Wiedererstattung, die ich höher achte als Gold und Goldeswerth. Wir leben in einer sturmbewegten Zeit, Revolutionen werden nur geschaffen, um den entsetzlichsten Anarchien Platz zu machen. Buenos-Ayres hat sich befreit von der spanischen Herrschaft, aber

welche Freiheit! Nirgends Friede oder Eintracht, es ist eine Zeit der gräßlichsten Zerrüttung."

Er hielt einen Augenblick an und schöpfte tief Athem.

„Was soll aber das Alles?" fragte Rodrigo unbefangen, „trage ich etwa Schuld daran?"

„Nicht doch," lächelte der ältere Freund etwas sarkastisch, „allein ich halte diese Vorausschickung für nöthig, Dich in einen Plan einzuweihen, mit dem ich mich schon längere Zeit herumtrage. Laß uns ein Land verlassen, wo Willkühr und gräßliche Despotie der gerade dominirenden Häupter herrscht. Wer steht uns dafür, daß der wilde Haufe einmal gereizt auch auf uns losbricht und Hab und Gut, vielleicht auch das bischen Leben dazu raubt. Sieh, in solchen Stunden hab ich manchmal mit Bewunderung nach einem Land geschaut, wo ein kühner, großer Mann mit starker Hand die Zügel der Regierung hält. Habe mich oft nach den Schutz einer solchen Macht gesehnt, und dann dachte ich immer an Dich, an Deinen kühnen unternehmenden Geist, der in Buenos-Ayres wohl schwerlich einmal Nahrung finden wird."

„Ich verstehe," lächelte Rodrigo, „dieses Eldorado ist Paraguay, Dein großer Mann der Doctor Francia, ich danke aber für die Ehre, mich dort unschuldiger Weise einkerkern zu lassen, wie das der Herr Doctor so bereitwillig mit den Fremden macht. Geht's einmal an den Hals, so lasse ich mir in Buenos-Ayres lieber eine Kugel vor den Kopf schießen, als daß ich in Assumcion oder Tevego in einem Kerker verschmachte."

Gefühl der Abhängigkeit vergessen, woran freilich ihre ganz veränderte Lage eben so sehr, als die Gemüthsart dieser Frau Schuld war. Ihre Lage war indeß nichts weniger als unglücklich, und die Erziehung von zwei gut gearteten Töchtern, welche die Gräfinn nach einigen Wochen ihr anvertraute, war eine Beschäftigung, die nicht nur sehr wohlthätig auf ihre Stimmung wirkte, sondern auch die Ausbildung ihres Geistes erhöhte und durch die sorgfältige Aufmerksamkeit auf sich selbst, woran sie sich dabei gewöhnte, Ernst in ihr Gemüth und Festigkeit in ihr ganzes Wesen brachte.

Während Marie dieses neue Verhältniß lieb gewann, und nur noch in stiller Wehmuth an das Unglück ihres Lebens dachte, trieb sich Rudolph von Rheineck im südlichen Europa herum. Dem Taumel des leichtsinnigen Lebensgenusses kaum entflohen, war er in der ersten Zeit wenig gestimmt, die Eindrücke, welche auf dieser Wanderung Geist und Herz mächtig ergreifen können, mit offenem Gemüthe aufzunehmen und für die Bildung des Inneren ruhig wirken zu lassen. Ein junger Mann aber von seinen Geistesfähigkeiten und Anlagen, konnte nicht immer an leerem Tande sich vergnügen, oder in unwürdigen Erholungen das leichtsinnig erstickte Bedürfniß seiner edleren Natur für immer unterdrücken. Von dem Einflusse verderblicher Beispiele entfernt, fühlte er bald eine peinliche Leere in seinem Inneren, und als er einmal

„Abermals Geschwätz," fuhr Jago erzürnt auf, „der große Haufe, zu dem auch Du gehörst, wird nie den rechten Maaßstab an die Handlungen dieses wahrhaft großen Mannes legen können."

Es hatte den Anschein, als wollte der ältere Freund nun mehr zu ausführlichen Relationen übergehn, allein Rodrigo war ganz und gar nicht zum Politisiren aufgelegt. Er griff hastig in die Brusttasche, wo seine Uhr verborgen war. „Dreiviertel auf Zwölf," sagte er dann mit bedeutungsvoller Miene; „die Stunde der Liebe schlägt, ich muß fort zu meiner Kleinen, am Ende der Calle mayor. Geh zu meiner Mutter und tröste sie über mein langes Ausbleiben." Er eilte so schnell von dannen, daß der Andre ihm kaum ein Adio nachrufen konnte.

2.

Drei Tage nach diesem Gespräch treffen wir unsere beiden Bekannten in einer Posada (Schenkwirthschaft) an der Piazza de Tucuman. Es mußte mit Rodrigo in der kurzen Zeit eine bedeutende Veränderung vorgegangen sein. Der heitere ausgelassene junge Mann war niedergeschlagen und vergebens nöthigte Jago zum Trinken. Was diesen selbst anbetraf, so schien er den Kummer seines Freundes nicht zu theilen, ein Witz folgte dem andern, bis endlich Rodrigo unwillig in die Worte ausbrach:

„Hast Du roher Mensch denn keinen Funken menschlichen Gefühls in Dir. Hat Dich nicht auch eine zärt-

liche Mutter gepflegt, ein liebender Vater auf seinen Armen gewiegt? Kannst Du Dir keinen Begriff machen von den Empfindungen eines Sohnes, dessen Mutter auf dem Sterbebette liegt?"

Jago wiegte sich gleichgültig auf seinem Stuhl. „Warum nicht," sagte er lächelnd, „allein Du darfst mir das nicht verargen, ich bin erstaunt über Deine Zärtlichkeit. Du der Wildeste unter den Wilden, der Tollste bei ausgelassenen Streichen, und solche höchst achtungswerthe Grundsätze, ha, ha!"

Rodrigo warf stolz das Haupt empor. „Ohne meinen leichtfertigen Lebenswandel zu beschönigen," erwiderte er kalt, „muß ich Dir offen gestehen, daß ich nie den Weg des Rechts verlassen; daß ich bei allen tollen Streichen nie schlecht geworden bin und daß ich," sein Blick ruhte hier scharf und stechend auf Jago, „meine Umwandlung in moralischer Hinsicht doch nur einzig und allein Deinem Dazwischentreten verdanke."

„Dem meinigen?" lallte der Andere ziemlich berauscht und erhob sich drohend vom Stuhl.

„Still, still, mein lieber Phlegmaticus," sagte Rodrigo und drückte ihn sanft auf den Sitz zurück. „Es läßt sich in diesem Augenblicke nichts darüber mit Dir sprechen; allein Du wirst es nicht verleugnen können, daß mich allein Deine Geldvorschüsse zu dem lockern Lebenswandel bewegten. Wie Du, der sich bei jeder Gelegenheit als ein so arger Filz zeigt, freilich dazu kommst, begreife ein Anderer."

„Es hat ohnedies nunmehr ein Ende," antwortete

Jago trocken. „Ueberdem," fügte er lachend hinzu, „bist Du der Einzige und Erste, der mir darüber Vorwürfe macht, daß ich ihm zu viel Geld vorstrecke. Aber sieh, das ist originell und gerade dieser Originalität halber, hange ich so an Dir."

Rodrigo antwortete nichts, er sank wieder in sein früheres dumpfes Hinbrüten zurück. Jago ergriff den auf dem Tische liegenden „Sol," die einzige politische Zeitschrift, die zu der Zeit in Buenos-Ayres erschien. Einen Augenblick las er für sich hin, aber immer aufmerksamer und gespannter wurde er, bis er endlich von einem Gedanken mächtig ergriffen, das Blatt mit Hast in dem Montaro verbarg. Jetzt erst ward der jüngere Freund aufmerksam. „Was melden die Nachrichten," fragte er ziemlich gleichgültig, „ich habe seit acht Tagen nicht einen Blick in den „Sol" geworfen."

„Unbedeutendes und Bedeutendes, wie Du willst," erwiederte Jago, seine Verlegenheit durch einen unbefangenen Ton zu verbergen suchend.

„Und das ist von so großem Interesse für Dich, daß Du den „Sol" zum Andenken aufbewahrst?" fragte Rodrigo lächelnd. „Oder hat Dir vielleicht Dein Liebchen ein Rendezvous gegeben?" *)

„Spötter," sagte Jago, den Scherz aufnehmend. „Kennst Du nicht meine Grundsätze über solche Dinge."

„Salgo por fiador! Man kennt Dich schon," rief

*) Zur Verständigung dieser Worte dient, daß es in Brasilien so wie in ganz Südamerika Sitte ist, die Zeitschriften zu dergleichen Angelegenheiten zu dampen.

der Andere allmählig heiter werdend. „Heraus mit dem Blatt, oder keine Sylbe erfährst Du künftig mehr von meinen Geheimnissen.“

Und ehe es Jago verhindern konnte hatte er ihm das Papier aus der Tasche gezogen.

„Politische Nachrichten, Mexico, Buenos-Ayres, Banda Oriental, nichts damit,“ sagte der junge Mann, während er das Blatt mit seinen Blicken überflog. „Paraguay, das muß ich schon Deinetwegen lesen: „Se. Excellenz der Doctor Francia,“ las er, „forderten am Sonntag Rogate die sämmtlichen in Assumcion lebenden Spanier auf, sich auf dem Marktplatz einzufinden, bei Verlust des Guts und Lebens. Als sich die Unglücklichen einstellten, ließ er sie von der reitenden Garde umzingeln und unter Anschuldigung hochverrätherischer Absichten in die Kerker am Paraguay werfen. Drei der edelsten und angesehensten wurden denselben Tag noch, ohne Verhör, erschossen. Man ist allgemein empört von dieser Gewaltthat.“

„Verläumdung, nichts als schändliche Verläumdung,“ rief Jago heftig und wollte dem Freund das Blatt entreißen.

„Ich bin es schon von Dir gewohnt,“ bemerkte der Andere lachend, „die Schandthaten dieses Doctors als Verläumdungen betrachtet zu sehn, während Du den wenigen Guten stets unbedingten Glauben beimißt.“

„Doch laß sehn, was es weiter giebt. Halt, da steht eine Aufforderung seiner Excellenz,“ fuhr Rodrigo weiter lesend fort. „„Dem Senor Jago de

Avila aus Asuncion, der sich gegenwärtig im Auslande aufhält, wird entboten, sich binnen heute und drei Monaten wieder hier einzufinden.'''' Ich glaube der wird froh sein, den Klauen dieses Teufels entsprungen zu sein," meinte der Jüngling lachend. „Ich für meinen Theil, sehnte mich in keinem Fall, Bekanntschaft mit den Husaren Francia's zu machen."

Rodrigo hatte diese, im Grunde genommen, doch sehr unbedeutende Sache, mit dem gleichgültigsten Tone vorgelesen, allein auf Jago machte diese Angelegenheit einen unerklärlichen, fast furchtbaren Eindruck. Mit einer Hast, die ihm sonst nie eigen war, griff er nach dem Blatt und las mit bebenden Lippen, dann stampfte er zornig auf den Boden und zerknittert flog das Papier unter den Tisch. Dem jüngern Freunde mußte ein solches Betragen natürlich auffallen.

„Fallen Dir Deine Sünden bei, daß Du Dich gebärdest wie ein Verzweifelter," fragte er, den Tobenden scharf anblickend. „Was kümmert Dich diese Aufforderung?"

Jago maß noch immer in heftiger Aufregung das Zimmer. „Es ist ein ganz besonderer Umstand hierbei," sagte er endlich nach einer Pause, in der er sich gesammelt. „Ein Landsmann von mir, aus Matto Grosso, meinem Geburtsort, heißt gleichfalls Avila und hat sich, so viel ich weiß, vor Jahren nach Paraguay begeben." Obgleich er diese Worte mit dem unbefangensten Ton gesprochen, so brauchte man doch kein Lavater zu sein, um behaupten zu können, diese Aussage

ſcheinlich in ſeinem Plane liegen, Mutter und Sohn zu entzweien, und er glaubte in dieſem Augenblick den Impuls gegeben zu haben.

„Einem Andern," ſagte Rodrigo endlich, vor dem Freunde ſtehen bleibend, indem er nur mühſam ſeinen Zorn bekämpfte, „einem andern würde ich mit einer guten Toledaniſchen Klinge geantwortet haben, allein Du haſt ein Anrecht auf meine Freundſchaft, und ich nehme Dir Deine Beſorgniß um meine Herkunft nicht übel. Deßhalb geſtehe ich es Dir offen und frei, ich habe meinen Vater nie gekannt, und obgleich ich manchmal in meine Mutter drang, mir das Geheimniß meiner Herkunft zu enthüllen, ſo ſtand ſie mir doch nie Rede."

„Was!" ſchrie Jago aufſpringend. „Cuerpo de Chriſto, ſie ſtand Dir nicht Rede auf eine ſo wichtige Frage, auf eine Frage, zu der Du das heiligſte Anrecht haſt! Thörichter, junger Menſch, ſoll ich Dich erſt auf all' die entſetzlichen Folgen aufmerkſam machen, die eine ſolche Unwiſſenheit mit ſich führen kann und muß. Was ſoll aus Deiner Zukunft werden, aus Deinen hochaufſtrebenden Plänen. Wird nicht alle Welt mit Fingern auf den — Baſtard weiſen!"

Der junge Mann war wie vernichtet. „Jago," ſagte er nach einer langen Pauſe mit bebenden Lippen, „Du biſt mein böſer Engel, entweder führſt Du mich zum Heil oder zum Verderben! Du haſt den Stachel in mir erweckt; ich war ſonſt ruhig und glücklich. Nicht genug, daß Du mich durch Dein Geld an ein lockeres Leben gewöhnt, mich in unzählige Abentheuer verwickelt,

auch die Liebe der Mutter, mein letztes Seelenglück, suchst Du mir zu rauben."

Die Vorwürfe des Jünglings schienen auf den Andern nicht den geringsten Eindruck zu machen. Er stand gelassen und ohne ein Wort zu erwiedern auf, stülpte den breitrandigen Sombrero auf das dunkle Haar und schickte sich an die Posada zu verlassen. Das hatte Rodrigo nicht erwartet, hastig sprang er auf und eilte dem Freunde nach.

3.

Cordova ist, wenn es gleich durch die furchtbaren Bürgerkriege viel an äußerm Glanze verloren, dennoch immer eine hübsche, freundliche Stadt. Besonders gegen das Thor bei Tucuman zu, wo die majestätische Cordillera de los Andes dem Beschauer entgegentritt, fühlt man die Wahrheit dieser Aussage.

Zu dem, obengenannten Thor zog zwei Tage nach dem vorhin beschriebenen Vorfalle zwischen unsern beiden Bekannten, ein Schwarm junger Männer hinaus. Das Wetter war herrlich, die Stimmung unserer estudiantillos sehr munter, die Luft erschallte von ihren Gesängen und ihren evivas. Dicht hinter ihnen ritten auf jungen wilden Pferden unsere beiden Freunde. Als man die Stadt hinter sich hatte, hielt die wilde Gesellschaft und Jago kam dadurch mit seinem Freunde mitten in den lärmenden Kreis.

„Cuerpo de Christo!" rief ein junger Naseweis, indem er auf die beiden Reiter zeigte, „trifft man Euch

zwei Erzphilister auch wieder einmal in honetter Gesellschaft. Atelante, Freunde, atelante, der alte Jago ist dabei, der reiche aber auch geizige Jago de Leon, der muß heute einmal die Zeche bezahlen."

Lachend und schreiend umringte die Gesellschaft die Beiden.

„Lieben Freunde," sagte Jago, indem er sich im Sattel höher setzte. „Laßt uns Beide ruhig unsere Straße ziehn, wir passen nicht unter die Fröhlichen. Das Herz unseres Freundes Rodrigo Medrano ist bekümmert und das meinige ist es auch . . ."

„Wen nannte da eben das gelbe Vulturgesicht?" fragte ein riesiger junger Mann, der gleich in der Nähe Rodrigo's stand. „Mit einem gewissen Medrano habe ich auch noch ein Nüßchen zu knacken. Herunter vom Gaul, wir wollen unsere Sache gleich hier ausmachen."

„Was giebt's?" fragte Rodrigo gleichgültig, „ich entsinne mich nicht, Dich beleidigt zu haben."

„Du hast ein schlechtes Gedächtniß, Freund," rief der Andere, „Dein Commilitone Jago hat Dir ja das Süppchen eingebrockt, hebe erzähle, Du eingetrockneter Geizhals."

„Laßt Euch warnen," sagte Jago mit Besorgniß im Tone, „schlagt Euch nicht, die Duelle sind auf's strengste verboten."

Ein allgemeines Gelächter war die Antwort, Rodrigo war bereits abgestiegen und schnallte den langen Stoßdegen, den der Spanier gewöhnlich bei sich trägt, vom Sattel ab.

Es ward schnell ein freies Plätzchen ausgesucht und die Gegner stellten sich einander gegenüber. Jago war sehr gelassen, obgleich der Herausforderer gegen seinen Freund ein Riese schien, allein was Rodrigo an Größe abging, das kam ihm an Gewandheit zu Gute. Das schien Jago recht wohl zu wissen. Während sich die Gegner einander gegenüberstellten, erzählte er den Umstehenden die Veranlassung zum Streite. Rodrigo hatte vor einiger Zeit Bekanntschaft mit einer hübschen Französin gemacht, obgleich er wußte, daß sein jetziger Gegner, der Cavalier derselben Dame war. Jago hatte dies ob nun absichtlich oder aus Unwissenheit verrathen und wüthende Eifersucht und Rachsucht bemächtigten sich des Andern. Heute mußten sich die beiden jungen Leute treffen. Während der kurzen Erzählung war der erste Gang zwischen den Duellanten gemacht. Er war für Beide glücklich abgelaufen, beim zweiten drängte sich jedoch Jago an des Freundes Seite und parirte geschickt die Stöße des Gegners. Rodrigo erhielt eine leichte Wunde am Arm und erst jetzt wurde der ältere besonnenere Freund ängstlich. Er suchte das Duell aufzuheben, allein die Gemüther waren erhitzt, er predigte tauben Ohren. Der dritte Gang begann, unser Bekannter wich geschickt aus, allein der Andere hatte augenscheinlich die Uebermacht an Stärke für sich. Kalter Schweiß rann von Jago's Stirn, vergebens suchte er den Freund durch Zurufungen zu ermuthigen, sichtlich begann dieser matter zu werden. Da zog Jago rasch sein Taschentuch heraus und gleichsam als wäre er

angefangen hatte, auf seinen Reisen den Geist zu beschäftigen und sein Gemüth mit Ernst und Theilnahme auf Etwas zu wenden, fühlte er sich in der Stimmung, worein er dadurch versetzt ward, so wohl, daß er alles, was ihn anzog, mit einer Wärme und Begeisterung auffaßte, alles, was seine Geistesthätigkeit weckte, mit einem Ernste aufnahm, wovon er vorher nie eine Ahnung gehabt hatte. Das bessere Selbst war erwacht, und als erst in Einer Gegend seiner Seele ein helleres, reineres Licht aufgegangen war, wurde bald seine ganze Seele erleuchtet und wohlthätig erwärmt. Er dachte in dieser Stimmung öfter an die Zeit seines Lebens, deren er sich selbst im Wirbel leichtsinniger Freuden gern erinnert, oft an das Mädchen, das unter allen Weibern, mit welchen er in Verbindung gekommen war, am meisten ihn angezogen hatte. Es waren freilich nur flüchtige Erinnerungen; nur etwa, wenn er einsam die Vergangenheit durchlief, eine Frage: Was mag aus ihr geworden seyn? Wo mag sie leben? Aber sein Herz pochte doch lauter bei der Erinnerung, und der innere Vorwurf, den er sich bei diesem Andenken machte, färbte seine Wangen.

Eines Tages, als er auf der Rückreise aus Italien, in der Schweiz, nicht weit mehr von seiner Nachtherberge, durch ein stilles Thal wanderte, sah er ein freundliches Häuschen am Fuße einer grünen Alpe. Alles umher athmete Frieden und Ruhe. Die schönen

verwundet werden, wand er es ſich um die rechte Hand und ließ die Zipfel weit herunterhängen. Mit verdoppeltem Eifer miſchte er ſich nun in das Gefecht und ſeine Abſicht gelang, der Gegner ward durch die flatternden Enden geblendet und ſeine Aufmerkſamkeit getheilt, dieſen Moment benutzte Rodrigo geſchickt und die Defenſive verwandelte ſich in die Offenſive. Das Duell war bald beendet, ein heftiger Stoß warf den rieſigen Studenten nieder. Seine Freunde ſprangen ihm bei, ein Mediciner ſondirte die Wunde.

„Bei der Santa Virgen von Guadalarara," rief dieſer beſtürzt, „hier iſt nicht mehr zu helfen. Medrano beſteige Dein Pferd und kehre nicht mehr nach Cordova zurück. Dieſer hier war der Neffe des Miniſters Rivadavia, Du biſt unrettbar verloren."

Rodrigo ſtand in gänzliche Apathie verſunken, allein Jago ergriff dieſen Rath mit deſto größerer Haſt. Ohne ein Wort zu ſprechen drängte er den Freund zu den Pferden, und nach wenigen Augenblicken ſprengten beide im raſchem Galopp nach dem Gebirge zu.

Eine halbe Stunde war man ſchweigend, jedoch ununterbrochen fortgeritten, da erwachte Rodrigo aus ſeinem Stumpfſinn. Er blickte befremdet auf, als er ſich in der unbekannten Gegend ſah, dann hielt er ſein Roß an.

„Wohin ſoll's," fragte er mit ungewöhnlicher Heftigkeit. „Was iſt geſchehen?"

Statt aller Antwort griff Jago in die Zügel des Pferdes ſeines Freundes und drückte dem ſeinigen die Sporen tief in die Weichen.

„Nicht von der Stelle," ſagte der junge Mann entſchloſſen, und riß den aufbrauſenden Hengſt zurück. „Was willſt Du mit mir beginnen, ich muß zurück nach Corbova, meine arme, meine ſterbende Mutter zu tröſten und zu beruhigen."

„Verdammte Empfindelei," brauſte der Aeltere heftig auf, „ſie zerſtört alle meine Pläne und vernichtet Dein Glück. Sei's, wir kehren zurück, aber ich waſche meine Hände in Unſchuld, wenn Dich der Alcalde ergreifen läßt."

In verdoppeltem Galopp ſprengten die beiden jungen Männer den ſteilen Bergpfad zurück, den ſie bereits betreten, und erſt vor den Thoren Corbovas hielt man an und ließ die Thiere verſchnaufen. Es wurde beſchloſſen, die Pferde in einer nahegelegenen Facienda (Meierei) zurückzulaſſen und zu Fuß in die Stadt zu gehn, um jedes Aufſehn zu vermeiden. Die beiden Freunde trennten ſich, nachdem Jago ſeinen Rodrigo nochmals beſchworen, ſich nicht länger als zwei Stunden bei ſeiner Mutter und in Corbova aufzuhalten.

Jedes ging ſeines Weges, der Jüngere zu ſeiner Mutter, der andere in ſeine Wohnung in der Calle Pereira.

4.

Jago's Schritt war diesmal eilfertiger, ſein Weſen ungeſtümer, als man es von ſeiner eiſigen Ruhe gewohnt war. Mit Haſt riß er in die Klingel des alten Hauſes, das er bisher bewohnt und ſtürmte die Treppe

hinan. „Trefft schnell Anstalten, meine Habseligkeiten einzupacken, ich muß unverzüglich verreisen!“ rief er der alten Magd zu, die ihn bediente. Während man sich beeilte, seinen Befehlen nachzukommen, schritt er in großer Aufregung im Zimmer auf und ab, einzelne Worte, halb unterdrückte Ausrufungen drangen als Zeugen einer innern Gemüthsbewegung über seine Lippen. Plötzlich öffnete sich die Thür, eine große Männergestalt, in einen dunkeln Mantel gehüllt, den breiträndrigen Sombrero in's Gesicht gedrückt, trat ein. Jago schrak unwillkührlich zusammen, er schien den Fremden zu kennen, trotz der verhüllenden Tracht, mit einem Wink der Hand hieß er seine Bedienung hinausgehn und näherte sich dann mit entblößtem Haupt und ehrerbietiger Haltung dem Gast. Dieser warf Mantel und Hut ab und nahm mit einem gewissen Stolz, gleich dem Vorgesetzten zum Untergebenen, Platz.

„Ew. Excellenz sehn mich erstaunt . . .,“ nahm Jago nach einer Pause das Wort. Der Andere unterbrach ihn sogleich.

„Ich glaub's,“ rief er höhnisch. „Der Herr Secretair können sich im Auslande wohl pflegen, und es mag ihm unangenehm sein, so unerwartet aus der trägen Ruhe geschreckt zu werden.“

„Herr Consul,“ erwiederte unser Bekannter nicht ohne einigen Stolz. „Keine Beleidigungen, bevor Sie mich nicht gehört, die Aufgabe, die mir unser erlauchter Herr stellte, war keine geringe, erst jetzt nach zwei Jahren konnte ich sie lösen.“

„Also doch noch gelöst?" rief der Fremde überrascht, indem er sich vom Sessel erhob. „Wie und auf welche Weise ist es Ihnen gelungen, reden Sie, reden Sie; Se. Excellenz wird Alles auf das genaueste wissen wollen."

„Ich werde mich bemühn, Ihnen so schnell als möglich den Stand der Verhältnisse mitzutheilen," antwortete Jago, „allein etwas Ausführliches erfahren Sie erst nach meiner Ankunft in Assumcion. Die Stunden, die wir noch hier verweilen werden, sind gemessen. Dieser fragliche junge Mann ist unter dem Namen Rodrigo Medrano in Cordova bekannt, er studirt auf hiesiger Universität Jura. Sein Character ist feurig und unternehmend, er ist ein wilder Geselle, jedoch ohne auszuarten. Es wurde mir nicht schwer, ihn in allerlei Abentheuer zu verwickeln, um ihm den Aufenthalt in Cordova zu verleiden, allein ich hatte nicht bedacht, daß ein Magnet hier sei, der ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zurückhielt . . ."

„Aha, ich verstehe," lächelte der Gast sarkastisch, „die Liebe, o die böse Liebe."

„Ew. Excellenz irren," wandte Jago verneinend ein. „Davor habe ich meinen Schutzbefohlnen bewahrt, ich wußte nur zu gut, daß ein solches Verhältniß meine Pläne sehr störend durchkreuzen würde. Nein diese Liebe ist anderer Art, es ist eine kindliche, seine Mutter ist der Magnet, der ihn zurückhält."

„Seine Mutter," unterbrach ihn höchst bestürzt der Consul, „sie lebt noch? nie hat mir Se. Excellenz etwas

davon gemeldet. Ah, jetzt begreife ich wohl die Schwierigkeiten, die sich Ihnen entgegengestellt haben mögen. Die Mutter konnten Sie ja doch unmöglich mitbringen."

„Dennoch wäre es in der letzten Zeit beinahe geschehen, wenn die Matrone nicht erkrankt wäre, ich habe dies auch unserm gebietenden Herrn gemeldet," sagte unser Bekannter.

„Sie, gemeldet!?" fragte mehr erzürnt als verwundert der Andere. „Seit acht Monaten sind wir ohne jede Nachricht von Ihnen und ich bin hauptsächlich hierher gekommen, um zu untersuchen, ob Sie noch in Cordova wären."

„Ah nun begreife ich auch den Aufruf zur Rückkehr, den der „Sol" dem Paraguay'schen Official nachdruckte," rief Jago in größter Bestürzung. „Unschuldigerweise habe ich mir den Zorn und das Mißtrauen Sr. Excellenz zugezogen."

„Sie sind gerechtfertigt, Avila," beruhigte ihn der Consul, „lassen Sie mich dafür sorgen, aber weiter in Ihren Mittheilungen."

„Seine Mutter war also das Haupthinderniß, das mir im Wege lag," fuhr dieser fort. „Lange Zeit verging, alle Versuche scheiterten, da erkrankte Gennera und der Arzt gab so ziemlich die Hoffnung auf. Meine Pläne erhielten aber dadurch neues Leben, ich malte dem jungen Mann die Zukunft so reizend als möglich und gewann ihn schon halb; ein Duell, in das ich ihn verwickelte, machte ihn ganz mein eigen und nur noch wenige Stunden darf sein Aufenthalt in Cordova dauern."

„Laſſen Sie ſich umarmen!“ rief der Fremde entzückt. „Fürwahr, Avila, Ihre Beharrlichkeit iſt nicht weniger als Ihr Scharfſinn zu bewundern. Doch noch in aller Kürze zu etwas Anderm. Haben Sie nie den Grund zu erforſchen geſucht, weßhalb Se. Excellenz ein ſo ungemeines Intereſſe an jenem Medrano nimmt?“

„Schweigen wir davon, Herr Conſul,“ unterbrach ihn raſch unſer Bekannter, „ich betrachte die Sache als eine rein diplomatiſche, und bei ſolchen Dingen wiſſen Sie, muß der Handelnde blos Maſchine ſein. Ein neugieriger Blick in den Gang des Räderwerks und der ungeſchickte Ouvrier fliegt zerſchmettert in die Luft.“

Der Conſul wollte ſprechen, allein er beſann ſich eines Andern. „Sie ſind um Ihre Ruhe zu beneiden,“ ſagte er endlich nach ziemlich langer Pauſe, „allein deſto beſſer für Sie. In Aſſumcion ſehen wir uns wieder.“ Er ſchritt eilig zum Zimmer hinaus.

Unſer Rodrigo war geraden Wegs, ſo eilig ihn nur ſeine Füße zu tragen vermochten, in das kleine Häuschen auf der calla della santa virgen geeilt. Es fiel ihm auf, daß er bereits zweimal die Glocke ziehn mußte, ehe die Thüre geöffnet wurde. Die alte Wärterin ſeiner Mutter trat ihm endlich mit verweinten Augen entgegen.

„Wie gut, daß Sie kommen,“ ſprach ſie leiſe, „Sennora hat ohne Unterlaß nach Ihnen gefragt. O warum bleiben Sie ſo lange.“

Der Jüngling erſchrak auf's heftigſte. „Bei der Santa Birgen von Guadalazara, Frau, ſagt mir die Wahrheit, wie ſteht's um meine Mutter," ſagte er mit gedämpfter Stimme.

„Beruhigt Euch, Sennor," erwiederte die Alte. „Noch iſt das Schlimmſte nicht geſchehen, aber ich beſchwöre Euch, regt die Mutter nicht zu ſehr auf, ihr Zuſtand iſt zu gefahrbringend."

Rodrigo hörte bereits die letzten Worte nicht mehr, heftig ſtürmte er die Treppe hinan und trat vorſichtig und behutſam in das Krankenzimmer.

Die Leidende lag auf einem Divan in Decken verhüllt. Bei dem Eintritt des Sohns erhob ſie ſich mühſam und ein mildes Lächeln verklärte ihre ſanften Züge. Es lag ein unnennbarer Schmerz in dem bleichen Geſicht, das trotz Alter und Krankheit noch immer die Spuren einer großen Schönheit trug.

„Mutter, meine theure Mutter," rief Rodrigo faſt übermannt von Rührung, indem er vor dem Krankenlager niederſank. „Du haſt auf mich gewartet, o hätte ich ahnen können, daß Du litteſt, der Flug des Vogels wäre mir noch zu langſam geweſen."

„Mein guter Rodrigo," ſagte die Kranke mit ſchwacher Stimme, „wie wohl thut mir Deine Zärtlichkeit, und wie doppelt ſchmerzlich wird mir die Trennung von Dir werden. O, bleibe gut, mein theurer Sohn, bleibe gut und tilge die Schuld, die der Name Medrano auf ſich geladen. Beſchäme Deine geheimen Widerſacher und Feinde und werde dereinſt ein nützliches Mitglied des Staats."

„Ich verstehe Dich nicht, Mutter," erwiederte der Jüngling unbefangen. „Welche Schuld lastet auf der Familie Medrano, und wer und wo sind meine geheimen Widersacher?"

Die Matrone schien tief ergriffen, die mühsam zusammengerafften Kräfte verließen sie, bewußtlos sank sie in die Kissen zurück. Rodrigo sprang entsetzt auf, doch die Kranke winkte beruhigend mit der Hand und erhob sich wieder.

„Wirst Du der Mutter verzeihen, mein Rodrigo," sprach die Mutter leise, „wirst Du ihr verzeihen können, wenn sie ein Verbrechen an Dir begangen, ein Verbrechen, das als ein ewiger Vorwurf auf meiner Seele lastete. O mein Sohn, ich bin ein schuldbeladenes Weib, das sich fürchtet, vor den Thron des Ewigen zu treten, und vor der Verantwortung zittert!"

„Du eine Schuldbeladene, Mutter, Du die reiner als das Licht der Sonne!" rief Rodrigo erstaunt. „Du betrügst Dich selbst, Du kannst ja keine Verbrecherin sein."

„Höre mich an, mein Sohn," nahm die Kranke das Wort, „und urtheile über die Größe meiner Schuld. Was Du bisher über Deine Geburt und Herkunft weißt, es ist Unwahrheit, unglückliches Kind! Dein Vater hat Dich nie gesehn, er hat mich, wie Dich in höchster Noth treulos verlassen. Es sind in wenig Monaten vier und zwanzig Jahr, daß Du das Licht der Welt erblickt. Ein Jahr vorher lernte mich Dein Vater kennen. Ich lebte damals mit meinen Eltern in dem nur

wenige Miglien von hier gelegenen Städtchen Tormenta. An dem Feste der Santa virgen von Cordova kamen eine Menge junge Männer von der Universität zu uns. Dein Vater war unter ihnen. Er zählte damals acht und zwanzig Jahre und hatte bereits seine Studien vollendet. Der gute Ruf, den er als Avocato genoß, sein Ernst, und dennoch sein einschmeichelndes, freundliches Wesen, nahmen mich bald für ihn ein. Er erhielt Erlaubniß, das väterliche Haus besuchen zu dürfen, und ich Unglückliche bemerkte nur zu bald, daß ich ihm nicht gleichgültig war . . ."

Ein furchtbarer Husten stellte sich nach dieser Rede bei der Kranken ein, es verging eine geraume Weile, ehe sie sich wieder erholen konnte. Rodrigo wollte bestürzt zum Arzt eilen, allein die Mutter gab ihm durch Zeichen zu verstehen, sie wünsche allein zu sein. Eine namenlose Angst ergriff den Jüngling; so nahe dem Augenblicke, wo ein Geheimniß gelöst werden sollte, das bisher undurchdringliche Schleier verhüllt hatten und der unerbittliche Tod sollte diese Enthüllung verhindern? Doch es war anders in dem Buche des Schicksals geschrieben, die Kranke erholte sich nach wenigen Minuten.

„Ich sah den Unseligen," fuhr sie fort, und eine flüchtige Röthe färbte ihre abgehärmten Wangen, „und bald hatte er mir seine Liebe gestanden, er heuchelte den Ältern Gefühle, die ihm vielleicht nie eigen waren, er versprach mir seine Hand, und in einer schwachen Stunde, wo ich nicht Herr meiner selbst war, fiel ich dem schlauen Verführer als Opfer anheim."

Sie ſchöpfte tief Athem, Rodrigo ſtand vernichtet; Jago hatte nur zu wahr geſprochen, er war ein Baſtard. Ha, dieſes Wort ſchlug gleich einem Blitzſtrahl in ſein junges Leben, er ſank in ſeine Kniee vor dem Krankenbett der Mutter.

„Mutter," ſagte er mit heiſerer Stimme, und ergriff ihre eiskalte Hand, „ich zürne Dir nicht, aber nenne mir den Namen jenes Elenden, der Deine Tage vergiftet, der mich zum Fluch erzeugte, nenne mir ihn und ich räche Dich und mich, ſei er auch der Mächtigſte der Erde."

„Schweig, mein Sohn, und vergiß Dich nicht in Deinem Schmerz," warnte die Mutter, immer ſchwächer werdend, „glaubſt Du ich habe Dich zu meinem Rächer erzogen? Glaubſt Du ich habe deshalb mein Geheimniß vier und zwanzig lange Jahre in meinem Innern verſchloſſen, um Dich auf dem Todesbette zur Rache aufzuſtacheln, nein, mein Sohn, das Geheimniß gehe mit mir zu Grabe."

„Mutter, Mutter!" rief der Jüngling in höchſter Seelenangſt und ſchien jeden Athemzug der Sterbenden aufhalten zu wollen, „verlaß mich nicht in meinem grenzenloſen Elend. O nur noch ein Wort! Lebt mein Vater noch und wo treffe ich ihn?"

„Er iſt todt für Dich, mein Sohn, er würde Dich nie anerkennen," ſtöhnte die Matrone bereits mit dem Tode ringend. Rodrigo ſchien den Gefahr drohenden Zuſtand nicht zu bemerken, ſeine Angſt wuchs mit jedem Moment; die Mutter ſchien ihn bereits nicht mehr

Kühe auf der Alpe zogen mit Schellengeläute zu dem wartenden Sennen vor der Hütte, um der Bürde ihrer vollen Euter los zu werden; ein heller Bach, der seitwärts vom Abhange rann, stürzte nicht brausend über sein felsiges Bett, sondern wand sich murmelnd zwischen den Spalten der Felsen hindurch, um noch leiser über die beblümte Wiese zu schleichen, die unten sich ausbreitete, und um dem lieblichen Idyllenstücke den schönsten Reiz zu geben, saß unter dem breit gewölbten Weinlaubdache vor dem Hause ein junges Weib mit einem Säuglinge auf dem Schooße. Rudolph stand einige Augenblicke in der Entfernung, entzückt das schöne Gemählde betrachtend, ehe er sich der jungen Frau näherte, um eine Schale Milch zu begehren. In diesem Augenblicke trat ein rüstiger freundlicher Mann zu ihr, der das Gesuch des Fremdlings hörte. Gib mir den Jungen, liebe Marie, sprach er, und laß den Herrn nicht warten.

Marie! Welchen Eindruck machte der Nahme unter diesen Umgebungen auf Rudolphs Herz! Er sah überrascht der jungen Frau genauer in's Gesicht, das ein Strohhütchen mit einem flatternden grünen Bande beschattete. Ein holdes Gesicht, aber freilich nicht die Züge der Marie, deren Bild jetzt lebendiger, als je, vor seine Seele trat. Die junge Frau kam schnell zurück, und reichte ihm freundlich die Schale mit fetter Milch. Ich danke Euch, liebe Marie! sprach er, und

ſehen zu können, denn ihre Hände forſchten unſicher auf der Decke umher, plötzlich richtete ſie ſich wie von einer innern Gewalt getrieben auf. „Gehe nach Paraguay," rief ſie mit lauter Stimme und zeigte mit der Rechten wie drohend nach Norden, dann ſank ſie kraftlos in die Kiſſen zurück, ſie war verſchieden.

Laut aufſchreiend warf ſich der Jüngling über ſie hin, doch hatte ſein Schmerz keine Thränen, keine Worte; in einer Ohnmacht ähnlichen Lethargie lag er ſo eine Viertelſtunde; da öffnete ſich leiſe und vorſichtig die Thüre, die Wärterin trat herein. „Man ſucht Euch, Sennor," ſagte ſie, „ein Detachement Dragoner bog eben um die Ecke, als ich zu Euch eintrat."

Allein Rodrigo hörte nicht, ganz Cordova hätte in dieſem Augenblick von einem Erdbeben zertrümmert werden können, er würde nicht gehört haben. Da tönten auf dem Vorſaale die Carabinerkolben der Dragoner und weit wurde die Thüre aufgeriſſen. Ein Alcalde, gefolgt von dem Sergeanten und zwei Dragonern trat in das Zimmer.

Durch das Geräuſch ward Rodrigo aus ſeiner Betäubung geweckt, er ſah mit ſtieren Blicken die Eintretenden an, allein man ließ ihm keine Zeit ſich zu ſammeln. Der Alcalde trat raſch ein paar Schritte vor und zog ein Papier aus ſeiner Bruſttaſche.

„Ihr ſeid Don Rodrigo Medrano," ſagte er ſtreng, unſern Bekannten fixirend, „im Namen des Cabildo von Cordova und Sr. Excellenz des Miniſters verhafte ich Euch als Mörder des Sennor Caſparo Rivadavia. Ihr habt mir unverzüglich zu folgen."

Bei dem Worte „Mörder" erst erwachte der Ingrimm des Jünglings. „Mörder!" rief er empört. „Herr Alcalde, kleidet Eure Ausdrücke besser ein; in ehrlichem Zweikampf habe ich meinen Gegner, einen elenden Raufbold, niedergestreckt, ich habe mich meiner Haut gewehrt, das ist Alles. Habt Acht, Ihr Herren, ich besitze wenig Lust mich fangen zu lassen."

Und blitzschnell hatte der junge Mann das Rapier von der Wand gerissen und drängte, ein Rad schlagend, auf die Thüre zu. Aengstlich wich der Alcalde bei Seite, allein die Dragoner legten rasch an und zugleich schlug ein Kolbenschlag dem Tollkühnen die Mordwaffe aus der Hand. Wie der Blitz waren die Soldaten über ihn her und banden den Sträubenden. Eben wollte man ihn fortführen, als die Scene sich zu Gunsten Rodrigo's verwandelte. Eilig kamen zwei Männer die Treppe heran, noch auf den Stufen rief der Eine, an dessen Stimme wir Jago erkennen. „Haltet ein, meine Herren, der Verhaftsbefehl ist zurückgenommen, der Inculpat steht unter dem besondern Schutze des Dictators von Paraguay, hier die Ordre." Der Alcalde warf einen flüchtigen Blick auf das Papier und winkte dann den Dragonern den Jüngling zu entfesseln. Während dieses geschah, hatte Jago seine Blicke spähend in dem Zimmer umhergesendet, er übersah bald was vorgefallen. Kaum waren die Soldaten hinaus, als er bestürzt ausrief: „Wär's möglich, hat der Tod sich hier so eilig eingefunden! Sennor," wandte er sich zu seinem Begleiter, in dem wir jenen Fremden wiederfinden, der

bei Jago vor wenigen Stunden gewesen, „überzeugen Sie sich selbst.“ Dieser stand einen Augenblick erschüttert, dann entfernte er sich schweigend. Rodrigo aber, sich selbst überlassen, ward von Neuem vom Schmerz übermannt, er sank erschöpft an der Leiche nieder. Jago schien wenig Lust zu haben, sein Erwachen abzuwarten. Hastig eilte er die Treppen hinab und kehrte schon nach wenigen Augenblicken mit ein paar muskulösen Guaraniindianern zurück, die ohne ein Wort zu sagen den Ohnmächtigen in eine vor der Hausthür stehende Sänfte schafften, die dann schnell nach der Wohnung Jago's getragen wurde. Schon eine halbe Stunde nachher fuhr ein eleganter Reisewagen, mit vier muntern Maulthieren bespannt, zu dem Thore de Consolation hinaus.

Assumcion.

1.

Motto:
„Dieser nennt ihn bös und schlecht,
Jener spricht: In manchen Zeiten
Ist die Strenge nur gerecht,
Fürstenthum ist schwer zu deuten.“
Pedro des Grausamen Tod.

An einem heitern Morgen fuhr eines jener Fahrzeuge, dessen sich die Regierung gewöhnlich zu ihren Aufträgen bedient, den majestätischen Rio Paraguay stromauf. Eine muntere Reisegesellschaft hatte sich auf

dem Verdeck gesammelt, das durch ein großes Zeltdach gegen die glühenden Sonnenstrahlen geschützt wurde. Es war gerade zur schönsten Jahreszeit. Das Pflanzenreich stand in seiner vollen Blüthe und flößte dem fremden Beschauer gerechtes Erstaunen ein. Auf dem linken Ufer dehnte sich in einiger Entfernung die Wildniß von Groß-Chaco mit ihren undurchdringlichen Urwäldern und Steppen aus; das rechte dagegen bot einen erfreulichern Anblick dar. Reizende Estancias (Meiereien) wechselten mit sorgsam gepflegten Matéwäldchen und Niederlassungen der Indianer ab. Es war ein herrlicher Anblick, aber nicht Alle, die sich auf dem Schiffe befanden, theilten das Entzücken. Man eilte einem Lande entgegen, in dem ein Mann herrschte, dessen Wille eisern, dessen Despotie unerträglich war. Dieser Mann war der Doctor Francia, lebenslänglicher Dictator von Paraguay. Es mochte wohl mancher der Reisenden daran denken, wie übel jener Tyrann die Fremden zu behandeln pflegte, wie mißtrauisch jeder Einwandernde aufgenommen wurde. Man sollte bald die erste Probe dieser Tyrannei wahrnehmen. Eben bog man um eine jener fruchtbaren Inseln, die mitten in dem Strome lagen, als ein stark bemanntes Kanonenboot auf das Fahrzeug zueilte und demselben anzulegen befahl.

Ein junger Mann, der bisher schweigend an dem großen Maste gestanden hatte, trat jetzt an die Ballustrade und sah kopfschüttelnd dem Manöver zu, dann wandte er sich zu einem andern jungen Mann, der ihm neugierig gefolgt war:

„Wahrscheinlich ein neues Gesetz," sagte er unruhig, „es wäre mir höchst fatal, wenn wir schon vor Assumcion in's Verhör kämen."

„Hoffentlich wird man nicht allzustreng mit uns verfahren," bemerkte der Andere spöttisch, „besonders gegen Dich und mich, die wir uns doch unter den Schutz seiner Excellenz des Dictators begeben haben."

„Sennor's!" schallte in diesem Augenblick die Stimme des Schiffsherrn vom Backbord her. „Haltet Eure Papiere in Bereitschaft, man wird sie der ersten Durchsicht unterwerfen."

„Also doch!" rief bestürzt der Erste von den jungen Männern und eilte schnell in die Kajüte. Es war unser Freund Jago und der andere, der ihm nachfolgte, Rodrigo.

Eben bestiegen drei Paraguay'sche Gensd'armen mit einem Alcalde das Verdeck. Der Kapitain eilte ihnen unterwürfig entgegen und las mit entblößtem Haupte seinen Passagieren das Decret der Regierung von Paraguay vor, in welchem jedem Fremden, der die Grenzen des Staates zu überschreiten im Begriff stand, bedeutet ward: Zweck und Veranlassung seiner Reise darzulegen. Die Gesichter mancher Passagiere zogen sich bei Anhörung dieser strengen Verordnung in die Länge. Die meisten waren nicht darauf gefaßt, man hatte wohl geglaubt, auf dem Festlande der Visitation der Pässe unterworfen zu werden, allein noch unmittelbar auf dem Wasser, daran hatte keiner gedacht. Die Reisenden stellten sich längs der Balustrade auf, um

nach der Liste, die der Schiffsherr dem Alcalde übergeben, verlesen zu werden.

„Eine ziemlich entehrende Behandlung," murmelte ein schöner großer Mann mit einem mächtigen Backenbart, in der Obrists-Uniform der Buenos-Ayrischen Grenadiere. „Gleich einem Trupp Verbrecher stehn wir hier in Reih und Glied, um zu vernehmen was über uns verhängt wird."

„Um der Jungfrau willen, unterdrücken Sie Ihren Aerger," lispelte ängstlich ein Anderer, dem Anscheine nach ein Kaufmann. „Ich bin aus Tevego und kenne die Strenge unseres Gebieters, diese Worte allein wären schon im Stande, Sie des Hochverraths anklagen zu können."

Die Namen der Beiden wurden eben gerufen und deßhalb endigte das Gespräch. Der Militair mit dem Backenbart hieß Valta-Vargas und kam aus Buenos-Ayres, wo er im Dienst der Republik gestanden; der Andere nannte sich Don Garcia Montecavallo und besaß eine Baumwollenfabrik in Tevego. Mit ihm machte der Alcalde wenig Umstände, er warf nur einen flüchtigen Blick auf seinen Paß und nickte dann zufriedengestellt mit dem Kopfe, der Kaufmann entfernte sich.

„Sie heißen Valta-Vargas," wandte er sich dann geringschätzig zu dem Genannten, „weshalb verließen Sie Buenos-Ayres?"

„Weil es mir nicht mehr im Dienst der Republik gefiel," erwiederte trocken der Gefragte.

„Und was wünschen Sie hier?" fuhr der Erste wie oben fort.

Der Obriſt ſchwieg und maß verächtlich den Beamten vom Kopf bis zum Fuß.

„Warum antworten Sie nicht!“ fuhr dieſer gereizt fort, denn ihm entging der Hohn des Andern nicht. „Cuerpo de Chriſto, wiſſen Sie, wen ich hier repräſentire?“

„O recht wohl, Sennor,“ unterbrach ihn Valta-Vargas, „aber Se. Excellenz trugen Ihnen nicht auf, in einem ſolchen Ton zu Fremden zu ſprechen.“

Der Alcalde biß ſich auf die Lippen, der Obriſt hatte Recht. „Zur Sache!“ nahm er gemäßigter das Wort. „Suchen Sie in unſerer Armee Dienſte?“

„Ja.“

„Iſt ſonſt noch ein Bewegungsgrund vorhanden, weßhalb Sie ſich in Paraguay niederlaſſen?“

„Schlichtung einer Erbſchaft und andere Familienangelegenheiten.“

„Bei wem gedenken Sie ſich aufzuhalten?“

Der Obriſt beſann ſich einen Augenblick, dann ſagte er feſt: „Bei Don Fulgencio Yegros!“

„Was!“ rief beſtürzt der Alcalde, „bei dem?“

Er wandte ſich raſch zu einem ſeiner Begleiter und flüſterte ihm etwas in's Ohr, dieſer entfernte ſich eiligſt. Der Beamte wandte ſich, einen höhniſchen Blick auf den Obriſt werfend, zu einem andern Paſſagier. Der Kaufmann aus Tevego ſchaute ängſtlich zu dem kühnen Soldaten hinüber, dieſer blieb gelaſſen und ging langſam nach dem Steuerbord zu.

„Sennor Jago de Leon aus Cordova,“ las der

Alcalde; „Herr Kapitain, wo iſt dieſer Paſſagier?“ Eben trat unſer Bekannter nebſt Rodrigo wieder auf's Verdeck. Er hatte einige Scripturen in der Hand und eilte damit auf den Beamten zu. „Das iſt aber kein eigentlicher Paß, lieber Freund!“ bemerkte gutmüthig, nachdem er geleſen, der Alcalde. „Ihr bringt mir da ein ſchriftliches Zeugniß, daß Ihr Euch bisher in Cordova aufgehalten. Was geht das aber unſere Regierung an. Es iſt Geſetz, daß wenn Ihr nicht wenigſtens von einem unſerer Agenten ein Teſtimonium mitbringt, Ihr doch von Eurer eignen Regierung einen Paß mit Euch führen müßt! . . .“

„Wendet gefälligſt das Blatt um,“ unterbrach ihn höhniſch Jago. „Ich denke die Unterſchrift des Conſuls Don Fulgencio Negros wird Euch genügen.“ Balta-Vargas horchte hoch auf und trat näher.

„Von Don Fulgencio, ei ei, Sennor,“ ſagte der Regierungsbeamte, „hat Euch der Herr Conſul nicht mitgetheilt, daß er gar nicht vermögend iſt, dergleichen Päſſe auszuſtellen. Es thut mir leid, daß ich Euch unter ſolchen Umſtänden die Weiterreiſe verſagen muß.“

In Jago hatte es lange getobt, dieſer letzte Ausſpruch ſetzte der Sache die Krone auf. Heftig, jedoch ohne ein Wort zu ſprechen, fuhr er auf den armen Alcalde los und zog ihn ziemlich unſanft auf die Seite. Einige Minuten haranguirte er ihn und mit jedem Worte wurde des Beamten Miene ängſtlicher und demüthiger. Endlich hatte das Geſpräch ein Ende, unſer Bekannter wandte ſich ſtolz um, ſichtlich betreten

ſetzte der Andere ſein Examen bei den andern Paſſagieren fort.

Bei unſerm Rodrigo hielt er ſich nur ſo lange auf, als die flüchtige Durchleſung des Paſſes Zeit erforderte. Deſto ſtrenger verfuhr er jedoch mit allen übrigen der Schiffsgeſellſchaft. Selbſt die Matroſen wurden genau verhört. So war der größere Theil des Vormittags verſtrichen. Endlich war der Alcalde mit ſeiner Muſterung fertig, ſchon gab der Schiffsherr das Signal den Anker empor zu winden, als der Alcalde plötzlich hervortrat und erklärte, erſt jetzt beginne ſein eigentliches Amt; Alle ſahen ſich einander verwundert an. Der Beamte jedoch trat in die Mitte des Verdecks und las mit lauter Stimme.

„Im Namen Sr. Excellenz, des immerwährenden Dictators, erkläre ich, der Alcalde Joſe Chiclano, nachfolgenden Sennores, daß ſie aus Mangel an hinreichender Legitimation nicht in die Staaten von Paraguay eingelaſſen werden können, als: Sennor Valta-Vargas, Obriſt in Dienſten der Republik Buenos-Ayres; dem Engländer William Hughes aus Mancheſter; dem Sennor Faber aus Hamburg in Deutſchland und dem Nordamerikaner Davis Evans aus Philadelphia. Die nicht genannten können ihre Reiſe fortſetzen, jene jedoch werden ſich ſo lange auf dieſer Inſel gedulden, bis hinreichende Bürgſchaft für ſie geleiſtet worden iſt.“

Ein allgemeiner Ausruf des Entſetzens ließ ſich nach dieſem unerwarteten Befehl vernehmen. Der Engländer rannte wie beſeſſen auf dem Verdeck herum. „Das

können nicht sein, das ist wider die Gesetze!" rief er in einem fort in seinem schlechten Spanisch und ein Gottdam nach dem Andern rollte über seine Lippen. Valta-Vargas ballte sprachlos vor innerm Grimm die Hände. Der Deutsche sah mit gottergebener Miene gen Himmel und der Nordamerikaner rief ohne Unterlaß: „Ich protestire, ich protestire, ich werde klagbar, das ist unerhört!" Dem Alcalde schienen die Exclamationen endlich langweilig zu werden und er winkte in das Boot hinab. Sogleich erschienen sechs Soldaten und nahmen die Widerspenstigen trotz aller Protestationen in Empfang. Nach einer halben Stunde schon hatte unser Fahrzeug wieder die Mitte des Stromes erreicht und verfolgte mit geschwellten Segeln seinen Weg.

2.

Einförmig und langweilig ward von jetzt an die Fahrt. Die Reisenden begannen mißtrauisch gegen einander zu werden, jeder brütete dumpf vor sich hin, besonders zurückhaltend wurde man gegen Jago und seinen jungen Begleiter. Es war allen ein Räthsel, warum man nur gegen jene Beiden so wenig streng beim Verhör gewesen war, und vielleicht nicht mit Unrecht vermutheten die meisten der Passagiere, daß es wohl Spione der Regierung von Paraguay sein dürften.

Rodrigo hatte sich bisher, ohne zu fragen, von dem Freunde leiten lassen, er hatte nicht nachgeforscht, woher Jago einen so mächtigen Einfluß besaß, allein der letzte

ſagte die letzten Worte mit ſo innigem Ausdrucke, wie er ſie kaum jemal geſprochen. Als ſie das Kind wieder genommen hatte, betrachtete er ſie gerührt, und immer ſchob ihm ſeine Einbildungskraft Mariens Bild unter, Marien in dieſer Stellung, an ſeiner Seite, mit — ſeinem Kinde auf ihrem Schooße. Ach, es hätte ſo ſeyn können! ſprach er bewegt zu ſich ſelbſt, und ſeufzte.

Zum erſten Male ſehnte er ſich nach häuslichen Freuden, zum erſten Male dünkte ihm dasjenige, was er ſonſt ſo oft verſpottet hatte, doch das ſchönſte Glück von allem Glücke der Erde. Gedankenvoll wanderte er voran im milden Scheine der Abendſonne, als er von dem frohen Paare Abſchied genommen hatte, und in ſeiner Brieftaſche ſuchend, fand er plötzlich die längſt vergeſſenen ſtrengen Briefe der Frau von Golding. Er las ſie mit glühenden Wangen. Ja, edle Frau, ſprach er nach einer Pauſe zu ſich ſelber, ich will's wieder gut machen. Du ſollſt mich wieder achten lernen! Von nun an ſchien er ungeduldiger nach ſeiner Heimath zurück zu eilen. Allmählig befeſtigte ſich in ſeiner Seele der Entſchluß, gleich bei ſeiner Rückkehr Erkundigung nach Marien einzuziehn, und ſein Herz ſchlug laut bei dem Gedanken, daß ſie vielleicht ihm verzeihen, daß er, verſöhnt, ewig mit ihr verbunden werden könnte.

Als er ſich der Gränze ſeines Vaterlandes näherte,

Vorfall war zu merkwürdig gewesen, als daß er ihn hätte unberührt vorübergehen lassen sollen.

„Du scheinst ziemlich vertraut mit den Verhältnissen der Regierung zu sein," wandte er sich an den Freund. „Ich war bisher zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um darüber nachzudenken, wo Du eine solche Macht erlangt habest. Wie war es Dir möglich mich durch ein paar Worte und die bloße Vorzeigung eines Papiers in Cordova vor der Ahndung der Gerichte zu retten; wie war es Dir möglich, dem strengen Verhör des Alcalde zu entgehen und den Mangel eines hinreichenden Passes zu entschuldigen. Ich gestehe, daß Du mir in mancher Hinsicht von jeher räthselhaft vorgekommen bist."

Jago verbarg unter einem gezwungenen Lächeln seine Verlegenheit. „Jetzt mein Freund," nahm er mit einer gewissen Feierlichkeit das Wort, „wo ich Dich dahin gebracht, jenes unheilbringende Cordova zu verlassen, kann ich Dir manches aufklären, was Dir bis jetzt unbekannt war. Zuvörderst sage ich Dir, daß ich nicht Jago de Leon heiße, sondern den Namen Avila führe; nicht aus Matto-Grosso in Brasilien, sondern aus Assumcion gebürtig bin. Durch einige unüberlegte Redensarten gegen die dortige Regierung zog ich mir eine Verbannung zu, welche ich in Cordova abgewartet habe. Es wird Dich nunmehr nicht mehr Wunder nehmen, woher ich meine Kenntnisse in den Angelegenheiten des Paraguayschen Staates besitze. Zu der Zeit, als Dir in Cordova das Unglück mit jenem Raufbold zustieß, hielt sich der ehemalige Consul Don Fulgencio Negros

aus Assumcion dort auf. Durch seine Vermittlung gelang es mir, Dich den Klauen der Gerichte zu entreißen und der Vorfall mit jenem Esel von Alcalde auf dem Schiffe wird Dir jetzt auch kein so großes Räthsel mehr sein."

Rodrigo war sprachlos vor Erstaunen. „Und Du hast Dich für meinen Freund ausgegeben," sagte er nicht ohne einigen Vorwurf im Tone, „und so wenig Zutrauen zu mir? . . ." Jago unterbrach ihn sogleich: „Ich liebe nicht lange Entschuldigungen unter Freunden," sagte er, „ehre meine Gründe, Du kannst mir aufs Wort trauen, sie sind triftig genug, daß sie ein so großes Geheimhalten erfordern. Es wird Dir manches bei Deiner Anwesenheit in Assumcion enthüllt werden, worüber jetzt noch ein undurchdringlicher Schleier gedeckt ist."

„Ich überlasse mich ganz Deiner Leitung," sprach Rodrigo, „seit ich meine Heimath verlassen mußte, und mir daheim niemand Verwandtes mehr lebt, ist es mir gleich, ob ich unter den Botocuden oder den Paraguay's lebe."

„Du sollst mit mir zufrieden sein," bemerkte Jago. „Laß es einzig und allein meine Sorge sein, welche Stellung ich Dir zu gewinnen suchen werde. Zuvörderst lege Deinen Reden ein wenig die Zügel an. In diesem Lande wird stark auf die Meinung des Einzelnen geachtet und unberufene Tadler und Klügler unschädlich zu machen gesucht, ich kann das einer Regierung nicht verdenken, die noch im Kampf mit ihren

eignen Unterthanen begriffen ist. Sieh, ein Anderer wird vielleicht das strenge Verfahren des Dictators gegen Fremde tadeln, allein ich finde es ganz angemessen. Wir sind durch das zweideutige Benehmen der europäischen Mächte zu einer Zeit, wo von der Bildung einer Monarchie aus dem ehemaligen Vicekönigreich des Rio de la Plata zu Gunsten des Herzogs von Lucca, die Rede war, mißtrauisch gemacht worden. Der Dictator sieht jetzt in allen Fremden, die sich nicht hinlänglich legitimiren können, nichts als Kundschafter und politische Sendlinge. Paraguay muß, wenn es Ruhe genießen will, ein Staat sein, der sich gänzlich abschließt; alle die Länder um uns sehen jetzt mit Neid und Mißgunst auf unser Glück, auf unsern Frieden. Eingepreßt auf der einen Seite durch die neuen Freistaaten des spanischen Amerika, auf der andern durch das ungeheure Reich Brasilien, würden wir unsere Nationalunabhängigkeit nicht lange behaupten können. Unser Land war noch vor acht Jahren wenig in den gewerblichen und landwirthschaftlichen Künsten vorgerückt, alle Nachbarländer waren es mehr, aber ihr Verkehr konnte dem unwissenden Paraguay nur Elemente der Zwietracht und Unordnung bringen. Sollte man die Hülfsquellen des Bodens durch Fremde ausbeuten lassen zum Nachtheil der Eingebornen, damit diese am Ende aus Verdruß dem Lande den Rücken kehrten? Deshalb mußte das Land abgesondert, hinter seinen Flüssen und Wäldern verschanzt, die friedlichen Einbrüche fremder Speculanten, wie die feindlichen Angriffe

der Spanier selbst zurückschlagen. Jetzt wo wir uns in jeder Hinsicht mit einem civilisirten Staate messen können, müssen wir uns vor den verderblichen Einflüsterungen fremder Abentheurer hüten. Ich setze den Fall, Buenos-Ayres oder Brasilien neidisch über unsere wachsende Größe, versuchen einen Einfall; können wir nicht befürchten, daß jene Eindringlinge ihnen als Führer dienen?"

„Eine despotische Regierung hat stets scheinbare Gründe in Menge," bemerkte Rodrigo kalt und mit einem stechenden Blick auf den Freund. „Ich kann mich nun einmal nicht mit dem Gedanken befreunden, es gäbe für die Paraguay's kein andres Mittel, sie zu cultiviren, als Knechtschaft. Sage lieber, es ist die Furcht des Despoten, sich von der usurpirten Herrschaft verdrängt zu sehn, die ihn bewegt, Euch in Fesseln zu schmieden. Die Spanier habt Ihr verjagt, jenen sanften Bernardo de Velasco, Euren Statthalter, schimpflich abgesetzt und seid Ihr jetzt glücklicher? Mit Scorpionen werdet Ihr gepeitscht, wo Ihr nur sonst zuweilen linde Ruthenstreiche empfinden mußtet. Seid Ihr glücklicher als ehemals?"

„Du bist so gänzlich von Deiner irrigen Meinung eingenommen, daß Dich nur eigne Prüfung der Umstände, nicht Worte, zu überzeugen vermögen," sagte finster der Andere. „Aber blicke doch auf die andern Länder, was siehst Du? Zwietracht, Hader, innere Zerrissenheit, Partheienwuth. Kein Bürger ist des Eigenthums und Lebens sicher, denn jeder Tag bringt andere

Gewaltheber und mit ihnen neue Kämpfe. Unser Staat dagegen, welcher Friede, welche Ruhe! Wenn wir dieses Paraguay sehn, wie es seiner alten Apathie sich entschlägt, wie es in Mitten der durch Krieg und Anarchie umgewälzten Länder ruhig und friedlich im Innern bleibt, wie es den finstern Geist der noch vom Jesuitismus zurückgeblieben, besiegt, müssen wir dann nicht unsere Kniee beugen vor dem beharrlichen Geiste eines Mannes, der alle diese Reformen wie durch einen Zauberschlag schuf. Francia wäre für jede andere gebildete Nation ein ausgezeichneter Mann, aber für Paraguay ist er ein Halbgott."

Der Sprechende hatte in seinem Enthusiasmus nicht wahrgenommen, daß ein hinter ihm stehender Mann ihm aufmerksam zugehört. Wie zufällig wandte er sich jetzt um und sah in das Gesicht des Fremden.

„Sie verzeihen, Sennor," entschuldigte sich dieser in gebrochenem Spanisch mit der Artigkeit und dem Tone eines Weltmanns, „daß ich bei Ihrem Gespräch Zuhörer ward, ohne es zu wollen. Allein ich bin diesem Zufalle dankbar, der mich einem Manne entgegenführte, der so genau von den Verhältnissen eines Staates unterrichtet scheint, den ich wenigstens im Begriff stehe, zu meiner zweiten Heimath zu machen."

Jago verbeugte sich verbindlich. „Wo gedenken Sie Ihren Aufenthaltsort zu wählen," hob er sichtlich geschmeichelt an. „Vielleicht kann ich Ihnen in einem oder dem andern nützlich sein, Sennor."

„Vor der Hand gedenke ich mich in Assumcion nie-

verzulaſſen," entgegnete der Fremde. „Die umliegende Flora wird meiner Wißbegierde reichliche Ausbeute gewähren; damit wir uns aber gegenſeitig kennen lernen: ich bin der Doctor Rengger aus Genf in der Schweiz, meines Standes nach Doctor der Medizin und Naturforſcher. Schon ſeit längerer Zeit bereiſe ich die umliegenden Staaten, habe aber mein Augenmerk hauptſächlich auf Paraguay gerichtet."

Jago ſah den Sprechenden verwundert an, allein noch ehe er das Wort nehmen konnte, wandte ſich Rodrigo raſch an den Doctor.

„Ihr Vertrauen zu dem Gewalthaber dieſes Landes iſt ſehr achtungswerth," ſagte er unbeſonnen; „allein glauben Sie mir, Sennor, jener Despot wird dies nicht erkennen, er wird in Ihnen nichts weiter als den Agenten irgend einer benachbarten Regierung ſehen. Hören Sie auf den Rath eines jüngern Mannes und kehren Sie um."

Der Doctor trat beſtürzt einen Schritt zurück. „Sie ſprechen ſehr kühn, junger Mann," entgegnete er mit einigem Vorwurf im Ton, „bedenken Sie, daß es in einem ſolchen Lande Menſchen genug giebt, die ſich ein Geſchäft daraus machen, den Worten ihres Nächſten einen zweideutigen Sinn unterzulegen."

„Biſt Du toll!" fuhr Jago heftig auf, „noch eine ſolche unbeſonnene Rede und nichts wird Dich vor der Strenge des Geſetzes ſchützen können."

„Sie ſcheinen ſehr wenig zu verlieren zu haben," wandte ſich der Doctor von Neuem zu Rodrigo. „Ha-

ben Sie ſo viel Gründe, den Dictator zu verab-ſcheuen?"

„Ich haſſe jeden Deſpoten," ſagte der Jüngling kalt, „und Sie, Sennor, werden meinem Urtheil beiſtim-men, wenn Sie erſt noch mehr von dieſem Francia ge-hört haben werden."

So frei und offen unſer junger Freund auch dieſe Meinung ausgeſprochen hatte, ſchien der Doctor den-noch mißtrauiſch zu werden, er zog ſich deßhalb, ein Geſchäft vorſchützend, und ohne weiter auf das Geſpräch einzugehen, in die Kajüte zurück.

Kaum ſahen ſich die Beiden allein, als Jago mit ungewohnter Heftigkeit von Neuem in den Freund drang, in ſeinen Reden vorſichtiger zu ſein.

„Du, der Du ſo wenig in der Staatskunſt bewan-dert biſt," ſprach er unwillig, „vermagſt nicht zu beur-theilen, wie viel es einer Regierung, die noch mit ver-alteten Vorurtheilen zu kämpfen hat, auf die Meinung des Einzelnen ankommt. Der Funke wird nirgends leich-ter als hier zur Flamme angefacht. Um dieſen Funken noch im Glimmen zu unterdrücken, bedarf die Regierung erprobter Männer, die es ſich angelegen ſein laſſen, die Meinungen der Einzelnen zu erforſchen. Sprächſt Du ein ähnliches kühnes Wort in Gegenwart eines ſolchen Mannes aus, ſo wärſt Du verloren und könnteſt mich unfehlbar mit in den Abgrund reißen. Gilt Dir, un-beſonnener Menſch, Freiheit und Leben nichts, ſo ſorge wenigſtens dafür, daß ich nicht gefährdet werde; ich ſchwöre es Dir bei der Santa Virgen von Guadalarara,

ich überlasse Dich Deinem Schicksale, wenn Du nicht besser auf Dich achtest!"

Um den Tobenden zu beruhigen, versprach Rodrigo was jener verlangte.

So verstrichen wieder zwei Tage in langweiliger ermüdender Fahrt. Vor einem kleinen Städtchen dicht am Flusse, warf man die Anker aus, und der Kapitain kündigte seinen Passagieren an, daß man sich den Vormittag hier aufhalten werde. Die meisten von der Gesellschaft begaben sich an's Land, nur wenige blieben auf dem Schiffe zurück, unter diesen war Rodrigo. Der deutsche Doctor nahm einstweilen Abschied von der Gesellschaft, in vierzehn Tagen würde man sich in Assumcion treffen, meinte er zuversichtlich.

Unser junger Freund saß eben auf dem Steuerbord und schaute gedankenvoll in den Strom; es schien ihm alles wie ein Traum, das Duell, der Tod seiner Mutter, seine Flucht aus Cordova, er hielt es für Täuschung seiner Sinne, und nur erst die Umgebung konnte ihn davon überzeugen. Welche Zukunft lag vor seinem Blicke. Er, ein glühender Verehrer der Freiheit wird von dem Schicksale in ein Land getrieben, wo die Sonne der Freiheit schon gänzlich im Sinken war! — Ruderschlag und Geschrei der Schiffsleute weckten ihn aus seinem Nachdenken, er schaute auf, ein langes flaches Boot mit einem Mast und einem sogenannten lateinischen Segel, welches eben eingezogen wurde, war angelangt und hatte dicht neben dem Schiffe angelegt. Unser Freund schaute hoch auf, als er unter den Aus-

steigenden den Obrist Velte-Vergas erkannte, er konnte nicht umhin, ihn anzurufen, und der Ankommende nickte freundlich und erklimmte hastig den Bord.

„Ich habe meinen Kopf doch noch durchgesetzt," sprach er lachend, „und kein Teufel soll mich nun mehr abhalten, den alten Kaiman in seiner Residenz aufzusuchen."

„Und wie war es möglich, alle Hindernisse so schnell zu beseitigen?" fragte Rodrigo verwundert.

„Leichter als Sie glaubten, mein junger Freund," erwiederte lachend der Andere. „Der ehemalige Consul Don Fulgencio Yegros sandte glücklicher Weise noch zur rechten Zeit Papiere, die mich hinlänglich legitimiren. Sie heißen also Rodrigo Medrano," fügte er den Jüngling scharf fixirend hinzu. „Ich hörte das nur durch Zufall," fügte er entschuldigend hinzu, als er bemerkte, daß der Andere fragend aussah. „Sie wollen auch nach Assumcion, hüten Sie sich, junger Mann, daß Sie dem alten Tiger nicht unter die Klauen gerathen. Doch hoffentlich wird der Himmel die Welt bald von einem solchen Ungeheuer befreien, und sollte es nicht geschehen, so dürfte das arme bedrückte Volk der Paraguay's wohl auch noch seinen Rächer finden."

Rodrigo stand kalt auf. „Der Doctor Francia," sagte er, „mag wohl ein entsetzlicher Mensch sein, wenigstens nach dem zu urtheilen, was wir hören. Allein Revolution ist auch ein entsetzliches Wort, behüte der Himmel jedes Land davor."

„Und dennoch beurkunden nur Revolutionen die

wahre Größe und Stärke eines Volkes," bemerkte Valta-Vargas spöttisch. „Was wollen Sie denn vorschlagen wenn die Gräuelthaten dieses Dictators nicht mehr zu ertragen wären?" Rodrigo schwieg betroffen, er war wenig geübt in solchen Gesprächen.

„Welche Absichten hegen Sie aber, wenn Sie mit solchen Vorsätzen ein Land betreten, dessen Herrscher Ihnen verhaßt ist?" fragte er betreten.

„Es geht Ihnen darin wie mir, mein lieber Freund," antwortete der Obrist sarkastisch lächelnd und jener Frage ausweichend. „Halten Sie Valta-Vargas für so thörig und unvorsichtig, daß er einem Menschen, dessen Gesinnungen ihm fremd wären, die seinigen so offen darlegte? Unter uns gesagt, täuscht mich nicht alles, so verfolgen wir einen Weg. Sie haben mich gleich bei Ihrem ersten Auftreten interessirt, Ihr Schicksal zog mich an, ich suchte Ihre Ansichten zu erforschen, sie harmoniren seltsam und wunderbar mit den meinigen, lassen Sie uns deshalb Freundschaft schließen, ziehen Sie sich von jenem Jago de Avila, der es nicht offen, der es nicht redlich mit Ihnen meint, zurück, und vertrauen Sie mir die Sorge für Ihre Zukunft."

Rodrigo war höchlichst erstaunt in Valta-Vargas einen Mann gefunden zu haben, der ein solches Interesse an ihm zu nehmen schien. Obgleich er den Obrist früher, während der Reise nehmlich, stets gesehen, so glaubte er doch nicht, daß er von ihm so scharf beobachtet worden wäre. Indeß Valta-Vargas war ein so ernster, würdiger Mann. Im Betreff der politischen Ansichten

machte er einen Umweg von einigen Meilen, um einen Brief zu bestellen, den ihm ein junger Mann, mit welchem er in der Schweiz bekannt geworden war, an eine Verwandte mitgegeben hatte. Es war die Gräfinn von Asfeld, die damal gerade auf ihrem Gute, nicht weit von der Stadt wohnte. Eines Abends, als Marie einen Spaziergang im Park gemacht hatte, trat sie, mit ihren beiden fröhlichen Zöglingen am Arme, in's Zimmer der Mutter. Sie wollte zurück treten, als sie einen Fremden bemerkte, aber Rudolph hatte sich schon umgesehn, und war überrascht aufgesprungen. Marie stand zitternd und bestürzt. Er war nicht minder verwirrt. Gott! Marie! sprach er mit unsicherer Stimme, und konnte sich kaum so viel Fassung geben, um sie mit Anstand zu grüßen.

Die Gräfinn war so beschäftigt mit dem Briefe ihres Vetters, daß sie wenig bemerkte, mit welcher lebhaften Bewegung beide sich erkannten. Wie, Herr von Rheineck, Sie kennen das Fräulein? sprach sie aufblickend.

Ich habe das Glück gehabt, Fräulein von Ollwill kennen zu lernen, als ich vor einigen Jahren Frau von Golding besuchte, antwortete er verlegen, und ich wundre mich, sie so weit entfernt von ihrer edlen Freundinn hier wieder zu finden.

Die Gräfinn gab ihm mit gleichgültigem Tone Nachricht von dem Tode der Frau von Golding, und

war ja unſer junger Freund ohnedies einerlei Meinung mit ihm und hinſichtlich Jago's konnte er ihm nicht Unrecht geben, deshalb ſchlug er ohne Bedenken in die dargereichte Rechte des Obriſt ein.

In dieſem Augenblick trat Jago auf das Verdeck, er warf forſchende Blicke auf die beiden, allein dennoch war Valta-Vargas klug genug, ſich nicht zu verrathen. Es ſchien ihm für den Moment etwas daran zu liegen, daß jener von dem eben Vorgefallenen nichts erfuhr, deßhalb nickte er bedeutſam ſeinem jungen Freunde zu und verließ, ſich höflichſt verbeugend, das Schiff. Eine lange Weile ſchritt Jago auf dem Verdeck auf und ab. Er ſchien eine Anrede ſeines Schutzbefohlenen zu erwarten, aber Rodrigo blickte ſtumm in das Waſſer hinab. „Der Obriſt iſt ja ziemlich ſchnell ſeiner Haft entronnen," ſagte er endlich ſcharf betonend, „er ſcheint meine Gegenwart mehr zu fürchten als die Deinige."

„Vielleicht Geſchäfte," warf Rodrigo gleichgültig hin.

„Trotz dem ſah ich Euch vom Ufer aus ziemlich eifrig ſprechen," unterbrach ihn der Andere raſch; „jener Valta-Vargas, Rodrigo, ſein Umgang könnte Dir Gefahr bringen, er trägt ſeine liberalen Anſichten wenigſtens ſehr offen zur Schau."

„Seine Anſichten ſind ſehr menſchenfreundlich und mit den meinigen übereinſtimmend," bemerkte dieſer gelaſſen, „was ſoll ich es Dir verhehlen, der Mann gefällt mir, ich wünſchte ſeine nähere Bekanntſchaft zu machen, und er kam mir freundlich entgegen, iſt da etwas ſtaatsgefährliches dabei."

„Carajo," fluchte Jago wild, „ich bin nur Dein Freund, nicht Dein Vormund, aber wär' ich das Letztere, ich würde Dich bald von dem Abentheurer abziehen, thue was Du willst, unbesonnener Mensch, die Folge wird es lehren, ob mein Rath verwerflich gewesen. Genügt Dir meine Freundschaft nicht mehr, versuche es bei Andern, sieh zu ob sie es redlicher mit Dir meinen als ich."

„Es ist mir lieb," nahm Rodrigo das Wort, als jener schwieg, „es ist mir lieb, daß Du mich selbst auf ein Thema bringst, was ich schon längst gern mit Dir besprochen hätte. Sieh mein Jago, es sind nun zwei Jahre, daß Du plötzlich unter falschem Namen nach Cordova kamst und Dich auch sogleich so eng an mich schlossest, daß ich bald meine andern Freunde vergaß, Du unterstütztest mich treulich mit Rath und That, öffnetest mir dem Unbemittelten, Deine Börse, daß ich schon aus Dankbarkeit verpflichtet ward, Deine Freundschaft zu suchen. Halte mich für keinen Undankbaren, ich erkenne wohl was Du an mir gethan, allein es ist nicht meine Schuld, daß unser gegenseitiges Verhältniß nie so herzlich wurde, als es eigentlich hätte sein sollen. Du warst nie recht offen gegen mich, ja es schien mir oft, als ob Du Dir Zwang anthätest. Du bist beinahe um zehn Jahre älter wie ich. Unsere Ansichten sind nicht allein in politischer Hinsicht von einander verschieden. Schon deshalb hatten wir oft Hader. Welche Gründe hattest Du gegen mich, so wenig offen zu sein, wozu jenes geheimnißvolle, sich oft wider-

sprechende Benehmen, sich, darum ist es mir immer schwer geworden, einen festen Glauben in Deine Worte zu legen."

Während der Rede des Jünglings verdüsterte sich Jago's Gesicht immer mehr und mehr. Es trat eine lange Pause ein, endlich sprach er entschlossen: „Komme was kommen mag, ich habe meine Pflicht gethan, sieh zu ob es Dich nicht gereuen wird, den erfahrenen Freund von Dir gewiesen zu haben!" Er entfernte sich rasch, Rodrigo sah ihm kopfschüttelnd nach. —

3.

Die Ankunft eines Schiffes der Regierung zog eine Menge Neugieriger auf den Quai vor Assumcion. Auf dem Landungsplatze vor einem kleinen bretternen Häuschen stand ein Alcalde, von einigen Gensd'armen umgeben, seine Blicke waren auf die eben Aussteigenden gerichtet. Ein großer schöner Mann war der erste, der das Land betrat, er winkte einem in der Nähe stehenden Neger, seine Effekten vom Schiffe abzuholen und lenkte dann seine Schritte rasch nach der Stadt. Der Alcalde hatte befremdet dem Treiben des Fremden, in welchem wir unsern Valta-Vargas erkennen, zugesehen, dann winkte er geschwind einem Gensd'armen, der den Davoneilenden bald eingeholt hatte. — Der Oberst blickte erstaunt auf, als der Soldat ihn barsch bedeutete ihm zu folgen, jedoch half keine Widerrede; er ward zu dem Beamten geführt.

„Wissen Sie nicht, Senor," redete ihn dieser un-

freundlich an, „daß man gleich beim Aussteigen aus dem Schiff seine Papiere vorweisen muß?“

„Allerdings hat mir der Kapitain das angedeutet,“ entgegnete der Gefragte geringschätzig, „allein wie oft wird man denn hier zu Lande untersucht? schon an der Grenze ward ich einer solchen Ausfragerei unterworfen.“

Der Alcalde sah hoch auf: „Sie führen eine sehr kühne Sprache, Sennor,“ bemerkte er, den Oberst vom Kopf bis zu den Füßen musternd, und schrieb dann kopfschüttelnd in sein Notizenbuch. „Ehrfurcht vor den Gesetzen eines jeden Landes, Sennor! Vor der Hand treten Sie in dieses Haus, das Sie nicht eher verlassen werden, als man es Ihnen andeutet.“

Der Oberst schien eine heftige Antwort auf den Lippen zu haben, allein er bezwang seinen Zorn und folgte der erhaltenen Weisung. Die andern Passagiere hatten indeß nach und nach das Land betreten. Valta-Vargas trat horchend an die Thüre, um bei dem Verhör Zeuge zu sein. Zuerst traten einige Bewohner Paraguay's vor, die aus Neembucu und Ytapua kamen und sich in Assumcion niederlassen wollten. Der Alcalde nickte ihnen freundlich zu und ließ sie in das Haus treten, dann kamen noch einige andere Individuen; alle aber durften nicht augenblicklich nach der Stadt gehen, sondern mußten in das breterne Häuschen treten, zuletzt erschien Jago mit seinem Schutzbefohlenen. Der Alcalde sah den Erstgenannten einen Augenblick starr an, gleichsam, als wolle er sich etwas in das Gedächtniß zurückrufen. Jago schien wohl zu bemerken, was in dem

Innern des Beamten vorgehen mußte, denn er trat rasch einige Schritte vor und flüsterte ihm vorsichtig in's Ohr:

„Ihr täuscht Euch nicht, Senor Caceres, ich bin Avila, allein es ist nicht nöthig, daß die Umstehenden erfahren, daß wir uns bereits kennen, ich handle in dem Befehl eines Höhern."

„Ich verstehe," sagte der Andere ebenso, „heda Jose," rief er einem nahestehenden Schwarzen zu, „schaffe den beiden Senores ihre Effekten nach. — Nehmt Eure Logis," wandte er sich wieder leise an Jago, „in der Posada auf der Calle del Pilar."

Unsere beiden Bekannten schritten von dem rüstigen Neger gefolgt nach der Stadt zu.

Assumcion ist amphitheatralisch gebaut; die Straßen sind jedoch meistenthells krumm und eng, die Häuser unansehnlich. Der Dictator hatte zur damaligen Zeit die unselige Idee gefaßt, die Stadt verschönern zu wollen und deßhalb Alles, was seinem Plan im Wege lag, niederreißen lassen; ganze Straßen waren daher unbewohnt, die meisten Gebäude lagen in Schutt und Trümmern, es sah fast wie in einem eroberten Platze aus. Der erste Eindruck war deshalb nicht erfreulich und Rodrigo verhehlte dies auch Jago keineswegs. Dieser schien nicht minder erstaunt und zog den Freund, der nach seiner gewöhnlichen Weise sich wieder in beißende Bemerkungen ergoß, hastig fort. Nach langem Umherstreichen in den verödeten Straßen fand man endlich die Posada in der Calle del Pilar. Ermüdet warfen sich die beiden jungen Männer auf ihr Lager.

Der Abend war bereits angebrochen und noch immer harrten die andern Passagiere in dem hölzernen Häuschen am Ufer auf einen Bescheid aus der Stadt. Valta-Vargas ging fluchend in dem Saale auf und ab. Die Eingebornen, die an diese sonderbare Sitte des Dictators bereits gewohnt waren, sahen lächelnd auf den Tobenden, keiner wagte jedoch ihm Recht zu geben, denn die Soldaten des Dictators gingen stets ab und zu. Endlich kehrte der Alcalde zurück, er entfaltete die Ordre und las mit entblößtem Haupte die lakonisch abgefaßten Befehle des Dictators, im Betreff der Reisenden vor; ganz zuletzt kam die Reihe an den Oberst. „Was Don Valta-Vargas, zeitherigen Oberst in Buenos-Ayres'schen Diensten betrifft; so soll er sich mir morgen früh und ehe er Jemanden in der Stadt aufsucht, vorstellen. Damit mein Befehl jedoch streng befolgt werde, erhält er zwei Mann Wache vor seine Thüre."

Nachdem der Alcalde gelesen, entfernte er sich, den Passagieren freundlich gute Nacht wünschend.

Der Oberst stand noch immer bebend vor innerer Wuth in dem Häuschen, als bereits alle andern fortgegangen waren. Endlich brach sein Grimm in Worte aus. Zum Glück für ihn standen die Soldaten vor der Thüre und konnten nicht vernehmen, was er sprach. „Was sich dieser Doctor anmaßt," rief er, in dem Zimmer auf und abgehend, „doch Geduld, wenig Despoten haben bis jetzt die Frucht ihrer Tyrannei genießen können, auch hier wird der Rächer erscheinen. Don

Fulgencio Pegros ist mächtig und geachtet, er muß die Hauptstütze der Revolution sein und jener junge Mensch, jener Medrano, auf den er so viel Gewicht legt, ist ja so gut wie gewonnen. Ich begreife den Consul nicht, und dennoch waltet hier irgend ein Geheimniß. Weßhalb darf jener Flüchtling es wagen, unangefochten die Grenzen dieses Landes zu überschreiten, weßhalb kommt man ihm überall auf halbem Wege entgegen, eine Person von Wichtigkeit muß er sein . . ."

Da traten die beiden Wachen ein und machten seinem Selbstgespräch ein Ende.

4.

Der andere Morgen traf unsere beiden Freunde, Jago und Rodrigo, schon früh auf einer der Hauptstraßen der Stadt. Der Aeltere redete lange und heftig auf den Jüngern ein, und dieser hörte diesmal mit mehr Aufmerksamkeit zu, als gewöhnlich seine Art war.

„Mein Plan ist in der Kürze folgender," sagte eben Jago, „als Lehrer oder sonst etwas würdest Du hier nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen, und ich bin überzeugt, Dein unternehmender unruhiger Geist würde dies mechanische Wirken nicht lange zu ertragen im Stande sein; nein, ich habe etwas besseres für Dich ersonnen, ich werde Dich der Person des Dictators zu attachiren suchen, Du wirst Dich bald überzeugen lernen," fuhr er heftig fort, als er merkte, daß Rodrigo Miene zum protestiren machte. „Du würdest Dich bald überzeugen lernen, daß Francia ein Mann ist, der die

Bewunderung der Mit- und Nachwelt verdient, Du wirst in ihm zwar keinen exaltirten Republikaner, aber einen Bürger finden, dem das Wohl des ihm anvertrauten Staates höher als Alles gilt."

„Zugegeben!" lächelte ironisch Rodrigo, „allein hast Du auch bedacht, daß seit dritthalb Jahren, wo Du Assumcion verlassen, sich vieles in dem Staatswesen Paraguay's geändert hat. Es wäre traurig für Dich, wenn Du Dich in Deinen Voraussetzungen getäuscht. Damals mochte Dir dieser Francia wohl als ein Heros erscheinen, jetzt hat er die Maske abgeworfen, ein egoistischer, furchtsamer Tyrann ist aus dem uneigennützigen Bürger geworden. Doch es sei wie Du wünschest, gelingt es Dir, mir auch nur einen Secretairposten bei dem Dictator zu verschaffen, so sei meines Dankes versichert, ich verspreche Dir, so viel es mir möglich ist, meine republikanischen Gesinnungen zu unterdrücken."

Jago drückte dankbar und freudig die Hand des Freundes. „Es soll Dich nicht gereuen," sprach er im Tone der Ueberzeugung. „Noch heute Nachmittag bitte ich um eine Audienz bei Sr. Erlaucht." Er wollte noch mehr sprechen, allein erstaunt zeigte Rodrigo an das entgegengesetzte Ende der Straße. Der Oberst Valta-Vargas, gefolgt von zwei Husaren des Dictators, bog eben um die Ecke, bald hatte man sie erreicht und erschrocken fragte Jago nach der Ursache einer so strengen Bewachung. Der Oberst legte den Finger auf den Mund und sagte vorsichtig, jedoch nicht ohne Ironie: „Ich mache Sr. Erlaucht meine Auf-

wartung, ein andermal über die Ursache meiner Unaß-Gefangennehmung."

„Gefangennehmung?" rief heftig erschrocken Rodrigo. „Sie sind ja kaum warm geworden in Assumcion?" Der Oberst zuckte die Achseln und ging fort.

„Laß Dich nicht vom Schein verführen," flüsterte Jago dem Freunde in's Ohr, „umsonst ist Francia nicht so streng; bestimmt hat dieser Valta-Vargas, ein wüthender Republikaner, seine Gesinnungen zur Schau getragen. Er kommt von Buenos-Ayres, jenem Staat, von dem Paraguay das Meiste zu fürchten hat. Unfehlbar handelt der Oberst im Auftrag seiner Regierung. Er steht mit dem ehemaligen Consul Negros, der jetzt eine Reise in die Nachbarländer angetreten, in der genauesten Verbindung, wie ich ermittelt habe. Hüte Dich vor dem Verein dieser Männer, jener Valta-Vargas hat Dich bereits zu gewinnen gesucht; wenn Dir Deine Stellung in Assumcion, ja Deine Freiheit lieb ist, so lasse bei der bevorstehenden Audienz dem Dictator kein Wort verlauten, daß Du mit dem Oberst auf freundschaftlichem Fuße stehst!"

Rodrigo versprach vorsichtig zu sein. Jago zeigte sich in seiner besten Laune, er war erfreut über des Freundes seltene Bereitwilligkeit und dieser söhnte sich zuletzt vollends mit ihm aus. Arm in Arm schritten sie durch die Straßen; in Jago wurden all' die Erinnerungen der Vergangenheit wach, bald machte er den Freund auf dies, bald auf jenes aufmerksam. Wie vieles hatte sich verändert, es gehörte die Ortskenntniß

Jago's dazu, um sich zurecht finden zu können. Es mochte vielleicht, nach unserer Zeit zu rechnen, acht Uhr sein, als sie an das Thor von Groß-Chaco kamen. Rodrigo wünschte die Umgegend Assumcion's kennen zu lernen, und der ältere Freund war gern bereit, den Cicerone abzugeben, er verständigte sich mit der Wache am Thore, und die beiden jungen Männer traten hinaus in die herrliche Wildniß, die auf dieser Seite schon einige Miglien hinter der Stadt beginnt. Paraguay ist wenig gebirgig, aber dennoch reich an Naturschönheiten, selbst Rodrigo, an den grandiosen Anblick der heimathlichen Cordilleren gewöhnt, mußte dies zugestehen. Von einer kleinen Anhöhe aus, die unmittelbar vor dem Walde lag, übersah man die Stadt und den majestätischen Strom, der sich gleich einem ungeheuern Silberbande durch die grünen fruchtbaren Ufer drängte. Auf der entgegengesetzten Seite breiteten sich in unabsehbarer Ausdehnung die Urwälder von Groß-Chaco aus. Mit unsäglicher Mühe und großen Kosten hatte der Dictator einen Fahrweg durch dieses undurchdringliche Dickicht hauen lassen; mehrere Punkte und Ortschaften berührten diese Chaussee. Curuguaty war der bedeutendste hierunter, und deshalb der ganze Weg auch die Straße von Curuguaty genannt. Noch war Rodrigo in der Bewunderung eines solchen Riesenwerks beschäftigt, als das langsame Rollen eines Wagens ihn unterbrach, er machte den Freund aufmerksam. Es war einer jener plumpen vierrädrigen Karren ohne Dach, mit sechs Pferden bespannt, wie man sie noch jetzt in

ſetzte hinzu, daß ſie Marien zur Erzieherinn ihrer Kinder angenommen hätte.

Dieß „angenommen“ klang für Rudolph ſo widrig, daß er Marien ſchnell anblickte, als hätte er ihr Auge fragen wollen, ob ſie in einer Abhängigkeit lebte, woran er nicht ohne Bewegung denken konnte. Ihr Blick begegnete ihm nicht, und er fand jetzt, wo ſie ſich geſammelt hatte, in ihrem ganzen Weſen ſolch einen Ernſt, eine ſolche Ruhe, daß er mehrmal zu ſich ſelber ſprach: Iſt das Marie? Marie, deren heitere Liebe mich entzückte, deren Herz mir ſo warm, ſo glühend entgegen kam? Aber in den Augenblicken, wo ſie ihm gegenüber ſtand, konnte ſie doch nicht ganz verbergen, wie lebhaft ihr Inneres ergriffen war, wenn ſie ſeine Bewegung bemerkte, welche ſich ſo ſichtbar verrieth.

Die Gräfinn leitete jetzt das Geſpräch wieder auf ihren reiſenden Vetter, und wunderte ſich, daß Herr von Rheineck, der vorher ſo viel gewandte Geſprächigkeit gezeigt hatte, auf einmal wortarm und verlegen geworden war. Schon bei ſeiner Ankunft hatte ſie ihn eingeladen, einen Tag bei ihr zu verweilen, und als ſie ihre Einladung wiederholte, ſetzte ſie hinzu: Sie ſind ſo ſchnell gereiſet, wie ich aus Ihrem Briefe ſehe, daß Sie billig einige Tage hier ausruhen ſollten. Sie ſind ja nicht ganz unter Fremden, und Sie, liebe Dllwill, werden ſich mit dem Herrn von Rheineck ja

jenen Ländern findet. Vier Soldaten, stark bewaffnet, saßen vorn, fast unmittelbar über der Deichsel auf einem schmalen Sitze. Zwei andere nahmen die hinteren Plätze ein. Auf einem Bündel Reißstroh in der Mitte des Karrens lag ein schon ältlicher Mann, seine Gesichtszüge waren edel, zeigten jedoch von einem tiefen innern Seelenkummer, neben ihm saß ein junges Mädchen von hinreißender Schönheit, zwar war das wunderschöne Angesicht blaß, die dunkeln Augen verweint, allein dennoch waren unsere beiden Bekannten wie bezaubert. Rodrigo besonders konnte kein Auge von der lieblichen Erscheinung verwenden. Jedenfalls war der Alte der Vater des Mädchens; was konnte aber der Vater eines solchen Engels verbrochen haben? Der Jüngling hatte von Stund an beschlossen, sich des unglücklichen anzunehmen, seine muthmaßlichen Rechte zu vertheidigen, und er drang in den Freund, mit dem Fuhrwerk zugleich nach Assumcion zurückzukehren. Jago folgte kopfschüttelnd dem unbesonnenen Feuerkopf und wollte vergebens zur Besonnenheit mahnen. Erschrocken aber fuhr er auf, als ihm Rodrigo mittheilte, er würde versuchen beim Dictator ein gutes Wort für den ihm freilich vor der Hand noch unbekannten Gefangenen einzulegen. „Du ein gutes Wort einlegen?" rief bitter lachend Jago, „weißt Du denn schon, wie Dich der Dictator aufnehmen wird? Sieh, mein Freund, hier ist das Verhältniß sehr kitzlich; ein unbesonnenes Wort gegen die Person unsers Herrn, eine vorlaute Aeußerung, und aus dem vermeinten Gönner wird unfehlbar

Dein Feind. Welchen Eindruck müßte es auf ihn machen, wenn Du gleich, ohne ihn gesehn oder gesprochen zu haben, um die Begnadigung eines Staatsverbrechers, der Dir obendrein noch ganz unbekannt ist, bitten wolltest."

Rodrigo sah wohl die Wahrheit dieser Worte ein, allein das Bild des Mädchens war zu tief in seinem Herzen eingedrungen, dieses himmlische Geschöpf in Thränen, in Verzweiflung! Er glaubte schon den Gedanken nicht ertragen zu können. Fast mit dem Wagen zugleich kam man an das Thor. Der Gefangene ward hier herabgehoben und seine Tochter folgte ihm trotz allen Hindernissen in den Kerker nach. Etwas von dem Verbrechen des Alten konnten die Jünglinge nicht erfahren, die Wachen wiesen sie rauh zurück.

Der Mittag war herangekommen, als unsere Bekannten ihre Posada erreichten. Noch zwei Stunden mußte man harren, ehe man zur Audienz gelangen konnte. Die geschäftige Wirthin hatte eben die letzten Schüsseln aufgetragen, als die Thüre aufging und ein kleiner hagerer Mann in's Zimmer trat. Er verbeugte sich stolz und mit dem Anstande eines Mannes von Bedeutung.

„Entschuldigt Sennores," sagte er mit einer heisern unangenehmen Stimme, „entschuldigt, wenn ich Eure Mahlzeit unterbreche. Ein Auftrag Sr. Excellenz, unsers erlauchten Dictators, führt mich zu Euch."

„Cuerpo de Christo!" unterbrach ihn hier lachend Jago, „sehe ich recht, Sennor Pedro Pinto, der mir vor drei

Jahren ſo oft und ſtets zu meiner groſſen Zufriedenheit den Bart abgenommen hat, wie kommt Ihr zu Sr. Excellenz?"

Der Barbier trat betroffen einen Schritt zurück. „Ei ei, Sennor," ſagte er beleidigt, „Sie wiſſen ſchlechten Beſcheid in der Geſchichte unſeres Staates, allerdings habe ich früher Bärte abgenommen, allein jetzt," ſetzte er mit einem dummen Stolze hinzu, „nehme ich nur den ſeiner Excellenz ab und kurire mit ihm die Krebsſchäden des Staates."

„Alſo ein zweiter Ludwig XI.," bemerkte ſpöttiſch Rodrigo, während Jago allmählig ernſt wurde.

„Wer war Ludwig XI.? hat er auf dem ſpaniſchen Thron geſeſſen, ſo wollte ich, daß die Santa Virgen ihr Antlitz ob dieſes Vergleichs für immer von Euch abwendete!" entgegnete der Barbier.

Rodrigo lachte laut auf. „Nein, mein werthgeſchätzter Don, für ſo verworfen haltet mich nicht, Se. Erlaucht mit Einem jener Belialsbrut zu vergleichen. Niemand verehrt den Befreier Paraguay's wohl mehr als ich, der ich einzig und allein in der Abſicht mein Vaterland verlaſſen, um mich in der Gröſſe dieſes erhabenen Mannes zu ſonnen." Er warf nach dieſen Worten einen fragenden Blick auf den Freund, welcher zufrieden nickte. Der kleine Bartabnehmer ſtand verblüfft da.

„Wir kommen aber," ſagte er nach einer Weile mit ſüſslicher Miene, „ganz von unſerm Contert ab. Alſo Sie, Sennor Jago de Avila, mögen ſich binnen ein und

einer halben Stunde, von jetzt an gerechnet, im Audienzzimmer Sr. Excellenz einfinden, während Ihr, Sennor, ei wie hießet Ihr doch? richtig! — Sennor Medrano de Cordova, erst nach dieser Zeit Euch einzustellen braucht."

Er machte eine tiefe Reverenz und bewegte ſich mit ſpaniſcher Grandezza nach der Thüre zu. Rodrigo eilte ihm ſchnell nach. „Auf ein Wort noch, mein verehrter Don," rief er, „wir machten heute einen kleinen Spaziergang nach der Straße von Curuguaty zu, als ein Wagen, oder vielmehr ein Karren uns in den Weg fuhr. Ein alter Mann, von ſechs oder acht Soldaten bewacht, lag gefeſſelt in dem Fuhrwerk, der Alte intereſſirt mich, obgleich ich ihn nie geſehn habe, könnt Ihr mir wohl ſagen, was er verbrochen haben mag?"

Der Barbier nahm eine pfiffige Miene an und warf ſich in die Bruſt. „Er intereſſirt Euch, ei, beim Pero Petero, das ſind ja ſtaatsgefährliche Commiſerationen," ſagte er lächelnd. „Doch nur ruhig, ich will das nicht gehört haben; aber um Aufrichtigkeit bitte ich. Nicht wahr, Sennor, das junge Mädchen, das den Gefangenen begleitete, intereſſirt Euch noch weit mehr. Cuerpo de Chriſto, ich hab's errathen, glaub's auch," ſetzte er gutmüthig hinzu, „das Mädchen iſt ſchön wie ein Engel. Doch über all' dem Geplauder kämen wir bald von unſerer Frage ab. Ja, der Vater, der hat ſich freilich ſchwer vergangen, und ich glaube nicht, daß für ihn viel zu hoffen iſt; er iſt ein unruhiger, alter Kopf, der nicht eher beruhigt wird, als bis er dem Staate

zum Opfer fallen wird. Er war schon seit längerer Zeit her übel beim Cabildo von Curuguaty angeschrieben, allein man konnte ihm nichts anhaben, denn der alte Fuchs nahm sich gewaltig in Acht. Endlich aber kam man ihm doch auf die Fährte, man hatte lange gemerkt, daß er den Dictator haßte und ihn als den Unterdrücker der Freiheit ansah; solche gefährliche Subjecte, meine werthen Don's, sind in keinem Staate beliebt, bei uns aber am allerwenigsten, deßhalb schaffte man ihn nach Assumcion, um ihn immer unter gehöriger Aufsicht zu haben. Das ist die ganze Geschichte, ich gehe jetzt, meine Pflicht ruft, hoffe indeß, wir werden uns recht bald wiedersehen."

Er entfernte sich mit süßlich lächelnder Miene und unter tiefen Reverenzen.

Jago sah ihm lange bedenklich nach, ehe er den Faden des Gespräches wieder aufnahm. „Ich habe in Cordova bereits etwas von diesem Pinto erzählen hören," hob er nach einer Weile mit düsterem Tone an, „aber ich glaubte dem Gewäsch nicht; der erhabene Genius, der bisher die Schritte Francia's lenkte, scheint ihn verlassen zu wollen! Wenn ein Gewalthaber von seinen Kreaturen abzuhängen beginnt, so erbleicht sein Stern und eine dunkle Ahnung sagt mir voraus, daß Francia das Schicksal jedes Despoten theilen wird."

Rodrigo sah erstaunt auf. „Deine Umwandlung ist ja mit rasender Schnelle von Statten gegangen," sagte er lächelnd, „wirst Du endlich meine Ansichten für die wahren erkennen, wirst Du endlich zugestehen, daß

jener Francia einzig und allein von einem grenzenlosen Ehrgeiz beherrscht wird, und dieser die Quelle ist, aus der alle seine despotischen Handlungen entspringen. Das Wohl des Vaterlandes ist nur der Deckmantel, um desto freier agiren zu können. Noch ist es Zeit, kehren wir um vor der Höhle des Tigers, ehe uns seine gierigen Augen bemerkt, seine blutige Tatze berührt hat."

Der Freund schwieg und sah finster vor sich hin. „Es ist zu spät," sagte er mit monotoner Stimme, „Du irrst, wenn Du wähnst, der Tiger habe uns nicht bereits erblickt, wir können nur noch darauf bedacht sein, wie wir am sichersten seinen Klauen zu entgehen vermögen. Leb wohl, mein Freund, ich gehe um jenem Gefürchteten in's Auge zu blicken, gebe der Himmel, daß ich es ungestraft thun darf."

Er warf den dunkeln Mantel über die Schultern, drückte den breitrandigen Sombrero auf's Haupt und eilte fort. Wie verschiedenartig waren die Gefühle, die ihn beim Durchschreiten aller bekannten Straßen bewegten. Hier war er geboren, erzogen, hier hatte ihn der Vater unterrichtet, die Mutter für ihn gesorgt, auch eine Schwester ihn mit Liebe umfangen, sie waren alle nicht mehr. Ein Spanier hatte die Schwester verführt, den Vater getödtet, die Mutter starb aus Gram; seit dieser Zeit haßte er die Spanier, und als der Aufstand ausbrach, war er ein thätiger Kämpfer für die Freiheit. Francia, damals noch berathender Secretair bei der Staatsjunta, wurde aufmerksam auf ihn, er nahm ihn in sein Haus und vollendete seine

wissenschaftliche Bildung. Dadurch ward der junge Mann an seinen Wohlthäter gefesselt, später, als Francia's Ansehn stieg, und er fast allein die Angelegenheiten des Staates lenkte, nahm er seinen Schützling als Secretair zu sich, bis er ihn im Sommer des Jahres 1817 beauftragte, nach Cordova zu reisen, um einen jungen Mann zu bewegen, nach Paraguay einzuwandern. Welche Absicht Francia hierbei hatte, woher er unsern Rodrigo kannte, es schien ein Geheimniß, und nie wagte Jago unberufen ein solches aufzudecken. Unter diesen Gedanken hatte er den Pallast der ehemaligen spanischen Statthalterschaft erreicht, hier wohnte der gefürchtete Dictator von Paraguay, von hier aus sandte er seine vernichtenden Blitze, von hier aus ging aber auch der Segen und die Ruhe des Staates. Obgleich die Siesta vorüber war, die die Menschen in ihre Häuser bannte, so herrschte eine Todtenstille rings um das große Gebäude, selten einmal daß ein Indianer aus den Ebenen von Groß-Chaco oder ein breitschultriger Guarani vorüberschritt. Zögernd stand Jago auf dem großen öden Platze, da klopfte ihm Jemand freundlich auf die Schulter, er sah auf, ein junger Mann in der Lieutenantsuniform der Paraguay'schen Dragoner stand vor ihm. „Manuel, Jago!" riefen Beide zugleich und stürzten sich in die Arme.

„Theurer Freund!" rief der Offizier, „habe ich Dich endlich gefunden? Seit heute Morgen, wo ich Dich auf der Fremdenliste fand, laufe ich nun schon herum und suche Dich. Sei mir herzlich willkommen

in unſerm Aſſumcion. Doch was ſtehen wir hier, komm in meine Wohnung auf der Calle de Curuguaty."

„Ich danke Dir herzlichſt," erwiederte unſer Bekannter, „allein ich muß jetzt zum Dictator, und ihm Bericht über meine Reiſe ablegen."

„Zum Dictator, heute?" fragte beſtürzt der Andre. „O weh Du triffſt es übel, er iſt jetzt in ſeiner unerträglichſten Laune. Ich darf mich acht Tage nicht vor ihm ſehen laſſen, weil geſtern Abend meine Sporen ein wenig in der Antichambre klirrten. Stehſt Du denn ſchon lange hier auf der Plazza und ſiehſt den Pallaſt an? — nun ich frage bloß, denn eigentlich iſt das ſtreng verboten; die vorige Woche wurde der Befehl ertheilt, auf Jeden, der ſeine Blicke lange auf das Gebäude richte, zu ſchießen."

„Wär's möglich!" rief heftig erſchrocken Jago. „Alſo dennoch wahr, was man ſich überall, wo wir hinkamen, erzählte. Armes Paraguay, welchen Tyrannen haſt Du Dir aufgebürdet!"

„Um Jeſu Chriſti willen ſchweig!" unterbrach ihn ängſtlich der Freund. „In dieſem entſetzlichen Lande werden die Lüfte, die uns umwehen, zu Verräthern. Ich verlaſſe Dich jetzt, obgleich ich Dich noch unendlich viel zu fragen hätte; gebe der Himmel, daß Du bei Francia noch immer in derſelben Gunſt wie früher ſteheſt!" Er drückte dem Freunde die Hand und eilte davon.

5.

Mit klopfendem Herzen trat Jago in den Säulengang, der als Vorhalle um das ganze Gebäude läuft. Gewöhnlich ging der Dictator des Morgens und nach der Sieſta hier ſpazieren, heute hatte er ſich in ſeine Zimmer verſchloſſen und ließ Niemand vor; ſelbſt Valta-Vargas, dem er doch ausdrücklich befohlen, vor ihm zu erſcheinen, ſaß nun ſeit zehn Stunden in der Antichambre und harrte auf eine Audienz. Als Jago an ihm vorbeiſchritt, biß er ſich ergrimmt auf die Lippen und machte Anſtalt, nach ſeiner gewöhnlichen Weiſe einige beißende Sarcasmen über den „alten Kaiman" loszulaſſen. Zum Glück kam ihm unſer Bekannter zuvor, indem er ihn mit dem Verſprechen beruhigte, Seiner bei der Excellenz zu gedenken. Vieles fand Jago ſeit ſeiner Abweſenheit im Pallaſte verändert, ſonſt bewohnte Francia einige freundliche Zimmer auf den Platz heraus, jetzt hatte er ſich in das Innere des Gebäudes zurückgezogen, wo man nur durch eine Anzahl Zimmer und Säle zu ihm gelangen konnte. Der anmeldende Diener ſagte ihm, daß dies ſeit der Entdeckung eines Complotts ſo eingeführt worden wäre, Niemand auſerdem in den Pallaſt eintreten dürfe, bevor er nicht auf's ſtrengſte unterſucht worden wäre, im Fall er etwa heimliche Waffen bei ſich führe. Jago fühlte ſich tief verletzt von dieſem kränkenden Mißtrauen. Sein Glaube an den groſen Mann ſchwand immer mehr, bitterer Haß trat an die Stelle der frühern faſt göttlichen Verehrung.

Er zitterte nicht mehr bei dem Gedanken, der Tyrann könne auch ihm seine Willkühr empfinden lassen, ein Gefühl der Rache bemächtigte sich seiner. Da trat der wachhabende Offizier zu ihm, und meldete ihm, Se. Erlaucht sei bereit ihn zu hören.

Die Thüre öffnete sich, ein kleines Gemach empfing den Eintretenden. Das Ameublement, die ganze Einrichtung war im höchsten Grade sauber, jedoch keineswegs glänzend. Im Hintergrund des Zimmers befand sich in einem schön polirten Schranke eine ausgewählte Bibliothek englischer, spanischer, französischer, ja selbst deutscher Meister. Francia selbst lehnte in einem ungeheuer großen weiten Schlafrock von ordinairem Cattun, an einem Fenster. Er stand damals bereits in seinem drei und sechszigsten Jahre, allein ein Fremder hätte ihn bestimmt nur für einen angehenden Funfziger gehalten, so rüstig und kräftig war sein Aeußeres. Seine Haltung war in der That gebietend, obgleich seine Gesichtszüge nicht den ausgezeichneten Menschen ahnen ließen. Heute hatte sich eine sonderbare Blässe auf seine Wangen gelagert und ein verbissener Schmerz zuckte zuweilen um die Mundwinkel. Jago stand bereits mehrere Minuten, ehe sich der Dictator nach ihm wandte.

„Bist Du da, Avila!" sagte er mit etwas heiserer Stimme und von öfterm Husten unterbrochen. „Es freut mich, daß Du nicht auch zum Verräther an mir geworden. Der junge Mann hat Dich also begleitet. Komm näher, erzähle mir, was ist es für ein Mensch, welche Gesinnungen hegt er über mich und meine Ein-

wohl über so Manches von Ihrer verstorbenen Freundinn und von der alten Bekanntschaft her zu unterhalten haben, daß ihm die Zeit bei uns nicht lang werden wird.

Diese unbefangen gesprochenen Worte bewegten Marien so lebhaft, als ob eine ausdrückliche Absicht darin gelegen hätte. Sie erröthete und erblaßte wechselnd, als sie sah, daß auch Rudolph verlegen geworden war, ergriff den ersten schicklichen Vorwand, sich zu entfernen, und ging in ihr einsames Zimmer: um ihr unruhiges Gemüth zu sammeln. Fest in ih, rem Entschlusse, ward sie leicht mit sich einig, welches Betragen sie gegen Rudolph zu beobachten hätte, und weit entfernt zu ahnen, daß die Bewegung, die er so auffallend verrieth, in etwas Anderem, als in Beschämung und der Stimme des erwachenden inneren Vorwurfes gegründet wäre, fiel es ihr nicht ein, daß Rudolph in einer ganz andern Stimmung und mit einem edlern Herzen zu ihr zurück kam, als er bei der Trennung gehabt hatte. Eben so wenig aber ahnete sie einen geheimen Grund, der vielleicht auch Antheil an der lebhaften Bewegung hatte, die sie bei dem Wiedersehn des Ungetreuen empfand, einen Ueberrest der alten Liebe, der sich noch in einem Winkel ihres Herzens verbarg.

Sie hatte sich erholt und war in ruhiger Fassung, als sie nach einigen Stunden dem jungen Manne bei

richtungen, kann ich ihm den Posten eines geheimen Secretairs übertragen. Sprich offen und frei, wie Du es von jeher gewohnt bist."

„Erlauchtester Herr," nahm Jago, angenehm von der Freundlichkeit des Gewalthabers überrascht, das Wort. „Ich habe mich vor Allem andern von dem Verdacht und der Verläumdung zu reinigen, die sich Ew. Excellenz hinsichtlich meiner bemächtigt zu haben scheinen!"

„Es ist gut," unterbrach ihn Francia, „Dein Stillschweigen auf zwei meiner Zuschriften, ließ den Verdacht in mir aufsteigen, Du möchtest Deine Versprechungen vergessen haben, eine augenblickliche Aufwallung ließ mich daher jene Aufforderung in den Indicador von Assumcion einrücken. Die Sache mag ruhen."

„Ew. Excellenz," nahm Jago rasch das Wort, „wollen verzeihen, wenn ich trotz dem wieder auf den Gegenstand zurückkomme. Ich habe mir nie erlaubt, nur einen Brief unbeantwortet zu lassen, allein meine Vermuthung hat mich nicht betrogen, die Regierung von Buenos-Ayres mochte aufmerksam werden auf den angeblichen Ausgewanderten aus Paraguay, jedenfalls hat man meine Briefe aufgefangen."

„Elende Buben!" rief der Dictator zornig. „Verachtete ich diese Erbärmlichen nicht zu sehr, sie sollten mir büßen. Was spricht man sonst in Tucuman und den Nachbarländern von mir?"

„Das Volk, die reichen Bürger sehnen sich nach einer Regierung wie die Ihrige," erwiederte Jago,

„das Militair, der Adel fürchten Ihren Einfluß und suchen Sie deshalb zu verdächtigen.“

Francia antwortete nichts, aber er schritt höhnisch lächelnd im Zimmer auf und ab. „Und Medrano?“ fragte er nach ziemlich langer Pause.

„Ew. Excellenz scheint sehr viel an dem Urtheil dieses jungen Mannes zu liegen,“ bemerkte Avila betreten, „Rodrigo ist, so viel ich ihn bis jetzt kennen gelernt, ein heftiger Republikaner, jedoch ist er einestheils noch zu jung, als daß seinem Urtheil eine Competenz zugemessen werden könnte, anderntheils sieht er alles durch die Perspective seines Republikanismus.“

„Du meinst also,“ fragte Francia verdüstert, „daß meine Herrschaft schwerlich seinen Beifall finden würde. Offen und frei heraus,“ fuhr er fort, als er bemerkte, daß Jago verlegen die Achseln zuckte, „sei indeß wie dem wolle, ich habe mir einmal vorgenommen, diesen jungen Menschen als meinen Secretair zu mir zu nehmen, ich hoffe mit der Zeit wird er einsehen lernen, daß auch ich Republikaner bin. Was Dich anbetrifft, so überlege Dir, wo Du am liebsten placirt zu sein wünschest. Du kannst eine Stelle beim Hacienda (Finanz)minister einnehmen, was wohl am besten für Dich passen wird, da ich weiß, daß Du gern mit Gelde umgehest, überdies ist hier eine Anweisung über dreitausend Piaster auf meine Privatkasse, zur Erstattung der Reisekosten und neuen Einrichtung. Schicke mir jetzt den jungen Medrano.“

Er winkte freundlich mit der Hand und Jago entfernte sich stumm nach einer tiefen Verbeugung.

Seltſam ergriffen von der ſeltenen Herablaſſung des Dictators, und faſt gänzlich wieder mit ihm ausgeſöhnt, trat er in's Vorzimmer, wo er den Barbier und gefürchteten Günſtling des Gewalthabers, den uns bereits bekannt gewordenen Pedro Pinto traf.

„Lange Audienz bei Sr. Excellenz gehabt!" ſagte er heimtückiſch lächelnd, „irre ich nicht, ſo wurde viel von Eurem Freunde, dem jungen Cordovaner Medrano geſprochen. Wißt Ihr nicht, mein Freund, weßhalb ſich unſer erlauchter Herr ſo ſehr für dieſen jungen Mann intereſſirt."

Jago war empört über den unberufenen Lauſcher und würdigte ihn keiner Antwort. Der Barbier ſah ihm erboßt nach und ſchlich dann vorſichtig in das Gemach des Dictators. Valta-Vargas ſaß noch immer im Vorzimmer und es fiel Jago ſchwer aufs Herz, als er ſich beſann, beim Dictator nichts von dem Wartenden erwähnt zu haben.

„Armer Freund," rief er dem Oberſten entgegen, „es war mir nicht möglich, Ihrer bei dem Dictator zu erwähnen, jedoch gedulden Sie ſich, in einer halben Stunde bin ich wieder hier und dann ſollen Sie unfehlbar vorgelaſſen werden."

„O es hat gar nichts zu bedeuten," ſagte Valta-Vargas bitter lachend, „ich ſitze nun ſeit heute früh hier und kann mich, wenn's darauf ankommt, auch bis zur Nacht gedulden, ich brüte unter der Zeit über einigen Plänen, die ſich vielleicht realiſiren dürften."

Jago ſchrak ſichtlich zuſammen und eilte ſo ſchnell

als möglich von dem unvorsichtigen Menschen fort. Als er in der Posada ankam, hörte er mit Verwunderung die Stimme des Freundes. Hastig riß er die Thüre auf und traf den jungen Offizier, den wir bereits auf dem Platze vor dem Gouvernementspalaste kennen gelernt haben.

Manuel eilte dem Eintretenden entgegen. „Du verzeihst, daß ich mich in Deine Behausung eindränge," sagte er, dem Freunde die Hand schüttelnd, „es war ein merkwürdiger Zufall, der mich heraufführte, allein es gereut mich nicht, denn ich machte bei der Gelegenheit die Bekanntschaft Deines Reisegefährten. Nun wie war's bei dem alten Kaiman."

Der Gefragte theilte den Erfolg der Audienz mit und Manuel war höchlichst erstaunt. „Ein besonderer Umstand müsse hier obwalten," sagte er kopfschüttelnd, „es wehet seit einigen Tagen der feuchte und warme Nordost, und die Temperatur übt dann einen mächtigen Einfluß auf die Organe des Dictators aus. Häufiger als sonst ist er dann den Anfällen der Hypochondrie ausgesetzt, darum beeilen Sie sich, mein lieber Freund," wandte er sich zu Rodrigo, „und benutzen Sie diese vielleicht nur flüchtige Anwandlung von guter Laune des Gewalthabers."

„Was," rief erstaunt der Jüngling, „ich soll jetzt schon zum Dictator, Sie rathen mir im Ernste dazu, haben Sie Ihre Mittheilung, die Sie mir eben gemacht, schon vergessen, wie nun, wenn ich mich von meiner jugendlichen Unbefangenheit hinreißen lasse und

Fürſprache einlege für den ſtaatsverbrecheriſchen Spanier aus Curuguaty und deſſen ſchöne Tochter, die mich ſo ungemein angezogen hat?"

„In der That," erwiederte Manuel ernſthaft, „wenn etwas für die Aermſten, die ich heute früh in ihre Kerker bringen mußte, zu hoffen iſt, ſo iſt es nur durch Sie zu bewerkſtelligen. Per dios, wenn Se. Erlaucht dieſe liebe holde Chica ſehen könnte, er müßte ein Herz von Stein haben, wenn er ſich nicht erweichen ließe, und ſo viel man weiß, iſt Francia auch nie dem Wein und den Weibern abhold geweſen."

„Nun wohl denn, ſo ſei's; Atalante, Freund Jago!" rief munter Rodrigo, „ohne Dich gehe ich nicht. Aufrichtig geſagt, ich fürchte mich gar nicht mehr vor dem alten Herrn. Leben Sie wohl, Manuel, und gehen Sie ſäuberlich mit den Ihnen anvertrauten Gefangenen um, bin ich erſt erſter Secretair in Francia's Cabinet, ſo wird ſich das Weitere ſchon finden."

Die beiden jungen Männer ſtürmten zur Thüre hinaus.

6.

Als Jago das Zimmer des Dictators verlaſſen hatte, trat der Barbier in daſſelbe. Er legte ſchweigend ſeinen Apparat auf ein Tiſchchen und begann das Meſſer abzuſtreichen. Sonſt leitete er während dieſer Zurüſtung ein heiteres oder ernſtes Geſpräch, gewöhnlich die Neuigkeiten der Stadt betreffend ein, allein er kannte ſeinen Herrn. Der Nordoſt wehte und wenn gleich Fran-

cia ihm noch nie seine Laune hatte fühlen lassen, so traute er doch nicht.

Der Dictator lehnte noch immer im tiefsten Nachdenken versunken in der Fenstervertiefung und schien den Eingetretenen nicht zu bemerken. Pinto stand schon eine Weile die Serviette ausgebreitet hinhaltend, und nur manchmal durch ein leises Husten seine Gegenwart andeutend. Er las in den Zügen des Gewalthabers und war nicht wenig erstaunt, statt der gefürchteten üblen Laune nur einen ruhigen, leidenschaftslosen Ernst zu finden.

„Ist es Ew. Erlaucht gefällig!" sagte er endlich dadurch ermuthigt.

„Ah Du bist da, Pedro!" rief der Dictator freundlich, sich im Sessel niederlassend. „Nun was giebt's Neues in Stadt und Umgegend?"

„Der spanische Don aus Curuguaty ist heute früh mit seiner Bedeckung hier angekommen," flüsterte der Barbier, während er das Kinn des Gewalthabers einseifte. „Ich habe ihn gesehn, er ist bereits mit seiner Tochter zur Haft gebracht."

„Mit seiner Tochter?" fragte Francia erstaunt. „Warum hat man das zugegeben. Weiß der Cabildo nicht, daß ich dergleichen Familienscenen hasse, daß sie auch höchst gefährlich für meine Person werden können. Ich fürchte eine Tochter der man den Vater, vielleicht den geliebten Vater, zu rauben genöthigt ist, mehr als einen kräftigen Mann. Man schicke das Mädchen zurück!"

„Excellenz!“ hob Pinto nicht ohne einige Rührung an. „Ich habe die Liebe und Verzweiflung der Donna geſehn, trennte man ſie von dem Alten, ſie überlebte es nicht. Und glauben Sie, daß deshalb das Oberhaupt des Staates weniger gefährdet wäre, o Kindesliebe iſt ein mächtiger Sporn! Laſſen Sie die Beiden zuſammen.“

Der Dictator war nachdenkend geworden. „Ich hoffe nicht,“ ſagte er mißtrauiſch nach einer ziemlich langen Pauſe, „daß Deinem Vorſchlag irgend eine geheime Abſicht zu Grunde liegt. Ich bin es nicht gewohnt, von Dir Vorſchläge zur Milde zu hören,“ fügte er begütigend hinzu, als Pedro ſich zu rechtfertigen Miene machte. „Doch weiter, wer iſt im Vorzimmer?“

„Als ich durchging,“ erwiderte der Gefragte, „ſah der fremde Oberſt aus Buenos-Ayres dort, bereits ſeit heute früh auf eine Audienz wartend.“

„Valta-Vargas!“ rief heftig der Gewalthaber. „Ha gut, daß Du mich daran erinnerſt. Nun, wie befindet ſich der ſtolze Senor. Doppelt lieb iſt mir meine Gewalt, da ich ſolche aufgeblaſene Abentheurer damit demüthigen kann. Er mag bis heute Abend warten und dann will ich ihm einen Empfang bereiten, auf den er nicht hofft.“

Bei dieſen hingeworfenen Sätzen gerieth der Doctor in heftigen Zorn. Seine kleinen, ſchwarzen Augen ſprühten Blitze, ſeine Geſichtsmuskeln bewegten ſich krampfhaft, heftig ſtieß er den Barbier von ſich und maß mit großen Schritten das Gemach. Einzelne Flüche drangen

zuweilen über seine Lippen, Worte ohne Zusammenhang entflohnten seinem Munde.

„Carajo!“ rief er endlich, mitten im Zimmer stehen bleibend, indem er drohend die geballten Fäuste ausstreckte. „Ich werde sonderbar mit all diesen Herren sprechen; da ist der Exconsul Fulgencio Yegros, der zu dem ungeschlachteten Gesindel gehört, mit dem ich vor wenig Jahren die Herrschaft über Paraguay theilte, dann der edelmüthige Don Caballero, der seinen persönlichen Haß gegen mich dem Vaterlande zum Opfer brachte. O, ich kenne noch mehr, sie stehen alle mit feurigen Buchstaben in meinem Gedächtniß eingegraben, aber Flintenkugeln sollen sie daraus verlöschen. Was meinst Du, Pedro, wenn ich dieser Hyder mit einem Hiebe den Kopf abschlüge, ich weiß es, auch Du hassest jene Beiden, und begreife es nicht, wie ich mich bereden lassen konnte, dem Consul die Reise in's Ausland zu gestatten. Aber zu mild, zu nachsichtig bin ich gegen diese Menschen gewesen, ich habe Andere verfolgt, während ich nur sie die Schärfe des Schwertes hätte fühlen lassen sollen. Hier schwöre ich es bei der Gebenedeiten, noch ein blutiger Tag soll über Paraguay kommen und dann Friede werden. — Dieser eine Tag aber soll blutiger werden, als ein ganzes Jahr meiner Herrschaft.“

Der Barbier, an dergleichen Auftritte schon gewöhnt, und den Moment günstig erfassend, seine Gegner zu vernichten, schürte das Feuer, daß es zur hellen Flamme auflohderte.

„Hören Ew. Excellenz den Rath Ihres treuen Dieners," begann er unterwürfig. „Diesen Valta-Vargas habe ich zu erforschen gesucht und einen kühnen unternehmenden Geist in ihm gefunden. Allein wie es gewöhnlich mit solchen Wagehälsen geht, sie tragen das Herz allzusehr auf der Zunge, und einem listigen, schlauen Manne wird nichts verschwiegen bleiben. Dieser Oberst besitzt einen ungemessenen Stolz und ich bin überzeugt, weniger durch seine Gefangennehmung, als das Harren im Antichambre, wird er Sie hassen lernen. Nehmen Ew. Excellenz all' die hochverrätherischen Aeußerungen, die Sie vielleicht von ihm hören werden, hin, vergebens soll er sie nicht aussprechen, die Strafe wird ihn furchtbar ereilen. Noch unbesonnener wäre es aber, wenn man ihn nach der Audienz wieder gefangen setzen wollte. Nein, ein schlechter Heerführer an der Spitze seiner Soldaten nützt dem Feinde mehr, als im Kerker. Lassen wir ihn deshalb laufen und Pläne schmieden, wenn er reif ist, so werden wir ihn schon wieder einholen, und dann fassen wir wahrscheinlich die Anderen auch mit!"

Francia nickte zufrieden mit dem Kopfe, doch trat in diesem Augenblicke der wachhabende Offizier in's Zimmer und meldete die Ankunft unserer beiden jungen Freunde. Das Gespräch ward dadurch sogleich unterbrochen, denn in heftiger innerer Aufregung eilte Francia der Thüre zu, durch welche in diesem Augenblick Jago und Rodrigo eintraten. Der Anblick dieser beiden jungen Männer, die sich ehrfurchtsvoll verbeugten, schien von mächtiger Wirkung auf den Dictator zu sein. Sein

Auge, noch vor wenig Momenten vom Zorn blitzend, hatte einen ſanften Ausdruck, den man bei dem Tyrannen noch nie bemerkt, angenommen. Er hatte die Hand zum Willkomm ausgeſtreckt, er ſchien ſprechen zu wollen, allein im nächſten Augenblick hatte er die Herrſchaft über ſich ſelbſt wieder gewonnen. Der Barbier hatte in höchſter Betroffenheit dieſer Scene zugeſehen, er packte in größter Stille ſeinen Apparat zuſammen, und entfernte ſich kopfſchüttelnd, nachdem er einen boshaften Blick auf die beiden Freunde geworfen.

Francia hatte ſich in einen Lehnſeſſel geworfen und ſein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf der ausgebildeten, männlich ſchönen Geſtalt Rodrigo's, welcher mit einer ſeltenen Kühnheit in dem Zimmer umherſchaute. „Nun, mein junger Freund," wandte ſich endlich nach langer Pauſe der Dictator an Rodrigo, „wie gefällt es Dir in Aſſumcion und was gedenkſt Du hier zu beginnen?"

„Was ich hier zu beginnen denke?" wiederholte der Gefragte munter. „Es ſei vor der Hand Ew. Excellenz überlaſſen, was Sie aus mir machen wollen. Ich bin blos durch meinen Freund Jago, den ich Euch angelegentlich empfehle, beredet worden, nach Paraguay einzuwandern. Das Weitere wird ſich wohl finden, wenn mir Ew. Excellenz beiſtehn."

„Wenn alle jungen Leute in Cordova ein ſolches Zutrauen zu mir hegen," nahm lächelnd der Gewalthaber das Wort, während ſich Jago in höchſter Verlegenheit von einer Seite zur andern bewegte, „ſo

Tische gegenüber saß. Die Gräfinn unterhielt mit ihm fast allein das Gespräch, und Marie war so kalt höflich, so zurückhaltend gegen den Fremden und sprach so wenig, daß jene ihr einmal scherzend den Vorwurf machte, sie schiene der alten Bekanntschaft nicht nach Gebühr sich zu freuen. Diese Stunde war für Rudolph noch peinlicher, als für Marien. Je mehr er sich der Heimath genähert hatte, desto lebhafter war der Gedanke an Marien in ihm erwacht, und der Augenblick des Wiedersehens hatte ganz über sein sehnsuchtsvolles Herz entschieden. Aus dem blühenden holden Mädchen, das drei Jahre früher ihn so innig angezogen hatte, war eine herrliche Gestalt geworden, mit dem Zauber edler Anmuth geschmückt, wie er sie schöner nicht unter Italiens glücklichem Himmel gefunden hatte, und die Spuren der stillen Trauer in ihrem Gesichte gaben ihr einen rührenden Reiz, der desto mächtiger auf den Jüngling wirkte, da ihm sein Gefühl sagte, wie viel Ursache zum Kummer er ihr gegeben. Seine Liebe erwachte glühender als je, und sie ergriff nun sein ganzes Wesen, weil sie in einem reineren und besseren Herzen erwachte. Er fühlte, daß es ihm unmöglich wäre, sich zu entschuldigen, oder zu rechtfertigen, aber er glaubte ihrer Verzeihung jetzt würdig zu seyn, und sie davon zu überzeugen, war für ihn ein Bedürfniß, das er nicht aufschieben konnte. Die Gelegenheit, allein mit ihr zu sprechen, ward so eifrig von ihm gesucht,

würde ich bald keinen Platz mehr im ganzen Lande für sie finden. Indeß bin ich ihnen herzlich für das Zutrauen verbunden und wünsche nur, daß man im ganzen Auslande eine solche gute Meinung von mir habe."

Rodrigo machte ein bedenkliches Gesicht, als er sagte: „So leid es mir thut, erlauchter Herr, so darf ich Euch doch nicht in diesem falschen Wahne lassen. Man ist im Auslande gar nicht so besonders auf Euch zu sprechen. Ich will von der Geistlichkeit gar nicht reden, die muß Euch hassen, denn Ihr habt ihre Macht gebrochen, allein man tadelt sehr Eure unerbittliche Strenge und meint Ihr raubtet der Republik die Freiheit, statt sie ihr zu erhalten."

Francia schaute betroffen, jedoch nicht erzürnt auf den kühnen Sprechenden, Jago selbst hatte so wenig eine solche Tollkühnheit des Freundes erwartet, daß er nicht im Stande war, ein Wort der Vertheidigung zu sagen.

„Wäre ich ein Tyrann," nahm der Dictator endlich wie oben das Wort; „so dürfte diese kühne Rede Dir leicht das Leben kosten, junger Mensch! besonders da Du weißt, daß ich die Macht dazu besitze. Jedoch ich liebe solche kühne Männer, wie Du einer zu sein scheinst, und nehme Rath von Jedermann, deßhalb wünschte ich Dich in meiner Nähe zu sehn. Mein geheimer Secretair ist vor einigen Wochen gestorben, d. h. ich habe ihn erschießen lassen, weil er hochverrätherische Absichten hegte."

„Nun fürwahr!" rief Rodrigo laut lachend, „Ew

Excellenz eröffnen mir eine reizende Aussicht, allein Sie sollen sich nicht in mir getäuscht haben, ich acceptire die Stelle und bitte nur, mich von meinen Functionen zu unterrichten."

Francia winkte Jago mit der Hand und dieser entfernte sich zögernd. Kaum sah sich der Doctor mit dem jungen Mann allein, als er aufstand und dicht vor ihn hintrat. Er ergriff seine beiden Hände und sah ihm lange in das offene, schöne Antlitz. Immer wollte er sprechen, allein immer kämpfte er die Frage wieder zurück. Nachdem so eine geraume Zeit verstrichen war, nahm endlich Francia wieder das Wort. „Du bist ein geborner Cordovaner?" fragte er gelassen.

Rodrigo bejahte.

„Leben Deine Eltern noch, wessen Standes ist Dein Vater?" fuhr er mit etwas unsicherer Stimme fort.

„Meine Mutter starb an dem Tage meiner Flucht," sagte der Jüngling monoton, „meinen Vater .... den habe ich nie gekannt!"

Francia wendete sich rasch um und bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen, zum erstenmale ward Rodrigo dadurch aufmerksam gemacht, allein er hielt dies sonderbare Benehmen für irgend eine Laune und nahm sich vor, kein Wort darüber zu sprechen.

„Du hast Jura studirt, nicht wahr?" begann endlich Francia wieder. „Auch ich habe in Cordova Collegia gehört und die Stadt war mir lieb und werth. In einer Familie Medrano war ich oft und habe viel Gutes da genossen, bist Du etwa mit jener Familie verwandt?"

„Schwerlich," warf der junge Mann gleichgültig hin. „Ich hatte außer meiner Mutter keine verwandte Seele in Cordova."

„Deine Mutter hat sich nicht wieder verheirathet!" rief heftig der Doctor . . . „Doch was kümmert das mich," setzte er sogleich wieder mit großer Ruhe hinzu, als er bemerkte, daß der neue Secretair ihn mit fragenden Blicken ansah. „Ich habe nun einmal die Sitte, die Familienverhältnisse meiner nächsten Untergebenen kennen lernen zu wollen, brechen wir ab davon, und nun zu den Geschäften. Du begreifst vielleicht im ersten Augenblick nicht die Wichtigkeit Deines neuen Amtes. Mein Geheimschreiber ist, wenn er sich in seinem Fache zu bewegen weiß, die zweite Person im Staate. Kein Geheimniß, mag es noch so groß sein, bleibt ihm verschwiegen; als meine nächste Person, frage ich ihn bei jedem Beschluß um Rath. Ich bin nicht so hart, wie ich geschildert werde, allein Paraguay bedarf eines Tyrannen, wenn es seinen Frieden, seine Ruhe gesichert wissen will. Jeder Reformator hat Feinde, auch ich habe sie, aber nur gegen die Feinde des Staates verfahre ich mit Strang und Schwert. Es wäre mir lieb, wenn Du Dich überzeugen wolltest, daß ich stets nur das Beste meines Vaterlandes gewollt, es wäre mir lieb," setzte er zögernd hinzu, „wenn Du Vertrauen, ja Liebe zu mir fassen wolltest, ich bin ja von aller Welt gehaßt und gefürchtet, Deine Zuneigung würde mir wohlthun."

Rodrigo stand im ersten Augenblick sprachlos vor

Erstaunen. Das hatte er nicht erwartet, er war gegen Tyrannei und Härte gerüstet, allein Liebe und Milde hatte er nicht von dem Unterdrücker Paraguay's erwartet.

„Excellenz," sprach er nach langer Pause auf's tiefste ergriffen. „Meine Sitten sind von der Universität her etwas rauh, aber vor Ihrer Seelengröße beuge ich mich demüthig. Empfangen Sie den Schwur der Treue, des Gehorsams und der Verschwiegenheit. Und nun verzeihen Sie, wenn ich gleich beim Antritt meines neuen Amtes eine Bitte zu äußern wage, an deren Erfüllung mir sehr viel liegt. Begnadigen Sie den Spanier aus Curuguaty, der, irre ich nicht, des Hochverraths angeklagt ist."

Francia maß erstaunt den jungen Mann. „Cuerpo de Christo," rief er dann, „Du bist entsetzlich kühn, junger Mensch, oder kennst nicht die Größe Deines Gesuchs. Einen Spanier würde ich nie begnadigen, und wäre sein Verbrechen um die Hälfte kleiner als das eines Eingebornen. Welchen Zweck hast Du übrigens bei Deiner Bitte," setzte er, den neuen Secretair scharf fixirend hinzu. „Man sagte mir, der Hochverräther habe seine reizende Tochter bei sich, sollte die etwa einen solchen Eindruck auf Dein Herz gemacht haben?"

Rodrigo schlug verlegen die Augen zu Boden.

Francia ging nachdenklich einige Mal im Zimmer auf und ab. „Was soll das, Rodrigo?" sagte er dann sanft. „Was willst Du mit dem Mädchen. Besitzen kannst Du sie nie, so lange Du in Paraguay bist, denn

Du kennſt das Geſetz, nach welchem die Töchter oder Söhne eines Staatsverbrechers bürgerlich todt ſind und keine Weiſen heirathen dürfen. Zu einer flüchtigen Neigung . . . doch da ſieh zu, ob Du Glück haſt."

„Excellenz," ſagte der Jüngling gekränkt, indem er einen Schritt zurücktrat, „deſſen bin ich einem ſolchen Engelsgeſchöpf gegenüber nicht fähig. Allein geſtatten Sie wenigſtens dem Vater ein gutes Gefängniß und milde Richter. Dann wird es ſich ja zeigen, ob er ein Hochverräther iſt."

Der Dictator wurde immer finſterer bei den Worten des jungen Mannes; endlich unterbrach er ihn raſch: „Genug davon, und äußere Dich um Gotteswillen gegen Niemand, daß Du mit mir über dieſen Gegenſtand geſprochen, dem Elenden werde ich Dir zu Liebe ein anſtändiges Gefängniß anweiſen laſſen, glaube jedoch ja nicht, daß nur ein Jota in dem Gang des Prozeſſes durch Deine Fürſprache geändert wird. Jetzt ſetze Dich und nimm das Verhör auf, was Statt finden wird." Er zog die Klingel. „Der Oberſt Valta-Vargas," rief er dem eintretenden Kammerhuſaren entgegen, einen Augenblick darauf ſchritt der Geforderte mit ſtolzer Haltung in's Zimmer. Der Dictator blickte einen Moment wohlgefällig auf den ſchönen Mann, der ihm feſt in's Auge ſah.

„Ihr heißt Valta-Vargas und waret Oberſt im Heere der Republik Buenos-Ayres?" fragte Francia barſch.

Jener verbeugte ſich ſchweigend.

„Was ſucht Ihr hier? Dienſte im Heere? Ihr wißt,

ich liebe die Leute nicht, die jeden Augenblick ihren Rock zu ändern gewohnt sind. War das Euer Zweck, so will ich Euch einen Paß zur Rückreise ausstellen lassen, denn Ihr seid dann in Paraguay sehr überflüssig."

„Ew. Excellenz irren," sagte der Oberst anscheinend ruhig, doch deutete der Wechsel der Gesichtsfarbe auf innern Sturm. „Ich suche keine Dienste hier, doch gefiel es mir nicht mehr in meinem frühern Verhältniß, deshalb will ich mein Geld in Assumcion verzehren."

„Und habt Ihr irgend eine Beschäftigung?" fragte der Erstere rasch. „Ihr wißt, Müssiggänger werden eben so wenig in Paraguay wie anderswo geduldet."

Der Oberst stand einen Augenblick sprachlos vor Zorn über diese unerhörte Beleidigung. Unwillkührlich zuckte er mit der Hand nach der linken Seite, gleichsam als suche er dort die Waffe, um diese Beschimpfung blutig zu rächen. Dem Dictator entging die drohende Bewegung nicht, er fuhr mit der Hand in den Schlafrock, riß eine Doppelpistole heraus, die er stets bei sich führte, und hielt sie dem Oberst entgegen, welcher bestürzt einen Schritt zurücktrat.

„Führt Ihr geheime Waffen bei Euch!" rief der Dictator bleich. „Wache herein, ich werde Euch als Hochverräther verhaften lassen."

„Fürchten Ew. Excellenz nichts," unterbrach ihn Valta-Vargas mit schneidender Stimme, „ich bin bereits doppelt durchsucht, und muß aufrichtig gestehn, daß ich nicht die geringste Lust verspüre, an Ew. Excellenz zum Mörder zu werden."

„Wahret Eure Zunge, Sennor," rief gereizt Francia. „Bedenkt, vor wem Ihr steht."

„Ich werde es nie außer Acht lassen," bemerkte der Oberst kühn, „allein ich bin mir nicht bewußt, durch irgend etwas Ew. Excellenz Ungnade verdient zu haben. Mein Aufenthalt in Assumcion wird nur so lange dauern, bis ich eine Erbschaft, die mir durch den Tod des Ramon Merced, eines nahen Verwandten zugefallen, geordnet sein wird. Uebrigens wohne ich bei einem der achtungswerthesten Bürger Paraguay's, bei Don Fulgencio Yegros."

„Ha! erinnert mich nicht zum zweitenmale daran," knirschte Francia mit verbissenem Ingrimm, doch besann er sich noch und fügte mit gedämpfter Stimme hinzu: „Ich will glauben, daß keine heimlichen Absichten gegen die Regierung Euch nach Paraguay führten, doch hütet Euch, man wird sehr wachsam auf Eure Schritte blicken."

Er winkte mit der Hand und der Oberst schritt mit fester Haltung zur Thüre hinaus.

Rodrigo saß sprachlos; war das der Mann, der noch vor wenig Augenblicken nicht wie ein Vorgesetzter, sondern wie ein Vater zu ihm gesprochen? Sein Vertrauen fiel bedeutend, was hatte er von einem solchen Wechsel der Launen zu hoffen. — Lange wartete er auf eine Anrede, der Dictator ging in heftiger Aufregung im Zimmer auf und ab und schien ihn ganz vergessen zu haben, endlich durch ein leises Geräusch aufmerksam gemacht, wandte er sich an Rodrigo und sagte:

„Laß Dich nicht irre machen durch mein Betragen gegen diesen Nichtswürdigen. Ich habe bestimmte Gründe, die mich bewegen, gegen ihn so hart zu sein. Für heute bist Du entlassen. Es wäre mir lieb, wenn Du eine Wohnung in meinem Hause bezögest, brauchst Du Geld, so wende Dich stets an den Intendanten, auch ohne meine Anweisung wird er Dir stets das Verlangte übergeben."

Der Jüngling entfernte sich mit achtungsvoller Verbeugung. Trunken von den Ereignissen, die er im Verlauf einiger Stunden erlebt, kam er bei seinen beiden Freunden an. Jago stürzte ihm mit großer Hast entgegen und bestürmte ihn mit Fragen. Als ihm Rodrigo Alles mittheilte, fand er lange keine Worte, sein Erstaunen auszudrücken, dann aber versank er in ein düsteres Nachdenken, aus dem er während des ganzen Abends nicht wieder erwachte. Der neue Geheimsecretair bemerkte wenig von dem seltsamen Betragen des Freundes, er entwarf mit Manuel Pläne für die Zukunft und erst spät trennten sich die jungen Leute.

7.

Finster und über Pläne der Rache brütend, schritt Valta-Vargas nach gehabter Audienz durch die öden Straßen von Assumcion. In seinem Innern gährte es, und wirklich er war der Mann, der dem Tyrannen Paraguay's einen empfindlichen Schlag beibringen konnte. Francia's Scharfblick hatte nicht getrogen, als er in dem Obersten einen Sendling der Regirung von Bue-

nos-Ayres zu finden glaubte. Er wußte, daß alle Nachbarländer mit wachsender Mißgunst auf die Ruhe seines Landes schauten, er wußte aber auch, daß sie ihn fürchteten, und in dieser Besorgniß suchte er sie zu erhalten. Als er noch Consul war, heuchelte er wohlweislich Milde und suchte sich Popularität zu erwerben, erst als er zum lebenslänglichen Dictator erwählt war, warf er die Maske ab und betrat mit sicherm Fuß die Bahn der Reformen, gestützt auf Gewalt, Aechtungen, Folter und Schaffot. Das erste war, daß er sich ein Heer bildete, auf das er sicher rechnen konnte, dadurch hielt er die innern Unruhen im Zaum und schreckte Brasilien, Buenos-Ayres und die Banda Oriental zurück. Die Grenzen verwahrte er vor allen Dingen auf's sorgfältigste und hüllte gern seine Handlungen in ein mystisches Dunkel. Dennoch konnte er es nicht verhüten, daß zuweilen, besonders von Buenos-Ayres aus, Leute unter sehr verkappter Gestalt geschickt wurden, um den Zustand der Dinge genau zu erforschen. Unter diese gehörte der Oberst Valta-Vargas. Kühn bis zur Verwegenheit und entschlossenen Geistes, war er für einen solchen Zweck eigentlich zu edel, allein der ungemessene Ehrgeiz, der ihn beseelte, ließ ihn das Niedrige seines Postens vergessen. Der persönliche Haß, der gegen Francia in ihm vorherrschte, ließ ihn jedoch öfters die Schranken der Mäßigung überschreiten und hätte der Dictator nicht jenen Plan im Auge gehabt, den wir bereits in der Unterredung mit Pinto kennen gelernt haben, so dürfte leicht augenblicklich Gefängniß oder Verbannung das Loos des Obersten gewesen sein.

Seit jenem verhängnißvollen 14. Mai des Jahres 1818, wo Francia von der Versammlung der Stände zu dem hohen Posten berufen worden war, hatte sich eine Verschwörung gegen den Gewalthaber gebildet, welche nichts geringeres als den Umsturz der bestehenden Regierung und den Tod Francia's zum Zweck hatte. An der Spitze der Mißvergnügten stand der Exconsul Don Fulgencio Yegros, ein sehr geachteter, tapferer, unerschrockener Mann. Außerdem Don Juan Caballero, der ehemalige Oberst der Kavallerie, ein glühender Patriot, der schon einmal seinen persönlichen Haß gegen Francia dem Vaterlande zum Opfer gebracht hatte. Die übrige Zahl der Verschwornen war nicht unbeträchtlich und meistens waren sie von persönlichem Haß gegen den Dictator beseelt. Seit zwei Jahren trug man den Anschlag nun schon in sich verschlossen und harrte nur einer Gelegenheit zum entscheidenden Handeln. Dennoch wagte man nicht, allein eine solche Umwälzung der Dinge auszufechten. Heimlich suchte man sich der Hülfe der Nachbarländer, besonders der buenos-ayrischen Conföderation zu versichern. Man erhielt Zusage und Yegros reiste ab, um das Nähere zu besprechen. Während dessen kam der Oberst Valta-Vargas an. Er hatte den geheimen Auftrag, mit den Mißvergnügten Verkehr anzuknüpfen, die Wunden der Eigenliebe zu vergiften, den Haß des Privatinteresses zu stacheln und — wie natürlich — eine für Buenos-Ayres günstige Umwälzung zu bewirken.

Allein auch der Verräther schlief nicht. Die Partei

daß er am Tage nach seiner Ankunft Marien überraschte, als sie gedankenvoll unter den schattigen Bäumen des Gartens auf und nieder ging.

Beide standen einige Augenblicke schweigend und verlegen einander gegenüber. Marie aber, schnell sich sammelnd, wollte bald mit einer stummen Verbeugung sich entfernen, und auf seine Kniee sinkend, faßte er ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. Marie! Marie! sprach er mit dem Ausdrucke der tiefsten Bewegung: sind Sie unversöhnlich? Können Sie verzeihen, oder wollen Sie den Reuigen, der zu seinem Unglücke fühlt, was er in Ihnen verloren hat, der Verzweiflung hingeben?

Marien's Hand zitterte in der seinigen, aber jetzt riß sie dieselbe mit heftiger Anstrenguug los, und sprach mit Würde: Herr von Rheineck, ich will es Ihnen und mir ersparen, von der Vergangenheit zu sprechen. Nur ein Wort! Wenn Sie wirklich sich Vorwürfe machen, wie Sie sagen, so zeigen Sie's mir dadurch, daß Sie nie wieder auf diese Weise mit mir reden. Ich muß es für unedlen Spott halten.

Für Spott, Marie? Spott? O wenn Sie wüßten, wie wehe dieser Argwohn... Wenn ich Ihnen sagen könnte, was in diesem Augenblicke meine Seele bewegt! Marie, es ist der entscheidende Augenblick meines Lebens... Bei dem Heiligsten, betheure ich Ihnen...

des Despoten rekrutirte sich nicht minder mit neuen Kreaturen, und der allmächtige Günstling des Gewalthabers, der Barbier Pedro Pinto, bestätigte bald die Ahnung des Dictators, daß etwas Großes im Werke sei. Francia war schlau, wie es alle Tyrannen sind. Jener Negros mußte ihn hassen, das wußte er wohl, denn er hatte ihn ja von der Regierung verdrängt, allein dem allbeliebten Mann durfte man nicht zu nahe treten, bevor nicht schwere Beschuldigungen erwiesen waren. Jetzt schien dieser Augenblick gekommen! Ruhig ließ der Dictator den Exconsul nach Buenos-Ayres abreisen, allein er hatte im Geheim seine Spione, die ihm auf Schritt und Tritt nachfolgten. So freundlich er beim Abschied gegen ihn gewesen, — er hatte ihn selbst gebeten, in Cordova unsern Bekannten, Jago, aufzusuchen und ihn zur Rückkehr zu bewegen — so wenig war dem Tiger zu trauen, der nie die Natur und die Klauen, die ihm dieselbe verliehen, vergessen wird. Auf die Verschworenen, von denen er jedoch nur wenige kannte, hatte er ein scharfes Auge; da schlug die Ankunft des Obersten wie ein zündender Blitz in die geheuchelte Langmuth des Dictators. Wenig hätte gefehlt und das Gewitter wäre losgebrochen. Zum Unglück für die Verschworenen, möchte man sagen, beschwichtigte Pinto den augenblicklichen Zorn, er sparte, wie er sagte, Alles zu einem Schlage, aber dieser eine Schlag sollte vernichtend sein.

So ungefähr standen die Verhältnisse um die damalige Zeit. Der Dictator hatte durch seine geringschätzige

Behandlung das Gefühl der Rache in dem Obersten aufs gefährlichste geweckt und der heftige Republikaner schwor ihm den Tod.

Von der Cathedrale schallte jetzt das erste Abendläuten, ein Zeichen für die in der Umgegend zerstreuten Städter, in ihre Häuser zurückzukehren. So war das Gesetz, und wehe dem, der sich nach dem zweiten Läuten, welches eine Stunde nachher ertönte, noch auf den Straßen blicken ließ, die umherstreifenden Patrouillen griffen unerbittlich alles auf. Auch Valta-Vargas eilte, das Haus Don Fulgencio's aufzusuchen, zu spät erst bemerkte er, daß er sich verirrt. Immer leerer wurden die Straßen und noch hatte er Niemand angesprochen, der ihn auf den richtigen Weg führen sollte, als bereits das zweite Läuten ertönte. Einige Verwünschungen gegen das despotische Gesetz zwischen den Lippen murmelnd, beeilte der Oberst seine Schritte, um zwei Männer, die, in weite braune Mäntel gehüllt, vor ihm gingen, zu erreichen. Wie erstaunte er, als er in dem einen seinen Reisegefährten, den deutschen Doctor Rengger wieder erkannte.

„Aber mein werther Sennor," rief er nach der ersten Begrüßung, „wie könnt Ihr es wagen, noch zu dieser Stunde in den Straßen von Assumcion herumzuwandeln? Habt Ihr nicht das zweite Läuten vernommen, kennt Ihr nicht das Gesetz?"

„Ich bin fremd in Assumcion," erwiederte unbefangen der Deutsche, „man wird eine Ausnahme machen."

„Hofft das nicht," fiel rasch der Oberst ein, indem

er mißtrauiſche Blicke auf den andern Fremden warf. „Kommt, verbergen wir uns in jenem Corridor, denn irre ich nicht, ſo biegt um jene Ecke eine Patrouille.“

Die Männer eilten, den Vorſchlag auszuführen. Der Begleiter des Doctors war der Facienda-Beſitzer Don Ramon Ribera, ein ernſter verſchloſſener Mann, der von ſeiner Quinta (Landſitz) nur ſelten nach Aſſumcion gekommen war, wie man aus den wenigen Worten, die er von ſich gab, ſchließen konnte. Der Deutſche hatte ſich einige Tage bei ihm aufgehalten und rühmte laut ſeine Gaſtfreiheit. Der Oberſt hatte wenig Vertrauen zu dieſer Freundlichkeit, denn Ribera ſchien ein rauher, wunderlicher Kauz zu ſein, erſt nachdem der Doctor ſeinen Reiſegefährten vorgeſtellt, löſte ſich das Band ſeiner Zunge, und er wiederholte mit einer gewiſſen Ueberraſchung den Namen des Oberſten.

„Was ſollen wir aber hier beginnen,“ rief dieſer endlich mit einer gewiſſen Munterkeit. „Wer weiß ob dies alte Gebäude nicht einen eifrigen Anhänger des Dictators angehört, der uns bei der erſten beſten Gelegenheit der Wache übergiebt!“

„Ich ſchlage vor, auf gut Glück an der kleinen Pforte hier anzuklopfen,“ meinte Rengger. „Man wird doch nicht ſo unbarmherzig ſein und uns abweiſen.“

„Wer wird ſo unvorſichtig handeln und drei Fremdlinge in ſein Haus aufnehmen!“ ſagte Ribera. „Glauben Sie nicht, daß wir Alle der Ahndung des Tyrannen anheim fallen würden?“

Der Oberſt horchte bei dieſen verpönten Worten hoch

auf. Sollte der Landbewohner zu der Zahl der Verschworenen gehören? Erst jetzt fiel es ihm ein, daß ihm Don Fulgencio Negros von einem Spanier Ribera geschrieben. Gern hätte er sich augenblicklich Gewißheit geholt, allein er kannte die gemäßigten Gesinnungen des Deutschen und zügelte seine Zunge.

Während dem hatte der Doctor zu wiederholten Malen angeklopft und bald ließen sich schlürfende Tritte auf dem Gange hören. Eine heisere männliche Stimme fragte nach dem Begehr der späten Gäste. Valta-Vargas erschrak heftig, diese Stimme war ihm bekannt, er täuschte sich nicht, sie gehörte dem Barbier Francia's, dem gefürchteten Pedro Pinto an. In welcher Lage befand sich der Oberst, mußte er sich nicht noch weit mehr der Rache des Dictators aussetzen, wenn dieser von dem nächtlichen Umherstreifen unterrichtet wurde.

„Sennores," sagte er deshalb leise zu den beiden Andern, während Pinto die Schlüssel in's Schloß steckte. „Es dünkt mir, wir seien in üble Hände gerathen, unser Wirth ist der Vertraute des Dictators, sein Barbier. Unmöglich darf mich dieser finden, deshalb lebt wohl, ich sehe wo ich ein anderes Unterkommen finde."

Er schüttelte den beiden Männern die Hände und eilte rasch von dannen. Eben öffnete Pinto und der Schein seiner Lampe fiel noch auf den Obersten. Mit mißtrauischen Blicken musterte er die beiden Eintretenden. „Ich setze mich großer Gefahr aus, wenn ich Euch in meiner Wohnung aufnehme, Sennors," sagte er mit anscheinender Besorgniß. „Wie leicht kann Sr.

Excellenz von Euerm nächtlichen Abenteuer unterrichtet werden und mich trifft dann die ganze Strafe."

„Euch?" rief Ribera ironisch lächelnd. „No hay dudas! daß wir bei Euch am sichersten ruhen können, ist gewiß, und wir brauchen uns nicht wegen der Strafe zu ängstigen. Ich komme zwar wenig nach Assumcion, allein der Name des allgefürchteten Barbiers Sr. Excellenz ist doch bis zu mir gedrungen."

Pinto schwieg verlegen. „Wie ist mir denn," sagte er, während er die Gäste in's Zimmer führte. „Euer Gefährte dort, der so schlecht Spanisch spricht, sprach ja vorhin von drei Einlaßbegehrenden, ist der Dritte etwa noch im Corridor?"

Die Reihe verlegen zu werden, war jetzt an unsern beiden Bekannten, Rengger faßte sich zuerst. „Ihr müßt falsch verstanden haben, Senor," sagte er anzufangen. „Wir sind nur unserer Zwei, doch zu etwas Anderm. Könntet Ihr mir durch Euren Einfluß eine baldige Audienz bei Sr. Excellenz verschaffen. Ich bin eigentlich Arzt, jedoch ein eifriger Botaniker und wünschte die Fauna des Landes zu studiren."

„Die Audienz ist wohl bald verschafft," erwiderte Pinto bedenklich, „jedoch wird Euer Gesuch schwerlich günstige Aufnahme finden. Der Dictator ist zwar ein eifriger Beförderer der Wissenschaften, allein Ihr wißt, Sennor, gegen die Fremden behauptet er nach wie vor eine große Unduldsamkeit. Und Ihr, mein würdiger Caballero," wandte er sich an den Facienda-Besitzer, „was begehrt Ihr von Sr. Excellenz?"

Der examinatoriſche Ton empörte den Spanier. „Ich heiße Ribera und bin ein geborner Caſtilianer," ſprach er mit dem angeſtammten Stolze ſeiner Nation. „Ich begehre nichts von dem Doctor Francia, und habe nur dieſen Don, meinen Freund, nach Aſſumcion begleitet. Schon morgen gedenke ich die Stadt wieder zu verlaſſen."

„Ribera!" rief der Barbier und ſeine kleinen grauen Augen blitzten, doch ſchon im nächſten Augenblick fiel er wieder in die frühere Gelaſſenheit zurück. „Ihr wollt wirklich morgen ſchon abreiſen, thut es nicht, Sennor, laßt es Euch in meinem ſchlechten Hauſe gefallen, ich habe viel mit Euch zu ſprechen."

Der Spanier ſah fragend dem kleinen Mann in's Geſicht, doch dieſer legte den Finger auf den Mund und flüſterte: „Euerm Begleiter muß es verſchwiegen bleiben, gedultet Euch bis morgen; doch jetzt Sennores," fügte er laut hinzu, „dächte ich, wäre es Zeit das Ruhelager zu ſuchen." Er öffnete die Thür eines Seitengemachs und wieß den Gäſten zwei alterthümliche hohe Betten als die ihrigen an, dann entfernte er ſich freundlich, gute Nacht wünſchend.

8.

Den andern Morgen verließ Rodrigo bei Sonnenaufgang ſein Lager, das Herz war ihm zu voll, er konnte nicht ſchlafen. Mit leiſem Tritt verließ er das Zimmer, um Jago nicht zu ſtören und eilte hinaus auf die öden Straßen. Die ganze Nacht hatte ihm das

Bild der schönen Spanierin vorgeschwebt, er mußte sich mit eigenen Augen überzeugen, ob den Unglücklichen anständige Haft zugesichert worden sei. Nach langem Suchen fand er die finsteren Gebäude, welche die Kerker für Staatsverbrecher enthielten. Der Schließer hatte wenig Lust, ihn schon zu so früher Stunde einzulassen, allein die Vorzeigung des eigenhändigen Licenzscheines des Dictators machte ihn schnell geschmeidig. Die erste Frage des Jünglings betraf den Spanier und seine Tochter. Der Kerkermeister erbleichte sichtbar. „Sennor!" rief er zitternd, „ach macht mich nicht unglücklich. Schon gestern Abend erhielt ich den Befehl, dem Spanier ein besseres Gefängniß anzuweisen, allein ich dachte es hätte bis heute Morgen auch Zeit."

„Unmensch, verdienst Du nicht, daß ich Dich augenblicklich in die Wasserhöhlen des Paraguay *) werfen lasse?" zürnte der Jüngling. „Führe mich zu ihnen, und wehe Dir, wenn nicht sogleich in meiner Gegenwart die Bedauernswerthen das beste Zimmer des Hauses erhalten!"

Der Alte nahm rasch die Schlüssel von der Wand und eilte fort, Rodrigo folgte ihm erwartungsvoll. Durch mehrere finstere, feuchte Gänge gelangte man in ein Hintergebäude, welches dem Ansehn nach nur wenig besucht zu sein schien. Auf dem Hof und vor den Thüren selbst wuchs ellenhohes Gras, eine derselben wurde aufgeschlossen und man mußte in ein finsteres Gewölbe

*) Die berüchtigten Gefängnisse Asuncion's unter dem Flusse.

hinabſteigen. Der junge Mann zitterte vor Froſt; und in ſolch' elendem Kerker mußte ein Mann, der vielleicht die Armuth nie gekannt, ein zartes Mädchen, das von frühſter Kindheit an in weichen Betten geruht, einer unverdienten Strafe entgegenſehen? Die Thüre eines feuchten Kellers, in den nur ſpärliches Licht drang, wurde jetzt geöffnet. Der alte Spanier lag auf wenigem verfaulten Stroh, ſeine Tochter ſaß vor ihm und weinte bitterlich. „Gennor," hob Rodrigo tief gerührt an, „iſt es mir auch nicht vergönnt, Euch Befreiung zu bringen, ſo habe ich Euch doch anſtändige Haft ausgewirkt."

Der Greis richtete ſich freudig bewegt von dem elenden Lager auf. „Trüget Ihr nicht die Geſtalt des Menſchen," ſagte er mit matter Stimme, „ich würde Euch für einen Abgeſandten des Herrn halten, der mir Troſt und Linderung in meinem unverdienten Leiden bringt. O Gott, nicht wegen mir, denn mein morſcher Leib fällt ohnedies bald dem Geſetz der Natur anheim, aber um dieſes unglücklichen Kindes willen, das Entbehrung und Schmach mit mir theilt, ſei Euch von Herzen gedankt."

Das Mädchen warf ſich lautweinend über den Vater und bedeckte ihn mit Liebkoſungen, unſer junger Freund war auf's tiefſte erſchüttert. „Was ich thun kann Euer Schickſal zu erleichtern, ſoll beſtimmt nicht verabſäumt werden," ſprach er mit dem Tone inniger Ueberzeugung. „Ich bin der neue Secretair des Dictators und glaube in Gnaden bei ihm zu ſtehn."

„Wie aber wurdet Ihr von unſerm Loos unterrich-

tet, und was noch mehr iſt, warum nahmt Ihr ſo warmen Antheil an mir?" fragte der Greis, während er ſich aufrichtete.

Rodrigo erröthete. „Ich ſah Euch gefeſſelt nach Aſſumcion bringen," ſtammelte er, „es ſchnitt mir in die Seele, den Vater einer ſo edlen Tochter unglücklich zu wiſſen, es müßte ja kein menſchliches Herz in mir ſchlagen, wenn ich Euch nicht hätte helfen wollen."

„Edler Mann!" rief jetzt das Mädchen, auf unſern Freund zueilend, indem ſie dankbar ſeine Hände erfaßte, „o laßt Euch ſagen, wie unendlich groß Ihr in Eurer Uneigennützigkeit vor mir ſteht. Man iſt es nicht gewohnt, von den Helfern des Tyrannen menſchliche Handlungen verüben zu ſehn, deßhalb verzeiht unſer Mißtrauen."

Seinem Todfeinde würde in dieſem Augenblick Rodrigo verziehen haben. Das reizende Geſchöpf in dem einfachen Reiſegewande, mit der Duldermiene, und doch mit dem ganzen Stolze ihres Geſchlechts! wer hätte da ungerührt bleiben können.

Auf dem Wege nach dem neuen Gefängniß erfuhr der junge Mann den Namen des Spaniers. Es war Don Fernandez Calatrava, der ehemalige Defenſor der Unmündigen, eine Art Vormundſchaftsbehörde, unter ſpaniſcher Oberherrſchaft. Seine Tochter hieß Dolores.

Der neue Aufenthaltsort war ſauber und geräumig, freilich wäre es immer noch ein Kerker, meinte Sennora, allein Rodrigo hatte Troſt in Fülle. Ungern ſah ihn der Greis, mit tiefem Schmerz das Mädchen ſcheis-

den, kommt bald wieder, hatte sie ihm nachgerufen und der Klang ihrer weichen Stimme tönte noch lange in seinem Herzen wieder. Er eilte, obgleich es noch früh war, nach dem Palast. Wie gewöhnlich war es auf dem großen Platze todtenstill und Rodrigo betrachtete das weitläuftige Gebäude zum erstenmal mit Aufmerksamkeit. Einige Mal hörte er das Rufen einer Schildwache, allein er glaubte nicht, daß er gemeint sei, und dann verstand er auch nur wenig von der hier unter den niedern Klassen üblichen Sprache der Paraguay's. Da knackerten drei Flintenschüsse und ein paar Kugeln saußten ihm um die Ohren. Erschrocken sah er auf und eilte so schnell als möglich in das Gebäude, um sich nach der Ursache eines so seltsamen Verfahrens zu erkundigen. Die Schüsse hatten die sämmtlichen Bewohner des Hauses allarmirt. Aus dem Säulengang hörte er die starke Stimme Francia's schallen. „Seid Ihr wahnsinnig!" rief er dem wachhabenden Offizier entgegen. „Wer hat die Ordre gegeben, auf die Neugierigen, die meine Wohnung beschauen, zu schießen."

„Ew. Excellenz selbst, vor drei Tagen," erwiederte höchlichst erschrocken der Gefragte. „Es war bei der Gelegenheit, wo jene Bäuerin aus Paraguay die Bittschrift überreichte."

Der Dictator sann einen Augenblick nach, er ärgerte sich sichtbar über einen Befehl, den er in der ersten Aufreizung gegeben. „Die Ordre ist zurückgenommen," nahm er dann das Wort. „Doch wo ist der, auf den man geschossen; ich will nicht hoffen, daß ein Un-

Keine Schwüre, Herr von Rheineck! fiel Marie ein. Sie überzeugen mich dadurch am wenigsten von Ihrer Aufrichtigkeit. Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen. Glauben Sie, daß ich Sie je wieder achten könne? Wir sind getrennt auf immer. Leben Sie wohl!

Mit diesen Worten ging sie schnell voran. Rudolph eilte ihr nach. Marie! sprach er, mit bewegter Stimme, ist das ihr letztes Wort?

Mein letztes Wort! Leben Sie wohl! erwiederte Marie und verlor sich schnell unter den Bäumen.

Rudolph, heftig bewegt, stand wie gelähmt, und als er einige Augenblicke mit verschränkten Armen den Blick auf den Boden geheftet hatte, fuhr er plötzlich auf, als ob er einen schnellen Entschluß gefaßt hätte, und ging dann mit raschen Schritten auf und nieder, bis man ihn zu Tische rief. Kaum war er zur Gräfinn in's Zimmer getreten, als auch Marie erschien. Seine innere Unruhe verrieth sich auffallend. Noch über Tische erklärte er der Gräfinn, daß seine Verhältnisse ihm nicht erlaubten, sich länger aufzuhalten. Schon vorher hatte er seinem Diener Befehl gegeben, alles zur Abreise zu bereiten. Eine Stunde nachher nahm er Abschied. Als er sich Marien näherte, die auf der Gräfinn Befehl mit den beiden Töchtern bleiben mußte, zögerte er einen Augenblick, ehe er ihre Hand faßte, endlich aber drückte er sie heftig an die

glück . . .“ Eben trat Rodrigo in den Säulengang und fragte nach ſeiner gewohnten kecken Weiſe nach der Urſache jener wenig einladenden Begrüßung. Der Dictator ſchrak ſichtbar zuſammen. „Alſo auf Dich hat man geſchoſſen!“ rief er in größter Aufregung. „Unglücklicher!“ wandte er ſich wieder zu dem Offizier, „was wäre Dir zu Theil geworden, wenn die Kugel dieſem jungen Mann auch nur ein Haar gekrümmt hätte. Der Himmel iſt ſichtbar mit Dir, mein neuer Geheimſchreiber; es ſollte mir weh gethan haben, wenn Dich der Tölpel von Grenadier verwundet hätte.“

„Ich bin froh, daß ein ſo grauſamer Befehl durch mein Dazwiſchentreten aufgehoben worden iſt,“ bemerkte Rodrigo. „Den gehabten Schreck könnten mir Ew. Excellenz durch eine zu bewilligende Gnade vergelten. Ich habe Senner Calatrava aus Curuguaty im Gefängniß aufgeſucht, mit ihm geſprochen, und bin von ſeiner Unſchuld überzeugt. Wenn er ein Verbrechen begangen, ſo beſteht es in nichts weiter, als einigen unüberlegten Redensarten gegen Ihre Perſon und der Dictator von Paraguay iſt nach meiner Meinung darüber erhaben. Denken Sie an den großen Helden Europa's, an Napoleon, mit deſſen Denkungsart und Handlungsweiſe Sie ſo viel Verwandtes haben, auch er verzieh großmüthig denen, die nur ihn ſelbſt beleidigten.“

Francia fühlte ſich ſichtbar geſchmeichelt. Rodrigo hatte unwiſſend einen Gegenſtand berührt, der eine ſeiner größten Schwächen war. In den Augen des Dictators war Napoleon vorzugsweiſe der große Mann.

Er war sein Vorbild, auf ihn berief er sich bei jeder Gelegenheit, er möchte ihm gleichen bis auf's Kostüm. Leider sind die Hülfsmittel seines Landes so beschränkt, oder die Nachrichten, die er sich über die Persönlichkeit seines Vorbildes verschaffen konnte, so ungewiß, daß er einen der groteskesten Anzüge verfertigen ließ, den er in allem Ernst für die Tracht des Siegers von Austerlitz hält: blaues, mit Goldtressen besetztes Kleid, spanische Generalsepauletten, weiße Weste und Hosen, seidne Strümpfe, Schuhe mit großen goldenen Schnallen und ein unermeßlicher Schlapphut, dazu ein großer Säbel und ein paar Doppelpistolen, ohne welche letztere er ohnedies nie ausgeht. In solchem Aufzug empfing er die Besuche des Cabildo's und der übrigen hohen Staatsbehörden, so wie der angesehensten Fremden.

„Du führst eine kühne Sprache, junger Mensch," sprach er ernst, jedoch nicht ohne Wohlwollen, „indeß den Kühnen begünstigt das Glück. Was aber Deine Bitte betrifft, so sage ich Dir ein für allemal, daß solche nie erfüllt werden wird. L'état c'est moi," fügte er lächelnd hinzu, „wer mich beleidigt, beleidigt auch stets die Republik, und in unsern Zeiten darf ich ein solches Verbrechen in keinem Fall unbestraft lassen."

Rodrigo verbeugte sich stumm, er sah, daß gegen den eisernen Willen des Dictators nichts auszurichten sei. Gerettet mußten die Theuern dennoch werden, wo er Wege und Mittel dazu finden sollte, sah er freilich noch nicht ein, allein er tröstete sich mit der Zukunft.

Francia schien heute in bester Laune. Auf seinem

Cabinet angekommen, setzte er sich dicht vor Rodrigo hin, und sah ihm ein paar Augenblicke mit dem Ausdruck innigen Wohlbehagens in's Gesicht. „Wenn ich Dich so ansehe," sprach er dann lächelnd, „kann ich mir die Möglichkeit nicht vor Augen stellen, daß auch Du einst treulos an mir handeln könntest. Rodrigo," fuhr er mit steigender Wärme fort, „ich bitte Dich, sieh ich, Dein Vorgesetzter, bitte Dich, laß Dich nicht in den Netzen fangen, die man Dir von allen Seiten stellen wird. Meiner Feinde, oder besser gesagt, meiner Neider sind Legion, die Unthaten, die man mir aufbürdet, werden sich aus ihrem Munde zu den gräßlichsten Tyranneien gestalten, Du wirst mich zu fürchten, dann zu hassen beginnen. Und es wäre entsetzlich, wenn ich Dich als Hochverräther bestrafen müßte."

Er hatte diese letzten Worte mit einer Betonung ausgesprochen, die beängstigend war. Der Jüngling sprang erschrocken auf. „Excellenz!" rief er theilnehmend, „woher diese trüben Gedanken. Mein Herz ist rein, wie mein Gesicht offen, ich habe Ihnen Treue gelobt, ich werde sie halten."

Francia nickte zufrieden mit dem Kopfe, die Thüre öffnete sich, der Barbier trat leise herein. Als er Rodrigo bereits in voller Arbeit hinter dem Schreibtische sah, machte er ein böses Gesicht und die kleinen Augen schossen giftige Blitze. Der Dictator war diesmal ungemein kalt und gemessen gegen den Günstling, wenn er sich früher mit freundlicher Miene auf den Stuhl setzte und nach Stadtneuigkeiten fragte, so waren dies-

mal ſeine Züge umwölkt, ſein ganzes Weſen rauh. Pinto kannte ſeinen Herrn zu genau, um nicht ſogleich zu bemerken, wie übel gelaunt dieſer ſei; als er daher ſein Geſchäft beendigt, ſeine Meſſer eingepackt hatte, wandte er ſich ſchweigend nach der Thüre. Er glaubte, Francia würde ihn zurückrufen, um ihn über dies oder jenes zu fragen, er täuſchte ſich; da glaubte er nicht länger trotzen zu dürfen. „Ew. Excellenz entſchuldigen," ſprach er, an der Thüre umkehrend. „Hinſichtlich der Angelegenheit über die wir geſtern ſprachen, hätte ich Ihnen einige Mittheilungen zu machen."

„Auf ein andermal," fuhr Francia barſch auf, „haſt Du ſonſt noch etwas zu berichten?"

„Nichts, als daß ich den Aufſeher der „oberen" Gefängniſſe degradirt habe," bemerkte Pinto. „Ew. Excellenz hatten Befehl gegeben, dem Sennor Calatrava aus Curuguaty noch geſtern Abend ein anſtändiges Gefängniß anzuweiſen und erſt heute früh iſt der Ordre Folge geleiſtet worden."

„Du handhabſt ſchnelle Gerechtigkeit," bemerkte ſpöttiſch lächelnd der Dictator. „Der Kerkermeiſter wird wieder eingeſetzt, da ich das Vergehn zu leicht finde."

Pinto fuhr zuſammen wie von einer Schlange geſtochen. „Ich werde es beſorgen laſſen," ſagte er, ſich demüthig verbeugend, „Ew. Excellenz wollen aber bedenken, daß dadurch dem Anſehn, in das Sie mich zu ſetzen geruhten, bedeutend geſchadet werden wird, mithin . . ."

„Valga me dios!" unterbrach ihn der Gewaltha-

der aufgebracht, „Ansehn in das ich Dich gesetzt Carajo, sprich von der Macht, die Du usurpirt, ich habe Dir nie mehr als die Sorge für meinen Bart aufgebürdet!“

Der Barbier stand wie vernichtet. Eine solche unerhörte Beleidigung und in der Gegenwart eines Dritten, sein ganzer Stolz empörte sich. „Ich bin mir nicht bewußt, durch irgend etwas die Ungnade Ew. Excellenz verdient zu haben!“ preßte er mühsam hervor, während sein häßliches Gesicht vor Zorn glühte. „Noch gestern beehrten Sie mich mit den Beweisen Ihres Vertrauens . . . .“

„Schweig!“ donnerte der Dictator. „Ich bin es müde, mich fernerhin von Dir gängeln zu lassen. Deinen Rathschlägen verdanke ich den Haß der Paraguay's, Du warst der Spürhund, der mich von Verschwörungen und Complotten unterrichtete, wo meistentheils Unschuldige hingerichtet wurden. Hüte Dich, daß nicht das Beil des Henkers, wenn es Feierzeit hat, auf seinen bisherigen Gebieter zurückfällt. Du streutest den Saamen des Mißtrauens in mein Herz, entfremdetest mir die Gemüther meiner Unterthanen, ihr Fluch fällt auf Dich zurück; aus meinen Augen, Unwürdiger, verschließe Dich in Dein geraubtes Haus und lasse Dich nie wieder vor mir blicken.“

Er wendete ihm verächtlich den Rücken und Pinto schwankte vernichtet zum Cabinet hinaus.

„Wundere Dich nicht, Rodrigo,“ nahm nach langer Pause Francia das Wort. „Wundere Dich nicht über

mein heftiges Betragen gegen diesen Elenden. Ich habe ihn seit langem gehaßt, allein mein Leben stand in seiner Hand, täglich hätte ich erwarten können, daß mir ein Schnitt seines Messers den Tod bringen konnte, deßhalb mußte ich ihn schonen. Deine Ankunft änderte Alles. Es wäre mir lieb, wenn Du das Geschäft, das Jener versehn, mit übernehmen wolltest," setzte er etwas verlegen werdend hinzu, „finde darin nichts Entehrendes und überwinde das Vorurtheil. Ich werde Dich so stellen, daß kein Spott Dich treffen soll!"

Der junge Mann stand unschlüssig; konnte er aber den sanften Worten eines solchen Mannes etwas abschlagen? Ihm schwindelte, wenn er einen Blick auf seine Erlebnisse in Assumcion warf. In einem Tage hatte er sich die Liebe und das Vertrauen eines allgemein gehaßten Tyrannen erworben, ein Tag hatte seine politischen Ansichten auf's drohendste erschüttert, in einem Tage hatte er den mächtigsten Günstling eben dieses Gewalthabers zu stürzen vermocht. Und wo war sein Haß gegen diesen selbst geblieben, er, der eifrigste Republikaner, mußte dem Unterdrücker der Freiheit den Eid der Treue freiwillig leisten! Er machte sich Vorwürfe, bittre Vorwürfe, allein er fühlte, daß er auch nur Mensch sei und den Schwächen, die allen Erdensöhnen angeboren, keinen beharrlichen Muth entgegenzusetzen habe.

Das Gerücht, Pinto sei gestürzt, hatte sich bald in der Stadt verbreitet, Alles frohlockte, selbst seine ehemaligen Anhänger und Helfershelfer wandten sich ver-

ächtlich von ihm ab. Das arme, gedrückte Land athmete freier und wirklich schien für den Augenblick ein Geist der Milde über den Dictator gekommen zu sein. Aus den Kerkern wurden eine Menge Inculpaten entlassen, deren Vergehen nicht ganz offen und deutlich dargelegt war. Alles strömte dem neuen Secretair zu, ihn hielt man für den Urheber und Spender dieser Verordnungen und der junge Mann sah sich plötzlich auf dem Gipfel einer Macht, die er nicht in seinen kühnsten Träumen zu erreichen geglaubt. Francia sah mit Wohlgefallen auf die Huldigungen, die seinem Schützling dargebracht wurden, zum erstenmale konnte er sich einer zarteren Regung erfreuen, zum erstenmal beglückte ihn das Bewußtsein, die Liebe seiner Unterthanen verdient zu haben. —

Jago begann mit neidischen Blicken auf das Glück seines jüngeren Freundes herabzusehen. Dem Dictator mit blindem Gehorsam ergeben, hatte er ohne zu grübeln und zu forschen, Rodrigo nach Paraguay gebracht. Jetzt erst stiegen eine Menge Bedenklichkeiten und Zweifel in ihm auf. Was war der Grund, weßhalb Francia mit einer so beispiellosen Zuneigung an dem Fremden hing, sein Glück mit einer wahren Hast zu machen suchte? So viel er auch sann, er fand keinen Faden, der ihn aus diesem Labyrinth herausleitete. Vieles hatte er bei seiner Zurückkunft anders vorgefunden, eine Menge Neuerungen waren eingetreten, die nur leider zu deutlich den Stempel der Despotie trugen. Sein Patriotismus ward dadurch auf's tiefste ergriffen, und die

Dankbarkeit, die er seinem Beschützer schuldig war, glaubte er dem Unterdrücker der Freiheit nicht mehr zollen zu dürfen. Francia hatte ihm das lachendste Glück versprochen, wenn er seine Aufträge genügend ausführen würde, allein das was Jago erwartet, war nicht zur Hälfte erfüllt worden; ein finsterer Groll trat an die Stelle der früheren Verehrung, er wandte sich auf die Seite der Mißvergnügten und kam dadurch in nähere Berührung mit Valta-Vargas.

Drei Tage waren verflossen, seit der in Ungnade gefallene Barbier sich in seinem Hause verschlossen hatte. Was in der Seele dieses Menschen während dieser Zeit vorgegangen ist, werden wir später ausgeführt finden. Pinto brütete über Plänen der Rache; weniger als den Dictator haßte er den neuen Günstling, er wußte nur zu gut, daß dieser die Veranlassung zu seinem Sturze gewesen war. Auf ihn mußte daher sein ganzer Zorn fallen, und leider standen ihm noch eine Menge Hülfsmittel zu Gebote, alle die Drohungen wahr zu machen, die er im Stillen ausgestoßen. — Er saß am Abend des dritten Tages in einem Hinterstübchen seines Hauses, welches er seit seiner Verbannung ganz allein bewohnte. Verschiedene Mal war er schon aufgestanden und hatte an der geöffneten Thüre gelauscht, Alles blieb still. Dann maß er wieder in heftiger Aufregung das kleine Gemach, oder er wühlte mit einer tollen Hast in den Papieren eines alten unscheinbaren Schreibepultes. Da ließ sich an der äußeren Thüre lautes Klopfen hören, rasch sprang Pinto auf, raffte die Scripturen zu-

ſammen und eilte hinaus. Eine männliche Stimme forderte Einlaß. Der Barbier öffnete raſch. Valta-Vargas trat in Begleitung eines großen in einen Mantel gehüllten Mannes ein. Pinto führte die Ankömmlinge in ein Gemach des Hintergebäudes, ohne daß bis jetzt eine Sylbe gewechſelt worden wäre. Der Fremde behielt ſelbſt im Zimmer Mantel und Sombrero an. Nachdem man Platz genommen unterbrach zuerſt Pinto die Stille. „Ich habe," ſagte er mit unſicherer Stimme und mißtrauiſche Blicke auf den Fremden werfend, „Euch Herr Oberſt zu mir beſcheiden laſſen, die Angelegenheit, die ich mit Euch zu beſprechen habe, iſt höchſt wichtig und ich weiß in der That nicht, ob in der Gegenwart eines Dritten . . ."

„Sprecht immerhin, Pedro," unterbrach ihn der Unbekannte den Sombrero der ſein ganzes Geſicht bedeckte, abwerfend, „was Ihr uns zu ſagen haben werdet, darf der Conſul Negros beſtimmt hören."

„Don Fulgencio!" rief freudig überraſcht der ehemalige Günſtling, „ſchon zurück, ah nun prophezeihe ich dem Tyrannen den ſicherſten Untergang."

Dieſe heftig ausgeſtoßenen Worte machten einen großen Eindruck auf die beiden Männer. Der Exconſul las forſchend in den Zügen des Barbiers, Valta-Vargas ſah mit triumphirender Miene auf ſeinen Begleiter.

„Unſre Ahnung iſt erfüllt," ſagte er dann, „der geſtürzte Günſtling konnte nicht anders als gegen ſeinen Tyrannen kämpfen. Ihr ſollt uns willkommen ſein, doch eine Frage: woher ahntet Ihr den Zweck unſerer Vereinigung!"

Pinto lächelte spöttisch. „Fürwahr Sennores, Ihr glaubt Euch sehr sicher, und doch schwebt das drohende Messer bereits seit einem Jahre über Euren Köpfen."

Die beiden Männer sprangen entsetzt auf, der Barbier drückte sie in ihre Sessel zurück. „Glaubt Ihr, meine edlen Dons," fuhr er höhnisch fort, „meiner Spürnase sei etwas entgangen, als ich noch am Ruder war? Ich kannte Euch lange und Eure Häupter wären schon vor Monden dem Henker anheimgefallen, wenn ich nicht stets den Streich parirt hätte. Cuerpo de Christo, auf Euch mein Herr Oberst lauerte der Despot, Eure Ankunft war das Signal zum entscheidenden Handeln. Seht hier, eine geheime Ordre an den Fial Executor (Polizeipräfekt), hier eine Art lettre de cachet, könnt Ihr zweifeln, daß Ihr verrathen seid?"

Todtenblässe überzog bei diesen Worten das Gesicht des Obersten, der Consul blieb ruhig. „Es ist wahr," sagte er gelassen, indem er noch einen Blick in die Papiere warf und sie dann zurückgab, „wir hätten verloren sein können ohne Euer Dazwischentreten. Allein wahrscheinlich ist es nicht Eure Absicht uns blos einzuschüchtern, ohne uns zu helfen."

Pinto's Auge blitzte. „Nein fürwahr," sprach er begeistert, „das war sie nicht. Euerm heiligen Vereine sei von jetzt mein Blut, mein Kopf geweiht. Der Tyrann hat mich an seinem falschen Busen genährt, groß gezogen, zu seinen Zwecken benutzt und dann verstoßen, verhöhnt in Gegenwart eines albernen Gelbschnabels, er soll es bereuen. Mir bleibt nichts anderes übrig, als mich an ihm zu rächen, oder zu sterben."

glühende Lippe, und während aus seinem Blicke die Verzweiflung seiner Seele sprach, sagte er halblaut mit gepreßter Stimme: Leben Sie wohl . . auf ewig!

Marie antwortete mit einer stummen Verbeugung, und sobald Rudolph fort war, nahm sie einen Vorwand sich zu entfernen, um zu verbergen, wie lebhaft dieser Auftritt sie angegriffen hatte. Rudolphs heftige Bewegung beim Abschiede war ihr nicht entgangen, und als sie allein war, konnte sie die immer wieder kehrenden Fragen nicht unterdrücken: Wenn seine Reue aufrichtig wäre? Wenn er mich noch liebte? Wenn sein Herz besser geworden wäre? Was sie thun würde, wenn sie von diesem Allen sich überzeugt hätte, sagte sie sich freilich noch nicht, aber sein Anblick hatte sie so lebhaft an die glücklichen Augenblicke erinnert, wo sie an seine Liebe glaubte, daß sie fühlte, sie würde ihn nicht vergessen können, wenn seine Reue aufrichtig wäre.

Fast anderthalb Jahre waren seit diesem Tage vergangen, ohne daß Marie etwas von ihm hörte. Sie blieb bei der Gräfinn und die Beschäftigung mit ihren geliebten Zöglingen gab ihrem Gemüthe bald die Ruhe wieder, die auf einen Augenblick unterbrochen worden war. Das Glück des ländlichen Aufenthalts ward jetzt durch den Ausbruch des Krieges gestört, der selbst die Gränzen des friedlichen Landes nicht schonte. Es war mitten im schönsten Sommer,

Der Consul stand rasch auf und schloß den Glühenden in seine Arme. „Euch haßte ich früher bittrer als den Tod," sagte er feierlich, „nehmt meine Verzeihung und mein ganzes Vertrauen. Auch Ihr, Herr Oberst seht, daß wo ich traue, unser ganzer Bund sicher sein darf. Doch zum Handeln, was schlagt Ihr vor."

„Francia ist, wie ich gesagt, von Allem unterrichtet," nahm Pinto das Wort, „daß der Schlag nicht schon längst gefallen, geschah aus Klugheit, er wollte Euch Zeit lassen, um dann das ganze Nest auf einmal ausheben zu können, wie er sich ausdrückte. Die Lage ist kritisch, ich kenne den Tyrannen, einmal mißtrauisch gemacht, muß ihm wenigstens ein Opfer fallen. Ich will damit nicht sagen, daß er jenem Märtyrer für die Freiheit den Prozeß machen wird, wir müssen einen klugen und — was die Hauptsache ist, — einen verschwiegenen Kopf wählen. Sind wir so glücklich, einen solchen zu finden, so sind wir sicher. Francia gleicht dem gefangenen Jaguar, wirft man ihm von Zeit zu Zeit einen Brocken vor, so beruhigt er sich und vergißt vielleicht nach und nach, daß man ihn äffe."

Die beiden Männer waren sehr nachdenklich geworden, besonders zeigte der Oberst sich von der Rede Pinto's ergriffen. „Ich wüßte wohl einen ernsten, verschlossenen Character," nahm der Exconsul das Wort, „Ihr kennt den Sennor Ribera, einen Spanier; beseelt von persönlichem Haß gegen den Gewalthaber und ein eifriger Republikaner, würde er unfehlbar ein treffliches Werkzeug sein."

„O glaubt mir, Herr Conſul," fiel raſch der Barbier ein, „ich kenne den edlen Don. Er hat eine Nacht unter meinem Dach geruht, allein er iſt zu verſchloſſen und ſein Haß gegen den Dictator würde ihn zu Extravaganzen verleiten. Den Mann, den ich ſuche habe ich bereits gefunden und er iſt unter uns Dreien; Ihr Herr Oberſt ſeid es, Euerm Scharfſinn iſt es vorbehalten, den Tyrannen zu betrügen."

Valta-Vargas ſchaute hoch auf, allein er fühlte ſich dennoch geſchmeichelt. „Es ſei," ſagte er nach kurzem Bedenken, „verlaßt Euch auf mich, keine Folter ſoll mir Eure Namen zu erpreſſen vermögen, und ſo Gott will, gedenke ich, daß mich der alte Kaiman ſelbſt bald wieder auf freien Fuß ſetzen ſoll."

Don Fulgencio ſchüttelte dem Oberſten mit warmer Freundſchaft die Hand.

„Wo aber, Sennores, iſt Euer Verſammlungsort," nahm Pinto von Neuem das Wort. „Glaubt mir, einmal kann es doch kommen, daß dieſer verrathen wird. Gebt den bisherigen auf und zieht das Sichere dem Ungewiſſen vor. Seht, dies alte Gebäude, welches mir Francia vor Jahren ſchenkte, es enthält einen unnennbaren Schatz für unſere Zwecke. So unſcheinbar es von der Straße geſehn ſich ausnimmt, iſt es mir dennoch um alles Gold nicht feil. Tief unter der Erde wölben ſich Gänge, Säle, Schlupfwinkel der unzugänglichſten Art. Kein Menſch kennt ſie, nur meinem emſigen Forſchen gelang es, ſie zu entdecken. Dorthin flüchten wir uns, und mein Kopf falle Euch anheim, wenn

je die Späher errathen, daß in Pinto's Haus der Tod des Tyrannen beſchloſſen worden iſt."

Freudig willigten die beiden Verſchworenen ein und nach nur noch kurzem Hin- und Herreden ſchieden die Männer. —

9.

Sechs Tage ſaß Sennor Calatrava bereits im Gefängniß, ohne daß ihm ein Verhör bewilligt worden wäre. Kein Tag verging, wo nicht Rodrigo in das Gefängniß geeilt wäre, um zu tröſten und zu rathen. Es hatte ſich ſo nach und nach ein herzliches Verhältniß zwiſchen den drei Menſchen gebildet. Der Jüngling fand bei näherer Prüfung ſeines Innern, daß die Tochter des Spaniers, die liebliche Dolores, einen mächtigen Eindruck auf ihn gemacht. Es zog ihn wie ein Magnet nach den düſtern Gebäuden der „obern" Gefängniſſe, allein die Sonne, die drinnen ſtill glänzte, war auch nur wenigen bekannt. Wenn Rodrigo ſelbſt weniger liebenswürdig geweſen wäre, ſo hätte es ſchon die Dankbarkeit nicht zugelaſſen, daß Dolores ihren großmüthigen Freund kalt behandelt hätte. Es ſchien in der That, als ob das Mädchen nicht gleichgültig gegen unſern Bekannten ſei. Wenn er in das kleine Gemach, das Vater und Tochter zum gemeinſchaftlichen Aufenthalt diente, trat, flog über ihre bleichen, kummervollen Züge ein momentanes Lächeln, und öfters wollte es dem glühenden jungen Mann bedünken, daß das Auge der Seanorita mit beſonderem Ausdruck auf ihm

ruhe. Leider bot ſich keine Gelegenheit dar, ſich unbemerkt zu nähern; Calatrava ſchien ein zweiter Cato hinſichtlich der Sitten, ſeine Menſchenkenntniß hatte bald gefunden, daß der junge Mann nicht allein aus reinem Mitleid ſo oft das Gefängniß beſuche, und er wachte ſchärfer als je über den beiden jungen Leuten.

Der Gedanke, daß der Vater der Heißgeliebten auf dem Schaffot ſterben ſollte, ſchien Rodrigo zu gräßlich, als daß er ihn hätte ausführen laſſen können, es war ihm ja ſo viel Macht in die Hände gegeben, er wußte es, daß das Leben Vieler von ſeinem Willen abhinge, und er durfte die ihm am theuerſten nicht retten! Flucht ſchien ihm das einzige Mittel, aber wohin in dem ausgedehnten, öden Lande, wo tauſend Späheraugen auf jeden Verdächtigen paßten. Auf's heftigſte von dieſem Gedanken gepeinigt, durchirrte er eines Abends die Straßen der Ciudad. Ein Offizier ſtand plötzlich vor ihm ſtill und weckte ihn durch einen freundlichen Gruß aus ſeinem Nachdenken. Rodrigo ſah auf und erkannte den Freund Jago's, den gemüthlichen Manuel Gonzalo. „Sieht man Euch endlich einmal wieder," rief er, unſerm Bekannten herzlich die Hand ſchüttelnd, „fürwahr, verdenken könnte ich's Euch nicht, wenn Ihr ſtolz würdet, denn Ihr habt in ein paar Tagen ein unerhörtes Glück gemacht."

„O ſchweigt davon, lieber Gonzalo!" unterbrach ihn Medrano, „ich fühle mich wirklich nicht ſo glücklich, als Ihr und Andere meinen, mein Glück ſchoß auf wie ein farbiger Pilz, wer weiß, ob es nicht eben ſo wieder verſchwindet."

„Glaubt das nicht," bemerkte der Andere, „der Dictator weiß, daß sich nicht Jeder zu seinem Günstling hergiebt."

„Soll ein Vorwurf in diesen Worten liegen," erwiederte Rodrigo, „so verzeihe ich Euch den unwürdigen Verdacht. Es mag sein, daß meine jetzige Stellung nicht mit meinen sonstigen politischen Ansichten harmonirt, allein glaubt nicht, daß diese verändert sind. Kann ich aber dem armen gedrückten Volke der Paraguay's nicht mehr nützen, wenn ich durch meinen Einfluß die Härte und Strenge ihres Peinigers und all' die Lasten zu mildern suche, die es tragen muß."

„Eine vortreffliche Commission!" höhnte Manuel, „nein Sennor, die Zeiten sind vorbei, meint Ihr es redlich mit der Sache der Colonien, denn auch Paraguay ist eine solche, so gäbe es wohl eine andere Art, die Freiheit zu fördern."

„Laßt das," sprach kalt der Geheimsecretair, „der Dictator hat meinen Eid; Jeder gehe seinen Weg, der Vertraute Francia's hat nicht gehört, was der Freund gesprochen!"

„Medrano," nahm von Neuem der Officier mit steigender Wärme das Wort, „hört auf die Warnungen eines wahren Freundes. Fürwahr Ihr seid nicht geboren, das verächtliche Werkzeug eines elenden Tyrannen zu sein, schon mit der Muttermilch habt Ihr den Geist der Freiheit eingesogen. Streift sie ab, diese unwürdigen Bande, laßt Euch nicht blenden von einem trügerischen, flüchtigen Glück. Heute erhebt Euch das Un-

geheuer, morgen ſeid Ihr geſtürzt, denkt an das Schickſal Eurer Vorgänger, an das Schickſal Jago's, an das Pinto's! Euch erwartet kein beſſeres."

„Wie geht es meinem Freunde?" fragte Rodrigo, dem daran gelegen, das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu lenken.

„Welch' eine Frage," rief finſter Gonzalo, „in ſolcher Zeit denkt jeder Rechtſchaffene nur an die heilige Sache der Freiheit . . ."

„Wie, auch er?" ſagte ſichtlich betroffen unſer Bekannter, „verſteh' ich Euch recht, Jago, der feurigſte Verehrer Francia's, er der mich, den Republikaner, nach Paraguay führte . . .?"

„Habt Ihr eine ſolche ſchlechte Meinung von Avila," erwiederte verächtlich der Offizier, „er war eingenommen für den Beglücker des Vaterlandes, den Unterdrücker muß er verachten."

Rodrigo war nachdenklich geworden und Manuel bemerkte bald den Sturm im Innern des jungen Mannes. „Habt Ihr nicht den ſicherſten Beweis," fuhr er im Tone der Ueberzeugung fort, „daß Francia nur ſein Spiel mit Euch treibt, wenn Ihr den Prozeß mit dem Spanier Calatrava prüft. Es wäre dem Dictator ein Kleines, dem ehrwürdigen Don die Freiheit zu ſchenken, allein er weiß es, Ihr liebt die Tochter jenes Unglücklichen, Ihr wünſcht ſie zu beſitzen, und dann würde ſich Euer Intereſſe an ſeinen Angelegenheiten verringern, deßhalb iſt bereits der Stab gebrochen."

Rodrigo fuhr entſetzt auf. „Ihr ſeid ein entſetzlicher

Peiniger," sagte er bitter, „in der That, Ihr habt die rechte Stelle, wo ich verwundbar bin, getroffen. O mein theurer Freund sprecht, rathet, helft, wie rette ich den Vater der lieblichen Dolores."

„Besänftigt Euch," verwies Manuel, „es hängt ja blos von Euch ab, nicht nur dem Spanier, sondern auch einem ganzen Volke die Freiheit zu erringen. Der ehemalige Barbier und gefürchtete Günstling des Gewalthabers wird Euch nicht unbekannt geblieben sein, Ihr waret ja Zeuge und Veranlassung seines Sturzes. Es ist eine himmelschreiende Thorheit vom Dictator, einen Menschen wie ihn, nachdem er ihn so furchtbar gekränkt, auf freien Fuß zu lassen. Indeß uns soll diese Unvorsichtigkeit die herrlichsten Früchte tragen."

„Gerechter Himmel," schrie Rodrigo laut auf, „und Ihr Unbesonnenen, deren Namen ich nicht weiß, traut diesem Menschen trauen! Kennt Ihr Francia so wenig, glaubt Ihr nicht, daß es seine Berechnung war, den ehemaligen Günstling auf freien Fuß zu setzen? Glaubt Ihr nicht, daß jeder Schritt dieses Elenden bewacht, jedes Wort belauscht wird? Er sucht diesen Menschen zu vernichten, ich weiß es, deßhalb läßt er ihm Zeit auf Verbrechen zu sinnen, und ehe die Ueberlegung kommt, ist sein Kopf dem Beil des Henkers verfallen."

Der Officier lächelte höhnisch. „Ruhig, ruhig, mein Freund," sagte er, „ich gebe Euch die Versicherung, Eure Berechnungen sollen zu Schanden werden. Nur zwei Fälle giebt es, entweder sendet Gott oder der pero

betero einen seiner dienstbaren Geister und läßt den Gewalthaber warnen, oder es schläft unter uns selbst der Verräther. Doch laßt uns nicht von unserm Thema abkommen. Nichts ist leichter als die Flucht des Vaters Eurer Geliebten zu bewerkstelligen. Nur auf Euch kommt es an, ob Ihr den Muth besitzet, ein Wagestück zu unternehmen. Sucht vermittelst Eures Ansehns und Goldes den ersten Schließer der „oberen" Gefängnisse für Euch zu gewinnen. Dann bedeutet dem spanischen Don, er möge unbemerkt in seinen früheren Kerker, in dem kleinen Hofe, zu gelangen suchen. Unter seinem Lager mündet künstlich in die Steine des Bodens gefügt, die Pforte zu einem unterirdischen Gang, der in das, eine Straße weiter gelegene Haus Pinto's führt. Zeit und Stunde muß bestimmt werden, wo er es unternehmen will den Gang zu betreten, dann werden wir ihm entgegeneilen und er ist gerettet, in dem Hause des ehemaligen Günstlings soll ihn selbst das Falkenauge Francia's nicht finden."

Rodrigo stand noch unschlüssig, da nahten Menschen, der Officier drängte und halb bewußtlos reichte der Jüngling die Hand hin. Die Würfel waren gefallen.

Gonzalo eilte so rasch er konnte in das Haus des Barbiers, er fand Jago dort. „Es ist gelungen," frohlockte er, Sombrero und Handschuhe in einen Winkel schleudernd. „Der erste Secretair ist Mitglied unseres Bundes."

Die Männer sprangen überrascht auf. Pinto eilte auf den Offizier zu und schüttelte ihm erfreut die Hand,

sein häßliches Gesicht glühte von Schadenfreude. „Paraguay wird dankbar sein," sprach er pathetisch, „wir werden Eurer gedenken. Doch jetzt meine Freunde ein wichtiges Wort im Vertrauen. Ich schätze Euch beide unter den Verschworenen am meisten, der ehrgeizige Don Fulgencio kann mir nicht gefallen, der Oberst Valta-Vargas handelt im Auftrag seiner Regierung, Ribera ist ein zu toller Republikaner, wenn er auch aus Eis geformt zu sein scheint, und Sennor Caballero ist zu charakterschwach. Alle diese Männer konnten nicht begreifen, warum ich darauf drang, jenen Cordovaner in unser Geheimniß zu ziehn, ich hielt es für unnöthig, sie davon zu benachrichtigen. Euch will ich meine Muthmaßungen mittheilen. Ist es dem scharfsinnigen Jago noch nicht eingefallen, darüber nachzudenken, warum Francia sich capricirte, den jungen Mann halb mit Gewalt nach Assumcion zu bringen. Ist es ihm nicht aufgefallen, daß der Dictator jenem Menschen, den er doch kaum gesehn, den ersten Posten im Staate anvertraut? O, bei der Santa Virgen von Guruguaty, man braucht eben keinen großen Verstand zu besitzen, um zu erkennen, daß hier ganz besondere Umstände im Spiele sein müssen. Seht, Sennores, als ich noch in Gunst stand, da sagte eines Tages Francia zu mir: „Pinto, mich ekelt das Mißtrauen, der still verborgene Haß, der mich umgiebt, an, manches Jahr sah ich schon über mein Haupt dahinstreichen, ich wünschte einen Menschen um mich zu haben, dem ich die Macht, die mir verliehen, überantworten, der das begonnene Werk fortsetzen könnte. In

Paraguay, in Assumcion suche ich keinen, allein ich kenne und wüßte einen zu nennen!" und er sandte Euch, Sennor Avila, nach Cordova. Francia war früher in Cordova, er hat wie bekannt ist, dort studirt, er war den Weibern nie abhold, was meint Ihr, wenn jener Rodrigo Mebrano . . ."

Die Thüre ging auf, Don Fulgencio Negros und Ribera traten ein. Das Gespräch war unterbrochen.

10.

Eine unheilschwangere Stille herrschte im Palaste des Dictators. Die Wachen hatten die Sporen umwunden, die klirrenden Säbel abgehängt und in den Antichambres flüsterte man kaum, jedes Geräusch war bei Todesstrafe verboten. Rodrigo trat in das Cabinet, der Dictator war noch im Schlafzimmer, der junge Mann fragte den diensthabenden Offizier nach den Supplicanten und erhielt eine lange Liste. Kopfschüttelnd trat er heraus, einen Blick auf die bunte Versammlung werfend. Leute von allen Ständen hatten sich eingefunden. Neben dem wilden Peon (spanischen Hirten) aus den Steppen am Paraguay, stand der Staatsbeamte in Galla. Der ehrbare Bürger aus Assumcion neben dem Guarani-Indianer. „Sennores Caballeros," wandte sich Rodrigo mit freundlicher Stimme an die Leute, „kann ich rathen, so verschiebt Euer Gesuch auf die folgenden Tage. Er. Excellenz sind unwohl und dann stets in böser Stimmung, Ihr würdet unfreundlich empfangen werden."

und ehe die Gräfinn sich entschließen konnte, ihr Landgut zu verlassen, um tiefer im Lande Sicherheit zu suchen, fiel in einer Entfernung von einigen Meilen eine blutige Schlacht vor. Kaum hatte der erste Donner des Geschützes die Gegend aufgeschreckt, als schon ein voraus streifender Schwarm des siegenden Heeres die Gränzgebiete überschwemmte, und die Flucht so gefährlich, als das Zurückbleiben machte. Mit banger Erwartung sahen die Bewohnerinnen des Schlosses den Ereignissen entgegen. Von dem folgenden Tage an legten sich einzelne Haufen, oft mit roher Gewalt fodernd und nehmend, ins Schloß, und die geängstigte Gräfinn verdankte Mariens Geistesgegenwart und Muth mehr als einmal die Abwendung unangenehmer Auftritte.

Eines Tages, als sie unter einem Haufen von versprengten Kriegern einige angstvolle Stunden zugebracht hatten, kamen gegen Abend zwei Wagen mit Verwundeten vor dem Schlosse an, um die gefährlichsten Kranken dort zurück zu lassen. Die bewaffneten Begleiter reinigten das Schloß sogleich von allen lästigen Gästen, und es wurden auf Befehl des anführenden Offiziers Wachen an's Thor gestellt, um es fortan gegen jede Störung zu schützen. Die Gräfinn bewillkommte dankbar den Offizier, welcher zur glücklichen Stunde als ein Retter erschien, und es bedurfte nicht ihres Winkes, um Marien zu bewegen, für die Be-

Ein lautes Wehklagen erhob ſich nach dieſer Anrede unter den Verſammelten, allein die meiſten ſchlichen ſich fort. Ein fremdartig ausſehender Mann wandte ſich gleichfalls nach der Thüre, Rodrigo mußte ihn kennen, denn er ſandte ihm den Offizier nach.

„Dacht' ich's doch," rief unſer Freund dem Fremden entgegen, „willkommen Herr Deutſcher in Aſſumcion."

„Sehe ich recht," erwiederte Rengger erſtaunt, „Ihr mein junger Freund im Cabinet Sr. Excellenz?"

„Nicht anders," lächelte der junge Mann, „doch laſſen Sie bei Leibe nicht meinen früheren Enthuſiasmus laut werden. Sie ſind ſchon einige Tage in der Stadt und haben ſich noch nicht gemeldet, ja nicht einmal Ihren Aufenthaltsort beſtimmt angegeben. Ei ei, Senor, das iſt gefährlich, doch fürchten Sie nichts," ſetzte er begütigend hinzu, „ich habe Bürgſchaft beim Dictator für Sie geleiſtet. Sie ſind doch Ihren früheren Geſinnungen nicht abtrünnig geworden?"

„Nicht um ein Jota," antwortete der Gelehrte freimüthig, „um Politik bekümmere ich mich ſo gut wie gar nicht, das wiſſen Sie; können Sie mir vielleicht eine kurze Unterredung mit Sr. Excellenz verſchaffen?"

„Nur heute nicht," bemerkte der Jüngling, „Sie würden ſich ſelbſt den größten Nachtheil zufügen."

Es war bereits zu ſpät, Francia trat eben aus ſeinem Cabinet und der Doctor mußte ſich ihm wohl oder übel vorſtellen. Der Dictator runzelte die Stirn und warf einen ſeiner mißtrauiſchen Blicke, mit denen er faſt jeden Fremden fixirte, auf den Sprechenden.

„Habe bereits Euern Namen nennen hören," stieß er barsch hervor, „Ihr bereist Südamerika unter dem Vorwande die Flora und sonstige Beschaffenheit dieser Länder kennen zu lernen. Ich sehe Euch ungern in Paraguay, Leute Eures Standes mischen sich gern in Angelegenheiten, die sie nichts angehn. Da Ihr aber einmal hier seid und mein Secretair Euch kennt, so mögt Ihr bleiben, rechnet jedoch nicht darauf, so bald wieder fortzukommen, Ihr steht unter strenger Aufsicht!"

Der Doctor trat betroffen einen Schritt zurück. „Ew. Excellenz mögen gütigst bedenken," sagte er bescheiden, „daß ich auf meinen Ausflügen gänzliche Freiheit besitzen muß. Ich bin ein harmloser Gelehrter, der sich um die Angelegenheiten des Staates, in dem er sich aufhält, nicht im Geringsten kümmert. Jedermann wird mir dies bezeugen, Ihr könnt Euch bei den Mitgliedern unserer Reisegesellschaft erkundigen."

„Wohl auch bei dem Obersten Valte-Vargas," sagte spöttisch der Dictator. „Schweigt," rief er heftig, als sich der Gelehrte entschuldigen wollte, „Ihr pflegt einen saubern Umgang. Bei einem der ärgsten Aufwiegler, dem Spanier Ribera, wohnt Ihr, und mit dem verdammten Spion aus Buenos-Ayres habt Ihr Zusammenkünfte. Dankt es der Verwendung dieses jungen Mannes, daß Ihr nicht noch ärger bestraft werdet."

Er verließ schnell das Zimmer. „O weh," sagte der Secretair kopfschüttelnd, „das habt Ihr schlecht gemacht, wißt Ihr nicht, wie übel jene beiden Männer hier angeschrieben sind. Was denkt Ihr nun zu thun,

der Dictator hält Wort und ſelbſt mir wird es nicht gelingen, ihn zu milderen Maaßregeln zu beſtimmen."

Der Deutſche war über den unerwarteten Empfang ſo betroffen, daß er lange Zeit kein Wort hervorbringen konnte. „Was habe ich denn aber verbrochen, daß man mich gefangen hält gleich einem Aufwiegler?" rief er mit Tönen der Verzweiflung. „Habe ich deßhalb die Beſchwerden einer ſo mühevollen Reiſe ertragen, um in dieſem Lande meiner Freiheit beraubt zu werden. Und wer weiß was mir noch Alles bevorſteht, o Sie hatten Recht, junger Mann, als Sie mir abriethen, hätte ich Ihnen gefolgt, ich brauchte jetzt nicht das Aergſte zu fürchten!"

„Beruhigt Euch, Senhor," unterbrach ihn Rodrigo ergriffen, „ich werde thun was in meinen Kräften ſteht, verſprecht Ihr mir dagegen, die Geſellſchaft Valle-Vargas und Ribera's zu meiden."

Rengger verſprach gern und ging halb und halb getröſtet von dannen, Rodrigo aber eilte in das Cabinet zurück, um eine begonnene Arbeit zu vollenden. Unwillkührlich trat Francia's Character vor ſeine Seele, die Unterredung mit Gonzalo hatte einen Funken zur Flamme gefacht, des Menſchen ſchwächſte Seite, der gekränkte Stolz, die beleidigte Eitelkeit, war angegriffen, die Bezeichnung: Trabant, Werkzeug eines Tyrannen, hatte den Freiheit liebenden Jüngling tief gekränkt. Wie nun, wenn Manuel recht hatte? wenn die überhäuften Gunſtbezeigungen des Dictators blos deßhalb geſpendet worden wären, um den Unerfahrenen mit

beſto unauflöslicheren Banden an ihn zu feſſeln. Muſte Rodrigo keinen gewiſſen Abſcheu vor den grauſamen, oft zweckloſen Handlungen des Dictators haben, er konnte den kalten herzloſen Mann, der nur einzig und allein gegen ihn Milde zeigte, nicht lieben. Die momentane Regung einer Zuneigung war nur die Folge jener unausgeſetzten Gunſtbezeigungen. Was ſollte er aber thun? ſollte er hintreten vor den gefürchteten Tyrannen und ſagen: ich verabſcheue Dich und Deine Handlungen, entlaß mich aus Deinen Dienſten. Es wäre ein nutzloſes Opfer geweſen, das dem Dictator nur Gelegenheit zu neuen Grauſamkeitrn gegeben haben würde. Noch ſchwankte er, Dankbarkeit und republikaniſche Grundſätze kämpften einen heftigen Kampf, da trat das Bild der holden Dolores vor ſeine Seele, ſie die Seinige, aber nur wenn Francia geſtürzt war, er fühlte ſich zu ſchwach, Widerſtand leiſten zu können und der Untergang des Dictators war beſchloſſen.

Gaspar trat nach halbſtündiger Abweſenheit in's Cabinet. Sein Blick war ſtechend, ſein ganzes Benehmen abſtoßend, kaum daß er den jungen Mann eines Blickes würdigte. Er warf ſich in einen Lehnſeſſel und murmelte lange unverſtändliche Worte vor ſich hin. „Kein Dragoneroffizier da geweſen?“ fragte er endlich rauh und fuhr fluchend auf, als Rodrigo verneinte. „Kennſt Du den ehemaligen Conſul Fulgencio Yegros,“ fuhr er nach einer kleinen Pauſe fort. „Du muſt Dich in die Nähe dieſes Mannes zu machen ſuchen, er iſt mein Feind, ich wünſchte von jedem ſeiner Schritte unterrichtet zu ſein.“

Rodrigo's Auge blitzte in edlem Zorn ob dis erniedrigenden Gebotes. „Excellenz," sprach er fest, „so gern ich Ihnen und der Republik nützlich zu sein wünschte, werde ich doch nie der Ehre zuwiderlaufende Handlungen begehn. Es kann Ihnen unmöglich Ernst sein, einen Spion aus mir zu machen."

„Der Republik!" spötteite der Dictator. „Armer Knabe, die Paraguay's verdienen keine Freiheit, was wäre dieses schwache, unwissende Volk ohne Francia. Ich lasse Ihnen den Namen Republikaner, allein es kostet mich nur einen Wink und die Krone ist auf meinem Haupte. Deine Grundsätze riechen noch stark nach Theorie, sei einige Jahre um mich und sie sollen eine andere Richtung erhalten. Ich zürne Dir nicht, daß Du Dich mir widersetzest, Du kennst bei einer anscheinend immoralischen Handlung die reservatio mentalis noch nicht."

„Ew. Excellenz sehn mich erstaunt," nahm der Jüngling kampflustig das Wort. „Man sagte bisher, Sie haßten die Jesuiten, wie die Spanier, allein dennoch scheint es mir, daß Sie die Grundsätze der Erstern nicht für die verwerflichsten halten!"

Francia's Auge blitzte, er maß den kühnen Sprecher mit einem furchtbaren Blick. „Dank es der Gunst, in die Du Dich bei mir zu setzen gewußt," sprach er bebend vor Wuth, „daß ich Dich nicht augenblicklich als Hochverräther verhaften lasse. Ein ähnlicher Vergleich jedoch und Deine Kühnheit bleibt nicht ungestraft. Wähnst Du vielleicht, ich möchte ein zweiter Cromwell

ſein, es iſt lächerlich heucheln zu wollen, wo es unnöthig iſt."

Der dienſthabende Dragoner meldete einen Offizier des zweiten Jägerregiments. „Soll eintreten," rief der Dictator haſtig.

Nach einigen Augenblicken trat ein junger Mann mit einem verſchmitzten, liſtigen Geſicht in's Cabinet.

„Darf ich frei reden Ew. Erlaucht," begann er nach der erſten Begrüßung mit einem Seitenblick auf Rodrigo.

„Mein Secretair kann Alles hören," ſagte Francia ungeduldig. „Zur Sache."

Der Offizier zog ein Papier aus dem Buſen und las: „Der Zelador vom erſten Partido (Bezirk) zeigt an, daß der Spanier Ribera ſeine Facienda bereits ſeit acht Tagen verlaſſen und nach Aſſumcion in Begleitung eines deutſchen Gelehrten gereiſt ſei. Da Sennor Ribera ſtets auf dem Lande lebte und überhaupt übel angeſchrieben ſein ſoll bei der Regierung, ſo hält man ſich verpflichtet das unſerm erlauchteſten Herrn anzuzeigen."

„Wie heißt der Tölpel von Zelador?" fragte der Dictator mißmuthig. „Als ob man mir die Fremden nicht gleich bei ihrem Eintritt in die Stadt meldete!"

„Nicht aber, daß der Sennor ſeine Facienda ſtillſchweigend und ohne Erlaubnißſchein verlaſſen!" bemerkte der Offizier beſcheiden.

Francia wurde nachdenklich, er maß eine geraume Weile das Zimmer mit großen Schritten. „Und weiter hatteſt Du nichts zu melden?" fragte er endlich.

„Das Obige war blos die Einleitung zu meinen Mittheilungen," erwiederte der Gefragte. „Ew. Excellenz wissen, daß Ribera mein Feind ist und ich, wie natürlich, ihn mit gleicher Münze zu zahlen wünsche. Ich traf ihn vor acht Tagen gegen Abend in einer Straße der Stadt. Das Erscheinen dieses Mannes, der wie ich weiß Eure Regierung, mein gnädigster Herr, haßt, fiel mir auf, unbemerkt ging ich ihm nach, es war Abend, er sah mich nicht, wohl aber entging es mir nicht, daß er am Ende der Straße auf einen Mann stieß, der mir trotz Mantel und Sombrero bekannt schien. Ein Entschluß mußte gefaßt werden, ich rannte wie von Ungefähr an den verhüllten Fremden an, der Sombrero entfiel ihm, der Oberst Valta-Vargas aus Buenos-Ayres sah darunter."

„Valta-Vargas!" rief der Dictator mit furchtbarer Stimme. „Carajo, ich hatte also doch Recht. Rodrigo, fertige augenblicklich einen Verhaftsbefehl aus. Doch weiter, weiter . . ."

„Ich wußte nunmehr so viel, daß Senor Ribera nicht ohne geheime Absichten nach Assumcion gereist," fuhr der Offizier fort. „Mein Bemühn blieb nicht ohne Erfolg, ich sah den Spanier zu wiederholten Malen mit sehr verdächtigen Leuten in das Haus des ehemaligen Consuls, Don Fulgencio Pegros schleichen."

Rodrigo athmete wieder auf, so war der eigentliche Versammlungsort der Verschworenen doch nicht verrathen und die Hoffnung, Dolores und ihren Vater zu retten, nicht unmöglich gemacht. Francia starrte lange

finster vor sich hin, öfters sah er zu Rodrigo hinüber, gleichsam als wollte er in dessen Augen lesen, ob er nicht das zu erzählen wüßte, was dem Offizier noch unbekannt war, allein der junge Mann behielt die ganze Fassung seines Geistes bei. Endlich entließ er Beide; vor der Thür jedoch trat der Offizier dicht auf ihn zu und raunte ihm so leise als möglich in's Ohr: „Ich meine es redlich mit Euch und Eurem Glück, Senor, fliehet die Gesellschaft Manuel Gonzalo's und die Straße Zabateria, ehe Andere Euren Handlungen nachspüren."

Noch ehe unser Bekannter antworten konnte, war der seltsame Warner schon entflohn, der Jüngling eilte aber nach den „oberen" Gefängnissen um Don Galatrava und seine liebliche Tochter aufzusuchen.

Er fand den Greis in einer seltsamen, gewissermaßen feierlichen Stimmung. Die Freundlichkeit und Milde, die sonst auf seiner Stirn thronte, hatte einem gebietenden Ernst Raum gegeben. Er zog den jungen Mann bei seinem Eintritt in eine Fensternische und sprach leise: „Rodrigo, ich bin Euch vielen, unendlichen Dank schuldig. Wer weiß, ob nicht ohne Euch mein greises Haupt längst dem Henkerbeil gefallen. So setzt denn Eurem Werke die Krone auf, seid ein Pfeiler an dem großen Werke, das wir vorbereiten, reicht Eure mächtige Hand zum Bunde, der sich gegen den Tyrannen Paraguay's gebildet."

Der junge Mann starrte düster vor sich hin, wie Centnerlast fiel ihm wiederum das Bewußtsein des schwärzesten Undankes auf's Herz.

„Sinnor," sprach er nach einer Weile gefaßt. „Ich habe lange mit mir gerungen und gekämpft, noch heute stand es fest bei mir den Dictator zu stürzen, aber in der nächsten Minute dachte ich wieder an seine Güte und Milde gegen mich, den Fremdling, und ich konnte dem Manne nicht fluchen, der mich nie beleidigt."

Der Spanier lächelte verächtlich. „Geht," sprach er dann mit dem Ausdruck tiefster Indignation. „Geht, ich hielt Euch für einen außergewöhnlichen jungen Mann, allein Euch blenden nicht weniger falscher Ehrgeiz und Egoismus. O mein Sohn," fuhr er bewegt fort, als Rodrigo beschämt dastand, „ich träumte einen schönen Traum, als Ihr mir erschienet, er ist dahin wie viele andere. Daß ich Euch nie gesehn hätte; ich brauchte jetzt nicht Euren moralischen Untergang zu beweinen!"

„Sollte es denn wirklich möglich sein," fragte nach kurzer Pause der Jüngling zweifelhaft, „daß Francia ein so vollendeter Heuchler wäre? Warum überhäuft er mich den Fremdling mit Wohlthaten und Gunstbezeigungen."

„Grade den Fremdling," unterbrach ihn heftig Calatrava, „o ich durchschaue diesen Francia, er ist schlau wie es alle Tyrannen sind. Der Einheimische kennt die Schlange, die sich ihm naht, der Fremde traut dem gleißenden Farbenschimmer und fürwahr, die Pläne des Ungeheuers gehn gut in Erfüllung!"

„Welche Absichten mag aber der Dictator mit mir haben?" forschte Rodrigo weiter.

„Ein Despot ist nie ohne Vorwurf, deßhalb auch

nie ohne Furcht," sprach der Greis. „Stets muß er einen Menschen um sich haben, dem er gänzlich vertrauen kann. Er muß eine Hand zu seinem Arme besitzen. Euch hat er gewählt, bald werdet Ihr Eure näheren Geschäfte erfahren. Einen Spion wird er aus Euch machen, der sich in die Familien eindrängt, um die politischen Gesinnungen dieser zu erfahren, einen öffentlichen Ankläger, dem in kurzer Zeit ganz Paraguay fluchen wird. Ihr werdet keinen Freund mehr besitzen auf dieser Welt, fliehn wird man Euch wie die Pest und wenn die Reue kommt mit ihren bitteren Schmerzen, so wird das Gewissen furchtbar erwachen und die Geister der durch Euch Gemordeten werden Euer elendes Leben vergiften, bis Ihr ohne Frieden in's Grab hinabsinket."

„O haltet ein, ich beschwöre," rief in furchtbarer Seelenangst Rodrigo. „Ihr enthüllt mir ein Bild, das schon einmal vor meine Seele trat, und dennoch nur zwei Wege gibt es, der eine geht über Francia's Sturz und . . . Tod zum höchsten, reinsten Erdenglück, der andere führt mich unwiderruflich der Schande entgegen. Zum letztenmal sei die Wahl getroffen, Gott weiß es, mein Herz blutet, aber ich kann nicht anders, Gennor, ich bin Mitglied der Verschwörung. Die heilige Jungfrau gebe ihren Segen, daß das große Unternehmen gedeihe."

„Das wird sie," rief sichtlich erheitert und mit dem Tone der Ueberzeugung der Greis, „gestern Abend wurde mir Kunde von der Existenz des geheimen Bundes.

quemlichkeit der kranken Gäste die theilnehmendste Sorgfalt zu zeigen. Sie war eben mit den Dienerinnen in den angewiesenen Zimmern, und machte geschäftig allerlei Anordnungen, als man die Kranken in Matratzen ins Schloß trug. Marie sah dem traurigen Zuge mit nassen Augen aus dem Fenster zu. Jetzt brachte man einen Kranken in das Zimmer, wo sie sich befand. Er lag in tiefer Ohnmacht, Kopf und Arm waren verbunden und erst als man ihn aufrichtete, kam er zur Besinnung. Wo bin ich? sprach er mit erschöpfter Stimme.

Ewiger Gott! rief Marie, als sie diesen Ton hörte, als sie seine Züge erblickte.

Auch er erkannte jetzt das Mädchen, das theilnehmend zu der Matratze getreten war. Marie! Marie! sprach er, die matten Arme gegen sie ausstreckend, und sein erloschenes Auge leuchtete wieder. Dir bin ich nahe? O süßer Trost im letzten Lebensaugenblicke!

Wie hätte sie kalt, wie hätte sie strenge seyn können, gegen den Mann, den sie einst so sehr geliebt, als sie ihn in dieser unglücklichen Lage sah! Seyn Sie ruhig! Schonen Sie sich! sprach sie mit gepreßter Stimme, und als er noch immer seine Hand gegen sie ausgestreckt hielt, faßte sie dieselbe, um den zitternden Arm wieder auf das Lager zu legen. Er umschloß ihre Hand vest, drückte sie an die blassen Lippen, und diese Berührung schien neues Leben ihm zu geben.

Meine Flucht ist beschlossen, der Schließer bereits gewonnen, heute Nacht begebe ich mich in den unterirdischen Gang, den Euch Gonzalo angedeutet, seid zugegen, wenn ich mit Dolores im Hause Pinto's erscheine."

„Könnt Ihr zweifeln," sagte der Jüngling, den es bei der Nennung des theuern Namens durchzuckte, „zählet von nun an fest auf mich. Doch Senzor noch eine Bitte, ich verehre, ich liebe Euch wie meinen Vater, gebt mir Euren Segen."

Der Greis willfahrte gern, doch der junge Mann blieb auf seinen Knieen liegen und weinte, überwältigt von Wehmuth. „Vater," sprach er leise, „richtet mich auf mit einem Worte der Milde, zerstöret nicht mein ganzes Erdenglück durch eine Versagung meiner Bitte. Ich liebe Eure Tochter, ich sage es offen und frei und möge mich der Boden verschlingen, wenn meine Liebe keine Erwiderung findet."

„Steht auf," erwiederte sanft Calatrava, „in einer so stürmischen, bewegten Zeit, darf man nicht daran denken, Hochzeitskränze zu winden. Ob Euch Dolores liebt, dort steht sie, ich habe kein Recht auf ihr Herz."

Das Mädchen lehnte in tiefster Beschämung, die Hand auf das klopfende Herz gepreßt, an einem der steinernen Pfeiler des Gefängnisses. Sie hatte keine Worte als sich Rodrigo bebend nahte, allein der eine Blick ihrer schönen Augen, mit dem sie ihn empfing, sagte genug und überselig sanken sich die Liebenden in die Arme.

11.

Der Abend war bereits hereingebrochen, als Rodrigo tief in einen Mantel gehüllt durch die Straße Zabaterra eilte. Vor einem unansehnlichen Hause hielt er still und zog dreimal die Klingel. Es dauerte lange ehe geöffnet wurde, endlich schlürften Tritte über den Corridor und der Wirth des Hauses, Pinto, fragte nach dem Begehr des ungestümen Gastes. Als sich ihm Rodrigo nannte, war einen Augenblick Alles still, dann aber entschuldigte sich der Wirth, daß er nicht gleich öffnen könne, indem er den Schlüssel verlegt. „Um der Wunden Christi willen, öffnet Pinto," drängte der junge Mann in Verzweiflung, „jeden Augenblick kann eine Patrouille vorbeikommen und dann seid Ihr Alle sammt mir verloren."

„Hier ist der Schlüssel," rief drinnen Gonzalo's Stimme, „schnell öffnet."

Der Jüngling trat in demselben Moment in den Corridor, als vom Ende der Straße herauf die Schritte der Patrouille erschallten.

„Das war die höchste Zeit," rief er erschöpft, „Unbesonnene, und durch dieselbe Thüre gelangen alle Verschworene in dies Haus!"

Pinto trat mit der Leuchte hinzu und sah dem Erschöpften einen Augenblick in's Gesicht. „Hätte ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehn," sagte er mit sonderbarem Ausdruck, „ich glaubte es nicht, daß der Günstling Francia's mich in meinem Hause aufsuchen würde."

„Euch gilt der Besuch nicht," erwiederte stolz Rodrigo. „Gonzalo, wo sind die Verschwornen, ich habe wichtige Mittheilungen zu machen."

„Kommt, kommt," rief der Barbier, „der Weg ist nicht allzuweit."

Man schritt den Corridor entlang bis an das Hintergebäude. Pinto führte die beiden Männer durch ein kleines Zimmer in eine Art Schlafgemach. Einige unscheinbare, alte Bettgestelle standen an der Wand, der Wirth des Hauses schritt auf eins zu, schob eine Lade zurück und es zeigte sich eine Fallthüre. Gonzalo, der hier bekannter schien, sprang hinein und kehrte bald mit einer Kienfackel zurück. Gespannt folgte Rodrigo; von der Fallthüre stieg man auf mehreren steinernen Stufen in ein geräumiges Kellergewölbe hinab, eine Menge eiserne Thüren waren an den Wänden angebracht, jedoch ließ man diese unbeachtet, Pinto trat in eine unscheinbare Vertiefung der Seitenmauer, hob einen Stein heraus und langte eine ziemlich starke eiserne Kette hervor. Mit aller Kraftanstrengung zog er und Gonzalo an dieser Kette und wie erstaunte Rodrigo, als sich plötzlich eine der großen Quadern, aus denen der Fußboden gebildet war, mit lautem Geknarre in die Tiefe senkte. Auf einigen halbzerfallenen steinernen Stufen stieg man in das Gewölbe hinab, aus dem heller Lichtschimmer und dumpfes Geräusch von Männerstimmen hervordrang.

Da befand sich denn unser Freund auf einmal unter lauter bekannten Menschen. Zuerst trat ihm der Ex-

conſul Fulgencio Pegros entgegen, dann der Oberſt Valta-Vargas, weiter hinein in das Gewölbe lehnte der Spanier Ribera in tiefes Nachdenken verſunken an einem Pfeiler, auch Jago reichte ihm mit finſterm Schweigen die Hand zum Gruße. Er traf auf eine Menge Geſichter, die er alle ſchon geſehn hatte, eine leiſe Ahnung ſtieg in ihm auf, der deutſche Doctor möge auch unter den Verſammelten ſein, allein Gonzalo verneinte ſpöttiſch; „der phlegmatiſche Mann habe zu wenig Muth zu einem ſo ernſten Unternehmen," äußerte er.

Das Erſcheinen der drei Männer hatte einige Aufregung unter den Verſchworenen hervorgebracht, nach und nach verſammelten ſie ſich um die Ankömmlinge und Pinto bat um's Wort.

„Der junge Mann, der heute zum erſtenmal in unſerer Verſammlung erſcheint, wird allen bekannt ſein," ſagte er mit einem gewiſſen Pathos, „obgleich von dem Tyrannen begünſtigt, gilt ihm die Freiheit doch mehr und er ſchloß ſich uns an. Heißt ihn willkommen Genoſſen, er bringt wichtige Nachrichten."

„Leider aber keine günſtigen," fügte Rodrigo hinzu. „Euch Don Valta-Vargas ſoll ich heute Nacht in Eurer Wohnung verhaften und Eure und des ehemaligen Conſuls Don Fulgencio Pegros Papiere im Namen Sr. Excellenz unter Siegel legen."

Der junge Mann hatte geglaubt, dieſe Mittheilung würde Alles mit Schrecken erfüllen, wie erſtaunte er aber, als Niemand darüber betroffen ſchien, ja der Oberſt ſelbſt ihn mit der größten Gelaſſenheit erſuchte, weiter fort zu fahren.

„Ich bemerke zu meinem größten Erstaunen, daß sich die Herren bereits auf eine solche Verhaftung gefaßt gemacht haben," fuhr er betroffen fort. „Vielleicht ist Ihnen dann auch der Entschluß des Dictators bereits bekannt, drei Tage nach der Verhaftung des Obersten dieses Haus, in welchem wir uns gegenwärtig befinden, mit einer Compagnie Gardejäger zu besetzen."

Diese Nachricht machte einen weit bedeutendern Eindruck. Pinto wurde leichenblaß, selbst Negros wechselte die Farbe. Einen Augenblick war alles still, doch bald erhoben sich Stimmen, einige riefen, es müsse ein Verräther unter den Verschworenen sein, andere verlangten Verlegung des Versammlungsortes, überall erschallte der Ruf: „mueran, mueran los negros, a baxo, a baxo el dictator!"

Valdevargas trat endlich mit festem Anstande vor und bat mit Würde um das Wort. „Lassen wir uns nicht einschüchtern," begann er ernst, „welcher Nachtheil erwächst uns denn, wenn Francia das Haus bis zum Gipfel mit seinen Schergen vollstopft, was in der Tiefe vorgeht ist keinem Sterblichen bekannt, und wer weiß von diesen unterirdischen Gängen. Daß der Dictator ein scharfes Auge auf den ehemaligen Günstling hat, ist natürlich, kein Tyrann ist ohne Argwohn. Hat uns je eine lebende Seele in dies Gebäude schreiten sehn, sind wir nicht stets auf Wegen, die noch keines Menschen Auge weiter gesehn, hierher gelangt. Ich glaube nicht, daß ein Verräther unter uns weilt, wir sind sämmtlich geprüft, allein kommen wir trotz diesem den Anstalten

unſers Unterdrückers zuvor. Es iſt heute der eilfte Aprill, in zwei Tagen iſt Charfreitag, wohlan denn, ſei dieſer Tag der Tag der Freiheit, vernichten wir an dieſem Tage den Tyrannen ſammt ſeinen Schergen, ſtürzen die Regierung Paraguay's um und ſtellen die Republik wieder her."

Ein einſtimmiges Vivat begrüßte dieſen Ausſpruch, man trat in einzelne Gruppen zuſammen und berieth die näheren Maßregeln. Rodrigo erſtaunte über die Hülfsmittel eines Bundes, der bis jetzt das größte Geheimniß war. Ribera verſprach, als Fazendebeſitzer, fünfhundert wohlbewaffnete Peons und Landbewohner zu ſtellen. Der Conſul, ein tapferer unerſchrockener Jäger, der ſich früher Monatelang in den Wildniſſen von Groß-Chaco aufgehalten, konnte über tauſend und noch mehr ihm befreundete Indianer und freie Neger verfügen. Der Oberſt Valta-Vargas ſagte die Hülfe Buenos-Ayres zu, er hatte außerdem bedeutende Summen Geld von ſeiner Regierung erhalten. Schnell wie der Blitz und unerwartet, wie er, ſollte die Revolution ausbrechen. In der Nacht vom Donnerſtag zum Freitag wollte Fulgencio Yegros mit fünfhundert der erprobteſten ſeiner Leute von Pinto's Haus aus, vermittelſt eines unterirdiſchen Ganges in die „oberen" Gefängniſſe dringen, alle Eingekerkerte befreien, ſie bewaffnen und dann nach dem Palaſte Francia's eilen. So wie man ſich des Tyrannen verſichert, ſollte die Republik proclamirt werden. Das Unternehmen ſchien gewagt, allein es mußte gelingen, wenn kein Verräther unter

den Verſchwornen war. Rodrigo fühlte, als er Mitwiſſer des furchtbaren Geheimniſſes war, die Verantwortung, die ihm dadurch aufgeladen, in ihrer ganzen niederdrückenden Schwere; eine namenloſe Angſt überfiel ihn, es war ihm, als wenn eine innere Stimme unaufhörlich rief: laß ab, laß ab. . . . Und dennoch konnte er nicht mehr zurück, die Würfel waren gefallen, der Rubicon überſchritten und jenſeits des Ufers ſtand — Dolores.

Jago trat zu dem Nachdenkenden. „Das Schickſal ſpielt ſonderbar mit uns," ſagte er mit bitterm Lächeln, „ich, der ich jenen Francia wie einen Halbgott verehrte, ſtehe als ſein furchtbarſter Feind vor Dir, und Du, der Du ihn haßteſt, beklagſt ſeinen Untergang. Wankelmüthiger, wo ſind Deine feurigen Ideen über Emancipation und Freiheit? geh, ich ſchäme mich, Dein Freund zu heißen, die Seifenblaſe Ruhm hat Dich bethört, der Augenblick Dich gefeſſelt."

„Ein Tyrann hat keine Freunde," erwiederte Rodrigo feſt, „es war eine mir unerklärliche Scheu, die mich verhinderte, mich früher in Eure Arme zu werfen. Francia hat mich nie beleidigt, er hat mich mit Wohlthaten überhäuft, ich bringe der Freiheit eines fremden Landes das größte Opfer, wenn ich gegen ihn kämpfe."

„Eines fremden Landes!" fuhr Jago heftig auf, „gehört Cordova nicht eben ſo zum ſpaniſchen Amerika, als Paraguay. Ja, dieſer kleinliche Egoismus iſt es, der unſre Freiheit untergräbt, längſt hätte ſich Süd-

Amerika von dem spanischen Joch losgerissen, wenn Eintracht und Friede unter uns herrschte."

„Meine Person hat hierauf keinen Einfluß," wandte der junge Mann ein, „höre mich, mein Jago, und verdamme mich dann. Du weißt, ich wohne im Gouvernementspalast und das Schlafzimmer des Dictator's ist nur durch einen Corridor von dem meinigen getrennt. Acht Tage wohnte ich in meinem neuen Aufenthaltsort, ohne daß mir etwas Bemerkenswerthes aufgestoßen. In einer Nacht wälze ich mich schlaflos auf meinem Lager, ein leises Geräusch, das Knarren einer Thür macht mich aufmerksam, ich bleibe regungslos, um zu vernehmen was vorgeht. Leise öffnet sich die Thüre meines Cabinets, ein Mann in einen Mantel gehüllt tritt vorsichtig ein, setzt eine kleine Leuchte auf einen Tisch zu Häupten meines Bettes, und schlägt behutsam die Vorhänge von einander. Francia war es, mein Erstaunen wuchs auf's außerordentlichste, als er, der kalte herzlose Mann vor meinem Bette niederkniete, mich lange unverwandt anblickte und dann vorsichtig meine Brust entblößte; Du weißt, daß ich seit meiner Geburt ein sonderbares Maal dort trage. Nachdem er mit der Leuchte sich nochmals von dem Dasein dieses Maals überzeugt, entfernte er sich mit schwankendem Tritte."

Jago schien sehr betroffen über diese Mittheilung, allein es lag nicht in seinem und dem Plane der Verschworenen, einer Muthmaßung Raum zu geben, die leicht begründet werden konnte, er ging daher leicht über die Erzählung hinweg und gab dem Gespräch eine an-

dere Wendung. Die ganze Versammlung gerieth in diesem Augenblick in Aufregung, Alle drängten sich nach einer kleinen Pforte, die Pinto eben geöffnet. Die ehrfurchtgebietende Gestalt Calatrava's, an der Hand die liebliche Dolores, traten eben heraus. Mit lautem Jubel wurden Beide empfangen, auch Rodrigo stürzte ihnen freudvoll entgegen, vergessen waren all' seine Bedenklichkeiten. Mit süßen Worten beruhigte er die bebende Verlobte und vertraute sie dem Schutz Pinto's und seines Freundes Jago, welcher fast immerwährend in dem Hause des Barbiers war. Die Flucht vermittelst des unterirdischen Ganges war glücklich von Statten gegangen, und der Kerkermeister, den man mit in's Complott gezogen hatte, folgte nach. Mitternacht war längst vorüber und der Wirth vom Hause drängte zu schleunigem Fortgehen, die Flucht des Spaniers, bemerkte er nicht mit Unrecht, müßte ungeheures Aufsehn machen, und die Verschworenen bei einer vielleichtigen Hausuntersuchung in ihren Wohnungen angetroffen werden. Man nahm Abschied von einander und Pinto schloß den unterirdischen Gang, nachdem er den Spanier und seiner Tochter einen Seitenkeller zu einstweiligem Asyl angewiesen.

Da stand denn der kleine hagere Mann allein in dem ungeheuren Gewölbe, wo jeder Tritt unheimlich wiederklang. Mit verschränkten Armen ging er eine geraume Weile in tiefes Nachdenken verloren auf und ab, einzelne Worte, zuweilen heftige Ausrufungen drangen über seine Lippen. „Baut Ihr so sicher, Sennores?"

rief er endlich spöttisch, den Arm nach der Gegend ausstreckend, wo die Verschworenen abgegangen. „Valta-Vargas hatte recht, Ihr denkt nicht an den Verräther, und Eure Unbesonnenheit soll Vielen, Euch Allen? die Köpfe kosten. Die Feinde Francia's müssen fallen, damit Pinto wieder den Regenten von Paraguay beherrschen kann."

12.

Am andern Morgen herrschte förmlicher Aufstand in dem Palaste des Dictators. Mitten in der Nacht hatte ein Offizier die Nachricht von der unerklärlichen Flucht des Spaniers gebracht, Francia wüthete, nach allen Seiten flogen Abtheilungen berittener Gensd'armerie, die Befehlshaber der Forts längs des Paraguay wurden durch Eilboten benachrichtigt; und eine allgemeine Hausuntersuchung in Assumcion befohlen. Mit dem Frühsten wurde auch der Oberst Valta-Vargas verhaftet, man fand ihn arglos im Garten Don Fulgencio Yegros spazieren gehen, gern hätte sich der Tyrann auch des Consuls versichert, allein man wagte sich noch nicht an den vom Volke noch immer hochgeehrten Mann, indeß wurden seine Papiere unter Siegel gelegt. Zum erstenmal hatte Rodrigo volle Gelegenheit, den Dictator in seiner sinnlosen Wuth zu beobachten, und er konnte sich den Schrecken seiner Umgebung bei solchen Scenen wohl erklären. Zum Glück schloß sich der Tyrann gegen Mittag in sein Zimmer ein, um ungestört seine Maaßregeln überlegen zu können. Rodrigo eilte unter-

Marie entfernte ſich darauf, weil die Wärter ſich anſchickten, den Kranken ins Bett zu legen. Mit tief bewegtem Herzen ging ſie zu der Gräfinn, welche ſchon vernommen hatte, daß unter den verwundeten Offizieren ein Lieutenant von Rheineck war. Wiſſen Sie's ſchon, redete ſie Marien an, es iſt auch Einer von Rheineck unter den Kranken? Mir iſt unſer alter Gaſt eingefallen; war der etwa in Kriegsdienſten?

Ja, er iſt es, Frau Gräfinn, antwortete Marie kaum vernehmlich; Einer der gefährlichſten Kranken.

Gehen Sie zu ihm, liebe Ollwill, ſo bald es ſchicklich iſt, und verſichern Sie ihn meiner herzlichen Theilnahme. Wir wollen für ihn beſonders Sorge tragen.

Kaum war's ein wenig ruhiger im Schloſſe, als die Gräfinn mit Marie und ihren beiden Töchtern ſich hinſetzte, um bis in die ſpäte Nacht Leinwand für die Verwundeten zu zupfen. Sorgfältig legte Marie die zarteſten Fäden auf die Seite und aus ihrem ſchönen Auge fiel manche verſtohlene Thräne auf die feinen weißen Linnenſtreifen, welche ſie gedankenvoll zerriß, um den Wunden des ihr einſt ſo theuren Mannes Linderung zu bereiten. Jetzt war ſie überzeugt, daß ſein Herz verwandelt, daß er ihr mit treuer Liebe ergeben wäre; er hatte ſein Gefühl, in einem Augenblicke, wo man nicht heucheln noch täuſchen kann, zu wahr und zu warm ausgeſprochen.

des nach dem Hause Pinto's, um in den Armen der Liebe seinen Kummer zu vergessen. Auf dem halben Wege fiel es ihm plötzlich wie Centnerlast auf's Herz, daß gestern der Befehl gegeben worden, nach der Verhaftung Valta-Vargas das Haus Pinto's mit einer halben Compagnie Jäger zu besetzen. Eilig kehrte er daher nach dem Ufer des Paraguay um, wo in einer felsigen Bucht der unterirdische Gang ausmündete. Nach langem Suchen fand er unter dem Gestein die Schlüssel, öffnete und eilte den Gang hinunter. Rathlos stand er in einem großen Gewölbe und der Ruf Dolores schallte unerwiedert an die dunkeln Wände. Ein schwacher Lichtschimmer lockte ihn nach der linken Seite des Gewölbes, er tappte langsam dahin und lauschte mit verhaltenem Odem. Das Licht drang durch eine Ritze der Decke und erst jetzt besann sich der junge Mann, daß er an dem geheimnißvollen Eingang in den eigentlichen Versammlungsort der Verschworenen stand. Er entsann sich, auf einer kleinen Treppe in das Gewölbe hinabgestiegen zu sein und suchte daher nach dieser, der Lichtschimmer unterstützte ihn, er fand sie glücklich. Nur wenige Stufen brauchte er hinaufzusteigen und sein Kopf stieß an die Decke, die Ritze gestattete eine spärliche Einsicht in das oben liegende kleine Gewölbe; unweit der Treppe stand Pinto in eifrigem Gespräch mit einem Mönch vom Franciskanerorden. Rodrigo lauschte mit angestrengter Aufmerksamkeit, aber nur einzelne Worte drangen zu ihm herüber, eben sprach der Mönch mit erhobener Stimme:

„Nun so gehet hin, mein Sohn, und empfanget den Segen zu Euerm Vorhaben, vergesset nicht beim Dictator meines unterdrückten Ordens und ich werde Alles nach Eurem Worte befolgen.“

Pinto beugte sich tief vor dem frommen Mann und begleitete ihn ehrerbietig zurück in's Haus. Lange sann Rodrigo über die Bedeutung dieser Worte nach, er konnte sich nicht erklären, in welcher Berührung Pinto noch mit dem Dictator stehen konnte, der Gedanke an Verrätherei kam nicht in seinen Sinn. Nach einer kleinen Weile kehrte der Barbier zurück und unser Freund, den die Begierde drängte die Geliebte zu sehn, rief mit starker Stimme um Einlaß. Pinto war beim Oeffnen sichtlich verlegen, allein der Jüngling hatte wenig Acht darauf, seine erste Frage betraf die Besetzung des Hauses durch die Soldaten, und als der Wirth freudig verneinte, ließ er sich zu Calatrava führen. Pinto hatte den Beiden ein hübsches, verborgenes Zimmerchen eingeräumt und Rodrigo war um so mehr erstaunt, den Greis so ernst zu finden.

„Warum so niedergeschlagen, mein Vater,“ fragte er mit Theilnahme, als der Barbier sich entfernt hatte, „geht nicht Alles gut, wird nicht unser Werk durch unfehlbares Gelingen gekrönt werden?“

„Ruhig, Rodrigo, urtheile nicht zu früh,“ sagte der Greis mit feierlicher Stimme, „noch ist der Stern Francia's nicht verblichen und hängt auch über seinem Haupte das Schwert des Damokles an einem Haare, dennoch kann er es mit einem Schlage auf seine Feinde schleudern. Hast Du den Verrath vergessen!“

„Um der Jungfrau willen," rief bestürzt der junge Mann. „Woher kommt Euch diese Ahnung."

„Hast Du dem heimtückischen Schleicher, dem blutdürstigen Günstling des Tyrannen, jenem Pinto, getraut?" fragte heimlich der Spanier. „Seine Rede klingt süß, aber sein Inneres ist falsch und ich ahne, er will uns Alle verderben, um sich wieder auf die Staffel des Glücks, von der er herabgestürzt, zu schwingen."

„Habt Ihr irgend eine Veranlassung," forschte der junge Mann, aber Calatrava unterbrach ihn sogleich. „Glaubt meinen Worten," rief er heftig, „ich kenne jenen Pinto, aber wir wollen seine Pläne vereiteln, wenn," fügte er düster hinzu, „es nicht bereits zu spät ist. Könnt Ihr es möglich machen, Medrano, daß Ihr bis heute Abend in diesem Hause verweilt, so sind wir einigermaßen gesichert, wir lassen jenen Elenden keinen Augenblick aus den Augen."

Der junge Mann versprach nach kurzem Besinnen zu bleiben, und man richtete sich so gut es ging in dem Versteck ein. Der Greis erzählte während dem, daß Pinto bereits in aller Frühe heimliche Besuche erhalten haben müßte, auch seine ganzen Reden so geheimnißvoll gelautet und zweideutig geschienen hätten. Obgleich Rodrigo hierin keinen Anlaß fand, einen Verdacht auf den Barbier zu werfen, so schien ihm doch das Gespräch mit dem Franziskaner an einem so verborgenen Orte ziemlich auffällig und er beeilte sich ihn darüber zur Rede zu setzen.

Pinto ſaß unterdeſſen in ſeinem kleinen Stübchen im Erdgeſchoß auf einem niedrigen Schemel und ſah vergnügt vor ſich hin. Er hatte einen Brief in der Hand, den er ungeduldig hin und her drehte, endlich klopfte es leiſe an dem kleinen Schiebfenſter und haſtig eilte der Wirth vom Hauſe zu öffnen. „Seid Ihr da, Fray Blas," fragte er leiſe, „und mein Brief iſt fertig, doch kommt erſt herein und trinkt ein Glas ächten Valdepennas bei mir."

Nach wenig Augenblicken trat die bärtige Geſtalt eines Franziskanermönches in's Zimmer. „Nur wenige Minuten ſind mir zugemeſſen," ſagte er etwas ängſtlich, „doch kann ich Euch verſichern, daß die Sache im beſten Gange iſt. Hier leſ't die Proclamation Francia's, in welcher er demjenigen, und ſei es wer es wolle, ſeine Gnade zuſichert, wenn er den entflohenen Spanier mit ſeiner Tochter unverſehrt zurückbringt."

„Der Dictator ſieht ſcharf," lächelte der ehemalige Günſtling vor ſich hin, „am Spanier iſt ihm weniger gelegen, allein er ahnet den Zuſammenhang der ganzen Geſchichte. Heute Abend alſo, Fray Blas, bricht die Verſchwörung aus, wie ich Euch vor einer Stunde ſagte. In meinem Hauſe, in dem unterirdiſchen Gange der am Ufer des Paraguay ausmündet, iſt der Verſammlungsort. In dieſem Briefe habe ich Alles auseinandergeſetzt und die Namen der Verſchworenen hinzugefügt, — bis auf einen. Vor Euch wünſche ich indeß kein Geheimniß zu haben, mein Vater, und ſo höret denn meine Gründe. Jener Mebrano, der

nicht in diesem Schreiben genannt, ist wie Euch bekannt, der unumschränkteste Gebieter über Francia; der Dictator hat an dem jungen Abentheurer ein seltenes Beispiel seiner Gnade gegeben, und nur diesem jungen Menschen verdanke ich meinen Sturz. Soll ich ihn nicht hassen? soll ich mich nicht an ihm rächen? Bei der Santa Virgen von Assumcion, es müßte kein estramaduriſches Blut in meinen Adern fließen, unterließe ich es. Francia muß mir wieder die frühere Macht vertrauen, wenn er meinen Eifer, dem Staate zu nützen, erfährt. Habe ich nicht darum meinen Kopf gewagt, bin ich nicht darum das Haupt der Verschwörung geworden? Jenen Fulgencio Yegros, den übermüthigen Valta-Vargas, den stolzen Ribera und wie sie Alle heißen, ich hasse sie und ihr Untergang ist die Staffel zu meinem Glück. Seht, mein Vater, sie alle, selbst der sonstige Verehrer Francia's, der kluge Jago de Avila, waren meine Werkzeuge, um meinen Nebenbuhler in die Verschwörung zu ziehn. Der Unbesonnene ging in die Falle — und ist unrettbar verloren. Allein, hört wohl auf, die Schlange, die man fahen will, muß man beim Kopf erwischen, daß sie sich nicht wenden und ihr Gift ausspritzen kann, so hier. Ich kenne die Schwäche des Dictators, aus Rücksicht für den vielgeliebten Günstling würde er Milde walten lassen und ich ginge leer aus. So erwirkt denn Ihr, mein Vater, die unumschränkte Ordre, daß ich mich der Verschworenen auf jede Weise, ob todt oder lebendig, bemächtigen darf. Nur zwanzig wohlbewaffnete Grenadiere bedarf ich und

der drohende Schlag ist von dem Haupt des Dictators abgewendet . . ."

„Um der Jungfrau willen," unterbrach ihn der Mönch erschüttert, „was habt Ihr vor, wollt Ihr sie alle ohne Urtheil morden?"

„Morden!" wiederholte wild der Barbier, „o nein, ich will sie nicht morden, Se. Excellenz sind ein besserer Henker, aber des Einen will ich mich im Voraus versichern und ich denke, ich werde auch diesen Mord dereinst noch verantworten können."

„Ihr seid ein furchtbarer Mensch," sagte der Greis erschüttert, „doch ich darf mich nicht widersetzen; empfanget denn die Absolution und meine Bereitwilligkeit zu Eurem Vorhaben."

Nach kurzem Hin- und Widerreden trennten sich die Beiden.

Um die fünfte Stunde Nachmittags ließ sich der Frey Blas vom Franziskanerorden beim Dictator anmelden. Nur ungern bewilligte Francia die Audienz, denn er hatte nicht gern mit dem Clerus zu thun.

Als der ehrwürdige Greis eintrat fuhr ihn der Gewalthaber heftig an, allein der Mönch setzte ihm eine gebietende Ruhe entgegen. Er enthüllte mit wenigen aber klaren Worten den Zweck seines Kommens und überreichte dann das Schreiben Pinto's.

Der einsame Wanderer in der Wüste Saharah, der endlich verschmachtet vor Durst, den ersehnten Quell findet und den erquickenden Born von einem reißenden

Tiger bewacht sieht, kann nicht mehr darniedergeschmettert sein, als Francia es war, wie er das Schreiben in der Hand hielt. Der Mönch begann unwillkührlich zu zittern, als er in das Angesicht des zürnenden Leuen sah, eine lange, peinliche Pause trat ein, Francia haschte nach Worten, seinen Grimm ausschütten zu können, aber nur unarticulirte Laute entrannen seinen Lippen. „Mensch!" rief er endlich mit furchtbarer Stimme, „willst Du mich mit Deinen Bekenntnissen vernichten! Ist diese Hyder der Zwietracht denn nie zu vernichten, dieses Otterngezücht mit nichts zu vertilgen. Haben all' die hundert Köpfe, die der Ruhe Paraguay's zum Opfer gefallen sind, kein Zittern erregt? Aber bei Gott, zu milde bin ich, noch für diese Creaturen, eine Schreckensherrschaft soll eintreten, die Guillotine muß permanent erklärt werden, und in Hecatomben treibe ich die Revolutionairs zur Schlachtbank."

Plötzlich hielt er inne, ein Gedanke schien ihn tief ergriffen zu haben, er warf einen durchdringenden Blick auf den Mönch und riß dann das Schreiben auf. In langer Reihe waren die Namen der Verschworenen darin verzeichnet, einen nach dem Andern überflog er, endlich hatte er geendet und gänzlich erschöpft sank er in den Armsessel zurück. „Also er nicht," sprach er leise vor sich hin, „sie haben mich Alle verrathen, die ich gehoben, selbst Jago . . .!" Rasch und entschlossen sprang er auf und mit wenigen Federstrichen war der Verhaftsbefehl und die erbetene Vollmacht Pinto's ausgefertigt.

Der Mönch eilte so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten nach der Hauptwache der Carabiniers, und benachrichtigte den wachhabenden Offizier von dem Befehl Sr. Excellenz; ohne Aufsehn rückten dreißig Mann aus und ein halbes Bataillon machte sich fertig, auf das erste Signal ihren Cameraden folgen zu können. In aller Stille wurden die Posten der Stadt verdoppelt und verdreifacht, Streifzüge in die Umgegend der Ciudad gesandt und bewaffnete Böte auf den Paraguay gelegt. Alles dies geschah in Zeit von wenig Stunden und Niemand ahnete die Ursache.

Arglos begab sich Einer nach dem Andern von den Verschworenen auf verschiedenen Wegen nach dem unterirdischen Gang; die Unglücklichen ahneten nicht, daß das Verderben seine furchtbaren Netze über ihren Häuptern spann, auch Rodrigo saß arglos bei der Geliebten und baute die schönsten Pläne für die Zukunft, nur Calatrava blieb stumm und in sich gekehrt. Eine düstere Ahnung umfing ihn und das Gekose der Liebenden verursachte ihm Grauen. Pinto trat unbefangen in das Cabinet und meldete, daß die Verschworenen bereits vor einer halben Stunde versammelt wären und ihrer Ankunft entgegensähen. Rodrigo warf sich an den Hals des Spaniers und bat nochmals um seinen Segen. „Ist es mir doch," sprach er gepreßt, „als ging ich meinem eigenen Verderben entgegen; o Francia, es kostet mich mein halbes Leben, Dich untergehen zu sehn. Mein Vater, stärket mich durch Euren Segen und Du Dolores, laß mich noch einmal in Deine liebenden Augen

ſehen, in denen ich meinen zweiten Himmel gefunden; lebe wohl und der Herr der Heerſchaaren ſei mit Dir."

Noch eine heiße Umarmung und die drei Männer verließen das Verſteck.

Heller als gewöhnlich war heute das unterirdiſche Gewölbe erleuchtet, zahlreicher die Verſammlung. Das Bewußtſein des gewiſſen Gelingens hatte eine gewiſſe Heiterkeit auf den finſtern Geſichtern der Verſchworenen hervorgerufen. Mochte auch manchem das Herz wider die Bruſt ſchlagen, manchem Zweifel aufſteigen, er wagte es nicht Bedenklichkeiten zu äußern. Faſt Alle hatten ſich beim Eintritt unſerer drei Bekannten um den Exconſul verſammelt, der von einem mächtigen Papier die Verhaltungsregeln, die man in den früheren Zuſammenkünften verabredet, ablas. Es herrſchte eine feierliche Stille in dieſem Augenblick in der düſtern Halle und die Worte ſchallten dumpfſchaurig wider die ſchwarzen Wände.

„Und ſo iſt denn beſchloſſen der Untergang des Tyrannen," ſchloß Negros eben mit erhobener Stimme, „keine Schonung den Anhängern Francia's, keine ihm ſelbſt. Der erſte der ihn entdeckt, ſtoße ihm den Dolch in das blutdürſtige Herz. Mit ſeinem Tode hört die Schreckensherrſchaft auf . . . Doch was iſt das," unterbrach er ſich ſelbſt, „hörtet Ihr kein Geräuſch in der obern Halle, ſollte ſich jemand verſpätet haben? Herr Wirth, ſteht uns Rede."

Pinto lauſchte mit vorgebeugtem Ohr; „ich höre nichts," ſagte er gelaſſen, „doch will ich gehn und nachſehn."

„Und ich werde Euch begleiten!“ rief Ribera mit rauher Stimme.

„Verzieht noch einen Augenblick,“ unterbrach ihn der Exconsul, „ich wünschte erst die Vorlesung zu beendigen, sie betrifft Euch auch mit, Sennor Pinto. „In Betreff der einzelnen Mitglieder der Verschwörung,“ fuhr er fort, „ist zu bemerken, daß das Interesse jedes Einzelnen sorgsam bewahrt werden soll; dem ehemaligen Günstling des Tyrannen jedoch, Pedro Pinto, der durch seine frühere Macht zu viel Feinde hat, kann und darf man keine Stelle im Staatsrath anvertrauen, es steht ihm jedoch frei, eins von den confiscirten Gütern eines Anhängers Francia's für sich zu wählen.“

Pinto lächelte höhnisch, aber er lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit auf das verabredete Zeichen, das ihm die Annäherung der Carabiners ankündigen sollte. — Plötzlich wurde mit Hast die Fallthüre aufgerissen und eine weibliche Gestalt stürzte die Stufen in das Gewölbe herab. „Verrath, Verrath, Sennores!“ rief sie schon von weitem, „das Haus ist voll von den Soldaten des Dictators, rettet Euch.“

Rodrigo stieß einen lauten Schrei aus, er hatte Dolores erkannt; die Verschworenen standen wie vom Donner gerührt. „Der Verräther muß unter uns weilen,“ riefen einzelne Stimmen, „Pinto ist es,“ schrieen Andere und zogen ihre Dolche.

„Halt,“ rief mit Donnerstimme Rodrigo, „ich ahne den Elenden, der uns verrathen, nur Pinto kann es sein, doch der Schändliche soll den Lohn seiner That

Sie erkundigte sich gleich am folgenden Morgen bei dem Wundarzte und den Wärtern nach Rudolphs Befinden. Er war in der Nacht schlimmer geworden, und erst am Nachmittage, als das heftige Fieber nachgelassen hatte, konnte sie ihm den Gruß der Gräfinn bringen. Um ihm keine Veranlassung zu einer lebhaften Bewegung zu geben, wählte sie vorsichtig den Augenblick, wo die Wärter an dem Krankenbette waren. Der Verwundete war sehr erschöpft, aber bei ihrem Anblicke schien die erloschene Lebensflamme auf einmal wieder aufzulodern. Er hörte bewegt an, was sie ihm von der Gräfinn sagte, und als die Umstehenden auf die Seite gegangen waren, hob er an: Nur fremder Theilnahme versichern Sie mich, Marie? Und Sie? . . .

Meiner Theilnahme müßte ich Sie versichern? antwortete sie sanft. Aber jetzt still davon! Ich hoffe, Ihr Zustand ist nicht gefährlich, aber Sie bedürfen vor allen Dingen Ruhe.

O für mich hat das Leben keinen Werth mehr, seit Sie mir das schreckliche Wort gesagt haben, daß wir auf immer getrennt sind! Ich bin in den Krieg gegangen, um die lästige Bürde los zu seyn; vielleicht wird mein Wunsch erfüllt. . . Und doch. . . O Marie, Dein Blick allein hat mir neue Lebenslust gegeben.

Er sprach diese Worte mit sichtbarer Erschütterung.

nicht ärndten. Auf, meine Freunde, rettet Euch durch die Flucht, ich räche Euch," und wie ein Tiger sprang er auf den Barbier los — zu spät — feige hatte sich dieser bis an die Stufen des Gewölbes geflüchtet, und noch hatte der Rachedürstende ihn nicht erreicht, als zwölf Schüsse auf einmal aus der offnen Fallthüre knallten und der Jüngling in seinem Blute zusammensank. So hatte sich Pinto nicht verrechnet, der Nebenbuhler war gefallen — —.

Die Scene veränderte sich rasch, von allen Seiten drangen die Soldaten in die Halle und bemächtigten sich nach kurzem Widerstande der Verschworenen, nur drei geriethen nicht lebend in ihre Hände, Jago, sein Freund Manuel und der finstere Ribera; sie wurden nach verzweifeltem Kampfe niedergeschossen. Eben sollten die Gefangenen fortgeführt werden, als ein Mann in das Gewölbe trat, die Soldaten machten ehrerbietig Platz, es war Francia. Ohne nur einen Blick auf die Scene zu werfen, suchte sein Auge den Barbier. „Ungeheuer, blutdürstiges Scheusal," schrie er dem ehemaligen Günstling entgegen, „wo hast Du Rodrigo Medrano, warum nanntest Du ihn nicht auf Deiner Liste!"

Pinto machte teuflisch lächelnd Platz, einige Soldaten schleppten eben den blutigen Leichnam des unglücklichen Jünglings herbei. Der Dictator sank vernichtet darnieder und preßte die kalte Hand des Todten an seine Lippen. Eine furchtbare Pause trat ein, ängstlich sahen Alle dem Ausgang dieses Trauerspiels entgegen; da erhob sich Francia mit letzter Anstrengung seiner Kräfte.

„Wehe Euch," sprach er bebend vor Zorn, „die Ihr Dieſen verführtet, wehe Dir Pinto, deſſen Pläne ich durchſchaue, ich will dieſem Jünglinge eine furchtbare Todtenfeier halten!" und wiederum ſank er bei dem Todten nieder, „o warum habe ich mich Dir nicht vertraut," rief er mit klagender Stimme, „Du hätteſt ja den Vater nicht verrathen können; ja hört es, er war mein Sohn, mein Kind, mein einzig geliebtes Kind!"

Mit einem lauten Schrei ſank Dolores zuſammen; tief erſchüttert ſtanden die Anweſenden und wenig Augen blieben thränenleer. „Glücklich die Todten," hatte der Dictator gerufen, als er die andern drei Gefallenen erblickte, „glücklich die Todten, daß ſie meinen Schmerz nicht ſchauen dürfen!" Und der Furchtbare hatte wahr geſprochen, keiner der Verſchworenen blieb verſchont und noch lange zierten ihre Häupter die Straßenecken Aſſumcion's, dem Barbier wurde noch an demſelben Abend der Prozeß gemacht. Die Einzigen, die Francia ſchonte, waren Calatrava und Dolores, der Dictator wußte um die Liebe ſeines Sohnes, er wagte es nicht, die Häupter dieſer Beiden anzutaſten, ſie wurden verwieſen.

So endete die Verſchwörung, die ſo großartig angelegt; Keiner hat es nach dieſer Zeit wieder gewagt, ſich wider den Beherrſcher Paraguay's aufzulehnen, bis ihn ſiebzehn Jahre ſpäter eine höhere Macht erreichte. In den letzten Tagen des Novembers des Jahres 1837 iſt der Dictator von Paraguay, Caspar Rodrigo de Francia, im ſechs und achtzigſten Jahre ſeines Alters eines natürlichen Todes verblichen.

Freundschaft und Liebe.

Novelle von Isidor.

Es war am Abend des 6. Juli 1809. — Der heiße Tag neigte sich auf die blutgetränkte Ebene des Schlachtfeldes von Wagram, und das große Trauerspiel seinem Ende zu. Der Donner des Geschützes verhallte nach und nach, nur aus der Ferne her vernahm man noch die dumpfen Laute der Todesschlünde, denn eine furchtbare Batterie deckte den alten Thurm, der bei Markgrafen Neusiedel die Höhen des Rußbaches jäh abschneidet, und so dem siegreichen französischen Heere zur Felsenmauer geworden war, an welcher jeder Versuch des Feindes, den linken Flügel der Armee zu umgehen, ohnmächtig zerschellte. Der Boden war mit den zahllosen Opfern des blutigen Sieges bedeckt. Die verstümmelten Leichname von Menschen und Pferden, schon erstarrt, oder noch im letzten Kampfe sich schauerlich wälzend, Waffen jeder Gattung, zerbrochene Munitionswagen, lagen in wilder Unordnung umher und kontrastirten gräßlich mit dem vive l'Empereur! der siegreichen Ar-

mer, welches tausendstimmig die Lüfte erfüllte. Hoch schwebten die Adler empor, den Ruhm des Heros, der aufs Neue den Lorbeer um die kaiserliche Stirn gewunden, zur Sonne tragend. Seine Helden, der verwegene tapfere Massena, der kühne Macdonald und der ritterliche Eugen, Vicekönig von Italien, — durften sich nach der Blutarbeit kaum einen Augenblick Ruhe gestatten, denn die Ordonnanzoffiziere des Kaisers flogen von allen Seiten herzu, Rapporte bringend und einholend, so daß die vollste Thätigkeit der Unermüdeten kaum ausreichte für den Drang dieses Tages.

Am Eingange einer kleinen, in der Eil flüchtig aufgeschlagenen Boutique, stand der Marschall Macdonald, und sah mit Theilnahme auf einen ältlichen Kuirassier-Offizier, dessen entblößten, gräßlich verstümmelten Arm eben der Wundarzt untersuchte, und der, trotz der übeln Expedition, dennoch den Schmerz kaum zu fühlen, sondern nur mit äußerster Ungeduld das Ende des Verbandes abzuwarten schien.

„Die Division Nansouty hat sich mit Ruhm bedeckt," sagte der Marschall, dem verwundeten Krieger freundlich auf die Achsel klopfend, „auch Sie, Capitain, haben einen bedeutenden Antheil an dem Ruhm des Tages — der Kaiser wird das nicht übersehen, und das Majorspatent diese ehrenvolle Wunde bald heilen."

„Zehn solcher Wunden für unsern Kaiser," erwiederte Jener mit rauher Stimme, „das ist nur Pflicht und liegt mir in der Natur — wer in der Pyramiden-

schlacht an seiner Seite gefochten, findet eine solche Schramme nicht beachtenswerth — aber mein Junge, mein Horace —" seine Stimme schwankte — „das ist es, was mir die Sonne dieses Tages verdüstert —"

„Ihr Neffe — ah so! — ich glaube den jungen Mann zu kennen."

„Sie kennen ihn sicher, mein General," unterbrach jener hastig, „er war kurz vor dem Beginn dieses Feldzugs, wo ihn sein sterbender Vater, mein alter Freund, mir auf die Seele gelegt, mein Sohn geworden — hab' ich doch Niemand sonst auf der Welt, nicht Weib noch Kind; erst bei Eckmühl hat der Junge wie ein Löwe gefochten, so sanft er ist, so mild und weichherzig — wenn die Kugeln sausen und die Säbel flott sind, steht er unerschütterlich selbst dem Satan; sein Kaiser, sein Schwert, die Ehre — das sind seine Sterne, die er immer im Auge hatte. Jesus! wenn ich den Jungen verloren habe —!"

„Ist er gefallen?" fragte der Marschall theilnehmend.

„Weiß ich's!?" war die rauhe Antwort. „Im Getümmel des Kampfes bekam seine Schwadron Befehl zum Vorrücken; en avance! hieß es — ich sehe ihn noch auf seinem braunen Norman dahinsprengen, wir blieben stehen und die dort gingen in das Feuer, ich habe ihn nicht wieder gesehen, — aber bei dem verdammten Dorfe drüben ist es haarscharf hergegangen, und der Sergeant Morvél rapportirte, unter den Gefallenen sei der Lieutenant Romairt, eine Kugel in der

Bruſt, habe man ihn vom Pferde ſtürzen ſehen, aber noch nicht gefunden, er müſſe unter den Todten ſein, zu deren Aufnahme jetzt eben die Wagen abgehen — aber ich will ihn noch einmal ſehen, darum will ich hin, trotz dieſer erbärmlichen Schramme —" er entriß ſich ungeſtüm den Händen des Wundarztes.

„Sein Sie vernünftig, Capitain," ſagte der Marſchall begütigend, „Sie können in dieſem Zuſtande nicht ſelbſt nachforſchen, auch wiſſen Sie ja noch nicht einmal, ob es ſich wirklich ſo verhält, ich ſende, Sie zu beruhigen, hin, und iſt der junge Mann gefallen, ſo ſtarb er den ſchönſten Reitertod für ſeinen Kaiſer und die Ehre."

„Das ſage ich mir ſelbſt," erwiderte der Andere mit mühſam unterdrücktem Weinen, „und doch wäre ich tauſendmal lieber an ſeiner Stelle geſtorben."

Der Marſchall drückte ihm die Hand und verließ das Zelt.

In einem kleinen Hinterzimmer des herrſchaftlichen Hauſes zu ***, lag der zum Tod verwundete Horace Romaire, und der herbeigerufene Chirurg hielt prüfend die Hand an die kalte Stirn, an den kaum merkbaren Puls. Die ſchrecklichen Apparate einer ſo eben vollendeten Operation, Meſſer, Sonde, nebſt der todbringenden Kugel, welche durch einen ſo kühnen als ſchwierigen Schnitt eben entfernt worden, bedeckten nebſt den blutigen Binden des erſten Verbandes den Tiſch.

Der Arzt rieb Stirne und Schläfe mit stärkenden Essenzen, aber noch gab der Verwundete kein Lebenszeichen.

Da schaute schüchtern durch die leise geöffnete Thür ein braunes Lockenköpfchen in das Zimmer, und eine melodische Stimme fragte halblaut: „lebt er?"

Der Arzt zuckte die Achseln. „Kommen Sie näher, gnädiges Fräulein, und sehen selbst — die Kunst scheint hier zu erlahmen, denn der Blutverlust war zu heftig und andauernd. Schwerlich wird Ihres Herrn Vaters Barmherzigkeit und unsre Mühe belohnt."

Das Fräulein trat näher. Ihr klares dunkelblaues Auge ruhete prüfend auf dem Verwundeten, sie schauderte ein wenig zusammen. „Ein gräßlicher Anblick," flüsterte sie, „und doch ein schöner junger Mann — wieder ein Opfer dieses fürchterlichen Krieges," seufzte sie, — „o daß es uns gelungen wäre, wenigstens den Einzelnen zu retten, wo Tausende fielen — aber sehen Sie doch," unterbrach sie sich lebhaft, „trügt mich nicht alles, so zuckte die linke Augenwimper."

Der Arzt beugte sich über das Lager — eine ziemlich lange Pause, während der er mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte, dann richtete er sich empor: „Sie hatten Recht, noch ist Leben vorhanden."

„O so retten Sie ihn," bat das schöne Mädchen mit erhöhter Lebhaftigkeit, „thun Sie alles was die Kunst vermag — ich beschwöre Sie —"

„Er lebt!" rief jetzt der Arzt freudig, „Sie können dem Herrn Vater die frohe Kunde bringen."

Das Fräulein flog hinaus. Den immer deutlichern

Spuren wiederkehrenden Lebens folgte bald ein tiefer Seufzer, dann schlug der Leidende ein wunderschönes schwarzes Augenpaar auf, und fragte mit matter Stimme, wo er sei.

„In Freundeshänden," erwiderte der Arzt, ihm sofort das Sprechen untersagend, und dem sich nähernden Herrn des Hauses Stille winkend, trat er mit ihm hinter den die Thüre bergenden Schirm.

Der Freiherr Lindhofen vernahm mit freudiger Bewegung, daß ihm das Werk der Rettung gelungen, er begnügte sich, seinen Schützling aus der Ferne einen Augenblick zu betrachten, und entfernte sich, da der Tumult überhäufter Einquartirung seine Gegenwart überall forderte, dann eilig.

Das Gefecht hatte sich bis an den Park des Freiherrn gezogen, einzelne Schüsse der avancirenden französischen Cavallerie trafen selbst die Fenster eines am Saume des Waldes gelegenen Pavillons. Die geängstigten Bewohner des Schlosses sahen bei dem unaufhaltsamen Vordringen des Feindes und dem wüthenden Widerstande der vaterländischen Truppen, einem entsetzlichen Schicksale entgegen, denn der Sieg mochte sich auf die eine oder andere Seite neigen, immer stand zu fürchten, daß der retirirende Theil sich als letztes Hülfsmittel in das Schloß werfen, und dessen reizende Umgebungen schonungslos verwüsten würde. Der Freiherr selbst erwartete hoffnungslos den entscheidenden Augenblick. Da drang die Division Ransouty von der linken Seite der Anhöhen hervor. Der frische Muth dieser

Kerntruppen, die schönen edlen Rosse, die schier zum Sprichwort gewordene kühne Todesverachtung der größtentheils jugendlichen Schaar, deren Schwerter gleich zuckenden Blitzen in den Feind schlugen, entschied bald das mörderische Gefecht, ob zwar jeder Fußbreit Terrain mit Blut erkämpft und eben so vertheidigt ward. Da legte ein östreichischer Ingenieur, das gewaltsame Vordringen des Feindes, wenn auch nur auf Minuten abzuhalten, Feuer an den leichten Pavillon. Doch ein junger französischer Offizier, dies gewahrend, flog, gefolgt von seiner Schwadron, herzu; die emporzüngelnde Flamme gewaltsam niederreitend, sprengte das tapfre Häuflein den wirren Knäul des Feindes, umzog diesen von der Seite, und in einer blutigen Viertelstunde war dessen Schicksal entschieden. Der Pavillon stand unversehrt, der Feind war zum Weichen gezwungen, und ein Theil der Division Ransouty zog als Einquartirung nach dem Schlosse des Freiherrn.

Dieser war durch einen jener Zufälle, die sich oft seltsam fügen, ein unfreiwilliger Zeuge der blutigen Scene und der Rettung seines Eigenthums geworden. Der Pavillon enthielt, als Lieblingsaufenthalt der Familie, eine Menge Kostbarkeiten und schöner Geräthe, wie sie das Bedürfniß und der Luxus der reichen Grundeigenthümer des Kaiserstaates um sich zu sammeln pflegt. So hing auch das sprechend ähnliche Portrait der Gemahlin des Freiherrn dort, die der Tod früh von seiner Seite gerissen. Er hatte sie sehr geliebt, und die Besorgniß, dieses Kleinod zu verlieren, was er sammt den

übrigen Sachen von Werth bei der fast fabelhaft schnellen Annäherung des Feindes nicht hatte verbergen können, bewog ihn mit einigen Dienern nach dem Pavillon zu eilen, um wo möglich noch dies theuerste Andenken zu retten. Er kam an, aber wenige Augenblicke nachher war auch der Pavillon umzingelt und seine Rückkehr abgeschnitten. So sah er von dem italienischen Dache das blutige Schauspiel, sah schaudernd, wie die Hand des eigenen Landsmanns Feuer an das geliebte Gebäude legte, und glaubte, die Unmöglichkeit begreifend, noch irgend etwas von seinen Besitzthümern zu retten, sich selbst schon dem martervollsten Tode geweiht, die einzige Tochter aber schutz- und rathlos bei dem unaufhaltsamen Vordringen des Feindes. — Was er in diesen fürchterlichen Augenblicken empfand, vermochte er selbst nachher nicht zu schildern. — Da sprengte jener junge Offizier herzu, hieb den Brandstifter nieder und das Feuer ward gedämpft — der Freiherr gerettet.

Die gräuliche Verwirrung hatte sich nach einer angstvollen Stunde einigermaaßen geordnet, der Freiherr kam herab, — schmerzlich ergriffen betrachtete er die Verwüstung der schönen Umgebung, die zerschmetterten Blumenparterres, den zertretenen Rasen, die zerbrochene Marmorcolonade, aber die innen befindlichen Kunstschätze, theilweise von bedeutendem Werth, waren gerettet, und sonach die Hauptsache. So ging er denn, nachdem er sich eilig von dem was er verloren, wie von dem was ihm geblieben, überzeugt, dem Treibhause entlang, als ein dumpfer Ton, fast wie der Klage-

Ich bitte Sie, still, still! Ich werde Sie nicht wieder besuchen können, oder Sie müssen mir versprechen, sich zu schonen, und ruhig zu reden, wenn ich bei Ihnen bin.

Alles, alles was Sie wollen, meine geliebte Marie, wenn ich Sie nur sehe, sprach er mit dem Blicke der innigsten Liebe.

Marie entfernte sich. Seine Worte hatten sie mächtig ergriffen. Er war in den Krieg gegangen, von Gram und Verzweiflung gejagt. Wie hätte sie noch an seiner Liebe zweifeln können! Wie hätte sie zweifeln können, da alles, was sie einst für ihn empfunden, mit erneuter Gewalt ihr Herz bewegte! Sie kam regelmäßig einige Male des Tages an sein Bett, bald um sich nach ihm zu erkundigen, bald um ihm mit eigener Hand die Erfrischungen zu reichen, welche die Gräfinn ihm, wie allen ihren kranken Gästen, bereiten ließ. Er hielt sein Versprechen, aber wenn sie auch nur wenige Worte von ihm hörte, sein Auge war desto beredter, und auch ihr Blick sprach so treu die Empfindungen ihres Herzens aus, daß er ihrer Verzeihung gewiß seyn konnte, ehe ihr Mund sie ihm verkündigt hatte.

Unter so theilnehmender Pflege, unter so belebenden Einflüssen kam er schnell der Genesung näher. Eines Morgens, als Marie ins Zimmer trat, fand sie niemand um den Kranken, der aufgerichtet im

laut einer menschlichen Stimme, zu ihm drang. Er stutzte, blieb stehen, ging, als jener Ton sich wiederholt vernehmen ließ, der Richtung nach, und trat in den Vorbau einer kellerartigen Wölbung, welche unter der Haustreppe angebracht, zum Aufbewahren des Gartengeräthes diente. Hier wies sich ihm ein überraschend schauderhafter Anblick. Auf dem feuchten, nur von einzelnen Holzspänen bedeckten Boden lag ein französischer Offizier, dessen Uniform ein vor ihm knieender, gleichfalls verwundeter Soldat geöffnet hatte, bemüht, das Blut, welches der Brust entströmend, fast die ganze Gestalt überrieselte, zu stillen. Der Körper, gelblichblaß, schien schon in der Farbe des Todes erstarrt, und das Gesicht durch Staub und Blut unkenntlich.

Der Freiherr trat schaudernd näher, da gewahrte ihn der Soldat und sprang auf.

„O um Gotteswillen, Herr, erbarmen Sie sich und helfen," schrie er mit der ganzen Lebhaftigkeit seiner Nation, „mein Herr stirbt, er ist wahrscheinlich schon todt, und ich bin unfähig, ihn weiter fortzubringen, nachdem ich ihn mit Mühe hiehergeschleppt, — ich kann aber seinen Leichnam nicht allein lassen, — o mein guter braver Herr! soll er hier in diesem Loche vermodern!? erbarmen Sie sich!"

„Sei ruhig," erwiederte der Freiherr, erschüttert von dem furchtbaren Anblick, und vollkommen der Sprache des Bittenden kundig, „Deinem Herrn soll geholfen werden, wenn ihm noch zu helfen ist." Dann

winkte er den ihn begleitenden Dienern, den Verwundeten aufzunehmen.

„Den französischen Hund sollen wir tragen?!“ fragte der alte Kammerdiener des Freiherrn, der durch vierzigjährige Dienste verwöhnt, oft ein Wort mehr als zulässig, zu sagen pflegte, „meine deutsche Faust soll ihm eher das Genick brechen, als unterstützen —“

„Wir können das unmöglich, gnädiger Herr,“ murmelten die beiden andern etwas scheu, aber doch verständlich, und traten zurück, „wir sind halt gute Oesterreicher, und wollen eher sterben, als den tückischen Franzmann tragen, und gar wieder zum Leben helfen.“

„Ihr wollt nicht, Ihr versagt mir den Gehorsam, wenn es ein Menschenleben gilt, Ihr Schurken?“ rief der Freiherr heftig, „ich befehle Euch, Ihr nehmt jetzt behutsam den Körper dieses Unglücklichen, und folgt mir, oder ich schieße den ersten, der sich weigert, nieder,“ er zog ein Terzerol aus dem Busen, „Ihr kennt mich, daß ich der Mann bin, Wort zu halten.“ Die Drohung wirkte, die erschrockenen Diener ergriffen den Körper und hoben ihn auf.

„Sacht! Behutsam!“ gebot der Freiherr, „der Unglückliche wird nach dem Schlosse gebracht, und berührt ihn einer unsanft, so jage ich ihn augenblicklich aus meinen Diensten.“

Die Prozession bewegte sich langsam vorwärts, und die Leser wissen bereits, daß der Todtgeglaubte dort in's Leben zurückkehrte, ahnen auch wahrscheinlich schon, daß der Freiherr bald den tapfern Retter seines Pavillons

in ihm erkannte, und sich diesem eben so hoch verpflichtet fühlte, als jener die zarte Pflege und Sorgfalt im Hause seines Beschützers mit heißer Dankbarkeit empfand.

Die Genesung des jungen Horace Romaire ging nur langsam von statten. Seine tiefe Brustwunde, und der zu anhaltende Blutverlust forderte monatlange Schonung, und ob zwar voll inniger Trauer, den Siegesflug seines Kaisers nicht theilen, nicht mitfeiern zu können, fühlte sich der junge, kaum vier und zwanzigjährige Mann doch bald von den anmuthigen Banden des freundlichen Familienlebens und der vornehmen und feinen Häuslichkeit, an die ihn hier sein Geschick gewiesen, so süß umsponnen, daß diese Empfindung fast jener das Gleichgewicht hielt. Die reizende, hochgebildete Eugenie, des Freiherrn einzige Tochter, trug nicht wenig dazu bei, dem feurigen und gefühlvollen Franzosen seine Lage zum Paradiese umzuschaffen, und bald entstand in ihm eine so heiße als tiefe Leidenschaft, die sich mit seinem ganzen Wesen verzweigend, es ihm zur Bedingung des Lebens machte, in ihren schönen Augen sich zu sonnen, den Ton ihrer melodischen Stimme zu vernehmen, ja, selbst das Rauschen ihres Kleides versetzte ihn schon in eine sein ganzes Innere durchzitternde Bewegung. Eugenie hatte mit dem mädchenhaften Instinkt ihres Geschlechts längst die Neigung Romaire's erkannt, und fühlte auch ihrer Seits sich zu dem schönen liebenswürdigen Manne hingezogen. Der lebhafte Geist und

der durchdringende Verstand des kaum neunzehnjährigen Mädchens, verbunden mit einer ungewöhnlich klaren Anschauung der Verhältnisse, und fast unumschränkter Herrschaft über ihre Gefühle und Handlungen ließen sie sich selten über die eignen, seltner noch über die Anderer täuschen, und so empfand sie bald, daß der schöne feurige Horace ihr theurer war, als sie sich gestehen mochte. Eine unbestimmte Aengstlichkeit ließ sie jedoch der Erklärung seiner Empfindungen, die er unablässig mit äußerster Begierde herbeizuführen suchte, immer noch ausweichen, und dennoch wußte sie ihm, fast mit absichtsloser Koketterie so zahllose Beweise eines lebhaften Interesses, ja selbst zärtlicher Neigung zu geben, daß er nicht daran zweifeln konnte, sie theile seine Gefühle. Die zahlreiche Gesellschaft, welche der Stand und Reichthum des Freiherrn oft bei sich versammelte, führte auch häufig genug Gelegenheit zu kleinen Eifersüchteleien herbei. Der Freiherr, der mit einem unveränderlich innigen Wohlwollen seinem Schützling zugethan blieb, schien das, wenn auch noch unausgesprochene, doch augenscheinlich zarte Verhältniß Eugenien's zu dem jungen Franzosen, dessen fast ganz genesene Brust in Folge seiner Tapferkeit jetzt das rothe Band der Ehrenlegion zierte, nicht zu bemerken oder nicht bemerken zu wollen, und Horace glaubte mit geheimem Entzücken, darin eine stillschweigende Billigung zu erkennen. Seine heiße Liebe suchte um so begieriger die Gelegenheit, sich dem angebeteten Mädchen zu entdecken, und eines Abends, wo er sie allein im Garten fand,

ergriff er, unfähig seinem ihn übermannenden Gefühl länger zu gebieten, ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und stammelte in unzusammenhängenden Worten das lang verschlossene Geständniß.

Eugenie erröthete in tiefer Gluth, sie entzog ihm die schöne Hand nicht, und als er entzückt und glühend, sie in seine Arme faßte, widerstand sie nicht und flüsterte mit allen Zeichen süßen Erschreckens, daß auch sie ihn liebe.

Der Glückliche war außer sich, er umschlang das geliebte Mädchen fester, und sprach in begeisterten Worten von seiner langen geheimen Pein, seinen Zweifeln, seiner Besorgniß, sie könne ihm einen Andern vorziehen, da er ihr so wenig bieten, so wenig Ansprüche machen könne, ihr Besitz aber sein einziges hohes Ziel, und der Gedanke, dies nie zu erreichen, fähig sei, ihn zum Wahnsinn zu bringen.

Eugenie entzog sich sanft seinen Armen, und ihr schönes Auge blickte ihn heiter und seelenvoll an: „Warum so düstern Gedanken sich hingeben, mein theurer Freund," lächelte sie mit bezauberndem Liebreiz, „ich liebe Sie, gern gestehe ich Ihnen das, aber können wir wissen, ob das Schicksal nicht dennoch zwischen uns treten und es mir unmöglich machen kann, Ihnen ganz zu gehören? Wir sind beide jung, unerfahren und abhängig von tausend Verhältnissen, wir können getrennt, können sogar gezwungen werden, verschiedene Wege einzuschlagen, — lassen Sie darum muthig an uns selbst festhalten, und das Andenken, daß wir einander wahrhaft

liebten und achteten, selbst unter jeder möglich widrigen Wendung unseres Geschicks bewahren."

Horace war aufgesprungen; die Gluth seiner Wangen einem tödtlichen Erblassen gewichen. „Eugenie," rief er mit fast versagender Stimme, „was meinst, was deutest Du mir an — welch furchtbarer Sinn liegt in Deinen eiskalten Worten, — worauf sollen sie mich vorbereiten?! —"

„Auf das Geständniß, daß Du in mir gewissermaßen die Verlobte des Grafen Derby siehst," erwiederte sie ruhig, aber mit einem so süßen Lächeln sich an ihn schmiegend, daß der arme Horace, betäubt und verwirrt von der Doppeldeutigkeit dieses Benehmens, unfähig war, sich weiter zu äußern, und sie nur mit erloschenen Blicken anstarrte.

„Höre mich ruhig an, mein Geliebter," begann jetzt Eugenie, „sieh, ich habe Dir viel zu sagen, und bedarf wahrlich der Zeit, sowie der Behutsamkeit dazu, daß Du mich nicht mißverstehst, nicht falsch beurtheilst in Deiner Heftigkeit, Du lieber wilder Mensch, —" sie hauchte einen sanften Kuß auf seine schöne Stirn, „nun sei ruhig, besonnen, und komm morgen — hörst Du? morgen um eilf Uhr auf mein Zimmer, — da ist es besser und für uns beide sicherer als hier — wirst Du kommen?"

Er fuhr aus seinem dumpfen Hinbrüten fast gewaltsam auf, und faßte die zarte schlanke Gestalt mit aller Gluth seiner tiefen Leidenschaft in die Arme, allein mit wunderbarer Behendigkeit entzog sie sich seiner

Umschlingung, drohete ihm scherzend mit dem weißen Finger, flüsterte: „Ungestümer Mensch — vergiß nicht morgen um eilf Uhr," und schwebte leicht wie eine Elfe den dunkeln Buchengang hinab dem Schlosse zu. Er aber sank in wilder Bewegung auf die einsame Rasenbank. „Sie liebt mich nicht — wie konnte ich mich einen Augenblick darüber täuschen," rief es in ihm, „die deutsche Kälte ist des Aufschwungs zu diesem himmlischen Gefühl unfähig, und ach, ich kann nur sie, — sie allein und ewig lieben!"

Am andern Morgen war es ihm nach einer peinlich durchwachten Nacht doch klar geworden, daß er, um nicht die Liebe und Achtung dieses wunderbaren Wesens auf das Spiel zu setzen, sich dem überwältigenden Drange seiner Empfindungen zu rücksichtslos überlassen; sondern ihr mit der Würde des Mannes entgegentreten müsse. Er kleidete sich mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt an, und mußte selbst den wohlgefälligen Blick belächeln, den er, sein Zimmer verlassend, unwillkührlich in den Spiegel warf, welcher ihm das Bild eines so vollendet schönen Mannes zurückstrahlte, daß kein weibliches Herz leicht widerstehen konnte.

„Grillen, eine kleine Eitelkeit, originell sein zu wollen," flüsterte ihm sein stilles Selbstgefühl tröstend zu, „die schöne Eugenie ist endlich mit all' ihren Reizen, ihrer Liebenswürdigkeit, ihrem Geist und ihrer sie so allerliebst kleidenden Philosophie, auch nicht mehr und nicht minder als ein Mädchen, zwar ein unendlich holdes, geistreiches, feinfühlendes, aber doch nur

ein Mädchen, die gern von mehr denn einer Seite imponiren möchte, selbst die dem Manne ihres Herzens, — sei kein Thor, Horace, und laß Dich einschüchtern, sie wird die Segel einziehen und weiblicher werden, wenn Du Dich mehr als Mann zeigst, nicht als girrender Schäfer oder gefangener Fisch, der rettungslos an der Angel zappelt."

Dieser Monolog, von dem Trostblick in die venetianischen Traumaur eingegeben, stärkte den jungen Krieger, und muthiger ging er vorwärts, dem Zimmer der Geliebten zu, dessen Nähe ihm der süß betäubende Duft der sorglich gepflegten Orangen- und Jasminblüthen, ihrer Lieblingsblumen, schon aus der Ferne verrieth.

Eugenie empfing ihn mit bezaubernder Freundlichkeit, ihr Blick ruhete wohlgefällig auf der schönen Gestalt des Freundes, und sie wies ihm in holden Worten seinen Platz neben dem Sopha an.

„Nicht wahr," begann sie nun mit einer Traulichkeit, die ihm alle Pulse rascher schlagen machte, „ich soll jetzt beichten, warum ich so an allen höhern und süßen Gefühlen unsrer Herzen freveln, und von möglicher Trennung sprechen konnte? — Sie würden mich für treuer, beständiger, inniger und heißer liebend erklären, wenn ich, mit rascher Gluth in Ihre Arme stürzend, ewige Liebe gelobte, um hernach, wenn der Rausch verraucht wäre, den Schwur zu vergessen, und mit ihm jedes Andenken an Ihren Werth, Ihre und meine eigne Achtung, — als thörichte Romanheldin, die Wirklichkeit, der wir Beide doch nun einmal uns nicht entziehen

können, und alle Pflichten, die anderweitig meine Beachtung fordern mit Füßen tretend, nur dem sinnlosen, folglich kurzen Taumel der Leidenschaft folgen — ist's nicht so, mein theurer Freund?" Sie legte ihm die schöne kleine Hand leicht auf die Achsel und sah ihm klar in das blitzende Auge.

„Sie sind ein Engel, Eugenie," erwiederte er hingerissen, und führte die schöne Hand an seine Lippen, „ich ein Thor, verzeihen Sie mir und verfügen unbedingt über mich, — mein Leben, meine Existenz gehört Ihnen."

„Nicht unbedingt," entgegnete sie lächelnd, „aber jetzt hören Sie mich; was ich Ihnen zu sagen habe, soll möglichst kurz, und doch ausreichend zur Sicherstellung unsrer künftigen Verhältnisse sein. Sie müssen etwas mit mir in die Zeit meiner frühern Jugend zurückgehen. Meine Mutter war kränklich und nicht völlig glücklich in ihrem Ehestande. Früh verwaist, war sie als zweijähriges Kind mit einem Oheim nach dem neuen gelobten Lande, nach Nordamerika, gegangen, und kehrte als funfzehnjähriges Mädchen in die enge Begrenzung unserer aristokratisch vornehmen Welt zurück. Die kolossalen Verhältnisse jener großen Natur, die Entfaltung und das Wachsthum des freiesten Volkes der Erde, die Ungebundenheit, in welcher das Kind auf der großen Plantage des Oheims zur Jungfrau heranreifte, alles das wirkte mächtig auf den kühnen, mehr männlichen als weiblichen Geist. So kam sie nach Europa zurück, und hatte noch keine Männer gesehen,

die ihr nahen durften. Mein Vater, entzückt von ihrem Reiz, ihrer Originalität, sah und liebte sie, und auch ihr glühendes Herz neigte sich dem liebenswerthen Manne zu. So ward sie mit sechszehn Jahren seine Gattin, er betete sie an, und die ersten Jahre der Ehe gingen vortrefflich. Allein der rege Geist meiner Mutter fühlte dennoch eine Leere, die selbst der Besitz des geliebten Mannes nicht ausfüllen konnte. Ihre rege Phantasie beschäftigte ruhelos das Ideal einer ungebundenen Freiheit, welcher die enggezogenen Schranken der europäischen Convenienz unausgesetzt Fesseln anlegten, waren es auch goldne, mit Blumen geschmückte, allein es waren Fesseln. So fühlte sie sich nicht glücklich, mochte der Gatte auch alles erschöpfen, ihr den irdischen Himmel zu bereiten, ihr freier, unruhiger Geist ertrug einmal keinen Zwang, ohne sich aufzureiben. Sie kränkelte geistig und körperlich schon längst, als man sie, die nur die schöne Amerikanerin geheißen ward, noch in der vollsten Blüthe der Gesundheit und Lebensfrische wähnte. Sie hatte keine Freude bei meiner Geburt geäußert; „es ist doch nur eine Sklavin mehr geboren," hatte sie der Wärterin, die ihr aus dem Mutterlande gefolgt, gesagt, und mit einem gewissen Widerwillen die Neugeborne betrachtet. Aber ihr ursprünglich weiches glühendes Herz wendete sich mir dennoch später in unsäglicher Mutterzärtlichkeit zu. Sie erzog mich nach ihren Grundsätzen, ihrer Weltanschauung, ob diese die richtige war, wer mag es entscheiden! Ich sog begierig ihre Worte in meine junge Seele. Vor allem prägte

Bette saß. Der Verband am Kopfe war weggenommen, nur der linke Arm lag noch in der Binde. Ihr Herz pochte unruhig, und zögernd näherte sie sich seinem Lager. Er faßte ihre Hand, als sie froh überrascht ihn gegrüßt hatte und erröthend vor ihm stand. Marie! sprach er, ist die Zeit meiner Buße vorüber; darf ich nun reden?

Ihr Auge lächelte mild und freundlich.

Deine Strenge brachte mich dem Tode nahe, Deine Theilnahme hat mich ins Leben zurück geführt. Aber nur um es Dir auf ewig zu weihen, hab' ich mein Leben wieder lieb gewonnen. Marie, Marie, bist Du versöhnt?

Er zog bei diesen Worten ihre Hand an seine Brust, und willig folgte die Gerührte dem sanften Zuge, bis seine Wangen den warmen Athem ihres Mundes fühlten. Ihr Arm lag auf seiner Schulter. Hast Du mir verziehen, Marie?

Ihr Auge hing an ihm mit dem süßesten Blicke der Liebe, und an der Brust des Glücklichen ruhend, von seinem Arm umschlungen, sprach sie sanft: Nicht wahr, Rudolph, nie wieder diese Frage? . . Aber auch jetzt nichts von Verzeihung! Die Liebe kann nur dulden, Verzeihung kennt sie nicht.

sie mir, durch ihre Erfahrung gewarnt, ein, mich nicht dem Gefühl der Liebe rücksichtslos hinzugeben, und mir immer möglichst die geistige und äußere Freiheit zu bewahren. Sie starb vor vier Jahren, und ihre letzten Worte waren: „Eugenie, höre mich, gieb nie aus blinder Neigung einem Manne Deine Hand, sichere Dir die Unabhängigkeit, vor allem die geistige, sie belohnt überreich für jedes Opfer, und ist allein des Lebens werth —" noch einmal drückte sie mich an die schon erkaltende, nur noch mattschlagende treue Brust und starb." Eugenie schwieg — ihr Busen hob sich im gewaltsam unterdrückten Schluchzen.

Horace ehrte die Trauer der Geliebten, und begnügte sich mit einem leisen Händedruck.

Sie hob nach einer Pause wieder an: „Ich ward sechszehn — achtzehn Jahr, und es fehlte mir nicht an Bewerbern. Die Grundsätze meiner Mutter hatten in meinem jungen Gemüthe Wurzel gefaßt, wenn auch das Beispiel und die Verhältnisse der Umgebung nicht ohne Einfluß geblieben waren, um jene zu modificiren. Manche schöne liebenswürdige Männer sah ich, und fühlte mehrmals ein lebhaft erwachendes Interesse, aber folgsam dem Gebote meiner Mutter, unterdrückte ich jedes wärmere Gefühl, weil ich mir selbst nicht traute. Mein gutes Naturell und ein gewisser moralischer Stolz, wenn ich es so nennen darf, bewahrten mich vor Koketterie, die ich tief verachtete, und nur die Herrschaft über meine innere Welt in dem Grade gewann, um sicher nie ein Opfer der Leidenschaft zu werden. Da

bewarb ſich vor einem halben Jahre der Graf Serbo um mich, ein wohlerhaltener Funfziger, zwar kein ausgezeichneter Geiſt, aber freundlich und fügſam, verſtändig, nicht ungebildet, dabei unermeßlich reich, und — ich ſagte nicht abſolut nein —"

„Eugenie!" rief Horace, von den widerſprechendſten Gefühlen gefoltert.

„Ich verſtehe Sie," erwiederte das Fräulein ruhig, „Sie wollen ſagen, ich ſei eigennützig, kaltherzig, berechnet; unfähig, dem ſchönen Zuge des Herzens zu folgen, wolle ich um ſchnöde Selbſtherrſchaft zu gewinnen, mit Verleugnung jeder zarten Empfindung mich dahingeben —"

„Sie ſprechen es aus!" ſagte Horace dumpf vor ſich hin.

„Hören Sie weiter," fuhr Eugenie im ruhigen Erzählungstone fort, „ich ſagte nicht nein, weil gleichzeitig mein guter Vater mir vertraute, daß der unverhältnißmäßige Aufwand meiner Mutter ſeit ſeiner Verbindung, und manche andere beſondere Umſtände ſeine Finanzen zerrüttet und ihn dahin gebracht hätten, des Grafen Bewerbung als ein großes unverdientes Glück anzuſehen, weil er zu ſtolz ſei, von der einſt mit Ehren behaupteten Stufe zu der einer niegekannten Beſchränkung herabzuſteigen, — verachten Sie mich noch?" ſetzte ſie weicher hinzu.

„O Eugenie!" rief der junge Mann wieder, aber mit ganz anderem Ton, und neigte ſich erſchüttert auf ihre Hände.

„Der Graf liebt mich nach seiner Art," begann Eugenie wieder, „ich werde mich fast als unbeschränkte Herrin seines Vermögens ansehen können, noch hat er mein Jawort nicht empfangen, ich kann noch zurücktreten — ich — lassen Sie mich es Ihnen gestehen — ich habe noch nie geliebt — nur Sie — Sie sind mir sehr theuer — soll ich, darf ich meinem Herzen folgen?"

Horace wagte kaum zu athmen, er preßte seine glühende Stirn fester auf die schönen, leicht zitternden Hände.

„Sie sind arm, Horace," fuhr sie mit merkbarer Erschütterung fort, „Sie haben mir gesagt, daß Sie nichts besitzen, als die Ehre eines unbefleckten, aber nicht alten Namens, Ihren Degen, das rothe Band Ihres Kaisers — das ist genug, um Ihnen die Bahn zu jeder Ehrenstelle in Ihrem Vaterlande zu eröffnen, — aber ich, die Ausländerin, dürfte Ihnen nach dem Willen meines Vaters nicht folgen, selbst wenn sich Ihr Stern über jede Erwartung günstig gestaltete — und welche Hoffnungen nähren Sie außerdem, können Sie für das Glück unseres Bundes nähren?".

„Keine!" seufzte der Arme.

„Doch!" sagte Eugenie, und eine edle Erhebung beseelte ihre schönen Züge, „die Hoffnung gegenseitiger ewig treuer Anhänglichkeit und Freundschaft, die Ausdauer eines Gefühls, was mächtiger als der irdische Sinnenreiz, Zeit und Verhältnisse überdauert, das zärtliche unbedingteste Vertrauen, die innigste wärmste Achtung, die nichts erschüttern kann, — wollen Sie mir

die geloben, theurer Horace, so soll der kurze Traum unglücklicher Liebe nicht im Sinne der gemeinen Weltanschauung uns trennen — wollen Sie mir Ihr eigenes besseres Selbst für ewig geben, und das meinige im Heiligthum Ihres Herzens bewahren, mein edler Freund?"

Das begeisterte Mädchen stand wie die jungfräuliche Priesterin der Vesta vor dem Zerknirschten, dessen irdisch glühendes Gefühl sich noch nicht zu dieser Stufe geistiger Erhebung emporschwingen konnte. Er rang im überwältigenden Schmerz nach Fassung, und doch versagte sich dem leidenschaftlichen Jünglinge diese gänzlich. So vermochte er denn endlich nur das Knie vor dem schönen edlen Wesen beugend, in ihre bebende Hand den feierlichen Schwur ewiger treuer Anhänglichkeit niederzulegen; den ihrigen empfangend, fühlte er noch einen leisen innigen Kuß ihrer Rosenlippen auf seiner Stirn, dann aber von ihren zitternden Händchen sich nach der Thür gedrängt. Er stürzte halb sinnlos und zum Glück von Niemand bemerkt, in sein einsames Zimmer, wo er seine früheren Sophismen ingrimmig verwünschend, der entsetzlichen Spannung seiner noch nicht völlig geheilten Brust in einem Thränenstrom Luft machte, dessen Erguß der endlich erwachende Stolz kaum vor sich selbst verantworten zu können meinte.

Von diesem Tage an gestaltete sich das Verhältniß beider jungen Leute anders, aber um so zarter. Es

schien ein rein geschwisterliches geworden, und der Freiherr zeigte dem jungen Krieger, dessen Aufenthalt nur noch kurz sein durfte, eine völlig väterliche Zuneigung, welche dann bei diesem die dankbarste Erwiederung fand. Aber tief in Horace's Brust wüthete fortwährend der Schmerz unglücklicher Liebe, und keiner Vernunft, keiner Anstrengung gelang es, diese in die Schranken ruhiger Freundschaft zu bannen. Er bewachte, trotz dem, daß er sich unter diesen Umständen selbst lächerlich finden mußte, mit Argusaugen und stiller Eifersucht jeden freundlichen Blick Eugeniens, der einem Andern ward, er sah mit Todesqualen der Ankunft des Grafen Serbo entgegen, der ihm das Liebste zu rauben, kommen sollte. Doch eine wunderbar wohlthätige Veränderung bewirkte gerade dieser so gefürchtete Moment. Der Graf erschien, ein gutmüthig-heitrer Mann, den Sechzigen nahe, von keineswegs unangenehmem aber anspruchslosem Aeußern, näherte er sich mit einer gewissen, seinem Alter wohl anstehenden Würde der holden Eugenie. Horace war in krampfhafter Aufregung zugegen, aber Eugeniens Unbefangenheit, die fast nur kindliche Freundlichkeit, die sie dem Verlobten zeigte, und des Grafen gutmüthige Herzlichkeit, die stille Verehrung für den Helden des Jahrhunderts, die er ungeachtet seines bewährten Patriotismus dennoch nicht verleugnete, alles trug dazu bei, ihn in Horace's Augen im mildern Lichte erscheinen zu lassen. Weit entfernt, der Braut eine für seine Jahre lächerlich erscheinende Zärtlichkeit zu beweisen, sah er nur mit unverkennbarem Vergnügen ihr feines,

heiteres Benehmen im Kreiſe junger Leute, wo ſie dennoch nie den Anſtand und die ihm ſchuldige Rückſicht vergaß.

Horace athmete zum erſtenmal freier auf, er zwang ſich, den Grafen nur in einem väterlichen Verhältniß zu der ſtill Angebeteten erblicken zu wollen, er unterdrückte mit dem Aufwand aller geiſtigen und moraliſchen Kräfte ſeine ungeſtümen Wünſche, das Sehnen und Bangen ſeiner heißen, und wie er ſich doch jetzt ſelbſt ſagen mußte — zwecklos thörichten Liebe. Aber immer bleicher und düſterer ward der ſonſt ſo blühende Jüngling, die Spannung, welche ihn eine Weile in faſt unerklärlicher Heiterkeit erſcheinen machte, ließ nach, und Eugenie ſah mit tief bekümmertem Herzen den Verfall der einſt ſo kräftigen Geſtalt, denn ihrer liebevoll begütigenden Zuſprache ſetzte er ein finſteres Schweigen, ihrer ſchweſterlichen Innigkeit eine verzweifelnde Reſignation entgegen, vor deren wildmelancholiſchen Ausbrüchen ſie erbebte.

In dieſem ängſtlich geſpannten Zuſtande vergingen mehrere Wochen, da erhielt das Regiment Horace's Befehl zum Aufbruch, und die Stunde des Abſchieds nahete. Mit väterlicher Liebe entließ der Freiherr, mit freundlichem Wohlwollen der Graf, jetzt Eugeniens erklärter Verlobter, den jungen Freund. Faſt ſinnlos riß ſich Horace von Beiden los, ſein Blick, deſſen irrer Ausdruck faſt unheimlich auf dem Grafen, dem Räuber all ſeines irdiſchen Glücks ruhete, fiel ſelbſt dem Argloſen auf.

„Faſſen Sie ſich, lieber junger Freund," ſprach dieſer mit gutmüthiger Herzlichkeit, „ich finde es natürlich, daß der Abſchied von dem gaſtlichen Hauſe meines Schwiegervaters Ihnen ſchwer wird, denn Sie wußten ſich ja als Familienmitglied geliebt, aber muß es denn ein ewiger ſein? Wenn überall Ruhe und Frieden iſt, ſo gönnen Sie auch uns," er lächelte bei dieſem Worte zu der ſtumm am Fenſter weilenden Eugenie hin, „die Freude, Sie zu empfangen, und kommen nach ***, wo Sie Ihre Freunde wiſſen."

„Nie, nie! den ehrlichen Reitertod für mich, der wird allein ſich mir als treuer Freund bewähren," rief Horace mit erſtickter Stimme und näherte ſich Eugenien, deren zitternde Rechte er in die ſeinige, dann an ſeine Lippen preßte, und mit einem unartikulirten Schmerzenslaut hinausſtürzte.

„Unverbrüchliche, vertrauende Freundſchaft!" hauchte ihr ſchöner Mund leiſe mit dem letzten Händedruck, — und in der nächſten Minute flog der Verzweifelnde, ſein muthiges Roß zum wilden Galopp ſpornend, über die Brücke des Schloſſes, der voranziehenden Schwadron nach. Aus der Ferne vernahm man noch lange die Trompeten des braven Regiments, immer ſchwächer endlich verhallend.

In den feinen Cirkeln der öſterreichiſchen Kaiſerſtadt galt die junge Gräfin Serby mit Recht für die liebenswürdigſte, geiſtreichſte, und was noch mehr ſagen will, —

tugendhafteste Frau der beau monde. Sie war der Stolz des alten kränklichen Gemahls, den sie mit musterhafter Pflichttreue und zarter Aufmerksamkeit pflegte, seine hypochondrischen Stunden durch den Reiz ihrer Unterhaltung erheiternd, seine Schmerzen mit freundlicher Theilnahme lindernd. Und dennoch gewann diese junge schöne Frau Zeit, in den geselligen Kreisen, an welche sie ihr Standpunkt und der ausdrückliche Wille des Gemahls gewiesen, alles durch ihre Erscheinung zu bezaubern. Es war die höchste Freude, der Stolz des alten Grafen, wenn er seine Eugenie, umringt von den schönsten, geistreichsten Männern, deren jeder nur um ein Wort, ein Lächeln dieses rosigen Mundes buhlte, sich mit der Sicherheit vollendeter Weltbildung bewegen, und alle Grazie, alle Anmuth ihrer seltnen Schönheit entfaltend, doch immer wieder zu ihm, dem alten anspruchslosen Manne, sich wenden sah. Alle Versuche der gewandtesten Weiberkenner, das Herz der schönen Frau, dessen völlige Ruhe sie unter diesen Umständen für unnatürlich hielten, zu rühren, blieben fruchtlos, und so erschien sie endlich den Bessern als ein Phönix, den andern als eine feine und kalte Kokette, deren Stunde noch nicht gekommen sei.

Eugeniens geistiges Naturell hatte sich seit jener Zeit wo sie aus dem ersten Traum der Liebe durch die Umstände wach gerüttelt, dem alternden Gemahl freiwillig die Hand reichte, erst seine vollkommene Reife erhalten. Wenn die kalte ruhige Ueberlegung, welche als seltne Eigenthümlichkeit eines neunzehnjährigen Mädchens, sie

jenen Schritt ohne eigentlichen Kampf thun ließ, auch im Anfange ihrer Ehe nicht immer ausreichte, die unwillkührlich und mächtig erwachenden Forderungen des Herzens zum Schweigen zu bringen, und manche still durchweinte Stunde dem verlornen Liebesglück galt, was ihr im Besitz des schönen schwärmerischen Horace geworden wäre, so bekämpfte doch der Stolz, die Gewohnheit, alle Empfindungen durch eiserne Willenskraft zu beherrschen, dieses natürlich weibliche Gefühl endlich siegreich, und Eugenie schaute mit für immer gesicherter Ruhe, wie sie wähnte, um sich, erkannte mit durchdringender Klarheit das Wesen der Liebe und Ehe, wie beide in der Wirklichkeit sind, nicht wie sie die entzündete Phantasie des Dichters, die jugendliche Unerfahrenheit des Liebenden träumt. Sie sah die spätere Gehaltlosigkeit, den schweren Druck so manches aus heißer Leidenschaft geschlossenen Bundes, die Unzulänglichkeit exaltirter Wünsche und Hoffnungen, den oft bis zur Erbärmlichkeit enthüllten Unwerth manches früher angebeteten Gegenstandes, und eine Eisrinde zog sich für jede erotische Beziehung um ihr Herz. Sie pries ihre Wahl, ihre Existenz glücklich, wenn sie die Misere der Liebesverhältnisse um sich her sah, und verlangte nichts mehr vom Schicksal, als ihr geworden, ja sie lächelte oft mitleidig, wenn sie dachte, wie glühend Horace sie einst geliebt, wie sie fast auf dem Wege gewesen, seine Empfindungen zu erwiedern. Seine Briefe theilte sie ihrem Gemahl fast wörtlich mit, denn nach ihrem ausdrücklichen Willen durfte er ihr nur jene achtungsvolle,

faſt geſchlechtsloſe Freundſchaft zeigen, die keinen Anſpruch macht und will, als den eines rückſichtsloſen Vertrauens, einer Freundſchaft, wie ſie zwiſchen den verſchiedenen Geſchlechtern beinahe als Unding erſcheint, denn Eugenie verlangte, er ſolle ihr auch zuerſt jede Empfindung, die ihn möglicherweiſe für ein anderes weibliches Weſen erfüllen könne, mittheilen, um immer als Schutzgeiſt über ſein Glück wachen zu können.

Unter den Männern, welche entzückt von Eugeniens Liebreiz in ihren Zauberkreis gebannt waren, befand ſich der Kammerherr von Ramfort. Früher der Geſandtſchaft des ***ſchen Hofes attachirt, wo er nach der meiſterhaften Ausführung eines ſchwierigen Geſchäfts in die unmittelbare Nähe ſeines Monarchen verſetzt, nach deſſen Tode aber mit merklicher Kälte von dem Nachfolger behandelt ward, zog er ſich, da alle Anzeichen ihm keine beſonderen Erfolge für ſeine hochfliegenden Pläne mehr verhießen, in die bequeme Ruhe des Privatlebens zurück, und wählte Wien zu ſeinem Aufenthalt. Wenn die auffallende Perſönlichkeit des Kammerherrn, ſeine hohe hagere Geſtalt, die gebietende Hoheit ſeiner Haltung, der ſtolze übermüthige Blick ſeines kleinen grauen aber durchdringenden Auges, auch nicht geeignet waren, Vertrauen einzuflößen, ſo vermochte doch nichts dem Zauber ſeiner Unterhaltung, ſeines oft unbarmherzigen aber immer glänzenden Witzes, und wenn er wollte, der Liebenswürdigkeit ſeines traulichen Weſens zu widerſtehen. Die Männer beugten ſich vor dem überlegenen Geiſte, den ausgebreiteten Kenntniſſen in allen

Asmodi.

von

Karl Stein.

Die Tafel war aufgehoben, die Hochzeitgäste füllten den Tanzsaal, Violinen zwitscherten und ihr Goliath, der Contrabaß, murrte. Der überglückliche Baron Emil von Rosen vermählte sich mit der schönen geistvollen Adelaide von Lilienstamm, und der Schulmeister meinte deshalb in dem elaborirten Carmine, des hohen Patrons Dörfchen werde forthin ein Paradies seyn, das sich bald vom süßen Duft zahlreicher, schöner Blüthenknospen erfüllen müsse. Während der beginnende Jubel frohsinniger Tänzer den Saal durchwogte, führte der entzückte Bräutigam die Geliebte in den Garten hinab, in das vom Abendhauch leise bewegte Grün der Gebüsche, in dem ein Nachtigallenchor sang.

Auf einer von Akazien umstandenen Bank ließ er sich mit ihr nieder, schlug seinen Arm um die süße

Fächern, der diplomatischen Feinheit Ramforts, die Frauen entzückte der Glanz seiner Conversation, die Grazie seiner Schmeicheleien, einer bei ihm unwiderstehlichen Waffe. Aber sie fürchteten auch den Stachel seines Witzes, die schonungslose Ironie, die kalte Bosheit, mit der er die Unbesonnenen verfolgte, die es gewagt, seine Huldigungen nicht als ehrende Auszeichnung anzunehmen.

Die schöne kalte Gräfin Derby wäre eine zu glänzende Eroberung gewesen, um nicht den ganzen Ehrgeiz des Kammerherrn zu dem Versuch anzuspornen, und dieser galt es jetzt. Er verstand, wie keiner, in ihre Interessen einzugehen, und sie den seinigen analog hinzustellen, ohne deshalb die Originalität seiner Ansichten, von welcher sich Eugenie angezogen fühlen mußte, aufzugeben. Die eigenthümliche Grazie und Anmuth der schönen Frau, die leidenschaftslose fast philosophische Ruhe und bedächtige Sicherheit in ihren unbedeutendsten Handlungen, die Beherrschung jeder kleinen, sonst von dem Geschlecht unzertrennlichen Schwachheit reizten ihn um so mehr, als eine solche Erscheinung zu den ungewöhnlichen in der großen Welt gehörte und sonach den Versuch lohnte, ob nicht auch hier die Ferse des Achilles zu ergründen sei, und Eugenie zu den Töchtern Eva's gehöre. Unbeschäftigt, wie er war, beschloß er nicht Zeit noch Mühe zu sparen, der schönen Gräfin die Ueberzeugung abzugewinnen, daß auch sie nur ein schwaches Weib sei, das nicht ungestraft sich auf dieser Sonnenhöhe fleckenloser, bis jetzt unantastbarer Reinheit

erhalten habe, und der Zufall begünstigte unerwartet seine Pläne. Der Graf Serby hatte trotz seines weit vorgerückten Alters und öfterer Kränklichkeit immer noch mit Antheil die Freuden des geselligen Lebens, wenigstens im Bereich seines Hauses genießen können, jetzt aber ward sein Zustand leidender und beschränkte ihn allein auf sein Zimmer. Mit musterhafter Treue theilte Eugenie diese Zurückgezogenheit, allein sie hätte mehr als ein Weib und nicht im Besitz dieses regen Geistes, dieser an den Austausch vielseitiger Ideen gewöhnter Phantasie sein müssen, um nicht das Bedürfniß der Mittheilung schmerzlich zu empfinden. Der Kammerherr ahndete das, denn er kannte sie bereits hinreichend, und so kam er, immer gern gesehen, oft und öfter. Er verstand es, sich dem kranken Grafen durch seine heitere Laune, seine unerschöpflich witzigen Anekdoten unentbehrlich zu machen, denn die seltne Gewandtheit, sich in jede Individualität zu versetzen, verfehlte auch hier ihren Zweck nicht. Der Graf sah unruhig nach der Uhr, wenn der Erwartete zögerte, und Eugeniens freundlicher Blick, das sichtliche Interesse an seiner Unterhaltung füllte seine Seele bereits mit leisen Hoffnungen.

Eines Morgens vernahm er die Nachricht vom plötzlichen Tode des Grafen. Er eilte hin und fand die tiefgebeugte Eugenie in heißen Schmerzensthränen an der Leiche des Mannes, der, wenn er auch nicht der Gegenstand ihrer jugendlichen Neigung gewesen, doch nur für sie gelebt hatte, ihr Freund, ihre Stütze und seine Existenz zu ihrem Glücke nothwendig gewesen war.

Sie äußerte mit rührender Dankbarkeit diese Empfindungen, und Ramfort sah verwundert, daß der jungen schönen Frau der Greis wahrhaft theuer gewesen war. Er ging augenblicklich in die Art ihrer Gefühle ein, trauerte mit ihr und erbot sich mit schonender Feinheit zu jenen Geschäften, welche die Stellung der Frauen oft schwer und peinlich macht. Sie empfand den Werth dieses Anerbietens und nahm es in der Ueberzeugung, ihm unbedenklich vertrauen zu können, dankbar an. Seine Umsicht bewährte sich auch überall, er übersah und ordnete mit emsigen Fleiß ihre ökonomischen Verhältnisse, und erschrak vor dem kolossalen Reichthum, der jetzt ihr allein zugefallen. War es ein Wunder, wenn dieser letzte Umstand ihn, dessen Finanzen seiner epikureischen Genußsucht keineswegs ausreichend schienen, zu immer glühenderm Verlangen stachelte, mit der Hand Eugeniens, die er in der That so heftig er vermochte liebte, zugleich ein Millionair zu werden! Aber er war noch ungewiß, ob seine Leidenschaft, die erste dieser Art seit seiner Jugend, wirklich Erhörung finden werde. Eugenie zeigte ihm unbedingtes Zutrauen, eine stets gleiche holde Freundlichkeit, seine Gegenwart war ihr offenbar angenehm, sein Rath in vielen Fällen entscheidend für sie, aber dennoch färbte kein höheres Roth ihre Wangen, wenn er erschien, keine Verlegenheit, keine Spannung, wenn er allein mit ihr war, selbst keine Erkaltung, wenn er einer Andern sich näherte, und als auch dieses letzte Mittel, ihren Gleichmuth zu erschüttern, ohne Erfolg blieb, schlug er sich wild vor die

Stirn und ſann auf andere, als ein unerwartetes Ereigniß ſeine Pläne gewaltſam durchkreuzte.

Eines Tages kam Eugenie auf ihrer gewöhnlichen Spazierfahrt, die ſie nur in Begleitung ihrer Kammerfrau zu machen pflegte, nach dem zwei Stunden entfernten ***. Die reizende Lage des Dörfchens beſtimmte die Gräfin auszuſteigen und an der blühenden Umzäunung des Kirchhofs, der ſich neben der kleinen, alterthümlich bemooſten Kirche hinzog, zu wandeln. Da erklang plötzlich vom Thurm die Glocke im monotonen anhaltenden Geläute, und ein Leichenzug bewegte ſich langſam vom Dorfe her. Die Gräfin ſtand ſtill und blickte in wehmüthiger Erinnerung auf den letzten Gang, der den müden Erdenpilger hier zur ewigen Ruhe führte. Da gewahrte ſie eine bleiche jugendliche Geſtalt in tiefer Trauer dem Sarge folgend, und gleichzeitig rief das Kammermädchen erſchrocken: „Um Gott, gnädigſte Gräfin, iſt das nicht Fräulein Elwine von Rodbeg, die hinter dem Sarge geht?“

Eugenie ſchaute hin und glaubte ihren Augen kaum trauen zu dürfen, als ſie die Erwähnte, ein reizendes junges Mädchen, welches ſie noch vor einem Jahre auf den Bällen und Aſſembleen in höchſter Fülle jugendlicher Schönheit und Heiterkeit geſehen, in dieſen Umgebungen, auf dieſem traurigen Gange erblickte. Das Fräulein hatte in Folge einer unangenehmen, äußerſt delikaten Geſchichte, die man ſich in den höhern Cirkeln nur

in das Ohr raunte, plötzlich Bräutigam und Ruf verloren, und war dann sammt ihrer Mutter spurlos verschwunden. Die Gräfin, um diese Zeit abwesend, vernahm bei ihrer Wiederkehr nur einzelne Bruchstücke der famösen Begebenheit, und ihr streng sittliches Gefühl forschte nicht weiter nach. Jetzt sah sie die Heldin dieses übeln Abentheuers als Leidtragende mit dem Ausdruck eines solchen verzweiflungsvollen Schmerzes, daß sie, unwillkührlich ergriffen, hinter dem Gebüsch verweilte, bis die traurige Ceremonie vorüber war.

Der Sarg ward eingesenkt und die Erde wölbte sich bereits darüber. Das Gefolge verlor sich, nur das junge Mädchen blieb in stummer thränenloser Verzweiflung am Hügel knieen. „Mutter," rief sie jetzt, krampfhaft die Hände ringend, „Mutter, warum nahmst Du mich nicht mit Dir — warum, o warum verläßt Du jetzt Dein unglückliches Kind — o Erde, Du stilles grünes Leichentuch, decke auch mein gebrochenes Herz —" und mit ausgebreiteten Armen stürzte sie über das Grab, Stirn und Wangen in den lockern Boden drückend, daß die blonden Locken um das abgehärmte Antlitz flatternd, sich wie ein falber Heiligenschein auf die dunkle Erde legten.

„Stehen Sie auf, unglückliches Kind," sagte die Gräfin erschüttert, und ergriff sanft die kalte Hand der Armen. „Fassen Sie Muth, die Vorsehung verläßt Niemand —"

Das Mädchen schrak empor, und sah irren Blicks umher. „Wer ruft mich, wer kümmert sich um eine Verlassene, Ausgestoßene — Niemand —"

„Doch!“ entgegnete die Gräfin, „der Schuldlose darf sicher auf Hülfe hoffen, das Auge Gottes wacht über ihn, und selbst der Strauchelnde, Gefallene bleibt nicht für immer verworfen, wenn wahre Reue ihn dessen würdig macht.“

„Der Strauchelnde — Gefallene — bin ich das?“ fragte Elwine mit einem unheimlichen Wahnsinnslächeln, „nein, o nein!“ rief sie plötzlich mit gerungenen Händen, „ich bin rein, bin unschuldig, nur ein unglückliches Opfer des Verraths, —“ und besinnungslos sank sie zu Boden.

Die Gräfin und ihre Zofe vermochten nur mühsam, sie wieder zur Besinnung zu bringen. Elwine bezeichnete ihnen dann ihre kleine Wohnung, und behutsam leiteten sie die Wankende dahin, wo es denn der Gräfin gelang, sie einigermaßen zu beruhigen und zur Erzählung ihrer Schicksale zu veranlassen, welche die nachgelassenen Papiere der Mutter ergänzten.

Elwine, ein reizendes Mädchen von gutem Hause, kehrte, in der Provinz erzogen, jetzt zur Mutter zurück, und der frische jugendliche Muthwille des Fräuleins, ihre anmuthige Natürlichkeit, so selten unter den hochgebildeten und verbildeten Exemplaren, welche die Treibhäuser der neuesten Edukation liefern — erregte die Aufmerksamkeit des Kammerherrn Ramfort. Das junge Mädchen empfing seine Artigkeiten mit Vergnügen, ihr schmeichelte die Auszeichnung des vielgeltenden Mannes, ohne sich eben viel dabei zu denken, denn ihr Herz hing mit aller Wärme des erwachenden Gefühls an einem

jungen Anverwandten jener Familie, wo sie ihre Erziehung genossen. Die Mutter, nur einen Wunsch mit Heftigkeit verfolgend, den gesunkenen Wohlstand ihres alten Hauses durch eine glänzende Parthie der einzigen Tochter wieder zu heben, bemerkte kaum Ramfort's sichtliche Aufmerksamkeit, als sie Elwinen zur Pflicht machte, die Neigung des hochstehenden Mannes, und mit ihr ein so unerwartetes als glänzendes Glück zu gewinnen. Elwine vermochte dem nicht beizustimmen, denn die Liebe für ihren Wilhelm lebte frisch und kräftig in ihrem Herzen, allein die Auszeichnungen des Kammerherrn, die feine Art, mit welcher ihr durch eben diese Auszeichnung eine ganz andere Stellung in den geselligen Cirkeln ward als früher, blieben doch nicht ohne Wirkung auf ihre Eitelkeit. — Ihr Geburtstag kam — es war Winter, aber dennoch blüheten die herrlichsten Blumen, wie von unsichtbarer Hand hergezaubert, um ihre Toilette, und mehrere kleine, zwar anscheinend kaum nennenswerthe, aber kostbare Tändeleien, welche die große Welt und der Glanz der Kreise forderten, in denen Elwine jetzt, wo sie ihr nicht mehr fehlten, noch lieber erschien — lagen unter den Blumen. Aber der Geber verrieth sich nicht, wußte auch Elwine, daß nur er es war, der so ihre geheimen Wünsche erlauscht und jenen kleinen eleganten Bedürfnissen abgeholfen habe, welche die magere Börse der Mutter nicht befriedigen konnte. Bei einem souper, wo er an ihrer Seite sich in schmeichelnden Worten erschöpfte, aß er ein sogenanntes Vielliebchen mit ihr, und die Doppelmandel gab dem

Verlierenden Gelegenheit zu einem Geſchenk, was anzunehmen ſelbſt die ſtrengſte Prüderie unter dieſen Umſtänden nicht verſagen durfte. Elwine empfing in Folge dieſes artigen Scherzes einen Rubinſchmuck, vor deſſen Werth ſelbſt die ſchlauberechnende Mutter erſchrak, dem kindiſch eitlen Mädchen aber das Herzchen vor Freude hüpfte, und ſie bei dem nächſten Beſuch des Kammerherrn ihm mit einem Lächeln, einem Erröthen danken ließ, was er zu ſeinem Vortheil deuten mußte. Hätte er gewußt, daß ein kurz zuvor verſtohlen empfangener Brief ihres Wilhelm Elwinen ſo fröhlich geſtimmt, daß nur der Gedanke, mit dem prächtigen Schmuck in ſeinen Augen um ſo reizender zu erſcheinen, die Röthe ihrer Wangen, das Feuer ihres funkelnden Auges veranlaßte, und der leiſe Händedruck, der ihm beim letzten Handkuß ward, nur der Dankbarkeit, durch ſein Geſchenk künftig in Wilhelm's Augen ſchöner zu ſein, galt — wie anders würde er geſchieden, mit wie weit verſchiedenern Gefühlen ihr Verſprechen, ihm nun auch ein Andenken zu geben, empfangen haben! — Aber er wußte es nicht und triumphirte, die Unerfahrene nun völlig gewonnen zu haben.

Es war keineswegs Ramfort's Abſicht, Elwinen zu ſeiner Gattin zu erheben. Er kannte das Glück der Ungebundenheit, die für einen Weltmann ſeines Gepräges von unſchätzbarem Werthe war, hinreichend, um nicht ſeine goldne Freiheit zu bewahren; aber das Mädchen war reizend genug, um einen kurzen Roman zu ſpielen, und er glaubte feſt an ſeine Unfehlbarkeit und

ihre Neigung. Seine Sinne waren erwacht, die Sache dauerte ihm bereits etwas zu lange, und so schilderte er ihr denn bei der nächsten Gelegenheit in süß bestrickenden Worten seine glühende Liebe und flehete um Erwiederung.

Eleonore erschrak — die Folgen ihrer Unbesonnenheit traten jetzt klar und deutlich vor ihre Seele, sie fühlte mit Entsetzen, daß sie durch Tändelei und Eitelkeit sich in einem Netze verstrickt hatte, welches zu zerreißen ihre geistigen Kräfte überstieg. Sie stand in tödtlicher Verlegenheit vor dem Glühenden, der sie in seine Arme schließen wollte, und stammelte endlich, sich ihm entwindend, mit abgebrochenen Worten: „ich kann nicht — lassen Sie mich — ich liebe Sie nicht —"

„Sie lieben mich nicht?" wiederholte fragend der Kammerherr, und eine plötzlich eisige Kälte verlöschte schnell die vorige Gluth.

„Nein, ach nein," entgegnete das Mädchen, und ein Thränenstrom von der unaussprechlichsten Angst erpreßt, stürzte aus ihren schönen Augen, „ach, ich liebe ja nur meinen Wilhelm —"

„Ah so, also bereits eine Liebe im Hintergrunde, und Sie wagten nur zum Zeitvertreibe ein wenig mit mir zu spielen, schönes Kind?"

Sie verstummte in schrecklicher Verlegenheit, und flüsterte endlich: „Ich werde Sie immer als einen wahrhaft väterlichen Freund ehren, aber lieben — kann ich nur Wilhelm —"

„So, so!" erwiederte Ramfort, der sich jetzt völlig

gefaßt und seine Maaßregeln genommen hatte, „nun es war auch meinerseits nur Scherz, ich wollte blos prüfen, ob es mir gelänge, Sie einmal recht in Verlegenheit zu setzen. — Aber darf ich fragen, wer der Glückliche ist?“ setzte er mit einem Gemisch von Scherz und Wuth hinzu, dessen Ausdruck nur einem so unerfahrenen Mädchen entgehen konnte.

„Warum nicht? Sie sind ja so gütig, ich vertraue es Ihnen, obgleich die Mutter noch nicht einmal weiß, wie glücklich ich seit diesem Morgen bin,“ sagte sie fröhlich, „Wilhelm ist Lieutenant und ohne Vermögen, er konnte mir seine Hand nicht bitten, meldet mir aber heute, daß er unerwartet im Besitz einer Erbschaft komme, und nun reich genug sei, um meine Hand bei der Mutter zu werben, — er kommt in den nächsten Tagen.“

„Mein aufrichtiger Glückwunsch,“ entgegnete der Kammerherr, ihr die Hand küssend, „es wird mir sehr angenehm sein, die Bekanntschaft Ihres Geliebten zu machen, ich lege in der That jetzt Werth darauf,“ setzte er mit einem Tone hinzu, der jedem Andern aufgefallen wäre, nur nicht der unerfahrenen Elwine.

Nach einigen Tagen kam der früher übersehene, jetzt durch eine Erbschaft von vierzig tausend Thalern plötzlich interessant gewordene Lieutenant Helmers, es gelang Elwinens Bitten und Thränen, seiner Ueberredung und seinen gewichtigen Staatspapieren, die planſüchtige Mutter seinen Wünschen geneigt zu stimmen, und das Brautpaar erschien öffentlich als ein solches.

Der Kammerherr war der erste, der in der Rolle

Braut, und flüsterte im Vollgenuß seines Glückes von dem Himmel seiner Gegenwart und Zukunft.

Lächelnd entgegnete sie: „Vertraue mir und schwärme nicht, mein Freund, so wird sich allerdings um uns ein schöner Himmel wölben!“

Vertrauen, rief er, will ich Dir, du Holde, so lang das Herz in diesem Busen schlägt! Und einen Schwärmer darfst Du mich nicht schelten; doch schwärme ich, so ist Nichtschwärmen ein Verbrechen; denn ach, ich bin so selig! Nie lebte ich eine Stunde wie diese. O diese heilige Stätte! Ein bleibend Denkmahl will ich ihr und diesem Augenblicke widmen. Ein Tempel, geweiht unserm Schutzgott Hymen, steige hier empor, und jede in ihm gelebte Stunde begeistere uns und gebe uns Muth und Ersatz für das Alltagsleben unter den kalten Weltmenschen.

„Steht es doch bei Dir,“ erwieberte sie, „unter ihnen oder von ihnen entfernt zu leben. Wo Du bist, werd ich gerne seyn. Laß uns auf unserm Gute bleiben, und wirken und schaffen, und beglücken, bis Neigung oder Beruf uns in die große Welt zurück führt.“ —

So bleibe ich immerdar hier, fiel er ein, wenn Dir, du Engel! die Einsamkeit nicht lästig ist.

„Immerdar ist etwas lange!“ urtheilte sie scherzhaft und erstand, „doch vor der Hand lasse ich es mir gefallen.“

des theilnehmenden Hausfreundes mit vieler Wärme seine Glückwünsche brachte, und sich gegen die Braut mit einer Sicherheit, einer gewissen vertraulichen Nachlässigkeit benahm, welche diese in Erstaunen setzte. Dann, dies bemerkend, änderte er plötzlich diese früher nie gezeigte Nonchalance, um zu dem gewohnten, aber fast gezwungen ehrerbietigen Ton zurückzukehren, und Elwine, innerlich froh, berauscht von ihrem Glück, vergaß die Sonderbarkeit, daß Ramfort den erhaltenen Korb so leicht verschmerze, und Wilhelm von ihren kleinen Unbesonnenheiten nichts ahne.

Ein großer Maskenball beschäftigte jetzt Köpfe und Hände der schönen Welt, und Elwine sah mit Entzücken diesem bisher ungekannten Vergnügen entgegen. Der Abend kam endlich, und sie fuhr, eine allerliebste Polin, an der Seite ihrer Mutter und des eleganten blauen Domino, in welchen sich Wilhelm geworfen, dem Ballsaale zu. Das Gewühl der Masken beschäftigte die Eintretenden geraume Zeit, man sah, bewunderte, tanzte, neckte sich, und Helmers, der die Braut unter der Obhut der Mutter und im Gespräch mit mehreren, schon erkannten Freundinnen sah, schritt jetzt einem entfernteren Zimmer zu, wo mehrere Männer sich versammelten.

Eine Berührung am Arm ließ ihn umschauen, ein Derwisch stand vor ihm, ergriff seine Hand, drückte ein Papier hinein, murmelte im tiefen Baß, fast unverständlich: „Zur Warnung, weils noch Zeit ist —" und verschwand unter der Menge. Helmers stand verwundert still, neugierig, was jener von ihm wolle, ging er

in ein nahes Kabinet, entfaltete den erhaltenen Brief, und las von einer festen, ihm unbekannten Männerhand:

„Sie werden schmählich betrogen, junger Mann, Ihre Braut spottet Ihrer in den Armen des Kammerherrn R., dem sie sich längst mit Bewilligung der Mutter hingegeben. Er verstand das blöde Lämmchen sich genügt zu machen, überhäufte sie mit Geschenken, und sie hat jetzt nur, wo Beide einander überdrüssig und Sie eine gute Parthie sind, die frühere Liaison auf's neue angeknüpft. — Seien Sie aber klug, ein unvorsichtiges Wüthen führt nicht zur Ueberzeugung, noch zur Entdeckung jenes Verhältnisses — nur Verstellung und Ruhe. Der Rubinschmuck, den sie trägt, ist sein Geschenk. Sie werden vielleicht heute noch Gewißheit erhalten, ob der Warner, den Mitleid mit der noch unbefleckten Ehre eines jungen Soldaten zu diesem Schritte führt, gelogen. — Merken Sie sich das dritte Cabinet links vom großen Saale um die Mitternachtsstunde."

Helmers stand versteinert, sein Blut wallte in jäh aufbrausender Wuth und hemmte ihm fast den Athem. — Elwine treulos, Elwine, die er so rein und treu geglaubt, eine gemeine Buhlerin —! Er gedachte des ihm einigermaßen bekannten eigennützigen Charakters der Mutter, der früheren Briefe, in denen Elwine den Kammerherrn lobend erwähnt, nachher aber seiner nicht wieder gedacht hatte. — Wie ein Blitzstrahl fiel ihm die nachlässige Vertraulichkeit desselben und Elwinens verlegenes Erröthen ein — er stand mit kochender Brust

eine Weile, überlegte was zu thun sei, ob er der Treulosen ohne weitere Ueberzeugung den Inhalt des Briefes zudonnern und Bestätigung oder Reinigung des schmählichen Verdachts fordern solle — er schwankte — konnte sie ihm nicht ihre Unschuld betheuern und dennoch ihn hintergehen? Er wollte erst Mitternacht abwarten, und koste es ihm das Leben, er wollte Ueberzeugung und mußte sich entschließen, die bis dahin ihm so fremde Kunst der Verstellung zu üben. — Er trieb sich ruhelos unter dem Gewühl der fröhlichen Menschen umher, von denen er sich der Unglücklichste wähnte, und erschrak endlich vor dem Gedanken, daß Elwinen sein langes Verweilen auffallen, und er sie sicher machen müsse. So näherte er sich denn dem arglosen Mädchen, die vom Tanz ruhend, ihn mit einem neckenden Vorwurf über seine lange Entfernung empfing. Er antwortete, unfähig sich ganz zu verleugnen, ziemlich einsilbig.

„Ei, ei, mein schöner Herr, Sie fangen früh an mich zu vernachlässigen," sagte sie, ihm schalkhaft mit dem niedlichen Finger drohend, „wissen Sie auch, daß solche Unterlassungssünde unverzeihlich und auf einem Maskenball noch obendrein gefährlich ist? — hier bietet sich Gelegenheit, das Vergeltungsrecht zu üben, und wer steht Ihnen dafür, daß mir das nicht einfällt?"

„Wer solche Einfälle hat, ist nicht weit davon, sie zu realisiren," erwiederte er trocken.

„So?" entgegnete Elwine etwas gereizt durch seinen Ton; „nun wir werden ja sehen, ob Repressalien

anwendbar ſind, ich hätte mahrlich nicht übel Luſt dazu — wenn —" und dieſe Worte flüſterte ſie, ſich an ſeine Schulter lehnend, mit allerliebſter Naivität, „wenn nicht ein gewiſſer Jemand ſich gar zu feſt in mein Herzchen poſtirt, und nun als Schildwacht davorſtände, daß kein anderes Bild Eingang findet."

„Zum Satan mit dem Jemand!" rief Helmers, durch die, ſeine ganze mühſam gewonnene Faſſung überwältigende Doppeldeutigkeit ihrer Worte auf das Aeußerſte gebracht, faſt überlaut, und Elwine, heftig erſchrocken, fuhr empor und ihm die Hand auf den Mund legend, fragte ſie zitternd: „biſt Du von Sinnen, Wilhelm, was iſt Dir begegnet? ſo ſah ich Dich nie — was haſt Du? erkläre Dich!"

„Ein andermal!" entgegnete er ingrimmig und wandte ſich ab.

„Nicht eher bis Sie zu meinen Füßen Vergebung für dieſes Benehmen erbitten, mein Herr," ſagte Elwine ſtolz, ihm den Rücken wendend, und folgte einem ſie zum Tanz engagirenden Spanier, obgleich vor Schreck und innerer Kränkung zitternd. Helmers aber, außer ſich, vermochte nicht mehr im Saale auszuhalten, ſeine Uhr ſagte ihm, daß er noch anderthalb Stunden bis zu der verhängnißvollen Mitternacht zu leiden habe, und unfähig, in dem luſtigen Gewühle zu bleiben, ging er in ein Nebenzimmer, wo er hinter einem Spieltiſche in ſtummer Qual die ihm endlos ſich dehnende Zeit zubrachte. Elwine, die ſonſt ſo gewandte Tänzerin, fehlte in jeder Tour des kunſtreichen Contretanzes.

Im höchſten Grade verletzt, gekränkt von des Geliebten unbegreiflichem Benehmen, empört durch ſeine beleidigende Entfernung, wußte ſie kaum was ſie that. Das lebhafte, frohſinnige Mädchen ſah ſich auf eine Art behandelt, die ſie ſo bald nicht überwinden zu können glaubte, und warum! Ohne Erklärung war er im Zorn von ihr geſchieden, er, der ſonſt ſo heißliebende immer freundliche Wilhelm, deſſen ganze Seele in der offenen Treuherzigkeit ſeines Blicks lag, der ihr immer nur zarte Achtung und unbeſchränktes Vertrauen gezeigt. Ein Mißverſtändniß mußte hier zum Grunde liegen, und ſie beſchloß um jeden Preis es aufzuklären, denn dieſe Qual glaubte ſie nicht länger tragen zu können. Ihr Blick flog ſuchend umher, aber vergebens, Helmers ſchien verſchwunden, und Ewinens immer ſteigende Angſt mehrte ſich noch, als ſie von einigen Bekannten, denen ſie Tänze zugeſagt, immer wieder in die bunten Reihen geführt ward.

So ſchwand unvermerkt eine Stunde und länger, ſie war endlich frei, und bald nahete die Zeit des Demaskirens; da gewahrte ſie am Eingang eines Zimmers den geliebten blauen Domino, kenntlich an der kleinen weißen Schleife, die als ſchnelles Erkennungszeichen ſein reichbefiedertes ſchwarzes Baret ſchmückte, und in dem Augenblick ſah ſie ihn mit haſtigen Schritten ſich nähern, er ergriff ihre Hand, preßte ſie heftig und flüſterte kaum vernehmlich: „erſt Verzeihung und dann nähere Erklärung dort —“

Ewine vernahm unter Wonneſchauern dieſe Süh-

ausgeworfen, ihr Zorn war dahin, und willig folgte sie dem rasch vorwärts Schreitenden nach einem Nebenzimmer, was nur schwach erleuchtet, ziemlich entfernt vom Ballsaale und jetzt ganz einsam war. Er führte sie zum Sopha, zog die schon ganz Versöhnte neben sich nieder, umschlang sie feurig und flüsterte wieder: „Kannst Du mir vergeben, meine Elwine?"

„Wie gern!" entgegnete sie zärtlich, „alles ist vergessen, aber nur Eins, nur dies Eine sage mir, was hattest Du vorhin, wie konntest Du mich so kränken, was brachte Dich zu dieser Heftigkeit, mit der Du von mir schiedest? — Wilhelm, war das recht, sage selbst, kann ich das so leicht vergessen?"

„O vergiß es, vergiß alles, nur meine Liebe nicht!" flüsterte er wieder kaum hörbar, umfaßte sie inniger, und die Larve, die er ihr zärtlich entzogen, wegwerfend, bedeckte er ihre Lippen und schönen Haare mit Küssen.

Elwine sträubte sich nicht, die Versöhnung war zu süß und der Verlobte zu reuig, um nicht von der frühern Strenge etwas nachzulassen, sie schlang die Arme um seinen Nacken und erwiederte seine Küsse.

Da öffnete sich leise, unhörbar die Thüre — die Glücklichen bemerkten es nicht, — Elwine hatte das Gesicht an des Geliebten Brust geschmiegt, und fuhr jetzt, von einem grellen Lichtstrahl getroffen, erschrocken auf.

„Hab' ich Dich nun entlarvt, Verworfene?" rief der mit einem Lichte vor ihr stehende Helmers, „wagst Du noch zu leugnen und die Maske beleidigter Unschuld dem Betrogenen entgegen zu halten? Wie jene Maske

dort — er zertrat die am Boden liegende — hab' ich sie Dir entrissen, und muß froh sein, daß es geschah, ehe Deine Schande die meinige ward —"

„Wilhelm! — Gott im Himmel weich ein fürchterliches Blendwerk," kreischte Elwine, die Hände ringend, „ich glaubte Dich zu umarmen, Du flehtest um meine Vergebung, Du führtest mich hierher, Du täuschest Dich — —"

„Elende Ausflucht," erwiderte er verächtlich, „ersparen Sie sich die erbärmliche Lüge, mein Fräulein, und folgen ohne Bedenken dem Zuge Ihres Herzens, der Sie schon längst zum Eigenthum des Herrn dort machte, — — und ist dieser Schmuck —" er deutete auf die funkelnden Rubinen am Halse und in den Ohren — „ist der etwa auch ein Blendwerk und aus meiner Hand —?"

„Nein, Herr Lieutenant," sagte der Kammerherr kaltblütig, die Larve abnehmend, „er ist mein Geschenk, und das Fräulein erzeigte mir die Ehre ihn anzunehmen, — ist's nicht so, Fräulein Elwine?"

Die Unglückliche, dem Umsinken nahe, stand erstarrt da. „Wollen Sie gefälligst die Frage des Herrn Kammerherrn beantworten?" fragte Wilhelm mit einem Hohn, der alle gesunkenen Seelenkräfte der Armen wach rüttelte.

„So ist's, mein Herr!" erwiederte sie gesammelt und fest, „der Herr Kammerherr gab mir den Schmuck in Folge einer Wette, und ich glaubte ihn ohne Verletzung meiner Würde annehmen, und mich dennoch

ſchuldlos und Ihre Verlobte nennen zu können — laſſen Sie ſich erklären —"

„Dieſe Definition iſt mir zu ſpitzfindig," ſagte Wilhelm verächtlich, „ich bin zu wenig Weltmann, um meine Braut, die ich in den Armen eines Andern mit Geſchenken von ihm überhäuft finde, wieder in die mehrigen zu ſchließen — ich wünſche Glück, mein Fräulein, zu dem neuen, oder vielmehr alten Anbeter — und wir, mein Herr," fuhr er mit ſteigender Wuth fort, „der Sie es wagten, ein Mädchen, das ich mein genannt, zu verführen, und in meinen Kleidern hier der Oeffentlichkeit Preis zu geben — wir ſprechen uns!"

„Sehr gern, mein Herr," antwortete Ramfort mit vollkommner Ruhe, „ich bin jeden Augenblick bereit zu vertreten, daß ich dem Fräulein einen Schmuck geſchenkt, den ſie freiwillig annahm, ferner, daß es mir beliebte, in einem Domino von derſelben Farbe wie der Ihrige, den Maskenball zu beſuchen. Unſer Zweikampf hat wenigſtens etwas Originelles," fuhr er höhniſch fort, „denn der Ausgang wird entſcheiden, ob die Damen künftig ſich geſtatten dürfen, Präſente anzunehmen von wem ſie wollen, und die Männer befugt ſind, nach Belieben ihre Koſtüme zu Maskenbällen zu wählen."

„Sie haben Recht," erwiederte Wilhelm nach kurzem Beſinnen, mit Verachtung auf die hingeſunkene Elwine blickend, „es verlohnt ſich nicht der Mühe, daß einer Solchen wegen der Soldat das Leben einſetzt, — ich überlaſſe Sie Ihrem Glücke, mein ſchönes Fräulein, und Sie mein Herr, auch werde ich diskret ſein,

und die Innigkeit Ihres Bundes, von welcher mich der Augenſchein überzeugte, nicht veröffentlichen —"

Er verließ das Zimmer.

Wenn gleich nur einige Neugierige, welche der laute Wortwechſel näher geführt, dieſe widrige Scene in das Publikum bringen konnten, ſo verlautete doch bald überall genug davon, um Elwinens Ruf rettungslos zu zerſtören. Der Bruch des erklärten Verhältniſſes mit dem braven hübſchen Offizier, die ſtill triumphirende geheimnißvolle Miene des Kammerherrn, wenn von der ebſchen Treppe auf der Redoute die Rede war, Elwinens Zurückgezogenheit und ſchnelles Erkranken, ſelbſt die halben, zweideutigen Aeußerungen der troſtloſen Mutter, alles das zuſammen formirte eine Geſchichte, die in der Chronique scandaleuse der vornehmen Welt mit tauſend Zuſätzen cirkulirte, und dem unglücklichen Mädchen für immer jede Geſellſchaft verſchloß, in der ſie früher ſo gern aufgenommen war.

Der Kammerherr hatte ſeinen Zweck erreicht, ſeine Rache war vollſtändig befriedigt, denn Helmers, der ſogleich die Reſidenz verlaſſen, kämpfte zwar noch eine kurze Zeit mit ſeinem Gram, doch beſiegte dieſen endlich die Verachtung. Er lernte die nicht ſchöne, aber anziehende Tochter ſeines Oberſten kennen, und als das Fräulein, deſſen ſtiller gediegener Sinn ſchon viele Bewerbungen ausgeſchlagen, ſich mit ſichtlichem Antheil dem jetzt zwar ſehr ernſten aber angenehmen und überall geachteten Manne zuneigte, gab der Vater gern ſeine Einwilligung. Die Verlobungskarten gelangten auch

nach der Reſidenz, und von dort an die unglückliche Elwine, welche dieſe Verkündiger ihrer nun entſchiedenen Verlaſſenheit mit zahlloſen Thränen benetzte.

Nach einem in unausſprechlichem Gram durchweinten Jahre ſtarb die Mutter, und die unglückliche, verlaſſen, ausgeſtoßen von der Welt, vor der ſie durch Nichts ſich reinigen konnte, zwar ſchuldlos, aber dennoch unheilbar zerrütteten Rufs — was blieb ihr übrig als der Wunſch des Todes! —

Die Gräfin vernahm mit Entſetzen dieſe Erzählung. Die Verworfenheit des Kammerherrn empörte eben ſo ihr Gefühl, als es ihren Stolz verletzte, dieſen Elenden nicht längſt durchſchaut und dem gemäß behandelt zu haben. Sie ſaß eine Weile ſtill — nachdenkend — ein Entſchluß keimte und reifte kämpfend in ihr. — Sie ſah das unglückliche, verwaiſete Mädchen — allein ſtand es in der weiten Welt, hülf- und ſchutzlos — auch ſie war allein, aber das Schickſal hatte ihr des Lebens reiche Quellen anderweitig geöffnet, für jenes verlaſſene Geſchöpf floß keine mehr. — — Sie war mit ſich einig, ſtand auf und näherte ſich der ſchmerzvoll in ſich Verſunkenen.

„Wollen Sie mit mir gehen, armes Kind?“ fragte ſie mit dem mildeſten Ton, „wollen Sie die Mutter, die Stütze Ihrer Jugend künftig in mir ſehen, ſo folgen Sie mir.“

Elwine ſtarrte ſie an und traute ihrem Gehör nicht, — ſie glaubte falſch verſtanden zu haben — „ich die Verlaſſene, die aus der Welt Geſtoßene, ich ſollte Ihnen

Schon begann er im Geiſte die Zeichnung zum Tempel Hymens zu entwerfen, als Adelaide ihn an Rückkehr nach dem Saale, wo man ſie vermiſſen werde, mahnte. Es war dort plötzlich ſtill geworden, und mit Recht vermuthete deshalb die Braut, daß man ſie ſuchen und mit zweideutelndem Gruß empfangen werde, wenn ſie lange ausblieben.

Sie traten in den Saal. Ein ſchallendes Gelächter umgab ſie. Der lange Jakob (der Arlequin des Dorfes, welcher bei jeder Gelegenheit zu ſeiner und Anderer Beluſtigung Poſſen trieb, und der heute auf ſein Bitten bei der Aufwartung zugelaſſen war) hatte auch hier an der Gäſte Zwerchfell gegriffen. Ein leidenſchaftlicher Freund der Blaſe-Inſtrumente hatte er die Muſiker gebeten, nur dieſe ertönen zu laſſen; die Tonkünſtler aber hatten ihre Lungen lieber, als den langen Jakob, und wollten mit Saiten- und Blaſe-Inſtrumenten wechſeln wie ſonſt; da umſchlich Jakob ſie laurend und beſtrich, als ſie nach den erſten Tänzen nicht ſehr über die Saiten-Inſtrumente wachten, ſämmtliche Bogen mit Fett. Bald darauf griffen die Spielleute zu den Violinen. Der Dirigent gab das Zeichen zum Anfang des neuen Tanzes und ſtrich mit allen ſeinen Gehülfen über die Saiten. Kein Ton! Wiederholte Mühe: alles ſtill und ſtumm. Jetzt die höchſte Anſtrengung des Zorns: fruchtlos. Mit langen Hälſen ſchauten die Gäſte die Muſiker und mit

dienen," — hauchte sie leise hervor — „Sie wollten mich um sich dulden — ach, wenn ich das einst hoffen dürfte —"

„Nicht mir dienen sollst Du," sagte die Gräfin, liebevoll ihre beiden Hände fassend, „meine Tochter, meine Schwester sollst Du sein, armes Kind — komm in meine Arme und folge mir dann —" sie zog sie an sich und küßte sanft die bleiche Stirn.

„O Gott, Gott! wäre es denn möglich!" jauchzte in unaussprechlichem Entzücken das Mädchen, sich der großmüthigen Beschützerin zu Füßen werfend, „nun denn, mein Blut und Leben für den Engel, der mich dem Elende entreißen, mich durch seine Nähe heiligen und reinigen will! — Laß, barmherziger Gott mich nur der Gnade theilhaftig werden für sie einst zu sterben, die mir jetzt mehr als das Leben gieht —" so rief sie unter strömenden Thränen und sank an das Herz der neuen Mutter.

Die Gräfin erklärte dem näheren Kreise ihrer Bekannten den Hergang der Begebenheit, welche Elwinen ihren Schutz erworben, und äußerte sich freimüthig über des Kammerherrn schändliche Handlung, die sie der Wahrheit gemäß erzählte. Aber die große Welt hat für solche Sünden einen besondern Maaßstab, wenn der Unglückliche, der im Rausch irgend einer Leidenschaft mordete, unbeklagt zum Richtplatz oder in ein ewiges Gefängniß geht, aus welchem ihn nur der Tod erlöset, so

gehörten die galanten Sünden des fashionablen Weltmannes vor ein anderes Forum, und ein zertrümmertes Lebensglück ſchnellt hoch in der Wage der öffentlichen Meinung empor. — So auch hier, man hörte, bedauerte, lächelte zweifelhaft, wagte hin und wieder auch einen leiſen Widerſpruch, — denn warum ſollte der geiſtreiche liebenswürdige Kammerherr mehr Schuld an der famöſen Geſchichte haben, als ein leichtſinniges Mädchen, das der Bräutigam, ein anerkannt braver Edelmann, ſicher nicht verlaſſen hätte, ohne von ihrer Schuld überzeugt zu ſein. So begnügte man ſich endlich damit, die Grille der ſonſt ſo ſtrengen Gräfin, ſich eine Didone abbandonata zur Pflegetochter zu erkieſen, ein wenig romanhaft zu finden, und glaubte, mit der Rückkehr des Kammerherrn, der ſeit mehrern Wochen verreiſt war, und bereits halb und halb für den Verlobten der jungen Witwe galt, werde ſich die Sache ſchon anders geſtalten. Jedenfalls beſchloß man, die vom Himmel gefallene Pflegetochter der Gräfin nicht wieder in der guten Geſellſchaft zu dulden, wenn es ihr einfallen ſollte, ſich dieſer aufzudringen.

Aber alles kam anders; der Kammerherr eilte, nichts ahnend, gleich nach ſeiner Rückkehr voll Sehnſucht zu der Freundin, die er bald mit einem noch ſüßern Namen zu begrüßen hoffte, und Eugenie trat ihm ernſt, mit einer ſolchen Hoheit entgegen, daß er ſeine Betroffenheit kaum verbergen konnte.

„Wie glücklich macht mich dieſes Wiederſehen,“ begann er emphatiſch, „mit welcher Ungeduld zählte ich

die Stunden, bis es mir vergönnt ward, wieder bei Ihnen zu sein!"

„Diese Mühe konnten Sie ersparen, Herr Kammerherr," erwiederte die Gräfin kalt, „denn wir sehen uns jetzt zum letztenmale, einem Manne, den ich tief verachten muß, öffnet sich mein Haus nicht mehr."

„Verachten! — wie — mir das!?" sagte er frappirt, „der Scherz ist ein wenig stark und kaum einer schönen Frau zu verzeihen, wenn ihr vielleicht eine Migräne die Stimmung dergestalt verdarb, ihrem treuesten Freunde so zu begegnen — —"

In dem Augenblick öffnete sich die Thür des Kabinets und Elwine trat heraus. „Kennen Sie dieses Mädchen?" fragte die Gräfin mit erhöhter Stimme.

„Elwine — Fräulein Rodbeg!" rief der Kammerherr mit einer Alteration, die alle Fassung des gewandten Weltmannes überwältigte, — „wie kommen Sie hierher —"

„Dieses Mädchen ist künftig unter meinem Schutz, und jede Beleidigung, ihr zugefügt, die meinige — errathen Sie nun, mein Herr, warum diese Worte die letzten sind, die ich mich entwürdige, mit Ihnen zu wechseln? — gehen Sie — ich verachte Sie —" und mit der ihr eigenthümlichen Hoheit wendete sie sich ab.

Der Kammerherr verbeugte sich stumm und verließ das Zimmer. „Das sollst Du mir bezahlen, schöne Schlange!" murmelte er knirschend mit gräßlichem Lächeln und ging, scheinbar ruhig, um nicht wiederzukehren.

Neun Jahre waren vergangen. Romaire hatte unter Spaniens glühendem Himmelsstrich gefochten, hatte die reizenden Töchter Hispaniens, deren dunkle Flammenaugen zur Todesfackel wurden, von den Tausende des französischen Heeres verlockt, durch Gift oder Dolch dahinsanken, gesehen, und dennoch Eugenien nicht vergessen. Aber sein Blut war kühler geworden, und die Briefe, die er der treuen Freundin, welche unermüdet sich für ihn besorgt zeigte, schrieb, wurden ihm nicht mehr wie früher durch die Verleugnung jedes wärmeren Gefühls erschwert. Eine düstere Ahnung, daß der Stern seines Kaisers, seines Vaterlandes sich allmählig zum Untergange neige, hatte ihn schon unter Spaniens heißem Himmelsstriche ergriffen, und ward zur grellen Klarheit, als er von dem Eise der Berezina wiederkehrte, und nun jene Schreckenszeit begann, wo mit dem Sturz des mächtigsten Reiches der bewohnten Welt, des gefeiertsten Helden zweier Jahrhunderte, Europa eine Umwälzung erfuhr, die in den Annalen der Geschichte unerhört erscheint. Romaire hatte in der Nähe seines Kaisers gefochten, hatte Tausende seiner tapfern Waffenbrüder, auch den väterlichen Freund, an seiner Seite, in der moskowitischen Schneewüste erstarren sehen, und das vive l'Empereur! war unter dem Todesächzen der Braven, welche Syriens Gluth und den Dolchen der Spanier getrotzt, schauerlich verklungen. Das gigantische Genie des Helden, der einer halben Welt Gesetze gab, vermochte nichts gegen die Wuth der Elemente, Frost und Feuer, die in fabelhafter

Gräßlichkeit den Bund ſchloſſen, die große Armee zu vernichten. Romaire hatte dem Tode in das farbloſe Auge geſchaut, war vertraut worden mit jedem Entſetzen, das die Menſchenbruſt erbeben machen kann und die Gefühle, die Wünſche und Seufzer des Einzelnen erſchienen ihm fortan klein und egoiſtiſch, weil er das Ungeheure erfahren, in deſſen Abgrund ſein Kaiſer, ſein Nationalruhm hinabſtürzte. Der Gedanke an die moraliſche Entwürdigung ſeines Volks, das jauchzend die ihm aufgedrungene, erſt ſelbſt vertriebene Dynaſtie der Bourbonen empfangen, — aus der Hand des Siegers in knechtiſcher Demuth und verächtlicher Gleißnerei empfangen und ſie auf den Thron ſeines großen Kaiſers geführt, mit unauslöſchlicher Schmach die heilige Stätte entweihend, — dieſer Gedanke machte ihn faſt raſend. Denn, als die Kraft ſeiner Seele ſich in ohnmächtiger Wuth gebrochen, als er knirſchend ſah, wie die Tapfern, welche als leuchtende Geſtirne den Waffenruhm des unſterblichen Helden getheilt, nun als Opfer ſcheußlicher Nichtswürdigkeit dahinſanken — als der kluge Berthier ſein Leben traurig und ruhmlos verhauchte, dem Bravſten der Braven — Ney — die Heldenbruſt von den Kugeln der eignen Gefährten durchbohrt ward, ſelbſt des ritterlichen Königs Joachim Murat geſalbtes Haupt verrätheriſch fiel — da ward es ſtill in ihm, und alle Intereſſen des eignen Selbſt verſtummten für immer vor dem Ungeheuern, das er erlebt.

Der Feldzug war geſchloſſen, der Krieg ſchien beendet, der Kaiſer verbannt, das Spiel der Reſtauration vollendet. Romaire hatte bei Fontainebleau in das von Thränen verdunkelte Auge ſeines Kaiſers geſchaut, er hatte den Abſchied von der alten Garde erlebt und mit den Veteranen geweint; — er hatte die Abreiſe Marie Louiſens geſehen und des kaiſerlichen Kindes ſchmerzliches Weinen vernommen, als es aus den Hallen getragen ward, wo der Tag ſeiner Geburt mit allem Glanz der franzöſiſchen National-Eitelkeit gefeiert, ihn als König von Rom begrüßte, und glaubte nun den Kelch des Schrecklichſten geleert zu haben.

Aber das Geſtirn, was der Geburt Napoleons geleuchtet, flammte vor ſeinem Untergange noch einmal — zum letztenmale auf. Die Armee knirſchte ob der Schmach, die ſieggewohnten Adler zu den Füßen der kraftloſen, weibiſchen, von fremder Hand aufgedrungenen Bourbonen zu ſchmiegen. Der alte Heldenmuth, die großen Erinnerungen der glorreichen Zeit, wo die alte Garde die Thaten der Spartaner und Römer hinter ſich ließ, waren noch nicht erloſchen. Der Funke glimmte unter der Aſche. Der Kaiſer kam von Elba zurück. Die denkwürdige Zeit der hundert Tage begann. Da regten ſich alle Räder der großen Staatsmaſchine aufs neue, — ein neues Leben kehrte zurück, — aber es war das geſpenſtige Zucken eines Todten, der Galvanismus ſeiner großartigen Erſcheinung konnte dieſes Leben zauberhaft hervorrufen, aber nicht dauernd wirken, denn an der Verworfenheit der Einzelnen, an dem

Wankelmuth des oberflächlichen leichtsinnigen Volks, den Machinationen der Elenden, die früher durch des Helden Hand erhoben, diese großmüthige Hand nur ergriffen, ihn rückwärts in den Abgrund zu stoßen, an der Zwietracht, dieser häßlichen Erinnys, die im Finstern schlich, leise den kaum wieder erglimmten Funken der französischen Ehre zu ersticken — daran scheiterte die kolossale Aufgabe. Alles war vergebens gewesen — der Kaiser sank — mit ihm des Volkes Ruhm und Glanz, um nimmer wieder zu erstehen, erdrückt von der eignen Schmach, — es blieb von allem nur eins — der Felsen von St. Helena, auf dem der gefesselte Prometheus sein Leben fortan verblutete. —

Romaire hatte das Alles mit erlebt, und wußte jetzt, daß jener Moment, wo der Abschied bei Fontainebleau ihm das Herz zerspalten, nur das Vorspiel der großen Tragödie gewesen war, die sein ganzes Sein gewaltsam vernichtete. Er war eins jener Kinder des Lagers, wie sie nur jene Zeit erschuf, in Waffen erzogen und herangebildet, unter dem Einfluß einer wunderbaren Größe und Gewalt, welche wie die Sonne in sein junges Leben leuchtete, aus dem allein es die belebende Wärme und Nahrung gezogen. Die Ehre, der Ruhm, sein Kaiser, sein Vaterland — das waren die Elemente, die Bedingungen seiner Existenz gewesen, selbst die Liebe hatte er ihnen untergeordnet, sie war ihm nur der rosige Schimmer, der jene zauberisch verklärte. — Alles das war dahin und er selbst geistig und moralisch zum Tode getroffen. — Ein Freund hatte ihm sein klei-

nts Vermögen gerettet, es reichte aus seine Existenz zu sichern, denn er hatte keine Wünsche mehr; er mochte nichts von seinem gesunkenen Vaterlande annehmen, er verließ es, und der Rang als Oberst, das Kreuz der Ehrenlegion, das ihm von der Hand seines Kaisers geworden, seine zahllosen Wunden, und die öfters unerträglichen Schmerzen seiner kranken Brust, verbunden mit den glänzenden und schrecklichen Erinnerungen seiner Vergangenheit, begleiteten ihn auf das kleine Gut an der Grenze, was jener Freund für ihn erkauft. — Aber sein Zustand machte eine Badereise nöthig, und er vermochte der dringenden Einladung Eugeniens und dem Drange des eignen Wunsches nicht länger zu widerstehen, scheuete den Umweg von zwanzig Meilen nicht, und verhieß der Freundin, die er nun als Witwe wiedersehen sollte, seine baldige Ankunft.

Eugenie saß in seltsamer Stimmung in ihrem Zimmer, denn sie erwartete heute den Jugendfreund — den einst Geliebten. Neun Jahre lagen zwischen jenem Abschiede und diesem Wiedersehen, eine lange inhaltschwere Zeit! — Da rollte langsam ein Wagen heran, die Bedienten flogen hinab, und Eugenie stand mit lautschlagendem Herzen da. — Sie begriff sich selbst nicht, denn die Erinnerung an Horace war ja seit Jahren nur die an einen Freund. Sie mußte sich selbst belächeln und vermochte doch das ungestüme Pochen ihres Herzens nicht zu bezwingen, denn das Bild des schönen Jünglings erneute sich wie durch einen Zauber, und sie fühlte

plötzlich mit Erschrecken, daß jene neun Jahre vielleicht spurlos an ihren Empfindungen vorübergegangen sein könnten. —

Er trat ein, langsam und ernst, erloschen das Feuer des dunkeln Auges, eine krankhafte Todtenblässe auf den edlen Zügen, eine vollkommene Grabesruhe in seinem düstern Blick, ein ewiger Schmerz um den noch immer schönen Mund. Die hohe Gestalt schien gebeugt von dem Druck des Schicksals, der Jahre oder seiner Wunden.

„Wie dankbar bin ich Ihnen, meine theure Freundin," sprach er mit dem ehemaligen Ausdruck seiner schönen männlichen Stimme, aber eine kranke Heiserkeit bedeckte diese, — „daß Sie mir gestatteten Sie noch einmal zu sehen, ehe ich vom Leben scheiden darf —"

Eugenie stand fast sprachlos vor dieser frappanten Erscheinung, die das Abbild tödtlicher Resignation und der höchsten geistigen Abgeschlossenheit mit allen Interessen der irdischen Welt — kaum noch der Schatten ihres Horace, — des lebenskräftigen jungen Soldaten, um dessen frische Lippen und Augen einst der leichte Uebermuth seines Standes und die Hoffnung einer glänzenden Laufbahn spielte — und doch so unaussprechlich rührend und anziehend war. — Ach, aber seine eisigen, fast tonlosen Worte — keine Spur der einstigen Wärme — sie schauderte innerlich, aber alle ihre Energie zusammen raffend, bezwang sie das Meer widerstrebender Empfindungen und reichte ihm die schöne Hand.

„Sein Sie mir willkommen, mein lieber treuer

Freund," sprach sie mit engelgleicher Herzlichkeit, „wohl hat sich Vieles verändert, seit wir von einander geschieden, aber daß die alte Anhänglichkeit unter dem Einfluß neun sturmbewegter Jahre nicht gelitten, haben mir Ihre Briefe, wie die meinigen Ihnen bewiesen."

„Sie waren der einzige Leitfaden, an dem sich mein gebrochenes Leben fortspann," entgegnete er düster; „der Vulkan dieses Herzens" — er legte die Hand auf seine Brust — „ist unter dem Erdbeben, was Ehre, Vaterland und meinen Kaiser vernichtete, ausgebrannt — die Ruine nur steht vor Ihnen — Ihre Freundschaft ließ Sie meinen Anblick wünschen, aber wahrlich Eugenie, ich beklage Sie darum, denn es ist nicht mehr der Horace Romaire, der vielleicht noch in Ihrer freundlichen Erinnerung lebt — nur noch sein Gespenst — das that das Schicksal, was mir Alles nahm —!"

Der dumpfe, geisterartige Ton seiner Stimme traf mehr noch als die schreckliche Wahrheit seiner Worte Eugeniens Herz, und löste die ängstliche Spannung ihres Innern in milde Thränen auf, die der unglückliche Romaire wohlthuend empfand. Sie glaubte wieder völlig ruhig, völlig mit sich einig zu sein, und ihr schönes Herz kannte keinen andern Wunsch, als dem armen Freunde jede Erleichterung, jede zarte Rücksicht die ihr möglich war, zu erweisen. — So begann denn eine neue Epoche für sie, und die ruheloseste innere und äußere Thätigkeit, welche nur einen Zweck — den seiner geistigen und physischen Herstellung, zum Ziele hatte, füllte bald jeden Augenblick ihres Lebens, ihres

langen Gesichtern diese ihre Werkzeuge an. Des Dirigenten grimmvolles Antlitz trug die Farbe der Kirschen. Jakob aber stand dabei, freuete sich seines gelungenen Werkes und deutete, unmäßig lachend, auf die erhitzten Spielleute.

Sein Lachen steckte die Masse an, auf welche schon der Anblick selbst kitzelnd wirkte. Jene dem Weinen nahe, diese ohne Einschränkung und Ziel lachend. Ein schreiender Contrast!

Emils Verweis jagte Jakob fort, sein Zureden begütigte die Jünger Apolls und das allgemeine Lachen verhallte, als jene nun zu den Blase-Instrumenten griffen, und fröhliche Klänge die Tänzer zu anderer Lust fortrissen.

Als die Morgenröthe heraufstieg, zerstob der Gäste Zirkel und der Neuvermählte wiederholte in den umstrickenden Armen seiner lieblichen Gattin das Gelübde, dem Gott der Ehen einen Tempel zu bauen.

In den nächsten Tagen stieg, nach Emils Zeichnung, das Gemäuer empor, und in wenig Wochen ward der Tempel eingeweiht. Adelaidens neunzehntes Wiegenfest und die Feier der Weihe ging in Einem hin; doch auch hier wieder ward der lange Jakob, der sich, gegen Emils Wissen und Wollen, aber mit

Denkens und Wirkens. Die rauschenden Freuden der Gesellschaft, die er nicht zu theilen vermochte, verloren augenblicklich auch allen Reiz für sie. Mit zarter Sorglichkeit lebte sie nur für seine Pflege, lauschte jedem Athemzuge seiner oft fürchterlich beengten Brust, und sah endlich mit Entzücken, wie es ihr gelang, den Strahl eines frischern Lebens in die tödtliche Apathie seines gesunkenen Geistes zu hauchen — und daß sie das vermochte, daß er dankbar und innig, ihr allein dies neu gewinnende Leben weihen möge, fühlte sie — nicht als Wunsch, denn sie erkannte diesen selbst noch nicht — nur als Bedingung ihres Seins.

So unergründlich sind die Tiefen des menschlichen, besonders des weiblichen Herzens. Eugenie, die so ruhige kalt besonnene Eugenie, die einst vermochte, dem liebeglühenden Jünglinge zu widerstehen, fühlte endlich leise, wie mit unsichtbaren Banden ihre ganze Seele sich dem schwermüthigen, düstern, der Außenwelt abgestorbenen Mann aufs neue zuneigte, und erkannte die Gewalt dieser zu spät erwachenden Empfindung erst an dem Schmerz, der sich ihrer bemächtigte, wenn der Gedanke der nahen Trennung drohend vor ihre Seele trat.

Der Oberst, tief versunken in sein Unglück, seine gescheiterten Hoffnungen, ahnete nichts davon, denn er hatte keinen Sinn mehr für die Liebe. Er sah in Eugenien die liebliche verkörperte Erinnerung einer schönern Vergangenheit; die einst angebetete Geliebte war ihm zur bewährten Freundin geworden. Er erkannte, daß Eugeniens Seele, obgleich eine weibliche, stärker

und kräftiger als die seinige, ihm zum Haltpunkt geworden war, an dem er sich empor zu richten vermochte. Es war ihm ja gelungen, die nächtliche Finsterniß, welche sein Gemüth umfangen, zu erhellen, die starre verzweifelnde Hoffnungslosigkeit war einem milden Ernst, einer melancholischen Freundlichkeit gewichen, und alle Liebenswürdigkeit seiner frühern Zeit entfaltete sich nach und nach wieder. — Er empfand diese Wohlthat, die ihm nur durch sie geworden, tief, aber seine Liebe schien gestorben, so hatte er denn keine Ahnung davon, daß das Herz seiner Freundin sich ihm aufs neue so warm und innig zuneige, und diese Bemerkung griff mit Todesschmerz der Gräfin Seele und bald auch ihre schon seit einiger Zeit wankende Gesundheit an, wenn sie sich gleich mit ungeheurer Anstrengung äußerlich zu beherrschen wußte.

Elwine stand mit seltner Ausdauer der mütterlichen Freundin, zu der sie wie zu einem höhern Wesen aufblickte, zur Seite, des kranken Freundes Pflege und Erheiterung theilend. Auch ihre Jugend, der frische fröhliche Sinn des jetzt kaum zwanzigjährigen Mädchens, hatte dem unverdient harten Schicksale erliegen müssen. Ein sanft melancholischer Ernst war unwandelbar in ihrer ganzen Erscheinung ausgeprägt, die durch eine stets matronenartig verhüllende dunkle Kleidung etwas nonnenhaftes erhielt, und dem bleichen Gesichtchen, auf welchem nur selten eine schwache Röthe

emporstieg, einen eignen Reiz gab. Ihr stilles echt weibliches Walten wirkte wunderbar wohlthätig auf den Obersten, der sie schon lange beobachtet, und von der Gräfin über ihre früheren Schicksale, die sie selbst dem geliebten Freunde mit zarter Schonung verschwiegen, gerade nur so viel erfahren hatte, um dem lieblichen Mädchen ein noch angelegentlicheres Interesse abzugewinnen.

Oft wendete sich das Gespräch auf des Obersten Zukunft, wenn seine völlige Genesung, die er von dem Gebrauch des Bades hoffte, erfolgt sein würde, und mehrere seit einiger Zeit zerstreut hingeworfene dunkle Aeußerungen Romaire's erfüllten Eugeniens Herz mit einem unnennbaren Gefühl von Weh und Wonne, denn wie hätte sie zweifeln können, daß er seine Zukunft nicht untrennbar an die seiner Freundin zu knüpfen, begehren werde, wenn, wie sie sich mit Entzücken gestehen mußte, sein großes schönes Auge oft so lange und still glühend auf dem ihrigen weilte, sein durchdringender sinnender Blick in den Tiefen ihrer Seele zu forschen schien, und er seine Abreise von einer Zeit zur andern verschob. — Ach hätte die Unglückliche gewußt, daß dem arglosen Romaire, der jetzt auf ihren eigenen Wunsch, der Welt sich nicht ganz zu entziehen, zuweilen einige Männergesellschaften besuchte, ihr böser Dämon der Kammerherr Ramfort sich angeschlossen, daß er mit allen Künsten eines schadenfrohen Geistes und seiner furchtbaren Gewalt über das menschliche Gemüth, den Saamen des Argwohns gesäet und mit teuflischer Freude seine sich

endlich ſättigende Rache aufgehen ſah! — Er vernahm kaum die Ankunft des Oberſten, kaum die Zurückgezogenheit Eugeniens, die wie man ſagte, allein nur der Pflege des langjährigen, jetzt leidenden Freundes lebe, mit dem ein noch ſüßeres Band ſie wahrſcheinlich vereinen werde, als er ſeinen Plan entwarf, und voll inneren Jubels ſich an dem Gedanken weidete, der Gräfin zu vergelten. Er ſuchte und fand Gelegenheit ſich unbefangen dem Oberſten zu nähern, mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit in ſeine Ideen eingehend, ſein Wohlwollen zu gewinnen, und auch ſeines freundſchaftlichen Verhältniſſes zur Gräfin zu erwähnen. Bald entdeckte er zwar, daß hier keine leidenſchaftliche Liebe mehr vorhanden ſei, aber wie leicht konnte durch ihre verführeriſche Nähe dieſe neu erwachen, und dem mußte vorgebeugt werden. Wie abſichtslos ſprach er von ihrer frühern Vergangenheit, webte mit der Zuverſicht eines genau Unterrichteten, kleine Anekdoten ein, leiſe Andeutungen auf geheime Abentheuer ſchienen ihm wie abſichtslos zu entſchlüpfen, und als jener aufmerkſam werdend, um nähere Erklärung erſuchte, erwiederte der Kammerherr mit gewinnender Traulichkeit lächelnd: „Das ſind unausſprechliche Dinge, mein werther Herr Oberſt, von einer jungen ſchönen Frau, die an der Seite eines alten Gatten zu leben verdammt iſt, darf man nichts Unmögliches erwarten, — glauben Sie in der That, die ſchöne liebenswürdige Gräfin, welche neun Jahre hindurch die Krone des erleſenſten Cirkels, vergöttert von de ſämmtlichen Männerwelt war, werde

alle diese zahllosen Huldigungen mit völlig unbeschäftigtem Herzen empfangen haben? Ein thörichter Gedanke, dies für möglich zu halten!"

„Aber der Gräfin Seelenreinheit, ihre hohe Sittlichkeit kann sie nie vom rechten Wege haben weichen lassen," entgegnete Romaire fest, „und ich erkläre jede Voraussetzung, daß es anders gewesen, für eine schändliche Lüge."

„Ereifern wir uns nicht unnöthig," erwiederte der Kammerherr lächelnd, „wer schätzt die Gräfin höher als ich, nur wundere ich mich, daß ein Mann von Ihrer Erfahrung es für möglich hält, eine so hoch gefeierte Dame sei ohne Koketterie. Zugegeben, daß der Gräfin natürliche Kälte sie gegen gewöhnliche Liebesabentheuer schütze, so weiß ich doch bestimmt und kenne sie genau genug um zu behaupten, daß es ihr Bedürfniß ist, anzuziehen und mit der Hingebung männlicher Herzen zu experimentiren, gleichviel ob dieses artige Spiel die Ruhe und das Glück des Gefoppten untergräbt oder nicht."

Der Oberst fühlte den Stich schmerzlicher Rückerinnerung. „Sie bedarf der Liebe nicht," sprach er nachdenkend und halblaut. Der Kammerherr schwieg, innerlich triumphirend, denn er sah, daß ein Stachel in des Obersten Gemüth zurückgeblieben, und das war für diesesmal genug gewonnen.

Aber nach einigen Tagen wußte er dasselbe Thema wieder aufzunehmen. Er erwähnte mit der Miene des Vertrauens mehrerer geheimer Verbindungen, in denen

die Gräfin die Ehre des Gatten und die eigne compromittirt habe; selbst die Vermuthung, daß Elwine, die erst nach des Grafen Tode so freundlich von ihr auf und an Kindesstatt angenommen, die Vertraute früherer ärgerlicher Abentheuer, und nur deßhalb unter ihrem Schutze sei, wußte er mit der Kunst eines vollendeten Satans hinzuwerfen, und durch einen schlauen Helfershelfer anzudeuten, daß er selbst längere Zeit der Begünstigte gewesen. Zwar fuhr der Oberst bei dem ersten Schatten dieser Art, den jener auf der Gräfin hohen sittlichen Werth warf, mit Heftigkeit auf und vertheidigte die geliebte, sich immer in so fleckenloser Reinheit bewährte Freundin mit der kräftigsten Ueberzeugung, aber eben diese Heftigkeit zeigte dem kalten, besonnenen Verderber die verwundbare Seite des Gegners, er verstand sie durch ein ironisches oder mitleidiges Lächeln, einen scheinbar innern momentanen Kampf, ein zur rechten Zeit eintretendes plötzliches Schweigen, und alle die höllischen Künste zu benutzen, welche ihm zu Gebote standen. — So wendete sich denn Horace's Herz, was schon begonnen, an Eugeniens unaussprechlichem Liebreiz an ihrer sich ihm neu bewährende Engelgüte und der wieder erlangten Freiheit ihrer Hand, die einst erloschenen, nur schlummernden Jugendhoffnungen anzuzünden, langsam aber entschieden von dem verdunkelten Bilde, welches ihm lange Jahre der Stern seines Lebens gewesen. Daß sie eine andere als schwesterliche Neigung für ihn empfinden könne, ahnete er nicht entfernt, hatte sie ihm doch nur stets diese gezeigt und verlangt.

Aber mit trübem Ernſt gedachte er oft ſeines durch Kummer und Wunden früher ſich nähernden Alters, der fürchterlichen Vereinzelung, die ſeiner harrte, und ſein Auge ruhete prüfend auf der, ſich jede jugendliche Freude ſtreng verſagenden Elwine, die ihn gleich Eugenien mit ſo wohlthuender Freundlichkeit gepflegt, und jeden Anſpruch an eine fröhlichere Exiſtenz, als er ihr zu bieten vermochte, verloren hatte. Dem Kammerherrn gab eine flüchtige, Romaire entwiſchte Aeußerung auch hierin Licht, und mit hölliſcher Freude ergriff er die Gelegenheit zu doppelter Rache an der gehaßten Gräfin, wenn die durch ſie der Schmach Entriſſene ihr zur Rivalin ward. Er gedachte mit anſcheinender Unbefangenheit der Vorzüge Elwinens, ihrer Anſpruchloſigkeit und rührenden Anmuth, die ſie ganz dazu eigne, das Glück eines Mannes wie Romaire zu gründen — und auch dieſer Funken zündete.

Mit unſäglicher, alle Kräfte ihrer heimlich wankenden Geſundheit aufreibender Spannung bemerkte Eugenie die ſonderbare Stimmung des jetzt heißer als in den Tagen früherer Jugend geliebten Freundes. Zwar flammten die Roſen ihrer Wangen noch oft in heller, faſt fiebriſcher Gluth, aber öfter noch deckte eine krankhafte Bläſſe das ſchöne Geſicht und die Nerven erzitterten, von ununterbrochener Gemüthsbewegung alterirt, in vernichtender Ruheloſigkeit. Aber Niemand bemerkte das, denn die mächtige Geiſteskraft der ſeltnen Frau beherrſchte ſelbſt wunderbar die Leiden des Körpers, nur Elwine ſah und forſchte theilnehmend; doch die ſanfte

aber feste Versicherung, es sei nichts, hieß auch sie schweigen.

Der Oberst hatte, obgleich die Badesaison längst begonnen, noch immer seine Abreise verzögert; endlich bestimmte er den Tag, und ersuchte die Gräfin um eine zeugenlose Unterredung. Sie führte ihn mit einem Herzklopfen, welches ihr fast den Athem raubte, in das Kabinet, wo er so oft im traulichen Gespräch an ihrer Seite gesessen, wo die schmerzlichen Seufzer des halb Genesenen auch die ihrigen hervorgerufen, und jetzt das Schicksal ihrer Zukunft entschieden werden sollte. — Sie setzte sich ihm gegenüber.

„Ich habe absichtlich so lange gezögert, meine theure liebe Freundin," begann er etwas erregt, „Ihnen Wünsche auszusprechen, die vor allem Ihrer Zustimmung bedürfen, sollen sie nicht für immer in dieser Brust verstummen."

Sie schlug in heißem Erröthen die schönen Augen nieder und wagte kaum zu athmen. „Gewiß zweifeln Sie nicht, daß Ihre Wünsche stets auch die meinigen sind," sagte sie kaum hörbar.

„Möchte es diesmal so sein," erwiederte er seufzend, „es gab doch eine Zeit, wo das ganze Glück meines jugendlichen Herzens an Ihrem Ausspruch scheiterte —"

„Einst — ja einst —" sagte sie erglühend mit zitternder Stimme, „o lassen Sie diese Vergangenheit ruhen!"

„Sie ruhe für immer!" erwiederte er ernst, fast wehmüthig, „vergeben Sie mir diesen unwillkührlichen

Ausbruch verwegener, längst begrabener Empfindungen — Eugenie — ich sehe den düstren Tagen des Alters, der schmerzlichsten Vereinzelung entgegen, ich bedarf einer treuen Gefährtin, die Nachsicht mit mir habe, meine inneren und äußeren Wunden schone und pflege — ich kann keine Ansprüche machen, kann ihr nichts bieten als ein matt schlagendes Herz voll Dankbarkeit für ausdauernde Treue und Geduld — ich habe gewählt, nur Ihrer Zustimmung bedarf ich noch — Ihres Raths —"

„Horace!" rief Eugenie, hingerissen von unsäglicher Wonne und Rührung ihm die Hand reichend.

Er ergriff diese. „Gewähren Sie mir Elwinen, ich glaube ihr nicht zuwider zu sein, ihr früh gebrochenes Herz wird keine Leidenschaft fordern noch geben, aber wir werden still und friedlich mit einander durch das dunkle Leben gehen — —"

Mit einem unartikulirten Wehelaut entriß die unglückliche Eugenie ihm die Hand, und sank getroffen von dem fürchterlichen Blitzstrahl, der ihre schönsten letzten Lebenshoffnungen rettungslos vernichtete, ohne Bewußtsein zurück.

Der Oberst sprang entsetzt auf, der Sinkenden zu Hülfe, er trug sie auf das Sopha, zog heftig die Klingel und Elwine stürzte erschrocken herein. Die Gräfin lag bleich, ohne Leben in todtenähnlicher Erstarrung, und der herbeigerufene Arzt erklärte den Zufall für bedenklich. Langsam erholte sie sich endlich und öffnete das schöne Auge, dessen Feuer erloschen, beinahe den Ausdruck einer Sterbenden hatte. Sie sah den Obersten

und die Pflegetochter mit bekümmerter Miene an ihrem Lager stehen und schauderte zusammen, — von unbezwinglichem Entsetzen ergriffen, verbarg sie das Antlitz und flüsterte dumpf in sich hinein: „seine Braut — er liebt sie — —"

Horace hatte ihre Worte nicht verstanden, aber das Weh der schmerzerfüllten, ihm einst über alles theuren Züge, den Blick den sie auf ihn und Elwinen warf, verstand er, und eine schreckliche Ahnung, daß er es sei, der dies Herz gebrochen, durchflog plötzlich seine Seele, und erfüllte ihn mit einer Verzweiflung, die alle gestorbenen Gefühle in ihm wach rief. Der Arzt hatte die äußerste Ruhe geboten, er mußte sich in die Entfernung fügen, die auch der Anstand verlangte, und kam in einem schwer zu beschreibenden Zustande auf seinem Zimmer an.

Nach einer schlaflos in der peinlichsten Angst zugebrachten Nacht, wo er an der nagenden Qual seines Innern ganz empfand, wie theuer ihm Eugenie auf's neue geworden, beschloß er um jeden Preis Gewißheit zu suchen, ob seine furchtbare Vermuthung gegründet sei. Der Zustand der Gräfin war wenig verändert, aber das Kammermädchen vermochte seinem Flehen, sie einen Augenblick zu sehen, endlich nicht länger zu widerstehen, und führte ihn in das halb verdunkelte Gemach.

Sie bemerkte ihn als er sich ihr behutsam aber bebend näherte, und der gestrige Schauder schien bei seinem Anblick zurückzukehren. Die eiskalte Hand, die er ergriffen, zuckte convulsivisch in der seinen und die sie-

Adelaidens Bewilligung, unter die Tempeldiener gestellt hatte, zum Bajazzo, denn als er den Weihrauch in die Schale warf, schnitt er solche karrikirte Gesichter, daß auch den Finstersten in der Gesellschaft der Bock stieß, und die Damen (Adelaide an der Spitze) sich des Kicherns nicht enthalten konnten.

Die schöne, alterthümliche Rotunde, belegen im reizenden Versteck des Akaziengebüsches, am leiserauschenden Bächlein, ward oft von dem Paare besucht. Der Schwärmer Emil fand hier an der Seite seines Weibes und in der Einsamkeit sein Eden, und Adelaide folgte ihm gern dahin, wo seine Zufriedenheit gedieh. Allmählig löste sich das Entzücken des Neuvermählten auf, und Hymens Tempel verwandelte sich in den Sitz der Eris, denn nun wurden hier die kleinen ehelichen Wortkriege geführt, zu welchen Emil durch seine eifersüchtelnden Grillen je und je Anlaß gab, und die man hier ungestört und unbelauscht ausfechten konnte.

Der Winter und die Erscheinung eines kleinen Emils auf Adelaidens Schooße setzte jenen Besuchen und Kämpfen ein Ziel. Jetzt empfand das Paar sein Glück und seine Würde in voller Stärke, bis die Zeit und Emils Neigung die Wanderungen nach der Rotunde und die Kriege wiederkehren ließ. Da hatte Emil zu erinnern, daß Adelaide mit dem nachbarlichen jungen Forstrath gelacht habe und ließ nur kaum

berisch brennende Wange, das leuchtende Auge gab ihr einen fast überirdischen Ausdruck.

„Eugenie," flüsterte er mit gedämpfter Stimme, „um Gottes Barmherzigkeit willen, nur ein Wort — bin ich der Elende, dessen Dasein fortan der gräßliche Fluch verfolgen soll, die einzige Geliebte seiner Jugend ermordet zu haben —?!"

Sie versuchte zu antworten, aber lange vergebens. „Sein Sie durch Elwinens Besitz glücklich, Horace," hauchte sie endlich mühsam hervor, — „mein letzter Segen über Euch Beide."

„Eugenie," rief er, vor ihr niedersinkend, „Erbarmen mit dem Unseligsten, — ich liebe Elwinen nicht, ich habe nur Dich geliebt, ein Dämon der Hölle hat meine Sinne verwirrt, das Auge meines Geistes geblendet — ich hatte den Glauben an die Möglichkeit, Dein Herz je zu besitzen, aufgegeben — aber ich liebte nur Dich — laß mich mit Dir sterben —"

„Zu spät!" erwiederte sie mit mattem Lächeln, „ich gehe zur Ruhe, aber mit einem süßen Trost — Du hast mich einst geliebt —"

„Einst und immer!" jammerte der Unglückliche, „Ramfort ist der böse Dämon, der mir das Gift des Zweifels an Deine fleckenlose Reinheit einflößte, der mir selbst Elwinen als die frühere Vertraute Deiner strafbaren Verbindungen schilderte, die Du nur, ihre Verschwiegenheit durch Deinen Schutz erkaufend, an Deine Nähe gefesselt, — ich glaubte ihm nicht unbedingt, aber der Saamen des Argwohns, einmal ausgestreut, wucherte dennoch seitdem —"

„Er also! — er hat sich gerächt, furchtbar gerächt!“ sagte die Gräfin mit unnatürlich glänzendem Blicke, „wo ist Elwine, daß sie mich rechtfertige in der Stunde meines Todes.“

Da stürzte das Mädchen, die unbemerkt eintretend, alles vernommen hatte, hervor und rief unter strömenden Thränen: — „das will ich, das werde ich! Aber daß ich die Veranlassung ward, Dich, Du Engel der Barmherzigkeit, Dich, die Wohlthäterin der Verlassenen, Ausgestoßenen, zu ermorden, das kann ich nie — nie büßen —“ und in namenlosem Schmerz warf sie sich zu den Füßen der Kranken, sie mit Küssen und Thränen benetzend.

„Beruhige Dich, armes Kind,“ flüsterte Eugenie, liebevoll die heiße Rechte auf des Mädchens lockiges Haupt legend, „für Dich ist gesorgt — für mich dort — bald — ewige Ruhe — verlaß mich jetzt, Horace —“

„O stoße mich nicht von Dir, meine Eugenie,“ flehete er trostlos, und der Zauber der geliebten Stimme wirkte magnetisch auf die Sterbende, sie faßte seine Hand, preßte sie an das heftig schlagende Herz, dessen Pulse schon momentan aussetzten, und stammelte kaum vernehmbar: „bei dem Gott, vor dessen Richterstuhl ich bald stehen werde — bei Deiner Seligkeit — ich will Wahrheit in diesem Augenblick — ist die Versicherung Deiner Liebe nur ein Almosen auf meinem letzten dunkeln Wege — —?“

„Nur Dich allein hab' ich geliebt!“ rief er in wilder Verzweiflung, „Dein Fluch folge dem Mörder, wenn er gelogen —“

„Mein Horace denn hier und dort —" hauchte sie, und ihr letzter Blick erlosch in dem seinen.

Sie war todt, — Elwine nahm den Schleier im Ursulinerkloster zu ***, und das nächste Frühjahr sah den lebensmüden Romaire in die heiß ersehnte Gruft sinken, keine Thräne als die seines alten Dieners folgte ihm, denn in dem fremden Lande hatte ihn Niemand gekannt, Niemand geliebt. Eugeniens großes Vermögen fiel verschiedenen milden Stiftungen anheim, auch dem Irrenhause, in dessen grauenvollen Räumen zehn Jahr später der Kammerherr in Folge seines wüsten Lebens endete.

Blätter aus meinen Erinnerungen.

Die Koſacken.

Von

W. Häring. (W. Alexis.)

Wir, zu Anfang dieſes Jahrhunderts oder zu Ausgang des vorigen Geborene hätten es uns nicht träumen laſſen, daß Deutſche den Namen, den wir gründlich haſſen lernten, ein Menſchenalter ſpäter vergöttern könnten. Unſere Aeltern erzählten uns wohl mit einiger Beſchämung, daß es eine Zeit gegeben, wo auch ſie für den jugendlichen Napoleon geſchwärmt. Für den Helden der Freiheit und Ordnung, der mit Göttermuthe die Hydra Revolution unter ſeine Füße trat. Sie hatten auf ſeine Geſundheit angeſtoßen, als er nach Aegypten zog, und noch heller, als er wiederkehrte. Die Enttäuſchung ihrer Hoffnungen war aber nur zu bald nachgefolgt; ſie haßten ihn um ſo mehr, als ſie auf ihn gehofft, und impften uns ihren Haß ein. Und mit Recht, denn wie wäre ohne dieſen blinden, ohne dieſe Gluth des Haſſes, das Werk der Befreiung möglich geworden. Eine Juſte-Milieu-Begeiſterung hätte nicht ausgereicht, das zerriſſene, vernichtete Preußen wieder zu binden, und ihm das moraliſche Bewußtſein ſeiner Exiſtenz ein-

zuprägen. Damals abgewogen was er Gutes und Böses gethan, seine lichten und seine schwarzen Seiten, und was er zerstört, und was er dafür aufgerichtet, ein solcher ruhiger Calcül deutscher Unpartheilichkeit hätte ein gutes Schulpferd zahmen Widerstandes geliefert, aber nimmermehr das wilde ungebändigte Roß, das blindlings gegen die taktischen Linien seiner altgewordenen Tyrannei rannte und sie sprengte.

Wir Junge bewunderten ihn nicht wie ein großes Glanzmeteor ohne Wärme, wie einen Sieger, dem nur ein anderer Glaube als an sich selbst, eine Weltgröße, der nur das Gemüth fehle. Bewahre! Er war das Ungeheuer der Apokalypse; alle Sprüche, Verheißungen und Drohungen der heiligen und nicht heiligen Schriften gegen Scheusale, Tyrannen und Apostaten trafen auf ihn ein. Kein Teufel konnte so schwarz sein, daß er nicht noch eine hellere Nuance gegen Napoleon abgab. Die Stadien in seinem Thatenlauf wurden nur nach den Namen der blutigen Opfer seines Argwohns und seiner Furcht berechnet: Herzog von Enghien, Palm, Hofer. Unsere Ammenstuben, wo unser aufwachsender Patriotismus genährt wurde, wußten diese Reihe historischer Opfer noch ohne Ende fortzusetzen. Der und jener, der verschwunden war, wie der Lord Bathurst bei Perleberg, waren nächtlich abgeholt — Mamlucken, ein frisches Grab, eine Laterne, einige Flintenschüsse. Je dunkler solche Andeutungen, um so wirksamer. Gewiß sind viele Polen nach Sibirien gebracht und Einige unterweges verschwunden; aber die geheimnißvollen Erzählungen von den

hunderten Namenloſen, — wie man den auf eine Kanone gebunden, jenen noch heute hier und morgen nicht mehr geſehen, haben bei der Revolution mehr gewirkt, als erwieſene Facta von Grauſamkeit.

Noch erinnere ich mich, welchen Eindruck ein illuminirtes Bild Bonapartes auf uns machte. Täuſchende Aehnlichkeit in den gelben Zügen; aber wenn man das Geſicht näher beſah, war es ein Knäuel verweſter Cadaver und Todtengerippe, über denen ein ſchwarzer Doppeladler (der dreieckige Hut) tückiſch (das Auge war die Kokarde) hockte. Uns dünkte die geſchmackloſe Invention etwas Außerordentliches. Die Deutſchen haben es in Karikaturzeichnungen aus naheliegenden Urſachen nie weit gebracht. Damals geſchah doch etwas darin; der Ingrimm machte witzig, wenn auch der Witz meiſt grimmig war. Sammler der Kunſtproductionen jener Tage, was ich leider nicht bin, könnten eine anziehende hiſtoriſche Zuſammenſtellung der Zeitbilder auf Napoleon und die Franzoſen liefern, wovon unſere jüngſte Generation ſich freilich auch nichts träumen laſſen wird. Auch die Volkspoeſie wirkte mit, und nicht immer ſo harmlos, als wenn die Gaſſenjungen nach des jungen Napoleon Geburt ſangen:

König von Rom
Napoleon ſein Sohn,
Iſt viel zu klein
König zu ſein.

Wie dieſer Haß an Grundſätzen rüttelte, und den moraliſchen Menſchen umkehrte! Es traf ſich wohl, daß

hie und da ein französischer Offizier, der als unfreiwilliger Gast mit seinen Wirthen sich doch befreundete, eine ganz andere Sprache führte als seine Cameraden. Er stimmte in ihre Klagen über die Eroberungssucht des Emporkömmlings, seine unnützen blutigen Kriege aus vollem Herzen ein, er knirschte bei dem Gedanken einem — zu gehorchen; er dessen Väter unter den Ludwigen gedient, Jahrhunderte hinauf, mit ihren Bändern und Kreuzen geschmückt, angelächelt bei ihren Hoffesten. Und nun unter dem Commando dieses und jenes Generals zu stehen, dessen Vater ein Schneider und dessen Großvater ein Seifensieder gewesen! — Sympathieen für die Ludwige und ihre Ritter hatten doch bei uns keinen Grund, und eben so wenig war in unsern bürgerlichen Familien eine Sehnsucht nach den Prärogativen der französischen Marquis zu Hause, die wir uns gern als Riccaut de la Marlinière's dachten, und für deren Ritterlichkeit uns die Schlacht von Roßbach, freilich sehr mit Unrecht, als Prototyp galt. Und dennoch fühlten wir ganz den Schmerz mit diesen zurückgesetzten Ludwigsrittern, und ihre ohnmächtigen Stoßseufzer des Ingrimms dünkten uns Symptome seines künftigen Sturzes. Ja tugendhafte, gute Hausmütter, religiöse Frauen konnten nicht begreifen, daß nie eine fromme Mörderhand gegen den gewissenlosen Mörder so vieler Tausende den Dolch gezückt, und, wo er gezückt worden, warum immer eine böse Macht den Stoß von der schuldigen Brust abgewandt habe? Sie trösteten sich nur mit dem Gedanken, es sei geschehen, damit das

Gericht über ihn dereinſt vollſtändig einbreche. Als Heinrich Kleiſt, geſättigt von Verdruß und Elend, ſeinem Mißmuth erlag, erhoben ſich Stimmen, die ſeinen Selbſtmord als eine Großthat anprieſen, als einen letzten Ausdruck vaterländiſcher Geſinnung. Auf ſeinen Vaterlandsſchmerz und die ſtolze Begeiſterung in ſeinen Dichtungen, die poſitive That ſeines Lebens, hatte man, während er lebte, nicht geachtet. Welche Fülle großartigen Grimmes iſt in ſeiner Hermannsſchlacht ausgegoſſen; natürlich ſind die Römer nur die Franzoſen. Das abnorme Trauerſpiel, wenig gekannt, weil es nie auf die Bühne kommen konnte, wird der Nachwelt als das treffendſte Zeitbild unſers Franzoſenhaſſes überliefert. Wie winzig dagegen Grabbe's forcirter Haß in ſeiner Tragödie deſſelben Gegenſtandes. Und wie vielen dünkte aller Haß unſerer Wünſche, unſerer Dichter und Künſtler noch immer nicht genug. Wo war die leiſeſte Regung in frommen chriſtlichen Gemüthern, ſonſt in jeder Pflichterfüllung gewiſſenhaft ſtreng, daß dieſer Fanatismus des Haſſes ein Unrecht umſchließe, daß man einſt anders denken, urtheilen könne. Die blutigen Wünſche waren ſo heilig, als ſpäter und früher die der Freiheitsſchwärmer gegen die legitime Europäiſche Despotie. Nur das Eine, was noth thut, iſt recht, alles Uebrige vom Uebel, lautet das mächtige Dogma in jeder Epoche von Schwärmerei.

Ich ſpreche von der Jugend, die ich kannte. Unſere Väter und Mütter nährten das Feuer. Wohl kannten wir auch einige ältere Männer, die in Napoleon den

Feldherrn und Regenten bewunderten, die noch träumten von einer Weltherrschaft und Weltbeglückung durch ihn; denen die Franzosenherrschaft nicht etwas absolut Schlechtes dünkte; die die Gleichheit der Stände rühmten, sogar die Conscription, auch die Continentalsperre, welche die stolzen brittischen Handelsherren demüthige und vaterländische Industrie und Fabriken begünstige. Auf solche Kosmopoliten sahen wir, wenn sie nicht offenbar für Verräther galten, wie auf stille Wahnsinnige. Sie gingen auch still ihres Weges und lächelten in ihrer Einsamkeit. Laut ihre Meinungen zu äußern wäre gefährlich gewesen, trotz der französischen Bajonette. Die Luft athmete Feuerstoff, ein Wort konnte zünden. Alles, was die Franzosen eingeführt, war vom Uebel. Wenn sie den Kindern ein Spiel gelehrt, der Köchin einen Handgriff auf dem Heerde, eine patriotische Familie stand an, davon Nutzen zu ziehen; es kam von den Feinden des Vaterlandes. Alle Engländer wurden in der Entfernung wirkliche Engel, alles, was von ihnen kam, war vortrefflich. Ging doch so weit der innere Widerwille gegen alle französische Einrichtungen, daß, als der König die Freiwilligen aufrief, und die allgemeine Landesbewaffnung anordnete, der Niemand durch Stand und Reichthum sich entziehen konnte, dies Viele erschreckte, nicht weil sie ihre Söhne, Brüder, Gatten ins Feld ziehen sahen, sondern weil es eine Nachahmung der französischen Conscription sei.

Die aber wirklich mit den Franzosen es gehalten, ihre officiellen Feste freiwillig besucht, Freundschaft mit

ihren Gelehrten gepflogen, ihre Dolmetscher abgegeben oder gar Wegweiser in unsern Kunstschätzen, — etwas, das freilich an Verrath streifte — wie floh man ihre Berührung, ihr Name war verrufen. Der Verdacht, ein Spion zu sein, mag manchen Unschuldigen getroffen haben; es war ein wahrer Fund für die Schuljugend, ihre Schreibelehrer und französischen Lehrer zu verdächtigen, welche ohnedies herkömmlich der Hänselei der Schulknaben ausgesetzt sind. Manche Namen der abscheulichen Franzosenanhänger, die als Publicisten, Dichter, Spione in ihrem Dienst gestanden, damals sehr geläufige, sind mir entfallen. Aber mehrere Karikaturen auf sie, unter den Augen der noch allmächtigen Franzosen entstanden, stehen mir lebendig vor Gesicht.

Daß Bonaparte ein Bündniß mit dem Bösen geschlossen, gehörte zu den Lieblingsphantasieen einer Zeit, die noch an den Nachgeburten der ersten romantischen Schule würgte. Was Fouqué und seine Gattin bald nachher in ihren Gedichten aussprachen, war, dem Sinne nach, und ernst gemeint, eigentlich dasselbe, was bei uns doch nur eine Knabenträumerei war. Wer hat nicht mit Schaudern und Entsetzen damals Caroline de la Motte Fouqué's Berlinische Nachtnovelle gelesen: „der Abtrünnige." Ein Bürgerssohn aus Berlin, der als Gespenst, in grauem Mantel, mit gesträubtem Haare den Siegeseinzug der Preußen mit ansehen muß, als Strafe der Vorsehung dafür, daß er von der Sache der Legitimität und alten Ordnung abfiel, und zuerst den Heeren der Republik, dann dem Triumphzuge des

ihre Rechtfertigung, daß der Nachbar ein Narr, aber auch nichts weiter, sey, gelten; da ertönten Adelaidens Vorwürfe, denn Emil hatte insgeheim ihr Portefeuille durchsucht; da wurde der Argwöhnische gescholten und verlacht, weil er der Gattin forschend in den Garten nachgeschlichen sey, wo ein Besucher lustwandelte.

Im Lauf zweier Jahre hatte Adelaidens frohe Laune die mißtrauische des Gatten nicht hinwegspotten können. Zum dritten Male verlegte man den Kampfplatz in des Schlosses Zimmer, als des Herbstes unfreundliches Walten dem freundlichen Gotte das dürrgelbe Laub auf die Schwelle streute. Der Winter nahte. Garten und Schloßhof verödete, der Sturm trieb draußen sein muthwilliges Spiel mit den Schneeflocken; da kehrte mit leisem Tritt der Ueberdruß an der Stille zum ersten Male ein. Das Ehepaar war sich nicht mehr genug; die Lektüre beschwor den Dämon der Unlust nicht mehr. In die eine Ecke des Divans warf sich der Mann, in die andere die Frau und hier bedeckte die schöne, dort die starke Hand den gähnenden Mund.

Dich foltert die lange Weile, liebes Weib! klagte er.

„Nicht doch, mein Freund!“ versicherte sie, aber das Nicht doch verwandelte sich durch das begleitende Gähnen zum: „Ja doch!“

Kaiſers folgte. Die Neufranzoſen bei Fouqué waren insgeſammt Menſchen, die ſich dem Teufel contractlich verſchrieben hatten. Das dünkte uns ſo natürlich. Was Napoleon anlangt, hielt der Teufel pünktlich Wort. Ueberall bereitete er ihm Sieg, bis ſeine Zeit um war. Auf wie lange hinaus aber mit einer Seele wie Napoleons der Sieg ſeinen Adlern erkauft worden, darüber konnten allerdings einige erhebliche Bedenken ſchweben. Wer das noch erleben würde, und ob überhaupt Einer der lebte! Mahnende Boten meldeten ſich, aber ſie wurden von ſeiner Heldengröße zurück gewieſen. Doch jemehr man uns die wirklichen Nachrichten verbarg, um ſo gieriger faßte man und vergrößerte das Wenige, was zu uns drang. Daß die Ueberfälle der Brigand's in Spanien etwas anderes waren, als die Zeitungen uns melden durften, wußten wir. Aber ſo viel Franzoſen und Franzoſenheere dort auch geſchlachtet wurden, es wurde doch nicht die Schlachtbank für den Kaiſer ſelbſt. Auf Rußland blickten nun verlangend die Augen, und es tagte im Oſten.

Es war eine lange dumpfe Schwüle, eine Stille in unſern Erwartungen, bis, nach den erſten pomphaften Siegesbulletins, die officiellen Nachrichten verſtummten, und dann Gerüchte über Gerüchte von Niederlage und Vernichtung einſtürmten. Nun wollte man es wieder nicht glauben. Es war zu viel auf einmal. Die oft verkümmerte Wahrheit rächte ſich; ſie überbot an Furchtbarkeit die Gerüchte. Das Eis des ſchrecklichen Winters von 1812 lag noch; aber die moraliſche Erſtarrung der Völker thaute auf.

Was war da unſer erſtes Gefühl, als wir die jammervollen Reſte des großen Heeres, erfroren, in Lumpen, Bilder des Elends, ankommen ſahen? — Mitleid? — Nein! zu lange hatte der fremde Uebermuth an allen weichern Gefühlen gezehrt. Die deutſche mitleidige Natur verleugnete ſich; wir hatten nichts als Haß, und unſer erſtes Gefühl war Freude. Und wenn auch das Gemüth in einzelnen Fällen gerührt wurde, die Freude brach immer wieder hervor. Sie mag den Leidenden teufliſch vorgekommen ſein, uns dünkte ſie göttlich. Was Segur von Gräueln und Mordthaten erzählt, die von erbitterten Bauern in Oſtpreußen gegen die ſiechen, hülfloſen flüchtigen, verübt worden, iſt übertrieben; einzelne Thaten der Rache ſind aber gewiß vorgekommen. Es war nur Vergeltung, oft Nothwehr. Und was konnte man von furchtbar gereizten, rohen, abergläubiſchen Bauern erwarten, wenn in der Reſidenz, in feinen gebildeten Cirkeln man ſich mit Freude den Ausſpruch eines berühmten Arztes mittheilte: daß alle Flüchtlinge, welche dieſen ruſſiſchen Froſt erduldet, wie auch geſund jetzt, im Frühjahr den Folgen deſſelben erliegen müßten! Wenn das Alle ohne Ausnahme traf, ſo hatte Napoleon kein Heer mehr, und er ſelbſt welkte hin als Sühnopfer ſeines Ehrgeizes! Schaudererzählungen gingen von Mund zu Mund, wenn auch unſere Phantaſie hinter Segur's ſpäter zu Tage geförderten Bildern zurückblieb. Jener einquartirte Offizier ſprang plötzlich nach der Suppe auf, und hielt ſchaudernd die Hände vors Geſicht, als die Schüſſel mit

Fleiſch aufgetragen ward. Er weinte, und bekannte nachher, daß er mit ſeinen Cameraden in der Wuth des Hungers ein Kind geſchlachtet, gebraten und verzehrt habe. Seitdem könne er kein Fleiſch mehr ſehen. —

Die Bilder für's Volk feierten in ſehr beredter Weiſe das göttliche Strafgericht in Rußland. Ich erinnere mich einiger künſtleriſch vortrefflich ausgeführten Skizzen, die Schreckenszüge durch die Schneefelder darſtellend. Sie und ihre Verfaſſer ſind verſchollen, aber dieſe Hieroglyphenſchrift wirkte nicht wenig mit, unſern Abſcheu zu nähren. Ein cannibaliſcher Humor, über den wir jetzt erſchrecken, hatte ſie eingegeben. Solche erfrorne Geſichter, ſolche ſchlotternde Geſtalten, ſolche Lumpenhüllen, und die gelben Geſichter mit langen hagern Naſen und ungeheuren hohlen Augen, hatte man nie geſehen. Die übermüthigen Sieger, in welchen Trachten, in welchen Poſituren ſuchten ſie ihre Blöße, ihre Furcht, ihre moraliſche Vernichtung zu verbergen! Geſchlachtete Pferde fehlten auf keinem dieſer Bilder. Roßcoteletts wurden auf Bajonetten und Degen über dem Feuer geröſtet, und ein Erſtarrter ſtülpte ſich eine eben geſchlachtete Gans als wärmenden Helm auf den Kopf. Im Hintergrunde als flüchtige Krähen die Koſacken. Sie konnten dieſe Ermatteten nicht mehr aufſchrecken. Die Erklärungen und Verſe darunter vernichteten freilich für den Gebildeten den Humor; für das Volk ſind aber Erklärungen, die wirken ſollen, niemals ſtark genug.

In Berlin ſelbſt zeigten ſich die Trümmer der Armee nicht in großen Maſſen. Man ließ ſie auf Seitenwegen

vorüber oder in der Dämmerung einziehen. Doch genügte der Anblick der verkümmerten Gestalten, die wir sahen, um uns von der Wahrheit von allem, was wir gehört, zu überzeugen. Welche Infanteristen! welche Reiter! Kopf und Beine mit ekelhaften Lumpen umwunden; die Arme kaum mehr fähig die Zügel zu fassen, in dem geisterbleichen Gesichte ein zehrendes Fieber; und zu alledem der Spott der Straßenjungen! Nicht mehr mitten auf den Märkten wurde bei Trommelgewirbel und Paukenschall stolze Heerschau gehalten; verschwunden waren die himmelstürmenden Bärenmützen, die schwarzen wallenden Bärte der Sappeure, das Roth und Gold und Silber, die von Roßschweifen umflatterten Helme der Chasseure; kaum glichen die spärlichen Schaaren, die ein Capitain, selbst dürftig verhüllt in einen zerrissenen Civilmantel, in einem abgelegenen Winkel zum Appell rief, noch Soldaten. Nur Fetzen von Uniformen, abgetragene geflickte, farblose Mäntel, Schuhwerk, dessen ein Gassenbube sich schämte. Auch die Waffen von der verschiedensten Art, und nur die Gesichter waren uniformirt, Hunger, Frost, Jammer, Elend, Furcht.

Die Herrschaft der Uebermüthigen war zu Ende. Sie wagten nicht mehr die Schüsseln zum Fenster hinaus zu werfen, nicht mehr dem Wirth den Fuß hinzuhalten, daß er den Stiefel ausziehe; die Säbel flogen nicht mehr bei jeder Drohung aus der Scheide. Trotz und Freude waren übergegangen aus ihren Gesichtern in die unserer Bürger, die sich jetzt gern in ihrer Na-

tionalgardenuniform zeigten, was auch eine Art von Hohn für die Besiegten war. Sie selbst hatten vor sechs Jahren in kluger Berechnung des deutschen Bürgercharakters die Berliner Nationalgarde errichtet. Jetzt blickten sie mit Scheu auf die blauen Röcke, die, trotz ihrer feuerrothen Kragen den gutmüthigen Berliner Gesichtern noch keinen martialischen Ausdruck gaben. Geschickt wurde diese ungegründete Scheu von unsern Obrigkeiten benutzt. Auf die ängstliche Anfrage des französischen Befehlshabers, ob er sich auf die Loyalität der Bürgerbewaffnung verlassen könne, antwortete ihr Obrist: Gewiß; so lange von den Franzosen kein Exceß begangen wird. Der geringste aber, und die Sturmglocken läuten! Die Glocken schwebten allerdings in einer unruhigen Luft, und bei der geringsten Erschütterung hätten sie Brand und Sturm geläutet.

Es kam nicht dazu. Die Erlösung nahte ohnedies. Wochenlang wartete freilich unsere Sehnsucht vergebens auf die Befreier; schon fing unsere Ungeduld an zu murren und zu zweifeln. Die Frühjahrssonne schien hell in unsere breiten Straßen, das Eis war geschmolzen, die sehnsüchtig Erwarteten aber zögerten. Sollte unsere Hoffnung abermals getäuscht sein? Da endlich hieß es die ersten Kosackenpulke sind bei Güstebiese über die Oder gegangen. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Stadt; man bestürmte die Landleute, die zu Markt kamen, mit Fragen, man stieg auf die Dächer der höchsten Häuser. Auf dem Komödienhaus, auf den Thürmen gingen die Fernröhre aus Hand in Hand,

um einen Kosacken zu sehen. Die Herrschaft der Franzosen war effectiv vorüber; nicht einmal mehr die Freude verbarg man vor ihnen! —

Wie die Gefühle in allen aufgeregten Zeiten nach einem Worte suchen, um den Inbegriff der Wünsche auszudrücken! Wir wollten Freiheit; aber das Wort war uns vergällt durch die Gräuel des Terrorismus in Paris; auch dadurch, daß es noch immer mitklang in den kaiserlichen Bulletins, welche noch dann Freiheit den Völkern versprachen, wenn die gespornten Hacken schon den Ueberwundenen auf den Nacken traten. Wir wollten Freiheit vom fremden Joche, die alte Selbstständigkeit, den alten Ruhm des Vaterlandes, seine Sprache, seine Sitten, seine Einrichtungen, unsere Brüder, Fürsten, Erinnerungen gerettet. Für das Viele fehlte uns grade ein Symbol. Da gab man uns das Wort Kosack. Wir griffen zu, ohne zu wählen; denn dazu war nicht Zeit. In einer Hungersnoth fällt man dem ersten Bauer, der einen Brodwagen in die ausgehungerte Stadt führt, zu Füßen; man möchte ihm Bürgerkronen schenken und Statüen errichten. Die Kosacken waren ein Schreckensname den Franzosen, ein magisches Wort, das, ausgesprochen, Todmüde auf die Beine brachte, Verwundete ihre Wunden, tapfere Krieger ihre Adler, Raubgierige ihre Beute, Hungrige die brodelnden Kessel, Erfrorene die wärmenden Feuer vergessen ließ. Vor dem Namen Kosack zitterte das größte Heer, das ein Eroberer seit Karl und Alexander ins Feld geführt! Nicht die Russen und ihre Feldherren,

nicht der Winter und Rußlands Steppen, die Koſacken hatten Napoleon und die Franzoſen vernichtet. Alſo ein hoch herrlicher Name, ein Begriff, bei dem das Herz vor Wonne ſchlug, das Blut durch die Adern pulſte. An das Wort Koſack knüpfte ſich Preußens Wiedergeburt, Germaniens Errettung, unſere Freiheit. Wir hätten unſre Wünſche an jedes Wort geknüpft. Wäre Europa's Befreiung von Spanien ausgegangen, vielleicht an das Wort Brigand. Was will der Sinn eines Wortes gegen die Bedeutung, die wir ihm beilegen; welcher Whig und Tory, der für ſeine Parthei ſein Leben einſetzte, kümmerte ſich, was ein Tory urſprünglich war, und Whig bedeuten mochte! — Hier kam hinzu, daß die wenigſten von uns einen Koſacken anders geſehen hatten als im Fibelbuche, oder von Blei. Unſer Symbol war alſo unſchuldig. Außerdem war es der Reiz der Neuheit, die Ausſicht auf etwas Wunderbares. Die nomadiſchen Söhne der Steppe waren unverdorbene Kinder der Natur. Wie die germaniſchen Barbaren beſtimmt waren, das überfeinerte, aber entnervte und ſittlich in ſeinen Grundfeſten angefreſſene Römerreich zu zerſtören, ſo dieſe Barbaren vom Don und Ural die blaſirte Franzoſenherrſchaft.

Die Anſichten haben ſich ſeit 1813 geändert. Auch über die Koſacken. Heut will man in ihnen nicht mehr ein Symbol der Völkerrettung erblicken. Koſack und Freiheit ſind nicht mehr gleichbedeutende Begriffe. Und doch herrſcht wirklich in ihrem Gemeinweſen eine Freiheit und Gleichheit, wie ſie in keinem liberalen Staate je

zur Ausführung gekommen. Allein an das dachte man nicht; sie waren uns damals nur als fliegende Reiter mit der furchtbaren Pike bekannt, getreue Diener ihrer Herren, unerbittliche Franzosenfeinde, unermüdliche, unüberwindliche Krieger. —

Es kam ein Tag für Berlin, wo jedes jugendliche, patriotische Herz vor Wonne hüpfte, ein Tag der That, die wir mit Augen schauen sollten, voller Romantik, voll kühner Wagniß und großen Schreckens. Ein Sturm, eine Schlacht und Jagd inmitten Berlins. Das Schauspiel dauerte einen Tag, und die etwas davon gesehen, werden es ihr Leben durch nicht vergessen. Es war keine Schneiderrevolution; keine Polizeicommissare und Gensd'armen ritten umher, die Zuschauer fortzutreiben. Jubel, Neugier und Blut, Scherz und Ernst, ein Trauerspiel und ein Lustspiel bunt durcheinander. Wo einzelne Kanonenschläge die Luft durchschütterten, Kleingewehrfeuer knallte, hunderte von Hufschlägen auf dem Pflaster schallten, wildes Hurrageschrei und französische Commandoworte, konnten doch keine Schulstunden gehalten werden. Wenigstens urtheilten so die Schüler, und schlossen ihrerseits die Classen. Noch sehe ich den unglücklichen Schreibelehrer, der, später im Verdacht ein heimlicher Franzosenfreund zu sein, noch unglücklicher Weise den Namen Cäsar führte, wie er sich an die Thüre warf seiner Heerde den Ausgang zu verbieten. Als er aber übermannt wurde von dem Schreck der Kanonenschläge und der tumultuarischen Gewalt seiner Knaben, wollte er wenigstens, wenn nicht seine

Schüler doch seine Schreibfedern retten; und mit einem Fuß über die Schwelle ließ er Keinen hindurch, der ihm nicht zuvor die Feder abgeliefert hatte. War doch das ganze Schauspiel eine Tragicomödie; nur daß bei uns damals der Sinn für seine tragische Bedeutung durchaus nicht vortreten wollte. Funfzig Schritt von dem Hause, in welchem jetzt die durch Hoffmann zu literarhistorischem Rufe gediehene Weinhandlung von Luther und Wegner sich befindet, focht und schoß man heftig. Zwei Kosacken stürzten todt vom Pferde, dennoch schrieen und weinten zwei kleine Mädchen, als ihre Angehörigen sie vom offenen Balkon des Hauses zurückrissen. Das Schauspiel war zu hübsch und neu.

Ein französisches Armeecorps von gegen achtzehntausend Mann war allmählig von Rückzüglern in Berlin angesammelt. Marschall Augereau, in dem jetzigen Palais des Buchhändler Reimer in der Wilhelmsstraße wohnhaft, führte den Oberbefehl. Es fehlte nicht an Waffen und Kanonen; auch waren die ermatteten Leiber durch deutsche Kost und Wärme wieder gestärkt. Aber es fehlte die Disciplin, der moralische Impuls, ein Feldherr dessen Wort und Blick Sieg bedeutet. Diese achtzehntausend Franzosen konnte ein Wort bleich machen. Es war dasselbe, welches uns freudetrunken machte. Eines Morgens, während die Franzosen alle Thore besetzt hielten, klirrte das Pflaster von Hufschlägen. Hurraruf, Peitschenknallen, lange Piken blitzten und Pistolenschüsse knallten. Die Kosacken, wie aus der Erde aufgeschossen, waren inmitten Berlins. Mit triumphirender

Miene und Hurrarufen ſprengten die Söhne der Steppe durch die volkreiche Stadt. Die eingelegte Pike vor ſich, trieben ſie ſchaarenweis die blaſſen, zähneklappernden Feinde durch die breiten Straßen. Welche Mittel der Vertheidigung bietet jede Stadt mit ſteinernen Häuſern einer Armee: eine Stadt mit Brücken, Mauern, großen Gebäuden, bewaffnete Infanterieregimenter, achtzehntauſend Mann, und der Feind — etwa dreihundert leichtbewaffnete Reiter, deren Piken kaum eine Stubenthür einrannten! Aber die Koſacken ritten als Sieger, nein als Triumphatoren durch die Straßen. Attacquen, Gemetzel, Aufſpießungen vor den Augen von Tauſenden von Zuſchauern, die das unerhörte Schauſpiel von den Fenſtern aus jubelnd betrachteten; Wachen wurden überrumpelt, Schaaren Gefangener zuſammengetrieben. Der Generalmarſch wirbelte durch die Stadt, die Kaſernen ſtarrten von Bajonetten, Kanonen wurden auf den Plätzen, auf den Brücken aufgeführt, umſonſt. Es war natürlich auf keine Eroberung der Stadt, ſondern nur auf einen wirkſamen Schreck abgeſehen, und dieſe Wirkung ward vollſtändig erreicht. Die Häuſer und die Stadt halfen den Franzoſen nichts. Jubel, ſchallendes Gelächter begrüßte die Koſacken, wo ſie ſich von ferne zeigten, wo ſie um die Ecke bogen; Einladungen näher zu kommen, Ausrufe getäuſchter Erwartungen, wo ſie in anderer Richtung weiter ſprengten. Alles Philiſterthum, und alle bürgerliche Zahmheit, bei uns zu Hauſe und ſorgſam gepflegt ſeit dem Erlöſchen der alten bürgerlichen Freiheiten und Rechte im Mittelalter, waren an dieſem

Wir wollen die Nachbarn zu uns bitten! schlug der Mann vor, Adelaide schüttelte das Köpfchen.

Ich weiß freilich, fuhr er fort, daß die Gesellschaft der hiesigen Damen Dir nicht zusagt —

„Austausch der Ideen ist der Geselligkeit Ziel," urtheilte einfallend Adelaide, „und die guten Frauen sind fast ideenlos. Haben Sie meinen Geist durch Küche und Kinderstube, Back- und Brauhaus geführt; sind die Schwächen der Bekannten und Dienstboten ausgemalt, so ist der Unterhaltung Ende gekommen. Rede ich von der Schaubühne der Hauptstadt, so ist Rochus Pumpernickel ihnen das Höchste, und bei Schillers Meisterwerken entschliefen sie süß, wie sie versichern. Aber lade Du die Männer ein."

Sind sie besser als jene? entgegnete Emil. Die jungen bewegen sich in fadem Geschwätz und machen die Damen roth durch Zweideutigkeiten; die ältern reden über Hunde und Pferde wie Menschen, doch über Menschen und Welt plaudern sie wie Pferde. Rohe Gesellen sind's. Und darum fort mit ihnen!

„Wie wär's," forschte Adelaide, „wenn wir eine Reise nach der Hauptstadt unternähmen? Auf kurze Zeit, meine ich."

Ich dachte schon daran, antwortete der Befragte, fürchtete aber Deinen Widerspruch. Du hast Dir sonst hier so wohl gefallen.

Tage verschwunden. Mit Brandtweinflaschen und Gläsern standen die Bürger vor ihren Thüren, und wo Kosacken vorüber zogen, wurde ihnen zugetrunken und eingeschenkt. Händedrücke, Vivathochs, bis zu Bruderküssen. Wo sollte da der Muth den kühnen Wagehälsen ausgehn! Sie taumelten auf ihren Pferden und wenn sie stürzten, war es oft mehr die Wirkung des Brandtweins, als der feindlichen Kugeln.

Das Romanhafte zu erhöhen kam noch ein Umstand hinzu. Es konnte verwundern, daß die asiatischen Reiter sich in dem Gewirr der Straßen nicht verirrten, und ihnen der Rückzug nicht abgeschnitten ward. Wenn sie auch auf die Gunst der Einwohner rechnen durften und auf Winke und Führer, so fehlte doch die leichte Verständigung, und viele Antworten und Wegweiser sind schlimmer als keine. Aber ihr Anführer, obgleich in Kosackenhosen und Kalpack, war kein Sohn des Don, sondern ein Berliner Kind, der erst vor den Thoren die weiten Hosen angethan, und die Pike in die Hand genommen hatte. Das ritterliche Abentheuer schlug vortrefflich aus. Man sagte, daß er während der Hetzjagd bei seiner Mutter in der Kronenstraße zu Mittag gespeist, indeß ein Paar Kosacken mit gefällten Spießen vor der Thür hingereicht hätten, ihm die nöthige Ruhe zu verschaffen. Solche übermüthigen Wagestücke, zu denen die Phantasie spornte, mehr als die Klugheit billigte, gehörten dazu, um den gesunkenen Muth der Nation wieder zu beleben. Doch kostete dieses Wagestück auch ein theures Opfer. Alexander v. Blomberg, der, bren-

nend vor Ungeduld nach des Vaterlandes Befreiung, unter den Koſacken Dienſte genommen, und mit ihnen hereingeſprengt war, fiel durch einen der erſten Schüſſe an der Stadtmauer. Noch wird die Stelle gezeigt. An Hiſtörchen, zu denen die Erfindungsgabe der Berliner das Ihrige hinzugethan haben mag, fehlte es nicht. So hatte ein Koſack einen Franzoſen gefangen genommen und führte ihn neben ſich. Kein Strick, nur die Furcht band den Armen an das Pferd feſt. Als der Koſack einen Augenblick abſteigen muß, herrſcht er den Gefangenen mit einem drohenden Blick an, daß er geduldig ſtehen bleibe. In dem aber blitzt die Hoffnung ſchnell auf. Als er den Koſacken an der Mauer beſchäftigt ſieht, ſchwingt er ſich auf deſſen Pferd und ſprengt davon. Die Leute umher rufen, ſchreien und winken dem Koſacken, daß er eile dem Schaden vorzubeugen. Der aber verrichtet gelaſſen ſein Geſchäft, und pfeift dann eben ſo gelaſſen ſeinem guten Pferde, das ſchon am Ende der Straße iſt, nach. Augenblicklich macht dieſes, unbekümmert um die Hackenſtöße des Infanteriſten, Kehrt und trägt ſich und den Ranzionirten zu ſeinem Herrn zurück, der dann das treue Thier mit einem Kuß, den armen Franzoſen aber mit dem Kantſchu begrüßt. Die Franzoſen hatten eine Kanone an der langen Brücke aufgepflanzt, und wollten einen Kartätſchenhagel die Königsſtraße hinabſenden, wo einige Koſacken unter vielen Einheimiſchen ſich zeigten. Hier ſoll der Berliner Bürgermuth ſich über die Kanoniere geworfen und ihnen die brennenden Lunten ausgetreten haben.

Es klingt unglaublich, aber die Koſacken, die am

Morgen durch das kleine, unbesetzte Charitépförtchen eingedrungen waren, entkamen am Nachmittage wenig gefährdet, ich weiß nicht durch welches Thor. Der Schreck der Franzosen, unsere Freude und die Keckheit der Belagerer waren durch den merkwürdigen Tag auf gleiche Weise gestiegen. Von Bestrafungen und Repressalien war nicht die Rede. Die Franzosen dachten nur an ihre eigene Vertheidigung. Die Kasernen wurden zu Festungen, alle Thore verbarrikadirt, Pikets vor den Thoren, Batterien auf den Plätzen aufgestellt. Schon am folgenden Tage tummelten sich die Kosacken auf den Feldern und sprengten in schreckhaften Attacquen bald an dieses, bald an jenes Thor. Es wäre der Rathlosigkeit der Franzosen zu viel aufgebürdet, zu meinen, daß sie das kecke Spiel auch diesmal geduldet hätten. Die Kosacken drangen nicht mehr in die Thore; aber vor denselben wurden lebhafte Scharmützel geliefert. Die Angreifenden neckten, noch trunken vom gestrigen Erfolge, in unglaublich kecker Weise, und der panische Schreck von gestern zitterte in den Gliedern der Vertheidiger. Das Prenzlower Thor war fest verrammelt, Schießscharten waren in die unschuldige Stadtmauer, nur gegen Zolldefraudanten aufgeführt, über Nacht eingehauen, Kanonen und Bajonette davor und dahinter. Ein ansehnliches Commando stand als Außenposten. Da zeigten sich Kosacken auf der Straße. Wie ein Sturmwind wirbelten sie in Staubwolken heran. Feuer! ward commandirt und es blitzte und krachte; aber die Arme der Feuernden zitterten, und die Kugeln zerfuhren wir-

kungslos in der Luft. Da, auf kaum dreißig Schritt Entfernung, halten die Reiter, und im Nu ſchwenken ſie, und zerſtieben mit einem lauten Gelächter in die Felder. Nur ein Graubärtiger ſpottet des Schreckens und der Verwunderung unter den Feinden. Allein ſprengt er wie ein Blitz auf die erſtarrten Franzoſen, pikt ſich mit der Lanze einen heraus, den er todt oder verwundet auf der Straße läßt, und hat Kehrt gemacht, und iſt verſchwunden, ehe eine neue Salve ihn erreicht. Das mag öfter vorgekommen ſein. Wo aber jemals das, was hier den furchtbaren Auftritt mit eigenthümlicher Luſtigkeit würzte? Dicht hinter den Pelotons der Franzoſen ſtanden, durch das enge Pförtchen hinausgedrungen, Einwohner von Berlin, Weiber, Lehrburſchen, Schulknaben und Straßenjungen, die, unbekümmert um die hunderte bewaffneter Franzoſen, in übermüthigem Jubel ihre Mützen in die Luft ſchleuderten und Hurra's und Vivathochs den Koſacken zuriefen. Das mußten die Reſte der großen Armee ruhig erdulden! Wohl wandte ſich ergrimmt über das Knabengeſchrei ein Graubart um, und legte, mit zornfunkelnden Augen ſeine Muskete auf einen der lauteſten Knaben an. Aber er ließ es bei der Drohung bewenden; vielleicht weil er ein echter Krieger war. Doch hätte eine ſolche That bei der Erbitterung in Berlin über das Schickſal des ganzen Armeecorps entſcheiden und für die Stadt eine furchtbare Kataſtrophe herbeiführen können.

Auch ein franzöſiſcher Pulverwagen wurde in dieſen Tagen von den Bürgern über die Schleuſenbrücke ins

Waſſer geworfen. Die That blieb ungeahndet. Die Thore hielt man verſchloſſen; nur Fußgängern war der Durchgang geſtattet. Aus dem Munde eines glaubhaften Mannes habe ich folgenden Zug. „Er wanderte, den Gefahren trotzend, zu Fuß nach Potsdam. Ihn ſelbſt focht man nicht an. Aber einige Schritte vorm Thore ſieht er einen verwundeten Franzoſen auf dem Bauche im Graben liegen. Ein Koſack ſteht daneben und bohrt langſam, wie ihn kitzelnd, die Pike ihm an verſchiedenen Stellen in den Rücken, bis der Unglückliche unter furchtbarem Gebrüll verſcheidet. Dabei lag nichts von Wildheit und Barbarei in dem gutmüthigen Geſicht des Mörders. Höchſtens wie ein muthwilliger Knabe lächelte er, der einen Maikäfer zu Tode quält, ohne zu begreifen, was das Thier leidet.“

Endlich ward aus dem Spiele ein Ernſt. Die Franzoſen zogen vor der Ueberzahl der Ruſſen ab. Eine Convention zwiſchen beiden Theilen ſchützte Berlin vor einem ernſtlichen Blutbade. Seliger Tag der Befreiung und des Einzugs des Generals Czernitſchef. Den nordiſchen Kriegern ſchloſſen ſich bei dieſer Feier ſchon die eben gebildeten freiwilligen Jäger an. Die Glocken läuteten in Aller Bruſt. Väter, Mütter, führten ihre Kinder hin, dieſen Einzug mit anzuſehen. Fromme Wünſche, ſeltſame Gelübde wurden gethan; das Herz ſchwamm in Wonne. — Die erſte willkommene Einquartierung — die erſten freien Zeitungen, die ihren Einzug ſchilderten, dann die Extrablätter mit den Nachrichten von Siegen! Es war eine Zeit voll Morgen-

roth; glücklich wer sie erlebte! Der Glanz bleibt unverlöschlich, auch wenn die Sonne nachher mit manchen trüben Flecken aufging.

Die Einquartierung! Wie man sich drängte nach den Quartierzetteln, wie die Patrioten auf die Büreaus eilten, und sich um das Vergnügen rissen, die Erretter bei sich aufzunehmen, zu bewirthen! Es war nicht jener eitle Kitzel, der wohl auch blasirte Pariserinnen auf die wildfremden Söhne der Steppe, die Krieger asiatischer Horden lüstern machte. Es war eine heilige Lust, das mächtige Gebot der Dankbarkeit, das in den ersten Tagen alle ökonomische Berechnung vergessen ließ. Freilich dauerte es nur Tage; wer möchte solche Selbstverleugnung aber auch auf die Dauer fordern! In großer Schnelligkeit waren kurze russisch-deutsche Lexica gedruckt, Gespräche in beiden Sprachen, daß man sich mit den theuren Gästen unterhalten könne. Die Kinder drängten sich, statt der Domestiken, ihnen Licht und Essen zu bringen, überselig, wenn die Fremden die mühsam erlernte, schüchtern vorgestotterte russische Phrase verstanden. Den lieben Gästen selbst kam es freilich wenig auf solche Verständigung an. Die deutsche Brandtweinflasche und die Schüssel Kohl waren ihnen verständlicher und lieber als alle russische Phrasen.

Die Kosacken wurden in der ersten Zeit nicht einquartiert. Ihr Beruf die abgezogenen Franzosen zu verfolgen, erlitt keinen Aufschub. Scheute vielleicht ihr Befehlshaber in Berlin für die Sieger ein Capua? Möglich auch, daß man fürs Erste unsre Idee von einem Kosacken nicht durch die Wirklichkeit zerstören wollte. Zu-

dem boten ihre Lagerungen auf den Märkten ein eigenthümliches Schau- und Paradestück. Alles eilte dahin, um das erhebende Schauspiel zu sehen: diese kriegerischen Söhne der Natur, unsere Erretter, auf ihren Lanzenspitzen die Freiheit tragend, nun hingestreckt auf dem kothigen Pflaster, da wo ihre Rosse Platz gefunden, den Kopf im Arm oder auf dem Sattel ruhend. Stiefeln, Hosen von Schmuz starrend, die Hände und die bärtigen Gesichter mit Krusten umgeben, die vor Sonnenbrand und Frost gleich schützen mußten. Und so unbekümmert und gleichgültig um die liebkosenden Blicke der Neugierigen und Verliebten. Mütter hielten mit freudethränenden Augen ihre Säuglinge in die Höhe, daß sie diese geschwornen Grundfeinde der Franzosen sähen, Väter und Schullehrer führten ihre Knaben und zeigten ihnen das, was sie hier einmal und dann nie wieder sehen würden. Wirklich solche Naivheit der Gefühle hatte sich bei hellem Sonnenschein auf Berlins Märkten noch nicht zur Schau gegeben. Natürlich, es war ihr Quartier; so wurde denn auch alles hier abgethan, was sonst die vier Wände umschirmen. Aber alles entzückte; von Mund zu Munde getragen, vergrößerte sich die kleinste Begebenheit zu etwas Wunderbarem. Solche Krieger, die rohen Kohl verschlangen, und lieber als gekochten, die auch, so verlautete es, rohe Talglichte mit Appetit verzehrten, mußten doch unwiderstehlich sein. Wie wurden Lebensmittel in Fülle ihnen zugetragen, ordentlich aufgedrängt. Die schönsten, zarten Damen fühlten sich beglückt, wenn ein

Koſack aus ihren Händen eine Schüſſel, ein Glas annahm. Daß ſie aber lieber aus der Flaſche tranken, und ſie gewöhnlich, wenn einmal angeſetzt, nicht eher von den Lippen ließen, als bis der letzte Tropfen geleert war, war ein ſchöner Zug ihrer Naturkraft und gemüthlichen Laune. — Und ihre Hoſen nun vor Allem; was ſteckte nicht darin! Oft die Garderobe von zehn aufgeſpießten Franzoſen. Der Koſack handelte mit dem Juden um die Beinkleider, die er auf dem Leibe hatte. Handels einig geworden zieht er ſie aus; aber kein zartes Auge braucht vor der Operation zu erröthen; denn unter den grauen kamen braune Hoſen zum Vorſchein. Und er hätte das Experiment noch oftmals fortſetzen können, es wäre immer eine neue Tuchfarbe erſchienen, ehe die Natur kam. Ueberhaupt hatten es in der räumlichen Oekonomie dieſe Krieger weit gebracht. Außer in den Hoſen ruhte unter ihren Sätteln der ganze Schatz ihrer Beute von der Berezina bis zur Spree; natürlich nur der nicht verſilberte.

Späterhin verglich ich mir dieſe Sonnentage der Freiheit oft mit jenen Sonnentagen der Griechen, als der Herold des römiſchen Proconſuls bei Drommetenklang in Corinth den verſammelten Stämmen der Hellenen Freiheit verkündete von dem Joch der Macedonier. Alle Stämme nannte er bei ihren uralten Namen, die ſie ſelbſt ſchon vergeſſen; und den Söhnen des Epaminondas, des Themiſtokles und Leonidas ſchwoll das Herz vor Wonne, es traten ihnen Freudenthränen ins Auge, daß die Römer ihnen ſagten, ſie wären nun frei. Und

die Römer hatten keine Unwahrheit gesprochen; sie waren wirklich frei vom Macedonischen Joche, und nie mehr gewannen die Macedonier Macht über die freien Griechen; denn ihre Freiheit stand fortan unter dem Schutz der Römer, und damit sie dieselbe nicht mißbrauchten, wie vordem, bestimmten sie ihnen, wie sie frei sein sollten, und setzten zur Aufsicht und Behütung der Freiheit Proconsuln ins Land, und das Römische Volk und der Römische Senat besorgte für sie, die selten darin sehr klug gewesen, ihre äußern Angelegenheiten.

Ich hatte als Kind schon Kosacken gesehen; 1805 als die Russischen Hülfstruppen durch Schlesien nach Oesterreich zogen. Man hatte mich hingeführt, wie jetzt die Eltern ihre Kinder, damit ich etwas sehen solle, was ich in meinem Leben nicht wieder zu Gesicht bekommen würde. Das waren ausgewählte Kosackenpulke gewesen, echte Söhne des Don, lauter schöne stattliche Leute, in glänzend blauen Wämsern und faltenreichen Hosen. Sie starrten von Silber, und vom stolzen Kalpack auf ihrem Kopfe hing der rothe Beutel malerisch herab. Diese Kosacken, die ich hier sah, in ihren farblos grauen Mänteln, einer so, der andere so costumirt, kleine, alte, häßliche Leute, verdarben mir meine Illusion. Man sagte mir unter ihren Mänteln wäre die schöne, blaue Uniform; sie zogen ihre Mäntel aus, die Uniform kam aber nicht zum Vorschein. Sie sagten die rechten Kosacken würden nachkommen, aber meine Kosacken sah ich nicht. Nun wurden sie auch einquartiert. Wie da die Stimmen anders klangen; und die

Stimmung bald eine andere ward. Zuerſt kamen Nachrichten vom Lande herein, daß die Koſacken keine Engel ſeien. Sie hatten einen Hunger, um die Wirthſchaftsvorräthe zu verzehren, ſo Menſch als Pferd. Man möchte ihnen den Brandtwein in Eimern vorſetzen, und Hafer und Heu werde mehr zertreten und zerſtreut als verzehrt. Der Iltis ſei ein beſcheidenerer Gaſt im Hühnerſtall und Taubenſchlag als der Koſack, und ſelbſt die Katze ſei nicht ſicher vor ihren Nachſtellungen. Ein deutſcher Commandeur hatte ſeinen Leuten ſtreng das Plündern unterſagt. Sie zogen durch ein Dorf. Als die Schaaren ſich ſammeln, kommt ein Koſack nachgeſprengt, und ſchon von fern zeigt er jubelnd den Cameraden eine ſilberne Uhr. Donnernd reitet der Anführer ihm entgegen: „Schurke, haſt du doch, gegen das Commando, geſtohlen?" — Gutmüthig ſchüttelt der Koſack den Kopf: „Nix geſtohlen, Bauer ſchenkt mir." — „Was ſagte denn der Bauer?" — „Sagte nix, war die Antwort, weinte nur ein bißl." Anfänglich war man empört über den unpatriotiſchen Sinn der Leute auf dem Lande. Was brauchten die Ruſſen anders zu ſein als Feinde der Franzoſen, damit ſie unſere Freunde wären. Es dauerte indeß nicht lange Zeit, daß eine patriotiſche Hausfrau in der Stadt zur andern kam, und ihr Leid klagte. Die Koſacken verzehrten hier gerade ſo viel als in den Dörfern, und die Speiſekammern in den Städten pflegen kleiner zu ſein. Aus Vaterlandsliebe, und um ihnen eine Freude zu machen, ſetzte jede Hausfrau den lieben Gäſten „Kapuſta"

„Ganz recht," meinte sie, „aber, mein Freund, ich kann es mir und Dir länger nicht verbergen, daß ich zuweilen mich ein wenig nach dem heitern Geräusch der Residenz sehne. Es ist so menschlich, nach Jahren ein Mal wieder eine Abwechselung zu wünschen."

Emil. Hm!

Adelaide. Auch das höchste Glück erschöpft, bleibt es immer das alte. Ein kurzes Bewegen im andern Kreise hingegen leiht der gewohnten Lage wieder neue Reize.

Emil. Wohl. Wir reisen nach der Königsstadt. Aber —

Adelaide. Aber — ?

Emil. Noch nie, wollte ich sagen, hörte ich Dich die Abwechselung so warm preisen. Du liebst sie doch nicht in jeder Hinsicht?

Adelaide. Wie war das? Regt sich der alte Pfahl im Fleische wieder, den ich so oft durch Spott und Lachen zu verbannen strebte?

Emil. Wie kannst Du glauben? — Aber —

Adelaide. Schon wieder das verhaßte Wort. Sprichst Du es noch ein Mal aus, wenn von meiner Liebe und deren Dauer die Rede ist, so nenne ich Dich künftig weder Freund noch lieber Mann.

Emil. Wie anders?

Adelaide. Herr Aber sollst Du heißen, so lange ich um Dich bin.

und immer Kapusta, d. h. Kohl, vor. Aber die Kosacken hatten inzwischen Sinn für Mannigfaltigkeit gewonnen, und wenn sie auch das Rohe noch liebten, so zeigten sie sich doch auch begierig nach Gekochtem, Gebratenem, Gesalztem und Gepökeltem. Aber was war ihr Heißhunger und ihr Durst gegen ihre Unreinlichkeit! Wenn von preußischer Seite wirklich eine Abneigung oder ein Haß gegen die Polen existirt hat, so kam er von den Beamtenfamilien, welche während der polnischen Besitznahme daselbst leben mußten. Unreinlichkeit, Unmäßigkeit und schlechte Wirthschaft sind Eigenschaften, die reinliche und mäßige Seelen mehr als die Sünde selbst verabscheuen. Die patriotische Liebe für die Russen, wich der Allmacht unseres Reinlichkeitsgefühls. Diese Betten, diese Wäsche, auf der Kosacken geschlafen, zerstörten alle Illusionen. Das hatten Franzosen doch selten hinterlassen. Es gab noch manche Gründe, weshalb die Götter zu gemeinen Sterblichen herabsanken. Ihr täglicher Handel mit den Juden hatte nichts anziehendes, ob er doch sehr natürlich war, da man von den wackern Kriegern nicht erwarten durfte, daß sie ihre volle Beute in Natur mit sich schleppten.

Ihr melancholisches Volkslied:

Schöne Minka ich muß scheiden,

wurde zwar an allen Klavieren geklimpert, zum Beweis, daß sie auch zart fühlen könnten; aber man war recht froh, als sie fort waren. Ich sage nicht, daß die Begeisterung verraucht, die Dankbarkeit verschwunden war, man war nur froh, die schöne Idee wieder frei zu haben, ungestört von der Wirklichkeit, die in allen

Verhältniſſen Beſchwerliches mit ſich führt. Man gönnte auch Andern die Luſt, welche man ſelbſt eben genoſſen, und den tapfern Kriegern die friſchen Blumenkränze, die wehenden Tücher, den Jubelruf, die an andern Orten ſie erwarteten. Auch, und zumal, an ihren Siegen, welche unſre Zeitungen uns raſch zu melden jetzt keinen Anſtand nahmen, erfreute man ſich herzlich. Die erſte Nachricht von einem glücklichen Gefechte zwiſchen der Ruſſiſchen Avantgarde und dem franzöſiſchen Nachtrab war uns das Signal, daß es nun immerfort ſo gehen müſſe. Und das war nöthig. Wie wir vor einem Jahre gefürchtet, daß Napoleons Siegeswagen unaufhaltſam fortrolle, die Hand zerſchmetternd, welche in ſeine Speichen greifen wolle, ſo waren wir jetzt drauf und dran zu glauben, ein Sieg nach dem andern müſſe ihn niederſchmettern. So empfangen, ſo trunken von Glück und Beifall, was war es da den Koſacken zu verdenken, wenn ſie, noch zwiſchen Spree und Havel, nur an Paris dachten. Einer, vor der kleinen Stadt Beelitz, fragte auf der Straße einen Bürger: Iſt das der Weg nach Paris? worauf dieſer antwortete: „Erſt nach Beelitz, dann nach Paris.“ War es eine wirkliche Antwort, und kein Berliner Witz, ſo war ſie doch ſehr verbreitet und charakteriſirte die Stimmung.

Noch erſchien ein Tag, wo der Koſack auf Händen getragen wurde. Es war der Einzug des großen Ruſſiſchen Corps in Berlin. Kein kleines Partheiſchauſpiel mehr; es war eine große politiſche Begebenheit; ausgeſprochen war es, daß wir unſer Alles einwarfen in die

Sache der europäiſchen Freiheit. Alſo officiell mit Glokkengeläut, Fahnen, Deputationen und wehenden Tüchern wurden Ruſſen und Koſacken eingeholt. Es war ein reiner heller Freudentag. In der langen Königsſtraße Fenſter, Thüren, Dächer gedrängt voll, hoch frohe Geſichter, Thränen der Wonne, ein Meer von Jubel. Es erinnerte der Feſttag an jenen, feierlich ſchmerzlichen, als durch dieſelbe Straße der geliebte König, der ſeinem Volke wiedergeſchenkte, nach langer bitterer Trennung in Berlin einzog. Damals herrſchte die Erinnerung, heute die Zukunft. Jener ein tief bewegtes Familienfeſt, dieſer ein Tag der Verheißung. Alle verblichenen Farben ſtrahlten in neuem Glanze auf; auch den Koſacken nickte man zu, auch ihnen galten noch einmal die gewehten Tücher, die Hurra's, als wäre es das erſte Mal. Auch war diesmal etwas von ihrer Seite gethan, dem Empfange zu begegnen. Sie hatten ſich heraus geſchmückt mit allem Seltſamen; und erſchienen auch noch keine tſcherkeſſiſchen Ritter im Schuppenpanzer, ſo ſah man doch jetzt zum erſten Male Köcher, Bogen und Pfeile, die unſere Knabenherzen unendlich erfreuten. Wir meinten, ſolchen Waffen aus der Vorwelt kerngeſunder Manneskraft müſſe Napoleons Argliſt und Tyrannei gewiß erliegen. Wir ſahen gelbe Geſichter, braune, breite Mäuler und Backen, kleine Augen breit aufgeſchlitzt, und in den tartariſchen, baskiriſchen, kalmückiſchen Phyſiognomieen erſchien Aſien zum erſten Male bewaffnet in der Preußiſchen Hauptſtadt.

Eines ſchönen Zuges eines der Ruſſiſchen Generäle

muß ich hier gedenken. Es war ein Name, der nachher auf dem Hämus zu den Sternen erſter Größe aufleuchtete, um darauf in den Polniſchen Sümpfen unterzugehen. General Diebitſch war, wie bekannt, im Berliner Cadettencorps erzogen. Er hing mit inniger Liebe an dieſem Inſtitut, an den Lehrern ſeiner Jugend. Beim Einzuge durch die Königsſtraße verließ er plötzlich die Tête ſeines Corps, ſchwenkte ſeitwärts in die neue Friedrichsſtraße und erſchien unerwartet im Cadettencorps; er ließ die Lehrer einladen, die Lehrer riefen die Schüler. Ueberraſchung, Freude, Aufmunterung für Jung und Alt. Sein Gedächtniß lebt hochgeehrt noch im Berliner Cadettencorps fort. Doch unter der Zahl der Lehrer vermißte Diebitſch Einen, den er und der ihn vorzugsweiſe geliebt. Der alternde, kranke Mann war in ſeiner Wohnung zurückgeblieben, aber der General ruhte nicht, bis er auch ihn umarmt, und Verſicherungen der Dankbarkeit gethan, die keine leeren Worte blieben. Diebitſch Lehrer war auch mein erſter Lehrer, ein lieber, freundlicher Mann, kein Gelehrter, der durch Wirken und Werke ſich einen Namen in der Pädagogik oder Literatur gemacht, aber ein Exemplar jener gemüthlichen deutſchen Gelehrten, die die Welt in ihrer Studierſtube ſehen, innig zufrieden mit Allem, wenn nur der Ofen warm iſt, und der Sturm nicht durch die Ritzen der Fenſter zu heftig eindringt, jener einſt großen Klaſſe, die jetzt aber mehr und mehr ausſtirbt. Um deshalb ſei es mir hier vergönnt, des ſaubern, mäßigen, ſchüchternen Mannes mitten in meinen

Erinnerungen an die Kosacken, wo er anscheinend so wenig hingehört, zu gedenken. Wie oft wirft das Leben Gegensätze zusammen!

Professor Wippel war Bibliothekar des Cadettencorps, und, wenn ich nicht irre, als Lehrer der Aesthetik formell unter dem Lehrerpersonal einrangirt. Seine ästhetischen Grundsätze waren schon damals nicht die der Jugend; wofür würden sie heute gelten? Mit Goethe und Schiller, diesen wilden unregelmäßigen Genies, mochte er sich nie besonders befreundet haben; an jenem hatte er auszusetzen, daß er „Wahrheit und Dichtung" in einem Buche zusammen gäbe. Seine Aesthetik verlangte beide streng geschieden. Bei dem Namen der Schlegel schauderte er etwas zusammen, ließ aber gelten, daß sie sehr gelehrte Männer wären. Die Epopöen waren sein Fach; er trug sie vor. Nicht Homer, auch Virgil nicht, und noch weniger die Italienischen Romantiker und alten Engländer. Er liebte regelrechtere Werke, um seinen Schülern den innern Gliederbau eines Heldengedichts darzulegen; und den „Bliomberis" von Alxinger hatte er einige zehn Mal vorgetragen. Dessen „Doolin von Mainz" hielt er für ein nicht so gelungenes Werk. Es möchte Wenige geben, die darüber heut noch entscheiden könnten. Aber er selbst, oder seine Schüler, oder vielleicht auch die Vorgesetzten mochten des trefflichen Gedichtes doch endlich müde werden und etwas Neues verlangen, was der Zeit angehörte. Fouqué war der Dichter der Zeit; also nahm er dessen Heldengedicht Corona vor. Wie der alte Classiker über die Ungewöhnlichkeiten im

Stillen ſeufzte! Man rieth ihm zu Heinrich von Kleiſt, deſſen Novellen ſo trefflich geſchrieben ſeien. Er rieb ſich die Stirn, und konnte keinen deutſchen Stil darin finden. Seinen Sammlerfleiß zu ſehen, war rührend. Jede literarhiſtoriſche Bemerkung, die er in den Journalen fand, ward auf kleine Zettelchen notirt, und in Papierſäcke geſteckt. Verlangte Jemand eine Notiz, ſo ward der Sack ausgeſchüttet, und mit unermüdlichem Fleiße ſuchte er nach dem Gewünſchten. Weder ihm, noch, glaube ich, irgend Jemand ſonſt hat die ungeheure Arbeit genutzt. Es war nicht die einzige der Art, die ein Menſchenleben koſtete, um wahrſcheinlich nach ſeinem Tode als Plunder fortgeworfen zu werden. Eine Wappenſammlung war ſeine Erholung. Aber vierzig Jahre ſammelte er, und arbeitete vor, zu einer documentirten brandenburgiſchen Geſchichte, die er ſchreiben wollte. Da ſtanden und lagen auf ſeinen Brettern alle Programme von Hoffeſten, alle Leichenpredigten der Hofprediger, alle Hochzeitsceremonien zu hohen Vermählungen, aber die Geſchichte wurde nicht geſchrieben. Als er ſechzig Jahr alt war, und noch keine Feder angerührt hatte, geſtand er ſich, daß ſeine Kräfte dazu nicht mehr ausreichten. Er hätte für Andere, die nach ihm kämen, geſammelt. Die Stadt Berlin hat ſeine Sammlung angekauft. Denke man ſich einen hagern Mann, mit ſcharfen Geſichtszügen, ſpärlichem Haar, aber großen Augen, aus denen die Güte und das Wohlwollen ſelbſt blickten. Sein blauer halb militairiſcher Ueberrock, von feinem Tuche, war abgetragen; ſein Coſtüm zu Hauſe — nun wie es Jean

Paul oft von deutſchen Stubengelehrten geſchildert hat. Die großen Filzſchuhe durften nicht fehlen, um, wo eine Blöße anderwärts ſich zeigte, mit Wärme auszuhelfen; uralte Möbel, Polſterſtühle, auf denen eine alte, halberblindete Katze, als Erb- und Familienſtück, den Hauptplatz einnahm. Lieber, wenn ein Beſuch kam, ſelbſt aufſtehen, als die Katze verjagen, war Pietät. Natürlich ein Hageſtolz, lebte er mit zwei Brüdern, die ebenfalls und wo möglich noch hagerer und altmodiſcher gekleidet waren, als er, zuſammen; eine ältere Schweſter, eine muntere, rührige Jungfrau führte ihm die Wirthſchaft. Glücklich und behaglich, bis auf ſeine letzten Tage heiter alle Begebenheiten anſchauend, freundlich alles beurtheilend, was in ſeinen kleinen Kreis drang, waren die Beſuche von Freunden und alten Schülern ſeine Erholung. Deren Fortſchritte, auch wenn ſie den Lehrer überflügelten, war ſeine Luſt. Seine Sprache war etwas ſteif und gewählt, in veralteten Höflichkeitsformeln ſich bewegend. Dieſen Mann denke man ſich, den freundlichen Gelehrten, den kein rauhes Lüftchen der Straßenluft bis da berührt hatte, und nun wurde der Landſturm in Berlin organiſirt, und er mußte, damals etwa gegen funfzig alt, mit einer ungeheuer langen Pike in Reih und Glied treten und marſchiren und exerciren. Das war dem Gelehrten doch zu viel. Nicht die Anſtrengung, nicht das Zeitopfer. Der loyale Mann, der Patriot, hätte für König und Vaterland ſein Alles gegeben. Aber Ellenbogen an Ellenbogen mit Brandtweintrinkern, oft mit dem Auswurf der Geſellſchaft (wie

gerade jeder wohnte) ſtehen zu müſſen, Redensarten zu hören, die er nie vernommen, Kraftausdrücke, deren Wurzeln er in keinem Lexicon fand, das war eine Aufgabe, vor der ſeine Humanität und ſein Patriotismus erlagen. Er klagte uns, er habe es doch nicht für möglich gehalten, daß Menſchen ſo roh wären. Für ihn, der jeden ſeiner alten Schüler mit väterlicher Zärtlichkeit verfolgte, auch wenn ſie ihm undankbar wurden, welchen Sonnenblick in ſein ſtilles Dämmerleben warf Diebitſch's Erſcheinen! Auch als Sabalkansky noch ehrte und beſchickte er den werthen Lehrer.

Es iſt nicht hier bei den Koſacken der Platz, von dem Aufruf des Königs, von unſern Freiwilligen zu ſprechen. Dieſer Act der Erhebung eines zertretenen Volkes ſteht ſchon mit unverlöſchlichen Schriftzügen in den Tafeln der Geſchichte, als etwas eben ſo Großes und Einziges auf Seiten einer Nation da, als Friedrich mit Recht beide Namen an ſeinen königlichen knüpfte. Die Macht dieſer Thatſache braucht durch keine Einzelzüge aus dem Privatleben erläutert und ergänzt zu werden. Nichts ſeitdem, weder in Griechenland, Frankreich, Holland, Polen und Spanien, was ihm an die Seite zu ſtellen wäre. Wohl feuerten Begeiſterung und Fanatismus auch dort zu Opfern an, man ſetzte wohl Blut und Leben für eine Sache ein; ſo allmächtig, durchgreifend, alle Glieder der Nation von oben bis unten bewegend, ſo andauernd, einigend, und reinigend von Selbſtſucht und Berechnung, als der der Preußen 1813, hat ſich kein Volksaufſtand documentirt. Dieſe gewaltige Seite der Zeit, dies große

historische Bild, bedarf wie gesagt, keiner Genrestücke um verstanden zu werden. Aber es lief manches mit bei, was auch zur Charakteristik der Periode gehörte, und, trotz seiner gemüthlich komischen Seiten, der großartigen Thätigkeit keinen Abbruch that. Mein Professor Wippel mit der sechs Ellen langen Pike in der Hand war nicht der Einzige. Glücklicher Weise ist der Berliner Landsturm nie zur blutigen Thätigkeit gekommen; aber mit komischem Ernst wurde die Sache von Vielen betrieben, und unsern Gelehrten mit berühmten Namen, erzählte man wunderliche Dinge nach. Von Fichte's, Schleiermacher's, Jeune's, Bernhardy's Anstrengungen in der volksthümlichen Bewaffnung gab es curiose Gerüchte, von denen übrigens die Hälfte wohl nur dem Berliner Witz ihre Entstehung verdankt. Director Bernhardy, war, vielleicht weil er sein Gymnasium (das Friedrichs-Werdersche) so trefflich regierte, zum Landsturmhauptmann ernannt; und, um seine Compagnie gut einzuexerciren, nahm er selbst zuvor Privatunterricht bei einem Unteroffizier im Commandiren. Man sprach von einem ganzen Professoren-Bataillon, das sich so privatim vorbereite. Die Lanzen des Landsturms überragten die längsten Kosackenpiken. Von einem Gelehrten wußte man, daß er den Homer noch einmal eiligst durchgelesen, um die echte, natürliche und volksthümliche Bewaffnung zu studiren. Er hatte sich einen Schild von dreifacher Rindshaut mit ehernen Buckeln und einem spitzigen Nabel fertigen lassen; auch einen Helm desselben Stoffes, glaube ich. Jeune, den ich eben darum befrage, weiß

dieſen Ruhm von ſich und auf den ſeligen Fichte zurück. Er, als bei der Landſturm-Cavallerie, hatte ſich, nach Homer nur einen eſchenenen Speer vom Tiſchler hobeln laſſen. Uns Knaben ſchien dies nicht ganz recht; unſere romantiſche Phantaſie wollte im Mittelalter die echt deutſche Bewaffnungsart finden. Nicht in Leder, ſondern in Stahl und Erz gingen die Ritter. Wenigſtens Harniſche von Blech forderte die Zeit. Schon mit dem Waffenſtillſtande war dieſes ernſte Spiel ſo gut wie vergeſſen. Dafür kam ein Neues — das Schanzen, welches mit nicht minderem Eifer betrieben wurde. Die ſchönen großen Schweden ſtanden in ihrem Lager, das den neugierigen Berlinern ein Bild aus dem dreißigjährigen Kriege lieferte, bei Charlottenburg. Der Kronprinz Carl Johann beſichtigte mit Lächeln die Schanzen, die die Berliner aufgeworfen, und ſoll geäußert haben, Conditoren könnten ſie nicht zierlicher bauen. Zum Schanzen commandirt zu werden, war in den erſten Tagen eine Ehrenſache. Wieder ſah man Profeſſoren, Räthe, angeſehene Kaufleute für Staat und Stadt, den Spaten unterm Arm, einen Kober mit Lebensmitteln an der Seite, zu den Thoren hinausziehen, um am Schafgraben zu ſchanzen. Dieſer Eifer kühlte ſich aber ſehr ſchnell ab. Schon am zweiten Tage gab es Remplaçants, die bald in den Zeitungen aufgefordert wurden, bald ſich zu billigen Preiſen dazu meldeten. Uns Knaben dünkte das ſehr unpatriotiſch. Auſſer den kleinen Schanzen, die Berlin umkränzen ſollten, erhob ſich auf dem Tempelhofer Berge eine gewaltige Citadelle mit drei Umwallungen, eine über die andere

Emil. Mißverstehe den Scherz nicht.

Adelaide. Man kann lachen bei einem gewissen Ernst, und weinen bei gewissen Scherzen; zum letztern aber finde ich in mir keinen Beruf; deshalb bitte ich Dich, nicht mehr so zu scherzen.

Emil. Genug davon. Wir reisen.

In Theatern und Concerten, auf Bällen und Schlittenfahrten genoß die Residenz des Winters Freuden, als das Paar dort eintraf. Mit Wohlbehagen fand Adelaide ihre Jugendfreunde wieder, Emil die seinigen, und beide warfen sich mit ihnen in die Wellen des Vergnügens; doch ward dem Manne bald vom bösen Geiste des Zweifels manche Lust vergällt. Arglos hing Adelaide am Arm ihrer wohlgebildeten Tänzer und sah mit freudeblitzenden Augen nach dem Gemahl, aus dessen Blick nicht das Entzücken flammte, der vielmehr die bitterste der Empfindungen nur mühsam verbarg. Die Eifersucht — seine Erbsünde und Erbplage — schlug tigerartig die verwundenden Krallen in seine Brust, wenn Adelaide, umfangen von einem modischen Jüngling, im Tanze dahin schwebte. Freilich zwang er sich zum Lächeln, wenn ihr Auge dem seinigen begegnete, aber seine Heiterkeit trug das Gepräge des Zwanges, und immer geringer ward seine

hinausschauend. Trotz dem, daß hieran hunderte gefangener Franzosen arbeiten mußten, auch ein neues Schauspiel für die Berliner, mag das unnütze Werk ungeheure Summen gekostet haben. Es wurde mit Ernst betrieben, und die steilen hohen Erdwälle, mit Rasen ausgelegt, boten dem Auge einen erfreulichen Anblick. Man hätte sie späterhin, wenn auch nicht zu militairischen Zwecken, doch zur wirklichen Verschönerung der Stadtumgegend nutzen können. Das schöne eiserne Denkmal des Befreiungskrieges steht jetzt auf der Stelle der ehemaligen innern Umwallung, und der Berg hat seinen alten Namen des Tempelhofer mit dem des Kreuzberges vertauschen müssen. Das daran gebaute Tivoli ward keine Verschönerung eines Höhenpunctes, der, mit einer anmuthigen Aussicht auf die große Stadt besser zu nutzen war.

Kleine Züge aus einer Zeit, die der Geschichte angehört, zu retten, ist die Aufgabe des Memoirenschreibers; die Fleischfarben bedürfen vielfacher Tinten. Auch das Geschwätz der Gevatterstuben kann da Bedeutung gewinnen. Als des Königs Aufruf an die Freiwilligen erschien, standen die Franzosen noch im Lande. Was es galt, wußte jeder, aber es war nicht mit Worten ausgesprochen. Möglich doch war, daß man unsere Kräfte aufbot, und sie mußten den Franzosen dienen. Da, — so erzählte eine alte Dame, die sich viel mit der Politik beschäftigte, und sie aus der echtesten Quelle, den „neuesten Beschreibungen," die Ernst Littfas drucken und in den Straßen ausschreien ließ, gewöhnlich schöpfte — da ließ sich Einer, welcher ein Freiwilliger werden, aber Bestimmtheit haben wollte,

wofür, in Breslau bei der höchsten Person melden: „Ihro Majestät, redete er sie an, ich bin bereit dero Aufruf mit Gut und Blut zu folgen, aber halten zu Gnaden, vorerst muß ich wissen, mit wem halten wirs?" Da antwortete der Gefragte nicht, sondern ging hinaus, und kam nach einigen Minuten wieder herein, nachdem er einen grünen Rock angezogen: „Grün sind wir, und grün werden wir bleiben," war nun die Antwort, aus der der Freiwillige mit Vergnügen entnahm, daß Preußen es nicht mit den Franzosen, sondern mit den Russen, welche grüne Uniformen tragen, halten werde. Hierauf ließ auch er sich grün einkleiden, nämlich als Jäger. Welche grobe Fabeln erträgt nicht der Volksglaube in einer friedlichen Zeit; in einer, so wunderbaren Umschwungs ist ihm Alles glaublich. August von Kotzebue wollte, in seinem Russisch-Deutschen Volksblatte dazu auffordernd, eine Amazonenlegion zu Pferde organisiren, und es fehlte nicht an solchen, die es für möglich hielten. Und haben nicht wirklich mehr als eine Frau, in männlicher Kleidung versteckt, den Krieg mitgefochten, und mit ihrem Tode den Ernst ihrer Begeisterung besiegelt!

Als die Kosacken weiterzogen, schickten wir ihnen unsere Wünsche nach; die Begeisterung sparten wir für das, was uns näher anging. Nur Einzelne noch ließen sich nach und während der Schlacht von Groß-Beeren in Berlin sehen. Viel Verwundete; ich sah einen Kosacken auf der Schwelle eines Hauses sterben. Das waren gewöhnliche Auftritte. Wie Berlins Schicksal während dieser Schlacht an einem Haare schwebte, schien die Menge kaum zu

ahnen. Wäre sie für die Verbündeten unglücklich ausgefallen, unter welcher Gestalt wären die Rachegeister des französischen Stolzes über die Stadt, wo sie solche Schmach erfahren, wo die moralische Schmiede und Werkstatt zu ihren Niederlagen war, eingebrochen! Selbst das Landvolk jenseits der Gränze hoffte auf Berlins Plünderung und hielt Wagen angespannt, um mit den Siegern einzuziehen! — Erst der erschütternde Kanonendonner machte die Menge aufmerksam. Aber kaum, daß es vorüber, als der heitere Berliner Sinn und die Neugier in fast erschreckender Gestalt sich wieder einstellten. Vom Thore bis zum Tempelhofer Berge war bald ein langer Zug von Bauerwagen voll stöhnender Verwundeten. Aber längs dem Wege tausende von Berliner Bürgern in Familiengruppen. Alle wohl mit Antheil für die Leidenden und die Erretter ihrer Stadt; aber das hielt sie nicht ab, gemüthlich im Kreis gelagert, die mitgebrachten Würste, Semmeln und das vaterländische Weißbier zu trinken, als wäre es eben eine heitere Landpartie, wie jede andere. Bei ihrer Rückkehr aus Frankreich zogen die meisten Pulke nicht durch unsere Stadt.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

STEPHAN,
Erbauer von Ostermieds.

Penelope.

Taschenbuch

für das Jahr 1841.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Dreißigster Jahrgang,

oder

Neue Folge,

Erster Jahrgang.

Mit Stahlstichen.

Leipzig,

Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

a
357 29

Penelope für 1841.

Inhalt.

Seite

Biographische Skizzen.

1. Stephan Franz Victor, Kaiserlicher Prinz und Erzherzog von Oestreich ꝛc. (Nebst Stahlstich) . . v

2. Marie, Herzogin von Würtemberg, geborne Prinzessin von Orleans. (Mit zwei Stahlstichen) . . x

---

Skizzen aus der Schweiz. Von der Verfasserin der Bilder des Lebens. (Hierzu ein Stahlstich) 1

Die Hochzeit des Zwiebelkönigs Eps. Ein Capriccio für Blumisten und andere Liebhaber. Von Dr. A. Kornfeger. (Hierzu eine Abbildung) 100

Wege Gottes. Erzählung von Regina Frohberg . . 149

Das Gold der Pinheiros. Eine Novelle von Th. Mügge 208

Die Felsenmühle. Eine Erzählung von Emilo d'Estrées 367

Seite

Gedichte von Johann Gabriel Seidl.

Dichten und Leben 380

Zum Namensfeste 381

Das böse „Aber" 382

Ritterliche Haft. Ballade von Johann N. Vogl . . 383

Die Glücklichen, von Julius Krebs 385

Gedichte von Wilhelm Kilzer.

Das Gotteshaus 387

Licht und Schatten 389

Schmerzliches Erwachen 390

Geheimes Lieben 391

Biographiſche Skizzen.

1.

Stephan Franz Victor,

Kaiſerlicher Prinz und Erzherzog von Oeſtreich, Königlicher Prinz von Ungarn und Böhmen u. ſ. w., Ritter des goldnen Vließes, Großkreuz des Herzogl. Sächſ. Erneſtiniſchen Hausordens, K. K. Oberſt und Inhaber des Linienregiments Nr. 58.

Das Band der innigſten und edelſten Liebe vereinte den Erzherzog Joſeph, Palatinus des Königreichs Ungarn mit Herminen, geborne Herzogin von Anhalt-Bernburg-Schaumburg erſt ſeit zwei Jahren, als ſie ihm am 14. September 1817 ein Zwillingspaar, den Erzherzog Stephan und die Erzherzogin gebar, welcher der Mutter ſchöner Name zu Theil ward. Aber der Geburtstag der Zwillinge ward auch zugleich der Todestag der noch nicht zwanzigjährigen Mutter und das tiefſte Leid miſchte ſich ſo mit der höchſten Freude. Denn ſelten vereinte ſich ſo wahrer Seelenadel mit hoher Stellung im Leben, wie es bei dieſer ewig unvergeßlichen Fürſtin der Fall war. Nur zwei Jahre war es der Hochgebildeten vergönnt, einen hohen Beruf in der magyariſchen reformirten Kirche mit frommem Geiſte zu vollführen, aber ſie hat in dieſer kurzen Zeit ſich ein Denkmal geſtiftet, das von ihrer Seelengröße, Güte, Menſchenliebe und geläuterten Frömmigkeit für die ſpäteſte Nachwelt Zeugniß ablegen wird. Denn ihrem ordnenden Geiſte, ihrem eindringenden Scharfblicke verdanken die Peſther reformirten Gemeinden ihre gegenwärtigen trefflich ausgeführten Gotteshäuſer, ihre großartigen, nach deutſcher Norm eingerichteten

Theilnahme an der allgemeinen Luft; immer höher ſtieg ſeine Unruhe; immer gefährlicher ward der Kampf, von welchem bald der Wangen Bläſſe, der Stirne Furchen und die Abnahme der körperlichen Fülle zeugten.

Vielleicht wäre es ſeinem beſſern Willen gelungen, die Schwäche zu bemeiſtern, hätte nicht der Zufall ihm ſeinen Jugendfreund (den Genoſſen aller Freuden und Wehen der Knabenjahre) wieder zugeführt.

Baron Dorn kam von einer großen Reiſe nach Frankreich und Italien zurück, und fand den Bekannten in der Hauptſtadt wieder.

Herbe Erfahrung im Kreiſe der Weiber und viel ſchwarze Galle hatte den Jüngling zum Ehefeind gemacht. Bitter lachend vernahm er Emils Schilderungen des Glückes der Ehe und Häuslichkeit, und konnte das gewohnte Grinſen nicht verbergen, als der Freund ihm Adelaide einen Engel an Liebe, Reinheit und Treue nannte.

„Reinheit?“ murrte er. „Wo lebt eine Reine? Doch ja, die Reizloſe, die Betagte iſt rein, weil ſie unverſucht blieb. Rechneſt Du auch die Schauſpielerinnen dazu, ſo gebe ich Dir durchaus Recht, wenn Dir am Schein genügt. Aber“ —

Welche Grundſätze! rief Emil und kratzte die Gegend hinter dem Gehör-Organ.

höhern Lehranſtalten und die unter deren Leitung blühenden Elementarſchulen. Sie war es, welche durch Berufung des unſterblichen Homileten Kleinmann, einen Gemeinſinn für höhere, erfolgreiche Kanzelvorträge anregte, ſie war es, deren Beiſpiel und Vorgang die edlen Frauen Peſths für die wohlthätigen Zwecke eines ausgebreiteten Frauenvereins entzündete.

Kein Wunder nun, daß bei der ſo reichbegabten Mutter und dem hohen Geiſte des Vaters, der alle dieſe Tugenden zu würdigen und ſie an ſein liebendes Herz zu ziehen verſtand, alle dieſe Geſchenke des Himmels und Erwerbniſſe eines höhern Sinnes, auch auf ihre Kinder übergingen, und die Verewigte, die ſie nicht mehr auf Erden an ſorgender Hand leiten konnte, ſomit ihr Schutzgeiſt aus höhern Sphären ward. Denn gleich ſeiner Schweſter Hermine*), deren zarte und holde Weiblichkeit das Ebenbild der Mutter unverkennbar abſpiegelt, erbte auch Erzherzog Stephan alle die treflichen Eigenſchaften, welche die Verklärte auszeichneten, Empfänglichkeit für alles Schöne in Natur und Kunſt, tiefe Frömmigkeit, feurige Bereitwilligkeit zu jeder Hülfe, freudige Anerkennung fremden Verdienſtes. Hohe Wißbegierde und Schnelligkeit der Auffaſſung zeichneten ihn ſchon in ſeinem zarteſten Knabenalter aus. Sein edler Vater verſtand es, mit durchdringendem Blicke in das Innere dieſes Gemüths, allen dieſen Vorzügen eine Richtung zu geben, wie ſie den Erforderniſſen ſeiner hohen Stellung und der Ausbildung ächten Menſchenwerthes angemeſſen war, und die liebende Stiefmutter, die er am 24. Auguſt 1819 in Marien Dorotheen, geb. Herzogin von Würtemberg erhielt, bot dazu die treueſte Hand.

Die Erziehung des jungen Fürſten ward erprobten Männern voll Kenntniß anvertraut. Es leitete ſie der Freiherr Eduard von Troſſe zu Sanden, K. K. wirklicher Kämmerer und Oberſt,

*) Hermine Amalie Marie, Sternkreuz-Ordensdame und Aebtiſſin des K. K. Thereſianiſchen adeligen Damenſtifts auf dem Prager Schloſſe.

Ritter des ungarischen St. Stephanordens während fünfzehn, so wie später mit ihm gemeinschaftlich, der Chevalier Maria von Minarelli-Fitzgerald, K. K. Major, Ritter des luccheſiſchen und Kaiſ. Oeſtr. Leopoldsordens während zehn Jahre, deren beiderſeitige Verdienſte allgemein anerkannt und mit den Auszeichnungen belohnt wurden, welche ihrem regen Eifer gebührten.

Vielfache Charakterzüge aus den frühern Lebensjahren des Erzherzogs Stephan zeugen für die Fortſchritte, welche derſelbe in jeder Beziehung unter Leitung dieſer Männer machte. So äußerte derſelbe zum Beiſpiel frühzeitig das lebhafteſte Intereſſe an den Lehranſtalten der Nachbarſtädte von Peſth. Die Semeſtralprüfungen in den Hauptſchulen und Gymnaſien derſelben nahmen ſeine wärmſte Theilnahme in Anſpruch und ſeine ſcharfſinnigen Bemerkungen über die Auffaſſungsweiſe und die Antworten mancher Schüler, erregten Bewunderung. Die größte Aufmerkſamkeit aber widmete er ſtets den Wohlthätigkeitsinſtituten, namentlich den Zöglingen des Blindeninſtituts in Peſth, und feſſelte dadurch, ſo wie durch ſein ſanftes und beſcheidenes Benehmen ſchon als Knabe alle Herzen.

Dieſe ſchönen Eigenſchaften entwickelten ſich im Fortſchreiten der Jahre immer mehr, und neue geiſtige wie Gemüthsvorzüge traten dann bei dem Jünglinge und blühenden jungen Manne hinzu. Eine gedrängte biographiſche Skizze, wie die gegenwärtige, kann nur andeuten, nur im allgemeinen das Gemälde eines edlen, kräftigen und doch wahrhaft menſchenfreundlichen Charakters, eines hochgebildeten, tiefen und doch immer noch nach neuen Kenntniſſen ſtrebenden Geiſtes entwerfen, aber einzelne Züge anzuführen, möge uns vergönnt ſein, welche die eine oder die andere dieſer Richtungen berühren. So weilte Erzherzog Stephan zur Zeit der eindringenden Cholera an der Seite ſeines würdigen Erziehers Minarelli, auf dem Schloſſe zu Prag und ward durch Muth und ruhige Haltung ein Gegenſtand allgemeiner Bewunderung. So begleitete er im Jahre 1837 ſeinen Vater nach Ems,

von wo aus beide öftere Ausflüge in die benachbarten Gegenden machten. Einer derselben führte auf die Festung Ehrenbreitstein. Der dortige Commandant producirte zu Ehren der hohen Gäste mehrere neue Geschütze verschiedenen Kalibers. Die verunglückte Richtung einer Bombe verwundete dabei im Fluge einen der beobachtenden Feuerwerker. Erzherzog Stephan, dieses bemerkend, wagte sich mit Blitzesschnelle während fortdauernder Abfeuerung in die Schußlinie und rieth denen, die das Geschütz bedienten zur zweckmäßigen gefahrlosen Stellung derselben. Bei demselben Besuche wurde auch innerhalb der Festung eine Mine probirt, welche nach den neuern preußischen Fortificationsgrundsätzen weit wirksamer als eine nach älterem Systeme sein sollte. Der Erzherzog Stephan stand in einer Entfernung von 60 bis 80 Schritten davon, als ihm bei der Explosion derselben ein Stein am obern Scheitel eine anderthalb Zoll tiefe Wunde verursachte. Mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit ließ der Prinz, während ihm das Blut über das Gesicht herabfloß, diese Wunde mit einer Sonde untersuchen und erheiterte unter Scherzen darüber die Besorgniß des Vaters, wie das Schrecken der ihn umgebenden Veteranen, die solches Benehmen nur zu höherer Achtung für den jungen Prinzen entflammen konnte.

Doch eine an sich furchtbare Begebenheit war es, welche den kühnen Muth, die aufopfernde Unerschrockenheit und die hülfebringende Geistesgegenwart dieses edlen Fürsten in das vollste Licht stellte. Die letzte Ueberschwemmung von Pesth durch die Donau. Durch Zeitungen und Berichte ist der unbeschreibliche Jammer dieser Zeit, die schauervolle Lage der von den Wogen bedrängten Einwohner jener Stadt, die Rettungslosigkeit in die bereits Alles versenkt zu sein schien, ausreichend geschildert worden, aber nur ein Augenzeuge kann den Eindruck des Augenblickes ganz empfinden, wo, als Alles in Verzweiflung nur noch zum Himmel aufschaute und nun der kühne fürstliche Jüngling, in Begleitung seiner würdigen Erzieher auf einem Nachen, die Wuth

des tobenden Elements und der Alles Zermalmung drohenden thurmhohen Eismaſſen bekämpfte, zu ſeinen troſtloſen Mitbrüdern eilte, durch die überfluthete Stadt ſchiffte, Verzweifelnde aus einſtürzenden Wohnungen rettete, den Verſchmachteten Nahrung und Labung zuführte, und allenthalben als ein ſanfter, Hülfe ſpendender Engel inmitten der höchſten Gefahr erſchien. Wer mag ſich nun noch über den Freudenjubel wundern, mit welchem dieſer geliebte Fürſt von den hochherzigen Magyaren überall begrüßt wird, wo er ſich nur in der anſpruchloſen Freundlichkeit zeigt, die ihm ſo eigenthümlich iſt.

Um die Mitte des Jahres 1839 ward der Erzherzog Stephan nach erlangter Majorennität nach Wien berufen, um daſelbſt an der Seite ſeines Oheims, Erzherzog Ludwigs, Kaiſ. Hoh., eines der weiſeſten und erfahrenſten Staatsmänner Oeſtreichs, praktiſche Erfahrungen für ſeine künftige hohe Laufbahn zu ſammeln. Der Abſchied vom Vaterhauſe in's Vaterhaus ſoll ergreifend geweſen ſein. In Mitten der Bewohner Wiens erfreut er ſich jetzt derſelben Liebe und Verehrung, wie ſie ihm überall zu Theil ward, wo er alle die liebenswürdigen und glänzenden Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens entfalten konnte, die in ſo reichem Maaße ſein Eigenthum ſind.

2.

Marie Herzogin von Würtemberg,

geborne Prinzessin von Orleans.

Wir geben in diesem Jahrgange unsers Taschenbuchs dem Beschauer zwei Stahlstiche nach plastischen Arbeiten einer weiblichen Hand, die, wenn sie auch nicht einer Fürstin angehört hätte, durch ihre Kunstschöpfungen sich dauernden Nachruhm erworben haben würde. Denn je seltener es ist, auf diesem Gebiete der Kunst den zarten Fußtritten von Frauen zu begegnen, um so bedeutungsvoller wird es noch, wenn derselbe Fuß, der diesen Pfad betrat, dem Throne so nahe steht und gern den glatten Boden der Salons verläßt, um im laubigen Atelier des Künstlers sich zu ergehen. Leider gesellt sich zu diesen erfreulichen Anregungen zur Aufmerksamkeit noch die traurige, daß die Künstlerin in der schönsten Blüthe des Lebens und Glücks den Meisel fallen lassen mußte, und bis zu ihrem letzten Athemzuge auch das edelste Bild der frömmsten Tugend, Treue und Liebe in ihrem eigenen Dasein aufstellte. Unter allen diesen Beziehungen wird Marie (Christiane Karoline Adelaide Françoise Leopoldine) von Orleans, vermählte Herzogin von Würtemberg unvergeßlich bleiben.

Wollten wir hier blos einen Umriß ihres Lebens geben, so würde dieser sehr kurz ausfallen müssen, denn aus dem väterlichen Hause und der zärtlichen Obhut ihrer Mutter ging sie nur für kurze Zeit an das Herz eines liebenden Gemahls, um nach wenigen Jahren, ja, nur Monden, den Lohn ihrer Tugenden in der Krone der Vollendung zu empfangen. Aber es gilt uns hier mehr, das Gemälde der Künstlerin, zugleich aber auch das Bild ihrer innern Vortrefflichkeiten, welche beide so eng mit ein-

Carl Mayer's Kunst-Anstalt in Nürnberg

nach einem plastischen Arbeit darstellen

ander verſchwiſtert waren, zu entwerfen, und dazu finden wir die gediegenſten Materialien in dem gefühlvollen Aufſatze, den bald nach ihrem Tode ein franzöſiſches, unter den Augen von Mariens Eltern erſcheinendes Zeitblatt mittheilte, aus welchem auch das Kunſtblatt vom 12. Febr. 1839 ſeine Materialien ſchöpfte, und dies mit vollem Rechte, da Haltung und Gepräge jener Würdigung deutlich zeigen, wie eine eben ſo verſtändige als vertraute Hand dieſe Züge entwarf. Wir beſchränken uns daher hier darauf, dieſe Charakteriſtik in einer getreuen Uebertragung nur mit wenigen Zuſätzen mitzutheilen, überzeugt, daß ſie vollkommen dem Zwecke entſprechen wird, den wir allein hier im Auge haben können.

Marie ward am 12. April 1813 in Palermo, dem damaligen Aufenthaltsorte ihrer in Zurückgezogenheit lebenden Eltern, geboren. Sie kannte vom Kaiſerreiche nur deſſen Geſchichte. Nur das Geräuſch des Untergangs der Napoleoniſchen Dynaſtie hatte um ihre Wiege getoſet, aber die Phantaſie der jungen Tochter Frankreichs ward dennoch bald ergriffen von dem wunderbaren Glanze, der ſelbſt nach dem Verſchwinden dieſer Epoche ſich noch über dieſelbe verbreitete, und lebhaft faßte ſie deſſen junge Erinnerungen auf. Dieſe zog ſie Allem vor, was die Geſchichte ihres Vaterlandes ihr mittheilte. So acclimatiſirte ſich auch dieſe zarte Pflanze ſchnell auf dem franzöſiſchen Boden, auf den ſie nicht lange nachher übergeſiedelt ward. Alle Zeugen der Kinderjahre der Prinzeſſin Marie erinnern ſich noch lebhaft, wie ihr damals diejenigen Bücher die liebſten waren, welche die Schlachten der großen Armee ſchilderten, ſo wie die Gemälde, welche die Züge des Kaiſers darſtellten. Eine Büſte Napoleons, von trefflichſter Arbeit, welche ihr Bruder Franz in Livorno gekauft hatte, ward von Marien mit Enthuſiasmus angenommen und ſchmückte ſeitdem ihr Arbeitszimmer. Dieſen kriegeriſchen Erinnerungen widmete ſie eine Menge geiſtreicher Zeichnungen, leicht hingeworfener Arbeiten eines ſchon ſich kundgebenden Talentes.

Und als ſpäter ihre feſter gewordene Hand es wagte, den Meiſel des Bildhauers zu ergreifen, war es wieder ein ächt franzöſiſcher Gedanke, der ihren Künſtlermuth belebte. Das junge, fromme Mädchen wählte die keuſche Jungfrau, welche ihr Glaube ſelbſt bewaffnet hatte. Die Tochter Frankreichs ſtellte die Heldin, welche die Engländer vom Boden ihres Vaterlandes vertrieb, auf ein marmornes Piedeſtal. Und ſelbſt da, als eine Vermählung, die ganz ihren Wünſchen und Hoffnungen entſprach, ihren jungfräulichen Namen in den verwandelte, der ſo bald auf ihrem Grabe zu leſen ſein ſollte, ſegnete die Herzogin von Würtemberg, welche würdig geweſen wäre, einen Thron zu ſchmücken, in dieſer hohen Verbindung, die jedoch frei war von allen Verpflichtungen, welche Frankreich fremd, das ſchöne Vorrecht, das ſie dadurch erhielt, noch dort zu verweilen. Ein Traum ihres Lebens war es auch, dort zu ſterben.

Die Prinzeſſin Marie war von der Hand der Natur mit einem hervorſtechenden Geſchmacke an den Künſten in ihrer reinſten Bedeutung beſchenkt worden. Ihr erſtes mit vollſtem Ernſte gearbeitetes Werk war ein Meiſterſtück religiöſer Begeiſterung und heiliger Schönheit.

Wie hatte ſich nun aber in der Königstochter dieſer höhere Beruf entfaltet, der eines Künſtlers Glück und Ruhm geſchaffen haben würde? Marie war Künſtlerin durch ihr Gemüth geweſen, ehe ſie es durch Pinſel und Meiſel wurde. Die erſten Eindrücke ihrer zarteſten Jugend hatten die Geſtalt geiſtreicher Zeichnungen und flüchtiger Skizzen angenommen, worin ſich ſchon eine künſtleriſche Auffaſſung zeigte. Als ſie in der Folge zu höhern Studien vorſchritt, als die Poeſie, in der ſie beſonders die Werke der deutſchen und engliſchen Claſſiker liebte, dieſen unerſättlichen Durſt nach Geiſteserregungen ſtillte und beruhigte, dieſen Durſt nach Bildern und Farben, dieſen keuſchen und frommen Enthuſiasmus, der ihre Jugend durchloderte, ward ſie Malerin, um das Vorrecht zu benützen, nur ihre Lieblingsdichter, Goethe, Schiller,

Walter Scott und Shakespeare gleichsam zu übersetzen, jene tiefen Charakteristiker, welche das funfzehnjährige Mädchen schon verstand und mit fortreißendem Genie in geistreichen Darstellungen wiedergab. So lernte sie Geschichte, so studirte sie Dichtkunst.

Dieses Bedürfniß, moralische Eindrücke durch bildende Kunst zu verdeutlichen, war in Marien wirkliche künstlerische Begeisterung. Ihre Seele war die Quelle ihres Talents, ihr Enthusiasmus ihr erster Meister. Ehe sie noch zeichnen konnte, entwarf sie schon historische Gemälde, crayonirte schwermüthige Balladen, gruppirte Gestalten, und ergoß Bewegung, Leben, Farbe, Leidenschaft in diese incorrecten Skizzen. Ary Scheffer wurde als Zeichnenlehrer der Prinzessin Marie angenommen. Er erfaßte auf den ersten Blick schon die Natur und Richtung dieses tiefen und unverdorbenen Talents. Selbst ein geistvoller Künstler vor vielen, hütete er sich wohl, in seiner Zöglingin einer Inspiration entgegenzutreten, die nachher in allen ihren berühmt gewordenen Arbeiten sich so deutlich aussprach. Indem er diese noch furchtsame Hand sanft leitete, ließ er volle Freiheit zu kräftiger Entwicklung dieser glühenden Phantasie, welche von einem ernsten Sinne zurückgehalten ward, diesem so raschen, fortgerissenen, urplötzlichen Talent, das doch auch wieder seine feierlichen Stunden der Sammlung und Niedergeschlagenheit hatte, Stunden, wo das Gemüth das Bedürfniß eines höhern Lebens fühlt, eines kühnern Aufflugs, einer tiefern Empfindung, einer höhern Richtung für seine Gedanken und Werke. Und dies bezeichnet in der That den Doppelcharakter der Schöpfungen, die man dem Talente der Prinzessin Marie verdankt. Deutlich bemerkt man an ihnen Begeisterung und Ernst, eine kräftige und doch gezügelte Originalität, eine Leidenschaftlichkeit, die dem Gemüthe entströmte, ein Gefühl für das Ideal, das die Form bewältigt und unterjocht, ohne sie zu ändern, etwas Uebernatürliches, Keusches und Göttliches unter sterblicher und vergänglicher Hülle.

„Die richtigsten," entgegnete Dorn, „aus dem Quell der Erfahrung geschöpft, aus Menschen- und Weiber-Kenntniß abgezogen."

Du meinst also — fragte jener — daß keine Frau gut seyn kann?

„Seyn kann?" erwiederte jener, „o ja, aber ist? Selten, so lange Natur und Leidenschaft den Sieg über Entschlüsse und Grundsätze erringen. Man kann auch das große Loos gewinnen, doch unter Tausenden nur Einer, das ist das Verhältniß."

Du bist fürchterlich und ich zittere, sprach der Hörer.

„Das Zittern," fuhr der Redner mit kaltem Witze fort, „ist gut und nützlich bis zur Verlobung, dann ist's vom Uebel. Ein zitternder Ehemann ist des Spottes Ziel. Warum legtest Du Dir, gegen meinen Rath, die schwachvergoldete Fessel an?"

Emil. Sage mir, was denkst Du von meiner Gattin?

Dorn. Daß sie eine liebenswürdige, geistvolle Frau ist.

Emil. Nicht auch eine gute?

Dorn. Wirst Du, ohne Dich beleidigt zu fühlen, meine Meinung hören?

Emil. Hier meine Hand. Sprich.

Dorn. Sie hat, so scheint es, viel leichtes Blut, eine glühende Einbildungskraft. Das sind gefährliche

So ſtand Prinzeſſin Marie als Künſtlerin da. Sie wäre Künſtlerin geweſen, auch ohne die Erziehung, die ſie genoſſen hatte. Aber durch dieſe kräftige Erziehung, welche unter Leitung der Königin, ihrer Mutter, eine Frau von ſeltenem Verdienſte, Frau von Mallet, ihr gegeben hatte, durch dieſe doppelte Führung zu literariſcher Bildung und wahrhafter Frömmigkeit, hatte die Prinzeſſin ſich bis zur Erkenntniß des Idealen in der Kunſt erhoben, hatte ſie, noch ein junges, ſchüchternes und unerfahrenes Mädchen, jene reine und heitere Höhe erreicht, bis zu der männlichere und kräftigere Genies nicht immer emporſteigen. Ihre Seele beſaß, um ſich ſo auszudrücken, den Ballaſt, der ſie in Mitten der Klippen, womit Phantaſie und Empfindung unaufhörlich die Fahrt des Künſtlers beſäen, vor'm Schiffbruche bewahrte. Allerdings würde es wohl einem Künſtler vom Fache, gewohnt das Wachs zu formen und den Marmor zu bilden, gelungen ſein, den Umriſſen ſeiner Arbeiten mehr Feſtigkeit zu geben und zu einer mehr akademiſchen Correctheit zu gelangen, aber keiner ſie in der Würde der Stellung, in der Tiefe des Ausdrucks, in der Größe der Anſicht, in der Erhabenheit und dem Edeln des Gedankens übertroffen haben. Denn aus allen dieſem beſteht unſrer Meinung nach der wahre Charakter jener ſo populär gewordenen Statue, jener Johanne d'Arc, die jetzt eines der Meiſterwerke des Verſailler Muſeums iſt. Darin beſtand auch das eigenthümliche Verdienſt vieler andern Verſuche Mariens, die nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmt waren, einer Reiterſtatue der Johanne d'Arc, Basreliefs nach Quinet's Gedicht Ahasverus, Glasgemälde in der Kapelle von Saint Saturnin, und einer Menge Zeichnungen, die ſich in den Albums der königlichen Familie befinden, Werke, die größtentheils ganz unbekannt ſind, und die Marie zu verbergen ſuchte, wie ihr Gemüth, deſſen Schätze ſich nur dem Umgange mit den Ihren öffneten, wie ihren Geiſt, der nur ungern ſich nach auſſen kund gab. Blos ihre Johanne d'Arc verließ das Atelier Mariens, um in

Schlacht bei Lepzig

Carl Mayers Kunst Anstalt in Nürnberg

JOHANNA D'ARC.

Sculptur der Herzogin Marie von Württemberg

Verſailles mitten unter den übrigen Statuen, gleichſam der Marmorchronik der Geſchichte Frankreichs, ihre Stelle einzunehmen. Aber ob ſie ſich auch dem Tageslichte zeigt, bemerkt man doch, daß Johanna das nur furchtſam thut. Die junge Heldin ſchlägt die Augen nieder, ſie krenzt die Arme über ihrer Bruſt, ſie verbirgt ſich hinter einem Schwerte, das weit eher ein dem Altar entlehntes Kreuz als die mörderiſche Waffe zu ſein ſcheint, welche Frankreich rettete. Nur durch die Feſtigkeit, mit welcher ihre gepanzerten Füße auf dem Boden zu haften ſcheinen, den ſie vertheidigen will, verräth ſie ihren kriegeriſchen Beruf. Man begreift es, daß wenn ihre Seele voll Zerknirſchung und Demuth vor Gott iſt, ihr Herz wenigſtens nicht vor den Engländern zittern wird.

So war die Prinzeſſin Marie aus ihrer trauten Verborgenheit hervorgetreten, mit dieſer ſchüchternen Aengſtlichkeit hatte ſie ſich öffentlich gezeigt. Gleich ihrer Johanna war ſie furchtſam vor der Welt. Sie liebte dieſe nicht. Nicht als ob ſie nicht gegen Jedermann wohlwollend und mild geweſen wäre, aber die Repräſentation, der Zwang, die elegante Heuchelei, die kalte Etikette, dieſes ganze Leben, wozu ihr Rang ſie verurtheilte, verwundete in ihr alle natürlichen Triebe für Freiheit und Poeſie, unterdrückte gewaltſam jene begeiſterte Künſtlergluth, die in ihrer Phantaſie wie in ihrer Seele loderte. Daher beurtheilten auch die Salonsmenſchen ſie ſtreng. Man warf ihr vor, daß ſie nicht Stoff darzubieten verſtehe zu einer officiellen Unterhaltung. Man tadelte die Kile, womit ſie ſich nicht ſelten der feierlichen Langenweile einer Audienz zu entziehen wußte. Man hatte Recht, ſie deshalb zu tadeln. Ihr Rang verurtheilte ſie zur Langenweile, zum Ceremonkel, zur Marter ſtummer und angeſpannter Unbeweglichkeit. Manchmal unterwarf ihr Verſtand ſich dennoch dieſer Qual und dann bewunderte man die Würde ihrer Haltung. Manchmal aber gab die Fürſtin auch ihre Rolle auf. O! da war es die Phantaſie, welche die Künſtlerin auf goldnen Schwingen

in die ruhige und harmonische Sphäre trug, in welcher sie so gern entfernt vom Geräusch athmete und träumte.

Ohnerachtet dieser Schüchternheit jedoch, ja vielleicht selbst um ihretwillen genoß Marie einer wahren Popularität, die auf alle ihre Arbeiten mit Vorliebe blickte. Besonders waren die Augen der Künstler auf dieses Atelier gerichtet, von dem man wußte, daß die Prinzessin sich darin alle Morgen, wenn sie nicht Unglückliche zu besuchen und zu unterstützen hatte, einschloß. Denn auch damit begann sie oft ihr Tagewerk und weder Kälte noch üble Witterung hielten diese zarte Gestalt zurück, die oft aus dem Eifer des Wohlthuns auch Kraft dazu schöpfte.

Marie legte, wenn man so sagen darf, selbst in ihre Wohlthätigkeit Phantasie. Sie interessirte sich für jene schüchternen, demüthigen Bedrängnisse, für jene einzeln stehenden Unglücksfälle, für jene verschämte Armuth, die vor dem Unglücke wie vor einem Verbrechen erröthet, und welche wahre Menschenliebe erst in dem verborgenen Asyle ihrer Entsagung und ihres Jammers aufsuchen muß. Für die Almosenspenden Mariens war diese Klasse von Leidenden privilegirt. Auch wendeten sich ihre milden Gaben zu jenen minder verzweiflungsvollen Bedrängnissen, die sich ihr auf einer eigenthümlichen Seite zeigten. Sie hob gern die Schwachen empor, ergriff Parthei für die Unterdrückten. Ein armer Arbeitsmann, welcher sich damit sein Brot verdiente, daß er das Gras zwischen den Steinplatten des großen Schloßhofes von Saint Cloud ausjätete, und dessen Körper durch diese vierzig Jahre fortgesetzte Arbeit ganz krumm gebeugt war, ward von der Prinzessin pensionirt. Ein Conscribirter des 62sten Regiments, der einer jener Compagnien angehörte, wo man keinen andern Ehrgeiz kennt, als den eines Epaulette von rother oder gelber Wolle nach langen Dienstjahren, war der Prinzessin aufgefallen, die manchmal hinter den verschwiegenen Scheiben ihres Fensters den von dem Marschall Lobau befehligten Paraden zusah. Sein leidendes Aussehen, seine Unruhe, sein Verlassensein

mitten unter ſeinen Kameraden hatte ſie betroffen. Die Prinzeſſin erfuhr, daß er ein rechtlicher Mann und braver aber ſchüchterner Soldat ſei, ein wenig Neuling und ſehr arm. Da reichte ſie ihm die Hand, griff für ihn in ihr Sparkäſtchen, und ſchrieb ihn auf die Liſte der von ihr Unterſtützten, worauf nur Unglückliche ſtanden.

Dies war die Richtung ihres Gemüths. In allem zog ſie das Weſentliche der Form vor. Der glänzendſte Generalſtab, der vor ihrer Thüre paradirt hätte, würde ihr nicht den armen Conſcribirten des 62ſten Regiments in Vergeſſenheit gebracht haben. So erſchien ihr mitten in einer ſo oft mit dem ſtrahlendſten Hoffeſten verbundenen Exiſtenz äußerer Glanz niemals als gerechter Anſpruch auf Vorzug und Auszeichnung von ihrer Seite. Gegen den mit Gold verbrämten Hofmann war ſie nicht ohne Stolz, aber ſanft und einfach gegen den ſchüchternen Mann, den die Kerzen des Palaſtes blendeten, und man kann ſehr achtbare, aber gewöhnlich in Verborgenheit lebende Namen nennen, welche ihr wohlwollender Scharfblick in der Zurückgezogenheit entdeckte, in ihrem Dunkel auszeichnete und in ihrer Beſcheidenheit ehrte.

Doch die große Menge konnte die Prinzeſſin Marie nur als Künſtlerin kennen lernen, da ſie alle dieſe ſtillen Tugenden im Verborgenen entfaltete, da nur die treue Mutter, die herrliche Erzieherin dieſe in ihrem ganzen Umfange erriethen und würdigten.

Als die Franzoſen die Johanne d'Arc der Prinzeſſin ſahen, ſo glaubte die Nation, die Fürſtin habe für ſie gedacht, für ſie gearbeitet, ſie lege Werth auf die allgemeine Zuſtimmung. Und ſie ward ihr in hohem Grade zu Theil. Man liebte das Werk, man liebte die Künſtlerin. Nein! ſo reich auch die Huldigungen waren, die ſie an den Höfen Deutſchlands einerntete, ſo glänzend die Feſte, welche überall ihre Ankunft feierten, nirgends liebte man ſie mehr, nirgends betete man ſie mehr an, als in ihrem Vaterlande.

* *

Aber ach! sie kehrte nur dahin zurück, um in der Blüthe des Lebens dem unerbittlichen Schicksale zu erliegen!

Der Herzog Friedrich Wilhelm Alexander von Würtemberg, im schönsten Mannesalter stehend und durch Vorzüge des Aeußern wie des Innern ausgezeichnet, war nach Paris gekommen, hatte bei der Vorliebe der Prinzessin für deutsche Sprache und Literatur, in seiner Charakterfestigkeit und Gemüthstiefe, ihre Liebe gewonnen, und am 17. October 1837 feierten sie ihre Vermählung. Bald darauf reiste sie mit ihrem Gemahl nach Deutschland, wo der unglückliche Brand ihrer Wohnung in Gotha, der Schrecken und die Erkältung, welcher sie sich bei ihrer Flucht aus dem brennenden Gemach und Gebäude aussetzte, ohnstreitig der erste Keim zu dem Uebel wurden, dem sie nachher erlag.

Seit dem Tage, am 30. Juli 1838, wo sie bei zartem Körperbau einem sehr starken Knaben das Leben gab, begann das deutlicher sich aussprechende und mit furchtbarer Schnelligkeit um sich greifende Leiden ihrer Erschöpfung. Sie siechte dahin, die Arme, an demselben Orte, der ihr in ihren Kinderjahren so reizend erschienen war, unter den schönen Schattengängen Neuillys, die so lange die Spielplätze, die Erfrischungen ihrer lebensvollen, früheren Jahre gewesen. Nun wollte sie nach Deutschland zurückkehren. Phantasie, das Lustschloß ihres Gatten, ohnweit Baireuth, schwebte ihr vor. Da hoffte sie Einsamkeit, Ruhe, vielleicht Gesundheit wieder zu finden. Die Aerzte aber, bereits ängstlich und mit Recht besorgt, schrieben ihr eine Reise nach Italien vor. Sie mußte gehorchen. Und sie schied. Fontainebleau war Zeuge des letzten Zusammenseins der Prinzessin mit den Ihren. Herzzerreißend war diese Trennung. Nur die junge Herzogin selbst zwang sich, eine Hoffnung zu zeigen, die ihrem Herzen schon fremd war. Als sie ihre geliebteste Schwester, die Königin von Belgien umarmte, sagte sie zu ihr halb laut: „Louise, vergiß mich nicht!“ Hieß das nicht so viel, als: „Lebe auf ewig wohl, Louise! ich muß fort, um fern von Dir zu sterben.“

In Italien fand die Herzogin von Würtemberg eine Aufnahme, die der Tochter eines Königs würdig war. Aber vergebens ſuchte ſie Geneſung. Vergebens hatte Genua für ſie eine ſeiner köſtlichſten Villen bereitet, ſtolz an den Seiten der Hügel gelegen, die es umkränzen, wo man von der einen Seite die grünenden Gefilde, von der andern das mit weißen Segeln bedeckte unter Dampfſchiffen ſchäumende Meer erblickt. Die Prinzeſſin ſah ſich genöthigt, auf dieſen Aufenthalt zu verzichten. Die Luft war zu ſcharf für ihr Leiden. Sie ſtieg in die Stadt herab und hatte auch hier den Wunſch, ſie nur bald möglichſt wieder zu verlaſſen. Die Krankheit hatte reißende Fortſchritte gemacht. Man mußte die Herzogin in einer Sänfte tragen. Die Aerzte waren hoffnungslos und konnten weder etwas verordnen noch verbieten. Sie gehorchten, und der Wille der Kranken beſtimmte allein. So verließ ſie denn Genua ſo krank, daß das Gerücht ihres Todes ſchon nach Paris erſcholl. Die erſte erſchütternde Betrübniß durchbebte das Königshaus. Der Herzog von Nemours reiſte ab. Fand er ſie noch lebend in Piſa, wo ſie ein milderes Klima aufgeſucht hatte? Dieſe Ungewißheit war Hoffnung wie Qual auf ſeiner Reiſe.

Wir ſind nun in Piſa. Die Herzogin iſt eben angelangt. Sie befindet ſich beſſer. Man hält ſie für gerettet. Der Herzog von Würtemberg athmet von neuem auf. Er ſchreibt nach Paris, daß die beängſtigenden Symptome verſchwunden ſind, und die königliche Familie beginnt wieder zu hoffen, wie er. Die Herzogin war vier Tage lang längs des reizenden Ufers hingereiſt, auf dem lachenden Wege von Genua nach Piſa, durch Grün und Blumen, und während dieſer Reiſe ſchien ſie neue Lebenskräfte eingeſogen zu haben. Die Sonne, das Land umher, der reine dunkelblaue Himmel, das leis murmelnde Meer, der leichte Seewind, die Luft mit Düften erfüllt, und dazu die Künſtler-Phantaſie, die auf dieſem durch die Kunſt ſo berühmten und ihr ſo ganz geweihten Boden empor ſich ſchwingt, dieſe wundervollen

Horizonte, dieſe warmen Tinten, dieſe durchſichtige und milde Atmoſphäre, alle dieſe Einflüſſe des Bodens und des Klima, alle dieſe Anreizungen zum Leben, wenn man erſt 25 Jahre zählt, und ſo viel Anſprüche auf die Zukunft durch Herz und Schönheit und Geburt und Ruhm hat, alles hatte mit unbegreiflicher Macht auf dieſen erſchöpften Körper eingewirkt. Marie fühlte ſich neubelebt. Dem Tode in Genua geweiht, hatte ſie in Piſa die unſeligen Vorausſagungen ihrer Aerzte zu Schande gemacht, ſie zwang dieſe zu Hoffnung, ſie dictirte ihnen zuverſichteinflößende Bülletins, die ſie ſelbſt mit Vertrauen unterzeichnete, ja ſie ergriff ſogar die Feder wieder mit feſter Hand und ſchrieb an ihre Mutter neun Seiten voll maleriſcher Beſchreibungen, voll feiner und lebhafter Bemerkungen, voll liebender Zuſicherungen, und ſprach von allem mit ihr — nur nicht von ihrer Krankheit!

Als der Herzog von Nemours in Piſa ankam, war alles wieder dahin! Die Krankheit hatte ihren Verlauf wieder begonnen. Alle Geſichter waren traurig und düſter geworden, und der letzte Strahl, den das Leben der Herzogin geſpendet, erloſch in Leiden und Entmuthigung.

Am erſten Januar 1839 verlangte die Herzogin von Würtemberg nach einem Prieſter, denn Gott rief ſie ſichtlich zu ſich und der Schmerz mahnte ſie an ihr nahes Scheiden. Sie war ruhig. Ihre Beichte war kurz. Mit Salbung nahm ſie das Abendmahl. Ihr Bruder fragte ſie, was er nach Paris ſchreiben ſolle? „Nichts, als was ihnen Zuverſicht verleihen kann!“ antwortete ſie mit einem Lächeln voll unbeſchreiblicher Heiterkeit. Dann ſchlief ſie einige Augenblicke. Bald wieder erwacht, forderte ſie einen Bleiſtift und wollte zeichnen: „Meine Hände ſind zu ſteif, ich muß es ſein laſſen!“ ſagte ſie zu ihrem Bruder mit ruhigem entſagenden Tone. Dann fragte ſie aber mit ſanfter Entſchloſſenheit, die jede Schonung zurückwies, ob die Aerzte noch einige Hoffnung hätten. Sie erhielt eine ihres Muthes würdige Ant-

wort. „Gut!“ antwortete ſie. „Habe Dank! Mein Freund, ich verſtehe Dich! Gott wird mir helfen!“ Und als der Herzog in dieſem Augenblicke eintrat, legte ſie dem Bruder den Finger auf den Mund und flüſterte: „Still! daß Alexander nichts davon erfährt!“

Von dieſem Augenblicke an bereitete ſie ſich vor zum Tode. Ihr edles, von der Heftigkeit eines ſo hartnäckigen Uebels verſtelltes Geſicht hatte doch noch den Ausdruck einer höhern Schönheit behalten. Ihre ganze Seele ſchien ſich in ihre Augen geflüchtet zu haben, die von außerordentlichem Glanze ſtrahlten. Ihre Stimme war noch feſt. Ihr Verſtand war nie ſichrer, klarer geweſen, ſie nie mehr Herrin ihrer ſelbſt als jetzt. Die Welt mochte es einen heldenmüthigen Tod nennen, vor Gott war es ein heiliger.

Die Nacht vom 1. zum 2. Januar war furchtbar. Die Herzogin ſchlief nicht. Ihre Schlafloſigkeit war nur durch eine ſchmerzenvolle Betäubung unterbrochen, nach der ſie mehreremale ſeufzend ausrief: „O welchen Todeskampf! Wie es ſchrecklich iſt zu ſterben! Ich war ſo glücklich!“

Mit Anbruch des Tages verlangte ſie die letzte Oelung und erhielt ſie mit bewundernswürdiger Faſſung. Von da an fand ſie die Ruhe wieder, welche ſie bis zu ihrem letzten Athemzuge nicht mehr verließ. „Man bemerkte an gar nichts, daß ſie ſterbe,“ ſchrieb einer der Augenzeugen dieſes langen Todeskampfes, „als an einer noch größern Sanftheit ihrer Stimme und der zarteſten Aufmerkſamkeit, welche ſie für alle Anweſende hatte.“ Nun ließ ſie ſich ihren Sohn bringen und küßte ihn zärtlich. In einer letzten Unterredung mit ihrem Bruder ſprach ſie lange von ihren geliebten Eltern, ihren Brüdern, ihren theuern Schweſtern, von allen Mitgliedern ihrer Familie. „Ich ſterbe ſehr jung,“ ſagte ſie manchmal, „ich bin nicht die Unglücklichſte!“

Um 8 Uhr Abends war noch Leben in ihren Augen und auf ihren Lippen. Sie litt nicht mehr. Vielmehr ſchien ſie dem

Feinde der Ruhe ihres Mannes. Die herrlichsten Vorsätze scheitern an jenen Klippen.

Emil. Verdammt!

Dorn. Sage mir: bleibt Adelaide ihrem Kammermädchen stets gleich gewogen? Gefällt sie sich lange in demselben Kleide? in demselben Zustande?

Emil. (erbleichend, laut und hastig) Nein, nein, nein! Aber Du schließest — ?

Dorn. Mit Recht von dem einen auf das andere. Muntere Frauen sind zur Abwechselung geneigt, überall geneigt. Nur eine Zeitlang gefällt ihnen dasselbe Kleid, derselbe Mann. So eine Frau giebt dem Manne ihre Hand, weil sie ihn liebt, sie bleibt so lange ausschließlich nur ihm gewogen, bis ein zweiter ihr nahe kömmt. So wie er erscheint, hat der Ehemann noch ihr Herz, aber nicht mehr allein; der Zweite, versteht er nur zu gefallen, wird auch geliebt. Irre ich nicht, so ist Deine Frau so reizbar als eine ihres Geschlechts. Sie kann, vom Gemüthe aus, gut seyn, aber fest, unerschütterlich ist sie nicht. Doch, was rede ich viel? Du kennst die Frauen so gut als ich.

Emil. Schweig davon! — Du hast, ich gestehe es Dir, mich von neuem aufgeregt. O wär ich daheim geblieben! Ich war so glücklich.

Dorn. Bleibe es. Schließe die Augen und

Tode, der sie so sanft in die Ewigkeit hinübertrug, entgegenzulächeln. Einige Minuten später und sie hatte ihre Seele Gott zurückgegeben. —

Als ihre Mutter diese Trauerbotschaft empfing, rief sie niedergeschmettert vom Schmerze dieses Verlustes: „Der Himmel hat nun einen Engel mehr!“

Th. Hell.

E. Schuler sc

Nettchen Seelmann

Skizzen aus der Schweiz.

Von der Verfasserin der Bilder des Lebens.

Die Patrizier.

Unter den Gebrechen des menschlichen Charakters und Herzens ist der Hochmuth eines derjenigen, die durch sich selbst und ihre Folgen den größten und nachtheiligsten beigesellt werden dürfen. Wie manche bittere Thräne bliebe ungeweint, wie manches Herz ungebrochen, wenn der Dünkel auf Stand, Rang, Reichthum, Talent, den Jammer dieser unvollkommenen Erde nicht vermehrte, wenn die fanatische Wuth sich nimmer regte, mit welcher der Stolz Wohlfahrt, Glück und Liebe ganzer Familien einem nie satten Moloch opfert, der in seinen glühenden Armen des Lebens Heil wie des Herzens Seligkeit vernichtet. Und auf was, guter Gott! auf was können wir armen Menschenkinder, wir machtlosen Eintagsfliegen denn stolz sein? Sieht nicht jeder, daß die glänzendste Wirklichkeit, die hervorragendste Größe oft durch ein Nichts, einen Zufall, einen aufhörenden Athemzug vernichtet wird? — daß der vom Schicksal Begünstigte, Hochgestellte, der sich auf dem Gipfel irdischer Gewalt glaubt,

verten als eine freie Genoſſenſchaft den Landmann wie den Städter, den Handwerker wie den aus ſeinem Vermögen lebenden Privaten ehren ſoll, daß da der Familienſtolz, der Dünkel auf den alten Urſprung des Geſchlechts emporkeimen und, ſich immer mehr befeſtigend, in vielen Fällen angeborne Güte, Rechtlichkeit, Menſchenliebe und alle Eigenſchaften einer tugendhaften Seele, bis zur Verleugnung dieſer Tugenden beherrſchen kann. Und doch iſt es nur zu wahr, daß wo der Bürger durch eine lange Reihenfolge ſeiner Vorfahren und deren Berufung zu Aemtern und Stellen ſich zum Patrizier erhoben hat, ſein Uebermuth weit größer iſt und er dieſen viel ſchonungsloſer gegen ſeine Mitbürger äußert als es der Graf thun würde, der im monarchiſchen Staate am Ruder der Geſchäfte ſteht. Sollte dies nicht den Unterſchied zwiſchen ächtem und erträumtem, blos von der Gewohnheit hergeleitetem Adel bezeichnen?

Herrſchen und beherrſcht werden iſt, mag auch der Radikalismus dagegen ſchreien ſo viel er will, Princip der Welt und Naturgeſetz, unter welcher Form es ſich darſtellen möge, und die, welche am lauteſten ihre Stimme gegen dieſe Gewißheit erheben, gehören in die Reihe ſolcher, die mit aller ihnen zu Gebote ſtehenden Macht an die Stelle der gegenwärtigen Gewalthaber zu kommen ſich abmühen, nicht um uns eine Freiheit und Gleichheit zu verſchaffen, die auf unſerem unvollkommenen Planeten nun einmal zum Nonſens gehört, ſondern um auf eine ihnen bequeme Art die Rollen zu vertauſchen. So war es! So iſt es, ſo wird es ſein! Was z. B. in der Schweiz ſeit dem erſten Zuſammentreten

der Urkantone geschah, hat hell wie das Tageslicht erwiesen: daß das verjagte Regiment wohl einem andern, aber selten einem bessern Platz gemacht hat, und daß die, denen es gelang, dasselbe zu verdrängen, sich mit Blitzesschnelle die unbedingte Gewalt angemaßt, die sie früher verpönten, und sich nebst ihren Familien unverzüglich zu dem Patriziat zu stempeln suchten, das noch vor Kurzem von ihnen verlacht und geschmähet worden war.

Der Tyrannei, dem Dünkel und Uebermuth einzelner bevorrechteter Geschlechter dankte die Schweiz die meisten ihrer Bürgerkriege. Aus ihnen gingen die Unruhen des Bauernkrieges hervor, die so unzähligen, mit dem Lande und seiner Freiheit es gutmeinenden Menschen, schmählichen Tod brachten. Von der Unterdrückung jenes Aufstandes, der, weit entfernt, die Gewalthaber weise zu machen, ihre Herrschsucht nur steigerte und sie mehr als je die Mitbürger als Unterthanen behandeln ließ, schrieb sich die Gährung, die, von Vater auf Sohn vererbt, zwei Jahrhunderte später fast in allen Kantonen sich äußerte, mühsam und mit Hülfe vieler ungerechten Handlungen niedergehalten wurde und endlich an den Folgen der französischen Revolution die glimmende Asche zur verderblichen Flamme entzündete, welche eine Reihe von Jahren hindurch die blühenden Gefilde Helvetiens verheerte. Eine freisinnigere Verfassung entstand aus dem zusammengesunkenen Gebäude, freisinniger, aber dennoch menschlicher Leidenschaft und dem dunkeln Gang der Intrigue durch seltsame Zusammensetzung, mehr als es sein sollte zugänglich, und aus dem langsam sich entwirrenden

Chaos ſtrecke hie und da Familienherrſchaft und Nepotismus den Löwenrachen nebſt der Bärenklaue hervor, ein Uebel, dem keine Republik entgehen mag, ſo lange der fehlerhafte Organismus ſich nicht in Vollkommenheit wandelt. Gedämmt durch den Geiſt unſerer Zeit, dem ſelbſt die Mächtigſten bis auf einen gewiſſen Grad Rechnung tragen müſſen, verdrängt durch das grell entgegenſtehende, ebenſo wenig wohlthätige Princip, wagt der ehemalige Ariſtokratismus es nicht, ſich unverhüllt zu zeigen, und wahrſcheinlich fühlt das jüngere Geſchlecht, wie die Anmaßungen früherer Tage nicht mehr an der Zeit ſind; aber diejenigen, welche aus einer Epoche herſtammen, wo ſie an der Spitze aller ſie umgebenden Kreaturen zu ſtehen dachten, können ihr Vorrecht nicht vergeſſen, und es iſt wahrhaft lächerlich die Anſprüche des verwitterten Adelſtolzes zu ſehen, die ſchwerlich niedergelegt werden dürften, ehe man ihre Beſitzer an der Seite derjenigen Menſchen bettet, die ſie verachteten, und auf das hochmüthige Herz eine Schaufel Erde wirft.

Nirgends aber findet ſich in der Schweiz — denn auf dieſer ruht vorzüglich das Auge des Erzählers — der alte Kaſtenſtolz in ſo ausgezeichneter Auflage als in Bern, das von jeher die Heimath deſſelben war. Das Patriziat kannte dort früher keine andere Exiſtenz, als in ungeſtörter Ruhe die Einkünfte des Staates zu verzehren, ſich abfüttern zu laſſen durch die reichhaltigen Zinſen der ſogenannten Familienliſten und wenn die eigenen Revenüen nicht mehr hinreichen wollten, durch die einflußreiche Sippſchaft auf eine Landvogtei gebracht zu werden, wo das betreffende Indivi-

baum, in ſofern es ſich einiger Sparſamkeit befleißigte, bei dem für dies Land ungeheuern Gehalte, auf den Reſt ſeines Lebens zum gemachten Manne ward. In allen übrigen Hauptſtädten des Landes, Neuenburg ausgenommen, das in der ſchweizeriſchen Staatshaushaltung ein unförmliches Zwittergeſchöpf iſt, gab es wenige, in denen nicht Induſtrie und Handel ehrenvoll mit der Verwaltung Hand in Hand gingen und dadurch die Schärfe der patriziſchen Herrſchaft linderten; obwohl nicht zu leugnen ſteht, daß dieſe mehr oder weniger überall hervorſchaute. Selbſt Rhätiens ſchöne Geſchlechter und wirklicher Adel ſtanden an Uebermuth den Familien der Gümöens, Wattenwyl, Müllinen, Erlach, Dießbach, Grafenried, u. a. nach, und man darf nicht ſehr weit in die Vergangenheit zurückſchreiten, um ſich zu überzeugen, daß in ihrem Kreiſe jeder Menſch gering geſchätzt wurde, mochte er noch ſo gut, geiſtreich und talentvoll ſein, wenn er nicht gleich ihnen das Patriziat an der Stirne trug.

Komiſche und traurige Beiſpiele dieſer Geiſteskrankheit ſind uns in Menge bekannt geworden, deren Erzählung das Publikum zu beluſtigen oder zur Theilnahme anzuregen vermöchte. Wir wählen aus unſerm Vorrathe eine Geſchichte, deren einfache Wahrheit jedes fühlende Herz ergreifen muß, auch ohne daß man, wie dies bei uns der Fall iſt, einen Theil der handelnden Perſonen kennt. Wir wollen damit zwar nicht warnend auftreten, weil das überkluge Menſchengeſchlecht jede Warnung verſchmäht, aber ſtille Wehmuth und hin und wieder einem ſchönen Auge die Thräne der

Theilnahme entlocken, das sei unsere Aufgabe; mögen wir sie erfüllen! —

Wo die Aar in ihrer breitesten Fülle fruchtbare Auen und reizende Landstriche in dem untern Aargau durchzieht, hier Fabriken, dort Mühlen treibt, sich zwischen friedlichen Dörfern, schönen Landhäusern, Schlössern und Burgruinen durchwindet und mit ihrem Silberbande die anmuthige Landschaft belebt, steht in Mitte eines Waldes von Obstbäumen ein Dörflein, das aus der Ferne recht blank und hübsch mit seiner Kirche hervorguckt, aber in der Nähe mit den kleinen, oft finstern und schmuzigen Hütten den Eindruck großer Armuth zurückläßt. Dort wohnte auf einer kleinen Anhöhe, umgeben von Fruchtfeldern und üppigen Wiesen ein Ehepaar in ziemlicher Wohlhabenheit, fleißig ihre Güter bebauend und mit großer Liebe sich der Erziehung ihrer drei Mädchen widmend, so gut sie es verstanden. Beide waren nicht mehr jung. Sie hatten in Bern gedient, der Mann als Jäger bei einer reichen Herrschaft, die Frau als Köchin bei einer Patrizierin, die wir, da ein Theil der Familie noch lebt, nicht bei ihrem wahren Namen sondern Frau von W. nennen wollen. Diese, die, keine ungütige Gebieterin, ihre Untergebenen nicht mit dem Hochmuth behandelte, welcher in ihren übrigen Verhältnissen ihr hervorstechendster Fehler war, wußte Barbara's Anhänglichkeit in solchem Grade zu gewinnen, daß sie nicht nur während einer langen Reihe von Jahren bei ihr blieb, den einzigen Erben die ersten Kinderjahre zurücklegen und den Herrn des Hauses sterben sah, sondern auch noch dann, als sie sich mit dem Jäger Seel-

mann verheirathet und in deſſen Heimath zurückgezogen hatte, zu ihrer einſtigen Herrin als zu einem Weſen höherer Gattung emporzuſchauen fortfuhr.

Das Paar hatte ſich allmählig ein artiges Beſitzthum zuſammengelegt, ſchon lange auf eine Verbindung denkend. Zu dieſen Erſparniſſen fügte ſich Seelmanns väterliches Erbtheil in einem ſchuldenfreien Gütchen beſtehend, was den Verlobten eine Heimath gab und ihre Heirath beſchleunigte. Zu dem älteſten ihrer drei Kinder wurde der Sitte gemäß die frühere Gebieterin der Mutter als Pathe erbeten, und ihr zu Ehren Anna genannt, aus der man ſpäter ein Nettchen machte. Regelmäßig erhielt die Kleine zu Neujahr und Oſtern von ihrer Pathe die gebräuchlichen Geſchenke, denen immer einige Putzſachen beigefügt waren; ja als die Zeit dieſer Spenden vorüber war, ließ die Gönnerin dieſelben fortdauern, zog damit das Kind gleichſam aus der es umgebenden gemeineren Sphäre und erregte in ihm einen, ſeinen Geſpielinnen fremden Ehrgeiz. Wenn Nettchens Altersgenoſſinnen ſich mit den wilden Buben des Dorfes herumbalgten und in den Miſt- und Kothpfützen den Reſt der in Lappen herumhängenden Kleider beſchmuzten, dann ſaß das Kind bei einer Nachbarin, die für Fremde nähte und lernte dort, nicht eben feine Handarbeit, aber doch die Nähte ihres Anzugs gehörig zuſammenfügen und was daran zerriſſen war, ausbeſſern. Oder ſie benutzte in der dunkeln Stube den letzten Lichtſtrahl um Buchſtaben zu zeichnen und die Strophen zu lernen, die der Schulmeiſter das wißbegierige Mädchen im Gellert auswendig ſprechen ließ. Das kleine,

träume. Ein träumender Ehemann liegt in Abrahams Schooße, der erwachende wird zum Hiob.

Emil. Ich bin es. Laß Dir anvertrauen, was mein Herz belastet, und schweige. Du magst in meinem Falle Recht haben. Denke Dir, mein Weib ist überfreundlich mit einem jungen Gutsnachbaren. Ich bin aufmerksam, darüber spottet sie. Jetzt ward es ihr zu still und öde auf meinem Schlosse; sie wünschte Abwechselung, schlug die Reise hieher vor —

Dorn. Ei, ei!

Emil. Und nun tanzt sie mit leichtfüßigen Kammerjunkern, lacht mit ihnen wie besessen —

Dorn. Ja, ja, die Kammerjunker verstehen es, die Frauen zum Lachen und ihre Männer zum Weinen zu bringen.

Emil. Während ich, ein Märtyrer, auf dem glühenden Rost liege.

Dorn. Armer Sanct Laurentius!

Emil. Du glaubst nicht, wie viel ich leide.

Dorn. Man sieht es. Du wirst bleich und hager. Am Ende wirst Du zu gar nichts mehr taugen, als zum Ingredienz einer Rumfordschen Suppe. Ei nun, Du mußt bedenken, daß Du als Jüngling auch mehr denn einer schönen Frau, auf Kosten ihres Gemahls, die Cour machtest —

Emil. Still davon!

niedliche Persönchen war stets überaus reinlich gekleidet, wie denn eine Art Instinkt ihm jeden Schmuz, jede Schlottrigkeit in seiner Umgebung verhaßt machte, und es Allem, selbst dem Gröbsten und Einfachsten einen gefälligen Anstrich zu geben wußte. Fiel sein Aeußeres, sein Thun und Treiben jemandem auf, wie dies hauptsächlich bei dem Pfarrer des Ortes geschah, und sagte man etwas darüber, so antwortete es: „Ei, ich muß was rechtes lernen und darf nicht so schlimm aussehen, wenn meine Frau Gotte — Pathe — mich zu sich nach Bern kommen ließe, sie würde sich ja meiner schämen, wenn ich so ein garstiges, unwissendes Ding wäre."

Man glaube ja nicht, daß Nettchen von seinen Gespielinnen wegen dieser Absonderung übel angesehen wurde. Dazu war es viel zu gutmüthig, zu menschenfreundlich und zu entfernt von jeder hochmüthigen Ueberhebung. So groß seine Vorliebe zur Reinlichkeit war, scheuete es sich doch nicht, diese oder jene schmuzige Hand liebreich zu fassen und in die elendesten Hütten die Hülfe zu tragen, welche seine wohlhabenden Eltern an Lebensmitteln zu geben vermochten. Manchem Mädchen, das in den zerrissenen Kleidern nicht mehr in Kirche und Schule gehen durfte, half das geschickte, fleißige Händchen wieder zu einem ganzen Rock und sparte den eigenen Vorrath zum Flicken desselben nicht. Den Ungelehrigen und Saumseligen half sie beim Unterrichte, ließ sich die Mühe nicht verdrießen den Wißbegierigen mancherlei Handgriffe zu zeigen und die schlechtesten, rohesten Kinder des Dorfes konnten Seelmanns gutem Nettchen, trotz dem Neide, den seine Lage erweckte, nicht gram sein.

Als das Mädchen größer wurde, begann es die Aufmerksamkeit mehrerer Personen auf sich zu ziehen, welche sich auf eine nützliche Weise in seine Fortbildung mischen konnten. Der Pastor, ein Mann, wie es jeder Jünger des Herrn sein sollte, bemerkte in der Christenlehre, daß Rettchen von anderm Schrot und Korn sei, als die anderen Kinder, daß sie entschiedene Anlagen besitze und es bedurfte nicht mehr, um ihn zu einem Privatunterrichte zu vermögen, der nebst der Religion auch etwas Erdkunde, Geschichte und die allgemeinen Begriffe umfaßte, die einem über die niederste Klasse hervorragenden weiblichen Geschöpfe damals schon nothwendig waren. Der Mann that das indessen nicht unberufen, denn er wußte recht gut, daß jeder Mensch, welcher geistig seiner Sphäre entzogen wird, ohne deren Verhältnisse verlassen zu können, ein höchst unglückliches Wesen werden muß. Bevor er irgend etwas unternahm, hatte er sich die Gewißheit verschafft, daß Frau von W. wirklich die Absicht habe, Rettchen später zu sich zu nehmen und sie nicht nur als Hausmamsell, sondern wenn sie Geschick dazu hätte, zu einer Gesellschafterin heran zu bilden. Durch seine Vermittelung ward das Mädchen nun öfters in das Haus einer edlen Dame gezogen, die unweit seiner Heimath ein Landgut bewohnte und so viel Gefallen an seiner Persönlichkeit fand, daß sie sich ein Vergnügen daraus machte, das dreizehnjährige Rettchen in allem unterrichten zu lassen, was ihm einst den Weg zu einer höhern Stellung erleichtern konnte. So lernte das Kind fein nähen, sticken, Kleider zuschneiden, Hausrechnungen führen, Silber und Leinen in

Ordnung halten, eine Gesellschaft bewirthen und recht angenehm vorlesen, eine Kunst, welche Madame Leiser selbst in ziemlicher Vollkommenheit trieb.

In dieser Zeit starb schnell und unerwartet Nettchens Mutter. Ihr letzter Gedanke, das letzte lichte Gefühl ihrer Seele war auf ihres Herzens Liebling gerichtet, welcher weinend am Bette der, von einem Schlage Gelähmten, aber nicht Bewußtlosen kniete. „Die Pathe", stammelte sie, indem sie Nettchens Hand drückte, „die Pathe"! wiederholte sie, „nach Bern! Dort wirst du glücklich sein"! Arme Mutter! so nah deinem letzten Augenblicke, sah dein halb entflohener Geist nicht heller! Schon zur Hälfte dieser Erde entrückt, beschäftigten dich ihre Angelegenheiten noch so irrig und du gabst dein Kind einem unabsehbaren Elende Preis!

Durch den Pastor wurde der Frau von W. das Ableben ihrer treuen Dienerin gemeldet und da das Ereigniß mit der Abreise des einzigen Sohnes zusammentraf und der sich einsam fühlenden Mutter eine zerstreuende Gesellschaft Noth that, so langte schon mit umgehender Post die Weisung an: Nettchen so schnell als möglich zur Abreise fertig zu machen und sie zu senden, wobei sie sich verpflichtete, für ihre Zukunft Sorge zu tragen. Indessen verlangte sie, daß das Mädchen städtische Kleidung erhalte und wo möglich aus dem Rohen ein bischen zurecht geschnitzt werde, ein Geschäft, das sie dem Pfarrer übertrug und zu dessen Ende eine Summe Geldes dem Briefe beigefügt war. Die Zumuthung war in einem Tone ausgesprochen, der verzweifelt an die Zeit mahnte, wo, bevor Napoleon mit seinem Arme von Eisen

die guten wie die schlimmen Gebräuche der Vorzeit zerschlug, der Berner Patrizier sich befugt hielt, alle Menschen, welche zu diesem Namen kein Recht hatten, als Untergebene zu behandeln, und wäre es auch der Seelenhirt gewesen, dessen Lehre er von der Kanzel vernahm. Der Pfarrer stutzte um so mehr, als in dem Briefe kein gemüthliches Wort Barbara's rührende Aeußerungen erwiederte und es stiegen dem guten Manne um so größere Zweifel an Rettchens künftigem Glück auf, als das Mädchen an Liebe und Freundlichkeit gewöhnt war. Diese Zweifel wurden aber von Rettchens Vater, dem die unbedingteste Ergebenheit gegen die vornehmen Leute in Bern zur zweiten Natur geworden war, so kräftig zurückgewiesen, daß nichts übrig blieb, als der erhaltenen Aufgabe zu genügen und auf das Kind noch so viel möglich zu wirken, damit es in selbstständiger Kraft die Klippen meide, die eine vielleicht drückende Dienstbarkeit bereiten konnte.

Madame Leiser, die Rettchen höchst ungern scheiden sah, aber an ihrem Geschick nichts willkührlich verschieben mochte, stattete ihren Schützling auf die vorgeschriebene Weise aus, und kaum waren zwei Wochen vorüber, als die Kleine in ihrer Verwandlung vor der edlen Frau stand. Weit besser und ihre Persönlichkeit weniger benachtheiligend, als dies gewöhnlich der Fall ist, war die Verwechslung vom Bauer- zum Stadtmädchen vor sich gegangen. Nichts von dem linkischen Wesen, der Unbeholfenheit, die bei solchen Fällen in der Regel bemerkt wird. Mit leichter Anmuth stand die reizende Gestalt vor Madame Leiser, als

wenn ſie von der erſten Kindheit an nichts getragen hätte, als die feinen eleganten Hüllen, die ſie jetzt umſchloſſen. Unter der mittleren Größe und in den niedlichſten Verhältniſſen gebaut, hatte ihr Körper keine Spur jener Gedrungenheit, die wir an den Dorfſchönen bewundern. Schwebend erhob ſich das zarte Weſen auf den kleinen mit den weißeſten Strümpfen bekleideten Füßchen, die Arme ſchauten gerundet aus den kurzen bauſchigten Ermeln hervor, das mit Spitzen beſetzte Halstuch umhüllte einen Nacken, ſo voll und weiß, als gehöre er der vornehmſten Dame und auf ſchlankem Halſe wiegte ſich das braungelockte Köpfchen, deſſen reiche Flechten um einen Kamm gewunden waren. In dem Angeſichte aber, dieſem Spiegel der Seele, lag in den harmoniſchen Zügen reine Herzensunſchuld, liebevolle Güte, während aus dem braunen Auge Verſtand und tiefes Gefühl ſtrahlten.

So war Rettchen Seelmann, als ſie, von dem Segen ihres Vaters und den Wünſchen ihrer Wohlthäter begleitet, in einem Rückkehr-Wagen, den der Pfarrer ihr verſchafft hatte, nach Bern fuhr. Man war im Beginne des Frühlings. Schon ließen einzelne Finken ſich hören; an den ſüdlichen Abhängen von Rettchens Heimath ſproßten Veilchen und wenige Schneeſtreifen nur waren noch zwiſchen den Felſen der Pifula-Flur ſichtbar. Die Wieſen verloren allmählich das gelbliche Kleid und überall regte ſich das Auferſtehungsleben, das ſo tief in das Gemüth des Menſchen greift. Der Abſchied brachte, wie ſich denken läßt, Thränen und Herzweh, aber die erſte Reiſe und der Reiz der Veränderung

machten ihr Recht geltend und Rethchen ward gutes Muths, fühlte eine Menge Hoffnungen auf ihre Zukunft erwachen, entwarf sich ein Bild ihrer Zusammenkunft mit Frau von W., die sie sich ähnlich der Madame Leiser, als eine feingebaute Figur mit sanfter Stimme und nachlässiger Haltung dachte, und malte es sich nach Art der phantasiereichen Jugend aus, wie sie sich der Dame allmählich unentbehrlich machen und gleich dem eigenen Kinde von ihr geliebt sein würde. Als aber das schöne heimathliche Thalgelände ganz entschwand, als die Gegend einförmiger und rauher wurde, da begann die Brust der jungen Reisenden in ahnungsvoller Trauer zu schlagen und sie ward sich nun erst schmerzlich bewußt, wie sie von bekannten und geliebten Umgebungen hinweg, einer ganz unbekannten Welt entgegen gehe. In der Nacht, während welcher man unterwegs rastete, denn die Pferde hatten vor zwanzig Jahren noch nicht so rasch laufen gelernt, wie jetzt, wo man leicht in einem Tage von Aarau nach Bern gelangt, hatte sich in der Natur eine Umwandlung zugetragen, wie sie in dieser Jahreszeit häufig statt findet. Die Frühlingslüfte hatten sich in einen schaurigen Nordwind verkehrt, ein grankalter Himmel hing über der von allen Reizen verlassenen Erde, Rethchen saß fröstelnd im Wagen und sah nachdenklich durch die geschlossenen Fenster auf die mit Schnee bedeckten Matten und auf die finstere immer sich mehrende Nacht der Tannenwälder, welche in Berns Nähe die einzige Bekleidung der Berge bilden.

Der Anblick der kleinen hübschen Residenz auf ihrer von der Aar umflossenen Halbinsel, von welcher her ein halbe

Stunde lang alle Landstraßen mit herrlichen Kastanienalleen eingefaßt sind, ist einer der großartigsten, welche die Schweiz in dieser Art aufzuweisen hat, und wer seiner in schöner Jahreszeit beim Schimmer des Sonnenlichtes zum erstenmal genießt, kann nur davon befriedigt werden. Jetzt aber ruhte Schneegewölke auf der noch ganz winterlichen Landschaft, wie dürres Reis schlangen die Aeste der Bäume sich durch einander, statt in ihren Kronen Tausende von Singvögeln zu beherbergen. Verhüllt in Nebeldunst waren die prächtigen Gebirge, frostig und trübe wand sich die Aar in ihrem glanzlosen Bett und über den Dächern der Stadt wälzte sich der schwärzliche Rauch zahlloser Feuerstätten.

Bern ist schön gebaut, mit breiten, gerade gehenden Straßen; aber die gleichförmigen Häuser nebst den zu beiden Seiten laufenden, für den Fußgänger sehr bequemen Arkaden, geben dem Ganzen ein todtes, gehaltloses Ansehen. Alle Lebhaftigkeit des Verkehrs verliert sich unter den Hallen, wo Bude an Bude alle Gegenstände der Nothwendigkeit und des Luxus bietet, indessen, dem Auge sichtbar nur Fuhrwerke sich auf den Straßen hin und her treiben. Da Bern indessen allen Schweizerstädten in Betreff der Handelsthätigkeit nachsteht, so kann auch nicht jenes geschäftige Wesen dort herrschen, wie anderwärts. Hatte die Ansicht von außen nicht angenehm auf Nettchen gewirkt, so war dies im Innern noch weniger der Fall; ihr Herz fühlte sich unheimlich bewegt und gern hätte sie dem Schauplatze ihrer Hoffnungen den Rücken wendend, zu Fuße den Heimweg angetreten.

Einen Theil der Stadt durchkreuzend, bog die Kutsche

in die Junkerngaſſe, welche aus ihrer hintern Häuſerreihe die Fernſicht des ganzen Gebirgskranzes vor ſich hat und Gärten beſitzt, die ſich terraſſenartig bis an das Ufer der Aar ziehen. Hier hielt ſie vor einem ſchönen Hauſe ſtill und Nettchen ſtieg aus. Das arme Kind konnte ſich faſt nicht auf den Füßen halten und der Kutſcher, ihren Zuſtand wahrnehmend, zog die Glocke. Ihr Schall rief eine wohlbeleibte Köchin in der Landestracht herbei, aus deren kohlſchwarzen Augen ein feindlicher Blick den neuen Ankömmling begrüßte. Nur undeutlich vermochte jene die barſche Frage nach dem Begehr zu beantworten, aber der Kutſcher, das abgelöſte Köfferchen in das Haus tragend, gab Katharinen mit der größten Klarheit die Nachrichten, welche ſich dieſe zu ihrem Aerger ſchon insgeheim vorgeſagt hatte. Nettchen ward in die Geſindeſtube gewieſen und die Thüre derſelben ſo laut zugeworfen, daß die Arme aus den anmuthigen Bildern von geſtern ſich nicht einmal eine leidliche Alltäglichkeit zu formen vermochte.

Eine hohe Frau ſaß auf dem Kanapee, als das bebende Mädchen in ein geſchmackvoll verziertes Zimmer trat. Es war eine jener ſtattlichen Figuren, wie ſie Bern vorzugsweiſe in beiden Geſchlechtern hervorbrachte, gleichſam als wolle die Natur die herrſchende Kaſte bezeichnen, deren Glieder ſich erſt ſeit dem Anfang dieſes Jahrhunderts in die kleineren Geſtalten unſerer Zeitepoche umzuwandeln beginnen. Von dem Buche, welches ſie in der Hand hielt, aufſehend, blickte ſie auf das Kind, das ſchüchtern an der Thür ſtehen geblieben war, und indem ſie ihm winkte, näher zu treten,

weilten ihre Augen forschend über daſſelbe hin. Furchtſam hob Rethchen empor, aber der Blick fiel ſchnell wieder zu Boden, denn auf dem kalt ſtolzen Antlitz ſchwebte keine holde Güte, kein freundliches Anneigen; der harte Berner Dialekt, mit dem ſie angeredet wurde, vollendete den bänglichen Eindruck und geſtattete ihr nicht, die wirklich majeſtätiſche Erſcheinung beifällig ins Auge zu faſſen. Die Schönheit iſt in den meiſten Fällen nur ein Prärogativ der Jugend, doch giebt es darin auch Ausnahmen, und Frau von W. war wirklich eine Solche. Fünf und vierzig Jahre hatten ihr wenig Reize geraubt, oder doch an deren Stelle andere geſchoben, die mit der junoniſchen Haltung im Einklange ſtanden. Hand und Fuß waren groß wie bei den Berner Damen meiſt der Fall iſt, aber ohne weißlichen Schimmer wand ſich die Fülle des ſchwarzen Haares um den Kopf, die hohe Stirn war faltenlos, noch ruhte auf den Wangen die zarte Roſenfarbe, wie ſie in der Regel nur der Jugendzeit angehört, Bruſt und Hals waren weiß und füllreich und der gebietende, faſt an Härte gränzende Ernſt ihrer Züge ſtimmte mit dem Ganzen überein.

Rethchen, die der Mutter Andenken liebend im Herzen trug, hatte es ſich als unzweifelhaft gedacht, daß die erſten Worte der Frau von W. der treuen Dienerin in Ehren erwähnen würden. „Ich habe dich lange erwartet", ſprach jetzt dieſe, „da mir ſchien, du ſollteſt eilen, dein armſeliges Dorf mit einem Hauſe zu vertauſchen, in welchem du lernen wirſt, was du bedarfſt, um in der Welt fortzukommen. Es iſt damit hohe Zeit und es wird Mühe brauchen, das Unge-

ſchick der Bauerdirne in ein gefälliges Weſen umzuwandeln. Gut iſt es jedenfalls, daß deine Mutter jetzt geſtorben iſt; bei ihrem Leben hätte ich dich nicht zu mir nehmen mögen und ſpäter wäre aus dir nichts zu machen geweſen, als eine Küchenmagd, wie ſie eine war."

Ohne die Thräne zu bemerken, die ſich unter den Wimpern des armen Mädchens hervorſtahl, zog ſie die Glocke. „Marguerite", ſprach ſie zu der hereintretenden Kammerjungfer, „hier iſt die Kleine, die ich erwartete, weiſe ihr das Zimmer an, laß es ihr an nichts mangeln und wickle mir ſie ein bischen aus dem Dorfſchmutz heraus. Man ſagt nicht umſonſt: malheur est bon à quelque chose, bei dem Mädchen wenigſtens iſt dies der Fall."

Ehe Nettchen ſich beſinnen konnte, ſtand ſie an Marguerites Hand in dem kleinen, ſehr angenehmen Zimmerchen, das ihr beſtimmt war. Tief erſchüttert, faſt vernichtet von allem, was ſie in der letzten Stunde gefürchtet, geſehen und gehört hatte, lag der Schmerz ſo unverkennbar auf dem holden, erblaßten Angeſicht, daß die Franzöſin ſich nicht enthalten konnte, die bleichen Wangen gutmüthig zu ſtreicheln. Ein Jeder weiß, wie gewaltſam ſolch ein Zeichen der Theilnahme auf die ergriffene Seele wirkt. In Nettchens beklemmter Bruſt durchbrach die unerwartete Liebkoſung jeden hemmenden Damm, ein Strom von Thränen entſtürzte ihren Augen und laut ſchluchzend barg ſie das Geſicht an Marguerites Buſen, die das verlaſſene Kind freundlich umfaßte und es in den ſanften Lauten ihrer Sprache zu beſchwichtigen ſuchte.

Dorn. Du mußt nun auch hie und da durch die Finger sehen.

Emil. (heftig) Mit Fingern und Händen drein schlagen will ich. Seit Adelaide mein ist, kam kein anderes weibliches Wesen in meine Gedanken. Sie hat kein Recht, das Amt der Nemesis zu verwalten. Also, Du meinst, sie werde — der eintretenden Gelegenheit — unterliegen?

Dorn. Wenn Du mir nicht zürnen willst: Ja! Und ich meine das nicht allein, ich bin davon überzeugt.

Emil. (hastig, indem er mit geballter Faust die Stirn schlägt) Tod und Hölle! Ich erschieße mich.

Dorn. Der kürzeste Weg, doch nicht der beßte. Scheidung wäre zweckmäßiger.

Emil. (schaudernd) Scheidung! schreckliches Wort, schrecklichere Sache! Aber freilich, wenn sie ehrlos genug wäre —

Dorn. Prüfe sie.

Emil. Auf welche Weise?

Dorn. Gieb ihr Gelegenheit zu Fehltritten.

Emil. Pfui!

Dorn. Bleibt sie unerschüttert, so hast Du volle Ueberzeugung von ihrem Werth; fällt sie, so kennst Du sie auch und hast gesetzliche Gründe zur Scheidung. Eine ungeprüfte Tugend ist keine.

So war denn ein wichtiger Abſchnitt in Reichens Leben begonnen. Die nächſten Tage, in denen ſich das Mädchen einigermaßen erholte, bewieſen ihrer Gönnerin, daß ſie an Bildung und Kenntniſſen über jeder Erwartung ſtand. Sie überzeugte ſich, daß mit leichter Mühe etwas Ausgezeichnetes aus dieſer angenehmen Form zu ſchnitzen ſei, hörte mit dem Vergnügen befriedigter Eitelkeit, daß die Hoffnung auf ſie größtentheils Reichens Talente entwickelt hatte, und das rumme Toriding wandelte ſich nun ſchnell in den Liebling der geſchmeichelten Dame. Aber nicht nur auf Frau von W. machte Reichen einen vortheilhaften Eindruck. Mit Ausnahme der Köchin, die bald darauf entlaſſen wurde, gewann ſich das anſpruchsloſe, beſcheidene Mädchen die Herzen der ganzen Dienerſchaft, von der ſie jedes Individuum zu verpflichten wußte. Marguerite beſonders war ihr zugethan und der Sitte ſolcher Menſchen entgegen blieb ſie es ohne Neid für die Gefeierte, blieb es ſelbſt da, als des Mädchens Glücksſtern unterging und eine trübe Zeit anbrach. Jeder Tag entfaltete vor den Blicken der Frau von W. eine gute Eigenſchaft, ein neues Talent ihres Schützlings; was ihr an äußerem Anſtand noch gemangelt, machte ſie ſich ſchnell zu eigen: eben ſo leicht lernte ſie von Margueriten die franzöſiſche Sprache, und alle dieſe Fortſchritte geſchahen ſo ohne Aufheben, daß man in Reichen eine Art Wunder zu ſehen begann und die Freundinnen der Frau von W. dieſe ermuthigten, ihre Güte gegen die Waiſe dadurch zu krönen, daß ſie dieſelbe in Allem unterrichten ließe, was einem fein gebildeten Frauenzimmer zu wiſſen noth thut. Es bedurfte

dazu keiner groſsen Ueberredung. Der hervorſtechendſte Charakterzug der Frau von W. war das Verlangen zu glänzen, bewundert zu werden, in ihrem Hauſe nicht nur Mode, Bequemlichkeit und Geſchmack zu vereinigen, ſondern Alles bei ſich zu verſammeln, was Anſpruch machen konnte auf Geburt und Geiſt. Schon war Rettchen um ihrer angenehmen Geſtalt und bebenden Weſens willen bemerkt worden, die Stadt erſcholl von der Barmherzigkeit, der Wohlthätigkeit der edlen Frau, die eine mutterloſe Waiſe zu ſich ins Haus genommen, nachdem dieſelbe erſt durch ihre Sorge erzogen worden ſei. Man denke, welch Aufſehen zu erwarten war, wenn Rettchens Ausbildung in höherem Sinne bezweckt wurde und wie die ſich bei der Dame verſammelnden Zirkel an Annehmlichkeit gewinnen muſsten, wenn ein junges, hübſches Geſchöpf durch Muſik und Konverſation ſie beleben konnte.

Es wurden alſo Lehrer für Klavier, Guitarre, Zeichnen, Tanzen und auch die ernſteren Wiſſenſchaften angenommen. Grazie und elegante Form traten an die Stelle ſchüchterner Befangenheit, ihre Garderobe erweiterte und verſchönerte ſich und nach Verfluſs eines halben Jahres hätte des Märchens Vater, hätten ſeine früheren Wohlthäter es kaum mehr erkannt. Und das innere Leben unſres Rettchens? Erlitt dies auch eine ſo groſse Umwandlung? Mächtig iſt allerdings die Gewalt des Beiſpiels und der Gewohnheit, mächtiger noch der eitle Sinn, dem junge, wie alte Gemüther in der Regel unterliegen. Es giebt aber auch Naturen, die von der Vorſehung privilegirt zu ſein ſcheinen, oder vielleicht

ſchon in einem frühern Daſein bis auf einen gewiſſen Grad geläutert worden ſind. Dieſe gedeihen in Mitte aller Schlingen und Verſuchungen, die ihnen das Leben entgegenſtellt und ihr Charakter veredelt ſich in dem Maaße, als er ſich unter ähnlichen Verhältniſſen bei anderen Menſchen verſchlimmern würde. Nettchen war allerdings dazu geſchaffen, eine ausgezeichnete Rolle in der Weiberwelt zu ſpielen. Ihre Fortſchritte waren ſo reißend, daß ſie den Lehrern als ein Wunder erſchien, denn in Bern wird jedes Talent mit wenigen Ausnahmen nur oberflächlich getrieben, und lernt eine junge Dame ein Inſtrument, ſo geſchieht es öfters, daß ſie, weil Notenleſen und Fingerſetzung ihr beſchwerlich erſcheinen, nur dahin ſtrebt, einige Stücke mit Geläufigkeit ſpielen und ſingen zu lernen, um ſich in Geſellſchaft den Ruf einer Dilettantin zu erwerben. Nettchens Stimme war ſilberrein und obwohl nicht von erſter Stärke, hatte ihre Modulation etwas hinreißend rührendes. Guitarre, Piano, Geſang — dieſe Seite ihrer Lage war ihr die angenehmſte, denn auf den Schwingen der Muſik bewegte ſich gleichſam ihre Seele; in die Töne, welche ihre Finger hervorbrachten, legte ſich die Fülle ihrer Empfindungen und neben der Trefflichkeit ihrer moraliſchen Anlagen war es zweifelsohne der Zauber der Melodie, welcher ſie vor jedem Mißbrauch ihrer Stellung, und ihr Gemüth rein und ſchuldlos bewahrte, der ſie ſchützte vor dem giftigen Einfluſſe der großen Welt, der ſie die Lehren und den heiligen Glauben ihrer Kindheit nie vergeſſen ließ. Leugnen läßt ſich freilich nicht, daß, nachdem die erſte Zeit des Heimwehs überſtanden

war, ſie an dem genußreichen Leben, das ſich ihr bot, Geſchmack fand, daß die Bequemlichkeiten eines reichen Haushalts, die Sorgloſigkeit eines über jede Geldbeſchränkung erhabenen Daſeins ihr angenehm erſchien und ſie nicht, ohne ſich höchſt unglücklich zu fühlen, in ihre frühere Lage hätte zurückkehren können. Aber von dem übermüthigen, unbeſcheidenen Weſen eines Emporkömmlings fand ſich keine Spur, ſo verzeihlich dieſer Fehler an dem jungen Mädchen geweſen wäre, gegen welches die, außerdem ſehr heftige Gebieterin allen Launen entſagt zu haben ſchien, das überall vorgezogen, im Bewußtſein ſeiner täglich ſich mehr entwickelnden Talente ſich in Wahrheit dem Glück im Schooße ſah.

Neuchen hatte mit Paſtor Ehrhardt einen brieflichen Verkehr unterhalten. Durch ihn erfuhr ſie, was in ihrer Heimath vorging, und die väterlichen Ermahnungen, die der fromme Mann nicht ſparte, die Erinnerungen, die er aufzufriſchen bemüht war, trugen nicht wenig dazu bei, daß keine Ueberhebung, keine falſche Schaam über ihre Herkunft in dem jungen Herzen Wurzel faßten. Oft wenn der Sturm geſellſchaftlichen Vergnügens zu groß war, überfiel ſie ſogar eine ſtille Sehnſucht nach den heimiſchen Fluren, nach dem Vaterhauſe, nach ihren ehemaligen Beſchäftigungen, dann flüchtete ſie an das Fenſter ihres Zimmers und ließ dort in ruhiger Abgeſchiedenheit ihr Auge auf der herrlichen Umgebung haften, oder ihr Blick ſtreifte zu dem Kranz jener Hochgebirge, von denen an hellen Morgen und Abenden jede Kuppe, jede Firne im reinſten Roſenlicht erglänzte. Dann hielt ſie oft die Guitarre im Arm und in wonniger

Andacht versunken glitt leise ihre Hand über die Saiten, daß es wie Aeolsharfenklänge über die dicht belaubten Kastanien zog, die unter ihrem Fenster standen.

Vier Jahre waren hingegangen und Nettchen hatte ihr Achtzehntes zurückgelegt. Ihre beiden jüngeren Geschwister hatte eine epidemische Krankheit weggerafft, der Vater überlebte sie nur ein Jahr, und seine einzige Tochter war durch diese Todesfälle Erbin eines kleinen Eigenthums geworden, das dem an Reichthum gewöhnten Menschen kaum genügt hätte, aber hinreichte, die Ansprüche eines einfachen Mädchens zu befriedigen. Pastor Ehrhardt erfüllte die Pflicht eines treuen Freundes gegen die Waise; er betrieb die Erbschaftsangelegenheit, als wenn es seine eigne gewesen wäre, besorgte den Verkauf der Liegenschaften auf das Beste und brachte das daraus gelöste Kapital nebst einem schon vorhandenen auf eine sichere Art unter. Mit diesem Geschäft beschloß er zugleich seine Pfarrverwaltung in Nettchens Geburtsort, da er an eine andere Stelle am entgegengesetzten Ende des Kantons berufen ward. Madame Leiser hatte sich ebenfalls außer Landes begeben und die junge Seelmann sah sich in einer Lebensepoche vereinzelt, ja sogar der Heimath beraubt, wo es dem Mädchen oft Noth thut, eine leitende Hand, oder im vorkommenden Fall die Möglichkeit einer Rückkehr in die heimischen Fluren zu finden. Doch schien es fast, als ehre auch hier Nettchens reine, schön fühlende Seele und ihr klarer Verstand ihr den Weg durch das klippenvolle Labyrinth jugendlich erwachender Empfindungen. Nicht rechts, nicht links auf das Flüstern verliebter Thorheiten achtend,

die jedem hübschen Mädchen zur Seite gehen, hatte sie die aufblühende Psyche mit keiner jener Liebeständeleien befleckt, die, wenn auch an sich schuldlos, doch die Phantasie erregen und dem weiblichen Herzen das heilige Bewußtsein rauben, das nie entweihte Gedankenreinheit gewährt. Nettchen war sehr reizend und besaß jenes Grazienhafte, das weit mehr Einfluß übt, als tadellose Schönheit. Als Liebling einer vielbedeutenden Frau, als talentvolles Mädchen auftretend, dessen Herkunft man fast vergessen hatte, boten sich eine Menge Veranlassungen zu leichteren und ernsteren Intriguen, welche ohne Ausnahme mit bescheidener Würde zurückgewiesen wurden. Sie schien überhaupt keine Neigung zu einem Verhältniß dieser Art zu haben, oder die Ueberzeugung ihrer Gönnerin nothwendig zu sein, machte ihr es leicht einem solchen auszuweichen, denn mehrere Anfragen heirathslustiger Männer des Bürgerstandes wurden ohne Zögerung abgeschlagen, und sogar ein junger Apotheker, der Gelegenheit gehabt, Nettchen während einer Krankheit der Frau von W. näher kennen zu lernen und der ihr eine angenehme Lage bieten konnte, erhielt bei seiner ernstlichen und sehr liebevollen Nachsuchung eine verneinende Antwort. Einen einzigen Bewerber konnte ihr unerschütterlicher Gleichmuth und der Widerwille, den er sichtlich erregte, nicht zurückscheuchen und das erschwerte ihre Stellung in dem W.—schen Hause, da er zu den nächsten Verwandten und täglichen Besuchern desselben gehörte und also nicht entfernt, oder bei Frau von W. angeklagt werden konnte.

Rudolph v. G., der Neffe derselben, war als Sol-

cher und weil er als ein gewandter, angenehmer junger Mann ſich bei der Tante einzuſchmeicheln gewußt, wohl beliebt. Dieſe Vorliebe hatte er indeſſen nicht häufig benutzt, bis Rettchens ſich entwickelnde Reize ihn angezogen und allmählich bei dem lockeren Wüſtling eine leidenſchaftliche Begierde erweckt hatten. Daß von einer ehrenvollen Abſicht nicht die Rede ſein konnte, war unzweifelhaft, denn wie hätte ein Berner Patrizier ſeiner Gattung ſich mit einer Bauerdirne verbinden, wie ſich dem Spott und Hohn der ganzen adelichen Sippſchaft ausſetzen können? Da aber ſein Gefühl, obwohl heftig, nicht von jener Art war, welche einzig in einem rechtlichen Herzen gedeihen kann, überließ er ſich deſto leichter dem teufliſchen Vorſatz, des Mädchens Ehre zu rauben und es vermöge ſeiner Künſte zu gänzlichem Verderben zu verleiten. Was dann aus dem armen Dinge werden, wie er ſich vor ſeiner Tante rechtfertigen würde, darum bekümmerte er ſich ſo wenig, als ſich jemals ein ſchlechter Menſch um die Opfer ſeiner Nichtswürdigkeit bekümmert hat.

Er fand jedoch, daß der Sieg über die „petite fille“, wie er Rettchen gegen ſeine Spießgeſellen nannte, nicht ſo leicht ſei, als er es ſich vorgeſtellt hatte, und wenn ſchon binnen achtzehn Monaten Alles von ihm angewendet wurde, was er an Verführungskunſt beſaß, obwohl er nicht verſäumte, die tiefſte Ehrerbietung für den Gegenſtand ſeiner Plane, den er erſt en bagatelle behandelt, zu heucheln, war er doch nach Verlauf dieſer Zeit um keinen Schritt vorwärts gekommen, und zu auffallenden Handlungen hatte er noch nicht den Muth.

In diesen Zeitraum fiel die Rückkunft des jungen Siegmund von W., des einzigen Sohnes von Nettchens Gebieterin. Seit fünf Jahren abwesend, hatte er drei davon auf entfernten Universitäten, die zwei andern auf Reisen fast durch ganz Europa zugebracht. Die Liebe seiner Mutter zeigte sich desto zärtlicher, als der Ruf ihm eine ungewöhnliche Liebenswürdigkeit und bedeutende Kenntnisse in verschiedenen Fächern beilegte, obschon er sich, unabhängig, wie der Reichthum der Frau von W. und die Voraussetzung ihn machte, daß er eine der ersten Stellen seines Vaterlandes bekleiden würde, keiner Wissenschaft ausschließlich gewidmet hatte. Wo aber die Mutterliebe nur Nebensache und nicht einziges und höchstes Gefühl ist, wo sie auf einer bedingenden Grundlage ruht, wo neben ihr eine Menge anderer Interessen, Genüsse und Liebhabereien in Ruhe bestehen, da kann sie schwerlich ächter Natur sein. Dieser Umstand mochte denn auch die Schuld tragen, daß selten, und überhaupt nur dann des jungen Herrn gedacht wurde, wenn ein Brief oder sonstige Kunde von ihm anlangte und Nettchen beinahe seine Existenz zu vergessen in Versuchung gerieth. Als indessen der Zeitpunkt herannahte, auf den seine Heimkehr bestimmt war, da mußte die Mutter ihn einreihen in ihr gesellschaftliches und häusliches Leben und nun dämmerte in ihrem Herzen hell und immer heller die Freude an ihrem Sohne auf; sie sprach Stundenlang von nichts Anderem, ließ Zimmer in Bereitschaft setzen, machte Plane zu einer Menge Vergnügungen, es wurden in Bezug auf ihn Veränderungen in Haus und Garten vorgenommen, zwanzigmal des Tages tönte

das „mein Sohn!“ oder „Siegmund!“ von den Lippen der Frau von W. und Nettchen wunderte sich im Stillen, wie eine so heftige Liebe sich so lange in Schranken hatte halten können. Auch ihre Geschäfte mehrten sich in dieser Zeit. Sie führte die Aufsicht über Alles, was gethan wurde, lernte dabei den Geschmack und die Neigungen des neuen Hausgenossen kennen und ihre Mädchen-Phantasie entwarf sich unwillkührlich ein Bild desselben, das sie sich nach Gutdünken bald so bald anders ausmalte.

An einem winterlich kalten, unlustigen Abend des Februar 18** traf der Ersehnte und Vielbesprochene endlich ein. Sein Auftreten in der Heimath wurde von keinen besondern Umständen begleitet und war so einfach wie der Ankömling selbst. Siegmund von W. gehörte zu den liebenswerthesten und besten Menschen. Vielseitig gebildet, den beschränkten Ansichten seines kleinen Mutterstaates entnommen, während fünfjähriger Abwesenheit mit dem Leben in seinem umfassendsten Sinne vertraut geworden, überall an seinem Platze und mit der Kunst vertraut, auch andere Menschen an die richtige Stelle zu setzen, war der junge Mann keine gewöhnliche Erscheinung, in sofern man sich die Mühe gab, ihn mehr als oberflächlich kennen zu lernen. Dem alltäglichen Beschauer aber und dem, der es nicht verstand, seine inneren Eigenschaften ans Licht zu ziehen, zeigte sich in seinem Wesen keine auffallende Glanzseite; er schien ein schlichter, einfacher, Mann, anspruchslos und gut in jedem seiner Verhältnisse. In seinem angenehmen Aeußern, in dem funkelnden Auge dem freundlichen, geistreichen, von wohlerhaltener Gesundheit

zeugenden Antlitz aber ruhte die Kraft der edelsten Wahrheit nebst einem reinen, fast jungfräulichen Sinn, und in der Haltung der regelmäßig gebauten Männergestalt lag die Verglaubigung des Glücks Aller derer, die ihm angehören sollten.

Zwei ausgezeichnete Naturen standen demnach sich gegenüber. Zwei Menschen, die sich gegenseitig den Himmel schenken konnten, lastete nicht der Fluch der Unvollkommenheit auf allem Guten und Schönen. Man glaube indessen nicht, die Rede werde hier von jener blitzähnlich entstehenden Empfindung sein, wie sie in Romanen zuweilen die Herzen durchzuckt. Diese Erzählung ist leider keine erdichtete und im wirklichen Leben, das glauben wir fest, kann ein so schnelles Auflodern der ungestümsten aller menschlichen Leidenschaften nur in überspannten Gemüthern stattfinden. Das waren aber weder Siegmund noch Nettchen. Beide gehörten einer vernunftgemäßen Wirklichkeit an, und der Beifall, den sie sich gegenseitig nicht versagen konnten, sprach sich blos in freundlichem Wohlgefallen aus. Daß ein ungebundener, tiefer Empfindung fähiger Mann mit einem Mädchen von Nettchens Werth und Anmuth binnen langer Zeit unter einem Dache leben, sie unter seinen Augen ihr schönes, nützliches Dasein hinbringen sehen konnte, ohne die Schranken gemessener Achtung mit Wort oder Blick zu übertreten, mag Vielen unnatürlich scheinen; aber Siegmund hatte vor seiner Heimkehr das Verhältniß zu der schönen Pathe seiner Mutter in Kopf und Herz geordnet und sich verheißen, nie die Regeln der Klugheit außer Acht setzen zu wollen, deren Vernachlässigung so manch unbewachtes Gemüth ins Verderben stürzt.

Emil. Wahr! — Und — doch, wer soll sie versuchen? Und wenn der Versucher ein Schalk ist? Wie prüfe ich den wieder?

Dorn. Wie, wenn ich, Dein Freund, Dir Gewißheit verschaffte?

Emil. Du? Ja, wenn Du — ?

Dorn. Ich will mich aufopfern, um Dich wieder frei oder als glücklichen Ehemann zu sehen. Mit Deinem Vorwissen stelle ich Dein Weib auf die Probe.

Emil. Herrlicher Freund! — Aber wenn sie nicht besteht?

Dorn. Dann fort mit ihr!

Emil. (schnell) Recht, dann fort mit ihr! (kleinlaut) — doch, bald dürfte es auch heißen: Fort mit mir! Ich liebe meine Gattin; ist sie eine Sünderin, so bin ich höchst elend. Tod ist besser als Elend!

Dorn. Ermanne Dich. Zeit und Zerstreuung heilen jede Wunde, und reizende Mädchen und Frauen werden Dir wollen Ersatz bieten für den Verlust. Schlag ein und laß uns über das Wie? der Prüfung reden.

Emil nahm, nach manchem Widerspruch, des eheſcheuen Freundes Erbieten an. Man sprach dann noch vieles über den Gegenstand, und schied nach der Verabredung, daß Dorn recht bald beginnen solle mit der Prüfung, die um so leichter zu bewerkstelligen war, da Adelaide den jungen Mann nur als Freund

Auf der Mutter begeisterte Lobreden über den neuen Zögling legte er anfangs wenig Gewicht, denn er wußte, daß ihr Enthusiasmus bei neuen Erscheinungen leicht zu erregen war. Als aber Bekannte seines Hauses ihm bestätigten, was Frau von W. zu Nettchens Vortheil gesagt hatte und ein Freund kurz vor seiner Heimreise in Scherz und Ernst den Jüngling vor dem Zusammenleben mit dem reizenden Pflegekinde seiner Mutter warnte, da gewann die Sache in Siegmunds Augen allmählich eine andere Gestalt. Von Grund der Seele rechtlich, unfähig eine tadelnswerthe Liebesintrigue anzuknüpfen und vor der Möglichkeit sich entsetzend, ein schuldloses Mädchen seiner Leidenschaft zum Opfer zu bringen, war er genöthigt sich den Weg zu zeichnen, auf welchem er diese Klippen vermeiden konnte. Denn daß eine Heirath Verirrungen des Herzens gut machen könnte, darauf mochte vernünftiger Weise keine Hoffnung gesetzt werden; nicht seiner eigenen Meinung wegen, sondern weil es ihm ein Verbrechen geschienen haben würde, Hader und Zwietracht in seiner Familie hervorzurufen und ein ihm theures Geschöpf Allem auszusetzen, was unbegrenzter Hochmuth und Härte des Herzens ersinnen konnte. Schade nur, daß menschliche Weisheit auf so gebrechlichen Füßen steht, daß ein Sandkorn hinreicht, sie zu vernichten.

Nettchen hatte ihrerseits keine Gelübde gethan, weil sie nicht die mindeste Gefahr ahnete. Wie hätte sie glauben können, ihr Herz, das ohne Ueberwindung bisher jedem Versuche widerstanden, würde sich nun ohne Anregung von Außen einem Mann ergeben, den sie sich stets nur in dem Ver-

hältniß des Gebieters gedacht hatte und der nach ihrer eigenen Ansicht nie der Ihre werden konnte. Als von Siegmunds erstem Erscheinen an, sein ehrerbietig kindliches Betragen gegen eine oft launenhafte und heftige Mutter, seine Schonung gegen den Kreis ihrer Freunde und Bekannten, von denen Manche ihm langweilig und unangenehm sein mußten, seine Liebe zu stiller, ernster Beschäftigung, der heitere Ton seiner Seele, sobald er die Einsamkeit verließ, seine Freundlichkeit mit den Untergebenen, kurz all sein ganzes Thun und Lassen Nettchen in ihm den ersten aller Männer sehen ließ, war sie so sicher, so ruhig über ihre Empfindung, daß sie den Eindruck entstehen und sich verstärken fühlte, ja, daß sie ganz unbedenklich seine Gesellschaft aufzusuchen pflegte. Früher hatte sie sich viel außer den Zimmern der Frau von W. zu thun gemacht, auch oft, wenn diese ihrer nicht bedurfte in dem eigenen Stübchen gearbeitet; jetzt fand sie immer eine dringende Ursache im Wohnzimmer zu bleiben. Auch bei den wöchentlichen Gesellschaften im Hause, die Nettchen, wenn sie bedient und die Spieltische geordnet hatte, zu verlassen pflegte, zog sie sich nur in das offene Nebenzimmer zurück, denn Siegmund wohnte regelmäßig den Versammlungen bei und sie mochte so gerne seine angenehme Stimme hören, die seinen unbedeutendsten Worten Werth verlieh. Bei Tische hatte sie sonst während des langen Sitzens eine quälende Ungeduld empfunden und gewaltsam eine bedeutungslose Conversation fortspinnen müssen; jetzt dachte sie gar nicht an's Aufstehen, sie horchte mit Andacht und freute sich der von dem jungen Herrn geäußerten Meinungen und Ansichten, die er in ihrem

eigenen Kopfe und Herzen gar wunderbarer Weiſe geholt zu haben ſchien. Und welch ein Genuß, wenn an den ſeltenen einſamen Abenden Siegmund als Vorleſer auftrat und deutſch wie franzöſiſch die beſte Auswahl zu treffen wußte. Dann entſank ihr oft die Nadel, es regte und drängte ſich in der jungfräulichen Bruſt eine ſeltſame Sehnſucht und wenn der Abend zur Dämmerung geworden, wenn der Auferſtehungsodem der Natur in lauen Frühlingslüften durch das Fenſter drang, dann zogen die Klänge der Guitarre vereint mit den Tönen der ſüßen Stimme über den Garten hin, die Erſtlinge jenes Gefühls beſingend, das zur Beglaubigung ſeiner Unſterblichkeit dem armen Menſchen in das Land der Thränen gefolgt iſt.

Der Frühling, welcher gewöhnlich in Berns winterlichem Klima ſpät und unſicher erſcheint, hatte dies Jahr ſehr früh und ſchön begonnen. Das Leben in freier Natur war dem jungen W. ein abſolutes Bedürfniß, er benutzte ſelbſt in kalter Jahreszeit jeden leidlichen Tag zu Spaziergängen und die helle Maiſonne war ſo lockend, daß er, um ſeiner Mutter den von ihm ſo hoch gehaltenen Genuß zu verſchaffen, häufige Landpartien veranſtaltete. Die intereſſanten Punkte um Bern wurden der Reihe nach beſucht; die Ruinen und Höhlen von Thorberg, die Höhen des Bantiger mit ſeinen in zartes Lichtgrün ſich kleidenden Bäumen, das Schlößchen Gerzanſee, die Triften des herrlichen Emmenthals, boten wechſelsweiſe das angenehme Ziel dieſer Wanderungen und man fand endlich einen ſo großen Geſchmack an Fußreiſen, daß man bei vorrückender Jahreszeit entfernte Ausflüge in

das Gebirge unternahm. Die Gesellschaft bestand außer Frau von W. und einigen ihrer Freunde, aus jungen Leuten beiderlei Geschlechts, welche, als sie sich erst mit der ungewöhnlichen Anstrengung bekannt gemacht hatten, rüstig und guten Muthes die jedesmalige Aufgabe vollendeten, indessen Frau von W., so weit es sich thun ließ, den Weg fahrend zurücklegte und ein Vergnügen gern entbehrt hätte, das für die verwöhnte Dame ein sehr geringes war. Der Anstand aber gebot die Theilnahme älterer Personen und überdies baute sie auf diese Spaziergänge eine Hoffnung, die schon geraume Zeit ihre Phantasie erfüllte.

Fräulein Amalie von S., aus einer der ersten Familien, schön, geistreich, vom besten Ton, Erbin eines großen Vermögens, war eine Schwiegertochter nach dem Sinne der Frau von W. und lange vor des Sohnes Heimkehr hatte sie einleitende Schritte zu einer Verbindung gethan. Seit seiner Anwesenheit aber war die Sache nicht weiter gediehen. Zwar gefiel dem Fräulein W.'s Aeußere — von den Eigenschaften der Seele konnte hier kaum die Rede sein — aber er war ihr zu ernst, zu ungeschmeidig, zu wenig galant und Amalie ihrerseits viel zu leer, als daß Siegmund, der ganz eigene Begriffe von häuslichem Glücke hatte, ihr mehr als die gewöhnliche Höflichkeit hätte erzeigen können. Frau von W. aber hatte oft gelesen, daß an klaren Bächen, rauschenden Wasserfällen, in Waldesnacht und Frühlingsduft sich die Herzen finden und schon manches Bündniß unter den wehenden Schatten geschlossen wurde, durch welche ein hülfreicher Arm die Hülfsbedürftige führt. Auf diese Erfahrung ge-

ſtützt überwand ſie ihre Liebe zur Bequemlichkeit und wanderte mit dem jungen Paare Berge auf, Berge nieder, über Bäche und grüne Matten, ohne daß das erwartete Phänomen ſich finden wollte. Aber es entſtanden andere Dinge, von denen Frau von W. gar nichts träumte. Siegmund's gute Vorſätze hatten bis jetzt feſt gehalten, ſo oft er auch in ſeiner Seele gefühlt, daß Nettchen vielleicht das einzige Weſen ſei, welches alle ſeine Anforderungen und Wünſche erfüllen könne. Seitdem er aber faſt täglich die ſchönſten, von dem zauberiſchen Lichte des Frühlings übergoſſenen Gegenden in Geſellſchaft des Mädchens durchſtreifte, dem er den Preis der Liebenswürdigkeit hatte zuerkennen müſſen, konnte er, wenn er ſich auch hütete, die Schranke der Klugheit zu überſchreiten, den Eindruck nicht abwehren, der über ſeine Neigung entſchied. In Anſicht, Gefühl, Urtheil mit Nettchen wunderbar übereinſtimmend, dienten die unternommenen Wanderungen dazu, dieſe Uebereinſtimmung deutlicher zu machen. Die Schönheiten der Landſchaft wurden von Beiden zugleich bemerkt, ja der nämliche Ausdruck bezeichnete oft das empfangene Bild. War man ungewiß, welchen Weg man einzuſchlagen habe, ſo fiel die Meinung beider auf denjenigen, der mehr Schönheiten bot, wenn er auch der Beſchwerlichere war. Hätte W. gern bei den Haltpunkten dieſe oder jene Erfriſchung gehabt, ſo hatte Nettchen daran gedacht, ſie mitnehmen zu laſſen und ſie wurde aufgetiſcht, ehe er ſeinen Wunſch ausgeſprochen. Hielten ſie die ländliche Mahlzeit in einem abgelegenen Bauerhauſe oder in einer Sennhütte und Siegmund wollte in ſeiner freundlichen Weiſe die Leute

beschenken, so hatte die gute Mamsell schon vor ihm das schicklichste und zweckmäßigste gethan und ihr Lob tönte ihm von Aller Lippen entgegen. Jedermann weiß übrigens, wie sehr eine entstehende Neigung an Ausdehnung und Festigkeit gewinnt, wenn der Gegenstand derselben sich des allgemeinen Beifalls zu rühmen hat und Nettchen besaß mit wenigen Ausnahmen dieses seltene Glück. Ihre gefällige Gutmüthigkeit, ihr anspruchsloses, bescheidenes Wesen und — fügen wir hinzu — auch ihre Bedeutungslosigkeit in jeder ernsteren Beziehung machte sie selbst bei den jüngeren und schöneren Damen beliebt, während die Blicke der Männer mit Bewunderung auf ihr ruhten. Ihr Betragen zeigte keine Spur jener Koketterie, die so viele liebenswerthe Weiber entstellt; Freundlichkeit mit Würde vereinigend, zeichnete sie keinen der anwesenden Herren aus, nur äußerte sie in vorkommendem Falle einen entschiedenen Widerwillen gegen Rudolph von G. Hartnäckig, wie der Mensch sich oft ein erwachendes Gefühl ableugnet, das ihm nur Hindernisse zu bieten scheint, hatte auch Siegmund sich dasselbe zu verhüllen gestrebt, aber an seinem Aerger, an seiner Eifersucht über den Verwandten, erkannte er endlich die wachsende Leidenschaft und war edel genug, dieselbe mit aller Macht unterdrücken zu wollen.

Ohne etwas Auffallendes zu thun, wußte er von jetzt an den gefährlichen Spaziergängen mancherlei in den Weg zu schieben. Sie unterblieben, ohne daß man ahnete, wer sie eigentlich mißlingen ließ, und mit dem Vorwande, seine Studien wieder auffrischen zu wollen, brachte er den größten Theil des Tages in seinen Zimmern zu, zog sich nach Tische

bald dahin zurück und die Abende verlebte er meist in Kränzchen oder auf Spaziergängen. Und als es ihm dennoch nicht gelingen wollte, das reizende, in seinem Herzen lebende Bild zu umhüllen, da machte er kleine Reisen in verschiedene Gegenden der Schweiz, schaffte sich einen jungen Jagdhund an und durchstrich mit ihm Tage hindurch Wald und Flur. Ob es ihm gelungen wäre, auf solche Weise allmählig den empfangenen Eindruck zu verwischen, wissen wir nicht; aber das Schicksal selbst stellte sich seinem Streben entgegen und wo das Herz im Bunde mit demselben ist, ermattet der Wille so leicht.

Mit Ende des Sommers erkrankte Frau von W., zwar nicht schmerzhaft und nicht gefährlich, aber an Beschwerden, die ihr das Ausgehen untersagten und eine zurückgezogene Lebensart nothwendig machten. Alle künstlich herbeigeführten Entfernungen Siegmunds fielen nun weg. In dem Krankenzimmer konnten nur wenige der nächsten Freunde empfangen werden, deren beschränkte Gegenwart die langweiligen Tage und Abende nicht auszufüllen vermochte und die Frau, welche ihr Leben mitten in den Zerstreuungen der großen Welt zugebracht, die in sich selbst wenig Beschäftigung fand, war nicht geeignet, stille Einsamkeit zu ertragen. Da war denn der Sohn verpflichtet, mit allen Mitteln der Unterhaltung einzutreten, und so blieb er, wenige Stunden des Tages ausgenommen, mit dem Mädchen vereint, das zu vermeiden er sich so fest vorgesetzt hatte. Wenn nicht die Nothwendigkeit geboten hätte, so würde Nettchen schon aus Dankgefühl begierig den Anlaß ergriffen haben, einen Theil des empfan-

genen Guten zu vergelten. Selten wich ſie aus den Zimmern der Frau von W., aus ihrer Hand empfing dieſe jede Arznei, jede Labung, ſie bewachte ihren Schlummer, verſchönte ihre wachen Stunden und es war oft, als errathe ſie ihre Gedanken und Wünſche. Was mußte nun aber Siegmund in dieſer engen Gemeinſchaft mit dem geliebten, ihren Geiſt, ihre Talente, den vollſten Liebreiz reiner Güte ſtündlich vor ihm entfaltenden Mädchen empfinden? Was mußte er fühlen, wenn er ſah, wie ſie der oft launenhaften, unzufriedenen Gebieterin mit holder Freundlichkeit zu begegnen und ihren Mißmuth zu entwaffnen wußte, wie ſie die unausgeſprochenen Worte verſtand, wie keine Dienſtleiſtung ihr zu gering war und ſie jede Unbequemlichkeit beſeitigen konnte. Wenn er nun erſt die Vollkommenheit ihres Klavierſpieles hörte, die ſüßen Töne ihrer Stimme durch das Krankenzimmer ſchwebten und den Geiſt des Trübſinns bannten, oder wenn ſie das Amt einer Vorleſerin verſah und er in der ſchönſten Harmonie, ohne Affektation, von dem Geiſte des Autors durchdrungen, die Meiſterwerke der deutſchen und franzöſiſchen Litteratur vortragen hörte! Vergebens ſtrebte er die Feſſeln von ſich abzuſtreifen, die er immer dichter um ſich legen fühlte, vergebens raffte er Alles zuſammen, was ihm an Kraft übrig geblieben war; er durfte ſeine Mutter nicht verlaſſen und ſobald er den Zauberkreis betrat, in welchem Nettchen waltete, fühlte er den freien Willen ſeiner Seele gehemmt, ſeinen Vorſatz ermatten und zuletzt unter dem wunderbaren Einfluß der mächtigſten aller Regungen zu Grunde gehen.

Frau von W. ahnete von alle dem Nichts. Zwar beſaß ſie in vielen Dingen ziemlichen Scharfſinn, aber das Verhältniß zwiſchen den beiden jungen Leuten ſchien ſo befriedigend, ſie hatten ſich ſo fremd, ſo kalt gegenübergeſtanden, daß ſelbſt ein argwöhniſcher Sinn keinen Verdacht hätte faſſen können. Die feinen Nuancen zu bemerken, die in ihrem Betragen die wachſende Neigung bezeichneten, verſtand Frau von W. nicht, dazu hatte ſie in dieſem Gebiete zu wenig Erfahrung und es bedurfte eines liebenden, eines mit dem höchſten Herzensintereſſe bewaffneten Auges, um die Veränderung zu ſehen. Nettchen war dieſelbe nicht entgangen. Schon während der Dauer ſeiner Luſtparthien hatte oft eine Ahnung deſſen, was in Siegmunds Seele vorging, die ihrige mit ſüßem Schauer berührt und ohne ſich Hoffnungen, oder auch nur Wünſchen zu überlaſſen, die Empfindung geſteigert, die in ihre Bruſt leiſe, aber unauslöſchlich, das Bild des geliebten Mannes gegraben hatte. Sie kannte die Vorurtheile der Klaſſe von Menſchen, in welcher ſie ſich befand zu wohl, als daß ſie ſich thörichten Träumen hätte überlaſſen, und wenn Herr von W. ihr wirklich ſeine Hand geboten, dieſelbe hätte annehmen mögen. Aber der Neigung treu zu bleiben, deren Gegenſtand ſo würdig war, daran konnte ſie ja niemand hindern. Wir täuſchen uns ſo oft, indem wir uns eine größere Kraft zutrauen, als wir wirklich beſitzen und uns überzeugt halten, nie werde Leidenſchaft oder Schwäche uns hinreißen, gegen den von uns ſelbſt aufgeſtellten Grundſatz zu handeln. So erlaubte ſich denn auch Nettchen in ſtiller innerer Freude das Zuſammenleben mit

dem Ideal ihres Herzens zu genießen und als Siegmunds wachsende Liebe ihn ihre Gesellschaft meiden ließ, erkannte sie mit Entzücken die geheime Ursache jenes Zurückziehens. Als nun aber das Verhängniß sie gleichsam zusammenführte da hatte sie zwar die Stärke in keinem Augenblick zu verrathen, was sich in ihrer Seele bewege, aber das Bewußtsein ihren Werth mit jedem Tage in Siegmunds Meinung erhöht zu sehen, sich von ihm erkannt zu wissen, zu bemerken, welch einen Zauber ihre Stimme auf ihn übe, wie er verstohlen jeder ihrer Bewegungen folge und sein Auge Beifall leuchte, wenn sie mit liebevoller Nachsicht jede Laune, jedes heftige Wort ertrug, das erfüllte ihr Dasein mit hoher Wonne und sie empfand, wie alles Glück dieser Erde sich für sie in die Gegenwart zusammendränge.

Aber Frau von W. genas. Sie empfing wieder Gesellschaft, begann auszugehen, das genuß- und schmerzenreiche Stillleben war zerrissen und alles trat allmählich an seine Stelle, nur die Herzen des jungen Paares konnten das Gleichgewicht nicht wieder finden. Der weibliche Theil bemühte sich auch gar nicht darum. Nettchen hatte sich freudig in ihr Loos ergeben, sie wollte nur lieben und das that sie mit einer Begeisterung, die ihr jede Wirklichkeit unnöthig machte. Ernster war sie geworden, weniger bereit, sich Zerstreuungen hinzugeben und die Rosenfarbe ihrer Wangen hatte sich in blassere Nuancen verloren. Siegmund hingegen war finster und ungestüm. Bald wollte er die ihn umschlingenden Fesseln abschütteln, bald suchte er mit den Umständen zu kapituliren, meinte, Nettchen könnte seiner Mutter die angenehmste Schwie-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER,K.G.T.

3-598-53192-3
FN. 18533/004

gerochen werden, aber wenn er unvermerkt das Gespräch dahin lenkte, mußte er sich überzeugen: der Geist des Vormundes sei viel zu leidenschaftlich und rücksichtslos, um ihm ein Glück zu gestatten, das er noch nicht weit genug gekommen war, mit seiner Mutter Zorn erkaufen zu wollen.

Ein an sich unbedeutendes Ereigniß brachte die Sache auf einen Punkt, der die Entscheidung herbeiführen mußte. Der junge W., dem sein inneres Zerwürfniß die Entfernung von Hause wünschenswerth machte, durchstreifte mit Diamant wieder die Umgegend fleißiger als je und sein gequältes Gemüth umfaßte das Thier mit einer Anhänglichkeit, die dieses in der Weise seines Geschlechts mit der rührendsten Treue vergalt. Der Hund mußte sich gewaltsam die Pfote verletzt haben und die Nichtbeachtung seiner Wunde verschlimmerte sie. Es wurde ein Thierarzt berathen und zweckmäßige Behandlung angeordnet, allein der jedesmalige Verband war Diamant sehr schmerzhaft und der damit beauftragte Bediente legte denselben aus Furcht gebissen zu werden, nur ungern und nachlässig an. Klagen über Klagen gelangten an Siegmund, der nun selbst das Geschäft zu vollbringen suchte, aber mit so geringem Erfolg, daß er gezwungen ward, es dem Diener wieder zu überlassen. Plötzlich hörten alle Beschwerden auf, es hieß der Hund lasse sich jetzt sehr gut behandeln und die fortschreitende Heilung bewies das in der That. Eines Tages bedurfte Siegmund des Dieners, schellte ihm mehrere Male vergeblich, ging nach der Gesindestube, öffnete die Thüre und erblickte — Rettchen auf dem Boden kauernd, Diamant, welcher vor ihr lag und dem hülfreichen

Mädchen, das so eben leicht und geschickt den wunden Fuß verband, dankbar die Hände leckte. Ihr Auge hob sich auf den Eintretenden und das glühende Roth der Ueberraschung goß sich über das Gesicht, daß sie schnell wieder auf den Hund hinunterbog. Siegmund aber, auf welchen in diesem Moment eine Menge Empfindungen einstürmten, trat langsam näher. „Um Gotteswillen, Mamsell Seelmann, Sie haben die Güte", stammelte er, „meinen armen Diamant zu pflegen, zu verbinden!..." „Niemand konnte und durfte es thun", antwortete Nettchen in der größten Verlegenheit; „der gute Hund liebt mich aber, wie Sie wissen, ließ sich ohne Mühe von mir angreifen und ich bin auch in solchen Dingen nicht ungeschickt." „Aber wenn er nun seinen Vortheil nicht verstanden, wenn er Sie gebissen hätte?" fragte Siegmund, indem er sich ebenfalls über das Thier beugend, es streichelte. Es entstand eine Pause; dann hob Nettchen die Augen zu dem Frager empor; in dem schüchternen Aufblick lag ihr selbst unbewußt aber deutlich der Gedanke: es ist ja Ihr Liebling, Ihre Freude! und jede Rücksicht vergessend, stürzte der junge Mann neben sie hin. In namenloser Aufregung legte er seine Hand auf die ihrige, die so eben die Pfote des Hundes verbunden hatte, sein Blick suchte ihr Auge, das unverrückt auf ihre Arbeit gerichtet war, und: „Nettchen, theures Nettchen!" rang sich zitternd über seine Lippen. Schon hatte aber das Mädchen seine Fassung wieder gewonnen, endigte schnell ihr Geschäft, stand auf, machte eine leichte Verbeugung und entfernte sich hinweg, während Siegmund, bei weitem nicht so wieder Herr seiner selbst, den Kopf auf Diamant lehnte und

der Liebe Glück und Jammer zum erstenmal recht deutlich durch seine Seele zog.

Wahrscheinlich wäre der Auftritt bei der früheren Besonnenheit der Liebenden ohne erhebliche Folgen geblieben, hätte er nicht einen unberufenen Zeugen gehabt. Rudolph von G. wollte zu seiner Tante, fand weder sie noch die Gesellschafterin, suchte einen Diensthoten, gerieth an die Thür der Gesindestube und da diese nur leicht angelehnt war, erhielt er durch selbe einen Anblick, der sich eben nicht eignete, den verschmähten Liebhaber zu erfreuen. Der Argwohn ist in solchen Fällen ein natürliches Uebel und bei G.'s Verdorbenheit blieb er nicht in den Schranken der Mäßigung. Er sah weit mehr als eigentlich geschah, glaubte das Verständniß so weit gediehen, als ihm sein Selbstbewußtsein sagte, daß er es treiben würde und schlich sich mit dem Teufel der bittersten Eifersucht und dem brennendsten Durst nach Rache davon.

„Wie weit ist die Angelegenheit zwischen dir und dem Fräulein Amalie von S. gediehen?" fragte am folgenden Tage Frau von W. ihren Sohn, nachdem sie den Morgen hindurch und bei Tische in ungewöhnlich schlimmer Laune gewesen war. „Ich hoffe, du wirst mir bald sagen können, daß diese Partie, die in alle Weise für dich wünschenswerth ist, zu Stande kommen werde." Es lag etwas in dem Gesicht der Frau von W., welches Siegmund die Ueberzeugung gab, sein Herz sei durchschaut worden und jede Ungewißheit war dadurch in seinem festen Gemüthe beseitigt. „Ich liebe Amalien nicht, meine Mutter" antwortete er bescheiden aber mit entschiedenem Tone, „ich werde sie nie lieben können und

kann also auch nach meinen Grundsätzen Ihr Verlangen nicht erfüllen." „Ich wünschte, daß du deine Grundsätze der kindlichen Pflicht gemäß einrichtetest", erwiederte Frau von W. trocken, „und dich keinen überspannten Begriffen überließest, die du mit der neuen Bildung eingesogen hast. Fräulein Amalie ist liebenswürdig, schön, reich, kann mithin geliebt werden und besitzt alle Eigenschaften den Mann glücklich zu machen, der nicht etwa von einer unwürdigen Neigung eingenommen ist. Ich will nicht etwa glauben, daß dies der Fall bei dir sei." „Einer unwürdigen Liebe werden Sie in meinem Herzen nie begegnen, liebe Mutter, eher einer solchen, die nach Ihrer Ansicht nicht alle wünschenswerthen Bedingungen in sich schließt. Indessen ist mir Ihre Zufriedenheit zu heilig, um mich nicht selbst überwinden zu wollen; lassen Sie sich die meinige ebenfalls genug gelten, um mich nicht gegen meinen Willen zu einer mir verhaßten Verbindung zu nöthigen." Bei den letzten Worten öffnete Siegmund die Thüre, deren Griff er schon gefaßt hatte, grüßte seine Mutter ehrerbietig und verschwand, im Herzen nicht unzufrieden, daß der Zufall ihm Gelegenheit gegeben hatte, sie einen Blick in dasselbe werfen zu lassen.

Vindicatif heißt das unübersetzbare Wort, das einen oft vorkommenden Charakterfehler bezeichnet und in seinen Wirkungen furchtbarer ist, als die Leidenschaften, die rücksichtslos aber offen handeln. Vindicatif, war das Wesen der Frau von W., die von den Einflüsterungen ihres Neffen auf's Höchste gereizt, in dem Sinne des Wortes verfuhr. Es begann für Neuchen ein Leben, das in der Hölle, die es in sich

faßte, die fünf ruhigen Jahre ihres Hierſeins und die letzten glücklichen Tage reichlich aufwog. Was nur der Mißmuth an Plagbaftigkeit erdenken konnte, ward an dem armen Mädchen ausgeübt und ſie ſank von der freien angenehmen Stellung, die ſie früher inne hatte, zu dem beklagenswerthen Spielwerk jeder Laune, jedes Einfalles herab. Die Liebe, die ſie ihrer Gebieterin einzuflößen geſchienen, die Zufriedenheit, die dieſer Reichens ausgebildete Talente gegeben, die wichtigen Dienſte, die ſie ſeit geraumer Zeit geleiſtet, Alles ging in der Beſorgniß unter, ihren Sohn eine Wahl treffen zu ſehen, die ihn freilich ſehr glücklich machen, aber die Anſprüche der Geburt nicht befriedigen konnte.

Von der Minute, in der dieſe Möglichkeit ihr erſchienen war, hatte ſich jede Spur der Neigung zu dem unglücklichen Mädchen verloren; ſie ſah in ihr die größte Feindin ihrer Ruhe und ohne zu unterſuchen, wieviel Schuld ſie trage, war ſie bereit Alles zu thun, um ſich ihrer auf eine Weiſe zu entledigen, die ihre Furcht vor der Zukunft ſtillen konnte. Sie gehörte übrigens zu den Menſchen, die ihren Regungen nur dann zu gebieten verſtehen, wenn ſie in dem Verhehlen derſelben einen reellen Vortheil erblicken. Sie glaubte durch ihr Betragen gegen Reichen und beſonders durch die Verächtlichkeit, mit welcher ſie ihr vor Zeugen begegnete, Siegmunden den Unterſchied zwiſchen ihm und ihr recht anſchaulich zu machen und darum überließ ſie ſich einer deſto ungemeſſeneren Härte. Als ſie aber gewahrte, daß ihre Handlungsart ſie weit vom Ziele führe, daß das mißhandelte Mädchen mit ſeiner ſtillen rührenden Ergebung ſichtliche Theil-

ſchritte in W.'s Herzen mache, daß er ſich gar nicht mehr die Mühe gab, ſein Intereſſe zu verbergen und nur Zufälligkeiten eine heftige Scene und mit ihr eine beſtimmte Erklärung hinderten, da zog ihre Klugheit andere Saiten auf. Nettchen zu verheirathen wurde ihr Augenmerk, allein die Subjekte, welche zu ihr paßten und doch dem Range nach nicht über ſie hervorragten, waren nicht leicht zu finden, auch hinderte Rudolph, dem mit einer Heirath wenig gedient geweſen wäre, jede Anbahnung dieſer Art. Endlich gedachte Frau von W. des Apothekers, dem früher eine Abweiſung geworden war; der, das Mädchen zärtlich liebend, keine andere Verbindung geſchloſſen hatte, und ohne Jemandem ihren Plan mitzutheilen, ließ ſie dem jungen Manne Vorſchläge machen, die ſelbſt ein weniger Verliebter, als er, mit beiden Händen angenommen hätte.

Frau von W. fand es nun an der Zeit mit Nettchen zu ſprechen und da ihr großmüthiger Charakter, wie ihr Stolz ihr nicht unbekannt waren, that ſie es in einer Weiſe, die alle aufopfernden Kräfte ihrer Seele in Anregung bringen mußte. Indem ſie ohne Rückhalt hinſichtlich ihrer Beſorgniſſe ſprach und ihr vorſtellte, welch ein Fleck die Verbindung mit ihr für die Ehre ihres Hauſes wäre, rief ſie ſie auf, das einzige Mittel gegen ein Ereigniß zu ergreifen, das ihre Wohlthäterin der Verzweiflung Preis geben würde. Gewaltſam arbeitete es bei dieſer Mittheilung in Nettchens Seele. Nicht als ob ſie je eine thörichte Hoffnung genährt hätte, aber Pflicht gegen Pflicht lieferte ſich einen harten Kampf in ihrer Bruſt. Weinend, flehend ſank ſie vor Frau

von W. nieder und faßte mit unſäglicher Angſt die Hand, die ſich ihr nur widerſtrebend überließ. „Wäre nur von mir die Rede, meine theure, theure Gebieterin," ſagte ſie, „ſo würde ich mein Glück und mein Leben unbedingt Ihnen zum Opfer bringen. Aber ich ſoll einem redlichen Mann Liebe und Treue geloben, während ein anderes Bild in meinem Herzen lebt; ich ſoll die heiligſte aller Verbindungen mit einem Betrug beginnen und einem guten Menſchen das Heil ſeiner Zukunft rauben, der an der Seite eines ihm abgeneigten Mädchens nicht glücklich werden kann. O, fordern Sie nur das nicht! Laſſen Sie mich Ihr Haus verlaſſen und in meine Heimath ziehen, erlauben Sie mir in Freiheit mein Leben zuzubringen, gleichviel wo, gleichviel unter welchen Verhältniſſen, und ich will täglich mit dem heißeſten Dank Sie vor Gott nennen, täglich des Himmels reichſten Segen auf Sie herabflehen!"

„Die Junafer will alſo von meiner Aufſicht weg?" entgegnete Frau von W., auf deren Geſicht die Wuth des gekränkten Stolzes lag: „will fort von hier um anderwärts ihr Spiel ungehemmt zu treiben? Armſeliges Geſchöpf, ich durchſchaue deine Plane, aber gelingen ſollen ſie dir nicht. Entweder nimmſt du meinen Vorſchlag an, oder — dann ſoll dir die Folge zeigen, daß man mich nicht ungeſtraft beleidigen darf. Geh auf dein Zimmer und überlege was du thun willſt."

Troſtlos, vergeblich nach Hülfe umſchauend, gehorchte Aennchen einem Befehle, der in dieſem Augenblick Wohlthat für ſie war. Einſamkeit war jetzt ihr dringendſtes Bedürfniß, nicht um zu überlegen, wie ihr geboten ward, ſondern um

wort- und beſinnungslos ſich dem Schmerze zu überlaſſen, der in ſeiner furchtbarſten Geſtalt in ihr junges Leben trat. Wie ſie auch nachzudenken ſich mühte, nirgends ſah ſie Rettung, nirgends Erlöſung von den Ketten, die ſie zu erdrücken drohten. Sie kannte keinen Menſchen, der ſich mit Erfolg ihrer hätte annehmen können, und fühlte ſich ohnmächtig der Gewalt hingegeben, die ſie beherrſchte. Während ſie ſich aber ihren Befürchtniſſen überließ, und nicht ein noch aus wußte, hatte auch ihre Unterdrückerin einen Theil ihres zuverſichtlichen Muthes verloren. Die Wellen des vernunftloſen Zornes hatten ſich kaum gelegt, als ihr Mancherlei beifiel, was ihr das Unkluge ihres Benehmens handgreiflich zeigte. Daß Rettchen den heutigen Auftritt und Alles, womit ſie bedroht worden war, als eine Brücke in das Herz ihres Sohnes benutzen, und ſeine edelmüthige Liebe zu entſcheidenden Schritten aufrufen konnte, lag zu Tage. Daß das Mädchen, falls es ſich ihrer Botmäßigkeit entziehen wollte, nur zu dem erſten beſten Nachbar gehen, und gewiß ſein konnte, Schutz gegen jede Gewaltthat zu finden, war eben ſo einleuchtend, denn man lebte nicht mehr in der Zeit, wo der Patrizier ſich ungeſtraft die ſchreiendſten Ungerechtigkeiten erlauben durfte. Indeſſen ſie mit ſich ſelbſt unzufrieden auf und nieder ging, trat Rudolph in's Zimmer und vernahm nicht ohne geheimes Erſchrecken die Urſache einer Unruhe, die er noch Möglichkeit zu ſteigern ſuchte. „Hier iſt nichts Anderes zu thun," ſagte er endlich, „als zu dem gewöhnlichſten aller Hülfsmittel zu greifen; man muß das Mädchen lächerlich, kann es ſein, ſogar verächtlich machen, man

ſie in den Augen des Publikums herabſetzen, ſie zum Stadtgeſpräch werden laſſen und ſo meinen Couſin der Möglichkeit berauben, jemals mit einer öffentlich Beſchimpften ein ehrenvolles Verhältniß anzuknüpfen. Um aber etwas dieſer Art zu unternehmen, muß ich Ihre Erlaubniß haben, meine gütige Tante, denn nie würde ich es wagen, ſetzte er ſchmeichelnd hinzu, eine Perſon blos zu ſtellen, die Ihres Schutzes genießt."

Warnend ſtand bei dieſen Worten ihr Schutzgeiſt vor der Frau von W. Sie gedachte ihrer gegen die Waiſe übernommenen Verpflichtungen, wie lieb ſie dieſelbe gehabt, und wie eigentlich nichts geſchehen, was eine Schonungsloſigkeit von ihrer Seite rechtfertigen konnte. Eine leiſe Rührung wollte ſich ihrer bei der Erinnerung an Alles bemeiſtern, was Aennchen in liebender Treue ihr gethan, aber ſchnell wurde ſie durch die Vorſtellung unterdrückt, daß ihr Sohn und Erbe die Bauerdirne heirathen — — „Nein, rief ſie, mit dem Fuße ſtampfend, das ſoll nicht ſein. Um meines Hauſes willen, ſagte ſie zu Rudolph, verbitte ich jeden Gewaltſchritt, im Uebrigen laſſe ich Dir freie Hand."

Der Mutter Stimmung und Aennchens Unſichtbarkeit, die man mit einem Krankheitszufalle beſchönigte, machten den jungen W. aufmerkſam, und mehrere Zufälligkeiten ſteigerten einen Argwohn, dem gleichwohl jede beſtimmte Angabe fehlte. Familiengeſchäfte riefen ihn in dieſen Tagen unaufſchieblich nach Neuenburg und ihm ahnete Schlimmes von ſeiner Abweſenheit, um ſo mehr, da er lange ſchon Rudolphen durchſchaut hatte. Eine Unterredung mit Aennchen

ſchien ihm durchaus nothwendig und was, ohne ſie zu compromittiren, geſchehen konnte eine ſolche zu erzwecken, wurde nicht geſpart, allein wie fein er auch die Sache einfädelte, ſo ward ihm doch kein günſtiges Reſultat. Nettchen blieb verſchloſſen und nur durch Margueriten hätte eine Botſchaft an ſie gelangen können; das aber zu wagen war er viel zu zartfühlend.

Kaum war er bang ahnend abgereiſt, als Nettchen ihrer Haft entlaſſen, Erlaubniß bekam, wieder bei ihrer Gebieterin zu erſcheinen, die ſie nicht eben freundlich, aber doch nicht ungütig behandelte. Dem Mädchen aber war es unmöglich, ſich in ſeine der früheren ähnliche Stellung zu finden. Sie blieb ängſtlich, unſicher, ihre geſellſchaftlichen Beziehungen waren ihr nur noch Pflicht, der ſie ſich entzog, ſo oft ſie es durfte. Ein kurzer Spaziergang auf der Plateforme mit Margueriten war ihre einzige Erholung, und das arme, aus ſeiner Lage ſchmerzlich gerückte Weſen, fand den letzten unverkümmerten Genuß in den prachtvollen Naturſcenen, die ſich dort ſo ſchön vor ihr ausbreiteten. Länger als gewöhnlich war ſie einem Abend unter dem dichten Dome von Kaſtanien ſitzen geblieben, das Auge auf den Vollmond geheftet, der in der dunkelblauen Wölbung majeſtätiſch emporſtieg, und ſein Silberlicht über den Kranz der Schneegebirge und auf den Strom goß, der mit ſanftem Rauſchen im Thal vorübereilte. Zu dieſer Zeit iſt es nicht rathſam auf der anziehenden Stelle zu weilen, aber Nettchen vermochte ſich nicht loszureiſſen von dem magiſchen Anblick und der eigenen Gedankenfülle. Ihre Seele war in weicher Sehnſucht aufgelöſt; ihr ſchien als

ihres Gemahls, nicht aber als den Feind der Ehen kannte.

Dorn näherte sich Adelaiden jetzt und ward nicht zurück gewiesen, denn der fein- und wohlgebildete Weltmann unterhielt lebendig und geistvoll. Bald war er der schönen Frau unentbehrlich und fast täglich mit ihr allein. Seine geheimen Berichte an den Freund eigneten sich deshalb nicht, diesen zu beruhigen. Zwar schien er (nach Dorns Rath) zufrieden, aber er lag auf der Folter, sobald er sich von ihr und der Welt unbeobachtet glaubte; nicht immer war er es, wenn er es wähnte. Ein Mal überraschte sie ihn, als eben sein Auge sich genäßt hatte; ein ander Mal seufzte er in ihrem Beiseyn unwillkührlich aus tiefer Brust. Sie fragte um seinen Kummer; aber er verstellte sich und fand Vorwände für seinen Unmuth in kleinen Tagesbegebenheiten. Endlich glaubte Adelaide dem fortwährenden Mißmuthe ihres Gatten auf der Spur zu seyn; sie rieth auf seine Schooßsünde, die Eifersucht, und hätte fast der Prüfung ein unübersteigliches Hinderniß entgegen gestellt, indem sie erklärte, sie wolle wieder hinaus aufs Land, ihr Gefallen an den Vergnügungen der Königsstadt sey verschwunden.

Dieser rasche Entschluß war in Emils Unruhe be-

ſchwebten in dem ſie umgebenden Halbdunkel, auf den zartgerötheten Kuppen jener Schneekoloſſe, die Geiſter ihrer Vergangenheit und ihrer ſtillen anſpruchsloſen Liebe. Die Erinnerung an die lieben Geſtalten ihrer Kindheit, der Wunſch fern von der herben Gegenwart einſam und treu den Freund ihrer Seele lieben zu dürfen, ward ſo heftig, daß ſie dachte, ihr Geiſt müſſe die Feſſeln ſprengen können, die ſie noch an dieſe arme Erde knüpften. Ein leiſer Angſtruf ihrer Begleiterin weckte ſie aus ihrer Träumerei. Sie ſchaute auf, bemerkte nun erſt, wie es unter den Bäumen dichte Nacht geworden, ſah zwei Männer hinter der Bank ſtehen, vernahm ihre loſen Reden, ihr Gelächter und ſtand raſch auf, Margueriten ängſtlich mit ſich fortziehend. „Halt Jungferchen, halt," ſprach einer der unverſchämten Burſche, indem er die Franzöſin wegzudrängen ſuchte; „ſo ſchnell geht man nicht fort, wenn man zu den Nachtvögelchen gehört."

Bei dieſen Worten umfaßte er das bebende Mädchen und mühte ſich, es von dem Schimmer der angezündeten Laternen weg in den Schatten zu heben, während ſein Gefährte ſich Margueritens bemächtigte, die kreiſchend, mit franzöſiſchen und deutſchen Schimpfworten und Fauſtſchlägen die Gewaltthat vergalt. Mit einem einzigen Gedanken hatte Nenchen die ihr drohende Gefahr überſehen. Nicht daß ſie fürchtete, an einem Orte wo, wenn er auch einſam ſchien, leicht Hülfe zu errufen war, ernſtlich mißhandelt zu werden, aber ſie fühlte wie ein ſolcher Angriff auf ihre Perſon, in ſo fern er bekannt wurde, ein gehäſſiges Licht auf ſie werfen und ſie zum Mährlein der Stadt machen mußte; darum

ſtrebte ſie lautlos den ſie feſthaltenden Händen zu entkommen. Als ſie ſich aber trotz muthiger Gegenwehr einer hinter dem Dome ſich befindenden finſtern Ecke zugeſchleppt ſah, als ſie ſich ſogar vom Boden aufgehoben fühlte, da konnte ſie einen durchdringenden Schrei nicht zurückhalten und er wurde in verſtärkter Auflage von Margueriten wiederholt, die man in entgegengeſetzter Richtung fortzutragen verſuchte.

„Was ſoll das? Was geht hier vor?“ rief kräftig eine männliche Stimme, eine derbe Fauſt packte Rettchens Bedränger und der andere Arm umfaßte das zitternde Mädchen. „Wie dürft Ihr es wagen, ehrbare Frauenzimmer anzufallen, deren Aeußeres ſchon Euch belehren muß, welcher Klaſſe ſie angehören. Entweder ſeid Ihr ſehr dumm, oder ſehr frech, und ich würde Euch unverzüglich auf der Hauptwache anzeigen, wenn ich es nicht vorzöge, die Pflegetochter eines achtbaren Hauſes außer alle Berührung mit Euch zu ſetzen. Hütet Euch aber Siegmund von W. jemals wieder in ſolcher Weiſe gegenüber zu ſtehen.“ Als bei dieſen Worten die angefaßte Schulter losgelaſſen wurde, tauchte der, welchem ſie gehörte, lautlos in den Schatten und Marguerite, durch den erſten Ton von Siegmund ebenfalls befreit, ſtürzte herbei, umklammerte in lärmender Freude den Arm ihres Gebieters und machte ihrem Verdruſſe und ihrer Angſt mit großer Zungenfertigkeit Raum. Statt aller Antwort befahl ihr Siegmund das faſt bewußtloſe Rettchen heimführen zu helfen, aber trotz der Unterſtützung Beider vermochten die von Schreck gelähmten Füße des armen Kindes ſie nur bis an den Eingang der Plateforme zu tragen. Ihr Zuſammenſinken fühlend hob

ſie der junge W. ohne weitere Frage auf und trug die ſüße Laſt vorſichtig die Straße entlang bis zu der unfernen Wohnung. Wer möchte es rügen, wenn in ſolcher Lage der feſteſte Wille ſchwankt und das Herz ſeine Rechte fordert. Die Bruſt des geliebten Weſens gegen die ſeine gedrückt, fühlte er ſie laut und ängſtlich pochen; ihr Kopf lag dicht an ſeinem Halſe, ihre Wange berührte faſt ſein Geſicht, ihr Athem ſäuſelte ſo lind und duftig zu ihm empor, die leichte Geſtalt ruhte ſo willenlos in ſeinen Armen. Als bei dem Hauſe angekommen, Marguerite heftig an der Glocke zog, um ſchnell Licht herbeizuſchaffen, da drückte er ſanft die liebe Bürde an ſich und ſein Mund neigte ſich leiſe auf ihre Lippen. Und Rettchen? Ach, von dem Bewußtſein der höchſten Gefahr zu ſeliger Sicherheit übergegangen, dem Idol ihrer Seele ſo nahe, kaum ihrer Sinne mächtig, und doch von der Ueberzeugung durchdrungen, ein ſolcher Moment des Glücks dürfte nie wiederkehren, begegnete zart aber innig dem Kuſſe des Geliebten.

Siegmund hatte trotz Rettchens Sträuben ſie unter Marqueritens Geleit bis zu ihrem Zimmer getragen, hatte ſie dort niedergelaſſen und, als wolle er vor dem leuchtenden Diener ſeine Achtung gegen ſie beweiſen, ehrerbietig ihre Hand geküßt. Dann ging er zu ſeiner Mutter, die ſo eben aus einer Geſellſchaft heimgekehrt, über ſeine unerwartete Rückkunft ſehr erſtaunt ſchien. Einfach erzählte er das eben Vorgegangene, hinzufügend: daß er vor einer halben Stunde eingetroffen, niemanden zu Hauſe gefunden und einen Spaziergang auf der Plateforme machend, zur rechten Zeit gekommen

ſei, dem Hauſe in der Perſon der Mamſell Seelmann eine Beſchimpfung zu erſparen. „Es war eine ganz gemeine Scene“, ſagte er, „auf welche ich als von muthmaßlich Betrunkenen geſpielt kein großes Gewicht gelegt hätte; allein ich habe hinter den Bäumen lauſchend Rudolph von G. geſehen und glaube nicht Unrecht zu thun, wenn ich den Vorfall als von ihm angeſtellt erkenne, gleichviel zu welchem dunkeln Zweck. Längſt iſt er mir hinſichtlich der jungen Seelmann verdächtig und dieſer Abend hat meine Ahnung zur Gewißheit gewandelt. Wäre das Ganze nicht durch ihn veranſtaltet geweſen, wie ſollte er nicht Ihre Geſellſchafterin dem abſcheulichen Unterfangen zweier Spitzbuben entzogen haben, die ich wohl kenne und für ſeine Spießgeſellen zu halten verſucht bin.“

Die glühende Röthe auf dem Geſicht der Frau von W. war allmählig der Bläſſe des bitterſten Aergers gewichen. „Das Begegniß kann nur durch Mettchens Unvorſichtigkeit oder vielleicht durch etwas noch ſchlimmeres entſtanden ſein,“ ſagte ſie mit verächtlichem Lächeln. „Jedermann weiß, daß ehrbare Frauenzimmer in dieſer Tageszeit die Plateforme nicht ohne ſchickliche Männerbegleitung beſuchen dürfen, wollen ſie ſich nicht einer Beſchimpfung ausſetzen. Die junge Seelmann ſchien mir aber ſchon lange der Intrigue nicht abgeneigt und du wirſt bemerkt haben, daß ſie in meiner Meinung ſehr geſunken iſt. Was Rudolphs räthſelhafte Erſcheinung betrifft, ſo war ſie wahrſcheinlich ein Gebilde deiner Einbildungskraft, oder dann hatte er Gründe ſich verſteckt zu halten die in dem Benehmen des Mädchens ſelbſt liegen.“ Frau

von W. wandte ſich und griff nach der Glocke, Marqueriten herbeizurufen, als der Sohn vor ſie hintretend ihren Arm zurückhielt. „Mutter“, ſprach er und ſein dunkles Auge ruhte ernſt forſchend auf ihr, „es iſt in dieſer Sache etwas, das ich nicht verſtehe. Die junge Seelmann iſt von Ihnen geliebt worden, Sie haben ihre guten Eigenſchaften Jahre lang anerkannt. Mir iſt nicht bewußt, daß ſie die Vermuthung verdient hätte, die Sie ſo eben ahnen laſſen. Rudolph hingegen iſt ein Wüſtling und ein Menſch, der unter gefälliger Außenſeite die abſcheulichſten Grundſätze eines Roué verbirgt. Daß er lange dem Mädchen nachgeſchlichen und von dieſem mit Ernſt und Würde in Schranken gehalten worden iſt, habe ich wohl bemerkt und halte ihn jedes Bubenſtücks fähig, das Rache und Leidenſchaft erdenken können. Daß aber meine ehrwürdige Mutter ſeine Partie nimmt und die Seelmann verwirft, von deren Rechtlichkeit ſie tauſend Proben hat, das läßt mich fürchten, der ſchlechte Menſch habe ſie bereits mit ſeiner Liſt umgarnt.“ —

„Vous êtes un avocat bien zelé, Monsieur, erwiederte Frau von W., den Sohn mit einem langen Blicke meſſend; vous plaisait-il de me dire quelle chance vous avez dans une affaire, qui ne vous regarde pas?“ „Keinen Vortheil, theure Mutter“, antwortete Siegmund mit ehrfurchtsvoller Feſtigkeit; wenigſtens jetzt noch keinen Vortheil, wenn ich nicht durch Ungerechtigkeit gezwungen werde, öffentlich Partei zu ergreifen. Sollte dies aber der Fall ſein, ſollte wegen einer Vermuthung, die vielleicht ſchon Urſache war, Ihre Pflegetochter zu einer Heirath zu nöthigen, die arme Waiſe

bei der lichtscheuen Intrigue, die G. über sie heraufbeschworen, Ihren Schutz entbehren, dann würde ich vielleicht auf eine Art in's Mittel treten, die mein Glück unzweifelhaft begründen müßte." — „J'ai nourri un serpent dans mon sein, cela est clair," rief in großer Heftigkeit die erzürnte Frau, die wie die meisten ihrer Landsmänninnen bei starker Gemüthsbewegung französisch sprach. „Mais je saurai l'écraser avant qu'il me morde!" setzte sie in athemloser Leidenschaft hinzu. — „Beruhigen Sie sich, Mutter," sprach W. ihre widerstrebende Hand fassend, „solche Aufregung taugt weder für Sie noch mich; man vergißt gar zu leicht was man sich schuldig ist. Wäre hier von einer Schlange die Rede, so hat Rudolph ihre Rolle gespielt, denn weder Mamsell Seelmann noch ich sind dessen fähig."

Bei heftigen Frauen ruft der Kulminationspunkt des Zornes meist Thränen hervor und Frau von W., dieser Regel getreu, sank in die Ecke des Divans, verhüllte das Gesicht und weinte bitterlich. Mit der erleichternden Krise trat auch die Ueberlegung ein: sie fühlte, wie unklug es wäre, wollte sie den Sohn, der sichtlich nach einer Entscheidung sich sehnte, auf's Äußerste treibend, ihm dazu den Weg bahnen und suchte darum, als Siegmund begütigend zu ihr trat, einzulenken. Sie entzog ihm die Hand nicht mehr, senkte wie zum Tode ermüdet den Kopf seitwärts und sagte schluchzend: „Nettchen wird mich wohl bei dir verklagt haben." — „Bei Gott nicht, meine theure Mutter!" erwiederte Siegmund, „ich habe mit Nettchen kein Wort von der Sache gesprochen und Sie thun dem Mädchen mit dieser Voraussetzung schreien-

des Unrecht. Sie hat ein dankbares Gemüth und ich habe ſie nie anders als mit tiefer Anerkennung Ihrer Güte gegen ſie erwähnen hören." Gefällig ſchien Frau von W. Siegmunds Rede zu lauſchen, freundlicher wurden ihre Züge, ein angenehmes Lächeln ſpielte um ihren Mund und der Sohn, ſeine Mutter hinlänglich kennend, um längſt ſchon jedes kindliche Vertrauen verloren zu haben, wurde dennoch von der eingetretenen Milde, oder vielmehr von ſeinem wünſchenden Herzen überraſcht. „O Mutter," ſprach er, „wie glücklich wie ſelig könnten Sie mich machen, wenn es Ihnen möglich wäre, einige Vorurtheile zu überwinden. Wo fände ſich eine Schwiegertochter, die mit ſo dankbarem Herzen Sie umfangen würde, wo eine Gattin edler und liebenswerther als ſie?" Die Flamme der furchtbarſten Wuth ſtieg bei dieſen Worten auf das Antlitz der Frau von W., aber ſie bezwang ſich und deutete nur auf das Bedürfniß der Ruhe, welches ihr die Einſamkeit nothwendig mache. Siegmund ſchritt ſeufzend der Thüre zu; er hatte trotz ihrer Anſtrengung tief genug in der Mutter Seele geblickt, um die Minute zu verwünſchen, in welcher leiſe der trauliche Gedanke auf die Lippen trat. Schrecklich funkelte das Auge der Frau von W. ihm nach und die feinen weißen Hände zogen ſich gewaltſam zuſammen, als müßten ſie das Weh gebären, das ein ſchuldloſes Weſen zerſtören ſollte. Edle Sanftmuth, verſöhnende Liebe, innerer Friede und der unbedingten Hingebung heiliger Sinn iſt die wahre Natur des Weibes, aber wo das ſchöne Bild durch tobende Leidenſchaften entſtellt, wo die Reinheit des Gemüthes verletzt iſt, wo der Engel unverdorbener Weib-

lichkeit ſich weggewendet hat, da vermag kein männliches Auge die Tiefe des Abgrundes zu ermeſſen, in der das Weib verſinken kann.

Stolz, Hochmuth waren die Triebfedern, die dieſe Seele leiteten, und ſie hatten ſich ſo mächtig entfaltet, daß es kaum eines böſen Geiſtes bedurfte, wie Rudolph es war, um der für ihres Hauſes Ehre beſorgten Frau die Zuſtimmung zu einem Plane zu entlocken, der eben ſo unerhört als im Fall des Gelingens entſcheidend war. Als Entſchuldigung gegen ihr Gewiſſen, denn Frau von W. war nicht ohne diejenige paſſive Religion, die man in höheren Ständen oft findet, gebrauchte ſie die gebietende Noth, die Schutzwehr ſo vieler ſchwachen Menſchen, nebſt der Unmöglichkeit den Stein des Anſtoßes auf andere Weiſe, als mit vollendetem Verderben bleibend aus dem Wege zu räumen.

Aeußerlich trat einige Wochen hindurch Alles in die gewohnte Ordnung. Frau von W. war freundlich mit dem Sohn, artig mit Nettchen und dieſe, obwohl etwas ſchüchtern, begann ihre frühere Stelle wieder einzunehmen. Da rief eines Nachmittags Marquerite ſie bei Seite, ihr einen ſchmuzigen mit unleſerlicher Schrift an Mamſell Seelmann adreſſirten Zettel einhändigend, den ein Knabe gebracht und gebeten hätte, ihn heimlich abzuliefern. Unorthographiſch und kaum zu entziffern enthielt das Papier eine dringende Bitte um Beiſtand für eine Jugendgeſpielin, die ſich zwar nicht nannte, aber ſo manche Beziehung aus der Kinderzeit anführte, daß an der Wahrheit der Sache nicht zu zweifeln war. Die Schreiberin, hieß es, wäre in einen Dienſt nach

Bern berufen geweſen, ſei auf der Reiſe krank geworden und habe aus Barmherzigkeit bei Bürgersleuten ein Unterkommen gefunden. Da ſie indeſſen bereits ohne einen Pfennig und in der höchſten Noth ſei, ſo habe ſie ſich an Rettchen erinnert, ihren Aufenthalt erforſcht und bitte ſie nicht nur um eine milde Beiſteuer, ſondern daß ſie dieſelbe perſönlich bringen möchte, um durch ihren Beſuch die unglückliche Landsmännin aufzurichten. Wäre Rettchen nicht ſo unbefangen geweſen, ſo hätte vielleicht mehr als ein Punkt in dem Geſchreibe ſie mißtrauiſch gemacht; vorzüglich hätte das die Bezeichnung der Straße thun müſſen, in welcher die angegebene Wohnung ſtand. Aber Rettchen ſah nur die Flehende vor ſich, das Verlangen ſchnelle Hülfe zu bringen verſchlang jeden andern Gedanken und daß „die Matte" ein ſehr berüchtigtes Quartier ſei, wohin ein auf guten Ruf achtendes Mädchen nicht gehen könne, das war ihr ganz unbekannt. Eilig ſuchte ſie ein Bündelchen Wäſche und Kleidung zuſammen, fügte dieſem ein Päcklein Geld bei, ſchlich leiſe die Treppen hinunter und in die Tiefe der Aarinſel geſtiegen, fragte ſie eine vorübergehende Frau nach dem Hauſe, an welches ſie gewieſen war. Dieſe ſtand ſtill, beſchaute das hübſche Mädchen von oben bis unten und ſchüttelte mißbilligend den Kopf, gab aber, wahrſcheinlich an ſolche Fälle gewöhnt, die gewünſchte Auskunft. Schon wollte Rettchen in das bezeichnete Haus ſchlüpfen, als ſie Diamant von ferne erblickte, der ihr nachgeſchlichen war, wie der treue Hund immer that, ſeit er von ihrer Hand geheilt worden. In dieſem Moment entſtand auf der Straße ein Gewirre von Wagen und Menſchen, ſie

verlor den Hund aus den Augen und kaum durch die mit einem Gewinde verſehene Hausthüre getreten, ſchloß ſich dieſe hinter ihr zu. Ungewiß blieb Nettchen ſtehen, denn der dunkle Gang wurde nur durch einen ſchmalen, von oben hereinfallenden Lichtſtreif erhellt, aber indem kam eine alte Frau die Treppe herunter und auf des Mädchens Frage nach der Kranken, erwiederte ſie mit ſeltſam grinſender Freundlichkeit: „Alles bereit, mein ſchönes Mamſellchen, alles bereit, kommen Sie nur.„

War es das Aeußere des Weibes und ſeine Stimme, war es die Ahnung, die den Menſchen in bedeutenden Augenblicken zuweilen warnend befällt, ein unheimlicher Schauer ging über Nettchen hin und ſie gerieth in Verſuchung umzukehren. Da öffnete ſich eben an der Treppe ein Zimmer, es erſchien ein Mädchen in Aargauer Bauerntracht freundlich grüßend, ſie glaubte in ihr die Geſuchte zu finden, der Argwohn verſchwand und ſie ſchritt raſch die Stufen hinan. Auf die Letzte derſelben getreten ſchaute ſie in ein Geſicht, das ihr nicht unbekannt war, aber in ſeinen jugendlichen und doch früh gealterten Zügen ein ſolch Gepräge lüſterner Verworfenheit trug, daß Nettchen ſich entſetzt abwandte und viel gegeben hätte, nicht hierher gekommen zu ſein. Die Sache mußte jedoch abgemacht werden, deshalb ſchritt ſie in ein elegant ſein ſollendes, höchſt ſchmutziges Zimmer, legte ihr Pack auf den Tiſch und ſich zu dem Mädchen kehrend, das ſie hinter ſich glaubte, ſah ſie ſich mit Erſtaunen ganz allein in dem verſchloſſenen Gemach. Eine unſägliche Angſt befiel ſie und dieſe ward bis zur Verzweiflung geſchärft, als ſie

gründet, aber sie verschwieg ihm den eigentlichen Grund, weil sie richtig voraussetzte, ihr Mann werde, wenn sie ihn der eifersüchtigen Laune bezüchtige, läugnen und die Rückreise verzögern, um den Beweis zu führen, daß sie irre.

Emil staunte, als sie ihr Verlangen aussprach, aber es war ein wohlthätiges, freudiges Staunen, das ihn ergriff; er fand in ihrem Entschluß das Bestreben, sich jeder Lockung zu entziehen und fortan nur heiligen Pflichten zu leben. Wandelbarer als ein Weib bereuete er es jetzt, sie des Leichtsinns beschuldigt und Dorns Plaudereien sein Ohr geweiht zu haben. Wenig fehlte, so hätte er zu Adelaidens Füßen gebeichtet, doch sein Pylades (dem er sich entdeckte) hielt ihn nicht allein davon zurück, sondern hauchte ihm auch wieder die alten Träume ein.

„Daß ihr zärtlichen Ehemänner doch so blind seyd!“ schalt er. „Wird nicht eben durch ihre rasche Sinnesänderung im Allgemeinen ihr gränzenloser Unbestand klar? Die Stadt war wochenlang ihre Puppe; daß sie das werthe Spielwerk so urplötzlich wegwirft, hat aber auch sicher noch einen andern geheimen Zweck. Und ich glaube ihn zu errathen. Versprach ich nicht, Euch im Frühling auf Eurem Gute zu besuchen. Der Frühling naht. Wie, wenn sie sich sehnte, mich draußen bei sich zu sehen, draußen, wo

vergebens die Thüre zu öffnen strebte. Fast besinnungslos stemmte sie sich mit fast übermenschlicher Kraft dagegen, aber ihre Anstrengung blieb ohne Erfolg. Jetzt lief sie zu den Fenstern, diese waren mit Schrauben vermacht, von außen mit Jalousien verschlossen, und Nettchens Schreck stieg auf den höchsten Punkt, ohne daß sie sich deutlich die Art der Gefahr zu denken vermochte. Da sie sich indessen nicht länger verbergen konnte, sie sei wirklich eingeschlossen und man habe sie hergelockt, um irgend eine schändliche Absicht zu erreichen, zog sich ihre Seele in trostloser Todesbangigkeit zusammen, sie unterließ jeden weitern Versuch und auf die Knie stürzend hob sie mit lautem jammervollen Seufzen die Hände zu Dem empor, der einzig nur sie in der furchtbaren Lage beschützen konnte. „Gott im Himmel", rief sie, „hilf mir Armen, sei barmherzig und führe mich aus diesem schrecklichen Hause weg."

„Nu, nu, Mamsellchen, das Haus ist so schrecklich nicht", sagte die Alte, die Nettchen empfangen und mit einem Kaffeebrete durch eine verborgene Thüre schritt, „man darf nur nicht dumm, nicht eigensinnig sein, muß nur das Leben vernünftig genießen wollen, so kann man hier recht lustig werden." „Frau, was habt Ihr mit mir vor," rief Nettchen, während der Inhalt des Kaffeebretes auf dem Tisch geordnet wurde. „Nur Liebes und Gutes", grinste das Weib, „aus dem Euch großes Glück erwachsen kann, wenn Ihr keine Närrin seid. Da im Nebenzimmer ist der schönste junge Herr, der Euch schon lange in's Herz geschlossen und um die Unterhaltung einer Stunde goldene Berge verheißt." „Allmächtiger", schrie Nettchen, deren Bewußtsein fast unter

Todesschauern schwand, „das werdet Ihr doch nicht an mir thun. Ich bin ein armes unschuldiges Geschöpf, habe Euch ja nie beleidigt, habt Mitleid mit mir, Frau! Frau, um Gotteswillen seid barmherzig! Laßt mich gehen und ich will keiner Seele sagen, was mir hier geschehen ist!“ Sie hatte sich aufgerafft und war so geängstigt, mit so flehender Geberde vor der Alten niedergesunken, daß man in dem Pfuhl des Lasters untergegangen sein müßte, um nicht gerührt zu werden. Das Weib schlug ein gellendes Gelächter auf. „Komint Ihr mir doch vor wie die Theatermamsell,“ rief sie, „die sich letzthin auch so kläglich geberdete. Weint Euch die schönen Augen nicht trübe, es nutzt nichts und Ihr werdet noch selbst einmal über Euren Jammer lachen, wie die Grete thut, deren Briefstein Euch hergebracht hat. Steht auf und setzt Euch hier zum Tische, ich bringe Euch gleich Trost.“ — Das arme Nettchen ward emporgerissen und mit Gewalt auf das Kanapee gesetzt, dann holte sie aus dem Nebenzimmer Rudolph von G. herbei. „Seht welch ein schmucker Liebhaber das ist! Der wird Euch bald andern Sinnes machen und Ihr sollt der alten Ursel noch danken für die Mühe, die sie sich um Euch giebt.“

Ein Blitzstrahl fuhr vor Nettchen nieder, als G. in die Thüre trat. Mit einem Mal erkannte sie, was ihr räthselhaft gewesen, sie fühlte die Nähe des Urhebers ihrer jetzigen und künftigen Leiden und mit grauenvoller Deutlichkeit stand die Wirkung vor ihr, die ihre Anwesenheit in solchem Hause mit diesem Menschen hervorbringen mußte, auch wenn es ihr gelang, jeder weitern Gefahr zu entrinnen. Aber mit

dem klaren Ueberblick ihrer Lage hatte ſie Kraft und Beſonnenheit wieder erlangt. Sie trat Rudolph mit feſter Haltung entgegen, ruhig die Erwartung ausſprechend: Herr von G. werde ſie, die durch teufliſche Liſt hergelockt worden ſei, ſogleich in das Haus ſeiner Tante zurückführen. „So haben wir nicht gewettet, mein Täubchen," ſagte G. und ein hölliſches Lächeln zog ſich über ſein Geſicht, „die man hier findet ſind die Beute eines Jeden, der bezahlen will, und du biſt die Meinige. Haſt mich lange genug getrillt, an mir iſt nun die Reihe."

Mit dem Ausbruch wilder Leidenſchaft umfaßte er Nettchen und bemühte ſich, ſie in's Nebenzimmer zu ziehen. Aber die höchſte Gefahr giebt auch dem Schwachen unerwartete Kräfte und ſteigerte die des Mädchens ſo ſehr, daß ſie ſich loszuringen vermochte. „Wie dürfen Sie es wagen, mich ſo unwürdig zu behandeln," rief ſie in die Ecke des Zimmers flüchtend. „Der Name der Frau von W. ſollte hinreichen, mich vor jeder Beſchimpfung zu bewahren, wenn es auch nicht unerhört wäre, unter den Augen einer wachſamen Polizei an einem ehrbaren Mädchen Gewalt zu üben." Laut lachte G. — „Ei die Polizei bekümmert ſich nicht um dieſen Winkel der Stadt, der iſt freigegeben, nur ſeinen eignen Liebesgeſetzen unterthan, und was meine theure Tante betrifft, ſo kann ich dir verſichern, daß es mit ihrem Willen geſchah, was zu deinem Hierſein vorgenommen wurde." — „Gott im Himmel," rief das unglückliche Mädchen faſt athemlos vor Entſetzen und Todesbläſſe im Geſicht, „es iſt nicht möglich, wie könnte ein Frauenherz ſo erbarmungslos ſein? Sie ſind

ein schändlicher Lügner....“ Aber schon hatte G. sie auf's Neue umschlungen, rang mit ihr und rief endlich die alte Ursel herbei, daß sie ihm das kleine Teufelchen bändigen helfe, das wohl nicht so wild sein würde, stände der tugendsame Herr Siegmund von W. an seinem Platze. „Hilf Gott, hilf Gott!“ schrie jetzt das geängstigte Wesen aus tiefster Brust — und Gott half! — Bei muthiger Gegenwehr in die Nähe des Fensters gekommen, gelang es ihr eine Scheibe zu zerschlagen, ein gellender Schrei tönte durch diese über die Straße hin und ihm antwortete das laute Geheul eines Hundes, dessen Bellen schon einige Male sich hatte hören lassen, der aber jetzt in voller Wuth gegen die Hausthüre rannte und Nettchens fortgesetztes Schreien mit seiner heulenden Stimme begleitete.

„Was giebt's da oben?“ rief man laut und des Mädchens ermattende Kräfte stärkten sich zu nochmaligem Hülferuf. „Ihr Leute kommt herbei,“ wiederholte die Stimme, „da wird eine Schandthat verübt, ich kenne den Hund, er gehört in's Haus der Frau von W.; laßt uns die Thüre sprengen. Horcht, schon wieder, es ist eine Weiberstimme, die nach Hülfe schreit, eine Brechstange her, drauf, drauf Ihr braven Jungen!“ Und es dröhnte die eichene Pforte unter den Anstrengungen der sich schnell versammelnden Menge, und Frau Ursel durch die ersten von der Straße her schallenden Worte ängstlich gemacht, von dem nachfolgenden Lärm vollends verschüchtert, hatte nicht nur Rudolphen beschworen, sich durch eine Hinterthür zu entfernen, sondern auch Nettchen zur Schonung zu bewegen gesucht, indem sie

den Moment benutzte, wo G. sie losließ, um sie in das Nebenzimmer zu bringen und ihr schnelle Freiheit zu verheißen.

G. war unterdessen an's Fenster getreten und hatte sich die Lage der Dinge besehen. „Da haben wir es!“ brummte er, „da ist der tolle Apotheker und Siegmunds verdammter Hund, die mir den Sieg entreißen. Der Teufel gesegne es ihnen! Zu machen ist aber da nichts, solcher Gewalt widersteht das Loch zu der Spelunke schwerlich. Wohl zwanzig Schurken rennen dagegen, jener hat gar eine spitze Eisenstange.... Holla, Alte! mach daß ich hinaus komme,“ rief er, als drunten das ganze Haus zusammen zu stürzen schien, denn hier mag ich mich nicht fangen lassen.“ Eilfertig schlüpfte er zum Zimmer hinaus und ihm ward von der Alten ein Ausgang geöffnet, durch den er schnell aus dem verrufenen Quartier in die obern Regionen steigen konnte. Kaum war die Thüre hinter ihm verschlossen, als die Retter, Diamant und den Apotheker Reichhardt an der Spitze, heraufstürmten und die Alte um den Vorgang befragten. „Ei, es ist dem Jüngferchen nicht das Mindeste Leid geschehen,“ brummte Frau Ursel, „'s war ja Alles nur Spaß. Es hat sie Einer ein bischen hart angegriffen, da erhob sie gleich ein Geschrei als wolle die Welt untergehen.“ „Keine Ausreden, führt mich hin,“ sagte barsch, die Alte beim Arm fassend, der Apotheker. „Es wird sich dann schon zeigen, was Ihr eigentlich vorgehabt.“

Der Instinkt des Thieres hatte auch hier, wie schon so oft, dem menschlichen Verstande vorgegriffen. Diamant war,

allen vorauseilend in das Zimmer gelaufen, wo sich seine Gerettete befand. Leise winselnd leckte er die herunterhängende Hand des armen Mädchens, das, als sie fühlte wie die dringendste Gefahr vorüber sei, in Todesmattigkeit zusammen gesunken war und weder die Liebkosungendes treuen Hundes fühlte, noch Reichhardts Ausrufungen vernahm. Dieser war einer der seltenen Männer, welche nicht nur so lange lieben und achten als sie die Erfüllung ihrer Wünsche hoffen können, sondern selbst dann noch, wenn der Gegenstand derselben ihnen nicht entsprochen hat. Manches bei den letzten, durch Frau von W. angeknüpften Verhandlungen war ihm räthselhaft gewesen, aber das Gerücht einer gegenseitigen Neigung zwischen Siegmund und Nettchen ließ ihn klarer den Gang der Dinge übersehen. Der heutige Vorgang war ihm unbegreiflich und es mußte ihn ein unerhörtes Zusammentreffen von Umständen herbeigeführt haben, denn Nettchens Werth war für ihn zu entschieden, als daß in seinem Herzen der leiseste Verdacht hätte entstehen können. Als er aber die hülfeleistenden Männer dankend entfernt hatte, und nebst der Alten die sehr geschäftig that, Erweckungsmittel bei der Ohnmächtigen anwandte, da plauderte diese im Verlangen sich zu entschuldigen so mancherlei, daß er um so eher den wahren Sachverhalt zu ahnen begann, als er von Rudolphs Nachstellungen gehört hatte.

„Fühlen Sie sich fähig das Haus zu verlassen und die Wohnung meiner Schwester zu erreichen?“ fragte er das Mädchen, das so eben die Augen aufschlug, aber die Besinnung noch nicht hinreichend wieder erlangt hatte, um zu wissen

wo ſie war. Mit erſtauntem Blicke ſtarrte ſie den jungen Mann an, der ſich ſorgſam über ſie beugte, als aber das Auge ſich zur Seite wendend auf Frau Urſel fiel, kehrte ſchnell die jammervollſte Erinnerung zurück. Auf ihre durch die Angſt der letzten Stunde zerſtörten Züge legte ſich Abſcheu, Furcht, Scham, und das Geſicht mit den Händen bedeckend brach ſie in ſo gewaltſames Weinen aus, daß Reichhardt ſein Herz zerriſſen fühlte und ſelbſt das alte Weib betreten zurückwich. „Faſſen Sie Muth, Mamſell Seelmann, ſprach der Apotheker: „ich begreife zwar wie das heutige Ereigniß und Ihre Anweſenheit in dieſem Hauſe Sie erſchüttert hat, aber es wird ſich mit Klugheit und Freundestreue gewiß jede ſchlimme Folge abwenden laſſen. Wir gehen durch die hintere Thüre und ſind dann, durch ein Nebengäßchen hinaustretend mit einigen Schritten bei meiner Schweſter, bei welcher Sie ſich erholen, wo wir, was uns bekannt iſt, vergleichen und beſtimmen können, was nun weiter zu thun ſei. Der, welcher mich in Berufsgeſchäften heute hier vorüber führte, der meine Aufmerkſamkeit durch den treuen Hund erregte, und mir half ein Bubenſtück hindern, wird auch ferner über Sie wachen — ihm vertrauen Sie!“

Mehr getragen als geführt langte Nettchen bei Reichhardts Schweſter an, die als eine unbegüterte Wittwe in dem wenig beſuchten Theile der Stadt ein paar Zimmerchen bewohnte. Des Bruders Andeutung reichte hin, dem armen erſchöpften Weſen einen freundlichen Empfang zu bereiten und kaum ſah der Apotheker ſie geborgen als er, zu Frau

Urſel zurückkehrend, durch Drohungen und verheißende Zuſage den in ihm erwachten Argwohn, durch die umſichtigſten Nachforſchungen zu begründen ſtrebte. Angſt vor der gerechten Strafe brachte das Weib dahin alles zu enthüllen, und weder Frau von W. noch ihren Neffen zu ſchonen, in deren Mithülfe ſie ihre eigene Entſchuldigung ſuchte. Als Rudolph von G. ihren Beiſtand zur Ausführung ſeines Vorhabens gefordert hatte, äußerte die kluge Alte ein Bedenken, das ſich auf die Unbeſcholtenheit des Frauenzimmers, auf ihre Stellung in dem Hauſe der Frau von W. und auf die Erfahrung ſtützte, daß, wie nachſichtig auch die Polizei bei ihrem Gewerbe ſein möge, offenbare Gewaltthat dennoch ſtreng gerügt werden dürfte. Dagegen verſicherte Rudolph, Frau von W., welche um jeden Preis das Mädchen fortzuſchaffen wünſche, ſei weit entfernt ein Unternehmen zu rügen, dem ſie die Erfüllung dieſes Wunſches verdanken werde. Darauf hin ſei der heute unternommene Plan entworfen worden. Eine Bewohnerin des Hauſes, wirklich aus Nettchens Wohnort gebürtig, hatte dazu die unreine Hand geboten und das argloſe Schlachtopfer war in die ihm gelegte Falle gegangen.

Reichhardts Seele empörte ſich während der Erzählung mehr und mehr. Daß man aus irgend einem Grunde, wäre es auch der wichtigſte, ein menſchliches Geſchöpf auf ſo fluchwürdige Art verderben könne, ſchien ihm unbegreiflich und er gedachte der Frau, die deſſen fähig geweſen war, mit unausſprechlichem Abſcheu. Wir müſſen indeſſen ſeine Meinung über Frau von W. dahin berichtigen, daß ſie, die keine beſtimmte Kenntniß von Rudolphs Leidenſchaft und ſeiner

Verworfenheit hatte, nur Nettchens beſchränkten Aufenthalt in dem Hauſe der Schande und eine Anzeige darüber an Siegmund bezweckte. Dieſem Plane gemäß erhielt er ein anonymes Billet mit der Weiſung: wenn die Geſellſchafterin ſeiner Mutter vermißt werde, ſo ſei ſie in einem Haus an der Matte zu ſuchen, wo ſie einem Freunde ein Stelldichein zu geſtatten ſich bewogen gefunden habe. Siegmunds Glaube an Nettchen war viel zu feſt, als daß er durch eine ſo grobe Lüge hätte getäuſcht werden können, aber die Beſorgniß vor einem Bubenſtück ſtieg ſchnell in ihm auf. Margueritens Ausſage ſteigerte ſeine Angſt. Athemlos horchte er auf ihren Bericht und als ſie des Weges gedachte, den ſie die Vermißte hatte nehmen ſehen, da ſtand vor entſetzlicher Ahnung ſein Herz ſtill und er taumelte halb beſinnungslos die Treppe hinunter, nicht wiſſend, wie er eine Nachſuchung beginnen ſollte, bei welcher man den Namen der Geſuchten kaum ausſprechen durfte. In ängſtigender Ungewißheit war er in die Nähe des bewußten Hauſes gerathen und trieb ſich dort in unſäglicher Spannung hin und her, als die Thür ſich öffnete und der Apotheker herauskam. Seine Erſcheinung an dieſem Orte, in ſo verhängnißvoller Minute machte Siegmund ſtutzig, aber ſein Vertrauen ſchnell feſthaltend eilte er ihm entgegen, faßte ſeine Hand und eine Erkundigung nach ſeinem höchſten Herzensintereſſe wollte über die vor Aufregung zitternden Lippen dringen. „Sie möchten ſich unzweifelhaft nach Mamſell Seelmann erkundigen,“ ſagte der Apotheker nicht minder bewegt. „Allerdings war ſie in ſchlimmer Lage, iſt aber geborgen und den unvermeidlichen Schreck ausge-

nommen, ist ihr nichts unangenehmes geschehen." Reichhardt hatte beim Anblick des wahrscheinlich geliebten Nebenbuhlers nicht ohne eifersüchtige Empfindlichkeit bleiben können. Aber Siegmunds augenscheinliche Todesangst, die unendliche Liebe zu dem bedrängten Mädchen, die sich in jedem seiner Züge, in jedem abgebrochenen Ausruf verkündete, bezwang den entstehenden Unmuth und froh sich über das unerhörte Ereigniß gegen einen Mann aussprechen zu können, dessen höchste Theilnahme er voraussetzen konnte, erzählte er den ganzen Hergang, nur möglichst den Antheil verhüllend, welchen Frau von W. dabei hatte.

Unaussprechlich war der Eindruck, den er hervorbrachte. Wuth und Schmerz lag auf Siegmunds Gesicht und den Zusammenhang schnell überblickend, tobte in seiner Brust eine Welt von Weh. In solchen Momenten aber steht dem ächten Manne feste Entschlossenheit zur Seite. Kaum hatte der Apotheker erwähnt, daß Nettchen bei seiner Schwester und er im Begriff gewesen, zu Frau von W. zu gehen, um dort als ehrlicher Mann von den Verhältnissen geleitet zu sprechen, als Siegmund den Weg zu des Mädchens jetzigem Aufenthalt einschlug. Dem raschen Pochen öffnete die Wittwe und der junge Mann hatte eintretend einen Anblick, der nicht geeignet war seinen Vorsatz zu erschüttern. Bis zum Tode ermattet lag Nettchen auf den Kissen des Ruhebettes, zu ihren Füßen saß Diamant, auf welchem liebkosend die kleine weiße Hand ruhte. Auf ihrem Antlitz malte sich die Angst der vergangenen Stunden, über seine rührende Blässe zog sich bei Siegmunds Nahen die zarte Glut heiliger Scham und die erst

man unbeachtet von scharfsichtigen Augen seyn und leben kann? Daß sie mich gern sieht, ist Dir bewußt."

Der Eifersüchtler gab dem Redner Recht und bewegte sich von neuem in dem Mißtrauen, das jener ihm einblies.

„Bleib in Deiner Rolle," rieth der Friedensstörer, „schweig und erharre die Prüfungszeit. Zieh hinaus. Bald folge ich Euch. Dann entscheidet sich alles: ich löse mein Wort."

Emil willigte ein und reiste im März mit Adelaiden und ihrer Tante, Frau von Kirchberg (die einige Zeit draußen leben wollte), nach dem Gute zurück. Er blieb in der Verstellung, weil jetzt wieder Adelaidens leiser Spott über seinen, in der Stadt genährten, Argwohn anklang und Dorns Rath aufs neue in ihm wiederhallte.

Unterdessen hatte kaum der Pastor zu Rosenau vernommen, daß die Herrschaft wiederkehre, als er entschlossen war, sie festlich zu empfangen. Ein früher Lenz begünstigte seine Absicht. Schon prangte Wiese und Feld im herrlichfrischen Grün, den Garten durchdufteten des Kirschbaums Schneeblüthen und des Veilchens balsamische Gerüche. Wie die Zeitsitte gebot, so wollte der fromme Hirt die Rückkehrenden bewillkommen. Den Weg von der Feldscheide bis zum Schlosse sollte der Wieswachs und des Frühlings natürliche Kinder decken, und die dörfliche Jugend an des Gebietes

gestillten Thränen brachen heißer und schmerzlicher hervor. „O du theure gemißhandelte Unschuld,“ rief W. indem er ein Knie beugend, die Hand des armen Mädchens faßte. „Welch ein Teufel mußte es sein, der dich beleidigen konnte und wie wäre es möglich, dir eine hinreichende Genugthuung für die furchtbarste aller Kränkungen zu geben?“ — „Ich verlange keine, Herr von W.,“ versetzte Nettchen, sanft ihre Hand zurückziehend, „keine andere als die Erlaubniß von Ihrer Frau Mutter mich entfernen und in stiller Einsamkeit meine Tage hinbringen zu dürfen. Hier bleiben kann ich fortan nicht mehr, man würde mit Fingern auf die Unglückliche zeigen, deren unselige Begebenheit bald in jedem Mund sein wird. Darum lasse Frau von W. mich ziehen. O legen Sie ein gütevolles Wort für mich ein.“ „Nettchen!“ erwiederte W. ernst, „meine Mutter ist Ihnen eine andere Genugthuung schuldig und ich hoffe, sie wird sich nicht weigern, Ihnen dieselbe zu geben. Thäte sie es, dann müßte die Verpflichtung auf mich fallen und glauben Sie mir, sie wäre mir heiliger als jede andere. Schonen Sie Ihre Gesundheit, mein höchstes Gut, und überlassen Sie mir ruhig die Sorge für das Uebrige. Sie aber, mein Freund,“ sagte er zu Reichhardt, „der Sie heute dieses Kleinod mir erhalten haben, thun Sie mehr noch, wachen Sie über Mamsell Seelmann, wie über Ihrer Augen Licht und wahren Sie in ihr das Heil meiner Zukunft.“ — In die blitzenden Augen stiegen Thränen, als er Nettchens und Reichhardts Hände ergriff, und mit Sturmeseile schritt er aus dem Zimmer, ohne auf des besorgten Mädchens Zuruf zu hören.

Der Abend war hereingebrochen und durch seine Dämmerung wanderte Siegmund gedankenvoll nach Hause, auf der umwölkten Stirn die Sorge vor der entscheidenden Stunde, im Herzen die freudige Gewißheit des entschlossenen Mannes tragend. Ernste Ruhe und in Schranken gehaltene Mißbilligung lag auf dem Gesicht, mit welchem er vor die Mutter trat, die mit Bangigkeit und Ungeduld einsam auf ihrem Zimmer einer Nachricht entgegen sah, in Folge deren sie ihrem Plan gemäß einschreiten konnte. Zum Schein hatte sie wegen Nettchens Abwesenheit Lärm gemacht, die Dienerschaft war mit Nachfragen beschäftigt und Marguerite, wegen ihren Klagen über die Vermißte hart gescholten, war ebenfalls auf die Straße geeilt. Verlegenheit und Aerger wechselte auf dem Antlitz der Mutter, als der Sohn den Vorgang erzählte und bei der Schilderung sein Antheil deutlich hervortrat; als er aber, obschon kindlich mildernd, die Aussage der alten Ursel wiederholte, als er des schweren Unrechts gedachte, das dem rechtlichen, unbescholtenen Mädchen durch das heillose Unterfangen gethan worden und der Genugthuung, die sie nach göttlichen und menschlichen Gesetzen zu fordern berechtiget sei, da senkte sich der stolze Blick und die tiefe Röthe besorgter Schuld stieg auf ihre Wangen. „Mutter, theure Mutter," fuhr Siegmund fort, indem er bittend ihre Hand faßte, „nur ein Mittel giebt es, der Welt zu beweisen, daß Sie an dem Eingriff in die Menschenrechte, an der Mißhandlung eines edlen Geschöpfes keinen Theil haben. Erfüllen Sie die Wünsche meines Herzens, die Ihnen längst kein Geheimniß mehr sind, gestatten Sie mir Diejenige als

meine Braut heimzuführen, die ihren Eigenschaften gemäß dieſe Stelle ehrenvoll einnehmen wird, deren innerer und äußerer Werth uns Beiden die ſeligſte Zukunft verheißt. Die Wiederaufnahme in Ihr Haus muß die Verläumdung zum Schweigen bringen, denn ein Jeder ſieht ein, daß eine Unwürdige es nicht mehr betreten würde. Die Theilnehmer des Dramas werden um ihres eigenen Vortheils willen ſchweigen, denn weder G. noch die Alte dürften einer Unterſuchung ruhig entgegen ſehen, und für Reichhardt verbürge ich mich."

Mit ſteigendem Unwillen hatte Frau von W. ihrem Sohne zugehört. „Und du kannſt glauben," ſagte ſie mit bebenden Lippen, „daß ich mir, aus welcher Urſache es ſei, die Bettlerin, das niedrig geborne Geſchöpf, das du mit toller Leidenſchaft umfaſſeſt, aufdringen laſſen werde? Du denkſt ich ſoll mir die Schwiegertochter aus dem Bordell holen? O ich durchſchaue die Liſt, mit der du mich zu fangen meinſt. Wahnſinn iſt es, Wahnſinn," rief ſie mit ausbrechender Hitze, „mir zuzumuthen, was ich nimmer gethan hätte und wozu nach dem heutigen Vorfalle nichts auf Erden mich beſtimmen kann." — „Vergeſſen Sie nicht, Mutter," entgegnete Siegmund bitter, „daß das Ereigniß dieſes Tages Ihr Werk iſt und daß dem Unſchuldigen die Strafe nicht gebührt, wenn irgend jemand dafür büßen ſoll. O Mutter! Laſſen Sie ſich erbitten, geben Sie mir mindeſtens Hoffnung, daß ich dermaleinſt Ihre Erlaubniß zu meinem Glück erlangen werde. Laſſen Sie meinen Wunſch etwas gelten. Nie habe ich mein Herz vorübergehend auf irgend ein Ding

geheftet; seit ich Kind war strebte ich nie unüberlegt nach einem Gute, gab aber auch das ernstlich Verlangte nicht auf. Mutter! diesen größten Lebenswunsch erfüllen Sie mir, und Sie sollen es bei Gott nicht bereuen. Mein Dasein muß Ihrer Freude, Ihrem Genusse gewidmet sein und sobald Nettchen mir beisteht, wird ein Zauberhimmel der reinsten, hingebendsten Liebe über Ihrer Zukunft hängen." — „Vous êtes bien hardi, Monsieur," sagte Frau von W. mit verachtender Kälte; „en verité votre folie passe toute mesure. Plutôt mourir que donner mon consentement à une pareille mesalliance; ne l'espérez jamais aussi longtemps que j'existe." — „In diesem Falle, meine Mutter, bin ich genöthigt Ihre Einwilligung zu einem Schritt zu entbehren, den ich zu thun fest entschlossen bin. Lange habe ich mich überzeugt, daß Mamsell Seelmann die Gattin ist, mit welcher ich so glücklich sein werde als man es auf Erden sein kann; die Furcht Ihre Zufriedenheit zu gefährden, hielt mich bisher ab, dem Zuge meines Herzens zu folgen. Jetzt aber bin ich nicht nur der Natur, sondern meinem Gewissen nach mündig gesprochen und indem ich Nettchen meine Hand biete, werde ich der durch Sie betheiligten Ehre des Mädchens und meiner Neigung genug thun."

„Und ich gebe dir meinen Fluch, du ungerathener Bösewicht!" kreischte Frau von W. mit blauen schäumenden Lippen. „Fluch dir, Fluch der Schlange, die ich in meinem Busen trug. Wenn du deinen Wunsch erreicht hast und das Glück zu fassen meinst, so halle der Mutterfluch in dein Ohr und vergifte deine Freuden. Jeder deiner Träume bringe

dir das Bild dieser Stunde und ihr Andenken erschwere einst deinen letzten Kampf.“ Die Heftigkeit der ungeheuersten Leidenschaft die je eine Menschenbrust durchwühlte, raubte der tobenden Frau Athem und Besinnung; sie stürzte auf das Sopha hin und Todesblässe legte sich über die aufgedunsenen Züge. Wie aber vermöchte ich ein richtiges Bild von Siegmunds Zustande zu entwerfen? Ein Jeder, dessen Herz fühlen und leiden kann, denke sich selbst das furchtbare Gewicht einer solchen Minute und erlasse mir die Schilderung. Der Wille einer hochmüthigen, die Schranke sanfter Weiblichkeit übertretenden Frau, hatte mit gewaltsamem Griffe seine Existenz, jede Hoffnung, jede Freude seiner Zukunft vernichtet, denn wie hätte er die Geliebte so furchtbaren Verwünschungen Preis geben mögen? Vor seinen Augen flimmerte es, die Nacht der Verzweiflung hatte sich in seine Seele gesenkt, aber was nun geschehen müsse, stand klar vor seinem Sinn.

Er rief Margueriten, die so eben von der vergeblichen Nachsuchung heim gekommen war, und indem er ihr seine Börse gab, ermahnte er sie zur Sorge für die Ohnmächtige. Dann ging er nach seinem Zimmer, raffte baares Geld und wichtige Papiere zusammen und von Diamant begleitet, verfügte er sich nach einem Kaffeehause außer der Stadt, wo er ein Zimmer mit dem Andeuten forderte, Niemandem von seiner Anwesenheit Kenntniß zu geben. Dort schrieb er an Reuchen, Reichhardt und die Mutter. Der Letzteren sagte er, wie er bei dem von ihr ausgesprochenen Fluche sein Glück nicht mehr zu erfassen vermöge, aber auch eben so

wenig fähig sei, unter solchen Umständen in der Heimath zu bleiben. Bei der Ueberzeugung, des Sohnes Heil und Leben gelte ihr weniger als ihr Vorurtheil, glaube er nicht gegen sie zu fehlen, wenn er sein Vaterland auf immer verlasse. Er wünsche ihrer Zukunft jede Freude und jeden Segen, den er selbst ihr gern geboten hätte. — Dem Apotheker empfahl er Nettchen mit Worten der innigsten Liebe und Besorgniß. Durch ein unübersteigliches Hinderniß von ihr geschieden, vermöge er nicht auszudauern an dem Orte, wo des Lebens Seligkeit ihm gelächelt habe. Vorschläge für Nettchens Zukunft und eine beträchtliche Anweisung an einen Bankier zu ihrem Gebrauche lagen bei. — In dem Briefe an die Freundin aber war sein Herz, sein Dasein, seine lang verhaltene und so mächtig gewordene Liebe übergeflossen. Er schilderte ihr vom Anbeginn ihrer Bekanntschaft jede sich allmählich entwickelnde Empfindung, enthüllte seine Kämpfe, die Mittel, die er angewandt, um der stets wachsenden Leidenschaft entgegen zu arbeiten, die quälende Besorgniß, er möchte sie im Sturme derselben zu einem Verhältnisse verleiten, das ihr hätte peinlich werden müssen; er ließ nicht unberührt, was ihr den Gang seiner Ideen und Gefühle in jüngster Zeit deutlich machen konnte, seine durch die Uebereinstimmung der Gemüther wachsende Anhänglichkeit, sein Mitleid, als er sie seinetwegen verfolgt sah, das immer festere Bewußtsein nur mit ihr glücklich werden zu können und den aus dem heutigen Vorfalle hervorgegangenen bestimmten Willen, ihr seine Hand zu bieten. Flüchtig, aber mit erschütternder Wahrheit, ge-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53192-3
WINKLER,K.G.T. FN. 18551/022

dachte er dann der letzten Unterredung mit seiner Mutter. — „Wie möchte ich Sie, Geliebte," so schloß er, „einem Verhängnisse preis geben, dessen Furchtbarkeit meine unbegrenzteste Liebe nicht zu wenden fähig wäre? Wie könnte ich, ohne mein Gewissen zu verletzen, Sie, mein süßes Leben, einem Hasse blosstellen, dem — ich weiß es seit heute — kein Mittel zu entsetzlich wäre, Sie zu verderben und alles was Ihnen angehört? Nein, lieber alles opfern als ein solches Verbrechen begehen. Aber hier bleiben kann ich nicht! In meinem Vaterlande duldet es mich nicht länger, ich muß fort, in die Weite, muß Land und Meer zwischen mich und das Ziel meiner Wünsche legen, wenn ich ein uneigennütziger, Sie, mein Nettchen, und Ihre Ruhe im Auge haltender Mann bleiben will. Ich kann und darf von Ihnen kein Versprechen verlangen oder erwarten; aber — wäre einst meiner Mutter vollendeter Geist von irdischen Vorurtheilen genesen, dann würde er gewiß segnen, wo er heute flucht; dann, wenn ich noch lebe, komme ich wieder und suche Sie auf..... o wahren Sie Ihr Dasein bis zu jener Stunde damit, was ich jetzt aus Pflicht leide und thue, seine Vergeltung hienieden noch finden möge. Vaterland, Geliebte, Mutter, Ihr süßen Gewohnheiten der theuren Heimath, mit welcher Kraft hängt meine ganze Seele an Euch! Mir scheint, sie reiße sich in dieser Minute aus ihren Banden los — Nettchen, mein Ein und mein Alles! Du einziges Wesen, mit dem ich die Ewigkeit zu durchwandeln wünsche, leb wohl, gedenke mein!"

Wären diese Briefe an ihre Bestimmung gelangt, so

würde ſich vielleicht die Geſchichte gewendet haben wie hundert andere, aber der böſe Genius derſelben hielt ſich bereit, Siegmunds Opfer zur ſchrecklichſten Kataſtrophe zu mißbrauchen. Es war natürlich, daß G. ſeiner Tante und des Apothekers Haus nicht aus den Augen ließ und ihm ſeine Spione ſchnell jedes vorkommende Ereigniß berichteten. So erfuhr er, daß Siegmund ausgegangen und wo er ſich hingewendet habe. Der Beſitzer des Kaffeehauſes gehörte zu ſeinen Bekannten und als der junge W. nach Mitternacht seinem Aufwärter die Beſorgung ſeiner Briefe auftrug, fiel es dem Verräther nicht ſchwer, ſie in ſeine Hände zu bekommen und noch weniger bedachte er ſich ſie zu eröffnen. Die Geldanweiſung ſteckte er bei, die übrigen Papiere vernichtete er und am folgenden Morgen war von Siegmunds treu liebender Sorge nichts mehr übrig, als die Geldſumme, welche Rudolph nach Hauſe trug.

Frau von W. hatte ſich bald nach ihres Sohnes Entfernung erholt, und da bei ſo reizbaren Gemüthern die Heftigkeit ſich in der Regel eben ſo ſchnell mindert als ſie auf den höchſten Punkt ſteigt, ſo bewegte die geſunkenen Lebensgeiſter nicht eben Reue, aber der Gedanke, ſie möchte wohl zu weit gegangen ſein. In dieſer Stimmung gab ſie Befehl den Sohn zu rufen, ſobald er nach Hauſe komme, aber die Zeit des Schlafengehens rückte heran, ohne daß dies geſchah und der folgende Morgen brachte eben ſo wenig ein günſtiges Reſultat. Als der Tag ohne Kunde von Siegmund hinlief, war Frau von W.'s erſte Idee: ſeine Flucht mit Rettchen, allein die Nachfrage überzeugte ſie vom Ge-

gentheil und ſie ſchritt zu einer Unterſuchung ſeines Zimmers. Hier war alles in Ordnung, die Schlüſſel zu Schreibtiſch und Schränken verſiegelt, weder an Leinenzeug noch Kleidern wurde Bedeutendes vermißt, nur Geld war das Einzige, was ſich nicht vorfand. Der ſonſt gefühlloſen Mutter ward das Herz ſchwer, ſie dachte ängſtlich an ihre Worte, an ihr Benehmen bei der letzten Scene, und befragte die Leute nach Siegmunds Ausſehen und Betragen als er das Haus verließ. Niemand hatte ihn geſehen als Marguerite, die ihn ruhig, gefaßt, aber ſehr bleich beſchrieb und die Worte wiederholte, mit denen er ihr die Mutter empfahl. Die Feierlichkeit, mit der dies geſchehen, deutete auf keine beſchränkte Entfernung und durch die Domeſtiken ward das überraſchende Ereigniß verbreitet. Wie immer in ſolchen Fällen wurden wunderliche Zuſätze gemacht, in Theilnahme und Neugierde drängten ſich die Freunde des Hauſes herzu, unter denen Rudolph einer der Erſten war, und auf die gewandteſte Weiſe der aufgeregten Frau beizubringen wußte, was zu ſeinem Zwecke dienen konnte.

Leiſe und unvermerkt gelang es ihm bei mehreren Perſonen die Idee eines Selbſtmordes anzubahnen und als auch der nächſte Tag ohne Nachricht hinging, ſo griff dieſer Gedanke weiter um ſich, wurde von Mund zu Mund gehend, Gewißheit und kam als ſolche zu den Ohren der Frau von W. Unbeſchreiblich war der Eindruck, den die leidenſchaftlich heftige Frau dadurch empfing. Faſt ſinnlos vor Schmerz und Jammer überließ ſie ſich allen Ausſchweifungen eines

Gränze den Verehrten prangende Kränze darreichen, am Schlosse aber die Schaar der Dorfbewohner in Feierkleidern sie begrüßen.

Der festliche Tag erschien, die Gemeine versammelte sich, schnitt und streuete Gras und Kraut, und ehrbar und fleißig befand sich in ihrer Mitte der wohlgeputzte lange Jakob. Vier der schönsten Mädchen (von acht bis zehn Jahren) standen auf der Feldmark, duftende Kränze in den blaurothen Händen haltend.

Eine fernher ziehende Staubwolke kündigte den Wagen der Gebieter an, da trieb der Pastor die Landleute in feuriger Eil nach dem Schlosse, daß einer gegen den andern rannte. Jakob aber, den sein Komus wieder mit Fäusten schlug, jagte die am Wege weidende Schaf- und Ziegen-Heerde eben so rüstig auf die Straße, wie jener die Bauern zu ihrem Ziel.

Besser schmeckte hier den vierfüßigen Schafen der gestreute Gras- und Blumen-Vorrath, als dort den zweibeinigten das Stehen.

Jetzt eilte Jakob lachend zu den Mädchen, stellte sie nebeneinander, prägte ihnen noch ein Mal ihre Rolle ein, ordnete ihre Kleider und knebelte insgeheim (während die Horchenden mit weitgeöffnetem Munde den salbungsvollen Unterricht vernahmen) mittelst einiger Haarnadeln ihre sämmtlichen weißen Röckchen zusammen. Dann schlich er sich fort, um im Versteck

ungeregelten Gemüthes, beſchuldigte alle Menſchen das Unglück über ſie gerufen zu haben, wüthete gegen Vorſehung und Schickſal und als ein Schiffer ihr einen Hut brachte, den er an dem Vorſprung des Fluſſes gefunden haben wollte und in welchem des Vermißten Name ſtand, da brach ihre Verzweiflung alle Dämme der Vernunft, und wir wenden uns ſchaudernd von einem Bilde, das keine Spur edler Weiblichkeit bietet.

Auch zu Reichhardt langte ein verworrenes Gerücht dieſer Vorfälle, aus dem es ſchwer war die Wirklichkeit zu entziffern. Gewiſſenhaft hütete er deshalb Nettchens Krankenbett, die von ſchwerem Fieber ergriffen in jenem Hinbrüten lag, in welchem keine deutlichen Vorſtellungen mehr ſtatt finden. Was er ſich an Nachrichten verſchaffen konnte, diente keineswegs dazu ihn zu beruhigen. Siegmunds Zerwürfniß mit ſeiner Mutter, ihre rückſichtsloſen Aeußerungen, ſein räthſelhaftes Verſchwinden ſchienen ihm ſo ſeltſam, daß er mit Grauen der Möglichkeit dachte, daß das Mißlingen ſeines höchſten Wunſches ihn wirklich zu dem Schritte verleitet haben möchte, der in jedem Falle ein unermeßliches, moraliſches oder körperliches Leiden vorausſetzt. Je mehr er aber die Wahrſcheinlichkeit davon einſah, je ängſtlicher wahrte er Nettchen, welcher eine ſolche Schreckensbotſchaft unmittelbaren Tod bringen konnte. Seine Schweſter verließ die Kranke keinen Augenblick, der Magd war jedes Geſchwätz ſtreng verboten, und der von allen unterrichtete Arzt war weit entfernt eine ſo mißtönende Saite zu berühren. Da unterbrach am Abend des Tages, an welchem Frau von

W. sich von Siegmunds gewaltsamem Tode überzeugt zu haben glaubte, ein heftiger Lärm die lautlose Stille des Hauses. Geschrei, Stöhnen, Schluchzen, unverständliche Worte drangen die Treppe herauf und die vor das Zimmer sich stellende Magd zur Seite schiebend, trat Frau von W. am Arm ihres Neffen herein. Ohne Rücksicht auf die Umstände, ohne den Bitten der Wittwe Gehör zu schenken, fuhr sie mit Verwünschungen, Vorwürfen und schmähendem Toben auf das arme Wesen ein, das, aus Fieberträumen sich im Bette aufraffend, mit unsäglicher Angst die Wittwe umklammerte. Lange wußte sie nicht was man von ihr wolle, als es aber ihrem abgespannten Kopf deutlich wurde, als die Namen: „Mörderin! Verführerin!" wieder und wieder tönten, als sie zu fassen begann, daß Siegmund, das Idol ihres Herzens, der still und heilig Geliebte ihrer Seele, nicht mehr in dieser Welt sei, daß er sich gewaltsam vom Leben geschieden habe; da hallte ein so herzzerreißender Schrei durch das Zimmer, daß selbst die wüthende Frau verstummte, und ohnmächtig sank Nettchen in die Kissen zurück. In diesem Augenblicke trat Reichhardt herein, überschaute mit einem Blick die Lage der Dinge, sah wie seine Schwester sich weinend über das arme Opfer beugte und, sich der Frau von W. nähernd, bat er sie, den Zustand der jungen Dame zu berücksichtigen und sich zurück zu ziehen. „Was unterfteht Ihr Euch?" rief die aufs neue gereizte Frau. „Mir die Thüre weisen, Mir? Ein Mensch wie Ihr seid! Nein, seine Schlange soll es hören, bis zu ihrem letzten Athemzuge, daß sie mich meines Sohnes beraubt hat, und die

Flüche der kinderlosen Mutter müssen selbst ihr erstarrtes Ohr noch erreichen.“ Ohne ein Wort zu erwiedern öffnete Reichhardt die Thüre, eine sehr ausdrucksvolle Geberde lud Frau von W. ein, das Zimmer zu verlassen und als der Begleiter mit drohenden Aeußerungen dem Apotheker näher trat, sagte dieser ruhig und fest: „Wenn ich Sie bei der Polizei anzeige, Herr, so sind Sie verloren, darum vermögen Sie Ihre durch Sie hergeschleppte Tante, ein Haus zu verlassen, auf welches sie kein Recht hat.“

Die liebevollen Anstrengungen der Freundschaft mühten sich um Nettchen, als G. von Reichhardts Andeutung betroffen, die Tante unter leisem Zureden abgeführt hatte, aber weder die angestellten Versuche, noch die Kunst des Arztes vermochten ein günstiges Resultat hervorzubringen. Sinnlos, in wilden Fieberphantasieen schwanden dem guten Mädchen die Tage und Nächte und als es endlich gelang, dem verzehrenden Fieber Einhalt zu thun, da mußten sich Nettchens Freunde überzeugen, daß ihr Geist verhüllt sei. Umsonst ward Alles aufgeboten, was von physischer Behandlung wohlthuend auf sie wirken konnte, vergeblich blieb die Berathung mit andern Aerzten, ohne Erfolg selbst die Bemühung, die Kranke durch das Erwähnen der unseligen Vorfälle momentan zu klarem Bewußtsein zu bringen. Man nannte Siegmunds Namen in jeder erregenden Beziehung, bald mit schmerzlicher Klage, bald mit der Versicherung, daß er noch lebe, Nettchen blieb gleichgültig, untheilnehmend, kalt gegen alles und nur wenn auf der Straße oder im Hause Lärm entstand, besonders wenn Weiberstimmen laut und

schellend durch einander tönten, dann flüchtete sich die Arme mit allen Zeichen des Entsetzens in eine Ecke, drückte sich ängstlich in dieselbe, ihr Körper zitterte gichtisch und sie stieß so entsetzliche Klagelaute aus, daß man so viel möglich jede Veranlassung zu solchen Scenen zu meiden suchte.

So traurig schon jetzt Nettchens Zustand war, so wurde er doch mit jeder Woche noch bedenklicher. Raserei trat an die Stelle stillen Wahnsinns, und die Anfälle stiegen bald auf einen Punkt, der es unmöglich machte, sie länger in einem Privathause zu lassen. Mit wie großem Widerstreben es auch geschah, mußte Reichhardt sich endlich entschließen, die junge Seelmann der öffentlichen Anstalt zu übergeben, die in Bern, besonders damals noch, vortrefflich eingerichtet war. Unvermögende Kranke wurden theils unentgeldlich, theils durch Beiträge der Gemeinden aufgenommen; Nettchen hatte aber Vermögen, also ward die Anforderung des vollständigen Verpflegungsgeldes gestellt und an den bisherigen Vormund, den Pfarrer Ehrhardt, geschrieben. Obschon alt und gebrechlich, kam dieser selbst, um bei dem Anblick der schönen, so furchtbar geknickten Blume heiße Thränen zu vergießen. Er ordnete in Gemeinschaft mit Reichhardt die Geldangelegenheiten seines unglücklichen Pflegekindes, das ihn so wenig als die treue Marguerite erkannte, und kehrte mit der Ueberzeugung in seine Heimath zurück, daß bei dem so gewaltsam aus seinem Gleichgewichte gerissenen Wesen keine irdische Hülfe möglich sei.

Zehn Jahre waren vorübergegangen. Welche Veränderungen können in einem ſolchen Zeitraume in des Menſchengeſchlechtes wechſelvollen Schickſalen entſtehen! Wie hat hier drückender Jammer ſich in Freude, oder doch in eine ruhige Gelaſſenheit verkehrt! — Wie iſt dort der Kulminationspunkt des Glückes zu dem Abgrund der Trauer geworden! — Wie haben ſich Empfindungen verloren, auf deren Dauer man eine Welt gebaut hätte und haben anderen Platz gemacht, deren Vergänglichkeit eben ſo wenig in Zweifel gezogen werden kann. Neigungen und Wünſche, Meinungen und Anſichten ſtehen grell den früheren entgegen und kaum giebt es einen einzigen Sterblichen, an dem das Gewicht von zehn Jahren ſpurlos hingeſtreift iſt.

Auch Nettchens Geſchick hatte ſich verändert, aber hier war das Glück nicht an die Stelle des Ungemachs getreten. Wir finden das beklagenswerthe Mädchen an ſeinem Geburtsorte in einer Lage wieder, die nicht unglücklicher ſein konnte. Jedermann weiß, daß Gemüthskrankheit große pekuniäre Opfer erheiſcht und es war natürlich, daß es nur einer beſchränkten Zeit bedurfte, um ein Vermögen zu erſchöpfen, das nie groß geweſen war. Der gute Pfarrer Ehrhardt war geſtorben, die Vormundſchaft in die Hände nicht ganz rechtlicher Gemeindevorſteher gekommen; Reichhardt hatte ſich bei dem Tode ſeines ältern Bruders nach der Heimath am entgegengeſetzten Ende der Schweiz begeben müſſen, um dort die der Familie gehörende Apotheke zu übernehmen, und aus dieſer Ferne konnte ſeine Anhänglichkeit dem armen Geſchöpfe wenig nützen. Als nun aber Nettchens

Kapital aufgebraucht war und die Irrenanstalt von der Gemeinde die jährliche Pension forderte, erklärte sich diese außer Stande sie zu entrichten, und die erste Folge war, daß die Kranke heimgewiesen wurde, um im Spital des eignen Kantons untergebracht zu werden. Des Mädchens Zustand war so weit gebessert, daß ihr Wahnsinn sich in friedliche Irresein verkehrt hatte. Schon lange durfte sie im Hause frei umhergehen und die friedliche Milde ihres Gemüthes war so ganz zurückgekehrt, daß jedermann sie lieb gewann. Als die Abgeordneten ihres Dorfes diese Lage der Dinge bemerkten, hofften sie aller bedeutenden Kosten enthoben zu sein, wenn sie, wie man es mit den untüchtigen Armen zu machen pflegt, Nettchen bei demjenigen Bürger verkostgelten würden, der am Wenigsten für sie forderte. Man brachte auf einem offenen Karren die Unglückliche in die Heimath; es wurde eine Gemeindeversammlung gehalten, der Unterhalt, wie die Kleidung Nettchens förmlich versteigert und dem wenigst Bietenden überlassen, der dann auch seine Pflegbefohlene sogleich nach Hause führte. Bei dem Verfall ihres Geistes hatte sich in ihrem ganzen Wesen dennoch immer eine Reminiscenz an die feinern Lebensgewohnheiten gezeigt, die sie sich ehemals eigen gemacht hatte; auch durfte sie in der Irrenanstalt zu Bern, sobald das Toben des Wahnsinns aufgehört, wenig von dem Schicklichen und Angenehmen entbehren, von dem der Mensch sich, ist ihm einiger Instinkt geblieben, fast nicht loszureißen vermag. Ihr Zimmerchen, ihr Geräthe war, wenn auch nicht elegant, doch artig: ihre Kleidung, ihr

Leinen reinlich und anständig, ihr Bette gut, die Nahrung Diät gemäß, aber schmackhaft und hinreichend. Man stelle neben dieses Bild, die finstere, rauchende, mit Stroh gedeckte Hütte, in welche die Arme geführt wurde; man werfe einen Blick in die, einem Stalle ähnliche Kammer, wo in einer feuchten Ecke das Lager von Stroh ihrer harrte, in die das Licht nur durch einige halbzerbrochene, von Rauch geschwärzte Scheiben brach. Man sehe wie viermal im Tage die besten der gesottenen Kartoffeln, als alleiniges Nahrungsmittel, von der Familie ausgesucht, verzehrt, und der halb verdorbene Ueberrest der Armen zugeworfen wurde; man betrachte die ungebleichten Hemden der gröbsten Leinwand, das schwere grobe Kleid, das ungewechselt auf dem Körper blieb, bis es in Lumpen zerfallend den Meister nöthigte, ein Neues anzuschaffen, die harten Schuhe, die bei jedem Schritt von den kleinen zarten Füßen fielen, und man wird begreifen, daß sogar Nettchens unklare Ideen von der ungeheuren Veränderung schmerzlich betroffen wurden. Das Widerstreben, welches die natürliche Folge war, ihr Fortlaufen und die Wuth, die sich einigemale äußerte, wurde ihr aber von ihrem Herrn mit so schonungsloser Hand verwiesen und die thätlichen Mißhandlungen schmerzten die weichen feinen Glieder so lange und fürchterlich, daß sie sich schüchtern in sich selbst zusammenzog und ihre bedauernswerthe Existenz in Geduld zu tragen begann. Der verständige Mensch, auch der Unglücklichste, fügt sich allmählig in Alles, um wie viel eher derjenige, dessen Begriffe zerstört sind. Nettchen gewöhnte sich auf hartem Lager an der Erde zu

ſchlafen, zu frieren, zu hungern; nur ihre ſchmuzige, zerlumpte Kleidung blieb ihr unerträglich. Darin aber und in manchem Andern milderte ſich allmählig ihr Geſchick. Als man ſich von Nettchens Unſchädlichkeit überzeugt hatte, ließ man ihr die Freiheit, zu gehen wohin ſie wollte und ſie ward bald unter dem Namen: die wahnſinnige Nanette, in der ganzen Gegend bekannt. Ihre Schickſale und die Urſachen ihres Unglücks wurden es ebenfalls, wenn ſchon mit einigen falſchen Zuſätzen, doch im Allgemeinen ziemlich richtig und es lag darin ſo viel Poeſie, daß Mancher und Manche, die vielleicht vor einer Gemüthskranken anderer Art furchtſam oder angewidert ſich entfernt gehalten hätten, Nettchen große Theilnahme bewieſen.

Nicht klare Erinnerung, aber ein niemals täuſchender Inſtinkt war es wohl, der die Arme in den Bergen und Thälern der Heimath leitete, der ſie in Wald und Flur den rechten Pfad nie fehlen und ſie an den ſchroffen Abhängen der Piſula Flue, auf den unbeſuchteſten Fußpfaden ſicher wandeln ließ. Sobald der Tag erwachte, im Winter wie im Sommer, bei ſtrömendem Regen wie im Sonnenſchein, trat ſie ihre einſamen Spaziergänge an, irrte von Dorf zu Dorf, von Gehöfte zu Gehöft, ſetzte ſich auf die Bank vor den Häuſern, wo ſie Gutes zu empfangen gewohnt war, und wer hätte nicht gern der armen Wahnſinnigen, die keinen Menſchen beleidigte, die ſtets freundlich, nie ungeſtüm war, gegeben was er eben hatte? Wenn an dem einen Orte ein Schüſſelchen Milchkaffee und geröſtete Erdäpfel ihr zum Frühſtück geboten wurde, ſo wartete ihrer an dem Anderen übrig

gebliebene Suppe und Gemüſe, am Dritten erhielt ſie ein Stück Brod und war in der Gegend ein Hochzeitfeſt oder eine Kindtaufe, ſo bewahrte man Nettchen gewiß etwas von dem Schmauſe auf. Sie durfte nicht fordern, hätte man ihr aber auch nichts gegeben, ſo wäre es dennoch nicht geſchehen. Still und ruhig ſaß ſie vor dem Hauſe, brachte man ihr eine Gabe, ſo nahm ſie dieſelbe hin, wenn man aber ihre Gegenwart ſtundenlang nicht achtete, ſo that ſie nichts, um ſich bemerkbar zu machen.

Nicht nur um ihre Nahrung bekümmerten ſich indeſſen die ihr wohlwollenden Menſchen, auch die unſaubere grobe Kleidung, die mit dem immer noch feinen, anmuthigen Aeußern wenig übereinſtimmte, nahm das ſchöne Geſchlecht in Anſpruch. Die Frauen und Töchter der Pfarrherren, die Bewohnerinnen der umliegenden Landhäuſer, legten bald hier ein Kleid, bald dort Hut und Tuch zurück, um ſie der Wahnſinnigen zu ſchenken, und ihre Freude über ſolche Dinge war ſo ungemeſſen, ſo rührend, daß man ſich zuletzt dahin vereinigte, ganz für ihre Bekleidung zu ſorgen und jedes abgeriſſene Stück ſogleich durch ein Anderes zu erſetzen. Von Zeit zu Zeit ward vollſtändige Toilette gehalten: man kämmte und ordnete das ſchöne lichtbraune Haar, wuſch und glättete Kleider und Leinen, machte zurecht was bei den täglichen Wanderungen verdorben worden war, und Nettchens Genuß bei dieſen Handleiſtungen und dem Bewußtſein der reinlichen Anſtändigkeit war unverkennbar. Ueberhaupt fand ſie ſich in dem Kreiſe, wo ſie, wenn auch nur momentan, ihrer ganz gemeinen Umgebung enthoben war, augen-

ſcheinlich heimiſch. Eine leiſe Freude glitt über die blaſſen, abgemagerten Züge, wenn es ſich traf, daß bei ihren Beſuchen eine Geſellſchaft im Freien gehalten wurde, deren elegante Kleidung und Bewirthung außer die Alltäglichkeit getreten war. Stumm ſetzte ſie ſich dann in eine Ecke des Gartens, nahm ſtill dankend die Taſſe Thee, die von allen Erquickungen vorgezogen wurde, und lautlos ſchaute ſie dem Getreibe der frohen Menſchen zu, von denen ſie jede Bewegung zu belauſchen ſchien. Wurde aber bei ſolchen Anläſſen Muſik gemacht und geſungen, dann war es als wenn in ihr trübes Leben der helle Geiſt längſt vergangener Jahre treten wollte, ihr Auge erheiterte ſich, ihre Züge verloren die unſtäte Schlaffheit, welche die Verwirrung ihrer Seele beurkundeten und oft ſah man ſie in troſtloſes Weinen ausbrechen, wenn Töne, die vielleicht einſt unter ihren eigenen Fingern erklungen waren, ihr horchendes Ohr berührten. Fingen aus Neugier oder Theilnahme, oder auch aus ſtrafbarer Neckerei einzelne Glieder der Geſellſchaft an mit ihr zu ſchwatzen, ſie auf ihr Lieblingsthema, auf Bern und das dortige Leben bringend, dann zeigte ſich freilich die traurige Verworrenheit ihrer Ideen nur allzu ſehr, aber dem ſcharfen Beobachter entging es nicht, wie mitten durch das Chaos ein leiſer Zuſammenhang zog, der auf das furchtbar gebrochene Herz hindeutete. Sie ſelbſt ſchien dann ihren Zuſtand zu empfinden und ein hartnäckiges, finſteres Schweigen war die Folge der vorübergehenden Aufregung. Mehr als einmal iſt der Erzähler dieſer Geſchichte Augen- und Ohrenzeuge ſolcher

des nahen Hagedorngebüsches ein jubelnder Augenzeuge seines Werkes zu seyn.

Der Wagen kam. Eilends wollten zwei der Mädchen über den Weg springen, da schleiften sie auch die andern zwei mit sich, die jetzt stürzten und sich sammt ihren Kränzen im staubigten Sande badeten.

Mit Grausen sah zu gleicher Zeit der Pastor die hungernde Heerde die Zierde des Weges verspeisen. „Auf!“ schrie er den Landleuten am Schlosse zu, „scheuchet die Bestien von hinnen, welche unsere Liebe und Verehrung gierig verschlingen!“

Gehorsam verließen die Bauern ihren Standpunkt und zerstreueten sich, um die Straßenräuber zu verjagen, aber der Wohlgeschmack der Blüthen trieb diese stets zu der süßen Speise zurück; der Bauern ho, ho! verhallte in das Meckern und Blöcken der Lüsternen, die schneller als ihre Verfolger immer weiter vordrangen und die Straße gruppenweise bedeckten.

Der Kutscher hielt, denn vor den Vorderpferden lagen zwei junge Mädchen im Wege, die jetzt ihre Blüthenreife empor hielten. Erfreut bückten sich die beiden ersten Rosse und nahmen gemüthlich die beiden Kränze zu sich, die ihrer Herrschaft bestimmt waren.

Das Ehepaar sah aus dem Wagen. Da standen zwei junge Mädchen zeterschreiend zur Seite, während der Doppelrest im Wege lag und jedes der Vorderpferde einen Blumenkranz im Gebisse hielt und zer-

Auftritte geweſen, die ihm Thränen des wehmüthigſten Mitleidens über die Wangen lockten.

Zwei Gegenſtände waren es hauptſächlich, die großen Anklang in dem geſtörten Gemüthe fanden. Sie hatte die äußerſte Reinheit und die züchtigſte Unſchuld in ihrem ganzen Weſen bewahrt und achtete wenig auf das Geſchlecht deſſen, der mit ihr verkehrte; wenn ſie aber zufällig mit einem Mann zuſammen traf, der nicht zu den bekannten Geſtalten gehörte und in Figur und Anſtand ſich auszeichnete, dann zeigte ſie eine Aufmerkſamkeit, die ihr nicht gewöhnlich war. Sie wurde unruhig, ihr Blick blieb magnetiſch auf ihn geheftet und konnte ſie zufällig ſein Geſicht nicht ſehen, ſo ſchlich ſie von allen Seiten um ihn her bis ihr das gelang. So wie aber ſeine Züge ihr ſichtbar wurden, ſchüttelte ſie den Kopf, wandte ſich um und ſetzte ſich, trübe vor ſich hin ſtarrend, an einen einſamen Ort. Ein ähnliches Intereſſe erweckten die großen Hunde bei ihr, vorzüglich die Stallhunde, die ihre Lieblinge waren. Gern theilte ſie die Biſſen mit ihnen, die ſie bekam, und bei Keinem ging ſie vorüber, ohne daß ihre kleine Hand ihn geliebkoſt hätte. Dafür kannten ſie aber auch alle, die in der Gegend heimiſch waren und hätten ihr, dem bewundernswürdigen Inſtinkt dieſer Thiere gemäß, kein Leid geſchehen laſſen. Kam ihr ein fremder Hund dieſer Art vor die Augen, ſo blieb es nicht bei dem gewöhnlichen Liebkoſen. Sie beſah ihn von allen Seiten ſo genau, als habe ſich ein Bild früherer Zeit ihrem Gedächtniſſe eingeprägt und ſich darin, trotz der allgemeinen Zerſtörung,

erhalten; wenn sie sich aber überzeugen mußte, daß ihre Phantasie sich getäuscht, dann flog über ihr Gesicht jener Ausdruck herzzerreißenden Weh's, das die rohesten Menschen zum Mitleid hätte bewegen müssen.

Einigemale war sie zufällig Zeuge von lautem Zank und Streitigkeiten gewesen, wie sie unter ungebildeten Landleuten häufig vorfallen, und ungeachtet sie auf keine Weise dabei beeinträchtigt wurde, hatte doch das Getöse bei diesem Unfrieden eine solche Furcht bei ihr erregt, daß sie stets einen großen Knotenstock mit sich führte, um sich gegen „die bösen Leute" wehren zu können. Mit diesem Stabe in der Hand wanderte sie getrost in Thal und Gebirge und oft fand man sie auf den unwegsamsten Höhen schlummernd liegen, wenn die Tageshitze oder der weite Marsch sie ermüdet hatte.

Der dritte Sommer nach ihrer traurigen Heimkehr neigte sich bereits dem Herbste zu und es schien, als wolle die Mühe des umherstreifenden Lebens und die wenige Bequemlichkeit ihr Recht auf den zarten Körper geltend machen. Rettchens Kräfte schwanden fühlbar; den Weg, den sie früher in zwei Stunden vollendet hatte, vermochte sie jetzt kaum in einem Tage, mit vielen Ruhepunkten unterbrochen, zurückzulegen. Sie ward noch blasser und hagerer und es war vorauszusehen, daß der nächste Winter das schwache Rohr vollends zur Erde beugen und den edlen Geist entfesseln würde.

Es war einer jener klaren Septembertage, die mit ihrem warmen Lichte uns noch einmal den Sommer ver-

gegenwärtigen, während die herbſtliche Luft rein und wohlthuend in die, von der früheren Hitze beklemmte Bruſt zieht. An einer einſam ſchattigen Stelle der Viſula, neben dem ſteil ſich herunter windenden Fußpfade, ruhte in den Stunden des Nachmittags Nettchen, die auf dem Wege nach der armen Heimath müde geworden, und umgeben von der lautloſen Stille eingeſchlummert war. Der Kopf, des Strohhutes entlediget, war ſeitwärts auf das Moos geſunken und wurde von den Lichtern umſpielt, die durch die ſchwankenden Zweige fielen; ihre Züge hatten, wie das bei Wahnſinnigen oft der Fall iſt, im Schlafe den Ausdruck geiſtiger Zerrüttung verloren, ihr Schlummer war leicht und ſanft, die eine Hand lag auf der gleichförmig ſich hebenden Bruſt und der Anderen war der ſchützende Stab entfallen. Leiſe ſäuſelten die Blätter, ſummten die Inſekten, Harmonie lag in der Natur, lauſchte in all ihren Werken, athmete feiernd durch die Schöpfung. Die Scene hätte zu Pichlers Arpalia gepaßt, wenn Azorens Pſyche ſich der Körperwelt entwindet.

Da kam den ſchmalen Steig herauf, langſam und ſchwerfällig ein, trotz vorgerückten Alters, noch ſchöner Hund. Statt bei der Schlummernden vorüber zu gehen, wandte er den Kopf nach ihr hin, beſchnupperte ſie, näherte ſich, ſchnupperte wieder, wedelte freundlich, hob die Pfote auf, legte ſie auf den herab geſunkenen Arm und als ſie nicht erwachen wollte, fing er an unter leiſem Gewinſel ihr Geſicht und Hand zu belecken. „Was giebt's, alter Burſche, was machſt du da?“ rief ein Mann, der ſo eben zwiſchen den

Bäumen ſichtbar werdend, begleitet von einem Knaben, den Fußweg heranſtieg. Der Hund wandte den Kopf, kam aber nicht, ſondern fuhr fort mit ſeiner Tatze ſanft an Nettchens Arm kratzend, zu wimmern und die Schnauze gleichſam küſſend hier und dorthin zu legen. Der Herr rief und lockte, nur das Wedeln des Schweifes ward ihm zur Antwort. „Sollte wohl da oben ein Unglück geſchehen ſein?“ fragte er, ſich zu dem Begleiter kehrend, der in dieſem Augenblicke weit genug gelangt war, um die Scene überſehen zu können. „Ei Herr!“ erwiederte dieſer, „das iſt ja die Ihr ſucht, das iſt die wahnſinnige Nanette.“

Genau ſah man, wie eine ungeheure Erſchütterung den ganzen Körper des Fremden durchzitterte. Sein bräunliches Geſicht wurde todtblaß, die hohe, kräftige Männergeſtalt beugte ſich gleich wie unter dem Gewicht einer furchtbaren Laſt, die Hände falteten ſich unwillkührlich, in die braunen, von Geiſt und Gemüthlichkeit ſtrahlenden Augen traten Thränen tiefen Jammers und keines Lautes mächtig, ſtarrte er auf die Schlummernde hin. Das war ein Augenblick; im Nächſten ſtürzte er vorwärts und ſank vor die Gruppe auf die Kniee. Heiße Tropfen des unſäglichſten Weh's fielen auf Nettchens Antlitz und weckten ſie aus dem feſten Schlafe der Ermüdung. Ihr erſtes Gefühl war Entſetzen und Angſt, ein ſchwacher Schrei entwand ſich ihrer Bruſt, aber die Liebkoſungen des Hundes wie die ſtrömenden Augen des über ſie hingebeugten Fremden, hatten nichts ſchreckliches und fanden Anklang in der geſtörten Seele. Den Kopf auf die eine Hand geſtützt, betrachtete ſie aufmerkſam die vor ihr Liegen-

den, die ſo bange, ſo verlangend ſie anſahen. In ihr Geſicht ſtieg zum erſtenmal ſeit zehn Jahren ein Strahl des Bewußtſeins. Leiſe fiel die andere Hand auf den Kopf des Hundes und ſtreichelte ihn. „Diamant! Mon beau Diamant!“ liſpelte ſie plötzlich mit dem Ausdruck vergangener Jahre und als hätte ihr eigenes Wort den Vorhang gelüftet, der die Klarheit ihrer Gedanken umhüllte, blickte ſie in das über ihr hängende Antlitz, als wolle ſie es durch und durch ſchauen, ſchrie laut auf und „Siegmund! Siegmund!“ rief ſie mit ſo durchdringenden Tönen, als müſſe ſie ihr geiſtiges Leben vom Tode erwecken.

„Ja Siegmund! Dein Siegmund! Du armer mißhandelter Engel!“ ſagte W. aufgelöſt in Rührung und Wehmuth. „Wie, o wie ſoll ich vergelten, was du um mich litteſt, du theures Weſen? Nicht das endliche Sein, nicht die irdiſche Liebe kann dazu hinreichen; aber Gott iſt barmherzig, er wird uns hinfort in alle Ewigkeit nicht mehr trennen!“ — Faſt ſchien es, als habe der Lebensfunke in Rettchens Bruſt nur fortgeglommen, um in des Geliebten Armen zu erlöſchen, denn, als herrſche der Tod ſchon in den bleichen, eingefallenen Zügen, lag ſie ohnmächtig da. „Heinrich!“ rief Siegmund dem Knaben, der ganz verdutzt dem Auftritte zuſah, „lauf in's Wirthshaus, man ſoll ſchleunig Thee und ein Bette zurecht machen, auch den nächſten Arzt herbeiholen.“ — Als habe er Flügel an den Sohlen, ſprang der kleine Bube den Berg hinunter und verſchwand unter dem dichten Laubgehänge, ſehr mit der Gelegenheit zufrieden, den ſeltſamen Vorgang in ſeinem Dorfe verkünden zu können.

Siegmund aber faßte ſeine Freundin in die Arme und trug die zarte, nur zu leichte Laſt vorſichtig über die ſteilen Pfade, brachte ſie zwiſchen einer Menge Menſchen hindurch, die des Kindes Bericht verſammelt hatte, in die Schenke und ließ dort die immer noch Bewußtloſe durch die Wirthin in ein Bette legen, deßgleichen, obwohl es wahrlich nicht zu den Beſten gehörte, das arme Nettchen ſeit Jahren nicht benutzt hatte. Die reiche Kleidung des Fremden, ſeine koſtbare Uhr und Bruſtnadel, ſein gebietender Anſtand gaben keinem Zweifel an ſeinem Reichthum und vornehmen Stande Raum, und ſeine ſchmerzliche Sorge um die Kranke war zugleich ſo rührend, daß Nettchen bald mehr Pflegerinnen hatte, als ſich zu beſchäftigen wußten. Der herbeigerufene Arzt gab dem Ganzen noch ein höheres Intereſſe, indem er Stand und Namen des Mannes kannte, der in den Bädern von Schinznacht abgeſtiegen, mit ſeinem Hunde am gleichen Nachmittag an das linke Aarufer gegangen war, um das wahnſinnige Mädchen aufzuſuchen, deswegen er einzig nur in die Gegend gekommen zu ſein ſchien. Uebrigens erklärte er Nettchens Zuſtand als eine Folge ihrer geſunkenen Lebenskräfte und der heutigen ungeheuren Gemüthsbewegung, glaubte aber nicht, daß ihr momentan zurückgekehrtes Bewußtſein ſich erhalten werde. Und dieſe Behauptung ward nur zu ſehr gerechtfertigt. Beim Erwachen aus ihrem todtenähnlichen Schlummer waren ihre Ideen wieder ſo unzuſammenhängend als je zuvor und als einziger bemerklicher Unterſchied zeigte ſich eine beſondere Weichheit und Milde all ihrer Laute und Bewegungen, große Unruhe, in welche

ſie verfiel, ſobald Diamant und ſein Herr ſie einen Augenblick verließen und die ſichtliche Zufriedenheit, welche ſich in jedem ihrer Züge malte, ſobald ſie die beiden Weſen wiederſah, deren Eines ſich mit ihrem intellektuellen Daſein unwandelbar verſchwiſtert, und deſſen Verſchwinden die Zerſtörung ihres geiſtigen Lebens bedingt hatte.

Der Raum dieſer Blätter erlaubt uns nicht, Siegmunds Vergangenheit weitläufig zu erwähnen. Es genüge dem Leſer zu wiſſen, daß er während der erſten Jahre mit viel Ungemach zu kämpfen hatte und als ihm ein günſtigerer Stern zu leuchten begann, als ein Freund ihm unter fremdem Himmel hülfreiche Hand leiſtete und er aus eigner Kraft eine feſt begründete Unabhängigkeit zu erwerben vermochte, da ſchrieb er mehrmals an ſeine Mutter und, weil ihm Nettchens Aufenthalt unbekannt war, an Reichhardt. Der Letztere war nicht mehr in Bern, erhielt alſo die Briefe nicht; diejenigen an Frau von W. aber unterſchlug der Neffe, welcher im Hauſe der kinderlos geachteten Mutter, als ihr nächſter Erbe heimiſch geworden war. Das Ausbleiben jeder Antwort, veranlaßte Siegmund endlich, mit der Bitte, von ſeiner Erkundigung nichts verlauten zu laſſen, an einen Bekannten in der Vaterſtadt zu ſchreiben und ihn um Nachricht anzugehen. Dieſe kam denn auch ſo ſchnell, als die Entfernung es geſtattete und machte durch ihre niederſchlagende Natur die gewaltſamſte Wirkung auf W. Die Mutter war vor Kurzem erſt geſtorben und man trug ſich in Bern mit Geſchichten, die es, wenn ſie wahrhaft waren, klar machen mußten, daß auch hier die Vergeltung nicht ausgeblieben ſei.

Rudolph von G.'s Unverschämtheit gegen die alte Dame, so berichtete die Sage, überstieg alle Grenzen. Er hatte jene Amalie von S. geheirathet, die einst seinem Vetter zugedacht war; sie bewohnten das Haus der Tante, und sich schon im Besitz ihres Vermögens glaubend, behandelten sie dieselbe auf die unwürdigste Weise. Man sprach von schmerzlicher Reue, von den einsamen Tagen und trostlosen Nächten in denen die treue Marguerite ihre einzige Zuflucht war und wo das Bild des gemordeten Sohnes, wie des wahnsinnigen Mädchens mahnend vor ihr stand. Marguerite, so sagte man, habe ihr, vielleicht um sie zu trösten, Zweifel über den Tod des Herrn von W. erregt und niemand fand es daher sonderbar, als sich nach ihrem Hinscheiden in den Händen ihres Notars ein gerichtlich niedergelegtes Testament fand, in welchem sie auf diese Ungewißheit gestützt, einen nochmaligen Aufruf in den öffentlichen Blättern in allen Sprachen anordnete, und wenn dieser nach Verlauf der gesetzlichen Zeit unwirksam bliebe, ein Kapital zu Nettchens Verpflegung und das übrige Vermögen dem Irren- und Krankenhause zu gleichen Theilen vermachte.

So schnell es ihm bei seinen vielfachen Geschäftsverhältnissen möglich war, reiste Siegmund in die Heimath, nahm dort zum Schrecken seines Feindes, der immer noch gehofft hatte, den Willen der Erblasserin umstoßen zu können, sein Erbe in rechtmäßigen Besitz und gönnte sich kaum die Zeit, seine Angelegenheiten flüchtig zu ordnen, um unverzüglich Nettchen aufzusuchen. Siegmunds Entschluß über seine Zukunft war bald gefaßt. Gern hätte er durch heilige Gelübde

das Recht erworben, ſeiner Freundin immer nahe bleiben zu dürfen; da aber ihre Gemüthslage dies einſtweilen nicht erlaubte, ſo betrachtete er es wenigſtens als ſeine Pflicht, alles zu erſchöpfen, was die Treue des Verlobten an aufopfernder Liebe gewähren konnte.

In dem alten Aventikum, oder dem jetzigen Wiflisburg, wohnte damals ein Mann, der als Arzt für Wahnſinnige leicht die höchſte Stufe ſeiner Kunſt erklommen haben mochte und aus deſſen Anſtalt eine Unzahl als unheilbar Geachteter, ſich und der Welt wiedergegeben entlaſſen worden ſind. Dieſem Arzte, der vor Siegmunds Abreiſe ſeine erſten glänzenden Kuren gemacht und von deſſen Wiſſenſchaft er ſeit ſeiner Heimkehr vieles vernommen hatte, wollte er Nettchen übergeben und von ſeiner Geſchicklichkeit das einzige Heil erwarten, nach dem er auf Erden noch Verlangen trug.

Nach gehöriger Rückſprache mit den Ortsbehörden reiſte er nebſt ſeiner Kranken nach Bern, warb dort die gute Marguerite, die keinen Platz mehr angenommen hatte, zu ihrem Dienſt und nach wenigen Tagen fanden ſich Nettchen ſammt ihrer Wärterin in Herrn Doktor Schnells großem Hauſe eingewohnt, während Siegmund, ſelten der Geliebten Nähe verlaſſend, mit ſteigender Hoffnung die Fortſchritte beobachtete, die des wackern Arztes Einſicht und Kunſt hervorbrachte.

In einem einſam idylliſchen Thale, zwiſchen den faſt unerſteiglichen Höhen, die der Zug des Jura-Gebirges in dem weſtlichen Theile der franzöſiſchen Schweiz bildet, fin-

den wir unſere Freunde nach Jahresfriſt wieder. Siegmund von W. beſaß dort ein Gut, das früher wegen ſeiner Abgeſchiedenheit wenig geachtet, jetzt ein lieber Zufluchtsort für ihn geworden war, da er und ſeine Gattin das Bedürfniß dringend empfanden, der Neugierde zu entfliehn und in abgeſchloſſener Stille den Reſt eines ſo hart geprüften Daſeins zu verleben. Nettchens Gemüth war vollkommen geheilt und nur eine ſanfte Melancholie, die Abneigung, ſich mit Worten mitzutheilen und die Schüchternheit, mit der ſie ſich oft in den gewöhnlichſten Verhältniſſen bewegte, bezeichnete noch die Unordnung, in die früher ihre Seele gerathen war. Aber der Körper der edlen Dulderin iſt hinfällig geblieben und nicht das ſchönſte eheliche Glück, nicht die Bequemlichkeit, die eine reiche Lage darbietet, nicht die anbetende Liebe der nachbarlichen Landbewohner, nicht Margueritens treue Ergebenheit, nicht die Zauberreize ihres Aufenthaltes, vermögen ihre verlorenen Kräfte zu erſetzen. Die Hülle des einſt ſo gequälten Geiſtes ſcheint in ihrer Anmuth ſich zu entkörpern, immer ſtrahlender, immer herrlicher entfalten ſich die Eigenſchaften ihrer Seele, ſie gleicht einem Engel bereits mehr als einer Sterblichen und mit dem unnennbaren Schmerz inniger Liebe ahnet Siegmund einen Verluſt, der ihn auf dieſer Erde ganz vereinzeln wird. Von des Lebens glänzender, rauſchender Fröhlichkeit kann in Verhältniſſen nicht die Rede ſein, wo jeder Genuß ſich mit dem Schleier der Wehmuth umhüllt, aber reich an Wonne und für die Ewigkeit gelebt ſind ſolche Tage dennoch. In der erhabenen Gegenwart ſteigert ſich die Kraft des Geiſtes für eine beſſere

malmte. Schreiende Bauern verfolgten die blökkenden, käuenden Schafe im Wege, der Pastor stand mit aufgehobenem Stabe auf einem Hügel an der Straße, wie Moses am rothen Meere, und der Schulmeister ritt auf einem Ziegenbock daher, der ihm (als er den Gefräßigen verjagen wollte) zwischen die Beine lief. Statt der Begrüßungen erschollen nur Wehklagen und Flüche, und die Ankömmlinge sahen sich genöthigt zu trösten, wo sie danken, zu beruhigen, wo sie gerührt seyn sollten.

Händeringend trat der Pastor jetzt an den Wagen, lachend schauete Jakob hinter dem Hagedorn hervor.

Mit finsterm Gesicht trat der, von der Posse erzürnte, Emil ins Schloß, wo bald sein Loos entschieden werden sollte. Heitern Sinnes betrat Adelaide ihr Zimmer wieder, wo forthin die weltkluge Tante sie berathen und deren lustige Zofe, Susanna, ihr Stoff zum Frohsinn geben sollte.

Dorn traf acht Tage später in Rosenau ein und bearbeitete den, schon wieder wankenden, Freund von neuem. Emil ließ den Unruhstifter oft mit seiner Gattin allein, und hörte stets von ihm aufregende Berichte.

Unverkennbar war es, daß Adelaide den Fremd-

Welt; in dem Bewußtſein des Glückes, das die Vereinigung mit dem geliebteſten Weſen giebt, bildet ſich das Vertrauen auf die Unwandelbarkeit derſelben. — Wer möchte nicht mit dem Leid einer vorübergehenden Trennung die höchſte Seligkeit erkaufen, die der Menſch hier und dort empfinden kann?

Die Hochzeit des Zwiebelkönigs Eps.

Ein Capriccio für Blumiſten und andere Liebhaber.

Von

Dr. A. Kornfeger.

I.

Zu Nürnberg im rothen Roß ſaß ich zwiſchen zwei wunderlichen Käutzen; es war lange nach dem Theater, und ſie hatten viel zu ſtreiten, bald vor mir die Köpfe zuſammenneigend, den Inhalt meines Tellers mit ſpitzen Reden verſalzend, bald hinter meinem Rücken beifernd, daß es in dem Reſonanzboden meines Bruſtkaſtens dröhnte und durchaus kein Takt in meine Eßbemühungen zu bringen war. Der rechter Hand war ein kleines, kugelrundes Männlein, dem die kurzen Beinchen vom Stuhl herab bammelten, und deſſen kleines, runzliches Geſicht von einem hohen abentheuerlichen Kopfputze beſchattet wurde; der linker Hand war ein dürrer, langer, grünſchillernder Geſelle, deſſen Rumpf und Glieder mehr Ecken machten, als der Bildungstrieb der Natur bei allen übrigen Menſchen für nöthig erachtete, und jedes ſpitzwinkliche Eck ſchien noch überdieß theils durch Haarwuchs, theils durch Kleiderverzierung von ſtachlichen Borſtenbüſcheln

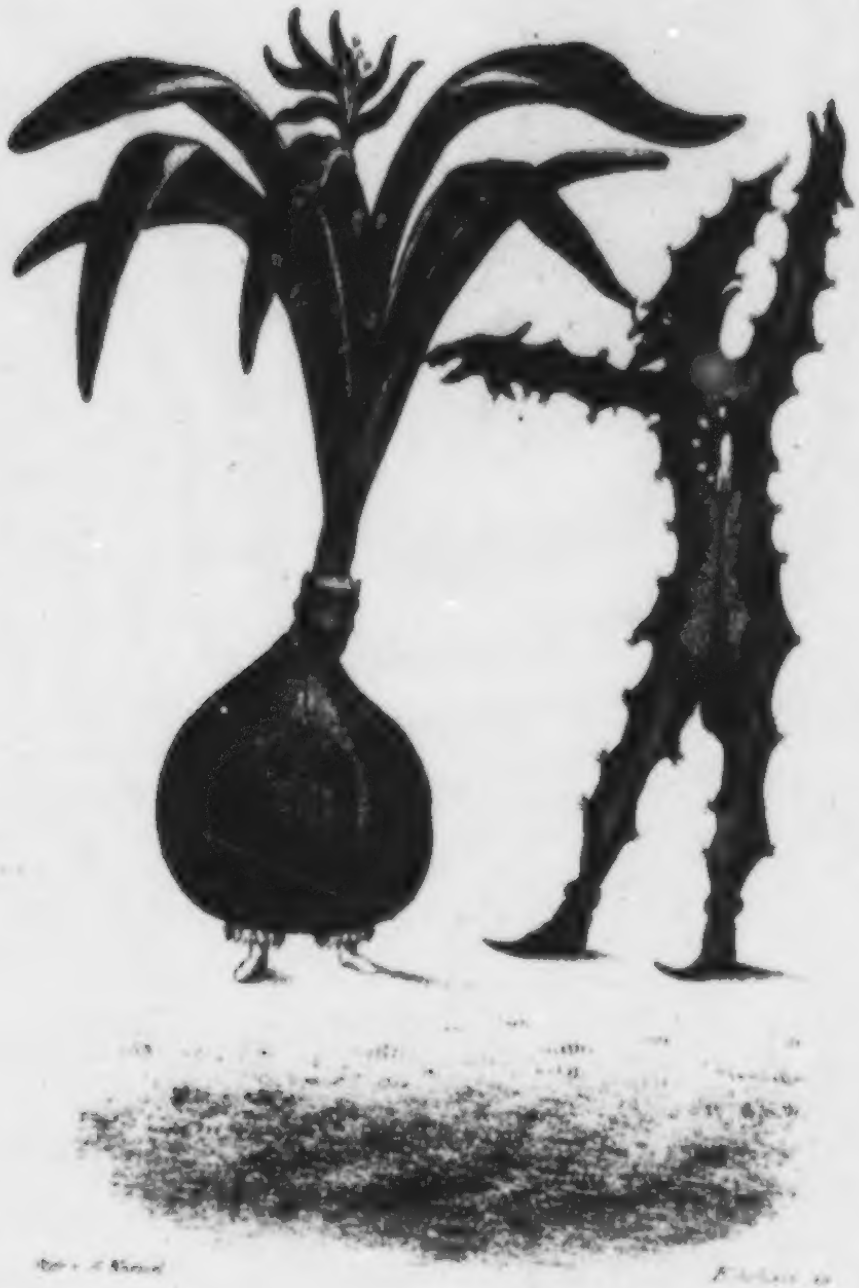

und Quäſtchen ins Groteske erhoben zu werden; auf der linken Bruſt hatte er einen feuerrothen Stern, woraus eine Quaſte von blendendweißen Seidenfäden hing. Er nannte ſich Doktor Skopius und den Dicken ſchlechtweg Epius. Beide waren in ungleichem Kampfe begriffen, denn Skopius erſchöpfte ſich in Paraden, Antitheſen und Antinomieen, bis Epius ſeine Auslage nur zur Hälfte fertig hatte. Ich mußte wider Willen Zeuge ihres Streites ſein. Der Gegenſtand war Deutſchlands jüngſte Literatur, die in Epius einen entſchiedenen Gegner fand. Ich will ſie nur gleich ſelber weiter reden laſſen, um die Lachsforelle und den Stahlpunſch des edlen Wirthes Galimberti inzwiſchen nicht zu verabſäumen.

Skopius. Ich ſage Ihnen, die Idee iſt es, welche ſie beſeelen muß, wenn ſie auch noch nicht zur Tendenz gereift iſt, wenn aber, ſo muß dieſe verſchleiert, und wie Pythia's Sprüche mehrdeutig werden, damit man ſie ſelbſt für nichts verantwortlich machen kann.

Epius. Ich machte ſchon manchen Roman, manches Epos und Drama, aber ich hatte keine andere Tendenz und Idee, als Blumen und Früchte zu produciren, dem gegebenen oder erdachten Material das Feuer meiner Seele und das Blut meines Herzens einzuhauchen. Wenn's fertig war, konnte jeder Ideen und Tendenzen herausklauben, ſo viel er wollte, hatte die Sache nur Kern und Geſtalt, ſo fanden ſich dieſe ſchon von ſelbſt.

Skop. Das iſt eben das begriffloſe Getreibe der rohen ſich ſelbſt unbewußten Produktion, die uns zu der lallenden

Kindheit des orientaliſchen Mährchens wieder zurückführt. Die Emancipation des Geiſtes läßt Klarheit des Begriffs und ſelbſtbewußte Beſtimmungsfähigkeit erwarten. Ich kann im Fache der Produktion nur den philoſophiſchen und Tendenzroman gelten laſſen, außerdem liefert die Beſprechung des Zuſtändlichen und Bezüglichen eine Memoirenliteratur, die Analyſe der Charaktere und Zeit das wahre Material zur Syntheſis, welche nothwendig vortrefflicher als das Machwerk der Natur und der Weltgeſchichte — beide im bewußtloſen Zuſtande geſchaffen — ſein muß, weil der Menſch zur Idee der Wiſſenſchaft in der Allgemeinheit des Denkens erwacht iſt, und dadurch Aeonen beherrſcht. Ueberläßt man die Natur ſich ſelbſt, ſo entſtehen nur anakoluthiſche Wirren.

Ex. O meine ſüß duftenden Blumen, die ich gepflegt und verſchönert, ſeid ihr wirklich anakoluthiſchem Wirrſal entſproſſen? Und du meine geliebte Nymphea, wollen mit ſtachlichen Reden die Menſchen deine zarten Blätter zerreißen und mit Stelzfüßen deine Blüthen zertreten, weil du dir ſelbſt unbewußt duftest?

Ich ſah Herrn Epius von der Seite ſcharf an, und die runzlige Krötenhaut, womit ſein Geſicht überzogen war, weckte ſtarke Erinnerungen in mir.

Skop. Was wollen Sie mit Ihrer wäſſerigen Nymphe und dem duftenden Gedudel? Dieſe Blüthen der Erdgeiſter haben wir abgeſtreift, Dank Hegel und unſerer modernen Erziehung, unſere Schule hat ſich losgeriſſen von der Scholle und begrüßet die ſpirituellen Sphären. Der Orient mit

ſeiner tauſend und einer Nacht ſind kaput, die Erzählung und das Mährchen zermalmt, Muſäus, Hoffmann, Weisflog todt. Die romantiſche Schule traveſtirte man in Paris zu Tode; und die bramaniſche Erzählung iſt bethlehemitiſch geworden. In uns erwachte die Spekulation, welche das Schema für die Beurtheilung der Weltangelegenheiten ſchafft, und —

Ep. Völkerluſt und Völkerglück.

Skop. Das iſt nicht nothwendig. Der Gedanke iſt die That, die ausgeſprochene Idee das Faktum. Im Reiche des emancipirten Geiſtes bedarfs keiner hinſchleichenden, lähmenden Verwirklichung, und jede neue ſich darbietende Chance giebt Gelegenheit, eine neue That, ein neues Faktum zu feiern.

Ep. Chancen ſind wohl Beſtechungen.

Skop. O welch gemeiner Ausdruck! Das Abſolute des Denkens bleibt daſſelbe, ob ich für Don Karlos oder einen Negerſklaven ſchreibe, ingleichen ich ſelbſt, ob ich dreizehn Eide oder gar keinen ſchwöre, ſofern ich durch die Begriffsaufnahme Meiſter der Syntheſis in concreto bleibe. Die Politik der Staaten und der Völker bleibt ewig nur Form, das Weſen aber iſt die Kritik derſelben. Die Kritik iſt der Nervenſaft, und gleichviel ob poſitive oder negative — demokratiſche oder legitime — Strömungen die Aktion hervorbringen. Elektriſche Bewegungen, Exploſionen, Nordlichter, Leuchtkugeln, Meteore verlangt die Welt.

Ep. Und Ihr liefert Perfidieen, Zank, Glühſchwamm, Diſtelfackeln und Neumonde.

Hier berührte Skopius, dem ich ſchon lange ein unheimliches Aufſträuben der borſtigen Warzen ſeines Geſichts anſah, mit ſeiner Naſe Epius breite Wange. Dieſer fuhr in die Höhe und wackelte mit Jammergeſchrei um den Tiſch. Salimberti tupfte mit der Serviette ſein näſſendes Geſicht.

Epius. So willſt denn auch du, ſtachliches Ungethüm, mein Haupt verletzen. Fluch dir, du ſpindeldürre hohle Kritik, aus Kanten von Bosheit und Furchen von Haß geſtaltet, mit magerem Fleiſch des Scheins gepolſtert, mit Stacheln der gemeinen Verletzung gepanzert, mit Höllenfeuer nächtlicher Blüthen verlockend, die ſo hinfällig ſind wie eine ſchlachtbare Gans vor Martini, oder eine ſchon gefallene Frau!

Skop. Vergeh' dickleibige Produktion, widerwärtige Zwiebel!

Hier ſtürzte er ein ganzes Glas heißen Stahlpunſch hinunter, aber ſein Körper wurde immer dürrer, ſein roſtfarbiges Geſicht ſchmuziger, ſeine Temperatur niedriger; die Augen ſahen aus wie herumgerührte Aſche. Epius wollte boren, aber jeder Verſuch fiel ſchlimm aus, die Federn auf ſeinem Haupte ſträubten ihre Schönheit weg, und mit jedem Stoß mußte er von Skopius ſpitzen Ecken verwundet zurückprallen, wollte er nicht geſpießt hängen bleiben. Ich beobachtete bisher ein Juste-milieu, nun aber bewogen mich Epius offenbare Nachtheile zur Parteinahme, ich barg ihn hinter mir und lenkte zur Verſöhnung ein, etwa ſo:

„Meine Herren, Sie ſcheinen beide die Nothwendigkeit Ihrer Verbrüderung gar nicht einzuſehen. Wir leben in

einer Zeit, wo ſich die Kritik der Produktion nicht mehr gegenüber ſtellen kann. Das war wohl anders in den obſcuren Zeiten eines Winckelmann, der Schönheiten früher und brünſtiger ſuchte, als die Flecken. Durch die Bemühungen Böttigers, der keine Flecken, und Menzels, der keine Schönheiten entdecken konnte, wurden ihre kritiſchen Beſtrebungen ſelbſt Erfindung und Gedicht, und der Eine flötet im lobfächelnden Madriga., der Andere donnert mit zerſtörender Dithyrambenwuth. Wie unſere Literaten ihre eigenen Abnehmer werden, und unſere Mediciner ſich einander ſelbſt kuriren müſſen, weil die Zahl der Literaten die der Illiteraten, und die Zahl der Aerzte die der Laien längſt überſchritten hat, ſo kann die Kritik nichts anderes mehr thun, als ſich ſelbſt kritiſiren. Ja, ſelbſt was man ſonſt freie Produktion nannte, hat jetzt ſchon das Weſentliche der Kritik angenommen; im Epos ſowie in der Elegie kritiſirt man Götter, Helden und Donquixote; ein guter Roman kritiſirt das Chriſtenthum oder ſonſt was, oder iſt eine Apologie dieſer oder jeder Doctrin. Die Komödie tritt kritiſch auf, und wenn man darin ein halb Dutzend armſelige Producenten gehängt, geköpft und blasphemirt hat, ſo nennt man's ein ariſtophaniſches Luſtſpiel. Die wirklichen Salons ſind Kritik des öffentlichen Lebens, die geſchriebenen ſind Kritiken dieſer Kritiken, und was die alten gelehrten Anzeiger, Götterboten u. dgl. für die Anzeige und Herabſetzung von Büchern thaten, das thun die Salons zur Veröffentlichung und Herabſetzung von Charakteren und ehrlichen Namen. Unſere Malerei bewegt ſich kritiſch; die modernen Fresken

kritiſiren nur die alte Kunſt, indem ſie deren Fehler recht anſchaulich zu machen ſuchen; die Millionen Genrebildchen kritiſiren parodirend die Novelletten, Reiſebilder, Stubenbilder ꝛc.; dagegen rächen ſich die Federſkizzenverfertiger, und nennen ſolche: Genrebilder, Aquarelle, Gouache, Kartons oder Panoramas, was eigentlich auch nur naive Kritiken ſind. Die neue Muſik iſt eine Kritik der Muſik. Paganini lieferte eine kritiſche Ueberſicht der Kulturepochen der Geigenſchaft ſeit Erſchaffung der Welt bis auf die neueſte Zeit. Lachner giebt uns in ſeinen Symphonieen eine Kritik der Beethovenſchen Kompoſitionen. Man weiß wie ein andrer berühmter Tonſetzer komponirt: er nimmt irgend einen Gaſſenhauer, d. h. eine wegen ihrer Einfachheit und Vortrefflichkeit populair gewordene Melodie, kritiſirt und zerlegt ſie, er nimmt nämlich eine Note vorn weg und ſetzt ſie hinten an, er hebt eine von oben ab und weiſt ihr einen tiefern Platz an, er läßt zwei ſchnell gehende langſam gehen, und vier langſame laufen; ſo hat er durch die Kritik etwas Anderes daraus gemacht, das ſetzt er zu einer Oper zuſammen, übergießt's mit flammender Puddingſauce des modernen Geſchmacks, und das Gericht iſt eigentlich nichts Anderes, als eine kritiſche Revue der Geſchichte der Melodieen."

„Beſter Mynheer Epius dahinten, zerren Sie mich nicht ſo, ſein Sie froh, daß die Kritik durch Selbſtbefruchtung ſich zur Produktion erhoben hat, ſein Sie froh, daß man kritiſche Bemerkungen über die Generalüberſicht ſämmtlicher Kritiken und Antikritiken der kritiſchen Literaturperiode des 19. Jahrhunderts ſchreiben wird, denn das läßt eine unend-

ling mit Wohlwollen behandelte, aber Dorn begnügte sich nicht, dem Ehemanne ein wahres Gemälde davon zu geben, sondern er malte, seiner Neigung gemäß, mit den grellsten Farben, um den Argwöhnischen in steter Spannung zu erhalten. Und es gelang ihm um so mehr, als Adelaide gegen den jungen Mann täglich zutraulicher ward, und in Emils Gegenwart mit ihm scherzte und verkehrte.

Dieser wüthete, aber er schwieg, von Dorn berathen, und gewann es sogar über sich, in der Gesellschaft ein freundliches Gesicht zu zeigen, und sich öfter, als es nöthig war, zu entfernen. Er mußte ja dem Versucher Zeit und Spielraum für seine Künste lassen. Aber fast jedesmal kehrte er heimlich zurück, um zu lauschen. Oft stand er, wenn man ihn auf der Jagd glaubte, auf der Lauer in dem Garten, sah mit kochendem Blute den Freund und die Gattin lustwandeln, sich necken, hörte ihre trauliche Unterhaltung und pries in solchen Momenten den Prometheus mit der zernagten Leber glücklich.

Ich halte es nicht länger aus! rief er einsmals bei seiner Rückkehr dem selbstbestellten Peiniger zu. Eile oder ich vergehe!

„Bald bin ich am Ziele!“ versicherte der. „Noch kurze Zeit und es ist vollendet. Auch kannst Du jetzt nicht mehr zurücktreten. Die Würfel rollen. Du mußt nun siegen oder fallen, ein entehrter Sklave,

liche und unſchließbare Reihe der überkritiſchen Ueberkritiken — eine umgekehrte Einſchachtelungstheorie, eine kritiſche Ueberſchachtelung — vorausſehen, welche der Ruin der Kritik ſelbſt wird, denn die erſchöpfte Menſchheit muß wieder zur einfachen Produktion, zur Wiege der Literatur, zur kindlichen Erzählung zurückkehren."

„Inzwiſchen, meine Herren, mache ich einen Vorſchlag zum gütlichen Vergleiche. Warum wollen Sie ſich befehden? Machen Sie einen literäriſchen Freundſchaftskontrakt zu Schutz und Trutz, etwa ſo:

„„Wir Endesunterzeichnete Literatoren verpflichten uns gegenſeitig zur Pflege und Verbreitung unſers Ruhmes nach Federkräften zuſammen zu wirken, und kommen über die ſtrenge Beobachtung folgender Artikel überein:

1. Artikel. Ein Jeder lobt den Andern nach demſelben Maaße, und damit die Ausdrücke nicht den äußern Gleichlaut haben, ſo ſollen folgende Qualifikationsnoten als gleichwerthig gelten;

I. Note. (für die Kritik) Mit ihm beginnt eine grandioſe Epoche der Literatur; — (für die Produktion) er räumte den Augiasſtall der romantiſchen Schule, und übertrifft an Erfindung die antike Klaſſicität.

II. Note. Weltumfaſſend; — urſchöpferiſch.

III. Note. Klarheit und Schärfe des Ausdrucks; — enorme Präciſion der Darſtellung.

IV. Note. Tiefes Wiſſen; — reiche Phantaſie.

V. Note. Brav; — gut.

Anm. Wer einen geringhaltigeren Ausdruck wählt,

hat den Kontrakt gebrochen, und es treten die in Art. 7. bezeichneten Repreſſalien ein.

2. Artikel. Ein Jeder iſt verpflichtet des Andern erſchienenes Buch ſogleich zu kaufen und zu leſen, damit es wenigſtens beſtimmt einen Abnehmer hat, und man an der Recenſion die ſeltene Vortrefflichkeit erkennt: der Rec. habe wirklich das Buch geleſen.

3. Artikel. Keiner darf aus übertriebenem Eifer berichten, des Andern neueſtes Werk ſei bereits vergriffen, denn ſonſt ſind alle Leute froh, daß ſie der Mühe überhoben ſind, darnach zu fragen, oder überhaupt ſich darum zu bekümmern.

4. Artikel. Falſche Anzeigen von Standeserhöhung oder Ordensverlangung des Andern dürfen nicht gemacht werden, weil die Entdeckung der abſichtlichen Unwahrheit zu leicht iſt.

5. Artikel. Wenn Einer oder der Andere nichts herausgiebt, weil er keinen Verleger findet, oder ihm nichts einfällt, ſo iſt Jeder verpflichtet in drei ſtark geleſenen Zeitungen einen phaneroboriſchen Correſpondenz-Einſchiebſel zu machen, nach dem Formular:

Dresden, oder ſonſt wo, den 1. April. Der rühmlichſt bekannte Publiciſt N. N. erfreut uns mit ſeiner lehrreichen Gegenwart, und wird uns noch einige Tage damit beglücken;

Oder: Leipzig, den 30. April. Der reichbegabte Dichter N. N. entzückt uns mit ſeiner liebenswürdigen Gegenwart, und hat ſeine Abreiſe auf den nächſten Schalttag feſtgeſetzt.

6. Artikel. Da man sich öffentlich stellen muß, als liebe man sich und habe Achtung vor einander, und der Gefühlszwang in der Länge unausstehlich wird, so kommen vierteljährig Einmal beide Kontrahenten auf einsam gelegenem Zimmer bei einem Glase Bittern zusammen, wo sie nach langer Qual sich durch gegenseitiges Beschimpfen, Fußtreten, Schlagen, Beißen, Anspucken u. dergl. hinlänglich entschädigen, und für die neue Fastenzeit der Freundschaftsostentation stärken können.

7. Artikel. Diese gegenseitigen Haftungen, d. i. die literärische, für ewige Zeiten geschlossene Freundschaft, dauert so lange, als sich die gegenseitigen Interessen nicht kreuzen — an entgegengesetzten Meinungen liegt nichts; — tritt der erste Fall ein, so erstreckt sich die kontraktmäßige Verbindlichkeit auch in einem gewissen Punkte auf das Jenseits der Freundschaft, indem die Wahl der Ausdrücke einer Norm unterliegen müssen, welche das frühere Verhältniß nicht verräth; d. h. man darf etwa schreiben: Dieser Mensch täuschte mich durch sein frisches Wesen — ich nahm mich seiner an — mein Gemüth zwang mich seinen Succeß zu begünstigen — die Täuschung ist mir schmerzlich u. s. w. Wenn aber Einer sich vergessen sollte, und vor Malice nichts mehr hervorbringen könnte, als: infâmer Kopf — Krüppel — Stallknecht — Hallunk — Dieb — so wird er für vogelfrei erklärt, man veröffentlicht seine Briefe, oder was noch härter ist, man spricht gar nicht mehr von ihm.""

Ende der ganzen Versöhnungsrede.

Der Vorſchlag machte auf Skopius ſichtbarlich einen günſtigen Eindruck, doch Epius wollte nichts davon wiſſen, der Streit begann von Neuem, und die von Punſch erhitzten Kämpfer ſprachen in wunderlichen Weiſen, die endlich ſogar etwas Rhythmiſches annahmen.

Skop. Ich blühe ſtolz in Flammenpracht.
Ep. Hinfällig, blendend, ohne Frucht.
Skop. Du lockſt nur ein hyſteriſches Geſchlecht.
Ep. Aus hartem Stein ziehſt du dir Nahrung,
Und Mittagsſonne hat dich ausgedörrt.
Skop. Die feuchte Scholle iſt dein Element,
Ein Thränenregen deine Wonne.
Ep. Der Erde Schooß entſproßt was Glut und Leben giebt.
Skop. Die heiße Luft erhebt mein rankendes Geſpinnſt.
Ep. Aus breiter Baſis quillt der Duft der Poeſie.
Skop. Mit einem Bein berühr ich nur den nackten Fels.
Ep. Drum fällſt du auch eh' deine Früchte reif.
Skop. Du ſteckſt im Koth bis an die Ohren.
Ep. Doch blickt mein Blumenkelch die Sonne an.
Skop. Die ſchönſte Blume wird zur Nacht geboren,
Betäubend wirkt mein Duft auf Jedermann.
Ep. Hat auch Verblendung dich jetzt auserkoren,
Es ſchmerzt, doch bin und leiſt' ich was ich kann.

Skop. Du taugſt ja ſelbſt nichts für die Produktion, deine Verſe ſind weinerlich, wie die Atmosphäre einer aufgeſchnittenen Zwiebel, und ſtoßen auf, wie eine gedämpfte.

Ep. Die deinigen kratzen im Halſe, wie die Frucht von ficus indica, und verwunden die Seele, wie die langen Stacheln einer spinosissima.

Skop. Was gehen dich die Eigenſchaften meines Geſchlechtes an?

Ep. Warum berührſt du meine hereditären Gebrechen?

Skopius wollte gerade wieder einige ſpitze Secunden mit ſeiner Naſe verſuchen, da ſprang die Thür auf, und es trat eine Cochenillaus mit einer Kreuzſpinne am Arme herein. Obwohl Calimberti verſicherte, es ſei ein Kammerherr in Uniform mit einer Hofdame in Halbtrauer, ſo ließen ſich doch weder Skopius noch Epius halten, ſie ſtoben auseinander und entfernten ſich mit einer Haſt, welche ihre Angſt vor den angeerbten Familienfeinden bekundete.

Ich wanderte gleichfalls, ſo viel ich mir noch dunkel erinnere, zum neuen Thore hinaus. Dort empfing mich ſüßbetäubender Hyacinthenduft, und meine halbentſchwundenen Sinne verloren ihr Gleichgewicht ganz und gar. Ich fand mich in ganz anderen Reichen wieder.

II.

Ich wandelte in Hyacinthenbeeten, und das Erſte, was mir auffiel, war die Friedfertigkeit und Freundlichkeit der verſchiedenſten Charaktere. Man konnte Talma mit Melanchthon, die Catalani mit Boerhave, Charlotte Corday mit dem Könige von Holland, Buffon mit Venus, die Madame Pompadour mit Homer, Alexander mit Baron v. Hardenberg, Buona-

parte mit Blücher, Simſon mit einem Superintendenten, Themiſtokles mit Moliere, Feſch mit Emilie Galotti, Kaiſer Franz mit Voltaire, Herkules mit Mignon, Lavater mit Apollo, die Herzogin von Berry mit Suſanna, Rubens mit Wellington und Wallenſtein mit Plato in der vertraulichſten Konverſation begriffen finden. Der Großfürſt von Rußland, Necker, Pitt und Eugen Beauharnais ſchnupften mit einander, und der Paſcha von Cairo reichte Washington einen parfümirten Fidibus, Horaz übte mit Mozart ein Liedchen ein, und Sir Peel band der Madame de la Valliére die Strumpfbänder, Robinſon freite um Diana, und Juno tanzte mit dem Großmeiſter von Malta; Kosziusko, Jupiter, der alte Ziethen, Cicero und Don Pedro umſchwärmten die Penelope, und Ulyſſes machte ſich gar nichts daraus, indem er mit Kaiſer Leopold und H. v. Haller die Rentenkonverſion beſprach, doch die hinzugetretene Ceres brachte ſie bald auf die bedeutungsvollere Kornbill. Und ſo ſah man die wunderlichſten Kontraſte ſeltſam vereinigt. Eine Garde von hochaufgeſchoſſenen Jünglingen, die graue Stutzperrucken wie engliſche Landgeiſtliche trugen, umgaben den Salon: es waren die Feldzwiebelbataillone von Bamberg und Gochsheim. Hinter denſelben ſah man einige nackte Herbſtzeitloſen hervorlugen. Rocambole*) war Küchenmeiſter und arrangirte die Spieltiſche. Eine Ananas ſpielte mit

*) Allium Scorodoprasum.

Narziß und zwei unſchuldigen Lilien Whiſt. Letztere gewannen immer. Martagon ſah zu; eine hochmüthige Schachblume*) machte giftige Bemerkungen. Am Seitentiſche ſaßen Hundszahn, Meerzwiebel, Aloe und Drachenblut, welche unter dem Vorſitz der Methonika**) eine Läſterſchule oder Hechelzirkel entwickelten. Einige keuſche Konvallarien ſenkten in der Nähe verdutzt die Köpfchen. Auf einer ſeitlichen Rabatte berieth ſich der Zwiebelkönig — es entging mir nicht, daß es Herr Epius von heute Abend war — mit einigen erlauchten Reichsräthen: dem gemeinen Lauch, Knoblauch und Schnittlauch; Allium cepa aktuirte, und mehrere Schallotten liefen als Gallopins hin und her, Depeſchen bringend und weiterfördernd. Man ſah, daß Bewegungen von Außen das Reich der Zwiebeln erſchütterten. Die geſchwätzige Küchenzwiebel verrieth mir in einer Zwiſchenpauſe, die große Ausdehnung des Reiches der Cakteen veranlaſſe die Beſorgniß, und ſie hätten ihre Grenzen bereits ſo erweitert, daß kaum eine Viertelſtunde von hier Vorpoſten zu treffen ſeien: ginge das ſo fort, ſo drohe allen Zwiebeln ein gewiſſer Untergang. Man habe bereits mit den bisher verachteten Wurzelknollengewächſen Bündniſſe ſchließen müſſen, aber das helfe Alles nichts, die Macht der Cakteen ſei furchtbar, ihre Waffengattungen vielerlei und unübertrefflich; ſie, die Zwiebeln, ſeien zwar gut exerzirt und hielten Reihe und Glied, aber jene kämpften

*) Fritillaria imperialis.
**) Gloriosa superba.

wie die Guerilla's und Tyroler von jedem Felsen herunter, aus jeder Schlucht hervor, dabei seien sie gewaffnet und gepanzert wie die Tscherkessen bis an die Zähne, und führten aus ihrem Geburtslande, nach Art ihrer menschlichen Landsleute — der Indianer — vergiftete Lanzen und Pfeile. Ich für meinen Theil, fügte die egoistische Zwiebel hinzu, mache mir wenig daraus, wenn auch alles zu Grunde geht, ich verdiene immer mein Brod, denn ich bin unentbehrlich.

Diese garrula cepa sprach so viel, daß mir die Thränen in die Augen kamen, ich ließ einen Zwanziger in ihr hohles Blatt gleiten, und eilte durch die zahllosen Reihen der in äußern Feldern aufgestellten Zwiebelregimenter der Grenze zu, denn die Neugierde trieb mich, das Cactuslager, dessen Abenteuerlichkeit schon manchen Sterblichen verlockte, zu besehen.

Eine Opuntienmauer umzog, wie die chinesische das östliche himmlische Reich, das westliche der Cactenhölle, welches brasilianische Gluthsonne gedeihen ließ. Die Todesmauer war mit schwefelgelben Sternen übersäet, und von je 30 zu 30 Schritten stand ein Heragonus als Thurm mit einer leuchtenden Fackel an der Stirne wie Leuchtthürme. Ich gewann einen herüberschauenden Phyllanthus, mir die unschädliche Hand zu reichen, an welcher ich mich hinüberschwang. Ich begrüßte ihn mit seinen Phyllanthoiden, als alte Bekannte; sie galten hier wenig wegen ihres öffentlichen Gewerbes und ihrer Stammbaumverunreinigungen, und hielten sich an den Grenzen des Reiches, wie Paria's in den Vorstädten auf. Ich wanderte bei vielen Opuntien-Gruppen vorbei,

welche, ihren gemeinen Verletzungen und niedrigen Beschäftigungen nach zu urtheilen, zu den Proletariern gehören mußten. Tuna und Decumana gruben mit Riesenkraft Kanäle, um die den Bewohnern so schädliche Feuchtigkeit abzuleiten und das Reich trocken zu erhalten. Eine Nobelgarde von robusten Cereen, unter Anführung des Hrn. Obrist Haworth, verkündete mir den Uebergang in civilisirtere Theile. Der eigentliche Obrist Inhaber war der glorióse Royen, aber seine Putzsucht — er trug Federn wie weiland Murat und schminkte sich mit bläulichem Reife — seine sanfte Waffenführung und Koketterie machten ihn zum Kommando untauglich. Der Adjutant des Regiments war ein Engländer, Namens Lord Meudory, der wegen seiner Eigenschaft, im Felde schwarzblau, am Hofe russisch grün zu schillern, den Beinamen Caerulescens erhielt. Er verschaffte mir den Durchgang durch diese Linie. Bis jetzt ging's noch passabel, obwohl bald der Pferdestriegler Echinatus mir die Wange ritzte, bald die Bürstenfabrikantin Sericea meinen Rock voll brauner Borsten steckte, bald die Wasenmeisterin Pusilla meine Sohlen mit Stacheln durchbohrte. Ich lernte jedoch nebenbei einige gebildete Leute kennen, so den hübschen jungen Ingenieur Geometrizans, den Tünchermeister Glaukus, den Hoftheaterdichter Azureus, den Portraitmaler Hooker, den Prediger Ackermann, die Sängerin Syringakantha, den Studenten Serpentinus, den Wollhändler Lanuginosus, den Botaniker Zuccarini. Ja es gelang mir, in die Institute der alten Jungfern — der Rhipsaliden, — und der Fräuleins — der Pereskien, eingeführt zu werden. Erstere lebten, wie

mit der ganzen Welt, ſo auch unter ſich im Unfrieden. Funalis und Meſembrianthoides lagen ſich ſtets in den Haaren, die dicke Pachyptera ſchimpfte die ſchmächtige Caſſytha elend, und behauptete gar keine alte Jungfer zu ſein, ſondern als Wittwe eines Tambourmajors der Cereen ſei ſie marketendern gegangen. Anſtändiger, doch nicht minder gefahrlos war's im Fräuleininſtitute. Schon die Oberin, Dame Pereskia grandifolia barg ihre langen kohlſchwarzen Stacheln unter ſteifem Blätter-Atlasgrün; die Präfektin Lanceolata verletzte ganz geräuſchlos wo ſie konnte. Die hochgewachſene Lohnlaquaiin Cylindrica führte mich weiter und übergab mich der Hatſchiergarde der Globoſi. Hier fing ich an meine Tollkühnheit zu bereuen. Der Inquiſitor Joſeph Maria Sulphurea reckte ſeine dürren fürchterlichen Arme in allen Richtungen nach mir, und forſchte wie ein preußiſcher Douanier. Er ſenkte ſeine Sonden in alle meine Taſchen und menſchlichen Höhlen, und da er nichts fand, als ein furchtſam klopfendes Herz, ſo gab er mir einen Stich in den linken Glutäus und hieß mich weiter gehen. Nun komme ich aber in die höhere Geſellſchaft und da wird's fürchterlich. Sitzen konnte ich nach dem letzten Attentat ohnedem nicht mehr, wenn auch die runden Polſter der Ottoniſſe einladender geweſen wären; ſtehen konnte ich auch nicht mehr, denn allenthalben krochen ſchwerverletzende Martiani und Leptophis unter den Füßen, anlehnen um keinen Preis, denn Herr Dillenius, Karwinski und Prolifer reckten mir unüberwindliche Speere entgegen. Es war gar kein Fleckchen für eine komfortable Exiſtenz zu gewinnen.

oder ein strafender Richter, oder wie Göthe singt, Ambos oder Hammer seyn.“

Hammer will ich seyn! rief Emil, und schauderhaft drein schlagen. Du hast Recht. Fahre fort!

Dorn bedurfte des Zurufes nicht. Ließ ihn doch seine Meinung von den Frauen überhaupt und von Adelaiden, deren Freundlichkeit seinem Plane zusagte, das Vergnügen hoffen, den Rest des Friedens dieser Ehe zu vernichten.

Drei Tage später sah er die schöne Frau ohne Zeugen in ihrem Gemache. Zum ersten Male forderte er jetzt einen Kuß von der Einsamen; der ward ihm abgeschlagen, aber auf eine Weise, die ihm keinen Anlaß zur Verzweiflung gab. Mit Laune befahl sie ihm, dazu erst die Erlaubniß ihres Mannes einzuholen. Kühner werdend nahm er den Verweigerten; da drohte sie zwar, aber ihr Drohen schien nur das Werk der Vorsicht; sie deutete nach dem Fenster, vor welchem leicht Zeugen seyn konnten, und nach einigen Augenblicken schien das Vergehen vergessen; ihre gute Laune sprühte, ihr Witz glänzte wieder so frei, daß Dorn weiter zu gehen hoffen durfte.

Suschen trat jetzt ein, flüsterte der Baronin etwas zu und entfernte sich wieder auf deren Wink.

„Ein glückliches Geschöpf, dieses Mädchen!“ sprach schmeichelnd Dorn, „das Ihr Vertrauen, schöne Frau, besitzt.“

Alsbald befand ich mich in den Gemächern der excluſiven Cactusgeſellſchaft, am Hofe der ſkeptiſchen Pflanzenwelt, wo ſich ſämmtliche kritiſirende Notabilitäten um den Thron verſammelten. Alle denkbaren Bizarrerieen und Paradorieen hatten hier Geſtalt und Form gewonnen; die Spukgeſtalten, böſe Nixen und Teufel der Pflanzenwelt ſchienen während einer feindlichen, hinterliſtigen Bewegung erſtarrt. Auf einem Thron aus Blättern der Polyacantha und Feror ſaß der alte König Senilis, mit ſchneeweiß umfloſſenem Haupte, langem Barte — ein in's Pflanzenreich verſetzter Priamus. Einige Stufen tiefer ſtand ſeine blondhaarige Tochter Leucotricha. Prinz Ignescens (mein leibhaftiger Doctor Scopius) machte ihr den Hof. Dieſer Prinz gibt ſich aus für einen Neffen der alten Königin Wittwe Scopa, aber der Legationsrath Variabilis verrieth mir, daß er nichts weiter als ein natürlicher Sohn des Hofdamenlieblings Specioſiſſimus ſei, übrigens als gewandter Journaliſt, Archivarius und Redacteur der kritiſchen Centralzeitung in großem Anſehen ſtehe. Zwölf Melocactus präſentirten ſich in gravitätiſcher Ruhe als Staatsrath. Die Mammilarien, mit wahren Trollop's-Phyſiognomien bildeten den weiblichen Hofſtaat; eine Parvimamma war Ehren- und Schlüſſeldame, Grandiflorus Oberſthofmeiſter und Feſtordner.

Ich hatte nicht mehr Zeit länger zu beobachten, denn man begann mich zu inſultiren. Die Hofwäſcherin Hariola beſchimpfte mich; der alte Zauberer Jamacaru, der ſeit dem vorigen Jahre, wo ich ihn als Cholera-Arſenik-Mias-

matiker perſiflirte, noch einen Grimm hegte, ſodann Prinz Scopius-Ignescens, dem meine Parteilichkeit für Epius nicht entgangen war, erkannten und verriethen mich. Vier grobe Strigoſi nahmen mich in die Mitte und maltraitirten mich, wie Polizeiſoldaten einen armen fechtenden Handwerksburſchen. Man ſetzte mich auf einen Multipler, wie den heiligen Laurentius auf den Roſt. Die Multangulares ſpickten meine Lenden wie die des heiligen Sebaſtianus, und Midas und Lazarus waren gegen mich nur Stümper. Man brachte mich endlich an eine ungeheure Monacantha, und ſpießte mich von hinten daran, wie die Entomologen ein Nachtpfauenauge oder einen Lucanus cervus ſpießen. Hier wurde ich, wie die Flügel einer Windmühle, mit raſender Schnelligkeit herumgedreht, und ein leuchtender Nycticallus ſchien mir blendend in die Augen, obwohl ich ſie feſt zudrückte, und wußte mit ſeinem verrätheriſchen Feuer quälendes Licht auf meine Leiden zu gießen.

Mir nahte das Vorgefühl jener Kataſtrophe, welche entweder Beendigung des leidenden Zuſtandes oder den ſichern Tod bringen muß, und die letzten Beſtrebungen des egoiſtiſchen Princips dagegen riſſen mich — aus dem Schlaf. Der Mond ſchien mir gerade durch den Mund in meine Seele, mein ganzer Körper war wie mit Nadeln durchſtochen und geſchunden, bei jeder Bewegung erneuerten ſich die Verletzungen und Schmerzen; ich betaſtete das mich umgebende Medium, und brachte endlich heraus, daß ich mich, von Galimberti's Stahlpunſch umnebelt, in einem mit Diſteln bewachſenen Brachfelde gelagert hatte.

III.

Ich wagte mich nicht zu rühren; mich plagte das schaudererregende Gefühl einer düstern Leerheit; mein Kopf dünkte sich eine Kürbisflasche, welche in endlosen Räumen, von Firstern zu Firstern geschleudert, jetzt zerschellt neben anderm Schutt auf dem Boden des Meeres der Welten liegt. Mein hohler Brustkasten wurde von zwei Skorpionen zusammengepreßt, und mein Magen bäumte sich lang und groß, wie ein gähnender Lindwurm auf, die Glieder hingen an mir wie naßkalte Socken — es war ein complet Katzenjammer.

Da rief es in meiner Nähe mit heiserer, grölzender Stimme meinen Namen. Ich war nicht einmal fähig zu erschrecken. „Ei, Herr Doktor, wie haben Sie sich doch so sonderbar gebettet! So kommen Sie doch heraus aus dem miserablen Lager!" Nach großer Anstrengung gelang mir's, mich zu erheben, und aus dem verdammten Distelacker hinaus auf den Rain zu schleppen, wo die Stimme herkam.

Da saß auf einem Markſteine ein kleines graues Männlein, kaum drei Spannen hoch, seine Füße glichen Wurzelfasern, an denen kleine Knöllchen schlotterten. Der hängende Schwappelbauch war mit einem grauen Wämmslein bekleidet, und auf dem kurzen Halse saß der dicke Kopf, das Gesicht mit runzliger Krötenhaut überzogen, die Augen klein und blinzelnd, und der kahle Scheitel von rosenrother Zwiebelfarbe mit einem schwarzen Käpplein bedeckt.

Die freudige Ueberraſchung gab mir wieder Schwungkraft, ich breitete die Arme aus, der Kleine aber ſetzte ſich zutraulich auf meine Hand, und ich rief: Ja, biſt du es denn wirklich, alter ehrlicher Eps! Eps, was Teufel, wo kommſt du denn her, du gute Haut? Hatte ich doch heute Abend ſchon eine Ahnung, wer du eigentlich ſeiſt, obwohl ich dich mit kupferfarbigem Kaftan und ſeltſamen Kopfſchmuck bekleidet faſt ſo groß wie Unſereins ſah.

„Nun Dank der Natur und deinem Naturell, daß ich dich fand," verſetzte Eps — denn es war der echte, leibhaftige Zwiebelkönig — ganz ſibel. „Du weißt, Fenchel iſt todt, mein edler Wohlthäter, der gute Proconſul Weisflog iſt auch todt. Ich wandte mich an deſſen Freund in Dresden, an Theodor Hell, in einer Angelegenheit, die mir ſehr zu Herzen geht. Dieſer gehört aber zu dem Orden der Hofräthe, und iſt überdies vermählt mit der wackern Frau Veſpertina, und dieſe ſoliden Bündniſſe geſtatten ihm nicht, ſich in ſeltſame Liebesintriguen, denen, wie du weißt, wir Elementargeiſter ſämmtlich nachhängen, und dergleichen Abenteuer einzulaſſen, was ich ihm auch keineswegs verdenke. Da wies er mich denn an dich, der uns ſehr geneigt ſein ſoll, und ſich überhaupt mit kurioſen Allotriis abgiebt."

„Wohlgethan, mein vortrefflicher Eps, ſprach ich und ſetzte ihn wieder auf den Markſtein, aber nun erzähle mir doch, warum erſchienſt du heute nicht mit der alten äußern Einfachheit? Wer war der fatale eckige Kerl mit ſeinem barbariſchen Geplauder und Gefechte? Lebt denn die alte

Fietasch noch? warum trugst du die Abzeichen einer Amaryllis auf dem Haupte? genügt dir's nicht mehr als Saamenzwiebel deiner Tage auf der Erdoberfläche dich zu erfreuen? trägt du etwa eine vornehmere Person als die Wasserrose im Herzen? warum — —"

Gemach, gemach mein neuer Freund! Du forschest mich aus, vielleicht aus Neugierde, oder um ein Artikelchen daraus zu verfertigen, wie das bei Euch jetzt Sitte ist. Bedenke, daß ich Freundesthat bedarf, gelingt dir's, dann magst du darüber schreiben, was dir beliebt. Ach, es hat sich Vieles verändert, bei Euch wie bei uns. Eine leere Wissenschaftlichkeit hat sich Eurer bemächtigt, und die Natur, die wir doch so zierlich Euch kredenzten, habt Ihr vergessen, woran vorzüglich Eure schlechte Erziehung schuld sein mag; daraus entstand die Kritik, unter welcher, wie unterm anatomischen Messer oder dem Destillirkolben alles Leben erstirbt. Ja, Heine, der so viel mit uns aus egoistischen Zwecken konverstrte, hat selbst uns Elementargeister einer Kritik unterworfen*), und gegen Euch sammt und sonders argwöhnisch gemacht. Unsere Durchlaucht, Fürst Schadebock, wird schwach und alt, wir haben im eigenen Reiche wenig Resourcen, und der Zweck unserer Existenz wird ein verfehlter, wenn wir uns von den Menschen vernachlässigt fühlen, und unsere Anstrengungen, ihnen Vergnügen und Glück zu bereiten, nicht respektirt werden. Diese äußere Zerfallenheit brachte eine innere her-

*) Salon 3r. Band.

vor, und die Luftgeiſter, von Euch mehr begünſtigt, gewannen eine drohende Uebermacht. Sie beläſtigen unſere Schachte, wo wir für die Menſchen arbeiten, durch fatale Exploſionen, und an manchen Stellen der Erdrinde entſteigen ſie — ſtatt Blumenduft — als ſchädliche Gasarten. Durch eine unreine Vermiſchung mit den Unſrigen entſtand jenes Zwittergeſchlecht, welches den Menſchen als Kaktusſtanzen erſcheint. Nur mit wenig Wurzelfaſern an die Erde gebunden, geringe Nahrung von ihr in Anſpruch nehmend, ranken ſie in's öde Blaue, recken ihre Luftwurzeln dorthin, und trinken die Hohlheit der kernloſen Atmoſphäre. Und ihrem Beiſpiel und ihrer Anleitung folgen die Menſchen zum größten Theil. Sie lieben wie jene die abſtrufen, grotesken und barocken Formen, literäriſche, ſtechende Feindlichkeit, und ferne von der Urſchönheit und Kernhaftigkeit der von den geſchäftigen Erdgeiſtern bereiteten Güter, hat Mode und Liebhaberei die erotiſche Phraſenmacherei der Cakteen, mit ihren blendenden hinfälligen Blüthen und ſchädlichen Früchten, auserwählt. Den Reſt der Gunſt und Aufmerkſamkeit der Menſchen für werthvollere Blumen und inſonderheit uns Zwiebelgewächſe, rauben uns nun noch die Orchideen, welche ſich von Schadebock gänzlich unabhängig gemacht haben, und als veritable Luftgeiſter, während ihres Blumenlebens an Fäden aufgehängt, ohne nur einen Fuß auf die Erde zu ſetzen*), die Menſchen unmittelbar zum Supernaturalismus und

*) Moderne Orchideenzucht.

Myſticismus auffordern. Wie der Anblick des Meduſenhauptes verſteinert, ſo erkaltet die Liebe zur Natur und die echte kindliche Blumenfreude an den ſtarren Formen der Cakteen. Ihre Beſchützer und unſere Unterdrücker wachſen von Tag zu Tag; ich darf nur die Namen Louis Pfeiffer in Kaſſel, den Fürſten von Salm-Dyck, Otto in Berlin, Terſcheck und Jördens in Dresden, Haage in Erfurt, Schelhaaſe hören, oder an den Hamburger, Berliner, Münchner botaniſchen, oder den Dresdener japaniſchen Palaisgarten erinnert werden, ſo ſchaudert mir die Haut, als ob ich mich unter den Flügeldecken ſämmtlicher deutſcher Annalen der Literatur und Kritik erwärmen müßte. Gerade hier in Nürnberg, und zwar in unſerer Nachbarſchaft brütet Herr Klein Tag und Nacht, wie er die Macht der Caktuspflanzen vermehre —"

Ich. „Ich muß dir geſtehen, lieber Eyb, die Artigkeit und Sanftmuth des gelehrten Hofgärtners und Caktusjägers Heller in Würzburg berückte auch mich, und der Freikünſtler Palermo in Bamberg ſtiehlt Stecklinge auf meine Rechnung allenthalben."

Eyb (fuhr fort) — „er ſchickt Werbeoffiziere nach Weſtindien, und ein Bataillon ganz unbekannter Caktusvölker nach dem andern kömmt auf Dampfſchiffen eingerückt. Je häßlicher, krüppelhafter und paradoxer dieſe Ankömmlinge ausſehen, deſto höher ſtehen ſie im Werthe, und man ſieht, daß hier nicht Freude und Luſt an den Schönheiten der Natur zum Grunde liegt, ſondern ein Sammlungs-Kumulations-

und Regiſtrirungstrieb, wie dem Münzenſammler und Alterthümler ſchmuzige Inkunabeln und verroſtete Pfeilſpitzen lieber ſind, als der ſchönſte Pariskopf oder die tapferſte Krakuſenlanze. Die Anzahl der ſich häufenden transatlantiſchen Rekruten iſt ſo groß, daß man ihnen gar keine Namen zu geben vermag: man ſchreibt auf ein Papierchen: Melocactus, species ex Mexico Nro. 14, species ex Chili Nro. 15, und hängt ihnen dies an, wie man den aus Polen nach Sibirien Transportirten wegen der Menge auch keine Namen zu geben vermochte, ſondern nur eine Nummer auf ein Blech ſchrieb, z. B. Species ex Volhynia Nro. 6000, ex Varsovia Nro. 8000, ex Lithuania Nro. 10000, und auf den Arm nähte. Darin gleichen Eure Völkertransferirungen den Cactusverpflanzungen von Weſten nach Oſten, nur daß es in unſern Treibhäuſern wärmer iſt, als in den ſibiriſchen; indeß verkümmern und verkrüppeln werden ſie doch Alle."

Guter Eps, verſetzte ich gähnend, ſo wird dir die Liebe zu den Menſchen vergolten! aber ich bitte dich, komme zur Sache, den mich fröſtelt und ſchläfert ſehr.

Eps aber klagte: „geſegnet ſei die Aſche des ſeligen Weisflog, er jammerte niemals, wenn er nächtliche Stunden bei mir zubrachte, obwohl er ſehr vom Rheuma geplagt war. Doch die Liebe iſt jetzt von den Menſchen gewichen. Ohne dieſe können wir Elementargeiſter, bei all unſerer Macht und Selbſtſtändigkeit, doch nun und nimmermehr uns halten: wir haben uns an Euer Thun und Treiben zu ſehr gewöhnt, und die einſamen Arbeiten in den Bergwer-

ken werden uns zuwider, zumal Ihr nur Steinkohlen begehrt, das Gold im Werthe herabsetzt und das Papier steigen lasset."

„Wir beabsichtigen deshalb mit den Salamandern, den Wasser- und Luftgeistern einen Frieden zu schließen, und unter der Form einer Föderativrepublik den gegenseitigen Macht- und Gebietsbeeinträchtigungen Schranken zu setzen. Ja wir werden sogar den Menschen uns beugen, und in Hamburg einen Staatenkongreß niedersetzen, um diesen keinen Parteimännern aus unserer Mitte anvertrauen zu müssen. Der durch seine Geschicklichkeit und Unparteilichkeit berühmte Voth in Hamburg, der erste Kunstgärtner Europa's, wird bereits als Präsident bezeichnet. Ich für meinen Theil würde gerade nichts verlieren, denn König der Zwiebeln bleibe ich doch, ob sie mich dann Zwiebelpräsident, Direktor, Konsul oder Diktator nennen; aber ich habe noch eine andere egoistische Angelegenheit, die meinem liebenden Herzen großen Kummer macht."

Hier wackelte der gute Zwerg mit dem Kopfe, und trommelte mit den Händen auf seinem Schlappelbauche, daß ich mich bei diesen seltsamen Schmerzensäußerungen des Lächelns nicht enthalten konnte. Eps hatte ein eigenthümliches Greinen, was man von heiserem Kichern nicht unterscheiden konnte; auch bemerkte ich jetzt, daß er sich bereits ein blaues Hagestolzennäschen als Ersatz für Liebeskummer herangezogen hatte, seine grau-kupfrigen Wangen hingen auch so schlapp und hatten bläuliche Blutinseln. „Guter Eps, soll's denn wirklich mit dir zu Ende gehen!—"

„Nun wohlan, fuhr er fort, nun hab' ich dich auf dem Punkte der Rührung, vernimm:

Meiner ſchönen weißen Waſſerroſe, der mit den Wellen ſpielenden, ſich hebenden und ſchwebenden Nymphea alba major flore pleno, gelang es, wie mir, in dem famöſen Herbſte doch noch durch Saamenſtaubſtreifereien ihre Exiſtenz auf der Oberfläche der Erde fortzuſetzen. Mein Pollen verirrte ſich, und ich ſah mich das nächſte Jahr als Colchicum, das darauffolgende als etwas Anderes, und, ſo immer wechſelnd, in dieſem als Amaryllis erblühen. Es iſt mir auch ſo lieber, denn das Solide und Nützliche einer Saamenzwiebel hat bei Weitem nicht ſo viel Werth mehr, als die nutzloſe Pracht. Meine Nymphea ging ähnliche Metamorphoſen durch, und während ſie anfänglich ſogar ſich als mimosa pudica präſentirte, gelang es ihr ſpäter als Arum maculatum ſchon einem Kammerjüngferchen zu ähneln, und endlich durch die Uebergangsform einer Colocasia die leibhaftige Geſtalt einer graziöſen Geſellſchaftsdame anzunehmen. Ich unterließ es nicht, ſie mit meiner Liebe zu verfolgen, welche auch manchmal nicht unerwidert blieb, beſonders genoß ich Einmal ſüße Stunden, als ſie betäubt von dem Duft meiner dienſtbaren Hyacinthen mir in die Arme ſank. Aber ſie liebte wie alle Weiber die Veränderung, und nun zertritt ſie mein Herz, indem ſie ſich dem Glanz und der Mode der Welt, und der unſeligen Cactusverblendung hingegeben hat.“

Ich fiel ein: „hinc illae lacrimae! alſo Eiferſucht iſt der

Ein gutes Geschöpf! entgegnete Adelaide, verschwiegen und höchstzuverlässig. Das Ideal einer Freundin, wie man sie selten findet.

„Wie beneide ich die Dienerin," rief er mit Pathos, „die im Busen eines Engels lesen darf."

Der Engel dankt! sagte sie mit einer Verbeugung und ging hinaus in den Garten, wo Tantchen lustwandelte.

„Ein Fingerzeig," flüsterte der Zurückbleibende, der nicht ungenützt gegeben ward. Susanne ihre Vertraute. Durch diese erfahre Adelaide, was ich ihr zu sagen wünsche. Besser ist's, gewisse Dinge mittelbar zu betreiben. Der belagernde Heerführer sendet einen Kundschafter an den Befehlshaber in der eingeschlossenen Veste, der Anbeter die Vertraute. Die Stadt geht über, die Schöne spricht das Ja durch fremden Mund."

In Folge dieser Bemerkung wendete Dorn sich an das flinke Suschen. „Du scheinst," forschte er, „auf guten Fuß mit der Baronin zu stehen?"

Kein Wunder, entgegnete die Befragte. Meine Mutter war ihre Amme; gemeinsam wurden wir gebildet und erzogen. So weiß ich um alle ihre kleinen Geheimnisse.

„Zum Beispiel?" fragte er schnell.

Daß ihr eifersüchtelnder Mann ihr verhaßt, und daß sie Ihnen, Herr Baron, gut, sehr gut ist, berichtete sie.

Geſchichte Hebel; vermuthlich beabſichtigte Monſieur Skopius — —"

„Er heißt Skops wie ich Eyß —, aber unterbrich mich nicht, und beſonders verbitte ich mir alles Skoptiſiren. Ja, ſo wiſſe denn, meine Waſſerroſe befindet ſich als reizende Dame in der weinumfloſſenen Herbipolis, und ich habe in dieſem Augenblicke das martervolle Gefühl mit Skops zu gleicher Zeit vor ihrem Fenſter als Amaryllis, er als Spezioſiſſimus, zu blühen. Ich ſuchte ſie jahrelang vergeblich unter verſchiedenen Zwiebelblumengeſtalten zu reizen, und hatte von ihrer Kälte und Vernachläſſigung viel auszuſtehen. Skops dagegen wird zu meiner Qual gepflegt und liebevoll betrachtet. Ich werde oft tagelang gar nicht begoſſen, und dürſte elendiglich, doch macht das wenig, aber ſie hat einen Abſcheu vor Zwiebeln jeder Art, ſie fällt in Ohnmacht, wenn ſie zufällig im Kartoffelſalat auf eine ſtochert, und bekömmt ihre Krämpfe, ſobald die Bamberger Gärten ihre Schaaren von Feldzwiebeln auf dem Würzburger Markte unter ihrem Fenſter ausladen."

Eyß bemerkte, daß ich lächelte, und rief unter Thränen: „Das iſt eben der große Fluch, der auf der Eiferſucht laſtet, daß der herzzerfleiſchende Jammer, ein nie verſiegender, ſtets ſich neu gebärender Schmerz, die immer wieder von vorne beginnende Folter, auf der ganzen Erde auf kein einziges mitleidsvolles Weſen ſtößt; ich mag unter Todesqual die hundertarmige Krabbe, die unaufhaltſam vom Kopfe zum Herzen und wieder zurück kriecht, hundertmal zurückſchieben, ſie ſetzt dennoch ihre vernichtenden Be-

wegungen fort, und die Welt, die meine Marter ſieht, hat nichts dafür als Hohn, für namenloſe Schmerzen nichts als ein ſelbſtgefälliges Lächeln. Warum bemitleidet man den Kummer um ein verlorenes Vermögen, geſtorbene Lieblinge, warum den körperlichen Schmerz, warum den Wahnſinn? und für das gräßlichſte aller denkbaren Leiden hat man nichts als kalten Spott, man ſtempelt zur nichtigen Lächerlichkeit, was des umfaſſendſten und ſorgſamſten Heilapparates bedürftig iſt!"

Ich erſchrak über dieſe Gemüthsüberſtrömung, und erkannte das richtige Bild von einer Leidenſchaft, welcher ich ebenfalls bis jetzt grauſame Frivolität entgegenſetzte. „Guter Eyß, vergieb und zeige mir den Weg, auf welchem ich zur Linderung Deines Grams beitragen kann."

Eyß zog aus ſeiner Seitentaſche ein kleines Fläſchchen hervor, that einen Schluck, und fuhr dann etwas beruhigter fort: „Ich habe zum Theil mein jetziges Unglück ſelbſt verſchuldet, indem ich die mir zur Braut beſtimmte Spinne, die famöſe Fietaſch, aus Liebe zur Waſſerroſe ſitzen ließ. Dir iſt bekannt, wie ſie früher in der Dämmerungsſtunde an meinem Haupte nagte, um die Blüthen meines Geiſtes zu zerſtören; ſie brachte ſie auch um einige Wochen zurück, und hätte mich wohl ganz um meine blumiſtiſche und literäriſche Exiſtenz gebracht, wenn der gute Weisflog mir mein Haupt nicht ſo trefflich verbunden hätte. In dem Herzen der Kreuzſpinne, wo die erſte Eiferſucht geboren wurde, gährte dieſe fort, und ihr ſpäterer Racheplan gedieh beſſer. Was ihr früher an meinem Kopfe nicht gelang, das pro-

birte ſie jetzt mit beſſerm Erfolg an meinem Herzen. Sie beſchlich mich wieder in der Dämmerung, als es mir unmöglich war, meines Blumenverbandes mich zu entledigen und frei in meiner jetzigen Geſtalt zu erſcheinen, und ich mußt' es erdulden, daß ſie bis zu meinem Herzen kroch, und daſſelbe umklammernd mit ihrem Saugrüſſel das Blut der Sanftmuth und harmloſen Heiterkeit entfernte, und dagegen eine Portion ihres eigenen Giftes hineinſpritzte, damit es aber an einem Objekte für meine neue Kreuzſpinnenleidenſchaft nicht fehle, ſo hielt ſie um Mitternacht die weitgeöffnete Blüthe eines Cereus grandiflorus über das in Schlaf verſunkene Geſicht meiner geliebten Waſſerroſe, welcher, nur Wenigen bekannte, tückiſche Zauber ſeine Wirkung ſo wenig verfehlte, daß die Sinne der ſchönen Schläferin von dem Glanze geblendet und von dem betäubenden Dufte umnebelt, ſich von mir wandten und mit wahnſinniger Leidenſchaft dem Geſchlechte der Cakteen zukehrten."

„Sage mir aber, lieber Eps," unterbrach ich ihn, „du haſt dir ja das Schnapſen gewaltig angewöhnt, ſchon wieder ziehſt du das Fläſchchen aus deiner Rockfalte."

Eps ſeufzte und berichtigte mich: „Die Eiferſucht iſt zwar die Urheberin von vielen Thorheiten und Laſtern, doch zu ſolch niederträchtigem Getränk, als du meinſt, ließ ich mich noch nicht herab. Wiſſe, obgleich ich jetzt als Amaryllis prange, ſo ſchien mir doch meine Schönheit nicht hinreichend, um meiner Geliebten Herz wieder zu erobern. Ich habe zwar tiefe Kenntniſſe in der Verſchönerungskunſt der Blumen, und richte aus, was man eben

mit Pinsel, Farben und Scheere machen kann, aber jene zündende Feuergluth, die mit überwältigender Verlockung Seelen erobert, diese können nur die Salamander geben. Obwohl ich diese früher verachtete, so gewann ich doch jetzt einen, welcher mir einen Trank bereitete, der meiner Blumen Pracht erhöhen und die Fackeldistel weit überstrahlen soll. Das ist von einem auch dir bekannten Salamander, er machte einst in Menschengestalt als Fermino Valies artige Kunststückchen, von denen Hoffmann in seiner Datura fastuosa einige auftischt."

Ich wunderte mich ungemein über die Eitelkeit und Geckenhaftigkeit meines ehrlichen, sonst so einfachen und soliden Eps. Gott, wie haben sich die Zeiten geändert! Also darum erschien er auch so phantastisch geputzt im Gasthofe.

Er fuhr fort: „denke darüber was du willst, nur höre mich jetzt geduldig an. Fermino war's, welcher von Blumenbach das Geheimniß erfuhr, auf welche Weise mein Liebesgram zu beendigen sei. Ich bemerke nebenbei mit Staunen und Schmerz, wie weit die Kultur der Menschen uns Elementargeister zurückgelassen hat. Vernimm also mit Aufmerksamkeit: sobald meine süße Nymphe eine ganze Zwiebel genießet, wird sich ihre Liebe wieder von dem Caktus ab- und dem Zwiebelgeschlechte, insonderheit ihrem Amoroso Eps zuwenden, und es handelt sich folglich darum, diesen Akt herbeizuführen und zu bewerkstelligen. Ich gab mir schon alle erdenkliche Mühe, ihr Zwiebeln

unter der verſchiedenſten Geſtalt zum Genuß unterzuſchieben, aber ſtets rümpfte ſie ihr feines Näschen, wurde leichenblaß und vereitelte meine Bemühung durch heftigen Widerſtand. Da ſie demnächſt Herrn Klein's Caktusſammlung beſuchen, auch um ihren übrigen abſtruſen Neigungen, nämlich der Münzen- und Alterthumskunde zu fröhnen, ſich nach Nürnberg begeben wird, ſo erflehſt du hieraus den Zweck meines hieſigen Aufenthaltes, der in den nöthigen Vorbereitungen beſtehen ſollte, worin aber der argwöhniſche Skops, wie du mit anſahſt, mich hinderte.

Ich gab dir bereits einen Wink zur Bearbeitung Galimberti's, Europa's trefflichſtem Koche, benutze ihn, und präge dir die Beſchreibung der menſchlichen Geſtalt meiner Waſſerroſe tief in's Gedächtniß, damit du nicht irgend einer reiſeluſtigen Brittin, Ruſſin oder Opernſängerin das Zwiebelgericht nutzlos einnöthigſt.

Wenn du eine hohe, etwas breitſchulterige, wohlproportionirte weibliche Geſtalt mehr einherſchweben, als im artikulirten Schreitetakt treten ſiehſt, mit etwas mattem ſchwärmeriſchen Auge, deren blaßblaue Iris ihr oberes Segment ein wenig von den Augenlidern bedecken läßt, mit einem feinen Näschen, das ſich leicht in die Höhe wirft, mit einem deutlichen Mund, deſſen Gelenkigkeit raſch wechſelt in küſſerndem Liebesgeplätſcher, herzlichem Lachen, weichen Küſſen, wahrer und ironiſcher Freundlichkeit, deſſen linker Winkel, oft ein Amouretten-Aſyl, ſich doch manchmal wie ein Blitz zurückzieht und malitiös öffnet, mit einem blaßblauen Wellenkleide, den Buſen bis an

den ſchlanken Hals verhüllt, mit einer klarwäſſerigen Diamantenagraffe — dann iſt es meine angebetete Waſſerroſe.

In deiner Hand ſteht nun mein Schickſal. Gelingt dir's, was mir bis jetzt mißlang, ſo wirſt du Urſache haben zufrieden zu ſein mit der Dankbarkeit deines wohlaffektionirten Eys, Königs der Zwiebeln."

Dieſer majeſtätiſche Schluß ſtand ſo ziemlich in Disharmonie mit ſeiner übrigen Ausdrucksweiſe, und ich bemerkte, daß Eys durch ſeine Schickſale und die Zeitänderung eine große Portion ſeiner Originalität und ſeines Humors verloren hatte.

Der Morgen graute, und die Lorenzerthürme blinkten den Frühgruß auf den erwachenden Ameiſenhaufen Nürnberger Geſchäftigkeit. Ich hatte vor der Hand gar nichts zu thun, als bei Herrn Leuchs im Poſthörnchen mit ſauern Gurken und Speckaal die nachziehenden Wolken des geſtrigen Gewitters aus meinem Haupte zu verſcheuchen. Der unübertreffliche Vierunddreißiger reifte meine wichtigen Entſchlüſſe.

IV.

Es war am zwölften Trinitatis-Sonntage, da ſaß ich abermals im rothen Roß zu Nürnberg, und abermals ſaß auf der einen Seite ein kurzer Dicker, auf der andern ein langer Dünner, diesmal waren es aber ein Poſtbeamter und ein Kanalſektionsinſpektor. Beide wurden nicht viel von ihren Berufsgeſchäften gequält, denn mit der Poſterpedition

treibt man keine thörichte Uebereilung, und der fertige Kanal gab nichts zu thun, denn er hielt das Waſſer noch nicht; darum legten ſie ſich auf Schöngeiſterei, welcher aber, wie ich aus dem Geſpräche bemerkte, ein materielleres Subſtrat nicht immer fehlen mochte, wodurch eigentlich eine Schönleiberei Platz gewann. Unter den Bekenntniſſen einer ſchönen Seele dachten ſie ſich wirkliche Enthüllungen, und lagen wie Habichte im Gaſthofe, um dieſelben ſich niederlaſſenden Reiſe- und Brieftauben zu erleichtern. Diesmal hatten ſie's gepackt auf eine intereſſante Fremde, welche geſtern Abends mit einem Separat-Eilwagen einpaſſirt ſei, und Vorſtellungen aus dem Gebiete der natürlichen Magie geben wolle. Man erwartete ſie nebſt ihrer Begleitung bei Tiſche. Wir werden ſehen, daß die beiden Raubvögel ſich in ihrer Rechnung irrten.

Die Ouverture eines Gaſthof-Diners, der erſte Speiſengang, hat etwas unendlich reizendes. Die Fremden ſchießen raſchmuſternde Blicke, wie forſchende Blitze, auf einander, von einem indifferenten Schafsgeſicht gleiten ſie matt und enttäuſcht ab, an markirten Phyſiognomien haften ſie, findet ſich aber die Mephiſto-Architektur oder gar ein geheimnißvolles ägyptiſches Grabmal einem Geſichte aufgeprägt, ſo erneuern ſich die Stechblicke, wie der Rüſſel eines Ameiſenbären oder der Schnabel eines rindenklopfenden Spechtes, in raſchen Wiederholungen. Es thut dann nichts, wenn man beim letzten Gange der Tafel findet, daß das Schafsgeſicht ein recht kluger Mann, der Mephiſto ein Garnreiſender und der Aegyptier eine Plaudertaſche war.

So geht's mit allen Gängen im Leben. Der erſte Gang in die Schule, zur Kommunion, in's Colleg, auf der Menſur, in's Ehebett, auf den Katheder, zur Krönung, das ſind lauter charmante Gänge, und das noch Ungekoſtete, Undurchdrungene giebt jedem erſten Gange den Reiz. Hinterher ſieht's freilich lumpig aus: bei der Tafel hat man den Magen verdorben, und bei den andern Affairen macht man den letzten Gang hinkend und miſerabel genug. Es macht nicht Jeder ſeinen letzten Gang ſo vortrefflich wie Sokrates, deſſen Giftbecher zum Strahlenglanz einer Apotheoſe wurde, meiſtens iſt's eben ein recht wirklicher, markzernagender Giftbecher, und der Todesengel kömmt nicht mit der Sternenkrone, ſondern mit der verhüllenden Decke, die wirft er mitleidig über uns und flüſtert: ſo komm' nur her, und lege dein gequältes Herz recht nah an mich, und ruhe endlich aus von der langen Pein. Es iſt gut, daß wir beim letzten Gang getragen werden, denn Wenige können ihn ſelber gehen, nur Helden und Verbrecher.

Die Deutſchen ſcheinen bei Tiſche in Gaſthöfen immer viel einfältiger als ſie ſind. Ueberließen ſie ſich ihrer angeborenen Manier und ihrem natürlichen Animus, ſo entſtünden nicht ſolche Zerrbilder. Ein Deutſcher, der noch gar nicht reiſte, iſt an der Tafel ſtets in Verlegenheit, und aus Verlegenheit übertrieben höflich und abgeſchmackt. Iſt er aber gereiſt, ſo will er entweder einen Franzoſen nachmachen, und plaudert und trätſcht wie ein Schubkarren, der noch nie geſchmiert wurde, oder eine roſtige Dachfahne im Sturm, oder gar einen Engländer, dann bemüht

er ſich mit jeder Bewegung und jedem Blicke wo möglich eine Grobheit auszuſprechen, er macht ein Geſicht wie ein wüthender Hund, den man mit kaltem Waſſer begoß, er ſetzt ſich wie ein Schuhu nieder, bringt ſeine Befehle ſo tölpiſch vor, wie ein Hausknecht gegen den Unterhausknecht, er ißt und trinkt wie ein Aufläder, und ſo ſtudirt auch ſeine Inſulten gegen die Umgebung ſind, ſo kann er den Grobheiten doch niemals den Stempel der Originalität aufdrücken, immer guckt der Hansmichel aus der Löwenhaut hervor, in ſeiner Grobheit iſt auch gar keine Grazie, und niemals ſah ich einen Anglomanen, dem man nicht die mühſame Imitation nach einigen Sekunden abmerkte.

In meinen Betrachtungen wurde ich geſtört durch einen Zugwind, der uns ſämmtlich kühl anwehte wie kräuſelnde Luftwellen, die mit einem Waſſerſpiegel gekoſet hatten. Wir ſchauderten etwas, und legten die Löffel nieder. Der Zugwind wehte einen eben ſo anziehenden als pikanterotiſchen Zug herein. Voran ſchritten zwei Zwerge in Muſchelbekleidung mit Fächern aus Schilf und Waſſerlobelien; ein eckiger, hagerer Galan führte eine große ſchöne Dame mit einem weißen Atlashut, vorn aufgeſchlagen, nach der ſchönen Form wie ihn die franzöſiſchen Damen zur Zeit Heinrichs IV. trugen; hinter ihnen watſchelte eine dicke, elegante Frau, die mit Maraboutfedern überſäet war; an der Thüre blieben zwei aufgeſchoſſene himmellange Jäger ſtehen. Hätte die Fremde nicht durch ihre mir bezeichneten Merkmale ſich als die Bewußte

zwieſen, ſo würde ich außerdem, trotz der Verkleidung, ihre ſaubere Umgebung erkannt haben, denn Skops und die Ehrendame, ſo wie die Thürſteher konnten ihr Caktusgeſchlecht nicht verbergen; letztere waren nichts Anderes als ein Paar Tetragoni, und die alte Dame eine Mammillaria elegans. Du guter Eps, in welchen Händen iſt deine Waſſerroſe! — Ich verdenk' es aber keinem, wenn er Attentate auf ihre Tugend macht; ich ſah einigemale in ihre ſchwimmenden Augen, und hätte ſie lieber wo anders als in ihr hausmannsköſtliches Verhältniß mit der unmodernen Zwiebel geführt. Doch ging die Freundespflicht vor, und ich brachte Galimberti einige bedeutende Winke bei. Meine Poſt- und Kanalſchöngeiſter wollten über die vergeblichen Bemühungen, die Aufmerkſamkeit der Schönen zu erregen, ſchier platzen. Ich kannte ihr Naturell beſſer, und da ſie ſtark aß, ſo offerirte ich geſchickt nichts als Auſtern, Kaviar, Anchovis, Gurken und Waſſermelonen, und brachte es dahin, daß ſie ihre vornehme Theilnahmloſigkeit einigermaßen ablegte, und ihre ſchwimmenden, blaßblauen Augen geiſtvoll und gemeſſen auf mir ruhen ließ. Ich hätte ihr, wie dem Carolo Ossuna zurufen mögen: haſt du denn kein anderes Ziel für deine gewaltigen Waffen, als meine leicht zu vernichtende Figur? — Aber eingedenk meiner Pflichten, ſuchte ich ſie durch eine Tiſchrede weniger zu feſſeln, als die Richtung der Geſchmacksorgane zu zerſtreuen, und deren diſtinguirende Schärfe zu abſorbiren. Ich hub etwa ſo an:

„Bei der Tafel fühlt man ſo eigentlich recht, daß man

„Herzlichen Dank für die frohe Botschaft!“ rief jener und drückte ihr ein halbes Dutzend Ducaten in die Hand. „Ob sie mir wohl,“ fuhr er fort, „eine unbelauschte Zusammenkunft zugestände?“

Ohne Zweifel, antwortete sie. Wenn man nur sicher gegen Ueberraschung ist.

„Morgen reiset der Baron über Land, kommt erst übermorgen zurück,“ sagte stillvergnügt Dorn, „wie wär es, wenn Du sie bätest — ?“

Ich verstehe. Das will ich. Und wo? fragte sie.

„Ich dächte im Garten.“

Abends, wenn die Tante schlafen ging, etwa um eilf Uhr, in dem Gebäude am Bach?

„Im Tempel Hymens? Ganz recht!“ billigte er grinsend. „Die bitterste Sottise, welche man dem Gott der Ehen machen kann; ohnehin bauen nur die Narren ihm Tempel, auf daß vernünftige Leute in ihnen andern Göttern dienen können. Eine herrliche Idee!“

Das verstehe ich nicht! meinte Susanna.

„Gleichviel!“ erwiederte jener „Du empfängst noch ein Mal so viele Goldstücke, als bereits in Deiner Hand liegen, wenn ich einen seligen Abend lebe!“

Suschen gelobte, ihr Möglichstes zu thun, und verkündigte ihm schon nach einer Stunde, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, daß er erhört sey.

ein Menſch iſt, aber es muß eine Wirthstafel ſein, wo ich mich jedem angenehmen Geſchmackseindruck, ohne gegen den guten Geſchmack zu verſtoßen, hingeben, und für jeden unangenehmen mich durch Maltraitiren des Kellners oder des Wirthes entſchädigen kann. Bei der Tafel fühlt man die unendlichen Vorzüge des Menſchen vor dem Thiere. Jedes einfältige Thier ißt nur ſo lange bis es ſatt iſt, dann hört es auf und ennuyrt ſich. Der Menſch hat beim Eſſen höhere, geiſtige Bedürfniſſe. Die Reizungen der Geſchmacksorgane ſind Gehirnincitamente und Bildungsmittel; wie man durch's Hören reiner Muſik ſein Ohr der ſchlechten entwöhnt, durch Sehen guter Gemälde Verzeichnungen und geſchmackloſe Erfindung haſſen lernt, durch trefflichen Vortrag ſelbſt beſſer ſpricht, ſo gewinnt das Gehirn durch feine Reizung der Geſchmacksorgane ein verfeinertes Auffaſſungsvermögen, welches die verarbeiteten Gegenſtände verfeinert zurückſtrahlt. Seht einmal einen echten Gourmand, keinen Friand oder Vielfreſſer, wie wohlwollend und heiter ſeine Züge ſind, wie angenehm und fein die Wendungen ſeiner Rede, wie graziös die Bewegungen ſeiner Arme, Hand- und Geſichtsmuskeln, er ſetzt ſich ſchon ganz anders als ein von gewöhnlichem Hunger geplagter Jägerburſche, der's eben nicht beſſer verſteht. Die Sinnesnerven ſind Fühlhörner, Polypenarme, Saugtrichter des Gehirns, und je näher die Endigungen den Centraltheilen deſſelben ſind, deſto ſtärker iſt der Eindruck, welcher durch die erworbenen Kontakte und Reizungen dem Gehirne zugeführt wird Ich

frage, ob's etwas wohlorganiſirteres giebt als eine menſchliche Zunge und eine menſchliche Naſe, und auf beiden breiten ſich die Endigungen der Gehirnſaugrüſſel aus, und beide ſind Geſchmacksaufnahms- und Durchgangsorgane. Daraus geht hervor, daß der größte Eßkünſtler und Feinſchmecker der gebildetſte Menſch ſein muß, wie denn auch ein ſolcher Menſch ſtets ein Menſch voll Geſchmack genannt wird. Man ſagt nicht von einem Kunſtrichter, der doch natürlich mehr verſtehen muß als alle Künſtler ſelbſt, er hat ein gutes Geſicht, oder ein gutes Gehör, oder ein gutes Gefühl, oder einen guten Geruch, ſondern — er hat einen guten Geſchmack.

Welch große Fehler begehen wir in unſern geprieſenen Erziehungsinſtituten, daß man die Ausbildung des Geſchmacks ſo ſehr vernachläſſigt. Hafergrütze, Mehlbrei, Klöße, Kuhfleiſch und wie die Delikateſſen unſerer Erziehungsinſtitute heißen, bilden das Gehirn verdammt ſchlecht, es müßte denn ſein, daß die Vorſtände dem Grundſatze folgten, ihr eigenes Gehirn ſei doch vorerſt recht herzurichten, um die Bildung dann mittheilen zu können, weshalb ſie ſich ſo viele feine Tafelgenüſſe als möglich — indem ſie dieſelben den Penſionären entziehen — verſchaffen. Man glaubt immer, die höheren Stände hätten feineres Unterſcheidungsvermögen von Geburt aus; es liegt doch auf platter Hand, daß es nichts Anderes iſt, als der beſſere Tiſch. Ich härmte mich in meiner Jugend lange ab mit Sauerkraut und Erbſen, und dachte nicht weiter als meine Naſe lang, als ich einmal aus dem Kü-

chenſchranke ein Poulardenragout mit Trüffeln entwendete, da fiel mirs wie Schuppen von den Augen, und es erwachte Ehrgefühl und feines Unterſcheidungsvermögen, als ich zur Strafe vierundzwanzig Stunden in einer dunkeln Kammer Waſſer und Brod bekam.

Wie abgeſchmackt iſt es nach der Sättigung aufzuhören, darin unterſcheiden wir uns ja gerade von den Thieren, daß wir uns dem poetiſchen Genuſſe einer feinen Geſchmacksbeſchäftigung hinfort noch lange hingeben können. Nahm man's uns denn übel, wenn wir bei der Sontag oder Malibran, bei der Taglioni oder Fanny Elsler da capo riefen, laufen wir nicht immer wieder in die Gallerieen und Kunſtvereine, um daſſelbe wiederholt ſtundenlang zu betrachten, leſen wir nicht den Fauſt zwanzigmal, und niemals kömmt uns die gemeine thieriſche Sättigung an? Geſättigt wird man nur von der Idylle, in der Malerei, in der Poeſie, im Drama, in der Muſik und in der Geſchmackskunſt, — hier heißt ſie nämlich: frugales Abendbrod aus Butter, Käſe, Milch und Brod ꝛc. Guter Gott, bewahre uns vor der Idylle!

Der Körper ſteht unſerer Seele ſehr oft im Wege, und ihr kühnſter Flug wird durch die Erlahmung jenes gehemmt. Dagegen giebts aber Mittel den Körper zu ſpornen, damit er mit forteile und der Seele nicht in den Zügel falle. Ich kannte einen jungen Philoſophen, der ſetzte ſeine Füße in kaltes Waſſer, und trank Kaffee, um den Schlaf zu bannen. Beim Beſchauen von Gallerieen, wie in der Muſik, läßt man ſich zwiſchen dem Seriöſen

und Sentimentalen ſchnell etwas Frivoles oder Lockeres dreinwerfen, ſei's von Tenier oder Strauß. Wehe dem, welcher beim Eſſen die Kunſt nicht verſteht, den Körper der Seele unterthänig und zinsbar zu machen. Da kommen die Unverſtändigen und machen alle fernere Spannung und Genußkraft unmöglich durch Kübel voll dicker, lauwarmer Suppe, indifferenten Rindfleiſchbergen, Paſtetenteig und Satzmehl enthaltende, ſeelenlähmende Prinzipien, ſo daß das Pikante, Feine und Geiſtige nicht mehr durch die proſaiſchen Koloſſe durchdringen kann. Es giebt dafür eine treffliche Körperdiätetik zu Gunſten der Seele; ich will nur einige Regeln daraus hervorheben:

1) Eſſet wenig, und nur dünne, heiße, ſtarke Suppe.

2) Füllet die Zwiſchenräume nicht mit ſubſtanzlöſen Hinderniſſen aus, d. h. wählt den Bayonner Schinken und laſſet die Göttinger Wurſt paſſiren — dergleichen iſt ſo nicht zu verdauen, — nehmt einige Stückchen von geräucherten Lachs und etwas Kaviar, und weiſet die gekräuſelte Saffranbutter zurück.

3) Fallet nicht gar zu thöricht über den Rinderbraten her, inſonderheit meidet die ungeſitteten Kartoffeln, welche die Empfanglöcher der Seelenperception nur verſtopfen.

4) Weichet den Vegetabilien aus ſo ſehr ihr könnt, nur Frühgemüſe, und ſolche, die viel Aroma oder ein Akre haben, ſind zu wählen.

5) Stopfet euch nicht aus mit gemeinen Fiſchen, inſonderheit meidet kalte Hechtragouts, dagegen arbeitet im

Gebiete der Schellfische und Kabeljaus, auch wohl des inländischen Hugen und Waller.

6) Fahret beim Ragout nicht so unsinnig auf die Klößchen los, sondern stochert mit Bedacht die naiven Trüffeln und Oliven heraus.

7) Ihr dürft eurer Wißbegierde freien Lauf lassen bei wildem Geflügel, dem Ziemer einer Gemse, oder auch bei einer Hirschkeule; insonderheit schärft das Haselhuhn oder ein junger Auerhahn euer Urtheil und euern reinen Geschmack.

8) Verlasset euch nie auf das verrätherische Dessert.

9) Wenn es durchaus nach irgend einer großen That, etwa der Einnahme eines Risotto-Walles, in dessen Schutz sich ein schüchterner Fasan begab, nicht mehr gehen will, und es winken noch schäkernde Hammelskarbonaden à la Robinson, so gebrauchet inzwischen einige Kaffeelöffel von folgender Mischung:

geschnittene, gut eingemachte Zwerggurken,
Kapern und Pistazien,
scharfer englischer Senf,
geriebener Parmesankäse,

von jedem quantum sat.

Nach fünf Minuten fängt die erneute Eßlust an. Dies Rezept ist von Herrn v. Rumohr komponirt und vom Doktor Aschenbrenner acceptirt; ersterer ist der gebildetste Küchenkritiker, letzterer die gebildetste Zunge Europa's *).

*) S. Heinrich Stieglitz' Gruß an Berlin. S. 77.

Am deutlichſten beurkundet der Menſch ſeine Erhabenheit über das Thier durch ſein Talent und die Kunſtfertigkeit zu trinken. Der Menſch iſt eigentlich das einzige trinkende Thier, d. h. ein Thier, welches ohne Durſt trinken kann, welches ſtets trinkt und Maſſen, die mit dem Volumen ſeines Körpers in keinem Verhältniſſe ſtehen. Die Gewalt des natürlichen Getränkes iſt bekannt, und macht alle Wundermänner des alten und neuen Teſtamentes entbehrlich; indeß geht dieſe Wirkung doch nur auf Individuen, die künſtlichen Getränke dagegen heben und ſtürzen Nationen, gründen und befeſtigen Reiche. Wie elend wäre es mit dem engliſchen Unterhaus, wenn nicht das geiſtige Getränk die Wahlen lenkte! Darum haben auch die deutſchen Repräſentativverfaſſungen noch keinen prägnanten Splendor, weil man zu nüchtern wählt. Man irrt ſich, wenn man glaubt, es könne ſich die geringſte Aſſociation halten, etwa nur eine naturforſchende Geſellſchaft, ohne daß ſie ſich zuſammentrinkt. In München wollten die Aerzte einen Verein gründen, es ging aber lange nicht, bis ſie endlich Bohrverſuche in Junemann's trefflichem Weinkeller anſtellten. Unſeren Alkohol-Binnenmeeren entſteigt der Geſammtgeiſt, der Jedem ſeinen Platz anweiſt. Man vergebe mir dieſen unwiſſentlich entſchlüpften Reim, aber der Gedanke an den erhabenen Gegenſtand übte dieſen Einfluß und formirte die Wortſtellung. Unſere hoffnungsvolle Jugend weiß auch recht gut, daß jahrelanges Lernen und Studiren nicht ſo viel ausrichtet, als ein einziger tüchtiger Rauſch, darum ſetzen ſie

dieſen einzigen Rauſch vier Jahre lang fort, um die Wirkung davon für's ganze übrige Leben zu haben, und das nennt man auf eine Univerſität gehen. Wir wiſſen wohl wo deutſche Gelehrſamkeit herkömmt, und das tiefe ſinnige Weſen, wir wiſſen wo die größten Aerzte und Diplomaten ihre Diagnoſen hernehmen. Hat wohl je ein Juriſt oder Theolog ſeine Karriere gemacht, wenn ihm der Weinzahn abging und er über den Pandekten kopfhängerte, worüber ihm die „Digeſta" zu Indigeſta wurden, und nach Inſtitutionen Waſſer trank? Finden wir nicht, daß nach modernen Grundſätzen die Chefs der Regierungen und Miniſterien bei langen diplomatiſchen Diners ihre Sinnes-, Mund- und Kabinetsſeite in die Rheinweinflaſchen, dagegen freilich, während der Meditation über das Staatswohl, ihre verkehrte oder Volksſeite — die Nates ſtundenlang in einen Kübel voll kalten Waſſers (Sitzbäder) ſtecken, damit die Aufnahmsorgane für das Heil von Oben ſtets warm, und die Ausſpendungswerkzeuge hübſch kühl erhalten werden? — Es würde ſchlecht um unſere Verfaſſungen, Strafgeſetzbücher, Landrechte, Staatsverträge und Civilprozeſſe ausſehen, wenn die dieſelben Schaffenden und Handhabenden nicht durch viele Uebung im Weintrinken ſich Produktivität und Judizium verſchafft hätten. Das wiſſen aber unſere Studenten zu gut, und was brauchen ſie denn die köſtlichen Weinſorten erſt durch die Deſtillir- und Vorſteckkolben — die Bäuche und Köpfe — der Profeſſoren durchgehen zu laſſen, ſie können ja die Weisheit gleich von der Quelle

ſchöpfen, und ſaugen ſie von den Brüſten der unverfälſchten Mutter Natur, indem ſie ſtatt der Profeſſoren die Weinflaſchen ſelber auf den Katheder ſetzen.

Jede Sparte unſerer zahlloſen Lehrfächer iſt gewiß vortrefflich beſetzt. Es laſſe ſich Einmal Einer, vom edlen Chambertin Encyklopädie und Methodologie, von dem rechtgläubigen Médoc Dogmatik, von Lafitte Exegeſe und Hermeneutik, von Château neuf de Pape römiſches Kirchenrecht, von Madeira Dry Paſtorale leſen, und er muß vor der Zeit Kardinal werden.

Wo ſoll denn Juſtinus Kerner ſeine geiſtvolle Geiſterſeherei hergelernt haben, als von der Beobachtung des Weinlebens, d. h. des Lebens des Weines: wenn der Traubenſaft den körperlichen Gährungstod geſtorben iſt, ſo beginnt erſt ſein eigentliches jenſeitiges, geiſtiges Leben, das wie die feurigen Zungen unſere körperlichen Erdmaſſen durchſtrömt. Wie ſich der abgeſchiedene Geiſt — der Weingeiſt im Faſſe regt und flüſtert, wenn ſeine noch verkörperte Gattung am Rebſtocke blüht, ſo ragen die Geiſter unſerer geliebten Abgeſchiedenen in unſer Leben mit kalter Hand und ſchauerlichem Spuk herein, wenn wir ſtraucheln oder fallen, denn bei den Menſchen heißt man ſündigen, was bei den Blumen blühen. Kerner faßte dieſe Analogie wohl auf; nur ſind unſere Menſchengeſpenſter verdammt langweilige Pedanten gegen die heiteren Weingeiſterſcheinungen. Man wende mir nicht ein, daß die Trunkſucht ſchon Manchen ruinirt habe, daß einſt Mendizabal im Rauſche ſein allmächtiges Portefeuille

verlor — der Champagner ſtachelte ihn Chriſtinen zu deutlich den Hof zu machen, — daß Sultan Mahmud ſich heimlich und ſtill zu Tode trank, daß die Indianer ihren Muth und ihre Selbſtſtändigkeit durch das Feuerwaſſer verloren, und Noah die Achtung ſeiner Familie durch den Wein, ſondern man bedenke, daß wo Großes geſchieht, auch Großes fallen muß! —

Hier fiel wirklich Etwas, wenigſtens zurück in die Stuhllehne, und zwar meine fremde Donna, welche ſich gerade noch emſig mit unübertrefflichen Makeroninudeln beſchäftigte. Ich blickte Galimberti fragend an, er winkte ſchlau und wisperte mir etwas von einer gedämpften Schallottenzwiebel vor, in welche er eine Gewürznelke geſteckt und nebſt konzentrirter Jus den ſchmorenden Makaroni's einverleibt habe. Es war geſchehen —; ſo kann und muß man eine Zwiebel eſſen! — Was iſt die böhmiſche, was die augsburger Köchin, was Marianne Strüff gegen dich, unſterblicher Galimberti?! — Dein Küchenzauber brachte hervor, was Könige der Elementargeiſter nicht vermochten! —

Nun glaubt man es werde ein Tamtam ertönen, oder wenigſtens donnern, aber keines von Beiden. Skops drehte ſich wie ein berliner Faquin oder der lange Red, und brachte ein Riechfläſchchen hervor; die Ehrendame Elegans wollte Federn anzünden, was wir uns aber verbaten. Ich ſuchte den Puls der ſchönen Ohnmächtigen zu erhaſchen, erſchrak aber über die kalte Hand. Das Geſicht wurde von Sekunde zu Sekunde bläſſer, der Athem

zu einem kaum bemerkbaren Wogen. Hut und Geſicht verſchmolzen zu einer blendend weißen Blume, die grünſeidene Mantille wurde zu glänzenden Blättern, das Tiſchtuch zu einem ruhigen Waſſerſpiegel, auf welchem ſie ſich dehnte und ſpielend zu plätſchern anfing, das blaßblaue Gewand wallte in koſenden Wellen auf und nieder.

Skops und Elegans machten alberne Geſichter und fürchteten ſich vor naſſen Füßen und dem Schnupfen, was bei den Cactus ſo fatale Folgen hat, wie bei den Menſchen die Kriebelkrankheit, die Füße werden nämlich ſchwarz und ſterben brandig ab; die erſtaunten Tetragoni halfen ihnen zu ihrer ſofortigen Entfernung. Galimberti hatte übrigens Urſache für ſein Haus in Angſt zu gerathen, denn die Wände wichen und Lilien und Kaiſerkronen ſtützten wie Karyatiden die Decke, ein Meer von Hyazinthen und Tulpen entſtiegen dem Boden und winkten der Waſſerroſe Huldigung zu, und in jedem Blüthenkelche wiegte ſich ein kleines Zwiebelgnömchen. Mitten auf der Tafel ſtand eine verdeckte Terrine, die Kellner behaupteten eine Wellington-Sulze (Oberkopf) aufgetragen zu haben, es war aber anders, denn unter der Serviette hervor quoll und wuchs eine mächtige Saamenzwiebel, ſtreckte acht grüne Arme luſtig empor, und hob hoch den Blumenſchaft, der einen ſtarken Knopf ſtrotzend von Blüthen trug. Die Zwiebel bog ſich hinüber, die Waſſerroſe hob ſich und ſchwebte herüber, und wir wußten wohl was wir von der Geſchichte zu halten hatten. Die Blumengnomen kicherten, die Kelche duftcten ſüß und betäubend. Wir übrigen Gäſte

Mit Triumph in Blick und Ton zeigte der feindliche Freund dem bleichen Ehemann an, daß er zum Schäferstündchen bestellt sey. „Nimm nun Deine Maaßregeln!“ setzte er schadenfroh hinzu.

Also wirklich? keuchte Rosen. Dahin wär es gekommen? Nun, habe Dank, Satan, für diesen Dienst. Laß Dich umarmen. Du lehrst mich erkennen, wer ich bin. Krampfhaft umschlang er den Verkündiger und stürzte knirrschend mit dem Ausrufe fort: Um eilf Uhr sehn wir uns wieder!

Schlaflos brachte der verzweifelnde Emil die Nacht auf dem einsamen Lager zu, sprang, als der Morgen dämmerte, davon empor, befahl anzuspannen, lief, um Fassung zu sammeln, im Zimmer auf und ab, und ging zögernd und leise bebend zu seiner Frau hinüber, sich zu beurlauben. Wie schwer lag sein Schicksal auf ihm und die studirte Rolle, als Adelaide ihn liebevoll empfing und entließ, und ihm beim Abschiede manchen sanften Vorwurf wegen seines öftern Umherschwärmens machte. Rasch mußte er sich ihren Blicken entziehn, um nicht alles zu verrathen. Er war sehr bewegt, sie ungewöhnlich ernst; die Tante trat ein; er eilte fort, dem Druck des Augenblickes zu entgehen; Heuchlerin! Verrätherin! schalt er still ergrimmt, als sein Wagen über den Schloßhof rollte und Adelaidens Tuch ihm Lebewohl winkte.

Von dem bewölkten Himmel begünstigt, kehrte er

tranken mouſſirenden Rheinwein und feierten die Hochzeit mit.

Gut war's, daß ein Zauberſchlaf mich noch zu rechter Zeit umfing, ſonſt hätten mich wieder neckende Gnomen, vielleicht ein hämiſcher Salamander, auf ein Diſtelfeld geſchleppt, und wer weiß was für einen neuen eiferſüchtigen Bräutigam mir der freundliche dresdener Hofrath auf den Hals geſchickt hätte, um mich in der Selbſtverleugnung und Enthaltſamkeit zu üben.

Eps war dankbar und ließ mir und Galimberti hundert Stück Harlemer Zwiebeln zurück. Die Waſſerroſe wollte mich mit Garben von Vergißmeinnicht abſpeiſen, ich bat ſie aber um die bewußte „blaue Blume", über welche ſie zu gebieten hatte, allein dieſe iſt durch einen ſchlimmen Zauber gefeſſelt, und ich werde ſie gar nicht, mein Jahrhundert aber ſchwerlich erlöſen, ſo ſehr auch die ſchwäbiſche Schule, Rückert, Freiligrath und Anaſtaſius Grün daran rütteln. —

Eps und die Waſſerroſe kehrten ſomit nach allen Verirrungen wieder zu ihrer alten Form zurück, blieben bei derſelben und liebten ſich noch manches Jahr. Eps ſchaffte emſig zum Nutzen und zur Freude der Menſchen, und die Waſſerroſe beglückte ihn durch Zärtlichkeit und die Menſchen durch das jetzt ſo nothwendige Beiſpiel weiblicher Sanftmuth, Beſtändigkeit und Würde.

Ob die Elementargeiſter eine Föderativrepublik zu Stande brachten, weiß ich nicht, auf jeden Fall blieben

die Zwerge — Zwerge, die Waſſer- und Luftgeiſter — Waſſer- und Luftgeiſter, und die Salamander — Salamander. Rieſen wurden ſie alle nicht, denn die Zeit der Rieſen iſt längſt vorbei.

V. im Windmonat, den 25. Trinitatis Sonntag.

Wege Gottes.

Erzählung

von

Regina Frohberg.

Mit dem Geliebten, den man vor einigen Tagen in die Gruft geſenkt, war Eugenien's Ruhe begraben worden. Jahre hindurch hatte ſie gerungen um den Beſitz dieſes Mannes, den Alles ihr ſtreitig zu machen ſchien, und als endlich die Sonne ihres Geſchickes ſich Bahn gebrochen durch das ſchwarze Gewölk, das ihren Lebensmorgen umnachtet, und ſie nun hoffen durfte, die Saat des Glückes hoch aufſchießen zu ſehen, da mähte der Schnitter alles Sterblichen ſie hinweg, und zerſtörte ſie für immer. Menſchen, noch ſo hart, ſie waren zu erweichen; Schwierigkeiten, wie groß auch, zu beſiegen; doch, was einmal jenem grauſamen Feinde verfallen, blieb ſeine Beute, und keine Thräne, kein Gebet, keine Aufopferung zog mehr aus der Erde dunkelm Schooß ſeinen ſtillen Bewohner hervor. In welcher Bitterkeit floſſen nicht die Zähren der Unglückſeligen! Daß ſie die Laſt des Daſeins nicht

von ſich warf, nicht nacheilte dem, der alle ihre Gedanken nach ſich riß, daran verhinderte ſie allein die eingeborene Furcht Gottes und ihre Liebe zu ihm, die mächtiger noch als die irdiſche, die jetzt ſo tief ſie beugte; der Wunſch aber nach Vereinigung mit dem hingeſchiedenen Freunde ward zur fixen Idee in ihr, und nicht halfen die Vorſtellungen: daß leben auf ihre Art auch ſich tödten heiße, ſie raffte den Geiſt nicht empor aus ſeinem dumpfen Hinbrüten. Es bedurfte einer neuen Erſchütterung, ſie zu ſich zu bringen, eines neuen Kummers, den alten von ſeinem Platze zu rücken.

Eugenie war die Tochter des Rathes Wartenheim, eines Mannes, den frühere Ereigniſſe ſehr verdüſtert hatten; der, überall zu ſpät kommend, überall nachgeſetzt wurde, und in der Liebe, wie im Staatsdienſte, unheilbare Wunden verletzter Eitelkeit empfing. Nicht jung genug, um ſeine Laufbahn zu ändern, nicht reich genug, ihr zu entſagen, nicht beſchützt genug, um ſich Recht zu verſchaffen, war er gezwungen zu dulden, was er gern geſtraft hätte an denen, die ungehindert ihn kränken durften. Als nun aber der glückliche Nebenbuhler im Amte, es auch ward bei dem Mädchen ſeines Herzens, und ſie der Werbung des kühnen Liebhabers Gehör verlieh, bevor er, der Schüchterne, es nur gewagt, ihr ſeine Liebe zu verrathen, da gährte und brauſte es immer gewaltiger in ihm, und er ſuchte die Gelegenheit, den Verhaßten zu beleidigen. Daß ſein Rival ſein Chef geworden, hielt ihn nicht ab, ſich an ihm zu reiben, und ob auch Jener in ſeiner Großmuth

lange Wartenheim's Feindſeligkeit nicht bemerken wollte, den Quell derſelben kennend und daher ihn entſchuldigend, ſo mußt' er am Ende ihm doch ſeinen Trotz verweiſen, woraus denn ein ſo heftiger Wortwechſel ſich entſpann, daß Wartenheim ſeinen Vorgeſetzten forderte. Dieſer, zu edel ihm eine Genugthuung zu verweigern, nach welcher der Andere lange geſeufzt haben mochte, nahm das Duell an; aber wie ſchonend er auch den Gegner behandelte, der, in ſeiner blinden Wuth es auf ſein Leben gemünzt und ſo das eigene preisgab, er blieb auch hier der Sieger: Wartenheim wurde ſchwer bleſſirt, und als nach mehrmonatlichem Krankenlager er wieder an ſeinen Poſten zu gehen gedachte, ihm bedeutet: man habe über dieſen bereits verfügt. Daß ſein vermeintlicher Feind es war, der ſeine Petition um anderweitige Anſtellung auf's Kräftigſte unterſtützte und es auch durchſetzte: daß man den Verwegenen, ſtatt ihn zu züchtigen, mit einer guten Beſoldung in der Provinz placirte, das erfuhr er nimmer.

Wartenheim, den Nebenbuhler nicht mehr vor Augen habend, beruhigte ſich allmälig, und heirathete die liebenswürdige Tochter eines braven aber unbemittelten Kriegers. Das einzige Kind dieſer Ehe war Eugenie; ſie entfaltete ſich ſtill an dem Buſen ihrer trefflichen Mutter, die durch ihres Gatten Hitze und ſeinen nie ganz unterdrückten Groll gegen die Menſchen, manche herbe Stunde verlebte; ſie ſtarb, als die Tochter, kaum ſiebzehn Jahre zählend, ihrer Obhut am meiſten bedurfte. Eine Schweſter ihres Vaters ſollte Mutterſtelle bei ihr vertreten, allein

weit ähnlicher dem Bruder als ihrer sanften Schwägerin, füllte sie in Eugenien die Lücke nicht aus, und ihr Herz, das zu keiner Zeit sich dem Vater recht kindlich angeschlossen, es öffnete auch der Tante sich nicht, wie es sich geöffnet der edlen Heimgegangenen.

Eugeniens körperlicher Liebreiz, ihre sittliche Bildung, ihr schönes, frommes Gemüth, Alles Früchte des mütterlichen Stammes, sie hatten, ungeachtet ihres geringen Vermögens, schon einige sehr begüterte Freier — heut zu Tage, wo immer Geld mit Geld sich paaren soll, eine Seltenheit — zu ihr hingelockt: indeß Eugenie bezeigte sich keinem günstig, und der Vater, wie lebhaft er auch wünschte, sie zu versorgen, mochte dennoch, ihre Jugend berücksichtigend, die Tochter nicht überreden. Daß eine geheime Neigung sich gegen jeden Heirathsantrag auflehne, fiel weder ihm noch seiner Schwester ein, und doch verhielt es sich so.

Eugenie, von der katholischen Mutter um so strenger in ihrem Glauben erzogen, als der Vater, dem protestantischen Ritus folgend, sie befürchten ließ: er werde, nach ihrem Tode, den sie immer, wie vorzeitig, betrachtet, die Tochter zu seinen Ansichten bekehren wollen, Eugenie besuchte, seit dem Ableben der theuern Mutter, fleißiger noch als sonst die Kirche. Hier schien sie dem Geiste der Verklärten näher, hier direkter unter ihrem Einflusse zu sein, und nie richtete sich ihr Auge zu der Mutter ihres Gottes empor, daß nicht die eigene Mutter ihr vorschwebte, und wie sie, bei Jener, um den ewigen Frieden für sie betete:

ſo flehte ſie auch den Schutz der Verſtorbenen auf ſie herab. In ihres Herzens Tiefen trug Eugenie die Ahnung kommender ſchmerzvoller Tage, wußte aber nicht, ob die Betrübniß deſſelben ſich auf ihre Zukunft oder auf das ſchon Erlebte beziehe.

Die Tante, gleicher Religion mit dem Bruder, vertraute Eugenien, zu ihren Kirchgängen, einer alten Magd an, die Amme geweſen bei der Mutter und auch die Tochter auf ihrem Schooße gewiegt. Barbara's Treue und ihre Anhänglichkeit für die junge Gebieterin waren erprobt. Rath Wartenheim hätte freilich ſein Kind lieber etwas weltlicher gehabt, um ſo mehr, als er ſich einbildete: daß, in dem einen Bewerber ſie nur den anders Denkenden verabſchiedet, weswegen er ſie auch ausgeſcholten; allein er ſah ſie ſo gedrückt, ſo einzig ihren Troſt dort finden, wo auch die Mutter in allen Stürmen des Lebens ihn geſucht, daß er nicht wagte, an das Heiligthum ihres Innern zu taſten; ja, wohl ſelber zuweilen wünſchte, ſein Sinn wäre ſo gläubig wie der ihrige.

In dem Tempel des Herrn nun ſollte Eugenie dem begegnen, der den zündenden Funken warf in ihre jungfräuliche Bruſt. Am Jahrestage, der die Mutter ihr entriſſen, kniete ſie lange, in Andacht verſunken und gehüllt in Trauerkleider, vor einem Seitenaltare des hohen Domes, und endlich aufſchlagend das feuchte Auge, gewahrte ſie neben ſich einen jungen blaſſen Mann. Ihre Blicke trafen ſich, wie die zweier verwandter Seelen; er hatte für die Erhaltung der kranken Mutter ſeine heißen Gebete

zu Gott gesandt, sie für die Ruhe der entschlafenen ihre Opfer dargebracht. Der schwarze Anzug, der schwere Kummer, ausgedrückt in ihrem ganzen Wesen, sie deuteten auf einen Verlust, wie er ihn bedrohte, und die Aehnlichkeit der Geschicke lenkte mit dem Aug' auch sein Herz zu der reizenden Gestalt hin. Mit ihr zugleich verließ er die Kirche, getraute sich jedoch nicht, Eugenien anzusprechen oder weiter als bis zum Ausgangsthor ihr nachzufolgen; sie hatte den Arm der alten Begleiterin ergriffen, und kehrte, voll von der gehabten Erscheinung, unfähig aber, auch nur gegen Barbara das Mindeste davon zu erwähnen, langsam in ihre Behausung zurück.

Eine und dieselbe geheime Absicht: sich wiederzufinden, führte jetzt, mehrere Tage hindurch, Eugenien und den Unbekannten zusammen, ohne daß Beide an eine andere Ursache glaubten, als die zuerst sie hier vereinigt, und noch war kein Wort unter ihnen gewechselt worden, als eines Morgens der junge Mann, bleicher noch, denn zuvor, und nun ebenfalls in die Farbe der Nacht gekleidet, Eugeniens Aufmerksamkeit und Theilnahme doppelt erregte.

„So hat der Ewige Ihr Flehen nicht erhört?" begann sie leise und schüchtern, als er im Gedränge der Hinausströmenden, wie ihr zum Schutze, sich dicht an ihrer Seite hielt. „So haben auch Sie die Mutter begraben? Wie bedaure ich Sie!"

„Woher diese Kunde Ihnen, mein Fräulein?" antwortete er erstaunt, der doch auch nur empfunden, nicht vernommen, daß sie die Mutter beweine.

Erröthend, ohne zu wissen weshalb, sprach sie: „Um wen können so viele Thränen fließen, so inbrünstige Gebete aufsteigen, als um eine geliebte Mutter?“

„Noch lebt mir der Vater, den ich hoch verehre!“ entgegnete der Jüngling, und Eugenie erröthete auf's Neue, jetzt aber nicht in gänzlicher Unschuld. Ihr Bewußtsein zieh sie der Kälte gegen ihren Vater, die sie schon oft zum Vorwurfe sich gemacht, und beschämt stand sie neben dem bessern Menschen.

Der Unbekannte, ermuthiget durch ihre wohlwollende Anrede, begleitete sie und die Alte heute eine kleine Strecke auf ihrem Wege nach Hause; sie bis vor ihre Thür zu bringen, erkühnte er sich nicht, so wenig er nach ihrem Namen geforscht; sie war unglücklich, sie betrauerte die Mutter; das gleiche Loos war ihm geworden; ihre Herzen schlugen hier im Einklange; was änderte sich nun, wenn er gehört, welcher Familie sie entsprossen? Ihre Führerin hatte sie Eugenie genannt, mehr bedurft' es nicht für ihn, der sicher sein konnte, das holde Geschöpf morgen wieder an dem nemlichen Orte zu treffen.

Zwei Wochen waren so verlaufen, seit Eugenie den fremden Jüngling zuerst geschaut, in welcher Zeit er, theils von ihr selbst, theils von Barbara, den Namen des Vaters und seine Stellung erkundet, und sich als den auf hiesiger Universität studirenden Herrn von Aich zu erkennen gegeben. In der Kirche nur fanden sich die jungen Leute, und kein unziemliches Wort, kein dreister Blick störte dort die innere Erhebung zu ihrem Gotte. Beim Fortgehen blos sprachen

ſich Wartenheims Tochter und Ottomar von Aich, und die paar Minuten ehrbarer Unterhaltung gönnte Barbara ihrem Schützlinge deſto lieber, als ſie ſah: daß Eugenie ſeitdem viel herzlicher war für den Vater, der wegen ſeiner oftmaligen Härte gegen die verſtorbene Gattin und ſeines finſtern Sinnes, der Tochter mehr Scheu als Liebe einflößte, und ſo der Mutter noch den Antheil ihrer Zärtlichkeit zuwandte, den ſie unwillkürlich ihm rauben mußte.

Hatte nun die damals abſichtsloſe Antwort Ottomars an ihr Gewiſſen geſchlagen, oder bewog der Zuſtand von Verheimlichung, in welchem ſie gegen den Vater lebte, und der ſie dunkel fühlen ließ: ſie thue nicht kindlich an ihm, bewog er ſie zu größerer Geſchmeidigkeit, oder war es der, ſeit kurzem geſteigerte Ernſt und die umwölkte Stirn ihres Vaters, die ſie auf Rechnung ſchrieb ihrer erneuten Weigerung, ſich zu vermählen; genug, die treue Hüterin irrte nicht, als ſie in ihrem Pflegling einen günſtigen Wechſel für den Vater entdecken wollte.

Nie hatte Ottomar bei Fräulein Wartenheim den Wunſch geäußert, in ihrem Hauſe eingeführt zu werden; nie Eugenie mehr verlangt, als den kleinen Moment des täglichen Beiſammenſeins. Drei Tage waren nun aber ſchon verfloſſen und Ottomar nicht erſchienen; eine unendliche Bangigkeit beſchlich ſie, und was bisher ihr ſelbſt ein Räthſel geweſen, klärte jetzt ſich plötzlich auf: ſie liebte den ſchönen Jüngling, und wähnte dieſe Liebe hoffnungslos. Hatte doch er, was nun erſt ſie frappirte, noch keinen nähern Umgang mit ihr geſucht. Als indeß auch der vierte

Abends ungesehen zurück. An der kleinen Gartenpforte hielt sein Wagen, als die Thurmuhr und der Wächter den Eintritt der eilften Stunde ankündigte.

Aus seinem Fenster schauete laurend Dorn in den Garten hinab, da sah er beim Schein des Mondes (der jetzt hinter der Wolke hervortrat) eine verschleierte Dame dem Gebüsche zuschweben, wie Suschen ihm verheißen hatte. Das war Adelaide, welche heute Kopfschmerz vorgegeben hatte, um allein zu bleiben. Leise schlich er aus der Hinterpforte, an welcher die dienstfertige Zofe ihn empfing. Sie führte ihn zum Tempel, öffnete die Thüre, ließ ihn ein, flüsterte: ich wünsche Glück, gegen Ueberraschung schütze ich! und schloß rasselnd hinter ihm.

Mit fliegenden Pulsen sah Emil die Verschleierte und dann Dorn in den Tempel schleichen, und näherte sich, als Susanna entfernt war, dem Gebäude.

Bst! Bst! erklang es jetzt im Hintergrunde des Tempels, den ägyptische Finsterniß erfüllte. Dorn tappte nach der Richtung hin, von welcher das Bst! ertönte und erfaßte jetzt den Schleier und die Hand der Bestellerin. Eben war er im Begriff, die Hand an den Mund zu drücken, als diese schnell und verletzend an sein Ohr fuhr und von dem Munde der Verschleierten ein gellender Schrei hallte, der sich sogleich in den Hülferuf: „Herr Jemine! Diebe! Mörder!“ auflöfete.

und fünfte Tag, ja, ſogar der Sonntag vorüberſtrich, ohne den Gottesfürchtigen zur Andacht zu rufen, da mußte Krankheit ihn befallen haben; und kaum, daß ſie vor dem Vater und der Tante ihre Qual verbarg. Barbara fing an zu bereuen, daß ſie nicht früher dem Unheil geſteuert; dann tröſtete ſie ſich wieder damit: daß ſie doch dem jungen Manne die Kirche nicht verbieten konnte, noch ihm verwehren, mit Eugenien zu ſprechen, da er nichts ſagte, was nicht auch der Vater hören durfte. Eugenien aber von ihrer folternden Ungewißheit zu befreien, ſtahl Barbara, ohne ſie vorher davon zu benachrichtigen, ſich Abends nach Ottomars Wohnung, und erfuhr hier: daß der Herr von Aich, auf einen Brief aus der Reſidenz ſogleich abgereiſt ſei, das Quartier jedoch behalten und die meiſten ſeiner Effekten dagelaſſen habe, was von baldiger Rückkehr zeuge.

Mit dieſer beruhigenden Auskunft eilte Barbara heim, und erfreute ſich von Eugenien des wärmſten Dankes. Es erleichterte ſie allerdings, daß kein anderes Motiv das Ausbleiben ihres Geliebten verſchuldet; es war auch ganz natürlich, daß, bei der Schnelligkeit ſeines Aufbruches, er ſie nicht davon in Kenntniß geſetzt; ſie ſahen ſich nur des Morgens, er war in der Nacht fort, und Botſchaft ihr zu ſenden, hätte auf ſeine Entfernung einen Werth gelegt, wozu doch nichts ihn berechtigte. Allein dieſe jähe Abreiſe, was bedeutete ſie ihm? Was ihr, die ſo gar nichts von ſeinen Familienbanden wußte, daß ſie Alles fürchtete, wenn ſie auch nie zu hoffen Urſache gehabt! Ein Gefühl: Leid um die hingeſchiedene Mutter, hatte ſie vereint, ſonſt keine

Beziehung, und nur ihre ſtille abgeſchloſſene Exiſtenz die flüchtige Bekanntſchaft zu einem ſtehenden Bilde in ihr gemacht, ſtatt, daß nun er, in die laute Welt hinaustretend, und ſeinem Berufe als Mann folgend, das zufällige Begegnen mit ihr, wie einen bloßen Morgentraum, und ſelbſt ſein Weh um die theure Mutter im Gewirre des Lebens vergeſſen würde! Ihr Herz hatte einen dauernden Eindruck empfangen, indeß ſeines wohl kaum geſtreift worden von ihrer trüben Geſtalt.

Daß an heiliger Stätte jetzt auch mancher Gedanke, mancher Wunſch, der vordem ſie nicht berührt, als Gebet ſich ihrer Bruſt entrang, das verhehlte Eugenie ſich nicht; aber die fromme Tochter knüpfte gern ihre Liebe zu dem trauernden Fremdling an die Liebe für ſie, die, auf Erden von ihr beweint, im Himmel ſegnend ihre Hand über ſie breiten würde, und willig gab ſie ſich momentaner Täuſchung hin, obwohl keine Bürgſchaft dafür habend, als das eigene Herz, ſo unerſchöpflich an troſtloſen Vorſtellungen, wie reich an Gründen des Troſtes.

Schweigſam von Natur, verhüllte Eugenie auch vor der getreuen Magd, was bald zur tiefſten Bekümmerniß, bald zu den frohſten Hoffnungen ſie weckte; doch Barbara, die einſt auch jung und hübſch geweſen, und nicht ganz Neuling in der Geſchichte des menſchlichen Herzens war, errieth ſie, mochte aber nicht durch Worte verſtärken, was ſie lieber völlig unterdrückt hätte.

Wartenheim und ſeine Schweſter muthmaßten unterdeſſen nicht, warum Eugenie ſich gegen jede Heirath

sträubte. Außer in die Kirche begleitete die Tante sie überall, und nie hatte diese gesehen, daß ihre Nichte irgend Jemanden auszeichne, wurde auch ihr vielfältig gehuldigt.

Jetzt warb nun ein, zwar in Jahren etwas vorgerückter, doch sehr geachteter und begüterter Mann, der Freiherr von Lindburg, um Eugenien, und sie schlug ihn aus, zur höchsten Entrüstung des Vaters, der noch die sanfte Gattin im Grabe schmähte, daß sie, der Tochter Albernheiten nährend, sie für das praktische Leben so schlecht erzogen. Auf wen sie nur harren wolle, da Baron Lindburg ihr nicht gut genug? Nach Neigung freien sei recht hübsch; allein das finde sich selten, und so müsse man der Vernunft gehorchen und eine sorgenlose Zukunft sich bereiten. Sein Lebensende nahe heran; denn viel Bitteres habe er erfahren, das an seiner Blüthe schon genagt, und keine Schätze ihr zu hinterlassen. Umsonst! Eugenie war nicht zu bewegen, und Wartenheim verwies sie von seinem Angesicht.

Gekränkter noch von ihres Vaters Ausfällen wider die verehrte Mutter, als von allem Uebrigen, hatte Eugenie nach lang durchwachter Nacht, am Morgen, da kein Befehl es ihr untersagte, mit der alten Barbara, wie gewöhnlich, in die Messe sich begeben. Heute brauchte ja ihr Geist ganz besonders des Trostes von Oben, und tief ergriffen kniete sie nieder, den Herrn anzuflehen: daß er sie schütze und erleuchte; sie befestige in dem Vorsatze: treu zu bleiben sich selbst, und irdisches Drohen gering zu achten, wie irdische Güter, wo diese nur zu erkaufen um den Preis ihres bessern Seins; flehend: daß er in seiner Gnade ein Zeichen

ihr verleihe, wenn ſie die rechte Bahn erwählt, und vertrauensvoll hob ſie den thränendüſtern Blick zu ihrem Gott empor, und neben ihr ſtand der Gott ihrer Erdenträume. Wonnige Ueberraſchung färbte ihr bleiches Antlitz mit leiſem Roth. War Ottomar das Zeichen, das ſie vom Himmel ſich erbeten? Und wofür anders ſollte ſie die Fügung halten, gerade in dieſem Momente ihn wieder zu ſehen? So genehmigte denn der Allmächtige ihr Gelübde: Keinem, als dem Manne ihres Herzens anzugehören!

Eugeniens vermehrte Bläſſe, der Ausdruck noch geſteigerten Schmerzes in allen ihren Zügen, den ſelbſt die geheime Freude über ſeine Rückkehr nicht verdecken konnte, ſie mußten Ottomar auffallen; doch ging ſie in Nichts ein, und klagte nur über leichte Unpäßlichkeit, die ſich bald heben würde. Um Alles in der Welt hätte ſie ihm die Heirathsprojekte ihres Vaters und ſeinen Zorn nicht genannt. Er hätte wohl gar geglaubt, ſie wolle ihn damit zu einem Entſchluſſe treiben? Mitleid aber ſollte nicht den Pfad zu ſeiner Liebe ihr ebnen. Vielleicht auch fürchtete ſie, daß er ihr zurede, den Vater zu verſöhnen durch Nachgiebigkeit, und vorüber dann jeder Wahn, jedes Hoffen!

Seine plötzliche Abreiſe nach der Reſidenz erklärte Ottomar Eugenien mit dem Schreiben ſeiner Schweſter, die ihm die gefährliche Erkrankung ihres Vaters gemeldet, als Folge ſeines Grames um die geliebte Gattin, und ihn beſchworen, zu ihrer Aller Beruhigung ſogleich nach Hauſe zu kommen, was er ungeſäumt vollbracht. Den Patienten habe er auf dem beſten Wege verlaſſen und geſtern hier

wieder eingetroffen, ſich beeilt, dem Schöpfer ſeine Dankgebete für die Rettung des theuern Vaters in demſelben Tempel zu entrichten, der auch Fräulein Wartenheim's Gebete empfangen, und wo er zuerſt ſie erblickt.

Mehr ſagte Ottomar nicht, und Eugeniens liebeerfülltes Gemüth war nicht befriedigt. O, hätte ſie ihre innere Welt in Worte kleiden dürfen, wie verſchieden hätte es da geklautet! Er liebte ſie entweder nicht oder mußte es verſchweigen.

Wartenheim drang abermals in die Tochter wegen des freiherrlichen Bewerbers, und abermals ſcheiternd an ihrem unumſtößlichen Entſchluſſe, beſchränkte er ſie jetzt gänzlich auf ihr Zimmer, auch das Haus Gottes ihr verbietend: eine harte Sentenz für Eugenien, die ſonſt keinen Troſt hatte. Aber ſie wankte nicht. Der Strenge des gereizten Vaters ſetzte ſie Bitten und Thränen entgegen, den kaltherzigen Ermahnungen der Tante ein totales Verſtummen.

Es begann nun eine ſchwere Prüfungszeit für die Aermſte, der ſelbſt die Milderung abging, daß Er, um deſſentwillen ſie ſo viel litt, ihr Leiden theile.

Barbara konnte ungehindert nach der Kirche wandern; doch Ottomar hatte ſie ſeit acht Tagen nur ein einziges Mal dort geſehen, und als er beſorgt nach Eugenien fragte, geſtand ſie ihm in guter Abſicht die Urſache ihres Zuhauſebleibens, nemlich: des Vaters Aerger über die fehlgeſchlagene Partie mit dem reichen Baron, was ſie inzwiſchen Eugenien nicht erzählte, ſondern blos: daß ſie ſie für unwohl ausgegeben, was ihn ſehr zu bekümmern geſchienen.

Es war alſo gewiß, daß während ſie eine Gefangene, in ihren vier Mauern Kränkungen jeder Art um ihn erduldete, er nicht einmal da ſie aufgeſucht, wo ſie für ihn allein zu finden! Geliebt von Ottomar und kein Kerker hätte ſie geſchreckt! Feſt ruhte es in ihr, was immer geſchähe, Baron Lindburg nicht zu ehelichen, und dennoch ſtieg zuweilen, wie aus Rache, die Möglichkeit dieſer Verbindung in ihr auf, bis ſie ſich ſagte, daß es ja keine Rache wäre an Dem, der ſie nicht liebe, und mit dieſer Vorſtellung Todesweh in ihre Bruſt ſich ergoß.

Schriftlich bat Eugenie den Vater, der aus ſeiner Nähe Verbannten zu erlauben: daß ſie ihr Geſchick bejammere in klöſterlicher Einſamkeit, wo ſie Tag und Nacht Gott anrufen wolle, des Vaters Herz der Tochter wieder zuzuwenden; doch es empörte dieſes Verlangen Wartenheim nur mehr, der aber endlich ſich überzeugend, daß ſeine Härte nichts fruchte, Eugenien die Freiheit zurückgab. Seine ohnehin mürriſche Laune erheiterte ſich inzwiſchen auf dieſe Weiſe nicht, that gleich die Tochter Alles zu ſeiner Beruhigung, wozu hauptſächlich die Verſicherung gehörte: nie den Schleier zu nehmen, was er ſtets befürchtete. Ihre Liebe zu Ottomar kannte er nicht, nur ihre große Frömmigkeit, und vermeinte, es reize ſie kein Erdenkind, weil mit dem Himmel ſie den ewigen Bund geſchloſſen. Der Tochter heiliges Gelöbniß, ihn ſo nicht zu betrüben, entriß auch ihm das Verſprechen, ihr weiter keinen Zwang aufzuerlegen.

In einer zahlreichen Abendgeſellſchaft begegnete jetzt

Eugenie zuerſt dem Geliebten wieder, und wie anders erſchien er ihr hier, als an dem gottgeweihten Orte, wo ſie zum erſten Male ihn erblickt! Dort ſah ſie nur den trauernden Sohn, und ohne Worte hatte ſie ihn begriffen; hier den glänzenden jungen Mann, der mit der äußerſten Leichtigkeit und Sicherheit ſich bewegte, und ob zwar ernſt, doch von einer Schönen zur andern flatterte, jeder ſein Lob zollend. Die Tante, die auf Befehl des Vaters Eugenien hergeführt — Wartenheim ſchmeichelte ſich noch immer, es werde ſeine Tochter den rechten Mann treffen — die Tante ſaß am Spieltiſch und die Nichte in dem bunten Kreiſe der übrigen jungen Mädchen, ein köſtlicher Blumenflor für die leichten Schmetterlinge.

Eugenie empfand deutlich: daß im geräuſchvollen Salon Ottomar nimmer den Eindruck auf ſie gemacht hätte, wie in der Kirche feierlicher Stille, wo *ein* Gedanke ſie Beide belebte, *ein* Schmerz in Beider Herzen ſchlug. Allein der Würfel war für ſie gefallen, ſie ſah den Geliebten anders; aber ſie ſah ihn mit unveränderter Liebe.

Schüchtern, doch eiferſüchtigen Blickes folgte Wartenheim's Tochter ihm zu jedem Frauenbilde hin und erhorchte gleichſam mit des Auges Schärfe, was er ſprach. Zu ihr kehrte er am öfterſten wieder, und blieb dann auch ihr Auge niedergeſenkt, ſie *fühlte*, das ſeinige haſte auf ihr, wie auf Keiner. Der Seele geheimes Verſtändniß, das im Dunkel der Betrübniß ſeinen Anfang genommen, ſpann hier am Lichte der Freude ſich fort, obſchon im Verborgenen. Ottomar, dem es bei Andern nicht an Rede gebrach,

ihm ſtockte ſie bei Eugenien, und nicht fähig, alltägliche Phraſen mit ihr zu wechſeln, leitete er gern, wenn unbelauſcht, die Unterhaltung zurück auf den Schauplatz ihres erſten Zuſammenfindens, in welchem Gebiet er dann freier ſich erging.

Mit etwas mehr Erfahrung hätte Eugenie eben in dem gefliſſentlichen Vermeiden alles deſſen, was ſonſt ein junger Mann einem hübſchen Mädchen bald zu ſagen weiß, ſie hätte eben darin ein höheres Intereſſe für ihre Perſon erkannt, und nicht ohne Befriedigung ſich von ihm getrennt: ſie aber war verſtimmt, und der Zweifel an ſeiner Liebe fiel als Schatten auf die ihrige.

Nicht Unrecht hatte Eugenie, wenn ſie, dem innern Geiſte vertrauend, meinte: es ſtehe Fremdes zwiſchen ihr und Ottomar; allein in ſeiner Gleichgültigkeit für ſie lag nicht der Grund.

Seit Jahren war Ottomar von Aich mit ſeiner Couſine verlobt: eine Heirath, die noch ſeine Mutter geſtiftet, in der feſten Vorausſetzung, daß ein Mädchen, erzogen und begabt, wie Clotilde, ihren Sohn beglücken müſſe. Durch dieſe frühen Bande hoffte ſie ihn zu ſchützen vor ſpätern gefährlichen Wegen. Ottomar, der die Urheberin ſeiner Tage angebetet, der kaum bei entſchiedener Abneigung gegen Clotilden es über ſich gewonnen hätte, die Mutter durch Weigerung zu kränken, er widerſprach um ſo minder, als auch er ihren Schützling liebte. Daß dies blos die Liebe des Bruders, blos die Liebe der Gewohnheit — Clotilde lebte im Hauſe ſeiner Eltern — das ſollte

Eugenie ihn lehren. Unbeſchreiblich war die Wirkung ihres erſten Anblickes auf ihn; aber ſich trügend über die Natur derſelben, glaubte er ungeſtraft ſeinen Regungen ſich hingeben zu dürfen; entſprangen ſie ja aus der lauterſten Quelle: der gemeinſamen Klage um die geliebte Mutter! Ottomar fragte nicht, grübelte nicht, er ließ ſich fortziehen von der dunkeln Gewalt, die jeden Morgen um die nemliche Stunde, ihn wie Eugenien zur Andacht rief, bis der Ruf der Schweſter ihn an's Sterbebett des Vaters lud. Die martervolle Ungewißheit auf der ganzen Reiſe, ob er den Verehrten noch am Leben finden werde oder nicht, ſie verſchleierte ſelbſt Eugeniens Bild in ſeiner Seele, und erſchöpft von Angſt und Ermüdung langte er im Vaterhauſe an.

Clotilde trat hier zuerſt ihm entgegen mit der frohen Nachricht, daß es beſſer gehe. Stürmiſch ſchloß Ottomar die Verkünderin dieſer Botſchaft an ſeine Bruſt, und vergoß Thränen der Freude an ihrem Halſe, nicht gedenkend in dem Momente, daß der Platz der theuern Mutter leer geworden, ſeit er geſchieden war. Erſt, als er des Vaters verfallene Züge ſah, erwachte er zu gänzlicher Erinnerung.

Nach und nach ſammelte ſich Ottomar, und der Ruhe, die zurückkehrte in ſeinen Buſen, folgte eine neue Unruhe, die bald ihn abſolut beherrſchen ſollte. Ueber ſeine Stimmung für Clotilden kam er nun in's Reine; jetzt wußte er: daß er nicht ſie, daß er Eugenien liebe und allein mit ihr glücklich zu ſein vermöge: aber der Mutter heißer Wunſch, deckte ſie gleich die kühle Erde, beſtand in ſeiner vollen Kraft

tur den kindlich frommen Sohn; hätte ſie gelebt, ein Wort von ihm hätte das Band vernichtet, das nunmehr ihn nur drücken konnte; aber da ſie in der Gruft ruhte, blieb der Sohn gefeſſelt, und verhehlte auch vor Marien, der einzigen Schweſter, was ihn belaſte; dieſe ſchob ſeine große Niedergeſchlagenheit auf ihren allerſeitigen Verluſt, den ja der Bruder hier bei jedem Schritte ſpüren mußte.

Ottomar ging wieder nach der hohen Schule zurück. In ſechs Monaten waren ſeine Studien beendigt, dann ſollte er ſeine Carriere beginnen und mit Clotilden ſich vermählen; er hatte indeß vom Vater noch ein Jahr Urlaub zum Reiſen ſich erbeten, und der Präſident von Aich ſeinem geliebten Sohne die Bitte gewährt. Ottomar zählte drei und zwanzig Jahre, Clotilde kaum achtzehn.

Auf dem Heimwege prüfte Ottomar genau ſeine Lage. Daß Eugenie ihn gern habe, war gewiß; doch es verpflichtete dies ihn nur zu größerer Vorſicht. Ein Schimmer von Hoffnung ward hier leicht zum Irrlichte, darum vermied er auch nach ſeiner Rückkunft, die Geliebte in der Kirche aufzuſuchen, und als er in Geſellſchaft ſie traf, wollte er ihr andeuten, daß ihm keine Wahl mehr bleibe; dazu aber fehlte ihm der Muth, und er flog von Einer zur Andern, ſie und ſich ſelbſt zu täuſchen, ſein Herz aber zog ihn immer auf's Neue zu Eugenien hin, und bei ihr brachte er die faden Komplimente, mit welchen er die Uebrigen zu ſich lenkte, nicht über ſeine Lippen, minder noch das Wort, daß er gebunden ſei. Schien es ihm doch ſchon genug, nicht zu ſagen, was er ſo ſchwer verbarg.

Vernichtet prallte Dorn zurück. Das war nicht Adelaide, das war überhaupt keine weibliche Stimme; indessen galt es vor der Hand, das schreiende Wesen zum Schweigen zu bringen.

Versteinert stand Emil an der Schwelle, als es drinnen um Hülfe rief. Vergebens strebte er, wie Dorn, dieses Räthsel zu lösen. Umhersehend gewahrte er den Gärtner mit mehreren Arbeitern, die, Laternen tragend, sich näherten. Er eilte aus dem Gange fort.

Unterdessen ergriff Dorn von neuem die Hand des fortkreischenden Geschöpfes, und wunderte sich jetzt gar nicht mehr, daß die Berührung derselben vorhin sein Ohr in Feuer gesetzt habe, denn der betastete Umriß und die Härte dieser Hand machte ihn glauben, daß sie einem dreschenden Giganten angehören müsse. Und als er gar seine Hand auf den lauten Mund drücken wollte: welch ein Krater! und welch eine Gewalt riß jetzt den Mund fort, der immer kreischendere Töne ausstieß! Endlich umpackte der Schreihals den zitternden Dorn mit gewaltigen Armen, hob ihn umsanft empor und hielt ihn hoch in der Luft, wie Herculęs den Antäus.

Jetzt war das Schreien auch an Dorn; seine Rippen krachten und der Athem ging ihm aus; aber auch der Vermummte endete seinen Hülferuf nicht und beide kreischten in die Wette.

Nach Beendigung ſeiner Studien noch zwölf Monde vor ſich zu haben, eh' er ſeine Hand in Clotildens Hand legte, beruhigte Ottomar für den Augenblick. Daß er ſie liebe, mußte Eugénie merken, eben ſo, daß eine unüberſteigliche Kluft ſie trenne; wie hätt' er ſonſt nicht, auf ſeinen Knien, um ſie geworben!

Fünf Monate waren bereits verfloſſen, ſeit Ottomar's Rückkunft, einer nur ihm noch vergönnt, dieſelbe Luft zu athmen mit der Geliebten. Seine Abreiſe nahte; Keines von Beiden hatte geſprochen, keines einer andern Hoffnung Raum gegeben, als der dunkeln, die in der Zeiten Wechſel ſchläft, und dennoch ein Verhältniß unter ihnen ſich gebildet, das jeden Zweifel hob; Beide hatten erkannt, daß ihr inneres Leben einander zugehöre, wenn gleich das äußere ſie auf ewig ſcheide.

Da empfing Ottomar ein Schreiben von Clotilden, worin es alſo hieß:

„Hat das Auge meines Herzens mich nicht getrogen, ſo war der Jugendfreund, beſtimmt von ſeiner Mutter, auch meiner ſpätern Tage Freund zu werden, ſo war er ſehr verändert für mich bei ſeiner letzten Anweſenheit im väterlichen Hauſe, und ſeine feurige Umarmung, als ich mit der Kunde von des Vaters Beſſerung ihn begrüßte, hätte damals Jede erfahren. Es war nicht Clotilde, nicht die Braut, die er ſtürmiſch an ſich riß; es war die Botin des Troſtes! Das ſagte ich mir freilich erſt, als es immer heller vor mir aufging: daß Ottomar zu ſeiner Verlobten nicht zurückgekehrt, wie er ſie verlaſſen. Doch ich geſteh' es offen, ſo tief hätte

ich vielleicht das Senkblei nicht in seinen Busen geführt, wohnte in dem meinigen nicht das gleiche Uebel. Ja, wär' ich selber schuldlos, mein Interesse hätte gewollt, daß ich der Blindheit mich nicht entschlage, so wie es nun den Blick mir geschärft zur klarsten Einsicht.

Als Lebensgefährtin Dir erkoren von der Baronin Aich, würde ich, dankbar ihr dafür im Grabe, ihren Willen geehrt, und mit Ottomar mich verbunden haben, wenn dies Bündniß ihn beglückte. Du aber liebst mich nur brüderlich noch, oder hast nie anders mich geliebt, was auch wohl hingereicht für Beide, wäre nicht in meiner Brust, wie in der Deinigen, eine neue Sonne hervorgetaucht aus den Fluthen der alten kindischen Gefühle, Jedem von uns einen neuen Pfad des Glückes bezeichnend.

Geliebt vom Hauptmann Feldern, besaß dieser meine Neigung schon, als Ottomar und ich zuletzt uns sahen; doch eingedenk meiner Obliegenheit gegen die Verklärte, sollte nur ihr Sohn mir Gatte sein. Um meine Liebe zu Feldern wußte Niemand.

Der Wunsch, Ottomar anderweitig gefesselt zu wissen, konnte meinen gewöhnlichen Verstand irre leiten, den meines Herzens nicht; durch ihn gelangte ich bald zu der Ueberzeugung, daß ich von meinem Versprechen als enthoben mich betrachten möge: es genügte mir aber nicht an den bisherigen Beweisen: Deine Briefe mußten ihnen den Stempel der Gültigkeit aufdrücken. Sie wurden nun immer gezwungener, immer weniger heiter — die frühern hielt ich dagegen; welcher Unterschied! — und in deinem letzten

les' ich einmal den Namen Eugenie, der vermuthlich statt Clotildens unwillkührlich in deine Feder sich gedrängt, wie er, ungerufen, aus deiner Seele Tiefen sich heraufgewunden, mein Andenken mehr und mehr in die Nacht des Vergessens hinabstoßend. Eugenie also heißt Ottomar's Geliebte? Gebe Gott, daß, außer mir, ihm Nichts den Weg vertrete, und er mit ihr all' den Segen finde, den er in vollem Maaße verdient! Eines nur hab' ich an Dir zu tadeln, daß Du Deine Liebe mir nicht enthüllt, nicht die Schwester aufgefordert zu dem Opfer; keines, das sie nicht freudig Dir und den Manen ihrer Wohlthäterin dargebracht. Erwiedere mir nicht: Du hättest das Nemliche von mir erwarten, und ich eben so gut mich dem Bruder anvertrauen können. Verzichten durfte Clotilde, aufgeben nicht; durfte die Bande nicht von sich streifen, mit welchen die Dankbarkeit sie umflochten. Ottomar vor Allem. Seine Mutter ward die meinige, als es dem Ewigen gefiel, mich zur Waise zu machen. Möge er nun dem Sohne vergelten, was ich ihr schulde!

Laß mich bald hören, theurer Freund, daß in Clotildens hell leuchtendem Gestirn auch Dir ein solches aufgegangen. Deine Ruhe wird erst die meinige befestigen."

So hatte denn ein gnädiger Gott sich Ottomar's erbarmt, und sanft entwirrt den Knoten seines Geschickes! So stand er seinem Glücke nah'! Was konnte jetzt noch den Lauf desselben hemmen? War er nicht geliebt? Nicht der Sohn eines sehr reichen, sehr angesehenen Mannes? Nicht sicher seines gütigen Vaters, der mehr den Menschen,

als ſeine zufällige Größe, erwog? Friſches Leben durchſtrömte ſeine Adern: die Welt war ſein in dem Beſitze der Geliebten. Plötzlich aber durchſchauerte es ihn: daß Eugenie vielleicht auch ein fremdes Joch trage, und auch, wie er, es nicht vermocht, dies zu bekennen. Hatte die alte Magd ihm nicht von einer Heirath geſagt, auf welcher Wartenheim beſtehe! Wenn der Vater nur unter der Bedingung ſeine Tochter aus ihrer Gefangenſchaft erlöſt! Wenn ſie nicht mehr wählen dürfte, und er umſonſt bei Clotildens Brief gejauchzt, umſonſt gehofft hätte! Licht muſt' er hier, aufs Schleunigſte, ſich verſchaffen.

Es war Abends Zirkel in dem nemlichen Hauſe, wo er der Geliebten ſchon früher begegnet; er traf ſie auch heute dort, und in dem lauten Wogen der Menge und des Tanzes, wovon Beide ſich ausſchloſſen, fiel es ihm leicht, ihr zuzuraunen: „An einem einzigen Worte Eugeniens hängt die Entſcheidung meines Daſeins!“ Fragend ſtarrte dieſe ihn an, während die Gluth, die ſie überflog und das heftige Klopfen ihres Herzens ihr ſagte: daß auch für ſie die entſcheidende Stunde gekommen.

„Sind Sie frei?“ fuhr er fort und getraute ſich kaum, ihr in's Auge, dieſen Spiegel der Wahrheit, zu ſchauen, aus Furcht, ſein Todesurtheil darin zu leſen. „Iſt Eugenie frei?“ wiederholte er zitternd.

„Ja und nein!“ verſetzte ſie ſchüchtern.

„Das heißt?“

„Nicht gebunden und doch gefeſſelt!“

„Sie lieben?“

„Und wenn ich es leugnete, würde Ottomar es mir glauben?“ ſprach ſie mit einem Ton, einem Blick auf ihn, der faſt den Beſeligten zu ihren Füßen niedergeworfen hätte.

„So darf ich hoffen?“

„Mein Herz iſt vergeben, meine Hand iſt frei.“

„Glücklicher Ottomar!“ rief er, und barg mit Mühe ſein Entzücken. Hierauf erzählte er der emſig Lauſchenden in Kürze, weswegen er nicht eher ſich erklärt oder um den Zutritt bei Rath Wartenheim gebeten; dies Letztere nun ſchnell zu thun, kamen Beide überein.

Wie freute ſich Eugenie, den Vater mit ihrer Liebe zu überraſchen! Und in welcher fröhlichen Stimmung verließ ſie heute die Geſellſchaft. Selbſt gegen die Tante, die ſonſt nur ihre Zunge lähmte, war ſie auf dem Rückwege geſprächiger, ohne darum ihr Geheimniß zu verrathen.

Der Vater ſchlief bereits, als die Tochter nach Hauſe kehrte. Sie eilte auf ihr Zimmer, und Bilder des Glücks, wie ſie nie ihren Sinn berührt, zogen dieſe Nacht, wachend und träumend, an ihr vorüber. Wie wunderbar Gottes Wege! Auch Ottomar mußte die Mutter verlieren, auf daß die Kinder in Liebe ſich fänden! Seine Ketten unverſehens von ihm fallen, damit er die Kette ewiger Treue um ſie ſchlinge! Alles das verdankte ſie der Fürbitte ihrer Mutter, die belohnt nun für manches bittere Erdenleiden, ſie ſegnen würde aus ihren lichten Höhen. An dem mütterlichen Buſen weinte ſie ihr Wonnegefühl aus, und noch hingen große Tropfen an ihrer Wimper, als ſie gegen Morgen die Augen aufſchlug, und ihre Ideen ſammelnd, den Allmächti-

gen preiſen mußte, der den Traum in dunkler Nacht nicht glänzender geſtaltet, als was der helle Tag ihr bot: die geliebte Mutter nur mußte ſie wieder in andern Regionen ſuchen; ſie konnte hienieden kein Zeuge ihres Glückes werden.

Daß ihr Vater den liebenswerthen Jüngling, deſſen Aeußeres ſchon ſo ſehr zu ſeinen Gunſten beſtach, kennen lerne, bevor ſie ſich ihm entdecke, war Eugeniens Wunſch und ihre Verabredung mit Ottomar. Wartenheim ſah, in der Regel, wenig Menſchen bei ſich; ſeine Düſterheit trieb ihn, ſie zu fliehen: indeß um der Tochter willen, die er gar zu gern an den Mann gebracht, hatte er einen Abend in der Woche zum Empfange feſtgeſetzt.

Zwei Tage noch und Ottomar ſollte vor Eugeniens Vater erſcheinen! Sie nicht in der Kirche aufzuſuchen, wo er jetzt ihre Andacht nur ſtören könne, hatte ſie bei dem Geliebten ſich ausbedungen. Mit dem Vater und der Tante ſaß ſie arbeitend, als Major Stein, ein Freund des Hauſes, die Glaubniß begehrte, morgen Abend den jungen Aich einzuführen.

„Aich" rief Wartenheim erſchrocken.

„Ottomar, Freiherr von Aich, Sohn des Präſidenten und viel geltenden Mannes!" lautete die Antwort.

„Nimmermehr!" donnerte Eugeniens Vater, vor Zorn erglühend, und gewahrt es nicht, wie die Tochter erbleichte. Sie kannte dieſe Stimme, dieſen Ton verbiſſener Wuth, der ein unwiderrufliches Urtheil in ſich ſchloß.

„Und warum nicht?" fragte der Major.

„Weil es mir ſo beliebt!"

„Einen beſſern Grund," ſagte gelaſſen Ottomars Abgeſandter, „trau' ich dem Rath Wartenheim zu, wenn er zwei Ehrenmänner beleidiget; mich, der ich für den jungen Aich bürge, und ihn, der die ſchnöde Weigerung nicht verdient."

„Ich haſſe den Vater," murmelte Wartenheim, der ſelber fühlte, daß er hier eine Urſache nennen müſſe.

„Und ich, mein Vater," rief jetzt Eugenie mit der ganzen Kraft der Verzweiflung, und ſtark in dem Major, der ihr zur Stütze ward, „ich, mein Vater," rief ſie, ſeine Knie umfaſſend, „ich liebe den Sohn!"

„Du Eugenie!" ſchrie der Empörte, die Tochter von ſich ſtoßend.

„Ich liebe ihn," wiederholte die noch immer Knieende, „lieb' ihn mehr, als Sie haſſen können, und meine Hand zu erflehen vom Vater wollte Ottomar kommen."

„Alſo ein Komplott?" fragte er. „Unglückſeliger, ſo hört das Schickſal nicht auf, dich zu verfolgen, und es erwächſt der neue Feind dir aus dem eigenen Blute!"

„Eine ſchönere Verſorgung für ſeine Tochter findet Rath Wartenheim ſicher nicht," fuhr der Major eindringend fort.

„So bleibe ſie unverſorgt!" ſprach der Vater. „Mein Haß gegen den Präſidenten ruht auf tiefer Baſis, und die Zeit hat dies mächtige Gebäude nicht erſchüttert, vielmehr den Kitt der einzeln zuſammengetragenen Steine befeſtigt durch das unverbrüchliche Schweigen gegen Jedermann. Ueberall ſtellte Aich ſich mir in den Weg, und wo ich kaum zu

ringen angefangen, da hatte er ſchon den Preis gewonnen; ich bin noch immer Rath in der Provinz, er Präſident und ein großer Mann in der Nähe ſeines Monarchen. Ihn zieren Titel und Orden, mir ward von dem Allen Nichts! Doch das hätt' ich verziehen, aber er ſtahl auch die Geliebte mir, eh' ich noch mich ihr erklären konnte, und nur eine Liebe, wie die meinige, gebiert einen Haß, der nie ſtirbt. Er hat die Gattin verloren, und ich meine ſtillen Thränen ihr nachgeweint."

„Und Sie wollten nun," entgegnete der Major, „Ihr einziges Kind zu einer Freudloſigkeit verdammen, die ſie nicht verſchuldet, und die Ihre Jugend umnachtet?"

Es trat eine momentane Pauſe ein. Eugenie hob bittend das Auge zu dem Vater empor; auch die Tante näherte ſich ihm, der Nichte das Wort zu reden; in Spannung harrte man des Beſcheides, und ſchon gab man ſüßer Erwartung ſich hin. Da rief er, der nicht gewankt, dem nur der Aerger die Sprache geraubt: „In Ewigkeit nicht! Kein Aich überſchreitet je meine Schwelle! Und kann Eugenie dem alten Vater dies Opfer nicht bringen, ſo gehe ſie zu dem Verhaßten, meide aber meinen Anblick für immer." Hierauf floh Wartenheim in ſein Kabinet, jede Hoffnung mit ſich entführend. Die Tante meinte inzwiſchen, daß ſpäter die Anſicht ihres Bruders ſich wohl noch ändern dürfte. Zwanzig lange Jahre hätten dies freilich nicht vermocht; allein das Siegel einmal von ſeinem Schmerze genommen, würd' es leichter ſein, ihn zu behandeln; ſie werde nach ihren Kräften thun, Wartenheim's Ungerechtigkeit

gegen den Sohn seines Widersachers zu steuern, und zu der Nichte Glück beizutragen, ob es sie gleich kränke, ihr Vertrauen nicht genossen zu haben.

„Vergebung!“ sagte Eugenie, auf die Hand der Tante sich neigend. „Ich bin hierin wie mein Vater. Trauer verberge ich vor den Menschen tief in meiner Brust; nur, daß er nicht, wie ich, sie zuversichtsvoll öffnet vor Gott. Freude theil' ich gern mit; doch giebt es eine Freude, die man kaum sich selber eingesteht, und die, ausgesprochen, seltsame Furcht erregt. Seit zwei Tagen erst weiß ich, daß Ottomar von Aich zu einem Glücke mich erkoren, vor dessen Höhe mir schwindelte, und daß ich nicht umsonst gezittert, erhellet aus des Vaters Mißbilligung, die ich weit entfernt war, nur zu vermuthen. Jedenfalls hab' ich mit meiner Liebe eine sehr düstere Epoche vor ihm aufgerollt, die er, wenn er sie auch nicht vergessen, doch allmälig verschleiert hatte.“

Ottomar, mit Ungeduld den Augenblick herbeiwünschend, der ihm gestatte, die Geliebte im Hause ihres Vaters als Braut zu begrüßen, war wie vernichtet von dem Rapport des Majors. Jedes Wort, jede Bewegung Eugeniens wollt' er wissen, und ob sie nicht zu lau gewesen, zu duldsam sich gefügt in den Beschluß ihres harten Vaters; er kenne ihre sanfte und stille Ergebung. Major Stein widerlegte diesen Verdacht durch die treueste Schilderung des Vorganges, und wie Eugenie des Vaters Zorn, schon heftig auflodernd, bei dem bloßen Namen Aich nicht gefürchtet und ihre glühende Liebe zu Ottomar ihm gestanden. Er ver-

tröſtete den leidenſchaftlichen Jüngling mit dem Einfluſſe der Tante auf ihren Bruder.

Des andern Tages empfing Ottomar folgende Zuſchrift von Eugenien:

„Den ganzen Unwillen meines Vaters konnt' ich auf mich laden für ein Glück, wie es dem Sterblichen nur ſelten blüht: doch ich vermag es nicht, dies Glück zu erkaufen mit ſeinem Unglück, wohl gar mit ſeinem Tode! Das einzige Kind verheirathet zu ſehen an den Mann ſeines Haſſes — Vater und Sohn ſind ihm hier Eins — müßte ſeine Exiſtenz vergiften und die unſrige mit ihr: denn würde er auch der Tochter nicht fluchen, ſegnen würde er ſie nicht zu dieſer Ehe! Ottomar halte ja nicht für Schwäche, was all' meiner Stärke bedarf; er zeihe mich nicht der Lauigkeit für ihn, wenn ich freudig mit meiner Tage letztem ſein Lebensglück beſiegelte. Schrecklich, daß die Kinder den Zwiſt der Eltern büßen ſollen, ſchrecklicher noch, ſie zerfielen mit ſich ſelbſt und verdienten, die gehoffte Seligkeit nicht zu finden! Heißer Schmerz brennet mir im Buſen, und gern ſagte ich mir: daß mein Pflichtgefühl die Wunde kühle; doch dem iſt nicht ſo, ſie brennet mich zu Tode. „Die Zeit," ſprechen ſie, „könne noch Roſen bringen, die Zeit aber ſtiehlt auch die Roſen von den Wangen, darum ſei Ottomar frei! An den Hintritt meines Vaters will ich meine Hoffnung nicht reihen: auch nicht, wie die Uebrigen, mich wiegen mit der Täuſchung, daß dem Momente noch abzuzwingen, was den Jahren unmöglich blieb: meinen Vater nämlich zu überzeugen von ſeinem Unrechte gegen den Ihrigen; denn ſo

Plötzlich flog die Thüre auf. Gärtner mit Laternen ſtanden draußen, die Gruppe beleuchtend. Da ſchwebte der zitternde, bleiche, im Angſtſchweiß gebadete Dorn in der Luft, mit rieſigten Knochenarmen gehalten von — dem langen Jakob in Frauengewändern. Ein intereſſantes Zerrbild. Beide ſchwiegen jetzt, Jakobs Rolle war am Ende; er ſetzte Dorn ab, der vor Scham und Wuth keines Wortes mächtig war.

Lachend ſtanden die Gartenknechte an der Thüre, hinter ihnen Suſanna, und Emil drängte ſich vor und bebte jetzt wieder zurück, die räthſelhafte Erſcheinung anſtarrend.

Ei, wie kommen der gnädige Herr hieher? fragte der Gärtner gegen Dorn gewendet. Und Du, Jakob?

Suschen ließ mich ſpuken! entgegnete dieſer. „Ich ſuchte Kühlung!“ murrte jener, und trocknete die nahmhaften Schweißperlen von der Stirn.

Forſchend ſchaute Emil den Kreuzträger und die ſchelmiſchlächelnde Suſanne an, doch ward aus allem ihm nicht das Geringſte klar. Daß die Zofe dieſen Auftritt bewerkſtelligt habe, glaubte Emil und Dorn jetzt, aber wie und warum, das blieb beiden verborgen.

Komm, mein Freund! bat Roſen, faßte Dorn unter den Arm und zog den Ergrimmten mit ſich fort.

viel aus ſeinen eigenen Reden ſich ergeben, ſo liegt das ganze Verbrechen des Präſidenten von Aich darin: daß ihm auf allen Pfaden ein glücklicherer Stern geleuchtet, als ſeinem Nebenbuhler. Etwa, als müßte ich nun Jeden anfeinden, der ſein Ziel erreicht, weil ich das meinige nicht erreichen kann.

Die Wahl zwiſchen ihm und dem Geliebten hat freilich der Vater mir gelaſſen; er wußte aber, daß ſo ſie ſtellen, auch ſelber ſie bedingen hieß. Allen Verkehr mit dem Sohne ſeines Feindes aufzuheben, mußte ich ihm geloben; den Abſchiedsbrief an meinen Freund hat er mir indeß nicht verwehrt, auch nicht gefordert, ihn zu leſen; darf er doch bauen auf das Wort ſeiner unglücklichen Tochter! Es iſt dies alſo der letzte Zuruf an Ihn, den Gott ſegnen wolle mit jeglichem Troſte, und ſtärken die arme

Eugenie."

Ottomar, nicht zu Hauſe, als die alte Barbara kam, fand den Brief auf ſeinem Tiſche. An dem ungeſtümen Wogen ſeiner Bruſt verrieth er, daß es Tod oder Leben ſei, was er ihm bringe; allein bei der leiſeſten Hoffnung nur hätte der Schlag ſeines Herzens anders klingen müſſen. Er hatte ſich nicht betrogen: die Hoffnung war erſtorben.

In großen Schritten durchmaß der Unglückliche ſein Zimmer, und ſchon dämmerte der Morgen, als er zur Ruhe ſich verfügte; auch war die Ruhe nur kurz. Er eilte in die Kirche, Eugeniens heiliges Aſyl; doch er ſah ſie nicht, wie er es vermuthet; ſie hatte ihm ja Lebewohl geſagt. Da ging er heim und ſagte auch ihr Lebewohl.

„Selbst bei den bessern Menschen," schrieb Ottomar an die Geliebte, „regt sich immer noch so viel Eigensucht, daß sie voranstehen möchten allen Uebrigen. Hör' ich nun diese Stimme in mir, so muß ich Eugenien zürnen, daß auch der Vater ihr lieber sein konnte, als der trauernde Freund, schweigt sie hingegen, dann kann ich, mein Geschick beklagend, der Tochter des grausamen Mannes nur Recht geben. Ich scheide, Eugenie, nicht aber so trostlos, wie Du von mir geschieden bist. Morgen schon beginne ich meine Reise nach dem Orient, dem Lande meiner frühsten Sehnsucht; in zwölf Monden kehre ich wieder, und hast Du bis dahin Deine Treue mir bewahrt, wie ich die meine Dir verbürge, dann lächelt vielleicht der Himmel gnädiger uns, als jetzt.

Major Stein, mein Freund und Eugeniens, wird dies thränenschwere Blatt ihr überliefern, und sie hoffentlich die Annahme nicht verweigern. Durftest Du den Scheidegruß versenden, warum nicht eben so gut ihn empfangen? Es ist auch mein letzter Brief an Dich; nur dem Major werde ich Kunde von mir ertheilen, und durch ihn sie erhalten von Eugenien, der ich meine Seele zurücklasse; sie hüte sie wohl; die kleinste Verletzung wäre tödtlich Ihrem

Ottomar."

Auch Clotilden antwortete Aich noch, bevor er abging. Er hatte es verschoben, bis er mit Gewißheit von seinem Glücke reden konnte. Anders war es nun gekommen; allein das entband ihn nicht seiner Pflicht gegen sie, und so schrieb er ihr denn:

„Clotildens heiteres Loos tröstet mich über die trübe

Wendung des meinigen. Hätteſt Du gedacht, daß der Sohn des Präſidenten von Aich, heiß geliebt von der Tochter eines viel geringern Mannes, daß er bei dieſem auf unüberwindliche Hinderniſſe ſtoßen würde, wenn er, ſeines trefflichen Vaters verſichert, dem Mädchen ſeiner Liebe Hand und Herz zu Füßen lege? Und doch iſt es ſo! Wahrlich man weiß nicht, ſoll man lachen oder weinen über das tragiſche Poſſenſpiel des Lebens! Die Einen ſchmieden die Kinder zuſammen, weil ſie in ihrer Jugend ſich geliebt, die Andern wollen ſelbſt die feſteſten Bande unter ihnen löſen, weil Haß und Abgunſt vormals ſie entzweit. Solche Bewandtniß hat es nun gerade mit mir und Eugenien, meine theure Clotilde, und ob auch Du es treu gemeint mit Deinem Ottomar, und ob auch die Geliebte in Gram ſich verzehre, mir frommt es nicht! Weil meine Mutter den edlern Mann, der Staat den fähigern vorgezogen, ſiehe, deshalb ſoll jetzt kein Menſch ſich mehr des Wohlwollens zu erfreuen haben von dem, der überall Vorſatz erblickt, ihn zu kränken. Daß darunter auch die eigene Tochter leide, kümmert den ſtarrſinnigen Alten nicht; ſie kann unvermählt bleiben, kann ſich zu Tode härmen, ihm einerlei! Nur in's Kloſter darf ſie nicht, ihr müdes Haupt aus zu ruhen an dem Buſen ihres Gottes. Sie kann auch mit dem Geliebten ſich vereinen; Fluch ſoll ihr nicht werden in dieſem Falle, blos ewige Verbannung aus des Vaters Angeſichte: ſüße Alternative, die denn auch ihre Früchte getragen! Eugenie, das ſchüchterne Mädchen, that, wie auch ich der Stärkere gethan hätte: ſie verzichtete.

„In wenigen Stunden trete ich meine Wanderung an nach dem Morgenlande, ſo mindeſtens einen Theil meiner früheſten und ſchönſten Träume zu realiſiren; wer weiß, was meiner dort harret, und ob nicht unter jenem Himmelsſtriche der Jugendtraum zum wirklichen Leben wird, den ewigen Frieden mir gewährend. Oft, meine theure Clotilde, will es mich bedünken, als lohne es für mich der Mühe kaum, nach ird'ſchem Glücke zu ſtreben, da meine irdiſche Laufbahn nur kurz ſein werde. Vielleicht auch Träume nur! Und ſo mag ich jetzt nicht tiefer eingehen in das Gefühl, welches mich beherrſcht, und das näher angeſchaut einer Beruhigung gleicht bei den vorwaltenden Umſtänden.

Einen treuen Freund, vom Zufall mir geſchenkt, habe ich beauftragt, über Eugenien zu wachen und ſie ſchützend gegen die Unbilden des Vaters, uns zu vertreten bei dem ſchroffen Manne u. ſ. w."

Ottomar war bereits fort, als Major Stein den Moment erhaſchte, Wartenheim's Tochter die Abſchiedszeilen ihres Freundes zuzuſtecken, was er um ſo eher verſprochen, als Ottomar ihm Eugenien's Brief und den ſeinigen mitgetheilt. Ueberdies mußte er ihm geloben, den Vater ſo viel möglich zu bearbeiten. Daß hier Nichts zu erſtürmen, ſondern nur langſam vorzuſchreiten war, wußte der Major. Hätte der Alte einen Plan gemerkt, er würde auf ſeiner Hut geweſen und ſelbſt Stein, der ihm imponirte, fruchtlos ſich angeſtrengt haben, ihm beizukommen.

In ſtummer Trauer duldete Eugenie ihr Geſchick, dem

Vater hatte ſie erklärt: daß zwar auf ſeinen Befehl ſie dem Geliebten entſagt, auch kein Jammerlaut ſein Ohr treffen ſolle, hingegen auch kein Machtwort ſie zwingen, einem Ungeliebten ihre Hand zu reichen. Ihr Lebensglück habe ſie dem Vater geopfert, das Unglück ihres Lebens dürfe er nicht wollen, daher ſie ihn bitte, mit ganz unnützen Vorſchlägen ſie zu verſchonen.

Monate floſſen ſo hin; Ottomar ſchrieb von Zeit zu Zeit an den Major, ſtets in gleicher Liebe für Eugenien, was dieſe allemal erfuhr, ſo wie Stein wiederum dem fernen Freunde gewiſſenhaften Bericht abſtattete von der Geliebten; wie ſie immer blaſſer, immer einſilbiger werde und der Vater oft ein beſorgtes Auge auf ſie heftend, bei jeder Gelegenheit freundlicher und gütiger ſich gegen ſie bezeige, nur in dem einen Punkte nicht, von welchem doch Alles für die Tochter abhänge.

Unterdeſſen ſäumte aber der Major nicht, dem Eigenſinnigen vorzuſtellen: daß Eugeniens Kummer um ſo verderblicher auf ihre Geſundheit wirken müſſe, als er nie in Klagen ſich ergieße; vorzuſtellen, daß der Schmerz ihn ſelbſt in die Grube beugen würde, trüg' er die Schuld von ihrem zeitigen Ende. Sei es die Pflicht der Tochter, ſich hinzugeben für den Vater, ſo ſei es auch die des Vaters, ſich an ihrem Gehorſam genügen zu laſſen und nicht einen Abgrund vor ihr aufzuthun, der auch ihn zu verſchlingen drohe. In ſeiner Willkühr ſtehe es, hier Tod in Leben, Gram in Wonne zu verkehren, in Eugenien's nur, ſtill zu leiden; die Lieb' in ihrem Buſen auszutilgen, liege

nicht in ihrer Gewalt. „Soll der Haß im Menſchen, und gar ein ungerechter Haß," fuhr der Major fort, „ſoll er ſo tiefe Wurzel ſchlagen, daß nicht Raum mehr bleibt für das eigene Kind? O was iſt befriedigter Rachedurſt gegen das ſegensreiche Gefühl, ſich ſelbſt wiedergefunden und ein geliebtes Weſen beglückt zu haben? Ottomar von Aich iſt ein herrlicher Jüngling, und wäre Ihr Blick nicht umſchleiert von Leidenſchaft, Sie hätten längſt dem Himmel gedankt für ſolchen Sohn."

„Und woher kennen Sie ihn ſo genau?" fragte Wartenheim den Major, zum erſten Mal lebhaft angeregt von ſeinen Worten.

„Durch die Loskaufung eines armen Burſchen vom Soldatenſtande; Ottomar wollte ihn ſeinen alten Eltern, ſeiner Braut erhalten. Der Moment machte uns zu Freunden; doch ſeine Liebe für Eugenien verheimlichte er auch mir, weil verlobt mit einer Anverwandten ſeines Hauſes er, wiewohl mit Schmerz, ſich fügte in die Wünſche ſeiner verſtorbenen Mutter, bis der Himmel ſelbſt ihn erlöſte von ſeiner Zuſage, und er nun förmlich um die Geliebte werben konnte. Jetzt vertraute er ſich dem Freunde; ich ſollte ihn zu Eugenien's Vater bringen und ahnete ſo wenig wie er, daß hier irgend ein Anſtoß zu beſorgen; ja ich meinte noch Rath Wartenheim ſehr dadurch zu verbinden."

Dieſer äußerte ſich vor der Hand nicht weiter; allein der Major merkte, daß er Breſche geſchoſſen in das bisher wohlverſchanzte Herz, und hoffte Alles, wagt' er gleich

noch nicht seinem Freunde mit Zuversicht darüber zu schreiben. Eugenien aber verschwieg er seine Hoffnung nicht: ihr schwacher Körper bedurfte deren.

Und so war das Jahr abgelaufen und Ottomar kehrte zurück; er eilte zu Stein, der ihn mit Vaterliebe an sich preßte und jetzt von seinen Erwartungen unterrichtete, bittend, daß er sich ruhig verhalte, bis er ihn wiedergesehen.

Der Major begab sich hierauf zu dem Alten, meldete ihm Ottomar's Ankunft, sein erneutes Werben um die Tochter, und drang heute so ernstlich in ihn, den entscheidenden Augenblick nicht zu einem fluchwürdigen für sich zu machen durch seines Kindes Tod, der unausbleiblich erfolgen müßte, hätte sie umsonst dieses Augenblickes geharrt, daß, endlich überwunden, Wartenheim das lang ersehnte Ja von seinen Lippen gleiten ließ, und hin stürzte der Freund zu Eugenien, ihr vor Allen die Friedenspost zu künden; fast erlag sie dem Gewicht ihres Glückes. Und als nun Ottomar selbst vor sie trat, ihr zugeführt vom Vater, da schluchzte sie laut an des Geliebten Brust, stammelnd: „Es ist zu viel der Gnade!" sodann sank sie mit ihm vor dem bewegten Vater nieder, daß er sie Beide segne.

Wartenheim, sehr erschüttert von der außerordentlichen Aehnlichkeit des Sohnes mit seiner Mutter, die er nie ganz vergessen konnte, und wie früher zum Haß befeuert durch den Vater, heute in Liebe angeregt für Ottomar durch die Verklärte, er segnete unter heißen Thränen die vor ihm Knieenden, und zog sonach sie Beide an sein

ſtürmiſch pochendes Herz. „Vergebt mir die lange Marter!“ war Alles, was er zu ſagen vermochte. O wie bereute er jetzt die Zeit des Glückes, die er ſeinen Kindern und ſich ſelbſt geſtohlen! Und wie ſollte der Vorwurf noch viel ſchärfer in ſeine Seele ſchneiden!

Wartenheim begleitete des Sohnes Brief an den Präſidenten mit der eigenhändigen Bitte um ſeine Zuſtimmung. Bis dahin hatte Ottomar dem Vater ſeine Liebe verſchwiegen, er hätte ihn ja nur damit betrübt; an ſeiner Genehmigung aber zweifelte er nicht, auch lief dieſe ſehr bald ein, und der Präſident ſchrieb an Eugenien's Vater:

„Der Kinder Bund wird hoffentlich jeden Groll, ich ſage nicht in der Väter Buſen, denn nimmer hegte ich Groll gegen Wartenheim, wird jeden Groll in dem Manne verlöſchen, der Friedrich von Aich nie gekannt. Laſſen meine Geſchäfte es zu, ſo komme ich ſelbſt das Hochzeitsfeſt zu feiern, das meines Ottomar's Glück begründet, und zu feiern das Feſt der Freundſchaft mit ſeinem zweiten Vater.“

Anders wollte es die ewige Vorſicht! Wie an hellen Sommertagen wir zuweilen eine drückende Ermattung empfinden, die Alles in uns lähmt, ohne zu wiſſen, woher ſie rühret, da kein Wölkchen am Horizonte zu erblicken, ja, die ganze Natur in Glanz und Freude ſchwimmt, bis Abends plötzlich der Sturm ſich ſammelt und ein heftiges Wetter losbrechend, wir nun begreifen, warum der ſchöne Tag ſo ſchwer auf uns gelaſtet, warum das heitere Son-

nenlicht uns niedergehalten, ſtatt uns zu erheben; wir ſahen nicht des Orkans Nähe, wir fühlten ſie jedoch. So auch Eugenie! Inmitten ihrer Seligkeit beſchlich ſie eine unnennbare Angſt; auch an ihrem Himmel ſah ſie keinen Schatten mehr; auch er ſtrahlte in ſonniger Pracht auf ſie herab, und dennoch die Bangigkeit, die ihren Athem beklemmte, und die nichts Anderes war, als der moraliſche Sturm, der für ſie heraufzog! Die Größe ihres Glückes erſchreckte ſie wohl öfter; allein von welcher Seite der Schlag ihr drohe, wußte ſie nicht.

Ottomar war auf kurze Zeit zu ſeinem Vater gereiſt; ihm barg die Geliebte in ihren Briefen die quälende Unruhe nicht; ſie zu ſtillen flog er zurück. Was konnte nunmehr ſie noch trennen? Und doch hatte Gott die ewige Trennung beſchloſſen!

Ottomar erkrankte als ſchon der Vermählungstag feſtgeſetzt worden, und Eugenie, eine zweite Caſſandra, ſagte ſich: „nimmer erſtehet er!“ bevor der Arzt nur eine Gefahr angedeutet; ſie aber fühlte das Ungewitter, als noch kein menſchlich Auge die Wolken erſpäht, die furchtbar ſich entladen ſollten und nach dreimal vier und zwanzig Stunden lag Ottomar auf der Bahre; Entzündung des Gehirnes hatte ihn hinweggerafft, und der Tag, beſtimmt Eugenien die Myrtenkrone ins bräutliche Haar zu flechten, er warf den Witwenſchleier über ihr jungfräuliches Haupt. Wenig fehlte und ſie wäre dem Theuern nachgefolgt. Des Vaters Schmerz, ſeine zärtliche Beſorgniß um ſie, ihre hohe Gottesfurcht gaben ihr den Willen zu leben. Seit

ſie erreicht was ſie gewünſcht, den väterlichen Segen, ſeitdem hatte ſie's mit ſich herumgetragen, daß ſie mehr nicht erreichen werde; dennoch zermalmte das Unglück ſie, als habe keine böſe Ahnung ihr davon geflüſtert. Den Freund ihres Herzens todt wiſſen; mit ihren Gedanken ihn ſuchen in der Erde Schooß, ſeine liebe Stimme nie wieder hören, nie wieder in den blauen Himmel ſeines klaren Auges ſchauen, nie ſeine treue Hand mehr faſſen; ach, es drückte ſelbſt ſie in des Grabes Tiefen! Verſchwunden aus der Zahl der Lebenden, er, der all ihr Leben war, es vernichtete faſt ihren Verſtand.

Da ſandte Gott, die Vielgeprüfte zu erretten, ihr eine neue Trübſal zu, und lernen mußte ſie auf eigene Koſten, daß, was der Menſch auch ſchon verloren, er immer noch verlieren könne und nie das Schickſal herausfordern ſolle zu neuen Kämpfen. Ein Schlagfluß traf ihren Vater, dem ſeit Ottomar's Hintritt der Wurm der Reue das Innere zernagt. Eugenie wich nicht von ſeinem Lager, in der Angſt vor dem zu Geſchehenden das ſchon Geſchehene vergeſſend, und in der Pflege des Vaters das Andenken des Geliebten vernachläſſigend. Ihre kindliche Sorgfalt hielt jedoch nur kurze Zeit das entfliehende Leben auf; nach einigen Wochen trug man auch Wartenheim zu ſeiner letzten Ruheſtätte und Eugenie blieb mit ihrem doppelten Leide vereinſamt zurück. Da die Tante längſt abweſend war in Geſchäften, ſtand nur der Major, ſelbſt ſeiner ganzen Mannhaftigkeit benöthigt, dem eigenen Weh zu gebieten, ſtand nur er der Verwaiſten liebreich zur Seite. Nicht daß Euge-

Der Troß verlief sich. Susanna folgte den Männern von weitem nach. Emil rief sie näher. Sie kam. „Unverschämte!“ schalt er, „Du wagtest es — ?“

Der Bevollmächtigte wagt nichts!“ entgegnete sie furchtlos. Ich handelte auf Befehl Ihrer Frau Gemahlin.

Jetzt riß Dorn sich los und floh nach seinem Zimmer.

„So kannte meine Frau Dorns Absicht?“ forschte der Baron und rieb verlegen die Hände.

Genau und längst schon! erwiederte die Zofe. Und so war es.

Als Asmodi-Dorn in der Stadt sich der schönen Adelaide näherte, ging sie unbefangen mit ihm, dem Freunde ihres Mannes, dem guten Gesellschafter, um. Seine Absicht trat hervor, als der Versucher in Rosenau erschien. Zu gleicher Zeit bemerkte die scharfsichtige Frau die erhöhte Aengstlichkeit ihres Mannes, so sehr er sie auch zu verbergen strebte. Daß der sonst so argwöhnische Emil jetzt den mit jeder Stunde aufdringlicher werdenden Gast so oft und lange mit ihr allein ließ, fiel ihr gleichfalls auf.

Ich glaube, sprach sie zur Tante, mein Mann will durch diesen Menschen meine Zuverlässigkeit prüfen. Die Kirchberg bestärkte sie in der Vermuthung, denn die Dame kannte Dorn als einen Ehefeind, und auch sie war auf jene Umstände aufmerksam geworden. Wir wollen die Herren beobachten, sagte sie, und es

nien's herbes Loos keine Theilnahme erweckt unter ihren Bekannten; aber es waren eben nur Bekannte; ſie hatte ſtets Gott allein vertraut, bis endlich ihr volles Herz überging in Ottomar's Herz, die fremden Gemüther ihr noch ferner rückend. Der Major vom Vater zum Vormunde beſtellt über die hülfloſe Tochter, drang in ſie, aus dem Trauerhauſe in ein anderes, ihm befreundetes zu flüchten, doch umſonſt! Sie bat ſo rührend, ſie dem Orte ihrer Erinnerungen nicht zu entziehen, daß er nachgab.

Präſident von Aich, tief gebeugt von dem Tode des geliebten Sohnes, vernahm nicht ſobald durch den Major Eugenien's neuen Verluſt, als er ſie zu ſich berief. Vater wollt' er ihr ſein, die Tochter ihr eine zärtliche Schweſter; ſie ſolle ihm, dem Gramerfüllten, den Troſt nicht verweigern, für die Braut ſeines Ottomar Alles zu thun, was in ſeiner Macht liege; ſie ſelbſt könne in den väterlichen Hallen ihres unvergeßlichen Freundes nur Erleichterung finden, und ſei es dem Abgeſchiedenen verſtattet, aus ſeinen lichten Höhen auf ſie herniederzublicken, ſo werde er ihren Entſchluß ſegnen.

Mit Entzücken, wenn ſo zu nennen was ſie bewegte, empfing Eugenie die Einladung des Präſidenten. Ja dort war ihr Platz; dort durfte ſie nicht fürchten, beſchwerlich zu fallen mit ihrem Schmerze, nicht ſich gezwungen zu ſehen, ihn gewaltſam zu erſticken! Dort mußte Betrübniß herrſchen auf allen Geſichtern, in Aller Herzen; mußten Thränen hängen an jeder Wimper; dort mußte man ihr lautes wie ihr ſtilles Klagen begreifen, und Keiner ſie mit

Worten, dieſer falſchen Münze, tröſten wollen. Ja, im Vaterhauſe, wo der Geliebte vor Kurzem erſt gewandelt, wo ſein Andenken noch in voller Blüthe ſtand, dort war ihr Platz!

Und mit einer Schnelligkeit, als gälte es eine Freude des jungen ungeſtörten Sinnes, nicht, als warte ihrer die tödtlichſte Erſchütterung, ordnete Eugenie, bisher ſo verſunken in ſich, ſo abgeſtorben der Außenwelt, alle Anſtalten zu ihrer Reiſe. Major Stein konnte dieſe nur billigen, ſah er gleich mit Wehmuth das liebe Kind ſcheiden. Die alte Barbara und ein treuer Diener ihres Vaters begleiteten ſie; vorher hatte Eugenie der Tante ihre Umſiedlung gemeldet, und am Tage ihres Aufbruches kam die Antwort derſelben auf die, vom Major ihr gemachte Todesanzeige ihres Bruders, und ſie forderte die Nichte zu ſich. Eugenie dankte dem Himmel, von ihrem Verſprechen an Ottomar's Vater nicht mehr zurückzukönnen. Die ungeliebte Tante hätte nur ſchwärzere Schatten über ihr nächtliches Daſein geworfen.

Wartenheim's Tochter fand die liebreichſte Aufnahme bei dem Präſidenten. Ihre Zähren floſſen vereint mit denen des Vaters und der Schweſtern; denn auch Clotilde beweinte in Ottomar den Bruder, und die erſte Linderung ihres brennenden Schmerzes genoß Eugenie hier, wo Alles mit ihr trauerte.

Baron Aich, noch in der Kraft der Jahre und ganz den Pflichten des Staatsdieners hingegeben, hatte es ſich gleichſam zur Regel geſtellt, perſönliches Unglück mit ſtoiſcher

Faſſung zu ertragen, und keinem Fremden bei ſolchem Anlaß den Blick in ſein Inneres zu vergönnen, ſo daß Diejenigen, die ihn oberflächlich beurtheilten, ihn da kalt wähnten, wo er gerade am meiſten litt. Der Verluſt des Sohnes hatte ihn beinahe die durch lange Gewohnheit errungene Haltung gekoſtet. Es war vielleicht eine Grille, ein eigener Stolz; allein er ſuchte Etwas darin, ſtärker zu ſcheinen als die Natur es mit ſich bringt, und dieſe rächte ſich dann an ihm für die Tage des Zwanges durch ſchlummerloſe Nächte, und in den Momenten, die er ſeinen Geſchäften abſtahl. Selbſt vor der Tochter öffnete er das blutende Herz nur halb; ſein Beiſpiel ſollte ſie ermuthigen im Unabwendbaren. Eugeniens Ankunft aber ſprengte die Feſſel, die den Vaterſchmerz in äußere Formen band, und zum erſten Male überließ er ſich in Gegenwart eines Dritten ſeinem ganzen Kummer. Eine andere Vergangenheit noch rief die Tochter ſeines frühern Feindes in ihm wach: das Bild ſeiner Gattin, um deren Hand Eugeniens Vater mit ihm gekämpft, und dieſe liebe Hand nun auch erſtarrt im Tode! Gemahlin und Sohn ein Raub des Grabes! Der Sohn dahin, der mit den Zügen ſeiner edlen Mutter auch ihr Gemüth geerbt! O, es überwältigte den ſonſt ſo feſten Mann bei dem Anblick des guten Kindes, das ſeinem Ottomar das ſchönſte Glück verheißen, und die Verlobte des Sohnes mußte den Vater beruhigen. So fehlte es denn der Leidtragenden weder an Nahrung ihres Grames, noch an dem Troſte, der aus dem Mitgefühl des Nächſten uns erwächſt.

Allmälig beſchwichtigte ſich der Aufruhr wieder; die Zeit behauptete auch hier ihr unbeſtrittenes Recht; nur in Eugenien lebte die gleiche Sehnſucht fort, ob zwar ſie den Umſtänden ſich zu fügen ſchien. Aus ihrem Gedächtniſſe verdrängte Nichts den theuern Freund; indeß ſie lernte reden von andern Dingen. Auch war die Familie jetzt beſchäftigt auf mancherlei Weiſe. Marie, längſt verſprochen, vollzog ihre Heirath, ausgeſetzt wegen der Trauer, nun in der Stille, und ſchickte ſich an zur Abreiſe nach ihrem künftigen Wohnorte.

Zwölf Monde waren ſo verſtrichen, ſeit Eugenie im Hauſe des Präſidenten lebte, und immer höher ſtieg ſie in ſeiner Gunſt. Clotilde war ebenfalls dem Gatten gefolgt in die ferne Garniſon, und Baron Aich ſah ſich beſchränkt auf ſeines Ottomar's Geliebte, die es öfter ſchon hatte bedünken wollen, als laſte auf dem würdigen Manne Anderes noch, als der Hingang des Sohnes und ſeiner Mutter, und als herrſche hier ein Geheimniß, das Niemand zu berühren wage. Wie hätte ſie Hand daran legen ſollen! Aber es umſtrickte ſie dies Geheimniß, deſſen Exiſtenz ſie doch nur muthmaßte, mit beängſtigender Gewalt.

Da geſchah es, daß der Herr von Aich in ihrem Beiſein einen Brief empfing, den er nach Erkennung der Schrift ſchnell auf die Seite ſchob; ſeine Farbe aber hatte gewechſelt, ſeine Stirn ſich verfinſtert; er bat Eugenien, ihn zu verlaſſen; ſie mußte gehorchen. Kaum allein, griff er wieder nach dem Briefe, betrachtete ihn eine Minute, und warf ſodann unerbrochen ihn in des Kamines hell lodernde

Flamme, ausrufend: „Auch jetzt nicht!“ Hierauf ſank er in den Seſſel zurück, bedeckte mit der Rechten ſeine Augen, und als er ſie wieder entblößte, waren ſie umflort und ſein Antlitz ſehr bleich; die Spuren davon bemerkte Eugenie auch ſpäter noch; ſie durfte ihn jedoch nicht befragen, durfte nur ſtumm ihre ſorgliche Theilnahme verrathen.

Eine Woche nach dieſem Vorfall überbrachte man verſtohlen Eugenien ein Schreiben von unbekannter Hand; ſeltſames Bangen überkam ſie; der Name Ludwig ſtand darunter, und zu ihrem Erſtaunen las ſie:

„An die Fremde des Hauſes muß der Sohn vom Hauſe ſich wenden, um Gnade zu erflehen bei ſeinem ſtrengen Vater! Doch nein, Eugenie iſt keine Fremde in den Räumen, die ſie durchſchreitet, gleich einer wohlthätigen Fee! Ottomar's Braut konnte nicht anders ſein, deshalb auch flüchtet Ottomar's Bruder zu ihr, ſeinem letzten Anker.

Nicht leugne ich, daß ich gefehlt; meine wahrhaftige Reue hätte indeß längſt den Vater mir verſöhnen ſollen. Er aber iſt unverſöhnlich, und ſeit ich des geliebten Bruders Tod erfahren, habe ich mehr denn zehn Briefe, voll der höchſten Unterwürfigkeit, der demüthigſten Bitten an ihn gerichtet und nie eine Antwort darauf erhalten. Ich erkor mir die Schweſter, erkor mir Clotilden zur Mittlerin; ſie ſchrieben Beide mir zurück: daß der Vater durchaus nichts von mir wiſſen wolle, und bei ſeinem Zorne verboten, meinen Namen vor ihm zu nennen; Keiner im Hauſe dürfe ungeſtraft dies Gebot übertreten; ſie habe er aus dem Zimmer gewieſen, als ſie von mir anfingen.

Ottomar allein hätte es noch vermocht, den Gereizten zu beſänftigen; mit ihm ſei meine einzige Stütze begraben.

Es ſind nun ungefähr acht Tage, daß ich neuerdings dem Vater einen Brief überſandt, mit der Bitte: nur einmal noch mir zu vergönnen, ſeine Kniee zu umfaſſen, ſein liebes Angeſicht zu ſchauen; daß ich verzichte auf jeden ſonſtigen Vortheil, und er nicht denken möge, ich wünſche, ſeit der Bruder dahin iſt, mich ihm zu nähern aus Eigennutz. Sein Reichthum falle Andern zu, mir nur ſeine Verzeihung. Den jüngern beſſern Sohn habe das Verhängniß ihm geraubt, es werde auch der ältere, ungeliebte ihm ein theurer werden, wenn er, bei ſeiner Grauſamkeit verharrend, dieſen zur Verzweiflung treibe; mehr als bereuen und nach Kräften vergüten wollen, liege ja nicht in des Sterblichen Macht; darum ſolle er Milde üben, um einſt auch Milde zu erfahren von unſer aller Richter.

Es erfolgte auch auf dieſe Zuſchrift keine Erwiederung, und ſo gebe ich denn mein Geſchick in Eugeniens Hände; ſie, früher mir zur Schweſter beſtimmt, werde heute mein guter Engel! Scheut aber auch ſie des Präſidenten Ungnade, nun, ſo bin ich verloren; kein Mittel kenne ich weiter, an das harte Herz des unglücklichen Vaters zu pochen: unglücklich, weil dann auch ihm die Stunde der Reue zu ſpät ſchlüge!

Seit geſtern hier und in der Nähe des Vaters, erwartet von Eugenien Leben oder Tod der verſtoßene

Ludwig."

Nie hatte Wartenheim's Tochter von einem andern Sohne des Präſidenten, als von Ottomar gehört; nie dieſer ein Wort vom Bruder ſich entſchlüpfen laſſen; nur einmal geäußert: er wolle von ſeinem Vater ein Hochzeitsgeſchenk ſich erſchmeicheln, das auch ſie freuen werde. Vermuthlich galt dies Ludwig's Begnadigung; es war ihm jedoch damit entweder nicht gelungen oder der paſſende Augenblick ihm nicht erſchienen. Genug, Eugenie hatte Mühe, ſich zu erholen von ihrer Ueberraſchung; allein das Räthſelhafte im Aich-ſchen Hauſe, das ſie mehr empfunden als wahrgenommen, es löſte ſich jetzt. Welch' ſchwierige Aufgabe für ſie! Wie ſehr mußte der Sohn ſich vergangen haben, wenn dies Vaterherz ihm verſchloſſen blieb! Ihr aber ward es Pflicht, dem in ſie geſetzten Vertrauen durch einen Verſuch mindeſtens zu entſprechen, ſollte ſie auch die Huld des Präſidenten verſcherzen. Ottomar, ſagten die Schweſtern, hätte einzig hier wirken können, und war ſie nicht die Erbin ſeiner Seele?

Sie eilte zu dem Präſidenten; zitternd trat ſie vor ihn. „Ich komme in wichtiger Sache, mein Vater!" begann ſie.

Baron Aich, an ſeinem Schreibtiſche ſitzend, hob freundlich das Auge empor zu ihr, die er innigſt liebte. „Was iſt's?" rief er betroffen. „Du biſt ungewöhnlich blaß, mein Kind?"

„Hängt doch gar Großes an dieſer Stunde!" entgegnete ſie.

„So feierlich, Eugenie! Ich will nicht hoffen, daß Du beabſichtigeſt, von mir zu gehen; nicht hoffen, daß

wieder Kloſtergedanken in Dir aufgetaucht ſind. Erwäge, daß Du den Vater im Grabe damit kränken und den lebenden ſchmerzlich betrüben würdeſt! Erwäge, was Du mir biſt und wie verlaſſen ich ſtehe, ſeit die jungen Weiber mit ihren Männern davon gezogen! Ich habe ja Niemanden, als Dich!"

„Niemand?" fragte Eugenie betonend.

„Niemand!" wiederholte der Präſident mit einem Seufzer.

„Und wenn es mir vorbehalten wäre, dem Vater ein neu gewonnenes Kind an's Herz zu legen ....."

„So thateſt Du, meine Eugenie, als Du zu mir kameſt!"

„Das war die Tochter! Brächte ich aber nun auch den Sohn in des Vaters Arme?" ſtammelte Ottomar's Geliebte.

„Wie!" rief der Präſident auffahrend.

„Ludwig fleht um Gnade durch mich ....."

„Kein Wort von ihm, bei meinem höchſten Unwillen!"

„Ich verhehlte mir's nicht, mein Vater, daß ich Ihre Gunſt und ſomit meinen letzten Troſt auf's Spiel ſtelle; dennoch muß es ſein....."

„Nicht weiter, ich beſchwöre Dich!" ſagte Aich, ihre Liebkoſungen abwehrend.

„Er iſt Ihr Sohn, jetzt der einzige!" ſprach Eugenie, „und fühlet tiefe Reue ....."

„Kennſt Du ſeine Schuld?" fragte der Vater.

„Ich kenne ſie nicht," entgegnete Ludwig's Vertheidi-

gerin, „kenne aber ſeine Zerknirſchung und Gottes ewige Barmherzigkeit für die gefallenen Menſchen! Soll der Vater auf Erden ſtrenger richten, als der im Himmel?“

„Du weißt nicht, was der Unglückſelige mich koſtet! Den frühzeitigen Tod der Mutter trägt er auf ſeinem Gewiſſen .....“

„Und eine ſo ſchwere Bürde, die allein hinreichte, jedes Verbrechen zu ſühnen, ſie wollte Baron Aich, der edeldenkende Mann, noch mehren durch ſeine ſtete Ungnade? O, wie beklage ich ihn jetzt doppelt, den Armen!“

„Schon als Knabe,“ fuhr der Vater fort, „war Ludwig ſtörriſch und heftig; was er ſich vornahm, ob Recht oder Unrecht, er mußte es durchſetzen, und keine Gründe der Vernunft fanden Eingang bei ihm; jeder Widerſpruch befeuerte ihn nur, das Verbotene um ſo ſicherer zu erzielen; ſein Herz war weich, ſein Sinn unbeugſam. Ich wünſchte ihn in meiner Laufbahn zu ſehen, er beſtimmte ſich für die militairiſche, und gab ich nach, ſo that ich's in der Hoffnung: daß die Kriegszucht ihn beſſern und er auf andere Weiſe mir lohnen werde. Doch kaum Offizier, behagte auch das ihm nicht, und mit aller Anſtrengung nur erhielten wir ihn in der ſelbſtgewählten Carriere. Als Rittmeiſter kam er vor drei Jahren nach der Reſidenz; hier verliebte er ſich in eine Tänzerin, und verſchwendete ſolche Summen an ſie, daß er endlich mich nöthigte, nachdem ich zweimal ſeine Schulden getilgt, öffentlich zu erklären, keine mehr für ihn zu zahlen. Hierauf begehrte er meine Einwilligung zur Heirath mit jener Perſon, und

als ich ſie verweigerte, wandte er ſich an ſeine Mutter, deren Favorit er immer geweſen, und die vielleicht in der Kindheit ihn zu ſehr geſchont. In dieſer Sache lehnte ſie inzwiſchen die Vermittlung ab, und ſuchte ſowohl mit guten Worten, wie mit Drohungen, ihn zu bekehren. Doch umſonſt! Er reichte heimlich ſeinen Abſchied ein, ging mit der Tänzerin davon, und verband ſich ihr am Altare, wähnend: daß, wenn der Streich einmal vollführt, die Eltern ſich bequemen würden. Er irrte; ich warf ihm ein anſtändiges Jahrgeld aus, verbot ihm aber, je vor mir oder ſeiner Mutter zu erſcheinen, und ließ nun alle Briefe ungeleſen, alle Fürſprache unbeachtet; ſelbſt die Mutter durfte ihn mir nicht mehr nennen; ihr hat der Gram das Leben verkürzt. Urtheile jetzt, Eugenie, ob ich ihn wieder vor mich laſſen, ihn wieder an mein Herz nehmen kann! O, welch' bitteres Leid habe ich durch ihn erfahren! Und nicht genug, daß ich es zu erdulden, ich hatte es auch noch zu verbergen, da häusliches Ungemach nimmer Platz finden ſoll auf meinem Angeſichte."

„Leſen Sie Ludwig's Brief an mich, mein Vater," ſagte Eugenie, indem ſie des Sohnes Schreiben aus ihrem Buſen zog, „es wird Ihren Groll entwaffnen ....."

„Nein, mein Kind," ſprach er zurückweiſend.

„Um Ottomar's willen beſchwöre ich Sie darum! Laſſen Sie durch mich ſeine Stimme aus dem Grabe zu Ihnen dringen! Es war gewiß ſein heißeſter Wunſch, dem Reuigen Gnade zu erwirken bei ſeinem verehrten Vater. Welcher neue unverſiegbare Quell des Schmerzes für Sie,

ſoll uns nicht ſchwer werden, klare Anſicht zu gewinnen.

Dieſem Entſchluſſe zufolge weihte man Suſanna (die an Verſchlagenheit hinter keiner Zofe aller Zeiten und Räume zurück blieb) in das Geheimniß ein. Sie gelobte Mitwirkung und hielt treulich' Wort. In größter Geſchwindigkeit knüpfte ſie eine Art von Liebesverſtändniß mit Johann, Roſens dienſtbarem Geiſt an, und entlockte dem Verliebten bald das erhorchte Geheimniß.

So erfuhr die Baronin mehr, als ihr lieb war.

Wie iſt es möglich, klagte ſie und zerdrückte die hervortretende Thräne, wie iſt es möglich, daß Roſen bei meiner regſten Vorſicht, bei meinem tadelloſen Betragen den entehrenden Argwohn nährt? Wie kann er ſich herablaſſen, einen ſo ſträflichen Bund mit dem Verſucher zu ſchließen?

Das fordert Strafe, urtheilte die Tante, obgleich das Ganze Dorns Werk iſt. Er ſoufflirt Deinem Manne.

„Der Asmodi muß gezüchtigt werden, und zwar derb," meinte Suschen, „und auch der Herr Baron darf nicht ganz leer ausgehen, der ſeine edle Gattin kränkt."

Adelaide ſchlug einen Sermon an dieſen und Verachtung gegen den Fremdling vor. Die Tante aber und die Zofe widerſprachen. „Er büße," ſprach die

ſchiede auch der letzte Sohn vom Leben ohne Ihre Verzeihung!"

„Aus Liebe zu Dir verzeih' ich ihm; doch bleibe er mir ewig fern ....."

„Das wäre eine halbe Verzeihung, mein Vater," entgegnete Eugenie, froh, ſo viel gewonnen zu haben, „und keine Halbheit ziemt dem Präſidenten von Aich. Wahrlich, ich müßte wohl meine Ohnmacht in klöſterliche Zelle verſtecken, hätte der unglückliche Ludwig ſich getäuſcht, als er mir die Kraft beimaß, ihn mit dem Vater auszuſöhnen: das Einzige, was auch mein farbloſes Leben noch erhellen könnte. O, Sie werden ſo grauſam nicht handeln an Ihrer armen Eugenie, die einſt dort oben den Blick nicht erheben dürfte zu Ottomar, hätte ſie dem Bruder ſo ſchlecht gedient. Nur den Brief leſen Sie ....."

„So gieb!" rief der Präſident und entfaltete, ſichtlich bewegt, das Blatt. „Nun denn, er komme!" ſprach er nach Leſung deſſelben, und zerdrückte mit der Hand eine Thräne im Auge, „er komme, doch er allein!"

Freudetrunken hing Eugenie an dem Halſe des ſtarken Mannes, den ſie erweicht hatte, und er ſchloß ſie zärtlich an ſeine Bruſt. „Den Sieg," fuhr er fort, „konnte nur Ottomar's Geliebte erringen! Daß der Bube nun aber auch nie vergeſſe, wem er ſeine Rückkehr in's väterliche Haus verdankt, und ſelbſt, wenn ich nicht mehr bin, die Schweſter und Wohlthäterin in Eugenien ehret! Du biſt mein Kind und als ſolches wirſt Du Dich betrachtet finden nach meinem Tode. Unverſchuldet habe ich Deinem Vater

wehe gethan; an der Tochter ſei das willenloſe Unrecht vergütet."

„Es iſt dies längſt geſchehen durch Ihre Liebe, mein Vater, und zehnfach jetzt durch die Gewährung meiner Bitte! Ich gehe nun, das Weitere zu beſorgen."

„Gut, mein Kind!" ſagte der Präſident und entließ ſie. Den ſchweren Kampf einmal ausgefochten, ſah er ſeine Niederlage nicht ungern; er ſeufzte mehr denn je nach dem ältern Sohne, ſeit Ottomar geendet; doch es hatte Ludwig ihn zu tief verletzt, und Verzeihung im ganzen Sinne des Wortes wurde hier zur Schwäche und zum böſen Beiſpiel für andere Tollköpfe. So dachte der Freiher von Aich, bis Eugenie die Mauer völlig niederriß, mit welcher er abſichtlich ſeine nimmer erloſchene Liebe für den Erſtgeborenen umbaut, und liebte nur inniger die Tochter, die den Schutt aufräumend, den Weg zu ſeinem Herzen frei gemacht.

Indeß der Vater ſich wieder zur Arbeit begab, ſchrieb Eugenie an den Sohn:

„Kommen Sie morgen Nachmittag um die vierte Stunde zu mir; aber allein, und erhoffen von Ihres Vaters Gerechtigkeit und ſeiner Liebe für Sie das Beſte. Wie glücklich werde ich ſein, wenn es mir gelungen iſt, zwei Gemüther, die ſich nie hätten trennen ſollen, wieder zu vereinen. Baron Ludwig von Aich, der Bruder meines Ottomar, wird die Vergangenheit aus des Vaters Gedächtniß zu bannen ſuchen durch eine ſchönere Zukunft, und ſo der neuen Schweſter am würdigſten lohnen."

Mit unerklärbarer Unruhe harrte Eugenie nun auf den Sohn des Präsidenten. Es war ein finsterer Novembertag, und auch Ludwig nahte sich zur anberaumten Zeit unter lautem Herzpochen der Heimath seiner Kindheit, die ihn schuldlos gekannt, und die jetzt schuldbelastet mit gebrochenem Muth ihn wieder aufnehmen; wo er Mutter und Bruder nicht mehr finden sollte, und den Vater ergraut von Sorgen und Kummer. Man wies ihn nach Eugeniens Zimmer, das einst Ottomar bewohnt, und das aus allen Gemächern des weitläufigen Hotels sie vorzugsweise sich erwählt hatte. Dort saß sie oft so tief verloren in der Erinnerung an den Theuern, daß nur die Grabeswelt noch Macht über sie hatte, und Ottomar's liebe Gestalt lebendig vor ihrem geistigen Auge stand. Als jetzt Ludwig von Aich, schon bei Dämmerlichte hereintrat, da sah auch ihr leiblich Auge den abgeschiedenen Freund, und „Ottomar" stammelnd, sank sie mit einem dumpfen Schrei zurück. Ludwig eilte ihr zu Hülfe; bald erholte sie sich, und den Blick aufschlagend fiel er abermals auf Ottomar's Züge. „Vergebung," hob er an, „wenn ....."

„Auch seine Stimme!" rief Eugenie schmerzvoll. „Vergeben Sie mir," fuhr sie fort, „daß ich Sie so empfange! Aber ich war unvorbereitet auf die große Aehnlichkeit der beiden Brüder, und hatte gerade hier an dieser Stelle, wo auch Ottomar geweilt, so häufig mit kindischem Begehren mir erfleht: er möge nur einmal noch der Geliebten erscheinen, wie sonst, und dann in sein Reich sie entführen, daß in der fieberhaften Aufregung meines Herzens ich glaubte,

Gott habe mein Gebet erhört, als Ottomar's Bruder die Thür öffnete."

„Ja," erwiederte Ludwig, „die äußere Aehnlichkeit zwiſchen uns war auffallend, obſchon mein Auge dunkler als das ſeine, mein Haar ſchwärzer. O, hätten wir im Uebrigen uns ſo geglichen," fügte er trübe hinzu, „es wäre manche herbe Zähre weniger gefloſſen! Doch das Leben hat an mir gethan, was Erziehung und Vorbild nicht thun wollten, und ſeit über den Bruder der ewige Schlaf gekommen, floh jeder Schlaf mein Lager, und jeder wache Traum verklagte mich: daß ich den edlen Vater nicht tröſten könne in ſeinem Schmerz. Bis zum Wahnſinn zerrte es an meinem Verſtande, von allen Briefen, die ich ſeitdem geſchrieben, nicht einen beantwortet zu ſehen. So hatte denn in dem Präſidenten von Aich der Tod des geliebten Sohnes ſeinen Haß für den verleugneten nicht gemildert! Ich reiſte darauf ſelbſt her, und vorgeſtern hier eingetroffen, ließ ich meines Vaters alten Kammerdiener, bei dem ich vormals viel gegolten, zu mir beſcheiden. Er ſprach: daß er ſeinen Dienſt verliere, wenn er mich nenne, gab mir jedoch den Rath, meine Vorſtellungen an die Braut des verſtorbenen Bruders zu richten; ſie ſei allgewaltig, und was die eigene Tochter nicht gewagt hätte, das dürfe Eugenie wagen, dieſer Engel an Sanftmuth und Güte. Schlüge der Präſident aber auch ihr die Bitte ab, dann wüßte er keinen Weg mehr zu ſeinem Herrn. Dem biedern Greis, ſo voll des Lobes von Eugenien, vertraute ich meinen Brief für Sie an."

„So laſſen Sie uns denn hinübereilen zu Ihrem Vater!“ verſetzte Eugenie, „und erwarten mich im Vorzimmer, bis ich ihn bereitet habe auf Ihren Anblick.“ Nach einigen Minuten kehrte ſie zurück und holte den Sohn.

„Mein Vater!“ ſtürzte Ludwig auf den gebeugten Vater zu, und keines andern Wortes mächtig, umſchlang er weinend ſeine Knie. Eugenie hatte ſogleich ſich wieder entfernt.

„An mein Herz!“ rief der Präſident, froh, dieſem Herzen endlich Luft zu gewähren, und zog den Reuevollen empor. „Ich verzeihe Dir!“

Vater und Sohn blieben lange beiſammen, und trennten ſich, wie es ſchien, zu gegenſeitiger Zufriedenheit; denn Baron Aich umarmte nachher Eugenien, und ſagte: „Ich hatte Unrecht, Ludwig's Briefe nicht zu leſen, wie man allemal Unrecht hat, von ſeinem Zorne ſich beherrſchen zu laſſen; Ludwig iſt aufbrauſend, doch gut von Gemüth, das hätte ich nicht vergeſſen ſollen.“ Und der Sohn, indem er Eugeniens Hand küßte, rief: „Wie kann ich bei Ottomar's Freundin je meine Schuld tilgen?“

„Durch Ihres Vaters heiteres Lächeln,“ antwortete ſie, und empfand ſelbſt eine Heiterkeit, wie ſie ſeit lange ihr nicht mehr geworden.

Ludwig, wieder heimiſch bei dem Vater, entwickelte täglich ſich günſtiger vor dieſem und Eugenien, der er viele ſtille Thränen der Erinnerung entlockte. Die Spuren des Grames, wohl auch ſeines wüſten Treibens, welche bei näherer Unterſuchung die Aehnlichkeit zwiſchen ihm und

Ottomar geſchwächt, ſie wichen nun der Ruhe, deren Ludwig genoß, und in dem Maße, wie ſeine große Bläſſe einer natürlichern Farbe Platz machte, trat auch die Gleichheit mit dem Verſtorbenen wieder deutlicher hervor, und je genauer Eugenie den ältern Sohn kennen lernte, je aufrichtiger beklagte ſie den bittern Hader, der Jahre hindurch die Familie entzweit. Das war der wilde, ſtürmiſche, trotzige Jüngling nicht mehr, der den Vater ſo entrüſtet, der ſeine Mutter, von Ottomar ſo beweint, zu Tode gekränkt. Ludwig, jetzt ſanft und gehorſam wie ein Kind, athmete nur in dem Beſtreben, die neuerrungene Huld des Vaters zu verdienen; ſein Geiſt war erſtarkt an den Widerwärtigkeiten, die er auf ſeinem Wege angetroffen; manche Frühlingsblüthe hatte der Sturm entführt; aber viele Früchte waren dennoch gereift für die Spätzeit des Lebens, und Eugenie entdeckte ſie bald. Seine häuslichen Verhältniſſe berührte weder er noch der Präſident, und ſo ſchwieg auch ſie davon. Daß Ludwig bei dem Vater es nur ſchwer dahin bringen würde, ihn für ſeine Gattin zu ſtimmen, war gewiß, doch Baron Aich ein zu billiger Mann, um nicht zu fühlen: daß, habe er dem Sohne ſeine Arme wieder geöffnet, er ſie der Gattin deſſelben nicht für immer verſchließen könne; gewöhnen blos mußte er ſich an den Gedanken: die unwillkommene Tochter willkommen zu heißen.

Ungefähr ein halbes Jahr war ſo verlaufen, als Ludwig eines Morgens in reicher Huſarenuniform vor Eugenien erſchien.

„Wie?“ rief ſie erſtaunt, und heftete wohlgefällig ihr Auge auf Ludwig's ſchöne Geſtalt.

Dieſer verſetzte: „Zu ſpät, jetzt noch die Bahn zu wandeln, die der Vater ehedem für mich gewünſcht, bin ich auf ſein Verlangen, nicht auf das meinige, wieder als Rittmeiſter eingetreten in das hier ſtationirte Regiment meines Oheims.“

„Welche Freude, Baron Aich, für Ihren guten Vater, der es ſo gar nicht liebt, junge Leute ohne geregelte Beſchäftigung zu wiſſen!“

„Aber werde ich denn ewig für Eugenien, auch wenn ſie zufrieden mit mir iſt, auch wenn ich kam, eine neue Bitte ihr an's Herz zu legen, werde ich für ſie denn ewig Baron Aich ſein? Bin ich nicht Ottomar's Bruder, nicht ihr Bruder und Freund?“ fragte der Rittmeiſter wehmüthig.

„Sie ſind es!“ antwortete Eugenie, und reichte ihm ihre Hand, die er mit Wärme an ſeine Lippen drückte. „Reden Sie, was vermag ich für Ludwig?“

„Sehr viel! die Arbeit krönen, die Sie ſo herrlich begonnen!“

„Ich verſtehe, Ihre Gattin .....“

„Sie haben in das Vaterhaus und in die Gunſt des Vaters mich zurückgeführt; dafür bleibe ich Ihr ſteter Schuldner,“ unterbrach ſie Ludwig, „es wäre jedoch nur ein ſehr unvollkommenes Glück, ſollte ich die Frau meiner Wahl, die ich unausſprechlich liebe, entbehren. Als letzte Gnade fordere ich von Eugenien .....“

„Daß ich den Vater ihr geneigt mache?“ fiel ſie ihm ein. „Zählen Sie auf mich; was möglich iſt wird von meiner Seite geſchehen. Der Sohn meines zweiten Vaters, der Bruder meines Ottomar,“ fügte ſie ſeufzend hinzu, „hat ein Recht auf meine Freundſchaft; ja, ſein Wohl ſchätze ich mehr, als das meine .....“

„So leuchtet mir denn Hoffnung?“ rief Ludwig, zu ihren Füßen ſinkend.

„Um Gott, wozu ſolch Beſchwören,“ entgegnete ſie erſchrocken, und hob ihn in die Höhe. „Sagte ich Ihnen nicht: zählen Sie auf mich! wann hätte ich das je umſonſt geſagt? Kennt Ludwig mich ſo wenig, daß er zweifelt an meinem Worte?“ Und ein zweiter Seufzer drängte ſich hier aus ihrer Bruſt.

„Mein biſt Du alſo, Geliebte!“ jubelte er, und preßte ſie feſt in ſeine Arme. Betäubt und leichenblaß wand Eugenie ſich los, fragend, was dies bedeute.

„Und Du erräthſt es nicht? Ahneſt nicht, daß die Gattin, die ich mir erkoren, die ich liebe, wie meines Auges Stern, die auf dem Pfad der Tugend mich erhalten ſoll, daß ſie Eugenie heißt?“

„Nein wahrlich, das errieth ich nicht!“ ſtotterte ſie, immer bleicher werdend. „Und jene Tänzerin?“

„War nie meine Gemahlin.“

„Nicht!“ rief Eugenie, und ein freudiges Roth färbte jetzt ihre zarte Wange. „Woher alsdann Ihres Vaters Muthmaßung?“

„Theils aus Verdruß gegen ihn, weil er mir nicht

willfahren mochte; theils in dem Wahne: daß er nachgeben würde, wo nichts mehr zu ändern sei, hinterließ ich bei meiner Flucht ein Schreiben, das ihm meine Verheirathung und meinen künftigen Wohnort anzeigte; doch der Vater ging nicht in's Netz; er verbot mir vielmehr auf's Strengste, jemals im väterlichen Hause mich blicken zu lassen oder Briefe dorthin zu richten. Zugleich wies er mich an einen Banquier in M**, für die mir auszuzahlende jährliche Summe."

„Zwölf Monate," fuhr Ludwig fort, und Eugenie lauschte seinen Worten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, „zwölf Monate schon hatte das wirre Leben gedauert; Clementine nannte sich Baronin Aich, und verschleuderte weit über mein Einkommen, wie reichlich der gütige Vater mich Strafbaren auch bedacht. Ich flüchtete zum Spiel, und ward hier meist vom Glücke begünstigt. Da vernahm ich durch eben jenes Wechselhaus den Tod meiner lieben Mutter, der schwer auf mich fiel; doch nicht schwer genug, den Sünder zu wecken aus seiner Verstocktheit; erst des Bruders Ableben schmetterte, wie die Posaune des Weltgerichtes, in mein unglückseliges Herz, es wach rufend zu allen Qualen einer langen Folter. Der Sohn, welcher dem Präsidenten Aich noch blieb, war auch gestorben für ihn. Nüchtern gemacht hatten diese Schläge meinen Geist; wie Schuppen sank es von meinen verblendeten Augen; ich sah jetzt nur mein Unrecht, kein Unrecht des Vaters mehr, und los riß ich mich vom Spiel und von Clementinen, die auch sehr bald einen Tröster fand. Ich flehte nun in

Demuth den Vater an, mir zu verzeihen; allein ihn hatten Gottes Heimſuchungen nicht erweicht; er, unerſchütterlich, wie der Fels im Meere, las die Briefe nicht, die ſein troſtloſer Sohn an ihn ſchrieb, und Eugenie kennt die Hand, die ſein Herz mir wieder zugelenkt. Dankbarkeit feſſelte zuerſt mich an die verwittwete Braut meines Bruders; nicht lange aber, ſo fühlte ich, daß auch noch eine andere Aehnlichkeit, als die der Geſichtszüge zwiſchen mir und Ottomar geherrſcht haben müſſe, weil meine Seele wie die ſeinige an Eugenien hing; weil ich ſie liebte mit der ganzen Hingebung, die auch er empfunden, und wie ich noch kein menſchliches Weſen geliebt. Was war jener tolle Sinnenrauſch, in den Clementine mich verſetzt, der des Vaters Gnade, der Mutter Zärtlichkeit mich gekoſtet; was jene düſtern Gluten, die, ausgebrannt, nur Reue und Beſchämung zurücklaſſen konnten, was waren ſie gegen die jetzige geiſtige Erhebung, gegen die lichte und klare Flamme, die, mein Inneres von ſeinen Schlacken reinigend, mich würdig machte, das Höchſte zu erſtreben. Daß ich Eugeniens Gewogenheit wohl nur dem erſten Eindrucke verdankte, war gewiß, gern betrachtete ich ihn jedoch wie die Brücke zu meinem künftigen Himmelreich. Der Vater wünſchte mich wieder im Dienſt; ich überraſchte ihn mit der Uniform, wie ich Eugenien überraſcht, und bat ihn nun um ſeine Verwendung bei dieſer; er aber antwortete: „So ſehr auch Deine Wahl mich freut, und mehr als Alles mir Bürge iſt für Deine Rückkehr zum Guten, ſo muß ich dennoch hier jede Einmiſchung abweiſen. Leicht, daß

erstere, „den Haß gegen die Ehe, die Verführung des Barons und zurückgeschreckt werde der Ruhestörer für immer, auf daß forthin jeder eheliche Bund sicher sey gegen ihn. So ist, was wir thun, ein verdienstliches Werk. Rosen aber bleibe, bis sein Werkzeug die Strafe duldet, in seiner Angst; dann folge dem Capitalverbrechen die beschämende Gardinenpredigt. Jener werde dem verdienten Gelächter Preis gegeben, sobald er des Anstandes Gränzen überschreitet."

Ja, ja, so sey es, meinte auch Suschen. Adelaide sträubte sich, aber sie ward überstimmt und versprach endlich, sich artig zu benehmen gegen den Versucher, bis er unartig werde. „Man thue dann mit ihm, was recht und gut ist," sagte Adelaide, „nur schone man meinen Mann und muthe mir nicht zu, Theilnehmerin bei der Bestrafung zu seyn." Das ward zugesagt, dagegen erbot sich Susanna zu jeder Handreichung, die in ihr Fach schlage, und nöthigenfalls zur Leitung des Strafactes, sobald der Herrinnen Wille sich offenbare.

Bald nach diesem Beschlusse ward Dorn zudringlicher und Adelaide übergab ihn nun den vertrauten Rachgöttinnen. „Er küßte mich," gestand sie der Tante leise, „wie ein Faun." So beginne denn die Züchtigung! entschied die Matrone. Wehe ihm! — „Wehe ihm!" rief Suschen mit dumpfem Tone ihr nach, wie der griechische Chor auf deutschen Bühnen.

Eugeniens erkenntliches Gemüth aus Liebe zu mir thäte, was ſie nur aus Liebe zu Dir thun ſoll, und Dein Glück achte ich nicht heiliger, als das ihrige, doch neu verjüngen würde Deinen alten Vater dieſer Bund."

„Sprach er ſo, der edle Greis?" fragte Eugenie mit ſtrahlendem Auge und einen Blick auf Ludwig, der auch ihr Herz ihm ganz erſchloß. Wonnetrunken umarmte er ſie, und gelobte, ſich werth zu zeigen dieſer Stunde.

Eugenie faßte hierauf Ludwig's Rechte und führte ihn zum Vater. Gedankenvoll lehnte der Präſident am Kamin. Tochter und Sohn knieten vor ihm nieder, und Eugenie rief unter Thränen: „Ihren Segen geliebter Vater!" Tief erſchüttert entgegnete dieſer: „Lohne es Dir Gott, mein Kind!" und breitete die freudezitternden Hände über das Haupt der Glücklichen.

Das Gold der Pinheiros.

Eine Novelle

von

Th. Mügge.

I.

Es war im Maimonat des Jahres 1630, als ein groſses portugieſiſches Barkſchiff, die heilige Dreieinigkeit genannt, mit doppeltem Deck und einer Anzahl ſchwerfälliger Geſchütze darauf, die Bai von St. Vincent erreichte. Dieſe Hafen- und Handelsſtadt lag und liegt noch jetzt im Innern eines wunderherrlichen Meerbuſens, faſt an der untern Gränze des braſilianiſchen langen Küſtenſtrichs, den man das Littorale nannte, und welches damals der Theil war, auf welchem ſich faſt allein die europäiſche Civiliſation beſchränkte. Als die heilige Dreieinigkeit der Bucht ihr hohes Gallion zuwandte, das von den holzgeſchnitzten und reich vergoldeten göttlichen Geſtalten ihrer Schutzpatrone getragen ward, und nun die grünen, im Scheine der Frühſonne glänzenden Küſten hervortraten, die wunderbaren, rieſenhaften Bäume der Tropenwelt, die Biſang und Palmen, die hohen Gipfel der Felſenkette dazu, welche in

hundert wechſelnden Farben mit Wald geſchmückt und mit blauen, von Wolken umſegelten Gipfeln einen unermeßlichen Hintergrund bildeten, da erhob ſich auf dem Schiffe ein Freudengeſchrei, das ſich immer wieder erneute. Ein friſcher Wind trieb das plumpe Fahrzeug jetzt raſch an der Inſel des heiligen Sebaſtian vorüber, und der Patron erhöhte die Freude, als er alle ſeine Geſchütze, die im Tajo geladen, glücklicher Weiſe des Abfeuerns nicht bedurft hatten, jetzt die kleine Stadt begrüßen ließ, welche immer deutlicher ſich zeigte.

Es war eine große Verwirrung auf dem Deck, wie ſie nur ſein kann, wenn nach langer Seefahrt ein mit Paſſagieren der mannigfachſten Art gefülltes Schiff ſich dem Hafen nähert. Die heilige Dreieinigkeit gehörte der amerikaniſchen Handelskompagnie in Liſſabon, und war theils mit den Agenten und Gütern dieſer reichen Kaufleute beladen, theils hatten Spekulanten, Abentheurer der bunteſten Art, Auswanderer mit ihren Familien und ihrer ganzen fahrenden Habe, Weiber, Kinder, und ein halbes Dutzend in Kutten gehüllter, verhungert und fanatiſch ausſehender Miſſionaire den übrigen Raum eingenommen. Im Zwiſchendeck aber führte das Schiff eine Abtheilung Musketiere, welche die Regierung herüberſchickte auf dringendes Verlangen des Gouverneurs, deſſen Anſehen bei den wilden Einwandrern oft gänzlich verkannt wurde. Rechnet man hinzu noch einige Beamte und Offiziere, einige Damen mit dunklen vielſagenden Augen, die auch ihr Glück in der neuen Welt machen wollten, und einige

Glieder der Geſellſchaft Jeſu, in ſchwarzen einfachen Kleidern, mit klugen, ſtets ſüß lächelnden blaſſen Geſichtern, welche jährlich in die Jeſuiterkolonien am Uruguai geſchickt wurden, um dieſe weiter und weiter auszudehnen, ſo wird man ſo ziemlich die ganze Ladung der heiligen Dreieinigkeit kennen. — Einen einzigen Paſſagier haben wir jedoch noch nicht erwähnt, einen jungen Mann von einnehmender Geſtalt, der ſich an eine Karonadenſchleife lehnt, und heimlich mit einer ſchönen Frau flüſtert und lacht, während rund um ihn die frommen Seelen vor dem Muttergottesbilde am Hauptmaſte hingeſunken, ihre Dankgebete murmeln, ſich bekreuzen und Thränen der Freude über die glückliche von den Heiligen beſchützte Reiſe vergießen; Andere aber von den blaſſen Miſſionairen das Benedicite empfangen, oder mit gierigem Schweigen den Jeſuiten zuhören, welche von dem Lande der Wunder, des Goldes und der Diamanten ſprechen, das grün und ſchimmernd vor ihnen liegt.

„Grauſame Ines," ſagte der junge Mann mit der zärtlichen Galanterie ſeiner Zeit, „ich rufe die Göttin der Liebe zum Zeugen auf, daß ich an dieſer Hartherzigkeit ſterben werde."

„Pfui, mein Herr," erwiederte die ſchöne Dame zwiſchen Lachen und einem ängſtlichen Ernſte ringend, „es iſt unchriſtlich, eine heidniſche Göttin ſo oft herbeizurufen, und hätte es der würdige Pater Bonaventura gehört, wie würde er Ihnen dies vorhalten."

„Laſſen wir den frommen Herrn bleiben wo er iſt,"

erwiederte der junge Ritter. „Wir haben wenig Zeit mehr zu verlieren und dieſe ſoll uns der Jeſuit nicht verkümmern.“

„Ich möchte wiſſen,“ ſagte die ſchöne Dame lächelnd, „was Herr Gaſton de Rivere, oder, wie man Euch gut portugieſiſch nennt: Herr Gaſton Amador de Ribeira, ſo Nöthiges mir mitzutheilen hat?“

„Und ich möchte wiſſen,“ erwiederte er in derſelben Weiſe, „ob Sennora Ines da Vargal geneigt iſt, mich anzuhören.“

„Es kömmt darauf an, was ich hören ſoll,“ verſetzte ſie.

„Nur die Wahrheit,“ ſagte Gaſton, „obwohl man behauptet, ſchöne Damen hörten dieſe niemals gern.“

„Dem Sprichworte nach, Niemand!“ rief Ines. „Aber zur Sache, mein Herr. In wenigen Minuten werden alle jene kleinen Fahrzeuge, die uns entgegen ſchwimmen, uns umringen und mein Gemahl iſt hoffentlich der Erſte.“

„Das war es, Madame,“ flüſterte Gaſton, „Sie ſprechen es aus, und ſo frage ich denn, im Namen Gottes und ſeiner Heiligen: Sind Sie in der That das, wofür Sie auf der ganzen Reiſe gelten wollten, die Gattin eines Kaufmanns?“

„Eines Edelmannes, Herr Gaſton,“ erwiederte ſie mit Stolz, „der Handelsgeſchäfte treibt. Heilige Mutter Gottes! Sie zweifeln doch nicht daran?“

„Ich wollte, ich zweifelte ſo lange,“ ſagte er, „bis ſich Alles wie ein Traum auflöſte; aber leider muß ich nun wohl glauben, was ich bis jetzt für einen Traum hielt.“

„Und was träumten Sie denn, mein Herr Gaſton?“ fuhr die Dame lebhaft fort.

Er ſah einen Augenblick in ihre dunkel glühenden Augen, dann verbeugte er ſich tief und ſagte: „Madame, ich beneide Ihren Gemahl, aber der Gegenſtand Ihrer Wahl muß dies Glück verdienen.“

Eine dunkle Röthe flog über das ſchöne Geſicht. „Sie ſollen wiſſen, mein Herr,“ ſagte ſie, „daß man in Liſſabon gewöhnlich wenig danach fragt, ob —“ hier brach ſie ab und fuhr nach einer Pauſe haſtiger fort. — „Mein Gemahl iſt ſeit einem Jahre von mir getrennt; er liebte mich ſehr, und nur eine heftige Krankheit hinderte mich, ihn ſogleich zu begleiten, als die gemeſſenſte Nothwendigkeit ihn zwang, meine Geneſung nicht zu erwarten. Ich blieb im Schutze meiner Schwiegermutter zurück, und dort ſteht Barbara, meine Duenna, einſt die Wärterin meines Gemahls. Sie ſpricht mit dem frommen Vater Bonaventura, der ſeit einiger Zeit ihr Vertrauter geworden iſt. Dieſe alte Frau iſt wachſam und böſe wie ein Kettenhund. — Herr Gaſton, ſcheidend hören Sie einen guten Rath. Bonaventura will Ihnen nicht wohl. Er hat mir zweimal ſchon geſagt, es ſtände nicht gut mit Ihrem Glauben. Bei einem Kriegsmanne, der in dem ketzeriſchen Deutſchland gefochten hat, kann das kaum anders ſein. Aber hüten Sie ſich, es iſt in dieſem Lande leicht geſchehen um ein Menſchenleben.“

Er wollte eben eine leichtfertige Antwort geben, indem er den Griff ſeines langen Stoßdegens faßte, als der Jeſuit, welcher Bonaventura genannt wurde, ihn unterbrach.

Es war ein Mann, der wohl einige dreißig Jahre zählen mochte. Groß, mit einem ſchmalen gelben Geſicht, traurig düſteren Augen und einer ſchönen kühnen Stirn, die ſich über einer römiſchen Naſe wölbte. — „Ihr ſeid ſehr fröhlich, mein Sohn," ſagte er, „das Land Eurer Wünſche erreicht zu haben. Aber habt Ihr auch daran gedacht, Eure Gebete dem darzubringen, mit deſſen Hülfe allein wir den Weg durch das unermeßliche Meer fanden?"

„Mein würdiger Herr," verſetzte Gaſton mit einem leiſen Anflug von Spott, „Eurer Ermahnungen bedarf es dazu nicht. Der Himmel hat mir ein dankbares Herz in die Bruſt geſetzt, das ſeine Pflichten wie von ſelbſt erfüllt; wahrhaftig! zuweilen mehr, als mir lieb iſt."

Der Pater warf dem lachenden Ritter einen finſtern Blick zu, und dann ſah er Ines mit einer Miene an, in welcher deutlich geſchrieben ſtand: Siehſt Du wohl, welch' ein frecher Ketzer und Spötter in dieſem verliebten jungen Laffen ſteckt? — Im nächſten Augenblicke aber lächelte ſein ſtrenger Mund ſanft und verſöhnlich, und theilnehmend ſagte er: „Werdet Ihr lange in St. Vincent verweilen, mein Sohn?"

„Ich denke, nein," erwiederte Gaſton.

„Und wohin wollt Ihr?" fragte der Jeſuit aufmerkſamer. „Habt Ihr Geſchäfte im Lande?"

„Allerdings," ſagte Gaſton, „außerordentliche Geſchäfte, der geheimnißvollſten wunderbarſten Art. Im Vertrauen, mein frommer Vater, ich ſuche Diamanten und

weiß ein Mittel, dieſe in den tiefſten Schlünden funkeln und glühen zu ſehen."

„Ihr erlaubt Euch witzig zu ſein ohne Noth," rief Bonaventura erbittert.

„Keineswegs," ſagte Gaſton, „Ihr ſeid begierig zu hören was ich hier will, und indem ich Euch offenbare, welcher Geiſt mich treibt, erlaubt Ihr Euch, mich zu beleidigen."

Der Jeſuit ſtand vor ihm mit den finſteren Augen, die jeden Andern verlegen gemacht hätten, nur den nicht, der ſich feſt vorgenommen hatte, es nicht zu werden.

„Ich kenne dies Land genau, mein Sohn," ſagte er, „ſo genau, daß ich Euch einen Rath ertheilen will. Ihr könnt nichts Beſſeres thun, als je eher je lieber nach St. Paul zu reiſen, bei der heiligen Gottesmutter! das iſt ein Ort für Euch; dort ſeid Ihr an Eurer Stelle."

Er wendete ſich mit einem verächtlichen Lächeln ab, und Gaſton fühlte eine brennende Röthe über ſein Geſicht laufen. Er kannte nicht ganz die Größe der Beleidigung, welche der Prieſter ihm anthat, aber er ahnte wohl den geheimen Sinn, und daß in der That St. Paul das Ziel ſeiner Reiſe war, vermehrte durch die Wahrheit das Treffende und Verletzende.

Um jedoch dem Manne, den er haßte, nichts ſchuldig zu bleiben, rief er ihm nach: „Ich nehme Euern Wunſch an, mein geiſtlicher Herr, und werde Euch ſpäter meinen Dank abſtatten."

„In der Weiſe der Bürger St. Pauls, hoffe ich," ſagte

der Jeſuit mit derſelben Verachtung. Aber erinnert Euch auch, daß am Urugual eine ſchreckliche Gaſtfreundſchaft die Pauliſten erwartet."

Das war ein neues Räthſel für den jungen Abentheurer. Aergerlich lachend wendete er ſich zu dem Getümmel, das ſich jetzt auf der Backbordſeite des Schiffes erhob. Die ganze Mannſchaft drängte ſich hier zuſammen, denn ſo eben legten die erſten der Boote an, aus welchen unter Freudengeſchrei und Jubel einige Männer an Bord ſtiegen, denen ſchnell mehrere und immer mehrere folgten, bis das ganze Schiff von den kleinen flachen Fahrzeugen umringt war, die ſich wie Entenmuſcheln an ſeinen Rieſenkörper feſthängten. Auf dem Deck erkannten ſich nun lang getrennte Freunde, hier wurden neugierige Fragen gewechſelt, dort Thränen des Wiederſehens vergoſſen, alte Erinnerungen erneut, und die regen Empfindungen des Augenblicks beſchäftigten ſelbſt die, welche von Niemandem empfangen wurden.

Erſt nach einer guten Weile, und nachdem er ſich gehörig über die braunen, faſt ganz nackten Weſen, welche die Boote ruderten, gewundert hatte, über ihr ſonderbares ſcheues und wildes Anſehn, über die Palmenſchirme, die von Bord zu Bord geſpannt waren und die Baſtmatten darunter, auf welchen die weißen trägen Herren im Schatten ruhten, wie über alles Neue und Sonderbare, das ihn umgab, fiel es Gaſton ein, auch nach der ſchönen Ines umherzuſehen, und richtig erblickte er ſie, nicht weit von ſich, in Geſellſchaft eines an Bord gekommenen Portugieſen,

eines kleinen mageren Menſchen von abſtoßend widerlichem Anſehen, mit einem langen ſchmalen Geſicht und einer unheimlichen Freundlichkeit darin.

„Und dieſer Affe," murmelte Gaſton erſtaunt, „dieſer Tölpel im rothen gelbgeſtickten Rock, dieſer ſpitzbübiſche Kaufmann, dem der Gauner und Schelm deutlich genug aufgeprägt iſt, wäre der Gemahl eines ſo ſchönen Weibes?" — Nun machte er eine ſpöttiſche Bemerkung, die ihr Wahres hat, ſo lange die Welt ſteht und ſtehen wird, nämlich die, daß die ſchönſten Frauen oft die abgeſchmackteſten häßlichſten Männer lieben, und umgekehrt, Männer von Geiſt und Körperſchöne durch eine ſonderbare, unerklärliche Gewalt an häßliche oder doch völlig gewöhnliche Frauen gekettet werden. Dann aber fiel es ihm ein, daß Ines mit beſonderer Haſt und Nachdruck von dem Zwange der Ehe geſprochen habe, der gewöhnlich in Portugal nicht nach Liebe frage, von einer drachenhaften Schwiegermutter und Duenna, und jetzt war er überzeugt, dieſe Frau ſei ein Opfer der Welt und der Verhältniſſe, wie viele andere. Mit Bekümmerniß und Aerger ſah er, wie der Pater Bonaventura, ſüß und heuchleriſch, ſich an den Mann drängte, der ganz für ihn geſchaffen war, und als Ines ihm einen feurigen und doch traurigen und bedeutungsvollen Blick zuſandte, lächelte er vor ſich hin und ſagte: „Es iſt, wie ich ſehe, eine ganz gewöhnliche Geſchichte. Das junge, blühende Weib hat den häßlichen Menſchen nehmen müſſen, und giebt mir nun nicht ganz undeutlich zu verſtehen, daß es ihr recht angenehm wäre, wenn ich ein abentheuerliches

Dorn machte an Suschen die verwegene Bestellung; die schalkhafte Zofe berichtete, sagte mit Bewilligung der Frauen zu, und sandte dem Ehe-Beelzebub den, wegen seiner Possenfähigkeit berüchtigten, langen Jakob über den Hals. Adelaide schwieg, von der Tante berathen und bewacht, aber schwerer noch als dem Baron ward das Schweigen der liebenden Gattin, deren Herz sie bei der letztern Trennung von ihrem Gatten zur Entdeckung trieb; doch der Eintritt der Kirchberg schloß ihr den Mund.

Diesen Zusammenhang vernahm jetzt der fast vernichtete Emil von Susannen.

„Wo ist," fragte er mit glühender Wange und gesenktem Blick, „meine Frau?"

Bei der Frau Pastorin mit der Tante, entgegnete die Befragte.

Schweigend erreichte er sein Zimmer, öffnete jetzt das Fenster, sah bei stürmenden Pulsen gedankenschwer hinauf an den Wolkenhimmel, eilte nun hinaus und pochte an Dorns Thür; die blieb aber verschlossen und der Beschämte schwieg. Ein Schmerzensmann kehrte er nach seinem Gemache zurück, wo auf dem Tische ein Schreiben von Adelaidens Hand lag. Bebend öffnete er und las:

„Ein liebendes Herz verzeiht so gern dem „Manne, der es ganz erfüllt, auch wenn er un„zart es verwundete. So vergebe ich denn Dir,

und tapferes Herz voll heißer Liebe beſäße. Ich könnte dann wohl Erhörung finden, und wenn das Glück gut iſt, vielleicht auch ſechs Zoll Eiſen oder einen kühlen Trank aus der Maniokblüthe gekocht. Aber ich mag dies Alles nicht, ich will nichts mit dem rothen Schelme theilen, doch arme Ines, arme Ines!"

Hatte er dieſe letzten Worte zu laut geſagt, oder hatte der Pater vielleicht einige boshafte Bemerkungen in das Ohr des rothen Herrn geflüſtert, Dom Pedro Auguſtin la Vargal drehte ſich zu ihm mit einem von Anmaßung und Geringſchätzung ſtrahlenden Geſicht um, und während ein unausſprechlicher Hohn ſich in den tauſend Falten ſeiner Augen und Naſe feſtſetzte, maß er ihn vom Wirbel zur Zehe. „Wie heißt der Menſch?" fragte er dann mit ſchnarrender Stimme, und als der kluge Pater ihn lächelnd fortführte, ſchrie er mit aller Anſtrengung: „Bei der heiligen Jungfrau del Pilar! ſo wahr ich Edelmann bin und ein guter Portugieſe und treuer Unterthan meines Herrn und Königs, man ſchickt uns zu viel Geſindel hierher, Ketzer, Gotteslengner, heilloſe Taugenichtſe, und wir ſind nicht beſſer daran, als zur Zeit, wo drei Mal im Jahre eine Gallione den Auswurf aller Gefängniſſe Portugals nach der neuen Welt ſchaffte."

In der erſten Heftigkeit ſeines natürlichen Zornes faßte der junge Ritter den Dolch, der an einer kurzen Kette am Gürtel hing, und vielleicht hätte eine raſche blutige That ihn ohne Rettung den Händen ſeiner Feinde überliefert, wenn eine Hand nicht plötzlich ihn feſtgehalten hätte.

Dieſe gehörte einem Menſchen, kurz, breitgeſchultert, mit einem liſtigen verſchmitzten Geſicht, einem ſchäbigen Anzug von Leder und glänzend ſchwarzem Haar, das glatt herabhängend, auf dem Wirbel in einen Knoten zuſammengedreht, ſein bleifarbiges Geſicht umgab. Es war einer der Blendlinge aus fünf oder ſechs Miſchungen von europäiſchem, indiſchem und Negerblut entſtanden; ein freier Mann, ein Diener von tauſend Herren; heut Waſſerträger, morgen Piſang- und Maniokwurzel-Händler; im Frühjahr von Kaufleuten gemiethet, einen Karavanenzug über die Bergketten der Sierra von Montiqueira zu geleiten oder jenſeit derſelben eine Expedition zu verſtärken, die dem Lande der Minen zueilte, um rothen Thon und Goldlagen aufzuſpüren; im Herbſt verbrüdert mit wilden Geſellen, den Caſſo am Sattelbogen, den Speer in der Hand, bereit zur Tiger- und Ochſenjagd und gelegentlich wohl zu ſchlimmeren, wenn es ſich traf.

Dieſer Menſch nun drückte ſeine großen knochigen Finger feſt in Gaſton's Arm und flüſterte ihm zu: „Mein Herr, ein Wort zu Euch, und wenn Ihr ein kluger Mann ſeid, werdet Ihr es hören. — Stecken Sie das Meſſer da in die Scheide," fuhr er leiſe fort und verbeugte ſich höflich, als Gaſton ihn zornig anblickte. „Jener Sennor dort, mein Herr, iſt der Vorſteher der königlichen Handelskompagnie und beim heiligen Jakob! ein Mann, der Vieles kann, was er will. Ich aber bin Eurer Gnaden unterthäniger Diener, ein armer Gallego, der an Bord gekommen iſt, Eurer Herrlichkeit ſeine geringen Dienſte anzutragen." —

Er lächelte dann pfiffig und zeigte zwei Reihen ungeheuer großer, blendend weißer Zähne, indem er halblaut ein altes portugiesisches Sprüchwort wiederholte, das ungefähr so viel sagte, als: wer eine Eule fangen will, muß warten bis sie schläft. — „Und diese Eulen da," flüsterte er, „sind von der häßlichsten Art. Herr Pedro di Vargal, ein Mann, der mehr Spanier ist als Portugiese, und ein Jesuit von Paraguay, pfui Teufel! ich wollte, ich begegnete ihm jenseit der blauen Berge da. — Aber wo sind Ihre Sachen, mein Herr, das Schiff hat Anker geworfen, und je eher wir hier fortkommen, um so besser wird es sein. Gaspar di Som Piarti — das ist mein Name und ein guter Name, mein Herr — wird Sie führen in jede Posada, wohin Sie befehlen, wenn Sie ihm sagen, wohin die Reise geht."

Als Gaston ihn aber einige Worte zugeflüstert hatte, trat er ein wenig erschrocken zurück und sah den Fremden unruhig an. „Madre de Deos!" murmelte er, „nun meinetwegen, ich bin bereit, mein Herr. Gaspar ist oft unter den wildesten von ihnen gewesen, aber es sind Söhne des Satans und wer nicht muß, mag daheim bleiben."

2.

Wir finden unsern Abentheurer wieder, wie er so eben die kleine Stadt mit seinem geschwätzigen Begleiter durchzogen hat, der unter dem geringen Gepäck seines neuen Herrn leicht daherwandelt und Zeit genug behält, ihm als Cicerone mit allerlei Erklärungen aufzuwarten. Im Ganzen wußte Gaspar jedoch wenig von den Herrlichkeiten

ſeiner Vaterſtadt vorzubringen, und trotz aller Ausſchmückungen und Lügen, trotz deſſen, das er ſich rühmte, ein echter Portugieſe zu ſein — ein Mann der bei den Völkern des Südens faſt dieſelbe Bedeutung hatte, wie früher für uns der eines Franzoſen, indem er die lebhafte Beweglichkeit der Zunge, das leichtfarbige Blut, die Lachluſt, den Witz, die Prahlerei und den kecken Muth vereinte — beſchränkte ſich doch Alles auf die Namen einiger Gebäude, auf mehrere lächerliche Uebertreibungen über den Reichthum der Kaufleute, und auf ein halbes Dutzend Wunder, die von heiligen Miſſionairen zur Ehre Gottes und der Kirche, wie überall auf der Erde, ſo auch hier, gemacht waren. Weit mehr aber bewies Gaspar, daß er ein echter Portugieſe ſei, als die Rede auf Spanien kam und die ſpaniſche Herrſchaft. — Seit Sebaſtians Tode und Philipps des Zweiten glücklicher Beſitznahme von Liſſabon durch Herzog Alba, war Portugal mit dem mächtigen Nachbar vereint, aber vierzig Jahre hatten den Haß nicht erlöſchen können. Er lebte im Fürſten wie im Bettler fort, und jenſeit der Atlanten war er um nichts gemildert; denn kaum berührte Gaſton dieſe zarte Saite des Nationalgefühls, als Gaspar's Stirn ſich verfinſterte und ein Fluch über alle Spanier ſich über ſeine breiten Lippen wälzte.

„Was iſt das dort für ein langes niederes Gebäude?“ ſagte Gaſton, um den Strom ſeiner Anklagen zu unterbrechen.

„Maledetto!“ murmelte Gaspar, „das iſt auch eine ſpaniſche Erfindung, die ſie uns mitgebracht haben; aber

Gott bewahre Eure Herrlichkeit und mich und Jeden davor, es iſt das Inquiſitionsgebäude. — Ach! verſtehen Sie mich recht, Caballero," fuhr er ein wenig ängſtlich fort, „ich bin ein gläubiger Chriſt, der ſein Ave Maria zu beten verſteht und dieſe Schufte von Indianer ſind hier von jeher niedergeſtochen, gepfählt und aufgehangen worden, wie es jedem Feinde der heiligen Kirche zukömmt."

„Höre, Gaspar," ſagte Gaſton lachend, „Deine Zunge iſt ganz dazu gemacht, in dem Hauſe dort auch einmal abgeſchnitten zu werden, zur Ehre Gottes, und wenn der Pater Bonaventura es wüßte — "

„Der Pater koche ſich von allen Jeſuiten eine Suppe," murmelte Gaspar, nachdem er ſich vorſichtig umgeſehen hatte. — „Doch ſtill, ſtill," fuhr er leiſer fort, „hier ſind wir an der Poſada der vierzehn Wunder, und dort unter dem Schirmdache ſehe ich Pferde und Maulthiere ſtehen, deren buntes Zaumzeug und die rothen und blauen Bänder in den Mähnen, uns einen Wink geben vorſichtig zu ſein."

Das Wirthshaus, auf welches ſie zuſchritten, lag außerhalb der Schanzen und Palliſadenreihen, mit welchen Vincente umgeben war und ſchien ein feſtgebautes großes Haus. Eine Mauer mit Schießſcharten zog ſich rund um den Vorplatz und ein Graben verſtärkte die Befeſtigung.

„Das ward Alles ſo gebaut," ſagte Gaspar, als er ſeinen Begleiter das Gemäuer betrachten ſah, „da die wilden Stämme noch mächtiger waren, als ſie jetzt ſind. In einer dunklen Nacht kam da oft ein Rudel der Tupinambos, oder der langhaarigen Goytacayas und Flamme,

Speer und Art, machten ſchnell allem Leben ein Ende, wenn feſte Mauern die Wagehälſe nicht abhielten. Nun," fuhr er fort, „jetzt iſt das anders geworden an der Küſte; aber im Lande, mein Herr, da heißt es freilich: Vorgeſehen, wenn du deine Gurgel behalten willſt! Da ſind die Aimoros, die Tupis und andere Räuberhorden und Jeſuiten und Pauliſten dazu." Sie waren nun in den Vorhof getreten und Gaspar's ſcharfes Auge hatte recht geſehen. Unter einem Schirmdache ſtanden buntgeputzte Maulthiere und Pferde von wildem Anſehn, mit langem Mähn- und Stirnhaar und feurigen ſchönen Augen. In einer Ecke an der Thür ſaß ein braungelber nackter Menſch, der nur einen farbigen Gürtel um die Hüften trug. Er war groß und ſchlank, von edler ſtolzer Geſichtsbildung. Ein langer Bogen und ein Bündel Pfeile lagen neben ihm, und zu ſeinen Füßen kauerte ein Weib, nackt wie er, das unter langem ſchwarzen Haar ihr Geſicht verbarg. Als der weiße Mann vorüberging, beugten ſich Beide tief grüßend zu Boden. Gaspar lachte laut. „Seht da," rief er, „das iſt ein Königsſohn. Sein Vater war ein großer Häuptling, aber der ganze Stamm iſt ausgerottet zur Ehre Gottes, weil ſie ihr Land nicht hergeben wollten, und dieſer mit Wenigen die übrig blieben, wurden Chriſten, um nicht zu verhungern."

Der indiſche Krieger ſtreckte mit trauriger Miene die Hand aus und ſagte dann mit einer ſanft klagenden Stimme: „Du täuſcheſt Dich, mein Bruder, Antaitas hungert ſehr."

„Wie!“ ſchrie Gaſpar, als er ſah, daß der Ritter mitleidig nach einem Geldſtück ſuchte, „beim Blute Chriſti! Sie werden doch einem nichtsnutzigen Hunde von Indianer kein Almoſen geben?“

Ohne ſich indeß von ſeinem Entſchluſſe abhalten zu laſſen, reichte Gaſton dem armen Königsſohne ein werthvolleres Stück, als er Anfangs wollte, einen ſilbernen Piaſter. Der Indier warf einen Blick voll Verwunderung und Dank auf den Barmherzigen, dann zog er langſam ſeine Hand zurück und beugte ſtumm ſein Haupt.

„Da ſieht man es,“ murmelte Gaſpar, indem er die Thür zur Gaſthalle öffnete, „was dieſe Wilden für Lebensart haben. Ich hätte für dieſen Piaſter ihm alle Herrlichkeiten der Welt zehntauſend Mal gewünſcht, er weiß kein Wort zu reden.“ — Er warf einen raſchen Blick über das große wüſte Gemach, wo an mehreren Tafeln trinkende, eſſende und rauchende Leute ſaßen, ließ dann ſeinen Herrn hineintreten, ſuchte in einer Ecke ein Tiſchchen und eine Bank auf, wo er das Gepäck hinlegte und ſchrie nun mit ſeiner gellenden Stimme den Wirth herbei, der ſich eben nicht ſehr beeilte, einen Reiſenden zu bedienen, welcher zu Fuß und mit ſo geringen Habſeligkeiten erſchien. — Gaſton behielt vollkommen Zeit, die hohe düſtere Halle zu muſtern, welche nach Art dieſer Wirthshäuſer bis unter das Dach reichte, deſſen leichte Bekleidung von Holz und Lehm gefugt und ſchwarz beraucht, hier und dort einen Schein des Himmels und des Sonnenlichtes durchblicken ließ. Weit merkwürdiger aber, als dies übelriechende

Gemach, waren die Gäſte darin. — Ein halbes Dutzend wettergebräunter Männer, vom wildeſten trotzigſten Aeußern, ſaßen ſchmaußend in der Mitte des Zimmers. Ihr langes Haar war geflochten und hing unter einem ſpitzen Netze, das den Kopf bedeckte, oder ein Hut mit aufgeſchlagener Krämpe und einer Straußenfeder ſaß keck darauf, die kühn geſchnittenen Geſichter mit den großen funkelnden Augen bezeugten leicht, daß in Allen mehr oder minder das reine portugieſiſche Blut nicht mehr ſei und ihre Väter oder Urväter in wilder Gemeinſchaft mit indiſchen Schönen ihren Urſprung bewirkt hatten. Die großen goldenen Ohrringe an beiden Seiten des Geſichts herabhängend, vermehrten das Unheimliche dieſer Geſtalten. Ihre Bekleidung, von den kurzen ſpaniſchen Stiefeln, von denen ſtets der rechte nur einen ungeheuern eiſernen Sporn trug, bis zu der farbigen Jacke, die grob und rauh eine rauche Bruſt bedeckte, war eben ſo abentheuerlich und ſeltſam, wie die eiſernen Männer ſelbſt. Auch ſie betrachteten und muſterten den Fremdling, ſeine Geſtalt, ſeinen Anſtand und ſeine Waffen mit argwöhniſchen ſpöttiſchen Blicken und leiſen Worten, die ſie ſich zuflüſterten, aber ſie waren höflich genug, die Eigenthümlichkeiten des fremden Mannes ſo weit zu achten, daß ſie ihn nicht kränkten oder beleidigten. — In einer andern fernen Ecke ſaßen zwei Handelsleute aus der Stadt, die hierher gekommen waren, einige rüſtige Geſellen zu miethen, welche ſie und ihre Waaren über die Berge geleiten ſollten; dann ſchmauſten eine Anzahl Menſchen von wüſtem Anſehn, mit Weibern und Kindern an

einer andern Tafel, und ihr Geſchrei und Lachen übertönte den Lärm. Es waren Abentheurer und Einwandrer, von welchen die Erſten die Andern mit Liſt und ſchönen Worten beſchwaßten und auf ihre Koſten zehrten. Ein gelber Jude lief dabei von Tiſch zu Tiſch und bot ſeine zahlreichen Waaren an, Stoffe von mannigfacher Art, Putz und Schmuck und ſcharfe lange Einſchlagemeſſer, zweiſchneidig und von funkelndem Stahl. An einem ganz kleinen Tiſchchen aber ſaß ein alter Mönch, ein Miſſionair und Bekehrer, von einem der vielen Bettelorden, die alle zu der Genoſſenſchaft des heiligen Franziskus gehörten.

Es währte lang, ehe der dicke Wirth herbeikam in ſeinem braunen Kleide und buntfarbigem Haarputze, einen rothen Gürtel um die Hüften und ein Tafeltuch daran geſteckt. Er hatte ſich auch gar nicht die Mühe genommen zu fragen, was ſein Gaſt begehrte, ſondern er brachte gleich mit, was er für ihn beſtimmt hatte. Einen Meerfiſch, von dem irgend ein beſſer Bedienter die beſten Stücke bekommen hatte, und ein Paar kleine Tauben oder Droſſeln, die auch nur wie die Reſte einer glücklichen Vergangenheit ausſahen. — Gaſton aber war ganz der Mann, der einen tölpelhaften Wirth zu behandeln und ſein eigenes geſunkenes Anſehen zu heben wußte. — Kaum hatte der dicke Kerl die Speiſen auf den Tiſch geſtellt, als ſie auch ſchon einem ſehr dürren umherſchwänzelnden Hunde zugeworfen wurden. Mit der gleichgültigſten Miene von der Welt erklärte dann der junge Reiſende, daß er das nächſte Mal den Sennor Pedro zwingen werde, ſeine Speiſen ſelbſt zu verzehren, wenn ſie

nicht beſſer wären, und wie zur Bekräftigung ſeiner Drohung, warf er ihm ein paar Piſangſtücke in's Geſicht und ſpielte mit dem Dolche.

„Jeſus Maria! Herr!" ſchrie der Gaſtwirth, „gleich! gleich! Aber laſſen Sie Ihr Meſſer in Ruhe, edler Herr. Erſt vor acht Tagen iſt eine neue Beſtimmung ergangen, die bei Todesſtrafe jedes Meſſerziehen unterſagt."

„In Eurem durch Streit berüchtigten Hauſe," rief Gaspar, „das beichtet auch Sennor Pedro, und das Ganze betraf eigentlich nur die Pauliſten," fügte er ganz leiſe hinzu.

„Alle meine Gäſte ohne Ausnahme," rief Pedro und warf einen raſchen Blick auf die Männer an der großen Tafel, von denen Einer, der jüngſte von allen, aufgeſtanden war und mit beſonderem Antheil die Scene zu betrachten ſchien. — „Was aber befehlen Sie denn, mein gnädiger Herr?" fuhr er laut ſchreiend fort.

„Unſtreitig das Beſte was Ihr habt," ſagte Gaſton. „Und ſo ſchnell, mein vortrefflicher Mann, als Euer fetter Körper es zuläßt."

Der junge Eingeborne machte dem Wirth ein ſpöttiſches Geſicht. — Es war Sennor Pedro's ſchwache Seite, flink und mager ſein zu wollen, und wie alle Wohlbeleibte, war es ſein größter Aerger, fett zu heißen. — „Beim heiligen Kreuz, mein Herr," ſagte der junge Mann lachend, „das war wacker gethan. Sie haben dem Schelm, der ſonſt mit der Zunge unbezwinglich iſt, gut den Mund zugeſtopft, und nun können Sie ſicher ſein, Sie werden vortreffliche

„wenn Du gelobst, mir zu vertrauen. Hart „ward, nicht ohne mein Wissen, aber ohne mein „Zuthun, der Mittler Deines frevelhaften Wahns „gezüchtigt. Roh wie die Strafe war sein „Wollen und Thun, mit dem er Dich aufregte. „Noch einmal. Mann meines Herzens, ich bin „versöhnt: doch nur unter der Bedingung, daß „Du mich nicht mehr verkennst. Du sollst mich „nicht für einen Engel halten, aber für ein „gutes und Dein treues Weib. Willst Du „das, so falle ein dichter Schleier über die Ge„schichte der entwichenen Tage. Zweifelst Du „aber fort und fort, so ist es besser, daß wir jetzt „uns trennen, um uns Angst und Scham, Reue „und Herzenswunden zu ersparen. Wir werden „vergessen und mindestens nicht lebenslang einan„der die Hölle bauen. Nur heitere Ruhe und „Seelen Einklang der Vermählten nenne ich Glück. „Entscheide.“

„Ein Unsinniger war ich, ein Verbrecher!“ rief er jetzt und bedeckte mit der flachen Hand die feuchten Augen, „und sie ein Engel voll Schonung, Liebe und Güte.“

Die Hausthüre ging auf. Er vernahm der rückkehrenden Gattin liebliche Stimme, eilte hinab zu ihr und gelobte unter Thränen Besserung; freundlich und

Speisen, guten Wein und ein auserlesenes Glas Paraguay erhalten."

Gaston musterte den Sprecher, der sich freimüthig nahte, und heimlich erstaunte er über die Schönheit des Jünglings. Groß und kräftig gebaut, war er doch von zarten und gefälligen Formen, die buntgestickte Lederjacke war feiner, als die seiner Gefährten, der große Sporn an seinem weiten spanischen Stiefel schien von Silber zu sein, und sein Hut trug unter der Straußfeder eine blitzende Agraffe. Dunkle, lebensvoll glühende Augen, ein schwarz glänzender Bart, eine Adlernase von echt antiker Form und ein mädchenhaft kleiner Mund voll schöner Zähne, bildeten ein auffallendes Bild tadelloser Schönheit. Um Stirn und Augen aber lag ein Zug unbeschreiblicher Wildheit, neben dem urkräftigen Muthe eine herausfordernde Keckheit, bei der romantischen Gluth ein Durst nach Helden- und Liebesthaten, der verzehrend und zerstörend darin zu brennen schien.

Gaston gab eine gleichgültige und keineswegs so freundliche Antwort, als dieser erwartet haben mochte, indem er sich, um jede weitere Frage abzuschneiden, lang auf der Bank, wo er saß, ausstreckte und das Gesicht fortwandte.

Eine dunkle Röthe überzog die Stirn des jungen Mannes und mit Zorn rief er aus: „Bei allen Heiligen! mein Herr, woher Sie auch kommen mögen, aus dem Lande der Höflichkeit sicherlich nicht."

„Und woher meint Ihr wohl, daß ich kommen könnte?" sagte Gaston spöttisch.

Die Augen des Eingeborenen ſprühten in der äußerſten Rachluſt. „Nun ich denke, es iſt nicht ſchwer zu rathen," verſetzte er. „Zehn gegen Eins will ich wetten, es ſteckt ein Küſtenbruder in Euch, der auf dem feſten Lande nach einer hohen trockenen Schlafſtelle ſucht." — Er machte dabei eine Bewegung rund um den Hals, die höchſt verdächtig war, und brach in ein lautes Gelächter aus.

„Zuförderſt ſagt mir, was Ihr unter einem Küſtenbruder verſteht?" fragte Gaſton.

„Beſinnt Euch, mein Herr, beſinnt Euch doch," rief der Andere ſpottend, „ſolltet Ihr nicht wiſſen, daß die Flibuſtier von Domingo, um allen böſen Verleumdungen zu entgehen, ſich ſelbſt den unſchuldigen Namen gegeben haben?"

„Alſo für einen Seeräuber nehmt Ihr mich," ſagte Gaſton lachend, „und wahrſcheinlich fürchtet Ihr nun, daß ich Euch in's Handwerk falle."

„Wie meint Ihr das, Sennor?" fragte der junge Menſch trotzig.

„Seid Ihr nicht ein Pauliſt?" fragte der Ritter.

„Ein Pauliſt? Ja, Herr. Sprecht mit Ehrfurcht von den Pauliſten."

„So gehört Ihr, wie ich es dachte, zu einer hübſchen Geſellſchaft, von der man weit und breit zu erzählen weiß," ſagte Gaſton ruhig. „Es iſt kein Wunder, daß Ihr auch mich als Euresgleichen betrachtet."

„Ihr lügt, Verräther!" ſchrie der Pauliſt erbleichend.

„Iſt es nicht ein Haufen von faſt geſetzloſen Leuten,

deren Hand gegen Jedermann iſt, und Jedermanns Hand gegen ſie," fuhr Gaſton fort.

„Wer wagt es, die Republik zu läſtern!" rief einer der Männer am Tiſche, und that einen fürchterlichen Schlag mit der Hand auf die Platte, daß Alles bebte. „Joſe Manuel Cabral, biſt Du ein Pinheiro und duldeſt das?"

Der junge Menſch that einen raſchen Griff in die Taſche ſeines Stiefels. Gaspar aber, der ihn genau beobachtete, ſo lange der Streit währte, hielt ſeinen Arm eine Minute lang feſt und ſchrie ſeinem Schützling zu: „Bewahrt Euer Leben, Herr, ein Pauliſt iſt nie ohne Meſſer."

Wie wahr er ſprach, erwies ſich in demſelben Augenblicke, wo Joſe mit großer Kraft Gaspar's Hand abſchüttelte und ein glänzender Stahl ſichtbar ward. Ehe jedoch irgend Etwas geſchehen konnte, da ſich der erſchrockene Wirth, die Einwanderer, die Abentheurer und die übrigen Pauliſten fluchend, ſchreiend und beſänftigend herbeidrängten, eilte auch der Mönch herbei, und die ehrwürdige Geſtalt, welche mit ſtrafenden Worten ſich zuerſt an Joſe wandte, führte Ruhe und Frieden zurück.

„Joſe Cabral," ſagte er, „iſt Dein Gemüth denn wahrhaft ſo wild und böſe, wie Deine Feinde es behaupten, mein Sohn? — Sind die Pinheiros nur in der Welt, um überall Streit zu beginnen und Blut zu vergießen?"

Der junge Cabral ſchien viel Ehrfurcht vor dem Mönche zu haben. Er zog den Hut ab, verbarg das Meſſer und ſagte: „Vater Rafael Macedo, was man auch von den Pinheiros ſagt, ihre Herzen ſind warm und offen. Ich ſing

den Streit nicht an, ich begrüßte diesen Fremden höflich, es ist nicht meine Schuld, wenn er mich beleidigte. Ich bin ein Edelmann."

„Und gewohnt," fiel der Mönch strafend ein, „jedes Mißverständniß oder jede Kränkung Eurer Eitelkeit als eine Todsünde anzusehen."

Wahrscheinlich würde dieser Streit länger gedauert haben, wenn nicht plötzlich an der Thür sich ein Gegenstand gezeigt hätte, der die Blicke aller Anwesenden auf sich zog, und die Josè Cabral's am meisten. Er wollte sich schnell fortwenden, als der alte Mönch seine Hand ergriff und festhielt.

„Nein," sagte er, „Du sollst nicht von dieser Stelle, mein Sohn, bis Du diesem Herrn die Hand gereicht und den Schwur geleistet hast, ihm keine Feindschaft nachzutragen."

Eine dunkle Röthe übergoß Cabral's Gesicht und seine Hand zuckte in der des Mönches, als Gaston aufsprang, und indem er sie ergriff und herzlich drückte, ihm versicherte, daß er durchaus nicht beleidigt sei, vielmehr Alles als einen Scherz betrachtet habe, bei dem Jeder seinen Theil bekommen hätte.

Josè antwortete nicht, sein Auge sah auf einen Mann, der hereingetreten und ein Zeuge des Auftritts geworden war, den er mit vieler Theilnahme zu betrachten schien. Er war jung und groß, nicht so auffallend schön gebildet, wie Josè, aber doch ein stattlicher Jüngling mit jenem Anstande, der in allen Ländern der Erde den Stutzer ankün-

digt. Man ſah, er war eitel auf ſeine Perſönlichkeit, gefallſüchtig durch die Aufmerkſamkeit, welche er ſeiner bunten ſaubern Kleidung mit ihren Troddeln, Seidenſchnüren und Bändern erwies, und eingebildet auch auf Dinge, die er nicht beſaß, denn er zupfte und ſtreichelte ſeinen Bart, der keineswegs zu ſtreicheln war, denn ſpärlich nur ſproßte er auf.

Als er ſich dem Tiſche näherte, wo die Männer ſaßen, ſtanden mehrere ehrerbietig auf. „Thomas Ovienza," ſagte er und ſein Geſicht nahm den Ausdruck von Hohn an, während er ſeine Stimme laut machte, „geh' hin zu dem Kaufmann Correa, fordere dort für mich, für Tibertius Ramalho, die Kleider und den Schmuck, welche ich für meine Braut Dolores, meine Couſine kaufte. — Ja, mein Vater," rief er dem Mönche zu, „Ihr ſollt es auch wiſſen, Dolores iſt mir zugeſagt und morgen ſoll unſere Verlobung ſein. — Ah, ſieh da, Joſe Cabral" — er that, als bemerkte er ihn erſt jetzt — „ich kannte Euch nicht, Joſe, Ihr ſtandet im Schatten, das iſt niemals gut. — Führt mein Maulthier heraus, Simon. — Es iſt ein herrliches Thier, Joſe, mit ſchwarzem Schweif und Kamm, und koſtet funfzig goldene Peſos. Das iſt theuer, Ihr Herren, nicht wahr? Aber dafür ſoll es auch meine ſchöne Braut zur Kirche tragen. Die Minuten werden mir zur Ewigkeit, ich ſchmachte nach ihren ſeidenen Locken, nach den Augen, die wie Sterne des Himmels glänzen, nach ihrer Stimme, die ſüßer iſt wie die der Droſſel. — Wollt Ihr nicht mit mir reiten, Joſe? Wir können viel von ihr ſprechen."

Ein ſchwerer Kampf hatte ſich in Joſe's Zügen ausgeſprochen. Bald zuckten ſie dunkel und leidenſchaftlich, bald ſtarrten ſie wie leblos. Zuletzt aber war es ruhig und undurchdringlich darin geworden. — „Ich reite nicht mit Euch," ſagte er.

„Ihr fürchtet Euch doch nicht, mit einem Ramalho zu reiten," rief Tibertius ſpöttiſch.

„Wann hätte ein Pinheiro die ganze Schaar der Ramalhos gefürchtet?" war die ſtolze Antwort.

„Nun dann, ſo zeigt es und reitet mit," ſagte Tibertius. „Ich bin toll vor Liebe, Joſe, und muß eine Seele haben, zu der ich von Dolores Reizen reden kann. Wäre es auch ein Pinheiro."

Joſe Cabral warf ihm einen Blick zu, in welchem eine unheimliche Gewalt das Lächeln begleitete, zu welchem er ſeine Züge zwang. — „Wenn Ihr es durchaus wünſcht," erwiederte er, „ſo will ich Euch das Vergnügen der Geſellſchaft eines Pinheiros nicht rauben. Ich bin bereit."

„Halt! meine Söhne," rief der alte Mönch, „Ihr ſollt nicht allein reiſen, ich werde Euch begleiten." — Tibertius, der ſchnell die Thür ergriffen hatte, drehte ſich um und ſagte: „Kommt nach, mein Vater. In dem kleinen Wirthshauſe am Fuße der Sierra ſollt Ihr uns wiederfinden."

Als ſie fort waren und wenige Minuten ſpäter auf ihren ſtolzen Thieren durch das Thor und über die Ebene ſprengten, murmelte der Mönch noch immer ein leiſes eifriges Gebet, und dann hob er den greiſen Kopf mit den durchdringend klugen Augen zu Gaſton auf und ſagte:

„Mein Herr, es war nicht recht von Ihnen, Sie hätten dieſen Jüngling ſchonender behandeln ſollen. Edles und ſtolzes Blut fließt in ſeinen Adern, er iſt ein Pinheiro und ein Pauliſt, zwei Gründe, vorſichtig zu ſein. Feindſchaften werden hier mit der Spitze der Meſſer ausgeglichen, eine grauſame ſündige Sitte, aber in der Wildniß und umringt von Gefahren wird der Menſch ſelbſt wild und das Licht des Himmels reift langſam. — Doch Sie ſind ja ein Fremder und ſelbſt ein Jüngling noch," fuhr der alte Mann mild entſchuldigend fort: „darf ich, ohne unbeſcheiden zu ſein, fragen, wohin Sie Ihren Weg richten?"

Als er nun hörte, daß Gaſton nach St. Paul wollte, ſchüttelte er noch ſtärker ſein graues Haupt und betrachtete ihn lange. „Was Sie auch hinführen mag, mein Sohn," ſagte er, „es war nicht recht und nicht vorſichtig von Ihnen, den Sohn der mächtigſten Familie zu beleidigen. Nun, der Streit iſt abgethan," fügte er hinzu, „und Joſe iſt ein wilder, aber im Grunde ein guter Menſch, er wird ihn nicht erneuen. Doch hüten Sie ſich, hüten Sie ſich ſehr, mein junger Freund, ihm noch einmal in den Weg zu treten."

Gaſton erwiederte lachend, daß er ſich ſchon zu hüten wiſſen werde, und Pater Rafael, nach einer tadelnden Antwort, die er auf dieſe trotzige Sicherheit gab, fragte dann den jungen Ritter, ob er, des Weges unkundig, es nicht angenehm finden würde, in ſeiner Geſellſchaft den Zug nach St. Paul zu machen. — Nichts konnte dieſem erwünſchter ſein, nur ſchien ihm der Umſtand bedenklich, wie er ſich in ſo kurzer Zeit beritten machen wolle; aber

Gaspar hatte nicht so bald den Entschluß seines jungen Herrn gehört, als er ihn auch mit seiner geschwätzigen Zunge sogleich ein halbes Dutzend und mehr der allervortrefflichsten Maulthiere rühmte, die in den Ställen der Posada zum Kauf standen. Nebenher stellte es sich auch heraus, daß Gaspar es sich in den Kopf gesetzt hatte, seinen neuen Herrn durchaus nicht sobald zu verlassen, denn kaum merkte er, daß der junge Ritter ihn als einen Führer betrachtete, den er nicht weiter benutzen möchte, als er die eindringlichsten Vorstellungen dagegen machte. — „Im Namen aller Heiligen!" sagte er zum Schlusse einer langen Rede, in welcher er alle Vortheile seiner werthen Person weitläuftig erklärt hatte, „Sie werden doch gewiß den guten treuen Gaspar nicht zurücklassen, mein Herr, denn nie würde ein feiner junger Mann ohne einen gut bewaffneten und gut berittenen Diener wohl in das Land der Pauliſten reiten?! — Ja, bedenken Sie doch auch, daß ich Ihre Hand hielt, als Sie das Messer auf dem Schiffe zückten, daß ich hier zum andern Male das Gelenk des Pinheiro zusammendrückte, als er in seinem verdammten Stiefel umhersuchte und soeben draußen an der Thür einem schwarzen schnüffelnden Spion, vielleicht einem Spürhund des heiligen Gerichts," flüsterte er, „eine Nase drehte, als er nach einem jungen Manne fragte, der ganz so aussehen sollte, wie Sie."

Gaston konnte nicht entdecken, ob der Schelm log oder die Wahrheit sprach, aber er war längst entschlossen, den Bitten nachzugeben und der Pater bestärkte ihn darin, indem er Gaspar fast in allen Dingen Recht gab und hinzu-

fügte, daß dieſe Diener aus dem Miſchlingsblute gewöhnlich treue, ſchlaue und verwegene Menſchen wären, die bei allen Fehlern doch gewiſſenhaft ihre Pflicht erfüllten und als zuverläſſige Führer in dem halbwilden Lande oft von großem Nutzen wären.

3.

Unter wechſelnden Geſprächen vergingen Stunden, während deſſen die Sonne ihren hohen Bogen ſchnell und ſchneller ſenkte, und endlich ſich wie ein rothglühender Edelſtein an die höchſten Felſenhäupter der Bergkette zu heften ſchien, die abendwärts in einem ungeheuern Halbkreis ausgebreitet lagen.

Der alte Mönch war ein Schatz für den jungen Reiſenden, der in ihm gleichſam ein großes lebendiges Buch der Geſchichte dieſes unbekannten merkwürdigen Landes erblickte, das Capitel für Capitel ihm aufgethan ward. — Als ſie den beſchwerlichen Bergzug hinter ſich hatten, an deſſen Fuße in einem kleinen Wirthshauſe Pater Rafael vergebens nach Joſe Cabral und ſeinem Begleiter gefragt hatte, dehnte ſich eine unermeßliche, von Hügeln durchſchnittene Ebene vor ihren Blicken aus, die den reizendſten Anblick bot. — Piſang und Palmenarten, wunderbar große und ſeltſame Gewächſe entfalteten die ganze Ueppigkeit der Tropenvegetation. Der Urwald in ſeiner düſtern Majeſtät zog in langen Gewinden auf den Höhen hin, und man konnte ihn mit geheimem Bangen von dem Bergzuge aus verfolgen, wie er in ſchwarzen ſchlangenartigen Maſſen

bis an den fernſten Horizont hinlief und dann in Nebel und Duft verſchwand. Zwiſchen ihm lagen Savannen voll hoher Gräſer und Röhrichte, der rechte Aufenthalt des Wildes und des gefleckten Jaguars, wie Gaspar andeutete, und haſtig ſprudelten die Waſſer von dem Bergzuge nieder, die Quellen, welche Bäche wurden, die Bäche, welche dem Piartiningo und andern kleinen Flüſſen zueilten, und der ganze Zug der Waſſer, die den Uraguay ſpeiſen. — Die ſchnellen Wechſel von Licht und Schatten, der Weg ſelbſt, der bald durch ein blumenvolles ſchmales Thal, bald einen ſteilen Hügel von Kalkſchiefer hinauf, und dann durch tiefſchweigendes Walddunkel leitete, um überraſchend wieder in eine neue Savanna hinauszutreten, — alles war dazu geeignet, die Geſchichte des greiſen Prieſters zu verſtehen, welche ſonſt wohl wie Mährchen geklungen hätte.

„Ihr findet den Weg beſchwerlich, mein Sohn," ſagte der Mönch, als die Maulthiere wie Affen faſt, eine ſteile Hügelwand hinangeklettert hatten, „aber Ihr bedenkt nicht, daß Ihr doch auf dem Rücken eines ſichern Thieres die ſchlimmen Päſſe des Jelinges ſowohl, wie dieſe Felſenhügel ziemlich bequem überſteigen könnt. — Der Wald iſt gelichtet, die Rohrungen der Savannen, die Sümpfe und Bäche ſind gangbar gemacht und an böſen Stellen ſind ſelbſt Brücken gelegt. Die Hand der Kultur regt ſich ſegnend auch in dieſen Einöden, denn der heilige Glauben des Chriſtenthums führt das Geſchlecht der Menſchen zum Nachdenken, zum Fleiß und zum gemeinſamen Streben."

„Und wer, mein Vater," ſagte Gaſton, indem er die

fröhlich hob Adelaide ihn auf an ihr Herz und flüsterte in Flötentönen:

„Allen Sündern soll vergeben,“
„und die Hölle nicht mehr seyn!“

Draußen rasselte jetzt ein Wagen dem Schloßthore zu und Suschen berichtete, daß Dorn eben in tiefer Stille abziehe.

Emils sprechende Reue führte ein entzückendes Versöhnungsfest herbei, das von dem eingehenden Schreiben Dorns an Emil nicht unterbrochen ward.

„Ich griff fehl“ schrieb er, „weil Dein Weib uns errieth. Aber wie, wenn unser Bund ihr verborgen blieb? Auch ist es möglich, daß ich nicht der Rechte war: erscheint er, so ist jede Tugend besiegbar.“

„Er bleibt consequent!“ urtheilte Emil, „aber ich glaube ihm nicht mehr; doch verdient er des Freundes Mitleid, denn leider fand der Aermste in der Frauenwelt nur Dornen, statt der Rosen. Möge er forthin überall nur eine Adelaide finden, so wird seine Eheſcheu verdünsten und er vielleicht zum zufriedenen Proselyten.“

Des Mannes Arm umschlang die lächelnde Gattin, mit welcher er den neuen beseligenden Bund geschlossen hatte. Nimmer zweifelte er mehr an der Treue seines heitern Weibchens, und auf beider Pfad streuete

Unendlichkeit dieſer Natur ſtaunend maß, „wer war der erſte Weiße, der ſich in dieſe Wildniß wagte?“

„Wer kann es anders geweſen ſein, als ein Diener des Herrn,“ erwiederte Rafael feurig. „Jetzt ſind es ſiebenzig Jahre, als der fromme Anchieta und ſein Gefährte Nobrega die Felſenkette überſtiegen und in der Ebene, die der Piartinga durchſtrömt, ſich Hütten bauten, wo ſie die heidniſchen Inder zu ſich riefen und ihnen das Chriſtenthum lehrten. Die ſanften Geſchöpfe vom Stamme der Guaranos kamen zuerſt, um zu lernen, und dankbar ernährten ſie dafür die Prieſter mit Wild und Fiſchen. — O! meine Kinder, welche Männer waren dieſe Prieſter! Fromme Märtyrer, Heilige, die um Gottes willen jede Noth und jedes Leid ertrugen. — Ihre Kleider waren aus dem gröbſten Baumwollenſtoff, ihre Sandalen aus den Faſern der Bergdiſtel geflochten, ihre Hütte von Rohr und Geblätter, ihre Lager eine Strohmatte. — Piſangblätter dienten als Tiſche und Tiſchtücher, ein Fiſch oder ein Feldhuhn und wenige Maniokwurzeln mit einem Trunk aus dem Quell, bildeten ihr Mahl, das oft wohl ganz fehlte, und nun — wie iſt nun Alles anders!“

Gaſton ſah dem alten Vater fragend in das betrübte Geſicht, aber Gaspar flüſterte halb lachend: „Nun ſteht St. Paul an der Stelle und reiche Klöſter mit einem Biſchofe haben ſich eingeniſtet. Da giebt es leckere Dinge genug, und was die Pauliſten ſtehlen, theilen die Mönche mit ihnen und geben Gottes Segen dafür in den Kauf.“

„Ihr habt St. Paul entſtehen ſehen, mein Vater?“ ſagte Gaſton.

„Vieles habe ich geſehen, mein Sohn,“ erwiederte Rafael Macedo feierlich. „Ich habe den frommen Anchieta gekannt und bin mit ihm hingegangen tief in die Wildniß, welche weniger Menſchen Fuß betreten hat, um das heilige Kreuz zu verbreiten. Es duldete den heiligen Prieſter nicht in der Stadt, die er gegründet hatte und aufblühen ſah, denn allbarmherziger Gott! welche Verbrechen keimten darin. — Es kamen Männer aus allen Ländern der Erde hieher nach St. Paul, oder wie es damals hieß Piartininga, Männer, die in die Wildniß flohen, weil das Leben ſie ausgeſtoßen hatte und das Geſetz ſie verfolgte. Tapfer und durſtig nach Schätzen hatten ſie kaum ihre Häuſer und Hütten erbaut und ein dürftiges Feld mit Mais und Maniokwurzeln beſtellt, als ſie ſich ſchaarten und die Stämme der feindlichen Indianer überfielen, um Sklaven und Weiber zu erobern. — Ihr habt die Söhne der Männer geſehen, welche zuerſt den frommen Miſſionairen folgten. Joad Ramalho rühmt ſich ſogar, daß ſein Ahnherr eher hier geweſen ſei, als irgend ein Mönch. Pedro Pinheiro hat das erſte Haus erbaut. Mit ihren Verwandten und Anhängern haben dieſe beiden Familien die Stadt von jeher in zwei feindliche Hälften getheilt, und wenn die Kriegszüge gegen die Inder oder die Streifereien nach den Gold- und Diamantenbezirken beendet waren, fingen die häuslichen Fehden von Neuem an.“

„Der Baum der Vergeſſenheit kann auch da nicht

gedeihen, wo Blut vergossen ist," sagte Gaspar. „Und ist denn ein Jahr hingegangen, wo nicht ein Ramalho oder ein Pinheiro einen Messerstich erhielt? — Aber die Vandetta, die Blutrache, will eine gleiche Rechnung haben, und die Ramalhos schwören, daß noch zehn Pinheiros wenigstens sterben müssen."

„Aber kann das Gesetz und der Gouverneur des Königs nicht den Frieden erhalten?" sagte Gaston.

„Wenn St. Paul eine Stadt wäre, wie alle übrigen des Landes, so würde das nicht schwer sein," erwiederte der Mönch. „Allein es ist eine Republik, wie ihre Bewohner selbst es nennen. Der Gouverneur des Königs erhebt die Abgaben und steht allerdings der Gerechtigkeit vor, die wilden Pauliſten aber gehorchen nur so lange es ihnen beliebt, und die Häupter der Ramalhos und Pinheiros haben gewiß weit mehr zu sagen, als der gute Dom Silvio Herreira." Bei diesem Namen glänzte Gastons Auge, und schon wollte er eine Frage thun, als der Priester von Neuem über die blutige Feindschaft der beiden großen Familien zu sprechen begann, die St. Paul mehr als ein Mal schon dem Untergange nahe gebracht hatte. Wenn der Knabe des Pauliſten die Hände gebrauchen lernt," sagte er, „so streckt er sie zuerst nach dem Messer aus, und nicht selten erlegt er schon seinen ersten Feind, ehe die Mannbarkeit gekommen ist. Erwacht sein Bewußtsein, so gebraucht er es, um darüber nachzusinnen, welchen Weg man einschlagen müsse, um jenseit der Montiqueirakette das echte Land des Goldes und der Diamanten aufzusuchen."

„Laßt ihn ſterben," rief Gaſpar verächtlich, „wenn ſein Leben das eines Bauern ſein ſoll. Aber die Pauliſten laſſen Andern die Felder beſäen, welche ſie ernten. Die frommen Väter am Paraguay kennen das. Beim heiligen Jakob! ſie ſehen lieber einen Jaguar, als ein Pferd mit rothen Bändern."

„Da hört Ihr die Sprache eines ſolchen wilden Geſellen, mein Herr," ſagte Rafael ſeufzend. „Ja, leider iſt es nur zu wahr, daß die frommen Miſſionen am Paraguay ſeit den letzten Jahren mehr als je von Pauliſtenhaufen heimgeſucht werden, ohne daß Abmahnungen von Seiten des Gouverneurs, oder Androhung der Excommunication durch den heiligen Biſchof etwas gefruchtet hätten. Die frommen Väter haben endlich Gewalt mit Gewalt vertrieben und ihre Neophyten, die Guaraniſtämme bewaffnet und nun iſt des Mordes und Krieges kein Ende. Und doch ſind dieſe Miſſionen, ſeit Portugal und Spanien Einer Krone gehören, derſelben Herrſchergewalt unterworfen, wie ihre grimmigen Feinde in St. Paul."

„Und Silvio Herreiro," rief Gaſton, „läßt von dieſen Halbwilden die königliche Macht ſo ſehr verachtet? Es ſoll, nach dem was ich weiß, ein heftiger und tapferer Mann ſein, dem ſolche Geduld nicht ähnlich ſieht."

„Kennen Sie den Gouverneur des Königs, mein Sohn?" ſagte der alte Mönch verwundert.

Gaſton wollte ſo eben eine Antwort ertheilen, als Gaſpar ſich im Sattel aufrichtete und mit gedämpfter

Stimme ſeine Gefährten auf einen Reiter aufmerkſam machte, der vor ihnen hinſprengte.

Der Mond war aufgegangen und beglänzte mit dem prachtvollſten Lichte das ganze weite Land. Man konnte deutlich ſehen, wie der fremde Mann an derſelben Hügelkette hin ſein ſchnelles Thier ſpornte, welche die kleine Geſellſchaft ſo eben erſtiegen hatte. Hohe und einzeln ſtehende Bäume warfen ihre Schatten auf ſeinen Weg und verhargen ihn bald, bald ward er wieder ſichtbar und flog mit reißender Schnelle über die Ebene, bis er in einer ſteilen Schlucht ſich verlor, ohne den lauten Ruf Gaſton's und das kreiſchende indianiſche Kriegsgeſchrei ſeines Dieners zu beachten.

Wenn die erſtaunten Reiter nicht den Hufſchlag des Thieres gehört hätten, als es über den felſigen Boden ſetzte, ſo hätten ſie vielleicht an die alte Wunderſage vom Inderfürſten geglaubt, der als wilder Jäger Amerika's, durch die Jagdgründe der Seligen ſein windſchnelles Roß und ſein Schattengefolge von Hunden und Knechten treibt. Gaſpar aber, der den Inſtinkt des Sohnes der Wildniß hatte, ſagte: „Es iſt weder der nächtliche Jäger, vor dem man ein Kreuz machen muß, denn ſonſt wäre er längſt wieder dort und da und hinter und vor uns zum Vorſchein gekommen, bis wir vom Zauber angefaßt, ihm nachſtürzten und den Hals brächen; noch iſt es ein Taguya oder ein Tupi mit geflochtenen Zöpfen, der uns in einen Hinterhalt locken will. Ich ſage, es war ein Pauliſt. Ich ſah wie er im Mondſchein das linke Bein am Sattel heraufzog, den Sporn einhakte

und ſich rechts hinunter an den Hals ſeines Thieres warf, damit es leichter die Luft theile, und vielleicht auch, um uns zu täuſchen. Das iſt aber die echte Pauliſtenart, denn die Inder alle thun es zur linken Seite, und Daum und Nagel wollte ich wetten, es war Joſe Cabral."

„Was hätte ihn aber bewogen, ſo ſchnell zu fliehen?" ſagte Gaſton.

Auf dieſe Frage erhielt er keine Antwort, denn der alte Mönch ſaß ſinnend und leiſe Worte vor ſich hinmurmelnd, Gaspar aber ſpitzte die Ohren, und rief dann: „Unter den Büſchen war es; ja, beim heiligen Jakob! da bewegt es ſich wieder. Es iſt irgend ein Thier, es iſt ein Maulthier, jetzt ſehe ich es. Seine rothen Zügel haben ſich in den Ahornäſten verwickelt; es will ſich frei machen."

Hundert Schritt vom Wege lag der Buſch, auf welchen Gaspar deutete. Gaſton ſah nichts als einen ſpielenden Baumſchatten im Monde, und hörte ein leichtes Rauſchen der Blätter; aber der Mönch rief: „Im Namen Gottes und der heiligen Jungfrau! ich habe vergebens das Unheil hindern wollen."

Als ſie dicht an der Baumgruppe waren, ſprang Gaspar ſogleich ab, und nun erblickten ſie Alle ein Maulthier, das vergebens aus den zackigen Zweigen ſich zu befreien ſtrebte. Plötzlich aber trat der geſchäftige Gaspar zurück und ſagte mit dumpfer Stimme: „O! Gottesmutter! erbarme dich ſeiner armen Seele!" — Er fiel auf ſein Knie nieder, warf den ſpitzen Hut zur Erde, bekreuzte ſich und betete laut und heftig.

Der Pater Rafael war indeß mühſam von ſeinem Thiere geſtiegen, und ſagte mit zitternden vorgeſtreckten Händen: „Meine Augen ſind dunkel, wo iſt es, wo haſt Du es geſehen, mein Sohn?“

Gaspar deutete durch das Geflecht von dichten Rohrhalmen, Büſchen und Zweigen, die er mit ſeinen rauhen Händen heftig fortbog, auf einen kleinen Platz im Innern des waldbedeckten Raumes. Hier ſchien das Mondlicht faſt die Helle des Tages zu erreichen. Durchflichtig und ſilberklar lag es auf dem dunklen Wieſenboden, denn die ſchwarzen, ſtillen Bäume rund umher, erhöhten ſeinen Glanz.

Einen Augenblick ſah Rafael hin und dann brach er in laute Klage aus, indem er mitten durch das Geſtrüpp ſich Bahn machte. — „Unglücklicher Knabe!“ rief er, „was haſt Du gethan?! und Du, mein Kind, wehe Dir, wehe Dir! ſtatt in den Armen der Braut, biſt Du nun im Grabe auf der Heide gebettet, mitten in Kraft und Jugend iſt der Stamm Deines Lebens und Deiner Liebe gebrochen.“

Gaſton war dem alten Manne gefolgt, ahnend was hier geſchehen, voller Entſetzen und jener ſchrecklichen Neugier, die den Menſchen zum Anſchauen des Böſen drängt. — Er ſah ihn faſt auf der Mitte des Platzes niederknieen, und erblickte eine Stelle, wo der Grund umher aufgewühlt und zertreten war. Die Halme nicht weit davon waren geknickt; ein junger Baum lag friſch zerbrochen am Boden. Ein Ringen und Kämpfen hatte hier Statt gehabt; dort war ein ſchwerer Körper durch das Gras geſchleppt worden und hatte es zerbrochen. Auf dem aufgewühlten Grunde

aber ſtand ein Kreuz, raſch zuſammengeſetzt aus zwei Aeſten, die mit einigen Halmen zuſammengebunden waren. Es war nicht tief in den Boden geſtoßen und neigte ſich zur Seite. Das weiße Holz am obern Ende war röthlich gefärbt, und Gaſton ſchauderte. Es war Blut, und unter dieſer leichten Erddecke ſchlief ein Todter, ein Ermordeter, den ſein Sieger hier flüchtig eingeſcharrt hatte.

Die tiefe Stille umher, dann und wann nur in der Ferne das weinerliche Geſchrei eines Jaguars, dem das Schnauben der Maulthiere antwortete; der betende Greis mit dem kahlen Kopfe, an den Schläfen das glänzend lange Silberhaar; der wilde, zerlumpte Geſell an ſeiner Seite, das Mondlicht, das auf die Beiden und auf das Grab fiel und die Zeugniſſe des Kampfes hier erhellte, dort zweifelhaft bedeckte, Alles führte der zagenden, aufgeregten Phantaſie tauſend ſchnelle Bilder des Todten und ſeines Mörders vor und erhöhte das Grauſen, das Gaſton's Seele beſchlich. — Joſe Cabral, es war kein Zweifel, hatte ſeinen Gefährten hier ermordet, und doch hegte er noch immer eine ſchwache Hoffnung, daß dies einſame Grab vielleicht ein leerer Schrecken ſei, daß er kein menſchliches Weſen enthalte.

Als er dies äußerte und ſein Schwert zog, um es prüfend in den Boden zu ſtoßen, hielt Rafael ſeine Arme feſt. — „Stört nicht die Ruhe der Todten," ſagte er; „der Richter wird Zeit genug haben, die Wunden zu meſſen, an welchen der arme Tibertius ſtarb. O! denkt doch nicht," fuhr er dann fort, „es könnte hier ein Menſch einen ſchreck-

lichen Scherz getrieben haben. Wenige Hände voll Sand zurückgeſchaufelt, und Ihr würdet eine fürchterliche Wahrheit erblicken. — Ihr kennt die Sitte nicht, mein Sohn, die hier in den Meſſerkämpfen zweier Feinde dem Sieger befiehlt, das Grab ſeines Opfers zu graben, ein Kreuz darauf zu pflanzen, und ein Gebet zu ſprechen. Das hat Joſe gethan, und kaum beendet, hat unſere Nähe ſeine eilige Flucht bewirkt. Kommen Sie, Caballero, laſſen Sie uns eilen und dem Geſetze berichten, was wir wiſſen. — Klagen und Verzweiflung, Rache und Blut genug wird dies vergoſſene Blut erwecken, und wehe dem unglücklichen Jüngling, der hier und dort es zu vertreten hat."

Gaspar hatte indeſſen das Maulthier frei gemacht und es an das ſeine gekoppelt. Das ſchöne Thier ward von ihm ſogleich als dasſelbe erkannt, auf welchem Libertins Ramalho aus der Poſada ritt, und wie ſie nun von Grauen getrieben über die Ebene hinjagten, und nach und nach die Thürme und Kirchen und die hohen Kloſtergebäude St. Pauls heranrückten, hörte man von dem alten Prieſter immer wieder die Worte: „Wehe Euch, Ihr Verblendeten! Ich wußte es, eine Stimme ſagte es mir. Wehe den Pinheiros und wehe Euch, ihr Ramalhos! Arme Dolores, armes Kind!"

Endlich waren ſie in der Stadt, die aus geraden Straßen, mit feſten niedern Häuſern beſetzt, beſtand. Auf einem freien Platze ſtand ein größeres Gebäude, mit einem Graben umzogen, einer Mauer und einem feſten Thore. „Es iſt die Wohnung des Gouverneurs," ſagte der Mönch, „er

vor Allen muß wiſſen was geſchah, denn ihm liegt es ob, die Ruhe zu erhalten. Erfahren die Ramalhos was vorfiel, ſo werden ſie jeden Vinheiro ermorden; dieſe aber haben größern Anhang in der Stadt, jene unter dem Landvolke, und leicht kann eine allgemeine Zerſtörung die Folge ſein."

Der Pater befahl nun Gaspar, an das Thor zu klopfen, und dies geſchah mit ſolcher Stärke, daß einige Minuten ſpäter ſchon ein Mann es öffnete, der, mürriſch über die ſpäte Störung, dem Fremdling das Unziemliche ſeines Benehmens verwies. Als er aber den alten Prieſter erblickte, zog er ſchnell die Kappe von ſeinem Kopfe und verneigte ſich voller Ehrfurcht.

„Mein guter Pedro," ſagte Rafael, „es iſt nöthig, daß ich Seine Excellenz ſtöre."

„Wenn es ſein muß, ehrwürdiger Herr," erwiederte der Alte mit einem Grinſen, das über ſeine lederartig ausgedorrten Züge ſchlich, „ſo will ich Sie führen. — Se. Excellenz liebt es zwar nicht, ſo ſpät geſtört zu werden und Donna Uraca hat den Paraguaytrank längſt hereingebracht und das Schaukelbrett angeknüpft; allein, was ſein muß, muß ſein," fügte er männlich entſchloſſen hinzu, und man ſah es ihm an, daß es ihm weit mehr Vergnügen machte, dem Gouverneur eine Unbequemlichkeit zu bereiten, als er ſich vor deſſen Zorn fürchtete.

Gaſton war auch von ſeinem Thiere geſtiegen und wollte dem Pater Rafael folgen, aber der große mumienartige Kerl warf ihm das Thor vor der Naſe zu. — „Ihr, junger Burſche, mögt draußen bleiben bei dem andern

Ritter vom Caſſo," rief er zurück, „wenn man Euch braucht werdet Ihr gerufen werden. Uebrigens hat Euresgleichen ſich auch gar nicht ſo ſehr nach dem Eintritt in dies Haus zu drängen, wo Mancher ſchon lieber hinaus als hinein ging."

Gaspar rief lachend: „dieſer Eſel des Geſetzes hält Ew. Gnaden für meinen Kameraden, aber was das Ein- und Ausgehen betrifft, hat er Recht. Die Gefängniſſe ſind auch dort innen und Sie verlieren gar nichts, wenn Sie den alten, dicken, wüthenden Dom Silvio nicht ſehen. Des Abends, ſagt man, liebt er ſo das Paraguaykraut und Zucker und Arac dazu, mehr als nützlich iſt, und dann iſt er ganz toll und voll, und hat immer zu ſchimpfen und zu regieren, obwohl er auch wieder regiert wird."

„Wer und was regiert ihn?" ſagte Gaſton aus ſeinem Nachdenken aufblickend.

„Madre de Deos!" verſetzte Gaspar lachend, „wenn es der ſchwarze Feind aller Menſchen nicht ſelbſt iſt, ſo iſt es ſeine Großmutter wenigſtens. — Aber, ſeht doch da," rief er, „da kommen luſtige Leute. Man ſoll nicht ſagen St. Paul ſei eine Stadt des Blutes und der Thränen. Niemand verſteht die Zither beſſer zu ſchlagen, und ſüße Lieder zu ſingen, als die jungen, wilden Geſellen hier."

An der Seite der Häuſer zog ein Haufen lärmender Jünglinge hin. Einige trugen Fackeln und ſchwangen dieſe in dem blauen Mondlichte, Andere ſchlugen die Zither und Mehrere ſangen dazu eine wohl urſprünglich mauriſche Romanze, die ihre Väter mit über das Meer gebracht hat-

ten, dazwiſchen ſchrieen ſie Vivas den Schönen, lachten und liefen dann weiter, bis Einer von ihnen ſtillſtand, ſeine lauten Gefährten vorüberließ, ein paar raſche leiſe Griffe in ſein Inſtrument that, und eine Zeile aus einem Liebesliedchen mit ſchöner, tiefer Stimme, halb ſang halb ſprach.

Dem Hauſe des Gouverneurs gegenüber ſtellte er ſich dann unter einen dichten alten Feigenbaum, deſſen Schatten ihn verbarg, als die Thür, wo er geſungen, ſich aufthat, und eine weibliche Geſtalt hervorſchlüpfte. Scheu blickte ſie umher, dann warf ſie die Kappe der Mantilla zurück und ſchritt auf den Baum zu.

Gaſpar hatte auch aufmerkſam hingeſehen, jetzt flüſterte er ſeinem Herrn zu: „Ja, ſo ſind ſie Alle, dieſe Pauliſten. Nachdem das Meſſer ſeine Arbeit gethan, und er ſein Gebet verrichtet hat, iſt das Blut vergeſſen, bis es aufgeweckt nach Rache ſchreit.“

Gaſton deutete auf den Baum, aber Gaſpar ſagte ſchnell: „Es iſt Joſe Cabral, der den Libertins erſtach, und ich denke derſelben Augen wegen, die jetzt ſein Mund küßt.“ — Innerhalb der Wohnung des Gouverneurs erſcholl aber zugleich eine heftige Stimme, „Alle!“ ſchrie dieſe, „und wohlbewaffnet, ich will dieſer geſetzloſen Bande ein Beiſpiel geben, das ſie zittern lehrt. Bei den Wunden Jeſu! bei der unbefleckten Gottesmutter! er ſoll hängen, ſobald der Morgen anbricht.“

In dieſem Augenblicke fühlte Gaſton ein tiefes Erbarmen mit Joſe. Aus den Armen der Liebe ſollte er vielleicht in wenigen Minuten in Kerker und Tod geriſſen werden.

Gemordet hatte er nicht; er hatte den übermüthigen Nebenbuhler im Zweikampf beſiegt, und ſeine Liebe war ſein Verbrechen.

Leiſe lief er an der Mauer hin und ſprang auf den Baum los. Der leiſe Schrei einer Mädchenſtimme, und eine raſche Bewegung ihres Geliebten, der eine Waffe zu führen ſchien, drangen ihm entgegen.

„Du biſt es, Joſe Cabral," ſagte der junge Ritter.

„Und wenn ich es bin?" erwiederte Joſe fragend und herausfordernd.

„So flieh ſchnell," fuhr Gaſton fort. „Ich will Dich warnen, nicht verderben. Dom Herreira's Diener, die Hunde des Geſetzes, ſind auf Deiner Spur."

„Was thateſt Du denn, mein Joſe?" fragte das Mädchen.

Der junge Menſch ſtampfte heftig auf den Boden. „Laßt ſie kommen," ſagte er, „ich fürchte ſie nicht."

„Fort," ſagte Gaſton, „prahle nicht mit Deinem Muthe. Der Gouverneur hat einen hohen Eid geſchworen, daß er Dich im Frühroth aufhängen läßt."

„Heilige Gottesmutter!" rief Dolores kläglich. „Was haſt Du begangen, Joſe?"

„Ich habe meinen Feind getödtet," erwiederte er ſtolz. „Fluch ihm! Er hat mich dazu gezwungen. Es war ſein Wille mich ſtumm zu machen, wie die Nacht."

„Tibertius!" ſagte Dolores heftig und ſtieß ſeine Hand zurück.

„Dein Vetter Tibertius," erwiederte Joſe. „Ihn, den

ich haßte, der meine Seele mir entreißen wollte, Dich, Dolores. — Aber bei Gott und ſeinen Sternen! ich hätte nie an ſeinen Tod gedacht, denn er war ein Ramalho und auch Du gehörſt ihnen an."

„Falſcher Mann!" ſagte das Mädchen mit einer Stimme, die in Leidenſchaft zitterte, „Du haſt ihn ermordet, wie einen Elenden Guarino, weil er um meine Liebe warb. — Aber Tibertius war mein Vetter, ſein Name war ſchön, er war ein Ramalho! — O! Joſe Cabral ſind das Deine Schwüre? iſt Dein Herz ſo verdorben? war es die ſchwarze That, Dein ſündiges Gewiſſen, war es die Blutſchuld, die mich verlocken wollte, mit Dir zu entfliehen?! Eine Tochter des Alcaide Mor, eine Enkelin des großen Joad Ramalho. Geh hin, geh und ſuche alle Waſſer der Erde, ſie werden das rothe Blut nicht von Deinen Händen waſchen."

Sie ſah ihm mit zürnendem Abſcheu ins Geſicht und Joſe ſtand ſtolz vor ihr, eine Marmorſäule im Licht des Mondes. Jede Muskel war angeſpannt in gewaltiger Kraft und Kühnheit, und das Haupt emporgerichtet im Gefühl der Beleidigung und voll unterdrückten Schmerzes. Dann ſtreckte er die Hand gegen die aus, welche er die Seele ſeines Lebens nannte und ſagte: „Geh, und danke der heiligen Jungfrau, daß Du kein Mann biſt, der mich falſch nennen konnte. Willſt Du nicht glauben, was ich ſagte, ſo laß das Gras zwiſchen uns wachſen, bis es uns verbirgt. Sprich, meine Dolores, wann hat Joſe eine Lüge geſagt? Tibertius verhöhnte mich und meine Liebe,

er prahlte damit von Deinem Vater Deine Hand erhalten zu haben und die Brautgaben einzukaufen."

„Er log, der Böſewicht!" rief Dolores.

„Er log und ich lachte," erwiederte Joſe. „Als wir die Gebirgspäſſe hinter uns hatten, beleidigte er mich und ich warnte ihn. Er beſchimpfte die Pinheiros und ich ſpornte mein Thier. — Willſt Du die Streitart ausgraben, ſagte ich, da ſie doch kaum mühſam verſcharrt wurde? Du weißt, daß noch kein Jahr vergangen iſt, wo kein Ramalho und kein Pinheiro ſich begegneten ohne zum Dolche zu greifen, daß der heilige Biſchof, und der fromme Vater Rafael Macedo den Frieden vermittelten; ich bitte Dich, laß mich allein. Er aber blieb an meiner Seite, denn ſein Thier war ſchneller. — Höre, Pinheiro, ſchrie er, ich will Dir das Leben ſchenken, aber wage es nicht, den Blick mehr zu Dolores Ramalho zu erheben, ſie iſt meine Braut und ein Pinheiro" — hier zitterten Joſe's Glieder in der Wuth der Rückerinnerung, die Zunge verſagte ihm den Dienſt, und mühſam ſagte er: „Er ſtieß mit dem Meſſer nach mir, meine Schulter war getroffen; da floh der letzte Reſt der Milde aus meiner Bruſt, unter dem Sattel zog ich mein Meſſer hervor, es war um ihn geſchehen."

„Du erſtachſt ihn, ehe er ſich vertheidigen konnte," rief Dolores verächtlich. „Das iſt die That eines Pinheiro, das ſind die Siege Deines Geſchlechts."

In der ungezähmten Wuth ſeiner Sinnesart hob Joſe den Arm zum Schlage gegen den ſchwachen Beleidiger auf, doch ſchnell ließ er ihn ſinken und ſagte: „Deine Augen

haben mich zum Weibe gemacht, Dein Mund hat mich bethört, nicht länger ein Vinheiro zu ſein, der das falſche Geſchlecht der Ramalhos ewig haßt. — Nun geſchieht mir, wie es geſchehen muß. Was ich litt und trug, trug ich um Dich. Ich hätte das Paradies verſchmäht, um bei Dir zu ſein; ich hätte Dich vertheidigt gegen die ganze Welt, gegen Prieſter und Gott, und was Du auch ſagen mochteſt, ich wäre für die Wahrheit geſtorben. Du biſt eine Ramalho und Deine Liebe iſt Thorheit. O! reiß ſie aus Deinem Herzen und aus meinem Herzen; ja, eine blutige Hand liegt zwiſchen uns, nicht der todte Libertins, aber die Lüge und das Mißtrauen. Leb wohl Dolores."

„Joſe Cabral!" rief in dieſem Augenblicke der Gerichtsdiener, der leiſe mit drei andern Gefährten an der Mauer entlang geſchlichen war, „ich verhafte Dich, im Namen Sr. Excellenz, des Gouverneurs. Macht keine Umſtände und folgt."

Joſe leiſtete in der That nicht den geringſten Widerſtand. Die Diener des Geſetzes packten ſeine Arme, und wie er zwiſchen ihnen hoch und gewaltig ſtand, ſchien es ihm ein Leichtes zu ſein, die vier Männer, trotz ihrer Spieße und Dolche abzuſchütteln. Er warf jedoch nur einen ſtolzen in Wehmuth hinſchmelzenden Blick auf Dolores, die ſtarr vor ihm ſtand und wenig beachtet wurde, dann zogen ihn die Häſcher fort, und der alte dürre Menſch faßte Gaſton mit der andern Hand und rief ſehr barſch: „Ihr müßt auch mit, Geſell, denn Ihr ſeid beim Morde zu-

gegen geweſen. Man kann nicht wiſſen, ob nicht morgen früh zwei oder drei Schlingen nöthig ſind."

Dolores ſtand noch einen Augenblick, dann deckte ſie mit Heftigkeit beide Hände über ihr Geſicht: „Gnadenreiche Gottesmutter!" rief ſie, „ſterben ſoll er nicht. Die Pinheiros werden ihn retten, die Pinheiros müſſen ihn retten. O! Joſe Cabral, ich kann Dich nicht haſſen!"

4.

Gaſton ward nun mit derſelben Vorſicht wie Joſe ſelbſt, in das Haus geführt, deſſen Thor man ſogleich hinter ihm ſperrte. In einem Winkel des Hofes ſah er ſeine Maulthiere ſtehen, und Gaſpar daneben, der von einem der bewaffneten Diener des Gouverneurs in Aufſicht gehalten wurde. Man ließ ihm keine Zeit ſeinem Herrn eine Erklärung zu geben, denn als er ſprechen wollte, befahl ihm der Mann zu ſchweigen und die Andern ſtießen ihre Gefangenen in einen dunkeln Gang der gepflaſtert und gewölbt war und der Feſtigkeit des Hauſes Ehre machte. Die Schritte der Männer ſchallten laut auf den Quadern und nun kam ihnen ein alter Diener mit einer Laterne entgegen, der in der Hand ein Schlüſſelbund trug und in ſeinem rothen Camiſol wie ein Henkersknecht ausſah.

„Hier Manoel," ſagte der große Menſch, der den Anführer machte. „Hier ſind Deine Gäſte, gieb ihnen gutes Quartier."

Der Mann hob ſeine Laterne auf und trat erſchrocken zurück. „Herr Joſe Cabral," ſagte er, „der Neffe des

Pinheiro. O! je, es ist ein Irrthum, beim heiligen Petrus! es muß ein Irrthum sein. Was! wollt Ihr Euch von seinen Vettern und Freunden die Köpfe einschlagen lassen, oder habt Ihr so große Lust zu einem Messer aus Coimbra? Den Andern kennt Niemand, der mag aufgehangen werden. Ich will es selbst thun mit vielem Vergnügen zur Ehre Gottes und des Rechts, aber einen Pinheiro mag aufhängen, wer da will."

Die Gerichtsdiener sahen sich mit verlegenen Blicken an, in denen man wohl lesen konnte, daß der alte Mann ihren Muth merklich erschüttert hatte. Gaston aber sagte lachend und halb vor sich hin: „Es ist überall sich gleich in der Welt. Hast Du Freunde und bist Du mächtig, so wird das Recht jederzeit leicht zu Unrecht, und Unrecht zu Recht werden. Nun lauf von Pol zu Pol, und suche das Land wo Recht und Gesetz Eins ist. Bei den Wilden und Heiden, wie bei den Christen und Türken ist das Gesetz nur für die Unbekannten und Armen gemacht, die man überall, wie der alte Mensch dort sagt, mit dem größten Vergnügen kreuzigt und aufhängt."

Die Wächter würden wohl noch länger überlegt haben was zu thun sei, wenn nicht jetzt ein anderer Diener die Stiege herabgekommen wäre, der mit lauter Stimme ihnen zuschrie, Se. Excellenz wolle den Gefangenen sehen, und auch den Fremden, der mit dem Pater Macedo gekommen sei.

Das war eine Hülfe in der Noth, die eilig von den Häschern benutzt wurde. Man führte den schweigenden

Cabral und den lachenden Gaston, der es sehr komisch fand, daß man ihn in diesem Hause noch immer wie einen Verbrecher behandelte, rasch die Treppe hinauf, und Pedro flüsterte ihm zu: „Euch wird das Lachen sogleich vergehen, Se. Excellenz scheint in der besten Laune zu sein, kurzen Prozeß mit Euch zu machen. Hört Ihr seine Stimme?"

Durch das Vorgemach drang in der That eine Art von Löwenstimme, die einen armen Verlassenen wohl in Furcht setzen konnte, und als die Thür eines ziemlich großen Gemaches geöffnet wurde, erblickte man eine unter andern Umständen gewiß belustigende Gruppe. — Das saalartige Zimmer war mit glänzend weißem Kalk gefärbt und mit manchen Geräthen von europäischem Luxus ausgestattet. Einige Armsessel und Tische standen darin und an einem derselben saß der gute Mönch und eine alte Dame von riesenhafter Größe und entsetzlicher Magerkeit, an der andern Seite ihnen gegenüber aber, stand ein schönes Polsterbett, auf welchem lang ausgestreckt ein kleiner kugelrunder Mann lag, mit rothem Gesicht und einem struppigen Bart, und vor ihm befand sich ein silbernes, sehr schön gearbeitetes Gefäß auf einem kleinen Feuer von wohlriechendem Holz, daneben lagen Citronen und auf silbernen Tellern, Früchte und Brod, Wildpret von verschiedener Art und eine große Flasche mit Arak. — Jeder der drei Personen hatte einen dampfenden Becher voll heißen Getränkes vor sich. Der des kleinen dicken Mannes war von Gold, reich mit Edelsteinen besetzt und im Munde hielt er ein kleines gebogenes Futteral, aus welchem er Dampf und Feuer zog.

Als er die Beiden eintreten sah, erhob er sich halb und suchte seine fette Stirn mit so vielen Runzeln zu bedecken, als er konnte. Dies gelang ihm ziemlich gut, und die kleinen stechenden Augen funkelten dazu so grimmig, daß das ursprünglich gutmüthige Aeußere einen drohenden, wilden Charakter erhielt.

In einer kurzen Rede hielt er dem Pinheiro sein Verbrechen vor, der ruhig vor ihm stand und mit Geduld die Beschuldigungen anhörte, welche er ihm und seinem Geschlechte machte. Jose schien an ganz etwas Andres zu denken, so theilnahmlos war er, und erst als der Gouverneur seinen Eid wiederholte, daß er ihn unfehlbar am nächsten Morgen aufhängen lassen würde, warf er einen zornigen und spöttischen Blick auf den kleinen Mann, der diesen nicht wenig verdroß.

Er stand ganz auf, und es lag in seinem Wesen, trotz der Unförmlichkeit seiner Gestalt mehr Energie und Adel, als man erwarten konnte. — „Jose Manuel Cabral," sagte er mit Würde, die der mächtige Klang seiner Stimme unterstützte, „vergeßt nie, daß Ihr vor dem Gouverneur unseres Herrn des Königs steht, der das Recht erhalten soll, an seiner Stelle. — Ihr bekennt Euch zu dem Morde des Tibertius Ramalho?"

„Ich tödtete den, der mich tödten wollte," erwiederte Jose.

„Zeugen aber besitzt Ihr nicht," rief der Gouverneur. „Ihr seid der That geständig, und ich kenne Euch wohl als das Haupt der Unruhstifter. Ihr wart es, der vor zwei

Lohn der Tugend.

Eine Erzählung

von der Verf. der Claudine Lahn, Klara von Walburg, u. a.

Mein Vater war ein Kaufmann von geringem Vermögen. Still und regelmäßig lebte er mit einer geliebten Gattin, im Genuß häuslichen Glücks, das die frühen Jahre meiner Kindheit verschönte. Meine Erziehung war das Geschäft der Mutter. Ihre Tugenden, ihre Talente der aufblühenden Tochter zu hinterlassen, ward ihre keine Mühe zu schwer und heiße Liebe für sie glühte in meinem Herzen. Aber kaum den Tagen der nichts besorgenden Kindheit entwachsen, ahnete ich ihren frühen Verlust.

Die schlanke edle Gestalt nahm immer mehr das geisterähnliche Schwebende an, das sie von jeher so interessant machte, aber das zarte Roth, welches sonst ihre Wangen färbte, verschwand nun, eine fortdauernde Kränklichkeit hinderte sie an den Freuden und

Jahren schon einen Ramalho erstach, Ihr stecktet mit einer Rotte Eurer Anhänger das Landhaus des Joao in Brand; Ihr raubtet die Sklaven des Diego Matheo, in Summa aber ist nichts geschehen in dem schändlichen Streite, wo Ihr nicht einen guten Antheil hattet."

„Wenn der Gouverneur des Königs wüßte, was in St. Paul vorgeht," erwiederte Jose stolz, „so würde er sich auch erinnern, daß ich seit zwei Jahren überall für den Frieden gesprochen und Manches gethan habe, um ihn zu erhalten."

„Ihr seid ein frecher Bursche!" rief Dom Herreira und ballte die Hand gegen ihn. „Führt ihn fort und in der ersten Frühe hängt ihn auf, zur Warnung aller Mordgesellen."

Jose ging der Thür zu, wohin ihn die Diener mit besorgten bittenden Blicken auf den Gouverneur, offenbar in der Absicht so langsam führten, daß dem gestrengen Herrn noch etwas Besseres einfallen möge. Als dieser aber sich abwendete und zu dem Polsterlager zurück ging, trat Gaston vor. „Excellenz," sagte er, „es sind allerdings Umstände vorhanden durch welche dieser junge Mann das Zeugniß seiner Unschuld ersetzen kann. Ich hörte selbst wie er in St. Vincent sich weigerte mit dem zu reiten, der sich Tiberius nannte; wie übermüthig roh und beleidigend dieser ihn endlich dazu zwang, wenn er nicht beschimpft sein wollte, und so läßt sich wohl annehmen, daß die Schuld dieser That auf den fällt, der freilich sich niemals mehr dazu bekennen kann."

Joſe warf einen dankenden Blick auf den plötzlich erſtandenen Freund und die Gerichtsdiener nickten beifällig, obwohl erſtaunt über die ungeheure Kühnheit. Die große hagere Frau aber ſchrie: „die Pinheiros, Fluch den Pinheiros! wer kennt ſie nicht, dieſe Mörder und Diebe in der Wiege. Und dieſer Fremde hier, wer iſt er denn, der mit den Geiern in Freundſchaft lebt?“

„Iſt dies ein Liebeshof,“ ſagte Gaſton ſpöttiſch, „wo Schönheit und Jugend Sitz und Stimme haben.“

Die alte Frau fuhr zornig auf, aber Pater Rafael zog ſie ſanft zurück. „Ihr ſeid eine Freundin der Ramalhos,“ ſagte er, „darum iſt Euer Zorn natürlich, doch, ich bitte Euch, ſeid gerecht. Jener junge Mann ſpricht die Wahrheit.“

„Excellenz!“ ſchrie die alte Dame, „ſeid Ihr auch gerecht, und beſtraft den Landſtreicher, der mich zu beſchimpfen denkt.“

„Wer ſeid Ihr, Herr,“ rief der kleine Gouverneur zornig. „Ihr ſeid, wie es ſcheint, einer der Abentheurer, wie ſie uns jährlich ſchaarenweiſe heimſuchen?“

„Ich heiße Gaſton Ribeira,“ erwiederte dieſer lachend, „und wenn mein Oheim ſeinen Neffen als Landſtreicher und Abentheurer betrachten will, ſo mag es geſchehen.“

Der kleine Gouverneur ließ das Silberrohr aus dem Munde fallen und ſah den Jüngling lange ſtarr an, dann nahm er ihn bei der Hand und zog ihn dem Tiſche näher, und nun verzog die Freude ſein dickes Geſicht auf einen Augenblick, bis er mit einer ſchlecht unterdrückten Verle-

genheit, aber doch herzlich ihn in seine Arme schloß und willkommen hieß. — Nach einigen schnellen Fragen siegte aber doch die Würde und Pflicht des Gouverneurs über die Liebe zu einem unverhofft erschienenen Verwandten, und so befahl er denn den Dienern nochmals den Gefangenen fortzuführen und seinen Spruch in allen Stücken zu vollziehen. — „Halt ein!" rief er, als Gaston seine Vorstellungen erneuern wollte, und Rafael mit erhobenen Händen aufstand; „ich habe einen hohen Eid geleistet den ersten Mörder aufhängen zu lassen, und hängen soll und muß er, so wahr ich ein Christ bin." — Er machte hierbei der alten Dame eine Betheuerung mit der Hand, die er schwörend aufhob.

„Wenn Excellenz keine Einsprache gelten lassen will," sagte der demüthige Mönch, „und Ihre Weisheit den Tod dieses jungen Mannes für unerläßlich hält, was auch seine Familie, die so zahlreich und streitsüchtig ist, dagegen thun möge, so gestatten Sie mir den hochwürdigen Bischofe die Anzeige zu machen und den Kerker dieses Jünglings zu theilen, um ihn mit seinem Schöpfer zu versöhnen."

Der Gouverneur trank den dampfenden Becher aus. „Thut was Ihr wollt, ehrwürdiger Herr," sagte er, „der geistliche Beistand soll keinem fehlen."

Die ganze Procedur dieser Verurtheilung hatte aber so viel Willkührliches und Seltsames, daß Gaston, der nur der europäischen Formen gewohnt war, kaum begreifen konnte, daß es sich alles Ernstes um Leben und Tod eines Menschen handelte. Jose Cabral aber hob seine gebundenen

Hände drohend empor. „Diese Schmach, Herr,“ sagte er, „werden die Pinheiros zu rächen wissen. Gebt mir den Tod, wenn Ihr meint die Macht zu haben, denn das Recht habt Ihr nicht. Ich bin ein freier Mann, ein Bürger der Republik. Der König ist unser Schutzherr, wir bezahlen was ihm gehört, aber keiner seiner Diener darf über Tod und Leben richten.“

„Schurke!“ rief der Gouverneur voller Wuth, „bin ich nicht der erste Richter hier?“

„Um die Ordnung zu erhalten seid Ihr da, Cavallero,“ erwiederte Jose, „um Streit zu schlichten, Sklaven zu strafen, um Verbrechen nicht geschehen zu lassen. Ich bin ein Edelmann wie Ihr; ich habe meinen Feind im Zweikampfe getödtet. Wenn sein Tod gerächt werden soll, so ist das Sache der Vendetta, nicht die Eure. Ueberlaßt es den Ramalhos mein Blut zu fordern; was mischt Ihr Euch unberufen in den Streit unserer Familie, der so alt ist, als St. Paul? Ich warne Euch, Herr, macht dem Scherz ein Ende. Noch ist es keinem Gouverneur eingefallen, einen freien Bürger hängen zu lassen, Ihr seid der Erste, leicht möchtet Ihr der Letzte sein.“

Hier zeigte es sich aber, daß der kleine Mann nicht so leicht einzuschüchtern war, als der große Handlanger des Rechts. „Für diese Frechheit,“ rief er in der größten Wuth, „sollt Ihr gezüchtigt werden. Fort mit ihm und schließt ihn in Ketten.“

Jose ward hinausgezogen, kaum aber war er einige Minuten fort, und der Gouverneur hatte noch immer mit

der Beschwichtigung seines Zornes zu thun, als man ein furchtbares Geschrei unten im Hause hörte. Gleich darauf eilte einer der Diener herein, der bleich und zitternd stammelte, daß dik Pinheiros am Thore wären; ein ganzer Haufen mit Spießen und Dolchen bewaffnet, die Jose Cabral verlangten oder Jeden zu tödten schwören.

Der kleine Gouverneur bot bei dieser Nachricht einen merkwürdigen Contrast von Muth und Entschlossenheit und lächerlicher Heftigkeit. Bald schrie er, den Verräther in den festesten Kerker zu bringen, bald forderte er mit donnernder Stimme seinen Stahlhut und sein Schwert, bald tröstete er wieder eindringlich und besänftigend die alte Dame, die jammernd ihm um den Hals lag und um Erbarmen und Rettung vor den mörderischen Pinheiros schrie. — „Die Thore sind fest," sagte er mit unerschütterlichem Muthe, „wir haben Gewehre und Pulver und eine tapfere Garnison. Morgen in der Frühe aber soll er hängen und wenn die ganze Republik an den Mauern wäre."

Dieser heroische Entschluß ward jedoch plötzlich durch das Erscheinen Gaspars unterbrochen, der in der dürftesten Weise die Flucht des Gefangenen, und der sämmtlichen Gerichtsdiener und Hausleute verkündete. — „Excellenz," sagte er, „es war kaum zu unterscheiden, ob der ganze Troß nachlief, um den Jose festzuhalten, der ganz stolz und frei das Thor aufmachte, und hinausging, oder ob sie den Mörder hinausschoben und sich an ihm festhielten, damit er sie schütze! — Soviel ist aber gewiß, sie sind Alle fort, und fast möchte ich denken, hätte ich nicht schnell die Pal-

kenthären und Eisengitter zugeschlagen so würden die Böse-wichter jetzt hier sein, denn sie schrieen wenigstens laut genug, daß sie Rache nehmen wollen.

Diese niederschlagende Nachricht übte auch sogleich ihre Wirkungen aus. Zwar rief Dom Herreira noch eine Zeit lang, daß er der Majestät der Krone nichts vergeben könne, die seine Schmach schon rächen würde, aber bald übertäubte das Klagegeschrei der Donna Uraca seine Stimme, die betend auf den Knieen lag, bei jedem neuen heftigen Stoße, der unten gegen die Thore gethan wurde, um Erbarmen und Rettung kreischte.

Der Gouverneur hatte endlich allen Muth und alle Kampflust verloren. Das künstliche Feuer des Paraguatrankes war auch erloschen, und bald sah er im einbrechenden Kleinmuthe seine Lage für gefährlicher an, als sie war. Selbst wenn die starken Thore nicht gehalten hätten, so würden die Pauliſten, so ungezähmt sie waren, doch schwerlich den Gouverneur des Königs ermordet haben, da Jose Cabral am Leben war. Ueberdies aber war er gar nicht unbeliebt unter ihnen, denn Trotz seiner Heftigkeit und seines hochmüthigen Sinnes, war er doch ein Mann, der des goldenen Sprichwortes: Leben und leben lassen! immer eingedenk war und den gelegentlichen Zügen nach den Missionen, dem Sklavenraub und den Klagen der Jesuiten und der Küstenbewohner, so viel er konnte, durch die Finger sah. Nur in der letzten Zeit, seit seine Lebensgefährtin und Haushälterin, die dürre Schöne und Freundin der Ramalhos, immer mehr ihn beherrschte, war er den Pin-

heiros gram geworden, die er als die alleinigen Urheber des Böſen zu betrachten begann, und endlich ſchien es ihm an der Zeit, ein zerſchmetterndes Beiſpiel zu geben. — Die Hoffnung, daß die beleidigte Familie der Ramalhos mit ihm gemeinſam die Pinheiros bekämpfen werde, war eine feſte diplomatiſche Vorausſetzung, die ſich jedoch ſehr bald als falſch bewähren ſollte, denn Gaſpar und Gaſton, die von neuem die Thore unterſucht hatten, kamen mit der Nachricht zurück, daß auch dieſe mächtige Familie das Regierungshaus umzingeln helfe, und daß man für den Augenblick alle Feindſchaft abgethan habe, um das Recht der Bewohner St. Pauls aufrecht zu erhalten.

Als nun Gaſpar erzählte, daß die Empörer beſchloſſen hätten, die feſten Thore mit Balken und Steinen zu verpacken und die Eingeſperrten ſo lange zu belagern, daß ſie entweder verhungern oder herauskommen ſollten, wo man ſie aufhängen werde, ſank der letzte Reſt des Muthes bei Herrelra. — „Verhungern!“ rief er und blickte auf die Reſte des Mahles. „Sagten ſie das, die Böſewichter? Verhungern! Madra de Deos! mein frommer Vetter Rafael, was meint Ihr, und Du, mein Neffe Gaſton, ſoll ich hinuntergehen und — und — nun ja, ſoll ich ihnen ſagen, daß Alles vergeben und vergeſſen ſein ſoll?“

Die Bangigkeit des alten Mannes war jedoch nicht ſo groß, um die Schaam ganz zu unterdrücken, die er bei dieſem Vorſchlage empfand. Es bedurfte weniger kräftiger Worte von Seiten Gaſtons, um ihm zu beweiſen, daß ein ſolcher Schritt ihn auf immer um jedes Anſehen bei einem

Volke bringen müſſe, wo der trotzige Muth und Verachtung der größten Gefahren ſo Vieles galt. Vergebens waren jetzt die Thränen der geliebten Haushälterin, die Alles gethan haben würde, um den Sturm zu beſchwören, und kaum vermochte ihre Betheuerung, daß gar keine Lebensmittel im Hauſe ſeien, einigen vorübergehenden Eindruck zu machen. — Als der Pater Rafael aufſtand und Gaſton's Rede Recht gab, indem er hinzufügte, daß man den Morgen ruhig abwarten müſſe, wo er ſelbſt mit den Belagerern reden und nöthigen Falls die Hülfe des Biſchofs fordern würde, verwandelte ſich die Kleinmüthigkeit des Gouverneurs ſchnell wieder in eine tapfere Unbeſorgtheit, und nun erſt umarmte er mit voller Herzlichkeit ſeinen Neffen, und rief der Haushälterin zu, ihre Thränen zu trocknen, da er Weinen nicht leiden könne, weil es die hübſchesten Geſichter entſtelle. Dann ließ er das Feuer unter der kleinen Maſchine von Neuem anblaſen, holte aus einer koſtbaren Doſe drei Fingerſpitzen voll der kleinen feinen Paraguayblätter, ließ den Trank kochen, befahl herbeizubringen, was an Lebensmitteln noch vorhanden ſei, und ſchwor, vor Morgen ſolle nun Niemand mehr von der fatalen Geſchichte reden. Während er den Trank bereitete und dann und wann den Deckel abhob, um den aromatiſchen Duft einzuſaugen, erzählte Gaſton ſeine Lebensgeſchichte, welche wir hier mit wenigen Worten zuſammendrängen.

Seine Mutter, die Schweſter Dom Silvio's, hatte einen von den franzöſiſchen Edelleuten geheirathet, die mit König Sebaſtian nach Afrika zogen und in der Schlacht

bei Alcaſſar fochten. Unter denen, die nach zahlreichen Abentheuern die Heimath wiederſahen, befand ſich auch Gaſtons Vater. Als Herzog Alba Portugal überzog, kämpfte er mit Tapferkeit bei Alcantara, und floh nach der Niederlage mit ſeinem jungen Weibe in den Süden, wo Haufen von Patrioten in den Bergen von Monchique noch lange Widerſtand leiſteten, und heimlich von den Großen unterſtützt wurden. Als einer der Anführer ward er geächtet, bis er endlich ſeinen Frieden mit den Spaniern ſchloß, und eine Hauptmannsſtelle in einem flandriſch-ſpaniſchen Regiments erhielt. Dort in fremden Landen ward Gaſton geboren, und wuchs unter abwechſelnden Kriegszügen, Lagern und Abentheuern auf, die dann und wann die Pflege der Mutter, ein kurzer Frieden und die Ruhe der Winterquartiere vergeſſen machte. Vierzehn Jahr alt, trat er in ſeines Vaters Regiment, und in mehreren Hülfszügen der Spanier gegen die franzöſiſchen Hugenotten erwarb er ſich Ruhm. Schon führte er ſelbſt eine Kompagnie, als ſein Vater ſtarb, und die Bitten ſeiner Mutter, welche mit großer Sehnſucht Portugal wieder zu ſehen wünſchte, wie eine innere Abneigung gegen die Spanier ſowohl, wie gegen die Verfolgungen und Grauſamkeiten der Glaubenskriege, machten es ihm leicht, ſeinen kriegeriſchen Beruf aufzugeben. Gaſton gehörte zu den Tauſenden, die mit warmem Gefühle und einem durchdringenden Verſtande begabt, der Kirchenverbeſſerung anhingen, und das verrottete Pfaffen- und Mönchsweſen des katholiſchen Chriſtenthums damaliger Zeit herzlich verab-

ſcheuten, ohne jedoch den Fanatismus zu beſitzen, ſich, aller Hinderniſſe ungeachtet, offen dagegen zu erklären. Er liebte ſeine Mutter zärtlich, und dieſe war eine ſtreng gläubige Dame, deren letzte Tage er unausſprechlich elend gemacht haben würde. Nach einem kurzen Aufenthalte in Liſſabon ſtarb ſie, und Gaſton ſtand völlig verwaiſt da. Er zählte ſechs und zwanzig Jahre. Ein kleiner baarer Schatz, die Erſparniſſe ſeiner Eltern, ſchützten ihn in der erſten Zeit vor Mangel, und jedenfalls würde es ihm leicht geweſen ſein, von Neuem in Kriegsdienſte zu treten. Aber ſein Aufenthalt in Portugal hatte den Haß gegen die Spanier vermehrt, deren übermüthiges Joch Portugal belaſtete. Er war Zeuge der Erpreſſungen, Zeuge der Tyrannei und der vielfachen Hinrichtungen in Liſſabon. Sein patriotiſches und freidenkendes Herz zitterte vor Zorn und Schmerz, und die Klugheit rieth ihm, ſo bald als möglich ein Land zu meiden, wo ein ſchwer zu unterdrückendes Wort, oder eine unüberlegte Handlung ihn in den Kerker oder auf ein Blutgerüſte führen konnte. Mitten in ſeinen Grübeleien und Planen über das Wohin? fiel ihm der Bruder ſeiner Mutter ein, der ſeit vielen Jahren, nachdem er ein tapferer Kriegsmann geweſen, nach Braſilien geſandt worden war. Erkundigungen bei der Regierung beſtätigten ihm, daß Silvio Herreira lebe und Gouverneur des Königs in St. Paul ſei. Sein Entſchluß war nun gefaßt; der Hang zu Abentheuern in der neuen Welt war noch in aller Menſchen Bruſt, die des Glückes bedurften, eben ſo allgemein verbreitet, wie heutzutage die Auswanderungsluſt. Amerika

Mühen des Lebens, und stille Resignation lagerte sich auf das bleiche Gesicht.

Ach oft, wenn ich im Schimmer des Mondes zu ihren Füßen saß, entschlüpfte ihr, ohne daß sie es wollte, eine Aeußerung, die mein Herz zerriß, weil sie die Gewißheit der Trennung aussprach! Wie fest prägte ich dann diese lieblichen Züge in mein Gedächtniß, um sie nie zu verlieren, um stets in dem geliebten Bilde den heiligsten Richter meiner Gefühle zu besitzen. Der Vater that alles, den drohenden Verlust abzuwenden. Eine Reise, die der Arzt rieth, brachte Hoffnung und neue Freude in unser Haus. Die Kranke schien merklich gebessert, und hatte nach einiger Zeit von neuem die Hoffnung, Mutter zu werden. Wir jubelten und vergaßen jede Besorgniß. Während das Unglück unsern Schritten folgte, waren wir so glücklich! Ich hatte eben mein zwölftes Jahr zurück gelegt, als meine Mutter mir einen Bruder schenkte. Aber in dem Augenblick, da dieses neue Band sich um mein Herz schlang, zerriß der Tod das Erste — Heiligste — sie überlebte ihre Entbindung nur wenige Stunden.

Mein Vater war tief gebeugt. Was soll ich von mir sagen! Ihn zerstreuten Geschäfte, ihn hielt der festere Sinn seines Geschlechts aufrecht, während ich einsam und verwaist die Zimmer bewohnte, wo ich sonst an ihrer Seite saß. Mein Bruder war nun das einzige Wesen, das mein Herz ausfüllte, seine

und seine Schätze lockten und betrogen damals, wie jetzt, nur mit dem Unterschiede, daß man in jener Zeit reich werden wollte durch abentheuerlich blutige Züge in gänzlich unbekannte Länder, wo das Schwert den Heiden Leben und Schätze rauben sollte, während die neuen Kreuzfahrer mit der Sichel bewaffnet, einem heiligen Lande zueilen, das ohne Mühe den Anbau tausendfach lohnen soll. Und wie ehemals jeder träumte, in Brasilien Gold und Diamanten wie Feldsteine aufzulesen, und keine Klagen und kein Elend der Wiederkehrenden die Irrthümer zerstreuen konnte, so sehen wir auch jetzt noch alle Warnungen verhallen, denn es ist die Bestimmung Amerikas, ein neues Völkerleben aus einer fortgesetzten Völkerwanderung hervorgehen zu lassen. Nicht umsonst heißt es die neue Welt!

Gaston schiffte sich auf der heiligen Dreieinigkeit ein und hatte nach einer glücklichen Ueberfahrt alle die Abentheuer gehabt, die ihn endlich in seines Oheims Haus begleiteten. — Dom Herreira hatte seine Erzählungen oft durch Fragen und Ausrufungen unterbrochen, endlich aber fiel er seinem Neffen um den Hals, pries seinen Entschluß, den alten Oheim aufzusuchen, und schwor bei allen Heiligen! ein solcher junger tapfrer Arm und verständiger Rath habe ihm immer gefehlt. — Nun sei er glücklich, einen Sohn und Enkel gefunden zu haben, und kümmere sich weder um die Pinheiros noch Ramalhos, mit denen er morgen schon fertig werden würde.

Der gute Pater Rafael reichte auch seinem jungen Freunde mit herzlicher Liebe die Hand, und drückte seine

Ueberzeugung aus, daß Se. Excellenz eine wahre Stütze an einem so tüchtigen, einsichtsvollen Verwandten erhalten habe. Gaspar, der Blendling, zeigte seine großen Zähne mit einem stolzen Beifallslächeln, und die einzige heimlich Ergrimmte war die Haushälterin, obwohl sie gezwungen den Neffen ihres Herrn willkommen heißen mußte. Sie that es, wie ein Kettenhund, der, den Befehlen seines Herrn folgsam, sich streicheln läßt, aber doch recht vernehmlich knurrt, und zog sich dann in einen Winkel zurück, wo sie scheinbar schlafend den Gesprächen zuhörte und auf Rache und Verderben sann.

Unter Gesprächen und im Genuß des süßen Paraguaygetränkes verging die Nacht schneller, als man glaubte. Dann und wann waren die beiden rüstigsten Vertheidiger des Hauses hinausgeschritten und hatten sich die Vorhaben ihrer Feinde beobachtet, welche mehrere Stunden lang in voller Arbeit gewesen waren, die Thore von Außen zu verrammeln. Jetzt hatten sie Posten ausgestellt, und allem Anscheine nach sollten die Feindseligkeiten am nächsten Tage sich wiederholen, bis die Demüthigung des Gouverneurs vollendet sei.

„Man hat mir oft vorgeworfen," sagte der Gouverneur, „daß ich den Raubzügen dieser Banden und ihren Kriegen gegen die Indianerstämme keinen größern Widerstand leistete, aber gelobt sei die Jungfrau! daß jährlich wenigstens eine kleine Zahl dieser Schelme in der Wüste und unter Messern und Pfeilen endet, daß ihre Gier nach Gold und Sklaven und fremdem Gut sie in die Weite und

in den Tod treibt, denn blieben ſie alle hier, ſo wäre es unmöglich, irgend eine Ordnung zu erhalten."

„Und warum," ſagte Gaſton, „veranſtaltet man es nicht, daß alle die unruhigen Köpfe einmal auf Abentheuer ausziehen. Zwei Familien ſtören hier den Frieden, benutzt doch ihre Liebe zu Abentheuern, ſchickt ſie in die Wüſte hinaus und überlaßt es dem Himmel, ob er Euch nicht mit einem Schlage von ihnen befreit, oder doch die Meiſten nicht wieder heimkehren läßt."

Herreira war ganz entzückt von dieſem klugen Rathe. „Mutter Gottes!" rief er, „wie Recht hat dieſer junge Menſch. Wenn das möglich wäre, wenn man ſie austreiben könnte, dann erſt würde das Land dem Könige gehören und Leben und Eigenthum ſicher ſein. Der Pater Raſael dachte lange nach, dann ſagte er: „Es ließe ſich wohl thun, wenn man klug und geſchickt mit den beiden alten Häuptern der Familie unterhandelte. Wenn man des Einen Ehrgeiz durch den des Andern anſpornte und ihnen die Sage von den ungeheuern Schätzen in das Gedächtniß riefe, welche jenſeit des Paraguay verborgen ſein ſollen."

„Und dieſer Aufruhr gegen meinen würdigen Oheim," fügte Gaſton hinzu, „läßt ſich vortrefflich benutzen, um die Verhandlungen einzuleiten, was von Seiten der Kirche geſchehen muß."

„Wer hätte größeres Anſehen bei dieſen Böſewichtern, als unſer tugendhafter Freund Raſael," ſagte der Gouverneur. „Ihr, ehrwürdiger Vater, habt ſchon ſo oft hier den

blutigen Streit vermittelt. Der Gefährte und Freund des frommen Anchieta iſt vom Himmel dazu berufen, in Euren Händen allein kann ein ſo gutes Werk gelingen."

„Allmächtiger Gott," ſagte der Mönch, „iſt es denn auch ein frommes und gutes Werk, viele deiner Weſen zu bethören, ſich in den grauſamen Tod zu ſtürzen?! Und doch ſind dieſe Menſchen die Saat des Unglücks in dieſem Lande des Friedens. — Wir wollen es bedenken und ich will mit dem heiligen Biſchof darüber reden," fuhr er fort; „jetzt, wo der Morgen anbricht, laßt uns erſt ſehen, ob meine Stimme die Kraft hat, den Frieden zu vermitteln und Se. Excellenz vor Gefahr zu behüten."

5.

Der braſilianiſche Mönch Fray Gaſpar de Madra de Deos erzählt in ſeinen Memoires der Geſchichte St. Pauls, daß die Belagerung des Gouverneurs in ſeinem Hauſe mehrere Tage gewährt habe, und daß dieſer verhungert ſein würde, wenn nicht ein Freund auf geheimnißvolle Weiſe ihn mit Körben voll Früchten und Lebensmitteln verſorgt hätte. Ob dieſer Freund nun eine alte treue Sklavin geweſen ſei, wie ein anderer Schriftſteller ſagt, oder ob es der dankbare Joſe Cabral war, wie wir annehmen, mag unerörtert bleiben. — Wir wollen eben ſo wenig die weitläuftigen Unterhandlungen der Familienhäupter mit dem Biſchofe verfolgen, die Androhung der Excommunication, die Widerlegung der Forderungen der Pauliſten, der Gouverneur ſolle Abbitte leiſten und ſchwören, ſich nie

mehr in die Streite der Bewohner zu mischen; endlich die Vorstellungen und Reden des guten Mönches, Rafael Macedo, der nach und nach eine Versöhnung bewirkte, deren Grundlage völlige Vergebung und Vergessenheit des Geschehenen war; wir wenden uns vielmehr dem feierlichen Tage zu, wo die Bevölkerung St. Pauls in der Kirche des heiligen Paulus, ihres Schutzpatrons, sich vereint hat, um den letzten Bestrebungen des Paters und des Bischofs beizuwohnen, welche die beiden alten Häupter der streitenden Familien zu einem großen Entdeckungszuge bewegen wollten.

Selten mag in diesen Landen eine merkwürdigere Versammlung Statt gefunden haben. — Es war ein Reichstag, auf welchem sich stolze Feinde begegnen, deren blutdürstiger Zorn nur durch die Gegenwart der Diener Gottes, durch Friedensschwüre und die Heiligkeit des Ortes unterdrückt wird. Am Hochaltare, der mit goldenen Geräthen und einem von Diamanten strahlenden Bilde der Gottesmutter geschmückt war, hatte sich der Bischof niedergelassen, und neben ihm saß der Gouverneur, zur Seite stand dessen Neffe mit einigen Beamten und Dienern, und auf der andern Seite ein Chor von Mönchen; auf den Stufen des Altars aber der greise Rafael, der mit aller göttlichen Begeisterung seiner Aufgabe zu den beiden Partheien redete. — Man sagt von zwei feindlichen Brüdern, deren Leichen, als sie in Einem Grabe ruhten, die Gruft sprengten und auf die Erde zurückkehrten, und diese gräßliche Geschichte hätte wohl bei denen Glauben erhalten können, die den

Haß der Paulisten sahen. Geschieden durch die Grabsteine in dem Hauptgange der Kirche, und als läge der Tod selbst mit scharfem Schwerte zwischen ihnen, standen sie sich gegenüber, feurigen Blickes, voll Hohn, voll Rachegluth und Lust zum Morde, voll unversöhnlichen Grimmes, der alle Leidenschaften anregte. Die beiden Häupter der Familien sah man an der Spitze. Es waren Greise, nahe dem Grabe, aber mit ungeschwächter Kraft die Gefühle nährend, welche ihr ganzes Leben durchglüht hatten. Miguel Pinheiro war groß und wohlgestaltet. Sein Gesicht war ein halb indisches, lang und ausgedörrt. Glänzend weißes Haar und ein langer greiser Bart gaben ihm ein ehrfurchtgebietendes Aeußeres, aber eine Adlernase und feurige Augen verliehen ihm jugendliche Kühnheit und Ausdruck, und bezeugten gleichsam, was seine Anhänger ihm nachrühmten, daß dieser Greis tausend Gefahren getrotzt, seine Jugend auf Kriegszügen verlebt und einer der gefürchtetsten Anführer gewesen sei. Joao Ramalho schien dagegen klein und von unvortheilhafter Bildung. Seine Gestalt war plump und fett, sein Scheitel kahl, seine Gesichtzüge unangenehm, aber seine Augen düster und mit einem erstarrenden Blick begabt, sprachen von der zähen Stärke seines Charakters und dem unerschütterlichen Muth und Hasse, der sein langes Leben begleitete. Auch er hatte in Abentheuern und kühnen Thaten seine Jugend verstreichen sehen, auch von ihm erzählte man wunderbare Züge, die er bis an den Amazonenstrom ausgedehnt haben sollte. Er gab seinem Nebenbuhler in Nichts nach, weder in Ruhm noch in Reichthümern, noch

in häuslichem Glück und Lebensgütern. Beide hatten indische Frauen, die Töchter großer Häuptlinge geheirathet, und waren Väter starker und schöner Kinder, beide besaßen Schätze an Gold, an Diamanten und Sklaven und großen Landbesitz. Dieser Reichthum sprach sich auch hier in Schmuck und Pracht ihrer Kleider aus. Agraffen von großen Diamanten zierten ihre aufgeschlagenen spanischen Hüte, die mit Straußfedern besteckt waren. Ihre kurzen Mäntel wurden von schweren Goldschlössern gehalten, selbst die Schwerter und Dolche, die sie, allen Abmahnungen trotzend, auch an den Altar mit gebracht hatten, waren mit Edelsteinen besetzt, die, nicht minder reich, auch die Kleider und Waffen ihres Gefolges zierten. — Welche Auswahl von kräftigen und kühnen Gestalten sah man hier! Jugend und Körperschöne zierten auf beiden Seiten die meisten der Männer und Jünglinge, aber doch strahlte Jose Cabral auch hier unter Allen hervor, und wie er, am herrlichsten geschmückt, groß und gewaltig, die Menge überragte, so war er auch der Gegenstand aller Blicke, die in Liebe und Haß auf ihn gerichtet waren. Er hielt seinen Hut mit den schwankenden Federn in der Hand, und nun floß sein glänzend schwarzes Haar in natürlichen Schleifen und Ringen auf den gestickten Kragen seines Festkleides. — Für seine Feinde und Freunde aber hatte er fast keinen Blick; seine Augen suchten in der Tiefe der Kirche, wo viele andere Personen, und namentlich die Frauen und Töchter der großen Familien, in ängstlicher Spannung sich auch feindlich entgegenstanden und den Ausgang erwarteten. Als

er die gefunden hatte, die er die Seele seines Lebens nannte, begegneten sich ihre Blicke. Er empfand es, daß er noch geliebt wurde, und das Feuer glühte stärker in ihm und machte sein Herz fromm und weich. — Mit ungeduldiger Begier zum Frieden blickte er auf die Schaar der Ramalhos, und dann zürnend auf die beiden harten Greise, welche zu allen Vorschlägen Rafael's und des Gouverneurs Einwände zu machen hatten. Bald ward von Beiden behauptet, der Gouverneur wolle nur, daß die kräftigste Jugend sich entferne um dann mit Hülfe der in St. Vincent gebildeten Soldaten die Freiheit der Stadt zu unterdrücken und die Rechte ihrer Bewohner zu schmälern; bald verlangte das Mißtrauen der Ramalhos einen Schutz gegen die Falschheit ihrer Feinde, die zurückkehren würden, wenn sie ihre Gegner weit in der Wüste wüßten, um ungestraft Raub und Mord zu üben, und dann erhob sich der alte Pinheiro und gab diese verrätherische Beschuldigung ganz eben so den Ramalhos zurück. Nun wurden Vorwürfe um Vorwürfe, Beleidigung um Beleidigung gewechselt, und wenig fehlte, daß im Gotteshause selbst Blut floß, denn die Dolche waren gezückt und die Friedenseide vergessen. — Nur Macedo's Entschlossenheit, der das Kreuz vom Altare ergriff und mitten unter die Ergrimmten eilte, denen er es entgegen hielt, brachte Ueberlegung in diese heißen Herzen. Der Bischof selbst erhob sich, und schickte sich zürnend an, die Kirche zu verlassen. — „Unwürdige Söhne einer liebenden Mutter," rief er ihnen zu, „so geht denn hin und verderbt in Sünden und Laster! Die heilige Religion soll

keinen Troſt mehr für Euch haben; fortan ſoll jede Gemeinſchaft aufgehoben ſein zwiſchen Euch und dem Himmel. — Mit dem ſieben und ſiebenzigfachen Fluche will ich Euch belegen, und alle Strafen und Plagen mögen Euch verzehren, die Gott für den Verfluchten beſtimmt hat.“ — Der Chor der Mönche ſtreckte die Hände aus und rief das ſiebenfache Wehe! mit dumpfer Stimme dem Biſchofe nach.

Die Schaam über ihr Vergehen und ihre Schwäche, der geheime Schauer vor dem Richtſchwerte eines zürnenden Gottes, die Furcht vor dem Bannſtrahle ſeiner Prieſter, welche damals noch die ganze Herrlichkeit ihrer bindenden und löſenden Macht behaupteten, vereinten ſich zu einer entſcheidenden Umwandlung. Die Pauliſten ſenkten die Waffen und verbargen ſie, ſie neigten die Häupter und die Augen, als ſie wieder aufblickten lag die Verſöhnung darin. — Joſe Cabral, der mildgeſinnt war durch ſeine Liebe, trat zuerſt hervor. „Mein Oheim!“ rief er, „o! weigert Euch nicht länger den Vorſtellungen dieſer frommen und weiſen Männer Folge zu leiſten. Sie reden im Namen Gottes, es ſoll geſchehen und zur Ehre des Himmels wollen wir den Zug antreten. — Ich ſelbſt nenne meinen Namen zuerſt, gebt Eure Einwilligung, Oheim, und meine Vettern und Freunde werden mir folgen.“

Das war der Funke, deſſen es nur bedurft hatte, um von allen Seiten eine gleich feurige Begeiſterung zu erwecken. Die Liebe nach Abentheuern, der romantiſche Muth der Pauliſten, der Durſt nach Gold und Schätzen,

nach Kämpfen, und um schöne Indianerinnen, um Sklaven und köstliche Beute regte plötzlich jede Brust auf, hundert Pinheiros schrieen mit einer Stimme, daß sie bereit seien, dem Rufe zu folgen und drüben antworteten die Ramalhos mit gleicher Begeisterung, denn ihr Ehrgeiz war entzündet, und wie hätten sie zurückbleiben wollen, wenn die Pinheiros nach Beute zogen?!

Wenn früher das Mißtrauen jeden Fortschritt hinderte, so kamen sich jetzt dagegen mit einem Male die Wünsche und Anerbietungen großmüthig entgegen. Jedes Herz war plötzlich aufgethaut, in einem menschlich schönen Liebesstrom von Großmuth und Vertrauen den Feind zu übertreffen. — Wie leicht war es nun dem Pater Macedo die Vorschläge zu ordnen. Die beiden Alten traten an den Altar und schworen, beim Blute des Erlösers, für sich, und im Namen der Übrigen, jede Feindseligkeit einzustellen, bis die beiden Kriegeshaufen aus der Wüste zurückgekehrt seien. Dann beschwor man auch, daß diese Expeditionen selbst jede Feindschaft und jedes Zusammentreffen in der Wüste vermeiden sollten, und bestimmte deshalb, daß die Einen nach Westen, die Andern nach Norden ziehn. Jede Parthei verpflichtete sich dann noch, bei Strafe der Excommunication, die Missionen der frommen Väter Jesu und deren Schüler nicht zu beunruhigen. Endlich schwor auch der Gouverneur nichts gegen die Stadt und deren Freiheiten zu unternehmen und zuletzt betheuerte der Bischof selbst, daß er über Alles wachen und mit Hülfe Gottes Alle schützen werde.

hülflose Kindheit zu schützen, vergaß ich mein zartes Alter, und ward ihm Mutter. So verginzen zwei Jahr, als eine unerwartete Begebenheit schnell unsere Lage änderte. Ein weitläufiger Verwandter meines Vaters, von dem wir nie eine Güte erfuhren, dessen Reichthum wir kaum kannten, hinterließ ihm sein ganzes Vermögen, und ein Augenblick verwandelte den anspruchslosen unbemittelten Mann in den angestaunten verehrten Besitzer einer halben Million.

Mein Vater war berauscht von seinem Glücke. O wie sehr verändert der Glanz des Goldes des Menschen schwaches Herz! Er, der einst nur die Freuden der Häuslichkeit kannte, sann jetzt auf immer neue Genüsse, und verstrickte mich bald in einen Taumel, der meiner Jugend hätte gefährlich werden müssen, wäre nicht der Schutzgeist meines Lebens, das Andenken an die verklärte Mutter, mir immer gegenwärtig geblieben. Alle Häuser von Bedeutung waren bald in unsern Kreis gezogen. Kleine Reisen führten uns an die merkwürdigsten Orte unserer Gegend, das stille Haus, das wir sonst bewohnten, war zu klein, und ward mit einer schönen großen Wohnung vertauscht, die meinem kindischen Sinne ehedem ein Palast schien. Ein reizendes Gut in der Nachbarschaft ward unser Eigenthum, und Feste wechselten mit Festen.

Daß diese glänzende Lage unvermerkt den Sinn eines vierzehnjährigen Mädchens umwandeln mußte,

Als nun diese wichtige Verhandlung abgethan war und der Pater Rafael auf seinen Knieen Gott pries mit dessen Hülfe nun das Werk gelungen sei, als Joao Ramalho die Hand des Miguel Pinheiro hielt und beide sich anschauten, indem sie den Haß ihres ganzen Lebens in einem gewaltsamen Lächeln zu zerschmelzen suchten, als viele der Ersten aus beiden Familien sich Glück wünschten und Worte der Freundschaft und der bessern Zukunft wechselten, als endlich die Frauen und Töchter auch unter Thränen der Freude in die Mitte der buntgemischten Schaaren eilten, und die guten Empfindungen zu befestigen strebten, da war es Jose Cabral nicht mehr möglich zu verschweigen, was ja auch der größte Theil der Versammelten wußte, oder doch ahnte.

Er trat zu dem alten Ramalho hin, noch ehe sich dieser von seinem Oheim trennen konnte und ergriff die Hand der Dolores, die ihm mit leisem Zittern folgte: „Herr," sagte er, als sich auf ihres Vaters Stirn eine schlimme Falte zusammenzog, „blickt gütig auf mich. Was auch geschehen sein mag, laßt es begraben sein und den Baum der Freude wachsen. Ihr wißt es, daß ich Gold besitze, Ihr wißt auch, daß ich Dolores liebe, daß diese Liebe noch vor Kurzem Tibertius Haß erregte, aber Ihr wißt nicht, was ich gelitten habe durch Euren Zorn. Seit einem Jahre, Herr, bin ich nur ein halber Pinheiro; mein Herz ist getheilt, es schlägt für die Ramalhos, ich möchte Euch lieben und verehren, Euch Vater nennen und Eure Freude die meine sein lassen."

„Warst Du es nicht, der meinen Neffen erstach," rief Joao mit Bitterkeit.

„Ich that es, weil ich mußte," sagte Jose, „aber das Messer, Herr, ging auch durch mein Herz. Laßt die Vergangenheit schlafen, Joao Ramalho, wir können die Schatten nicht zurückrufen, das abgefallene Blatt grünt niemals wieder. Aber der Baum des Lebens blüht von Neuem in der Sonne der Liebe und treibt tausend junge grüne Blätter."

„Und Du Dolores," fragte der Alte mit dem finstersten Ernst. „Sagt Jose Cabral die Wahrheit? Haben Eure Herzen so viel aus dem Quell der Vergessenheit getrunken, daß die Macht des Lebens sie nicht mehr berührt."

Dolores warf einen langen innigen Blick auf ihren Geliebten. Ihre großen schwermüthig brennenden Augen hatten, während Jose sprach, bald ihn, bald den Vater, bald den großen Kreis der Zuschauer betrachtet. Ihre zarte Gestalt wiegte sich auf den kleinen Füßen, als erwarte sie ungeduldig eine Entscheidung. Der weiße Schleier, der ihre schön geflochtenen Haare bedeckte, fiel auf die Schulter nieder, als sie die kurze Mantilla zurückschlug um Jose auch die andere Hand zu reichen, und so blickte sie ihren zürnenden Vater mit Entschlossenheit an, und sprach mit ihrer sanft klingenden Stimme: „So gewiß die Sonne am Himmel steht und die Sterne, so gewiß habe ich mit Jose Cabral einen Bund geschlossen, der keinen Haß kennt."

„Und soll denn dieser Streit, der so viel Blut vergossen

hat, niemals aufhören?" rief Jose. „Soll denn die versöhnende Liebe nicht die Häuser wieder bauen, die der Haß zerstörte? Joao Ramalho, der Tag ist gekommen, wo die tödtende Hand segnen darf. O! pflanzet Liebe und Ihr werdet Glück erndten. Ich bin ein Pinheiro, gebt mir meine Dolores, und die Ramalhos werden meinem Beispiele folgen. Die Töchter der Pinheiros werden an dem Herde Eurer Freunde sitzen, der Schatten der Liebe wird an ihrer Thür wachsen und der Becher des Elends keine Lippen finden."

Er streckte fast flehend die Hände nach dem alten Joao aus, der kalt mit den starrdurchbohrenden Augen ihn anschaute. — „Jose Cabral," sagte er dann, „nicht so leicht ist es die That über Worte zu vergessen. Zeit will Zeit haben, und was der Zorn der Menschen in vielen Jahren baute, kann durch einen Tag der Liebe nicht wieder verschwinden. Die Pinheiros und Ramalhos sind zwei Ströme, die wider einander kämpfen, und wo ist das Bett, in welchem sie gemeinsam weiter fließen sollen? Nicht Worte sprecht, sondern werbt durch neue Thaten um Dolores Hand. Löscht den Haß aus, der Blut fordert, des Blutes wegen, das Ihr vergossen habt, und macht ihn zu Liebe, durch Großes, das Ihr vollbringt. So blüht die Blume der Versöhnung."

„Was fordert Ihr von mir," rief Jose bestürzt. „Laßt mich Alles hören."

Das Auge des alten Ramalho glühte einen Augenblick feuriger, ehe es in die starrste Ruhe sank und mit fast ton-

loser Stimme sagte er: „Es ist von den Tapuias und andern Indianerstämmen oft erzählt worden, daß weit in der Wüste im Schooße jener hohen Gebirgsketten, hinter denen ein unermeßliches unbekanntes Meer liegt, große gediegene Goldadern zu finden sind. Dort, so sagen sie, liegen die ungeheuern Schätze bis zur Oberfläche aufgeschossen vor den erstaunten Menschenaugen. Goldbänke und Klippen die aus den rothen Thonlagern hervorbrechen, Edelsteine, die funkelnd, wie helle Sonnen, in den Felsenquellen sitzen. Es ist nur zu gewiß, daß einige dieser feigen Sklaven jene wunderbaren Thäler und ihre Minen entdeckt haben, denn haben wir nicht Platten des reinsten Goldes bei ihnen gesehen, die viele Pfunde wogen, und haben wir ja selbst diese köstlichen Stufen auffinden können? Zieh hinaus in die Wüste, Jose Cabral, und findest Du diese unerschöpflichen Lager, dann kehre zurück und Dolores Lippen sollen Dich empfangen. Dann soll die Art des Blutes auf ewig zwischen den Pinheiros und uns vergraben sein, und der Baum der Liebe zum Himmel aufwachsen."

Einen Augenblick stand Jose Cabral zwischen Zorn und Schmerzen ringend da. Was der harte tückische Ramalho ihm ansann, war selbst für das unerschütterliche Herz eines Pauliſten zu viel. Die Gebirge, auf welche er deutete, der große Stamm der Anden, der Peru, Chili und das stille Meer von der ungeheuren Masse des Festlandes diesseits, bis zum Atlantischen Ocean, trennt, waren eine bloße Sage damals, denn Niemand kannte ihre Ausdehnung, Niemand wußte von ihnen mehr, als was die seltsamsten

Auszeburten der Phantasie von Schätzen, Riesen, Drachen, Höhlen und Wundern erzählte. Die Schwärme nackter Reiter, die, dann und wann, aus dem unbekannten Innern des Landes hervorbrachen, und zuweilen selbst bis in die ungeheueren Wiesenstriche und Wildnisse des Parana schwärmten, waren die einzige unsichere Kunde einer Bevölkerung, deren Spuren Raub, Mord und Flammen bezeichneten, und wo war ein Weg mitten durch eine Wüste voll undurchdringlicher Wälder, Ströme, Felsengebirge und feindlicher Stämme zu suchen, der in der geradesten Richtung mindestens so viel betrug, als wolle ein Bewohner Portugals quer durch Europa nach Sibirien reisen. — In der nächsten Minute aber fühlte er sich von der ganzen Kraft der Liebe beseelt, deren Begeisterung aus seinen Augen strahlte. Was lag ihm an Leben und Heimkehr, wenn er Dolores missen sollte, und nun hob er seine Hand empor, während er mit der andern die Geliebte fest hielt, und schwor einen heiligen Eid, entweder das Land des Goldes zu entdecken oder nie zurückzukehren.

Was Cabral schwor, schworen freudig die Pinheiros nach, denn wer hätte nicht mit inbrünstigem Verlangen sich nach den unerschöpflichen Goldquellen gesehnt, und freudig den furchtbarsten Gefahren Trotz geboten, um das Ziel aller Wünsche zu entdecken.

„Ich nehme Deinen Schwur an," sagte Joao Ramalho mit derselben stolzen Ruhe, „und bei der heiligen Gottesmutter! schwöre auch ich, meine Zusage zu erfüllen."

Alle die Anwesenden hörten, was geschah, mit großer

Stille und größtentheils mit derſelben Zufriedenheit an. Der Gouverneur und der Biſchof freuten ſich heimlich, wahrſcheinlich nun doch den größten Theil der Abenteurer nicht wieder zu ſehen, die beiden Partheien ſahen nur die Schätze und die Thaten, welche ihnen winkten; der alte Mönch warf einen traurigen Blick auf den jungen Cabral, den er liebte, und auf Dolores, die tief bewegt am Altare niedergeſunken war und die Hände gefaltet, die Augen andachtheiß auf das Muttergottesbild gerichtet hatte. Nach und nach ſchien der Glaube alle Zweifel zu beſiegen. Ihr ſchönes Geſicht verklärte ſich, die Thräne ſtockte, ein himmliſches Lächeln der Hoffnung öffnete die dunklen Thore der Zukunft weiter und nun erhob ſie ſich mit einer Geiſteskraft die aus den edlen ſtolzen Zügen ihres Geſichtes leuchtete. Ihre kleine Geſtalt ſchien ſich zu vergrößern und noch einmal reichte ſie dem Manne ihrer Liebe die Hand. — „Joſe Cabral," ſagte ſie, „Du haſt Recht gethan Deinen Schwur zu leiſten. Du willſt mich erwerben und vergebens legt man dem edlen Panther Schlingen. Ich habe zu der gnadenreichen Jungfrau gebetet und eine Stimme ſprach zu mir: Du wirſt ihn wiederſehen! — O! Gottesmutter, Du wirſt ihn ſchützen. Gottes Segen über Dich, Joſe und mein Segen, der Segen der Liebe und Treue; denn höre mich an: Wenn Du ſtirbſt, ſo will ich auch ſterben, und mein Herz ſoll Dir gehören, ſo lange mich die Heiligen beſchützen und ich beten kann."

Alle hörten ſtill zu, als Dolores aber ſchwieg und Joſe zu ihren Füßen ſank und ihre Fingerſpitzen küßte, führte

der alte Ramalho sie fort, und zu ihrer Mutter, die mit ihr die Kirche verließ. Nun wurden die Männer gezählt, die von beiden Theilen mitziehen sollten. Von den Pinheiros waren es sechs und achtzig Jünglinge, die Ramalhos stellten neun und siebzig, die unter einem Sohne des alten Familienhauptes, unter Pedro Ramalhos Führung ausziehen sollten.

Eine große Messe und die Austheilung des Abendmahles beschloß die kirchliche Feier, dann kehrten Alle in ihre Häuser zurück, und nun ging es an ein Rüsten und ein Schaffen, das eine ganze Woche lang währte, bis endlich der Morgen anbrach, wo St. Paul seine tapfersten Söhne in ein ungewisses Loos hinausstieß.

Von dem Lande herein waren auch viele Menschen gekommen, die dem großen Zuge beiwohnten, der vom Bischofe geweiht wurde und den Segen empfing. Glückwünsche und Thränen mischten sich, die zitternden Abschiedsworte manches trauernden Herzens wurden von rauhen lachenden Stimmen unterbrochen, welche nichts von sanften Gefühlen kannten oder kennen wollten. Dann zogen die Ramalhos langsam, unter dem Gesange der Priester, hinaus, dem Ufer der Tiete zu, wo eine Menge Canoes sie erwartete. Sie sollten der Verabredung nach diesen Fluß hinunterschiffen, bis wo er in den Parana sich ergießt. Von dort aus begannen unbekannte Wüsten, und diese zu durchforschen, dort das rothe Gold zu suchen, war ihnen vorbehalten. — In dem Augenblicke, wo sie sich in Bewegung setzten, traten auch die Pinheiros ihren Zug an, der

zahlreicher und glänzender war, weil er den Weg zu Lande nahm. Maulthiere und Roſſe trugen die wohlbewaffneten Reiter, zahlreiche Sklaven und Saumthiere vermehrten ihre Menge, und da die Pinheiros überhaupt den größern Anhang in der Stadt hatten, ſo ſah man Viele, die ſie begleiteten. An dem Ausgange der Stadt, nicht fern von des alten Ramalho's Hauſe, ſchieden ſich die beiden Züge, und die Ramalhos ſtanden einen Augenblick, um ihre Nebenbuhler den Weg nach Norden hinunterziehen zu ſehen, in deſſen Ferne ſich blaue gewaltige Felſengebirge erhoben. Heut zu Tage bilden dieſe Gegenden die Provinz Minas, damals war es ein völlig unbekanntes Land, wo mancher Abentheurer ſchon das Ende ſeiner verwegenen Irrfahrten gefunden hatte, und die Ramalhos mochten wohl heimlich hoffen, daß es ihren Feinden nicht beſſer gehen würde.

An der Spitze des feindlichen Zuges befand ſich Joſe Cabral von allen ſeinen Verwandten umgeben. Er war der Führer ſeiner Schaar, die an den jungen Helden mit der größten Hingebung hing, und in ihren jubelnden Abſchiedsgrüßen der frohen, reichen Heimkehr gewiß war. Plötzlich hielt Joſe ſein ſchön geſchmücktes Maulthier an und ſah zu den Ramalhos hinüber. Eine jugendliche Geſtalt flog daher auf einem weißen Roſſe, es war ein Weib, es war Dolores. — Als ſie ihm nahe war, ſprang ſie ſchnell von ihrem Thiere und umarmte den Scheidenden mit der glühenden Liebe einer Creolin. Joſe ſank zu ihren Füßen und küßte ihre Hände und ihre Kleider. Keines von Beiden ſprach ein Wort des Abſchiedes, keine Thräne

floß, keine Klage wurde laut; als wäre Alles für dieſe letzte theure Minute zu wenig oder zu viel. Einen Augenblick lang zuckte ein ungeheurer Schmerz durch Joſe's Züge und dann erſtarb er in dem Lächeln ſeiner Geliebten, die nach dem reinen ſonnenvollen Himmel deutete, den Namen der heiligen Jungfrau murmelte und ihren Schutz anflehte. Einen Augenblick noch und mehrere Männer, die Söhne Joao Ramalho's, eilten herbei, um die Entflohene unter Vorwürfen zurückzuführen. — „Lebe wohl, mein Joſe," rief Dolores, „ich werde Dich erwarten. Weiſe Frauen ſagten mir, es werde ſo geſchehen, Du werdeſt finden was Du ſuchſt, und dann, Joſe Cabral, o! dann — mein Vater hat es geſchworen, und er hält was er ſagt."

Joſe flüſterte einige leiſe Worte, die eine letzte Anbetung der Schönheit ſeiner Geliebten und ein Wiederhall aller ſeiner Schwüre waren. Dann wandte er das Geſicht ab, langſam ließ er ihre Hände los und plötzlich mit einem Sprunge ſaß er im Sattel und jagte dem Zuge ſeiner Brüder nach, die ſchon den Bergrücken hinaufſtiegen an welchen ſich St. Paul lehnt.

Als die Brüder kamen, ſtarrte Dolores noch immer dem wilden Reiter nach. Geduldig hörte ſie die rauhen Vorwürfe und den Spott ihrer Verwandten, und von dem Tage an war ihr Sinn ganz verändert. Sie war ein heftiges raſches Mädchen geweſen, hochgeartet voll übermüthiger Keckheit; nun war ſie plötzlich ernſt und ſchweigſam geworden, voll milder Verſtändigkeit, Fleiß und ſtiller Sitte.

6.

Gaston hatte bald Alles kennen gelernt was St. Paul an Reiz des Aufenthaltes, wie an Ungemach bot. Anfangs gefiel ihm das Leben ganz wohl in der freundlichen Stadt, wo die Häuser von gepreßter Erde und Steinen mit dem glänzend weißen Kalküberzuge, selbst auch mit künstlichen Thonarbeiten geziert, mit ihren grünen Jalousieen und feinen Mattendecken grade schöne Linien bildeten. Reinlichkeit und Ordnung, so selten in Brasilien, zeichneten die Pauliſten eben so sehr aus, wie ihre abentheuerliche Goldsucht und Tapferkeit. Ueberall waren die Hausfrauen thätig, mit Sklaven und Gesinde den Feld- und Gartenbau zu betreiben, zu weben und zu schaffen, und kein Müssiggang wurde geduldet. Nur der freie Mann hatte das Vorrecht, in den Wäldern umherzuschweifen, wenn die Jagdlust ihm ankam, oder er führte seine Sklaven und Knechte zum Fischfang an der Tiete, wenn in den Goldwäschereien nichts zu thun war. Andere lange Züge von Sklaven wanderten aber täglich in die Berge von Jaragua, wo der Sand goldhaltig war, und dort verrichteten sie die beschwerliche Arbeit, während der Herr mit der Peitsche in der Hand daneben stand.

Nach dem Auszuge der beiden Pauliſtenschaaren war es friedlicher in der Stadt geworden, als je vorher. Die unruhigen Köpfe beider Partheien waren nun entfernt, die Uebrigen band der Eid ihrer Stammhäupter, und die Ehrfurcht vor diesen siegte selbst über die gesetzloseste Wildheit. — Als Neffe des Gouverneurs bildete Gaston auch eine

daß Eitelkeit und Sucht nach Zerstreuungen in einem Herzen Platz nahmen, welches ehedem nur mit anspruchsloser Bescheidenheit und genügsamen Wünschen erfüllt war — kann dies den Kenner jugendlicher Gefühle befremden? Ach schon nach einem halben Jahr, im Geräusch der Welt, ohne eine freundliche Führerin verlebt, war ich nicht mehr dieselbe! Mein Bewußtseyn sagte mir diese Wahrheit, und wohl mir, daß ich sie erkannte, die Fehler, die mir jetzt gering und werth der Entschuldigung erscheinen, in dem schwärzesten Schatten sah, und mit heißen Thränen beweinte. Wohl mir, daß ich, treu dem Gebot meiner entschlafenen besten Freundin, nie diese Selbstprüfungen floh, so tief sie mich auch oft verwundeten. Wünsche, die ich sonst nicht gekannt hatte, immer reges Streben nach Freuden, die mich nicht befriedigten, Langeweile bei ernster Beschäftigung, und trotz alles Glanzes, der mich umgab, eine Leere, die ich ehedem nie empfand, das waren die Entdeckungen, die ich in meinem Innern machte. Aber noch fand ich heiße Liebe für das Gute, Unschuld und Reinheit, aufopfernde Zärtlichkeit für meinen verwaisten Bruder, in eben diesem Herzen, und eine ruhige Stunde fern vom Gewühl gab mir oft die Ueberzeugung, daß ich vordem glücklicher war, im beschränkten Kreise der Häuslichkeit, bei Arbeit und Entbehrung, und die Thränen, die ich dann weinte, waren süße Opfer der Erinnerung.

Mittelsperſon, die Manches beitragen konnte, das gute Vernehmen zu erhalten. Jung und von einnehmenden Sitten, mit körperkräftiger Schönheit, mit Unerſchrockenheit, die er gelegentlich auf der Jagd geltend machte, und andern ritterlichen Eigenſchaften ausgerüſtet, war er ein willkommener Gaſt in allen Familien. Er tanzte mit den ſchönen Frauen und Töchtern der Pauliſten, war freundlich gegen die armen Sklaven, die er oft beſchützte und die ihn liebten; er konnte die Zither ſchlagen, mit Dolch und Schwert zu fechten konnten ſich Wenige mit ihm vergleichen, und wie er der Jugend zu Luſt und Spiel willkommen war, ſo war er auch den Aelteren, denen er von Europa Vieles zu erzählen wußte und deren Abentheuern er dagegen als ein wißbegieriger Zuhörer, lange Stunden widmete. — Welchen Zauberkreis von Träumen und Sagen riefen dieſe Erzählungen in Gaſtons Bruſt! Er empfand den unwiderſtehlichen Reiz, welchen die Wüſte und ihre Wunder in die Herzen dieſer wilden Bergleute und Menſchenjäger pflanzte, und mehr als einmal war er im Begriff, mit kleinen Schaaren auf Abentheuer auszuziehen, wovon ihn nur die Abmahnungen ſeines Oheims zurückhielten, der ihn ſo lieb gewonnen hatte, als es ſeine Bequemlichkeit und der Egoismus des Alters immer zuließ. Dennoch aber wurde es Gaſton immer unheimlicher in Dom Herreira's Hauſe, wo der böſe Wille der alten Haushälterin ihn eben ſo ſehr als die lange Weile plagte. — Vielleicht wäre dies und die kleinen häuslichen Auftritte, welche jedesmal freilich mit einer herzlichen Verſöhnung endeten,

hinreichend gewesen, Gaston zurück nach Europa zu führen, oder auch sich auf eigene Hand ein Loos zu schaffen, wenn nicht in dieser Zeit sich Manches anders gestaltet hätte. — Der Umgang mit dem guten Mönche Rafael, dem er wie einem weisen Freunde alle seine Sorgen und Zweifel anvertraute, und die Lehren dieses liebevollen Greises machten sein junges Herz geduldiger. Rafael's Tugend war selbst ein siebenzigjähriges Dulden und Vergeben gewesen. Sein ganzes Dasein war ein unantastbarer Strom von Glauben und Liebe, der das Böse auslöscht, wo er es findet, und die ausgestoßene Welt, Gottes Throne zu nähern sucht. Sein milder Sinn warf die Schuld von den Menschen auf die Gewalt des Bösen, und nie hatte ein Zweifel, seine Brust zerwühlt, nie um ein verlorenes Glück sein Auge sich befeuchtet. Die Gottesfurcht brannte hell in ihm. Er wußte nichts von den Leidenschaften, er kannte sie nur aus ihren Wirkungen, die er unablässig bekämpfte, und so schritt er unter den sündigen Menschen daher, wie ein anbetungswürdiges besseres Wesen, denn wohin er kam brachte er Liebe und Versöhnung mit.

Die Art, wie Rafael das ganze Leben betrachtete, wie er seinen Glauben der Wirklichkeit verband, wie er überall Gottes Liebe und Weisheit erkannte und die Schwächen und Fehler der Menschheit nicht verdammte, sondern nur beklagte, machten einen tiefen Eindruck auf Gaston. Rafael war auch nicht blind gegen die Gebrechen der Kirche und ihren zerstörenden herrschsüchtigen Eifer, aber er schwieg lächelnd, so oft Gaston diesen gefährlichen Gegen-

ſtand berührte. „Mein Sohn," ſagte er einſt nach einem ſolchen Geſpräch, „o! glaubt nur, was Menſchenwerk an dem heiligen großen Glauben der Welt und ihrem Schöpfer iſt, wird immer vergehen und zerfallen; aber die wahre Kirche hat viele Weſen ſchon erlöſt und wird ſie fort erlöſen aus dem blinden Heidenthum. Mag in Europa ein trauriger Streit wüthen, oder der Geiſt, wie Ihr ſagt, um die neue Wahrheit kämpfen, hier muß der glühende Eifer meiner Brüder ein Vorbild ſein und bleiben, denn nur dies heilige Gewand und der Glaube an des Prieſters Gemeinſchaft mit Gott und den Heiligen, an Sündenvergebung, Ablaß, Beichte und Buße, die Ihr ſo ſehr tadelt, kann hier die Wildheit zähmen. — Nehmt Euch in Acht," fuhr er dann lächelnd fort, „daß das heilige Gericht in Los Santos oder Vincent nichts von Euch hört; es würde Euch für einen gefährlichen Schwärmer halten. — Ihr müßt Euch dieſen Grübeleien entziehen," fuhr er dann lächelnd fort, „und dies bringt mich auf eine Mittheilung, welche mir ſchon längſt Euer Oheim machte. Könnt Ihr rathen, was es iſt?"

„Nein, mein Vater," ſagte Gaſton.

„Durch nichts," erwiederte Rafael ſanft, „wird der Menſch ſo ſehr ſeinem Hange zur Unzufriedenheit mit Gott und mit dem, was iſt, hingegeben, als wenn ſein Herz ſich einſam fühlt in der weiten Welt; wenn es arm und liebeleer umherſucht und doch heiß und verlangend ſchlägt. O! mein Sohn, ich hatte, wie Sie, einſt einen Mai des Lebens, und wenn mir nie der Gedanke kam, ein irdiſches Weib

zu beſitzen, ſo war es, weil die Himmelskönigin meine Träume beglückte und meine durſtige Seele aus dem Borne des Glaubens tränkte. Nicht Jedem aber wird dieſe Gnade, nicht Jeder vermag es, den Gefühlen zu entſagen, die der Schöpfer in jeden Keim gelegt hat."

„Mein Oheim wünſcht, daß ich heirathe," ſagte Gaſton.

„Man baut in der Welt kein feſtes Haus," verſetzte Rafael, „ohne eine Lebensgefährtin, die darin waltet. Sollten Sie noch nie ſich Beides gewünſcht haben, mein Sohn?"

„Sie fragen mich, ob ich ſchon ein irdiſches Weib liebte?" rief Gaſton lächelnd.

„Wie ein Vater, frage ich, der das Glück ſeines Kindes will," ſprach der Prieſter. — „Im Hauſe Ihres Oheims iſt Neid und Mißgunſt, die häufig auch den alten Herrn böſe ſtimmt. Wenn mein Neffe ein Weib nehmen möchte, ſagte er jüngſt, gern wollte ich dann für ihn ſorgen, ihn ſelbſtſtändig machen und was ich beſitze theilen. In St. Paul mag Herreira's Neffe dreiſt an jede Thür klopfen, ſie wird nicht verſchloſſen bleiben. Nun, mein Sohn, iſt keine von den Töchtern St. Pauls würdig in Ihren Augen?"

„Ich liebe keine," ſagte Gaſton, „keine ſo, daß ich ſie zum Weibe wünſchte."

„Unter dem kühlen Himmel St. Pauls," erwiederte der alte Mönch, „wächſt die Blume der Schönheit, ſo ſagt das Sprichwort, das im ganzen Lande verbreitet iſt. Aber es ſcheint mir, daß die Stunde Ihres Herzens noch nicht geſchlagen hat."

„Sie hatte geſchlagen," rief Gaſton lachend, „aber die Uhr ſchlug falſch, gütiger Vater. Sie erinnern ſich, was ich Ihnen von der Dame erzählte, mit der ich die Ueberfahrt nach Vincent machte. Ja, wäre der rothhaarige häßliche Affe von Mann nicht geweſen und jener Schelm von Jeſuit, der ſein Netz ausgeworfen hatte, ich ſäße ſicher jetzt an Ines Seite und wäre und beſäße Alles, was mein guter Oheim wünſcht."

Rafael warf einen mißbilligenden Blick auf ihn und ſagte dann: „Auch im Scherz, mein Sohn, ſoll man der Sünde nicht gedenken. Ich hoffe, Sie haben nie dieſe verbrecheriſche Liebe verfolgt."

„Offen geſtanden," erwiederte Gaſton, „ſo hat es nicht an meinem Willen gelegen. Ich war mehrmals in Vincent, um Ines aufzuſuchen, aber ſoll ich den Himmel ſegnen oder zürnen, es war immer vergebens, und endlich erfuhr ich, daß ſie nach dem La Plata abgereiſt ſei, wo der widerwärtige Rothkopf ſeinen Handel treibt. Nun iſt ſie vergeſſen dieſe thörichte Liebe, und mein Herz ſtände jeder andern offen, doch ich weiß keine. Aber mein Oheim," fuhr er fröhlich fort, „hat Ihnen ſicher einige Dutzend ſchöne reiche Schwiegertöchter genannt?"

„Eine nur," erwiederte Rafael.

„Und wer iſt denn dieſe Auserwählte?" rief der junge Mann neugierig.

Der Mönch betrachtete ihn einige Minuten, die Gaſton's Ungeduld erhöhten, dann ſagte er mit ſanfter Stimme: „Dolores Ramalho!"

Ein flüchtiges Roth lief über Gaſton's Stirn. Er fühlte ein ſchnelles Pochen ſeines Herzens, und der alte Mönch lächelte und erhob drohend ſeinen Finger. „Ihr ſeid nicht aufrichtig geweſen, mein junger Freund," ſagte er, „und nun ſtraft das ungehorſame Blut verrätheriſch den eigenen Herrn. Glaubt Ihr denn, man habe es nicht bemerkt, wie oft Ihr in der Dämmerung aus den Bergen gerade dahin zurückkehrt, wo Dolores unter der Palme ſitzt und den Blick nach Weſten wendet, wo Joſe Cabral am Wüſtenſaume verſchwand? — Glaubt Ihr denn nicht, daß man auch bemerkt hat, daß die ſchöne Tochter des reichſten Mannes in St. Paul, eines Mannes, der fünf Mal Corregidor oder Alcaide war, ſeit einiger Zeit mit dem Neffen des Gouverneurs lange Geſpräche hält, daß ſie ihn zu erwarten ſcheint und in ſeiner Begleitung zurückkehrt?"

Gaſton fiel hier dem Mönche in die Rede. „Weiß Ramalho denn auch, daß ich das Vertrauen ſeines Kindes beſitze?" fragte er.

„Mein lieber Sohn," erwiederte Raſael, „Sie wiſſen ja ſelbſt, wie der Friede zwiſchen den beiden feindlichen Familien geſchloſſen wurde, und welche Bedingungen Joao Ramalho an ſeinen Segen zu einem Liebesbunde geknüpft hat. Nun ſind zwanzig Monate verfloſſen, in denen man nicht eine Kunde von den beiden Schaaren erhielt, und das iſt ſelbſt für St. Paul faſt eine zu lange Zeit. — Man fürchtet, daß man ſie nie wieder ſieht, aber dennoch iſt dies ein weit kleineres Leid, als wenn Joſe mit Schätzen beladen käme, und Dolores forderte. — Ramalho weiß nicht allein von

Ihrer Zuneigung, er iſt erfreut und ſtolz darüber, eben ſo wohl wie Ihr Oheim. Sie wiſſen," fuhr er fort, „daß Donna Uraca eine Freundin der Ramalhos iſt, und auch dieſen Gegner würden Sie durch Dolores Liebe verſöhnen. Ja, mein gutes Kind, bauen Sie ſich einen eigenen Herd, und führen Sie das ſchöne Weſen, das ſo lange ſchon wie eine Pflanze ohne Licht welkt und bleicht, in das junge freudige Leben zurück."

Pater Raſael ward hier durch einen Andern abgerufen; und ſein junger Freund ging nachdenkend zum Hügel hinaus, wo unter den Palmen Dolores ihn erwartete. — „Wie ſchön iſt ſie!" rief eine Stimme in ihm, als er ihren Mund lächeln und die großen Augen ihn willkommen heißen ſah. — Er erröthete faſt über den verwegenen Gedanken, den eine unbekannte Macht plötzlich aufweckte, und der, wie der Funken einer galvaniſchen Kette, die ungeheuerſten Fernen ohne Zeitmaß durchſtrömte. Bisher hatte er Dolores als Joſe Cabral's ſehnſüchtig trauernde Geliebte betrachtet. Er hatte von ihm geſprochen, ihn bewundert, ſeine Jugend, ſeine Stärke und Schönheit gerühmt, und Troſt und Hoffnung in ihr kummervolles Herz gelegt. Dolores konnte mit Niemandem von dem Manne ihrer Liebe reden; die Ramalhos haßten und verſpotteten ihn, die Pinheiros haßten ſie. Es war Friede zwiſchen den beiden Nebenbuhlern, aber von Freundſchaft und Verſöhnung war man weiter als je entfernt. Wie knurrende Doggen mit geſträubtem Haar umſchlichen ſich die Männer, aber ihre Kraft war die fortgezogene Jugend, von der die

ſchweigende Wüſte keine Kunde gab, und ſo blieb es bei einzelnen Raufereien, bei einzelnen Meſſerſtichen auf die Lederjacken. Immer verſöhnte Prieſterſchaft und Gouverneur die Erzürnten, und ſelbſt als ein Ramalho einen Pinheiro auf offener Straße erſtach, ward die beſchworene Ruhe nicht gänzlich gebrochen. Man hoffte von Tag zu Tag, die Jünglinge ſollten wiederkehren und mit ihnen die Rache; aber ſie kamen nicht, wie brünſtig auch alle in den Kirchen beteten, welche Opfer man brachte, wie weinend man auch die Heiligen anrief, und ſo nagten Schmerz und Zorn an den alten Wunden und hielten ſie offen.

Wie glücklich war Dolores, ein Weſen gefunden zu haben, das Joſe Cabral liebte und von ihm ſprach. Es war ein fremder Mann, aber in wenigen Minuten war er ihr Freund, ihr Vertrauter. Gütig tröſtend hörte er ihre bangen Klagen, und wenn er von dem Heldenmuthe Joſe's, von ſeiner Kenntniß des Landes, von der Kraft ſeines Körpers und ſeiner Seele redete, funkelte ein neuer Lebensſtrom in ihren Augen. Mit Heftigkeit reichte ſie ihm dann die Hand und rief: O! gnadenreiche Madonna! ja Sie haben Recht, Herr Gaſton, Joſe wird wiederkehren, ich habe ihn in meinen Träumen geſehen, und eine Stimme hat es mir zugerufen. Er wird wiederkehren, und käme er auch ganz allein, lägen alle Pinheiros auch todt in der Wüſte."

So war Dolores mit Gaſton bekannt geworden, und unvermerkt hatten ſie ein Bündniß geſchloſſen, ſich am Hügel zu finden. Beide fehlten ſelten, beide warteten und

bangten, wenn ſie allein blieben, und wechſelten Entſchuldigungen und Vorwürfe, wenn ſie ſich wiederſahen, aber beiden fiel es nicht ein, daß Joſe's Andenken durch dieſe ihm gewidmeten Stunden geſchwächt werden könnte. Gaſton bewunderte die treue Liebe eines ſo ſchönen Mädchens mitten im Haß, und Dolores glaubte nur an Joſe zu denken, wenn der junge Europäer mild lächelnd vor ihr ſaß, und von den Sitten St. Pauls, vom Haſſe der Geſchlechter und Joſe's Abentheuern hörte. Eben ſo aufmerkſam hörte ſie ſelbſt auf die Erzählungen ſeiner eigenen Schickſale, von den Ländern, die er geſehen, von den fernen Völkern und großen Städten. Die Geſpräche über Joſe konnten, ſo unerſchöpflich ſie auch waren, doch nicht immer währen, und Gaſton wußte ſo heiter und freundlich den Scherz mit dem Ernſte zu miſchen und die Sorgen fortzuſcheuchen, daß Dolores nach und nach viel von ihrem ſchwermüthigen Weſen verlor. Neue Hoffnungen waren in ihr Herz gezogen, ſie glaubte an eine glückliche Zukunft, welche er ihr ſo oft verhieß und tauſend witzige Einfälle und Gründe dafür wußte, daß Alles ſo kommen müſſe, wie ſie es nur wünſchen könne.

Heute aber empfing ſie ihn mit einem ſehnſüchtigen, doch ernſten Geſicht, in welchem eine faſt zornige Erregtheit ſich ausſprach. Das große Auge ruhte fragend und durchdringend auf ihm, als ſuchte es nach einem Verrath und könne nicht daran glauben. Als er ihre Hand ergriff und nach der Urſache dieſes wunderbaren Empfanges fragte, zog ſie die Finger gewaltſam ſchnell zurück, eine helle Gluth

lief über Wangen und Stirn. Plötzlich aber ward es wieder still in den zürnenden Augen, und mit einer edlen Erhebung ihres Stolzes sagte sie: „Die ernste Blume der Freundschaft duldet keinen Flecken, keinen giftigen Tropfen. Wenn ein Blatt abfällt, stirbt sie ganz und wird schnell zu Staub."

„Und wie könnte dieses Schicksal unserer Freundschaft drohen?" erwiederte Gaston.

Sie sah ihn mit einem strafenden Blicke an: „Haben Sie mir nichts zu sagen, Herr Gaston?" fragte sie.

„Nichts, meine süße Dolores," versetzte er lächelnd, als daß ich wahrscheinlich bei Ihnen verleumdet wurde."

„Oder, daß Sie selbst ein Verleumder, ein Verräther waren."

„Und welchen Verrath," sagte Gaston, „beging ich denn? Welche Sprache führt meine Freundin? — Ich darf eine Erklärung fordern."

„Haben Sie mit meinem Vater gesprochen?" fragte sie.

„Nein," erwiederte Gaston.

„Mit Ihrem Oheim?"

„Auch mit diesem nicht."

„Können Sie bei den Heiligen schwören, daß Sie nicht wissen, was mich beunruhigt?"

„Wissen, nein," erwiederte Gaston; „aber ich ahne es; ich sprach mit dem guten Vater Rafael."

„Und er," rief Dolores mit Hast, „was sagte er? Nicht wahr, er schüttelte sein ehrwürdiges Haupt über die

Mein Bruder Heinrich war kaum vier Jahr, und ich hatte mein sechzehntes angetreten, als mein Vater mich mit der Nachricht überraschte, daß er uns eine zweite Mutter geben würde. Ich kannte die Dame, die er mir nannte. Es war eine Wittwe von altem Adel, die seit einiger Zeit viel mit uns umging, und viel Liebe für mich zeigte. Eine seltsame Empfindung bemächtigte sich meiner bei dieser Ankündigung. Es war mir nicht unangenehm, eine neue Gebieterin in das verwaiste Haus eintreten zu sehen, Eigennutz war meiner Seele fremd, auch fühlte ich keinen Widerwillen gegen Frau von Sillburg, aber das Ideal, was vor meiner Phantasie stand, war mit ihrem Bilde unvereinbar, und der Name Mutter rief ein so heiliges Andenken hervor, daß mein Herz sich weigerte, ihn ihr zuzugestehen.

Wir wurden der Frau von Sillburg noch am nämlichen Tage zugeführt. Sie liebkoste und beschenkte uns. An Heinrich fand sie zwar manches auszusetzen, er war zu kindisch für sein Alter, seine Blödigkeit erregte ihr Bedauern, und sie versprach, diese Fehler in kurzem zu verbessern. Mich nannte sie ihre schöne Tochter, schmeichelte mir, und wünschte sich Glück zu meinem Besitz. Schüchtern saß ich an ihrer Seite. Mein Vater hörte von ihr den Entwurf zu unserer künftigen Lebensweise. Vieles — so glänzend wir jetzt schon lebten — sollte noch auf höheren Fuß ein-

böſen Menſchen? O! er kennt Joſe, er liebt ihn, er liebt auch mich, und hat meine Schwüre gehört."

„Nein, Dolores," ſagte Gaſton, „Rafael ſprach zu mir, wie ich mir denke, daß mein Oheim und Ihr Vater geſprochen haben mögen."

Sie richtete ſich an dem Stamme der Palme auf und ſah ihn ſtarr an. „Wer hat es dieſen Menſchen geſagt?" rief ſie, „wer warf dieſen böſen Gedanken in ihre Bruſt? — Eine Schlange ſchlich ſich in mein Herz, ein Geier baute ſein Neſt darin, und Joſe! wo biſt Du?! O! Gottesmutter erbarme Dich!"

„Bei meiner Ehre!" ſagte Gaſton, und ergriff von Neuem ihre Hand, die ängſtlich in der ſeinen zuckte, „ich habe nie geahnt, daß unſere Verwandten unſere Freundſchaft ſo deuten und Plane der Zukunft darauf gründen konnten, am wenigſten aber habe ich mich ſelbſt verrätheriſch in ihr Herz gedrängt, meine theure Dolores. — Ich war überraſcht von dem, was ich von Rafael erfuhr und doch lag Alles ſo nahe, und wie von einem Traume erwachte ich. — Die ſchönſte Jungfrau St. Pauls würdigt mich ihrer Freundſchaft, ich wurde längſt als ihr Ritter betrachtet; die Eltern geſtatteten es, daß ich auf Spaziergängen ihr Begleiter bin. Ich werde freundlich und gaſtlich in dem Hauſe empfangen, der Vater drückt mir die Hand, die Mutter lächelt mir zu, die Geſchwiſter und Freunde betrachten mich als den Freund. — Und ſoll ſich da der Gedanke nicht auch regen; aus Dolores Herzen werde der Schleier des Kummers verſchwinden, der Mann,

den Alle haſſen, wird niemals wiederkehren und die weiße Blume der Freundſchaft werde einſt roth blühen?"

„Verräther!" rief Dolores in ſchwankender hinſterbender Heftigkeit, „das war Ihr Wille!"

„Ich war ein Blinder," erwiederte er ſanft. „Nein, Dolores, ich dachte nicht an Liebe. — Wenn ich an Ihrer Seite ſaß und von Joſe redete, dachte ich nur an den Schmerz, den Sie empfinden müßten und ſuchte ihn zu mildern. Nun öffnet ſich plötzlich vor mir das Land des Goldes, das er weit hinter den blauen Bergen ſucht, und ich ſehe in der Ferne das Paradies, das mir aufgethan iſt. — Doch eine Hand ſtößt mich zurück, und der Himmel ſei mein Zeuge! ich will den Namen des Verräthers nicht um alles Glück tragen. — Was mein Oheim auch beſchloſſen hat, welchen Zorn Ihr Vater und die Ramalhos auch auf mich ſchütten mögen, ich werde Ihnen ſagen, daß nichts mich beſtimmen kann, Dolores Augen mit Kummer zu füllen."

Er wollte ſich entfernen, aber ſie hielt ihn zurück. — „Was wollen Sie thun?" ſagte ſie. „Eine ſolche Erklärung iſt eine Beleidigung, die mein Vater niemals vergiebt. — Wollen Sie ſagen, Dolores verſchmäht mich, ſo wird er antworten: Joas Ramalho giebt ſein Wort, meine Tochter wird ihren Bräutigam empfangen. Wollten Sie edelmüthig mich verſchmähen, ſo iſt das blutige Meſſer der Rache geſchliffen. — Gott verzeih es dem, der den erſten Gedanken in der Seele meines Vaters erweckte. Er ſah mild auf meinen Kummer, und wäre Joſe gekommen; ja,

käme er noch und hätte erfüllt, was er ſollte, er würde ſein Verſprechen halten."

„Welchen Weg aber ſollen wir einſchlagen?" ſagte Gaſton.

Dolores erröthete heftiger und ſchwieg lange, bis ſie endlich mit feſter Stimme ſagte: „Hat die weiße Blume in Wahrheit ſchon ein rothes Blatt getragen, Herr Gaſton?"

„Und wenn ich nun dieſe Frage an Dolores richte, erwiederte er: „wenn ich frage, ob Joſe, der nun zwei Jahre faſt entfernt iſt, mir keine Hoffnung läßt?"

„Sie lieben mich nicht, Gaſton!" rief ſie, ihn haſtig unterbrechend, „und ich danke der Mutter Gottes dafür. — Wenn Sie mich liebten, wie Joſe mich liebte, o! es würde mich viel unglücklicher machen. — Sie haben das ſanfte Wohlwollen eines Freundes für mich; Ihr einſames Herz hat ſich dem meinen angeſchloſſen, das auch einſam iſt, und dieſe Freundſchaft kann ſich röthen, wie die Pfirſichblüthe, aber nicht dunkel glühen, wie die Liebesblume glüht. — Mein Vater trat heute zu mir hin und ſagte: Dolores, meine Tochter, Dein Sinn iſt verſtändig und Dein Herz beſonnen — o! er kennt es nicht, dieſes Herz! — ſo höre denn, was ich Dir ſage. — Dom Herreira begehrt Dich für ſeinen Neffen, deſſen Freundſchaft zu Dir ich längſt beobachtet und mich gefreut habe. Es iſt ein junger tüchtiger Mann, der ſein Haus wohl bauen und den Ramalhos Ehre bringen wird. Du wirſt glücklich ſein, die Freude Deines Vaters, der Dich liebt. So ſagte er."

„Und nun, meine theure Dolores," rief Gaſton entzückt,

iſt denn die rothe Liebesblume ſo ganz nur für Joſe aufgeblüht, daß der Wunſch des Vaters gar keine Stimme fände? — Wenn die Wüſte ihn auf immer aufgenommen hat, wenn er niemals wiederkehrte."

„Er wird wiederkehren," ſprach ſie, „und wird mich treu finden."

„Es ſind Jahre vergangen," ſagte Gaſton dagegen, „will Dolores hoffen, bis jede Hoffnung ſchwindet?"

„Man wird mich zwingen wollen," verſetzte ſie, „und doch darf ich keine Stimme hören, keinem Fluche folgen und keinem Segen. Wollen Sie thun, was ich von Ihnen fordere, Gaſton?"

„Ich will es," verſetzte er. „Reden Sie, theure Dolores, was ſoll ich thun?"

„So laſſen Sie denn Ihren Oheim um meine Hand werben, und zwingen Sie Ihr Herz, fröhlich einzuſtimmen, wenn Ihr Mund mich begehrt."

„Wie," rief Gaſton erſtaunt, „wäre es möglich! Dolores, beim Himmel! ſcherzen Sie nicht. Mein Herz iſt heiß genug, mein Verlangen entzündet, und was ich begehre, begehre ich ganz."

„Und können Sie auch Allem entſagen," fuhr ſie heftig und mit blitzenden Augen fort; „können Sie auch, wenn die rechte Stunde ſchlägt, mich vergeſſen, wenn ich es fordere? Kann die Blume der Freundſchaft die rothen Liebesblätter bleichen und weiß werden laſſen, wie ſie waren?"

„Was Sie fordern," ſagte Gaſton beſtürzt und zornig

erregt, „iſt eine Grauſamkeit, und doch will ich gehorchen, wenn Sie es gebieten können.“

Eine glühende Röthe füllte ihr Geſicht; ein ſchmerzliches Beben und Zucken folgte und langſam ließ ſie ſeine Hand fallen. — „Wenn mein Vater dieſe Hand wieder in die Ihre legt,“ rief ſie, „ſo werde ich ſagen: Ein Jahr und ein Tag noch ſoll vergehen, dann will ich zum Altare folgen. Dieſe Friſt geſtatten Sie mir, das iſt Alles was ich begehre.“

Sie rief ihre gewöhnliche Begleiterin, die alte Sklavin, herbei, welche in einiger Entfernung am Boden ſaß, und wandte plötzlich das Geſpräch auf einen gleichgültigen Gegenſtand. — In Gaſton's Geſellſchaft ging ſie dann nach der Stadt zurück, und als ſie Abſchied nahm, ſprach ſie mit jenem Gemiſch von Lächeln und Freundlichkeit, welches die geheime Wunde und den Schmerz zudecken ſoll, und es doch nicht ganz vermag: „O! fürchten Sie nichts, mein Herr Gaſton, bei Gottes Thron! fürchten Sie nichts, dieſer Liebesbund ſoll Sie niemals binden, ich löſe den Knoten zu jeder Zeit.“

Unmuthig, und nicht wie ein glücklicher Bräutigam, ging Gaſton dem Hauſe ſeines Oheims zu. Er ſollte um ein Mädchen werben, die es ihm gleich zur Bedingung machte, ihr zu entſagen, wenn ihr Geliebter zurückkehre, und käme er nicht, was würde ſie dann thun? — Er war Dolores gewogen, und ihre Schönheit hatte ſeit dem Augenblicke der Erkenntniß ſelbſt ein zärtliches Gefühl in ihm hervorgebracht. Ihre Herzensgüte flößte ihm Zu-

neigung, ihr Verſtand Achtung ein; aber ein peinliches, ſeltſam unmuthiges Empfinden war ihm durch den Verlauf ihres Geſpräches aufgeſtiegen. Er hatte wohl bemerkt, daß er dieſem feurigen Weſen nicht ſo gleichgültig war, wie es den Anſchein hatte: eine geheime Stimme ſagte ihm, daß in ihrem Herzen ein Krieg wüthe zwiſchen Gegenwart und Vergangenheit, und daß vor beiden die Zukunft ſtehe, hier ſchreckend, dort drohend, und mit den Verheißungen zugleich die Furcht vor Sünde und Strafe ſie beſtürme.

Dies Bewußtſein entzündete auch wieder ſeinen Muth, Joſe war ein verlorener Mann, und alle dieſe wüſten Raubgeſellen lagen längſt in den Wüſten begraben und harrten des Auferſtehungstages. Von dieſer Seite, meinte er, ſei daher am wenigſten Beſorgniß zu hegen, aber war er im Stande, Dolores heiß erwachte Liebe eben ſo heiß zu erwiedern? — Und wenn er nun durch Liebe zur feurigen Leidenſchaft gereizt, ganz dieſer hingegeben wäre, konnte dann nicht dennoch ein böſer Tag den Joſe zurückführen, oder irgend eine Seltſamkeit ihm den Becher von den Lippen reißen; und hatte er nicht geſchworen, Dolores zu vergeſſen, wenn ſie es fordere?

Unter allen dieſen Zweifeln trat er in das Haus ſeines Oheims, und als er die Thür des Zimmers öffnete, ſaß dieſer mit Joao Ramalho und dem Pater Rafael bei der ſilbernen Kanne voll Paraguaythee. Der alte Herreira mit dem rothen lachenden Geſicht wälzte ſich von dem weichen Lager, und indem er ſeinem Neffen voll Liebe beide Hände

reichte, rief er dem alten Ramalho zu: „Nun, Herr Joao, hier iſt er, und ich wette mein Ritterſchwert, er kömmt von Dolores? Iſt es nicht ſo, Gaſton, ſprich mein Sohn, iſt es nicht ſo?“

Als er die Antwort hörte, war er ganz außer ſich vor Luſt. Er zerrte ſeinen Neffen zu dem Stuhl des alten Parteihauptes und ſchrie dann mit kräftiger Stimme: „Beim heiligen Paulus! Herr, ich habe nichts mehr zu ſagen. Hier ſteht er vor Euch und ich werbe in ſeinem Namen. — Herr Ramalho, wollt Ihr meinem Neffen Eure Tochter zur Ehe geben, ſo will ich ihm die Wirthſchaft einrichten und ſein Haus bauen.“

„Große Ehre iſt dieſe Verbindung für mein Haus,“ erwiederte der alte ſtolze Mann, „und St. Paul ſoll viele Jahre den Tag rühmen, wo Joao Ramalho ſein Kind vermählte. An Sklaven, Gold und Land ſoll keine Braut ſie je übertroffen haben.“

So war es entſchieden, und mit väterlicher Freude umarmte und küßte das Haupt der Ramalhos den neuerworbenen Sohn. Dann kam auch die furchtbare Haushälterin herbei, die jetzt plötzlich aus einer wilden Katze ein ganz zahmes ſüßes Weſen geworden war. Vor Freudenthränen und Liebesbetheuerungen konnte ſie kaum zu dem Geſtändniß gelangen, daß ſie es geweſen ſei, welche zuerſt den ſchlummernden Funken weckte, und mit der Verheirathungsluſt, die den alten Frauen eigen iſt, die Sache betrieben hatte. — Auch der alte Geiſtliche war ſtolz darauf. Mit mildem Lächeln ſegnete er den Jüngling, und betend

hob er Augen und Hände dann empor und rief, daß der Tag gekommen ſei, wo St. Paul Freude und Glück kommen ſehe.

7.

Was an Feierlichkeiten und Ehren und Freudenbezeigungen geſchehen konnte, hatte den Tag verherrlicht, wo im Beiſein der ganzen Familie der Ramalhos und vieler Bewohner St. Pauls, die Verſprechung des jungen Paares erfolgte. — Mit Mühe nur hatte Gaſton die Bitte der jungen Braut beſchirmt und geltend gemacht, Jahr und Tag vergehen zu laſſen, ehe er ſie heimführe, denn Jeder mochte ahnen, daß doch irgend ein geheimer Liebesgedanke an den fernen Joſe die wahre Urſache dieſes Verlangens ſei. Da aber der neue Bräutigam mit ritterlichem Gehorſam ſich fügte, ſo konnte Niemand etwas einwenden. Die Zeit ging ſchnell hin; die Frauen hatten zu rüſten und zu ſchaffen, um die Räume des neuen Hauſes zu füllen, das Ramalho mit Pracht und Kunſt aufführen ließ. Es wurden Landankäufe gemacht und Sklaven erhandelt; feine Geräthſchaften aus den Küſtenſtädten herbeigeſchafft und weder Mühe noch Gold geſpart, den Aerger und Grimm der Vinheiros zu vermehren, die ſich freilich Glück wünſchten, daß Joſe Cabral nicht der Bräutigam war; aber aus der Verbindung der Ramalhos mit dem Gouverneur die böſeſten Ahnungen ſchöpften. — Oft entſtanden jetzt auf den Straßen blutige Zwiſte zwiſchen den Partheien, die immer ſchwieriger beigelegt wurden. Das Anſehen des

Gouverneurs galt den Pinheiros gar nichts mehr, denn er war ein Ramalho geworden. Wüthende Beſchuldigungen ſtrömten auf ihn herab, und heimlich bereute er es nicht ſelten, daß er unkluger Weiſe ſich zur Parthei gemacht und ſeinen Neffen zu einer Verbindung geleitet habe, an welcher dieſer erſt nach und nach Geſchmack zu gewinnen ſchien. In der erſten Zeit hatte Gaſton ein ſo unmuthiges ernſtes Weſen angenommen, daß Herreira wohl einſah, die Liebe zu Dolores könne ſo groß nicht ſein, wie er ſich eingebildet hatte. Später aber war der Bräutigam immer fröhlicher geworden, und endlich hatte er ganz das aufgeregte unruhige und in extremen Empfindungen ſich bewegende Aeußere eines feurigen und von allen Schmerzen und Entzücken gereinigten Liebhabers erhalten.

Dieſe verſchiedene Stufenleiter gab auch wirklich die Veränderungen in der gegenſeitigen Stellung des jungen Paares an. Dolores ſchien aus einer ungezwungenen Kälte nach und nach zum neuen Leben zu erwachen. Denn Gaſton mit ſeinem heitern gefälligen Sinn, mit dem Reize ſeiner Jugend und feineren Bildung, wußte ihre Zuneigung bald zu erhöhen und ihre ängſtlichen Beſorgniſſe zu zerſtreuen. Bald hatte er in wachſender Stärke von ihrem Herzen Beſitz genommen, und wie er ſich geliebt ſah, erweckte dies auch ſeine Leidenſchaft. Dolores war wie ein junger verſchmachtender Baum, der, aus der Wüſte in ein beſſeres Land gebracht, nun ſeine Blätter und Blüthen treibt, aber ungewohnt dieſer Lebensfülle, den Organismus nicht auch nach dem neuen Glück umwandeln kann und

ſeine Krone abwechſelnd kräftig aufrichtet oder ſinken läßt, je nachdem die Lebensfülle ihm zuſtrömt oder verläßt. — Oftmals ſaß ſie an ſeiner Seite und ſchien alle Vergangenheit vergeſſen zu haben. Sie hörte auf Gaſton's ſchöne, ſanfte Worte von der Zukunft und deren Glück mit einem verlangenden Lächeln. Wenn er den Arm um ihren Leib ſchlang und ihre gefalteten Hände an ſeine Lippen zog, zitterte ſie leiſe, aber ihr Bangen löſte ſich in Liebe, das Geſicht verklärte ſich in Hoffnung und Freude, und nun brach ein Strom von Zärtlichkeit hervor, der Gaſton mit Entzücken erfüllte. Mitten in dieſem Liebesleben aber ſanken dann ihre Arme nieder, ihr Auge verlor das Feuer, ihre Bruſt athmete ſchwer und heftig, und mit einer an Abſcheu gränzenden Heftigkeit riß ſie ſich los und eilte davon. — Tage und Wochen vergingen dann wohl, ehe die alte Eintracht wiederkehrte. In langen Nächten lag Dolores betend an dem Hausaltare, oder man ſah ſie in der Kirche, in dem Kloſter der Urſulinerinnen, oder beichtend und in langen Geſprächen mit dem guten Mönche Rafael, welcher eben ſo wohl der Vertraute Gaſton's, wie der Beiſtand des armen von Liebe und Zweifeln gequälten Mädchens war. Gewöhnlich waren es auch die Troſtgründe Macedo's, welche den Sturm beſänftigten, der in einer leidenſchaftlichen Scene endete, wo Dolores mit neuem Muthe an Glück und Zukunft glaubte. — Nach einigen Monaten wurden dieſe Zwiſchenfälle ſeltener, die unruhige fieberhafte Spannung ihrer Seele machte einem Vertrauen Platz, das die Zeit herbeigeführt hatte, und endlich fehlten

gerichtet werden. Wenn ich gleich aus Liebe den Stand verlasse, in dem ich geboren ward — sagte Fr. v. Sillburg mit einem zärtlichen Blick, so begreifen Sie dennoch, daß ich meine ehemaligen Gewohnheiten nicht mit ihm ablegen kann. Mein Vater war alles zufrieden, und mich befremdete nur die große Mittelmäßigkeit, die ich überall in dem Hause der Fr. v. Sillburg antraf.

Die Hochzeit ward glänzend gefeiert. Unsere Bedienten mehrten sich, und bekamen prächtige Livreen. Der Wagen meiner Mutter trug ihr Familienwappen. Alles, was an den Bürgerstand erinnerte, ward verbannt, und als Baron betrat mein Vater die bräutliche Schwelle. Eine alte Wärterin meines Heinrich hatte bisher auch mich bedient, nun bekam ich eine eigne Kammerfrau, und für meinen Bruder ward ein Hofmeister verschrieben. So viel ich schon von den alten Gewohnheiten der stillen häuslichen Jugend abgelegt hatte, meiner Mutter war es noch nicht genug, immer fand sie an ihrer lieblichen Anna, wie sie mich nannte — noch die steifen bürgerlichen Sitten, und bald war nur mein Herz noch dasselbe; — mein Herz, das sich immer mehr zu dem Andenken der Vergangenheit wandte, seit ihre Spuren aus meinen Umgebungen wichen.

Wir saßen eines Abends beim Thee, als uns Herr Bernhard gemeldet ward, der meiner Mutter für

wenige Monate noch, bis zum Tage einer ewigen Verbindung mit Gaſton. Alle Vorbereitungen waren beendet, und Joao Ramalho führte ſeine Kinder zu dem neuen Hauſe, das er ihnen gebaut hatte. Wie eine kleine Feſtung lag es ſtattlich hinter Gräben und Mauern mit Schießſcharten, mit großen Höfen und Wirthſchaftsgebäuden, feſten Rückzugplätzen, weitläuftigen Vorrathsräumen und Gemächern, wie es dem Schwiegerſohne des Joao Ramalho's gebührte. Es wurde nach der Sitte mit einem kleinen Feſte eingeweiht, bis der große Hochzeitsſchmauß das allgemeine Feſt begehen würde und Alles war voll Freude und Heiterkeit. Dolores ſchien an dieſem Tage den letzten Reſt ihrer Beſorgniſſe verloren zu haben. Sie überließ ſich dem Glück, bald als Hausfrau in dieſen Räumen zu walten, und Gaſton, der den Bau mit leiten half und alle Einrichtungen genau kannte, führte ſie lachend und ſcherzend umher. Als er endlich in die Wohngemächer zurückkehrte, von welchen einige mit beſonderer Sorgfalt für Dolores geſchmückt und eingerichtet waren, umfaßte er ſie zärtlich: „Hier wirſt Du wohnen, meine Dolores," ſagte er, „hier werde ich in Deinen Armen das Glück und den Frieden meines Lebens finden. O! dürfte ich doch hoffen, auch Dich heiter und glücklich zu ſehen, daß meine Liebe allen böſen Trug und Schein ausgelöſcht habe und Du nicht mehr an Tage denkſt, die wiederkehren können."

Mit Zärtlichkeit umarmte ihn Dolores und lange ſtand ſie ſprachlos an einem der Fenſter, und ſah bald gegen Weſten in die ſinkende Sonne hinaus, bald mit

größerer Innigkeit in Gaſton's Augen. „Zweifle nicht, daß ich Dich liebe," erwiederte ſie. „Ja, mein Gaſton, ich liebte Dich, als ich Deine Freundin war, aber ich verbarg es mir ſelbſt, ja, ich zürnte mir, als eine Stimme es leiſe, und dann lauter und lauter, ſagte. Ich warf mich nieder und betete und flehte zu den Heiligen mich zu ſchützen, und als man mir ſagte, Du ſollteſt mir gehören, und mein Vater mich bedrohte, rangen Entzücken und Elend in meiner Bruſt. — Joſe trat vor mich hin, wie ein Geſpenſt, o! heilige Gottesmutter! ich liebte ihn und liebe ihn noch; aber ich liebte auch Dich, und Du warſt ſo ſchön und gut. — Eine ungeheure Furcht faßte mich, ein Grauen vor meinem Thun, eine Angſt vor meinen Schwüren. Mein Gaſton, ich entſetzte mich, Dich zu verlieren und zitterte doch vor Deinem Beſitz. Wenn ich Dich in meinen Armen hielt, ſo verwandelten ſich plötzlich Deine Züge, und ich ſah Joſe darin. Er ſtand an Deiner Seite, wenn Du kamſt, und wollte ich ihn ſehnſüchtig feſthalten, ihn zurückrufen, für ihn beten, ſo drängte ſich Dein Bild zwiſchen meine Seele und den fürbittenden Heiligen. Meine Sinne verwirrten ſich, ich flehte vergebens!"

„Und nun," ſagte Gaſton, „ſind endlich die trüben Bilder, den ſicheren lichteren Geſtaltungen gewichen. Meine Dolores, gedenke immer des armen Joſe, der um Dich mit Blut und Leben warb. Wir wollen ſeiner uns oft erinnern, um ihn trauern und ihn fort lieben, wie man die theuren Todten lieben muß."

„Und glaubſt Du denn," ſagte ſie leiſe und zitternd,

„er könne mir verzeihen, daß ich meinen Eid breche, daß ich einem andern Manne gehören will?“

„Du frommes Kind,“ erwiederte Gaſton, „hat Pater Rafael Dir nicht geſagt, daß Gott keinen Schwur hört, der ſündlich gethan iſt? — Du haſt Joſe Cabral Treue gelobt, und wäre er wiedergekehrt, Du hätteſt Dein Wort gehalten; bei Gottes Sonne! ich würde meine Liebe aus dem Herzen geriſſen und Eure Hände vereinigt haben, mochte ich auch ſelbſt darüber ſterben. Aber kannſt Du an ſeinem Tode zweifeln? Iſt Dir der Glaube noch geblieben, daß er wiederkehren könnte? Und darf man ein junges, ſchönes, von Gott zu Glück und ewiger Liebe beſtimmtes Leben einem verzweiflungsvollen Augenblicke zum Opfer hinwerfen, wo man ein thörichtes Gelübde that?“

Dolores ſank in Liebe und Vertrauen an ſeine Bruſt. „Du verſtehſt es die Sinne zu bethören,“ ſagte ſie, „aber ach! ich glaube Dir! — Ja, ich will den armen Joſe wie eine verlorene, unſchätzbare Perle beweinen, die ins Meer fiel und dort nun ewig ruht, bis einſt alle Meere verſiegen, alle Länder in Luft zerfließen und in dem Paradieſe alles Verlorene und Köſtliche ſeinen Herrn wiederfindet.“

Bis jetzt waren ſie allein geweſen, nun aber kam eine Anzahl Verwandten, und an der reichbeſetzten Tafel überließ ſich Jeder der Fröhlichkeit. Als die Köpfe in Unordnung geriethen, rief Einer, daß man, dem Bräutigam zu Ehren, einen Zug gegen die Tupis machen müſſe, um Sklaven in das neue Haus zu bringen; Andere ſchrieen, daß ſie dazu bereit wären, da man doch jetzt nicht gegen die

Jeſuiten fechten ſolle, weil Biſchof und Gouverneur mit Bann und Acht drohten; noch Andere ſchüttelten dem Bräutigam die Hände und ſprachen, wenn er ein echter Pauliſt und ein Ramalho ſein und werden wollte, ſo möge er mit ihnen ziehen, um Schätze zu ſuchen, vielleicht gäbe es auch noch etwas Anderes; vielleicht ließe ſich Goldſand entdecken, oder eine hübſche Niederlage von Paraguaythee, oder es gebe auch einen Kampf mit einer ſtreifenden Abiponerſchaar und ein ſchönes Weib mit langen Haaren ließe ſich erbeuten. Gaſton, von ſeinem Muthe getrieben, rief dagegen, daß er gern bereit ſei, einen ſolchen Zug zu begleiten, und dieſer Antwort bedurfte es nur, um den Jubel recht laut zu machen. Auch der alte Ramalho ſchüttelte ihm die Hand und lobte den Entſchluß; ein Dutzend tapfere Männer und Jünglinge aber drängten ſich ſogleich herbei, tranken den Brudertrank mit ihm und erklärten ihn als ihren Anführer. — Er ſah wohl ein, man wollte ihn necken, und glaubte nicht daran, daß ein glücklicher Bräutigam wenige Monate vor der Hochzeit noch einen gefährlichen Zug gegen Indianer und die Schrecken der Wüſte machen werde. — Nun gab es Scherz und Luſt in Menge, und das letzte Glühen des Tages ſtreifte von den hohen Bergen in die Stadt, als die ganze Geſellſchaft das Haus verließ. Die Abendglocken hatten ausgeklungen, alle Arbeit war abgethan und die Straßen ſchallten von dem Geſange der Negerſklaven, mit welchem ſich das Jauchzen der übermüthigen Ramalhos miſchte. Als ſie aber dem großen Platze zugingen, ward es doch ſtiller, denn an der Ecke deſſelben

ſtand ein heiliges Bild von groſſem Rufe, eine Madonna, die häufig ſchon Wunder gethan, und von Allen in hohen Ehren gehalten wurde. Die ewige Lampe unter dem Schirmdache flammte hell auf das buntgemalte, ziemlich roh geſchnitzte Bild, und beleuchtete einen weiten Kreis von Sklaven, die nach ihrer Gewohnheit, auf den Knieen liegend und betend, davor ſangen.

Indem die Ramalhos vorübergingen, und ſchweigend ihr Kreuz ſchlugen, ſprangen einige der Sklaven ſchreiend empor und deuteten auf das Geſicht der Gottesmutter. „O! Maſſa! Maſſa! ſchrieen die Neger, herbei! herbei! ein Wunder, ein Wunder!“

Die Ramalhos liefen hinzu und Dolores zog Gaſton faſt gewaltſam näher. Hell funkelte der Lampenſchein auf den Kopf, der in einem tief ſchmerzvollen Zuge das leiſe Lächeln ganz zu verlieren ſchien; dann bewegten ſich die Augenlider, Thränen drangen aus den Steinaugen des Bildes und tröpften leiſe nieder.

Erbarmen, Erbarmen! ſchrie jeder Mund, und Alle, von Reue und Angſt gefaßt, warfen ſich nieder und betrachteten ſtaunend und zitternd das Wunder, das mehrere Minuten währte. Plötzlich richtete Dolores ſich auf, hob Augen und Hände, wie erſtarrt, zu dem Bilde empor, wollte näher wanken und vermochte es nicht und ſank mit einem lauten Schrei in Gaſton's Arme.

Da hörte das Wunder auf, viele Menſchen kamen herbei. Die Pinheiros waren auch da, und ein alter Mönch verkündete groſſes Unglück und Wehe über St. Paul.

„Unſere Freunde in der Wüſte," rief eine Stimme, „ſie ſind verunglückt, ermordet, die Thränen der Gottesmutter verkünden uns ihr Ende!"

Dieſe Deutung fand Wahrſcheinlichkeit und hallte in jeder Bruſt wieder. Wehklagen und Thränen erfüllten die ganze Stadt, und Gaſton blieb in Ramalhos Hauſe bis tief in der Nacht, wo Dolores, aus einer langen Ohnmacht erwacht, ihn zu ſprechen wünſchte.

Joao Ramalho liebte ſein Kind mit großer Zärtlichkeit. Als er Gaſton zu ihrem Ruhelager führte, ſagte er: „Dolores Seele ſchwärmt in dem Schrecken des Wunders, das ſie auf Joſe Cabral deutet. Seid milde, mein Sohn, verzeiht dem unglücklichen Kinde, gebt ihr Troſt und Frieden."

Dolores ſtreckte ihm beide Hände entgegen, und als er an ihrem Lager niederkniete, rief ſie: „O! Gaſton, Du biſt wie die Engel ſind; Du wirſt mir vergeben, mich nicht haſſen, wenn ich thöricht bin. Ich habe ihn geſehen, Gaſton, ja, es war Joſe Cabral, der aus den Zügen der Gottesmutter mich anſchaute. Er weinte über mich. — Er lebt! o! ihr Heiligen! er lebt und denkt an mich, oder er iſt todt und warnt und verdammt mich!"

Sie ſank erſchöpft zurück, und vergebens waren alle Troſtgründe, welche Gaſton an ihrer Furcht erſchöpfte. In ſeinem Innern hielt er das ganze Wunder für einen Streich der Pinheiros, deren Oberhaupt, der verſchlagene und ränkevolle alte Miguel, kein Mittel ſcheute den Ramalhos wehe zu thun und ihnen zu ſchaden. Miguel war es, der

einſt die Jeſuiten aus der Stadt gejagt hatte, und der in dem Rufe ſtand, viele Zauberkünſte zu verſtehen, und weder Biſchof noch Gott zu fürchten. Gleich nach dem Wunder waren auch die Pinheiros thätig, überall die ſchreckliche Kunde der Thränen zu verbreiten, und argliſtig hinzuzufügen, daß der Gouverneur und ſein Neffe die wahre Schuld des Unglücks trügen, denn in ihrem Kopfe ſei das Projekt entſprungen; ihr Rath und Wille habe ſo viele tapfere Männer in den Tod gejagt, und nun nehme Gaſton auch die Braut des Joſe Cabral, nun würden heilige Verſprechen vernichtet, denn ohne recht zu wiſſen, ob Joſe wiederkehre und ſeine Aufgabe gelöſt habe, bräche Joao Ramalho ſeinen Eid, das werde St. Paul büßen in Gottes Zorn. — Nach langer Zeit, als Dolores Alles gehört hatte, was Gaſton zu ſagen vermochte, erwiederte ſie: „Ich werde nicht Ruhe finden vor ſeinem Schatten, der mich verfolgt, bis ich ihn wiederſehe, ſei er lebend oder todt. — Du haſt gelobt, mein Gaſton, einen Zug zu machen, und meine Vettern und Freunde wollen Dich begleiten. Ja, ziehe hinaus in die Sertams, verſprich es mir, ſchwöre es mir, daß du ihn ſehen willſt. Vielleicht wirſt Du eine Kunde ſeines Lebens oder ſeines Todes erhalten, Du wirſt ihn finden, Du mußt ihn finden, o ihr guten Heiligen! gebt mir Gewißheit.“ —

Um den entſetzlichen Zuſtand der Seelenangſt zu mildern, welcher auf Dolores laſtete, verſprach Gaſton, ſo gefaßt er es vermochte, Alles, was ſie wünſchte; aber er fühlte es auch, daß er niemals glücklich werden könne, daß

Dolores Liebe ewig zwiſchen ihm und einem Phantome getheilt ſein werde, und die tiefe Wunde ihrer Bruſt niemals ganz vernarben könne.

Seltſamer Weiſe war Joao Ramalho ganz einverſtanden mit Dolores Wünſchen, aber dies erklärte ſich aus dem Zuſtande der Partheien. — Das Wunder war zu merkwürdig, die Vorwürfe zu laut, es bedurfte einer That, um die Pinheiros mit ihren Verläumdungen und Wahrheiten zu widerlegen.

„Zwölf unſerer Freunde ſollen mit Euch ziehen," ſagte Joao: „Männer, die des Landes kundig ſind, ſo weit man überhaupt eine Kunde davon hat, und wie es Euch, mein Sohn, in den Augen eines jeden wackeren Mannes ehrt, nach der Sitte unſerer Bürger einen Zug durch die Sertams zu machen, ſo ehrt es Euch noch mehr, daß Ihr auszieht, ohne Unterſchied, Freund und Feind zu ſuchen; ſelbſt auf die Gefahr hin," fügte er ſpöttiſch lächelnd hinzu, „den Joſe Cabral wirklich zu finden, der die Goldberge der Rieſen und Zwerge ſicher nun entdeckt hat. — Wohlauf denn, Gaſton, es wird ein Zug des Friedens ſein. Dom Herreira und der Biſchof werden gern Briefe und Urkunden mitgeben, mit welchen Ihr Euch bis in die Miſſionen an den beiden Strömen begeben könnt, die oft Nachricht von den Zügen der weißen Männer haben, von denen Niemand ſonſt mehr etwas weiß. — Denn dorthin kommen die Handelsleute aller Völker. Die Guaranis und ihre mönchiſche Herren knüpfen Verkehr mit Stämmen an, die wir kaum dem Namen nach kennen, und wenn

Ihr als Friedensboten kommt, wird man Euch wohl aufnehmen."

Am nächsten Tage wurden mit Zustimmung des Gouverneurs und des Bischofs wirklich alle Anstalten zu dem Zuge getroffen. Das Wunder hatte alle Gemüther aufgeregt, und die Männer, welche mit Gaston ausziehen wollten, um die Verschollenen aufzusuchen, wurden von allen Seiten von Lob und guten Wünschen begleitet.

Dolores fieberhaft erregter Zustand hatte am nächsten Tage den Anschein einer frommen Ergebung und eines festen Vertrauens angenommen. Betend lag sie an dem kleinen Hausaltare als Gaston kam, und mit einer Mischung von Furcht, Kummer und Vergebung fordernder Reue erhob sie sich. — „Du zürnst mir," sagte sie traurig, „ich fühle es wohl, es muß so sein. Ich jage Dich in die Wüste hinaus, um Jose zu suchen, und wenn Du ihn findest, mein Gaston, ist uns dann nicht ein neues Leid bereitet? — Ich habe es ihm geschworen am Altare, war es nicht so? — O! Gottesmutter! erbarme dich meiner Schmerzen, zeige mir den rechten Weg!" — Dann faßte sie fast krampfhaft Gaston's Arm und rief: „Geh nicht von mir, mein Gaston, die Wüste hat ihn auf ewig verschlungen, wie sie so viele tapfere Männer jährlich als Opfer einscharrt; sie wird auch Dich festhalten und mich verzweifeln lassen." — Gleich darauf aber sah sie ihn starr an und hob die Hände segnend auf: „Geh hin," sagte sie, „es muß so sein. Die heilige Jungfrau weinte Thränen, und viele,

viele Thränen werde auch ich weinen, ehe es Friede in mir wird."

Der alte Ramalho führte Gaſton fort. — „Dolores iſt krank," ſagte er; „ſie hat die ganze Nacht geträumt und geſprochen, den Narren, Joſe, geſehen, und dann Euch wieder in ſonderbaren Verwechſelungen. — Heut morgen erſt ward ſie ruhiger, und ſagte: Ihr würdet ihn finden und wieder zur Heimath führen, dann wiſſe ſie einen Weg, den die Gottesmutter ihr genannt, die Nachts ihr erſchienen ſei, und mit Thränen ſie an das eigene ſchmerzdurchbohrte Herz gedrückt und geküßt habe. — Zieht mit Gottes Schutz," ſprach er beim Abſchiede, „Dolores wird Euch geſund empfangen, wenn Ihr wiederkehrt, und dann wollen wir die Hochzeit fröhlich feiern, wie noch nie eine hier gefeiert wurde. Geht nicht zu weit, der Paraguay und die Miſſionen ſind die Markſteine, an welchen Ihr umkehren ſollt."

8.

Als nun die kleine Zahl der muthigen Männer die Berge von Montiqueira im Rücken hatten, verloren ſie ſich in den ungeheuren Ebenen, welche bis an die Parana reichen. In den erſten Tagen ſahen ſie wohl da und dort noch die Spuren des civiliſirten Lebens, das die Europäer in dieſe Länder gebracht hatten. — Einzelne Facendas oder Landgüter der Wüſtenbewohner, auf der unermeßlichen Strecke zerſtreut, hoben ihre ſpitzen kegelförmigen Dächer aus der Mitte eines kleinen fruchtbar gemachten Plätzchens, das

Heinrich zum Hofmeister empfohlen war. Mit einem hohen und dennoch bescheidenen Anstande trat er ein. Er war schöner, als ich je einen jungen Mann sah, aber das war es nicht, was mir an ihm auffiel. Der unverkennbare Ausdruck von Güte und Redlichkeit, der offne freimüthige Ton seiner Rede, diese wahre erhabene Männlichkeit, das geheime Gefühl, das gute Seelen aneinander knüpft, fesselte meinen Blick und meine ganze Aufmerksamkeit, und gab meinem Herzen eine Empfindung, die mir neu und fremd war.

Mit hohem Erröthen bemerkte ich den nachlässigen Ton, den meine Mutter gegen ihn annahm, der gleich einem Fürsten vor ihr stand. Schon oft waren untergeordnete Personen in meiner Gegenwart so von ihr behandelt worden, ohne daß ich dabei etwas gefühlt hatte; heute zum erstenmale verwundete es mich, und ich that alles, durch die höchste Achtsamkeit, ihn den Stolz der Mutter vergessen zu machen.

Herr Bernhard schien überrascht und unzufrieden, daß er der Lehrer eines Kindes von so zartem Alter werden sollte, aber als er Heinrich sah, als der schöne Knabe sich im ersten Augenblick liebend an ihn schloß, da wich der Unmuth von seinen Zügen, und er küßte ihn mit zärtlichem Wohlgefallen. Unendlich gerührt sah ich dieser Scene zu. Liebe für meinen Bruder war bis jetzt meine einzige Leidenschaft, und unwill-

von irgend einer Quelle Leben und Nahrung empfing. Roh aus Erde gebaut, ohne Fenster und Thür, nur mit Palmenmatten behängt und bedeckt, ſtand es den Winden und Stürmen eben ſowohl offen, wie den indiſchen Räubern, die in grauſamen, nächtigen Kämpfen ſie zuweilen eroberten und ihre Bewohner auf ewig verſtummen ließen. — Zahlloſe Heerden gefleckten Viehes wideten in den grasreichen Thälern, denn ein Volk von Hirten lebte hier in der Wüſte, unbeſchränkte Gebieter des Raumes und Herren jener brüllenden, fliehenden Geſchöpfe, die vor dem kleinen Trupp der Pauliſten in die Dickichte und Röhrwälder flohen. Dann und wann ſahen ſie auch einige der halbwilden Sertaneiros, wie ſie auf ihren kleinen, muthigen Rennern mit wüthendem Geſchrei über die Ebene jagten, die Lanze in der Hand, den furchtbaren Laſſo, die Schleuder mit den Doppelkugeln über dem Kopfe ſchwingend und den Heerden folgend, um irgend ein ausgeſuchtes Stück zu fangen, zu tödten, oder nur zu zeichnen. — Das war Gaspar's, des Miſchlings, Element, der ſeinem Herrn weitläuftig erzählte, wie alle dieſe wilden, zahlloſen Heerden doch eigentlich nicht herrenlos ſeien. Wie die Sertaneiros zweimal im Jahre ſie zuſammentreiben und mit dem glühenden Eiſen zeichneten, wie ſie, mit der Lanze, ſo geſchickt den ſtärkſten Ochſen im vollen Lauf des Roſſes niederſtoßen, daß er nicht aufſtehen kann, und doch nicht ſchwer verletzt iſt, wie ſie mit dem Laſſo die wilden Pferde fangen und zähmen; wie unbändig der Muth dieſer Männer, wie furchtbar ihre Kämpfe, wie hart ihr Leben und

ihre Entbehrungen ſind. Und nun kamen dieſe Geſtalten von Sehnen und Knochen ſelbſt herbei, ganz in Leder eingehüllt, den ungeheueren Sporn an der nackten Ferſe, Centauren gleich, die mit den Pferden verwachſen ſchienen, und wie zur Schlacht, heranjagten, bis ſie dicht vor den Pauliſten ihre Roſſe plötzlich ſtehen ließen und der menſchliche befreundete Laut ihrer Sprache erſt Vertrauen zu ihrer Menſchheit und ihrer gutmüthigen Gaſtfreundſchaft erweckte. Als man von dieſen tapfern Hirten einen Vorrath in Streifen geſchnittenes und getrocknetes Fleiſch erhandelt hatte, ſetzte der Trupp ſeinen Weg fort, und bald zog ein alter Prieſter vorüber, der einen kleinen Altar vor ſich auf dem Pferde hatte, und neben ſich einen indiſchen bewaffneten Sklaven und einen halbblütigen Knaben, als Meßdiener. Für eine kleine Vergütung las der Greis eine Meſſe mitten unter dem Rauſchen der hohen Waldbäume, unter den Wirbelwinden der Wüſte und dem tiefen regenkündigenden Gebeul einer Schaar bärtiger Affen, die aufmerkſam auf die knieenden Männer blickten. Dann machte ſich der Prieſter eilig fort die Facendas zu erreichen, um heut recht viele Meſſen noch zu leſen, damit ihm kein Nebenbuhler vorkomme, der Geld für das arme Kloſter verdiene. Die Pauliſten aber ritten weiter und weiter, bis die wahren Sertams begannen, wo keine Wohnung mehr war, und einige Mal nur noch ein kleiner Trupp Abentheurer ihnen begegnete, der ſchwarze Sklaven zum Goldwaſchen mit ſich führte, und Schöpfgeräthe, um die Geſchiebe auf dem Grunde der Bäche aufzuwühlen und hervorzuhe-

ben, ob etwa Diamanten darin verborgen wären. — Dann ſtörte nichts mehr die ungeheuren Einöden, die wechſelnd, bald ſandig und mit einzelnen Steinblöcken überſäet, auf welchen Büſche und Geflechte, wie ein undurchdringliches Dach wucherten, bald als endloſe ſchöne Wieſenflächen mit üppigem Grün, mit Wald und Rohr bedeckt, viele Tage lang den Weg der Wanderer begleiteten. Auch an Unterhaltung fehlte es nicht ganz: denn die Sinne wurden in ſteter Regſamkeit erhalten, und alle Vorſicht angewendet, um keine Spur des Zuges zurückzulaſſen, oder aus geringen Merkzeichen verſteckte Feinde zu wittern. Jeder Fußſtapfen im Sande ward genau beſichtigt, mit erſtaunungswerthem Scharfſinne die Zeit beſtimmt, wann er entſtand, den Stamm der Wilden, zu welchem der gehörte, der ihn hinterließ, ſein Alter und Geſchlecht, und ſogar ob er zum Kriege gerüſtet war. Zuweilen trafen ſie auf alte Feuer und Lagerplätze, und man unterſchied ſogleich, wer ſie einſt errichtet hatte; ob eine Schaar Sertaneiros, ob Indier, ob Abentheurer aus Los Santos, aus Juan del Rey oder Pauliſten. Einige Male glaubten ſie Zeichen der verſchollenen Brüder zu entdecken. In der Nähe der Parana fand ſich ein Lager, wo unter überwucherndem Gebüſch ein halbverwitterter Maulthierzaum gefunden wurde. Er ward ſogleich für pauliſtiſche Arbeit erkannt, und aus der Schnalle mit gekrümmtem Dorn, wollte man ihn zum Eigenthume eines Ramalhos machen. — Dieſe Entdeckung gab neuen Muth, daß man ſich auf der Fährte der Vermißten befinde, aber wie bald ſchwanden wieder alle Spu-

ren. Niemand gab eine Kunde, ſelbſt die ſtummen Zeichen der Fußſpuren hörten auf, als der kleine Haufen nun in den ungeheuern Wäldern verſchwand, welche die Stromthäler der Parana einfaſſen. Oftmals zeigte es ſich, wie die Pauliſten, gleich den gefährlichen Raubthieren, fürchtend und gefürchtet, jedes Begegnen von Menſchen in dieſen Wildniſſen vermeiden mußten, und in Folge ihrer eigenen Thaten aller Kunde entbehrten. Zuweilen ſahen ſie Rauch aufſteigen, an grünen Abhängen weideten Schaaren von Pferden, Ochſen und kleinen langgehörnten Ziegen, Piſanggebüſche und Schminkbohnen umgaben die Kegelhütten, die halbverſchmachteten Männer blickten ſehnſüchtig nach den Orten, wo Ueberfluß an köſtlichen Dingen, an friſchem Fleiſch, Milch und Früchten war. Der Wind führte dann auch rauhe Töne herüber, oder ein nackter Indianer, mit Federkrone und flatterndem Panterfell, jagte über die Hügelkette am Saum der ſinkenden Sonne hin. Die Pauliſten warfen ſich zu Boden, bis die Nacht da war, und eilten dann mit mannigfacher Liſt an dem gefährlichen Orte vorbei. Jedermanns Hand war gegen die weißen Räuber der Küſte, wie ihre Hand gegen Jedermann. Die Mamalhos ballten die Fauſt und murmelten: Wären unſere Brüder mit uns, o! ihr rothen Hunde, bald genug würdet ihr gebunden zu unſeren Füßen liegen, und unſere Sklaven ſein. Das war ihr ganzes Sinnen und Denken, und ſo ging es weiter durch die Wälder, wo der Tapir ſeinen Rüſſelkopf aus dem Schlamme der Lachen emporſtreckte, und die fremden Weſen dumm anſtarrte, oder der

klägliche Schrei eines vom Tode vergessenen Geschöpfes der Urwelt, eines Faulthiers, sie erschreckte. Dann und wann schlich sich auch wohl ein anderes jener seltsamen Ueberbleibsel einer untergegangenen Schöpfung, ein Ameisenbär, durch den Wald. Sein langes greises Haar und die schleifenden Füße mit den ungeheuren Krallen schien selbst dem räuberischen Jaguar Schrecken einzuflößen, der auf dem Baume lauernd auf ihn herabsprang, aber eben so schnell entfloh, wenn der Greis der Thierwelt sich langsam aufrichtete. — Endlich rauschte es dumpf durch die Wälder, und als man eine Hügelkette hinabstieg, floß der silberhelle Parana durch ein heiteres, mehrere Meilen breites Thal. Seine Wasser waren in der Blüthe, das heißt, sie hatten fast den ganzen Thalkessel überfluthet und bildeten einen ungeheuren Wasserspiegel, aus welchem die höhern Landestheile gleich Inseln hervorsahen. — Hier regte sich nun vereint die ganze Lebenskraft der Pflanzen- und Thierwelt. — Die riesenhaften Waldbäume hielten ihre Kronen voll wundergroßen Blüthen, wie ein schwebender, von Säulen getragener Garten, hundert Fuß zwischen Himmel und Erde. Unten blühten und sproßten die Kelche der Mimosen, der Riesenpilze und die tausend Lianen und Blumen, und ungeheure Blätter und Blattstiele, als ein anderer Zaubergarten. Wie regte das Leben sich an jedem Halme! Die glänzenden Insekten, die Schlangen von schreckender Gestalt, die zahllosen bunten Vogelschwärme, der gehörnte Anhinga, der Tukan mit dem gewaltigen Schnabel, der Jabiru, ein Riese, der langsam durch die Wasser watete,

die wildflatternden, unzähligen Schwärme von Papageien, Cacadu's und farbigen Raben, die von den Affen gejagt wurden, denen wieder, auf den Inseln im Strome, der große Jaguar auflauerte; und nun im Waſſer ſelbſt die Milliarden ſeltſamer und ſchöner Fiſche, ſpielend und ſonnend in dem klaren Elemente, und durch den Glanz verrathen, an hochſchwebende Geier und Falken, von der kleinen, lauernden Tigerkatze, die mit dem Schwanze auf's Waſſer ſchlägt, um die neugierigen Fiſche herbeizulocken und ſelbſt von Affen verfolgt. — Die Pauliſten aber kümmerten ſich wenig um dieſe Schöpferkraft der Natur, ſie waren ſchnell dabei ein Floß zu bauen, auf welchem ſie am nächſten Tage ſchon den Strom überſchifften, und dann vorſichtig in das Land eindrangen, welches zwiſchen dem Parana und Paraguay, in einer Breite von funfzig bis hundert Meilen, bald Ebenen voll Gras und Weidenreichthum, bald Urwälder, welche noch nie die Art lichtete, bald Hügel und Bergzüge mit tiefen Auenthälern und Quellen, bald aber auch Wieſenſchluchten bildet, in welchen der Paraguaythee an weidenähnlichen Sträuchern wächſt.

Was Gaſton betrifft, ſo hatte dieſer im Kampfe mit den Mühſeligkeiten und Gefahren des Zuges ſelten Zeit gefunden, lange und trübſinnig an St. Paul und ſeine Liebe zurück zu denken. Ein widerwilliges Gefühl hielt ihn auch meiſt davon zurück. Nur Nachts, wenn er einſam wachend am Feuer, in den Decken gehüllt lag, der Thau auf ſeine verdorrten Lippen fiel, und die Sterne durch die Waldgipfel leiſe grüßend, vorüberzogen, ſah er Dolores, wie ſie mit dem

aufgelöſten glänzenden Haar, händeringend am Altare lag, oder von dem Hügel gen Weſten ſtarrte, und bald Joſe, bald Gaſton rief. — Unheimlich kalt lief es ihm durch die Bruſt, und er ſaß und ſann, und konnte doch kein Ziel und keine Ruhe finden, bis das ferne Geheul eines Jaguars die Stimmen der Thiere umher weckte und die Menſchen ſich ermunterten und aufhorchten, oder das Rauſchen des Windes ihn einſang und alle Beſorgniſſe fortſcheuchte.

Als ſie eines Tages an einer hohen Hügelkette herabſahen, ſchimmerte ein unermeßlicher Waſſerſpiegel am Rande des Horizonts, und die Augen der Ramalhos blitzten ſtärker, denn dort ſollte das Ziel ihrer Reiſe ſein. Es war der Paraguay. — Je näher ſie dem mächtigen Strome kamen, um ſo vorſichtiger wurden die Pauliſten, denn hier ſtanden ſie auf dem Gebiet ihrer Feinde, der Jeſuiten. Das war das Land der Miſſionen und der braunen ſanften Guarani's, die den Thee ſammelten, und liebten und beteten, ganz wie die Prieſter es befahlen.

Als ſie den Strom erreichten und an ſeinen hohen buſchigen Ufern hinzogen, zeigten ſich die Ueberſchwemmungen, welche, zweimal im Jahre, auf einer Strecke von hundert Meilen Länge und vierzig in der Breite, dies ganze Land in einen groſſen Binnenſee verwandeln, das linke hohe Flußufer bildete den Grenzſtein des Feſtlandes. Hier ſchien Braſilien und Amerika ſein Ende erreicht zu haben. Die gelben, ſchmuzigen Fluthen des Paraguay wälzten ſich langſam an den Lehmhügeln hin: überall ſtiegen die Baumkronen aus dem ſeltſamen Meere und die

blauen himmelhohen Berggipfel am äußerſten Rande des Horizonts kündigten neue ferne Länder an; jene wunderbaren Felſenketten vielleicht, in denen das Gold in gediegenen Wellen fließen ſollte.

Langſam verfolgten ſie den Zug des Waſſers, ſeine Buchten, ſeine Einſpülungen, und nicht ſelten entgingen ſie kaum den Gefahren, wenn die Lehmwände der Hügel ſich in großen Maſſen, da und dort, loslöſten, und mit dem Walde auf ihrem Rücken herabſtürzten und verſchwanden. — Keine Menſchenſpur hatte bis jetzt dabei ihnen Sorge oder Freude gemacht; nur die Pflanzen und Thierwelt rang mit den gelben Wellen, nur das Krachen, Brüllen und Aechzen der Weſen, die im Kampfe mit der Natur oder mit ſtärkern Feinden unterlagen, begleitete den einſamen Weg. — Plötzlich aber hielt die Vorhut des Zuges auf einem Vorſprunge ſtill, und ihre Zeichen kündeten den Nachrückenden eine Entdeckung an. Mit pochendem Herzen eilte Gaſton hinauf; noch ehe er aber die Höhe erklommen hatte, ſchallten die Töne einer fernen Glocke durch die Luft. Es war ein Zeichen der Menſchennähe, der Nähe einer wunderbaren Civiliſation der Chriſtenheit mitten in der Wildniß. Er konnte es kaum erwarten hinabzuſehen, und Thränen füllten ſeine Augen, als er ein Thal erblickte, mit Häuſern und Hütten, ein großes Gebäude, in der Mitte mit einer thurmartigen Spitze, von welchem ein goldenes Kreuz in der Sonne glänzte. — Braune Menſchen in hellen baumwollenen Kleidern, arbeiteten in den Gärten und Feldern, Andere kamen mit großen geflochtenen Kör-

ben aus den Waldhügeln in einem langen Zuge. Einige schwarzgekleidete Männer von ehrwürdigem Ansehen schienen die Aufsicht zu führen, und die Ramalhos wiesen hinunter und sagten spottend: Das sind die schwarzen Räuber, die Jesuiten, die ihre Schaafe mustern. — Weiterhin spielte eine Anzahl Kinder in dem hohen Grase, und einige beaufsichtigten kleine Thierheerden aller Arten, die in eingehegten Weideplätzen ihr Futter fanden; noch andere . größere kamen mit Büchern aus einem großen Hause, und als die Glocke nun wieder läutete, und der rothe Schein der Abendsonne hoch an den Wipfeln glühte, verließen die Arbeiter Feld und Garten, und Frauen, Männer und Kinder gingen in einem langen Zuge in das Gotteshaus, wo die Diener des Christengottes ihnen Gebet und Buße lehrten. — Es war eine große Niederlassung, die das ganze Thal einnahm und mehrere tausend der sanften Guaranis schützte. Einer der Ramalhos meinte, es sei die Mission der unbefleckten Jungfrau, ein Anderer aber setzte diese tiefer hinab, wo der Curuguatos einströmt, und ein sehr erfahrener Mann behauptete, das sei die neue Ansiedlung, welche die Paters erst vor einem Jahre errichtet hatten.

Dieser kleinen Ungewißheit folgte die größere, ob man zögern und kundschaften, oder frischen Muthes sich hinunter wagen sollte? — Die Paulisten waren bei aller Verwegenheit doch wenig geneigt dazu. Sie hatten den Missionen zu viel Schaden gethan, um nicht auch jetzt zu fürchten. — Daß Gaston Briefe und Beglaubigungen des Bischofs und Gouverneurs bei sich führte, schien ihnen gar

nicht so viel Sicherheit zu versprechen. Es wagen welterfahrene kluge Leute, die wohl wußten, daß ein geschriebenes Wort kein Panzer und Schwert ist, und ganz richtig sich prophezeihten, daß, wenn es den guten Vaters und ihren bewaffneten Zöglingen gefiele, sie sämmtlich aufzuhängen, der Himmel zu hoch und St. Paul zu weit sei, um ihnen zu helfen. — Aus diesen und ähnlichen Gründen, die in einem allgemeinen Kriegsrathe verhandelt wurden, ward zuletzt der Beschluß gefaßt, daß Gaston, sein Diener Gaspar und zwei der tapfersten und klügsten Ramalhos in die Mission hinabsteigen, die Uebrigen aber sich in einer abgelegenen Waldschlucht bis zum nächsten Tage, oder überhaupt so lange verbergen sollten, als man nicht vollkommen sicher vor List und Falschheit sei. Nur, wenn man mit Recht annehmen könne, daß keine Gefahr drohe, solle der Hinterhalt verlassen werden, in jedem andern Falle aber, und wenn die Ursache ihres Kommens fruchtlos sei, wenn man nichts von den Ramalhos oder Pinheiros in den Missionen gehört habe, sollten die Kundschafter schnell wieder aufbrechen. Sollte man aber ihnen Gewalt anthun, so schworen die Paulisten ihre Brüder furchtbar zu rächen, was diesen zwar wenig helfen konnte, aber dennoch immer gewissen Trost gab.

Unter diesen Beschlüssen war das Dämmerlicht des Abends fast herein gebrochen, und in dem letzten röthlichen Scheine ritten die vier kühnen Männer den steilen Hügel hinunter. Bald verließen sie den schirmenden Wald und befanden sich auf einem Wiesenstreif, an welchem eine

kührlich neigte ſich mein Herz zu dem Manne, dem ich ihn mit vollem Vertrauen übergab.

Es war natürlich, obgleich Bernhard meinen Umgang nicht ſuchte, daß mich doch der Antheil, den ich an Heinrich nahm, zuweilen in ſeine Nähe führte, und je öfter ich mit ihm ſprach, jemehr fand ich meine Achtung für ihn vermehrt — jemehr füllte ſich mein Herz mit einer Sehnſucht, die mir bis dahin unbekannt blieb — mit unendlichem Verlangen nach der Freundſchaft und Theilnahme einer edlen gleichgeſtimmten Seele. Ich beobachtete ihn mit der höchſten Aufmerkſamkeit. Jedes ſeiner Worte, ſeine kleinſten Handlungen, ja ſelbſt die ausdrucksvollen Bewegungen, ſeine redenden Züge, alles entſprach dem Bilde, das meine Phantaſie von einem vollkommenen männlichen Weſen entworfen und tief in mein Gemüth eingeprägt hatte. Ich von Kindheit auf an ein gehaltvolles thätiges Leben gewöhnt, in den Armen der Liebe erwachſen, und von dem reichen Geiſte einer gebildeten Mutter genährt, konnte dies ſchwärmende Alltagsleben mir nur kurzen Genuß gewähren. Bernhards Bekanntſchaft und der Wunſch, ſeinen Beifall zu erringen, gab mich mir ſelbſt wieder. Mein Leichtſinn ſchwand, und ein kurzes Geſpräch mit ihm mahnte mich wie Nachhall verklungener Töne an beſſere Zeiten, und weckte die Trauer um das Verlorne aus ihrem leichten Schlummer. Bernhard glaubte nicht, wie die jungen Män-

gangbare Straße zur Niederlassung führte. — Jetzt sahen sie erst deutlich, daß die Mission nicht ohne Vertheidigung und wohl angelegt war. — Während sie selbst auf etwas erhöhtem Boden lag, breitete sich ringsum der saftige tiefe Wiesenteppich aus, welcher zum Theil in fruchtbares Feld und Gartenland verwandelt war. Erdaufwürfe und dichte Hecken zogen sich rund um die Häuser, zwischen welchen auch an verschiedenen Stellen feste Rückzugplätze erbaut waren. Den Eingang verschloß ein starkes Thor und eine Balken- oder Pallisadenreihe, die mit Schießlöchern versehen war. — Schweigend und vorsichtig umherblickend zogen die Pauliſten ein. Ein Kind, das an der ersten Hütte saß, starrte die fremden Männer neugierig an, bei der zweiten erhob ein Weib ein lautes Geschrei, ein brauner Mann stürzte aus der dritten, kaum aber hatte er die bärtigen Gäste erblickt, als er mit einem gellenden Hülferuf über den Platz floh und in die Kirche eilte. — Die Pauliſten waren ihm nachgezogen, und ihnen entgegen quoll aus dem geöffneten Gotteshause eine aufgeregte, furchtsam erschreckte und unschlüssige Menge, die nicht wußte, sollte ſie davonlaufen, oder die vier verwegenen Reiter umringen und niederreißen, oder ſie als ein Wunder betrachten. — Das verwirrte Geschrei hatte indeß auf Gefahr gedeutet, und eine Anzahl Männer eilte mit Waffen herbei. Daneen hörte man im Innern der Kirche eine starke tönende Stimme, die im Namen Gottes befahl die Thore zu besetzen nd die Räuber zu vertilgen. Jetzt trat dieser Held aus r Thür. Es war ein hoher stattlicher Priester mit küh-

nem, feurig gerötheten Gesicht. — Als er Gaston erblickte, funkelten seine Augen zorniger, er streckte die Hand aus und rief mit Heftigkeit: „Ihr also seid es, junger Mann, Ihr haltet Euer Wort und erscheint als Feind des Volkes Gottes am Paraguay, hütet Euch, daß auch das meine sich nicht erfülle."

Gaston blickte erstaunt den Sprecher an. Es war der Pater Bonaventura!

9.

Als eine Verständigung erfolgt war, so gut der Augenblick diese zuließ, nahm der Pater Superior die Briefe aus Gaston's Hand, öffnete sie, las und blickte dann einige Male schnell auf den jungen Abentheurer. Endlich glättete sich seine Stirn und die lauernde Freundlichkeit seines Blickes, ging nach einigen Augenblicken ganz in eine offene und würdevolle Hoheit über, die sein schönes stolzes Gesicht füllte.

„Seid uns denn willkommen, Herr Hauptmann," sagte er, „und vergebt es den bösen Zeiten und unseren traurigen Erfahrungen, wenn wir Euch für weit schlimmer hielten, als Ihr seid. Im Namen des Herrn seid unser lieber Gast, ruht aus von Euren Mühen, und wenn wir Euch in Euren Angelegenheiten auch nur wenig Kunde und Rath geben können, so wollen wir uns doch bemühen, Euch, Eurem würdigen Verwandten, Dom Herreira, und dem frommen Bischofe in St. Paul so viel zu dienen, als wir vermögen." Er theilte hierauf den horchenden Guaranis die Verfiche-

rung mit, daß diese Männer zwar Pauliſten wären, doch nichts von ihnen zu fürchten ſei, und lud dann mit großer Freundlichkeit ſeine Gäſte ein, ihm zu folgen. — Gaſton war von ſeinem Thiere geſtiegen und ging neben Bonaventura her, der ſeinerſeits auch von einigen jungen Gehülfen begleitet wurde, während der ganze Schwarm der Schüler, flüſternd und murmelnd ihnen folgte. — Nach wenigen Schritten aber drehte ſich der Pater um, und indem er ſegnend die Hände gegen die Menge ausſtreckte, ſagte er mit ſanftem Nachdruck: „Geht, meine Kinder, geht, Ihr müßt ermüdet ſein. Ihr habt des Tages Laſt und Hitze getragen und daheim erwartet Euch die Ruhe, der Herr ſei mit Euch, meine Kinder!“

Es bedurfte nur dieſer Worte um Alle zu entfernen. Schweigend beugten ſie ſich tief vor dem ernſten Manne und Keiner blieb neugierig ſtehen, Keiner lachte und Keiner murrte; das Wort eines Kaiſers hätte nicht pünktlicher vollzogen werden können.

Gaſton erſtaunte vor dieſer geiſtigen Ueberlegenheit und der Pater mochte wohl merken was in ihm vorging, denn er ſagte mit einem leichten Lächeln: „Es ſind gute folgſame Kinder, voll Treue und Gehorſam, denn ſie wiſſen, daß der heilige Orden und ſeine Diener, der ſie ſchützt, ernährt und zum Himmel reifen läßt, ihnen nur befiehlt, was gut und recht iſt. Darum giebt es auch nichts, was ſie nicht vollbrächten.“

Als er dieſe Worte ſtark betont ausſprach, erſchrak der Pauliſt, denn ſie zeigten ihm an, daß er ganz in der Gewalt

dieſes Jeſuiten ſei, aber er lächelte, denn der Vater lächelte auch, und fragte mit der größten Theilnahme über die Zuſtände St. Pauls, über die Reiſe durch die Sertams, kreuz und quer, welches Gaſton zwar aufrichtig, aber doch mit Vorſicht beantwortete. Bonaventura's herriſches Auge nahm zuweilen den vernichtenden Ausdruck an, welchen Gaſton am Bord der heiligen Dreieinigkeit geſehen hatte, aber es war ein Schatten, der eben ſo ſchnell an ſeiner Seele vorüberzog, und dann der heitern Freundlichkeit und Belehrung Platz machte.

„Sie ſind hier in den Schooß des Friedens und faſt in eine andere neue Welt gerathen," ſagte er, „von der Sie vielleicht manches Böſe gehört haben, aber ich denke Sie nicht eher fortzulaſſen, bis Sie eines Beſſeren überzeugt ſind."

„Dann," ſagte Gaſton lächelnd, „würde mein Aufenthalt ſehr kurz ſein müſſen, denn gewiß, Herr Pfarrer, ich fühle mich von dieſem Bilde der Ordnung, der Arbeit, des Friedens und der Gottesfurcht ſo angezogen, daß ich die Wohlthat, welche Ihr heiliger Orden dieſen armen gemißhandelten Naturkindern brachte, in ſeiner ganzen Wahrheit empfinde."

Bonaventura ſah ihn prüfend an. „Dächten doch alle Bürger St. Pauls ſo," ſagte er ſeufzend, „wir könnten dann weit mehr thun als uns möglich iſt, und das Werk der Liebe von den Guaranis auch auf andere Stämme und Gegenden verpflanzen.

Gaſpar murmelte hier in ſeinen Bart: O! ihr falſchen

Hunde, ja ihr möchtet sie Alle arbeiten und beten lassen, was sie können, und nichts dafür geben als das Nothwendigste, das Andere aber steckt ihr in eure Taschen, betrügt ehrliche Leute mit eurem verdammten Thee, und sammelt Gold und Schätze. — Aber er schwieg sogleich, als der Pater ihn scharf ansah, und dieser fuhr fort: „Wir haben diese Indianer zu denkenden Wesen gemacht, ihnen Rechte und Freiheiten ertheilt und Liebe zu Gott und Menschen eingepflanzt. Dafür lieben sie nun uns, ihre Beschützer, welche auch weltliche Macht genug besitzen, ihre irdischen Feinde zu demüthigen."

Er hatte diese Erklärung mit einer kalten Ueberlegenheit gegeben, der man es wohl anhörte, daß es ihm wenig darum zu thun sei, ob er seine Zuhörer überzeuge oder nicht. Bei den letzten Worten aber deutete er lebhaft über den Platz hin, auf einen Haufen junger Leute, die mit Säbeln und Dolchen, und selbst mit Gewehren versehen waren und ihre Waffenübungen so eben beendet hatten. — Der Pater schien sich herzlich darüber zu freuen, er blieb stehen und folgte einige Minuten lang den Bewegungen, während Gaston Zeit behielt, die Menschen und Häuser, wie die ganze Umgebung zu mustern.

Mehrere lange Gebäude von fester Bauart waren sicher die Vorrathsräume, von welchen Bonaventura sprach. In einem Halbkreise umher lagen die Wohnungen der Indianer, gleichförmig und sehr freundlich, fast zierlich gebaut, mit kleinen Vorgärten voll Blumen und mannigfachen Gewächsen. Die Seitengassen, deren es wenige gab, führ-

ten alle auf den großen Platz, und in der Mitte stand die Kirche, ein für diese öde Wildniß prächtiges Gebäude, ihr gegenüber aber das Schulhaus, und ein anderes größeres und besser aussehendes, die Wohnung des regierenden Pfarrers und seiner Substituten.

Als Bonaventura aufblickte, fragte Gaston, ob er schon lange hier die geistliche Sorge und das Generalcommandantenamt in der Mission verwalte, aber der Vater lächelte vornehm, und sagte dann: „Ihr irrt, mein junger Freund, wenn Ihr mich für den Pfarrer haltet. Der Orden sendet von Zeit zu Zeit einen Delegaten herüber, der die Missionen lange genug besucht, um einen genauen Bericht einst ablegen zu können. Mit einem solchen Auftrage bin ich auch beehrt worden, doch denke ich im nächsten Jahre nach Rom zurückzugehen und einige Kenntniß aller Zustände der neuen Welt mitzunehmen."

Diese Mittheilung war für Gaston natürlich der Kern einer schnell entspringenden Gedankenreihe, und er bewunderte heimlich, eben so sehr den mächtigen Orden, der die Welt seinen Zwecken dienstbar zu machen suchte, indem er die größten Geister und die tiefsten Kenntnisse in sich vereinte, wie den hohen ernsten Mann an seiner Seite, welcher mit gewinnender Freundlichkeit von Neuem zahlreiche Fragen an ihn richtete, und dann eben so gütig und weise, wie belehrend, sprach.

Als sie das Haus erreicht hatten, welches Bonaventura ihnen als seinen Aufenthalt und den ihren, so lange es ihnen beliebte seine Gäste zu sein, bezeichnete, stand Gaston

einen Augenblick, und betrachtete einen Anbau, der aus festem Stein gefügt und mit kleinen vergitterten Fenstern versehen, einen auffallenden Anblick gewährte. Ein Schauer überlief ihn plötzlich, er wußte selbst nicht weshalb.

„Das," sagte er und deutete darauf, „sieht wie ein Gefängniß aus."

„Und das ist es auch," erwiederte Bonaventura. „Wir haben auch hier unsere Sünder, und leider macht die Unvollkommenheit der menschlichen Natur es nöthig zu Strafen zu greifen, um zu warnen, zu bessern oder zu vernichten, wenn die Vernichtung nothwendig wird."

„Es scheint mir," sagte Gaston beklommen, „als hätte dieser Thurm eben jetzt einen Einwohner. Es lief ein Schatten hinter dem Gitter fort, und seht doch, da ist eine Hand."

„Treten Sie herein," sagte der Pater ruhig, ohne auf seinen Ausruf Rücksicht zu nehmen. Er zog an einer starktönenden Schelle, und mehrere braune Diener eilten herbei, denen der Superior in der Guaranisprache befahl den Fremden Beistand zu leisten, ihnen den Stall für ihre Thiere, Futter für diese und Speisen für die Männer zu bereiten, dann faßte er Gaston's Arm, und bat ihn, die Sorge diesen Leuten zu überlassen, welche Alles wohl ordnen würden. Als der Pauliſt ihm folgte, glitt sein Blick an einen Mann hin, der neben den Maulthieren stand und ihn aufmerksam zu betrachten schien. Sein dunkler Körper war stark und hoch, sein Auge glänzend und ernst,

ſchien das tiefe Dämmerlicht zu durchſtrahlen. Gedankenvoll ſtarrte Gaſton ihn an, aber der Wilde wandte ſich ab, und Bonaventura zog ſeinen Gaſt in ein Zimmer, das in der That gaſtlich zu nennen war. Ein leichtes Feuer brannte hier auf einem Roſte, theils die Feuchtigkeit zu verjagen, theils um ein hell polirtes Gefäß von edlem Metall zu erwärmen, in welchem der Paraguaythee kochte. An der einen Seite des großen Gemachs waren Bücher aufgereiht, und in einer Niſche ſtand ein kleiner Hausaltar mit einem Betpulte, an der andern langen Wand aber war ein bequemes Ruhebett und mehrere Gegenſtände des Luxus, unter welchem ein Spiegel nicht einer der geringſten war. Schriften lagen in einigen gewaltigen Stößen auf einem großen Tiſch, an welchem mehrere Stühle ſtanden; einige mächtige Bücher ruhten aufgeſchlagen, und gleichſam als Gegenſatz dieſer Gelehrſamkeit, hing an der Wand ein Gewehr mit einem Räderſchloſſe, zwei lange Reiterpiſtolen und ein Schwert.

„Hier ſind Sie in meiner ſtillen Wohnung," ſagte Bonaventura, „und ich heiße Sie nochmals willkommen. Oben ſind zwei geräumige Kammern, die ich Ihnen überlaſſe, nur müſſen Sie nicht zürnen, wenn es ein wenig unbequem hergeht. — Ich könnte Ihnen leicht," fuhr er dann fort, „eine beſſere Wohnung verſchaffen, allein Sie ſind mir von dem Biſchof, wie von dem Gouverneur, dringend empfohlen, und ſo ſanft und folgſam unſere Wilden hier ſind, ſo haben ſie doch zu viel Böſes von den Pauliſten erfahren, die ihnen Väter und Brüder raubten und erſchlugen,

um nicht die Möglichkeit einer Rache zu denken, die ihnen früher Geſetz und Pflicht war."

Mit der Beſorgtheit und Aufmerkſamkeit eines guten Wirthes ſorgte er nun für jede mögliche Bequemlichkeit. Seine ſtrenge Stirn glättete ſich, der ernſte Blick ſeines Auges machte einer ſanften Freundlichkeit Platz, und als er das ſchwarze Kleid abgelegt hatte, und in einem ſeidenen bequemen Hausmantel neben ſeinem Gaſte ſaß, den Thee bereitete und den ſüßen berauſchenden Trank reichlich ſpendete, ſchien er ganz den Prieſter und den mächtigen Superior vergeſſen zu haben, denn er plauderte mit der vertrauteſten Harmloſigkeit und erzählte viele komiſche Geſchichten aus dem Leben und Treiben dieſer Naturkinder der Wildniß. Daneben aber war er ſo belehrend und ſo ſcharfſinnig denkend und unterrichtet, daß Gaſton ihm mit Vergnügen zuhörte. Was Bonaventura ſagte, floß wie ein reicher Strom von ſeinen Lippen. Es war edel und tief empfunden, und klang oft, wie prophetiſche Verkündigung. Sein Auge war begeiſtert von einer ahnungsvollen Schwärmerei, mit welcher er von Menſchenglück und der Freiheit künftiger Tage ſprach, von Zeiten, wo Weisheit und Liebe die Welt regieren würde, und wo es keiner Prieſter mehr bedürfe, um nackte zitternde Weſen vor einem Räubervolke zu ſchirmen. — Das waren Worte, die Gaſton's Herz innig bewegten. Er ſprach Vieles über ſein Lieblingsthema, das er lange unter Verſchluß gehalten hatte, über eine Kirchenverbeſſerung, und mit Weitläuftigkeit erklärte er ſeine Anſichten, und was er in Deutſchland

und den Niederlanden und in Hugenottenzügen erfahren und ergrübelt hatte. — Bonaventura hörte ihm mit groſſer Aufmerkſamkeit, oft lächelnd und Beifall nickend, oft durch einige widerlegende Worte ihn mehr anſpornend, zu. Dann ſprach er einige beziehungsvolle Wünſche, und ſtieß mit Begeiſterung ſprühenden Augen auf ihre Erfüllung, auf Bekehrung der Welt zur wahren höchſten Kirche an. Als Gaſton aber dies Geſpräch fortſetzen wollte, brach er plötzlich mit einem Scherze ab, und wußte ſo viele luſtige Geſchichten und ſo viele ernſte Dinge zu erzählen und ſeinen Gaſt darin zu verwickeln, daß dieſer wohl ſah, er wolle von dem gefährlichen Thema nichts weiter hören.

Bald fühlte auch der ermüdete Reiſende, wie das feurige Getränk durch ſeine Pulſe rollte und ſeinen Kopf umſchwindelte. Bonaventura aber leerte Glas auf Glas und ſchien die Wirkungen nicht zu empfinden. Er kochte den ſüßen Trank und erzählte dabei Wunder- und Zaubergeſchichten, und dann von den Pauliſten, die er ſuchen laſſen würde, bis an die Andenkette. Plötzlich that er dann wieder viele ſchnelle Fragen an Gaſton, über ſeinen Zug und ſeine Begleiter. Mehrmals war der junge Kapitain nahe daran dem guten Prieſter Alles zu verrathen, was er wußte, aber ein unbekanntes Etwas hielt ihn davon zurück, und wenn er die Lippen dazu öffnete, ſchwieg er wieder. — Endlich ſtand er auf, denn ſein Kopf war ſehr ſchwer, und als Bonaventura lächelnd noch nichts vom Aufbruch hören wollte, fiel Gaſton plötzlich die Donna Ines ein und das Abenteuer auf dem Schiffe. — „Gut," rief er in ſeiner

ner unſeres Zirkels, ein weibliches Ohr könne nur Schmeicheleien oder gewöhnliche Späßchen und Wortſpiele hören — ſeine Unterhaltung betraf immer einen ernſten Gegenſtand, der ſich ungeſucht darbot, deſſen neue Behandlung mich unwiderſtehlich zum Nachdenken hinriß, oder durch den Enthuſiasmus des Vortrags mit Rührung und Bewunderung erfüllte. Ich fühlte mich erhoben durch die Wärme, mit welcher er mir in ſolchen Augenblicken die reichen Schätze ſeines Innern aufſchloß, und dankte ihm im Stillen dafür. Mich dünkt, es erniedrigt uns, daß die Männer uns für unfähig halten, an einer ernſten Unterhaltung Interreſſe zu finden, und uns nur wie die Kinder mit unſchmackhaften, oft ſchädlichen Süßigkeiten beſchenken. Ein junger Mann nähert ſich gewöhnlich dem Zirkel der Damen mit den leerſten Gemeinſprüchen, höchſtens mag er eine Frage nach dem neuſten Schauſpiel, nach der erſten Sängerin mit einfließen laſſen, oder eine luſtige Tagsgeſchichte Einer wie der Anderen auftiſchen. So lernen Mädchen und Jünglinge ſich kennen, ſo entſteht das, was ſie Liebe nennen, und unzertrennliche Bande werden oft geknüpft, ohne daß beide Verbundene ihres Herzens Tiefen einmal aufgeſchloſſen, ihre Meinungen über die höhern Bedürfniſſe des Lebens einmal ausgetauſcht hätten!

Die Gelegenheit, mit dem Lehrer meines Bruders einige Worte zu wechſeln, war ſelten für mich. Wir

trunkenen Laune, „gut, mein heiliger Herr, ich will bleiben und mit Euch trinken, aber dann sollt Ihr mir auch erzählen, was aus der schönen Frau und dem rothhaarigen Schurken in St. Vincent geworden ist, und ob Ihr glücklicher waret als ich!“

Der Superior warf einen schnellen Blick im Zimmer umher. „Ich sehe wohl,“ sagte er mit einer Mischung von abwehrender Würde und Scherz, „ich muß meinen jungen Freund entlassen. Gute Nacht denn, Herr Gaston, wir werden morgen weiter sprechen.“ —

Ein Diener führte ihn in die obere Kammer, wo seine Gefährten schon im tiefen Schlaf zu liegen schienen. Gaston streckte sich halb entkleidet auf dem Lager aus und schloß die Augen, ohne daß der Schlaf kam. Sein Kopf brannte, tausend abentheuerliche Gestalten tanzten fratzenhaft in der Finsterniß. Bald war es Bonaventura, der ihn hämisch anstarrte, bald breitete Dolores die Arme nach ihm aus, oder Dom Herreira winkte ihm und die alte Haushälterin schlug ein kreischendes Gelächter auf. Er hörte es so deutlich, daß er emporfuhr und sich auf seinem Lager aufrichtete. Draußen rauschten die Bäume im Nachtwinde und ein Sternenschein drang schwach durch die kleinen mit Gaze eingerahmten Fenster. Als er noch im dumpfen Sinnen hinblickte, verschwand der Schimmer. Irgend ein Körper schien auf dem Vorsprung der Bedachung hinzukriechen, und nun glaubte er ein leises Kratzen oder Klopfen zu hören. Eine Ahnung von Gefahr dämmerte in ihm, und aus dem wüsten Rausche trat plötzlich das klarste Bewußt-

ſein. Einen Augenblick wollte er laut ſchreien und ſeine Gefährten wecken, deren Schnarchen ihm bewies, wie feſt ſie ſchliefen; dann dachte er, es ſei einer der großen Panther, die zuweilen nächtlich von Hunger getrieben in die Wohnungen der Menſchen brechen und die Dächer nach Raub erſteigen, und er ſprang auf, ergriff ſeine Waffen und horchte von Neuem, als er eine leiſe, ganz leiſe Stimme ſagen hörte: „Weißer Bruder, öffne Dein Ohr, ein Freund wacht an Deiner Thür.“

Entſchloſſen öffnete Gaſton das Fenſter. Eine dunkle, ganz zuſammengekauerte Geſtalt ſaß auf der ſchmalen Faſſung und zwei Augen glänzten ihn an. Er ſprang zurück und zog ſein Meſſer, aber die Geſtalt hob bittend die Hände auf, und indem ſie eine Bewegung zum Entfliehen machte, flüſterte ſie im gebrochenen portugieſiſch: „Im Namen Gottes, mein Bruder, rede nicht. Der Tod ſagt um Dein Haupt, Antaitas iſt Dein Knecht, höre was er ſagt.“

„Wer biſt Du?“ ſagte Gaſton, „ich kenne Dich nicht.“

Der Inder ſchlüpfte durch die Oeffnung und richtete ſich daran empor. „Einſt,“ ſagte er, „war ich ein großer Häuptling, doch Deine weißen Brüder haben mein Volk getödtet und Antaitas lag, wie Staub, zu ihren Füßen. Hier lebe ich nun bei den heiligen Vätern, denen ich als Jäger diene und die mich ſchützen. Antaitas trauert, aber als ich Dich ſah, erwachte die Freude in mir, denn Du warſt es, der mir Geld gab, als ich verachtet und hungernd in der großen Poſada von St Vincent lag. Antaitas iſt dankbar.“

Nun erkannte ihn Gaſton. Es war derſelbe braune Diener, der ihn bei ſeiner Ankunft ſo aufmerkſam betrachtet hatte. — „Welche Gefahr," ſagte er, „droht uns denn?"

Der Indianer ergriff ſeine Hand. „Folge mir," ſprach er, „ich will Dich führen. Deine Augen ſollen ſehen und Dein Ohr hören."

Er zog ihn fort und öffnete eine Thür, durch welche ſie auf einen leeren Bodenraum traten. Dann ſchob er die Riegel einer zweiten Thür zurück, und eine ſchmale Treppe führte in das untere Stockwerk. Hier hörten ſie mehrere Stimmen, und plötzlich, auf der Mitte der Stufen blieb Antaitas ſtehen, und deutete auf einen Lichtſchimmer, der durch den breiten Spalt einer ſchlecht verwahrten Holzwand fiel. Gaſton konnte bequem von oben in ein großes Gemach ſehen, das neben dem lag, in welchem er Bonaventura's Gaſt geweſen war. Der Superior ſtand vor mehreren Indianern, denen er Befehle ertheilte. „Nun wißt Ihr Alles, meine Kinder, ſagte er. Antaitas iſt ſchon fort, um am Strome hinaufzuſpüren. Ihr durchſtreift die Hügel mit den zweihundert jungen Leuten, und ich müßte mich ſehr irren, wenn die Gnade der heiligen Jungfrau Euch nicht bis zur Morgenſonne die Söhne des Teufels entdecken helfe. Ja, ich verkünde es Euch, Ihr werdet ſie finden, und dann wollen wir ein Beiſpiel geben zur Ehre Gottes und der Menſchen, wie es lange nicht geleuchtet hat."

Die Guaranis entfernten ſich und Bonaventura wandte ſich zu zwei ſchwarzen Herren, dem Pfarrer und ſeinem Gehülfen, die neben ihm ſtanden. — „Das iſt ein ſeltſam

glückliches Ereigniß," ſagte er. „Es kommt ſelten vor, daß der Jaguar ſo freiwillig in's Netz ſpringt."

Der Pfarrer erwiederte einige leiſe Worte, von welchen Gaſton nur „Briefe und Biſchof" zu hören glaubte, dann aber fügte er hinzu: „Wiſſen Sie auch gewiß, Hochwürdiger, daß es derſelbe junge Ketzer iſt, dem in St. Vincent das heilige Gericht nachſpürte?"

„Beim heiligen Ignaz!" ſagte Bonaventura, „ich weiß es ſehr genau. Der Kläger, Dom Vargal, war mein Freund, und ich ſelbſt ein Zeuge dabei. Der Burſche aber machte ſich zu ſchnell davon, und ſo blieb die Klage ohne Erledigung. Nun aber haben wir ihn, den Gotteslaſterer und Pauliſten, der die gerechte Strafe empfängt. — Sie waren ja im Nebenzimmer als er dort ſeine ſchändlichen Reden gegen unſere heilige Religion ausſtieß. Sie ſehen alſo, wie wenig eine Beſſerung in ihm vorgegangen iſt, und wie könnte ein ſo ganz verdorbenes Weſen ſich auch beſſern! Der fromme Biſchof in St. Paul muß ſolche Schutzbriefe ausſtellen, er iſt in den Händen der Gottloſen, aber ſicher wird er nicht böſe ſein, wenn wir ſeinen Schützling trotz deſſen aufhängen."

„Dann aber," erwiederte der Pfarrer, „wäre es wohl am beſten, ſie Alle im Schlafe zu knebeln und in den Thurm zu werfen. Sie ſind jetzt tüchtig berauſcht und unfähig ſich zu wehren."

Der Superior ſchien ſich zu bedenken, dann ſagte er: „Nein, wir wollen nichts übereilen. Erſt müſſen wir die Andern haben. Es iſt ſicher, daß ein Theil der Rotte ſich

verborgen hält. Dieſer Gimpel iſt doch zu ſehr Neuling, um ſich nicht zu verrathen. Er war mehrmals nahe daran, Alles zu bekennen, und ſollten unſere Späher den Verſteck nicht entdecken, ſo bin ich doch ſicher morgen ſein Geheimniß zu erfahren, dann erſt iſt es Zeit. Nun, gute Nacht, meine werthen Brüder, ich denke die Banane giebt uns Stricke genug für alle dieſe Räuber, mögen die Heiligen ſie verſchwinden laſſen, wie ich dieſe der ewigen Vergeſſenheit zu übergeben denke."

Als die beiden Jeſuiten fort waren, ſtand Gaſton zitternd vor Zorn und Ueberraſchung, und ſtarrte auf den Superior nieder, der ſeinerſeits einige ſeltſame Vorbereitungen machte. Er ſetzte eine Sammtmütze auf ſeinen Kopf, nahm einen kurzen Mantel, den er umhing, und ſteckte dann eine kleine Laterne an, die er auf den Tiſch ſetzte. — Endlich legte er auf einen Teller Fleiſchſtücke und Brod, ſchloß einen Schrank auf, wo er eine Flaſche herausnahm, die er im Buſen verbarg, und nachdem er die Vorräthe alle in ein Tuch geknüpft hatte, ſchickte er ſich zum Gehen an.

Gaſton ward ſchnell von ſeinem braunen Freunde fortgezogen und die Stufen wieder heraufgeführt, als er die Thür unter ſich öffnen hörte. — Eine grimmige Entſchloſſenheit ſtrömte durch ſein Herz. „Er kommt herauf," ſtürzte er, „geh und laß mich allein mit ihm."

„Nein, nein," erwiederte Antaitas eben ſo leiſe, „er geht in den Thurm zu den Gefangenen."

„Wer iſt dort gefangen?" fragte Gaſton.

Der Indianer zuckte die Achſeln. „Ich weiß es nicht,"

ſagte er, „es iſt ein Weib, denke ich, aber komm, wecke Deine Brüder, ich will Euch führen, bis in den Wald. Er ſoll Euch nicht aufhängen.“

„Am beſten wäre es,“ ſagte eine gedämpfte Stimme neben ihnen, „wir hingen dieſen abſcheulichen Jeſuiten ſogleich auf, das wäre das ſicherſte.“ — Antaitas ſprang voll Entſetzen zurück und griff nach ſeinem Meſſer, aber Gaſton erkannte ſogleich, daß es der treue Gaspar war.

„Ich ſchlich hinterher, als dies braune Thier Sie fortführte,“ ſagte der Miſchling, „denn mir ahnte von Anfang an nichts Gutes. Man hatte uns hart mit Trinken zugeſetzt, und das ſchien mir ein abgeredeter Plan. Meiner Treu! **Gaspar kennt den Kakadou am erſten Ton. Auch die Andern ſind wach und gerüſtet, denn nichts vergeht ſchneller, als ein Rauſch, wenn man das Meſſer an der Kehle pfeifen hört.**“

„Ich will dem Prieſter nach,“ ſagte Gaſton entſchloſſen. „Wir dürfen dieſen Verräther nicht ſo heimlich verlaſſen, ich muß wiſſen“ — **Antaitas hielt ihn auf und flüſterte: „Es ſind viele Menſchen hier, die mächtiger ſind, als Du, mein Bruder. Flieh, und ich will Dir den Weg zeigen.“**

„Zeige mir den Weg, den er nahm,“ erwiederte der Pauliſt, „wenn Du dankbar ſein willſt, und ich will es Dir lohnen.“ — Der Indianer gab keine Antwort, aber er ſchritt voran, die Stufen hinunter in den langen Gang des Hauſes, der es in zwei Hälften theilte. Es war völlig finſter darin. Der Eine hielt ſich an den Andern; ſo tapp-

ten sie vorwärts, die Messer in der Hand, und bereit jeden unverhofften Widerstand stumm zu machen.

Endlich standen sie am Ende, und Antaitas flüsterte: „hier ist der Eingang, hier geht es hinab, und dann in den Thurm.“ — Eine schwere Thüre war nur angelehnt, und vorsichtig stiegen sie mehrere Stufen hinab in ein hohes kühles Kellergewölbe, und nach einigem Suchen fand sich zur Seite eine zweite starke Bohlenthür und Stufen, die aufwärts in den Thurm führten. — Von oben herab wurden sie durch eine dumpfschallende Stimme geleitet, es war die des Superiors. — Antaitas zitterte heftig. War es das Ringen zwischen Dankbarkeit und Undankbarkeit, oder Furcht vor der Macht, das Schrecken vor dem Priester, und dem durchbohrenden Auge des merkwürdigen Mannes; er sank auf die Stufen nieder und keine Bitte Gaston's bewog ihn, weiter zu folgen. Gaston selbst war von der fieberhaften Spannung dieses Augenblicks bis zum Fanatismus erregt, der jeder That fähig ist. Ahnungen, die gespenstisch ihn durchzuckten, ließen ihn fast alle Klugheit vergessen, und kaum konnte der schlaue Gaspar ihn festhalten und zur Vorsicht zwingen.

Als sie leise in das obere Geschoß des Thurmes traten, sahen sie, daß dieser vier Zellen nach den vier Seiten enthielt. Ein Lichtstrahl und die Stimme des Superiors leitete sie weiter, Gaston blieb horchend an der Thür stehen, wo der Ton hervordrang, aber bald schien ihn ein unbeschreibliches Gefühl zu ergreifen. Er deckte die Hände auf sein Herz, als glaube er das laute Pochen könnte ihn verra-

then, dann drückte er die rauhe Hand ſeines Gefährten mit einer Heftigkeit, daß dieſer kaum den Schrei des Schmerzes verbiß, endlich faßte er krampfhaft das Meſſer und ſeine Zähne ſchlugen vor Erregung und Erwartung zuſammen.

Die Zelle war hoch und düſter. Die kleine Laterne brannte auf einem niedern Tiſch, wo auch die mitgebrachten Speiſen aufgeſtellt waren, und vor demſelben ſtand Bonaventura, erzürnt und mit lauter Stimme zu einer Geſtalt redend, die im Schatten und abgewendet vor ihm ſaß.

„Undankbare," ſagte der Superior, „Ihr wißt zu gut, daß ich die Macht habe Euch zu verderben, und doch gern Euch retten möchte. — Ihr wißt es, daß ich Euch ein zärtliches Mitleid ſchenke; daß, was ich auch gethan habe, nur in der Abſicht geſchah, Euch zur wahren Einſicht, zur Verſtändigung Gottes und der Welt zu führen. Ja, meine Tochter, ich ſtrebte danach die Sünde aus Eurer Bruſt zu entfernen, und die reine demuthsvolle Liebe an die Stelle der eitlen Luſt zu ſetzen. Als Euer Gemahl, mein Freund, in Aſſumption ſtarb, ſtandet Ihr einſam in der weiten Welt. Ich konnte Euch anklagen, ich konnte ein furchtbares Verbrechen auf Euer Haupt wälzen, denn Ihr wißt es wohl, unter welchen Symptomen Dom Auguſtin endete. Ihr warft Euch zu meinen Füßen, Ihr beſchwort Eure Unſchuld, ich hob Euch erbarmungsvoll auf und lud Euch ein, in einer unſerer Miſſionen Euren kranken Geiſt und leiderfüllten Körper zu ſtärken, an Werken der Milde und Chriſtenliebe."

„O! ſpart doch Eure Worte," fiel hier eine ſanfte

Stimme ein, „ich kenne zu gut dieſe Sprache, und der Himmel hat es gewollt, daß ich ihr zu ſehr vertraut habe. Wie könnt Ihr nur ſo entſetzliche Klage gegen mich erheben? Ihr wißt es, daß Dom Vargal plötzlich an einem jener Faulfieber ſtarb, die die Europäer hier oft mit Blitzesſchnelle ergreifen und fortraffen."

„Könnt Ihr bei dem heiligen Kreuze ſchwören," ſagte Bonaventura ſpöttiſch lächelnd, „daß Eure Thränen aufrichtig floſſen?"

„Er war ein harter Herr," erwiederte die Dame leiſe. „Die heilige Jungfrau weiß, wieviel ich gelitten habe."

„Und ſein Tod war Euch erwünſcht," fuhr der Superior fort. „Euer ſündiges Herz dachte an andere, in Euren Augen ſchönere Männer. So häuft ſich Schuld auf Schuld, ſo wächſt das Verbrechen rieſengroß, und die Hölle öffnet ſich vor dem ewig Verdammten!"

„Was wollt Ihr mit mir?" ſagte die Gefangene heftig bewegt, und ſtand auf. „Als mein Gemahl ſtarb, eröffnetet Ihr mir, welch entſetzlicher Verdacht meine Ehre beflecke, und ich verlangte eine Unterſuchung; aber ich weiß jetzt, daß Ihr nur dieſe Lüge erfandet, um mich hierher zu locken. — Ihr wolltet mich hier ſchützen, und verſprachet meine Angelegenheiten zu ordnen; ſtatt deſſen habt Ihr meinen Willen mir ganz genommen, und als ich vor einer Woche auf Abreiſe drang, mich auch der perſönlichen Freiheit beraubt; unter dem Vorwande, daß ich eine Gottloſe und Verdammte ſei. Was berechtigt Euch dazu?"

„Die Liebe zu Gott und zur Tugend," erwiederte Bo-

naventura. „Es iſt unſer Beruf hier den Sündern Erkenntniß ihrer Schuld zu lehren, das verſuchte ich erſt mit Ihnen, meine Tochter. Sie wiſſen wohl, daß ich das heilige Gericht in Aſſumption jeden Augenblick auf Ihr ſchuldiges Haupt herabziehen kann, und wenn ich als Kläger auftrete, keine Rettung vom martervollen Tode zu hoffen iſt. — Ich wünſchte Sie davor zu bewahren, darum führte ich Sie hieher, um in der einſamen, arbeitsvollen Wildniß das gefallene Herz aufzurichten. Ich hoffte und glaubte, Sie würden ſich an mich anlehnen, und zu einem neuen ſchöneren Leben Kraft und Muth gewinnen. Statt deſſen wuchs die Sünde größer, und Sie ſehnten ſich in die Welt hinaus, um ihr zu fröhnen."

„Weil die Art und Weiſe," rief Ines mit zitternder Gewalt, „weil Ihr Umgang —"

„Sie ſollen Ihren Wunſch erfüllt ſehen," ſagte Bonaventura mit markiger Stimme. „Der Schatten meines armen Freundes ſchwebt noch unverſöhnt über uns. Ich habe verſucht Sie zu retten, nun mag die heilige Inquiſition die Beſſerung übernehmen, wenn nicht meine Lehren in dieſem ſchönen Körper auch ein ſchönes empfängliches Herz finden." —

„Welche entſetzliche Heuchelei!" rief die Gefangene, „aber der Himmel wird mir beiſtehen, ihm übergebe ich mich. — Vielleicht ſandte er mir ſchon den Helfer, ich habe ihn geſehen, es war Herr Gaſton von Rivere, der heut hier erſchien, und wenn er es wüßte —"

„Und wenn er es auch wüßte," erwiederte Bonaventura

sahen uns gewöhnlich nur in den glänzenden Abendzirkeln meiner Mutter, und nie suchte Bernhard absichtlich sich mir zu nähern. Aber tief bewahrte ich seine lehrreichen Gespräche in mir, und bald lag seine schöne Seele wie ein klarer Spiegel vor meinem Blick. Durch ihn lernte ich die Nichtigkeit der Freuden einsehen, die nur jahrelang meine einzigen waren. Er, der sich leicht und anständig in diesen Zirkeln bewegte, fühlte dennoch, daß wahres Glück hier nicht wohne, und wenn er mit schönem Feuer von dem stillen Segen der Häuslichkeit sprach, führte er mich gleichsam zurück in das Paradies meiner Kindheit, und läuterte mein Herz von dem fremden Einfluß modischer Thorheiten. Leer und bedeutunglos war mir nun die Gesellschaft ohne ihn, mein Blick hing an der Thür, mein Herz pochte, wenn der Bediente sie öffnete, und eine heiße Glut überflog mich, wenn er eintrat. War dies schon Liebe, so war es die schöne Tochter der Achtung und des Vertrauens, der ich Aufrechthaltung im Taumel der Vergnügungen und jene Seelenreinheit danke, die so oft in den Wellen der großen Welt untergeht. Seit er unser Haus betrat, kannte ich etwas Höheres, als die rauschenden Freuden, in die ich nach und nach mit Herz und Sinn verstrickt war, meine Selbstprüfungen fielen nicht mehr so beschämend für mich aus, ich genoß einen süßen Frieden, und war es wohl zu bewundern, daß der Mann mir theuer ward,

ruhig. „Die Miſſion wird von drei tauſend Menſchen bewohnt, deren Jeder meinem Winke gehorcht. Nein, meine ſchöne Freundin, hängen Sie Ihren Sinn nicht an ſo trügeriſche Hoffnungen, und laſſen Sie dieſen elenden räuberiſchen Pauliſten den Weg gehen, welchen er morgen gehen wird, um nie wieder zurückzukehren. — Hören Sie die Stimme der Einſicht und Vernunft, laſſen Sie uns einen Frieden ſchließen, der ſich in harmoniſche Eintracht löſt, und in drei Monaten führe ich Sie ſelbſt nach Europa zurück, nach Rom, wo der heilige General unſeres Ordens, Vater Vitalleschi, uns für alle Sünden Vergebung gewähren wird."

Mit Abſcheu ſtieß Ines die Hand zurück, welche er gegen ſie ausſtreckte, und Bonaventura ſagte lächelnd: „Sie ſind zu aufgeregt, meine Freundin. Wir wollen uns Zeit nehmen ruhiger zu denken, wenn dieſer unruhige junge Menſch, aus St. Paul, von uns gegangen iſt."

„Recht ſchön," ſagte Gaſton plötzlich, „aber er wird nicht gehen, wie Ihr es wünſcht, mein ehrwürdiger gütiger Freund."

Ines ſtieß einen ſchwachen Schrei aus, dann flog ſie mit raſcher Beſonnenheit an dem erſtarrten Bonaventura vorbei und ſank ſprachlos zu Gaſton's Füßen.

„Wollt Ihr mich ermorden," rief der Jeſuit und richtete ſich ſtolz empor.

„Ich hätte allerdings einige Luſt," erwiederte Gaſton, „indeß kommt es auf Euch an, es abzuwenden." — Bonaventura ſah ihn ſtarr an und ergriff die kleine Laterne. —

„Wenn ich dies Licht auslöſche," ſagte er, „ſo giebt es einen Kampf im Finſtern, und wenn ich auch unterliege, ſo wird mein Geſchrei doch viele Menſchen herbeiziehen und Ihr werdet verloren ſein."

Gaspar ſtreckte hier ſeinen ungeheuren bleifarbigen Kopf durch die Thür und ſagte: „Laßt ihn werfen was er will, ich ſehe auch im Finſtern, in wenigen Augenblicken ſoll Alles vorüber ſein."

War es nun dieſe grimmige Geſtalt und ihre Drohung, oder der Glaube, daß auch die übrigen Pauliſten auf der Lauer ſtänden, oder die Furcht vor dem gewiſſen Tode, dem er entgehen wollte, wenn es irgend möglich wäre; Bonaventura ſetzte die Lampe wieder an ihren Platz und ſagte mit der kälteſten Entſchloſſenheit: „Hier bin ich, thut was Ihr wollt, Ihr legt die Hand an einen Geweihten Gottes, ſein Fluch wird Euch verfolgen und verderben!"

„Nun überlaßt ihn mir," ſagte Gaspar leiſe lachend, „ich will ihn einwickeln, wie eine Puppe; nur ſeid aufmerkſam, mein gnädiger Herr."

Mit wunderbarer Behendigkeit wickelte er die Schnüre und Rieme ſeines Laſſos ab, den er von der Schulter riß, und bat nun den Superior ganz höflich, ſeine Hände zuſammenzufalten, Bonaventura gehorchte ohne Widerſtreben, und in wenigen Minuten lag er, wie ein Knäuel zuſammengebunden, am Boden. Nun ſchleppte ihn Gaspar zu dem Lager der ſchönen Gefangenen, und Gaſton konnte ein ſpöttiſches Lächeln nicht unterdrücken, als er leuchtend daneben ſtand, und das ganze Dichten und Trachten des

lüſternen Jeſuiten mit dieſem Ausgange verglich. Bonaventura's Augen ſchienen eine kalte Verachtung auszudrücken, er ſchwieg, und erſt als Gaſpar ihm einen fürchterlichen Knebel in den Mund ſtieß, murmelte er einige Worte, daß er nicht ſterben möge unter den Händen eines Böſewichts, aber der Tag der Vergeltung kommen würde.

„Und nun, meine theure Ines," ſagte Gaſton und küßte das weinende ſchöne Weib, die ſich feſt an ihn klammerte, als fürchte ſie noch den Verfolger in Banden, „laſſen Sie uns dieſen traurigen Ort verlaſſen. — Wie glücklich bin ich, vom Himmel als Ihr Helfer erkoren zu ſein; — Ich führe Sie in's Leben zurück, und Dieſer, hoffe ich, ſoll uns nicht mehr daran hindern."

Gaſpar nahm die Lampe und trat grinſend an das Lager, indem er tief ſeine Kappe abzog. „Schlafen Sie in Frieden, hochwürdigſter Herr," rief er, „die Zeit wird Ihnen ſonſt etwas lang werden; aber wenn Einer morgen fragt, wer Ihnen dieſe kunſtgerechten Bandagen angelegt hat, ſo antworten Sie in Gottes Namen: Ein wackerer Mann aus St. Vincent und Gaſpar di San-Piarti wird er genannt."

Haſtig und leiſe verſchloß man die Thüren und gelangte glücklich durch die Kellergewölbe in's Haus. Hier ſtanden die Pauliſten bereit zum Aufbruch und zur That, wo es nöthig war; Gaſpar aber, der die Vorrathskammer des Hauſes entdeckt hatte, belud ſich und ſeine Gefährten mit den beſten Lebensmitteln, und war in der vortrefflichſten Laune, da er immer wieder an ſeine Heldenthat dachte,

und wie man endlich einmal einen listigen Jesuiten überlistet habe. — Fortzukommen aus dieser gefährlichen Höhle war aber nun der herrschende Gedanke. Noch fehlte jedoch der, welcher am meisten dazu nöthig war, Antaitas, der dankbare Indianer vom Tupistamme, und schon wollte Gaston, dem eine jede Minute eine verlorene erschien, und die Paulisten, welche Verrath witterten, auf jede Gefahr den Ausgang suchen, als die Thür zur Seite leise geöffnet wurde und der Inder hereinschlich. — Vorsichtig winkte er, Gaston löschte die Laterne und Alle schlichen hinaus. — Die kühle Nachtluft wehte sie tröstend an, die Sterne sahen hoffnungsvoll nieder, und kaum beherrschten sie ihr Entzücken, als sie ihre Thiere unter einem Schirmdache stehend fanden. — Antaitas hatte sie hiehergeführt, und nun leitete er sie durch einen Garten und durch Hecken und Gräben in's Freie und in die Berge hinein, bis sie endlich einen kleinen Feuerschein zwischen den Spalten hervorbrechen sahen.

„Mein Bruder," sagte der Inder, „Du hast mir den Ort gut beschrieben, wo Deine Gefährten schlafen, wir haben ihn gefunden. Antaitas verläßt Dich; der große Gott leite Dich durch die Wüste."

„Bleib bei uns," erwiederte Gaston gerührt, „bei allen Heiligen! Du sollst sehen, daß die Pauliſten dankbar sind."

„Weißer Mann!" rief der Wilde mit klagender und zorniger Stimme. „Deine Brüder haben Alles ermordet, alle Blüthen meines Baumes sind abgefallen, Gott ist gewaltig, er wird sie finden!"

„Bleib, halt!“ rief Gaſton, aber die Zweige rauſchten, der Inder war auf immer verſchwunden.

Eine halbe Stunde ſpäter ſprengte der Pauliſtenzug im Mondlichte an den Ufern des Paraguay hin, und wand ſich dann durch eine wilde Bergkette, um den Verfolgern zu entgehen. —

* * *

Es kann nicht unſere Abſicht ſein, mit der kleinen Schaar alle die Gefahren und Mühen des langen Weges zurückzumeſſen. Vielmals waren ſie nahe daran zu erliegen, denn bald war es der Hunger und die Erſchöpfung, bald Stürme und die Schrecken der Wüſte, bald das Schwert der Indianer, das ihnen den Untergang drohte; aber immer leuchtete der gute Stern, der die Glücklichen begleitet, und ſo ſehen wir ſie endlich aus den Wäldern und Steppen in die grasreichen Wieſenſtriche treten, welche der Tiete durchſtrömt, wo die guten Hirten ihnen Milch und Nahrung reichen, und mit Erſtaunen von den ſeltſamen Abentheuern erzählen hören. — Gaſton ritt dann träumeriſch und angſtvoll neben ſeiner ſchönen Begleiterin, die in dem rauhen Lande, zärtlich beſchützt von ſeiner ſorgſamen Liebe, Zeit und Gelegenheit genug gehabt hatte, auch ihm tauſendmal zu ſchwören, daß ihr Herz ſchon auf der heiligen Dreieinigkeit für ihn geſchlagen habe. Mitten in der Wüſte und umringt von Schrecken hatten ſie das ſüße Bekenntniß ausgetauſcht und Stunden des heiterſten Glücks gelebt. Je näher aber das Ziel kam, um ſo tiefer ſenkte

ſich oft Gaſten's Kopf, um ſo finſterer wurde ſein Auge. Er zitterte die Thürme St. Pauls aus dem Morgendufte treten zu ſehen, denn nun wußte er es gewiß, er hatte Dolores niemals geliebt, und wie er heimlich die ſchöne Freundin an ſeiner Seite mit der Tochter der Ramalho's verglich, faßte ihn ein Entſetzen, Dieſer zu gehören und Jener entſagen zu müſſen. — Er war überzeugt, es müſſe einen Ausweg geben, es würde einer kommen, und ſollte er ihn auch gewaltſam erkaufen. Dann dachte er aber wieder an die ſtolzen Männer in St. Paul, an das arme Mädchen, die ihn wohl ſeit vielen Wochen erwartete und für ihn betete, an ſeinen Oheim, ſelbſt an die ſchmähſüchtige, höhniſche Haushälterin, und ſein Kopf ſchwindelte vor Geſtalten und Plänen und Entwürfen, aus welchen er ſich kein klares Bild herausbringen konnte. — Selbſt ein Hoffnungsloſer, brachte er nicht eine Hoffnung von den Verſchollenen zurück, und mit Verzweiflung im Herzen, wagte er doch nicht, dieſen Kummer ſeiner Geliebten zu vertrauen, die ihm mit der ganzen glühenden Zärtlichkeit eines Weibes anhing, deſſen ganze Zukunft, alles Denken, Wollen und Hoffen auf dieſer Welt an das eine theure und geliebte Weſen geknüpft iſt. — Er hatte Ines wohl mit ſeinem vergangenen Leben bekannt gemacht, und ihr auch ſeine Verbindung mit Dolores und den Ramalho's nicht verſchwiegen, aber die Liebe weiß immer Mittel ſich ſelbſt und die Liebe zu täuſchen; denn kaum ſah er ihre großen Augen in Thränen ſchwimmen, und den zitternden Schmerz durch den kleinen Körper laufen, als er auch tauſend Schwüre

und Verſprechungen fand, daß Alles ſich leicht löſen laſſe, daß er nur ihr angehören, ſie nur ewig und allein lieben wolle, und Ines glaubte es und lachte, und vergaß in ſeinem Kuſſe den Vorwurf.

In Gaſton aber wühlte und brannte es fort, und als an einem herrlichen Morgen einer der Ramalho's ein Jubelgeſchrei erhob, weil der ſpitze Berg ſichtbar wurde, an deſſen Fuß St. Paul lag, da wünſchte er, daß der Boden ſich öffnete und ihn tief und auf ewig verſchlänge. Er wußte nicht, ob er nicht die Zügel von Ines Maulthier faſſen und mit ihr von Neuem hineinſprengen ſollte in die endloſe Wüſte. Ein Sertaneiro werden und ein wildes Hirtenleben führen, eine Hütte, ein Weib und eine Freiheit, unendliche feſſelloſe Freiheit! — Das klopfte Alles ungeſtüm an ſein Herz. Er hielt ſein Thier an, und ſeine Augen flammten und ſuchten, und ſchlugen ſich geblendet zu Boden, denn die glühende Sonnenſcheibe trat über die Berge herauf und verwandelte die milchblaue reine Fluth des Tiete in Gold. — War es doch auch, als würden die gierigen Augen der Pauliſten von dieſem Goldmeere gefeſſelt. Sie blickten vor ſich hin in das helle Geſpiegel, wo der Strom durch Rohrwälder ſchoß, und dann unter den träumeriſchen Campeſchen hervorquellend, eine weite ſtille Fläche bildete. — Plötzlich rief der Eine: „Das iſt ein Boot, es ſind Menſchen darin! Seht Ihr wohl, da kommen ſie herauf!“ — Und eine andere Stimme ſagte: „Es ſind Indianer; es ſind braune Thiere vom Stamme der Tapuyas. Ich ſehe die kurzgeſchorenen Kahlköpfe und das

kleine Boot aus Borke. Vorn liegen die langen Wurfpfeile mit vergifteten Spitzen.“ — Nun folgten noch andere Ausrufungen, und Gaston ſtarrte aus ſeinen Träumen auf und erblickte das kleine Schiff auf den Wellen, wie es von zwei Indianern geführt, raſch herankam. — Als es ganz nahe war, ſahen die Indianer erſt die Männer, welche hinter den Bäumen verborgen hielten, aber ſie flohen nicht, und waren auch nicht demüthig wie ſonſt. Sie winkten und riefen ihnen zu und legten dann ihr kleines Fahrzeug an, während die Pauliſten herbeikamen.

„Wohin wollt Ihr?“ riefen viele Stimmen. — Da nahmen die Inder eine Matte von Palmenbaſt fort, die über ihrem Fahrzeug lag, und deuteten ſchweigend auf den Körper eines Mannes, oder vielmehr auf den Schatten eines Körpers, der ausgeſtreckt, von wenigen Lumpen umhüllt, regungslos auf dem Boden lag, wie ein Todter. Das Geſicht war abgewendet, ein wilder Bart hatte es faſt ganz umwuchert. Grauſchwarz verſchrumpft, verzehrt von Hunger und Elend, einem menſchlichen Weſen faſt unähnlich, ward er doch ſogleich erkannt. „Joſe Manuel! Joſe Cabral!“ ſchrieen die Ramalhos faſt zugleich, dann blieben ſie finſter blickend bei ihm ſtehen, als der Unglückliche von den guten Indern in der Matte an's Land getragen wurde.

Bei dieſem Ausruf verſuchte die Geſtalt ſich langſam emporzurichten und ſtarrte dann, aus einem lethargiſchen Zuſtande erwachend, immer heller und freudiger, bald auf die Ramalhos, die ihn umknieten, bald auf Gaſton, den er

zu erkennen ſchien und nach ihm die Hände ausſtreckte, bald auf das fremde Weib, die mitleidsvoll ſein Haupt unterſtützte, und über ſeinen Jammer weinte. Gaſton war wunderbar tief von dieſem Wiederfinden ergriffen. Er hatte einen ungeheuren Weg gemacht, um eine Spur dieſes Mannes zu entdecken, und hier lag er nun plötzlich vor ihm, ein Bild des Schreckens und übernatürlicher Leiden; aber doch lebendig, und fähig zu denken und ſich auszudrücken. — Hier war er ja, derſelbe Joſe Cabral, der ausgezogen war, die Schuld in Gold zu ſühnen, und dem Dolores zugeſchworen wurde, wenn er mit der Entdeckung der reichen Minen heimkehre.

Er ſtürzte auf ihn zu und ergriff ſeine Hände. „Joſe!“ ſchrie er faſt mit dem Golddurſt eines Pauliſten, „haſt Du die Schätze gefunden?“

Der hinfällige Mann ſah ihn ſtarr an, als begriffe er ſeine Frage nicht, dann ſchlich ein Lächeln über ſein verhungertes Geſicht, die großen Augen ſprühten auf, er nickte mit dem Kopfe.

„Dann iſt Dolores Dein!“ rief Gaſton, „Dolores Ramalho, die drei Jahre nach Dir geweint hat.“

Bei dieſem Namen loderte ein neues Lebensfeuer in Joſe auf. Er wandte den Kopf zu dem ſpitzen Berge im Oſten und ſagte mit Anſtrengung: „O! jetzt erkenne ich Alles! Führt mich nach St. Paul, meine Freunde, ja nach St. Paul, es wird Alles gut werden.“

Gaſton wollte ihn auf ein Maulthier ſetzen, wo einer der kräftigſten Burſchen ihn in ſeinen Armen feſthalten

ſollte, aber es war das erſte Mal, daß ein Pinheiro ſo von einem Ramalho getragen wurde wie ein Kind, die glühende Feindſchaft erloſch ſelbſt nicht bei dem rührenden Anblick dieſes Mannes, der einſt ſo oft das Schrecken ſeiner Gegner geweſen war. — In dem Geſicht des Reiters zeigten ſich deutlich die Spuren des Widerwillens, er weigerte ſich der Hülfe, und Gaſton mußte die Indianer herbeirufen, welche, menſchlicher als dieſe weißen Männer, ihren Schützling in die Matte legten und ſanft trugen. — Cabral ſchien vor Erſchöpfung zu ſchlafen, und die Indianer erzählten, wie ſie ihn nicht weit von der Parana gefunden hätten, halb bedeckt vom Sande der Wüſte, eine Leiche, über welcher ſchon die Geier ſchwebten. Ein Lebenshauch war noch in ſeiner Bruſt; ſie trugen ihn an den Strom, erfriſchten und pflegten ihn, wie ſie vermochten, und er verſprach ihnen hohen Lohn, wenn ſie ihn nach St. Paul ſchaffen wollten.

Nun bauten die Tapuyas ſchnell ein Boot, und nach zwei Tagen ſchifften ſie die Parana hinauf in den Tiete, und erreichten ihr Ziel in demſelben Augenblicke, wo die Ramalhos erſchienen. — Dieſe richteten von Zeit zu Zeit laute Fragen an den müden Pinheiro, nach Gold, nach Abentheuern, nach ſeinen und ihren Freunden, aber er beantwortete keine, und jetzt lag St. Paul vor ihnen, jetzt erblickten ſie die Kirchen, die Häuſer, die bekannten Orte, und Menſchen kamen ihnen entgegen, Bekannte, Freunde, Männer und Weiber, Anhänger der einen und der andern Partei. — Thränen und Geſchrei, Fragen und Glückwünſche bildeten einen verworrenen Lärm. — Nichts hatte

der mir, ohne es zu wissen, eine leitende Hand auf meinem verschlungenen Pfade lieh.

Was ich empfand, nannte ich Freundschaft, und in der That ließ sich auch kein anderes Band zwischen mir und Bernhard denken. Schon dies durfte meine stolze Mutter nie ahnen. Er selbst behandelte mich mit ruhiger Achtung und vergaß nie die Scheidewand, die Stand und Glück zwischen uns gezogen hatten. Mein Bruder liebte ihn schwärmerisch, und wie gern hörte ich sein Lob aus Heinrichs kindischem Munde.

Ein halbes Jahr etwa war Bernhard bei uns gewesen, als eine Nachricht aus seiner Heimath ihn dorthin beschied. Seine Schwester, die entfernt verheirathet war, kam die alte Mutter zu besuchen, und wünschte auch ihren Bruder zu sehen. Bernhard bat meinen Vater um einige Wochen Urlaub, und rüstete sich zur Reise.

Ich war im Zimmer, als er uns seine Abreise für den nächsten Morgen ankündigte, und eine unbeschreibliche Wehmuth ergriff mich bei dem Gedanken, ihn so lange nicht zu sehen. Mein Bruder hing sich klagend an ihn, ich wendete mich ab, und trat ans Fenster, um meine Verwirrung zu verbergen. Die weite Gegend war mit Schnee und Eis bedeckt, Stürme jagten die Flocken, und keine milde Luft verkündigte den nahen Frühling. Mir graute, wenn ich an Bernhards einsame Reise dachte, die in eine wilde Gebirgsgegend

ſich in St. Paul geändert, alles lebte dort in dem alten Wohl und Weh, und kaum hatten ſie erfahren, daß in der Natte Joſe lag, Joſe Manuel Cabral, der Einzige, der wiederkehrte von faſt zweihundert tapfern Männern, ſo war Alles vergeſſen, außer ihm. — Das Geſchrei des Volkes hatte ihn aufgeweckt, und als er nun am Thore der Stadt ſich aufrichtete, als er, von den Indern geführt, langſam durch die Straßen ſchlich, da ſtürzten von allen Seiten die Menſchen herbei, hier die Pinheiros, dort die Ramalhos. — Auf dem Marktplatze konnte man nicht weiter. Kaum wurden Gaſton und die heimgekehrten Freunde bemerkt. Tauſend Stimmen riefen nach Joſe, Jeder wollte hören, Jeder von ihm erfahren, welche ſeltſamen Abentheuer er erlebt, was man entdeckt, gefunden und wo die Verwandte und Freunde geblieben ſeien? — Man hatte ihn in der Nähe des Muttergottesbildes niedergeſetzt, und hier traf ihn ſein Oheim, Miguel Pinheiro, der kühne Greis, der mit einer Schaar Bewaffneter herbeieilte. —

„Gebt den Pinheiros Raum, ihr Ramalhos," rief er ſchon von Weitem und zog ſein breites Schwert, aber Niemand gehorchte. Waren doch die Ramalhos eben ſo ſehr bei Joſe's Wiederfinden betheiligt. Sein Erſcheinen war eine Nationalſache, Jeder wollte hören, Jeder wiſſen, was in der ſchweigenden Wüſte geſchah. Furcht und Hoffnungen belebten jedes Herz.

Der ſtürmiſche Greis war inzwiſchen an der Seite ſeines jungen Verwandten niedergekniet, und unterſtützte ſein Haupt, während er ihm feſt in die Augen ſah, als prüfe er

ſeine Abkunft und ſeine Lebenskraft. Dann rief er: „Joſe Manuel, mein theurer Neffe, ermanne Dich, Du biſt bei Deinen Freunden. Sprich, mein Kind, habt Ihr Gold gefunden? Wo iſt es? Wo ſind Deine Gefährten?“

Beim Klange dieſer mächtigen Stimme richtete Joſe ſich auf und drückte ſeinem Verwandten die Hand. Alles war ſtill geworden umher und man hörte ſeine leiſen Worte.

„Mein Oheim,“ ſagte er in kurzen Abſätzen, die ſein ſchweres Athmen ausfüllte, „noch nie betrat eines weißen Mannes Fuß die Gegenden, welche wir durchzogen. Ströme und Gebirge, wunderbare Völker haben wir geſehen und Abenteuer haben wir beſtanden.“

„Aber das Gold,“ ſchrie Miguel Pinheiro heftiger, „das Gold!“

„Nach achtzehn Monaten,“ fuhr Joſe fort, „entdeckten wir die Schätze, von welchen die Sagen erzählen. Minen von unerſchöpflichem Reichthum. — Die funkelnden Adern waren vor uns aufgethan. — Goldene Wellen floſſen durch die rothen Ufer, eine Welt voll Wunder lag hier, wie kein Sterblicher ſie geſehen hat.“

Nach dieſen Worten hob der alte Pinheiro ſein Geſicht auf. Es funkelte vor Freude und doch auch vor Haß, daß die Ramalhos es hörten und umherſtanden. „Wir beluden alle unſere Thiere mit Schätzen,“ ſagte Joſe, „dann zogen wir zurück. — Es war ein grauenvoller Weg. — Die Geiſter der Wüſte blendeten unſere Augen; wir irrten umher, kämpfend mit wilden Stämmen, mit Hunger und den

Beſtien der Wildniß. — Als wir die bekannteren Gegenden erreichten, waren wir bis auf die Hälfte geſchmolzen, aber unſer Gold war erhalten."

„Und wo waren die Ramalhos?" rief hier eine wilde Stimme.

„In einer öden Sertam kam ein zerlumpter, hungernder Schwarm uns entgegen," ſprach Cabral. „Es waren die Ramalhos. — Sie hatten nichts gefunden — ſie waren voll Verzweiflung und Haß und verlangten von uns die Theilung."

„Ihr thatet es nicht!" ſchrie der Greis und ballte die Fauſt.

„Wann haben die Pinheiros und die Ramalhos getheilt," rief Joſe mit aller Anſtrengung. — „Vergebens waren unſere Vorſtellungen, es kam zum Kampfe — und da — o! da —"

„Sie wurden für ihre Verwegenheit beſtraft!" ſchrie Miguel mit einer ſchrecklichen Zuverſicht.

„Sie ſtarben Alle!" ſagte Joſe dumpf.

Einem Geſchrei des Jubels vermiſchten ſich Flüche und Racheſchwüre, dann kehrte die Stille zurück und Joſe ſagte: „Ich blieb mit ſechs meiner Gefährten allein am Leben. — Es war unmöglich das Gold fortzubringen. Wir vergruben es an einem Orte, der leicht und ſicher wieder zu finden iſt."

„Bei der Gottesmutter!" rief Miguel in Angſt und Wuth, „weißt Du es auch genau, mein Kind?"

Joſe machte ein beſchwörendes Zeichen. — „Ich will

ihn nennen," ſagte er, „und morgen ſchon könnt Ihr ausziehen es zu holen, aber Dir allein, mein Oheim."

Hier erhob ſich das Haupt der Pinheiros zürnend und ſah auf die Ramalhos, welche dicht umherſtanden. — „Seit wann," rief er, „iſt es denn Sitte, daß Fremde ſich zu den Berathungen der Pinheiros drängen? Zurück Ihr Ramalhos, und wage es Keiner, der ſein Leben liebt, näher zu treten."

Aber dieſer Drohung bedurfte es nur, um das Zeichen eines Ausbruchs der Rache zu geben. — „Seht den Mörder!" ſchrieen die Ramalhos. „Er bekennt es, unſere Freunde ermordet zu haben. Ihnen gehörte das Gold und die falſchen Pinheiros ſtahlen es. — Sprich! bekenne! wo haſt Du es verſteckt, nicht von der Stelle mit Dir, bis wir Alles wiſſen." — Und ſo ſtießen ſie die Pinheiros zurück, die Joſe umringten und ihn forttragen wollten. — Da blitzten plötzlich hundert Schwerter; Büchſen wurden losgebrannt, das Geſchrei der Sterbenden und Verwundeten, das Klirren der Waffen ertönte, die ganze Furie des Haſſes begann einen Vernichtungskampf über Joſe's Körper, der blutend am Boden lag.

Der erſte Schuß hatte ſeinem Leben gegolten. Seine Bruſt war von einer Kugel durchbohrt, als aber ein Ramalho ihn gänzlich tödten wollte, ward er plötzlich zurückgeriſſen, und eine Stimme, die Alle kannten und Alle verehrten, rief: „Im Namen Gottes, im Namen der heiligen Jungfrau! Fluch über den, der es wagt die Hand noch zu heben!" — Es war Rafael Macedo, der von dem Bette

eines Sterbenden, das Crucifix in der Hand, mitten in den heißesten Kampf stürzte und seine Brust den Streichen darbot. — Die Erscheinung dieses ehrwürdigen Greises wirkte wunderbar. Die Schwerter senkten sich, die Partheien traten zurück und nur Miguel Pinheiro schwang sein breites Schwert um sein Haupt und rief: „Laßt sie zur Seite treten, wenn sie nicht sterben wollen, diese Ramalhos. — Ihr Pinheiros! umringt Euren Verwandten. — Jose, im Namen des Himmels! halte die fliehende Seele auf, wo ist das Gold? sprich, erbarme Dich, wo ist das Gold?" —

Er warf sich neben dem Sterbenden nieder, legte den Mund an sein Ohr und dann sein Ohr an den blutigen Mund. Aber nur ein Röcheln und unverständliches Murmeln war die Antwort. Dann schlug Jose die Augen auf, erblickte den Priester und das Kreuz und streckte flehend die Hände darnach aus.

„Im Namen des Erlösers! entferne Dich, Greis," rief der Pater Macedo mit heiligem Eifer, „fort und gieb Gott die Ehre, daß dieser Sterbende sich mit ihm versöhne."

Miguel war aufgesprungen mit rollenden, von Wuth und Begier blitzenden Augen; aber die Macht der Kirche war größer als die seine. — „Laßt ihn denn beichten," schrie er, „aber beeile Dich, Priester, fünf Minuten gebe ich Dir, ihn mit dem Himmel abzufinden, dann gehört er mir, und wehe Dir! wenn Du mich störst." — Er zog aus seiner Tasche eine ungeheure silberne Uhr und hielt sie dem Pater hin, dann warf er angstvolle, wilde Blicke auf ihn und den Sterbenden, der eine halb verständliche Beichte

verſuchte und Ablaß wollte von dem Blut, das er ſo oft vergoſſen. Wie ein Raubthier lief der alte Miguel umher, ſein Schwert ſchwingend und leiſe Flüche murmelnd, bald einen Ramalho, der ihm zu nahe kam, mit der flachen Klinge zurücktreibend, bald den Zeiger der eiförmigen Uhr betrachtend, der nicht von der Stelle wollte.

Jetzt fehlten noch wenige Augenblicke und der Greis machte ſich bereit dem Mönche ſeine Beute zu entreißen, als der Kreis durchbrochen wurde und ein Weib mit langen flatternden Haaren hereinſtürzte. — Ihre Augen rollten im Wahnſinne, ſie ſprach nicht, ſie ſtieß den alten Mönch zurück, ſchlang in wilder Heftigkeit die Arme um Joſe's Haupt, drückte ihn an ihr Herz, küßte ſeine Lippen, ſeine Augen, und dann ſah ſie ihn unausſprechlich liebend und ſchmerzvoll an. Seine Blicke belebten ſich darin und glühten empor, wie das letzte Strahlen der Abendſonne. Ein mildes überirdiſches Lächeln erhellte ſeine finſtern Züge. Auf einen Augenblick ſchien er wieder der ſchöne Jüngling zu ſein, Leben, Liebe und Zukunft glänzten auf ſeiner hohen Stirn und verdrängten die Schatten und Schmerzen des nahen Todes. So ſank er an ihre Bruſt, ſeine Arme um ihren Leib, ſein Kopf auf ihre Schulter und ſeine Lippen hauchten den theuern Namen aus, dann verſtummten ſie auf ewig.

„Reißt ſie fort!“ rief der alte Vinheiro, und als Keiner nahte, nahm er den Erben ſeines Stammes ſelbſt aus Dolores Armen. Aber er hielt eine Leiche, und eine unzähmbare Wuth ergriff ihn. — Sein weißes Haar umflat-

terte den röthlichen Schädel, sein Fuß ruhte auf der Bruſt, die das Geheimniß auf ewig in ſich verſchloß, und ſeine Fauſt mit dem Schwerte hob ſich rächend empor. — „Verfluchter Prieſter!“ ſchrie er, „Du haſt mir mein Gold geſtohlen, und Du, elende Brut der Ramalhos, nimm Deinen Lohn!“ — So führte er einen furchtbaren Hieb gegen ſie, aber der Vater hatte das Kreuz ſchützend ausgeſtreckt, und obgleich es nur von ſchwachem Holze war, fuhr, wie die Legenden ſagen, das Schwert doch davon zurück, wie von Diamanten, ohne die geringſte Spur zu hinterlaſſen. — Der zornerfüllte Greis aber rief die Pinheiros zum Kampf, und als er ſich in die dichteſte Maſſe der Ramalhos warf, traf ihn ein Todesſtoß und warf ihn nieder. —

Jetzt erſt gelang es dem Pater Rafael leichter ſeine Friedensworte zu ſprechen. Die Pinheiros waren gebeugt, und als der Biſchof jetzt herbeikam, und der Gouverneur mit einer Abtheilung portugieſiſcher Büchſenträger, welche die Regierung vor Kurzem hergeſandt hatte, löſte ſich der Kampf ganz in Thränen und Wehklagen.

Die Pinheiros trugen ihre Todten fort, mit denen ihr Stolz begraben lag, und Joao Ramalho nahm die Tochter vom Boden auf und trug ſie in ſein Haus. —

Der dunkle Mantel der Reue und des Schmerzes lag auf St. Paul. Die Leidenſchaften waren durch ſo viel Blut und Thränen wohl nicht geſtillt, aber ſie waren durch die eigene Wuth gebrochen. — Von jenem Tage an waren die Pinheiros beſiegt. Sie konnten ihren Feinden nicht mehr widerſtehen, und bald wurden ſie ganz vertrieben und wan-

derten nach der kleinen Stadt Taubate aus. Aber auch Joao Ramalho genoß dieſen Triumph nicht lange. — Sein Stolz war auch gebrochen, da ſein Lieblingswunſch unerreicht blieb, Dolores mit Gaſton zu verbinden, und bald folgte er ſeinem Feinde in's Grab, als er ſein Kind, trauernden Herzens, in das Kloſter der heiligen Frauen vom Berge geführt hatte, wo ſie Ruhe ſuchte und fand.

Funfzig Jahre lang war es ihr beſchieden, um ein verlorenes Leben zu trauern und ſich mit Gott zu verſöhnen. Daß es ihr gewährt ward beweiſen die vergilbten Blätter eines alten Buches, wo ſie als eine Heilige geprieſen wird, die hoch verehrt wurde.

Gaſton Amador de Ribeira lebte dagegen ein thatenvolles Leben. Ines wußte im Hauſe ſeines Oheims dieſen ſowohl, wie ſelbſt der alten, mürriſchen Duenna ſo zu gefallen, daß ſie bald als eine liebe Tochter auf- und angenommen wurde. Als er Dolores im Kloſter aufſuchte, war ſie mild und getröſtet, und wie er ihr ſeinen neuen Bund verkündete, ſegnete ſie ihn und weinte ſanft. — „Ich trauere nicht," ſagte ſie dann, „ich mußte dieſe Wege gehen. Die heilige Jungfrau hatte ſie mir beſtimmt. Hier bete ich für das Glück aller Menſchen, hier darf ich trauern um die Todten und ſie lieben; ja, ich ſegne Dich, ich ſegne Deine Wahl, ich hätte Dich doch niemals ganz und innig lieben und beglücken können." —

Als Dom Herreira ſtarb, war ſein Neffe ſein Nachfolger, und wie nun die Stürme losbrachen, welche die ſpaniſche Herrſchaft von Portugal und Braſilien riſſen, war

ſein Name und ſein Anſehen ſo geehrt in St. Paul und der Provinz, daß man ihm ſelbſt die Krone und das Königreich anbot. Aber, treu und klug, verſchmähte er die unſichere Herrſchaft, und wußte es dahin zu leiten, daß man einſtimmig dem neuen Königsgeſchlechte der Braganza's huldigte. — Mit Kraft und Milde zügelte er auch nach und nach zum guten Theil den raſenden Durſt nach Gold, der die Pauliſten in die Wildniß trieb, ſie zum Räuberhaufen machte und die Stadt entvölkerte. Rafael Macedo, der fromme Greis, half noch lange bei dieſen Bemühungen, und der treue Gaspar war der erſte, der ſich bekehrte, denn er nahm ein Weib, ſchwor ſein Feld zu bauen und nie mehr die Wüſten zu durchſtreifen. — Nur mit den Jeſuiten war noch lange Feindſchaft, und viele Ueberfälle ihrer Miſſionen und grauſame Rache bezeichneten den gegenſeitigen Haß.

Jetzt iſt St. Paul eine ſchöne gewerbſame Stadt. Die alte Wildheit der Pauliſten iſt verſchwunden bis auf die Sage: ſtatt ihrer rühmt man aber die Tapferkeit ihrer Männer — eine ſeltene Sache in Braſilien — die Schönheit der Frauen, und die Höflichkeit, wie den freiheitsliebenden gebildeten Sinn aller Klaſſen. Das Gold der Pinheiros iſt niemals wiedergefunden worden. Die unerſchöpflichen Minen hat noch Keiner entdeckt. — Daß Alle, die darnach auszogen, umkamen und elend ſtarben, vermehrte das Geiſterhafte und die vielen mährchenhaften Sagen. — Noch jetzt ſieht man an den Ufern der Parana eine eigenthümliche Schwalbenart, die ängſtlich ſchreiend den Kopf des einſamen Wanderers umflattert.

Wenn der Sertaneiro, der Dein Führer durch dieſe Wildniſſe iſt, ſie erblickt, wird er nicht verfehlen ein Kreuz zu ſchlagen und ein Gebet zu murmeln, und dann flüſtert er Dir zu, daß dies die Geiſter der Pinheiros ſind, die hier ihre Schätze bewachen. — Wenn aber in Braſilien ein Menſch plötzlich reich wird, ohne daß man weiß woher, oder irgend Einer eine zweifelhafte Unternehmung beginnt, dann hört man wohl die ſprüchwörtliche Rede: Er hat das Gold der Pinheiros gefunden! oder: Er geht, um es zu ſuchen! — Und das iſt Alles, was ſie wiſſen. Die Thaten der gewaltigen Geſchlechter liegen begraben mit ihnen, nur ein Sprüchwort iſt geblieben, deſſen Bedeutung man nicht kennt. —

führte. Nichts konnte mir diesen Abend meinen gewohnten Frohsinn wiedergeben. Es kam Besuch, ich mußte einen Platz am Spieltisch nehmen, aber meine Seele war weit von den bunten Blättern entfernt, und die Zerstreuung, mit welcher ich spielte, zog mir tausend Verweise von der Mutter zu. Sie waren mir gleichgültig, denn mir gegenüber lehnte Bernhard an einer Fensternische, und sein Blick ruhte mit einem Ausdruck auf mir, der mein Herz freudig zitternd bewegte. So hatte ich ihn noch nie gesehen, das war nicht die Miene der frohen Erwartung einer ersehnten Reise — nein tiefe Trauer sprach aus seinen trüben dunkeln Augen, und eine entzückende Ahnung flüsterte mir zu: er trauert, Dich zu verlassen.

Ein Fremder, der jetzt eintrat, löste mich vom Spiel ab, und ich nahte mich dem Einsamen. Meine Brust hob sich ängstlich, ich konnte kein Wort hervorbringen, auch er schwieg. So blickten wir in die düstre Ferne, die kein Stern erleuchtete. „Morgen um diese Stunde, begann er endlich, bin ich schon weit von hier! Es ist ein eignes Gefühl, wenn man bedenkt, wie viel wenige Stunden in unserer Lage und unseren Umgebungen ändern können — nie konnte ich ohne Wehmuth den letzten Abend vor einer Reise die Gegenstände betrachten, die ich bald verlassen sollte. —

Sie gehen einem frohen Wiedersehen entgegen, Herr Bernhard, Ihnen wird die Zeit der Abwesenheit

Die Felſenmühle.

Eine Erzählung

von

Emilie d'Estrées.

„Und dabei bleibt's" — ſagte der Meier zu Lisbeth, ſeiner einzigen Tochter — „mit dem Martin iſt's nichts! Der Menſch iſt ein Träumer, und ein Träumer taugt nicht in die Wirthſchaft. Sein Vater, der war ein andrer Mann; der war raſch und ſchnell von der Fauſt weg; der verſtand den Bauer zu nehmen, wie er genommen werden muß. Ein Müller muß ein Pfiffikus ſein, ſonſt geht das Räderwerk zurück ſtatt vorwärts. Ja, des Martins Vater, der war ein andrer Mann, der hatte Kunden ſelbſt in der herzoglichen Reſidenz, Kunden, die drei Meilen weit zu ihm herauskamen, um's Getreide bei ihm gemahlen zu haben. Und Kirchenvorſteher war er auch; das wird Dein Burſch da niemals werden. Und beim Vogelſchießen konnte Niemand mich abſchießen als er, — der war ein ganzer Mann! Und dabei bleibt's, mit dem Martin iſt's nichts!"

„Aber, lieber Vater" — ſagte Lisbeth.

„Was iſt zu „aber lieber Vater," entgegnete der Meier heftig; „dabei bleibt's, ich ſage Dir, daß ich am Sonntag Dich nicht wieder mit ihm auf dem Kirchweg ſehe! Und dabei bleibt's! Auch nicht einmal denken ſollſt Du an den Burſchen; Du haſt an Niemand zu denken, als an Deine Arbeit und an mich!"

In dieſem Augenblicke brüllte die braune Kuh mit den Bleſſen an der Stallthür, und Lisbeth lief hin, um das Thier einzulaſſen.

Martin war der Sohn des Müllers, dem die Mühle gehörte, die eine Viertelſtunde weit vom Gehöft des Meiers in dem ſchroffen, klippenreichen Thale eines Waldbachs lag. Er gehörte zu jenen ſtillen Charakteren, die weit weniger zum Mittheilen als zum Empfangen, weit weniger für's Handeln als für's Betrachten geſchaffen zu ſein ſcheinen. Martin hatte einen geheimen Zug zur Natur hin: es war ihm, als verſtände er die ſanfte Sprache des Blättergeſäuſels, als fühle er das Leben in den Mooſen, die ſich an den Felswänden hinziehen; oftmals war's ihm, als wolle die ſcheidende Sonne ihm etwas zurufen, und als ſehe ſie ihn gerade mit dem gewaltigen Gluthange mitleidig an; es kam ihm vor, als hätten die Blumen und Gräſer ein Geheimniß, das ſie ihm mittheilen wollten, das ſie ihm ſchon ſagten, während er es nur nicht verſtehe. Oftmals, Nachts, wenn Alles ſchlief, rief an dem großen Hauptrade der Mühle eine Stimme ſeinen Namen. Er flugs dahin — — Niemand iſt da; — zu hören iſt nichts,

als das ewig gleichmäßig ſich wiederholende Geklapper des gewaltigen Werkes.

Und dieſes wunderſame in Luſt und Wemuth ſich bewegende Gefühl hatte den jungen Müller nicht verlaſſen, als er in der großen Rheinſtadt Köln, auf einer der Mühlen, die am Stadtufer liegen, ſein erſtes Wanderjahr zubrachte; es war ſtärker geworden, als er darauf in mehreren Städten des einförmigen Holland gearbeitet hatte, es war in vollſter Kraft hervorgebrochen, als er nun nach ſeines Vaters Tode von der Mutter zurückgerufen war, um dem Geſchäfte des Verſtorbenen vorzuſtehen.

Mutter und Sohn lebten mit einander einen Sommer und einen Winter im ſchönſten Verein. Ich glaube, es giebt auf Erden kein freundlicheres Verhältniß als dieſes. Die Mutter iſt Wittwe; die mancherlei Entbehrungen des frühern Lebens ſind überwunden; Sorge und Noth des Augenblicks iſt überſtanden; die Täuſchungen haben das reine Gold einer gereiften Erfahrung zurückgelaſſen; die Hoffnungen und Wünſche für das eigene Leben, für das eigene Glück löſen ſich allzumal auf in Hoffnungen und Wünſche für den Mann, der der Mutter immer noch Sohn iſt. Und aus dem Allen gebiert ſich ein wunderſamer Verein von Heiterkeit und Ernſt, von Lebensmuth und Lebensruhe, von Empfangen und Mittheilen, von Genießen und von Arbeiten, daß, wenn dieß der Himmel nicht iſt, man ſchwerlich einen denken kann.

Doch die Erde iſt nicht gemacht, daß wir den Himmel hier finden, nein, daß wir ihn ſuchen ſollen; und tritt man

einmal an eine Stelle, wo man ſagt: Hier iſt gut ſein, hier laß uns Hütten bauen: — ſo erhebt ſich alsbald der Gluthwind aus der Wüſte und der Nord ſtürmt darein, und es wird öde und ſchaurig einſam, wo eben noch warm und friſch das Leben blühte.

Martin hatte erſt einen Sommer und einen Winter mit der Mutter verlebt. Da kam der Frühling mit ſeiner herben, tückiſchen Luft und warf die Mutter auf's Lager der Krankheit: — am letzten Maiſonntage mußte der verwaiſte Sohn ſie hinausbetten unter den keimenden Raſen des Friedhofs.

Unter den Klippen im Thale von Martins Mühle ragte eine breit und abgeplattet über die andern hervor. Nicht ſelten kamen Reiſende von der Landſtraße, beſtiegen ſie und ſchauten hinab längs des wunderbar ſich windenden Thales und hinunter in die Schlucht, wo die Mühle das Waſſer des Waldbachs ſchäumend gegen die Höhe hinaufſpritzt. Als Lisbeth acht Jahr alt war, ſagte ſie einmal zu Martin, ihrem Gefpielen: „Komm, wir wollen Deiner Mutter Erdbeeren ſuchen.“ Da ſprangen denn die zwei Kinder in's Holz hinein, gingen der herrlichen Frucht nach und kamen höher immer, und immer höher hinauf in den Wald, bis ſie plötzlich aus dem Holze traten, an der Stelle, wo die Platte des Hockſteins über das Thal und über das Bette des Fluſſes hinaushängt. Muthwillig hüpfte Lisbeth auf den Steinſitz, der da oben in einen auf der Platte liegenden Felsblock gehauen iſt, und ehe Martin ihr nachkonnte, ſprang ſie auf,

um einen Büſchel mit den ſchönſten Erdbeeren, der aus dem dürren Erdreich eines benachbarten Felſens herausgeſchoſſen war, zu pflücken. Doch das, was ſie für feſten Boden gehalten hatte, war ein aus Blätterwerk und Reiſig zuſammengewebtes Geflecht; — es zerreißt, und Lisbeth, nur mit der Linken ſich haltend, hängt ſchwebend zwiſchen zwei Felſen. Martin, dem die Gefahr die volle Beſinnung ſchnell zurückgiebt, eilt hin, ergreift ſie, zieht ſie empor — Lisbeth, leichenblaß und bebend, iſt gerettet.

So waren die Beiden mit einander aufgewachſen; und wenn auch Martin, als er damals nach Köln ging, von Lisbeth kein Gelübde und kein Verſprechen, keinen Ring und kein Band bekommen hatte, ſo war's Beiden doch nicht anders, als wären ſie für einander beſtimmt.

Als nun Martins Mutter begraben war, an jenem letzten Sonntage im Maimonat, da machte er Abends ſich hinaus nach der Meierei. Der Meier ging gerade im Garten umher und ſah nach den Bäumen und freute ſich der üppig ſtehenden Früchte.

Martin trat zu ihm. Der Meier reichte ihm die Hand. Beide gingen ſchweigend den Garten hinauf und ſetzten ſich auf die Bank, die unter dem Hollunderbaume ſteht.

„Es iſt nicht meine Art," ſagte Martin, „Umwege machen; ich bin gekommen Euch zu fragen, ob Ihr mir Eure Lisbeth geben wollt zum Weibe in mein verwaiſtes Haus."

Der Meier, ſeit lange auf dieſen beſtimmten Antrag vorbereitet, entgegnete ihm: „Es kann nur ehrenvoll für

mich ſein, mein lieber Martin, wenn ein Menſch, wie Ihr, der viele Städte und Länder geſehen und durchwandert hat, und der ein ſo braver, wackrer Mann geworden iſt, mir dieſen Antrag macht, und —"

„Ach, was ſoll das," fiel Martin ihm haſtig in's Wort, „ſprecht nur Euer Ja; was braucht es mehr!"

„Nun ja," erwiederte der Meier, „nun ja, das läßt ſich überlegen. Fürwahr, wer ſeiner Mutter ein Sohn geweſen iſt, wie Ihr, der wird der beſte Gatte werden. Indeß, Ihr wißt ja, ich ſelbſt bin Witwer; die Lisbeth iſt mir Alles; wohin mein Wort, mein Ruf, mein Auge nicht reicht, da iſt das ihre; ſagt ſelbſt, was würde aus meiner Wirthſchaft werden, ohne das Mädchen. — Und wenn ich, nach Jahren vielleicht, mich in Ruhe ſetze, ſo möchte ich doch nicht gern jetzt ſchon mein Wort und meines Kindes Hand vergeben."

„Ja ſo; — ja — — ich — verſtehe," ſprach Martin.

„Doch wir, wir bleiben darum Freunde und gute Nachbarn, das iſt gewiß," ſo fuhr der Meier fort.

„Ja, ſo; — ja — ich verſtehe. Lebt wohl," — ſagte Martin und ging zur Hinterpforte des Gartens hinaus.

„Ja, dabei bleibt's," — ſagte der Meier — „ein braver Kerl iſt der Martin," und damit ging er durch den Garten dem Hauſe zu.

„Hör' mal, mein Kind," ſagte der Meier zu ſeiner Tochter, die in der Wohnſtube ſaß und an einem Sonntagshäubchen nähte, „hör' mal, ich habe mit dem Martin die Sache abgemacht. Ich habe ihm geſagt, daß ich meine Tochter

nicht von mir laſſen kann, daß ich Dich nicht zur Sclavin erzogen habe für einen Mann, der weniger unter ſeinem Dache als im Walde zu Hauſe iſt. Du würdeſt Dein Brot nicht mit dem Träumer haben; ich würde in meinen alten Tagen Dich der Noth, der Armuth, der Schande anheimfallen ſehen, wenn die Arbeit ſich verliert, wenn das Gewerbe ſtockt; denn der Mann iſt das Haupt, und wo das Haupt nicht friſch iſt, da geht das ganze Weſen nicht."

Als der Vater dies ſtrenge Wort ſagte, da war's als ob der helle Blick in des Mädchens Auge ſich umflorte. „Vater," ſagte ſie, „Ihr ſeid zufrieden geweſen mit meiner Arbeit; Ihr habt mich oft geſcholten, wenn ich die letzte vom Feld und von der Wieſe nach Hauſe kam und mir die Zeit der Ruhe verkürzte; glaubt nur, ich habe Kraft zur Arbeit und Luſt zur Arbeit; ich will den Martin nicht verſinken laſſen; mein Fleiß ſoll jede Stunde verdoppeln, mein Eifer muß jeder Arbeit Segen bringen. Stellt mich auf die Probe, Vater, was ich leiſten kann: laßt mich ein Probeſtück ablegen von meiner Arbeit, und wenn Ihr's loben müßt, dann gebt mir den Martin, und wenn Ihr etwas daran tadeln könnt, dann entſage ich freiwillig."

„Nun," ſagte der Vater, „wenn Du dann zufrieden biſt: das läßt ſich machen. Du weißt, daß ich Morgen von den drei Knechten die Wieſe will mähen laſſen, die ſich zwiſchen der Landſtraße und zwiſchen dem Holze am Waldbach hinzieht. Mit Sonnenaufgang magſt Du anfangen das Gras zu ſchneiden, und wenn Du's mit dem letzten Strahl der Abendſonne herunter haſt, ſo ſollſt Du den Martin haben:

iſt Deine Arbeit aber nicht beendet vor Sonnenuntergang, ſo komm mir niemals wieder mit ſo thörigtem Geſpräch.“

Das Mädchen reichte dem Vater die kräftige Rechte, dankte ihm und eilte, das Abendbrot zu bereiten.

Zur gewöhnlichen Zeit ging Lisbeth in ihre jungfräuliche Kammer; bald war ſie auf ihrem Bette von bunten Träumen umgaukelt; es war ihr, als tanzten Irrlichter auf der Wieſe, die ſie mähen ſollte; es kam ihr vor, als ſäume die Sonne in ihrem Lauf und es werde erſt zwei Stunden ſpäter Tag als geſtern; — ſie ging hin und ſagte das den Leuten im Hauſe, auch ihrem Vater; doch Niemand wollte es glauben. Der Traum zog vorüber und ſie entſchlummerte wieder feſter. Da war's ihr wieder, als käme ſie hinaus auf den Anger, aber der Boden war feſt gefroren, und es war gar kein Gras mehr auf der kalten, ſtarrenden Scholle.

Endlich erwacht Lisbeth: ſie ſpringt auf von ihrem Lager; ſie vergißt das nie verſäumte Gebet; ſchon vor der goldnen Frühe ſteht ſie, hochaufgeſchürzt im kalten, thauigen Gras und erwartet den erſten Strahl. Jetzt, jetzt kommt er, er erſcheint und Lisbeths Sichel fährt ſcharf und ſicher durch die üppig ſtehenden Gräſer. Still vor ſich hin, ohne umzuſchauen, ohne nur einmal zu ſingen, immer weiter dringt ſie vor in der weiten Fläche und mäht, und merkt nicht, daß das Geſtirn des Tages ſchon höher und höher ſich hebt im feſtgeordneten Lauf.

Und als die Sonne im Mittag ſteht, da iſt ſie an der Furche, durch welche die Wieſe in zwei gleiche Hälften ge-

theilt wird. Doch, ob auch der Schatten des nahen Waldes ihr winke, ob auch das Fächeln der glühenden Luft sie mahne einen Augenblick Ruhe zu genießen und zu kosten von Brot und Milch, was sie mitgenommen — es läßt sie nicht ruhen und rasten der Gedanke an ihr Ziel, an den glücklichen Abend, an den redlichen Martin.

Horch! da ertönt plötzlich ein kläglich Jammern, und ein dringend Rufen um Hülfe erschallt von der einsamen Landstraße.

Lisbeth horcht auf; sie wendet ihr Auge nach der Gegend hin und unterscheidet ganz deutlich eine Frau, die auf einem Steinhaufen sitzt; auf der Straße selbst gewahrt sie einen Karren, dessen Zugthier in unregelmäßigem Lauf bald hier bald dorthin sich wendet, überall anstößt und das Fuhrwerk zu zerschmettern droht.

Lisbeth, ohne zu denken, was sie will, was sie thut, was sie hofft, läuft querfeldein, nach der Verlaßnen hin, die auf dem Steinhaufen sitzt. Die Arme hat einen Säugling im Schooß und liegt jetzt in Ohnmacht; denn das Pferd, mit welchem sie, während ihr Mann in's nächste Dorf vorausging, langsam nachkommen wollte, hatte die Frau, die es zu halten versuchte, gegen einen Steinhaufen geschleudert, so daß ihr Kopf jetzt aus einer starken Wunde blutete.

Lisbeth sieht das, läuft an den Bach, holt Wasser, benetzt ihr die Schläfe, reinigt die Wunde, verbindet dieselbe und holt der armen Bedrängten Brod und Milch, was sie am Morgen für sich mit hinaus genommen hatte; dann überredet sie einem vorüberziehenden Bekannten die Fremde;

der trägt ſie auf den Wagen und bringt ſie nach dem Dorfe, wohin ihr Mann vorausgegangen war.

So kommt Lisbeth athemlos zu der Stelle zurück, wo ſie die Sichel niedergelegt hatte; und doch ſetzt ſie, wie mit verdoppelter Kraft, ihre Arbeit fort.

Da geht auf der Straße vorüber der Aelteſte des Kirchdorfs zu dem Lisbeths Vater gehört; ein Stab ſtützt ſeinen wankenden Tritt, denn er iſt ſchon hoch in Jahren; er ſteht, gelehnt auf ſeinen Stock und ſieht das rüſtige Mädchen. Er ruft ſie an; aber ſeine kraftloſe Stimme erreicht das Ohr der Emſigen nicht; — er winkt ihr zu; aber ihr ſtarres Auge ſieht ihn nicht. „Ach," ſagt er, „was will auch das Alter bei der Jugend! **O, daß das Alter in Einſamkeit und Verlaſſenſein den Tod finden muß, ehe es ſtirbt!**" —

So kommt der Abend heran. Noch iſt die Sonne nicht jenſeit der Berge, da verläßt der Meier den Hof und macht ſich auf nach der Wieſe.

Von fern ſieht er, und ſieht, und ſtaunt, und glaubt nicht, er ſehe recht.

„Ja," ſagt er, „und dabei bleibt's, das iſt des Vaters Kraft! das hätte ich nicht gedacht; noch wenig Schritte und die Wieſe iſt gemäht."

Jetzt, jetzt ſetzt er den Fuß auf die geſchorne Fläche, jetzt thut das Mädchen mit der klingenden Senſe den letzten Zug — ſchaut nach der Sonne — ſieht ſie noch in voller Gluth, und ſieht ihr nach, wie ſie jetzt — jetzt — jetzt hinter dunklen Bergen dort verſchwindet.

schnell wie ein Traum verschwinden, aber ich weiß nicht, welche bange Ahnung mich preßt. Vieles kann in diesen wenigen Wochen geschehen; Gott gebe, daß wir uns fröhlich wiedersehen.

Das werden wir, sagte er, und Freude erleuchtete seinen Blick. Geben Sie keinen trüben Gedanken Raum, wie schwer würde mir der Abschied aus diesem lieben Hause werden, wenn ich nicht die frohe Hoffnung mit mir nähme, alles glücklich wiederzufinden. Ihnen, mein Fräulein, überlasse ich indessen meinen kleinen Freund, bei Ihnen wird er mich nicht vermissen.

Hören Sie, begann ich nach einer Pause von neuem, wie der Sturm tobt, ich kann mir den Wunsch nicht verwehren, daß Ihre Schwester eine bessere Jahrszeit zu dieser Reise gewählt hätte. Mir bangt, wenn ich an die Gefahren denke, denen Sie entgegen gehen.

Mein Schwager hatte gerade jetzt ein Geschäft in der Gegend meiner Heimath, und meine Schwester trotzte der Witterung, um unsere Mutter zu sehen. Der morgende Tag kann freundlich seyn, nur die Nacht ist stürmisch und dunkel, und auch sie scheint es uns mehr aus dem erleuchteten gewärmten Zimmer.

So versprechen Sie mir wenigstens, nicht im Dunkeln zu reiten — versprechen Sie es mir zum Abschiede, lieber Herr Bernhard. Ich könnte in der künftigen Nacht kein Auge schließen, wenn ich Sie in jenen gefährlichen

Lisbeth ſtumm, ſprachlos ſteht ſie da, mit der Linken leicht auf die Senſe geſtützt. Der Vater ſieht ſie an, ſie ihn, — Keines wagt zu ſprechen.

„Ja," ſagte der Meier nach einer Pauſe, „und dabei bleibt's, Du biſt ein braves Mädchen; ich hätte nicht gedacht, daß ſo was möglich wäre! Komm, laß uns gehen. Ich habe noch ein Wort mit Dir zu ſprechen. Du biſt ein gut und ein verſtändig Kind, und wirſt nie gegen Deines Vaters Willen handeln und ſeine Zuſtimmung ertrotzen."

„Ja wohl — gewiß, — ja, ja ich — bin ein gut und ein — verſtändig — Kind" — ſagte Lisbeth abgebrochen.

Aber ſtarr und kalt, wie ein Bild von Marmor, blieb das Mädchen ſtehen. Man ſah das Roth ihres Blutes nicht mehr durch die feine Haut ſchimmern; — ſie ſtand noch; ihre Geſtalt erſchien faſt höher und kräftiger.

Ruhig folgte ſie ihrem Vater, der mit kurzen Worten an den Heimweg erinnerte.

Nachdem ſie die Senſe an den Holzpflock gehängt hatte, ging ſie, eilenden Schrittes, dem Vater das Abendbrot, das nur ſie ihm geben durfte, zu bereiten.

Nachdem ſie angerichtet und die Schüſſel ihm vorgeſetzt hatte, ging ſie hinauf in ihre Kammer.

Rings umher ſah ſie in dem engen Gemach; dann ſtellt ſie ſich in's geöffnete Fenſter und ſieht hinaus in's Gehöft und den Weg hinauf, wo unter dem Hollunderbaum die Bank ſteht. Nachdem ſie geſtanden und geſehen, und geſehen und geſtanden hat, geht ſie hinab durch den Garten in den

nahen Wald, ſtill vor ſich hin ſinnend und von einem gewaltigen Zuge getrieben nach dem Hockſtein.

Als ſie da oben angekommen iſt, tritt ſie an den Rand der Platte, und ſchaut nach der Mühle da unten im Thale; dann ſetzt ſie ſich auf die Steinbank, die in den auf der Platte liegenden Block gehauen iſt und horcht hinunter nach der dunkeln Mühle.

Da iſt's ihr, als gehe von dem tiefen Thale allmälig ein ſanfter Schein aus; es iſt, als höre ſie nicht mehr das einförmige Geklapper, ſondern als vernehme ſie lieblichen Geſang und lindes Tönen. So horcht ſie und horcht hinab — und iſt ſtumm und ſtill — ganz — ſtill. — —

Martin war an dem Tage, wo Lisbeth den von ihrem Vater ausgeſetzten Preis gewonnen hatte, gar nicht recht zu ſich gekommen. Es war nämlich am Sonntage ſpät ein reicher Kornhändler bei ihm vorgekommen, hatte in ſeiner Wohnung übernachtet, ihm viel geſchwatzt von Handel und Wandel, von Gewinn und Verluſt, von Falliſſement und Accord, und hatte den Armen mit all dieſen Dingen gar hart gequält. Am Montag hatte er, während Lisbeth mähte, mit Handanlegen müſſen in der Mühle, weil ſein älteſter Geſell von der Hochzeit ſeiner Schweſter nicht zurückgekommen war; dazu ſprachen mehrere Kunden aus der Nähe bei ihm vor — ſo hatte er in der That nicht zu ſich ſelbſt kommen können, den ganzen Tag über nicht. Da war's ihm ein Bedürfniß, in der Kühle des Abends und im Waldesſchatten hinaufzuſteigen ſeinen liebſten Pfad, nach dem Hockſtein.

Als er nun ſo ſtill, in ſich gekehrt, auf die Platte tritt, da ſieht er Lisbeth — ſeine Lisbeth da ſitzen auf der Steinbank. Faſt ſtockt ſein Schritt — er ſtellt ſich ihr gegenüber, er ſucht ihr Auge, er ergreift ihre Hand — die Hand iſt kalt und ſchwer. Er ruft — ſie iſt ſtumm. Er umarmt ſie: kein ſchlagend Herz pocht gegen ſeines, kein warmer Athem haucht an ſeine Wange; er will ſie zu ſich in die Höhe ziehen — vergebens, vergebens — Lisbeth iſt todt!

„Todt, todt," ruft Martin — es iſt als wenn alle Sinne ihm ſchwinden, er taumelt zurück; zu nahe kommt er dem Rande des Hockſteins, — hinunter, hinunter in jähem Fall ſtürzt er von der Platte des Felſens.

Doch kaum iſt der Unglückliche berührt von der Fluth des Waldbachs, kaum hat das Herz des Armen aufgehört zu ſchlagen in der ſtillen Bruſt — o Wunder, da ſtocken auch, wie von magiſcher Gewalt gehalten, die Räder der Mühle; — das mächtige Werk ſteht ſtarr, ſtumm, regungslos. —

Die Geſellen, die eben noch in voller Thätigkeit ſich rührten, merken's und ſchaudern; ſie eilen hinaus — an den Fluß: da ſehen ſie in den Fluthen den zerſchmetterten Leichnam ihres Herrn, und Keiner wagt zu verſuchen, ob das gehemmte Räderwerk durch Menſchengewalt noch wieder zu entfeſſeln ſei.

So liegt das Werk ſtill, das Haus verödet — ein wahres Trauerhaus. —

Gedichte

von

Johann Gabriel Seidl.

Dichten und Leben.

Einſt lag im hellen Morgenglanze
Die Welt vor meinen Blicken da:
Da ſtrebt' ich nach dem höchſten Kranze,
Das goldne Ziel, es ſchien ſo nah'.
Mit junger Kraft in kühner Richtung
Flog ich empor zum Sonnenſchein,
Ich lebte nur im Reich der Dichtung,
Und dachte mir: — es muß ſo ſein.

Da kam das ernſte, kalte Leben,
Das Klügel ſtutzt und Kräfte lähmt;
Bald maß ich dies, einſt kühne, Streben
Nur mehr mit Lächeln, ſtillbeſchämt.
Was einſt mir Lebensziel geſchienen,
Zum Lebenstroſte ſchrumpft' es ein, —
Die ſtolze Muſe mußte dienen: —
Ich dachte mir: — es muß ſo ſein!

Wie freut' ich mich, ein Herz zu finden,
Das meinen ſtillen Schmerz verſtand,
Von fern mir Seelen zu verbinden
Durch ſchlichter Lieder magiſch' Band.

Doch fand, was ich mit Hauch der Musen
Oft innig klagte, Gott allein,
So flocht' ich ruhig an den Busen,
Und dachte mir: — es muß so sein.

O süßes Glück, verstanden werden,
Wie schmeichelnd fühlest du das Herz:
Doch wechselnd ist das Loos auf Erden,
Mannachdarn sind sich Freud' und Schmerz.
Drum wie das Schicksal mir's beschieden,
So leb' ich zwischen Lust und Pein,
Befriedigt nie, doch stets zufrieden,
Und denke mir: — es muß so sein!

Zum Namensfeste.

Die Gute nennt Dich, wer Dir je
In's Auge sah bei fremdem Weh',
Wer je so glücklich war, in Leiden
An Deinem Troste sich zu weiden.

Die Schöne nennt Dich, wer nicht blind
Für Reize, die nicht blendend sind,
Doch einmal innen festgehalten,
Zum Ideale sich gestalten.

Die Reiche nennt Dich, wer die Frucht
Des Reichthums im Gemüthe sucht;
Was goldig Fassung dem Juwele,
Das leiht die Muse Deiner Seele.

Die Kalte nennt Dich, wer Dir naht
Mit Schmeichelwort und Flitterstaat;
Das Wunderbild der Menschheit
Blieb kalter Stein dem kalten Späher.

So bald gekannt und bald verkannt,
Wirst Du von Vielen viel genannt!
Welch' einen Namen, als das Beste,
Wünsch' ich für Dich zum Namensfeste?

Die Glückliche! — Das wünsch' ich Dir,
So mögst Du heißen für und für;
Denn glücklich kann Dich Niemand nennen, —
O lern' auch diesen Namen kennen!

Das böse „Aber."

Durch die Mauern sieht die Liebe,
In das stille Kämmerlein,
Schickt durch neidische Gardinen
Ihren Falkenblick hinein;
Leicht in unerbrochnen Briefen,
Schaut durch Schleier in's Gesicht,
Aber ach! — da „böses Aber" —
In die Herzen sieht sie nicht.

Ueber Berge sieht die Liebe,
Zerruber zählend Tritt und Schritt,
Mit den meilenweit Geschiednen
Wallt sie stillverkehrend mit;
Durch die Nebel kann sie dringen,
Durch die Nacht hin ohne Licht, —
Aber ach! — da „böses Aber" —
In die Herzen sieht sie nicht.

Ueber Meere sieht die Liebe,
Braucht nicht Segel, braucht nicht Kahn,
Und zu hoch ist ihr kein Himmel,
Und zu tief kein Ocean.

In den Hügel kann ſie ſchauen,
Der ihr todtes Glück umſticht,
Aber ach! — du „böſes Aber!“ —
In die Herzen ſieht ſie nicht.

Und doch wäre ſie ſo glücklich,
Könnte ſie in Herzen ſeh'n,
Und mit einem einz'gen Blicke,
Was ſie ſucht, befriedigt, ſeh'n.
Alles Andre mag ſie miſſen,
Ein's nur ſucht ſie, — Zuverſicht; —
Aber ach! — du „böſes Aber“ —
In die Herzen ſieht ſie nicht.

Ritterliche Haft.

Ballade

von

Johann N. Vogl.

Wie dröhnt doch das Geſchütze, wie blitzt ſo Schwert als Speer,
Jargnau, die ſtolze Veſte, beſtürmt der Franken Heer,
Wohl hält der tapfre Britte gar kühnen Widerſtand,
Allein die Jungfrau nahet, die Fahne hoch zur Hand.

Da giebt's kein längres Halten, wie groß auch Albions Muth,
In Feſſeln ſeh'n ſich Alle, die nicht in ihrem Blut,
Graf Suffolk nur, ihr Führer, will wiſſen nichts von Haft,
Der trotzt noch ihren Streichen mit ungeſchwächter Kraft.

Schon ſtrömt aus mancher Wunde ſein Blut ſo roth und warm,
Doch immer noch ermüdet im Kampfe nicht ſein Arm,
Da kommt mit Schwert und Fahne Johanna d'Arc herbei,
Und ſieht wie ſeine Ehre vertheidigt er als Held.

Sie ſieht's und ruft zum Grafen: „Herr Suffolk, gebt das Schwert,
Und denkt, daß Euer Leben für England iſt von Werth."
Doch er: „Ich ſollt' beſchimpfen ſo ſehr die Ritterſchaft?
Nein, lieber todt, als geben mich einem Knecht zur Haft."

Und wieder theilt die Lüfte das Schwert, das kaum geruht,
Und heißer immer heißer entſtrömt des Helden Blut.
„Ergebt Euch!" ruft noch einmal die Jungfrau durch's Gefecht,
Allein der Graf entgegnet: „Niemals an einen Knecht!"

Nun fällt die Jungfrau ſelber ihn an mit kräft'ger Fauſt,
Gleichwie das Schwert des Cherubs ihr Stahl herniederſauſt,
Doch Suffolk mit dem ſeinen fängt ruhig Streich um Streich,
Und ſtreckt noch manchen Franken zur Erde hin gar bleich.

Da ſenkt ihr Schwert die Jungfrau und ſpricht: „Nun iſt's genug.
Nicht ſterben darf wer alſo ſich für die Ehre ſchlug,
Ergebt Euch mir nur immer, und glaubt Ihr Euch entehrt
Weil ich kein Ritter? mache dazu mich Euer Schwert.

„Euch gab ja Englands König zum Ritterſchlag die Macht,
Drum will ich Euch mich neigen, wie's Sitte hergebracht,"
Und vor dem Tapfern ſinket auf's Knie die Frankenmagd,
Nimmt ab den Helm und neiget ihr Haupt ihm unverzagt.

Wohl blickt da voll Erſtaunen der kühne Graf ſie an,
Und giebt voll ernſter Würde den Ritterſchlag ihr dann,
Reicht hin ſein Schwert und lächelt, was ihm's für Leid auch ſchafft:
„Bei Gott, der Suffolk konnte nicht finden beſſre Haft!"

Die Glücklichen.

Von

Julius Krebs.

Kommt in die bekränzten Hallen,
Kommt zum Becher heitrer Luſt;
Mit des Glückes Söhnen allen
Heut will werden mein bewußt.
Seht die goldnen Römer blinken,
Seht das reiche Mahl bereit;
Alle, die ihr glücklich ſeid,
Kommt, Fortunas Gunſt zu trinken!

Und ich ſende zu den Reichen,
Sende zu den Bruſtbeſternten,
Laß in dunkle Hütten ſchleichen,
Wo ſie oft das Glück entfernten;
Spar' nicht groß' und kleine Mühe,
Mir die Gäſte zu erwerben,
Denen wahres Glück nur blühe,
Die nichts fürchten als — das Sterben.

Aber Keiner will erſcheinen,
Jeder trägt die Stirne kraus;
Glück will ſelbſt ſich nicht vereinen
Jenem hohen Königshaus.
Alle ſtreben weiter, weiter,
Nie der Gegenwart bewußt;
Nimmer macht ihr Traum ſie heiter,
Nur der Zukunft ſchlägt die Bruſt.

Einſam ſitz' ich in der Halle,
Die zum Feſt umſonſt ich ſchmückte;
„Wie! ihr Erdenſöhne alle,
Giebt's ſo wenig Hochbeglückte?
Iſt nur Taumel, iſt nur Freude,
Leicht vom Augenblick geboren,
Da zuweilen Herzensweide
Auch im raſchen Tanz der Horen?"

Und ein Jüngling kommt geſchritten,
Strahlend mich ſein Auge grüßt;
Ja, er hat das Glück erſtritten,
Das ſo ſelten wahrhaft iſt;
Spricht: „Ich hab' das Herz gefunden,
Das mein ſüßer Traum geſucht;
Zähl' das Leben nur nach Stunden,
Hängend mich an ihre Flucht."

„Ganz der Gegenwart ergeben,
Selten ſchweift mein Sinn hinaus
In das vielgeſtalt'ge Leben,
Dem zur Fremde wird das Haus.
Aug' in Auge, Seel' in Seele,
Nicht auf Erden wohnt das Glück;
Bei dem Lied der Philomele
Schwingt ſich himmelan der Blick!"

Vergwegen dächte, meine Angst würde unbeschreiblich seyn.

O Gott, diese himmlische Güte! rief Bernhard aus, und zog mit heftiger Bewegung meine Hand an seine Lippen — das Andenken daran wird mich auf meinem einsamen Pfade tröstend begleiten. — Ich erröthete, kaum wagte ich seinem Blick zu begegnen, und ein leises Beben durchschauerte meine Brust. Aber schnell sich fassend, fuhr Bernhard fort: ich verspreche Ihnen, was Sie fordern, mein Fräulein, und nehmen Sie meinen Dank für den freundlichen Antheil, den Ihr schönes Herz selbst dem Fremdling schenkt, er zauberte mich in den Kreis verwandter Wesen, die sonst um mich Sorge trugen, und Sie darf ich nicht um Verzeihung bitten, daß dies Gefühl mich hinriß.

Ein Ruf meiner Mutter endete hier unsere Unterredung. Bernhard sagte mir ein kurzes Lebewohl und verließ das Zimmer. Ich mußte der Mutter Spiel nehmen. Es wurde viel gescherzt und gelacht, aber unwillkührlich schweiften meine Gedanken oft zurück auf die vergangenen Minuten. Ein geheimes Gefühl sagte mir, daß Bernhards erste Worte mehr ausgedrückt hatten, als er wollte, und alles, was er nachher that, ihren Eindruck zu verlöschen, war nicht hinreichend, mich zu täuschen. Ich sah ein, daß ich Bernhard beklagen müsse, wenn es wirklich so war, ja — ich zwang mich auch dies zu thun, aber eine gewisse un-

Gedichte

von

Wilhelm Kilzer.

Das Gotteshaus.

Drei Lindenbäume ſtehen
Da draußen vor dem Thor.
Sie haben eig'nes Weben,
So kommt es oft mir vor.

Mich zwingt es hinzutreten,
Zu lauſchen, was da ſingt:
Es iſt ein leiſes Beten,
Das aus den Zweigen klingt.

Hier ſtand vor vielen Jahren
Ein kleines Gotteshaus.
Da gingen fromme Schaaren
Taglich ein und aus.

Einſt kam ein Weib gegangen,
Ein Weib, ſo recht in Noth.
Hier ſprach ſie ihr Verlangen,
Hier bat ſie Gott um Brot.

Ihr Kindlein, voll von Kummer,
Es ſprach ihr Alles nach.
Es fiel in ſanften Schlummer,
Als noch die Mutter ſprach.

Wie ſie im Abendwinde
Ein lautes Amen rief,
Da ſah ſie nach dem Kinde,
Das ſanft und ſelig ſchlief.

Die Händlein hielt's am Munde,
Als äß' es recht mit Luſt,
Es lächelte zur Stunde,
Kein Schmerz ſchien ihm bewußt.

Der Himmelsvater lenkte
Vom Kindlein ab die Noth,
Als ſanft ſich zu ihm ſenkte
Der Krieroseengel Tod.

O Mutter, welch' ein Klagen!
Sie trug ihr Kindlein fort,
Ihm Lebewohl zu ſagen
Am letzten Rückert.

Längſt iſt das Haus zerfallen,
Das kleine Gotteshaus.
Kein Lied hört man mehr ſchallen
In's grüne Thal hinaus.

Die Bäume liſpeln leiſe,
Das Kind hat keine Noth.
Uns Allen wird die Speiſe
Das rechte Himmelsbrot.

Licht und Schatten.

Ich hielt ein Kindlein in den Armen
Und trug es tänzelnd auf und ab.
Da fühlte ich mein Herz erwarmen —
O, welche Luſt das Kind mir gab!
Es jubelte ſo friſch und fröhlich!
Wie lang nicht hört' ich ſolchen Klang!
Wohl Augenblicke ward ich ſelig
Auf meinem einſam ſtillen Gang.

Zurück kam mir die Frühlingswonne,
Die ich gefühlt in ſchöner Zeit.
Aus düſtern Wolken brach die Sonne,
Sie ſchien in alter Herrlichkeit.
Des Kindes Jubel weckte wieder
Mit Einemmal den ſtummen Hain;
Mir klangen Luſt- und Liebeslieder,
Im Paradieſe kehrt' ich ein.

Eia, mein Kind, mein ſüßer Knabe!
Du machſt mich wieder friſch und jung,
Erweckſt aus ihrem ſtillen Grabe
Die freundliche Erinnerung.
Sie kommt, und ihre bleichen Roſen,
Mit friſchen wurden ſie vertauſcht:
Wie laſſen Lenz und Liebe koſen
Und ſind von ſüßer Luſt berauſcht. —

Mein ſüßes Kind, gedeih' und blühe!
Dein Lenz ſei lang und jugendhell.
Weh', in des Lebens erſter Frühe
Ward mir getrübt der Freudenquell.

Dir ſei des Lebens Aufwärtsſteigen
Ein heitrer Wandel, edle That
Bekränze dich mit Blüthenzweigen,
Sie ſei für's beßre Leben Saat.

Ja, ja, mein ſüßes Kindlein, ſcherze!
Du weißt nicht, was ſich in mir regt,
Warum ich Dich ſo innig herze,
Warum mein Herz geſchwinder ſchlägt.
Ich möchte vor des Lebens Schauern
Bewahren Deine junge Bruſt.
Du jubelſt, weh! und ich muß trauern,
So eint ſich Schmerz und ſel'ge Luſt.

Schmerzliches Erwachen.

Warum wollt ihr mich wecken
Aus einem ſüßen Traum?
Warum mich ſo erſchrecken,
Da ich geſchlummert kaum?

Lang hielt mich wach der Kummer,
Fand lange keine Ruh;
Da fielen mir zum Schlummer
Die müden Augen zu.

Und goldne Bilder zogen
Vorüber mir ſo ſchön,
Und heit're Lerchen flogen
Hinauf in lichte Höh'n

Es war ein friſches Regen
In der erkrankten Bruſt,
Ein wahrer Frühlingsſegen,
So rechte Maienluſt.

Das Alles iſt verſchwunden,
Da wieder ich erwacht.
Mich ſchmerzen tiefe Wunden,
Ich ſeufze nach der Nacht.

O bitteres Erſchrecken!
O ferner, ſchöner Traum!
Warum, warum mich wecken,
Da ich geſchlummert kaum?

Geheimes Lieben.

„Gieb mir deinen Schleier,
Wölkchen, nur einmal,
Laß durch ihn mich blicken
In mein liebes Thal.“

„Möcht' es in der Stille
Seh'n im linden Duft,
Ihm durch Thränen lächeln
In der Frühlingsluft.“

Alſo ſprach zum Wölkchen
Dort des Mondes Schein,
Und er blickt verſchleiert
In das Thal hinein.

Da zieh' ich im Thale
Noch beim Abendhauch,
Muß durch Thränen lächeln
Wonneſelig auch.

Guter Mond, wir beide
Ziehen durch die Nacht,
Und an ein Geliebtes
Wird von uns gedacht.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

In der Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig sind seit kurzem erschienen:

Papst und Kaiser. Historischer Roman frei nach Dinocourt bearbeitet von G. H. F. de Castres de Tersac. 2 Thle. 8. geh. 1½ Thlr.

Bibliothek englischer Lustspieldichter von Mehrern übertragen. 1s Bändchen: Sheridan's dramat. Werke, übersetzt und mit Einleitung von Alex. Fischer. 1r Thl. Die Nebenbuhler. St. Patrikstag. 8. 1839. (16¼ Bogen.) Velinp. geh. ⅔ Thlr.

Bei dem Mangel an guten deutschen Originallustspielen war es gewiß ein glücklicher Gedanke des Herausgebers, eine Sammlung der classischen Comödien der Engländer, auch zur Benutzung für die deutsche Bühne, zu veranstalten.

Bibliothek englischer Lustspieldichter. 2s Bändchen: Georg Farquhar's dramat. Werke, deutsch bearbeitet und mit einem Vorworte von Siegm. Frankenberg. Inhalt: Das beständige Ehepaar. — Stutzerlist. 8. 1839. Velinp. (16 Bog.) geh. ⅔ Thlr.

Bibliothek englischer Lustspieldichter. 3s Bändchen: James Sheridan Knowles' Lustspiele (Liebesjagd. — Der Bettler) übersetzt von Dr. E. Susemihl. 1840. 8. geh. ⅔ Thlr.

Die dramatische Poesie der Deutschen. Versuch einer Entwicklung derselben von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart; ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Von Jos. Kehrein. 2 Bde. gr. 8. Velinpap. geh. 2½ Thlr.

An 1200 Dichter werden darin besprochen, mit Angabe ihrer wichtigsten Lebensverhältnisse.

Schiller's Dichtungen, nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange von Dr. H. F. W. Hinrichs, (ord. Prof. der Philos. zu Halle.) 1r, lyrischer Theil. 2r, dramatischer Theil, 1ste und 2te Abtheilung. gr. 8. Velinp. geh. 4⅓ Thlr.

Inhalt. I. Einleitung: Schiller und Goethe in ihrem Verhältnisse zu einander. Liebe. Zweifel und Resignation. Weh-

muth. Weibliche Natur. Ideal und Kunst. Wissen. Nemesis. Liebe und Treue. Demuth. — II. 1. Einleitung: Schiller als dramatischer Dichter und sein Verhältniß zur deutschen Literatur überhaupt. Die Räuber. Kabale und Liebe. Fiesko. Don Carlos. — II. 2. Wallenstein. Maria Stuart. Jungfrau von Orleans. Braut von Messina. Wilhelm Tell.

Hiermit ist dieses Werk vollendet, welches zum richtigen Verständniß und zur vollständigen Würdigung der Werke unsres Nationaldichters unentbehrlich ist. Menzel sagt darüber: „H. hat den Dichter auf eine vorurtheilsfreie, tiefsinnige und würdevolle Weise erklärt; so allein faßt man Schiller richtig auf." —

Jahreszeiten. Eine Vierteljahrschrift, der Unterhaltung und der Besprechung von Zeitinteressen gewidmet. Unter Mitwirkung der ausgezeichnetsten Schriftsteller herausgegeben von Osw. Marbach, 1839. Mit Beiträgen von Fr. Rückert, W. Alexis, Gitner, Koplsch, L. Schefer, H. Hanke, R. Moruing, A. Kahlert, Fr. v. Heyden, Jul. v. Mörner ꝛc. 8. Velinp. in elegantem Umschlage. **4 Theile. à 1 Thlr.** 8 gr.

Jahreszeiten. Herausgegeben von Osw. Marbach. Frühling 1840. 2r Jahrg. Mit Beiträgen von Karl Lappe, R. Morning, Jachmann, H. Wenzel, A. Fischer ꝛc. 8. Velinpap. in elegantem Umschlag. 1 Thlr. 8 gr.

Reisen für die Jugend und ihre Freunde von *r. 1r Theil: Die fröhliche Reise nach Thüringen. Mit 2 Ansichten. 8. cart. 1 Thlr.

Handbuch für Reisende in Dänemark, Norwegen, Schweden, Rußland, Polen und Finnland. Von Dr. K. Th. Wagner. Eine Fortsetzung zu Stein's Reisen nach den Hauptstädten von Mittel-Europa. Mit 1 Reisekarte und 4 kleinen Städteplänen. 8. (20½ Bogen) in engl Leinwd. gebd. 1½ Thlr. roh 1¼ Thlr.

Je mehr die Verbindung mit den nordischen Reichen erleichtert wird und die Zahl der dahin Reisenden anwächst, desto fühlbarer wird das Bedürfniß eines handlichen und zuverlässigen Führers. Dieß Werkchen wird, nach dem Urtheile der Kenner, allen billigen Erwartungen entsprechen.

endlich süße Empfindung war dennoch in mein Herz gedrungen, und eine stille, aber alles überwiegende Zufriedenheit spottete meiner Besorgnisse.

Nur kurze Zeit war Bernhard fort, als mein Bruder plötzlich erkrankte, und seine Krankheit hatte vom ersten Moment an gefährliche Symptomen. Endlich erklärte der Arzt sie für ein sehr bösartiges Scharlachfieber. Meine Mutter erschrack bei dieser Nachricht aufs heftigste. Sie hatte eine so große Furcht vor ansteckenden Krankheiten, daß sie nicht schnell genug handeln zu können glaubte, um sich vor der Gefahr zu schützen. Mein armer Heinrich ward nun ganz von uns abgesondert, die Zimmer um ihn her verlassen, und er einzig der Pflege eines Bedienten und jener alten Wärterin übergeben, die ich schon einmal erwähnte.. Meiner Bitten ohngeachtet verbot mir meine Mutter ihn zu sehen, und weil sie meinen Ungehorsam fürchtete, mußte ich in einem Zimmer neben dem ihrigen wohnen und schlafen.

Ich kann den Kummer nicht schildern, den dieser Zwang mir verursachte, immer beobachtet, ja sogar gezwungen, mit der Mutter spatzieren zu fahren, während mein Liebling litt und vielleicht starb, durfte ich nur der Nacht meine stillen Thränen sehen lassen. Da lag ich oft bis nach Mitternacht in meinem offnen Fenster, wo ich über den Hof das einsame Lämpchen in der Krankenstube und die Schatten sehen konnte,

Penelope.

Taſchenbuch

für das Jahr 1842.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Ein und dreißigſter Jahrgang,

oder

Neue Folge,

Zweiter Jahrgang.

Mit Stahlſtichen.

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichsſchen Buchhandlung.

a"
357 30
=

Penelope für 1842.

Inhalt.

In den Stahlſtichen.	Seite
Schweſterliebe. Sonnett von Th. Hell . . .	v
Die Verfaſſerin von Godwie-Caſtle . . .	vii
Wilhelm Häring (Willibald Alexis) von Th. Hell	ix
Blätter aus meinen Erinnerungen. Von Dr. W. Häring (W. Alexis)	1
Liebe in alter Zeit. Eine Novelle von Th. Mügge .	100
Hoffnungen und Täuſchungen. Novelle von Iſidor (v. M.)	213
Aslwin. Hiſtoriſche Erzählung von Dr. W. Seyffarth .	303
Das getheilte Herz. Novelle von Eliſe Ehrhardt .	384

Schweſterliebe.

Wie zwei Blüthen Eines Zweiges
Dichtgedrängt einander koſen,
Jugendliche Frühlingsroſen;
Faſt noch Knospe iſt die eine,
Aufgeblühter jene ſchon
In der unbefleckten Reine
Wunderholdem Farbenton:

Alſo auch die beiden Schweſtern,
Hold und lieblich, ohne Prangen,
Aber reizend unbefangen
In der Unſchuld hohem Glanze,
Eine in der andern froh,
Daß aus beiden blüh' das Ganze
Süßer Schweſterliebe ſo.

Welch ein Glück in Schweſterliebe!
Welch Verſtehen und Erkennen,
Daß ſich nie Gedanken trennen,
Welch ein Finden gleichen Strebens
Ohne Tauſch von Blick und Wort,
Daß die Harmonie des Lebens
Nur ein einziger Akkord.

Schweſterſeelen nur verſtehen
Was im keuſchen Buſen klopfet,
Was aus feuchten Augen tropfet,
Was im Händedrucke zittert
Der ſo tiefbedeutungsvoll,
Und den Spiegel unzerſplittert
Reinen Herzens geben ſoll.

Selig drum, wenn Schweſterliebe
Dir des Daſeins Gipfel krönet,
Dir ein jedes Glück verſchönet,
Jeden Schmerz Dir hilft ertragen
In des Mitgefühls Verſtehn,
Daß ſo Deinen Lebenstagen
Engel ſtets zur Seite gehn.

Th. Hell.

Die Verfaſſerin von Godwie-Caſtle ꝛc.

Seit das Incognito des großen Schotten aufgehellt und die Maske gelüftet ward, unter welcher er ſich verborgen hatte, will kein anderes mehr recht halten, und die literariſchen Aufſpürer wiſſen bald aus dieſem oder jenem Umſtande die wirkliche Perſönlichkeit zu errathen, welche hinter der noch ſo ſorgfältig gewählten Verhüllung verborgen. So geſchah es denn auch bald darauf, nachdem der treffliche Roman Godwie Caſtle erſchienen war und allgemeines Aufſehn erregt hatte. Ehe noch St. Roche ihm in einiger Zeit nachfolgte, wollte man auch ſchon die Perſönlichkeit der trefflichen Schriftſtellerin errathen haben. Ob man ſich irrte, ob man das Wahre fand, wollen wir hier weder bejahen noch verneinen, je ſtrenger aber die liebenswürdige und beſcheidene Frau auf ihr Incognito hält, um ſo mehr freuen wir uns hier zum erſtenmale und nach treuem Abbilde dieſe edlen Züge dem Publiko darbieten zu können, das mit ſo richtigem Takt die Arbeiten der Verfaſſerin aus einer Schaar zugleich erſcheinender hervorzuheben wußte, und fortdauernd ſie zu ſeiner Lieblingsleſture erwählt, wie die wiederholten Auflagen derſelben beweiſen.

Wie ſo gern hätten wir von der Dichterin ſelbſt die Mittheilung einiger biographiſchen Züge erhalten, und wir wendeten uns daher mit dieſer Bitte an dieſelbe. Aber mit der ſanften Beſcheidenheit, welche ein allgemein anerkannter Hauptzug ihres Charakters iſt, antwortete ſie uns: „Daß ihr Leben, ſelbſt wenn ſie die tiefe Scheu überwinden könnte, mit der ſie vor jeder Perſönlichkeit zurückbebenden ſei, doch außerordentlich wenig anreizbaren Stoff zu einer biographiſchen Skizze darbiete,“ und ſügte hinzu: „Die Entwicklungsgeſchichte jedes Men-

ſchen iſt wohl reich an intereſſanten Momenten, ſo blieb dies in der meinigen nicht aus, und ſeit der Moment des Ueberfließens in mir gekommen iſt, haben meine Geſchwiſter ſich wohl meiner Jugenderſcheinung erinnert, und wiſſen darin mit gemüthlichem Humor nachzuweiſen, wie früh der kleine Quell ſchon angeſtopft und einzelne Tröpfchen durchgelaſſen, die das Leben mit ernſten Anſprüchen immer wieder als ungehörig verſtopfte, bis der Durchbruch endlich erfolgte und ſeinen eignen Willen hatte, aber ſolche Mittheilungen füllen ein Geſpräch zwar recht heiter aus, ſind aber kein Stoff für die Oeffentlichkeit."

Beſcheiden wir uns alſo für jetzt mit den äußern Zügen und erwarten von einer ſpätern Zeit, noch noch manchem gelungenen Werke, nähere Angaben für eine innere Bildungsgeſchichte, die wir überall, ſo gewiß auch hier, doppelt anziehend ſein muß.

die an dem weißen Vorhange spielten. Es war in der Zeit, wo der herannahende Frühling mit dem Winter kämpft, und ein schnelles Thauwetter strebte, die starre Rinde von Schnee und Eis zu zerstören. Heftig brausten die Stürme, der Regen floß in Strömen, doch unterließ die Mutter nie, jeden Tag ins Freie zu fahren, weil sie nur dadurch der Ansteckung zu entgehen glaubte. Die Gewässer waren ausgetreten, wild und ungebunden strömten sie herab von den Gebirgen, und die Noth, die dieser Anblick mir zeigte, diente nicht dazu, mich zu erheitern.

Ich hatte Mittel gefunden, der alten Margarethe zu erkennen zu geben, daß sie mir jeden Abend durch ein Fenster, welches dem meinigen nahe war, Nachricht von Heinrichs Befinden zurief, weil das, was ich durch die Mutter erfuhr, mir nicht genügte. Sie war eine gute Seele, auf ihre Liebe konnte ich bauen, desto weniger aber auf ihre Einsicht. Jeden Abend ermahnte ich sie von neuem, die Vorschriften des Arztes pünktlich zu befolgen, aber immer schien sie aus übelverstandenem Mitleid für den Kranken wenig dazu geneigt. Es war der fünfte Tag der Krankheit, als ich in der Nacht von einem so heftigen Sturm erwachte, daß es mir unmöglich war, wieder einzuschlafen. Ich warf einen Mantel um, und eilte ans Fenster. Die ganze Natur war im Aufruhr. Die Scheiben klirrten, der Wind pfiff schauerliche Klagetöne durch den weiten

W. Barbour

Wilhelm Häring. (Willibald Alexis.)

Der Roman Walladmor war diejenige Production durch welche W. Häring zuerst die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich zog. Es war vielleicht die kühnste literarische Mystification der neuesten Zeit, unter dem Namen Walter Scotts, des damals gefeiertsten romantischen Dichters, ein Werk erscheinen zu lassen, von dem der Verf. hoffen durfte, daß es die zahllosen Leser jenes Schotten für dessen Originalwerk halten könnten. So erschien dieser Roman in den Jahren 1823 und 24 in 3 Bänden zu Berlin, und erfüllte nicht nur in Deutschland jenen Zweck, sondern täuschte selbst die Engländer so sehr, daß er eine Uebersetzung in diese Sprache erlebte. Doch auch hier ward endlich die Maske gelüftet, die Achtung für ein Talent das eine solche Schöpfung hervorbringen könne, dadurch aber nur um so mehr begründet. Schloß Avalon erschien im Jahre 1827 noch unter derselben Maske, sie war aber schon zu durchsichtig geworden, als daß dieses Werk denselben Eindruck wie das erstgenannte hätte hervorbringen können. Da trat nun Häring mit Fr. Förster zusammen und begründete das geistvoll redigirte Berliner Conversations-Blatt, das im Jahre 1830 mit dem Freimüthigen sich vereinte und in erfreulicher Regsamkeit über den Erscheinungen der Zeit wachte, einige Jahre später aber leider wieder aufgegeben ward. Nun beschenkte er die Literatur mit seinem Gabanis, einem Roman in 6 Bänden, der bei allen Kennern die größte Anerkennung fand, und eine neue Richtung einschlug, die für den Verf. patriotisches Gefühl zeugte. Das Haus Düsterweg griff dagegen in die Genrethosstimmung der Zeit assimilirender ein, und erwarb ihm daher wenn auch auf der einen Seite Lob, auf der andern doch schmerzliches Bedauern, daß auch ihm eine Empfindung nicht fremd sei, welche nur Verstimmung statt heitre Erhebung in den Musendienst bringen kann. Minter tief griffen seine zwölf Nächte, doch gewährten sie dagegen manches Ausgezeichnete, besonders in der Charakter-

ſchilderung. Um ſo trefflicher, jugendlichfriſcher, ereignreicher und doch wieder vom tiefſten Studio der Zeitgeſchichte kunde gebend, zeigt ſich ſein neueſtes Werk in drei Bänden, der Roland von Berlin, deſſen Geſtalten mit einer Eigenthümlichkeit, Größe und Wahrheit vor uns treten, als wären ſie aus dem entfernten Jahrhundert, dem ſie angehören, wieder zum Leben heraufbeſchworen, während ſelbſt die Sprache den Anklang jener Zeiten trägt, ohne deßhalb in Chronikenton auszuarten. Möge uns der wackre Verfaſſer noch manche Werke gleicher Gediegenheit ſchenken!

Ueber ſeine äußern Lebensverhältniſſe kürzlich nur folgendes. Zu Breslau im Jahre 1798 geboren, Sohn eines Kanzleidirektors daſelbſt, deſſen Vorfahren als Refugiés ſich aus der Bretagne überſiedelt und ihren franz. Familiennamen Harenq in den entſprechenden deutſchen überſetzt hatten, erhielt er auf dem Werderſchen Gymnaſio zu Berlin ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung. Er wohnte dann dem Feldzuge 1815 und den Belagerungen der Festungen als Freiwilliger bei, und begann 1817 ſeine akademiſche Laufbahn als Jurist, ward ſpäter Auscultator und Kammergerichtsreferendar in Berlin, entſagte aber dann ganz der juriſtiſchen Laufbahn und gab ſich dem literariſchen Berufe hin, wo er ſich den Namen Willibald Alexis wählte, da ſeine Univerſitätsgenoſſen ihn ſo zu nennen gewohnt geweſen waren. Seit einigen Jahren iſt er glücklich verheirathet, Hausbeſitzer und Bürger in Berlin, und beſchäftigt ſich viel mit den materiellen ſo wie mit mancherlei ſozialen Intereſſen der Gegenwart. Sein Sommeraufenthalt iſt meiſt in dem Luſtſchloſſe Hönigsdorf, wo er ein ihm eigenthümlich gehörendes Schweizerhäuschen bewohnt.

Außer den obengenannten literariſchen Artikeln iſt er im Gebiet der Novelle, der Reiſeliteratur, der Ballade, ja ſelbſt des Dramas (Prinz von Piſa und verwunſchner Schneidergeſell) vielfach beſchäftigt geweſen, und ſeine kleinen Novellen ſind bereits mehrermale geſammelt worden.

Wir freuen uns, hier zum erſten Male ſein ſehr ähnliches Bruſtbild unſern Leſern darbieten zu können. Th. Hell.

Blätter aus meinen Erinnerungen.

Von

Dr. W. Häring (W. Alexis).

Einige Theatererinnerungen.

Wir sind keine theatralische Nation, aber durch ein halbes Jahrhundert war das Theater unsere Bildungsschule. Wer das leugnen möchte, der sei verwiesen auf Wilhelm Meister. Wenn der anerkannt vorzüglichste Lebens-Roman des ersten Dichters eines Volkes mit und fast nur mit den Theaterverhältnissen sich beschäftigt; wenn sie Staffage und Hintergrund sind, und der Held in den Versuchen, auf den Bretern ein Mann zu werden, seine Lebensschule durchmacht, bis er zur Erkenntniß kommt, daß er kein Schauspieler ist, so leugne Einer die Wichtigkeit, die das Schauspielerwesen für die Deutschen hatte. Es ist ein unbestreitbares Factum. Und nicht für einen Ort, für einen Strich allein unsers Gesammtvaterlandes. Der Focus dieser Bildungsschule war nicht in Berlin, nicht in Hamburg und Weimar. In Mannheim, Wien, Breslau, allüberall, wo die Bildung aus der Gelehrsamkeit zur Aesthetik überging, konnte sie des Theaters nicht

entbehrten. Der Mangel eines öffentlichen Lebens — sie waren sich dieses fehlenden Lebensprincips nicht klar bewußt, aber das dunkle Gefühl des Entbehrens war da — trieb die ernstesten, tiefsten Geister, sobald sie sich aus der Einsamkeit der Gelehrtenstube emancipirt, zum Theater. Sie versuchten das Wort lebendig werden zu lassen zum Volke durch den Mund des Mimen. Das thaten ein Klopstock, ein Lessing, ein Goethe, Schiller und Tieck; Keiner meinte sich etwas dadurch zu vergeben. Wenn der Sänger des Messias verunglückte, indem er seine glühenden Vaterlandswünsche von den Bretern herab dem Volke zurief, so glückte es dem größten Geiste seiner Zeit, Lessing, desto mehr. Welche gesunde Freudigkeit, welche heitere Lebenskraft, welche männliche Sitte und holde Frauenanmuth athmete seine Minna von Barnhelm. Ihre Wirkungen sind noch heute lebendig, und ist es poetisch auch keineswegs das reichste, vollkommenste Lustspiel der Deutschen, hier kann der Reichthum lernen, wie er sich selbst beschränkt, und mit Wenigem viel wirkt. In seinem Nathan predigte Lessing für eine kommende Zeit; seine Lehren klingen noch jetzt vollgültig. Und damit genügte sich nicht einmal der tiefe Forscher. Er stand dem realen Theater viel näher. Er schrieb Recensionen, eine Dramaturgie; er wollte selbst einst sich an die Spitze einer wandernden Truppe stellen. Der grüne Frühling war ihm langweilig geworden, im Theater sah er noch einen rosarothen Frühling für sein Volk. — Nächst seinem Götz hat Goethe mehr durch seinen Meister und seine Direction des Weimar'schen Theaters, als mittelst seiner Dramen selbst,

auf ſeine Nation Einfluß geübt. Wer aber faßt in wenigen Worten zuſammen, wie Schiller durch ſeine Tragödien auf die ideale Sinnesrichtung der Deutſchen wirkte. Jetzt erſt, wo er verſchwindet, wäre es an der Zeit, den Umfang des Einfluſſes zu ermeſſen, den der Sänger von der Bühne herab auf unſere Nation übte.

Dieſe ſchönen Träume ſind nun längſt vorüber. Das Theater iſt etwas andres geworden; weder iſt es mehr eine Bildungsſchule, noch ein Circus, wo die Poeſie kühne Sprünge ihrer Laune verſucht. Es iſt eine zahme — doch was es iſt, weiß Jeder; ich wollte nur von dem ſprechen, was es war, und wofür es den Beſten unſerer Nation galt; und meine eigenen Erinnerungen wollte ich ſammeln, was ich davon miterlebt, was ich gehofft, geſtrebt, wie ich hingeriſſen wurde und getäuſcht, gleich Allen, die ſich dem Bacchantenzuge anreihen. — Ach wie ſchwer ward es Vielen, ſich von jener Vorſtellung loszureißen. Sehen wir doch noch immer den größten unter den lebenden Dichtern mit ſtiller Verehrung, mit Wünſchen, die, noch ſo oft getäuſcht, nicht erkalten, mit Hoffnungen, die an jedem aufglimmenden Funken ſich wieder entzünden, an der realen Bühne hangen. Wie bewahrt er die Traditionen der Vergangenheit als ein Heiligthum, und erwärmt ſich an der Erzählung von dem, was das deutſche Theater ſonſt war. Wie blitzt ſein Auge, wenn er von Fleck erzählt, von den Kämpfen der damaligen Jugend, als Iffland mit einer neuen berechneten Kunſt die vom Götterrauſch durchdrungene urſprüngliche von der Bühne zu drängen verſuchte. Uns Jün-

gern dünkt dies auch um deshalb befremdend, weil die romantische Schule nie selbst vom Theater herab gewirkt, ja nicht einmal Eingang darauf gefunden hat. Keines von Tieck's Dramen (ob doch sein Blaubart so nahe Anwartschaft darauf hat), nicht die der Schlegel, noch eines ihrer Anhänger hat von den Brettern herab gewirkt, und die Geschmacksrevolution, deren Urheber sie waren, fand dort gar kein Organ. Ja, das Theater trat sogar feindlich dagegen auf. Und doch diese Anhänglichkeit und Liebe dafür! Was, kann man fragen, muß das deutsche Theater gewesen sein, daß es so mächtigen Zauber übte auf die ersten Geister, und was hat es verschuldet, daß es wurde, was es ist!

Fünf und zwanzig Jahre etwa vor Beginn dieses Jahrhunderts und noch fünf und zwanzig Jahre im gegenwärtigen dauerte diese Glanzepoche. Während derselben repräsentirte die Bühne unsere geistige Bildung; sie war der Thermometer von allem, was in unsern Gefühlen vorging, in unsern Ansichten sich entwickelte. Ein Organ des Volkes, im besten Sinne; aus ihm hervor trat sie ins Leben, im Gegensatz zur Italienischen Oper, welche die Fürsten, als ein vornehmes Spiel, zum Glanz ihres Hofes unterhielten. So lange das deutsche Theater in Privathänden war, dauerte seine intensive Blüthe. Als es bedeutend geworden, als die Fürsten diese Bedeutung anerkannten, und ihr das Siegel aufdrückten, indem sie deutsche Hoftheater errichteten, jauchzten alle über diesen Sieg der Nationalität. Aber von dem Augenblick an war es um das Wesen geschehen. Daß man diese Hoftheater Nationaltheater nannte, daß man

ſie mit allem Glanz der Italieniſchen Oper umgab, daß die Künſtler, ſtatt des kärglichen Wochenlohns, durch glänzende Jahresgagen belohnt, durch Penſionsverſicherungen aufgemuntert wurden, daß durch die Theater große Hof- und Staatsfeſte gefeiert wurden, daß die Künſtler einen Ehrenrang in der Geſellſchaft erhielten, das wurde von tauſend Zungen als ein Fortſchritt der Bildung geprieſen, der Nationalität, der Aufklärung. Und es war doch der Wendepunkt. Nicht daß es ſogleich bergab ging; die Kunſt blühte und wucherte noch eine geraume Zeit auf der ſonnigen Höhe; aber ſie war entrückt dem natürlichen Boden, ihre Wurzeln, vielfach verſchlungen, gaben ſich noch ſelbſt Halt und Kraft, aber ſie ſchlugen nicht mehr nieder zur alten nährenden Erde. Getrennt vom Volke, aus dem es erwachſen, hielt, und mußte es ſich halten, an die Höfe, die es wieder hielten. Aus den Talgſtümpfchen waren ſtrahlende Oellampen geworden, aus den dunkeln Bretterbuden Marmorpaläſte, aus den vagirenden Schauſpielern angeſtellte Beamte mit und ohne Charakter. Nichts war vergeſſen bei der neuen Theilung der Welt, als, was es ſchon bei der alten war, der Dichter. Daß eine ſchöne Stimme, ein elaſtiſcher Fuß, eine transparente Leinwand mehr gilt, als das begeiſterte Gedicht, es iſt ſo oft geſagt, daß man ſich ſchämt es noch einmal zu ſagen. Die Geiſter, der Genius, und auch die großen Talente ſuchten andere Bühnen, als die Bretter, um zur Nation zu reden. Und ſelbſt die kleinern Talente, wie viele nehmen jährlich einen Anſatz und wenden dann mißvergnügt, verletzt dem Theater den Rücken. Es iſt kein Platz für ſie

da. Das Fabricirte reicht für das Bedürfniß aus. Vielleicht iſt es ſogar mislich neue Muſter auf den Markt zu bringen. Das Publicum würde am Ende aufmerkſam auf das, was man ihm giebt, und es nimmt es hin, weil es nichts anderes hat. Vergleiche ſind immer gefährlich. Und wie die Sachen ſtehen, ſind die Directionen kaum zu tadeln, denn, wie träg und verdroſſen auch, die Maſchine arbeitet doch fort. Dadurch daß man auf ihren hinkenden Mechanismus und auf neue Agentien aufmerkſam macht, wird noch kein neuer Organismus ins Werk geſetzt. Die jungen, zurückgeſchreckten Talente ſprühen freilich Feuer und Flamme. Groll und Ingrimm, wenn er gar nichts wirkt gegen die ſtoiſche Apathie, geht aber allmälig in Gleichgültigkeit über. So ſteht jetzt die Nation dem deutſchen Theater gegenüber. Sie iſt völlig gleichgültig geworden gegen ein Inſtitut, für das die Väter glühten, ſchwärmten: das unſere Beſten hegten und pflegten. Sage man nicht, daß dieſe Apathie allüberall gleich iſt. Für die beſſern Erzeugniſſe der Poeſie, der Kunſt giebt es noch eine Theilnahme, die ſich dann und wann losringt aus der vornehmen Krufte, mit der uns die ſociale Bildung umſchloſſen. Wenn nicht laut, ſo iſt ſie warm. Für das Theater iſt ſie ausgeſtorben. Es exiſtirt kein Publicum mehr im alten Sinn. Die Claſſen, die früher dafür und mit lebten, haben ſich zurückgezogen. Es ſind aufwachſende Generationen, novi homines, novi ordines, die die Theaterräume füllen. Sie ſuchen Zerſtreuung, Unterhaltung, das ehemalige Intereſſe für das Weſen iſt fort und verſchwunden wie das ehemalige Publicum.

Hof, und um mein Schrecken zu mehren, sahe ich ungewöhnliches Hin- und Herlaufen in Heinrichs Zimmer. Eine namenlose Angst bemächtigte sich meiner, immer die Hand an der Thür, die zu der Mutter führte, hatte ich doch nie den Muth, sie zu stören. Da hörte ich durch den fallenden Regen lautes Klopfen an der vorderen Thür des Hauses. Es klopfte lange und heftig, endlich ward Bewegung im Hause, ich vernahm das Oeffnen der Thür und eine Stimme, die mir wie Bernhards Stimme tönte. Es war mir in diesem Moment, als ob mein Schutzgeist zurückkehrte, ob ich gleich nicht begriff, wie dies schon möglich wäre. Aengstlich lauschte ich, und wie klopfte mein Herz vor Freude, als ich ihn über den Hof kommen und auf Heinrichs Wohnung zueilen sah. Das Windlicht in der Hand des Bedienten zeigte mir seine ganze Gestalt, er war in einen weiten Mantel gehüllt, und triefte von Regen. Meine Besorgniß wich nun der Ruhe, denn ich wußte einen wahren Freund bei Heinrich. Zitternd vor Kälte legte ich mich nieder, horchte noch lange auf die Unruhe, die im Hause zu herrschen schien, und dachte über die Ursach von Bernhards schneller Rückkunft nach, bis Müdigkeit meine Augen schloß und den Faden meiner Gedanken zerriß.

Als ich am andern Morgen beim Frühstück erschien, gab mir eben jener Bediente, der Herrn Bernhard in der Nacht eingelassen hatte, ein Billet von ihm, mit

Dieſer apathiſche Zuſtand, ſo niederdrückend er für die Schauſpieler, ſo bequem iſt er für die Lenker des Theaters. Sie erfüllen ihre Pflicht gegen die unter ihnen und gegen die, welche über ihnen ſtehen. Dieſen gehorſam, lauſchen ſie auf ihre Wünſche; das ſichert ihre Stellung. Jenen geben ſie täglich Brod. Was kann die Menge mehr fordern! Und auch in ihrem Bewußtſein ſind ſie gerechtfertigt; denn wenn auch Einer einem neuen Impuls folgte, er weiß, er kann es nicht durchſetzen. Wo ſind die Leſſing, Goethe, Schiller? Wo die Schröder, Brockmann, Fleck? Wo das Publicum, das mit Talglichtern, zwei und drei Anzügen und grauen Couliſſen ſich begnügte? Wo endlich hat ſich nur einmal eine prometheiſche Kraft geregt, um durch eine Revolution eine neue Aera hervorzubringen? — Nirgends. Was Schreivogel (Weſt) in Wien, Tieck in Dresden, Immermann in Düſſeldorf verſuchten, das war conſervativer Natur. Sie wollten das alte Theater wieder herſtellen. Es ging nicht. Hof, Publicum, Mimen, Dichter, Niemand half. Sie erndteten nur Undank. Schreivogel wurde ſeines Amtes entſetzt und ſtarb vor Gram. Tieck hofft noch immer, und umwebt ſeine ſchöne Dichterſtirn mit ſchönen Illuſionen. Immermann legte ſeine Direction nieder, und ihn hatte ein kleiner Hof und ein Publicum, das zur Hälfte aus hochgebildeten Kunſtjüngern beſtand, unterſtützt. Wenn ſolche Geiſter keine Reformation, oder Reaction, wie man will, vermochten, was fordert man von Hofbeamten, die an die Spitze unſerer Theater geſtellt ſind! Sollen ſie gerade das Unmögliche

verſuchen. Gehen laſſen, wie es geht, und ſie ſind im Recht.

Die Oper hat das deutſche Schauſpiel todtgeſchlagen, ſo wird geklagt. Wenn ein theurer Freund uns ſtirbt, ſo ſucht man freilich nach allen Gründen, warum er ſterben müſſen, ob er erkrankte an Erhitzung oder Erkältung; den beſten Troſt aber bringt der Arzt. Der obducirt ihn und findet ein organiſches Uebel, das ihn abſolut nicht leben ließ, und es iſt ein Glück, daß es noch ſo und ſo kam. So geben wir uns denn, und ſagen, es ging nicht anders. Das deutſche Theater war das Organ des deutſchen Volkslebens. Aber dieſes Leben iſt inzwiſchen gewachſen, ganz in der Stille, unvermerkt ſelbſt denen, die mitleben; die Stimmen auf den Bretern reichen nicht mehr aus, die Töne der Bruſt wiederzugeben, die Räume ſind zu eng. Das neue Theater iſt noch nicht gebaut, das Organ iſt dafür noch nicht da; aber es wird nicht fehlen, wenn das Bewußtſein in der Stille gereift iſt. Dieſe Stille des Werdeproceſſes iſt ja das deutſche Charakteriſticum. Den vorlauten Schreiern kann man auf den Mund klopfen: eine naturgemäße Geburt kann man nicht unterdrücken, auch durch keinen Bethlehemitiſchen Kindermord. Das wahre Kind, über deſſen Wiege die Sterne ſchienen, bleibt am Leben.

Karl v. Holtei hat letzthin ſein theatraliſches Teſtament niedergelegt. Eine Korallenſchnur von bittern ſchmerzlichen Empfindungen eines deutſchen Theaterdichters. Er kennt die Sache. Alles wahr, bitter ſchneidende, tief empfundene ſtachelnde Epigramme, in anmuthig leichten Gedichten. So

witzig und poetisch gefühlvoll hat noch Keiner den Jammer der Theaterzustände zusammengefaßt. Vor zehn — fünfzehn Jahren hätten diese Gedichte eine schlagende Wirkung hervorgebracht, warum heute nicht? Weil sie eine Vergangenheit behandeln, die man selbst nicht mehr elegisch zu berühren gewohnt ist. Er führt uns eine Reihe klagender Gespenster auf. Sie lebten einmal, ja; aber nun leben sie nicht mehr. Was sie aus den Gräbern beschwören, um Klagen in die Luft zu hauchen, die uns nicht mehr berühren, weil wir uns mit der Misere abgefunden haben! — Und doch, wer verdenkt den Schauspielern, den Dichtern, den Veteranen des alten Theaterpublicums diese Klagen! War es nicht die geistvollste, reichste, umfassendste Kunst? War nicht Raum auf dem Theater, um alles zu behandeln, was den Geist interessirte, das Herz berührte? Die Gegenwart konnten sie in ihrer Quintessenz zur Anschauung bringen, die Vergangenheit heraufbeschwören; waren die Blicke in die Zukunft abgeschnitten? Nein, unter Allem, was der Mensch ersonnen, das Leben zu erheitern, war es das sinnvollste Vergnügen, und mehr als Vergnügen. Unsre Väter fanden neben der Lust den tiefen adligen Schmerz, neben der Unterhaltung die Belehrung im edelsten Sinne. Es ist der Klage werth, daß es nicht mehr ist, was es war.

Die Geister und die Talente haben sich anderwärts hingewandt. Vielleicht sind Viele auch noch im Suchen, was ihnen den Verlust ersetze. Was aber unsere Knabenwelt ohne Theater anfängt, das weiß ich nicht! Denn das beachte man als ein Zeichen jener Zeit: die Jugend spielte, was

dem Alter ein Ernſt war. In den Kinderſtuben, auf den Schulen, auf den Gymnaſien ſogar wurden Komödien aufgeführt. Man lernte die claſſiſchen Dramatiker auswendig, machte ſich aber auch ſelbſt Stücke. Man ließ auf Theatern von Pappe Figuren am Drahte reden und handeln, man baute aber auch für ſich ſelbſt eine Bühne.“ Uns fehlt es an guten Parodien unſerer Meiſterſtücke: (Einige beloben es, andere beklagen es); die Knabenwelt damals lieferte ſie im guten Glauben. Denn kein Drama, was Aufſehn gemacht, das nicht ſofort von ihnen in ihrer Art aufgeführt wurde; ein ſicheres Mittel, um ſeine draſtiſchen Momente herauszuheben. Denn wo geſchlagen, geſtochen und geſchimpft wurde, das fand den meiſten Anklang. Daher, wie ſich von ſelbſt verſteht, die große Beliebtheit der Ritterſtücke. Unter den Knaben erhielten ſie ſich noch, nachdem ſie längſt vom Theater wieder verſchwunden waren. Fetzen wenigſtens; und waren bei den Meiſten auch die Helme und Schilde und Lanzen die Hauptſache, man behielt doch auch einige tönende Namen und Floskeln, kurz es mußten auch Worte bei der Sache ſein, wenn gleich die Worte nur das unumgängliche Präambulum zu dem erfreulichern Gefechte oder dem ſeelenquickenden Durchſturm waren. Ob das eine gute Erziehung war? Das weiß ich nicht; es war aber ein ſehr hübſches Vergnügen. Und was erſetzt den heutigen Knaben dieſe geſunden heitern Spiele? — Sie ſpielen Eiſenbahn, Seereiſen um die Welt; ich ſah ſogar Kinder „Cholera ſpielen“ wie ſie es nannten. Sie wickelten eine Puppe in einen Wagen und fuhren ſie zur Beſtattung. Die glück-

liche Kinderwelt, der Alles zum Spiele wird! Noch aber ſah ich wenigſtens kein Spiel, was, mit ſo wenig Apparaten ſo dauernd die Aufmerkſamkeit beſchäftigte, und ſo anregend auf den Geiſt wirkte. War man doch von ſelbſt gezwungen, aus ſich heraus zu ſchaffen und zu bilden. Darum verdarben auch, können ſtrenge Pädagogen einwenden, ſo viele geiſtreiche Knaben, und wurden ſtatt Gelehrte und Geſchäftsmänner Schauſpieler. Wenigſtens wurden damals viel gute Schauſpieler, und die haben wir heut nicht. An Gelehrten und Geſchäftsmännern aber hat es weder damals in Deutſchland gefehlt, noch fehlt es jetzt.

Gewiß nicht Alle brachten es ſo weit als Wilhelm Meiſter: daß ſie fühlten, Gott und Natur habe ſie zum Schauſpieler beſtimmt, und es ſei nur eine Caprice der Verhältniſſe, die ſie in den Schranken des bürgerlichen Lebens feſthalte. Aber wer, mit geiſtiger Regung, hat nicht irgend einmal wie er geſpielt! Der Vorwurf iſt ungerecht, daß Goethe ſtatt einen Character zu zeichnen, ein Product der Nationalität, aus eigenwilliger Laune irgend einen ſpieleriſchen Schwächling herausgegriffen und den als Prototyp deutſcher Jugend hingeſtellt habe. Mehr oder minder wilhelmmeiſterten wir Alle. Das iſt eine Schmach der Zeit, ruft man uns heute zu. Freilich haben wir in Deutſchland lange geträumt, und in Phantaſiegebilden eine Weſenheit geſucht; ſogar da noch, als die Stützen der alten Welt zuſammenbrachen, und in den Flammen und dem Sturmwirbel unſer Vaterland verſchlungen zu werden drohte, ja ſogar da noch, als gewaltige Stim-

men und erweckten und Schwert und Fahne in die Hand drückten. Ja da noch, als wir das Schwert zückten und die Fahnen flattern ließen und unser Blut versprützten für des Vaterlandes Rettung, da noch geschah es von unserer Seite, wie man sich eben in der Noth einmal anstrengt, ein schweres, saures Geschäft abzuthun, um nachher in gewohnter Ruhe und Muße sich zu erholen. Als es abgethan war, und Deutschland wieder deutsch, wie viele Deutsche kehrten da zum Theater zurück, woran die Franzosen sie so lange gestört. Nun freilich ist es anders, ob aber besser? Ich meine mit unsern Jugendspielen. Unsere Knaben reifen weit eher zum Ernst des Lebens, die Phantasie spielt weit weniger mit als ehemals. Daher kommt es denn aber auch, daß Jünglinge in dem Alter, wo sie sonst etwa in genialem Drange die Pandecten hinter den Ofen warfen und zu einer wandernden Truppe liefen, sich nicht schnell genug zum Examen drängen können, und über das Examen hinaus, und über die Anstellung hinaus, schon speculiren auf die dereinstige Pensionirung! Ich sage nicht, daß die Posse absolut mit der Theaterluft verbunden war; aber es war ein Spiel, das der Phantasie Nahrung gab, das den Geist lebendig erhielt. Was konnte das Spiel dafür, daß unser Geist gerade das kleine bretterne Theater für die letzte größte Schaubühne hielt, worauf er sich bewegen könne. Die Bühne unserer practisch erzogenen Knaben, ist sie umfassender, wirkungsreicher? In Amt und Brod zu sitzen, verbessert und decorirt zu werden, und dereinst im Sorgenstuhl auszuruhen! Das, allge-

mein gefaßt, wäre freilich ein ungerechter Vorwurf gegen die Jetztwelt. Induſtrie und Kunſt haben viele andere Zweige ehrenwerther Thätigkeit eröffnet, und werden deren immer mehr eröffnen, die das Volksgefühl erſtarken; aber iſt das die beſte Vorerziehung, wenn die Knaben ſchon Mechanik und Staatskunſt ſpielen? Wird die Poeſie ſchon aus der Kinderluſt verdrängt, weh dann dem Lebensbaum, der auf den trockenen Wurzeln in die Höhe ſchießt!

Daß wir das Theater als ein Organ des Volkslebens, als einen Hebel der Volksbildung, untergehen ließen, iſt und bleibt ein arges Verſehen, und die Genien der Nation, tragen mit an der Schuld, welche dem horaziſchen: et prodesse volunt et delectare poetae ſeine Geltung beſtritten. Es ſoll Alles nützen, warum die Poeſie nicht auch? Freilich der Maßſtab der Nützlichkeit iſt ein weiter. Die Moral, welche Iffland predigte, war ein ſehr untergeordneter Nutzen; was iſt denn aber ſeitdem Beſſeres gekommen? Hat die Poeſie allein, als höchſtes Ziel ihrer ſelbſt auf dem Theater ſich Geltung verſchafft? Sie wollte ſelbſtſtändig daſtehen, ſie verſchmähte die Induſtrie. Wie bitter hat ſich das an ihr gerächt. Nun hat die Induſtrie allein ſich der Bretter bemächtigt. Man wollte nur die Schönheit und nicht die Belehrung, und nun hat man nur das Vergnügen, das allerwohlfeilſte, was die Sinne kitzelt. Ifflands Anſichten von der Welt waren philiſterhaft, beſchränkt waren ſeine Kreiſe: vornehme Böſewichter und ehrliche arme Leute, ſchurkiſche Beamte und

tugendhafte polternde Bürger, verderbte Städter und sittenreine Landleute. Aber er brachte doch wirkliches Leben auf die Bretter. Hätte man so fortgefahren, wie das bürgerliche Leben sich fortentwickelte, es in Theaterpoeſie überſetzt, es wäre vielleicht etwas daraus geworden, was heute nicht iſt. Wer darf denn heute wagen unſere wahrhafte Gegenwart nur ſo auf die Bretter zu ſtellen, als Iſland vor funfzig Jahren die ſeinige? —

Aber ein eben ſo wichtiger Stoff als die Gegenwart iſt für die Bildung eines Volkes die Weiſung auf ſeine geſchichtliche Vergangenheit. Welch ein mächtiges Organ wäre da die Bühne geweſen, den nationalen Sinn zu erwecken, zu kräftigen! Das ließ man aus der Hand! Einerſeits möge die Schuld ruhen bleiben auf den Schultern unſerer älteren Hiſtoriker und Dichter. Bei jenen, weil ſie uns unſere Geſchichte nur als eine trockene Korallenſchnur von Haupt- und Staatsactionen aufſtiſchten, ohne den lebendigen Athem, den Volksgeiſt, der dieſe Thaten nährte, ins Leben rief, erklärte. Bei dieſen, weil ſie von jenen irre geführt, meinten, es ſei in der deutſchen Geſchichte wenig poetiſches, zumal in der nächſten vor uns, deren Fäden noch in die Gegenwart auslaufen. Von der Thorheit ſind wir nun endlich geheilt. Welche Revolution, nicht im Geſchmacke ſeines Volkes allein, nein, bei allen Nationen in der ganzen gebildeten Welt, hat Scott gerade dadurch hervorgerufen, daß er hiſtoriſche Ereigniſſe, die noch in den Traditionen des Volkes lebten, behandelte, daß er die lebendige Wechſelwirkung zwiſchen der That und der Stim-

mung und Geſinnung im Volke ſich zur Aufgabe ſetzte. Wie hat er, nicht Schotten und Engländer allein, nein alle Nationen dadurch aufmerkſam gemacht auf die poetiſchen Schätze, die noch in ihrer Geſchichte ſchlummern, oft grade in den Epochen, die der Hiſtoriker gleichgültig übergeht. Denn was wußten wir bis da aus Hume und ſeinen Nachfolgern, welche mächtigen Volksgefühle, welche ſchwärmeriſche Liebe in den ſchottiſchen Familien für ihre alte Zeit, für das vertriebene Königshaus ſchlummerten; Handlungen hervorlockend von ſo romantiſchem Intereſſe, daß die Erfindung dagegen matt erſcheint. Die Novelliſtik hat ſeitdem allüberall geſchärft, gewühlt, ausgebeutet. Freilich mit ſehr verſchiedenem Erfolge; jedoch mit dem gewiſſen Reſultate, daß die Geſchichte eines jeden Volkes noch reich genug iſt, um dem Dichter Stoff zur Erweckung vaterländiſcher Intereſſen zu bieten. Und iſt der Stoff nur allein für den Romanendichter? Welche Bedeutung hätte das deutſche Theater für unſer Volk gewinnen mögen, hätte es ſich dieſer Aufgabe bemeiſtert! Fehlten etwa die Kräfte? Ging nicht Schiller voran? War kein Heinrich von Kleiſt da? Wäre gerade dieſe Richtung aufgemuntert worden, als das Theater noch lebendig war, wahrhaftig an Characteren und Thaten hätte es nicht gefehlt. Das deutſche Volk hätte auch von ſeinen Bretern herab erfahren können, daß es ein Volk war, und welches ſeine Eigenſchaften, die es pflegen, vor denen es ſich wahren ſoll!

Die Hiſtoriker und Dichter aber tragen nicht allein die Schuld. Als man den Impuls fühlte, vaterländiſche

Gegenſtände auf die Bühne zu bringen, verwies man die Dichter ſtatt ſie aufzumuntern und zu belohnen, daß ſie ſich an nächſten und uns verſtändlicher hielten, auf untergegangene Geſchlechter auf die graue Vorzeit. Was ſind die Hohenſtaufen dem heutigen Publicum? Heroen der Mythe. Der Dichter muß zuvörderſt erzählen, wer ſie waren, was ſie thaten. Unſere Vorväter, die wir kennen, von denen wir Bilder beſitzen, deren Werken wir noch täglich begegnen, von denen uns alte Leute erzählen, wie ſie ausgeſehen, wie geſprochen, was würden dieſe auf der Bühne wirken! Selbſt in den ſchlechteſten Abriſſen, oft Pfuſcherarbeit, franzöſirt, wie wirkt ein Friedrich auf der Bühne! Wie ein Kosziusko! Wäre der neue Stoff ſo durchaus dürftig, wo die Geſchichte in Friedrichs Flucht und Katt's Tod ein Drama voll gewaltiger Charaktere und tragiſchen Intereſſes von ſelbſt geliefert hat, dagegen alle Dichtung ſchwach iſt. Aber was zu Eliſabeth's Zeiten für ſittlich, groß und edel galt, würde unſrer puritaniſchen Scheu Frevel dünken! Tadelt man doch kaum den großen Kurfürſten auf dem Theater. Pietät nennt man dieſe Scheu, und vielleicht mit Recht jetzt, wenn man würdigt, was das Theater geworden: aber die Scheu könnte auch ein anderes Motiv haben. Die Vergangenheit, wenn ſie zur Gegenwart redet, ſpricht immer von der Zukunft.

Die Knaben zu meiner Zeit, wenn die poetiſche Ader ſich in ihnen regte, dichteten Tragödien. Es ging nicht anders. Lieder, das war damals eben nichts. Luſtſpiele, man ſagte uns, die wären ſehr ſchwer zu ſchreiben. Das

der Versicherung, daß es geschrieben wäre, ehe Bernhard in die Krankenstube getreten sey. Es enthielt folgendes:

Gnädiges Fräulein, ich erfuhr die Krankheit meines lieben Zöglings, und kannte keine heiligere Pflicht, als zu ihm zu eilen. Jetzt sehe ich Ihre Absonderung von ihm, und ermesse leicht den Schmerz einer so zärtlichen Schwester. Wie glücklich bin ich, Sie beruhigen zu können! Lassen Sie nun keine Sorge für seine Pflege Ihr Herz drücken. Alles, was die zärtlichste Liebe, die sorgsamste Wachsamkeit kann, werde ich an Ihrer Statt thun und stolz seyn, in der Hoffnung, daß Sie mir diese Pflicht vertrauensvoll überlassen. Ich eile jetzt zu ihm. Noch einmal, seyn Sie ruhig. Heinrich ist unter den Augen seines besten Freundes.

Dieser Zettel war fast unleserlich geschrieben, ich verbarg ihn, und trocknete die Thränen der Rührung, die er mir entlockte. Es war mir, als wäre dieser Trost eines treuen Freundes nur für mich, und so wenig er etwas geheimes enthielt, dünkte mich doch, meine Mutter dürfe das Billet nicht sehen. Ich sagte ihr im Allgemeinen, daß Herr Bernhard auf die Nachricht von Heinrichs Krankheit wieder gekommen sey; mein Vater — den der Wille seiner Gattin — eben so wie mich der Zwang von Heinrich entfernt gehalten hatte, freute sich innig darüber — meine Mutter lobte ihn kalt, und befahl nur ein für allemal, daß

ſchien uns wunderbar aber nicht der Mühe werth darüber nachzudenken. Novellen waren auch noch nicht Mode. Die kleinen Erzählungen in Becker's Erholungen, komiſche Anecdoten, kleinſtädtiſche Sittenbilder, die gehörten doch nicht zur Poeſie. Trauerſpiele, fünfactige, das war die einzig würdige Aufgabe für einen Dichter, der noch nichts gedichtet. Mit fünfzehn, ſechszehn Jahren hielt man ſich der Aufgabe für vollkommen gewachſen. Gäbe es darüber ſtatiſtiſche Nachweiſe, es würde die Nachbarn in Erſtaunen ſetzen, wie viel Tragödien in Deutſchland jährlich nicht zu Markte kamen, aber in den Pulten ſich anhäuften. Nur die kleine Zahl der Bekannten des Dichters war ſo glücklich oder ſo unglücklich, im geſchloſſenen Kreiſe aus ſeinem begeiſterten Munde ſie zu hören. Viele thaten auch das nicht. Sie hüteten ihre Manuſcripte wie einen Schatz. Die Welt ſollte ihn heben. Ausplaudern vorher konnte der Ueberraſchung, dem ungeheuren Eindruck ſchaden, auf den man mit Gewißheit rechnete. Dann folgten auf die Momente der Spannung und Erwartung, wenn das ſauber mundirte Manuſcript den Theaterdirectionen zugeſandt war, die furchtbaren der Enttäuſchung. Eine Welt brach zuſammen, die Sonne ſchien nicht mehr hell. Kabale und nur Kabale regierte in jenen Regionen, und die Frage: Sein oder Nichtſein? ſchwebte vor manches Jünglings getrübter Stirn. Doch man ermannte ſich, man wollte ſein Werk drucken laſſen, um das Publicum zu überführen, wie die Theaterrecenſenten urtheilten, welche Schätze ſie von ſich wieſen. Ach, die Antworten der Buchhändler lauteten nicht tröſtlicher.

Sie waren immer mit Unternehmungen ſchon zu ſehr überhäuft. Ich weiß es aus dem Munde eines namhaften Buchhändlers, daß derſelbe im Durchſchnitt jährlich ein hundert deutſche Originaltragödien, ohne Honorar hätte drucken können! *)

Gegen dieſe Jugend wäre der Vorwurf ungerecht, daß ſie die vaterländiſchen Stoffe überſah. Es gab eine Zeit, wo unter zehn aſpirirenden Dichtern wenigſtens ſieben den Untergang des letzten Hohenſtaufen dramatiſirten. Mögen doch auch an ein Dutzend Trauerſpiele: Konradin wirklich erſchienen ſein. Welche Abſtufung der Behandlung läßt der Raum zwiſchen dem alten Klingerſchen und dem Raupachſchen zu. Man könnte darin die Geſchichte unſerer Aeſthetik ſtudiren. Auch ich habe natürlich meinen Konradin geſchrieben. Es geht oder ging wunderbar darin zu. Jeder Akſchluß voller Ahnungen, Vorbedeutungen. Die ganze Geſchichte der Hohenſtaufen, war es mir gelungen, auf gewiſſe Schickſalstage zu reduciren; Alles, was die großen Kaiſer gethan und gelitten, hing an einem fataliſtiſchen Schnürchen, obgleich ich mich nicht mehr entſinne, ob es eine Zigeunerin war, die dem erſten Hohenſtaufen des Hauſes Glück und Unglück voraus verkündete, weil er ihr einen Scherf abſchlug. Kein Wunder! Wir hatten den Calderon verſchlungen, Werner, Fouqué glänzten, und Müllner war der

*) Ob das nicht auch eine Speculation geweſen wäre: alle Trauerſpiele zu drucken, unter der Bedingung, daß jeder Dichter ein Exemplar kaufen müſſe?

Held der Breter. Wie lange hat dieſer fataliſtiſche Spuk auf dem deutſchen Theater gewirthſchaftet, getragen von einer blumenreichen ſchwülſtigen Sprache, die unerfahrnen Gemüthern für Poeſie galt. Nur das iſt merkwürdig, daß er von keiner neuen Gattung todt gemacht wurde. Er ſtarb allmählig hin an Entkräftung.

Doch war Konradin nicht mein erſtes Drama, auch nicht mein erſtes hiſtoriſches. Dies hieß Herzog Othelrich und behandelte, nach einem vergeſſenen Ritterromane, die Schickſale des Böhmenherzogs Udalricus, und deſſen Kämpfe mit ſeinem Bruder Jaromir. Das war lauter Stoff, kernige Handlung, nichts fataliſtiſches, feudaliſtiſches und noch weniger ein Reflexions-Drama. Ein herrlicher Stoff. Böhmen iſt in der Gewalt der Polen. Ein alter böhmiſcher Patriot, der Ritter Berka, beklagt in einem Monolog auf ſeiner Burg das Schickſal des theuren Vaterlandes, das von den Feinden zerriſſen wird. Sein ſchwacher, ſchlechter Regent, Jaromir, wird von den Feinden auf dem Wisherad belagert. Ja, lebte Herzog Othelrich noch, der, von ſeinem Bruder verdrängt, in Deutſchland umkam oder gefangen ward, dann ſtände es anders! Da wird ein Pilger gemeldet. Er bringt dem Ritter Kunde, daß Othelrich in der Fremde geſtorben; zum Zeichen deſſen, überreicht er ihm das Schwert deſſelben. Berka küßt es, und jammert, nun ſei Böhmen verloren. Da gewinnt der Pilger die Ueberzeugung, daß der Ritter es redlich mit ſeinem Vaterlande meint, und er ſich ihm entdecken kann. Er wirft den Mantel ab: Othelrich lebt, und ich bin es!

Er ist wie Ludwig der Springer aus der Haft in Giebichenstein zum Fenster hinaus in die Saale gesprungen, vermuthlich weil dort die Gelegenheit zu solchem Wundersprunge so sehr lockend ist, und kommt, um Böhmen zu befreien. Dies geschieht denn auch sofort im zweiten und letzten Akte. Es ist Nacht. Jaromir macht einen Ausfall aus dem Wiskherad. Othelrich greift an, die Polen werden geschlagen, Böhmen wird frei. Aber die Brüder gerathen sogleich auf Anstiften eines bösen Werfowetz aneinander, und, entweder kommen beide um, oder doch Jaromir gewiß, ich erinnere mich dessen nicht mehr genau, und der Vorhang fällt. Damen kommen nicht vor. Das Stück hatte Glück. Keine Direction hat es zurückgesandt. Es ist etwa dreimal aufgeführt worden, doch würden Kunstfreunde vergeblich in den Theaterregistern danach suchen. Die Bühne existirt nicht mehr, wo es gespielt ward, die Schauspieler waren wir selbst, und mit Inbegriff des Zwischenaktes dauerte die Aufführung zwischen zehn Minuten und einer Viertelstunde. Ich war etwa dreizehn Jahr alt, als ich es schrieb. Alle Schauspieler und der Dichter besonders wurden gerufen. Doch keine Rosen ohne Dornen. Als ich eine Dame bat, mir aufrichtig ihre Meinung zu sagen, welcher von den Darstellern ihr am Besten gefallen, nannte sie natürlich mich. Ich hatte den Böhmischen Patrioten gespielt. Als ich sie aber dringend ersuchte, es komme mir nur auf Wahrheit, nichts als Wahrheit an, erklärte sie: nun dann sei es der mit dem blanken Schilde gewesen. Ach Gott, dem hatten wir, weil er zu Weihnachten einen Helm und Schild ge-

ſchenkt bekommen, und ſo dringend am Tage der Aufführung bat, mitſpielen zu dürfen, eben dieſer herrlichen Requiſite wegen, eine ſtumme Rolle gegeben. Er ſtand mit ſeinem Schild und Speer vor meiner offnen Thüre Schildwacht, während ich meinen Monolog hielt; und nachher ſchlug er in der Polenſchlacht wacker mit. Auch noch eine andere Kränkung! Ein älterer Freund ſchmolz meinen Dialog in Verſe um, und ein zweiter bearbeitete ſogar mein Trauerſpiel und ſchrieb auf den Titel: „Othelrich u. ſ. w. verbeſſert von M.....!“ Mir war es ja nur um die Sache zu thun geweſen; nur durch die Wahrheit der Gefühle und Situationen wollte ich wirken, nicht durch den Schmuck der Diction. So wurde denn meines Berkas Monolog, der ſo einfach und natürlich das Stück anhebt: „O Berka, ſo wäre denn nun endlich der Augenblick gekommen, wo Böhmen eine Polniſche Provinz geworden!“ in die Jamben umgeſchmolzen:

So wär denn, Berka, nun die Stunde da,
Wo Böhmens Krone Polen angehört!

Sei's daß meine Tragödie dadurch beſſer wurde, oder nicht, ich verſchmerzte die Kränkung; denn daß zwei Dichter (ſie ſind Beide jetzt namhafte Gelehrte) ihre Kräfte an denſelben Stoff wandten, bewies doch für die draſtiſche Kraft des Sujets, und ich war es, der es ins Leben gerufen. Ach, und das Stück ſelbſt war auch nicht die Hauptſache; aber die Proben, die Helme und Papp-Harniſche und Schwerter und die Kuliſſen, und die Nacht und die Blitze, die wir machten. Unter dem Podium

der Bühne (es war ein wirkliches Theater auf dem dann und wann kleine Truppen gespielt hatten) wühlten wir in Mull und Staub und fanden einſt wirklich eine blecherne Lanzenſpitze. Ein Schatz hätte uns nicht ſo glücklich gemacht.

Ach, dieſe goldene Zeit der Ritterſtücke! Was iſt alle Komödie von heut dagegen! Ich denke noch daran, wie wir von drei Uhr Nachmittags an vor den geſchloſſenen Hallen uns drängten, wenn Götz von Berlichingen, ein ſeltenes Freudenfeſt, auf dem Zettel ſtand. Drei Stunden ließen wir uns gerubig ſchieben und drücken, durch die dunkeln Hallen des Kunſttempels, um einen Vorderſitz im Parterre zu gewinnen. Drei Stunden in banger Erwartung, in einer Finſterniß, wie ſie mir für dieſe Vorhallen ſo ganz paſſend ſchien (die hellen Lampen des neuen Theaters dünkten mich noch lange nachher eine Entweihung des Myſteriums), angerauſcht von geheimnißvollen Lüften, und dann eine Belohnung dafür, dies Raſſeln der Harniſche, dieſe Männlichkeit, dies Volks- und Freiheitsgefühl! Freilich war es zuerſt nur dieſer blecherne Harniſch des alten Götz, ſeine eiſerne Hand, ſeine derbe Anrede an die Heilbronner, und der göttliche Schauſpieler, was den Knaben hinriß; aber wo hält der Sinn ſich nicht zuerſt am gröbſten Stoff bis er zum Geiſtigen ſich hinaufarbeitet! Dieſer göttliche Schauſpieler hieß Mattauſch. Er war ein Mann, hätten wir mit Hamlet geſagt, wäre uns deſſen Sprache ſchon geläufig geweſen. Verſe konnte er nicht ſprechen, er löſte ſie in Proſa auf; auch fehlten ihm,

glaube ich, einige Zähne, und er biß mit etwas gekniffenem Munde und kleingedrückten Augen die Worte heraus. Die Heftigkeit seiner Bewegungen schloß doch nicht eine gewisse Monotonie derselben aus. So griff er im Affect stets nach dem Kopfe, und riß den Hut, das Barret, oder, wenn es schon abgenommen war, die Haartour vom Scheitel, wie ich mich dessen noch deutlich entsinne, als er, im Macbeth die Nachricht erhält, daß Fleance den Mördern entkommen ist. Aber er war unser Held, unser Ideal; mit seiner Persönlichkeit identificirten wir den männlichen deutschen Ritter und es war uns eben so unbegreiflich, daß der selige Fleck den Götz noch besser gespielt haben solle, als es uns eigentlich verdroß, daß Mattausch auch andere Heldenrollen gab. Diese biderbe Miene, diese herzliche Derbheit, sein altes, schmutziges Hauswamms, seine Gebärden, sein Krächzen, sein Augenblinzeln, es war uns alles befreundet; wir waren wie zu Haus, und weinten und jubelten und schrien mit. Die alte deutsche Heldenrace, ich meine die auf dem Theater, das Entzücken der Jugend ist mit Mattausch zu Grabe gegangen. Die neue Kunstkritik duldete nicht mehr das göttliche Wüthen, unter dem die Kulissen zitterten und der Boden bebte. Sie sind alle auf den Bretern zahm geworden. Aber ich meine ein glücklicher Naturalist, der durch ein Wunder auftauchte, könnte aufs Neue Wunder wirken.

Götz von Berlichingen stand uns einzig da. Die Berliner Bühne unter Iffland's Leitung, brachte überhaupt wenig Neues. Die älteren Ritterstücke waren abgespielt. Kaum daß man Babo's Otto von Wittelsbach gab. Darin klirr-

ten vermuthlich die Harniſche zu wenig. Die „Jungfrau von Orleans“ ſtritt, was Ritteraufzüge anlangt, mit Werners „Weihe der Kraft“ um den Vorrang. Wir ſchätzten beide Stücke ihrer unterſchiedlichen Verdienſte wegen; aber der Götz war doch etwas anderes. Ob darum, weil wir den Götz (in ſeinen Kraftmomenten) ſelbſt aufführen konnten, was ſich aus verſchiedenen Gründen mit jenen nicht thun ließ, oder weil ein gewiſſes Gefühl uns überkommen, daß die Kraft der dramatiſchen Poeſie ſich kerniger in natürlicher Handlung, als in rhetoriſchem Schmucke, giebt? Die „Jungfrau“ wird ſich wohl auf dem deutſchen Theater erhalten, ſo lange es beſteht. Sie hat viel Einſchmeichelndes für die Sinne. Gegen die Weihe der Kraft erhob ſich ſchon in meiner Knabenzeit eine Oppoſition, welche, als ich Student wurde, zu offner Thätlichkeit ausbrach. Zacharias Werner war katholiſch geworden, ſeine „Unweihe der Kraft“ hatte die proteſtantiſchen Gemüther empört; und Iffland, ſo viel ich mich entſinne, und gehört, ſtellte den kernigen, durchdringenden Reformator, voll deutſchen Markes und urſprünglicher Manneskraft, durch ſeine Darſtellung nicht wieder her. Später gab die Rolle der katholiſche Mattauſch, und der Sturm brach los. Die Studenten pochten, ſie mußten dem Publicum, das bezahlt hatte, und der Polizei weichen; und etliche hundert (darunter Männer, jetzt in hohen Staats- Polizei- und Kirchenwürden) büßten im Karzer ihren proteſtantiſchen Eifer. Dennoch blieb der moraliſche Sieg auf ihrer Seite. Die „Weihe der Kraft“ mußte von der Bühne verſchwinden. Das „Käthchen von Heilbronn“

ließ Iffland nicht zur Aufführung kommen; es drohte der Kunstschule, an deren Spitze er stand, eine zu gewaltige Revolution.

Für meine Neigung zu Ritterstücken konnte ich eigentlich nicht. Es war Prädestination. An der Hand der Kinderfrau gerieth ich einmal hinter die Kulissen des Breslauer Theaters, als das Spießische Ritterstück: „Clara von Hoheneichen" gegeben ward. Erstochen lag vor mir ein edler Ritter in seinem Harnisch (leider nur von Leinwand; ich hielt es für einen großen Fortschritt der Kunst, als die Ritter in Berlin wirkliche Blechrüstungen umlegten), und den Mann erkannte ich. Er wohnte mit uns in einem Hause, und war ein guter Mann, und zeigte mir seine schönen Dolche und Ritterschwerter und Saracenensäbel, und seine Tochter war meine Spielcameradin, und er hieß Herbst. Ich schrie so laut auf, daß der Todte in die Kulissen rief: „Bringt doch den Jungen fort, er stört uns." Man beruhigte mich, und zu Hause erzählte mir des Schauspielers Tochter, die etwas älter war und ein kluges Kind, daß ich mich nicht fürchten solle, ihr Vater lebe. Er werde oft des Abends todt gestochen, lebe aber immer wieder auf. Ich glaubte vermuthlich, das komme von den Rüstungen her, denn die Erschossenen und Vergifteten, von denen ich hörte, lebten nicht wieder auf.

In Berlin herrschte die Kunst. Man war nicht der Meinung, daß der Harnisch den Mann mache. Es hält schwer für einen Knaben zu begreifen was Kunst sei. Fleck habe ich nicht mehr gesehen, Iffland in kaum bedeutenden

Rollen; er half als ein humaner Director aus, und begnügte sich oft mit kleinen Anstandsrollen; einen Eindruck hat sein Spiel auf mich nicht hinterlassen. Doch er war alt, und ich war ein Knabe. Die unendliche Feinheit und Anmuth im Spiel der Bethmann wirkte schon anders auf den Erwachsenen. Hingerissen hat sie mich auch nicht. Da standen noch einige andere Veteranen neben dem göttlichen Mattausch, Schauspieler von Schrot und Korn, keine Künstler, aber ihre Glieder waren in den Blechrüstungen aufgewachsen. Die Labes und Kaselitz schnallten sich nicht den Harnisch um; er saß ihnen am Leibe wie ein Theil desselben. Und zu diesen Resten der alten Ritter ein junges Blut, ein prächtiger Georg; ich will ihn nicht nennen, denn er lebt, glaube ich, noch auswärts, und die Berliner nannten ihn einen rohen Kulissenreißer. — Da starb Iffland, und es ward Platz für Ludwig Devrient. Noch steht mir klar der Abend vor der Seele, wo er als Franz Moor debütirte. Uns verging hören und sehen. Das war kein Schauspieler; oder war er's, dann waren die anderen keine Schauspieler. Wie tief in die Gewöhnlichkeit versanken, die wir Heroen schienen, gegen diesen Genius! Wir zitterten vor Grauen und Lust, es war eine Lust, ein Genuß, den wir noch nicht kannten, nie geahnt hatten. Iffland hatte Devrient bis dahin zurückgehalten, er war auch nicht einmal als Gast in seiner Vaterstadt aufgetreten, und es hieß, daß der alternde Künstler im klaren Bewußtsein dessen, was Devrient war, ein freundschaftlich wehmüthiges Abkommen mit ihm getroffen, daß er seinen Tod abwarte, bis er ihn ablösend seine

er nicht in unseren Bezirk käme, um uns die Gefahr mitzutheilen. Ihre Kälte verwundete mein Herz. Heinrich, der mir das heilige Vermächtniß einer sterbenden Mutter war, wurde von ihr immer mit Gleichgültigkeit betrachtet, und diese Gleichgültigkeit sprach sich jetzt doppelt aus. Ihre ganze Seele war mit der Erwartung eines Besuchs beschäftigt, den ihr ihr Neffe Baron Heldern in einem Briefe ankündigte. Er war kürzlich von einer großen Reise zurückgekehrt, und die Freude, ihn wiederzusehen, ließ meine Mutter alles vergessen, was mein Herz mit sorgendem Kummer erfüllte.

Mehrere Wochen schlichen trübe vorbei. Die Stürme hatten ausgetobt, und der junge Frühling hob sein Haupt mit Blumen bekränzt empor. Heinrich war außer Gefahr, durfte schon an seinem Fenster stehen, und durch die Scheiben mir zuwinken. Aber sein treuer Freund, obschon der Ansteckung entgangen, litt, wie man mir sagte, von einer leichten Unpäßlichkeit, und es that mir unendlich weh, als meine Mutter jetzt Anstalt machte, aufs Land zu gehen, daß ich ihm nicht vorher noch danken, ihn kalt und fühllos verlassen sollte. Traurig stieg ich in den Wagen, ein paar Zeilen, die ich zurück ließ, sagten Bernhard meinen Dank und meine Theilnahme. Heinrich sah uns grüßend nach, er sollte, so bald der Arzt es für möglich hielt, uns folgen.

Lorbeeren an ſich nehme. — Devrients erſte Blüthe gehört der Breslauer Bühne an, wie dieſe durch mehrere Jahrzehente die erſten Talente des deutſchen Theaters gepflegt hat. Man bedauerte es für uns und für ihn, daß er nicht früher in die Hauptſtadt gekommen. Ob ihn das vor den Abirrungen bewahrt, denen ſein Talent erlag, und länger friſch erhalten hätte, ſteht ſehr zu bezweifeln. Sein ſchaffender Geiſt erlahmte, weil ſein ſchwächlicher Körper nicht aushielt, was er von ihm verlangte. Und dieſer Proceß ging nur zu raſch. Er welkte hin in ſeiner Glorie. Noch oft leuchteten geniale Blitze, die die Nacht umher zum Tage machten, aus ſeinen neuen Schöpfungen; noch ſtand er, als er ſchon Ruine war, groß da, denn das Geweſene ließ ſich nicht verlöſchen. Es war Alles außerordentlich an ihm, aber nichts Ganzes mehr. War er doch auch in ſeiner Blüthe nichts vollkommen ſchönes. Die Natur hatte ihm viel verſagt, der Geiſt mußte das künſtlich ſchaffen, ergänzen. Dieſe Arbeit, wenn auch der Werdeprozeß für die Augen des Zuſchauers verborgen blieb, ließ doch nicht die Ruhe zu, ohne die kein vollkommenes Kunſtwerk gedacht werden kann. Daher gab es auf dem Theater nichts Widerwärtigeres, als ſeine Nachahmer. Es war keine große Natur zu copiren, der Geiſt, der die Mängel verdeckte, läßt ſich nicht nachahmen; alſo erhielt man nur Conterfeis ſeiner Kunſtmittel, der hohlen Töne, durch die er die Kraft ſeiner Stimme ergänzte, krampfhaft vorgeſtoßene Laute, verzerrte Bewegungen. Und gerade das reizte unſere Anfänger, und lange Zeit mußte man unter dieſen allerunnatürlichſten Verſuchen

leiden. Devrient hatte, trotz der Scheu, die ſich in ſeinem Weſen ausdrückte, trotz ſeines argwöhniſchen Zurückhaltens eine ungemein große Zahl Freunde; und die nicht allein ſein Genius, ſondern die Anmuth ſeines Umgangs und die faſt kindliche Gemüthlichkeit ſeines Weſens ihm verſchafft hatten. Es waren die wunderbar ſchroffſten Gegenſätze, das Diaboliſche im Auge, Blick, Gebärde, Gang, Sprache und die gutmüthige Hingebung, das argloſe Wohlwollen, wo er Vertrauen geſchöpft. Er mochte auf und außer dem Theater thun, was er wollte, ihm wurde es vergeben; für alles hatte man Entſchuldigungsgründe. Ja, die Vorliebe für ihn ging ſo weit, daß alle Jahre die Nachricht ſich verbreitete, nunmehr ſei er ſolide geworden, und mit ſeiner Geſundheit werde die alte Kraft zurückkehren. Damit tröſtete man ſich gutmüthig bis an ſeinen Tod. Er blieb der Alte. Eine Natur läßt ſich nicht ändern. An der Berliner Bühne war er einer der letzten Repräſentanten des alten genialen Theaterlebens. Er ſorgte nicht für den Morgen und ſtand doch auf's freundlichſte mit allen ſeinen Gläubigern. Seine Kaſſe ruhte, wie man ſagt, in einem Korbe auf dem Ofen. Da griff hinein, wer etwas bedurfte, und nur, damit es nicht allzuleicht werde, hatte man ſie ſo hoch geſtellt. Aber wenn ihn das Geld nicht intereſſirte, deſto mehr Kunſt und Poeſie. Er war noch fähig einer wahren Entzückung für alles Schöne, und darin war er einzig als Schauſpieler, daß ihn Poeſieen hinriſſen, wo er auch nicht einmal eine Rolle für ſich denken konnte.

Devrient hat wunderbar gewirkt, aber nicht folgereich. Er war ein glänzendes Geſtirn am deutſchen Theaterhimmel; aber nur ein meteoriſches. Sein Gedächtniß wird ihn lange überdauern, aber ſeine Schule iſt ſchon ausgegangen. Er ſtand zu ſeiner Kunſt, wie Müllner und die fataliſtiſchen Dichter zur deutſchen Dramatik. Maler, die immer Stürme malen und Gewitterhimmel, mit gewaltigen Schlagſchatten, wirken überraſchend; aber bald geſättigt von den gewaltſamen Eindrücken kehrt das Auge gern zu den Landſchaften zurück, wo Ruhe herrſcht, und das natürliche Sonnenlicht die Gegenſtände freundlich beſcheint. Man mochte das fühlen, als Wolff und ſeine Gattin an das Berliner Hoftheater berufen wurden. Es gab keine ſtrengeren Gegenſätze, als dieſen ruhigen durchgebildeten Künſtler und den genialen Devrient. Große Erwartungen gingen beiden Ehegatten voraus, aber ſie befriedigten dieſelben im Anfang wenig. Ganz natürlich; in ihrer Art lag es nicht zu überraſchen, auch haftete ihnen manches von der Schule eines großen Geiſtes, aber einer kleinen Stadt, und eines kleinen Hofes, an. Oft hörte ich den ſeligen Wolff klagen, daß er nicht früher Weimar verlaſſen und ſeine noch jungen Kräfte auf einer großen Bühne und in der Schule der Welt ausgebildet. Vieles verſäumte ſei nicht nachzuholen. Auch ihm fehlten die großen Naturgaben, eine durchdringende ſonore Stimme, eine Heldengeſtalt, ein Auftreten, das, ſich gebend, wie es iſt, imponirt, ein leuchtendes Auge, eine gebietende Miene; auch er mußte zu Hülfsmitteln greifen, um das, was nicht da war, zu erſetzen. Aber ich habe

keinen Schauſpieler gekannt, der dieſe Mängel ſo geſchickt auszufüllen wußte, daß man die Operation durchaus nicht merkte. Seine Darſtellungen waren ein Guß, alles Eckige, Schroffe vermieden. Wohlberechnet alles, ohne daß man das Exempel nachrechnen konnte. Dieſes ruhige Ebenmaß, das ſtets richtige Verhältniß zwiſchen Wille und Kraft mußte endlich anziehen. Wenn er ſelten hinriß, ſo befriedigte er doch immer. Aber er ſparte dermaßen ſeine Kraft, daß ihm vieles gelang, was man, ſeine Mittel im Allgemeinen anſchlagend, für unmöglich hielt. Er konnte einen Helden, wie den Prinzen „im Leben ein Traum" geben, und man vergaß, daß dieſe Rolle eine unbändige Kraft vorausſetzt; und einen Helden anderer Art, Shakſpeare's König Johann, gab er mit einer überraſchend tragiſchen Wirkung. Wer dieſe meiſterhafte Darſtellung ſah, vergißt den ungeheuren Eindruck nicht wieder. Was er im feinen Luſtſpiel war, iſt bekannt.

Aber Wolff's Wirkſamkeit als dramaturgiſcher Freund des Grafen Brühl war eine weit bedeutendere. Seine eigenen Dramen bewegen ſich in einer wohlgefälligen Mittelſphäre, aber er war es, der Calderon und Shakſpeare wieder auf der Bühne heimiſch machte. Er wirkte keine Revolution, aber er erhielt den guten Geſchmack aufrecht, wie ein fleißiger Gärtner, der vor der Verwilderung eines großen Gartens Sorge trägt, und dann und wann durch ſchöne Anpflanzungen, wohlgeordnete Beete ſeltener Blumen das Auge erfreut, aber nicht durchgreifend einſchreitet. Dies lag nicht in ſeiner ſanften Art, ſeinem feinen Weſen.

Er unterhandelte lieber im Stillen, als daß er mit entſchiedenem Willen auftrat. Auf dieſem Wege ſetzte er viel durch, und weil viel nach ſeinem Willen geſchah und für ihn, ſo blieb ſein Wirken nicht unberedet. Er war hoch angeſehen, hatte viele Verehrer, aber nicht ſolche Freundeszahl, wie Devrient. Vornehme Art, gewähltes Auftreten und Reden ſind nicht die Wege ſich populair zu machen. Seine Liebe für die Poeſie war nicht minder warm, aber geſetzter, auch berechneter. Ludwig Devrient mußte ſein Leben hindurch kämpfen, daß ſein Lieblingsſtück Richard III. in Scene geſetzt werde, und als es endlich geſchah, waren des Künſtlers Kräfte bereits dahin; herrliche Momente zeugten für ſeine tiefen, langjährigen Studien, aber das Ganze war aus Bruchſtücken zuſammengeſetzt; ſeine Stimme, ſein Gedächtniß verließ ihn in den entſcheidendſten Momenten. Weit glücklicher hat Wolff die Mehrzahl ſeiner Lieblingsſtücke, und immer noch zu rechter Zeit, auf die Bühne gebracht.

Es klingt für den Laien betrübend, daß die Meiſterwerke der Dichter nicht um ihrer ſelbſt willen zur Darſtellung kommen, daß ſogar ein Shakſpeare beim realen Theater eines Procurators bedarf. Welchen Nichtlaien braucht es geſagt zu werden, daß es ſo iſt, und wie es iſt! Noch L. A. Hoffmann, ein ſo gewiegter Kenner ſonſt, ſpricht irgendwo die Meinung aus, daß es Thorheit der jungen Schriftſteller ſei, wenn ſie von Directionskabalen gegen gute Stücke träumten; denn jedem Director könne ja nichts willkommner ſein, als ein gutes Stück. Sancta Simpli-

citas! kann man nicht zum Verfaſſer der „Teufelselixire“ rufen. Wäre es vielleicht damals noch ſo geweſen, irgendwo in Deutſchland? Ueber dieſe Sitte iſt wenigſtens nun Gras gewachſen. Jedes Drama von Poeſie und Werth an jedem deutſchen Theater bedarf eines Procurators, oder mehrerer; durch ſich ſelbſt gelangt es nicht zur Aufführung. Wie dieſer Procurator auftreten muß, ob als angeſtellter Dramaturg oder Theaterdichter, der durch Grobheit oder Schmeichelreden, durch Drohungen oder Höfen wirkt, ob als Schauſpieler, den eine Rolle beſtechen hat, ob als Mäcen oder unermüdlicher Client, der ſich lieber die Treppe hinunter werfen läßt, als abſteht, ob als Kritiker, vor dem man zittert, oder nach deſſen Lobe man geizt, darüber ſteht nichts feſt. Aber ein Procurator muß ſein; und es hat ſich auch da bewährt, daß die Gunſt der Kleinen die ſicherſte Anwaltſchaft iſt. Es gab, und giebt auch wohl noch gute Directoren, die das Gute möchten. Aber der Wille thut es nicht allein; es bedarf einer Kraftanſtrengung, und jede Kraftanſtrengung will ein Motiv haben.

Graf Brühl wollte das Beſte; er wollte Kunſt und Poeſie; er liebte Shakeſpeare und Calderon, und außerdem daß er ſie liebte, war es ihm Ehrenſache; er wollte als ein äußerlich gebildeter Intendant vor Hof und Publicum beſtehen. Er wollte aber ſehr viel, und von dem ſehr vielen iſt ſehr wenig in's Leben getreten. Der aufrichtigſte, eifrigſte Wille ſcheitert nicht allein an dem Widerſtande, den Neid, Unverſtand, Trotz, und was ſonſt äußere Potenzen ihm entgegen ſetzen, er rennt oft in zu großem Eifer am Ziele

vorbei, und die Liebhaberei feſſelt ihn da, wo er ſchnell weiter ſollte. Die Theaterverwaltung des Grafen iſt ein rührender Beleg zu vielen alten Wahrheiten. Die Zeit hatte den alternden Iffland überflügelt, Graf Brühl wollte das Verſäumte wieder einholen. Es war ein ſchöner Anflug, aber die Kräfte waren nicht berechnet. Er wollte allüberall helfen, herſtellen, fortſchreiten, aber er blieb mitten in den Strömungen, die er angeregt, ſtecken. Er wollte mit Güte verfahren, wo nur Strenge durchdrang; in dem Reichthum, der ihn umgab, fehlte ihm oft das Nächſte und Nöthigſte. Eingeſetzt als ſouverainer Gebieter, ward er abhängig von Hunderten, und focht mit Gründen, wo der Wille allein entſcheiden mußte. Vom allerfreundlichſten Herzen, dem liebevollſten Gemüthe, that es ihm mehr weh, wo er etwas abſchlagen mußte, als dem, welchem er abſchlug. Dann ſetzte er den Director bei Seite, und wollte als Menſch überzeugen. In der langen Zeit ſeiner Theaterverwaltung erndtete er, weil er es Allen recht thun wollte, von Allen nur Undank, von Dichtern, Kritikern, Schauſpielern, den ihm zur Seite geſetzten Beamten, den über ihm ſtehenden, dem Hofe, dem Publicum. Selten hat ein Theaterdirector ſo bittere Anfälle zu erdulden gehabt, als Graf Brühl, und doch war keiner, der es ſo redlich meinte, und die Sache zu Herzen nahm.

Er liebte, wie geſagt, die Poeſie, er wollte die Dichter begünſtigen; aber doch mußten ſich die Dichter über ihn beklagen. Er war kein Geſchäftsmann, der die Laſt der

Arbeit zu bewältigen wußte. Er wollte nicht abfertigen, ſondern alles gründlich abthun. Darum lagen die Manuſcripte fußhoch in ſeinem Bureau mit Staub bedeckt, der Vergeſſenheit übergeben, ohne daß ihre Verfaſſer eine Zeile Auskunft erhielten. Nicht aus Hochmuth, aus Nichtachtung, vielmehr aus der freundlichſten Abſicht. Er zögerte, wenn er Schlimmes zu antworten hatte; er wartete auf einen glücklichen Zufall, der ihm, oder dem Dichter half. Bei einem ſolchen Verfahren ſteht überall der Beſcheidene gegen den Ungeſtümen zurück. Wie es wohl vorkommt, daß eine Schöne, endlich müde der Bewerbungen, den ihr läſtigſten nimmt, eben weil er der unermüdlichſte iſt, ſo kam es, daß Graf Brühl, trotz ſeiner Vorliebe für gute Stücke, viel ſchlechte geben ließ. Er that es mit tiefen Stoßſeufzern. Aber er war nicht der Mann, den Rückſichten die Stirn zu bieten. Doch mitten unter den Klippen von Verhältniſſen, zwiſchen denen er zu ſteuern ſuchte, konnte er an einen Dichter einen vier, ſechs Seiten langen Brief eigenhändig ſchreiben, worin er ihm auf's wärmſte ſeine Anſicht, ſeine Bedenken, ſeine Rathſchläge auseinander ſetzte, und er that viel mehr als Freund, als was er als Director wagte. Die Dichter wandten ſich von ihm ab, und richteten ihre Hoffnungen auf das neue zweite Theater. Brühl beging die Schwäche, daß er dieſes, das Königſtädt'ſche Theater als einen Feind betrachtete. Statt froh zu ſein, daß er einen Ableiter bekam, wohin ſo manches abging, was ihn ſtörte, ſtatt des Rivalen ſich zu freuen, gegen den er ſich noch immer halten konnte, verſchwendete er ſeine beſſern Kräfte in einem

nutzloſen Widerſtande. Ein frei blickender Director hätte die neue Bühne nach Gefallen wirthſchaften laſſen. Sie hätte ſich für den Fall nach allen Indicien ſchon in der erſten Zeit ſo überhoben, daß ſie dem Schickſal des Froſches kaum entgangen wäre. Ihre Beſtimmung vergeſſend, ein Volkstheater zu ſein, wollte ſie vornehm erſcheinen, es dem Hoftheater gleich thun. Aber Graf Brühl, wie gern er auch von dem Seinen jedem theilte, und gegen jeden einzelnen liberal war, war doch ein Mann der alten Schule. Er konnte, Sachſe von Geburt, ſich nicht losreißen von privilegirten Ordnungen, von Zunftſatzungen, er wehrte ſich mit Hand und Fuß und klammerte ſich mit dem ganzen Leibe an den Buchſtaben der Conceſſion des neuen Theaters, daß dieſe ja nicht erweitert werde. Das machte nirgend gutes Blut; nicht die Dichter allein, auch faſt alle kritiſchen Stimmen erklärten ſich wider ihn. Brühl gab etwas auf die öffentliche Stimme, er hielt eine gute Kritik für nothwendig. Unterſtützte er doch ſelbſt zu Anfange ſeiner Verwaltung ein der Theaterkritik eigends beſtimmtes Journal, ein in Deutſchland ſeltener Fall. Es konnte ſich indeß nicht populair machen und mußte eingehen. Er las alles, eine achtungswerthe Aufmerkſamkeit; aber was er las konnte ihn nur erbittern. Die Oppoſitionsſtimmen traten mit einer Schärfe auf, die heute nicht mehr vorkommen kann. Factiſch waren ſie im Recht, auch ihre Parteilichkeit für das andere Theater hatte einen genügenden Grund in der mißgünſtigen Gegnerſchaft der Brühl'ſchen Verwaltung gegen daſſelbe. Aber ſie nahmen zu wenig Rückſicht

auf die gepreßte Lage des Intendanten und auf ſeinen aufrichtigen Willen.

Brühl's Stellung war noch durch viele andere Umſtände unangenehm. Man hatte ihm in Spontini einen unabhängigen Untergebenen beigeſellt. Dieſer, damals in höchſtem Anſehn (ſo daß ein Cenſor, den viele ſeiner humanen Geſinnungen wegen ſich zurückwünſchen, Alles eher durchließ, als das Wort Spontini und einen Tadel daneben), beutete ſeinen Einfluß im vollſten Maße aus. Brühl konnte ſich nirgends frei bewegen. Bei Hofe fehlte es nicht an ſcharfen Kritikern, deren Recenſionen empfindlicher wirkten, als die gedruckten, die man dort aber auch mit geheimem Wohlgefallen las und um deshalb duldete. Wie kein Geſchäftsmann, war er auch kein Oekonom. Dies zog ihm eine amtliche Controle zu, welche ihm die letzte Freiheit nahm. So, eingeengt von allen Seiten, verlaſſen von den Dichtern, angefeindet von der Kritik, den Ellenbogen der Operndirection beſtändig in der Seite fühlend, bei Hofe ohne Schutz, verunglimpft beim Publicum, das laut ſeine Wünſche nach einer Directionsveränderung ausſprach, hätte auch einem ſtärkeren Manne der Muth ſinken können. Kann man von einem ſolchen fordern, daß er mit aller Aufopferung, rückſichtslos für das Schöne wirke! Es war eine gute Zeit, ſage ich, als ein Ludwig Devrient und Wolff ſorgten und trieben, daß die Meiſterwerke des Britten und Spaniers nicht von unſerer Bühne verſchwänden. Es war eine gute Zeit, als ein Director, wie Brühl, ihnen die Hand bot und ſich freute, wenn ſie in ihrem Drange

Unser Gut lag in einer freundlichen Gegend, die mir manchen Genuß gewährte, meine Mutter fand den ihren in einer zahlreichen Nachbarschaft. Besuche und Gegenbesuche ließen uns in den ersten Tagen kaum bemerken, daß wir auf dem Lande lebten, und nur wenige Zeit blieb mir zu Spatziergängen übrig, die bei der frühen Jahreszeit,, durch das allmählige Entfalten der Natur, unendlich reizend waren. Für den Baron Heldern wurden jetzt Zimmer bereitet, und er alle Tage erwartet.

Heldern war nun der Gegenstand aller Gedanken und Gespräche meiner Mutter. Sein Lob tönte so verschwenderisch von ihrem Munde, daß meine Erwartung in der That gespannt ward. Endlich fuhr er in einer glänzenden Equipage auf den Hof, und gleich darauf ließ meine Mutter mich ins Besuchzimmer rufen. Heldern kam mir entgegen, und redete mich mit jener ungezwungenen Art an, die man dem Umgange mit der großen Welt verdankt. Indem er meine Hand küßte, ruhte sein Blick forschend auf meiner Gestalt, und seine Augen sprachen so unverkennbar von Wohlgefallen, daß ich die meinen beschämt niederschlug. Er war schön, aber, meinem Urtheil nach, zu schön für einen Mann. Sein mehr feiner als tiefer Geist wußte aus den unbedeutendsten Gegenständen Stoff zur Unterhaltung zu ziehen, leicht überhinschlüpfend schöpfte er nur von der Oberfläche, und stellte

nicht müde wurden, und man konnte ihm dabei wohl als Erholung gönnen, daß er Tage und Nächte studirte, wie das Costüm der Helden Shakspeare's und Calderon's historisch am treusten darzustellen wäre.

Endlich erlag er. Häuslicher Kummer, der den trefflichen Mann traf, bestimmte ihn, die stürmische Theaterdirection mit einem Ruheposten, der Intendantur der Museen, zu vertauschen. Vielen von denen, welche ihn während seiner Wirksamkeit heftig angriffen, gereute es später. Schreiber dieses gehört zu ihrer Zahl. Wer kann im Kampf um Grundsätze sich immer auf den subjectiven Standpunkt seines Gegners versetzen. Oft darf man es nicht. Wenn ich mich gegen den edlen Verschiedenen damals versündigt, so ist das ausgesühnt. Aelter geworden und ruhiger, und nachdem ich für mich von den Hoffnungen Abschied genommen, die mich an das Theater banden, fühlte ich mich gedrungen als Privatmann gegen den Privatmann mich zu rechtfertigen, und wo im Eifer der Angriff zu weit gegangen, bat ich ihn um Vergebung. Es geschah ganz freiwillig und ohne äußern Anlaß, als den, der jedem zu Tage liegt, wenn man, als aufrichtiger Freund der Kunst, das *jetzt* mit dem *ehemals* vergleicht. Graf Brühl nahm die Rechtfertigung als der Ehrenmann auf, der er war. Seine Antwort sprach seinen tiefen Schmerz aus, weniger darüber, wie sein Streben verkannt worden, als über den Gang der Dinge, das ist, über den Untergang alles dessen, was er gehütet, erstrebt und gehofft, was freilich tiefere Wunden dem, der es ehrlich meint, schlägt, als eine persönliche Kränkung.

Brühl's schwierige Stellung läßt sich erst heut ganz würdigen. Er stand auf dem Wendepunkt, wo das Theater seine Natur völlig veränderte. Aus einem Institute, das der geistige Bildungsproceß in der Nation hervorgerufen, das vom Publicum erhalten wurde, ging es in ein Vergnügungsinstitut über, das, vom Hofe erhalten, auch von diesem seine Gesetze allein empfängt. Das ist nun klar ausgesprochen. Jedermann weiß, wie es steht, und macht keine Anforderungen. Die Verwaltung ist jetzt nicht schwieriger, als in jedem andern Dicasterium mit einem Vorgesetzten und einer großen Zahl untergebener Beamten. Die Schauspieler sind Beamtete, die nach dem Willen ihrer Vorgesetzten sich zu fügen haben. Die Dichter haben nicht über Zurücksetzung zu klagen, denn es ist ein actus meae facultatis, wenn ihre Stücke angenommen werden. Sie dürfen nicht an den Geschmack des Publicums appelliren, denn dieses hat sein Stimmrecht eingebüßt. Das Theater ist seinem Wesen nach gar nicht mehr von ihm abhängig. Es kann zu Hause bleiben, wenn es Lust hat, und das Theater dauert dennoch fort. Der Kritik ist nur noch das Recht eines obligaten Accompagnements gelassen. Anders war es zu Brühl's Zeiten. Damals führte es noch den officiellen Namen eines „Nationaltheaters," und war in seinem Wesen ein Zwitter. Es war nichts klar ausgesprochen. Das Publicum machte Anforderungen, und der Hof machte Anforderungen. Jenes dachte an die alte Zeit, dieser an die neue. Unter dem Worte Kunstinstitut sollte Beides vermittelt werden. Da ließ sich nichts vermitteln. Die Brüche

traten immer drohender heraus. Die Kunſt war nur eine wohlriechende glänzende Salbe, die man darüber ſtrich. Auch ein kräftigerer Mann, wenn er nicht mit beſtimmten Grundſätzen entſchieden auftrat, hätte unterliegen müſſen. Jetzt iſt Einheit und Ordnung da, eine bureaukratiſche Verwaltung, die, wenn nicht eben ein Rollenſtreit einige Unannehmlichkeit herbeiruft, wenig Sorgen macht. Die Operndirection iſt ſubordinirt, die Winke, nur von einer Seite kommend, ſind leicht zu beachten. Der Geſchäftsgang iſt pünktlich. Ein ſogenanntes Committé iſt errichtet, welches den richtigen Empfang der Manuſcripte ſofort beſcheinigt, und ſie in beſtimmter Zeit durch die Intendantur an die Autoren zurückſendet. Außerdem iſt ein beſtimmter Theaterdichter (wenn Raupach auch dieſen Titel abgelehnt hat) angeſtellt, welcher die anſtands halber benöthigten neuen Trauer- und Luſtſpiele liefert. Damit iſt nicht ausgeſchloſſen, daß nicht auch von fremden Dichtern Stücke zur Aufführung kommen können, aber es iſt keine Nothwendigkeit. Wenn es nicht geſchieht, iſt es eben ſo gut, und Niemand kann Rechenſchaft fordern. Und eben wie es keiner neuen Stücke und neuer Dichter bedarf, ſind auch die ältern Anforderungen an ein, was man damals nannte wohlbeſetztes Theater nicht da, wenn nur eben die Darſteller für die Stücke ausreichen, die man geben will. Oder, die Darſteller ſind das Gegebene, und die neuen Stücke werden für ihre Kräfte geſchrieben. Der Fall iſt ſchon zu Shakespeare's Zeiten da geweſen; ſchwerlich aber in der ſtabilirten Ordnung. So kann man ſagen,

während unter Brühl's Verwaltung überall und von jeder Seite her etwas vermißt wurde, und Niemand war, der nicht von einem Bedürfniß sprach, so weiß man jetzt von gar keinem Bedürfniß. Alles geht seinen hergebrachten ruhigen Weg, und die Ueberraschung und Zufriedenheit ist weit leichter, weil, wo man nichts erwartet, etwas Unerwartetes doppelt erfreut. So ist das Theater mit den andern Verwaltungszweigen im Einklang, und nur eine Frage könnte Zweifel für die Zukunft erregen: Wie, wenn der Hof dereinst selbst der übernommenen Herrschaft des Theaterwesens satt würde, und, da sie unstreitig mit vielen Lasten verbunden ist, dieser Last sich enthebend, das Theater der Nation zurückgeben wollte? — Da wäre, wenn hier noch von Furcht und Hoffnung die Rede sein kann, Alles zu fürchten. Die Elemente der Theilnahme fehlen, die Brunnen sind vertrocknet, die Quellen versiegt, der Geschmack ist ein anderer geworden; die einfache Kost, die der natürliche Boden allein bieten kann, genügt dem Gaumen nicht mehr, der an Treibhausgewächsen sich verwöhnt hat, und das Gewesene läßt sich nicht im Staat und nicht im Theater wiederherstellen *).

Brühl's Tod hat sehr ernste Gedanken in mir erweckt. Ich zählte die Steine, die wir damals erhoben, im ernsten heiligen Glauben, der guten Sache einen Dienst zu thun. Steine an einem Grabe, und Steine, die unsere Hand schleu-

*) Es ist zu bemerken, daß dieser Aufsatz schon im Jahre 1839 geschrieben wurde.

derte, wer giebt ſich da nicht Unrecht, wer bereut es nicht tief! War objectiv das Unrecht da, war dann ſubjectiv das Recht unbeſtreitbar! Sündigten die Theaterdirectoren allein, und ſtanden wir, Publicum, Dichter, Kritiker, in makelloſer Reinheit? Wir glaubten das Rechte zu wollen, das gemeine Intereſſe war vielleicht von uns noch fern: waren wir aber nicht eben ſo unterthan den Verhältniſſen, welche unaufhaltſam das alte Theater minirten und endlich niederriſſen! Dem Sinnenkitzel, dem eitlen Vergnügen, dem man allein den Kunſttempel öffnen wollte, kämpften wir entgegen. Wie oft aber ließen wir uns ſelbſt verführen, wo es eine Wirkung galt. Wir, die wir Stücke ſchrieben, wie geizten wir doch auch nach Effect, der mit der Kunſt nichts gemein hat; wie gern ließen wir uns von den Schauſpielern bereden, „Abgänge" hineinzudichten, die das Händeklatſchen provocirten. Wie gern ſahen wir es, wenn unſere Dichtung durch neue Anzüge und Decorationen von Seiten der Direction unterſtützt wurde. Welche Wichtigkeit legten wir Alle auf Beine Umſtände, nicht wenn unſre Stücke fielen — dann hatte es ihr innerer Werth gethan — aber wenn ſie mißfielen. Dann hatte es der und der Zufall verurſacht. Wäre nur da der Vorhang raſcher ge- und der Schauſpieler ſchneller einge-fallen, ſo wäre u. ſ. w. Ach, wir ließen uns auch gängeln und treiben von dem Strome, dem Niemand widerſteht, und wer es wagt, geht unter.

Wir Alle, wie ich ſagte, ſchrieben zuerſt Tragödien. Alles andere war zu geringfügig, und womit hörten wir auf?

Wir täuſchten uns eine Weile. Als wir die Theater noch nicht reif fanden für unſere Tragödien, oder die Tragödien nicht reif für die Theater, was wohl Mancher ſpäter einſah, ließen wir uns zu Zwiſchenarbeiten herab. Zu Dramen mit einem glücklichen Ende; eine, für uns in der romantiſchen Zeit aufgewachſene, recht verdrießliche Aufgabe. Auch wohl zu Luſtſpielen, etwas ſo ganz Untergeordnetes. Endlich wohl gar zu Erzählungen in Proſa. Eine unerhörte Condescendenz für die Menge und den Markt, an den wir nun auch allmälig zu denken anfingen, zumal wenn eine Waare guten Abgang fand. Wir ſpielten natürlich nur damit, unſer heiliger Ernſt blieb bei den Tragödien. Die beſſere Zeit mußte kommen, wo man ſie verſtand, würdigte. Seltſam aber, daß unſer Spiel oft eine ganz andere Wirkung hervorbrachte. Das wirkte, der Beifall wärmte, lockte. Wir ſpielten auf der Saite fort, die ſo gut anſchlug; anfänglich noch mit wehmüthigem Lächeln über die Thoren; dann gingen wir in die Thorheit ſelbſt mit ein, und weder zum Schaden für uns, noch die andern.

Meine erſte Tragödie, die fertig wurde, hieß Aſtolf. Das Fertigwerden iſt nämlich ein wichtiger Moment in unſerer Bildungsgeſchichte. Die erſten Arbeiten werden nie fertig. Das Fertigwerden iſt ein Fortſchritt. Der Geiſt hat ſich gelernt beſchränken, er hat einen Kern gefunden, um den er ſeine Arbeit ſchließt. Calderon, Schiller, Werner, Müllner, Grillparzer, die hatten uns freilich in eine höhere Sphäre entrückt, aber konnte dieſe dämoniſche Menſchheit nicht auch in Ritterrüſtungen einher-

ſchreiten? Wer trennt ſich gern von den Cameraden der Kindheit! Die Menſchen bleiben ja Menſchen, auch in Harniſchen; und wenn ſie Ideen haben, der Stahl nimmt ſie ihnen doch nicht. Alſo unſere erſten Tragödien blieben Ritterſtücke. Die Hauptidee darin war immer Müllner's. Ein fataliſtiſcher Erbfluch, eine ewige Motivirung von Allem, was wir thun, ſprechen, und uns paſſirt, aus der urälteſten Vergangenheit herauf; jedes Räuspern, Schneuzen ein Moment von geheimnißvoller Bedeutung. Müllners ernſt gemeinte Verſe:

Dieſer Hall
Iſt ein Schall,
Der den Fall
Eines Menſchen mag bedeuten,

ſind das beſte Motto der Schickſalsſtücke. Wir glaubten allen Ernſtes daran. Und paßten dieſe Tragödien, die alle menſchliche Willensfreiheit wegleugneten, nicht am beſten in ein feudaliſtiſches Gemälde? — Mein Adolf war ein Menſch und Held, aber ein ſo verklärter, geläuterter, vollkommener, idealiſcher Held, daß wenig fehlte, und die Erde trug ihn nicht mehr, er ſchwebte in der Luft. Oder proſaiſcher ausgedrückt, dieſer Held konnte unmöglich eſſen und trinken, wie wir, und was ſonſt menſchliche Verrichtungen ſind: wie man ſich das freilich von der Schillerſchen Jungfrau auch nicht gut denken kann. Solche ſchwebende Naturen, die den Fuß nicht ordentlich aufſetzen, und das Bette nicht eindrücken, darin ſie ſchlafen, müſſen natürlich auch eine ganz andere als die natürliche Sprache reden. Das

iſt ein ewiges Wellenſpiel von hineingehauchten Blumen, ein anmuthiges Geſchaukel, recht hübſch für den Dichter ſelbſt, wenn er Empfindungen ſchildert, aber höchſt fatal, wo er kurz die trockne Nothwendigkeit ausdrücken muß, z. B. wenn ein Diener Jemanden meldet. Wie ſchwelgten wir in dieſer unangebrachten Lyrik. Die coloſſalen Blumenſträuße, die Calderon uns vorſetzte, wurden nach Belieben geplündert, obgleich Keiner, ſelbſt Houwald nicht, es bis zu dem estilo culto des Spaniers brachte. Nachmalen, als wir die Unnatur und Geſchmackloſigkeit erkannten, wollten wir's umgekehrt durch Derbheit wieder gut machen, und wie Shakespeare ſeine Kärrner ließen wir unſere Helden reden. Wenn ſie früher kaum den Boden berührten, ſo ließen wir ſie nachher ſo auftreten, daß man die Stiefelſohle mit den Nägeln abgedrückt ſah. Bisweilen ward auch Beides vermiſcht, die Lyrik mit den Hufen; das gab erſt einen barocken Stil. Wir waren zur Ueberzeugung gekommen, daß Schiller's Pathos nicht die Sprache der Natur ſei, aber noch bis heut ſind wir zu keinem tragiſchen Stil gediehen, der Natur und Pathos vereinigte.

Wie prachtvoll hebt mein Aſtolf an. Ein todtgeglaubter Königsſohn kommt nach funfzehnjährigem Umherirren in die Heimath. Durch's Dickicht ſich ſchlagend, ruft er, und das ſind die erſten Worte der Tragödie:

Hinweg, verſchlung'ne Aeſte, Nacht des Waldes!
Hemmt nicht, ihr Dornen, meiner Sehnſucht Flug.
Noch heute muß — eh' die Gefährten folgen —
Ich wiederſehn das theure Vaterhaus.

— Ha! — Ganz entbehrter Anblick! — Schmerzensmiege! —
Zum ersten Mal faßt Zittern meine Glieder,
Und eine seine Thräne rinnt dem Mann. —
Hold lacht das Abendroth auf deine Zinnen,
Und Friede scheint auf deiner Flur gelagert!
O könnte Frieden, hohes Königsschloß,
Der flücht'ge Königssohn in deine Hallen
Und Frieden bringen in die wunde Brust!

Nach einem solchen Introitus, wie ließ sich da eine ruhige Exposition der Verhältnisse geben! Der Dichter ist gezwungen im Pathos fortzufahren, und so steigert sich schon die Introduction auf eine unnatürliche Höhe des poetischen Gefühls, das doch erst das Product der Handlung sein sollte. Astolf gewahrt, daß er auf einem Kirchhof steht. Daher sogleich die Ahnung, daß er erst hier unten den Frieden finden werde, den er im Vaterhause sucht. Auch kann er unmöglich nach einer solchen Erhebung ordinairer Weise von Schloßangehörigen die Lage der Dinge erfahren. Um deshalb muß seine Prinzessin Schwester, die inzwischen aus einem Kinde zu einer Jungfrau herangewachsen, ihm zuerst begegnen. Sie kommt, um das Grab ihres vermeintlich todten Bruders mit Blumen zu schmücken. Das hebt seine Hoffnung; doch er hat noch andere Fürsprecher, als die Prinzessin ihn zum greisen Vater führt; denn in dem Momente ist eine verhängnißvolle Entscheidungsschlacht zwischen dem alten arelatisch-burgundischen Königshause und seinen rebellischen Großen geschlagen worden. Der alte König hört die lange Botschaft, die mit Sieg endet, mit einem wunderbaren Siege: denn ein fremder Ritter in weißem Mantel

iſt im kritiſchen Momente den Burgundern zu Hülfe erſchienen und hat die Schlacht entſchieden. Dieſer Ritter iſt der Fremde, den Keiner kennt. — Doch den ganzen Inhalt des Trauerſpiels zu erzählen würde auch für meinen Zweck zu weit führen. Es war das Charakteriſticum jener Stücke aus der Müllner'ſchen Periode, daß alle Handlung in der Vergangenheit lag; was auf der Bühne geſchah, waren nur die Nachzuckungen eines geweſenen Lebens. So verkannten wir die wahre Aufgabe des Dramas. Ich hebe hier die Erzählung des alten Burgvoigts (einer Perſon, die in ſolchen Stücken nicht fehlen durfte) aus, die das verjährte Factum berichtet. Sie iſt für mich um ſo wichtiger, als Tieck mich danach aufmerkſam machte, daß mein Talent ſich mehr zum Epiſchen als zum Dramatiſchen zu neigen ſcheine. Nachdem der Alte dem unbekannten Helden von den unbändigen, faſt frevelhaften Sinne des Prinzen Aſtolf erzählt, fährt er fort:

Vor fünfzehn Jahren — achtzehn zählte Aſtolf, —
Kam er als Sieger aus dem Niederland,
Und dort am Thurme harrte ſein der König.
— Da trat der wilde Bube vor den Vater,
In Erz gehüllt vor Jenes Silberhaar,
(Sie hatten böſe Thaat geſtreut ins Knabenherz)
Und forderte mit trotziger Geberde: —
Dieweil der Vater wär' ein ſchwacher Greis,
Und dem das Reich gebühr', deß Kraft es ſchützt,
Die Krone forderte er von dem Vater.
... Ins Angeſicht ſchlug drauf der König ihn,
„Des Königs Haupt, rief er, gebührt die Krone
Des frechen Knaben Sinn gebührt die Ruthe."

allemal mit Laune und Witz die pikanteste Seite ins Licht. Er sprach oft von Gefühlen, aber seine Worte ließen das Herz kalt, und berührten nur den Verstand. Man gefiel sich in seinem Umgange, er gewann leicht Wohlgefallen, selten oder nie — Vertrauen.

Dies sind Bemerkungen, die ich freilich nicht in den ersten Stunden seiner Anwesenheit machte. Erst nach einiger Zeit vereinigten sich diese Züge in mir zu einem Bilde, das ich richtiger fühle, als ich es zeichnen kann. — Mein Vater vermehrte bald an jenem Abend unsere Gesellschaft, er hatte einige Herren von der Jagd mitgebracht, ihr Gespräch drehete sich lange um dies Vergnügen, um das Glück und die Fehlschlagungen des heutigen Tages. Heldern sprach mit meiner Mutter, ich hatte mich mit einer kleinen Arbeit an ein Tischchen gesetzt. Endlich ward, wie jeden Abend, ein Spiel arrangirt. Heldern entschuldigte sich, und setzte sich zu mir. Er rühmte meine Arbeit, warnte mich, mir die Augen nicht zu verderben, und warf mitunter eine zierlich versteckte Galanterie hin. So ging es eine Weile, bis das Gespräch auf einmal einen Gegenstand berührte, auf dem auch meine Gedanken still verweilt hatten.

Eine Frage, meine schöne Cousine, sagte Heldern leise, indem er mir näher rückte — sie betrifft einen alten Bekannten, den ich in Ihrem Hause finde, Herrn

Und Aſtolf — — — — — — —
Könnt Ihr's Euch denken, nein es iſt unbenkbar,
So dürfte nie ſich die Natur verirren —
Und Aſtolf zog ſein Schlachtſchwert zähneknirſchend,
Mit beiden Händen ſchwang er's überm Haupt,
Auf ſeinen Vater zückt des Sohnes Stahl —
Da ſchaut' der Greis ihm ernſt ins wilde Aug,
Und riß die Krone von den Silberhaaren,
Und weiter that er nichts, er ſchaut' ihn an.
Doch matt ſank Aſtolf's Schwert, als hätt' ein Blitz
Den harten Stahl geſchmolzen, auf die Erde.
„Fluch! Fluch dem Vatermörder!“ rief der Vater.
Da ſank der böſe Zauber, irre Wuth
Durchſchütterte des tollen Knaben Nerv,
Er athmete, er zückte, bebte, wollte
Den Stahl weit von ſich ſchleudern, aber
Er haftete an der verruchten Hand.
Da wandt' er ſich mit einem jähen Schrei,
Sprang auf den Altan dort, und mit dem Schwerte
Stürzt' er den Fels hinunter in die Rhone.

Mit dieſem Dutzendum wird man leicht die Aufgabe der Tragödie ſich denken. Sie waren alle ſo ziemlich nach einem Schnitt. Aſtolfs Monolog, der den erſten Akt ſchließt, ſpricht ihn noch deutlicher aus:

Ich weiß ein Land, von deſſen ſel'gen Fluren
Den Pilger trennt ein unergründlich Tiefes.
Kein Nachen, keine Brücke trägt ihn über,
Und nur die Sehnſucht fliegt auf Lüften hin.
Und wälzt' er mit dem Arm der Himmelsſtürmer
Hinunter Fels auf Fels und Berg auf Berg,
Es reißt die Fluth auch dieſe Rieſendämme,

Ein Wort: „Er war's!“ — „Er iſt's!“ und ſie ſind fort.
Nur einem Fährmann giebt's, wer ruft den Mann!
Wer zwingt die Welt, daß ſie vergeſſen kann.

Vielleicht war die Aufgabe nicht ſo ganz unpoetiſch; ein Held, der durch Thatkraft und gute Werke eine große Schuld büßen, einen Fluch ſühnen will. Aber einmal ſpukte das Fataliſtiſche zu verdrießlich; dann banden wir uns ſelbſt die Hände und verſchloſſen uns die natürlichſten Auswege durch das lyriſche Pathos, in das wir uns von Anfang an hinein verſetzt. Nichts war uns poetiſch genug, wie es war, wir hoben es, und dadurch verlor es den Boden, und bei dem ewigen Heben ſchwindelten wir ſelbſt, und wenn wir uns nicht mehr halten konnten, fielen wir deſto platter auf die Erde. Mein Aſtolf hat viel Poetiſches, aber weil ich Schritt für Schritt poetiſch ſein wollte und bedeutend, verfiel ich in eine ſolche Maſſe von Unnatürlichkeiten, daß ich das Trauerſpiel als Ganzes jetzt ohne Lächeln nicht durchblättern kann. Dieſer Schuld ſind wir nun quitt, dieſer Fluch iſt gelöſt. Dafür ſind andere Schulden, andere Flüche da; aber es iſt gut, um die Verkehrtheiten der Gegenwart zu erkennen, daß wir auch über die der Vergangenheit zum klaren Bewußtſein kommen. Das fataliſtiſche Fieber hat dem Gehalt des deutſchen Theaters nicht wenig geſchadet.

Darauf kam ein anderes Fieber, das ironiſche. Ganz natürlich. Ein Extrem führt das andere herbei. Ueberſättigt vom Schickſalsſpuk, von einem kindiſchen Glauben, wollte man nun gar nicht mehr glauben. Spott, Verach-

tung, Zweifel, Zerriſſenheit, wie ſie ins Leben ſchlichen, wollten ſich auch auf der Bühne einſchleichen. Statt ein geſundes Leben zu ſuchen, und ihm die poetiſche Seite abgewinnend, es darzuſtellen, hielten wir das für erſte Aufgabe, in allem Sein den Schein zu ſuchen. Da, wie vorhin Calderon, wurde nun Shakſpeare unſer Modell. Wir überſahen die ungeheure poſitive Welt, die uns der Britte mit kräftigen Zügen hinſtellt, die markige Kraft aller ſeiner Geſtalten, das echteſte tiefſte Leben ſeiner Phantaſiegebilde, ſelbſt in ſeinen Phantomen, die ungeheure Vaterlandsliebe, die ſein England umſchließt; auf dieſem ſichern, poſitiven Elemente ruhend, läßt er erſt ſeiner eben ſo tiefen Bitterkeit Spielraum, und betrachtet die Welt von ſeinen Höhen herab, ſpielend, wie nur eben er es darf und kann. Shakſpeare war jung an Jahren, aber er iſt alt an Lebenserfahrung. Wir, aus den Schulen erwachſen, und nicht blaſirt, hatten gar keine Aufforderung, Menſchen, Dinge, Welt, ſo ſkeptiſch zu betrachten. Es war damals nur die Luſt des Widerſpruchs. Nach einer ſo langen Heuchelei, und einem albernen Kniebeugen vor den fataliſtiſch-feudaliſtiſchen Götzenbildern wollten wir die Wahrheit deſto nackter hinſtellen, und meinten wohl auch, es ſei gewiſſenhafter gehandelt, das Häßliche hervorzuheben, als das Schöne. Uebrigens war unſere Ironie gar nicht ſo bös gemeint. Indem wir den falſchen Schein, humoriſtiſch, tragiſch, malten und geißelten, meinten wir noch gar nicht, daß alles Sein nur Schein ſei. Wir gaben uns oft einen Bramarbaston, und meinten es im Grunde gut und ehrlich. Von mir kann ich das wenigſtens ſagen, als ich wegen meiner ironiſchen

Novellen und Dramen heftig, von den verschiedensten Seiten her, angefochten wurde. „Woher diese Lebensauffassung, da Sie doch nicht blasirt sind? Ihnen geht es ja nicht schlimm, weshalb sehen Sie die Dinge so schlimm an?“ fragte mich ein gewiegter Freund. Zu woher kommt eine geistige Richtung? Ich fragte mich selbst, ich verfolgte sie in meinem Thun und Treiben, und ich fand zu meiner Verwunderung, daß sie weit älter war, als die Mode, weit hinaus über Fatum, Feudum, ja bis in die Ritterspiele zurück reichte. Die Erkenntniß, daß das nichts war, was wir so lange verehrt, der Schicksalsspuk und die Zigeunerprophezeihungen, und die ewigen Ritter ohne Furcht und Tadel, wirkte wohl etwas; es forderte den jugendlichen Muthwillen auf, umgeschlagene Schicksalssprüche und Ritter voller Furcht und Tadel zu dichten, aber die Neigung war schon früher da. Hatte sie doch vielleicht ihre erste Wurzel in der romantischen Schule selbst, welche, in Opposition mit der nüchternen Moralphilosophie des vorigen Jahrhunderts, dem Schönen und Poetischen eine durchaus unabhängige Stellung von dem Guten und Nützlichen geben wollte. Wir behandelten im reinen Priesterdienste des καλόν das ἀγαθόν übermüthig geringschätzig. Aber darum leugneten wir es nicht weg. Wir spotteten nur darüber, aber fest mochte es unsertwegen bestehen, wenn es bei unseren poetischen Spaziergängen nur nicht störend uns in den Weg trat.

Ich kann mir, mit bestem Gewissen, noch ein anderes Zeugniß geben: damals als ich am bittersten mit ihm scherzte, hielt ich das Bestehende, Ueberkommene noch für so fest und

gesund in sich, daß solche Angriffe eben nicht mehr wären als das Spiel der Welle um einen Fels. Wenn ich den Egoismus bei großartigen Bestrebungen und hohen Tugendphrasen neckisch, und mehr als neckisch vorblicken ließ, so meinte ich darum gar nicht, daß es kein uneigennütziges Kämpfen um große Gedanken, keine reine Tugend gebe. Im Gegentheil, aus dem, was mir passirt, aus meinen Umgebungen, aus meinem eignen Thun und Treiben, hatte ich gar keinen Grund, daran zu zweifeln. Aber mich verdrossen die idealen Luftgebilde makelloser Helden und Frauen, mit denen die Literatur überschwemmt war. Die Wahrheit, meinte ich, die sittliche Welt sei so fest gegründet, daß man die Phantome der Dichter schonungslos zerstören könne. Das war ein großes Versehen. Die Erfahrung hat mich seitdem anders belehrt. Die sittliche Welt in ihrer Erscheinung steht nicht so fest. Ich hatte den Teufel an die Wand gemalt. Man soll, wo die alten Zustände wanken, nicht ihre gesunden Theile verhängen, und ihre Risse vorzugsweise herausstellen; man fühle denn in sich Beruf und Kraft, das Alte niederreißend Neues zu bauen. Daran dachte ich aber gar nicht. Das Bestehende schien mir in seinen Grundfesten noch so gut, ich glaubte, es müsse und werde sich noch halten, und mit Abschaffung einiger Mißbräuche sei es gethan. Dazu konnte unsere ironische Darstellung mitwirken, vernichten sollte sie nicht. Das kam mir nicht im Traume bei. Mit bestimmten Intentionen hat seitdem eine jüngere Schule sich des Kampffeldes bemächtigt. Was damals harmloses Spiel war, ist ihnen Ernst. Sie wissen, was sie

wollen. Aber wie wir es verſahen, daß wir die Wirklichkeit nur untergeordnet als Stoff und Mittel für die Poeſie betrachtet, kann es auch an ihnen ſich rächen, daß ſie die göttliche nur als Dienerin für ihre realen Zwecke gebrauchen Und wie wir darin fehlten, daß wir das Beſtehende für allzufeſt hielten, um von unſerm Spiel erſchüttert zu werden, möchten ſie ihm nicht einmal ſeine hiſtoriſche Geltung laſſen. Auch das wird ſich rächen und hat ſich ſchon gerächt.

Man ſoll nicht ſpielen, wenn man ſeiner Kräfte nicht ganz gewiß iſt. Auch ausruhen ſoll man nicht, bevor das Ziel erreicht, oder der Tag zu Ende. Es war unſer Vieler Schaden, daß wir dies Geſetz überſahen. Die Jugend iſt verſchwenderiſch; die Zukunft iſt ihr ein ſo weites reiches Feld, wo alles Verſäumte ſich nachholen läßt. Und die Tage ſind doch gemeſſen, und jeder falſche Schritt koſtet einen zurück; alſo ſind zwei verloren, die wir hätten vorwärts gehen können. Aber es war ſo lockend in der Ruhe ſich zu wiegen, mit den Verhältniſſen zu ſpielen, und wir merkten nicht, daß w i r es endlich waren mit denen ſ i e ſpielten. So glaubten wir mit dem Theater ſpielen zu können, und mit den Launen des Publicums; es war ſo anmuthig, und ehe wir es uns verſahen, waren wir umſtrickt, und ſelbſt in dem gemeinen, großen Strome, und von ihm fortgeriſſen, und mußten weiter, um uns nur zu halten, eben wie die hundert Andern, die wir vorher verdammt. Es war aus mit der freien Bewegung, der ſelbſtſtändigen Kraft, der Begeiſterung für das Hohe und Schöne, die wir wie Fauſts Mantel mitnehmen zu können glaubten in das Marktgewühl, und, wenn es uns

zu arg würde, ſetzten wir uns darauf, und erhöben uns nach Belieben in die Lüfte. Dazu war nicht Platz und Zeit, wir wurden fortgezogen, geſtoßen von den Neugierigen, und waren ſelbſt neugierig. In dem Strudel iſt eine Welle wie die andere; die Anſteckung iſt nirgends mächtiger. Wie geht man aus einer Selbſttäuſchung in die andere über. Das Gute muß wirken, — was wirkt iſt gut — alſo auf's Wirken losgearbeitet — aufgeſucht nun — was wirkt! — Was wirkt alles! —

Wer einmal in den Venusberg gerieth, kam, nach der alten Sage, nicht wieder hinaus. Darin ſteht es beſſer mit den theatraliſchen Verirrungen. Jedem gehen endlich, Dank ſei es der Oeffentlichkeit, die Augen auf. Er lernt — zuweilen ſich ſelbſt verachten. Aber er hat noch Zeit ſich zurückzuziehen aus dem Labyrinthe, wenn er, nüchtern geworden, mit klarem Auge vor ſich ſieht, wohin man verirren kann! Das Theater war, und es iſt heut noch, und wird es bleiben, eine Erziehungsſchule. Sieht man nicht mehr Muſter, denen man nachſtreben ſoll, ſo warnt es uns doch vor dem, was wir vermeiden ſollen. Mancher Mann erſchrak in ſpäterem Alter, wenn er las, was er in der Jugend drucken ließ. Wie anders der Schreck, wenn es ihm entgegentönt, durch Mimik, Stimme, Licht und Farben gehoben, von den Bretern herab. Nochmals Preis dieſer Oeffentlichkeit! Sie rettete manchen Geiſt von gänzlicher Verirrung. Schwächer wurde wohl Manches Kraft, wer da bleiben mußte, ſich nicht zurückziehen konnte, ſchwächer wurde wohl die Production, aber auch größer

die Läuterung von dem Thörigen und Verwerflichen. In meinen Erinnerungen an das Berliner Volkstheater werde ich noch einmal auf die dichteriſchen Verirrungsgeſchichten zurückkommen. Dort ſprechen ſie ſich am deutlichſten aus.

Das ironiſche Fieber war übrigens lange nicht ſo gefährlich für das deutſche Theater, als das fataliſtiſche. Es graſſirte nur, wo die äſthetiſche Bildung ihren Gipfelpunkt erreicht. Und auch da berührte es kaum die großen Maſſen. Sie verſtanden es nicht was man ihnen gab. Ludwig Robert ſchrieb ein feines Luſtſpiel, eine bittere Satyre gegen die Ariſtokratie der ſogenannten guten Geſellſchaft; „Er wird zur Hochzeit gebeten" hieß es, ein Meiſterſtück in ſeiner Art. Aber gerade das Publicum, das große, geſunde, bürgerliche, für deſſen Rechte er das Wort führte, nur zu fein, pochte es erzürnt aus. Die Dichter hatten keinen Halt; ſie waren immer fort genöthigt, durch die Organe der Kritik dem Publicum von dem, was ſie wollten, eine Aufklärung zu geben. — Da hatte ich ein Luſtſpiel geſchrieben: „Der Prinz von Piſa"; es war eine Erholungsarbeit nach den tragiſch feudaliſtiſchen Verſuchen. Die Harniſche waren abgethan, das Fatum und die Prophezeihungen auch. Es war ein Luſtſpiel im Sinn, aber mit tragiſch pathetiſchen Figuren. Lauter Tugendbolden, die Staat-, Welt- und Menſchenbeglückung im Munde führen, jeder arbeitet nur für das große Ganze; im Grunde genommen hat aber jeder ſeine beſonderen Intereſſen. Da iſt ein geiſtreicher Prinz, der es kaum erſt ein Paar Tage iſt, aber das Regieren langweilt ihn

ſchon furchtbar, und er geht auf Reiſen, wie er zu ſeinen Räthen ſagt, um zu

lernen, das was uns gebricht.
Kein Welttheil ſei zu fern auf meiner Wanderung,
Wenn ich, was Piſa kann beglücken, ſuche.
Barbaren in den Wüſten, Ketzer, Türken,
Heimſuchen will ich mit Gefahr des Lebens
Selbſt wilde Völker, die, der Sitte fremd,
Den Gaſt nicht ehren, ſonnverbrannte Neger,
Will die Nomadenvölker Aſiens ſehn,
Und ſteigen in des Irokeſen Hütte,
Weil oft des ſchlechtſten Erzes Schlacke noch
Ein Körnlein edleren Metalls verbirgt,
Das ich, einſammelnd der Erfahrung Gold,
Heimbringe, rein geprägt, dem Vaterland.

Aber zum Vertrauten erklärt er, daß er „den einzig wahren Weg zur Wahrheit fand," nämlich als ein neuer Harun al Raſchid verkleidet in ſeine Stadt zurückzuſchleichen, und Verhältniſſe und Menſchen zu ſtudiren. Aber das eigentlich wahre, was er ſich ſelbſt verbirgt, iſt, er kehrt unkenntlich nach Piſa zurück, um ſich in alle Abentheuer ſtürzend die italieniſche Faſchingsluſt aus dem Grunde zu genießen. Dabei geräth er denn in allerlei ergötzliche Verwickelungen, wird der glückliche Nebenbuhler in der Liebe ſeines politiſchen Feindes, wird das Haupt einer Volksverſchwörung gegen ſich ſelbſt, belauſcht die Niederträchtigkeit ſeiner Räthe und ſeines Reichsverweſers, wird aber ſo verſtrickt in dieſen Wirrniſſen, daß er zuletzt ſelbſt in das Gefängniß kommt, aus dem ihn allerdings die Kundbarwer-

dung ſeines wahren Ich's rettet, aber nicht aus einer ſehr peinlichen Verlegenheit reißt. Dieß geſchieht nur dadurch, daß er eine gute Miene zum böſen Spiele macht, und da er durch Schein getrügt, auch die wahre Schuld der andern als einen Schein nimmt, und vergiebt. Mit epigrammatiſchen Redeſpielen werden die gar gefährlichen Brüche geheilt, da eine Ergründung des Uebels bei allen handelnden Perſonen nichts weniger als eine Löſung herbeiführte, denn ſie alle hüllten ihr Sein in einen andern Nimbus. Des Prinzen einzig treuer Diener bittet ſich als einzige Belohnung ſeiner Dienſte aus:

Beglück' nie mehr dein Volk, Jeronymo,
Durch eine Reiſe ſo incognito.

Mein Walladmor hatte wunderbarer gewirkt, als ich erwartet. Man wünſchte nun friſche Kräfte auf die Breter. Man forderte mich auf, etwas dafür zu dichten, und es war ſchon fertig. Graf Brühl kam mir mit großer Bereitwilligkeit entgegen. Wolff, auf deſſen Individualität ich die Hauptrolle berechnet, intereſſirte ſich lebhaft dafür. Da ſtanden denn goldene Berge vor mir. Schon waren die Rollen ausgetheilt, Leſeproben gehalten, das Stück angeſetzt, als Wolff erkrankte, gefährlich erkrankte, in Folge deſſen er ſeine Reiſe nach dem Süden antreten mußte, die mit ſeinem Tode in Weimar endete. Seine Rolle ward einem andern Darſteller übergeben. Ich konnte weder über deſſen Fleiß, noch guten Willen klagen, aber das Luſtſpiel, das ſich nur im Scheinen bewegte, verſank dadurch, daß ein Heldenſchauſpieler die Partie des humoriſtiſchen In-

Bernhard, Ihres Bruders Hofmeister. Wie geht es ihm, ist er hier oder in der Stadt?

Ich sagte ihm, nicht ohne Verwirrung, Bernhards Aufenthalt in der Stadt, und die Ursach davon, und fragte mit großer Theilnahme nach dem Ursprung ihrer Bekanntschaft.

Bernhard — antwortete mir Helbern, bezog ungefähr mit mir zugleich die Akademie. Er ist sehr arm, und da er die Mittel zu studiren erst durch Unterricht an Andere erwerben mußte, blieb ihm freilich wenig Zeit zu geselligen Freuden. Meine Freunde nannten ihn daher den Menschenfeind, und wenn wir ihn Abends allein im Felde gehen sahen, oder wohl gar mit einem Buche in einer einsamen Gegend fanden, ward er von den meisten heimlich verspottet. Ich gestehe, daß ich mich von ihm angezogen fühlte, und da ich bei genauer Erkundigung viel Gutes hörte, drängte ich mich an ihn, doch lange vergebens, bis ein Zufall uns einander näher brachte. Auch da noch hatte ich Mühe, seine Grundsätze zu besiegen, Verschiedenheit der Stände schien ihm ein Hinderniß der Freundschaft, aber er wies die meinige nicht mehr zurück, weil mir das Glück Gelegenheit gab, seine Achtung zu erwerben. Daß ich meine Zeit nützlicher anwendete, als vielleicht sonst geschehen wäre, ist gewiß sein Werk, denn es ward ihm leicht, mich in seine Erholungen zu verflechten, die nur angenehmere Arbeiten waren, aber nie

triguants übernahm, in eine materielle Sphäre, für die es nicht berechnet war. Was nur hingehaucht werden ſollte, wurde mit deutſchem Ernſt declamirt. Was nur das allerfeinſte Spiel eines gewandten Redekünſtlers andeuten durfte, wurde als baare Münze gegeben, und ſo nahm es das Publicum hin. Der Erfolg war, die eigentlichen Luſtſpielſcenen, die pikanten Situationen, die barock komiſchen Charaktere ergötzten, mein Thema aber war nicht verſtanden. Man lobte mich um das, was Nebenſache war, und tadelte meine Helden, daß ſie ſchwach wären und das perſönliche Intereſſe nicht feſſelten. Freilich konnten ſie es nicht feſſeln, denn es war gar nicht des Dichters Abſicht, er ſtellte ja nur eine kleine Welt von Scheinmenſchen hin, die ihren Egoismus, der mannigfachſten Art, vor den Andern und vor ſich ſelbſt künſtlich verbargen, und je ſchwächer es mit ihnen ſtand, in um ſo tönendern Tugendphraſen ſich ergingen. Daß ich das dem Publicum ſpäter ſagen mußte, daß Viele erſt da die Augen aufſchlugen, und ſagten, ſie hätten mir Unrecht gethan, war ein bedenkliches Zeichen. Das Drama ſoll durch ſich ſelbſt ſprechen. Ich zweifle, ob, auch wenn Wolff den Prinzen, und alle Mitſpieler in ſeinem Geiſte geſpielt hätten, des Dichters Intention dem Publicum deutlich geworden wäre. Verſicherten mich doch ſelbſt Schauſpieler, daß ſie erſt nach der dritten und vierten Vorſtellung die ironiſche Bedeutung ihrer Rolle verſtanden; ſie hatten guten Muthes ihre Phraſen für Geſinnung genommen.

Die Forderung des Publicums, das Perſonen will, für

die es sich interessire, ist eine gerechte, wie sehr wir uns damals auch dagegen sträubten. Es will einen Kern von Sitte, Wahrheit, Character. Auch in den phantastischen Lustspielen des Britten, die uns ein Wirbeltanz scheinen von sprühender Elfenlaune, treffen wir auf diesen Kern, an dem unsre menschliche Theilnahme unser sittliches Gefühl haften kann. Und gerade da, wo die Laune am allerzerlassensten erscheint, tritt dieser und jener Charakter, oft unerwartet als sittlicher Stammhalter, als Vertreter des Göttlichen im Menschlichen heraus. Meine Aufgabe war gerechtfertigt, eine Welt von Scheinmenschen hinzustellen; aber einen sittlichen Stamm, an dem das Gefühl sich halten konnte, durfte das Publicum mit Recht fordern, und mein geistreicher Prinz, der durch alle Wechselfälle, die er erduldet, kaum zum Ernst geweckt wird, und nur zuletzt dadurch, daß er gute Miene zum bösen Spiel macht, als siegender Charakter gegen die andren auftritt, genügte dem natürlichen Verlangen des Publicums ebenso wenig, als es sich mit Goethe's „Mitschuldigen" recht versöhnen kann, welches Meisterstück dieses Lustspiel auch in anderer Beziehung ist.

Der Plan meines Lustspiels war gut, aber ich hatte es verdorben, weil mir die Begriffsaufgabe zur Hauptsache wurde. Indem ich ein Thema durchführte, gingen mir die wahrhaftigen menschlichen Charaktere verloren, ohne die die dramatische Poesie in's Blaue schießt und nimmer Wurzel treiben kann. Nun aber waren die Nebenpartien bedeutender geworden, als ich selbst gedacht. Man sagte, schade, daß nicht das Ganze so ist, und die Verführung war da. Das

Wirken, ach es iſt ſo ſelig. Warum ſollte nicht das Ganze wirken! Ich ging an eine Umarbeitung, an eine zweite und dritte und gab dem Stücke einen ganz andern draſtiſchen und barock-komiſchen Schluß. Man war ſo gefällig ſie einzuſtudiren, eine Gefälligkeit, die mir damals ganz natürlich ſchien, obwohl ich erſt jetzt erkenne, daß es eine Freundlichkeit gegen einen jungen Dichter war, die er mit mehr Dank hätte hinnehmen ſollen. Das ſo geänderte Luſtſpiel (thörigter Weiſe änderte ich nach dem erſten Eindruck, den es im Publicum gemacht, auch die Gattungsbezeichnung und nannte es Schauſpiel) ging mehrmals über die Bühne, und gefiel, es war nun, zumal am Schluß von einer poſſenhaft ſchlagenden Wirkung geworden. Ich merkte in meinem Eifer kaum, daß mein Luſtſpiel unter der Hand etwas ganz anderes geworden, als ich wollte. Das Alte paßte nicht mehr zum Neuen. Dies neue Stück, mit Herauskehrung alles Draſtiſchen, der rohen Kataſtrophen, und der barocken Scenen war nicht mehr die feine ironiſche Komödie, es war ein Faſtnachtsſpiel. Nun verſtand es Jeder in ſeiner Wirkung, ich zweifle aber, ob Wolff nun noch für den Prinzen ſich geeignet hätte. Wenn ich es drucken ließe, würde ich mich in Verlegenheit befinden, was ich von dem Alten reſtauriren, und was von den Zuſätzen behalten ſollte. Dies Alles führe ich nicht an, um ein vergeſſenes Luſtſpiel ins Gedächtniß zu rufen, ſondern als einen Beleg für mich und Andere, wie auch beim ernſteſten Streben der Theatereffect verführt, und die Charybdis immer neben der Scylla iſt. In jenem bangen Momente, ehe der Vorhang aufgeht, und die Ouver-

türe ſich ihrem Ende naht, gehen in dem jungen Dichter Gefühle vor, die ſich nicht beſchreiben laſſen. Ein Moment iſt's, gegen den der Vorabend einer Schlacht, eines examen rigorosum, die Eröffnung der Staffette von einem Börſenmann, des Antwortſchreibens einer Geliebten auf unſere heiligſte Frage — nichts ſind ſie dagegen. Ihm ſteht die Welt auf dem Spiele. Sein Sein und Nichtſein wird entſchieden. Sein ganzes Weſen iſt verwandelt. War er ſtolz, ſo wird er lammfromm; war er ſicher des Erfolgs, ſo zweifelt er an Allem. Er iſt in einem magnetiſirten Zuſtande; er hört, ſieht doppelt, dreifach. Wie dem Wilden ſteigert ſich ſeine Merkkraft. Durch Bretterwände ſieht er die ſpöttiſchen, lachenden, gähnenden Geſichter der Zuſchauer. Jedes Wort, das der Schauſpieler anders betont, als er dachte, ſchneidet ihm in die Seele, es iſt der Vorbote des Durchfallens. Jedes Räuſpern, Schnauben, jede zufallende Thür im Publicum iſt der Vorklang des Auspochens. Alles dreht ſich um ihn, er hört nicht mehr, er ſieht nicht mehr. Das iſt der Moment, wo man die Seele den böſen Mächten verſchreibt. Denn da, fort ſind die ſtolzen Ideen, die der Jüngling träumte. Er will nicht mehr belehren, er will nur gefallen. Nur daß es reuſſirt, iſt ſein Gebet, die Mittel werden ihm in dem Augenblick gleichgültig. Er thäte Alles, damit das wankende Stück nur durchgeht; er möchte Couliſſen ſchieben, Stühle forttragen, Alles, auch das, was er vorhin verſchmäht, verachtet. Seine ſchönſten Reden erſcheinen ihm ſelbſt unerträglich lang. Ginge es, er zöge den Schauſpieler an einem Faden zurück, daß er nicht zu weit geht,

während er ihm auf den Proben noch zu zag erſchien. Er möchte ihm die Reden fortblaſen aus dem Munde, für die er auf den Proben mit Hand und Fuß gegen Schauſpieler und Regiſſeur focht; denn ſie ſeien die Seele des Stücks. Was geht ihm jetzt dieſe Seele an, die das Publicum langweilen kann; er will ja nur wirken, nur nicht durchfallen will er. Solche diaboliſche Macht übt das Theater.

Die nächſten Folgen können noch ſchlimmer ſein. Was gewirkt hat, iſt ein erſter Verdienſt, welche Lockung hat der erſte eigene Erwerb! Der Geiſt denkt nun und ſpeculirt auf's Wirken. Gleichviel wie. So hat die Erfahrung gelehrt, daß die zweiten Theaterſtücke junger Dichter die äſthetiſch ungleich ſchwächern ſind. Es koſtet neue Kämpfe, bis ſie ſich wieder zur Ueberzeugung durchkämpfen, daß die Idee denn doch ihre ewigen Rechte hat, wenn gleich die innigſte Verſchmelzung der Idee mit der Handlung erſt das eigentliche Ziel iſt, nach der, wie alle Dichtung, die Dramatik, zumal ringen muß.

Von dieſen Verirrungen, und wohin ſie führen, will ich, wie geſagt, in einem andern Aufſatz reden. Es ſind traurige Erinnerungen, aber glücklicherweiſe durchlebte, überwundene. Doch möchte ich hier an einen andern Irrthum erinnern, dem junge dramatiſche Dichter ſo leicht verfallen. Ihr erſtes Stück, was die Bretter betritt, iſt natürlicher Weiſe ihr Lieblingskind. Sie wollen nicht davon laſſen, ſie meinen daran noch immerfort feilen, putzen zu müſſen, bis es das wird, was ſie beabſichtigten. So that ich mit meinem „Prinzen von Piſa," während Raupach, der zu

gleicher Zeit (mit „Isidor und Olga") sein Debüt auf dem Berliner Theater machte, ein ganz entgegengesetztes Verfahren einschlug. Was fiel, ließ er gefallen sein, er verschwendete seine Zeit nicht mit Flicken und Bessern, er schuf Neues, und er hat Recht. Die positive Kraft allein, die unermüdlich schaffend die Zeit benutzt und sie ergreift wie sie ist, siegt auf dem Theater. Man darf nicht ausruhen, spielen, klagen, man soll eingreifen und handeln, wenn man wirken will.

Das Berliner Volkstheater.

Das Nationaltheater war ein Hoftheater geworden. Da war nichts zu ändern. Aber der Begriff Volk war mit den Befreiungskriegen plötzlich aus dem Schlummer erwacht. Das Volksthümliche spukte in ehrenwerther Absicht, aber in wunderlicher Weise. So wunderlich ungeschickt, daß die den Begriff überhaupt fürchteten, nicht nöthig gehabt hätten, zu den Waffen zu greifen, wie sie thaten, um ihn zu unterdrücken; er vernichtete sich selbst in der Art, wie er sich benahm. Unter allen den volksthümlichen Wünschen, welche wie Schaumblasen aus jener chaotischen Aufregung in die Luft stiegen, war auch der nach einem Volkstheater.

Man war überein gekommen, es war ein nothwendiges Bedürfniß, daß die preußische Hauptstadt ein Volkstheater

erhalte. Auf dies allgemein gefühlte Bedürfniß hin, das von allen öffentlichen Stimmen beſprochen und ſelbſt in den höchſten Regionen anerkannt wurde, hatte ein gewitzigter jüdiſcher Handelsmann ſich eine Conceſſion zu verſchaffen gewußt. Dieſer erfahrene Mann hatte ſich zwar in allerhand Handlungen verſucht, allein die dramatiſche war ihm unbekannt geblieben. Er konnte kein Volkstheater bilden. Aber ihm kam es auch nur auf das Geſchäft an, die Bildung überließ er Andern. Er verkaufte ſeine Conceſſion an eine Actiengeſellſchaft.

Dieſe wollte nun bilden. Reiche Kaufleute und Banquiers, ehrenwerthe Männer, die die Sache halb als Ehrenſache und Vergnügen betrachteten. Darunter ſehr unterrichtete, hochgebildete; aber von dem, was zu einem Volkstheater gehört, wußte ſie kaum mehr als jener Handelsmann. Sie trifft darum kein Vorwurf. Denn wer überhaupt wußte es?

Ein Volkstheater! Es war ein ſchönes Modewort, ein Ding, für das der Name fertig war, aber ſonſt nichts. Ein Begriff, deſſen Weſen noch keiner kannte, aber mit ſo ſchönen Illuſionen umwoben und gefärbt, daß man dafür ſchwärmen konnte. Wer hatte denn ein Volkstheater geſehen? Wer in Wien war und die Leopoldſtadt beſucht hatte. Zudem ſchwebte den Beleſenen unter den Lenkern allerlei vor, was unſere großen Kritiker und beſonders A. W. v. Schlegel über Volksbühnen geſchrieben. Alles das ſollte mit einem Male werden, fertig ſein, leuchten, überraſchen, feſſeln; aber es mußten doch zuvor Ziegeln gebrannt

werden zum künftigen Komödienhause, Garn gesponnen zur Leinewand für die Coulissen, Schauspieler geworben, Dichter gewonnen werden. Denn auch an diese dachte man.

Es fehlte den ersten Unternehmern wirklich nicht an gutem Willen. Auch ist der Feuereifer, mit dem sie sich der Sache annahmen, der Anerkennung werth. Daß sie ihre Erfahrung sehr theuer erkaufen mußten, daß sie doppelte und dreifache Schritte zum Ziele thaten, versteht sich von selbst. Sie waren nicht Routiniers sondern Dilettanten, und hatten volle Beutel hinter sich. Die Kaufleute, welche Erfahrung, Waaren und Kunst ihnen verhandelten, ließen sich die höchsten Preise zahlen. Aber kann man Alles erkaufen?

Giebt es ein deutsches Volkstheater? Vielleicht hat es ehedem eins gegeben, in den Puppenspielen. Das ist längst todt. Von daher war keine Erfahrung einzuholen. In Wien gab es eines. Dies schwebte allerdings den dunkeln Vorstellungen, dem sehnsüchtigen Verlangen danach bei uns vor. Aber kann man dieses mit Recht ein Deutsches nennen, d. h. eines, das für alle Länder gilt, wo die deutsche Zunge herrscht? Es ging ganz eigenthümlich aus den Wiener Verhältnissen hervor und war von einem solchen frohen, witzigen, genügsamen und genußsüchtigen Publicum bedingt. Wenn die bessern Producte desselben, vermöge ihres Werthes oder der errungenen Autorität, auch auf außerösterreichischen Theatern Aufnahme fanden, so scheiterten doch überall die Versuche, wo man auf dieselbe

Baſis ſelbſtſtändig neu bauen wollte. — Ja, auch das Wiener Volkstheater war nur etwas Temporelles. Die Zeit ſeiner Blüthe iſt längſt vorüber. Es exiſtirt nicht mehr; es vegetirt nur noch. Ob, weil die ſchöpferiſchen Talente ausſtarben, oder weil der Stoff ausging, wie Viele behaupten (er iſt nirgends enger durch äußere Schranken umgränzt als in Oeſterreich), oder endlich weil auch der Wiener zu einem andern Bewußtſein gelangte und ſeine Bruſt nach anderer Luft athmet? —

Wo waren bei uns die Bedingungen für eine ähnliche Bühne? Wo war das vergnügte, wo das beſcheidene, genügſame Volk? Ließ es ſich thun, Wien zu überſetzen für Berlin? Wie hätte ſich dagegen unſere wirkliche und unſere affectirte Bildung geſträubt! Es mußte etwas ganz neues geſchaffen, von vorn angefangen werden. Ein Volkstheater mußten wir haben, es koſte was es wolle. Aber was für eins? Ein norddeutſches, ein preußiſches, ein berliniſches? — Welche Verwirrung von Anſichten und Vorſtellungen verdeckte da der allgemeine Wunſch! Uns fehlte nicht weniger als Alles zur Erfüllung dieſes Wunſches und doch war er allgemein. Das Publicum, die Dichter, Schriftſteller, Künſtler, alle wiegten ſich in ſüßen Illuſionen. Da werde der alte, von Gottſched und der Neuberin feierlich begrabene Hanswurſt, wieder in verklärter Geſtalt aus ſeinem Grabe aufſtehen. Da werde aller Witz und Humor, der je im deutſchen Volke gelebt, wie auf den Wink des Rattenfängers von Hameln, zuſammenſchießen und fliegen, um an der Leimruthe des Königs-

ſtädter Theaters zu flattern und zu ſingen. Die alte Luſtigkeit und Heiterkeit, der moderne Humor, das Derbe und das Feine der Vorzeit und der Gegenwart, Spott und Ernſt, Bildung, Intelligenz und geſunder Menſchenverſtand würden ſich die Hand reichen zu einem Faſtnachtsreigen. Die Volksgefühle würden erſtarken, die falſche Prüderie zur Vogelſcheuche werden und für das Volk und die Dichter eine goldene Zeit angeben.

Und was ward aus allem dem? — Nicht einmal ein einziges nationales Luſtſpiel kam zu Stande, um die deutſche Volksbühne damit zu eröffnen. Das wäre wohl die *Gelegenheit geweſen zu einer Preisaufgabe. Die Gelegenheit macht Diebe und Dichter.* Aber bei dem Chaos von Vorſtellungen, die wir alle, Directoren und Dichter, Actionaire und Publicum, von dem Werdenden hatten, wie hätte das Luſtſpiel geſtaltet ſein müſſen, das Allen genügen ſollte! Einer dachte an den alten Hanswurſt, der Andere an Shakſpeare's phantaſtiſche Luſtſpiele, der an Gozzi, der an Hans Sachs, dieſer an Calderon und jener an Kotzebue. Es war, wie ich mich erinnere, wirklich in Vorſchlag eine allegoriſche Poſſe zu entwerfen, des Inhalts, daß irgend ein Magus unter Donner und Blitz das Grab des Hanswurſt ſprenge, und der alte kecke Burſch ſolle herausſpringen, und dem Publicum verſichern, daß er nicht mehr todt ſein wolle und für ſeine lieben Deutſchen wieder aufleben. Aber man machte mit Recht den Einwand, daß es ja damit nicht gethan ſei, ihn wieder zu erwecken, wenn er nichts mitbringe, um ſeine Subſiſtenz zu ſichern.

gelang es mir, ihn in meine Cirkel zu ziehen. Er dankt mir nichts, denn sein Stolz war so groß, daß — selbst wenn ich ihn in drückender Verlegenheit wußte — er die kleinste Hülfe von mir verschmähte. Wir trennten uns endlich. Ich ging einige Zeit aufs Land, von da wechselnd an den benachbarten Hof, und dann auf Reisen. Ich muß bekennen, daß ich Bernhard fast vergessen hatte, als ich vor einigen Wochen — doch, liebe Cousine, was müssen Sie denken, daß ich Ihnen gegenüber von nichts andern zu sprechen weiß, als von dem Wiederfinden eines flüchtigen Bekannten.

Fahren Sie fort, Herr Baron, wagte ich mit niedergeschlagenen Augen zu sagen, Ihre Erzählung interessirt mich.

Vor einigen Wochen also komme ich von meiner Reise zurück, Kopf und Herz von einer Sehnsucht voll, die mich all das Große, Herrliche, was ich gesehen und verlassen hatte, kaum vermissen ließ. Ich hatte in der ersten deutschen Stadt einen lang verspäteten Brief meiner theuren Tante erhalten, der mich erst von ihren neuen schönen Verhältnissen unterrichtete. Ich reiste in kurzen Tagereisen. Das Wetter war schrecklich, und sobald es dunkel ward, konnte man nur mit Lebensgefahr weiter, denn alle Wasser waren angeschwollen, und die unbedeutendsten Flüßchen wurden zu Strömen. So saß ich auch einen Abend schon ganz nahe an dem Landgut eines Verwandten, bei

Unſere Polizei duldet nur ſolche Subjecte in der Stadt, die nachweiſen, wovon ſie leben; und es wäre ſchlimmer geweſen, als ihn in ſeinem Grabe ruhen laſſen, wenn er an Hunger und Dürftigkeit zum zweiten Male ſterben müſſen.

Je näher die Eröffnung der Anſtalt war, um ſo empfindlicher zeigte ſich die Armuth und der Mangel. Es fehlte an Gegenſtänden und an Dichtern, an Eintracht und an Zuſammenhang. Einer wollte kühn anfangen, der Andere beſcheiden. Der dachte an das hochgebildete, der an das niedere Publicum. Der wollte, die Eröffnungsdarſtellung ſollte das Symbol alles folgenden werden, jener man ſolle nur etwas farb- und harmloſes bringen, um ſich nicht die Hände zu binden, und damit leiſe antaſten, was das Publicum anſpreche, und auf welchem Wege man ihm folgen, oder es leiten müſſe. Die letztere Anſicht ſiegte ſchon um deshalb, weil man ihm nichts Kühnes und nichts Neues, was ein Symbol werden konnte, zu bringen hatte. Da war mit einem Male der Humor und die geträumte deutſche Volksluſtigkeit fort; die ſchönſten bunten Gewebe, welche der Phantaſie von ferne geglänzt, waren bei Nahe beſehen von der Kritik durchlöchert. Das Neue, was ſich darbot, trat zu ſchüchtern, oder zu plump oder zu ſtückwerkartig auf. Man ſcheute den gewagten Verſuch. Man machte die traurige Erfahrung, an der man zum Theil freilich ſelbſt ſchuld war, es war nichts vorbereitet. Als man mit allem Eifer an die Materie gegangen, hatte man gedacht, der Geiſt müſſe ſich von ſelbſt einfinden. Er war nicht einzutreiben. Alſo ſah man ſich gezwungen, da keine

neuen Luſtſpiele vorlagen, zu den älteren ſeine Zuflucht zu nehmen. Und hier ſtieß man auf eine neue Schwierigkeit. Der Conceſſion zufolge waren der neuen Bühne nur ſolche ältere Luſtſpiele verfallen, welche innerhalb zweier Jahre auf dem Hofſtheater nicht zur Aufführung gekommen waren. — So ſchloſſen die großen Vorbereitungen zur Eröffnung der neuen deutſchen Volksbühne damit, daß man ſie mit einem kleinen Wiener Singſpiele, einer Poſſe daher und einem Schubladenſtücke eröffnete!

Das parturiunt montes war indeſſen damit noch nicht ausgeſprochen. Um volksthümlich zu ſprechen (es gilt ja ein Volkstheater), wir hatten noch Alle „Roſinen im Sacke." Alles ſollte ſich „geſtalten," „entwickeln." Das waren wieder neue ſchöne Modeworte; ſie klangen ſogar philoſophiſch, obgleich man ſie in Keines Munde häufiger als in dem eines Theaterroutiniers hörte, des Schauſpielers Bethmann, welcher eine Zeit lang die techniſche Direction führte.

Da wurde denn geſtaltet und entwickelt, innerlich und äußerlich. Im Dirigirten und in den Dirigirenden. Ach, aber es trat von Tage zu Tage deutlicher heraus, daß die vielen Roſinen von ſauren Trauben gepflückt waren. Wie man auch aus den Zuckerbüchſen nachſtreute, man täuſchte ſich nur auf Augenblicke. Man griff in die Beutel mit beiden Händen, bis ſie leer wurden, aber es that es nicht. Welche Kraft ging in den ſchönen Illuſionen verloren!

Anfänglich glaubten die Directoren allein Alles thun zu können. Warum nicht; ſie waren kenntnißreiche Männer und

hatten den eifrigſten und beſten Willen. Es war ihnen Vergnügen und Ehre, und es ging aus ihren Taſchen; vieles wenigſtens. Jeder Feuereifer hat etwas Ehrenwerthes, und am wenigſten ſollte man in unſerer apathiſchen Zeit ſich darüber luſtig machen! Namen will ich nicht nennen; aber noch ſehe ich den Einen, der Alles in Allem ſein wollte, Baumeiſter, Maler, Regiſſeur, Inſpicient, Dichter, Cenſor, Kritiker. Alles in ihm war Thätigkeit, Bewunderung, Entzücken. Wäre es auf ſeinen Willen und ſeine Kraft angekommen, das Königsſtädt'ſche Theater wäre eine Volksbühne, nicht für Berlin, für Deutſchland, für die Welt geworden. Dieſer merkwürdige und achtungswerthe Mann, deſſen Ruf in vielen andern Branchen bedeutender iſt, als es je das Theater geweſen, deſſen Seele er war, hatte eine eigene anregende Kraft. Er zwang durch ſeine Lebhaftigkeit, durch ſeine Beredſamkeit, Jeden, mit dem er ſprach, in ſeinen Enthuſiasmus einzugehen. Da ſchaue, bewundere, ſtaune, Philiſterſeele! Wehe dem, der dieſe himmliſche Schönheit nicht bewunderte, nicht dieſe neue Maſchinerie mit Staunen anſchaute, nicht die tiefe Poeſie in dieſer Dichtung erkannte. Es war kein oberflächlicher Enthuſiasmus. Die ganze Seele ſtrömte ihn aus und die Illuſion wurde durch Gelehrſamkeit, Urtheil, Geſchmack geſtützt. — So waren die Zeiten; aber nicht jeder in der Zeit war ſo. Es gab einen weit ſchlimmern Enthuſiasmus.

Die Einſicht kam den Directoren bald genug, daß Kunſtliebe allein den Mechanismus eines Theaters nicht erhalten kann. Sie mußten zu den Routiniers ihre

Zukunft nehmen. Wie oft wechſelten dieſe technischen Directoren. Möglich, daß, wenn ſie Holtei früher gerufen, als geſchah, zwar nicht das Unmögliche möglich geworden, aber ein eigenthümliches Leben ſich eher geſtaltet hätte. Nun aber zogen andere Gewitterwolken über ihre Häupter heran. Die Actionaire, mit dem Geſtalten und Entwickeln nicht zufrieden, wollten wenigſtens Rechenſchaft, da ſie keine Renten bekamen. Es ſah damit ſchlimm aus. Niemand hatte ſich bereichert, es war alles, mit vollen Händen, der Kunſtliebe, dem Enthuſiasmus geopfert. Aber die Actionaire waren der Anſicht, daß damit das Deficit nicht gedeckt ſei. Die erſte Direction der Banquiers wurde geſtürzt. Jedes geſtürzte Miniſterium erregt einen Volksjubel. Vom Kommenden erwartet man alle Wunden geheilt, alle Wünſche befriedigt. Statt der reichen Banquiers kamen wohlhabende Kaufleute, ſtatt der Ariſtokraten behagliche Bürger an's Regiment. Auch ſie hatten guten Willen, verfuhren etwas ökonomiſcher und mit derſelben Liebe. Es thats aber auch nicht mehr. Mit der Verſchwendung war auch der Enthuſiasmus für die Kunſt fort. Die Wirthſchaftlichkeit behalf ſich ſo gut es ging, die Grundlagen waren aber zu groß und ohne einen Impuls war dem Theater nicht geholfen. So ward auch dieſe Direction geſtürzt, oder vielmehr ſie fiel von ſelbſt, und das Nichts ſtand drohend vor der Thür. Das hätte aber in einem wohlgeordneten Staate zu viel Erſchütterungen hervorgebracht. Was beſteht, muß beſtehen bleiben. Wie es nun gekommen, darüber ruht noch ein dunkler Schleier, aber

das neue Inſtitut hatte in wenigen Jahren ſeinen Kreislauf gemacht und kehrte in die Hände des erſten Conceſſionsinhabers zurück.

Das iſt die äußere Geſchichte von dem Entwickeln und Geſtalten des Berliner Volkstheaters. Als ein Handelsgeſchäft fing es an, und iſt nun wieder ein Geſchäft. Alle Illuſionen ſind vorüber. Es iſt ein Handel, der zuweilen gut geht, zuweilen ſchlecht, je nachdem der Markt beſucht iſt und der Verkäufer den jeweiligen Geſchmack ſeiner Abnehmer trifft.

Schwieriger iſt die innere Geſchichte. Welcher Stadien der Entwickelungen und der Täuſchungen hat man ſich da zu erinnern! Die Bedingung in der Conceſſion, welche die Aufführung jedes Dramas verbot, das auf dem Hoftheater eingebürgert war, erſcheint im Grunde genommen als eine wohlthätige. Sie wollte das neue Theater zwingen, ſich eine eigenthümliche Bahn zu brechen. Es war darauf hingewieſen, die Dichter zu gewinnen und ſich einen Vorrath neuer deutſcher Originalluſtſpiele zu verſchaffen. Aber es fehlte an Dichtern; und denen, die da waren, fehlte es an nicht weniger als: Stoff, Freiheit und Luſt. Was letztere anlangt, ſo hätte die Einführung einer Tantieme am Gewinn, nach der man ſo oft verlangt, ſie vielleicht geweckt. Erſt ſpät dachte man daran. Aber ſie ward nur theilweiſe und nicht als Geſetz, ſondern als Abkommen mit Einzelnen in's Werk geſetzt. Die Aufmunterung war nicht ſchwächer als an andern Theatern, aber nicht ſtark genug eine Luſt in's Leben zu rufen, welche nicht da war. Freiheit

konnten die Directoren nicht geben. Und doch war ſie eine Zeitlang auf dieſem Theater größer als auf irgend einem andern. Man wagte Vorfälle der Tagesgeſchichte auf die Bretter zu bringen. Die etwa Betroffenen lachten und es blieb überall gutes Blut. Da hätte ſich vielleicht etwas entwickeln laſſen. Doch mit dem Jahre 1830 hörte auch dieſe Freiheit auf. Ich rede hier aber ſchon von einer ſpätern Epoche. Zu Anfang kannte man entweder dieſe Freiheit nicht, oder wußte ſie doch nicht zu benutzen. Am allerwenigſten wußte man den Stoff zu finden. Man kannte noch nicht ſein Publicum; man lavirte umher, und, wie es zu geſchehen pflegt, wo Viele mitſtimmen, und Jeder etwas findet, was ihm anſtößig ſcheint, man kam nur in dem überein was gar keinen Anſtoß gab, alſo in dem ganz Nüchternen und Farbloſen.

Dichter fehlten dem werdenden Theater eigentlich ganz. Noch lebte Julius v. Voß, ein ſatiriſcher Localdichter von einem gewiſſen Rufe und einem gewiſſen Talente. Aber dieſes hatte ſich in zu unſaubern Regionen umgetrieben, auch hatte er ſeinen Ruf ſchon zu ſehr überlebt, als daß man auf ihn beſonders Rückſicht nehmen konnte. Er ſelbſt meinte freilich, er habe nicht allein den Beruf dazu; ſondern ihm gebühre auch, aus irgend einer Königlichen Verheißung, die Lenkung dieſes Volkstheaters. Die wenigen Poſſen aus ſeiner Feder, welche ſpäter zur Aufführung kamen, ſchlugen nicht mehr an. Er war der Satiriker einer untergegangenen Zeit. Albini (v. Meydlhammer), ein Schriftſteller von vieler Lebenserfahrung, von Witz und Geſchick, lieferte

manche heitere Luſtſpiele, aber ſein Talent und ſein Humor waren zu dünn, um einem ſolchen Theater die Füllung zu geben. Doch gehörte ſein Luſtſpiel „Kunſt und Natur" zu den beſſern Producten der neuen Bühne; es hat ſich hier und auf anderen Theatern erhalten. Vielleicht, daß Raupach der Mann geweſen wäre, der Volksbühne einen Charakter zu geben, wenn er ſeine ganze Kraft auf die derbe Poſſe geworfen hätte. Sein Talent dafür iſt nicht zu beſtreiten. Aber ſein Streben ging anderwärts hin, und er ſuchte auf dem Kothurn den Ruhm, der ihm wohl dauernder auf dem Soccus geblüht hätte. Er lieferte nur ein oder zwei Kleinigkeiten, die wenigſtens etwas Wärme und Farbe in die bald vorherrſchende Monotonie brachten.

Aber die Bühne hatte bei ihrer Gründung einen Theaterdichter mit bekommen, der als Inventarium deſſelben faſt alle Verwaltungen, Regiſſeure und Regien überdauerte, Angely. Seine Gegner ſagten, er habe das Theater durch ſeine Poeſie und ſeine in Alles eingreifende Thätigkeit todt gemacht. Friede den Todten. Er iſt todt und das Volkstheater iſt auch todt. Zur geiſtigen Belebung deſſelben hat er allerdings nicht mitgewirkt; aber wären ſolche lebende Potenzen da geweſen, die ſeine war nicht ſo ſtark, um ſie zu unterdrücken. Von einer unendlichen Geſchäftigkeit, Rührigkeit und Luſt überall mitzuſpielen und das Wort zu führen, übte er nur den Einfluß, eine Sache, die er hemmen wollte, mit mehr Geräuſch ins Werk zu ſetzen. Weil er ſich überall vordrängen wollte, wie es die Art kleiner Leute iſt, machte er ſich nur, zu ſeinem eigenen Schaden, bemerklich, ohne

vorzukommen. Seine Feinde ſagten, er war Allem abgünſtig, was nicht von ihm ausging. Wer ſich an einem Theater der Herrſchaft bemächtigt hat, hat auch die Feindſchaft aller derer wider ſich, welche ſelbſt zu regieren ſich berufen fühlen. Seine unermüdliche Thätigkeit, ſeine große Theaterkenntniß glich ſeine unangenehmen Seiten aus. Er war nicht allein brauchbar, er war nothwendig.

Aber allerdings bemächtigte ſich ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit in der erſten Zeit der Ebbe faſt des ganzen Repertoirs. Res nullius cedit occupanti. Es war Niemand, der es ihm ſtreitig machte, Niemand, der ſo raſch für das Bedürfniß die Feder führte. Er überſchwemmte die Bühne mit ſeinen kleinen franzöſiſchen Stücken bis zum Ueberdruß. Aber unter dem Vielen erhielt ſich doch Einiges über dem Waſſer, und bei dem Gifte war ſogleich das Gegengift. Er ſättigte das Publicum dermaßen, daß es nach anderer Koſt begierig wurde, und ein guter Koch, wäre er da geweſen und hätte es zu nutzen gewußt, hätte leichtes Spiel gehabt. —

Noch etwas iſt nicht zu vergeſſen. Angely machte den erſten Verſuch, der Berliner Volksbühne ein Volkselement zu vindiciren. Er griff doppelt fehl, indem er den Berliner Jargon für ein Volkselement hielt, und indem er meinte, es ſei damit abgethan die franzöſiſchen Orts- und Perſonennamen in Berliniſche zu überſetzen. Jener Jargon, aus dem verdorbenen Plattdeutſch und allem Kehricht und Abwurf der höhern Geſellſchaftsſprache auf eine ſo widerwärtige Weiſe componirt, daß er nur im erſten Moment Lächeln erregt, auf die Dauer aber das Ohr beleidigt, konnte auf der

Bühne wenigſtens das nicht erwecken, was er ſollte, eine reine Luſtigkeit. Das ſollte dem rein und natürlich gebildeten Wiener Dialect das Parolli bieten. Es ging nicht. Höchſtens ſtumpfte ſich das Ohr für das Widerwärtige ab; man nahm es hin als nothwendig, es ergötzte aber nicht mehr. Später ward noch einmal der Verſuch gemacht, und der kauſtiſche Witz von der Berliner Straße den Eckenſtehern in den Mund gegeben. Auch das waren nur flüchtige Erſcheinungen. Kenner des Berliner Volkes verſichern, daß in demſelben ganz andere, und wohlgefällige Eigenſchaften ruhten, als die, welche die Theaterdichter und die jüngern Satiriker aus demſelben hervorgeſucht, um die Poeſie zu bereichern. Bitter, ſcharf, verletzend ſei dieſer Witz nur in der Aeußerung, zum Grunde liege mehr Gutmüthigkeit, ja Gemüthliches als wir erwarten. Nur zweifle ich, daß Familienbilder, die aus dieſem inneren Gemüthsſchatze ſchöpften, jemals Bühnengerecht werden dürften. Zwiſchen der Leinwand und den Lampen hat die äußere Erſcheinung ein anderes Recht als auf dem Papiere.

Angely ermüdete und die anderen Dichterkräfte reichten nicht aus. Alſo mußte umhergeſucht werden, nur um das tägliche Bedürfniß zu befriedigen. Da wurden aus allen Winkeln verbleichte Schätze und Raritäten des älteren Theaters vorgeholt. Kotzebue, Iffland, Lafontaine, Großmann, Ziegler, Kratter, Jünger, Beck ſind durchſtöbert worden. Man verſuchte ſich, und nicht ohne Glück, an Goethes Mitſchuldigen, an Leſſings Minna; man ſuchte die älteren Stücke Immermanns Bühnengerecht zu machen. Es half Alles

nur für den Augenblick. Der Funke ſchlug nirgends zur Flamme auf.

Glücklicher war man in der Ueberbürgerung der Wiener Zauberſpiele. Es war eine friſche Kraft. Sie ſchlug die Kritik, welche ſich dagegen erheben wollte, nieder. Die ausgezeichneten Komiker, zum Theil aus der Wiener Schule ſelbſt, halfen die neue Erſcheinung tragen. Sie füllte einen bedeutende Lücke, aber förderte doch kein neues Leben. Die guten Wiener Stücke der ältern Zeit ſind gezählt, beſonders diejenigen, welche nicht durchaus local, auf eine allgemeinere Verſtändigung rechnen dürfen. Alle Verſuche ſie ins Berliniſche zu überſetzen, und auf dem gewonnenen Terrain fortzubauen, ſchlugen fehl. Ja, als ſpäter der letzte Hauptmagus des Wiener Volkstheaters, Raimund nach Berlin kam, um ſeine Lorbeern in Perſon einzuärndten, war man verwundert, ihn ſelbſt ſo ganz anders zu finden, als man gedacht. Man hatte ſich an die Vorſtellung gewöhnt, in dem Wiener Humor eine urkräftige Natur zu ſuchen, an der man nicht feilen und putzen dürfe, und es kam ein feiner Künſtler. Ein Charaktermaler, in dem man die Iffländſche Schule gewahrte. Das kannten die Berliner, ſie hatten es, wie man ſagt, hinter ſich. War das nun ein Zeichen, daß den Wienern ſelbſt ihr Urſprüngliches nicht mehr genügte? Factiſch iſt es richtig; die alte Kraft, die überſprudelnde gutmüthige Luſtigkeit, der harmloſe Humor iſt auf dem Wiener Theater zu Ende. Die neueſten Pflanzen, auf dem alten Boden gewachſen, ſind farbloſe Abdrücke des früheren, trivial und nüchtern. Eine andere Branche that ſich zwar auf

dem ich einkehren wollte, in dem elendesten Gasthofe, und ennuyirte mich bei einer Bowle Punsch, als ich auf einmal Pferdetrappeln, und eine Stimme im Hause hörte, die mir bekannt schien. Ich horchte — der Reisende bat um Wein und etwas Essig zum Umschlage. Der Ton wurde mir immer bekannter, und ich schickte meinen Bedienten mit der Frage nach seinem Namen hinab. Es war Bernhard. Sie können denken, daß ich sogleich zu ihm eilte, denn es konnte mir in diesem Augenblicke nichts willkommner seyn, als ein Bekannter. Ich fand ihn in einem höchst unangenehmen Zustande. Er war an einem schlüpfrigen Abhange in der Dunkelheit mit dem Pferde gestürzt, und hatte den rechten Arm bedeutend verletzt. Von Regen durchnäßt und fast erstarrt, bestand er dennoch darauf, seinen Weg fortzusetzen. Natürlich wandte ich alles an, ihn von diesem tollen Unternehmen abzuhalten, auch die Wirthin stellte ihm die Gefahr vor, sich bei Nacht über den reißenden Fluß setzen zu lassen, den er unmittelbar hinter dem Dorfe passiren mußte, aber alles war vergebens. Er erzählte mir, daß er in Ihrem Hause Lehrer sey, und die Krankheit seines Zöglings erfahren habe, den er unmöglich in Gefahr wissen könne, ohne wenigstens zu ihm zu eilen. Sie glauben nicht, theure Cousine, mit welcher Anhänglichkeit er von Ihrem Hause sprach.

Aber, unterbrach ich hier Helbern, wie konnten

in den Neſtroy'ſchen Spectakelſtücken. Aber ihre Wirkung und ihr Fundament iſt ein ganz anderes; alles iſt forcirt, auf die Spitze getrieben. Die Wirkung haftet in Ueberraſchungen, äußeren Dingen, und nicht mehr an dem gutmüthigen Humor, der nicht großer Mittel und Anſtrengungen bedarf, um zum Gemüth zu ſprechen.

Da nichts mehr anſchlug, um die leeren Häuſer zu füllen, entſchloß man ſich zu einer außerordentlichen Anſtrengung. Eine neue Oper ſollte es thun. Die Sontag ward dem Theater gewonnen. Der ſelige Gans hat dieſe berühmte Sängerin „ein hiſtoriſches Ereigniß" genannt. Und mit Recht. Sie bezeichnet eine Epoche in unſerer ſocialen Bildung, die, einzig in ihrer Art, nie wiederkehren wird. Man hat das Strohfeuer der Begeiſterung Berlin und ſeinen Fashionables allein zur Laſt legen wollen. Mit Unrecht. Es war weit verbreitet. Das Feuer brannte allerdings nicht ganz von ſelbſt, es ward anfangs künſtlich angefacht und unterhalten, aber es hätte nimmer zu der Höhe aufſchlagen können, wäre nicht die Atmoſphäre dazu präparirt geweſen. Nicht das ganze, aber ein großer Theil des Volks nahm daran Theil: derjenige, der mit dem Drange nach Bewegung, nach Aeußerung ſeiner Kraft, alle Richtungen der Oeffentlichkeit ſich verſchloſſen ſah. Das Theater war freigegeben, in ſo weit, daß die Stimmen zu einem Chor wurden, daß der Einzelne eine Gemeinſchaft ſuchte, um dem inneren Drange Luft zu machen. Fand er kein Volk, das mit ihm anſtimmte, ſo doch ein Publicum. — Ich ſage, die Sontag war nicht allein ein Ereigniß, ſondern eine

Nothwendigkeit. Jene Zeit vor der Julirevolution bedurfte eines Symbols.

Die Geſchichte jener Sontagsepoche, mit allen ihren wunderbaren, heitern und ſehr ernſthaften, Intermezzos muß noch geſchrieben werden. Sie würde ein Buch füllen, und findet daher keinen Raum in meinem Kapitel über das Berliner Volkstheater. Das gerade von hieraus der Europäiſche Ruhm der Sängerin ausgehen mußte, iſt ein zufälliger Umſtand. Ich meine, nicht von Berlin, ſondern gerade von dieſem zweiten Theater. Man nennt es die Blüthe-periode deſſelben; aber die Blume war nicht hier gewachſen, ſie war in Töpfen mit fremder Erde hierher verſetzt. Sie hatte nichts mit der Geſtaltung und Entwickelung zu thun. Es war eine Speculation, die einſchlug; aber dem Reſultate nach umſchlug. Was die Sontag ſelbſt koſtete, brachte ſie wieder ein. Aber ſie verzehrte Capital und Zinſen der Theilnahme. Ein Saal, deſſen Beleuchtung uns ſonſt genügte, erſcheint uns nach einer Illumination dunkel. Jenes außerordentliche Licht ließ ſich nicht mehr feſſeln; alſo mußte man immer mehr Lichter anzünden, immer auf neue Blendwerke ſinnen, die immer mehr die Kräfte aufzehrten und doch am Ende wirkungslos blieben. Um der Sontag willen ward eine große Oper engagirt, die Oper blieb, als die Sontag fort ging. Die verſchiedenen Surrogate forderten faſt dieſelben Koſten; denn Alles blieb auf demſelben großen Fuße.

Darin liegt vielleicht die Geſchichte des geſammten deutſchen Theaters. Seine Blütheperiode war in den Bre-

terbuden; als man in die Steinpaläſte mit Marmorſälen überzog paßte nicht die alte Kleidung nicht die alten Couliſſen, nicht die alte Kunſt. Auch die Heroen mußten anders ſchreiten, lauter ſprechen als in den kleinen behaglichen Räumen. In jenen wurden die Directoren reiche Männer, in dieſen waren die Jahresabſchlüſſe ſtete Deficits, und Zuſchüſſe wurden nöthig, durch welche das Regiment des Theaters allmälig überall in andere Hände gerieth. Von Anbeginn war der Zuſchnitt des Berliner Volkstheaters für ein ſolches zu vornehm. Doch darf man die Unternehmer kaum darum tadeln. Sie kannten ihr Publicum. Es war an Paläſte gewöhnt, es wäre in kein Bretterhaus getreten. Und nicht die höhern Stände allein, welche man aus dem Hoftheater herüber zu locken wünſchte, auch der Bürger, das Volk. Das vornehmer ſcheinen wollen iſt eingewurzelt in unſern niedern Ständen. Daher die äſthetiſche Laſur über der Rohheit und Gemeinheit. Der Berliner lacht ſo gut als der Wiener über das Komiſche, aber nachher ſchämt er ſich, und glaubt er habe es vor andern und vor ſich zu rechtfertigen. Daher der ſtehende Ausdruck: „Ach wie dumm, aber man muß darüber lachen!“ Aber an den Lenkern wäre es geweſen, nicht dieſer Neigung nachzugeben, ſondern mit Geſchick ihr zu ſteuern. Das iſt nie verſucht worden.

Aber jene Sontagszeit hatte eine andere wohlthätige Wirkung. Sie belebte im Allgemeinen den Muth. Nun die Oper blühte und Theilnahme fand, regte ſich auch das Schauſpiel, und ſtrebte etwas von dieſer Theilnahme

ſich anzueignen. Es entſtand ein ſchöner Wetteifer unter den jüngern und ältern Schauſpielern und Schauſpielerinnen, das Publicum erkannte ihn an, es fanden ſich mehr und mehr Dichter angeregt mitzuwirken, und die Directoren thaten redlich und nach Einſicht das Ihre zum Gedeihen. Dieſe Zeit nenne ich die Blüthezeit. Hätte dies Zuſammenwirken früher ſtattgefunden, die Auſpicien für das Volkstheater wären günſtiger geweſen.

Weſſen Anforderungen nicht auf Vollendetes gingen, für den war die Geſellſchaft der Schauſpieler, wie ſie damals beſtand, etwas wahrhaft Erfreuliches. Außer den beiden Meiſtern Schmelka und Spitzeder freilich keine Meiſter, ſondern meiſt Anfänger; aber in Allen die regſte jugendliche Luſt, der beſte Wille, ſchöne Talente. Mit welchem unermüdlichen Eifer wurden die Stücke einſtudirt, wie half Einer dem Andern, wie ſtörte ſelbſt der Rollenneid, der vom Theaterweſen unzertrennlich iſt, nicht die Eintracht. Die Friſche der Jugend und die Naivheit der Beſtrebungen feſſelte ſo manchen Theaterenthuſiaſten an dieſe Bühne, der Beſſeres geſehen und ſtrengere Anforderungen zu machen gewohnt war. Aber man glaubte ſich hier in eine Kunſtſchule verſetzt voll junger muntrer und talentvoller Schüler, nur daß die eigentlichen Lehrer fehlten. Sie halfen und unterrichteten ſich unter einander. Freilich gingen ihnen Kenntniß und Lebenserfahrung ab und es fehlte Routine, und oft die rechte Füllung, zumal in den Rollen aus bekannten Stücken; man überſah das aber gern über den guten Willen und den heitern Muth,

mit dem ſie vor keiner Schwierigkeit erſchraken. Wo ſind alle dieſe jugendlichen Kräfte hin! Außer Beckmann, dem witzigen Komiker, welcher damals aber nur als Anfänger in Betracht kam, wurde keiner zum Meiſter. Der Tod und ſeltſame Schickſale rafften ſie fort. Die tragiſche Heldin Mariane Herold, ein junges talentvolles Mädchen, das, nicht ſchön, doch durch ihre Anmuth und ihr ſeelenvolles Spiel, anzog und Erwartungen erregte, ward ſchwermüthig, und ging, ihren Beruf verwünſchend, in ein böhmiſches Kloſter. Eine der lieblichſten Erſcheinungen und durch ihr anmuthiges Spiel im keck Naiven der Liebling des Publicums, Julie Holzbecher, die nachmalige Gattin Holtei's, raffte vor einigen Jahren ein ſchmerzvoller Tod in Riga fort. Auch von den älteren Mitgliedern leben wenige mehr, die übrigen ſind weit weg zerſtreut. Spitzeder und Schmelka, ſo lange Rivalen um die Gunſt des Publicums ſtarben, der Eine in der Fremde, der Andere hier als letzte ſchildtragende Erinnerung des projectirten Volkstheaters. Beide waren ausgezeichnete Komiker, jener mit gewaltigen Mitteln von der Natur begabt, denen nur eine höhere Durchbildung fehlte, mit der Stimme und Geſtalt eines Rieſen und dem gutmüthigſten Blick der kindiſchen Einfalt; wo er den rechten Ton traf, von unwiderſtehlicher Wirkung. Doch unter allen deutſchen Komikern, die ich kennen gelernt ragte Schmelka durch eine inwohnende vis comica hervor, von der ich nirgend etwas ähnliches gefunden. Nichts war gemacht, Alles an ihm geboren. Nichts locales wirkte oder ſtörte. Wo er auftrat, in Nort-

deutſchland oder Süddeutſchland, er wäre überall zu Hauſe geweſen. Daß ſeine Komik ſich mehr zur Sphäre des Buffo neigte, lag in den Verhältniſſen; vor einem Publicum, welches den Scherz ernſthafter betrachtet hätte, wäre er auch in der Charakteriſtik bedeutend geworden.

Dazumal war es, wo auch alle dichteriſchen Kräfte, welche Berlin aufzuweiſen hatte, ſich dem neuen Theater befreundeten. Die Hoffnungen waren aufs Neue erweckt. Es war ein ſchönes aber auch ein jugendliches Leben und Streben. Mancher möchte die Erinnerung ſcheuen, vielleicht ſogar ſie aus ſeinen Gedächtnißtafeln gern fortwiſchen; wie man im Alter ſich nicht immer gern der Thorheiten ſeiner Jugend erinnert. Wir begingen große Thorheiten im Hoffen, im Streben, im Schaffen. Faſt nichts von dem, was wir hofften, iſt realiſirt, faſt nichts von dem, was damals zu Tage gefördert ward, hat ſich über den Tag hinaus erhalten. Ja, indem wir die Sache leicht nahmen, und im jugendlichen Uebermuthe mit dem Glücke ſpielten, ſetzte ſo mancher einen ſchon gewonnenen Ruhm auf ein gefährliches Spiel. Aber ſoll man darum eine Lebensepoche aus ſeinem Leben ausſtreichen, weil das Reſultat nur ein negatives war! Ich meine vielmehr, wir ſollen uns gern der Zeiten erinnern, wo wir hofften, und nicht allein der traurigen Schlußlehre wegen daß alles Hoffen thörig iſt. Die Summa des Hoffens macht ein heitres Leben, und die Erinnerung, daß wir einmal gehofft, und vergebens, ſoll uns etwas andres lehren, als daß wir nicht mehr hoffen ſollen. Nur daß wir in der Hoffnung nicht die Geſetze und Verhältniſſe überſpringen dürfen. Und

jene Hoffnungsperiode war so hell und heiter, daß wir um die Summa der Luſt, die ſie uns bereitete, auch füglich der Thorheiten gedenken mögen.

Die Hofbühne erſchien uns als eine verroſtete Maſchine, als vom Schlendrian und Stabilismus um ihre Lebenskräfte gebracht. Zum neuen Volkstheater wandten ſich alle, die noch Schöpfungsluſt in ſich verſpürten. Wir waren Partheimenſchen geworden. Die byzantiniſchen Zeiten der Blauen und der Grünen erneueten ſich. Ein unſichtbares Band, ein ſtiller Bund war zwiſchen allen geſchlungen, welche die Königsſtadt beſuchten. Es waren nicht nur junge, es waren Männer in Jahren und Ehren darunter, es war unſer Klubb, unſer Meating, eine literariſche Börſe. Man war identificirt mit der moraliſchen Perſon des Theaters. Man trauerte, wenn die Bänke leer waren, man blickte ſich vergnügt an, man ſchüttelte ſich die Hand, wenn das Haus voll war, wie zu einem frohen Familienereigniß. Damals entſtanden die erſten Tagesblätter, die, über Nacht gedruckt, die wichtigen Ereigniſſe des vorigen Abends am Morgen den Neuigkeitsbegierigen Leſern brachten. Es galt für einen wichtigen Fortſchritt der Cultur, daß das Publicum beim Caffee erfuhr, wie viel Sperrſitze im Königsſtädtſchen und wie viel im Hoftheater geſtern beſetzt waren, wer herausgerufen, wie oft applaudirt worden! Und dieſe Blätter wurden mit Geiſt und Witz, zum Theil von jungen Männern redigirt, welche ſeitdem in andern ſehr ernſten Studien ſich Namen gemacht haben. Andere gingen ſpäter unter in der Zerriſſenheit, welche mit dem Theater nichts zu thun

hat. Beides wenigſtens ein Beweis dafür, daß die Theaterluft nicht, wie man meint, die geſunden Kräfte verzehrte.

Holtei war hier in ſeinem Elemente. Immer im Schaffen und Plänemachen, den Augenblick ergreifend, und die Gelegenheit umgrmend, mit aller der liebenswürdigen Thätigkeit, die ihm eigen, mit dem Parthei- und Freundeseifer, welche ihm eben ſo viel leidenſchaftliche Gegner als Anhänger verſchafft hat. Anregend und angeregt von allem; immer mit ganzer Seele, ausſchließlich bei dem Einen, was er vorhat, darauf ſchwörend und Luftſchlöſſer bauend. Ein ſo liebenswürdiger Partheimann kommt vielleicht nicht zum zweiten Male vor. Für was er Intereſſe gewonnen, eine Sängerin, ein Schauſpieler, ein Drama oder ein Menſch, dafür arbeitet er und opfert, ſich ſelbſt und alles andere vergeſſend, denn ſein Intereſſe iſt von allem Eigennutz entfernt. Er ficht mit Worten und Thaten, mit Talent und Geld dafür; wer dawider iſt, iſt auch ſein Feind. Aber wie bei jedem Manne von raſchen Impulſen, dauert die Feindſchaft nicht lange; durch einen Einfall, einen Gedankenblitz entzündet, fühlt er ſich gedrungen, dem um den Hals zu fallen, den er eben beleidigt hat. Ein ſo bewegliches Gemüth, ein ſo raſches Talent, eine ſolche Fähigkeit, den Moment zu ergreifen und mit dem auf die Menge zurück zu wirken, was ſie im Augenblick bewegt, hätte ein Schatz ſein ſollen für dieſes Theater. Aber die Erfahrung lehrte, daß es mit der Fähigkeit nicht abgethan war, daß eine gewiſſe Beſtändigkeit ebenfalls dazu gehört. Anregend die Andern, ward er ſelbſt zuerſt von dem durch ihn Angeregten ermüdet.

Indem er ſich von nichts feſſeln ließ, lag es auch nicht in ſeinem Weſen oder ſeiner Natur auf die Dauer zu feſſeln. Wie viel Talent zerſplitterte in ſeinen zahlreichen Productionen, von denen verhältnißmäßig nur wenige ſich auf dem deutſchen Theater erhalten haben. Seine Schöpfungsgabe hat ſich nicht objectiv genug durchgebildet. Daher der ſo ganz verſchiedene Erfolg ſeiner Stücke, da wo er ſelbſt durch ſeine Subjectivität mitwirkte, als Vorleſer, Schauſpieler oder Regiſſeur, und an Orten, wo er nicht mitwirken konnte. Nur in gewiſſen Dramen, wo er ſeine ganze Gemüthskraft einzelnen Parthien aufdrückte, wie z. B. in ſeiner „Lenore," oder in den Liederſpielen, wo er Töne traf, die zu jedem Sinne ſprechen, ſiegte er ohne Beihülfe ſeiner Perſönlichkeit. So viel er auch für die komiſche Bühne gearbeitet, ſein Talent iſt doch mehr ſentimentaler Art, wie er denn zum Liederdichter, den ein Impuls hinreißen muß, geſchaffen erſcheint. Auch ſeine dramatiſchen Arbeiten ſind der Mehrzahl nach aus Stimmungen hervorgegangen, meiſt aus elegiſchen; wo ſeine Stimmung mit der der Zuhörer zuſammen trifft, iſt die Wirkung immer berauſchend, er reißt mit ſich fort, oft auch über Klippen und Untiefen, die ein erfahrnerer Schiffer niemals zu paſſiren wagte. Daher, ſo groß die Wirkung, ſo rauſchend der Beifall, iſt die Stimme der Kritik oft eine ganz entgegengeſetzte. Ein ſolcher Dichter konnte für ein ſolches Theater glänzende Momente herbei citiren, den poſitiven Grund und Boden aber nicht ſo beſtellen, daß ein Dauerertrag zu gewärtigen war.

Da erſchien ein Mann aus dem Süden von Deutſch-

land, ein geborner Berliner, ein echter Sohn des Berliner Geiſtes, den aber Verſtimmungen mehr als einmal aus ſeiner Vaterſtadt forttrieben. Leidenſchaftlich wie Holtei für die reale Bühne lockte ihn das neue Sonnenlicht, welches über der Volksbühne zu leuchten ſchien, zur Rückkehr in die Vaterſtadt. Ich erinnere mich noch lebhaft eines Abends in Dresden, wo in Ludwig Tieck's kleinem Kreiſe ein Fremder angemeldet ward, mit einem Namen, den ich nur halb hörte. Aber Tieck ward lebhafter davon angeregt, als uns lieb war. Er legte das Buch fort, das er uns Jüngern vorzuleſen verſprochen, um den Gaſt zu empfangen. Wir waren nicht dort, um Zeugen zu ſein der Ehren eines Gaſtes, der uns um den Genuß des Tieckſchen Vortrags zu bringen drohte. Und ſo ward es. Es kam an dieſem Abende nicht zum Leſen; etwas ſehr Ungewöhnliches, wenn man weiß, wie ungern Tieck ſich davon abhalten läßt. Aber der ſchwarze, feine Mann, mit den ſcharf markirten Zügen, mit den tiefliegenden, ſuchenden Augen, hatte bald mit dem Dichter ein Geſpräch angefangen, welches durch mehre Stunden weder die Zuhörer noch die Sprechenden ermüdete. Nie habe ich einen ähnlichen Redefluß, ſolchen Reichthum von Anſchauungen, ſolche Fülle von Gedanken gleich anmuthig entwickelt in der deutſchen Converſation gehört. Vergeſſen war bald die Lectüre vor der ſteigenden Luſt dieſem lebendigen, improviſirten Drama zuzuhören. Zwei geübte, kunſtgerechte Ringer wanden ſich, den Gegner zu faſſen und ihre eigene Gewandtheit herauszuſtellen. So Vieles ward geſprochen von zwei Männern, welche ſchreiben und drucken laſſen, was ſie niemals

Sie ihn reisen lassen, wahrscheinlich wurde erst für seinen Arm gesorgt, und wie mag er die Krankheit meines Bruders erfahren haben?

Sein Arm war nicht gebrochen, aber am Gelenke waren die Knochen vielleicht gequetscht, vielleicht verschoben, und der Arm sehr stark geschwollen. Ein Wundarzt war nicht zu haben, und Bernhards Entschluß konnte nichts wankend machen. Wir sorgten für einen Umschlag, er trank einige Gläser Punsch mit mir, und ritt aller Bitten ohngeachtet weiter. Ich war im Ernst besorgt um ihn, und daher meine Frage nach seinem Befinden. Die Nachricht von der Krankheit schrieb ihm ein alter Bedienter, dem er, wie er mir sagte, mit einer Art von Ahnung auftrug, ihm sogleich zu melden, wenn irgend ein Unfall die Familie treffen sollte.

Was diese Erzählung für einen Eindruck auf mein Herz machte, kann ich nicht schildern; ich hatte Mühe, Heldern meine Bewegung zu verbergen.

Das also war die Unpäßlichkeit, die den armen Bernhard noch immer in der Einsamkeit fesselte. Für uns hatte dieser edle Freund jeder Gefahr getrotzt; um unsere Noth zu theilen, hatte er den Kreis seiner Lieben verlassen, und war in Nacht und Dunkel einem Hause zugeeilt, worin nur ein Herz ihn erkannte. Und war nicht sein erster Gedanke, mich zu beruhigen, mir Trost zuzusenden? Jener unleserliche Zettel,

niedergeschrieben hätten; und doch, wenn ein Schnellschreiber hinter der Gardine gestanden und es zu Papier gebracht, es hätte so Wort für Wort gedruckt werden mögen. Gewicht und Schärfe in den Ansichten harmonirten mit der vollendeten Form. Vor wie Vielem stutzen wir, was wir klar gedacht, empfunden, auch es ausgesprochen haben, wenn wir es niederschreiben! Tieck als kritischer Geist hat viel von seinen Gedanken in seinen Schriften niedergelegt; mehr davon, was er nur aussprach, geht verloren. Jene Zeit — es ist an fünfzehn Jahre her — war nicht politisch. Um Theater, Dramaturgie, Aesthetik, drehte sich das Gespräch, aus weiten Kreisen auf die kernige Mitte zurückgeführt. Nicht ein frivoles, persönliches Hin- und Herreden über den Werth dieses Stückes und jenes Darstellers. Man stritt, wie ein Dichter dichten müsse. Der hochgebildete Fremde, ein Idealist aus Fichte's Schule, vertheidigte an dem Abende noch die ideelle Vorweihe und Empfängniß vor der Geburt mit einem Eifer, der später manchen Rücksichten und andern Empfängnissen gewichen ist. Ludwig Tieck konnte nicht dieser Ansicht sein; aber er ließ den Gegner sich entwickeln, wie ein unterrichteter Stratege seine Völker ordnen würde, und dann fuhr er mit der Kraft des Genius dazwischen und lichtete die künstliche Schlachtordnung durch einige Impromptus. Nicht daß der Gegner auf seinem ideellen Fundamente zum Weichen gebracht wäre; er blieb stehen, mußte aber die überwiegende Kraft des Gegners anerkennen. Man kam endlich dahin überein: Begriff und Bild müsse zugleich vorweg da sein und, wenn sie sich begegnen, zündend niederfahren.

Dieſe Blitzwirkung ſei das Element der Poeſie. Es war eine Vereinigung, die freilich viele Auslegungen zuläßt, deren Grenzen beſtimmen, einen neuen Krieg anregen hieß; aber jener harmoniſch geführte Kunſtſtreit forderte in ſeiner innerſten Natur einen Abſchluß. Man konnte nicht in einem edlen Bildungskampfe mit einer rauhen Diſſonanz aufhören. Wenn auch nur conventionell, der Abſchluß war gefunden, und beide Streiter erkannten die Bedeutung an.

Der intereſſante Fremde war Ludwig Robert. Er kehrte mit ſeiner geiſtvollen, mit wunderbarer Schönheit ausgeſtatteten Gattin nach ſeiner Vaterſtadt zurück. Noch mehre genußreiche und lehrreiche Abende wurden mit ihm in Tieck's Kreiſe verlebt. Dieſelbe Controverſe wurde geſchickt übergeſpielt in die verſchiedenſten Themata von Kunſt und Poeſie. Beide Ringer ſtanden darin auf demſelben Boden, ihnen war die Kunſt etwas Heiliges, um ihrer ſelbſt willen da, nicht der hörige Vaſall anderer Zwecke. Ziel war ihnen Beiden, ſie in ihrer höchſten Reinheit und Wirkſamkeit auf den Thron zu ſetzen. Wäre es ein fünf bis zehn Jahre ſpäter geweſen, hätten ſie dieſen Kampf vielleicht ruhen gelaſſen und ſich die Hand geboten zu gemeinſamer Abwehr gegen Angriffe, die mit Kunſt und Poeſie nichts gemein haben als die Abſicht, ſie unterthänig zu machen und dienſtbar anderen Zwecken. Ludwig Robert wich, aber nur Schritt für Schritt vor Tieck's Dialectik und Begeiſterung; er wußte dem geſchickten Rückzuge den Schein des Sieges zu geben. Aber ſeine ſpätern Schöpfungen zeigen, daß er, innerlich überwunden, zum Gegner übergetreten war. Mit deſſen Anſichten

und Geſchoſſen kämpfte er ſpäter gegen die Begriffspoeſie, welche, nur handgreiflicher als er, Raupach in ſeinen Tragödien zur Geltung bringen wollte. Und hätte Robert nicht mehr gewirkt, für mich war das ſchon etwas Bedeutendes, wie es ſeiner Oppoſition gelang, Tieck's innerſte Lebensgeiſter, wenn nicht in Harniſch, doch in Thätigkeit zu bringen. Alle, die den Dichter an jenen Abenden ſahen, erfreuten ſich ſeiner Lebenswärme, die ſelten in ſolchen Blitzſtrahlen und andauernd ſich entwickelte.

An einem jener Abende las Robert vor einem anſehnlichen Hörerkreiſe ſein Luſtſpiel: „Phantaſus und Caſſius," vor. Glückliche Zeit, für dik wenigſtens, die ſich dabei glücklich fühlten, wo Geiſt und Witz eines ausgezeichneten Mannes ſich Monate, wo nicht Jahre lang, abmühen konnte, ein phantaſtiſch-ſatiriſches Drama zu ſchreiben und mit ſeinem Beſten auszuſtatten, das nichts anderes zum Thema hatte, als die Colliſionen des deutſchen Theaterweſens und ſeine ſchwärmeriſchen Hoffnungen im Conflict mit der traurigen Wirklichkeit. Es war wirklich ein Werk der Begeiſterung; heute glaubt man's nicht mehr; und mit welcher Begeiſterung las er es vor, wie blitzten ſeine kleinen Augen im Kreiſe umher, die Wirkungen aufzufangen! Und wie entzückt waren wir Alle, wie aufmerkſam horchten ſelbſt ältere, gewiegtere Zuhörer! Es iſt ſeitdem nicht um ein Haar beſſer geworden auf dem Theater, im Gegentheil ſchlimmer, aber wie ruhig ſind wir dazu. Es würde uns lächerlich vorkommen, wenn Jemand ſich die Mühe geben wollte, die Sache in einem großen, ernſtgemeinten Gedichte

lächerlich darzuſtellen. Und das Stück war ein Herzſtück aus Robert's Fleiſch und Blute. Er gab ſich alle Mühe, es in Berlin zur Aufführung zu bringen; daß es nicht dazu kam, ging ihm zu Herzen.

Und mit welchen Entwürfen, mit wie hochſchlagenden Hoffnungen kehrte er in die Vaterſtadt zurück. Der Schüler Fichte's, mit ſeinen Perfectibilitäts-Träumen, ſo kühn als man geſtern noch träumte von altem Schutt und von neuem Wuchs, der von heut anfangen ſoll, mit der Welt wohlgeordnet zu ſeinen Füßen, hatte doch alle ſeine ausführbaren Hoffnungen auf das kleine Theater gebaut, und zwar ſpeciell auf unſer königſtädtiſches. Robert war ſchon über die erſte Blüthe des Mannesalters hinaus; welche Revolutionen oder Reformationen, wie man es damals nannte, wollte er aber auf der Bühne und von der Bühne herab wirken! Er hatte als junger Mann ſeinen Meiſterbrief errungen. Ein zehn Jahre früher hätte er durch ſeine bürgerliche Tragödie: „Die Macht der Verhältniſſe" (als Verſtandesdichtung ein Meiſterwerk), eine neue Bahn gebrochen. Es war ein glücklicher, ein kühner Schritt geweſen, unſere Verhältniſſe [illegible] in ihren tragiſchen Conflicten auf die reale Bühne zu bringen. Aber Robert ruhte, überraſcht von der Wirkung, auf ſeinen Lorbeern aus. Der Triumph, an dem er ſo lange zehrte, ſcheint ſeine productive Kraft mit verzehrt zu haben. Er hat kein ähnliches, großes Drama ſeitdem geſchaffen. Er ſchuf und ſchuf; doch ſeine Kraft zerſplitterte ſich auf Kleines. Aber der Fleiß, den er auf dieſes Kleine verwandte, erhob es in ſeinen Augen

zu Großem. Mit welchem Eifer überwachte er den Erfolg und ward mit der Reizbarkeit eines Jünglings verstimmt, wenn er nicht den erwarteten erndtete. Wenn etwas mißglückte, nicht anzog, welchen geringfügigen, äußern Umständen ward es zugeschrieben!

Er kam nach Berlin und wollte wirken. Er schloß sich der neuen Bühne an, so weit es in seiner Natur lag, sich Jemandem anzuschließen. Aber diese Natur war ganz der Gegensatz zu Holtei's. Mit scharfem beißenden Witze betrachtete er die Dinge, und pikte sich mit seinen Nadeln Gegenstände heraus, um sie zu zerlegen, und dann wieder künstlich zu komponiren und als pikante Confituren dem Publicum vorzusetzen. Aber sehr Vieles, was ihn selber unendlich ergötzte und uns auch, wenn er es vorlas, ergötzte das Publicum gar nicht, es ließ dasselbe kalt. Es verstand nicht die pikanten Antithesen, die feinen Anspielungen, und wenn es sie verstand, so fragte es: warum ins das? Holtei riß das Publicum zuweilen mit sich, zuweilen verhöhnte es ihn; Robert hat es nie hingerissen, kaum einmal erwärmt, aber es behielt immer Respect vor seinem Verstande. Holtei's lyrischer Muth, sein Draufgehn in's Feuer und Robert's Witz, Kenntnisse, seine Behutsamkeit, seine feine Ausarbeitung des Dialogs — man meinte immer eine Goldschmiedarbeit zu sehen — in Eins verschmolzen, das wäre der willkommne Fund für das Theater gewesen.

Robert wollte wirken, absolut wirken. Sein Drang darnach war schon krankhaft geworden. Der Schüler Fichte's stieg von seinen ideellen Höhen bis zur baarsten Wirklichkeit

herunter. Das Aetzende und Beißende, das als unverwüstliches Element auf dem breiten Strome der Berliner Witze obenauf schwimmt, war seiner epigrammatischen Natur eben recht. Aber um zu effectuiren ließ er sich auch noch tiefer herab. Er gab, er gewährte, was man wünschte, bis er vielleicht selbst erschrak, wie weit er sich aus Condescendenz herabgelassen. Ein wie anderer Mann war Robert hier als in Dresden. Hier saß er nicht zu Füßen eines Meisters, sondern hatte um sich eine jüngere Schaar, die gern Sprüche aus dem Schatzkästlein des Veteranen vernahm. Aber er kargte damit, wie denn überhaupt jetzt das industrielle Princip mit der Begeisterung für die Sache, in Eheverhandlungen lag. Er war in Paris gewesen, und hatte die Theaterdirectoren vor den Thüren der Theaterdichter stehend gefunden. In Deutschland ist's umgekehrt. Gern hätte es Robert eingeführt gesehen; wer nicht mit ihm! Aber die Directoren wollten nicht kommen und anklopfen. Das Warten verdroß, und der Verdruß führt zu Schritten, die wir wohl nachher bereuen. Das Gereiztsein führt nicht zum Producíren; den Gereizten spielen ist eine undankbare Rolle.

Gereizt von einem hämischen Witz, der unter ihm stand, nahm er in dieser Stimmung ein häßliches Spiel für einen häßlichen Ernst, und ward so Anlaß und Urheber zu einem leider sehr berühmt gewordenen Kampfe, in dem die damaligen Bühnendichter (unglücklicher Weise dreizehn an der Zahl) mit Saphir geriethen. Uns schien er ungemein ernst, ja heilig, dem Publicum kam er nur lächerlich vor,

und doch willkommen. Es amusirte sich über unsern Ernst und seinen Spaß, und meinte, man habe eine Batterie Vierundzwanzigpfünder gegen einen Maulwurfshaufen aufgerichtet. In Kämpfen der Art trägt in der Regel derjenige den Sieg davon, welcher nichts zu verlieren und nichts zu scheuen hat. Saphir hatte die Lacher auf seiner Seite, und wir nur unsre Einbildung, daß wir für eine gute, ja heilige Sache stritten. Saphir hatte noch einen bedeutenden Vortheil von dem Kriege. Er hatte seine Witzgeschosse fast sämmtlich geleert, er stand auf dem Punkte, Berlin verlassen zu müssen. Ein Einzelner, von Vielen zugleich angegriffen, hat, wer er auch sei, die Theilnahme der Unpartheiischen für sich; dazu kam nun noch die billige Rücksicht der Behörde. Sie meinten gegen einen so Angegriffenen nicht auch ihrerseits einschreiten zu dürfen, obwohl sich Grund genug angesammelt hatte, ihn, als Fremden, aus der Stadt zu verweisen. Dies unterblieb, und Saphir, mit neuem reichen Stoffe versehen, schleuderte seine Witzraketen lustig fort, in Karikaturen, Gedichten, Brochuren, gegen Personen und Dinge — es herrschte darin eine ziemliche Preßfreiheit — bis auch diese neue Fundgrube erschöpft war. Man war klüger geworden, man ließ ihn reden und antwortete nicht, bis auch er verstummte und aus Erschöpfung Berlin verlassen mußte.

Eine Erscheinung wie die Saphir's in jener Periode wäre heut nicht mehr möglich, aber auch jene Periode ist nicht mehr möglich. Er war seinerseits eine eben solche Nothwendigkeit, ein Stempel und Symbol der Zeit als

von der andern Seite die Sonntag. Einem ſolchen Fanatismus gegenüber war auch eine ſolche Oppoſition bedingt. Doch erſcheint dieſe Karikatur der Zeit noch merkwürdiger, wenn man ſich entſinnt, welche Männer ſich ihrer bedienten, um dadurch für ihre Zwecke zu wirken. Während dieſes tollen Theaterjubels der als Champagnerſchaum über unſerer ſocialen Bildung petillirte, organiſirte Hegel in der Stille ſein geiſtiges Regiment, welches, auch wenn es ganz zerſplittern ſollte, ſchon um ſeiner Strategie und Taktik willen ewig merkwürdig bleibt. Der große Philoſoph war noch ein viel größerer Feldherr, der ſeine Truppen aus Cantonen recrutirte, wo andere Feldherren kaum ihren Troß herbeigezogen hätten. Er wußte alle Kräfte zu benutzen. An den Saphir'ſchen Blättern arbeiteten Gans und Hegel's Lieblingsſchüler mit, ja man behauptete, daß er gelegentlich ſelbſt Aufſätze lieferte. Er hielt den Satiriker für eine urſprüngliche Natur, mit deren Hülfe die abgelebte Literatur, die ihm im Wege ſtand, zu beſeitigen wäre. Das Beſeitigen war vielleicht nicht ſchwer, aber das neue Aufbauen. Weder mit noch ohne Saphir, es iſt nach dem neuen Schematismus zur Zeit noch nichts erwachſen, was ſie überdauern wird, auch nichts was nur im Augenblick zu Luſt und Freude das deutſche Volk entflammt hat. Daß Hegel ſelbſt ſeine Erwartungen, was jenen Beiſtand anlangt, ſpäterhin getäuſcht ſah, und zu einer andern Uebergiugung kam, läßt ſich annehmen, wenn auch nicht beweiſen. Seine damaligen Schüler, aus erſter Hand, die in der Praxis ſchärfer ſahen, als ihr Meiſter, proteſtirten

ſchon früher gegen eine Verbrüderung, die das Anſehn der Schule nicht vermehren konnte.

Saphir's Auftreten in Berlin und ſein Erfolg iſt, wie ſchon geſagt, etwas die Zeit eben ſo Characteriſirendes als jene Sängerin es war, die er mit allen Pfeilen des Witzes zu tödten verſuchte. An andern Orten, wo er reuſſirte, wie auch letzthin in Wien, iſt es ein Spaß, bei uns war es mehr. Wenn man will eine Krankheit, die ihren Paroxismus, eine Kriſis nöthig hatte, um zur Geſundheit zu kommen. Der Schriftſteller, welcher es einſt unternimmt Berlins Sittengeſchichte im erſten Viertel dieſes Jahrhunderts zu ſchreiben, wird beide Erſcheinungen ernſthafter würdigen müſſen, als unſere Ernſthaften heut die Sache für werth achten.

An die Erinnerungen knüpfen ſich natürlicher Weiſe auch Bekenntniſſe. Auch ich habe dort mitgekämpft, mitgehofft, mitgejubelt; und alle die Illuſionen, welchen wir uns hingaben, theilte ich. Aber ich bedaure es nicht; es war eine große Schule, die nur vielleicht zu lange dauerte. Die Arbeit iſt verloren, aber die gewonnene Erkenntniß bleibt, und, ich leugne es nicht, manche angenehme Erinnerung. Die erſte und Hauptерkenntniß iſt, daß man nichts erzwingen wolle, wo nicht Natur und Umſtände vorgearbeitet haben. Unſer Verlangen nach einem Volkstheater war nicht aus dem Volke hervorgegangen, ſondern aus dem Kreiſe der Gebildeten, der Gelehrten. Das Volk wußte nichts davon. Es war zufrieden was man ihm gab. Es machte nicht die Forderung, daß man ſich zu ihm herablaſſe, es war vielmehr daran gewöhnt, daß man es

zu sich hinaufzog. Das schmeichelte seinem Ehrgeiz, seinem schon erwachten Verlangen, vornehmer scheinen zu wollen. Nun jauchzte es freilich, als man ihm einen Spiegel hinhielt; und es sich selbst zeigte nackt und baar wie es in den Tavernen frondirt und an den Ecken sich moquirt. Es jubelte darüber; aber seine ausgelassene Lust war keine Heiterkeit. Auch unser Volk ist ein reflectirendes. Aber die von Branntweindünsten umnebelten Reflexionen sind nicht Humor und Poesie. In die Schachte der Gemüthswelt, wo brauchbare Schätze liegen mögen, stiegen wir nicht hinab. Wir griffen das Willkürliche, die Außenseite in ihren possenhaften oder auffälligen Erscheinungen auf, wir zauberten ihm Phantasiegemälde hin, die es angaffte, belachte, wohl daran sich ergötzte, die es aber nicht ergriffen. Noch immer ist die Familie des Deutschen, zumal des Norddeutschen, Heiligthum. Hier ist sein Volkstheater. Iffland hat es einmal gefaßt von dieser Seite, einseitig, beschränkt, aber er hat es doch gefaßt. Warum erhob sich kein neuer Iffland? Es läßt sich auch ein poetischer Iffland denken.

Eine andere Ausbeute: wir sollen nicht mit unsern Kräften spielen. Am wenigsten wenn wir noch weit vom Ziele entfernt sind. Und zu welchem Spiele ließen wir uns, immer im guten Wahne, nach dem Rechten zu streben, verleiten! Auf dem breiten Strome der Gemeinheit trieben wir fort, des seligen Gedankens, daß wir ihn regierten. Die Lust zu wirken war das süße Gift das wir herunterschlürften, und fühlten nicht, wie es an unsern bessern Vorstellungen zehrte. Wenn ich heute in den Versuchen blättere,

den seine kranke Hand schrieb, schien mir nun ein heiliges Andenken, und tief kränkte mich der Gedanke, ihn leidend zu wissen, ohne ihm meine heiße Theilnahme zu zeigen.

Helbern unterhielt mich nun von seinen Reisen, führte so manches schöne Bild an meinem Geiste vorüber, und wußte mit wirklich hoher Kunst die Lücken zu füllen, die sonst dergleichen Beschreibungen zu lassen pflegen. Aber ich hatte heute nur halben Sinn für alles, was er sagte, und war froh, als die Spielenden endlich aufstanden, und einen Kreis um den Erzähler schlossen, denn nun konnte ich unbemerkt auf mein Zimmer gehen, und hier den süßen Träumereien nachhängen, die meine Phantasie aus dem Gehörten spann.

Nach einigen Tagen, die mir in Helderns Umgang ziemlich schnell verstrichen, sah ich eines Morgens unseren Wagen im Hofe halten, und zu meiner unaussprechlichen Freude Heinrich und Bernhard aussteigen. Heinrich sah an mein Fenster und warf mir Küsse zu, auch Bernhard grüßte mich, und ich sah sein bleiches Gesicht, und seinen Arm in einer schwarzen Binde. Thränen der Rührung überströmten meine Wange, und sie flossen noch reichlicher, als ich einen Augenblick später den wiedergeschenkten Bruder blühend und heiter in meinen Armen hielt, und Gott für seine Rettung dankte. O welch ein Gefühl, nach überstandner Angst, die Gefahr, die uns drohte, ins Auge zu fassen,

die ich für jene Bühne schrieb, erschrecke ich, wie weit wir uns zu dem Geschmacke und den Vorstellungen des Publicums herabließen, wie wir, um mit der einen Hand zu nehmen, mit der andern Hand gaben. Aber die Bilanz war selten zum Vortheil der Kunst und des Schönen. Um etwas bringen zu dürfen, was uns ergötzte, aber für die Menge wäre es Kaviar gewesen, mit wie vielem Spaße, den sie verstand, mußten wir es umspinnen, bis das Platte und Nüchterne den guten Kern wie eine Schmarotzerpflanze erdrückte. — Auf der andern Seite wie jagten wir nach dem Pikanten. Wie verschwand bei den Versuchen im Melodramatischen alle ruhige dramatische Entwickelung, aus der Furcht zu ermüden, aus der Lust zu wirken. Handlung die Hülle und Fülle, aber es war eine nervenerschütternde; keine Charakteristik, es waren Tableaux mit Sturm- und Wetterbeleuchtung, die sich schnell ablösend, die Seele nicht zur Besinnung lassen durften. — Und alles das fühlten wir nicht. Die wenigen Stimmen der Kritik dagegen hielten wir für Partheistimmen, von Neid und Mißgunst dictirt; denn wir selbst waren in einem fortdauernden Rausche.

Friede den Todten! Ich will die Leser meiner Erinnerungen nicht mit der Geschichte meiner Versuche für das Volkstheater ermüde. Nur eine Posse in einem heißen Sommer, wo auch der Wein gedieh, zu Tage gefördert, hatte eine vollständige Wirkung und hielt sich auf dem Theater. Ich hatte in meinem „verwunschenen Schneidergesellen" die Elemente des alten deutschen Volksschwankes, die Poltergeister der Spinnstuben, die Müllerwitze, die

Späße der wandernden Studenten wieder in's Leben zu rufen versucht, und Schmelka's eminente Komik, unterstützt von der Lust aller Schauspieler, hatten dem Fastnachtsschwanke eine Wirkung verschafft, die wir uns nicht träumen ließen, und über die ich mich auch heut noch wundern muß, da ich in diese derben Volksstoffe manche Parodien und Zeitanspielungen einverwob, deren Wirkung immer bedenklich ist. Aber man schmeckte nicht die Absicht, die verstimmt, sondern nur die Lustigkeit, die überwog. Doch das Stück blieb vereinzelt. Der Stoff, ein glücklicher, war ausgegangen. Die Geister, die ich citirte, natürliche Gespenster, hatte ich zugleich, indem ich sie citirte, vernichtet; aller ihr Geisterapparat, sammt dem bengalischen Feuer, war auf die Bretter gebracht. Was blieb da übrig? Wer kehrt zum Gespensterglauben zurück, nachdem er ein Gespenst geprügelt und ihm die Larve abgerissen hat. Das Stück fand große Theilnahme auch unter sehr ernsten Männern; sie machten mir aber den Vorwurf, daß ich unökonomisch zu Werke gegangen. Ein deutsches Volkstheater müsse seine Geister haben, die zwar, wie überall der dumme deutsche Teufel, geprellt werden könnten; aber man müsse sie so wenig aus dem Kreise ausweisen, als den Hanswurst, den die Neuberin begrub.

Ach, es ist so vieles, dessen Erinnerung mir da aufsteigt. Doch, wenn ich Alles wieder erzählen wollte, wer will alles Vergessene hören! Auch mit Theorien schmückten wir uns, im unserm guten Muthe. Eine doppelte Bahn war gebrochen, hieß es. Einmal, die alte Tragödie sei zu Grabe

getragen. Das behaupten freilich jetzt auch andere. Aber sie behaupten nicht, wie wir damals thaten, dafür werde das Melodrama in der Aesthetik eintreten. Es war ein furchtbares Genre, hervorgegangen aus der neufranzösischen Romantik. Ein entsetzliches Canibalenstück: „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers" hatte Furore gemacht, nun wollten wir auch solche haarsträubende Schlagwirkungen erpressen. Es ist todt und begraben, was wir versuchten, wir wollen die Gräber nicht aufwühlen. — Verzeihlicher war der Irrthum mit dem Liederspiel. Es sollte das deutsche Lustspiel ersetzen. Auch da waren die Franzosen die höchsten Muster. Aber die Sangeslust ist eine ursprünglich Deutsche. Unsere herrlichen, tief in's Gemüth dringenden Volkslieder, warum sollten sie nicht auch in das Leben des Dramas eingebürgert werden! Holtei hat dazu viel gethan. Seine Liederspiele sind anmuthige Blüthen, aber das Lustspiel werden sie weder ersetzen noch verdrängen. Der Deutsche singt gern, aber er kann nicht immer singen; schon jetzt ist eine Epoche eingetreten, wo die Gefühle, die ihn bewegen, nur selten im Gesange sich Luft machen. Möchte die Lust zum Singen bald wiederkehren.

Das waren unsere Hoffnungen und Illusionen, unsere Täuschungen und unsere Irrungen. Sie sind fort wie Nebelbilder, die der Herbstwind über die Stoppeln jagt. Heut hoffen, täuschen und irren wir uns nicht mehr, wenigstens nicht in Bezug auf das Volkstheater. Aber ich bedaure es nicht, daß ich gehofft und geirrt habe.

Liebe in alter Zeit.

Eine Novelle

von

Th. Müßge.

1.

Um die achte Abendstunde machte Frau Margarethe die Thür der kleinen Stube auf, in welcher ihr Mann arbeitete, und erstaunt blieb sie an der Schwelle stehen. — Der fleißige Kanzellist, der sonst nicht aufhören konnte, seine Buchstaben zu malen, und die zierliche Fracturschrift mit besonderer Kunstfertigkeit zu bilden verstand, saß diesmal nicht an dem alten geschnörkelten Schreibpult, auch brannte das Licht mit einer langen Schnuppe melancholisch in sich hinein und ließ dem Mondschein freies Spiel, der durch die grünen, hellen Scheiben auf die Dielen fiel. — Im ersten Augenblicke sah sie den Mann gar nicht, und, als sie ihn erblickte, wagte sie nicht ihn anzureden. Auf dem Binsenstuhle saß er, dicht am Fenster, die Hände auf das Bret gelegt, halb gefaltet, halb an sein Kinn gedrückt, und so starrte er den Himmel an, als sei da oben irgend Etwas und rede mit ihm, denn seine Lippen bewegten sich deutlich, ohne daß Worte zu hören waren.

Nach einigen Minuten trat die Frau leise näher und legte die Hand auf seine Schulter. Er zuckte heftig zusammen, dann hob er den Kopf schnell in die Höhe und schien freudig überrascht, als er sie sah. — „Du bist es, Margarethe," sagte er, „o! schon gut, ich komme. Wo ist Elisabeth?"

„Sie hat das Abendbrot fertig," versetzte die Frau.

„Und der Lieutenant?" fragte der Kanzellist rasch. „Ist der Lieutenant auch da?"

„Nein," sagte Frau Margarethe mit sichtlichem Widerwillen. „Ich denke er wird heut nicht kommen."

Die hohe hagere Gestalt des Mannes richtete sich auf und ein Lächeln schlich über sein Gesicht. — „Gut," sagte er, „so laßt uns essen, was Gott beschweert hat." — Er that einen Schritt und nun konnte man sehen, daß er einen Stelzfuß hatte; auch würde jeder errathen haben, daß ein alter Soldat in diesem langen, geraden Körper stecke, der von den Jahren ungebeugt war. — Mit beiden Armen umfaßte er seine Frau, und sagte in einem Tone, der zwischen Scherz und einer Art Mißtrauen schwankte: „Warum siehst Du mich so böse an, Margarethe? Mein Pensum ist abgethan; alle die vermaledeiten Buchstaben sind gemacht und bis Morgen haben meine armen, alten Finger Ruhe vor dem Gänsekiele, der mir jetzt oft schwerer wird, als ehemals mein Kurzgewehr."

„Ach!" erwiederte die Frau klagend, „ist es nicht ein Unglück, daß Du nie die Zeit vergessen kannst, wo Du Soldat warst?"

„Kann der Reiter vergessen, daß er ein Roß hatte," sagte

der Kanzelliſt mürriſch, „kann ein Mädchen den Mann vergeſſen, den ſie liebte, oder ein Muſikant die Noten?“

„Du ſollſt es aber vergeſſen,“ erwiederte Margarethe eifrig. „Ich weiß recht gut noch die Zeit, wo ich Dich kennen lernte. — Du warſt Sergeant geweſen.“

„Bis zum Freiberger Gefecht,“ fiel der Kanzelliſt ein. — „Den ganzen Krieg, wie ein tapferer Soldat des großen Königs gefochten, und in der letzten lumpigen Bataille verlangt der Satan noch den Fuß. Das iſt mein Aerger.“

„Es hatte auch ſein Gutes,“ ſagte die Frau. „Denn dafür wurdeſt Du Kanzelliſt beim Kriegscollegium und haſt nun Dein gutes Brod. Aber ſeit dieſer Lieutenant uns ins Haus gekommen iſt, iſt der böſe Feind eingezogen.“

„Still!“ flüſterte der Kanzelliſt erſchrocken und hielt Margarethen den Mund zu. „Wenn er es hörte!“

„Mag er es doch hören,“ erwiederte ſie unerſchrocken, wie Frauen ſind, denen die Zunge auf dem rechten Fleck ſitzt; „mag er es tauſendmal hören, ſo hört er immer wieder die Wahrheit. — Seit der Großſprecher Dich ausgewittert hat, und immer wieder die alten verſauerten Geſchichten von ſeinen und Deinen Heldenthaten aufſticht, unſer Abendbrot verſchlingt und unſer gutes Bier, Deinen Taback raucht, bis man ſich ſelbſt nicht mehr ſehen kann, und dabei ſchreit und lacht, daß man es zehn Häuſer weit hört, ſeit der Zeit biſt Du ganz und gar ein anderer Menſch geworden. — Sonſt warſt Du freundlich und fleißig, wie ein Seidenwurm, ich mußte Dir faſt mit Gewalt die Feder aus der Hand nehmen; jetzt iſt Dir alle Arbeit

zuwider: Du ſitzeſt und grübelſt und biſt ein Duckmäuſer geworden, als hätteſt Du ein böſes Gewiſſen."

Eine ſonderbare Empfindung von Beſtürzung und Schrecken ſchien dem Kanzelliſten zu durchlaufen. — „Was weißt Du von meinem Gewiſſen, Weib?" ſchrie er ſo zornig, daß die Frau plötzlich verſtummte. Dann ward er ſelbſt ſtill und die Röthe, welche ſein alterndes Geſicht überzogen hatte, verſchwand vor einer graugelben Färbung. „Schwatze nicht ſo dummes Zeug, Margarethe," fuhr er beſänftigter fort, „und bringe mich nicht auf. Ach! was ſind die Frauen doch für häßliche Geſchöpfe! Alles ſoll ſein, wie ſie es haben wollen: jeder Menſch ſoll ihnen gefallen und wenn er andern gefällt, ſind ſie um ſo boshafter mit der böſen Zunge. — Gönne mir doch meine Freude, wie ich Dir Alles gönnen möchte, was Du gern haſt. Lieutenant Grabow iſt mein alter Vorgeſetzter: wir haben zuſammen manchen heißen Tag erlebt, manchen blutigen," ſagte er mit hohler Stimme. „Nun ſind wir beide älter geworden, und was können wir mehr, als ſprechen von dem, was wir waren."

„Nein, Joſeph," rief ſie eifrig, „das iſt es nicht, ich weiß es, Du kannſt den Lieutenant ſo wenig leiden, wie ich. Ich ſeh es ja noch, wie er zuerſt bei uns hereintrat und Du weiß wurdeſt, wie eine Leiche. Das iſt es nicht, aber Du fürchteſt Dich vor ihm. — Wie könnteſt Du auch den Menſchen leiden," ſagte ſie eifriger. — „Du haſt ein gutes, weiches Herz, Du liebſt die ganze Welt und er haßt ſie und flucht, wie ein Schelm."

In dem Augenblick hörte man draußen eine rauhe

Stimme. — „Sergeant, wo biſt Du? — Sergeant, ins Teufels Namen! ſteckt der Kerl ſchon wieder bei ſeinem Gänſekiele? Millionen Element! laßt mich nicht ſo lange warten.“

„Da iſt er,“ ſagte der Kanzelliſt mit bebender Lippe, indem er ſich an dem Tiſche feſt hielt.

„Faß ein Herz,“ flüſterte Margarethe; „ſage ihm Du dankteſt für ſeine Bekanntſchaft, oder wenn Du nicht willſt, ſo laß mich machen.“

Der Kanzelliſt riß die Frau mit einem krampfhaften Ruck zurück. — „Um Gottes Barmherzigkeit!“ ſagte er, „geh nicht, es iſt mein Unglück.“

Margarethe ſah ihn erſtaunt an. „Der böſe Feind hat es Dir angethan,“ murmelte ſie, „und ich glaube faſt, er iſt es ſelbſt, der da draußen umherbrüllt.“

Jetzt ſchlug eine Hand feſt auf die Thür, ein Kopf ſteckte ſich herein, und dann ſchob ſich ein Körper nach, der in der That Frau Margarethens Beſorgniſſe rechtfertigen konnte, ſo ungeſchlacht und abentheuerlich war er anzuſehen. — Ein kleiner dreieckiger Hut von einer verbogenen Silbertreſſe eingefaßt, ſaß auf einer alten Perrücke, die mit glänzend weißem Puder reich bedeckt war, und wo dieſer aufhörte begann ein Geſicht, roth aufgedunſen, und mit ſo wunderbar grotesken Zügen, als ſei es eine Faſtnachtsmaske. — Eine rieſenhafte bläulich glühende Naſe, weit herabhängende Backen und kleine feurige Augen, die unter dicken weißen Brauen hervorblitzten, paßten ſeltſam zu dem großen Munde voll blinkender Zähne. Der hohe vorgebeugte Körper des Mannes war von einem blauen alten Reitermantel umhüllt, und die

mächtige Hand, welche sich darunter hervorstreckte, trug ein Bambusrohr mit einem Elfenbeinknopfe, den er drohend gegen den Kanzellisten ausstreckte. Es war ein wunderliches Gemisch von Jugend und Alter, von Kraft und Schwäche in diesem Manne. Seine schnelle starke Sprache und sein feurig rollendes Auge zeugten von Lebendigkeit der Leidenschaften, sein hinfälliger Schritt von dem Gewicht der Jahre.

„Alter Sergeant," sagte er, als er den Kanzellisten sah, und sein Gesicht nahm einen Ausdruck von Spott und Mißtrauen an, „steckt hier mit der Frau zusammen und läßt den guten Freund draußen frieren und hungern. — Vorwärts mit Euch, Frau Margarethe, seht nach dem Abendbrot. Hört, Spangenberg, mir ist heut zu Muthe, wie in der Nacht nach der Schlacht bei Torgau, so hungrig und durstig, so lustig und ingrimmig. Mit meinen Zähnen könnte ich die ganze Welt zerreißen, und wenn ich sie verschlungen hätte, wäre ich doch nicht satt."

Dabei lachte er laut und schlug mit dem dicken spanischen Rohr auf den Tisch, daß die Federn des Kanzellisten davonstoben. Dann sah er sich um, blickte auf den blassen Mann, der mit weit offenen Augen ihn ansah, dann auf die Frau, welche leise eine Verwünschung murmelte, und nun schrie er mit seiner wilden gellenden Stimme: „Seid Ihr noch nicht hinaus, Margarethe? Seid Ihr noch nicht in der Küche, Frau? Soll denn das arme Lischen ganz allein ihre Liederchen singen von dem Grafensohne, der nicht kommen will, um sie zu holen, und von den Schätzen im Berge Samsam, der sich doch niemals vor ihr aufthun wird. — Was setzt Ihr dem Mädchen für vertrackte Geschichten in den Kopf?!

Was laßt Ihr das kleine Ding lesen und schreiben lehren, damit sie Liebesbriefe zusammenschmieden kann; was werft Ihr das Geld zum Fenster hinaus für einen alten Kasten von Klavier, wo die Klimperei und Singerei nun vom Morgen bis in die Nacht geht?! — Kochen, waschen, stricken, spinnen, das lehrt sie, aber ich rieche die angebrannte Suppe bis hierher, — und hütet Euch, Frau Margarethe, hütet Euch, daß Ihr nicht etwa den Nagel zu tief in ihren Kopf drückt. Es paßt nicht und es darf nicht sein, daß ein Grashalm ein Eichbaum, oder ein Sperling eine Nachtigal werden möchte."

Während seiner Rede, die halb spöttisch halb strafend klang, hatte Margarethe alle Wuth in ihrer Brust gesammelt. „Mit welchem Rechte," schrie sie nun, „mischt sich denn der Herr Lieutenant in unsere Haus- und Wirthschaftsangelegenheiten? Was geht es Sie an, wie wir unser Kind erziehen? Ist es nicht genug, daß Sie täglich unser schlechtes Haus beehren mit Ihrer stolzen Gegenwart bis in die Nacht hinein, uns großmüthigst mit Ihren Heldenthaten zu unterhalten belieben, und dabei, was Gott uns bescheert hat, verzehren helfen? — Es ist zu viel, Herr Lieutenant, mir ist es längst zu viel, und wenn Sie nichts dawider hätten, und wenn Sie's einer ehrlichen Frau nicht übel nehmen wollen" —

„Schweig still! Margarethe," rief der Kanzelliſt drohend und schlug mit dem Holzbeine auf den Boden.

„Nein, ich will nicht schweigen, ich will durchaus nicht schweigen, bis Alles heraus ist, was ich seit langer Zeit aufgespart habe," schrie die erbitterte Frau.

„Nun denn," sagte der Lieutenant, indem er sich behaglich

und sich mit heiliger Freude in der Hand des mächtigen Wesens zu fühlen, das helfen kann, wo wir verzagen. Wer hätte es nicht empfunden, und würde der wohl sein Glück zu schätzen wissen, der nie dafür gezittert hätte?

Bei Tische sah ich Bernhard wieder. Mit freudiger Eil ging ich auf ihn zu, dankte ihm und fragte nach seinem Ergehen. Er war gerührt, und aus seinen Augen glänzte die Freude des Wiedersehens. Vergebens strebte er, sie mir zu verbergen, wenn hat je Liebe sich der Liebe verhehlt, wir sprachen offner als sonst mit einander, bis ein finstrer Blick meiner Mutter mir ihr Misfallen zeigte. Sie trat zu uns, sagte Bernhard einige kalte Worte, und verwies mich mit strengem Ton an meinen Platz neben Heldern.

Ich gehorchte ihr — meines Freundes Augen folgten mir schwermüthig, und so oft ich die meinigen nach der Gegend wandte, wo er saß, begegneten sich unsere Blicke, die gleiches Gefühl aussprachen. Die süße Gewißheit, von ihm geliebt zu seyn, die keine Worte mir mehr, als diese stumme Sprache geben konnten, füllte mein Herz mit unendlicher Seligkeit.

Ich vergaß, ganz in mein inneres Glück versunken, die unglücklichen Schranken, die das Schicksal neidisch zwischen uns aufgethürmt hatte, und freute mich der Neigung, die mich aus dem Wirbel unnatürlicher Zerstreuungen in den Wirkungskreis zurück füh-

niederließ, „so gebt eine Nachtmütze her, Sergeant, diese Schlacht wird vor Morgen nicht beendet. Eine Frau in Wuth schnurrt wie ein Spinnrad, bis zuletzt der Faden reißt; und Margarethe thut mir den Gefallen, holt Taback, Pfeife und Bier, dann nehmt Euch Zeit und legt los."

Seine unbeschreibliche Ruhe, die etwas Satanisches hatte, that alle Wirkung, welche er erwarten konnte. Frau Margarethe war so bestürzt in ihrer unmäßigen Wuth, daß sie die Sprache verlor. Sie stammelte noch einige Worte, dann nahm sie die Thür und warf sie hinter sich zu, daß die Wand zitterte.

Der alte Grabow brach in ein dröhnendes Lachen aus. „Da sieht man, wie die Weiber sind," sagte er; „mit nichts in der Welt kann man sie besser fassen, als mit Geduld und ein wenig Spott. Was wäre es geworden, wenn ich auf den Tisch geschlagen, und sie zu allen Teufeln gewünscht hätte. Bei Gottes Thron! meine Perrücke und meine Augen wären nicht einen Heller werth gewesen. Sie hätte mich zum Hause hinaus gewiesen und auf der Schwelle ein Kreuz gemacht, wie vor dem Gott sei bei uns. Statt dessen sitz ich hier nun ganz behaglich und der böse Feind hat selbst Reißaus genommen vor ein paar Worten."

„Margarethe ist ein gutes Weib," erwiederte Spangenberg, der, verlegen, wie er war, doch etwas sagen wollte, „aber sie hat ihre Launen, wie alle Frauen."

„Das liegt an den Männern," rief der alte Officier schnell, „weil sie die Püppchen verwöhnen und ihnen die Launen nicht austreiben."

Der blasse Kanzellist lächelte trübsinnig. — „Sie sind niemals verheirathet gewesen," meinte er, „und wissen nicht was eine Frau für Künste kann, um ihren Willen zu behalten."

„Also darum," rief Grabow lachend, „weil ich das Joch noch nicht über meinen Nacken werfen ließ, weiß ich nicht, wie es thut, und welche Mittel man anwenden soll, um solch übermüthiges Geschöpfchen Mores zu lehren. — O! mein guter Freund, da irrt Ihr ganz und gar. Was ich nicht selbst erfuhr, habe ich doch genau beobachtet an tausend und aber tausend Christenleuten. Ich habe die Ehe mit ihren Freuden und Leiden förmlich studirt; ganz heimlich, wie eine Spinne im Netze, meine Beobachtungen gemacht, und mich köstlich belustigt, wenn ich die Fliegen zappeln sah, und wie ihnen langsam, Tropfen für Tropfen, Blut, Muth und Kraft ausgesogen wurde, bis der Pantoffel ihnen den letzten Rest Verstand zertrat."

„Und dabei haben Sie sicher Respect bekommen vor allem Eheleben," sagte der alte Kanzellist.

„Hört, Spangenberg," erwiederte der Lieutenant ernsthaft, „wenn irgend Etwas mir Lust gemacht hat, es noch jetzt zu versuchen, so seid Ihr es. — Ihr habt ein gutes Weib; wenn sie Launen hat, liegt es an Euch nur, weil Ihr, wie eine Memme, dazu schweigt, statt wie ich es Euch zeigte, Sie mit Spott zu kirren. Frauen sind wie Uhren, jede will sorgsam täglich aufgezogen und mit Vorsicht behandelt werden. Verstehst Ihr wohl; man muß um glücklich zu leben und eine folgsame Frau zu haben, genau studiren, was man in jedem Falle zu thun hat. Was bei der Einen Leben giebt, bringt aber bei der

andern Tod, und somit iſt das eine Kunſt, eine ſchwere, große Kunſt, die nicht jeder begreifen kann."

„Gehört es auch mit dazu," ſagte der Kanzelliſt, „daß Sie Margarethen ſo zornig machten?"

Der Alte ſchwieg ein Weilchen, indem er ſtarr vor ſich hinblickte. „Hört, Sergeant," ſagte er dann, „Ihr wißt es vielleicht ſchon, daß bei mir niemals Etwas ohne Plan und Abſicht geſchieht. Was ich auch Böſes gethan haben mag im Leben, Gott iſt mein Zeuge, es geſchah nie aus Luſt daran oder auch aus Uebermuth, ich that es immer, wohl überlegt, und weil es ſo ſein mußte. Verſteht Ihr, Mann, weil es ſo ſein mußte."

„Laſſen Sie uns nicht von der Vergangenheit ſprechen," ſagte Spangenberg leiſe und drückte die Hände vor ſein Geſicht.

„Narr, der Ihr ſeid," erwiederte der Alte ſpöttiſch. — „Gerechtigkeit! fürchtet Ihr die immer noch nach langen Jahren? — Guter Freund, in dieſer lumpigen Welt, geht es ſonderbar her. Das Menſchenvolk hat ſich Geſetze herausgeklügelt und ſchreit nun jedem Neugeborenen ſchon an der Wiege zu, das ſoll dein Wegweiſer zum Paradieſe, oder zum Galgen ſein. — Aber das Unrecht, das tief in den Herzen aufſchreit, die Gewalt, die uns zertritt, die bittere Tyrannei, unter welcher Millionen ſeufzen, das nennen ſie Recht, denn ihre Geſetze haben es geheiligt. — Nun ſeid Ihr einmal herausgetreten aus dem Zauberkreiſe, habt ſelbſt Recht und Geſetz geſprochen und die Ungerechtigkeit ein Bischen ins Gleiche zu bringen verſucht." —

„Ich bitte, Herr," ſagte Spangenberg zitternd, „ſchweigen Sie davon."

„Nun ins Henkers Namen! was fürchtet Ihr denn?" rief Grabow ärgerlich. „Niemand auf der Welt weiß etwas davon als ich, und ich bin Euer Gefährte, der Euch nicht verrathen wird; Euer Freund, der es gut mit Euch meint."

„Das Gewiſſen," erwiederte der Kanzelliſt mit hohler Stimme; „wiſſen Sie, Herr, was das iſt, das Gewiſſen? — Wenn kein Menſch zu fürchten iſt, kein Geſetz, kein Richter auf Erden, dann klopft es leiſe hier innen an und eine ſchreckliche Stimme ruft ohne Unterlaß: Gott ſieht, Gott weiß Alles, er wird es rächen! — O! mein Heiland, es iſt entſetzlich immer den Vorwurf zu hören: Du haſt Böſes gethan! immer fürchten zu müſſen, es kommt doch einmal an den Tag. Dann Ehre und Reputation zu verlieren, in Schimpf und Schande, in Ketten und Gefängniß endlich den Tod zu leiden, und zuletzt, nach irdiſchem Gericht, das ewige, wo der Sünder die Strafe empfängt!"

Der alte Officier verzog ſein dunkelrothes Geſicht zu einem fatalen Lachen, das er mühſam unterdrückte. — „Gut," ſagte er dann, „laßt es vergeſſen ſein, und eigentlich habt Ihr Recht, es könnte uns, trotz der langen Zeit, doch übel bekommen, wenn die Herren mit den langen Armen es herauskriegten. — Seht, Spangenberg, darum ſchon ſollte ich denken, müßten wir uns beide ſo innig wie möglich verbinden, und, ſo lange wir leben, eine Familie ausmachen, wo Einer nicht vom Andern laſſen kann."

Eine Art ſchauderndes Entſetzen ſchien den armen Kan-

zelliſten bei dieſem Vorſchlage zu packen. Er ſtand kerzengerade auf ſeinem Stelzfuß und ſagte dann ſtotternd: „Zu viel Ehre für mich, hochgeborner Herr Lieutenant. Ich bin ein armer niedriger Mann, der wenig von der Welt verſteht, und meiner Frau, Margarethe, würde auch damit nicht gedient ſein, wenn ihre Wirthſchaft ſich vergrößerte.“

„Aha,“ meinte Grabow ſpöttiſch, „das iſt der wahre Punkt. Frau Margarethe, die einen Zahn auf mich hat; aber ſeid ohne Sorgen, guter Freund, ich ſage, dieſer Vogel wird bald anders pfeifen. — Ich habe ihr gezeigt, daß ich mich vor ihrer Zunge nicht fürchte, nun hat ſie Reſpekt bekommen und nächſtens wird ſie ganz freundlich ausſehen, wenn der alte Lieutenant hereintritt und ſie Frau Mutter nennt. — Nun, was ſtarrt Ihr mich an, Sergeant?“ fuhr er fort und richtete ſich auf. — „Glaubt Ihr denn, daß ich ohne alle Abſicht ſeit drei Monaten täglich in Euer Neſt trete; daß ich ohne Abſicht Euer Eſſen theile und Euren ſchlechten Taback rauche? Hier ſteh ich vor Euch, Sergeant, der Lieutenant Balthaſar Grabow, ein alter Kriegskamerad, der manches mit Euch erlebte und manches weiß,“ ſetzte er nachdrücklich hinzu. „Hier ſtehe ich und frage Euch, wollt Ihr mir Eure Tochter Eliſabeth zur Frau geben, ſo will ich ſie zu meinem Weibe nehmen und alle meine Ehren mit ihr theilen.“

Der Kapzelliſt hielt die Hände gefaltet; leiſe ſagte er: „Ich habe es geahnet. Eine Stimme in mir ſprach es längſt aus, ſo mußte es kommen. — Kinder ſollen büßen für der Eltern Schuld, ſo ſteht es in der Bibel. Ach! arme Elsbeth, ach! mein armes Kind! — Es geht nicht, es geht, weiß es

Gott nicht, Herr Lieutenant: Bedenken Sie den Unterschied, ich bitte Sie um Alles, was gut und recht iſt, thun Sie uns dieſe Ehre nicht an."

In dem häßlichen Geſicht des alten Mannes kämpfte der Zorn mit Spott und Stolz. „Faßt Euch, Sergeant, faßt Euch," ſagte er mit einem grauſamen Lachen, „oder wie? bin ich Euch etwa kein willkommener Schwiegerſohn? Alle Teufel! was habt Ihr gegen mich? — Ich bin ein Mann in den beſten Jahren, der an der Seite einer jungen Frau wieder aufleben will, nach langer Einſamkeit; ich habe meinen Titel, meine Penſion und ein Paar Thaler Erſpartes obenein. — Ich bin nicht jung mehr, kein Milchſuppengeſicht, kein Haſelant, kein ſüßlicher Patron, aber ich bin ein Kerl, der immer weiß, was er will, und der nichts ſcheut, um zum Ziele zu kommen. — Merkt es Euch, Kanzelliſt, der nichts ſcheut, und wem ich nicht wohl will, der mag ſich in Acht nehmen. — Holla! wollen wir die alten Sünden aufdecken, ſoll ich reden, was ich zu reden weiß? — Aber ruhig, Sergeant, ruhig. Ich ſehe wie Ihr zittert, ich leſe es Euch in den Augen, daß Ihr nichts dagegen habt mir das flinke junge Ding in die Arme zu geben und Euren Segen dazu, mein würdiger Schwiegervater. Schlagt ein, da, ſchlagt ein, und der Handel iſt abgemacht."

Es lag ſo viel Hohn in ſeinen Worten, daß der arme Kanzelliſt vor innerm Grimm bebte, und doch auch ſo viel Drohendes, Entſetzliches, daß er aus Furcht mechaniſch die Hand ausſtreckte, welche Grabow in ſeine nervige Rechte preßte.

„Machen Sie mit mir, was Sie wollen," sagte er mit dumpfer Stimme, in der die Resignation der Verzweiflung lag, „aber zwingen kann ich mein Kind nicht. Es ist das einzige Gut, das ich auf Erden habe; es ist meine Seligkeit an der ich mich anklammerte, seit ich sie zum ersten Male auf den Arm nahm. — Ich kann sie nicht unglücklich sehen, Lieutenant Grabow; ich könnte es nicht aushalten, wenn sie mich mit den großen Augen ansähe, in welche Gott so viele Freude und Glück gelegt hat; und wenn ihre Thränen auf diese alte Hand fielen, sie würden durchbrennen, durch den Arm in Herz und Kopf. Ich thäte etwas Entsetzliches."

„Zwingen!" rief der Lieutenant, „ei Element! wer hat denn das von Euch verlangt, alter Mensch? — Ich will keine erzwungene Frau, sage ich Euch. Sie soll selbst wollen, die schnippische Jungfer Elsbeth, und sie wird wollen, das seid versichert."

„Was verlangen Sie denn also?" fragte Spangenberg, sichtlich erleichtert.

„Ihr sollt nicht dagegen sein, meinen Absichten in nichts hinderlich. Wenn Elsbeth Euch fragt, sollt Ihr sprechen: Meinen Segen hast Du. Der Grabow ist alt, aber auf einem alten Stamm ist gut ruhen, und es ist ein gerechter, rechtschaffener Mann, ein Mann von Ehren, Würden und Mitteln, der Dich gut halten wird, wenn Du ihm eine treue sorgsame Hausfrau bist."

Ein unwillkührliches Lächeln glitt durch das Gesicht des blassen Kanzellisten. „Haben Sie auch Alles recht bedacht, Lieutenant Grabow," sagte er. „Elsbeth ist wie ein junges

Füllen, übermüthig; ehe man's sich versieht schlägt's vorn und hinten aus, und auf und davon."

„Ich will ihr den Kappzaum schon anlegen," erwiederte der Lieutenant lachend, „will ihr den Kopf in die Höhe richten, damit sie nicht mehr das schlechte Gesindel auf den Straßen als ihres Gleichen ansieht. — O! ich weiß wohl, fuhr er leiser fort, daß ihr Kopf schon voll Streiche steckt, die ausgetrieben werden müssen, wenn's etwas werden soll mit uns. — Da ist der Bengel, der Eberhard, warum habt Ihr dies pfeifende Vieh in's Haus gelockt, alter Sergeant? — Macht Musik, ein armer Musikant. Ein Bettelgesicht, der keine Perücke bezahlen kann, bindet das eigene Haar in einen Knoten, Mehl darauf gestreut, basta! — Den Jungen müßt Ihr aus den vier Pfählen schaffen, oder halt! laßt es sein — ich werde ihn hinausschaffen, wenn es Zeit ist, werde ihn zum nützlichen Menschen umwandeln."

Das hämische Lachen, das sein Gesicht so oft verzerrte, kam zurück und starr richtete er die kleinen stechenden Augen auf den Kanzellisten, als dieser sich zu entschuldigen suchte. „Eberhard," sagte er, „ist ein armer, herzlieber Mensch. Sie wissen es vielleicht nicht, sein Vater war Bürgermeister in einer kleinen Stadt und hinterließ viele Kinder. Der Stiefbruder des alten Bürgermeisters hatte meiner Großmutter Schwestertochter zur Frau, so sind wir verwandt. — Da kam die arme Mutter hierher mit dem Eberhard, denn der Junge hatte von kleinauf die Musik im Kopf. Er pfiff im Polrock schon Melodien auf den Rohrpfeifen, und war von dem alten Hackebret nicht fortzubringen. — So brachte sie

ihn her zum Lernen bei der Stadtmuſik und ich glaube wohl, daß manches aus ihm werden könnte, aber du lieber Gott! viele tüchtige Menſchen ſind ſchon untergegangen und werden untergehen, weil der Himmel ihnen wohl Verſtand, aber kein Geld und keine Freunde gab. — Nun ſtudirt er wacker darauf los; der alte Herr Friedemann Bach hat ſeine Luſt daran, wie er auf der Orgel in Sanct Marien Beſcheid weiß, und wenn er ſo ſpricht mit Elsbeth von dieſem und jenem, ſogar von großen Herren in der edlen Muſika, von einem gewiſſen General Baß, mit dem er ſehr viel zu thun haben muß; ſo denke ich doch, der Junge wird ſich noch hohe Gönner erwerben, denn ſein Sinn ſtrebt hoch, und wer ihn anſieht muß ihm gut ſein."

„Er iſt alſo nicht in Berlin geboren?" ſagte der Lieutenant.

„Ja und nein," meinte der Kanzelliſt lächelnd, „es iſt eine ſonderbare Geſchichte damit."

Hier wurde ihr Geſpräch von einem leiſen Pochen an der Thür unterbrochen und noch leiſer ſteckte ſich ein freundliches, tiefblondes Köpfchen herein, das die großen ſchelmiſchen blauen Augen demüthig auf und nieder ſchlug. — Der Lieutenant, welcher der Thür zunächſt ſtand, ſchien von dieſer Holdſeligkeit erfüllt zu ſein; er lächelte und kopfnickte mit aller möglichen Anmuth, und dabei griff er mit der großen plumpen Hand um die Thürecke nach dem Arm der hübſchen Dirne und zog die Sträubende ganz in das Zimmer.

„Guten Abend, hochachtbarer Herr Lieutenant," ſagte

sie mit einem gewissen Anflug schalkhafter Lustigkeit, die in den glänzenden Augen aufloderte, und welche ganz zu dem tiefen Knix paßte, mit welchem sie ihre schlanke Gestalt senkte. „Warum lassen Sie denn mich armes Kind heut Abend so lange auf Ihre merkwürdigen Historien warten? Und Sie, Herzvater," fuhr sie fort und reichte dem Kanzellisten beide Hände, indem sie sich kindlich an ihn schmiegte, „Sie sollen sogleich mit mir kommen. Die Milchsuppe steht auf dem Tisch, ich habe sie selbst bereitet und sie ist nicht angebrannt und räucherig, wie gewisse gottlose Menschen behaupten. Aber kalt ist sie geworden und die schönen Erdoffeln dazu, woran die Leute schuld sind, welche immer Andern den Appetit verderben, damit sie selbst das Beste und Meiste für sich behalten. Verstanden?" — Sie drohte dem Lieutenant mit dem Finger und drehte sich lustig auf dem hohen Hacken eines ihrer hohen Schuhe.

„Ja, wahrhaftig, Elsbeth," rief der Lieutenant, „ich sah schon öfters das Füßchen und das Pantöffelchen, und lege auch ohne diese neue Probe einen Eid ab, daß wenige Mädchen so wenig Platz auf Gottes Erdboden brauchen, als meine kleine Wetterhexe hier. — Bei allen Göttern der Schönheit, Du allerliebstes Elsbethchen; Dein Füßchen ist ganz gemacht nur in Sammet und Seide zu gehen, und in Portchaisen getragen zu werden. Pfui Teufel! wenn es anders kommen sollte. Heirathe einen Mann, der Dir's schaffen kann; keinen pauvren Schlingel von der Gasse, wo es an's Hungern geht und die zarten Finger Blasen bekommen."

ren konnte, für den ich geboren ward, und der jedes Weibes schönstes Loos ist.

Mit jedem Tage ward mir Bernhard nun lieber, unentbehrlicher. Meiner Zufriedenheit fehlte nichts, denn ich las in seinem Herzen, und das stille Einverständniß unserer Seelen erfüllte alle meine Wünsche. Helderns Freundschaft für ihn gab mir mehr Gelegenheit, ihn zu sehen. Meine Mutter paarte mich stets mit ihrem Neffen, in meiner frohen Verblendung dachte ich nicht daran, einen nachtheiligen Schluß für meine Zukunft daraus zu ziehen. Ich war gern mit Helbern, denn Bernhard und sein Zögling begleiteten unsere Spaziergänge, theilten unsere Beschäftigungen. Auch die Natur verherrlichte diese schöne Zeit meines Lebens, alles stand in üppiger Blüthe wie mein Glück — ach mein Glück war vergänglich wie diese Blüthe.

Meine Eltern waren in Geschäften nach der Stadt gefahren. Es war ein heißer Tag, und nach der Mahlzeit schlug Helbern vor, im Salon zu bleiben, und etwas Neues zu lesen, das er bekommen habe. Wir nahmen diesen Vorschlag mit herzlichem Beifall auf. Der Kaffeetisch ward dicht an die Thür gesetzt, die zwei wehende Akazien beschatteten, mein Bruder tummelte sich unter ihnen munter herum. Helbern brachte sein Buch, Schillers Wallenstein, der eben erschienen war. Bernhard und Helbern lasen abwech-

„Wer hat denn auch gesagt, daß ich das will," erwiederte sie trotzig. „Reich muß er sein, der mich freien kömmt. Ich will in Sammet und Seide gehen, ich bin nicht dazu gemacht, zu Fuß zu spazieren durch dick und dünn, und wenn der Herr Lieutenant etwa einen hübschen Freier wüßten —"

„Den weiß ich," schrie Grabow in Ernst und Scherz sein Gesicht verziehend; „den weiß ich für Dich," rief er noch einmal und schlug an seine Brust. „Was meinst Du Herzchen, was denkst Du, Weibsbildchen, wer es ist?"

„Nun," sagte sie ganz ernsthaft, „entweder ist es einer der drei Grafensöhne vom Rhein, die nach der schönen Lorelei vergebens fuhren, oder Aladin, der mich mit der Wunderlampe sucht, oder gar der Räuberhauptmann aus dem Berge Samsam, der mich zu seinen andern Schätzchen entführen will."

„O! Du gottloses Mädchen," rief der Lieutenant lachend, „Daran denkst Du also auch schon. Es ist aber ein Lieblingsgedanke aller jungen Dirnen, sie möchten Alle gern entführt sein. Einige sagen's laut, die Andern sprechen's heimlich und träumen davon, bis es wahr wird. Wenn ich's nun aber wäre, Du schlimmes Kind; ich, der Lieutenant Balthasar Grabow. — Ich bin zwar kein Graf und kein Räuberhauptmann, aber ein wohlgeborner Mann, der Dich zur gnädigen Frau erheben, Dir Sammet und Seide und Ehre geben kann, und Geld genug hat, alle die Wünsche wahr zu machen, welche Du des Nachts träumst."

Elsbeth ſah ihn ſtarr mit den großen Augen an; plötzlich faßte ſie ſeine Hand und ſagte: „Wer ſeid Ihr? Ihr müßt mehr als ein König, als ein Kaiſer, Ihr müßt Gott ſelbſt ſein, wenn Ihr meine Wünſche zu Wahrheiten machen wollt. Ihr wißt nicht, daß die weit über alle Himmel reichen. Schafft mir den Grafenſohn, ſchafft mir die Schätze aus dem Berge Samſam, dann fragt wieder an; jetzt aber kommt doch endlich zur Milchſuppe, die Mutter wartet und mich hungert."

Damit ſprang ſie hinaus und ließ die Thür offen. — „Bleib," rief der Lieutenant, „bleib, Lieschen, höre doch noch einen Augenblick. — Das Herzchen iſt pures Queckſilber."

„Nun," ſagte der Kanzelliſt, der bis dahin ganz ſtill geſchwiegen hatte, „nun habt Ihr es doch gehört, Lieutenant Grabow."

„Daß ſie mich nehmen will," erwiederte dieſer leiſe lachend. — „Hat tauſend Narrenſtreiche in dem kleinen Kopfe; aber ſo will ich meine Frau haben. — Was ſoll ich mit einer, die den Kopf hängt und kein Wort über die Lippen bringt; die nach der Bibel verfährt: Eure Rede ſoll ſein: ja, ja, oder: nein, nein! und wie ein Jagdhund zum Gehorſam abgerichtet iſt. — Ich will ſie ſelbſt ſchon faſſen und kirren, dies ſoll meine Luſt an der Sache ſein. Eine Frau ſoll ſein, wie ein muthig Pferd, das Zaum und Gebiß und Sporn nicht leiden kann und doch tragen muß, ſo iſt ſie des Herrn Freude. — Abgemacht iſt abgemacht, flüſterte er und drückte dem Kanzelliſten die Hand, und jetzt kommt zur kalten Milchſuppe."

2.

Der Tisch war richtig längst gedeckt und die Suppe dampfte nur noch ganz wenig, als sie in das Wohnzimmer traten; aber die lachenden Züge des Lieutenants verfinsterten sich sichtlich, als er neben Frau Margarethen den jungen Musikanten stehen sah, der seinen eifersüchtigen Zorn längst erweckt hatte. — Verliebte in seinen Jahren kennen ihre schwachen Seiten viel zu gut, um nicht in jedem Jüngling einen hassenswerthen Nebenbuhler zu entdecken, und Lieutenant Grabow hatte es sich fest vorgenommen, was es auch gelten und kosten möge, diesem bettelhaften Tonkünstler die Saiten zu zerreissen. Sein scharfer Blick hatte manche Vertraulichkeiten zwischen den beiden jungen Leuten bemerkt, und er setzte dies nicht auf Rechnung der Verwandtschaft und Jahresgleichheit, sondern auf ein Liebesverständniß, das er nicht leiden mochte. — Darum betrachtete er unter den buschigen weißen Augenbrauen hervor mit wahrem Haß das junge hübsche Gesicht und die schlanke Gestalt. Er lächelte verächtlich über das dürftige Kleid, maß ihn, von oben bis unten, und brummte dann zwischen den Zähnen einen Fluch über den dummen Jungen, der hier den Großsprecher machte. Im nächsten Augenblick aber war er ganz freundlich und hörte zu was Eberhard erzählte. Dieser schien in großer Aufregung zu sein. Seine Stimme war hell und voll, ein Lächeln schwebte um seine weichen Züge und verklärte seine Augen, sein Kopf saß stolz auf dem Nacken. — „Ja, wahrhaftig," sagte er, „er hat mit mir gesprochen."

„Wer?" fragte der Kanzellist.

„Der König, lieber Herr Vetter," ſagte der junge Menſch voll Freude.

„Haha!" rief der Lieutenant, „aber es ging Ihm doch nicht ſo, wie dem Bauer, der ſich's auch rühmte, und es kam heraus, der König hatte geſagt: Lümmel, geh' er aus dem Wege."

Margarethe hätte dem boshaften Lieutenant die Nägel zeigen mögen, Elsbeth ſah ihn mit den hellen Augen luſtig an und lachte laut, aber Eberhard that, als hörte er's nicht. „Ich ging die Jakobsſtraße hinauf," fuhr er fort, „mein Käſtchen mit der Flöte unterm Arm, Er weiß ja, Herr Vetter, daß ich da einen Schüler habe, achtzehn Pfennige die Stunde. — Wie ich am Kirchhof bin, kommt der alte Herr geritten, und wie's gewöhnlich iſt, viele Menſchen um ihn her. — Ich ſtehe ſtill, verbeuge mich und nehme mein Hütchen ab, da hält er ſein großes Pferd gerade vor mir an und ſieht mir in's Geſicht, daß ich die Augen niederſchlagen muß. — Es muß hier wo ein Durchgang ſein? ſagt er mit ſeiner klaren Stimme, da faſt ich plötzlich ein Herz und ſpreche: Ja, Majeſtät, hier geradeüber geht es durch nach der Grünſtraße, und wie ich das ſage, ſchreien ſie Alle: Hier iſt es, da gerade aus iſt der Durchgang, kommen Sie, Majeſtät, wir wollen Sie führen. — Da weiſt er mit ſeinem Krückſtock auf mich und ſagt: Zeig Er mir den Weg, mein Sohn. — Ich gleich voran, und wie ich nun neben dem Pferde bin ſagt er: Was hat Er denn da unterm Arme? — Eine Flöte, Majeſtät, ſage ich. — Iſt Er ein Muſikant? — Möchte gern ein recht tüchtiger werden,

sprach ich — da sah er mich ganz freundlich an und sagte: Das ist eine edle Kunst, ich wünsche ihm Glück dazu. Ist Er ein Berliner? — Ich stockte ein klein wenig, aber dann sagte ich herzhaft: Ja, Majestät. — Na, lerne Er was Ordentliches, spricht er weiter, so wird Er gut durch die Welt kommen. Ich dank' Ihm für seine Mühe; und damit lüftet er seinen Dreimaster und reitet davon. — Ich stand wie festgenagelt eine lange Weile, dann lief ich was ich konnte. Das Herz that mir ordentlich weh vor Lust, die Stunde konnte ich absolutement nicht geben."

„Da kostet Dir also die Ehre achtzehn Pfennige," sagte Elsbeth lachend. „O! was bist Du für ein armer Narr, Eberhard. Mit mir sollte der König gesprochen haben, ich wollte es ihm anders geben. — Majestät, hätte ich gesagt, es ist eine edle Kunst, die Musika, aber ich bin ein armer Knabe, hab' weder Freunde noch Gönner, noch Geld und Gut in der Welt, und wo du nicht bist, Herr Jesu Christ, da wandelt die Kunst als ein Bettelmann umher. Darum, allerliebster Herr König, thut Eure milde Hand auf und helft einem jungen Künstler, es wird Euch nimmermehr leid thun, ich gelob's bei allen Geigen und Flöten!"

Während der Zeit hatten sich Alle niedergesetzt, und die Antwort Eberhard's ward durch das Gebet unterbrochen, das der Kanzellist sprach. Dann flüsterte er ihr aber halblaut zu, „so dreist sie auch wäre, sollte sie doch wohl solche kecke Worte lassen, wenn sie den alten Herren ansähe." Der Lieutenant dagegen rief: „Geld soll er rausrücken? ja, da kommt Ihr ihm schlecht, den alten Tabaksspinner.

Haben, nehmen, da iſt er bei der Hand, aber geben, da koſtet's Künſte."

Nun redeten ſie manches hin und her über den König, die Zeit und die Menſchen. Der Kanzelliſt und Eberhard ſagten viel Löbliches, der Lieutenant erzählte Geſchichten, und miſchte ſeinen Groll hinein über die Ungerechtigkeit auf Erden; denn wenn Recht und Verdienſt gälten, würde er nicht Lieutenant geblieben ſein. Manches wußte er ſo natürlich und richtig darzuſtellen, daß Frau Margarethe ihm trotz ihres Grolles beipflichten mußte, beſonders als er von der Regie ſprach, und wie kein Menſch ſeinen Kaffee ſich billig brennen und kochen, ſeinen Tabak kaufen könne, wo und wie er wolle. — „Iſt es nicht eine Schande," ſagte er. „Muß man hinlaufen nach der Acciſe und ſeine Blechbüchſen mitbringen, muß ſtundenlang warten und ſchweres Geld bezahlen, um ein paar Kaffeebohnen von dem königlichen Kaufmann einzuhandeln, der ſich ſeine Preiſe ſelbſt macht, und uns ſein ſchlechtes Zeug dafür aufzwingt. — Was war es ſonſt für Kaffee und wie ſchnürt er uns jetzt die Gurgeln zu; und ſonſt das halbe Geld, jetzt noch einmal ſo viel; ſonſt roch er lieblich, wie Maiblumen, jetzt ſtinkt er, wie Knoblauch. Pfui Teufel! und überall die franzöſiſchen Muſjes, die er in's Land geſchleppt hat. Sind die Deutſchen freilich zu gut dazu; aber ſolch verdammtes Geſindel iſt überall in allen Winkeln und Ecken und thut als ſei es Herr im Lande."

Zu alle dem hatte die Frau Kanzelliſtin beifällig genickt und zuweilen geſeufzt, zuweilen auch ein Wort hinzugefügt, was ihr Mann mit Unwillen hörte.

„Mag ſein, wie es will," ſagte dieſer endlich, „mir hat er Brot gegeben, ich bin ſein Diener und habe ſo viel, um den Kaffee und Tabak zu bezahlen. Ueberhaupt aber iſt bei allen Klagen doch gute Zeit im Lande. Tage werden kommen, wo keine Regie mehr iſt, kein Tabaks- und Kaffeezwang, kein Zucker- und Seifmonopol, und die Frage bleibt's, ob arme Leute dann ſo gut ihr Brod finden, wie jetzt." —

„Hört, Sergeant," ſchrie der Lieutenant. „Ihr ſeid ein Kerl, wie er ſein muß im guten deutſchen Lande, und es iſt Jammer und Schade, daß nicht Alle denken wie Ihr. Aber Mancher," ſagte er, und blinzelte mit ſeinen kleinen Augen Frau Margarethen an, „weiß der Regie und ihren Spionen doch eine tüchtige Naſe zu drehen, trinkt ſeinen guten billigen Kaffee und raucht ſein gelbes Kraut ohne Stempel und Taxe."

„Mag jeder thun was er Luſt hat," erwiederte der Kanzelliſt mürriſch, „ich achte meinen König und ſeine Geſetze. Was der thut iſt wohlgethan, und es ziemt und ſchickt ſich ſchlecht, dagegen zu murren, oder gar Betrug zu machen. Jetzt räſonniren ſie freilich, nennen ihn Tabaksſpinner, Kaffeebrenner und mit mancherlei, noch viel ärgern, ſauberen Namen, und das weiß er Alles und lacht dazu. Aber keiner wagt zu mucken, und wartet nur, wenn er nicht mehr ſein wird, mit den Nägeln werden ſie ihn wieder ausgraben wollen."

Der Lieutenant ſuchte, nachdem er noch einige Spöttereien über den Kanzelliſten losgelaſſen hatte, dem Geſpräch

eine andere Wendung zu geben, die in Frau Margarethen's Augen nicht minder vortheilhaft für ihn war. — Ueberhaupt war er heut liebenswürdiger, wie er jemals gewesen, wenigstens kam es der Kanzellistin so vor, die ihm zum ersten Male mit Interesse zuhörte, denn Lieutenant Grabow sprach heut nicht von Schlachten, Paraden, Rekrutenfangen und überlisten, Feldwachten, Prügeleien mit Studenten oder Ueberfällen der Panduren; er schwor und fluchte auch nicht, er qualmte auch nicht so sehr mit der Pfeife und trank selbst manierlicher, wie es der Frau vorkam. — Es beliebte ihm ein Stück seines eigenen Lebens zum Besten zu geben, und das wußte er mit guter Art zu thun. — „Hätt's nicht geglaubt," begann er, „daß ich in meinem Leben noch eine Reise machen müßte, und doch wird's wohl nächstens losgehen. Was sagt Ihr dazu, Frau Margarethe, wenn der ungebetene Gast Euch plötzlich den Gefallen erzeigt, und nicht wieder kommt? — Schlagt Euer Kreuz hinterher und bittet Gott, daß er sich den Hals bricht auf den wohleingerichteten bequemen Postwagen, die nach Preußen hinauf gehen."

„Daß Gott erbarm!" erwiederte Margarethe lachend, „lieber Herr, ich wünsche Niemandem Böses; aber ein Postwagen nach Preußen ist sprichwörtlich in der Leute Mund, eine Buße für alle Sünden."

„Es muß doch sein," sagte Grabow. „Ich hätte nicht gedacht, daß ich noch eine Erbschaft machen würde. Ich bin aus Preußen gebürtig, ganz oben nach Litthauen zu, ging früh in die Welt und ließ mich umherstoßen, links und

rechts. — Nun, ich habe in meinem Leben manches erfahren und bin dabei besser fortgekommen, wie viele, die längst unterm Rasen liegen. Bin gesund, wie ein Fisch, habe Würden und Ehren, eine Pension dazu, und hatte manche hübsche Gelegenheit auch einen guten Thaler zu sparen. Habt wohl gehört, Frau Margarethe," flüsterte er lachend, „wie's so im Kriege beim Freicorps hergeht. Das Mein und Dein wechselt da, wie Gestern und Heut, und ein Narr, der's nicht zu benutzen versteht." — Hier sah er über den Tisch den Kanzellisten scharf an, der unruhig auf seinem Stuhle hin und her rückte und die Augen auf den Teller heftete. „Mit einem Worte," fuhr Grabow fort, „ich habe genug in die Milch zu brocken, stünd ich auch nicht so allein in der weiten Welt. Könnte wohl meine Frau gut halten und meine Kinder dürften nicht hungern, jetzt aber fällt mir mehr zu, als ich erwartete. — Mein Bruder hatte das Freigut bekommen in Preußen und war sein Leben über ein sparsamer Mann. Nun ist der todt, ich bin der einzige Erbe. Ist ein feines Gut, will's aber verkaufen, mag nicht in dem einsamen Lande da oben leben. Hier in der Stadt, das Geld genommen, ein hübsches Haus und freundliche Gesichter darin, das ist so mein Geschmack."

„Nun," sagte Frau Margarethe mit mehr Freundlichkeit, als es Grabow gewohnt war, „wo ein Haus ist und ein schmucker Mann, dem's in den Taschen klimpert, hat's an Kranz und Ring niemals gefehlt."

Der Lieutenant sah eine Zeit lang ganz ernsthaft vor sich hin und schielte dann nach dem Fenster hinüber, wo

Elsbeth mit Eberhard schon lange heimlich sprach. — „Es ist eitel Thorheit, daran zu denken, Frau Margarethe," sagte er. „Ich bin kein sanftmüthiger Mann, ein alter Soldat, habe auch viele Launen, und was das schlimmste ist, ich weiß, wie leicht so ein junges Weib einen alten Mann unter den Pantoffel hat, und wie er nach ihrer Pfeife tanzen muß."

„Männer müssen immer ein bischen nach den Frauen hören, werther Herr Lieutenant," rief Margarethe lachend; „der da muß auch pariren und es geht ihm gut dabei."

„Aber wo wäre wohl Eine, die es so redlich meinte wie Ihr," sagte Grabow, indem er aufstand. „Wie lange wird's noch mit mir, dann klopft der Sensenmann an und Alles was ich habe wäre dann freilich ihr Eigenthum. — Da ist Elsbeth," fuhr er lustig fort, „bei der habe ich schon angefragt, aber da soll ich Wunder thun und dann wiederkommen." — Er sah sich nach den beiden um, sie waren aber hinausgegangen, und eine dicke Falte legte sich auf Grabow's Stirn, die er mühsam wieder fortbrachte. — Margarethe sagte nichts, der Kanzellist sah zum Fenster hinaus, ob Elsbeth etwa an der Thür stehe, der Lieutenant hing seinen Mantel um, und leise zog er aus der tiefen Tasche einen großen Beutel mit Kaffeebohnen, den er der Kanzellistin in die Hand drückte. — „Nehmt," sagte er, „ist für Euch bestimmt; Moccakaffee, bekommt ihn Niemand sonst, brennt ihn morgen früh, ganz heimlich."

Margarethe schwankte einen Augenblick zwischen Furcht

selnd, ich horchte mit gespannter Aufmerksamkeit, und geflügelt verstrich die Zeit. Die heiße jugendliche Liebe der Thekla sprach sympathetisch zu meinem Herzen, von Hindernissen umlagert sah ich sie mein Geschick theilen, und lebte in meiner Heldin. Als die schreckliche Katastrophe kam, und Bernhards weiche Stimme die Worte des ewigen Abschieds las, glaubte ich mit abergläubigem Schrecken die Vorbedeutung eines ähnlichen Augenblicks von ihm zu hören, die Arbeit entsank meinen Händen, und fortgerissen von Furcht und Antheil, begleitete ich Thekla bis zu der schauderhaften Scene, wo sie den Tod ihres Geliebten erfährt. Welchen Eindruck machte ihr rührender Monolog auf mich! Noch jetzt steht jedes Wort in meinem Gedächtniß, und entlockt mir Thränen der Rührung.

Es war Dämmerung geworden, wir hatten alles über unserer interessanten Lektüre vergessen. Heldern nahm jetzt das Buch aus Bernhards Händen, und schlug vor, den Eltern entgegen zu gehen, um mein erschüttertes Gemüth aufzuheitern. Er nahm meinen Arm, Bernhard und Heinrich gingen neben uns. Der Abend war wunderschön. Sanft verschmolz des Tages letzter Schein mit dem matten Glanz des Vollmonds, der eben emporstieg. Wir fühlten schweigend, nur Heldern sprach sich aus. Bernhard und ich empfanden noch die ernsten Regungen, die jenes Meisterwerk in uns zurück ließ. Wir gingen bis an die Land-

und Freude. — „Wenn er es nur nicht erfährt," flüſterte ſie und deutete auf ihren Mann, „oder ein Angeber gar." —

„Bah!" ſagte der Lieutenant, „thut mir leid, wenn Ihr Furcht habt; aber ſolcher Kaffee iſt eine Seltenheit."

In dem Augenblick machte der Kanzelliſt das Fenſter zu, Margarethe ſteckte den Beutel unter die Schürze und escamotirte ihn in der nächſten Minute mit merkwürdiger Geſchicklichkeit unter die Bettdecke. — Die wirthſchaftliche Sparſamkeit hatte über alle Bedenken geſiegt, denn das furchtſame Geſchlecht der Frauen iſt durch nichts leichter zu bewegen, Staat und Geſetze zu verhöhnen, als wo es ſich um häusliche Intereſſen handelt. Es liegt in ihnen ein angeborener Haß gegen Zoll und Mauth, ſie ſind die Freundinnen aller Paſcher und paſchen ſelbſt, wo und wie es geht.

Der Lieutenant nahm nun ſchnellen Abſchied, was vielleicht auch deshalb geſchah, da er draußen lautes Lachen und Elsbeth's fröhliche Stimme hörte. Als er die Thür aufmachte ſtand ſie an der Küche und Eberhard, vor ihr, hielt ihre Hand in den ſeinen. — „Du biſt nicht klug," ſagte ſie, „der alte Eiſenfreſſer! zum Todtlachen wär's, wenn er ſich verliebt hätte und zärtlich würde."

„Wie Du nur darüber lachen kannſt," ſagte Eberhard traurig.

„Und wie Du nur darüber ernſthaft ſein kannſt," ſprach ſie dagegen. „Es iſt gar zu lächerlich, dieſe Vogelſcheuche als Bräutigam zu denken."

Herr Grabow wußte nicht, was er denken ſollte, galt das ihm, oder einem Andern? aber die dunkle Ahnung, mit der

sein Selbstgefühl stritt, erhöhte wenigstens den Zorn in ihm. Er schämte sich, gelauscht zu haben; die Thür riß er weit auf, schrie mit donnernder Stimme fein: „gute Nacht, alter Sergeant!“ und sprengte die beiden Verschworenen auseinander.

„Nun, Herr Musikant,“ sagte er so spaßhaft er konnte, „fort nach Haus, hier ist Feierabend für heute, begleite Er mich ein Stückchen. Er ist ein kluger junger Mensch, der mit dem Könige gesprochen hat, und dem ich gern auch guten Rath geben möchte.“

Eberhard nahm Abschied. Elsbeth aber reichte dem Lieutenant, der auch ihre Hand forderte, nur den kleinen Finger und sagte, „die übrigen Vier wären schon fort, er müsse sich mit dem einen begnügen.“

„Das ist der Goldfinger, der Ringfinger,“ erwiederte Grabow mit einem listigen Lachen, „ja, Elsbethchen, daran hab' ich auch genug. Bewahrst Du mir den nur, so will ich die übrigen vier wohl auch bald bekommen.“ — Er hielt den Finger mit Gewalt fest und wollte ihn küssen, als das übermüthige Mädchen Daumen und Zeigefinger zusammenbog und in demselben Augenblicke, wo seine Lippen die Fingerspitzen berührten, so unsanft seine Nase traf, daß er zurücksog und sie losließ.

„Das nehmt für Eure losen Worte, böser Herr,“ rief sie laut lachend, „womit Ihr mir solche hohe Ehren und Gedanken in den Kopf setzen wollt. Gute Nacht, mächtigster Herr Lieutenant, und Du Eberhard, denke daran, was ich gesagt habe.“

So sprang sie in die Stube zurück und der blasse Kanzellist mit dem Lichte in der Hand verzerrte sein Gesicht zu ei-

nem halb ängſtlichen halb triumphirenden Lächeln, als der Lieutenant mit einem Fluche die Perücke zurecht ſchob, welche ihre ſtolze Haltung verloren hatte. „Der Schelm," ſagte er halb laut, „Spaß iſt Spaß, aber er ſoll bald ſehen, daß Ernſt Ernſt haben will." So ging er fort.

Eberhard ging ſchweigend an ſeiner Seite, und dankte Gott, daß der Lieutenant nichts fragte, denn der unverhoffte Naſenſtüber hatte ihn ſo luſtig geſtimmt, daß er ihm in's Geſicht gelacht hätte, wäre irgend ſeine Zunge gelöſt worden. An der nächſten Ecke wollte er ſich auf und davon machen und eben faßte er nach dem Hut, als Grabow ihn anredete.

„Ich habe immer geglaubt," ſagte der Lieutenant, „daß Er ein Berliner wäre."

„Ich bin auch einer," meinte der Muſikant.

„Das hat Er zwar dem Könige heut auch geſagt," fuhr der Lieutenant fort, „aber Er hat ihm was vorgelogen. Lüg' Er nicht, ich weiß es beſſer."

„Oho!" rief der junge Menſch, „ich weiß es aber noch beſſer."

„Laßt's ja nicht laut werden," ſagte Grabow. „Er iſt groß und ſchlank, gäbe einen prächtigen Grenadier; dahinter ſind ſie her, iſt ein feines Wild."

„Ich fürchte mich nicht," ſagte Eberhard. „Wenn ich auch nicht hier geboren wurde, ſo ward ich doch in der Stadt getauft, was eben ſo gut iſt. — Meine Mutter wollte ihre Niederkunft hier halten, wie es alle Mütter thun aus den Orten weit und breit, um ihre Kinder vor dem bunten Rocke zu ſchützen, weil Berlin einmal das Privilegium hat, daß kei-

ner Soldat zu werden braucht. Sie war aber zu spät ausgefahren und so wurde ich freilich vor dem Thore geboren, aber gleich herein gebracht und getauft."

„So steht's also," murmelte Grabow vor sich hin. — „Ich würd's aber doch keinem sagen," fügte er laut hinzu.

Eberhard schien über diese Antwort ein wenig betroffen. „Was hab ich denn zu fürchten," sagte er zaghaft, aber Grabow antwortete nur mit seinem heiseren spöttischen Lachen. Dann streckte er die Hand aus und sagte: „Hört, Musikant, Euer Weg geht dort und der meine hierhin. Lauft was Ihr könnt, junger Mensch, und hütet Euch in meine Färthe zu gerathen. Wißt, es hat noch Niemandem gut gethan, der mit dem Grabow in Streit gerieth, oder ihm etwas nehmen wollte, was er für sich bestimmt hatte. Gute Nacht, Musikus; pfeif Er sich Lieder auf seiner Pickelflöte soviel Er will, aber flöte Er nicht der Elsbeth in die Ohren, und wenn Er vernünftig wäre, blieb er fort aus dem Hause des Kanzellisten, denn was Er denkt, daraus kann doch niemals etwas werden. — Verstanden?" — Er wickelte den flatternden Soldatenmantel fester um seinen breiten Körper, nickte drohend mit dem Kopfe und schritt dann um die Ecke.

Eberhard sandte ihm ein lautes Gelächter nach, das Grabow empfindlich sein mußte, denn einen Augenblick stand er still, als wollte er umkehren, und hob drohend den Arm mit dem dicken spanischen Rohr auf, gleich darauf besann er sich aber eines Besseren und eilte, so schnell er konnte, davon.

„Der alte Narr!" rief der junge Musiker. „Es ist also wahr, er hat seine Absichten auf Elsbeth. Gott steh uns

bei! Ist es möglich, dies seltsame rothlugige Geschöpf und das liebe blanke Mädchen, wo Alles zu einem reinen Accorde stimmt. — Pfui Teufel!" sagte er dann lachend und wischte sich die Stirn, „was sind das für Gedanken, Eberhard. Und wenn er so reich wäre, wie alle römische Kaiser und ein römischer Kaiser selbst, sie sagte doch nicht ja." Dann schlug er sich an den Kopf und rief: „Welcher Satan plagte mich denn, daß ich mit dem boshaften Kerl so vertraulich werden konnte. Ach! was thuts," meinte er dann lachend, „laß ihn boshaft sein, wie er will, die Elsbeth liebt mich und nimmt keinen Andern als mich — vorausgesetzt, daß ich Brot für eine Frau habe," setzte er bedächtiger hinzu. Während er nun in tiefen Gedanken über die Auslegung des Wörtchens Brot, an welcher schon so manche Liebe auf Erden zerschellte, und unter allen Hoffnungsträumen eines heißblütigen Jünglings seinen Weg verfolgte, schritt auch Grabow rüstig seiner entfernten Wohnung zu. Diese lag in einer der schmalen Gassen der innern Stadt, in einem jener kleinen, hölzernen vom Zahn der Zeit verrotteten und verkrümmten Häuser, wie sie jetzt kaum mehr in wenigen zerstreuten Exemplaren aufzufinden sind. Die Stufen von ausgetretenem Sandstein, in welchem sich tiefe Pfützen Regenwasser gesammelt hatten, führten an eine schmale Hausthür, deren dunkles Schnitzwerk und rostige Nagelköpfe, welche ihre Fläche schachbrettförmig überdeckten, mehr als ein Jahrhundert zu verkünden schienen. Zwischen einem Zierrath von Eisenblättern hing ein alter Klopfer, den Grabow, nachdem er vorsichtig den Regenlöchern ausgewichen war, leise bewegte und dann horchend sein Ohr an

die Thür lehnte. Nach einiger Zeit erſt that er einen ſtärkeren Schlag, und nun rauſchte drinnen ein ſchnarrender Tritt, ein Riegel ward fortgezogen, und eine ziemlich alte Frau, eine Lampe in der Hand, öffnete das ſchwere Schloß. — Es war ein faltenreiches, merkwürdiges Geſicht, das beim Anblick des Lieutenants einen höchſt lächerlichen Verſuch machte, ſo viel Liebenswürdigkeit und Güte, wie möglich in dieſe zerknitterten Züge zu bringen. Klein und behend, wie ſie war, vermehrte die runde bepuſſte weiße Mütze auf ihrem Kopfe das Sonderbare ihres Anblicks. Das Geſicht mit ſeinen abgemagerten Theilen ſah geſpenſterhaft bleich und ſpitz zwiſchen den langen Haubenſtrichen hervor, und katzenartig leuchteten ein Paar hellgrüne Augen mit verliebtem Schmachten und Schmollen dem Lieutenant entgegen. Uebrigens lag in der Erſcheinung dieſer Frau eine gewiſſe Sauberkeit und zur Schau getragener Wohlſtand. Ihr ſchwarzes Camiſol war von Seide, das weiße Tuch darüber, das den Hals züchtig umhüllte, von Battiſt, und der weite Abſtand ihrer Röcke zeigte, daß ſie Fiſchbein bezahlen konnte. Dieſer Schimmer des Wohlſtandes und großer Sauberkeit ward auch auf der Hausflur ſichtbar, die mit rothen Ziegeln ausgelegt, mit Sand beſtreut und die Wände weiß getüncht, freundlicher ausſah, als das Alter des Gebäudes es vermuthen ließ. — Die alte Dame machte einen tiefen Knix und ließ einen hörbaren Seufzer erſchallen. — „Wie lange habe ich gewartet und mich abgeängſtigt, daß Ihnen ein Unheil wiederfahren ſein könnte, wertheſter Herr Lieutenant," ſagte ſie. „Es iſt heut ja neun Uhr vorüber, ſo ſpät ſind Sie noch niemals

nach Haus gekommen. Iſt das Recht, eine Frau ſo in Furcht zu ſetzen? kann ein ehrbarer Mann das verantworten? — Wo ſtecken Sie denn alle Abende, du lieber Gott! und laſſen mich immer mehr allein, ſtatt Sie ſonſt ſo ſchöne Geſpräche mit einer armen Wittwe pflogen, die ihr gerührtes Herz Ihnen aufſchloß und einen Freund gefunden zu haben glaubte, der die Einſamkeit eines traurigen Wittwenlebens zu verſüßen, von Gott geſandt ſchien. — Nun aber ſehe ich wohl ein, fuhr ſie fort, indem ſie ihre heftige Stimme nach und nach in Rührung ſchmelzen ließ, Treue muß man nicht bei den Männern ſuchen, ach! ſie verdienen den Gram unſerer Herzen nicht, und, wie mein Seliger ſo oft ſagte: Katharine, glaube mir, ſie taugen Alle nichts! So iſt es in dieſer böſen Welt."

Als der Lieutenant dieſe und eine unerſchöpfliche Reihe von Klagen und Ausſprüchen des Seligen hörte, ſchien er große Luſt zu haben, ſeinem Spott freie Zügel zu laſſen, indeß beſann er ſich, daß er Rückſichten zu nehmen hatte. Er wohnte bei der Wittwe äußerſt billig, und indem er ihren Heirathshoffnungen von Zeit zu Zeit friſches Futter reichte, erhielt er dafür nicht allein irdiſche Speiſe in Hülle und Fülle, ſondern auch auserwählte Leckereien nebſt jeder möglichen Bequemlichkeit, die er wünſchen konnte. In dieſem Hauſe, ſo alt und baufällig es ausſah, hatte der Selige, der ſein Lebelang mit Watten und Strümpfen handelte, ein gar nicht ſo geringes Vermögen zuſammengeſchachert, das ſeiner kinderloſen Wittwe einzig und allein zugefallen war. Und Frau Katharine wußte den Mammon zuſammenzuhalten.

Denn ſo verſchwenderiſch ſie war, wenn es galt, dem herzlieben Herrn Lieutenant ein verdecktes Gerichtchen zu verſchaffen, ſo hungrig ſah es ſonſt in den feſtverſchloſſenen Schränken aus. Täglich hörte Grabow den Zank über die Gefräßigkeit des kleinen Dienſtmädchens, die, aus dem Waiſenhauſe von der ſparſamen Frau geholt, wie ein Schatten im Hauſe umherſchlich, und mit dem Skelett einer Katze ſich um den Preis der Magerkeit ſtritt; auch wußte er ſehr wohl, daß Jedermann überzeugt war, der Selige ſei den Hungertod geſtorben, ein Schickſal, dem er ſich keineswegs ausſetzen wollte. Aber er meinte auch dieſe mörderiſche Leidenſchaft wohl zur Vernunft zu bringen, und wäre die Anfechtung ſeines alten Fleiſches für die blonde Tochter des Kanzelliſten nicht dazwiſchen gekommen, er hätte die ehrbare Wittwe ſicher glücklich gemacht. Damit war es nun aber ganz und gar vorbei, und wie die Liebe, wenn die Flamme, welche ſie nährte verraucht iſt, einen immer ſtärkeren Widerwillen gegen den unglücklichen zärtlichen Gegenſtand erzeugt, ſo brummte der Lieutenant auch einen ſchlimmen Fluch über die alte verliebte Närrin und ſchwor, daß es Zeit ſei, ſie ſich vom Halſe zu ſchaffen. Er that das aber nur innerlich, ſichtlich war er ſo mildfreundlich und traulich, als er konnte. Er ſchimpfte auf Geſchäfte und alte Freunde, die ihn nicht loslaſſen wollten, ſeufzte über die verkehrte Welt und die ſchlechten Menſchen darin, erzählte ein Paar Zaubergeſchichten von Betrügereien, deren Opfer er geweſen, und hatte in wenigen Minuten den Frieden ſchon ſo weit hergeſtellt, daß die Wittwe, als er über ſchwere

Ermüdung, Froſt und Kopfſchmerz klagte, ihn nicht eher entlaſſen wollte, bis er ein Glas warmes Eierbier gegen Erkältung genoſſen hätte. — Der Lieutenant ließ es ſich gefallen, und während er trank und die Frau ihn tröſtete und erzählte, prüfte er noch einmal die Taſſen von altem Porcellan, die ſilbernen Löffel und die mancherlei Vorzüge, welche ſie vor der armen Elsbeth hatte, die nichts beſaß als ihre blonden Flechten und den jungen Körper. Es war ein ſchwerer Seelenkampf, der um ſo ſtärker wüthete, als die Wittwe ihm zutraulich eröffnete, ein Prozeß mit einem blutarmen Verwandten ſei entſchieden, und eine hübſche Summe, welche ſie ſonſt aus dem Nachlaß ihres Seligen zahlen müßte, verbleibe ihr nun auch. Das alte wurmſtichige Haus werde ſie zwar nie verlaſſen, da ahne Niemand ſo leicht, daß Geld und Gut darin ſei, aber reichlich ſolle es darin hergehen und pflegen wolle ſie ihre alten Tage.

Grabow hatte ſich in ein ſtilles Entzücken verſenkt, als er aber aufblickte, war Alles vorbei. Der greiſe Kopf ihm gegenüber, wackelte auf dem ſchmalen gelben Halſe, und Elsbeth — wie weiß und fein ſchwebte ſie an ihm vorüber! — Er ſtand auf und trotz der Bitten der Wittwe entfernte er ſich, ſo ſchnell er konnte. An der Thür fragte er, ob Dubois zu Haus ſei, und da er ſich überwand und der Wittwe die Hand küßte, verging ihr Aerger in einem ſüßen Lächeln.

„Der ausländiſche Menſch ſitzt längſt oben," ſagte ſie, „aber der ſoll mir nächſtens aus dem Hauſe."

„Warum denn?“ verſetzte Grabow. — „Iſt ein Dummkopf zwar, aber ein guter Kerl.“

„Von der Regie!“ rief die Wittwe, „das ſind alles Spitzbuben. — Und wenn Sie wüßten, wie er ſitzt und mich anſieht und Geſichter ſchneidet.“ — Sie legte beſchämt die Hände vor die Augen, aus denen ein gewiſſer Stolz leuchtete.

„Bah!“ meinte der Lieutenant lachend, indem er ihr die Hände fortzog, „verdenk's ihm nicht, wer könnte da gleichgültig bleiben.“

„O pfui!“ ſagte Katharine kichernd, „warten Sie — Sie böſer Mann.“

Sie gab ihm einen zärtlichen Schlag auf den Mund, indem ſie an ihm emporhüpfte, aber Grabow ergriff die Flucht und hörte hinter ſich noch ihre beſorgten Rathſchläge, ſich ja warm zu halten und dergleichen, die er mit einigen ſchmachtenden Gegenwünſchen erwiederte. Als er die alte Treppe hinaufſtieg faßte er ſeine Entſchlüſſe, und dieſe waren ſo verrätheriſcher Art, daß er die magere Katze, welche ihm miauend und ſtörend in den Weg kam, im Ausbruch heftiger Bewegung mit dem Fuß die Stufen hinunterſchleuderte. Dann wand er ſich durch ein Labyrinth alter Schränke und Kiſten des ſeligen Strumpfwebers, um fünf Ecken und Schornſteinwände, bis er an eine niedrige etwas verborgene Thür gelangte, die er ſofort mit einem kräftigen Druck auf das wankende Schloß, öffnete.

Ein niedres berauchtes Zimmer that ſich auf; eine Hexenküche von allerlei ſeltſamen alten Gerümpel, das bunt durcheinander ſtand und lag. Einer jener alten ungeheuern

Straße; hier setzten wir uns auf die Bank eines kleinen Zollhauses. Der Vollmond stand uns gegenüber, hinter uns im Stübchen war schon Licht. Häuslich still saßen seine Bewohner, Mann und Frau beisammen. Meine Seele war unendlich bewegt. O wie gern hätte ich allen Glanz, der mich umgab, für ein ruhiges, unbeneidetes Loos an seiner Seite gegeben, den mir vielleicht bald das Schicksal entriß. — Helbern zeigte dem fragenden Knaben einige Sternbilder, auch meine Augen hingen an dem wolkenlosen Himmel, und nur ein tiefer Seufzer von Bernhard zog sie herab. Eine Thräne glänzte auf seinem Gesicht; hingerissen von diesem Anblick sprach ich seinen Namen, und meine Hand lag in der seinen. O Gott! flüsterte er leise, ich bin so unglücklich, und doch so glücklich! —

Ich konnte kein Wort sprechen, nur der Druck meiner Hand antwortete ihm, und in dem Augenblick rollte der Wagen heran. Meine Eltern begrüßten uns, ich und Heinrich mußten einsteigen, die Männer wollten zu Fuß nachkommen. Bernhard drängte sich an mich, mir in den Wagen zu helfen. — Mir träumte von zwei himmelschönen Stunden, sagte er leise in mein Ohr, und verließ mich.

Einsylbig saß ich den Eltern gegenüber, immer noch hörte ich Bernhards Worte, und meine aufgeregte Phantasie knüpfte die folgenden: da kam das Schicksal rauh und kalt, unmittelbar an sie an. Ich

Oefen von schwarzen Kacheln mit eingebrannten Zierrathen, stand auf hohen geschnörkelten Füßen an der Hinterwand. Das Feuer brannte hell darin, aber es müßte doch kalt sein, denn vor der geöffneten Ofenthür saß in einem alten Lehnstuhl ein Mann, der sich in einen alten Pelz gewickelt hatte, dessen Kragen bis über die Ohren reichte. Sein langes schmales Gesicht, die hervorstehende Nase und sein Schädel mit der weißen Zipfelmütze, die kerzengerade emporstand, waren vom Feuerschein überglänzt. Hinter ihm auf der spitzen Ecke des hohen Stuhles hing seine Perücke und die bewegliche Flamme spiegelte an den dunkeln Wänden hin, über den alten Hausrock und das Gardinenbett in der Ecke.

Als Grabow eintrat, sah der Mann einen Augenblick auf, dann wendete er gleichgültig den Kopf zurück in die alte Stellung, streckte seine Füße mehr gegen das Feuer aus und blies aus der langen weißen Thonpfeife mit der Posenspitze eine stärkere Dampfwolke, die ihn ganz in göttlichen Nimbus hüllte. Grabow setzte sein Licht auf den Tisch, trat, ohne ein Wort zu sprechen, an das Fenster, holte aus der Ecke eine ähnliche Pfeife und Taback, stopfte, zündete an, ergriff dann einen Stuhl, setzte diesen dem Andern gegenüber und begann nun mit derselben Schweigsamkeit und demselben Eifer zu rauchen.

Bald war das kleine Zimmer ganz mit Rauch angefüllt. Grabow hatte auch seinen Haarschmuck abgezogen und eine Nachtmütze aufgesetzt, die Flamme im Ofen brannte nieder, die rothen Kohlen wurden nur zuweilen von Windstößen frischer angefacht, welche durch Schlott und Röhre

herabfuhren. Ein heller Schein durchbrach dann die Dämmerung, beleuchtete die Geſichter der Beiden, und erlaubte ihnen ſich gegenſeitig zu betrachten, was ſie mit dem Ausdruck der größten Ruhe und Gleichgültigkeit thaten. Die Lichter auf dem Tiſch erloſchen faſt in ihren langen Schnuppen, draußen auf dem Gange ſprach die alte Uhr mit Tick und Tack eintönig herein, die Katze miaute dazu, die kleinen grünen, verblindeten Scheiben zitterten leiſe dazwiſchen in der Bleieinfaſſung, und ſchauderten über die kalten Regentropfen, welche Wind und Nacht ihnen zuwarfen. — Noch immer verharrten die zwei in ihrer Stille, bis plötzlich der im Pelze eine Bewegung mit der Hand nach ſeinem Halſe machte und mit fremdlautender Betonung ſagte: „eine große Kälte heut hier.“

Hierauf folgte ein langes Schweigen. Die Uhr ſchlug draußen, die Katze ſchrie jämmerlich, der Regen flog haſtig mit einem Windſtoß über die Fenſter hin. Der Mann ſchüttelte ſich, ſagte aber nichts, bis er nach einiger Zeit vor ſich hinbrummte: „Kalt, wie der Teufel hier.“

Nun richtete Grabow die Augen auf ihn, ſah ihn lange an, ſchüttelte dann den Kopf und verſank wieder in Nachdenken. — Der Mann im Pelze ſagte auch nichts, aber er begegnete den Blicken ſeines Gefährten. Endlich ſtieß er mit dem Fuße eine verlöſchende Kohle in den Ofen zurück und flüſterte halblaut: „Iſt ein viel ſchlimmes Land, das Deutſchland.“

Grabow ließ die Pfeife ſinken, legte beide Hände auf die Seitenwände des Stuhls und betrachtete den Andern.

„Controleur von der Regie," ſagte er dann langſam, „ſeid ja heut verflucht geſprächig."

Nun war es wieder ſtill; beide rauchten, aber die Unterhaltung war eröffnet und wurde in langen Zwiſchenräumen fortgeſetzt.

„Altes Haus, wird bald umſtürzen," ſagte der Controleur.

„Könnt warm drin ſitzen, ſo lange Ihr lebt."

„Will fort." —

„Warum?"

„Bin krank hier." —

„Seid verliebt." —

„Diable vous porte!"

„Controleur von der Regie, habt ein Auge auf die hübſche Witwe geworfen."

„Monſieur Lieutenant!" rief der Controleur mit einem wilden Blicke und wickelte den Kopf aus dem Pelz, indem er die Flügel ſeiner großen Naſe auf und zuklappte. — Grabow ſah ihn ruhig an, der Controleur fiel wieder in den Stuhl zurück und hielt die Pfeife weit vor ſich ausgeſtreckt.

„Hilft Euch nichts, Dubois," ſagte Grabow nach einer ſehr langen Pauſe, „will mit Euch reden." — Der Controleur ſah ihn ſcharf an. — „Will Euch ſagen," flüſterte Grabow, „daß Euer Glück gemacht iſt. — Denkt, ich will die Witwe haben, will ſie aber nicht, hab etwas Anderes auf's Rohr genommen. Verſtanden?" — Der Controleur nickte gravitätiſch, aber in ſeinen Augen funkelte es, er ſah

den Lieutenant fragend an. „Ich verſchaffe ſie Euch," ſagte Grabow, „Ihr müßt mir aber auch helfen." — Der Controleur verſuchte zu lachen und nickte wieder. Nun rückte Grabow dicht heran und ſprach ganz heimlich mit ihm, Dinge, über welche Dubois ſo freundlich wurde, als er konnte. — „Alſo ein Mann ein Wort," ſagte der Lieutenant, „und pünktlich."

„Werde Alles machen," verſetzte der Controleur, „Alles gut. Morgen will ich früh gehen, ſchreib den Namen und die Wohnung auf, ſoll ſchnell beſorgt ſein." — Grabow nahm ſein Licht und ſeine Perücke, der Controleur war in ſeine alte Stellung geſunken. Er ging hinaus, ohne ihn zu ſtören. Seine Wohnung war auf der andern Seite des Hauſes, ſie war geräumiger und ſelbſt bequemer. Zuerſt verriegelte er die Thür, dann zog er ſeinen Nachtmantel an, viſitirte vorſichtig alle Winkel und ſchlich zuletzt in die Kammer, wo er ein altes feſtes Pult aufſchloß, leiſe die verſteckten Fächer öffnete und mit wolluſtvoller Gier in den Kaſten umherwühlte. Wenn es wie Geld klang, hielt er ſchnell ein und ſah umher, dann zählte er die Beutel und Päckchen, rechnete zuſammen und ſprang mit Entſetzen auf, als eine Maus mit einem Papier auf der Diele raſchelte. Endlich war er befriedigt, und wie er den Schlüſſel zu ſich ſteckte, ſagte er: „Ich brauche das Geld der alten Hexe nicht. Wahrhaftig, ich bin nicht geizig, die Elsbeth wird mir viel koſten und ſie hat nichts, aber ich möchte ſie doch nicht miſſen. Wenn's nur erſt ſo weit wäre mit uns."

3.

Am nächſten Tage in der zehnten Morgenſtunde war die Küche bei dem Kanzelliſten vorſichtig verriegelt. Der Mann war nach dem Kriegscollegio, Elsbeth hatte einen weiten Gang thun müſſen, ſo war denn Frau Margarethe allein an dem ſtattlichen Feuer, auf welchem ſich langſam die Blechtrommel mit dem koſtbaren Kaffee drehte. Aber das Gewiſſen ſchlägt allen Sündern, den großen wie den kleinen, ſo konnte es denn nicht fehlen, daß die Kanzelliſtin ängſtlich bald rechts bald links ſah, bald die Trommel feſthielt und athemlos nach jedem Geräuſch horchte, bald heimliche Stoßſeufzer ausſtieß über den Rauch und den bläulichen Duft, der ſich verbreitete, endlich aber in allem Ernſt wünſchte, ſie hätte ſich nicht in ſolche Gefahr begeben. Wer jedoch darin iſt, der muß durch. Sie hielt nicht ein, ſondern betrieb ihr Geſchäft nur um ſo eifriger; bald ſchwitzten und knallten die Bohnen, jetzt war er fertig, ſie ſchüttete ihn aus in die große Schüſſel, freut ſich, wie blank und braun er war, und ſagte eben leiſe: „Gott Lob und Dank! es iſt vorbei: aber in meinem Leben ſtehe ich dieſe Angſt nicht wieder aus," als plötzlich mit ſarker Hand an die Thür gepocht wurde. — Vor Schreck ließ Margarethe den Blechlöffel fallen, mit dem ſie den Kaffee rührte; ſie zitterte an allen Gliedern, ihre ganze Zukunft, das Aufſehen, die Strafe, vor allem aber der Zorn ihres Mannes trat mit größerem Entſetzen vor ihre Seele, als mancher Verbrecher die Criminalrichter an ſeine Thür klopfen hört. Sie wollte das arge Geſchenk verbergen oder vernichten, als das Pochen ſich heftiger wiederholte und eine

heiſere, fremde Stimme draußen ſagte: „Aufgemacht, aufgemacht! nicht geleugnet; im Namen des Königs, aufgemacht!“

Bei dieſen ſchrecklichen Worten ließ Margarethe die Schüſſel fallen, die in Stücken zertrümmert, den ganzen Inhalt über den Boden verbreitete. „O! Jeſus,“ ſagte ſie die Hände faltend, „es iſt ein Kaffeeriecher, ich bin verloren.“ — Dieſer ſpaßhafte Name, der für uns ſo viel Lächerliches hat, war damals aber ein überaus gefürchteter. Die Regie hielt Aufpaſſer mit wohleingerichteten Naſen, welche in allen Straßen umherſpazierten, und wo der penetrante Duft friſchgebrannten Kaffee's ihnen zuflog, da brachen ſie in die Häuſer immer dem Dufte nach und überraſchten die Strafbaren, welche bedeutende Buße zahlen mußten.

„Wollt Ihr den Augenblick öffnen?“ rief die Stimme draußen nun mit erhöhter Wildheit. Da überkam Frau Margarethen der Stoicismus der Verzweiflung, ſie ſchob den Riegel zurück, und vor ihr ſtand der Controleur Dubois, der mit einem grimmigen Lächeln die Kaffeepflanzung auf dem Boden beſchaute, mit der einen Hand drohte und mit der andern ein ungeheuer großes Stück Papier aus ſeiner Bruſttaſche zog.

„Gnädiger Gott!“ rief die arme Frau, „haben Sie doch Erbarmen, lieber Herr, ich ſchwör es Ihnen, es iſt das erſte Mal in meinem Leben und ſoll auch das letzte ſein.“

„Nichts Erbarmen,“ erwiederte der Franzoſe ſehr gleichmüthig. „Wie heißt Sie?“ — „Ich will ja bezahlen, was es macht,“ ſagte Margarethe, und ſuchte ſich an ſeinen Arm

zu klammern; „ach, allerliebſter Herr Controleur, ich will noch mehr geben, aber laſſen Sie Ihre Papiere ſtecken, und daß es mein Mann nicht erfährt, er iſt ja in des Königs Dienſten.“

„In des Königs Dienſten?“ rief der Controleur. „Gut, iſt um ſo ſchlimmer, muß noch mehr beſtraft werden, muß abgeſetzt werden; ſchlechter Diener.“

Dieſe unverhoffte Vermehrung ihrer Leiden brachte die arme Frau völlig außer ſich. Sie brach in heftiges Weinen aus, rang die Hände, und war nach einigen eben ſo fruchtloſen Verſuchen, das Gemüth des Kaffeeriechers zu erweichen, im Begriff halb ohnmächtig zu ſeinen Füßen zu ſinken, als plötzlich Grabow hereintrat.

„Was zum Teufel giebt es hier?“ ſagte er mit ſeiner polternden Heftigkeit. „Was habt Ihr mit der Frau vor, Herr Franzos von der Regie?“

Statt aller Antwort wies Dubois auf die Kaffeebohnen.

Grabow lachte laut auf. „Iſt das Eure ganze Verzweiflung, Frau Margarethe,“ ſchrie er. „Mohren Element! darum vergießt keine Thränen und ringt Euch die Hände wund. Hört, Ihr da, Controleur von der Regie, holt Euer verdammtes Papier heraus und ſchreibt auf. Der Kaffee da iſt mein, ich gab ihn der Frau zum brennen; ich, Balthaſar Grabow, Lieutenant auf Penſion, ich bin für Alles verantwortlich, bezahle die Strafe, und nun laßt mir die gute Frau in Ruh, Franzos.“

„Nehmt Euch in Acht, Herr,“ ſagte der Controleur

aufzubegehren, „wenn Ihr mich beleidigt, wird es Euch ſchlecht bekommen.“

„Vorwärts Mann,“ ſchrie der Lieutenant dagegen, und zeigte ihm den dicken Stock, „meinen Namen wißt Ihr und nun fort mit Euch.“

Der Controleur ſchrieb und drohte abwechſelnd, aber Grabow lachte ihn aus und als Dubois fertig war und ging, warf er die Thür kräftig hinter ihm zu. „Hinaus mit dem Schelm,“ ſagte er, „muß ihn der Teufel plagen und Euch überraſchen. Aber grämt Euch nicht, Frau, Alles iſt abgemacht. Sucht die Kaffeebohnen auf und kauft eine neue Schüſſel, die ich bezahlen will, ſo wahr ich ein ehrlicher Kerl bin.“

„O, mein werther Herr!“ rief die arme Frau entzückt, „wie ſoll ich Ihnen danken.“ Sie wollte ihm in ihrem Entzücken die Hand küſſen, aber Grabow faßte ſie um und drückte einen herzhaften Kuß auf ihre Lippen. — „Ihr ſollt meine gute Freundin ſein, liebe Frau Margarethe,“ ſagte er: „und den alten Grabow nicht ſchelten, der es herzlich gut mit Euch und Allen hier meint.“

Er half nun, ſo viel er konnte den Kaffee aufleſen und die Trümmer fortbringen, weil der Sergeant, wie er ihn nannte, eine feine Naſe habe und doch nichts riechen dürfe. Das Bücken ward ihm ſauer, und Margarethe wehrte ihm ſo viel ſie konnte, aber er wollte ſich ſo jugendlich als möglich zeigen, und lachte heimlich auch dabei über ſeine wohlfeile Heldenthat, die ſie zu rühmen nicht aufhören konnte.

Endlich war Alles abgethan, Margarethens Angſt hatte ſich in Freude aufgelöſt, und als nun Grabow bei ihr in der Stube ſaß, wußte ſie, in Anerkennung ſeiner Verdienſte, kaum, mit welcher Auszeichnung ſie ihn behandeln und bewirthen ſollte. Der Lieutenant ſchlug jedoch ſtandhaft Alles aus. Niemand, ſagte er, ſolle wiſſen, daß er hier geweſen ſei, Zufall habe ihn hergeführt, zu Haus ſei es einſam und verdrüßlich, und nach dieſem Eingange wußte er geſchickt das Geſpräch dahin zu bringen, wo er es geſtern gelaſſen hatte.

„Ich würde noch einmal jung werden," ſagte er endlich nach vielem Hin- und Herreden, „wenn ich immer ſo mit meinen Freunden leben könnte. Was hilft mir mein Geld und Gut, ich habe kein Weſen auf der Welt, mit dem ich es theilen könnte."

„Darum, lieber Herr Lieutenant," erwiederte Margarethe, „müſſen Sie eine Frau nehmen, die es brav mit Ihnen meint; dazu iſt der Menſch niemals zu alt auf Erden."

Das war es, was Grabow wollte. „Hört mich an, Frau Margarethe," ſagte er und ergriff ihre Hand. „Ich habe zwölf volle Tauſend geſpart, dann das Gütchen in Preußen und meine Penſion. Eine Frau zu nehmen, iſt mir oft ſchon eingefallen, ich könnte ſie in Ehren und Würden bringen, aber ich habe noch immer keine gefunden, zu der ich das rechte Herz hätte. Jetzt iſt mir aber geworden, wonach ich ſo lange ſuchte, Ihr werdet wohl wiſſen, wen ich meine?"

Seit geſtern Abend hatte Margarethe daran gedacht, und während der Nacht manche Möglichkeit abgewogen.

Oftmals, ſchon früher, hatte ſie den Lieutenant beobachtet, wenn er mit Elsbeth ſprach, aber was ſie Anfangs abſcheulich und lächerlich gefunden hatte, war ihr ſeit wenigen Stunden im ganz andern Lichte erſchienen. — Er war zwar ein Mann, wie ihn wenig junge Mädchen wünſchen, alt und häßlich, von heftiger Gemüthsart und unheimlichen, frechen Sitten; aber er konnte auch verſtändig ſein, er hatte einen Rang, er hatte Geld, Elsbeth war arm, und wenn der alte Mann todt war, gehörte ihr Alles. — So ſpeculiren Mütter oft, die ihre Kinder zärtlich lieben. Die Liebe gerade iſt es, welche ſie treibt, verſtändig zu handeln, wie ſie es nennen, und ein Glück nicht von der Hand zu weiſen, um die kindiſche Leidenſchaft eines jungen unerfahrnen Herzens, das der beſſern Einſicht nicht fähig iſt.

Frau Margarethe hatte es in der Nacht gar nicht ſo unannehmbar gefunden, wenn Elsbeth Frau Lieutenantin würde. Träume fügen ſich zu Träumen. Sie hatte mit mütterlicher Freude daran gedacht, wie ſchön es wäre, eine gut verſorgte, wohlhabende Tochter zu beſitzen, die hinter groſſen, hellen Fenſtern im bequemen Polſterſtuhle, eine Reihe Zimmer hinabſchauen könnte, in denen Sauberkeit und Reichthum walteten. Ueber ſo etwas vergißt manches Mutterkind das Herzleid. Elsbeth's leichter Sinn ſchien ihr ganz dazu gemacht, andere Dinge aufzuwiegen, zudem, ſagte ſie ſich, iſt ihr Herz noch frei, denn Eberhard iſt ja ein armer Knabe, der doch an nichts Ernſtliches denken kann. Sie mit ihrem luſtigen Weſen wird den Gram auch leicht überſtehen. Rang und Reichthum, was giebt es ſchöneres in der Welt!

weiß nicht, Anna, sagte meine Mutter, als wir zu Hause ankamen, Du bist so träumend, so ohne alles Leben, schon lange beobachte ich Dich mit Misfallen. Es bleibt ewige Wahrheit, daß eine vernachläßigte Erziehung durch keine Mühe wieder gut gemacht werden kann.

Den folgenden Tag, als ich mich in meiner Mutter Zimmer beschäftige, zieht sie ein Lärmen ans offne Fenster. Sieh doch, Anna, ruft sie mich, den neuen wilden Hengst, den Helbern gestern gekauft hat; eben tummelt er sich damit herum, ich fürchte, es wird übel ablaufen. Helbern ist ein guter Reiter, sagte ich ruhig, und trat ans Fenster, aber mit dem heftigsten Schrecken sah ich auf dem tobenden Pferde nicht Helbern, sondern Bernhard, der muthig mit ihm kämpfte. Immer höher stieg das Pferd, immer dringender schien mir die Gefahr — „da kam das Schicksal roh und kalt," scholl es jetzt in meinem Gedächtniß, ein halber Blick ließ mich das Schrecklichste fürchten, und mit dem lauten Geschrei: o mein Gott, er ist verloren, stürzte ich vom Fenster.

Nach einer Weile machte meine Mutter das Fenster ruhig zu, und kam zu mir. Du kannst ruhig seyn, sagte sie mit kaltem scheidenden Ton, es ist niemanden etwas widerfahren. Hättest Du noch einen Augenblick verweilt, Du würdest gesehen haben, daß Herr Bernhard das Thier zu bändigen wußte. Unangenehm ist es allerdings, daß dieser Mensch den leb-

Den alten Mann wird ſie ſchon gehorſam machen, und dann kann ſie herrlich und in Freuden leben.

Alle dieſe Gedanken gingen ihr nun wieder durch den Kopf. Sie war ganz umgewandelt. Der Lieutenant ſchien ihr der Mann gar nicht mehr, den ſie geſtern noch gehaßt hatte. Gewiß hatte er bei aller Rauhheit doch ein gutes weiches Herz, das hatte er ja ſo eben bewieſen; er würde die Elsbeth auf den Händen tragen, gewiß, das würde er, und wie ſie ihn anſah, kam er ihr auch gar nicht ſo häßlich vor. Seine hohe Geſtalt hatte etwas Würdiges; es war ein geſetzter, ernſter Mann, und welche Vortheile für eine arme Familie brachte er mit ſich! Ihre Eitelkeit ſpreizte ſich. Ein ſolcher Mann konnte wohl wo anders anklopfen. Hübſche Mädchen, die alte Männer heirathen, hat es von jeher genug in der Welt gegeben, viel ſtolzere Mütter würden ihn nicht abweiſen. Frau Margarethe erwiederte daher mit innerm freudigem Lächeln: „Ich kann es mir wohl denken, werther Herr, wen Sie meinen.“

„Nun, und was ſagt Ihr dazu?“ rief Grabow.

„Viel zu große Ehre für uns arme Leute. Ach! mein Gott, was ſollte die Welt denken, wenn Elsbeth ſo hoch hinaus wollte.“

„Laßt ſie denken was ſie will,“ ſagte der Lieutenant, „nichts iſt ſchlechter und ungerechter, als die Meinung der Menſchen. Ihr allein, gute Frau Margarethe, ſollt darüber entſcheiden. Wollt Ihr mir Elsbeth zur Frau geben?“

„Ich? — ja, ich will gewiß,“ ſprach ſie zögernd, „aber mein Mann und — und —“

„Und Elsbeth," fiel Grabow ein; „freilich wohl, da wird mein Glück zertrümmern, wenn Ihr nicht meine gütige Fürsprecherin seid. Ich meine es ehrlich und recht mit ihr; ich will sie halten wie mein Kind und meine liebste Freundin zugleich. — Ich weiß wohl," sagte er traurig, „wie wenig ich ihr gefallen kann; aber sie muß es recht bedenken, daß ich es vorhabe, sie auch glücklich zu machen, so viel ich vermag. — Was Euren Mann betrifft, so hab ich schon mit ihm gesprochen. Er ist mir nicht entgegen, aber er sagt, wie Ihr sagt: er kann sein Kind nicht zwingen, und das will ich auch nicht, Gott soll uns behüten! wenn sie mich nicht mag, so habe ich nichts gesprochen."

Nun trat eine Pause ein, nach welcher Margarethe mit vieler Entschlossenheit sagte: „Ich werde mit ihr reden, wie eine Mutter reden muß, die das Glück ihres Kindes will. Elsbeth ist immer ein folgsames gutes Kind gewesen."

„Fromm und ehrbar erzogen," fiel der Lieutenant mit Salbung ein. „Wer Vater und Mutter ehrt und ihrem Willen folgt, dem wird es wohlgehn auf Erden."

Dieser heilige Spruch fiel auf keinen schlechten Boden. Er entzündete Margarethens Bewußtsein. „Ich bin überzeugt," sagte sie mit Thränen in den Augen, „daß mein Kind hören wird, was ich und ihr Vater sprechen. Sie muß Gottes Finger erkennen, daß ein so würdiger Mann sie zur Frau begehrt, und ich denke — Lassen Sie mich nur machen, lieber Herr, es soll sich Alles bald fügen und schicken."

„Und das sollt Ihr niemals bereuen, Frau Mutter," rief Grabow freudig. „Ich will Euch Alle in den Stand

ſetzen ein gutes Leben zu führen, und ein Teſtament will ich gleich machen, daß Elsbeth meine einzige Erbin iſt."

Hier ſchwieg er und legte den Finger auf den Mund, denn er hörte draußen die Stimme des Mädchens, das er begehrte, und fröhliche Worte und Lachen, mit welchem die Thür aufging. Elsbeth trat raſch herein und Grabow machte plötzlich ein ernſtes Geſicht, als er den verhaßten Muſikanten dicht hinterher kommen ſah. „Gott ſteh uns bei!" rief das übermüthige Mädchen, „da iſt der Herr Lieutenant wirklich, wie er leibt und lebt. Ich habe meine Wette verloren!" -

„Wie, Jungfer," ſagte Grabow, „habt Ihr auf mich gewettet?"

„Wenn Sie's nicht übel nehmen, ja, mein werther Herr," erwiederte ſie lachend. „Den Eberhard traf ich auf der Straße, der hatte Sie hier einpaſſiren ſehen und ſagte mir's. — Es iſt nicht möglich, ſagte ich. — Es iſt gewiß, ſagte er. — Nun erzählte er mir ſonderbare Geſchichten, da lachte ich noch mehr. — Du haſt heut wieder mit dem König geredet, ſagte ich, und biſt in eine Art Wahnſinn gefallen. — Nein, ſagte er, ich ſehe nur allzu richtig. — Gut, ſagte ich, willſt Du wetten, es iſt nicht wahr? — Ja, ſagte er, ich will wetten, es iſt wahr. — Da wetteten wir, und es iſt wirklich wahr." — Sie ſah den alten Liebhaber dabei mit ſo hellen ſpottenden Augen an und hielt Eberhard's Hand ſo feſt in der ihren, als ſie vor ihm ſtand, als wollte ſie ſagen: Nun weiß ich wirklich, alter Thor, daß es wahr iſt, was ich nicht glauben konnte; aber hier ſteht der, den ich liebe, und ich will ihn nimmermehr von der Hand laſſen.

Ehe der Lieutenant etwas erwiedern konnte, war Margarethe sehr erzürnt dazwischen getreten. Ungestüm trennte sie die beiden jungen Leute und ruckte Elsbeth's Arm heftig, zur Strafe. „Was sind das für alberne Streiche, Du unbesonnenes Mädchen," rief sie. „Hast Du nicht bessere Sitte gelernt? und Er, Vetter Eberhard, könnte auch etwas Geschouteres vornehmen, als in den Frühstunden auf den Straßen umherlaufen, um zu sehen, wer hier aus- und einpassirt. Wenn er einmal sein Brot in der Welt essen will, so nütz Er die Zeit und lern' Er was Rechtes, bis jetzt sieht es nicht danach aus."

„Aber Frau Muhme," sagte Eberhard leise und roth vor Scham und Zorn, „ich habe so strenge Worte nicht verdient."

„Mehr hat Er verdient," fiel Margarethe eifrig ein. „Ich habe es längst schon gemerkt, wie Er mit der Elsbeth zusammen Narrenstreiche treibt. Das soll aufhören, sage ich Ihm, Er hat hier nichts zu suchen."

Eberhard nahm schweigend seinen Hut. Die Zornröthe in seinem Gesicht hatte einer tiefen Blässe Raum gegeben, seine Augen suchten kummervoll Elsbeth's Blicke, die um so heiterer und inniger glänzten. Plötzlich machte sie sich von der Hand ihrer Mutter los, schlang beide Arme um ihn und zog ihn nach der Thür. „Komm fort, Eberhard," sagte sie lachend, „hier wollen sie Dich nicht haben. Wenn man Dich aber aus dem Hause wirft, so will ich es thun und kein Anderer."

„Willst Du hier bleiben, Elsbeth," rief Margarethe.

Die Tochter ſtand ſtill und ſah die Mutter fragend an. „Was iſt denn geſchehen?“ ſagte ſie. „Es iſt nicht Dein Ernſt, liebſte Mutter.“

„Den Augenblick kommſt Du hierher,“ rief Margarethe.

„So geh denn, guter Eberhard, und komm am Abend wieder. Die Mutter meint es ſo böſe nicht, mein Vater liebt Dich, wie ſeinen Sohn, das weißt Du, und Elsbeth iſt Deine beſte Freundin für alle Zeit.“

„Wenn er vernünftig iſt, mag er wiederkommen,“ ſagte Margarethe beruhigter, „aber die Narretheien müſſen aufhören, ich leide es partout nicht mehr.“

„Was giebt es denn hier?“ fragte der Kanzelliſt, der hereintrat, und deſſen ſchweren Gang mit dem Stelzfuß nur der Lieutenant gehört zu haben ſchien, denn er war aufgeſtanden und zu ſeiner Beſchützerin getreten, der er leiſe etwas zuflüſterte.

Margarethe ſchwieg und Grabow ſagte: „Der Muſikant da läuft auf den Straßen umher Deiner Tochter nach, Sergeant. Bringt das Kind in der Leute Gerede, das will die Mutter nicht leiden und hat ein gutes Recht dazu. Nun hat ſie ihm etwas ſcharf eingeheizt, war aber ſo böſe nicht gemeint. — Er hat mich verſpottet, junger Menſch,“ fuhr er fort und wendete ſich zu Eberhard, „das vergeb ich Ihm, aber denke Er daran, was ich Ihm geſagt habe.“

„Ich habe daran gedacht,“ erwiederte Eberhard mit ſteigendem Muthe, „und was ich weiß und dachte, habe ich meiner Muhme mitgetheilt. Wenn es wie Spott klang, ſo iſt die Schuld nicht mein.“

„Was hat Er denn weises ausgedacht," rief Grabow.

„Wenn Sie es wissen wollen, so mögen Sie's hören. — Ich sagte meiner Muhme, daß Sie in alten Tagen den Hochzeitsrock anziehen und um sie werben wollten, das hätt' ich deutlich genug gemerkt. — Sie lachte mich aus, aber es ist wahr."

„Und wenn es wahr wäre," sagte Grabow mit großer Ruhe, „was hat Er damit zu schaffen? — Hier stehen die Aeltern und dort das Mädchen, deren Sache ist es. — Wenn Vater und Mutter ja sagen, wenn Elsbeth deren Willen folgt, wie Gott es den guten Kindern befohlen hat, damit sie gesegnet seien, welchen Einspruch kann Er machen? — Wer ist Er, Musje Musikant, daß Er ein Recht hätte, in solche hochwichtige Sache einzusprechen, wo Verständige zu Rathe sitzen? — Er ist ein junger, unbesonnener Mensch, der nichts ist und nichts hat. Kaum hat Er die Knabenschuhe ausgetreten, Welt und Menschenschicksale kennt Er nur dem Namen nach. Kann Er etwa Ansprüche machen, seine Muhme zu ehelichen? Womit? Wovon? — Wo sind Seine Mittel, selbst wenn man Seine große Jugend nicht berücksichtigte — wo sind Seine Aussichten auf eine Zukunft, die Ihn und Sein Weib vor Hunger schützte? — Junger Mensch, lerne Er erkennen, daß Er auf schlimmen Wegen wandelt. Geh Er in sich, bete Er und arbeite. Viele Jahre werden vergehen, ehe Er im Stande ist, ernsthaft daran zu denken sich sein Haus zu bauen und ein Weib zu nehmen. Will Er Unglück über eine Familie bringen, die Ihm nur Gutes gethan hat? Will Er das Lebensglück eines guten Mädchens zerstören, und Fluch über Sein Haupt bringen?"

Eberhard ſah ihn mit brennenden Augen an. Was der alte Mann ſagte enthielt ſo viel Wahrheit, und doch war es eitel Lug und Trug, das fühlte er. Er ballte die Fäuſte heftig zuſammen, dann faßte er Elsbeth's Hand und ſagte mit erſtickter Stimme: „Ich liebe ſie aus ganzer Seele; Gott wird uns helfen.“

Es lag etwas Heiliges in dieſer Fülle glühender Leidenſchaft, die ſich dem Vernünftigen widerſetzt. Der arme Eberhard! er hatte nichts als ſeine Liebe, die unter den Menſchen ohne Geld und Gut, als eine Thorheit verdammt wird und verdammt werden muß.

„Er liebt ſie alſo?“ ſagte Grabow mit noch größerer Ruhe, „und wagt es, das laut zu ſagen. Wer hat Ihm geheißen, ſich dergleichen Narrheiten in den Kopf zu ſetzen? Sieht Er denn nicht ein, daß alle vernünftige Leute Ihn auslachen müſſen? — Aber ehrlich iſt es von Ihm, das zu geſtehen, damit der Wahnſinn Ihm ausgetrieben werde, und redliche Aeltern ihr Kind ſchützen können.“

„Und darum,“ fiel Margarethe zornig ein, „iſt es am beſten, Er geht ſeinen Weg für ſich und meidet unſer Haus. Was will Er denn mit ſeiner ſogenannten Liebe, die Er ſo unverſchämt eingeſteht? Er iſt ein Kind und die Elsbeth auch, da thut die Zuchtruthe noth, um Vernunft hineinzubringen.“

„Ruhig, werthe Frau,“ ſagte Grabow lachend, „der junge Menſch wird wohl zur Beſinnung kommen. In ſeinen Jahren iſt es ganz verzeihlich, zu lieben und verliebt zu ſein, man muß nur nicht gleich bis an's Heirathen hinaufgehen.

Die Herzen ſind in dieſem Lebensalter wie weiches Wachs; jedes hübſche Geſichtchen drückt ſich darin ab und ein Paar Wochen lang glaubt man wohl, nicht leben zu können, wenn es an's Scheiden geht. Aber ſolche Wunden heilen ſchnell, neue Liebe blüht auf, vergeſſen iſt vergeſſen, und die Zeit kommt auch, wo er lachen wird, daß er ſo närriſch war, wie heut." —

Ein heißer verzweiflungsvoller Zorn glühte in Eberhard. Er fühlte die hinterliſtige Schlauheit in Grabow's Worten. Seine Liebe wollte er verdächtigen, Elsbeth ſelbſt ſollte den Glauben verlieren, es ſollte nichts ſein, als ein nettes kindiſches Spiel, das über ein anderes vergeſſen würde. Er ergriff die Hand des blaſſen Kanzelliſten, der ſchweigend neben ihm ſtand, und drückte ſie mit Innigkeit an ſeine Bruſt. — „Vetter," ſagte er, „Sie waren mir Wohlthäter und Vater, ja, Sie haben mich immer geliebt, und Elsbeth iſt Ihr einziges, liebes Kind; wollen Sie das dem alten ſchlechten Manne dort hinwerfen, wie ein Lamm dem Wolfe hingeworfen wird?"

„Recht ſo," ſchrie Grabow dazwiſchen und ſeine Augen funkelten auf den Kanzelliſten. „Der Burſche kann ein Poet werden. Werft das Lamm dem Wolfe hin, damit er den Hirten nicht zerreißt."

„Sehen Sie ihn an, Vetter," fuhr Eberhard fort. „Ach! er hat recht, ich bin jung und arm, und meine heiße Liebe zu Elsbeth hat nur Hoffnungen, die in Gottes Hand liegen, aber wir ſind ja beide jung, und braucht es denn vieles Gutes, um glücklich und zufrieden zu ſein? — Paßt er denn etwa beſſer

zu Elsbeth? Soll ihr junges frisches Leben auf ewig verderben; wollt Ihr das Herz Eures Kindes brechen? — Bosheit und Rohheit liegen in seinem Gesicht. Gott hat ihn vor vielen gezeichnet; er rühmt sich selbst seiner schlechten Streiche und hat gewiß manches begangen, was der Himmel noch strafen wird."

„Schweig still!" schrie hier der Kanzellist mit wilder Stimme, und heftig stieß er Eberhard's Hand zurück. „Fort! hinaus, ich will nichts hören! Hinaus mit Dir, Du verdienst meine Liebe nicht!"

Da war der Muth und der Zorn des Jünglings gebrochen. Er starrte seinen Verwandten an, der todtenbleich stieren Blickes vor ihm stand; dann füllten sich seine großen Augen ganz mit Thränen; er streckte die Hand gegen Elsbeth aus und flüsterte ein leises Lebewohl!

„So muß ein Vater thun, der sein Kind liebt," rief Grabow mit schlecht verhehltem Spott. — „Geht, junger Mensch, ich vergebe Euch, was Ihr gegen mich sagtet. Es wäre unwürdig, wollte ich von einem halb Tollen mich beleidigt fühlen; geht, vielleicht habt Ihr Gelegenheit bald vernünftig zu werden."

Elsbeth hatte ganz ruhig gestanden. Es war kein Schmerz in ihrem Gesicht, ihre Augen leuchteten freundlich, sie beobachtete Alles, bald mit größerer Lebendigkeit, bald mit sinnendem Nachdenken; kaum hätte man glauben sollen, daß sie, die stille Zuschauerin, eigentlich die meist Betheiligte sei. — Erst als Eberhard die Hand gegen sie ausstreckte und Verzweiflung aus allen seinen Zügen sprach, verließ sie die

ſtumme Rolle. — Sie faßte mit ihren beiden Händen die ſeine und ſchaute ihn ſo troſtvoll und liebend an, daß eine wunderſame Freudigkeit über ihn kam. Die dunkelblauen Augen ſtrahlten ein Feuer aus, das ihn ganz durchwärmte und ihre feine, klingende Stimme rauſchte durch Ohr und Herz muthbringend und zum Kampfe herausfordernd. — „Geh fort, mein guter Eberhard," ſagte ſie, „wenn ſie Dich auch Alle verſtoßen, ich bleibe doch Deine liebſte Freundin ſo lange ich lebe. — Du kannſt Dein Leben für mich laſſen, das weiß ich, und denke nur nicht, ich könnte Dich vergeſſen. Ich bin aber kein Lamm, das ſich ſo ohne weiteres dem Wolfe vorwerfen läßt, darin haſt Du Unrecht. Ich bin eine Soldatentochter; ein folgſames Kind, das gehorſam Gottes Gebote ehrt, aber das Herz habe ich auch auf dem rechten Fleck und ich zittre nicht. Jetzt geh, Eberhard, und gedenke mein, bis der Vater zu Dir ſchickt und Du wieder kommen darfſt."

Sie öffnete die Thür und ſchob ihn ſanft hinaus, indem ſie ihm zulächelte. Als ſie dann das Schloß zugedrückt hatte, ging ſie unbefangen auf ihre Mutter zu, küßte ihre Hand und ſagte: „Sei nicht böſe, liebſte Mutter, ich habe ja nichts gethan, was Unrecht wäre. Und Sie," fuhr ſie dann fort, und betrachtete lachend den Lieutenant, „Sie haben wirklich die Abſicht, mich zu Ihrer Frau zu nehmen?"

„Das iſt ein närriſches Mädchen," erwiederte Grabow, halb zu ihr, halb zu der Mutter gewendet; „ſagt ſie das nicht in einem Tone, als wäre es ihr ſo gleichgültig, wie dem Kaiſer von Fetz und Marocco?"

haften Antheil bemerken mußte, den Du an ihm zu nehmen scheinst, und da Dich dies in Verlegenheit setzen wird, so geh in Dein Zimmer, denn ich höre die Herren auf der Treppe.

Nach diesem Vorfall sah ich Bernhard zwei Tage nicht, selbst bei Tische fehlte er; ich hörte, er sey in der Stadt. Den dritten war mein Geburtstag, und ich hoffte gewiß auf seine Rückkehr, da er den Tag wußte.

Schon früh empfingen mich meine Eltern im Frühstückszimmer mit Geschenken. Ein kostbarer Schmuck lag vor mir ausgebreitet, meine Mutter wünschte mir Glück, und setzte hinzu, ein junges Mädchen, das bald Braut seyn werde, könne solche glänzende Kleinigkeiten brauchen. Ein seltsames Lächeln begleitete ihre Worte. Helbern überreichte mir eine geschmackvolle Toilette mit allen Bedürfnissen des Putzes und der feinen weiblichen Arbeit versehen. Bernhard war nicht gegenwärtig, dies betrübte mich, und Helderns Aufmerksamkeit, ja selbst die Beflissenheit der Eltern, mich heute zu erfreuen, ward mir drückend. Mittags aßen wir im Gartensaal. Der erste Gegenstand, den ich erblickte, als ich ihn an Helderns Arm erreichte, war Bernhard, finster in Gedanken versunken, an einer Thür lehnend. Kaum sah ich die schöne Verzierung des Saales, mir zu Ehren von der Dienerschaft angebracht, Helbern mußte mich erst darauf aufmerksam

„Es iſt mir auch gleichgültig!“ rief Elsbeth luſtig; „ich wundere mich nur, wie Sie ſo viel Muth beſitzen können, werther Herr. — Sehen Sie mich doch nur an, und dann ſagen Sie, wie es werden ſoll mit uns in Zukunft? — Ich bin eine Art Kobold, lieber Herr, mit dem es nicht gut thut, wenn ſich ein ehrbarer, achtbarer Mann damit einlaſſen will, ihn zu fangen. — Habt Ihr die Hiſtorie gehört vom Währwolf, wie er Nachts ſein Menſchenkleid abwirft und das Wolfsfell anzieht, und wie er dann mit ſeinen weißen Zähnen und langen Krallen Alles zerreißt? Seht, ſo ein Währwolf bin ich, und ſeht Euch Krallen und Zähne wohl an, mein würdiger Herr.“

„Elsbeth,“ rief die ärgerliche Mutter, und zog ihre Hände heftig zurück, „Du biſt närriſch und ungezogen. Nehmen Sie's doch ja nicht übel, hochgeehrteſter Herr Grabow.“

„Ach was!“ ſchrie dieſer lachend, „das hört ſich ja Alles ganz allerliebſt an. — Du liebes, kleines, närriſches Zuckerpüppchen willſt ein Währwolf ſein, willſt mir die Krallen zeigen, willſt mich beißen? — O! mein Herzchen, haſt Du nicht gehört, daß es kluge, anſtellige Jäger giebt, die Zauberſprüche verſtehen und ſich weder vor Kobolden noch Währwölfen fürchten? — Sei Du ein Währwolf, ich bin ſolch Jägersmann, und ſo wollen wir beide verſuchen, wie weit wir mit einander auskommen und wer den Andern am meiſten liebt und am ſchnellſten verſöhnt.“

Elsbeth richtete das hellfunkelnde Auge auf ihn und er ſah ſie mit den blinzelnden, ſtechenden Blicken auch

lange an, bis ſie in ein lautes Gelächter ausbrach. — Sie faßte ihren Vater an, legte den Arm um ſeinen Leib und ſchaute in ſein blaſſes, kummervolles Geſicht. — „Herzvater," ſprach ſie leiſe, „ſagen Sie es mir, muß ich den Mann dort zu meinem Eheliebſten nehmen?"

Der Kanzelliſt blickte mit ſeinen todten, kalten Augen auf ſie hin und dann drang eine jähe Röthe in ſein Geſicht. Er beugte ſich über ſein Kind, ein grauſamer Schmerz zuckte um ſeine Lippen und in dem ſchnellen Funkeln ſeiner Augen, das er auf den Lieutenant warf, lag eine Wuth, welche an Verzweiflung gränzte. — „Wenn Du wollteſt, meine gute Elsbeth," ſagte er ängſtlich bittend, „Dein Vater würde Dich ſegnen."

Elsbeth ſtand eine Minute lang ſtill ſinnend vor ihm. „Es iſt ſonderbar," ſagte ſie, „wie eine einzige ſtille Nacht die Herzen der Menſchen umwandeln kann. — Zwingen ſollt Ihr mich nicht und fluchen auch nicht; nein wahrhaftig, ich bin Euer Kind, und will gehorchen, wenn ich ſoll. Aber Ihr, lieber Herr, hütet Euch, ich habe Euch gewarnt. — Eine Stimme in mir ſagt mir ſo eben, es werde Euer Unglück ſein, daß Eure weißen Haare durchaus meine blonden begehren, und es kann wahr werden, ehe Ihr's denkt."

Sie lachte dabei und drohte mit dem Finger, indem ſie in ihre Kammer ging. — Die Mutter ſchalt laut und wollte ihr Benehmen entſchuldigen, aber Grabow beſchwichtigte ſie mit der Verſicherung, daß dieſer trotzige, kecke Sinn der Dirne ihm gerade am meiſten gefalle. — Dann ſprach er

lange noch und laut, damit Elsbeth auch Alles höre, von seiner schnellen Werbung, wie es ihn freue, daß seine Braut ihr Jawort so willig gegeben habe, und mit tausend Aussichten für die Zukunft, vergaß er nicht, sein Geld weitläuftig zu berechnen. — Als er ging, war Alles in Richtigkeit. Die Mutter besonders schien recht glücklich zu sein; der Kanzellist aber war ernst nachsinnend. Er wußte sich nicht recht, weder in seine Frau, noch in sein Kind zu finden, allein es beruhigte ihn außerordentlich, daß er beide so vergnügt, vernünftig sah, und Freude fand, wo er Abscheu erwartet hatte. — Als der Lieutenant von seiner Braut Abschied nehmen wollte, war die Kammer verriegelt, Elsbeth antwortete auch nicht; sie lachte aber laut bei seinen schönen Worten. Die Mutter schalt von Neuem. —

4.

Einige Wochen vergingen, und man verständigte sich immer mehr. — Grabow zeigte sich im besten Lichte, wie er nur immer vermochte, als einen klugen, berechnenden Mann, der, nachdem der Bolzen geschmiedet und abgeschossen war, nichts übereilen wollte. — Viele seiner Untugenden legte er ab, weil Elsbeth damit spotten konnte. Seine Manieren waren gesitteter geworden, seine Reden wußte er so einzurichten, daß sie der Mutter immer gefielen, und selbst dem Kanzellisten wußte er den Trübsinn oft fortzubringen. Er wußte auch recht gut, daß alternde Männer viel gewinnen, wenn sie ihr Aeußeres sauber halten und Wohlstand in allen Dingen zeigen. Darum erschien er in den nächsten Tagen

im ſtattlichen neuen Kleide mit Silberborten, deſſen tiefe Taſche gewöhnlich ein kleines Geſchenk für Mutter oder Tochter enthielt. Frau Margarethens Hochmuth wurde dadurch immer mehr angeregt. Sie ſprach ſchon von der Zeit, wo ſie beſſere Kleider tragen müſſe, und für ihre kleine Wohnung, welche ſonſt von ihr ſo gelobt und geliebt ward, hatte ſie nur verdrüßliche Anſpielungen. Die Tochter nahm dagegen die Geſchenke des alten Herrn mit vermehrter Luſtigkeit und ſpaßhaftem Dank an. Mit ihren ſtrahlenden Augen betrachtete ſie die Gaben und dann ſchaute ſie wieder auf den Bräutigam und warf ſie bei Seite. „Haſt Du denn gar keine Demuth und keinen Dank in Deinem kindiſchen Herzen für alle dieſe Freundlichkeit?“ ſagte die Mutter.

„Vielen Dank,“ erwiederte ſie lachend. „Es fällt mir eine Geſchichte dabei ein. — Ein Herr hatte ein wildes Täubchen gekauft und brachte ihm alle Tage friſches, ſchönes Futter, aber das Täubchen ſaß traurig und der Herr ſchalt ſehr. Undankbares Thier, ſagte er, ſiehſt Du nicht, wie ich Dir wohlthue? Ach! rief das Täubchen und warum thut ihr's? Damit ich beſſer ſchmecke, wenn ihr mich ſchlachtet.“

„Aber Du böſe Dirne!“ rief die Mutter, „ſchämſt Du Dich nicht, ſolche dumme Geſchichten zu erzählen?“

„Sollſt mein Täubchen auch ſein,“ ſagte der Lieutenant, vor Liebe ganz roth, und hielt ihre kleinen Hände feſt, die er küßte; „aber ſchlachten will ich Dich nicht, Du gottloſes Geſchöpfchen, obwohl ich Dich vor lauter Zärtlichkeit auffreſſen könnte. Mein Täubchen ſollſt Du bleiben, ich will Dich

pflegen und herzen, und das Schönſte, Beſte ſoll nicht gut genug für Dich ſein."

Da riß ſich das übermüthige, ſchlanke Mädchen von ihm los, und ſagte: „Meine Geſchichte iſt noch nicht aus. Das Täubchen ſah, es half nichts, es mußte ſterben, warum ſollte es alſo nicht luſtig ſein, ſo lange es konnte? Es nahm und aß und lachte, denn es war eine Lachtaube, und der Herr freute ſich darüber, und wie ſie ſo zahm war, gab er ihr größere Freiheit und blickte ſie mit immer größerer Gier an, denn die Stunde des Todes war nahe, und im Gedanken ſah er ſie ſchon gebraten vor ſich liegen. — Endlich ſchlich er leiſe hin, holte das Meſſer und plötzlich griff er nach ihr. Aber das Fenſter war offen, das Täubchen flog hinaus, draußen ſtand ein alter Baum im Garten, da ſaß ihr Liebſter unter dem grünen Geblätter und hatte traurig gegirrt, ſo lange ſie gefangen war. Nun lachten ſie beide ausgelaſſen laut und huſch, huſch! flogen ſie fort." — Wie ſie das geſagt hatte, drehte ſie ſich auf dem Abſatz ihrer Pantöffelchen um, lachte ſo ausgelaſſen, wie ſie von der Taube erzählte, und klappte ſchnell aus dem Zimmer.

Der Lieutenant hatte ſich das, was ſie ſprach, wohl zu Herzen genommen. Er hing den Kopf mit den finſter drohenden Augen und ſeine Ohren zogen ſich auf und ab, er konnte ſie ſonderbar bewegen. Frau Margarethe ſah nicht ohne Grauen in ſein Geſicht. Er ſah wie ein boshafter alter Affe aus und ſie fühlte faſt Mitleid mit ihrem Kinde. Es lief ein Zittern durch ihren Körper; ſie hatte wohl gehört, daß draußen etwas leiſe an die Laden geſchlagen,

dann war Elsbeth hinausgegangen, die Küchenthür hatte geknarrt; ſie wußte recht gut, wer draußen war, aber ſie ſagte nichts.

Mit ihrem Mann hatte ſie gar nicht geſprochen, Alles hatte ſich gemacht, wie von ſelbſt. Sie ſchämte ſich auch, mit ihm zu reden, da ihr Sinn ſich ſo ſchnell gewandelt hatte, und dem Kanzelliſten ſchien es lieb zu ſein. — Nur einmal, als der Lieutenant neulich den Verlobungstag feſtſetzte, und der war morgen, und ſie Freudenthränen weinte vor einigen Vettern und Gevattern, und Elsbeth ſo ſtill lächelte und ſich den Kuß des Lieutenants zum erſten Mal gefallen ließ, da hatte er ſie angeſehen, mit dem ſtieren, unheimlichen Blick, in welchem ein ſchrecklicher Vorwurf lag. „Weib," ſtand darin zu leſen, „um Deinen Hochmuth verkaufſt Du ihr junges Leben. Gott erbarme ſich ihrer! ich kann nicht helfen." — In der Nacht lag er tief ſeufzend und zitternd, aber ſie hatte nicht gewagt, ihn zu fragen; ſie fürchtete ſich.

Grabow hob jetzt den Kopf empor und ſagte mit ſeinem häßlichen, falſchen Grinſen: „Elsbeth rumort da draußen in der Küche umher, ich höre ſie ſprechen und lachen, wie ſie immer thut. Das wird ein luſtiger Eheſtand werden mit uns: aber ich glaube faſt, der Bengel, der Eberhard, hat ſo lange draußen aufgepaßt, bis er ſie richtig ausgewittert hat, und nun flüſtern ſie da zuſammen."

Die Mutter ward unruhig und verlegen unmuthig, aber ſie ſuchte es dem erwählten Schwiegerſohne auszureden. „Ich habe den thörichten Burſchen nicht wieder geſehen,"

ſagte ſie, „und gewiß wagt er es auch nicht, ſich blicken zu laſſen; aber wenn ich wüßte, daß er wirklich ſo viel Frechheit beſäße.“ — „O! laßt ihn immerhin,“ fiel Grabow lachend ein, und zog ſie zurück, als ſie aufſtehen wollte; „Draußen iſt er, denn mein Ohr iſt nicht zu täuſchen, das iſt jung geblieben in dem alten Körper; aber laßt ihn nur Abſchied nehmen, es wird das letzte Mal ſein, denn morgen iſt ja unſere Verlobung.“

Nach einem Weilchen ſtand er dann auf und ging. Als er hinaustrat, bemerkte er wohl, wie Eberhard leiſe vor ihm hinſchlüpfte und in dem Abenddunkel verſchwand. Grabow ſtieß mit ſeinem großen Stock auf das Pflaſter und ſagte dann ingrimmig und leiſe: „Ich muß mit dem Jungen ein Ende machen, er will es nicht anders. Fort muß er, weit hinaus, da oben hinauf ins ſchleſiſche Gebirge, oder ſonſt wohin, da wird er ſchon mürbe gemacht werden und die Liebesgedanken vergeſſen, der fatale Schelm. — Und Du, mein Püppchen, Du ſollſt mir auch Deine Taubengeſchichte nicht umſonſt erzählt haben. Lache Du nur, wer zuletzt lacht, lacht am beſten. Daß der alte Grabow ein Narr wäre und Dir den Galan ließe. Der muß fort, und dann will ich ſchon einen Ort ſuchen, um meinen Schatz zu verbergen.“

An dieſem Abend kam er ſpät nach Haus. Die Wittwe ſah mürriſch aus der kleinen Stube hervor und nöthigte ihn nicht, hereinzutreten; aber Grabow machte ſich nichts daraus, denn die Zeit war ganz nahe, wo die heirathsluſtige Frau doch ſeine ganze Untreue erfahren mußte; darum, je

ſchneller je beſſer. Er nahm ſein Licht und ſtampfte die morſchen Stufen der Treppe ſo fürchterlich hinauf, daß die Witwe dafür dem verhungerten Dienſtmädchen eine Maulſchelle gab, weil ſie behauptete, ihre Unordnung ſei ſchuld daran. Die Katze machte diesmal einen ſo weiten Bogen, daß der Lieutenant vergebens nach ihr ſtieß, und ſo gelangte er denn an die Thür des Controleurs, wo er voller Verwunderung ſtehen blieb. — Er hörte, wie der Eigenthümer mit lebhaften Schritten drinnen auf und ab ging; vorſichtig öffnete er das Schloß und faſt hätte er laut geſchrien — Dubois war noch in ſeiner vollen Amtstracht. Der Ofen war ohne Feuer, das Holz lag umher, das Licht brannte tief nieder; es war eine grimmige Kälte, aber der froſtige Franzoſe ſchien gar nichts davon zu empfinden.

Er hielt ſeine Hände auf der Bruſt gekreuzt, aber ſein Kopf lag faſt im Nacken, und die lange, froſtblaue Naſe ſtarrte wie ein Spieß gegen die Decke auf.

Grabow trat langſam bis in die Mitte des Gemachs. Der Controleur ſchien ihn gar nicht zu bemerken; er ſetzte ſeinen Spaziergang fort, indem er ihn faſt ſtreifte, worüber der Lieutenant immer ſtärker den Kopf ſchüttelte. — Endlich ſtreckte er den Arm aus und hielt den Nachtwandler feſt. — „Controleur von der Regie," ſagte er, „ſeid Ihr mondſüchtig geworden, oder toll?"

Dubois klappte ſeinen Kopf auf die rechte Stelle, zog dann eine finſtere Falte über der rothen Naſe und ließ ſeine kleinen Augen giftig funkeln. — So ſtarrte er den Lieute-

nant an und deutete dann majeſtätiſch auf den Seſſel an dem kalten Ofen.

„Dank Euch herzlich,“ murmelte Grabow; „iſt eine grauſame Kälte in dem Hundeloch; müßt einen Feuerklumpen in der Seele haben, wenn ſie nicht friert. — Aber Controleur von der Regie, weiß wohl, ſeid toll vor Liebe, und gratulir' Euch dazu.“

Wie er das geſagt hatte, ſtand der kleine Franzoſe plötzlich ſtill und ſchoß im nächſten Augenblicke, wie eine abgebrannte Rakete, aus dem Winkel in gerader Linie auf den Lieutenant los. Seine Hände waren geballt, ſeine Naſenlöcher bliesen ſich auf und klappten zuſammen, das ganze Geſicht puſtete ſich roth und der kleine dürre Kerl ſah faſt wie ein Truthahn aus, der ausgeſpreizt kollernd gegen das glänzende Geſicht des alten Grabow auffliegen wollte. Als er aber dicht an ihm war, ſtand er ſtill, reckte die Fäuſte und die Naſe empor und ſagte dann: „Monſieur Lieutenant, geh fort, ſchnell, da hinaus, ich nicht geſtört ſein will hier. Bon jour, mein Herr!“

Dabei machte er einen tiefen Diener und ein grimmiges Geſicht, indem er nach der Thür zeigte.

„Was, Kanonen Teufel!“ ſchrie Grabow, „was ſoll das heißen? Controleur von der Regie, habt Ihr die fünf Sinne alle verloren?“

„Nichts verloren,“ ſagte Dubois noch grimmiger. „Aber Ihr ſeid ein falſcher Mann, Ihr. — Habe gut gehört, wie Ihr habt von mir geſprochen. — Ich ein Dumm-

kopf, ein Landläufer? Wart, wart! geh hinaus, fort, da hinaus!"

Er war in der äußersten Wuth, welche Grabow sehr zu beluſtigen ſchien. „Aha!" ſagte er halb für ſich, „es iſt eine Verſchwörung gegen mich losgebrochen. — Die Witwe hat ihm erzählt und er hat der Witwe gebeichtet. Nun weiß ſie Alles und da hat mir der kleine franzöſiſche Cujon den größten Dienſt gethan. — Gute Nacht, Controleur von der Regie. Nehmt die gute Frau Katharine, ich gönne ſie euch von Herzen; gebt aber wohl Acht, Mann, daß Ihr ſo wohlbeleibt und munter aushaltet unter ihrer Herrſchaft." — Er machte ſich nach dieſem Spotte ſchnell davon, denn der franzöſiſche Controleur ſchien nicht übel Luſt zu haben, den Leuchter aus ſeiner Hand ihm an den Kopf zu werfen.

Am nächſten Morgen brach der Verlobungstag an. Grabow erſchien in einer neuen Uniform bei dem Kanzelliſten, den Degen an der Seite und von einem alten Kameraden begleitet, der nicht minder verdorben an Leib und Seele war, als er ſelbſt. — Beide waren jedoch hohe und ehrenvolle Gäſte, und Frau Margarethe war außer ſich vor Entzücken, als der andere invalide Herr Elsbeth die Hand küßte und gnädige Frau zu ihr ſagte. Dann wurde ſie roth und ärgerte ſich bis zum Zittern, als das alberne Mädchen dazu lachte und leichtfertig ſagte, noch wäre ſie es nicht, und vom Becher zum Munde ſei ein weiter Weg. — Sie konnte auch gar nicht begreifen, wie der Kanzelliſt ſo entſetzlich finſter ausſah, wie ſeine Augen angſtvoll und krampfhaft umherrollten und die ſchmalen blauen Lippen verzweifelnd lächelten

machen. Bernhard näherte sich, mir Glück zu wünschen, aber seine Stimme war bebend, seine Worte kalt und erzwungen, und sein Auge hing am Boden. Vergebens suchte ich ihn ins Gespräch zu ziehen, er verließ uns mit einer Verbeugung, und ging an seinen Platz, wo er sich mit Heinrich beschäftigte. Ach wie ganz anders hatte sich mein Herz den heutigen Tag, durch Liebe verschönert, gedacht. Nach Tische war Bernhard verschwunden. Ich mußte mir die größte Gewalt anthun, vor der Mutter forschendem Blick meine Unruhe zu verbergen und Helderns Unterhaltung zusammenhängend zu beantworten.

Endlich gelang es mir, einen Augenblick auf mein Zimmer zu gehen. Hier wollte ich mich ungestört meinem Schmerz überlassen, aber eine Ueberraschung erwartete mich, die alles schnell veränderte. Auf meinem Arbeitstisch lag in einem zierlichen Körbchen, ganz von Blumen bedeckt, Schillers Wallenstein, einfach, aber schön eingebunden. Die Blumen waren alle die, die ich am meisten liebe, und das ganze Geschenk ließ mir den Geber nicht zweifelhaft. Guter Bernhard, rief ich aus, so zart und liebend hast Du meiner gedacht! Meine trübe Laune war nun verschwunden, ich schmückte mich mit den Blumen, und eilte wieder hinab in den Garten. Mein leichter Sinn zeigte mir jetzt alles im heitern Lichte, ich scherzte mit Heldern, ertrug Bernhards Abwesenheit, und als er sich endlich

und zu lachen verſuchten. Elsbeth war ſo ſchön und ſah nicht im geringſten traurig aus. Ihr ſchlanker, hoher Körper war ganz in ſchwere Seide gehüllt, zahlloſe blonde Locken umringelten den weißen Hals und fielen auf den faltigen, blendend weißen Kragen. Grabow war auch ganz voll Luſt bei ihrem Anblick und flüſterte viel mit ſeinem alten Kameraden, dem Kapitain, der dann laut und roh lachte. Endlich zog er aber zwei goldene Ringe hervor, denn ein Wagen hielt an der Thür, aus dem ein geiſtlicher Herr ſtieg, und dann ſtand er auf, räuſperte ſich und ſprach: „Meine lieben Freunde alle, hier ſtelle ich Ihnen meine geliebte Bräut, die ehr- und tugendſame Jungfer Eliſabeth Spangenberg vor, mit der ich mich heut vor Ihren Augen und Zeugenſchaft feierlich verloben will.“ — Nun begann der geiſtliche Herr eine Rede, Grabow hielt dabei Elsbeth's Hand in der ſeinen und beide ſtanden vor einem weißbedeckten Tiſche, den man als Hausaltar eingerichtet hatte. Das junge Mädchen lächelte ſtill vor ſich hin, aber es war doch ein anderes Lachen, wie ihr gewöhnliches. Ein wehmüthiger Ernſt ruhte dabei auf ihrer Stirn, ihre Wangen brannten heiß und in den Augen ſchimmerten Zorn und Stolz. — Als der Prieſter die Ringe forderte, um ſie den Verlobten an die Finger zu ſtecken, machte ſie ſich frei von dem Bräutigam und trat einen Schritt zur Seite auf ihren Vater zu. — Sie nahm ſeine kalte Hand und küßte ſie, man ſah es ihr an, wie ſie ſich bezwang. Sie wollte ihm ins Auge ſehen, aber er ſchlug es nieder, ſeine Knie ſchienen zu ſchlottern, er ſeufzte leiſe. — Elsbeth ſagte kein Wort, ſanft ließ ſie ſeine Hand wieder los, trat

an den Platz zurück und streckte fast ungeduldig den Finger aus, um den Ring zu empfangen. Wie alles vorbei war, hielt sie die Hand vor die Stirn und rieb diese heftig, als wollte sie einen bösen Traum fortwischen, oder eine Thräne verbergen, die ein Paar menschenfreundliche Nubnen, welche, wie sie sagten, Gisbert über Alles liebten, doch bemerkt haben wollten und sie beobachtet die ganze Zeit über darauf angesehen. Aber ihr Mitleid und ihre geheime Schadenfreude fand leider viele Anfechtungen und ward irre geleitet, Gisbert's blaue Augen flimmerten und blitzten bald wieder, sie war so frenzig neckisch, wie noch nie, und die ganze Versammlung war einstimmig in dem Lobe ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit. Grabow allein zürnte mit ihr. Er hatte sein neues Recht benutzt, das schöne Mädchen in seine Arme genommen und geküßt und wieder geküßt, und sie hatte es still und geduldig gelitten. Aber als seine Lippen sie berührten, fühlte er keine Erwiederung: sein Auge, so nah dem ihren, konnte wie durch einen Spiegel, in ihre tiefste Seele hinabblicken. — Ein unaussprechlicher Hohn schimmerte ihn an und ein Abscheu, der sich mit der schadenfrohen Begier mischte, ihn zu verspotten. Seltsamer Weise aber waren ihre weichen Züge dabei ganz freundlich, ein Ausdruck sicherer Ruhe schien jene verborgenen Empfindungen Lügen zu strafen, und diese verrufene Falschheit machte ihn mild und furchtsam zugleich.

Gnelich setzte er sich in eine Ecke des Zimmers und sprach leise mit ihr. „Nun, mein liebes, theures Bräutchen," sagte er, und versuchte eine Zärtlichkeit, „nun bist Du ganz mein,

nun kann Dich Niemand mehr nehmen, auch der Narr von Muſikant nicht mehr, der ſeine Abendbeſuche wohl in Zukunft laſſen wird."

„Meint Ihr, mein würdigſter Herr Bräutigam?" erwiederte ſie höhniſch. „Nein, im Gegentheil, ich danke den armen Knaben nun recht oft zu ſehen, denn jetzt werdet Ihr doch nicht mehr eiferſüchtig ſein?"

„Eiferſüchtig," ſprach Grabow, „iſt die gekränkte Liebe, nicht die glückliche. Zeige mir, daß Du mich liebſt, und es kann wohl ſein, daß ich dem Narren noch Gutes thue."

Sie ſah ihn mit durchdringenden Augen an, als wollte ſie errathen, was er dachte. „Lieben," ſagte ſie dann lachend, „Euch lieben? Ihr wißt nicht, was Ihr ſprecht. — Ihr habt, Gott weiß es durch welche Mittel, meine Aeltern bethört, und ich halte Euch nun ſelbſt für einen Kobold oder Herenmeiſter. — Weil Ihr mehr gekonnt als der Zauberer mit ſeiner Wunderlampe, ſo habe ich mich nicht widerſetzt: was ſollte ich thun, da Ihr Fluch und Schande über mich bringen wolltet? Nun habt Ihr mich, weil ich mußte, aber Ihr habt mich auch nicht. Alles kommt mir wie ein Traum, wie ein Scherz vor, aus dem Tag und Ernſt mich wohl erlöſen werden." —

„Kind," ſagte Grabow mit einem finſtern höhniſchen Blicke, „für den Scherz iſt die Sache zu ernſthaft, und für den Ernſt ſcheinſt Du mir wahrlich zu ſpaßhaft gelaunt. Haſt Du keine Liebe, um ſo ſchlimmer für Dich, dann haſt Du freventlich leichtſinnig gelogen. Ich bin aber der Mann nicht, der ſich narren und foppen läßt von einem Weibsbilde. Alt

bin ich, aber was ich will, will ich. Vor dem Prieſter haſt Du dein Ja geſprochen, davon erlöſt Dich keiner. Jeder unbändige Sinn iſt zu brechen, ich breche ihn. Du biſt mein."

Wie er das ſprach und ſie unheimlich düſter anſtarrte, ward ſie plötzlich bleich. Vor ihrem innern Auge that ſich eine unermeßliche Wüſte der Zukunft auf, ihre Seele zitterte davor, ein furchtbarer Schmerz leuchtete in ihren Blicken. Nach wenigen Minuten aber leuchteten die Augen wieder hell, und da ſie ſah, daß Andere ſie beobachteten, faßte ſie des Bräutigams Hände, neigte ſich zu ſeinem Ohr und ſagte leiſe: „Ihr kennt mich gar nicht lieber alter Herr, ſonſt würdet Ihr mir nicht drohen. Es kommt mir äußerſt fratzhaft vor, Euch als meinen Bräutigam zu ſehen, und vor Euren zornigen Blicken fürchte ich mich ganz und gar nicht. — Denkt nur nicht daran, mich zu erſchrecken, dadurch macht Ihr mich luſtiger. Ich habe Euch geſagt, nehmt mich nicht, ich bin ein Kobold, das werdet Ihr empfinden." — Sie reichte ihm ſchalkhaft mit dem Finger und er fing und lugte dienen.

„Mein Täubchen," ſagte er dann freudig leiſe, „Du weißt noch gar nicht, was der Grabow für ein Kerl iſt. Biſt Du ihm gut, ſo wirſt Du ein Leben führen, wie keine Edelfrau; willſt Du ihm Streiche machen, ſo glaube mir, er kennt Dein Kerlchen zurecht."

„Herr," erwiederte ſie noch luſtiger, „Gottes Auge wacht über alle Menſchen, daran glaubt Ihr freilich nicht. In meine Bruſt hat er aber beſondere Kraft und Gläubigkeit gelegt. Seht, ich würde ſicher meiner Aeltern Gebot erfüllen

und mit Euch an den Altar treten, im festen Vertrauen, daß doch seine Hülfe nahe sei. Und diese wird er mir senden, mein lieber Bräutigam. Ich bin wach und gerüstet dazu alle Zeit; ich bin so ohne Zagen, daß ich immer lachen muß über all Eure vergebene Mühe, und bitt' Euch, bewahrt Euch selbst vor Schaden, denn ich suche immer umher nach den rechten Mitteln, ich finde sie sicher, und dann seid Ihr verloren."

„Sucht nur fleißig danach, mein herziges liebes Bräutchen," rief der Alte laut lachend und küßte ganz närrisch ihre kleinen Hände. „Ihr macht mich glücklich, theuerste Elsbeth, denn das müssen die ächten Liebesmittel sein."

„Hat man je so etwas erlebt," flüsterte eine Muhme der andern zu; „die Thräne von vorhin war wohl gar eine Freudenthräne. Sie ist ganz schamlos vor Liebe zu dem alten häßlichen Menschen."

„Weil er Geld und Gut hat," sagte die andere, „und einen Titel für ihr Geschlechten, an dem eigentlich doch auch nichts ist. Es ist Heuchelei, aber sie war von jeher hoffährtig. — Wie sie verliebt zusammen flüstern und lachen. Pfui! es ist nicht anzusehen von ehrbaren Jungfern. Laß uns gehen." —

5.

Und bald gingen sie Alle, selbst der Bräutigam. Grabow war nach und nach stiller geworden, besonders seit beim Verlobungsmahle Elsbeth's Uebermuth immer höher stieg. Nun wußte er, worüber sie lachte; sie verhöhnte seine Mühe, seine Zuneigung, sie gab sich nicht das Ansehn, ihn zu ver-

achten aber zu haſſen, ſie verſpottete ihn. — Er konnte ſich nicht in dieſen Zwieſpalt von Sonderbarkeiten finden. Wärs ſie böſe geweſen, zornig, gleichgültig, das Alles hatte er vorher berechnet, aber der bittere übermüthige Spott fraß grimmig in ſeiner Bruſt und verkehrte faſt die Liebe in Rache. Eins nur ſtand feſt: Er wollte ſie haben und Gott ſelbſt nicht ausliefern. Wie er ihren Stolz brechen, wie er ihre Thränen erpreſſen, ihren übermüthigen Sinn hinſterben ſehen wollte in kleinlicher Verzagtheit, das zu denken gewährte ihm Erheiterung.

Aber früh brach er auf, die Gäſte folgten und wie ſie fort waren, riß Elsbeth die Blumen aus dem Haar, ſie warf das Seidenkleid fort, den Spitzenkragen dazu und den Ring ſchleuderte ſie verächtlich in einen Kaſten. — Die Mutter ſprach einige zürnende Worte, aber die Tochter ſah ſie ſtreng und ſcharf an, daß ſie roth wurde und die Augen niederſchlug. —

„O! mein Kind," ſagte ſie leiſe und faſt weinend, „Gott iſt mein Zeuge, nur zu Deiner Ehre und Glückſeligkeit habe ich Alles fügen helfen."

„Mutter," verſetzte ſie ruhig, „ich will glauben, was Du ſagſt, obwohl ſchon viele Mütter, wie Du ſprachen, wenn ſie Elend über ihr Kind brachten. Ihr habt mich fortgeſtoßen in mein Glück, nun ſo laßt es denn wachſen, und wundert Euch nicht, wenn die Frucht anders ſchmeckt als die Blüthe."

Die Mutter wollte etwas erwiedern, als an die Thür geklopft wurde und die alte Frau hereintrat, bei welcher,

wie ſie wußten," Eberhard wohnte. — Sie ſah erſchrocken aus und rang die Hände mit ſchmerzlichem Ausruf, ehe ſie ſprechen konnte. Erſt nach einiger Zeit fing ſie an zu erzählen, wie in der Mittagsſtunde ein Offizier und zwei Corporale in ihr Haus gekommen ſeien, wie ſie nach dem jungen Menſchen, dem Eberhard, gefragt hätten. Darauf wären ſie in ſeine Stube gegangen und hätten laut und heftig mit ihm geſprochen. — „Da haben wir einen hübſchen Vogel erwiſcht," hatte der Lieutenant lachend geſagt, „leugnen hilft Ihm gar nichts, ein Berliner iſt Er nicht, das wiſſen wir beſſer und wollen es Ihm beweiſen. — Vorwärts, angezogen und keine Umſtände. Er iſt Soldat und für die Betrügerei ſoll er ſeinen verdienten Lohn erhalten." — „Das arme junge Blut," fuhr die Frau weinend fort; „wie er ausſah, als ſie ihn fortſchleppten, die rohen laſterhaften Soldaten, die ſeinen Schmerz verlachten, das iſt nicht auszuſprechen. Ich ſchrie laut und ſchimpfte auch wohl, da faßten ſie mich an meine kraftloſen Arme und ſtießen mich, wie einen Ball, in die Stube hinein. Aber das gute fromme Kind hatte mich ſo rührend angeſehen, daß ich ihn gleich verſtand, was er wollte. — Ich ſollte zu Euch gehen, Euch ſein Leid klagen, ob Ihr ihm nicht helfen könntet." —

„Wie können wir helfen, wir armen Leute," ſagte Margarethe betrübt. „O! der arme gute Eberhard, mein Leben gäbe ich her, wenn wir ihn loskriegen könnten. Jetzt fällt mir etwas ein," rief ſie plötzlich, „Grabow wird ihm helfen, der muß ihm helfen, der gute, liebe, wohlthätige Mann, er weiß gewiß einen Weg."

„Weil er den Weg wußte, den Unſchuldigen zu verderben,“ ſagte Elsbeth mit dumpfer Stimme, „aber nun iſt es auch um ihn geſchehen; nun will ich den alten Heuchler auch zu Schanden machen.“ — Margarethe blickte erſtaunt zu ihr auf, ſie erſchrack von ihr. — Das große Mädchen ſtand ganz verwandelt. Die Ruhe und der Spott waren von ihr gewichen, ihr Auge glühte und blitzte, die reichen blonden Flechten und Locken, aus denen ſie Kranz und Blumen gerißen hatte, ringelten, wie Schlangen, auf dem glänzenden Halſe und dem jungen wogenden Buſen. Sie ſtieß die reichen Kleider ganz von ſich, und in dem knapp anſchließenden Röckchen ſah die hohe ſtolze Geſtalt faſt wie die blauäugig ſchöne und doch ſo furchtbare Kriegsgöttin der Alten aus. Die weißen Arme hielt ſie zürnend aufgehoben, ganz ſtill, nachſinnend, mehrere Minuten, während die Frauen weiter klagten, dann ging ſie plötzlich hinaus.

Sie öffnete die Thür in dem kleinen Zimmer ihres Vaters mit ſchneller ſtarker Hand. Der alte Mann ſaß in der tiefen Ecke am Fenſter, ohne ſich zu bewegen. Sein hageres Geſicht war ſtarr aufgerichtet, durch die kleinen Scheiben fiel das Abendlicht herein; mit ſeinem warmen rothen Schimmer zitterte es tröſtend auf den kummervollen Zügen hin und her, und verlieh den Augen des Greiſes einen wunderbaren Glanz.

Elsbeth war tief ergriffen davon. Das weißliche Haar des Vaters leuchtete wie Flammen- oder Heiligenſchimmer; ſein Geſicht war voll Angſt und Schmerzen, ſein Blick flehend und verzweiflungsvoll zu den kleinen rothſchimmernden

Wolken gerichtet und die krampfhaft gerungenen Hände fest in einander gepreßt. Ein grausamer Kampf der Seele malte ſich in ſeinen verwilderten Zügen, die ſchreckliche Ueberzeugung, daß ſeine Gebete vergebens ſeien, daß kein Gott ſich ſeiner Leiden erbarme.

Elsbeth kniete an ſeiner Seite und wie ihre warmen Hände ſeine kalten Finger umfaßten und zu löſen ſuchten, ſah er auf ſie nieder ohne Zeichen der Verwunderung mit derſelben troſtloſen Reſignation. „Warum biſt Du hier," ſagte er, und Seufzer erſtickten ſeine Stimme, die mühſam Worte fand, „kommſt Du, mein einziges Kind, um Deinem Vater zu fluchen?" — Hier ſchüttelte er ſeinen großen Körper, als laufe Froſt darüber hin. Sein Kopf mit den halb geſchloſſenen Augen ſank ſtumm und müde auf ſeine Bruſt. In der nächſten Zeit aber richtete er ſich ſtolzer empor: eine zornige Begeiſterung ſchien ihn zu ergreifen. Der einfache Mann fand plötzlich die Beredſamkeit eines unglücklichen ſündigen Geſchöpfes, das, nachdem es vergebens im Himmel und auf Erden nach dem Erlöſer geſucht hat, ſich der Energie eines unvermeidlichen Geſchickes überläßt.

„Fluche mir," ſagte er, „Du wirſt dadurch nichts ändern. Segen und Fluch der Menſchen ſind leerer Schall, ein Hohngelächter für die böſen Geiſter. Glaube an Gott, mein Kind, Du biſt fromm, ja glaube, daß es ein Weſen giebt, das ſich der Guten erbarmt, Du haſt den Troſt nöthig, aber glaube nicht, daß Gott ein Ohr hat für den Sünder. — Steht es nicht in der Bibel," rief er, und ſeine ſchmetternde rauhe

Stimme ſank zum Flüſtern herab, „ſagen es nicht alle Orte, ſchauen es nicht die Thiere aus, wie die Menſchen, daß dem Sünder vergeben ſein ſoll? — Es iſt nicht wahr, ihm wird nie verziehen! Gieb ein Haar Deines Hauptes dem Teufel und er läßt Dich nicht los, Du biſt ihm auf ewig verfallen. — Und wärſt Du es allein," fuhr er langſamer fort, „wäre es Dein verfluchter ſündiger Leib, Du könnteſt Dein Verbrechen ſühnen, Du könnteſt empfangen, was Du verdienteſt und in Frieden ſterben. — Aber die Sünde iſt ein ewig dürſtendes Ungeheuer, Gott rächt die Thaten in's zweite und dritte Glied, er läßt die Unſchuldigen büßen, was ihre Väter und Urväter verbrochen. O! Elsbeth, ach! mein armes herzliebſtes Kind', da knieſt Du vor mir in dem rothen Sonnenmantel, wie ein wahres Gottesbild, ſo heilig, jung und ſchön. — Kann Gott Dich verderben laſſen?! O! Erbarmen, Erbarmen! Kann es ein gnädiges allmächtiges Weſen geben und es hat kein Mitleid mit Dir und mir?!"

Elsbeth hatte ſich leiſe aufgerichtet und nun ſchlang ſie die Arme um ſeinen grauen Kopf, drückte ihn an ihren jungen Buſen und ſah mit den hellen Augen ihn ſo lange zärtlich an, bis die Thränen heiß und in reichen Quellen auf ihn niederfloſſen. Wie ein Engel ſtand ſie über ihm hingelehnt, und unter ihren Küſſen und Friedensworten ſchmolz der Schmerz von ſeinem Herzen. Er faßte ſie mit ſeinen beiden Armen, dann begann er zu weinen und ihre Küſſe zu erwiedern, und mit zitternder Stimme ſagte er: „Mein, Gott hat mich nicht verlaſſen. Er hat Dich mir gegeben, Du liebes Kind. Ich will die Schmerzen beſiegen und die

wieder zu uns fand, konnte selbst sein immer trübes Auge meine Heiterkeit nicht ganz verscheuchen. Er sah, wie mich dünkte, scharf auf meine Blumen, ich wollte ihm danken, aber Helbern verließ mich nicht einen Augenblick, und so konnte ich nur im allgemeinen meine Freude äußern. Ueberhaupt bemerkte ich diesen Tag zuerst an Helbern eine Bemühung, mir zu gefallen, eine gewisse zärtliche Vertraulichkeit, die mir nur darum weniger auffiel, weil meine Seele mit zu verschiedenen Regungen erfüllt war, um darüber nachzudenken. Er saß neben mir, und unterhielt mich unaufhörlich, während Bernhard mit finsterm Blick an der Seite stand. Meine Mutter näherte sich uns freundlich. Nun, Anna, sagte sie, mich dünkt, Du bist recht froh seit einigen Stunden. Gewiß, antwortete ich, liebe Mutter, ich bin es, alles hat sich ja bestrebt, mir Freude zu machen, sollte ich das nicht erkennen? Nun so versuche doch, ob Du nicht auch diesen Traurigen erheitern kannst, mein Kind, fuhr sie scherzend fort, — Ihr Beiden seht wohl kaum, wie trübe er neben Euch steht, man muß nicht nur an sich denken. Mit diesen Worten führte sie Bernhard mir zu, und mit zitternder Stimme redete ich ihn an: Warum sind Sie doch so düster, lieber Herr Bernhard, gerade heute, da fröhliche Theilnahme mir so wohl gethan haben würde. Ihre kummervolle Miene stört meine Freude, ich kann nicht froh seyn, wenn ich Sie traurig

Schande, Du ſollſt dem Teufel nicht angehören, der mich zur ſchrecklichen Sünde verleitet hat.“

„Nein, Vater,“ ſagte Elsbeth, „Gott verläßt keinen, der ihn nicht verläßt, und nimmer hat der böſe Feind Macht über uns, wenn wir nicht wollen. — Ich fürchte mich nicht, Vater; ich bin ſo muthig, wie ein König; es iſt, als ſpräche eine höhere Stimme, daß ich Dir Vergebung und Verſöhnung verkündigen ſoll.“

Sie ſetzte ſich auf die kleine Bank zu ſeinen Füßen, ſah voll Ruhe zu ihm auf und küßte ſeine Hände. — „Ich nenne Dich nun Du,“ ſagte ſie, „obwohl ich es ſonſt nie gethan, denn Du ſollſt mir vertrauen, was Du noch Niemandem anvertraut haſt. — Ich bin das beſte Stück von Deinem Herzen und Deinem Leben, mein Vater. Die heiße Liebe zu Deinem Kinde leuchtet überall hervor, mein Glück und meine Freude waren immer Deine Sorge, wie kannſt Du mich alſo nun dem böſen ſchlechten Menſchen hinwerfen und mich elend machen für alle Zeit? Ich habe wohl geſehen, wie er Dich mit einem Geheimniſſe plagt und zwingt, und wie Du davor zitterſt. Der böſe alte Wicht lacht dazu, er verlacht Deinen Gram, er ſelbſt fürchtet nichts, und darum iſt es ſicher, daß mit der Schlechtigkeit die Lüge verbunden iſt. — Ich habe geſchwiegen bis jetzt, denn ich war überzeugt, es müſſe etwas geſchehen, das mich befreie, indem es ihn verdürbe: das iſt nun Alles auch gekommen, und nun mußt Du reden, liebſter Vater, nun mußt Du mir entdecken, womit er Dich plagt, dann wirſt Du auch erlöſt ſein.“

Sie ſagte das mit ſo vieler Innigkeit und Ueberzeugung,

daß ein Gefühl des Glaubens das düstere Gemüth des Alten durchdrang. Sein bleiches Gesicht war plötzlich von einer jähen Röthe überzogen worden, seine Augen irrten umher, bald bittend, bald verwirrt und voll Bestürzung und Schrecken. Elsbeth sah ihn sanft und voll Liebe an. — „Du armer Vater," sagte sie, „was mußt Du gelitten haben?! Ach! öffne doch Dein gequältes Herz Deiner Elsbeth, die so voll von heißer Begier ist, Dein Leid mit Dir zu theilen. — Rede, liebster Vater, der Trost der Mittheilung an ein liebendes tröstendes Wesen ist ja schon ein Himmelsglück."

„Und wenn ich nun bekennen müßte," sagte er mit leiser schwankender Stimme, „daß ich ein elender verworfener Mensch bin, ein Verbrecher, der den Tod verdient, ein Dieb, o, Jesus! ein Mörder!"

Elsbeth blickte ihn traurig aber fest an. „Ich kann's nicht glauben," sagte sie, „wenn es aber auch wahr wäre, so hat der Grabow es sicher angestiftet, und Deine Schuld ist gering, denn wie konntest Du mit Deinem einfachen redlichen Gemüth, ein so großes Verbrechen begehen?!"

„Ich war nicht immer so, wie ich jetzt bin," sprach der Kanzellist nach einer Pause, in der er sich zu besinnen schien, ob er sein angsterfülltes Herz öffnen sollte — „ich war ein rascher wilder Kerl, der das Blut nicht fürchtete. Gott ist mein Zeuge! ich habe keine Grausamkeit begangen, aber ich war ein Soldat des großen Friedrich's, und ich war stolz, wie ein alter Grenadier sein kann, der den Schwerin vom Schlachtfelde tragen half. Es half aber Alles nichts," fuhr er fort und ballte die Fäuste: „Sei ehrlich, wie Du willst,

Dein Leben lang, trage den Kopf hoch in Deinem Stolz und fürchte Dich vor dem Teufel nicht, einmal kommt gewiß eine Minute, wo er Dich anpackt, Du weißt nicht wie, und je stolzer Du bist, je sicherer hat er Dich. — Hast oft wohl schon von der grausamen Schlacht von Torgau gehört," sagte er, als Elsbeth nichts erwiederte, „da war's, da faßte er mich. — Wir hatten gefochten den ganzen Tag, und wie die Nacht kam, es war eine bitter kalte Nacht, wußte Niemand wer gewonnen hatte. Alles war in Verwirrung durch einander in dem großen Walde; unter Vanduren und ungarischen Husaren lief ich umher, und keiner that dem Andern ein Leid. Was ging uns der Krieg der Könige an; wir schüttelten uns die blutigen Hände und schworen gute Freunde zu sein diese Nacht über, und sicher neben einander zu schlafen. — Ich lag an einem Feuer unter lauter undeutschem Volk und versuchte zu schlafen. Da stand eine große Gestalt vor mir, in einen Mantel eingewickelt, das war der Grabow. Wir redeten ein Paar Worte, dann hieß er mich aufstehen und ihn begleiten. Ich hätte wohl nein sagen können, denn Subordination hatte aufgehört, aber ich that's doch, obgleich ich den Lieutenant niemals leiden mochte; das war aber der Teufel, der hatte meine Haare schon gefaßt, denn leugnen kann ich's nicht, er flüsterte mir zu: Komm mit, Kerl, wenn Du die Tasche voll Geld haben willst; und wie er das sagte, regte sich die Lust, eine Gier lief durch meine Adern, ich faßte mein Kurzgewehr und stand auf."

„Nun führte er mich tief in den Wald hinein und redete leise mit mir. Was er sagte, soll meine Zunge nicht wieder-

holen, aber seine Worte gingen, wie Feuer, durch mein Gehirn, und zuletzt war ich gar nicht mehr, wie ich sonst war. Es flimmerte vor meinen Augen wie lauter Gold, ich sah nichts mehr als die blanken Stücke, die schweren Säcke voll, und der Versucher hatte sein Spiel gewonnen. — Es war dunkel und kalt. In der Ferne brannten Dörfer und Häuser, zahllose Wachtfeuer schimmerten durch die kahlen Bäume, deren Wipfel und Aeste von den Kugeln zerschmettert waren. Wo wir aber gingen war kaum ein fahler Dämmerschein, der sich mit dem zitternden Licht der Wintersterne vermischte. Zuweilen strauchelten wir und fielen über Leichen, denn wir waren auf dem Schlachtfelde und ich kannte den Ort wieder, wo wir an der Waldleiste zuletzt gefochten und uns dann zerstreut hatten. — Endlich waren wir in einem dichten Fichtengehölz, wo ein Weg sich zwischen sandigen hohen Waldrändern fortzog. Es war so finster, daß Grabow mich an der Hand führte. Plötzlich stand er still, das Gehölz öffnete sich vor uns zu einer kleinen Heidefläche, auf der ich Pferde schnauben hörte. Oben rauschte der Wind und jagte die Nachtwolken vor sich her. Ich erkannte die dunkeln Umrisse eines Wagens, zu dem wir näher schlichen. Es ist unsere Regimentscasse, sagte er leise und kein lebendiges Wesen ist hier: Du bist ein Kerl, der einen guten Fang verdient. Ein Narr, der das Glück nicht benutzte und in dummer Ehrlichkeit etwa dem Könige wiedergäbe, was jetzt nicht mehr sein ist. — Drauf und dran! Sprenge das Schloß mit Deinem Bajonnet, dann wollen wir uns ein gutes Plätzchen suchen und den Bettel einpflügen in Gottes Erde, bis es Zeit

iſt reich zu werden. In dem Augenblick ſtand er ſtill und preßte meine Hand feſt, indem er auf den Wagen deutete. Ein falber Schein zog am Himmel auf, der mitternächtige Mond kam gelb und dunſtig über die fernen hohen Bäume, und ſah uns an. Es rieſelte nebelgrau durch das öde Waldplätzchen, und nun ſah ich zwei halbtodte Pferde auf dem Boden liegen, den Wagen mit eingeſunkenen Rädern an einen Graben gelehnt, und vorn an dem Gegitter eine Menſchengeſtalt, die den Kopf, wie ſchlafend, auf die Bruſt ſenkte. Der Mantel war ihm von der einen Schulter gefallen, der Kragen und die ſilbernen Achſelſchnüre ſchimmerten; da erkannte ich das Geſicht auch: es war unſer Capitain! — Grabow ſprach nicht, aber er drückte meine Hand mit eiſerner Gewalt. Ich ſah ihn an. Hohe und grimmige Entſchloſſenheit ſtanden in ſeinen Mienen. Er hatte manches Leid zu rächen. Er war ein tapferer Soldat, aber er diente ohne Beförderung ſchon lange, denn beim Militair iſt es ſo: wer nicht weiß den hohen Vorgeſetzten zu ſchmeicheln, oder wem nicht beſondere Rückſichten und Zufälle günſtig ſind, der wird nicht weit kommen. Und Grabow war ein wilder, leidenſchaftlicher Mann, und obenein einer, der da glaubte weit eher berufen zu ſein, hoch zu ſteigen, als die meiſten von denen, welche oben ſtanden. Das ließ er merken und ſie vergaben es ihm nimmermehr. Den Capitain hatten ſie ihm auch vorgeſchoben. Er war roh und tyranniſch, wie die meiſten in jener Zeit; nicht beſſer und nicht ſchlechter, die Zeit brachte es mit ſich. Mancher, den er ſtrafen ließ, hätte wohl dieſen Augenblick zur Rache gewünſcht, und wie nun Grabow auf ihn

deutete, ſo ſtarr und ingrimmig, da murmelte eine Stimme leiſe in meinem Ohr ein ſchreckliches Wort, das lief durch meinen Kopf, durch mein Herz, durch alle mein Gebeine, laut und immer lauter, bis es ein Löwengebrüll war, und ich nichts mehr hörte. — Ich weiß nicht, ob es Grabow mir zuflüſterte, ob es der Wind rauſchte, ob der Mond es ausſprach, oder der Teufel in meinem Herzen, aber im nächſten Augenblicke war es geſchehen. Mein Bajonnet ſenkte ſich, ich lief gegen den Wagen, meine Füße ſchienen den Boden nicht zu berühren. Mitten durch die Bruſt fuhr der Stahl, durch und durch. Der Mantel fiel nieder, kein Schrei wurde gehört. Er machte auch keine Bewegung, der Tod war ſchneller als alles Leben in ihm. Dann glitt der Körper über die Deichſel des Wagens. Mit einem Ruck riß ich das verkrümmte Bajonnet heraus. Nun fiel der Kopf über den Nacken hin. — Die Augen waren offen — der Mond ſchien kalt und klar hinein — ſie ſtarrten mich an — ſie riefen Rache und Verderben auf mich — allbarmherziger Gott! ſie haben es erfüllt in jeder Stunde. — Wie ich ſtand und den Todten anſtarrte, faßte mich Grabow und ſchüttelte meinen Arm. — Unglücklicher! ſprach er mit leiſer, feſter Stimme, was haſt Du gethan? — Er iſt todt, ſagte ich. — Es ſtarb mancher gute Menſch hier. — Mancher, erwiederte er, der beſſer war wie dieſer und Niemanden leid that auf Erden; aber er war Dein Offizier, und wäre die Nacht nicht ſo finſter, ich würde ſchwören können, Du habeſt ihn ermordet. — Ermordet! das Wort machte mich ſchaudern. Mörder! ſchrie es in mir, mein Muth ſank zuſammen, ich zitterte. — Fürchte nichts,

ſagte Grabow kalt, ich bin Dein Freund. Was iſt ein Menſchenleben mehr oder weniger hier auf dem großen Mordfelde? — Trügſt Du einen weißen Rock, wärſt Du ein Oeſterreicher, man belohnte und belobte Dich um dieſe tapfere That. — Siehſt Du, Narr, ſagte er dumpf und ſchüttelte mich, das iſt die Gerechtigkeit der Welt, die Moral dieſer verſtändigen Beſtien und ihrer Lenker. — Wie er in ſeiner Weiſe heiſer lachte und mich mit den kleinen, brennenden Augen anſtarrte, kam er mir zum erſten Male, wie der Teufel vor, der mich verſucht hatte. — Faſſe die Beine des Todten, ſagte er, und wirf ihn bei Seite, er hindert uns. — Ich verſuchte, ſeinem Befehle nachzukommen, aber meine Hand erſtarrte, ich zog ſie zurück. — Machen Sie mit mir, was Sie wollen, murmelte ich, ich kann nicht weiter helfen. — Er ſtieß mich zurück. — Memme! ſagte er, ich hätte Dich für einen andern Kerl gehalten. Gieb mir Dein Bajonnet. Er nahm es ſich ſelbſt und beugte ſich zu dem Liegenden nieder. Ich ſah, wie er ihn mit Ruhe unterſuchte. Er iſt kalt, murmelte er, und indem er das ſchreckliche Wort ausſprach, hob er die Leiche auf, daß ſie gerade vor ihm ſtand. Aber er war zu ſchwach, obwohl er als ein Mann von großer Kraft bekannt war. Der Erſchlagene fiel aus ſeinen Armen, er ſchien auf mich zuzuſchreiten, ſeine Hände nach mir auszuſtrecken, und von jäher Furcht gefaßt, ſprang ich in's Gebüſch und lief athemlos den Feuern in der Ferne zu. — An einem kleinen Graben ſtrauchelte ich und hörte mit neuem Entſetzen das heiſere Lachen durch den Wald voll Blut und Leichen ſchallen. Schreckliche Geſtalten tanzten vor meinen Augen, entſetzliche

Thau marterten mich, ich meinte, der Ermordete käme durch die mondlichten Baumstämme und riefe seinen Mörder. In meiner Angst rannte ich gegen einen Baum und stürzte ermattet von Anstrengung, Seelen- und Körperleiden zu Boden. — Lange lag ich, dann raffte ich mich auf und schlich mit erstarrten, gelähmten Gliedern an das Feuer der Kroaten. Mein Gewissen marterte mich mit tausend schrecklichen Vorstellungen der Entdeckung meiner That, tausend Pläne zur Flucht und List gingen durch mein Gehirn. Endlich schlief ich ein und erwachte durch das Schütteln einer starken Hand. Er war es, er stand vor mir, so ruhig, als sei nichts geschehen. Es war Tag und in demselben Augenblick hörten wir in der Ferne das Siegesschießen unserer Kanonen. — Corporal Spangenberg, sagte er, nehmt Eure Waffen und transportirt diese gefangenen Oesterreicher in unser Lager. Der König hat die Schlacht gewonnen. — Er sprach wahr, und willig ließen sich die zahlreichen Gefangenen von uns fortführen, weil es unser Accord so war, den sie zu halten hatten. Als wir weiter zogen, rief er mich bei Seite. Hört Corporal, sagte er, ich träumte heute Nacht von einer gefüllten Regimentscasse. Ich sprengte das Schloß mit einem Bajonnet, das ich dann fortgeworfen habe, weil es krumm und voll Blut war, aber ich hatte mich sehr getäuscht. — Eine geringe Summe war die ganze Beute; schlechtes Kupfer von den beliebten Berliner Thalern, mit denen uns der große Monarch gnädigst bezahlt, zum Glück aber auch ein Päckchen Dukaten. Als ich am Morgen aufwachte, lag wirklich ein solches Päckchen bei mir. Ein Oesterreicher mag es verloren

haben, ich will es aber nicht allein behalten und mit Euch theilen. — Er reichte mir eine ziemlich ſchwere Rolle hin, ich wendete mich ab. Ich wußte wohl, daß er mich bei alledem betrog; denn die Regimentscaſſe enthielt zehntauſend Thaler, das hatte ich kurz vor der Schlacht erfahren. Dummkopf! ſagte er, ich befehle Ihm das zu nehmen, und dann faßte er meine Hand und fuhr leiſe fort: Kein Wort mehr davon. Sei Er ein Mann, ſtreich Er dieſe Nacht auf ewig aus ſeinem Gedächtniß; ich habe Alles vergeſſen, weiß nichts mehr. — Aber iſt denn das möglich für den Sünder?!" rief der Kanzelliſt, und ließ ſeufzend den Kopf ſinken. „Daß man nicht vergeſſen kann, das iſt ja das Entſetzliche. — Mitten in Freude und Luſt ſteigen die blaſſen Schatten der Vergangenheit auf, und wenn der Schmerz uns plagt und die Leiden der Erde uns heimſuchen, dann erwacht die geheimnißvolle Stimme und ſchmettert die entſetzliche Anklage in unſere Bruſt, wie die Trompeten des ewigen Gerichts."

Hier ſchwieg er, und ſagte dann nach einer Weile mit erlöſchender Stimme: „Nun weißt Du Alles, nun urtheile über Deinen Vater, nun frage Dich, ob uns zu helfen iſt!"

Da ſtand Elsbeth auf, voll Kraft und Freudigkeit. „Sei getroſt," ſprach ſie, „uns muß geholfen werden; ja, uns wird geholfen werden. Nur nicht müßig die Hände in den Schooß gelegt, jetzt gilt es mit dem Böſen zu ſtreiten."

„Wo willſt Du hin, Elsbeth," rief der Kanzelliſt, als ſie raſch fortging.

„Laß mich gehen," verſetzte ſie, „es wird Alles gut werden."

Nun eilte ſie in ihre Kammer, zog ihre reinlichen, ärmlichen Kleider an, band das Mäntelchen um, und die Capote und ſchlüpfte dann durch die Küche auf die Straße, ohne daß die Mutter es merkte. — Es war kalt, die tiefe Dämmerung wollte in Nacht übergehen. Elsbeth glühte über und über, ihr Herz zitterte vor leiſem Bangen und tiefer Wehmuth. Was ſie gehört hatte, ſchnitt, wie mit ſcharfen Meſſern in ihre Bruſt. Ihr Vater ein Mörder, ein Verbrecher, über deſſen ſchuldigem Haupte das Beil des Henkers ſchwebte! Sie ſchauderte vor Entſetzen, aber ihr Kopf war klar und hell. Er ſagte ihr, es müſſe anders ſein und ſich anders wenden; er ſtellte ihr jedes Falls den armen gutmüthigen Mann als den Verführten, den Grabow aber als den eigentlichen Verbrecher dar. — Nun wußte ſie ſelbſt nicht recht, was zu thun ſei. Sie wollte mit dem Lieutenant ſprechen, ihm ſagen, was ſie wußte, ihm drohen, wenn er drohte, und der Vorſehung das Weitere übergeben.

Mit dieſen Gedanken erreichte ſie das Haus, wo er wohnte. Er hatte es ſo oft beſchrieben mit allen ſeinen Einrichtungen, daß Elsbeth gut Beſcheid wußte, und doch zitterte ſie vor dem Wagſtück, das die unbeſcholtene Ehre einer Braut ſelbſt verletzen konnte. — Der Himmel begünſtigte aber ſichtlich ihr Unternehmen, denn die Thür, ſonſt immer verriegelt, war nur angelehnt. — Leiſe trat ſie ein, verſtohlen ſchlich ſie die Treppe hinauf und angſthaft ſtand ſie oben ſtill, als ſie die rauhe Stimme ihres Verlobten hörte. — Wie das große Mädchen ſich an der Thür emporrichtete, entdeckte ſie einen Spalt oben in der Einfügung. Nun trat ſie auf

ſehe, und' nicht wahr, Sie wollten doch, daß ich es wäre? Er bückte ſich tief, ſtammelte etwas von ewigem Antheil an meinem Glück, und verließ ſchnell den Saal, wo ich mit unruhigen Zweifeln über ſein räthſelhaftes Betragen zurück blieb.

Wir gingen ſpät auseinander. Helbern begleitete mich aus dem Gartenſaal ins Haus. Dicht an der Thür entfiel mir mein Strauß. Ich bückte mich, ihn aufzuheben. Laſſen Sie mir die verwelkten Blumen, theure Anna, bat Helbern, die Ihrigen müſſen immer in friſcher Blüte ſeyn. Nein — rief ich wohl etwas zu lebhaft — dieſe ſind mir auch ſo noch theuer. Meine Mutter mahnte uns ſcherzend, uns gute Nacht zu ſagen; er that es, und indem er meine Hand an ſeine Bruſt drückte, ſagte er noch: ich werde nicht ſchlafen, beſtes Mädchen, das Glück verſcheucht den Schlaf wie der Schmerz, und Sie haben mich jetzt zum glücklichſten Menſchen gemacht.

Verwirrt eilte ich in mein Schlafzimmer. Ich hatte mich von der Mutter weggeſchlichen, denn ihre triumphirend freundliche Miene machte mit Helberns Benehmen ein Ganzes, das mich erſchreckte. Seine Worte begriff ich nicht, aber als mein geſchwätziges Mädchen beim Auskleiden mich fragte, ob ich das ſchöne Geſchenk gefunden habe, und hinzuſetzte, es wäre von dem Herrn Baron, und ihr freilich mit dem Verbot gegeben, den Geber nicht zu verrathen, ſie aber denke,

einen Kasten und sah in die Stube. Grabow saß mit seinem Freunde, dem Capitain, an dem Tische in ungeheuern alten Lehnstühlen behaglich ausgestreckt. Jeder hatte ein Glas vor sich und mehre Flaschen standen, voll und geleert, umher. So tranken sie und rauchten dazu, und der Capitain stieß an auf das Wohl der schönen Elsbeth, wozu Grabow in seiner Weise lachte.

„Ihr habt gut lachen, Freund," sagte der Capitain spottend, „denn wenn Ihr gleich eine Parthie macht, die eben nicht standesmäßig genannt werden kann, so ist es doch ein schönes, junges und wirthschaftliches Weib, das tausend vortreffliche Tugenden besitzt. Aber hütet Euch wohl, daß es Sonnenschein bleibt," fuhr er fort, „daß Euch die Nasen nicht Ellenlang gedreht werden, und nehmt Euren Kopf in Acht, alter Freund Grabow, daß er nicht Auswüchse bekommt."

„Seid ohne Sorge, Herr Bruder," sprach der Lieutenant mit wohlgefälliger Ruhe. „Zu den leichtsinnigen Weibern gehört meine Elsbeth nicht. Sie hat ein verständiges Gemüth trotz ihrer lustigen Sinnesart, und würde die unverschämten Gimpel gut abführen. — Daß sie mich nicht gerade liebt, weiß ich, aber einem Andern wird sie auch sobald ihr Herz nicht hingeben. — Da war ein Mensch, eine Art Musikant, dem hab' ich den Liebestanz aufgespielt, sie werden Beide lange daran denken. — Und meint Ihr denn," fuhr er fort, „ich würde mein Schätzchen hier den Blicken aller Maulaffen preis geben? Lernt den Grabow kennen, Herr Bruder. — Sobald Hochzeit gewesen ist, zieh ich nach

Preußen auf mein Gut in Litthauen, da giebt's für eine Hausfrau zu thun, aber weder Liebhaber noch Muſikanten oder Komödien und ſchlechte Bücher." —

„Das iſt ein verdammter Tauſch!" ſchrie der Capitain lachend. „Wölfe und Bären in den Einöden, ſtatt der bunten Herrlichkeiten, die Ihr dem Volke vorgeſpiegelt habt. Laßt es ſie ja nicht hören, ſie nimmt Euch ſonſt nicht."

„Sie muß," ſagte Grabow, „auch wenn ich's ſagte."

„So könnt Ihr beſondere Künſte," ſprach der Andere. „Möchte wohl wiſſen, wie es möglich war, die Alten und die Dirne ſo feſt zu machen."

„Habt Ihr nie gehört, Freund," erwiederte Grabow verächtlich, nachdem er ſein großes Glas geleert hatte, „was die Menſchen zwingt, ihren Willen anderer, klügerer Menſchen Willen unterzuordnen? — Ihre Dummheit! — Seht das Getreibe der Welt an; es herrſchen in ihr die Stärkſten und die Klügſten, die Einen durch Macht, die Andern durch Liſt. — Es giebt zwei Klaſſen von Weſen: die Weiſen und die Maſſe der Thoren, welche kindiſch glauben, was ihren ſtumpfen Sinnen gelehrt wird. — Der Weiſe macht ſich ſeine Geſetze, der Thor findet ſie fertig und zittert davor, wie das Kind vor der Ruthe. — Kann man dieſe Narren dahin bringen, die Gebote der Mächtigen zu kränken, ſo hat man ein Seil für ſie, das nie reißt."

„Und an ſolchem Narrenſeil führt Ihr ſicher den alten Corporal," ſagte der Capitain.

„Das iſt ein echter und rechter Narr," erwiederte Grabow. „Voll eingebildeter Ehre, auf guten Namen, Ruf und

Amt, voll Furcht vor den Menſchen und ihren Strafen, voll Entſetzen vor Gott und ſeinem Gericht. — Der alberne Patron! Wenn er wüßte, wie wenig er die Alle zu fürchten hätte, er würde plötzlich der glücklichſte Kerl."

„Solch Bettelvolk," ſagte der Capitain, „ſchreit immer am meiſten über Ruf und Ehre, Geſetz und Gott. Es iſt eine Schande, daß ſie ſo etwas denken dürfen. Aber wie habt Ihr ihn denn eigentlich gekirrt?"

Grabow warf einen Blick überall umher, als ahne er die Nähe eines Verräthers, dann beugte er ſich zu ſeinem Genoſſen und ſprach eine Zeit lang mit ſo leiſer, gedämpfter Stimme, daß Elsbeth kein Wort verſtehen konnte. Eine fieberhafte Gluth ſtrömte durch ihren Körper, in Verzweiflung preßte ſie das Ohr an den Spalt, und doch hörte ſie nur unzuſammenhängende Laute. Sie wollte hinabſpringen, mitten in das Zimmer hinein, und Rechenſchaft fordern; Klugheit hielt ſie im entſcheidenden Augenblicke zurück, und das laute Gelächter des Capitains brachte ſie völlig zur Beſinnung.

„Das iſt ein verteufelter Streich!" rief der alte dicke Herr; „aber der Himmelelementer! hätte doch wenigſtens ein Paar hundert Stück Hiebe verdient, obgleich ich nicht weiß, ob ich nicht gelacht hätte, wie Ihr.

„Seine Strafe hat er," ſagte Grabow, „denn das Gewiſſen ſetzt ihm zu, Tag und Nacht. Nun ſeht, welch ein elendes Ding das Gewiſſen iſt! — Den Unſchuldigen quält es mit Höllenpein, und kein Gott ſagt ihm, Deine Leiden ſind umſonſt. Es iſt ein Hirngeſpinnſt, wie all der Tand

Hirngeſpinnſt iſt, den die Pfaffen erfunden haben. Aber Dummheit muß in der Welt ſein, wo käme ſonſt der Edelſinn, die Tugend und Rechtſchaffenheit der Menſchen her? —

„Laßt uns anſtoßen!“ ſchrie der Capitain: „Es lebe die Dummheit! ſie verſchafft Euch altem, gichtbrüchigen Menſchen das ſchönſte Mädchen!“ —

Elsbeth lehnte noch lange den heißen Kopf an die kalte Mauer. Geſtalten und Bilder ſchoſſen, Blitzen gleich, vor ihr auf und ab. Plötzlich aber kam ein Entſchluß. — Sie eilte leiſe aus dem Hauſe, ungeſehen; denn erſt als die Thüre in's Schloß fiel, kam Frau Katharine aus der Stube und zankte die Magd aus, daß das Haus offen geweſen und der Wind es zugeworfen habe. — Sie kam nach Haus, verſchloß ſich in ihre Kammer, und kam erſt am andern Morgen, aber ganz froh und heiter zum Vorſchein. Den blaſſen Vater küßte ſie und drückte ſeine Hände bedeutungsvoll, dann hörte die Mutter ihre helle Stimme aus der Küche ſchallen, und ein Liedchen ſingen. Sie lachte mit der Nachbarin, und leiſe ſprach Frau Margarethe: „Guter Gott! entweder iſt ein Wunder geſchehen und ſie liebt den alten Mann wirklich, deſſen rothe Naſe doch geſtern gar zu abſcheulich ausſah, oder ſie will verrückt werden. Ach! ich arme elende Frau!“

9.

Wenige Stunden ſpäter ſchlüpfte Elsbeth aus dem Hauſe. Beflügelt leicht, als werde ſie verfolgt, eilte ſie durch die Straßen. Sie hatte ihren beſten bürgerlichen Sonntagsſtaat an. Das Mützchen, mit Flittern geſtickt, ſaß zierlich und

doch ehrbar auf den blonden Flechten, die steifen Röcke gaben dem kräftigen, großen Mädchen etwas Madonnenhaftes und im Auge lag eine Entschlossenheit, welche das ganze Gesicht überstrahlte.

Langsamer ging sie erst, als sie die Lindenpromenade erreicht hatte. Nun stand sie zuweilen still und sah sich um, als erwarte sie Jemand, dann sprach sie vor sich hin und ging zögernd weiter. — Plötzlich hörte sie ein Geschrei und alles Blut strömte in ihr Gesicht; ihre Augen funkelten, so schnell sie konnte, lief sie dem Thore zu. — Da kam ein Reiter auf einem hohen weißen Pferde die Straße herab. Ein kleiner, alter Herr, ein wenig nach vorn gebeugt, drei aufgerollte Locken an jeder Seite des Kopfes, der größer schien, als er zu diesem Körper paßte, und mit wunderbar markigen und eckigen Zügen ausgestattet war. — Mit seinen großen hellen Augen sah er überall umher, und schien auch Alles wohl zu bemerken, denn einige Male hielt er sein Pferd an und fragte Vorübergehende nach Dingen, auf welche er seinen Krückstock richtete. — Von Zeit zu Zeit lüftete er auch den kleinen dreieckigen Hut, um die ehrerbietigen Grüße der Bürger zu erwiedern, und dann blickte er mit wohl zu erkennender Lust und Güte auf den Schwarm von Kindern, der ihn und sein großes Pferd umgab. — Einige dieser kleinen Buben hielten sich an den Steigbiegeln fest, Andere faßten das Pferd an dem Schweif, ließen sich mitziehen und zupften ihm wohl gar ein Paar Haare aus. Die übrigen geizten sichtlich um die Ehre, dem edlen Reiter so nahe als möglich zu sein; sie tanzten und sprangen vorauf, und schrien, und ließen ihn

hoch leben. — Der alte Herr ſah ſich dann zuweilen um, beſonders wenn ſie es am Pferdeſchweife zu arg trieben, und indem er ſeinen Krückſtock und ſeine Stimme erhob, die aber gar nicht zürnend klang, rief er: „Jungens, macht mir den Schimmel nicht ſcheu!“ eine Warnung, die mit Gehorſam für einen Augenblick und mit neuem Freudengeſchrei begleitet ward. — Einige Male hielt der Herr auch an, um Leuten aus den untern Ständen, oder in fremder ländlicher Tracht Bittſchriften abzunehmen, welche er mit Würde empfing und freundlich ernſt mit ihren Ueberreichern redete. Es war ein merkwürdiger Anblick, wie er immer weiter zog, ohne einen Diener, in der Mitte jubelnder Kinder; ein Anblick, der für unſere Zeit unmöglich geworden iſt, deſſen wenige Greiſe ſich kaum noch, wie einer Fabel, erinnern.

Plötzlich drängte ſich Elsbeth an ſeinen Weg und hielt in den aufgehobenen Händen ein Papier.

Der Herr hielt ſein Pferd wieder an und winkte ihr näher. — „Was will Sie?“ ſagte er. „Hülfe und Gerechtigkeit, allergnädigſter König!“ erwiederte Elsbeth muthig.

„Wer iſt Sie?“ fragte der König im ſtrengen Tone.

„Eines Soldaten Tochter, Majeſtät.“ — Sie nannte ihren Namen.

„Wer hat Ihr denn was gethan?“ ſagte der König und blickte freundlich herunter.

„Es ſteht Alles hier geſchrieben,“ erwiederte Elsbeth und machte einen tiefen Knix, indem ſie dem Monarchen ihre Bittſchrift hinreichte.

„Gut," erwiederte der hohe Herr, indem er dieſe einſtecken wollte, „ich werde es genau durchleſen."

„Ach! Majeſtät," rief Elsbeth bittend und faltete die Hände, „wenn Sie es doch jetzt thäten, jetzt gleich."

Die ernſten Züge des großen Königs ließen ein halbverſtecktes Lächeln zu. Er wies auf den Haufen der Kinder und ſagte: „Ja, wenn die Jungens es mir erlauben, will ich's thun."

Elsbeth ſtellte ſich abwehrend dicht heran und rief: „Kinder, ihr müßt jetzt ruhig ſein, der König will es haben und ich befehle es euch!" Damit trieb ſie die Knaben zurück, ſchlug einigen derb auf die Finger und der König ſah lächelnd herunter und ſprach: „Sie iſt ein guter Alliirter, ſo wird's gehen." Er durchflog den Brief, aber nach einigen Augenblicken wurde er ſehr ernſt. Seine blauen Augen waren voll Zorn, der auch in ſeiner Stimme lag. — „Ihr ſoll Recht werden," ſagte er, „ich will die Sache unterſuchen; hat Sie aber gelogen und will Leute von Diſtinction verläumden, ſo marſchirt Sie in's Spinnhaus."

„Ich habe nicht gelogen, gnädigſter König," ſagte Elsbeth mit dem Stolz eines guten Gewiſſens, „ich fürchte mich nicht."

Der König ſah ſie mit ſeinem eigenthümlich ſcharfen Blicke an. „Gut für Sie," ſagte er; „geh' Sie jetzt nach Haus und ſchweige Sie ſtill bis morgen."

So ritt der hohe Herr fort mit ſeiner Escorte, welche ſogleich das alte Spiel begann. Elsbeth aber war ſo voll Freude, daß die hellen Thränen ohne Halt aus ihren Augen

ſtürzten. Viele Menſchen hatten ſich geſammelt und fragten neugierig, was ſie denn hätte, der König ſei ja bitterböſe, und wenn ſie klug wäre, ſollte ſie ja nicht bis morgen warten, ſondern ſo weit laufen, als ſie immer könnte. Sie riß ſich aber los, eilte durch die Straßen und erreichte ihre Wohnung, eben als Grabow eintreten wollte.

Eine ſonderbare Umwandlung war mit ihr vorgegangen. So lange ſie, nach verſtändiger Leute Anſicht, den hämiſchen Alten verabſcheuen und haſſen ſollte, hatte ſie ihn verlacht; jetzt, wo die Erlöſung ihr nahe war, verabſcheute ſie ihn ſo ſehr, und eine ſchreckliche Furcht ſchlich ſo lähmend durch ihre Glieder, daß ſie ſich an der Thür feſthalten mußte und ihr Körper wie vom Fieber zitterte. Grabow hatte ihre Hand gefaßt und ſah ihr prüfend in's Geſicht. Er kannte die Menſchen, und wußte, was in ihr vorging, als ſie mit gewaltſamer Haſt ſich frei zu machen ſuchte. — „Was iſt denn das?“ ſagte er. „Iſt die Liebe meiner ſchönen Elsbeth ſchon ſo groß geworden, daß ſie ſich mit mir necken und böſe thun will? Warte, Du loſer Schelm, ich ſoll nun auch wohl um ſo zärtlicher ſein, das willſt Du.“ — Er ſah dabei ſo boshaft aus, wie ein Affe, und Elsbeth ſchauderte vor Entſetzen, daß dies alte, böſe Geſchöpf, das ihr recht eigentlich wie ein Teufel vorkam, ſie auch elend machen könne, wie ihren Vater. Im nächſten Augenblick kehrte jedoch ihr Muth zurück. Sie ſah ein, daß ſie nichts verderben dürfe, denn nun galt es, den Liſtigen zu überliſten.

„Wie,“ ſagte ſie in ihrer gewohnten Weiſe, „habt Ihr

noch immer den tollen Gedanken, mich zu heirathen, alter Lieutenant?"

„Mehr als je, mein ſüßes Herz," verſetzte Grabow. „Sind wir nicht verlobt?"

„Und Ihr fürchtet nicht, daß ich Euch dieſe Thorheit bereuen laſſe?"

„Nicht im Geringſten," erwiederte er.

„Gut, wir werden ſehen, ich lache über Euch mit jedem Augenblicke mehr."

„Und ich," ſagte Grabow, „werde lachen, wenn Ihr aufgehört habt, mein Püppchen."

„Ihr habt den armen Eberhard den Soldaten verkauft. Wollt Ihr ihn frei machen?"

„Was geht mich der Bengel an? aber wenn auch, ich machte ihn gewiß nicht frei."

„Gewiß nicht?"

„Ganz gewiß nicht. Laßt ihn pfeifen, den Muſikanten. Dort iſt er an ſeinem Platze. Komm, Elsbeth, Du blondes Närrchen, mach' keine böſen Augen, komm herein und in meinen Arm."

„Nein," ſagte ſie entſchloſſen. „Thut mir einen anderen Gefallen."

„Jeden, wenn ich kann."

„Befreit mich heut von Eurer Gegenwart, mein ſchöner Bräutigam."

„Und morgen," ſagte er ſpottend, „was bekomme ich morgen?"

„Wenn morgen ſo iſt, wie heut," erwiederte ſie ernſt-

haſt, „ſo nehmt mich hin auf immer. Dann ſollt Ihr keine Klage mehr hören, keinen Widerſtand finden, nicht einmal lachen will ich. Ich will Eure Magd dann ſein, ſchleppt mich zum Altar und wohin Ihr wollt.“

Grabow ſchwieg einen Augenblick und dachte nach, was ſie vorhaben könnte. Er ahnte irgend eine Tücke, aber er wußte ſie nicht zu finden. „Gut,“ ſagte er langſam überlegend, „der Henker weiß, welche neue Schelmerei unter den blonden Flechten ſteckt, aber es mag darum ſein. — Morgen alſo, und dann keine Poſſen mehr.“

Elsbeth nickte ihm zu, ſprechen konnte ſie nicht. Grabow muſterte ſie nochmals, dann ſchüttelte er den Kopf, drohte mit dem Finger und drehte ſich kurz um. „Halte Wort,“ ſagte er, „ich werde das meine halten.“

Das ſtarke Mädchen war ſo voller Bangen, daß ſie den Schweiß von der Stirn ſtrich und erſt nach einem Weilchen die Treppe hinaufſteigen konnte. — Die Mutter ſaß am Fenſter und las eifrig in einem alten Gebetbuche. Man ſah ihr auch die innere Angſt und die Reue an, welche über ſie gekommen war. Sie fragte nicht, wo Elsbeth herkomme; von dem Buche ſah ſie ſchnell auf, legte es verwirrt bei Seite und wiſchte heimlich die Augen. So ging es den ganzen Tag fort. Oft ſah Margarethe ihre Tochter betrübt an und wollte mit ihr ſprechen; aber Elsbeth vermied es. Sie zwang ſich dazu, ſo heiter als möglich zu ſein, allein die krampfhafte Luſtigkeit wollte doch nicht ausreichen. Dann fiel ſie wieder in langes, banges Sinnen, wie es werden würde, was der König thun werde; gütiger Himmel!

unter uns brauche es kein Geheimniß mehr — da ward mir alles klar, und mit Schrecken erkannte ich, welche Hoffnungen ich Helbern durch meine unbedachten Worte gegeben.

Ach mehr noch als dies kränkte mich das Erwachen aus meinem süßen Traum und Bernhards Vergessen. Wie verschwenderisch hatte mich Helderns Liebe beschenkt, wie zart hatte er gewählt, was mir Freude machen konnte — er, den ich immer mit Gleichgültigkeit und Kälte behandelte, dessen Neigung zu mir ich kaum bemerkte - und Bernhard, der mein ganzes Herz erfüllte, hatte an diesem Tage nicht ein herzliches Wort, nicht eine Blume für mich, die aus der geliebten Hand mir mehr als alles gegolten hätte.

Ich saß noch in schwermüthiges Sinnen verloren auf dem Sopha, und trocknete die immer wieder vorquellenden Thränen, da kam meiner Mutter Mädchen mit dem Befehl ihrer Herrschaft, mich morgen früh zu einer Partie in die Stadt bereit zu halten, wo wir einige Tage bleiben würden. Wir fuhren ab, meine Mutter, Helbern und ich. Der Vater versprach uns wieder abzuholen. Besorgt fragte mich Helbern nach meinem Befinden, ich hatte wenig geschlafen, und sah blaß aus. Unsere Unterhaltung blieb einsylbig. In der Stadt reihete sich eine Lustpartie an die andere. Aus den Tagen, die wir hier seyn wollten, wurden eben so viele Wochen. Mein Herz sehnte sich zurück,

ob nicht etwa das Kind den Vater verrathen und peinlichem Gericht überliefert hätte! — Wenn draußen Geräusch war und es klopfte an der Thür, so glaubte sie schon, die Schergen seien da; aber es waren ganz gewöhnliche Besuche, und je länger die Ruhe währte, je hoffnungsvoller wurde Elsbeth. Der hohe Herr hatte ihr ja Recht und Schutz versprochen, sie hatte ihm Alles vertraut, und Gottes Stimme in ihrem Herzen hatte ihn ihr als den einzigen Helfer und Schirmherrn genannt. Da wurde es Friede in ihr und Freude. Sie ging zu dem blassen, abgehärmten Vater, küßte sein graues Haar und flüsterte ihm mit prophetischer Ueberzeugung zu, daß nun Alles gut werden würde. — Die ganze Nacht lag sie ohne Schlaf; das Blut strömte durch die jungen Adern, als wollte es sie zersprengen; vor den offenen Augen trieben die Phantome bald ein lustiges, bald ein so arges Spiel, daß sie laut weinte. — Der König jagte sie mit dem fürchterlichen Krückstock fort, und draußen standen rohe Menschen, die sie anpackten und in's Spinnhaus führten. An ihrem Vater rasselten Ketten, er sagte: „Das hat mir mein einziges Kind gethan, die bringt mich in den schrecklichen Tod, und ihre Mutter wird auf den Straßen betteln und im Jammer sterben.“ — Grabow aber starrte sie boshaft an. Sein Kopf mit der schrecklichen rothen Nase wurde immer häßlicher und größer; er kam immer näher und die kleinen Augen funkelten wie glühende Kohlen darin, bis sie um Erbarmen laut aufschrie. Da war der Spuk vorbei. Nun kehrte sich Alles um und wurde freudig. — Eine junge, blühende Gestalt trieb den häßlichen Kopf zu-

rück. Elsbeth glaubte, es sej ein Engel, aber wie sie vor ihm niedersinken wollte, erkannte sie ihn. Es war Eberhard, der sie fest umarmt hielt, und der große König kam auf seinem hohen Pferde freundlich geritten und nickte ihnen zu. Da verschwanden alle Schergen und Ketten.

In dem Augenblicke wachte sie auf. Sie wußte nicht recht, war es das Rauschen und Klirren ihrer Flucht vor den Ketten im Traume, oder pochte es draußen in Wahrheit. — Der erste Dämmerschein fiel in ihre Kammer. Es klopfte heftiger und eine barsche Stimme rief nach dem Kanzellisten, da sprang Elsbeth aus dem Bett. — Sie warf mit fieberhafter Eile die Kleider über, dann rief sie: „Der Helfer kommt, das ist die rechte Stunde!“ und nun eilte sie hinaus nach der Thür, gerade als Vater und Mutter auch bestürzt herauskamen und ängstlich fragten, was es gebe?

Das flinke Mädchen hatte aber schon geöffnet, und herein trat ein baumlanger Mensch in glänzender Uniform. Es war ein Kammerhusar des Königs. „Ist Er der Kanzellist Spangenberg?“ fragte der blanke, stolze Königsdiener.

„Der bin ich,“ sagte dieser demüthig.

„So zieh Er sich rasch an, und Frau und Tochter auch. Ihr müßt Alle mit.“

„Wohin denn?“ rief der Kanzellist bestürzt.

„Zum Könige in's Schloß. — Ohne Umstände, vorwärts!“

Der Kanzellist sah wie ein Gespenst aus. „Zum Könige!“ stammelte er und faltete die Hände.

„Ach, gnädigster Herr!“ schrie Margarethe, „was haben wir armen Leute denn verbrochen!?“

„Verbrochen?“ sagte der Kammerhusar. „Ja, wenn Ihr kein gutes Gewissen habt, wird's Euch schlecht gehen; aber sonst ist gerade kein Verbrechen nöthig, um zum Könige gerufen zu werden.“

„Ach! wir armen Leute!“ rief die Frau weinend, „nun sind wir verloren! Ich bin aber an Allem schuld, die Beiden hier wissen gar nichts davon. Ich habe den Kaffee heimlich gebrannt, und wenn der König uns bestrafen will —“

Hier schlug der Kammerhusar ein dröhnendes Gelächter auf. — „Ihr albernes Weib,“ sagte er, „denkt Ihr denn, der König wird sich um solche Lappalien bekümmern? — Solch armes Volk denkt immer gleich an Böses, wenn ein großer Herr es der Ehre würdigt, mit ihm zu sprechen. Wer weiß, Frau, wie viel Gutes Euch heut noch geschieht.“

„Nun, wenn er nichts von dem Kaffee weiß,“ rief Margarethe beherzt, „so mag es kommen, wie es will.“

„Ja, mag es kommen, wie es will,“ murmelte der Kanzellist. — „Mag er mich richten lassen, es ist besser so.“

„Muthig, Vater!“ sagte Elsbeth, „dem großen Könige wollen wir vertrauen. Er ist gerecht und gütig; Du hast ja für ihn und seinen Thron gekämpft, manches Jahr, das wird er auch bedenken und ein gnädiger Richter sein.“

Der Kanzellist ergriff diesen Gedanken mit wunderbarer Kraft. Er zog sich eilig an, trieb' sein Weib und war in kurzer Zeit fertig. — Unten stand ein Wagen, in welchen

sie Alle liegen, und ehe sie es dachten, waren sie im Schlosse.

Der Kammerhusar ging voran, die breite Steintreppe hinauf; schweigend folgte die bange Familie durch die Schildwachten und durch ein Gemach, wo Pagen, Adjutanten, gepuderte Herren mit Papieren in den Händen und andere in blitzenden Kleidern umherstanden und leise sprachen. Die Herren sahen die Ankömmlinge neugierig an und Margarethe hätte gern jedem einen tiefen Knix gemacht, womit sie so eben begann, als sie bemerkte, daß es weiter ging. — Sie wurden nun in ein zweites großes Zimmer geführt, und hier waren nur wenige sehr ernsthafte alte Männer; gegenüber aber standen die Flügelthüren geöffnet, dort ging es in ein kleineres Gemach, aus welchem eine laute, scharfe Stimme erscholl, und ein kleiner Herr, der im Anziehen begriffen schien, ging hin und her dabei und sprach mit einem andern, welcher ehrerbietig vor ihm stand. — Auf einem Schreibpult, dessen weißer Atlasüberzug mit vielen Tintenflecken überstreut und zur Hälfte mit Papieren bedeckt war, brannten vier Wachskerzen auf silbernen Doppelleuchtern und bezeugten die frühe Thätigkeit des gewaltigen Geistes, der sich berufen fühlte, nicht allein seinem Volke ein Selbstherrscher, sondern der Schutzherr Europa's zu sein.

Und dieser große Monarch, zu dem die Welt mit Ehrfurcht und Bewunderung aufblickte, ging hier ganz unscheinbar auf und nieder. Er hatte sein Morgenkleid abgelegt und war in Hemdärmeln, aber er trug die be-

rühmten rothfuchsigen, hohen Stiefeln, welche niemals geglänzt oder geschmiert werden durften. Seine weiten Unterkleider von schwarzem Sammet waren keineswegs neu, und die silberbroschirte weiße Atlasweste nebst der faltigen Hemdkrause zeigten zahlreiche gelbe Flecke vom Gebrauch des Spaniol.

Während er umherging und sprach, goß ein Kammerdiener Wasser auf ein Tuch, das der König in der Hand hielt und mit demselben sich dann Gesicht und Hände überstrich. Dann und wann warf er den Blick durch die Flügelthüren in das große Gemach; seine hellen blauen Augen hatten ihr durchdringendes Feuer auch im hohen Alter behalten, und obwohl sein Körper im ersten Augenblick gebrechlich erschien, so sah man doch bald, daß er noch Lebenskraft genug besaß, die der Geist dieses großen Mannes ihm in höherer Potenz mittheilte, als der ursprüngliche Organismus ahnen ließ.

Die Blicke der armen bestürzten Familie waren ängstlich auf alle diese fremden Gestaltungen eines ihnen gänzlich unbekannten Lebens gerichtet. Elsbeth allein dachte etwas ruhiger und weiter. Ihr Auge hing mit Bewunderung an dem mächtigen Herrscher; sie suchte seine Größe, welche ihr durch so viele Thaten und Sagen, freilich nur unvollkommen, bekannt war, mit seiner Erscheinung in ihrer kindlichen Weise zu vermitteln. Der königliche Greis mit seinen Eigenthümlichkeiten als Mensch, kam ihr um so erhabener vor, mitten unter den großen, gliederstarken, geputzten Leuten. Sie hatte eine bewußte Ahnung davon,

wie ein Wink dieser kleinen, schwachen Finger Glück oder Leid über viele Tausende bringen konnte, und wie diese Gott gleiche Macht, von allen Leidenschaften getrennt, ein Strom von Segen werden müsse. — Das durchzuckte die Gedanken des verständigen Mädchens so stark, daß sie fast sich und ihr Schicksal auf einen Augenblick dabei vergaß. Die Gestalt des Monarchen wuchs riesengroß über alle die hohen Diener, sein altes weißes Haupt mit den leuchtenden Augen war so wunderbar gewaltig anzuschauen, daß sie die ihren wegwenden mußte, und kaum unterdrückte sie einen leisen Schrei, als sie an der andern Seite der Thür, wo sie selbst stand, den Eberhard sah, wie er leibte und lebte.

Der junge Mensch trug zwar einen Soldatenrock, aber er sah munter und gefaßt aus. Er lächelte ihr zu, legte die Finger auf den Mund, winkte ihr, als sie ihm näher treten wollte, und stand dann wieder steif, wie eine Kerze. Unter dem Arm hatte er ein Kästchen und in der andern Hand eine Rolle Papier, auf welche beide Gegenstände er verstohlen deutete, ohne daß Elsbeth recht verstehen konnte, was er eigentlich meine. — Nun aber glühte und jubelte der Gedanke in ihrer Brust, daß Alles sich zum Guten wenden werde und müsse. Da war der Eberhard ja, der dem Könige den Weg gezeigt, mit dem er freundlich gesprochen hatte. — Sie hatte ja auch Alles in ihrer Bittschrift deutlich geschrieben, wie er fleißig und gescheidt sei, und der hohe Herr hatte sich seiner erbarmt, darum war er hier. — Jetzt war alle Furcht verschwunden, die Liebe sachte den

Muth an. Sie konnte die Zeit nicht erwarten, wo es losgehen würde mit dem Verhör, und horchte athemlos auf die helle Stimme im Cabinet.

„Und somit, mein lieber Cabinetsminister von Zedlitz," ſagte der König, „müßt Ihr vor allen Dingen dafür ſorgen, gute Schulmeiſter zu erziehen. So lange die ſchlecht ſind, helfen alle meine Edicte nichts. — Die Menſchen müſſen in der Welt zum Guten getrieben werden, von ſelbſt thun ſie nichts, ihr Urprinzip iſt die Trägheit. — Wahre Aufklärung und Beſſerung, wenn ſie irgend kommen kann, kommt aber durch Zerſtörung der Vorurtheile. Man muß die Geiſter frei machen und zum Lichte der Wiſſenſchaften führen. — Latein ſollen ſie in allen Schulen lernen, das giebt Anſchauungen und Vergleiche. Das Alterthum war viel toleranter, und in manchem weiter, als wir. Logik ſoll auch getrieben werden, da lernen ſie reden und ordnen ihr Denken. Es iſt ein Unglück, daß es in den meiſten Gehirnen ſo wüſt ausſieht, daß die Menſchen ſich keine Rechenſchaft von ihrem Treiben geben können. Aber kurze Lehrbücher, kein Wuſt, der Auszug von Chriſtian Wolf's Werken."

Der Miniſter machte hier eine leiſe Bemerkung, wahrſcheinlich, daß es an Lehrern der Philoſophie ganz beſonders fehle.

„Das iſt Eure Sache!" rief der König lebhaft; „dafür ſeid Ihr Miniſter. — Und darauf ſoll ganz beſonders geachtet werden, daß nicht etwa die Theologen in die Philoſophie pfuſchen. Wenn die Theologen der Menſchheit darin Lehrer ſein wollen, ſo iſt das gerade ſo, als wollte ein Advocat

meinen Offizieren in den Kriegswiſſenſchaften Unterricht geben.“ — Dann ging er auf und nieder und ſtand wieder ſtill. — „Beſſer machen, mein lieber Zedlitz,“ ſagte er und ſeine ſtrengen Züge nahmen einen Ausdruck der Verachtung an, „werden wir die Menſchen freilich wohl mit aller unſerer Weisheit nicht. Narren und Thoren werden ſie ſein, und ſtehlen, betrügen und lügen, ſo lange die Welt ſteht, aber die Aufklärung kann es doch vielleicht einmal dahin bringen, daß ſie ſich nicht morden und wie wilde Beſtien zerfleiſchen.“

In dieſem Augenblick ſchien der König ſich auf etwas zu beſinnen. Er ließ ſich einen großen blauen Rock reichen, auf welchem der Stern des Adlerordens befeſtigt war, faßte ein Papier, das auf ſeinem Schreibtiſche lag und trat bis an die Schwelle des Vorzimmers.

Von hier aus ſah er die Wartenden an. — Frau Margarethe machte einen Knix bis an die Erde, der Kanzelliſt war mehr todt wie lebendig, Eberhard ſtellte ſich noch gerader, Elsbeth aber ſchien Alles vergeſſen zu haben. Sie ſah mit hoffender Begeiſterung den König an, als wollte ſie ſagen: Da bin ich, ohne Furcht!

So blieb es wohl eine Minute, dann ſagte der König: „Er iſt der Kanzelliſt Spangenberg, der vormals Sergeant unter meinen Truppen war?“

„Ja, mein allergnädigſter König,“ erwiderte der Kanzelliſt zitternd.

„Wo hat Er ſeinen Fuß gelaſſen?“

„Bei Görlitz, Majeſtät.“

„Er hat nach der Torgauer Schlacht eine Regimentskasse plündern helfen?“

Der Kanzelliſt wankte vor Schreck, aber mit dem Muth der Verzweiflung ſagte er: „Es iſt leider wahr, Majeſtät. Ich habe zweihundert Stück Dukaten davon bekommen; nichts angezeigt, nichts wiedergegeben.“

„Da wäre Er ein rechter Eſel geweſen!“ rief der König und ein ſeltſames Lächeln lief durch ſeine Züge.

„Ach! Majeſtät,“ ſtammelte der blaſſe Kanzelliſt, die Hände faltend, „ich bin noch ein weit fürchterlicherer Sünder und Verbrecher.“

Der König wendete ſich, ohne auf dieſe Beichte einzugehen, von ihm ab und zu dem jungen Soldaten.

„Aha,“ ſagte er mit jenem Ausdruck gewinnender Güte, der unwiderſtehlich die Herzen bezauberte, „Du biſt es. Du haſt mir einmal den richtigen Weg gezeigt, nun wird ſich die Sache umkehren.“ — Er that einige Fragen über Eberhard's Herkommen und Verhältniſſe, dann ſagte er: „Kannſt Du vom Blatte blaſen?“

„Ja, Majeſtät!“

Der König deutete auf ein Notenheft in der Ecke. „Dort liegt etwas,“ ſagte er, „verſuche Deine Kunſt.“

Mit klopfendem Herzen nahm der junge Menſch ſeine Flöte; ſeine Finger zitterten, wie ſein Herz: da ſah er Elsbeth an, ſie lächelte ihm zu; er wußte wohl, daß es entſcheidend ſei, was er thäte, und muthig ſchlug er die verhängnißvollen Blätter auf. — Es war eines der zahlreichen Flötenconcerte von Quanz, welche dieſer für den

König allein schrieb und die niemals vervielfältigt wurden. Eberhard begann stockend, bald aber wurden seine Töne rein und bestimmt; die für jene Zeit äußerst schwierigen Passagen rundeten sich leicht, voll und graziös; nur ein Paar Male kämpfte er mit den Hindernissen, und mitten in einem solchen winkte ihm der König zu, aufzuhören.

Der arme Eberhard. Er suchte in dem undurchdringlichen Gesicht des Monarchen, ob alle seine Fehler entdeckt seien. Thränen füllten seine Augen und leise stockend sagte er: „Es ist auch gar zu schwer für das erste Mal."

Der König schien aber gar nicht darauf zu achten. Er schob ihm den Stuhl zu und sagte zu dem Pagen an der Thür: „Die beiden Offiziere sollen hereinkommen." — Der hohe Herr blieb in der Mitte des Zimmers stehen, und als Elsbeth dem scharfen Blicke folgte, den er auf den Eingang richtete, sah sie mit Freude und Schrecken zugleich den Lieutenant Grabow und seinen Freund, den Capitain, hereintreten.

„Näher!" sagte der König und deutete vor sich hin auf den Boden.

Grabow war sichtlich in großer Bestürzung. Der König musterte ihn einen Augenblick, dann sprach er zu dem Capitain:

„Er war vorgestern bei der Verlobung seines Freundes da, und dann hat Er mit ihm bis in die Nacht hinein getrunken. Dabei ist die Rede gewesen von einem großen Verbrechen, das der Mann dort nach der Schlacht bei Torgau an seinem Capitain verübt haben soll. Es ist aber Lug

ich konnte es nicht verhehlen. Nun gut, sagte meine Mutter, da sich Anna so sehr aufs Land sehnt, so wollen wir ihre Einladung annehmen, lieber Cousin, und morgen auf Ihr Gut gehen. Mein Mann wird uns nachkommen, ich werde ihm Nachricht zurücklassen.

Das war es nicht, was ich wünschte. Die Trennung von dem Geliebten, die Unruhe über seine seltsame Veränderung wollte ich enden, und noch weiter ward ich nun von ihm entfernt, noch länger dehnte sich der Zeitraum, wo ich ihn vermißte. Dennoch durfte ich kein Misfallen äußern, und mußte ruhig scheinen, während meine Seele litt.

Heldern war vorausgeritten, unsern Empfang zu breiten, wir folgten an einem heitern Morgen. Mir ward wohl, als ich die finstern Thore hinter mir hatte, und meine sehnsüchtigen Blicke flogen nach der Gegend, in die mein Herz mich zog. Lange hatten wir still neben einander gesessen, endlich brach meine Mutter das Schweigen.

Es ist mir lieb, liebe Anna, sagte sie, daß wir so ruhig mit einander sprechen können, ehe wir den Ort betreten, wo vielleicht für Dich eine neue Lebensperiode beginnen könnte. Gewiß hast Du längst bemerkt, daß mein Neffe Dich liebt, und daß Dein Vater sowohl als ich diese Verbindung wünschen. Sie hielt inne, als ob sie eine Antwort erwartete, aber es war mir ganz unmöglich zu sprechen, und so fuhr

und Trug, ich weiß es, und befehle Ihm hier, laut zu ſagen, was er Ihm anvertraut hat."

„Majeſtät," erwiederte der Capitain, der nicht minder verwirrt und erſchrocken war, als Grabow, „der Lieutenant ſagte mir nur, der Hauptmann ſei längſt todt und ſteif geweſen, als der Sergeant mit dem Bajonnet nach ihm geſtochen habe. Er habe es ihm aber nicht geſagt, um ihn für ſeine That durch die Angſt zu beſtrafen."

„Um ihn in alten Tagen um ſeine Tochter zu betrügen!" rief der König mit ſcharfer Stimme. — Hier ließ er ſein Auge mit ſo drohendem Ernſt auf dem Sünder ruhen, daß dieſer erbebte. Der König wandte ſich um und ſprach zu Eberhard: „Er hat gute Anlagen zum Muſiker, aber als Soldaten kann ich ihn nicht brauchen. Mach Er, daß Er die Uniform vom Leibe zieht und geh Er dann zu Benda. Sag Er, ich ſchickte Ihn, und glaubte, Er könnte bei der Capelle gebraucht werden." — Und nun kehrte der Monarch ſich wieder zu Grabow und hob die Hand drohend auf: „Hör' Er mich an!" ſprach er mit ſeiner lauten, hellen Stimme. „Was Anno 1760 vorgefallen iſt, will ich nicht weiter unterſuchen; aber das Mädchen hier wird Er nicht heirathen, die kann einen Menſchen nicht gebrauchen, wie Ihn. Er hat ſich aber mit ihr verlobt, alſo muß Er ihr Abſtandsgeld geben. — Er zahlt ihr zehntauſend Thaler mit den Zinſen von 1760 an. Er merkt wohl, was ich ſage. Ich werde Leute mitſchicken, die das Geld nach ſich nehmen, dann kann Er gehen. Mein Offizier iſt Er nicht mehr, und Penſion bekommt Er keinen Pfennig weiter. Wenn

Er ein Gut in Preußen geerbt hat, ſo kann Er ſich dahin ſcheeren, da kann Er ſterben."

Bei dieſen Worten wies der König nach der Thür, zugleich drehte er ſich um, ging in ſein Cabinet und ließ die Theilnehmer dieſer Scene voll Jubel, Dank, Beſtürzung und wüthendem Zorn zurück.

Der Kanzelliſt wußte gar nicht, wie ihm geſchehen war. Eine ungeheure Laſt von Gewiſſensangſt und Kummer war von ſeiner Bruſt gefallen. Ganz ſtarr ſah er dem Könige nach, dann faltete er die Hände, ſeine Augen, aus welchen die Thränen unaufhaltſam brachen, leuchteten doch vor Entzücken. — Er umarmte Margarethen, Elsbeth und Eberhard, der dieſe ſo feſt hielt, als könnte der grimmige alte Menſch in der Ecke dort ihr doch noch ein Leid anthun, und ſagte dann, den Ort vergeſſend, wo er war, ganz laut: „Gott vergeb's dem Schelm, der mich um ſo viele ſchöne Jahre meines Lebens betrog, Glück und Seligkeit und mein einziges Kind dazu forderte. Es mag wohl auch eine Himmelsſtrafe geweſen ſein; aber könnt' ich nur einmal noch meinen großen König ſehen und ihm auf den Knieen für ſeine Gnade und Hülfe danken."

„Wart Er nur, Herr Vetter," flüſterte Eberhard; „wenn ich erſt in der Capelle bin, da giebt es wohl Gelegenheit, den lieben Herrn zu ſehen und ihm zu danken. — Und daß Er's weiß, Herr Vetter, die Elsbeth laß ich nicht, die iſt mein, die hat der König mir auch gegeben. Das ſah ich in ſeinen hellen Augen, wie er mich anſah, und dann meine beredte Zunge."

Der Kanzelliſt nickte ihm ganz ſelig zu, er drückte ſeine Hände, und wahrſcheinlich hätte das königliche Vorzimmer eine förmliche Verſprechung erlebt, wenn der lange Kammerhuſar nicht der Sache ein Ende gemacht hätte.

Er ſagte den entzückten Leuten ganz ohne Umſtände, ſie möchten jetzt machen, daß ſie fortkämen, hier gebe es mehr zu thun, und dabei machte er die Thür weit auf, ein Zeichen, das ſie ganz richtig deuteten und raſch durch eine lange Reihe reich decorirter Herren davongingen.

Grabow hatte kein Wort geſprochen, er wußte, daß es unnütz war, und faßte ſeine Entſchlüſſe ganz in der Stille. — Als er hinausging, wies der große Menſch auf zwei wartende Perſonen, die eine war ein Offizier, die andere ein Regimentschirurg. — „Dieſe beiden Herren," ſagte er, „werden Sie begleiten und das Geld in Empfang nehmen."

„Ich hoffe," ſagte der Auditeur, „Sie machen keine Umſtände, Herr Lieutenant, denn nöthigenfalls ſind wir beauftragt, mit Gewalt zu nehmen, was wir finden, Sie ſelbſt aber in ſtärkeren Gewahrſam zu bringen."

„Iſt nicht im Geringſten nöthig," ſagte Grabow ſehr freundlich. — Sie gingen in ſeine Wohnung, ohne Zögerung öffnete er das alte Pult und holte aus allen Käſten das nöthige Geld hervor, deſſen Zinſen der Auditeur pünktlich berechnete und ihm dann eine Quittung darüber ausſtellte, worauf ſie ſich ganz höflich empfahlen. Als ſie fort waren, ging er lange ingrimmig umher. „Welche Geſetze," ſagte er endlich zornig, „regieren denn die Welt, wenn langjährige Klugheit und die beſte Berechnung von ſolchen Leipeln

überlistet werden können. Welcher Satan hat mich verrathen? Wie heißt der schlaue, unbekannte Feind, der eines Königs Allmacht auf mich hetzte!? — Sollte es Elsbeth sein, dies unbesonnene, unwissende, alberne Geschöpf!?“ — Er ging heftiger umher. — „Die Geschichte ist aus!“ rief er; „ich bin der Betrogene, und kann und werde mich nicht beklagen! Ich könnte allen diesen Dummköpfen mit dem kältesten Blute den Hals umdrehen, aber ich werde mich hüten, auch nur den Finger auszustrecken. — Meine Kasten sind leer, was ich viele Jahre sorgsam bewachte, ist nun ihr ohne Mühe; ich habe es für sie gestohlen und gespart, ihren Vater für sie in jener Nächtigen Nacht zur rechten That getrieben. — Welche seltsame Verwickelung! — Wie nun, alter Grabow, wenn Alles so gefügt wäre, wenn Alles so kommen mußte!? — Welche neue Narrheit!“ rief er nach einer Minute voll Nachdenkens. — „Mag das blonde junge Weib den pfeifenden Jungen heirathen, und alle Plagen einer glücklichen, gesegneten Ehe über sie kommen. — Ich werde als ein kluger Mann sehen, was für mich unter diesen Umständen zu thun ist. — Kann's die Elsbeth nicht sein, heißt mir Frau Katharine, denn den kleinen Franzosen werf ich doch noch aus dem Sattel.“ Er überlegte sich das einen Augenblick, zog dann sein neues Verlobungskleid an, nahm Hut und Degen und stolperte die Treppe hinunter. — Leise klopfte er an die Thür der Wittwe, und als beim zweiten Male nicht geöffnet wurde, riß er sie auf, denn er hörte sprechen darin. Aber welche Scene erblickte er. Der Contrôleur von der Regie lag auf den Knieen vor der hold-

reichen Frau, die ſich im maleriſchen Anſchauen über ihn hinbeugte und Thränen der Rührung weinte.

Bei der unverhofften Störung ſprang der Controleur wüthend auf, die zornige Witwe war jedoch noch ſchneller als er. — Wie ein Sturmwind flog ſie auf den Lieutenant los und ſchrie mit ihrem gellenden Organe: „Gut, daß Sie kommen, würdiger Herr Grabow; obgleich es eine Unverſchämtheit iſt, ſo mir nichts dir nichts in anderer Leute Zimmer zu treten; aber, wie geſagt, gut, daß Sie kommen, da habe ich gleich das Vergnügen, Ihnen hier meinen Bräutigam, den Herrn Obercontroleur Dubois, vorzuſtellen.“

Grabow verbeugte ſich und ſagte mit vieler frommer Salbung: „Gratulire von Herzen! Ein würdigeres Paar konnte Gott niemals vereinen.“

Die Witwe wurde aber dadurch noch wüthender, denn er ſchien ſich gar nicht zu ärgern. — „Und daß Sie es wiſſen, mein Herr!“ ſchrie ſie, „es wird mir lieb ſein, wenn Sie recht bald mein Haus von Ihrer werther Gegenwart befreien.“

„Morgen, hochverehrte Frau!“ verſetzte Grabow ruhig. „Ich reiſe nach Preußen, wohin mich der König mit beſonderen geheimen Aufträgen ſchickt, welche ich dort zu vollziehen denke. So kam ich, um Abſchied zu nehmen.“

Mit feierlicher Würdigkeit verbeugte er ſich und ſicherte dadurch wenigſtens ſeinen letzten Tag in dieſem Hauſe vor allem Spott. — Frau Katharine war äußerſt beſtürzt. Als Abgeſandter Sr. Majeſtät hatte Grabow ſogar das Ver-

gnügen, den Kummer und Aerger der Witwe beobachten zu können, und noch lange nachher erzählte diese oft seufzend, wenn sie gewollt hätte, könnte sie nun längst Generalin oder Gesandtin sein und eine andere Rolle spielen, als eben jetzt, wobei sie nicht verfehlte, die schlechte Zeit zu beklagen und ihrem Manne, dem schweigsamen Obercontroleur, ein Butterbrod weniger zu geben.

Grabow vollzog in der That die geheimen Aufträge des Königs sehr bald. Die Menschen meidend und gemieden von ihnen, starb er nach einiger Zeit, eben als er von seinem Freunde, dem Capitain, Nachricht erhalten hatte, Gibbeth habe richtig den Musikanten geheirathet, der in der Capelle angestellt sei.

Hoffnungen und Täuschungen.

Novelle

von

Isidor. (v. M.)

Das Lever war abgesagt — König Joseph sei unwohl, meldete der Hofmarschall, und eine Grabesstille, nur unterbrochen von den eintönigen Schritten der Wachen, herrschte in der Gegend des königlichen Palastes zu Madrid, wo die Zimmer des Monarchen lagen. — Es war am 30. August des Jahres 1809 — zwölf Tage vorher das Edikt erschienen, was die [illegible] des Königreichs aufhob und damit die sämmtlichen reichen Pfründen, die unermeßlichen Schätze der Kirche in die erschöpften Quellen der öffentlichen Verwaltung zurückführte. Aber Spanien war nicht das Land, wo die Folgen einer solchen Maßregel segensreiche Früchte tragen konnten. Eine stille, dumpfe, Verderben brütende Wuth kochte im Herzen des Clerus, die fanatische Natur der Priester, des Volkes, des Nationalgefühls war in der Wurzel verletzt, weil die verschiedensten Interessen des Eigennutzes in Conflict geriethen — und

dürſtete nach Rache. Der weiche, gutmüthige König, ein liebenswürdiger Privatmann, aber nicht zum Herrſcher, am wenigſten der pyrenäiſchen Halbinſel, geboren, empfand bereits die Wirkung ſeines gerechten aber unklugen Schrittes in den blaſſen, verzerrten Zügen der höhern Geiſtlichkeit, in den Pamphlets, welche, jeden Morgen an den öffentlichen Gebäuden und Kirchen angeſchlagen, die Schau- und Hörluſt des gaffenden Volks beſchäftigten, in dem drohenden Stillſchweigen des Publicums, wenn er ſich öffentlich zeigte, und fühlte die Grundpfeiler des noch nicht befeſtigten Thrones wanken. — Er zitterte im Innerſten der kommenden Zeit und dem, was ſie für ihn bringen werde, entgegen, und ſaß, das ſorgenſchwere, braunlockige Haupt geſtützt, die feinen Züge ſeines edlen Geſichts von Sorgen und geheimer Angſt durchwühlt, auf dem prächtigen Lehnſeſſel am Schreibtiſch, die Maſſe der zur Unterſchrift bereit liegenden Papiere mit ſchweren Seufzern durchmuſternd.

Da öffnete ſich leiſe die Tapetenthür, ein ſchöner Mann in mittlern Jahren, die hohe Geſtalt etwas gebeugt, trat — vom dienſtthuenden Kammerherrn eingelaſſen, der auf des Königs Wink ſogleich wieder verſchwand — herein. Das bleiche, ſüdlich gefärbte Kolorit ſeines regelmäßigen Geſichts zeigte lebhaft den Wechſel der Farbe, als er den Monarchen erblickte. Er näherte ſich ihm langſam, beugte das Knie und drückte die Hand des Königs, der ihm aufzuſtehen winkte, ehrerbietig, aber heftig an ſeine Lippen.

„Sein Sie mir willkommen, Graf Cabrella," ſagte Joſeph mit ſeinem huldreichen Lächeln, was ihm die Herzen

gewinnen mußte. — „Sie kommen, Abſchied zu nehmen?“ — „Ew. Majeſtät ſchenkten mir das Leben in der wiedergegebenen Freiheit,“ entgegnete der Graf und ſein ſchwarzes Auge ſprühete Funken; „das offene Grab jenes Kloſters, in welchem ich meine Jugend vertrauert, öffnete Ihr erhabenes Königswort — ich durfte wieder hervorgehen an das Licht — ich durfte wieder ein Menſch ſein. — Aber die Wuth meiner Familie, der Haß des ältern Bruders, der jetzt gezwungen, die reiche Erbſchaft unſeres Vaters mit mir zu theilen, nur meinen Tod als das einzige Mittel anfleht, im unverkürzten Beſitz der Güter zu bleiben — ſie zwingen mich zur Flucht; ich darf nicht, wie ich gewollt, im Vaterlande mich anſiedeln, das neu geſchenkte Leben nicht meinem erhabenen Herrn weihen, für den in den Tod zu gehen, mir Wolluſt wäre.“ —

„Ich weiß, ich kenne Ihr dankbares Herz,“ erwiederte der Monarch, „und es würde entſchiedenen Werth für mich haben, Sie an meine Perſon zu feſſeln; aber hier iſt unter dieſen Umſtänden [illegible] Sicherheit für Sie — Sie müſſen fort. — — Wer iſt hier ſicher,“ ſetzte er mit einem leiſen Seufzer und gezwungenem Lächeln hinzu, — „kaum der König ſelbſt —!“ —

„O möchten Ew. Majeſtät nicht ſo niedrig von einem Oſtrella denken!“ rief der Spanier begeiſtert, „möchte es dem geweſenen Mönch vergönnt ſein, die Schmach der langen Gefangenſchaft durch einen rühmlichen Tod im Intereſſe ſeines Königs abzubüßen, für ſeinen erhabenen Erretter das letzte Blut freudig zu verſtrömen —! aber eine andere, nicht

minder heilige Pflicht mahnt mich zur Flucht, zur eiligſten — ich muß ſchon in dieſer Nacht abreiſen — wollen Ew. Majeſtät mir gnädig noch einen Moment Gehör ſchenken?"

„Deshalb beſchied ich Sie ja zu mir," erwiderte Joſeph freundlich; „reden Sie!"

„Meine Schweſter," begann der Graf, „ein reizendes, unſchuldiges, ſiebzehnjähriges Mädchen, beſtimmt der Barbar, den ich Bruder nennen muß, jetzt unabänderlich für das Kloſter. — Mein Austritt, die Erſtattung meines Vermögens, was er ſtets als das ſeinige betrachtet, macht den Geizigen raſen, — Thiere ſoll büßen, was ich verſchuldet und ihn durch ihre Ausſteuer entſchädigen — er gebietet als Oberhaupt der Familie und natürlicher Vormund, daß ſie morgen das Noviziat im Klarenkloſter antrete. Aber die Unglückliche kann, will nicht aus der Welt ſcheiden, an die ſie bereits das Band einer heißen Liebe feſſelt — ſie will mich begleiten oder ſterben." — —

„Aha — alſo eine Entführung," lächelte der König; „ſo eilen Sie denn und nehmen das ſchöne Kind mit ſich."

„Sie wird mich als mein Diener in Männerkleidern begleiten; nun flehe ich Ew. Majeſtät an, ſich unſrer noch annehmen zu wollen, bis wir die Grenze erreicht; — wenn man uns nachſetzte, — zurückbrächte, — wir wären verloren. — Gift oder Dolch würde mich wie die Arme treffen, wenn der Wüthende nicht Mittel fände, die ihm bald entgangenen Opfer in irgend eines Kerkers ewiger Nacht zu vergraben."

sie fort. Alle Umstände bei dieser Partie wirst Du hoffentlich vortheilhaft finden. Meine Neffe ist jung, liebenswürdig und unterrichtet. Seine Besitzung wirst Du sehen, sein Adel ist alt. Die ersten Familien würden seine Verwandtschaft wünschen, aber er liebt Dich mehr, als seinen Stammbaum. Du mußt gestehen, daß es ein Glück für Dich ist, bei Deinem neuen Adel von so einem Manne gewählt zu werden. Heldern glaubte anfangs, Dein Herz sey ihm nicht geneigt, allein seit Deinem Geburtstage hast Du, wie er sagt, ihm Hoffnung gegeben, und Dein Vater und ich freuen uns innig darüber.

Liebe Mutter, sagte ich zitternd, ich achte den Baron herzlich, wie einen lieben Verwandten, das ist die ganze Empfindung, die ich ihm zugestehen kann. Von seinen Absichten habe ich wahrlich nichts geahnet, und wenn er glaubt, daß ich ihm Hoffnung gab, so ist das ein Irrthum, der —

Ein Irrthum, Anna? mich dünkt, es sollte Dir schwer werden, das zu beweisen. Wir wollen jetzt nicht weiter davon sprechen. Ich kenne Euch Mädchen, und mein Neffe liebt standhaft genug, selbst Deinen Grillen nachzusehen. Dein Vater wird uns bald nachfolgen. Bis jetzt hielten ihn die Verfügungen zurück, die er Deines Bruders wegen treffen muß. Du weißt vielleicht noch nicht, daß Herr Bernhard uns verläßt.

Er verläßt uns? rief ich aus, und heiße Glut

„Welch ein Land, welch ein Volk!“ — ſagte der König ſchaudernd, „wo die innigſten Familienbande vor dem Drange raſender Leidenſchaften ſpurlos dahinſinken! — Aber noch bin ich König,“ ſetzte er mit Würde hinzu, „und hoffe, die Macht wird mir nicht fehlen, wenigſtens hie und da ein Menſchenglück zu ſichern. — Warten Sie — “

Er wendete ſich zum Schreibtiſch, warf einige Worte auf ein Blatt, überlas es, nahm dann aus einem Käſtchen zwei koſtbare Brillantringe und reichte Beides dem Grafen. „Dieſer Paß ſichert Ihre Flucht und führt Sie unaufgehalten über die Grenze, und dieſe Ringe,“ ſetzte er mit gewinnender Milde hinzu, „ſeien Ihnen ein Andenken an Ihren wohlwollenden König, der eine für Sie, der andere für Donna Elvira, — am Trauungstage möge er die ſchöne Hand der Braut ſchmücken; — wer iſt der Glückliche, dem ſie ihr Herz zugeneigt?“

„Oberſt Werni, ein braver Schweizer bei der Diviſion St. Cyr,“ erwiederte der Graf etwas zögernd; „zwar leider kein Edelmann von Geburt, aber im wahren Sinne ein edler Mann.“

„Auch Sie ſind es,“ entgegnete der König, ihn wohlgefällig betrachtend, „daß die wahnſinnige Ariſtokratie Spaniens nicht in Ihrem doch ſo alten edlen Blute wüthet.“

„Der klöſterliche Aufenthalt während dreißig trauriger Jahre rottete die einſtigen Vorurtheile aus,“ ſagte der Graf düſter: „der Glaube an Menſchenwerth erhöhete ſich, als ich in meiner einſamen Zelle vernahm, wie viel Herrliches ſich aus der Dunkelheit der Geburt unter andrem Himmels-

ſtrich entwickelte, während hier die Dumpfheit der glänzend eingebornen Dynaſtie das unglückliche Land dem Elend preisgegeben. — Doch würde ich nie mich unter den Anſprüchen meiner Geburt vermählen, allein anders iſt's mit einem Mädchen, deren Name das kommende Geſchlecht nicht bedarf."

Der König war leicht erröthet. — „Stolzer Spanier," ſagte er, „möge nie der Tag kommen, an welchem der Ruhm Ihrer Ahnen mit den Forderungen des Herzens in Conflict geräth — — ! — Nur Gutes wünſche ich Ihnen auf Ihrem weiten gefahrvollen Wege —, wohin wenden Sie ſich?"

„Nach Deutſchland, Ew. Majeſtät," entgegnete der Graf, empfing die Ringe und das wichtige Papier, beugte wieder das Knie vor dem Könige und drückte einen langen, heißen Kuß auf die dargereichte Hand — „Gott und die heilige Jungfrau ſei mit meinem erhabenen Herrn!" ſagte er feierlich, „er ſchütze Ihr geſalbtes Haupt und verderbe Ihre Feinde — Ihr Bild umſchwebt mich noch in meiner letzten Stunde." — Seine Thränen benetzten des Monarchen Hand.

„Reiſen Sie mit Gott, Graf Eſtrella," ſagte der König, beklommen ihm die Hand drückend; — „unſer beider Zukunft iſt noch umſtert — leicht enthüllt ſich die Ihrige fröhlicher, als die Ihres Königs."

Stumm verbeugte ſich der Graf nochmals, legte die Hand auf das Herz und verſchwand durch die Tapetenthür, welche der dienſtthuende Kammerherr hinter ihm verſchloß. Joſeph

ſah ihm lange ernſt und ſchweigend nach — dann wendete er ſich mit einem tiefen Seufzer wieder zum Schreibtiſch.

2.

Auf der weißen Gartenbank im gräflich Eſtrella'ſchen Park ſaß ein junges, kaum funfzehnjähriges Mädchen, emſig mit einem etwa um drei bis vier Jahre jüngern Knaben beſchäftigt. Es war für den flüchtigen Beſchauer ein ungemein reizender Anblick, dem des Mädchens holdes, roſiges Unſchuldsgeſichtchen, dem die dunkelblauen, ernſten Augen einen überaus ſinnigen Ausdruck gaben; die durch das lockere Gezweig der Trauerweiden am nahen Quell ſchräg hereinfallenden Sonnenſtrahlen, welche dem tiefſchwarzen Haar ätheriſche Funken zu entlocken ſchienen, des Laubes zitternde Bewegung im Abendwinde, — endlich der runde, weiße, um den Hals des ſchönen Knaben geſchlungene Arm, dem die rechte Hand ein kleines Buch vorhielt, — Alles das gab ein wahrhaft reizendes Bild. Aber dem länger und näher Betrachtenden mußte bald der ſtarre, ſeelenloſe Blick des Knaben, die vollkommene Todtenruhe in deſſen regelmäßigen, echt griechiſchen Zügen, die Bläſſe der Lippen und ſichtliche Erſchlaffung der ganzen kleinen Geſtalt, der nur der ſtützende Arm des jungen Mädchens einige Feſtigkeit zu geben ſchien, — faſt unheimlich vorkommen.

„Eins — zwei — drei —" begann ſie langſam, — „fühle mir nach, lieber Franzeſke."

Ein ausdrucksloſes Aufarmen des Knaben war die Ant-

wort. Sie wiederholte mit Nachdruck die genannten Zahlen, doch erst nach mehrmaligem unermüdeten Vorsagen lallte er ihr nach: — „Eins — drei — acht —"

„Noch einmal!" bat sie, ihm die bleiche Wange streichelnd, und er begann von neuem, doch mit eben so wenigem Erfolg. „Wie heiße ich, Franzesko?" fragte sie nun, ihn liebkosend — „wie rufst Du Deine Schwester?"

Ein unartikulirter Ton beantwortete die mehrmals gethane Frage.

„Vinzenzia!" sprach sie endlich mit sichtlicher Wehmuth, das kleine Haupt des unglücklichen Kindes leise an die Brust drückend, und der melodische Laut der schönen Stimme hob den weichen Namen noch lieblicher hervor; — „sage mir das nach, mein Franzesko."

„Vin-zen-zia —!" lallte Franzesko dumpf vor sich hin und lächelte wie im stillen Wahnsinn.

Da rauschte es im Gebüsch — ein schlanker Jüngling, gefolgt von einem großen Jagdhunde, schritt hervor und auf das Mädchen zu.

„Endlich! — endlich kommst Du, lieber Leo!" rief Vinzenzia fröhlich entgegenspringend und reichte ihm die kleine Hand; — „wo bliebst Du nur so lange — wie hab' ich Dich vermißt —"

„Die Jagdlust trieb mich umher," entgegnete der junge Jäger, warf die Mütze in das Gras, sich daneben, und das schwarzlockige Haar durchwühlend, sagte er leichthin: „Gieb mir zu trinken, Vinzenzia, ich glühe von dem weiten Wege:

ab, ſieh dort — wie gerufen!" Er ergriff einen kleinen Silberbecher und neigte ſich damit zum Becken des Quells.

„Biſt Du bei Sinnen, Leo —?" rief das Mädchen ängſtlich, ihm den Becher entwindend; „willſt Du Dir den Tod geben nach dieſer Erhitzung. —"

„Den Tod!?" lachte Leo, daß die Perlenzähne des ſchönen Mundes ſichtbar wurden, — „ſei kein Närrchen; was ſoll mir das ſchaden; ein Mann muß nicht ſo ängſtlich auf ſich achten;" — er ſchöpfte Waſſer und führte bereits den Becher zum Munde.

„Ich gebe es nicht zu, Leo," ſagte ſie haſtig, ſtrebte ihm den Becher zu entreißen, und als es ihr nicht gelang, ſchlang ſie den ſchönen Arm um ſeinen Hals und hielt ihm den Mund zu, während die andere Hand den Becher abwehrte.

„Du biſt ein rechtes Kind," ſchalt er; „denkſt Du, Dein Vetter ſei ein ſolcher Schwächling, daß er ſich von einem Mädchen zwingen läßt — ? —"

Doch Vinzenzia ſtreichelte ſeine blühende Wange — „thue mir's nicht zu Leide, Leo," ſagte ſie bittend; „ſieh, ich würde nicht wieder ruhig, wenn Du jetzt trinkſt; ich ängſtigte mich zu Tode — ich ſtürbe, wenn Du krank würdeſt. —"

„Haſt Du mich denn ſo lieb?" fragte er weicher und ſah ihr in das himmliſche Auge.

„So ſehr, wie mich ſelbſt!" verſicherte ſie; — „nein, viel mehr als mich ſelbſt."

„Du gutes Kind!" ſagte er mit Herzlichkeit, umfaßte ſie freundlich und küßte unbefangen ihre friſchen Roſenlippen.

Vinzenzia erwiederte seinen Kuß — allein plötzlich überzog eine brennende Röthe ihr liebliches Gesicht, sie schlug das schöne Auge zu Boden, machte sich sacht von ihm los und sagte, immer noch heißer erröthend — „da kömmt der Vater." —

„Närrchen, was schadet das? — laß ihn kommen," lachte Leo; „soll er etwa nicht sehen, daß ich meiner Cousine für ihre mütterliche Matronensorgfalt einen Kuß gebe? —"

Graf Estrella näherte sich, — immer noch ein schöner, hochgewachsener Mann, trotz der vorgerückten Jahre. Sein dunkles, stark mit Grau vermischtes Gelock beschattete die edle Stirn, und der unerschütterliche Stolz seines Vaterlandes und Geschlechts, einst selbst seinem Könige gegenüber sich behauptend, ruhete auch noch jetzt in den regelmäßigen Zügen des bald sechzigjährigen Mannes, die einen schweren, nur mühsam bekämpften Gram verriethen.

„Was habt ihr?" fragte er, sich zu der ein wenig schmollenden Vinzenzia wendend; — „habt ihr euch wieder gezankt?"

„Ein wenig, Oheim," erwiederte Leo unbefangen; „denken Sie nur, die kleine Vinzenzia zürnt mir, daß ich sie aus Dankbarkeit für die übertriebene Sorgfalt um meine Gesundheit geküßt."

Der Graf runzelte die Stirn — ein Seitenblick nach der Tochter zeigte ihm das jungfräulich erröthete Gesicht des jungen Mädchens, ein zweiter jedoch des Neffen arglose Unbefangenheit.

„Laß die Possen," sagte er ernst; „Vinzenzia entwächst

der Kinderei, und es will ſich dieſe Vertraulichkeit bald nicht mehr ſchicken."

Leo verbeugte ſich, und eine dunkle Wolke überflog ſeine ſchöne Stirn, als er ſich ſchweigend entfernte. Vinzenzia, zu dem kleinen Bruder gewendet, griff haſtig nach dem entfallenen Buche und begann ihr ewiges mühſames Geſchäft, aber der arme Knabe blickte mit gefalteten Händen träumeriſch empor und achtete nicht auf ihre freundlichen Worte.

„Unglückliches Kind!" — ſagte der Graf, mit verſchränkten Armen näher tretend, und legte die Hand auf den Lockenkopf des Blödſinnigen — „unglücklicherer Vater!" — fuhr er mit ſchärferem Accent fort, und eine fürchterliche Bitterkeit, gemiſcht mit unſäglichem Schmerz, zuckte über ſein Geſicht; — alle Hoffnungen meines Lebens hatte ich auf Deine Geburt, auf Deine Erhaltung geſtellt, — und alle ſind verloren —! mein Geſchlecht erliſcht mit mir, hier und im Vaterlande, wo es Jahrhunderte hindurch ſo ſtolz geblüht. — Iſt es der Fluch des Bruders, der mir folgte, als ich, ſeine Habſucht täuſchend, aus den heiligen Mauern ſchied, die von früher Jugend an meine Beſtimmung geweſen — iſt es die rächende Gerechtigkeit des Himmels, die mich dafür in dieſem unglücklichen Kinde mit unſäglichem Weh heimſucht —!?"

Er hatte den letzten Theil dieſer Ergießung nur murmelnd, mit zuſammengebiſſenen Lippen geſprochen, und die Tochter, des Vaters heftige Bewegung gewahrend, verlor ſich leiſe und unmerklich im Gebüſch. Der Graf aber ging.

den ihm willenlos folgenden Knaben führend, langsam dem Schlosse zu.

2.

Viele Jahre lagen zwischen jener Flucht aus dem Vaterlande und diesem Abende. Die Flüchtenden hatten damals, geschützt von der königlichen Sicherheitskarte, gefahrlos die Grenze erreicht und überschritten. In dem weiten Bereich des österreichischen Kaiserstaates anlangend, öffnete des Grafen Estrella Reichthum ihm bald alle Quellen irdischer Genüsse. Aber des ehemaligen Mönches fester, abgeschlossener Sinn widerstand allen Lockungen mit der Energie seiner starken Seele. Der Schwester glühendes Herz fand nur in des Geliebten bald darauf errungenem Besitz seinen Himmel; denn der Oberst, dessen Wunden ihn zu fernerem Kriegsdienst unfähig machten, ging mit ihr nach seinem romantischen Vaterlande, dem Pays de Vaud. Hier ward Elviren an der Seite ihres angebeteten Gemahls ein reines, ungetrübtes Glück, was nur mit dem Tode Werni's endete, der nach funfzehn glücklichen Jahren von ihrer Seite schied. Die trostlose Witwe folgte ihm in Jahresfrist, und der einzige Sprößling dieser Ehe, der vierzehnjährige Leo, stand allein in der Welt, ein hochgewachsener, schöner Knabe, dessen frischer, kräftiger Schweizersinn sich mit der tiefen Glut seiner spanischen Mutter mischte. Der Oberst hinterließ keine Reichthümer, das Glück hatte ihn in dieser Hinsicht nicht freigebig bedacht, und sein edler Sinn verschmäht, sich während des Krieges deren auf zweideutigem Wege zu erwerben. Die mit Elvirens Hand erhaltene reiche Aussteuer

und Werni's Penſion genügten zwar vollkommen zum frohen, ſorgenfreien Leben der glücklichen Gatten, allein bei den revolutionären Stürmen in Spanien verlor das Ehepaar den größten Theil ſeines Vermögens, und der koloſſale Reichthum des ältern Grafen Eſtrella, der nach deſſen Tode unverkürzt an den jetzt in Deutſchland lebenden Grafen Paolo fiel, ward von dieſem zur Stiftung eines großen Majorats in der neuen Heimath benutzt.

Graf Paolo Eſtrella hatte, nachdem er in einer der ſchönſten Provinzen Oeſterreichs bedeutende Güter angekauft, eine Weile ſtill und ziemlich zurückgezogen von der Welt gelebt, da gelangte die Nachricht vom Tode ſeines ältern Bruders an ihn, deſſen Söhne bald nachher eine anſteckende Krankheit in der Blüthe des jugendlichen Alters gleichfalls hinwegraffte. Mit der ungeheuern Erbſchaft fiel ihm nun auch die Pflicht für die Erhaltung des alten Stammes zu und die Nothwendigkeit ſeiner Vermählung. Ueber die Jahre jugendlicher Wallungen hinaus, glaubte er mit der Liebe völlig abgeſchloſſen zu haben. Nicht frei von dem ariſtokratiſchen Stolze ſeines uralten Hauſes, hatte der Schweſter Verbindung mit dem wackern aber nicht ebenbürtigen Schweizer, deſſen blutjunger, auf dem Schlachtfelde erworbener Adel nicht in Betracht kommen konnte — jenem doch eine empfindliche Wunde geſchlagen, und nur Elvirens ausdauernde Beharrlichkeit, der ſich überall bewährende moraliſche und geiſtige Werth des edlen Schweizers, endlich die Betrachtung, daß Elvire nur ein Mädchen, und die Mesalliance eines ſolchen von keinem bedeutenden Gewicht

für die Ehre des Stammbaums ſei — alle dieſe Gründe vereint hatten geſiegt, und er die Schweſter mit freudigem Herzen zum Altare und in die Arme des Erwählten geführt. Andere Pflichten aber leiteten ihn, den Letzten ſeines Geſchlechts. Er ſuchte lange unter den edelſten Töchtern des Landes und fand endlich in einem ſchönen zarten Mädchen fürſtlicher Abkunft, dem ſich ſein Herz noch in warmer Liebe zuneigte, die gewünſchte Braut. Sie ward die Seinige, und an dem Tage, wo Elvirens Sohn das vierte Jahr erreicht, legte die junge Gemahlin des Grafen auch ihm das erſte heiß erſehnte Pfand ihrer glücklichen Verbindung in den Vaterarm. Aber es war ein Mädchen! kein Sohn, auf dem fortan als Träger des ſtolzen Namens Eſtrella alle ſeine Hoffnungen ruhen konnten. — Mit trübem Lächeln ſtand er an dem prächtigen Lager der Wöchnerin, noch bleicher als gewöhnlich das ernſte Geſicht, und ſein geſenkter Blick ruhete finſter auf dem kleinen holden Weſen, welches das Schickſal an ſeine Vaterliebe gewieſen hatte, ohne ſeinen Vaterſtolz zu berückſichtigen.

Der jungen Gräfin erſte Mutterſeligkeit verſchwand vor dieſem Blicke, — ein fieberhaftes Zucken erſchütterte ihren zarten Körper — ſie reichte dem Gemahl die ſchöne, bebende Hand, und ihn näher an ſich ziehend, hauchte ſie kaum hörbar mit herzzerreißendem Ton: „Vergib mir, mein Paolo, daß ich Dich getäuſcht, ſchuldlos das erſte Mal Deine liebſten, ſchönſten Hoffnungen getäuſcht, — aber laß Dein Vaterauge ſegnend auf dieſem armen Kinde ruhen, oder Du tödteſt mich.“ — Vor dieſen Worten, dieſen Tönen, ſchmolz

überflog mein Gesicht, mein Herz schlug so heftig, als wollte es die Brust zersprengen. Die Mutter bemerkte meine Verwirrung nicht, oder wollte sie nicht bemerken. Er thut es ungern, sprach sie weiter, denn er ist unserem Hause attaschirt, auch ist ihm ja genug geschmeichelt worden, aber er erhält eine sehr vortheilhafte Predigerstelle auf dem Lande, die alle Wünsche eines so blutarmen Menschen weit übersteigt. Demohngeachtet hat er noch geschwankt, allein da wir wußten, daß er versprochen ist, hat Dein Vater ihm selbst zugeredet, nicht sein Glück und das Glück seiner Braut zu verscherzen.

Was ich bei diesen Worten empfand, ach das läßt sich nicht beschreiben. Betäubt sah ich mein Erdenglück versinken, und der schöne Glaube an Tugend und Redlichkeit sank ihm nach. Es war die erste bittere Täuschung meines Lebens, sie vernichtete das Gebäude meiner Glückseligkeit, indem sie ihm den sichern Grund, Vertrauen auf die Menschen, entzog. Bernhard hatte mich geliebt! o dies stand mit Flammenschrift in meiner Seele, diese Ueberzeugung konnte nichts mir rauben, er hatte mich geliebt, hatte es mir nicht verborgen, und war das Eigenthum einer Andern. Es ist unmöglich, daß ich in meiner Bewegung den Zustand meines Gemüths künstlich hätte verbergen können. Meiner Mutter schien er dennoch zu entgehen, sie sprach ruhig fort, und ich dankte ihr diese Schonung.

des Grafen Mißmuth in heißer Reue und Schmerz dahin — er beugte ſich über die geliebte Gattin, ihre kalten Hände und Lippen mit Küſſen bedeckend, und flehete, ſie mit den ſüßeſten Namen nennend, um Vergebung, die ihm nur zu gern gewährt ward. Auch des ſchlummernden Mägdleins kleine Stirn weihete der väterliche Kuß zu ſeiner Liebe ein, und Vinzenzia entbehrte dieſer fortan nie.

Zwei Jahre vergingen — kein männlicher Erbe krönte die heißen Wünſche des Grafen, Vinzenzia ſchien das einzige Kind zu bleiben, und Eſtrella's ſtiller Ernſt ward zum finſtern Mißmuth. Er grollte mit der Vorſehung, die ihm den einen höchſten Wunſch verſagte, während ſie jeden kleinern, überflüſſigen verſchwenderiſch erfüllt. Seine fortwährend düſtere Stimmung wirkte ſchwer und ſchmerzlich auf das weiche Herz der Gattin; ſein düſterer Blick ſchien mit leiſem, zwar unausgeſprochenem aber drückendem Vorwurf auf der Schuldloſen zu haften, und der Gram zehrte unmerklich aber ſicher an ihrer Lebensblüthe. Nur bemüht, dem Gemahl eine immer gleiche milde Freundlichkeit zu zeigen, ſah er nicht ihre einſamen Thränen, hörte nicht ihr Flehen zum Himmel, ſelbſt um den Preis ihres Lebens ſeinen höchſten Wunſch zu erfüllen. Er glaubte ſie ruhig, getröſtet, und dies empörte ihn noch mehr.

Einſt, als das gräfliche Paar zu einem Gutsnachbar geladen, ſich im engern Zirkel der Hausfreunde befand, zeigte die Wirthin, eine junge blühende Frau, ihre jüngſten Kinder, ein friſches Zwillingspaar rothwangiger Knaben,

mit mütterlicher Freude den Gästen, und die lieblichen Kinder erregten die freudige Theilnahme der Gesellschaft. Da sah die Gräfin des Gemahls sich immer tiefer furchende Stirn und tödtliches Erblassen, sah den finstern, zum Himmel gewendeten, dann auf die Kinder niedergleitenden Blick, und als sie in zerfließender, kaum zu bewältigender Wehmuth seine Hand ergreifen wollte, zog er sie kalt zurück, und die leisen, aber tödtlich verletzenden Worte: „Laß die Possen — sieh diesen Reichthum, neben dem meine Armuth mir zum Fluch wird" — glitten über seine farblosen, zusammengebissenen Lippen.

Die Gräfin erbleichte und schwieg. Sie war von diesem Tage an verändert. Ein verzehrender Schmerz nagte an ihrem Leben, verlöschte die feine Röthe ihrer Wangen und dämpfte das Feuer ihres blauen Auges. Nach einigen Wochen entdeckte sie dem Gemahl mit wankender Stimme, daß neue Hoffnung zur Erfüllung seines Wunsches sei.

Der Graf schloß sie entzückt in seine Arme. Der Himmel öffnete sich aufs neue seinen stolzen, süßen Hoffnungen und Plänen. Mit angstvoller Sorge wachte er über das innere und äußere Wohl der Gemahlin, belauschte jeden Blick, jeden Seufzer, jeden noch so kleinen Wunsch. Nur der eine Gedanke schien ihn zu beschäftigen, und oft trieb die Angst ihn mitten in der ruhelos durchwachten Nacht vom Lager auf, an der Thür des Kabinets zu lauschen, ob die Mutter seines Sohnes — denn nach seiner fixen Idee konnte, durfte nur ein solcher das Licht der Welt

erblicken — auch gesund und ruhig schlummere. Und als die entscheidende Stunde kam, lag er mit allem Fanatismus des einstigen Mönches vor dem Bilde der Mater dolorosa auf den Knieen und murmelte, im heißen Gebet an die Brust schlagend: „Gieb mir den Sohn, heilige Jungfrau — gieb mir den Erben meines Namens, erhalt' mir sein Leben, und dann möge jedes andere Unheil über mein Haupt kommen." — Die frevelhaften Worte waren gesprochen — die Dämonen des Abgrunds, der Allmacht rächende Werkzeuge bei menschlicher Ueberhebung, menschlicher Kurzsichtigkeit, vernahmen spottend das thörichte Gebet und säeten in dieser Stunde frohlockend den Keim unsäglichen Jammers für den stolzen, kurzsichtigen Sterblichen.

„Ein Sohn — ein Sohn —!" erscholl die frohe Kunde aus dem Zimmer der Gräfin, und die Wärterin eilte athemlos dem Glücklichen entgegen, der, die volle Geldbörse der Botin seiner Seligkeit zuschleudernd, an das Lager der Gattin stürzte.

Bleich, eine geknickte Lilie, lag diese und sah mit dem Lächeln einer Verklärten, wie der Graf außer sich, entathmet, vor dem Bettchen des Kindes kniete, Stirn und Händchen des Neugebornen mit Küssen und gewaltsam hervorbrechenden Thränen bedeckte, wie der ernste, kalte Mann fast der Gewalt dieses Augenblicks erlag — für nichts auf Erden weiter Sinn habend. —

Franzesko war getauft — und dieser Tag verlieh den Unterthanen des Grafen Vorzüge und Gnadenbezeigungen,

die mit verſchwenderiſcher Großmuth gewährt, den Neid der ſämmtlichen Provinzbauern erregten. Ein Majorat, dem Erben des alten Namens gleichfalls an dieſem Tage geſtiftet, machte ihn für alle Zeiten zu einem der reichſten Vaſallen der Monarchie, und ſeine Zukunft zur glänzendſten.

Die Gräfin, ſeit des Knaben Geburt bleich und kränkelnd, lebte nur noch in ſeinem Anſchauen und der ängſtlichſten Sorgfalt für das Kind, welches zwar anſcheinend geſund, doch blaß und ohne jenes friſche, geiſtig lebendige Gedeihen blieb, was ſeiner zunehmenden körperlichen Entwickelung zu entſprechen ſchien. Die großen dunkeln Augen des Knaben ſtarrten ſo ſeelenlos, ſo unbelebt das bunteſte Spielzeug an, — um ſeine farbloſen Lippen ſpielte nie, oder doch höchſt ſelten ein Lächeln, und dann ein ſo ſonderbares, das kleine Geſicht faſt unheimlich verziehendes Lächeln, daß die lebhafte, jetzt fünfjährige Vinzenzia weinend und furchtſam ſich von dem Brüderchen wendete, mit welchem ſie doch ſo gern ſpielte, und die Wärterin kopfſchüttelnd das ſeltſame Kind betrachtete.

Was ſind des Menſchen Wünſche und Pläne vor den Augen der ſtreng waltenden, unerſchütterlichen Vorſehung, die ihren feſten, nach ewigen Geſetzen bezeichneten Weg geht — das Loos iſt geworfen, bringe der Wurf Glück oder Elend. — Ein Staub, ein Atom, ein Nichts ſind deine Wünſche, — deine Pläne weniger als ein leiſer Luftſtrom, der ſpurlos über die Ebene dahinzieht, kein Blatt berührend — was du wollteſt und dachteſt, kurzſichtiger Sterblicher, verſinkt in ewige Nacht, iſt nicht der Wille des

Fatums der deinige — deine ſchuldloſeſten Wünſche, dein Flehen um die Erhaltung der Quellen deines innerſten Lebens verhallen ungehört, iſt die Verneinung deines Glückes beſchloſſen. — Und die Seifenblaſe eiteln Ruhmes, das Irrlicht deines Stolzes, was dich zu ſchwindelnder Höhe empor trägt, ſie verlöſchen wie das kleine beſcheidene Fünkchen des ſo leicht zu erfüllenden, heißeſten Wunſches des Armen, wenn der gigantiſche Tritt der ehernen Beſtimmung darüber hinſchreitet, zur ausgebrannten Kohle, die das Fatum hohnlachend vor deine Füße ſchleudert — —

Die Vorſehung verfügte mild über die Gräfin. Sie ſchwand leiſe, faſt unſichtbar dahin, und ehe Franzesko das zweite Jahr vollendet, ſchloß ſie das matte Auge, deſſen letzte Blicke liebevoll lächelnd auf dem troſtloſen Gatten, der ſchluchzenden Vinzenzia, dem blaſſen, kaum lallenden, einzigen Sohne ruheten.

Die Jahre vergingen. In folternder Angſt erwartete der Graf die geiſtige Entwickelung des Knaben — vergebens! Nur unartikulirte Laute vermochte er zu ſtammeln, keine klaren Begriffe erwachten bei allen künſtlichen und natürlichen Anregungen, kein bewußtes Leben ſpiegelte ſich in dieſen großen, ſeelenloſen Augen. Er wuchs heran, zwar körperlich geſund, aber ſelbſt mit dem zehnten Jahre vermochte er nur einzelne Worte ſtammelnd und unſicher zu ſprechen; kein Gedanke äußerte ſich in der todten Willenloſigkeit ſeines Weſens, gebunden lagen alle Kräfte des Geiſtes und der Seele in dem unglücklichen Kinde; die Wiſſenſchaft der berühmteſten Aerzte Europa's, von dem ver-

zweifelten Vater herbeigerufen, scheiterte an der Unmöglichkeit, hier zu helfen, — sie erklärten ihn für rettungslos blödsinnig.

Hier war der Wendepunkt in des Grafen Leben — der entsetzlichste Gram zog verheerend durch alle Räume seiner Seele; fast fürchtete er, selbst wahnsinnig zu werden, denn die schönsten Pläne seines Ehrgeizes erloschen an diesem gräßlichen Unglück. Mit einem markdurchdringenden Schauder betrachtete er das unglückliche Kind, auf dessen bleiches, sinnloses Haupt er wie zum Spott allen Glanz seines unermeßlichen Reichthums, alle stolzen Hoffnungen seines alten Stammes gelegt, die er jetzt für einen lichten Strahl des Geistes gern hinweggeworfen hätte. — Das Schicksal hatte seine stürmischen, frevelhaften Wünsche erhört, es hatte ihm den Sohn, den Erben gegeben — er lebte, war körperlich gesund, aber — blödsinnig!!

Um diese Zeit war es, als der junge Leo Werni, eine Waise, und fast allein an des Oheims Großmuth gewiesen, zu ihm kam. Er empfing den schönen Knaben, aus dessen dunkeln, geistreichen Augen frischer Lebensmuth und eine seltne Energie blitzte, zwar mit widerstrebenden Empfindungen, doch behielt der natürliche Edelsinn die Oberhand. Leo genoß der sorgfältigsten Erziehung und einer fast väterlichen Liebe. Er ward als Vinzenzia's Bruder betrachtet und das kindlich geschwisterliche Verhältniß beider des unglücklichen Vaters einziger Lichtpunkt. Daß dieses Verhältniß einst vielleicht eine andere Färbung annehmen könne, fiel ihm nicht ein, denn Gedanken anderer Art, wenn auch

unausgesprochen, beschäftigten ihn seit kurzem. Ein berühmter Arzt hatte den blödsinnigen Franzesko lange beobachtet und endlich die Möglichkeit angedeutet, daß sich in spätern Jahren doch vielleicht ein Geistesstrahl entwickeln könne, er jedoch schwerlich ein hohes Alter erreichen und bei heftiger Gemüthsbewegung seine Existenz dann überhaupt leicht gefährdet sein würde. Der Graf empfing diese Ansicht, die ihm ungeachtet der Schattenseite einen Himmel von Glück eröffnete, mit der Empfindung eines Verdammten, dem sich unerwartet die Pforte der Seligkeit öffnet. Aber er verbarg den Hoffnungschimmer, der nur erst matt leuchtete, gleich einer lichtscheuen That, und mochte sich selbst den Glauben daran nicht gestatten, weil er der so möglichen Vereitelung zu erliegen fürchtete.

4.

Vinzenzia hatte sechzehn Frühlinge zurückgelegt, und der zwanzigjährige Leo Werni, durch des Oheims väterliche Sorgfalt mit allen Mitteln ausgerüstet, seinen Eintritt in die Welt als den eines jungen Mannes von Stande und ausgedehnten Ansprüchen zu bezeichnen, bereitete sich zur Abreise, die in wenigen Tagen erfolgen sollte. Des Jünglings schöne Gestalt, der Feuerblick seines dunkeln Auges, der männliche Ernst seines ganzen Wesens machte ihn zu einer überaus anziehenden Erscheinung, und die vielfachen Kenntnisse, die er sich bereits erworben, sicherten ihm eine angemessene Stellung in der Welt, wenn selbst die väterliche Liebe des Oheims ihm diese nicht versprochen. Vinzenzia's

junges, ſchuldloſes Herz hatte ſich ihm längſt in unbewußter, heißer Liebe zugeneigt, und die, wenn auch nur kurzen Trennungen, die ſeine Studien nöthig machten, dieſe noch mehr entwickelt. Allein Leo, nur den Wiſſenſchaften und dem glühenden Streben, ſich ſelbſt einen bedeutenden Platz zu erwerben, lebend, ſchien bis jetzt todt für jede Regung jugendlicher Liebe, und trat auch heute, ein zurückgelaſſenes Buch ſuchend, unbefangen in Vinzenzia's Zimmer.

Das Mädchen ſaß mit rothgeweinten Augen, das Köpfchen ſtützend, am Fenſter, und bemüht, ihm ihre Thränen zu verbergen, reichte ſie ihm abgewendeten Geſichts das Buch.

„Was fehlt Dir, liebe Vinzenzia," fragte er theilnehmend, „biſt Du krank?"

Sie ſchüttelte verneinend das Haupt und wendete ſich völlig ab.

„Du weinſt?" fragte er wieder, ihre kleine Hand ergreifend; „ſage mir, was Dir iſt — Du wirſt doch Deinem Bruder, Deinem Leo nichts verbergen?" —

„Soll ich nicht weinen," brach ſie in einen Thränenſtrom aus, „da Du weg gehſt, ich Dich vielleicht in Jahren nicht wiederſehe — aber Du haſt mich nicht lieb, ich weiß es wohl." —

„Vinzenzia, wie kränkſt Du mich," erwiederte er gerührt; „ich ſollte Dich nicht lieb haben, Dich, meine treue Jugendgeſpielin, meine Schweſter, mein liebes holdes Mädchen;" — er umſchlang ſie innig — „aber tröſte Dich, ich bleibe ja nicht für immer weg, in zwei Jahren ſpäteſtens

bin ich wieder hier, und dann trennen wir uns nicht mehr auf ſo lange Zeit."

Sie legte die zarten Arme um ſeinen Nacken — „ach Leo, wenn Du wüßteſt, wie ich Dich liebe," flüſterte ſie verſchämt.

„Ich Dich auch," erwiederte er, mit Wärme ſie an ſich drückend — „und wer weiß, wie Alles noch kommen kann — vielleicht könnten wir ja," ſetzte er halb ſcherzend, halb zärtlich hinzu — „einander für immer gehören, denn Du biſt doch nur meine Couſine und könnteſt gar leicht meine Braut werden. —"

Sie erröthete in mädchenhafter Scheu — „mein geliebter Leo," flüſterte ſie, das Geſicht an ſeiner Bruſt verbergend, „was redeſt Du da — ! —"

„Findeſt Du meine Bemerkung ſo gar unwahrſcheinlich?" fragte er, ſie ſanft an ſich drückend, „mir iſt ſie es nicht; wer weiß, was die Zukunft darüber entſcheidet — jetzt ſind wir freilich einander nur Geſchwiſter, denn dem mittelloſen Jünglinge darf kein ſehnſüchtiger Wunſch dieſer Art, nicht einmal ein Gedanke, die Flügel lähmen, will er ſich ſeine Zukunft auf der ſchwindelnden Höhe äußerſter Unabhängigkeit erbauen, wie es dem ächten Schweizer ziemt — aber einſt —"

Der arme Franzesko, der bei der Eröffnung dieſer jugendlichen Herzen wie gewöhnlich ſtumm und antheillos in der Ecke des Sopha geſeſſen, ſtand auf, näherte ſich dem Paare, legte ſeinen Arm um des Vetters Nacken und ſtam-

melte mühsam: „Nicht weggehen — bleibe bei mir und bei der Schwester, wir haben Dich so lieb —"

Leo fuhr im freudigen Erschrecken bei diesen Worten des Knaben, den ersten, die er je in diesem Zusammenhange gesprochen, die ein Combinationsvermögen verriethen, was sich bis dahin noch nie gezeigt — empor. — Er sah in seinem großen, dunkeln Auge den Schein bewußten Lebens auftauchen und schloß ihn entzückt in seine Arme, da trat der Graf herein, vernahm mit mühsam bekämpfter freudiger Bewegung Franzesko's Aeußerung, die jedes andere Interesse für ihn ausschloß, und der Moment, wo die beiden jugendlichen Seelen sich fanden, war vorüber, um nicht zurückzukehren.

5.

Leo Werni hatte eine jener seltnen geistigen Organisationen empfangen, in denen sich eine doppelte Natur entwickelt. Das feurige Blut der Mutter, der kühn emporstrebende Geist des Vaters, dem in jeder Art das Höchste erreichbar schien, gekräftigt an der reichen, großen Natur seines Vaterlandes, das Vertrauen in die eigne Kraft, der kein Ziel zu fern, kein Preis zu hoch war, stand in seltsamem Conflict mit eiserner Festigkeit und der ruhigsten Consequenz, wenn es galt, einen gefaßten Entschluß durchzuführen. Er lächelte, sprach man von Schwierigkeiten, er zuckte mitleidig die Achseln, war die Rede von geduldigem Fügen in das Unabänderliche. „Der Mann muß Alles können, Alles vermögen, dem Starken gehört die Welt," pflegte er zu sagen; „der Mensch

Unser Empfang auf Helderau rechtfertigte die Worte der Mutter. Alles huldigte mir wie einer Gebieterin, jeder Blick war freundlich und liebend auf mich gerichtet, man hielt mich ja für glücklich! — Das Schloß war alt und finster, düstre Tapeten bedeckten die Wände, von denen Helderns Ahnen mich zu begrüßen schienen. Schauerlich folgten mir die Augen dieser Todten, als sähen sie in mein Herz, das von Gram zerrissen, keinen Sinn für den Glanz des Hauses hatte, in welches ich eintreten sollte. Man gab mir das prächtigste Zimmer, Helderns Mutter hatte es bewohnt, wenn sie sich hier aufhielt. Aber dies öde weite Gemach machte mir Grauen, und ich wählte ein kleines Kabinet daneben, wo die Dienerin der Baronin sonst gearbeitet und geschlafen hatte. Hier richtete ich mich ein, gleichgültig auf wie lange, Ort und Zeit konnten nichts mehr in meiner Stimmung verändern. Helderns Liebe sprach sich jezt immer deutlicher aus, ich duldete es still, daß er mit Gewißheit auf Hoffnungen baute, die ihm ein Irrthum gab, daß man mir überall wie einer Verlobten begegnete, und als mein Vater ankam, Bernhards kalten Abschiedsgruß brachte, und alles bestätigte, was ich von der Mutter wußte, als Heldern mit zärtlichem Dringen um meine Hand warb, und meine Eltern diese Verbindung die Freude ihres Lebens nannten, was konnte ich anders thun, als mein getäuschtes Herz der Pflichterfül-

vermag Alles, hat er Selbſtbeherrſchung errungen, das Schickſal ſogar wird ihm unterthan, — der eiſerne Wille bezwingt es.“

Ein ſolcher Kopf gehörte in das diplomatiſche Fach, das war des Pflegevaters Anſicht und Werni's eigner Wunſch. Die erforderlichen Schritte geſchahen mit Erfolg, Leo kehrte, bereichert an Kenntniſſen und Talenten, von ſeinen Reiſen zurück und ward als Attaché der Geſandtſchaft nach einer großen deutſchen Reſidenz beigeſellt. Des jungen Mannes bedeutende Perſönlichkeit, die einfache Vornehmheit ſeiner Umgebung und Sitte, öffnete ihm bald alle Pforten der feinen und erſten Geſellſchaft. Er lernte nun zuerſt die Frauen der höchſten Stände in der Nähe kennen und fühlte ſich Anfangs fremd in dem neuen Element. Er hatte noch nie geliebt; denn das Gefühl, was ihn an Vinzenzia band, war augenſcheinlich mehr ein brüderliches. Des holden Mädchens jugendlicher Reiz hatte ſich unter ſeinen Augen entfaltet, ihre herzliche Zuneigung, ihre anmuthige Sorglichkeit für ihn waren ihm Bedingung ſeiner Zufriedenheit geweſen, ohne daß eine wärmere Regung erwacht wäre. In der ſüßen Gewohnheit, ſie immer ungeſtört zu ſehen, zu hören, ihre beglückende Nähe zu empfinden, hatte ſeine Neigung, kein Hinderniß findend, ſich nicht durch Widerſtand zur Leidenſchaft erhöhen können, und er war mit völliger Ruhe von ihr geſchieden. Jene Scene aber war für ihn völlig bedeutungslos geblieben und er gedachte ihrer ſpäter kaum wieder. — Und ſchwebte je zuweilen das Bild der reizenden Jugendgefährtin lebendiger an ihm vorüber, ſo

kam ihm auch wohl der Gedanke, den Scherz vielleicht einſt in Ernſt zu wandeln und um Vinzenzia's Hand zu werben, wenn er in errungener Selbſtſtändigkeit ſie von dem ihm väterlich geſinnten aber ſtolzen Oheim zur Gattin fordern könne. In ſeinem zwar nicht häufigen aber doch nie ganz unterbrochenen Briefwechſel, der durch des Vaters Hand ging, war er der ſüßen Gewohnheit treu geblieben, ihr von ſeinem Thun und Leben, ſo viel möglich, mit brüderlicher Offenheit zu erzählen, und ihre Mittheilungen, zart und weiblich zurückhaltend, zeigten ihm nur die unveränderte Innigkeit der Schweſterliebe, keine Hindeutung auf eine wärmere Empfindung.

Da entſchied ein Moment über Leo's Herz und Schickſal. Ein Ball beim **ſchen Geſandten verſammelte Alles, was das prachtvolle, an weiblichen Schönheiten ſo reiche W. aufzuweiſen hatte. Die lange Colonne bewegte ſich bereits im glänzenden Gewühl des Contretanzes, als die Flügelthüren ſich noch einmal, ziemlich ſpät, öffneten, und Frau von Hellburg, die Witwe eines unlängſt verſtorbenen angeſehenen Staatsdieners, an der Seite ihrer Tochter eintrat. Die merkbare Bewegung unter den im Tanz begriffenen Männern, der ausgezeichnete Empfang des ſtolzen Wirths, der den Gäſten entgegeneilte, bezeichnete das Erſcheinen der Damen als ein längſt erſehntes. Die beiden hohen Geſtalten der Mutter und Tochter imponirten eben ſo durch Schönheit, als durch den Geſchmack ihrer reichen und feinen Toilette. Der ſtolze Anſtand der noch immer ſchönen Mutter ward durch eine gewinnende Freundlichkeit gemildert und erſchien

als die huldreiche Herablaſſung einer gebornen Fürſtin. Das Fräulein, hoch ſchlank und dennoch in jugendlicher Fülle blühend, ſchwebte mit ätheriſcher Leichtigkeit herein und ſchien kaum den Fußboden zu berühren. Die hinreißende Anmuth ihrer Begrüßung, das feine, kaum merkbare Lächeln ihrer Roſenlippen, das anmuthige Senken und Heben des blauen Auges, mußte beſtrickend auf jedes männliche Herz wirken. In den üppigen Locken und Flechten des reichen blonden Haares blühete ein Roſenzweig, und die halb entfaltete Knospe wetteiferte mit dem weichen Sammet der roſigen Wange, der Granatblüthe des reizenden Mundes. — Die Touren des kunſtreichen Contretanzes kamen hier und da in Verwirrung, denn der Tänzer Blicke und Gedanken flogen dahin, wo das liebliche Mädchen ſtand, und ihr Lächeln, die kleinſte Bewegung ihrer Graziengeſtalt, ſelbſt das leichte Spiel des zierlichen Fächers in den kleinen Händen — Alles das ward zum gefährlichen Netze für manches unbewachte Herz.

Leo verſchlang mit glühendem Blicke die anziehende Erſcheinung — ein Bekannter gewahrte ſeine Bewegung und klopfte ihm auf die Schulter:

„Nicht wahr, ein Götterkind iſt dieſe Melanie? — ſie hat heute eine ſüperbe Toilette gemacht — ſo einfach kindlich, ſo anſpruchslos und doch ſo allerliebſt kokett — ſehen Sie, wie maleriſch die Roſe ſich durch die blonden Locken über dem winzig kleinen Ohr an die Wange ſchmiegt und vor der ſchönen Röthe zurückzuweichen ſcheint — und wie der einfache, faſt noch den Kinderjahren angehörende Scheitel die

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53192-3
WINKLER,K.G.T. FN. 18552/023

wundervolle Stirn zeigt — das geſchieht des Prinzen von ****** wegen, den ſie gern erobern möchte — der alte Herr liebt das Weſen à l'enfant. — —"

„Unmöglich!" erwiederte Leo, in des ſchönen Mädchens Seele verletzt; „der ältliche, unſchöne Prinz kann doch wahrlich kein Gegenſtand für die Neigung eines ſolchen Mädchens ſein. —"

„Neigung?" lachte der Andere, „wer ſpricht davon —! ſie will gefallen, erobern, univerſell unwiderſtehlich ſein, Allen gleich anbetungswürdig erſcheinen und ihr artiges Spiel treiben, das iſt das Ziel der ſchönen, koketten Melanie — Sehen Sie — dort tritt eben der Prinz mit aller galanten Tournüre der vergangenen Dezennien zu ihr heran und ſagt ihr wahrſcheinlich viel Schönes — ſie lacht, zeigt die Perlenzähnchen, und der ſüße Blick, den ſie abwärts von dem eifrigen Courmacher in die Ecke links wirft, tröſtet den ſchönen Adjutanten des ** Garderegiments, der, mit der Degenquaſte ſpielend, ob der langen Unterhaltung, welche zu unterbrechen er nicht wagen darf, — ſchier verzweifeln möchte."

Ein Schwarm von Männern hatte nach und nach das Fräulein umgeben. Mit bezaubernder Grazie verſtand ſie eine leichte und doch nicht völlig geiſtloſe Unterhaltung zu führen, hier eine Feinheit durch eine ähnliche zu beantworten, dort einem treffenden Einfall mit einem ſcharfen Witzworte zu begegnen, da eine kleine Albernheit mit allerliebſt aufgeworfenem Roſenmunde zu perſifliren, eine etwas dreiſte oder veraltete Schmeichelei zu ignoriren, ohne den Verehrer durch

einen lächelnden Seitenblick ungetröſtet zu laſſen — dann wieder mit einer hinreißend kleidenden Naivetät eine treuherzige Frage oder Antwort hinzuwerfen, welche die Hörer entzückte, und den Kreis, der die Zauberin umgab, immer dichter werden ließ.

Leo ſtand ſtumm, in ſich verſunken, und nahe genug, um nichts von dieſer glänzenden Phantasmagorie, dieſer reizenden Plauderei, die eigentlich nur das ſchillernde Spiel bunter Seifenblaſen war, zu verlieren. Er, der ſcharfe Dialektiker, der ernſte, gediegene Kopf, dem jede flache Unhaltbarkeit der vornehmen Welt ein ſpöttiſches Lächeln, wohl gar einen beißenden Einfall zu entlocken pflegte — er ſtand lauſchend und verſöhnt bei dieſem gaukelnden Nichts, weil es die Atmoſphäre eines Weſens war, was mit nie gekannter, nie geahneter Macht gleich anregend auf ſein Herz wie auf ſeine Sinne wirkte. Es entging ihm nicht, daß auf Melaniens ſchöner Stirn, in ihren hellen, klugen Augen noch ein anderer Geiſt wohne, als der herrſchende dieſes Kreiſes, und das verſöhnte ihn mit der Nichtigkeit des Elements, in welchem ſie ſich mit ſolcher Luſt und Behaglichkeit zu bewegen ſchien. Als der Kreis ſich etwas zu lichten begann, ſuchte er ſich ihr zu nähern, allein es mißlang, denn ſie flog nun, zum Tanz gezogen, mit der Grazie einer Taglioni durch die Reihen, und dennoch begleitete der feinſte Anſtand jeden ihrer zephyrleichten Schritte.

Endlich gelang es der Ausdauer Werni's, der gefeierten Heldin des Balles zu nahen, die Frau vom Hauſe ſtellte ihn vor, und Melaniens forſchend blitzendes Auge weilte wohl-

gefällig auf der edlen Geſtalt des jungen Mannes. Sie reichte ihm die zarte Hand zu dem phantaſtiſch wilden Straußwalzer, der eben vom Orcheſter herabbrauſte, und er trat, eine bis dahin unbekannte Seligkeit im Herzen, mit ihr in den glänzenden Halbzirkel.

Die Tour war vorüber — die Pauſe gab ihm willkommene Veranlaſſung zur Unterhaltung, welche Melanie, weit verſchieden von jener vorigen flachen Tändelei, mit einer ernſten Frage nach ſeinem romantiſchen Vaterlande einleitete, die eine genaue Kenntniß der politiſchen Zuſtände deſſelben vorausſetzte.

Leo, angenehm überraſcht, antwortete dem gemäß genau, beſtimmt, aber kurz, und ſuchte den Schluß ſeiner Rede wieder der heitern Tendenz des Abends, dem Glück, was ihm durch ihre Bekanntſchaft geworden, zuzuwenden. Melanie lächelte fein — „ich verſtehe, Herr Baron, Sie wollen mich in die Schranken meines Geſchlechts und eines Ballabends zurückführen, und mir nebenbei bemerkbar machen, daß ein Mädchen hinreichend durch ihren Putz und die kleinen Armſeligkeiten der grande société beſchäftigt ſein muß, um nicht thöricht und ungeſtraft den großen Tendenzen der Zeit- und Völkergeſchichte nachzufragen.“

„Warum wollen Sie, mein gnädiges Fräulein, mir die Bêtiſe zutrauen, der Unterhaltung mit einer liebenswürdigen Dame irgend eine Schranke anweiſen zu wollen? —“ erwiederte Leo galant.

„Weil die Männer,“ warf Melanie leicht hin, „überall nur geneigt ſind, nach dem Schein zu urtheilen und in einem

weiblichen Kopfe selten mehr als die affenartige Sucht des Putzes und der Eitelkeit zu suchen, wie zu finden gewohnt sind."

„Und trifft das gerechte Anathema, welches Ihr schöner Mund mit Recht gegen solche Barbaren schleudert, uns alle ohne Ausnahme?" scherzte Leo.

„O nein! es mag auch Männer geben, die noch einen andern Maßstab an weiblichen Werth legen, dem Mädchen, welches ein wenig mehr zu sein sich erkühnt, nicht ohne Weiteres das Prädikat eines Blaustrümpfchens schenken und sie so mit dem Stempel eines Ridikule bezeichnen, der unheilbarer und folgenreicher noch als jene Ansicht, die Arme schonungslos für die Dauer ihres Lebens verfolgt — aber die Phönixe sind selten — darum ist es überall schwer," setzte sie, mit einem unnachahmlichen Lächeln den Fächer leise an die Rosenlippen drückend, hinzu — „das juste milieu zwischen der Scylla und Charybdis des öffentlichen, besonders aber des männlichen Urtheils zu finden. —"

„Aber Sie wandeln diese schmale Mittelbahn sichern Schritts, wie einer unsrer großen Dichter sagt," fiel Leo hingerissen ein:

„unwissend, daß sie Anbetung erzwungen,
wo sie von eignem Beifall nie geträumt. —"

Melanie sah ihn mit einem jener unbeschreiblichen Blicke an, in denen sich ein leiser Spott mit kindlicher Naivetät mischte — sie drohete ihm mit dem niedlichen Finger und flüsterte halblaut: „Mama sagte mir immer, mit Naschwerk

fängt man Kinder, aber keine erwachsenen Leute — diese wissen nur solide Speise zu würdigen. —"

Leo fühlte, daß er sehr zur Unzeit galant und dem reizenden Mädchen gegenüber ungemein albern gewesen sei. Die Neuheit einer solchen Erscheinung und seine wenige Erfahrung im Verkehr mit Frauen, machte ihn gegen seine Gewohnheit zum ersten Male verlegen, unsicher, und der Unmuth hierüber, wie über die eben gezeigte Blöße, gab ihm schnell das momentan verlorene geistige Uebergewicht zurück. Er erglühete in männlicher Schaam, einem Mädchen, und besonders dieser Melanie, kleinlich erschienen zu sein, und ermannte sich.

„Verzeihen Sie einem Neuling in der Kunst, einer eben so geistreichen als reizenden Dame gegenüber zu scherzen," sagte er mit anmuthigem Ernst; — „die Beschämung über meine Albernheit gestattet nur eine Sühne — die Wahrheit, und ich bestrafe mich selbst am härtesten, wenn ich gestehe, was mich vielleicht für immer aus Ihrer Nähe verbannen wird. — —"

„Und das ist? —" fragte sie lächelnd, aber gespannt: —

„Daß ich bei der tändelnden Grazie, welche noch vor einigen Minuten jenen fashionablen Kreis zu entzücken wußte, alles Andere eher als den Panzer der Minerva gesucht hätte. —"

„Nun in Wahrheit, Sie sind ein seltsamer Mensch," erwiederte das Fräulein lachend, „und diese Aeußerung wiegt freilich die vorige Galanterie mehr als auf. — Vielleicht wäre es aber doch der Mühe werth," setzte sie mit leiser

Ironie hinzu, — „zu unterſuchen, ob das anſcheinende Flittergold nicht einigen ſoliden Werth birgt, den der zu eifrige Mineralog überſah. —" Sie wendete ſich mit einer graziöſen Verneigung ab, dem herantretenden Tänzer zur verſprochenen Extratour zu folgen.

Leo ſah ihr mit gemiſchten Gefühlen nach. — Er kam träumeriſch nach Hauſe, und das Bild des reizenden Mädchens wich nicht von ihm. So war ihm noch kein weibliches Geſchöpf erſchienen, und wenn ihre vollendete Schönheit und Anmuth Sinne und Gefühl des jungen feurigen Mannes entzündete, ſo war er doch wieder zu ernſt und beſonnen, um nicht unter dieſem gaukelnden Schmetterlingsfluge möglicherweiſe Untiefen zu vermuthen, auf welche die Bemerkung ſeines Bekannten im Ballſaale hingedeutet. Er fühlte ſich wunderbar angeregt, zu erforſchen, ob ein Engel des Lichts oder der Finſterniß dieſe ſchöne Hülle bewohne. Daß dieſes Experiment ſeiner Ruhe gefährlich werden könne, daß Melaniens Bild ſich bereits ſeiner Phantaſie hinreichend bemächtigt habe, um ſich auch ſeinem Herzen dauernd einzuprägen, daran dachte er nicht.

6.

Die Morgentoilette Melaniens war vollendet, das ſchöne Mädchen ſaß im blendend weißen Negligee vor dem eleganten Stellſpiegel, und das matte Gold der reichen blonden Locken rollte durch die kunſtfertigen Finger der Zofe, welche mit leichter Hand ein himmelblaues Band durch dieſe nur zu gefährlichen Schlingen für Männerherzen ſchlang. Das

lung zum Opfer bringen. Ich willigte ein, doch unter der Bedingung eines Aufschubs, den man mir, meines Jaworts froh, gern zugestand. Ach mit heißen Thränen begrüßte ich diesen Abend mein einsames Zimmer, als ich es nach einem Tage voll lauter Fröhlichkeit betreten durfte Ganz anders hatte mein Herz sich die Stunde oft gemahlt, wo unter tausenden sich erwählend, zwei Wesen sich die Hand zum ewigen Bunde reichen; und zu welchem Bunde! die wechselvolle Bahn des Lebens vereint zu durchwandeln, in ernsten schweren Augenblicken Muth und Hoffnung eins in des andern Brust zu gießen, stark eins durch des andern Liebe, ungetrennt Glück und Schmerz zu tragen, bis die Fackel erlischt, um in einer schönern Welt sich wieder zu entzünden! O wie weit mußte ich mich von meinem Ideale entfernen, indem ich Helderns Werbung annahm, von meinem Ideale, das doch, mit so glänzenden Zügen dem Herzen eingeprägt, keiner Bemühung wich.

Sommer und Herbst verstrichen, der Winter kam, und mit der rauheren Jahrszeit verließen wir Helberau, und bezogen unser Haus in der Stadt. Ich sah es wieder, und schmerzliche Erinnerungen bewegten meine Seele. Von Bernhard wußte ich nichts; wäre mein Herz frei gewesen, ich würde nach ihm gefragt haben; wie ich für ihn fühlte, wagte ich es nicht. Mein Bruder war den Sommer über in der Stadt

Aroma ſeltner Blumen miſchte ſich mit der ſüßduftenden orientaliſchen Eſſenz, die, des ſchönen Haares Glanz und Weichheit zu erhöhen, die gewandte Soubrette geſchäftig den üppigen Locken mittheilte.

„Das gnädige Fräulein waren doch geſtern Abend zum Entzücken," begann Minette, „und mich dauerte nur der arme Graf Silburg, der beinahe verzweifelt ſein ſoll, weil es ihm nicht geglückt, meine ſchöne Gnädige zum Wagen zu führen — er hat gewüthet, getobt, ja ſogar geweint, als er nach Hauſe gekommen, und mit einem gräßlichen Fluch betheuert, er werde den Schweizer, den Baron — ja, ich behielt den Namen nicht — ohne Weiteres todtſtechen, weil er ihm dies Glück geraubt, es ihm ſo zu ſagen vor der Naſe weggefiſcht. —"

„Der Graf iſt ein Fant!" lachte Melanie, ſich wohlgefällig im Spiegel betrachtend; „ich glaube nicht, daß der Baron Werni eben Urſach hat, den wohlgeſchonten Degen des Herrn Grafen zu fürchten — — aber woher weißt Du dieſe tragiſche Geſchichte?"

„Von des Grafen Groom," erwiederte Minette klagend; „haben doch Ew. Gnaden mir noch kein Sterbenswörtchen von dem jungen Schweizer geſagt, der auch ganz weg über mein ſchönes Fräulein ſein ſoll — es iſt doch ſehr unrecht, mir dies zu verſchweigen; denn wer freut ſich mehr darüber — iſt mir's doch gerade, als wiederführe mir ſelbſt dergleichen, wenn immer wieder Einer anbeißt und vor Liebe zu Ihnen toll wird. — —"

„Du wählſt ſonderbare Ausdrücke," ſagte das Fräulein

empfindlich, „und haſt zuweilen eine Manier, die mich noch veranlaſſen wird, Dir mein Vertrauen ganz zu entziehen.“

„Mein Gott, was habe ich denn geſagt!? — vergeben Sie mir, gnädiges Fräulein, wenn ich dumm geplaudert — ich kann mir denken,“ ſetzte ſie, anſcheinend treuherzig, aber mit liſtigem Blicke hinzu: „daß das Hinzutreten des unbehülflichen Schweizers Ihnen unangenehm genug geweſen ſein mag — — der Herr Graf wird ihn dafür ſchon zu züchtigen wiſſen.“

„In der That, ein lächerlicher Gedanke, wenn ich mir den dünnen, ſteif geſchnürten Silburg als Gegner der kräftig ſchönen Heroengeſtalt Werni's denke,“ ſagte Melanie lebhaft.

„Ei! iſt der Schweizerbaron ſo hübſch?“ — fragte Minette liſtig forſchend, — „nun, man wird doch auch das Glück haben, ihn einmal zu ſehen; denn gewiß kömmt er heute, dem gnädigen Fräulein den Hof zu machen und zu hören, wie Ihnen der geſtrige Ball bekommen. —“

„Wer weiß!“ erwiederte die Gebieterin anſcheinend gleichgiltig, doch mit einem genau prüfenden Blick in den Spiegel fügte ſie hinzu: „ſtecke mir die Locke dort noch etwas tiefer — und nachher ſuchſt Du die Geſchichte der Schweiz, welche oben in dem Bibliothekzimmer irgendwo ſtehen muß, ſtäubſt die Bücher ſorgfältig ab und legſt ſie dort auf meine Toilette.“

„Die alten garſtigen Bücher?“ — fragte Minette verwundert; „ſie ſind ja in braunem Lederband, häßlich anzuſchauen, und ich wollte ſchon die gnädige Mama fragen, ob ich ſie zu Haarwickeln nehmen könnte. —“

„Biſt Du verrückt?“ ſchalt das Fräulein; „es iſt ein werthvolles Werk, und ich will es hier haben — — ferner ſagſt Du dem Chriſtian, daß das große Rhododendron, welches ich neulich im Gewächshauſe ſah, heraufgebracht und dort an das Fenſter geſtellt wird. —“

„Aber gnädiges Fräulein, die Blume ſteht in einem alten, ſehr plumpen Gefäß, wie würde ſich das hier in Ihrem eleganten Boudoir — —“

„Ich will es aber ſo!“ ſagte Melanie entſchieden; „Du widerſprichſt mir nicht länger, ſchaffſt ein zierliches Gefäß für den Rhododendron, legſt mir die Bücher hin, und gehſt gleich an dies Geſchäft.“

Der Eintritt der Mutter unterbrach dieſe kleine Boudoirſcene — Frau von Hellburg ſah mit mütterlichem Behagen die überaus reizend gekleidete Tochter und nahm ihr gegenüber auf dem Sopha Platz.

„Ein recht angenehmer Abend, der geſtrige,“ begann ſie, als Minette mürriſch das Zimmer verlaſſen hatte, — „Du warſt wie immer die Königin des Feſtes, und Prinz ***** verſicherte mir, Dich nie ſo unwiderſtehlich geſehen zu haben — mich amüſirten nur die wüthenden Seitenblicke und die tarantelartige Unruhe des Adjutanten Merfeld, als Du mit dem Prinzen ſprachſt, und nachher die totale Verzweiflung Silburg's während Deiner Unterhaltung mit dem jungen Schweizer. — Als Dich Werni zum Wagen führte, und der Graf, bereits in der graziöſeſten Stellung Dir den Arm bietend, einen Moment zu ſpät kam, hatte ich in der That Mühe, mich zu faſſen, ſo komiſch äußerte ſich die

getäuſchte Hoffnung, die Wuth Deines unglücklichen Anbeters — er war völlig außer ſich."

„Der Graf iſt oft recht albern," erwiederte Melanie, „ſein Geſchwätz ennuyirte mich wirklich geſtern, und wäre er nicht von ſo einflußreicher Familie —"

„Wie gefällt Dir der junge Schweizer?" fragte die Mutter geſpannt.

„Ein ſonderbarer Menſch," entgegnete Melanie, „ganz anders, als jeder andere unſeres Zirkels, — er könnte mich intereſſiren — ich meine, es würde mich amüſiren, ihn zu feſſeln," verbeſſerte ſie, das ungewöhnlich ernſte Geſicht der Mutter bemerkend. —

„Nicht bloß zum Amüſement," ſagte dieſe eifrig; „ich fragte nicht umſonſt, und es erfreut mich ungemein, wenn Dein Geſchmack mit meinen Plänen Hand in Hand geht. — Werni iſt unermeßlich reich, er beerbt ſeinen Oheim, einen ſpaniſchen Grand, gegenwärtig den reichſten Vaſall Oeſterreichs — gelingt es Dir, ihn zu erobern, ſo machſt Du die glänzendſte Partie, eine andere, als mit dem mittelloſen Silburg, deſſen Ausſichten allein auf ſeinem ungewiſſen Avancement beruhen." —

„Das iſt allerdings ein Anderes, Mama," ſagte Melanie erheitert; „doch glaub' ich, daß es keine ſo ganz leichte Aufgabe iſt, Werni zu feſſeln, auf gewöhnlichem Wege iſt ihm nicht beizukommen — allein ich hoffe — —"

„Mein Töchterchen verſteht aus feinen Fäden ein unzerreißbares Netz zu weben," lächelte die Mutter, wohlgefällig die ſeidenweichen Locken Melaniens ſtreichelnd; —

„versuche Dein Heil und Du wirst sicher reüssiren, wenn Du nur willst — diesen Morgen kömmt er wahrscheinlich — aber was ist das? —"

Minette brachte in Begleitung des Bedienten, welcher einen kolossalen Rhododendron trug, die Geschichte der Schweiz in sechs starken Bänden, deren unscheinbares Aeußere sehr mit der Eleganz des zierlichen Zimmers kontrastirte.

„Meine Waffen!" flüsterte das schöne Kind schelmisch der Mutter in das Ohr, gebot, den Rhododendron in die Fensternische zu stellen, die unförmlichen Bücher auf die prächtige Toilette zu legen, und war noch emsig mit der Anordnung beschäftigt, als mehre Herren gemeldet wurden.

Die Unterhaltung drehete sich in der gewohnten Weise um die Interessen des vergangenen Abends — man persiflirte, kritisirte, spöttelte, scherzte mit der allerliebsten Malice solcher Zirkel, doch Melanie, ob auch wieder Alles bezaubernd, war doch nur halb bei den artigen und geistreichen Einfällen, welche von ihr ausgehend, das lebhafte Interesse der Hörer erregten, denn es schlug eine Viertelstunde nach der andern, und Er, der sehnlich Erwartete, kam nicht. Das Rhododendron war bewundert, die Geschichte der Schwe[illegible], welche nach des Fräuleins Versicherung schon seit längerer Zeit ihre tägliche Lectüre ausmachte, mit scheinbarem Antheil und ironischen Seitenblicken betrachtet. Er, dem alle diese Zurüstungen galten, erschien nicht, und merklich verstimmt, verabschiedete endlich Melanie, als die zu solchen Visiten bestimmte Zeit längst vorüber war, den bunten Kreis, heimlich grollend, daß Einer es gewagt,

den wie zufällig hingeworfenen Wink, ſie ſehe täglich um dieſe Stunde Beſuch — unbenutzt zu laſſen.

Allein ſo blieb es nicht. Leo hatte zwar mit geheimem Herzklopfen über ſich gewonnen, der ſchönen Circe nicht gleich das erſte Mal in das künſtlich aufgeſtellte Netz zu gehen, aber er überlegte. — Er ſtellte aus allerlei geſuchten Sophismen den Grund heraus, daß es gegen jede Anforderung ſeiner Sitte ſei, wenn er die Erlaubniß, ihr zu nahen, länger ignorire; daß ſie gerade in dieſem Zurückziehen ihren Sieg erkennen, er ihr als ein blöder, furchtſamer Thor erſcheinen müſſe, und — — kam endlich doch. Melanie empfing ihn mit geheimer Freude und äußerm Gleichmuth. Sie las mit weiblichem Scharfblick die Chiffernſchrift ſeines Herzens, und des offenen Jünglings verſtellungsloſe Seele ließ ſich ſo leicht entziffern. Sie wußte bald, daß trotz dieſer Beſonnenheit, dieſem geiſtigen Uebergewicht, ihr Bild auf dem Altar ſeines unentweihten Herzens in flammender Begeiſterung brenne, und triumphirte. Aber leicht ward ihr dem ohngeachtet dieſe Eroberung nicht; denn bemerkte, — ja ahnete der ſcharfſinnige und feinfühlende Schweizer die leiſeſte Abſicht, ſo war Alles verloren, und nur einer vollendeten Schauſpielerin konnte es gelingen, ihn ſelbſt ſo lange über die Natur ſeiner Empfindungen zu täuſchen, bis dieſe zu mächtig geworden wären, je entſchiedenen Widerſtand zu leiſten. Das Experiment mit der voluminöſen Geſchichte der Schweiz mißglückte wo nicht ganz, doch halb; denn als es ihr gelungen, Werni's Blick darauf zu wenden, und ſie ihm mit anmuthiger Naivetät geſagt, wie das Vaterland

Tell's und Winkelried's ſie immer vorzugsweiſe intereſſirt habe und ſie jetzt auf's Neue die großartige Natur dieſes Volks und Landes ſtudire, blätterte er einen Augenblick in dem bändereichen Buche und empfahl ihr dann mit äußerſter Unbefangenheit ein gedrängteres, mehr für weibliche Lectüre ſich eignendes Werk über die Intereſſen ſeines Vaterlandes, ohne die feine Beziehung auf ihn irgend zu bemerken. Melanie biß in die ſchönen Lippen und warf noch denſelben Abend mit geſteigertem Unmuth die häßlichen Bücher, welche nur an den verunglückten Verſuch erinnerten, vom Nachttiſch. Beſſer gelang es mit dem Rhododendron, von welchem in der nächſten Soirée ein Zweig ſich maleriſch durch ihre ſchönen Locken wand — Werni bemerkte es und ſein Feuerblick ruhete auf der Blume.

„Ein Alpenröslein!“ ſagte er freudig; „es grüßt mich in Form und Farbe mit des Vaterlandes Stimme; iſt ſeine Geſtalt, ſein Blühen auch dort in der freien Bergluft tauſend mal ſchöner — aber die einſame Blume der Alpen würde doch das Schweſterblümchen beneiden, ſähe ſie es an dieſer Stelle.“

Melanie erröthete ſo ſchön, der Wiederſchein ihres blauen Himmelsauges war ſo zauberiſch, daß Werni hingeriſſen ihre Hand an ſeine Lippen zog und flüſterte: „wie namenlos beglückt mich Ihre Vorliebe für mein großes, erhabenes Vaterland. —“

Es wäre unmöglich, alle Stadien der langſam aber tief wurzelnden Leidenſchaft zu ſchildern, welche nach und nach ſich Leo's bemächtigte. Melanie verſtand es, dieſe zu wahr-

haft koloſſaler Größe wachſen zu laſſen, ohne daß ihr Herz ſie irgend theilte. Aber der ſchöne, bedeutende, unermeßlich reiche junge Mann, des Grafen Eſtrella einziger Erbe, da deſſen blödſinniger Sohn unheilbar dahinſieche — ſo meldeten alle geheimen Erkundigungen — war eine zu glänzende Partie, um nicht alle Hebel in Bewegung zu ſetzen. Doch wollten Melanie und die Mutter ganz ſicher gehen und jede Erklärung vermeiden, bis die Gewißheit, Werni als Erbherrn der Eſtrella'ſchen Güter zu ſehen, durch des jungen Grafen Tod keinem Zweifel mehr unterliege. — So wußte Melanie den Heißliebenden trotz der ſüßen Blicke, halben Worte und Andeutungen, die ihn nicht mehr an ihrer Gegenliebe zweifeln ließen, in gemeſſener Entfernung zu halten, und er fügte ſich dem, obwohl mit ſtiller, unſäglicher Qual, denn ſein Stolz litt nicht, früher um des geliebten Mädchens Hand zu werben, bis eine ſo feſte als glänzende Anſtellung ihn dazu berechtigte. Die Ausſicht war zwar da, aber die officielle Beſtätigung mangelte, und drohete, ſich noch zu verzögern. Da ſprach nach einer mehr denn halbjährigen Pauſe ein Brief des Grafen den lebhaften Wunſch aus, den Neffen wieder zu ſehen. Leo, gefoltert durch den innern Kampf mit ſeinem Gefühl, der Ungewißheit ſeiner künftigen Stellung, des unausgeſprochenen Verhältniſſes zu der Geliebten, erkannte ſelbſt eine kurze Abweſenheit als das ſicherſte Mittel, ſich und ſein zartes Geheimniß zu ſchützen, dem väterlichen Freunde die ganze Lage der Dinge zu vertrauen und mit ſeiner Hülfe den Weg früher zu ebnen, der ihn in das Heiligthum eines unſäglichen Glücks führen ſollte. Er

nahm auf zwei Monat Urlaub, und der Abſchied von der Heißgeliebten drohete faſt ſeine Standhaftigkeit zu überwinden. Mit Anſtrengung aller Kräfte ſeinen unſäglichen Schmerz niederkämpfend, ſpiegelte er ſich doch in dem glühenden, beredten Blicke, in dem Zittern ſeiner Stimme, den langen, heißen Küſſen, mit denen er ihre zarte Hand bedeckte, der unzuſammenhängend geſtammelten Bitte, bis zum nahen Wiederſehn ihm ihr Andenken zu bewahren.

Melaniens ſchönes Auge ruhete lange bedeutend in dem ſeinen — er fühlte den leiſen, warmen Druck der Hand, die er an ſein Herz preßte, und ſie flüſterte mit ſüßem Wohllaut: „Leben Sie wohl, mein Freund, unverändert finden Sie mich wieder — werde ich das auch von Ihnen hoffen können — ? —“

„Unverändert!“ entgegnete er, in ihrem Anſchauen verloren. —

Eine Roſe, die ſie in der Hand hielt, entfiel ihr — raſch ergriff und drückte er ſie an ſein Herz und war verſchwunden. — Sie ſah ihm nach — „Er iſt mein, er bleibt es!“ ſprach ſie leuchtenden Blicks frohlockend in ſich hinein.

3.

Mehr denn drei Jahre waren verfloſſen, ſeit Leo des väterlichen Oheims Haus verlaſſen, wohin er jetzt zurückkehrte. Es war Frühling, die Stimmen der erwachenden Natur riefen fröhlich alles Leben heraus und weckten eine ſtillfreudige Sehnſucht in ihm. Auch in ſeinem Herzen blühete der Frühling, und zwar der ſchönere der erſten Liebe,

die ihn mit aller Energie ſeines kräftigen, unentweihten Gefühls erfüllte. Er verhehlte ſich zwar nicht, daß die Geliebte ein Kind der großen Welt und ihr ganzes Sein bis jetzt unzertrennlich von dieſer geweſen. Er wußte, daß ihre hinreißende Liebenswürdigkeit gerade in dieſer ſich am unwiderſtehlichſten entfalte, daß die Anbetung der Männer ihr zum nöthigen Element geworden, in dem ſie, als in einem ihr gehörenden Reiche, zu athmen und zu walten gewohnt war. Aber er betrachtete dieſe liebenswürdige Thorheit als den glänzenden, ob auch werthloſen Rahmen, in welchen ſie die conventionellen Formen der großen Welt einmal zu faſſen pflege. Ihr eigenſtes, ſchöneres Selbſt, die holde weibliche Anmuth, die zauberiſche Naivetät, das ſüße, kindliche Lächeln, die gefügige, unbewußte Grazie, welche ſich jeder Bewegung mittheilte, vor Allem der ſich nie vergebende vornehme Anſtand, der ſelbſt manche kleine, hart an die Grenze des Gehörigen ſtreifende Koketterie ſchnell zu redreſſiren wußte, — Alles das galt ihm, dem Unerfahrnen, für gediegenen moraliſchen Werth, für eine vollendet reizende Weiblichkeit. Melaniens Beſitz, das war er überzeugt, würde ihm den Himmel öffnen, und dieſer Himmel erwartete ihn, wenn das Glück ihn auch äußerlich berechtigte, mit dem Geſtändniß ſeiner Gluth um ihre Hand zu werben.

So, in wache Träume verloren, hatte er unbemerkt gelaſſen, daß er ſich ſchon dem Park genähert. Er gebot, langſam zu fahren, und ſein Auge flog umher nach den bekannten, lieb geweſenen Stellen der Vergangenheit. Da rief plötzlich eine jugendlich ſüße Stimme: „Er iſt's —! —

geblieben; so oft er nach Helberau zum Besuch kam, klagte er über den Verlust seines guten Lehrers. Ein finsterer Pedant hatte Bernhards Stelle eingenommen, und Heinrichs liebevolles Andenken an diesen, mir noch immer so theuren Freund gab mir eine wehmüthig süße Empfindung. Der Taumel der Gesellschaften, Bälle und Feste, der mich hier umfing, konnte mich nicht zerstreuen; ach je größer die Menge ist um den Leidenden, je einsamer, je verlaßner fühlt er sich. Oft sehnte ich mich zurück, aus den glänzenden Sälen, nach dem düstern Schlosse meines Verlobten, in die ernste Umgebung seiner stummen Vorältern. Er selbst genoß mit großer Theilnahme, was ich verschmähte. Spiel und Tanz entzückte ihn, er war die Seele der Gesellschaft, die Sonne, um die sich alles versammelte, und seine trübe Braut der Gegenstand allgemeinen Neides. Mir konnte er nichts seyn. Die große Bühne der Welt war es, auf der er glänzte, mein Herz gewinnen konnte er nicht. Seit er meines Besitzes gewiß war, sah ich deutlich, daß er oft seine Natur verleugnet hatte, um mir zu gefallen, das wenige von Uebereinstimmung, das sonst zwischen uns Statt fand, verschwand immer mehr; zuweilen schien es mir, als wäre er selbst nicht glücklich, so sehr mir auch prunkende Worte sein Glück schilderten. Kränkte ihn meine Kälte, oder liebte auch er mich nicht, und wünschte unsere Verbindung aus Eigennutz? Ich konnte

Leo, lieber Leo! —" und ein junges Mädchen eilte an der Seite eines ſchlanken, bleichen Jünglings ihm entgegen.

Leo ſprang aus dem Wagen — Vinzenzia ſtand, ein blühendes Engelsbild, athemlos, vergebens nach Worten ſuchend, vor ihm. Das ſechszehnjährige Mädchen hatte ſich zur achtzehnjährigen, himmliſch ſchönen Jungfrau entfaltet, in dem reinen, dunkelblauen Auge glänzte unſchuldsvoll der Strahl einer unſäglichen Freude, und ſie bot ihm die kleine ſchneeweiße Hand. —

„Meine liebe, theure Vinzenzia — mein treues, holdes Schweſterchen!" rief Leo, freudig überraſcht, und ſchloß das ſchöne Mädchen mit unbefangener Herzlichkeit in die Arme. Sie erglühete im dunkelſten Purpur, ſenkte das ſchöne Haupt einen Moment an ſeine Bruſt, und machte ſich dann, ſeinem Kuſſe ausweichend, ſanft aber leiſe zitternd von ihm los.

„Wie hübſch biſt Du geworden, liebe Vinzenzia," ſagte Leo, ſie mit Antheil betrachtend, „noch viel hübſcher als damals, und auch größer — — aber wer iſt da bei Dir? — unmöglich iſt das Franzesko. —"

„Ja wohl, es iſt mein Bruder," erwiederte Vinzenzia geſammelt; „ſieh, wie vortheilhaft er ſich verändert hat — wir haben Dir abſichtlich nichts davon geſchrieben, um Dich zu überraſchen, und der Vater wagt noch jetzt kaum an das Glück zu glauben, welches ſeit zwei Jahren uns in der ſichtlichen Entwickelung Franzesko's zu Theil geworden."

Der blaſſe Jüngling, den Leo vor drei Jahren als blödſinnigen Knaben verlaſſen, näherte ſich ihm furchtſam an Vinzenzia's Hand. Sein großes, ſchwarzes Auge blickte

zwar noch ſcheu und mißtrauiſch, aber bewußt umher, und die klaſſiſch ſchönen Züge, ob auch ſehr bleich, trugen nicht mehr das Gepräge jener geiſtig todten Erſchlaffung. Er heftete den melancholiſchen Blick auf Leo's herrliche Geſtalt und ſagte leiſe zur Schweſter: „Ich dachte längſt, ich hätte noch einen Bruder, der mich ſo liebe, wie ich ihn immer geliebt; war ich auch krank und ſchwach — iſt dieſer mein Bruder? — er iſt ſo ſchön, ſo herrlich wie der Ritter St. Georg auf unſerm Altarblatt. —"

„Komm an mein Herz, mein geliebter Bruder Franzesko!" rief Leo, in überwältigender Rührung den Jüngling an die Bruſt ziehend, und Vinzenzia's holdes Antlitz, von Thränen überthaut, neigte ſich auf die rührend ſchöne Gruppe.

8.

Vinzenzia's unſchuldige, aber glühende Seele erſchloß ſich ſeit dem Wiederſehen des Jugendfreundes einer Leidenſchaft, die ſie ſelbſt nicht erkannte. Sie hing nur an ſeinen Blicken, ſeinen Worten, ja, der bloße Laut ſeiner Stimme machte ſie Alles um ſich her vergeſſen, und dennoch nannte ſie dieſes allmächtige Gefühl nur ſchweſterliche Anhänglichkeit. Leo, weit entfernt, die Gewalt dieſer Empfindung zu verſtehen, ja, nur zu ahnen, erwiederte mit zärtlicher Dankbarkeit der holden Pflegeſchweſter Hinneigung, und ſein ſinnender Blick verglich ſie oft mit dem Götterbilde Melaniens, dem die Entfernung und ſeine verzehrende Sehnſucht immer neue Reize lieh. Er fühlte, daß er das Geheimniß, welches ihn ſo ſelig machte und doch ſo ſchwer drückte, weil

er es allein trug, der ſchweſterlichen Freundin nicht länger vorenthalten dürfe; wußte er doch, ſie würde ſein Glück theilen und es dadurch erhöhen. Und dennoch band ein gewiſſes Etwas ihm die Zunge und ließ ihn ſeltſam befangen abbrechen, wenn er ſchon begonnen, ihr ſein Herz auszuſchütten. Da führte ein Zufall das Geſtändniß herbei.

Unter den zahlreichen Bewerbern um Vinzenzia's Hand war Prinz Xaver, der jüngere Sohn eines nicht unbedeutenden Fürſtenhauſes, ohnſtreitig der beachtenswertheſte. Obgleich nicht mehr in der erſten Blüthe der Jugend, doch hochgebildet und angenehm, gewannen ſein milder Ernſt und die ſtille Würde ſeiner anziehenden Perſönlichkeit ihm die Hochachtung Aller, die ihm nahen durften, und ſteigerte dieſe bei näherem Umgange bis zur begeiſterten Verehrung. Er hatte die ſchöne Vinzenzia lange ſtill beobachtet und endlich erkannt, daß ſie dem Ideal, was er ſich von der einſtigen Gattin geſchaffen, ſo nahe ſtehe, wie kein anderes weibliches Weſen. Er äußerte ſeine Wünſche dem Grafen und dieſer wies ihn mit allen Zeichen befriedigten Stolzes und unverhehlter Zufriedenheit an die Tochter, und erſuchte den Neffen, Vinzenzia das Glück dieſer Verbindung anſchaulich zu machen. Leo hatte an dem Tage Nachrichten aus ** empfangen, und ſeinem ehrfurchtsvollen und dennoch heiße Liebe athmenden Briefe an Melanie war eine ſchriftliche Erwiederung geworden. Zwar nur ein kleines, feines Blättchen, nur wenige Worte, aber dieſe klangen ſo hold, ſo bedeutſam, ſo ſchelmiſch freundlich, daß er, aufgelöſt in Wonne, das roſenfarbene Blatt, auf welchem ihre ſchöne Hand geruht, mit

Küſſen bedeckte, und als das erſte berauſchende Entzücken ſich beruhigt hatte, mit dem feſten Vorſatze, Vinzenzia Alles zu entdecken, um in ihrer Theilnahme ſein Glück zum zweiten Male durchzuempfinden, in ihr Zimmer trat.

Sie kam ihm, ſichtlich aufgeregt, mit hochgeröthteten Wangen entgegen. „Störe ich Dich?“ fragte er mit jener Traulichkeit, die ihr geſchwiſterliches Verhältniß rechtfertigte, „oder habe ich den rechten Moment gewählt, Dir einmal mein übervolles Herz auszuſchütten?“

„Den rechten, lieber Leo,“ verſetzte ſie leuchtenden Auges, „auch das meinige bedarf der Mittheilung mehr denn je. — Prinz Xaver hat beim Vater um meine Hand geworben und dieſer erwartet die Erfüllung des längſt genährten Wunſches von meinem — ach, gänzlich widerſtrebenden Herzen — darum ſollſt Du mich vertreten, ſchützen. —“

„Widerſtrebend?“ fragte er verwundert, — „und warum? — Der Prinz iſt liebenswerth und in jedem Betracht ein ausgezeichneter Mann, ſelbſt der Fürſtenhut ſchmückt ihn weniger, als ſein durchaus trefflicher Charakter, — jedes Mädchen kann ſich nur mit Stolz ſeiner Wahl freuen. —“

„Du biſt ſein warmer Lobredner,“ unterbrach ihn Vinzenzia mit fliegender Röthe; „dennoch wird dies meinen Entſchluß, mich nie ohne Liebe zu vermählen, nicht wankend machen; — aber Du“ — ſie ſtockte — „Du kennſt freilich die Liebe nicht. —“

„Nicht?“ entgegnete Leo bewegt, ihr näher tretend; —

„so vernimm denn, daß mein Herz längst für immer gefesselt, und Melanie Hellburg, das schöne, hinreißende Wesen, dessen meine Briefe einige Mal, wenn auch nur in flüchtigen Andeutungen erwähnten — es ist, deren Besitz mir das höchste Erdenglück geben wird. —"

„Melanie —! Du hast sie —"

„Für die Ewigkeit gewählt!" sagte er feierlich, ohne die Todtenblässe zu gewahren, welche Vinzenzia's Wangen überzog; — „ich kann nur Einmal lieben, aber der mittellose Jüngling, der dem schönen, gefeierten Mädchen nichts als sein Herz bieten könnte, ist zu stolz, um ihre Liebe zu werben, ehe er ihr ein Loos anbieten kann, solchen Preises würdig. Darum weiß Melanie nur, was ihr meine Blicke gesagt haben — noch war mein Mund stumm — Dein Vater aber würde mit Recht ob des Knabenstreiches zürnen."

„Ueberlaß es mir, ihn damit zu versöhnen, und Deiner Liebe, dem Glück Deiner Zukunft den ersehnten Heerd zu gründen," sagte Vinzenzia mit bebender Stimme — „laß mich für Dich wirken, so viel ich vermag."

„Du bist ein Engel," erwiederte Leo gerührt, „doch darf der Mann des Weibes Vermittelung, und wäre es die der Schwester, nichts zu danken haben, soll er nicht vor sich selbst erröthen. — Allein ich werde streben, und hoffentlich nicht vergebens, — Du aber wahrlich wirst durch des Prinzen Besitz nicht minder glücklich werden, denn er oder keiner ist Deiner würdig, so hab' ich ihn erkannt — — doch was ist Dir? — Du bist so bleich, erloschen aller Glanz Deines

Auges — meine liebe, treue Schweſter, was iſt Dir —?!" er zog ſie ängſtlich an ſeine Bruſt.

Einen Augenblick ruhete ſie, wie bewußtlos, in ſeinen Armen, dann wand ſie ſich los — „es iſt nichts," ſagte ſie matt, und ein Lächeln, ähnlich dem einer Sterbenden, glitt über das blaſſe Geſicht — „verlaß mich jetzt. —"

„Du biſt krank, die auffallende Veränderung Deiner Züge zeigt es deutlich," erwiederte Leo dringender — „was iſt Dir, haſt Du Kummer, vertraue mir, Deinem Bruder, der ſein Leben wagen würde, das Deine zu verſchönern. —"

„Ich bin müde!" ſagte ſie mit dem Ausdruck unbeſchreiblichen Leidens, dann aber, Werni's Betroffenheit bemerkend, raffte ſie die letzte Kraft ihrer fliehenden Lebensgeiſter zuſammen — „haſt Du mich lieb, ſo laß mich jetzt allein, — die Unterredung mit dem Vater, des Prinzen dringende Werbung, die Nothwendigkeit, bald einen feſten Entſchluß zu faſſen — Dein Geſtändniß — Alles das zuſammen hat mich angegriffen — laß mich jetzt — Mittags ſiehſt Du mich, und wahrlich anders, wieder, doch jetzt muß ich allein ſein" — ſie reichte ihm freundlich die Hand.

Wie eiskalt war dieſe ſchöne kleine Hand! wie zitternd ruhete ſie einen Moment in der ſeinigen und zog ſich dann faſt krampfhaft ſchnell zurück. —

„Du willſt es!" ſagte er bekümmert, und verließ nach einem langen, prüfenden Blick, der in das Innerſte ihrer gemarterten Seele zu dringen ſchien, — das Zimmer.

Sie verſchloß mit zitternden Händen die Thüre — dann ſtürzte ſie vor dem Muttergottesbilde auf die Knie — alle

Heftigkeit ihrer südlichen Natur erwachte in diesem schrecklichen Augenblicke. Ein Todesschmerz durchzuckte die zarte Gestalt, das junge, so heiß liebende Herz, welches jetzt auf ewig mit allen Freuden, allen Hoffnungen der Zukunft abschloß, das morgenrothe Thor eines glücklichen Lebens an der Liebe Hand mit dem finstern Schleier ewiger Entsagung decken sollte. Sie rang mit Leben und Tod, hingegeben dem wilden Schmerz der ersten entsetzlichen Täuschung. Sie schluchzte, bis das Bewußtsein schwand und eine lange Ohnmacht wohlthätig die gräßliche Spannung löste. Endlich erwachte sie, — besann sich — ein schrecklicher Traum schien ihr erst die eben erlebte Scene, doch die Wirklichkeit machte bald schonungslos ihre Rechte geltend. Sie sah sich ungeliebt — unverstanden, — die reine Glut eines unaussprechlichen Gefühls, welches mit ihr erwachsen, mit ihrem Leben verzweigt, die Bedingung desselben geworden war — zurückgewiesen! — Da erwachte plötzlich der jungfräuliche Stolz, der Gedanke an die unauslöschliche Schmach einer unerwiederten Leidenschaft — und eine brennende Schamröthe bedeckte das noch vor wenig Augenblicken todtenbleiche Gesicht. — „Er soll nie ahnen, daß ich ihn geliebt," flüsterte sie in sich hinein; „gieb mir eher den Tod, als diese Schmach, heilige Jungfrau; stärke Dein unglückliches Kind, daß eher mein Herz breche, als sich verrathe." Und mit dem Schwur, der leise den bebenden Lippen entfloh, mit dem Schmerzensseufzer, der die hochfliegende Brust hob, war ihr Gelübde gethan, ihr Geschick entschieden.

Leo ahnete nichts. Er sah Vinzenzia ruhig, freundlich,

wie zuvor. Sie ließ ſich mit der Theilnahme einer ſorglichen Schweſter die Geſchichte ſeiner Liebe erzählen, vernahm die Schilderungen des Begeiſterten von Melaniens Schönheit und Anmuth mit liebevoller Aufmerkſamkeit, und er ahnete nicht, daß er damit den Dolch in die Todeswunde ihres Herzens ſtieß. Er bemerkte nicht die fieberiſch fliegende Röthe, wechſelnd mit geiſterhafter Bläſſe, als er, hingeriſſen von ſüßen Erinnerungen, ihre Hand an ſeine Bruſt drückend rief: „Auch Du wirſt ſie ſehen, wirſt ſie lieben, weil ihr einander werth ſeid und ihr Beſitz Deinem brüderlichen Freunde den Himmel öffnet" — und hielt das krampfhafte Zucken der zarten Hand für den Druck geſchwiſterlicher Erwiederung.

9.

Frau von Hellburg ſaß, einen eben empfangenen Brief vor ſich, in der übelſten Stimmung auf dem Sopha, als Melanie, eine italieniſche Arie trällernd, herein und vor den Spiegel hüpfte. „Der Baron iſt geſtern zurückgekehrt, chère maman," ſagte ſie, die blonden Locken ringelnd; „er bittet um Erlaubniß, noch dieſen Abend ſeine Aufwartung zu machen, und es kommt vielleicht nur auf mich an," ſetzte ſie ſchalkhaft hinzu, „morgen durch meine Verlobung die Reſidenz zu überraſchen und als beneidenswerthe Braut des reichen, ſchönen Werni Alles zu verdunkeln."

„Die Luſt laß Dir für dies Mal vergehen, mein Kind," erwiederte Frau von Hellburg höhniſch; „der erbärmliche Baron möchte ſchwerlich je ein Gegenſtand des Neides, Du

aber leicht der eines improviſirten Mitleids werden, was mich nach einem andern Welttheil ſcheuchen könnte."

„Mein Gott, was iſt vorgefallen?" fragte Melanie erſchrocken.

„Lies, was Deine Tante mir antwortet, als ich ihr von Deiner zu hoffenden glänzenden Partie geſchrieben — ſie iſt genau unterrichtet, da ſie in jener Gegend lebt."

Melanie las:

„Ihr ſeid im ſtarken Irrthum über die Lage des jungen Werni, — er iſt der blutarme Neffe des reichen Grafen Eſtrella, ein Geſchöpf ſeiner Gnade, weiter nichts. Des Grafen Sohn, zwar früher blödſinnig und elend, iſt ſeit kurzem völlig geneſen, und keine Ausſicht, daß er ſterben werde. Keineswegs kann jener Werni Anſprüche auf das Vermögen des Oheims machen, und ihr ſeid ſonach wahrſcheinlich in die Hände eines liſtigen Abentheurers gefallen. Mein Rath iſt, daß Melanie ſich ſo ſchnell als möglich aus dieſer fatalen Situation zurückziehe, da ſie ſich im andern Falle leicht ein nicht zu redreſſirendes dementi geben würde" u. ſ. w.

„Nun, was ſagſt Du dazu?" fragte Frau von Hellburg.

Melanie verſtummte.

„Der Herr Abentheurer ſcheint die mir bisher unbekannte ſentimentale Seite meines Töchterchens erforſcht und zu ſeinem Vortheil benutzt zu haben," ſagte Frau von Hellburg mit unmütterlichem Spott; „ich glaube gar, Du liebſt ihn —!"

Melanie lachte laut auf. — „Verzeihen Sie, gnädige

Mama, unmöglich kann das Ihr Ernſt ſein; denn ſollten Sie mich ſo wenig kennen?! — Allein erfreulich iſt's doch gerade nicht, auf dieſe Manier nicht bloß die Ausſicht auf eine glänzende Partie, auch zugleich einen ganz angenehmen Verehrer zu verlieren, der — —" ſie ſtockte.

„Sprich es nur aus," verſetzte die Mutter im vorigen Tone — „der es verſtand, mein ſonſt ſo kluges Mädchen auf eine Weiſe zu umgarnen, daß ſie ſich jetzt ſcheut, der Sache kurz und energiſch ein Ende zu machen."

„Die Energie ſollte nicht fehlen," antwortete die Tochter kalt, „hätten wir nicht zu berückſichtigen, daß Werni der allgemeinen Achtung, ſelbſt der Auszeichnung der erſten Notabilitäten des Hofes in dem Grade genießt, daß uns, vor allem mich, bei einem nicht hinreichend motivirten Bruch die ganze Elite der beau monde mit einem Titel beehren würde, der nachtheilig genug wirken könnte, um alle andern Pläne — Sie verſtehen mich — ſchonungslos zu vernichten."

Die Mutter verſtand — ſie gedachte des **ſchen Generals, der ſeit länger ſchon unter den Verehrern Melaniens, früher ernſtliche Abſichten gezeigt, und nur bei dem ſichtlichen Vorzuge, den ſie Werni gegeben, ſich zurückgezogen hatte — ſie ſchwieg einige Augenblicke. —

„Du haſt Recht," ſagte ſie beſänftigt, „man muß behutſam gehen; man müßte," ſetzte ſie zögernd hinzu, „ein Mittel ſuchen, ihm die allgemeine Achtung zu entziehen, um ſich die Rechtfertigung für Dein Zurücktreten zu ſichern."

Melanie dachte einen Augenblick nach — „ich werde

es nicht denken, wenn ich den Erzählungen meiner Mutter von Helderns Reichthum Glauben beimaß. Oft beschäftigten mich diese Gedanken, aber andere verdrängten sie, und Helderns glückliche Anlage, sich zu zerstreuen, beruhigte mich bald über die Wolke, die ich in unbewachten Augenblicken auf seiner Stirne sah.

Alles vereinte sich, dem Bilde, das ich fliehen mußte, immer neues Leben einzuhauchen. Alles erinnerte mich an Bernhard. In einer jener Gesellschaften, wo ich einsam dem Tanze zusah, trat der Arzt zu mir, der ehemals Heinrich in seiner Krankheit behandelte Er sah den Bruder an meiner Seite, und freute sich seines Wohlseyns, ich dankte ihm für des Knaben Erhaltung. Nicht mir, mein Fräulein, sprach der Mann mit Wärme, dem braven jungen Mann, seinem Hofmeister, haben Sie zu danken. Glauben Sie, die Pflege eines verständigen Krankenwärters muß mit unserer Heilkunst Hand in Hand gehen, thut oft noch mehr, als die Kunst. Ihr Bruder war in bösen Händen, ehe Herr Bernhard ankam, Unverstand und gut gemeinte, aber höchst schädliche Vernachlässigung meiner Vorschriften hätte ihn getödtet, wäre nicht Bernhard in jener entscheidenden Nacht gekommen. Er selbst war nicht unbedeutend krank, aber er achtete es nicht, und kam mehrere Tage und Nächte nicht von dem Bette des Kindes, bis die Gefahr vorüber war, und er der Ermattung und Anstrengung weichen mußte.

mir die Sache überlegen und Ihnen dann meine Idee mittheilen."

„Das thue, mein Kind," erwiederte die Mutter gleichmüthig; „zuerst aber brich mit ihm, und zwar so bald als möglich."

19.

Die Soirée war zu Ende, Mitternacht nahete, und vergebens hatte Leo seit drei Tagen sich der Geliebten zu nähern gesucht, welche unter allerlei nichtigen Vorwänden seinen Besuch abgelehnt und auch heute jedes tête à tête mit ihm vermieden hatte. Die Verzweiflung, die in ihm wüthete, ließ ihn endlich, jede Rücksicht bei Seite setzend, den Moment ergreifen, wo sie ihm nicht länger ausweichen konnte.

„Was that ich Ihnen, Fräulein?" begann er, seiner kaum mächtig, ihr den Weg vertretend; — „wodurch verdiene ich diese auffallende Zurückhaltung? — Sie meiden mich — darf ich fragen, warum?" —

Melanie blieb mit erkünstelter Verwunderung stehen. — „In der That, Herr Baron, eine sonderbare Art, Damen zu inquiriren — ich bin mir nicht bewußt, Ihnen Rechte eingeräumt zu haben, die eine solche Sprache zulässig machen. —"

„Melanie — Gott im Himmel! — mir diesen Hohn — ich beschwöre Sie, erklären Sie mir, woher diese fürchterliche Veränderung — sie tödtet mich — was ist geschehen — was that ich Ihnen —? — ich darf, ich muß das fragen. —"

Ihr eiskalter Blick maß ihn spöttisch. — „Sie geben sich ein Ridikûle vor der Gesellschaft, Herr Baron, — nur der Braut, der erklärten Geliebten gegenüber ist eine solche Sprache möglich — ich bin beides nicht, — bin mir nicht bewußt, Ihnen Hoffnungen gegeben zu haben, und muß daher bitten, mich zu verschonen."

Der Mutter Hinzutreten unterbrach einen Augenblick die peinliche Situation — Werni's Auge glühte im unnatürlichen Feuer. — „Ein Wort, gnädige Frau — nur Eins — warum trifft mich, der sich früher Ihres Wohlwollens rühmen durfte, der nicht grundlos schöne, kühne Hoffnungen auf dieses Wohlwollen zu bauen wagte, — warum trifft mich diese sichtliche Kälte und Entfremdung?" —

Frau von Hellburg lächelte in einiger Verlegenheit. — „Sie haben, mein Herr," begann sie etwas gesammelt, „Hoffnungen genährt, die nur einem Manne von äußerlich begründeten Verhältnissen, die nur dem Erben des Grafen Estrella zustanden — als solcher wagten Sie, meiner Tochter zu nahen; jetzt" — setzte sie mit völlig gewonnener Fassung stolz hinzu — „bin ich besser unterrichtet und es steht nur ein junger unbesonnener Mann vor mir, der, selbst mittellos und ohne Ansprüche, auf seines Oheims Rang und Vermögen Luftschlösser baute, die nie Wirklichkeit werden — ich kann ihn nur bemitleiden und in die Grenzen seiner subordinirten Stellung zurückweisen, doch möge er fernerhin nicht meine Tochter durch irgend eine Auszeichnung kompromittiren, die sie nur beleidigen könnte." —

Werni ſtand einen Moment ſtarr — reglos — da ſah er Melaniens ſchönen Mund ſich zu einem ſpöttiſchen Lächeln verziehen, und der Anblick gab ihm ſein Selbſtgefühl zurück. — „Dieſe Beleidigung wird Ihnen ſicher erſpart, gnädige Frau," ſagte er mit männlicher Würde; — „bin ich gleich arm und verdanke meines Oheims väterlicher Güte den äußern Schimmer, der Sie täuſchte und mich in den Abgrund eines weiblichen Herzens blicken ließ, vor dem ich jetzt zurückſchaudere — ſo danke ich dennoch meinem Geſchick, welches mich früh genug entzauberte, um da, wo ich liebte, nun zu — verachten. Die Zukunft richte zwiſchen Ihnen und mir!" — Er verbeugte ſich und ging.

Eine Flammenröthe, ungewiß ob die des Zornes oder der Schaam, ſtieg auf Melaniens ſchönen Wangen empor — ſo hatte noch Niemand zu ihr geſprochen! — Sie wechſelte einen ſchnellen Blick mit der nicht minder betroffenen Mutter. „Kein Aufſehen jetzt," flüſterte dieſe, und vermochte unbefangen in den Scherz einer hinzutretenden Bekanntin einzugehen.

„Der erbärmliche Thor," ſagte Frau von Hellburg, als ſie zu Hauſe und im einſamen Gemach angelangt, ſich mit der Tochter allein befand, — „klangen ſeine letzten Worte nicht faſt wie eine Drohung? — Denken wir aber nicht weiter an dieſen elenden Parvenü," ſetzte ſie hinzu, die heftig arbeitenden Züge der Tochter bemerkend, — „Du biſt ihn los und das iſt für den Augenblick genug."

Melanie ſchüttelte den Kopf —: „ich werde ſeiner denken, und eilen, den möglichen Folgen dieſer halben Drohung

zuvorzukommen — — ich habe das Mittel gefunden, glaub' ich," ſetzte ſie nach einer Pauſe triumphirend hinzu. „Werni arbeitet, das weiß ich, — in dem wichtigen Rechtsſtreit unſeres Hofes mit dem **ſchen — vielleicht läßt ſich da Gelegenheit zur Revange finden. —"

Die Mutter ſah das Mädchen an, deſſen ſchöne Züge bei dem abſcheulichen Entwurf in dämoniſcher Freude ſtrahlten. — „Du haſt eine feltne diplomatiſche Anlage," ſagte ſie, ſchwankend zwiſchen Billigung und nicht zu unterdrückender Verlegenheit; — „wir werden ja ſehen. —"

Melanie nickte — „mein Plan iſt fertig; gelingt er, wird der romanhafte Herr Baron mir ſicher nicht ſchaden."

Sie eilte munter hinaus, und in der leicht dahin ſchwebenden Grazie hätte kein Auge die finſtere Ate erkannt, die, Verderben brütend, jetzt das Schickſal eines herrlichen Jünglings in der unheilbringenden Hand wog und die koſtbare Beute in den Abgrund eines gräßlichen Elends warf, aus dem zwar erſt ſpät, aber dennoch einſt die Nemeſis ſich erheben ſollte, ihr furchtbares Rächeramt zu verwalten. Melanie klingelte der dienſtwilligen Minette. Sie fragte nach dem Geliebten des Mädchens, einem ränkeſüchtigen, zweideutigen Menſchen, der, früher verdorben zu jedem ſoliden Erwerb, Unterſtützung bei Werni geſucht und von ihm ſeiner ausgezeichnet ſchönen Handſchrift wegen als Schreiber angenommen ward. Sie theilte der Zofe ihren Plan und Wunſch mit, und als das, ob auch leichtſinnige, doch noch nicht völlig geſunkene Geſchöpf erſchrocken und verlegen bei dem Entwurfe des ungeheuren Bubenſtücks da-

ſtand, überwand das Geſchenk eines echten Caſchemir's und einer ſchweren Goldrolle für den Schreiber jede weitere Bedenklichkeit — Minette war bereit, Alles nach der Gebieterin Wunſch einzuleiten.

II.

Nach wenig Tagen war es in den vornehmen Zirkeln kein Geheimniß mehr, daß Fräulein Hellburg das ziemlich als bekannt angenommene Verhältniß zu dem jungen liebenswürdigen Schweizer plötzlich abgebrochen habe. Die Gründe wußte man nicht, doch Melaniens feine Koketterie und die Vergötterung, welche ihr überall wurden, gaben dem Tadel, beſonders vom eignen Geſchlecht, jetzt um ſo ſchärfere Waffen, und ſelbſt die Mehrzahl der Männer, welche Werni kannten und ſchätzten, ſchüttelten den Kopf über den bei dieſer Gelegenheit ſich neu bewährenden Flatterſinn der gefeierten Schönen. Nur die müßigen Faſhionables, denen Leo's bedeutende Perſönlichkeit und die Auszeichnung ſeiner Vorgeſetzten längſt ein Gegenſtand des Neides geweſen, traten als Ritter für das Fräulein auf und vertheidigten ihr Zurückziehen von dem Armſeligen, der eines ſolchen Glücks nicht würdig geweſen und nothwendig allein die Schuld tragen müſſe. Die Stimmen blieben ſonach getheilt, und dies um ſo mehr, als Leo allen feinen und dringenden Forſchungen auswich oder ein beharrliches Schweigen entgegenſetzte.

So waren einige Wochen verſtrichen, und das Gerücht hatte, den Reiz der Neuheit verlierend, faſt aufgehört, das

Publikum zu beſchäftigen, als man vernahm, der Baron Werni, der in der Eigenſchaft eines Privatſecretairs beim **ſchen Geſandten arbeitete, ſei plötzlich arretirt und ſtreng bewacht nach der Feſtung ... ſtein gebracht. Man ſagte, er habe ein wichtiges Dokument, welches, ihm anvertraut, unter ſeinem Verſchluſſe geweſen, in die Hände des Gegners geliefert und ſei demnach als Landesverräther der härteſten Strafe verfallen.

Die Sache machte Aufſehen. Werni war überführt; denn der **ſche Hof, unleugbar im Beſitz des Dokuments, that Schritte, welche augenblicklich dem Prozeſſe eine andere Wendung gaben, und es fand ſich unter den ſogleich in Beſchlag genommenen Papieren des Verhafteten die Copie eines Briefes von ſeiner Hand, wo er die Bedingungen, unter welchen er bereit ſei, das fragliche Dokument auszuliefern, namhaft machte — es war eine bedeutende Summe, und das Verſprechen, ihn nie zu kompromittiren.

Werni ward verhört — ſeine kalte, ruhige Würde, das bleiche, edle Geſicht, deſſen Züge den Ausdruck der offenſten Redlichkeit trugen, die klare, beſtimmte Logik ſeiner Antworten — Alles hätte ſeine Richter für ihn gewinnen müſſen — da zeigte man ihm den Brief — es war ſeine Handſchrift, ähnlich bis zur kleinſten Eigenthümlichkeit — er ſah — ſah wieder — und verſtummte, denn er konnte ſie nicht mehr verleugnen.

Der Präſident war ihm perſönlich zugethan, eben ſo ſein Vorgeſetzter, der ſeine Kenntniſſe und nicht minder ſeinen Charakter hochgeachtet — Beide vermochten erſt

nicht, ſich von ſeiner Schuld zu überzeugen. Es geſchah Alles, ihn zu retten — umſonſt! — der Beweis war ſchlagend, — das wichtige Papier in des Gegners Händen, der Brief, den man ſich im Original zu verſchaffen wußte, gleichlautend mit jener Copie — er war überführt.

Was konnte der Unglückliche thun! Umſonſt verſuchte er Alles, ſich zu rechtfertigen — die Thatſachen redeten lauter, als ſeine Betheuerungen, ſein früher ſo fleckenloſes Leben. Er erbot ſich zum Reinigungseide, und der Criminalrichter maß ihn mit verächtlichen Blicken. „Junger Mann," ſagte er ernſt, „wollen Sie, der Landesverräther, auch noch den Meineid zu Ihrem Verbrechen geſellen!? Sie ſind überwieſen, ſühnen Sie Ihre Schandthat durch Unterwerfung, die Gerechtigkeit möge nun Ihren Kopf fordern, oder Ihnen das elende, ehrloſe Leben ſchenken."

Der Prozeß ging ſeinen Gang — Wochen — Monden — Jahre verſtrichen, Werni ſaß, faſt vergeſſen, in der Grenzfeſtung *ſtein — da erfolgte endlich die Entſcheidung — der Tod durch das Schwert ward ihm zuerkannt, und freudig empfing der Unglückliche den Spruch, der ihm Erlöſung brachte; allein die Gnade des Monarchen milderte das Urtheil zu lebenslänglichem Gefängniß, und ſeine flehentlichen Bitten um den Tod, den er einem ehrloſen Leben in der Gefangenſchaft bei weitem vorzog, blieben unbeachtet.

12.

Im Bade zu *** hatte die Anweſenheit der Frau von Hellburg und ihrer ſchönen Tochter eine neue Aera

heraufbeſchworen. Jung und Alt umflatterte auch hier, wie in der Hauptſtadt, die reizende Melanie, und war der Kreis der Bewunderer auch etwas weniger dicht um ihre anziehende Erſcheinung geſchaart, als vor ſechs Jahren in der Reſidenz, wo ſie als neunzehnjähriges Mädchen Alles bezauberte, ſo ſchien doch dieſe Zeit ſpurlos an ihr vorübergegangen, ja, ihre Schönheit hatte ſich nur noch üppiger entfaltet. Darum blieb es unbegreiflich, daß noch keiner der zahlloſen Anbeter dieſe ſchöne Hand erobert hatte; um ſo mehr, als man wußte, daß Frau von Hellburg die Vermählung der Tochter eifrig wünſche; — ſo mußte man denn annehmen, daß keine der bisher ſich gefundenen Partien glänzend genug geweſen ſei. Schon fanden ſich hier und da Spötter, welche behaupten wollten, der Stern des Fräuleins neige ſich, obgleich noch kaum merkbar, dennoch leiſe abwärts, und die Freude am Flechten zahlloſer Körbchen werde nicht mehr lange dauern. Selbſt Melaniens weiße Stirn zeigte zuweilen einige Wolken, die vielleicht dem allmählich fliehenden Frühlinge galten, der ihr jeden Farbenſchmuck des Lebens, nur nicht die herrlichſte der Blüthen, reine, wahre Liebe gebracht hatte.

Da ging ein neues Geſtirn auf — der junge Reichsgraf Eſtrella kam, und der Glanz ſeiner Umgebung begründete den Ruf ſeines fürſtlichen Vermögens. Tauſend fabelhafte Gerüchte gingen ſeiner Ankunft voraus. Bald ſollte er blödſinnig, eine Art Cretin, bald abſchreckend häßlich und verzerrt, dabei ein zweiter Kaspar Hauſer, gänzlich fremd in allen Sitten der großen Welt ſein. Mit ungezügelter

Neugier erwartete man, daß er sich öffentlich zeige, und als eines Morgens die fremde prachtvolle Equipage am Kursaale hielt, drängte sich Alles zu den Fenstern und Thüren der nahen Restauration, den jedenfalls merkwürdigen Ankömmling zu sehen. Ein junger Mann, hoch und schlank, doch etwas gebeugt, dessen zwar sehr bleiches Gesicht die edelsten Züge trug, stieg aus. Das tiefschwarze, ernste Auge überflog einen Moment die neugierige Menge; — er grüßte leicht und schüchtern, aber mit vornehmer Haltung, und wendete sich dann der Allee zu, wo die Damen in langen Reihen saßen oder sich ergingen. Er schritt an dem eleganten Kreise vorüber, wo Melanie sich befand, und bei dem ehrerbietigen Gruß traf sein Blick den ihrigen. — Seltsam ergriffen von diesem Blick und der ganzen Erscheinung, sah sie ihm noch lange nach, als der muntere Kreis sich in Bemerkungen über den originellen Halb-Spanier erschöpft hatte.

Seit diesem Tage erschien der Graf zuweilen im großen Cirkel, doch verweilte er selten lange, und selbst dann wich der unwandelbare Ernst und die stolze Zurückhaltung, welche jeden Versuch der Neugier, sich ihm zu nähern, von selbst zurückscheuchte, nicht von ihm. Er sprach wenig, doch gewählt und bestimmt, und regte irgend ein äußerer, durch Kunst oder Natur hervorgerufener Eindruck sein Gefühl an, so verbreitete sich ein eigenthümlicher Zauber über das blasse Gesicht, im verklärten Lichte blühete dann ein neues, wunderbares Leben in diesem unergründlich schwärmerischen Auge auf, der Abglanz der tiefsten Empfindung umspielte

mit dem Lächeln der Seligen den schönen Mund, doch nach wenigen Augenblicken überschattete der gewohnte Ernst dies magische Farbenspiel tief verborgenen Gefühls.

Für Melanie war die Erscheinung des Grafen ein höchst beachtenswerther Umstand. Sein Rang, sein Reichthum, selbst die Eigenthümlichkeit, die ihn innerlich wie äußerlich charakterisirte, wurde der Magnet, der ihre volle Aufmerksamkeit anzog. Aber ihn zu fesseln, schien eine unzulösende Aufgabe; denn Estrella's kalte Zurückhaltung, seine fast mädchenhafte Schüchternheit dem schönen Geschlecht gegenüber, der eigenthümliche Wechsel von südlicher Gluth und nordischer Kälte, der sich in seinen Aeußerungen und Handlungen kund gab, — das waren Klippen, von denen alle Pfeile der feinsten Koketterie zurückschnellten, und sie fand sich zum erstenmale rathlos, die schwere Eroberung zu beginnen.

Der Badegesellschaft ward bald ein unerschöpflicher Stoff zur Unterhaltung in den Seltsamkeiten des jungen Grafen. Angebetet von seiner zahlreichen Dienerschaft, die nicht müde ward, die Engelgüte des Gebieters zu preisen, war er doch ein eben so strenger als furchtbarer Richter bei der kleinsten von ihm entdeckten, oft nur geahneten Unrechtlichkeit; der geringste Versuch zum Betrug oder zur Lüge galt ihm für ein Verbrechen, der härtesten Ahndung werth. So erzählte man sich, daß sein Kammerdiener, ein junger hübscher Franzose, dem er mehre Jahre fast ausschließlich vertraut, ein Mädchen geliebt, ihr die Ehe versprochen, nachher aber, mit dem Leichtsinn seines Alters und seiner

Diesem treuen Freunde, wie es wenige giebt, muß ich hier Ihren Dank überlassen. Er fragte hierauf nach Bernhard, und kaum konnte ich ihm antworten, so sehr hatte seine einfache Lobrede mein Herz ergriffen. Ach ich hatte ihn verloren, und alles rief mir zu, was ich verlor! —

Ich pflegte oft allein, und ganz früh eine nahe Kirche zu besuchen. Mein Herz bedurfte Trost und Ruye, die ich nur in der Erhebung über mein Schicksal fand. Ich war mehrere Tage unpäßlich gewesen, und mein erster Gang trug mich dorthin. Es war noch Dämmerung, die Straße stiller und einsamer, als in des Tages spätern, geschäftvollern Stunden, meine Brust voll von zerstörten Hoffnungen und unruhigem Sehnen, so trat ich in die Kirche, wo hohe wehende Kerzen die weiten Gewölbe mit mattem Schimmer erhellten. Die feierliche Stille des Orts, dieser dämmernde Schein, den tiefen Schatten nur schwach verdrängend, der schwellende Ton der Orgel, und der feiernde Gesang andächtiger Beter — o wie ergriff mich alles und hob mich empor über die Schmerzen, die ich beweinte! Viel — viel gab der Himmel dem Sterblichen, mit der Ahnung einer höheren Bestimmung, die in unserer Brust schlummert; können wir gleich nur auf Augenblicke ihre ganz Kraft umfassen, diese Augenblicke sind Sonnenstrahlen, das tiefe Dunkel eines nächtlichen Lebens zu erheitern.

Nation, jenes Verſprechens nicht weiter gedacht, und ihr, die ſich zwar bald getröſtet und entſchädigt, den Ring, den ſie ihm gegeben, zurückgeſandt habe. Der Graf erfuhr dieſe kleine Avantüre, fragte den Vertrauten und dieſer geſtand unbedenklich Alles — des Gebieters Stirn verfinſterte ſich: „Du haſt gelogen, Dein Wort gebrochen," ſagte er ſtreng — „ich kann Dir nicht mehr trauen — Du verläßt mich augenblicklich."

Der Beſtürzte führte mehre wohl nicht aus der Luft gegriffene Gründe für den Wankelmuth des Mädchens an — „Das entbindet Dich Deines Wortes nicht," erwiederte der Graf, — „Du haſt gelogen, die Hoffnungen eines menſchlichen Weſens getäuſcht; wir taugen nicht mehr zuſammen — geh, und verlaß mich."

Der Kammerdiener, der ſeinen Herrn wirklich liebte, bat, flehete — umſonſt —! Der Graf blieb unerbittlich, entſchädigte ihn reichlich, ſicherte ſeine Zukunft, aber in ſeiner Nähe durfte er hinfort nicht weilen.

Dieſer kleine Vorfall, vergrößert und ausgeſchmückt, hatte kaum aufgehört, die Geſellſchaft zu beſchäftigen, als ein anderer, von größerer Bedeutung, die allgemeine Aufmerkſamkeit auf den Grafen lenkte.

Es war ein drückend heißer Nachmittag — am Horizont zogen ſchon ſeit dem frühen Morgen Gewitterwolken auf, dennoch drängte ſich im geräumigen Spielzimmer ein immer dichterer Kreis um den Pharotiſch, wo ein unlängſt angekommener Italiener Bank hielt. Wenn im anſtoßenden Saale die Unterhaltung lebhaft und bunt um die Intereſſen

des Tages und der Zeit flatterte, so herrschte in dem Zimmer jenes mystische Schweigen, nur unterbrochen von dem verhängnißvollen gagne — perdu — was das Schicksal ganzer Familien oft grausend genug entscheidet. Graf Franzesko stand, ein scheinbar antheilloser Zuschauer, mit verschränkten Armen und sah dem Spiele zu. Die Goldhaufen thürmten sich vor dem Bankier immer höher, der mit dem entschiedenen Gleichmuth seines Gewerbes die Karte umschlug und die eifrige Beschäftigung des Croupiers, welcher immer größere Schätze vor ihm aufthürmte, kaum zu beachten schien. Da gewahrte Franzesko einen Offizier in mittlern Jahren, dessen düster brennendes Auge jeder Bewegung des Bankiers folgte. Er spielte hoch, und das von Leidenschaften zerrissene Antlitz wechselte vom dunkeln Braun zu erdfahler Blässe, sobald das schreckliche „perdu!“ eine neue Goldrolle, welche er scheinbar eiskalt, aber mit fürchterlichem Blicke hinschob — zu dem Italiener wandern machte, und der Säbel schlug leise klirrend auf den getäfelten Fußboden, war auch keine Bewegung des Mannes sichtbar. Der Bankier sah jetzt nach seiner Uhr, rückte an dem schwarzen Käppchen, und sagte, indem er die letzte der Rollen des Officiers vor sich nahm, im gebrochenen Deutsch: „Für heute genug, Signores, morgen Revange.“

„Vielleicht noch heute!“ ertönte die Stimme des Grafen Estrella; „meine Herren, der Schurke hier hat Sie sämmtlich betrogen; ich bin dem Gange des Spiels gefolgt, er führt falsche Karten; der Capitain dort ist nur das Opfer seines Betrugs geworden.“ — Ein nicht zu schildernder Tumult

erhob ſich bei dieſen Worten, der Italiener fuhr empor — die Betrogenen ergriffen die Karten, — man unterſuchte — ſchrie — rief nach der Polizei — einzelne der Begünſtigten nahmen Parthei für den Bankier, und ſchon begann dieſer wieder Muth zu faſſen und winkte dem Croupier, die Goldhaufen in Sicherheit zu bringen, als Franzesko, einem Löwen gleich, den Italiener bei der Bruſt faßte.

„Du entfliehſt nicht, Verworfener!“ rief er mit einer Kraft, die man dem jungen zartgebauten Manne nicht zugetraut hätte — „Gott hat mich zur Entdeckung Deiner Schandthat berufen, und Du verläßt dieſes Zimmer nicht lebendig, wenn Du nicht bekennſt, daß Du betrogen und jenen Mann dort durch Deine Gaunerkünſte ausgeplündert haſt. — Geſtehe, oder bei dem Richter dort oben, Du fällſt. —“

Er vollen[illegible]te nicht — ein grell zuckender Blitz erleuchtete momentan die Dämmerung des Zimmers — ein furchtbarer Donnerſchlag folgte unmittelbar, und der Italiener, allein getroffen von dem Gewitterſtrahl, der ſich in dieſem einen Schlage tödtlich entlud — während die Andern nur theilweiſe betäubt dahinſanken oder entſetzt zurückprallten — lag mit blauen Lippen und verbrannten Kleidern am Boden.

„Gott hat gerichtet!“ ſtammelte der Graf, ſelbſt todtenbleich und bebend, „ich ſagte die Wahrheit, ſo gewiß mir die heilige Jungfrau helfen möge in meiner letzten Noth. —“

„Durch Sie hat er gerichtet, braver junger Mann!“ rief der Herzog von **, den Erſchütterten umarmend — „Sie waren das ſichtbare Werkzeug ſeiner Hand — kommen

Sie, verlaſſen wir dieſen ſchrecklichen Ort — das Weitere wird die eben anlangende Polizei ordnen."

Und ſo geſchah es — die falſchen Karten des Italieners wurden gefunden, die trügeriſch gewonnenen Summen zurückgegeben, und ſo empfing auch der Officier, der in ſtummer Apathie dieſem Auftritt beigewohnt, die ſeinigen.

Im anſtoßenden Saale, wo der furchtbare Gewitterſchlag die Geſellſchaft, beſonders die weibliche, in Schrecken geſetzt, der ſtrömende Regen aber doch am Entfliehen gehindert hatte, wogte Alles durcheinander und drängte ſich jetzt, da die erſte Alteration vorüber war, um den jungen Grafen, der als unmittelbarer Repräſentant der Nemeſis angeſtaunt, umringt und gefeiert ward. Ein blaſſes Roth umflog als ſeltner Gaſt die edlen, feinen Züge, und ſeine Erſcheinung wirkte wahrhaft magiſch. „Ich that nur meine Pflicht," erwiederte er faſt beſchämt, „die innere Stimme trügt mich nicht leicht, und was ſie mir verkündet, muß ich ausſprechen, brächte mir es ſelbſt den Tod;" — ſein Blick traf hier zufällig den der ihm zunächſt ſtehenden Melanie, er ſah in ihrem ſchönen Auge den Ausdruck unnennbaren Mitgefühls glänzen, und vernahm, wie ſie mit ſüßer Stimme flüſterte: „Möge kein ſolches Märtyrerthum Ihrem ſchönen, dem Glück geweihten Leben drohen." — Da war es, als treffe, wie ein großer Dichter ſagt — der Liebe heil'ger Götterſtrahl, der in die Seele ſchlägt und zündet — zuerſt und plötzlich des Jünglings Herz — wer mag ermeſſen, wie wichtig oft ein Moment über unſer Leben, Empfinden und Schickſal entſcheidet — er ſah in der Thräne, welche in

Melaniens blauem Himmelsauge glänzte, den koſtbaren Brillant ewiger Treue, der ſich mit wunderbar magiſcher Gewalt auch in ſein Herz ſenkte — aufgeregt und erglühend faßte er ihre Hand — wollte ſprechen, vermochte es nicht — aber in dem Zittern, was ihn durchbebend ſich ihr mittheilte, fühlte ſie ihren Triumph, und kam ſelig in der Gewißheit der unerwartet endlich errungenen Eroberung nach Hauſe.

13.

Am andern Morgen ließ ſich der Capitain beim Grafen Eſtrella melden, und Franzesko empfing ihn mit der Theilnahme, welche ſtets der Anblick eines durch uns geretteten Menſchen einflößt, iſt auch deſſen Aeußeres — wie es hier der Fall war — keineswegs geeignet, einen angenehmen Eindruck hervorzubringen.

„Ich komme, Ihnen, Herr Graf, den heißeſten Dank zu ſagen, daß Sie einen Betrüger entlarvten, der in wenig Augenblicken mich für immer unrettbar ruinirt hätte," begann er.

„Ich that nur meine Pflicht," erwiederte Franzesko freundlich, „allein — verzeihen Sie mir — der Mann ſollte nie auf eine Karte die Möglichkeit ſeines Ruins ſetzen."

„Ich that es!" ſagte der Andere achſelzuckend — „nennen Sie es Leidenſchaft, — Wahnſinn — und damit Sie erfahren, wie viel ich Ihnen verdanke, ſo wiſſen Sie denn, daß ich, gedrängt von Noth — häuslichen Sorgen, die bei

einer kränklichen Gattin und vier Kindern nicht fehlen — der Nothwendigkeit, standesgemäß zu erscheinen, — zu der mir anvertrauten Regimentskasse griff; — die Summen, welche jener Gauner an sich riß, waren aus dieser — ihr Verlust hätte mich der Schande, dem Verderben bei der nächsten Revision überliefert, und eine Kugel das elende Dasein geendet — Ihnen danke ich Leben und Ehre. —"

„Und das wagen Sie mir zu sagen!?" — unterbrach ihn Estrella blitzenden Auges — „Sie sprechen von Ehre —! Sie, ein Nichtswürdiger, Eidbrüchiger, der die ihm anvertrauten Gelder seines Königs angriff, seiner schrankenlosen Verschwendung zu genügen — der an der Pharobank seinen gesunkenen Wohlstand mit geraubtem Gelde wieder herzustellen suchte — aus meinen Augen, Schändlicher! den ich jetzt sehr gegen meinen Willen gerettet —!"

„Herr, sind Sie wahnsinnig?" rief der Officier; — „rechtfertigen Sie mein Vertrauen so? — Wissen Sie, daß ich Ihre Beleidigungen nicht dulden kann, noch werde — daß meine Ehre fordert, sie in Ihrem Blute abzuwaschen?" —

„Elender Thor —! Doch freilich, Sie kennen mich nicht — ich würde meinen Vater, meinen Bruder, mein Weib ermorden, wenn ich sie des Eidbruchs, der Unrechtlichkeit zeihen müßte — kalt und ruhig würde ich es, um die menschliche Gesellschaft von einer Pestbeule zu reinigen — gehen Sie — Sie sind für meine Züchtigung zu klein. —"

„Himmel und Hölle, das ertrage, wer's kann!" schrie der Officier; „ich erwarte Sie diesen Nachmittag auf Pistolen — dort unten an der Ecke des Waldes — und nur

Einer von uns verläßt lebend den Platz — doch bis dahin verſchweigen Sie, was ich Unſinniger Ihnen vertraut, oder —"

„Kein Oder!" ſagte Eſtrella gebieteriſch — „ich ſchweige, weil ich will, weil es der Nichtswürdigen genug geben mag, die vielleicht aufgeklärter über ſolche Dinge denken, als ich. — Erwarten Sie mich; —" er drehete ihm den Rücken zu. — Die beſtimmte Stunde kam — mit ihr der Graf und ſein Gegner. Die Kämpfenden ſtellten ſich, ſchoſſen, und der Capitain ſank, zum Tode getroffen, nieder, während Eſtrella unverletzt geblieben. — Sterbend öffnete jener noch einmal das ſchon halb gebrochene Auge, dem Gegner die Hand reichend — „Vergebung!" ſtöhnte er — „ich handelte ſchlecht — mehr als Sie wiſſen — Frau und Kinder darben, während ich meiner unſeligen Leidenſchaft zum Spiele fröhnte — ich war kein guter Vater — noch Gatte — unglückſeliges Weib — arme Kinder. —"

„Ich ſorge für ſie!" betheuerte Eſtrella — und des Sterbenden letzter Blick fiel dankend auf ihn.

Die Secundanten riethen zur Flucht, doch war Franzesko nicht dazu zu bewegen, und ſein Rang und Reichthum glich bald alle übeln Folgen des unglücklichen Duells aus.

14.

Dieſer Vorfall, noch ausgeſtattet mit Allem, was die Badechronik an romantiſcher Zuthat zu geben vermochte, diente nur dazu, des jungen Grafen Ruf zu begründen, der bald den Namen des Ritters der Wahrheit erhielt. Mit

immer ſteigender Wärme zeichnete er Melanien aus, und das kalte Herz der reizenden Kokette empfand wirklich eine Art Neigung für den originellen, furchtloſen Mann, der, obgleich mehrere Jahre jünger als ſie, doch bald nur in ihrer Nähe, ihren Blicken leben zu können ſchien, und ihr endlich auf einem ſeiner täglichen einſamen Spaziergänge begegnend, ſeine Liebe mit einer ſolchen flammenden Begeiſterung erklärte, daß das Fräulein, gewöhnt an die lauwarmen Empfindungen der conventionellen Welt, beinahe vor dieſer orientaliſchen Gluth erſchrak, und ihm endlich, verſchämt erröthend, Erwiederung geſtand.

„So willſt Du mein ſein, holde, ſüße Melanie?“ — fragte er, vor ihr niederſinkend — „Mein!? — Sieh, ich liebe Dich mit allen Kräften meines Herzens, meiner ſelbſt — Du biſt mein eigenſtes Selbſt geworden — ich lebe, athme nur in Dir — theile Alles mit Dir, was ich beſitze — aber gieb auch Du Dich mir ganz zu eigen — ganz — jedes Wort Deiner Roſenlippen, jeder Blick Deiner Himmelsaugen, jeder Athemzug dieſer blendenden Bruſt muß für immer mir gehören.“

Sie reichte ihm lächelnd die ſchöne Hand. — „So möchten Sie,“ ſprach ſie ſcherzend, „mich wohl am ſicherſten und liebſten, den Osmanen gleich, unter Schloß und Riegel verbergen, jedem männlichen Auge unzugänglich, als höchſtens dem des Beichtvaters und Arztes — welche Othello-Natur!“

Er ſah ſie lange durchdringend an. — „Du ſcherzeſt, Geliebte, nein, wahrlich! nimmer wird Dich meine thörichte

Eiferſucht quälen; mit vollem, unbedingtem Vertrauen reich' ich Dir die Hand zum ewigen Bunde, nie werde ich Deine Freiheit beſchränken — aber, laß es mich Dir in dieſer ernſten, heiligen Stunde ſagen," fuhr er mit leiſer, faſt unheimlicher Stimme und Blick fort — „wärſt Du je fähig, mich zu täuſchen — mein Vertrauen zu mißbrauchen, die Gelübde Deiner Treue zu brechen — — nur meinen eignen Augen würde ich glauben — aber dann — Du wärſt verloren, ich mit Dir — ein Eſtrella lebt und ſtirbt nur für Wahrheit und Ehre — und würde ſeine Schmach mit Blut reinigen. —"

Ein leiſer, nur mühſam unterdrückter Schrei unwillkührlichen Entſetzens, mit welchem ſich das Fräulein bei dieſen grauſenden Worten ſeinen Armen zu entreißen ſtrebte, ward von dem unerfahrnen Jünglinge für jungfräuliche Schüchternheit gehalten; denn Melanie, obgleich von Schauder ergriffen, erwog ſchnell genug, daß die wichtige, ſo heiß erſehnte, ſchwer errungene Eroberung nicht einiger überſpannter Aeußerungen wegen aufzugeben ſei, und ſchmiegte ſich gleich nachher mit ſolcher Zärtlichkeit an den Glücklichen, daß er, berauſcht und ſelig, nicht entfernt daran dachte, wie ſeine Worte die Geliebte, welche bald darauf als ſeine erklärte Braut alle Stadien befriedigter Eitelkeit und bräutlichen Glanzes durchflog — fortan nur zur äußerſten Vorſicht veranlaßten.

13.

In dem engen, düſtern Zimmer der Feſtung **ſtein, deſſen einziges hohes Fenſter, von ſtarken Eiſenſtangen ver-

nahrt, nur einen ſchmalen Sonnenſtrahl einließ, ſaß der unglückliche Werni am Tiſche. Erloſchen war der Glanz des ſchönen, dunkeln Auges, das bleiche, eingefallene Geſicht mit dem Ausdruck ſtiller, ewiger, menſchenfeindlicher Reſignation auf die magere Hand geſtützt. Da raſſelten die Schlöſſer und der Gefängnißwärter trat mit dem Eſſen herein. Werni blieb unbeweglich in ſeiner Stellung, obgleich der Alte mehre Male huſtete und ſich bemerkbar zu machen ſuchte.

„Sie hören heute gar nicht auf mich, lieber Herr," fing er endlich an, „und doch hätte ich etwas zu ſagen — es wird Ihnen vielleicht nahe gehen. —"

Leo antwortete nicht.

„Lieber Herr," begann der Alte wieder, „ſein Sie doch nicht immer ſo gar ſtumm und zurückhaltend — Gott weiß, wie ſehr Sie mich jammern! — mögen Sie gethan haben, was Sie wollen, ich kann's nicht glauben, daß Sie zu etwas Schlechtem fähig ſind — ich habe Sie in den vier Jahren lieb gewonnen, und der Himmel mag mir's verzeihen, wenn ich meine Pflicht verletze — da iſt ein Brief an Sie — ich ſoll keinen annehmen, noch abgeben — aber lieber Gott, ich konnte es dem guten Kinde nicht abſchlagen, ſie bat gar zu beweglich darum. —"

„Wer bat?" fragte Werni halblaut.

„Ein junges Mädchen; ſie iſt nicht gar fern von hier zu Hauſe und war weit, weit weg bei einer reichen Gräfin als Kammerfrau geweſen, die iſt jetzt geſtorben und hat dem Mädchen auf die Seele gebunden, Ihnen den Brief zukommen

Vor der Kapelle, in der ich saß, der Kanzel gegenüber, zog ein interessantes Paar meinen Blick an sich, ohne meine Andacht zu stören. Es war ein alter Mann in sehr sauberer bäurischer Tracht, und ein junges schönes Mädchen, deren Kleidung sie mehr als Städterin angekündigt hätte, wäre nicht ihr ganzes Wesen so einfach und ländlich gewesen. Ich konnte mein Auge nicht von diesen Beiden abwenden. Was aus ihren Blicken sprach, war die reinste erhabenste Frömmigkeit, mit Unschuld und Seelenruhe gepaart. Als der Prediger kam, sagte der Alte dem Mädchen einige leise Worte, sie richtete ihren Blick nach der Kanzel, auch ich sah in diesem Moment, daß es nicht der Geistliche war, den ich hier gewöhnlich hörte, sondern ein junger Mann, dessen Züge mich bei der schwachen Beleuchtung wie ein süßer Traum zu täuschen schienen — o ein schöner Traum, schnell in Wirklichkeit verwandelt, da seine unvergeßliche Stimme die ersten Worte begann — es war Bernhard!

Ja es war Bernhard, den ich hier zuerst wieder sah, an heiliger Stätte als Verkündiger des Glaubens, der mich schon so oft gestärkt hatte. Nie werde ich vergessen, was ich bei seinem Anblick, was ich bei seinem Vortrage empfand. Er sprach von den Leiden dieses Lebens, von den erhabenen Zwecken der Vorsehung, und von dem Nutzen, den wir mit demüthigem auf Gott gewandten Sinn aus den Schmerzen dieser

zu laſſen — da bat ſie mich denn mit Thränen, und ich konnte nicht Nein ſagen. —"

Leo nahm den Brief — „Vinzenzia!" ſtammelte er, das Papier an ſeine blaſſen Lippen drückend, öffnete und las:

„Im Tode iſt Wahrheit; — wenn Du, mein Leo, dieſe Worte lieſt, auf denen meine zitternde Hand geruht, bin ich nicht mehr, und das Geſtändniß, daß ich Dich rein und unſäglich geliebt, färbt meine erblaßten Wangen nicht mehr mit jungfräulicher Schaam. Die kalte Erde deckt erbarmend das Herz, was nur zu glühend und allein für Dich geſchlagen. — Aber Du wandteſt Deine Liebe einer Andern, Glücklichern zu, darum ſchwieg ich, bis der Gram mitleidig mein junges Leben verzehrte, deſſen letzten ſchwachen Faden Dein Unglück zerriß. — —"

„Dein Unglück, ſagte ich — nicht Deine Schuld — und ſterbe freudig mit dem Gedanken Deiner Schuldloſigkeit — ich habe nie an das Verbrechen geglaubt, für welches Du mit dem Verluſt Deiner Freiheit und Ehre büßeſt. — Der reine, ſtolze Jüngling, deſſen Seele wie ein aufgeſchlagenes Buch vor der meinigen lag, konnte nicht zum Verbrecher herabſinken. — Du biſt ſicher rein vor Gott und der heiligen Jungfrau, wie ich noch mit meinem letzten Athemzuge behaupten werde. — Aber ſie — die Du ſo glühend liebteſt, — ſie, der Du mich, ob auch unwiſſend — geopfert, — wie trug ſie es, Dich zu verlieren?! — Mein Vater zürnt Dir nicht mehr — meines Bruders geiſtige Wie-

vergeburt hat ihn so namenlos beglückt, daß sein Herz keines Hasses mehr fähig ist; — er bemitleidet Dich, er glaubte Dich schwach, verführt, und vergißt Dein Unglück, vergißt Dich, weil Du kein Estrella bist und sein Name nicht geschändet ward, vielmehr in Franzesko auf's neu' erblüht — mein Tod stimmt ihn weich, — er bringt manche Stunde an meinem Lager zu — mein letztes Wort soll ihn Dir wieder zu gewinnen suchen — o daß ich die Ueberzeugung Deiner Schuldlosigkeit, wie sie in mir lebt, ihm einhauchen könnte! — ich weiß nicht, wie diese gräßliche Beschuldigung auf Dein reines Leben gelegt werden konnte, — ich weiß nur, daß Du noch gerechtfertigt werden und mir dann bald zur ewigen Seligkeit folgen wirst, dort, wo wir unzertrennlich vereint sind. — — Der Fittich des Todes umrauscht mich schon — er führt mich heim zur Ruhe — Du folgst mir bald, doch erst wenn Du siegreich hervorgegangen bist aus der Schmach und Prüfung dieser Schreckenszeit — so sagt mir eine Ahnung, und sie trügt mich sicher nicht."

Vinzenzia.

„O Du Heilige! Du verklärter Engel, dessen Glaube das Dunkel der Sünde siegend durchbrach, welches Deinen unglücklichen Freund mit namenlosem Elend umsponnen! — dessen Liebe den Abgrund erleuchtet, in den ihn ein furchtbares Geschick hinabstieß. — — Dich opferte ich in wahnsinniger Verblendung einem Dämon, — mit Deinem Herzblute nährte ich meine thörichten Wünsche! — Gott der Gerechtigkeit, warum zauberte hier Dein Blitz, die Nacht der Verblendung

zu erhellen, in der ich das eigne Lebensglück und das dieſes reinen Herzens unbewußt mordete! — Auch dieſen bitterſten Tropfen Wermuth noch in den Kelch meines Jammers — eines Jammers, an dem ſelbſt der Stolz erlahmte, des reinen Bewußtſeins Troſt ſtarb, und nur die Verzweiflung den Tod der Ehre überlebte. — —"

„Herr — lieber Herr — beruhigen, faſſen Sie ſich," bat der Wärter ängſtlich.

Aber Werni war auf den Stuhl zurückgeſunken, die langen, hagern Finger preßten ſtill Vinzenzia's Brief an die blaſſen Lippen, kein Wort kam mehr über dieſe, und ſeufzend verließ ihn endlich der mitleidige Alte.

10.

Der junge Graf Eſtrella war Anfangs mit ſeiner ſchönen Gemahlin auf ſeine Güter gegangen, die Roſenzeit der Flitterwochen in der romantiſchen Gegend, wo jene lagen, doppelt zu genießen. Allein nur zu bald empfand Melanie in der Einſamkeit des Landlebens die drückendſte Langeweile und die Sehnſucht nach den Freuden der Reſidenz ſteigerte ſich mit jedem Tage. Kaum mochte ſie ſich ſelbſt geſtehen, daß die ſtete Geſellſchaft des ſtillen, eigenthümlich ernſten Gatten, deſſen unverändert glühende Liebe längſt den Reiz der Neuheit für ſie verloren, ihr täglich langweiliger ward. Und dennoch war Melanie ſchlau genug, dieſe Liebe ſo geſchickt für ihre Wünſche zu benutzen, daß er endlich beim Beginn der Herbſt-Saiſon einwilligte, mit ihr nach der Reſidenz zu gehen.

Nun war ihr heißester Wunsch erfüllt. Alle Freuden der großen Welt empfingen das junge Paar, die schöne Frau ward auch hier mit begeisterter Bewunderung überall gefeiert, und jeder Ball, jede Soirée brachte ihr neue Triumphe, die sie, in ungezügelter Eitelkeit sich berauschend, nur als einen ihr gehörenden Tribut annahm. Mit trübem Lächeln sah der junge Gatte dieses glänzende, frivole Treiben, dem seine eigenthümliche Richtung so ganz entgegen stand. Er wollte ihr, die er über Alles liebte, keine Freude rauben, und vermochte doch nicht, sie zu theilen. So zog er sich denn allmählig still zurück; mit unumschränktem Vertrauen sie gewähren lassend, hoffte er noch von dem nicht mehr fernen Zeitpunkte, wo durch die Geburt eines jungen, an ihre Mutterliebe gewiesenen Wesens sich das heilige Band, welches sie mit ihm vereinte, enger ziehen müsse, auf eine günstige Veränderung. Diese Hoffnung war der schönste Traum des Einsamen, dessen gewöhnlicher Ernst jetzt zuweilen schon einem Trübsinn wich, der von der lebenslustigen Gattin entweder nicht bemerkt, oder mit manchem ironischen Seitenblick leise bespöttelt ward.

Die Gräfin ward von einem Knaben entbunden. Der junge bleiche Vater stand freudebebend an der Wiege des Erstgebornen und drückte das Kind wieder und immer wieder an seine Brust. Mit gezwungener Freundlichkeit empfing die Wöchnerin den Erguß seiner tiefen, wehmüthig seligen Empfindungen, denn es war der Anfang des glänzenden Carneval, und die Aussicht, mehre Wochen von den Genüssen der großen Welt geschieden zu sein, eine sehr unangenehme

für die eitle Frau. Des Gatten heiße Thränen floſſen auf ihren weißen Arm und benetzten die koſtbaren Ringe an den ſchöngeformten Fingern; aber er ſah in ſeiner Vaterfreude den funkelnden Brillant, der eine fremde blonde Locke barg, — von fürſtlicher Hand erſt unlängſt den andern zugeſellt — eben ſo wenig, als er das verſtohlne Lächeln der ſchlauen Minette bemerkte, die in der Ferne, von ihm ungeſehen, ein roſenduftendes Billet emporhielt.

Bald erholte ſich die Gräfin, und der in dem eleganten Boudoir ſich täglich verſammelnde faſhionable Kreis ſcheuchte den ſtill in ſich gekehrten Gatten, der ſeine Melanie ſich als Mutter ſo ganz anders gedacht hatte, hinweg, und ließ ihn nur ſelten da verweilen, wo man ihn nicht zu vermiſſen pflegte. Sie blühete in Kurzem ſchöner als je zuvor und flog mit der gewohnten Grazie durch die glänzenden Reihen der Hofbälle, während der Gemahl, der des Anſtandes wegen doch zuweilen dieſe Zirkel beſuchen mußte, trübſinnig in einem Fenſter lehnte, oder mit abwärts ſchweifenden Gedanken mühſam am Spieltiſche aushielt.

17.

Ein leichtes Unwohlſein hatte Franzesko mehre Tage an ſein Zimmer gefeſſelt. Melanie, zur Feier eines hohen Namenstages geladen, war noch nicht zurückgekehrt und Mitternacht nahe. — Er fühlte ſich heute ſo beengt, ſo wunderbar beklommen — öffnete das Fenſter und blickte hinaus in die kalte Sternennacht des winterlichen Himmels.

Die Erinnerungen der Vergangenheit kamen und führten ihm seine Träume von häuslichem Glück und jener Seligkeit zurück, die er in Melaniens Besitz zu finden gehofft. Alles war anders geworden, als er geträumt. Er konnte sich längst nicht mehr verhehlen, daß sie ihn wohl nie wahrhaft geliebt, daß er zu ihrer Zufriedenheit nicht mehr nothwendig war, daß diesem eiteln, verwöhnten Weltkinde ein stilles Glück, wie er es zu gewähren und zu genießen verstand, nicht genüge, und dachte der holden Schwester Vinzenzia, die der Engel seiner dumpfen Kindheit gewesen. — „Sie allein hat mich geliebt," seufzte er aus voller, gequälter Brust — „o warum blieb sie mir nicht! — sie starb, und ich — ich muß leben — o Vater, armer Vater, warum ward ich Dir geboren; unglücklicher Greis, dem des einzigen Sohnes stumpfe, hoffnungslose Kindheit früh das Haar gebleicht, dessen späteres Loos Dir keine Entschädigung mehr geben wird. —"

Er warf sich auf das Sopha — es war ihm, als vernehme er das Weinen eines Kindes, und plötzlich von heißer Sehnsucht nach dem seinigen ergriffen, nahm er das Licht und ging nach dessen Gemach, welches nur durch ein schmales Kabinet von dem Schlafzimmer der Gräfin getrennt war. Er trat zur Wiege, neben der die Amme schlummernd saß, und betrachtete das kleine holde Gesicht. Eine namenlose Wehmuth bemächtigte sich seiner. Er beugte sich über das Knäbchen, küßte seine rosigen Wangen, und wollte schon das Zimmer verlassen, als er den gedämpften Laut einer Männerstimme zu vernehmen glaubte. — Er lauschte über-

raſcht — noch einmal — und der Ton ſchien aus der Gräfin Zimmer zu kommen —!

Der Graf ſtand einen Moment unbeweglich — er griff an die Stirn, welche zu glühen begann. Dann ſchlich er leiſe wie mit Geiſterſchritten aus dem Zimmer, dem Kabinet zu, deſſen Thüre, von außen verriegelt, in das Schlafzimmer führte, ſchob den Riegel unhörbar hinweg, ging hinein und lauſchte.

„Noch einen Kuß, göttliche Melanie" — vernahm er die ihm wohlbekannte Stimme des jungen Prinzen *** — „reizende, himmliſche Geliebte — und dann lebe wohl — bald ſehen wir uns wieder — glaube mir, die Trennung wird mir nicht minder ſchwer als Dir, allein ich muß — die Verhältniſſe drängen gebieteriſch."

„So gehe denn, mein Arthur," erwiederte Melanie, zärtlich ihren Arm um ſeinen Nacken ſchlingend — „doch kehre bald zurück, und beklage mich, die an der Seite dieſes halbverrückten Träumers fortan das einzige Glück entbehren muß, aus Deinen Blicken Troſt und Leben zu ſchöpfen — o daß er todt und ich frei von dieſer unerträglichen Sklaverei wäre. —"

„Meine ſüße Melanie," entgegnete er, ſie feurig an ſich drückend, „ſei nicht ungerecht — dieſer menſchenſcheue Unhold ſtört um ſo weniger das Glück unſrer Liebe — gönne ihm immerhin ſein Maulwurfs-Daſein."

„O Du kennſt ihn nicht, Arthur," ſeufzte ſie; „unter dieſer Aſche glüht ein Vulkan; — ein Othello an wüthender

Eifersucht, hätte ich das Aergste zu erwarten, ahnete er unser Verhältniß — er wäre fähig, mich zu ermorden. —"

„Du siehst Gespenster, meine Holde," scherzte der Prinz, sie küssend; „dergleichen Extravaganzen geschehen in unsrer heutigen aufgeklärten Welt nicht mehr, — der bornirteste Eheherr weiß, daß er bei den Galanterien seiner Frau ein Auge zudrücken muß, will er dasselbe erwarten und sich kein unauslöschliches Ridikûle geben — doch wahrlich, ich muß fort — gute Nacht, meine süße Freundin — ! —" Noch eine feurige Umarmung, dann öffnete der Prinz leise die Tapetenthüre, wo die Kammerfrau seiner harrte, und schlüpfte über eine nach dem Souterrain führende Treppe geräuschlos hinab.

Melanie horchte, bis er hinaus und die Thür wieder verschlossen war, — sie trat zum Spiegel und ordnete das goldne Lockenhaar unter dem Nachthäubchen — da gewahrte sie in den hohen Trumeaux ein geisterbleiches Männerantlitz hinter sich, erkannte das ihres Gatten, und fuhr mit einem unartikulirten Schrei zurück.

Er hatte sie gewaltsam ergriffen. — „Stirb, verworfene Heuchlerin, — Ehebrecherin!" — sagte er mit heiserer, entsetzlicher Stimme, und die regelmäßigen, jetzt fürchterlich arbeitenden Züge zeigten das Bild des Laokoon — „stirb und nimm Deine und meine Schande mit in das Grab. —" Der hochgeschwungene Dolch blitzte in seiner Hand — er fuhr in Melaniens Brust, und sie sank dumpf aufseufzend in ihrem Blute zu Boden.

Eine schreckliche Viertelstunde verging — das Licht

brannte düſter — die Uhr tickte einförmig ihr Todtenlied — da kam Minette zurück — welcher Anblick! — Auf dem ſpiegelglatten Parkett lag die Gräfin, blutend, röchelnd, und die ausgeſtreckte Hand wühlte in den goldnen, von dunkler Purpurfluth überſtrömten Locken. — Und am Tiſche ſaß der betrogene Gatte, der ſchreckliche Rächer — mit des Wahnſinns irrem Blick zerpflückte er die duftenden Hyazinthen, die blühenden, ſorglich gepflegten Roſen und Myrten, welche in koſtbaren Geſchirren ſtanden. —

„Von Myrten war der Brautkranz," ſagte er halb lächelnd in ſich hinein, und winkte der Kammerfrau, näher zu treten, — „ſieh, ich gab einſt der Todten dort einen ſolchen, und mein Herz mit ihm — ſie hat aber die Myrte in den Staub getreten und das Herz den Hunden vorgeworfen, die es zerriſſen — auch meine Ehre — meine Ehre! —" ſetzte er faſt ſchreiend hinzu — „aber ich habe ſie rein gewaſchen in ihrem roſigen Blute — nun iſt Alles wieder gut. —"

Minettens Geſchrei rief die Dienerſchaft herbei — man weckte den alten Grafen, der am vorigen Tage angekommen; der Greis wankte herein, und der Anblick raubte ihm faſt die Beſinnung.

Da ächzte die Gräfin, die man auf das Sopha gebracht. — „Den Vater rufe" — ſtammelte ſie zu der über ſie gebeugten Minette — „ich will ihm beichten — Alles — Alles. —"

Der unglückliche Greis näherte ſich ihr — „ich ſterbe," flüſterte ſie, „aber ich bin eine große Sünderin — ich will

mein Verbrechen nicht mit in das Jenſeits hinüber nehmen — ich betrog den Gatten, ich brach ihm die Treue — aber ich that noch mehr — Ihr Neffe — Leo — Leo Werni — er iſt — —"

„Was iſt er, Unſel'ge?" frug der alte Graf geſpannt — „geſtehe, was weißt Du von dem Ehrloſen — ? —"

„Nicht ehrlos — unſchuldig iſt er — das Dokument — ich wollte mich rächen, weil er mich verachtet — ich wollte verhindern, daß unſer gelöſtes Verhältniß üble Folgen für mich hätte — die Achtung der Welt wollte ich ihm rauben — das Dokument — dieſe dort — (ſie zeigte auf Minetten) und der Schreiber Ralf — die Handſchrift Leo's ward nachgeahmt — Leo fiel als das Opfer — meiner Rache — er iſt ſchuldlos — Franzesko hat ihn nur gerächt. —"

„Gott der Gerechtigkeit — und das duldeteſt Du!?" rief der Graf bei dem entſetzlichen Geſtändniß — „und Du konnteſt leben, Schändliche, meinen Sohn betrügen, zum Mörder machen, dem Wahnſinn überliefern! — ſtirb, Verworfene — ohne Beichte und Abſolution möge Deine beladene Seele vor des Richters Thron erſcheinen. —"

„Nein" — ſtöhnte die Gräfin angſtvoll, „Leo muß erſt gerettet werden, — ſechs Jahre ſchmachtet er im Gefängniß — ich will vor gültigen Zeugen mein Geſtändniß wiederholen. —"

Und ſo geſchah es. Der alte geprüfte Kammerdiener des Grafen handelte für den verzweifelnden Greis und verfügte das Nöthige. Melaniens Ausſage ward vor Zeugen wiederholt, zu Protokoll genommen, und ging dann an den

Tage ziehen können. Jedes seiner Worte schien für mich gesprochen, mir zugerufen, Antwort auf meine stillen Klagen zu seyn, und ein süßer verzeihlicher Aberglaube ließ mich Worte des Himmels in ihnen hören. Meine Thränen flossen, aber mein Herz erleichterte sich, und wie ein Schleier fiel die dunkle Hülle von meiner Seele.

Er hatte geendet und verließ die Kanzel. Meine Augen folgten seiner herrlichen Gestalt, und voll von unaussprechlichen Gefühlen trat ich meinen Weg aus der Kirche an. Im Vorbeigehen fiel mein Blick noch einmal auf das holde ländliche Mädchen, und überrascht fand ich auch in ihrem Gesicht Spuren tiefer schmerzlicher Bewegung. Ich eilte nach Hause und ging erst zur Mittagszeit aus meinem Zimmer zur Gesellschaft.

Im Vorzimmer stand der Landmann, der mich heute mit seiner Begleiterin so sehr angezogen hatte. Er grüßte mich freundlich, und auf meine Frage nach seinem Begehren sagte er mir, er brächte einen Brief seines Gutsherrn an meinen Vater mit. Da ich noch einen Augenblick verweilte, erinnerte er sich unserer Nachbarschaft in der Kirche. Ich glaube, Mamsell, fing er an, die Predigt hat Sie auch erbaut, sehn Sie, das freut mich, denn es war unser Herr Pfarrer, der ein paar Tage hier bei einem kranken Freund war, und heute hier geprediget hat. Als wir das

Monarchen ab. Es war, als ob der Tod ſo lange gezögert habe, bis ſie das Werk der Buße vollendet, denn eine Stunde nachdem Alles geſchehen war, nahete der letzte Augenblick.

„Franzesko — mein Kind — mein kleiner Paolo — ich will beide noch einmal ſehen" — hauchte ſie kaum vernehmlich — „und auch Sie, Vater — fluchen Sie der Sünderin nicht, die ſchwer genug an dem eignen Verbrechen trägt. — —"

Der alte Graf neigte ſich erſchüttert zu ihr: — „Der Allgerechte ſei Dir kein zu ſtrenger — nur ein barmherziger Richter," murmelte er, ſich bekreuzend.

Franzesko ſah mit dem unheimlichen Ausdruck des Irrſinns auf die Sterbende. —

„Deine Hand" — flehete ſie — „und mein Kind — unſer Sohn. —" Der Knabe ward gebracht — ſie legte die Rechte auf ſein Köpfchen: — „Das letzte Lebewohl Deiner verbrecheriſchen Mutter werde Dir zum Segen, mein Kind," ſtammelte ſie, — „einen andern darf ich für Dich nicht haben — unglücklicher Gatte — vergieb mir — ich ſterbe durch Dich, aber gern, — auch ich vergebe Dir. —" Franzesko näherte ſich — ſie hatte ſeine Hand gefaßt — ihre eiskalten Finger preßten die ſeinigen — er ſtand und ſtarrte ſie an — da ſtürzte ein Blutſtrom aus der Bruſtwunde — „Gute Nacht — Franzesko" — hauchte ſie, und ſchloß das Auge.

„Gute Nacht!" wiederholte der Unglückliche — ein konvulſiviſches Zittern fuhr durch ſeine Glieder — er ſank an dem Sterbelager nieder, und mit rückkehrender Beſinnung

ſich auf des Kindes Antlitz neigend, ſtammelte er: — „mein Paolo, lebe wohl — ich gehe heim, — und Du, Vater, gönne mir das Glück, was ich auf Erden nicht gefunden — mein Sohn ſei Dir Erſatz — " — er ſank zuſammen, und des Todes Frieden ebnete und verklärte ſeine ſchönen Züge wieder.

18.

Aus dem dumpfen Feſtungskerker war Leo Werni wieder hervorgegangen, in dem ſchönſten Mannesalter ſchon ein angehender Greis, abgeſtumpft für das Leben und ſeine Genüſſe. Das einſt ſo blühende Geſicht eingefallen und bleich, die dunkeln Locken ſtark mit Grau gemiſcht, die hohe Geſtalt gebeugt von der Laſt unverdienter Leiden, der einſt ſo muthige Geiſt darniedergedrückt von der fürchterlichen Schmach ſchuldlos gekränkter Ehre. So ſtand er nun vor ſeinen Richtern, die ihn einſt durch ungerechten Spruch dem Elend überliefert — ſo vor ſeinem Monarchen, und vernahm das große Wort, daß man ſich damals *geirrt* — und ihn jetzt für völlig ſchuldlos erkannt habe!! Aber der Irrthum hatte ihm zu viel gekoſtet, — und in den Ausdrücken tiefgefühlten Mitleids, in der kaum verhaltenen Thräne des Königs, in der glänzenden Ehrenerklärung, die ihm jetzt ward, lag kein Erſatz für das verlorne Glück ſeiner Jugend. Finſter und ſchweigend empfing er die theuer erkauften Gnadenbezeigungen, und als der Herrſcher mit unwiderſtehlicher Milde ihn erſuchte, eine bedeutende Hofcharge anzunehmen, glitt ein ſchreckliches Lächeln um die farbloſen Lippen.

„Ich danke, Ew. Majeſtät," verſetzte er mit heiſerer Stimme; „ich tauge nicht mehr unter die Menſchen, und die Sonne der Hoheit kann den Erſtarrten nicht mehr erwärmen." — Er entfernte ſich mit ſtummer Verbeugung, verließ noch denſelben Abend die Reſidenz und eilte dem Schloſſe des Oheims zu.

Er kam an — der alte Graf empfing ihn ſchweigend in ſeinen Armen. Lange hielten die beiden hart Geprüften ſich umſchlungen — ohne Worte feierten ſie das traurige Wiederſehen. Endlich ließ der Graf den Neffen los und betrachtete mit tiefer Erſchütterung die Veränderung der einſt ſo blühenden Geſtalt.

„Mein armer Leo," ſagte er gerührt, „verlaß den unglücklichen, kinderloſen Vater nicht wieder — ſei hinfort deſſen Troſt und ſchließe mir das müde Auge an Sohnesſtatt zu — Du darfſt frei das Deine erheben, denn Du ſtehſt gerechtfertigt vor Gott und Menſchen da. —"

„So lange ich die Laſt des Daſeins tragen muß," erwiederte Leo düſter, „verlaſſe ich Sie nicht — möchte es nicht allzu lange dauern! — mein Lebensglück ward zertreten, meine Ehre gemordet — kein Königswort heilt meine Wunden — ſie ſchließt nur der Tod. —"

Da öffnete ſich die Thür — ein bildſchöner Knabe von kaum zwei Jahren, geführt von der Wärterin, trat herein — Leo ſah den Oheim fragend an.

„Mein Enkel Paolo — Franzesko's Sohn, der einzige Erbe des alten Namens Eſtrella," ſagte der Greis und in

seinem noch klaren Auge blitzte ein Funke des frühern Stolzes auf.

„Franzesko's — Melaniens Sohn!" — rief Werni und hob mit einem nicht zu beschreibenden Gefühl das schöne Kind, dessen dunkles Feuerauge den fremden Mann forschend betrachtete, zu sich empor, aber der Kleine streckte abwehrend die Aermchen nach dem alten Grafen aus und rief mit südlicher Lebhaftigkeit: „Großvater, nimm mich — ich will zu Dir. —"

„Mein Paolo, mein Alles! Du letzte Hoffnung meines Alters, möge Dich mir Gott erhalten, durch Dich der alte Stamm fortleben, der Jahrhunderte geblüht!" — sagte der Graf, das Kind an sich drückend; — „ich überlebte viel, doch Deinen Verlust vermöchte ich nicht zu ertragen."

Da erkannte Leo, daß der Stolz des Greises doch noch tiefer als die Liebe und Trauer um die beiden so schrecklich verlornen Kinder wurzle, daß er fortan auch seiner nicht mehr bedürfen werde, weil der Träger des alten Namens ihm noch lebe, und das zunahmende Gefühl seiner gänzlichen Vereinzelung ging mit ihm zur Ruhe.

19.

Es giebt einen Moment im Menschenleben, einen Fleck im Menschenherzen, wo vor dem Ungeheuren, welches das Schicksal auf beide gelegt — Alles erstarrt, — Hoffen und Fürchten, Wünschen und Sehnen — die Seele ist ausgebrannt — und nicht von der läuternden Flamme wechselnder Schmerzen und Freuden, sondern von dem vernichtenden

Lavaſtrom fürchterlicher Erfahrungen. — Es iſt die Situation, welche nur die Inſchrift über der römiſchen Seufzerbrücke: „Ihr, die ihr ſie betretet, laſſet die Hoffnung draußen!“ — genügend zu bezeichnen vermag. Dann wird es ſtill im Gemüth, und dieſe Todtenſtille iſt die Auflöſung ſeiner geiſtigen und moraliſchen Elaſticität — wehe ihm, wenn dann die phyſiſche noch zögert und nicht wohlthätig den ſchon pſychiſch Geſtorbenen in den milden, weichen Schooß der Erde bettet! — —

Jene Stille herrſchte in Leo's Innerem. — Er wandelte nach dem Park und beſuchte die alten Plätze, wo er als rüſtiger Knabe und Jüngling ſich der fröhlichen Jugend gefreut und ſo oft an Vinzenzia's Seite geſeſſen. Dann ging er der Begräbnißkapelle zu, wo die Ueberreſte Derer ruheten, die er ſo unſäglich geliebt. Er ſtand an dem prächtigen Sarkophage des unglücklichen Franzesko, dann kniete er an Vinzenzia's Sarge, und ſein lange ſchlummerndes Gefühl rang ſich aus der ſtarren Verzweiflung hervor und löſte ſich in milde Thränen — er weinte lange und ſchmerzlich, und empfand die erſte Linderung ſeines unſäglichen Wehs.

Ein leiſe knitterndes Geräuſch ließ ihn aufſchauen. Im Schiff der Kirche war ein Gerüſt erbaut, von welchem aus das prächtige Denkmal, welches des Grafen Stolz ſeinen beiden Kindern errichtete, gefördert ward. Die ſchwere Marmorplatte, von Engeln getragen, mit der goldnen Namensſchrift Vinzenzia's und den reichen Verzierungen, welche darüber ſchwebend angebracht werden ſollten, vermochten die Stützen — von den Arbeitern verlaſſen —

nicht länger zu tragen und begannen zu wanken. Werni sah es — sah zugleich, wie die Wärterin mit dem kleinen Paolo durch das Portal hereintrat und der herabstürzende Marmor unrettbar Beide begraben mußte — er sprang auf — hinzu — riß mit einem gewaltigen Ruck die Sorglose zurück, schleuderte das Kind hinweg, und sank, selbst von der schweren Marmortafel getroffen, lautlos zu Boden.

Das Geschrei der Wärterin und des Kindes rief Hülfe herbei — auch der alte Graf kam. — Werni ward hervorgezogen, — er athmete noch — sein Auge flog suchend umher; er sah das Kind unverletzt vom Arm des Oheims ihn anlächeln und hauchte mit Anstrengung aus der zerschmetterten Brust —: „So habe ich doch nicht umsonst noch das Licht der Freiheit erblickt — nicht umsonst gelebt — ich habe ihn gerettet. —"

„Mein Sohn — mein Leo," sagte der Graf mit brechender Stimme — „mit Deinem Leben erkaufteſt Du mir dies Kind, und keinen Lohn soll ich mehr für Dich haben, als meinen Segen in Deiner Sterbestunde —!"

„Vinzenzia's Wort — ist erfüllt — zu ihr" — stammelte Leo kaum vernehmlich, und sank entseelt zurück. —

Im prächtigen Erbbegräbnisse ruht er nun bei der früh verklärten Jugendgespielin, dem unglücklichen Franzesko, und der schönen, einst so heiß geliebten Feindin, die all' dies Glück gemordet, all' diese Herzen gebrochen. — Sie schlafen friedlich neben einander, und was sich einst feindlich geschieden, vereint hier das gemeinschaftliche Element der Verwesung

und Aſche. Süß und traumlos iſt ihr Schlummer, die trüben Bilder ihrer Sünden und Täuſchungen ſind verblichen und ſchrecken die müden Schläfer nicht mehr. Aber der Greis und das Kind träumen den ſchweren Lebenstraum noch fort — jener als Vergangenheit — dieſes als Zukunft. —

Aylwin.

Hiſtoriſche Erzählung

von

Dr. Woldemar Seyffarth.

— — As thy cause is right,
So be thy fortune.

King Richard II. act I. scene 3.

In der Tiefe eines grasreichen, vom Fluſſe Itchin bewäſſerten Thales liegt die alte Stadt Wincheſter. Hohe Dünen begrenzen das Thal im Oſten, fruchtbare, unter den Pflug getriebene Aecker den weſtlichen Horizont, und hier zwiſchendurch rollen lange Wagenzüge auf der London-Southamptoner Eiſenbahn der alten Königsſtadt zu. Alt gewiß, älter als die chriſtliche Zeitrechnung, der Schauplatz von Alfred's und von Canut's Ruhm, der Lieblings-Aufenthalt des normanniſchen Wilhelm und ſeines Sohnes Rufus, der Ort, wo Richard Löwenherz in nie geſehener Pracht die Huldigung ſeines Adels empfing, wo noch die Stuarts verſchwenderiſchen Hof hielten und tapfere Könige und ſtolze Kirchenfürſten in engem Raume den letzten Schlummer ſchlafen — die bevorzugte Reſidenz und Grabesſtätte der

Herrſcher über England aus däniſchem, ſächſiſchem und normanniſchem Stamme, bis das größer und reicher gewordene London die Herrſcher zu ſich entführte.

Wer von Weſten Wincheſter naht, erblickt eine langgeſtreckte Maſſe aus Backſtein gebauter Häuſer, graue Kirchthürme, rothe Ziegeldächer und vor Allem auf der Stirn des die Stadt beherrſchenden Hügels ein großes Viereck, das unter dem normanniſchen Wilhelm zur Vertheidigung des eroberten Landes von ſeinem Günſtlinge Fitz-Osborn errichtet wurde und den ſoldatiſchen Bedürfniſſen des neunzehnten Jahrhunderts als Caſerne dient. Ueber ſiebenhundert Jahre zurück war es die Hofburg Heinrich des Erſten, und am Pfingſtfeſte 1121 war es dort gar lebendig von Muſik und Tanz, von Geſang und Ritterſpiel. Aus allen Gegenden Englands und auch von jenſeit des ſchönen Frankreichs, namentlich aus der, England verwandten Normandie waren Ritter und Thane mit ihren Frauen und Töchtern, und waren trouvères, der Dichtkunſt gelernte Meiſter, und jongleurs, der Gedichte kundige Sänger, zur cour plenière des erſten Heinrich gekommen. Wincheſter hatte nicht Obdach für ſeine Gäſte, und während nur die Edelſten des Adels in der Hofburg und die Reichſten der Reichen in den ſtädtiſchen Herbergen Aufnahme fanden, mußten die minder Hohen und Reichen die Gaſtfreundſchaft der Bürger anſprechen und trieb der gemeine Haufe angelſächſiſchen Volks am Tage ſich auf den Gaſſen umher und lagerte des Nachts unter Wetterdächern und Bogengängen. Des Morgens acht Uhr läuteten die Glocken der Kathedrale zur Meſſe; zwei Stunden ſpäter

rief die Glocke der Hofburg die Thane und Ritter zum Mahle; der Nachmittag ſah die Gewandtheit der turnierfähigen Kämpfer, der Abend gehörte in den glänzend erleuchteten Hallen dem Tanze, der Muſik, dem Weine und dem Liebe. Doch ſowie der Anſchlag des couvre-feu durch die Räume ſcholl, verſtummten Muſik und Geſang; Ritter und Damen entfernten ſich; Lichter und Fackeln erloſchen, und unter Vortritt von ſieben Rittern, deren jeder eine Wachskerze trug, und gefolgt von ſieben Pagen, ihn zu entkleiden, ging König Heinrich in ſein Schlafgemach..

Lange hatte England kein ſchöneres Feſt, keine friedlicheren Tage geſehen. Die zwanzig Jahre, die Heinrich bereits geherrſcht, waren Jahre des Kriegs und der Erpreſſung geweſen. Jetzt war Friede. Es war Friede mit Schottland; denn obwohl der Tod am erſten März 1118 das Band zerriſſen, welches den König durch ſeine Gemahlin Mathilde mit deren Vater, Malcolm, König der Schotten, verknüpft, ſo war doch auch Malcolm inzwiſchen abgeſchieden und hatte die Vermählung ſeines Sohnes und Nachfolgers Alexander mit Heinrichs natürlicher Tochter Sibylle um beide Königshäuſer ein neues Band geſchlungen. Es war Friede im Innern Englands; all' die abtrünnigen Vaſallen, die es mit Robert, dem Herzoge der Normandie, Heinrichs erſtgebornem Bruder, gegen ihren König gehalten, hatte deſſen Arm gezüchtigt, und ſeit der Letzte und Kühnſte, Robert von Belesme, Graf von Shrewsbury, Sohn des großen Montgomery, überwunden zu des Königs Füßen gelegen, das verwirkte Leben zum Geſchenk empfangen und

hörten, mußten wir auch herein, Jungfer Suschen und ich, denn wir haben ihn gar zu lieb, und versäumen es nicht gern, wenn wir etwas von ihm lernen können. Dann dacht ich auch, vielleicht geschieht ihm ein Dienst, wenn er mit uns wieder hinausfährt, und da ließ ich denn in Gottesnamen anspannen.

Begierig mehr zu hören, schob ich schnell eine Frage nach der Dauer von Bernhards Amtsführung ein, und der Mann fuhr fort.

Es ist kaum ein halbes Jahr, daß wir ihn bekamen, aber er hat es schon oft bewiesen, daß er nicht bloße Worte macht. Ich habe es an mir selbst erfahren. Vor 16 Wochen starb mir eine brave Frau, und kurz darauf zwei Kinder, die ich wie mein Auge im Kopfe liebte. Nun sehen Sie, da war ich denn wohl ganz außer mir, und vergaß beinahe, daß es doch der liebe Gott so gewollt hatte. Aber der Herr Pfarrer nahm sich meiner an, wie ein Bruder. Gott mag es ihm vergelten Wie er es anfing, mich wieder zurecht zu bringen, das kann ich freilich nicht erzählen, aber solchem grundgelehrten Manne, der dabei ein liebreiches christliches Herz hat, muß so etwas schon gelingen. Kurz er tröstete mich, richtete meinen Glauben auf, machte mich wieder thätig und nützlich. Alles, was ich bin, danke ich ihm. Ich bin auch nicht der einzige, der so spricht, wir alle wissen Beispiele seiner Sorge für uns, und es ist, als wäre die ganze

England verlaſſen hatte, war Keinem wieder der Muth gewachſen, die Fahne der Empörung zu entfalten. Auch mit Frankreich und in der Normandie war Friede; die Schlacht unter den Mauern von Tinchebrai hatte den Herzog Robert zum Gefangenen ſeines Bruders gemacht, vierzehn Jahre ſpäter — 1119 — das Gefecht von Brenville zwiſchen Heinrich und Ludwig von Frankreich gegen des Letztern Schutzbefohlenen, Wilhelm, Roberts Sohn, entſchieden, die Vermittelung des Papſtes, Calixtus des Zweiten, England mit Frankreich verſöhnt, und Heinrich das Herzogthum der Normandie durch ſeinen Sohn Wilhelm von der Krone Frankreich in Lehn erhalten.

England freute ſich des Friedens, der ſeine Wunden heilen konnte; aber König Heinrich zweifelte, daß in ſeiner Bruſt die Wunde vernarben werde, die der 26. November 1120 ihm geſchlagen. Ein ſieggekrönter Fürſt, ein glücklicher Vater, war er an jenem Tage aus Frankreich nach England übergeſchifft, und ehe er bei Southampton die Küſte betreten, hatte das Meer ihm den Erben genommen, war er ein verwaiſter Vater. Dem erprobten Schiffer, Fitz-Stephen, dem Sohne des Mannes, der das Schiff geführt, auf welchem des Königs Vater zur Eroberung Englands ausgezogen, hatte Heinrich den achtzehnjährigen Wilhelm, den einzigen ihm von Mathilde geborenen Sohn, anvertraut, und ſei es, daß der Wein die Matroſen übermannt oder das Meer ein königliches Opfer begehrt — an der Klippe Catteraze war „das weiße Schiff" geſcheitert und der Prinz mit ſeinem Gefolge in's Wellengrab geſunken. Zwar hatte Ma-

thilde ihrem Gemahl auch eine Tochter geboren, von den Sachsen Aethelice, von den Normannen Maud, später nach ihrer Mutter Mathilde genannt; aber seit ihrem achten Jahre war diese dem deutschen Heinrich verlobt, schon seit zehn Jahren in Deutschland, jetzt deutsche Kaiserin, und wünschte auch der Vater, daß sie die Erbin seiner Lande werden möchte, so war doch solches Regiment in England wie in der Normandie damals unbekannt und Widerspruch des Adels zu gewärtigen. Deßhalb hatte Heinrich zu einem zweiten Ehebunde sich entschlossen und am 2. Februar 1121 seine Hand der schönen und jugendlichen Adelais gereicht, Tochter Gottfrieds, Herzogs von Louvain, und Nichte des Papstes Calixtus.

Jung und schön war Adelais. Mit Recht konnte der trouvère Philippe de Thaun sie eine mult bele femme nennen und ohne Schmeichelei Huntingdon die zierlichen Verse singen:

Quid diadema tibi, pulcherrima, quid tibi gemmae?
Pallet gemma tibi, nec diadema nitet:
Ornamenta cave: nec quidquam luminis inde
Accipis: illa micant lumine clara tuo.

Allein schon vier Monate war Adelais Heinrichs Gemahlin und noch zeigte sich ihr keine Hoffnung, dem Könige das Lächeln zurückzugeben, das seit der Kunde von Wilhelms Tode ihm fremd geworden. Als daher mit dem blühenden Pfingstfeste die Zeit kam, wo es zu den Lehnspflichten der Kronvasallen gehörte, am Hoflager des Königs zu erscheinen, weniger, um durch Ritterspiel zu glänzen, den Freuden des

Banketten, den Liedern der Sänger und der Schönheit der Frauen zu huldigen, als um mit dem Könige Rath zu halten über das Wohl und Wehe des Staats und unter seinem Vorsitze den höchsten Gerichtshof im Königreiche zu bilden, weßhalb sie später des Königs Barone, ihre Gesammtheit die Baronie Englands und ihre Lehnsgüter Baronien hießen, — da erbat Adelais und erlangte sie von ihrem Gemahl die Erlaubniß, seine Vasallen als Gäste in der Hofburg zu empfangen und Feste für sie zu veranstalten, würdig eines Königs von England und Herzogs der Normandie. Sie meinte, es müsse den Trübsinn von seiner Stirne scheuchen, sich König zu fühlen inmitten der Blüthe stolzer Ritter, den heiteren Gesängen gefeierter Dichter zu lauschen, den Preis im Kampfspiele zu gewinnen und seiner Adelais den Preis der Schönheit zu bringen. Auf ihren Wunsch hatte er daher seine Vasallen diesseit und jenseit des Kanals zu vierzehntägigen Festen nach Winchester entbieten lassen, sie selbst aber Einladungen gesendet an die geachtetesten trouvères damaliger Zeit, den schon genannten Philippe de Thaun, der auf ihr Geheiß den Bestiarius, eine unpoetische Abhandlung von Vögeln, Thieren und kostbaren Steinen, in eine Romanze übertrug; David, der von ihr aufgefordert die Thaten ihres Gemahls besang; Samson de Nanteuil, der für sie, noble dame ensiegne et bel, Sprichwörter in gereimte Rede setzte; Geffroy Gaimar, der erste trouvère, der dem Leben britischer Könige den Stoff zu seinen Romanzen entnahm, und manchen Andern, dessen Werke nicht, und manche Andere, deren Namen nicht auf die Nachwelt gekom-

men ſind. Auch folgten die Sänger gern dem Rufe der ſchönen Fürſtin, waren um ſo bereiter, ihm zu folgen, je ehrenvollerer Aufnahme und je reichern Lohns ſie am Hofe eines Königs ſich gewärtigen durften, dem ſein vielfaches Wiſſen den Beinamen Beauclerk erworben und deſſen Spenden keine kargen waren. Die Vaſallen aber, die Thane und Ritter, erkannten in Heinrichs Entbietung ein doppeltes Gebot, ihre Lehnspflicht zu erfüllen, und Mancher, den die eigene Wahl in der Heimath gehalten hätte, zog nach Wincheſter, dem trauten Weibe, den bittenden Töchtern zuliеb. Nie war die Hofburg herrlicher geſchmückt, der Bankettſaal glänzender geweſen, und faſt hätte ein Lächeln geſchmeichelten Stolzes Heinrichs Ernſt verdrängt, als er die Zeichen ſeines Reichthums, die ſilbernen und goldenen Geſchirre, in Augen blendender Menge aufgeſtellt ſah und vor ſeinem Königsſitze zwei köſtlich geformte Vaſen erblickte, von mächtiger Größe, maſſivem Golde, mit Perlen und Edelgeſtein überſchleiert.

Sollte es indeſſen auch Adelais nicht gelingen, ein Lächeln auf die Züge des Gemahls zu zaubern, ſo ſtimmte doch der Glanz des Feſtes ihn heiterer, als er ſeit lange erſchienen war, und den erſten Preis, den er im Turnier gewann, — der erſte, den es zu gewinnen gab — reichte er ihr, der Schönſten der Schönen. Gleichwohl beſaß Wincheſter ein Mädchen, das der unbeſtreitbaren Königin der Schönheit, wie Heinrich ſeine Gemahlin nannte, den Vorrang ſtreitig gemacht haben würde, wäre ſie nicht niederer Geburt, nicht ſächſiſchen Stammes, nicht die beſcheidene Tochter

Aylwin's, des Münzmeiſters, geweſen. Ethelinde zählte ſechszehn Jahre und war nur eben zur Jungfrau erblüht. Früh hatte ſie die Mutter verloren, aber längſt war ſie die ſtolze Freude des Vaters, der ſie ſorgſamer hütete, als den Reichthum, der ihm gehörte, und nicht für vieles Gold eine einzige goldgelbe Locke von ihrem niederwallenden Haar gemißt haben würde.

Am dritten Morgen des hohen Feſtes, ehe noch die Glocken der Kathedrale zur Meſſe geläutet, trat Aylwin mit Ethelinden aus ſeinem Hauſe, ihr den in verſchwiegener Bruſt getragenen Wunſch zu erfüllen, die Pracht und Herrlichkeit des Zugs zu ſchauen, in welchem König Heinrich und ſeine Königin jeden Morgen aus der Hofburg ſich nach der Kirche begaben. Damals ſtanden die hohen Linden nicht, welche jetzt, zur Zeit des Pfingſtfeſtes ein gewölbter, oft blühender Laubgang, über den Kirchhof an die Pforte der Kathedrale führen. Ein weiter, offener Raum umgab damals das ehrwürdige, vom Biſchofe Ethelwold im zehnten Jahrhunderte aufgeführte und dem heiligen Swithin gewidmete Gebäu. Wie groß aber der freie Platz auch war, — er genügte doch kaum der aus allen Theilen der Stadt herbeiſtrömenden Menge, einer Menge jeglichen Standes, denn während Viele kamen, ihre Augen am Glanze des Zuges zu weiden, kamen noch Mehre, gelockt von den neugemünzten Silberpfennigen, deren der König jeden ſechſten Schritt eine Handvoll auswarf. Deßhalb drängte die größere Zahl, die Stellen einzunehmen, an welchen der König unmittelbar vorüberſchritt, und nur mühſam gelang es den ſchweren

Partiſanen der königlichen Wache, vorläufig mindeſtens eine ſchmale Gaſſe frei zu erhalten. Da nahte Aylwin, ſeine Tochter am Arme, und ſeltſam, was die Wachen erkämpfen mußten, bewirkte ſein Anblick. „Aylwin!“ rief es durch die Menge; „Platz für Aylwin! Gebt Aylwin Raum!“ Zu beiden Seiten wich das Volk und durch die freiwillig geöffnete Gaſſe gingen Aylwin und ſeine Tochter bis nahe an die Kirchenpforte, wo Kirchendiener das Vordringen des Volkes hinderten und jedem den Eingang ſperrten.

Nicht vor Ethelindens Schönheit und nicht vor ihres Vaters Rang und Reichthum beugte ſich das Volk. Was konnte eines Mädchens Schönheit, das kein Zeichen hoher Abkunft trug, einfach gekleidet und mit geſenktem Auge ſchüchtern ſich an den Vater ſchmiegte, der großen Maſſe gelten, die um der Silberpfennige willen hierher gekommen war? Rang in der gewöhnlichen Bedeutung dieſes Wortes hatte Aylwin nicht. Obgleich Münzmeiſter von Wincheſter, mußte er dem gemeinſten Normann nachtreten. Reichthum —; Reichere als er wurden vom Volke gedrängt, vielleicht gerade, weil ſie reich, von den kräftigen Elbogen des rohen Haufens doppelt wenig geſchont. Und doch fühlte dieſer rohe Haufe und bewies Achtung vor Aylwins reicher Kleidung, vor dem ſeidenen Mantel, der ihm von der Schulter niederhing, vor den mit guten Steinen eingelegten Spangen, die den Mantel ſchloſſen, und vor den goldenen Armbändern. Aber das Volk achtete dies, weil der, den der Mantel und die Spangen und das Geſchmeide zierten, gleich ihm zu den Verachteten gehörte, weil es in Aylwin an

seinem langen Barte einen der Seinigen erkannte, weil Aylwin Sachse, und jedem Sachsen, der Unterstützung begehrte und verdiente, eine sichere Stütze war.

Noch wogte die buntgeschaarte Menge und hatte die königliche Wache schwer zu kämpfen, als die Glocken der Kathedrale zu läuten begannen und gleich darauf Trompetengeschmetter den nahenden Zug verkündete. Voran die Herolde; ihnen zunächst die Ritter und Thane, den normannischen Stolz auf der Stirn; dann die Markgrafen gegen Schottland und Wallis, mit der gebieterischen Haltung souverainer Fürsten; hinter ihnen die Prälaten und Bischöfe, in kostbaren Gewändern, ihre Mitras mit Perlen und Juwelen bestreut, sie selbst einhergehend, als sei die Erde nur der Schemel ihrer Größe. Dann Königin Adelais, auch ohne Krone Königin im Reiche der Schönheit, gefolgt von ihren Damen und von der Thane und Ritter edelsten Frauen. Hierauf unter scharlachenem Baldachin, den acht goldene, von acht Rittern getragene Lanzen stützten, König Heinrich, hoben Hauptes kalt und ernst und streng um sich schauend, bei jedem gemessenen sechsten Schritte von einer goldenen Schüssel eine Handvoll Silberpfennige nehmend und sie weit hinaus unter das jubelnde Volk werfend. Ihm folgten Paarweise in langer Reihe des Hofes Würdenträger, der Oberrichter, der Kanzler, der Schatzmeister, der Seneschall, der Marschall, der Constable, sie Alle in ihrer Aemter glänzender Tracht, bis eine Zahl Schwergewappneter den Zug schloß, den rechts und links die Partisanen der Leibwache gegen die Zudringlichkeit des Volkes schützten.

Ethelinde ſtaunte ob der an ihr ſich vorüber bewegenden Pracht und Herrlichkeit und hatte ſich kaum von der tiefen Verbeugung erhoben, in welcher ſie vor Königin Adelais niedergeſunken war, als ihr Auge dem Blicke eines der acht Ritter begegnete, die auf goldenen Lanzen den Baldachin trugen, und war es, daß Beide ſich kannten, und die Ueberraſchung, hier ſich zu finden, ihnen das Blut in die Wangen trieb, oder daß der erſte Blick tief aus den Augen tiefer in die Herzen drang, — unwillkührlich neigte ſich der Ritter und verzögerte den Schritt, und unwillkührlich ſenkte Ethelinde das Haupt und beugte das Knie. Von ihr ungeſehen ging König Heinrich vorüber. Er hingegen hatte ihr Erröthen und das Wanken des Ritters bemerkt, hatte wohlgefällig auf das ſchöne Mädchen geſchaut und in des Münzmeiſters ehrfurchtsvollem Gruße heute den erſten Gruß eines ſächſiſchen Unterthanen erwiedert.

In einer Zeit der Willkühr wie die damalige, wo Leben und Tod an der Wimper des Königs hingen, hätte Aylwin wohl Urſache gehabt, ſich des Zeichens königlicher Huld zu freuen. Selbſt wenn er gewahrt, daß Heinrichs Blick auf Ethelinden geruht und in ihrem Anſchauen ſich erheitert, würde ihn der Gedanke nicht haben beſchleichen können, daß der König in ihm den Vater des ſchönen Mädchens beachtet. Heinrich war dem Münzmeiſter von Wincheſter ſeit Jahren ein gnädiger Herr. Im Kampfe mit ſeinen Vaſallen, namentlich mit Robert von Belesme, hatten vorzugsweiſe die Sachſen dem Könige den Sieg gewonnen und der König es nie vergeſſen, obgleich bereits achtzehn

Jahre darüber hingegangen, daß bei der dreimonatlichen Belagerung des festen Schlosses Arundel, als die Sachsen schwierig geworden und an den Heimzug gedacht, Aylwin sie beschwichtigt und zum Aushalten vermocht, und als nach der Unterwerfung von Bridgenorth der König dem Rebellen die letzte Zufluchtsstätte, Shrewsbury, entreißen wollen, und nicht die Sachsen allein sich geweigert, den dahin führenden Engpaß zu betreten, dessen steile Felsenwände Robert mit seinen Bogenschützen besetzt hielt, sondern auch die Normannen dem Könige den Gehorsam versagt, Aylwin mit einer kleinen Schaar im Dunkel der Nacht die Felsen erklommen, Roberts Bogenschützen in den Abgrund geworfen und so den Engpaß zum letzten Siege geöffnet hatte. Vor Heinrichs Vermählung mit Adelais wäre dem Münzmeister die Besorgniß nicht zu verargen gewesen, daß bei einem Fürsten, den sieben natürliche Söhne und acht natürliche Töchter Vater nannten, und der nach Mathildens Tode, und bis er seinen Wilhelm verloren, die freie Wahl einem Ehebündniß vorgezogen, der Anblick einer schönen Tochter das Wohlwollen gegen den Vater gesteigert. Allein jetzt, wo Adelais im Herzen des Königs herrschen mußte, da, seit er sie zur Gemahlin erkoren, kein Makel an seiner ehelichen Treue haftete, — jetzt konnte der Münzmeister solchem Gedanken nicht Raum geben und gab ihm auch nicht Raum. Eine andere Ursache war's, die ihm die Freude trübte, ihn schweigend an Ethelindens Seite den Heimweg nehmen, taub für die Glückwünsche seiner Freunde und unempfindlich gegen den Jubelruf sein ließ, mit welchem die Stammgenossen den

von des Königs Huld so öffentlich Ausgezeichneten zu seiner Wohnung geleiteten.

„Ich fürchte," sagte der Münzmeister zu seiner Tochter, als er wieder mit ihr allein in den vier Wänden des wohnlichen Zimmers war, „ich fürchte, Ethelinde, es wäre uns Beiden besser gewesen, wir hätten den Zug nicht gesehen."

„Und doch war er so schön," antwortete die Tochter; „aber die Schönste von Allen war gewiß die Königin," setzte sie schnell hinzu.

„Und Königin Adelais ist nicht blos schön," bemerkte der Münzmeister, „sondern, was bei Weitem mehr gilt, auch gut und weise. Möge der Herr sie segnen und ihren und des Königs Wunsch erhören!"

„Aber die Auszeichnung, die Ihr vom König erfahren, hat Euch nicht heiter gestimmt, Vater," unterbrach Ethelinde das eingetretene Schweigen.

„Hast Du sie mit Deinen eigenen Augen gesehen?" betonte Aylwin.

„Das nicht," erwiderte die Tochter, und es war, als nehme der beflügelte Herzschlag ihr die Stimme.

„Du hast den König gar nicht gesehen," sagte der Münzmeister.

Ethelinde schwieg; aber das höhere Roth ihrer Wangen bezeugte, daß sie nicht widersprechen konnte.

Da stand der Münzmeister auf, ging zwei- oder dreimal über das Zimmer, blieb dann vor Ethelinden stehen und sagte: „Du kennst den jungen Ritter, der Einer von den Trägern des Baldachins war. —"

Gemeinde beſſer und rechtſchaffner geworden, ſeit wir ihn haben. Ja, ja, Mamſellchen, es iſt zwar nichts Vornehmes um einen Landpfarrer, aber ſo geführt, bringt das Amt Segen und Freude.

Iſt euer Pfarrer verheirathet? fragte ich.

Nein noch nicht, liebes Mamſellchen. Sehen Sie, wir hoffen alle, er wird Jungfer Suschen heirathen, die heute mit mir in der Kirche war. Sie iſt eine Waiſe, ihr Vater hieß Werner und war herrſchaftlicher Verwalter, und wahrhaftig, Suschen verdient einen Mann wie unſern Herr Pfarrer. Sie ſcheinen ſich auch recht gerne zu haben, und ſind ſchon alte Bekannte. Nun da gebe denn Gott auch ſeinen Segen, ich liebe das Mädchen wie mein eigen Kind, und ganz arm ſoll er ſie nicht bekommen.

Unſer Geſpräch ward hier durch die Abfertigung des Mannes unterbrochen, und ich hatte keine Luſt, es weiter fortzuſetzen. Wie konnte ich gleichmüthig von den Hoffnungen ſprechen hören, die mir jeden Anſpruch auf Erdenglück raubten. Ja ich wagte noch immer zu wünſchen, noch immer liebte ich ihn. Zwar hatte das Schickſal ſchon hoch genug die Schranken aufgethürmt, die uns trennten, ich war verlobt, Bernhard liebte mich nicht mehr, hatte mich vielleicht nie geliebt, und dennoch zitterte ich vor dem Augenblicke, der mir ihn auf ewig entriß. So gewiß iſt es, daß unſer Herz nie aufhört, die Hoffnung zu nähren, und

„Ich kenne ihn, Vater," ſtammelte Ethelinde.

„Du mußt ihn wohl kennen," fuhr Aylwin fort, „oder Du würdeſt nicht errathen, daß ich den meine, der Dich grüßte und deſſen Gruß Du erwiederteſt. Du weißt ſeinen Namen?"

„Ritter Sâwold ſagte, er heiße Amaury," flüſterte die Tochter.

„Und weißt auch, wem er verwandt iſt?" fragte Aylwin.

„Ritter Sâwold ſagte," war Ethelindens Antwort, „er ſei der Neffe des Biſchofs von Salisbury."

„Sehr richtig," bejahte Aylwin, „Neffe Rogers, Biſchofs von Salisbury, Oberrichters im Königreiche. Und wie haſt Du den Ritter Amaury kennen lernen, liebe Tochter, — ich meine, wo haſt Du das erſte und das letzte Mal mit ihm geſprochen?"

Ethelinde hob die niedergeſchlagenen Augen zu ihrem Vater auf, und ihn ruhig anblickend, ſagte ſie: „geſprochen, Vater, habe ich mit dem Ritter Amaury noch nie."

„Und kennſt ihn doch, und weißt, wem er verwandt iſt?" fiel der Münzmeiſter ein; „hat vielleicht Ritter Sâwold Dich auf ihn aufmerkſam gemacht, ihn Dir beſchrieben, Dir von ihm erzählt?"

„Nein, Vater," verſicherte Ethelinde, und im Tone ihres Nein klang das Gefühl der gekränkten Jungfrau. Aber immer weicher und zögernder wurde ihre Stimme, wie ſie fortfuhr: „ich ſelbſt habe den Ritter gefragt, wer der — wer der junge Ritter geweſen, der am Vorabend des Feſtes zu ihm gekommen und dem ich zufällig — gewiß ganz zu-

fällig, Vater, in der Hausflur begegnet, als unſer Diener ihn nach Ritter Sämolds Gemache führte."

„Und auch da haſt Du ihn nicht geſprochen? Aber doch gegrüßt?" fragte der Münzmeiſter.

„Gedankt, Vater, als er mich grüßte, habe ich ihm, wie Ihr mir geboten zu thun, ſo oft mich Jemand grüße, wer es auch ſei," verſetzte Ethelinde.

„Ich habe nichts Arges mit meiner Frage gewollt," begütigte der Münzmeiſter, indem er ſich auf einen Seſſel neben Ethelinden niederließ, „und habe Dich auch nicht kränken mögen, liebe Tochter. Weißt Du doch ſelbſt, ob Dein Vater Dir weh thun möchte, wenn er's Umgang haben kann. Ich glaube Dir unbedingt, wenn Du mir ſagſt, daß Du noch kein Wort mit dem Ritter gewechſelt, und es wäre unartig, ja, Beleidigung geweſen, heute wie bei Euerm erſten Sehen, dem Grüßenden nicht zu danken. Was aber damals nichts auf ſich hatte, wog heute und wiegt von heute an ſchwer. Du haſt nicht blos den König nicht, auch den Biſchof haſt Du nicht geſehen — den Biſchof von Salisbury meine ich, den Oberrichter. Er ging der Nächſte hinter des Königs Pagen. Gott weiß, wie tief ich des Königs Huld empfand! Mein Stolz beugt ſich gern vor meinem Könige. Danke ich ihm doch Alles, was ich habe, und mehr, als mir genommen werden kann, das Bewußtſein, durch meine Fürſprache manchem armen Sachſen die Bürde des Lebens erleichtert zu haben. Aber der heutige Tag hat den Groll des Oberrichters gegen mich in Haß verwandelt."

„Und warum ſollte der Oberrichter Euch grollen, Vater?“ fragte Ethelinde, als der Münzmeiſter innehielt.

„Warum?“ wiederholte der Münzmeiſter; „es thut mir leid, daß dazu mehr als Ein Grund vorhanden iſt. Aber Du müßteſt älter ſein als Deine Jahre, müßteſt wenigſtens mit einem Theile meiner Erfahrungen in der Welt gelebt haben, um meine Antwort zu errathen. Wir ſind Sachſen, Ethelinde. Roger, Biſchof von Salisbury, iſt Normann. Jeder Normann verachtet jeden Sachſen, und in dieſer Beziehung iſt der Oberrichter ein zehnfacher Normann.“

„Aber, Vater,“ lächelte Ethelinde; „ganz wahr kann das doch nicht ſein. Unſer Ritter Sämold iſt auch ein Normann, und doch verachtet er uns nicht. Und dann, Vater, iſt nicht König Heinrich auch ein Normann, und ſeht, wenn der König Euch verachtete, würde er Euch wohl heute vor Allen im Volke ſo ausgezeichnet haben?“

„Gutes Kind,“ ſprach der Münzmeiſter, „wie gern möchte ich Dir recht geben und die Genannten zwei Ausnahmen nennen! Denke Dir eine Wage mit zwei Schalen, Ethelinde; leg' in die eine nur ein kleines Gewicht mehr als in die andere, und ſie wird die andere hinaufziehen. Die Wage iſt das Gemüth des Normann. Schon ſeine Kindheit wirft in die eine Schale ein Gewicht, es heißt: Verachtung des Sachſen. Wirft ſein ſpäteres Leben in die andere Schale kein Gegengewicht, bleibt die Schale der Verachtung die ſchwerſte. Ein Uebergewicht kann ſie aufſchnellen, aber nicht, was in der Schale liegt, herausnehmen. Verringere das Uebergewicht, verringere es unter die Schwere des andern

Gewichts, und die Schale der Verachtung wiegt wieder am ſchwerſten. Nenne das Uebergewicht Klugheit, Eigennutz, oder gieb ihm ſonſt den Namen einer menſchlichen Eigenſchaft, die Du ſchwerer wiegend glauben kannſt, weil das Weltleben Dir noch nicht gezeigt, wie ſchwer ſie wiegt, und Du wirſt das Schwankende Deines Einwurfs ſelbſt erkennen. Säwold ſchuldet mir eine groſſe Verbindlichkeit, gröſſer als die kleine iſt, daß ich ihm Herberge gegeben. Nimm den Eigennutz, der ihn auf ſolche Art an mich bindet, aus ſeinem Gemüthe, aus der einen Schale ſeiner Wage, und dann erſt wird es ſich ausweiſen, wie ſchwer die andere iſt. König Heinrich — der Himmel behüte mich vor dem Uebermuthe des Gedankens, daß der König meiner bedürfe! Laß aber den König heute überzeugt ſein, daß er ſeiner ſächſiſchen Unterthanen entbehren kann, daß ihm kein Bollwerk nöthig iſt gegen den Stolz und die Anmaßung ſeiner normanniſchen Vaſallen, daß es unſeren Stammgenoſſen gleich gilt, ob Aylwin lebt oder nicht, mit Einem Worte, daß die Klugheit es länger nicht gerathen findet, mir öffentlich ein Zeichen ſeiner Huld zu geben, und bleibt mir auch des Königs Gnade, ich zweifle ſehr, daß ein öffentlicher Beweis derſelben mir ferner zu Theil werden würde. Alles dies, meine gute Tochter, beeinträchtigt die Freundſchaft nicht, die ich für unſern Gaſt fühle, und kann und darf die Verehrung nicht mindern, mit welcher ich des Königs Unterthan bin. Nur warnen ſoll es Dich, Ethelinde, für jetzt und für die Zukunft, ſo oft Du einen Normann freundlich ſiehſt gegen einen Sachſen, nicht zu wähnen, daß die normanniſche Sachſen-Ver-

achtung ihm fremd ſei, ſondern mir, Deinem Vater, zu glauben, daß er einen Zweck, wahrſcheinlich einen Vortheil im Auge hat, um deſſentwillen der Normann in ihm ſchweigt. Auch will ich Dir es frei geſtehen, daß ich den Normann nicht table, der gering von uns Sachſen denkt, verächtlich auf uns niederſchaut. Wir waren Herren und ſind jetzt wenig beſſer als Sklaven. Uns gehörte das England, das jetzt dem normanniſchen Adel gehört. Wir verloren es durch unſere Schuld, durch unſere Zwietracht, und noch heute könnten wir durch Einigkeit es zurückgewinnen. Das wiſſen unſere Treiber, die Normannen; deßhalb ſetzen ſie uns den ehernen Fuß auf den Nacken, und daß wir's dulden, das eben iſt's, warum ſie uns verachten, wir die Verachtung verdienen. Doch mag ich nicht daran denken, mag's nicht für möglich halten, daß das ſo dauern wird. Schon daß Prinz Wilhelm den Tod im Meere finden mußte, — verzeih mir's Gott, daß ich darin eine Glücksverheißung für unſer Volk erkannte. Habe ich es doch mit eigenen Ohren angehört, wie der Prinz ſich vermaß, daß, wenn er König ſein werde, ſeine ſächſiſchen Unterthanen den Pflug ziehen und den Normannen zu Laſtthieren dienen ſollten. Nun, es war vielleicht ein übereiltes Wort, das Gottes Barmherzigkeit ihm nicht angerechnet. — Doch wieder auf das zurückzukommen, liebe Tochter, was Dir und mir jetzt am nächſten liegt; wir ſprachen vom Biſchof, vom Oberrichter; ich ſagte, er grolle mir; ich weiß, er thut's. Für die Verachtung, die an dem Andern vorübergeht, war ich ihm nicht unbedeutend genug, und ſo wurde die Verachtung zum

Groll. Er hat mir davon während der vier Jahre, die König Heinrich vor seiner letzten Heimkehr in der Normandie zugebracht und wo der Bischof Regent war, keinen Zweifel gelassen. Der Grund ist leicht gefunden. Bischof Roger liebt das Geld, nicht um es aufzuspeichern und am Besitze sich zu freuen, sondern um der Verschwendung zu genügen, mit welcher er den Bau der Abtei Malmesbury begonnen. Ein Goldstrom versiegt dort und jede neue Quelle ist willkommen. Solche Quellen sind unter anderm die Münzmeister. Des Königs Gesetz befiehlt, jede Münze solle den richtigen Werth haben und Schatzmeister und Oberrichter darüber wachen. Nun brauche ich Dir weiter nicht zu sagen, warum die Münzmeister für Schatzmeister und Oberrichter ergiebige Quellen sind. Ich habe mir die strengste Rechtlichkeit zur Pflicht gemacht, kann daher keine solche Quelle sein, und das hat mir des Schatzmeisters und des Bischofs Groll in um so höherem Maaße zugezogen, je gnädiger König Heinrich sich mir erwiesen. Daher fürchte ich, mein gutes Kind, daß der heutige Tag den Groll des Bischofs zu bitterm Haß gesteigert hat. Schon die Auszeichnung, deren der König mich gewürdigt, müßte dem stolzen Normann ein Dorn im Auge, ein Stachel im Herzen sein. Daß aber sein Neffe, der Erbe seines Namens und seiner Schätze, ein begünstigter Träger des königlichen Baldachins, vor den Augen seines Königs, in Gegenwart des höchsten Adels, im Angesicht unzähligen Volks vor einem sächsischen Mädchen, und dieses Mädchen meine Tochter, den Schritt verzögert und das Haupt geneigt, — das, Ethelinde, mag er dem geliebten

Neffen, mag er Dir, der verachteten Sachſin, mir, dem ungefälligen Münzmeiſter, wird er das nie verzeihen. — Weine deßhalb nicht, meine Tochter," fuhr Aylwin mit bewegter Stimme fort, als Ethelindens Schmerz und Wehmuth ſich in Thränen auflöſten; „der Weg, den der Gerechte wandelt, ſteht unter mächtigerm Schutze als der Schutz von Fürſten und Königen; wer nicht zu zittern braucht, der zittere nicht, wer nichts zu fürchten braucht, der fürchte nichts, wer reinen Sinnes iſt, der darf auf ſeinen Gott vertrauen!"

Im Laufe deſſelben Tages, der für Ethelinden ſo heiter begonnen und trüb geendet hatte, ließ Roger, Biſchof von Salisbury, ſeinen Neffen, den Ritter Amaury, erſuchen, ſobald er aus der Aufwartung beim Könige entlaſſen ſein werde, ſich zu ihm zu verfügen. Der junge Ritter ahnete, was der Ohm ſo Dringliches mit ihm zu ſprechen haben könne, und daß es keine beſonders freundliche Rede ſein werde, hatte ihm bereits am Morgen während der Meſſe das zürnende Auge geſagt. Wäre es aber auch den Zerſtreuungen des Tages möglich geweſen, die Erinnerung an Ethelinden ihm aus der Bruſt zu nehmen, — es fehlte in der Hofburg nicht an Aeußerungen über die ſchöne Tochter des Münzmeiſters von Wincheſter, nicht an Spott über den alten Mann, der, eitel auf die Schönheit ſeiner Tochter und ob der Huld des Königs hoffährtigen Gemüthes, ſie an der Kirchthür den normanniſchen Edeln zur Schau geſtellt; nicht an Winken, weßhalb König Heinrich den Vater einer

ſo ſchönen Tochter mit einem gnädigen Blicke beehrt, und auch nicht an Scherzworten, unmittelbar an Amaury gerichtet, wegen des erſchütternden Eindrucks, welchen der Anblick des ſchönen Mädchens, wenn nicht auf ſein Herz, doch auf ſeinen Kopf und ſeine Füße gemacht habe. Amaury hatte Alles ruhig hingenommen, nur mit pochenden Pulſen gelauſcht, ob er ein, Ethelindens Ehre verunglimpfendes Wort vernehme, nur, ſo oft er vor dem Könige oder in deſſen Nähe geſtanden, aus deſſen Blicken, aus deſſen Bemerkungen zu erforſchen geſucht, ob darin eine Beziehung auf ihn oder Ethelinden liege. Als aber ſelbſt die leichtfertigſten Zungen keinen Ausfall wagten gegen Ethelindens Ruf, und König Heinrich weder in Wort noch Blick dem Ritter Amaury eine Mißbilligung ſeines Verhaltens als Träger des Baldachins zu erkennen gab, wiewohl der König bei vorkommenden Gelegenheiten damit nicht karg zu ſein pflegte, — da ſchlug dem jungen Ritter das Herz um Vieles leichter, nahm er willig den Tadel zurück, den er früher über ſich ausgeſprochen, weil er durch die öffentliche Bezeugung ſeiner Bekanntſchaft mit Ethelinden das ſchöne Mädchen und ſein eigenes Geheimniß in den Mund des Hofs gebracht, und meinte, es könne dem Ohm nicht zuſtehen, ihn wegen einer Handlung zu ſchelten, die er im Dienſte des Königs begangen und der König mit keiner Rüge geſtraft.

Je mehr der Tag ſich dem Abende und der Abend ſich der Nacht näherte, ohne daß Ritter Amaury Urſache fand, den Vorfall am Morgen zu bereuen, deſto lieber hörte er die

Stimme in seinem Innern, die ihn lobte, daß er der Regung des Augenblicks gehorcht, nicht stolz und kalt an der vorübergegangen, die er im Hause ihres Vaters gegrüßt, die ihm mit jungfräulicher Sitte gedankt, der er öfters zu begegnen gewünscht und die klein von ihm denken müßte, sähe sie sich öffentlich von ihm verläugnet. Ja, es däuchte ihm, daß, wenn der König es nicht unter seiner Würde achte, den Gruß des Münzmeisters und Sachsen mit Huld zu erkennen, ein Ritter Amaury durch eine, überdies der Artigkeit gebührende Verbeugung vor des Münzmeisters und Sachsen schöner Tochter weder seinem normannischen Stolze, noch seiner Stellung zum Bischofe von Salisbury das Geringste vergebe, und ehe der Schall des couvre-feu ihn an die Pflicht mahnte, dem Könige in sein Schlafgemach vorzuleuchten, war er aufrichtig froh, daß der Zufall ihm so schnell Veranlassung geboten, die Ansicht seines Ohms über Gibelinden zu erfahren, um danach zu beurtheilen, welchen Weg der Verstand zu gehen habe, möchte es auch geschehen, daß das Herz einen andern Weg und er den Weg des Herzens ginge.

Ritter Amaury fand seinen Ohm anders oder vielmehr genau das Gegentheil von dem, was er erwartet hatte. Die kleinen grauen Augen, die ihn am Morgen in der Kathedrale so zornig angeblitzt, empfingen ihn zwar mit ihrem gewöhnlichen lebhaften Ausdrucke, doch mit dem Ausdrucke von Freundlichkeit und Güte; es schien, die Stunden, die zwischen der Nacht und dem Morgen gelegen, hatten jede Spur des Zorns verwischt. „Es thut mir leid, mein

lieber Neffe," hob der Bischof vertraulich an, „Euch in so später Stunde, wahrscheinlich müde von des Tages Last und Hitze, zu mir altem Manne zu bemühen. Halb müßt Ihr das mit meinen vielen Geschäften und eigentlich mehr als halb mit meiner Sorge für Eure Zukunft entschuldigen. Ich fange an, den Druck der Jahre zu fühlen. Von Monat zu Monat geht mir die Arbeit langsamer von der Hand. Mein Dienst soll das nicht entgelten. So muß ich's meinen Mußestunden entgelten lassen und ihnen abziehen, was die Arbeitsstunden mehr verlangen. Weil aber jene mir von jeher knapp zugemessen waren, will auch der Zuschuß nicht mehr ausreichen und nur zu oft muß ich das Fehlende dem Schlafe abziehen. Ehemals genügten mir die Frühstunden zu meinen bischöflichen Geschäften; die Staatsgeschäfte wurden im Laufe des Tages abgethan; die Abende konnte ich meinen Freunden und dem Umgange mit mir widmen. Jetzt, wie gesagt, ist das anders. Verlieren auch meine Freunde nichts daran, daß ich mich ihnen entfremden muß, so empfinde doch ich den Verlust. Aber willig wie ich dem Reiche dieses neue Opfer bringe, kann es mir nicht gleich gelten, auch die Zeit mir genommen zu sehen, die den Betrachtungen über mich selbst und meinem künftigen Seelenheile gehört. Ich habe dem Könige und dem Reiche geleistet, was ich nach dem kleinen Maaße meiner Kraft vermocht. Meine letzten Tage, die ich nicht mehr zu Jahren werde zusammenrechnen können, sollen meinem Gott in stiller Einsamkeit gewidmet sein. Ich erwarte nur die Anzeige vom vollendeten Ausbau meiner bescheidenen Abtei Malmesbury,

daß dieſe treuſte Freundin unſeres Lebens ſelbſt der herrſchenden Vernunft nicht ganz unterliegt. Wir glauben ſie verdrängt, wähnen uns ergeben, und tief in unſerer Seele weht ihr leuchtendes Panier.

Bernhards Bild erhob ſich nun mit neuem Glanze aus dem Schatten, mit welchem die Zeit auch das geliebteſte umwebt. Ueberall ſchwebte es um mich in der Glorie der Tugend, und es ſchien mir unmöglich, ein Leben ohne ihn zu tragen, unmöglich, ihn zu vergeſſen. Die Liebe, die ihre feſteſte Stütze der Anerkennung innerer Vortrefflichkeit dankt, kann durch nichts erlöſchen, ſtirbt nur mit dem Herzen, das ſie fühlt. Meine Geſundheit erlag endlich den Kämpfen meines Gemüths. Der Spiegel zeigte mir eine bleiche Geſtalt, die ich kaum für mein ehemaliges Selbſt erkannte. Man war beſorgt um mich, und die Aerzte riethen das Land, ſobald der erſte Strahl der Frühlingsſonne erſchien. Mir war dies willkommen. Konnte ich mich noch über etwas freuen, ſo war es der ruhige Aufenthalt auf unſerem reizenden Landſitz, wohin mich nur mein Vater begleitete. Meine Mutter hatte tauſend Kleinigkeiten für meine Hochzeit zu beſorgen, die in der Stadt gefeiert werden ſollte. Man nannte jetzt ſchon den Tag dieſes Feſtes, welches jedoch noch mehrere Monate entfernt war. Heldern ging mit mir zugleich aus der Stadt nach Helderau, wohin ihn Geſchäfte riefen. Wie wohl ward mir, als ich

um vom Könige mir die Gnade meiner Entlaſſung zu erbitten, die Laſt der Geſchäfte auf jüngere Schultern zu legen und in Gebet und Andacht mein Leben zu beſchließen. Ehe ich jedoch dieſen Schritt thue, habe ich noch eine Pflicht der Zeitlichkeit zu erfüllen, und deßhalb Euch hierher bemüht, mich mit Euch darüber zu berathen. Unſer Aller Leben iſt ein ungewiſſes, lieber Neffe; Jeder beſtelle daher ſein Haus, bevor Sonne, Mond und Sterne für ihn untergehen und ſeine Augen brechen. Sagt mir alſo, darf ich auf Euer Vertrauen zählen?"

„Ihr ſeid mir ſtets ein liebender Ohm geweſen, Herr Biſchof," antwortete Amaury, dem die lange, in ruhig gemeſſenem Tone geſprochene Rede Zeit gegeben, ſich aus ſeiner Ueberraſchung zu ſammeln; „Ihr habt den früh verlorenen Vater mir erſetzt, und daß der König mir mit Huld gewogen iſt, dank ich nur Euch."

„Nicht mir allein und meinem krummen Stabe, Herr Ritter," lächelte der Biſchof. „Ich weiß von einem ſichern Gewährsmanne, wo und von weſſen Hand Ihr den Ritterſchlag empfangen habt. War's nicht in der Nähe von Noyon, daß unſer König Heinrich und Ludwig von Frankreich, jeder mit einer kleinen Schaar, zufällig aufeinander trafen? — Ja, ja; unterbrecht mich nicht; ich weiß, es war bei Noyon. Die Franzoſen fochten ſämmtlich zu Pferde, die Unſrigen kaum zum fünften Theile. Beide Könige geriethen in Lebensgefahr. Ludwig von Frankreich verlor ſein Roß und rettete ſich zu Fuß im Getümmel. Aber ſeine Fahne wurde erbeutet und hundertundvierzig ſeiner Ritter gefangen. Und der-

jenige, der die Fahne erbeutete, war der Nämliche, der den Schlag auffing, der das entblößte Haupt unſers guten Königs bedrohte, und mein Gewährsmann ſagte, dieſer ſelbe ſei mein Neffe geweſen."

„Eine Gunſt des wandelbaren Kriegsglücks, Herr Biſchof, die nicht ſelten dem zu Theil wird, der ſie am wenigſten verdient," entgegnete Amaury.

„Die aber nur dem Gewinn bringt, der ſie zu benutzen verſteht," fiel der Biſchof ein. „Und da Ihr das verſtanden, wär das allein ſchon ein vollgiltiger Beweis, daß Ihr die Gunſt der Kriegs-Fortuna verdientet. Doch hat mein Gewährsmann mir auch Anderes erwähnt, was den Beweis unterſtützt und durch deſſen Wiederholung ich Eurer Modeſtie nicht zu nahe treten will."

„Ihr ſeid ſehr gütig, Herr Ohm," erwiederte Amaury; „inzwiſchen muß ich, mit Eurer Erlaubniß, doch dabei bleiben, daß ich ſowohl die Gelegenheit bei Noyon als des Königs Huld nur Euch verdanke. Ihr waret es, der mich in die Umgebung des Königs brachte."

„Das heißt," verſetzte der Biſchof, „Ihr dankt für die goldene Bruſtkette, womit der König Euch geſchmückt, dem Manne, der das Gold dazu aus der Erde gegraben oder im Flußſande gefunden hat. Beſcheidenheit, Herr Neffe, iſt ein gutes Ding. Doch ſoll der Mann auch ſeinen Werth erkennen; ſoll fühlen, was er werth iſt, meine ich, und das ſtets vor Augen haben. Das hält ihn unter Anderm ab, ſich wohlfeil zu verkaufen oder wohl gar wegzuwerfen."

„Ich verſtehe nicht, Herr Biſchof, was Ihr damit ſagen wollt," bemerkte Amaury.

„Ihr ſollt es gleich verſtehen, lieber Neffe," lenkte der Biſchof ein; „es iſt, mich ſo auszudrücken, der Text, über welchen ich mit Euch zu ſprechen wünſche. Auf Euer Vertrauen kann ich zählen, denn daß Euer Beſtes mir am Herzen liegt, mögt Ihr zuvörderſt dem Bruder Eures Vaters und dann dem Manne glauben, der in Euch nicht bloß den Erben des Wenigen, was mir an zeitlichen Gütern beſchieden worden, ſondern auch — geliebt es Gott und unſerm Könige — den Nachfolger in den Würden ſieht, welche ich erwähnter Maßen im Begriff bin, den Händen zurückzugeben, aus denen ich ſie empfangen. Bei Euch findet nicht das Bedenken Statt, welches mir in meinem Gewiſſen entgegenſtand, als König Heinrich mir befahl, das Amt des Oberrichters im Königreiche zu verwalten. Das Kapitel von Salisbury hatte mich bereits des Vorzugs gewürdigt, ſein Biſchof zu ſein. Ich achtete die beiderlei Pflichten für ſo unverträglich, daß ſelbſt des Königs Befehl mich nicht vom Gegentheile zu überzeugen vermochte, und erſt nachdem ſeine Heiligkeit, der Papſt, durch den beredten Mund des hochwürdigen Erzbiſchofs meine Bedenklichkeiten gelöſt, gehorchte ich des Königs Willen. Von ſeiner Zufriedenheit mit meinen ſchwachen Leiſtungen war das ein königliches Zeugniß, daß, ſo oft die Normandie des Königs Gegenwart erheiſchte, er mir die Reichs-Regentſchaft übertrug. Ich will nicht ſagen, daß ich jede Pflicht erfüllt, mich nie geirrt und niemals Unrecht für Recht gehalten. Das aber weiß ich,

daß ich nur das Rechte und Gute gewollt, nie den Stolz beſeſſen, mich untrüglich zu glauben, und daher auch nie gezögert habe, erkannte Irrthümer zu verbeſſern, begangenes Unrecht zu geſtehen und nach Kräften auszugleichen, was ich Uebles gethan. Das iſt das einfache Mittel geweſen, wie ich durch ſchwer bedrängte Zeiten des Königs Huld mir ohne Wandel bewahrt, und ſollte es im Volke Einzelne geben, die mit meiner Amtsführung nicht zufrieden ſind, ſo glaubt mir, Neffe, es giebt namentlich unter unſeren ſächſiſchen Unterthanen bei weitem Mehre, mit deren Aufführung ich ebenfalls nicht zufrieden bin und dazu guten Grund habe. Doch dies nur nebenbei. Das Volk gehorcht, der König herrſcht, und weil ich den König, meines Wiſſens, für mich ſelbſt noch mit keiner Bitte beläſtigt habe, wird es nur auf Euch ankommen, lieber Neffe, ob die erſte für Euch geſchehen und die Gewährung Euch zu meinem Nachfolger machen ſoll."

„Ihr denkt von Euerm Neffen viel zu ſtolz, Herr Ohm," lächelte Amaury; „Schwert und Lanze zu führen, wohl auch ein Roß zu tummeln, mag ich vielleicht gelernt haben. Aber die Weisheit, die Euch Meiſter nennt, die iſt mir fremd; das habe ich ſchon zur Genüge erkannt, ſeit ich ein unnützes Mitglied im Rathe des Königs ſitze."

„Ueberlaßt es Anderen, darüber zu urtheilen," antwortete der Biſchof. „Die Weisheit, deren Meiſter Ihr mich nennt, dürfte in dieſer Beziehung mich weniger täuſchen, als es geſtern geſchah, wo Ihr in unſerer Gerichtsverſammlung das Wort gegen mich nahmt, beſcheiden, das iſt wahr,

aber ſtark und feſt und klug. Und ſoll ich Euch erinnern, für wen die Mehrheit, für wen der König ſich entſchied? — Ihr beſiegtet mich, aber ich freute mich Eures Siegs. Es iſt nun Zeit zum Abtreten, Roger, ſagte ich zu mir; dein Schädel iſt kahl geworden, und wie dein Rücken, ſo neigt ſich deine Weisheit dem Grabe zu; leg' deine Würden ab, ehe ſie dir abgenommen werden, und lege deine ſchweren Pflichten auf deines Neffen jüngere Schultern. Und was ich geſtern zu mir ſagte, aber geſtern nicht das erſte Mal gedacht habe, das iſt heute zum Entſchluſſe geworden, und verlaßt Euch darauf, ich führ' ihn aus."

„Ihr ſprecht ſo ernſt von einer wichtigen Sache," entgegnete Amaury, „daß ich an Euerm Ernſte nicht zu zweifeln wage. Meint aber auch nicht, Herr Biſchof, daß, weil ich in meiner Blindheit ein Körnchen gefunden, ich mich für ſehend halte. Wolltet Ihr mir die Augen öffnen und ihnen Zeit gönnen, aus der Dunkelheit, die ſie umfängt, an den reinen Lichtglanz ſich zu gewöhnen, ſo würde ich ſagen: ſeht zu, Herr Ohm, ob's Euch gelingt, aus einem Klotze einen Merkur zu ſchnitzen. So aber —"

„Erlaubt, daß ich's verſuche," unterbrach der Biſchof; „die Natur hat kräftig vorgeſchnitzt; die Kunſt braucht nur hie und da eine Kante wegzunehmen und einige Lücken auszufüllen, und der Merkur iſt fertig. Ich halte Euch beim Worte, Herr Ritter. Für die kurze Zeit, die ich noch das Amt des Oberrichters verwalten muß, will ich Euer Lehrer ſein — Lehrer in den Kunſtgriffen, dergleichen jedes Handwerk hat; die nichts ſind, weil ſie ſich leicht erlernen, und

die doch so viel sind, daß Mancher für einen Meister gilt, der bloß die Kunstgriffe recht inne hat. Das war das Erste, lieber Neffe, worüber ich mit Euch zu sprechen wünschte. Das Zweite ist kaum minder wichtig und liegt mir nicht weniger am Herzen. Indessen denke ich, wird das so sehr für sich selber reden, daß ich mir jeden Eingang sparen kann. Ihr müßt heirathen, Euch vermählen, wie sie's nennen. — Scheint's doch, als habe das Wort Euch die Zunge gelähmt. Ist's denn etwas so Gräßliches, sich zu vermählen? Gesteht mir offen, lieber Neffe, habt Ihr noch nie daran gedacht?"

„Ihr wißt, Herr Bischof," erwiederte Amaury zögernd, „daß ich nur das einunddreißigste Jahr vollendet habe."

„Als Prinz Wilhelm den Tod im Meere fand," entgegnete der Bischof, „zählte er achtzehn Jahre und war seit sechs Monaten vermählt. Die Ausflucht also kann ich nicht gelten lassen. Doch will ich auch meine Frage nicht wiederholen. Ich muß in solchen Dingen ein Laie sein, kraft des Synodalbeschlusses, der vor 46 Jahren hier zu Wincheſter auf Antrag Lanfranc's, Erzbischofs von Canterbury, gefaßt und 26 Jahre später zu Westmünster vom Erzbischof Anselm bestätigt wurde. Die ehrwürdigen Herren haben es so für recht und gut erkannt und es wird daher wohl auch recht und gut sein. Wenn ich Euch indessen nicht bergen mag, lieber Neffe, daß ich als Oberrichter des Königreichs im Allgemeinen die beweibten Unterrichter tüchtiger und treuer befunden habe, als diejenigen, die, weil sie nicht beweibt, oft die Ursache von mancherlei Aergerniß waren, so meine ich, da wir allzumal Sünder und des Ruhmes ermangeln,

daß auch für Obere gelten müſſe, was von Unteren gilt. Bei Euch nun kommt ein anderer und, wie ich gern einräume, wichtigerer Grund hinzu. Jedes Ding hienieden, das über die Erdfläche und über die Menſchen ſich erhebt, muß eine Stütze haben, oder es fällt um, und je höher es emporragt, deſto feſter muß ſeine Stütze ſein. Was den Roſenſtock hält, hält die Eiche nicht, und wie deßhalb der Roſenſtock eine ſchwächere Wurzel hat als die Eiche, ſo hat die Eiche eine ſtärkere Wurzel als der Roſenſtock. Glaubt einem alten, welterfahrenen Manne, lieber Neffe, daß dieſer einfache Satz eine heilſame Lehre in ſich ſchließt. Ihr könnt nicht ſtehen, wo ich geſtanden, ohne einen Halt unter und neben Euch. — Ihr wollt mir etwas einwenden; ſprecht."

„Die Richtigkeit des Satzes geb' ich zu," ſagte Amaury; „doch ſollt' ich denken, für Einen, der an Euerm Platze ſteht, wenn er anders der Stelle würdig iſt, müſſe der Halt ſich von ſelber finden."

„Ich glaube zu errathen, was Ihr meint," lächelte der Biſchof; „allein ich kann mich irren. Darum beſſer, Ihr ſagt mir, wie Ihr das meint."

„Ich kann's in wenigen Worten," verſetzte Amaury; „wer Eures Amtes würdig ſein ſoll, für den muß die Zufriedenheit des Königs ſich mit der Zufriedenheit des Volks vereinigen. Schirmt ihn der König und ſchützt ihn das Volk, — wie kann er fallen?"

„Die Frage läßt ſich leicht beantworten," erwiederte der Biſchof; „man thut ihm, wie man dem Rieſen that, der zu beſſerer Sicherheit die Füße in die Erde eingrub und ſei-

nen Kopf an die Himmelsfeste schmiedete; man schnitt ihn mitten durch. Deßhalb sprach ich auch nicht von einem Halte über Euch, sondern von einem neben Euch. Es mag ganz gut sein, wenn Kopf und Füße geborgen sind; aber vom Kopfe bis zu den Füßen ist jeder Zoll eine verwundbare Stelle. Das darf nicht sein. Fragt Ihr, was mich vom Kopfe bis zu den Füßen beschützt hat, so nenne ich Euch den Bischof. Das Weitere erklärt Ihr Euch selber. Nun seid Ihr allerdings, statt eines Bischofs, ein Ritter. Getraut Ihr Euch aber wohl zu glauben, daß der Ritter Euch denselben Schutz gewähren würde, den mir der Bischof gewährt hat? — Ihr verneint es, und ich vernein' es auch. Wärt Ihr reich oder von hochansehnlicher Familie, könntet Ihr Euch mit Eurem Reichthume, mit Eurer Familie umgeben. Beides fehlt Euch. Wenn ich heute mein Amt niederlege, höre ich heute auf, etwas zu gelten, und der niedrigste Scherge kümmert sich nicht länger um den Einsiedler in der Abtei Malmesbury. Reich kann ich Euch nicht machen, und gäbe ich Euch jetzt schon alle meine Habe, denn wer weiß bekannt ist, daß er in die Wage der Gerechtigkeit keine goldenen Gewichte legt, dem fließen auch keine Schätze zu. Also bleibt Euch nichts übrig, lieber Neffe, als das Fehlende durch eine geeignete Vermählung zu erwerben, und ich sollte meinen, der modus acquirendi sei unter allen der bequemste. An Gelegenheit kann's Euch nicht mangeln, und wollt Ihr mir einen Vorschlag erlauben, bei dessen Ausführung ich thätig sein könnte, so würde ich Isabelle von Verneuil und Ela von Montfort Eurer Wahl empfehlen. Da Beide hier

sind und zu den Glanzpunkten unſers Hofs gehören, ſo darf ich ſie den hellen Augen eines jungen Ritters bekannt glauben. Welcher gebt Ihr den Vorzug?"

„Keiner, Herr Biſchof," antwortete Amaury.

„Keiner?" wiederholte der Ohm und ein unbewachter Blitz zuckte aus den kleinen grauen Augen; „keiner, ſagtet Ihr? Hab' ich recht gehört?"

„Ganz recht, Herr Ohm, ich ſagte: keiner," erwiederte Amaury.

„Und mag ich mir die Freiheit nehmen, Euch zu fragen," verſetzte der Biſchof, „welchen Makel Ihr an den zwei reichſten Erbinnen unſers Landes, an den zwei ſchönſten Mündeln unſers Königs findet?"

„Keinen, ſoviel ich weiß," ſagte Amaury.

„Keinen! So, ſo, nun wie's beliebt," rief der Biſchof; „ich fürchtete ſchon, Iſabelle von Verneuil ſei Euch nicht ſchlank genug und Ela Montfort habe für Euern Geſchmack zu dunkles Haar. Es ſoll mich freuen, wenn ich wenigſtens in dieſer Beziehung mich geirrt."

„Das habt Ihr, Herr Biſchof," verſicherte Amaury; „Iſabelle von Verneuil könnte ſchlanker ſein und Ela von Montfort lichteres Haar haben, — an meinem Ausſpruche würde das nichts ändern."

„Des Mangels an Deutlichkeit kann Euch Niemand beſchuldigen," ſagte der Biſchof. „Nur thut mir's leid, daß ich die ſchwere Befriedigung Eures Geſchmackes im Geringſten nicht vorhergeſehen habe. Ich hielt es für möglich, für wahrſcheinlich ſollte ich ſagen, daß Ihr der Ela von

Montfort den Vorzug gäbet, nicht weil ſie die Reichere und ihre Familie im Ganzen die angeſehenere, ſondern weil man mich glauben gemacht, Ihr zeichnetet ſie und ſie zeichne Euch aus, und in ſolcher Vorausſetzung habe ich einen Schritt gethan, den ich nun bereuen muß."

„Es würde mir weh thun, Herr Ohm," fiel Amaury ein, „wenn ein falſch gedeutetes Zeichen ſchuldiger Aufmerkſamkeit zu einem unwahren Gerüchte und dieſes Euch —"

„Laßt's gut ſein, Herr Ritter," unterbrach der Biſchof; „es handelt ſich für mich nur um den Verluſt von einhundert Mark löthigen Goldes. Eduard von Croy bot dem Könige zweihundert Mark für die Vormundſchaft über Ela von Montfort. Aus Rückſicht auf Euch bot ich dreihundert und erhielt ſie. Eduard von Croy wird hoffentlich für zweihundert ſie mir wieder abnehmen."

„Und Ihr mir vergönnen, Herr Biſchof, daß ich Euch den Verluſt erſetze," ſagte Amaury.

„Ihr mir?" lachte der Biſchof; „hätte ich doch für ſo reich Euch nicht gehalten! Da erlaubt Ihr wohl, daß, wenn Ihr heimgeht, einer meiner Diener Euch begleite, die einhundert Mark in Empfang zu nehmen?"

„Eine kurze Friſt müßte ich von Euer Güte mir erbitten, Herr Biſchof," antwortete Amaury erröthend.

„Bedürft Ihr der Friſt zur Erlangung eines Darlehns," dehnte der Biſchof und heftete die kleinen grauen Augen feſt auf den Ritter, „ſo wär' es möglich, Ihr kämet ſchon jetzt zu ſpät zu dem Manne, an den Ihr Euch zu wenden gedenkt. — Ihr dürft mir's nicht verargen," fuhr er nach

dem Geräusch entflohen, an der Seite meines Vaters hinausfuhr in die laue Luft, vor mir die neubegrünte Erde, und die Aussicht auf ein stilles thätiges Leben. Kaum angekommen, beschäftigte mich die Einrichtung meines kleinen gewohnten Zimmers. Duftende Blumen schmückten es, mein Fortepiano, mein Bücherschrank und mein Nähtahmen waren nicht vergessen, ich suchte nach und nach alle meine kleinen Talente hervor, denn jetzt zum erstenmale, seit Frau von Sillburg unser Haus betrat, gehörte mir meine Zeit. Ich habe immer gefunden, daß nichts kräftiger zerstreut, nichts geschickter ist, den tiefsten Gram zu heilen, als nützliche Thätigkeit, Uebung oder Erlernung einer Geschicklichkeit, wo man manches Schwere zu bekämpfen, über manches Hinderniß zu siegen hat. Auch jetzt empfand ich dies, auch jetzt sah ich ein, daß ich für einen stillen Wirkungskreis geboren, früh auf ihn hin geleitet, in den höheren Sphären des Lebens nur unglücklich seyn konnte, und seufzend dachte ich an das friedliche Haus des Geliebten, welches meine Phantasie mit tausend Reizen ausstattete. Selbst mein Vater schien wie ich zu fühlen. Oft beobachtete ich mit Freuden, wie er hier ganz anders, ganz wie vormals war, so glücklich in meiner Gesellschaft, ohne Spiel und Zirkel. Wenn ich ihm Abends vorlas, oder vorspielte, ruhte zuweilen sein Blick mit rührendem Ausdruck auf mir, und einst brach er in die Worte aus: Wie Du Deiner Mutter

einer Pauſe fort, während Amaury ſchweigend zu Boden blickte, „wenn ich Euern Darleiher zu errathen glaube. Unter Euern normanniſchen Freunden weiß ich keinen, der ſofort den Seckel öffnen und Euch, dem völlig Unbemittelten, auf gutes Glück einhundert Mark löthigen Goldes leihen würde. Alſo müßt Ihr zu den Sachſen gehen, und da weiß ich wieder keinen, der im Stande, Euch die hundert Mark löthigen Goldes vorzuſtrecken, als den einzigen — Aylwin, den Münzmeiſter. Ihr kennt ihn? — Wenigſtens vermuth' ich das, da Ihr mit ſeiner ſchönen Tochter auf ſo vertrautem Fuße ſteht und der Vater ſich gewiß dem Gedanken nicht hat ſträuben laſſen, der —"

„Der?" fragte Amaury und ließ das Auge auf dem Stockenden ruhen.

„Nun, der," ſprach der Biſchof langſam, „der ihm und ſeinem Hauſe aus dem ſo ehrenvollen Umgange des Neffen des Biſchofs von Salisbury, derzeitigen Oberrichters im Königreiche, mit ſeiner Tochter nothwendig erwachſen muß."

„Ich will nicht fragen," erhob ſich Amaury, „welch geheimnißvollen Sinn Ihr Eurer Rede unterlegt, Herr Biſchof. Keinem Falle kann der ein Ehrloſer und ihn zu kennen eine Schmach ſein, den unſer König erſt heute noch vor allem Volke ſeiner Gnade würdig fand. Ich aber danke Euch, Herr Ohm, daß Ihr wegen des Darlehns mich an Aylwin, den Münzmeiſter, gewieſen. Ritter Sämold, der in ſeinem Hauſe wohnt und mir Freund iſt, wird die Bürgſchaft übernehmen. Gehabt Euch alſo wohl, Herr Biſchof, ich hoffe, morgen meine Schuld zu zahlen."

„Wie ungnädig Ihr auch von mir geht, lieber Neffe,“ verſetzte der Biſchof, ſich nun ſeiner Seits erhebend, „will ich Euch doch eine Mühe ſparen. Statt den Ritter Sawold um Bürgſchaft zu bitten, bittet ihn lieber um das Geld. Es ſcheint, Ihr habt meine Bemerkung überhört, daß Ihr zu ſpät zum Münzmeiſter kommen würdet. Leicht möglich, daß morgen um dieſe Zeit Aylwin nicht hundert Silberpfennige, nicht einmal die rechte Hand hat, ſie aufzuzählen. Er iſt der Veruntreuung königlichen Silbers angeklagt und deßhalb in Gewahrſam. Doch — Ihr wolltet gehen, Herr Ritter; ich will Euch nicht verzögern. Mich ſchläfert auch; gehabt Euch wohl und — ſchlaft recht ſanft.“

* * *

Die Nachricht von des Münzmeiſters Verhaftung hatte ſich ſchnell über Wincheſter verbreitet, und als am folgenden Morgen der königliche Zug ſich wieder von der Hofburg nach der Kathedrale und von da zurück bewegte, drängte das Volk in der Nähe des Baldachins mit vermehrtem Ungeſtüm und wurde vielfach der Ruf laut: „Aylwin iſt unſchuldig — gebt unſern Aylwin frei!“ Es ſchien jedoch, der König beachtete den Ruf entweder gar nicht, oder nahm ihn unwillig auf. Eine finſtere Wolke lag auf ſeiner Stirn, und die ſtarken, zuſammengezogenen Brauen verdüſterten doppelt den ſtrengen Blick, mit welchem er meiſt unverwandt vor ſich hinſah, oder der, wenn das Volk die Reihe der Wachen zu durchbrechen drohte, zur Rechten und Linken gerollt einen nahenden Sturm verkündete und das Getümmel ſtill machte. Der Page, der die goldene Schüſſel voll Silberpfennige trug

und zur Rechten des Königs einen halben Schritt hinter ihm ging, aber bei jedem ſechſten Schritte vorzutreten und dem Könige die Schüſſel darzubieten hatte, durfte kein Auge von ſeinem Herrn wenden, denn wie dieſer oft nach dem ſechſten Schritte die Schüſſel unberührt ließ, ſo griff er dann wieder ſchnell nach einander in den Haufen der Silberpfennige und ſchleuderte ſie dem Volke zu, das ſich heute minder lüſtern danach bezeigte. Auch Ritter Amaury, obgleich keinen Zollbreit von der Linie weichend, in welcher er als Träger des Baldachins dem erſten, ihm voranſchreitenden Ritter folgen mußte, verrieth deutlich genug, daß er maſchinenmäßig den Dienſt verrichtete und Gedanken anderer Art ihn beſchäftigten. Die Verſtimmung des Königs malte ſich auf den Geſichtern der Höflinge und nur Zweie waren im Zuge, deren Mienen keinen Theil nahmen an der allgemeinen Verdüſterung, — der Oberrichter und der Schatzmeiſter.

Das für den Nachmittag angeſagte Ringelrennen ſollte zwar Statt finden, es war aber bereits bekannt, daß weder der König dabei erſcheinen, noch die in ſeinem Rathe ſitzenden Thane und Ritter zugegen ſein würden, ſondern ſchweres Gericht gehalten werden ſolle über Aylwin, den Münzmeiſter, der ſeit geſtern Abend in dem zum Palaſte des Biſchofs von Wincheſter gehörigen Gefängniſſe eingekerkert war. Es verlautete auch, daß König Heinrich bei der Jungfrau geſchworen habe, dafern Aylwin ſchuldig befunden würde, ihn in dem Maße härter zu ſtrafen, in welchem er ihn vor allen Münzmeiſtern des Königreichs mit Vertrauen und Huld begnadigt, und da Heinrich das von ſeinem Vater, dem

Eroberer, und von ſeinem Bruder Rufus beſtätigte altſächſiſche Geſetz, nach welchem ein jeder Münzmeiſter, der des Königs Silber unterſchlage oder das Gewicht der Silberpfennige verringere und des Einen oder des Andern vor des Königs oder deſſen Stellvertreters Gerichte überwieſen werde, die rechte Hand verlieren und ſolche zum Gedächtniſſe ſeines Verbrechens an die Thüre des Hauſes, worin er gewohnt, feſtgenagelt werden ſolle, — da Heinrich bei ſeiner Thronbeſteigung dieſes Geſetz dahin geſchärft, daß ein ſolcher Münzmeiſter überdem je nach des Königs Willen geblendet, entmannt und um alle ſeine Habe geſtraft werden ſolle, — ſo ſtand mit Recht zu befürchten und fürchteten Aylwin's Stammgenoſſen, daß, wenn es dem Münzmeiſter nicht gelänge, ſich von einer Anklage zu reinigen, die von dem ihm feindſelig geſinnten Oberrichter und Schatzmeiſter zweifelsohne unterſtützt werden würde, die äußerſte Strenge des Geſetzes auf ſein Haupt fallen werde. Als daher die Ritter und Thane aus den verſchiedenen Theilen der Stadt ſich nach der Hofburg zur Gerichtsverſammlung begaben, flehten viele Sachſen, demüthig in die Kniee ſinkend, daß ſie Aylwin, dem Münzmeiſter, milde Richter ſein möchten, und unter den Hunderten, die in der Kathedrale am Altare Sankt Swithin's inbrünſtig beteten und ihm für Aylwin's Freiſprechung nach ihrem Vermögen reiche Geſchenke gelobten, knieete auch, die heißen, ausgeweinten Augen mit ihren Händen bedeckend, des Münzmeiſters bleiche Tochter Ethelinde.

Sobald in der hochgewölbten Halle die oberſten Würden-

träger, voran der Oberrichter, dann der Kanzler, zugleich Biſchof von Wincheſter, ihm zunächſt der Schatzmeiſter und hierauf in geziemender Ordnung der Seneſchall, der Marſchall, der Conſtable und ſämmtliche ſtimmberechtigte Thane und Ritter an ihre Plätze ſich geſtellt, ging die zu des Königs Gemächern führende Pforte auf und trat König Heinrich ein, gefolgt von ſechs Pagen, die den ſchweren Königsmantel trugen. Beamte und Ritter ſtanden gebeugt, bis der König auf den für ihn bereiteten Sitz ſich niedergelaſſen, die Pagen den Mantel in Falten um ihn gelegt, er den Pagen und Wachen gewinkt, ſich zu entfernen, und den Verſammelten ein Zeichen gegeben, ihre Plätze einzunehmen, er allein bedeckten Hauptes und die Anweſenden finſter überſchauend.

„Beginnet, Herr Oberrichter, und haltet gemeſſenen Vortrag," unterbrach der König die allgemeine Stille.

Aus tiefer Verbeugung ſich zu voller Länge emporrichtend, begann der Oberrichter: „Ritter und Edle! Auf Befehl König Heinrich's, unſers gnädigſten Herrn, thu' ich Euch kund und zu wiſſen, wasmaßen ſchwere Anklage vorliegt gegen Aylwin, Münzmeiſter von Wincheſter, daß er im Laufe der letzten fünf Monate und drei Tage, von heute an zurückgerechnet, an reinem, unverfälſchtem Silber zur Ausprägung von Silberpfennigen nach Vorſchrift der zu ſolchem Behufe ihm ertheilten Anweiſung vom Hüter des königlichen Silbers ſieben Pfund und vier Unzen mehr erhalten, als er an ausgeprägten Silberpfennigen des Königs Schatzmeiſter überliefert; weßhalb König Heinrich, unſer gnädigſter Herr,

in seiner Alles erschöpfenden Weisheit, Strenge und Gerechtigkeit mir, seinem obersten Diener, Oberrichter im Königreiche und Bischof von Salisbury, anzubefehlen geruht hat, Euch, Ritter und Edle, die Beweise vorzulegen, welche für sothane schwere Anklage beigebracht worden sind, auf daß Ihr zuvörderst bedenket und erwäget, und wenn Ihr bedacht und erwogen, durch die Mehrheit der Stimmen, deren Eine den Ausschlag geben soll, bestimmet und entscheidet, vorbehältlich anderer Bestimmung und Entscheidung Seiten König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn, ob die Anklage gegen Aylwin, Münzmeister von Wincheſter, allenthalben wohl begründet und er darum zum Zwecke seiner Rechtfertigung oder Vertheidigung einzulassen, oder ob nurerwähnte Anklage grundlos, schelmisch und lügenhaft, und darum wider Aylwin, Münzmeister von Wincheſter, etwas nicht vorzunehmen, hingegen derjenige, so die Anklage erhoben, zum Zwecke seiner Rechtfertigung oder Vertheidigung zu hören und nach Befinden mit der Strafe des Gesetzes anzusehen sei oder nicht; — solches, Ritter und Edle, habe ich Euch männiglich kund und zu wissen thun sollen auf Befehl König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn."

Nachdem der Oberrichter geendet, wurde Odo, Hüter des königlichen Silbers, einbeschieden und unter Verweisung auf seinen Diensteid bedeutet, aus seinem Regiſter anzugeben, wie viel reines, unverfälschtes Silber Aylwin zu Ausprägung von Silberpfennigen im Laufe der letzten fünf Monate und drei Tage von ihm empfangen und als empfangen bekannt. Der Oberrichter und welcher unter den Rittern und

Edeln des Schreibens kundig, merkten ſich die aufgeführten Zahlen an. Die Uebrigen, und ihrer waren die meiſten, thaten ſolches mittelſt vor ihnen liegender Kerbhölzer, und es zeigte, wie für König Heinrich's Gelehrſamkeit, ſo für ſeine Theilnahme an der Anklage, daß er ſich einen Griffel reichen ließ und mit eigener Hand die Zahlen aufzeichnete. Dann wurde der Schatzmeiſter gleichmäßig bei ſeinem Amtseide aufgefordert, aus ſeinem Regiſter namhaft zu machen, wie viele Silberpfennige Aylwin als geprägt aus dem von Odo angegebenen Silber an ihn abgeliefert, und als auch das geſchehen und der König und die Ritter Griffel und Kerbhölzer niedergelegt, erhob ſich der Oberrichter und ſprach: „Ritter und Edle! Ihr habt mit eigenen Augen geſehen, welcher Art, und mit eigenen Ohren vernommen, welchen Inhalts die Beweiſe ſind, ſo für die ſchwere Anklage gegen Aylwin, Münzmeiſter von Wincheſter, beigebracht worden. Welcher unter Euch wider die Glaubwürdigkeit ſothaner Beweiſe erheblichen Zweifel hegt, der ſtehe auf von ſeinem Sitze und berichte ihn in gemeſſenem Vortrage, widrigenfalls die Beweiſe für glaubwürdig und zweifelsfrei gelten ſollen; — dazu fordre ich Euch männiglich auf und ſolches ſpreche ich auf Befehl König Heinrich's, unſers gnädigſten Herrn."

Als Keiner ſich erhob, nahm der Oberrichter wieder das Wort und ſprach: „Ritter und Edle! die Beweiſe, ſo Ihr für glaubwürdig und zweifelsfrei anerkennet, thun dar, daß Aylwin, Münzmeiſter von Wincheſter, im Laufe der letzten fünf Monate und drei Tage, von heute an zurück-

gerechnet, vom Hüter des königlichen Silbers zur Ausprägung von Silberpfennigen nach Vorschrift der zu solchem Behufe ihm ertheilten Anweisung einhundert und dreißig Pfund reines, unverfälschtes Silber erhalten und daß er im Laufe gedachter fünf Monate und drei Tage als aus sothanem Silber geprägt achtundzwanzigtausend neunhundert und zwanzig Silberpfennige des Königs Schatzmeister überliefert; oder welcher unter Euch solches anders befunden, der stehe auf von seinem Sitze und berichte es in gemessenem Vortrage, widrigenfalls die Angaben für richtig gelten sollen; — dazu fordre ich Euch männiglich auf und solches spreche ich auf Befehl König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn."

Abermals erhob sich Keiner und der Oberrichter begann auf's Neue: „Ritter und Edle! Wasmaßen Euch wissend und bekannt, daß nach dem Willen und Gesetze König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn, zweihundert und vierzig richtige Silberpfennige geprägt werden sollen aus jeglichem Pfunde reinen, unverfälschten Silbers, und wasmaßen die einhundert und dreißigmalige Vermehrung der Zahl zweihundert und vierzig die Wahrheit begründet, daß aus einhundert und dreißig Pfund reinen Silbers einunddreißigtausend zweihundert richtige Silberpfennige zu prägen sind, jedoch, wie Ihr für richtig angegeben erachtet, Aylwin, Münzmeister von Wincheſter, aus den vom Hüter des königlichen Silbers empfangenen einhundert und dreißig Pfund ein Mehres als achtundzwanzigtausend neunhundert und zwanzig Silberpfennige des Königs Schatzmeister nicht überliefert und die demnach zur Erfüllung erforderlichen zwei-

tauſend, zweihundert und achtzig Silberpfennige an ſich behalten hat, daraus aber, daß ſolche die ſieben und eine Viertelmalige Vermehrung von zweihundert und vierzig ſind, die in der Anklage enthaltene Behauptung ſich rechtfertigt, daß Aylwin, Münzmeiſter von Wincheſter, von den aus den Händen des Hüters des königlichen Silbers geſtändlich empfangenen einhundert und dreißig Pfund reinen Silbers ſieben Pfund und vier Unzen unverrechnet gelaſſen und hierdurch den Verdacht auf ſich geladen, ſieben Pfund und vier Unzen von des Königs Silber unterſchlagen zu haben: **ſo ſtehe, welcher unter Euch dem zu widerſprechen geſonnen, von ſeinem Sitze auf und berichte in gemeſſenem Vortrage, widrigenfalls die Anklage für von Euch als wohlbegründet erachtet gelten ſoll;** — dazu fordre ich Euch männiglich auf und ſolches ſpreche ich auf Befehl König Heinrich's, unſers gnädigſten Herrn."

Nur wenige Augenblicke hielt der Oberrichter inne. Dann, als wiederum Niemand ſich erhob, wendete er unter tiefer Verbeugung ſich an den König und ſprach: „König Heinrich! Euerm Befehle gehorſam, habe ich, Euer oberſter Diener, die Beweiſe, ſo für die ſchwere Anklage gegen Aylwin, Münzmeiſter von Wincheſter, beigebracht worden, den in Euerm Rathe ſitzenden Rittern und Edeln gebührend vorgelegt, und nachdem ſie ſolche bedacht und erwogen, haben ſie, vorbehältlich Eurer, unſers gnädigſten Herrn, anderer Beſtimmung und Entſcheidung, einhellig beſtimmt und entſchieden, daß die Anklage gegen Aylwin, Münzmeiſter von Wincheſter, wasmaßen er im Laufe der letzten fünf

Monate und drei Tage, von heute an zurückgerechnet, an zu Ausprägung von Silberpfennigen ihm übergebenen Silber sieben Pfund und vier Unzen mehr empfangen zu haben bekannt, als er an Silberpfennigen Euerm Schatzmeister überliefert, für allenthalben wohlbegründet gelten solle und er hierdurch den Verdacht auf sich geladen, nurerwähnte sieben Pfund und vier Unzen Euch gehöriges Silber unterschlagen zu haben. Solches Euch berichtend, König Heinrich, wie es meine, des Oberrichters in Euerm Reiche und Eures obersten Dieners von Euch gebotene Pflicht ist, erwarte ich in Demuth, was Ihr in Eurer untrüglichen Weisheit zu bestimmen und zu entscheiden und ferner mir anzubefehlen geruhen werdet."

Darauf der König: „Die Anklage erscheint begründet; laßt den Angeklagten eintreten und sich vertheidigen."

Der Oberrichter gab dem Thürsteher das Zeichen, und die Hände gefesselt und von Wachen umringt trat Aylwin ein. Die Fesseln wurden ihm abgenommen und auf den Wink des Oberrichters zogen die Wachen sich zurück. Die Hände über der Brust gekreuzt und den Kopf gesenkt, blieb Aylwin stehen, bis der Oberrichter ihm gebot, in die Mitte des Saales vorzugehen. Die Hände unbewegt, aber den Kopf aufrecht, schritt Aylwin vor, und an der bezeichneten Stelle beugte er sich tief gegen den König, minder tief gegen die Versammlung. Und als er sich aufgerichtet und sein Blick die Versammlung überflog, war keine Furcht in seinen Zügen und weilte sein Auge fest auf seinen Richtern.

„Aylwin, Münzmeister von Wincheſter!" begann der

so ähnlich wirst, Anna, ach Deine gute, gute Mutter, unser einsames Leben hier führt mich recht lebendig in die Zeit zurück, da sie noch lebte.

Ach Vater, rief ich aus, und warf mich an seine Brust, wie glücklich war jene Zeit! damals bedurften wir zum höchsten Genusse nur uns selbst, keiner Pracht, keines Glanzes. O daß es immer so geblieben wäre.

Mein Vater schwieg und seufzte. Fern von dem Einfluß einer Frau, die alles über ihn vermochte, war seine Seele den Eindrücken offen, die sich ihm hier aufdrangen, und er unterschied das wahre Glück, das er einst besaß, von dem leeren Gepränge seines späteren Lebens.

Eine fröhliche Begebenheit brachte jetzt Leben in unser stilles Haus, obgleich sie uns nicht unmittelbar anging. Mein Mädchen heirathete einen reichen Müller in der Nachbarschaft; sie war die glücklichste Braut, und alles nahm Theil an ihrer Freude, alles versprach sich Vergnügen von der Hochzeit und dem muntern Brautzuge. Die Mutter des Bräutigams hatte die ganze Gegend geladen, auch an mich erging ihre Bitte, und ich versprach, gegen Abend ein Stündchen zu kommen. Es war ein sehr schöner Tag, der Weg führte durch lauter freundliche Partien, und der Anblick des hellen geräumigen Hauses neben dem lebendigen Mühlbach, der laute Jubel, die Menge froher geschmückter Menschen that mir wohl. Ich trat recht heiter hin-

Oberrichter, „Ihr ſteht angeklagt, Euch angemaßt zu haben, was des Königs iſt.“

Aylwin erbleichte, ſeine Lippen zitterten, ſeine Geſtalt bebte, und ſein freier Blick fiel zu Boden.

Der Oberrichter ſelbſt ſchien das nicht erwartet zu haben. Er ſchwieg und gleich als bezweifle er, was er ſah, kniff er die kleinen grauen Augen eng zuſammen. Wie er ſich aber überzeugt, daß er recht geſehen, zuckte ein boshaftes Lächeln um ſeinen Mund, das er jedoch ſchon im nächſten Momente beherrſchte und mit forſchendem Blicke zum Könige aufſchaute. Auch dieſem war nicht entgangen, was an Aylwin kaum anders als für das Geſtändniß ſeiner Schuld ſich zu deuten ſchien, und das Wohlwollen, welches bei Aylwin's Vortreten in des Königs Mienen geſchimmert, wich einem finſtern, zornigen Unmuthe. Nicht minder erſtaunt war die übrige Verſammlung. Stolz, aber mitleidig hatte Mancher auf den Angeklagten geblickt. Verachtung nahm jetzt die Stelle des Mitleids, und ſelbſt der, in deſſen Gemüth der Wunſch, Aylwin gerechtfertigt zu ſehen, mehr als Hoffnung geweſen — Amaury ſelbſt verrieth nur zu deutlich, daß jede Hoffnung in ihm untergegangen und je reger er gehofft, er die Täuſchung deſto ſchmerzlicher empfinde.

Des Königs Schweigen war dem Oberrichter Befehl, fortzufahren, und aufs Neue begann er: „Aylwin, Münzmeiſter von Wincheſter! Ihr ſteht angeklagt, Euch angemaßt zu haben, was des Königs iſt. Ihr ſteht deſſen angeklagt vor König Heinrich, unſerm gnädigſten Herrn, und vor des Königs verſammeltem Rathe. Ihr ſteht angeklagt, im Laufe

der letzten fünf Monate und drei Tage, von heute an zurückgerechnet, an reinem, unverfälschtem Silber zur Ausprägung von Silberpfennigen nach Vorschrift der zu solchem Behufe Euch ertheilten Anweisung vom Hüter des königlichen Silbers sieben Pfund und vier Unzen mehr empfangen zu haben, als Ihr an ausgeprägten Silberpfennigen des Königs Schatzmeister überliefert. Ihr steht dessen angeklagt in Folge des vom Hüter des königlichen Silbers gegebenen Nachweises, daß er im Laufe nurerwähnter Monate und Tage einhundert und dreißig Pfund reines Silber Euch überantwortet, und in Folge des von des Königs Schatzmeister gegebenen Nachweises, daß statt der dafür abzuliefern gewesenen einunddreißigtausend zweihundert richtigen Silberpfennigen Ihr ein Mehres als deren achtundzwanzigtausend, neunhundert und zwanzig ihm nicht überliefert, und ist es dermalen der Wille und Befehl König Heinrichs, unsers gnädigsten Herrn, daß Ihr, obwohl der Geringsten seiner Unterthanen Einer und unabweisbarem Verdachte verfallen, sieben Pfund und vier Unzen von des Königs Silber unterschlagen und zu anderm Zwecke, als zu welchem es Euch anvertraut worden, eigenmächtig verwendet zu haben, mit dem gehöret werden sollet, was Ihr zu Eurer Rechtfertigung oder Vertheidigung vorzubringen im Stande oder gemeint seid; — und begehre ich von Euch, solches zu thun in gemessenen Worten, auf Befehl König Heinrich's, unsers gnädigsten Herrn."

Sichtbar erschüttert von dem Eingange dieser Rede, schien der Münzmeister bei jedem folgenden Satze leichter zu athmen, und bevor der Oberrichter geendet, stand er auf-

recht und furchtlos wie früher, und konnte keine Schuld in dem Auge ſein, mit welchem er an den Lippen des Sprechenden hing. Und als dieſer zu Ende geredet und lautloſe Stille durch den Saal herrſchte, nahm Aylwin die Hände von der Bruſt, und während ſein linker Arm niederfiel, erhob er den rechten und ſprach: „König Heinrich, und Ihr Ritter und Edle, die Ihr über mich zu Gerichte ſitzet, ſo wahr Sankt Erkenwald, Sankt Ethelburga, Sankt Eduard und Sankt Swithin in meiner Todesſtunde mir beiſtehen und meines Gottes Gnade und Barmherzigkeit mich erlöſen mögen, — ſo wahr habe ich das Verbrechen, deſſen ich gezeihet worden, nicht begangen!“

„Und iſt das Alles, ſo Ihr zu Eurer Vertheidigung vorzubringen habt?“ fragte der Oberrichter.

„Es iſt das Höchſte, was ich für meine Schuldloſigkeit als Bürgſchaft bieten kann,“ antwortete Aylwin.

„Dem Gerichte gilt es für ein beſchworenes Läugnen, für weiter nichts,“ verſetzte der Oberrichter; „ſtatt Verſicherungen fordern wir Beweiſe der Unſchuld.“

„Was in einem Falle wie der meinige Beweis ſein könnte,“ erwiederte der Münzmeiſter, „verſagt normanniſcher Stolz dem ſächſiſchen Unterthan.“

„Ihr redet kecke Worte an einer Stelle, wo das Recht des Einen das Recht Aller iſt,“ zürnte der Oberrichter.

„Daß ſolches hier der Fall, wo König Heinrich, der Löwe der Gerechtigkeit, zu Gericht ſitzet, weiß jeder Normann und jeder Sachſe,“ ſprach der Münzmeiſter.

„Was alſo meint Ihr für einen Beweis, den normanniſcher Stolz dem ſächſiſchen Unterthan verweigere?“ lenkte der Oberrichter ein.

„Ihr habt mir zwei Nachweiſe genannt,“ ſagte der Münzmeiſter, „in deren Folge ich angeklagt ſtehe, ſieben Pfund und vier Unzen von des Königs Silber zu anderm Zwecke, als zu welchem es mir anvertraut worden, eigenmächtig verwendet zu haben. Der eine Nachweis ſind meine Empfangsſcheine über das Silber, ſo Odo, der Hüter, im Laufe der letzten fünf Monate und drei Tage mir zum Ausprägen überantwortet, und Gott ſei für, daß ich abläugnen ſollte, was ich empfangen zu haben bekannt. Der andere Nachweis iſt das Anführen des Schatzmeiſters, wie viele Silberpfennige ich als geprägt aus dem von Odo erhaltenen Silber an ihn abgeliefert, und es liegt zu Tage, Herr Oberrichter, daß nur dieſes Anführen die wider mich erhobene Anklage begründen konnte. Welche Zahl von Pfunden Silbers ich aus Odo's Händen empfangen, — darauf, mit Eurer Vergunſt, kommt nichts an. Alles kommt darauf an, ob die Zahl der an des Königs Schatzmeiſter von mir abgelieferten Silberpfennige die Zahl iſt, die ich aus den empfangenen Silberpfunden auszuprägen und abzuliefern ſchuldig war. Und welches iſt der Beweis für ſolches? — Fragt des Königs Schatzmeiſter, ob es für ſolches einen andern Beweis giebt, als ſein Anführen? Fragt ihn, ob, wie ich Odo'n den Empfang des Silbers bekennen muß, er mir den Empfang der Silberpfennige bekennt? Und wenn er Nein antwortet, ſo iſt dieſes Nein der Beweis, von dem ich meinte,

daß normanniſcher Stolz ihn dem ſächſiſchen Unterthan verweigere."

„Schatzmeiſter," rief der König, und der Donner ſeiner Stimme rollte durch den Saal, „iſt es, wie der Münzmeiſter ſagt?"

Erſchrocken fuhr der Schatzmeiſter auf und ſtammelte: „König Heinrich! Es iſt — es war ſeit lange Herkommen — es wurde Gebrauch, als Euer glorreicher Vater —"

„Ja oder Nein, Schatzmeiſter," unterbrach der König; „iſt's, wie der Münzmeiſter ſagt, oder iſt es nicht?"

„Es iſt ſo," antwortete der Schatzmeiſter; „doch wolle König Heinrich, mein gnädigſter Herr —"

„König Heinrich will," rief der König, „daß Ein Recht im Lande ſei, für den Normann wie für den Sachſen. Seit wie lange iſt es Gebrauch, daß der Schatzmeiſter dem Münzmeiſter keinen Empfangsſchein giebt?"

„Seit den Tagen Eures glorreichen Vaters," berichtete der Schatzmeiſter.

„Und iſt es gleich, ob der Münzmeiſter Normann oder Sachſe?" fragte der König.

„Nur gegen den Sachſen findet der Gebrauch Statt," ſagte der Schatzmeiſter.

„So hat mit heute der Gebrauch aufgehört," befahl der König, „und ſorget dafür, Herr Oberrichter, daß es unverweilt bekannt werde, wie es unſer königlicher Entſchluß, daß, welcher Schatzmeiſter die Ausſtellung eines Empfangsſcheines verweigert, gleichviel ob der Münzmeiſter Normann oder Sachſe, eine Stunde nach ſeiner Ueberführung an der

Zinne der Burg, in welcher wir Hof halten, oder an dem Baume, der uns der nächste, aufgeknüpft werden ſoll, bis er todt iſt. Was aber den Angeklagten betrifft, ſo iſt es unſer Wille, daß aus jenem Gebrauche ihm kein Nachtheil erwachſe."

„König Heinrich!" begann der Oberrichter unter tiefer Verbeugung, und es war, als wolle der Ton ſeiner Stimme den Gehorſam ſeiner Mienen Lügen ſtrafen, „Euer Wille ſtellt die Entſcheidung der Anklage auf die einfache Frage, ob der Amtseid des Schatzmeiſters oder die eidliche Verſicherung des Angeklagten den beſſern Glauben verdient?"

„Kann darüber unter den Rechtskundigen ein Zweifel ſein?" fragte der König.

„Meinem beſchränkten Wiſſen nach nicht," verſetzte der Oberrichter. „Als vor länger denn funfzig Jahren Euer glorwürdiger Vater, der in Gott ruhende König Wilhelm, die ſächſiſchen Rebellen zum letzten Male gezüchtigt und unbeſtrittner Herr war in ſeinem Reiche vom Kanal bis an die Grenzen Schottlands, da gebot er in ſeiner Weisheit, daß, wenn Normann und Sachſe gegen einander vor Gericht ſtänden, der Eid des erſtern volle, der Eid des letztern nur halbe Beweiskraft haben ſolle, und hiernach, König Heinrich! iſt Recht geſprochen worden in Euerm Reiche bis auf den heutigen Tag."

„Bis auf den heutigen Tag, doch, bei Sankt Maria! keine Stunde länger," rief der König; „Gründe der Weisheit mögen unſern glorwürdigen Vater bewogen haben, zu gebieten, wie er geboten; Gründe der Gerechtigkeit fordern

von uns Aufhebung dieſes Gebots. Es ſoll Ein Gott, Ein König und Ein Recht ſein in unſerm Reiche, ſo wollen wir's, König Heinrich."

„Geruhet dann auch zu beſtimmen, König Heinrich!" hat der Oberrichter, „ob das Recht, unter welchem die Anklage gegen Aylwin, Münzmeiſter von Wincheſter, geſtern erhoben worden, heute bei der Entſcheidung für noch oder für nicht mehr beſtehend gelten ſoll?"

Nach kurzem Bedenken ſprach der König: „Das Recht, das beſtand, als die Anklage erhoben wurde, muß auch das Recht für die Entſcheidung ſein."

„Aylwin, Münzmeiſter von Wincheſter!" wendete ſich jetzt der Oberrichter an dieſen, „Ihr habt vernommen, wie König Heinrich, unſer gnädigſter Herr, zu beſtimmen geruht hat, daß das Recht, nach welchem der Eid eines Sachſen einem Normann gegenüber nur halbe Beweiskraft hat, bei der Entſcheidung über Eure Anklage ſeine Anwendung finden ſoll. Des Königs Schatzmeiſter, der ein Normann, hat ſein, Euch belaſtendes Anführen mittelſt ſeines Amtseides beſtärkt. Das gilt wider Euch ein voller Beweis. Ihr beſchwört die Unrichtigkeit dieſes Anführens. Das gilt wider des Königs Schatzmeiſter ein halber Beweis. So ſteht's nun an Euch, vorzubringen, was den Beweis Eurer Unſchuld zu erfüllen vermag; — und begehr' ich von Euch, ſolches zu thun, ſo weit Ihr's im Stande, auf Befehl König Heinrich's, unſers gnädigſten Herrn."

„Mich zu reinigen von ſolcher Anklage vor den Augen

der Menſchen," ſagte Aylwin, „bleibt mir nur das Mittel der Berufung auf ein Gottesur heil."

„Bedenke, mein Sohn, welchem Urtheil Du Dich unterwirfſt," ſprach, ſich erhebend, der greiſe Kanzler, Biſchof von Wincheſter, Wilhelm Giffard, wegen der Milde ſeines Gemüths eben ſo geliebt, als wegen ſeines Gerechtigkeitsſinnes gefürchtet; „es iſt meine Pflicht, Dich zu warnen, mein Sohn, und Dir zu ſagen, daß vor Deinem eigenen Gewiſſen Dich nicht rein wäſcht, was vor den Augen der Menſchen Dich vielleicht reinigt. Bedenke das, mein Sohn, und frevle nicht an Gott. Biſt Du des Verbrechens ſchuldig, deſſen Du gezeiht worden, ſo gieb Gott die Ehre und rede die Wahrheit. Furcht vor leiblicher Strafe legt dem Menſchen nur zu oft eine Lüge in den Mund; aber die Erkenntniß, daß die Seele zu verlieren, um den Leib zu retten, mehr verlieren als gewinnen heißt, nimmt ihm auch oft zu ſeinem ewigen Heile die Lüge wieder aus dem Munde. Haſt Du daher Unwahres geſprochen, möge das dem Menſchen in Dir verziehen ſein. Beharrſt Du aber in der Lüge, wird der Gott Deiner Väter Dich verwerfen und der Gnadenborn Deines Königs Dir unzugänglich ſein. Bedenke das, mein Sohn, in dieſer heiligen Stunde, wo Du im Angeſichte Derer ſteheſt, die Gottes Recht auf Erden üben ſollen in ihrer Blindheit durch ſeine Macht. Ich habe Dich gewarnt, wie's meine Pflicht war; nun handle Du, auf daß Gott Dir helfe!"

Tief verbeugte ſich Aylwin. „Habet Dank, Herr Biſchof, für Eure väterliche Sorge," ſagte er; „aber ſo wahr Gott

mir helfe, ich habe keine Schuld an dem Verbrechen, deſſen ich gezeiht worden, und kann anders nicht reden, als ich gethan."

„Wenn es demnach Euer feſter Sinn und Wille," nahm der Oberrichter das Wort, „daß ein Gottesurtheil für oder wider Euch entſcheide, ſo erklärt Euch deſſen mit einem deutlichen, wohlbedachten Ja." — Und als Aylwin ſolches ohne Zögern ausgeſprochen, fuhr der Oberrichter fort: „König Heinrich! Aylwin, der Münzmeiſter, iſt gewillt und bereit, ſeine Unſchuld durch ein Gottesurtheil zu erweiſen, worauf er als Euer Freimann nach des Reichs Geſetzen ein Recht hat. Euch aber, König Heinrich! des Angeklagten höchſtem Richter auf Erden, ſteht der Ausſpruch zu, welcher Art das Gottesurtheil ſein ſoll."

„Das Schwert entſcheide zwiſchen ihm und ſeinem Ankläger," ſprach der König.

Da ſtand der Schatzmeiſter von ſeinem Sitze auf, berührte faſt das Eſtrich mit ſeiner Stirn und ſagte: „König Heinrich! Was Euch wiſſend, bekenne ich offen vor den Rittern und Edeln, die hier verſammelt ſind; ich bin Aylwin's, des Münzmeiſters von Winchester Ankläger, dieweil es unverträglich mit meinem Gewiſſen, des Königs Diener und für meine Pflicht blind zu ſein. Ich weiß und laß mir's nicht läugnen, daß Aylwin ſieben Pfund und vier Unzen ihm anvertrautes königliches Silber unterſchlagen hat, und Gottes Gerechtigkeit — das zweifle ich nicht — würde meinem Schwerte den Sieg geben. Verzeiht jedoch, König Heinrich! wenn der Normann in mir zu ſtolz iſt, das Schwert, das

ich von meinem Vater geerbt, mit dem Schwerte eines Sachsen anderswo zu kreuzen, als in der Feldschlacht oder in Eurer, meines Lehnsherrn, Vertheidigung."

„Ihr bedient Euch Eures Rechtes," versetzte der König kalt, „und das bringt jeden Einwand zum Schweigen, es wäre denn, ein Euch Ebenbürtiger stellte sich als Vorfechter des Sachsen."

Zweifelnd, ob er recht gehört, stand der Schatzmeister; überrascht blickte der Oberrichter zum König auf; Ueberraschung lag auch in den Zügen des Münzmeisters; erstaunt sahen die Ritter und Edeln einander an, und es schien, der König weidete sich an dem lebhaften Mienenspiele der Versammlung. Mehre Minuten ließ er vorüber; dann brach er die Stille und sagte: „Ritter und Edle, wir glauben nicht, Befremdliches gesprochen zu haben oder etwas, so wider ein Gesetz verstößt. Welcher unter Euch das Gegentheil meint, der habe es kein Hehl und rede ungescheut."

Alle schwiegen; nur der Oberrichter erhob sich, und: „König Heinrich!" begann er, „was die Ritter und Edeln zu befremden scheint und was — ich will's nicht bergen — auch mich überrascht hat, ist nicht, daß Euer Wort gegen ein Gesetz verstößt; denn wie Euer Wille Gesetz ist, so seid Ihr aller Gesetze kundig, sondern weil es neu, meines Wissens noch nie geschehen ist, daß ein normannischer Ritter ein Kampfurtheil für einen Sachsen gefochten."

Schweigend schaute der König auf die Reihen der Ritter, und wenn er es etwa in der Erwartung that, daß mindestens Einer sich zum Vorfechter erbieten werde, so sollte die Er-

ein, wurde von der Müllerin mit vielem Danke empfangen, und in eine Stube geführt, wo man sich eben zum Tanze anschickte. Es werde mir hier wohl nicht gefallen, sagte die Frau, und wenn es mir gefällig wäre, in den Garten zu gehen, würde ich dort auch Gesellschaft finden. So begrüßte ich also nur Braut und Bräutigam, und ließ mich von der Tochter der Müllerin zu einer schattigen Laube führen, wo ich schon von weitem mehrere Gäste sah, die bei Kaffee und Wein recht munter waren. Es war dies der vornehmere Theil der Hochzeitsgesellschaft, unser Pfarrer, der die Trauung verrichtet hatte, und seine Frau, ein freundliches Mütterchen, nebst mehreren Andern, die eine stille Unterhaltung der lärmenden Freude vorzogen. Meine Führerin machte mich schon vorher mit ihnen bekannt, und nannte auch einen bekannten Namen, Suschen Werner aus Altstädt. Mit Herzklopfen ging ich in die Laube, ich konnte mich noch immer nicht gewöhnen, dies Mädchen ohne tiefe Bewegung zu sehen. Sie war die erste, die mich erblickte, und mir zwischen sich und der Pfarrerin Platz machte. Der Anstand, mit welchem sie mir entgegen kam, war so schön und doch so einfach, und als ich nun neben ihr saß, und von dem Gespräch mit meiner zweiten Nachbarin mich auch zu ihr wandte, sah ich ihr Auge mit einem so rührenden Blicke auf mir weilen, daß ich es vergaß, sie um ihr Glück zu neiden. Vergebens drängte sich dieses

wartung ihn nicht täuſchen. Bevor ſein Auge den Ritter Amaury traf, erhob ſich dieſer und ſprach nach tiefer Verbeugung: „König Heinrich! Mag ich auch einer der Unwürdigſten Eurer Ritter ſein, ich kann es doch nicht tragen, daß der Stolz in der Bruſt des Normann ſtärker ſei als das Gefühl ſeiner Ritterpflicht. Ueberzeugt von der Unſchuld des Angeklagten, vertrauend auf den Schutz, der die Unſchuld ſchirmt, und Euerm Schatzmeiſter gewiß ebenbürtig, erbiet' ich mich —"

„Haltet ein, Herr Ritter!" rief Aylwin, die Hände gefaltet, ſeine hohe Geſtalt dem Sprechenden zugeneigt, Thränen im Auge, mit bebender Stimme; „haltet ein, Herr Ritter, ehe unſers Königs Ohr Euer Erbieten vernommen, ſein Mund Euer Erbieten geheiligt! In Demuth und Aufrichtigkeit beugt der Nacken eines ſtolzen Sachſen ſich vor Euch, und für allen Schmerz und für alle Qualen dieſer Stunde bekenn' ich mich durch Euch reich belohnt. Nun aber auch nicht weiter, Herr Ritter; erdrückt den Dankerfüllten nicht, indem Ihr unablösbare Schuld auf ihn legt. Jeder Tropfen Blut, den das Kampfurtheil Euch koſten könnte, müßte tauſendfältig auf mein Haupt fallen. Das ſoll, das darf nicht ſein, Herr Ritter. Ihr glaubt mich ſchuldlos. Bei Gott, ich bin's! Und wär' ich's nicht, der Glaube allein würde das Bekenntniß mir aus der Bruſt nehmen. Doch bin ich auch nicht feig genug, Euerm Schwerte die Beweisführung meiner Unſchuld zu geſtatten. Geſtatten, ſage ich, weil's mein Recht iſt, zu beſtimmen, ob ich durch einen Vorfechter vertreten ſein will. Und Ihr, König

Heinrich, mein gnädigſter Herr! der Ihr durch Euern Ausſpruch mich ſo hoch geehrt habt, daß ich ſchweigend und gehorſam zu Euern Füßen liegen ſollte, zürnet nicht dem Kühnen, der Euerm Gebote ſich entzieht, weil ihn eine innere Stimme treibt. Vergönnet, König und Herr! daß ich durch die dreifache Probe des glühenden Eiſens mich reinige von dem Verbrechen, deſſen ich gezeiht worden."

„Es ſei, wie Ihr begehrt, Münzmeiſter," entſchied der König; „nicht weil Ihr uns darum gebeten, ſondern weil Ihr ein Recht habt, es zu fordern. Und ſorget, Herr Oberrichter, daß ſchon der morgende Tag das Urtheil ſehe, denn nicht ſoll es im Lande heißen, König Heinrich's Feſte verzögerten den Gang der Gerechtigkeit."

Die Bläſſe, die das Antlitz des Oberrichters überzogen, als er ſeinen Neffen ſich erheben ſah, und der Zorn, der in ſeinen Augen gefunkelt, waren nur von kurzem Beſtande im Geſichte des Höflings. Kalt und ruhig gebot er, den Münzmeiſter in ſeinen Kerker zurückzuführen.

* * *

Es ſchien, alle Einwohner von Wincheſter und all die Tauſende, die um der Feſtlichkeiten willen ſich eingefunden, wollten Zeuge ſein bei dem Gottesurtheile, welchem mit König Heinrich's Genehmigung Aylwin, der Münzmeiſter, ſich unterworfen. Zwei Stunden früher, als der königliche Zug in gewöhnlicher Maße aus der Hofburg aufbrach, waren die drei großen Thore der Kathedrale geöffnet, dem Volke freier Eintritt geſtattet und im Innern der Kirche

durch Verschläge und Wachen nur der Raum abgesperrt, der für die Theilnehmer am Zuge und zur Vollstreckung des Urtheils erforderlich war. Gleichwohl hatte die vollgedrängte Kirche die Schaaren der Schaulustigen wenig gelichtet; rings um die Kathedrale wogten Menschenhaufen, und wer der Hoffnung entsagen mußte, durch Zufall oder Bestechung Einlaß zu erhalten, der wollte wenigstens in der Nähe eines der Thore einer der Ersten sein, die Kunde vom Ausgange des Gottesurtheils zu vernehmen.

Während der hohen Messe, Angesichts des Königs, der Königin, der obersten Würdenträger, der Thane und Ritter, vieler edeln Frauen und einer zahllosen Menge kniete Aylwin, das Haar schlicht niederhängend und baarfuß, im groben leinenen Gewande, dessen Saum kaum die Kniee und dessen Aermel kaum die Elbogen erreichten, die Hüften mit einem Stricke umgürtet, an der untersten Stufe des Hochaltars, wo eine schwarze Marmortafel das Grab des im Neuen Walde, einen abgebrochenen Pfeil in der Brust, gefallenen Königs Wilhelm Rufus bezeichnete, und unweit der mit Eisenreifen beschlagenen Kasten, in welchen die Gebeine der altsächsischen Könige, Kinegils, Edred, Edmund und Kenulph, die Asche der Königin Emma und die sterblichen Reste der Bischöfe Wina und Alevin ruhten. Sobald die Messe beendet war, stellten zwei Kirchendiener ein mit hochrothen Kohlen gefülltes Gefäß in die Mitte des Altarplatzes, und auf den Kohlen lag der glühende Eisenstab von drei Pfund Gewicht, das lada triplex der Angelsachsen weßhalb die damit zu bestehende Probe die dreifache hieß.

Dann traten von zwei entgegengeſetzten Seiten je zwölf Männer auf, zwölf Zeugen für den Ankläger und zwölf für den Angeklagten, und nahmen ihre Stellung einander gegenüber, das Kohlengefäß zwiſchen ihnen. Gefolgt von ſeiner, die Litanei ſingenden Geiſtlichkeit erſchien jetzt der ehrwürdige Biſchof, Wilhelm Giffard, den Fächel oft in den, einen halben Schritt hinter ihm getragenen Weihkeſſel tauchend, und das Volk und Alle, die ihm nahe, mit dem heiligen Waſſer beſprengend. Langſamen Schrittes nahte er dem Altar und ſtieg die Stufen hinauf, während am Fuße die Geiſtlichen ſich zur Rechten und Linken reihten. Nach einem ſtillen Gebete, an welchem die ganze Verſammlung Theil nahm, erhob der Biſchof das auf dem Altartiſche liegende Evangelium, das in karmoiſinen Sammet gebunden mit ſeinen goldenen, an Edelſteinen reichen Beſchlägen, mit ſeinem in Gold geſchriebenen Texte und den köſtlich ausgemalten Anfangsbuchſtaben der ſtolzeſte Ruhm ſächſiſcher Kalligraphie war, und jeder der vierundzwanzig Zeugen trat vor den Biſchof und legte zwei Finger ſeiner rechten Hand auf das Buch und berührte es mit ſeinen Lippen — zum feſten Gelöbniß, daß er ein rechter und wahrer Zeuge ſein wolle.

Nachdem hierauf zwei Männer, an ihrer Kleidung erkennbare Diener des Schatzmeiſters, den Eiſenſtab geprüft und nicht blos von der vorgeſchriebenen Stärke, ſondern auch glühend heiß befunden und ſolches ihrem Gebieter berichtet hatten, maßen zwei Zeugen, einer von jeder Seite, neun Schritte ab, und ſtellte ein Kirchendiener neben das Gluthbecken, von welchem jene ausgegangen, und auf den

ander drückend auf die Kniee fiel und mit der Stirn den Boden berührte.

Kein Athemzug ſtörte die Stille. Da nahte der Biſchof, von zwei Geiſtlichen gefolgt, dem Knieenden und ſprach mit lauter Stimme: „Stehe auf, mein Sohn, damit dem Rechte ſein Recht geſchehe, die Diener Gottes Dir Arme und Hände verbinden und mit dem Siegel der Kirche den Verband ſchlieſſen, um nach drei Tagen Siegel und Verband zu löſen und Deine Arme und Deine Hände zu prüfen.“

Aylwin erhob ſich, und die offenen Hände dem Biſchofe darbietend, ſagte er: „Heiliger Vater, prüfe ſie jetzt.“

Staunend blickte der Biſchof und blickten die Geiſtlichen auf Aylwin's Hände, und die Arme gen Himmel ſtreckend und die Augen himmelwärts gewendet, rief der Biſchof: „Gott der Allmächtige iſt gerecht, Aylwin iſt ſchuldlos!“

Ein Jubelruf brach aus dem Kreiſe der zunächſt Stehenden, und lauter und mächtiger wurde der Ruf, bis er vom Gewölbe wiederhallte und vor der Kirche die Luft erfüllte. Von ſeinem Sitze erhob ſich König Heinrich, und der Pagen vergeſſend, die dienſtbereit an ſeinem Auge hingen, winkte er dem Biſchofe, den wunderbar Beſchützten ihm vorzuführen. Und der König und die Königin beugten ſich zu Aylwin nieder und betrachteten ſeine unverſehrten Hände. Dann gebot der König, den Arzt herbeizufordern, der, ein gelehrter Mann von der Hochſchule Salerno, die Königin nach England begleitet und hier bereits des Königs vollſtes Vertrauen gewonnen. Auch er erklärte Aylwin's Hände für frei von Blaſen oder Brandflecken und verſicherte bei ſeiner Wiſſenſchaft,

daß es unnöthig, sie zu verbinden, indem sie nach drei Tagen dieselben sein würden, die sie jetzt wären. Da löste der König seine goldene Brustkette und hing sie um Aylwin's Nacken über das grobe, leinene Gewand, und als dieser, ihm zu Füßen gesunken, den Saum des von Perlen und Edelgestein starren Purpurmantels an seine Lippen drückte, sprach der König mit voller, Schweigen gebietender und Gehorsam findender Stimme: „Aylwin, Münzmeister von Wincheſter! Gott in der Höhe hat Großes an Euch gethan und Euer König verkündet Euch schuldlos an dem Verbrechen, dessen Ihr beschuldigt worden. Tragt die Kette, die wir getragen, zum Gedächtnisse dieses Eures Ehrentages und zum Gedächtnisse der Huld und Gnade König Heinrich's. Normann oder Sachse, vor unserm Auge gilt Jeder gleich, und wie es nur einen einigen Gott giebt, so gebe es in unserm Lande nur Einen König und Ein Recht. Stehet auf, Aylwin, und gehet heim; es harret Eurer eine Tochter, die für Euch gebetet und geweint hat; sie möge nun mit Euch sich freuen. Und damit alles Volk sehe, wie Euer König den ehrt, der, weil er recht thut, unter Gottes Schutze wandelt, so befehlen wir, daß unser Schatzmeister und sechs unserer Ritter Euch geleiten."

Des Königs Wille geschah. Der Schatzmeister und sechs normannische Ritter, unter denen des Königs Wahl auch den Ritter Amaury getroffen, geleiteten Aylwin heim, umringt und gefolgt von den jauchzenden Sachsen, die Aylwin's Ehrentag für den ihrigen achteten. Und nie war König Heinrich von lauterm Jubel begrüßt worden als heute auf

der Rückkehr nach der Hofburg. Auch hörte er heute zum ersten Male sich öffentlich begrüßt, wie Aylwin ihn in der Gerichtsversammlung genannt, Löwe der Gerechtigkeit, und die Höflinge erkannten bald, welche freundliche Aufnahme das viel bedeutende Wort gefunden.

* * *

Freigebig ließ Aylwin seinen Freunden und Stammgenossen und Allen, die herbeikamen, dem mit Reichthum, Ehre und seines Königs Gnade gesegneten Münzmeister Glück zu wünschen, Keller und Vorrathskammer öffnen, und mit der Geschäftigkeit der Hausfrau sorgte Ethelinde, daß die Kannen voll starkem Bier und süßem Meth sich nicht erschöpften, frisch gefüllte Schüsseln die Stelle der geleerten ersetzten, Keiner aus dem Hause ihres Vaters ging, ohne daß ihm ein Becher und ein Teller gereicht worden, und selbst die ihr Theil erhielten, die, arm und niedrig, sich nicht über die Schwelle des reichen, hochgeachteten Mannes wagten und doppelt dankbar für die Spende waren, die den, weil fern stehend, nicht Vergessenen gebracht wurde. Bis spät in die Nacht blieb des Münzmeisters Haus den Gästen offen, und der laute Jubel, der den Tag über durch die Straße gewogt und in mancher entlegenen Gasse den letzten Widerhall gefunden, ging erst mit den Jubelnden zur Ruh.

Wie heiter indessen auch Aylwin, der Münzmeister, sich unter seinen Gästen zeigte und wie hell von Freude ihm die Augen glänzten, wenn er dem geschäftigen Treiben seiner Ethelinde begegnete: — doch war das Herz ihm nicht leicht

und lag des Königs goldene Kette ſchwer auf ſeiner Bruſt. Sich der Bürde zu entladen, die ihn drückte, nahm er, ehe Fackeln und Kerzen angezündet wurden, der Nacht ihr Recht abzuſtreiten, die Gelegenheit wahr, unbemerkt den Kreis der Gäſte zu verlaſſen und in ſeinen Mantel gehüllt, von der Menge unerkannt, den Weg nach der Kathedrale zu finden. Noch waren die Thore hier nicht geſchloſſen. Die ganze Feſtzeit über blieben ſie bis um die neunte Stunde geöffnet, denn Viele der Fremden kamen nach Wincheſter, um zugleich den frommen Mönchen der Sankt Swithins Priorei, die in der Kathedrale Beichte hörten, das Bekenntniß ihrer Sünden abzulegen, und damit es Keinem an Zeit fehle, ließ der Biſchof des Abends die Kirche erleuchten und ſaßen die Geiſtlichen in ihren Stühlen, ſo lange reuige Sünder erſchienen, ſie zu Vertrauten ihrer Schuld zu machen.

An jenem Abende war die Zahl der nach Erleichterung Dürſtenden beſonders groß, und als Aylwin an den Beichtſtühlen vorüberging, fand er für ſich keinen Raum. Er wendete daher ſeine Schritte nach einem Seiten-Altare, wo ein ſpärliches Lämpchen einen matten Schimmer verbreitete, um hier ungeſtört zu beten. Bald aber, nachdem er niedergekniet und mit dem inbrünſtigen Danke für ſeine Rettung ſeinem Schutzpatrone, dem heiligen Swithin, das ernſte Gelöbniß gebracht, die Schuld abzulöſen, die ſein Gewiſſen belaſtete und deren peinigenden Druck er erſt ſeit ſeiner Verhaftung ganz gefühlt, hörte er Fußtritte und erblickte das Gewand eines Geiſtlichen. Da erhob er ſich, das geleiſtete Verſprechen ungeſäumt zu erfüllen, und beugte ſich vor dem

Nahenden. „Laß Dich nicht ſtören in Deiner Andacht, mein Sohn," ſprach eine ſanfte Stimme; „wer ſein Herz vor Gott ausgießt, in den zieht Ruhe und Zufriedenheit ein."

„Ich habe es gethan, heiliger Vater," antwortete Aylwin, „und doch iſt das Herz mir ſchwer."

„So gehe hin und beichte, was Dich drückt," ſagte der Andere.

„Habt Ihr Zeit, mich zu hören?" fragte Aylwin.

„Wer ein Kleid trägt wie dieſes," erwiederte der Mönch, „der nennt keine Zeit ſein eigen. Täuſcht jedoch mein ſchwaches Auge mich im Halbdunkel nicht, ſo ſeid Ihr Aylwin, der Münzmeiſter, an deſſen Unſchuld Gott und die Heiligen ſich auf's Neue verherrlicht haben."

„Der bin ich, heiliger Vater," verſetzte Aylwin.

„Und habt Ihr nicht," ſprach der Andere, „bevor Ihr die Probe des glühenden Eiſens beſtandet, Euer Gewiſſen durch Gebet und Beichte gereinigt?"

„Ich habe gebetet und gebeichtet," antwortete Aylwin; „aber weſſen ich vor Gott mich ſchuldig bekannt, das habe ich meinem Beichtiger verſchwiegen. Und das eben drückt mich zwiefach ſchwer, denn obwohl durch Gottes und der Heiligen Gnade vor den Augen der Menſchen rein von dem Verbrechen, deſſen ich gezeiht worden, trage ich doch die Laſt dieſes Verbrechens."

Wie von innerm Schauder erfaßt, wich der Mönch zurück, und die Hände vorſtreckend, als wolle er den Schwerbelaſteten von ſich abwehren, rief er in einem Tone, der von Schmerz und Unwillen zeugte: „Schuldig des Verbre-

Glück zwischen unsere Herzen, ich fühlte, ich mußte dies liebliche Wesen lieben, mußte ihr gern gönnen, was für mich dahin war, und auch sie schien ungewöhnliches Interesse für mich zu fühlen, das mahlte sich lebhaft in ihren offnen Zügen. Wir waren bald in eine Unterhaltung verflochten, ich bemerkte mit Bewunderung, unter diesem bescheidenen Aeußern, einen reichangebauten Geist, und Kenntnisse, die sie ungezwungen zeigte, ohne zu ahnen, daß sie sie besaß. Man zerstreute sich nach und nach im Garten, Suschen wollte mir ihren Lieblingsplatz zeigen. Er war am Wasser, der Mühle gegenüber, deren regsame Geschäftigkeit mit der Stille des einsamen von Akazien umblühten Sitzes einen seltsamen Contrast machte. Ich fragte Suschen nach Bernhard, sie rühmte ihn mit großer Lebhaftigkeit, und sagte, er werde auch noch kommen, sie wieder mit nach Hause nehmen, und werde sich gewiß freuen, mich zu finden. Der Gedanke an dies Wiedersehen kam mir so unerwartet, und die Gewißheit, er müsse mit Suschen von mir gesprochen haben, drang so tief in mein bewegtes Gemüth, daß ich in wehmüthiges Schweigen versank. Auch Suschen schwieg, und da sie meine Bewegung bemerkte, wandte sie ihren Blick nach dem brausenden Wasser zu unseren Füßen. Ergriffen von tausend verschiedenen Gefühlen, gab ich mein Herz dem Zuge des Wohlwollens für diese gleichgestimmte Seele hin, ich ahnete,

chens, deſſen Du gezeiht worden, und doch keck genug, auf Gottes Urtheil Dich zu berufen! Deine Schuld iſt größer und ſchwerer, als ich geglaubt, und nur die ſtrengſte Buße kann ſie ſühnen."

„Mißverſteht mich nicht, heiliger Vater," entgegnete Aylwin; „weſſen ich angeklagt worden von des Königs Schatzmeiſter vor des Königs Rathe, davon bin ich rein vor Gott und Menſchen. Es iſt eine ähnliche Schuld, die mich betrübt."

„So laßt uns näher zum Altare treten," ſagte der Mönch verſöhnt; „ein Beichtſtuhl iſt überall, wo Reue iſt, und es ſcheint, wir ſind ungehört."

Als Beide aus dem Gange an den Altar getreten, begann Aylwin: „Es ſind nun vier Monate über ſechszehn Jahre, daß König Heinrich zum Lohn für Dienſte, die es mein gutes Glück geweſen war ihm im Kampfe gegen Robert von Beleſme zu leiſten, mir die Anwartſchaft verlieh auf das Amt des von Alter und Krankheit gebeugten Münzmeiſters hieſiger Stadt. Bald darauf zog König Heinrich nach der Normandie, die Unterthanen ſeines Bruders, des Herzogs Robert, wider die Bedrückungen ihres Herrn und ſeiner Großen in Schutz zu nehmen. Da, kurz vor dem heiligen Pfingſtfeſte, kam Osbert von Molai zu mir, der damals Hüter des königlichen Silbers war, und brachte mir zehn Pfund reines, unverfälſchtes Silber, daraus Silberpfennige zu prägen. Es war das erſte Mal, daß ich ſtatt des zum Tode kranken Münzmeiſters ſolchen Auftrag erhielt, und als ich die Silberpfennige geprägt, nahm ich ſie und ging

damit zu des Königs Schatzmeister, der damals Wilhelm von Breteuil hieß. Ich zählte sie ihm einzeln auf, zweitausend vierhundert an der Zahl, alle richtig und unbeschnitten. Als aber der Schatzmeister sie nachgezählt, sah er mich zornig an und sagte: „Es fehlen ihrer fünf Schock; wo sind die?" Ich meinte, der Schatzmeister habe sich geirrt und zählte ihm die erste Reihe vor, wo einhundert Silberpfennige lagen, und dann die vierundzwanzig gleich langen Reihen. Er aber sah mich noch zorniger an und sagte: „Denkt Ihr, ich kann nicht zählen? Das sind die zweitausend vierhundert Silberpfennige, die dem Könige gehören; wo sind nun die einhundert, die mir gebühren? Oder wollt Ihr Münzmeister werden und wißt nicht, daß von jedem zu Silberpfennigen ausgeprägten Pfunde Silbers dem Schatzmeister ein halbes Schock gebührt?" — Ich bekannte, solches nicht zu wissen, und bat, mich zu belehren, wie solches sein könne, da nach Vorschrift der mir ertheilten Anweisung aus jedem Pfunde reinen Silbers genau zweihundert und vierzig Silberpfennige und nicht einer mehr geprägt werden sollten, bei schwerer Pön. Da schalt er mich einen sächsischen Tölpel, der zum Pflugziehen besser als zum Münzmeister tauge, gebot mir, sein Angesicht zu meiden, und vermaß sich mit einem gotteslästerlichen Schwure, daß, so lange er des Königs Schatzmeister wäre und in des Königs Rathe säße, ich nicht Münzmeister von Winchester werden solle. Traurigen Herzens ging ich heim zu meinem Weibe, das der Geburt eines Kindes sich gewärtigte, meiner Tochter Ethelinde, heiliger Vater, die der Trost und Stolz meines Lebens ist. Aber

wie ſehr ich mir auch Mühe gab, meinem Weibe die Trauer meines Herzens zu verbergen, — durch die Augen ſah ſie mir in's Herz, und ich erzählte ihr die harten Worte, die des Königs Schatzmeiſter zu mir geredet, und daß, ſo lange König Heinrich in der Normandie, ich nicht hoffen dürfe, Münzmeiſter zu werden. Da weinte mein Weib lange und bitter, und es war mir, als müſſe ich auch weinen, denn wir hatten weder Geld, noch Gut, des Schatzmeiſters Zorn zu ſühnen. Endlich beſchloß ich auf meines Weibes Rath, zu dem zu gehen, den König Heinrich für die Dauer ſeiner Abweſenheit über Land und Leute geſetzt, zu Roger, Biſchof von Salisbury, damals wie noch jetzt Oberrichter im Königreiche. Ich wurde zwar vorgelaſſen, fand aber gegen des Königs Schatzmeiſter kein Gehör. „Wie geſchrieben ſteht," ſagte der Oberrichter, „gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, alſo gebet dem Schatzmeiſter, was des Schatzmeiſters iſt. Und wollt oder könnt Ihr das nicht," ſetzte er höhniſch hinzu, „ſo thut, wie Ahitophel that, als er ſah, daß ſein Rath nicht fortgegangen war; er ſattelte ſeinen Eſel, machte ſich auf und zog heim in ſeine Stadt und beſchickte ſein Haus und hing ſich." Betrübt kehrte ich zurück zu meinem Weibe und wenige Tage darauf ſtarb der Münzmeiſter. Es war ſpät am Abende, als er ſtarb, und mir lag ob, ohne Verzug davon Meldung zu machen in der Hofburg. Wie ich das gethan und auf dem Heimwege die Mauer der Hofburg entlang ging, ſtieß mein Fuß an etwas, das einen Klang gab, als ſei es Gold. Ich bückte mich und hob es auf, und was ich gefunden, war ein Beutel mit Gold."

„Sprich leiser, mein Sohn," erinnerte der Mönch und heftete seine Augen auf den nächsten Pfeiler des Schwibbogens. Unwillkührlich folgte Aylwin's Blick dem Blicke des Mönchs. Aber obschon er Niemand in der Nähe gewahrte, fuhr er leiser fort: „ich nahm den Beutel mit Gold und eilte zu meinem Weibe. Wir öffneten den Beutel und es waren zwanzig Byzantiner darin. Unsere Freude war groß; denn kam es uns auch nicht in den Sinn, dem, der den Beutel verloren, ihn vorzuenthalten, so hofften wir doch, daß er beim Rückempfange das Darlehn einiger Byzantiner uns nicht abschlagen würde und wir damit den Schatzmeister versöhnen könnten. Inzwischen blendete uns das Gold, den Fund zu verschweigen, und als vierzehn Tage vergangen, ohne daß Jemand seinen Verlust kund gethan, meinten wir, Sankt Swithin, zu dem wir oft gebetet, habe sich unserer Noth erbarmt und es könne kein Verbrechen sein, einen Theil des Goldes für unsere Wohlfahrt zu entlehnen. Also nahm ich fünf Byzantiner und trug sie zum Schatzmeister, Wilhelm von Breteuil, und bald nachher war ich Münzmeister dieser Stadt. Damals wußte ich nicht, daß, weil der Eigenthümer sich nicht gemeldet und ich das Gold im Bereiche der Hofburg auf des Königs Grund und Boden gefunden, ich mir angemaßt, was des Königs sei. Und als ich später bekannt wurde mit dem normannischen Gesetze vom tresor trouvé und daß ich durch mein Schweigen mich eines Todesverbrechens schuldig gemacht, — da, heiliger Vater, hatte ich nicht den Muth, zu reden. Ich mag meine Unterlassung nicht entschuldigen. Aber wenige Monate, nachdem mein

Weib mir eine Tochter geboren, war ſie geſtorben, und es dünkte mir hart, daß ich wegen eines Verbrechens, von deſſen großer Strafbarkeit ich keine Kenntniß gehabt, dem Gerichte mich überantworten, den Tod am Galgen ſterben und mein einziges Kind allein in dieſer Welt laſſen ſollte. Ich habe durch Gebet und Andacht, und ſeit der Herr mich mit zeitlichem Gute geſegnet, durch Spenden und Gaben mancher Art meine Schuld abzutragen und mein Gewiſſen zu verſöhnen geſucht. Es iſt mir nicht gelungen, heiliger Vater, und oft in ſchlafloſen Nächten habe ich geweint und geſeufzt. Als ich nun auf Befehl des Oberrichters in Haft genommen wurde, und keiner andern Schuld mir bewußt, mein Verbrechen entdeckt glaubte, bereute ich bitter, daß ich geſchwiegen. Und wie ich eines Verbrechens mich gezeiht ſah, das ich nicht begangen, faßte ich den Vorſatz, im Fall der Herr mir gnädig wäre und meine Unſchuld zu Tage brächte, mein Gewiſſen ungeſäumt durch Beichte zu erleichtern. Jetzt wißt Ihr Alles, heiliger Vater; ſagt, was ſoll ich thun?"

„Dein Vergehen iſt groß, mein Sohn," erwiederte der Geiſtliche; „denn mag auch Vieles zu Deiner Entſchuldigung ſprechen, — von dem Tage an, wo Du des Königs Geſetz kennen lerneteſt, machte Dein Schweigen Dich ſtrafbar. Bevor ich indeſſen weiter rede, ſage mir, mein Sohn, ob Du Willens und bereit biſt, das Gold, ſo Du Dir angemaßt, zurück zu erſtatten?"

„Das bin ich, heiliger Vater," verſetzte Aylwin,

„und deßhalb trage ich das Gold sammt Zinsen bei mir."

„So steht es in Deiner Macht, mein Sohn," fuhr der Geistliche fort, „Dein Gewissen zu erleichtern und der Strafe des Gesetzes vorzubeugen, wenn Du den richtigen Betrag des Dir angemaßten Goldes sammt Zinsen an den Schatzmeister unserer Priorei bezahlest, damit vom Altar aus der Eigenthümer aufgefordert werde, was er verloren, in Empfang zu nehmen, und meldet sich Niemand, so gehört das Gold zur Hälfte dem Könige, zur Hälfte dem Kloster."

„Und ist es unerläßlich, mein Vater," fragte Aylwin, „daß der Name des Finders genannt werde und ich selbst zum Schatzmeister Eures Klosters gehe?"

„Ich errathe das Bedenken, das Dich abhält, mein Sohn, und mag's nicht tadeln," antwortete der Geistliche. „Deßhalb und da Du das Gold bei Dir trägst, wenn Du es mir übergeben willst, so werde ich es dem Schatzmeister unsers Klosters ausliefern als mir anvertraut unter dem Siegel der Beichte, und Dein Name bleibt verschwiegen und Dein Geheimniß das meinige; ich bin der Bruder Wilhelm."

Augenblicklich zog Aylwin einen Beutel hervor und reichte ihn dem Mönche. Ihn in seiner Kutte verbergend, sagte dieser: „Es waren genau zwanzig Byzantiner in dem Beutel, den Du gefunden?"

„Nicht einer mehr und nicht einer weniger," versicherte Aylwin.

„Und ist der Beutel, den Du mir gegeben, auch derselbe, den Du gefunden?" fragte der Geistliche. Und als Aylwin

das bejaht, ſprach jener weiter: „So gehe beruhigt von hinnen, mein Sohn: was Du Dir angemaßt, ſoll in die Hände deſſen kommen, dem es gehört. Der Friede des Herrn ſei mit Dir und ſeine Gnade leuchte Dir auf Deinen Wegen! Geh heim, preiſe Gott und ſei fröhlichen Muthes!"

Knieend hatte Aylwin den Segensſpruch empfangen, und als er nach inbrünſtigem Dankgebete ſich erhob, hatte der Mönch ſich entfernt. Leichten Herzens nahm der Münzmeiſter den Heimweg. Seine Gäſte hatten ihn zwar vermißt, aber er trat ſo heiteren Auges unter ſie, daß keiner fragte, wo er geweſen. Auch Ethelinde fragte nicht; ſie las in ſeinem Blicke, was ſie vermuthet, und als das Haus ſtill geworden und ſie den Vater in ſein Schlafzimmer geleitet, ſagte ihr ſein Lächeln, daß keine Schuld ihm die Ruhe der Nacht ſtören könne, und fühlte ſie in dem Kuſſe, den er auf ihre Stirn drückte, daß er ein zufriedener Vater ſei.

Ein Tag war vergangen, da ſaß am nächſten König Heinrich wieder zu Gericht mit den Rittern und Thanen, als gegen das Ende der Sitzung der Oberrichter nach tiefer Verbeugung ſprach: „König Heinrich! Es ſchmerzt Euern Diener, abermals, wenn auch nur durch ſeinen Mund, eine Anklage zu verlautbaren wider einen Mann, der erſt vor zwei Tagen mittelſt Gottesurtheils ſich gereinigt hat von ſchwerer Beſchuldigung und ausgezeichnet und geehrt worden iſt durch Eure Gnade, wie noch kein Sachſe."

„Meint Ihr Aylwin, den Münzmeiſter?" fragte der König ſcharf.

„Denſelben, König Heinrich," antwortete der Oberrichter.

„So wollen wir nur Eins ſagen, eh' Ihr weiter redet“ fuhr der König in gleichem Tone fort. „Wir haben dem verziehen, der Aylwin, den Münzmeiſter, der Unterſchlagung unſers Silbers beſchuldigte. Aber, bei der Jungfrau! keine Verzeihung ſoll dem werden, der wieder als Ankläger gegen Aylwin, den Münzmeiſter, auftritt und, was er vorbringt, nicht rechtfertigt. Es ſoll ihn die Strafe treffen, die den ſchuldig Befundenen träfe. Nun redet weiter.“

„König Heinrich!“ verſetzte der Oberrichter, „ſo Ihr befehlt, verſtummt die Anklage.“

„Gramercy!“ rief der König, „wann hätte unſer Befehl den Gang des Rechts geſperrt! Aylwin hängt, wenn er ſchuldig, und iſt er unſchuldig, hängt der Ankläger. Was alſo iſt's?“

„Es iſt nicht mehr und nicht weniger, König Heinrich!“ ſprach der Oberrichter, „als daß Aylwin, der Münzmeiſter von Wincheſter, vor ſechszehn Jahren um die Zeit des heiligen Pfingſtfeſtes, an dem Abende, wo ſein Vorgänger im Amte geſtorben, längs der Mauer dieſer Hofburg, folglich auf Euerm Grund und Boden, König Heinrich! einen Beutel mit Gold gefunden, und ſtatt ſelbigen nach Vorſchrift des Geſetzes vom tresor trouvé Euerm Schatzmeiſter zu übergeben, ihn an ſich behalten und genutzt hat. Solches iſt zu meiner Kenntniß gelangt durch einen Sachſen, Namens Uffo, der bereit, es zu erweiſen.“

„Und habt Ihr Aylwin, den Münzmeiſter, anher beſchieden?“ fragte der König.

„Noch nicht,“ antwortete der Oberrichter: „doch hab'

ich verfügt, daß es sogleich geschehen kann, und er soll hier sein, ehe Usse sein Zeugniß geendet."

„Er soll es Aylwin in's Gesicht sagen," befahl der König; „wir wollen früher ihn nicht hören. Sorgt, daß Aylwin komme."

Und so schnell stand der König von seinem Sitze auf, daß der reiche Mantel in schweren Falten niederfiel, und schritt so rasch dem anstoßenden Gemache zu, daß der Thürsteher kaum Zeit fand, die Pforte zu öffnen und den Pagen ein Zeichen zu geben. Auch von den Beamten und Rittern verließen mehre den Saal, unter jenen der Kanzler, Bischof von Winchester. Doch fanden sich alle, zurück zu sein, ehe Aylwin's Ankunft dem Könige gemeldet wurde, denn keinem war der blitzende Zorn entgangen, mit welchem er die Verhandlung abgebrochen und, wie er solchen Falles zu thun pflegte, in das anstoßende Gemach sich erhoben hatte.

Die Vorsichtsmaßregeln des Oberrichters und seine beflügelten Boten brachten den Münzmeister in kurzer Frist nach der Feste, und als die Mitglieder des Rathes versammelt und Aylwin und Usse in die Halle eingeführt waren, erschien König Heinrich, ernsten, aber kalten Blickes. Sobald er sich niedergelassen und auf seinen Wink die Pagen und Wachen sich entfernt hatten, eröffnete er das Gericht mit den üblichen Worten: „Beginnet, Herr Oberrichter, und haltet angemessenen Vortrag."

Demgemäß erhob sich dieser und sprach: „Aylwin, Münzmeister von Winchester! Es ist wider Euch zur Anzeige gekommen, maßmaßen Ihr vor sechszehn Jahren um die Zeit

des heiligen Pfingſtfeſtes an dem Abende, wo Euer Vorgänger im Amte geſtorben, längs der Mauer dieſer Hofburg, folglich auf König Heinrich's, unſers gnädigſten Herrn, Grund und Boden, einen Beutel mit Gold gefunden, und ſtatt ſelbigen nach Vorſchrift des Geſetzes vom tresor trouvé des Königs Schatzmeiſter zu übergeben, ihn an Euch behalten und genutzt habt. Der ſolches wider Euch angezeigt und zu beweiſen bereit, iſt Uſſo, den Ihr hier gegenwärtig ſehet. Ob Ihr nun ſolches einzugeſtehen oder zu läugnen gemeint ſeid, — das begehr' ich von Euch zu hören in gemeſſenen Worten, auf Befehl König Heinrich's, unſers gnädigſten Herrn."

„Es iſt, Herr Oberrichter, wie Uſſo angezeigt hat," antwortete Aylwin.

Erſtaunen ob der Ruhe in Aylwin's Mienen und ſeines unumwundenen Geſtändniſſes flog von Auge zu Auge. Der Oberrichter blieb dem allgemeinen Eindrucke nicht fremd. Er bedurfte einer Minute, ſich zu ſammeln. Dann ſprach er weiter: „Und iſt Euch wiſſend, Aylwin, Münzmeiſter von Wincheſter, mit welcher Strafe das Geſetz den Uebertreter heimſucht?"

„Mit der Strafe am Galgen," erwiederte Aylwin in unerſchütterter Ruhe.

„So hab' ich Euch noch zu fragen, Aylwin, Münzmeiſter von Wincheſter," fuhr der Oberrichter fort, „was Ihr zu Eurer Rechtfertigung oder Vertheidigung vorzubringen im Stande oder gemeint ſeid, — und begehre ich von Euch,

sie werde ihn beglücken, den ich liebte, und zürnte nicht mehr mit dem Geschick. Es giebt Momente, wo alles Irdische uns verschwindet, und nur ein Gefühl der Liebe und Tugend in uns lebt, das keine Entsagung zu schwer findet. Wer diese Momente ergreift, wird durch ihre Seligkeit für die Bitterkeiten des Lebens reich entschädigt. Jetzt hätte ich Suschens Hand in die Hand des geliebten Bernhard legen können, und ihr Glück würde mich keinen Seufzer gekostet haben.

Als ich mein thränendes Auge erhob, begegnete ich den nassen Blicken meiner Gefährtin, und ergriff ihre Hand. Warum weinen Sie, Suschen, fragte ich sie, sollten Sie auch nicht glücklich seyn?

Wer ist glücklich? sagte Sie sanft, und drückte meine Hand fester. Sie, gutes Fräulein, hielten wir für beneidenswerth, ich und mein Freund, und doch sind Thränen in Ihren Augen, und Ihr Ansehen ist weniger gesund, als da ich Sie zum erstenmale sah.

Lassen Sie mich jetzt nur an Sie denken, Suschen. Glauben Sie mir, daß ich wenigstens Sie und Ihren Freund glücklich wünsche. Man sagte mir, Sie liebten sich, würden sich für immer verbinden, was kann Sie da noch betrüben? Haben Sie, hat Bernhard eine Sorge, o wenn ich helfen könnte! Seyn Sie ganz offen, Suschen, Ihr erster Anblick hat mein Herz gewonnen, und Bernhard ist mir sehr werth —

ſolches zu thun in gemeſſenen Worten, auf Befehl König Heinrich's, unſers gnädigſten Herrn."

„Nichts, Herr Oberrichter," verſetzte Aylwin, „als was Uſſo Euch bereits geſagt haben wird."

„Uſſo hat wider Euch, nicht für Euch gezeugt," betonte der Oberrichter.

„So vergönnt," warf Aylwin ein, „daß ich zu meinem Schutze mich auf das Zeugniß deſſen berufe, der zu meinem Verderben wider mich gezeugt hat. Ich glaube, das ſteht dem Angeklagten frei. Vergönnt, daß ich Uſſo'n ſelbſt befrage."

„Ihr mögt es thun," erwiederte der Oberrichter, „doch nicht vergeſſen, daß Ihr es thut in Gegenwart König Heinrich's, unſers gnädigſten Herrn."

Zu Uſſo'n gewendet, auf deſſen Stirn zwar der Entſchluß ſtand, frech zu ſein, der aber Aylwin's Blick nicht auszuhalten vermochte und erröthend den ſeinigen niederſchlug, begann der Münzmeiſter: „Uſſo, mein Stammgenoſſe und meiner Mutter Schweſterſohn, da Ihr des Königs Oberrichter hinterbracht habt, daß ich vor ſechszehn Jahren einen Beutel mit Gold gefunden, ſo entſinnt Ihr Euch wohl auch, bei welcher Gelegenheit ich Euch das vertraut habe?"

Uſſo ſchwieg und Aylwin fuhr fort: „Ihr müßt die Frage mir verzeihen, Uſſo; mein Gedächtniß fängt an, ſein Alter zu fühlen und ſchwach zu werden; ich könnte in der Erinnerung mich irren. War's vielleicht vor ſechs Jahren, als Ihr arm und heimathlos nach Wincheſter kamt und ich Euch ein Haus und eine volle Wirthſchaft ſchenkte?"

Uffo ſchwieg und Aylwin fuhr fort: „Nein, nein, Ihr habt ganz recht, damals war es nicht; es war drei Jahre ſpäter, als die Schergen Euch Haus- und Hof genommen und Ihr mit Weib und Kind zu mir kamet, daß ich Euch Nahrung und Obdach gäbe, und ich Euch und Euerm Weib und Euern Kindern Beides gab, wie es eines Blutsverwandten Pflicht iſt.“

Uffo ſchwieg, ſich die Lippen beißend, und nach kurzer Pauſe fuhr Aylwin fort: „Auch damals nicht? — So muß es verwichenes Jahr geweſen ſein, als Ihr wegen Schuld im Kerker lagt, ich Euch die Riegel öffnete, Euch zurück zu Weib und Kindern führte, Euer Weib und Eure Kinder, ohne daß ich's hindern konnte, mir den Staub von den Füßen küßten und Ihr bei Sankt Swithin ſchwuret, daß Ihr den Liebesdienſt mir nie vergeſſen, von Stunde an ein arbeitſamer Mann werden und mir durch That beweiſen wolltet, daß meiner Mutter Schweſterſohn kein undankbarer Menſch ſei.“

Uffo's Lippen zuckten, ſein ganzer Körper bebte; aber er ſchwieg und langſam ſprach Aylwin weiter: „Alſo auch damals war es nicht? — So weiß mein Gedächtniß nur noch eine Möglichkeit, Uffo. Ihr wart vorgeſtern einer der Erſten, die mir Glück wünſchten, daß Gott und die Heiligen ſich meiner erbarmt; Ihr brachet das Brot in meinem Hauſe und trankt den Wein an meinem Tiſche, was der ſchlechteſte Sachſe nicht zu thun wagt, wenn er ſchlecht genug, Verrath zu ſpinnen; und als ich in der Dämmerung meinen Mantel nahm und nach der Kirche ging —“

„Ihr redet, was nicht hierher gehört," fiel der Oberrichter ein. „Uſſo hat keine Verbindlichkeit, Euch zu erinnern, wo und wann Ihr ihm von dem gefundenen Beutel geſagt: er iſt auch nicht gehalten und kann nicht gezwungen werden, wider ſich ſelbſt zu zeugen. Ihr aber, Aylwin, Münzmeiſter von Wincheſter, ſeid geſtändig, einen Beutel mit Gold gefunden und an Euch behalten, Euch angemaßt zu haben, was des Königs war, und ſeid geſtändig, zu wiſſen, daß Ihr dadurch ein Todesverbrechen begangen. Was Ihr nun meintet, daß Uſſo als zu Eurer Rechtfertigung oder Vertheidigung gereichend mir geſagt haben werde, — da Uſſo ſchweigt, ſagt es ſelbſt, und daß Ihr ſolches ungeſäumt thuet in gemeſſenen Worten, begehre ich von Euch auf Befehl König Heinrich's, unſers gnädigſten Herrn."

„Ihr habt ſehr recht, Herr Oberrichter," verſetzte Aylwin; „da Uſſo ſchweigt, muß ich ſelber für mich reden. Ich glaubte aber, es würde beſſern Glauben verdienen, wenn er mit ſeinen eigenen Lippen erzählte, daß er vorgeſtern in der Dämmerung mir nachgeſchlichen, meine Beichte belauſcht, in der ich meine Schuld bekannt, und dann Euch, Herr Oberrichter, mein Geheimniß hinterbracht. Denn daß er nur auf jene Weiſe es erfahren hat, deſſen bin ich ſo gewiß, als daß mein Weib ihr Wiſſen mit ins Grab genommen, daß bis zum Augenblicke meiner Beichte mein Mund ſtumm geweſen, und daß der Geiſtliche, dem ich gebeichtet, nicht gegen Uſſo'n das Siegel gebrochen hat. Daher meinte ich, Uſſo habe auch erlauſcht und erforſcht, daß ich den Beutel ſammt allem Golde, das

darin war, als ich ihn fand, und sammt den Zinsen, die es seitdem getragen haben würde, meinem Beichtiger übergeben, damit er ihn dem Schatzmeister des Klosters brächte und vom Altar aus Aufforderung erginge, daß der ihn in Empfang nehme, dem er gehört. Und dadurch, sagte der heilige Vater, habe ich nicht blos mein Gewissen erleichtert, sondern auch der Strafe des Gesetzes vorgebeugt."

„Das Erste mag sein, das Letzte steht zu bezweifeln," lächelte der Oberrichter; „jedenfalls könnt Ihr die Wahrheit Eurer Rede durch den Empfangsschein Eures Beichtigers oder des Kloster-Schatzmeisters darthun?"

Betroffen sah Aylwin den Fragenden an und erst nach minutenlanger Pause sagte er: „Einen Empfangsschein habe ich nicht."

Da zuckte Hohn um den Mund des Oberrichters, indem er ausrief: „Keinen Empfangsschein habt Ihr? Seit wann ist Aylwin, der kluge Münzmeister, so unvorsichtig, Geld ohne Empfangsschein zu zahlen?"

„Seit ich nicht zweifeln kann und nicht zweifeln will," versetzte Aylwin, „daß fremdes Gut unverloren ist in den Händen der geweihten Diener Gottes. Schickt aber, wenn der Beweis so dringend, zu den frommen Mönchen der Sankt Swithin's Priorei und laßt den Bruder Wilhelm anberbescheiden. So nannte sich der heilige Vater, dem ich gebeichtet und den Beutel mit Gold übergeben."

„Lebt in Sankt Swithin's Priorei ein Mönch dieses Namens, Herr Kanzler?" fragte der Oberrichter den Bischof von Wincheſter.

Langſam erhob ſich der ehrwürdige Mann und nach tiefer Verbeugung ſprach er feierlich: „König Heinrich! Die Gnade Gottes wacht ſichtbar über Aylwin, Euern treuen Münzmeiſter. Ich bin der Bruder Wilhelm, dem er gebeichtet und das Gold vertraut hat.“

Hohn und Lächeln ſchwanden aus den Zügen des Oberrichters, als der König mit ſtechendem Blicke ihm zurief: „Wie nun weiter, Herr Oberrichter?“

Aber ſchnell gefaßt antwortete er: „König Heinrich! Das Bekenntniß Eures Kanzlers beweiſt, daß Aylwin die Wahrheit geredet; doch von der Strafe des Geſetzes befreit es ihn nicht; denn wie Euch wohl wiſſend, König Heinrich, beſagt das Geſetz, daß der Strafe nur ledig gehen ſolle, wer, nachdem er ſich angemaßt, was des Königs, es dem rechtmäßigen Eigenthümer zurückerſtattet. Bis der alſo gefunden worden“ —

„Er iſt's!“ unterbrach der Kanzler, und einem Blitze ähnlich zuckten die Worte durch die Verſammlung. „Der Eigenthümer des Beutels iſt gefunden, König Heinrich! In Euerm Kanzler ſteht er vor Euch.“ Und einen Beutel hervorziehend und ihn dem Könige überreichend, fuhr der Kanzler fort: „Dies iſt der Beutel, den ich verloren vor ſechszehn Jahren um die Zeit des heiligen Pfingſtfeſtes, als Euer Befehl mir ungeſäumten Aufbruch nach der Normandie geboten, ich ſpät am Abende die Hofburg verlaſſen, erſt auf dem Schiffe den Verluſt gewahrte, und meinend, der Beutel ſei mir in die See entfallen, wie ich aus dem ſchaukelnden Boote das Schiff beſtieg, jede Kundmachung unterließ. Und

dies ist der Beutel, den Aylwin, in der Verhüllung mich nicht erkennend, mir ehegestern übergeben, sammt dem Golde, soviel dessen darin war, als ich ihn verlor, und sammt den Zinsen, soviel es mir deren nach dem Gesetze des Reichs getragen haben würde. Und daß der Beutel, den Aylwin gefunden, derselbe, den ich verloren, und daß ich Eigenthümer des verlorenen gewesen, das bezeugen die am innern Rande eingestickten Anfangsbuchstaben meines Namens."

Ohne an den Worten des Kanzlers zu zweifeln, betrachtete der König die eingestickten Buchstaben, reichte den Beutel zurück und sagte: „Es ist, wie Ihr angebt; wir erkennen den Beutel für Euer Eigenthum." Dann sich wendend, fragte er in einem Tone, der den Angeredeten beben machte: „Wie nun weiter, Herr Oberrichter?"

Dieser stand gebeugt und schweigend, und während Aller Blicke auf ihm und dem Könige hafteten, schien in Aller Brust kein Athem zu sein. Da sprach der König: „Wir begehren nicht, Herr Oberrichter, daß Ihr Usso'n fraget, wer ihn gedungen zum Späher gegen seinen Wohlthäter; wir haben nie von Euch begehret, daß Ihr Späher aussendet, sich an die Fersen unserer Unterthanen zu hängen, um Euch und durch Euch uns zu hinterbringen, wessen sie in heiliger Beichte sich schuldig bekennen; wir wollen es aber auch nicht dulden, daß einer unserer Diener, wie hoch oder niedrig er stehe, das Recht, das Gott geschaffen, und das Gesetz, das wir gegeben, zum Deckmantel seiner Leidenschaften mache. So weit die Grenzen unserer Reiche gehen, für Normannen wie für Sachsen, sei Ein Gott, Ein Recht und Ein König.

Aylwin iſt frei von jeder Schuld, und wollt Ihr, Herr Biſchof, vielleicht ſchon morgen nach Eurer Abtei Malmesbury Euch begeben, ſo ſorgt dafür, daß Uſſo Euch begleite; er ſelbſt mag ſorgen, wenn ſein Hals ihm lieb iſt, daß er in unſerm Reiche ſich anderswo nie betreten laſſe. Die Sitzung iſt aufgehoben, und Euch alle, edle Ritter und Thane, und auch Euch, Aylwin, ſammt Eurer Tochter, erwarten wir dieſen Abend an unſerm Hofe."

* * *

Blaß und ſchüchtern ſchritt Ethelinde, von ihrem Vater gefolgt, an der Hand König Heinrich's durch die glänzende Verſammlung und beugte, niedergeſchlagenen Auges, vor Königin Adelais das Knie. Als aber die hohe Frau ihr mit ſanfter Stimme geboten, aufzuſtehen, und Ethelinde ſich aufrichtend zur Seite der Königin den Ritter Amaury erblickte, — da färbte ein raſches Roth ihre bleichen Wangen und die Königin ſelbſt empfand, daß in dieſem Momente die Krone der Schönheit der bebenden Jungfrau gehörte.

„Hört jetzt das Wort, Königin Adelais," begann der König, „welches unſere in Gott ruhende Gemahlin Mathilde der Tochter Aylwin's, unſers Münzmeiſters von Wincheſter, verpfändete, als ein Zufall es gefügt, daß ſein Weib in der Abtei Romſey eines Kindes genas und Königin Mathilde es aus der Taufe hob. Sie gelobte, Sorge zu tragen für das Kind, wenn es der Sorge einer zweiten Mutter bedürfen werde, und ſolcher Fürſorge bedarf jetzt Ethelinde; denn wo es die Wahl des Gatten gilt, ſieht das Auge der Mutter ſchärfer als das Auge des Vaters, und daß der Vater Eure

Wahl gut heißen wird, deſſen ſind wir von unſerm Münzmeiſter im voraus verſichert. Ritter und Thane!" fuhr der König mit gehobener Stimme fort, „Ethelinde, unſers treuen Münzmeiſters von Wincheſter eheliche Tochter, wurde durch das Sakrament der heiligen Taufe unſerer in Gott ruhenden Gemahlin Mathilde und durch ſie uns, Euerm Könige, verwandt. Dem Adligſten unter Euch iſt Ethelinde ebenbürtig."

Knieend zu den Füßen des Königs wurden Amaury's und Ethelinden's Hände von Königin Adelais ineinander gelegt und empfingen die Liebenden den Segen des Vaters. Nachdem aber der Biſchof von Wincheſter ſchon an einem der folgenden Tage den Bund in der Kathedrale geweiht, ließ Aylwin in Sankt Swithin's Priorei ſich zum Mönche einkleiden, und bald nachdem er hier als Prior geſtorben war, ließen die Mönche, wie ſich das Alles begeben, von Stephan, dem berühmten Kalligraphen der Abtei Hyde, mit goldenen Buchſtaben auf Pergament ſchreiben.

Von Königin Adelais befehligt, brachte Samſon de Nanteuil die ganze Begebenheit in ein Fabliau, den er die drei Kümmerniſſe des habſüchtigen Oberrichters benannte und der zum Gedächtniſſe Biſchof Roger's lange geſungen worden iſt in England und in der Normandie.

Daß aber Alles wirklich ſo geſchehen, wie es in deutſchen Worten hier erzählt ſteht, — das iſt noch heutigen Tages zu leſen in der alten Chronik der ehrwürdigen Stadt Wincheſter.

Das getheilte Herz.

Novelle

von

Elise Ehrhardt.

Revidirt und aus den nachgelassenen Papieren der Verfasserin herausgegeben von Dr. Fr. Volger.

Der letzte Tag des Carnevals im Jahre 18.. wurde in dem Palaste des Marchese Francesco di Capello zu Florenz auf das Glänzendste gefeiert. In dem schönen, mit den Gemälden der besten Meister gezierten Salon warfen blitzende Kronleuchter ihren tausendfarbigen Schimmer auf die zahlreiche Versammlung von Gästen, welche nach dem Tacte der Musik leicht dahin wogten oder auf anmuthigen Ruhepunkten der köstlichen Erfrischungen genossen, deren balsamische Düfte die Luft durchwürzten. Fast geblendet irrte das Auge des Zuschauers umher, denn zu viele der schönen Gestalten, zu viele der prächtigen Costüms, der Perlengewinde und funkelnden Diademe schwebten in reizender Mannigfaltigkeit durcheinander. So wie aber die unzählbaren Sterne am Morgenhimmel erbleichen vor der Köni-

gin des Tages, ſo wurde auch dieſe glänzende Verſammlung verdunkelt, als unter Trompetenſchall die Flügelthüren aufrauſchten, und die ſchöne Nichte des Marcheſe, Julia di Capello, am Arme ihres Oheims in den Saal trat. Sie war in jedem Sinne die Königin des heutigen Feſtes; denn ſie feierte ihren achtzehnten Geburtstag: auch ging die Rede, ſie werde heute den langerſehnten Ausſpruch thun, einem ihrer zahlreichen Bewerber ihre Hand reichen, und als Braut der Geſellſchaft vorgeſtellt werden. Auf wen aber ihre Wahl fallen, wer der glückliche Auserkorene ſein werde? — Dieſe Frage beſchäftigte im Stillen den Scharfſinn der Geſellſchaft wie ein ſchweres Räthſel, und zog auf manche ſchöne Stirn die Furchen des vergeblichen Grübelns. Denn (um beim erſten Bilde zu bleiben) wie die Sonne ringsum in ihrer Sphäre Licht und Wärme verbreitet, die hohe Ceder und die niedere Wucherpflanze beſcheint, und Böſen wie Guten lächelt, ſo hatte bis jetzt die ſchöne Julia der ganzen Welt das blühende Antlitz zugewendet, und den hellen Blick ihres Strahlenauges mit dem Ausdrucke des allgemeinen Wohlwollens und fröhlichen Lebensgenuſſes von einem Gegenſtande zum andern ſchweifen laſſen. Mit den mehrſten ihrer Anbeter trieb ſie ein harmloſes Spiel, und duldete ſie nur in ihrer Nähe, um ſich in kindlichem Muthwillen an ihren poſſirlichen Geberden zu ergötzen. Wie Lilli in ihrem Park, ſo herrſchte Julia in ihren Umgebungen über eine wunderliche Menagerie, in welcher es auch weder an dem brummenden Bär, noch an einem edlen Löwenpaar fehlte. Der Bär ſtellte ſich dar in der wohlbeleibten Perſon eines benachbarten Mar-

Mein Gefühl hemmte hier meine Stimme. Suschen weinte still in ihren Schooß, meine Hand hielt sie noch immer. O mein Gott, sagte sie endlich ganz leise, dürfte ich doch offen gegen Sie seyn. Was ich sagen kann, sollen Sie wissen, ich liebe unseren Pfarrer nicht, er mich nicht. Nein, ach nein! ein ganz anderer Kummer drückt mein Herz, und der kann nie gestillt werden. Ihn durch Religion und herzliche Theilnahme zu lindern, hat der gute Bernhard alles gethan, und darum nenne ich ihn meinen Freund, das ist er jedem Unglücklichen. Sehen Sie, das alles ist wahr, aber mehr darf ich nicht sagen, oder ich müßte wider mein Gewissen handeln.

Sie bedeckte ihr Gesicht, und ich drückte sie an meine Brust. Ich will nicht in Sie dringen, liebes Mädchen, sagte ich innig gerührt, aber seyn Sie meine Freundin, und zum Zeichen, daß Sie es wollen, schenken Sie mir einige Tage Ihre Gesellschaft, damit wir uns näher kennen lernen.

Gern wollte ich das; o gewiß Ihre Freundschaft, die Sie mir so großmüthig anbieten, wird mir ein großer Trost seyn, aber zu Ihnen kommen kann ich nicht, glauben Sie mir, ich kann nicht, aber diesen Tag werde ich niemals vergessen, und nie aufhören, für Ihr Glück zu beten.

Fast betäubt von allem, was ich gehört hatte, und zum höchsten Antheil für dieses Mädchen gereizt, das

dieſe Signor Pedrillo, welcher der Ahnen und der Jahre viele zählte, mit dem Oheim Schach ſpielte, und mit ſteifem Kleide und gravitätiſchem Anſtande das Amt eines luſtigen Raths bei der Königin ſeines Herzens verwaltete. Das Löwenpaar aber beſtand aus einem jungen Grafen, der die heimatlichen Fluren des heitern Elſaß auf einige Zeit mit der Fremde vertauſcht hatte, um alle Schönheiten und Annehmlichkeiten der Welt auf Reiſen kennen zu lernen, und aus einem jungen korſikaniſchen Edelmann, den die herrlichen Kunſtſchätze von Florenz an dieſen Ort gezogen hatten. Beide junge Männer ſtanden einander gleich an edler Abkunft, an glänzenden Glücksgütern, beide blühten in der Fülle holder Kraft und männlicher Schönheit, wirklich, es hätte die Liebesgöttin ſelbſt in Verlegenheit ſetzen müſſen, wem von beiden ſie den Preis zuerkennen ſollte. Denn war auch der Graf Victor mit der hochſchlanken Geſtalt und dem regelmäßig gebildeten, von braunem Ringelhaar umlockten Profil, dem Apollo ähnlicher als ſein Freund und Nebenbuhler, Fernando, deſſen etwas ſchärfer gezeichnete Geſichtszüge und weniger imponirende Geſtalt ihn neben dem Grafen ſcheinbar im Schatten ſtellte, ſo durfte man doch nur ein wenig näher treten, nur ſehen welch ein Geiſt aus dem ſchwarzen Feuerauge leuchtete, welch ein natürlicher Adel, welch eine Würde und Verachtung alles Schlechten auf der hohen Stirn unter dem ſchwarzen Lockenbuſch, der ſie beſchattete, thronte; ſo durfte man ihn nur reden hören mit der vollen wohlklingenden Stimme, mit der edlen Mäßigung, die weniger ſagt, als verſchweigt, — um die Wage

der Liebenswürdigkeit zwiſchen dieſen beiden Verehrern der ſchönen Julia ſchwanken zu ſehen.

Auf dieſe zwei intereſſanten jungen Männer war am heutigen Abende die allgemeine Aufmerkſamkeit vorzüglich gerichtet, weil man aus guten Gründen vermuthete, Einen von ihnen würde Juliens Wahl beglücken. Und obwohl manche äuſsere Umſtände und Familienverhältniſſe den Grafen Victor mehr zu begünſtigen ſchienen, ſo wollten doch ſcharfſichtige Perſonen behaupten, Fernando allein habe Juliens Herz gewonnen; auch liebe ſie ihr Vaterland zu ſehr, um es mit des Grafen ferner Heimath zu vertauſchen. Kurz — Fernando war der allgemein Beneidete, und der leiſe Zug beglückter Hoffnung, der um ſeinen Mund ſchwebte, erhob die Vermuthung beinahe zur Gewiſsheit.

Julia hatte an Victor's Arm den Ball eröffnet, und indem ſie nach beendigter Polonaiſe an der Hand ihres Tänzers auf Fernando zueilte, den ſchönen Nacken vor ihm neigte, um aus ſeiner Hand den aufbewahrten Shawl zu empfangen, entfiel ihrem Halſe eine goldene Kette. Beide Nebenbuhler bückten ſich ſie aufzuheben, als eine breite Fleiſchhand plötzlich zwiſchen ſie fuhr und das Kleinod erſchnappte. Signor Pedrillo hielt triumphirend die Kette hoch empor, woran ein kunſtreich gearbeitetes, goldenes Herz mit zwei Rubinflammen ſchwebte. Das ſchmunzelnde Angeſicht des glücklichen Eroberers glänzte behaglich wie der Vollmond, und er ſchwur bei allen Huldgöttinnen, die erbeutete Trophäe nicht ohne Löſegeld aus ſeiner Hand zu geben.

„Ei, Signor Pedrillo! wie könnt Ihr so unritterlich verfahren, und mitten im tiefen Frieden Kriegsrecht geltend machen?“ sagte Julia: „geschwind, gebt mir mein Eigenthum zurück: Ihr spielt damit eine schlechte Positur, die Euch Nachtheil in meiner Gunst bringen möchte.“

Und mit der raich gebietenden Bewegung, die ihr so schön stand, streckte Julia die rosige Spitze ihres Zeigefingers nach der Kette aus, und Signor Pedrillo wagte keinen weitern Einwand.

„Wie wäre es aber,“ fuhr Julia fort, indem sie die Kette spielend zwischen den Fingern hingleiten ließ, „wie wäre es, wenn ich das Kleinod, das ich nicht mehr tragen mag, weil es mir untreu wurde, gegen eine Bedingung an einen dieser drei Herren verschenkte?“

Die drei Herren horchten hoch auf, Signor Pedrillo hielt mit vorgestrecktem Kopfe das Ohr hin: Graf Victor lächelte ein wenig ironisch: Fernando's Auge hing brennend am Munde der holden Gebieterin.

„Ich sah einmal,“ hob Julia an, „am Feste der heiligen Rosalia in dem ihr geweihten Kloster einen Paradiesvogel, und ich kann mir nichts lieblicheres denken, als wenn solch ein niedlicher Sylphe sein glänzendes Gefieder auf schwanken Stäbchen wiegt: wer mir einen solchen Vogel bringt, soll zur Belohnung diese Kette erhalten. Ich werde während der Fasten mit dem Oheim verreisen, und erst am ersten Ostertage werden wir uns wiedersehen: wer mir dann statt des schönen Eies den schönen Vogel bringt, der — trage meine Kette. Für Graf Victor hätte ich dabei noch

eine kleine Klauſel," ſetzte ſie leicht ſcherzend hinzu, indem ſie Fernando die Hand zum eben beginnenden Walzer reichte; „ich bedinge, daß derſelbe bis zum abgelaufenen Termine ein kleines Geheimniß verſchweige." — Mit ſüßem Lächeln ſchwebte ſie an Fernando's Arme dahin, der, ſie ſo umfangen haltend, bald die letzten, ihn ein wenig kränkenden Worte vergaß, und ſich den glücklichſten der Sterblichen träumte.

So entſchwanden die Stunden dieſer Nacht in wonnigem Taumel; aber die allgemeine Erwartung blieb unbefriedigt; und wie das flammende Herz an der Kette, ſchien Julia in getheilter Neigung zu ſchwanken, und es blieb ſogar noch zweifelhaft, ob der Paradiesvogel, falls er aufgefunden würde, das Spiel in Ernſt verwandeln, oder nur zum neuen Spiele ihrer Laune dienen ſollte.

Glockengeläute und Poſaunentöne verkündeten den Oſtermorgen. Der üppigſte Frühling, den die aufgehende Sonne beſtrahlte, verherrlichte das Feſt der Auferſtehung, und erwärmte ſelbſt kalte Herzen mit den Gefühlen der alles belebenden Liebe und Unſterblichkeit.

Julia ſchaute im weißen Morgengewande, roſig wie der ſchöne Morgen, aus dem Fenſter ihres Schlafgemachs über den Platz hin, horchend dem Glockengeläute, hingegeben einer weichen, wehmüthigen Rührung, die ihr im Laufe der letzten Jahre faſt fremd geworden war. Die Frühlinge ihrer Kindheit, die Oſtermorgen, die ſie vormals mit dem Kuſſe einer frommen Mutter erweckten, die heiligen Schauer,

die ſie damals empfand, wenn die Mutter in frommer Rührung ihr erzählte von dem Urſprunge des hohen Feſtes, und ſie im Geiſte hinführte zu dem leeren Grabe des auferſtandenen Welterlöſers, ſtrichen jetzt leiſe in der wehenden Morgenluft an ihr vorüber; und die Fülle aller irdiſchen Glückſeligkeit, die Vergötterung ihrer Schönheit, die Huldigungen, die ihr ſo verſchwenderiſch dargebracht wurden, erſchienen ihr wie ein ſchaales Poſſenſpiel gegen die paradieſiſchen Freuden, die ihr Gemüth in jenen vergangenen Tagen ſo rein, ſo allgenügend erfüllten. Eine Thräne entfiel ihrem Auge, und — o daß ſie ihren Engel geſehen hätte, der warnend in dem ſäuſelnden Lüftchen ſie umſchwebte, und die Thräne von ihrer Wange küßte! —

Bettina, die Zofe, unterbrach ihren Gedankengang; ſie ſteckte lauſchend das Köpfchen durch die leiſe geöffnete Thür, und als ſie die Gebieterin nicht nur erwacht, ſondern ſchon aufgeſtanden am offnen Fenſter erblickte, verkündigte ſie voller Freude, daß bereits in aller Frühe eine Menge der wunderſchönſten Oſtergeſchenke für Signora eingelaufen wären, und ihrer im Vorzimmer harrten. Während Bettina noch redete, rief eine wunderlich ſchnarrende Stimme zu wiederholten Malen: Mia Cara! mia Cara! — Julias vorige Wehmuth verwandelte ſich plötzlich in lautes Lachen, als Bettina die Thür weit öffnete, und ein grünlich-grauer Papagei im goldigglänzenden Käfig ihr den ſüßen Morgengruß entgegen krächzte. „Signor Pedrillo!“ rief ſie endlich, ſich vom Lachen erholend, — „Signor Pedrillo, wie er leibt und lebt! Laß doch ſehen mit welcher

ſinnreichen Deviſe er ſeinen herrlichen Paradiesvogel ausſtattete? —" und ſie löſte das roſige Brieflein vom Halſe des Schwätzers und las:

„Das Paradies iſt zwar verloren, aber ein Echo aus „demſelben iſt die Stimme eines treuliebenden Herzens. „Denke Du, Göttin, des meinigen, bei der mangelhaften Gabe „des Dich anbetenden Gebers, denke, daß der arme gefangene „Vogel mit ſeinem nie ermüdenden Wahlſpruch das getreue „Conterfei deſſelben iſt."

Das vorige Lachen kehrte wieder. „So albern, als gut gemeint," ſcherzte Julia; „nun, ſei mir willkommen, Du grauer Freund, Du trolliger Schwätzer; magſt immerhin hier im Vorzimmer hauſen, und bisweilen mir die lange Weile vertreiben!" Mit leichtem Blicke überflog ſie nun die übrigen Spenden, — die köſtlichen, mit den ſchönſten Blumen gezierten Vaſen, die Armbänder, die Buſennadeln und den andern aus den Blüthen des Steinreichs geformten Schmuck, die ätheriſchen Wohlgerüche, welche ihr aus Kryſtallfläſchchen und zierlichen Opferſchälchen entgegendufteten, und worin ſich der Sinn der verſchiedenen Geber auf die mannigfaltigſte Weiſe ausſprach. Julia aber ſuchte nur eine Gabe unter den vielen, den Paradiesvogel, und dieſen ſchien ſie vergebens zu ſuchen. Wie, ſollte er nicht aufzufinden, oder ſollten die Preisbewerber ſo lau, ſo nachläſſig geweſen ſein? — Endlich fiel ihr Blick auf ein zierliches, aus Mahagonyholze gefertigtes Käſtchen, welches etwas entfernt von den übrigen Geſchenken am Ende der Tafel ſtand. Schon drehte ſie das goldene Schlüſſelchen, welches

das Käſtchen verſchloß, als ſie auf dem Deckel deſſelben die zierlich eingeätzten Worte las:

„Nur die Kunſt blieb uns, als aus der Natur das Pa-
„radies verſchwand.“

„Julia öffnete das Käſtchen, und hob den ſchönſten Paradiesvogel, wie er als ſeltnes Kunſtproduct bisweilen zum Haarſchmuck hoher Frauen dient, daraus hervor. Bettina brach in unerſchöpfliches Lob des köſtlichen Geſchenkes aus, Julia aber erblaßte ein wenig und ſprach leiſer vor ſich hin: Victor! Du bieteſt mir ein kaltes, todtes Scheinbild ſtatt des friſchen, warmen Lebens! — Ach, ich kann mich dieſer Gabe nicht freuen, — doch — ich will Dich nicht betrüben! —

Ein Bedienter meldete in dieſem Augenblicke Signor Fernando, und der Willkommene trat unverzüglich ein. Eine ſtillverhaltene Freude übergoß ſeine Wangen mit einer ihnen ſonſt fremden Röthe, und gab ſeinem ganzen Weſen eine unwiderſtehliche zauberiſche Anmuth. Auch Julia erröthete, indem ſie ein wenig verlegen den künſtlichen Paradiesvogel in ſein Behältniß zurückſchob, ohne ihn dem Freunde zu zeigen. Fernando's Aufmerkſamkeit entging nichts der Inhalt des Mahagonykäſtchens, noch der graue Hausfreund im goldenen Käfig; und, ein triumphirendes Lächeln unterdrückend, nahm er den am Eingange harrenden Diener einen blühenden Granatbaum ab, auf deſſen Zweigen ſich im goldenen Reif der ſchönſte der gefiederten Erdbewohner wiegte. Ja, dies war die lebensvolle Farbenpracht, der geſchmeidige Gliederbau, die glänzende Krone, der königliche

Schweif des ächten Paradiesvogels, wie ihn Julia im Kloſter der heiligen Roſalia geſehen, und ſie ſtand beſchämt, in ſprachloſer Ueberraſchung vor dem glücklichen Geber da, der ſich ſtumm vor ihr neigte, und ſeine glühenden Lippen auf ihre Hand drückte. „O laß mich nun Deine Kette tragen!“ ſagte er leiſe, innig flehend, als Bettina ſich entfernt hatte; „nur wenn Du mich bindeſt, bin ich frei, bin ich mir ſelbſt wiedergegeben.“ In banger Beklommenheit hob ſich Julia's Buſen; o mit dieſem Manne, mit ſeiner ernſten Leidenſchaft, mit ſeiner innigen wahren Liebe zu ihr, hatte ſie zu ſpielen gewagt! Noch nie war er ihr ſo ſchön erſchienen, noch nie hatte ſie ſo entſchieden gefühlt, wie theuer er ihr war, als in dieſen Augenblicken. Indem ſie in der peinlichſten Verlegenheit ſchwieg und keine Antwort finden konnte, trat Graf Victor ein, einen etwas finſtern Blick auf den Granatbaum und auf Fernando werfend. Doch faßte er ſich ſogleich, wendete ſich mit der feinen Art des Weltmanns zu Julien, und ſagte, ihr die Hand küſſend:

„Verzeihung, Julia, daß ich es wage, ohne befriedigende Löſung Deiner Aufgabe vor Dir zu erſcheinen. In Deiner Nähe iſt das Paradies, und ſelbſt das unbedeutendſte Weſen wird zum glücklichen Bewohner deſſelben, ſobald es Dir nahe ſein darf. O darum nimm nun endlich Dein ſtrenges Verbot zurück; gebiete mir nicht länger, das ſüßeſte Geheimniß in meiner Bruſt zu verſchließen! Ja, geliebte Julia,“ fuhr er dringender fort, als die Betroffene den Blick zum Boden ſenkte, „laß mich es heute laut ſagen, daß ich durch den Beſitz Deiner Hand, die Du mir am Morgen

Deines Geburtstages in Gegenwart des Oheims reichtest, der Glücklichste der Sterblichen werden soll."

Eine unheimliche Stille, nur von dem schnarrenden Wahlspruch des Papagaies unterbrochen, folgte auf Victor's Erklärung. Doch faßte sich Julia bald, und von der ängstlichen Betroffenheit, die ihrem Wesen fremd war, schnell zu ihrer natürlichen Leichtigkeit überspringend, nahm sie das Wort:

„Es ist nicht schön von Euch, Graf Victor, mein Verbot so willkürlich zu übertreten, und unsere Verlobung früher bekannt zu machen als ich es Euch erlaubte. Doch, da es nun einmal geschehen ist, so macht es mir Freude, den ersten Glückwunsch von unserm Freunde Fernando zu empfangen. Was aber soll nun aus meiner Kette werden?" fuhr sie nach einer gespannten Pause fort, „die als Preis eines ritterlichen Spieles nichts mit dem ernsten Verlobungsringe gemein hat, und um welche drei Bewerber in die Schranken traten? Zwar Signor Pedrillo bescheidet sich selbst, daß sein Papagai kein Paradiesvogel sei, — allein Victor und Fernando übertrafen meine Erwartungen, und machen es mir durch zweifache Lösung meiner Aufgabe fast unmöglich, einem von ihnen den Preis darzureichen."

Da trat Fernando, der bis jetzt einer Bildsäule gleich am Fensterbogen lehnte, plötzlich vor, heftete den dunkelglühenden Blick fest auf Julien und sagte:

„Nicht so, Julia! keine Unwahrheit! mir gehört die

Kette, und keine Macht der Erde soll diesen Preis mir streitig machen."

„Es sei," entgegnete Victor, „reiche ihm die Kette, die er so ungestüm fordert, mir gieb das Herz; theile auf diese Weise den Preis, und beide Bewerber werden zufrieden sein."

„Das Herz läßt sich von der Kette nicht trennen," versetzte Julia, und zog das Kleinod aus einem Schmuckkästchen hervor, „es ist beides nur ein Stück — sehet selbst!"

„Und es ist mein," sprach Fernando im vorigen entschiedenen Tone.

„Laßt das Spiel nicht zu ernst werden!" wendete sich Julia bittend zu Victor, „seid großmüthiger als Euer Gegner, und entsagt einem Anspruche, der — —"

„So wird meine Gabe verachtet?" unterbrach sie Victor empfindlich, „und der heutige Tag, den ich mir so selig träumte, soll ein unglücklicher für mich sein?"

Julia sah ihn eine Minute sprachlos an, als wollte sie sich aus einem Irrthum zurechtfinden, „Ich merke," sagte sie dann mit ungewöhnlichem Ernst, „Ihr seid ein wenig engherzig, und der Verlobungsring, den Ihr da am Finger tragt, muß von geringem Werthe für Euch sein, da Ihr neben ihm eine Spielerei so hoch in Anschlag bringt. Damit uns Allen aber dieses Spielzeug keinen weitern Verdruß mache," setzte sie rasch mit scharfem Ton hinzu, „so — sei es zerbrochen!" Und schnell ergriff sie die Kette, löste ein Gelenk derselben, faßte dann das künstlich zart gearbeitete Herz, und brach es mit zitternder Hand, gerade in dem Spalt der

mit dem offensten kunstlosesten Wesen sich in räthselhaftes Dunkel hüllte, vergaß ich beinahe, was in ihren Worten für mich trostvolles lag. Aber darf ich es auch so nennen? War ich Verlobte nicht tausendmal unglücklicher, wenn Bernhard frei war, und war er frei, weil er Suschen nicht liebte? — — Wir trockneten unsere Augen und schickten uns an, die Gesellschaft wieder aufzusuchen. Die Sonne stand schon tief, und mein Wagen war bespannt geblieben. In der Laube fanden wir den vorigen Zirkel, ich sagte den frohen Menschen schnell gute Nacht, und eilte zu meinem Wagen, aber als ich am Ausgang des Gartens auch Suschen, die mich begleitet hatte, von mir ließ, und mich rasch umwandte, kam mir Bernhard entgegen. Mein Herz klopfte ungestüm, ich zweifelte, ob ich ihn würde unbefangen begrüßen können. Er kam mir zuvor. Mit sanfter Theilnahme fragte er nach meinem Befinden; seine Augen, die nie den Weg zu meinem Herzen verfehlten, ruhten forschend auf meinem Gesicht, und schienen um die Ursach dieser Blässe, dieser Thränenspuren zu fragen. Er führte mich an den Wagen. Meine Hand lag in seinem Arm, ich fühlte, daß er zitterte. Wenig Worte sprach er mit mir, aber sie drangen in mein Herz, und nur sie hörte ich diesen Abend und diese stille Nacht.

Einige Tage vor meinem Geburtstage kam meine Mutter mit Helbern zu uns. Beide trugen Trauer um

Mitte in zwei gleiche Hälften. „So!“ ſprach ſie mit der auflodernden Freude des Zornes, dem die Beſchämung der Gegner gelang, „ſo! ihr ſelbſtſüchtigen Männer, die ihr aus der unſchuldigſten Blume des Frohſinns Gift und Galle bereitet, nehmt das zerbrochene Herz — der Preis iſt getheilt, das Spiel iſt aus!“

Mit der Geberde des Unwillens reichte ſie den beiden Nebenbuhlern das getheilte Kleinod, und wollte ſich hinweg begeben.

„Noch ein Wort, Julia!“ ſprach Fernando, ihr den Weg vertretend, und ſeine Stimme war ernſt und gebietend, wie die richtende Nemeſis, „wohl ſprichſt Du wahr, das Spiel iſt aus! aber treulos, falſch haſt Du geſpielt — um das Glück des Lebens, um das Vertrauen zu den Menſchen, um mein beſſeres Selbſt haſt Du mich betrogen. Dieſem verlobteſt Du Herz und Hand, während Du mich mit holder Rede und ſüßem Blick der Gunſt in Hoffnungen einwiegteſt. Gedenke des letzten Carnevalsabends — und erröthe vor ſolcher Falſchheit! Habe Dank, ſchöne Schlange, für das getheilte Herz — es ſoll nie von mir weichen, es ſoll mich ewig — ewig erinnern, wie ſchwankend, wie gehaltlos, wie verächtlich — —“

„Halt ein, Raſender!“ unterbrach ihn Victor, die Hand an ſeinen Degen legend; „ſolche Schmähungen —“

„Nicht wahr, die fordern Blut? „lächelte grimmig Fernando; „ich ſtehe zu Dienſten, aber nicht hier, nicht an dieſem Feſttage, es wird ſich ja eine gelegenere Stunde finden.“

„So tödtet jetzt Julien nicht durch Eure Gegenwart," versetzte Victor, indem er die ohnmächtig Hinsinkende im Sopha niederlegte und die Klingel zog.

Mit scheinbarer Kälte sprach Fernando: „Auf Wiedersehn!" und verließ das Zimmer.

„Wo ist der Furchtbare?" fragte Julia, als sie unter Bettina's Hülfeleistungen aus der Ohnmacht erwachte.

„Vergiß den Wahnsinnigen," erwiederte begütigend Graf Victor, er leidet wirklich zuweilen an Geistesverwirrung. „Wohl uns, wenn wir erst an den Ufern des Rheins vor seinem Anblicke gesichert sind. Erhole Dich, geliebte Julia!"

Julia aber sah schüchtern im Zimmer umher und schauderte als sie den Paradiesvogel gewahrte, der im Winkel sein Gefieder sträubte und leise Klagetöne hören ließ. Sie pflegte sein auf das sorgfältigste, doch nach wenigen Tagen war er todt. — Fernando ließ nichts weiter von sich hören: er war noch am ersten Ostertage von Florenz abgereist.

Wer ergründet die Tiefen des Herzens? wer entfaltet bis auf den zart verhüllten Kelch die Blüthe eines weiblichen Gemüths? Oft wird diese Blüthe leicht und flach, die Beute der ersten erwachenden Neigung; oft bleibt sie lebenslang nur Knospe, wenn sie unentwickelt von der Hand der Alltäglichkeit gebrochen wird. Seltener erschließt sich die Rose für den einen Sonnenstrahl, der ihr Entzücken und ihr Schmerz ist, der ihr Leben und Tod giebt.

Auch Julien war als Naturgabe ein zart- und tief-fühlendes Herz geworden, welches, bis in ihr zehntes Jahr durch die Liebe einer frommen Mutter genährt und gebildet, sich noch immer unverkennbar in ihrem schönen, seelenvollen Auge spiegelte. Aber der frühe Verlust ihrer Mutter, ihre sich so ausgezeichnet entwickelnde Schönheit, der glänzende Ueberfluß, worüber sie im Hause ihres Oheims zu gebieten hatte, der Hof von Anbetern und Schmeichlern, der sie umlagerte, mit einem Worte: der Inbegriff alles Eiteln umspann wie ein häßliches Insect sie mit falschen Netzen, in denen ihre reine Eigenthümlichkeit verloren ging. Wie konnte die Krone der reinen Weiblichkeit, die demüthige, sich selbst-opfernde Liebe ein Wesen schmücken, welches gewohnt war sich als das strahlende Centrum der es umgebenden Welt zu betrachten? — Nur frostige Selbstliebe leitete ihre Handlungen und gab ihrem Character jene Unentschiedenheit und Halbheit, die sich mehr von äußern Anregungen als von innerer Willenskraft leiten läßt. Und so wurde sie daher auch mehr durch ein Gewebe von Zufälligkeiten als durch die freie Herzenswahl bestimmt, sich für Graf Victor zu erklären, und den bindenden Verlobungsring an jenem Morgen von ihm anzunehmen. Sie erfüllte durch diese glänzende Verbindung die Wünsche ihrer Familie, und auch ihre eignen hatten nichts Bedeutendes dagegen einzuwenden, denn Victor war ein schöner, angenehmer Mann.

Ob ihn selbst, den vielseitig Gebildeten, den durch den Wechselreiz jedes Lebensgenusses Verwöhnten, wahre, reine Liebe für Julia beseelte? oder ob mehr die kluge Lebens-

anſicht des kühlen Weltmanns bei ſeiner Werbung ihn leitete? — Dieſe Frage war, eben bei dem hohen Grade von Bildung, welchen der Graf beſaß, ſchwer zu entſcheiden. Indeſſen fühlte ſich Julia glücklich in ihrer getroffenen Wahl. Nur ein Weſen war es, in deſſen Nähe es ihr zuweilen vorkam als müſſe ſie aus einem langen Traume erwachen. Wenn Fernando's Blick dem ihrigen begegnete, wenn ſie unerwartet ſeine Stimme hörte, durchlief ein heimlicher Schauer ihr Innerſtes. Sie fühlte, daß er ſie liebte, ernſter, wahrer liebte als alle die Andern, die ihr von Liebe vorplauderten und ſie damit amüſirten. Mit Fernando allein wagte ſie nicht Scherz und Kurzweil zu treiben, bis an jenen Abend, wo ſie dennoch ein Einfall hinriß, ihn mit in eine Aufgabe zu verflechten, mit der ſie eigentlich nur Signor Pedrillo necken wollte, wiewohl ſie dabei auch bezweckte, ihre öffentliche Verlobung mit dem Grafen noch um einige Wochen zu verſchieben. Erſt bei der Löſung ihrer Aufgabe, erſt an dem Oſtermorgen, der ihr Schickſal entſchied, erkannte ſie die Tiefe, die Gluth einer Leidenſchaft, mit der ſie bisher getändelt hatte, wie das Kind mit der Flamme, und es gehörte ihr leichter Sinn und der neue Zauber eines beglückten Brautſtandes dazu, den Eindruck den jene Scene auf ihr Herz machte, allmählig wieder zu verwiſchen.

Und wieder wogte, wie an jenem Carnevalsabende, im Salon der Villa des Marcheſe Franzesco di Capello der bunte Wechſel einer feſtlichen Verſammlung. Der Vorabend von Julia's Hochzeitfeier wurde durch blitzende Kronleuchter feenartig erleuchtet. Bunte Gruppen beweg-

ten ſich, wie damals, nach dem Tacte einer zauberiſchen Muſik, und die köſtlichſten, mannigfaltigſten Erfriſchungen dufteten aus ſilbernen Schaalen in den Seitennischen den Vorüberwandelnden entgegen. Die erſten Familien von Florenz wetteiferten an Pracht und Geſchmack der Brautgeſchenke, welche ſie heute der holden Nichte des Marcheſe darbrachten, und welche man, zur Schau ausgeſtellt, auf den Seitentiſchen erblickte. Die Braut im roſenfarbenen Gewande, das ſchwarze Lockenhaar mit dem glänzenden Gefieder des künſtlichen Paradiesvogels geziert, ſchwebte am Arme ihres Verlobten im ſüßen Taumel dahin, denn ſo ſchön, ſo liebenswürdig wie heute war ihr Victor noch nie erſchienen, und wirklich glich er der Geſtalt eines Heros. Geſchmückt mit allen Inſignien ritterlicher Ehre, mit dem in ſilberner Scheide ruhenden Degen, dem Ordensbande, dem Wappen mit der Grafenkrone, vereinigte er Alles in ſich, was Perſönlichkeit, Reichthum und Geburt nur Reizendes zu bieten vermögen. Alle Herzen ſchlugen dem holden Brautpaare entgegen, und ſelbſt der blaſſe Neid erröthete und verſöhnte ſich mit ſeinen verfehlten Anſprüchen beim Anblicke dieſer ſchönen Erſcheinung.

Eben ſtand der Graf neben Julien an einem Seitentiſche, und betrachtete mit ihr das aus farbigen Edelſteinen geformte Blumendiadem, welches, ein Geſchenk ihres Oheims, morgen ihre Stirn ſchmücken ſollte, als ein Diener mit der Meldung erſchien: es wünſche ein fremder, im untern Vorzimmer eingetretene Gaſt, den Grafen zu begrüßen. Auf deſſen Antwort, der Gaſt möge doch ſogleich heraufgeführt

werden, erwiederte der Diener: der Fremde komme so eben von der Reise und wolle erst die Kleider wechseln, bevor er mit Anstand im Gesellschaftszimmer erscheinen könne. „Wohl gar ein lieber Verwandter, ein Freund aus der Heimath?“ sprach Victor mit heiterer Erwartung; „erlaube mir, liebe Julia, daß ich ihn empfange, und ihn alsbald Dir zuführe.“ — Leicht drückte er seine Lippen auf ihre Hand, und verließ den Saal.

Julia sah ihm lange nach; eine ängstigende Ahnung beklemmte ihre Brust, und gern wäre sie ihm gefolgt, hätte die Schicklichkeit ihr dieses nicht verwehrt. Sie ging langlam, nachsinnend den Saal auf und ab, gab den sie Anredenden zerstreute Antworten, und blieb endlich in einem seitwärtsführenden Fensterbogen stehen, in die vom Vollmonde bleich erhellte Landschaft hinausstarrend. —

Unterdessen war der Graf in dem untern Vorzimmer angelangt. Eine in einen dunkeln Mantel gehüllte Gestalt trat ihm entgegen.

„Ich komme wohl zur ungelegenen Stunde,“ hob der Fremde an, und Victor erkannte Fernando's Stimme, „Euch um die Gefälligkeit zu bitten, einen Ehrengang mit mir zu thun. Da er aber doch einmal gethan sein muß, und es Euch gewiß angenehm ist, eine Scharte aus Eurem Degen auszuwetzen, bevor Ihr ihn morgen an Eurem schönsten Ehrentage der Braut zur Seite tragt, so — folgt mir ins Freie: in einer halben Stunde ist die Sache abgemacht.“

„Schon gut,“ versetzte Victor, „ich bin bereit, obgleich nicht Alles ist wie es sein sollte.“ Er sah um sich;

sie waren beide allein, keine Secundanten waren gegenwärtig. „Ich hielt die Gegenwart von Zeugen bei einer Ehrensache, die zwischen Männern wie wir sind, entschieden werden soll, für überflüssig," sagte Fernando; „findet Ihr aber nöthig solche mitzunehmen, so werden sich leicht ein Paar Freunde unter der hier anwesenden zahlreichen Gesellschaft finden. Ich überlasse Euch die Wahl derselben."

Und indem Fernando noch so sprach, traten zwei junge Männer herzu. Sie gehörten zu Victor's Freunden, und kamen, im Begriff sich draußen ein wenig abzukühlen, hier in das Vorzimmer, ihre Hüte zu holen. „Sind Euch diese recht?" fragte Fernando, und sie blieben verwundert stehen und erfuhren wovon hier die Rede war. Die Sache wurde näher besprochen, und die vier Männer verließen die Villa und schritten im Lichte des Vollmondes durch die angrenzenden Buschpartien einem freigelegenen Rasenplatze zu.

Der Zweikampf begann in den bezeichneten Grenzen scheinbar kalt und schulgerecht. Victor suchte, um ihn abzukürzen, dem Gegner eine leichte Armwunde beizubringen. Fernando parirte jeden Stoß mit außerordentlicher Gewandtheit, ohne angreifend zu fechten. „Ihr spielt mit unsern Klingen," sprach der Graf, durch die Kälte des Gegners etwas gereizt, „mich aber langweilt dieses Spiel."

„Habt Ihr's so eilig?" versetzte Fernando, und ein neuer Gang begann. Erhitzter kämpften Beide, schon

blutete Fernando's Arm, von einer leichten Verletzung getroffen.

„Genug!" riefen die Secundanten.

„Sogleich!" sprach jetzt mit wildaufflammender Wuth Fernando, indem sein Stahl tief in Victor's Brust eindrang.

„Rasender! Mörder!" schrieen die Zeugen, und eilten dem Hinsinkenden zu Hülfe.

„Fliehe! fliehe!" sprach der Graf mit matter Stimme, und winkte Fernando mit der Hand. Das Blut quoll aus der tiefen Brustwunde in Strömen hervor. Die beiden Freunde trugen den Unglücklichen auf ihren Armen nach der Villa, wo bei seinem Anblicke starres Entsetzen an die Stelle der herrschenden Fröhlichkeit trat.

Julia kniete mit aufgelöstem Haar, ein Bild der trostlosen Verzweiflung, am Bette des Verwundeten, dessen Todtenblässe und gänzlich gebrochene Kraft zu erkennen gab, daß er nur noch Minuten zu leben habe. Die Kunst der anwesenden Wundärzte war vergebens; noch drang unstillbar das Blut aus der dem Herzen nahen Wunde; Julien's rosiges Gewand war blutgefärbt, und schaudernd sprang sie jetzt aus dumpfem Hinstarren auf, und rief mit zum Himmel gerungenen Händen: „Fluch dem Mörder! Ha! die Rache soll sich an seine Fersen hängen, ich — ich will ihn verfolgen, und nicht ruhen bis mein Dolch sein Herz zerspaltet!" —

Da hob der Sterbende mühsam die erkaltende Hand, und winkte die Braut näher zu sich hin: „Julia,"

ſprach er mit gedämpfter Stimme, „ihm ſei verziehen, denn er liebte Dich ... darum — darum — und auch Du — glaube mir, es iſt gut, daß ich ſterbe ... verſprich mir, daß Du keine Rache üben willſt, — keine Rache ... vergebet, ſo wird euch vergeben! — — Der Morgen bricht an — — es wird hell! hell! — — —" Wirklich ſtieg eben die Sonne im Oſten empor, und ihr erſter Strahl fiel auf das mildverklärte, zur ſchönen Leiche erblaßte Angeſicht des Grafen.

Julia's Schmerz brachte ſie dem Wahnſinn nahe, und fand ſeine Gränzen nur erſt in der völligen körperlichen Erſchöpfung, die ſie einer langen, ſchweren Krankheit unterwarf.

Fernando wurde zwar kraft der Geſetze verfolgt, jedoch nirgends aufgefunden, und man gab endlich der Vermuthung Raum, er habe in irgend einem verborgenen Winkel der Erde ſein Leben gewaltſam geendet.

Fünf Jahre waren ſeit dieſer Begebenheit verfloſſen, als unter Napoleon's Adlern die Schlacht bei ... geſchlagen wurde. Auf einem Berge ohnweit ... liegt das Kloſter della Santa Maria dolorosa, von Jungfrauen bewohnt, welche ſich zu einem der ſtrengern Orden bekennen, und hier ihr Leben der Barmherzigkeit, und insbeſondere der Krankenpflege widmen. In völliger Abgeſchiedenheit von der Welt, nur durch die Linderung der Leiden ihrer Nebenmenſchen noch mit ihnen verbunden, vernahmen die friedlichen Bewohnerinnen dieſes ſtillen Aſyls faſt

nie ein anderes Geräuſch als den Donner des Himmels oder das Brauſen des Sturmwindes. Heute aber dröhnte ein dumpferes Donnern, nicht aus den Wolken von oben herab, ſondern aus Feuerſchlünden von der Ebene herüber, durch die öden Mauern des Kloſters. Die Nonnen lagen in Gemeinſchaft betend auf den Knieen, und ihr ſanftes: Misericordia Domine! ſtieg mit dem Brüllen des Geſchützes und den Rauchwolken des Pulverdampfes zum Himmel empor. Da trat die Vorſteherin und geiſtliche Mutter der Anſtalt, die Priorin Veronika, welche hier ein halbes Jahrhundert unter den Uebungen der Gottſeligkeit und Menſchenliebe durchlebt hatte, in die Verſammlung und ſprach mit ernſter Freundlichkeit:

„Friede ſei mit euch! Ja, er weiche nicht von uns, der ſtille Gottesfriede, der im inwendigen Tempel wohnt, ſelbſt mitten unter den Schreckniſſen des Krieges. Bereitet alles vor, meine Schweſtern, die Schlacht rückt uns näher; das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden wird bis zu uns dringen, und der Herr wird uns Arbeit auftragen. Sorgt dafür, daß unſer Haus der Hülfebedürftigen recht viele aufnehmen kann.“

Und eine jede der Jungfrauen ging an ihr Tagewerk; die Vorräthe an lindernden Mitteln, an Linnen, an Betten und Decken wurden geprüft, bereitet, ergänzt, und Alles in Stand geſetzt, um das Werk der Barmherzigkeit an den Opfern der Schlacht beginnen zu können. Hülfreich bot eine der Andern die Hand, und ein edler Wetteifer beſeelte ihre gemeinſame Thätigkeit. Vorzüglich aber

einen Oheim Helderns, dessen Erbe er war. Er fand mich noch immer nicht so wohl, als er gehofft hatte, und zeigte wahre Bekümmerniß darüber. Aber auch an ihm fiel mir eine seltsame Veränderung auf. Er war stiller als sonst, weniger galant, aber herzlicher und gefühlvoller, und oft schienen seine Gedanken weit von uns auf fernen Gegenständen zu weilen. Meine Mutter beobachtete ihn scharf, und spielte oft auf die schädliche Wirkung an, die die tiefe Einsamkeit in Helberau auf ihn gemacht hätte; mir gefiel er so bei weitem mehr als vormals, es dünkte mich eine Sympathie zwischen uns, die ich nie ahnete, und deren Ursach unerforscht blieb. Am Morgen meines Geburtstags stand ich mit der Sonne auf, ich vermuthete einen geräuschvollen Tag, und wollte die feierlichen Stunden der erwachenden Natur einsam genießen. An mein Fenster gelehnt, das die weite Aussicht über Feld und Wald gewährte, gingen die Jahre meines Lebens meinem Gedächtniß vorüber. Wie ich sonst an diesem Tage von dem Arm der Mutter umschlungen, ihren Kuß und Glückwunsch erhielt, und in ihre Freudenthränen weinte. Wie ein kleines unbedeutendes Geschenk mich überglücklich machte, eben weil ich wenig besaß, und meine Wünsche genügsam waren. O! klagt nicht — Ihr — denen ein beschränktes Loos fiel — tausend Genüsse liegen in der Entbehrung, dem Reichen unbekannt, von Euch in vollem

zeichnete Schweſter Helene ſich aus, eine junge Nonne, die, erſt ſeit einem Jahre eingekleidet, durch die Stille und den Ernſt ihres Wandels, durch die Inbrunſt ihres Gebets, durch die Reinheit und Demuth, womit ſie ſo ganz ihrem Berufe ſich hingab, den andern zum erbaulichen Vorbilde diente. Auch heute leiſtete ſie beſonders viel, und ſtand am Abend, nachdem die Zubereitungen vollendet waren, vor der Aebtiſſin, in ſchweigendem Gehorſam ihre ferneren Aufträge erwartend. Dieſe hatte im Verlauf des Tages Boten ausgeſendet, um den Verpflegungsbehörden ihre Dienſtwilligkeit zur Aufnahme der Schwerverwundeten in das nahe gelegene Kloſter anzuzeigen. Und als nun der Donner des Geſchützes verhallte, als der Sieg entſchieden und die ſiegreiche Armee unaufhaltſam über die Leichen der Gefallenen hin, vorgedrungen war, als durch die ſchaurige Stille, welche dem wilden Toben folgte, nur das Wimmern der Verwundeten, das Röcheln der Sterbenden drang, da hoben hülfreiche Hände Viele der Unglücklichen auf bereitſtehende Wagen und führten ſie langſam den ſtillen, gaſtlichen Mauern des Kloſters zu. Die Säle des Gebäudes waren zu ihrer Aufnahme eingerichtet, und eine Jede der Nonnen übernahm unter Anleitung des Wundarztes die Pflege der ihr zugetheilten Leidenden.

Auch Schweſter Helene hatte ſchon mit zarter doch ſicherer Hand den Verband um mehrere Wunden gelegt, als ſie zu einem vom Blutverluſt ganz erſchöpften, faſt todt ſcheinenden Krieger trat. Eine Kugel hatte ihn zwiſchen dem Arm und Bruſtbein getroffen, doch ergab es ſich bei

der Unterſuchung, daß die edlern Theile ohne lebensgefährliche Verletzung geblieben waren. Er gehörte zu der Armee des Siegers, und ſchien auch in perſönlicher Hinſicht die beſondere Theilnahme des Wundarztes zu beſitzen, welcher dieſen Leidenden vorzüglich der zarten Pflege der Schweſter Helene empfahl. Indem ſie nun, an ſeinem Lager ſitzend, den Verband befeuchtete, fiel ihr Blick auf eine goldene Kette, die um ſeinen Hals geſchlungen und an deren Ende die Hälfte eines goldenen Herzens befeſtigt war. Ihre bisher ſichere Hand fing an zu zittern, ſie wendete ſchnell die Augen hinweg, ihre Knie wankten. Dennoch verließ ſie, in kindlichem Gehorſam ihres Berufs eingedenk, ihren Poſten nicht, ſie rang, ſie betete vielmehr um Faſſung. Und der Engel, der einſt in Gethſemane den größten aller Dulder ſtärkte, und der Jedem, welcher den Fußtapfen ſeines Vorbildes nachwandelt, in der Stunde der Anfechtung nahe iſt, ſchwebte unſichtbar um ſie, und half ihr überwinden.

Helene fuhr unausgeſetzt in ihren Bemühungen fort; ſie durchwachte mehrere Nächte am Lager des Verwundeten, deſſen erſchöpfte Kraft ſich nach und nach wieder anfing zu heben. Er ſprach zuweilen einige Worte, doch wie es ſchien, nicht mit ganz hellem Verſtande. Einmal ſagte er zu ſeiner Pflegerin in Gegenwart des Wundarztes: „Du — ja Du biſt wohl ein Engel — aber der Andere — (er zeigte auf den Wundarzt) der iſt mein Peiniger, den ſendet die Rache, der fordert das geſpaltene Herz von mir... Sieh! hier iſt es!“ fuhr er fort, und zog die goldene Kette hervor,

„es iſt und bleibt getheilt, ich kann ihm nur dieſe Hälfte bieten, und die will er nicht, er verlangt das ganze ... ja, das ganze ... o wehe! das hat meine Klinge durchbohrt! — —“ „Entfernen Sie ſich! gönnen Sie ſich einige Erholung!“ bat der Arzt Helenen, die ſich ſchwankend an den nächſten Pfeiler lehnte; „der Kranke redet zum Theil noch im Fieber, zum Theil aber, — ich kenne ihn ſchon länger, — leidet er an einer fixen Idee, die jetzt in dieſem kranken Zuſtande um ſo ſchroffer hervortritt. Er iſt ſehr zu bedauern — und Napoleon verliert, wenn er zum fernern Dienſte unfähig werden ſollte, an ihm einen ſeiner tapferſten Offiziere.“

Helene ſammelte auf's Neue ihre ruhige Faſſung, und verdoppelte ihre Sorgfalt für den Kranken. Sie redete bei ähnlichen Anfällen eines wiederkehrenden Irereredens ihm liebreich zu; ſie wendete die erhabenen Troſtgründe unſerer Religion auf ſeinen Zuſtand an, ſie führte ſeine zagende Seele zu der Quelle des Heils und der Verſöhnung. Und wunderbar wirkten ihre Worte; der finſtere Geiſt verließ mehr und mehr den Geneſenden. Oft ſah er Helenens Geſtalt lange und gleichſam erforſchend an: „Es fehlt noch etwas — —“ ſagte er eines Morgens, „es liegt noch ein Schleier über der Vergangenheit; würde der gehoben — dann —“ „Laßt ihn,“ unterbrach ihn Helene, „er darf nicht gehoben werden, bis wir einſt vom Glauben zum Schauen hindurch gedrungen ſind.“ — Traurig zurückſinkend, ſagte der Kranke: „ſo bleibt das Herz gebrochen!“

Helene entfernte ſich: er bedurfte jetzt ihrer Pflege

nicht mehr ſo dringend, er ging der Geneſung entgegen, und ſollte nach einigen Tagen aus dem Kloſter abgeholt werden. Als er am Morgen ſeiner Abreiſe erwachte, fiel ſein Blick auf die goldene Kette auf ſeiner Bruſt: ein Wunder war geſchehen, das getheilte Herz war ganz!

„Was iſt das?“ fragte der ſich Aufrichtende voll Erſtaunen, und eine ſanfte Stimme antwortete: „Nimm dies als Pfand der Verſöhnung. Friede ſei mit Dir!“ Er erblickte ſeine Pflegerin, ſie ſtand aufgerichtet, voll Hoheit und Milde, an ſeinem Lager, ſie reichte ihm die Hand: „Lebe wohl, Fernando! Dir iſt vergeben, vergieb auch mir! Lebe wohl bis zum Morgen des Wiederſehens.“

„Julia!“ rief er, wie aus langem Traume erwachend, „Engel entſchwebe mir noch nicht!“

Aber ſchon war ſie ihm entſchwunden, ſchon ſank der grüne Vorhang, der dieſe Seitenhalle von dem größern Saale trennte, hinter ihr nieder, und er ſah ſie nicht mehr.

Die Aebtiſſin Veronika, welcher Schweſter Helene den ganzen Zuſammenhang der Verhältniſſe entdeckt hatte, indem ſie ja ſelbſt dieſer würdigen Frau die Heilung ihrer Seele nach jener ſchweren Krankheit, und die Umwandlung ihres Herzens dankte, trat jetzt ſelbſt zu Fernando, und reichte ihm die hülfreiche Hand bis zum Einſteigen in den ihn erwartenden Wagen. Noch einmal blickte er nach den hohen Bogenfenſtern hinauf; als der Wagen im ſanften Schritte die Höhe hinabfuhr, und er glaubte, das Wehen eines weißen Tuches an einem derſelben wahrzunehmen.

Völlig hergeſtellt, trat er bald wieder in die Reihen von Napoleons Kriegern, doch nicht lange, ſo winkte ihm das längſt erſehnte Ziel: er fiel ſeinem großen Feldherrn und Landsmann nahe, als deſſen rettendes Schild, und der Name Julia war der letzte Hauch ſeines Mundes.

Julia fuhr fort Wunden zu verbinden, Seufzer zu ſtillen, Thränen zu trocknen, während die ihrigen immer ſanfter floſſen, und wie ihr Inneres, ſo wurde auch ihre ganze Geſtalt mehr und mehr verklärt, und glich dem ſchönen Bilde der Maria dolorosa, welches die Kirche ihres Kloſters ſchmückte. Ihre reichen irdiſchen Güter aber weihte ihr frommer Sinn zu Schätzen des Himmels, und es blühte aus denſelben unter ihrer und Veronika's Leitung eine wohlthätige Stiftung empor.

Druck von B. G. Teubner.

C. v. Vogelstein pinx. — [illegible] — [illegible]

BEATRICE

[illegible]

Penelope.

Taschenbuch

für das Jahr 1843.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Zwei und dreißigster Jahrgang,

oder

Neue Folge,

Dritter Jahrgang.

Mit Stahlstichen.

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

a
357 31

Penelope für 1843.

Inhalt.

Zu den Stahlstichen — Seite

Maria. Königin von Sachsen. Von Th. Hell . v

Maria. Prinzessin von Preußen. Von Th. Hell . vii

Theodor Mügge. Von Th. Hell ix

Ein englischer Werther. Erzählt von W. Alexis . . 1

Trau, schau, wem. Historische Erzählung von Dr. Woldemar Seyffarth 70

Sophie Becker und ihr Verhältniß zu Elisa v. d. Recke, der Herzogin von Kurland, Tiedge, Gleim, Klamer-Schmidt, Bürger, Nicolai, Moses Mendelssohn und mehreren andern ihrer Zeitgenossen. Mitgetheilt von Julie von Großmann 144

Bilder der Zeit. Novelle von Th. Mügge 223

Die hellen Fenster. Novelle von Karl Buchner . . 360

Maaße geschmeckt, ein Leben mit frühen Entsagungen, mit manchem kleinen Opfer begonnen, beschenkt Euch mit der schönen Empfänglichkeit, Freuden bei geringen Anlässen zu fühlen, die das Kind des Glücks, mit Genüssen übersättigt, immer theurer und kostbarer sucht, und endlich nirgends mehr findet. —

Am längsten weilte mein Blick auf dem Tage, der das nun vollendete Jahr heraufführte. Damals wie ganz anders noch, als heute! welche Hoffnungen, welch ein jugendlicher Frohsinn in meinem Herzen, dem nun die Zukunft düster und trübe, die Vergangenheit schmerzlich war. Betrachtungen dieser Art erfüllten mich mit tiefem Kummer, ich mußte mich von ihnen losreißen, wenn ich den Meinen ein heitres Gesicht zeigen wollte, und setzte mich ans Fortepiano, um mich durch Musik zu erheitern. Ein Morgenlied fiel mir ein, das ich sonst oft gespielt hatte, weil es Bernhards Lieblingsgesang war; ich sang einige Töne, aber vergebens bemühte ich mich, die Begleitung und das Ende zu finden. Die Noten fehlten mir, ich suchte sie umsonst, bis ich endlich in ein Kabinet neben meinem Zimmer ging, wo mehrere Bücher und Musikalien aufgehoben waren, die ich lange nicht gebraucht hatte. Ich fand mein Lied, aber auch Schillers Wallenstein, der alle vorigen Bilder in meine Seele zurückrief. Seit jenem Abend, da ich es empfing, war auch dies Buch hier verwahrt, jezt fand ich ein süßes

MALEJA

Sinazuan von Sinauer

Maria.

Prinzessin von Preußen.

Die Myrthe hat zur bräutlich schönen Krone
Sich um der Fürstin Lockenhaar gewunden.
Es blühen hold der jungen Liebe Stunden
Zu einem unermeßlich reichen Lohne.

So naht Sie sich dem längst verwandten Throne,
Wo sich das Herz zum Herzen hat gefunden,
Daß durch das Band des höchsten Glücks verbunden
Die Preußentochter mit dem Bayernsohne.

Welch eine Saat von Hoffnungen und Keimen,
Der Zukunft Schooße liebend anvertrauet
Sich zu entfalten zu der reichsten Blüthe!
Da wird die Segensärndte nimmer säumen,
Wo Duft der zart'sten Bildung niederthauet
Auf holde Anmuth, reinste Herzensgüte!

Th. Hell.

J. Sadler del. Leipzig b. Friedrich Kunst Xylograph. A. H. Payne sc.

Theodor Körner

Theodor Mügge,

geboren am 8. November 1804 in Berlin, der Sohn eines Kaufmanns, ſtudirte dort Naturwiſſenſchaften und Geſchichte, und bereitete ſich zu naturwiſſenſchaftlichen Reiſen vor, als auch ihn, wie viele andre jüngere Talente das Jahr 1830 in eine neue, die belletriſtiſche Laufbahn warf. Gedichte, Erzählungen und hiſtoriſche Aufſätze waren ſchon während der Zeit ſeiner Studien mehrfach in Berliner und Leipziger Journalen erſchienen, im Jahre 1829 auch zuerſt ein Band Novellen, die nicht ohne Beifall blieben, kurz nach der Julirevolution trat aber Mügge mit zwei für die Zeitereigniſſe beſtimmten Brochüren hervor, welche die Aufmerkſamkeit lebhafter auf ihn richteten. Die erſte kam unter dem Titel: Frankreich und die Bourbons, heraus, und gab eine genaue Ueberſicht deſſen, was ſeit der Reſtauration in Frankreich geſchehen war. Die zweite: England und die Reform, eine hiſtoriſch-ſtaatsrechtliche Abhandlung, beſchäftigte ſich mit dem Zuſtande Englands, wie es war, mit ſeiner Staatsſchuld, ſeinen Mängeln und veralteten Formen, an welche die Axt gelegt werden ſollte. Auch dieſe Brochüre ward beifällig aufgenommen, und wäre Deutſchland zu einem politiſchen Leben gelangt, ſo würde M. wahrſcheinlich ſeine ganze Thätigkeit der Journaliſtik und den Tagesfragen gewidmet haben. Der erwachte produktive Trieb warf ſich aber nun bei ihm mit verdoppelter Stärke auf ſolche poetiſche Geſtaltungen, die als Träger der Zeitideen benutzt werden konnten. Seine Novellenfiguren ſchon wurzelten meiſt in den Conflicten dieſer Intereſſen und führten ihn fortentwickelnd zum hiſtoriſch-politiſchen Romane, durch welchen er die großen Fragen, aus welchen die neue Geſchichte der Civiliſation des Menſchengeſchlechts hervorgeht, in den größten Kreis bringen und allgemeine Theilnahme dafür erwecken wollte.

In diesem Streben trat M. zuerst mit seinem Romane: der Chevalier, auf, der seinen Namen in der Literatur zur bestimmten Geltung erhob. Seine Studien hatten ihn auf's Genauste mit der Geschichte Amerika's und Westindien's bekannt gemacht, wo vorzugsweise die Schicksale und blutigen Freiheitskämpfe Domingo's sein ganzes Interesse erregten, und völlig geeignet schienen, seine Ideen an dieses Chaos von wild glühenden, verderblichen Leidenschaften, großen Männern und Thaten, Haß und Uebermuth der Kasten, tiefste Schmach der Sklaverei und Uebermaaß des toll gewordenen Freiheitsschwindels zu knüpfen. Mügge's heiße Phantasie und Landschaftsmalerei, sein Talent zu großen Compositionen und das dramatische Leben seiner Gestaltungen gaben ein brennendes, gleichsam von der Tagessonne durchglühtes historisches Bild. Der Roman machte Glück, und bald folgten ihm in wenigen Jahren nun drei andere. Die Vendeerin, welcher die beklagenswertheste Seite der französischen Revolution, der Bürgerkrieg in der Vendee als Grundlage dient; Tänzerin und Gräfin, ein Versuch, den socialen und historischen Roman zu verbinden; endlich Toussaint L'Ouverture, mit welchem M. nach Domingo zurückkehrte und den größten Neger, den bis jetzt seine Race erzeugen konnte, den Spartacus der Freiheit, und diese selbst zum Mittelpunkte seines größten und bis jetzt gelungensten Werkes zu machen. — Die Anerkennung, welche Mügge gefunden hat, ist durch seine zahlreichen Novellen, von welchen bis jetzt zwölf Bände gesammelt und erschienen sind, nicht vermindert worden.

Th. Hell.

Ein engliſcher Werther.

Erzählt von W. Alexis.

Indem ich in den nur zu reichen Fundgruben der ausländiſchen Criminaliſtik zu anderm Zwecke umherſuchte, ſtieß ich auf einen Fall, der, allerdings mit einem verbrecheriſchen Ausgang, mir doch, ſeines überwiegend pſychologiſchen Intereſſes, und der Anhäufung der romanhafteſten Lebensverhältniſſe wegen, am wenigſten unter die Rubrik der renommirten Criminalfälle zu gehören ſchien. Die Geſchichte James Hackmans und der ſchönen Margaret Reay war hochberühmt zu ihrer Zeit. Sie wurde in Londons Gaſſen als Ballade geſungen, ſie feuchtete aber auch die Augen der Empfindſamen, ſie war die willkommene Nahrung der faſhionablen Converſation, welche für ihren Heißhunger nach ſcandalöſen Anekdoten hier eine neue Würze fand, nämlich die einer glühenden Leidenſchaft, deren Sprache der Poeſie nahe kommt. Die Kunſt bemächtigte ſich ihrer, James und Margarets Bilder, die Märtyrer einer wahnſinnigen, unter dieſen Verhältniſſen kaum begreiflichen Liebesgluth, wurden verkauft und zierten die Kaufläden und die Boudoirs der vornehmen Welt. Noch

Behagen, noch einmal zu lesen, was einst in schöneren Tagen mein Herz so tief erschüttert hatte. Aber was fühlte ich, als ich beim Durchblättern des Buchs auf der letzten Seite ein Blatt bemerkte, das leicht mit Oblate angeheftet, und an mich überschrieben, folgendes enthielt:

„Werden Sie mir vergeben, theures Fräulein, wenn an dem Tage, den alles feiert, auch ich eine einfache Gabe wage, und diesem Blatte meine innigen Wünsche für Sie und Ihre Zukunft mitgebe? Ach mehr noch will ich ihm vertrauen, mein ganzes Herz will ich darauf ausgießen, und es dann mit Freuden in Ihren Händen wissen. Lange schon kämpfte dieser Wunsch in mir, die Vernunft hieß ihn schweigen, und dennoch muß ich heute ihm nachgeben, einmal nur mein Gefühl aussprechen, von Ihnen selbst hören, was meines Lebens Blüten im Keim zerstört, und dann auf ewig verstummen."

„Wenn nun das Geständniß gethan seyn wird, wenn Sie es wissen werden, theure Anna, daß ein Mann, der nie die Liebe kannte, in Ihnen das Bild seiner Träume fand, daß Sie einem redlichen, standhaften Herzen mehr als das Leben sind, daß Ihr Verlust es verschließt gegen die Freuden und Segnungen der Liebe — werden Sie mich dann verachten, weil ich nicht Kraft genug besaß, schweigend zu leiden? Ja ich

mehr bemächtigte sich ihrer die Literatur. Der Briefwechsel beider Liebenden, der sie berühmt gemacht, wurde gedruckt, er wurde wieder und wieder aufgelegt, und durfte in keiner Bibliothek fehlen.

Ihr Andenken ist nun verschwunden; sechszig Jahre nach dem Romane, den sie vor der Welt gespielt, und der sie zu Lieblingshelden derselben gemacht, existiren diese neuen Abálard und Heloise, diese neuen Romeo und Julie nur noch als Exempel in der Sammlung merkwürdiger Criminalfälle! Ein trauriges Loos für Vorbilder in der Romantik der Liebe. Wenn ich den Helden einen englischen Werther nenne, so bin ich weit entfernt, das Andenken des deutschen Werther durch eine Parallelstellung Beider herabsetzen zu wollen. Aber die Geschichte des Liebeswahnsinns ist antiquirt, Erscheinungen, welche unserm Ideenkreise fremd geworden, suchen wir gern unter ältern Kategorien zu registriren. Verwandte Eigenschaften sind da, wenn auch nicht die gewaltige Gefühlspoesie, durch welche Goethe die Sentimentalität seines Helden adelte. Aber unmittelbar hat Goethe auch diesen englischen Werther hervorgerufen. Sein Gedicht, nachdem es sich vom Dichter gelöst, und dieser gesund und frisch dastand, machte einen spukhaften Umlauf durch die Welt. Auch nach England kam Werther, nach dem von französischer Sitte und Poesie damals inficirten. Er wirkte keine Revolution, aber hie und da zündete der Funke wieder die alten nationalen poetischen Empfindungen. Er hat nicht Scott und Byron geweckt, aber durch die Blasirtheit der Gefühle schoß er in ein und das andere

Gehirn, und es verbrannte. Der deutsche Werther steht in einer nächsten Beziehung zum Helden dieser Liebesgeschichte. Die Geliebte hat den deutschen Roman gelesen, sie warnt, sie beschwört den Geliebten: lies nicht das furchtbare Buch. Er liest es.

James und Margarets Geschichte ist ihr Briefwechsel. Man hat nach jedem Zettel gehascht, den man auffand. Ein großer Theil davon ist für uns ungenießbar; da wo beide in der Sprache der Convenienz jener Tage, des blasirten Lebens der höhern Welt, in Extasen, die die Mode zuließ, in Raillerien, daran sie Vergnügen fand, mit einander spielen. Witz im Affecte, mythologische Gleichnisse, hochtrabende Phrasen. Bei der Auswahl der Briefe müssen mehr die berücksichtigt werden, wo die Sprache der Natur, des gewaltigen Gefühls siegreich durchbricht durch die Conveniensfloskeln, oft in ursprünglicher, eigenthümlicher Form. Aber auch jene dürfen nicht ganz übergangen werden, sie gehören mit zur psychologischen Geschichte; es ist charakteristisch, daß auch ein Liebesfieber, welches so raste und tobte, dadurch sich rein brennend von den sündhaften Stoffen, aus denen es entstand, daß es auch in diesem Paroxismus von den Ketten der gesellschaftlichen Rücksichten sich nicht losreißen konnte. Es vergegenwärtigt uns eine Zeit, die wir nicht zurückwünschen, die wir aber kennen lernen müssen, und wir blicken hier in ein getreues Spiegelbild derselben. Außerdem ist der Briefwechsel reich an Anekdoten und Charakterzügen der Zeit, welche auch jenen, nicht vom Affect, sondern von der Ueberlegung diktir-

ten Briefen, ein Intereſſe geben. Mitten in der Raſerei ſeiner unnatürlichen Leidenſchaft grübelt ſich der unglückliche Held in die troſtloſe Lage, in die ſie ihn dereinſt führen ſollte, und rechtfertigt durch herauf beſchworene Beiſpiele im voraus die That, die ſein geträumtes Glück zerſtört.

Es iſt keine Geſchichte, deren Intereſſe in der Ueberraſchung beruht; es iſt daher zuläſſig, ja faſt zum Verſtändniß der Briefe bedingt, den factiſchen Inhalt kurz vorauszuſchicken.

Lord Sandwich, der Staatsmann, nach dem Cook die von ihm entdeckten Inſeln benannte, hatte ein junges Mädchen von Kindheit an auferzogen. Margaret Reay fühlte den Dank, den ſie dem Lord ſchuldete, bis zu einer Stärke, wo er zur Schwachheit wird. Sie lebte unter ſeinem Schutze und war Mutter dreier Kinder geworden, ohne den älteren Mann, der der Vater dieſer Kinder war, zu lieben. Im Jahre 1775 kam ein junger Officier, zur Recrutirung ausgeſandt, nach Huntingdon, in deſſen Nähe Lord Sandwichs Schloß lag. James Hackmann wurde mit der liebenswürdigſten Gaſtfreundſchaft von dem Lord aufgenommen. Bei ſeinen wiederholten Beſuchen gewann der ſchöne, geiſtvoll lebendige Mann das Herz der anmuthigen jungen Dame. Es war von ſeiner, es blieb von ihrer Seite keine flüchtige Leidenſchaft. Selbſt nachdem ſie befriedigt war, ſchwand für den Liebhaber nichts von dem Anmuth- und Tugendglanze, der in ſeinen Augen ſeine Margaret umgab. Im Gegentheil, er mußte ſie ganz beſitzen oder ſterben. Nicht Entfernung, nicht Zeit — vier

Jahre dauert der Roman! — ſchwächen ſeine Leidenſchaft. Alle Einwürfe, welche die Geliebte macht: ihren Ruf, ihre Verbindung mit dem Lord, ihre drei Kinder, daß ſie in Schulden ſtecke, älter als er ſei, daß ſein Ruf verloren gehe, wenn er die Maitreſſe eines vornehmen Mannes heirathe, ſind vergebens. Er muß ſie heirathen. Vielfache Pläne, Zeitverluſt und Ausdauer. Endlich, da er ſie als Officier nicht heirathen kann, verkauft er, nach der engliſchen Einrichtung, ſein Officierspatent, und wird — Geiſtlicher! Nun iſt es nothwendig, er muß ſie heirathen. Da wird der Verdacht ihrer Untreue in ihm erregt, der Untreue einer Braut, die in den vier Jahren, daß er ſie kennt, ihm wohl bewußt und jedem bekannt, in den Armen eines andern ruht, und dieſer Verdacht zerreißt ihm das Herz, die Eiferſucht raubt ihm die Beſinnung — es führt die Kataſtrophe herbei, welche dieſes ſeltſamſte aller Liebesverhältniſſe zu einem Criminalfall geſtempelt hat.

Der Briefwechſel, ſo weit er bekannt geworden, fängt mit einem entzückten Dankſagungsſchreiben des Officiers für die erſten von Margaret erhaltenen Zeilen an:

Er an Sie.

Huntingdon, den 4. December 1775.

„Tauſend, tauſend Dank, meine Theuerſte, für das Billet, welches ich geſtern durch Corporal Trim empfing. Schien doch der arme Burſch ſelbſt ganz hingeriſſen vor Freude, daß Du ihn ſolcher Botſchaft gewürdigt. Er war glücklich mich glücklich zu ſehn. Wahrhaftig, er wird

ein eben so guter Soldat werden im Dienste Cupidos als er es im Dienste des Mars war. — — — Nun soll ich zur Tafel, der Tambour ruft, soll Toaste erwiedern! Was giebt es Schmähligeres für einen Officier als einen Toast ausschlagen! Fast so schlimm als einer Herausforderung ausweichen. Und doch mein Sinn! — Kann ich denn noch ein Glas leeren, dessen Rand Deine Lippen nicht berührten! — Lustig, theilnehmend muß ich scheinen, und denke doch nur an das Morgen, wo ich Dich wieder sehen werde. — Gestern kam ich nicht. Die Gründe mündlich. — —"

Er an Sie.

Huntingdon, den 6. December.

„— — Nein, nein, ich entsage dem Glücke, wenn es nur auf Deine Kosten sein kann. Nimmermehr. Doch erlaube mir, Dir meine Gedanken darüber zu sagen:"

„Sei es, ihm verdankst Du Deine Bildung. Sei es, ihm die Anmuth Deines Geistes, die Sanftmuth Deines Charakters, auch Deine liebenswürdigen Eigenschaften! Soll er aber darum eine unbeschränkte Herrschaft über Dein Herz ausüben? Stehst Du zu ihm wie ein Dienstbote, den er bezahlt hat, und der nun nicht mehr Lust hat, ihm zu dienen? Alle die Liebe und Sorgfalt, die Du ihm von Deiner Kindheit an bewiesen, hast Du damit noch keinen Theil der Schuld bezahlt, der Schuld der Dankbarkeit? Ohne daß wir es wissen, werden wir nur zu oft verpflichtet, und dann

treibt man mit Strenge sie ein, die sogenannte Schuld der Dankbarkeit."

„Und die Jahre, Margaret, die Jahre! Hast Du nicht tausend Mal durch einen einzigen Kuß alles bezahlt, was er für Dich gethan! Dieser Unterschied der Jahre, was tilgt den aus! Kann er seinen fünf und funfzig Jahren befehlen, daß sie stille stehn, bis Du mit Deinen süßen fünf und zwanzig ihn einholst?"

„Niemand ist ganz frei; einige Verpflichtungen binden Jeden. Aber es wäre entsetzlich, wenn wir auf unsre ganze Lebenszeit zur Sklaverei verdammt blieben, weil man uns, als wir Kinder waren, etwas Gutes erwiesen, und nun nennt man die Tyrannei die natürlichen Bande der Dankbarkeit! Nein, holde Freundin, der Jasmin im Frühling ist nicht verpflichtet, mit seinen lieblichen Ranken den alten Ulmenstamm zu umschlingen, wenn er frei ist, um seine Zweige und Blüthen anders wohin zu richten."

„Margaret, Du kennst meine geringen Glücksumstände. Willst Du sie mit mir theilen? — Höflich sagst Du Deinem Beschützer, daß Du aus Dankgefühl alle Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die Du ihm schuldest, bisher ihm erwiesen, nun aber habe die Liebe Dich andere Pflichten gelehrt. Ich bin nun der selige, neue Tyrann. — —"

„Sagt' ich einmal, ich wollte mich alles Vortheils über Dich begeben? Ich wollte Dich frei lassen, frei wie Du warst vor Deinem entzückenden Bekenntniß? — Gelogen, ich nehm's zurück. — Ach Deine Kleinen! Ach warum ist kein ander Band zwischen ihnen und mir, als

das der freundlichſten, väterlichen Zuneigung. — Ich bin nicht ihr Vater und werde ich es einſt ſein!“

„Margaret, wäge doch ab alle Anſprüche des Lords und meine auf einer Wage. Betrachte, was Du ihm, was Du mir ſchuldig biſt.“

„Wähle! Gehorchſt Du ihm, dann ſchwöre ich bei meiner Liebe, ich gehe zurück zu meinem Regiment, ſchon Morgen.“

„Siegt aber die Liebe, dann — — Du brauchſt ihn nur auszuſprechen, Deinen Sieg. — Erwäge es: ich beſtürme Dich nicht, meine Seele. Beſchlafe es, ehe Du mir antworteſt. Ach gebe Gott, daß Du dieſe Nacht allein bleibſt!“

Warum mußteſt Du auch geſtern Abend die traurige Ballade ſingen! Worte, Melodie, alles, es zerriß mir das Herz. — — —“

Sie an Ihn.

Himhinbrook-Haus, den 7. December.

„Mein theurer Freund! Seit ich geſtern Deinen Brief erhielt, war ich nicht ohne Furcht. Sei aber ohne Sorge, unſer Geheimniß iſt nicht entdeckt. Es weiß Niemand darum, als . . . — — — Ich habe Deinen Brief in ernſte Berathung genommen; ganz unparteiiſch, wie ein Richter, ließ ich die Parteien ſtreiten. Auf der einen Seite meine Vernunft und Mylord, auf der andern mein Herz und Du. — Du haſt geſiegt. Ich habe entſchieden, in oberſtrichterlicher Kraft, daß der Schwur der Treue,

den ich dem Lord zu einer Zeit ablegte, wo ich nichts von Liebe wußte, aufgehört hat verbindlich zu sein, daß ich frei sei, um mich, Leib und Seele, demjenigen — doch komme lieber Morgen vor Tische; dann sollst Du das Endurtheil hören. Hier nur meinen lebhaftesten Dank für alle die schönen und edlen Empfindungen in Deinem Briefe von gestern. — — Komme doch Morgen. Ich schreibe kein Wort mehr, aus Furcht, daß das Gewissen, das in diesem Augenblick über meine linke Schulter in den Brief sieht, mir nicht die Feder aus der Hand reißt, und das Wort Morgen ausstreicht."

Er an Sie.

H., den 7. December.

„Meine Seele! Daß diese Zeilen Dich noch heute erreichen möchten. Die Nacht soll in Dankgebeten vergehn, die ich zum Himmel sende für das Glück, das Dein Schreiben mir bereitet."

„Nun höre mich, Margaret. Hab ich Deine Liebe verdient, so will ich nie aufhören ihrer würdig zu sein. Bis jetzt forderte ich nichts, wogegen Dein Gewissen sich sträuben könnte; auch Morgen, wo wir uns wieder sehn, soll es so sein. Margaret, Du mußt mich glücklich machen, mit dem höchsten Glücke beschenken. Aber es darf nicht unter dem Dache Deines Wohlthäters, meines Gastfreundes sein. Die Ehre verbietet es. Die Liebe, deren Befehle unerbittlich sind, fordert, daß mein Nebenbuhler geopfert werde, gebieterisch fordert sie es, aber nicht, daß

er im Heiligthum seines Hauses beschimpft werde. — Wie hat er mich aufgenommen, mich den unbedeutenden Recrutenofficier, mich unbekannten, namenlosen, armen! Mit welcher ausgesuchten Höflichkeit, mit welcher aufrichtigen, gastfreundlichen Großherzigkeit! Die Erinnerung daran kämpft gegen meine Leidenschaft, die Ehre schreit so laut wie die Liebe."

„Fluch mir, wenn ich über seine Schmach triumphiren wollte. Gott! wenn Lord Sandwich Dich liebt, wenn er nur etwas von der Gluth empfindet, die mich verzehrt, — dann, wahrhaftig, ich habe das innigste Mitleid mit ihm. — — —"

„Wäre ich Dein Verführer, Margaret, und nicht Dein Anbeter, ich würde nicht so zu Dir sprechen, nicht so handeln. Schrei es nicht aus in Gad, ruf es nicht durch die Straßen von Ascalon, Die Philister würden über mich stürzen. Mein Regiment würde mich verspotten als einen Einfaltspinsel, ohne List, Weltklugheit, als — ich weiß nicht was."

„Kannst Du wirklich denken, daß ich eine so schlechte Meinung über Dein Geschlecht habe? Du glaubst es nicht. Weiß ich doch, welches Unglück der Starrsinn der Väter, Verführung, die Unerfahrenheit der Jugend hervorbringen können. Du wardst das Opfer Deines jugendlichen Alters, Deiner Familie. Für welches Opfer hat die Welt kein Mitleid!"

„Betrachte doch die Männer und die Frauen im Ganzen. Die Schlechtigkeit der Einen und die Schwäche der

Andern. Leichter ſiehſt Du hundert Opfer fallen, als daß einmal die Unſchuld der Kühnheit und Argliſt entflieht. Hat nicht die Schlange die Frau des erſten Menſchen verführt? Der Teufel hat über eine Frau einen unberechenbaren Vortheil; er hat ja über Männer geſiegt, die die Beſieger der Frauen ſind. Machte er ja auch Engel fallen."

„Thörige Eltern! warum ſeid Ihr ſo unbeugſam? Ihr ſelbſt helft den Verführern durch die Strenge, mit der Ihr Eure Töchter behandelt."

„Stoßt Eure Kinder nicht um deshalb in den Abgrund, weil eine ſchändliche Hand ſie bis an den Rand deſſelben führte. Wißt Ihr denn, ob ſie nicht in dem gräßlichen Sturze nach einer der Tugenden gegriffen hätten, die noch zerſtreut am Abhange wachſen? Entreißt ihren Händen doch nicht dieſe ſchwache, letzte Stütze, Euer Erbarmen, Eure Liebe."

„Der Sturz vom Verbrechen zum Verbrechen geht raſch, jählings, unaufhaltſam. Hütet Euch, die Gefahren noch zu vermehren."

„Margaret, ſoll ich Dich um Verzeihung bitten für dieſe Betrachtungen. So war's ja nicht, ſagſt Du?"

Morgen, morgen um 11 Uhr. Halte Dich in Deinem Reiſekleid, Dein Pferd muß auch bereit ſtehn. Ich habe einen Plan, wogegen die Ehre und Delicateſſe nichts einwenden können. Traue ganz auf mich. Aber, ich beſchwöre Dich, im Reiſekleid! Brauche ich Dir zu ſagen, welches? Das, was Dir ſo gut ſitzt; ich ſehe Dich ſo

wähnte diese Kraft in mir, ich ermaß, wie viel sich zwischen uns drängt, wollte Sie nur bewundern, nur Ihrer Vollkommenheit mich freuen — aber ich ward geprüft, der Verlust dessen, was mir nie zu hoffen vergönnt war, zerriß mein Herz und den Schleier meines Geheimnisses."

„Ihr erster Anblick schon gab mir ein wunderbar süßes Gefühl, Bewunderung Ihrer Milde, Ihrer einfachen Tugenden, Ihrer Schönheit — nannte ich es, wie hätte ich ahnen können, daß es Liebe werden könnte — Liebe gegen Sie, die an jedem äußern Vorzug mir so unendlich überlegen, deren Hoffnungen so weit erhaben waren über meine bescheidenen Aussichten und Wünsche. So dachte ich damals, und würde immer so gedacht haben, hätte ich mich selbst erkannt. Aber wie allmählig erst die Nacht der Dämmerung weicht, und matter Schimmer nur die Spitzen der Berge röthet, bis alle Nebel sinken und die Sonne blendend hervortritt — so unbemerkt schlich die Leidenschaft sich in mein Herz ein — ich liebte, und wagte zu hoffen, auch der unglücklichsten Liebe fehlt ja nie der Hoffnung Geleit. Ich bin arm, aber Anna hat ein Herz, das höhere Freuden kennt, als den Prunk, der sie bis hieher umgab, ich kann ihr zwar nie ein glänzendes Loos bieten, aber es steht mir manche Bahn offen, ihr eine ehrenvolle, ihrer würdige Stelle in der Welt zu bereiten, und was könnte nicht

gern darin. O, Amor hat es Dir schon gesagt. Amor wird mit uns reiten. — — —"

Der sehnlichst erwartete Morgen war vorübergegangen ohne das Resultat, welches der liebeglühende Officier erwartet. In einem zweiten kurzen Briefe desselben, finden wir die Worte: „Entschließest Du Dich nicht die Sache so anzusehn, daß alles, was er im Namen der Dankbarkeit fordert, ich im Namen der Liebe fordere, dann ist alles aus, für immer aus. Ich muß mein Glück suchen, mit allen Kräften suchen, aber niemals auf Kosten des Deinigen." Am 10. schreibt

Sie an Ihn.

„Meine Gedanken sind nur bei Dir. In meinem Kopfe hat nichts Platz, was nicht in Deinen beiden Briefen stand, was wir nicht in meinem Cabinet besprachen. Deine Officierstelle verkaufen, um eine andere Laufbahn zu wählen, die mich und Dich ernährt; es will mir nicht in den Sinn, ich kann's nicht billigen. Ach wie schmerzen mich alle diese Beweise Deiner Zuneigung. An eine Heirath mußt Du nie denken. Auf den Mann, den ich achte, sollen sie nicht mit den Fingern weisen: Der hat die Maitresse eines Lords geheirathet, und dieser Gefälligkeit verdankt er seine Stelle. Meine Seele schaudert vor der Vorstellung. Und dann, lieber Hackmann, ich will keinen Vortheil ziehen von dem, was doch vielleicht, verzeih es mir, nur eine Leidenschaft der Jugend ist. Wenn Du mich näher kennen lernst, wer bürgt mir dafür, daß Deine Ansicht sich nicht ändert. —"

„Da ſind vier Verſe aus einer Ballade, es ſoll eine alte ſchottiſche Ballade ſein. Ich mochte ſie nie vor Dir ſingen, ſie malen nur zu ſehr meine traurige Lage. Ich weinte heut Morgen, wie ein Kind als ich ſie mir vorſang:

Als ein Schatten ſo irr' ich, ich kann nicht mehr ſpinnen.
Gern dächt' ich an Jamie, 's wär Sünde des Blutes.
Was mach ich, was thu ich, hilf Gott meinen Sinnen,
Alt iſt Robin Gray, doch was that er mir Gutes!

„Ach meine armen Augen! Ich kann kein Wort mehr ſchreiben. O daß ich morgen Jamie ſehe! Du heißt ja auch Jamie!

Deine M. R."

Von jetzt an heißt Lord Sandwich in den Briefen der beiden Liebenden der alte Robin Gray.

Der ſehnſüchtig erwünſchte Morgen war gekommen. Unterm 16. December finden wir einen Brief des Officiers:

Er an Sie.

„Seele meines Lebens! — Nein, fort mit ſolchen Phraſen! Wo Worte finden, um das auszudrücken, was — das Herz bewegt."

„Keine Sprache hat ſie für meine Empfindungen. Oh Margaret! geſtern! geſtern! Wie frieren die Ausdrücke unter meiner Feder. Trunkenheit, Götterdurſt, Entzücken, Verzückung, alles iſt matt, ohne Wahrheit. Der glückſeligſte Traum kann ſolches Glück nicht vorzaubern. — Reiz, Wonne, Jubel. Dieſe armſeligen Sylben ſollen den Götterrauſch der Seele malen! — O wann wirſt Du

mich wieder glückselig machen. Aber Du hast zu gebieten, Dir gefällt Alles. Nur daran erinnere ich Dich, daß ich auf alle die bauen kann, die unser Vertrauen haben."

„Bist Du endlich überzeugt, daß uns der Himmel für einander geschaffen hat? Bei diesem Himmel, bei dem Paradiese, dessen Entzückungen ich in Deinem Athem kostete, ich lebe nur noch für Dich."

„Ist Sinn in meinem Briefe? Ich weiß nicht was ich schreibe. Sterbe ich heute, es sei ohne Murren, ich denke an gestern."

„Schicksal, Glück! Du kümmerst mich nicht mehr, Margaret liebt mich. James Seele hat kein Verlangen mehr. Was da komme, es giebt keine Freude, die sich der meinen vergleichen läßt."

Dieser Brief hatte der Freundin mißfallen. Ein zweiter vom 24. December, nicht minder extravagant in seinen fortdauernden Entzückungen, ist im Sinn nur eine Wiederholung des vorigen mit neuen Bildern. „Verbrenne den Brief, ruft er. Er malte vielleicht nur zu treu meinen Wahnsinn. Aber glaube darum nicht, daß die Gesinnung, aus der er floß, sich in eine Vorstellung tauchte, welche nicht von Deiner Tugend erfüllt ist. Ich achte Deine Seele für so rein und weiß, als den Schnee, dessen Flocken sich eben vor meinem Fenster lagern. Du weißt nicht, was ich von Dir denke, einst vielleicht wirst Du es wissen."

Von nun an werden ihre Briefe vertraulicher, heiterer; sie liebt ihn und ist glücklich in der Liebe, aber nicht in den Ausbrüchen der Leidenschaft, die ihn in einem beständi-

gen Fieber erscheinen lassen. Omiah, der im nächsten Briefe erwähnt wird, ist ein junger Eingeborner von Otaheiti, den Lord Sandwich von daher mitgebracht hatte.

Sie an Ihn.

Weihnachten 1775.

„Als der Corporal gestern Abend mit Deinem Briefe ankam, war er roth vor Frost und ganz beschneit. Omiah nahm eine Zuckerdose und bestreute ein Stück Pudding, dann zeigte er mit dem Finger aus dem Fenster auf den Corporal. Omiahs Naivetät ist immer sehr unterhaltend, aber ich würde ihn noch mehr lieben, wenn ich nicht fürchtete, daß er uns ausspionirt. Schon mehr als ein Mal schlich er sich an mich heran, ohne Zweifel mit der Absicht mich zu beobachten. Zum Glück sind unsere Vorsichtsmaßregeln so getroffen, daß wir nichts zu besorgen haben."

„— — — Du sprichst in Deinen Gedichten von Profanen. Darunter versteht man doch die, welche noch nicht in die Mysterien eingeweiht sind, die noch nicht den Schleier genommen, oder besser, ihn noch nicht zerrissen haben. O warum blieb nicht dieser Schleier vor meinen Augen und vor meinem Herzen, bis mein James kam, und als Sieger mich in seine liebeglühenden Arme drückte. Wie unaussprechlich gern hätte ich ihm meine ganze Seele gegeben. Das ist heut nicht mehr möglich."

„Heut ist Weihnachten, die Pflicht einer Pönitenz liegt mir ob. Ich muß bei einem prachtvollen Diner sitzen, traurig genug für mich, denn entfernt von Dir, ist alles

grau und kalt. Auch am Morgen soll ich Dich nicht sehen; morgen aber zur gewohnten Stunde und am bestimmten Orte."

„Daß Du jetzt, seit wir glücklich sind, seltener bei Mylord einsprichst, ist gewiß ehrenwerth und delicat von Dir; aber fürchtest Du nicht, wenn Du immer seltener kommst, daß das am Ende Argwohn erregt? Deine liebenswürdigen Eigenschaften sind zu auffallend, als daß man Deine Abwesenheit nicht merken sollte. Indessen entscheide selbst darüber."

„Meine armen Kinder! Ach die unschuldigen, hülflosen Geschöpfe! Wärs nicht um Dich, Eure Mutter würde anders handeln. Einmal wunderte ich mich, als ich Miß Yates (eine berühmte Schauspielerin), einen ganzen langen Abend durch ihre schwierige Rolle so musterhaft fest halten sah. Was will ihre Kunst gegen meine! Muß ich nicht auch eine endlos lange, peinliche, entehrende Rolle spielen, am Morgen, am Mittag, in der Nacht. — Die Nacht! — ich will meinen James nicht betrüben."

Mit dem Briefe sandte sie ihm ihr Portrait, was sehr getroffen sei; bat ihn aber über das Portrait nicht das Original zu vergessen.

In einem nächsten Briefe (vom 28. December) dankt er ihr für das Bild, aber noch mehr dafür, daß sie am letzten Abende so sorgfältig alle Personen von sich entfernt gehalten, die seiner „außerordentlichen Eifersucht" hätten Verdacht geben können: „Meine Leidenschaften sind stürmisch, wie Pulver das Feuer fängt, obgleich ich, Gott sei Dank, noch kein Othello bin:

Schwer nur entflammt in mir sich Eifersucht,
Doch wird ein Funke schon verzehrend Feuer."

Ja, er versichert im Spiele seiner Leidenschaft, daß er schon auf das Papier eifersüchtig werden könnte, wenn sie es mit zu viel Lust küsse.

Er an Sie.

1. Januar 1776.

„Heute fängt das neue Jahr an. Daß jeder seiner Tage ein glücklicher für Margaret werde! — Was ist das neue Jahr! Ich liebe nicht das Wort. Was geht denn da in der Natur vor? Giebt es da eine neue Liebe? — Für uns, Margaret, ist doch kein Wechsel. Heute wie gestern und immer so fort."

„Das neue Jahr 1776! Wo werden wir 1777 sein! Wo 1778! Wo 1779? Wo 1780? — Im Elend oder auf dem Gipfel des Glückes? Auf der Erde, oder im Grabe? Im Himmel oder in der Hölle? — Ueberall, wo Du bist, will James Hackman bei Dir sein."

„Der Soldat, für den Du neulich um Gnade batest, dankt seiner unbekannten Wohlthäterin. Die Disciplin muß herrschen in unserm Staate, aber alles muß sich beugen unter Deinen Befehlen."

Gewichtige, für beide Liebende glückliche Wochen sind verstrichen, wo ihr Briefwechsel schwieg. Er und sie lebten unter Einem Dache. Hackmans Brief vom 8. Februar giebt die Erklärung.

„Seit das Thauwetter mir erlaubte Himhinbrook-Haus zu verlassen, sind noch nicht vier und zwanzig Stunden ver-

ſtoſſen, und ich habe an Dich ſchon vier Mal geſchrieben. Ich werde Dir noch ſo oft ſchreiben, daß Du die Briefe nicht zählen kannſt. — Mein Glück, das ich genoſſen, in dieſen ſeligen Wochen, ſtatt meine Gluth abzukühlen, hat es ſie noch vermehrt."

„Drei Wochen mit meiner Margaret in ein und demſelben Hauſe — es war mehr als ich verdient habe, und doch, grauſamer Gedanke! mußte ich jeden Abend vor einem Andern weichen! — In dieſen drei Wochen ſchlief ich vor Qual nicht drei Stunden, und doch, doch war es ein großes Glück!"

„O welch ein Glück, daß man ſo inſtändig in jener ſtürmiſchen Schneenacht in mich drängte, im Schloß zu bleiben. Warum dauerte nicht der Schneefall bis zum jüngſten Gericht! Freilich in jeder Nacht bis dahin — es wären troſtloſe Nächte für mich. —"

„Freilich konnte ich der Verſuchung nicht widerſtehen, als ich mit Dir unter demſelben Dache lebte, aber ſeit wir uns getrennt, quält mich dafür auch der Gedanke, daß es ja ſein Haus war. Warum beſtand er auch ſo eigenſinnig darauf, daß ich bleiben mußte! Bin ich nun ſchuldig, daß ich die Rechte der Gaſtfreundſchaft verletzt habe!"

„Vergiß ja nicht: morgen am beſtimmten Orte. Hat Robin Gray Argwohn und auf James Hackman?"

Sie an Ihn.

Himhinbrook-Haus, den 23. Februar 1776.

„Wo warſt Du dieſen Morgen, Hackman? Ich wäre vor Angſt erſtarrt, hätte mich nicht immer wieder

der Gedanke durchwärmt, daß Du doch kommen würdest. Ich bin in entsetzlicher Unruhe. Was konnte Dich zurückhalten. Warum schreibst Du denn nicht, wenn Dich was hinderte? Ich hatte einen Traum, einen gräßlichen Traum letzte Nacht."

„Für Dich fürchtete ich, für Dich, Abgott meines Herzens. Fürchterliche Bilder erschütterten, zerrten an meiner Seele die ganze Nacht durch."

„Du wirst mir vielleicht erwiedern. — — Ich bin ja nur ein schwaches Weib. Der Muth, der unter den Epauletten eines Soldaten schlägt, fehlt mir gänzlich."

„Ich träumte, Du warst zum Duell gefordert von einem Mann — einem Manne, den wir übereingekommen sind, nicht zu nennen. Ihr hattet Euch erstochen, Einer den Andern. Ich sah seinen Degen, ich fühlte ihn, wie er Deinen Leib durchdrang. Ich sah Euch Beide sterben, und damit vergingen mir die Sinne. Wer bleibt dann, daß er mit Margaret weine? — — — Niemand!"

„Nenne es Schwäche, aber ich bin traurig, unruhig, in Verzweiflung, ja in Verzweiflung. Bei Allem, was Dir heilig ist, reiß mich aus meiner Ungewißheit."

Er muß sie schon am selben Tage aus dieser Ungewißheit gerissen haben, denn schon am folgenden finden wir einen Brief, worin Margaret in heiterem Tone dem Geliebten meldet, daß der Lord mit ihr nach London reisen wird. Sie fordert ihn zu Intriguen auf, wie sie sich unterweges in den Wirthshäusern treffen könnten; unter Anspielung auf einen damals berühmten Ehescheidungsprozeß, den Lord

Grosvenor gegen seine Gemahlin anstellte, welche bei einer Reise derartige interessante Rendezvous mit einem königlichen Prinzen verabredet und ausgeführt hatte. Sie freut sich, ihn in London wieder zu sehen, und doch verläßt sie den Ort mit Schmerzen, wo ihr neues Leben anfing, wo sie ihren James kennen gelernt. Sie wünschte, ihr Aufenthalt auf dem Lande dauere noch einen Monat, um wieder mit ihm den Monatstag des glücklichsten Tages ihres Lebens zu feiern: „Komm, gieb mir dafür einen Kuß, ich verdiene ihn für die Erinnerung. Pfui! pfui! Herr Hackman, statt eines zwanzig, das ist zu großmüthig. Aber ich werde Dir den Ueberschuß zurückgeben, wenn wir uns wiedersehn. Das heißt morgen."

Im nächsten Briefe (vom 26. Febr.) spricht Hackman seine Qual aus, schon über acht und vierzig Stunden die Geliebte nicht gesehen zu haben, ihr nächstes Rendezvous ist vereitelt, da unvorhergesehene Gefahren eingetreten sind. Er stellt Betrachtungen darüber an, daß sein und der Geliebten Geburtstag nur durch wenige Tage getrennt sind:

„Die Dichter behaupten, daß der Mensch aus Thon gemacht sei, die himmlischen Töpfer hätten je fünf und sechs Stück täglich in dieselbe Form gedrückt. Verwundere Dich nicht, Margaret, daß wir uns so sehr lieben, oder daß meine Seele an Deine gebunden ist, wie als wäre sie ihre Schwester. Wir wurden zusammen in einem Gedanken Gottes erschaffen. Nur zehn Tage trennen uns, wir sind vom selben Thon. Nur wurde ich nicht in eine so schöne Form wie Du geworfen; aber unsere Herzen wurden von

demſelben Hauche belebt und ſogen ein dieſelben Empfindungen.

„Corporal Trim reiſt heute ab, um alles zu veranſtalten. Es geſchieht mit ſolcher Vorſicht, daß wir nichts zu beſorgen haben. Warum aber, Margaret, bedarf es ſolcher Liſten! War es nicht Dein Befehl, meiner Seele widerſteht es — Doppelzüngigkeit, Verſchwiegenheit und gar Verkleidungen!"

Aus Margarets Briefe vom 28. Februar ergiebt ſich, daß die kunſtreichen Plane, die wir nicht kennen, umſonſt geweſen. Sie reiſte nicht mit eigenen Pferden, ſondern mit der Poſt und in Geſellſchaft „des alten Robin Gray." Sie vertröſtet ihn auf London, dort würden ſie glücklich ſein, wie in den Tagen als der Schnee ihn im Schloſſe feſſelte: „Nichts als meine Kinder könnten mich hindern wie der Seemann Kook in die andere Welt zu gehen, um das Glück zu ſuchen. Irgend wo muß doch ein Winkel ſein, wo die Herzensbande zweier Liebenden unter den Menſchen geachtet werden." Sie bittet ihn um Bücher zur Zerſtreuung auf der Reiſe, hat aber noch Ruhe genug um ihm zu melden, daß ſie mit dem jungen Otaheitier ausgeſöhnt iſt, aber den Argwohn hege, daß er einem hübſchen Milchmädchen nachſtelle: „Was müßten das für Geſchöpfe werden, die Früchte der Liebe zwiſchen einem Wilden und einem niedlichen Milchmädchen von Huntingdonſhire!"

Dennoch muß es den Liebenden geglückt ſein, ſich noch einmal vor London zu treffen. Ein myſteriöſer Brief des

ein Mann, der wahrhaft liebt, und Kraft und Willen fühlt, das geliebte Weib zu beglücken! Tagelang träumte ich diesen Traum mit Entzücken, bis ein trauriges Erwachen ihn auf immer zerstörte."

„Jener Abend, o! ich werde ihn nie vergessen, als ich von Piccolominis Schicksal tief gerührt, an Ihrer Seite im Schimmer des Mondes ging, und mit Mühe das Geständniß von meinen Lippen zurückdrängte, das jetzt aus meiner Feder fließt — als ich zum erstenmale ein gleiches Gefühl in Ihnen, angebetetes Mädchen! wähnte, und Ihre dargebotne Hand zitternd in der meinigen hielt — jener Abend war der letzte meines geträumten Glücks! Auf dem Rückwege vertraute mir Heldern seine Wünsche und Hoffnungen, und der Gedanke Ihres Verlusts ließ mich die Größe meiner unglücklichen Leidenschaft erkennen! Ich verschloß mich in mein einsames Zimmer, während mir Töne der Freude aus dem Gartensaale entgegenschallten, die mein Unglück zu verkünden schienen. Kämpfend mit meinem Herzen durchwachte ich die Nacht. Am Morgen bat mich Heldern, ein Pferd zu besehen, das er gekauft hatte, ich gehe mit ihm, das Thier war wild und ungezähmt, ich besteige es, und höre einen lauten Ausruf des Schreckens von Ihrer Stimme. — — Kurz darauf erfuhr ich aus dem Munde Ihrer Frau Mutter, Helderns, Ihres Verlobten, Gefahr, den Sie irrig auf dem Pferde glaubten, habe Sie so erschreckt." —

Officiers spricht von seinen Verzückungen. Er betheuert, daß sie ihm reiner, keuscher, heiliger als je erscheine, so rein als wenn er ihre jungfräuliche Hand am Altar empfänge. Er sei jetzt in sein Campagnepferd „Crop" verliebt, da es einmal die Gebieterin seines Herzens getragen. Zugleich bittet er sie um den versprochenen Schlüssel: „Doch werde ich nie auf die Stimme des Verbergens unter seinem Dache hören. Wie rühmten wir uns in den ersten Tagen unserer Liebe sein gastliches Haus geachtet zu haben. Als nun aber der verhängnißvolle Schnee kam, und wir erwachten aus unserer Trunkenheit, auch das war nicht bitter, denn wir hatten ja doch nicht gegen die Gesetze der Delicatesse gefehlt!! — Wenn ich Dich wiedersehe, einige Gedanken, die Dich und mich interessiren und uns Beiden eine ruhige Zukunft vorbereiten sollen."

Aus dem Cannon-Caffe-Haus in London schreibt er am 17ten März einen nächsten kurzen, dringenden Brief: „Ist das Deine letzte Entschließung, ruft er, wohlan, bei allen Seligkeiten, die Du mir bereitet, meine Phantasie, mein Herz glühen noch in Fieberlust bei der Erinnerung, aber ich schwöre bei unserem heiligen unzerstörbaren Liebesbunde, ich entsage ihnen bis Du durch den Segen der Kirche mein gesetzliches Weib bist. James Hackman."

Aber gleich darauf läßt er, aus demselben Orte einen zweiten Brief abgehen, in dem es heißt: — — „Welche Thorheit! wirst Du ausrufen. Sei es, ich bin vielleicht thöricht, aber ganz gewiß bin ich sehr unglücklich! — — —

Sprich, ſchreibe mir augenblicklich, was iſt denn dieſes geheimnißvolle Hinderniß? Die Tortur könnte Dich nicht zwingen mich zu heirathen. So ſagteſt Du. Haſſeſt Du mich? Was ſoll ich denn noch mit dem Leben!"

„Und wenn Du nicht einwilligen magſt, um der heiligen Rechte der Liebe willen, wünſcheſt Du denn nicht auch, daß wir der verhaßten Rolle entſagen, welche uns Beide entwürdigt. Meine Seele iſt nicht für ſolche Niedrigkeiten gemacht. Einzuſchleichen durch geheime Pforten, unter dem Schatten der Nacht, betrügen, complottiren, lügen ... Ewige Verdammung! Der Gedanke daran allein bedeckt meine Stirn mit Schande. — Und Lord Sandwich! Wenn wir uns nicht unſer ſelbſt ſchämten, hätten wir's da über's Herz gebracht, den edelſten Mann mit den kindiſchen Namen: Er — der Mann — der alte Robin Gray — zu nennen! Wie tief ſind wir geſunken. Die Liebe, die die Geiſter erheben ſoll, muß über unſere Aufführung erröthen."

„Der Lord iſt durch die heiligſten Bande an Deine beiden lieben Knaben gefeſſelt. Was Deine kleine Tochter anlangt, deren Vater werde ich ſein. Theilen will ich meinen letzten Heller unter Euch. Gott weiß, und Du wirſt es erfahren, weſſen ich fähig bin. —"

„Schreibe, ſchreibe, ſchreibe! Bei dem allmächtigen Gott, ich muß es erfahren, das unüberſteigliche Hinderniß, oder ich muß glauben, Du liebſt mich nicht."

Sie an Ihn.

17. März 1776.

„Warum konnteſt Du noch dies zu meinem Schmerz hinzuthun? Immer ſprichſt Du von Deiner Liebe, und weißt doch nicht, wie Du mein Herz zerreißt.

„Denkſt Du denn, daß ich mich gern zu den Kunſtgriffen erniedrige, zu denen ich Deinetwillen greifen muß. Aber läßt ſich denn die Rolle, welche ich ſpielen muß, mit Deiner nur vergleichen? Ich muß ja ſelbſt vor Dir heucheln. Welchen Zwang koſtet es mich, um die ganze Qual meiner Gefühle zu verbergen. Soll mich das nicht unglücklich machen? Es verbittert meine ſchönſten Augenblicke.

„Ja, Geliebter, das Schickſal hat eine unüberſteigliche Mauer zwiſchen Dir und mir aufgerichtet. Weshalb es immer wiederholen! Ich ſah es ja von Anfang an voraus, daß es mit einer ſchrecklichen Kataſtrophe enden würde:

Von trüber Ahnung iſt mein Herz erfüllt!

ruft Jephta in der Oper. Wär' es keine Sünde das Leben freiwillig aufzugeben, wir könnten glücklich werden, glücklich in einer andern Welt, wo die Vorurtheile dieſer Welt unbekannt ſind. Ich ſtürbe gern von Deiner Hand, James, ſehr gern!

„Ja, ein unüberſteigliches Hinderniß trennt uns. Zwingſt Du mich denn es auszuſprechen, weil Du ſonſt an meiner Liebe zweifelſt, dieſer Liebe, die jetzt mein einziges Glück, ja meine Religion iſt. Weiß ich doch kaum, ob ich außer Dir noch einen Gott habe, denn alle meine Gebete und Wünſche gehen zu Dir.

„So wisse denn, wenn Du mich heiratheſt, heiratheſt Du ein Weib mit völlig zerrütteten Glücksumſtänden, und die Vorſtellung von dem Unglück, was ich über Dich brächte, macht mich zittern. Mein Gatte würde aus meinen Armen in die Schuldgefängniſſe der Kings-Bench wandern. Schon am Morgen nach unſerer Hochzeit! — — —

„Ich ſchwöre einen Schwur ſo feierlich als der Deine: nie werde ich Deine Gattin, ſo lange ich den Werth eines Schillings zu ſchätzen weiß.

„Jephtas Schwur iſt ausgeſprochen! Erinnerſt Du Dich?

„Was Du von meinen Kindern ſagſt, hat mich tief gerührt, aber es iſt ein Grund mehr, meinen Entſchluß zu befeſtigen. Weil ich Dich nicht heirathen will, liebte ich Dich nicht, ſagſt Du. Meine Weigerung, Lieber, iſt der ſtärkſte Beweis meiner Zuneigung zu Dir.

„Der Himmel hat mein Gelübde. Achte es; verſuche niemals es zu brechen, denn es wird Dir nie gelingen. So lange ich die kleinſten Schulden habe, werde ich nicht Deine Gattin.

„Dein Entſchluß, bis unſer Bund durch die Trauung geſetzlich gemacht iſt, alle nähere Verbindung mit mir aufzugeben, iſt für mich ſchmeichelhafter als ich es Dir ſagen kann. Er giebt mir einen Beweis von Deiner wahren Achtung, er erhebt mich vor mir ſelbſt. Die Verſe, die Du mir darüber ſchickteſt, übertreffen alles, was ich jemals las. Sie ſollen Margarets Morgengebet und ihre Abendhymnen ſein, ſo lange Du in Irland bleibſt...

„Ja, mein Freund, gehe nach Irland; laſſe Dich einmal ganz von mir leiten. Geh wieder zu Deinem Regiment in dieſer Provinz; es iſt Deine Pflicht. Die Dinge können ſich indeſſen ja ändern; der Himmel kann nicht zwei Weſen verlaſſen, die ſich ſo lieben wie wir. Obgleich getrennt, wollen wir doch mit uns zufrieden ſein, im Gedanken, daß wir eine Pflicht erfüllen. Ich will an Dich ſchreiben, alle Tage, wenn Du willſt zwei Mal, ich werde Dein Bild küſſen und weinen. Kann ich Dir eine ſtärkere Probe meiner Selbſtüberwindung geben, als indem ich den bitte ſich zu entfernen, der allein mein Glück und meine Freude ausmacht. Ob ichs überleben werde? Und doch bitte ich Dich, reiſe!

„Die Thränen wiſchen meine Schriftzüge aus. Sei ein Mann, mein Freund. Muthiger als eine kranke Frau! Zu Deinem Regimente ſchnell fort. So wahr ich Dich liebe, ruf ich Dich ſogleich aus Deinem Exil, wenn ich Dich mit Ehren für mich und mit der Ausſicht auf Dein Glück heirathen kann. — — —“

Er betheuert ihr Gelübde zu ehren. Aber daß Schulden eine ſolche Liebe trennen ſollten, will ihm nicht in den Sinn. Er meint, der Verkauf ſeines Patentes, eines kleinen väterlichen Beſitzthums könnten ſie frei machen. Er hat zwei Lotterieloose genommen. Auf die Rückſeite des einen hat er für den Fall ſeines plötzlichen Todes Margarets, auf die des andern den Namen ihrer Tochter geſchrieben. Aber ſie ſind nicht heraus gekommen.

Er will ihr gehorchen, ganz und durchaus gehorchen,

er hat verſprochen nach Irland zu gehn, und doch überſtürmt er ſie mit Schreiben und will ſie immer noch ein und noch ein Mal ſehn. Sie muß ihm ſchreiben: „Wenn ich es Dir beföhle, würdeſt Du reiſen, das war Dein Wort; ich habe es Dir befohlen, ich habe Dich darum gebeten; ich befehle es Dir noch ein Mal, gehe fort, ich beſchwöre Dich, reiſe! Aber ſpare mir den Schmerz einer neuen Trennung; ich habe mich noch nicht von dem vorigen erholt. — Und Deine Güte gegen meinen armen Kleinen! Ich konnte heut Morgen die Thränen nicht ſtillen, wie er von dem guten Herrn ſprach, und mir Dein Geſchenk zeigte. — Bleibe, und auf Gefahr, daß unſer Geheimniß verrathen wird — oder — ſchnell fort.“

Er hat ihr gehorcht, er iſt in Irland bei ſeinem Regimente. Er ſoll ihr nicht von ſeiner Liebe, ſoll von gleichgültigen Gegenſtänden ſchreiben; aber er vermag es nicht. Wir halten uns befugt über dieſe Briefe voll Liebesjammer kürzer wegzugehen. Ihre Briefe ſollen ihn tröſten, aber er meint, die Schreiberin gliche ihm einer Schauſpielerin, die gezwungen ſei, in einem Luſtſpiel eine Rolle zu ſpielen, am Abende deſſelben Tages, wo eine ſchreckliche Kataſtrophe in ihrem eigenen Leben ſie eher zur Heldin in einer Tragödie eignete.

„Ich bitte Dich, geh mit mehr Vorſicht zu Werke, wenn Du ſiegelſt. Da gehen mir immer fünf bis ſechs Worte beim Aufmachen verloren, und das, denke ich mir, ſind die wärmſten Verſicherungen Deiner Liebe. Ich möchte dann

jedes Mal ins Schiff ſteigen, zurück nach England und Dich fragen was ſie bedeuten."

Die Irländerinnen würde er liebenswürdig finden, wenn er ſeine Margaret nicht kennte. Die Irländer ſind äußerſt gaſtfrei. Denen die es nicht ſind, wünſcht man: daß das Gras vor ihrer Thür wachſe.

Sie liebt ſeine Verſe, ſie hat ihm gerathen, ſeine Poeſien drucken zu laſſen; aber er ſträubt ſich dagegen. Nie will er von der Preſſe leben. Juvenal habe einem jungen Menſchen gerathen, lieber Ausſchreier zu werden als Poet. Die Spanier hätten ein Sprichwort: Wer keinen Vers machen kann iſt ein Klotz, wer aber mehr als einen macht iſt ein Narr. Ein junger Menſch beklagte ſich ein Mal, daß er den Appetit verloren habe. Werde ein Dichter antwortete man ihm, ſo wirſt du bald hungern. Er erinnert ſie an das traurige Schickſal Chattertons, der einige Jahre vor dieſer Geſchichte den Hungertod geſtorben war, und deſſen Andenken damals die Herzen bewegte. „Sie weinen die Thränen des Samariters über das Grab des armen Pilgers; aber wer weiß, ob nicht ein zweiter Pilger daſſelbe Schickſal theilt, und auch nicht mehr bekommt als ein paar Thränen auf ſein Grab."

Sie hatte ihm ſchon bei der Abreiſe ein Käſtchen mitgegeben, über deſſen zu reichen Inhalt an feiner Wäſche und andern Geſchenken er ſich beklagte. Jetzt ſendet ſie ihm eine Banknote von 50 Pfd. Er ſchickt ſie zurück: „Der, welchen Du nicht heirathen willſt, um ihn nicht mit Deinen

Schulden zu belaſten, glaubſt Du, daß er ein ſolches Geſchenk annehmen kann, um ſie noch zu vermehren? Wäre ich deſſen fähig, ſo wäre ich unwürdig Deiner Liebe. — — Sei ohne Sorge um mich. Ich bin reich, reich wie ein Jude, auch ohne den Beſitz Deiner Liebe mit in Rechnung zu bringen. Habe ich nicht ein kleines Grundſtück, nicht einige Effecten in Gosport? Habe ich nicht meine Gage? Ich kann mein Theaterbillet bezahlen!" Beim Theater fällt dem Frohen eine Anecdote von der Schauſpielerin Miß Catley ein.

Zwiſchen ihr und der Direction des Drurylane-Theaters hatten ſich einige Streitigkeiten erhoben über die Dauer ihres Engagements. Einer der Directoren begiebt ſich in die ziemlich beſcheidene Wohnung der Schauſpielerin. Miß Catley's Dienſtmädchen führt ihn nach der Treppe, als ihre Herrin, die gerade in der Küche war und die Stimme des Directors erkannt hatte, das Mädchen zurückruft: „Du brauchſt den Herrn nicht in den Salon zu führen; ich bin zur ebenen Erde; Miſtr. ... kann hier eintreten und zuſehen, wie ich Bärmklöße für meine Kinder einrühre." Sie wiſſen, wandte ſie ſich an den Director ſelbſt, wenn Sie mit der Abſicht herkommen, die Summe die ich fordere. Dies Jahr hatte ich dieſelben Bedingungen und Sie ſehen doch, was ich thun muß, um meine Familie zu ernähren. Alſo gerad heraus, ich laſſe mir auch keinen Schilling abziehen — halten Sie mir das Mädchen da im Gange nicht auf, denn ich brauche ſie hier, um die Kohlen für meine Klöße anzumachen; ich muß mein jüngſtes Kind ſtillen." Nanny Cat-

lezs Bärmklöße verdienen doch wohl einen Platz neben den Rüben des Fabricius.

In einem andern Briefe bittet er ſie um das Buch, von dem ſie ihm geſchrieben, um den Werther: „vorenthalte ihn mir nicht; ich könnte es Dir nicht verzeihen. Meinſt Du denn, das Buch werde eine ſo große Wirkung auf mich hervorbringen, oder daß ich unfähig ſei es zu leſen? Soll ich mir etwa darum eine Piſtole durch den Kopf ſchießen, weil irgend ein ſtumpfſinniger Deutſcher genug Narr war, das Beiſpiel zu geben, oder es einem deutſchen (dutch) Romanſchreiber einfiel, eine ſolche Geſchichte zu erfinden? Schickſt Du es mir nicht, ſo verſchaffe ich es mir ſonſt wie. Ich bin zu neugierig darauf."

Sie erwiedert: „Das Buch, welches Du von mir forderſt, iſt gerade das einzige, welches Du niemals leſen darfſt. Ich beſchwöre Dich fußfällig, lies es niemals. Vielleicht haſt Du es ſchon geleſen — wäre es das! — Ich bin in Verzweiflung beim Gedanken. — Weiß der Himmel, an wen ich dieſen Brief ſchreibe und wer ihn empfangen wird." —

Margaret hat nämlich in ſechs Wochen keine Zeile von dem Geliebten erhalten, während ſie in der Regel monatlich zehn Briefe empfing. Der Brief fängt mit Beſchwörungen an, ihr zu melden oder melden zu laſſen, wo er iſt, wie es ihm geht; dann geht ſie in die Befürchtung über, daß die Lecture des Werther ihn verführt zum Entſetzlichſten, und ſchließt mit der Anrede an den Unbekannten, in deſſen Hände ihr Schreiben möglicher Weiſe gerathen könne:

„Wer Sie auch sind, ein Mann, eine Frau, antworten Sie mir ohne Verzug. Haben Sie jemals geliebt, so beschwöre ich Sie, schreiben Sie mir nur eine Zeile, auf der Stelle, benachrichtigen Sie mich, was aus James Hackman geworden ist, Officier im acht und sechzigsten Regiment. — — Wer Du auch seist, mir Unbekannter, einen so einfachen Dienst wirst Du mir nicht abschlagen. Und sendest Du mir gute Botschaft, o Du weißt nicht, welcher Dankbarkeit eine Frau fähig ist, die über allen Ausdruck liebt."

Diese Katastrophe der Liebesangst geht ohne heftige Erschütterung vorüber. Hackman war krank, aber er genest wieder; die Sprache der heftigsten Gemüthsbewegung in den Briefen der Geliebten wirkt beruhigend auf ihn, da sie ihn von der Stärke ihrer Neigung überzeugt. „Mein Geist ist jetzt ziemlich ruhig, schreibt er. Aber doch bildet, Du weißt es und ich weiß es, eine gewisse bizarre Eigenthümlichkeit den Grundzug meines Characters. Bis heut bin ich mir ein unerklärbares Wesen; jetzt auf dem Gipfel der Freude, jetzt im Abgrund der Traurigkeit. Wollten Salvator Rosa oder Jean Jacques Rousseau ein mysteriöses Wesen malen, allen Arten Launen hingegeben, sie würden in mir recht pikante Züge finden. Und doch seit ich Dich kenne, hat die Liebe dieses mein Wesen ganz geändert. Kann dies je anders werden!"

Hat der deutsche Werther auf ihn gewirkt? Er kann ziemlich heitere Briefe schreiben, aber mit Vergnügen weilt er bei den Details von tragischen Geschichten, namentlich Selbstmördern. Umständlich berichtet er der Geliebten den

„So hatte ich denn alles verloren. Ich ertrug den Zwang nicht, den ich mir anlegen mußte, und ging mit dem Vorsatz in die Stadt, einige Zeit dort mir selbst und meinem Schmerz zu leben, aber heute zog mich eine unwiderstehliche Sehnsucht hieher. Dieser Tag war schon lange meine Freude, und wenn gleich unglücklicher noch in Ihrer Nähe, will ich ihn doch mit Ihnen verleben.“

„O Anna, ist es gewiß, was mir noch oft zweifelhaft scheint — sind Sie verlobt? Hat Heldern Ihr Wort, und wenn er es hat — besitzt er auch Ihr Herz, Ihre Liebe? Nur diese Frage lassen Sie mich thun, nur diese beantworten Sie mir, und ich will als Mann von Ihnen scheiden, und Ihre künftigen Tage scheidend segnen. Eine biedre Dorfgemeinde in unserer Nähe, wo ich mehrmal predigte, wählte mich kürzlich zu ihrem Pfarrer, ich konnte mich nicht entschließen, Ihr Haus zu verlassen, und Sie wissen, welche Wünsche mich abhielten, diesen bescheidenen Pfad zu betreten, der sonst so ganz meinem Geschmack und meinen Grundsätzen entspräche. Wenn ich meines Unglücks Bestätigung höre, und schon Annens offner Blick wird mir Ihr Herz zeigen — dann ist mein Entschluß gefaßt, und die ländliche Stille nehme mich auf, wo unermüdete Thätigkeit, und Gelegenheit zum Wohlthun, meinem Schmerz entgegenkämpfen wird. Dann — o Sie, die ich mit der reinsten Neigung liebe, und ewig

Tod einer jungen Dame, der in der Nähe seiner Garnison sich ereignet hat und der auch für unsere Leser nicht ohne Interesse sein dürfte.

Mistreß Dixon war eine junge Dame, von kaum neunzehn Jahren, die etwa zwei Jahre mit ihrem Gatten zu Jeniskillen, anscheinend in der größten Eintracht, glücklich lebte. Am Tage vor ihrem Tode zeigte sie sich ungewöhnlich heiter. Sie hatte eine ansehnliche Gesellschaft zum Diner gebeten, machte dann selbst den Thee und lud die Gäste zum Spiele ein. Während sie um die Karten saßen, ging sie in ihr Schlafcabinet und trank dort ein Glas Arsenik. Man vermißte sie, suchte durch das ganze Haus, und die Domestiken fanden sie als Leiche an ihrem Bette liegend. Auf dem Tische lag folgender Brief:

„Ich schreibe diese Zeilen aus keiner andern Absicht, als damit Alle, welche von meinem Tode hören, auch erfahren, daß mich nicht die Reue wegen einer Verschuldung zum Selbstmord antrieb, sondern einzig und allein der verzweiflungsvolle Gedanke, daß ich nun und nimmer das Glück in dieser Welt finden werde. Wohl weiß ich, daß das von mir gewählte Mittel ein Verbrechen ist nach Gottes Gesetzen, aber ich hoffe auf seine Gnade, denn ich gehe ja, um in seinem Schooße das Glück zu suchen, welches die Erde mir nicht mehr bieten kann.

„Beschuldige man Niemanden! habe man auch Mitleid mit meinem Andenken; denn ich bin unschuldig, jung und rein.

„Meine Freunde bitte ich, meine arme Mutter, meine

Brüder und Schweſtern zu tröſten. Möchten aber die Mütter aus meiner Geſchichte lernen, wenn ſie ihre Töchter zwingen, gegen ihre Neigung zu heirathen. Allen, die mir Unrecht thaten, verzeihe ich, wie ich wünſche, daß der Himmel mir verzeihe. Glaubte doch meine Mutter für mein Glück zu arbeiten, als ſie mich zwang, Herrn Dixon zu heirathen, der ſo viel gute Eigenſchaften hat, daß er wohl verdiente eine Frau glücklich zu machen.

„O es war ein unſeliger Tag, als ich meine Hand einem Manne reichte, während mein Herz einem andern gehörte. Ich hoffte, daß Zeit und Ueberlegung mir den Frieden meiner Seele wiedergeben würden. Lange habe ich den Gedanken genährt, aber ich kann's nicht mehr.

„Der Gedanke der Ewigkeit iſt ſchrecklich für den, der Gottes Geſetze bricht. Daß der Herr mich vor der ewigen Verdammung ſchützen möge!

„Um Gottes willen redet meinem Manne nichts Böſes nach. Er war ſo lieb und gut gegen mich.

„Von den kleinen Dingen, die mir unendlich werth ſind, weil ſie von dem herrühren, dem ich verſprochen nie ſeinen Namen zu nennen, bitte ich meine Freunde, einige als Andenken von mir anzunehmen: die Ohrringe ſoll Betty Balfour haben, meinen Diamantring Peggy Deeryn, Betty Mulligan die Manchetten, die ich jetzt trage und alle meine Spitzen. Pappy Delap bekommt das Muſſelinſchnupftuch, was noch nicht geſäumt iſt; es liegt in der Schublade.

„Meinem Bruder Jack Watſon trage ich auf, daß er

ſich in einer Weiſe aufführe, die unſerer Familie Ehre macht; er ſoll bedenken, daß er jetzt ihre einzige Stütze iſt.

„Nochmals betheure ich beim Namen Gottes, obgleich ich gegen ſeine Befehle ſterbe, daß ich ohne Haß und Feindſchaft gegen irgend Jemand von dieſer Erde ſcheide. Auch dem vergebe ich, für den ich ſterbe, ach und den ich mehr liebe als jemals. Gott möge ihm mehr Glück und Frieden geben, als bisher. Vielleicht wird er mir doch einige Theilnahme ſchenken, wenn er ſich ſagt, daß ich für ihn geſtorben bin.

„Vor einiger Zeit liefen verläumderiſche Gerüchte gegen mich, wegen eines Mannes aus dieſer Stadt, um. Vielleicht glaubt man mir jetzt in dieſem feierlichen Momente, wenn ich betheuere: daß ich nicht in den Himmel kommen will, wenn ich je mit dieſem oder irgend einem andern, außer meinem Manne, vertraulich lebte. Ich vergebe den Verläumdern, aber die Frau jenes Mannes, die auch ihn verredet, möge ſich vor ihren angeblichen Freunden hüten!

„Nur Einen liebend, befreundet einem kleinen Kreiſe, und mit Wohlwollen für Alle, ſterbe ich mit den Worten: „Herr habe Gnade mit meiner Seele!“

„Allen jungen Leuten rathe ich, Herr zu bleiben über ihre Leidenſchaften; meine hat mich leider zu meinem Schaden beherrſcht. Gott ſegne meine Freunde, meine Bekannten. Tröſtet meine arme Mutter. Ach ſie iſt recht unglücklich, eine Tochter zu haben, die im Sterben erröthen muß, Gottes Namen anzurufen, und die in ihrer letzten Stunde ſogar der Gewiſſensruhe beraubt iſt, die uns al-

lein aufrecht erhält in den Aengſten dieſes ſchrecklichen Augenblicks.

Jane Watſon, verehelichte Dixon."

„Ach, ſie hatte auch einen Robin Gray zum Manne!" ruft Hackman aus. Er erfährt, daß Margaret krank iſt, er zürnt, daß ſie es ihm ſo lange verſchwiegen hat, er droht, wenn man ihm nicht Urlaub gebe, auf der Stelle ſein Patent zu verkaufen und nach England überzuſchiffen. Dies droht er am 20. April 1777; im Mai ſitzt er ſchon im Cannon Kafehauſe in London und ſchreibt Briefe an die Kranke, deren zitternde Handſchrift ihn beunruhigt, „deren wankende Entſchlüſſe" ihn in Verzweiflung bringen. Aber er athmet doch jetzt dieſelbe Luft mit ihr, ſeine Augen blicken nach ihren Fenſtern, um „aus dem Luftzug, der herauskommt, zu unterſcheiden, ob es ihr ſchlimmer oder beſſer geht."

So ſchreibt ihm Margarets Dienerin, was dieſe ihr dictirt: „Dieſe Worte ſind die letzten, die ich ausſprechen werde. Meine letzten Gedanken werden Dir gehören, theurer Hackman. — Wir werden uns in einer andern Welt wieder finden. — Lebe und ſchließe mich in Dein Gedächtniß. — Nimm, was in der kleinen Schachtel liegt — ſei der Freund meiner Kinder — meiner kleinen Tochter."

Auch dieſe Kriſis geht ohne Kataſtrophe vorüber. Hackman lebt fort in London, correſpondirt mit der wieder geneſenen Freundin und beſucht ſie heimlich. Aber ſeine Phantaſie ſchwelgt in tragiſchen Kataſtrophen. Er hat der

Hinrichtung des unglücklichen Master Dodd *) beigewohnt, und kann es nicht unterlassen die Executionsscene und den Eindruck, den sie auf ihn gemacht, der Geliebten zu schildern: „Es war ein herzzerreißender Auftritt, der erste der Art, den ich jemals gesehen, und gewiß wird es der letzte sein. Und doch, wäre ich damals in England gewesen, als Peter Toloso hingerichtet wurde, weil er seine Geliebte, eine junge Französin, umgebracht, ich hätte auch dabei sein müssen, bei den letzten Augenblicken eines Menschen, der seine Geliebte tödten konnte! Zur Ehre meines Vaterlandes, es war ein Spanier!

„Schilt mich nicht gefühllos, weil ich heut Morgen einem so unmenschlichen Schauspiel beiwohnte. Siehst Du ja auch die Leiden König Lears und der Ophelia an! Ich bin kein Materialist wie jener Mediciner, der Freund und Historiker Paoli's, der sich in Edinburg für's ganze Jahr ein bestimmtes Fenster miethete, um den Hinrichtungen zuzusehen. — Mich treibt, ich weiß nicht was. Du hast das Werk des Abbé Raynal gelesen. Athmen seine Werke nicht eine besondere Humanität, er liebt nicht Gemetzel zu schildern, und doch — sieht er den Hinrichtungen zu. Ich sah ihn, den leibhaften Abbé Raynal **) und un-

*) Dr. Dodd, wegen Fälschungen hingerichtet. Einer der berühmtesten Criminalprozesse Englands im vorigen Jahrhundert: nicht wegen seinen Verwickelungen, sondern wegen der allgemeinen Theilnahme für seine Persönlichkeit.

**) Des Abbé Raynal Werke hatten ihm in England die ehrenvollste Aufnahme verschafft, während er aus Frankreich verwiesen

sern Charles Fox mit einander auf die Gerüste eines neugebauten Hauses steigen, trotz dem Regen, um Zuschauer zu werden!

Dodd hat sich freilich kleinmüthig gezeigt während des Prozesses, er hat die Schuld auf seine Frau wälzen wollen; dafür ist er aber als Mann von Muth gestorben. Zwar sprach man laut um mich her, er affectire nur den Muth, und seine Hoffnung sei eine ganz andere. Sein Freund Hawes, der Gründer der philosophischen Gesellschaft, soll ihm versprochen haben, daß er, wenn das Gesetz an ihm vollstreckt, ihn wieder zum Leben bringen wolle. Mir schien seine Festigkeit aus einer edleren Wurzel zu entspringen. Voltaire bemerkt, daß der Muth eines Sterbenden mit der Anzahl der Zuschauer wachse, und der leidenschaftliche Franzos Saint Foramand mußte eingestehn, daß, was das Sterben anlangt, die Engländer alle Nationen überträfen.

„Aber zwei Umstände ereigneten sich, gewöhnlich und doch so seltsam und voll Stoffes zum Nachdenken, daß Du mir wohl vergiebst, wenn ich sie erwähne.

„Ehe der traurige Zug ankam, hatte sich zufällig ein dickes Schwein in den leeren Raum gedrängt, welcher das Gerüst umgab. Trotz der gräßlichen Scene, die so nahe bevorstand, ließ sich die Lachlust des Volkes nicht zurück-

---

war. Die Achtung für ihn ging bei den Britten so weit, daß der Minister einem gefangenen französischen Officier die Freiheit gab, als er erfuhr, daß er Raynals Neffe sei.

halten. So wandelbar, so leicht erregbar sind seine Stimmungen. Als wären sie nach Tyburn gekommen, um einer Sauhetze beizuwohnen.

„Als nun das unglückliche Opfer ankam, eine neue Scene der Heiterkeit. Durch eine Bewegung Dodd's verschob sich seine Perücke. Es sah allerdings komisch aus, wer aber hätte erwartet, daß sie vor der Hinrichtung eines so beliebten Mannes lachen würden.

„Dodd ist endlich auf dem Schaffot. Der Karren, auf dem er angefahren, entfernte sich etwas. Das Knarren der Räder auf dem Pflaster erregte ein allgemeines Zähnklappern. Hast Du nie bemerkt, daß beim Anblick eines schmerzlichen Ereignisses, Deine Zähne sich unwillkührlich zusammenpressen und die Luft aus den Lungen mit einem pfeifenden Ton über die Lippen fährt? Ach, in dem Augenblick, wo man das Brett fortzog, war dieser Ton so allgemein, daß man ihn eine Meile weit hätte hören können. Mich hat man gewiß bemerkt, denn unwillkührlich machte ich die Bewegungen des armen Dodd nach; ähnlich wie die Billardspieler, die der fortgestoßenen Kugel durch eine unerklärliche Sympathie mit den Beugungen des Körpers folgen! — Master Hawes Talent, die Todten zu erwecken, wird hier keinen Erfolg haben. Es verstrich zu viel Zeit, ehe der Leichenwagen durch das Gedränge den Körper abholen konnte.

„So endete Doctor Dodd! Ich hatte oft mich mit ihm unterhalten, mit ihm gegessen und getrunken! Und auf diese Weise einen Bekannten aus der Welt gehn zu sehn!

Und mit derselben Ruhe hören wir die Ausrufer an, die: „Geburt! Geschichte! Prozeß! Bekenntnisse und letzte Worte des Doctor Dodd!“ ausschreien, als riefen sie: „Kauft Champignons und Schwefelhölzer!“

„Wie, wenn man bei Hinrichtungen nur die zuließe, die würdig sind zu leben, dann sähe Tyburn selten eine so zahlreiche Versammlung in seinem blutigen Kreise.“

Während der glühende Liebhaber die Geliebte mit solchen schreckhaften Bildern unterhält, gehn in beider Köpfen seltsame Plane um, damit: „die Sonne doch einst noch über ihnen strahlen soll.“ Einen Beleg davon geben folgende Briefe:

„Margaret! der keusche Entschluß, den ich so fromm ergriffen und gehütet habe seit dem Tage, wo ich Dir vorschlug, uns zu heirathen, verdient er nicht einmal ein kleines Lächeln des Glückes? Wird denn mein böser Geist nie aufhören mich zu verfolgen! — Nie habe ich mit solcher Gewalt gegen meine Leidenschaften gestritten, als an dem Tage, wo ich Dich nach Deiner Genesung wieder sah. Welches Ringen, welcher Kampf! Die Stunde, die Umstände, die Gefahr, der Du entronnen warst, die lange Zeit, daß wir uns nicht gesehen, Dein schmachtender, sanfter Blick, die Einsamkeit — O Ihr, was hättet Ihr gethan, Ihr strengen Sittenrichter, gegen menschliche Schwächen! — Als Deine Kraft Dich verließ, Du erschöpft in meine Arme sankst, Dein Kopf auf meiner Schulter ruhte, Deine heißen Thränen in meine Brust strömten, da, welche Menschenkraft hätte mich zurückgehalten — ich drückte

einen Kuß auf Deine Lippen, und riß mich aus Deinen Armen.

„— Was das Theater anbetrifft, darüber ſprechen wir noch. Wenn ich dagegen bin, glaube ja nicht, daß ich den geringſten Zweifel gegen Deinen Erfolg hege. Meine Einwendungen beruhen auf andern Gefühlen. Zürne mir nicht, daß ich mein Patent verkauft habe. Der Schritt war nicht ſo thörig, als Du zu glauben ſcheinſt. Weißt Du, was mich dazu bewogen hat? Ich denke ernſtlich daran, in den geiſtlichen Stand zu treten. Was denkſt Du darüber? Du ſagteſt ja immer, ich hätte viel zu viel Frömmigkeit für einen Soldaten. Willigſt Du ein, die Frau eines armen Predigers zu werden?

Morgen mehr davon."

Er an Sie.

London 7. Juli 1777.

„Seit geſtern Abend ward meine Meinung verändert, völlig eine andere. Geh nicht zur Miſtreß Yates (der Schauſpielerin). Schreibe ihr, daß Du anderen Sinnes geworden. Niemals will ich einen Vortheil ziehn von Deinen Arbeiten. Niemals ſollen Deine Geſtalt, Deine Figur, Deine Reize der Neugier des Publicums ausgeſetzt werden; auch nicht in einer halben Minute. Beim lebendigen Gotte, ich verziehe es Dir nicht, wenn Du den entſetzlichen Gedanken nicht weit von Dir thäteſt."

Ein Jahr iſt verſtrichen, in welchem der Briefwechſel entweder nur ſparſam geführt ward, oder es iſt wenig auf

uns gekommen. Er hat ein Duell gehabt, es ſcheint nicht in Bezug auf ſein Verhältniß zu Margaret. Sie iſt von London abgereiſt; er ſcheint ihr nachgereiſt zu ſein, nicht in der Abſicht ſie zu ſehen, ſondern an allen Orten, wo ſie verweilt, das Zimmer einzunehmen, welches ſie bewohnt, auf den Stuhl ſich zu ſetzen, in dem Bette zu ruhen, wo ſie gelegen: „Aber der Schlaf iſt für mich ein unbekanntes Gut. Kann der Unglückliche an einem Orte den Schlummer finden, wo er ſchon mit Entzücken einen Schatz in ſeinen Armen ſah, der nun für ihn verloren iſt!“

Ohne Unterlaß beſchäftigt ſich ſeine Phantaſie mit ſchreckenhaften und Criminalgeſchichten, beſonders ſolchen, die einen Mord aus Liebe zum Gegenſtand haben. Ein Italiäner, Caypi mit Namen, iſt in London zum Tode verurtheilt wegen Mordverſuchs gegen ſeine Geliebte. Er beſchreibt den Hergang in einem Briefe vom 2. März 1778 ausführlich ſeiner Margaret.

„Nur ein Italiäner kann eines ſolchen Verbrechens fähig ſein! Am Morgen des 18. Januars, als ſie noch im Bette lag, ſah Miſtreß Knightly ihren Liebhaber zur Thür eintreten. Er verriegelte die Thür, ſetzte ſich auf einen Stuhl und ſagte zu ſeiner Freundin, er käme um ſein Geſchäft zu beenden. Sie verſtand nicht, was er damit meine und bat ihn fort zu gehen, damit ſie aufſtehn könne. Caypi trat an's Fenſter, aber ſogleich drehte er ſich wieder um und zog zwei Piſtolen aus der Bruſt, die er ihr zeigte. Miſtreß Knightly ſprang entſetzt auf und ſtürzte nach der Thür, um ſie zu öffnen.

lieben werde — leben Sie wohl, und wenn Ihr Blick das kleine Geschenk trifft, das ich heute Ihnen zu bieten wage, so denken Sie jenes Abends, und des Freundes, der ihn den glücklichsten seines Lebens nennt. Bernhard."

Als ich diesen Brief gelesen hatte, ward es hell in meiner Seele, ich sah, daß ein listig durchgeführter Plan mich von Bernhard, uns beide von unserem Glück getrennt hatte, und selbst der Zufall mußte mitwirken, ihn gelingen zu lassen. Das verhängnißvolle Blatt war gerade an die Stelle gelegt, wo wir damals unsere Lektüre unterbrachen, was wäre natürlicher gewesen, als daß ich diese Stelle aufgesucht und es gefunden hätte, wäre nicht mein Herz zu sehr von außen bestürmt gewesen — doch auch diese Stürme führte eine feindselige Macht herbei, und meine schnelle Abreise vollendete das Werk. Mein Schweigen, meine Fröhlichkeit an Helderns Seite, die Unzertrennlichkeit von ihm, der keinen Moment mich verließ — ja jedes meiner Worte mußte Bernhard in seinem Wahne bestärken — ich reiste ohne Abschied, ohne die so rührend erbetene Beantwortung seiner Frage — und unser Loos war geworfen.

Wie oft las ich den lieben theuren Brief, wie prägte ich ihn in meine Seele ein, um es immer stärker zu empfinden, welch ein Glück ich besitzen konnte — und nun verloren hatte. Meine Gedanken, von einem Gegenstande zum andern schwankend, verwirrten

Cappi stemmte sich mit dem Rücken gegen die Flügel. Sie bat ihn, suchte ihn zu besänftigen, sie wolle ihm ein Frühstück bereiten. „Mein Frühstück ist schon bereit, antwortete er mit dumpfem Ton, und wir wollen es zusammen verzehren.“ Die Arme, die ihren Tod vor Augen sah, versuchte nun Lärm zu machen. Sie lief nach ihrem Bette und schrie aus Leibeskräften: „Morde mich nicht, morde mich nicht!“ Sie suchte sich unter den Betten zu verbergen. Cappi griff mit dem einen Arme, um sie fest zu halten, mit dem andern feuerte er die eine Pistole auf sie ab. Nun wirft er sich auch aufs Bette, im Glauben sie getödtet zu haben und drückt das andere Feuergewehr auf sich ab. Aber das Pulver versagt. In dem Augenblick ist auch schon eine Dienstmagd auf das Geschrei der Frau die Treppe heraufgestürzt. Diese schreit von Neuem unter den Betten auf. Die Magd haut mit einem Küchenbeil das Futter des einen Thürflügels auf. Mistreß Knightly hat nur eine leichte Wunde erhalten und stürzt halb nackend hinaus, Cappi stürzt ihr nach. Beim Austritt aus dem Hause gelang es, ihn zu verhaften. Vor dem Richter hat er erklärt, es sei seine Absicht gewesen sie zu heirathen, aber sie habe hartnäckig seine Hand ausgeschlagen. Von der Liebe zur Verzweiflung getrieben, sei er zum Entschluß gekommen nicht sie zu tödten, sondern sich vor ihren Augen durch den Kopf zu schießen. — Wahrscheinlich hatte er aber doch die Absicht, seine Geliebte zu opfern. Welche Unnatur in den Gedanken dieses Elenden! Wahrhaftig in diesem Verbrechen ist mehr Brutalität als Wahnsinn. Nach

meiner Anſicht hat er ebenſo die geſunde Vernunft, als die Religion der Natur verletzt! — — Wie glücklich ſchätze ich mich, nicht einer Nation anzugehören, die ſolche Menſchen hervorbringt!"

Sein Schickſal führt ihm, zur Nahrung für ſeine erhitzten Phantaſien immer neue Fälle der Art vor. Ein Diener des Doctor Ball liebte eine Magd, welche beim Lord Spencer diente. Sie hatte ihm den Korb gegeben. In der Hoffnung ſie zu bewegen, ließ er ſich in der Kirche, ohne ihre Zuſtimmung mit ihr aufbieten. Als auch das nichts half und er die Ausſicht hatte ſie an der Hand eines andern Mannes zu ſehen, ließ er ſie durch eine Freundin in Lord Spencers Park beſtellen. Hinter einem Baum ſtehend ſchießt er mit einer Piſtole auf ſie, als ſie in ſeiner Nähe iſt, und verwundet ſie gefährlich, doch ſo wenig als Miſtreß Knightly zum Tode. „O Liebe, iſts nicht genug, daß du deine Sclaven zu Thoren machſt, muſt du ſie auch noch zu Dämonen machen, die aus der Hölle gelaufen ſind!"

Und während darüber ſeine Phantaſie brütet, hat er keine Wege unverſucht gelaſſen, um — ein Pfarramt zu erhalten! Lange muß es ihm mißglückt ſein. Einer ſeiner Gönner, der ſich umſonſt für ihn verwandt, ſagte ihm einſt vertraulich, er ſolle ſich an Lord Sandwich wenden: „Wie wäre es, wenn Sie auf geſchickte Weiſe eine Banknote von 50 Pfund Sterling in Miß Reay's Hand gleiten ließen. Das ſollte wohl helfen." —

„Mit vielleicht zu großer Entrüſtung antwortete ich, ſchreibt Hackman der Geliebten, daß ich mit dieſer Dame

durchaus keine Bekanntſchaft hätte. Aber ich ſei gewiß, ihre Hände wären niemals durch Geſchenke der Art beſudelt worden!"

Endlich iſt er zu ſeinem Zwecke gelangt. In Norfolk hat er eine geiſtliche Stelle erhalten. In einem Briefe vom 28. Januar 1779 heißt es: „Ich habe Dir tauſend Dinge zu ſagen. Die Pfarre in Norfolk iſt nach Wunſch. Das Pfarrhaus iſt bequem, und ſcheint recht eigentlich für einen jungen Haushalt gemacht, der nicht viel drauf gehn laſſen darf. Welche glückliche Stunden warten unſer in dieſer Einſamkeit! — — Nun darf unſer Glück nicht mehr aufgeſchoben werden. Margaret, nun bald zur Heirath! Der Tag, wo ich Dich zum Altar führe, wird der glücklichſte ſein, den ich auf Erden erlebte. — Zweifle nicht an G....; (eine gegenſeitige Vertraute) ſie iſt Deine aufrichtige Freundin. Da iſt nichts zweideutiges in dem, was ſie Dir ſagte.

Seine Briefe werden zuweilen heiter, ſcherzhaft. Aber auffallend iſt es, daß die von ihrer Seite von nun an fehlen. Wir erfahren nicht, ob auch ſie ſehnſüchtig nach dem beſcheidenen Haushalt geblickt, und ihr Herz den glücklichen Stunden der Einſamkeit im kleinen Pfarrhauſe entgegen geſchlagen hat. Betrachten wir ihre zweideutige Stellung zum Leben und zur Welt, ihre Vorliebe fürs Theater, ihren Vorſatz Schauſpielerin zu werden, den glänzenden Umgang in Lord Sandwichs Hauſe, und daß ſie, trotz der vermuthlich anſehnlichen Gaben ihres großmüthigen Beſchützers, doch, nach ihrem eigenen Geſtändniß, tief in Schulden ſteckte, auch vielleicht die Anführung jenes Gönners ihres Geliebten:

daß er Miß Reay 50 Pfund in die Hand gleiten lassen solle, so drängt sich uns wenigstens eine entgegengesetzte Vermuthung auf, welche noch durch die letzte Katastrophe eine Bestätigung erhält. Sie hatte den schönen jungen Mann leidenschaftlich geliebt, dafür sprechen ihre Briefe, aber keiner für den Umstand, daß sie gern mit ihm in die entfernte kleine Pfarre zog, um, von der Welt fern, zu darben im stillen Liebesglück.

Daß sie noch einen letzten Einwand seinem stürmischen Drängen entgegensetzte, erfahren wir nur aus einem seiner Briefe: ihr verschiedenes Alter. James ist jünger als Margaret. Er lacht über den Einwand: „Nichts soll meine Gedanken ändern. Denke an Ninon de Lenclos, und Du bist ja nicht einmal so alt, um meine Mutter zu sein!"

Chattertons Schicksal bleibt Beider Lieblingsthema. Sie theilen sich ihre Ansichten über den Selbstmord mit. Hackman hält es für angemessen seiner Geliebten eine ganze lange Stelle aus Tissot zu übersetzen. Wir heben nur zwei Sätze heraus, auf welche sich sein Raisonnement bezieht.

„Philipp Mordaunt, ein Verwandter des berühmten Grafen von Peterborough, ein junger Mann von sieben und zwanzig Jahren, wohlgebildet, reich, von hoher Geburt, mit Ansprüchen auf Auszeichnung in jeder Art, und heiß geliebt von seiner Geliebten, wurde des Lebens überdrüssig. Er bezahlte seine Schulden, sagte schriftlich seinen Freunden Lebewohl und machte selbst noch in der Scheidestunde von diesem Leben folgende Verse:

Um ſich zu retten vom Verdruß
Greift mancher Mann nach Opium.
Ein beſſeres Remedium
Iſt Muth und ein Piſtolenſchuß.

Er handelte nach dieſem Princip und endete durch einen Piſtolenſchuß, ohne andre Gründe dafür anzugeben, als daß ſeine Seele ihres Körpers überdrüſſig geworden und wenn man mit ſeiner Wohnung unzufrieden iſt, zieht man aus. Er ſuchte den Tod, weil er vom Glück überſättigt war.

Richard Smith ſchied auf fürchterliche Weiſe aus dieſer Welt, aber aus ganz entgegengeſetzten Gründen. Das Leben verdroß ihn, weil er wirklich unglücklich war. Er war reich geweſen, er war arm. Er war geſund geweſen, er war jetzt hinfällig. Er hatte eine Frau, der er nichts bieten konnte, als die Hälfte Antheil an ſeinem Elend. Nach gemeinſchaftlichem Beſchluß, nachdem ſie ſich zärtlich umarmt und den letzten Liebeskuß auf ihr einziges Kind gedrückt, fingen ſie ihr grauenhaftes Werk damit an, dieſes arme Geſchöpf zu tödten und knüpften ſich dann beide an ihren Bettpfoſten auf. Ich kenne (ſagt Tiſſot), keine zweite Schreckenthat, mit kaltem Blute begangen, die ſo überwältigend auf das Gefühl wirkte. Aber der letzte Brief, welchen dieſe Unglücklichen an ihrem Vetter, Maſter Brindlay ſchrieben, iſt nicht minder auffällig als ihre Todesart ſelbſt.

„„Wir glauben, ſagen ſie, daß Gott uns verzeihen wird. Wir haben das Leben verlaſſen, weil wir ohne Abhülfe unglücklich waren, und wir thaten den einzigen Lie-

bedienst, der in unsern Umständen noch möglich war, indem wir unsern einzigen Sohn tödteten, damit er nicht auch so unglücklich wie wir werde.““ Aber merkwürdig ist, daß, nachdem sie ihr Kind aus Zärtlichkeit getödtet, sie noch an einen Freund schreiben, um ihm ihren Hund und ihre Katze anzuempfehlen. Sie glaubten, sagt Tissot, es sei leichter in dieser Welt das Glück eines Hundes und einer Katze machen, als das eines Kindes; aus Gutmüthigkeit wollten sie daher ihrem Freunde diese Last nicht aufbürden!

„Was sagst Du dazu, Margaret! ruft Hackman aus. Der erste tödtet sich, weil er des Glückes überdrüssig ist, die beiden andern, weil sie sich für so unglücklich achten, daß gar keine Hülfe möglich sei. Als sähen sie die Zukunft voraus und wüßten, daß der Allmächtige ihnen auch keinen einzigen jener Glücksfälle aufgespart hätte, jenes Gunstlächelns der Vorsehung, die so oft und unerwartet das Schicksal eines Menschen umwandeln und ihnen unverhofftes Glück bringen. Hätten wir keine Kraft diesen Momenten gänzlicher Verstimmung zu widerstehen, die in jedem Leben so oft vorkommen, dann würde ja das ganze Menschengeschlecht im Selbstmorde vergehen! — Laß uns Muth haben zu leben, weil wir die Pflicht haben. Die Philosophie allein ist die wahre, die über die Beobachtung der Gesetze der Natur wacht.“

Aber der neue Geistliche kann nicht satt werden in Auffindung tragischer Geschichten, die er der Geliebten erzählt. Kein Wunder wenn ihr bange wurde vor dem Zusammen-

leben in der Einsamkeit mit einem leidenschaftlichen Manne, dessen Phantasie nur in solchen Gegenständen Nahrung suchte. Hier noch eine dieser Tragödien, die sich um dieselbe Zeit in Frankreich ereignet. Hackman triumphirt, daß so etwas auch in dem leichtsinnigen, heitern Frankreich, dessen Bürger den Selbstmord einen Anglicismus nennen, sich zutragen konnte.

Am Weihnachtsabend 1773, um 11 Uhr Morgens treten zwei Militairs in das Wirthshaus la croix de l'arc in Saint Denis. Sie forderten ein Mittagbrod. Nachdem sie es verzehrt, ging der eine, Namens Bourdeaux, aus, um Pulver und zwei Kugeln zu kaufen. Zum Kaufmann sagte er, Saint Denis gefalle ihm so wohl, daß er entschlossen sei, den Rest seines Lebens daselbst zu verbringen. Nach seiner Rückkehr ins Wirthshaus, setzt er sich mit seinem Kumpan wieder an den Tisch und verbringt den übrigen Tag in vollkommener Heiterkeit. Am andern Tag, am ersten Weihnachtsfeiertage, bestellen sie abermals ein Mittagessen und lassen sich Wein bringen. Um 5 Uhr hört man in ihrem Zimmer einen Knall; eine zweite Explosion folgt. Als man hinein stürzt, findet man nur noch zwei verstümmelte Leichname um den gedeckten Tisch liegend, auf dem nur noch drei leere Flaschen stehen, ein Paket Papiere, ein Brief und ein Dreifrankenstück. Die Papiere enthielten ein gemeinschaftliches Testament der beiden Freunde.

„Jeder, der seiner Todesstunde entgegen sieht, sollte allein das thun, was die, welche ihn überleben, ein Recht haben von ihm zu fordern. In dieser Lage befinden wir

aus. Wir ſind nun des Willens alles abzuwenden, was unſern Wirth in Unruhe ſetzen könnte; demnächſt aber die Neugier derer zu befriedigen, die unter dem Vorwande, die geſetzlichen Formalitäten zu beachten, mit unſern Leichnamen ſich werden zu ſchaffen machen.

Alſo zuvörderſt erklären wir: der längere von den beiden Körpern iſt Humain, und der kleinere bin ich; Bourdeaux war mein Name. Humain iſt Maréchal-des-logis im Regiment de Belzunce; ich bin gemeiner Dragoner im ſelben Regimente.

Der Tod iſt ein Uebergang. Das erklären wir der Magiſtratsperſon, welche zuerſt herkommen wird, und zugleich dem Schreiber, der das Protocoll aufnehmen wird. Die Ueberzeugung eines unvermeidlichen Endes hat uns die Waffen in die Hand gegeben. Die Zukunft hier bietet uns gerade nichts abſolut Unangenehmes — aber dieſe Zukunft iſt nur kurz. Man muß einmal aufhören. Alſo raſch drauf los.

Humain iſt ungefähr 24 Jahr alt; ich erſt 20. Gar kein beſonderer Grund iſt da, weshalb wir lieber heut ſtürben als morgen; nur der Widerwille, den uns eine Exiſtenz einflößt, die von dem Gedanken an den Tod immerfort beunruhigt wird.

In der Ewigkeit müſſen wir Alle zuſammen kommen. Möglich, daß es beſchloſſen war, wir ſollten erſt mit grauem Haar dort einrücken, aber wir ſind entſchloſſen, der Ordre nicht zu gehorchen. Nochmals alſo erklären wir, wir ſterben nur aus Ueberdruß am Leben.

Wagten nur Alle, welche unglücklich sind, sich über ihre Vorurtheile wegzusetzen und dem Tode gerade ins Auge zu schauen, da würden sie sehen, daß es eben so leicht ist, sein Dasein fortzuwerfen, als einen alten Mantel, der uns keine Dienste mehr thut. Wir berufen uns auf unsere eigene Erfahrung.

Wir haben fast alle Süßigkeiten des Lebens genossen, auch die, unsere Mitmenschen uns zu verpflichten. Wir könnten alle die Vergnügungen aufzählen, die wir erschöpft haben; aber alle Vergnügungen gleichen sich, und das ists, was sie vergiftet. Wir sind der Monotonie aller Lustbarkeiten satt. Der Vorhang rauscht nieder, und wir überlassen das Theater denen, welche noch die Neigung spüren, sich ein Paar Stunden länger darauf herumzutreiben.

Ein Paar Unzen Pulver werden bald genug das Leben in diesem Complex von Fibern, Nerven und Adern zerstört haben, welchen der Mensch mit dem pomphaften Namen: Krone der Schöpfung beehrt.

Meine Herren von der Justiz, unsre Körper bleiben zu Ihrer Verfügung. Bedienen Sie sich ihrer nach Belieben. Uns kümmert es nicht zu erfahren, was man mit ihnen machen wird. Die Menschlichkeit forderte wohl, daß man für sie einigen Respect hätte.

Was die Effecten anlangt, die wir bei uns haben, und die unsere ganze Erbschaft ausmachen, so vermache ich meinen Degen dem Monsieur de Rouilleres, Commandanten der Marechaussé zu Saint Denis, zum Andenken daran,

daß er vor einem Jahre auf meine Bitten Jemandem eine Beleidigung vergab. Die Magd im Wirthshause soll mein Taschentuch haben, meine Cravatte und die seidenen Strümpfe, die ich in diesem Augenblicke trage. Meine übrigen Effecten werden hoffentlich ausreichen, um die unnützen Kosten für die Justiz zu bezahlen, die wir unnöthiger Weise incommodiren.

Das Stück Geld auf dem Tische für die letzte Flasche Wein, die wir trinken wollen."

Darunter Datum und Namen. Der Brief, den Bourdeaux an seinen Lieutenant und Freund schreibt, ist in demselben fürchterlichen Leichtsinn abgefaßt, und doch, wenn man ihn mit den Testamenten der Selbstmörder vergleicht, welche die jüngste romantische Schule in Frankreich hervorgebracht und gefeiert hat, erscheint er heiter und liebenswürdig; etwa wie ein Franzos aus der alten Schule zu einem von heut. — Hackman zieht nur den Schluß daraus, daß beide junge Franzosen in moralischerer Weise aus diesem Leben gegangen, als die Mehrzahl seiner eigenen Landsleute in der Regel zu thun pflegten; nämlich ihre ganze letzte Sorge habe sich damit beschäftigt, Vorkehrungen zu treffen, damit ihr Tod nicht unschuldige Dritte in Verlegenheit oder Verdacht setze. Die und die berühmten Engländer hätten dagegen rücksichtslos ihren Selbstmord so vollbracht, daß Weib und Kind die ersten Zeugen der gräßlichen Katastrophe geworden wären!

„Meine nächsten Briefe sollen nicht so traurig sein, als die aus dieser letzten Woche voller Aufregung, wo ich an

sich, ich wußte nicht, was ich thun sollte. Helderns falsche Schritte, die überdachte Treulosigkeit einer Frau, die ich Mutter nennen mußte, empörten mich, und mein offnes Gemüth konnte kaum die Idee ertragen, in wenig Augenblicken vor beiden zu stehen, ohne diesen Gefühlen Worte zu geben. Was wollte ich nicht alles in diesem leidenschaftlichen Zustande — endlich ward der Entschluß fest, Helderns Antheil an dem Betrug zu erforschen, und erst dann zu entscheiden.

Eine große Gesellschaft war geladen. Mehrere Stunden vor der Mittagstafel brachte meine Mutter schon am Putztisch zu. Sie war erstaunt, mich in einem einfachen Musselinkleide erscheinen zu sehen, und eine Bitterkeit schwebte auf ihren Lippen, die Helbern zurückdrängte, indem er versicherte, er habe mich nie schöner geschmückt gesehen. Ich saß gedankenvoll ohne allen Antheil in dem Kreise der frohen Gäste, ihre Gespräche waren mir nie so unbedeutend und leer vorgekommen. Endlich erhob man sich, ein Bedienter winkte mir in ein Nebenzimmer, und übergab mir ein Päckchen, worin ich eine schön gestickte Brieftasche fand, und dabei die wenigen Worte: Möchte dieser Tag Sie stets glücklich sehen, und Sie nie ganz der armen Susanna vergessen.

Mehr als alles, was ich heute bekam, erfreute mich ein so rührender Beweis von des guten Suschens Anhänglichkeit, ich betrachtete ihre kunstreiche Arbeit

Chattertons Biographie arbeitete. Denk ich an Dich, ſo bin ich ſchon außer mir... Wie wird erſt dann mein Zuſtand ſein, wenn ich Grund hätte zu denken, Du dächteſt nicht an mich? G... iſt fort."

So ſchließt er den Brief vom 24. Februar an die noch von London abweſende Braut. Ein dunkler Wink des Kommenden liegt ſchon in den letzten Zeilen. Ob die nahe Zuſammenſtellung der myſteriöſen G.... mit dieſem Schlußſatz auch in einer innern Verbindung ſteht! Aber in einem letzten Briefe an Margaret vom 1. März 1779 ſcheinen alle dieſe trüben Wolken beſeitigt. Sie iſt wieder in London:

„Obgleich wir uns Morgen ſehen werden, ſchreibe ich Dir doch noch dieſen Abend. Erfahre denn, daß ich Hoffnung habe, unſere Angelegenheit in zehn Tagen abgemacht zu ſehn. Iſt das abgethan, ſo hört jeder Einwand, was Deine Schulden anlangt, auf. Wir werden glücklich ſein, bald glücklich. In einem Monat, höchſtens in ſechs Wochen, biſt Du meine Gattin. Mein Charakter als Geiſtlicher macht es nothwendig, daß wir uns heirathen. Ich ſchreibe nach Norfolk, daß man alle Anordnungen für unſere geiſtliche Einrichtung treffe. G....s Freundſchaft geht über alles, was ich ihr je vergelten könnte."

Mit dieſer Sicherheit ſchreibt James Hackman am 1. März. Innerhalb zwanzig Tagen, die uns mit einem Schleier verdeckt bleiben, iſt eine völlige Umwandlung in ihm vorgegangen. Am 20. März ſchreibt er an einen Freund.

„Es iſt unnöthig, Du brauchſt darum nicht nach der Stadt zu kommen. G.... hat ſich immer als meine Freundin bewährt. Wir dürfen keinem Zweifel mehr über das Reſultat ihrer Erkundigungen Raum geben. Welches Intereſſe hätte ſie mich zu betrügen? Keines. Ueberlies noch ein Mal die Briefe, mit denen ich Dich ſchon ermüdet. — — G.... kann nur mein Gutes wollen. Ohne Furcht; Dein Freund unternimmt nichts, was ihm Unehre bringen könnte. Freilich, noch weiß ich nicht, was ich thun werde. Denn ohne ſie glaube ich nicht leben zu können. Aber das ſei gewiß, wie ich ein Liebhaber war, ſo werde ich auch ein Mann ſein. Habe ich einen Nebenbuhler und er verdient meine Rache, ſo weiß ich auch, daß Du mein Freund biſt. Aber ich muß Proben von ihrer Treuloſigkeit haben, ich muß ſehen, ehe ich glaube."

In einem andern Briefe vom 6. April an denſelben Freund, der uns aber über das Thatſächliche keine neuen Aufſchlüſſe giebt, heißt es: „Ich fühle, daß mich die Verzweiflung beſitzt. Der Tod allein kann mir die Ruhe geben. Mein Entſchluß ſteht feſt. Mehr als ein Mal habe ich daran gedacht, von dem Schlüſſel Gebrauch zu machen, welcher mich ſo oft bei ihr eingeführt hat, um zu ihren Füßen zu ſterben. Sie hat mir den Schlüſſel gegeben, als Schlüſſel zur Liebe; ſie dachte nicht daran, daß er der Schlüſſel zum Tode würde."

Er rechtfertigt vor dem Freunde ſeinen Entſchluß, nicht durch Beweiſe der Untreue ſeiner Braut — die immer und allein in den Verſicherungen der G.... beſtehen; und Hack-

man ſtellt keine anderen Prüfungen an, als hinſichts der Glaubwürdigkeit derſelben — er rechtfertigt nur ſeinen feurigen Entſchluß, und es iſt, als wenn ein böſes Fatum ihm zu den angeſammelten Vorrath an Beiſpielen des Selbſtmordes immer neue aus der nächſten Gegenwart zuführte, um ſeinen Vorſatz zu beſtärken: „Was habe ich noch auf der Welt zu thun, da ſie mir ihre Liebe verſagt! Der Selbſtmord iſt ein feiges Verbrechen, Du haſt Recht. Aber was kümmerts mich. Will ich Dir doch nichts beweiſen, als daß es mir unmöglich iſt in dieſer Angſt fortzuleben. — Vor ein Paar Tagen hat ſich der arme Capitain J... umgebracht. Von allen ſeinen Motiven könnte mich kein einziges zu dem Entſchluſſe bringen, mich ſelbſt zu zerſtören. Weder ſeine Motiven, noch ſeine Grundſätze ſind die meinigen. Sein Unglück hätte ich ertragen. Auch mangelt ſein Raiſonnement aller Schärfe des Urtheils. Nur ſeine letzten Gedichte ſind merkwürdig. Er war ein mittelmäßiger Geiſt, ſo lange er lebte, dies Todesgedicht überragt ihn und zeigt ihn als einen der Geiſter, in die Welt geſandt, um die geheimen Abſichten der Vorſehung auszuführen. Sie wollen nicht, daß er ſie ohne ihre Erlaubniß verließe! — — — Aber ich dachte wie Du über den Selbſtmord. Iſt es ein Verbrechen, und ich glaube es, ſind wir verantwortlich für die Exceſſe unſrer Leidenſchaftlichkeit, ſo unterwerfe ich mich dem Urtheil der Verdammung. Aber meine Phantaſie kann ſich keine fürchterlicheren Strafen denken, als die, welche ich ſchon hier leide — die Verzweiflung iſt zerreißender als der Hunger. Die glühenden

Leidenſchaften werden mich in Stücke zerreißen wie eine Meute Bluthunde. Mein trauriger Unbedacht hat ſie wachſen laſſen, bis ſie Herren wurden über meine Vernunft. Mir blieb nur noch ein Mittel ihrer Wuth zu entſchlüpfen."

Noch eine tragiſche Geſchichte, auf ſeine eigene bezüglich, citirt der Unglückliche, welche ihn, wie er ſagt, noch für den Augenblick am Rande des Abgrundes feſtgehalten und bewogen habe, die diamantenen Thore des Todes zu ſchließen — aber nicht für immer!

Ein Italiäner, Namens Salvini, lebte in innigſter Freundſchaft mit einem Engländer Adelſon, der ſich in Rom aufhielt. Als letzterer nach England zurückkehrte, begleitete ihn der Italiäner nach England. Er wird in dem Hauſe vorgeſtellt, deſſen Tochter mit Adelſon verſprochen iſt. Der Engländer führte ſich ſelbſt ſeinen Nebenbuhler ins Haus. Salvini hatte bis da der Liebe widerſtanden; er wird ihre Beute. Sie feſſelt ihn Schritt für Schritt ſtärker, ſie führt ihn vom Verbrechen zum Verbrechen. Als der Hochzeitstag zwiſchen Adelſon und Nelly Rivers vor der Thür iſt, tödtet Salvini die Braut und macht dann einen, doch vergeblichen Verſuch, ſich ſelbſt zu ermorden. Man entwaffnet ihn, und Salvini verfällt als Opfer der Gerechtigkeit. Adelſon beſticht den Kerkermeiſter, um Salvini die Flucht zu erleichtern. Salvini ſchlägt zwei Mal ſtandhaft die ihm gebotene Gelegenheit aus, und ſtirbt in Tyburn. Adelſon und die Mutter der ermordeten Braut erſchwerten noch die Schuldlaſt des Unglücklichen, indem Beide aus Kummer ſtarben.

„Hackman ist nicht Salvini! ruft der Getäuschte aus. Ich werde Niemanden ödten als mich selbst. Noch hat kein Dämon mich überredet, Heloisen in den Flammenabgrund zu stoßen, und mich mit ihr hineinzustürzen."

Er vermacht dem Freunde seine Uhr, um sie als Andenken zu behalten, auch das treue Pferd Crop, welches einst seine Margaret getragen. Er möge es in Freiheit weiden lassen in seinem Park. Einem andern Freunde schreibt er am nächsten Tage (7. April): „Wenn dieser Brief an Dich gelangt, bin ich nicht mehr. Ueberwältige Deinen Schmerz. Ich habe so lange gekämpft, als meine Kräfte ausreichten. Sie verlassen mich und ich sterbe." Er vermacht ihm, was beim Verkauf seines Hauses in Gosport, nach Tilgung der Schulden, herauskäme, und empfiehlt ihm die, für die er leide, Qualen, die sich nicht aussprechen ließen. „Möge ihr auch der Himmel verzeihen, wozu sie mich trieb."

Am Morgen dieses 7. April blieb Hackman ruhig in seinem Zimmer und las die geistlichen Reden des Dr. Blair. Am Abend ging er aus und richtete seine Schritte nach der Gegend der Admiralität, wo Lord Sandwich wohnte. Miß Margaret Reay stieg eben mit der Signora Galli in die Kutsche, um nach Covent Garden zu fahren. Instinctartig folgte ihnen Hackman. Man gab die „Liebe im Dorfe." Er ging ins Schauspielhaus. Bei Miß Reays Anblick kochte sein Herz auf. Er stürzte wieder hinaus, ging in seine Wohnung und steckte zwei Pistolen zu sich. Damit kehrte er ins Theater zurück, ohne eigentlich zu wis-

ſen, was er wollte. Als das Stück zu Ende war, wartete er in den Corridoren. Seine Beſinnungskraft war dahin. Er ſah erſt Miß Reay wieder in dem Augenblicke, wo ſie in den Wagen ſteigen wollte. Die Wuth überkam ihn, er näherte ſich ihr, eine Piſtole in jeder Hand. Die eine drückte er auf ſie los und ſie ſank, auf der Stelle tödtlich getroffen, nieder. Die andere drückte er gegen ſeine eigene Stirn. Sie verſagte nicht, aber der Schuß ging ſeitwärts ab, und er trug nur eine leichte Verwundung davon.

Ein Capitain Mac 'Nemarn, der in der Nähe war und Miß Reay fallen ſah, wollte ihr, in der Meinung, es ſei nur ein zufälliger Schuß und ſie ſinke aus Schrecken um, ſeinen Arm anbieten, um ihr in den Wagen zu helfen. Bald indeß erkannte er ſeinen Irrthum. Als er ſich ſelbſt ganz mit Blut bedeckt ſah, gerieth er ſo in Beſtürzung, daß er auch der blutenden Dame keine Hülfe mehr bieten konnte. Man trug den Körper, der ſchon Leiche war, in die nahe gelegene Shakſpeare-Taverne, wo er, bis die Coroners ihren Spruch abgaben, verblieb.

Inzwiſchen verband man Hackmans Wunden, und Sir John Fielding führte ihn in ein nah gelegenes Haus und von da nach dem Gefängniß von Newgate. Man gab ihm zur Bewachung einen Mann, der verhindern ſollte, daß er ſeine Wunden wieder aufreiße.

Aus dem Gefängniſſe ſchrieb er am folgenden Tage an den Freund, dem er ſein Pferd und ſeine Uhr vermacht, folgende ſeinen Zuſtand characteriſirende Zeilen. — „Ich lebe — und ſie iſt todt! — Ich habe ſie getödtet, und habe

mich nicht getödtet! — Einige Flecke von ihrem Blute, von ihrem Gehirn ſind noch auf meinen Kleidern. Sprich nicht zu mir — ſieh mich nicht an. Aber Gift, bringe mir Gift, das allerſtärkſte, das Du auftreiben kannſt. Giebs mir und wende mir den Rücken. Fußfällig beſchwöre ich Dich, haſt Du mich wirklich geliebt, Gift, bring mir Gift!"

Aber ſchon am folgenden Tage hat der aufgeregte Zuſtand ſich gelegt. Demſelben Freunde ſchreibt er: „Hätte ich Deinen langen Brief vorgeſtern erhalten, er würde meinen Entſchluß geändert haben. Das Verſprechen, das Du mir abforderſt, hier haſt Du es feierlich, ich will mir nicht mein Leben nehmen. Hätte ich Deinen Brief ſpäter erhalten, ſo lebte ſie noch, und ich wäre kein Ungeheuer. Verzeih mir, was ich Dir vom Gift ſchrieb. Ich bin jetzt viel zu ruhig dazu. Mein Tod iſt die einzige Genugthuung, welche ich den Geſetzen meines Vaterlandes bieten kann, und ich will ſterben — —"

Der berühmte Richter Blackſtone präſidirte den Geſchwornen, vor denen Hackman ſein Verbrechen eingeſtand, aber erklärte, ſeine Handlung ſei eine unfreiwillige geweſen. Die Verzweiflung habe ihm alle Beſinnung geraubt, und nie hätte er die Abſicht gehabt, Miß Reay zu tödten. Seine Vertheidigung war ruhig und in dieſem Sinne gehalten. Sie ſchloß mit den Worten: „Ich bin weit davon entfernt, der Strafe mich entziehen zu wollen, welche die Geſetze über ein Verbrechen wie das von mir begangene verfügen; denn mein Vergehen iſt der Art, daß ich weder eine Strafe im Tode, noch einen Troſt im Leben finde. Mit Ergebung un-

terwerfe ich mich dem Urtheil Gottes und der gerechten Rache, welche die Menschen an einem Meuchelmörder nehmen. Wie streng auch dieses Urtheil sei, es ist doch milder als das, welches ich selbst über mich ausgesprochen habe."

Hackman hörte das Schuldig und die über ihn ausgesprochene Todesstrafe mit einem Muthe an, der ihn keinen Augenblick verließ. Einige Stunden nach seiner Verurtheilung erhielt er folgenden Brief:

„An Herrn Hackman, im Gefängniß von Newgate.

17. April 1779.

Wenn der Mörder der Miß Reay sein Leben zu retten wünscht, so bietet ihm der, welchen er tödtlich beleidigt hat, seinen Einfluß an, um ihm Begnadigung zu erwirken."

Hackman antwortete am selben Tage dem Lord: „Der Mörder der Miß Reay erkennt die großmüthige Hand, die ihm etwas anbietet, was er nicht wünscht, und was er, so ist sein Unglück, nicht verdient. Seine Wünsche sind auf den Tod, nicht auf das Leben gerichtet. Hier hat er nur einen Wunsch, daß er ihm verzeihe, den er tödtlich beleidigt hat. Dies ist das einzige Glück, auf das er in dieser Welt noch hoffen darf. Ach, Mylord, daß ich ihr sagen könne, wenn ich ihr in einer andern Welt begegne (wenn dort noch die Geister sich der Dinge hier erinnern!), daß Sie uns Beiden verziehen haben, und daß Sie Vater sein wollen ihren armen Kindern. Leben Sie wohl, Mylord, der Herr segne Sie!"

Am Abend ſchreibt er an ſeinen Freund: „Die Glocke ſchlägt 11! — Es war um dieſe Stunde! — Alles ſtill um mich. — Warum hat mein Herz auch in dieſem Gefängniſſe keine Ruhe.

„Youngs Nachtgedanken würden eine noch weit ſchmerzlichere Melancholie athmen, hätte der erhabene Sänger Sanct Pauls Glocke tönen gehört durch die Stille der Nächte, in den Kerkern von Newgate. Die Schläge ſind zerreißend zugleich und erhaben; ſie gleichen dem Todtengeläut. O tönten ſie doch aus der Welt der Todten herüber! Wie gierig ſchlürfte ich ihre Töne ein.

„Nun habe ich nur noch einen Tag — bis dahin gieb Dich zur Ruhe geängſtete Seele — und dann, mein Gott, mein Schöpfer, mein erſter Vater! Du, der mich gemacht zu dem, was ich bin, dieſen Gefühlen, dieſen Leidenſchaften, dieſem zerriſſenen Herzen — Du, Allmächtiger, deſſen Mitleid doch ſeiner Macht gleich kommt, Du weißt, daß niemals, vor dieſem Tage des Unheils, ein gottloſer Gedanke meinen Geiſt beſchlich. Mein Vater, verwirf mich nicht auf ewig aus deiner hochheiligen Gegenwart. Nicht die Qualen, nicht die Hölle fürchte ich — was ein Menſch ertragen kann, das hoffe ich auch ertragen zu können; meine einzige Furcht iſt, daß ich undankbar erſcheine gegen Deine Güte, unwürdig Deiner Werke, auf ewig verſtoßen aus dem Schooße Deiner Gnade. Denn Du weißt, es war der Gedanke der Undankbarkeit, der mein Herz empörte; daß ich mit dankerfülltem Herzen alle Werke Deiner Schöpfung umfaßte. Nicht allein die Menſchen liebte ich; auch die Treue

des Hundes; die gaſtlichen Schatten, die der Baum über mich breitete, ſie wirkten in mir dankbare Gefühle. Herr, nur das glaube nicht, daß ich undankbar gegen Dich ſein wollte. Vater im Himmel, ich überlaſſe mich Deiner Gnade."

Die Geliebte iſt ihm in dem vorigen Briefe als die Tochter Jephtas erſchienen, eine damals oft gegebene Oper, beider Lieblingsſtück, auf die ſich oft Stellen in ihrem Briefwechſel beziehen. Den Geſang an die Opferprieſter, der anhebt:

Ihr heil'gen Prieſter, deren Hand
Noch unbefleckt von Menſchenblut

hat ſie an ihn gerichtet; ſie hatte die Vorahnung von ſeiner Hand zu fallen. Aber andere ſchreckhaftere Viſionen kommen am Morgen des letzten Sonntags, der ihm geſchenkt iſt (18. April):

„Die Torturen der Einbildungskraft ſind furchtbarer als die Qualen der Hölle! — Der Schlaf kommt, ohne daß ich ihn rufe: aber er kommt nur, um mich noch unglücklicher zu machen. — Dieſe Welt lag hinter mir. Die andere war da, aber hinter ihr keine andere mehr. Die ewige Verdammung war über mich ausgeſprochen: Qualen, entſetzliche, die die Einbildungskraft nicht faſſen kann — unwiderruflich war ich ihnen überliefert.

„Auch ihr Urtheil war ausgeſprochen, ja Karl, auch ihres, auch ſie war verurtheilt. —

„Auch in ihrer engelgleichen Seele waren Flecken aufgefunden, die mir verborgen geblieben. Was Wunder, da auch die ewige Weisheit Mühe hatte ſie zu entdecken. Ja

mit lebhaftem Vergnügen, und verbarg sie, ich weiß selbst nicht eigentlich, warum schnell vor der Gesellschaft, die sich eben im Garten vertheilte.

Es war Abend geworden, kleine Spaziergänge hatten die Zeit ausgefüllt. — Heldern fehlte, seit wir vom Tische aufstanden, hatte niemand ihn gesehen. Eben ward die Frage nach ihm allgemein, da sich alle zerstreute Partien zusammenfanden, als mein Bruder vom Hause hersprang, und mir athemlos erzählte, er habe seinen lieben Lehrer Herrn Bernhard gesehen. Eine Regung der Freude durchzitterte meine Brust, ich führte Heinrich beiseite, und hörte von ihm, daß Heldern kurz nach Tische ausgeritten, und vor einer halben Stunde zu Fuß mit Herrn Bernhard zurückgekommen sey. Bernhard hatte Heinrich freundlich begrüßt, und dann Heldern auf sein Zimmer begleitet. In meiner Seele kämpfte in diesem Augenblick der Wunsch, ihn zu sehen, mit der Weiblichkeit, die jeden Versuch untersagte, und das lebhafteste Vergnügen machte mir gerade jetzt ein Auftrag der Mutter, der mich in die Gegend führte, wo ich eine zufällige Begegnung wenigstens hoffen konnte. Der Liebe guter Engel war mir günstig. Heinrich war mit mir gegangen, und noch hatten wir das Haus nicht erreicht, als uns Bernhard entgegen trat. O dieses Wiedersehen kann ich nicht schildern. Ich wußte nun, wie dies edle Herz mich liebte, dies Herz, das ich doch nie ver-

Karl, auch die kleinſten Schwächen mußte ſie büßen, da meine Hand ſie in den Himmel geſchickt, ehe ſie Buße thun konnte.

„Ich ſah ſie büßen — vor meinen Augen traf ſie die Züchtigung des Himmels.

„Dann ward ſie fortgerufen, ich glaube, um den Lohn für ihre tauſend Tugenden zu empfangen.

„Aber nun fingen gegen mich an die Wirkungen der ewigen Verfluchung — — Karl, ich ſah ſie, ſo deutlich als dieſe Eiſenſtangen, gegen welche eben das erſte Tageslicht ſpielt, das mir zum letzten Male ſcheint. Ihr Geſicht, ihre Geſtalt, waren göttlicher als je auf der Erde. Sie war neu aufgeblüht im Schooß der Engel. Und dieſe Seele, die aus ihren Augen leuchtete!

„Aber, Qualen der Hölle! Dieſer Geiſt, dieſes Geſicht, dieſe Geſtalt, verſchmolz ſich in einen andern Engel. Zwiſchen uns ein Abgrund, ein unermeßlicher Abgrund. Ich konnte nicht zu ihr, ſie nicht zu mir.

„Sie wünſchte es auch nicht! — Das war der Fluch der Verdammung.

„Ja, Karl, ſie ſah mich im Abgrunde des ewigen Elends, ſie ſah mich, aber ohne eine Thräne, ohne einen Seufzer. —

„Ein Seufzer nur des Mitleids! rief ich, und ich hätte alle meine Qualen ertragen.

„Sie lächelte, indem ſie meine Leiden ſah, ſie freute ſich meiner Folterqualen, meiner zerriſſenen Seele. Ja ſie forderte den Engel auf, dem ſie übergeben war, ſich mitzufreuen an meinen Verzückungen des Schmerzes. Sie ſchien

kein ander Glück zu kennen als das mich leiden zu sehn, und sie wandte ihre Augen kaum von mir ab zu ihrem himmlischen Gefährten.

„Ihr gluthsiedenden Schwefelströme, ihr ewigen Qualen, was seid ihr gegen eine solche Hölle, als ich sie sah!

„Ach wie ich mich erleichtert fühlte! — Ich weinte, ich schluchzte vor Freude, als ich aufwachte und erkannte, daß es nur ein schwarzes Dunstgebilde war, und ich mich wieder in den Kerkern von Newgate fand."

Abends um 4 Uhr ergreift der Unglückliche auf's Neue die Feder zu Herzensergüssen an seinen Freund Karl. Hier findet sich die einzige Stelle, welche uns über die Schuld oder Nichtschuld der Geliebten Licht giebt: „Grausame G....! Und doch kann ich sie entschuldigen. Sie kannte nicht die Heftigkeit meines Characters. Lord Sandwich wollte sich einen Schatz bewahren, den man nicht sehen konnte, ohne ihn darum zu beneiden. G..... war beauftragt, ihm denselben zu erhalten. Sie ahnte nicht, daß meine Seele, meine Existenz davon unzertrennlich waren."

Er verfällt in neue Phantasien, daß er den Freund, der glücklich ist, mit seinem Geschreibe quäle. Wie viele sitzen in diesem Augenblick in Glück und Ruhe und ich — Er wird bitter: Und wie Viele halten sich in diesem Augenblick für äußerst unglücklich, weil —

„Vielleicht ist der Tisch gerade gedeckt? — Wär ich an Deinem Platze, und einer meiner Freunde, gefangen wie

ich, ſchriebe an mich Briefe, wie ich ſie Dir ſchreibe, ich könnte nur an ihn denken, denn alles hier erſcheint mir übernatürlich ... Ach Gott, im Glücke wiſſen wir wenig, wie die Unglücklichen ſich quälen, ſich über ihre Lage wegzuſetzen. — Ein Freund (ich meine einen ſolchen Freund, den man vielleicht zum erſten Mal ſieht) kommt nicht auf die Einladung; ſein Auge kann nicht Zeuge des Ueberfluſſes ſein, der Schüſſeln und Tiſch erdrückt. Iſt das kein groſſes Unglück, wen's betrifft! Oder ein anderer Freund kommt unerwartet zum Eſſen und es iſt nicht Platz für ihn da, oder ein mageres Hausmannsgericht. Grund zum Klagen die Fülle! — O Ihr eingebildeten Unglücklichen, Ihr leichtfertigen Erfinder von Noth und Klage, ehe Ihr ſeufzet und den Mund öffnet, blicket hierher. — Seht das iſt Unglück.

„Kommt, blickt durch die Eiſenſtangen dieſes feuchten ſtockigten Kerkers, Ihr die Ihr Hotels in der Stadt beſitzt und Villen und Schlöſſer auf dem Lande. — Schaut in meine Seele, erwägt das, daß ich in einigen Stunden nicht mehr bin — erkundigt Euch, wie ich ſterben werde, und um welches Verbrechen —

„Und dann — geht und zankt mit Euern Frauen, Euern Männern, Euern Kindern, Euern Wirthsleuten, — verſündigt Euch, wie Ihr Luſt habt, ſtoßt Flüche aus, nehmt den Himmel zum Zeugen für Euer Unglück — Warum? — Weil ein Truthahn zu mürbe gebraten iſt, weil die Köchin das Ragout verſalzen hat. — Ich muß die Feder fortwerfen. Das Gemälde greift mich zu ſehr an.

Um 7 Uhr Abends.

„Wenn dieſe unzuſammenhängenden Blätter in Deine Hände fallen, ſo wird es für Dich tröſtlich ſein zu erfahren, was meine letzten Gedanken waren in meiner letzten Stunde.

„Karl, mit jedem Augenblicke, wo der feierliche Moment näher rückt, fühle ich mich ruhiger, reſignirter.

„Du weißt, ich war immer der Meinung, daß ein Mann einen großen Schmerz leichter ertragen könne, als die kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens. Damals glaubte ich es, jetzt weiß ich es. Ich war in der fürchterlichſten Aufregung des Wahnſinns, — jetzt, alles iſt ſtill in mir, Liebe, Ergebung.

„— — — Erinnerſt Du Dich einer Anſicht, die Dir immer lächerlich erſchien, aber ſie iſt richtig. Ich habe die traurige Erfahrung gemacht. Geh in ein Spielhaus, betrachte jenen Spieler da. Er iſt an den Tiſch getreten mit 50 Pfund. Es iſt ſeine letzte Hülfe. Sieh ihn an, er zerreibt ſich die Zähne — unruhig zerkratzt er ſich die Bruſt — das Fieber durchſchüttelt alle ſeine Glieder. Er hat den erſten Einſatz verloren — die 50 Pfund ſind auf 40 geſunken. — Betrachte ihn jetzt. — Mit welcher vollkommenen Ruhe kreuzt er die Arme auf der Bruſt. — Welche vollkommene Ruhe iſt den convulſiviſchen Zuckungen gefolgt, die unwillkührlich ausbrechen. — Welchem Ereigniß ſchreibſt Du dieſe plötzliche Veränderung zu? — Hat das Glück ihm vielleicht gelächelt? Nichts weniger. Von ſeinen 40 Pfund blieben ihm nur 5. Sein Schickſal, ich ſage wahr, ſeine

Existenz, sein Entschluß zu leben oder zu sterben, hängen von der nächsten Karte ab. Er ist ruhig. Seine Augen spazieren mit Gleichgültigkeit über die Tafel hin. Fast möchte ich glauben, er wünscht zu verlieren. Er trotzt dem Himmel, und in gottloser Aufwallung freut er sich des Gedankens, daß das Schicksal gegen ihn nichts mehr vermag.

„Der Würfel, der über Leben und Tod entscheidet, klappert lange ehe er fällt. Endlich liegt er fest — der Tod. — Es ist gut, sagt der Spieler mit Ruhe, und geht hinaus.

„— — Es ist ein Gott. Ich seine Werk. — Er kennt mein Herz, mein ganzes Herz. Ja — ja. — Morgen also — und ich bin denn vorbereitet. — Er, der mich ganz kennt, und mich richten wird, nicht nach meinen Thaten, vielmehr nach ihren Keimen in der Seele, er weiß, daß ich die Größe meines Verbrechens vor den Menschen nicht verkleinert habe .... Aber die mich überleben, mögen sich nicht schmeicheln, daß Alle, die schuldig sind wie ich, den Gang zum Galgen antreten werden. Weit Schuldigere, als ich bin, werden mich überleben: Ehebrecher, Vatermörder, Giftmischer. Sie werden ihr Verbrechen durch keinen schmachvollen Tod büßen. Mögen sie in sich diesen Prozeß durchmachen, bevor sie vor den Thron der Ewigkeit treten, wo alles, was in Nacht und Schweigen verhüllt war, an's Licht tritt. Der anklagende Engel hat sie längst in die himmlische Kanzlei getragen, und eingegraben auf diamantene Tafeln. Die Schrift waschen keine Thränen fort.

„— — — Noch eine Pflicht der Dankbarkeit muß ich üben, ehe ich sterbe. Erinnerst Du Dich, wie oft wir uns über die schwächende Macht der Gewohnheit beklagten. Sie stumpft alle reinen, ursprünglichen Gefühle ab. Sie schwächt die Schönheit selbst im Auge der Liebe; der von Natur gefühlvolle Mensch lernt durch die Gewohnheit über die Fieberschläge eines gefühlvollen Herzens lächeln. Lerne gefühlvoll bleiben bei Leiden, die Du täglich unter Augen hast; das ist eine Anstrengung, ein Sieg der Humanität. Diese Tugend besitzt mein Kerkermeister! Mitten unter Elend, Verbrechen und Tod, wird dieser brave Mann doch nicht gleichgültig dagegen. Er bewahrt sich die menschlichen Gefühle. Der Verfasser des Lebens von Savage hat uns die merkwürdige Menschlichkeit eines Kerkermeisters von Bristol aufbewahrt, der mit liebender Sorgfalt die letzten Lebensmomente dieses außerordentlichen Menschen versüßte. Warum soll ich nicht ein gleiches Lob dem Kerkermeister von Newgate zollen! Es vergeht kein Tag, den Master Ackerman nicht durch eine wohlthätige Handlung bezeichnet. Wenn sie die armen Opfer von Newgate nach Tyburn abführen, beklagt ein Jeder, daß er den Mann verlassen muß, der ihn in seinem Gefängnisse getröstet hat. —

„Fort mit der Verzweiflung! — Welches Mitleid flößt mir der arme Dodd ein. Wohlan, Du sollst hören, daß ich als Mann und als Christ gestorben bin. Mein Vertrauen fußt felsenfest auf ihm! — Wenn man von diesem traurigen Ereigniß spricht, erzähle, wie ich gestorben bin.“

Seine übrigen Anordnungen beziehen ſich auf die Sorge um das Schickſal ſeiner Angehörigen. Ich habe von den letzten Briefen mehr mitgetheilt als von den früheren, ſowohl weil ſie an poetiſcher Kraft jene Liebesereigniſſe überragen, als weil ſie mir als wahrhafte letzte Gedankenäußerungen eines zum Tode Verurtheilten pſychologiſch von gröſſerm Werth erſchienen als die berühmten derniers moments d'un condamné. Victor Hugo war nie verurtheilt, James Hackman ſtarb den Henkertod.

Am Morgen des 19. April 1779 ſtand Hackman vor 5 Uhr auf, und beſchäftigte ſich mit ernſten Gedanken, als Maſter Boswell, der Kapellan von Newgate und einige andere Freunde ſich um ihn verſammelten. Sie begleiteten ihn nach der Kapelle, wo er die Sacramente empfing.

Bei der Fahrt von Newgate nach Tyburn ſchien Hackman heftig angegriffen. Er ſprach wenig. Als er am Gerüſte angelangt war, ſah man ihn die Augen gen Himmel erheben und mit Inbrunſt beten. Als das verhängnißvolle Zeichen gegeben ward, war er ſchnell, ohne Zuckungen, verſchieden. Sein Körper ward in das Collegium der Wundärzte abgeliefert.

Im Augenblick, wo der Karren am Gerüſte hielt, hatte der Unglückliche einen Zettel, auf den er einige Zeilen mit Bleiſtift gekritzelt, einem der ihn begleitenden Freunde übergeben. Hatte er es unterwegs geſchrieben? Was man davon leſen konnte, war folgendes:

„Mein theurer Karl.

Tyburn.

„Leb wohl auf immer in dieſer Welt! Leb wohl! Ich ſterbe als Chriſt. Meine Reue iſt aufrichtig. Meine Freunde ſollen nicht weinen über meine Unbußfertigkeit. O könnte ich's Allen in die Seele rufen, wie ich meine frühern Gedanken an Selbſtmord verabſcheue! Mein Verbrechen — Gott wird der beſte Richter ſein. Dir vermache ich die Sorge für meinen Ruf. Meine arme S — iſt — Dein ſterbender H—."

Oft iſt James Hackmans Leben und ſeiner Margaret in England beſchrieben worden. Der Geiſtliche Dr. Herbert Croft hat zuerſt ihren Briefwechſel geſammelt und herausgegeben.

Trau, ſchau, wem.

Hiſtoriſche Erzählung

von

Dr. Woldemar Seyffarth.

Früh zur Jungfrau erblüht, war Lady Katharine Gordon in ihrem funfzehnten Sommer die ſchönſte Blume am Hofe des vierten Jakob von Schottland. Tochter und alleinige Erbin des reichbegüterten Grafen Huntley bedurfte ſie nicht außerdem noch der Verwandtſchaft des Königs, um von Vielen der adligſten Jünglinge und von manchem hochgeſtellten Manne ausgezeichnet zu werden. Wenn demungeachtet bis zu ihrem ſechszehnten Frühlinge Keiner um ihre Hand geworben — was war die Urſache? Nicht Katharinens Stolz, nicht jener Mädchen-Uebermuth, der, den Sieg an den eignen Willen gefeſſelt glaubend, mit der Gegenwart ſpielt, den Ernſt der Zukunft verkennt, erobert, um zu triumphiren, Hoffnungen weckt, um keine zu erfüllen. Im vollen Bewußtſein der Anſprüche, auf welche Geburt und Reichthum ihr ein Recht gaben, lächelte ſie doch ſtets, wenn der ſtolze Vater ihr wiederholte, daß in Schottland ein einziger Mann lebe, den er mit Freuden

Eidam nennen würde, weil dieser der Einzige sey, der, was ihr gebühre, ein königliches Diadem zum Brautgeschenke in die Locken flechten könne. Katharine lächelte, ohne des Vaters Worte besonders gern oder besonders ungern zu hören. Sie lächelte, weil, seit sie denken konnte, ihr von einer Königskrone vorgesungen worden und es ihr doch nie möglich gewesen, das Lied für Wahrheit zu halten. Bald nach ihrer Geburt, die ihre Mutter ins Grab gelegt, hatte der Vater ihr Horoskop stellen lassen und es mit seinem Wunsche und seinem Stolze in Einklang gefunden, daß, ehe seine Tochter ihr sechszehntes Jahr vollendet haben werde, die Sterne ihr eine Königskrone zusprächen. Ob die schottische, hatten die Sterne allerdings nicht angedeutet. Aber vielleicht, weil diese die erreichbarste, hatte der Graf sich beschieden, daß keine reichere gemeint sei, und sein Ehrgeiz war auch nicht so hoch gespannt, für Katharinen die Krone einer herrschenden Königin zu erwarten. Gemahlin des Königs und gekrönte Theilnehmerin seines Throns — mehr forderte Graf Huntley nicht.

Des Grafen nicht unbekannt gebliebene Hoffnung mag, mindestens zum Theil, die historische Vermuthung begründet haben, daß er um ihretwillen an die Spitze der schottischen Großen getreten, die — 1488 — gegen Jakob den Dritten sich auflehnten, seinen, kaum achtjährigen Sohn als Jakob den Vierten zum Könige ausriefen und ihn nöthigten, sie auf ihrem Zuge wider seinen in der Feste Stirling Zuflucht suchenden Vater zu begleiten. Schwächer als die Rebellen, aber stark im Gefühle seines Rechtes, hatte Jakob

kannte! — Er erholte sich bald von der Ueberraschung unseres Zusammentreffens, und mit offner Herzlichkeit wünschte er mir Glück zu der Feier des heutigen Tages; eine leise Erinnerung an vorige Zeiten entschlüpfte dabei seinen Lippen, er gestand, daß er heute die Gegend aufgesucht hatte, wo er mich wußte.

Verwirrt und verlegen schwieg ich, Heinrich drängte sich an ihn, und klagte, ihn nicht mehr zu besitzen. Ach ich war so fröhlich, da Sie noch hier waren, sagte er — warum konnte es denn nicht immer so bleiben?

Es konnte nicht, guter Heinrich — gutes ewigtheures Fräulein, Sie wissen, warum es nicht konnte. — Wenn Sie glücklich sind, werde auch ich es seyn, nur diese Gewißheit möchte ich vom Himmel erflehen, mein Leben ist mir weniger, als Ihr Glück! — Ich sah in sein Auge, und es glänzte von Thränen. O warum rühren uns doch des wahren Mannes Thränen so unendlich? Ohne zu wissen, was ich that, sagte ich leise — ich bin nicht glücklich, mein theurer Freund, dies Geständniß sey Ihnen ein Beweis des höchsten Vertrauens und der innigsten Achtung. Bebend ergriff er meine Hand, von der sich Heinrich losgemacht hatte, um in der Nähe etwas aufzusuchen, das seine kindische Neugier reizte. — O Anna, rief er aus, wäre es möglich, wäre mein Herz nicht das einzige Opfer? Meinen Schmerz kann ich tragen, der Ihrige würde mich zu Boden drücken. Ich that einst eine

den gebotenen Kampf angenommen, war ritterlich in die Reihen der Vasallen eingebrochen und nur gewichen, als die Flucht der Seinen ihn mit sich fortgerissen. Von den Verfolgern gedrängt, hatte er in einer Mühle sich verborgen, und hier entdeckt, mit der letzten Kraft sich vertheidigend, den Todesstreich empfangen. Persönlicher Theilnahme an dieser That konnte der Graf nicht beschuldigt werden. An der Seite des jungen Königs war er dem Fliehenden nachgeeilt, hatte auf Bitten des Sohnes den Befehl vorausgesendet, das Leben des Vaters zu schonen, und nur wenige Minuten zu spät in der Mühle angelangt, hatte er mit eigner Hand den Königsmörder erschlagen. Doch auch dafür fehlte es nicht an zweideutiger Auslegung. Der schnelle Schwertschlag konnte den Mund geschlossen haben, der wider den Grafen gezeugt hätte, während er ihn in den Augen des Sohnes zum Rächer des gefallenen Vaters machte.

Ob mehr Wahrheit oder Verläumdung die Federn der hierüber berichtenden schottischen Geschichtschreiber geleitet hat, dürfte jetzt kaum zu ermitteln sein. Gewiß hingegen ist, daß Graf Huntley sich der höchsten Gunst des vierten Jakob erfreute und zuoberst in seinem Rathe saß. Es ist daher leicht zu glauben, was auch der Hof des Königs glaubte, daß der Günstling seine schöne Tochter keinem Andern als eben dem Könige bestimmt, daß er deshalb sie früher, als gebräuchlich, auf die glatten Breter geführt, und daß, so oft im Geheimenrathe die Vermählung des Königs zur Sprache gekommen, er nicht ohne selbstsüchtigen

Zweck die überwiegenden Vortheile aufgezählt hatte, die dem Könige und Reiche aus einer Wahl unter den Töchtern des Landes erſprießen würden. Mochte dies aber ſo ſein oder nicht — jedenfalls brachte es Katharinen Auszeichnung ohne Werbung. Letzteres ſchien ihr indeß ebenſo gleich zu gelten, als daß auch ihr königlicher Vetter Jakob keinen Schritt that, wenn nicht ihres Herzens, doch ihrer Hand ſich zu verſichern. Unbefangen ging ſie der Zukunft entgegen, mit keinem Blicke den Wunſch des Vaters unterſtützend, durch keine Miene den Glauben des Hofs rechtfertigend, und nicht ſtolz diejenigen zurückweiſend, die ihr ſchweigend huldigten.

Kaum ſo ruhig mochte Graf Huntley die Tage der drei Monate berechnen, bei deren Ablauf Katharine ihr ſechszehntes Jahr erfüllte, als im Februar 1496 zwei Ereigniſſe zuſammentrafen, die alle Aufmerkſamkeit des Königs, alle Klugheit ſeiner Räthe erforderten.

Die Unzufriedenheit der Großen, welche Jakob den Dritten geſtürzt, war unter Anderm eine Folge ſeines Bündniſſes mit Heinrich dem Siebenten von England geweſen, einem Monarchen, den die am 22. Auguſt 1485 bei Bosworth gegen Richard den Dritten gewonnene Schlacht die engliſche Krone aufgeſetzt, der durch ſeine Vermählung mit Eliſabeth, älteſter Tochter König Eduards des Vierten, die blutigen Fehden der weißen und rothen Roſe geſchlichtet, die Intereſſen der Häuſer York und Lancaſter vereinigt, und dem, wie grell auch die Schattenſeiten ſeines Charakters ſein mögen, doch unbeſtreitbar der Ruhm einer politiſchen Weisheit gebührt, dergleichen allein die Verhältniſſe be-

herrſchen und verſöhnen konnte, die ſich wider ihn und ſeine Regierung erhoben. Aber gerade die Kraft und Umſicht, welche Heinrich in England entwickelte, ließ die ſchottiſchen Großen fürchten, daß Jakob zum Zwecke ihrer Unterdrükkung ſich mit ihm verbündet und daß, ſobald Heinrich in Frieden mit Frankreich und Meiſter ſeiner Vaſallen, er dem ſchottiſchen Könige beiſtehen werde, ſich dieſelbe Obergewalt zu verſchaffen. Was den Vater geſtürzt, wurde erſt im Namen des Sohnes ſpäter von ihm ſelbſt vermieden. Ohne an Heinrich Zwiſt zu ſuchen, der bei ſeinem Glück und ſeiner Macht Schottland mehr Gefahren drohte als Vortheile verſprach, trat man doch mit ihm in keine nähere Beziehung und beſchränkte ſeine Freundſchaft auf Haltung des zwiſchen England und Schottland am 25. Juni 1493 bis zum letzten April 1501 abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes, deſſen fünfter Artikel beiden Königen die Verpflichtung auflegte, den Feinden des Einen weder im Reiche des Andern Aufnahme, noch ſonſt Unterſtützung zu gewähren. Ueberraſchend war es deshalb und bei Heinrichs berechnender Politik wohl geeignet, in König Jakob und deſſen Räthen die Vermuthung eines im Hinterhalte lauernden Motivs zu wekken, als Anfangs Februar 1496 Heinrich ſeine älteſte Tochter Margarethe dem Könige von Schottland zur Gemahlin antragen ließ. Und ehe noch hierauf ein Beſchluß gefaßt worden, ſchien die Vermuthung ſich zu beſtätigen, ſchneller vielleicht, als Heinrich erwartet, ſein Beweggrund ſich zu entſchleiern.

Mit einem Gefolge, wie es dem Range angemeſſen

war, den er sein Erbrecht nannte, erschien in Schottland am 24. Februar ein Mann, den die Geschichte unter dem bescheidenen Namen Perkin Warbeck oder Osbeck kennt. Nicht volle drei Jahre früher war derselbe Mann, damals ein schöner, hochgewachsener Jüngling, vielleicht zwanzig Jahre zählend, vom Bord eines aus Lissabon, unter portugiesischer Flagge auf der Rhede der irischen Stadt Cork vor Anker gegangenen Kauffahrteifahrers zum Mayor der Stadt gekommen, der O'Water hieß, und hatte ihm in seiner Person den Herzog von York zu erkennen gegeben — den Herzog von York, der, zweitgeborener Sohn Eduards des Vierten von England, sammt seinem zum Thron berufenen Bruder Eduard auf Befehl ihres Oheims, König Richard des Dritten, unter Anleitung Tyrrels, des Königs Oberstallmeisters, durch zwei seiner Diener, Forest und Dighton, im Tower zu London, während beide Prinzen neben einander in festem Schlafe lagen, im Jahre 1483 mittelst Ueberwerfens schwerer Decken erstickt und, nachdem Tyrrel die Leichen besichtigt, am Fuße der zum Schlafzimmer leitenden Treppe verscharrt, später aber auf König Richards Veranlassung wieder ausgegraben und an unbekannter Stelle künftigem Auffinden entzogen worden sein sollte. So lautete, was das Volk über den Tod der beiden Prinzen erfahren hatte. Doch nie durch eine Stimme vom Himmel dem Volke verkündet, erzählte sich das Volk, nur Eduard sei dem Plane des Oheims erlegen, der jüngere Richard habe das Mitleid der Mörder gerührt, sich aus England gerettet und werde eines Tages zurückkehren, den

durch den Tod des Bruders auf ihn verfällten Thron in Beſitz zu nehmen. Zehn Jahre waren inzwiſchen vorübergeſchritten, mit eiſerner Ferſe für England und Irland; aber den Glauben an Richards Leben hatten ſie nicht zertreten. Von unſichtbarer Hand gepflegt, war die Sage immer neu im Volk erſtanden, war ſie immer wieder aus dem Strudel der Tagesbegebenheiten aufgetaucht.

O'Water zögerte nicht, den gelandeten Jüngling öffentlich für den todt geſagten Richard, Herzog von York, zu erklären. Die Bürger, ohnedies treue Anhänger des Hauſes York, ſchloſſen ſich der Erklärung ihres Mayors an, und in ihrer Mitte entfaltete Richard ſein Banner wider Heinrich von England. Aber bedächtiger, als er es von den raſchen, heißblutigen Irländern erwartet hatte, zeigten ſich die Großen der Inſel. Auf ſeine Briefe, die er unverweilt mit der Bitte um Beiſtand an die zwei mächtigen Grafen Kildare und Desmond entſendete, an ſie, die im Kampfe für die weiße Roſe kein Opfer geſcheut, empfing er nur von Letzterm das Verſprechen, ſich unter ſeine Fahne zu reihen, von Erſterem in artigen Phraſen eine ausweichende Antwort. Dieſem Beiſpiele folgte die Mehrzahl, gewitzigt durch den Betrug des Prieſters Richard Simon aus Oxford, der ſechs Jahre vorher den Sohn eines dortigen Bäckermeiſters, Lambert Simnel, ihnen als den zum Thron berechtigten, ſeiner Gefangenſchaft im Tower entflohenen Eduard Plantagenet, Grafen von Warwick, einzigen Sohn Georgs, Herzogs von Clarence, vorgeſtellt, den ſie in leichtſinniger Bethörung unter dem Namen Eduard

des Sechsten zum Könige von England und Herrn von Irland ausgerufen, den die Bischöfe von Armagh und Dublin in der Kathedrale der Hauptstadt mit einer, vom Haupte der Jungfrau Maria genommenen Krone zum Könige und Herrn geweiht, und dem sie angehangen, bis die blutige Schlacht von Stoke den gefälschten Prätendenten sammt seinem Fälscher in die Gewalt Heinrichs gebracht, dieser den Fälscher zu lebenslänglichem Kerker, den Gefälschten zum Drehen des Bratspießes in seiner Küche verurtheilt und die betrogenen Irländer mit schweren Geldbußen gestraft hatte. Solch' schmerzliche Erinnerung mahnte zur Bedächtigkeit.

Dennoch scharten sich Haufen um Richard, als eine Gesandtschaft König Karls des Achten von Frankreich in York eintraf, den Herzog im Namen ihres Gebieters zu seiner Rettung zu beglückwünschen, für den rechtmäßigen König von England anzuerkennen und nach Frankreich einzuladen, damit er, von Karl unterstützt, ein Heer sammele, es nach England überführe und den Thron seines Vaters erkämpfe. An der Spitze der Gesandtschaft stand ein Mann aus alt-normannischem Geschlechte, Fryon — ein Mann, von welchem eine lateinische Chronik jener Zeit versichert, es sei Honig von seiner Lippe getropft und Galle in seinem Herzen gewesen, sein Gesicht habe die Züge der Schönheit, seine Brust den Stempel der Bosheit getragen, Leidenschaft und Sinnlichkeit habe ihn, er Leidenschaft und Sinnlichkeit beherrscht, er habe ein Engel Gottes sein können, wenn er nicht vorgezogen, ein Diener des Teufels zu sein. Der Honig in Fryons Worten mundete dem jungen

Herzog so süß, der Titel: König Richard der Vierte, vom Gesandten eines Königs von Frankreich ihm freigebig gespendet, hob die Hoffnungen des jungen Herzogs so hoch und die Träume von der Pracht und den Freuden des Königseins umgaukelten ihn so lieblich, daß er schnell die Einladung annahm, seinen irischen Freunden, die natürlich in Fryons Ankunft eine Bürgschaft seiner Rechte sahen, mit dem Versprechen baldiger Rückkehr ein rasches Lebewohl sagte und die Gesandtschaft nach Paris begleitete.

In Paris konnte den Prätendenten kein Zweifel beschleichen, daß seinen Angaben geglaubt, er für den gehalten werde, den er sich nannte. König Karl empfing ihn mit allen, einem Thronerben Englands gebührenden Ehren, verlieh ihm einen eigenen Palast zur Wohnung, einen Hofstaat zur Bedienung, ein Jahrgeld für seine Bedürfnisse, eine Leibwache zu seiner Sicherheit, und wie der schottische Lord Concressault es eine Auszeichnung achtete, zum Hauptmann der Leibwache gewählt zu werden, und Fryon seinem Monarchen die Hand küßte für die Erlaubniß, als Geheimerrath in Richards Dienste überzutreten, so beugten die Hofleute Karls das Knie vor dem Schützlinge ihres Königs und eilten gegen hundert vornehme Engländer nach Paris, dem künftigen Herrscher zu huldigen. Ganz Frankreich sprach von den Abenteuern, die der junge Plantagenet bestanden, von dem Mißgeschick, das über seiner Jugend gewaltet, von den ritterlichen Tugenden, die er sich angeeignet, von dem Ruhme Frankreichs, ihm das verlorene Erbe zurückzugeben. Auch fehlte der Persönlich-

keit des Prätendenten nichts, für seine Abstammung aus dem Hause York zu zeugen. En peu de temps, schreibt de Rapin Thoyras in seiner Histoire d'Angleterre, Perkin s'accoûtuma tellement à parler et à agir en Prince, qu'on eût dit qu'il était né, et qu'il avait été élevé dans une maison royale. Und de Marsolier in seiner Histoire de Henri VII. sagt Il était grand, bien fait, il avait l'air majestueux, la taille aisée et bien prise, les manières nobles et insinuantes, le visage beau, ou l'on remarquait des traits fort ressemblans à ceux des Princes de la maison d'York — eine Gesichts-Aehnlichkeit, die von den Geschichtsschreibern jener Epoche als besonders groß mit Eduard dem Vierten bezeichnet wird.

Aber nicht lange, so weckte der Friedensschluß zwischen Frankreich und England den Herzog aus dem Traume des Königseins. Denn dachte Karl auch redlich genug, die von Heinrich begehrte Auslieferung zu verweigern, so willigte er doch ein, ihn von seinem Hofe, aus seinem Reiche zu entfernen, und wie im Zaubermährchen sah Richard mit Einem Schlage Palast und Hofstaat, Leibwache und Alle verschwinden, die noch wenige Stunden vorher sich an ihn gedrängt, in seiner Gunst sich gesonnt. Nur Einer blieb ihm treu — Fryon. „Vermengt mich nicht mit dem gemeinen Haufen, Herr Herzog," erwiederte Fryon, als Richard sich wunderte, daß er nicht gleich den Andern ihn verlassen; „Ihr erlaubtet mir, mein Geschick an das Eurige zu ketten; Euer Befehl allein kann die Kette zerreißen."

„Ich habe Euch nichts zu bieten, Fryon, wenn Ihr bei mir bleibt," verſetzte Richard.

„So arm iſt Richard Plantagenet nicht," lächelte Fryon.

„Täuſcht Euch nicht — ich bin ſo arm; es wäre denn, Ihr verſtändet Gold zu münzen aus einem Titel oder ein Heer zu ſchaffen aus einem Rechte."

„Und meint Ihr, Herr Herzog, ich ſei in Frankreich, dem Lande des Witzes, geboren, und in England, dem Lande des Geldes, aufgewachſen, habe dem Uſurpator Heinrich als Geheimſchreiber, dem Könige Karl als Geheimerrath gedient, und in all dem geheimen Treiben ſolche Kleinigkeit nicht gelernt?"

„Ihr ſcherzt, Fryon; mich dünkt, zur übeln Stunde."

„Vergönnt, daß ich Euch widerſpreche," bat Fryon; „mein Scherz war Ernſt. Euer Titel iſt Gold, Euer Recht iſt ein Heer."

„So zeige mir Euer Witz, wo ich beides finde."

„In Flandern."

„In Flandern? Und bei wem in Flandern?"

„Bei Eurer erlauchten Frau Muhme, Herr Herzog, bei Eures Herrn Vaters Schweſter, Margarethe von York, Wittwe Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund."

„Es wäre Thorheit, Fryon, Euch zu verhehlen, daß auch ich an meine Muhme gedacht habe. Doch was kann mir's nützen, zu ihr zu gehen? Sie hat kein Heer."

„Aber Gold, Herr Herzog, und Gold —"

„Kauft Söldner, ich weiß das. Nur müßte ſie Luſt

haben, es zu ſolchem Behufe für mich auszugeben. Und wo liegt dafür die Hoffnung?"

„Sie liegt, Herr Herzog, wo ſie auf dem ſicherſten Grunde der Erfüllung ruht, im Haſſe. Die Herzogin von Burgund haßt den Uſurpator Heinrich."

„Recht, Fryon, ſie haßt ihn; aber ſie liebt meine Schweſter, ſeine Gemahlin, und liebt deren Kinder, vor Allem den erſtgebornen Arthur. Und was bezwecke ich, wenn nicht dem Gemahle meiner Schweſter und dadurch ihrem Sohne die Krone zu nehmen?"

„Ich könnte antworten, was ein viel Klügerer als ich geſagt hat, daß, wenn im Buſen eines Weibes Haß und Liebe mit einander ringen, in der Regel die Liebe unterliegt. Ihr könntet einwenden, die Herzogin von Burgund dürfe eine Ausnahme ſein. Darauf könnte ich erwiedern: verſucht's, Herr Herzog, laßt einen Verſuch entſcheiden, und das brächte uns nach Flandern. Aber nein, Ihr macht den Einwand nicht. Ihr wißt ſo gut wie Euer Diener, daß die Vermuthung ſchweigt, wenn eine Thatſache ſpricht. Was bezweckten der iriſche Graf Kildare und der engliſche Graf Lincoln, als ſie Lambert Simnel zum Könige ausriefen? Nichts Geringeres als Heinrichs Entthronung. Und wer unterſtützte ſie mit zweitauſend braven Deutſchen und gab dieſen den tapfern Martin Schwarz zum Führer?"

„Die Herzogin — ſehr richtig; aber mit Eurer Erlaubniß, Fryon, das beweiſt nichts gegen meine Vermuthung. Wie lief das Unternehmen aus?"

„Ihr fragt, Herr Herzog?"

Frage an Sie, und glaubte sie beantwortet, sollte ich geirrt haben?

Ja, Bernhard, Sie haben geirrt. Zu spät für unser Glück enthüllt sich der Irrthum, aber können wir darum nicht noch in der letzten Stunde, die das Schicksal uns schenkt, ganz wahr sein? Vertrauen denn gegen Vertrauen. Ich liebe Heldern nicht, habe ihn nie geliebt, uns täuschte Beide ein trauriges Verhängniß, das wir ehren wollen, weil es ja doch von oben kam. Erst heute fand ich Ihren Brief, worin Sie mir damals Ihr Herz vertrauten, erst heute, um ein Jahr zu spät. Jetzt ist das Band geknüpft, das zu lösen ich nicht die Kraft besitze, und wir müssen uns trennen. Aber leichter scheint mir das Unabänderliche, da ich diesen Augenblick erlebte, der mir die reinsten Freuden der Erinnerung geben wird.

O Gott, wie schwer ist es, ein solches Glück zu opfern, rief Bernhard im heftigsten Schmerz, und drückte meine Hand an sein klopfendes Herz, weinend sank ich in seine Arme, und ruhte einen seligen Moment an der Brust des Geliebten.

Noch eine Frage, ehe wir scheiden, sagte ich nach einer Pause — sie bestimmt viel über mein künftiges Schicksal. Man sagte Ihnen damals, ich sei verlobt — hat jemals Heldern selbst Ihnen dies gesagt, oder ahnen lassen?

„Ja, Fryon, ich frage; endete es nicht in der Schlacht von Stoke mit dem Tode der zweitausend braven Deutschen und ihres tapfern Führers? Nun seht, selbst ein Kind, das sich am Feuer gebrannt, scheut das Feuer. Und meine Frau Muhme soll ein kluges Weib sein."

„Aber doch — ein Weib, Herr Herzog. Mein Leben zählt funfzehn Jahre mehr als das Eurige und ich habe sie in mannigfachem Umgange mit Frauen zugebracht, zubringen müssen. Da ist mir zweierlei klar geworden, einmal, daß die Leidenschaft einer Frau von keiner Erfahrung Lehre annimmt, und zweitens, daß der Haß eines Mannes seine Grenze, der Haß eines Weibes keine hat. Wende ich das, wie ich muß, auf die Herzogin an, so tritt mir von dieser Seite kein Bedenken entgegen. Und dann — welcher Unterschied zwischen Eurer und Simnels Sache! Wer war er, wer seid Ihr? Was seid Ihr der Herzogin, was war er? Wenn sie für ihn, den Sohn des Bäckers, den betrogenen Betrüger, ihre volle Börse öffnete, wie sollte sie Euch mit leerer Hand zurückweisen, Euch, ihres Bruders Sohn, den thronberechtigten Erben? Wenn sie nicht zögerte, einem niedrigen Betrüger die Möglichkeit zu gönnen, dem Gemahle ihrer Nichte und dadurch deren Erstgeborenen die Krone zu nehmen, wie könnte sie dieselbe Möglichkeit Euch vorenthalten wollen? Was ist denn ihres Hasses Grund? Kein anderer als ihre Liebe zu Eurer Schwester, ihrer Nichte. Sie haßt den Usurpator, weil er seiner Gemahlin, ihr, der nächst Euch die Krone Englands gebührt, auch nicht den kleinsten Theil an der Regie-

rung gibt — davon zu ſchweigen, daß er ſie nicht ehrt und nicht behandelt, wie es doppelt ſeine Pflicht wäre. Der Schweſter nehmt Ihr alſo nichts, wenn Ihr dem Schwager die Krone nehmt. Und ihrem Erſtgeborenen — verzeiht den Freimuth meiner Rede, Herr Herzog, doch wär's Verbrechen, wollt' ich anders reden — ihr Erſtgeborener hat kein Recht auf Englands Thron, ſo lange Ihr und der Graf von Warwick lebt — dem Prinzen Arthur nehmt Ihr folglich keine Krone. Und was das Unternehmen des Bäckerſohns betrifft — es endigte allerdings in der Schlacht von Stoke; doch ſchon, daß es mit ihm auch nur zu einer Schlacht führen konnte, macht die Hoffnung zur Gewißheit, daß es mit Euch zum Siege führen müßte."

In Fryons Worten den eigenen Wunſch findend, gab der Herzog ihnen gern Gehör, und ohne Säumen, Fryon ſein einziger Begleiter, ging er nach Brüſſel, damals Bruchſella geheißen, dem Wittwenſitze und Aufenthalte der Herzogin von Burgund. Reich und glänzend war ihr Hof und ſeit lange der Sammelplatz aller vornehmen Engländer, denen daheim unter Heinrichs Herrſchaft Gefahr drohte. Mehre hatten erſt kürzlich in Folge des zwiſchen Frankreich und England beendigten Kriegs ſich von Paris nach hier gewendet, und es blieb keineswegs unbemerkt, daß unter ihnen die Herzogin diejenigen am meiſten auszeichnete, die vom Herzoge Richard aus perſönlichem Umgange zu ſprechen wußten. Sie konnten ihr nicht genug, nie bis zur Ermüdung von dem Manne erzählen, der ſich den todtgewähnten Sohn ihres Lieblingsbruders Eduard nannte; aber

je ungläubiger die Herzogin sich zeigte, je offener sie gestand, daß die Entlarvung des Betrügers Simnel ihr eine Warnung sein solle, nicht ein zweites Mal von einem falschen Prätendenten sich täuschen zu lassen, und je öfterer man sich ihre Aeußerung wiederholte, daß, im Falle der angebliche Richard nach Brüssel käme, es ihr ein Leichtes sein werde, Trug von Wahrheit zu sondern — um so schneller flog die Kunde seiner Ankunft von Mund zu Mund, sah die Erwartung, welcher Empfang ihm von der Herzogin zu Theil werden würde, sich durch die Nachricht erfreut, daß sie inmitten ihres versammelten Hofs ihn empfangen wolle, und erblickte man hierin den Wurf, der Richards Zukunft bestimmen müsse. Erkannte die Herzogin ihn öffentlich für ihren Neffen — wer mochte ferner läugnen, daß er es sei? Versagte sie ihm die Anerkennung — wer konnte ferner zweifeln, daß er ein Anderer, als für den er sich ausgab?

Das leiseste Flüstern verstummte, als die Herzogin in ihrem goldenen Audienzsaale für ihn, der sich Richard, Herzog von York nenne, zweitgeborner Sohn König Eduards des Vierten von England, das Oeffnen der Flügelpforten gebot, und gleich darauf in die Versammlung der Großen ihres Hofs und der zahlreich geladenen Fremden ein junger, schöner Mann trat, schmucklos und allein. In edler Haltung und leichten Schrittes, nur die Herzogin im Auge, ging er die Doppelreihe entlang, und wer den Blick von ihm abzog, um den ersten Eindruck seines Erscheinens auf die Herzogin zu gewahren, begegnete in ihrem ganzen Wesen

einem, gedankenſchnell folgenden Wechſel von Staunen, Freude und Rührung. Als der junge Mann das Knie vor der Herzogin beugte, beugte die hohe Frau unwillkührlich ſich zu ihm nieder; Thränen glänzten in ihren Augen, und den nah Stehenden hörbar ſchlüpfte der Ausruf: „er iſt's!“ über ihre Lippen. Aber ſchon im nächſten Momente richtete ſie ſich auf, bemeiſterte den Drang ihrer Gefühle, ſagte kalt und ernſt: „Erhebt Euch, wer Ihr auch ſeid; ſeid Ihr mein Neffe, meines Bruders Eduard Sohn, werde ich Euch aus den Antworten auf meine Fragen erkennen, und hab' ich Euch erkannt, Euch achten und ehren und beſchützen, wie es mir Pflicht und Wille iſt gegen den Sohn meines Bruders. Erkenn' ich Euch aber nicht für ſolchen, iſt es mir gleichmäßig Pflicht und Wille, Euch an Heinrich, jetzigen König von England, zu überliefern, damit er in Euch den beſtrafe, der lügneriſch ſich den Bruder ſeiner Gemahlin nennt.“

„Zu den Füßen der Schweſter meines Vaters, hohe Frau,“ ſprach Richard, „iſt ſeines verlaſſenen, verſtoßenen, geächteten Sohnes Platz. Und hier will ich liegen, bis Ihr aus der Wahrheit meiner Worte den Neffen erkannt habt.“

„Wie Ihr wollt,“ verſetzte die Herzogin, eine Rührung bekämpfend, die aus ihren Augen leuchtete, in ihrer Stimme zitterte. Nach kurzem Schweigen fuhr ſie kräftiger fort: „Euer Anblick hat mich erſchüttert; er hat mich an vergangene Jahre, an die Jugend meines königlichen Bruders Eduard erinnert. Euer Geſicht trägt Züge, die

das seinige trug; Eure Gestalt gleicht der seinigen, und selbst in Eurer Sprache höre ich den Ton seiner Stimme. Doch alles das begründet keine Ueberzeugung; die Natur gefällt sich in solchen Aehnlichkeiten. Wäre nicht meines Bruders Sohn, Richard Plantagenet, Herzog von York, sammt seinem ältern Bruder, sicheren Nachrichten zufolge, im Tower zu London ermordet worden, oder dürfte ich glauben, daß die Hand des Allmächtigen ihn gerettet und er noch unter den Lebenden wandele, und Ihr trätet vor mich und nenntet mich Eures Vaters Schwester — ich würde Euch an mein Herz schließen und um der Aehnlichkeit willen in Euch meinen Neffen erkennen. Aber jener Glaube fehlt mir; es fehlt mir jeder Grund zum Zweifel, daß der Rathschluß des Unerforschlichen die That unerhörter Grausamkeit hat geschehen lassen. Deshalb muß ich andere Beweise fordern als die, welche ein Spiel der Natur Euch verliehen haben kann, muß Beweise fordern, deren Richtigkeit ich aus eigenem Wissen zu beurtheilen vermag. Nicht also frage ich Euch, wie entkamt Ihr den Mördern, und wo habt Ihr gelebt und gewohnt seit der fürchterlichen Nacht, die Eure letzte sein sollte, bis zu dem Tage, da Ihr in Irland erschienet. Ihr könntet die Frage vorausgesehen, Euch darauf vorbereitet haben mit einer Geschichte, aus Wahr und Falsch so täuschend gewoben, daß sie zum Netze für meinen Glauben würde. Nein, worüber Ihr mir Rede stehen sollet, das soll Eure Kindheit und Euer frühestes Knabenalter berühren, soll nicht über Euer achtes Lebensjahr hinausreichen, denn acht Jahre zählte Richard Plan-

tagenet, als ich bei meinem Weggange aus England ihn das letzte Mal sah."

Achtsam lauschte der Knieende und kein Schatten streifte über die freie Stirn, über den hellen Blick, mit welchem er vertrauend zu der hohen Frau aufschaute. Auch schien es, daß er keine Ursache hatte, die Prüfung zu scheuen. Die ihm vorgelegten Fragen berührten Einzelnheiten aus dem häuslichen Leben der königlichen Familie, kleine Vorfälle, die fest im Gedächtnisse des Knaben haften, der ihr Mittelpunkt war, für dritte Personen aber ohne Interesse nur in der Erinnerung der Aeltern und etwa derjenigen Raum finden, die dem Knaben mit ähnlicher Liebe verwandt sind. Und jede dieser Fragen beantwortete er so schnell, so treu, bisweilen ergänzend, was die Herzogin vergessen, bisweilen berichtigend, worin sie sich geirrt und was sie dann lächelnd einräumte, daß es Niemand in der Versammlung überraschen konnte, als sie, plötzlich abbrechend, ihm die Hand reichte und weinend an seine Brust sank. Es war nur der Schluß einer Scene, wie er von Minute sich deutlicher abgerollt. Sobald aber die Herzogin sich gesammelt und die unwandelbare Ueberzeugung ausgesprochen, daß ihr Neffe, Richard, Herzog von York, ihr zur Seite stehe, drängten die englischen Herren unaufhaltsam herbei, das Knie zu beugen vor dem Sohne ihres Königs, dem legitimen Herrscher über England, und seine Hand zu küssen in loyaler Unterthanenpflicht.

Ein zweites Mal konnte Richard nun träumen von der Pracht und den Freuden des Königseins. Der Befehl der

Herzogin öffnete ihm die ſtattlichſten Gemächer ihres Palaſtes, gab ihm eine Leibwache von dreißig Hellebardieren, einen eigenen Hofſtaat, eine volle Börſe und den Zunamen der weißen Roſe von England. Alle von Heinrich Geächtete ſtrömten nach Brüſſel, den wunderbar Geretteten zu ſehen, und daß die Herzogin von Burgund, ſeine Muhme, ihn anerkannt, galt ſelbſt jenſeits des Kanals für ein untrügliches Zeichen der Wahrheit des nie ganz verſchollenen Gerüchts von Richards Leben. Und keineswegs war es die Maſſe des Volks allein, die hieran neue Hoffnungen knüpfte. Männer vom höchſten Range, ſei es, daß ſie Heinrich haßten, weil er den Adel unterdrückte, oder aus Gefühl für Recht, wendeten die Blicke nach Flandern und bezeigten dem Prätendenten ſchriftlich die Huldigungen, an deren perſönlicher Darbringung ſie verhindert waren. Lord Fitzwater, Sir Simon Wountford, Sir Thomas Thwaites — ſind nur Einige aus dieſer Zahl. Sogar Sir William Stanley, des Königs Oberkammerherr, er, der in der Schlacht bei Bosworth, Heinrich das Leben geſchützt, ihn noch auf dem Blachfelde mit der, dem erſchlagenen Richard abgenommenen Krone geſchmückt, zuerſt den Jubelruf: lange lebe König Heinrich! erhoben und von dem geldliebenden Fürſten Ausnahmweiſe reichen Lohn empfangen hatte — auch er neigte ſich dem in Flandern aufgegangenen Sterne zu. Noch mehr. Die hochgeachteten Sir Robert Clifford und Sir William Barley verließen England, um im Namen und Auftrage vieler Anhänger des Hauſes York dem jungen Herzog ihre Dienſte zu weihen,

und Clifford, der den Knaben Richard gekannt, betheuerte wiederholt in seinen Berichten, daß jeder Zweifel gegen die Aechtheit des Prinzen verstummen müsse.

Inmitten dieser Begebenheiten ruhte Fryon nicht. Geehrt von der Herzogin und Richards geheimster Vertrauter war er die Seele der in England wider Heinrich spinnenden Verschwörung. Alle Fäden des verschlungenen Gewebes liefen durch seine Hand; er führte den Briefwechsel, entwarf die Pläne, zügelte die Raschheit des Einen, spornte die Trägheit Anderer, und wo eine Meinungs-Verschiedenheit störend auftrat, war es Fryon, der sie schlichtete, die Streitenden versöhnte. Seinem Rathe gemäß wurde der Beschluß gefaßt, Herzog Richard solle nicht eher nach England gehen, bis Alles zu seinem Empfange vorbereitet, die Verschwörung zum Ausbruche reif sein würde. In der Zwischenzeit sorgte Fryon aus dem ihm zur Verfügung gestellten Schatze der Herzogin für Schiffe zur Ueberfahrt, für Krieger zur Begleitung, und schon war der Tag bestimmt, an welchem die Fahne der Empörung in England aufgepflanzt, Richards Schaar eingeschifft und, von ihm und Fryon geleitet, die Landung unternommen werden sollte, als das Vorhaben an Heinrichs Klugheit und Wachsamkeit scheiterte. In derselben Stunde wurden die Häupter der Verschwörung, die adligen Herren Fitzwater, Wountford, Thwaites, Ratcliffe, Dawbeney, Cressemer, Atwood, überrascht und verhaftet. Die Anklage auf Hochverrath folgte; Fryons vorgefundene Briefe galten als Beweis; sämmtlich Genannten sprach das Gericht das Todesurtheil, und Wount-

ford, Thwaites und Ratcliffe büßten ohne Verzug mit dem Leben. Wenige Tage ſpäter ſtand auch Sir William Stanley, des Königs Oberkammerherr, vor ſeinen Richtern. Er hatte ſein Verbrechen nicht Hehl und am 15. Februar 1495 ſah London ihn enthaupten.

Die Kunde des Geſchehenen zertrümmerte die Hoffnungen der Herzogin und ihres Schützlings, nicht Fryons Hoffnung, nicht ſeine Pläne. „Viel iſt verloren," ſagte er im Rathe der Drei, wo er im Range der Dritte, in der Geltung der Erſte, „viel iſt verloren, nicht Alles, und wer Alles gewinnen will, den darf theilweiſer Verluſt nicht entmuthigen; er muß wagen, bis er nichts mehr zu verlieren hat. Das iſt der Fall meines hohen Gebieters und ich kann nicht zweifeln, die Ueberzeugung eines geborenen Königs von England."

„Ihr denkt recht von mir, Fryon," verſetzte Richard, „und bei Gott! meine Schuld ſoll es nicht ſein, wenn die Anſprüche meiner Geburt mit mir begraben werden, ehe ich Englands Krone trage. Aber viel, ſehr viel haben wir durch den Tod unſerer Freunde verloren."

„Sehr viel — ich verkenne das nicht, Herr Herzog," antwortete Fryon, „und der härteſte Verluſt iſt der Verluſt an Zeit. Neue Pläne müſſen gelegt, neue Verbindungen angeknüpft, Heinrich von England muß in Sicherheit gewiegt, Eure Landung verzögert werden."

„Vergeßt nur nicht, Fryon," unterbrach die Herzogin, „wie arm wir an Zeit ſind. Ich brauche Euch die Opfer nicht zu nennen, durch welche wir den Kanzler des

Erzherzogs Philipp der Niederlande vermocht haben, den Botschaftern Heinrichs zu widerstehen, die so dringend mahnten, meinem Neffen ferner nicht Aufenthalt in Flandern zu gestatten, daß ohne des Kanzlers Gewicht die Räthe zu unserm Nachtheile entschieden haben würden. Auch daran brauche ich Euch nicht zu erinnern, daß ich dem Schatze des Erzherzogs den Ausfall des Zolles zu vergüten habe, seit Heinrich allen Handelsverkehr zwischen England und den Niederlanden gesperrt hat, und wie lästig das meinem Sekkelmeister fällt. Doch das muß ich Euch bemerken, weil ich die Flammländer länger kenne als Ihr, — es ist ein halsstarres, trotziges Volk, das den Befehlen seines Fürsten nur gehorcht, bis es nicht mehr gehorchen will. Dann lehnt es sich auf, Einer für Alle, Alle für Einen, und die Befehle müssen zurückgenommen werden. Ich fürchte, das steht in Betreff der Handelssperre nahe bevor. Die Antwerpner klagen, weil ihnen der einträgliche Verkehr mit England abgeschnitten, und das ist ein Funke, der, ehe wir's vermuthen, zur Flamme aufschlagen kann. Wie soll ich meinen Neffen schützen, wenn der Erzherzog auf seine Entfernung dringt?"

„Jedes Wort aus Eurem Munde, Frau Herzogin, ist die Frucht der Weisheit," erwiederte Fryon, „und Ihr habt so wahr geredet, daß jeder Einwand eine Lüge sein würde. Die Zeit drängt uns, und doch ist Alles, was wir bedürfen, nur eben Zeit. Die Gemüther in England müssen sich beruhigen — das ist ein Werk der Zeit. Stanleys Hinrichtung muß vergessen werden, die Freunde der

Nein, bei dem Glück dieser Stunde, nie; — ward ich getäuscht, so bin ich es durch den Mund der Frau, die ich so ungern Annens Mutter nenne. Sie gab mir die Nachricht von Ihrer Verlobung.

So leben Sie wohl, mein Freund, und nehmen Sie den Trost mit in Ihre Einsamkeit, den auch ich fühle. Daß Sie mich nicht wieder aufsuchen, darf ich Sie nicht erst bitten. Ohne Reue können wir ewig auf unsere heutige Unterredung zurückblicken, wenn sie die letzte, der Abschied zweier gleichgestimmten Herzen ist, die die Erde trennte. Sie sey es denn. Leben Sie wohl — —

Noch einmal reichte ich ihm meine Hand, und rief mit bebender Stimme Heinrichs Namen; Bernhard wandte sich schweigend, und eilte zur nahen Gartenthür, während mein Bruder aus dem Gebüsch kam. Die Dämmerung verbarg ihm meine Thränen, die ich verstohlen trocknete. Wo ist Herr Bernhard hin? fragte er mich; hast Du Helbern gesehen, er ist mir eben, nicht zehn Schritt von hier, begegnet, und muß von Dir gekommen sein?

Ich beantwortete eilig seine Fragen, und ging schnell, den Auftrag der Mutter zu erfüllen, während mein zerrißnes Herz die vergangenen Momente als die letzten Sonnenblicke eines öden Lebens bewahrte.

Wie der Rest dieses Abends mir in einer geräuschvollen Gesellschaft verfloß, worin ich die Haupt-

weißen Roſe ſich der Kleinmüthigkeit ſchämen, der ſie verfallen ſind — das iſt eine Aufgabe der Zeit. Aber nicht Jahre glaube ich dazu nöthig; Monate dürften genügen; nur die Friſt müſſen wir gewinnen, und ich ſollte meinen, Gold könne ſie erkaufen."

„Ich will mein Gold nicht ſchonen," ſagte die Herzogin; „ſprecht, was ſchlagt Ihr vor?"

„Die Landung in England," begann Fryon, „gilt von heute an für aufgegeben, die Miethe der Schiffe für nicht erneuert, die geworbene Schaar für entlaſſen, und Herzog Richard bereitet ſich zur Abreiſe, zur Rückkehr nach Portugal, wo er glückliche Jahre verlebt hat und glücklichere verleben will als im Ringen nach einer Krone."

„Ihr redet nicht von Dingen, die geſchehen ſollen?" rief Richard.

„Nein, Herr Herzog," lächelte Fryon, „ich rede von Dingen, die das Volk zur erſten Hälfte geſchehen glaubt, wenn das Gerücht ihm ſagt, daß ſie geſchehen ſollen. Die Landung wird nicht aufgegeben, die Miethe der Schiffe vorbehalten, die geworbene Schaar beurlaubt; Herzog Richard rüſtet ſich zur Empfangnahme einer Krone und Fryon legt ſeinen Kopf auf den Block, wenn in vier Monaten die Flagge der weißen Roſe nicht an Englands Küſte weht."

Fryon löſte ſein Verſprechen. Am Morgen des dritten Juli 1495 erſchien auf der Höhe von Sandwich, einem kleinen Hafenorte der Grafſchaft Kent, eine Flotille von ſechs oder ſieben Segeln, und das Hauptſchiff zeigte die

Flagge der weißen Rose von England. Getroffener Abrede gemäß wollten mehre angesehene Männer mit zahlreichem Gefolge des Herzogs gewärtig sein, und sobald seine Truppen gelandet, ihn zum Könige ausrufen und nach London geleiten, wo Heinrichs Abwesenheit, der in York bei seiner Mutter war, das Unternehmen allerdings zu begünstigen schien. Die Flotille ging an der Küste vor Anker. Neugierige sammelten sich in Haufen; aber vergebens ließen die Verbündeten sich erwarten. So kam der Abend, die Nacht, der Morgen. Da beschloß der auf den Schiffen gehaltene Kriegsrath, daß ein Drittel der Truppen ans Land steigen, die Gesinnung der Umwohner erforschen und wegen der Verbündeten Erkundigung einziehen, der Herzog aber an Bord bleiben sollte, bis ein günstiges Resultat bekannt werde. Demzufolge wurden zweihundert Mann gelandet, und kaum hatten diese festen Fuß gefaßt, so brach von einer andern Seite aus dem Dickicht eines Waldes ein dreimal stärkerer Haufe. Die freudige Hoffnung, es möchten die Verbündeten sein, verwandelte sich schnell in die schmerzliche Gewißheit des Gegentheils; aus der Mitte der Schaar ragte König Heinrichs Feldzeichen. Ehe jedoch die Gelandeten Zeit haben konnten, vor der Ueberzahl auf die Schiffe zu entweichen, änderte sich das Schauspiel. Die königlichen Truppen machten Halt; ein Zwist entspann sich; ein kurzes Handgemenge folgte; die Hälfte floh, die andere rückte jubelnd an die Küste; Heinrichs Feldzeichen sank; weiße Tücher, an die Spitzen der Speere gebunden, winkten dem Herzoge, ans Land zu kommen.

Der Herzog war bereit, Fryon widerſprach. „Es iſt eine Kriegsliſt, Herr Herzog," ſagte er, „Euch ans Land zu locken, Euch zu fangen." Die Meinungen der Uebrigen waren getheilt. „So laßt, ob es eine Liſt ſei oder nicht, uns durch Liſt erproben," ſchlug Fryon vor; „ſendet den Gelandeten Befehl, ſich einzuſchiffen, jenen die Aufforderung, ſich ihnen anzuſchließen. Wollen ſie die Eurigen ſein, ſind ſie bei uns ſicherer als dort, werden ſie willig folgen."

Der Vorſchlag fand Gehör, der Befehl wurde gegeben, die Aufforderung erlaſſen — Fryon Richards Retter. Statt der Aufforderung zu folgen, griffen die Königlichen unter gellendem Ruf die Gelandeten an; aus dem Walde ſtürzten die Geflohenen herbei, und wer von Richards Kriegern dem Tode entrann, entrann ihm nur, um einen ſchmählichern am Galgen zu ſterben.

Ohne Säumen lichtete die Flotille die Anker und kehrte nach Flandern zurück.

Während der nächſten vier Monate, die Richard wieder in Brüſſel verweilte, ſtörte Vieles ſeinen Traum von der Pracht und den Freuden des Königſeins. Die Herzogin empfing ihn minder zärtlich als ſie ihn entlaſſen, und faſt ſchien es, als habe der zweite mißlungene Verſuch, ſich zum Herrſcher von England zu machen, ihren Glauben an ſein gutes Recht geſchmälert. Zwar wohnte er wieder in ihrem Palaſte und genoß die früheren Auszeichnungen einer Leibwache und eines Hofſtaates; aber häufig rechnete ſie ihm die Opfer vor, die ſie ihm gebracht und noch bringe, erwähnte

häufig die Unmöglichkeit, ihn ferner auf gleiche Weise zu unterstützen, und drang in ihm und Fryon, einen glücklichern Plan für sein Auftreten in England zu ersinnen. Viele von denen, die in ihm den künftigen Herrscher gehuldigt, thaten ins Geheim Schritte, Heinrich's Verzeihung zu erlangen, und Heinrich war klug genug zu wissen, daß, die Partei des Gegners zu schwächen, das wohlfeilste und sicherste Mittel zu dessen Besiegung ist. Furcht daher vor seiner, durch Stanleys Hinrichtung sich unerschütterlich erwiesenen Strenge auf der einen und Beweise der Milde gegen die Reuigen auf der andern Seite verhinderten das Anknüpfen neuer und zerrissen die stärksten Fäden mancher ältern Verbindung. Dazu kam das immer lautere Murren der Flammländer gegen die, um Richards willen bestehende Handelssperre, und sei es, daß die Herzogin in ihren, den Sturm beschwörenden Spenden einhalten wollte oder mußte, — der Erzherzog Philipp sah sich zu Anträgen bei Heinrich von England genöthigt, deren Annahme dieser von der Entfernung des Prätendenten bedingte.

„Ich habe Euch zu mir rufen lassen," sagte eines Tages die Herzogin zu Richard und Fryon, „Euch ein eigenhändiges Schreiben des Erzherzogs Philipp der Niederlande mitzutheilen. Lest Ihr es vor, Fryon."

Fryon las, und als er geendet, fuhr die Herzogin fort: „Mir fehlt die Macht, Euch gegen den Erzherzog zu schützen, und mich dünkt es besser für uns Alle, wenn wir das Aeußerste vermeiden. Noch bleiben vier Wochen zu Eu-

rer freiwilligen Entfernung; laßt uns berathen, wie wir sie am besten nützen."

Nach sorgfältiger Erwägung aller Umstände, und nachdem Fryon selbst bekennen müssen, daß weder eine Landung in England ein Gelingen, noch eine Vorstellung beim Erzherzoge eine Aenderung verspreche, es aber der Todesstoß für Richards Sache sei, wenn er durch gewaltsame Vertreibung aus Brüssel den letzten Ankergrund seiner Hoffnung verliere, wurde einmüthig beschlossen, daß Richard binnen der vierwöchentlichen Frist Flandern verlassen und von Irland oder Schottland aus eine Geltendmachung seines Erbrechts versuchen solle. Mehr als von Irland, wo Heinrichs Statthalter, Sir Edward Poynings, seit Richard dort gewesen war, die Sympathieen für das Haus York erkältet hatte, stand von Schottlands jungem Könige und dessen, zu einer Fehde gegen England stets geneigten Großen zu erwarten. Deshalb benachrichtigte die Herzogin den Kaiser Maximilian, Karl den Achten und den Erzherzog Philipp von der Absicht ihres Neffen, sich nach Schottland zu begeben, und bat für ihn um Schreiben an den König, geeignet, diesen zu seinen Gunsten zu stimmen. Alle drei Monarchen, obgleich in Frieden mit Heinrich, gewährten die Bitte — Maximilian, weil er Heinrich grollte wegen des ihm beigemessenen Verlustes seiner reichen Braut, Anna von Bretagne; Karl, weil auch er Heinrich grollte, wegen des mit den italienischen Fürsten geschlossenen Bündnisses, und Philipp, weil er es Heinrich nicht verzeihen konnte, daß er ihn mittelbar gezwungen, sich

ſeinem Willen zu fügen. Die Herzogin that aber noch mehr. Sie gab ihrem Schützlinge Geſchenke für König Jakob, und Mittel, ſeinem Range gemäß in Schottland zu erſcheinen.

Ende Novembers ſegelte Richard aus Flandern ab — mit ihm Fryon, „mein treuer Fryon," wie Richard ihn nannte. Nach langer ſtürmiſcher Fahrt erreichten ſie die iriſche Küſte; aber Poynings' Wachſamkeit erſpähte ſie ſchnell, und da auch des Herzogs Aufruf an diejenigen, die früher ſich ihm angeſchloſſen, wenig Anklang fand, ſchiffte er nach Schottland und betrat es mit Fryon und ſeinem Gefolge am 24. Februar 1496.

* * *

Daſſelbe ſchmale Gemach in der hohen Feſte zu Edinburg, das noch heute Gegenſtand der Theilnahme und auf Reiſen gehender Neugier iſt, weil es hier war, wo Maria Stuart ihren neugebornen Sohn, Jakob den Sechſten von Schottland, den Erſten von England, durch Thränen lächelnd ihrem Gemahl in die Vaterarme legte — dieſes ſelbe Gemach war ſiebzig Jahre früher das nach damaliger Sitte in ſeinen Geräthen ſehr beſcheidene Wohnzimmer der ſchönen Lady Katharine Gordon. Bald an's Fenſter tretend und in den leichten Tanz der Schneeflocken ſehend, die in der kalten Luft bei hellem Sonnenſchein wie Brillanten auf- und nieder ſchwebten, bald ſich an den Rahmen ſetzend, der eine nur begonnene Stickerei enthielt, und bald in die Flamme des Kamins ſchauend, die gelb und roth an dem friſch auf-

geſchichteten Holze leckte, verrieth ſchon Katharinens Kleidung, daß ſie ihr Roß beſteigen und, wie ſie faſt täglich an der Seite ihres Vaters zu thun pflegte, eine, wohl auch zwei Stunden lang die kräftigende Luft der heimiſchen Berge athmen wollte. Aber tiefer ging die Sonne; Katharine nahm den Hut ab, der die blonden Locken feſſelte, und rückte ihren Seſſel näher zum Kamin. Sie ſah dabei ſo ernſt aus, als wolle ſie recht gründlich erwägen, was heute wohl ſo Hochwichtiges im Geheimenrathe verhandelt werde, daß der Vater den Spazierritt verſäume, war jedoch vermuthlich noch zu keinem Reſultate gelangt, als die Thür aufging und in zwei Schritten Graf Huntley vor ſeiner Tochter ſtand. „Ich habe Dich warten laſſen, Katharine," ſagte er, ihr einen Kuß auf die Stirn drückend und dadurch ihrem Aufſtehen wehrend; „bleib ſitzen, Kind; in wenigen Minuten iſt die Sonne zu Rüſte, und lauert auch ſchon der Mond, ihre Stelle zu vertreten — man muß jünger ſein als ich und ſeine Geſundheit weniger beachten, als ſie mich leider! ſelbſt dazu zwingt, um im Mondnebel ſpazieren zu reiten. Deshalb, wenn Dir's recht iſt, unterlaſſen wir's für heute."

„Ich habe ſchon darauf verzichtet," antwortete Katharine, die dennoch aufgeſtanden war, um den hohen, mit rothem Sammet bezogenen Lehnſtuhl, deſſen Rückenpolſter das in Gold geſtickte Wappen des Eigners trug, und der in Katharinens Zimmer nur der Ehrenſitz des Grafen Huntley war, an des Vaters Lieblingsplatz, quer vor den Kamin zu bringen.

„Ich könnte das selber thun," sagte der Graf, die Anstrengung des Mädchens belächelnd; „aber ich thue es nicht; Du weißt immer den Stuhl am besten zu stellen, und vielleicht wirst Du es bald nicht mehr thun dürfen."

„Hat der König mit Euch gesprochen?" fragte Katharine, und es mag ungewiß bleiben, ob die Anstrengung oder die Deutung von des Vaters Worten ihr die Wangen dunkler färbte.

„Ei, ei, Mädchen!" rief der Graf, ihr mit dem Finger drohend und setzte sich behaglich in den Lehnstuhl; „kann ich denn nicht von der Wahrscheinlichkeit reden, daß Du am längsten bei mir gewesen bist, ohne daß Du sogleich an den König denken mußt?"

„Und wenn ich an ihn denke, Vater," erwiederte Katharine, „so oft Ihr auf diese Wahrscheinlichkeit deutet, ist es meine Schuld?"

„Ich wollte, Mädchen, Du sagtest treu und ehrlich: ist es nicht meines Herzens Schuld?"

„Das wäre weder treu, noch ehrlich, Vater," versetzte Katharine schnell.

„Wirklich? — Nun, und wenn König Jakob heute um diese kleine Hand und um die Erlaubniß bäte, die Besitzerin vom Altare auf den Thron zu führen, was würde Dein Mund dazu sagen?"

„Ihr wißt, Vater, daß Ihr mich längst an die Antwort gewöhnt habt."

„Erst Dein Horoskop, dann ich, liebes Kind. Gut denn,

Dein Mund würde die Hand und die Erlaubniß geben, und Dein Herz?"

„Ich glaube, es würde schweigen."

„Meinst Du? — So haſt Du es wohl noch nicht gefragt?"

„Ich denke, Vater, wenn es darein zu reden hätte, möchte es für oder wider ſein, würde es nicht warten, bis ich es fragte."

„Leicht möglich; doch haben auch manche Herzen die eigene Laune, erſt laut zu werden, nachdem der Mund geſprochen hat, und man ſagt, ſie würden dann bisweilen ſehr unangenehm laut. Mit Einem Worte alſo, liebe Tochter, ich kann Deiner Einwilligung gewiß ſein, wenn König Jakob wirbt?"

„Euer Ja iſt das meine, Vater."

„Ich danke Dir, Katharine. Du könnteſt Dich ſo erklären, weil Du mich liebſt; aber ich bilde mir ein, Du erklärſt Dich ſo, nicht blos weil Du mich liebſt, ſondern auch, weil Du mir vertraueſt. Und wie ſollteſt Du Deinem Vater nicht vertrauen, der kein Glück, keine Freude kennt, größer als die Freude, Dich glücklich zu ſehen? Aus ähnlichem Grunde, mein gutes Kind, vertraue ich auch Dir. Du haſt mich nie getäuſcht, haſt mir aus Deinen Gefühlen und Anſichten nie ein Geheimniß gemacht. Ich kann das freilich nur noch ſo lange von Dir erwarten, als ich meine Rechte auf Dich mit keinem Andern theilen, ihm die größere Hälfte abtreten muß. Bis dahin aber, Katharine, bewahre mir

Dein Vertrauen, gönne mir den offenen Blick in Dein Herz; willst Du?"

Statt der Antwort küßte Katharine des Vaters Hand und der Graf sprach weiter: „Ich wünsche und habe Dir das oft gesagt, daß König Jakob Dein Gemahl würde. Die Sterne haben Dir bei der Geburt eine Krone prophezeiht, und will ich auch nicht behaupten, daß der kluge Mann, der sie mir so gedeutet, recht gesehen — ich wüßte nicht, warum ich mich überreden sollte, er habe falsch gesehen. Ich bin nicht stolzer, als ich Grund habe es zu sein, und deshalb denk' ich keineswegs zu stolz, wenn ich die Tochter eines Grafen Huntley — was meine Katharine außerdem ist, laß ich unberechnet — einem Könige von Schottland ebenbürtig glaube. Ich kanns daher nicht bergen, und möchte es am wenigsten gegen Dich, mein Kind, daß ich mich bemüht, mir in König Jakob einen Eidam zu erziehen, und ich schmeichle mir, sein Volk hat dabei nichts verloren. Lieber wollte ich, Du ständest nie am Altare als zur Seite eines verächtlichen Königs. Was ich also gewünscht und noch wünsche und in der Beziehung gethan, verhehl ich nicht. Dagegen geb' ich mir und wirst Du mir das Zeugniß geben, daß ich durch keinen Schritt, durch kein Wort den König für Dich, Dich für den König zu bestimmen gesucht habe. Um so reiner darf ich mich freuen, daß Dein Herz keinen Widerspruch erhebt, im Fall König Jakob um Dich wirbt, und daß ich kaum einen Zweifel hege, er wird um Dich werben."

„Und ist das heute Euch so gewiß geworden?" fragte Katharine zögernd.

person vorstellte, das darf ich wohl nicht beschreiben. Stumm, und fast trüber noch, als ich, saß Heldern neben mir. So hatte ich ihn noch nie gesehen. Heinrichs nur flüchtig beachtete Worte fielen mir ein, und die Ahnung ergriff mich, daß mein Gespräch mit Bernhard von ihm gehört worden sey. Dies machte meine Lage noch peinlicher. Mit dem wehmüthigen Gefühl der bittersten schwersten Entsagung, mit tausend bangen Besorgnissen und einem fürchtenden Blick in die Zukunft — saß ich, von Gläserklang und Glückwünschen umtönt, von dem ausgesuchtesten Glanz umgeben! Wohlgerüche dufteten aus der weitgeöffneten Thür des Gartens in den erleuchteten Saal, und eine versteckte Musik begann jetzt sanfte Töne. Alles verließ die Tafel, und zischend stiegen leuchtende Kugeln durch die Nacht, den bleichen halbverschleierten Mond beschämend. Immer mehr glänzende Gestalten entwickelten sich, und verschwanden nach kurzem Glanz, mein und Helderns Name erschien vereint, und ward mit lautem Jubel und Händeklatschen empfangen. Das ephemerische Gebild zerrann wie seine Brüder, und mich beschlich der Gedanke an den Untergang alles Irdischen, der mir jetzt Trost und Ergebung brachte.

Scherzend wanderte man nun in den erleuchteten Garten. Neigung und Zufall paarte die Wandelnden — ich blieb allein. Da drängte sich Heldern an mich, drückte sanft meine Hand, und sagte leise: ich

„So iſt es, meine Tochter," bejahte der Graf. „Unſere Geheimeraths-Sitzung war, wie eine beſonders lange, ſo eine beſonders wichtige. Ich kann Dir die Gegenſtände ohne Pflichtverletzung nennen; was wir im Weſentlichen beſchloſſen, wird und muß bekannt werden. Heinrich von England hat unſerm Könige ſeine Tochter Margarethe zur Gemahlin antragen laſſen." —

„Aber Prinzeß Margarethe iſt ja noch ſo jung, Vater," fiel Katharine unwillkührlich ein.

„Sehr wahr, meine Tochter," lächelte der Graf; „viel zu jung zum Heirathen, neun Jahre jünger als unſer ſiebzehnjähriger König. Aber der Grund allein giebt und darf in ſolchen Fällen häufig nicht den Ausſchlag geben. Die Verlobung ſoll anderen Zwecken dienen, und werden dieſe von beiden Theilen ſo wichtig befunden, daß die Verlobung weiter nicht in Betracht kommt, ich meine, daß zu Erreichung der Zwecke ſich kein ſchnelleres Mittel bietet als eben eine Verlobung, ſo muß das Kleinere dem Größern weichen — wie das nun einmal Welt-Geſetz iſt, dem jeder ſich zu fügen hat, der nicht gegen den Strom ſchwimmen und ertrinken will. Welchen nächſten und dringenden Zweck Heinrich von England im Auge gehabt, iſt ſeit geſtern ziemlich klar. Du haſt von dem Prätendenten ſeiner Krone gehört, der ſich Richard, Herzog von York, nennt und" —

„Er ſoll ein ausgezeichnet ſchöner Mann ſein, ſeinem Vater, dem König Eduard, ſprechend ähnlich, „unterbrach Katharine.

„Ja, ja," ſcherzte der Graf, „man braucht nur ein

ausgezeichnet schöner Mann zu sein, um nah und fern in den Mund der Mädchen zu kommen. Du scheinst über seine Persönlichkeit ziemlich genau unterrichtet."

„Marie Douglas — ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit — hat mir von ihm gesprochen," erklärte Katharine.

„Und was hat Marie Douglas Dir von ihm weiter gesagt, mein Kind?" forschte der Graf.

„Weiter? Ich glaube wirklich, weiter nichts."

„Etwa, daß er in Irland sei und in Schottland erwartet werde?"

„Gewiß, Vater, ich erinnere mich nicht."

„Nun, ich frage blos, weil es seltsam zusammentrifft, daß Graf Douglas es war, der gestern die Nachricht von des Prätendenten Ankunft überbrachte und den ein Mann aus dem Gefolge des Herzogs begleitete, ein Mann mit einer Zunge glatt wie ein Aal und, meines Bedünkens, ebenfalls ausgezeichnet schön — oder hätte Marie Douglas Dir ihn bereits genannt, er heißt Fryon."

„Nein, nein, Vater," betheuerte Katharine; „wenn Ihr aber spotten wollt, werde ich künftig besser auf mich achten."

„Thu das nicht, mein Kind," bat der Graf; „nach einer langen Sitzung im Geheimenrathe, wo jedes Wort gewogen und jede Miene belauscht wird, ist mir's eine Erholung, ungezwungene Worte zu hören und meinem Gesichte freie Bewegung zu lassen. Ich wollte also sagen, dieser Fryon bat für seinen Herrn und dessen Begleiter um Gastfreundschaft und legte Briefe vor, die sein Gesuch mächtig

unterſtützten. Heinrich von England hat davon Kunde gehabt, und nun errathest Du, was sein Antrag bezweckt."

„Dem armen Herzog Schottland zu verschließen, nicht wahr, Vater?"

„Sehr richtig, meine staatskluge Tochter; und für welchen Beschluß würdest Du gestimmt haben?"

„Ich, Vater?"

„Eben Du; versteht sich, ohne Rücksicht auf die Schönheit des armen Herzogs."

„Ihr scherzt, Vater; ich aber will Euch ernsthaft antworten. Der Herzog, sagt Ihr, bittet um Gastfreundschaft. Giebt es in Schottland eine Hütte, die solches Gesuch verweigern würde? Und was dem Herzoge in der Hütte gewiß wäre, soll er das vergeblich im Palaste suchen? Was der ärmste schottische Hirt ihm reichte, darf ihm das Schottlands König vorenthalten?"

„Gemach, gemach, liebe Tochter," rief der Graf; „Dein schottischer Sinn galoppirt mit Deiner Staatsklugheit davon. Der Hirt kann sich Manches erlauben, was ein König sich verbieten muß, und mit Deiner Erlaubniß, umgekehrt. Wollte der Herzog sich mit der Gastfreundschaft eines schottischen Hirten begnügen, würde Heinrich von England wenig dawider haben. Sobald jedoch der König von Schottland dem Herzoge Aufnahme gewährt; heißt das, Freund einem Manne sein, der nach Heinrichs Krone strebt, ist das eine Kriegserklärung gegen England."

„Die dann wieder nichts Anderes wäre," fiel Katharine ein, „als ein Wort für eine Sache, die bereits besteht."

„Du ſetzeſt mich in Erſtaunen, Mädchen, mußt ganz beſondere Kundſchafter haben; weiß ich doch mit keiner Silbe von einem dermaligen Kriege zwiſchen England und Schottland.“

„Um ſo ſchlimmer, Vater — hätt' ich faſt geſagt; aber warum redet Ihr auch mit mir von Politik.“

„So kommſt Du nicht los, Katharine; was meinſt Du mit dem Worte für eine Sache, die bereits beſteht, und mit Deinem: um ſo ſchlimmer, Vater?“

„Ihr wollt, daß ich es ſage? Gut, ich gehorche, indem ich Euch an das erinnere, wovon wir vor vier Wochen in Wesclyn Augenzeugen waren. Heißt das Friede und nachbarliche Freundſchaft, Vater, wehrloſe Landleute zu überfallen, ihre Häuſer und Hütten anzuzünden, ihre Heerden zu rauben, niederzuſtoßen, wer ſich widerſetzt, und die Fliehenden aus ihrer Heimath zu vertreiben durch Schnee und Eis in unbarmherzigem Wetter?“

„Du haſt recht, Katharine, es war ein trauriger Anblick.“

„Es war ein Anblick, Vater, der mir durch's Herz ſchnitt, den ich nie vergeſſen werde, wie die Männer, manche mit offenen Wunden, und die Weiber, mit Säuglingen an der Bruſt, und die Kinder, weinend und jammernd, ſie alle kaum bekleidet, ohne Schutz gegen den kalten Wind, baarfuß in dem tiefen Schnee, im Walde unweit des Schloſſes lagerten, ſeit zwei Tagen und zwei Nächten das erſte Mal, daß ihre Verfolger ihnen Ruhe gönnten, und ſie auf's Schloß kamen, Speiſe und Trank zu erbitten und Decken für ihre erſtarrten Kinder. Und wer hatte das gethan, Vater?

Hatten es nicht die böſen Engländer gethan? Heißt das Friede oder Krieg?"

„Du haſt ſehr recht, mein Kind; es war ein heimtückiſcher Ueberfall."

„Und muß Schottland ſich das gefallen laſſen, Vater?"

„Muß? — Ich denke, nein. Aber wir ſind in Frieden mit England, und dergleichen Ueberfälle gelten nicht für Friedensbruch; ſie heißen Grenzräubereien."

„Den Unterſchied verſteh' ich nicht; das aber weiß ich, Vater, wäre ich König Jakob geweſen, ich hätte nicht nach dem Unterſchiede gefragt, ich hätte meine Schotten aufgerufen, und hätten ſie mich nicht gehört, wären ſie mir nicht gefolgt — die Krone hätte ich ihnen vor die Füße geſchleudert."

„Wären ſie aber gefolgt, hätteſt Du an Schuldloſen Rache nehmen mögen?"

„Nein, Vater; nur die Schuldigen hätte ich gezwungen, die Hütten und Häuſer aufzubauen, die ſie eingeäſchert, die Heerden zurückzubringen, die ſie weggetrieben, Erſatz zu leiſten für Alles, was ſie geraubt" —

„Und wenn dann zum Schutze ſeiner Unterthanen Heinrich von England mit Heeresmacht herbeigezogen" —

„Dann hätte ich meinem guten Rechte vertraut, hätte, wenn Heinrich es ſo gewollt, meine braven Schotten zum Kampfe geführt, und Gott und ihre Tapferkeit hätten mir den Sieg gegeben."

„Wackres ſchottiſches Mädchen!" rief Graf Huntley und drückte der muthigen Tochter die Hand; „Schade, daß

Du nicht als König geboren biſt; doch kannſt Du als Königin den Gemahl ins Feld begleiten, und es wäre ja nicht unerhört, daß eine holde Frauengeſtalt den Sieg entſchiede. Nun ich Dich ſo kriegeriſch geſinnt erkenne, magſt Du's wiſſen, daß wir wahrſcheinlich Krieg mit England haben werden. Der Uebermuth der Engländer hat mit unſerer Langmuth zugenommen. Der Geheimerath hat Heinrichs Antrag abgelehnt und den Empfang des Herzogs von York beſchloſſen. Beides wird Heinrich für Feindſeligkeit achten und da wir ihm zugleich erklärt, daß wir Entſchädigung fordern für die letzte Grenzräuberei und in der nächſten einen Friedensbruch ſehen würden — ſo rüſte Dich nur immer zum Feldzuge, vorher aber, meine Tochter, zum Traualtare. — „Ja, Katharine," fuhr der Graf nach kurzem Schweigen fort, „Deine Zukunft wird ſich bald erfüllen. König Jakob wies die Verlobung mit Heinrichs Tochter unbedingt zurück. 'Ich habe bereits gewählt', ſagte er, 'und gewählt, wie meine Großen es billigen, meine Unterthanen es gern ſehen werden, die mir ebenbürtige Tochter Eines unter Euch.' Mehr ſagte der König nicht; es bedurfte aber auch nicht mehr, ihn zu verſtehen, und Graf Douglas war der Einzige, der nach aufgehobener Sitzung mit keinem Worte, mit keinem Blicke mich beglückwünſchte. Die Entſcheidung gegen Heinrichs Antrag hatte natürlich den Beſchluß der Aufnahme des Herzogs zur Folge. Er iſt uns ein Bundsgenoſſe, der in England ſelbſt Verbündete hat."

Katharine ſchien die letzten Worte nicht zu hören; ihre Augen ruhten auf der im Kamin lodernden Flamme und die

Spitze ihres ſchmalen Fußes ſpielte mit dem Saume des langen Reitkleides. Mehre Minuten hatte der Vater ſie betrachtet, als ſie plötzlich ihm den Blick zuwendete und den Gedanken fortſpinnend, der ſie beſchäftigt, langſam ſagte: „Graf Douglas der Einzige, der Euch nicht beglückwünſcht?"

„Und befremdet Dich das, Katharine?" entgegnete der Graf; „kann Dich das im Geringſten überraſchen? Du und ſeine Tochter mögt Freundinnen ſein; anders ſteht es mit den Vätern."

„Ich kenne Marien, Vater; aber eben, weil ich ſie kenne, iſt ſie nicht meine Freundin."

„Und doch wirſt Du ſie wählen müſſen, Dir beim Gange zum Altar mit fünf Anderen die Schleppe zu tragen," lächelte der Graf.

„Oder ſie mich," verſetzte Katharine.

„Welcher Einfall, Mädchen!" fuhr der Graf auf. „Iſt es nicht genug, daß ich den Vater haſſe? Willſt Du mich mit der Möglichkeit quälen, vor ſeiner Tochter das Knie beugen zu müſſen? — Aber nein, es iſt nicht, es kann nicht ſein. Ich will Dir nicht ſchmeicheln, Mädchen; doch es lebt der Mann nicht, dem die Wahl frei wäre zwiſchen Dir und ihr, und der ſie wählte. Nein, nein, geſteh es nur; es iſt nichts als eine kleine, unbegründete Mädchen-Eiferſucht. Hat der König ſie vielleicht einmal mehr beachtet als Dich? Rede, Katharine."

„König Jakob liebt Marien — ich weiß das."

„Liebt Marien? Und Du weißt das? Woher weißt Du es?"

„Wenn wir Ball ſchlagen, ſteht er ihr immer zunächſt.“

„Das Dein ganzes Wiſſen?“ lächelte der Graf, ſichtbar erleichtert.

Zögernd und leiſe ging ein Nein über Katharinens Lippen.

„Und was weiter? Sprich, meine Tochter. Laß Dir nicht jedes Wort abbetteln.“

„Ich will Euch Alles ſagen, Vater,“ begann Katharine; „vielleicht iſt es ſogar beſſer, daß Ihr es erfahret. Wir ſchlugen geſtern Ball. Marie, die den aufgefangenen dem König zuzuſchlagen hatte, ſchlug ſo fehl, daß der Ball hinter dem großen Pfeiler niederfiel. Ihr kennt den großen Pfeiler nah am Fenſter. Marie ſprang aus dem Kreiſe, ihn aufzuheben; der König ihr nach. Zufällig ſtand ich dem Spiegel gegenüber, dem unweit des Pfeilers, und ſah — wie der König Marien küßte.“

„Und Marie?“

„Weiter hab' ich nichts geſehen, Vater.“

„Nun das kann ein Scherz geweſen ſein,“ ſagte der Graf mit einem Lächeln, dem die Freudigkeit fehlte; „bei ſiebzehn Jahren iſt der erklärlich und zu verzeihen. Ich folgere daraus nichts, was meine Erwartung widerlegte, und nach des Königs heutiger Aeußerung dürfte er uns nicht lange in Ungewißheit laſſen, auf wen ſeine Wahl gefallen iſt.“

Die Ruhe in des Grafen Worten verbarg Katharinen die Unruhe ſeines Innern. Sollte ein Jahre lang gepflegter Plan im letzten Augenblicke ſcheitern, ein Wunſch, den

er Jahre lang im Herzen getragen und an deſſen Erreichung er ſeine beſte Kraft geſetzt, ihm vernichtet werden an der Schwelle der Erfüllung? Und vernichtet zum Frohlocken eines Namens, den er haßte! Er fühlte ſich nicht Meiſter der Verſtimmung, die das von ſeiner Tochter Mitgetheilte über ihn gebracht, und früher, als er beabſichtigt, verließ er Katharinen, um mit ſich Rath zu halten, was er thun oder nicht thun ſolle. Bald dünkte es ihm unglaublich, daß Katharine nicht im Irrthume wäre. Sie, die ſittige Jungfrau, die blühende Schönheit, Marie das lüſterne Mädchen ohne den Reiz der Jugendfriſche — konnte der König dieſe jener vorziehen? Erinnerte ſich dann aber Huntley, daß der König bei den in der Sitzung geſprochenen Worten nicht auf ihn, ſondern nach der Seite geblickt, wo Graf Douglas geſeſſen, und erinnerte er ſich der Miene des Grafen, als er an ihm vorübergegangen, — da war's ihm wieder nicht zweifelhaft, daß er das Benehmen des Königs in der Abſicht, ſein Geheimniß zu verſchleiern, falſch gedeutet, und in der Miene des Grafen ein Ausdruck des Triumphs gelegen. So zwiſchen ſeinen Wunſch und deſſen Vernichtung geſtellt, trat Katharinens Bild vor ihn, mit ihrer Ergebung in ſeinen Willen, aber auch mit dem geſunden, kräftigen Herzen, das, weil jetzt noch frei, allen Gefahren der erſten Liebe entgegenſchlug. Wohlbewandert in der Hofgeſchichte ſeines Vaterlandes und Frankreichs und Englands, drängte ſich Beiſpiel auf Beiſpiel vor ſein geiſtiges Auge, wie der entfeſſelte Sturm der Leidenſchaft lebenswarme Blüthen geknickt, blutende Herzen unterm Purpur ſich verblutet und königliche

Kronen zu Dornenkränzen geworden. Da träufelte ihm eine Thräne über die Wange bei dem Gedanken, daß seine Katharine, die Seele seines Lebens, wenn ohne Liebe verbunden, in die Zahl der Dulderinnen sich reihen, dem Flattersinne des Gemahls oder dem eigenen Herzen zum Opfer fallen und der Stunde fluchen könne, in welcher der Ehrgeiz ihres Vaters den stillen Frieden ihres Busens gestört und den Frieden ihrer Zukunft gemordet. Aber in raschem Wechsel zeigte sich ihm wieder Katharine als glückliches Weib an der Seite König Jakobs, die Jugend des Monarchen mit ihrer Klugheit stützend, mit ihrer Liebe sein Herz ausfüllend, die Königin eines guten und großen Königs, die Mutter eines glänzenden Herrschergeschlechts, die Tochter eines reichbeglückten Vaters, der letzte, doch von einem ganzen Volk gesegnete Sproß des alten Hauses Huntley. Auch das Horoskop machte sich geltend; die Sterne hatten gesprochen, konnten die Sterne täuschen!

Es war über die gewöhnliche Stunde spät, als der Graf nach seinem Schlafzimmer ging, ihm voran sein Leibdiener, in der Rechten den schweren doppelarmigen Leuchter von gediegenem Silber mit zwei brennenden Kerzen, in der Linken den silbernen Deckelpokal von alter Arbeit mit dem gewürzten Nachttrunke. Derselbe Gang führte zu Katharinens Wohnzimmer, an welches ihr Schlafgemach stieß. An der Thüre hemmte der Graf den Schritt; es war ihm als müsse er der Tochter sagen, sie möge von keiner Sorge sich den Schlummer rauben lassen, sondern gleich ihm dem Allgewaltigen vertrauen, dessen Vaterhand die Schicksale der Menschen

gehe auf mein Zimmer, liebe Anna, eine große Schuld abzutragen; wenn man mich vermissen sollte, so entschuldige mich Ihre Güte, wie es Ihnen am besten dünkt, schlafen Sie wohl und sorglos. — Er verschwand, und ließ mich in unruhigen Betrachtungen. Lange noch mußte ich der Erholung in der Stille meines Zimmers entbehren, vor dem Hause ward Punsch servirt, gelacht und gesungen; Helderns einsames Licht flammte über mir, auch nach ihm blickte ich sorgenvoll auf, bis es erlosch. Endlich kam der erwünschte Augenblick, die Wagen rollten mit den muntern Gästen davon, und ich suchte die Ruhe — nicht des Schlafs, aber des ungestörten Nachdenkens. Helderns Bedienter begegnete mir auf dem Gange, ich fragte nach seinem Herrn, und hörte, daß er bis jetzt geschrieben und sich nun niedergelegt habe.

Den kommenden Morgen hatte meine Mutter zur Rückkehr in die Stadt bestimmt; der Vater und ich blieben noch, Heldern begleitete sie. Es war spät, als sie sich beim Frühstück einfand, sie klagte über die Leere nach einem so fröhlichen Tage, und begriff nicht, wie ich es ertragen wollte, nun wieder ganz allein zu seyn. Heldern sah blaß aus, er erregte mein ganzes Mitleid. Wir begleiteten beide durch den Garten, der mit seinen ausgeglommenen Lampen ein Bild der Leerheit und Nichtigkeit theurer Freuden gab — Heldern sagte mir ein herzliches Lebewohl; à revoir,

ahne, und daß er ſelbſt weder hemmend, noch treibend in die Speichen ihrer Zukunft eingreifen wolle. Leiſe berührte er das Schloß; es war geſperrt, und der Graf folgte dem Diener. Hätte er einen Blick in das kleine Gemach ſeiner Tochter werfen können, — er hätte ſie geſehen auf dem ungepolſterten Betſchemel vor dem Bilde der Jungfrau, wie ſie mit leuchtenden und doch naſſen Augen ihres Vaters und ihr Heil dieſſeit und jenſeit der Vermittlung der Jungfrau empfahl.

* * *

Acht Tage waren vorüber; mit ihnen die Feſtlichkeiten, durch welche erſt König Jakob, dann die Großen ſeines Hofs den in voller Rathsverſammlung als Herzog von York und thronberechtigten Erben Englands empfangenen Richard geehrt hatten, und in der Feſte Edinburg war es wieder ſtiller worden von Muſik und Becherklang, von Hufſchlag und Turniergeräuſch. Noch fehlte die Nachricht, wie Heinrich die Ablehnung ſeines Verlobungs-Antrags, das Anerkennen des Prätendenten, den Entſchädigungs-Anſpruch und die Kriegsdrohung aufgenommen. Wie er es aber auch aufnehmen mochte — ſchon ſprachen die Männer am Hofe Jakobs von einem Zuge gegen England, vom Kampfe für Richard des Vierten Rechte, von einem Aufrufe an England, den Uſurpator zu ſtürzen, von Richard des Vierten Krönung. Auch die Frauen ſprachen von dem Kriegsgewölk an Schottlands Grenze; doch zerſtreute ſich damals ſolches Gewölk nach einem oder zwei Monaten von ſelbſt.

Mochte Friede geschlossen sein oder nicht — die Waffen ruhten, die Krieger kehrten heim; man trennte sich für eine im Voraus bestimmte Zeit, und den Schmerz der Trennung, wenn die Trompete rief, minderte Tag um Tag die Hoffnung des Wiedersehens. Deshalb ging auch jetzt im Gespräch und in der Beachtung der Frauen die jüngste Vergangenheit nicht in der nächsten Zukunft unter; sie griff unabgebrochen in die Gegenwart hinüber, wo fortwährend Herzog Richard der Held, der „Löwe" des Tages war. Aber nicht bei den Frauen allein hatte seine männliche Schönheit, sein ritterliches Wesen, das Feine seiner Sitte, das Schmiegsame seines Anstandes ihm Gunst erworben; auch unter den Männern hatte er sich Freunde gewonnen durch jenen edlen Stolz, der nie verletzt, durch eine Bescheidenheit, die nicht erniedrigt, durch sein fertiges Kampfspiel und durch die Gewandtheit seiner Rede. Vor Allen war der jugendliche König sein Freund geworden, und des Königs Freundschaft blieb von den Höflingen nicht unerkannt, nicht unbeachtet.

Einen bedeutsamen Wechsel hatte Richards Erscheinen in Katharinens Gefühlszustand gebracht. Sie das schönste Mädchen, er der schönste Mann — schien ein geheimnißvolles Band der Sympathie sich zwischen Beiden anzuknüpfen. Richard hatte für sein Gefühl bald das richtige Wort gefunden; Katharine nannte das ihrige Theilnahme an dem Loose eines vom Schicksal mißhandelten Prinzen *).

*) So bezeichnet dieses Verhältniß de Marsolier, wenn er im vierten Buche seiner bereits erwähnten Histoire de Henri VII — Paris, 1725 — sagt: Perkins était dans son sexe pour la

Die Hoffeſte leiteten die perſönliche Bekanntſchaft ein; der vom Grafen Huntley in Folge ſeines Ranges und ſeiner Stellung dem Herzoge ſchuldige Zutritt ſetzte ſie fort, und nächſt der Freundlichkeit des Grafen gegen den Herzog und der günſtigen Weiſe, in welcher er beim Alleinſein mit der Tochter ſich über ihn äußerte, war es die auszeichnende Hochachtung, wovon Richard dem Grafen ſtets Beweiſe gab, und war es der offene, redliche Sinn, den Katharine in ſeinen Worten zu hören glaubte, was das gleichgeſinnte Mädchen ſorglos den Funken nähren ließ, der ihr unbewußt in ihrem Buſen glimmte.

Vielleicht war Katharine die Einzige, die über die Bedeutung, über den Namen ihres Gefühls ſich täuſchte. Richard las ihn in dem ſeelenvollen Auge, das nicht heucheln konnte; ihre Freundinnen laſen ihn in der Aufmerkſamkeit, mit welcher ſie den Sprechenden lauſchte, die von Richard ſprachen; der ganze Hof las ihn in dem Blicke, mit welchem ſie Richard begrüßte, in dem Liebeszauber, der ſie umfloß, wenn ſie im Tanze an ſeinem Arme die Halle entlang ſchwebte, und wie noch vor Kurzem kein Zweifel ſich geregt, daß Lady Katharine Gordon als Jakobs Gemahlin den Purpur tragen werde, ſo regte ſich jetzt keiner, daß ſie be-

---

beauté, ce que la Comtesse était dans le sien, ne pût la voir sans l'aimer, et la Comtesse ne pût s'empêcher de se sentir pour Perkins, ce qu'elle n'avait encore senti pour personne. Elle s'en défendit d'autant moins qu'elle crût d'abord que cette passion naissante n'était que l'effet de la compassion qui la rendait sensible à l'infortune d'un Prince malheureux.

timmt ſei, den Herzog Richard durch Kampf und Sieg auf
en Thron ſeines Vaters zu begleiten. An dieſem Wechſel
es Hofglaubens hatte indeſſen auch König Jakobs ſichtbar
ewordene Hinneigung zur Tochter des Grafen Douglas
heil. Die Feſte hatten ihm Gelegenheit geboten, ſeine
Wahl zur Schau zu ſtellen, und er hatte ſie ſo unverhüllt
enutzt, daß bei dem Stolze und der Macht der Douglas,
enen kein Königsblut zu heilig war, wenn es galt, die ei-
ene Ehre von Schimpf rein zu waſchen, die bindende Erklä-
ung des Königs mindeſtens Mariens Vater gewiß ſein mußte.

Obwohl Graf Huntley dem Entſchluſſe treu blieb, zu Gun-
en ſeiner Tochter mit keinem Schritte der Wahl des jungen
Königs entgegen zu treten, ſo ſchmerzte ihn doch die Täuſchung
eines vieljährigen Wunſches um nichts weniger. Aber gerade
ieſe Täuſchung trug weſentlich bei, ihn der Liebe geneigt zu
achen, die auch er im Herzen Katharinens für den Herzog von
Jork entſtehen ſah. War die ſchottiſche Krone ihr verloren,
onnte die engliſche Erſatz leiſten, und ſo feſt hielt er an der
Verkündigung der Sterne, daß er in dem zwiſchen Beiden
ch ſo raſch entwickelten Erkennen ein günſtiges Zeichen für
ie Anſprüche des Herzogs, in ſeiner Verbindung mit Ka-
harinen faſt eine Bürgſchaft für die endliche Geltendma-
ung ſeines Rechtes erblickte. Nicht unvorbereitet traf ihn
aher die vom Könige ſelbſt für ſeinen Freund Richard über-
ommene Werbung um Katharinens Hand, und je deutli-
er dies der Beweis war, daß Jakob, mochte er Marien ſich
ur Gemahlin erkoren haben oder nicht, doch des Grafen
untley Tochter nicht gemeint, als er in der Rathsverſamm-

lung ſeine Wahl erklärt, um ſo williger lieh der Graf der Werbung Gehör. „Nur Eins, Hoheit“ *), ſagte er, „muß ich mir bedingen.“

„Und das wäre?“ fragte der König.

„Daß meine Tochter ſelbſt entſcheide; ſie beſitzt mein Wort“ —

„Seid unbeſorgt, guter Graf,“ fiel der König ein; „ich verpfände Euch das meine, das Eurige ſoll unverletzt bleiben. Es wäre das erſte Mal, daß ich in meiner ſchönen Baſe mich irrte, wenn ſie Nein ſagte, und erlaubt Ihr mir, Eure Einwilligung ihr zu bringen, ſo bring ich Euch dafür ihr Ja.“

Nach der leichten Umgangsſitte, die damals am ſchottiſchen Hofe herrſchte, und bei der traulichen Beziehung, in welcher der junge König ſich zu ſeiner Verwandtin gehalten und die der Vater auch gern geſtattet, trug Letzterer kein Bedenken, die begehrte Erlaubniß zu ertheilen, und ohne Verzug, mit der Raſchheit der Jugend und jenem ſtürmiſchen Durchführen eines gefaßten Gedankens, das der ganzen Regierung des vierten Jakob eigen wurde, trat er bei Katharinen ein. „Ich habe Wichtiges für Euch, ſchöne Baſe,“ fing er an, „ſo wichtig, daß ich lachen möchte, weil es mir anvertraut iſt, daß ich aber gewiß ſo ernſthaft ausſehe, wie Eure Zofe hier, deren Gegenwart übrigens meine Botſchaft nicht bedarf.“

*) Mit Hoheit oder Alteſſe wurden noch ſpäter als 1496 nicht blos die Könige von Schottland, ſondern auch die von England angeredet.

Auf Katharinens Wink entfernte ſich die Zofe; doch laſſen die Geſchichtſchreiber unerwähnt, wie weit von der Thüre außerhalb des Zimmers.

„Dank' Euch, ſchöne Baſe, dank' Euch," rief der König, ſobald er mit Katharinen allein war, und küßte ihr die Wange; „und wißt Ihr wohl, daß Ihr die hübſche Kuß-Etikette mit einem hübſchern Kuß des Dankes erwiedern ſolltet?"

„Nein, Hoheit, das weiß ich nicht," verſetzte Katharine.

„Hoheit? Und warum nennt ihr mich Hoheit?"

„Weil ihr mein König ſeid."

„Euer König, bin ich denn irgend jemandes König?"

„Ihr tragt die Krone Schottlands."

„Recht, Baſe; ich entſinne mich, ich trage die Krone Schottlands; aber ich fühle ſie nicht — ſo leicht weiß mein Geheimerrath mir die Laſt zu machen, und was man nicht fühlt, darüber kann Einen wohl die Ungewißheit anwandeln, ob man's wirklich trägt."

„Mir das zu ſagen, Hoheit," lenkte Katharine ein, „habt Ihr wahrſcheinlich Euch nicht zu mir bemüht."

„Hoheit? und immer wieder Hoheit? Warum nennt Ihr mich nicht Vetter, ſchöne Baſe?"

„Das hat die Etikette verboten, ſeit Ihr volljährig geworden."

„Und wann wird die Etikette es wieder erlauben?"

„Wenn Ihr verkündet, daß es Euer königlicher Wille, auf's Neue minderjährig zu ſein."

„Kann Euer Scharfſinn keinen zweiten Fall erklügeln?"

„Mein Scharfſinn bekennt ſeine Stumpfheit.“

„So will ich ihn wetzen,“ lachte der König; „Ihr ſeid von Etiketten wegen verpflichtet, mich Vetter zu nennen, ſobald Ihr Königin ſeid. — Parbleu! iſt Königin ein ſolches Hexenwort, daß es ohne Weiteres purpurn färbt?“

„Ich verſtehe Euch nicht, Hoheit,“ antwortete Katharine leiſe und unfähig, die Augen aufzuſchlagen.

„Deshalb eben iſt Königin ein ſolch wunderſames Hexenwort; Ihr verſteht es nicht und doch übergießt es Euch mit Purpur. Nun, Baſe, der Purpur kleidet Euch vortrefflich, und daß ich mich darüber freue, iſt unter Anderm ein Beleg meiner volljährigen Staatsklugheit. Es iſt ein gutes Ding für einen armen König von Schottland, eine reiche Königin von England zur Baſe zu haben. Jetzt ſollt' ich meinen, hätte ich das Hexenwort verſtändlich explicirt.“

„Das habt Ihr, Hoheit; nur überraſcht es mich, daß Heinrich von England ſeine Gemahlin verloren und ſein hohes Auge auf mich Niedrige herabgeſenkt hat.“

„O Ihr Heuchlerin! Hätte ich doch ſo gründlicher Verſtellung Euer argloſes Gemüth nimmermehr fähig geglaubt; das kommt vom Hofleben. In Weſelyn habt und hättet Ihr die nicht gelernt. Mit Euerm Vater hab' ich alſo bereits geſprochen; der willigt ein. Und Ihr?“

„Wie kann ich wiſſen, worein mein Vater gewilligt, wenn Ihr es mir verſchweigt?“

„Verſchweigt? Hab' ich nicht deutlich genug geredet, nicht klar und deutlich und beſtimmt Euch gefragt, ob Ihr

Königin von England werden wollet, wenn auch zuvörderſt
ur Herzogin von York?"

„Ich weiß wirklich nicht, Hoheit, ob Ihr im Scherze
der im Ernſte ſprecht."

„Im königlichen Ernſte, ſchöne Baſe. Es war ein-
mal ein Mann, der hieß Eduard und war zufällig König
on England; und weil ſchon früher drei Männer dieſes
Namens Könige von England geweſen, ſo hieß er der vierte
Eduard. Denkt Euch nun, Baſe, wie ſonderbar. Sotha-
er vierter Eduard hatte zwei Söhne; die hießen Eduard
nd Richard. Eduard, der Aelteſte, wurde ermordet, und
enig fehlte, Richard, dem Jüngern, wäre ein Gleiches
eſchehen. Weil ihm das aber nicht geſchah, iſt er natür-
ch ſeines Vaters Erbe, und jetzt, Baſe, wißt Ihr ganz ge-
au, daß ich für dieſen Richard, dermaligen Herzog von
ork und dereinſtigen König von England, als Brautwerber
or Euch ſtehe. Das jedoch könnt Ihr nebenbei mir glau-
en, daß mein Freund Richard mir es leichter gemacht hat,
en Auftrag zu übernehmen, als meine ſchöne Baſe, ihn an
e abzugeben."

„Und was hat mein Vater Euch geſagt, Hoheit?"

„Er hat eingewilligt."

„Unbedingt?"

„Da wäre er kein Geheimerrath. Die Herren haben
ets ein Clauſelchen bereit, genau ſo groß wie ihre eigene
röße. Das ſtellen ſie neben ſich. Läuft ihr Spruch gut
us, ſo haben ſie; wenn ſchlecht, ſo hat das Clauſelchen
eſprochen. Euer Vater ſagte — Väter, wißt Ihr, ſind in

der Wahl der Worte, die ihren Kindern gelten, nicht beſonders ſchwierig; darum dürft Ihr nicht mich, ſondern müßt, wenn nöthig, mein Gedächtniß ſchelten, das wörtlich treu berichtet — Euer Vater ſagte: mir iſt's ganz recht, wenn Katharine freit, und ein beſſerer Mann, als Euer Freund, der Herzog, möchte ſich ſobald nicht melden, aber — das war die Clauſel — ſie mag ſelbſt entſcheiden. So bin ich denn gekommen, Euch zu fragen, welche Antwort ich dem Herzog bringen ſoll."

„Bringt ihm die Antwort meines Vaters."

„Aha, die Eure ſoll er ſelbſt holen. Er wird nicht ſäumen, verlaßt Euch drauf. Und wie gedenkt Ihr den Boten abzulohnen?"

„Den Boten lohnt, wer ihn geſendet hat; ich aber danke meinem Könige für ſeine Güte."

„Das heißt, ich bekomme nichts — das Schickſal aller guten Fürſten."

* * *

Sehr kurze Zeit — die Geſchichte meldet nicht, wie kurz — nachdem Richard ſeine Braut, die glückliche, in ihrem Glücke doppelt ſchöne Katharine Gordon zum Traualtar geführt, begab er ſich in König Jakobs Begleitung nach der Feſte Stirling. An dieſem für Truppenwerbung günſtiger als Edinburg gelegenen Orte ſammelte er, theils von der Herzogin von Burgund neuerlich mit Geld unterſtützt, zum größern Theile aber aus der vom Grafen Huntley empfangenen Mitgift ein verhältnißmäßig ſtarkes

Heer von vierzehnhundert Mann, an deren Spitze er den inzwischen von Jakob und dessen Räthen beschlossenen Einfall in England für seinen persönlichen Zweck benutzen wollte. Jener Beschluß war durch Heinrichs zweideutiges Verhalten veranlaßt und durch die Absicht gerechtfertigt, einem Einfalle in Schottland zuvorzueilen. Zwar bestanden noch, dem Namen nach, die frühern freundlichen Verhältnisse; doch zeigte die Art, wie Heinrich die Ablehnung seines Verlobungs-Antrags, das Anerkennen Richards, die Schadenforderung und die Kriegsdrohung aufgenommen, daß er keineswegs geneigt sei, jene länger bestehen zu lassen, als sein Interesse es erheischte. Hinsichtlich der Verlobung hatte er das bequeme, schon damals, wenn auch nicht unter dem diplomatischen Ausdrucke des Desavouirens gekannte Mittel gewählt, die Handlung seines Botschafters zu mißbilligen; der Botschafter mußte den Vorwurf hinnehmen, einen flüchtigen Gedanken Heinrichs unbefugt zu einem Antrage gedeutet zu haben. Die Anerkennung des Prätendenten hatte er mit Schweigen übergangen, den Schadenanspruch für unzulässig erklärt und wegen der Kriegsdrohung auf die Dauer des Waffenstillstandes vom 25. Juni 1493 verwiesen. Letzterer konnte bei solcher Irrung kaum noch in Frage kommen. Heinrich rüstete sich, ihn zu brechen; Grund genug für Jakob und dessen Räthe, ihn als gebrochen zu betrachten. Daß außerdem der Wunsch, seinen Freund Richard und seine schöne Base auf dem englischen Throne zu sehen, den König Jakob ebenso sehr für den Kriegszug stimmte, wie ein verwandter Wunsch den im Rathe einflußreichen Grafen Hunt-

rief die Mutter, und der Wagen flog auf der Ebene hin.

Kaum wieder in das Haus getreten, gab mir mein Bedienter einen Brief; ich eilte auf mein Zimmer, ihn zu öffnen, er war von Heldern, und öffnete mir die Aussicht in ein Zauberland voll Hoffnung. O getrost, meine Schwestern, die ihr mit geheimem Kummer im Herzen keinen Ausweg erblickt und am Geschick verzagt. Schon ist vielleicht der Pfad eurer Zukunft hell und gelichtet, nur ein Gebirge vor euch verwehrt den offnen Blick — noch dies zurück gelegt, und euer Auge schaut mit Dank und Freude in die sanfte Ferne vor euch, und nicht weniger froh auf die durchwandelte rauhe Bahn! — Hier ist der Brief.

Ich bin dem Geräusch entflohen, geliebte Anna, wo selbst Ihre Gegenwart mich heute nicht fesseln konnte. Hier in meinem Zimmer, dessen Stille mit der lauten Freude unter mir so grell absticht, will ich mein Herz von einer Last erleichtern, die lange schlief, aber einmal erwacht, mich doppelt drückt. Selbstanklage ist schwer, aber ich fühle, daß ich, indem ich meine Fehler enthülle, auch manchen Umstand berühren werde, in welchem Ihr sanftes Herz Entschuldigung für mich finden kann. Leichtsinn ließ mich ein Vergehen vergessen, zu dem fremde Härte mich hinriß, Liebe zu Ihnen und der allmächtige Wunsch, das vortrefflichste Wesen mein zu nennen, wiegte mein Ge-

ley — wird wenigstens von den Geschichtschreibern behauptet.

Während daher Jakobs Vasallen nur noch seine Aufforderung erwarteten, um mit ihren Stammgenossen von den Bergen herab und aus den Thälern herauf ins Feld zu rücken, kaufte Richard kampf- und beuteluſtige Krieger, seinen Anhängern in England einen Stützpunkt zu bieten und, wenn sieggekrönt, dem Usurpator Heinrich eine wirkliche Krone vom Haupte zu nehmen. Die Haufen waren bereits vollzählig und Richard begab sich mit König Jakob nach Stirling, Schau über sie zu halten. Weder seine Gemahlin, noch Fryon begleiteten ihn; brauchte er doch von jener sich nur auf wenige Tage zu trennen, und Fryon schützte Krankheit vor. Aber nein, Fryon war krank, sehr krank — kränker als der Herzog und die Herzogin es ahneten.

Das erste Sehen der schönen Schottin, der schönsten Blume an Jakobs Hofe, hatte einen Krankheitsstoff in seine Seele geworfen, den kein Arzt zu heilen vermag, und je häufiger er Katharinen sah und je weniger er die Gelegenheit der Feste verlor, mit ihr zu sprechen, um so tiefer grub sich die Krankheit. Geliebelt hatte Fryon oft, geliebt noch nie. Es war das erste Mal, daß er die Flamme fühlte, die allmächtig glüht, und war sie auch nicht die reinste unter den reinen, sie war doch so rein, daß sie zum ersten Male in Fryons Herzen die Schlacken vom Golde schied, er vielleicht durch sie geläutert das Urtheil der lateinischen Chronik nicht erfahren und nicht verdient hätte, er habe ein Engel Gottes

ſein können, wenn er nicht vorgezogen, ein Diener des Teufels zu ſein.

In der Normandie geboren und in England aufgewachſen, hatte Fryon, jüngerer Sohn eines alten Geſchlechtes und von Fortuna vernachläſſigt, eine ziemlich untergeordnete Stelle bekleidet, bis Heinrich ſich auf den Thron geſchwungen und ſein ſcharfes Auge in Fryon einen Mann erkannt, der zu einer höhern befähigt ſei. In raſchen Uebergängen war er Heinrichs Geheimſchreiber für die franzöſiſche Sprache geworden — Secretaire du Roi pour la langue française, wie der Titel lautete — und dies war bei den vielen Beziehungen zu Frankreich eins der wichtigſten confidentiellen Aemter. Um ſo größeres Aufſehen mußte es erregen und Fryon in die verhaßte Zahl der Undankbaren gegen ihren Wohlthäter ſtellen, als er, kurz vor'm Ausbruche der Feindſeligkeiten zwiſchen England und Frankreich, derſelben, welche der Friede von Eſtaples ſo unzeitig für Richard beendigte, und faſt unmittelbar nach der erſten in London eingetroffenen Nachricht von Richards Landung in Irland aus der Umgebung des Königs verſchwand, nach Frankreich ſchiffte, Karl dem Achten ſeine Dienſte bot und freundlicher willkommen geheißen als es dem Ueberläufer gebührte, zum Geheimenrathe beſtellt und in nächſter Folge mit der Geſandtſchaft nach Irland betraut wurde. Mancherlei konnte Fryon veranlaſſen, ſeine Zukunft an die des Herzogs von York zu knüpfen. Es konnte perſönliche Theilnahme an dem Unglücke des jungen Prinzen, es konnte die ehrgeizige Hoffnung auf den Poſten eines Lord-Staatskanzlers von

England, es konnte Rache an Heinrich, es konnte aber auch das Bedürfniß eines Schutzes gegen Heinrich und die dem Ueberläufer nahe ſtehende Gewißheit ſein, daß beim Friedensſchluſſe Heinrich ſeine Auslieferung fordern und Karl gegen irgend ein vortheilhaftes Zugeſtändniß ſie nicht verweigern würde. Dann erwartete Fryon der Galgen zu Tyburn. Welche Motiven jedoch oder welch' andere Fryons Entſchluß beſtimmte, blieb ebenſo ſehr Geheimniß, als welcher Grund vorher ihn aus England entfernt hatte. Dagegen ſchien er in den ſeitdem verfloſſenen Jahren Richards Zukunft zu der ſeinigen gemacht zu haben, ſo treu hing er ihm an, ſo achtſam verfolgte er die kleinſten wie die größten ſeiner Intereſſen, ſo unermüdet war er in ſeinem Dienſte, ſo willig brachte er jedes Opfer, ſo bereit ging er in jede Gefahr, ſo ohne Murren theilte er jedes Mißgeſchick. Wen aber die Menſchen ſo oft getäuſcht wie Richard, ſo oft verlaſſen und verrathen, der mußte ſich wohl mit ſeinem ganzen Ich, mit dem unbeſchränkten Vertrauen eines jungen, für Freundſchaft ſchlagenden Herzens dem Manne hingeben, der ihn nie getäuſcht, nie verlaſſen, nie verrathen. Und ſo war es auch. Richards innerſte Gedanken breiteten ſich vor Fryon aus. Was ſein Leben, was ſein Gefühl berührte, mochte es Freude oder Kummer, eine neue Hoffnung, oder eine neue Täuſchung ſein, — Fryon mußte darum wiſſen.

Fryon war alſo auch Richards erſter Vertrauter von ſeiner Liebe zu Katharinen geweſen und wieder hatte er ſich treu gezeigt. Kein Wort war über ſeine Lippe gewichen, daß er ſelbſt für die reizende Tochter des Grafen Huntley

glühte, keine Miene, keine Muskel hatte die Bewegung seines Innern offenbart. Im Gegentheile, mit einem heitern Lächeln hatte er seinen Schmerz bedeckt, mit ungeschminkten und deshalb doppelt herzlich klingenden Worten seinem Gebieter, seinem Freunde zu einer Wahl Glück gewünscht, von welcher er sich nicht verhehlte, daß sie ihm gewährt, das Glück seines Lebens begründet haben könne. Ein Anderer war er aber und anders sprach er mit sich selbst, sobald er für seine Mienen keinen Augen-, für seine Worte keinen Ohrenzeugen hatte. Da sprühten die finsteren Blicke Feuer, lag eine schwüle Wetterwolke auf seiner Stirn, zuckten die Muskeln, ballten sich die Fäuste, als solle Zauberformel und Blitz und Donner ihm die Geister der Unterwelt dienstbar machen. Es war ein Sturm, der in ihm, an ihm vorüberzog. „Thor," rief er dann und strich die Wetterwolke von der Stirn, „dreifacher Thor, der ich, wenn auch nur einen Moment lang, sein konnte, mich von der Leidenschaft bewältigen, mich von dem Glauben beschleichen zu lassen, daß es mir wie Wenigen beschieden sei, das Glück des Lebens auf geradem Wege zu finden. Fängt doch ohnedies das Maskenspiel der Ehrlichkeit an, mich zu langweilen. Richard — Herzog — König — elender Tropf! Judenjunge — Bastard — Lügner — wie darfst Du wähnen, ein Fryon könne Dein Freund, könne nach der Ehre lüstern sein, Dich an den Galgen zu begleiten, erst Dich hängen zu sehen, und dann selbst aufgeknüpft zu werden. Schwachkopf, Werkzeug in meiner Hand, das ich von mir schleudere, es zertrümmere, wenn es seinen Dienst gethan —

Dein Verhängniß ſteht dem Ziele nahe und mein letzter Triumph ſoll mein ſüßeſter ſein. Wenn ſie Dir girrend an der Bruſt liegt, wenn Du liebend ſie umfängſt, wenn Deine Lippen durſtig an den ihren ſaugen und fieberiſch Deine Pulſe klopfen — kein Gott wird Dir es da zuflüſtern, daß die Stunde heranſchleicht, in welcher Deine Gattin wählen muß zwiſchen Dir und mir. Dein ſoll ſie bleiben, mein ſoll ſie werden, denn noch wurde das Weib nicht geboren, das von öffentlicher Schande ſich nicht mit geheimer loskauft."

Am Abende des Tages, wo Richard ſich entfernt, ließ Fryon die Herzogin um Zulaß bitten. Wichtige, eben eingelaufene Briefſchaften forderten unverzügliche Beſprechung — meldete der Diener. Katharine erbleichte; ein Zittern durchbebte ſie. Konnte ihren Richard ein Unfall getroffen haben? — „Sind Nachrichten vom König eingegangen?" fragte ſie den Diener. Er verneinte; aber dieſe Beruhigung genügte Katharinen nicht. Den erſten Schreck hatte Fryons Anmeldung über ſie gebracht. Die Beſorgniß um ihren Gemahl war gefolgt. Nun die ſich erledigt, heiſchte Fryons Geſuch Antwort.

Nie hatte Katharine Fryon geſehen, nie mit ihm geredet, ohne von ſeinem Anblicke, von ſeinen Worten ſich zurückgeſtoßen zu fühlen. Sie tadelte ſich ſelbſt wegen einer Empfindung, für welche ihr jeder Grund fehlte. Einen Zug um ſeinen Mund ausgenommen, der Hinterliſt, aber auch Spottluſt bedeuten konnte, lag in ſeinem Geſichte ſo wenig etwas Abſchreckendes, daß vielmehr die Frauen das Edle deſſelben und namentlich ſeine milden, frommen Augen

rühmten. Eben so wenig hatten seine Worte etwas Verletzendes. Klangen sie auch nicht aus dem Herzen zum Herzen und redeten sie häufiger die Sprache des Verstandes als des Gefühls, sie waren doch stets mit Bedacht gewählt, dem Gegenstande angemessen, den sie betrafen, und voll Rücksicht auf die Person, der sie galten. Alles dies gestand Katharine willig zu; sie verkannte auch die Dienste nicht, die Fryon ihrem Richard geleistet, versagte ihre Achtung einem Manne nicht, den ihr Richard seinen treuen Fryon nannte, aber sie schwieg, weil sie keine Antwort wußte, wenn Richard sie bat, sich minder kalt gegen Fryon zu benehmen, den Retter seines Lebens an der Küste von England, den immer klugen Rathgeber und unermüdlichen Helfer. Sie schwieg und faßte den festen Vorsatz, den Willen ihres Richard zu thun. Trat dann aber die Gelegenheit zur Ausführung heran, mußte sie mit aller Kraft gegen das ihr Unheimliche in Fryons Erscheinung kämpfen, und fremd wie sie der Verstellung war, konnte Fryons geübtem Auge der Kampf nicht entgehen, den sie meist vergebens kämpfte. Dennoch zog er sich nicht von ihr zurück, schien an ihrer Anstrengung sich fast zu weiden, und ohne die Grenze des Anstandes zu verletzen, warb er um Freundschaft, wo er es aufgegeben, ein zärtliches Gefühl zu wecken.

Der Diener mußte beschieden, ein Entschluß genommen werden. Abweisung war unthunlich. Wie sollte Katharine sich gegen Richard rechtfertigen, wenn aus dem, Fryon verweigerten Gehör ihm ein Nachtheil erwuchs; wie sollte sie auch nur sich entschuldigen, wenn Fryon klagte, daß

ſie ihm den Zutritt verſagt? — Sie mußte ihn ſehen, mußte ihn ſogar ohne Zeugen ſehen; der Freund und Vertraute ihres Gemahls, der Ueberbringer wichtiger Briefſchaften durfte das erwarten, konnte es fordern; mühſam bezwang ſie ein unwillkürliches Beben, als ſie dem Diener gebot, Fryon einzuführen.

„Ich freue mich, Euch ſo ſchnell geneſen zu ſehen," begann Katharine.

„Wenn der Dienſt gebietet, darf der Diener nicht krank ſein," antwortete Fryon.

„Mein Gemahl würde Euch zürnen, Fryon, wüßte er, daß über der Sorge, ihm zu dienen, Ihr die Sorge für Eure Geſundheit vergeßt. Ihr habt wichtige Briefſchaften mir mitzutheilen?"

„Verzeiht, Frau Herzogin," erwiederte Fryon leiſe, „wenn ich Eurer Frage mit einer andern begegne. Sind wir allein, ganz allein? Kein Lauſcherohr in der Nähe?"

„So allein," verſetzte Katharine leicht erröthend, „wie ich die Verpflichtung fühle, es mit dem Ueberbringer wichtiger Botſchaft zu ſein. Lauſcherohren haben wir nicht zu fürchten. Ueberzeugt Euch ſelbſt" —

„Nicht doch, Frau Herzogin," fiel Fryon ein, als Katharine aufſtand, die Thür zu öffnen; „Eure Ueberzeugung genügt. Königin im Reiche der Schönheit ſeid Ihr auch Herrin im Gebiete des Glaubens."

„Ihr glaubt mir — ſo dank' ich Euch für das Vertrauen."

„Könnt — wollt Ihr auch mir vertrauen, Frau Herzogin?"

„Wie sollt' ich nicht, nennt Euch doch mein Gemahl seinen treuen Fryon."

„Und Fryon wird Euerm Gemahle treu sein bis in den Tod, wenn — Ihr es wollt."

„Ich kann nur wünschen, was gewiß der Herzog wünscht. Und die Briefe?"

„Ich habe keine."

Zweifelnd, daß sie recht gehört, blickte Katharine Fryon an. Schweigend wie sie, sah er kalt und ruhig ihr in die Augen. „Ihr habt keine Briefe," begann Katharine auf's Neue und ein Anflug von Unwillen zitterte in ihrer Stimme, „und doch ließt Ihr deshalb Euch bei mir melden; wie soll ich das verstehen?"

„Wie es gemeint war, Frau Herzogin — ein Vorwand für mein Kommen gegen Euch, eine Rechtfertigung für Euch gegen Eure Diener, daß wir allein sind."

„Ich mag gegen meine Diener keiner Rechtfertigung bedürfen; Ihr seid entlassen, Fryon."

„Entlassen — wovon? Aus Eurer Gegenwart oder meines Dienstes?"

„Für's Erste aus meinem Zimmer."

„Und für's Zweite?"

„Das wird der Herzog entscheiden."

„Von welchem Herzog sprecht Ihr, schöne Frau?"

„Ihr redet unverschämt."

„Ich rede die Wahrheit und meine Ueberzeugung, daß Ihr eine ſchöne, in ihrem Zorne dreifach reizende Frau ſeid.“

„Wollt Ihr, daß ich die Diener rufe?“

„Thut es, weil Ihr noch Diener habt.“

„Beſinnt Euch, Fryon — Ihr waret krank — die Krankheit kann Euch den Sinn umdüſtert haben — Ihr ſeid im Zimmer der Gemahlin des Herzogs von York.“

„Ihr irrt, ſchöne Frau, vor vielen Jahren wurde der Herzog von York auf Geheiß ſeines Oheims, König Richards von England, im Tower zu London bei nächtlicher Weile erſtickt, unter der Treppe verſcharrt, ſpäter an unbekannter Stelle eingeſargt, und ſeitdem iſt kein anderer Herzog von York geboren worden.“

„Beim allmächtigen Gott, Fryon, beſinnt Euch — gebt Euern hellen Verſtand nicht der Krankheit zum Raube — beſinnt Euch, wem Ihr dient.“

„Wem ich diene, ſchöne Frau? Ich will's Euch ſagen. Nehmt es als zweiten Beweis meines Vertrauens, daß ich es Euch ſage. Seit drei Jahren und länger iſt das Geheimniß nicht über meine Lippen gekommen, wie oft es mir auch auf der Zunge gelegen. Ich diene einem großen, gewaltigen Manne, der Heinrich heißt und feſt und wohlgemuth auf dem Throne von England ſitzt.“

„Fryon — ich bitte, ich beſchwöre Euch — kennt Ihr mich?“

„Sollte ich Monate lang in Edinburg am Hofe König Jakobs des Vierten geweſen ſein und des Hofes herrlichſte Zierde nicht kennen?“

„Fryon — Ihr martert mich — ſeid barmherzig — wer bin ich?"

„Noch vor Kurzem waret Ihr ein glückliches Mädchen, die gefeierte Tochter des reichen und mächtigen Grafen Huntley."

„Und was bin ich jetzt?"

„Wenn Ihr wollt, mehr als Ihr ſeid — meine glückliche Geliebte."

„Und mein Gemahl?"

„Bleibt Euer Gemahl."

„Nennt ihn mir."

„Er nennt ſich Richard und heißt Peter — Pierre iſt er getauft; er nennt ſich Herzog von York, und wenn es wahr iſt, daß König Eduard der Vierte von England ſeine Mutter, die junge und ſchöne Jüdin, Katharine di Faro, umarmt hat, ſo hatte der getaufte Jude, Jean Osbeck aus Tournay im wallonischen Flandern, kein Vaterrecht auf ihn, und er, der Baſtard, hat keinen Schatten von Recht — Ihr werdet unwohl, ſchöne, bleiche Frau, ſoll ich Eure Dienerin rufen?"

Zur Leiche erblaßt, war Katharine gegen die Lehne ihres Seſſels geſunken. Aus glühenden Augen betrachtete Fryon die Unglückliche; in ſeiner Seele war kein Mitleid. Aber wie auch ſein Blut kochte, er bändigte es mit dem Eiſe der Ueberlegung und ſaß regunglos ihr gegenüber. Minute auf Minute verging; Katharinens bleiche Lippen bewegten ſich nicht, ihre halbgeſchloſſenen Augen öffneten ſich nicht; nur ein krampfhaftes Zucken bezeugte das noch inwohnende

wissen ein — aber so strafbar Sie mich finden mögen, ich büße genug, indem ich Ihnen gestehe, daß ich des Glücks, Sie zu besitzen, unwerth bin.

Ja, Anna, ich bin Ihrer unwerth, auch gegen Sie war ich ja nicht ganz redlich. Diese Nacht höre meine Geständnisse, und was sie mir auch rauben mag, sie gebe mir das Bewußtseyn, meine Pflicht gethan zu haben.

Ich sagte Ihnen schon, daß ich Bernhard auf der Universität kannte. Lange blieb er fremd gegen mich, mein Leichtsinn und die Gesellschaften, die ihn vermehrten, schreckten den ernsten Bernhard von mir zurück. Ein Zufall beförderte unsere nähere Bekanntschaft. Bernhard besuchte oft ein ärmliches Haus, wo ich ein hübsches Mädchen gesehen hatte, ich ahnete hier eine Intrigue, und es belustigte mich, an ihm, der sich immer so sehr unter uns auszeichnete, eine kleine Schwachheit zu finden. Ich wagte es, Bernhard nach der Familie zu fragen, die er so oft besuchte, und ward mit leeren Ausflüchten abgefunden. Eines Tages, da ich mit mehreren Freunden an einem öffentlichen Ort bin, sucht mich Bernhard mit großer Hast auf. Er führt mich abwärts, und mit Lebhaftigkeit und Eile erzählt er mir, daß der Mann, nach dem ich oft gefragt, durch Unglück in die tiefste Armuth versunken, ihm zufällig bekannt geworden sey, und er ihn bis jetzt nothdürftig unterstützt habe. — Ich staunte — denn

Leben. Plötzlich hörte auch jenes auf; der Athem ſchien in der Bruſt zu ſtocken, in einem gebrochenen Seufzer das Leben ſich loszureißen. Da erwachte Fryon aus dem wilden, ſinnbethörenden Traume ſeiner Phantaſie. Es war ihm als falle das matte Licht der niedergebrannten Kerzen auf ein gemordetes Opfer ſeiner Luſt; die Möglichkeit, daß ſeine Worte Katharinen getödtet, hemmte ſeinen Herzſchlag; die Angſt des Mörders erfaßte ihn — er ſprang vom Seſſel — das Geräuſch weckte die Ohnmächtige — ſie ſchlug die Augen auf — ein Hauch ſtreifte über ihre Lippen — auch Fryon athmete wieder und trat ihr näher.

„Trinkt einige Tropfen Waſſer," ſagte er und reichte ihr einen gefüllten Becher. Katharine nahm den Becher, und ohne ihn an die Lippen zu ſetzen, blickte ſie Fryon mit leuchtenden Augen an. Das Geiſterhafte ihres Blickes machte Fryon auf's Neue beben; zitternd fragte er, ob ihr wohler ſei?

„Habt Ihr Gift in den Becher gethan?" flüſterte Katharine.

„Ich gebe nicht Gift, wem ich liebe," ſtammelte Fryon.

„So gebt mir Gift," rief jene wunderbar geſtärkt und ſchleuderte den Becher zu Fryons Füßen.

„Gut, daß Silber nicht ſo leicht zerbricht, und nach der Urſache vergoſſenen Waſſers dürfen Diener nicht fragen," bemerkte Fryon, indem er in ſeiner zurückgewonnenen Faſſung den Becher aufhob.

„Habt Ihr noch weiter mit mir zu reden?" fragte Katharine.

„Ihr nehmt, was Ihr mich gezwungen Euch zu ſagen, viel zu ernſt, ſchöne Frau.“

„Sagt, daß Ihr mit fürchterlicher Lüge mich gegeißelt, und ich will Euch glauben, will Euch danken.“

„Wollt Ihr den Ausdruck Eures Dankes mir einigermaßen bezeichnen?“

„Was Ihr an mir und meinem Gemahl gefrevelt, es ſoll das Erſte, hoffentlich das Lezte ſein, was ich ihm verſchweige.“

„Ich muß bedauern, um Euretwillen bedauern, ſchöne Frau, daß ich für die Kleinigkeit des Geſtändniſſes einer Lüge mir ſo reichen Lohn nicht verdienen kann. Was ich Euch entdeckt, iſt keine Lüge.“

„Keine Lüge, daß mein Gemahl“ — Katharine ſtockte.

„Nicht Richard heißt, nicht Herzog von York iſt,“ ergänzte Fryon; „nein, das iſt keine Lüge.“

Unabwehrbar ſtürzten Thränen aus Katharinens Augen.

„Gönnt den Thränen ihr Recht,“ ſagte Fryon, als ſie vergeblich dagegen rang; „Thränen haben das beneidenswerthe Recht, den Schmerz zu lindern im Buſen der Frauen. — Ich begehre nicht,“ fuhr er nach kurzem Schweigen fort, „daß Ihr meinen Worten unbedingt glaubet. Documente kann ich Euch freilich nicht vorlegen; auch Zeugen ſind mir nicht zur Hand. Aber fragt Euern Gatten ſelbſt; ſagt ihm, Ihr habet ein Schreiben von König Heinrich empfangen — ſorget nicht, Ihr ſollt es morgen zu früher Stunde haben, ſo treu in Heinrichs Schrift, daß er ſelbſt meinen würde, er habe ſie geſchrieben — nennt ihm den

Namen Jean Osbeck, den Namen seiner Mutter, die Umstände seiner Geburt und was der Brief sonst zu seiner Ueberführung enthalten wird, droht, wenn er läugne, ihn zu verlassen und das Schreiben an König Jakob zu geben, versprecht, wenn er gestehe, bei ihm zu bleiben und das Schreiben zu vernichten, und wenn er läugnet, will ich gelogen haben."

„Ich nehme Euch beim Worte," versetzte Katharine, die Thränen trocknend und freier aufathmend.

„Und wenn er läugnet — wie dann weiter, schöne Frau? Wollt Ihr dann die Drohung wahr, Euch zum Gespötte des Landes machen, und ihn, den Ihr geliebt, der Euch geküßt, als Betrüger mit Ruthenstreichen aus dem Lande treiben sehen?"

„Ihr stellt mir eine fürchterliche Probe."

„Ein warmer Blick aus Euerm Auge, ein Liebeszeichen aus Euerm Munde enthebt Euch ihr. Ich brauche Euch wohl nicht zu sagen, daß Euer Gemahl keine Ahnung hat von meinem Wissen um seine Herkunft. Und was ich drei Jahre ihm verborgen, soll mir bis zum Tode die Brust nicht sprengen, wenn Ihr es mit Rosenfesseln bindet. Ich kann und will schweigen, und keine Marter würde sein und Euer — würde unser Geheimniß, schöne Frau, mir entreißen. Bedenkt, um was es sich handelt. Ihr weiset mich ab und ich gehe. Dann erfährt Schottland, wer Euer Gemahl und daß Lady Katharine Gordon, die gefeierte Tochter des reichen und mächtigen Grafen Huntley, das Weib eines Betrügers ist. Ihr weiset mich nicht ab und ich bleibe. Und gering wie meine Dienste sein mögen, sie sollen doch der

Tochter des Grafen Huntley an der Seite ihres Gemahls den Weg zu Englands Throne bahnen, denn Eure Liebe trennt mich dann von Heinrich und für ihn, den Gebieter, tausch' ich in Euch mir die Gebieterin ein."

„Ich mag den Thron nicht, der mir nicht gebührt," rief Katharine.

„Wo wär der Thron, der Euch nicht gebührte? Was beherrscht die Welt, wenn nicht Schönheit, Klugheit und Kraft? Schön seid Ihr wie selten Eine, klug seid Ihr, wenn Ihr ein kühnes Spiel gewinnt, und kräftig ist das Weib, das stärker als ihr Geschlecht nicht einem Alltagsvorurtheile den Nacken beugt, sondern zu erkennen weiß, wo Tugend und Treue ihren Wortklang verlieren müssen. Sie müssen ihn aufgeben, wo er mit höheren Pflichten streitet, wie Keiner sich über die Menge erheben kann, der nicht freier denkt als die Menge. Oder hätte Euer Gemahl nicht ebenso gutes Recht auf die Krone von England, wie der glückliche Sieger, der sie jetzt trägt? Er hatte keins, ehe der Sieg ihm eins gab. Siegt Euer Gemahl, hat er dasselbe Recht, denn Recht ist doch am Ende nur ein Besitz, der Rechte giebt, und Herrscher ist, wem das Volk gehorcht. Daß er unter fremdem Namen in die Schranken tritt, sich, weil er keinen Titel hat, einen borgt — was kümmert das? Er nennt sich Einen, der leben könnte, und glaubt das Volk, daß er der ist, so ist er es, denn Glaube giebt dem Volke Gewißheit. Er borgt den Titel eines Todten; das beeinträchtigt, verletzt den Todten nicht. Und hat er sich die Krone aufgesetzt, empfängt der Todte das Geliehene zurück.

Entſcheidet nun zwiſchen Euerm Gemahl und mir, zwiſchen Euch und Heinrich. Wählt das funkelnde Geſchmeide der Königin oder das härene Gewand der Dulderin, Englands Krone oder Schottlands Hohn, die Wonnen oder den Schmerz eines langen Lebens, die Liebe oder den Haß Eures Gatten, den Segen oder den Fluch Eures Vaters. Sagt, ſoll ich bleiben oder gehen?"

Kaum eine Minute ſchwankte Katharine; „geht," ſagte ſie. Kaum länger zögerte Fryon; „ich gehe," ſagte er, und er ging.

Bleich und willenlos ließ Katharine ſich ins Schlafgemach führen, und als ihre Dienerin ſie verlaſſen, im Nebenzimmer bei der geliebten Herrin zu wachen, ſank ſie knieend auf den Betſchemel und betete lang und heiß. Aber noch hatte der Tag nicht gegraut, ſo ſendete ſie einen Eilboten nach Stirling an den Herzog, mit dringender Bitte, ohne Säumen zu ihr zu kommen. Der Bote eilte und der Herzog ſäumte nicht; dennoch war der Tag im Scheiden, als Richard bei ihr eintrat, die geſtern eine blühende Roſe an ſeiner Bruſt geruht, heute eine geknickte Blume war. Ihr Wunſch und Geheiß entfernte alle Anweſende; dann erzählte ſie ihrem Gemahl treu und wahr, obgleich unter Thränen und mit wankender Stimme, was Fryon ihr geſagt und welch gräßliche Wahl er ihr geboten.

Richard war ein ſchwacher, aber kein böſer Menſch, mehr betrogen als Betrüger, mehr Werkzeug als Werkmeiſter. Die Treue und Wahrheit ſeiner bleichen, unglücklichen Gattin durchbohrten ſein Herz und öffneten ſeinen

Mund. Mit der Reue des Verzweifelnden knieete er an ihrem Lager, von ihrem Ausſpruche Leben oder Tod erwartend. Alle Heuchelei warf er von ſich, jede Lüge bekannte er, und es war, wie Fryon gewußt und geſagt. In Handelsgeſchäften hatte Jean Osbeck ſich von Tournay nach London gewendet, die Schönheit ſeiner jungen Frau ihr die Huldigung des galanten König Eduard gewonnen, und der König nicht verſchmäht, den Knaben, deſſen ſie genesen, über der Taufe zu halten und ihm den ſpäter in das Flammländiſche Perkin verwandelten Namen Pierre zu geben. Mit ſeinen Aeltern war Perkin nach Flandern, und als der Tod ſie ihm genommen, auf gutes Glück in die weite Welt gegangen, bis ein Zufall ihn vor die Augen der verwittweten Herzogin von Burgund gebracht und dieſe, erſt befremdet, dann erfreut von der Geſichts-Aehnlichkeit mit ihrem königlichen Bruder, ſchnell den Gedanken gefaßt, jene und den Umſtand gleichen Alters mit ihrem Neffen, dem ermordeten Herzog von York, zu einem Racheplan gegen den ihr verhaßten Heinrich zu benutzen. Der arme, wandernde Jüngling hatte gern eingewilligt, die Rolle eines Thronerben von England zu ſpielen, und die Herzogin ihn darin unterwieſen, ihn mit Allem bekannt gemacht, was die Kindheit ihres Neffen betraf, ihn auf alle Fragen vorbereitet, die er denkbar zu beantworten haben könne, für ſeine Rettung aus dem Tower und ſeine nächſten Erlebniſſe eine glaubliche Geſchichte erſonnen und dann bis zum günſtigen Momente ſeines Auftretens den gelehrig befundenen Schüler unter der Obhut eines vertrauten Dieners nach Portugal

gesendet. Die zum Kriege reifen Zwistigkeiten zwischen England und Frankreich hatten der Herzogin der geeignete Moment geschienen; auf ihren Befehl und durch sie unterstützt war Perkin als Richard, Herzog von York, nach Irland gekommen; auf ihren geheimen Rath hatte König Karl ihn nach Frankreich gerufen, und mit ihm verabredet, war das Maskenspiel in Brüssel aufgeführt worden.

Nach diesem, seiner Gemahlin ohne Rückhalt abgelegten Geständnisse — konnte Katharine ihn verwerfen? — Sie verwarf ihn nicht. Er hatte sie getäuscht; aber die Liebe führte seine Vertheidigung. Er bekannte sich schuldig; das löste seine Schuld, und als Katharine in weiblicher Verzeihung ihm die Hand reichte, knüpfte sich ein neuer Bund.

Unmittelbar nach seinem Weggange von Katharinen hatte Fryon Edinburg verlassen.

* * *

Drei wechselvolle Jahre folgten dem Abende, der Fryons Verrätherei enthüllt, ihn zu Heinrich zurückgeführt und von Katharinens Leben den Blüthenstaub abgestreift hatte. Das Mißlingen zweier, im December 1496 und im Juni 1497 von Jakob selbst in England gemachten Einfälle und das Fruchtlose von des Prätendenten Bemühen, durch ein an gehässigen Beschuldigungen gegen Heinrich wie an glänzenden Versprechen reiches Manifest die Anhänger des Hauses York um seine Fahne zu versammeln, hatte Jakobs Eifer für Richards Sache abgekühlt. Ihr wärmster Vertheidiger im

Rathe des Königs war mit dem Grafen Huntley gestorben. Die von Heinrich veröffentlichten Lebensverhältnisse Richards wurden von Tag zu Tag in Schottland mehr geglaubt, und als Richard, die Gunst der schottischen Großen zu erkaufen, das Erbe seiner Gemahlin erschöpft, und auch die Herzogin von Burgund, mit Heinrich versöhnt, ihm ihre Unterstützung entzogen, wäre es einem minder gewandten Vermittler als dem spanischen Gesandten an Heinrichs Hofe, Don Pedro Ayala, leicht geworden, zwischen England und Schottland am 30. September 1497 einen siebenjährigen Waffenstillstand zum Abschluß zu bringen. Noch während der Verhandlungen benutzte Richard einen Wink des Königs, Schottland zu räumen. Mit den letzten Trümmern von seiner Gattin Vermögen erwarb er vier Schiffe und 120 Gefährten, und von seiner treuen Katharine begleitet steuerte er wieder nach Cork. Kaum hier angelangt, suchten ihn Boten aus Cornwallis in England und wiegten ihn — ein letztes Mal — in den täuschenden Traum von der Pracht und den Freuden des Königseins.

Aufgeregt von den begeisterten Reden Flammocks, eines Advocaten, und Josephs, eines Hufschmieds, hatten die Männer von Cornwallis die vom Parlament zum Heereszuge wider Schottland im Februar 1497 bewilligten Steuern verweigert, hatten, an sechszehntausend Mann, die Waffen ergriffen und forderten von Heinrich, nächst Zurücknahme der Bewilligung, die Köpfe der muthmaßlichen Urheber derselben, des Erzbischofs Morton und des adligen Herrn, Reginald Gray. Zum Kampfe gerüstet und entschlossen,

rückten sie aus ihrem Lande; Lord Audely stellte sich an ihre Spitze und führte sie zu Salisbury und Wincheſter nach Kent. Ihrem König ergeben, ſcharten ſich die Bewohner von Kent zum Widerſtande, und die Rebellen, nicht gemeint, ihre Kräfte nutzlos zu zerſplittern, wendeten ſich, nahmen die Straße nach London und ſchlugen, Angeſichts der Hauptſtadt, in Blackheath — der ſchwarzen Heide — ihr Lager auf. So weit wollte Heinrich ſie kommen laſſen. Verſtärkt durch die gegen Schottland ausgehobenen Truppen, beſtimmte er den 22. Juni, einen Sonnabend, den Glückstag des von Aberglauben nicht freien Königs, zum Angriff, und in der Fronte vom Oberkammerherrn, im Rücken vom Grafen von Oxford, auf den Flügeln von Heinrich gefaßt, ſank die Corniſche Tapferkeit, bedeckten bald zweitauſend Leichen das Schlachtfeld, wurden funfzehnhundert Mann gefangen, mit ihnen Lord Audely, Flammock und Joſeph, und ſuchten die Uebrigen in regelloſer Flucht ihr Heil. Nur die Führer ſtrafte Heinrich; Audely blutete unterm Henkerbeil, Flammock und Joſeph ſtarben am Galgen. Aber ſei es, daß die Männer von Cornwallis ſich über Heinrichs Milde verblendeten, der Schwäche beimaßen, was er im Gefühle ſeiner Stärke gethan, oder daß Rachluſt die blutige Erfahrung höhnte — ſie rotteten ſich auf's Neue in rebelliſchen Haufen zuſammen und ſendeten Boten an den vermeintlichen Herzog Richard, in der Verfechtung ihres Rechtes ſein Recht auf Englands Thron ihren ſtarken Armen zu vertrauen.

Richard kam. Mit ſeiner Gemahlin und ſeinen Ge-

hrten trat er schon am siebenten September in Cornwallis
s Land, eilte nach Bodmin, sah sich hier von dreitau-
nd kampffertigen Männern begrüßt, entfaltete seine Fahne
s Richard der Vierte, König von England und Frank-
ich, Herr von Irland und Fürst von Wales, zog gegen
e reiche Stadt Exeter, und umschloß sie mit seinem, auf
chstausend angeschwollenen Heere. Zweimal stürmte er,
urde beide Male von den Bürgern zurückgetrieben, und
ollte, des bedeutenden Verlustes ungeachtet, einen dritten
turm versuchen, als die Heinrich getreuen Umwohner
m Entsatze naheten. Da hob er die Belagerung auf und
hm bei Taunton eine feste Stellung, in ihr die Feinde
erwarten. Heinrich blieb nicht aus und die Schlacht
urde geordnet. Doch ehe das eiserne Würfelspiel begon-
n, verließ Richard zur Nachtzeit mit sechszig Reitern sein
ger und floh in die Freistätte des Klosters Beaulieu in
ampshire. Feig mit dem Versprechen zufrieden, daß sei-
s Lebens geschont werden solle, überlieferte er sich an
einrich, verherrlichte durch seine Person den Triumphein-
g des Siegers in London und hörte dann das Doppelthor
s Tower hinter sich schließen und die Riegel seines Gefäng-
sses klirren.

Hätte inzwischen der kluge Heinrich nicht selbst daran
dacht, sich der Gemahlin des Gefangenen zu versichern,
war jemand in seiner Nähe, der ihm sagte, daß Katha-
ne im Kloster zu Mount St. Michael in Cornwallis weile
d wie nothwendig es sein dürfe, zu Vermeidung künfti-
r Thronansprüche Seiten eines, vielleicht unter ihrem

an den Luxus gewöhnt, den wir unentbehrlich nennen, begriff ich kaum, wie Bernhard selbst leben, noch vielweniger, wie Andere auf seine Hülfe Anspruch haben könnten. Gerührt überhäufte ich ihn mit Lobsprüchen, und er fuhr fast unwillig fort: ich würde Ihnen dies nicht gesagt haben, Herr von Helbern, aber ein unvorhergesehener Zufall macht meinem Freunde schleunige Hülfe nöthig, und ich bin gerade jetzt außer Stand zu handeln. Ich habe oft Aeußerungen von Ihnen gehört, die mir den Muth geben, bei Ihnen für den Unglücklichen zu sprechen; Sie wünschten meine Freundschaft, und ich beweise Ihnen jetzt, daß ich Sie achte. Wollen Sie helfen, so hören Sie, worauf es ankömmt, und folgen Sie mir dann zu der Familie.

Es war eine Kleinigkeit, die Bernhard von mir verlangte; ich freute mich seines Vertrauens um so mehr, da er mir von neuem in dem liebenswürdigsten Lichte erschien, und folgte ihm sogleich. Wie staunt der verwöhnte Reiche, wenn er die Wohnung der Armuth betritt, hier wohnten Krankheit und Mangel zugleich. Ein Vater, der rastlos arbeitete, aber vergebens mit dem Schicksal rang, eine kranke, dem Grabe zuwelkende Mutter, und an ihrer Seite ein blühendes Mädchen, die alles um sich her vergaß, und mit dem Bilde des Todes beschäftigt, dem freundlichen Leben keinen Blick schenkte. O wie ich sie damals sah, wer hätte mir gesagt, daß ich diesem sanften Her-

Herzen ſchlummernden Lebens ſich ihrer zu bemächtigen. Dieſer Jemand war Fryon und ihn beauftragte Heinrich mit der Vollſtreckung ſeines Rathes. So erſchien er vor Katharinen, er, den ſie verſchmäht und von ſich getrieben, und der ihr jetzt die erſte Kunde brachte von der Gefangennahme ihres Gemahls, von dem ſchimpflichen Ausgange ſeines hochfliegenden Unternehmens. Wie reich indeß auch Fryon ſich belohnt fühlen mochte durch das Gefühl befriedigter Rache — der reichſte Lohn, den er gehofft, ging ihm verloren. Er wollte Katharinen weinen und klagen, in Schmerz aufgelöſt und in Verzweiflung zu ſeinen Füßen ſehen. Doch keine Thräne kam in Katharinens Auge, keine Klage entſchlüpfte ihrem Munde; das ſtarke Weib zerdrückte den Schmerz, der ihr den Buſen preßte; für Fryon hatten ihre Lippen kein Sprache, ihre Augen nur den Blick der Verachtung; ſchweigend hörte ſie ihn, fügte ſich ſchweigend ſeinen Befehlen, folgte ihm ſchweigend vor König Heinrich. Erröthend beugte ſie vor dieſem das Knie und war der Thränen nicht mächtig, als Heinrich ſie freundlich begrüßte und um die Erlaubniß bat, ſie zu ſeiner Gemahlin, Königin Eliſabeth, nach Weſtminſter geleiten zu laſſen.

Zweimal — im Juni 1498 und im Auguſt 1499 — verſuchte Richard ſeine Freiheit zu gewinnen. Das erſte Mal gelang ihm die Flucht; aber verfolgt und umſtellt kehrte er freiwillig in ſeinen Kerker zurück. Der zweite Verſuch wurde vereitelt. Weil jedoch hochverrätheriſche Plane damit verbunden und Richard der Rädelsführer geweſen, ſprachen die Richter in der Weſtminſter Halle ihm das Todesur-

theil und endigte er den 23. November 1499 sein junges, vielbewegtes, von Fryon verkauftes Leben am Galgen zu Tyburn.

Katharine Gordon, an Heinrichs Hofe die weiße Rose geheißen, weniger weil dies der Name, den ihrem Gemahl die Herzogin von Burgund beigelegt, als weil die blassen Wangen ihre Schönheit nicht minderten, reichte später einem edeln Manne, Sir Matthew Cradock, die Wittwenhand zum ehelichen Bunde und ruht an seiner Seite in der Kirche zu Swansea in Wales, wo noch die jüngste Zeit ihr Grab und einen Stein darauf mit halbverloschener Inschrift besaß.

Sophie Becker

und ihr Verhältniß zu

Elisa v. d. Recke, der Herzogin von Kurland, Tiedge, Gleim, Klamer-Schmidt, Bürger, Nicolai, Moses Mendelssohn und mehreren andern ihrer Zeitgenossen.

Mitgetheilt von

Julie von Oppeln.

Vorwort.

In einer Zeit, die mehr als jede frühere voll Pietät für die Manen ausgezeichneter Menschen, ihnen Denkmale in Erz und Marmor, wie in den Prachttypen ihres verklungenen lebendigen Wortes zu setzen bemüht ist, dürften Mittheilungen, wie die auf dem Titel bezeichneten, wohl nicht ganz ohne Anklang und günstige Aufnahme bleiben.

Der Gegenstand, für den wir in der nachstehenden Darstellung das Interesse der Leser in Anspruch genommen, wird in Bezug auf den nicht allgemein bekannten Namen vielleicht einige fragende Verwunderung erregen. Allein es leiteten uns bei der getroffenen Wahl noch besondere Beziehungen, die sich an den Heimgang des edlen Dichter-Greises Tiedge knüpften, an sein Verhältniß zu der herrlichen

Eliſa von der Recke, die eine Reihe von Jahren hindurch ſein Leben verſchönerte und ſelbſt nach ihrem Tode noch als ſein Schutzgeiſt ihn umſchwebte, jede irdiſche Sorge von ſeinen Tagen bis zum Grabe fern haltend.

Das Andenken dieſer beiden verklärten Unſterblichen ſchien die Auffriſchung eines andern, auf ihren Bund bezüglichen, als eine fromme Pflicht in der wohl nur Wenigen bekannten Mittheilung zu fordern, daß Eliſa v. d. Recke vor ihrem enggeſchloſſenen Freundſchafts-Bündniß mit dem Sänger der Urania, im ſchweſterlichen Verein mit einer Freundin lebte, die ihrem Herzen und ihrem Geiſte ſo innig verwandt wie der ſpätere Seelengenoſſe war.

Ein halbes Jahrhundert iſt verfloſſen, ſeit der Tod in ſchmerzlichſter Weiſe jenen früheren Bund für die Erde auflöſte. Längſt ſind in Staub die ſterblichen Theile des edlen Weſens zerfallen, um deſſen Verluſt unter den zunächſt davon Getroffenen nicht allein Eliſa v. d. Recke, ſondern auch Männer, die zu Deutſchlands Koryphäen gehörten, tief trauerten und der Welt dies in den Klagetönen ihrer Lyra bekundeten. Allein wer ſo geliebt, ſo verehrt, ſo betrauert worden, aus deſſen Grabe, wie niedergetreten es immer von den Fußtapfen der Zeit auch ſein möge, ſproſſen Blumen empor, die früh oder ſpät gepflückt, ſchon auf Erden eine geiſtige Auferſtehung des Staubes in ihrer Erſcheinung offenbaren.

Sophie Schwarz, geb. Becker, ward 1755 zu Neuauz in Curland geboren. Ihr Vater, Prediger an

dem genannten Orte und ein eben so rechtschaffener als wissenschaftlich gebildeter Mann, trug mit seiner braven Gattin die zärtlichste Sorgfalt für die Erziehung seiner fünf Kinder, von denen Sophie das vierte war. Die Sanftmuth und Herzensgüte derselben, wie die stille Sinnigkeit ihres Wesens, verbunden mit jener körperlichen Zartheit, die von anstrengenden materiellen Beschäftigungen lossprict und deshalb der geistigen Entwicklung um so förderlicher ist, erwarben ihr den Vorzug einer besonders schonenden Behandlung, nicht blos von Seiten ihrer Aeltern, sondern auch von ihren liebevollen Geschwistern. Diese wetteiferten mit einander, allen Wünschen des kleinen Lieblings zuvor zu kommen, und jeder äußern Beschwerlichkeit ihn zu überheben. So wurden von den Schwestern, als Sophie heranwuchs, alle die kleinen Geschäfte des Haushaltes ohne ihre Beihülfe und oft gegen ihren Willen allein besorgt, damit sie nur nicht in ihren Lieblingsneigungen gestört werde. Ihre geistigen Fähigkeiten entwickelten sich bei dieser Freiheit und Pflege und den sie fördernden Umgangs-Verhältnissen des älterlichen Hauses sehr schnell. Sophiens Vater stand mit mehren gelehrten Männern, die in dem nahen Mitau lebten, in freundschaftlicher Verbindung. Hofrath Schwander war sein vertrautester Freund, so wie Neander, dessen geistliche Lieder Sophiens poetischem Sinne die erste Schwungkraft verliehen.

Wie tief ihr Gefühl aber auch war, nie ging es in jene Schwärmerei der Empfindsamkeit über, die damals als eine Krankheit ihrer Zeit herrschte. Ihr Verstand behielt bei

aller Regſamkeit der Phantaſie immer die Oberhand und zeigte ſich bald in einer ſeltnen Reife, wie ſpäter nicht allein ihre Reflexionen über die wahre Beſtimmung des Weibes, ſondern mehr noch die eigne Anwendung derſelben in That und Handlung beweiſen.

Unter ihren Geſchwiſtern war der älteſte Bruder ihrem Geiſte am meiſten verwandt. Er widmete ſich dem Studium der Theologie und machte ſich ſpäter der literariſchen Welt auch durch einige gelungene, ſchön-wiſſenſchaftliche Aufſätze bekannt. Mit ihm las Sophie die deutſchen und engliſchen Claſſiker, und bei ihrem regen Triebe geiſtiger Ausbildung, auch die römiſchen und griechiſchen in den damaligen beſten Ueberſetzungen. Bei dieſer Lectüre entwickelte ſich der Scharfſinn ihres Verſtandes, und ihre Neigung, ihn in Unterſuchungen zu üben, mit denen in der Regel ihr Geſchlecht ſich nicht abgiebt.

Der ſchöne Morgentraum ihrer Jugend aber ſollte nicht ganz ungetrübt durch jene Prüfungen bleiben, die zur Reife des Lebens führen. Der Schmerz einer unglücklichen Liebe bemächtigte ſich eine Zeit ihres tief fühlenden Herzens, und kaum hatte ihn ihre verſtandeskräftige Natur überwunden, als ihr Gemüth durch den Tod einer geliebten Jugendfreundin eine neue Erſchütterung erlitt; aber ein ſchöner Glaube war daraus hervorgegangen. Sophie hatte mehre Nächte als treue Pflegerin bei der Kranken gewacht, und als ſie in der letzten, die ihrem blühenden Leben ein Ende machte, im dumpfen Schmerze ſtarr und thränenlos, denn nur bei wehmüthigen Empfindungen floſſen ihre Augen über, am Ster-

bette der Geliebten kniete und die kalte Hand derselben an ihren Mund mit dem bangen Seufzer preßte: „Ach, wie soll ich Deinen Verlust ertragen," öffnete die Sterbende noch einmal die Lippen zu der tröstenden Versicherung, daß ihr entseelter Geist von Oben herab die Verlassene umschweben werde. Diese Verheißung richtete Sophien auf. Nicht unmöglich schien ihr die Erfüllung derselben und ihr Verstand, der sich bei Aufsuchung haltbarer Gründe dafür in das Gebiet der Metaphysik gewagt, fand, zu den Hypothesen der Seelenwanderung übergehend, darin eine Stütze jener stillen Hoffnung. Sie gewann das Ansehen der Gewißheit, als kurze Zeit nach der traurigen Erfahrung Elisa v. d. Recke, geb. Gräfin von Medem, über jedes Standesvorurtheil erhaben, gleich einem Engel, Sophien ihre Hand zum ewigen Freundschaftsbunde reichte, als die edle Frau, auch in tiefer Trauer über den Tod einer geliebten Jugendfreundin, nachdem sie wenige Jahre zuvor den Verlust ihres einzigen Kindes und den ihres heißgeliebten Bruders beweint, an dem Herzen des ihrem Geiste so innig verwandten Mädchens Trost suchte. Die Neigung für das Mystische, die Elisen bekanntlich eigen war, bestärkte auch diese in der beseligenden Ueberzeugung, in Sophien einen Ersatz für die verlorenen Seelengenossen gefunden zu haben und sie sprach dies in einem der Freundin zugeeigneten Gedicht auf die geliebten Todten in den folgenden Strophen aus:

„Dich hat, so dacht ich, meine Doris
An ihrer Stelle mir erfleht!
Mein Herz schlug, Theure, doppelt stärker
Voll froher Liebe Dir entgegen."

Sophie erwiederte darauf in ihrer poetiſchen Antwort, auf die Idee eingehend, gleich bezüglich:

„Noch ſchwebt ihr holdes Bild mir jetzt ſo lichtvoll vor,
Noch ſchallt ihr Silberton in mein entzücktes Ohr;
Zu der Geliebten ſchwebt mein ſel'ger Geiſt oft nieder,
Aus jener Oberwelt und ſucht Dich Freundin wieder."

Frau v. d. Recke begnügte ſich aber nicht damit, die werthgewordene, ihr ſo nahe ſtehende Freundin im engen traulichen Kreiſe an ihr Herz zu ſchließen. Sophie mußte auch in den glänzendſten Cirkeln, in welchen die Hochgeborene heimiſch war, ihr zur Seite bleiben, wogegen in ihrem Vaterlande keine Etikette proteſtirte. Es herrſchte zu der Zeit im Allgemeinen in Curland eine Ariſtokratie der Geſinnung, welche, wo dieſe adelig und der Geiſt ehrende Achtung verdiente, nicht nach Stand und Diplomen frug, die jenen wahren Werth nicht verleihen konnten.

Im Jahre 1779 hatte die Vermählung des Herzogs von Kurland mit Eliſa's Schweſter, Dorothea von Medem, ſtattgefunden, und Eliſa ertheilt darüber, wie über alle näheren, der Verbindung vorangegangene Umſtände und Verhandlungen ihrer Sophie einen ſehr intereſſanten Bericht in einem Briefe, deſſen ſchönen, auf ihr freundſchaftliches Verhältniß bezüglichen Schluß wir dieſer Mittheilung einzuſchalten uns erlauben.

„Seit zwölf Tagen iſt denn nun unſere Geliebte, die Landesfürſtin unſres Vaterlandes, für uns aber iſt ſie, was ſie immer war; daran zweifelſt Du nicht. Komm

bald zu uns. In ihrem Namen und dem meinigen bitte ich Dich, uns recht bald zu besuchen. Viel, sehr viel, habe ich noch auf dem Herzen, was der Brief nicht fassen konnte, wenn er kein Buch werden sollte. Komm, Liebe, und freue Dich, in der jungen Landesmutter Deine Dorothea wieder zu finden!"

Wie Elisa richtig vorhergesehen, blieb die edle Dorothea, als die Herzogskrone ihre schöne Stirne schmückte, den Gefühlen der Freundschaft treu, die sie vor ihrer Standeserhebung gleich ihrer Schwester mit Sophien, der Predigertochter, verbunden. Darum durfte auch der von allen Dreien innig verehrte Gleim an Sophiens Begräbnißtage seine schmerzlich überwallenden Gefühle an beide Schwestern folgendermaßen ausdrücken.

An Elisa *).

Ach! Sophie wird begraben
Heitre doch Dein Schmerzgesicht!
Danke, sie gehabt zu haben
Deinem Gott und weine nicht!

Und

An Dora.

Dora, dieser edle Stein,
Den Du zierst, ist nicht so rein
Als ihr Herz war! wein', o weine,
Deine Thrän' ist ehrenvoll.

*) Aus dem von Gleim ihr gesetzten Liebesdenkmal in seinen „Blumen auf Sophiens Grab", Halberstadt 1789. 8.

Unter Tauſenden die Eine,
War ſie Deine liebe, Deine.
Deine Freundin! weint o weine,
Deine Thrän' iſt ehrenvoll.

Voreilig ſind wir auf die Grabſtätte der alſo Beweinten getreten, und ſo wollen wir, ehe der Blick auf ihren Lebensgang wieder zurückkehrt, noch aus der uns vorliegenden Sammlung von Trauergedichten eine characteriſtiſche Stelle hervorheben, die einem von Klamer-Schmidt an Eliſa v. d. Recke gerichteten Gedicht bei Sophiens Tode entnommen iſt.

Innig verflochten war
Dein Herz, innig verſchränkt
In der Sängerin Herz, wie zwei liebliche Stämme
Gleich an Jahren und gleich an Frucht,
Welche der Gärtner ſelbſt,
Der ſie pflanzte, getäuſcht
Oft für Einen nur hält, oft als Einen bewundert,
Ihres mächt'gen Wuchſes froh.

Wie beſcheiden die hier als Sängerin Aufgeführte von ihrem Talent dachte, beweiſet ein Gedicht von ihr an Tiedge, womit ſie die von ihm mit einem Lorbeerzweig begleitete poetiſche Epiſtel, die er an ſie richtete, beantwortete und den hohen Dichterſchmuck als ihr nicht gebührend an den Spender zurückwies. Dagegen war es ihrem Herzen Wonne, als die edle Eliſa wünſchte, die Blüthen ihrer Muſe mit denen ihrer Seelenfreundin in einem Kranze vereinigt zu ſehen.

Dieſer Kranz, welcher in ſeiner Vollendung leider zum

zen noch tiefere Wunden schlagen würde, als der Tod der Mutter ihr schlug; in ihr verlor sie den Gegenstand der frühesten heiligsten Liebe, aber mit Ergebung sah sie ihr nach in die Gefilde der Ruhe — meine Treulosigkeit zerstörte die Freuden ihres Lebens, und tödtete ihre Jugendblüte.

Mit den reinsten Absichten betrat ich Werners Haus, die reinsten Absichten führten mich öfter hin. Ich sah bald, daß ich Bernhard Unrecht gethan hatte, er liebte Suschen nicht, und sie — ob sie gleich Bernhard als ihren Wohlthäter ehrte — zeigte mir doch in ihrer unschuldigen Unbefangenheit, wie sehr sie mich ihm vorzog. Ich dachte jetzt im Ernst darauf, den Vater aus seiner drückenden Lage zu reißen, er war ein brauchbarer Oekonom, und das Glück war mir so günstig, daß ich ihm die Stelle eines Verwalters in Altstädt verschaffte. Wie ich der Familie die Nachricht brachte, der Vater, die alte Mutter mir mit Thränen dankten, und Suschen mich den Retter ihrer Eltern nannte, da fiel mir Bernhard in die Arme, und gelobte mir Freundschaft. Er hat Wort gehalten!

Werners waren nun glücklich, Bernhard, immer nur seiner Bestimmung folgend, sah sie nicht wieder, aber ich hatte Suschen zu oft gesehen, um ihres Umgangs entbehren zu können. Ich ging nach Helderau, lebte dort einsam, nur für mein neues Gefühl, und fast täglich trug mich mein Pferd nach Altstädt. Sie

Todtenkranze für Sophien ward *), ist das schönste auf die Nachwelt gekommene Zeugniß von dem seltenen Schwesterbunde, und in dem Sinne sang die Karschin in ihrer Klage über Sophiens Tod:

„Es fühlt Sophie dort, hoch über'm Firmament,
Daß ihre Hülle hier kein prächtig Monument
Vorzüglicher kann ehren,
Als dieser Ruhm, daß ihr Gesang
Harmonisch in Elisens Hymnen klang."

Zur Zeit dieses melodischen Einklanges blühte Sophie in voller jugendlicher Kraft und Elise schien, durch Krankheit gebeugt, dem Grabe entgegen zu wanken. Die großen Gemüthserschütterungen der edlen Frau, die Marter einer unglücklichen Ehe, deren schon im sechszehnten Jahre ihres Alters geschmiedete Fessel sie zwar wieder nach fünfjähriger Ertragung abstreifte und die späterhin durch gerichtliche Scheidung ganz gelöst wurde, die Stürme, welche unterdeß auch ihre theuersten Lebensblüthen getroffen, hatten den Verfall ihrer Gesundheit herbei geführt. Auf den Rath ihres Arztes, entschloß sie sich zu einer Reise nach Karlsbad, die sie in seiner und ihrer geliebten Sophie Begleitung und noch einer geistreichen Gesellschafterin, Julie Reichhardt, im Sommer 1784 unternahm.

Wir glauben den Dank der Leser zu verdienen, wenn

*) Die in einem Bande vereinten Poesien der Freundinnen waren bei Sophiens Tode bereits unter der Presse und erschienen 1790 mit einem Anhange unter dem anspruchlosen schwesterlichen Titel: „Elisens und Sophiens Gedichte."

wir aus Sophiens Reise-Erinnerungen, die einen Theil ihrer Lebensgeschichte umfassen, das Bemerkenswertheste in einzelnen Fragmenten ihrer eignen Darstellung hier folgen lassen. Zur besseren Verständniß derselben ist die Anführung nöthig, daß Frau von der Recke wegen der beabsichtigten nochmaligen Cur in Karlsbad einige Wintermonate auf dem Landsitze ihres Freundes Göckingk, Wülferode bei Ellrich im Hohensteinischen, verbrachte.

In dem nur sechs Meilen davon entfernten Halberstadt, wo Gleim, Klamer-Schmidt und mehre andere geistreiche Männer lebten, hielt zu der Zeit auch Tiedge sich auf. Er stand mit Gleim in dem vertrautesten Freundschafts-Verhältniß, und hatte auf dessen Veranlassung Halberstadt zu seinem Wohnort gewählt, nachdem er von seiner juristischen Laufbahn abgegangen und einige Zeit Hauslehrer in einer adeligen Familie in Ellrich gewesen. Jetzt im engen Bunde mit den Musen, im harmonischen Verein mit gleichgestimmten Seelen trat die Erscheinung der beiden ausgezeichneten Frauen, die bald mit ihrer Freundschaft die ihnen gewidmete Verehrung belohnten, als ein Glanzpunkt in sein Leben.

Vielleicht würde der Eindruck, den Sophie auf sein Herz hervorbrachte, zu einer innigen Verbindung geführt haben, wenn nicht ein Freund Tiedges, noch mächtiger als dieser, von ihrer Anmuth, von ihrem Seelenreiz getroffen, diese Gefühle bald ausgesprochen und mit der Hoffnung ihrer Erwiederung sich geschmeichelt hätte. Es war der nach-

malige Gatte Sophiens, welcher zu der Zeit als Referendar bei der Regierung in Halberstadt angestellt und als ein geistvoller, auch von den Musen begünstigter junger Mann im freundschaftlichen Verkehr mit den dortigen Literaten stand. Gerührt von seiner treuen Liebe und durch den Tod ihrer Eltern, welche zu verlassen ihr kindlich Gefühl sich bisher geweigert, frei geworden, der Neigung ihres Herzens zu folgen, verband sich Sophie mit ihm kurze Zeit nach ihrer Rückkehr in die Heimath. Ueber ihren letzten Aufenthalt in derselben, über die niederbeugenden Schicksalsschläge, die sie durch den rasch hinter einander folgenden Tod ihrer geliebten Eltern erlitt, wie über die herzerhebenden Tröstungen, welche durch die Freundschaft der edlen Schwestern, Elisa und Dorothea, ihr zu Theil wurden, darüber spricht Sophie in einigen, dem Tagebuche angeschlossenen Briefen an eine Freundin sich ausführlich und in der rührendsten Weise mit einem, dem geliebten Vaterlande zugerufenen Lebewohl aus!

Wohl ließ sich nach der getroffenen Wahl erwarten, daß Sophie das Glück des Lebens, Zufriedenheit, die reinste Liebe, die Hochgenüsse der Freundschaft und die Sinnblüthen des Genius auch in dem kleinen Hause finden werde, das zu ihrem nunmehrigen Stilleben sich mit Kränzen geschmückt ihr öffnete. Vater Gleim, Klamer-Schmidt, Göckingk, seine Amalie, Tiedge und andre edle Freunde, empfingen die verehrte Frau und vereinigten sich, ihr die Trennung von ihren Lieben in Kurland, so viel sie es vermochten, zu versüßen. Allein kaum drei Jahre war sie die Zierde dieses Kreises, das Glück ihres sie vergötternden Mannes.

Am 21. September 1789 genas ſie von einem Sohne in den Armen ihrer Eliſa, die auf der Rückkehr von Karlsbad aus, wohin ſie wieder eine Reiſe antreten müſſen, ihre geliebte Sophie kurz vor deren Entbindung in Halberſtadt heimſuchte, und die tröſtende Pflegerin derſelben bis zum letzten Kampfe wurde, denn nur vierzehn Tage erfreute ſich Sophie ihres Mutterglücks ungetrübt. Von da an zeigten ſich bedenkliche Krankheitsſymptome, welche trotz aller angewendeten Heilmittel gefährliche Fortſchritte gewannen. Sophie ahnete ihren Tod, aber ſie fürchtete ihn nicht und behielt ſelbſt bei allen körperlichen Leiden ihre Gemüthsheiterkeit, wozu Eliſens Nähe und Geiſteskraft viel beitrug. Man hatte dieſer die Gefahr, in welcher das Leben der Freundin ſchwebte, nicht verborgen, und ihr Schmerz darüber war groß. Allein ſie bezwang ihn äußerlich und forderte das Gleiche von allen Uebrigen, die Zutritt in dem Krankenzimmer wünſchten. Niemanden ward derſelbe von ihr geſtattet, der nicht ihren Muth, ihre Faſſung theilte, ſelbſt dem Gatten nicht, der oft ſein Schmerzgefühl bei der Ausſicht des ihm drohenden nahen Verluſtes nicht zu bewältigen vermochte. So gelang es Eliſen, friedliche Heiterkeit, ja ſogar zuweilen Scherz um das Lager der Kranken zu verbreiten, bis dieſe am 26. October hinüber ſchlummerte. Nur in den letzten ſchmerzlichen Augenblicken des Todeskampfes brach Eliſens Kraft. Sie mußte ſich aus dem Sterbezimmer entfernen. Göckingks Gattin und Schwarz folgten ihr, und nur Julie Reichhardt, mit welcher früher Sophie oft in bangen Gebeten an Eliſens Krankenlager ge-

kniet, blieb und empfing, in ihren Armen die Verscheidende haltend, ihren letzten Seufzer.

Fragmente aus Sophiens Reise-Tagebuche.

Dresden.

..... Tina (Gräfin Brühl) erschien heut früh bei uns mit ihrem Sohn und dessen Lehrer. Ein Engel hätte uns nicht angenehmer überraschen können. „Ich fand es nach Beseitigung einiger Hindernisse noch möglich herzukommen," sagte die seelenvolle Frau, „warum sollte ich nicht den Genuß Eures Umganges so lange ausdehnen, als es angeht. — Freilich ein zweiter Abschied, — die Dorne bei der Rose — doch wir wollen Muth haben und den heutigen Tag ganz der unschuldigen Freude weihen." Ihre Gegenwart hatte uns Alle schon zu derselben gestimmt. Wir fuhren bald darauf mit ihr zu Naumann und sie ersuchte den Freund, uns noch einmal die Harmonika zu spielen. Er war sogleich bereit dazu. Wir saßen schweigend um ihn her. Die Harmonika klang; jeder Ton den Naumanns Finger hervorrief, drang mit unwiderstehlicher Gewalt in die Seele — jeder klagte den nahen Abschied, den die Saiten des Herzens wiedertönten. Eine Stunde verfloß in dieser melancholischen Freude; länger, wäre sie in Schmerz übergegangen. Die hohe Spannung des Körpers greift die Seele an; schon empfand dies meine Elisa.

Nunmehr mußten wir Tina in Naumanns Begleitung zur Stadt hinaus folgen; denn sie bestand darauf, uns

Blaſewitz zu zeigen, den Geburtsort dieſes großen Tonkünſtlers, der, ob ihn gleich Deutſchland geboren hat, bis jetzt nur zur Verfertigung Italieniſcher, Schwediſcher und Däniſcher Opern aufgefordert iſt. O, daß die Deutſchen mehr edlen Stolz beſäßen! — Nach der frohen Fahrt einer halben Stunde waren wir in dem Dörfchen, wo Naumann ein Bauerhaus mit einem Weingarten, ſein väterliches Erbe, beſitzt. Wir traten in die Stube und fanden Naumanns alte Mutter bei einer Schüſſel Kartoffeln. Sie hieß uns Alle, doch beſonders ihren Sohn, freundlich willkommen. Als ſie die Urſache unſres Beſuches erfuhr, erheiterte ſich ihr gutes Geſicht zwiefach, ihre mütterliche Zärtlichkeit machte ſie beredt. Sie zeigte uns die Stelle, auf welcher ihr Sohn zuerſt das Tageslicht erblickte; jetzt ſtand dort eben der alte Tiſch, an dem wir ſie Kartoffeln eſſend fanden. Tina, Eliſa, ich und Naumann ſetzten uns um denſelben herum und folgten dem Beiſpiel der guten Mutter. Sie brachte uns bald darauf einen ſchönen Napfkuchen und Wein von den Trauben ihres Weingartens. Wir aßen mit gutem Appetit und heitere Freude würzte jeden Biſſen. In unſerm kleinen Cirkel ſah jeder nur auf die Vorzüge des Andern und befand ſich um deſto beſſer dabei. Nachdem wir unſern Kuchen verzehrt und den Wein hinlänglich auf der Mutter und des Sohnes Geſundheit gekoſtet hatten, kehrten wir wieder in die Stadt zurück. Kurz darauf ſchickte ich zum Andenken dieſes Tages an Naumann ein Wiegenlied, das ich in dem alten Tiſche gefunden zu haben vorgab, und welches ein guter Freund im Namen ſeines

erſten Lehrmeiſters in Muſik ſetzte, damit alles in die Zeit fiele, wo Naumanns Mutter dies Lied für ihn ſang.

Leipzig.

Mehrere Tage ſind mir hier in dem Cirkel guter und geiſtreicher Menſchen ſo ſchnell wie Stunden verfloſſen, und mit Bedauern denke ich daran, daß unſre Abreiſe vor der Thüre iſt. Hiller, dieſer Vater der deutſchen Muſik, hat uns hier viele muſikaliſche Freuden verſchafft. Noch andre große Genüſſe wurden uns durch die hieſigen Bekanntſchaften zu Theil und meine Freundinnen ſollen erſtaunen, wenn ich ihnen erzählen werde, daß ich eine öffentliche Schülerin der Weisheit oder vielmehr des philoſophiſchen Leipziger Lehrſtuhls geworden. Profeſſor Platner hatte nämlich die Güte, uns zweimal den Zutritt zu ſeinen Vorleſungen zu geſtatten und damit wir nicht ſtörten und geſtört wurden, ſo bekamen wir unſern Sitz in einem an den Saal anſtoßenden Cabinet, deſſen Thür halb offen ſtand. Ich habe mit Vergnügen das ſittſame Betragen der Studenten beobachtet. Die größte Stille, welche während der ganzen Vorſtellung herrſchte, und uns auf unſern entfernteren Sitzen kein Wort verlieren ließ, war gewiß das beſte Lob, das die Zuhörer ſich und ihrem Lehrer gaben. Ich wage über das was ich hörte, kein Urtheil. Die Vorleſung erſchien mir ſehr kurz und mein Geiſt fand in dem was geſagt wurde nicht allein gegenwärtige Beſchäftigung, ſondern auch Veranlaſſung zum fortgeſetzten Nachdenken.

Wülferode.

Endlich befinde ich mich in dem Hauſe unſres Freundes Göckingk. Daß mein Bild von ihm dem Originale nahe gekommen iſt, beweiſt die Zuverſicht, mit der ich ihn von einem andern Manne, der mit Göckingk zugleich mir vorgeſtellt wurde, unterſchied. Man legte meiner Phyſiognomik dieſe Falle, und ſie half ſich, wie es ſchien, vortrefflich aus der Sache, im Grunde aber war ein Schattenriß, den ich von Göckingk beſaß, der Knäuel, der mich aus dem Labyrinth führte. Ich ſage über dieſe Bekanntſchaft nichts mehr, als daß ſie meiner Erwartung völlig entſprach. Wer die Lieder der Liebenden geleſen hat, welche gewiß in der zärtlichen Gattung von Gedichten den erſten Rang einnehmen, und wer es weiß, daß Göckingk der Verfaſſer derſelben iſt, und ihr Inhalt nicht Erdichtung, ſondern wirklich die wahre Geſchichte ſeines Herzens enthält, der wird ſich leicht denken können, daß meine Phantaſie beim Anblick des Mannes, mit deſſen Empfindungen ich innigſt ſympathiſirt hatte, ein weites Feld der Beſchäftigung erhielt. Seine Ferdinande lebt nicht mehr; er hat jetzt ihre jüngere Schweſter Amalie zur Gattin, die mit perſönlicher Anmuth die liebenswürdigſte Gemüthlichkeit verbindet. Mit ihrem ſtill beglückenden Walten ſteht auch die ſchöne Natur, welche ihr Landhaus, Wülferode, umgiebt, in wahrhaft harmoniſchem Einklange.

Vor einigen Tagen unternahmen wir einen Spaziergang nach der Kelle, ſo heißt eine kellerartige Höhle, die in einem Gehölze unweit Wülferode ſich befindet, und deren

aus Kalkſtein beſtehende Wölbung mit Gras und Bäumen bewachſen iſt. Die romantiſche Lage derſelben und die Vorſtellung ihres möglichen Einſturzes durch irgend ein Naturereigniß während einer in ihr ſtattfindenden Verſammlung ausgezeichneter Menſchen, veranlaßte mich zu der Aeußerung, daß Bürger dadurch Stoff zu einer neuen Ballade gewinnen könnte. Göckingk erzählte uns bei dieſer Gelegenheit eine Anecdote von ſeinem Freunde, die dieſem viel Ehre macht. Bürger hatte nämlich eine Romanze über die Grafen von Gleichen geſchrieben, und war eben damit fertig, als ihm Göckingk eine, die denſelben Stoff behandelte, für den Muſen-Almanach zuſendete. Sogleich wirft er die ſeinige in das Feuer, damit auch kein Zufall ſie der Welt bekannt mache und die Arbeit ſeines Freundes dadurch verliere. Göckingk bedauerte ſeinerſeits, daß die Welt durch dieſe Beſcheidenheit ſeines Freundes gewiß etwas Vollkommeneres in der Art verloren hätte, als er liefern können — denn wer iſt ſo zum Romanzendichter geboren als Bürger?

Heute ſind alle unſre Empfindungen in den Schleier der Wehmuth gehüllt, denn morgen früh verlaſſen wir dieſen für uns durch ſtillen Genuß der Freundſchaft und Natur ſo werthen Ort, um nach Weimar zu gehen. Vor einigen Tagen machten wir mit Göckingk und Amalia einen kurzen Beſuch in Göttingen. Da es ſchon ſo ſpät im Jahre und der Weg ohnehin ſteinig iſt und nun durch den häufigen Regen völlig verdorben war, ſo glich dieſe Reiſe mehr einer zur Abbüßung ſchwerer Sünden angeſtellten Wallfahrt, als einer Luſtreiſe. In Duderſtadt ſchliefen wir die Nacht,

und kamen folgenden Tages gegen Abend in Göttingen an. Göckingk ſchickte ſogleich nach ſeinem Freund Bürger und ich war bei ſeiner Erſcheinung ziemlich betreten, ſtatt eines pedantiſchen Männchens in ſchwarzer Perrücke, wie ich ihn mir immer gedacht hatte, einen ganz unpedantiſchen Mann mit friſirtem Haar und neumodiſchem Kleide zu erblicken. Woher müſſen ſich doch in unſerer Seele bei gewiſſen Namen ſolche beſondere Begriffe feſtſetzen? Da wir noch einen vollen Tag in Göttingen blieben, ſo haben wir das Vergnügen gehabt, die meiſten von den daſigen Profeſſoren perſönlich kennen zu lernen und ſind auch bei Käſtner auf ſeinem Obſervatorium geweſen.

Als Andenken unſres Götting'ſchen Beſuches will ich hier ein paar Bout-rimés herſetzen, welche auf Verlangen einer geſchloſſenen Geſellſchaft zwiſchen mir und Bürgern gewechſelt wurden. Dieſe Art von Spielerei iſt zum geſellſchaftlichen Zeitvertreib eine der angenehmſten, und wenn der Geſchmack daran nicht übertrieben wird, ſcheint es mir für junge Leute auch ganz nützlich den Ausdruck zu bilden. Bürger bekam zuerſt den Auftrag in gegebenen Endreimen an mich eine Liebeserklärung zu thun, und bald darauf überreichte er mir folgendes:

Am Herzen wie am Geiſt, längſt ſtumpf und dumpf wie Blei,
Wähnt ich — ein ſchlechtes Ziel! vor Amors Pfeil mich frei
Belehrt von meinem Werth, an Leib und Seele Fratze,
Frißt, dacht ich, wie ich bin, mich weder Hund noch Katze.
Ich würgt' an Vers und Reim, als ſteck' im Hals ein Pflock
Und langſam ſchlich mein Witz, wie Arons Sünden-Bock.

kennen Suschen, meine Anna, und o! sollten Sie sie ganz kennen, ihren schönen gebildeten Verstand, ihre anspruchslosen Tugenden, ihre aufopfernde Zärtlichkeit — doch still! bin ich nicht schon strafbar genug?

Unsere Liebe wuchs mit jedem Tage, ich dachte nicht an die Schwierigkeiten, die sich uns entgegen stellen würden, und Susanna empfing mein Wort, ihr ungetrennt durch das heiligste Band anzugehören. Sie war glücklich, aber ihre Eltern sahen mit Schmerz, was sie endlich sehen mußten, und am Rande des Grabes ermahnte mich die Mutter, Susannen jetzt zu verlassen, da sie es noch ertragen könne. Meines redlichen Willens mich bewußt, verwarf ich diese Ermahnung, und die Mutter nahm eine Hoffnung mit ins Grab. — O Gott weiß es, nicht Bosheit, nicht Vorsatz ließ mich diese heiligen Verpflichtungen vergessen; einmal strafbar geworden durch den Leichtsinn, der mich die festesten Bande, ohne Ueberlegung, mit absichtlicher Blindheit, gegen unübersteigliche Hindernisse knüpfen ließ — suchte ich mich nun immer mehr zu betäuben, um die furchtbare Stimme meines Richters nicht zu hören. Aber mögen Jahre vergehen — einmal rächt sich die gemordete Ruhe eines liebenden vertrauenden Herzen, und ihre Rache ist schrecklich.

Mein Oheim, den ich jetzt betraure, war mein Vormund und gewissermaaßen Herr meines Schicksals. Meine Tante — Ihre Mutter, erfuhr meine Liebe zu

Da, Fiekchen, tratſt Du auf, an Kraft ein Lebensengel
Bewegteſt zum Bimbam der Zunge trägen Schwengel.
Nun, deucht mich, komm ich faſt von Neuem in den Schuß.
Ganz fraß vielleicht mich nicht der Wurm zur tauben Nuß.
Ha! tränkteſt Du mich nun mit Deiner Liebe Sprudel,
So lernt ich Dein Apport noch wie der jüngſte Pudel,
Dir ſprang' ich über'n Stock und tanzt' im bunten Frack,
Als Aeffchen oder Bär, zum poln'ſchen Dudelſack.

Meine Antwort war:

Was dem Verhungerten ein friſches Schnittchen Schinken
Iſt mir Dein zärtlich Lied, will meine Laune hinken.
Fürwahr Du biſt auch nicht von jener Ottern Brut,
Wovor Mama mich warnt — im ſchwarzen Männer-Hut.
Wohl brach ſo Manche ſchon ſtatt ſüßer, ſaure Trauben.
Auch ſteht Dein Antrag hier verzweifelt klug auf Schrauben.
Doch reiß ich den Verdacht heraus mit Stiel und Stumpf,
Er kümmert nur den Geiſt und macht ihn trüb und dumpf.
Man ſchleicht argwöhniſch ſtets dem Freunde nach auf Socken,
Sieht mehr was wirklich iſt und muß zuletzt verſtocken.

Erfurt.

Wir ſind, dem Himmel ſei Dank, nun wohlbehalten hier und haben in dem Hauſe des Statthalters von Dalberg eine ſo gute Aufnahme, und ſo viel Unterhaltung für Kopf und Herz gefunden, daß alle kleine Mühſeligkeiten unſrer Reiſe hierher völlig aus der Erinnerung entſchwunden ſind. Das Lieblingsgeſchäft des Statthalters iſt, die Einwohner von Erfurt glücklich und froh zu machen, und durch ſeinen Einfluß und ſein Beiſpiel den Geſchmack an ſchönen Künſten zu ermuntern. So iſt hier ein Liebhabertheater entſtanden, welches den Beifall der Kenner hat. Arme Mädchen werden

auf Koſten des Statthalters im Singen unterrichtet, ſobald er Talent zur Muſik bei ihnen entdeckt, und wöchentlich wird unter des berühmten Tonkünſtlers Häsler Direction ein Liebhaberconcert gegeben. Wir haben dieſem ein paarmal mit großem Vergnügen beigewohnt. Baron Dalberg, ein Bruder des Statthalters, und Domherr zu Trier, zeichnet ſich bei andern Vorzügen des Geiſtes auch durch große Kenntniſſe in der Muſik aus, und ſeine Compoſitionen ſind gewiß bekannt genug. In dem Hauſe des Statthalters, welches jedem Fremden und täglich einer Anzahl von Bekannten aus der Stadt offen ſteht, lernten wir eine Menge Menſchen von Angeſicht kennen. Heute haben wir in Begleitung des Grafen St. von D. und Gr. Marſchalls die Hauptkirche beſucht, welche durch die große Glocke bekannt iſt, um den hieſigen berühmten Organiſten Kittel zu hören. Eine Viertelſtunde hatten uns die erhabenen Harmonien dieſes geſchickten Mannes beſchäftigt, als wir Hofrath Bode aus Weimar und einen Bekannten aus Kurland bei uns erblickten, die uns bis Erfurt entgegen gekommen waren, und zugleich eine Menge Briefe von entfernten Freunden und Bekannten mitbrachten, welche uns ſchon in Weimar vermuthet und dahin geſchrieben hatten. Wir gingen unter dem Vorwande eines beſſern Standpunktes für die Muſik, tiefer in den Hintergrund der Kirche, ſetzten uns am Fuße eines Altars und laſen einen Theil derſelben. Freude und Gottesdienſt ſind näher verwandt als die Meiſten glauben. Ich fühlte dieſe Wahrheit am Fuße des Altars. Mein Geiſt erhob ſich mit leichten Schwingen zu dem Urquell alles Guten und jeder Kraft,

zu meinem Schöpfer, meinem Vater. O wie erhöht doch der Gedanke an ihn jeden Lebensgenuß. Erheitert kehrten wir in der durch Bode so vortrefflich vermehrten Gesellschaft in das Haus des Statthalters zurück, wo offne Freude unserer wartete und die Reize einer geistreichen Unterhaltung den Tag verkürzten.

Unser deutscher Yorick ist aus seinen trefflichen Uebersetzungen bekannt, allein das Original läßt das in der Entfernung entworfene Bild von ihm weit zurück. Bode hat mich übrigens mit allen dicken Menschen ausgesöhnt, denn er gehört mit vielem Rechte zu denselben; wenn man ihn sieht und hört, sollte man glauben, daß der Umfang und die Feinheit des Geistes auch eine größere körperliche Masse erforderten. Doch wer vermag die Gesetze der Natur zu ergründen, es giebt ja auch kleine Mendelssohne und Kästner, also lege ich die Hände auf den Mund .....

Weimar.

Mein Herz schlug hoch auf, als ich mich in den Ringmauern von Weimar, diesem Sitze so großer Männer, befand. In dem Hause der Gräfin von Bernstorf, welche Elisen und ihrer Begleitung mütterliche Zärtlichkeit erwies, hatten wir auch bisweilen das Vergnügen, die vorzüglichsten Köpfe dieser Stadt versammelt zu sehen. Die persönliche Bekanntschaft mit denselben steigerte größtentheils die Achtung noch, welche mir ihre Schriften eingeflößt. Wieland und Herder sind mir jetzt als zärtliche Gatten und Väter einer muntern zahlreichen Familie doppelt werth; so

hat jeder noch ein beſonderes Verdienſt mehr, das man nur im perſönlichen Umgange auffinden kann. Doch ſcheint es mir bisweilen, als ob der Bezirk einer kleinen Stadt für ſo große Männer zu eng wäre. Starke Stämme müſſen weiten Raum haben, ſonſt zerſchlagen ſich ihre weit umher verbreiteten Aeſte.

Jena.

Ein Beſuch bei Profeſſor Loder, der eine merkwürdige Sammlung von Präparaten hat, und die Bekanntſchaft einiger andern Perſonen, unter welche auch die Dichterin Bohlen gehörte, füllte unſere Zeit nur zu ſchnell aus. Dieſe Frau war uns ſchon vorher durch einige geiſtreiche Aufſätze bekannt, beſonders hat mir der im Deutſchen Merkur, „Männer und Winde" betitelt, ſehr gut gefallen. Allein dieſe Erzeugniſſe ihres Geiſtes erhalten dadurch den größten Werth, daß ſie blos in Augenblicken der Erholung entſtehen und daß dieſe Frau bei der redlichſten Sorgfalt für die Erhaltung und Bildung einer zahlreichen Familie, bei ſehr drückenden Hausſorgen noch Zeit zur Uebung ihrer Seelenkräfte zu erſparen weiß; oft ſoll ſie bei der gröbſten Handarbeit ihren Kopf zur Ausarbeitung eines ſchönen Liedes brauchen, und erſt wenn ihre Hände die Arbeit vollendet haben, daſſelbe niederſchreiben. Ich freue mich, wenn ich ſolche Beiſpiele unter unſerm Geſchlechte anführen kann, damit das nicht für unmöglich gehalten werde, was ich über die Beſtimmung unſres Geſchlechts geſagt habe.

Wälferode.

Wir wurden nach der Rückkehr von unſern Ausflügen hier von unſern Freunden mit einer Freude wieder begrüßt, als wären wir Jahre lang entfernt geweſen. Wie wohl thun dem Herzen ſolche Liebkoſungen, lauſchte nur nicht zugleich im Hintergrunde der wehmüthige Gedanke an die Trennungsſtunde, die kein irdiſch Wiederſehen mehr verſpricht. — Doch weg mit der Vorſtellung! Ich will an der heiteren Gegenwart, ſo lange ſie mir noch lächelt, mich erfreuen. Und wie viel Urſach' hab' ich nicht dazu! Wie viele ſchöne Blümchen ſproſſen auf meinem Wege, ſie ſollen mich aber nicht auf den Pfad der Ueppigkeit führen, obwohl unſre Freunde hier ſich alle mögliche Mühe geben, mich eitel zu machen, meinen kleinen Verſeleien eine Anerkennung ſchenken, die ſie gewiß nicht verdienen. Freund Göckingk ſteht an der Spitze dieſer gegen meine Beſcheidenheit Verſchworenen, und wäre es nicht gar zu ſüß, zuweilen ein ſtill im eignen Garten gepflücktes poetiſches Blümchen den Freunden mitzutheilen, ſo würde ich mir den Genuß gänzlich verſagen. Und darf ich es Strafe nennen, was ich neulich nach einer ähnlichen Mittheilung erfuhr? — Ein junger Dichter, Namens Tiedge, den Vater Gleim bei uns eingeführt und welcher, beiläufig geſagt, ſich ſehr angelegentlich um Eliſas Freundſchaft und die meinige bewirbt, überreichte mir ein Gedicht, das ich mit einigen Schreck entfaltete und mit erröthender Wange das Folgende las.

Epiſtel an Sophien.

Von Tiedge.

Glühten jetzt am ſchönſten Stocke
Roſen, die der Lenz gebar;
Weg damit von Deiner Locke,
Lorbeer ſchmückt Sophiens Haar!

Als in nächtlich ſtiller Stunde
Ich auf meinem Stübchen ſaß
Mit der Ruh im engern Bunde,
Um mich her der Welt vergaß;
Und von Bildern rings umfloſſen,
Mich in manchen Traum verlor,
Sieh da war's um mich, als ſchoſſen
Junge Lorbeerzweig' hervor. —
„Hier im Winter Lorbeerbäume?
„Nun wahrhaftig! Tollre Träume
„Schafft doch wohl die Phantaſie
„Selbſt im Fieberſchauer nie!"
O des Widerſpruchs, der nimmer
Friedlich glauben, ſondern immer
Wiſſen will: „Warum und Wie?"
Nun ſo wiſſ' er, daß man hinter
Seinem Ofen leicht vergißt,
Daß kein ſchöner Lenz der Winter,
Und kein Ellrich *) Paphos iſt.

Weiter nun! — Aus jedem Reiſe
Stieg ein Baum hervor und bald
Flügelten die Winde leiſe
Durch den ſchönſten Lorbeerwald.

*) Ellrich, Stadt im Hohnſteiniſchen, wo Tiedge ſich aufhielt, ehe er ſeinen Wohnort in Halberſtadt nahm.

Girren dichterischer Tauben
Ward auf grünen Zweigen wach;
Und um junge Myrtenlauben
Lispelte so mancher Bach.
Und dazwischen blühten Wiesen,
Wo von Lilj' und Amaranth
Den La Rochen und Elisen
Kränz' ein frommes Mädchen wand.
Horch! Auf einmal! Welches Schweigen!
Heimlich athmet nur die Luft,
Denn Elisens Hymnen steigen
Wirbelnd auf aus Lilienduft!
Feiernd hoben sich die Schwingen
Ihrer frommen Phantasie. —
O mein Herz und Ohr — noch gingen
Sie auf süß'rer Weide nie!

Endlich nahm ich einen jungen
Und bescheidnen Lorbeer wahr;
Schöner blühte nicht — umschlungen
Von Apollo, — Daphnes Haar,
Als sie kaum verwandelt war.
Wem mag dieser Lorbeer blühen?
Fragt' ich, süßer Ahnung voll;
Jung und schon so schön! — „Sophien!"
Flüsterte, glaub ich, Apoll!
Sieh, da brach ich unter'm linden
Lispel einen Zweig, um ihn
In Dein blondes Haar zu winden,
Wo jetzt todte Blümchen blühn.

Als ich nun aus dem Entzücken
Wie aus einem Traum mich wand —
O was Wunder meinen Blicken!
Als ich wahr in meiner Hand,

Um Dir Freundin es zu ſchicken,
Dieſes grüne Zweiglein fand.

Nun zwar ließe ſich noch fragen:
Warum brachte Dir Apoll
Nicht das Kränzchen ſelbſt getragen,
Wenn es Dich umſchmücken ſoll?
O davon weiß ich zu ſagen;
Jene Winterluft iſt ſcharf,
Voller Huſten und Katharren:
Und zur goldnen Leier darf
Sein Tenorton doch nicht ſchnarren.

Um nicht falſche Vermuthungen über den Inhalt zu veranlaſſen, mußte ich das Blatt den Anweſenden Preis geben, doch während ſie daſſelbe überlaſen, entfernte ich mich ſchnell und kam mit der in Eil aufgeſetzten Antwort zurück, die trotz der Proteſtation Tiedges ſich einer beifälligen Aufnahme von Seiten der Frauen und beſonders meiner Eliſa erfreute, die vorzüglich mit den letzten Zeilen meiner Entgegnung zufrieden war. Sie möge hier auch als Ergebniß des Augenblicks eine Stelle finden.

Antwort an Tiedge.

Laß meine Blümchen mir im Haar;
Der Lorbeer — Freund! bringt nur Gefahr.
Der Schwindel plagt ein ſchwaches Haupt,
Wenn friſcher Lorbeer es umlaubt.
Die Bruſt ſchwillt hoch vom Stolz empor!
Er ſchwächt das Auge, ſchwächt das Ohr
Gerechten Tadel zu verſtehen,
Und eigne Mängel einzuſehn.

Beim Hauch aus meiner Blümchen Mund
Bleibt aber jeder Sinn geſund,
Und iſt mir je ein Lied gelungen,
So hat es nur mein Herz geſungen.
Ins Heiligthum der Harmonie
Kam ich mit meiner Leier nie.
Drum dünkt es mich, der Dichter Gott
Treibt mit dem Lorbeer doch nur Spott.
Nimm Du ihn hin — Dein Traumgeſicht
Verdient den Lorbeer als Gedicht.

Wülferode.

Halberſtadt iſt zwar der vornehmſte Ort in dem Fürſtenthum gleiches Namens, aber weder groß noch ſchön. Wie es aber Menſchen giebt, welche ohne dieſe Eigenſchaften unſre Liebe gewinnen, ja unſre ganze Seele einnehmen, ſo finde ich dieſen Ort ſehr anziehend. Die ſchöne ihn umgebende Natur hat wahrſcheinlich den größten Theil an dieſem Zauber, vielleicht auch die Gegenwart Vater Gleims, dieſes Lieblingsdichters der Frauen. Wie würden ihn Alle lieben, wenn ſie ſehen könnten, wie er in ſeinem ſieben und ſechzigſten Jahre noch die Lebensmunterkeit eines Jünglings beſitzt; bald wie ein Cato mit Männern ernſte Worte ſpricht, bald als ein zärtlicher Anacreon unter Scherz und Spiel den Mädchen ſanfte Empfindungen und Liebe zu den Muſen einzuflößen weiß. Durch Gleims Vermittlung wurden wir auch in dem Hauſe des Herrn Domdechanten von Spiegel bekannt. Dieſer freundliche Greis liebt Freude und Geſelligkeit, und jeder Fremde iſt ihm in ſeinem Hauſe willkommen. Er hat einen großen Theil ſeines Vermögens dazu

angewendet, verſchiedene kahle unfruchtbare Hügel unweit der Stadt zu Gärten und Luſtgefilden umzuſchaffen. Dieſes geſchah zu einer Zeit, wo das Brot im Halberſtädt'ſchen ſehr theuer war; viele Arbeitsleute konnten ſich nicht einmal für das bloße Brot vermiethen und hätten der Hungersnoth unterliegen müſſen, wenn nicht Spiegel auf den wohlthätigen Gedanken gekommen wäre, das große Werk zu unternehmen, welches hundert Hände in Bewegung ſetzte, ihren Unterhalt zu verdienen.

Meine Agnes fragt mich in ihren Briefen dringend, ob ich den ſanften Klamer-Schmidt und ſeine ſo oft beſungene Wiſa geſehen habe? daß ich ſchon aus der Art zu fragen, ihre Abſicht errathen kann. Sie möge es nur geſtehen das liebe Mädchen, daß ihr Herz heimlich den Triumph einer ſo zärtlich beſungenen Liebe von mir zu leſen erwartet. Sie fand mich oft ungläubig gegen die Sprache der Dichter, wenn ſie von ihren Flammen ſangen; doch ich will ſo großmüthig ſein und ihr bekennen, daß Schmidt eine Ausnahme hierin macht, ſo ſchwer es einem Frauenzimmer auch fällt, eine gewagte Behauptung zurückzunehmen. Er lebt jetzt mit ſeiner Wiſa ſchon einige Jahre in der Ehe noch ſo zärtlich als am erſten Tage ſeiner Liebe. Dies Beiſpiel allein könnte Halberſtadt berühmt machen, wenn das wahre Glück, nicht gleich dem wahren Verdienſt, die Stille liebte.

Wülferode.

Unſre liebe Einſiedelei iſt in dieſen Tagen durch einen angenehmen Beſuch belebt worden. In Sturm und Schnee-

einem bürgerlichen Mädchen, und verrieth mich, eifersüchtig auf die Ehre ihrer Familie, meinem Oheim. Ich ward nach Hofe gerufen, wo er lebte. Meine Liebe war nicht das einzige, was mich seinen Blick scheuen machte. Ich hatte bedeutende Schulden theils durch die Lust, andere zu verdunkeln, theils durch unbedachtsame Großmuth; sie zu tilgen war mir selbst unmöglich, und so ward ich abhängig von der Güte des Mannes, dessen Erbe ich war. Wenn diese Gedanken mich mitten im Genusse des Glücks überraschten, so entfernte ich sie absichtlich, und hoffte auf einen günstigen Zufall, meinen Oheim für meine Wünsche zu gewinnen. Es wäre möglich gewesen, daß meine Hoffnungen sich erfüllt hätten, wäre die Decke nicht zu zeitig von meinem Entwurf gefallen — jetzt waren sie vernichtet, und ich ward zum Verräther.

Die drohende Stimme des beleidigten Stolzes empfing mich. Mein Oheim schwur mir Enterbung, wenn ich die Ehre der Familie verletzte, und legte mir eine Berechnung meiner Schulden vor, vor der mein väterliches Erbe in nichts zerschmolz. Ich sah in einen Abgrund. Genügsam mit den Trümmern meines Vermögens mir selbst zu leben, dazu fehlte mir der Muth. Im Ueberfluß erzogen und an alles gewöhnt, was das Leben verschönert, würde ich es nicht mehr lieben können, wenn das Schicksal mich zwänge, ein trübes Alltagsleben ohne Abwechslung von einem

gestöber erscheint Vater Gleim vor unsrer Hausthür, von einem jungen Manne begleitet, der Göckingks Vetter ist. Gleich gerieth unsre kleine Colonie in die lebhafteste Bewegung, um den guten Pilgern die freundlichste Aufnahme zu bezeigen. Unsre Gäste ließen sich diese gefallen und verlängerten ihren Besuch um einige Tage, die uns als kurze und flüchtige Stunden vorkamen. Auch die Musen erschienen mit dem deutschen Anacreon in unserm kleinen Thale. Sie haben Wettgesänge angestimmt und Myrtenkränze um seine Schläfe gewunden. Doch traten sie bescheiden zurück, wenn der Greis ihrer Spiele müde war und Geschichten der Vergangenheit erzählte, und den Schauplatz von Friedrichs des Einzigen großen Thaten betrat; oder wenn Elisa mit Begeisterung von ihrem verstorbenen Bruder sprach, dessen Jünglingsalter so manche männliche Tugend auszeichnete. Sein früher Tod, welcher, außer seinem Vaterlande, in Straßburg erfolgte, ward die Ursache von Elisens Kränklichkeit; durch diese sah sie sich zu der Reise ins Bad genöthiget, und folglich war sein Tod auch die erste Veranlassung unsrer in Deutschland gemachten Bekanntschaften und aller neuen Vorstellungen, die unsre Seele dadurch erhalten hat. Diese werden auf unser künftiges Leben Einfluß haben; wer kann das Ende der Folgen absehen, sie erstrecken sich in die ganze Dauer unsrer Existenz hinaus. Mit kindlichem Herzen gegen die Vorsehung wendet Elisa ihr Auge meistens nur auf die guten Folgen ihrer traurigen Begegnisse. Wo sie sich hier auf Erden nicht entdecken lassen, blickt sie mit Zuversicht über das Grab hinaus. Dieser Glaube giebt

ihr den immer heiteren ſtillen Sinn, der ihrer thätigen Tugend den Kranz aufſetzt. Ich finde keinen größeren Beweis für unſere Unſterblichkeit, als eben dieſe ewig fortgehenden Folgen.

Eben ſind Eliſa, Julie, Göckingk und Amalie von ihrem Spaziergang zurückgekommen und fordern mich auf, in den Garten zu gehen, wo wir alle einige Kaſtanien ſtecken ſollen, welche einſt als Bäume von unſerm Aufenthalt in dieſer angenehmen Einſiedelei Zeugniß ablegen ſollen. Schwerlich werden wir ſelbſt ihres Schattens genießen, ihre Blüthe fällt vielleicht ſchon auf mein Grab.

Wülferode.

Wahrlich ich glaube, unſer lebensfriſcher und geiſtig jugendlicher Vater Gleim würde ein Jüngling bleiben und wenn er Methuſalems Alter erreichte. Wie iſt es nur möglich, frage ich mich oft, wenn er in ſeiner Liebenswürdigkeit ſich unſeres Weſens bemeiſtert, daß ein Mädchen dieſem vortrefflichen Manne, der die ſeltenſten Eigenſchaften des Geiſtes und Herzens beſitzt, hat untreu werden können, und noch dazu in der Blüthenzeit ſeines Lebens? Und doch iſt es ſo! Er ſah ſich von der, welche er mit der vollen Glut ſeines Herzens liebte, die er zu ſeiner Gattin wählen wollte, hintergangen und getäuſcht, und dieſe bittre Erfahrung beſtimmte ihn, ehelos zu bleiben. Als ich die Geſchichte erfuhr, war es mir faſt ärgerlich, daß jenes Mädchen, ſo wie ich, Sophie hieß. Allein Vater Gleim hat mich

jetzt darüber beruhigt und mir versichert, daß ich ihn mit dem Namen versöhnt habe. Dennoch bedient er sich desselben selten, wenn er mit mir oder von mir spricht und nennt mich dafür Beckerin, was nicht hübsch klingt, was er aber melodisch in einer scherzhaften Epistel zu machen wußte, die er mir heute zugesendet. Ein Charakterzug, ich möchte nicht gern sagen, eine Schwäche seiner leidenschaftlichen Freundschaft spricht sich darin als eifersüchtige Regung so ergötzlich aus, daß man ihn wirklich dafür um so mehr lieben muß. Ich copire die Epistel mit einem wahren Vergnügen für meine Freunde, denn sie selbst werde ich als eine Reliquie bewahren. Meine Antwort darauf ist auch schon niedergeschrieben und der Bote nimmt sie morgen mit nach Halberstadt. Hoffentlich wird sie ihren Zweck nicht verfehlen.

Epistel an Sophien.

Von Gleim.

Herzliebe Beckerin!
Daß ich von Euch so weit
Hier Zellbewohner bin,
Das thut mir schmerzlich leid
Denn wär ich's nicht, noch heut
Zög' ich zur rechten Zeit
Mit meiner Traurigkeit
Und Eifersucht und Neid
Nach Wülferode hin,
Und holte Heiterkeit,
Scherz und Zufriedenheit
Von Euch und freien Sinn.
Herzliebe Beckerin!
Ich weiß nicht, wer ich bin,

Ob Tiger oder Bär?
So ſchwarz iſt's um mich her!
Ich ſehe nicht Jaemin,
Nicht Roſ' und Veilchen blühn.
Ich ſehe Hagedorn,
Buchsbaum und Ritterſporn!
Herzliebe Beckerin!
Ich gräme, gräme mich
Zu Tode noch, daß ich
Herr Klamer-Schmidt nicht bin,
Nicht ſo geliebt wie er. —
Herzliebe Beckerin!
Ich weiß nicht, wer ich bin?
Ob Tiger oder Bär,
So ſchwarz iſt's um mich her.

Antwort an Gleim.

Von Sophien.

Was hab' ich denn, Du böſer Mann,
Was hab' ich Dir wohl Leids gethan,
Daß Du den Feind, der tief verſteckt
In meinem Buſen ſchlief, geweckt.
O wär'ſt nur Bär und Tiger Du,
So bliebe doch mein Herz in Ruh!
Du frägſt nach, — wie von Schuld befreit, —
Des Feindes Namen? Eitelkeit
Heißt er. Du kennſt ihn von Geſicht,
Doch ſeine Macht, die kennſt Du nicht.
Denn ſtets hat er wie Fama ſagt,
Sich nur an Frauenvolk gewagt.
Hör' nur, was er dem armen Blut
Für Schaden und für Arges thut.

Das Auge ſieht bei hellem Licht
Der Wahrheit göttlich Bildniß nicht.
Das Ohr verkennt der Stimme Klang,
Nimmt Froſchgequake für Geſang.
Der Mund lobt immer nur das Ich,
Und tadelt Andre meiſterlich.
Des Herzens edelſtes Gefühl,
Die Liebe, wird ein Puppenſpiel.
Kurz, alles edle ſchöne Sein
Verwandelt Eitelkeit in Schein.
Was hab' ich Dir, Du böſer Mann,
Was hab' ich Dir denn Leids gethan,
Daß Du den Feind, der, tief verſteckt,
Im Buſen ſchlummerte, geweckt?
Dich plagt die Eiferſucht, der Neid,
Und mich durch ſie die Eitelkeit.
Dich Freund kann ich ſogleich befrei'n,
Doch wer, wer mag mein Retter ſein? —
Vernimm! Je mehr das Herz empfand,
Je enger wird der Zunge Band;
Bleib wer Du biſt — ich liebe Dich,
Und freue Deiner Liebe mich.
Laß Gram und Grillen von Dir ziehn!
Sieh wieder Roſ' und Veilchen blühn,
Komm laß die düſtre Zelle ſein,
Dein warten Mädchen hier und Wein.

Wülfersdorf.

Göckingks Vetter, der Referendarius Schwarz, den Vater Gleim neulich bei uns einführte, iſt mein leidenſchaftlicher Verehrer geworden. So viel ich ihn nach der kurzen Zeit unſerer Bekanntſchaft beurtheilen kann, iſt es ein achtungswerther Mann, der viel Geiſt, Talent und Gefühl

aber auch Charakterstärke und männlichen Stolz besitzt. Dies sind für mich allerdings sehr anziehende Eigenschaften, und ich muß mir selbst gestehen, daß bei der Aufmerksamkeit, die er mir bewies, ein Gefühl von Dankbarkeit dafür in meiner Brust sich regte. Allein mein Herz ist völlig ruhig und mein Verstand wird mich vor einer Verbindung warnen, die mich in sehr drückende Verhältnisse versetzen könnte. Ich darf nur an die Zärtlichkeit meiner Eltern denken, an die Liebe meiner Geschwister, meiner Elisa und so mancher andern Freunde, die mich in meinem Vaterlande beglückt — aber auch zugleich fesselt. Indessen leidet mein Herz bisweilen von der Furcht, die Ruhe einem Manne geraubt zu haben, dem ich die vollkommenste Zufriedenheit wünsche, und wenn mein Stolz sich einen Augenblick bei dem mir ertheilten Vorzuge gefallen will, so wünscht doch mein beßres Ich sein Gefühl bis zur gewöhnlichsten Empfindung für unser Geschlecht herabstimmen zu können, weil er dabei glücklicher sein könnte.

Halberstadt.

Kaum blickte die Morgensonne in unser Schlafgemach, so trat auch schon die wirthliche Gleminde*) mit dem freundlichsten Morgengruß in die Thür desselben, fragte wie wir geruht hätten und lud uns zum Frühstück ein. Wir eilten mit ihr in Gleims Stube, wo wir alles bereit fanden, den Morgen mit Erfrischungen für Leib und Geist zu genießen.

---

*) Gleims Nichte.

Nie werde ich sie vergessen diese reizenden Morgenstunden, welche uns hier allzu schnell entflohn.

Da das Wetter während der Zeit unsres Aufenthaltes in Halberstadt so günstig war, so habe ich verschiedene Gegenden der Stadt besehen, auch einige Klöster besucht. In einer Franziskanerkirche, welche man uns zeigte, trat einer von den Mönchen zu mir, dem man gesagt hatte, daß ich bald nach Karlsbad reisen würde, und trug mir sehr angelegentlich an einen seiner Ordensbrüder im Kloster Ossegk einen Gruß auf. Ich mußte heimlich über die geringe Welt- und Menschenkenntniß dieses armen Bruder Franz lachen, denn es schien ihm gar nicht in den Sinn zu kommen, daß ein junges Frauenzimmer, unter tausend neuen Gegenständen und Zerstreuungen, am Ende den ganzen Bruder Franz, wie vielmehr seinen Gruß, vergessen könnte. Ob man sich besser dabei befindet, wenn dieses einfältige Zutrauen zum Menschen durch größere Weltkenntniß verschwindet, will ich nicht entscheiden — aber man ist wenigstens vor Betrug sicherer. Sehr schnell waren für uns die Tage verflossen, welche wir in Halberstadt zubringen konnten. Gleim versprach uns noch in Leipzig zu sehen. Es ist gut bei Trennungen der Seele irgend ein Bild der frohen Zukunft vorzuspiegeln. Schmidt war dem Abschiede stillschweigend aus dem Wege gegangen, und hatte sich aus der Gesellschaft geschlichen. Fischer *) blieb seinen Gedanken darüber treu:

*) Rector der Stadtschule zu Halberstadt, ein vielseitig gebildeter Mann, zu Gleims vertrautesten Freunden gehörend.

„Wiſſet mit heiterem Sinn und vollem Verſtande
Lieb ich Trennung von Freunden nur.“

Schwarz begleitete bis Silſtädt unſern Wagen zu Pferde. Mit einiger Theilnahme bemerkte ich ſeinen Schmerz, mit dem er von uns ſchied, und bat den Himmel, ihm die Ruhe des Herzens wiederzugeben.

Wülferode.

Göckingk hat Urlaub erhalten, das Bad zu gebrauchen, und wird uns mit ſeiner Amalie auf der Reiſe nach Karlsbad Geſellſchaft leiſten. Auch Schwarz hat ſich zu dieſer Reiſe Erlaubniß vom Hofe erbeten und auch erhalten, es würde ihm aber wohl ſchwer fallen, den Vorwand ſeiner Kränklichkeit zu dieſer Badereiſe zu beweiſen, indem er einer ſehr feſten Geſundheit genießt. Ich ſehe wohl ein, daß ſeine Leidenſchaft ihn mir nachzieht, aber iſt es nicht thöricht, dieſer Nahrung zu verſchaffen, da der Ausgang ſo ungewiß iſt? Doch vielleicht lehrt ihn eine längere Bekanntſchaft mit mir, daß mein wahres Ich dem Bilde weit nachſteht, welches er ſich von mir entwarf, vielleicht zieht ſich ſeine Empfindung durch genauere Kenntniß meines Weſens in die Schranken einer edlen Freundſchaft, zurück. Mir ſcheint es auch, daß ich mehr zur Freundſchaft als zur Liebe geſchaffen bin; mein Herz liebt die Ruhe — kann dieſe mit einem ungeduldigen Treiben der Liebe beſtehen? Ich habe in meiner frühen Jugend einmal die Liebe mit ihrem ganzen Gefolge von himmliſchen Freuden und bitteren Schmerzen erfahren. Die wohlthätige Hand der Vorſehung heilte mein

Herz, die reinſte Freundſchaft kam, mich über jenen Verluſt zu tröſten — ſeitdem habe ich mein Herz gegen Amors Pfeile verwahrt. Nach meiner jetzigen Ueberzeugung gehört die leidenſchaftliche Liebe nicht in den Plan einer glücklichen ehelichen Verbindung — gegenſeitige Hochachtung und übereinſtimmende Geſinnungen über die Haupt-Gegenſtände menſchlicher Erkenntniß ſind hinreichend, ein ſehr angenehmes geſellſchaftliches Band zu knüpfen. Kömmt noch ähnliche Liebhaberei in ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften dazu, deſto beſſer!

Wülferode.

In wenig Tagen reiſen wir von hier ab. Schwer, ſehr ſchwer wird uns der Abſchied werden. Geſtern war, wahrſcheinlich zum letztenmal für dieſes Leben der Kreis unſrer lieben Halberſtädter Freunde vollzählig um uns verſammelt. Unſere Stimmung trug die Farbe der Wehmuth, die aber ſanft verklärt durch eine erhebende Vorleſung wurde. Tiedge war unter uns und hatte Bruchſtücke eines großen, von ihm verfaßten, aber noch nicht beendeten Gedichtes mitgebracht, deſſen Thema, die Idee der Unſterblichkeit, eine herrliche Ausführung ſchon in den einzelnen Geſängen verſpricht, die er uns mit ſeiner melodiſchen Stimme vortrug und wovon wir alle tief bewegt uns fühlten.

Als ich am Abend vom Schauer des nahen Abſchiedes ergriffen, am Fenſter meiner Schlafkammer einſam ſtand und auf die reiche Landſchaft um mich her meine naſſen Augen richtete, entſtieg ein Abſchiedslied meiner Seele, das,

wenn auch nur unvollkommen die Gefühle derſelben ausſprechend, doch ein Zeugniß davon geben wird.

Abſchied von Wülferode.

Du ſüßer Wohnſitz ſtiller Freuden,
Gehab Dich wohl, auf immer wohl!
Mit Thränen muß ich von Dir ſcheiden:
Der Mund verſtummt, das Herz iſt voll.
Es ruft aus Deinen ſtillen Mauern
Mich Vaterland, Natur und Pflicht.
Ich folge — doch Dich nicht bedauern,
Und Dich vergeſſen — kann ich nicht.

Entblößt von allem Kunſtgepränge
Schmückt die Natur Dich mütterlich.
Rund um Dich her ſtehn im Gedränge
Die Berge Gottes, königlich.
Von ihrem Scheitel ſteigt der Morgen
Mit ſüßem Jägern in Dein Thal;
Durch das in Moos und Gras verborgen
Dein kleiner Bach ſich heimlich ſtahl.

Wenn Abenddämmrung die Gefilde
Und leicht Gewölk den Mond beziehn,
Die Phantaſie in dieſem Bilde
Den Sitz der Helden Fingals ſieht.
Doch auf des Geiſtes Schwingen kommen
Gedanken an das nahe Grab,
An Freunde, die der Tod genommen,
Und die ein ſeltnes Glück uns gab.

In dieſem ſeelenvollen Kreiſe
Stehſt Du vor Allen, edler Mann!
Durch Jahre nicht, durch's Leben weiſe. —
Hier war's, wo wir zuerſt Dich ſah'n.

Tage mühsam zum andern zu fristen. Mein Kampf war schrecklich, Susannens liebevolle Briefe erschwerten ihn, aber das Geräusch des Hofes, das Gefühl, für eine Laufbahn geboren zu seyn, aus der die Verbindung mit Suschen mich gewaltsam risse — und tausend festgewurzelte Begriffe, von der Liebe nur für kurze Zeit ausgerottet, machten mich zum Sieger. Man erregte absichtlich diese Gedanken, man verflocht mich in Zerstreuungen, meine Liebe ward mit verächtlichen Namen gebrandmarkt, und ihr Gegenstand nach und nach, ohne daß ich es gewahr ward, herabgewürdigt. Reizende Mädchen, mit allem geschmückt, was die große Welt der Anmuth und Schönheit leiht, wurden dem halberloschnen Bilde in meiner Brust gegenübergestellt, keine Zeile von Suschen erreichte mich mehr — ich, der Neffe des Günstlings, ich — den selbst die Fürstin ungern in ihren Zirkeln vermißte, fing an zu erröthen, wenn ich meines Plans und meiner Liebe dachte. Mein Oheim las in meiner Seele, noch einmal stellte er mir mit väterlicher Güte meinen Fehler vor, ein Brief an Suschen, der unser Band zerriß, war der Preis seiner Vergebung und Hülfe — und ein treues Herz ward der Erhaltung meiner Güter, dem Ruhme meiner Ahnen geopfert.

Anna! aufrichtig, wie vor dem ewigen Richter, habe ich zu Ihnen gesprochen, könnte ich sehen, ob Ihr mildes Auge noch einen Blick der Güte für mich

O Freund! Uraniens Geweihter,
Wie hoch ſchlug unſer ahnend Herz!
Wir ſtanden ſchweigend da; doch heiter
Sah unſer Auge himmelwärts.

Zum Tempel ward die kleine Hütte,
Des Dankes Altar die Natur,
Unplötzlich trat aus ſeiner Mitte
Die Göttin ſelbſt in unſre Flur.
Mit ihr trat Heiterkeit und Friede
In ſchweſterlicher Einigkeit.
Des Reiſens, ſprach ſie, bin ich müde,
Ich bleibe hier auf Lebenszeit.

Du ſtiller Wohnſitz weiſer Freuden,
Die Liebe nur und Tugend giebt,
Auf immer ſoll ich von Dir ſcheiden,
Bis auch dies Herz in Staub zerſtiebt.
Ach würde doch von meinem Hügel
In einer feierlichen Nacht
Ein Theil von mir auf Windes Flügel
Hieher in Deinen Schoos gebracht.

Dresden.

Wenige Stunden nach unſrer Ankunft erhielten wir einen Beſuch von dem jungen Grafen Brühl *) und ſeinem Lehrer, Herrn Kettner. Die beiden Herren waren vom Grafen Brühl und ſeiner Gemahlin nach Dresden abgeſandt, unſre ganze Reiſegeſellſchaft auf den andern Tag nach Seifersdorf einzuladen. Es läßt ſich leicht denken, daß Keiner zurückblieb und daß Freude und Sehnſucht uns früh aus

*) Starb als Generaldirector der königlichen Muſeen in Berlin.

unſern Zimmern in den Wagen trieb. Um zwölf Uhr Mittags befanden wir uns ſchon in dem reizenden Seifersdorf und wurden von den Beſitzern mit rührender Zärtlichkeit empfangen. Mit welcher innigen Empfindung grüßte mein Herz jeden Baum, jedes Blümchen des reizenden Thals, das der Mai mit neuer Schönheit geſchmückt hatte. Die hinzugekommenen Mitglieder unſrer Geſellſchaft wurden, wie wir, das erſtemal von den verſchiedenen Monumenten und überraſchenden Anlagen des Ortes in Erſtaunen und in eine gewiſſe ſüße Rührung verſetzt. Tina und ihr liebenswürdiger Gemahl hatten indeß für Eliſen eine neue Ueberraſchung veranſtaltet. Sie befand ſich mit Tina und ihrer Reiſegeſellſchaft auf einem Raſenplatz, der von dem Flüßchen des Thales umſtrömt wird, als die reizendſte Muſik von fern ſich hören ließ. Alle wandten ſich nach dem Orte hin, von woher ſie zu kommen ſchien, und bald ſah man auf dem Waſſer einen Kahn daher ſchwimmen, der mit einer Gruppe von Schäfern und Schäferinnen beſetzt war, die in ihrer idealiſchen Tracht, mit friſchen Blumengewinden geſchmückt, einen reizenden Anblick gewährten. Der Graf ſelbſt machte den Charon, indeſſen ſein Sohn, ſchön wie Adonis, der Anführer des Chores war. Sobald der Kahn landete, ſprang die frohe Schäfergruppe tanzend auf die grüne Wieſe, und ſtreute ſingend der theuren Eliſa die ſchönſten Frühlingsblumen. Wie ſehr fühlte das zärtliche Herz dieſer vortrefflichen Frau in jeder ihr geſtreuten Blume das Glück geliebt zu ſein. Ihre Seele blickte uns in ihren Augen an, und dieſe ſprachen durch ſanfte Thränen ihre

Gefühle aus. Es herrſchte in der ganzen Geſellſchaft Stille, und doch war dieſes Schweigen ſo beredt, ſo deutlich ſprachen Augen und Geberden. Der ſchöne Schäfertrupp wallfahrtete nunmehr, unter des jungen Grafen Anführung, zu allen Monumenten des Thales, wohin unſre Geſellſchaft immer folgte. Das letzte Monument war der Altar, der allen guten Menſchen geweiht iſt. Hier ſang Tina mit ihrem Gatten und Sohne Lieder, die ſich auf die gegenwärtigen Umſtände bezogen. Sie beſangen die Freuden der Liebe, des Wiederſehens, den Schmerz der Trennung und des nahen Abſchiedes. Wir Reiſenden ſaßen am Fuße des Altars, und ſo manche warme Thräne netzte das friſche Moos deſſelben. Der gütige Graf, welcher den ernſten Ton unſres Vergnügens etwas umſtimmen wollte, verwandelte bald die ganze Scene: Plötzlich erhob ſich ein Jauchzen und ein Jubeln rund um uns her und machte das ganze Thal widerhallen. Von allen Anhöhen herab kamen frohe Landleute mit Geſang und Saitenſpiel, der Graf ſelbſt war bald bei dieſem, bald bei jenem Haufen derſelben, führte ſie alle zu dem für ſie beſtimmten Tanzſaal und eröffnete den Ball mit einem raſchen Bauermädchen. Es war gerade des jungen Grafen Geburtstag, und ſeine würdigen Eltern haben veranſtaltet, daß jährlich an dieſem Tage die ganze Bauernſchaft ſich vergnügen kann, um dadurch in die Herzen der Unterthanen Liebe für ihren künftigen Gutsherrn zu pflanzen. Der junge Graf war indeſſen ſelbſt beſchäftigt, die Bauerknaben von ſeinem Alter zu bewirthen und mit Spielen zu vergnügen. Sein Lehrer half ihm hierbei als Freund,

und verhinderte durch ſeine Gegenwart alle ſchädliche Ausgelaſſenheit, welche ſich bei einem Haufen rascher Bauerkinder einſtellen könnte. Wir blieben bis zum Sonnenuntergang beiſammen in dem ſchönen Thale, da der kühlende Thau die ſchwächlichen Glieder unſrer Geſellſchaft ins Zimmer trieb und wir geſunderen folgten nach, denn mehr als die reizende Natur iſt unſerm Herzen der Umgang edler Menſchen. Als wir den andern Tag nach Dresden zurückkehrten, fanden wir Schwarz vor, der nunmehr auch ein Glied unſerer Karavane nach Karlsbad wird. Ach, ich fühle es nur zu ſehr, daß ich von ihm geliebt werde, denn in der Lage, in welcher ſich Schwarz befindet, konnte nur Liebe ſolche Schwierigkeiten überwinden, und doch weigert ſich mein Herz noch, ihm für dieſe Aufopferung zu danken; ſo lange ich noch nicht weiß, ob ich mich ganz dem Gefühl der Dankbarkeit überlaſſen kann. Diesmal fällt der Abſchied von hier uns nicht ſo ſchwer, weil Graf Brühl mit ſeiner Gemahlin auch nach Karlsbad reiſen will und wir alſo die frohe Hoffnung des Wiederſehens mit uns nehmen.

Karlsbad.

Die Zahl der Badegäſte ſoll dieſen Sommer ſehr beträchtlich ſein, wie die Einwohner bemerken. Das größte Vergnügen iſt hier das Spazierengehen. Man iſt in der Wahl ſeiner Geſellſchaft ziemlich zwanglos, und kann ſich auch ganz allein im Freien bewegen, ohne daß dies auffällt oder ungünſtige Urtheile und Auslegungen veranlaßt. Wie oft, wenn mein Herz von mannigfaltigen Beklemmungen

erfüllt iſt, bediene ich mich dieſer angenehmen Freiheit. Schwarzens Liebe wird täglich ernſthafter, er hat es mir deutlich erklärt, daß ſeine ganze künftige Glückſeligkeit von meinem Beſitz abhängt. Sein Charakter iſt mir ſchätzbar und ſchon iſt mein Herz mit zärtlicher Beſorgniß um ihn erfüllt. Doch würde ich zufrieden ſein, wenn er ohne mich überhaupt glücklich werden könnte. Weil ich jede voreilige Verbindung in dem Verhältniſſe eines abhängigen Frauenzimmers für unüberlegt und ſchädlich halte, ſo habe ich ihm offenherzig erklärt, daß ich durchaus bis zur Rückkehr in mein Vaterland frei bleiben wollte, und ihn, ſeiner Zärtlichkeitsverſicherungen ungeachtet, für eben ſo frei halten wollte, mich zu vergeſſen, wenn ſeine Neigung ſich mit der Zeit ändern ſollte. Seit dieſer Erklärung wird nicht mehr von Liebe geſprochen, und in der That ſagt mir meine Selbſtkenntniß und mein Spiegel, daß ich leicht zu vergeſſen bin. Vielleicht thut die Entfernung in kurzer Zeit, was jetzt alle Gründe nicht ausrichten. Meine theure Eliſa bekam heute die unangenehme Nachricht, daß der Graf von Medem, ihr geliebter Vater, einen Anfall vom Schlagfluſſe gehabt. Sie fühlt den Schmerz einer zärtlichen Tochter und mein Herz theilt ihn. Auch ich habe noch einen geliebten Vater, für deſſen Verluſt ich bei ſeinem hohen Alter zittre. In dieſer traurigen Stimmung gingen wir zur Gräfin Brühl; ſie hatte Muſik veranſtaltet und wußte durch die Zauberkraft dieſer Tochter des Himmels das Bittere unſerer Empfindungen abzuleiten. Mich nöthigte ein ungewöhnlicher Kopfſchmerz heimlich die Geſellſchaft zu verlaſſen.

Der kleine ſchmerzhafte Anfall am Kopfe machte mich ein paar Tage recht krank. Ich hielt ihn für Schlagfluß und machte mich ſchon zu meiner Abreiſe von dieſer erſten Schule meines Daſeins in eine zweite Claſſe bereit; aber unſer Arzt wußte der Krankheit bald den Abſchied zu ſchreiben. Schwarz übernahm das Geſchäft eines Krankenpflegers, und wußte mir die vorgeſchriebene Medizin ſo nachdrücklich zu empfehlen, daß ich, wenigſtens aus Artigkeit, gute Miene zum böſen Spiel machen mußte. Nun iſt wieder alles in Ordnung und wir reiſen in wenigen Stunden von hier ab. Als Eliſas Entſchluß bekannt worden, hatten alle unſere Bekannten und Freunde ſich das Wort gegeben, den geſtrigen Abend gegen Sonnenuntergang auf der Lorenzo-Kapelle zu erſcheinen, welche auf einem Hügel liegt, der die Stadt beherrſcht und eine ſehr ſchöne Ausſicht gewährt. Graf Brühl hatte in aller Stille inmitten auf der Anhöhe eine Laube von Tannen errichten laſſen, welche folgende Inſchrift über dem Eingange trug:

Und lernten wir uns denn für dieſe Welt nur kennen,
Wo uns ſo kurz die Sonne ſcheint?
Wir finden einſt wenn jeder ausgeweint
Uns wieder, um uns nie zu trennen.

In der Laube war ein kleiner Altar aufgeſtellt, den friſche Blumen ſchmückten. Als ſich nun die Geſellſchaft auf dem anmuthigen Hügel verſammelt hatte, hörte man wie von fern her eine ſanfte Muſik, eine Veranſtaltung des Grafen und der Gräfin, und bald ſtimmten ſie beide einen

Geſang an, der mit großer Gewalt in jedes Herz drang. Der Abendhimmel röthete ſich und färbte jedes Antlitz, die Natur hüllte ſich in Dunkel und feierliche Stille goß über die Verſammlung ſcheidender Freunde den wehmüthigſten Ernſt. — Man ſahe ſich an; hier floß eine Thräne, dort arbeitete ſich ein Seufzer aus der Bruſt hervor. Ein Abſchiedslied ertönte, — die Männer drückten einander die Hände; — Wir ſehen uns wieder, ſo ſprach mancher Mund, ſich und dem Freunde zum Troſt. Indeſſen ſchlich ſich einer nach dem andern heimlich davon. Mein Herz wurde von tauſend Sorgen gefoltert, denn ach — am Fuße des Hügels ſaß der gute Schwarz allein mit ſeiner Liebe, von einer Traurigkeit niedergedrückt, die nah an Verzweiflung gränzte. Mein Bruder *), welcher ſein Freund geworden, konnte ſein Leiden nicht länger anſehen; er führte ihn mit einer Art von Gewalt zu mir und ſagte: „Sophie, liebſt Du ihn, wie er Dich? ſo gieb ihm die Hand, das Leben iſt kurz, man muß es genießen!“ Ein Donnerſchlag waren mir dieſe Worte, denn ich fühlte nur zu tief, daß nicht Ueberlegung, ſondern lebhaft erwachtes Mitgefühl ſie dem Munde dieſes lieben Bruders entriſſen hatten. „Schwarz verlangt von mir nichts Unbeſonnenes,“ war meine zitternde Antwort, und ich ſuchte dieſen gefährlichen Ort ſo bald als möglich zu verlaſſen, wo alles darauf eingerichtet war, das Gefühl zu ſpannen. Meine theure Eliſa fand ich ſchon im Quartier

*) Er war als Hofmeiſter der Söhne eines kurländiſchen Edelmanns mit dieſen nach Karlsbad gekommen.

und wie froh war ich bei dem Anblick dieſer edlen Freundin, daß ich mich noch frei von jeder Verbindung erhalten hatte. Es ſcheint mir überhaupt, daß die Zeit des Mädchenſtandes zum innigen Genuß der Freundſchaft am geeignetſten iſt. Ich will dies Glück genießen, ſo lange Pflicht und Vernunft es mir erlauben, will meine Eliſa zurück in mein Vaterland begleiten und in dem ſtillen Kreiſe meiner Eltern, Geſchwiſter, Blut- und Herzensverwandten froh ſein. Auch Schwarz hat ja noch eine liebende Mutter; die ſeine Rückkehr mit Sehnſucht wünſcht; er hat Geſchwiſter, die Entfernung wird ihn über meinen Verluſt beruhigen. Ich werde mein aufkeimendes Gefühl der Zärtlichkeit in den Buſen meiner Freundinnen ergießen, und wenn Sehnſucht in meinem Herzen erwacht, in das ehrwürdige Antlitz meiner Eltern ſchauen. Man ruft, daß alles bereit iſt. Lebe wohl Karlsbad!

Baireuth.

Unſre Reiſe von Karlsbad hieher iſt ziemlich glücklich von Statten gegangen. In Eger nahm Schwarz Abſchied von uns, um nach Hauſe zurückzureiſen. Die Leere, welche mein Herz nach ſeiner Entfernung fühlte, läßt mich ſelbſt glauben, daß er ſich einen großen Platz in demſelben erworben hat. Er ſei glücklich! wir werden uns wahrſcheinlich in dieſem Leben nicht ferner begegnen. Eliſa hat ſich hier ein paar Tage von der Reiſe erholen wollen, und wir haben die Zeit benutzt, das Merkwürdigſte zu beſehen. Baireuth iſt eine recht anſehnliche Stadt, aber dem Anſchein nach ſehr wenig volkreich, denn noch an keinem Orte ſah ich

Märkte und Straßen so leer von Menschen. Unsre vorzüglichste Bekanntschaft in Baireuth bestand in der Familie des Herrn von Knebel und zweier Herren Zeglin. Diese waren auch unsre Begleiter bei der Besichtigung der merkwürdigsten Orte in und außer der Stadt. Der Herr von Knebel hat drei sehr wohlgebildete Töchter, welche in der Musik und im Zeichnen viele Geschicklichkeit besitzen. Diese Vertraulichkeit mit den Künsten der Musen macht ihren Umgang sehr anziehend, und wir empfanden im Kreise dieser vortrefflichen Familie den Einfluß, welchen die schönen Künste auf die Erhöhung unsres Genusses haben.

Frankfurt.

Unsre hier gemachten Bekanntschaften erstrecken sich nur auf wenig Personen. Zu diesen gehört vorzüglich die Frau Residentin Brentano, welches eine Tochter der La Roche ist, eine sehr beliebte, geistreiche Person und liebenswürdige Mutter von mehreren Kindern. Wir besuchten auch die Mutter des Geheimenrath Goethe. Wir fanden in ihr eine Frau von sechzig Jahren, noch voll Feuer der Jugend; selbst ihre Kleidung war jugendlich. Diese Frau, welche bei einem Besuch von Fremden jede Kleinigkeit der Etikette beobachtete, ward bald natürlich und sogar vertraulich, als wir das Gespräch auf ihren Sohn lenkten. Sie ließ es sich nicht verdrießen, uns jedes Zimmer ihres Hauses zu zeigen, wo ihr Sohn in irgend einem Alter seines Lebens verkehrt hatte; sie zeigte uns, wo er als Knabe kleine Marionettenspiele erdacht und als Jüngling einen Werther, einen Clavigo

geſchrieben. Es iſt mir immer ſehr intereſſant geweſen, von der Kindheit groſſer Männer einige Züge zu hören, denn gewöhnlich äuſſern ſich ſchon in den früheſten Jahren diejenigen Kräfte der Seele, welche den Mann auszeichnen. Die gute Mutter fand alſo bei ihrem eignen Vergnügen von den ſeltnen Eigenſchaften ihres Sohnes zu ſprechen, das Mittel, ihre Gäſte ſehr angenehm zu unterhalten. Wir fuhren hierauf, in Geſellſchaft der muntern Brentano und unſrer Reiſegefährten nach ein paar Gartenhäuſern, welche ſich durch ihre Lage am Main auszeichnen.

Brückenau.

Brückenau gehört, nach meinem Gefühl, zu einem der angenehmſten Bäder in Deutſchland, ob es gleich nur wenig gekannt und von fernen Gäſten ſelten beſucht iſt. Die Wohnungen der Badegäſte ſind artige kleine Häuschen von zwei Stockwerk, welche in einem groſſen Garten liegen, der breite Gänge und Alleen hat. Dieſe Häuſer werden auſſer der Kurzeit von niemandem bewohnt, und ſind daher nur von Holz erbaut. Aufwartung bekömmt man aus dem groſſen Kurhauſe, wo ein ordentlicher Gaſtwirth iſt und wo alle Badegäſte gemeinſchaftlich ſpeiſen und, wenn ſie wollen, Kaffee und Chocolade haben können. In dieſem Hauſe, welches ſchöne Zimmer und Säle hat, wird auch alle Abende getanzt. Die Muſik fängt Morgens ſechs Uhr an und dauert bis zwölf Uhr in der Nacht. Der Fürſt-Biſchof von Fulda dingt die Muſikanten für die ganze Dauer der Badezeit; er ſchickt auch während dieſer Zeit gewöhnlich einen

hat! — — So weit hatte ich alles gethan, was mein Oheim von mir forderte, aber er wollte noch mehr. Er wünschte mich mit einem Mädchen zu verheirathen, in der sich alle Vorzüge vereinigten, die ihm Glück hießen; das Mädchen war schön, war vielleicht gut, aber noch war mein Herz nicht frei genug, und ich erblickte nur die Fessel, in die ich mich schmiegen sollte — die nackte Fessel, entblößt von dem Rosenkranz, mit welchem Liebe sie verhüllend umwindet. Ich widerstand, und wir entzweiten uns aufs neue, mein Oheim hatte an meiner Statt Hoffnungen erregt, die ich nicht erfüllen konnte — ich mußte fort. Mein Versprechen, nicht ohne seinen Willen zu heirathen, machte unseren Frieden, und ich ging auf Reisen, ohne der Unglücklichen zu denken, die mir nachweinte, ohne nur ihr Schicksal zu wissen. So wirken wenige Monate im Geräusch der Welt auf ein leichtsinniges Herz!

Meine Tante warb indessen Ihre Mutter, und schnell reifte der Plan, uns zu vereinigen. Sie unterhandelte mit meinem Oheim, und dieser neue Befehl empfing mich an den Gränzen des Vaterlandes. Ich antwortete so, daß meine Freiheit mir blieb, aber ich sah Sie, und sie war verloren. Willig strebte ich nun mit meinen Verwandten nach einem Ziel. Ihre Kälte kränkte mich oft, aber sie schreckte mich nicht zurück, und ich war glücklich, zu glücklich, als daß ein

Cavalier ins Bad, welcher einige Lustbarkeiten für die Fremden veranstaltet und darauf sieht, wie sie für ihr Geld bedient werden. Man genießt in diesem angenehmen Bade aller Freiheit und des Umganges der Menschen ohne Etikette. Schon um fünf Uhr Morgens versammelt man sich in leichten Morgenkleidern bei dem Gesundheitsquell, welcher sehr kaltes und wohlschmeckendes Wasser hat. Um neun Uhr geht man ins Bad. Dieses nimmt jeder in seinem Hause. Einige auf die Badezeit dazu verdungene Weiber bringen das Wasser zum Bade in Kübeln auf dem Rücken ins Haus und gießen es in Badewannen, welche Deckel haben. Man sitzt in denselben bis an den Hals zugedeckt, und es ist nicht ungewöhnlich, daß man während des Bades Besuch annimmt.

Fulda.

In Fulda empfing uns Herr von Bibra mit vieler Freundschaft, und da er Elisens Unruhe, ihre Reise nach Kurland schleunigst fortzusetzen, merkte, so war er selbst besorgt, daß die Reparatur an ihrem Reisewagen so schnell als möglich betrieben würde. Weil er ein Geistlicher ist und als Garçon lebt, so hatte er einige Frauenzimmer aus der Stadt zu unsrer Gesellschaft eingeladen. Unter diesen befanden sich auch zwei Augustiner-Nonnen; eine davon war seine Schwester und hatte wegen ihrer Kränklichkeit zehn Wochen Urlaub den Brunnen bei ihm zu trinken. Sie hatte eine andere Nonne zur Gesellschaft, welche ihr am Geiste weit nachstand. Beide waren ungefähr dreißig Jahr alt. Fräulein Bibra beklagte sich nur darüber, daß sie in ihrem

Kloſter lateiniſche Gebete leſen müßten, die ſie doch nicht verſtänden. Obgleich ihr Kloſter nicht vom ſtrengſten Orden iſt, indem ſie Beſuche annehmen, auch wechſelsweiſe ihr Kloſter verlaſſen, ſo dürfen ſie doch, ſo lange ſie in demſelben ſind, keine anderen Bücher als die lateiniſchen Gebete leſen. Doch wenn ſie bisweilen auf Urlaub außer ihrem Kloſter ſind, können ſie leſen was ſie wollen.

Frankfurt an der Oder.

Wir ſind den langen Weg von Fulda bis hieher beinahe ohne auszuruhen Tag und Nacht gereiſt, ſelbſt in Gotha und Leipzig ſchliefen wir nur eine Nacht. Eliſa wurde ſtets von dem heißen Verlangen, ihren Vater noch lebend anzutreffen, fortgetrieben. Endlich beſchloß ſie hier in Frankfurt einen Tag auszuruhen und erſt Briefe aus Kurland zu erwarten. Ach — dieſe Nachrichten ſind gekommen — Eliſa hat keinen Vater mehr. Wir haben mit ihr getrauert und manche Thräne geweint. Nunmehr iſt auch der ganze Reiſeplan wieder geändert, denn Eliſa bedarf nach der Erſchütterung von dieſem Trauerfall einer ſtärkenden Medizin, und ſie will daher nach Pyrmont gehen. Mit bangen Gefühlen werde ich mich abermals von den Grenzen meines Vaterlandes entfernen. Der Tod, welcher meine väterliche Wohnung ſo lange verſchonte, ſcheint mir nun derſelben ſo nahe, da Eliſa ſchon um ihren Vater weint. Ein großes Glück iſt es für uns, daß Eliſa durch Adreſſen auch hier Freunde fand, welche den tiefen Eindruck ihres Verluſtes durch zärtliche Theilnahme zu lindern wußten.

Zu dieſen gehört vorzüglich der ſehr ſchätzbare Profeſſor Steinbart. Mit dem Nachdruck eines Mannes, der aus eigner Erfahrung Leiden des Herzens kennt, wußte er Eliſens Seele aufzuheitern und ihrem Verſtande alle Beweggründe zur Ruhe vorzuführen. Er ſelbſt hatte erſt vor ein paar Wochen ſein einziges erwachſenes Kind, eine kürzlich wohl verheirathete Tochter im Kindbette verloren; eine Tochter die ihm zugleich ganz Freundin geweſen war. Steinbart führte uns ſelbſt in der ganzen Stadt umher und zeigte uns die traurigen Verheerungen der Oder. Schöne fruchtbare Gärten, die Hälfte der großen Allee um die Stadt von Sandbergen verſchlungen. Von hundert Menſchenwohnungen war keine Spur. Mit ehrfurchtsvollem Schauer ſahen wir den Roſenſtrauch, an welchem Leopolds Leichnam gefunden wurde; er ſtand, ein Bild des edlen Prinzen, voller Blüthenknospen, welche die Fluth im Keim erſtickt hatte. Von dieſem Roſenſtrauche, wie auch von dem auf Kleiſts Grabe, habe ich ein paar Blätter abgebrochen. Alles, was Steinbart ſpricht, hat das Gepräge der hellſten Vernunft und von ſeinen freundlichen Lippen floß Beredtſamkeit. Wir fanden ihn vielleicht um deſto liebenswürdiger, da wir kurz vorher einen großen Gegner von ihm kennen lernten, welcher auch Profeſſor iſt und ſich Uhl nennt. Sein Aeußeres trägt noch das Gepräge des vorigen Jahrhunderts, und eben ſo iſt der Anſtand des alten ſteifen Mannes. Steinbart wurde von ihm als ein großer Verführer an die Spitze der Ungläubigen unſrer Zeit geſetzt. Der ſchlimmſte Streich des Teufels, ſetzte unſer orthodoxer

Professor Uhl hinzu, dabei ist: daß die neueren Freidenker und Ungläubige ihrem Wandel nach gute Menschen und Bürger sind, denen man gar keine Unmoralität vorwerfen kann. Er unterhielt uns noch lange von der Revolution, welche die Einführung der neuen Gesangbücher und Liturgien in Frankfurt veranlaßt hätte, wobei er seinen eignen festen Glauben an allen alten Unsinn eifrig an den Tag legte.

Potsdam.

Wir blieben diesmal nur ein paar Tage in Berlin und eilen nach Pyrmont. Bis hieher hat uns Nicolai begleitet und läßt sich angelegen sein, uns alle Merkwürdigkeiten der Residenz des großen Friedrichs zu zeigen; aber weil dieses Geschäft in ein paar Stunden zu angreifend für Elisens schwache Gesundheit wäre, so hat sie gleichfalls einen ganzen Tag für Potsdam bestimmt. Da wir den Nachmittag spät von Berlin abreisten, so kamen wir erst in dunkler Nacht hier an. Am nächsten Morgen bestiegen wir in Nicolai's Gesellschaft den Thurm der Garnisonkirche, von welchem wir die Schöpfungen des großen Friedrichs überschaueten. Darauf sahen wir das Schloß, den Winteraufenthalt des Königs.

In den Zimmern desselben waren die Meubles ziemlich schmuzig und sogar einige Stühle zerrissen, woran die Hunde schuld sind, welche die Erlaubniß haben, sie zu ihrer Ruhestelle zu wählen. Des Königs Bett bestand aus einer Matraze und leichten seidnen Decke. Die Garderobe

befand ſich in einem kleinen Durchgange neben ſeinem Schlafzimmer, und gewiß würde mancher Edelmann ſie zu ſchlecht für ſich finden. Sie beſtand ungefähr aus einem halben Dutzend abgetragener Röcke. Die prächtigſten darunter, davon den einen von blauem Sammet mit Silber geſtickt und den anderen von rothem Sammet, hatte der König als Geburtstaggeſchenk von der alten Herzogin von Braunſchweig erhalten, welche die Stickereien daran eigenhändig verfertiget. Friedrich ſoll aber dieſe Staatskleider nur ſelten anlegen. Das Zimmer, worin der König, ſein Vater, geſtorben, hat er, aus Achtung für deſſen Andenken, ganz unverändert mit allen damals darin befindlichen Meubles ſtehen laſſen. Man ſieht noch das Bett, worin er geſtorben iſt, die hölzernen Stühle, einen ſchlechten Tiſch und einen kleinen Holzſtoß, von welchem der hochſelige König oft ſelbſt ſeinen Kamin geheizt hat. Die Fenſter dieſes Zimmers gehen auf den Paradeplatz, und wir ſahen, da es gerade Paradezeit war, aus demſelben die Leibwache des vorigen Königs aufziehen, welche Friedrich auch in derſelben Uniform beibehalten hat. Dieſelbe Achtung zeigt der große König auch ſelbſt in der Erbauung der Stadt Potsdam. Sein Vater fand nämlich viel Gefallen an der holländiſchen Bauart, daher hat der jetzige König alle in dieſem Geſchmack von ihm erbauten Häuſer zwar mit den übrigen gleich maſſiv mauern laſſen, an ihrer äußeren Geſtalt aber nichts geändert. Mit beſonderem Gefühl nahete ich mich dem ſtillen **Sans-souci**. Königliche Pracht iſt hier mit der edelſten Einfachheit vereiniget. Unſre Führer erhöhten den Ein-

druck durch ihre Erzählungen von dem groſsen Beſitzer, und es iſt gewiß ein Beweis von ſeiner wahren Gröſse, daß diejenigen ihn am innigſten verehren, die ihn zunächſt umgeben. Mit heiligem Schauer betraten wir die Zimmer, wo der Salomo unſrer Zeit der Ruhe und dem Nachdenken lebt. Umſonſt verſucht es meine Feder auszudrücken, was meine Seele alles dachte und fühlte. Es war eine wirkliche Art von Rauſch, in dem ich mich befand. Ich ſuchte in allen Gegenſtänden, die in Friedrichs Nähe geweſen, die Züge des groſsen Monarchen aufzufinden. In dem Garten machten uns unſre Führer auf einige Grabſchriften aufmerkſam, welche den treuverſtorbenen Hunden des Königs und einem Pferde geſetzt waren, das ihn aus einer Schlacht getragen hatte. Der Garten zu Sans-souci iſt königlich groß, hat eine treffliche Orangerie und iſt mit ſchönen Statuen aus Marmor geſchmückt. In einer einſamen Gegend trifft man einen kleinen Tempel mit der Bildſäule der verſtorbenen Markgräfin von Baireuth, ein Denkmal, welches die Zärtlichkeit des groſsen Friedrichs ſeiner geliebten Schweſter geſetzt hat. Das Plätzchen iſt ganz dazu geeignet, Nachdenken und ſtille Trauer zu begünſtigen, und die Vorſtellung, daß Friedrich oft hier menſchlich getrauert haben mag, machte es mir heilig. Die Säulen des Tempels ſind auch von Marmor und auf jeder derſelben iſt eine Freundſchaftsgeſchichte aus der älteren und neueren Zeit gegraben. Ich ſage nichts über das neue Schloß, als daß es ſehr ſchön, aber nicht dauerhaft gebaut iſt. Es ſcheint mir auch von Außen zu ſehr mit Statuen überladen zu ſein. Hier werden die fürſt-

lichen Gäſte des Königs logirt, er ſelbſt aber iſt lieber im alten Schloß oder zu Sans-souci.

Pyrmont.

Wir leben hier als wahre Einſiedlerinnen, denn die ſpäte Jahreszeit hat ſchon alle Badegäſte weggeführt. Zum guten Glück haben wir uns in Hannover mit Büchern verſorgt, welche uns Geſellſchaft leiſten, wenn der häufige Regen das Luſtwandeln verbietet. Eliſa findet in der ruhigen Einſamkeit ein großes Vergnügen bei dem Verluſte, den ihr Herz durch den Tod ihres Vaters erlitten hat. Wenn wir des Morgens früh den erfriſchenden Brunnen getrunken haben, ſo gehen wir ſpazieren oder Eliſa will allein ſein und geht mit einem Lieblingsbuche in eine ſchöne Laube, indeſſen ich mit meinen Ideen beſchäftiget in der Gegend umherſchweife oder am Schreibtiſche ſitze. Mein Freund Schwarz, deſſen Andenken die Einſamkeit meiner jetzigen Lebensweiſe ziemlich begünſtigt, ſchreibt mir oft. Die Entfernung ſcheint ihm mein Bild noch zu verſchönern. Er liebt mich, der gute Jüngling, ohne Hoffnung des Beſitzes. Meine Eliſa ſcheint die Unterredung mit mir über dieſen Gegenſtand zu vermeiden. Ich ſpreche mit Niemand von meiner Lage, aber ſie wird oft meiner Heiterkeit nachtheilig. Ich kann meinen Briefwechſel mit Schwarz nicht abbrechen ohne ihn tödtlich zu kränken und ohne meinem eignen Herzen wehe zu thun, wir vermeiden aber den Ton, der Liebenden eigen iſt, und halten uns ſo mehr in den Grenzen einer wiſſenſchaftlichen Unterhaltung.

Wir haben durch eine Stafette die Nachricht erhalten, daß der Herzog von Kurland in Berlin, auf ſeiner Rückreiſe aus Italien, angelangt ſei. Die Herzogin bittet Eliſen ihre Rückreiſe zu beſchleunigen, um ſie noch da zu treffen. Wie ſchön wird das Wiederſehen dieſer ſich ſo liebenden Schweſtern ſein!

Berlin.

Weil wir ſchon auf unſerer Hinreiſe nach Pyrmont über Braunſchweig dort einige ſehr intereſſante Bekanntſchaften gemacht hatten, ſo war es der lieben Eliſa leid, daß ſie diesmal nur gleichſam durchfliegen mußte. Wir kamen des Abends ſpät in Braunſchweig an, und wollten es am andern Morgen ſchon wieder verlaſſen. Profeſſor Eſchenburg, der Eliſens Ankunft erfahren, kam ſogleich zu uns und erſuchte uns dringend, ihn zu Paſtor Fedderſen zu begleiten, wo wir einen freundſchaftlichen Zirkel beim Abendeſſen verſammelt fanden. An der oberſten Seite der Tafel ſaß der ehrwürdige Abt Jeruſalem, der ſich, ſobald wir eingetreten waren, mit heiterer Miene durch das Gewühl drängte und Eliſen nebſt ihrer Sophie zu ſeiner Seite niederzuſetzen nöthigte. Die Geſellſchaft beſtand aus den ſchon genannten drei Männern und ihren Familien. Ein vergnügtes Gemurmel durchlief den ganzen Kreis. Wir Reiſenden wurden um vielerlei befragt. Die Männer beobachteten unſre Rede wie die Frauen unſern Anzug. Beides geſchah aber auf eine ſo gutmüthige Weiſe, daß wir uns durch die geſchenkte Aufmerkſamkeit mehr geehrt und aufgemuntert als

beſchämt fühlten. Die Stunden ſchienen uns allen ſchneller als gewöhnlich davon zu eilen. Um zehn Uhr verließ Jeruſalem zuerſt den verſammelten Zirkel; er hieß uns mit einem Zeichen der Hand ſitzen zu bleiben. Als ich den ſchönen, ehrwürdigen Greis durch den Saal weggehen und endlich aus unſern Augen verſchwinden ſahe, fiel mir die Stelle aus dem Fielding ein, wo Allworth das Sterben nur ein frühes Aufſtehen von einer wohlbeſetzten Tafel nennt. Unwillkührlich lispelte mein Mund ihm nach: „Wir folgen Dir bald, edler Greis, gehe nur gemach eine kleine Weile vor uns heim.“

In dem Potsdamer Thore hörte Eliſa die angenehme Nachricht, daß die Herzogin von Kurland ſich nebſt ihrem Gemahl in Potsdam befände, um den folgenden Tag der Revue zuzuſehen. Wie ſchön malte ſich das Vergnügen in den Augen meiner Eliſa — Sie iſt hier, meine Schweſter! Gott ſei Dank, ich werde ſie wiederſehen, rief ſie mit freudiger Eil und Sehnſucht, und befahl, gerade vor das Haus zu fahren, wo der Herzog logirte. Es war ſchon bald Mitternacht, aber die wahre Liebe kennt Beſorgniß und Etikette nicht. Kaum hatte die Meldung unſrer Ankunft ſtatt gefunden, ſo erſcholl auch ſchon die Stimme der fürſtlichen Schweſter mit eben dem Ausdruck der Freude Eliſen entgegen — „Meine liebe, meine einzige Schweſter und beſte Freundin.“ Die beiden edlen Frauen hielten ſich nun eine lange Zeit umarmt und Thränen rollten über den lächelnden Mund. — „Unſer Vater — er iſt nicht mehr —!“ waren die erſten Worte, welche das Stillſchweigen unterbrachen.

Ich hatte lange mit ehrerbietigem Schweigen zugeſehen, aber da ich weiß, wie ſchädlich ſolche lange Spannungen meiner Eliſa ſind, ſo miſchte ich mich in die Unterhaltung und ſuchte ſie auf freudigere Empfindungen zu leiten. Ich durfte dies wagen, da unſre Herzogin in dem engern Kreiſe ihrer geprüften Freunde nicht Fürſtin zu ſein wünſcht. — Die Freude hat übrigens alle Eigenſchaften eines Rauſches; die hochgeſpannten Lebensgeiſter ſtellen alle Dinge in ein neues Licht, das Lächerliche wie das Traurige wirkt mit doppelter Stärke und fließt leicht in einander, ſo daß der lachende Mund nicht ſelten von Thränen umfloſſen iſt. Das Geſpräch fiel auf tauſenderlei verſchiedene Gegenſtände, bis der anbrechende Morgen uns alle an die Ruhe erinnerte. Wir ſuchten uns in demſelben Hotel irgendwo ein Ruheplätzchen, die freundlichen Hofdamen traten ihre Betten willig ab oder theilten ſie mit uns. Den andern Tag begleiteten wir die Herzogin zur Revue. Erſt ſpät Abends reiſte die Herzogin mit uns nach Berlin zurück, indeſſen ihr Gemahl noch in Potsdam zurückblieb. Eliſa logirt abermals in ihres jüngſten Bruders Hauſe. — Eben wird mir ein Fremder gemeldet — und dieſer iſt Niemand anders als mein getreuer Schwarz. Ich lege die Feder nieder, denn ich muß ihn ja empfangen, da er um meinetwillen von Halberſtadt hieher gekommen iſt.

Berlin.

Die Zeit verfließt mir hier unter mannigfachen Abwechslungen ſo ſchnell, daß ich ſelten zum ſtillen Nachdenken, noch

Andenken an ehemalige Liebe mich hätte beunruhigen sollen. Sie zu erringen war der Zweck aller meiner Mühen, und ich verstattete mir selbst eine Falschheit, diesen Zweck zu erreichen. Heute ist es ein Jahr, da ich zum erstenmale mit frohem Blick in die Zukunft diesen Tag feierte. Sie waren düster und still, aber doch so schön! Meine Tante erklärte mir Ihren Ernst durch ein Gespräch mit Ihnen am Morgen, das unsere Wünsche aussprach, und Ihnen die Nähe einer entscheidenden Zeit vor die Augen stellte. — Ich erfuhr später, daß sie mich betrog — zu meinem Glück mochte sie glauben — doch das sey ihre Sache. — Nach Tische rief sie mich zu sich: Neffe, sagte sie, Sie lieben aufrichtig, aber Sie wissen nicht, ein Mädchen wie Anna zu behandeln, ich werde Sie in die Schule nehmen müssen. Alle Ihre kostbaren Geschenke machen keinen Eindruck; ein Blümchen, eine zarte Anspielung, eine Reminiczens aus der Zeit der näheren Bekanntschaft — das sind Dinge, die solchen Mädchen gefallen, welche mehr in ihrem Innern leben, als in der Welt. Ein solches Geschenk von dem zartfühlenden Herrn Bernhard ist mir eben zufällig in die Hände gekommen. Er hat es ohne alle Andeutung in Annens Zimmer zu bringen gewußt, und ich habe es jetzt Annens Mädchen mit dem Zusatz gegeben, daß es von Ihnen käme; daß sie dies trotz meines Verbots sagen wird, versteht sich.

ſeltner zum Aufſchreiben meiner Gedanken geſchickt bin. Freund Schwarz iſt ein paar Tage unſer Gaſt geweſen. Mein Verhältniß gegen ihn iſt noch immer das einer dankbaren Freundin. Ich fühle mich in dem Bewußtſein der Freiheit von aller vorläufigen Verbindung glücklich. Indeſſen hat mein Herz in der Stille den Ausſpruch gethan, ihm anzugehören, wenn die Vorſehung mir nicht beſondere Hinderniſſe dazu in den Weg legt und meine Eltern dieſer Verbindung nicht Seufzer entgegen ſetzen. Bis dieſes alles ins Licht getreten iſt, betrachte ich mich völlig frei und nehme mich wohl in Acht, Hoffnungen bei meinem Freunde zu nähren, deren Blüthe ſo leicht abfallen könnte. In dem Hauſe des Herrn Nicolai bin ich oft und bringe meiſtens die Abende da zu, wenn Eliſa Beſuche bei Hofe macht. Er lebt glücklich in dem Kreiſe ſeiner liebenswürdigen Familie. Nie ſah ich einen thätigeren Mann als Nicolai, der zugleich bei der drückenden Laſt von Geſchäften ſo viel Munterkeit des Geiſtes behält, um der angenehmſte Geſellſchafter des Abends in einem Kreiſe gewählter Freunde zu ſein. Man ſollte kaum glauben, daß ein Mann von Nicolai's ausgebreiteter Thätigkeit und häufigen Geſchäftsarbeiten noch Zeit und Luſt zur Muſik haben könnte; indeſſen hat er wöchentlich einen Tag zu Hausconcerten beſtimmt, in denen er und ſeine Kinder ſpielen. Eliſa fährt mit mir ein paarmal in der Woche nach Friedrichsfelde hinaus, einem artigen Luſtſchloß, welches der Herzog von Kurland gekauft hat. Es liegt eine Meile von Berlin, und der Kuriſche Hof wohnt da, ſo lange ſich derſelbe in dieſer Gegend aufhält. Ein ſchö-

ner Tag, den ich in Friedrichsfelde verlebt habe, verdient eine umſtändliche Beſchreibung. Der Herzog war mit ſeinen Hofcavalieren auf einer Jagd und ſeine Gemahlin verlangte mich an dieſem Tage zur Geſellſchafterin, weil Eliſa zu einem Ball in Berlin verſagt war. Ich fuhr alſo ſchon den Abend vorher nach Friedrichsfelde hinaus. Den folgenden Tag hatte die Herzogin Ramler und Mendelsſohn gleichfalls zu ſich herausbitten laſſen. Kaum brach der Morgen an, ſo ließ mich die Herzogin ſchon zu ſich rufen. Ihr Zimmer iſt einem Heiligthume der Muſen nicht unähnlich und dieſe liebenswürdige Fürſtin ſcheint die Göttin deſſelben zu ſein, ſo ſehr findet man in ihr die Vorzüge der neun Schweſtern vereiniget. Drei flüchtige Stunden waren mir in Dorotheens Umgange wie Minuten entflohen, als man meldete, Ramler und Mendelsſohn wären ſchon angekommen. Die Herzogin befahl mir, die beiden Söhne der Weisheit in den Garten zu führen und dort ſo lange zu unterhalten, bis ſie eine kleine Toilette gemacht haben würde. So wandelte ich eine Weile unter den ſchattigen Bäumen des Gartens, von Ramler und Mendelsſohn begleitet, umher, und fühlte in der Gegenwart dieſer ſchönen Seelen Gott und die Welt lebhafter als gewöhnlich. Wir kamen endlich auf einen Platz, wo der vorige Beſitzer von Friedrichsfelde eine große Allee von alten Bäumen hatte umhauen laſſen. Hier blieben wir einige Minuten ſtillſchweigend ſtehen, und wie es einem immer bei Monumenten der Vergänglichkeit großer Werke der Natur zu gehen pflegt, ein Schauer darüber durchdrang uns unwillkührlich. Endlich

ſagte ich zu meinen Begleitern: „Mir kommt das Niederhauen eines ſchönen großen Baumes beinahe wie ein Mord vor, ein ſo wichtiges Produkt der Natur ſcheint mir ein Baum zu ſein.“ Dies führte uns auf die Idee der Alten, welche die Bäume von Halbgöttern bewohnen ließen. Ramler erinnerte ſich dabei der Geßner'ſchen Idylle Amyntas und recitirte ſie in ſeiner poetiſchen Ueberſetzung. Mendelsſohn war nicht damit zufrieden, daß der Dichter den Hirten für die Erhaltung des Baumes, außer der inneren Belohnung, gut gehandelt zu haben, noch äußeren Wohlſtand giebt. „Das hieße die Tugend zu einer feilen Dirne machen,“ meinte dieſer ehrwürdige Weiſe: Das Geſpräch ward durch den Hinzutritt der Herzogin zwar eine Weile unterbrochen, aber dann wieder deſto lebhafter fortgeſetzt, und am Ende von uns Allen der Ausſpruch gethan, daß die Tugend einen unbeſchreiblichen Reiz für die menſchliche Seele hätte und keiner äußern zufälligen Belohnung zum Glücklichſein bedürfte. Gegen die Zeit der Mittagstafel hatte ſich Mendelsſohn ſtillſchweigend entfernt und war in das nächſte Wirthshaus gegangen, wo er ſich ſein Eſſen bereits beſtellt hatte, denn aus einem gewiß ſehr ehrwürdigen Grunde nimmt dieſer philoſophiſche Mann nie an den Mahlzeiten der Chriſten Theil. Wahrſcheinlich thut er es, um ſeiner Nation dadurch lieb zu bleiben und mehr auf ſie wirken zu können. Den Nachmittag mußten wir der Herzogin in ihr oben erwähntes Muſeum folgen, wo ſie uns eine ſchöne Sammlung aus Italien mitgebrachter Zeichnungen vorlegte und mit ihrer ganz eignen Anmuth theils einige Gegenden dieſes irdiſchen Para-

dieſes ſchilderte, theils die Geſchichte verſchiedner Künſtler erzählte, die ſie dort kennen gelernt hatte. Angelika Kaufmann iſt beſonders ihr Liebling, ſie hat die Herzogin und ihre älteſte Prinzeſſin in Oel gemalt, ein paar reizende Gemälde, aber dennoch weit unter den lebendigen Originalen. Ramler wurde nunmehr aufgefordert etwas zu leſen, und da gerade Nathan der Weiſe auf dem Tiſche lag, ſo wählte er etwas daraus. Wenn es Verſtorbenen erlaubt iſt, an den Beſchäftigungen ihrer Erdenfreunde Theil zu nehmen, ſo würde der Geiſt Leſſings dieſes großen Mannes über die Verehrung, welche ihm in unſerm Kreiſe gezollt wurde, die reinſte Freude gefühlt haben. Während die Herzogin, Ramler und ich von der Wahrheit ſeiner Gedanken oder von dem trefflichen Charakter des Nathan zur lauten Bewunderung hingeriſſen wurden, ſaß Mendelsſohn mit verſchloſſenem Munde da und ſeine Seele ſchien ſich blos in die Augen zurückgezogen zu haben. Ach, was mußte er auch dabei empfinden, da Leſſing ihm ſo ganz Freund im Leben geweſen war. Indeſſen würde Leſſing den Charakter des Nathan minder ſchön gezeichnet haben, wenn er nicht in ſeinem Freunde Mendelsſohn das Urbild dazu gehabt hätte. Unſre ernſten Empfindungen ſanfter zu ſtimmen, trat dann die liebe Herzogin an ihr Clavier und ſpielte ein paar Arien mit dem angenehmſten Ausdruck. Beim Schluſſe derſelben empfahl ſich Mendelsſohn, indem er mit einer Thräne im Auge verſicherte, er hätte heute mit dem Geiſte geſchwelgt. Der liebenswürdige Weiſe beſitzt einen ſo ſchwachen Körperbau, daß er ununterbrochen eine Diät führen muß, welche

so gut als das strengste Fasten bei einem gewöhnlichen Menschen ist; dennoch hört man ihn nie darüber klagen, sondern die gleichmüthigste Heiterkeit und gute Laune begleiten ihn überall.

Berlin.

Es sind wohl sechs Wochen vergangen, seitdem ich meine Feder zuletzt weglegte, aber ich bin auch während der Zeit in einem so großen Strudel von Abwechselungen herumgetrieben worden, daß ich kaum zum Nachdenken kommen konnte. Wir sind beinahe vier Wochen in Hamburg gewesen. Welche interessante Bekanntschaften habe ich da nicht gemacht! An der Spitze derselben steht Klopstock, Bach und der verehrungswürdige Doctor Reimarus. Eine Schwester von ihm ist sogar meine Freundin geworden. Sie lebt unverheirathet in einem eignen Hause und hat ein liebenswürdiges kleines Mädchen von ihrer Verwandtschaft zu sich genommen, mit deren Erziehung sie sich beschäftiget. Nie sah ich bei einem Frauenzimmer so viel Kenntnisse und ausgebreitete Belesenheit mit der Bescheidenheit vereinigt, welche meine Reimarus überall zeigt. Ihr scharfdenkender Verstand hat ihrem Herzen nichts von jener gutmüthigen Weiblichkeit geraubt, welche so bereit ist sich zu jedem Kinde herabzulassen. Kurz, Elisa Reimarus ist ein Frauenzimmer, in deren Gesellschaft sich sowohl der gelehrte Mann als das unwissende Mädchen gefällt; sie hat für jeden eine Sprache und wird daher allgemein geliebt. Bei der persönlichen Bekanntschaft mit Klopstock fühlte ich etwas von der Begei-

sterung, in welche mich seine unsterbliche Messiade oft versetzt hat; nur fand ich ihn noch weit theilnehmender an den kleinen geselligen Freuden, als ich es mir von dem ernsten Sänger des Messias vorgestellt hatte, und dies machte mir Klopstock als Mensch noch lieber. Wenn man Klopstock ganz in der Begeisterung des Dichters sehen will, so muß man ihn besuchen, wenn er zu Hause in einem gewählten Kreise von Freunden ist und diesen etwas vorlies't oder sich an das Clavier setzt und sich von der Frau von Winthem Lieder seiner Vorzeit vorsingen läßt. Das Andenken seiner Meta ist ihm noch immer heilig, und alles, was ihm das Glück seiner Liebe mit ihr zurückruft, gießt eine erhabene Trauer über sein ganzes Wesen aus. Wir sind verschiedene Male zu einer Vorlesung bei Klopstock gewesen, doch nie habe ich mich inniger bewegt gefühlt, als bei der Ode an seine Freunde — wenn man sieht, wie seine bange Besorgniß, allein zurückzubleiben, eingetroffen ist — wie das Grab seiner meisten jungen Freunde wirklich schon ernstes Moos umzieht, wenn man alsdann den tieffühlenden Klopstock dabei ins Auge blickt und bemerkt, wie sein edles Gesicht ganz zum Spiegel der Seele wird. — Es liegt doch ein besonderes Vergnügen darin, in das Antlitz eines durch ausgezeichnete Seelenkräfte großen Mannes zu schauen. Eine ähnliche Art der Begeisterung habe ich gefühlt, wenn Bach, dieser Vater der Harmonie, auf dem Clavier spielte oder auf dem Clavecin royal phantasirte. Ob er gleich schon ein Greis von siebzig Jahren ist, so spielt er doch mit dem Feuer eines Jünglings. Sein Ausdruck auf dem Clavier übertrifft

alles, was ich mir je von der Wirkung dieſes Inſtruments verſprochen hatte. Wenn man Bach gehört hat und nur einigen Sinn für Muſik beſitzt, ſo hört man nicht leicht einen andern Spieler wieder, ohne nicht ſein Ohr beleidigt zu fühlen. Ich habe mich gar nicht mehr entſchließen können an das Clavier zu treten, ſo ſehr empfinde ich alles, was meine Finger nicht ausdrücken können. Auch Claudius habe ich mit ſeiner Familie in Wandsbeck kennen gelernt. Die Sitten dieſes originellen Mannes ſind ſo ſchlicht wie ſein Haar und ſo ungekünſtelt wie ſeine Kleidung. Er iſt ein launiger Geſellſchafter und die Ehre, in ſeinem niedlichen Landhauſe der König einer zahlreichen Familie zu ſein, ſcheint das Ziel ſeiner Wünſche. Seine Rebekka iſt vielleicht ein eben ſo feines Weib als jene Schwiegertochter des Patriarchen Abraham. Caroline Rudolphi wohnt auch in Hamburg; ſie iſt der gelehrten Welt als Dichterin bekannt, allein bei der perſönlichen Bekanntſchaft mit ihr bleibt dies Talent beiweiten das geringſte Verdienſt. Sie bekleidet die Stelle einer Erzieherin junger Frauenzimmer in einer reichen adeligen Familie. Mit innigem Wohlgefallen habe ich die herzliche Vertraulichkeit bemerkt, welche zwiſchen der klugen Lehrerin und ihren jungen Freundinnen herrſcht, und mit welcher Sorgfalt die Fähigkeiten der Kinder von ihr ausgebildet werden. Nun iſt unſre baldige Abreiſe von hier beſchloſſen. Verſchiedene Familien-Angelegenheiten rufen Eliſa nach Kurland zurück. Ich verlaſſe Berlin mit dem innigſten Gefühl von dem Werthe dieſer Königsſtadt. Der Herzog und

ſeine Gemahlin werden wahrſcheinlich den Winter noch da zubringen.

Sophie an ihre Freundin Agnes.

Neuautz in Kurland.

Warum, geliebte Agnes, konnten Sie nicht eine Zeugin meiner Rückkehr in mein väterliches Haus ſein. Ach, Ihre Mutter iſt krank und die Pflichten eines Kindes ſind die erſten. So leſen Sie denn hier, wie Alles auf einander folgte, ſo gut es meine Feder zuſammen reihen kann. Eliſa, die theure immer ſich gleiche Freundin, wollte mich durchaus ſelbſt zu meinen Eltern bringen und daher mußte ich ihr zuerſt nach Mietau folgen. Einige ihrer Verwandten waren ihr eine Stunde vor der Stadt entgegen gekommen. Dieſe Aufmerkſamkeit rührte ihr liebevolles Herz, aber nichts vermochte ihre Wehmuth zu hemmen, als ſie das leere Haus ihres verſtorbenen Vaters betrat; es war als ob ſie ihn von Neuem ſterben ſähe. Ich habe dabei für den kleinen Reſt ihrer Geſundheit gezittert, auch iſt dieſe ſehr hinfällig. Acht Tage hielten ſie ihre Geſchäfte in Mietau zurück, in welcher Zeit ich mehrere zärtliche Briefe vom Hauſe erhielt, die mich auch von dem Unwohlſein meines Vaters unterrichteten und mich zugleich beunruhigten. Endlich kam der Tag des Wiederſehens, endlich begrüßte mein Auge die ſtille Landſchaft um meine väterliche Wohnung. Unausſprechliche Empfindungen durchdrangen mein Herz. Ich trat in das Haus. Der Kreis meiner Geſchwiſter ſchloß

mich ein, meine alte Mutter umfing mich mit ihren Armen und eine ſtille Thräne rollte auf mich herab. Ich ſah dieſer lieben Mutter ins Geſicht und das Gefühl ihrer Hinfälligkeit durchſchauerte mich. Die zwei Jahre meiner Abweſenheit haben ſie gewaltig verändert, ſie beugt ſich ſichtlich zum Grabe nieder. Ich weinte in ihrer Umarmung. Nicht die Freude des Wiederſehens, ſondern die Ahnung unſrer baldigen Trennung, entlockten mir ſchmerzliche Thränen. Mein Vater lag zu Bette, ich eilte in ſein Zimmer, nahete mich ſeinem Lager, ergriff ſeine liebe Hand und küßte ſie. Er zog mich zu ſich, indem er ſagte: „Komm näher mein Kind, meine Augen ſind dunkel geworden!“ In der That hat eine Art von Staar ihm ſchon des einen Auges beraubt. Welche Zerſtörung haben zwei flüchtige Jahre in dem Leben meiner Eltern hervorgebracht! Das Gefühl hiervon war mir in den erſten Stunden und Tagen unerträglich, bis die Zeit den tiefen Eindruck davon milderte und mein Herz die noch übrigen Freuden im väterlichen Hauſe aufzufinden fähig machte. Schwarz ſchreibt mir ſehr oft, allein ich darf gar nicht daran denken, meinen Eltern eine zweite Trennung auch nur in der Ferne zu zeigen, wenigſtens will ich ihre Geneſung abwarten, um ihre Geſinnungen hierüber zu erforſchen. Wie froh bin ich, mich vor einer übereilten Verbindung gehütet zu haben. So manches Mädchen wird dadurch auf Lebenslang unglücklich. Ich habe ſchon manchen Beſuch von unſern Verwandten erhalten und was Sie, meine liebe Agnes, wundern wird, iſt, daß man mich nach meiner Reiſe noch lieber zu haben ſcheint. Einige

Kunſtgriffe habe ich freilich in dieſer Abſicht angewendet, welche ſich auf die Kenntniß des menſchlichen Herzens gründen. Gellerts Tanzbär iſt mir nicht aus dem Sinn gekommen. Ich haben ſelten, ohne ausdrückliche Aufforderung, von meiner Reiſe erzählt, und allemal nach dem Geſchmack der Geſellſchaft die Gegenſtände ausgewählt. Dem Neide begegnete ich dadurch, daß ich mich mehr bei den Beſchwerden als dem Vergnügen meiner Reiſe aufhielt, und meinem Geſchlechte ließ ich merken, daß ich durch dieſelbe erſt recht meine Unwiſſenheit in den meiſten Dingen fühlen gelernt hätte. In alle dem war die genaueſte Wahrheit enthalten und ich ſahe, daß man mich um deſto lieber gewann, je weniger beneidenswerth man mich fand. Verſchiedene angeſehene adelige Familien haben mich bereits als Erzieherin ihrer Kinder verlangt, allein ich wage es jetzt nicht, meine guten Eltern zu verlaſſen.

Neuntz.

Es waren die letzten frohen Tage in meinem Vaterlande, welche ich mit Ihnen, liebſte Agnes, in dem Hauſe meiner nun verewigten Eltern verlebte! — Wie ſchnell hat ſich die Scene verändert! Bald nach ihrer Abreiſe ward mein Vater bettlägrig. Seine ſcheinbare Geneſung bei Ihrem Hierſein war nur das letzte Aufglimmen einer verlöſchenden Lampe. Mit einer Munterkeit des Geiſtes aber, welche bei einem Greiſe von ſechs und ſiebenzig Jahren zu bewundern war, beſorgte er noch bis zum letzten Tage alles in ſeinem Hauſe, ſchrieb eigenhändig alles vor und machte die

Ich wollte Einwendungen machen, denn mich empörte die Niedrigkeit, mir Bernhards Gabe anzumaßen, aber sie unterbrach mich:

Es ist geschehen, Cousin, und kann nicht zurückgenommen werden. Daß Anna Sie liebt, weiß ich, aber das Vorurtheil, daß Sie nicht mit ihr sympathisiren, kein Gefühl, keinen Sinn für kleine Freuden haben, steht Ihnen im Wege; machen wir die Probe, wie das empfindsame Geschenk wirken wird.

Mühsam überredeten mich diese Vorspiegelungen, die ich Ihnen treu wiedergeben mußte — aber als ich Sie wiedersah — fröhlich und mit dieser holden Güte gegen mich, der nun Ihr Schatten war, als Sie am Abend die Blumen so hoch ehrten, weil Sie — wie meine Tante mir zuwinkte — in dem Wahn waren, sie von mir empfangen zu haben, ja Anna, da vergaß ich, daß ich mein Glück einer Falschheit dankte, und genoß es mit Entzücken. Jetzt glaube ich das Gewebe zu durchschauen, das uns Beide täuschte, und schäme mich des Fadens, den ich hinein mischte.

Sie wurden mein, aber ich sah bald, daß es nicht Liebe war, was Sie mir gaben. Ach Anna, ich kannte die Liebe, einst hatte das zärtlichste hingebendste Herz mich geliebt; verzeihen Sie, theures, holdes Mädchen, wenn ich Ihnen gestehe, daß oft diese Erinnerung mir vor die Seele trat. Dann stürzte ich mich in die Freuden der Gesellschaft, und verwischte die schmerzenden

umſtändlichſten Verordnungen auf ein halbes Jahr hinaus. Die väterlichſte Fürſorge für ſeine Kinder leuchtete wie gewöhnlich aus denſelben hervor. Er ſprach nicht viel von ſeinem nahen Tode, allein mit der vollkommenſten Ruhe traf er Einrichtungen zu demſelben, wie man ſie zu einer nahen Reiſe zu machen pflegt. Wir hatten einen Arzt holen laſſen und mein Vater lobte dieſe Maaßregel als einen Grund unſrer Beruhigung über ſeinen Tod. Er nahm alle Arzeneien gelaſſen ein. Der Schlaf war ganz von ihm gewichen und wir wachten abwechſelnd an ſeinem Bette. Den 26. April fühlte er ſeinen Tod als gewiß; er nahm von allen, die ihn beſuchten, Abſchied und fing nun an die Stunden zu zählen und die Zeit ſeiner Auflöſung ſehr lang zu finden. Es war ein ſehr feierlicher Tag, deſſen ernſte Stimmung noch durch ein Natur-Ereigniß erhöht wurde. Das erſte Gewitter war herauf gezogen, wobei nach einer großen Dürre ein ſanfter Regen niederfiel. Mein Vater merkte darauf und ſagte noch mit der Theilnahme des geſündeſten Menſchen: „Gott ſei Dank für den fruchtbaren Regen, wie wohl wird er den Feldern thun!“ Wir ſaßen um ſein Bett und boten ihm bald dieſe, bald jene Erquickung an; er wollte nichts nehmen und ſagte mit der heiterſten Miene: „Liebe Kinder, es geht Euch, wie dort in dem Liede des großen Hamburger Dichters ſteht: Wie heißt er doch? mein Gedächtniß verläßt mich. Klopſtock, ja Klopſtock.“

„Wir wollen gern ſie laben,
Allein kein Trank mehr labet ſie.“

Als er uns weinen ſah, ſagte er: „Was wollt Ihr

denn Kinder, bin ich nicht nahe an achtzig Jahr und muß mir ein ſanfter Tod nicht willkommen ſein? „Gegen 5 Uhr Nachmittag nahete ſich der Tod ſichtbarlich, denn ſeine Füße waren ſchon ganz erſtorben. Mit der vollkommenſten Ruhe bemerkte er dies ſelbſt und ſagte: „Nun will ich auch recht Achtung geben, wie man ſtirbt!" Zu meinem Bruder ſagte er: „Wir können gewiß ſein, daß es ein fortdauerndes Leben giebt, Vernunft und Offenbarung bezeugen es laut." Bald darauf ſagte er: „Hier muß es ſehr dunkel ſein, ich ſehe nichts." Er ſchien nun oft dazwiſchen zu ſchlummern und wurde in der Zeit irre, ſo daß er glaubte es ſei Nacht. Nachdem er ſchon einige Minuten als todt gelegen hatte, ſchlug er die Augen auf und fragte: ob Bernhard, ſo heißt mein Bruder, ſchon zu Bette wäre. „Iſt er das, ſo ſtört ihn nicht, Kinder!" Mein Bruder kam, er ſah ihm freundlich ins Geſicht; mein Bruder ſtürzte auf ihn und weinte laut, und der theure Vater ſagte nichts mehr, als: „gute Nacht, Kinder!" Ich drückte ihm die lieben Augen zu. — Brauche ich Ihnen wohl erſt meine Gefühle zu ſchildern? Sie ergießen ſich noch jetzt in heißen Thränen auf das Papier und laſſen mich kaum ſchreiben. Meiner Mutter hatte er oft herzlich für ihre Liebe gedankt und ſie uns empfohlen. Dieſe verſchloſſene Frau, welche von jeher gewohnt war, ihre lebhaften Gefühle in ſich zu verbergen, weinte wenige ſtille Thränen und beſorgte mit der ſcheinbarſten Standhaftigkeit alles zur Beerdigung der Leiche. Sie wurde beigeſetzt und meine Mutter legte ſich noch denſelben Tag auf das Krankenbett, wo ſie vierzehn Tage viel von Fieber und

Aengſtigungen litt. Die Krankheit wurde heftiger, und am 13. Mai Morgens früh ſtarb ſie ſo ſanft wie ihr treuer Lebensgefährte. Die beiden ſtärkſten Naturbande, welche mich an mein Vaterland feſſeln, hat Gott ſelbſt alſo gelöſet. Ich habe dies für einen Wink angeſehen, mich für Schwarz zu beſtimmen, und ihm mit der letzten Poſt geſchrieben, daß ich nun ſein werden wollte. Auch ſeine Mutter iſt faſt um eben die Zeit geſtorben und Eliſa iſt mit meiner Verbindung unter dieſen Umſtänden zufrieden. Ich ſehe das große Gewölbe des Himmels über mir an, und denke: überall iſt Gott! überall mein Vaterland! Bei dem allen werde ich noch viel zu verlaſſen haben, was mir meine Abreiſe ſchwer machen wird. — Eliſa tröſtet mich mit einem baldigen Beſuch in Deutſchland — aber meine Agnes, meine Hoffmann bleiben zurück und mit ihnen meine wahrhaft liebevollen Geſchwiſter. Doch ſoll Entfernung bei uns nicht Trennung ſein. Eliſa verlangt, daß ich Schwarz in ihrem Hauſe meine Hand geben ſoll, und ich habe ihn daher auf den nächſten Frühling hieher beſchieden. Ich werde die kurze Zeit bis dahin mit Abſchiedsbeſuchen und den nöthigen Einrichtungen zu dieſer Reiſe zu thun haben. Auch zu Ihnen, liebe Freundin, muß ich noch einmal kommen, bevor ich mein Vaterland verlaſſe. Ach wenn wird doch mein armes Herz der Ruhe genießen!

Die feierliche Stunde der Uebergabe meiner Hand iſt vorüber, meine Agnes. Sie wiſſen, daß ich die letzte Zeit meines Brautſtandes mit Eliſen in Würzau bei unſerer

Herzogin verlebt habe. Ihr Gemahl wurde nämlich durch Kränklichkeit noch in Berlin zurückgehalten, und dies war die Urſache, warum die Herzogin die Geſellſchaft ihrer Schweſter in der Einſamkeit wünſchte und mir befahl, dieſelbe zu begleiten. Die Tage, welche ich in der Nähe dieſer vortrefflichen Fürſtin verlebt habe, werden unſtreitig zu den ſchönſten meines Lebens gehören und die Erinnerung daran noch die ſpäteſten Jahre meines Alters erheitern. Zu Ende des Märzes langte Schwarz in Mietau an, und als mir ſeine Ankunft gemeldet wurde, verlangte die Herzogin, er ſollte den folgenden Tag zu mir nach Würzau herausfahren. Denken Sie ſich meine Empfindungen an dem Morgen des Tages, der mir ihn nach einer zweijährigen Trennung unter ſo veränderten Umſtänden zuführen ſollte. Die geſpannteſte Erwartung, zu welcher ſich tiefe Wehmuth geſellte, trieb mich früh aus meinem Bett und in allen Zimmern des Schloſſes umher. Ach, Alles was meinem Auge in dieſem reizenden Aufenthalte der beſten Fürſtin begegnete, war ein fliehender Schatten, ein ſüßes Traumbild, das ich bald nirgends wiederſehen werde. Eliſa bemerkte meine Unruhe und hatte die Feinheit ruhig zu ſcheinen und mich nicht zu bemerken. Endlich hatte mich mein Herz in Juliens Zimmer geführt; ich ſaß mit dieſem holden Mädchen vertieft in der Beobachtung eines kleinen Kanarienvogels, der ihr Liebling iſt, — als Eliſa mit Schwarz in die Thür des Zimmers trat. — Ich weiß nicht, welche Farbe mein Geſicht bekommen haben mag, aber nie bin ich einer Ohnmacht näher geweſen. Schwarz nahete ſich mir zitternd.

Dies erhob ſchnell meinen Muth wieder. Er darf keinen Augenblick daran zweifeln, dachte ich, daß ich ihm alles gern opfere, und reichte ihm freundlich die Hand, indem ich meinen Kopf an ſeinen Buſen lehnte. Indeſſen war die Herzogin mit ihren lieben Begleiterinnen auch ins Zimmer getreten, und als ich den Kopf aufhob und um mich her blickte, Gott, was fühlte mein Herz! Ich ſah in Aller Augen Thränen der Theilnahme. Eliſa war hinausgegangen — die kleinen Prinzeſſinnen hatten indeſſen von ihrer Boune vernommen, daß Schwarz gekommen wäre mich von ihnen wegzuführen. Sie ſtürzten mit zärtlichem Ungeſtüm auf mich los, umſchloſſen mich mit ihren Aermchen und riefen: „Sophie, die liebe Sophie ſoll nicht weg, wir laſſen ſie nicht, der böſe Schwarz mag nur wieder weggehen!“ und nun fingen ſie an ſo herzlich zu weinen, daß ich hätte mitweinen müſſen, wären mir nicht die Troſt bringenden Thränen bei den heftigſten Gefühlen meiner Seele verſagt. Ich übergehe alle die kleinen, nur für mich ſehr intereſſanten Umſtände während der kurzen Zeit von dieſem Tage bis zum 18. April, welcher mein Hochzeitstag wurde. Eliſa beſtimmte ihr Haus zu dieſer Feierlichkeit und wählte die Zeugen zu der Ceremonie. Der ſehr üblen Witterung wegen konnte Niemand von meinen entfernten Verwandten und Freunden zur Stadt kommen, außer meine beiden Brüder. Die Herzogin ſelbſt beehrte meinen Hochzeitstag durch ihre Gegenwart und ſetzte mir den Brautkranz auf. Eliſa beſorgte mit mütterlicher Zärtlichkeit alles, was zur Feier des Tages nöthig war, und wußte meinen Muth dadurch zu un-

terſtützen, daß ſie ſich in gar kein Geſpräch mit mir einließ, ſondern mit einer wahren Aengſtlichkeit alles Trübe zu entfernen ſuchte. Um 12 Uhr Nachts fuhr die ganze Geſellſchaft auseinander, und Eliſa wies uns ihr Schlafzimmer zum Brautgemach an, indem ſie ſich ſelbſt mit Aufopferung gewohnter Bequemlichkeit in ein anderes gebettet hatte. Gewiß haben ſich meine Eltern der liebreichen Fürſorge Fremder für mich, ihr Kind, im Himmel noch gefreut. Dieſe Vorſtellung beſchäftigte mich den ganzen folgenden Tag und ich dachte ſie mir ſo deutlich gegenwärtig, daß ich ſie oft in Gedanken anredete. Ich habe Ihnen zu ſagen vergeſſen, daß meine Trauung im Hauſe geſchah und bei derſelben ein paar Lieder geſungen wurden, welche ich mir aus Eliſens geiſtlichen Liedern gewählt hatte. O meine Agnes, was empfand meine Seele für Wonne bei der Vorſtellung, daß die ganze kleine Verſammlung um mich her die lebhafteſte Theilnahme an meinem Schickſale nahm. Das Bewußtſein, die edelſte Liebe aller Gegenwärtigen zu beſitzen, machte mich nicht ſtolz, meine Agnes, es erfüllte mich nur mit dem innigſten Gefühl der Dankbarkeit. Die nahe Trennung ſchwebte indeß meiner Seele unaufhörlich vor, und goß über jede gegenwärtige Stunde Ernſt und Wehmuth aus. Eliſa hat mich noch bis zu der ländlichen Wohnung meines Bruders begleitet. — Ich ſage Ihnen nichts von meinem Abſchied von dieſer edlen Frau, nichts von dem aus Würzau und Mietau. Manche Thräne, tauſend gute Wünſche ſind meine Begleitung bis hieher an die Grenze des geliebten Landes geweſen. Gott ſegne Sie, meine Freundin, und alle die meinen Lebensweg

bisher so freundlich mit Blumen bestreuten. Meine künftigen Tage mögen dunkel oder licht sein, so wird das Andenken an mein Vaterland mir zur Seite stehen und ich werde die Erwartungen meines Mannes in Vermehrung seiner Glückseligkeit möglichst zu erfüllen suchen.

Lebet wohl Ihr Freundinnen. Lebe wohl Vaterland! Einmal werde ich doch wiedersehen was ich verlassen mußte, denn wir sind ewig.

Briefe von Mendelssohn an Sophien.

Theuerste Sophie!

1.

Scheut Ihr lieber Bruder nicht meinen grauen Bart, so laff' ich mich wahrlich auch nicht den schwarzen Rock abhalten, daß ich meine Brust an die seinige drücke, in welcher ein so würdiges Herz schlägt. Es ist überhaupt mit der Familie Becker eine eigene Sache. In welchen Stand sie auch treten, und unter welcher Form sie erscheinen, als Hofdamen oder Schäferinnen, Priester oder Solotänzer, sie behalten ihren Werth als Mensch unverändert und werden von Jedwedem geliebt, der diesen Werth zu schätzen weiß. Ueberhaupt aber bin ich dem geistlichen Stande nicht so abgeneigt als Ihr Bruder selbst zu sein scheint. Jeder Stand hat seine Schwachheiten, und die des geistlichen Standes fallen mehr auf, je verehrungswürdiger sein Beruf an sich selbst ist. Je edler ein Ding in seiner Vollkommenheit ist, spricht ein Hebräischer Schriftsteller, desto mehr Ekel erregt

es in ſeiner Verderbtheit. So wie Deutſchland noch jetzt beſchaffen iſt, hat die Geiſtlichkeit noch die ganze Kultur und Sittlichkeit des Volks in Händen. Sie allein erhält Philoſophie und ſchöne Wiſſenſchaften in einigem Werth. Der Geiſtliche lieſt noch, wenn er auch im Amt iſt; alle übrigen Stände gehen ihrem Geſchäft nach, oder ſpielen.

Von Herzen bedaure ich die beiden unvergleichlichen Schweſtern, wegen der langen Weile, die ſie in den Tagen der öffentlichen Luſtbarkeit haben werden. Oder, werden auch Sie daran Theil nehmen, beſte Sophie? Ich fürchte ja, und in dieſem Fall nehmen Sie auch Antheil an meinem Erbarmen. Gute liebe Seelen! Welche Arbeit erwartet Eurer! Unſeligere Arbeit als diejenige, welche Schröpfer, Caglioſtro oder Meſmer den Betrogenen vorſchreiben, die ſich ihnen anvertrauen. Was ich aus Mitleiden thun kann, ſoll Ihnen indeſſen nicht entſtehen. Ich will die Göttin Eitelkeit, die zu Friedrichsfelde einige Verdrießlichkeiten gehabt zu haben ſcheint, zu verſöhnen ſuchen und ſie anflehen, auf einige Wochen ſich auf die Neuſtadt in dem Ceſar'ſchen Haus mit ihrem ganzen Gefolge einzufinden, daſelbſt ihren Altar zu errichten und täglich einige von ihren Kammerjungfern nach der Kochſtraße abzuſenden, um auch Eliſen und ihre Freundin einzuladen. Die Philoſophie wird anfangs ſaure Geſichter machen, aber ſie wird ſo beſcheiden ſein, zurückzuweichen, und ſich begnügen zu beobachten und über die Sitten der Menſchen Gloſſen zu machen, und die Langeweile mag endlich ins Komödienhaus gehen und die Hochzeit des Figaro aufführen ſehn. Viel-

leicht fällt in der Zwischenzeit auch ein Stündchen für Mendelssohn ab, den die Philosophie allenfalls in einem Nebenzimmer unterhält, bis die alleinherrschende Göttin befriediget ist.

Mein kleiner Nathan nahm das Geschenk so auf, als wenn er darauf gerechnet hätte. „Dieses schenkt mir Sophie," sprach er, „Schön! Sie hat mir's auch versprochen, und nun will ich es auch meiner Braut schenken, aber erst ein wenig selbst damit spielen." Guten Morgen! meine Theuerste! Ich gehe an meine Ruderbank. Erhalten Sie mich in gutem Andenken bei den beiden unvergleichlichen Schwestern.

Den 23. December 1785. Moses Mendelssohn.

2.

Meine Maxime ist, ich lasse mir kein Vergnügen entgehn, das mit irgend einer Vorstellungsart verbunden ist. Meine Vernunft muß nicht spröde thun und mir die unschuldigen Vergnügungen dieses Lebens verleiden wollen. Die Philosophie soll mich glücklicher machen, als ich ohne dieselbe sein würde, und dieser Bestimmung muß sie treu bleiben. So lange sie eine gute Gesellschafterin ist und mich auf eine angenehme Weise unterhält, bleib ich bei ihr. Sobald sie vornehme, frostige oder wohl gar saure Geister macht und üble Laune bekömmt, lasse ich sie allein und spiele mit meinen Kindern.

Ziemlich epikurisch, werden Sie sagen. Es kann sein. Ich wähle auch aus den Systemen der Weltweisen immer dasjenige, was mich glücklicher und zugleich besser machen

kann. Eine Philoſophie, die mich mißmuthig, gegen andre Menſchen oder gegen mich ſelbſt gleichgültig, gegen Empfindung des Schönen und Guten froſtig machen will, iſt nicht die meinige.

Was populäre Religionsbegriffe betrifft, ſo dünkt mich, daß die angenehmen Empfindungen, die ſie mit ſich führen, größtentheils ſich auf Wahrheit gründen, die ihnen zum Grunde liegt, und blos durch falſchen Zuſatz verdunkelt worden iſt. Die Allgegenwart Gottes z. B. wird in Ihrer Religion gar zu ſehr verſinnlicht und nach einigen bis zur Menſchheit herabgeſetzt. Allein im Grunde können wir uns, auch der Vernunft nach, die Gottheit nicht ſtark, nicht lebhaft genug als gegenwärtig vorſtellen, und alle Verſinnlichung reicht nicht hin, um uns den Enthuſiasmus mitzutheilen, den wir bei dieſer Vorſtellung haben ſollten. Ich halte mich alſo an populäre Religionsbegriffe ſo lange, bis meine Vernunft ſtark genug iſt, mir den Abgang der angenehmen Empfindungen anderweitig zu erſetzen. Ich freue mich mit jedem Religionsgebrauch, der nicht zu Intoleranz und Menſchenhaß führt, freue mich, wie meine Kinder, mit jeder Ceremonie, die etwas Wahres und Gutes zum Grunde hat, ſuche das Unwahre ſo viel als möglich abzuſondern, und ſchaffe nichts ab, bevor ich deſſen gute Wirkung nicht durch etwas Beſſeres zu erſetzen im Stande bin.

Wenn Sie Geduld genug gehabt haben, theuerſte Sophie, meine Morgenſtunden durchzuleſen: ſo werden Sie auch die Stelle bemerkt haben, wo ich von der Schwierigkeit handle, die Erhabenheit Gottes in der ſtärkſten Verbindung

Spuren der Vergangenheit, und mein Gewiſſen ſchwieg. Aber als ich einſam nach Helderau kam, um Ihre Zimmer zum Empfange einzurichten, und ein daranſtoßendes, das ich ſonſt bewohnte, noch für Sie räumte, da fielen mir Suschens Briefe in die Hände, da fand ich einen einfachen Ring von ihrem Haar, den ſie ſelbſt geflochten hatte, und manches andere Zeichen ihrer Liebe. In dieſer tiefen Einſamkeit, wo kein Ball, kein Zirkel ein Mittel bot, dem Herzen zu entfliehen, waren jene Briefe meine Geſellſchaft, und ihre zärtlichen Worte gruben ſich tief verwundend in mein Inneres. Ich ſah Sie wieder, doch jene Eindrücke erloſchen nicht, ich wagte nicht nach Suschen zu fragen, ich mied Bernhard, der jetzt in ihrer Nähe wohnte und meine Untreue wiſſen mußte. So lebte ich bis heute. Nach der Mittagstafel ſuche ich Sie im Nebenzimmer auf, wohin ein Bedienter Sie gerufen hatte, Sie ſind nicht da, aber am Boden ſehe ich ein offnes Blatt Papier, ich hebe es auf; kaum traue ich meinen Sinnen, es iſt von Suschens wohlbekannter Hand, und enthält die Worte: Möchte dieſer Tag Sie ſtets glücklich ſehen, und Sie nie ganz der armen Suſanne vergeſſen. — Ich kann Ihnen nicht ſagen, was mich bei dieſem Anblick ergriff, Sie würden mich nicht verſtehen, nie faßte die kalte Hand einer rächenden Gottheit Ihr reines Herz. Wie dieſer Zettel zu mir gelangte, begriff ich nicht; daß er an mich gerichtet war, war mir

mit deſſen allbarmherziger Herablaſſung zu denken und unſerm Leſſing ein großes Verdienſt um dieſe wichtige Wahrheit zuſchreibe. Mich dünkt, Sie befinden ſich jetzt in dieſem Fall, da Ihnen dieſe Erwägung gute Dienſte leiſten kann. Mit Ihrem Kopf und Ihrem Herzen werden Sie keine ſonderliche Anſtrengung brauchen, dieſe Lehre in ihrem ganzen Umfange zu faſſen, und wahren Troſt und Beruhigung zu finden.

Sie ſagen, der Weltweiſe bete nicht, wenigſtens nicht laut, nicht mit Geſang, ſondern höchſtens in Gedanken. Beſte Sophie! Wenn ſeine Stunde kommt und er zum Beten geſtimmt iſt, ſo wird er wider ſeinen Willen in Wort und Geſang ausbrechen. Der gemeinſte Menſch, dünkt mich, ſingt nicht, daß Gott ihn höre und an ſeinen Melodien Gefallen finde. Wir ſingen unſerthalben und das thut der Weiſe ſo gut als der Thor. Haben Sie je die Pſalmen in dieſer Abſicht geleſen? Mich dünkt, viele Pſalmen ſind von der Art, daß ſie von den aufgeklärteſten Menſchen mit wahrer Erbauung geſungen werden müſſen. Ich würde Ihnen abermals meine Ueberſetzung der Pſalmen vorſchlagen, wenn es nicht zu viel Autorſchwachheit verriethe. So viel iſt gewiß, mir haben die Pſalmen manche bittre Stunde verſüßt, und ich bete und ſinge ſie, ſo oft ich ein Bedürfniß zu beten und zu ſingen bei mir verſpüre.

Leben Sie wohl, theuerſte Freundin! Empfehlen Sie mich unſrer würdigen Frau Baronin, deren Befehl ich erwarte, wenn ich das Vergnügen haben ſoll, Sie zu ſehen.

Den 27. December 1785. Moſes Mendelsſohn.

Bilder der Zeit.

Novelle von Th. Mügge.

In dem kleinen Gemach brannten die Lampen noch hinter den großen weißen Glaskugeln und warfen ihren blendenden Strahl über den Arbeitstisch, auf dem es so mannigfach bunt aussah, wie es in eines Schuhmachers Werkstatt aussehen kann. — Die Arbeiter waren gegangen, denn es war Montag, der trotz der Polizeibefehle, nach uralter Sitte, noch immer von den Handwerksleuten ein wenig gefeiert wird. Nur der Meister saß gebückt auf einem der niedern Sessel und nähte an einer Arbeit, die er fertig schaffen wollte; zuweilen aber hielt er auch an, ließ den Hammer ruhen, mit dem er das harte Leder bearbeitete und blickte freundlich nach der andern Seite des Tisches, wo ein Mädchen saß, die mit Geschicklichkeit und emsigem Fleiß aus Strohgeflechten Hüte machte. — Der alte Meister hatte ein redliches, ernsthaftes Gesicht, reichlich mit jenen harten Runzeln und Falten ausgestattet, die ein müh- und arbeitsvolles Leben, bei geringer Pflege und schmaler Kost, den niedern Ständen vornehmlich zutheilt. Das Mädchen war groß und über die erste Jugendblüthe hinaus. Ihre dunklen Augen hatten sicher einst mehr Feuer besessen, als jetzt, aber sie waren

noch immer lebhaft genug. Das ſchwarze, dichte Haar fiel glänzend und glatt geſcheitelt, nach der Mode des Tages, bis auf die Schläfe nieder. Es lag viel Geſundes, Derbes und Tüchtiges in ihrem ganzen Aeußeren, aber gewiß trug auch die Sauberkeit ihres einfachen Anzuges zu dieſem wohlthuenden Eindruck bei.

Ein paar Mal hatte der Meiſter ſchweigend ihrer Arbeit einige Minuten lang zugeſchaut und dann die ſeine wieder begonnen, bis er endlich eine Priſe aus einer bunten Doſe nahm, die vor ihm ſtand und den Blick gegen das Fenſter wendete. — „Es wird eine bitterkalte Nacht werden, Hannchen, ſagte er. Wie die Blumen, da ſchon wild durch einander über unſere Scheiben wachſen. Und die Sterne funkeln dazu, als hätten ſie, um ſolche Frucht zu treiben dieſelbe Kraft, wie der liebe Frühlingsſonnenſchein für Tulpen und Hyacinthen."

„Ei, Vater, erwiderte das Mädchen ſcherzend, jedes Ding will ſeine Zeit haben. Die Januars-Blumen haben aber auch ihr Gutes für uns. Wenn ſie blühen, mache ich Hüte, die getragen werden ſollen, wenn die Maiblumen da ſind. Laß wachſen was wachſen will, ich wollte nur, daß ich den Hut fertig hätte."

„Du ſollteſt doch nicht ſo viel arbeiten, Hannchen, ſagte der alte Mann leiſe. Deine Augen ſind ganz trübe."

„Da würde ich ſie führen, rief das Mädchen lachend. Was ich aushalte, müſſen ſie auch aushalten, wie der Herr ſo der Knecht, das iſt nicht mehr wie billig. Aber morgen liefre ich ab, Väterchen, da haben wir Geld und am

nächsten Sonnabend wenigstens wirst Du nicht in Sorgen sein, wovon der Gesell seinen Lohn erhalten soll."

„Wenn nur das Borgen nicht wäre, Hannchen," sagte der alte Mann seufzend, „wenn alle Leute ihre Schuldigkeit thäten und zur rechten Zeit bezahlten was sie sollten, und wenn Dein Bruder Franz, ja wenn der endlich auch einmal etwas verdiente, — es würde gut genug mit uns gehen. — Du lieber Gott! wie ich in seinem Alter war, sorgte ich für Vater und Mutter, aber —"

„Still Vater," sagte das Mädchen, „es geht gut genug und es wird noch besser geben, das ist mein Trost, das weiß ich ganz gewiß."

Der alte Mann schwieg und fing wieder an zu klopfen und zu nähen. Er wußte recht gut, daß seine Tochter nicht auf das Gespräch eingehen wollte, das er gern eröffnet hätte. Leise murmelte er seine Seufzer und seine Sorgen vor sich hin, bis er wieder nach dem Fenster sah und nach dem Vogelbauer, der oben hing. — „Ei ja," sagte er, „die Thiere wissen es immer besser wie die Menschen, was da kommen wird, Regen oder Sonnenschein; sie sind vielmals klüger auch, denn sie richten sich danach ein. Die Nachtigall ist sonst so fleißig, fast wie Du; nun siehst Du wohl, Hannchen, heut sitzt sie in der dunkelsten Ecke mit dick aufgesträubten Federn und sagt kein Wort. Das heißt aber bei ihr: Es ist zu kalt zum Singen und wird immer kälter werden."

„Sie ist vielleicht heiser geworden" sagte das Mädchen, indem sie zum Vogel hinaufschaute. „Es geht vielen Sängerinnen im Winter so."

„Du weißt doch immer ein luſtiges Wort," erwiederte der Vater nun ſelbſt lachend. „Du haſt ein fröhliches Herz in der Bruſt und das iſt ein großes Glück mein Kind. Gott möge es Dir für alle Zeit erhalten."

„Und warum ſollte er nicht," erwiederte die Dirne zuverſichtlich. „Ich nehme Alles dankbar an was da kömmt, und gar zu Schlimmes hat mich ja auch noch nicht betroffen."

„Aber es giebt doch Mancherlei was beſſer ſein könnte," murmelte der Alte.

„Was man nicht ändern kann, muß man ertragen," ſprach Hannchen, indem ſie den Faden an der Nadel abknallte.

„Ertragen, ja, das muß man, aber wie?"

„So gut es immer geht," ſagte ſie, und ſtrich ſein graues Haar ſanft von der groben rauhen Stirn.

„Du biſt ſo gut mein Kind," rief der alte Mann dankbar gerührt, „und doch — Du — nun ja — andere Mädchen, weit häßlichere und dabei dumm und träge, die heirathen und Du —"

„Ich bekomme keinen Mann," fiel ſie luſtig ein, „nun wer weiß, und wenn es nichts iſt, ſo ſchadet es auch nicht viel. Die Männer taugen nichts, ſagen alle Frauen."

„Du hätteſt damals," begann der Meiſter wieder — aber er hörte ſogleich auf und ſchüttelte leiſe den Kopf als er ſeine Tochter anſah, deren Geſicht einen Augenblick ernſt und unmuthig wurde, ſogleich aber wieder freundlich lächelte als er ſtockte: „Wenn ich Mann und Kind und Wirthſchaft hätte, könnte ich dann bei Dir ſein, Vater? Könnte ich Dich tröſten, pflegen und Dir helfen? Das ginge Alles nicht

wohl an, und ſo hilft immer ein Schaden zu andern guten Dingen."

Das Geſicht des Vaters ward ganz voll Glück bei ihren Worten. „Ja, das iſt mein einziger Troſt," rief er. „Was ſollte ich armer alter Mann denn auch anfangen? Ohne Dich, ich könnte es wirklich nicht aushalten."

Im Augenblick ging die Thür auf und ein Kopf, auf welchem ein großer Hut ſaß, klemmte ſich durch die Spalte. Der Hut war etwas abgenutzt und verbogen und das Geſicht ebenfalls, zu dem er ſymmetriſch gehörte. Wenn man daher beide zuſammen betrachtete, ſo ſahen ſie gar nicht ſo übel aus. Sie hatten etwas Kühnes und Einnehmendes, und konnten leicht einem in der Welt ein wenig herabgekommenen, aber ſonſt ganz achtbaren Mann angehören. — Der Eigenthümer des Kopfes drängte ſich, nachdem er mit dieſem einige Male genickt und dann mit ſehr ſchneller Zunge die Worte: „Guten Abend! Guten Abend, Alle beiſammen! Freut mich ganz ungemein. Fräulein Hannchen, verehrter Meiſter Liebold, wie gehts?" und mehr dergleichen ausgeſtoßen hatte, eben ſo ſchnell hinterher und erſchien nun als ein mit einem gewiſſen Anſtrich von Mode gekleideter Herr, der hier ſehr gut Beſcheid wußte. Denn er vermied mit einem gelenkigen Satze die Stufe an der Schwelle, mit einer geſchickten Wendung die Ecke des großen Spindes und den Haufen Kalbfelle, der darüber hervorragte, balancirte dann über ein Paar Kniebänke und ſtand im nächſten Augenblick dicht vor der Näherin, der er galant die Hand küßte, dem Meiſter aber zugleich eine wohlgefüllte Doſe hinhielt, aus welcher

der alte Mann im Bewußtsein des Guten, das ihm wiederfuhr, eine ungeheure Prise nahm.

Hierauf ahmte der Fremde diesem guten Beispiele nach, und musterte dann im Wiederschein der Glaskugeln sein verkleinertes Bild, das ihm sehr gut zu gefallen schien.

„Ich bin ganzer drei Tage nicht hier gewesen," sagte er und knöpfte den Paletot von Naturelltuch auf, indem er nachlässig mit einer Hand und einem wohlgefälligen Blick in die große Tasche jenes neuen Kleidungsstückes fuhr, während die andere sich das dichte, etwas röthliche Kopfhaar strich — „aber was habe ich nicht Alles zu thun gehabt?"

„Ich hoffe," sagte der Meister, „es ist keine Störung vorgefallen bei der Erbschaft, Herr Grün?"

„Nicht die Idee," rief Herr Grün, und fächelte mit seinem neuen seidenen Taschentuch einen Wohlgeruch aus. „Es ging Alles vortrefflich. Sonnabend Morgens bekam ich, was von der alten Muhme Geld übrig geblieben war, nachdem die Gerichte, — nun Sie wissen wohl, Herr Liebold, was an Gerichtsfingern bei solchen Gelegenheiten kleben bleibt, — ja, was wollt ich sagen? richtig! es waren doch noch neun Hundert und sieben Thaler, dreizehn Groschen, fünf Pfennige, die ich nach Haus brachte."

„Und nun?" fragte Hannchen. „Haben Sie wirklich gekauft?"

„Versteht sich," sagte Herr Grün. „Den Laden und das Waarenlager: sämmtliche Pomaden, Seifen, Bürsten, Kämme, Haartouren, Flechten, Locken, Essenzen, Alles echt aus

Paris aber hier gemacht, auch die Recepte dazu, echtes Eau de Cologne! Riechen Sie denn nichts, Fräulein Hannchen?"

„Glauben Sie, daß ich keine Naſe habe?" fragte dieſe zurück.

„Im Gegentheil, ich ſehe ein ganz allerliebſtes Mädchen," erwiederte Herr Grün zärtlich, und drückte ſeine Hand ſanft auf die ihre; im Augenblick aber zog er ſie mit einem kleinen Schrei wieder fort, denn er hatte einen blitzſchnellen Nadelſtich bekommen.

„Was Sie für ein gottloſes Mädchen ſind", ſagte er, „einem armen Friſeur, oder vielmehr Haarkünſtler, das bischen Blut abzapfen zu wollen. Einem jungen Anfänger, der alle Courage nöthig hat."

„Haben Sie denn ſchon angefangen?" fragte Hannchen.

„Verſteht ſich, heut morgen," ſagte Herr Grün; „es war der merkwürdigſte Tag meines Lebens. — Die ganze Nacht konnte ich nicht ſchlafen, aus Furcht, der Maler könnte das Schild nicht fertig gemacht haben, weil geſtern Sonntag war. Aber ganz früh kam er damit, und ehe der Tag anbrach, ſaß es oben an der Thür: Salons zum Haarſchneiden für Damen und Herrn, von A. P. Grün, und darunter etwas kleiner: vormals in Paris und London. Es ſieht merkwürdig ſchön aus."

„Sie in Paris und London?" rief das Mädchen lachend.

„Aber du lieber Himmel!" erwiederte Grün, „muß denn ſo etwas Alles wahr ſein? Iſt es denn bei meinen Seifen und Pomaden wahr? Es iſt aber ſo Mode in Deutſchland;

fremdländiſch ſoll ſein, was man kaufen will, und ſomit laßt doch jedem Narren ſeine Kappe."

„Nein, Herr Grün," ſagte Hannchen, „Sie vertheidigen ſich ſchlecht, auch iſt Ihre Sache keineswegs gut, und was das Uebelſte iſt, Sie werden Ihr Geld dabei verlieren."

„Geld verlieren?" rief der Haarkünſtler mit pfiffiger Ungläubigkeit, „nun, was das anbelangt, ſo bin ich durchaus dagegen von Geburt an."

„Wird doch Alles nicht helfen," fuhr die Näherin lachend fort. „Glauben Sie denn, daß Ihr Vorgänger den Laden und ſein Waarenlager verkauft hätte, wenn in der Karlſtraße ein Haarkünſtler fortkommen könnte? — Und obenein einer, der ſich vornehm aufſpreizt, der da ſchreibt: aus Paris und London! ein Aushängeſchild für Jedermann, daß er theuer ſein will. Wer ſoll denn zu dem theuern Herrn kommen in der Karlſtraße? Für die Leute da wäre die gute einfache Wahrheit weit zweckmäßiger, und darunter geſchrieben: Alles iſt ſo wohlfeil als möglich hier zu haben."

„Nun, da ſind Sie doch ſehr im Irrthum," rief Herr Grün, „und ich will Ihnen gleich den Anfang meiner glänzenden Zukunft erzählen, damit Sie ſehen können, was es nützt, wenn man ein bischen aufzuſchneiden verſteht."

Die Hutnäherin ſah ihn ſchelmiſch an und ſagte: „Erzählen Sie nur, ich werde bald merken, wie weit Sie die Aufſchneiderei fortſetzen."

„Heute Morgen," ſagte Herr Grün, indem er die Hand auf ſein Herz legte, „ordnete ich meine Waaren am Schaufenſter, und fühlte mich ganz ſelig und beglückt, ſo mitten

in meinem Eigenthum zu ſtehen. Ich zählte die Perücken, die Flechten, die Seifenkugeln, die ganzen Herrlichkeiten, Alles war mein, und mancherlei Luftſchlöſſer bauten ſich vor mir auf. — Grün, ſagte ich, haſt Du das wohl je gedacht? Haſt Du nicht manches Jahr conditionirt, ohne Ausſicht, ein eigner Herr zu werden? Warſt Du nicht immer ein leichtſinniger, windiger Patron ohne Grundſätze, und nun mit einem Male, Gott ſegne die alte Tante in ihrem dunklen Kämmerchen! nun biſt Du oben auf, ein Mann auf dem Platze, und was für ein Mann?! Auch wird eine Zeit kommen, fuhr ich dann leiſer fort, wo Du nicht mehr allein ſein wirſt, in Deinem Geſchäft einen Gehülfen, und dort hinten in Deinem ſtillen Zimmerchen ein fleißiges, nettes, flinkes Weibchen" — hier hielt Herr Grün inne, ſtrich ſich ſeinen Wald von rothen Haaren mit beiden Händen, ſah dann durch die Finger das ſtille Mädchen mit ſonderbar funkelnden Augen an und nickte und verzerrte ſein langes Geſicht, bis er plötzlich mit beiden Däumen ſchrecklich knallte und halb von ſeinem Sitze aus Entzücken auffuhr. — „Ja, das dachte ich, Hannchen," rief er, „und noch vielmehr dachte ich, als plötzlich die Thür aufging und der erſte Kunde hereintrat. — Der erſte Kunde! Das iſt entſcheidend für das ganze Leben. Iſt es eine alte Frau, iſt auch das Unglück fertig, kommt Jugend und Schönheit, ſo haben wir gewonnen! — Ich hatte es unzählige Male gedacht und zitterte wie ein Kind, als ich den Druck auf der Klinke hörte. — Eine ganze Weile ſah ich mich auch gar nicht um aus lauter Furcht. Ich hörte Jemand einige Schritte gehen, ſtill ſtehen,

gewiß. Ich ertrug die Unruhe meines Herzens nicht, und wollte ihr entfliehen; zum erstenmale widerstand mir die Gesellschaft, und ich setzte mich auf mein Pferd, Trost in der Natur zu finden, wo ich ihn noch nie gesucht hatte. Meine Gedanken eilten in die Ferne, mechanisch leiteten sie mich auf den Pfad der Erinnerung, ich sah Altstädts Kirchthurm, und ritt an die Gartenthür, wo mich Suschen sonst erwartete. Der Garten war einsam, aber jedes Plätzchen sprach laut zu meinem Herzen; ich betrachtete ihn lange, dann ritt ich langsam weiter. Ein kleines reinliches Haus zog meinen Blick an, ein Rasenplatz mit Bäumen gepflanzt und von blühenden Hecken umgeben. Mit klopfendem Herzen sah ich noch mehr — eine Gestalt, die ich nur zu wohl erkannte, von mir weggewandt, unter einem schattigen Baum mit einer Arbeit beschäftigt. Jetzt blickte sie nach mir um, ich sah dies Gesicht, das meine Träume mir nur noch unvollkommen zeigten. — —

Ich gab meinem Pferde die Sporn, und flog nach Hause. Hier im Wäldchen traf ich Bernhard, mein Herz war voll, ich mußte es an einem theilnehmenden Busen erleichtern, Bernhard sollte mein Vertrauter werden. Er sah meine Bewegung, und folgte mir auf meine dringende Bitte in mein Zimmer, denn mein Bedienter, den man mich zu suchen gesandt hatte, kam uns jetzt entgegen, und hinderte jede Erklärung. Bernhard wußte alles aus Suschens Munde,

dann leiſe ſprechen, aber Niemand fragte nach mir. Das iſt doch ſehr kurios, ſagte ich und plötzlich faßte ich einen herzhaften Entſchluß. Ich drehte mich um, trat hinter dem Gitter hervor und da ſtand mitten im Laden eine große ſtattliche Dame, die ich in meinem Leben nicht vergeſſen werde."

„Wie ſo?" ſagte Hannchen, und ließ die Nadel ſinken.

„Ja, wie ſo?" rief der alte Mann, der auch zu arbeiten aufgehört hatte.

„Es war natürlich ein Wunder von Schönheit", ſagte das Mädchen ſpottend.

„Nein, ſo merkwürdig ſchön war ſie eben nicht, aber ganz apart war ſie anzuſehen," erwiederte Herr Grün ſehr ernſthaft, „und eine vornehme Dame war es, darauf laſſe ich mein Leben, denn das Vornehme kenne ich auf den erſten Blick. — Sie war groß und ſtark gebaut, ganz in einen ſchwarzen Atlasmantel gewickelt. Ein Hut von grünem Sammet mit dichtem ſchwarzen Schleier bedeckte ihren Kopf und ihre Händchen, mit feinen Handſchuhen bekleidet, ſteckten in einem koſtbaren Muff von Chinchilla. Das Geſicht konnte ich freilich nicht ganz deutlich ſehen, aber es war blaß und fein. Schwarze Locken lagen dicht daran und große, merkwürdig große Augen ſahen mich ſo ſtarr an, daß ich ordentlich Herzklopfen bekam." 'Was ſteht zu Ihrem Befehl?' ſagte ich. Sie ſchwieg einen Augenblick, denn ſie wandte den Kopf wieder nach der Straße. 'Was haben Sie zu verkaufen?' rief ſie und blickte unruhig nach mir hin. 'Es würde ſchwer werden, alle meine Artikel zu nennen,' erwiederte ich etwas erſtaunt; 'ſollten Sie jedoch eine Schei-

tel bedürfen, oder Locken, Toilettengegenstände aller Art.' Mit einem schnellen Blick auf mich zog sie eine kleine Börse aus dem Muff, legte ein Zweithalerstück hin und sagte: 'Geben Sie mir etwas dafür, aber wenig, ganz wenig.' 'Echte Orangeseife von Violet vielleicht?' fragte ich. Sie wendete sich von mir ab und kehrte wieder um, als verstände sie mich gar nicht. 'Sind Sie lange schon hier?' fragte sie leise. Ich wußte nicht recht was sie damit meinte. 'O! freilich, einige Zeit,' sagte ich. 'Aber früher in Paris und London, ganz unfehlbar. Meine Kunst wird nur dort wahrhaft erlernt.' 'Wer wohnt da drüben?' flüsterte sie und deutete auf das große Haus. 'Wo?' sagte ich und that so freundlich als möglich, obgleich ich innerlich sehr verlegen war. 'Dort in der ersten Etage?' Mein Muth wuchs wieder, denn das wußte ich. — In der ersten Etage,' sagte ich, 'wohnt der Geheimerath Ringenberg, der Eigenthümer dieses schönen Hauses, ein sehr reicher, sehr angesehener Herr.'

„Ah, Ringenberg!" murmelte der alte Meister vor sich hin und der Stiefel fiel von seinen Knieen und unterbrach die Rede des Herrn Grün, der ihn artig aufhob.

„Ja, Ringenberg", fuhr er dann fort, „den Sie ja auch kennen, werther Herr Liebold, bei dem Ihr Herr Sohn, unser wackerer Franz, der einzigen Tochter Unterricht ertheilt. Und diesem glücklichen Umstande verdanke ich eigentlich auch meine ganze Kenntniß von der Sache. Am Sonntag Abend, nein, am Sonnabend war es, sah ich Franz herauskommen, eben als ich den Kauf abgeschlossen hatte. 'Wo

kommen Sie her?' sagte ich, als wir uns die Hände schüttelten. — 'Von dort oben,' erwiederte er. — 'Aha, Menschen klug gemacht?' sagte ich. — 'Ein schlechtes Geschäft,' versetzte er, und lächelte finster vor sich hin. — 'Pah,' sagte ich, 'die Welt ist rund, man muß sich nicht mit Gewalt an den Ecken stoßen. — Wer wohnt da oben?' — Der Geheimerath Ringenberg,' sagte er, und so wußte ich es."

„Bleiben Sie hübsch bei der schönen Dame," fiel Hannchen ein, „sonst läuft sie davon." „Noch lange nicht," sagte Herr Grün, „denn plötzlich, wie ich das erzähle, läuft sie ans Fenster und stiert einen jungen Mann an, der ganz langsam und in sich gekehrt die Straße heraufkommt."

„Der aber auch ganz grausam schön war," rief die Nachbarin dazwischen.

„Nun, es war Einer nach der neuesten Mode," versetzte Herr Grün, „sonst möchte ich behaupten — hier betrachtete er sich wieder en miniature in der Glaskugel und schnitt ein Paar Gesichter zur Probe — daß es wenigstens wohl eben so bedeutende und schöne Männer giebt. — Den Rockkragen hatte er hochgezogen, rund um sein Gesicht lief ein schmaler schwarzer Bart, und ganz verzweifelt ernsthaft sah er aus, stolz und bleich und kalt, so recht wie ein Mensch, der keinem andern einen Finger reicht, wenn er nicht wenigstens ein Graf ist."

„Dazu hatte er pechschwarze Augen," sagte Hannchen, einen kleinen Mund mit schmalen Lippen und weißen Zähnen und starke lange Wimpern und Augenbrauen, die über der Nase zusammen gewachsen waren."

„Ja wahrhaftig," ſagte Herr Grün, „die hatte er. Kennen Sie ihn?"

„Ich?" rief das übermüthige Mädchen, heftig lachend, „freilich, ganz gewiß. Aber nie ſollen Sie ſeinen Namen erfahren, das ſchwöre ich!"

„Ach, Sie allerliebſter Spaßvogel," rief der pfiffige Grün, indem er ſanft auf ihre Hand ſchlug, „mich ſollen Sie nicht anführen. Alſo wie meine Dame den jungen Herrn ſieht, bekommt ſie mit einem Male eine Art Sonnenſtich. — Sie läuft bis an die Thür, ſie prallt zurück, ſucht den Drücker und macht nicht auf; hält ſich, wie in Ohnmacht oder Krampf an dem Gitter feſt, und iſt wie gelähmt. — 'Um Gotteswillen, Madame, was iſt Ihnen wiederfahren?' rufe ich, und ſpringe mit einem merkwürdigen Satze über den Tiſch." 'Dort,' ſagt ſie, und weiſ't auf den jungen Herrn. 'Sagen Sie ihm, ich wünſche ihn zu ſprechen.' 'Wie ſoll ich ſagen?' 'Eine Dame,' erwiederte ſie, 'er wird kommen, es iſt genug.' — Ich laufe quer über den Damm, denn eben will der junge Herr in das große Haus. — 'Mein Herr,' ſchreie ich etwas außer Athem — da ſchlägt er ſeine Augen finſter auf, und ſieht mich aufgebracht an, ſagt aber kein Wort. — 'Mein Herr,' ſage ich nochmals freundlich, 'wollen Sie die Güte haben und einer Dame, die Sie zu ſprechen wünſcht —' 'Die Dame hat ſich ganz an den Unrechten gewendet,' ſagte er, ohne mich ausreden zu laſſen, 'und Sie ſollten ſich hüten, ſolche Beſtellungen zu übernehmen.' 'Aber, mein Herr,' rufe ich im Gefühl meiner verletzten Würde. — 'Laſſen Sie mich in Ruhe,' ſagte er ſtolz

und ſieht mich zornig an, ‘oder —’ Die Galle ſtieg mir ins Blut. — ‘Meinetwegen thun Sie was Sie wollen,’ ſage ich und knöpfe meinen Rock zu, ‘aber ich laſſe mich nicht beleidigen, ich bin Bürger und Fabrikant. Die Dame iſt vor wenigen Minuten in meinen Salon getreten; ich kenne ſie nicht, was gehen mich Damen in Atlasmänteln und Sammthüten überhaupt an, aber es iſt ein ungerechter und kränkender Verdacht, und nun thun Sie was Sie wollen, ich habe nichts damit zu ſchaffen.’ So kehrte ich trotzig um, aber er ſtand nur einen Augenblick ſtill, dann kam er ſchnell hinterher, und wie ich die Thür aufmachte, war er wie ein Schatten an mir vorbei, und als ich hinſah, lag die Dame in ſeinen Armen, wie ohnmächtig. ‘Haben Sie ein Zimmer hier in der Nähe?’ ſagte er mit einer tiefen Stimme, die heftig zu zittern ſchien. ‘Hier iſt ein Salon zu Ihren Dienſten,’ erwiederte ich, und öffnete das kleine hübſche Zimmerchen. Er nahm ſie in ſeine Arme und trug ſie mit Anſtrengung; ich wollte helfen, aber er litt es nicht. Leiſe ſetzte er ſie auf das Kanapee, lehnte ſie in die Ecke und warf den ſchönen theuren Seidenmantel, als wäre er von gemeinem Kattun, darüber hin. Dann band er die Hutſchleife auf, und mit einer heftigen Bewegung nahm er ſie plötzlich in ſeine Arme, küßte ihre Lippen, ihre Stirn, ihre Hände, die er an ſeine Bruſt drückte, und ſprach etwas laut in einer fremden Sprache, ich weiß nicht, aber ich glaube es war franzöſiſch. — Ich ſtand an der Schwelle und war recht mitleidig geſtimmt, aber auch, wie Sie denken können, etwas ſehr neugierig, ſo daß ich auf den Zehen ſtand, um das Geſicht der Dame zu

ſehen, als der junge Menſch plötzlich aufſah und eben ſo ſchnell von ſeinen Knieen auf den Beinen war. Sein blaſſes Geſicht war dunkelroth worden, ſeine Augen rollten darin wie Räder; alle Teufel! Ich habe auch Courage wenn es ſein muß, aber ich dachte er wäre wahnſinnig geworden und wollte mir an die Kehle ſpringen. 'Darf ich Ihnen etwas Waſſer und Eau de Cologne geben?' ſagte ich, und trat ein Paar Schritte zurück. Statt aller Antwort, warf er die Thür heftig zu und ſchob den Riegel von innen vor."

„Das war grob," ſagte Hannchen.

„Ungeheuer grob," erwiederte Herr Grün, „und ich kann Ihnen ſagen, daß ich einen barbariſchen Haß gegen den Menſchen faßte, mit dem es mir überhaupt gar nicht richtig vorkam. — Ein paar Mal war ich drauf und dran Hülfe zu holen, Polizei, Wache, weil ich dachte: gieb Acht, Grün, wenn er ſie ermordet, biſt du auf immer ein ruinirter Mann. — Denken Sie ſich, einen Mord in einem neu eröffneten Salon."

„Im Gegentheil," rief die Näherin, „das wäre intereſſant geweſen. Viele würden gekommen ſein, um den Ort zu ſehen, wo es geſchah."

„Hm! ja," ſagte Herr Grün lächelnd, „was Sie ſpeculativ ſind, göttliches Hannchen, aber ich muß geſtehen, daß es mir auch einfiel. — Indeß war ich doch voller Unruhe. Bald machte ich mir tauſend Vorſtellungen — ich habe nun einmal von der Natur eine ſo merkwürdige Phantaſie bekommen, das läßt ſich weder läugnen noch ändern — dann ſchlich ich leiſe nach der Thür und horchte, aber es iſt

eine verdammte Sache zu horchen, und immer dabei auf der Flucht zu sein. — Ich hörte auch wirklich blutwenig, denn es ging sehr still zu. Bald murmelte der Wütherich leise und dumpfe Worte, die ich nicht verstand, bald hörte ich ächzen und seufzen, bald war es wieder ganz still, und meine Besorgniß kam zurück, daß die arme Dame wirklich todt sei. — In meiner Unruhe suchte ich mich zu zerstreuen, packte meine Artikel am Schaufenster um und schmiß eine Flasche Essenz entzwei, kostet sieben Groschen, sechs Pfennige. — 'Mohren Element!' rief ich, 'darf das einem jungen Anfänger geschehen?! Es muß ein Ende nehmen, ich muß wissen woran ich bin.' — Wie ich das sage, tritt er heraus, ganz blaß und ruhig wie er gewesen und als sei gar nichts vorgefallen. — 'Wollen Sie die Güte haben, Herr Grün,' sagte er, 'mir einen Wagen zu bestellen?' — Ich wollte eigentlich nicht, denn der Mensch hatte selbst in seiner Art zu bitten etwas, das wie ein Befehl klang, aber eben darum war's mir wieder, als müßte ich's thun. — 'Sogleich,' erwiederte ich ganz dienstwillig, und das ärgerte mich, 'da fährt eben eine zweispännige Droschke, soll ich sie rufen?' Er nickte mir zu, und ich rief, worauf der Kutscher sogleich da war. Nun kam er mit seiner schwarzgrünen Dame heraus, die den Schleier noch zehnmal dichter um ihr hübsches Gesicht gewickelt hatte und sich schwankend an ihn klammerte. 'Ich werde Ihnen behülflich sein,' sagte ich so höflich, wie ein gentiler Mann sagen muß, wenn er eine Leidende sieht. 'Lassen Sie das,' erwiederte er vornehm. 'Aber, Herr Grün, Sie haben eine kleine Unruhe gehabt

durch das plötzliche Uebelbefinden meiner Verwandtin, ich bitte daher —' hier drückte er mir etwas in die Hand, was ich mit einem halben Blick sogleich für einen wirklichen Friedrichsd'or erkannte — 'vergessen Sie Alles, und leben Sie wohl.' So fuhren sie beide fort, ich kann's aber nimmermehr vergessen, wenn ich auch — „hier schwieg Herr Grün plötzlich still und starrte nach dem Fenster, durch dessen leicht überfrorne Scheiben der Mond sein mattes Leuchten hereinschickte.

„Was haben Sie denn vor?" fragte Hannchen.

„Wissen Sie, Hannchen," erwiederte Herr Grün, indem er eine Prise nahm und dem alten Mann dann die Dose reichte, „ich habe nie gern so zur ebenen Erde gewohnt, und, wenn es Mode wäre, einen Laden im ersten oder noch lieber im zweiten oder dritten Stockwerk zu haben, ich wäre der Erste der's mitmachte."

„Sie haben immer neue großartige Ideen," sagte die Näherin schalkhaft.

„Schmeicheln Sie nicht," rief Herr Grün verbindlich lächelnd, und drohte mit seinem langen Finger, den er wunderbar schlenkern konnte.

„Die Idee ist gut," sagte der alte Mann kopfschüttelnd; „aber die Treppen sind fürchterlich. Man müßte ohne Treppen so hoch wohnen können, das wäre mir recht."

Herr Grün sah den Meister mitleidig an und zuckte ganz leise die Schultern. „Ich sage nur," fuhr er dann sehr nachdrücklich fort, „es ist äußerst unangenehm, sich so von jedem Hans Narren ins Fenster gucken zu lassen, man bekommt

einen Schreck man weiß nicht wie. — Sehen Sie, vorhin, wie ich da eben fertig bin mit meiner Erzählung, geht ein Mensch hier draußen vorbei, bleibt stehen, sieht herein. Dieser Mensch, ich sah freilich eigentlich nur den Hut und die Umrisse seiner Figur, aber es war mir gerade so, als wäre es derselbe junge, fabelhafte Böswicht von heut Morgen."

„Sie haben wirklich viel Phantasie," rief Hannchen.

„Ja, ich habe Phantasie," versetzte Herr Grün eifrig. „Ich setze ganze Geschichten zusammen, wie man eine Hand umkehrt. Es ist nicht abzustreiten, Erfindung hat ihren Sitz bei mir. Aber, sagen Sie selbst, ist es nicht sehr unangenehm, so tief nach unten zu wohnen?"

„Du hättest auch die Fensterladen längst zumachen sollen," sagte der alte Mann.

„Meinetwegen nicht," rief Herr Grün und hielt Hannchen fest, „durchaus nicht, Fensterladen sind eine ganz vortreffliche Erfindung, aber wohl dem, der sie nicht braucht. Denn erstens ist nichts fürchterlicher, als ein Zimmer, das wie ein Gefängniß zugesperrt wird, zweitens können böse Buben dagegenschlagen und allerlei Dummheiten treiben und drittens — da kommt der Bruder Franz, sagte er und stand auf, ich kenne seine Stimme. Es ist merkwürdig, wie ich die Stimmen kenne und er bringt uns Besuch mit Hannchen." Aber Hannchen hörte nicht mehr, sie war leise in die Nebenstube entschlüpft.

2.

Die Thür wurde mit fester Hand aufgemacht. „Treten

Sie gefälligst herein," sagte der junge Liebold höflich zu einer zweiten Person. „Lieber Vater, ein Licht, ich bringe Dir einen seltenen Besuch."

„Wer kann denn das sein?" murmelte Herr Grün vor sich hin; aber dienstgefällig machte er zugleich die Lampe hinter der Glaskugel los und hielt sie dann gerade vor sich in die Höhe, daß ihr Strahl auf einen großen, feingekleideten Herrn fiel, der mit einem herablassenden Lächeln auf seinen breiten Lippen sich den Weg bahnte. — Der alte Meister war auch aufgestanden und blickte mit einem Ausdruck unbeschreiblichen Erstaunens und erstarrender Verwunderung auf den schönen wohlhäbigen Mann, der ihm die Hand zum Gruß entgegenstreckte. Er wußte nicht recht, sollte er mit seinen schmutzigen Arbeitsfingern den feinen Handschuh des vornehmen Herrn anfassen oder nicht? Ungewiß zog er sie hin und her und nahm dabei sein schwarzes Käppchen von der nackten Stirn, aber bei aller Ehrfurcht drückten seine harten Züge doch einen gewissen Grad von Vertraulichkeit aus. Er musterte den Fremden mit langen glänzenden Blicken, als suche er Aehnlichkeiten und Erinnerungen aus alten Zeiten auf, die fast ganz aus seinem Gedächtniß verschwunden waren.

„So muß ich denn wohl einmal selbst kommen," sagte der vornehme Herr, „wenn ich wissen will, wie es meinem alten Liebold geht. — Ja, alter Freund," fuhr er fort, „ohne eine Antwort abzuwarten und ganz in der Weise eines Mannes, der daran gewöhnt ist, Redensarten und Höflichkeiten auszutheilen, die demüthig angenommen werden, „wir haben

von ihm erfuhr ich viel von ihr — auch die Bestimmung des Blattes, das ich fand. Der edle Bernhard, nicht hart und strenge, wie es dem Fleckenlosen geziemt hätte, sprach er zu mir, und als ich von ihm das Versprechen erflehte, mein Vergehen möge ewig meiner Braut verborgen bleiben, da gab er es mir mit tiefer Rührung. Machen Sie Annen glücklich, sagte er, wie könnte ich je den Muth haben, des Mannes Frieden zu stören, den sie liebt?

Sie erstaunen, daß ich, eben von Suschens Gram erschüttert, nur an die Erhaltung meines Erdenglücks dachte? Ich that noch mehr, ich mistraute dem redlichsten Menschen, und als ich ihn vom Fenster aus im Gespräch mit Ihnen sah, zitterte mein schuldbeladnes Herz. Ich flog hinab, dichtes Gebüsch ward mein Versteck, und kein Wort entging mir. Eine edle Liebe durch mich getrennt, ein Mann der meine Schuld kannte, und sie — seinem Worte treu — unenthüllt ließ, weil er an meine Besserung in den Armen eines Engels glaubte — obgleich er sich jetzt des Lebens Glück durch ein Wort erkaufen konnte — o Anna, wie verwandelte dies mein Herz! Nein, diese unschuldige reine Liebe soll nicht dem Glück eines Strafbaren geopfert werden. Jetzt ist der Entschluß fest und lebendig, jetzt will ich das Opfer bringen!

Sie sind frei! willig entsage ich Ihrer Hand, da ich Ihre Liebe nicht erringen konnte. Entdecken Sie

uns seit manchem Jahr nicht gesehen, aber gehört haben wir dafür, der Eine von dem Andern, und unsere Jugendbekanntschaft ist in bester Art mit Hülfe unserer Kinder erneut worden."

„Franz ist Ihnen sehr viel Dank schuldig," antwortete der alte Meister ängstlich umhersehend. „Ist Ihnen nicht gefällig sich niederzulassen?"

„Im Gegentheil," sagte der Herr mit vielem Eifer, „ich bin unserem trefflichen jungen Doctor so sehr verpflichtet, daß ich nicht weiß wie ich es gut machen soll. Aber was ich für ihn thun kann, soll mit wahrer Freude geschehen, und da ich so manche Verbindungen habe, Freunde, die mir dann und wann auch wohl gefällig sind, so denke ich —" Hier wurde er von dem dienstwilligen Grün unterbrochen, der Hannchens Strohgeflechte und Nähzeug behutsam von dem Stuhl auf das Fensterbrett gepackt hatte, und nun mit der höflichsten Verbeugung den Herrn zum Sitzen einlud.

„Ah, sieh da, es ist noch Jemand hier," sagte dieser offenbar überrascht und den Andern musternd. — „Tausend Dank! Wen habe ich die Ehre hier zu sehen, Herr Liebold?"

„Einen Jugendkammerad," erwiederte Franz, „Herr Grün." — „Ein Freund des Hauses," sagte Herr Grün mit Würde.

„Schön, schön," rief der fremde Herr, indem er sich setzte. „Wie sich das merkwürdig trifft. Wir waren auch Jugendkammeraden, Meister Liebold, Nachbarssöhne, die

manches Spiel zusammen trieben, bis jeder von uns seinen besondern Weg nahm."

„Mein Vater hat freilich den seinen in stiller Weise gemacht," sagte Franz, „aber bei aller Dunkelheit hat es ihm doch auch nicht ganz an Freude und Glück gefehlt."

„Lieber junger Freund," sagte der Fremde lächelnd, „Sie glauben doch nicht, daß die sogenannten Güter des Lebens, Stand und Rang, Reichthum und Ehren unseren Weg besonders hell erleuchten. Sie sind ein Philosoph, Ihnen brauche ich das nicht zu sagen; aber wenn es doch alle Menschen wüßten, wie viel Lasten, Sorgen und Qualen die anscheinend Glücklichen und Hochstehenden zu tragen haben, wie beklemmt ihre Tage, wie kummervoll und schlaflos ihre Nächte sind, sie würden weniger nach den unerquicklichen Früchten verlangen."

Der junge Liebold sah den reichen Herrn mit einem scharfen Blicke an, zu welchem er unmerklich die Achseln zuckte. — „Nein, nein," fuhr jener mit vielem Eifer fort, „es ist ein trauriges Vorurtheil, nach den Genüssen des höheren Lebens zu seufzen, wenn man im Stande ist, einfach und naturgemäß zu leben.

„Aber wir haben noch nie gehört," erwiederte Liebold lächelnd, „daß es einem reichen vornehmen Manne eingefallen wäre, seine Güter und Schätze von sich zu werfen und in das vielgepriesene Glück der Armuth und Niedrigkeit hinabzusteigen."

„Vergessen Sie nicht, daß die Welt voller Vorurtheile ist," sagte der fremde Herr, „und rechnen Sie vieles auch

auf Geburt, Gewohnheit und Mangel an wahrer Bildung. — Aber ſehen Sie zum Beiſpiel ich ſelbſt," fuhr er fort, „ich habe eine ziemlich glänzende Laufbahn zurückgelegt; ich bin wohlhabend, bewohne ein ſchönes Haus, habe Equipage, bin geheimer Rath, habe mancherlei Befriedigung meines Ehrgeizes, komme in glänzenden Geſellſchaften mit den Erſten des Landes zuſammen, und doch bin ich geblieben wie ich war, und würde mit Vergnügen in die Einfachheit und Dunkelheit der Anfänge meines Lebens zurückkehren. Ja mein lieber wackerer Liebold," fuhr er mit ſteigender Rührung fort, „ich würde mit Ihnen hier in dieſer einfachen Wohnung gern tauſchen, wenn es möglich wäre." — Hier ſeufzte der geheime Rath und drückte innig die harte Hand ſeines Jugendgeſpielen, der ſehr erſchüttert von dieſer milden Herzlichkeit war.

„Herr geheimer Rath Ringenberg," ſagte dann der alte Mann, „es iſt ein wahres Sprichwort, daß ſich Eines nicht für Alle ſchickt. Ich bin dazu geboren und beſtimmt geweſen von frühſten Tagen an, mit meiner Hände Arbeit mein Leben zu friſten. Sie dagegen haben mit dem Kopf ihre Werke vollbracht und jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth, ſo ſteht es geſchrieben. Tauſchen können wir nicht, das würde uns beide unglücklich machen, aber eine wahre Herzensfreude iſt es für mich alten Mann zu ſehen, daß ſo ein vornehmer Herr ohne Stolz ſich herabläßt, bei mir einzutreten, daß Sie ſich meiner noch erinnern und ſo huldvoll ſich auch meines Sohnes erbarmt haben, der mancherlei gelernt hat, mehr als ſein Vater, aber doch auch arm und

ohne Beistand in dieser weiten Welt sein Fortkommen suchen muß."

„Es ist wirklich ein merkwürdig vortrefflicher Mann," flüsterte Herr Grün halblaut, und schüttelte dem jungen Liebold die Hand.

„Er wird fortkommen," erwiederte der geheime Rath, „er soll fortkommen, verlassen Sie sich darauf, das wird meine Sorge sein, und um ganz offen zu sprechen, es ist eigentlich mit die Ursache, weshalb ich heut hier eingetreten bin. Sie haben Recht, alter Freund, tauschen können wir beide nicht mit unsern Loosen, aber wir können doch uns gegenseitig unterstützen. Ich werde auch alt, in wenig Jahren werde ich mich von den Geschäften zurückziehen, um den Rest meiner Tage in Ruhe zu verleben. Meine einzige Tochter ist herangewachsen und wie viel Dank bin ich Ihrem trefflichen Sohn schuldig, der Emmas Erziehung vollenden half — und uns Allen so freundlich zugethan ist."

„Ich hoffe," sagte der junge Doctor, „Sie werden mir das immer gestatten."

„Es wird mein Stolz sein," rief der geheime Rath und reichte ihm lebhaft die Hand, „aber ich muß diese Zuneigung auch zu verdienen suchen. Seit Wochen und Monaten dachte ich darüber nach, was ich für Sie thun könnte, und heut bietet sich mir eine Gelegenheit, Ihnen nützlich zu sein, die ich nicht länger verschweigen will. — Ein bewährter Freund hat mir Ihre Anstellung zugesichert. Er war mir eine Verbindlichkeit schuldig, und Dienst um Dienst. Ich empfahl Sie dringend; Sie sollen einigen hundert Aspectanten vor-

gezogen und bei einem Gymnaſium in der Provinz als Lehrer der Naturwiſſenſchaften angeſtellt werden. Melden Sie ſich morgen um dieſe Stelle, Sie werden Sie erhalten. Fünf Hundert Thaler feſtes Gehalt für eine mäßige Beſchäftigung."

Dieſen überraſchenden Worten folgte eine augenblickliche Stille, bis Herr Grün zuerſt Faſſung gewann, ſeine Hände durch ſein Haar zu ziehen, ſie dann zu falten, daß alle Gelenke knackten und endlich aus tiefſter Bruſt einen Laut der Verwunderung hervorzuſtoßen. „Herr geheimer Rath," ſagte der alte Meiſter, und die Rührung erſtickte beinahe ſeine Stimme, „wenn die Thränen eines Vaters zum Segen für Sie werden können, und Sie den Dank eines alten armen Mannes nicht verſchmähen — o Franz," rief er, und ſtand auf, „das habe ich nimmermehr gedacht; ich möchte auf meinen Knieen mit Dir dem edlen guten Herrn meine Verehrung darbringen."

Er ſtreckte in ſeiner begeiſterten Freude die Hand nach ſeinem Sohne aus, der ſtill an dem großen Schranke lehnte. Die Schatten fielen auf ſeinen jungen gebeugten Körper, ſein Kopf ſank leiſe ſeufzend einen Augenblick in die gekrümmten Finger, welche er heftig dagegen preßte, dann richtete er ſich ſtolz auf, und ſeine Geſtalt ſchien zu wachſen, ſein funkelndes Auge glänzte ſternenartig durch die Dämmerung, die ſtarken Glieder zitterten vor innerer Bewegung. — „Es thut mir leid," ſagte er mit ſo viel Ruhe, als er gewinnen konnte, „Sie werden mich einen Undankbaren heißen und mir zürnen, aber ich kann die Stelle nicht annehmen."

„Wie?“ rief der geheime Rath, indem er ſchnell und heftig von dem Seſſel aufſtand, „Sie können nicht?! — Ach! Poſſen,“ ſagte er dann mit ſeiner gewöhnlichen ſanften Freundlichkeit. „Welche Grillen haben Sie denn mein junger Freund? Was kann Sie hindern?“

Franz trat einen Schritt vorwärts, und indem er ſeinen Beſchützer ſtreng anſah, erwiederte er: „Welche Gründe haben Sie, Herr geheimer Rath, mir ſo plötzlich eine Anſtellung zu ſichern, die mich ſchnell und weit von hier entfernt?“

„Nun, das muß ich ſagen,“ erwiederte der gutmüthige Herr lachend, „Sie ſind ein wunderlicher Candidat. Am Ende überhäufen Sie mich mit Vorwürfen, daß ich ſo abſcheulich gehandelt habe, Ihnen jährlich 500 Thaler zu verſchaffen. — Aber in Wahrheit, Herr Liebold,“ fuhr er dann ernſthafter fort, „was ſoll ich Ihnen antworten. Der Unterricht in meinem Hauſe iſt beendet; ich möchte mich gern dankbar beweiſen, auch gegen den alten biedern Vater hier, der ſeinen Sohn verſorgt ſehen möchte, was iſt alſo natürlicher, als mich für Sie zu bemühen.“

„Meinetwegen!“ verſetzte Franz ſtolz; „thaten Sie es denn wirklich meinetwegen?“

„Glauben Sie etwa, daß es meinetwegen geſchah?“

„Es iſt möglich, ja,“ ſagte Franz.

„Wirklich!“ rief der geheime Rath ein wenig gereizt. „Es ſcheint mir am beſten, wenn Sie ſich die Sache überlegen, und morgen Ihren Entſchluß faſſen.“

„Er iſt gefaßt,“ erwiederte der junge Mann, „ich gehe nicht von hier.“

„Bedenken Sie es wohl," ſagte der geheime Rath lächelnd, indem er aufſtand. „Guter Rath kömmt über Nacht."

„Nein, ich werde nicht von hier gehen," rief Franz mit feſter Stimme.

„Nun, was ſagen Sie zu dieſer Dankbarkeit für meine Bemühungen, mein lieber alter Liebold?" fragte der vornehme Mann.

„Gott ſteh mir bei!" rief der alte Mann, „ich glaube er iſt verrückt geworden. Hören Sie ihn nicht an, mein Herr geheimer Rath, er ſoll und muß gehorchen."

„Es iſt ein merkwürdiges Beiſpiel plötzlichen Wahnſinns," ſagte Herr Grün.

„Und Ihre Tochter," begann der junge Liebold wieder, „ſoll meine Schülerin nicht mehr ſein?"

„Ich denke," erwiederte der geheime Rath, indem er ſeinen Hut ergriff, „ſie iſt es lange genug geweſen?"

„Sie wollen ſie verheirathen?" fragte der junge Mann.

„Lieber Herr Franz, was hat meine Tochter mit unſerem Geſpräch zu ſchaffen? Potz Tauſend! Wiſchen Sie die Falten von Ihrer Stirn, ſieht es doch gerade aus, als wollten Sie mich zur Rechenſchaft über meine Plane ziehen. Laſſen Sie uns freundlich ſcheiden und machen Sie morgen Ihre Eingabe an den Miniſter."

In dem Augenblick nahm Herr Grün die Lampe aus der Umhüllung und ihr helles Licht fiel auf die beiden Männer, welche ſich Auge in Auge gegenüberſtanden. Die breiten vollen Züge des geheimen Raths bewahrten ihre Ruhe und ihr Lächeln, in ſeinen Augen aber ſchimmerte und zuckte

eine Erregtheit, die er nur mühsam bemeistern konnte; der junge Liebold dagegen stand vor ihm, wie ein Richter vor einem Angeklagten. Sein Gesicht war blaß, sein lockiges Haar hing über die hohe Stirn, die scharf geschnittenen starken Züge drückten unbeugsamen Willen und heftige Entschlüsse aus.

„Warum," sagte er, „wollen wir ein Spiel treiben, Herr geheimer Rath, das einen schrecklichen Ernst in sich schließt. Nein, Sie sollen nicht mit dem geheimen Lächeln von mir gehen, mich als einen Betrogenen oder als einen Undankbaren zurücklassen, der den verzweiflungsvollen Klagen seines alten Vaters überlassen bleibt, welche seine Standhaftigkeit, seinen sittlichen Muth erschüttern werden. — Nicht mein Glück, nicht meine Zukunft treibt Sie, mir so unerwartet schnell zu dienen. Soll ich Ihnen sagen, was die eigentliche Triebfeder ist?"

„Wirklich, ich bin begierig. Lassen Sie hören," sagte der vornehme Herr ihn anstarrend.

„So hören Sie," erwiederte Franz, „Ihre Tochter, Emma —"

„Was wollen Sie von meiner Tochter," rief der geheime Rath. „Bester Doctor, bleiben Sie hübsch vernünftig. Ich weiß nun freilich so ziemlich Alles, was Sie mir sagen wollen, aber Sie sollten erkennen, daß ich fest entschlossen bin, nichts zu wissen."

„Daß ich sie liebe, ja, das wissen Sie," sagte Franz.

„Und daß Emma vielleicht diese Freundschaft erwiedert."

„Daß sie mit warmen vollem Herzen an mir hängt."

„Und daß ich nun, wie ein Komödienvater, zwiſchen eine Neigung trete, die mir nicht gefällt," rief der geheime Rath, „daß ich den jungen Brauſewind zur Abkühlung achtzig Meilen ins Land ſchicke. Das iſt es doch, was Sie mir vorrücken wollen?"

„Es iſt nicht Alles," erwiederte Franz, „Sie wollen das arme Kind nicht allein jener Neigung berauben, die Ihnen nicht gefällt, ſie ſoll auch, Ihrem Willen dienend, einen andern Bund ſchließen, mit einem Worte: Sie wollen Emma zu einer Ehe ohne Liebe zwingen, die Ihrem Ehrgeize zuſagt, und dazu paßt es vortrefflich, daß Sie mich entfernen."

„Schweigen Sie, junger Mann," rief der geheime Rath, indem er ſich ſtolz aufrichtete. „Denn was Sie ſagen, iſt Unſinn, der meine Geduld erſchöpft. Ich bin im Begriff dies Geſpräch abzubrechen und mich zu entfernen, weil ich finde, daß es mein Amt nicht iſt, ein Prediger in der Wüſte zu ſein. Aber Eines will ich Ihnen ſagen, da es doch ſein muß, und Sie mich dazu zwingen. — Ja, ich habe die Neigung bemerkt, welche Sie zu meiner Tochter faßten, ich ſah es mit Schmerzen, denn wohin ſollte es führen. Sie ſind jung, ein wackerer, ehrenwerther Mann, den ich ſehr ſchätze, aber Sie werden nicht von mir einen ſolchen Grad von Unkenntniß des Lebens erwarten, daß ich Ihre Neigung begünſtigen ſollte. — Ich betrachte die Welt mit klarem Auge, ich kenne die Wege darin, ich weiß was man thun und laſſen muß, ganz beſonders aber weiß ich, was ſich für mich ſchickt."

„O, ich kenne dieſe Sprache genugſam," fiel hier der junge Mann ein, indem ein helles Roth ſein Geſicht färbte.

„Von den Uranfängen der Geſchichte bis auf den heutigen Tag lautete ſie ziemlich gleich. Arm ſcheidet ſich von reich, der Kaſtenſtolz empörte ſich immer gegen den Eindringling, ſo ſteht es geſchrieben. Man zählte einſt die Heerden und Abſtammungen, jetzt die Güter und Titel, man handelte und wucherte mit den Herzen, ſonſt wie jetzt, es iſt Sitte und Gebrauch, kaum läßt ſich etwas dagegen einwenden. Auf dem Altare, wo zahlloſe unglückliche Opfer ſterben, die den Götzen Eitelkeit, Ehrſucht und Geldgier geſchlachtet wurden, iſt noch Raum genug für viele.“

„Nun in's Himmels Namen,“ rief Ringenberg zornig, „ſo thun Sie denn, was Ihnen beliebt, aber laſſen Sie ſich nicht einfallen, mir den Mentor ſpielen zu wollen. — Wer ſind Sie, daß Sie es wagen, zu einem Vater von Liebe zu ſeiner Tochter zu ſprechen, die durch ihre Stellung zur Welt einem ganz andern Kreiſe angehört.“

„Ich bin ein Mann,“ verſetzte Liebold, „der keinem weichen wird, wer er auch ſein mag.“

„So gehen Sie hin und beweiſen Sie dieſe Ihre hohe Würde,“ ſagte der geheime Rath gefaßter, „verrichten Sie Thaten, die Sie emporheben aus Niedrigkeit und Dürftigkeit, dann iſt es Zeit anzufragen, und man wird es nicht mehr für Anmaßung und — verzeihen Sie mir den Ausdruck — für Frechheit halten.“

„Herr geheime Rath,“ rief der junge Mann mit Würde, „dies Wort ſetzt einen Markſtein zwiſchen uns, der nicht zum zweiten Male überſchritten werden darf.“

Einen Augenblick kämpfte der alte Herr mit einer bö-

alles Ihrem Vater, er wird nicht unerbittlich seyn, meiner Tante trete ich muthig entgegen. Bleiben Sie meine Freundin. Verzeihung für jede Thräne, die durch mich Ihrem Auge entfiel; o hätten Sie mich genug geachtet, um mir zu vertrauen. Leben Sie wohl, es ist Mitternacht, erst wenn ich von Ihnen geschieden bin, erhalten Sie diesen Brief Adolph von Heldern.

So entschied sich mein Schicksal. Leicht und flüchtig werde ich nun die Tage berühren, die noch zwischen mir und meinem Glücke lagen. Ach es waren deren noch viele, manche Thräne sahen sie fließen, doch die Thränen sind getrocknet, und Gottlob auch vergessen. Dank Dir, guter Gott, es giebt der Freuden mehr auf Erden, als des Kummers, und nach Jahren wird das erlittne Weh, dessen Stachel die Zeit stumpfte, der Erinnerung süß, oder wir gedenken seiner nur wie eines bösen Traumes, während die Tage der Freude immer neu sich aus den Fluthen der Vergangenheit erheben! Mein Vater empfing in einer heiligen Stunde kindlichen Vertrauens meine Geständnisse. Sein Herz ward erweicht von meinem Flehen, aber die Vorurtheile der Mutter kämpften mir entgegen; schon lange war ja diese stolze Frau die Feindin meiner Liebe, die sie schlau bemerkte, früher als ich selbst, und zu zerstören strebte. Manche trübe Stunde schlich in bangen Zweifeln vorüber, Briefe gingen hin und her, ohne meiner Wünsche Erfüllung zu bringen.

ſen Antwort, dann ſagte er, ſich beherrſchend: „Sie können mich nicht beleidigen; es iſt zu unſinnig, was Sie da ſprechen, Sie müſſen es ſelbſt einſehen, wenn Sie ruhiger werden. Ich verzeihe es Ihnen Ihres Vaters wegen, der ſo betrübt und ſtumm daneben ſitzt. Noch einmal, thun Sie was Ihnen beliebt; Ihren Beſuch in meinem Hauſe muß ich ferner als unangemeſſen betrachten. Vielleicht ſieht es morgen anders in Ihnen aus, dann ſchreiben Sie an mich, wo nicht, ſo leben Sie wohl; es ſoll mich freuen, wenn ich künftig das Beſte von Ihnen höre. Gute Nacht.“ — Ohne eine Antwort abzuwarten, drehte er ſich raſch um und ging nach der Thür. Herr Grün nahm die Lampe und leuchtete, er hätte gern ein vermittelndes Wort geſagt und begann auch ſchon mit einigem Räuſpern, aber ſeine Redſeligkeit wußte in der Angſt keinen Anfang zu finden, und ehe er ihn hatte, war der vornehme Herr fort. Als er zurückkam, fing er dafür ſogleich ein heftiges Geſpräch mit ſeinem Freunde an, indem er ihm eröffnete, daß er ihn für einen ſehr merkwürdigen Menſchen halte, der ungeheuer viel Courage habe, ſolche Dinge einem Vater zu ſagen, der obenein geheimer Rath ſei und ein großes prachtvolles Haus beſitze. „Es iſt übrigens eine hübſche Speculation,“ ſagte Herr Grün, „und wenn Franz Glück hat, zum Wetter! es iſt ja ein ſehr angenehmer junger Menſch, der reden kann, wie ein Buch, das gefällt den Frauenzimmern ganz beſonders. Was haben wir für Beiſpiele in der Geſchichte, wo Vater und Mutter juſtement nicht wollten, und das Ende vom Liede war doch eine Hochzeit.“

Der alte Mann hatte tiefſinnig vor ſich hingeſtarrt, jetzt hob er den Kopf auf und ſagte zornig: „Beſtärken Sie doch nicht auch die Narrheit und Verkehrtheit dieſes undankbaren Menſchen. Du mein Gott! Der vortreffliche liebe Herr erinnert ſich meiner nach ſo vielen Jahren, kommt ſelbſt her, reicht mir ſeine vornehme Hand und die Freude ſteht auch auf ſeiner Stirn geſchrieben, daß er uns Allen wohlthun will. — Ich verlange nichts von meinen Kindern. So lange ich arbeiten kann, will ich keine Allmoſen, aber ein Vater iſt glücklich, wenn es ſeinem Sohne wohl ergeht. — Nun iſt endlich der Augenblick da, um den ich ſo oft zu meinem himmliſchen Erlöſer gefleht habe, nun ſoll ich die Ehre und Seligkeit genießen, meine vielen Sorgen und Mühen auch belohnt zu ſehen, daß Alles, was ich mit Kummer und Darben auf dies Kind verwendet, damit es mehr werde als ſein Vater, ſeine Früchte trage. — Statt deſſen aber reicht er mir Steine ſtatt Brod, ſtößt die Hand von ſich, die ihn ſegnen will, und bringt Schande über ſeinen Wohlthäter und alle Verwandte.“

„Vater,“ ſagte der junge Liebold, „warum willſt Du mein trauriges Gemüth noch mehr beſchweren? Ich that nur was recht und gut war.“

„Recht und gut,“ rief der alte Meiſter erbittert: „das iſt ja eben die heilloſe Lüge. Iſt es recht hinter dem Rücken des Vaters eine Liebſchaft mit ſeiner Tochter anzufangen? Iſt es gut, ſo allen Gebrauch und Sitte mit Füßen zu treten?! Du biſt der Sohn eines armen niedrigen Mannes, ſie aber iſt das Kind eines reichen, vornehmen Herrn. —

Bist Du denn ganz von Sinnen gekommen, Franz; ist denn keine Schaam mehr in Deinem Herzen, daß Du denken kannst, so etwas ginge an. Soll ich es denn erleben, daß man Dich in ein Narrenhaus steckt oder wohl gar den Gerichten überliefert, wenn Du Feindschaft und Haß der Mächtigen auf Dich ziehst?"

Franz ging mit verschränkten Armen hin und her und lächelte schmerzlich zu seines Vaters Worten; Herr Grün aber, der nach seiner Meinung eine Idee von dem hatte, was sein Freund zwischen den zusammengepreßten Lippen verschwieg, blieb nicht so still. — „Nun, davor fürchten wir uns gerade nicht, in unserem aufgeklärten Jahrhundert," sagte er und schüttelte seine langen Finger mit aller Macht. „Davor giebts Gesetze nebst Freiheit und Gleichgültigkeit. Mensch ist Mensch, ob er ein bischen mehr Titel oder Rang hat, das ist kein so allmächtiger Unterschied, wie vor funfzig Jahren. Geld, ja das ist eine andere Sache, oder Genie," rief Herr Grün, indem er stolz aufblickte. „Wenn ich morgen Geld habe, kaufe ich mir ein Paar Rittergüter und den Adel bekomme ich als Zugabe. Geld haben oder Genie haben, das heißt ein Mann von ausgedehnter Erfindung und merkwürdigem Verstande, kann zu Geld kommen, er weiß nicht wie. — Und Franz ist ein Genie. Er hat keine Furcht bei der Speculation und ist seiner Sache gewiß. Geben Sie Acht, werther Herr Liebold, ich wette ein Dutzend Flaschen Kölnisches Wasser vom Besten, er gewinnt."

„Reden Sie nicht solch Zeug zusammen," rief der erboste alte Mann, indem er Herrn Grüns zum Wetten aus-

geſtreckte Hand zurückſtieß. „Ja, das ſind die leichtſinnigen Zungen, die bei allen Dingen unberufen mitſprechen und Oel ins Feuer gießen, die man abhauen und verbrennen ſollte.“

Herr Grün war zwar nicht ſehr böſe über dieſe Zurechtweiſung, aber doch in ſeiner Eigenliebe etwas verletzt. „Nun,“ ſagte er, „ich ſehe wohl, daß heut hier ſchlecht Kirſchen eſſen mit Ihnen iſt, und darum wird es am beſten ſein, wenn man ſich drückt.“ — Damit ſtand er auf, knöpfte ſeinen Rock zuſammen, nahm ſeinen ſpitzen Hut, preßte die Hand des jungen Liebold und ſagte dem Alten eine gute Nacht, welche dieſer mürriſch erwiederte.

„Alle Wetter!“ ſagte Herr Grün, indem er die Hausthür aufmachte, „es iſt eine auflöſende Kälte geworden und das Herz friert mir obenein mitten in der Bruſt zuſammen aus lauter Kummer, daß Hannchen nicht wieder kam. Wohin mag das merkwürdige Mädchen nur gelaufen ſein? Im Augenblick ſah er an der andern Seite der Straße im Schatten eine weibliche Geſtalt ſchnell hingleiten, die er ſogleich für ſeine Angebetete erkannte. — Haſtig lief er ihr nach und rief ſie beim Namen, aber ſie hörte nicht, ſah ſich auch nicht um, und eben, als er dicht bei ihr war, ſprang ſie ins Haus und warf die Thür mit ſolcher Gewalt dicht vor der Naſe ihres eifrigen Liebhabers zu, daß dieſem der Hut vom Kopfe flog. Einen Augenblick ſtand Herr Grün wie feſt gedonnert, dann griff er mit Heftigkeit nach ſeiner Kopfbedeckung und ſtülpte dieſe ſo grimmig auf ſeinen Schädel, daß die Krämpen knirrten und knarrten. — „Es iſt merk-

würdig!" rief er. „Das wird mir geboten, mir — ich — o! — verdammt! aber es geſchieht mir ſchon recht. — Grün, nimm Dich in Acht, laß Dich nicht zum Beſten haben von dieſer übermüthigen hoffärtigen Dirne. — Hoffärtig? wer iſt ſie denn?! Schuhmachertochter! — Was iſt eine Schuhmachertochter in unſerer aufgeklärten Zeit? — Arm und ohne Ausſichten obenein, muß ſie es ſich nicht zur Ehre ſchätzen, von einem Künſtler geliebt zu werden, von einem Manne, der ſein Geſchäft hat, von einem Genie?! — Wenn ich nicht die alte Freundſchaft bedächte", ſagte er langſam nachdrücklich und ſchüttelte den Finger gegen die Hausthür, „und eine Stimme hier nicht in mir ſpräche, ich würde nicht wieder kommen, Mamſell Hannchen. Aber ich will wiſſen woran ich bin, ob ſie Madame Grün werden will oder nicht; und wenn ſie etwa hochmüthig thut — nein, nein, Grün," ſagte er lächelnd, „dies iſt unmöglich! Es iſt ein gutes herziges Mädchen, das mich auf eine merkwürdige Weiſe liebt!" So gerieth Herr Grün in Feuer und malte ſich ſein Glück noch weiter in ſeiner einſamen Wohnung aus, bis er einſchlief und von einer himmliſchen Zukunft träumte.

3.

Als Hannchen von dem leiſen Geräuſch am Fenſter und Herrn Grüns Bemerkungen aufmerkſam geworden war, benutzte ſie den günſtigen Augenblick, in welchem die Aufmerkſamkeit ihres Bewunderers ſich auf den eintretenden fremden Herrn richtete, um in die Kammer zu entkommen. Hier öffnete ſie haſtig vom Fenſter einen kleinen Spalt und ſpähte in die Straße hinaus, aber Niemand war dort zu ent-

decken. — Weißglänzend knarrte der frische Schnee unter den Tritten der eilig Vorübergehenden, die ihrer nicht achteten, und eben wollte sie den Kopf zurückziehen, als drüben an der Ecke, wo der lichte Himmelsschein sich scharf von dem schweren Schatten des Hauses abgrenzte, die hohe verhüllte Gestalt eines Mannes sichtbar wurde, der langsam herüberschritt. Das verständige Mädchen sah einen Augenblick hin, dann warf sie schnell ein Tuch um Hals und Kopf, und eilte nun mit leisen Schritten durch die Küche, den Hausflur hinab, wo sie behutsam die Thür öffnete und dicht vor dem Unbekannten stand.

„Hannchen," sagte dieser mit tiefer Stimme, „Du hast mich erkannt, ich wußte es, daß Du kommen würdest. Ja, Du mußtest kommen, wenn Angst und Sehnsucht einen Menschen zu rufen vermögen."

Hannchen antwortete nicht. Sie sah den Mann an, der diese Worte mit Heftigkeit hervorstieß; dabei suchte sie in sein vom Mantel verhülltes Gesicht zu blicken. Es war blaß und seine Lippen schienen zu zittern.

„Was ist denn geschehen?" fragte sie muthig. „Du mein Himmel! Sie scheinen sehr erschrocken zu sein."

„Hier nicht," sagte er schnell und leise, „ich kann es hier nicht sagen; aber wenn es wahr ist, Hannchen, wenn Du jemals Freundschaft oder Zuneigung für mich fühltest, so wirst Du mir beistehen."

„Was haben Sie von mir zu fordern," erwiederte sie mit entschlossenem Ton: „Folge mir," flüsterte er, „folge mir nach, Du sollst es hören." Und so ging er schnell die

Straße hinab und bog in eine andere, die auf einen freien Platz führte. Der Schnee lag glänzend und unberührt in den Baumwegen, die ihn einfaßten, und mit wunderbarer Helle fiel das Mondlicht auf dies ausgespannte, fleckenlose Tuch. Gespenstische, alte Bäume streckten rings die zahllosen Arme und Finger zum Himmel auf und zeigten in der strahlenden lichten Bläue auf den Sternenmantel, der dicht gestickt in endloser Weite verflatterte. Die Palläste rings umher lagen still und schwer im Schatten, bleiche Marmorstatuen längst versunkener Helden traten aus Duft und Nebel und versanken darin. Alles war schweigsam; kein Mensch ging hier, und wie der Mann still stand im Dunkel eines Baumes, gegen den er sich anlehnte, flog ein Nachtvogel von den höchsten Zweigen auf und schwirrte in weiten Kreisen um ihn her.

„Hier," sagte er dumpf vor sich hin, „hier will ich Dir es sagen, aber erst mußt Du einen Eid schwören. Hebe Deine Hand auf und schwöre. Du bist fromm und gläubig. Schwöre bei Deiner ewigen Seligkeit mir beizustehen und Niemandem, was auch kommen und geschehen mag, mein Geheimniß zu entdecken."

Hannchen besann sich einen Augenblick, dann sagte sie sanft: „Was Sie fordern, kann und will ich nicht thun; wenn Sie mir aber vertrauen, so ist es so gut, als hätte ich tausend Eide geschworen. Was es auch sein mag, und wäre es das fürchterlichste Verbrechen, ich helfe und schweige; aber, nein, ein Verbrechen können Sie nicht begangen haben?"

„Gutes Mädchen," sagte der Mann seufzend, „Du gutes, treues Mädchen! Verbrechen, nein! und doch ist es eins. Hat mein Leichtsinn nicht auch Dein Leben vergiftet?"

„O! still," sagte Hannchen mit einem schwachen Lächeln, „still, Sie klagen sich ohne Noth an. Ich war einst jung, und hörte es gern, wenn ein vornehmer Herr mir sagte, daß ich nicht übel sei. Mein Herz habe ich einmal verschenkt, weil ich nicht anders konnte, aber nie glaubte ich an Versprechungen oder Schwüre, die ganz unglaublich klangen."

„Ich habe Dich einst geliebt, Hannchen," rief der junge Mann, „und nun ich Dich längst verlassen habe, fordere ich Treue und Opfer von Dir."

„Da bin ich," erwiederte sie und schlug das große Auge zu ihm auf. „Ich bin bereit, was soll ich thun?"

„Du bist bereit," erwiederte er. „Nun gut, so nimm das und verwahre es, schütze es, liebe es, aus Liebe zu dem, den Du einst liebtest, bis ich es wieder fordere." Er breitete den Mantel auseinander und zog etwas hervor, was in ein dichtes weißes Tuch gehüllt war. Ungewiß streckte Hannchen die Hand danach aus, und zog sie wieder zurück. — „Um Gottes Barmherzigkeit," sagte sie zitternd, „was ist darin?!" Er nahm die Decke von einem Kästchen, das weich ausgefüttert war. — „Ein Kind!" rief sie mit halb erstickter Stimme. „Gütiger Himmel! es ist todt." — „Still, es lebt," murmelte der junge Mann, „ich fühle seine Bewegungen. Nimm es aus meinen Händen. Wie glühendes Feuer läuft es durch meine Adern. Nimm es!" rief er mit einem Grad

von Wuth und Verzweiflung, aus dem ein schrecklicher Entschluß sprach, „oder ich schleudere es von mir, ich kann es nicht mehr halten."

Da faßte sie nach dem armen, kleinen, so früh verstoßenen Wesen und drückte es zärtlich an ihre Brust. Thränen füllten ihre Augen; der Mond, der über die feinen, kaum entstandenen Züge sein stilles kaltes Licht verbreitete, leuchtete zu den Küssen und Betheuerungen, die sie auf seine zarte Stirn hauchte. „Ja, ich will seine Mutter sein," rief sie und umhüllte hastig dies junge Leben; ja, ich will es lieben und schützen, und Niemand soll erfahren, warum. — Lassen Sie mich gehen; es ist sicher bei mir, Gott beschütze Sie auf Ihren Wegen!"

„Geh," sagte er. „Es wird ein Tag kommen, wo ich Dir danken kann, wenn ich auch nicht weiß, wann er kommen wird. — Es ist mein Kind, aber sein Leben muß ein Geheimniß bleiben. Ich weiß, Du wirst es verschweigen. Willst Du?" — „Ich will," erwiederte sie. „So nimm, hier ist Geld."

Sie wehrte seine Hand ab. „Geld würde Verdacht erregen, ich werde nehmen, wenn ich es brauche. — Jetzt habe ich es gefunden, nackt und hülflos in der kalten Winternacht. Das Arme paßt zum Armen, das Kind des Unglücks zum Elende. Ich werde eine gute Mutter sein." — So ließ sie den Vater zurück, der dicht in seinen großen Mantel gehüllt an den Stamm des Baumes gesunken war. Einen Augenblick raffte er sich auf, er wollte rufen und ihr nacheilen, er glaubte, ihr noch vieles sagen zu müssen, aber

dann ſtand er ſtill und verfolgte ſie mit den Augen, bis ihre flüchtige Geſtalt verſchwunden war. Endlich wendete er ſich und ging langſam mitten über den Platz durch den tiefen Schnee. Er drückte den Hut in Stirn und Augen, und murmelte vor ſich hin: „Ich bin erlöſt! Dem Himmel ſei Dank, ſie hat nichts mehr zu fürchten!“

Hannchen floh indeß mit ihrer leichten Bürde dem Hauſe zu und bemerkte in der That erſt im letzten Augenblick, daß ein Mann dicht hinter ihr ſei, der ihren Namen rufe. Eine Angſt faßte ſie an, wie niemals; ſo voll Muth ſie auch ſonſt war, wagte ſie doch nicht, ſich umzuſehen. Es ſchien ihr ein Räuber oder Mörder zu ſein, der ihr den Schatz abjagen wollte, den ſie ſo ſorgenvoll an ihrem Herzen trug. — Mit immer heftigerer Anſtrengung ſuchte ſie dem Verfolger zu entkommen, und athemlos erreichte ſie endlich das Haus, gerade wie ſeine Hand ihr Kleid berühren wollte. Sie warf die Thür ins Schloß, was bekanntlich Herrn Grün ſehr unangenehm war und ſeinem Hut beträchtlich ſchadete; aber ſie war ihm glücklich entgangen.

Mit laut klopfendem Herzen ſchlich ſie den Gang hinab durch die Thüren, leiſe in ihre Kammer und hier ſtand ſie tiefathmend ſtill. Zitternd öffnete ſie das Käſtchen und horchte, taſtete nach dem Leben in dem kleinen Körper, dann ſank ſie aufs Knie, aufgelöſt in unbeſchreiblich ſüßem und doch ſo kummervollem Weh, und betrachtete bei dem ſchwachen Glimmen der Lampe das ſchlafende Kind. Sie ſuchte in ſeinen Zügen eine Spur der Aehnlichkeit mit ſeinem Vater und bildete ſich ein, ſie gefunden zu haben. „Ich ſoll

Bernhard von mir unterrichtet, vereinte seine Bitten mit den meinigen, und mein guter Vater war unser Freund, konnte uns nicht widerstehen. — Helderns Geschick war dann oft der Gegenstand, über den wir uns selbst vergaßen, ich bedauerte ihn herzlich; unendlich hatte er durch seine Selbstüberwindung in meiner Achtung gewonnen, aber wir glaubten, einen Theil seines Entsagens auf die Erneuerung ehemaliger Eindrücke, auf erwachte Liebe zu Susannen schreiben zu dürfen, und wir zogen daraus eine schöne Hoffnung für beide, da Heldern nach dem Tode seines Oheims unumschränkter Herr seines Vermögens und Willens war.

Endlich errang mein Vater für uns die Erklärung der Mutter: sie wolle mich nicht hindern, mein Glück einer romanhaften Grille zu opfern. Mich schmerzten diese Worte nicht, aber ich sah, wie viel es meinem Vater kostete, gegen den Wunsch seiner Frau uns zu vereinigen, und mein Herz dankte ihm still für den Sieg väterlicher Zärtlichkeit.

Wir blieben den Rest des Sommers auf dem Lande, meine Mutter ging in ein Bad. Ich fuhr in die Stadt, sie noch einmal zu sehen, aber mein Empfang war kalt und bitter. Der Herbst verband mich still mit Bernhard. Die Natur feierte das Fest unsers Bundes, das keines andern Glanzes bedurfte; aus

Deine Mutter ſein," flüſterte ſie, „zu mir hat er Dich gebracht, zu mir; allbarmherziger Gott! iſt es nicht ein Troſt, ſein Kind in meinen Armen zu halten?!" — Dann ſetzte ſie ſich neben dem Bettchen nieder, in welchem es eingewickelt lag. Vorſichtig nahm ſie es heraus und in der Tiefe der Schachtel lagen Bänder, Mützchen und Leinen, wie es der Menſch in der erſten Zeit ſeines Lebens bedarf. Mit Nachdenken ordnete ſie Alles. — Wer war die, welche das Knäbchen geboren hatte, um es zu verſtoßen, als ſie es kaum geküßt und geſegnet? Welche Unglückliche fürchtete ſo ſehr das Brandmal, das die Welt auf die Stirn gefallener Mädchen drückt? Welch Geheimniß ruhte hier, wie ward es geknüpft, durch welche zahlloſe falſche Schwüre und Eide beſiegelt? — Eine Reihe wilder Träume und Bilder fuhr durch Hannchens Kopf, den ſie traurig lächelnd in beiden Händen verbarg, um die großen Thränen zerdrücken zu können, die ſich nicht aufhalten laſſen wollten. Aber nach wenigen Minuten richtete ſie ſich gefaßt empor und horchte an der Thür. Ihr Bruder ging in dem kleinen Zimmer, das er bewohnte, mit ſtarken gleichmäßigen Schritten auf und ab, in der Werkſtatt aber pochte und hämmerte der alte Vater, als wolle er ſeinen Zorn und Schmerz an dem fühlloſen Leder auslaſſen. Dazwiſchen ſprach er laut mit ſich ſelbſt und ſeufzte, indem er die Undankbarkeit der Kinder gegen ihre Eltern anklagte, welche nur Sorge und Schande über deren Haupt brächten. Da ſchauerte Hannchen zuſammen, denn es fiel ihr ein, wann und wie der eigenwillige Mann erfahren ſollte, daß ſeine Familie ſich plötzlich um

ein Glied vermehrt habe. Aber ihr Muth war bald wieder aufgerichtet. Sie kannte die Macht sehr wohl, welche sie über den alten Vater hatte und vertraute seiner Liebe. So kehrte sie denn hoffnungsvoll zu ihrem Schützling zurück, wiegte ihn in ihren Armen, ordnete seine Binden und Bänder, freute sich, daß er so still war und gar nicht schrie, und unterzog sich dann, fast wie eine junge Mutter, freudig den Pflichten, die sie sich auferlegt. Sie hatte oft genug bei Freundinnen gesehen, wie so junge Kinder behandelt werden mußten und ihre erste Nahrung empfingen. Flink ging ihr Alles im Leben von der Hand; bald brannte die Spirituslampe und in wenigen Minuten war der süße Brei bereitet. Mit Entzücken hielt sie das Kind in ihren Armen, das nach einer kleinen unruhigen Bewegung leicht und gern die Nahrung nahm, welche sie ihm bot, die großen Augen aufschlug, sie anzulächeln schien, wie sie es sich auslegte, und dann wieder die Lebensfenster zuschloß, durch die es blöde in die fremde Welt gestarrt, und sich nun von neuem dem ausbildenden, stärkenden Schlaf überließ. Stunden lang saß Hannchen und betrachtete still das feine Kind, das sie mitten auf ihr Bett gelegt hatte. Bei jeder seiner schwachen Bewegungen war sie bereit zur Hülfe und Sorge, und dann dachte sie wieder darüber hingebeugt, über sein Schicksal und seine Zukunft nach. Sie machte tausend Pläne; tausend Hirngespinnste jagten wirr durch ihren Kopf, dann lauschte sie wieder nach Vater und Bruder hin, die immer dieselben gleichen Bewegungen machten, endlich aber schlief sie ein, sitzend an dem Lager, das Gesicht auf eines der Kissen gedrückt. —

Wie ſie erwachte, fühlte ſie ein Rütteln am Arm, ſie blickte auf und ſah ihren Vater ſtehen, der halb entkleidet und zur Nachtruhe bereit, die verglimmende Lampe in der Hand hielt.

„Was willſt Du, Vater?“ ſagte ſie erſchrocken. „Es iſt ſonderbar,“ erwiederte der alte Mann, „aber es war zwei, dreimal in meinen Ohren, wie ein leiſes Schreien, das aus der Kammer kam.“

Da dachte ſie an das Kind, und plötzlich wendete ſie ſich um und hob es von dem Bett auf. — „Da iſt es,“ ſagte ſie, „hat das arme Würmchen geſchrieen? Ach, es muß hungrig und durſtig ſein, und wie ängſtlich mag es mit angeborenem Triebe nach der Mutterbruſt ſuchen. Geſchwind, gieb die Lampe, lieber Vater, wir wollen es füttern.“

Der alte Mann war wie erſtarrt. Lange ſtand er und ſah bald die geſchäftige Tochter, bald das kleine hülfloſe Weſen an. — Endlich holte er tief Athem und ſchlang die Hände krampfhaft in einander. — „Wo iſt es denn hergekommen,“ ſagte er. „Ein Kind fällt nicht aus der Luft und wächſt auch nicht aus der Erde. — Hannchen! wenn es ſein könnte — wenn Deines Vaters graues Haar auch dieſe Schande erlebte! Iſt es Dein Kind?“

„Das Kind iſt mein,“ erwiederte das Mädchen, indem ſie es herzte, „aber geboren habe ich es nicht. Das wirſt Du mir wohl glauben, Vater,“ fuhr ſie lachend fort, „obwohl es möglich iſt, daß es nicht alle Menſchen thun. Aber wenn's auch ſo wäre, Dir würde ich es ſagen, Du würdeſt Dein Hannchen nicht verſtoßen und verfluchen, weil ſie

ſchwach genug war, eines Mannes Liebe in ſeinen Schwüren zu glauben."

„Wo iſt es denn aber hergekommen?" fragte der alte Mann ängſtlich. „Ich habe es gefunden," ſagte ſie. „Draußen lag es vor der Thür im kleinen Käſtchen hier. Da nahm ich es auf, und nun ſoll es mein ſein. — Ja, mein ſollſt Du ſein," rief ſie und drückte es an ihre Bruſt, „und der Großvater da wird dich ſegnen."

Der Meiſter trat aber zurück und wehrte es ab, wie ſie näher kam. „Ich ſage nicht, Du ſollteſt es nicht nehmen, wenn es Gott der Herr auf Deinen Weg gelegt hat. Wir ſind arm, aber doch nicht ſo arm, um das Stückchen Brod, das der Herr beſcheert, mit dem Verſtoßenen zu theilen. Aber es iſt eine ſchwere Prüfung für mich und Dich, denn was werden die Menſchen ſprechen? In welchen Schaden und Nachtheil werden wir kommen; wohl gar miſcht ſich die Obrigkeit hinein, ſpionirt umher, horcht zu Schaden und Schanden. Denn Ruf und Ehrbarkeit eines Mädchens bekommen leicht ein Loch und ſind ſchwer auszubeſſern. Ein Findling, ein Bankert hat ſelten Freude und Glück in ein Haus gebracht."

„Du ſollſt mir das arme Kind nicht ſchelten," erwiederte Hannchen ſanft und ernſthaft. „Unglücklich, wie es iſt, will es Liebe haben, nicht abgünſtige Verſtändigkeit. Geh, lieber alter Vater," rief ſie und gab ihm einen Kuß, „morgen wirſt Du ſchon anders denken, und wenn es einmal mit ſeinen kleinen Händchen Dein Knie umklammert, wenn ſein unſchuldiger Mund Bitten und Segenswünſche auf Dich

herabruft, dann wirst Du gar nicht fragen, ob es durch Priestersegen geheiligt, oder ein von Gottes Gnaden Dir geschenktes gutes Wesen ist, das durch Pflege und Liebe Dein, ein Trost und eine Freude wird für Deine alten Tage." — Der alte Mann schüttelte den Kopf und sagte leise vor sich hin: „Es ist und bleibt doch ein Bastard, sonst hätten sie ihn nicht auf die Straße geworfen oder" — hier warf er noch einen ängstlichen musternden Blick auf seine Tochter — „nun Gott der Herr wird wissen, was wahr oder falsch ist!"

4.

Der geheime Rath Ringenberg war am nächsten Morgen durchaus nicht in seiner gewöhnlichen Laune. Der große, vornehme kalte Mann, welcher sonst so unangreifbar in seiner Gelassenheit, Alles höflich und mit Würde abthat, das Unangenehme, wie das Freudige oder Gleichgültige, schien heut wie umgewandelt. Mit gerunzelter Stirn ging er schon früh völlig angekleidet in seinem Zimmer auf und nieder. Der Diener wurde heftig angefahren über ein geringes Versehen, mehre Personen, die ein Gespräch begehrten, abgewiesen, die wartenden drängenden Arbeiten blieben unberührt.

„Ich kann keine Feder halten," murmelte der geheime Rath für sich hin, „die Aufregung hat mir wirklich sehr geschadet, und gerade jetzt habe ich doch recht viel vom besten kältesten Blute nöthig. — „Ist es möglich," sagte er dann, indem er die Hand fest zusammenballte und eine dunkle Röthe in sein Gesicht trat, „dieser Tölpel, dieser gemeine rohe Patron, drängt sich in meinen wohl entworfenen, verstän-

digen Plan, und Emma kann so unbesonnen sein, ihr junges Herz leichtsinnig zu verstricken? Eben weil sie jung und unbesonnen ist," fuhr er nach einer Pause fort, „o! die armen Weiber haben von der Natur so viel Schwachheit erhalten, daß sie selten oder nie zum Character gelangen, aber dafür ist es auch ein Glück, daß sie eben so leicht lieben, wie vergessen. — Ich habe dem niedrigen Volke wirklich zu viel Ehre angethan, zu glauben, daß es verständig handeln könnte. O! pfui Teufel, der Pechgeruch sitzt mir noch in der Nase; aber fort mit dem Narren, und sollte ich jemals Gelegenheit haben —" hier streckte er den Arm drohend aus, seine Lippen murmelten so eben einen bösen Schwur, als die Thür leise in ihren Angeln knarrte, und ein junges, schönes, aber krankhaft blasses Mädchen hereintrat.

Der geheime Rath wendete sich um, und plötzlich hatten sich seine Züge verändert, der Zorn und die düstern Falten waren ganz darin von dem Lächeln der zärtlichsten Liebe verdrängt worden. Er streckte der schönen Tochter beide Hände entgegen, küßte sie auf die Stirn und fragte mit der liebereichsten Theilnahme, wie es mit ihrer Gesundheit stehe? Dann führte er sie zu dem Sopha und setzte sich neben sie, indem er viele scherzende Fragen an sie richtete, offenbar in der Absicht, sie aufzuheitern.

Erst nach einer geraumen Zeit sagte er: „Ich vergesse eigentlich ganz, weshalb ich Dich zu mir bitten ließ. Du hast doch meinen Brief ganz und aufmerksam gelesen?"

„Ja," erwiederte sie kaum hörbar.

„Nun siehst Du, mein theures Kind," fuhr er fort,

„gern hätte ich, bei Deinem jetzigen Kränkeln, eine andere Zeit gewählt, um Dir dieſe Eröffnungen zu machen, aber es ging nicht an, ich wurde ſelbſt gedrängt, und ſagte daher in Deinem Namen ein feſtes und beſtimmtes Ja."

Das kranke Geſicht wurde todtenbleich. — „Mein liebes Mädchen, was iſt Dir?" rief Ringenberg erſchrocken.

„Darf ich reden, Vater?" ſagte ſie und blickte ſcheu zu ihm auf.

„Erſt höre mich ganz," erwiederte er. — „Ich habe nur Dich auf dieſer weiten Welt. Für Dich lebe, athme, arbeite ich. Wärſt Du nicht, ſo — ja ſo" — er warf einen faſt wilden Blick zu den Wolken auf, die düſter ſchwer am Morgenhimmel hingen — „ſo würde vieles anders ſein. — Deine Mutter hat uns früh allein gelaſſen," fuhr er dann fort, „ich war noch jung, ich hatte Stellung und Vermögen, manche gute Parthie bot ſich mir dar, aber ich habe nie wieder geheirathet, weil ich Dir keine Stiefmutter geben wollte, die ſich zwiſchen Dich und meine Liebe drängte."

Leiſe ſchluchzend küßte Emma die Hand, mit welcher er ihre zitternden Finger umſchloß. „So wuchſeſt Du ſchön und fein auf," ſprach er dann weiter, „wie der Gärtner ſich einer Blume freut, die durch ſeine ſorgſame Pflege endlich zu einer Blüthe gelangt, ſo überwachte und behütete ich Deine zarte Geſundheit, alle Deine Entfaltungen zur Reife, Deine geiſtigen Entwicklungen, die Dich ſo ſchön und liebenswerth machten. Welchen größeren Stolz hatte ich wohl, als die Bewunderung, welche meinem geliebten Kinde gezollt wurden?! Meine Seelenkräfte richteten ſich einzig auf Dich

und Deine Zukunft. O! mein Gott und Herr! was ich auch gethan habe, nur für Dich, nur um Dein Glück iſt es geſchehen."

Hier war der geheime Rath ſo ergriffen, daß er inne hielt, und die Hände, voll tiefer Bewegung um Emmas Kopf gelegt, ſich wie im heftigen Schmerz über ſie hinbeugte. Dann lächelte er und ſtrich die Falten von ſeiner Stirn, indem er mit zurückgekehrter Ruhe ſagte: „Wenn man das Alles thut, ſo muß man natürlich auch eine fortgeſetzte Anregung dazu empfangen. Liebe erweckt Liebe! Das iſt ein altes wahres Wort und ſo haſt Du auch an mir gehangen, wie ein Lämmchen ſich an die Mutter hängt, folgſam, geduldig, treu, immer gehorſam bis auf dieſen Augenblick, ſo daß ich niemals Dir zürnen konnte."

„Du warſt immer milde und nachſichtig," ſagte die Tochter.

„Und jetzt," rief der geheime Rath, „jetzt ſehe ich wirklich mein Werk vollendet; Du biſt zur Jungfrau geworden, rein und fleckenlos wie ein Stern, ſo ohne Fehl und Makel, wie die echte Weiblichkeit als Ideal, den Künſtlern vorſchwebt. Ja, meine Emma, ſo wenigſtens erſcheinſt Du mir, und mit welcher Sorge, in wie vielen ſchlafloſen Nächten habe ich nach einem Lebensgefährten für Dich geſucht; bis ich ihn endlich gefunden hatte."

„Aber Vater," ſagte ſie mit einer unruhigen Bewegung, indem ein ſchwaches Roth das bleiche Geſicht lieblich verſchönte, „ich ſollte meinen, daß bei einer ſo wichtigen Angelegenheit — Du zwingſt mich ſo zu ſprechen —

doch meine Stimme, mein Herz, einen wichtigen Antheil hätte."

„Dein Herz," sprach der Vater lächelnd. „O! ihr bösen Mädchen, welche kindischen Träume macht ihr Euch doch von diesem unnützen Dinge. — Das Herz soll sprechen! das Herz soll wählen! so steht es in tausend abgeschmackten Büchern, die von Liebesraserein faseln; aber in Wahrheit, mein Kind, giebt es keinen schlechteren Leiter für diesen hochwichtigen Schritt, als eben das verrätherische Herzchen einer jungen romantischen Träumerin. — Die zahllosen unglücklichen Ehen sind größtentheils eine Folge dieser Herzenssprache, die man Liebe nennt, und welche in ihrem Wahnsinn nicht darnach fragt, was sich paßt und nicht paßt, nicht auf Rath und Ermahnungen hört, nicht auf die Einsicht der Verständigen, sondern blind vor Tollheit sich in unabsehbares Unglück und Elend stürzt, bis zu spät Bewußtsein und Reue kommen."

„Ich habe wohl nichts zu bereuen," sagte Emma, „denn meine Wahl wird nie auf einen Unwürdigen fallen."

Der ernstblickende Vater sah sie starr an, daß sie verstummte. „Ich weiß," sprach er, „Du wirst mir keinen Kummer machen, sondern die Wahl billigen, welche ich für Dich getroffen. — Ein junger, reicher, liebenswürdiger Mann von guter Familie und Aussichten, das muß Dein gerechter Wunsch sein."

„Ein Herz, das ganz mir gehört," fiel sie ein.

„Nun ja," sagte er lächelnd, „auch ein Herz wirst Du empfangen."

„Einen Mann, den ich über Alles verehre und anbete,“ rief ſie bewegt.

„Bering,“ erwiederte der geheime Rath, „kömmt ſeit längerer Zeit in unſer Haus. Du haſt ihn kennen gelernt, und welche Freude macht es mir, Dich mit ſolchem begeiſterten Anfluge von ihm ſprechen zu hören. O! mein Schelmchen, das thut man nicht ohne eine Rührung zu empfinden,“ rief er drohend, und ſtrich mit dem Finger über ihr erſchrockenes Geſicht, und nun magſt Du Dich verſtellen wie Du willſt, ein wenig ſperren „und zieren auch, das iſt Mädchen Art und Sitte, ich weiß, was ich weiß und laſſe mich nicht irre machen. Es iſt Dir eigentlich doch gar nicht ſo unangenehm, Madame und gnädige Frau zu heißen.“

„Wenn Du mich einen Augenblick anhören wollteſt, liebſter Vater,“ rief Emma ängſtlich; „ach! ich habe Dir ſo manches zu ſagen und wage es nicht.“

„Ich weiß Alles,“ rief der geheime Rath lächelnd. „Spare mir Deine Bekenntniſſe auf, den Tag nach der Hochzeit will ich ſie hören. Nein, nein!“ fuhr er fort und hielt ſich die Ohren zu, „ich kann und will nichts davon vernehmen; einſt wird ein Tag kommen, wo Du es mir danken wirſt, daß ich Dich jetzt abweiſe und ein ſo nachſichtiger, gütiger Vater für Deine kleinen Thorheiten bin.“

Der Blick, mit dem er dieſe Worte begleitete, war indeß nichts weniger als gütig. Er heftete ſich eiſig kalt an Emmas zitternde Lippen, die ſich lautlos bewegten, und ließ ihr Blut gerinnend in das heftig ſchlagende Herz fließen. Ihre Füße wankten, leiſe faltete ſie die Hände, dann that

den Armen meines Vaters, mit seiner ganzen frohen Bewilligung, ging ich in die Arme des besten Mannes. Als die Sonne sank, ruhig und unbewölkt, da drückte mich Bernhard an seine Brust, und sagte: so, Anna, mag der Tag unseres Lebens seyn, still und heiter wie der heutige, und so einst unsere Sonne sinken!

Ich zog ein in meinen neuen, noch unbekannten Wohnort. Mein Bernhard ließ sich die Freude nicht nehmen, mich mit der kleinen Einrichtung zu überraschen. Wie klopfte mein Herz auf dem Wege, wie dünkte es mich so lange, ehe ich das liebe Dörfchen erblickte. Endlich ragte die Kirchthurmspitze aus dunkeln Gebüsch hervor, nun sah ich das rothe Dach des großen freundlichen Pfarrhauses, mein Herz hob sich unwillkührlich zu dem Geber alles Guten, und flehte ihn an, seinen Segen auf unsere friedliche Wohnung zu gießen. Wie viel Gedanken giebt uns der erste Anblick des Hauses, das wir bewohnen sollen, wir ahnen mit banger Sorge die Seufzer, die in ihm verhallen, fühlen im süßen Vorgenuß die Freuden, die hier unsrer warten werden. Wohl mir, schon an der Schwelle empfing mich vorbedeutend Liebe und Segen. Viele biedre Landleute reichten mir die Hand zum Willkommen, ihre Herzlichkeit gab mir Thränen der Rührung, und Suschens liebende Sorge hatte meinen Eintritt zu einem Feste gemacht. Mit welcher Empfindung durchstrich ich, als wir allein waren, mit Bern-

sie einen Schritt vorwärts, und jetzt schien sie einen Entschluß fassen zu wollen, als plötzlich sich der Vater von ihr wendete, dem Diener entgegen, der die Thüre öffnete und den Major von Bering meldete.

„Vortrefflich," rief der geheime Rath, „so können wir die Pakten gleich abschließen. Laß uns allein, mein Kind, geh, in wenigen Stunden sollst Du gute Nachricht haben."

Er öffnete die Tapetenthür des Kabinets und schob sie sanft hinaus, dann drehte er sich rasch um, und sein lächelndes Gesicht nahm den höchsten Grad der Freudigkeit an, als ein kleiner Herr, mit einem Gesicht voll scharfer, verwetterter Züge, auf seinen großen Stock gestützt, langsam hereintrat.

„Mein herrlicher, kriegerischer Freund," rief Ringenberg, „Ihr Besuch läßt mich Sorgen und Geschäfte vergessen."

„Ja, hören Sie, geheimer Rath," sagte der Major, „daß ich heute zu Ihnen komme, ist bei meiner armen Seele ein Freundschaftsstück. Die Gicht, Herr, das kennen Sie nicht, aber alle Glieder sind mir davon an's Kreuz geschlagen. Ich hab's jedoch gesagt," fuhr er fort, und warf sich in die weichen Kissen des Sophas, „was ich sage, halte ich, und nun bin ich hier um es ins Reine zu bringen." — „So wollen wir denn sogleich anfangen," erwiederte Ringenberg lächelnd, indem er sich dem Gaste gegenübersetzte. — „Wir sind also überein gekommen, daß Ihr Neffe meine Tochter heirathet."

„Das sind wir," versetzte der Major. „Sie geben dem jungen Paare Ihr Gut Blumenhagen sogleich, als Eigenthum."

„Und Sie zahlen mir dagegen ein Kapital von vierzig tausend Thalern als die ungefähre Hälfte des Gutwerths. Das Geld soll von mir verwaltet werden, die Zinsen unseren Kindern zufließen."

„Es ist Alles richtig," sagte der Major, indem er seine dünne Hand in die des geheimen Raths legte, „aber Eins habe ich noch zu bemerken."

„Und was, mein trefflicher Freund?" fragte der geheime Rath.

„Ja, was war es doch?" sprach der alte Herr bedächtig, indem er seine magere Nase rieb. „Ah! richtig. — Sie, geheimer Rath, Sie sind ja die rechte Hand des Ministers, Sie sind der gewaltige Mann, dem sich alle Thüren ohne Schlüssel öffnen; ich zweifle gar nicht im geringsten, daß es Ihnen leicht ist, Ihr Wort zu lösen, daß Sie Ihren Schwiegersohn rasch in die Carrière bringen; denn Sie wissen wohl"

„Ich weiß," sagte Ringenberg, „Sie leben für den Gedanken, diesen Neffen, der bald mein lieber Sohn sein wird, so hoch wie möglich steigen zu sehen."

„Ich denke," sprach der alte Herr fein lächelnd, „nachdem wir so weit Alles in Richtigkeit haben, können wir ganz aufrichtig sein, lieber Freund. Ich gehöre nicht zu den Leuten, die nichts gelernt haben, nein, ich ehre und achte das Talent und den Mann, darum ist es mir schmeichelhaft, mich mit Ihnen und Ihrem Hause zu verbinden, was auch der Hochmuth darüber denken mag."

„Ich sollte meinen," rief der geheime Rath lachend, „solcher Thoren gäbe es nicht mehr viele."

„Leider noch immer zu viele," verſetzte der Major, „aber man lacht ſie aus. Nun, ſehen Sie, ich bin ein Mann von Familie und bin reich, Sie legen dagegen Ihre Stellung, Ihr Geld und Ihren Einfluß in die Waage, das ſtellt das Gleichgewicht vollkommen her, aber gut wäre es, ja, es würde mich beruhigen, denn ich bin ein alter närriſcher Mann, wenn Sie mir irgend einen Beweis gäben, daß Rudolf wirklich ſogleich im Bureau des Miniſters — und verſtehen Sie mich wohl, wenn er, er iſt ein junger Aſſeſſor, wenn er das Verſprechen hätte, bald Rath zu werden."

Der geheime Rath ſchüttelte leiſe den Kopf. „Ich ſollte meinen," ſagte er, „daß ich Ihnen ſchon öfter Beweiſe gegeben habe, daß mein Einfluß wirkſam ſei."

„Lieber Freund," rief der Major, „Sie haben viel für mich gethan, meine Proceſſe und die fatalen Forderungen an den Staat, Alles haben Sie geordnet; brüderlich, wahrhaft brüderlich haben Sie gehandelt, aber es wäre mir doch ſehr lieb, wenn ich ſo einen kleinen Beweis hätte."

Ohne eine Antwort zu geben, erhob ſich Ringenberg, nahm aus einem Fache ſeines Schreibpultes ein Papier, entfaltete es und reichte es dann dem kleinen Herrn hin, der mit ſeinen grauen blinzenden Augen alle Bewegungen ſcharf beobachtete. Nach einem Augenblick, während er das Document ſo weit als möglich von ſich abhielt um es zu leſen, wurde ſein Geſicht ſo freundlich, als es ſein konnte. Der Ausdruck von Härte und Hochmuth verſchwand ganz darin, die dünnen Lippen verſuchten ein Lächeln, dann ließ er den Brief fallen und breitete die Arme nach ſeinem Freunde aus.

„Herzens geheimer Rath," rief er, „laſſen Sie ſich umarmen. Sie ſind ein großer Mann, eine Art Zauberer, der Alles kann, was er will, dem ſich die geheimen Mächte beugen. — Ich hätte es nimmermehr geglaubt, und kluge Leute, die Alles wiſſen wollen, ſagten mir, es ginge nimmermehr, was Sie auch für Kunſtſtücke könnten, das könnten Sie nicht."

„Sie ſehen," ſagte Ringenberg, „es geht Vieles, wenn man nur das Rechte ergreift."

„Jetzt glaube ich an Alles," rief der alte Herr begeiſtert. „Iſt es möglich geweſen, den Rudolf ſogleich ins Miniſterium zu bringen, ſo iſt es auch möglich, daß Sie ihn einſt zum Miniſter machen. Sage mir Niemand etwas gegen die Beamtenhierarchie gegen dieſe neue Teufelsariſtokratie! Man muß ſich mit ihr verbünden; ich habe es empfunden, wie wohlthätig es iſt. Ja, mein alter Herzens geheimer Rath, hexen Sie weiter, Ihnen muß Alles glücken, ich bin entzückt und geehrt, Ihnen ſo nahe zu ſein."

Indem der geheime Rath antworten wollte, klopfte es leiſe an die Thür, und mit einiger Eile ſchob ſich ein Mann herein, der, wohlgekleidet, mit ſeinem kahlen Kopfe, auf welchem dicker Puder die Stelle des Haares vertrat, mit blendend weißer, feiner Wäſche, ſammt Ringen und Ketten ausſtaffirt, doch kein beſonders nobles Anſehen hatte. Sein Geſicht war ſehr roth, voll und grinſend freundlich; ſo verbeugte er ſich tief, indem er die Augen faſt ganz zuknff dann aber mit einer gewiſſen Vertraulichkeit ſeine laute Stimme gegen den geheimen Rath erhob.

„Herr Friedländer," ſagte dieſer, indem er aufſtand, „guten Morgen! Aber ich bin ſehr beſchäftigt."

„Verzeihen Sie, daß ich ſo unangemeldet eintrat," erwiederte der höfliche Mann, „es war aber Niemand draußen, und da ich gute Nachrichten bringe, auch Geld von den Differenzen, ſehr günſtig diesmal für Sie, ſo dachte ich, ich könnte mir die Freiheit nehmen." Hierbei ergriff er die Hand des geheimen Raths und ſagte halblaut: „Können Sie mich einen Augenblick anhören."

„Lieber Major, einen Augenblick," ſprach Ringenberg, indem er dem Fremden folgte, der ihn in ein Fenſter zog. — Der Major nickte und beſchäftigte ſich angelegentlich mit Leſen des verhängnißvollen Schreibens, dabei warf er von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick nach dem Bepuderten, der widerwärtige Gefühle in ihm erweckte. — Die vertrauliche Art, mit welcher dieſer Menſch verfuhr, war ihm verdrüßlich. — Er kämpfte mit mancherlei fatalen Betrachtungen über die Anmaßung ſolcher Patrone aus der niedern arbeitenden Klaſſe, wobei es ihn ärgerte, daß der geheime Rath ein ſo wenig angemeſſenes Benehmen zeigte. Denn er ließ ſeine Hand willig dem Menſchen, deſſen Name und Geſicht orientaliſche Abſtammung verriethen, bis er mit einem Male auf andere Gedanken kam, denn Herr Friedländer zog, immer leiſe ſprechend, eine große Brieftaſche hervor und zählte einige zwanzig Scheine, die der ſcharfe Blick des kleinen Majors für Hundert-Thalerſcheine erkannte, auf das Fenſterſimms. Der geheime Rath ſtrich ſie nachläſſig ein, und Herr Friedländer redete dabei um ſo eifriger, rechnete,

zählte an den Fingern, zog dann ein paar Briefe hervor, aus welchen er den geheimen Rath etwas vorlas, worauf dieſer ſich einen Augenblick bedachte und dann halblaut ſagte: „Es ſcheint wirklich gut zu ſein.“ — „So ſicher,“ ſagte Herr Friedländer leiſe, „als hätte es Rothſchild gemacht, Sie können mit einem Schlage Alles ins Gleiche bringen, und noch weit mehr.“ — Ringenberg ſah ſtill vor ſich hin, dann ſagte er plötzlich: „Gut, nehmen Sie was Sie bekommen können.“

Der Geſchäftsmann nickte und drückte ihm die Hand, hierauf ſagte er dem geheimen Rath etwas ins Ohr, der an ſeinen Schreibtiſch ging und einige Worte ſchrieb, die er dem Anderen gab, der einen Blick darauf warf, den Zettel ſorgſam in ſeine Brieftaſche legte, dann ſeinen Hut nahm, dem vornehmen Beamten nochmals vertraulich etwas zuflüſterte, und endlich mit einer tiefen Verbeugung, die dem Major galt, der ſich kaum dafür bewegte, ſchnell verſchwand.

Ringenberg trat nun mit ſeiner gewohnten Ruhe wieder zu ſeinem Gaſte und ſetzte das Geſpräch fort, das ſich noch eine Zeit lang um die näheren Beſtimmungen zu der bevorſtehenden Verlobung und nachfolgenden Vermählung des jungen Paares drehte. Daß dies etwas dagegen einzureden haben könnte, ſchien den beiden alten Herren gar nicht einzufallen. Es war Alles in vollſter Richtigkeit, und endlich feſt beſchloſſen, daß in wenigen Tagen ſchon der geheime Rath einen feſtlichen Kreis einladen ſolle, den man am Schluß des Mahles mit der Verlobungsproclamation überraſchend bewirthen könnte.

„Frische Fische, gute Fische!" rief der alte Herr, indem er aufstand, „und ein recht glänzender großer Kreis muß es sein, in den sich keine Angehörigen drängen. — Was war denn das für ein sonderbarer Mensch?" fragte er plötzlich, indem er auf die Stelle deutete, wo Herr Friedländer gestanden hatte. „Ich denke der ist nicht dabei?" — „Es ist mein Agent," sagte Ringenberg lächelnd. — „Der Kerl sah aus wie ein Jude." — „Es ist auch wirklich einer," erwiederte der geheime Rath. — „Ich habe einen angebornen Abscheu vor solchen Kreaturen; aber freilich so ein Bureaumann muß allerlei Leute sehen." — „Diesen," versetzte Ringenberg, „brauchte ich zwar nicht zu sehen, wenn ich nicht wollte, aber er macht seit Jahren für mich Geschäfte an der Börse zu meiner vollen Zufriedenheit." — „Ei der Tausend!" rief der Major, „das ist eine neue Eigenschaft, welche ich an Ihnen entdecke. — Börsenspeculant!" — „Man muß Alles sein in dieser wankelmüthigen Welt," sprach der geheime Rath wohlgefällig. „Der Zinsfuß ist gesunken, was soll man mit überflüssigem Kapital anfangen?" — „Aber es ist teufelmäßig gefährlich! Man kann Alles verlieren!" — „Wer die Kunst nicht versteht, gut zu speculiren, ja, allerdings," erwiederte Ringenberg dagegen. — „Nun Sie, Sie verstehen es?" — „Sie haben eine Probe gesehen. In zehn Tagen habe ich über zwei Tausend Thaler gewonnen." — Mit unverkennbarer neidischer Bewunderung sah der alte Herr den großen schönen Mann an. — „Sie Liebling des Glücks!" rief er dann. „Herzens geheimer Rath! was bin ich glücklich, Ihnen so nahe zu stehen. Je mehr ich

Sie kennen lerne, je mehr bewundere ich Sie. Wir wollen ein Kompagnie-Geſchäft machen. Ich habe immer eine eigene Furcht vor allen ſolchen Geldgeſchäften gehabt. Erſtens iſt es gefährlich und zweitens iſt es gemein und ſchickt ſich nicht, aber mit Ihnen wage ich's. Schlagen Sie ein!" der geheime Rath ſchlug ein und ſagte dann: „Wir wollen es bedenken. Wer wagt muß gefaßt ſein zu verlieren; leicht kann man, hingeriſſen vom Verhängniß, ein Spieler werden, der Heil und Seligkeit auf eine Karte ſetzt." — „Sie nicht," rief Bering, „denn Sie ſind das Muſterbild der Klugheit und der Bedächtigkeit. Sie ſpielen keine Karte aus, die geſtochen werden kann; ausgenommen jetzt Ihre Herzdame, die von meinem ſchwarzen Buben gekapert wird."

So ging er lachend; Ringenberg gab ihm das Geleit zur Thür, höflich und freundlich ſprechend. Im Augenblick aber, wo er allein war, verlief das Lächeln plötzlich von ſeinen Lippen; die angeſpannten Züge ſanken ſchlaff zuſammen, ſeine lebendigen klaren Augen blickten ſtarr und umſchleiert vor ſich nieder. Dann lehnte er ſich auf ſein koſtbares goldgeziertes Bureau, und plötzlich ſchlug er beide Hände mit Heftigkeit auf ſeiner Stirn zuſammen und drückte den Kopf, wie von Schmerzen betäubt, in die unnachgiebigen Finger.

Lange blieb er faſt ſo ohne Bewegung; nur von Zeit zu Zeit ſtieß er leiſe Worte gewaltſam hervor. Ein krampfhaftes Seufzen oder Stöhnen bezeugte den Krankheitszuſtand ſeines Leibes oder ſeiner Seele, und zuweilen ſchüttelte Froſt dieſen ſtarken mächtigen Körper, oder ſeine Hände wiſchten

zitternd den Schweiß von seiner Stirn und falteten sich dann wieder, die Augen verbergend. — Bei einem kleinen Geräusch im Vorzimmer schreckte der geheime Rath auf und mit wunderbarer Kraft ordneten sich seine verstörten Mienen, kaum aber zeigte sich die Störung unbegründet, als er in den ersten Zustand zurücksiel, aus dem er sich nur nach geraumer Zeit mit Anstrengung wieder erhob. — Endlich blickte er in den Spiegel, ordnete sein verwirrtes Haar, sprach mit sich selbst und versuchte ein Lächeln, das jedenfalls schlecht gerieth, denn er wendete sich ernst und unwillig fort, stand an der Thür seines Kabinets nochmals still, um nachzudenken und sagte dann mit lauter Stimme: „Nichts ist eine größere Thorheit als rückwärts zu schauen, wenn ein Rückwärts nicht in unserer Macht liegt. — Hier gilt es ein Mann zu sein und was erschüttert die Mannheit mehr, als ein wüstes Treiben über Dinge, die unmöglich sind. Bewußtes Thun, das ist es, was Stärke verleiht, der empfindsame Schwächling, der Feige mag seufzen, wer da weiß, was er will, der handelt."

Mit seiner gewöhnlichen Ruhe ging er schnell durch eine Reihe prächtiger, mit schönen Teppichen belegter und mit allem Luxus geschmückter Gemächer und dann klopfte er ganz leise an die letzte Thür und steckte lächelnd den Kopf hinein. — „Störe ich Dich nicht, mein liebes Kind?" sagte er — aber mit dem letzten Worte riß er heftig den Flügel auf und schleuderte ihn donnernd an die Wand. Die Glut des Zornes drängte alles Blut in sein Gesicht, es übermannte seine Besonnenheit, er ballte die Fäuste und schien

eine gewaltſame Handlung begehen zu wollen. Was aber hätte auch dieſen zur Durchführung aller ſeiner wohlüberlegten Pläne feſt entſchloſſenen Mann mehr empören können, als was ſein Auge jetzt ſah? — Sein einziges Kind, der Schlußſtein aller ſeiner Lebenshoffnungen, hingebeugt über den elenden Menſchen, den Sohn der Armuth und Niedrigkeit, der vor ihr knieete und ihre Hände mit ſeinen Küſſen bedeckte.

Bei dem Anblick ihres Vaters ſtieß Emma einen Schrei aus und rang flehend die Hände. Sie wollte etwas ſagen aber ihre Lippen öffneten ſich ohne Sprache, ihre Augen blickten mit unausſprechlicher Angſt auf den zornigen Vater, dann ſchloß ſie ſie und Franz legte den ſchönen ſtillen Körper ſanft auf die Kiſſen des Sophas. Im nächſten Augenblick fühlte er ſich emporgeriſſen, zurückgedrängt und zwiſchen Emma und ihm ſtand die drohende ſtolze Geſtalt des Vaters, der ihm befehlend und abweiſend die Hand entgegen ſtreckte.

„Sie bedarf Ihrer Hülfe nicht," ſagte er, „ehe Sie aber gehen und ehe ich meinen Dienſtleuten Befehl ertheile, meine Schwelle von Ihrem frechen Eindringen frei zu halten, hören Sie meine Warnung: Ich habe Macht genug die Ruhe meines Kindes und meines Hauſes zu beſchützen, wenn Sie nicht Ehre und Einſicht genug haben ſollten, eine unſinnige Thorheit zu bezähmen."

Der junge Liebold ſchien weder von dem plötzlichen Erſcheinen des geheimen Raths überraſcht, noch von der heftigen Behandlung, die er ſo eben erfahren, gereizt zu ſein. Feſt blickte er den ſtolzen Vater an und ſagte dann im be-

hard das ganze Haus, und nahm gleichsam Besitz davon. Mein einfaches Zimmer, das schönste von allen, mit einer entzückenden Aussicht, empfing mich, von den rothen Strahlen der Abendsonne beleuchtet; ich fand alles darin, was ich bedurfte, und sank dankend in die Arme meines Mannes. Bist Du glücklich, Anna? fragte er, so laß mich jetzt eine Bitte wagen: der Reichthum Deiner Eltern sey uns nur eine Zuflucht bey ungehofften Uebeln; er trete nicht ein in unser stilles Haus, das seiner nicht bedarf. Des Lebens feinere Freuden fliehen vor den schweren Sorgen des Reichthums, bei uns werden sie heimisch seyn. — So gern gab ich ihm Beifall, ich kannte die Genüsse des Luxus zu gut, um nicht willig zur Natur zurückzukehren. — —

Schon viele Jahre sind seitdem verflossen, blühende Kinder haben unser Glück und unsere Thätigkeit gemehrt, und noch heute würde ich mit eben dem jugendlichen Entzücken dem Manne meiner Wahl die Hand reichen. Ja ich bin noch glücklicher, als damals, und nie habe ich es mehr gefühlt, als jetzt, da ich mein Schicksal noch einmal überdachte. Was Hoffnung war, ist nun Gewißheit, die Zukunft zur Gegenwart geworden, ohne etwas von den Reizen zu verlieren, mit welchen sie mein ahnendes Herz begleitete.

Mein Vater ist beglückt durch seine Kinder und

ſcheidenen ruhigen Ton: „Ich kann es Ihnen nicht verargen, daß Sie mir heftig zürnen, ja es wäre unnatürlich zu nennen, wenn es anders wäre. Ich dränge mich mit meiner unwillkommenen Liebe ſtörend und zertrümmernd in den Kreis ihrer Pläne. Ich fühle das wohl; Nachdenken hat mich davon überzeugt, daß Sie ganz in Ihrem Rechte ſind. Meine anfängliche Heftigkeit hat ſich daher auch völlig verloren und Schmerz iſt an ihre Stelle getreten, daß es nicht anders ſein kann."

„Nun," rief der geheime Rath zweifelhaft und verwundert, „wenn Sie dies Alles wirklich eingeſehen haben, ſo ſollte ich meinen, daß Sie auf dem beſten Wege zur Einſicht und Verſtändigung wären, und noch immer, wie geſtern, biete ich Ihnen die Hand zum Frieden."

„Sie täuſchen ſich dennoch," erwiederte Franz. „Ich liebe Ihre Tochter und werde geliebt. Runzeln Sie nicht die Stirn, hochverehrter Mann, was ich ſage iſt ſo wahr, als daß ich mir nicht dieſe Liebe mit einem Allmoſen abkaufen laſſen will. — Sie ſind in Ihrem Rechte nach den Anſichten, welche Sie von der menſchlichen Geſellſchaft, deren Abſtufungen und verſchiedenen Anſprüchen hegen, ich aber habe ein höheres heiligeres Recht, mit welchem ich Ihre Anſprüche beſtreite."

„Iſt das der Kern Ihrer Philoſophie?" rief der Vater mit einem verächtlichen Lächeln, „ſo muß ich Ihnen ſagen, daß es eine falſche träumeriſche Lebensweisheit iſt. — Das Richtige iſt das Anerkannte, das von Sitte und Geſetz Geheiligte; gänzlich falſch iſt es aber, was gegen den Willen

der Eltern, gegen Einsicht und Vernunft, die Leidenschaft und Thorheit junger Herzen ein Recht zum Trotz und Kampf geben soll. Leider haben Sie hinter meinem Rücken eine Art von Liebelei begonnen. Besitzen Sie wahre Ehre, so müssen Sie sich in der Weise, in der es geschah, die mein Vertrauen frevelhaft täuschte, schämen, wenigstens müssen Sie jetzt gänzlich abstehen, denn Emma ist Braut und in drei Tagen ihre Verlobung."

Der junge Liebold schien durch diese unverhoffte Nachricht eine größere Energie zu erhalten. Seine Augen glänzten und ruhig sagte er: „Wenn Emma sich dieser väterlichen Willkühr unterwirft, so beklage ich innig die Schwäche, welche sie unglücklich macht. Hörte sie mich in diesem Augenblick, ich würde meinen Rath wiederholen, sich nicht zu fügen, nicht durch eine willenlose Unterwerfung sich elend machen zu lassen, kein Opfer einer hergebrachten Sitte zu sein, die man freventlich Gottes Gebot nennt."

„Entfernen Sie sich den Augenblick!" rief der geheime Rath empört.

„Sie sind Herr in Ihrem Hause," erwiederte Liebold, „ich gehe, aber geändert haben Sie nichts, ändern werden Sie auch nichts. Zwingen Sie sie, schmücken Sie Ihr Opfer mit der Myrtenkrone, bald genug werden Sie es bereuen, denn was Sie auch thun mögen, die Liebe können Sie nicht aus ihrem Herzen reißen. Was geschehen ist, ist geschehen, kein Gott kann etwas daran ändern!"

Er verbeugte sich stumm und ging. Ringenberg war

in der höchsten Wuth, aber die feste feierliche Ruhe des jungen Mannes machte einen unwillkührlichen Eindruck auf ihn. — „Was geschehen ist, ist geschehen!" rief er. — „Was sagt der Thor? Was ist denn geschehen?!" Er wendete sich ängstlich prüfend zu dem blassen Mädchen um. Schmerzlich legte er die Hand auf seine Stirn und murmelte: „Viel, ja, recht viel, was kein Gott zu ändern vermag!"

5.

Hannchen hatte mit dem Kinde ein paar kummervolle Tage, denn wie sie es auch anstellen mochte, es wollte sich nicht fügen und schicken, die mühsamen Mutterpflichten mußten erst gelernt werden. Aber das anstellige Mädchen begriff bald was nöthig war und wie Alles sich unter ihrer Hand zum Guten wandte, so wurde auch das Kind bald wieder fromm und geduldig, so daß es wenig Sorgen machte. — Sie hatte wohl bedacht, daß jedes Heimlichthun mit ihrem kleinen Pflegling Verdacht auf sie selbst werfen möchte, darum ward die Geschichte am nächsten Morgen in der ganzen Nachbarschaft verbreitet, und Bekannte wie Unbekannte liefen herbei, den geheimnißvollen Gast zu beschauen. Alle waren heimlich sehr erfreut, daß es ihnen nicht passirt sei, laut lobten sie, wie sie konnten, die Menschenfreundlichkeit der armen Familie und flüsterten sich achselzuckend zu, daß es ihr noch sehr gereuen und schwer werden würde. — Ein paar Weiber und alte Jungfern betrachteten Hannchen mit prüfenden Blicken und in ihren Augen glänzte ein boshaftes Licht, während ihre Lippen freundlich thaten; Alle aber

ſtimmten darin überein, das Kind ſei ein ſchönes ſtarkes Kind, und wer auch ſeine Eltern ſein möchten — aus gutem Stande gewiß, denn die Wäſche im Körbchen ſei fein und arme Leute ſetzen ihre Kinder nicht aus — ſo viel ſei klar, ſie hätten eine grauſame That begangen, die Gott der Herr allein gut gemacht hätte, daß er das hülfloſe Weſen in Hannchens Hände kommen ließ. — Der alte Meiſter nahm den Theil der Lobſprüche ruhig in Empfang, der ſeine Menſchenliebe pries, aber mit unruhigen Blicken betrachtete er ſeine Tochter von Zeit zu Zeit, verfolgte die Augen der Beſucherinnen und ſuchte in ihren Geſichtern ihre Gedanken zu leſen. — Wenn die allerfürchterlichſte Geſpenſter- und Räubergeſchichte o f t erzählt wird, verliert ſie alles Schauerliche und allen Reiz. So ging es auch mit dem Kinde. Hannchen erzählte es zwanzig und noch zwanzig Male, bis es endlich Allem im Hauſe ſo geläufig war, daß es jeder auswendig wußte, und keiner ſich im Geringſten mehr darüber wunderte, ausgenommen Herr Grün, der immer von Neuem den Kopf ſchüttelte, wenn er das Kind anſah und ein außerordentlich nachdenkendes Geſicht machte, ſobald von deſſen Geſchichte die Rede war. Niemandem konnte es aber auch unangenehmer ſein, als Herrn Grün. — Er hatte in der Nacht, wo es gefunden wurde, ſeine Entſchlüſſe gefaßt, auch kamen am Morgen viele Umſtände zuſammen, welche ihn darin beſtärkten. Wie er den Kaffee auf der Maſchine bereitete, verbrannte er ſich zweimal die Finger und dann den Mund, endlich wurde der Reſt kalt, die Taſſe aber ſtieß er um, daß ſie zerbrach. Herr Grün wurde bei jedem dieſer

Unglücksfälle unzufriedener. Er fuhr mit den Händen durch ſein Haar, knackte und ſchlenkerte mit allen Fingern, blickte unruhig in alle Ecken, und murmelte endlich ſeufzend vor ſich hin, daß es ein wahres Malheur für einen gebildeten, gefühlvollen Menſchen ſei, ſo ganz allein in der Welt zu ſtehen. — Dann kamen mehrere Kundleute, er machte, wie er ſagte, ein hübſches Geſchäftchen, aber es fehlte da und dort an Hülfe, und er war höchſt beſtürzt und faſt bis zu Thränen gerührt über ſein Schickſal, ſo einſam zu ſein; ein Zuſtand, der ſich bis zum Extrem ſteigerte, als Nachmittag ein Knopf von ſeiner Weſte ſprang und er keine Nadel finden konnte, um ihn anzunähen. — „Unbarmherziges Schickſal!“ rief Herr Grün und ſtreckte die geballte Fauſt zum Himmel auf, „kannſt Du mich ſo wüthend verfolgen! Aber ich bin ein Narr,“ fuhr er in ſeinem Monolog fort und ließ die Hand wieder ſinken, „kann ich denn nicht die beſte flinkſte Nadel von der Welt mein nennen? Ach, Gott! wie würde Alles anders ſein, wenn Hannchen mit den immer geſchäftigen Fingerchen, wenn das ſchlanke, hübſche, freundliche Mädchen, Thür aus, Thür ein, liefe, ſo zierlich, ſo ordentlich! — Grün, ſei ein Mann, oder komme um, wie ein Thor!“ ſagte er nach einer Pauſe mit vieler Würde. „Der alte Liebold iſt zwar geſtern etwas grob geweſen, aber einem Schwiegervater muß man viel zu gut halten.“

Er konnte kaum die Zeit erwarten, bis es Abend war, und beſchäftigte ſich bis dahin damit, daß er die Knöpfe an ſeinem Frack mit Mützenpulver neu verſilberte, dann band er ein weißes Halstuch um; der Laufburſche mußte dreimal

die Stiefeln putzen, bis ſie ihm blank genug ſchienen, und als er endlich vor dem Spiegel ſtand und, in jeder Hand ein Licht, ſeine geſchmückte Perſon muſterte, war er von ſeiner Unwiderſtehlichkeit vollkommen überzeugt. Er machte drei Verbeugungen, lächelte auf fünf verſchiedene Weiſen, und als er die richtige, verliebte Entzückung eines Mannes von Stand und Charakter gefunden hatte, memorirte er ſeine Anrede, in welcher Hand, Herz und ewige Treue den Grundtext bildeten, und ſtülpte dann ſeinen Hut auf, mit dem heimlichen Schwure, morgen einen neuen zu kaufen, da er doch einen zur Hochzeit haben müßte. — Nie iſt ein Feldherr mit ſolcher Siegesgewißheit in die Schlacht gezogen, wie Herr Grün, als er, in jeder Hand einen Rockſchoß, um nicht die Wand zu ſtreifen, durch die enge Hausflur des Meiſter Liebold ſtrich, klopfte, und liſtig und geſchmeidig, wie ein Füchschen, durch die Thürſpalte fuhr. — Aber welch ein Schreck, als Hannchen ihm mit dem Kinde entgegen kam und ihm zuziſchte, winkte, ruhig zu ſein, als er die ſonderbare Geſchichte hörte und ganz verwirrt den alten Meiſter anſah, der demüthig, beſchämt den Blick zur Erde ſchlug und vor Zittern den Hammer fallen ließ. — Herr Grün hatte gar kein Arg, daß Alles auf's Haar ſo ſei, wie es Hannchen erzählte, er war vielleicht der Einzige, der es ohne allen Rückhalt glaubte, ja, er war, voll Rührung über ihre ſchöne Seele, nahe daran zu weinen, denn die Liebe ſtimmt das härteſte Gemüth ſentimental, aber bei alle dem war es der fatalſte Streich, der ihm je in ſeinem Leben paſſirt war. Er ſetzte ſich gedankenvoll auf den Stuhl neben Hannchen,

und ſeine ſonſt ſo geſchwätzige Zunge fand diesmal keine Worte. Er betrachtete die blitzſchnelle Nadel des Mädchens, wobei es ihm vorkam, als ſei jene heut noch einmal ſo flink und ach! ſie ſelbſt noch einmal ſo ſchön. — Ihr ſchwarzes Haargeflecht war ſo glänzend und fein, ihr Geſicht ſo friſch angehaucht, die Zähne hinter den heiter lächelnden Lippen weißſchimmernd in zwei koſtbaren Reihen, wie die pariſer Alabaſterſpielſachen in ſeinem Laden, und die Augen funkelnd, bald da, bald dort; bald auf das Kindchen im Körbchen gerichtet, das neben ihrem Sitz ſtand, bald luſtig, muthwillig und doch auch auf die ſaubere Arbeit bedacht. — Herr Grün aber hörte ihr Geſpräch nur mit halbem Ohr, ihre Fragen beantwortete er auch nicht, oder ganz verkehrt, denn immer dachte er vor ſich hin: Es geht nicht, es geht doch nun juſtement nicht! — Seine ganze Anrede hatte er vergeſſen; er knackte auch nicht einmal mit ſeinen langen Fingern, denn es brummte ihm im Kopfe umher, was er in einer weiſen aber ſtürmiſchen Berathung ergrübelt hatte. — „Das Kind," ſagte er ſich empört, „kann ich doch nicht auch heirathen? — Wer iſt es? Wem gehört es? Woher kommt es und wer ernährt es? Ueberdies bleibt es immer eine fatale Angelegenheit, und Hannchen, Gott ſegne ſie! aber wenn ein Anderer zufällig über die Schachtel geſtolpert wäre, in der es lag, und es fröhlich mit nach Haus genommen hätte, ich würde ihn wie einen Bruder lieben und ſie verlöre gerade auch nichts dabei. Nein, es iſt nicht möglich! — Ein Mädchen, das eine flinke Nadel führt und hübſch iſt, kann von einem anſtändigen Mann geheirathet

werden, auch wenn es kein Geld hat, obgleich es allerdings immer ein gewiſſer Leichtſinn bleibt, der nur durch Leidenſchaft entſchuldigt wird, wenn aber das Mädchen auch noch obenein ein Kind beſitzt, gleichviel eigen oder gefunden, ſo iſt es unmöglich, es iſt juſtement unmöglich, darum ſchweige, unglücklicher Grün, und verzweifle!" — Seine innere Stimme hörte nicht auf, dieſe ſchauerlichen Worte zu rufen und endlich kreuzte er die Arme, ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken, und ſtieß einen tiefen Seufzer aus, bei deſſen Klang er ſich erſchr[illegible]ten aufrichtete und mit verwunderten Augen umherſah. — Hannchen war hinausgegangen, die Lampe brannte melancholiſch düſterroth mit einer langen Schnuppe, ihm gegenüber aber ſaß der alte Meiſter, der ihn mit ängſtlichen, geſpannt erwartungsvollen Blicken muſterte.

„Aber, Herr Grün," ſagte der alte Mann, indem er zu lachen verſuchte, „wie viel Aale ſind denn bei Ihnen heut in den Schoten geweſen, daß es ſo wüſt und traurig darin ausſieht?"

„Oho!" ſagte Herr Grün gleichfalls lachend, ſo gut es gehen wollte, „ſo ſchlimm iſt es nicht, ſo lange wir hier eine hübſche Doſe voll echten Neſſing haben, der alle Sorgen zerſtreut."

Er reichte Liebold die Doſe hin, der eine Priſe nahm, ſie zwiſchen ſeinen großen Fingern feſthielt, dann aber ſich weit über den kleinen Tiſch beugte und kopfnickend, pfiffig und leiſe zu ſeinem Gaſte ſagte: „Es iſt eine kummervolle, ſchlimme Geſchichte mit dem Wurme da; und Ihnen iſt ſie auch nicht recht? — Was?"

„Mir!“ ſagte Herr Grün verlegen, „o! ich wüßte nicht — ich ſehe nichts Böſes.“

Der alte Mann ſah ihn prüfend an, dann ſagte er mit leiſer aber zorniger Stimme: „Wenn ſie es gefunden hat, ſo hätte ſie es liegen laſſen ſollen, wo es war. Wer wird Kinder aufnehmen, die ihm nichts angehen? Obenein, wenn man ſelbſt Noth und Sorgen hat.“

„O!“ ſagte Herr Grün haſtig, „das iſt Ihr Ernſt nicht, guter Herr Liebold. — In der kalten Nacht, da nimmt man wohl einen armen ausgeſtoßenen Hund mit nach Haus, um ſo mehr einen Menſchen, den unnatürliche Eltern dem Tode vorgeworfen haben. Nein, das war eine edle, merkwürdige That von Hannchen, die ich bewundern muß.“

Nun brach das Eis von Herrn Grüns Herzen, und unerſchöpflich ergoß ſich ein Strom feuriger Lobpreiſungen für die Geliebte, den der alte Mann mit ſichtlichem Wohlgefallen anhörte. Sein langes hageres Geſicht wurde kürzer und voller unter den freudigen Empfindungen, die ihn verjüngten, die trüben Augen erhielten Leben und endlich ſtreckte er die freie Hand nach der ſeines Nachbars aus, quetſchte deſſen Finger in den ſeinen und ſagte mit leiſer zitternder Stimme: „Der Himmel ſegne ſie! ja, es iſt ein gutes, herzliebes Kind. In manchem Trübſal hat ſie mich aufgerichtet, und niemals hat ſie mich betrübt, bis“ — hier erſchrak er und ſchwieg, aber er beſann ſich ſchnell und fügte hinzu: „täglich bitte ich zu Gott, daß er ihr vergelten möge, wie es in der heiligen Schrift den guten Kindern verheißen wird: ach! — ach! ich armer Mann, ich werde ihr nichts

hinterlaſſen, als meinen Segen.“ — Die Rührung und der Ton des Schmerzes, mit dem er dieſe Worte ſprach, griffen heftig in Herrn Grüns weichgeſchaffene Seele. — „Was,“ ſagte er, und ſchüttelte des alten Meiſters Hand mit Begeiſterung, „iſt denn eines Vaters Segen nichts? — Er baut Häuſer auf, und wer weiß, lieber guter Meiſter — es braucht ja nicht gerade ein Pallaſt zu ſein — ob es nicht ſchon fertig ſteht, wo wir Alle in Friede und Eintracht wohnen wollen.“

Der Alte nickte ihm mit einem ſeligen Lächeln zu, und ſeine Augen blickten ſo ſchelmiſch, als wüßte er wohl, wohin das Alles deutete. Im Augenblick erholte ſich Herr Grün von ſeinem Enthuſiasmus zur kühlen Wirklichkeit. Die ganze verteufelte Kindergeſchichte fiel ihm ein; ein Eisball wälzte ſich durch alle ſeine Adern, ſo daß ſein Geſicht ſich mitten in der Freundlichkeit plötzlich in den trübſinnigſten Ernſt verkehrte.

„Grün,“ ſagte der alte Liebold, „ich merke es, Sie haben nicht umſonſt den braunen Leibrock angezogen.“ — „Hab' ich einen Leibrock an?“ rief Herr Grün ängſtlich. Es iſt wohl möglich.“ — „Dazu eine weiße Halsbinde umgebunden,“ fuhr der Meiſter fort. — „Ja, es iſt ſonderbar, ſehr ſonderbar,“ murmelte der Haarkünſtler immer verlegner, indem er ſeinen langen Hals umfaßte, als wollte er ſich erdroſſeln. — „Und dann die weißen Handſchuh,“ ſagte Liebold. „Grün, Sie ſehen aus wie ein Freiersmann.“ Bei dieſen Worten ſtand Herr Grün kerzengerade auf, ſo daß der Stuhl hinter ihm umfiel. — „Es kann ſein,“ verſetzte

Enkel, meine Mutter ist mit uns versöhnt, wenn gleich ihr Sinn unsere Freuden nie faßt, und auch Helderns Schicksal hat sich freundlich gelöst. Suschen, das gute treue Mädchen, war in der ersten Zeit meiner Ehe unsere Hausgenossin, Heldern besuchte unser Haus oft, und wohl nicht blos unsertwegen. Er fühlte immer mehr, welch ein Herz er leichtsinnig geopfert hatte. Er sah Suschen von uns allen geliebt, uns allen unentbehrlich, liebenswürdiger noch, als einst, da er sie sein nannte — er sah unser Glück, und er flehte das seine von ihr, die ihn immer geliebt hatte. Mein Bernhard weihte ihren Bund mit priesterlichem Segen. Heldern hat die Befriedigung, seine Frau nicht weniger geachtet zu sehen, als wenn sie mit dem Namen eines großen Hauses geboren wäre, ihre Anmuth gewinnt alle Herzen, und dies vermehrt seine häusliche Zufriedenheit. Mein Heinrich zog mit uns, und bleibt hier, bis ihn seine Bestimmung in die Welt führt, möge er werden, wozu er so schöne Hoffnungen giebt.

O Ihr — die Ihr die Erde verklagt, daß sie keine Freuden gebe, kommt in meine ländliche Wohnung, seht unsere Zärtlichkeit, unseren Frohsinn, sehet die blühende Gesundheit meiner Kinder, unser Entzücken bei ihrer schönen Entwickelung — die Liebe, mit der die versammelte Gemeinde — gerade, herzliche Menschen ohne Falsch — meinen Mann und

er haſtig, „es kann auch nicht ſein, ich weiß nicht, was ich dachte, aber Umſtände verändern die Sache. Das Schickſal regiert die Welt, Kinder ſind eine ſchöne Zugabe, aber gerade jetzt thut es mir außerordentlich leid, als junger Anfänger, keinen Gebrauch davon machen zu können. — Meiſter Liebold, ich bleibe der Freund Ihres Hauſes, ich rechne auf Ihre gütige Nachſicht. Es iſt fürchterlich, wie ich vom Schickſal verfolgt werde, aber fort! Leben Sie wohl, ich beſuche Sie nächſtens wieder."

Ehe ſich Liebold von ſeinem Erſtaunen erholen konnte, war Herr Grün verſchwunden. — Langſam ſchüttelte jener den grauen Kopf und drückte die Hände in ſeine Augen. „O, du mein Gott!" ſagte er ſeufzend, „der weiß es alſo auch ſchon, nun iſt meine Hoffnung ganz aus. — Nein, ich kann's nicht glauben, es iſt auch nicht möglich; allein die Menſchen werden bald mit Fingern auf uns weiſen, und gefunden hat ſie den Balg nicht; o! ich wollte" — da fing das Kind leiſe an zu ſchreien und die böſe geballte Fauſt des alten Mannes ſank langſam herab. Er murmelte leiſe Worte vor ſich hin, als aber der mahnende Ruf um Hülfe nicht aufhören wollte, beugte er ſich über das Körbchen, legte das Köpfchen auf die Kiſſen zurecht, und verſuchte das Kind in den Schlaf zu ſummen. — Lange ſah er ſtill in das kleine Geſicht, endlich fiel eine große Thräne dem Kinde auf die Stirn und mit Heftigkeit legte er beide Hände auf die Wiege. — „Nein, nein!" rief er, „ſie hat Recht! Du verlaſſenes Lämmchen, wer Du auch ſein magſt, geſchehen iſt geſchehen, Du ſollſt uns ange-

hören und der reiche Gott im Himmel wird allen Sündern gnädig ſein."

Während der alte Vater nun ſein Enkelchen wiegte, dabei mit einem gewiſſen Groll an Herrn Grün dachte, und ſich zuletzt mit allerhand Gedanken tröſtete, daß Hannchen wohl noch ein beſſeres Glück machen könne, als mit ſolchem unbeſtändigen, unwiſſenden Menſchen möglich ſei, der eigentlich doch weder eine ordentliche Kunſt, noch viel weniger ein rechtſchaffenes Handwerk gelernt habe, war Hannchen im Geſpräch mit ihrem Bruder Franz begriffen, der ſo eben nach Haus gekommen war.

Das verſtändige Mädchen öffnete leiſe die Thür ſeines Zimmers und fand den Bruder in einer Ecke des Fenſters ſitzen, wo er den Kopf in den Arm geſtützt durch die blinden Scheiben in die Nacht hinausſtarrte.

Als der Lichtſchein ins Gemach fiel, ſah er ſich um und ſtreckte freundlich ſeiner Schweſter die Hand entgegen. Hannchen ſetzte das Licht auf den Tiſch, wo ſie eine Anzahl Bücher bei Seite ſchob, dann trat ſie dicht zu ihm, und indem ſie mit der Hand ſein Haar von der Stirn wiſchte, blickte ſie ihm theilnehmend und freundlich ins Auge.

„Armer Franz," ſagte ſie, „Du haſt heut Schweres erlebt?" — „Wie willſt Du das wiſſen, Hannchen?" fragte er lächelnd. — „Weil Du geweint haſt," erwiederte ſie leiſe, „und dann muß es hart hergegangen ſein."

Franz ließ den Kopf langſam auf ſeine Bruſt ſinken. „Ich leugne es nicht," ſagte er. „Es giebt Kämpfe, die man nur mit Thränen durchkämpfen kann, wenn man nicht

weinen könnte, würde die Verzweiflung uns vernichten. — Mag es eine Schwäche ſein; ich habe es auch wohl oft ſo genannt, aber ein Menſch wird zuweilen übermannt von dem Elende des Lebens, und dann findet er in dieſer zitternden fieberhaften Schwäche, die ihn ſchüttelt wie ein kleines Kind, Troſt und neuen Lebensmuth. — Sieh, ſo fließt dieſer jetzt in meine Bruſt. Mehr als je bin ich Herr meiner Entſchlüſſe, und beſitze die zähe Willenskraft, nicht zu weichen, ſondern muthig weiter zu kämpfen, mag es auch Thorheit, mag es hoffnungslos ſein." Hannchen ſetzte ſich an ſeine Seite, nahm ſeine Hände in die ihren und ſagte mit ihrer herzlichen, Muth einflößenden Stimme: „Du haſt mich ſeit geſtern zu Deiner Vertrauten gemacht, ſo beichte denn weiter und zage nicht. Zwei tragen einen Lebenskummer immer leichter; redlich will ich Deine Bürde theilen, und auf mich nehmen, ſo viel ich kann."

Er erzählte ihr, was ſich zugetragen, ſie gab ihm Recht in Allem, was er gethan. Zuletzt umarmte und küßte ſie ihn und klatſchte in die Hände, daß er ſo tapfer für die Liebe geſtritten hätte. — „So ſind die reichen Leute," ſagte ſie dann, „als wenn ein beſſeres Blut in ihren Adern wäre, als ob das Geld oder der Titel eine andere Race aus ihnen machte. — Der hochmüthige, gewiſſenloſe Mann aber, der geheime Rath, iſt einer von den Allerſchlimmſten, denn er giebt ſich das Anſehen, als ob er Wunder wie tugendhaft wäre, es iſt aber eitel Trug und Heuchelei. — Wie ein Bettler beſchämt und verwirrt muß er vor Dir geſtanden haben, und Du in Deiner Armuth warſt ſo ſtolz wie

ein König. Was aber die Tochter betrifft," fuhr ſie dann fort, „ſo paſſen unſere Urtheile ganz und gar nicht zuſammen. Du biſt verliebt und ſiehſt das nicht ein, wenn ſie Dich aber wahrhaft und ſo recht von Herzen liebte, würde ſie nicht ſo unterwürfig ſich in den Willen des Vaters fügen, der doch ſonſt in allen Dingen thut, was ihr beliebt, wie Du ſelbſt es ſagſt."

„Du kennſt das Leben nicht und die ſogenannten Geſetze der Geſellſchaft," ſagte Franz getröſtet durch ihren Eifer, „die Macht der Gewohnheiten und des Beiſpiels thun in der Welt gar zu vieles."

„Ich kenne es nicht," erwiederte Hannchen, „allein ich kann es mir wohl vorſtellen. Wer ſich aber zwingen läßt, unglücklich zu ſein für ſein ganzes Leben, dem iſt es entweder nicht Ernſt zu thun was er könnte, oder ſeine Liebt taugt nicht. Wenn ich es wäre, ich wollte hintreten und es anders ſagen. — 'Dieſen da liebe ich,' würde ich ſprechen, 'dem reicht keiner bis an die Schultern, wie ſtolz und hoch, und reich er auch ſein mag. Das iſt mein Held und mein König; mit ihm will ich leben und für ihn ſterben. Hier ſtehe ich, Gott helfe mir, ich kann nicht anders!' Wenn ſie ſo ſagte, würden ſie es wohl bleiben laſſen mit ihrer hochmüthigen Schlechtigkeit von einer unwürdigen Liebſchaft zu reden. Aber haſt Du denn nicht erfahren, wer der würdige Bräutigam iſt?" — „Ich habe es erfahren," ſagte Franz. — „Ein alter, häßlicher, reicher, ſchmutziger Geizhals." — „Nein, ein junger, fein gebildeter und ſchöner Mann." — „Was?!" rief Hann-

chen erſtaunt. „Iſt der ſo plötzlich vom Himmel gefallen?“ —

„Seit längerer Zeit ſchon geht er dort aus und ein,“ erwiederte Franz, „und mehr als einmal hat er mir eiferſüchtigen Schmerz erregt. Doch nein, Emma liebte nur mich, welche Schmeicheleien ſie auch beſtürmten. Wenn ich in der letzten Zeit Zweifel hegen konnte, ſo entſprangen dieſe aus den Ungerechtigkeiten, die ein Liebender ſo leicht begeht. Ich hatte niemals gewagt, ihr zu geſtehen, was ich empfand, und doch wußten wir beide, was wir verſchwiegen. Es giebt eine Sprache, die ohne Worte mit heller, unfehlbarer Stimme redet.“

„Das iſt doch eine ſehr ſonderbare Stimme,“ ſagte Hannchen. „Es iſt immer ſicherer, man braucht Lippen und Zunge dazu.“

„Vor einigen Tagen erſt geſchah auch dies,“ verſetzte Franz. „Sie war ſehr bleich und krank, ich hatte ſie ſeit mehren Wochen nicht geſehen. Es kam überraſchend; plötzlich hielt ich ſie in meinen Armen, ihr Herz ſchlug ängſtlich an meiner Bruſt, ihre Lippen erwiederten meine Küſſe und Liebesworte. — ‘Zu ſpät!’ rief ſie endlich krampfhaft ſchluchzend: ‘zu ſpät!’ — Da trat der geheime Rath herein, oder vielmehr hinter der Thüre hervor und nahm ſie aus meinen Armen, indem er mir höflich dankte, ſein krankes Kind unterſtützt zu haben. — Ich begriff dies: zu ſpät! damals nicht, jetzt weiß ich es, ſie kannte ihr Schickſal ſchon, den Mann, dem man ſie opfern wollte.“

„Wer iſt der Mann?“ fragte die Schweſter.

„Ich habe ihn Dir nicht genannt,“ erwiederte Franz,

„Dir nie geſagt, daß ich ihn dort antraf, weil ich mit einer gewiſſen Abneigung mich erinnerte, daß er einſt unſer Hausgenoß war, und nach Art junger Gecken Dir den Hof machte.“

Hannchen ſah ihn erſtaunt und ſtarr an, wie, wenn ein plötzlicher Gedanke, der eine ganze Reihe überraſchender Folgerungen nach ſich zieht, ihr gekommen wäre. ‘Jetzt weiß ich Alles,’ flüſterte ſie dann vor ſich hin, ‘nun iſt mir Alles ganz klar und hell.’ — „Seit langer Zeit alſo iſt er im Hauſe des geheimen Raths?“ — „Sehr lange ſchon.“ — „Sagteſt Du nicht, daß die Tochter ihn gern ſah?“ — „Nein,“ erwiederte Franz, „aber ſie rühmte ihn mir zuweilen als fein gebildeten, trefflichen Geſellſchafter.“ — „O! er verſteht zu ſchmeicheln, zu überreden,“ rief Hannchen, „und er iſt gewiſſenlos, wie ſolche Männer ſind.“ — „Hochmüthig und anmaßend iſt er,“ verſetzte Franz, „aber er ſoll ein Mann von Ehre ſein.“ — „Ehre?“ ſagte das Mädchen ſpöttiſch, „was nennen ſie Ehre, dieſe feinen ſittenloſen Herren?! Sagteſt Du nicht, daß Deine geliebte Emma in den letzten Wochen krank geweſen ſei? Blaß und krank, und vor Niemandem ſichtbar?“ — „Ja, aber was ſollen dieſe Fragen, warum biſt Du ſo ſonderbar aufgeregt?“ — „Armer Bruder!“ ſagte Hannchen mitleidig, „wie viel Leid haſt Du ſchon ertragen, und wie viel ſchwereres erwartet Dich noch.“

Ein Geräuſch an der Thür machte, daß Franz dieſe öffnete und hinausſah. Der Lampenſtrahl fiel in den düſtern Raum; es kam ihm vor als ſtehe ein Menſch dort, eine große verhüllte Geſtalt.

„Wer iſt da?“ fragte er. — Es antwortete nicht.

„Es iſt nichts,“ ſagte Hannchen, und hielt das Licht feſt, das er aufnehmen und leuchten wollte.

„Jedenfalls ſteht dort Jemand,“ rief ihr Bruder aufgeregt. „Ein Dieb, ein Spion, gleichviel.“

Die dunkle Geſtalt löſte ſich von der Wand ab und trat mit feſtem Schritt herein. Der Mantel fiel von ihrer Schulter; es war ein junger feiner Herr, der den Hut abnahm und höflich aber kalt die erſtaunten Geſchwiſter grüßte. „Ich wünſche Sie zu ſprechen, Herr Liebold,“ ſagte er. „Ihr Geſpräch habe ich nicht belauſcht, ich habe einige Fragen an Sie zu richten.“

„Laß uns allein, Hannchen,“ verſetzte der junge Gelehrte, indem er einen finſtern feſten Blick auf ſeinen Beſuch warf. — „Nehmen Sie Platz, mein Herr.“ Er holte einen der alten Stühle aus der Ecke, und während deſſen ließ der Fremde ſein Auge auf Hannchen ruhen, als ſuche er eine Verſtändigung. Aber Hannchen ging, ohne ihn anzuſehen, und mit einer leichten Verbeugung legte er die Hand auf die Lehne, ohne ſich zu ſetzen.

„Sie kennen mich wohl, Herr Doctor?“ fragte er. — „Ich ſollte meinen, daß wir uns öfter ſahen, Herr von Bering,“ erwiederte Franz. — „Dieſe Antwort führt uns dem Ziele näher,“ ſagte der junge Edelmann. „Wir ſahen uns im Hauſe des geheimen Raths Ringenberg.“ — „Eben dort.“ — „Wiſſen Sie auch, daß dieſe Familie — daß ich mit derſelben in eine nähere Verbindung zu treten denke?“ — „Ich weiß es.“ — „Mein Onkel hat dieſe Verbindung

ſo hitzig betrieben, daß der Tag der Erfüllung nahe iſt." — „Und Sie?" fragte Franz ſchnell. — „Ich werde die Tochter des geheimen Raths heirathen," erwiederte der junge Mann.

Beide ſchwiegen einen Augenblick, bis Franz mit kühlem Tone ſagte: „Darf ich fragen was Sie zu mir führt, Herr von Bering." — „Im Allgemeinen," erwiederte dieſer, „iſt es der Wunſch, Sie kennen zu lernen, ſpeciell genommen habe ich eine Frage an Sie. — Sie haben meiner Braut — ich darf Emma wohl ſo nennen, denn morgen wird man unſere Verlobung veröffentlichen — ſeit längerer Zeit nahe geſtanden, kein Wunder alſo, daß ſich boshafte Gerüchte verbreiten konnten. Ich verachte das, doch um der Lüge den letzten Schein zu rauben, bitte ich Sie, jene ſelbſt zu widerlegen." — „Ich verſtehe Sie nicht ganz," ſagte Liebold.

„Schon das beweiſt mir die Verläumdung genügend," erwiederte Bering lächelnd. „Ich wünſchte von Ihnen zu hören, daß Sie nie in irgend einem — wie ſoll ich ſagen — nun ja, zärtlichen Verhältniß zu meiner Braut geſtanden haben."

„Ich könnte dagegen einwenden," erwiederte Franz, „mit welchem Rechte Sie eine ſo ſonderbare inquiſitoriſche Frage an mich richten, oder ich könnte auch irgend einen bequemen Ausweg ergreifen; da ſie aber eine ſo beſtimmte Antwort verlangen, ſo gebe ich dieſe gern. Vorher jedoch richte ich eine Frage an Sie: Lieben Sie Emma?"

„Mein Herr," ſagte Bering im ſtrengen Ton, „ich

ſagte Ihnen ſchon, daß ich Fräulein Ringenberg heirathen werde."

„So hören Sie denn von mir," verſetzte Liebold mit demſelben Ernſt, „daß Emma mich liebt, und daß ein zärtliches Verhältniß allerdings bis auf den heutigen Tag zwiſchen uns beſtanden hat und noch beſteht."

Der junge Edelmann richtete ſich ſtolz auf, indem er ſeinen Nebenbuhler mit ſpöttiſchen Blicken maß. „Herr Doctor," ſagte er dann lächelnd und den Kopf ſchüttelnd, „ich habe vor Ihren Kenntniſſen, wie vor Ihrem Charakter, die beide ſehr gerühmt werden, alle Hochachtung, darum werde ich mich nicht erzürnen, ſondern ruhig die Beweiſe für Ihre Behauptung fordern."

„Ich habe Ihnen keine zu geben," erwiederte Franz hitzig.

„So erlauben Sie wohl, „ſagte Bering, „daß ich die Sache meiner Braut führe und Ihnen die Beweiſe Ihres Irrthums liefre. — Fräulein Ringenberg iſt die einzige Tochter eines Vaters, der ſie auf's zärtlichſte liebt, würde er wohl ſo grauſam ſein, dies geliebte Kind zu zwingen, einem Manne anzugehören, den ſie haßt? Ich könnte Ihnen andere ſtärkere Beweiſe liefern, aber dieſer ſchon iſt ſchlagend; denn bedürfte es nicht nur eines entſchiedenen Widerſtandes, um die Feſſeln zu zerſprengen?"

„Glauben Sie nicht auch," ſagte Franz ihn finſter anblickend, „daß viele Menſchen auf Erden nur darum unglücklich wurden, weil es ihnen an Muth gebrach, glücklich zu ſein? Rufen Sie dem Feigling zu: ſei ein Held! oder dem

Schwachen: werde ſtark! So iſt es mit dieſem armen ſchüchternen Kinde, das verzagt und ſchweigend ſich zum Opfer bringt."

„Lieber Herr Doctor," ſagte der Edelmann, indem er ſich in ſeinen Mantel wickelte; „ſie ſind ſchwach, dieſe Weiber, ſo lange die Liebe nicht in ihren Herzen wohnt, dieſe aber macht ſie zu Löwinnen, welche keine Gefahr kennen. Ein Mädchen, das ſchweigt, wenn man ihr den liebſten Schatz entreißen will, liebt nicht, darauf verlaſſen Sie ſich."

„Herr von Bering," erwiederte Franz, ſo ruhig er konnte, „Sie haben mich in eine ſeltſame Lage verſetzt. Eine wahrhafte Antwort verlangten Sie auf Ihre Frage, ich habe Ihnen dieſe gegeben. Sie werden Emma heirathen, mögen Sie Muth und Willen beſitzen, ein ſchönes, ſtilles Herz zu beglücken. Ich betheure Ihnen nichts mehr, denn ich finde es unpaſſend, noch ein Wort darüber zu ſagen. Aber es iſt ein weiter Weg vom Becher bis zum Munde, und nicht alle Hoffnung iſt für mich verloren."

Bering ſah den Erglühenden mit einem ſonderbar bedauerlichen Blicke an. — „Ich muß glauben," ſagte er kalt lächelnd, „daß Ihre Phantaſie ſehr lebhaft iſt."

„Und ich," erwiederte Franz, „muß mir jede Anmaßung verbitten."

„Die Anmaßung fällt auf Sie zurück. Sie müſſen fühlen, welche Rolle Sie als Mann von Ehre bei Ihren Behauptungen ſpielen."

„Als Mann von Ehre!" verſetzte der junge Doctor gereizt, „werde ich nicht die geringſte Beleidigung dulden."

seine glückliche Familie umringen, wenn wir den Platz besuchen, wo sie Abends beisammen sind, seht unsere üppigen Wiesen, die Pracht unserer ungekünstelten Gärten, die Einfachheit unserer Genüsse — und lernt von uns, daß die Erde reich ist an Seligkeit.

„Ich bin nicht gewohnt, Genugthuung zu verſagen," erwiederte ſein Gegner, „aber hier ſtreiten wir um ein Nichts, und ſo lange Sie mir keinen Beweis Ihrer Behauptung vorlegen, muß ich es noch einmal, mindeſtens für leere Einbildung erklären."

„Das zu viel der Einbildung," rief der junge Liebold, „kann nur Ihnen zur Laſt gelegt werden, und vielleicht wäre es an der Zeit, eine ſchnelle Abrechnung zu halten."

„Genug, mein Herr," ſagte der Edelmann, indem er drohend auf ſeinen Gegner zuſchritt, „Worte oder Thaten, gleichviel, jetzt iſt zu beiden keine Zeit. Was höhnen Sie, wo Sie handeln ſollten?! Sprechen Sie Wahrheit, ſo beweiſen Sie dieſe, erſannen Sie Lügen, ſo tragen Sie auch die Folgen. — Ich glaube nichts, gar nichts, und mit freiem Gewiſſen werde ich Emma zum Altar führen; aber bei meiner Ehre! ich dränge mich nicht auf, ich trenne keine wahre Liebe. Wenn dieſe beſteht, ſo wird ſie auch den Muth haben, ſich zu zeigen; wenn es ein wüſter Taumel, ein leerer Traum war, ſo verdient er kaum Mitleid, und haben Sie nichts als dieſe Ausrufungen für ſich, mein Herr, die faſt verläumderiſch den Frieden einer Familie ſtören, ſo hüten Sie ſich, dieſe Phantaſien fortzuſetzen. Leicht könnte das Fieber einen böſen Ausgang nehmen, ich warne Sie vor den Folgen!" — Er wandte ſich ruhig um und ging hinaus. Wie feſtgebannt ließ ihn Franz gehen; dann ſtürzte er bis an die Thür, als wollte er nach und den kecken ſtolzen Mann aufhalten, aber plötzlich drückte er die geballten Hände an ſeine Stirn und ſagte ſeufzend: „Er droht, ja, er kann

drohen! Es iſt ja Alles ein wüſter wilder Traum, und vergebens ſuche ich zu erwachen."

6.

Den ganzen Abend und den größten Theil der Nacht verbrachte Franz, indem er über die ſchmerzlichen Wunden, welche ſein Leben empfangen und die möglichen Mittel, die Zukunft dennoch für ſich zu gewinnen, nachdachte. Aber je mehr er ſich ſeinen aufgeregten Empfindungen überließ, um ſo verwirrender umſchwärmten ihn die plötzlich aufſpringenden phantaſtiſchen und heftigen Ausgeburten ſeiner Einbildungskraft, welche doch ſchon im nächſten Augenblick von einer kühleren Erkenntniß verworfen wurden. Erzogen in der Schule der Armuth und der Entbehrungen hatte Franz jeden Schritt vorwärts zu einer höheren Stufe der Geſellſchaft nur durch Anſtrengungen und Kampf erringen können, was ſeiner Sinnesart eine frühzeitige Selbſtſtändigkeit verlieh. — Aufſtrebende Talente werden meiſt die Unterwürfigkeit lieben, um durch Beugen und Anpaſſen zu Verhältniſſen und Perſonen, durch Schmeichelei oder Intrigue ſich ihren Weg zu ebenen, zuweilen aber wird der männliche Muth durch die Schickungen und Leiden der Armuth zwiefach geſtählt und die moraliſche Kraft erhebt ſich kühn über alle Verhältniſſe. — Die ſchroffe Seite des Zorns und die Bitterkeit gegen das Weltgetriebe, wie es einmal iſt, war auch bei dem jungen Liebold nicht zu verkennen, allein ſeine Einſicht und ſeine Kenntniſſe hatten es gemäßigt, auch wurde die Neigung, welche er ſeit Jahren ſtill in ſeinem Herzen zu der Tochter ſeines Gönners trug, eine Urſache, ihn milder

und versöhnlicher zu ſtimmen. Unzählige Male hatte er ſich dem Einfluſſe entziehen wollen, der vor ſeinem Verſtande keine Probe hielt. Er bemerkte wohl mit dem Entzücken eines einſamen, ſtolzen Herzens, daß ſeine Liebe Gegenliebe fand, aber er verbarg ſich die Hinderniſſe nicht, die einer Billigung dieſes Bundes entgegenſtanden. Wann hat jedoch die bloße Verſtändigkeit gegen das Feuer der Leidenſchaft geſiegt?! Dieſe erhob und heiligte, was durch die unreinen Schwächen der Menſchen, durch Hochmuth und Kaſtendünkel getrennt werden ſollte. Die Vernunft ſträubte ſich gegen die Vorurtheile. Mit Selbſtgefühl und edlem Stolz, ſagte ſich Franz, daß er würdiger ſei in ſeiner freien geſinnungsvollen Tüchtigkeit, die Hand dieſes geliebten Mädchens zu faſſen und in den Kreis der Hochgeborenen zu treten, als die Allermeiſten jener anmaßenden Geſellen, welche nichts für ſich haben als Zufälligkeiten.

So empfing er den Muth, Alles zu wagen und zu tragen, und jetzt auch in dieſer trüben, ach! ſo langſam verſchwindenden Nacht verlor er ſich nicht in unnütze Klagen und Verwünſchungen ſeines Schickſals, ſondern er empfand, daß er recht gehandelt habe und fühlte ſeine Kraft und Energie nicht geſchwächt, obwohl eine fieberhafte Unruhe ihn zuweilen ermattend durchſchauerte und durchglühte. — Zuweilen ſtarrte er durch die kleinen Fenſter auch hinaus in den düſtern Himmel und auf die öde Straße, deren Schneegekniſter und Windesrauſchen wohlthuend für ſeine Stimmung waren. Die kleinen Flämmchen der Laternen zuckten vom Sturme gejagt, bald hell auf, bald ſchienen ſie zu erlöſchen,

wenn ſie mit rothem Schimmer die langen Schatten nächtlicher Wanderer umſpielten, welche immer ſpärlicher vorüberſchritten. Nur Einer kam und ging und kam unermüdlich immer wieder. Tief verhüllt ſchritt die hohe Geſtalt langſam, faſt in der Mitte der Straße, auf und ab. Wenn er an dem Fenſter vorüberging, lief ſein Schatten langſam über die Scheiben. Dann ſtand er am Hauſe ſtill und ſchien zu warten und zu lauſchen, endlich murmelte er leiſe einige Worte, und ſo ging er ruhelos weiter und kehrte doch immer von Neuem zurück. — Wie der Lampenſchein dann und wann über ihn hin zitterte und der eiſige Wind ihm den Mantel fortriß, hätte ihn Franz wohl erkennen können. — Aber zu viel beſchäftigt mit ſich ſelbſt und ſeinem Wollen, dauerte es lange, ehe er ſeine Aufmerkſamkeit auf einen fremden Gegenſtand richtete. Nach und nach verfolgte er aber die Geſtalt, und mit immer größerem Intereſſe beobachtete er ihr Weſen und Treiben. — „Sollte es möglich ſein!“ rief er endlich und eine gewiſſe Befriedigung rachſüchtiger Wünſche dämmerte in ſeiner Bruſt auf, „ja, ſollte dieſer Glückliche dennoch, wie ein Geſpenſt, von Qualen getrieben, hier auf- und abſchleichen, ein nächtlicher Wächter ſeiner eigenen geheimen Schrecken, ſo wäre doch nicht alles Hoffen umſonſt. Denn wo Furcht iſt, iſt auch Zweifel, da lauert im Verborgenen die bange Möglichkeit, daß der Feind ſiegen könne.“

Er ſuchte nun zu erkennen, ob es wirklich der junge Bering ſei; aber indem er ſich damit beſchäftigte, eine paſſende Stelle für ſeine Beobachtungen zu finden und die nachtwandelnde Geſtalt ſo eben wieder die Straße herauf kam,

löſchte der Wind plötzlich die Laterne aus und ließ der Dunkelheit allen Raum. — Franz hörte nun wohl den eintönigen feſten Schritt ſeines Nebenbuhlers, der dicht unter dem Fenſter vorbei ging, aber ſehen konnte er nichts. In ſeiner zornigen Bewegung drehte er den Wirbel auf und plötzlich ſtand der nächtliche Wanderer ſtill. — „Wer iſt da?" rief Franz. „Was ſuchen Sie hier; was wollen Sie?! Geben Sie Antwort, Herr; ich kenne Sie wohl, Sie liefern nur den Beweis, daß Sie viel zu fürchten haben."

Aber nur ſeine Worte ſchallten hohl zurück. Mit langſamen Schritten ging die Geſtalt weiter und Franz warf ſich in den alten Polſterſtuhl und träumte wunderbare wirre Träume von einer Zukunft, die bald voll Sturm und Trauer, bald glänzend hell und glücklich war, bis rothe Wolken über den Himmel flogen und die erſte Morgendämmerung ihn aufweckte.

Er wußte beſtimmt, was er wollte, denn er hatte ſeine Entſchlüſſe gefaßt. Schnell kleidete er ſich an und ging behutſam aus dem Hauſe, daß ihn Niemand hörte. In der Werkſtatt rumorten ſchon Meiſter und Geſellen und aus der Kammer ſang Hannchen mit leiſer Stimme dem Kinde ein Lied vor. Als er auf der Straße war, machte ihn die kalte Morgenluft ganz friſch und frei, und mit immer feſterem Willen erreichte er das ferne Quartier der Stadt, wo das Haus des geheimen Raths ſtand. — Dies gränzte mit ſeinem Garten an einen Graben, der jetzt zur Winterzeit mit Eis bedeckt war. Franz ging darauf hin, ſtieg dann hinauf und befand ſich nun unter den Bäumen und Hecken, zwiſchen

denen er ſchnell hinſchlüpfte und auf wohlbekannte Weiſe den Gartenſalon öffnete, wo er ſo oft im geheimen Glück ſeiner Liebe ſchöne Stunden verlebt hatte. Der junge Unbeſonnene ſtand jedoch jetzt vorſichtig ſtill, als er ſah, daß man Feuer im Ofen gemacht und die Geräthe geordnet hatte. Er muſterte mißtrauiſch dieſe ungewohnten Anſtalten, und unwillkührlich ſchrack er zuſammen, wie ein ertappter Verbrecher, als leiſe die Thür des anſtoßenden Kabinets ſich in den Angeln bewegte. Im nächſten Augenblick aber verwandelte ſich dies Erſchrecken in die lebhafteſte Freude, denn ganz in ein großes Tuch gewickelt ſtand Emma an der Schwelle. Unruhe und Verlegenheit drückten ſich in ihren Zügen aus und doch lag darin auch ein ſchmerzliches Entzücken, als Franz ihre Hände ergriff und küßte, und mit innigen Dankes- und Liebesworten ihr überraſchendes Erſcheinen vergalt.

„Ich ſah von meinen Fenſtern zufällig in den Garten hinaus," ſagte ſie ſchüchtern, „ſah einen Mann ſich zwiſchen den Bäumen verbergen und erkannte Sie."

„Wer hätte es auch ſein können," erwiederte Franz, „als ein Verzweifelnder, der entſchloſſen iſt, jeden Weg zu betreten, welcher zu Ihnen führt."

„Und was wollen Sie hier," ſagte ſie ängſtlich. „Was können wir thun?!

„Standhaft ausharren," erwiederte der junge Mann feurig, „für unſere Liebe ſtreiten, offen vor der ganzen Welt."

„Haben Sie denn nicht gehört," flüſterte ſie, nachdem ſie zitternd nach der Thür gelauſcht hatte, „was mein Vater

geſprochen und geſchworen hat? Es iſt zu ſpät! ich ſehe keinen Ausweg."

„Und warum ſoll es zu ſpät ſein," ſprach Franz beruhigend, „ſo lange Sie ſelbſt nicht ſich widerſtandslos unterwerfen. Können Sie das, dürfen Sie es?"

„O, Gott!" rief ſie leiſe weinend, „giebt es denn nicht Verhängniſſe auf Erden, denen man ſich unterwerfen muß?"

„Wenn Sie mich wahrhaft lieben," ſagte er, indem er von Neuem ihre beiden Hände faßte und ſie ernſt und feſt anſchaute, „wenn es wahr iſt, wenn die Menſchen, ach! und ich ſelbſt, nicht ein Recht haben ſollen, daran zu zweifeln, dann, Emma, müſſen Sie die Schwäche überwinden." — Er legte den Arm um ihren zitternden Körper und drückte mit einer heftigen Bewegung das ſchöne blaſſe Geſicht an ſeine Bruſt. Heftig ſchluchzend hielt ſie die Augen geſchloſſen. Franz küßte die Thränen von ihren Wimpern — und ſuchte mit leiſer Stimme den Muth in ihrer Bruſt anzufachen. Er erzählte ihr ſeine Unterredung mit Bering, verhehlte ihr nicht, was dieſer zu ihm geſprochen, und wie es nur einer Erklärung bedürfe, um frei zu ſein. — „Nein," ſagte er nach einer langen Pauſe, als ſie ſich aufrichtete und ein edles Feuer ihren Blick belebte, „ich zweifle nicht an Ihrer Liebe, nicht an dem Muthe, der dieſe begleiten muß. Dieſer Augenblick ſagt mir, daß meine geliebte Freundin die Energie gefunden hat, welche dazu gehört, glücklich zu ſein und glücklich zu machen."

„Was ſoll ich thun?" ſagte ſie mit plötzlicher Entſchloſſenheit, „ich will Alles thun, was Sie ſagen."

„Hintreten vor den Zwingherrn und zu ihm ſprechen: ich bin Dein Kind zwar, aber auch das Vaterrecht hat eine Grenze. — Ich liebe und verehre Dich, aber ich bin mehr, als ein Werkzeug Deines Willens. Allmächtig iſt die Liebe, Gott hat ſie in meine Bruſt gelegt, ich will meiner edelſten menſchlichen Natur nicht untreu werden. Hier iſt der Markſtein meines Gehorſams; verzeihe mir, gehorchen kann ich nicht.'"

„Werde ich das ſagen können?" flüſterte ſie furchtſam erbleichend.

„Wenn wahre Liebe Sie begeiſtert, ja, dann können Sie es," erwiederte Franz. „Laut, ohne Furcht, denn Gott iſt allezeit mit dem Muthigen und läßt das Vernünftige nicht verderben."

„Ich werde es können, ich will," ſagte ſie, „aber welche Schrecken, welche Stürme werden über mich hereinbrechen. Verlaſſen, unglücklich! ich habe keinen Gedanken für die Zukunft."

„Wenn Alles wankt und weicht," erwiederte er mit ſtolzer Ruhe, „dann bin ich an Ihrer Seite. Der Himmel verzeih's mir, aber oft und in dieſem Augenblick noch wünſche ich, daß ein zerſchmetterndes Unglück über dies Haus hereinbräche, daß alle Pfoſten und Säulen ſtürzten, daß die Menſchen, dieſe elende, habgierige, niederträchtige Menge ſich höhniſch abwendete und mein armes zitterndes Lamm gekreuzigt und geſchlagen ſich an meine Bruſt flüchtete. O! dann, dann erſt würde mein ganzes Herz ſich aufthun, alle Seligkeit der Liebe darin erblühen."

Seine Betheuerungen machten einen tiefen Eindruck auf das ſchöne Mädchen, die anmuthig den Kopf auf ſeine Schulter ſenkte und mit ihren weichen, feinen Fingern ſeine Stirn berührte, während ſie nachſinnend träumeriſch die Augen ſchloß. Plötzlich aber richtete ſie ſich auf und hörte wieder ängſtlich auf ein Geräuſch. „Es iſt mein Vater," rief ſie, „mein Gott, er kommt."

„Es iſt nichts," erwiederte Franz, „und wenn er es wäre, ſo käme die Gelegenheit ſchnell und unerwartet, Ihre Entſchlüſſe zu offenbaren."

Mit einer heftigen Bewegung machte ſie ſich los und eilte nach der Thür, die zu dem Corridor führte. Dort blieb ſie bleich und faſt athemlos ſtehen und ſah auf Franz zurück, der mit einem finſtern Lächeln in dem bleichen Geſicht mitten in dem Zimmer ſtand.

„Jetzt nicht," flüſterte ſie. „Es iſt unmöglich! Mein Gott! fort, ſchnell, wenn er Sie findet; eilen Sie, entfliehen Sie!"

„Gehe nicht, Emma," ſagte er bittend und drohend, „oder dieſe Minute trennt uns für immer. Halt ein! nur einen Augenblick" — er eilte ihr näher, da trat ſie entſetzt zurück und die Thür fiel ins Schloß, vergebens ſuchte er den Drücker zu öffnen.

„Das iſt die Treue und der Muth der Meiſten," rief Franz mit ſchmerzlicher Bitterkeit. „So werden ſie Opfer und verdienen es zu ſein." — Er ſchwieg, denn draußen hörte er jetzt wirklich die Stimme des geheimen Raths und deſſen feſten ſchnellen Schritt. Die Furcht hatte Emmas

Sinne geſchärft und ſie nicht getäuſcht. Den Saal ungeſehen zu verlaſſen, war nicht mehr möglich; bleiben ſchien Franz nun eben ſo wenig räthlich, es galt daher ein Verſteck zu finden und raſch ſchlüpfte er in das anſtoßende Kabinet, hinter deſſen geöffneter Thür er einen zwar nur unvollkommenen Schutz fand, dafür aber den Salon ganz überblicken konnte.

Kaum befand er ſich dort, als der geheime Rath hereintrat, laut mit einem Begleiter ſprechend und ſcherzend, in welchem Franz ſogleich den kleinen Oheim ſeines Nebenbuhlers erkannte.

„Nun hier, mein tapferer Major," ſagte Ringenberg, „hier ſind wir ganz ohne alle Störung allein, und können die wichtigſten Geheimniſſe abthun."

„Das iſt mir lieb," verſetzte der alte Herr, „aber iſt auch wirklich kein, was man ſo ſchlecht weg Unberufener oder Ueberflüſſiger nennt, in der Nähe."

„Ohne Sorge," erwiederte der geheime Rath, indem er bis an das Kabinet vorſchritt und hineinſah, „hier iſt Niemand und kann auch keiner ſein. Setzen Sie ſich."

Er rückte die beiden Seſſel, auf welchen wenige Minuten früher Emma und Franz ſo dicht beiſammen geſeſſen, mehr dem Kamin näher, nahm in dem einen Platz, kreuzte die Füße und ſtarrte dann in das Feuer, während der Major mit einigen kräftigen Redensarten über ſein Podagra langſam ſeinem Beiſpiele folgte.

„Nun, mein heldenmüthiger Freund," fragte der geheime Rath aufblickend, „was haben Sie mir zu entdecken?" —

Die Nacht in der Portechaise.

Von

Theodor Körner.

Ich kam von einem fröhlichen Schmause, des Weins war nicht geschont worden, und die Gäste gingen in ziemlich erhöhter Stimmung auseinander. Es war eine wilde stürmische Herbstnacht. Erst als ich vor meiner Hausthüre stand, bemerkte ich, daß ich den Hausschlüssel vergessen hatte, und da ich ohnedem vier Treppen hoch wohne, und nicht glauben konnte, daß noch jemand im Hause wach sey, da es stark auf Zwölfe ging, so war ich menschlich genug, nicht die ganze Straße durch Rufen und Klingeln in Allarm zu setzen, sondern beschloß sogleich, mir anders wo ein Nachtlager zu suchen. Weil es mir nun schon manchmal so ergangen war, so war ich nicht lange verlegen um ein Obdach; ich wanderte gewohntermaaßen auf den Markt, dem Chaisenhause zu, wo ich noch Gesellschaft fand, freilich nur schlafende. Ueber der Halle schnarchte

„Ich habe es bei mir, Mann des Glücks," erwiederte der alte Herr mit einem pfiffigen Lachen. — „Was meinen Sie?" — „Nun, das Bewußte, sagte der Major. Ich ruhe jetzt nicht eher, bis Alles in Ordnung ist; denn es ist mein Stolz und meine Freude. Ich schösse mich todt, wenn Sie etwa absprängen."

Der lächelnde, scharfblickende Mann hatte sich zu seinem Gefährten gebeugt und nahm ein starkes Päckchen aus dessen Händen, öffnete es, sah hinein und sagte dann: „das ist es also. Aber mein strategischer, kluger Feldherr, das hätte ja Zeit genug gehabt. Ich werde nicht davon laufen, nehmen Sie es wieder mit, bis wir so weit sind, es zu brauchen." — „Auf mein Wort' nein! rief der Major hitzig. Element! ich will es nicht haben." — „Ich auch nicht," sagte der geheime Rath ruhig. — „Sie sollen es aber nehmen. — Mann des Glücks, machen Sie damit, was Sie wollen; aber bleiben Sie mir mit Widerspruch fort."

Der geheime Rath dachte einen Augenblick nach, während er mit dem Papier hin und her spielte. Dann steckte er es in die Brusttasche seines Kleides und sagte gleichmüthig: „Wohlan denn, ich werde es verwenden, wie es mir gerade jetzt am zuträglichsten erscheint."

„Speculation?!" rief der kleine Herr drohend.

„Ich denke es stärker abzuliefern, als ich es jetzt bekomme," sagte der geheime Rath. „Gut," flüsterte der Major, „Ihnen glückt natürlich Alles, und wenn ich etwa — Sie verstehen mich."

„Verſtehe, lieber Major, ich werde Sie benachrichtigen, und denke, Sie ſollen nicht übel dabei fahren.“

„Aber wollen Sie nicht einen Blick hineinwerfen,“ fragte der alte Herr, indem er auf das Päckchen in der Bruſttaſche zeigte.

„Ich habe die Aufſchrift geleſen, das genügt. Wünſchen Sie eine Beſcheinigung?“

„Ein andermal,“ rief der Major, „oder es iſt auch gar nicht nöthig. Hören Sie, Freund Ringenberg, Bureaukrat, Glücksmenſch, jetzt ſind wir fertig und ein Stein iſt mir vom Herzen. Es iſt doch Alles vorbereitet? Mein Neffe iſt außer ſich vor Liebe, kann die Zeit nicht erwarten, der Tollkopf; und wiſſen Sie, geheimes Räthchen, mir geht's eigentlich eben ſo. Ich, ich zittre ordentlich, wenn ich daran denke, wie ich aufſtehen und es ausſprechen ſoll, obwohl ich es den ganzen Morgen auswendig gelernt habe.“

Der geheime Rath ſtand auf und ſagte, indem er die Uhr zog: „Die Zeit rückt heran, in wenigen Stunden werden Sie auch dieſer Sorge überhoben ſein. Ihr Neffe iſt ein vortrefflicher Menſch, klug, geſetzt und in allen Dingen von hellem Verſtande. Das mäßigt freilich das Feuer der Leidenſchaft, aber es giebt die beſten Ehen.“

„Er iſt von Natur kalt,“ erwiederte der Major, „aber das ſchadet durchaus nicht, das wird ſchon kommen. Er weiß, was ich hier für ihn thue und daß er meinen Willen verehren muß; denn er iſt mein Erbe.“

„Sie werden ſich lieben und glücklich ſein,“ fiel der geheime Rath ihm in die Rede, „und jetzt können Sie Ihrer

Richte einen Beſuch machen und ſehen, wie ihr der Verlobungsring ſitzt."

„Rudolf muß auch gleich kommen," ſagte der kleine Herr lachend, „der kann ihn ihr anpaſſen."

Der geheime Rath öffnete die Thür. „Vortrefflich rief er, „nur voran, ich folge ſogleich."

Als er allein war, ging er raſch zurück bis in die Mitte des Zimmers, dann blieb er ſtehen und horchte auf die Schritte des Majors, der huſtend die Treppe hinaufpolterte, und nun rief er mit ſeiner volltönenden Stimme: „So iſt denn Alles abgethan und kein Rückwärts mehr zu befürchten. Hier habe ich den Schlüſſel zu dieſer Verbindung; das iſt die unlösbare Kette, und ſo lange dieſe in meinen Händen iſt, will ich wohl ſorgen, daß nichts daran zerreißt." Sinnend blieb er einen Augenblick ſtehen, indem er das Päckchen aus der Taſche nahm und es betrachtete. „Nein, meine Kinder," ſagte er dann, „Väter und Verſtändige müſſen beſſer wiſſen, was Euch frommt. Ihr werdet die Welt verſtehen lernen, und dies" — hier klopfte er auf das Papier — „dies iſt der Talisman des Glücks, der Euch die Thore eines neuen ſchönen Lebens öffnen ſoll."

Wie er dies ſagte, warf er noch einen ſchnellen muſternden Blick durch das Zimmer, dann nahm er einen der Stühle, ſtellte ihn vor den Kamin, ſchwang ſich hinauf, und ſchob mit ſicherer Hand die Spieluhr zur Seite, welche die Mitte des Geſimſes einnahm. — Mit einem leichten Druck öffnete er nun ein Wandſpindchen, in welches er ſchnell das Päckchen legte, die Uhr wieder an den alten

Platz rückte, und nach wenigen Augenblicken Alles vollbracht hatte.

„Hier ſucht es Niemand," ſagte er halblaut, „und morgen wollen wir weiter darüber beſtimmen. Es kömmt zur rechten Zeit und kann auch meinen Weg ebnen helfen — o! Thorheit," rief er laut, „es wird Alles gut; wagen gewinnt, und ich habe gewagt!"

Er folgte ſeinem Freunde, dem Major, und lange Zeit noch blieb Franz in ſeinem Verſteck; erſchüttert von dem, was er gehört und geſehen hatte. Mit verſchränkten Armen lehnte er an der Wand, ohne ein Wort zu ſprechen. — Plötzlich richtete er ſich auf, und wie von einem ſchnellen Entſchluß bewegt, ergriff er den Stuhl, ſchob die Uhr fort, drückte das geheime Fach auf und ſteckte das Päckchen, das ihm entgegen fiel, ſchnell in die Taſche. — Dann ordnete er Alles wie es geweſen, und mit ſcheuen vorſichtigen Schritten eilte er durch die wohlbekannten Gänge, durch Corridore, Trepp auf und ab, bis in die Hausflur, ohne daß ein Menſch ihn geſehen oder begegnet hätte. In dem großen Hauſe bekümmerte ſich auch ſo leicht nicht der Eine um den Andern, unangefochten erreichte er die Thür, und mit klopfendem Herzen ſtand er auf der Straße. — 'Wenn das der Talisman iſt, an dem Glück und Zukunft dieſer Ehe hängt,' murmelte er, indem er die Hand heftig auf das geraubte Päckchen legte, 'ſo iſt er in meinem Beſitz, und keine Macht im Himmel und auf Erden ſoll ihn mir nehmen. — Keinen Vorwurf, ich that was ich mußte.' — Er warf den Kopf mit den funkelnden Augen ſtolz in die Höhe, da ſtand Herr

Grün drüben in ſeinem Gewölbe und klopfte mit allen Fingern der linken Hand an die Scheiben, indem er mit der Rechten heftig winkte. Franz trat grüßend näher, da ſtreckte der geniale Haarkünſtler ſeinen Arm durch die Thür und zog ihn triumphirend hinein.

7.

Die große franzöſiſche Bronceuhr ſchlug drei, als der Bediente den Speiſeſaal öffnete und ſeinem Herrn eine tiefe Verbeugung machte. Der geheime Rath bot hierauf einer Frau Präſidentin den Arm, der Major trippelte zu einer hochgewachſenen Schönheit, die einſt Hofdame geweſen und jetzt etwas antiquirt und vergeſſen war, ſieben oder acht andere jüngere und ältere Herrn, ein paar Officiere, ein paar Räthe und Aſſeſſoren ſchoſſen auf eben ſo viele Damen verſchiedenen Lebensalters und Reizes, einige Herren, die übrig blieben, folgten mit vergnügtem, ſchadenfrohen Lächeln und boten ſich gegenſeitig tröſtend den Arm, indem ſie leiſe Bemerkungen machten, die wahrſcheinlich dem jungen Bering galten, der, mit faſt finſterm Ernſt in ſeinem ſtolzen Geſicht, die blaſſe, ſchweigende und zitternde Braut führte. Denn daß ſie ſeine Braut ſei und ſein müſſe, darüber war wohl keine Unklarheit in der Geſellſchaft. Man wußte recht wohl was vorgehen ſollte und war ärgerlich oder ſchadenfroh, oder beides zugleich, in Worten und Winken über das neue Paar.

Einige Gäſte waren weggeblieben, zwei oder drei kamen als man ſich ſetzen wollte, und der Hausherr empfing ſie ſcherzhaft ſcheltend in ſeiner würdevollen, edlen Freund-

lichkeit. Heut ganz beſonders war ſein Weſen fein und zuvorkommend, ja, als Herr Friedländer hereintrat, der freilich mit ſeinen Ketten und Ringen und der kühnen Selbſtgefälligkeit ſeiner Manieren, eine reſpectable Figur ſpielte, zog er ihn lächelnd an ſeine Seite und der Mann von der Börſe ſprach ſo vertraulich mit ihm und dann mit Emma, daß der Major dadurch wieder ſehr verdrießlich wurde. Sein Aerger erreichte jedoch einen noch weit höheren Grad, als Herr Friedländer ſich dicht neben ihn hinpflanzte, wo ein Platz unbeſetzt geblieben war, weil man den erſten Director des Miniſteriums erwartete, obenein aber ſogleich ein Geſpräch mit ihm beginnen wollte. Mit der größten Unverdroſſenheit aß der Major ſeine Suppe und bewegte den Löffel noch fort, als der Teller leer war, zu gleicher Zeit hütete er ſich rechts zu ſehen, ſondern blickte immer die Hofdame an, obgleich er auch mit dieſer nicht ſprach, weil er abwechſelnd an den Juden und an die Rede dachte, mit welcher er die Verlobung ankündigen wollte.

Herr Friedländer ſchien dagegen von der Natur einen unverwüſtlichen Magen in jeder Beziehung erhalten zu haben. Er ließ keine Schüſſel vorbeipaſſiren, ohne ſie gehörig zu erleichtern, was den Widerwillen des Majors immer vermehrte; wenn etwas erzählt wurde, lachte er äußerſt unanſtändig und wohl gar ſo laut mit, daß die andern verſtummten; von dem Zorn des kleinen Herrn und deſſen unbeſchreiblicher Verachtung ſchien er aber ganz und gar nichts zu merken, denn er richtete immer von Neuem die Rede an ihn, und brachte ihn dadurch in ſolchen Aufruhr, daß er

ernſtlich damit umging, ſich durch einen Stich, oder Hieb, oder Fußtritt den fatalen Patron vom Halſe zu ſchaffen. Vorläufig jedoch wendete er ſich mit ſtrafender Hoheit zu ihm um, betrachtete ihn durchdringend und kehrte ſich dann wieder zu der Hofdame, die ihm eine Anekdote vom höchſtſeligen Könige erzählte. Herr Friedländer war ungeheuer erſchrocken über dies Anſtarren. Er betrachtete ſich mit vieler Aufmerkſamkeit in dem großen Spiegel gegenüber, legte ſeine Halskrauſe auf die andere Seite und ſuchte nach einem Wurm, oder einer Spinne, oder ſonſt etwas, was das Geſicht des Majors ſo widerlich verzerrt haben konnte. Da er aber nichts fand, ward er nachdenkend, bis er ſich endlich von Neuem zu ſeinem Nachbar beugte, die Hand vertraulich auf deſſen Arm legte und der Hofdame mit ſeiner ſchallenden Stimme das Wort abſchnitt, indem er ſich höchſt unmanierlich ins Geſpräch miſchte. „Gott," ſagte er, „was wollen Sie doch von der Frömmigkeit, ich ſage Ihnen, die Menſchen werden eben ſo ſelig jetzt, wie vor fünf hundert Jahren. Wer da leben will muß arbeiten, und bei der Noth, den Sorgen, den ſchweren Abgaben, den Verluſten, der Ueberfülle von Menſchen, die Alle leben und vergnügt ſein wollen, bleibt weniger Zeit zu beten als früher, wo Alles ſeine Form und ſein Herkommen hatte, wo man nichts wußte von Eiſenbahnen und Dampfſchiffen und wo die Leute nicht fabricirten und ſpeculirten."

Die Hofdame ward roth im ganzen Geſicht und lächelte verächtlich, der Major aber war ganz ſtarr vor Aerger. Da jedoch die Augen der ganzen Geſellſchaft ſich auf ihn

richteten, ſuchte er ſich zu faſſen und ſagte mit Nachdruck: „Aus Ihren Geſichtspunkten betrachtet, mögen Sie Recht haben, aus den unſrigen aber iſt dieſe Welt, wie ſie jetzt iſt, eine durchaus unnoble und ſündenvolle, wo Niemand weiß, wer Herr oder Knecht iſt.“

„Knecht!“ rief Herr Friedländer noch lauter, „wer wird auch wollen ein Knecht ſein, wenn er ein Herr ſein kann. Die Zeit der Knechte iſt vorüber. Die Welt klärt ſich auf und der Kluge iſt der angeſehene Mann, der den Segen erndtet; man muß nur wiſſen was man thut, was meinen Sie, Herr geheimer Rath? Die alten barbariſchen Zeiten haben freilich anders gedacht, und mancher mag glauben, es wäre gut wenn ſie wieder da wären, aber was Recht iſt, läßt ſich nicht unterdrücken, wenn die Zeit da iſt wird's Frühling, und was da tief im Herzen der Menſchen wurzelt, das kann nicht wieder ausgeriſſen werden von der Macht der Vorurtheile.“

Der Major drehte, ohne ein Wort zu erwiedern, dem frechen Menſchen den Rücken zu. Herr Friedländer ſprach weiter, und ſah gerade vor ſich hin, die blaſſe Tochter des geheimen Raths an, welche plötzlich erröthete und ſeufzend ihr Geſicht ſenkte.

Der junge Bering beugte ſich zu ihr und ſagte leiſe: „So unerquicklich der Menſch dort iſt, ſo hat er doch wahr geſprochen. Sie ſind bewegt, Sie verbergen mir Ihr Geſicht; was hat Sie ſo plötzlich ergriffen?“

„Eben die Wahrheit ſeiner Worte,“ erwiederte ſie.

„Und welchen tiefen Eindruck kann dieſe wohlfeile Wahrheit auf Sie machen?“

Sie antwortete nicht und Bering berührte leiſe ihre Hand. „Theuerſte Emma," ſagte er, „Sie wiſſen, was uns in wenigen Minuten hier erwartet. Wir werden der Geſellſchaft eine ſchöne Scene liefern; man beobachtet uns ſcharf, o, lächeln Sie, ſein Sie freundlich, damit dieſe boshaften Weſen nicht etwa glauben, auch hier walte die Macht der Vorurtheile, und könnte doch, was tief im Herzen wurzelt, nicht zerſtören."

Einen Augenblick erröthete das junge Mädchen noch heftiger, dann begriff ſie ihre Lage und ſuchte unbefangen und freundlich zu ſein. „Ich weiß nicht," erwiederte ſie, „was Ihre Worte ausdrücken ſollen, aber jedenfalls iſt dieſer Augenblick ſchlecht gewählt, um uns über Fragen jener Art zu verſtändigen."

„Iſt es meine Schuld," flüſterte Bering lächelnd, „daß man mir ſo wenig Zeit ließ, Ihnen meine Empfindungen zierlich geordnet darzulegen? Habe ich wohl Gelegenheit zu einem vertrauten Geſpräche gehabt?"

„Und wenn Sie dieſe gehabt hätten?"

„Es würde dann ganz Ihr Werk geweſen ſein, mich glücklich zu machen," erwiederte er und beugte ſich vertraulich zu ihr hin. „Die alten Herren, welche unſere Zukunft beſtimmt haben, konnten freilich vorausſetzen, daß ein gegenſeitiges Wohlwollen uns für einander beſtimme, ſie hielten es daher für überflüſſig, uns, oder wenigſtens mich, zu befragen."

„Glauben Sie denn," ſagte Emma, indem ſie ſtolz die Augen zu ihm aufſchlug, „daß ich in dem Rathe ſaß?"

„Nein, in der That, ich glaube es nicht. Aber ſehen Sie mich nicht ſo böſe an, man beobachtet uns.“

„Warum hatten Sie in einer ſo wichtigen Sache keine größere Selbſtſtändigkeit?“ ſagte die Braut lächelnd.

„Können Sie mir zumuthen,“ erwiederte Vering, „daß ich ein ſo ſchönes Glück mir ſelbſt verkümmern ſollte? Was konnte ich anders wünſchen, als Ihre Liebe, meine theure Emma, denn durfte ich dieſe ſelige Gewißheit nicht vorausſehen, ſo war es an Ihnen, dies zu erklären.“

Sie beugte ſich zu ihm hin und ſagte ganz leiſe und mit krampfhafter Gewalt: „So wiſſen Sie es jetzt, ich liebe Sie nicht.“

„Dann,“ erwiederte er in derſelben Weiſe, „werde ich Zeit haben, dieſe Liebe zu erwerben?“

„Haben Sie den Muth dazu, lieben Sie mich nach dieſer Erklärung?!“

„Ich muß Gleiches mit Gleichem vergelten,“ flüſterte er. „Nein, ich liebe Sie eben ſo wenig; mein Herz gehört längſt einer Anderen, es wird ihr ewig gehören, und dieſe Ehe, zu der man uns hier zwingt, ohne Liebe, ohne wahre Neigung, wird uns niemals glücklich machen und vereinen. Ich beklage Sie und mich!“

Mit prüfenden Blicken ſah ihn Emma an. Er lächelte ihr zu, aber in ſeinen Augen loderte ein feindliches, wildes Leuchten von Schmerz, Zorn und Haß, das ſie ſchaudern machte. — „Wenn es wahr iſt,“ ſagte ſie zitternd, „warum ſprechen Sie es nicht aus?“

„Wenn meine ſüße Braut mich nicht lieben kann,“ er-

das ganze Corps dieſer ehrſamen Zunft, und auf einer Bank an der Wand lag wie gebräuchlich der ſchlafende Nachtwächter. Ohne mich weiter um meine Hausgenoſſen zu bekümmern, öffnete ich leiſe meine Chaiſe, ſtieg hinein, drückte mich in die Ecke, und entſchlief um ſo früher, da der Wein auch auf mich nicht ohne Wirkung geblieben war. Ich mochte nicht lange geſchlafen haben, da hörte ichs Zwölfe ſchlagen, der Nachtwächter ſtand auf, ſtieß in's Horn, daß es mir durch Mark und Bein fuhr, und ſang:

Hört, ihr Herrn, und laßt euch ſagen,
Die Glocke hat eben Zwölfe geſchlagen.
Die Mitternacht iſt kommen gleich,
Vor böſen Geiſtern hütet euch;
Ihr Chriſten, drückt die Augen zu,
Und bleibt daheim in guter Ruh.
Lober Gott, den Herrn! —

Zum zweitenmale ſtieß er in's Horn, und ſchauerlich hallte es vom alten Rathhauſe wieder, der Sturm heulte furchtbar drein, und der Regen ſchlug ans Fenſter, daß die Scheiben klirrten. Trotz dem Verbote des Nachtwächters machte ich doch die Augen auf, und ſah, wie er weiter ging zur nächſten Marktecke, wo er wieder rief, und hörte ihn immer leiſer und leiſer von Straße zu Straße. Da wandelte mich auf einmal ein kalter Schauer an, ich wäre dem Nachtwächter faſt nachgelaufen, aber der Regen ſchreckte mich ab.

wiederte er, „warum ruft ſie nicht laut: ich will nicht! — Noch iſt es Zeit!“

„Was haben Sie zu verlieren?“ fragte Emma.

„Das ganze Vermögen meines Oheims, der mich zu enterben droht, wenn ich mich weigre.“

In dem Augenblick ſagte der Major über den Tiſch: „Was flüſtert und lacht Ihr denn ſo vertraulich, Ihr böſen Kinder?“

„Wir gaben uns Räthſel auf,“ verſetzte ſein Neffe, „und können die Auflöſung nicht finden.“

„So muß ich es wohl verſuchen,“ rief der alte Herr mit ſeiner feinen Stimme, und plötzlich ſtand er auf, ſtieß den Stuhl zurück, nahm ſein Glas in die Hand, und begann ſich kräftig zu räuſpern, während die ganze Geſellſchaft lächelnd ſich zuwinkend und erwartungsvoll ihn anſah und das glückliche junge Paar.

„Nun iſt es zu ſpät!“ murmelte der junge Bering, indem er die Hand ſeiner Braut ergriff, „ſo nehmen Sie denn, was ich geben kann.“

Emma war todtenbleich, ihre Lippen bebten, die Angſt ihres Herzens machte ſie faſt beſinnungslos. Sie verſuchte aufzuſtehen und vermochte es nicht, ſie richtete ihre Augen flehend zu ihrem Vater, zu dem alten Herrn ihr gegenüber, aber ſie konnte ſie nicht ſehen, denn es dunkelte vor ihren Blicken. Plötzlich fühlte ſie die Kraft der Verzweiflung zu dem Entſchluß, nicht zu wollen, den Muth ſich zu widerſetzen, und entſchloſſen zu Allem ſagte ſie ſo laut ſie konnte: „Nein, es iſt noch nicht zu ſpät, ich wünſche

mit meinem Vater zu ſprechen; ich kann und will nicht gehorchen."

Aber Niemand hörte in dieſem Augenblick auf ihre Worte, obgleich der Major nicht weiter ſprach, denn eine ſonderbare Unterbrechung hatte ſtattgefunden. Draußen an der Thür ſprachen mehre Stimmen, befremdend laut und beſtimmt, und plötzlich eilte der Diener des geheimen Raths herein, bleich und ganz außer Faſſung, der ſeinem Herrn laut ſagte, was er vielleicht ihm zuflüſtern wollte. „Mein Herr geheimer Rath," rief der erſchrockene Menſch, „draußen ſind mehre Herren, ich glaube von der Polizei, man will Sie durchaus ſprechen, und obgleich ich mich widerſetzt habe und ihnen ſagte, ſie möchten morgen wieder kommen, ſie wollen nicht — haben nicht den geringſten Reſpect." Er wies damit gegen die Thür des Vorſaals, welche er zum Ueberfluß offen gelaſſen, und draußen ſtanden allerdings zwei Herren, die zwar durchaus nicht wie Polizeibeamte ausſahen, aber hinter ſich wirklich ein paar uniformirte Leute am Ausgange aufgepflanzt hatten.

Die Geſellſchaft ſaß ganz lautlos vor Erſtaunen, allen Gedankencombinationen überlaſſen, nur der geheime Rath war aufgeſtanden, einen Augenblick erbleichend, und dann mit aller Selbſtbeherrſchung ſeine Züge zur Unbefangenheit zurückzwingend, gerade als die beiden Herren, dem Diener folgend, hereintraten und ſich höflich verbeugten.

„Verehrter Director," ſagte Ringenberg lachend zu dem Erſten von ihnen, der ein Ordensband trug und einen weißgepuderten, ſehr langen, ernſthaften Beamtenkopf hatte,

„welch thörichter Mißverſtand iſt das?! Ich erwartete Sie früher ſchon.“

„Als Ihr Gaſt,“ ſagte der Director kalt. „Es thut mir leid, Herr geheimer Rath, nicht allein dieſe Ehre nicht annehmen zu können, ſondern Ihr freundliches Mahl unterbrechen zu müſſen, da ich ein dringend wichtiges Geſchäft mit Ihnen abzuthun habe.“

Der geheime Rath fixirte ihn ſcharf, dann ſagte er zu ſeinen Gäſten: „So müſſen Sie mich entſchuldigen, meine Damen und Herren, ich bitte aber, ſich durchaus nicht ſtören zu laſſen. Lieber Major, treten Sie an meine Stelle und ſein Sie ein liebenswürdiger Wirth.“ — Der alte Herr war jedoch durchaus nicht in der Stimmung auf den Vorſchlag zu hören. Er hatte den Begleiter des Directors mit wachſender Angſt betrachtet, obgleich gar keine Urſach zu ſein ſchien, dieſen jungen blonden, vergnüglich ausſehenden Mann für gefährlich zu erachten. Aber der Major kannte ihn, und eben darum gerieth er ſo ſehr außer Faſſung, daß er plötzlich auf den mit lächelnder Würde abgehenden geheimen Rath zueilte, ihn beim Arm ergriff und ihm einige Worte ins Ohr flüſterte, die jener mit einer abweiſenden und tröſtenden Verſicherung zu erwiedern ſchien.

„Nein,“ rief Bering dringend, indem er ihn feſthielt, „nicht ſpäter, jetzt, ſogleich! Wo haben Sie es?“

„Aber mein tapferer Freund,“ ſagte der geheime Rath, „Sie werden mich beſchädigen.“

„Scherzen Sie nicht, wo es ſo bitterer Ernſt iſt,“ verſetzte Bering noch lauter, „überhaupt“ hier brach er mit einem

vielbedeutenden Blicke ab, in welchem aber deutlich genug zu lesen war, was es heißen sollte. — „Kurz und gut, ich will mein Geld wieder haben," sagte er.

„Mit dem größten Vergnügen," erwiederte der geheime Rath ruhig, „ich werde es Ihnen sobald als möglich einhändigen."

„Jetzt gleich, auf der Stelle!" rief der Major. „Ich werde Sie nicht fortlassen, bis ich es habe." Der geheime Rath machte mit einiger Heftigkeit seinen Arm frei, daß der alte Herr zurücktaumelte. „Ich muß bemerken," sagte er stolz, „daß Sie mir dies Geld ganz gegen meinen Willen aufdrangen, Herr von Bering."

Die Gesellschaft gerieth durch den Streit in Bewegung. Der junge Bering suchte seinen Onkel zu beruhigen, und Emma, die von alle dem nichts verstand, näherte sich ihrem Vater, der die äußere Ruhe noch immer zu behaupten suchte.

„Es handelt sich also hier nur um eine Geldsumme, die in Ihrem Besitz ist?" fragte der Ministerialdirector. — „Allerdings, ja," versetzte Ringenberg. — „Wo haben Sie diese verwahrt?" — „In meinem Gartensaal im Schrank über dem Kamin. Sie gehört dem Herrn Major von Bering, der mir sie vor einigen Stunden übergab."

Der Director wandte sich an den halb beruhigten Edelmann. „Wollen Sie die Güte haben, mir den Empfangschein zu zeigen?"

„Empfangschein?!" rief der Major ihn anstarrend. „Mein Gott! ich habe keinen."

„Dann fürchte ich," ſagte der Director halb lächelnd, „werden Ihre mündlichen Verabredungen Ihnen nichts helfen. Sie werden das Geld nicht zurück erhalten, wenigſtens jetzt nicht."

„Ich bitte um eine nähere Erklärung dieſes Verfahrens, Herr Director," erwiederte Ringenberg würdevoll.

„Wir werden nachher Zeit dazu finden, wie ich denke."

„Jetzt, jetzt, wenn ich bitten darf," rief der geheime Rath eifrig.

„Warum ſoll ich Ihnen ſagen was Sie wiſſen, oder doch ahnen müſſen, Herr geheimer Rath," verſetzte der Director halblaut. „Ich bitte Sie, mir zu folgen."

„Nicht eher, bis ich weiß, mit welchem Rechte Sie mir in meinem Hauſe Geſetze vorſchreiben."

„Wenn Sie es durchaus wollen," ſagte der hohe Beamte — „leſen Sie das." Er reichte ihm ein Papier hin, das der geheime Rath haſtig durchflog, während eine dunkle Röthe ſein Geſicht bedeckte. Dann ſchlug er es wieder zu und gab es dem Director zurück, dem er eine leichte Verbeugung machte. „Ich ſehe Alles ein," ſagte er lächelnd, „der Irrthum wird ſich jedoch bald aufklären, ein ſehr fataler, bedauerlicher Irrthum."

Der Director wandte ſich nach der Thür, durch welche ſein Begleiter eben wieder hereintrat. „Nun, Herr Polizeirath?" ſagte er.

„Ich habe das Schränkchen allerdings gefunden," erwiederte der lächelnde Mann, „aber es war vollkommen leer."

„Leer!" rief der Major, „leer?! Wo haben Sie das

Geld, Herr? mein Geld! — Schon verſpeculirt, ſchon den Juden und Wucherern überliefert? Heraus damit, ich durchſchaue jetzt alle die Schändlichkeiten. Speculation! Defraudation! Caſſation! Arreſtation! Herr Gott! ich habe es immer geahnt, und doch war ich ſo verblendet. — Wo iſt mein Geld?! Ich rufe Sie Alle als Zeugen auf, daß es mein Eigenthum iſt. Mein Geld!"

Der geheime Rath überhörte dieſe Beleidigungen. „Es iſt unmöglich!" ſagte er, „das Geld muß dort ſein. Es war ein Päckchen mit Papieren, die ich freilich nicht unterſucht habe, und daher den Inhalt eigentlich nicht kenne."

„Schändlich! ſchändlich!" rief der alte Herr, „da ſieht man, wie ich betrogen werden ſoll. Laſſen Sie mich ſelbſt nachſuchen," fuhr Ringenberg fort, „ich kann es nicht glauben; laſſen Sie uns gehen. Meine Genugthuung werde ich ſpäter zu erhalten wiſſen."

Im Augenblick, wo er ſich umwendete, ward er von ſeiner Tochter feſtgehalten, die krampfhaft ſchluchzend in ſeine Arme ſank. Ihre angſterfüllten Blicke ſuchten in ſeinem Geſichte zu leſen. „O, Vater! Vater!" rief ſie leiſe, „was will man von Dir, was haſt Du gethan?"

Das Lächeln verſchwand aus dem Geſichte des ſtolzen Mannes. Von einer grauen Bläſſe überdeckt, und zitternd beugte er ſich zu ihr nieder und küßte ihre Stirn. „Ruhig, mein Kind," ſagte er, „es iſt nichts. Dieſe widerwärtigen Auftritte, welche ſo tief in Dein und mein Lebensglück eingreifen, ſind wie aus heiterer Luft gefallen. Ich kann und will es unſern verehrten Gäſten, die ſo viel gehört haben,

nicht verbergen. Man hat mich angeklagt, verläumdet, man kündigt mir nicht allein eine genaue Rechnungsablegung, ſondern auch eine vorläufige Beſchlagnahme meiner Papiere und meiner Perſon an. Man wird hier Alles unter Siegel legen; ſuche auf einige Tage Dich zu beruhigen, wähle einen Aufenthalt bei einem unſerer Freunde, ich werde mich bald gerechtfertigt haben. Lebe wohl, mein Kind."

Er machte ſich ſanft von ihr los und ging. Emma wollte ihm nach, ſie ſtieß einen lauten Schrei aus, und ſank in ihres Bräutigams Arme, der ſie in einen Lehnſtuhl trug.

Der alte Major lief ſchreiend hinter ſeinem Schuldner her, die Geſellſchaft aber ſuchte ſich ſo bald als möglich zu entfernen. In einigen Augenblicken war ſie verſchwunden. Die Tafel mit feinen Speiſen aller Art bedeckt, die Verwirrung umher, die Flucht der Gäſte, als ſei ihnen Gift hier gereicht worden, Alles bot einen ſeltſamen Anblick.

Die alte Hofdame ſtand an der Thür ſtill, und ſah ſich durch ihr Glas einen Augenblick die ohnmächtige Braut an. „Pauvre fille!" ſagte ſie, „mais — es iſt unerhört! Man darf nicht zugeben, daß man ſich verleiten ließ, hier geweſen zu ſein."

„Verwaltete der geheime Rath nicht die Hauptkaſſe?" fragte einer der Herren, indem er ſich mit ſeinen Zähnen beſchäftigte und den Hut ſuchte.

„Freilich," erwiederte der Andere leiſe lachend, „Millionen gingen durch ſeine Hände, es wäre kein Wunder, wenn er das Pech hatte, daß etwas daran kleben blieb." — „Es iſt gar kein Zweifel," ſagte ein Dritter, „er hat einige

ſehr beträchtliche Confecte gemacht. Ohne Gewißheit träte man nicht ſo gegen ihn auf. Ich bedaure den armen Bering."

„Er war die rechte Hand des Miniſters," flüſterte ein Vierter, „es muß noch etwas Anderes dahinter ſtecken. Die Stellenjagd verſtand er, und ließ ſich ſeinen Einfluß gut bezahlen."

„Jedenfalls," murmelte ein kleiner Herr, der ſeine Zeit benutzt hatte, den Aufſatz zu plündern und ſich beide Taſchen voll Kuchen und zierliche Süßigkeiten zu ſtecken, „iſt es ungemein ſchade. — Es war ein äußerſt angenehmes Haus, man bekam hier immer die erſten Schoten und grünen Bohnen. Aber laßt uns gehen, wir ſind wahrhaftig die letzten und ich glaube das Mädchen will aufwachen." — Sie gingen und beim Erwachen der Verlaſſenen waren nur drei Perſonen zugegen. Bering, der einige Wiederbelebungsverſuche machte, Herr Friedländer, welcher gedankenvoll ſeine lange Naſe über die hohe Lehne des Stuhles ſteckte und dabei leiſe vor ſich hin ſprach, endlich ein junger Mann, deſſen Eindringen unbemerkt geblieben war und den man für einen herbeigerufenen Arzt nehmen konnte, denn er hielt Emmas Hände in den ſeinen, lehnte ſich über ſie hin und ſuchte ſtill in ihrem Geſicht, als forſche er nach den Mitteln, die wohl für ihren Zuſtand die zweckdienlichſten ſein würden.

Niemand von dieſen drei Männern ſchien ſich um den Andern zu bekümmern; als aber ihr Schützling die Augen aufſchlug, änderte ſich Alles. — Mit größerer Kraft, als ihr zuzutrauen war, richtete ſich Emma auf, ſah fragend umher, blickte dann den Fremden an, der ihr leiſe ſanfte Troſt-

worte ſagte, und plötzlich umſchlang ſie ihn mit beiden Armen. — „O, Franz," rief ſie weinend, „Gott ſei gelobt! ich bin nicht verlaſſen, aber mein Vater, mein armer, lieber Vater!"

„Nur Ruhe, nur Muth," erwiederte der junge Mann, „es wird und muß ſich Alles zum Guten wenden. Kein Menſch," ſagte er, indem er ſie leidenſchaftlich küßte, „ſoll mehr zwiſchen uns treten. Wenn Alles Dich verläßt, wenn Schmach und Schande den Schwarm der Elenden fortſcheucht, die in guten Tagen ſich Freunde nannten, ich bleibe treu."

„Ich ſehe nach dieſen Erörterungen," ſagte Bering mit ſeiner kalten Ruhe, „daß ich meine bisherigen Anſprüche aufgeben muß. — Sie ſagten die Wahrheit, Herr Doctor, aber warum brachte man mich in eine ſo falſche Lage? — Doch laſſen Sie uns ruhiger werden, um zu urtheilen. Leben Sie wohl, Emma, ein wahrer und getreuer Freund wird Ihnen immer bleiben."

Herr Friedländer zog ſeine Naſe vom Stuhl zurück und ſah ganz erſtaunt dem Fortgehenden nach. — „Gott's Wunder!" ſagte er, „was iſt das? Der Eine geht und der Andre kommt, man kann es nicht begreifen. Aber es iſt gut ſo, bei Gott! es iſt gut, denn ich will hundert Thaler verlieren, daß es leere Worte ſind, und er froh iſt, daß er die Thür hinter ſich hat. — Hören Sie, Fräulein Emma," ſagte er und trat zu den Bleibenden. „Ich bin ein einfacher Mann, kein Baron und kein geheimer Rath, aber ich bin ein Freund Ihres Vaters. Nehmen Sie ſich nicht zu Herzen die Geſchichte, und daß ſie Alle fortlaufen, wenn der Sturm bläſt. Das iſt

in der ganzen Welt ſo, und liegt an dem, der die Menſchen nun einmal ſo geſchaffen hat. Aber kommen Sie in mein Haus, wir wollen ſehen, was wir thun. Der Herr Vater iſt ein mächtiger, kluger Mann, der weiß ſich zu helfen, und wenn es auf Geld ankommt — ich habe auch Geld, und der Herr Vater hat bei mir eine hübſche Summe. Ich habe gekauft für ihn, und die Geſchäfte ſtehen gut; kommen Sie fort; thun Sie, was der Herr Vater befohlen hat."

„Auch ich," ſagte Franz, „biete Ihnen eine Zuflucht an. Arm, beſcheiden, klein zwar, aber von der Liebe gegeben und gehütet. Wollen Sie mich begleiten, Emma?"

Sie blickte ihn zärtlich an und ſagte: „Ich will mich nicht von Ihnen trennen, Franz, von meinem beſten theuerſten Freunde. Herr Friedländer wird mir verzeihen."

Herr Friedländer lächelte. — „Ich weiß wohl, daß er Ihnen lieber iſt, wie ich. — Sie handeln, wie es das junge Herz will, aber was auch die Leute dagegen reden können, es ſcheint mir, daß das Geſchäft nicht ſchlecht iſt."

8.

Der Major kam am nächſten Nachmittage erſt in der Dämmerſtunde und in der allerübelſten Laune nach Haus. Er war zu Pontius und Pilatus gelaufen und gefahren, hatte antichambrirt und die kläglichſten Bitten, wie die gröbſten Anſchuldigungen vergebens erſchöpft, überall war ihm der Beſcheid geworden, er möge ſeine Sache ſpäter gegen den geheimen Rath anhängig machen, wobei man ihm jedoch geradezu ſagte, daß eigentlich ohne Beweis, und wie die Sachen überhaupt ſtänden, wenig für ihn zu hoffen ſei.

Er hätte wohl auch von etwas anders singen können, als grade von der Geisterstunde, es war mir gar nicht heimlich zu Muthe. Ich wollte mich eben wieder in die Ecke drücken, und die Augen zumachen, als ich vor der Chaise ein Paar lange hagre Gestalten stehen sah, die ich nach ihren Röcken sogleich für Chaisenträger erkannte; doch hatten sie etwas Geheimnißvolles in ihren Bewegungen, als berathschlagten sie Sachen von Wichtigkeit. Ich konnte nichts verstehen, denn ihre Stimmen klangen mir in der Chaise, als ob man mit der Bürste über einen Bogen Papier führe. Noch überlegte ich mir, was das wohl werden möchte, als sie plötzlich die Chaise, in der ich saß, anfaßten und forttrugen. Jetzt hätte ich ihnen eigentlich zurufen sollen, aber theils die Neugier, die Ursach dieser nächtlichen Wandrung zu erfahren, theils die Furcht vor einer derben Behandlung für meine Zudringlichkeit, ließen mich ganz still in meiner Ecke bleiben, und sie schienen auch die Last meiner Person gar nicht zu bemerken. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich sah, daß meine Träger mich unaufhörlich auf dem Markte in immer engern Kreisen umhertrugen, und ganz unheimlich ward mir, da ich bemerkte, daß sich der sonst so feste weitschallende Chaisenträger-Schritt in ein leises Schleichen verwandelt hatte. Ich glaubte, sie trügen mich in bloßen Strümpfen, aber ich überzeugte mich bald durch meine Augen, daß sie ganz wie

Von Ringenberg hatte er nur ſo viel erfahren, daß derſelbe, nachdem man ſeine Papiere und ſeine ganze Wohnung durchſucht und verſiegelt hatte, in das Bureau, deſſen Chef er war, geführt worden ſei, wo er mit den Commiſſarien die ganze Nacht gearbeitet haben ſollte. — Was nun geſchehen würde, das wußte Niemand zu ſagen, aber ſchwere Beſchuldigungen genug wurden ausgeſprochen. — Große Summen fehlten, Beſtechungen, Verfälſchung von Zahlen und Belegen, Unterſchlagung wichtiger Documente, das Alles ſchütteten die Gerüchte über den verlorenen Mann aus.

Wie der Major die Straße hinabging, ſtieß er mit ſeinem großen Stocke ſo grimmig auf jeden Pflaſterſtein, als wolle er ſie alle zermalmen. Es galt aber eigentlich dem ſchurkiſchen geheimen Rath, den er ſo zerarbeitete, und eben murmelte er einen neuen unermeßlichen Fluch über dieſe ganze verwünſchte Verlobungs- und Heirathsgeſchichte, als er um die Ecke bog und ſeinen Neffen erblickte, welcher von einer großen Weibsperſon in dunklem Hut und Wollenmantel angehalten ward, die ihrem Aeußern nach offenbar zu den niedern Ständen gehörte. Wie der alte Herr ſeinen Neffen ſah, bekam ſein Zorn eine beſtimmte Richtung, denn er fand einen Gegenſtand, an dem er ihn mit Fug und Recht auslaſſen konnte. Denn hätte er dieſen jungen unnützen Verwandten nicht gehabt, ſo würde er allen Aerger und alle Verluſte geſpart haben. — Er empfand daher auch die größte Verſuchung, ihn ſogleich zu erwarten, nach einem kurzen Beſinnen zog er es jedoch vor, lieber vorauszugehen, um ihm unter Zurechnung ſeiner Bekanntſchaften

mit ſolchem liederlichen Volk, wie das ſchwarze Frauenzimmer, daheim gehörig die Epiſtel zu leſen.

Vorläufig blieb er in der Hausflur ſtehen und beobachtete durch einen kleinen Spalt in der Thür, wie ſein Neffe im Geſpräch mit der Begleiterin herankam, die ihm offenbar ſehr läſtig war, und da nichts bei dem alten Herrn im Alter weniger abgenommen hatte, als das Gehör, ſo verſtand er jede Sylbe.

„Thörichtes Mädchen," ſagte der junge Mann, „geh, verlaß mich! Du biſt ſonſt ſo klug und verſtändig, warum willſt Du es jetzt nicht ſein?"

„Ich will eine feſte, beſtimmte Antwort," erwiederte ſie. „Sie müſſen mir vertrauen, wenn ich Ihnen glauben ſoll."

„Aber ich gebe Dir mein Wort zum Pfande, daß alle Deine Vorausſetzungen völlig falſch ſind."

„Was iſt das Wort eines Mannes, wenn es darauf ankommt, ſeine Thaten damit zu verdecken. Nicht Worte, ich will Beweiſe. Nennen Sie mir den Namen der Mutter, wenn es der nicht iſt, den ich nannte."

„Ich will und kann nicht," erwiederte Bering, „aber ich kann auf's Heiligſte betheuern —"

„Betheuern Sie nichts," fiel ſie ein, „ich würde es doch nicht glauben, Herr von Bering. Ich habe gelobt, gegen Jedermann zu ſchweigen, aber auch das hat ſeine Grenzen, wenn dadurch Elend und Unglück über meinen Bruder kommen ſoll. — Als ſie das unſchuldige Kind in meine Arme legten, dachte ich nicht, daß ſein Schickſal ſich mit dem einer

armen Familie ſo nahe verknüpfen würde; ich liebte das unſchuldige, verſtoßene Weſen — ich liebe es noch, weil es Ihr Kind iſt," ſagte ſie leiſe — „aber treiben Sie es nicht weiter, wenn nicht Alles an den Tag kommen ſoll."

„Mag kommen was kommen muß!" ſagte er dumpf vor ſich hin. „Das iſt nicht die Sprache eines Chriſten und wackern Mannes," erwiederte ſie vorwurfsvoll, „aber o! ihr reichen, kalten, hartherzigen Leute, ihr opfert die heiligſten Gefühle, Glauben, Gott und Hoffnungen für das, was ihr berechnet habt. Wie mein Bruder das verlaſſene unglückliche Mädchen ins Haus führte, ſie ſo krank und bleich auf meinem Bett ſaß und weinte und mich küßte, da ging mein ganzes Herz in ihrem Elende auf. Ich faßte ihre Hände, ſah ſie lange freundlich an und fühlte es ordentlich, daß ich meinen Muth in ihre kranke Bruſt gießen konnte. — Dann nahm ich das Kind plötzlich und legte es in ihren Schooß, indem ich ihr mit bedeutungsvoller Stimme ſagte, daß ich es vor acht Tagen gefunden hätte. Sie wendete ſich ab und umfaßte meinen Bruder."

„Und dieſer Beweis," rief Bering, „war dennoch nicht im Stande, Dir eine Gewißheit zu geben? — Dieſe heiße Liebe zu Deinem Bruder gilt Dir nichts?!"

„Sie liebt ihn jetzt, ja ſie liebt ihn gewiß, aber Mädchen haben ſchwache Stunden, die ſie ewig bereuen müſſen. Sie zitterte, ſie ward todtenbleich, doch ſie hatte die Kraft, ſich abzuwenden. Heut den ganzen Tag liegt ſie nun krank und matt in meines Bruders Zimmer, der nicht von ihrem Lager weicht. Was aber auch geſchehen mag, er muß Alles

wiſſen. Er muß es erfahren, daß das Kind der gehört, die er mit ſo edler, treuer Liebe anbetet, und daß Emma Ringenberg es doch nicht verdient."

„Sprich den Namen hier nicht aus," flüſterte er, ſich ſcheu umblickend. „Unbeſonnenes Mädchen, willſt Du mich und mein Geheimniß Preis geben?!"

„Nein," erwiederte ſie, „ich will ſchweigen gegen Jedermann, aber ich will nicht zu Ihrem Werke helfen. Ich ſage es gerade heraus, jetzt, wo doppelte Schande über Emma gekommen iſt, müſſen Sie ſie heirathen. Das iſt männlich und recht gehandelt."

Bering ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er mit melancholiſcher Stimme: „Du hältſt mich für böſer als ich bin. Laß mich nachſinnen was geſchehen muß. Wenn es ſo iſt, wie Du ſagſt, ſo verlaß Dich darauf; dieſe Hand, meine rechte Hand, ſoll verdorren, und möge aller Fluch der Welt auf mich fallen, wenn ich nicht handle, wie ich muß. — Jetzt geh, Hannchen. Glaube mir, vertraue mir, morgen ſuche ich Dich auf, Du ſollſt Alles erfahren." — „Bis morgen alſo," rief ſie bedeutungsvoll. — „Bis morgen, flüſterte er. — Was auch kommen mag, ich vertraue Dir."

Wie er die Thür aufmachte, drängte ſich der alte Herr in die finſterſte Ecke. Es ſummte ihm wie toll und wild im Kopfe, der Kreistanz von all dem Zeug, das er gehört hatte und das er doch kaum glauben konnte, machte ihn faſt unſinnig. — Das Kind, ſein Neffe, die blaſſe ſchüchterne Tochter des geheimen Raths, es war unmöglich, und doch hatte es

Rudolf ja halb und halb zugegeben; wenigſtens aber lag hier ein ſchmähliches Geheimniß zu Grunde, das ihn empörte. — Er hatte heut auch ſchon erfahren, daß Emma das Haus ihres Vaters verlaſſen und irgendwo eine Zuflucht geſucht habe; jetzt hatte er auch Hannchen erkannt, die Tochter des alten Meiſters, deſſen er ſich wohl erinnerte, und ſein Zorn erhielt einen neuen Grund, wenn er daran dachte, daß ſein Neffe mit ſolchem gemeinen Volk in vertrauten Verbindungen ſtand. — Wenn es aber wahr war, wenn der Schwur, den Rudolf ſo feierlich ausgeſprochen, in Erfüllung gehen ſollte, **wenn die Tochter des Betrügers**, des Verbrechers, **ſeine nächſte Verwandte werden ſollte!** — er zitterte vor Grimm und blieb auf jeder Treppenſtufe ſtehen, um ſich zu wiederholen, daß er den Taugenichts fortjagen und jede Verwandtſchaft mit ihm ableugnen wolle.

So trat er in ſein Zimmer, mit halb lauter Stimme ſeine Entſchlüſſe hermurmelnd. Es war finſter, aber im Ofen brannte Feuer, das einen Dämmerſchein verbreitete, bei welchem der alte Herr die Umriſſe einer Geſtalt bemerkte, die ihm langſam entgegen kam. „Mamſell Beate," ſagte er, ſind Sie es?"

„Ja, Herr Major," erwiederte eine ſanfte weibliche Stimme.

„Nehmen Sie meinen Hut und Stock, und ſtellen Sie beides fort."

„Ich werde ſogleich Licht beſorgen."

„Laſſen Sie es," ſagte der alte Herr ſeufzend, „ich bin froh, wenn Niemand mein Geſicht ſehen kann."

„Mein Gott, was iſt denn geſchehen?! Soll ich Hülfe herbeirufen?“

„Rufen Sie keinen Menſchen, Mamſell Beate,“ ſagte der Major, „es braucht Niemand zu wiſſen, wie betrübt es mit mir geht.“

„Sie bringen keine guten Nachrichten mit?“ fragte ſie leiſe.

„Es iſt ein altes Sprichwort: ein Unglück kommt nie allein, aber das iſt zu arg, das bringt mich ins Grab! — Mamſell Beate, Sie ſind ein gutes Kind. Seit drei Jahren ſind Sie nun in meinem Hauſe, eine rechtſchaffene, gebildete Geſellſchafterin meiner alten Tage. Halten Sie bei mir aus, ich werde es einſt gut zu machen ſuchen.“

„Ich wünſche nur, daß ich helfen könnte, Ihren Kummer zu tragen,“ ſagte die Geſellſchafterin.

„Das iſt die Folge,“ rief der Major bußfertig ſeufzend, „wenn man ſich mit ſolchem gemeinen Volk einläßt, das iſt meine Strafe, daß ich es gegen meine beſſere Ueberzeugung gethan habe. Ich kann es gar keinem Menſchen erzählen, denn ſie lachen mich obenein aus. Ich hatte immer eine heimliche Wuth gegen den groben, protzigen Patron, der mich ſo wie ſeines gleichen behandelte, oder vielmehr, wie ein Gönner zu mir that, und doch drängte ich mich danach, mit ihm in Verwandtſchaft zu treten, ihm mein Geld hinzuwerfen, und jetzt darf ich nicht einmal ſagen, daß ich den gemeinen betrügeriſchen Kerl immer verachtete und ihn höchſtens zu guten Zwecken benutzen wollte.“

„Es kann ja noch Alles gut werden,“ meinte die Ge-

ſellſchafterin, und Sie haben, dem Himmel ſei Dank! keine Verlobung gefeiert."

„Mamſell Beate," ſagte der alte Herr, „Sie wiſſen nicht, welche Kämpfe es koſtet, ehe ein Mann von guter Geburt ſich entſchließt, ſeine Einwilligung zu einer ſolchen erniedrigenden Verbindung zu geben. Man ſucht tauſend Gründe auf, um ſich zu betäuben, aber wie ein Menſch, der durch den Trunk ſein Gewiſſen beſchwichtigen will, reißt doch Alles wieder entzwei, ſobald der Rauſch vorüber iſt. Ja, ich danke Gott, daß dieſe Verlobung nicht gefeiert wurde, und eher will ich das Aergſte ertragen, auf mein Wort! ehe ich es zugebe, daß Rudolf etwa jetzt noch das kleine, häßliche, liderliche Geſchöpf heirathet; lieber ſoll er Sie heirathen, Mamſell Beate."

„Herr Major," rief die Geſellſchafterin.

„Nehmen Sie es nicht übel, Mamſell Beate, aber ich kann mir in meiner Wuth nicht anders helfen. Sie ſind auch arm, aber Ihr Vater, der Poſtſecretair, iſt als ein ehrlicher Mann geſtorben, und Sie ſind ein anſtändiges tugendhaftes Mädchen. — Sittſamkeit iſt die höchſte Zierde des Weibes. Was giebt es wohl Edleres und Herrlicheres auf Erden, als ein unſchuldvolles, liebliches Mädchen, was iſt verabſcheuungswerther als das Laſter, welches den Stempel der Sünde und Krankheit auf den elenden Leib drückt."

Ein tiefes, ſchmerzhaftes Seufzen antwortete dem alten Herrn, der ſogleich fortfuhr: „Seufzen Sie nicht, Mamſell Beate, Sie haben das nicht nöthig. Die paar Tage, wo ſie krank waren, haben Ihr hübſches Geſicht nur noch ſchöner

und unſchuldiger gemacht; der Tochter des Böſewichts aber, des geheimen Raths, der liegt das Laſter offen da in allen Zügen. Liebe Mamſell Beate, wenn Sie nicht ein ſo reines gutes Kind wären, ſo würde ich Ihnen eine Geſchichte erzählen, vor der Sie ſchaudern würden, wie weit die Verruchtheit auf Erden geht. Wie eine gewiſſenloſe Mutter ihr Kind auf die Straße wirft, wie ihr verbrecheriſcher Verführer ſie zu verkuppeln ſucht und gemeinem Geſindel ſich und ſeine Zukunft anvertrauen muß."

„Allmächtiger Gott! Verſchonen Sie mich," rief die Geſellſchafterin.

„Ihr Abſcheu iſt gerecht," ſagte der alte Herr; „denken Sie aber, welchen Gram ich empfinden muß, denn dieſer ſchlechte Menſch, der mir all das Leid zugefügt, um deſſentwillen ich allein mit der ſchändlichen Familie Ringenberg mich eingelaſſen, der mich um Geld und Reputation gebracht" — hier hielt er inne und ſah ſcharf in den dunkeln Winkel am Fenſter, wo ein Geräuſch entſtand — „Iſt noch Jemand hier?" fragte er.

„Ich bin hier," erwiederte die Stimme ſeines Neffen.

„Was iſt das?" rief der Major. „Warum ſagt man mir das nicht?! Aber es iſt gut ſo, denn Du haſt mein Urtheil über Dich gehört; weißt nun, wie ich hinter Deinen ſchlechten Streichen bin, und haſt meinen Schwur auch wohl vernommen."

„Onkel," ſagte der junge Bering, „ich ſchwöre Ihnen" —

„Lügner!" rief der Alte mit äußerſter Heftigkeit, „ſchamloſer Lügner! willſt Du läugnen, daß Du ein Kind, Dein

Kind! einem Mädchen überliefert haſt, mit der Du früher ſchon in Buhlſchaft lebteſt? Willſt Du läugnen, daß in dieſer ſchlechten Familie auch die Tochter des Betrügers Aufnahme gefunden, daß Du ſie, wenn das Verkuppeln mißlingt, ſelbſt heirathen willſt?!

„Wer hat das geſagt," erwiederte Rudolf. „Wer iſt ſo frech, ſolche Nichtswürdigkeiten zu verbreiten?"

„Du läugneſt, wie ein abgefeimter Schelm," ſchrie der Major, „aber es ſoll Dir nichts helfen. Ich will die Wahrheit herausbringen und Dich entlarven. Dann aber iſt es aus mit uns. Dann gehe Deinen Weg, ich werde den meinen finden. Ich ſtreiche Dich aus meinem Gedächtniß, und werde das Glück genießen, keinen Neffen zu haben, der Schulden und ſchlechte Streiche zur Schande ſeiner Familie macht. Ich kenne Dich nicht mehr."

„Sie verdammen mich ohne Beweis," ſagte Rudolf ſtolz. — „Folgen Sie Ihren Entſchlüſſen, entziehen Sie mir Ihre Hülfe, aber belaſten Sie mich nicht mit Verbrechen, die ich nicht begangen habe."

„Du forderſt mich alſo zum Beweiſe heraus?" rief der Major; „Du willſt es auf die Spitze treiben, und ſtatt reumüthig zu bekennen und zu bitten, ſtatt einen Ausweg zu erſinnen, um Deine Ehre und die meinige vor der Welt zu retten, prahlſt Du mit Deiner Schuldloſigkeit. — Gut, ich will Dir den Beweis liefern, ich ſelbſt verlange danach. — Beate? Wo iſt Mamſell Beate?"

„Sie iſt nicht hier," ſagte der Neffe.

„Das Beſte für ſie, damit ſie nicht zu erröthen hat.

Gut, gieb mir Hut und Stock und folge mir; begleite mich, ich will Dir den Beweis geben, doch dann tritt nie wieder vor meine Augen."

9.

Herr Grün konnte es nicht mehr aushalten. Drei Tage waren ihm endlos langweilig vergangen, und wie oft er auch einen neuen Anlauf zu seiner Ermannung nahm, wie er sich auch die allerkaltblütigsten und vernünftigsten Vorstellungen machte, es half Alles nichts; nach wenigen Viertelstunden war er mit seinem Herzen und seiner Unruhe auf der alten Stelle. — Er zürnte mit sich selbst und hatte wirklich die allergerechteste Ursache dazu, denn es war empörend, oder lächerlich, was er für Unbesonnenheiten beging, und wie er im nächsten Augenblick vergaß, was er gedacht hatte oder thun wollte. — Er starrte seine Kunden an, oder er gab ihnen Alles, nur das nicht, was sie eben forderten; als er aber einer Dame, die Haarwuchspomade begehrte, eine große blonde Perücke überreichte und die beleidigte Schöne mit einigen heftigen Bemerkungen wüthend seinen Salon verließ, legte er die Faust mit solchem Nachdruck an seine Stirn, daß er eine Zeit lang glaubte, er habe keinen Verstand mehr zu verlieren. Dann fühlte er sich an den Puls und lächelte melancholisch. — 'Grün,' sagte er, indem die Thränen aus seinen Augen stürzten, 'ich bitte Dich, sei ein Mann, vergiß die Welt und ihre Schmerzen und fang ein neues Leben an.' — Hier machte er eine Pause und stöhnte kläglich. 'Ach wenn ich es könnte; ihr Götter! wenn ich es nur könnte! aber ich bin verhext oder ganz und gar dem Satan verfallen.

gewöhnlich gekleidet und bestiefelt waren. Die Kreise wurden immer enger, und ich immer ängstlicher und gespannter. Endlich hielten sie keuchend an dem Laternenpfahle, der mitten auf dem Markte steht, und ich vernahm ihre Bürstenstimmen wieder, konnte aber nur mit der größten Anstrengung folgende Worte unterscheiden:

Leichenduft sind unsre Glieder,
Tragen zu dem Todtenmahl,
Tragen hin und tragen wieder
Wirth und Gäste ohne Zahl.
Tragen immer, immer zu,
Tragen ohne Rast und Ruh.

Da fing es mir an dunkel vor den Augen zu werden, ich wollte schrein, aber wie sehr sich auch mein Mund anstrengte, meine Ohren vernahmen nichts davon; ich saß wie angefesselt, und war nicht im Stande, nur den kleinsten Ton von mir zu geben. Meine Lage war verzweifelt, was konnte ich mir auch von Chaisenträgern, die im Leben so derb sind, nach dem Tode für Höflichkeiten erwarten, denn daß sie übernatürliche Wesen waren, durfte ich nicht länger bezweifeln. — Endlich gingen sie, oder schlichen vielmehr, nach kurzer Rast weiter, durch wie viel Straßen, kann ich nicht sagen, denn die Furcht ließ mich fast nicht mehr sehn. Wir kamen an's Thor, es öffnete sich, und nun trugen mich meine Chaisengeister — dem Kirchhof zu! Ich

Wohin ich mich wende, ſteht ſie vor mir; wenn ich an mein Geſchäft denken will, iſt ſie da und hindert mich, und nickt mir zu, und lächelt und kämmt ihre ſchwarzen, glänzenden Haare und zeigt mir die beiden Reihen weißer Zähne, o! es iſt um verrückt zu werden, und wer iſt ſie? und wer bin ich?! — Sie iſt arm, auch nicht mehr gerade in der erſten Blüthe; zum Henker! nein; vor zehn Jahren ſah ſie ſchon eben ſo aus, und das Kind, das abſcheuliche, merkwürdige Kind! Nein Grün, die Götter wollen Dein Verderben, es geht aber nun und nimmermehr nicht!"

Hiebei that Herr Grün einen fürchterlichen Schlag auf den Tiſch, und fing dann plötzlich an zu weinen, bis er von Neuem ſich Muth einſprach und von Neuem verzweifelte. In einem ſolchen Liebes- und Wuthanfalle ſah er den Bruder Franz aus dem Hauſe des geheimen Raths kommen, und er war glücklich, ihn zu ſehen. Er zog ihn, wie wir wiſſen, herein, und ſchwadronirte ihm in unerſchöpflicher Weiſe ſeinen Kummer vor und ſeine Hoffnungen, freilich in verblümter Manier, aber ein Blinder hätte es merken können, nur Franz nicht. Drei Stunden ſaß der wie angeleimt, ſah zum Fenſter hinaus und hörte Herrn Grün zu, der von ihm Theilnahme und wo möglich Vermittlung und Heilung ſeiner Leiden erwartete. Aber Franz ſagte nichts als: So, und Ei, und Ja, und einige andere ausdrucksvolle Interjectionen, bei denen ſich Jeder denken kann, was er Luſt hat, bis Herr Grün etwas ärgerlich wurde und eben eine directe Erklärung zu machen beabſichtigte, als Franz plötzlich aufſprang, ſeinen Hut nahm und davon lief, zum größten Erſtaunen ſeines Freundes,

der in ſeiner eigenen Verwirrung kaum bemerkte, daß am Hauſe des geheimen Raths ein Wagen hielt und einige Perſonen hineingingen. So war denn Herr Grün um ſo troſtloſer und verlaſſener. Seine männlichen Entſchlüſſe wankten immer ſtärker, bis er endlich am nächſten Tage in vollkommene Schwäche verfiel. — Er ſetzte ſich in ſeinen Haarſchneideſtuhl, kreuzte Arme und Füße, ließ den Kopf tief auf die Bruſt ſinken und ſagte nach einer langen Pauſe mit einem Seufzer: 'Es geht nicht mehr, ich kann es nicht länger aushalten, was hilft es mir alſo, mich noch länger herumzuquälen? Es ſitzt mir hier was in der Bruſt, wogegen alle meine Weisheit und mein Genie nichts ausrichten kann. Grün, Du biſt überwunden von dem kleinen Gott der Liebe, und wenn Du nicht ganz und gar zu Grunde gehen willſt, ſo eile in die Arme Deiner Geliebten und laß Kind Kind ſein. Nimmſt Du die Eine, ſo danke Gott für das Andre, wer weiß denn auch, wofür Alles gut iſt?! — Er ſtand hiebei ganz vergnügt auf und ſagte mit beruhigender Ueberzeugung: Am Ende ſind alle Deine Scrupel und Zweifel ganz und gar eine Kinderei. Was iſt denn eigentlich ein Kind? Ein kleiner, werdender und wachſender Menſch, ein Geſchöpf mit zwei Armen, zwei Beinen und einem Magen, was freilich nicht recht zu verantworten iſt; aber wo wir eſſen, kann es auch wohl ſatt werden, und verſtoßen kann man es doch darum nicht, und wenn es groß iſt, hat man ſeine Freude und Hülfe, und vielleicht finden ſich auch einmal die Eltern und bezahlen alle Sorge und Mühe und Koſten reichlich; kurz ich will ſie alle beide haben, ja, wahrhaftig,

das will ich und Hannchen —. Es war ungeheuer grausam von mir, in beinahe acht Tagen nicht hinzugehen; sie wird in einer merkwürdigen Unruhe sein.'

Herr Grün verbesserte diesen Fehler sogleich, indem er sein Gewölbe schloß; seinen Hut in die Stirn drückte und mit fieberhafter Eile nach dem entfernten Stadtquartiere flog. Je näher er aber seinem Ziele kam, um so mehr mußte er seinen Muth zusammennehmen, denn eine Art Angst kam ihn an, und endlich steckte er ganz behutsam den Kopf durch die Thür und blieb in der Stellung eines Lauschenden stehen. Der alte Meister saß vor ihm an dem Arbeitstische, und der helle Lampenschein fiel auf sein graues, kummervolles Haupt, das sich tief herabsenkte. Die Hände hatte er gefaltet über sein Knie gelegt; seine Mienen waren zornig, sein Auge hervorgequollen unter den harten Zügen, so sprach er leise vor sich hin und machte heftige abwehrende Bewegungen dazu, was Herrn Grün noch mehr beängstigte. Ganz leise trat er herein und fürchtete sich fast guten Abend zu sagen. Als er die Worte aussprach und dabei in gewohnter Weise seine Dose dem alten Meister entgegenreichte, drehte sich dieser langsam zu ihm um, und seine trüben Mienen verwandelten sich nicht im Geringsten, auch that er gar nicht als bemerkte er die Hand mit der Dose, so daß Herr Grün auf's Aeußerste erschrocken war.

„Guter Gott!" rief er, „was ist Ihnen wiederfahren, Papa Liebold. Wo ist Hannchen?"

Der Meister deutete auf die Kammer.

„Und das Kind!" sagte Herr Grün, Athem schöpfend. „Was macht das Kind?!"

„O! das wird nicht ſterben," erwiederte der alte Mann in einem Tone, der deutlich ſeinen Aerger darüber anzeigte.

„Nun denn," fragte Herr Grün beruhigt, indem er die Hand ſeines zukünftigen Schwiegervaters ergriff, „iſt denn etwas krumm, was ich nicht gerade machen könnte?"

„Sie können gar nichts helfen," murmelte der Meiſter und zog die Hand zurück.

„Ach, was!" ſagte Herr Grün, „wir wollen ſchon ein Mittel finden, ich habe einen anſchlägiſchen Kopf."

Der alte Mann hob ſein düſtres Auge zu ihm auf und ſtarrte ihn an. „Können Sie mir Ehre und Reputation wiedergeben, Herr," ſagte er. „Es iſt aus, es iſt Alles aus; aber ich habe es geſagt: Es wird nichts draus, ſo lange ich lebe, und was ich geſagt habe, habe ich geſagt."

„O! wie ſo," verſetzte der Haarkünſtler, vergebens rathend und auf ſchlimme Gedanken kommend. „Haben Sie etwas gegen mich oder glauben Sie, daß meine Abſichten nicht die reinſten ſind?"

„Ich ſage Ihnen," erwiederte der alte Mann zornig, indem er die Fauſt ballte, „es iſt nichts ſchändlicher in der Welt, als wenn man keine Reputation achtet. Dann ſinkt man von Stufe zu Stufe; nichts iſt mehr heilig, denn man ſchämt ſich der Sünde nicht. Aber ich geb's nicht zu, und aus dem Hauſe damit, ich will keinen darin dulden, der nicht ehrlich iſt."

„Meiſter Liebold," ſagte Herr Grün beleidigt, indem er die Finger durch ſein Haar zog, daß es ſenkrecht ſtand, „ich kann einen derben Puff von einem alten Freunde ver-

tragen, aber was zu viel iſt, iſt zu viel. In wie fern glauben Sie, daß ich nicht ehrlich bin?"

Der Meiſter ſah ihn ſtarr an und ſchüttelte den Kopf, ehe er aber eine Erklärung geben konnte, kam Hannchen herein, der ihr Bruder folgte. Beim Anblick ſeiner Angebeteten vergaß Herr Grün den Schimpf, den er erlitten; er beugte ſich, wurde roth und ſtotterte einen guten Abend, den er mit einem ſchmachtenden Blicke begleitete. Allein zu ſeiner unausſprechlichen Beſtürzung dankte Hannchen ſehr kalt und ernſthaft; ſie fragte auch nicht einmal weshalb er ſo lange nicht gekommen ſei, Franz dagegen machte ihm ein verdächtiges Geſicht, als ſei er hier ſehr überflüſſig, ſo daß Herr Grün, theils aus Verlegenheit, theils aus Aerger mit einiger Leidenſchaft ſeine Frage an den alten Liebold wiederholte.

„Ich muß geſtehn," ſagte er, „es iſt merkwürdig von Ihnen. Erklären Sie ſich gefälligſt, warum Sie mich nicht hier dulden wollen?"

Der alte Mann hatte, ſeit ſeine Kinder hereintraten, emſig zu arbeiten begonnen; jetzt richtete er ſich auf und ſagte im grollenden Tone: „Was wollen Sie denn, Sie ſind ja damit gar nicht gemeint."

„Aber ich," ſagte Franz, „ich Vater?!"

„Ja, Du, Du!" rief der Meiſter hitzig. „Du, der mein graues Haupt mit Schande in die Grube bringen will."

„In wie fern Vater," erwiederte der junge Mann gelaſſen, „haſt Du Dich meiner zu ſchämen?"

„Ich habe Alles ertragen," ſchrie der alte Liebold noch

zorniger, „gegeben was ich geben konnte, gedarbt und gelitten deinetwegen, gearbeitet mit meinen alten zitternden Händen und Deine Schweſter nicht minder, früh und ſpät, um Dich durch all das theuere Studiren zu bringen. Ich hatte wohl auch meine Freude daran, weil Dich die klugen Leute rühmten, wenn ich gleich zuweilen auch dachte, es wäre doch beſſer, er hätte was ordentliches gelernt! Ich hoffte und hoffte, daß es doch zuletzt noch gut werden ſollte. Nun iſt aber Alles aus, Alles iſt rein aus, denn Du haſt Ehre und Reputation in die Schanze geſchlagen und Deine Familie beſchimpft."

„Beſchimpft!" ſagte der Sohn. „Weshalb beſchimpft?"

Der alte Mann ſtand auf und legte mit feierlichem Ernſte die Hand auf ſeine Bruſt. „Ich will zu Dir reden," ſprach er, „wie ich reden muß. Ein jeder Menſch auf Erden, wenn er gut und rechtſchaffen iſt, hält darauf, daß Alles was zu ihm gehört, keinen Makel von Schande und Unehre an ſich habe, er grämt ſich in ſeinem tiefſten Herzen, wenn etwa in der Familie Einer iſt, der Böſes thut. Bei großen Herrn mag es anders ſein, bei ſchlichten Bürgersleuten aber iſt es eine Schande mit ſolchen Miſſethätern und deren Angehörigen umzugehen."

„Vater!" ſagte Franz erbleichend, indem er nach der Thür blickte; „ich bitte Dich, rede nicht weiter."

„Darum haſt Du mir Schande gemacht," rief der Alte, ohne darauf zu achten, „und darum wirſt Du auch zu Schande und Spott werden! Ich dulde es aber nicht in meinem Hauſe, nein! Die Tochter eines Betrügers, und wenn

es ein Miniſter wäre, ſoll nicht Vater zu mir ſagen. — O! guter Gott," fügte er milder hinzu, als ſeine letzten Worte ohne Erwiederung blieben, „was muß ich an meinen Kindern erleben, wo meine Tage gezählt ſind und mein Haar weiß iſt!"

„So ſind die Menſchen Alle," ſagte Franz zu dem beſorgten Hausfreunde, der ihm leiſe zuflüſterte, daß er den alten Meiſter noch nie ſo aufgebracht geſehen habe: „Vor wenigen Tagen ſtand Ringenberg hier auf derſelben Stelle, und der alte Mann dort mit ſeinen weißen Haaren beugte ſich demüthig vor dem gnädigen Lächeln des vornehmen Herrn. Er hätte ihm zu Füßen fallen mögen für die Huld, die er ihm anthat, hier zu erſcheinen, und fluchte mir faſt, weil ich es wagte, mich nicht verkaufen zu laſſen. Und jetzt, jetzt!" rief er mit bitterm Hohn, „droht er mir ſeinen Fluch an, weil ich deſſelben Mannes Tochter, ein unglückliches verlaſſenes Kind, unter ſein Dach geführt, weil meine Liebe, die er vermeſſen fand, ihm nun verbrecheriſch erſcheint, weil ſeine Ehrfurcht ſich in hochmüthiges Phariſäerthum verwandelt hat. So ſind die Menſchen, aber ſo bin ich nicht, Vater. Wenn Du ſie gehen heißt, ſo gehe ich mit ihr, und wenn Du willſt, kann es ſchnell geſchehen ſein."

Hannchen faßte ihres Bruders Hand und zog ihn zurück. Er machte ſich aber frei und ging raſch hinaus. „Warte noch ein wenig," ſagte ſie lächelnd, „es iſt nicht halb ſo ſchlimm gemeint. Du ſchiltſt Deine beiden Kinder, Vater, und dem Franz da kann es eigentlich gar nicht ſchaden; aber was habe ich denn gethan, um Dein Haar weißer zu machen?

O! ſieh doch nicht ſo traurig aus. Nur mit gelaſſenem Muth im Herzen kann man Alles zum Guten wenden."

„Du?" ſagte der Vater noch immer erbittert, „nein! Du biſt auch nicht beſſer. Denke doch nach, welche Sorgen Du über mich gebracht haſt, welchen Kummer und welche Angſt und Scham, die mich Tag und Nacht peinigt."

Hannchen ſah ihn nachſinnend an und ſagte dann: „ich finde nichts und weiß nichts. Du biſt in einer trüben Stunde, lieber Vater, die wir vorüber laſſen müſſen, ehe wir weiter reden." Sie bückte ſich, nahm das Kind aus ſeinem Bettchen und legte es in ihren Schooß. „Du kleines unſchuldiges Kindchen," ſagte ſie, „Du weißt noch nichts von den Martern der großen Menſchen. Du ſtreckeſt Deine Händchen erſchrocken aus in den weiten Raum und haſt doch keine Welt außer Dir. — Lege ſie an die Bruſt des alten Vaters und laß Deinen Frieden bei ihm einziehen."

„Geh fort!" rief der Alte abwehrend. „Soll ich Dir noch ſagen, was mir Sorge und Schande macht?"

„Da bin ich wirklich neugierig," erwiederte Hannchen ſanft. „Aber ſtill, es klopft."

Der Major ſtand ſchon in der geöffneten Thür. Den Hut nahm er nicht ab und ſein ſtrenges faltenvolles Geſicht mit dem kleinen, ſtruppigen, greiſen Bart, hatte etwas Furchterregendes. Er ſtreckte das ſpaniſche Rohr auf das Mädchen mit dem Kinde aus und rief mit ſeiner ſcharfen Stimme: „Ich will es Ihr ſagen, wenn Sie es nicht weiß. Wem gehört das Kind da?"

Hannchen ſah ihn erſtaunt an und plötzlich erſchrak ſie

so sehr, daß alle Farbe von ihrem Gesicht wich. Sie erblickte nun auch den jungen Bering, der hinter seinem Oheim stand.

„Was soll das bedeuten?" murmelte sie leise.

„Ist das Dein Kind?" fragte der alte Herr seinen Neffen, der keine Antwort gab.

„Im Namen der Obrigkeit, im Namen der hohen Polizei! bekennt die Wahrheit!"

„Es ist mein Kind," sagte Hannchen entschlossen. — „Wem geht es etwas an?"

„O! Du mein Gott," seufzte der Meister, „nun kommt Alles an den Tag!"

„Aha!" schrie der Major höhnisch lachend, „pfeift der Vogel so?! Könnt Ihr das beschwören? Sollen wir den ganzen Komplott aufdecken? Das Verbrechen ans Gericht bringen? Arretirt die ganze schlechte Familie, und eine Untersuchung eingeleitet. Ins Gefängniß will ich Euch schleppen!"

„Oho!" rief Herr Grün aufgebracht über den anmaßlichen Herrn, und den Arm in die Seite gestemmt, „lassen Sie sich nicht bange machen, Hannchen, so weit sind wir noch nicht hier zu Lande."

„Wer ist der Vater, wenn Sie die Mutter sein will?" rief der Major.

„Der Vater!" rief das Mädchen erglühend über diese Frage. „Herr Major, ich verbitte mir das."

„Wer Schande sucht, dem muß Schmach werden!" schrie der alte Herr. „Wenn Sie so frech ist, zu behaupten, das Kind sei Ihr Kind, so kann Sie sich gar nichts verbitten."

Hannchen warf einen ſtolzen ſuchenden Blick auf den jungen Bering und dann im Kreiſe umher. „Iſt denn hier Niemand, der ſich meiner annimmt?“ ſagte ſie lebhaft.

„Die Polizei wird ſich Ihrer annehmen!“ rief der Major, welcher ſeinen Neffen von ſich ſtieß, weil dieſer ihn zurückhalten wollte. „Heraus mit der Sprache, heraus damit!“

In dieſem Augenblick trat Herr Grün vor, ganz dunkelroth vor Zorn und Begeiſterung. „Was wollen Sie denn eigentlich, alter Herr,“ ſagte er, und reckte ſeinen langen Arm herausfordernd, ſo daß die Rockärmel ſich über die Knöchel zurückzogen. „Wer ſind Sie denn? Und mit welchem Rechte beleidigen Sie hier einen redlichen Bürger und Meiſter und deſſen einzige Tochter mit unangenehmen Redensarten?“

Der Major war etwas überraſcht von dem plötzlichen Intermezzo, aber er faßte ſich ſogleich und ſagte: „Was ich hier thue, werde ich vor dem Richter und der hohen Polizei verantworten. Es betrifft meine Ehre und meine Familie. Wer ſind Sie aber, der ſich hier unberufen herausnimmt, den Helfershelfer zu ſpielen.“ — „Wer ich bin?“ ſagte Herr Grün ſehr ſchnell, indem er ſich auf die Bruſt ſchlug, „ein Mann von Ehre, ſo gut wie Sie, und ein Mann von Lebensart und Talent, vielleicht mehr, wie Sie. Was ich mir herausnehme? Da iſt was herauszunehmen! Ich bin ein Freund des Hauſes, ein ſehr alter Freund dieſer würdigen Familie, die ich nicht beleidigen laſſen werde. Verſtanden?! — Sein Sie ohne Sorge, Hannchen; ohne Sorge, Meiſter Liebold, Grün iſt da.“

lag wie im Fieber. Kaum war dieser angenehme Ort erreicht, so hielten sie still, und ich vernahm die verwünschten Bürstenstimmen zum drittenmale. Sie öffneten die Thüre, als ob sie jemanden erwarteten, ich wollte diesen Augenblick wieder zum Schreien oder Entspringen benutzen, aber zu beiden fehlte mir die Kraft, alle Glieder waren mir wie gelähmt! — Und nun kam eine ganze Legion gleichen Gelichters, wisperten mit meinen Chaisengeistern, und einer nach dem andern sprang zu mir herein, mich gar nicht bemerkend, als ob ich zum Polster gehörte. Zuerst fiel auf mich ein kalter Klumpen Fleisch, der längstens vor drei Tagen begraben seyn mochte; ich dachte, Angst und Ekel würde mich umbringen; dann kam ein ganzes Heer von zahllosen Gerippen der Leichnamen, alles in die Chaise hinein, als ob's die Arche Noah wäre. Endlich saß der ganze Kirchhof mit mir in der Chaise, und mancher fetten Seele war der Grabstein hangen geblieben, wodurch die Last, die auf mir lag und seufzte und klapperte, fürchterlich vermehrt wurde. Ein ungeheures Gerippe, das auf meiner rechten Seite lag, und immer fort lachte, und die Zähne fletschte, bohrte mir mit seinem knöchernen Ellenbogen ganz gräßlich in die Seite. Und was für ein Geruch! — Ich wundre mich nur, daß mir die Sinne nicht vergingen. — Endlich mochte es den Trägern doch selbst zu toll werden, sie zankten sich draußen noch mit Hunderten

„Wenn Sie kein näheres Anrecht haben, sich hier einzumischen," sagte der Major, „so habe ich Ihnen nichts zu antworten. — Ich will allein wissen, wer der Vater des Kindes ist."

Mit vielem Anstande knöpfte Herr Grün seinen Rock zu, sah Hannchen an, die seiner Aufopferung Beifall zu lächeln schien, ergriff deren Hand und sagte dann, indem er dicht an den Major trat: „Sie wollen den Vater kennen lernen? Dies Vergnügen sollen Sie genießen; hier steht er! Was wünschen Sie nun weiter?" — Er zeigte dabei auf sich selbst und machte dem alten Herrn eine spöttische Verbeugung.

„Verdammte Komödie!" schrie der alte Herr und stampfte mit dem Stock auf. „Bitte ganz unterthänigst," sagte Herr Grün. „Ich liebe Hannchen, seit langer Zeit, und da alle rechtschaffene Liebe mit einer Hochzeit endet, so wird sie bald meine Frau sein. Nicht wahr, mein allerliebstes Hannchen," rief er, „und Meister Liebold, Sie haben doch nichts dagegen?"

„O! Gottes Segen," rief der alte Mann. „Ist es denn Ihr Ernst, Herr Grün?"

„Ernst," sagte Herr Grün feierlich, „bitterer Ernst, Hannchen ist meine Braut, das Kind gehört uns, und wehe dem, der sie noch beleidigt." — „Grün," sagte Hannchen mit einem Blick, der den Künstler beseligte, „das werde ich Ihnen nie vergessen!"

„Ist es denn möglich," rief der alte Herr. „Es ist Alles Lüge und Verläumdung. Das Volk ist wie besessen nach Noth und Schande!"

„Herr von Bering," ſagte der Meiſter, muthig vortretend, „ſprechen Sie nicht ſo gottloſe Worte. Arm ſind wir und geringe Leute, aber die Schande, wenn uns welche getroffen hat, kam von Ihnen, von dem jungen Manne dort, Ihrem Neffen und Erben. — Ich weiß eine Zeit, wo er mir Noth und Kummer genug machte, wo der vornehme junge Herr ſich hier eindrängte, er kann es nicht läugnen, wo er das arme Mädchen zu beſchwatzen ſuchte, und ſie hinderte, eines ehrlichen Mannes Weib zu werden, jetzt aber —"

„Das iſt ſein Kind!" rief der Major dazwiſchen —

„Herr!" ſchrie Liebold, indem er die Fäuſte ballte, „wollen Sie damit ſagen, daß meine Tochter — daß Hannchen —"

Herr Grün faßte die Hand ſeiner erwählten Braut feſter. — „Es iſt eine nichtswürdige Lüge," ſchrie er, „und wer das ſagt, der iſt —"

„Da kömmt die wahre Mutter!" ſchrie der Major und ſtreckte den Stock aus. „Läugnet nun noch, wenn Ihr könnt. Ich weiß Alles, und Du Rudolf, wenn ein Funke von Ehre noch in Dir iſt, wirſt nun wiſſen, was Du zu thun haſt."

Durch die Seitenthür war Emma hereingetreten, von Franz geführt, beide in Hut und Mantel. Das leidende junge Mädchen lehnte ſich an ihren Begleiter, der ſchützend ſeinen Arm um ſie gelegt hatte und ſeinen feſt beſchloſſenen Plan in den ruhigen Zügen trug. Ueberraſcht blieben beide ſtehen. — „Was geht hier vor?" ſagte Franz.

„Thue nun, was Du willſt," rief der alte Herr. „Wahrheit wollte ich, volle Wahrheit! Ich hindre Dich

nicht, Deine noblen Vorsätze auszuführen. Heirathe sie meinetwegen, aber unterstehe Dich nicht, meine Schwelle zu betreten."

„Hören Sie mich an, lieber Oheim," erwiederte der junge Bering heftig bewegt. „Ich will Ihnen nichts länger verbergen, ja, dies Kind ist mein! Folgen Sie mir in das Nebenzimmer, nur zwei Minuten hören Sie mich."

„Das Kind ist sein," schrie der Major, „habt Ihr es verstanden? — Nun Fräulein Ringenberg, was sagen Sie dazu? O heilige Unschuld, was zittern Sie so sehr? Nehmen Sie es hin! Gebt es Ihr doch, daß es die Mutter nicht länger entbehrt."

Emma sah ihn sprachlos an. Franz ließ sie los und trat rasch auf den alten Herrn zu. „Was unterfangen Sie sich," sagte er. „Welche neue höllische Kabale haben Sie ersonnen?"

„Still!" rief Hannchen, die das Kind in ihrem Arme, ihn zurückhielt. „Armer Bruder, suche Fassung zu gewinnen, der Augenblick ist da, wo Du Alles wissen mußt."

Wie sie das sagte, rauschte es an der Thür. Eine Dame in schwarzem Seidenmantel, mit grünem Sammethut und dichtem Schleier eilte, wie ein Schatten durch das Gemach und plötzlich faßte sie das Kind, entzog es Hannchens Armen und drückte es an ihre Brust. — „Es ist mein," rief sie mit schneidender, erlöschender Stimme. „Ich bin seine Mutter! Niemand soll es läugnen, Niemand soll es mir länger nehmen."

Sie hatte den Schleier zurückgeschlagen. Ein bleiches,

edles Geſicht ſchaute darunter hervor; große flammende Augen drückten Zorn, Verzweiflung und Liebe aus.

Herr Grün ſchlug ſeine Hände zuſammen und packte den Meiſter an: „Iſt es denn möglich!“ rief er, „da ſind ſie ja alle Beide, der Böſewicht und die ſchwarze Dame.“

Der Major ſtand wie erſtarrt auf ſeinen Stock geſtützt, ſein Neffe aber ließ ihn los und eilte der ſchwarzen Dame zu Hülfe. — „Nun wiſſen Sie Alles,“ ſagte er, „ja, es iſt mein Kind und das ihre. Hier ſage ich mich los von meinen Schwachheiten. Verdammen Sie mich, enterben Sie mich! Ich weiß was ich thun muß, ich werde nach Pflicht und Gewiſſen handeln.“

„Mamſell Beate,“ ſagte der alte Herr mit ſchwankender Stimme, — „Sie — Sie!“ — Er ſchüttelte langſam den Kopf und wendete ſich nach der Thür.

Sein Neffe eilte ihm nach und ſagte bittend: „Können Sie von uns gehen, darf ich denn wirklich nicht auf die Verzeihung meines väterlichen Oheims rechnen?!“

„O! geht zum Henker, Ihr Alle!“ rief der zornige Mann und riß ſich los. „Ihr habt mich um den Reſt meines Lebens betrogen.“

„Verdammen Sie mich,“ ſagte die ſchwarze Dame demüthig, „aber verzeihen Sie ihm und dieſem armen Kinde.“

„Fort! Fort!“ rief der Major, aber die Füße verſagten ihm den Dienſt.

„Es iſt Blut von Ihrem Blute,“ ſagte Hannchen. „Ich bin auch eine Tiefgekränkte und verzeihe gern.“

„Vergebt, ſo wird Euch vergeben!“ murmelte der alte Meiſter und nahm ſein Käppchen von dem grauen Haar.

„Und ich kann es beſchwören, was Sie gelitten haben," ſagte Herr Grün und ſchlug ſich auf die Bruſt. Es war ein merkwürdiger Anblick.

„Vergeben! Verzeihen!" rief der Major. — „Warum haſt Du mir nicht die Wahrheit geſtanden, wie es Zeit war? — Was habe ich Alles verloren an dem ſchlechten, falſchen Menſchen, an dem —"

„Halten Sie ein," ſagte Franz befehlend. „Sie ſollen den Mann nicht ſchmähen, der an Ihrem Verluſt unſchuldig iſt. — Wenn das Geld, das verloren ging, in Ihre Hände wieder zurückgeliefert würde, könnten Sie dann noch verſöhnlichen Empfindungen Ihr Herz verſchließen? — Doch nein," fuhr er ſtolzer fort, „ich mache Ihnen keine Bedingungen. Hier iſt Ihr Eigenthum, nehmen Sie es zurück. Fragen Sie nicht, woher ich es habe; denken Sie, daß der geheime Rath es nie empfangen hat."

Er reichte ihm das Päckchen, das Herr von Bering mit wachſendem Erſtaunen nahm, es haſtig öffnete und dann mit einer gewiſſen Bewunderung den jungen Liebold anſah. „Ich will nicht fragen," ſagte er und ſtreckte beide Hände aus, „aber danken will ich, ja, danken muß ich Ihnen und wenn ich was thun kann — mein Gott! es iſt wunderbar — es überraſcht mich — ich will Alles thun, was Sie wollen."

„Dann verzeihen Sie da, wo es Noth thut," ſagte Franz, „wo Ihr Alter Liebe und Treue, und Anhänglichkeit finden wird."

„Theuerſter Onkel," rief der junge Bering, „Sie ſin-

nen nicht länger zürnen. Haben Sie nicht heut ſchon gelobt, daß Beate Ihnen lieber ſei, als viele Andere?"

Beate ergriff und küßte ſeine andere Hand und ſagte leiſe: „Sie waren immer gütig gegen mich; wollen Sie mich nun verſtoßen?!"

Der alte Herr kämpfte ſichtlich mit widerſtreitenden Empfindungen. „Laßt mir Zeit," ſagte er. „Ich verzeihe, ich will verzeihen, wir wollen uns aber erſt beruhigen."

„Ein Entſchluß, dem ich vollkommen beiſtimmen muß," ſagte eine tiefe Stimme an der Thür, und mit raſchen ſtolzen Schritten trat der geheime Rath herein, dem Herr Friedländer auf dem Fuß folgte.

Emma ſtieß einen lauten Schrei aus, und ſank in die Arme ihres Vaters, der ſie zärtlich küßte, indem er den Mantel fallen ließ, welcher ſeine hohe Geſtalt umhüllte. Alle ſahen ihn wie eine Erſcheinung an, die unbegreiflich plötzlich kommt und verſchwindet, aber Ringenberg lächelte, als ſei gar nichts vorgefallen und reichte dem Major die Hand, der ihm faſt willenlos die ſeine überließ.

„Mein kriegeriſcher Freund," ſagte er, „die unangenehmen Vorgänge von geſtern hatten Sie heftig aufgeregt, wie es nicht anders ſein konnte; ich hoffe jedoch, daß dies unſer ferneres gutes Vernehmen keineswegs beeinträchtigen ſoll. Man hat, von einer Intrigue verleitet, Maßregeln gegen mich beliebt, die von denen, die damit beauftragt waren, ſehr willkührlich und unverantwortlich gehandhabt wurden. Meine Rechtfertigung iſt ſchnell erfolgt, meine Genugthuung wird eine glänzende ſein — ich würde eine höhere Stel-

lung einnehmen, wenn ich dies möchte, allein ich ziehe es vor, den Dienst ganz, aber mit allen Ehren und mit voller Pension zu verlaſſen."

Der beſtürzte alte Herr murmelte einige Worte, die ausdrücken ſollten, daß er eigentlich niemals an ſchneller Aufklärung des unbegreiflichen Vorganges gezweifelt habe, und Ringenberg drückte ihm dafür lebhaft die Hand, indem er ſagte: „Ich danke Ihnen von Herzen für die gute Meinung, die ich auch eigentlich überall vorausſetzte, da wohl Niemand an meinem Ruf und meiner Ehre zweifeln wird. Aber, wie geſagt, ich bin herzlich froh, eine Gelegenheit zu haben, mich ganz zurück zu ziehen, und da meine Vermögensumſtände mir hinreichende Bürgſchaft geben, mein treuer wackerer Freund Friedländer, dem ich Vieles verdanke, der ſich ſehr bemühte mir nützlich zu ſein, der mir Alles, was Verwirrung geben konnte, ſchnell löſen half, und von dem ich erfuhr, was von geſtern bis heut ſich zugetragen hat, auch dieſer Meinung iſt, ſo öffnet ſich als Erſatz für Stunden voll ſchwerer Sorgen eine ruhige heitere Zukunft. — Ja, lieber Major, laſſen Sie uns im Glücke unſerer Kinder das eigene Glück ſuchen, vermählen Sie Ihren Neffen, und Du Emma" — er ſah ſie lächelnd an — „nun wo iſt der unerſchrockene Bräutigam? — Mein Sohn! — Franz! — an mein Herz, meine Kinder! Alles Glück und aller Segen ſei mit Euch!" — Er ſchloß ſie beide in ſeine Arme, dann den alten Meiſter, der ganz ſchwach in ſeiner Freude wurde, und Herr Grün umarmte Hannchen wie ein Raſender und dann Herrn Friedländer, dem er mit furchtbarer Stimme ins Ohr ſchrie:

„Wer hat's geſagt! — Ich hab's geſagt! — Laßt den Franz nur machen; der hübſche, anſtellige Menſch weiß, was er will, der führt die Braut heim, und ich führe meine Braut heim, und Alles iſt gut!"

Herr Friedländer nickte mit ſeinem klugen Kopfe und murmelte zwiſchen den Zähnen: „Es war aber doch gut, daß die Pariere ſtiegen; gut, daß die Speculation richtig, und gut, daß Geld da war, denn Geld macht alles gut in der Welt!" — Nach drei Monaten aber, als das Land weit und breit mit friſchem Grün und Blüthen bedeckt war, läuteten die Glocken feierlich auf dem Gute des geheimen Raths. — Eine Hochzeit kam aus der Kirche, Muſik zog voran, die jungen Dirnen ſtreuten Blätter und Blumen auf den Weg der drei beglückten Paare, die den Zug eröffneten. Der Glücklichſte von Allen aber war Herr Grün an der Spitze, der einen großen Blumenſtrauß auf der Bruſt, einen glänzend neuen Hut auf dem Kopf hatte und ſeiner jungen Frau leiſe tauſendmal zuſchwor, ſie ſei doch die Schönſte und Beſte von Allen.

Die hellen Fenſter.

Novelle von Karl Buchner.

Nach einem regneriſchen Sommer glaubte man um ſo mehr Recht auf warme und ſchöne Herbſttage zu haben. Landpartieen, bis dahin aufgeſchoben, wurden den Freunden angekündigt, und wer ſich nichts ſo Ausgedehnten vermeſſen wollte, verabredete Spaziergänge in die nahen Waldungen. Aber die Tage, welche zu ſolchen Hoffnungen angeregt hatten, verſchwanden bald. Dunſtige, kalte und übelduftende Nebel zogen um Wald und Ackerfeld; gleich Heeren, welche in Folge eingetroffener Staffeten ihren Weg beſchleunigen, eilten die Blätter von den Bäumen in immer ſchnellerem Marſche der Erde zu, und bald war der Regen wieder da.

Was thun? Zu den alten Vergnügungen greifen, welche ſich ſchon ſo oft als Tröſter in der ſchlimmen Jahreszeit bewährt hatten. Zerſtreut der Sommer in mehr als einem Sinne, ſo ſammelt der Winter ebenfalls in mehr als einem. Die Theekanne iſt das eroberte Ptolemais, von deſſen Zinnen herab die drei Fahnen des muntern Geſprächs, der Lectüre und der muſikaliſchen Unterhaltung wehen. Man vergißt den Regen, den Sturm, die draußen vor dem Fenſter ihr Weſen treiben. Ein ſchönes Geſetz der Gleichheit iſt unter den verſchiedenen Altersgraden organiſirt, ruhig, friedlich und alle politiſche Beziehungen außerm Auge laſſend;

ein Maas- und Gewicht-System, einzig beruhend auf dem Maas anſpruchloſer Unterhaltungsgabe und dem Gewichte geiſtiger Anregung. Iſt die Jugend ſonſt geneigt, ihrer Fußfertigkeit, ihres raſchen Beſteigens der Berge und ihrer friſchen Wanderung durch Wald und Feld, gegen das langſamere Alter ſich zu überheben, ſo gelten in der Quadratur des Geſellſchaftszimmers ganz andere Eigenſchaften. Jene ſeltneren Fälle ausgenommen, wo das Zuſammenſein in die Freuden des Tanzes ausſchießt, bezahlt man dann einzig mit dem Talente der Geſelligkeit. Kein Alter und kein Geſchlecht giebt es, was nicht daran ſich betheiligen könnte, falls es nur ſonſt die erforderlichen Eigenſchaften beſitzt. Es iſt ein Tauſchverkehr, wie die Alten ihn hatten, ehe das Geld erfunden geweſen.

Auch in der Stadt des mittleren Deutſchlands, welche wir bei unſerer Erzählung vor Augen haben, dachte man, in Folge jenes ungünſtigen Witterungswechſels, an die Erneuerung ehemaliger Wintervergnügungen. Nämlich ohne ſich an beſtimmte Tage zu binden, war man abwechſelnd bei den gebildeteren Familien zuſammengekommen, hatte um den Theetiſch ſich gereiht, die Frauen ſitzend, die Herren ſtehend, war dann wo möglich in ein gemeinſchaftliches Geſpräch gekommen, und zuletzt hatte ein frugales Nachteſſen geſchloſſen. Indem man beim letzteren darauf bedacht war, eine ſogenannte „bunte Reihe" zu bilden, und durch Zettel, welche den Couverts aufgeheftet waren, paſſende Perſönlichkeiten einander zuzuführen und unpaſſende von einander zu entfernen, rundete ſich doch Alles immer günſtig zum Schluſſe.

dieſer liebenswürdigen Geſellſchaft umher, und endlich warfen ſie die Thüre zu, daß die Fenſter klirrten, faßten an, und trugen mich und meine noble Compagnie zum Kirchhofe hinaus. Nun ging das Geklappre, Geſtöhne und das Ellenbogenmanoeuvre erſt recht an. Das verwünſchte Volk hätte gern recht bequem geſeſſen, ſie rutſchten unaufhörlich hin und her, alles auf mir herum, meine Knie wollten brechen. Man hätte denken ſollen, ich hätte in ſo großer Geſellſchaft recht warm geſeſſen, aber es war wie in einer Eisgrube.

Bei jedem Tritte unſrer ſaubern Träger ſchlotterte der kalte Fleiſchklumpen vor mir zuſammen, und jagte mir tauſend Winter durch die Glieder. Zuletzt fing die Geſellſchaft zum Ueberfluß noch an zu ſingen. Es waren dieſelben ſchönen Organe, die ich ſchon an den Trägern bemerkt hatte, und was für Lieder! was für Melodien! Der kalte Fleiſchklumpen ſchien ein Hauptſänger zu ſeyn; ſein herzerhebender Diskant klang, als ob man mit Schieferſtiften auf Glas kritzelte. Das Liedchen war ohngefähr folgenden erfreulichen Inhalts:

Huſch wie glüht der Todtenwein
Auf der knöchern Lippe,
Und zum Tanze ſtehn in Reihn
Leichen und Gerippe.
Freier in der Knochenhaut,
Freiſt die kalte Leichenbraut,

Denn vorher — es iſt nicht zu leugnen — gab es manchmal Lücken und Unebenheiten. Die Herren hielten ſich zu ſehr zuſammen und gingen ſogar bisweilen in beſondere Zimmer ab. Eine Folge davon war, daß auch die Frauen ihren Particular-Neigungen und Sonder-Intereſſen mit allzu großem Enthuſiasmus im Geſpräche folgten. Dort Politik, Proceſſe und Jagdgeſchichten, hier Putz, Ball, Haushaltungs- und Kindbettbegebenheiten. Kam aber einmal die Hausfrau als Heidenbekehrerin unter die Männer — wie ſelten erfolgreich waren ihre Bemühungen, das ſtarke Geſchlecht dem ſchönen wieder zuzuwenden! Man wartete, bis der Ruf zum Eſſen erſcholl, und dann, ja dann freilich — wie ſchon bemerkt — fügten die aufgehefteten Quartierbillete noch Alles recht leidlich und freundlich zuſammen.

Es muß anerkennend bemerkt werden, daß mehrere Mitglieder jenes Geſellſchaftskreiſes ſchon vor längerer Zeit auf Reformen in den bemerkten Mißſtänden gedacht hatten. Aufgabe war hier, zwiſchen Thee und Abendeſſen die Theilnehmer der Geſellſchaft durch ein gemeinſchaftliches Intereſſe zu feſſeln. Zugleich mußte dieſes gemeinſchaftliche Intereſſe ſtark genug ſein, jenen Sonderintereſſen und insbeſondere jenen Neigungen, ſich gehen und es ſich bequem ſein zu laſſen, die Spitze zu bieten.

Verſchiedene Mittel wurden da nach und nach zur Anwendung gebracht.

Zuerſt die üblichen Geſellſchaftsſpiele. Man ſetzte Frauen und Herren in einen Kreis, legte Papier zurecht und ſpitzte Bleiſtifte. Bis dahin war Alles gut. Aber bald langweilte

man ſich bei den gewöhnlicheren Geſellſchaftsſpielen, wo man ſagt oder geſagt bekommt, fragt oder gefragt wird. Die Jugend oder eine keimende Neigung mag ſich ganz gut dabei ſtehen, aber ein etwas vorgerückteres Alter hält Gänſeblümchen für Gänſeblümchen, nennt ſie nicht Maaslieben (wie ſie doch eigentlich heißen), und probirt nicht daran: Er liebt mich oder er liebt mich nicht.

Auf andere Weiſe übel ging es dann mit den ſogenannten „geiſtreichen" Geſellſchaftsſpielen. Es iſt nicht eines Jedermann's Sache, Reimzeilen auszudenken und ſie mündlich vorzutragen. Der Zug iſt mir da unvergeßlich, daß ein ſonſt recht verſtändiges und angenehmes Frauenzimmer in ſolchem poetiſchen Improviſationszwange nichts weiter herausbringen konnte, als ein lautes: Ach! worauf der Herr, welcher neben ihr ſaß, reimte: „Ich bin ganz ſchwach." Zufällig beſaß wirklich dieſer Herr ſehr geringe geiſtige Gaben und ſo miſchte ſich das Gelächter der Geſellſchaft in das ironiſche Selbſtlob des Frauenzimmers, durch ihr Ach ihrem Nachbar zu einem ſo wohlgerathenen Reime verholfen zu haben. — Eben ſo wenig iſt es Jedermann's Sache, Impromptu's in Proſa und Reimen ſchnell auf's Papier zu bringen. Viel liegt da freilich immer in der Hand des Vorlesers und anderer Einzelner, welche Unbegabteren auf Erſuchen die Arbeit verfaßt haben. Aber dieſe Unbegabteren ſind dann auch regelmäßig die Unbehaglicheren; ſie ſind genirt, weil man ſie auf eine active Weiſe betheiligt, wo ſie mit einer paſſiven Betheiligung gerade genug gehabt hätten.

Hierauf dachte man an's Vorleſen. Es war ein Mann

in der Gesellschaft, der mit Bildung und Kenntniß der schönen Literatur einen ausgezeichneten mündlichen Vortrag verband. In ihm war also der Löwe des Fiesco alsbald gefunden. Freilich konnte er sich mit Tieck, Holtei und andern ausgezeichneten Vorlesern der neueren Zeit nicht messen; wenn er es aber gekonnt hätte, wer weiß, ob nicht dann ebenfalls gar manche Inconvenienzen hervorgetreten wären.

Der Mann hielt nämlich streng auf Ruhe und Ordnung; ein leise getauschtes Wort, ein Lächeln, wo der Inhalt seiner Vorlesung Ernst gebot, ein Scharren mit dem Fuße, ein Aechzen der Stuhllehne, zogen ihm unfehlbar die Augenbrauen zusammen. Sodann wählte er meist fünfaktige Trauerspiele zum Vorlesen. Da mußten vor dem Thee zwei, und nach demselben drei Akte gelesen werden, wenn das Stück zu Ende kommen sollte. Die Theilnehmenden hatten also prácis sich einzufinden und den Thee mit der Schnelligkeit und der Angst von Eilwagenreisenden zu trinken. Wenn aber der Mann des Lesens im eben sich entwickelnden allgemeineren Gespräche plötzlich die vor ihm stehenden Lichter putzte, etwas hustete, sein Buch zurecht legte und nochmals hustete, war Alles wieder wie durch einen Zauberschlag in die tiefste Ruhe gebracht.

Ja, einigemal traf der Zauberschlag stärker, als er sollte. Nicht nur Beine schliefen ein von dem ewig langen, unrührbaren Stillsitzen, sondern auch Menschen. Man war müde, abgespannt und — um mich eines vielleicht trivialen, aber demungeachtet sehr richtigen Ausdrucks zu bedienen, — überhungert, als es zum Nachtessen ging. Die mächtige,

unermüdliche Lunge des Vorlesers hatte ſchon allen feineren Staub der Unterhaltungsblüthen im Voraus abgeblaſen. Man ſtärkte ſich mit Wein, wie man Leute ſtärkt, welche in einen Steinbruch oder in einen Brunnen gefallen waren. Der Tiſch wurde zum Hospital, zu einem Aufenthalte für Reconvalescenten. Konnte aber dabei froher geiſtiger Genuß und der Flügelſchlag heiterer Geſelligkeit beſtehen?

Es wurde alſo auf eine andere Einrichtung gedacht. Der bisherige Vorleſer ſollte nicht mehr Alles leſen. Es ſollte dabei weniger eine Theilung der Gewalt eintreten, als eine Theilung der Arbeit. Mit andern Worten: Sämmtliche Geſellſchaftsmitglieder waren deſignirt, an dem Vorleſen abwechſelnd Theil zu nehmen, und da dramatiſche Werke als die geeignetſten dazu erſchienen, indem bei vertheilten Rollen ſich zugleich ein dramatiſches Intereſſe erzeugte, ſo wählte man dieſe. Dabei wurden durch förmlichen Volksbeſchluß dem bisherigen einzigen Vorleſer die Regiegeſchäfte feierlich übertragen.

Zwei Winter hindurch fand dieſe Art der Unterhaltung den allgemeinſten Anklang. Neben ſeiner Eigenſchaft als Regiſſeur las der abgeſetzte Löwe des Fiesco im Trauerſpiel die Tyrannen und im Schauſpiel die zärtlichen Väter; dabei ſtreifte er einigemal ins Fach der Liebhaber. Ein wohlbeleibter Finanzrath, Funfziger, aber noch beweglich an Geiſt und Leib, hatte in der Regel die komiſchen Rollen übernommen. Ein Juſtizamtmann, ein Gutsbeſitzer bildeten die übrigen beſchäftigſten Männer. Wie auf den wirklichen Theatern ſuchte man in den Rollen der Liebhaber hauptſächlich

durch Fremde und Gäste zu wirken, und die Rollen der Frauen — man muß dies der Gewandtheit, dem Takt und der Anstelligkeit des weiblichen Geschlechts zugestehen, — waren regelmäßig in recht guten Händen, der Regisseur mochte nun die Würfel über sie schütteln, wie er wollte.

Aber dem Regisseur selbst gebührte dabei Dank und Ruhm. Er versah sein Geschäft mit Kenntniß und mit Unpartheilichkeit. Er suchte möglichst viele Theilnehmer, und dieselben, so weit es ging, passend zu beschäftigen. Waren einen oder zwei Gesellschaftsabende hindurch Gesellschaftsmitglieder ohne Rolle gewesen, so erhielten sie gewiß am dritten Abend eine solche, und zwar eine dankbare. Hierdurch fesselte er die allgemeine Theilnahme und beugte Unzufriedenheiten vor. Ruhe und Ordnung wünschte Jeder im eigenen Interesse und conservirte sie also. Dauerte das Stück ein wenig lange, nun, so hörte man sich selbst oder die heimlich Geliebte oder den Bruder bei dieser Gelegenheit etwas länger. Außerdem kamen sehr häufig kürzere Stücke vor, Lustspiele, Possen u. dgl. Wenn ein Einzelner aufreitet, wird er immer ein Paradepferd wählen; anders, wenn es funfzehn oder zwanzig thun. Munter trottirt man da auf allerlei vierbeinigem Gewächs neben einander her und man braucht noch nicht das Mitglied einer Badegesellschaft in Ems oder in Wiesbaden zu sein, um bei solchen Gelegenheiten langgehörte Grauschimmelchen ganz allerliebst zu finden.

Ja, diese Unterhaltung hatte einen recht angenehmen und fast glänzenden Gang genommen. Aber es webt ein eigenthümlicher Geist der Zerstörung über geselligen Kreisen.

Je feiner die Zuſammenhänge, je freier und geiſtiger die Unterhaltung, je potenzirter jener Geiſt. Vielleicht mit deswegen, weil gerade die feinſten, freieſten und geiſtigſten Perſonen in den Zwang regelmäßiger Wiederkehr und normaler Wiederholung auf die Dauer ſich nicht gerne finden. Die Seele der Geſellſchaft ſtrebt wie die Seele des Menſchen nach neuen Organiſationen. Sie will und muß deswegen bisweilen die Formen *wechſeln*, weil, indem ſie dies thut, ſie zugleich die Formen *bildet*. Wechſel und Bildungstrieb ſtehen da zuſammen, wie Wirkung und Urſache.

Aber leider bedarf's regelmäßig nicht einmal ſolcher metaphyſiſcher Anſchauungsweiſe der frei componirten, geiſtigen, geſellſchaftlichen Cirkel, um die Gefahren, welche ſie bedrohen, zu erklären. Weit *materiellere* Anſtöße liegen da gewöhnlich vor. Und ſo auch in unſerm Falle. Junge Männer, welche Helden oder Liebhaber werden wollten, waren in ihren Anſprüchen beim Löwen des Fiesco zu kurz gekommen; junge und alte Frauenzimmer, die ſich für die Staffel der erſten Liebhaberinnen geeignet hielten, hatten mit Soubrettenrollen ſich begnügen müſſen. So etwas reibt und beißt ſtets nach. Aber bis dahin waren die oppoſitionellen Kräfte noch zu unbedeutend geweſen, um den Beſtand des Ganzen mit einigem Erfolg zu ſtören.

Da begab ſich, daß Oehlenſchläger's Axel und Walburg geleſen werden ſollte. Die Rolle der Walburg fiel einem allerliebſten Mädchen, der Tochter eines wohlhabenden Fabrikanten zu, und als Axel hoffte man viel von einem Studirenden der Medicin, der, zur Vorbereitung auf's Examen,

in jener Stadt Winterquartiere bezogen hatte. Dem Vorsteher eines Knabeninstituts war der böse Knud, einem jungen Kaufmann der tapfere Ritter Wilhelm übertragen worden, und auch die übrigen Rollen befanden sich in ganz passenden Händen.

Allgemeinster Beifall lohnte die Vorlesung, als sie zu Ende war. Besonders aber der Vorsteher des Knabeninstituts hatte sich mit Ruhm bedeckt. Seine pedantische Art, seine übeltönende Stimme, waren dem Knud ganz angemessen, und wenn er dabei noch hinlänglich viel Haß und Bosheit in seiner Rolle entwickelt hatte, so war das — wir bezweifeln es nicht — mehr Kunst- und Naturprodukt. Alles lobte den Vorleser und Dieser gefiel sich ganz vortrefflich in dem ihm gespendeten Lobe.

Oehlenschläger's Drama hatte auch als solches angesprochen, und man hoffte Nordland in Italien übersetzt, indem man einstimmig Oehlenschläger's Correggio zum Nachfolger von Axel und Walburg für die nächste Vorlesung erklärte.

Die Titelrolle war abermals dem Studirenden der Medicin, welcher sehr gut debutirt hatte, übertragen, die ältere Schwester der gewesenen Walburg sollte die Marie lesen, und Bartiska, der heimtückische Gastwirth, konnte offenbar Niemandem zweckmäßiger zufallen, als dem Vorsteher des Knabeninstituts. Doch hier stieß der Löwe des Circo auf einen ganz entschiedenen Widerstand. Der Vorsteher des Knabeninstituts hatte nämlich seit seiner Vorlesung des Knud in der Neigung zu einem jungen Frauenzimmer des Kreises

nicht nur sehr bedeutende Fortschritte gemacht, sondern auch von Diesem mehrere Zeichen einer wachsenden Gegenliebe erhalten, und wenn es ihm vorher erwünscht gewesen war, selbst als Teufel oder Bösewicht ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, so wollte er nun zugleich durch den Inhalt seiner Rolle und eine edle und liebenswürdige Theaterpersönlichkeit derselben imponiren. Er verlangte also kurz und gut die Rolle des Correggio und daß der Studirende der Medicin die Rolle des Battista übernehme. Wahrscheinlich geschah dies letztere nur in Folge einer unbedachten Aufwallung und keiner tiefer liegenden Absicht. Der Erfolg war aber derselbe. Denn indem der Institutsvorsteher sich als Correggio Kronen erwarb, zerzupfte er zugleich, wenn der Student den Battista las, auch noch nachträglich diejenigen des jugendlichen und schwärmerischen Helden Axel.

Dem Vorsteher glückte sein Vorhaben. Er las den Correggio — allerdings abscheulich. Der Student aber war bemüht gewesen, in die Rolle des Battista alle jene Accente und Töne überzutragen, welche den Institutsvorsteher in der Rolle des Knud so wirksam gemacht hatten. Es blieb das nicht unbemerkt und Einige nannten es boshafte Nachahmung. Gleichzeitig schlugen alte und neue Unzufriedenheiten durch, der Löwe des Fiesco sah sein Ansehen bedroht und seine bis dahin so glücklich entwickelte Staatsweisheit in ihrer Anwendung gefährdet. Zur Bildung förmlicher Partheien war von da nur ein Schritt.

Man ließ also das Vorlesen mit vertheilten Rollen bei Seite liegen und beschäftigte sich wieder mehr mit Musik.

Auf dieſe Weiſe war denn der vorige Winter noch recht angenehm zu Ende gegangen.

Das Thema kam nun abermals zur Erwägung. Konnte und wollte man die bisherigen Elemente der Unterhaltung nicht völlig ausmerzen, ſo wollte man ſie doch verjüngen und veredeln. Insbeſondere war Abſicht, mit einem bis jetzt noch gar nicht dageweſenen Gedanken die Scenerie winterlicher Vergnügungen zu eröffnen. Solch ein neuer Gedanke iſt wie eine neue Erfindung oder vielmehr wirklich eine, und ſehr vieles anderes Neue wird ſich faſt mit Gewißheit an dieſelbe knüpfen.

Schon hatte man im Einzelnen Verabredungen genommen und es galt nur noch der Vereinigung, des Zutritts von Allen, oder doch von den Häuptern der Geſellſchaft. Als ſolche galten der Löwe des Fiesco, der Finanzrath, der Juſtizamtmann, der Studirende der Medicin, der unterdeſſen ſein Examen gemacht und ein halbes Jahr in Paris ſich aufgehalten hatte, und der Gutsbeſitzer mit ſeiner Gattin, welche dicht vor den Thoren der Stadt wohnten, und, bei viel Bildung und viel Vermögen, mit einem halben Dutzend Kinder einen allerliebſten Familienkreis ausmachten.

Verabredung und Einigung waren erfolgt und in acht Tagen ſollte die erſte Abendunterhaltung im Hauſe des Gutsbeſitzers ſtatt finden. Nur war denjenigen Mitgliedern der Geſellſchaft, welche der vorberathenden Verſammlung nicht beigewohnt hatten, der Inhalt dieſer Abendunterhaltung noch völlig unbekannt. Man klopfte bei den Eingeweihten mit leiſen Fragen an, aber umſonſt. Man muthmaßte auf lebende

Bilder, aber dieſe Muthmaßung hatte ſehr wenig für ſich. Man ſpielte auf theatraliſche Vorſtellungen im Coſtüm an, aber dafür waren zu wenige Frauenzimmer ins Geheimniß gezogen. Endlich brachte man heraus, daß von hellen Fenſtern in der Verſammlung die Rede geweſen war. Und zwar nicht blos ein- oder zweimal, ſondern mehre Male. Von hellen Fenſtern! Sonderbar! Helle Augen und helle Lichter ſind zwar die nothwendige Eigenſchaft einer heiter bewegten Geſellſchaft; aber helle Fenſter! Welches Gebiet für Wahrſcheinlichkeiten und für Vermuthungen!

Zuletzt blieb man dabei ſtehen, daß der Gutsbeſitzer ganz gewiß eine Illumination ſeines in ſchönen Verhältniſſen erbauten Hauſes beabſichtige. Der Einfall war neu; ob gut, konnte vorerſt unentſchieden bleiben. Vielleicht verband ſich eine Illumination des Gartens damit, oder des Berges, an dem Haus und Garten gelegen waren. Man ſchlug im Staatskalender nach, ob nicht ein hoher Geburtstag zu etwas der Art Veranlaſſung geben könne. Der Staatskalender verneinte. Alſo ein Geburtstag in der Familie, vielleicht der Gutsbeſitzerin, die nicht aus der Stadt gebürtig war und der alſo Freundinnen und Bekanntinnen von der Schulzeit und von der Confirmation her in den Fährten ihres Lebensalters und ihres Geburtstages insbeſondere nicht zu folgen vermochten. Es wurden nun unter der Hand Erkundigungen eingezogen; bei den Seifenſiedern wegen beſtellter Lämpchen, bei den Buchbindern wegen verlangter farbiger Laternen. Aber überall Kopfſchütteln.

Der Reſt der Woche verging in Spannung. Die Ein-

Klappre, klappre, husch, husch, husch!
Todtenschädel! blast den Tusch!

Diese Ohrenmarter will ich zeitlebens nicht vergessen! — Endlich standen unsre Träger still, nach einer halben Stunde der gräßlichsten Lage für mich Armen. Wir hielten vor einem andern Kirchhofe. Sie machten die Thüre wieder auf, und nun drängte sich alles hinaus, und ein furchtbarer Zank begann draußen zwischen der Ladung und den Trägern, wahrscheinlich wegen der Bezahlung. Jetzt versuchte ich's zum drittenmale zu schreien, aber es war mir plattterdings unmöglich. Endlich war der Zank draußen geschlichtet, die Chaisengespenster verschlossen brummend die Thüre aufs neue, und ich war, Gott sey Dank, wieder allein, konnte Athem hohlen, und fing an, mich nach und nach zu erwärmen. Meine Träger schlugen den Weg durchs Thor zurück ein, und ich wurde ruhiger, weil ich den Geistern zutraute, daß sie, alter Gewohnheit der Ordnung zu Folge, die Chaise an ihren vorigen Ort hintragen würden. Aber ich bemerkte mit Schrecken, daß meine Träger zusehends wuchsen; immer länger, immer dünner wurden ihre Leiber, und immer weiter und riesenhafter ihre Schritte. Ich sah schon in der Straße, durch die die Reise ging, bequem in die Fenster des ersten Stockwerks hinein. Auf dem freien Platze, wo die Bildsäule unsers höchstseligen Königs steht, wurden die Ge-

geweihten ſaßen viel zu Hauſe und beſchäftigten ſich mit Schreiben, während die Uneingeweihten gutes Wetter wünſchten, damit die Lampen ihre Schuldigkeit thun könnten. Das Beharren in einer vorgefaßten Meinung erſcheint vielleicht ſehr albern, aber es wird wenige Menſchen geben, welche nicht oft ſchon in einer ähnlichen Lage ſich befunden hätten. Freilich handelte es ſich dann nicht gerade um Illuminationen. Nicht ein heftiger Windſtoß oder ein anhaltender Regenſchauer machte eine Art Vorwurf rege, daß man ſo querfeldein und ſo unbequem zum Vorſchein komme. Genug, daß andere Vorausſetzungen, welche nicht viel wahrſcheinlicher waren, als jene erwartete Gartenillumination, durch ſehr natürlich zu erklärende Ereigniſſe in ihrer Einführung ins wirkliche Leben bedroht wurden, und daß man darauf hin Grund zu haben glaubte, dieſen Ereigniſſen gewiſſermaßen das Geburtsrecht abzuſprechen.

Der verhängnißvolle Abend kam. Die Geſellſchaftsmitglieder beeilten ſich, noch vor völlig eingebrochener Dunkelheit in dem Hauſe des Gutsbeſitzers einzutreffen. Neugierige Blicke muſterten die Außenſeite des Hauſes. Da waren aber nirgends Anſtalten zu einer Illumination. Eben ſo wenig im Garten oder am Berge. Man trat die breiten Stufen der Haustreppe hinan: überall Wärme, Licht, lieblicher Duft von edeln Hölzern und Gewürzen; nirgends Transparente, Lampen und Gerüſte.

Das Geſellſchaftszimmer füllte ſich ſchnell. Sitte und Neigung ließen unverzüglich nach der Hausfrau, der blühenden Kinder Mutter, die Blicke und die Fragen wenden. Sie

war nirgends zu finden und der Grund ihrer Abweſenheit ergab ſich nur zu bald. Im Laufe des Nachmittags hatte nämlich ein plötzliches Unwohlſein ſie genöthigt, auf das Bett zur Ruhe ſich zu begeben. Man bedauerte und forſchte nach Anlaß und Art des Uebelbefindens. Der Gutsbeſitzer konnte oder wollte darüber keine Auskunft ertheilen; eben ſo wenig der Arzt des Hauſes, welcher ſich ebenfalls in der Geſellſchaft befand. Doch lauteten im Allgemeinen die Antworten günſtig. Es war zu hoffen, daß noch im Laufe des Abends die liebenswürdige Frau im Kreis der Geſellſchaft erſcheinen könne. Ja, es war ihr ausdrücklicher Wunſch und Wille, daß Alles vor ſich gehen ſolle, als wäre ſie anweſend. Und ſo fand man ſich in das vorerſt Unabänderliche. Auch der Gutsbeſitzer, obgleich der Gattin nur ungern entbehrend, zeigte keinen ſichtlichen Verdruß.

Neue Intereſſen hatten unterdeſſen die alten in den Hintergrund geſchoben. „Wird ſie noch kommen?“ „Hat ihr Uebelbefinden wirklich nichts auf ſich?“ Dieſes und Aehnliches war der hauptſächlichſte Inhalt des Geſprächs zwiſchen Freunden und Bekannten, welche grüßend und händedrückend auf einander zutraten. Dazwiſchen fand dann auch die eine und andere Vorſtellung ſtatt. So die eines jungen Mannes, den der Studirende der Medicin mitgebracht hatte. Ebenmäßige Geſichtszüge, ein blonder Schnurrbart, dunkle Kleidung und das Ausgehen des Namens in ius, — das war ſo ziemlich Alles, was die Mitglieder der Geſellſchaft vom fremden jungen Mann ſahen, hörten und behielten.

Unterdeſſen hatten aber doch die Aufmerkſameren und

beharrlich Neugierigen eine kleine Veränderung im Zimmer wahrgenommen. Nicht am Kronleuchter; nicht an den englischen Kupferstichen, welche in gewohnter Reihe und Zahl an den schön tapezirten Wänden hingen; nicht an den farbigen Teppichen, den bequemen Sophas, den hohen Spiegeln, dem Flügel und dem ganzen übrigen Mobiliar, was das Schöne mit dem Bequemen so zweckmäßig verbunden hatte. Auch die Fenster ruhten in der Umhüllung der drüber geschlungenen Wolkenvorhänge und der tief herabgelassenen Rouleaux. Vielmehr beschränkte sich die ganze Wahrnehmung auf einen, mit rothem Zeug beschlagenen Auftritt, worauf ein Tisch mit Licht und ein Stuhl befindlich waren. Der Auftritt stand nahe an der Wand und sein Anblick war den Eintretenden durch den nicht weit davon aufgepflanzten Theetisch verdeckt gewesen.

Der Thee war herum gereicht, als der Gutsbesitzer zum allgemeineren Sitzen einlud. Zugleich stieg der Mann, den wir früher schon unter dem Namen des Löwen des Fiesco kennen gelernt haben, jenen Auftritt hinan.

Allgemeine Stille. Der Löwe verschmähte den Stuhl und begann stehend:

„Verehrte Anwesende!"

„Ich will Sie von einem bis dahin wenig bekannt gewordenen Verdienste unterhalten; nämlich vom Verdienste der hellen Fenster."

„Wer von Ihnen ist nicht schon von einem Spaziergange um eine Zeit zurückgekommen, wo in den kleinen Häusern der Vorstadt und in den großen der Hauptstraßen, der öf-

fentlichen Plätze u. ſ. w., die Lichter brannten? Wer von Ihnen hat ſich nicht an ihrem mannigfaltigen Schimmer ergötzt? Es brauchte nicht des Mondes- oder Laternenlichts zu mangeln, um Sie zu dankbaren Verehrern jener kleinen Strahlenwelt zu machen, die, ähnlich den Sternen des Himmels, in den verſchiedenartigſten Zwiſchenräumen Sie umringte. War die Leuchte im Hauſe des Armen einem entfernten trüben Planeten oder einem Stern fünfter, ſechſter Größe gleich, ſo hatte Sie ein ganzes funkelndes Planetenſyſtem, einen zuſammengeſchütteten Haufen von Orionsſternen vor ſich, wo, wie hier in dieſem gaſtlichen Hauſe, ein mächtiger Kronleuchter ſeine Blitze durch das Fenſter warf. Ueberall, Verehrte, daſſelbe Bedürfniß, wenn auch verſchiedenartig erfüllt; überall in ſeiner Gewährung Befriedigung erzeugend."

„Ihre Empfindungen ſteigerten ſich, wenn Sie von einer Reiſe zurückkamen, oder wenn ſonſtige mißliche Verhältniſſe Sie von Ihrem Wohnorte oder von den Wohnungen der Menſchen getrennt hatten. Ein ganz eigenes Gefühl blinkte Ihnen dann mit den hellen Fenſtern auf; eine Sicherheit ergriff Sie, als die hellen Fenſter, nach zurückgebliebenem Wald, nach vor Ihnen im Düſter vorbeigeflogener Allee, immer näher und näher traten. Sie brauchten nicht verirrt geweſen zu ſein, nicht den Händen von Räubern zu entkommen, um jene hellen Fenſter, waren es auch nur die einer Mühle oder ſonſt eines einſam ſtehenden Gehöftes, ſo ganz beſonders angenehm zu finden. War aber das Wetter zugleich kalt, unfreundlich, ſtürmiſch; fühlten

Sie ſich unwohl, müde; waren Sie traurig, niedergeſchlagen; hatten Sie die Sorge auf ſich für irgend ein theures Weſen, welches neben Ihnen im Wagen oder an Ihrer Seite bei beſchwerlichem Fußmarſch nach der Heimkunft ſeufzte; durften Sie hoffen, den Armen der Liebe, der Freundſchaft am Ziel Ihrer heutigen Reiſe zu begegnen, o dann verſtärkten ſich noch die Wirkungen der hellen Fenſter. Sie dünkten Ihnen wie flatternde Johanniswürmchen für den jauchzenden Knaben; wie Leuchtthürme für den Schiffer; wie herüber geflogene, noch ungelöſchte Funken jener Fackel, welche einſt Hero ihrem Leander ſchwang."

„Und erſt die Geſchichte, die Natur, der Inhalt jener hellen Fenſter! Wie erregen ſie Ihre Einbildungskraft! Das helle Fenſter des Dachſtübchens und das helle Fenſter des Prunkſaals, das helle Fenſter der Hütte des Armen und das helle Fenſter des Königspallaſtes, das helle Fenſter des Miniſters und das helle Fenſter des Advocaten, das helle Fenſter des Generals und das helle Fenſter des Schriftſtellers, das helle Fenſter der reichen Banquierswittwe und das helle Fenſter der Bettlerin, das helle Fenſter der Schönen, welche ſich zum Balle ſchmückt, und das helle Fenſter der Leichenfrau, die einen Todtenkranz windet, — welche Fülle von Wirklichkeiten oder doch von Möglichkeiten ſchließt nicht in allen dieſen Fällen der Rahmen der hellen Fenſter ein! Welche lebende Bilder ſind nicht drinnen! Welche Kaleidoſcope ſind ſie nicht, von der Hand des Schickſals ſo oder ſo geſchüttelt!"

„Ein Dutzend Beiſpiele hab' ich Ihnen hier angeführt, aber ſie ließen ſich noch verhundertfachen. Ob das helle

Fenſter von näher oder ferner ſtehendem Licht ſeinen Schein erhält, oder ob dieſer bisweilen in die andern, bis dahin dunkeln Fenſter des Nebenzimmers wandelt; ob ſich von Zeit zu Zeit Figuren im hellen Fenſter bewegen, oder ob eintönig, unverändert dieſelbe Flamme blinkt; auch darin liegen Maſſen von Linien und Zügen, welche, vom Finger der Phantaſie angerührt, zu Geſtalten werden."

„Gewiß kennen Sie Fouqué's Corona. Wie ſchön ſind die Verszeilen in dem Abſchiedsbriefe, der darin vorkommt!"

„„Wenn Abends Luft wird finſter,
Dann ſchau durch Wolkenlauf
Nach Sanct Cath'rinenmünſter
Bisweilen ſtill hinauf;
Und wenn dann eine Helle
Durch's kleine Fenſter ſieht,
Dann denk', daß in der Zelle
Man betend für dich kniet.""

* * *

„Die Bilder und die Beziehungen laſſen ſich nicht ſchöner an einander reihen. Das Dunkel der Nacht, das hohe Münſter, der Geliebte, der auf den Blick nach oben verwieſen iſt, und die Entſagende, die bei Lampenſchein, hinter dem kleinen Fenſter, getrennt von der Erde und ihren ſinnlicheren Neigungen, für den Geliebten das Gebet zum Ewigen ſchickt. — Es genüge Ihnen dieſes Beiſpiel vorläufig für das, was ich die Symbolik der hellen Fenſter nennen möchte."

„Und hiermit iſt meine Aufgabe vollendet."

Der Löwe des Fiesco kam vom Auftritte herunter, während der Finanzrath eilig hinauf stieg.

Letzterer begann sogleich:

„Ich muß vor allen Dingen tadeln, daß der geehrte Herr, welcher vor mir diese Stelle einnahm, seinem Vortrage kein Motto vorausgesetzt hatte. Ohne Motto's kann unsere neuere Literatur gar nicht bestehen. Sie sind ihre Fühlfäden und Freßzangen. Sie sind das Glas Wein und die Cigarre, welche die Capitel unserer Romane und Novellen im Munde haben, um die Tabaks- und Weinliebhaber unter ihren zu hoffenden Lesern mit desto größerer Zuverlässigkeit an sich zu ziehen. Ja, wie Ehrenberg auf den Infusionsthierchen abermals kleine Thierchen entdeckt hat, für die jenes Thierchen das ist, was der Mensch für den auf ihm wohnenden und hüpfenden Floh, so giebt es schon Motto's der Motto's, wo die kleinen Dinger voraus kommen und dann das plumpe größere Infusionsthier auf der chlorgebleichten Papiermasse behaglich nachschwimmt."

„Sodann hätte mein geehrter Vorfahr, ehe er Sie an einen ganz artigen Brunnen reiner und gefälliger Rührung brachte, Sie zuerst über einige Pfützen hüpfen lassen sollen. Er hätte einige Frösche oder einige Eidechsen Ihnen zwischen die Füße setzen sollen, daß Sie darüber erschraken und stolperten. Er hätte, wenn Sie den Deckel des Brunnens öffneten, irgend ein kleines Teufelchen herausbeschwören sollen, welches Sie an der Nase wenigstens in so weit berührt hätte, daß Sie darüber hätten nießen müssen. Er hätte (um näher auf den Gegenstand selbst loszugehen) Sie versichern sollen,

es sei hier keineswegs auf ein Lob der Waschlumpen und Fließblätter abgesehen, welche ihre oft sehr unzeitig reinigenden Bestrebungen von dem Boden, den sie in unsern Studirstuben gefegt haben, auch nach unseren Fenstern richten und diese zu dem Ehrengrade von hellen Fenstern erheben. Er hätte Sie versichern sollen, daß er von solchen hellen Fenstern durchaus nicht rede. Ueberhaupt rede er nicht von den hellen Fenstern, welche den Schein des Tages, das heitere flüssige Gold der Sonne, auf Schreibepulte, Handwerksstätten, Katheder und Schulbänke werfen. Denn die Nacht sei heute sein Element und er sei heute Obscurant aus Ueberzeugung."

„Doch genug des officiellen Tadels, während sonst Nachfolger ihre Vorfahren nicht anders als officiell loben."

„Mein geehrter Vorfahr hat Sie von den feineren Bestandtheilen unsers heutigen Vorhabens bereits in Kenntniß gesetzt. Mir bleibt nur noch das Gröbere und rein Geschäftliche davon übrig. Ich habe Ihnen nämlich zu sagen, daß wir Unternehmer dieser ganzen Angelegenheit äußerst pfiffige und gewandte Leute sind, und daß wir Ihren ganzen Dank verdienen."

„Aufgabe war für uns:

eine Möglichkeit zu entdecken, verschiedene erfindende oder auch nur reflektirende und nachbildende Kräfte um einen und denselben Mittelpunkt zu reihen und so die Einheit der Idee und des Gegenstandes mit der Vielfachheit der Anschauung und der Ausführung in Verbindung zu setzen."

„Jene Möglichkeit glauben wir — mit aller Bescheidenheit sei es gesagt, — auf's Vollständigste gefunden zu

haben. Eben so den Mittelpunkt. Er heißt: die hellen Fenster. Uebrigens könnte er auch anders heißen, z. B. im Ofenloch; oder: auf dem Berge; oder: Seiltänzer und Kunstreiter; aber wir wollen Andern überlassen, auf diese Themata einzugehen. Möglich auch, daß, wenn unser heutiger Versuch Beifall erhält, wir sie selbst nach und nach aufnehmen."

„Ich weiß nicht, ob unser Gedanke neu ist; aber wir wollen ja auch kein Erfindungspatent darauf lösen. Eben so wenig weiß ich, ob das, was wir Ihnen bringen, dereinst noch im wirklichen, wahren Druck erscheint. Geschieht es, so zählt der Verleger darauf, daß Sie sämmtlich auf die hellen Fenster subscribiren. Als Titelkupfer das helle Fenster eines Conditorladens, als Vignette die zerklebte, aber helle Fensterscheibe eines Bauernhäuschens im Schwarzwald, dazwischen Dutzende von Motto's, worin helle auf schnelle oder Welle, und Fenster auf Gespenster sich reimen, schönes Papier, guter Druck, billiger Preis, — ich hoffe, daß Sie mit diesen Bedingungen zufrieden sind."

„Und nun, Verehrte, stellen Sie sich vor, das Büchlein sei wirklich bereits gedruckt; es liege vor Ihnen; Sie hüben seinen Rosadeckel sanft in die Höhe, und lasen den ersten Aufsatz, betitelt: —"

Der Finanzrath stieg mit ziemlich viel Behendigkeit den Auftritt herunter, indem er ein Doppelcompliment gegen die Gesellschaft und den Justizamtmann machte, der nach ihm denselben hinaufstieg, ein Heft aus der Tasche zog und Folgendes las:

* * *

Das helle Fenſter in Heidelberg.

Ich hatte einen ſehr lieben Freund. Schon auf dem Gymnaſium, obgleich er mehrere Jahre jünger war, als ich. Wir wohnten nicht weit von einander; er auf einem Seitenbau, ich in einem Zimmer des Vorderhauſes, welches nach dem Hofe hin ging. Man konnte von meinem Zimmer aus das Küchenfenſter jenes Seitenbau's recht wohl wahrnehmen, und zugleich war die Küche, da mein junger Freund nebſt ſeinem Hofmeiſter ſich ſpeiſen ließ, mehr ein Aufenthalt für Schränke, leere Blumenſcherben und ſonſtiges altes Gerümpel, als für Küchengeräthe und Kocheinrichtungen. Da uns nicht genug war, im Verlaufe des Tages Zeichen unſerer freundſchaftlichen Anhänglichkeit uns zu geben, ſo ſuchten wir auch noch ein Theilchen der Nacht dazu zu verwenden. Ich weiß nicht mehr, wer zuerſt von uns den Einfall hatte, aber gewiß iſt, daß ich Schlag 10 Uhr Abends ein Licht in mein Fenſter ſtellte, und daß das Nämliche von meinem Freunde in dem ſchon erwähnten Küchenfenſter geſchah. Einige Minuten lang dauerte die Freude. Es war ein freundliches, leuchtendes Gute Nacht, was Einer dem Andern hinüber ſandte. Konnten wir uns zwei Lichter verſchaffen, ſo thaten wir es um ſo lieber. Das Gute Nacht nahm ſich dann aus, wie ein geſperrtes Gute Nacht in einer Druckſchrift oder wie ein unterſtrichenes in einem Briefe.

Als ich auf die Univerſität zog, endigte jenes telegraphiſche Verhältniß, jene Correſpondenz durch Lichterſchein. Dagegen traten mein junger Freund und ich in eine ſehr

ſtalten immer fürchterlicher, der Vordere ſchlug mit den Rockſchößen an die Bildſäule an, und warf ſie vom Poſtament herunter, als wenn's ein Wachspüppchen geweſen wäre. In der nächſten Straße ſah ich ſchon in die dritte Etage hinein, und als ich auf den Markt kam, ſaß ich mit der Thurmuhr in gleicher Höhe, und meine Träger wurden dünne, wie Blitzableiter. Da verlor ich die Beſinnung, und weiß nicht, was weiter aus mir geworden. — Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, lag ich in der Chaiſe, und die Chaiſe ſtand an ihrem alten Orte. An allen Gliedern war ich wie zerſchlagen. Es mochte ziemlich um Mittag herum ſeyn, ich ſchlich mich daher leiſe aus meinem fürchterlichen Schlafkaſten heraus, und entkam glücklicher Weiſe unbemerkt. — Meine Freunde, denen ich das Abentheuer erzählte, ſagten, ich hätte geträumt, der Alp hätte mich gedrückt; das glaub' ich auch, aber wunderbar bleibt es doch, daß mein Rock noch den ganzen Tag drauf nach Leichen roch, als hätte er im Grabe gelegen, und daß der Sturm in derſelben Nacht die Statue des Königs vom Poſtamente geworfen hatte.

eifrige, briefliche Correſpondenz. Ich machte damals bisweilen Verſe und ſo beſitze ich noch jetzt einige Strophen, welche zu jener Zeit meinem abweſenden Freunde an ſeinem Geburtstage von mir gewidmet wurden. Eine dieſer Strophen beginnt mit den Zeilen:

„Und wandeln wir auch jetzt getrennt durchs Leben,
Begegnet ſich nicht Flamme mehr und Blick.“

Dieſe Flamme war — wie Sie ſich auch ohne meine Bemerkung denken — keine andere, als die Flamme in meines Freundes Küche und in meinem Zimmerchen: reine, freundliche, ungefährliche Flammen, Flammen auf dem Weihealtar der Freundſchaft. Der Hofmeiſter meines Freundes durfte den poetiſchen Geburtstagserguß leſen und kam doch nicht hinter das, was ihm bis dahin und auch wohl für alle Folgezeit Myſterie geblieben war.

Meine Univerſitätsſtudien wurden unterbrochen durch die Kriege gegen Frankreich, welche ich als Freiwilliger mitmachte. Später ging ich nach Heidelberg, um dort zu ergänzen, was mir an Jurisprudenz in den Bivouac's und auf dem Marſche durch Feindesland abhanden gekommen war, und überhaupt mein akademiſches Triennium daſelbſt zu vollenden. Sie können ſich mein Entzücken vorſtellen, als ich meinen Freund in Heidelberg wieder fand. Unſere Correſpondenz hatte nämlich in den Kriegstroublen Noth gelitten, er war mir, ich ihm ein wenig aus den Augen gekommen, und nun mußten wir uns ſo ſchön und ſo zufällig an den Ufern des Neckar auf's Neue begegnen.

Noch jetzt gehört es zu meinen ſüßeſten Beſchäftigungen,

mir die Spaziergänge ins Gedächtniß zurückzurufen, welche ich mit meinem Freunde in der Gegend von Heidelberg machte. Ach, dieſe Gegend hat einen eigenen Reiz! Ich weiß nicht, ob die Jugend, und die Freundſchaft, und die Liebe mit daran helfen, ſie in zauberhafte Farben zu kleiden und mit himmliſchen Conturen zu begrenzen. Beſonders ſprach mich der Gang von Neuenheim bis an die Brücke an. Der Neckar, das Thal verlaſſend, ſpiegelt ſich da ſo hell und klar im Strahl der Abendſonne; ſtattlich und ernſt zieht Heidelberg am jenſeitigen Ufer in langer, gerader Zeile; die Berge hinter der Stadt, vom Geisberg bis zum Königſtuhl, blähen ſich und rauſchen im ſtolzeſten, dunkelſten Grün. Iſt dieſe Faſſung dem Goldringe zu vergleichen, ſo iſt das Schloß der Juwel, welchen er in ſeiner Mitte hält. Einnehmender und impoſanter, als vor der Zerſtörung durch Menſchenkräfte, löſt es das Problem auf glückliche Weiſe, wie die Kunſt zur Natur wieder wird, und doch dabei das Göttliche der Kunſt in tauſend Spuren beibehält. So in der Vegetation, die als Epheu überwebt oder als Buſch keck in die Lüfte ragt, und ſo in den Steintrümmern, die vom Regen geglättet und vom Sturm verſchoben, doch nie der bildenden Hand untreu werden, welche bald Bildniſſe der Kurfürſten, bald Figuren des alten oder neuen Teſtaments und der griechiſchen Götterlehre aus ihnen formte.

Hatten wir beim dicken Vetter in Handſchuchsheim etwas länger uns verweilt, als gewöhnlich, ſo ſpiegelten ſich, wenn wir an dem Crucifix bei Neuenheim und den es umgebenden Kaſtanienbäumen hervortraten, hunderte von hellen

Fenſtern in dem vorbeifließenden Neckar. Wie eigenthümlich ſchön Heidelberg auch ſo ſich ausnahm! Der Abendglanz war in Weſten, nach dem Rheine hin, längſt verblichen; aus dem Thale, zwiſchen den Bergen her, quoll die Nacht; und einfarbig zogen die Berge um die Stadt ihren hohen, ſtillen, nächtlichen Reigen. Nichts war mehr hell, als jene lange Reihe heller Fenſter und ihre ſpiegelnden Abbilder. Es war ein Gießen von Licht in die heilige grüne Fluth, eine Libation des Stoffs, der durch die Welt wandelt, nach dem alle Weſen dürſten. Leiſe zitterten und kräuſelten ſich die Wogen darunter.

Auch mein Freund hatte ſeine Wohnung in jener Häuſerzeile. Es waren mehrere Fenſter dicht neben einander in einer Manſarde, ſo daß ſie eigentlich nur ein Fenſter bildeten, und gewiß würde ihr Licht ganz vorzüglich gut und reichlich ſich ausgenommen haben, wenn nicht zur nämlichen Zeit, um welche ich jene Abendgänge am Neckar her machte, mein Freund bei mir und ſomit ſein Zimmer ohne Licht geweſen wäre. Indeſſen bemerkten wir manchmal mit Vergnügen die Manſarde und ihr nicht allzu ſpitz zulaufendes Dach.

„Die ſchönen Tage von Aranjuez" näherten ſich jedoch ihrem Ende. Ja, noch während wir uns ihrer erfreuten, ſtand, nicht unbemerkt von uns, das Gewitter am Himmel, welches ſie ſo gewaltig trüben ſollte. Ich war nämlich — wie man ſcheltweiſe mich nannte — Sulphuriſt, d. h. ich hatte auf der Univerſität, auf welcher ich früher geweſen, nicht nur erklärt, daß der Zweikampf etwas Unvernünftiges ſei, ſondern auch, daß ich mich niemals ſchlagen würde.

Eine mißliche Erklärung, wenn die andern Studirenden officielle Notiz davon nahmen. Aber auf jener Universität hatte ich nicht allein gestanden; vielmehr war von einer ziemlich großen Anzahl der geprüftesten und muthigsten Studirenden die nämliche Erklärung abgegeben worden, und mein damals noch schwaches Reiß barg sich ruhig und unangefochten unter ihrem Schatten. Anders in Heidelberg. Hier stand ich nämlich mit meiner Ansicht und mit meinem Entschlusse hinsichtlich des Zweikampfes völlig allein. Freilich floß mir dagegen von anderer Seite ein Vortheil zu. Im schon erwähnten Feldzuge gegen Frankreich hatte ich auf's Rühmlichste gefochten; es war dies bekannt, und nöthigen Falls konnte ich mich darüber ausweisen. Mein persönlicher Muth war nicht anzutasten.

Demungeachtet dachte man alsbald nach meiner Ankunft in Heidelberg daran, mich auf die Probe zu stellen. Ein Student ging auf der Straße dicht an mir vorbei und stieß mich an. Ich schwieg und nahm meinen Weg weiter. Er ließ mir sagen, daß er mich habe beleidigen wollen. Ich antwortete, daß er dazu keinen Grund gehabt habe. Kurz: ich kam in studentischen Bann, und, wer mit mir umging, wurde von gleicher Maaßregel bedroht.

Es liegt schon in meiner früheren Erzählung, daß mein lieber Freund deshalb nicht von mir ließ. Man wußte, daß er meine Grundsätze in jener Beziehung nicht zu den seinigen gemacht habe. Darin lag Grund genug, ihn nicht wie mich zu behandeln. Man stieß ihn nicht an und that überhaupt nichts, was zum Zwecke gehabt hätte, prak-

tisch seine Ansichten über den Zweikampf sich bethätigen zu lassen.

Ich hörte damals Pandekten bei Thibaut, dem liebenswürdigen, geistreichen und weitberühmten Professor der Jurisprudenz. Er ist, wie Sie wissen, nun gestorben und ich habe seinem Andenken das herzlichste Gefühl eines dankbaren Schülers und treuen Verehrers gewidmet. Im größten Saal des Universitätsgebäudes, mit Ausnahme der Aula, las er das Colleg, welchem ich und vielleicht noch zweihundert andere Studenten beiwohnten. Morgens von 10 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 3 Uhr. Ich hatte meinen Platz im Saale links, mitten in einer Subsellie und ziemlich weit vorne. Die Thüre des Saals nach dem Gange zu war ebenfalls auf der linken Seite.

So kam der Tag, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde. War das Stacheldintenfaß des Studenten, welcher im Colleg hinter mir saß, nur durch Zufall schlecht eingebohrt, oder war es wieder auf eine Beleidigung gegen mich abgesehen, genug, ich stieß — versteht sich, ohne die mindeste Absicht, — das Dintenfaß herunter. Da ich etwas fallen hörte, drehte ich mich schnell um, wollte helfen und mich entschuldigen, aber der Student hatte das Dintenfaß schon von der Erde aufgerafft. Zugleich rief er mir ein Schimpfwort entgegen, was auf den über mich gelegten Studentenbann Bezug hatte. Da verließ mich die Fassung; ich schimpfte wieder. Im nämlichen Augenblicke hatte dieses noch keine Folgen.

Um 12 Uhr ging ich zum Essen, und nach Tisch besuchte

ich meinen jungen Freund. Wir machten, die Mappen unterm Arm, einen kleinen Spaziergang, und ich erzählte ihm dabei von dem Vorfall im Colleg. Er konnte nicht umhin — und mit Recht — seine lebhafteste Besorgniß darüber auszudrücken. „Sie lassen es nicht dabei," rief er; „Du wirst's sehen." Möglich, antwortete ich. „Und wie ablenken, wie verhindern den Sturm, der vielleicht jetzt schon über Dich heraufzieht?" Der Freund schlug sich rathlos an die Stirne. Ich konnte gleichfalls keine Antwort auf seine Frage geben. Gestalter Dinge hätte ich die Beleidigung geduldig über mich ergehen lassen müssen. Ich durfte nicht wieder schimpfen. Aber habe immer einer das aufwallende Gefühl an der Kette und treibe es wie einen Hund, der einen Tritt mit Bellen zu erwiedern im Begriffe steht, in den Stall!

Mein Freund wollte mich bestimmen, Mittags die Pandektenvorlesung nicht zu besuchen. „Warte erst ab, was kommt. Die Entscheidung wird nicht lange zögern. Besser, daß Du sie in deiner Wohnung oder bei mir abwartest, als daß Du sie im Colleg holst. Dort bist Du ganz rath- und freundlos; dort bist Du völlig verlassen." Aber ich bestand auf meinem Vorsatz, das Colleg nicht auszusetzen. „Sie nennen mich feig, sagte ich, weil ich mich nicht schlage, und thun sehr unrecht daran; aber wenn sie mich deshalb feig nennten, weil ich einem durch meine Unbesonnenheit angeregten Sturme ausweiche, so könnte ich ihnen nicht so ganz unrecht geben. Glaube auch nicht, daß ich — wie Du sagst — völlig verlassen im Colleg dastehe. Fallen sie über mich her, wollen sie mich schlagen — ha, wie mein Blut aufsiedet bei

dieſem Gedanken! — ſo ſoll es mindeſtens nicht ungerächt geſchehen."

Vergebens, daß mein Freund noch weitere Vorſtellungen und Bitten an mich richtete. Ohnedies war es zwei Uhr geworden und wir hatten uns gemeinſchaftlich dem Univerſitätsgebäude bereits genähert. Den langen Gang hin, auf den Treppen, hauptſächlich aber im Pandektenſaale ſelbſt, ſtanden Gruppen von Studirenden mit finſteren Mienen und im eifrigen Geſpräch begriffen. Als ſie uns kommen ſahen, ſchienen ſie zufrieden; ſie traten etwas bei Seite und ließen uns vorüber. Einzelne hatten Stöcke, Andere tüchtige Pfeifenrohre in der Hand, — über ihre Abſichten konnte kaum noch ein Zweifel ſein.

Ich geſtehe, daß mir nun doch ein wenig bange wurde. Aber, da ich einmal ſo weit gegangen war, verlangte ſelbſt die Klugheit, daß ich mich nicht alsbald wieder zurückzöge. Ich war verloren, wenn ich es that. Möglichkeit und ſelbſt Wahrſcheinlichkeit der Rettung lagen aber alsdann vor, wenn mein Plan mir gelang, welchen ich mir in aller Eile zuſammengeſetzt hatte.

Eine große Beruhigung für mich war, daß der Platz meines Freundes weit von mir, auf der rechten Seite des Saales ſich befand, und daß alſo, fiel die Kataſtrophe nachtheilig für mich aus, er keines Falls in dieſelbe verwickelt werden konnte.

Nicht lange dauerte es, bis T. kam. Sein heiteres, blühendes, großes Geſicht, ſchon damals von grauen Locken umwallt und ſo manchmal mein Ergötzen, wenn der feine

Mund drinnen artig koste und die Trockenheit der Jurisprudenz mit Geist und Witz würzte, sollte heute zum letzten Male auf mich gerichtet sein. Aber so ernst schien mir selbst in diesen Augenblicken die Sache noch nicht. Ich war zufrieden, wenn er für heute der Stern würde, unter welchem ich — das war mein Plan — meinen Rückzug anträte.

Die Studentengesichter, welche vor und hinter mir, links und rechts, meinen Platz umgaben, waren feindselig und unglückverkündend genug. Aber ich betrachtete das ruhig und gleichgültig oder vielmehr so scheinend, nahm mein Heft aus der Mappe, breitete es vor mich hin und brachte meine Federn in Ordnung. T. begann seinen Vortrag; ich schrieb nach; Alle thaten's. Da schlug es 3 Uhr. T. stand im Begriffe, für heute zu endigen. Schon etwas vorher war mein Dintenfaß leise von mir ausgezogen und zugeschraubt, mein Heft nebst Federn in die Mappe eingepackt und Alles zum unverweilten Abzuge gerüstet worden. Ich wollte nämlich vor T. an die Thüre des Saals gelangen, ehe er selbst hinausging und T. sollte mir dann — für einige Augenblicke wenigstens — durch seine stattliche Gestalt und durch den Respekt, den er den nachstürzenden Studenten einflößte, den Rücken decken. Hatte ich nur einigen Vorsprung, so durfte ich dann schon auf meine Schnelligkeit mich verlassen.

T. stieg vom Katheder herunter und im nämlichen Augenblick befand ich mich auch auf den Beinen, um von meiner Subsellie mich hinaus zu schieben. Das war nicht ganz leicht. Denn sie konnte schon an und für sich als eng genug gelten, und außerdem schoben die Kniee meiner Nachbarn sich als

eben ſo viele Riegel vor. Demungeachtet drängte ich mich durch. Da faßte eine Hand nach meinem Rock; zum Glück war's kein Ueberrock, ſondern ein ganz kurzer, ſpitzer Frack, welcher der ihn faſſenden Hand faſt eben ſo ſchnell wieder entſchlüpfte. Indeſſen hatten doch dieſe Umſtände zur Folge, daß ich erſt gleichzeitig mit T. an die Saalthüre gelangte. Sollte ich mich ihm noch ſchnell vordrängen, vielleicht ihn ſtoßen? Nein! Ich wartete einen Augenblick, bis er hinaus war. Aber dann ihm ſchnell nach. Es war die höchſte Zeit. Mehrere Hände griffen mir nach Rockſchoß, Kragen; ich hatte Mühe, mich loszuringen.

Einen Satz und ich befand mich vor T. Er hörte den Lärm, ſah ſich erſtaunt um. „Nun, meine Herren?" fragte er und ſetzte dann ſeinen Weg in das gegenüber befindliche akademiſche Leſezimmer fort. Dieſer kurze Aufenthalt gereichte zu meinem Vortheile. Zwar hatten ſich einige Studenten ſchon vor mir zur Thüre hinaus begeben und ſich auf die Treppe geſtellt, meine etwaige Flucht zu hemmen. Aber als ſie an mich herankamen, warf ich ſie mit aller Kraft auf die Seite. Ich war unten, und lief, zu dem Univerſitätsgebäude hinaus, in die Straße hinein, welche, parallel mit der Hauptſtraße, vom Univerſitätsgebäude nach der Façade der Jeſuiterkirche zieht.

Man hatte mich noch dieſen Weg einſchlagen ſehen. Sehr begreiflich alſo, daß ein mächtiger, lärmender Studentenhaufe mir folgte. In derſelben Richtung befand ſich meine Wohnung, nicht weit vom Karlsplatze. Bald war ſie von meinen Verfolgern erreicht und beſetzt. Man fragte nach

mir; Niemand wollte mich geſehen haben. Man drängte meinem Hausherrn den Schlüſſel zu meinem Zimmer ab. Aber in dieſem ſtieß man plötzlich auf Räthſel. Meine Mappe und das Collegienheft, in welchem die heutige Vorleſung T.s noch von mir nachgeſchrieben ſtand, lagen auf dem Tiſche. Wie anders konnte dieſes geſchehen ſein, als daß ich, wenn auch nur auf Augenblicke mein Zimmer betreten und dann (ich ſelbſt nämlich befand mich nicht mehr in demſelben) es wieder verlaſſen hatte?

Durch's ganze Haus gingen die eifrigſten Nachforſchungen meiner Verfolger. Boden und Keller wurden durchſucht, die Nachbarhäuſer nicht verſchont. Alles vergeblich. Und ſo mußte nach und nach ſich als wahrſcheinlich darſtellen, die Mappe ſei von mir hingelegt geweſen, meine Verfolger ſtutzig zu machen und ihre Aufmerkſamkeit *im* Hauſe zu feſſeln, während ich *außerhalb* deſſelben meine Flucht fortſetzte. Wirklich ſprach auch gar Manches für dieſe Annahme. Das Haus lag nicht ſehr entfernt vom Neckar, und, war mir geglückt, an denſelben zu gelangen, ſo ſtand dem völligen Gelingen meiner Flucht auch nicht das Mindeſte weiter im Wege. Ein Nachen brachte mich ſicher ſtromaufwärts.

Kaum bedarf es der Erwähnung, daß mein junger Freund den Auftritt im Univerſitätsgebäude mit der größten Sorge um mich mit angeſehen hatte. Er ſuchte Nachrichten einzuziehen, wo ich mich befände, aber vergebens. Als er wiederholt in meine Wohnung kam, fand er den Pedell K. auf meinem Zimmer. Der Senat hatte ihn dahin geſchickt, um mein Eigenthum zu wahren und etwaigen neuen Stö-

Aucaſſin und Nicolette

oder

die Liebe aus der alten Zeit.

Von dem Verfaſſer

des Romans Heliodora.

Vorwort.

Dieſe Erzählung möchte wohl das anziehendſte unter den alten franzöſiſchen Fabliaux ſeyn. La Curne de Sainte Palaye gab ſie nach einer Handſchrift unter dem Titel: Les amours du bon vieux tems — à Vaucluse et à Paris, 1756. 12. mit einer Vorrede heraus. Die Dichtung iſt aus dem dreizehnten Jahrhundert, dem Zeitalter Ludwigs des heiligen, und war beſtimmt, in den Burgen der Könige und Ritter geſungen zu werden. Der Trouvere (Troubadour) oder Jongleur, der die erſte Rolle ſpielte, ſagte mit

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER,K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18553/024

rungen der Ordnung im Wege des Gesetzes zu begegnen. Aber auch K. befand sich außer Stand (oder that vielmehr nur so), meinem Freunde eine Mittheilung über mich zu machen.

So war der Abend und die Nacht vergangen und mein Freund wollte so eben sein Zimmer verlassen, um neue Forschungen nach mir anzustellen. Da erschien ein Unterpedell bei ihm, mit einem Briefe von — mir. Ich benachrichtigte ihn, daß ich im Universitätskarzer mich befände, und daß ich ihn zu sprechen wünsche. Sie können sich denken, wie sehr beeilt er war, **meinem Wunsche nachzukommen.**

Ich hatte wirklich auf meinem Zimmer Mappe und Heft niedergelegt. Anfangs war auch mein Plan, von dort meine Flucht fortzusetzen, aber der Haufe meiner Verfolger, zu nahe schon dem Hause, machte dies unmöglich. Ich ging also in das Zimmer eines andern, im nämlichen Hause wohnenden Studenten, der gleich mir im Studentenbanne sich befand. Er nahm mich auf, verriegelte die Thüre und zeigte mir hinter einem Sopha ein Versteck, das wenigstens vor unverzüglicher Entdeckung sicherte. Dahin begaben wir uns Beide; ich den gezogenen Dolch in der Hand und mit dem festen Entschlusse, nicht ohne Gegenwehr in die Hände meiner Verfolger zu fallen.

Ueber der Thüre, welche in diese meine Freistätte führte, war ein ziemlich großes Fenster. Mir zum Glück. Denn meine Verfolger glaubten genug zu thun, als sie die Thüre verschlossen fanden und der Hauswirth den Besitz des Schlüssels leugnete, die Thüre von Außen hinanzusteigen und durch

jenes Fenster in das Zimmer zu sehen. Da ich aber nebst meinem Schicksalsgenossen durch die eine Seitenwand des Sopha's hinlänglich bedeckt war, so blieb ich unbemerkt. Späterhin hatte ich mein Versteck verlassen und in die Hände des herbeigerufenen Pedells mich begeben. Dieser aber brachte mich auf's Karzer, gewiß den zweckmäßigsten Ort, weil er vor jedem weiteren Angriffe mich schützte.

Die Untersuchung durch den Universitätsamtmann begann. Ich hatte gefehlt, die Andern noch mehr; am Ende wäre Alles mit einigen Tagen oder Wochen Karzer abgethan gewesen. Aber was sollte und konnte nachher geschehen? Selbst bei einer Mauer von Ehrenworten, welche man zu meiner Sicherheit zog, lag nun einmal der böse Saame der Zwietracht und des Hasses ausgestreut da; es war nicht möglich, für jeden Augenblick seinen neuen denkbaren Folgen zu steuern. Die Ruhe der Stadt, der Flor der Universität standen möglicher Weise auf dem Spiele. Eben so mein Leben und das Leben Anderer. Es war der Moment eingetreten, wie in größeren Staaten, wenn die schwächere Parthei besiegt ist und das Schwert ihr über dem Nacken schwebt, — der Moment der Auswanderung. Man rieth mir, zu gehen, unbemerkt zu gehen. Ich hätte unsinnig sein müssen, wenn mir nicht ebenfalls dieser Ausweg als der beste erschienen wäre.

Vielleicht eine Woche nach jenem Vorfall kam mein Freund, mein lieber Freund, zu mir auf's Karzer, in dem ich mich noch immer befand. Es war 8 Uhr Abends. Ach, ein Abschied thut immer weh, und selbst unter jungen Men-

ſchen, welche eher hoffen dürfen, ſich einander wieder zu ſehen! Wir traten ans Fenſter. Unter uns, — denn das Heidelberger Karzer iſt hoch — lagen die Häuſer der Stadt; eine Menge heller Fenſter leuchtete herauf in unſere Höhe. Was mögen ſie Alle da unten thun und treiben? dachte ich bei mir. Welche Sorgen und welche Freuden, welche Entwürfe und welche Beſtrebungen, welche Handlungen und welche Vorſätze mögen innerhalb jener hellen Fenſter ſich bewegen, wie im Strahl des hellen Tags der bunte oder dunkle Schmetterling ſeine Schwingen regt? Und was wird dabei herauskommen? — Ein bitteres Lächeln zuckte um meine Lippen. — Der Abſchied allein hätte mich vielleicht nur wehmüthig geſtimmt, aber jener ſo eben erzählte Auftritt und die Geſchichte der letztverlebten acht Tage überhaupt waren nur zu ſehr geeignet geweſen, unter dem warmen Thau der Rührung das Erdreich gefrieren zu laſſen. — Da ſchlug ich meine Augen zufällig in die Höhe. Der Thurm der heiligen Geiſtkirche winkte mir über eine Menge Dächer herüber, und oben, nach der Spitze zu, ließ der Thürmer ebenfalls ſein Licht leuchten. Ich weiß, Thurmleute ſind meiſtentheils ſehr proſaiſche Menſchen, aber das thut nichts, ihr Amt iſt poetiſch und ihre Wohnung. Nachbarn der ewigen Geſtirne, Anſiedler des kleinen Indifferenzpunktes zwiſchen Zeit und Ewigkeit, ſehen ſie dem Sturm und dem Blitz ins nahe Auge und die Tonwellen der Glocken brechen ſich zu ihren Füßen.

Solche Gedanken hatte ich. Sie beruhigten mich.

Mein Freund und ich ſchworen uns ewige Freundſchaft,

ewige Treue. Unter Thränen ward der Bund beſiegelt, den wir als junge Leute geknüpft, als junge Männer, bei frohen Liedern und traulichen Herzensergießungen, größer gezogen hatten. Es ſchlug neun Uhr, als mein Freund zu der Thüre des Karzergebäudes hinaustrat.

Und zur nämlichen Zeit trat der Pedell K. in mein Zimmer. Ich hatte noch einige kleine Rechnungen zu berichtigen, mein Karzergeld zu bezahlen u. ſ. w. Nachdem dies abgethan war, hob der Pedell alſo an:

„Es iſt halb zehn Uhr. Die Chaiſe hält im Gaſthaus zum Hecht, dicht an der Brücke. Ihre heftigſten Feinde ſind dort verſammelt, ich weiß es, aber gerade deshalb wird man nicht vermuthen, daß Sie von da Ihre Abreiſe antreten. Ich werde Sie führen. Ich bürge für Ihre Sicherheit und für den glücklichen Verlauf der ganzen Unternehmung. Und wenn Jene den Hof des Hechtes anfüllten und ſich auf ihr Signalement einſtudirt hätten, wie noch auf kein Colleg, ſo ſollten Sie demungeachtet ſicher reiſen. Keine Locke Ihres Hauptes ſollte unfreundlicher Berührung verfallen. Ich würde Sie durch die Haufen mitten hindurch führen und kein Menſch Sie, kein Menſch mich erkennen.“

Ich weiß nicht, ob der Mann jemals Yorik's empfindſame Reiſen geleſen hatte. Aber eine Reminiscenz lag in der Erwähnung der Haarlocke und nicht zuverſichtlicher konnte der Ton des franzöſiſchen Friſeurs in jenem Romane ſein, als er ſelbſt das ſtolze, mächtige Element der See nicht ſtark genug erklärte, eine von ihm gelegte Haarlocke aufzulöſen.

K. verband große Schlauheit mit vieler Entſchloſſenheit

und hatte noch schwierigere Dinge ins Werk gesetzt. Eine Vermummung für uns Beide war in der Nähe. K. ging mir voran; ich folgte. Durch die still gewordene Hauptstraße, der heiligen Geistkirche vorbei, befanden wir uns bald am Gasthaus zum Hecht. Drinnen ging's laut und stürmisch her. Wir traten in den Hof, wo bereits die Chaise angespannt stand; der Kutscher ziemlich lässig daneben. Die hellen Fenster der innern Zimmer und der Küche warfen große mächtige Vierecke in den Hof und auf die Stelle, wo die Chaise sich befand. Ich stieg in die letztere. Da rannten einige Studenten der Hausflur heraus. Ihnen Folgende riefen meinen Namen. Es war bekannt geworden, daß ich die Stadt verlassen würde und sie wollten bei K. genauere Erkundigungen darüber einziehen. Zum Glück vermutheten sie Diesen nicht so nahe. Aber die Chaise, im Begriffe abzufahren, und die zwei Männer davor, machten sie stutzig. Sie blieben stehen; es war zu befürchten, daß sie eine genauere Untersuchung anstellten. Da packte K. den Kutscher, der neben ihm noch immer verweilte, am Arm, und rief ihm in gebrochenem Deutsch zu: „Teufelskerl, warum nicht aufsteigen und fortfahren? Sehen's nicht, wie mein alt Vatt' die Zeit lang wird? Adieu, cher papa! A revoir!" Ehe ich mich versah, hatte K. den Kutscher auf den Bock gehoben und ihm mit einem tüchtigen Rippenstoße die Peitsche in die Hand gedrückt. Ich mußte heimlich lachen, noch im Augenblicke des Abschieds zu einem so erwachsenen Sohn gekommen zu sein. Aber wirklich hatte meine Vermummung mich wenigstens um vierzig Jahre älter aussehend gemacht.

Die Studenten ſtanden jetzt in Haufen um die Chaiſe und amuſirten ſich, als mein breitſchulteriger cher fils mit franzöſiſcher Lebhaftigkeit in die Chaiſe mir noch Kußhände zuwarf. Da zogen die Pferde an. Ehe ich mich verſah, war ich auf der Brücke.

Ich fuhr nun wieder den Weg nach Neuenheim zu, den ich ſo oft mit meinem Freunde wandernd zurückgelegt hatte. Die hellen Fenſter der Stadt waren theilweiſe ſchon erloſchen, da ſchlug es zehn Uhr, und im nämlichen Augenblicke gewahrte ich auch das Manſardenfenſter meines Freundes. Es war mit mehreren Lichtern reichlich erhellt (viel reichlicher als ſonſt zu dieſer Stunde am Orte unſerer Gymnaſialſtudien); glanzvoll ſpiegelte es ſich im vorbeiſtrömenden Neckar. In der Mitte des Fenſters aber, offenbar weit über die Brüſtung ſich lehnend, erſchien eine männliche Geſtalt. Sie breitete die Arme nach mir aus; ach, auch ich that's nach ihr hin, obgleich mich mein Freund — er war's offenbar — nicht ſehen konnte. Nur das Rollen des Wagens durch die Nacht hatte er gehört, und wie das entferntere ihm das Signal geweſen war, ſeine Lichter zu entzünden, ſo rief ihn ſein Näherkommen zum letzten Lebewohl der Liebe.

Momente dieſer Art ſind nicht geeignet, Reflexionen anzuſtellen, wohl aber, ſie zu erzeugen. Und ſo, als ich längſt dem Neuenheimer Crucifix und ſeinen Kaſtanienbäumen vorüber war, dachte ich erſt daran, daß bei meinen Wanderungen mit dem Freunde längs des Fluſſes mir ſein Fenſter nicht leuchtete, und nun, da es mir zum erſten Male mit dem vollſten Glanz geleuchtet, mir der Freund verloren war.

* * *

Der Justizamtmann hatte geendigt. Er war wieder auf seinem Platze angelangt und die um ihn sitzenden Frauenzimmer wollten nun noch Mehreres wissen. Was aus dem Freunde geworden sei? Ob er ihn nachher wieder gesehen? Unter welche Umständen? Ob sie noch Freunde seien? Der Justizamtmann ging auf diese Fragen ein, wie ein Inquisit, der nicht Alles gestehen will. Er sagte nur, daß der Freund wohl noch später zu ihm in Beziehungen gekommen, aber dann außerhalb Landes gezogen sei. „Wohin?" O viele Meilen weit von hier, antwortete der Justizamtmann. „Wie hieß er?" fragte der Vorsteher des Knabeninstituts keck. Der Justizamtmann versetzte trocken: „Das will ich gerade nicht sagen." — Ziemlich wahrscheinlich, daß der Blüthenduft und der Firniß aus springenden Knospen wilder Kastanien, womit das frühe Freundschaftsverhältniß des Justizamtmanns und seines Freundes überhaucht und überzogen gewesen war, bei späterem, kälterem Lebenswetter Lücken und Sprünge bekommen hatte.

Der Studirende der Medicin entwickelte unterdessen seinen Nachbarinnen, der gewesenen Walburg und abgeschiedenen Correggio, was Comment und insbesondere Holz- (Prügel-) Comment auf den deutschen Universitäten sei, als ihn der Finanzrath mit der Bitte unterbrach, seine Expositionen für eine andere Zeit aufzuschieben, indem jetzt sein, des Finanzraths, Beitrag zum Thema der hellen Fenster auf der Tagesordnung stehe. Und wirklich hielt auch sehr bald der Finanzrath vom schon beschriebenen Auftritte herab, mit viel Humor und nicht selten durch das

Lachen der Gesellschaft unterbrochen, den nachfolgenden Vortrag:

* * *

Die hellen Fenster im Wirthshause.

Mag man sagen, was man will, die schönsten, anziehendsten, muntersten und hellsten hellen Fenster sind und bleiben doch die hellen Fenster im Wirthshause. Zunächst freilich für Diejenigen, welche sie nicht sehen, weil sie dahinter sitzen, aber auch das Publikum extra muros oder außerhalb der Barrière mag sich billig daran ergötzen. Und wenn die Jurisprudenz die Menschen in Mannspersonen und Frauenspersonen, in Volljährige und Minderjährige, in Gesunde, Kranke und Gebrechliche, in Vernünftige und Unvernünftige u. s. w. eintheilt, so theile ich sie in solche ein, welche an einem Wirthshause vorbeigehen, und in solche, welche in dasselbe hineinschreiten. Die Ersteren kommen nicht weiter, als in die Region unbestimmter Sehnsucht, sie sind der traurige Positivus, auf welchen unmittelbar, und ohne langweiligen Zwischen-Comparativ, der Superlativ folgt. Vergebens, daß die hellen Fenster flimmern, vergebens, daß die Musik dahinter in munterm Jubel aufstürmt, die Gestalten der Kellner vorüberfliegen, die Köpfe der Gäste bald nach links, bald nach rechts sich drehen: die Wirthshauslosen wandeln vorüber. Anders die Wirthshäusler. Sie kennen die territorialen Verhältnisse der Tische, welche hinter den hellen Fenstern aufgepflanzt sind; sie sind vertraut mit ihren Ein- und Anwohnern, sämmtlich kaukasischer Race. Welcher Wein an dem oder jenem Tische

getrunken zu werden pflegt, wo die oder jene Kunde am Erfolgreichſten mitzutheilen oder einzuziehen iſt, ob die oder jene Speiſe heute als Prima-Donna auf dem Speiſezettel figurirt, warum jener Platz unbeſetzt iſt und warum um jenen ſich ſo viele Stehende drängen, nichts entgeht dem Wirthshäusler und er ſchwelgt in dieſen ſeinen Myſterien. „Er zählt die Häupter ſeiner Lieben und ſieh, es fehlt kein theures Haupt.“ Mit ſeinem Eintritt ins Zimmer iſt er ſelbſt eines dieſer theuern Häupter geworden. Lebendig, luſtig, lachend, zwiſchen Gläſerklang, Muſik, Geſpräch und fliegenden Champagnerpropfen, ſind ihnen die Freuden der Jugend und des Paradieſes wieder geworden. Sonſt geſchoren, wallt hier das Haar um ihre Schläfe, wie um Apoll's nachdem er den Python erlegt.

Aber ich breche ab, weil ich befürchten muß, meine verehrten Zuhörer zu rühren. Rühren iſt faſt ſo ſchlimm, als gerührt werden, denn es iſt die nächſte Staffel dazu. Alſo concentrire ich mich vom Ganzen auf einen Theil, von jener Reihe heller Fenſter des erſten Gaſthofes der Stadt auf lumpigte zwei derſelben, rechts über der großen Einfahrt. Da trat alle Abend, Sommers und Winters, Punkt 6 Uhr, eine kleine Männergeſellſchaft zuſammen. Es waren anſtändige Bürger, „Gevatter Schneider und Handſchuhmacher,“ die ſich in ſchlechten Zeiten ein hübſches Vermögen erworben hatten und nun theilweiſe auf ihren Lorbeeren ausruhten. Fern vom Geklirr der Gläſer, unberührt vom Rollen der Kegel- und der Billardkugeln, lebten hier die Männer ein ruhiges, thätiges Leben. Ich glaube nicht, daß ſie ſich

lauter Stimme den prosaischen Theil der Erzählung her, dem jedesmal die Worte: ici on dit, on conte et on fabloye eröffnen. Die eingewebten Verse, welchen immer ein ici on chante vorher geht, waren in Musik gesetzt, und wurden ohne Zweifel von einem Sängerchore gesungen und mit Instrumenten aller Art von den Jongleurs und Menestriers begleitet. Alle Verse jedes metrischen Einschiebsels haben gewöhnlich nur einen Reim — freilich sehr unvollkommene Reime, oft nur Anklänge, Assonanzen — bis auf den letzten Vers, der in der Regel nicht auf die vorhergehenden reimt, und eine Art von Stichwort für den Trouvere war, um ihm einen Wink zu geben, mit der prosaischen Erzählung wieder einzufallen, wenn der Sänger schwieg. Ich habe nach der angeführten Ausgabe übersetzt, welche die alte Urschrift in eine verständlichere Sprache umkleidete, aber mit den Versen in Rücksicht auf das Metrische sich mehr Freiheiten erlaubte, als mit dem prosaischen Theile. Auch darum also schon konnte es nicht passend seyn, die metrischen Formen genau nachzubilden, und auf keinen Fall würde der Erfolg die überwundene Schwierigkeit belohnt haben.

jemals daſelbſt mit Politik beſchäftigten, und kann mit Beſtimmtheit verſichern, daß ſie nie daſelbſt falſchmünzten. Der Schleier der Stille war um ſie gezogen, aber nicht der des Geheimniſſes und noch weniger der des Verbrechens. Nur ſelten ſah einmal ein Kellner zur Thüre herein, während doch das Thun der Männer die Augen der ganzen Welt nicht hätte zu ſcheuen brauchen. Sie ſpielten. Ob Boſton oder Whiſt, kann ich wirklich nicht ſagen, weil ich (Sie wiſſen es ja bereits zu meiner Schande) ſelbſt kein Spiel verſtehe, ſogar nicht mariage. (Der Finanzrath war noch Junggeſell.) Aber vielleicht iſt Ihnen möglich, aus dem Verlauf meiner wahrheitsgemäßen Erzählung auf die Natur des Spiels zu ſchließen.

Es war Winter und um 6 Uhr leuchteten alſo, wie im ganzen übrigen Gaſthofe, im Spielzimmer die hellen Fenſter. Gewöhnlich wurden zwei bis drei Spieltiſche arrangirt. Dann ſpielten Alle, bis auf einen Schneider, der, ganz gegen die Natur der Schneider, groß und dick war, und ſeine Maſſe zeitweiſe von einem Tiſche zum andern bewegte, das Spiel daſelbſt anzuſehen. Dieſes Beiſaſſenthum des Schneiders war man gewohnt; man genirte ſich deshalb nicht; der Schneider war ſo diskret, keinen Rath ertheilen zu wollen, und ſelbſt ſein Geſicht legte er in keine bedenklicheren Falten, wenn ein auch noch ſo bedenkliches Schickſal aus der Kartenmiſchung für den Spieler hervorſah. Ich glaube, daß dies weniger aus Gutmüthigkeit oder aus Kenntniß des Schicklichen geſchah, als weil er nichts von dem Spiele verſtand. Er ſah halt in die Karten, wie Andere in die ſchöne Natur, oder

in den Dampf ihrer Tabakspfeife, oder — im Vorbeifahren — auf's Straßenpflaster, oder in die Gesichter ihrer Geliebten (bitte tausend Mal um Verzeihung!) ohne dabei etwas zu denken. Es war eine Beschäftigung für ihn, bis es acht Uhr schlug, worauf er mit den Uebrigen in die eigentlichen Gastzimmer sich verfügte und Wein nebst Braten verzehrte.

Nun hatte sich aber eine Veränderung in jener ruhigen, stillen und doch nicht ganz theilnahmlosen Weise des Schneiders zugetragen. War die Hitze des Kamins daran schuld, oder machte sich das vorrückende Alter bei ihm geltend, oder hatte er an solchen Tagen zu viele Nadeln eingefädelt und die Augen dadurch in ungebührlichem Maaße angestrengt, genug, der Mann war schon mehrmals, Angesichts der eifrigen Spieler, auf seinem Stuhle eingeschlafen. „Und so saß er ohne Klage, saß zwei Stunden lang." Man kann sich denken, nicht wenig zum Verdruß der Spieler. Sie hatten sich an sein Zusehen gewöhnt, wie man sich an eine Gangthüre gewöhnt, die schellt, oder an den Nachtwächter, oder wie der verstorbene Philosoph Kant an den abgerissenen Knopf eines seiner Zuhörer. Er vertrat eine Art gelinder Oeffentlichkeit ihrer Verhandlungen und war dabei gar nicht gefährlich. Und nun das Interesse an ihrem Spiel so tief herabzusetzen, daß es al pari dem Einschlafen stand! Wirklich, sie hatten das beste Recht, den sanften, gleichgültigen Schlaf des Schneiders als eine symbolische Injurie gegen sich zu betrachten. Sie dachten auf Rache.

Aber wie sie vornehmen? — Eines Abends saßen sie

wieder zusammen an den drei Spieltischen und mitten drin der Schneider. Nach einigen kurzen Versuchen, dem Spiele zuzusehen, war er schläfrig geworden, hatte den Stuhl etwas zurückgezogen, den Kopf gesenkt, die Beine ausgestreckt, die Arme in einander gewickelt, und nun schlummerte er bereits in sanften Zügen. Der Moment war gekommen. Leise löschte man auf den Tischen die Lichter aus; es ward dunkel; Alles still; nur die Brust des Schneiders arbeitete unter deutlicher gewordenem, gar nicht zu verkennendem Schnarchen. Sein Nachbar stieß ihn leise an. Vergeblich. Abermals; da regte sich der Schneider; ein drittes, noch heftigeres Anstoßen, und es konnte kein Zweifel darüber obwalten, daß der Schneider wieder zum Leben erwacht sei.

„Trumpf aus!" rief da ein Schlossermeister am Tische rechts.

„Ich passe!" die feine Stimme eines Strumpfwebers am Tische links.

Am dritten Tische schien das Spiel gerade beendigt. Die, welche verloren hatten, bezahlten. Einer fand nach längerem Suchen nur großes Geld in seinem Beutel vor und bekam deshalb vom Andern gewechselt. Der Dritte und Vierte stritten sich über den Werth eines Sechsers. So weit war man gekommen, — in gespannter Erwartung, wie der Schneider sich dazu verhalten würde, — als dieser in ein lautes Geheul ausbrach.

„Ach, Ihr Brüder," rief er, „was Ihr da Alles thut, kann ich nicht sehen, ich bin blind!"

Die um ihn Sitzenden lachten.

„„Blind?““ ſagte der Schloſſermeiſter; „„Du haſt uns ja kaum erſt in die Karten geſehen.““

„Ja, und Deine Augen ſtehen ſo weit und glänzend offen, daß es eine Freude iſt, hineinzuſchauen,“ verſicherte ein College des Schneiders, welcher die Intrigue gegen dieſen hauptſächlich angezettelt hatte.

An den Tiſchen rechts und links nahm unterdeſſen das Spiel ſeinen Fortgang.

„Du mußt bekennen!“ rief abermals die tiefe, dem Schneider wohl bekannte Stimme des Schloſſermeiſters.

„Heb' ab!“ pipte der Strumpfweber.

Der Schneider lamentirte von Neuem, aber die Andern beharrten darauf, daß er ihnen ganz albern vorkomme. Einer von ihnen ſagte, daß er ihm das brennende Licht vor die Augen halten wollte (was er aber nicht that, denn es war keines da), und dieſer angebliche Verſuch vollendete des Schneiders Unglück. Sein Augenübel mußte ſchon einen furchtbaren Grad erreicht haben, da er auch nicht das Mindeſte von der Flamme des Lichts gewahren konnte. Alſo bat er ſeine Freunde, mit dem Spiel einzuhalten, einen Arzt zu rufen, ihn nach Hauſe zu bringen. Umſonſt. Der Geiſt von Lichtwer's Spielern ſchien in die Leute gefahren, die doch gegenwärtig nur Spieler — ſpielten. „Gewonnen!“ — „Verloren!“ — „Treff-Aß!“ — „Vik-König!“ — „Schippen-Bub!“ klang's bald von dem, bald von jenem Tiſche. Einer der Spieler that, als ſei ihm ein Kreuzer gefallen, den er dann ſchnell wieder aufhob. Ein Anderer verfuhr ähnlich mit einer Karte, die er beim Hinwerfen auf den Tiſch

allzuheftig geſchleudert haben wollte, ſo daß ſie dem Schneider auf die Beinkleider gefallen ſei, von wo ſie der Spieler mit Entſchuldigungen gegen den Schneider wieder aufhob.

Wenn der Schneider eine Züchtigung verdient hatte, ſo war ſie gewiß in vollem Maaße eingetreten, und ſeine Peiniger hätten die Sache nunmehr beendigen ſollen. Aber ſie konnten des Scherzes nicht ſatt werden. Zwei fingen wieder an Geld zu wechſeln, und prüften, mit Zuziehung eines Dritten als Schiedsrichter, das Gepräge eines neuen Guldenſtücks.

Da bäumte ſich der Zorn des Schneiders gigantiſch auf. Er rief: „Nun, da Ihr mich in meinem Unglücke ſitzen laßt und mir keine Hülfe leiſtet, will ich mir ſelbſt helfen. Bin ich um meine Augen, ſo ſollt Ihr auch die eurigen nicht behalten. Ich will ſie Euch ausſchlagen.“ Und kaum hatte er ſo geſprochen, als er mit unerhörter Kraft, wie Simſon die Säulen des Tempels, die Beine ſeines Stuhls aus ihren Fugen brach und damit links und rechts fürchterlich zu ſchlagen begann. Ein Glück, daß ſeine Schläge bei dem Dunkel des Zimmers unſicher fielen und daß die Nächſtſitzenden noch Zeit genug fanden, ſich zu retten. Vielleicht durch einen Zug ſeines Metiers, welches dem Eiſen nachſtrebt, hatte der Schloſſermeiſter hinter dem nahen Ofen ein Aſyl geſucht; der Strumpfweber war auf's Fenſter losgeirrt und in die Wolkenvorhänge hineingeſtiegen; ein reſpektabler Buchbinder ſaß unterm Tiſch und ein Regenſchirmfabrikant hatte ſich ins Bett gelegt, was in einem Winkel des Zimmers ſtand. Der ſchon erwähnte College des raſenden Schneiders aber

war auf allen Vieren der Wand entlang an die Thüre gekrochen, wo er nach einigem Suchen die Klingel fand und daran mit aller Macht zu zerren anfing.

Wenn's brennt, stürmt so der Thürmer. Kein Wunder, daß das unaufhörliche, furchtbare Läuten mit der Klingel den ganzen Gasthof aufstörte. Die Hand hielt ein, die nach dem Schoppen griff; der Arm, der das Queue geschultert hatte, sank erschrocken herab; das lebendigste Gespräch verstummte, am Wirthstisch, in der Küche, auf dem Gange. Man fragte: „Was ist?" und schnell war ein Theil der Bevölkerung des Gasthofs auf den Beinen, sich die Antwort zu holen. Alle Kellner, der Hausknecht, einige Kutscher, die auf Retouren warteten, die Bedienten einiger fremden Herrschaften, zwei Küchen- und drei Stubenmägde, nebst noch einigen ständigen Schoppengästen als Freiwilligen, rannten nach dem Zimmer Nummer 36, dem sonst so ruhigen und schweigsamen Spielzimmer. Man öffnete. Welcher Anblick! Die Spieltische umgeworfen; die Spieler drunter, oder in den Ecken, oder hinterm Ofen, oder als Genien der Angst zwischen den Wolkenvorhängen schwebend. An der Stelle heiterer Unterhaltung ein völlig passives Verhalten, mit Ausnahme des Klingelziehers, der die Kortel des Schellenzugs krampfhaft fest hielt und von Zeit zu Zeit, halb ohnmächtig, seine Anstrengungen zu erneuern suchte, und des rasenden Schneiders, der noch immer mit Gewalt auf die theilweise schon zertrümmerten Tische losdrosch.

„Ha, ich sehe wieder!" rief der Rasende, als man mit brennenden Lichtern in das Zimmer hereinstürmte und den

Greuel der Zerſtörung ſich beſchaute. Zugleich ging aber dem Schneider noch ein Licht auf. Nicht das ſchmeichelhafteſte. —

Verlangen Sie nach der Moral meiner Erzählung? Sie liegt nahe genug. Einmal, daß man nicht in Geſellſchaften einſchlafen ſoll. Sodann zweitens, daß man Niemanden foppen ſoll, am Wenigſten einen Eingeſchlafenen. Und drittens, daß man ſeinem Zorn ſich nicht allzu ſehr überlaſſen ſoll. Denn es iſt noch keineswegs gewiß, daß der raſende Schneider in Folge ſeiner Alteration keine Gallenkrankheit bekommen habe oder doch Gallenſteine in ihm ſich anſetzten, welche vielleicht nach zwanzig Jahren ſein Lebensende auf ziemlich elende Weiſe herbeiführen.

Wer aber an jenem Abende in der Nachbarſchaft gerade zu der Zeit nach dem Gaſthofe hinüber ſah, zu welcher erſt der Muthwille und dann der Zorn in jenem Zimmer Nummer 36 ihr Spiel trieben, wie mußte er erſtaunen, daß da keine hellen Fenſter blinkten! Aehnlich dem Aſtronomen, wenn plötzlich zwei helle Sterne am Firmamente zu leuchten aufhörten. Bis dahin allabendlich, Jahre lang, die zwei hellen Fenſter und nun tiefe Dunkelheit! „Wer über manche Dinge den Verſtand nicht verliert, hat keinen zu verlieren!" ſagt Jemand in der Emilia Galotti, und ich hätte es geſagt, wäre einem ſolchen beobachtenden Nachbar der Verſtand damals ausgegangen. — Eine bange, zagvolle Viertelſtunde iſt vorüber. Da plötzlich füllt ſich der dunkle Raum wieder mit Licht, die erſchreckende Lücke in der funkelnden Reihe beſteht nicht mehr und es funkeln nach wie vor — auch in

Nummer 36, in dem Spielzimmer rechts über der großen Einfahrt, — die hellen Fenster.

* * *

Diese Erzählung hatte viel Heiterkeit angeregt. Man lachte noch darüber, als der Studirende der Medicin den Auftritt mit einem Hefte in der Hand hinauf stieg.

Er las:

* * *

Die hellen Fenster in der Conciergerie.

Ich war kaum einige Tage in Paris, als ich einen Freund ersuchte, mich nach der Conciergerie zu führen. Sie ist, wie sie wissen, das älteste Gefängniß von Paris, mitten in der Stadt, auf der ile de la cité gelegen, und mit der préfecture de police und dem palais de justice dicht zusammen gebaut. Diese Lage erklärt zugleich ihre hauptsächlichste Bestimmung. Verbrecher, welche in Anklagezustand versetzt sind und dort die Entscheidung der Gerichte abwarten, sind ihr als regelmäßige Bewohner zugewiesen. Die Verhöre, die Gegenüberstellungen, die Urtheilspublicationen machen sich leichter und fordern weniger Aufenthalt, wo der Angeschuldigte gewissermaßen der Nachbar des Untersuchungsrichters und des urtheilenden Tribunals ist. Dabei sicherte noch ein Umstand der Conciergerie eine besondere Wichtigkeit unter den Gefängnissen von Paris. Nicht für die zu Gefängniß oder zu den Galeeren Verurtheilten, sondern für Andere, oft nicht Schuldigere, aber häufig Unschuldigere. Man hatte von da nicht weit bis zur place de grève, dem Platz der öffentlichen Hinrichtungen. War der verhängnißvolle Karren,

die Bahre der Lebenden, wie Barrère mit fürchterlicher Laune sie nannte, der Conciergerie herausgefahren, dann bedurfte es nur eines kurzen Wegs über den pont au change, am quai de Gèvres und quai Pelletier hin, um auf jenen Platz gelangt zu sein, der alle Dynasticen der Pariser Hinrichtungsarten — Schwert, Strick, Zerreißen durch Pferde, Beil und Guillotine — sah.

Durch das Studium ihrer wichtigsten historischen Momente hatte ich mich auf den Aufenthalt in der Hauptstadt Frankreichs vorbereitet. Die Revolution von 1789 nahm unter jenen Momenten die erste Stelle ein. Obgleich ihre Wurzeln durch ganz Frankreich schlingend, wucherte und trieb doch ihre Haupt- und Pfahlwurzel unter den Palläſten und Gefängnissen, den Gelehrtenanstalten und Wohnungen einzelner, stürmender und kühner Geister von Paris. Wo ich aber bei Durchlesung der Geschichten der Revolution, der Biographieen ihrer Opfer und ihrer Opferer, auf die letzten Seiten kam, da trat mir — in den meisten Fällen — der Name der Conciergerie unheildrohend und erschreckend entgegen. Was Wunder, daß es mich gelüstete, die Stätte zu sehen! Denn die Steine sprechen. Man muß nur das Ohr dicht daran halten, oder die Seele.

Mein Freund führte mich nach der Conciergerie: eine alte, schwarze Häusermasse, die Widerwillen erregt und deren Aeußeres das Innere verkündet. Alle Gefängnisse Frankreichs sind verbessert, menschlicher eingerichtet, auf die Conciergerie allein hat sich diese Fürsorge bis jetzt nicht erstreckt. Wir gingen durch dunkle Gänge, über finstere Höfe hin.

Polizeidiener, grämliche Schließer, ſinnende Advokaten, ernſte Richter, Zeugen, die auf den Ruf zur Vernehmung warteten, waren die Leute, die uns begegneten. Dazwiſchen ſchlichen ſich denn auch wohl ſorgenvolle Angehörige von Gefangenen, welche dieſe zu beſuchen kamen, oder trieb ſich die Menge, welche die Durchgänge des palais zur Abkürzung ihrer Wege benutzte.

Der Eindruck, welchen die Conciergerie auf mich machte, war höchſt unangenehm. Aber — ſonderbar! — während die Folgezeit dieſem unangenehmen Eindrucke noch bedeutende Gewichte zulegte, war ſie zugleich bedacht, von einer andern, ganz ungeahnten Seite her, dieſen ſämmtlichen unangenehmen Eindrücken, dieſen Bildern aus der irdiſchen Unterwelt, einen (wenn ich ſo ſagen darf) freundlichen und anſprechenden Rahmen zu verleihen.

Mein Freund hatte eine Auditeurſtelle bei dem Tribunal zu verſehen und arbeitete regelmäßig daſelbſt bis um 5 Uhr Nachmittags. Ich holte ihn dann ab, um unſer Eſſen gemeinſchaftlich in einem der vielen Speiſehäuſer der Boulevards einzunehmen. Manchmal verzögerte ſich ſein Kommen etwas. In dieſem Falle trat ich in die Wohnung eines alten Portiers der Conciergerie ein, mit welchem mein Freund mich bekannt gemacht hatte, und wartete dort das Kommen meines Freundes ab.

Der alte Portier war ein Pariſer im beſten Sinne des Worts. Gutmüthig, leichtgläubig, etwas prahlend, lebhaft, geſprächig, hatte er zugleich die Geſchichte des Orts, an dem er ſein Amt übte, wahrhaft in ſich herein gelebt. Er war

Aucassin und Nicolette.

Von frohen Dingen aus alten Tagen
Soll euch mein gutes Liedchen sagen,
Und wie von treuer Lieb' erglühn
Nicolette und Aucassin;
Wie er viel große Noth erlitt
Und mit so wackerm Muthe stritt
Für Liebchen, lilienweiß.
Was unser Lied vom Pärchen weiß,
Das singt es wahr und treu.
Und wahrlich niemand, wer es sey,
Hört ohne Trost und unerfreut,
Und hätt' er Angst und schweres Leid,
Und läg' er matt und krank im Bette,
Das Lied von Aucassin und Nicolette.

Graf Bongars von Valence lag in so grausamer Fehde mit dem Grafen Garins von Beaucaire, daß nicht ein Tag verging, wo er nicht vor den Thoren und unter den Mauern der Stadt erschienen wäre

als blutjunger Menſch dahin gekommen, die Republik, die Kaiſerzeit, die Reſtauration, hatten ihm zum Mann, zum Greis darin werden ſehen. Von der Natur mit einem geſunden Verſtande begabt, mit einem warmen Gefühl eine bewegliche Einbildungskraft verbindend, hatte die große Lehrerin die Erfahrung ihn in eine wirkſamere und bildendere Schule genommen, als jemals von dem Lehrer ſeines Kirchſpiels geſchehen war. Ein Sohn und zwei Töchter gingen ihm in ſeinem Geſchäfte zur Hand, ebenfalls recht tüchtige und angenehme Leute.

Bald ſtanden wir auf einem durchaus freundlichen Fuße mit einander. Oft hatte kaum die Uhr auf Nôtre-Dame die vierte Stunde des Nachmittags verkündigt, als ich auch ſchon aus meinem quartier latin aufbrach und nach der Conciergerie eilte. Der Portier erzählte mir dann aus ſeinem vergangenen Leben, die Töchter von den Sommervergnügungen vor den Barrièren, in Vincennes, St. Cloud u. ſ. w., und der Sohn von den Revolten aller Art, welche noch nie aufgehört haben, Paris von Zeit zu Zeit zu beſchäftigen. Zu dieſen Revolten oder vielmehr zu ihren Ergebniſſen beſaß der Portier nebſt ſeiner Familie ſo recht eigentlich den Schlüſſel.

An einem finſtern und ſtürmiſchen Tage — wir näherten uns ohnedies ſchon dem November — brannten bereits die Lichter und Laternen in den Höfen und Gängen der Conciergerie, als ich nicht lange nach vier Uhr Mittags in das kleine Zimmer des Portiers hineintrat. Die Töchter waren um ihn mit weiblicher Arbeit beſchäftigt und der Sohn putzte

ſich ſeine Flinte zurecht, während der Alte ſelbſt in großer Behaglichkeit den Seſſel am Fenſter einnahm. Dieſes Fenſter war auffallend groß, um, nebſt dem nahen Thor auch noch den größten Theil des Hofes überſehen zu können.

Ich ſetzte mich zu dem Alten. Mein Blick flog durch die Scheiben des Fenſters und nahm zum erſten Male eine Menge heller Fenſter im Inneren des Gebäudes wahr. Beſonderen Glanz aber warf ein ſolches Fenſter, welches, gerade der Wohnung des Portiers gegenüber, über einer Thüre ſich befand, die gerade zur wichtigſten Abtheilung der Gefängniſſe der Conciergerie führte.

„Ei, wie hübſch!" ſagte ich zum Portier, indem ich auf die hellen Fenſter zeigte.

„„Ja," erwiederte er, „„und noch hübſcher, wenn die Geſchichte dieſer hellen Fenſter uns in eine, wenn gleich ſchreckliche, doch intereſſante Zeit zurückverſetzt, in eine Zeit, wo dieſes Gerippe (er deutete auf ſich) noch jung war, und in eine Zeit, aus welcher, ſo ſchuldvoll damals Viele geweſen ſein mögen, doch kein Vorwurf nach unſer Einem herüberreicht.""

Der Alte ſtrich ſein ſchneeweißes Haar auf die Seite und fuhr dann folgendermaßen fort:

„„Es war ſchon viel Blut gefloſſen. Da — eines Abends — flammte das Fenſter drüben in beſonders lebhaftem Glanze. Ich fragte den Lichterbeſorger. „Habe viel Oel aufgießen müſſen," lachte dieſer. „Die Conciergerie bekommt heute Nacht neuen Beſuch. Es iſt nicht ganz nahe vom Tempel hierher. Und doch ſoll erſt ſpät der Transport

vor ſich gehen.“ Vom Tempel! Im Tempel-Gefängniß hatte Ludwig XVI. geſeſſen, aber der war ja bereits den Anſtrengungen ſeiner Feinde erlegen. Im Tempel ſaßen noch die verwittwete Königin und ihre Schwägerin, die Prinzeſſin Eliſabeth. Alſo mußte man die Ankunft einer von dieſen erwarten.““

„„Es war tiefe Nacht; alle die andern hellen Fenſter hatten aufgehört zu leuchten, nur drüben das glänzte in heftigem, brennenden Lichte. Mein Vater hatte ſich ſchlafen gelegt (er war mein Vorgänger im Amt), und ich ſaß, wie gegenwärtig, an dem Fenſter hier auf dem Stuhl. Denn auch an uns war unterdeſſen vom Aufſeher dieſes Theils der Conciergerie der Befehl gekommen, Nachts für Oeffnung des Thores uns bereit zu halten.““

„„Den Kopf aufgelegt, ſtarrte und ſtierte ich in die Flamme des Fenſters drüben. Ordentlich eine blutige Farbe hatte ſie angenommen und ſie züngelte dabei und ſprühte, als wolle ſie einen Gegenſtand packen und vernichten. Da rollte ein Wagen immer näher; er hielt; an das Thor pochten die bekannten Schläge. Ich ſchnell heraus — es war eine ſchöne Auguſtnacht — und öffnete. Der Wagen, eine halbbedeckte Chaiſe, fuhr in den Hof und hielt alsbald ſtill. Einige Municipalgardiſten ſtiegen ab, vom Bock, vom Auftritt hinten und aus der Chaiſe ſelbſt. Dann verließ noch Jemand dieſelbe. Es war eine ſchwarz gekleidete Dame. Sie ſtand einen Augenblick ſtill und beſah ſich das Gebäude. Das helle Fenſter drüben warf auf ſie die ganze Macht ſeines Lichts. Ich hatte das Thor unterdeſſen geſchloſſen und war näher

getreten. Der Blick der Dame fiel auf mich. Sie schien etwas sagen zu wollen, aber mit einem unendlich schmerzlichen Zuge schloß sich schnell wieder ihr Mund. Ich erkannte sie. Es war die Königin, oder, wie man damals sagen mußte, die Wittwe Ludwig Capet's. Wie manchmal hatte ich sie gesehen, schön, anmuthig glänzend, mit reichem, prächtigen Gefolge. Und nun! Der Gram hatte ihre Züge zerstört; was davon noch übrig war, sollte die Conciergerie hier vollenden. Ihre reichen dunkelblonden Haarflechten waren schon längst durch die Angstnacht in Varennes gebleicht worden. Ehemals in Seide und Purpur, fiel hier nichts Glänzendes um sie her, als der Strahl des Fensters, das den Eingang in ihren neuen Kerker beleuchtete. Die Thüre öffnete sich, ein Municipalgardist trat näher und forderte die Königin auf, hineinzutreten. Mit Anstand und Würde hörte sie ihn an; mit Anstand und Würde fügte sie sich in das Unvermeidliche. Sie schritt durch die Thüre. Diese verschloß sich und bald darauf erlosch auch der Schein des hellen Fensters.""

„Ach!" sagte die eine Tochter des Portiers, indem ihr die Thränen in die Augen traten, „sie hatten der Armen einen recht abscheulichen Kerker angewiesen."

Ja! setzte die Andere lebhaft hinzu, und Sie können ihn heute noch sehen. Er ist in eine Kapelle mit einem Altar umgewandelt.

„„Zwei Monate drauf,"" fuhr der alte Portier fort, „„wurde Marie Antoinette durch den Convent vor Gericht gestellt und vierzehn Tage nachher endigte der Tod ihre Leiden auf dem Platze Ludwig's XV.""

Eine kurze Pauſe trat ein. Der alte Portier war ſelbſt gerührt, aber nicht lange; vielmehr ſchlug ſeine natürliche Lebhaftigkeit plötzlich durch.

„„O!““ rief er und lachte, „„und von dem letzten Bankette der Girondiſten haben Sie doch ebenfalls gehört. Aber ſo weit ſind wir noch nicht; ich muß von früher anfangen. Genug, die Girondiſten waren vom Tribunal zum Tode verurtheilt worden. Einer von ihnen hatte unmittelbar nach Verkündigung der Sentenz, noch im Gerichtsſaale, ſich das Herz mit einem Dolche durchbohrt und war augenblicklich todt geblieben. Der Arme, er hieß Valazé, und ſein Sohn ſtand noch vor Kurzem als General in der Armee. Ach, es muß unendlich traurig ſein, als Sohn ſolche Erinnerungen mit ſich umher zu tragen! — Gerade 14 Tage nach dem Tod der Königin, Abends gegen 10 Uhr, brannte wieder jenes Fenſter drüben in ſeiner dunkelgelben, ins röthliche ſpielenden Gluth. Diesmal rollte kein Wagen, aber der Klopfer rührte mächtig ans Thor, und ich beeilte mich, zu öffnen. Fackeldampf ſchlug mir entgegen und Waffen wurden dazwiſchen ſichtbar. Die Fackelträger traten ein, die Wachen ebenfalls, und, zwiſchen ihnen, theils behaglich einzeln ſchlendernd, theils ſich führend und im Geſpräch, die zwanzig gefangenen Girondiſten, welche vor Kurzem ihr Todesurtheil eröffnet bekommen hatten. Im Hauſe war unterdeſſen ihre Rückkunft allgemein bekannt geworden. Aber die Fenſter des Saales hatten ſich bedeutend erhellt, während zwiſchen das helle Licht der übrigen Fenſter im Hofe ſich die Geſtalten der drin ſitzenden Gefangenen drängten und durch

die dichten Eisenstäbe zu blicken sich bemühten. Es gab e
Stillstand an derselben Stelle, die Sie da drüben vor
sehen. Noch wußte ich nicht, warum. Man bildete e
Kreis; erst die Gefangenen, dann die Bewaffneten. Vier
sechs Männer traten in den Kreis, welche etwas Schw
und Großes trugen. Gewiß, Sie denken sich's; es war
Leichnam Valaze's. Man hatte ihn schnell auf eine Ba
legen, und, mit einem blutigen Tuch bedeckt, in Gesellsc
seiner Freunde ins Gefängniß zurückbringen lassen. Wen
auch der öffentlichen Hinrichtung entgangen war, so sollt
doch nicht dem traurigen Schaugepränge entgehen, wel
jene Hinrichtung begleitete. Wie müde lag sein blasses Ha
auf der Seite; die rechte Hand noch nach dem Herzen gezu
die linke Hand gerade an dem Leibe anliegend. Das Fen
warf seinen ganzen hellen Schein auf den Leichnam, de
Züge unter dem spielenden, zuckenden Lichte beinahe das A
sehen eines wiederkehrenden, unheimlichen Lebens abs
gelten.""

„„Einige Gefangene waren näher getreten und hatten
Todten mit Theilnahme betrachtet. Einer faßte seine H
und küßte sie. Da trieben aber die Wachen zum Aufbru
Der Zug verlor sich innerhalb jener Thüre und bald wa
die Gefangenen im Saale angelangt.""

„„Ich habe Ihnen vorhin schon vom Lichterschein
sagt, der aus diesem Saale leuchtete. Wie es drinnen a
sah, kann ich Ihnen im Uebrigen aus eigner Anschaun
nicht sagen. Ich sah nur die hellen Fenster und hörte b
weilen das laute Gespräch, das schallende Gelächter,

kräftigen Gesang der zum Tode verurtheilten Girondisten. Aber ein Gefängnißwärter erzählte mir nachher, das gemeinschaftliche Mahl, welches regelmäßig alle Abende die gefangenen Mitglieder der Gironde in jenem Saale vereinigte, sei an jenem Abende besonders splendid gewesen. Bis um 5 Uhr Morgens dauerte es. Dann trennten sich die Gefangenen, um noch etwas zu schlafen und ihre Angelegenheiten zu ordnen. Mit demselben Muthe, mit welchem sie getafelt hatten, fuhren sie zum Tode. Der Leichnam Valazé's auf einem einspännigen Karren ihnen nach. Noch ehe die Mittagsstunde des andern Tags erschienen war, beschien ein trüber, regnerischer Tag die abgeschlagenen Häupter der Zwanzig.""

„Und sieht man auch den Saal der Girondisten hier aus Ihrem Zimmer?" fragte ich nach einer Pause den Portier.

„„Er ist gar nicht mehr vorhanden,"" antwortete der Portier. „„Lange in der Conciergerie unter dem Namen der Gironde bekannt, mußte er endlich neueren Bauten weichen. — Dagegen sehen Sie dort, in jener Ecke, wo das falbe Licht durch's Gitter schimmert, die Gefängnißzelle Barnave's. Ha, das war ein Redner! Man dachte gar nicht mehr an ihn, als er, schon 15 Monate lang auf seinem Landgute bei Grenoble gefangen gehalten, hierher in die Conciergerie gebracht ward. Nun freilich, von da bestieg er bald das Schaffot.""

„„Aehnlich geschah's von diesen Räumen aus — um hundert Andere nicht zu nennen — der Gräfin Dubarry und

Danton mit ſeinen Freunden. Die Gräfin, obgleich ſchon 49 Jahre alt, war doch noch ſchön. Danton, ich brauche Ihnen nichts von ihm zu ſagen; ſein Namen iſt einer der großen, wenn auch roth gedruckten Buchſtaben in dem Alphabete der Revolution. Die Prinzeſſin Eliſabeth, Schweſter Ludwigs XVI., ein Engel an Güte, ſodann die Roland, — ſie Alle weilten hier in dieſen Hallen; hinter jenen Fenſtern haben ihre einſamen Lampen geſchimmert, hinter jenen Fenſtern dachten ſie an ihr Schickſal, an ihr Urtheil, an ihren Tod. Dort beſtätigten ſie ihre Ueberzeugungen oder beklagten ihre Irrthümer, wie gerade ihr Charakter oder ihre Stimmungen von dem, was ihnen geworden war oder bevorſtand, beherrſcht wurden. Ja, die Meiſten, beſonders die meiſten Frauen, ſahen dem Unvermeidlichen mit Ruhe entgegen. Nur die Dubarry — es war freilich ein ſchrecklicher Contraſt — verging faſt unter dem Gewichte des gegen ſie geſchleuderten Todesurtheils. Welche Thränen mag ſie an der niedrigen Brüſtung ihres Fenſters, was Sie nicht ſelbſt, ſondern deſſen Schein Sie nur an der ihm gegenüberliegenden Mauer ſehen, vergoſſen haben! Wie mag ſie dort verzweiflungsvoll gerungen haben nach friſcher Luft und nach Freiheit! Wie mag ſie ſich dort zurückgeſehnt haben nach den Goldgemächern ihres königlichen Freundes, nach ihrem ſchwelgeriſchen Landſitze oder nach England, wo ſie ſo ungefährdet hätte bleiben können! Nichts von ihr iſt zurückgeblieben, als jener matte Strahl, beſtimmt, auch in wenigen Stunden auszulöſchen, wie ſie!""

Die ältere Tochter des Portiers weinte, die jüngere ſah

munterer drein, aber Beide sprachen in sich hinein ein kurzes Gebet zum Heile der schönen, unglücklichen Sünderin. Der Sohn des Portiers hatte unterdessen sein Gewehr fertig gemacht und der Alte prüfte es ruhig mit seinem scharfen, dunkeln Auge. Es klopfte an das Thor; die jüngere Tochter eilte hinaus, um zu öffnen. Es war ein Polizeicommissär, der den Kastellan der Conciergerie von neuen Verhaftungen Nachricht gab, und folgeweise von Gefängnissen, welche in der Conciergerie alsobald fertig zu halten seien.

Es schlug 5 Uhr und gleichzeitig trat mein Freund in das Zimmer des Portiers, um mich zum Tische abzuholen. Bald darauf verließ ich Paris. Noch oft aber gedenke ich des alten Portiers und seiner Familie. Wenn mir aber zufällig ein Plan der großen Seine-Stadt in die Hände fällt, dann suche ich auch die Conciergerie mit ihren Höfen auf, und wie Lichterschimmer, wie der Schein heller Fenster, quillt es aus ihnen zu mir herüber.

* * *

Man hatte den Vortrag des jungen Mannes, der so eben gesprochen, mit Theilnahme angehört. Er verließ den Auftritt und zeigte dem Löwen des Fiesco an, daß nunmehr der Fremde, den er mitgebracht, etwas vorzutragen wünsche. Der Löwe des Fiesco schüttelte mit seinem Haupte Beifall, worauf der Studirende seinen Freund ersuchte, seinen Vortrag zu beginnen. Letzterer schickte sich auch dazu an und las vom Auftritte herab mit einer angenehmen Stimme, wie folgt:

* * *

Das helle Fenster im Erdgeschoß.

Weihnachten! Wem schlägt das Herz nicht bei dem Namen! — Die Franzosen kennen es nicht; das stolze Volk Britanniens ist ihm fremd; nur in Deutschland hat es seine echte, rechte Heimath. Was wir als Kinder hatten und waren — unsere Eltern, unsere Geschwister, unsere Spiele, unsere Befürchtungen und unsere Hoffnungen — ist in den Namen Weihnachten übergezogen, wie der Duft edler, längst zerstobener Gewürze in das schön gestickte, darüber gebreitet gewesene Tuch. Und noch sind sie selbst da, die Weihnachten; zwar nicht mehr in dem Glanz der Jugend, der Zeit, welche keine Vergangenheit kennt oder doch keine Schatten in derselben, aber freundlich genug, um selbst bis zum Greisenalter unsere Liebe und unser Interesse an sich zu fesseln.

Wenn am 24. December, Abends, die Fenster in den Besuchstuben nach und nach hell werden, wenn das Eis daran schmilzt, wenn die Kronen der Zuckerbäume mit ihrem dunkeln Grün in die Lichter herabschauen und nach und nach einzelne Lichter, kleine, besonders funkelnde, in jene Kronen sich verlieren, o dann beginnt das Interesse, von welchem ich so eben gesprochen, seinen neuen Wandelgang. Sind wir auf der Straße, so suchen unsere Blicke die Fenster und bleiben an den hellsten haften; sind wir zu Hause und nimmt uns in den eigenen Zimmern keine Beschäftigung jener Art in Anspruch, so öffnen wir trotz Sturm, Schnee oder prickelnder Kälte die unsrigen und schauen die Straße auf und ab,

mit hundert Rittern und tausend Fußknechten, das Land sengend und verheerend, und die Bewohner erschlagend. Garins, alt und schwach, hatte ausgelebt, und er besaß nicht Erben noch Erbinn, als einen schönen Knaben, schlank, wohl gebildet, mit blonden lockigen Haaren, hellen freundlichen Augen, offnem einnehmenden Angesichte, und reich begabt mit guten Eigenschaften und Tugenden, und nichts war an ihm zu tadeln, als daß er von der Liebe, die alles überwindet, sich so sehr überwältigen ließ, daß er nicht Ritter werden, nicht die Waffen nehmen, nicht ritterliche Turniere besuchen, noch irgend etwas thun wollte, was seiner Herkunft ziemte.

Lieber Sohn, sprachen seine Aeltern zu ihm, nimm deine Waffen, steige zu Pferde, vertheidige dein Gebiet und schütze deine Leute; wenn sie dich in ihrer Mitte sehen, werden sie ihr Leben und ihre Habe, ihr Land und ihre Mauern besser beschützen.

Wovon redet ihr, Vater? sprach Aucassin — so hieß der Jüngling — möge Gott mir nie gewähren, was ich von ihm erbitte, wenn ich Ritter werde, oder ein Streitroß besteige, oder in Turnieren kämpfe, oder im ernstlichen Gefechte den Rittern die Stärke meines Armes zeige und die Kraft des ihrigen versuche, ehe ihr nicht Nicolette mir gegeben habt, meine süße Freundinn, die ich so sehr liebe.

wie der Feldherr, der ſeine ſchön geſchmückte, funkelnde Reihe muſtert. Ha, gerade gegenüber ſind Vater und Mutter beſchäftigt, die letzte Hand an den Zuckerbaum zu legen! Alle Lichter brennen ſchon. In der Nebenſtube flimmerts dagegen ganz dämmerig. Die Kinder ſitzen drin, können ihre Neugier, ihr Verlangen kaum bändigen. Da ergreift die Mutter die Schelle, die Thüre geht auf, die ungeduldige Schaar ſtürzt herein, und wie ein wimmelnder Ameiſenhaufen verbreitet ſie ſich um die reich geſchmückten und reich beladenen Tiſche. Wahrlich, die Bäume ſind noch nicht lichterbedeckt, die Fenſter ſind noch nicht hell genug, wenn ſie die Freude, den Dank, das Erſtaunen und alle jene andern Empfindungen, die ſich am Liebſten und Reinſten die Herzen der Kinder zu ihren heiligen Kapellen auswählen, würdig beſtrahlen und einrahmen ſollen! —

An einem ſolchen Weihnachtabend war es, als Wilhelm — ſo wollen wir ihn nennen, — einer Stadt wieder hereinfuhr, die ihm ſonſt ſehr bekannt geweſen. Er hatte dort als Eleve einer Forſtlehranſtalt einige Zeit ſich aufgehalten, und mit einem, damals noch an der Grenze der Kindheit ſchwankenden, höchſt liebenswürdigen Mädchen ein Verhältniß herzlicher Neigung geknüpft. Aber kaum in die Heimath zurückgekehrt, fand die Verhaftung Wilhelms ſtatt. Es waren Ausſagen gegen ihn gemacht worden, welche eine Theilnahme deſſelben an einer durch die Statuten jener Anſtalt verbotenen Verbindung bekundeten. Erſt die Detentions- und dann die Strafhaft zogen ſich hin; es waren Jahre vergangen; ein ſtrenges Verbot der Correſpondenz

hatte vorgelegen und Wilhelm war völlig unbekannt mit dem Schickſale ſeiner Geliebten geblieben. Nach wiedererlangter Freiheit ſäumte er nicht, dies einzuholen. Daran knüpfte ſich aber die weitere Frage: Ob die Geliebte ihres einſtmaligen Verhältniſſes noch in Liebe und Treue gedenke?

Um die Mitte Decembers beſtieg Wilhelm den Poſtwagen und am vierundzwanzigſten des nämlichen Monats — alſo am Tage vor Weihnachten — nahm er einige Stunden vom Orte ſeiner ehemaligen forſtlichen Studien das Mittagsmahl ein. Zwei ſeiner Tiſchnachbarn ſprachen von dieſem Orte. Der Eine kehrte nach vieljähriger Abweſenheit dahin zurück; der Andere war nicht weit davon zu Hauſe. Jener erkundigte ſich nach Perſonen und Sachen; Dieſer gab, ſo viel er konnte, Auskunft. Wilhelm ſuchte ebenfalls hiervon Nutzen zu ziehen. Er fragte nach ſeinem ehemaligen Hausherrn, ſeinem ehemaligen Speiſewirth, und gar, glaube ich, nach ſeinem ehemaligen Schuhmacher. Der Nachbar war mit Antworten nicht faul, und Wilhelm hielt nun die vollſtändigſte Unbefangenheit gewahrt, wenn er ſich nach einer Tochter der Frau N. N. erkundigte.

„Ach," antwortete der Nachbar, „die iſt längſt verheirathet und hat recht artige Kinder; auch von ihrem Mann hörte ich nur Günſtiges."

Wilhelm erblaßte. Ueber die Identität ſeiner Geliebten mit der jungen Frau war kaum ein Zweifel möglich. Denn wenn gleich ſein Nachbar den Vornamen derſelben nicht wußte, ſo war ihm doch nicht unbekannt geblieben, daß ſie mit einem Forſteleven von da und da (der Wohnort traf

genau ein) verlobt gewesen sei, der aber späterhin verhaftet und auf Lebenslang in die Eisen verurtheilt worden. Unter andern Verhältnissen hätte Wilhelm über das ihm hier so nachträglich publicirte Strafurtheil gelacht; aber so berührte es ihn nur obenhin und nicht einmal einen Verdacht faßte er auf diese unrichtige Angabe hin, daß auch die übrigen Mittheilungen des Nachbars nicht so ganz gegründet sein möchten.

Einige Stunden später hatte Wilhelm das Ziel seiner Reise erreicht. Seine Effekten ließ er auf der Post; denn was konnte er Eilenderes thun, als nach der Wohnung der Geliebten zu eilen, ihre Verhältnisse auszuforschen, und, war es wirklich so, wie er annehmen mußte, mit einer Masse zertrümmerter Hoffnungen in die Heimath alsbald zurückzukehren?

Die Wohnung der Mutter der Geliebten war gleicher Erde in einem alterthümlich gebauten Hause der Vorstadt. Gegenüber befand sich ein Eckhaus mit einem Abweisstein. Er sollte Wilhelmen zunächst für seine heutigen Beobachtungen dienen.

Der Abend war dunkel, stürmisch. Die Laternen wankten an den über die Straßen gezogenen Seilen und Ketten hin und her und verbreiteten ein unsicheres Licht. Auch in den Häusern war die erste Weihnachtsfreude bereits abgeblüht; die regelmäßige Zahl der Lichter brannte wieder und die Kinder spielten mit den geschenkt bekommenen Spielsachen.

Wilhelm war den Abweisstein hinaufgestiegen. Seine Augen suchten das gegenüber liegende Fenster. Vor Jahren war innerhalb desselben der Lieblingssitz seiner Geliebten

gewesen. Hinter dem sauber gefälteten Vorhänglein, einen Blumenstock auf dem Arbeitstische vor sich, harrte sie da gerne des Vorbeigehens ihres theuern Wilhelms. Und wenn er kam, dann rollte das eine Vorhänglein an der Eisenstange halb zurück, ein freundlicher Gruß sprang hindurch, ein freundlicher Gegengruß drang herein, es war ein Nehmen und ein Geben, wie die Engel thun.

Heute stand kein Blumenstock hinter dem Fenster (waren die Blumen daran verblüht?) aber ein heller Schimmer drang hindurch und man konnte jeden Gegenstand im Zimmer deutlich erkennen. An einem kleinen Tisch, mit dem Rücken nach dem Fenster gekehrt, saßen ein Mann und ein Frauenzimmer, die Stühle dicht neben einander gerückt und in traulicher Umschlingung. Mehrere Kinder spielten um sie her. Auf den Mann fiel der Schlagschatten eines daneben befindlichen Gegenstandes, während das Frauenzimmer in ziemlich hellem Lichte dasaß. Dies mehrte sich bedeutend, als zwei von den Kindern die Erlaubniß erhalten hatten, den nicht weit vom Fenster befindlichen Zuckerbaum nochmals anzuzünden. Schnell war dies Geschäft erledigt und das Frauenzimmer wurde dadurch auf's Vollständigste sichtbar. Es war dieselbe feine, zierliche, und doch keineswegs klein gebaute Gestalt, deren Bild Wilhelm's Jugendträume erhellt und die Wände seines Gefängnisses verschönert hatte. Sogar die feinen, krausen Löckchen unter dem aufgekämmten dunkeln Haar zeigten noch dieselbe Lage, dieselbe Gestalt. Die Frau that sehr herzlich mit ihrem Gatten — denn was konnte der neben ihr sitzende Mann anders sein? — und mit den Kindern. Aber

bis dahin hatte Wilhelm sie blos von der Rückseite gesehen. Da erhob sie sich von ihrem Sitze und ging nach dem Fenster hin. Der vollste Strahlenschein des Zuckerbaums fiel auf ihr Gesicht. Es war das Antlitz der Geliebten. Heiter, freundlich, zufrieden und — etwas älter? Nein, der Ausdruck paßte nicht; es war nun den späteren Tagen des Juni zugereift, wo die Rose einige Blätter ihrer Krone weiter aufschlägt. — Hätte Wilhelm noch einen Zweifel gehabt, so mußte er jetzt schwinden. Die einst — und, ach! noch immer — Geliebte ließ die Kortel des Rouleaux los und schnell schwirrte dieses an dem Fenster herunter.

Wilhelm eilte nach der Post zurück. Eine Stunde später war er wieder auf der Reise in die Heimath.

Unter dem Schatten des Christbaums seiner Jugend und seiner frohen Studienzeit hat Wilhelm das Andenken seiner Geliebten eingesargt. Wie aber die Sage geht, daß die Geister der Begrabenen unter besonderen Umständen oder an gewissen Tagen mit der Nachwelt wieder in Rapport treten, so auch der Schatten, der Geist Carolinen's, wenn um Weihnachten die Christbäume sich schmücken. Er (nicht die Lebende, die ganz für Wilhelm todt ist) steigt und treibt sich dann durch jene frischen, grünen Zweige, hängt Süßigkeiten dazwischen, zündet die ausgelöschten Lichter an und tönt mit Silberglockenklang in Wilhelm's verödetes Herz. So war's ihm die vorige Weihnacht, als erste nach jenem so eben beschriebenen verhängnißvollen Abend und so wird's ihm auch wieder bei der bevorstehenden sein.

* * *

Der Fremde hatte geendigt. Die Art ſeines Vortrags und der bisweilen gebrochene Ton ſeiner Stimme konnten keinen Zweifel darüber laſſen, daß er jenem Ereigniſſe ſelbſt weit näher ſtand, als er — der äußeren Form ſeiner Mittheilung nach — zugeben wollte. Von Gefühlen beſtürmt, wie es ſchien, ſäumte er einen Augenblick noch auf dem Auftritte, als plötzlich in dem Nebenzimmer eine helle Flamme ſichtbar wurde und ein herzzerreißendes Geſchrei ſich erhob. Faſt gleichzeitig aber öffnete ſich die innere Thüre des Nebenzimmers, welche in das daneben befindliche Schlafzimmer der Gutsbeſitzerin ging. In ihrem Hauskleide, aber todtenblaß und mit aufgelöſtem Haar, ſtürzte dieſe hervor, ſich feſtklammernd an der Faſſung der Thüre, und doch halb in die Kniee ſinkend über den Anblick, der ſich ihr darbot. Die Kinder des Gutsbeſitzers hatten nämlich im Nebenzimmer geſpielt und eines davon war mit dem brennenden Licht dem Fenſtervorhange zu nahe gekommen. Bei dem feinen Stoff des Vorhangs bedurfte es nur einiger Secunden, um ihn bis oben an die Goldſtangen in Brand zu ſetzen, und ſchnell flog dann die Flamme auf die andere Seite des Vorhangs hinüber. Schreiend umgaben die Kinder die Scene, und, vom Bett aufgeſprungen, auf dem ſie bis dahin gelegen, kam die Gutsbeſitzerin gerade hinzu, als die Flamme jene bedenkliche Wendung nach der andern Seite des Vorhangs bereits nahm. Auch außerhalb des Hauſes auf der Straße war der beginnende Brand wahrgenommen worden. Es rief dort: „Seht einmal die hellen Fenſter! Die hellen Fenſter! Dort brennt's! Feuer! Feuer!“ Und wirklich war bei eingefro-

renen Brunnen und dem leichten Bau des Hauses die größte Gefahr da. Doch sollte sie verhältnißmäßig schnell beseitigt werden.

Mit dem Rufe: „Sie ist's!" war der Fremde dem Auftritte herab und dem Nebenzimmer zugestürzt. Auch alle Andere verfügten sich ungesäumt in dasselbe. Während der Gutsbesitzer seine Frau, mit der Vertröstung bereits vorhandener Hülfe, in das Schlafzimmer zurückbrachte, waren der Löwe des Fiesco, der Justizamtmann, der Studirende und der Fremde bemüht, die brennenden Vorhänge von der Decke herabzureißen und die daran hin- und herleckenden Flammen mit den Füßen auszutreten. Blos der Finanzrath hatte den Kopf etwas verloren, indem er aus der Küche einen Zuber mit Wasser herbeiholte und davon fortwährend in die Höhe sprützte, während die Vorhänge doch schon längst abgerissen ihm zu Füßen lagen.

Das Feuer war gelöscht, der Hülferuf auf der Straße verstummt, aber man kann sich denken, wie sehr die Festfreude des Abends durch den Vorfall gestört erscheinen mußte. Die Gutsbesitzerin hatte heftige Krampfanfälle bekommen; der Arzt war um sie beschäftigt; und nur auf wenige Augenblicke erschien der Gutsbesitzer noch in der Gesellschaft, um zwar zum Dableiben beim Abendessen aufzufordern, aber doch für die nächste Zeit seine Abwesenheit zu entschuldigen. Dabei hatte der Ausruf des Fremden: Sie ist's! — im nämlichen Augenblicke fast convulsivisch ausgestoßen, als die Gutsbesitzerin im Nebenzimmer erschienen war, — hinlänglich viele Hörer gefunden. Es konnte nun kein Zweifel mehr

darüber obwalten, wer der Mann, wer die Frau im Zimmer des Erdgeschosses, unter den Lichtern des wieder angezündeten Christbaumes gewesen. Alles das verstimmte und machte zugleich Erörterungen möglich, die (wenn sie überhaupt statt finden sollten), keine Fremden zu Zeugen brauchten. Man rüstete sich also zum Aufbruch, und, als der Gutsbesitzer durch's Zimmer ging, benutzte man diese Gelegenheit, bis auf ein Andermal sich von ihm zu beurlauben.

Dieses Andermal trat ziemlich bald und zwar — dem Himmel sei Dank! — sehr heiter ein.

Noch war Weihnachten nicht gekommen, als derselbe Kreis, nur durch die Person der Gutsbesitzerin und ihrer jüngeren Schwester vermehrt, sich in den nämlichen gastlichen Räumen abermals versammelt hatte. Die Gutsbesitzerin strahlte wieder in all' ihrer Gesundheit und herzlichen Kräftigkeit. Die jüngere Schwester aber hatte dem jungen Fremden sich gesellt — vor einer halben Stunde waren Beide dem Kreise als Braut und Bräutigam von dem Gutsbesitzer vorgestellt worden.

Bedarf es noch genauerer Auflösung des kleinen Knotens unserer wahrhaften Begebenheit? Der Wilhelm der Erzählung des Fremden und dieser Fremde selbst waren eine und dieselbe Person. Mit Caroline nur selten zusammen, war ihm keine Zeit übrig, außer ihren eigensten Angelegenheiten auch noch ihre Familienverhältnisse mit ihr zu besprechen. Eine reiche kinderlose Anverwandtin — ich glaube gar, in Frankreich, — hatte damals die ältere Schwester

bei sich; später, als diese zur Mutter zurückgekehrt war, die jüngere, und selbst dann konnte sie sich von der Letzteren nicht trennen, als die ältere Schwester den Gutsbesitzer geheirathet hatte und nur noch von Zeit zu Zeit — wie bald vor zwei Jahren auf Weihnachten — in die mütterliche Wohnung mit Mann und Kindern zurückkehrte.

Die reiche kinderlose Anverwandtin war unterdessen gestorben und hatte beide Schwestern zu Erben eingesetzt. Verschiedene Heirathsanträge waren von Caroline zurückgewiesen worden; ihr Herz konnte sich nicht von dem Gedanken an Wilhelm trennen. Die neuliche vermeintliche Erkennung der Geliebten durch den jungen Fremden hatte zu Nachfragen und Verständigungen Anlaß gegeben, die sehr bald die Brücke zu einer heiteren Lösung der Verhältnisse schlugen. Welch' günstiger Zufall, daß um dieselbe Zeit von Caroline ein Brief eintraf, worin sie ihren nahe bevorstehenden Besuch der Gutsbesitzerin anmeldete! Nichts fehlte mehr, das im Feuer der Prüfung geläuterte Gold der Neigung zum Verlobungsringe zusammen zu biegen. — —

Das Gespräch war heute munter und mannigfaltig. Kein Gedanke an Absonderung. Ausführlichere literarische oder musikalische Unterhaltung hatte man für heute aufgegeben. Doch kam man wieder auf die hellen Fenster zu sprechen. Der Justizamtmann meinte, daß das Schicksal neulich im Begriffe gewesen sei, eine sehr ernsthafte Parodie auf dieses Thema zu liefern, während der Löwe des Fiesco in Frage stellte, ob sich noch einige praktische Variationen für das Thema der hellen Fenster auffinden ließen. „O!" rief

der Gutsbesitzer, „unser Vorrath ist noch lange nicht zu Ende. Wie wäre es z. B. um etwas Dialogisirtes? Betitelt (mit einem scherzenden Wink nach Caroline und seinem zukünftigen Schwager): „Das helle Fenster der Traucapelle?“ — „„Oder etwa““ — der Finanzrath flüsterte lächelnd dem Löwen des Fiesco etwas zu, was aber — um nicht aus der Vergleichung zu kommen — die Tatze des Löwen ihm im Munde alsbald zerdrückte.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Lieber Sohn, das kann nicht seyn, sagte der Vater. Laß ab von dem elenden Geschöpfe. Sie ist eine Sklavinn aus fremden Landen, die der Vicomte dieser Stadt von den Sarrazenen kaufte und hierher brachte; er hat sie erzogen und selber sie aus der Taufe gehoben, und in diesen Tagen wird er sie einem jungen Burschen zum Weibe geben, der mit seiner Hände Arbeit sich Unterhalt gewinnt. Dafür brauchst du nicht zu sorgen, und wenn du eine Gemahlinn nehmen willst, so will ich dir eine Königstochter, oder eine Grafentochter geben, denn kein reicher Edelmann ist in Frankreich, dessen Tochter nicht deine Gemahlinn würde, so bald du sie begehrtest.

Vater, sprach Aucassin, es ist keine Herrschaft in der Welt, die nicht gut besetzt wäre, wenn Nicolette, meine süße Freundinn, sie besäße. Wenig wär' es für sie, Kaiserinn von Konstantinopel oder von Teutschland, oder Königinn von Frankreich oder von England zu seyn, so treuherzig ist sie, so höflich, so gut und reich an aller Tugend.

Ein vestes Schloß in Beaucaire lag,
Wo Aucassin geboren.
Die Holde, die sein Herz erkohren,
Was auch der Vater wehren mag,
Der sie nicht Kind will heißen,
Kann niemand ihm entreißen.

Maria Theresia
Römisch-deutsche Kaiserin

Penelope.

Taschenbuch

für das Jahr 1844.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Neue Folge,

Vierter Jahrgang.

Mit Stahlstichen.

Leipzig,

Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

a

$357^{32}=$

Penelope für 1844.

Inhalt.

	Seite
Widmung	v
Zu den Stahlstichen.	
Fr. Marie Bayer. Von Th. Hell	vii
Magdalene. Von Th. Hell	ix
Dr. Julius Mosen	xi
Blätter aus meinen Erinnerungen. Von W. Alexis .	1
Das getheilte Brot. Historische Erzählung von Dr. W. Seyffarth	65
Fürstengunst. Dramatische Novelle von Fr. Paolo .	119
Scenen aus Nord und Süd. Novelle von Alexand. Wachenhusen	162
Lebende Bilder von Julius Mosen	287
Eine Reihenfolge von Briefen Fernow's	313
Die barmherzige Schwester. Ballade von Auffenberg	386
Der Rangstreit. Eine Phantasie von Wotoch v. R. . .	409

Widmung.

Es neigt das Herz sich hin zum Herzen,
Kein Pulsschlag, der nicht gleichen sucht,
Was sich als Lebenskeim gehoben,
Das strebt auch fort zur reifen Frucht,
Und wohin auch sich ungebunden
Verlieret des Gedankens Flug,
Er kehrt doch stets zurück zur Quelle
Die ihn in ihrem Schooße trug.

So winden Ehrfurcht, Freundschaft, Liebe
Den Kranz, der unser Dasein schmückt,
Und nur in des Vereines Segen
Fühlt sich ein edles Herz beglückt,
Es kann vereinzelt nicht entfalten
Die Blüthe höheren Gefühls,
Und muß ein zweites sich erlesen
Aus dem Tumult des Weltgewühls.

Und wem es so sich angeschlossen
An dem hält's unabtrennlich fest,
Gleich einem Epheu, der vom Stamme,
Den er umschlungen, nimmer läßt,
Und fühlt die eignen Kräfte wachsen
In der Verbindung Innigkeit
Und wird mit ihm zu einem Ganzen
Ausdauernd über Raum und Zeit.

Da ſpricht wohl eine kleine Spende,
Mit treuem Sinne überreicht,
Das aus, dem doch in reinen Gluthen
Kein Wort der reichſten Sprache gleicht,
Und was ſo innig dargeboten
Das wird vom gleichen Sinn erkannt,
Und beide Seelen fühlen wortlos,
Doch ſelig, nahe ſich verwandt.

O möchte doch für dieſe Blätter,
Dies die Beſtimmung immer ſein.
O möchten ſie, was ſchon verbunden,
Zu ungeſtörter Dauer weihn,
Und was im halberkannten Zuge
Nach näherem Vereine ſtrebt,
Ganz zu dem Bunde hingeleiten
Der zu der Gottheit uns erhebt!

Fr. Marie Bayer.

Königl. Sächs. Hofschauspielerin.

Der Genius pflegt nimmer mit Geschenken
  Zu kargen, wenn er einmal sie versendet;
  Wo er beginnt, wohin sein Blick sich wendet,
Mag seiner Gaben Fülle nichts beschränken.

So ließ auf sie er reich sich Liebreiz senken
  Und hat ihr auch die hohe Kunst gesendet,
  Die jeden Kampf des äußern Lebens endet,
Die Seelen in ein Zauberland zu lenken.

Mag uns die Hochbegabte dann entrücken
  In das Gebiet, wo ernst die Muse waltet:
  Mag sie auf leichtem Soccus uns erscheinen,
Sie wird mit ihrem Spiel uns stets beglücken,
  Weil Wahrheit sich darin so rein gestaltet,
  Und sie mit Kunst Natur weiß zu vereinen.

Th. Hell.

Und drohend auch die Mutter spricht:
O was beginnst du, Böſewicht!
Da sagt ihr Aucaſſin voll Wuth:
Nicolette iſt lieb und gut.
Doch zürnend ruft die Mutter da:
Als Sklavinn ward ſie in Afrika
Erkauft von einem Mohren.
Willt ein Gemahl du frein,
So nimm ein Fräulein, edel geboren
O Mutter, das kann nimmer ſeyn;
Nicolette iſt guter Art.
Ihr ſchöner Leib, ihr Antlitz zart,
Hat gefangen meine Sinnen;
Ihre Lieb' muß ich gewinnen.

Als Graf Garins von Beaucaire ſah, daß er ſeinen Sohn Aucaſſin nicht abziehen konnte von Nicolette, ging er zu dem Vicomte der Stadt, ſeinem Lehnmanne, und ihn rufend ſprach er alſo zu ihm: Herr Graf, jagt Nicolette, eure Pathe, fort. Verwünſcht ſey das Land, woher ſie in unſere Heimath gebracht ward! Sie iſt Schuld, daß ich Aucaſſin verliere, der nicht Ritter werden, noch thun will, was ihm ziemt. Wiſſet, wenn ich ſie in meine Gewalt bekomme, laſſe ich ſie ins Feuer werfen und verbrennen, und euch ſelber werde ich alles Böſe thun, was ich vermag.

Edler Herr, ſprach der Vicomte, es iſt mir gar

Guido Reni pinx. F. Sabin sculp.

Magdalena

Magdalene.

Wer viel geliebt hat, dem wird viel verziehen.
Wenn reuig er erkennt des Herzens Schwächen,
Die Schuld vertilgt mit heißer Thränen Bächen,
Daß der Versuchung böse Geister fliehen.

Dann wird ein neues Leben in ihm blühen,
Der Tugend Keim durch starre Rinde brechen,
Kein Pesthauch ihm zu nahen sich erfrechen
Und die Verheißung krönen sein Bemühen.

So Magdalene, die nach bittrer Reue
Zum Himmel sieht von Engeln sich getragen,
Nach welchem sie heißliebend nun verlangte.
Ob auch ihr Herz in Furcht und Angst erbangte,
Der Herr hat seinen Arm um sie geschlagen
Und zieht an's Vaterherz sie nun auf's neue.

Th. Hell.

C. Steinmann del. Engraving & Print Assoc. Scotland A. H. Payne sculp.

Dr. John Mason

Dr. Julius Mosen.

Aus der Feder des geistvollen Dichters selbst flossen bei einer andern Veranlassung die nachfolgenden Zeilen als Züge einer flüchtigen Biographie und je einfacher und wahrer ihr Gepräge ist, um so mehr sind wir überzeugt, daß sie unsre Leser als Commentar zu seinem überaus ähnlichen Bildnisse erfreuen werden.

„Meine Heimath, so schreibt Mosen, ist das obere Voigtland, mein Geburtsort Marienei bei Oelsnitz, wo mein Vater Schullehrer war. Ich bin geboren am 8. Julius 1803 und erhielt meinen Taufnamen nach diesem meinen Geburtsmonate. Den ersten Unterricht, in welchem ich auf das Gymnasium vorbereitet wurde, erhielt ich von meinem Vater. Durch Lectüre griechischer und römischer Schriftsteller, welche er theils in der Ursprache, theils in Uebersetzungen mit mir las, gab er meiner Seele eine Richtung, nach welcher hin sie sich immer bestimmter ausprägen mochte. In meinem 14. Jahre (Ostern 1817), kam ich auf das Gymnasium in Plauen, wo die gewöhnliche Philologie mich im Lateinischen und Griechischen bildete, so daß ich Ostern 1822 die Universität Jena beziehen konnte, um dort die Jurisprudenz unter den Professoren Martin, Konopack u. A. zu studieren. Als der vorige Großherzog von Weimar, Carl August, am 18. Jan. 1824 sein Jubiläum als Rector der Universität feierte, wurde ich zu einem Festgedichte veranlaßt, welches Goethe freundlich beurtheilte und dadurch die Gunst des

Großherzogs mir zuwandte. Im Frühjahre 1825 fand ich Gelegenheit, der langgehegten Sehnsucht nach Italien zu genügen und mit meinem Freunde, Dr. August Kluge aus Meißen, welcher vor einigen Jahren in Aegypten verstorben ist, eine italienische Reise anzutreten. In den schönsten Tagen meiner Jugend, unter dem heitern südlichen Himmel, allen großen geschichtlichen Erinnerungen heimgegeben, in Florenz, Rom und Neapel hingezaubert vor die Meisterwerke der alten wie der christlichen Welt, fand ich die mächtigsten Ahnungen meiner Knabenzeit lebendig und wirklich geworden. In mir hielten die Genien der großen Vergangenheit die Auferstehung von den Todten. Im Winter des Jahres 1826 kehrte ich in meine Heimath zurück. Mein Vater war in der Blüthe seiner Jahre gestorben und hatte meine Mutter mit fünf unversorgten Kindern hinterlassen, wovon meine drei jüngern Geschwister noch unerzogen waren, mir selbst war ein heitrer Blick in die Zukunft verhüllt, da ich es nicht verstanden hatte, meine Verbindung mit Weimar festzuknüpfen. Johannis 1827 ging ich daher nach Leipzig, vollendete dort meine juristischen Studien, und bestand das Staatsexamen im Februar des darauf folgenden Jahres. Von Leipzig wandte ich mich nach Neukirchen, wo ich bei dem Stadtschreiber Schweinitz mich in praktischen Rechtsarbeiten übte, meine Probeschriften zur Advocatenpraxis ausarbeitete, dann aber im Herbste 1830 wieder nach Leipzig zurückging, und dort einige Werke zum Drucke vorbereitete. Im October 1831 nahm ich eine Anstellung als Actuarius bei den Sahlißer Gerichten in Kohren bei Altenburg an, welche ich im Jahre 1834, als der Gerichtsherr Dr. Crusius seine Jurisdiction dem Staate abtrat, wieder aufgab und mich zu Anfang 1835 nach Dresden als Rechtsconsulent übersiedelte. Dort reichte mir im Januar 1841 meine Frau, Minna geborne Jungwirth, die Pflegetochter des verstorbenen Hofraths Dr. Kreyßig, ihre Hand zum ehelichen Bunde, in welchem alles Glück was ich mein nenne, aus ihrer Liebe und der Freude an einem Knaben, mit welchem wir gesegnet worden sind, mir erblüht."

Die Würdigung Mosens als lyrischer, epischer und dramatischer Dichter ist schon so vielseitig erfolgt, und sein Verdienst in allen diesen Gattungen so allgemein und vollständig anerkannt, daß es einer weitern Ausführung nicht bedarf, um ihm die Ehrenstelle zu vindiziren, welche er in allen diesen Beziehungen einnimmt. Nachdem er schon früher sein großes Gedicht, Lied vom Ritter Wahn, entworfen hatte, konnte er erst im Jahre 1831, wo er auch seine erste Novelle, Georg Venlot, herausgab, einen Verleger dazu finden, bald aber brach er sich nun Bahn und ein dankbares Publikum wurde auf den Dichter aufmerksam, der nun später eine Sammlung seiner Gedichte, wie seiner Novellen herausgab, auch bereits 1836 sein erstes historisches Schauspiel Heinrich den Finkler, wie Cola Rienzi erscheinen ließ. Als ein tiefes Resultat seines Denkens trat 1838 sein Ahasver hervor, worin er gleichsam den Gegensatz zu dem aufstellte, was der Grundgedanke im Ritter Wahn ist. Auf der Bühne zu Dresden erschien zuerst von ihm Kaiser Otto III., bald darauf die Bräute von Florenz und noch im vorigen Jahre, Herzog Bernhard von Weimar, die sämmtlich mit entschiedenem Beifalle aufgenommen und mehrfach wiederholt wurden. Auch den Tod Katt's bearbeitete er dramatisch und fand ihn zuerst in Breslau mit Beifall gekrönt. Der erste Band seiner dramatischen Schriften ist im vorigen Jahre bei Cotta erschienen.

unlieb, wenn er kommt, sie zu sehen und zu sprechen. Ich habe sie für mein Geld gekauft, erzogen und aus der Taufe gehoben. Ich wollte ihr einen jungen Burschen geben, der mit seiner Hände Arbeit seinen Unterhalt gewinnt. Euer Sohn braucht dafür nicht zu sorgen, aber weil's euer Wunsch und Wille ist, so werde ich Nicolette so weit von hier wegsenden, daß er sie nie wieder mit Augen sehen soll.

Thut das ja, sprach Graf Garins, denn sonst könnte es euch sehr übel ergehn.

Darauf trennten sie sich. Der Vicomte war ein sehr reicher Mann, und wohnte in einem herrlichen Schlosse. In eine Kammer des obersten Stockwerks, die nach dem Garten hinaus ging, setzte er Nicoletten, und ließ eine Alte bei ihr, die sie strenge bewachen mußte. Er gab ihnen Brot, Fleisch, Wein und alles, was sie brauchten, und ließ die Thüre so vest zumauern, daß niemand herein noch heraus konnte. Nur durch ein enges Fenster fiel ein schwaches Tageslicht aus dem Garten ins Gemach.

Im Kerker sitzt Nicolette allein
Im grau gewölbten Kämmerlein.
Es ist gar kunstreich aufgebaut;
Mosaik man an den Wänden schaut.
Am Fenster auf dem Marmelsteine,
Da stützt ihr Haupt die arme Kleine.

Blätter aus meinen Erinnerungen.

Von W. Alexis.

Mein Marsch nach Frankreich.

Der Aufruf und der Aufstand der Freiwilligen im Jahre 1815 in Preußen war nur eine Nachdröhnung der Volkserhebung im Jahre 1813. Gentz bewies, nach den ihm sehr unangenehmen Wartburggeschichten, daß die Freiwilligen damals überflüssig gewesen wären. Die Massen Linientruppen, welche Preußen, Oestreich mit dem wieder vereinigten Deutschland, zusammen bringen konnten, hätten in Verbindung mit den Heeren und Schiffen der englischen und russischen Alliirten das Werk allein zu Ende geführt. Ich weiß nicht, ob man Preußischer Seits 1819 auf diese diplomatische Rüge geantwortet hat; aber 1815 schien auch der preußischen Regierung das Volk und seine Theilnahme noch nothwendig, es war noch der kräftige Nachhall desselben mächtigen Impulses. In den Schulen war nur eine Stimme. Wer konnte, sollte und mußte mit, darüber war keine Frage. Wen schwache Gesundheit, Eltern oder Vormünder nicht fortließen, wurde bedauert oder verhöhnt.

Es war gewiß Spielerei mit im Spiel; wo aber fehlt die auch bei den ernstesten Fragen! Und sollte die Jugend, wo sie ihr als Tugend geboten wurde, nicht freudig zugreifen! Es war ein wonniges Gefühl, schon halb in militairischer Kleidung, mit rothgestreiften Beinkleidern, oder gar mit der grünen, wohlkleidenden Jägeruniform, in die Classen zu gehn. Wie staunten die andern jüngern Schüler den künftigen Helden an, wenn er, die kleine Mappe, die alten Classiker unterm Arm, stolz durch ihre Reihen schritt! Wie anders, mit welchem Selbstgefühl blickte er den Lehrer auf dem Katheder an, der wohl von Aufopferung für's Vaterland sprach, aber er blieb zu Haus, und wir opferten uns; er redete von den großen Thaten unsrer Väter, wir wollten sie vollbringen. Seine Autorität war nur noch eine precaire; in wenig Tagen gehorchten wir einer anderen. Er hatte uns nichts mehr zu gebieten; das war schon ein Heldengefühl.

Gentz mag von dem kühlen Standpunkte aus, von dem er die Sache ansah, Recht gehabt haben. Materiell war der Volksaufstand nicht mehr nöthig; es war wenigstens nicht mehr nöthig, daß der Beamte sein Amt, der Meister sein Handwerk, der Gatte die Gattin verließ, und daß sechszehnjährige Knaben von den Bänken in Prima und Secunda forteilten, um das Vaterland zu retten. Wenn es noch das zu retten galt, so reichte die bewaffnete Macht aus. Die ideelle Macht war von beiden Seiten schon gebrochen. Napoleon focht bei Waterloo für seine Sache, aber er mußte ihr einen andern Namen geben, um die Nationalbe-

geisterung in Frankreich dafür zu erwecken. Daß es für Deutschland nicht mehr um die geträumte Freiheit und nationale Einheit sich stritt, hatten die Verhandlungen des Wiener Congresses verrathen.

Nur nicht uns sechszehn- und siebenzehnjährigen Jünglingen. Wir träumten noch, wir waren noch berauscht; noch fühlte man nichts von Nachwehen. Die begeisterten Reden unserer Lehrer, die Nachklänge der Fichte-, Schleiermacher-, Arndtschen wissenschaftlichen Kriegsberedsamkeit, von allen Kathedern hallend, Körner's und Schenkendorf's Lieder, die Erzählungen der älteren Jünglinge, die 1813 und 1814 mit geblutet und mit gesiegt, alles das erhielt den Rausch lebendig. Wir schwelgten in Fouqué's Nordlandssagen, in seinem gründlichen Neufranzosenhaß. Die Ideen des Turnerthums waren mächtig, auch außerhalb der Hasenheide. Der Plumpsack, der dort jedem, welcher durch ein Fremdwort die deutsche Sprache entweihte, drei Streiche versetzte, ging auch moralisch in der jungen Gesellschaft um. Jahn's Deutschthümlichkeit war uns kein Phantom, sondern eine Wahrheit, und wir hofften noch zuversichtlich auf die Realisirung unserer Ideen von einem deutschen Volksthume, wenn wir auch über das Wie? weder mit Anderen, noch mit uns im Reinen waren.

Dennoch war auch schon da in die preußische Jugend ein Misklang gedrungen. Ganz war es uns nicht entgangen, daß die Diplomatie der Nationalbegeisterung ein Schnippchen geschlagen hatte, und daß Andere das erndten wollten, was das Volk durch Opfer und Tapferkeit errungen

hatte. Aber wir bewegten uns noch in einem engen Formelkreise. Die gespenstischen Wörter: Aristokratie, Bureaukratie und Hierarchie, die uns seitdem erschreckten, lagen damals außerhalb desselben; und das Wort Tyrannei, das gründlich gehaßteste, kannten wir zwar, aber wir waren viel zu loyal, um es auf Andere anzuwenden, als auf den Franzosenkaiser Napoleon. Unsere natürliche Freiheitsliebe war mit dem Franzosenhaß identificirt. In den Intriguen, die auf dem Wiener Congresse spielten, sahen wir nichts als eine Rückkehr zu der alten französischen Diplomatie, der wir nicht so wohl ihre Tendenzen, als ihre unvolksthümlichen Formen vorwarfen. Mit höchster Entrüstung betrachteten wir Deutsche es namentlich, daß so viel deutsches Blut auf deutscher Erde geflossen war, und doch wurde der Friede in französischer Sprache geschlossen. So viele der wunderbarsten Begriffe von Volksthum hatten wir uns eingepfropft — zu denen aber Fürsten, Könige und wo möglich auch ein Kaiser gehörten — und doch verhandelte und handelte man, nicht aus einem Volksrath heraus, oder offen königlich für das Volk, sondern aus den Kabinetten zu den Kabinetten, heimlich, schriftlich und in französischer Sprache! Wie paßte das zu den herrlichen, körnigen Aufrufen an das Volk, zu den Proclamationen, die immer an Karl und Wittekind gemahnt hatten!

Die Stimmung in der Jugend war durchaus ernst und religiös; christlich und durch die Vermittelung der Romantik sogar etwas katholisch. Nichts von lasciver Beimischung und ironischer Betrachtungsweise; diese hat erst der

nachfolgende Druck in der deutschen Jugend hervorgebracht. Von der Seite fürchteten wir keine Reactionen, wie uns der Ausdruck überhaupt fremd war. Nur die geheime, fremde, französische Hofsitte, das nicht deutsche Galakleid der Etikette, die gleisnerischen Schranzen, die vornehmen Ricot de la Marlinieres, die wir überall wieder durch die Thürritzen dringen sahen, waren uns verhaßt. Daß ein Talleyrand sogar, in dem wir den leibhaftigen Bösen mit dem Klumpfuß sahen, in Wien mitsprechen, das große Wort führen durfte; daß Kaiser Alexander, nach dem herrlichen, heiligen Kampfe, mit Franzosen und Französinnen schön thun konnte, und die deutschen Fürsten vergingen nicht in edler Entrüstung! Deutsche Aristokraten von Schrot und Korn, die gewußt hätten, geschickt die Sache anzufangen, hätten einen guten Theil der deutschen gährenden Jugend damals noch für sich gewinnen können. Sie fingen es nicht geschickt an, und tragen selbst die Schuld an dem verlornen Spiele. So erschien es uns denn auch ganz natürlich, daß man den Papst in Rom wieder einsetzte, obgleich mein alter Lehrer, der loyalste und friedliebendste Mann von der Welt, den Kopf schüttelte und in, mir gar nicht begreifliche Klagen über diesen Mißgriff ausbrach. Er erzählte mir dabei mit großer Zufriedenheit einen Zug aus Friedrich des Großen Geschichte. Preußen war bekanntlich bis zu den spätern Regierungsjahren des Königs vom Papste nicht als Königthum anerkannt und unsere Friederiche rangirten im Römischen Staatskalender als Marquis de Brandebourg. Der Minister Herzberg hatte es endlich vermittelt,

daß Friedrich II. als König von Preußen das Imprimatur des Römischen Censors erhielt. Herzberg hoffte auf einen schönen Augenblick als er das erste Exemplar des Römischen Kalenders, worin die Erhöhung stand, dem Könige heimlich auf sein Couvert legte. Friedrich sah das Buch, überlas die angezeichnete Stelle mit einem flüchtigen Blick, und legte es ohne ein Wort zu sagen, ohne eine Miene zu verziehen bei Seite. Die Erwartung des Ministers war getäuscht. „Friedrich der Große," sagte mein alter Professor mit dem Stolze eines Preußen, „würde den Papst nicht wieder nach Rom geschickt haben."

Wir waren christlich romantisch, aber auf diesem Wege schon etwas fatalistisch gestimmt. Gottes Gerichte wirkten immer unmittelbar ein. Napoleons Rückkehr von Elba, die Zersprengung des Wiener Congresses, war ein sichtlicher Fingerzeig, daß Gott mit diesem Frieden in französischer Sprache nicht zufrieden war. Es mußte auf's Neue losgehen, ein letzter Akt, eine letzte Schlacht geschlagen werden, um einen andern Frieden in andrer Sprache, mit anderem Geiste und anderen Bedingungen zu schließen. Elsaß und Lothringen mußten wenigstens wieder deutsch werden; Vielen aber mochte die dunkle Idee von der Zerstörung des neuen Babels, von dem Untergange von Paris vor Augen schweben. Ein guter, glorreicher Ausgang war uns sicher; der Zauber war ja längst gebrochen, es kam nur darauf an, den Zauberer zu zermalmen, damit er nicht noch ein Mal spuke. So, voll sicheren Vertrauens auf den Ausgang, voll Ueberzeugung von der erneuten Nothwendigkeit

des Volksaufstandes, von der göttlichen Mission, der wir folgten, schwuren wir Jüngeren zu den Fahnen.

Die Wirklichkeit forderte rasch genug, nach solchen Träumen, ihr Recht. Aus Büchern und Knabenspielen, aus der Mutter Obhut und den gebildeten Kreisen des bürgerlichen Lebens plötzlich mit sechszehn Jahren in das Treiben und unter die Gesänge und Scherze einer ausgelassenen Soldatesca versetzt zu sein, ist eine eigene Sache. Ich hatte mir eingebildet, die Freiwilligen wären im Allgemeinen wie ich. Da glühte in Allen derselbe heilige Franzosenhaß, dieselbe Entrüstung über den verpfuschten, halben Frieden und eine, wenigstens ähnliche Begeisterung für deutsche Volksthümlichkeit. Wenn ich auch zweifelte, daß Alle Fouqué gelesen hätten, so mußten sie doch Goethe und Schiller, und den Straßburger Münster und die deutsche Geschichte kennen. Sie Alle konnte nur Haß und Liebe in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger geführt haben. Im Jahre 1813 hätte ich mich nicht getäuscht. Die freiwilligen Jäger waren damals die Elite der preußischen Jugend, alle mehr oder minder poetische Abdrücke von Theodor Körner. Die Studirenden, Künstler, jüngeren Beamten, Oekonomen, bildeten in ihren Compagnieen große Hetärien, wo unter den Beschwerden der Märsche, im Getös der Waffen, Gesang, Scherz, geistige Erregung, gesellige Erinnerungen das Zelt- und Feldleben angenehm machten. Alle verstanden sich; aus der Heimath, der Schule hatten sie hundert Anknüpfungspunkte, und Poesie und Kunst warfen mannigfache Lichtstrahlen in die beschwerdevolle Wirklichkeit.

Die Kameradschaften hatten die edelsten Züge aufopfernder Liebe hervorgebracht. Die Todtmüden, vor Erschöpfung Taumelnden, in dunkeln morastigen Hohlwegen, auf dem Rückzug, Feindesstimmen hinter ihnen, vor ihnen, im Augenblick, wo sie sich in der Verzweiflung hinstrecken wollen, geschehe was da sei; in dem Augenblick stimmt ein Kamerad eine Melodie aus einer bekannten Oper an, eine Parodie auf ihre Zustände, und der grelle Gegensatz des damals und jetzt wirkt so erschütternd auf das Zwerchfell und den Muth anregend, daß die Lebenskräfte zurückkehren, die Andern in den Gesang einstimmen und die Kameraden sich wieder zum Marsche zusammenschaaren. So half damals die Poesie der Wirklichkeit. Es war ein poetisches Leben dieses erste Jägerleben; noch aber hat sich keine Feder gefunden, um es auch poetisch darzustellen, das heißt poetisch in seiner Wahrheit. Pathetische Dichtungen, die den Mund voll nahmen von den damals beliebten patriotischen Floskeln, erschienen mehrere. Eine überflüssige Arbeit; in Körner's Liedern haben wir das beste Symbol der damaligen Stimmung. Eine episch getreue Dichtung fehlt uns noch. Es wäre hohe Zeit für den, der sich dazu berufen fühlt, daran zu gehen; die damals Jünglinge waren, sind jetzt Männer. Ihr Haar fängt wohl schon an grau zu werden.

Anders war es 1815. Ich sprach von einer Soldateska, in die ich trat. Allerdings hatten die Freiwilligen, welche sich beim Morgengrauen zu den ersten Exercirübungen auf dem Dönhofsplatze stellten, Elemente in sich, welche an Wallensteins Lager erinnerten. Die Freiwilligkeit hatte

schon den preußischen Normalleisten angezogen. Es war nicht gerade eine gezwungene Freiwilligkeit, aber ein moralischer Zwang war eingetreten. Bekanntlich hatten die Freiwilligen des Jahres Dreizehn, fast allein aus den gebildeten, wohlhabenden Ständen, — es sind acht und zwanzig Jahr her, und was uns notorisch scheint, möchten die jüngern Generationen vergessen haben; es wird daher nicht überflüssig sein, wenn ich an das Sachverhältniß erinnere — bekanntlich hatten sie sich alle selbst equipirt. Aus eignen Mitteln wurden Jägeruniform, Lederzeug, Tornister, Mantel, Hirschfänger und Büchse angeschafft. Auf die Uniformität sah man nicht mit zu großer Aengstlichkeit. Die reitenden Jäger hatten sich ihre Pferde selbst gekauft. Die Einzelnen, die Familien, hatten große Opfer gebracht. Aehnliches ist nie in der neuern Geschichte vorgekommen; wenn auch die Eitelkeit bei den „Opfern am Altar des Vaterlandes" mit ihr Spiel trieb, so waren diese Opfer doch allgemein, durch alle Stände, Provinzen, gleichmäßig verbreitet; und wenn man Preußens erschöpften Zustand, die Verarmung durch den Krieg, das Aussaugesystem der Franzosen, die gebotenen Abgaben zur Führung des Krieges in Anschlag bringt, außerordentlich. Reiche Familien rüsteten außer ihren eigenen Söhnen noch die ärmeren Bekannten aus. Bemittelte und Unbemittelte steuerten zusammen, um dürftigen Jünglingen Waffen und Kleidung zu verschaffen. Die Universitäten, Gymnasien sammelten unter sich, um ihre ärmeren Commilitonen auszurüsten. Unerschöpflich war namentlich der Eifer der Frauen. Auch der Zug darf

Es wallt ihr blondes Lockenhaar,
Und frischer als ihr Antlitz war,
Blüht keine Ros' im Morgenscheine.
Sieht durch des Fensters Eisenstangen
Die Reise welk am Stocke hangen,
Hört die Vögelein singen im Gefild.
Da spricht die Waise, von Gram erfüllt:
Ach soll ich unglückselig seyn!
Warum bin ich im Kerker allein?
O edler Knape, Aucassin,
Für euch nur werd' ich immer glühn,
Und ihr könnt mich auch nicht hassen.
Um euch sitz' ich im Kerker allein
Im grau gewölbten Kämmerlein.
Doch mein Herz wird nie von ihm lassen;
Und soll ich hier traurig leben,
Ich bleib' ihm treu ergeben.

Nicolette saß gefangen in der Kammer, wie ihr vernommen. In der ganzen Gegend und im Lande verbreitete sich das Gerücht, Nicolette wäre verloren. Einige sagten, sie wäre entflohen, Andere, Graf Garins hätte sie tödten lassen. Mochte sich deß erfreuen, wer da wollte, Aucassin that es nicht. Er ging zu dem Vicomte der Stadt und redete ihn an: Herr Vicomte, was habt ihr mit Nicolette, meiner geliebten

die falsche Nachricht nach der alten Jägerbüchse, die ihm als trostreiche Erinnerung an der Wand hing.

Andere lockte das Versprechen, daß nach dem hergestellten Frieden jeder Freiwillige vorzugsweise bei der Anstellung in Civilämtern bedacht werden solle. Welches Mißvergnügen, wie viel Lebensverstimmungen und moralische Zerrissenheiten hat dies gewiß aufrichtig gemeinte Versprechen später hervorgerufen! Es war unmöglich allen Erwartungen zu genügen. Das Bürgerthum wäre verzehrt worden, wenn der Staat für Alle, welche gedient hatten, Aemter schaffen sollte. Ich weiß nur zu viel traurige Beispiele, wohin die erweckte Arbeitsscheu, die Lust am Herumtreiben und die gespannten Erwartungen, die nie befriedigt werden konnten, Viele geführt haben. Ein lieber Schulkamerad, der sich nicht wieder an die zu früh verlassenen Studien gewöhnen konnte, verdumpfte gänzlich. Muthlosigkeit und Trunk richteten Andere zu Grunde, nicht die Schlechtesten. Noch steht mir lebhaft ein Auftritt aus meiner spätern juristischen Laufbahn vor Augen. Im Criminalgericht beschäftigt, ziehe ich an der Klingel, um in einer Untersuchung wegen Diebstahl, die ich von einem Collegen geerbt, den Verhafteten vortreten zu lassen. Der Name in den Akten war mir schon auffällig; als der Unglückliche eintrat, sah ich einen mir wohl bekannten Kriegskameraden, mit dem ich oft in stürmischen Nächten auf Vorposten stand, mit dem ich oft am selben Feuer gekocht und mich gewärmt hatte. Er gehörte damals nicht zu den schlechtesten Kameraden. Ich eilte die peinliche Untersuchung los zu werden. Zum

Glück hatte er in seinem Inquirenten nicht seinen Zeitgenossen erkannt.

In diesem bunten Gemisch der neuen Freiwilligen konnte man leicht die, welche aus Staatsmitteln dazu gemacht wurden, heraus erkennen. Aber der grobe, grüne Commisrock und die schwere Muskete statt der feineren Uniform und der zierlichern Büchse, waren nur ein äußeres Unterscheidungszeichen, das nicht immer mit der moralischen Unterscheidung zusammentraf. Ich habe wackere, treffliche, auch gebildete Kameraden unter den ersteren kennen und schätzen gelernt. Die Sprache lehrt, auch unter gleichmäßig Uniformirten, zuerst und bald den Menschen kennen. Zu kameradschaftlichem Zusammenleben war, so lange wir in Berlin die ersten Uebungen vornahmen, keine Gelegenheit; aber aus den ersten Unterhaltungen lernte ich viel, wovon ich keine Ahnung hatte. Wird man sich verwundern, daß ein sechszehnjähriger Neuling, der aus dem mütterlichen Hause nur in geistesverwandte Kreise gekommen war, über diese Sprache, Scherze, Lieder erschrak! Ich befand mich in einer neuen Welt, und die war höchst unbehaglich, zurückstoßend. Aber wie schnell übt die Gewohnheit ihre Macht. Das Pferd scheut vor den Eseln. Fouqué erzählte mir, wie vielen Verdruß seiner ritterlichen Natur die Erfahrung bereitet, daß die edlen Rosse seiner Schwadron, als er in einem Ort lag, wo die Esel zu Hause waren, sich schon in den ersten Wochen an die Kameradschaft gewöhnt hätten. Ja sie wieherten sich an, wenn sie sich begegneten, die Rosse ohne Scheu vor ihren noch edlern Reitern.

Soldaten denken, sprechen, scherzen, und — phantasiren überall ähnlich und über dasselbe Thema. Nur unter den berliner Freiwilligen war eine Ausnahme. Die Ausstrahlungen des vornehmen, gebildeten Lebens haben, wie bekannt genug ist, hier die Masse berührt und über die Rohheit einen Firniß von Bildung gebreitet, den wenigstens Jünglinge, wie ich, nicht sogleich heraus erkennen konnten. Aufgeschnappte Theaterphrasen, absprechende Urtheile, vornehme Redensarten, Sentenzen in der sogenannten Sprache der Bildung hingeworfen, konnten mich über meine Umgebung täuschen. Doch nicht auf lange. Es waren viele gebildete junge Leute unter den pommerschen Jägern des berühmten „Regiment Colberg," in das ich eingetreten war, aber als Neulinge traten sie schüchtern hinter den Veteranen zurück; man lernte sich erst später kennen. Die, welche den vorigen Feldzug mitgemacht hatten, führten, wie sich das von selbst versteht, das Wort; sie waren die Lauten, wir die Stillen. Wie schwanden meine Illusionen! Weshalb ging dieser mit, warum war jener nicht zurückgeblieben! Der aspirirte auf eine Schreiberstelle in einem Bureau, aber er mußte vorher gedient haben. Jener konnte es im elterlichen Hause nicht aushalten; oder er hatte überhaupt kein Haus und keinen Winkel, wo er hätte bleiben können. Ein Anderer hoffte auf eine reiche Braut, wenn er als Sieger heimkehrte. Alle waren voll Franzosenhaß, wie ich; aber ich leugne nicht, daß die Hoffnung auf gute Quartiere in Frankreich bei diesem Hasse mitspielte. Sie wollten dort, wie die Franzosen in ihrem Hause, wirthschaften.

Zeihe man mich keiner unpatriotischen Gesinnung, oder daß ich den deutschen Enthusiasmus, der die Freiwilligen hervorrief, verkleinern wolle. Ich schreibe nur Züge aus der allgemein menschlichen Natur, die, wenn große Aufregungen vorüber sind, ihren Bodensatz von Gemeinheit deutlicher zeigt. Die Mehrzahl der Freiwilligen aus dem Befreiungskriege waren als Officiere in die Linie oder Landwehr eingetreten; nur ein geringer Rest derselben ergriff wieder die Jägerbüchse. Woher die andere Ueberzahl der Gedienten kam, habe ich bereits angegeben. Der jüngere, frischere Zuwuchs mußte sich erst entwickeln, und er that es, oft im schönsten kameradschaftlichen Sinne. Ich ward Zeuge und betheiligt bei Zügen von Güte und Selbstvergessen, wie sie eben nur im Felde und unter Gefahren, wo die ursprüngliche Natur wieder siegreich über die angewöhnte heraustritt, zum Vorschein kommen werden. Nur geistige Erhebung, Begeisterung und Bewußtsein durfte man von unsern Freiwilligen im Ganzen nicht erwarten. Die wir dieser Eigenschaften theilhaftig waren, wir waren noch halbe Knaben, und in welcher Art die Begeisterung sich äußerte, davon werde ich später ein Beispiel geben.

Endlich waren Alle bekleidet, bewaffnet und nothdürftig einexercirt; wobei ich bemerke, daß mir, der ich nicht musikalisch bin, die Signale der Blaseinstrumente sehr schwer zu fassen wurden. Es ging mir indessen nicht allein so, und ich tröstete mich mit der Versicherung, die Veteranen mir gaben, daß im Gefecht nicht viel darauf ankäme; unter dem Donner der Kanonen und in der Hitze des

Tirailleurgefechtes höre man nicht auf die Hornmuſik. Jeder ſpringe, ſchieße, laufe und wende ſich, wie es ihm gut dünke, und wo er was zu treffen glaube. Eine treffliche Erklärung von einem Treffen, an die ich ſpäter recht lebhaft durch eine ähnliche erinnert wurde, die Immermann in ſeinem „Auge der Liebe" einen Feldherrn in der Noth ſeinen Hauptleuten geben läßt. Wir waren noch nicht Soldaten, als wir abzingen; wir dienten nur als Symbole des allgemeinen Willens: den Sturm und Drang von Dreizehn fortzuſetzen. Um den leuchten zu laſſen, beeilte man ſich, uns, wie wir waren, an den Rhein zu ſchaffen.

Es war ein ſchöner, es ward ein heißer Maitag, als wir am frühſten Morgen auf dem Luſtgarten ſtanden, um ins Feld zu ziehen. So viel ich mich entſinne, ſangen wir nicht: „Friſch auf Kameraden!" oder: „Der Sturm bricht los!" Entweder drückte uns der Abſchied von den Lieben im Hauſe, oder der Anfang der militairiſchen Disciplin. Auch gab es auf dem Verſammlungsplatze ſelbſt noch mannigfache Abſchiedsſcenen. Die jüngeren Freunde und Schulkameraden, die nicht ſo glücklich waren, mit ziehen zu können für's Vaterland, ließen es ſich nicht nehmen, den glücklichen Freunden zum letzten Male die Hand zu ſchütteln, auf Sieg, frohes Wiederſehn und Treue in Leben und Tod uns den Bruderkuß zu geben, und wer irgend konnte, begleitete uns noch auf dem Marſche. Man leiſtete den Scheidenden alle möglichen Liebesdienſte, holte ihnen zu trinken, beſorgte Grüße, trug, wo es ſich thun ließ, ihre Sachen.

Den freiwilligen Jägern war, in Rücksicht auf ihre Jugend und zartere Constitution, der Vorzug schon im vorigen Kriege zugestanden worden, daß ihre Tornister ihnen nachgefahren würden. Ein Vorzug, der uns dem Neide und Spotte der nicht so begünstigten Landwehrmänner aussetzte, und oft nichts half. Denn wo kein Vorspann zu erhalten war, mußten wir die ungewohnte Bürde auf die Schultern nehmen, und das gewöhnlich auf den beschwerlichsten, angreifendsten Märschen. Die humane Berücksichtigung war übrigens auch eine weise. Ein Theil der halben Knaben, die bis da nur leichte Schulmappen getragen, würde, wenn nicht unter der Last erlegen, doch schwerlich im gesunden Zustande bis Frankreich gekommen sein. Außer der schweren Armirung, dem Mantel über die Schultern gehängt, noch den schweren Tornister, mit seinen, die Schultern, oder, noch schlimmer, die Brust pressenden Riemen auf langen Märschen im Sonnenbrand und Staub zu tragen, dazu gehört eine andere Schule, als aus der wir kamen. Wir gewöhnten uns in der Folge daran; aber ich, wie mehrere andere junge Leute, entgingen den Wirkungen nicht, welche eine zu schwere Belastung und Einschnürung auf den noch im Wachsthum befindlichen Körper hervorbringt. Beschwerden aller Art lernt eine ursprünglich gesunde Natur ertragen, aber ein zurückgehaltener Wuchs, eine blaßgraue Gesichtsfarbe stellte sich bei Vielen als Folge ein. Erst weit später verwand ich beide durch Fußreisen ohne Gepäck und mit Freiheit, und durch die reine Bergluft, die ich durch Monate in den norwegischen Gebirgen einathmete.

Mein Torniſter war unter allen, welche auf die Wagen geladen wurden, der ſchwerſte. Mir ſelbſt verbarg der junge Freund, welcher bei dem Geſchäfte zuſah, die Wahrnehmung, die für mich buchſtäblich eine ſehr drückende werden mußte. Wer da weiß was ein Torniſter faſſen kann, und was er bei einem Soldaten, der in den Krieg geht, faſſen muß, wird ſich freilich darüber nicht verwundern, wenn er hört, daß die mütterliche und ſchweſterliche Fürſorge zu den Hemden, Jacken, Schuhen, Bürſten, Tüchern, noch Chocolate, Tafelbouillon, nützliche Anweiſungen, und ſonſt viel Gutes und Wohlgemeintes hinzugefügt hatte; alles auf den Umſtand berechnet, daß der Torniſter immer gefahren werde. Ich ſelbſt war der Meinung, daß im Kriege auch der geiſtige Menſch Nahrung haben müſſe, und außer einer Karte und Schreibpapier hatte ich ein Buch mitgenommen. Ueber die Wahl eines ſolchen war großer Zweifel geweſen, da weder von meinen Lehrern noch Angehörigen Jemand wußte, welche Lecture zum Kriege am beſten paſſe. Einige ſtimmten für das neue Teſtament; aber das konnte man allenfalls an jedem Orte finden. Ein gelehrter Anverwandter für den Horaz, weil er ſo ſehr dünn ſei, und in dem rohen Leben die Neigung für claſſiſche Studien erhalten dürfte. Aber ich war kein Claſſiker, ſondern ein Romantiker, und wählte die Nibelungen, weil ſie eine deutſche Nationallecture waren, vom Kriege handelten, und in der Zeuneſchen Ausgabe, die ich wählte, auch nur dünn waren. Sie haben mich durch Deutſchland und Frankreich begleitet, und ich brachte ſie wieder in die Heimath zurück;

ehrlich gesagt ziemlich so, wie ich sie mitgenommen hatte. Der Krieg der Sachsen und Burgunder schien doch eben so wenig wie der der Burgunder und Hunnen zu unserem mit den Franzosen zu passen. Ein anderer Kamerad hatte Schlegel's Epigramme gegen Kotzebue mit. Ob er sie mehr gelesen, als ich die Nibelungen, weiß ich nicht. Aber er war ein noch viel stärkerer Romantiker als ich, verwandt mit einem der Coryphäen der Schlegel-Tieck'schen Periode und gab mir in der Romantik noch Unterricht. Daß ich Kotzebue gelesen, und mir Einiges von ihm gefallen hatte, hielt er für ein bedenkliches Zeichen, und ließ es an Anweisungen nicht fehlen, wie ich diesen schlechten Geschmacksrest von mir abschütteln könne. Der eifrige Kamerad weilt längst — nicht im Kriege gefallen — unter den Geistern der Seligen, die ihm sagen werden, worin Kotzebue fehlte, und ob die Romantiker auf dem rechten Wege nach dem Höchsten waren, das wir auf dieser Erde erreichen.

Ein großes Staubmeer hüllte uns ein, sobald wir aus dem potsdamer Thore die Chaussée betreten hatten. Der Abschied sollte uns erleichtert werden, indem der Staub die Rückblicke auf Stadt und Gegend verbot. Die Ordnung, wenigstens Reih und Glied, hörten sogleich auf, die Bekannten suchten sich; ein freundliches Gespräch trat ein. Unsre Freunde aus der Stadt, die uns begleiteten, gingen bunt unter und mit uns. Diese Zwanglosigkeit beim Marsch, auf die ich nicht gerechnet, erschien mir als ein froher Anfang; es war aber nichts besonderes, indem es bei allen Militairmärschen nicht anders hergeht. Reih und Glied sind bei einem langen

Marſche auf der Landſtraße, wo Wagen, Reiter, Fußgänger oft unterbrechen, dieſer und jener verweilen muß, auch bei preußiſcher Disciplin nicht inne zu halten. Um gute Sänger, einen beliebten Erzähler oder Luſtigmacher drängt ſich Alles. Solche Luſtigmacher ſind unſchätzbar in einer Compagnie, ſowohl für die Soldaten als für die Officiere. Auch in den unterſten Sphären der militairiſchen Disciplin gilt das **mens agitat molem.** Es bedarf moraliſcher Impulſe um einen Bajonetangriff zu wagen, und um einen Zug Soldaten auf dem Marſche in Ordnung zu halten. Sogenannte Maraudeure, (ſo wird jeder genannt der zurückbleibt), wird es bei jedem Marſche geben, ſo oft auch der Commandeur zurückreitet, anfeuert, droht und drängt; der eigene Vortheil räth aber ſchon ſich nicht geben zu laſſen, ſondern wo möglich bei den Vorderſten zu bleiben, denn die Zurückbleibenden müſſen ſich doppelt anſtrengen, und kommen oft erſt an die Raſtplätze, wenn die Andern geruht haben und wieder aufbrechen; daher oft ein Haſten und Drängen, zumal beim Anfang eines Marſches zu den Erſten zu gehören, was auch wieder ſein Unangenehmes hat.

Ich bin ein tüchtiger Fußreiſender geworden, und noch jetzt iſt eine Fußreiſe meine Luſt; aber als ich Soldat wurde, war es weder meine Luſt noch meine Stärke. Der Aufruf der Freiwilligen 1813, der möglicher Weiſe auch mich dereinſt treffen konnte, hatte mich zuerſt angeregt, meine ſehr geſchonten Kräfte zu prüfen. Ich hatte es aber kaum weiter gebracht als bis zu Luſtwanderungen nach

Charlottenburg, Tegel und andern Vergnügungsorten um Berlin. Vielleicht hatte ich ein Mal das entfernte Potsdam erreicht. Ein entsetzlicher Gedanke heut: fünf bis acht Stunden sich in der Monotonie der Chaussée von Berlin bis Potsdam zu bewegen, während die Eisenbahn in drei Viertel Stunden uns, noch zu langsam, dahin trägt. Was aber bedeutet eine Fußwanderung in leichter Kleidung, leicht geschuht und in frischer Luft, gegen einen Marsch dahin, mit Büchse und Patrontasche und unter dem Staube, den hunderte vor und hinter uns aufregten!

Zwei Mal wurde gerastet, in Schöneberg und in Zehlendorf. Es war ein heißer Tag. Schon da wankten die Kräfte; man warf sich auf den bestäubten Rasen, zwischen Disteln und Nesseln in die Chausséegräben. Ein — zwei Meilen von Berlin, und wie schon so ganz anders war das; ich hatte etwas erlebt! Die Freunde, die zu den unsern zurückkehrten, baten wir, ihnen ja alles zu erzählen, was uns begegnet sei. Mit welcher Erquickung und mit welchem Gefühl setzte ich zum ersten Male die Feldflasche an den Mund, die hier noch mit altem Franzwein gefüllt war. Sie wanderte umher. Man letzte sich zum letzten Male an traulichen Gesprächen über die Heimath; die frohen Spiele, die Schelmereien und Schwänke der Schulzeit wurden noch ein Mal ins Gedächtniß gerufen.

Der Weg von Zehlendorf bis Potsdam wurde mir sehr schwer. In meinem Tagebuche steht: „ich glaubte ich würde nicht weiter fortkommen; aber es ging." So geht Vieles, von dem wir glauben, daß es nicht gehn kann.

Freundinn, gemacht, die mir das Theuerste auf der Welt ist? Habt ihr sie mir genommen und entführt? Wisset, wenn ich den Tod davon habe, so fällt auf euch die Schuld, und ihr müßt es verantworten. Wahrlich, eure Hand wird mir das Leben genommen haben, denn ihr habt mir entführt, was mir das Liebste auf der Welt war.

Edler Junker, sprach der Vicomte, laßt ab von dieser Nicolette, der Sklavinn, die ich hergeführt aus fremden Landen; ich habe sie für mein Geld gekauft von den Sarrazenen, habe sie erzogen, aus der Taufe gehoben und ernähret, und werde ihr nächstens einen jungen Burschen zum Manne geben, der mit seiner Hände Arbeit sich Unterhalt erwirbt. Ihr habt nur edle ritterliche Arbeit vor, aber nehmt die Tochter eines Königs, oder wenigstens eines Grafen. Was könntet ihr gewinnen, wenn ihr sie zu einer edlen Frau machen und in euer Bett nehmen wolltet? Da würdet ihr weit kommen!

Aucassin mochte sagen, was er wollte, und schwören und fluchen in Worten, die man hier nicht wiederhohlen darf. Höret auf! sprach der Graf, alles, was ihr sagt, hilft euch zu nichts; ihr werdet sie nie wiedersehn. Wenn ihr noch mehr von ihr sprecht, und euer Vater es erfährt, so läßt er uns ins Feuer werfen und sie und mich verbrennen, und ihr selber müsset alles erwarten von der Wuth, die ihn bewegt.

Meine Feldflasche zerbrach, indem sie an den Hirschfänger schlug; der Verlust war zu verschmerzen, da ich mir in Potsdam eine andere kaufen konnte, aber der schöne, alte Wein tröpfelte auf die Straße. Das war Vergeudung; also trank ich schnell den Rest aus, um gleich nachher darüber besorgt zu werden, daß ich nach starker Erhitzung getrunken hatte. Um diese Versündigung gegen die diätetischen Regeln, welche in meinem Hause sehr streng beobachtet wurden, wieder gut zu machen, mußte ich einige Zuckerstücke schnell verschlucken und stark laufen. Oft dachte ich später mit Lächeln daran, wenn wir, durchglüht vom heißen Tagesmarsch, mit lechzenden Zungen, an einem Quell vorüber kamen, und die Jäger sich rottenweis hinwarfen, um frisches, oft auch nur sehr getrübtes Wasser zu schlürfen. „Dem Soldaten schadet das nichts," sagte mir lächelnd ein alter Landwehrunterofficier, als er mich das erste Mal zaudern sah. Zu Hause hatte ich nicht gelernt, daß die Soldaten andere Lungen haben, als die übrigen Menschen, von denen der alte Heim mir gesagt, daß ein rascher kalter Trunk nach großer Erhitzung tödtlich werden könne. Vom Wassertrinken ist, so viel mir bekannt, keiner meiner Kameraden gestorben.

Vor der Stadt wurden meine Kräfte noch einmal hart geprüft. Es hieß, der Kronprinz — der jetzige König — wolle die einziehenden Jäger mustern. Zwei Jägerdetachements klopften und bürsteten und rieben den berliner Staub von ihren Kleidern und Schuhen vor der Glinickeschen Brücke. Während wir uns selbst kaum mehr fortschleppen

konnten, mußten wir die Torniſter von den Wagen holen und an die Schultern ſchnallen. Die neue Laſt wirkte homöopathiſch; die neue Anſpannung verſcheuchte die vorige Abſpannung. So ward es möglich, daß ich den weiten Weg von der Brücke bis in die Mitte der Stadt zurücklegte. Aus der Muſterung ward nichts. Vermuthlich war es nur ein Kunſtgriff unſerer Anführer geweſen, ihre Mannſchaft in möglichſtem Glanze in der zweiten Reſidenzſtadt einzuführen.

Zum erſten Male, ein Quartierbillet in der Hand, mich in ein Quartier einweiſen zu laſſen, war auch eine neue Empfindung. Ein ermatteter Reiſender freut ſich ſchon auf das Wirthshaus, und ſeine Phantaſie malt es ſich ſo freundlich und bequem aus, als möglich. Aber ſein Wille und ſein Geld können es ſich wenigſtens zur Hälfte ſchaffen, wie er Luſt hat. Der Soldat greift in einen Lotterietopf, und iſt immer der ſüßen Hoffnung, einen großen Treffer zu ziehen. Wenn er ſich auch in der Regel täuſcht, hindert ihn das nicht, das nächſte Mal wieder zu hoffen. Die Hoffnungen ſind freilich verſchiedener Art. Einer hofft auf gutes Fleiſch und ſtarke Koſt, auf Bier und Wein, weshalb die Quartiere bei Brauern, Bäckern, Fleiſchern für die beſten gelten; andere auf hübſche Geſichter und gefällige Geſinnungen. Meine Hoffnung ging in der Regel auf ein eigenes Zimmer, wo ich mich ausruhen und nachher ſchreiben könnte. Sie wurde faſt immer getäuſcht. Uebrigens ging es bei dieſem Glückstopf wie bei ſo manchen andern zu. Unſere Waiſenknaben, die vorausgeſchickten Fouriere, hatten

über die Beschaffenheit der Quartiere vorher Erkundigungen eingezogen, und man mußte sich mit ihnen gut stellen, um aus ihrer Hand einen Treffer zu ziehen.

Unser vier, Befreundete vom Gymnasium, fanden in einem gebildeten Haushalt freundliche Aufnahme. Potsdam war noch halb Berlin; man betrachtete uns wie halbe Angehörige, wie Kinder von Freunden. Zum ersten Male lagerten wir auf einer Streu; und meine Besorgniß, daß ich, gewohnt in die Nacht hinein zu arbeiten, auf dem fremden Lager nicht früh, wie es bei den Märschen nöthig ist, einschlafen würde, erwies sich, wie so manche andere, als unnütz. Es muß eine imposante Reihe schnarchender Schläfer gewesen sein.

Schon um 3 Uhr am nächsten Morgen waren wir auf den Beinen, und zogen, frisch und munter, um 4 Uhr auf dem Wege nach Brandenburg. Auf dem anmuthigen Punkte von Baumgartenbrück war noch eine Abschiedsscene. Der letzte Freund, der uns begleitet, trennte sich hier von uns. Mit schwerem Herzen; auch er fühlte sich gedrungen mit ins Feld zu ziehen. Er war bereits als Volontair der Colombschen Husaren eingetreten, schon beritten und exercirte mit, als man zu seinem Schmerze fand, daß seine Augen zum Cavalleriedienste zu schwach waren. Er ist selbst Schriftsteller, er schreibt, so viel ich weiß, an seinem Leben; ich will ihm nicht vorgreifen, diesen für ihn schmerzlichen Augenblick selbst zu schildern. Zwei nahe Verwandte und zwei Schriftsteller, deren Namen nach zehn bis zwanzig Jahren oft mit einander genannt wurden, nahmen damals

auf der Brücke von Baumgartenbrück von einander Abschied, ohne zu ahnen, daß sie auf andern Kriegslagern, als denen mit blanker Waffe, sich noch oft begegnen würden. Der Scheidende war Ludwig Rellstab.

Der Marsch von Potsdam bis Brandenburg, 5 Meilen auf der Chaussée, war für unsere jungen Kräfte ein angreifender. So lange der Himmel trübe war, und der Boden vom Morgenthau feucht, fühlten wir die gestrige Anstrengung weniger; als aber mit dem heißen Tage der Staub aufwirbelte, wurde er sehr beschwerlich. Man hatte uns Hoffnung gemacht, auf der Mitte des Weges Wagen für die Schwachen und „Marauden" zu finden; vermuthlich war es nur eine hingeworfene Lockung, um uns munter zu erhalten. Ich versuchte nachher ein anderes Mittel; ich unterhielt mich eine halbe Stunde mit dem Schlegelianer über deutsche Literatur. So steht wenigstens in meinen Briefen, d. h. wie ein guter Deutscher damals nur schreiben durfte, über teutsche Literatur. Wer deutsch schrieb, verrieth laue Gesinnung, eine Hinneigung zum Modernen, vielleicht gar zum Franzosenthum. Welcher Gegenstand unserer Literatur es war, weiß ich nicht mehr, der mich die Staubwolken, die brennende Hitze, die am Gaumen klebende Zunge sollte vergessen machen. Wie bald verstummte das Gespräch, und die moles agitabat mentem.

Die Chaussée — wir, wie sich versteht, nannten sie nur Kunststraße — windet sich vor dem alten Brandenburg in einem großen Umwege durch die Havelwiesen. Man kann die malerischen Thürme, Zinnen, Giebel, schon mit

der Hand greifen und muß noch stundenlang marschiren. Das erhöhte hier, wie es noch oft geschah, die Mühseligkeit. Vor dem Thore mußten wir noch, zu Ehren der alten Hauptstadt Brandenburgs, die Torniſter aufnehmen. Welche Sehnſucht und Erwartung nun auf ein gutes Quartier.

Mein Zettel führte mich in eine abgelegene, ſchlechte Gaſſe, vor ein Haus, das dahin gehörte. Ein zuſammengedrückter, niedriger Thorweg, Verfall, Schmutz, Miſt auf dem Flure, ſagten voraus, was meiner in der einzigen bewohnbaren Stube warte. Der Wirth war ein Ackerbürger; es roch überall nach einem Geſchäfte, das auf dem Lande für die Sinne nichts ſtörendes hat, wohl aber in den Mauern und der Luft einer engen Stadt. Die ärmlich ausſehende Frau brachte mir in einer zerbrochenen Untertaſſe etwas Rührei, und ein Getränk, das vielleicht als ſchlechtes dünnes Bier, aber nicht unter ſeinem Namen: Koffent der Mehrzahl meiner Leſer bekannt ſein wird. Ich forderte Waſſer; die Frau ſah mich verwundert an: ſie tränke nie in ihrem Leben Waſſer! Alſo etwas optimatiſcher Stolz auch in dieſer Hütte! Schon hatte ich den Entſchluß gefaßt, mich in ein Wirthshaus einzuquartieren, als ein Kamerad und Schulcumpan, mit dem ich in Potsdam auf einer Streu gelegen, eintrat, und mich verſicherte, im Vergleich zu ihm, ſei ich fürſtlich einquartirt. Dazu blickte die Maiſonne jezt freundlich durch das eine Fenſter; die Geſichter der Wirthsleute wurden auch freundlich, ich entſchloß mich zu bleiben, dankte aber für den Kaffee, den ſie mir kochen wollten, und ging mit meinem Freunde aus, um die Stadt zu beſehen

und in einem Garten ein freies Vesperbrod einzunehmen. Doch nicht eher, als nachdem ich Büchse und Riemzeug gereinigt und geputzt hatte. Amt bringt Verstand und die Noth frische Kräfte. Ich mußte mich über mich selbst verwundern, wie ich nach wenigen Stunden dürftiger Ruhe auf solchen Tagesmarsch, der auch ältere Soldaten angreifen dürfte — es waren eigentlich zwei Etappen — wieder munter und gestärkt umherspazieren konnte. Freilich in den Nibelungen las ich nicht an jenem Abende. Es wäre auch als freiwilliger Reisender nicht geschehen; aber der Soldat, wenn er das Quartier erreicht, hat damit noch nicht die Ruhe gewonnen. Der Cavallerist muß zuerst an sein Pferd und darf nachher erst an sich denken. Der Infanterist, der sich eher hinwirft, als er Waffen und Rüstzeug in Ordnung gebracht hat, wird auf die Dauer auch mit sich selbst nicht in Ordnung kommen.

Meine Wahrnehmungen über die alte Stadt Brandenburg, deren Roland schon damals mein großes Entzücken erregte, und deren gethürmte Häuser — zu viele giebt es deren jetzt nicht mehr — mir wie lauter kleine Burgen erschienen, will ich meinen Lesern nicht wiederholen, obwohl ich sie in meine Briefe nach Hause umständlich niedergelegt habe. Ich bedauerte, daß an dem Abende in Brandenburg kein Theater war; die Zettel an den Mauern sprachen nur vom gestrigen Tage, wo der nachmals sehr berühmte Bauchredner, Herr Alexander, wie ich aus meinem Tagebuch ersehe, seine Kunst producirt hatte. Außerdem aber erregte meine ganze literarische Neugier ein angekündigt gewesenes

Stück: die Kindesmörderin von Friedrich v. Schiller. Ich habe nie darüber nähere Auskunft erhalten, was man 1815 den Einwohnern von Brandenburg unter diesem Namen vorgeführt und wie ihre Kritik es aufgenommen hat; heute, weiß ich, würde so etwas dort nicht mehr durchgehen. Später machte ich die Wahrnehmung, daß die wandernden Truppen in kleinen Orten mit großen Namen außerordentlich verschwenderisch sind. Den bekanntesten Stücken von unbekannten Autoren legen sie abwechselnd die Namen der bekanntesten oder gerade in der Stadt beliebtesten Dichter unter. Wo Kotzebue nicht mehr locken wollte; ward sein Lustspiel dem berühmten Ernst Raupach zugetheilt, und wo Raupach noch ein unbekannter war, mußte er unter Kotzebues Flügeln vor das Publicum treten. Natürlich nur da, wo die Kritik noch nicht spukte, d. h. wo noch keine Kritiken gedruckt wurden. So ist die Kritik denn doch zu etwas gut; sie schützt vor einer dem größern Publicum nicht bekannten Piraterie auf berühmte Namen.

Nachdem ich, gekräftigt durch eine Milchsuppe und Kartoffeln — mein Abendbrod; mit großer Gewissenhaftigkeit berichtete der angehende Soldat seine Mahlzeiten an jedem Tage nach Hause, um die Zurückgebliebenen zu überzeugen, daß er nicht Hunger leide — nachdem ich mich auf mein Strohlager in Mitten der Stube, wo die ganze Familie wohnte und schlief, geworfen, erwachte ich schon um zwei Uhr nach einem köstlichen Schlafe, um Schlag drei Uhr auf dem Sammelplatz zu stehen. Der Marsch des dritten Tages war nicht minder beschwerlich. Nachdem wir bei

Plaue auf einer Fähre über die breite Havel geſetzt waren — die Brücke war damals noch aus der Zeit des unglücklichen Krieges abgebrannt, — entfernten wir uns von der Chauſſée, um zwar über lachende Wieſen, wo es ſich vortrefflich marſchirte, aber auch durch tiefe Sandwüſten mühſam unſern Weg fortzuſetzen. Der dritte Tag zeigte uns erſt, wie angegriffen wir waren; an den beiden vorhergehenden hatte uns die Aufregung der Nerven es vergeſſen gemacht. Die Nachzügler nahmen kein Ende. Eine neue Feldflaſche und etwas Wein, die ich mir in Brandenburg gekauft, mußten meine ſinkenden Kräfte aufrecht erhalten. Dennoch hatte ich einen kleinen moraliſchen Triumph. Unſer Officier hatte ſich die Füße wund gelaufen und mußte reiten; ich konnte doch noch gehen. Eine Schreckenspoſt wartete unſer an den Thoren der kleinen Stadt Genthin, die unſer Ziel ſein ſollte. Man wies uns noch eine Meile weiter in ein abgelegenes Dorf. Dies ſelbe Schickſal traf uns, immer zu meinem großen Verdruß, in der Folge ſehr oft. Da den Etappenſtädten das Recht zuſteht, die ihnen zugewieſenen Truppen in ihre Dörfer zu verlegen, ſo müſſen in Berückſichtigung der unberechneten Rück- und Weitermärſche die Etappenmärſche in der Regel nur kurz ſein. Meinen Kameraden war die Verweiſung in Dörfer gewöhnlich erwünſcht, weil die Rationen in den Städten knapp zugemeſſen waren, in den Dörfern es dagegen vollauf zu eſſen gab. Ich litt nie in Quartieren an Hunger, dagegen fürchtete ich die vollgepfropften Bauerſtuben, wo oft neben der zahlreichen Familie des Wirthes noch drei bis ſechs, wo

nicht gar zehn Jäger herbergen, ſich behaglich machen, eſſen und ſchlafen mußten. Ich war daher für die Städte: „eine gute Stube iſt dem vollauf Eſſen vorzuziehen.“

Der Weg nach unſerm Dorfe war ein Sandmeer. Schon an den erſten Hecken fielen Mehrere um. Die Anführer mußten ein Auge über die gelöſte Ordnung zudrücken. Die Wohnung bei unſerm Koſſäthen Peter Libe entſprach meiner obigen Schilderung. An Eſſen fehlte es nicht; denn ein mächtiger irdener Napf mit Grützſuppe, eine Schüſſel mit Rührei, Brantewein, Butter, Brod und Koffent drückten den Tiſch. Dazu freundliche, ehrliche Geſichter und — Ende Mai ein geheizter Ofen! — Was iſt Glück, was Comfort? Liegt es nicht überall im Conventionellen? Der Bauer in Norddeutſchland ſucht den Troſt für alle Mühen ſeines armſeligen Lebens in einer warmen Stube. Er heizt im Sommer ſeinen Ofen, und freut ſich, daß er es kann. Und wir finden, daß man die Hitze wie die Müdigkeit überwinden kann. Wir ſchliefen dicht am Ofen, denn es war der einzige freie Platz, ſüß und feſt bis an den Morgen.

Es war ein Sonntag und ein Raſttag. Er that uns Allen Noth. Wie Vieles mußte hier ſchon an unſerer Kleidung und unſerem Rüſtzeuge in Ordnung gebracht werden, und wir glänzten doch erſt vor drei Tagen in neuer Equipirung! das fällt bei allen Militairmärſchen vor; leider aber hatte die Begeiſterung in Berlin der merkantilen Speculationsluſt keinen Abbruch gethan, und man hatte den Freiwilligen für ſchweres Geld zwar ſehr zierliche, aber ſehr lockere Waare verkauft. Schon in Potsdam hatten wir die

Handwerker in Thätigkeit ſetzen müſſen, um das beſchädigte Riemzeug wieder zu repariren. Es geſchah, Seitens der Potsdamer, nicht ohne ſcheele Bemerkungen über den Unpatriotismus der Berliner. Man muß dieſe indeß nur mit Maaß hinnehmen, da zwiſchen den Handarbeitern beider Reſidenzen eine natürliche, aber, je enger die Verbindung wurde, für die Potsdamer immer verderblichere Rivalität herrſcht. Die Haſt, mit welcher die Ausrüſtung ſo vieler Tauſende erfolgte, entſchuldigte wohl einigermaßen die leichte Arbeit.

Ich benutzte dieſen Raſttag zu einem erſten Briefe nach Hauſe. Es war nur ein Dintenfaß im Dorfe, das mußte der Cantor leihen. Dies wiederholte ſich in den meiſten Dörfern; meine Briefe fangen daher gewöhnlich an: „der Cantor muß ſeine Dinte wieder haben, ich muß daher ſchnell ſchreiben.“ Wahrſcheinlich hat die Cultur ſeit achtundzwanzig Jahren Aenderungen hervorgebracht. Auch die märkiſchen Dörfer und ihre Wirthshäuſer ſind in der Cultur fortgeſchritten. Wegen meines Vielſchreibens ward ich übrigens ſehr aufgezogen, Schreiben ſchicke ſich eigentlich nicht für einen Soldaten hieß es; und meine Briefe tragen immer die ſichtlichen Spuren des Geräuſches einer überfüllten Bauernſtube und der Störungen meiner Kameraden. Die Nibelungen durfte ich da gar nicht vorbringen.

Wir beſuchten am Morgen die Kirche, verließen ſie aber ohne Erbauung. Ein alter rationaliſtiſcher Prediger eiferte gegen den Reichthum. Ob dazu Anlaß im Dorfe war, weiß ich nicht; mir ſchien es aber weit nöthiger gegen

O ich möchte verzweifeln! sprach Aucaſſin, von dem Vicomte ſcheidend, der nicht minder als er betrübt war.

Aucaſſin iſt heim gegangen,
Von bitterm Schmerz gequält;
Kann Troſt und Hülfe nicht erlangen,
Weil ihm ſein Liebchen fehlt.
Und als er nun die Stufen hinan
Zum Schloſſe war geſtiegen,
Da fängt im Kämmerlein verſchwiegen
Sein Schmerz zu weinen an,
Und ſpricht die Klagetöne:
Nicolette, o meine Schöne!
Schön, wenn du ſtehſt, im Sitzen ſchön,
Und wenn du wandelſt, immer ſchön.
So ſchön bei Spiel und Lachen,
So ſchön, wenn wir uns ſprachen,
So ſchön, wenn ich dich küſſe.
Nun klagt um dich mein traurig Herz,
Ich trage bangen Todesſchmerz,
Um dich, du meine Süße!

Während Aucaſſin in ſeiner Kammer um Nicolette, ſein Liebchen, klagte, war Graf Bongars von Valence nicht müßig, um ſeine Fehde zu endigen. Er hatte ſeine Mannen zu Fuß und zu Roß aufgeboten,

das Franzosenthum zu eifern. Zu seinem Zwecke ließ er einen Todten auferstehen, den Lazarus; versicherte aber zugleich, Lazarus sei nicht wirklich auferstanden, er würde nur so gesprochen haben, wenn er auferstanden wäre. Wir wollten Wunder haben, darauf war damals unser ganzer Sinn gerichtet, was Wunder, daß wir unzufrieden fortgingen und uns eigentlich freuten, daß die Bauern bei der Predigt schliefen. Eine ganz andere Erbauung wartete unser am Abend.

In dem Officier, welcher unser Detachement nach dem Rheine führte, hatte ich einen älteren Schulkameraden aus einer Privatschulanstalt wieder erkannt. Er war ein liebenswürdiger, gemüthlicher Mann, dem nur leider seine Wunden, die er als Cavallerist im vorigen Kriege erhalten, eben so wenig als seine bürgerliche Praxis, — er hatte ein großes Gut verwaltet — die nöthige Lebensklugheit schon beigebracht hatten, deren ein Anführer junger Leute und eine militärische Obrigkeit bedarf. Er war noch Enthusiast vom Jahre Dreizehn, er glaubte noch die Freiwilligen von damals vor sich zu haben, welche Bildung und Idee mit ihren Officieren, außerhalb des Dienstes, gleichstellte. Dagegen wäre nichts zu sagen gewesen, daß er mich und einige Freunde in den herrschaftlichen Park zu einer heitern Abendunterhaltung einlud. Der Zufall führte noch andere hinzu. Es war wohl mehr als Zufall, daß es gerade die Gebildetern des Detachements waren. In jeder großen Masse werden sich die geistiger Geweckten bald von selbst zusammen finden. Die Lebensklugheit fordert aber, daß sie es nicht

merken lassen, keine Verbrüderungen schließen und jedes aristokratischen Auftretens sich enthalten. Bedarf der geistige Vorzug äußerer Zeichen! Daß wir diese Lebensklugheit nicht beobachteten, sollte bald nur zu üble Folgen für uns haben, obwohl wir doch in der Mehrzahl ohne Willen und Bewußtsein in unser Unglück gingen.

Unter zwei herrlichen Lindenbäumen saßen wir am Abende und sangen vaterländische Lieder, von Körner, Arndt. Der Gesang erfreute den patriotischen Gutsherrn, den Kammerherrn von B....., und er sandte uns Getränke und Erfrischungen. Unser Wohlbehagen wuchs mit dem Austausche der Gesinnungen und den geleerten Flaschen. Da ward erzählt und wieder gesungen von den Thaten des letzten Krieges und den Thaten der Vorzeit. Da trat Einer auf und declamirte von Schiller, Goethe und Kotzebue; ich erinnere mich, auch die Glocke kam an die Reihe. Als der Mond aufging, war unsere Seele voll heiligen Vaterlandsdurstes; wir zogen unsere Hirschfänger, traten in einen Kreis, wölbten ein Dach über den leeren Raum mit unsern Klingen, und schworen mit thränenden Augen — ich weiß nicht mehr eigentlich was, aber gewiß war darunter, daß wir dem Vaterlande und der deutschen Sache und dem Könige treu bleiben und dafür unsere letzten Blutstropfen vergießen wollten. Das hatten wir freilich alle schon geschworen und gelobt, aber der Augenblick wollte doch sein Recht. Es wäre ein traurig Leben, wo man es ihm verweigerte. Wir sanken uns in die Arme, wir drückten uns Brüderküsse auf, und zur ewigen Besiegelung des herrlichen Momentes

gaben wir unſerm Bunde den Namen des Hermannsbundes.

Nie war ich ſo froh, ſo begeiſtert in mein Quartier gekehrt, wie warf ich mich ſo ſelig auf mein Strohlager. Der Rauſch war auch am Morgen noch nicht verſchlafen. Die Mehlſuppe als Frühſtück ſchien uns zu nüchtern darauf. Als wir zu früh auf dem Sammelplatz ankamen, trat der Hermannsbund zuerſt ins Leben, indem er in corpore — diesmal jedoch ohne Officier — ins Wirthshaus ging und ſich ſechs Portionen Kaffee beſtellte. Aber das war ſchon ein böſes Omen, daß die rauchende Kaffeekannen erſt aufgetragen wurden, als das Heraus abermals zum Antreten rief. Das erwartete Detachement war angekommen, und wir mußten, ohne den Kaffee zu trinken, abmarſchiren!

Burg, eine alte Stadt, unſer nächſtes, nicht zu entferntes Nachtquartier, ſteht beſonders gut in meinem Tagebuche notirt, weil ich hier bei einem wohlhabenden Bäcker zum erſten Mal eine eigene Stube erhielt und man mir — Waſchwaſſer ungefordert brachte. Wichtiger wäre für meine Kameraden geweſen, daß man uns hier das erſte friſche Fleiſch vorſetzte. Ich machte mir nicht viel daraus.

Der Hermannsbund fand ſich ſogleich Nachmittags nach dem Appell wieder zuſammen, und ſuchte einen ſchattigen Geſellſchaftsgarten auf, wo die geſtrige Freundſchaft und Begeiſterung bei einigen Flaſchen Wein aufgefriſcht wurde. Aber mir wollte es nicht recht in den Sinn, daß dieſelben, welche geſtern beim Mondenſcheine die Schwerter entblößt und für deutſche Art und Weſen geſchworen hatten,

jetzt mit der hübschen jungen Aufwärterin sich so lose und handgreifliche Scherze erlaubten. Ich schrieb's dem Weine zu; denn deutsch schien es mir damals nicht. Mein Officier, ein hübscher junger Mann gefiel mir dagegen immer mehr — und, beiläufig gesagt, der jungen Aufwärterin schien er auch zu gefallen. — Sein Körper war mit Wunden bedeckt, die ihn zum Cavalleriedienst untauglich machten; dies hatte ihn aber nicht abhalten können, wieder bei der Infanterie Dienste zu nehmen. Er erzählte uns, wie der Officier der ostpreußischen Jäger — denn unser Marschcorps bestand aus drei verschiedenen Detachements, — ihn, weil er sich zurückgesetzt geglaubt, und um anderer Kleinigkeiten willen, heut auf Pistolen, auf drei Schritt Distanz, gefordert habe. Aber unser Führer hatte geantwortet: Wenn es Sitte sei, sich mit Pistolen um die Ohren zu schlagen, finde er die Ausforderung ganz gut. Wenn man sich aber auf Pistolen schießen wolle, verrathe die Ausforderung einen sehr schlechten Schützen. Im Uebrigen sei der Krieg da, um mit seinen Kameraden um die Wette seinen Muth den Feinden gegenüber zu zeigen, nicht um sich Einer mit dem Andern zu schießen. Wenn noch Pulver übrig sei nach der Besiegung der Franzosen, stehe er ihm bereit, wo und wann und wie nahe es sei. Das gefiel mir, aber so recht deutsch kam es mir doch nicht vor.

Am folgenden Tage wieder eine getäuschte Erwartung. Mein Herz schlug vor Wonne, als ich die altersgrauen Thürme von Magdeburg vor mir sah. Die Sonne brannte auf den mir endlos dünkenden Elbflächen, über die

damals noch nicht einmal eine Chaussée führte; aber die Aussicht, mit der man uns schmeichelte, einige Tage in der alten, historischen, deutschen Stadt zu liegen, belebte meine Kräfte. Wie wollte ich sehen, den Dom, die heiligen Gräber der Kaiser, wie studiren, ausruhen und ins Theater gehen. Statt dessen hieß es: noch anderthalb Meilen weiter in ein Dorf, vorher abgestäubt, die Tornister aufgepackt, und im Parademarsch vor dem General Hirschfeld defilirt! Nun kam mir Magdeburg gar nicht besonders schön, alt, ehrwürdig, ja nicht einmal so außerordentlich fest vor.

Der General musterte uns auf einem Platze hinter der Citadelle und sprach einige freundliche Worte zu den Jägern: sie sollten sich nicht, als Vertheidiger für das große Vaterland, zu kleinen Zänkereien und Streitigkeiten hinreißen lassen. Eine gute Warnung, aber es sollte ein böses Omen werden. Ernster schlichtete er den Streit der drei Officiere, welche die drei Detachements anführten. Allerdings schien unser Lieutenant, als der jüngste unter ihnen, bevorzugt, da er bisher auf dem Marsche den Oberbefehl geführt hatte. Der General hob dies Verhältniß auf, und gab jedem Anführer das Recht, nach eigenem Willen zu handeln. Uns und unserem Officier konnte nichts Erwünschteres kommen. Das Zusammengespann erweckte nur gegenseitigen Neid, aber keinen Vortheil. Doch wie lachte unser Herz auf, als der General mit sehr deutlicher Anspielung hinzusetzte: er habe schon manchen Bramarbas gekannt, der sich mit Jedem habe schlagen wollen, aber vor dem Feinde wäre ihm das Herz in die Hosen gefallen.

Der Esprit de corps hatte wohl einen Sieg erfochten, aber die Musterung und das magdeburger Straßenpflaster unsere letzten Kräfte aufgezehrt. Der Stolz war mit einem Male dahin, als wir aus dem Thore hinaus waren, und die Trotzigsten kamen mit Bitten, daß man sie auf die Wagen nehme. Die Bitte mußte, da für 130 Mann nur ein Wagen da war, welcher für die Tornister bestimmt war, Allen abgeschlagen werden. Wir stürzten in eine Schenke, um uns wenigstens durch Bier zu stärken. „Da sahen wir recht klar, steht in meinem Tagebuche, den Vortheil solcher Verbrüderungen, wie unsere, ein; denn einer unserer Vorsteher, Namens Ritter, ein schöner, großer und recht gebildeter junger Mann, besorgte für uns Hermannsbrüder das Bier in der gedrängt vollen Schenke, ohne daß Einer von uns sich darum zu kümmern hatte." Wir sollten bald noch klarer sehen lernen. Ein ander Mal hatte derselbe hülfreiche Freund zwei große Butten saure Milch geschafft, und unter einer schattigen Rüster lagerten die Hermannsbrüder auf schönem Rasen und aßen umschichtig mit zwei zinnernen Löffeln die erfrischende Kühlung. Auch unser Anführer und der von dem zweiten Detachement, welcher sich zum Hermannsbunde hielt. Es mag ein recht anmuthig Bild gewesen sein, schwerlich aber ein tröstliches für die, welche in der Sonne liegen mußten und keine saure Milch hatten.

Im Dorfe Errleben war unsere Station. Welch ein anderes Dorf als die wir in unsrer Mark verlassen hatten! Hier strotzte alles von Ueppigkeit. Welche Häuser,

Scheunen, Rinder. Verwundert ſtieß ich meinen Freund, den Schlegelianer an, und ſein poetiſches Uhrwerk ging los:

Sagt mir nichts von gutem Boden,
Nichts vom magdeburger Land!

Da vertheilte der Officier vor der Fronte die Billette. Der Fourier überreichte ihm eines für zwölf Mann beim reichſten Bauer des Ortes. Aller Blicke ſahen mit Neid darauf; ſie ſahen im Geiſt die Speckſeiten im Rauchfang, die Würſte, Eier, Butterfäſſer und Bierkrüge. Zum Ueberfluß ſtand der wohlgenährte Wirth, mit ſeinem wohlhäbigen, glänzenden Geſichte ſchon bereit, um ſeine lieben Gäſte, die der Hauptmann ihm bezeichnen ſollte, ſelbſt in ſein Haus zu führen. Vielleicht ich allein hatte keine beſondere Luſt. Verhungern würde ich nirgends, aber in einer Bauernſtube unter zwölf Kameraden war ſchlechte Ausſicht auf Ruhe. Der Officier muſterte ſeine Leute: „Ein Quartier für zwölf Mann! Der Hermannsbund trete vor!“ — Ein dumpfes Schweigen, finſtere Blicke ringsum. Wir zogen zu dem reichen Manne, ſelbſt reich, und ſahen ſie nicht mehr.

Noch hörte ich, was der Abend und die finſtere Nacht ausbrütete. Ich war weit weg. Obgleich unſer Wirth ein Herr der Herrlichkeit war, und Speck, Schinken, Bohnenſuppe, Butter, Brod, Eier, Bier und Buttermilch auf dem langen Tiſche ſtrotzten, obgleich er mit Stolz erzählte, daß ſein Haus ſechs Mal abgebrannt wäre, und er wäre doch nicht arm, obgleich er ſeinen Sohn als freiwilligen Jäger zu Pferde bei der Garde eingekleidet hatte, blieb ich doch nicht über Nacht in dieſem vortrefflichen Quartier. Mein Freund,

der Schlegellaner, hatte einen Freund in Magdeburg, der gleichfalls Schlegelianer, aber außerdem Feldwebel bei der Artillerie war. Dieser hatte einen Kanonier hinausgesandt, um meinen und seinen Freund auf einen Tag zu sich einzuladen. Die Sache ließ sich leicht machen, da am nächst folgenden Tage Ruhetag war und der Weg von Magdeburg aus nach dem nächsten Etappenorte nur kurz. Auch ich ließ mich leicht überreden mit nach Magdeburg zu gehen, besonders da mein Officier mir außer dem Urlaub auch bewilligte, meine Sachen inzwischen auf seinen Wagen zu legen. Leicht geschürzt betraten wir nun den Rückweg nach der Stadt, und die zwei Tage dort waren mir eine um so willkommnere Episode, als ich in jenem zweiten Schlegelianer einen Schulkameraden erkannte, und volle Muße hatte, Magdeburgs Merkwürdigkeiten zu besehen. Wir verließen die Stadt nach zwei Tagen vollkommen befriedigt; nur darüber schüttelten wir bedenklich den Kopf, daß ein Buchhändler, auf die Anfrage nach einem schlegelschen Werke geantwortet hatte: „Wo denken Sie hin, meine Herren! Wie soll so etwas hier Abgang finden! Zauber-, Banditen-, Räuber-, Mord-, Geister-, Diebesgeschichten, die sind nach unserm Geschmack; damit kann ich aufwarten.“ Dennoch kaufte und fand der Schlegelianer „Leier und Schwert“ und Herrmann und Dorothea, die fortan seinen Tornister noch mehr beschweren sollten. Ich hörte, daß in Magdeburg etwas französische Neigung spuken sollte, aber beruhigte mich wieder vollkommen, als ich auf dem Komödienzettel statt der Benennungen Madame und Demoiselle das deutsche Frau und Fräulein fand.

Ein ſchöneres Dorf, finde ich geſchrieben, hätte ich nie geſehen als das Dorf Alvensleben, welches wir am Abende des nächſtfolgenden Tages, und damit den Raſtort unſeres Detachements, erreichten. Die untergehende Sonne beleuchtete die anmuthig in Grün und zwiſchen kleinen Anhöhen gelegenen Höfe, aber uns beiden allein Ankommenden begegneten ſeltſame Blicke, mürriſche Antworten. Mit Mühe konnten wir in dem großen Dorfe, welches drei Aemter hatte, einen Burgthurm und — was mich beſonders intereſſirt zu haben ſcheint — „verfallen Gemäuer, das ich aber leider nicht mehr ſehen konnte," mit Mühe konnten wir uns nach unſerm Quartiere durchfragen. Die Jäger waren vortrefflich bewirthet worden, man hatte ihnen einen Ball gegeben, und zum Dank dafür wurde den Alvensleben-nern am Morgen vor'm Aufbruch ein ſtürmiſches Vivat gebracht. Warum ſah man uns ſo ſeltſam an?

Der Sturm brach los; nämlich am folgenden Morgen. Mein Auge ſchwelgte in dem duftigen Wieſengrün, in der Pracht des Maienkleides; ſo hatte ich es noch nicht geſehen. Blaue Berge am Horizont und in der Ferne der alte Vater Brocken. Sollte meine Seele nicht froh ſein, und was hatte mein Körper zu klagen! Kein Staub, kein Sonnenbrand, und in unſern Taſchen Butterbrod und Blutwurſt in Fülle, welche uns unſre guten Wirthe zur Zehrung auf den Weg mitgegeben hatten. Ja überall trafen wir gute, prächtige Menſchen, mit Leib und Seele deutſch, obgleich ſie ſo lange Zeit weſtphäliſch geweſen waren. Das erfriſchte mein Blut, und erleichterte mir die ſauren Wege. Es iſt

auch in der That ein merkwürdiger Unterschied zwischen dem Bauerngeschlecht in der Mark und jenseits der Elbe. Mager, gedrückt, unterwürfig, an die Dürftigkeit gewöhnt, und hier groß, voll, frei, gerad aufblickend. Aber jene magern, gedrückten, unterwürfigen haben doch eine zähe Lebenskraft, die von den Wettern nicht niedergeschlagen wird, so wenig als ihr Haidekraut und ihr Buchwaizen. Die strotzenden goldenen Waizenfelder wirft ein Hagelwetter um.

Eine alte Warte auf der Höhe scheidet das Preußische vom Braunschweigischen. „Von da an wird die Gegend herrlich." Unter der Warte lagerten wir; Einige aber oben auf der Höhe. Warum sonderten sich die andern Kameraden von uns? Der Sturm war losgebrochen; er tobte auf der Höhe. Flüche, grimmige Gesichter, geballte Fäuste; ja es wurden die Hirschfänger gezogen. Was ist das? — Man verzog grinsend die Gesichter. Wir wollten hinauf. Man ließ uns nicht hinauf. Getümmel, Flüche, Drohworte, überall Emeute. Und gegen wen? — Gegen den Hermannsbund. Man hatte taktvoll operirt; denn wir, nichts von dem Gewitter ahnend, lagen hie und da zerstreut, und die Angriffe erfolgten auf die Einzelnen, die nun verhindert waren, sich unter einander beizuspringen, ja ohne daß Einige genau wußten, was eigentlich vorgehe.

An diesem Tage, unter der Warte zwischen Alvensleben und Helmstädt, wurde der Hermannsbund vernichtet. Nicht von den Feinden des Vaterlandes, sondern von denen, die mit ihm streiten sollten für dasselbe. So fiel auch Hermann selbst, nicht von der Hand der Römer, sondern der

und rückte vor, um das Schloß zu stürmen. Lärm und Kriegsgeschrei erschallen weit umher, aber die Ritter und Knapen im Schlosse greifen zu den Waffen und eilen zu den Thoren und auf die Mauern, um sie zu schützen. Die Bürger steigen auf die Wälle und Zinnen, und werfen Wurfspieße und spitzige Pfähle herab, und während der Sturm auf allen Seiten mit der größten Heftigkeit wüthet, ging der Graf von Beaucaire in die Kammer, wo Aucassin um Nicolette, seine süße vielgeliebte Freundinn, klagte und seufzte.

Unglücklicher! sprach er, was machst du hier? Du Feiger, siehst wie man dein Schloß angreift, das beßte und stärkste, das man finden kann, und du sollst wissen, daß man dir Alles nehmen wird, wenn du es verloren hast. Nimm die Waffen, mein Sohn, steige zu Pferde, vertheidige dein Gebiet, und führe deine Unterthanen in den Kampf. Und wolltest du auch nicht selber mitstreiten, es würde deine Gegenwart schon hinlänglich seyn. Wenn sie dich nur unter sich erblicken, werden sie ihre Habe und ihr Leben, dein Gebiet und dich selber besser vertheidigen; du bist groß und stark genug dazu, du kannst es, und du mußt es.

Vater, sprach Aucassin, es hilft euch nichts, noch einmal davon zu sprechen. Möge Gott mir nie gewähren, was ich von ihm erbitte, wenn ich Ritter werde, oder ein Streitroß besteige, und im Gefechte

seiner eigenen Landsleute, die in blinder Wuth seine vorigen Verdienste vergessen, entweder weil sein Einfluß ihre Freiheit wirklich beeinträchtigte, oder weil sie es glaubten. Wir waren darin von Hermann verschieden, daß unsere Verdienste noch in der Zukunft lagen. Unsere Thaten hinter uns bestanden in sechs Portionen Kaffee, die wir nicht ein Mal getrunken hatten, in einigen Krügen Bier und Schüsseln Milch, die wir zusammen genossen, und in dem Quartierbillet zu Errleben, das uns den Hals brach. Was vielleicht noch in Alvensleben beim Balle vorgefallen war, und der Wuth gegen uns den letzten Stempel aufdrückte, weiß ich nicht.

Blut ist nicht geflossen, aber der Streit gedieh bis zu den äußersten Gränzen, wo Schmäh- und Schimpfreden in Thätlichkeiten übergehn. Unsere Vorsteher erhoben umsonst ihre Stimme; selbst unser Officier mußte sich das Härteste sagen lassen und hatte seine Autorität verloren, vielleicht im Bewußtsein seiner Schuld. Der Streit ward unter der Warte nicht ausgeglichen, sondern zur endlichen Ausmachung für die nächste Etappe verschoben. Hier in Helmstädt ward vom Commandanten ein Gericht bestellt, welches, so viel mir erinnerlich, unsern Officier zu kurzem Arrest verurtheilte. Ob und wie die Rädelsführer der Emeute bestraft wurden, ist mir aus dem Gedächtniß entschwunden, und ich finde auch in meinen Briefen keine Notizen darüber.

Somit war der Hermannsbund aufgelöst. Der Commandant sprach zu uns einige vernünftige Worte, daß wir alle, als Söhne des Vaterlandes und durch unsern Schwur,

vereinigt wären, für dasselbe zu leben und zu sterben, daß wir insgesammt daher schon einen großen Bund bildeten, und es bedürfe keines kleinen, um uns an unsere Pflicht zu mahnen. Wir sollten die kleine Spielerei sein lassen im Angesicht der großen Sache, und indem er den Hermannsbund hierdurch auflöse, sollten wir nicht mehr daran denken. Nichts desto weniger fehlte es nicht an Hecheleien und Schmähworten Seitens unserer roheren Genossen gegen die Einzelnen, welche so glücklich oder unglücklich gewesen, ihm anzugehören. War Einer von uns maraude, begegnete ihm ein Unfall, so wurde der „Hermannsbündler" wieder hervorgeholt. Man recitirte beim Marsche die beliebten Frage- und Antwortspiele: „Wer hat gestern in den Schoten gelegen?" und der Chor antwortete mit unendlichem Jubel: „ein Hermannsbündler." Die Neckereien gingen in den Ernst über und dauerten noch während des Feldzugs fort.

Wer mag es tadeln, daß die Gebildetern den Drang fühlten, in der roheren Masse zusammen zu halten. Aber jedes auffällige Sonderungsbestreben erweckt den Neid, wo eine gesetzliche Gleichheit stattfindet. Diese wollte und durfte ihr Recht fordern, wo die Verbindung uns sogar Vortheile gewährte, die den Andern dadurch entzogen wurden. Eine unverzeihliche Unbesonnenheit beging aber unser Anführer, weniger dadurch, daß er sich uns anschloß, als daß er die Verbrüderung in einem Dienstactus anerkannte, und uns dabei scheinbar bevorzugte. Er war unser Vorgesetzter, älter als wir und mußte aus seinen Dienstjahren wissen, was sich in der Disciplin schickt. Wir mußten, sehr unschuldig,

ſein Verſehen büßen, ohne ihm doch um deshalb grollen zu können. Es war ein Vergehen aus überſtrömender Güte für uns.

Die Gegenden, durch die wir jetzt nach Weſtphalen marſchirten, waren freilich reizend im Vergleich zu denen, die wir verlaſſen; aber an Regentagen hatten ſie dafür auch ſo viel Beſchwerliches, als wir noch nicht erlebt. Der fette Boden klebte an den Füßen, und ein einziger Hohlweg, durch den wir mit Sack und Pack eine Höhe erſtiegen, konnte die ganze Colonne in Unordnung bringen. Saure Milch und ſchlechtes Bier brachten außerdem die Krankheit hervor, welche Xenophon von ſeinen Soldaten in der Anabaſis mit ſo unvergleichlicher Naivetät und Anſchaulichkeit ſchildert. Einmal mußte ich mich auf den hochbepackten Torniſterwagen legen laſſen, um nur fortgebracht zu werden. Es war die eigenthümlichſte Art zu fahren. Bei jedem Ruck war Gefahr, daß ich hinunter geſchleudert wurde, und ich war in einem Zuſtande, daß ich kaum die herausſtehenden Stangen faſſen konnte, um mich feſt zu halten. Aber auch im halbwachen Zuſtande lehrt die Noth das Gleichgewicht halten. Ich ſchlief ſogar und fiel nicht herunter.

Vor Braunſchweig wurde unſere Hoffnung wie vor Magdeburg getäuſcht. Wie hatte ich mich gefreut auf Heinrich des Löwen Fußtapfen, wie auf das Theater, die Mumme, wie mein Freund, der Schlegelianer, auf die Vieweg'ſche Buchhandlung und die Leihbibliotheken; (wir ſagten: Leihbüchereien) aber auch hier wollte man uns nicht haben, ja nicht einmal ausruhen laſſen. Es hieß, ein

früherer Jägerzug habe Schlägereien gehabt, und ein Mann wäre von ihnen erstochen worden. Entrüstet verwünschten wir die Braunschweiger, und um sie recht zu strafen, bürsteten und putzten wir uns nicht, sondern marschirten mit unsern, von Lehm starrenden Schuhen und Kleidern, und ohne Jemand eines Blickes zu würdigen, durch die Straßen. In meinem Tagebuche steht: „Nach der Verzweiflung folgte Wuth und Verachtung gegen die Stadt." Sollte ich, mir unbewußt, später ein Mal gegen Braunschweig, wo es mir immer sehr wohl gefiel, mich vergangen haben, so könnte das gereizte Gefühl des ehemaligen Jägers dabei mitgespielt haben. Mumme aber trank ich doch nachher in dem reichen Dorfe, wo „die elendesten Mähren stolze Rosse waren, das Korn hoch über ausgewachsene Männer reichte und dicht stand wie Sand."

Die Hitze wurde immer drückender, furchtbare Gewitter entluden sich fast jeden Nachmittag; wir brachen daher in der Regel schon in der Nacht auf, um vor der Tageshitze unsere Station zu erreichen. Aber so kurz die Märsche waren, im Vergleich zu denen im Brandenburgischen, so beschwerlich wurden sie durch die Beschaffenheit des Weges. Der fette Lehmboden war tief aufgelöst, der Fuß glitt aus bei jedem Schritt und fand keinen festen Grund. Dazu das hügligte Terrain und fast immer Hohlwege. Oft mußten wir uns gegenseitig halten, Viele stürzten hin, und die kleine Armee kam in der Regel in völlig aufgelöstem Zustande ins Quartier. Ich sehe aus meinen Briefen, daß ich mich mit den Braunschweigern wieder versöhnt hatte,

ich erkläre ihre Gesinnung für vortrefflich deutsch; dagegen scheinen mir die Hannoveraner einen schwankenden Charakter zu haben und gar nicht das gehörige Maaß Franzosenhaß. Indeß setze ich entschuldigend hinzu, das komme wohl daher, weil sie so oft die Herren gewechselt haben. Die Bemerkung galt übrigens den Hildesheimischen.

Endlich ward mein sehnlicher Wunsch erfüllt, wir blieben in einer Stadt. Und in welcher Stadt! In der alten, berühmten Bischofsresidenz Hildesheim. Mein Herz schwamm in Wonne, als ich ihre vielen Thürme in der Morgensonne vor mir liegen sah und durch die gewölbten Doppelthore in ihre gethürmten Mauern zog. Den Anblick von Hildesheim nenne ich „ehrfurchtgebietend;" ich weiß nicht ob die Stadt noch jetzt so aussieht, und ob meine damalige Anschauungsweise heute Stich halten würde; aber der Eindruck ist mir durchs Leben geblieben, auch der von Nürnberg und Goslar hat ihn nicht zurück gedrängt. Zwischen den Häusern mit Giebeln und Thürmen, die wie Burgen ausschauten, und an denen ich mit Entzücken die Jahrhunderte zählte, führte mich mein Quartierbillet endlich in die Eckemäkerstraße, welche dem vollen Ideal einer alten Stadt entsprach; denn von beiden Seiten sprangen die Stockwerke immer weiter in die Gasse, bis die Dächer oben, sich beinahe berührend, kaum einen Weg für den Regen, für das Sonnenlicht aber nur eine Spalte offen ließen. In diesem heiligen Dunkel, in diesen ehrwürdigen Gemächern sollte ich Glücklicher Nro. 1228 beim Schuster Bissing wohnen! Treppauf, treppab, über Galerieen und durch Winkel

trat ich endlich an die Thüre, wo man mir sagte: „hier ist Ihr Zimmer.“ Ich mußte mich zwei Kopf tief bücken, um hinein zu treten, und obgleich ich etwas in die Tiefe fiel, stieß ich doch wieder an die Decke, als ich mich aufrichten wollte. „Die Wohnung war ein Hundeloch“ steht in meinem Tagebuche. Dennoch hatte diese Wohnung zwei Thüren, von denen die eine nach einem Orte führte, dessen Atmosphäre nicht die angenehmste Nachbarschaft ist, und diese beiden Thüren, ohne Schloß, gingen immer aus ihren Angeln und standen sperrweit auf. Um dies zu verhindern, setzte ich einen Schemel vor; da ich aber nur einen in meinem Zimmer hatte, so stand mir die Wahl frei, ob ich die Thür nach dem geheimnißvollen Orte oder nach der zugigten Treppe schließen wollte. Wenn ich mich nun zugleich hinsetzte, natürlich, da ich müde war, so wurde ich dort kühl angefächelt, hier athmete ich den durchdringendsten Parfum ein. Dazu brachte man mir ein Mittagbrod, welches ich, auch wenn ich hungrig gewesen wäre, kaum hinuntergewürgt hätte. Aber die Leute waren „recht gut gesinnt.“ Das mag mich getröstet haben; doch nicht so sehr, daß ich nicht am Abend mein Quartier verlassen und mich im breiten Bette eines Kameraden besser gebettet hätte. So ward meine Hoffnung auf ein Quartier in einer alten Stadt und eine eigene Stube darin erfüllt. Für meine Leser möge es als ein Beitrag zur Geschichte der Soldatenquartiere dienen.

So viel ich konnte, besah ich natürlich Hildesheims Merkwürdigkeiten, und vor allem seinen durch die Legende und die Kunst reich ausgestatteten Dom. Aber noch

intereſſanter war, was ein Schneider, bei dem ich eine Reparatur an meiner Uniform vornehmen ließ, mir von der Entſtehung Hildesheims erzählte, von dem blühenden Roſenbuſch, an dem Kaiſer Karl der Große ſeinen Roſenkranz vergeſſen, und der deshalb noch blühte, als Karl die ganze Gegend, in tiefen Schnee gehüllt, wieder ſah, worauf er eine Kapelle darüber baute, aus der der Dom wurde, und in ihm blüht noch der Roſenſtrauch! Und die in Erz getriebene Säule des Biſchof Bernward, auf der die ganze Leidensgeſchichte Chriſti eingegraben ſteht! Und wie herrlich, berühmt, reich die Stadt geweſen. Ich ſchlürfte gierig jedes Wort meines freundlichen Schneiders ein, der vielleicht eben ſo froh war, jemand zu finden, der ſeine alten Geſchichten für neue nahm. Es war eine ſchöne Zeit, wo man an Legenden glauben konnte. Wir zwangen uns dazu.

Wir näherten uns Weſtphalen. Die Phyſiognomie des Landes ward eine andere; in jeder Hügelkette, jedem alten Wege ſuchte mein Auge ſchon nach Römerſtraßen und nach Cheruſker- und Sachſenfußtapfen. Es that indeß nicht gut, dieſe Sehnſucht und dies Ruhen laut werden zu laſſen; eben ſo wenig als es räthlich war ſein Entzücken über die Schönheit der Gegenden zu äußern. Ein Freund bei einem andern Detachement vergaß einige Mal, daß die Kameraden von anderem Stoff waren und nach anderem Stoff verlangten: „Das iſt wieder eine Hauptgegend!“ Unglückſeliger Ausruf, der ihm durch ſeine ganze Kriegerlaufbahn einen Spottnamen zuzog: „Da kommt die Hauptgegend!“

Auch ich mußte mein vieles Schreiben verbergen; man sah darin hermannsbündlerische Tendenzen! Uebrigens gab sich das bald von selbst. Wenn man in der Nacht, noch halb schlaftrunken, aufbrechen, durch morastige Wiesen und kothige, tiefe Wege marschiren mußte, hinschlagend, verirrt und, wenn man kaum des Morgens von der Sonne getrocknet war, von ihr wieder verbrannt wurde, so forderte der Schlaf vom Tage sein Recht. Dann aber galt es Putzen, Flicken, das Riemzeug blank poliren, zuweilen Exerciren, auch Wache stehen, außerdem aber — essen. Meine Wirthe verwunderten sich, wie wenig ich verzehrte; dabei könne der Soldat keine Kräfte gewinnen. Noch war es der moralische Impuls, das Jugendfeuer, was mir Kräfte gab.

Die Leine war passirt, wir näherten uns der Weser; ich mit Ehrfurcht, die heiligen Gegenden des Teutoburger Waldes, des Schlachtfeldes Idistavisus zu betreten. Wir Alle lagen plötzlich auf einer Höhe, hingestreckt am Boden, nicht um einen Römerfußtritt, aber möglicherweise um einen Ort, wo auch die Römer vor uns so mögen gelegen haben. Eine kleine Quelle rieselte seitwärts aus einem höheren Thongeschiefer und über die Straße weg. Es war wieder ein heißer Tag, und die Quelle ward beinahe ausgetrunken, als das Horn heftig schmetterte und der Feldwebel uns zum Antreten in Reih' und Glied rief. Alles sprang auf, die Höhe hinunter. Wir sahen die Thürme, die gesprengten Werke der Citadelle von Hameln vor uns. Es war nicht aus Respect vor der Stadt, wo der Rattenfänger

gehauſt, weshalb wir die militairiſchen Honneurs machen ſollten; ſondern ſie galten einem Oberofficier, deſſen Reiſekaleſche auf der Straße hielt, und er war ausgeſtiegen, um uns zu muſtern.

Es war eine edle kriegeriſche Geſtalt, die an unſern Reihen vorüberging, in einem ſchlichten Ueberrock, auf dem Kopfe die einfache Landwehrmütze, ohne Adjutanten und militairiſche Begleitung. Aber ſeine Haltung, das würdevolle, männlich ſchöne Geſicht, ſeine ſtrengen, aber doch freundlichen Augen, übten eine unwillkührliche Autorität auf uns, auch wenn wir ſeinen hiſtoriſchen Namen nicht erfahren hätten. Der General hielt eine kleine Anrede, in den kurzen Sätzen und ſchlagenden Worten, wie ſie auf den Soldaten am beſten wirken; aber die gebildete Sprache, der feine Ton, wirkten auf Einige noch mehr. Natürlich war die Rede eine Anfeurung zur Ausdauer, zum Muthe; er rief uns ins Gedächtniß, welche Ehre es jetzt ſei, ein Preuße zu ſein, wo unſer Vaterland, noch durch die außerordentlichſten Opfer eines außerordentlichen Krieges erſchöpft, auf's Neue ſein Beſtes, ſein Alles zu dem großen Zwecke hingebe. Ein donnerndes Lebehoch! ſcholl dem General von jedem Detachement nach. „Lebt wohl, Kolberger!“ rief er uns nach, als er wieder in den Wagen ſtieg.

Es war der General Borſtell. Eine der unangenehmſten Epiſoden des ruhmwürdigen Krieges entfernte ihn vom Kampfplatz, um in Berlin dem Gerichte über ein Verfahren entgegen zu gehen, das heut, wo die Leidenſchaf-

ten nicht allein abgekühlt, sondern verschwunden sind, keine Rechtfertigung mehr bedarf.

Schon Morgens um acht waren wir in Hameln; aber der Tag war zum Schlafen bestimmt, indem wir in der Nacht den weiten Marsch nach Lemgo antreten sollten. Wir mußten am Tage übrigens noch den Schlaf der vorigen Nacht nachholen, eine kaum zu lösende Aufgabe. Ohne etwas von der Stadt gesehn zu haben, traten wir um neun Uhr an. Es war ein drückend schwüler Abend. Während wir noch versammelt standen — unsere Tornister lagen schon auf dem Wagen, und leider diesmal auch unsere Mäntel; in Betracht des schwierigen Nachtmarsches hatte man es erlaubt — brach ein furchtbares Gewitter los. Der Commandeur ließ uns auseinander gehn, um in den Häusern abzuwarten, bis die erste Fluth sich ergossen hätte. „Es war die merkwürdigste Nacht meines Lebens" steht in meinem Tagebuche; und kaum erinnere ich mich heut einer ähnlichen. Ich mit mehreren Kameraden fanden ein nothdürftiges Unterkommen im Flure eines Kaufmanns. Man brachte uns eine Lampe und einige Schemel. Sonst schloß man sich von uns ab. Der Zugwind durch die Thürritzen drohte die Lampe jeden Augenblick zu verlöschen, aber die Blitze leuchteten fast ununterbrochen, das Wetter schlug gegen Thüren und Fenster, als spotte es ihrer Ohnmacht, und der Donner schien auf dem Boden des Hauses seinen Sitz zu haben. Es war eine peinliche Stille unter uns Allen; auch die Ausgelassensten und Rohesten schwiegen.

Endlich, gegen zehn Uhr, tollten die Donner fort, der

Streiche austheile oder empfange, wofern ihr mir nicht meine Nicolette geben wollet, die süße Freundinn, die ich so sehr liebe.

Das kann nicht seyn, mein Sohn, sprach der Vater, lieber will ich alle meine Güter verlieren, als einwilligen, daß sie dein Weib und dein Gemahl werde. Und mit diesen Worten ging er davon.

Als Aucassin seinen Vater weggehen sah, rief er ihn wieder herein. Vater, sprach er, kommt zurück! Ich will einen Vergleich mit euch schließen. — Welchen Vergleich denn, lieber Sohn? — Ich will die Waffen nehmen und in den Kampf gehen, aber ich bedinge es mir, daß ihr meine Nicolette, meine süße Freundinn, die ich so sehr liebe, mich sehen lasset, wenn Gott mich frisch und gesund zurück führt. Ich begehre nur so viel Zeit, um ihr zwei oder drei Worte zu sagen, und sie einmal zu küssen. Der Vater gewährte ihm das Verlangen, gab ihm sein Wort darauf, und Aucassin eilte sogleich fort.

Ein Kuß, er denkt es mit Entzücken,
Soll nach der Rückkehr ihn beglücken;
Er gäb' um großen Goldgewinn
Des Liebchens süßen Kuß nicht hin.
Eine Rüstung thät man ihm nun senden,
Von Stahle, blinkend und schön,
Man sieht in Harnisch und Helm ihn stehn,

Regen ließ nach, wir traten wieder an, und marſchirten, um unſern ungeſchwächten Muth, vielleicht uns am meiſten, zu beweiſen, unter lautſchallendem Geſange durch die Stadt über die Weſerbrücke. Nur die in der Ferne noch zückenden Blitze zeigten uns den berühmten Strom in gelbem Lichte. Ich hätte gewünſcht in rothem. Er mußte doch noch etwas vom Römerblute gefärbt ſein. — Kaum waren wir drüben, als der Regen, der nicht aufgehört hatte, wieder ſtärker wurde. Auch hatte er die Luft nicht abgekühlt, und ein neues Gewitter zog heran. Längs der Weſer ging unſer Weg, der elendeſte Weg, den uns bald nur noch die zückenden Blitze zeigten. Bald ſah Keiner mehr den Andern. Jeder haſtete nur, um nicht in Wildniß und Nacht zurückzubleiben, ſich der dunkeln Maſſe, die vor ihm ſich bewegte, anzuſchließen. Es ging durch Dick und Dünn. Hier ſtieß Einer auf eine Höhe und fiel, dort andere in die Gräben; ſie ſahen wie Fußſteige aus. Hier glaubten wir eine Brücke zu finden, und wateten und wateten durch angeſchwollene Bäche. Dann und wann goſſen freilich die Blitze ein ſchauerliches Licht über die Gegend und unſere Verwirrung aus; aber die darauf folgende Dunkelheit verwirrte uns nur noch mehr. Der Regen floß in Strömen, Niemand hatte mehr einen trockenen Faden am Leibe und der Schlamm ward immer tiefer. Mehreren blieben die Schuhe ſtecken. Jetzt erhob ſich der allgemeine Unwille in dumpfem Gemurre, in wilden Flüchen. Man verwünſchte den Einfall, des Nachts zu marſchiren. Keiner kannte ſeinen Nebenmann, keiner wußte, von wem er einen Kolbenſtoß bekam, oder

wen er, durch unwillkührliche Wendung in den Koth ſtieß. Ein alter Soldat, der zehn Jahr gedient hatte, verſicherte doch, keine ſolche Nacht erlebt zu haben.

Ich hielt mich, mit aller Nervenanſtrengung, ſo gut es ging, beim großen Haufen; aber eine Stunde ſchleppte ich mich fort, ohne den Troſt zu haben, irgend Jemand um mich her zu erkennen. Endlich verrieth ein Ausruf mir die Stimme eines Freundes, es war der Schlegelianer. An der Seite eines Freundes und Geiſtesverwandten marſchirt ſich auch in ſolchem Trübſal leichter. Ob wir aber von Novalis und Tieck ſprachen, während wir bis an die Knie im Schlamm wateten, kann ich nicht mehr angeben.

Ein Häuflein Mißvergnügter hatte ſich geſammelt. Man ſah in der Ferne ein Licht. Das Complott war fertig, wir verbanden uns, keinen Schritt weiter zu gehen, ſondern in dem nächſten Dorfe einzukehren. Es war ein ſehr natürliches, und kaum ein ſtrafbares Complott, denn von einem Marſch und Befehlen war nicht mehr die Rede. Zufällig fand ſich aber auch unſer Officier dazu, und approbirte unſern Entſchluß. Wir ſtürmten in das Dorf und in das Haus, von woher das Licht kam; es war das Wirthshaus, aber im ſelben Augenblicke war es von den aus der Dunkelheit tauchenden Geſtalten vollgepfropft. Der Schlegelianer, ich und Einige ſuchten ein anderes Haus. Da kam gerade der Nachtrab an, welcher zufällig in Ordnung geblieben war und nichts davon wußte, daß Vortrab und Centrum bereits zerſprengt und verkrochen waren. Er nahm uns in ſeine Mitte, und in umgekehrter Ordnung

bildeten wir nun den Vortrab. Wir wollten keck unser Glück ertrotzen. Aber in meinem Tagebuche steht: „War der vorige Weg schön, so war dieser schlecht.“ Wie das möglich, bin ich heut nicht mehr im Stande zu erklären. Wir blieben bei jedem Schritte im fettigen Schlamme stecken. Uns zur Linken lag eine hohe Hecke, davor ein tiefer Graben. Ein Blitz verrieth uns, daß Häuser dahinter lagen, er zeigte uns zugleich, wie viel wir unser beisammen waren. Ein Sturm mußte gewagt werden. Schon das in den Graben springen war eine schwierige Aufgabe, wegen des abschüssigen, durchweichten Lehmrandes. Die meisten fielen, um nur zu dem Ziele zu gelangen, daß sie bis an die Hüften im Wasser standen. Nun wurden die Hirschfänger gezogen und wir hieben, so schwer es ging, eine Bresche in die hohe und dichte Hecke. Aber mit dem Durchbrechen der Schanze war sie noch nicht gewonnen. Der Erste rutschte, wie ihn auch die Andern stützten und hoben, zwei Mal zurück. Endlich hatten zwei die Höhe gewonnen; die andern faßten sich, Einer an die Rockschöße des andern, und so ging es vorwärts immer bergauf, in stockpechfinsterer Nacht, bis ich, am Rockschoß des Schlegelianers, plötzlich, statt des weichenden Lehms, gedielten Boden unter mir fühlte. Wir waren im Flur eines Hauses, aber eben so schnell verging uns der gewonnene Raum wieder, denn wir standen wie die Häringe aneinander gepöckelt. Das war ein seltsamer Anblick als die Bauerfrau Licht angemacht hatte und das Feuer auf dem Heerde aufflackerte, die erschreckten Gesichter der kaum aus dem Bette aufgesprungenen Familie, im

Hemde Alle, barfuß, und wir vom Regen triefend, mit Koth Geſicht, Haare, Kleider beſchmirt; Räubern ähnlicher als Soldaten. Wir ſelbſt ſtaunten uns verwundert an, denn jetzt erſt erkannten wir uns, oder erkannten uns nicht. Denn da war ein buntes Gemiſch aus Jägern und Soldaten der verſchiedenen Regimenter.

Indeß verſtändigte man ſich bald. Alle konnten nicht im kleinen Häuschen bleiben. Der Bauer führte uns mit einer Laterne in das nächſte Gehöft, und Kolbenſchläge an die Thür weckten hier die armen Bewohner auf, die aber ſogleich gute Miene zum böſen Spiel machten. Verirrte Soldaten ſind beſſer als Räuber. Licht und Feuer ward angezündet, der Ofen geheizt; wir zogen uns aus, und der Bauer und ſeine Frau trockneten unſere Kleidungsſtücke. Ohne Spuk konnte das Abentheuer an den Ufern der Weſer uns unmöglich begegnet ſein, und ich bin überzeugt, daß der Schlezelianer und ich an mögliche Einflüſſe und Nachwirkungen des Rattenfängers von Hameln dachten. Nachdem wir uns mit Waſſer, Brod und Butter erquickt, warfen wir uns auf eine friſche Streu und ruhten, ſo gut es ging, bis drei Uhr Morgens. Die guten Leute wollten nichts für ihre freundliche Aufnahme annehmen. Der nächſte Tagesmarſch war möglicher Weiſe noch verwirrter. Es regnete noch und war noch heiß. Niemand wußte, wo die andern lagen, wann ſie aufbrechen würden; in der Verwirrung war vergeſſen worden, die Stunde des Abmarſches anzuſagen. So brachen wir vom Nachtrab um einige Stunden früher als die andern auf; aber während wir in

einem Wirthshause frühstückten, waren sie uns wieder voraus, und um sie einzuholen, und weil wir uns noch völlig erschöpft fühlten, mietheten wir unser Acht einen Leiterwagen bis Lemgo.

Als wir durch einen Wald kamen, stürzten plötzlich mehrere Personen, theils in bürgerlicher Kleidung, theils in weißen, rothen und blauen Uniformen auf uns zu. Nicht wie zum Angriff, sondern wie selbst in großer Unruhe. Es waren sächsische Officiere, aus Lüttich auf ihr Ehrenwort nach jenem beklagenswerthen Vorfall entlassen. Sie waren von den Jägern und Landwehrmännern eines andern Detachements — ich will den Namen nicht nennen, da er jetzt in Preußen einen sehr ehrenwerthen Klang hat — unterwegs angegriffen worden, und flüchteten zu uns, vor den Schimpfreden, den Stein- und Kothwürfen unserer wüthenden Kameraden. Es war ein trauriger Anblick, Ehrenmänner, Officiere, die nur politisch eine andere Ansicht gehabt hatten, in dieser hülfeflehenden Stellung vor uns jungen Freiwilligen zu erblicken. Sie hätten nicht nöthig gehabt uns ihre Unschuld zu betheuern, und sich auf unsern General Borstell zu berufen, der, wie wir, ein Pommer, von derselben überzeugt, sich ihrer mit Hintansetzung von allen Rücksichten, angenommen habe. Es war eine Sache der Ehre, Hülflosen beizustehen, ein erster Akt der Selbstthätigkeit. Wir sprangen vom Wagen und nahmen sie in unsere Mitte. Die Büchsen wurden in den Arm genommen, und den —schen Jägern eine ernste Stirn gezeigt. Zum Ernste waren diese nicht aufgelegt. Sie begnügten sich mit Schimpfreden ge-

gen die Sachſen, mehr aber noch gegen uns, als ihre Beſchützer. Die Rivalität zwiſchen den Pommern und den —ſchen Jägern, die ſchon immer beſtand, ging von nun ab in unangenehme Streitigkeiten über. Die Officiere nahmen den gerührteſten Abſchied von uns, und verſicherten, die Pommerſchen Jäger fortan im beſten Andenken behalten zu wollen. Wahrſcheinlich leben noch Viele von ihnen. Ich weiß keinen Namen, bin aber im Leben vielleicht ſchon Manchem von ihnen begegnet, ohne daß wir uns erkannt haben.

In Lemgo ward abermals eine Erwartung getäuſcht, ich aber allein trug die Schuld; denn weshalb erwartete ich, weil Herder einige Zeit hier gelebt und einige ſeiner Schriften hier erſchienen waren, in der Stadt ein kleines Weimar oder wenigſtens Deſſau zu finden! Der verrückte Uhrmacher, bei dem ich wohnte, wußte von Herder auch kein Wort. In der kleinen Stube, die man uns Zweien anwies, war nicht ein Mal ein Schemel; er meinte, ein Soldat ſitze auf einem Koffer weit zweckmäßiger als auf einem Stuhle. Das mag ſein, aber in einem Bette, wo kaum Einer bequem liegt, konnten zwei nicht ſchlafen. Uns Stroh zu geben, ſagte er, wäre gegen ſeine Ehre und ſein Gewiſſen.

Am folgenden Tage ward ich indeß durch die „himmliſchen Gegenden" auf dem Marſch nach Paderborn belohnt. Ich ſah dort zu beiden Seiten des Weges Berge über Berge, „bis in den Himmel emporragend." Für ein ſechszehnjähriges Auge iſt der Himmel näher. Die herrlichen Buchen-

haine, die Waldströme, in die Schluchten rauschend, Mühlen treibend, Wasserfälle bildend, waren für mich etwas ganz neues. Das war der Teutoburger Wald. Daran haben vielleicht auch andere nicht gezweifelt, aber in den großen Steinstraßen, welche im Lippe-Detmoldischen die Gebirgszüge durchschneiden, sah ich unverkennbar Römerstraßen. Hätte Varus sie gehabt, er hätte vielleicht seine Legionen nicht so ganz verloren. Der erste Hinunterblick vom Gebirge hinter Detmold, vor Lippspring, auf das flache Land, war für uns Alle ein überraschender. Die achtundzwanzig Jahre haben ihn nicht verlöscht; die Thürme des noch drei Stunden entfernten Paderborn glänzten uns lockend entgegen. In Paderborn sah es freilich sehr alt, still, feierlich, katholisch aus, was mich sehr freute; mein Quartier bei einem bigotten Rademacher war aber kaum besser als das in dem auch bischöflich gewesenen Hildesheim. Nicht daß gerade mein täglich wiederkehrendes Abendbrod, Eier und Salat, mich verdroß; aber das Bette war doch zu schlecht, und obgleich ich mich nur darauf und meinen Mantel darunter legte, konnte ich doch der hüpfenden Kleinen wegen die ganze Nacht kein Auge zuthun. Ich eilte, ehe der Tag graute, auf den Versammlungsplatz, und schlief noch dort eine Stunde auf der steinernen Schwelle einer Kirche. Aber auch das hat nichts geholfen; die stillen Wünsche meiner guten Wirthe in Erfüllung zu bringen. Es erschien keine Vision, die mich bekehrte. Der Rademacher und seine Frau hatten den Kopf geschüttelt, daß ein so blut junger Mensch schon in den Krieg ging. Das käme, mein-

ten ſie, von der Verführung in den Schulen und vom Lutherthum. Aber ſie waren doch, meiner Jugend wegen, freundlich gegen mich und bereiteten mir ſchon in der Nacht einen ſtärkenden Kaffee.

Das Städchen Geſecke, wo wir den nächſten Raſttag hielten, nenne ich in meinen Briefen: „das deutſche Venedig, wenn Miſtpfützen Kanäle wären.“ Aber mir kam es barbariſch vor, daß man die alten Mauern, die noch im dreißigjährigen Kriege Geſecke zu einer tüchtigen Feſtung gemacht, abtrug, um die Wege zu beſſern. Soeſt mit ſeinen alten Mauern und Thürmen, „die wahrhaften Burgen glichen“, hatte meinen ganzen Beifall, und wir erhielten, unſer Vier, beim Apotheker im Schwan, das beſte Quartier der Stadt; eigentlich durch eine unerlaubte Liſt, welche ältere Kriegskameraden ſich mit dem gefälligen Bürgermeiſter erlaubten. Allen war es aber in der Stadt wohl ergangen; ihr ward dafür beim Ausmarſch ein dreimaliges Lebehoch gebracht. Unna war wieder für uns eine herrliche Stadt. Solche verfallene Mauern, mit Thürmchen daran klebend, hatte ich noch nicht geſehen. Und welcher Unrath, welches Geſtrüpp machte ſie noch maleriſcher! Dreien von uns war aber die Stadt noch beſonders werth eines berühmten Romanes wegen, den wir geleſen, „Hermann von Unna“. Schade aber, keiner von uns entſann ſich deutlich, was eigentlich in dem Romane geſtanden. Wir hofften Spuren von der Vehme zu finden; aber obgleich wir überall auf den alten Mauern umher kletterten, wir fanden nichts. Endlich erfuhr mein Freund, der Schlegelianer,

von seinem Wirthe, einem Leineweber, daß drei Stunden von der Stadt entfernt die Trümmer eines alten Schlosses lägen, wo ein heidnischer Ritter gehaust, Hermann von Unna, und diesen heidnischen Ritter habe der heidnische Kaiser Wenzel oftmals besucht.

Nun waren wir in dem schönsten Theile Westphalens; ich werde bei der Schilderung meines Quartiers, in dem Dorfe Vorhall bei Hagen, poetisch. In der Stube sitzen meine Kameraden und spielen am Tische, wo ich schreibe, Karten. Wie kann man „Hund" spielen, wo draußen „die herrliche, unbeschreibliche Gegend" lacht! Keine märkischen, keine sächsischen Dörfer sind es mehr, es sind die weit zerstreuten westphälischen Meierhöfe. In einem solchen abgehegten Sitze, nach uralter deutscher Weise, liege ich mit noch fünf Kameraden. Zweihundert Schritt entfernt liegen erst die nächsten einquartirt; die Uebrigen sind ein bis zwei Stunden weit ab; alle im Umkreise einer Quadratmeile zerstreut! Wir sind zum ersten Male auf uns selbst beschränkt, wie diese westphälischen Bauern. Kein Hornsignal dringt zu uns. Es ist ein schönes grünes Thal. Am Abhange eines Berges liegt romantisch hinter dem Gebüsche die Stadt Hagen. Nahe daran, auf dem Gipfel eines hohen, steilen, felsigten Berges, der die ganze Gegend beherrscht, eine Warte, der letzte Rest eines alten Schlosses. Dicht am Gehege unseres Hofes fängt schon der Laubwald an und steigt empor, bis unser Auge nur noch ein dunkelgraues Meer erblickt. Jenseits ist die Gegend lieblicher. Die Hügelketten erheben sich in Altanen, nur von wenigem Gebüsch

bedeckt, bis auf den höchsten Höhen wieder ein dichter dunkler Wald gegen den blauen Horizont abschneidet. Wasser sieht das Auge nicht; aber das Ohr hört es. Es sikert und rieselt aus allen Vertiefungen und Schluchten hervor, in hand- bis ellenbreiten Strömen, es wässert die duftigen Wiesen, es plaudert und schwatzt so lieblich versteckt unter dem Grase, und dort blickt es neckisch vor als ein kleiner Wasserfall.

Ich athmete Waldeinsamkeit. Die alte, freie, germanische Natur rauschte um mich, nach der ich kaum gesucht hatte; denn ein verrosteter Rittersporen in einem vermoderten Steinhaufen wäre mir damals lieber gewesen. Mein Wirth, der starke, breitschulterige, blonde Mann mit den blauen Augen und dem freundlichen Gesichte und dem biedern Händedruck, das war ein deutscher Westphale, wie er dem Varus und dem Kaiser Karl ins Antlitz geschaut haben konnte. Die Gebirgsluft machte ihn frei. Er war auch wohlhabend. So schlecht die Stube war, so trefflich war für unsre Leiber gesorgt: Pumpernickel und weiß Brod, wie unser Kuchen, fette Milch, Käse, Butter, Branntewein, alles in Ueberfluß. Das Nachtlager war duftendes Heu mit reinlichen Laken und Kopfkissen, das beste, das ich je auf einem Dorfe gehabt. Am folgenden Tage war hier Ruhetag. Nur Einer von uns Sechsen brauchte, in procura der Andern, zum Appell: wegen der Entfernung ritt er auf unsers Bauern Klepper dahin. Wir Andern gingen mit diesem — es war gerade Sonntag, in die Kirche. Es regnete stark. Ueberall, wo wir untertraten,

Auch mit dem Schwerte um die Lenden.
Und als er sich auf's Roß gehoben,
Und Schild und Lanze gefaßt,
Da schaut er herab von oben,
Ob jeder Bügel paßt,
Und alles war wohl gemacht.
Nun hatte er auch an Liebchen gedacht,
Die Spornen gab er dem Pferde,
Und schnell flog's über die Erde,
Froh in die Schlacht.

Aucassin saß gewappnet auf seinem Rosse, wie ihr gehört und vernommen. Gott, wie schön der Schild auf der Brust ihm stand, wie schön der Helm auf dem Haupte, das Schwert an der linken Seite! Der Jüngling war groß, stark, schön, artig und wohl gebildet, sein Pferd leicht, feurig, ungestüm, und er sprengte geradezu auf's Thor.

Aber glaubt nicht, daß es ihm eingefallen wäre, Ochsen, Kühe und Ziegen zu nehmen, und den Rittern Streiche auszutheilen, oder ihren Hieben sich auszusetzen. Nein, es kam ihm nicht in den Sinn; denn seine Gedanken waren so sehr bei Nicoletten, seiner süßen Freundinn, daß er vergaß die Zügel zu halten, und er dachte an nichts weniger, als an dasjenige, was er thun sollte.

Das Pferd, dem er die Spornen gegeben, führte

herzliche Gesichter; man schüttelte uns die Hände, man brachte uns volle Gläser. Nach der ziemlichen Predigt konnte ich mich nicht enthalten, auf den Berg und auf die hohe Warte zu steigen. Die Aussicht durch die Luke ins Thal war sehr schön. Ich zum ersten Male auf einer Burg, und sah zum ersten Male durch ein Fenster, wodurch so mancher Raubritter auf seine Beute mochte ausgeschaut haben! Schade nur, daß mein Freund, der Schlegelianer, nicht mit mir war. Es war aber, unbeschadet der Rittergefühle, ein wirklich reizender Anblick auf das waldige, wiesenreiche, üppige Thal, welches die Ruhr in vielfachen Windungen durchschlängelte. Ich pflückte hier die ersten Erdbeeren.

In diesen zerstreuten Gebirgs- und Walddörfern mußten die Bauern sich ihre Einquartirung selbst abholen, und sie auch wieder nach den Sammelplätzen bringen, denn ohne Boten war es für einen Fremden unmöglich, in dem Geschlinge von Berg und Thal, durch die lebendigen Hecken und über die durchwässerten Wiesen, auch nur den richtigen, geschweige denn den nächsten Weg zu finden. Unser trefflicher Wirth hatte, unsere sechs Tornister auf dem Rücken, uns über Berg und Thal, durch Waldpfade, wo wir auch nicht die Spur eines Weges sahen, vorgestern in sein Gehöft geführt; heute leitete er uns durch die Nebel des grauenden Tages ebenso bis auf den Versammlungsplatz. Nie schieden wir Alle so gerührt, mit so kräftigem Händedruck von einem Wirthe. Auch er war Soldat gewesen. Gern zeichne ich hier seinen Namen Ludwig, zur Erinnerung für

mich, auf. Sollte Jemand in Westphalen, in der Nähe von Hagen diese Blätter lesen, und der Mann lebte noch, so möge es ihm eine Anweisung auf einen herzlichen Gruß vom Schreiber dieses an den Ehrenmann gelten.

Daß die Städte des Wupperthals, die schon damals wie aneinandergekettet lagen, Barmen, Schwelm, Gemarke und endlich Elberfeld, einen wunderbaren Eindruck auf die jugendlichen Sinne hervorbringen mußten, braucht kaum gesagt zu werden. Die Sonne schien in das grüne Thal auf die rührigen Menschen, auf die Regentropfen, die auf den seltsamen, schieferbekleideten, reinlichen Häusern hingen. Dies Klappern der Mühlen, diese Emsigkeit, und dazu die erste dunkle Nachricht von einem großen Siege unserer verbündeten Heere, stimmten die Gemüther zu erhöhter Freudigkeit. Einer nannte Elberfeld gar ein deutsches Paradies! Ein bewegtes bürgerliches Leben begegnete uns hier; neben dem kaufmännischen Treiben, politische Gespräche, Hoffnungen und Befürchtungen. Besonders war meine Wirthin eine eifrige Politikerin, mit Leib und Seele Preußin. Aber zugleich eben so eifrige Protestantin; sie eine Reformirte, der Mann ein Lutheraner: „aber wir sind doch einig." — Sie haßte die Katholischen; das kam mir damals seltsam vor. Waren protestantisch und katholisch Gegensätze, wo die moralische Weltordnung nur zwei Partheien gestattete, solche, welche die Franzosen haßten, und solche, welche mit ihnen schön thaten oder sie entschuldigten? Letzteres warf sie den Katholischen in Elberfeld vor. Mir unbegreiflich. Dagegen war mir ganz begreiflich, daß die

lebhafte Frau einem Katholiken wollte eine Ohrfeige gegeben haben, weil er in ihrer Gegenwart Napoleon gelobt hatte. Und dafür ein Injurienprozeß, und sie war gestraft worden! Mir wollte das auch nicht recht zu Sinn. Aber üble Nachrichten von unserer Armee waren durch die Stadt verbreitet. Es verlautete von einer dreitägigen Schlacht. An den ersten zwei Tagen wären die Alliirten, am dritten die Franzosen geschlagen worden. Die Berg'schen Truppen wären fast ganz vernichtet und die Feldherren auf beiden Seiten gefallen. Aber das waren nur dunkle Gerüchte. Auch unser Officier, den ich in seinem Quartier bei wohlhabenden Kaufleuten aufsuchte, wußte nichts davon.

Wir veränderten in Elberfeld unsere Marschroute. Es ging nicht nach Düsseldorf, sondern links ab über Monheim nach Köln. Unschön waren seine Ufer, aber doch ergriff mich ein wunderbares Gefühl beim ersten Anblick des Vater Rhein. Ein erstes Glas vaterländischen Weines, hier gewachsen, benetzte die Lippen. Aber es schmeckte mir fast wie Claudins. Beim nächsten Nachtmarsch hörten wir aus der Gegend vor uns eine Kanonade. Verwundert blickten wir uns an. Sollten die Franzosen gesiegt haben, sollten sie mit Sturmesflügeln bis an den Rhein vorgedrungen sein! Bald kamen Reisende vorüber, die uns wunderbare Kunde zuriefen. Da hielt ein Reiter an, ein Courier, mit einem Extrablatt in der Hand. Sieg! ein großer Sieg, eine ungeheure, blutige Schlacht war geschlagen. Wellington und Blücher hatten gesiegt, und lebten. Die Kanonenschüsse waren das Freudenfeuer. Freude, Jubel, Vivats und

Gesang unsererseits; so marschirten wir mit neuen Kräften dem anbrechenden Tage und den Thürmen von Köln entgegen, die wie ein Wald aus dem gelbröthlichen Himmel immer höher emporragten.

Auf der Fähre, die uns über den Rhein setzte, hörten wir Näheres von der Schlacht und dem Siege, die noch keinen Namen hatten, aber alles noch mit Mährchen vermischt. Das Ufer stand gedrängt voll. Man sah uns verwundert, Viele sahen uns, unserer Jugend, vielleicht auch unseres verwüsteten Aufzugs willen, mitleidig an. „Wozu das noch!" hörten wir murmeln. „Sie kommen zu spät, sagte achselzuckend ein junger Kaufmann; es ist Alles entschieden."

Es war aber noch viel zu thun, eine große Nachlese. Die Armee hatte ungeheure Verluste und war erschöpft. Unsre Ordre lautete deshalb, in Eilmärschen ohne Rasttage über Aachen nach Lüttich aufzubrechen. Nicht ein Mal in Köln ward uns der Allen sehr benöthigte Ruhetag gegönnt. Konnten wir die älteste, herrliche Stadt unseres Vaterlandes nicht besichtigen, so wollten wir wenigstens ihren Wein trinken und auf den Sieg der deutschen Sache anstoßen. Hell klangen die Gläser, einer Zukunft entgegen, von der wir uns die wunderlichsten Vorstellungen machten. Es gab allerdings viel zu thun, viel Beschwerden, seltsame Erlebnisse; und von denen will ich ein nächstes Mal ein Blatt aus meinen Erinnerungen den geneigten Lesern mittheilen.

Das getheilte Brot.

Hiſtoriſche Erzählung

von

Dr. Waldemar Seyffarth.

Im Mai 1602 lebte in der franzöſiſchen Stadt Grenoble wahrſcheinlich kein glücklicherer Menſch als Herr Jerome François, Geheimſchreiber des Herzogs von Epernon, damaligen Gouverneurs der Provence. Freilich genügte zu jener Zeit ein geringer Grad irdiſchen Glücks, um in Grenoble vergleichsweiſe glücklich zu ſein, denn mit tyranniſcher Gewalt beherrſchte der Herzog Stadt und Land. Was ſeine Sinnlichkeit verſchonte, das raubte ſeine Habſucht, und wo das Recht keinen Vorwand zu Sättigung ſeiner Begierden bot, da ließ er ſeine Willkühr ſchalten. Heinrich der Vierte ſaß zwar auf dem Throne von Frankreich, aber die Säulen wankten noch, die ihn ſtützen ſollten. Als das Meſſer des Dominikaners Clement ſeinen Gegner, Heinrich den Dritten, gemordet, hatte der Sterbende ihn, der aus dem Feldlager bei Meudon herbeigeeilt und ſprachlos und weinend an ſeinem

Bette geknieet, reuemüthig umarmt, gesegnet und zu seinem Nachfolger erklärt *). Doch fünf weitere Jahre wechselvollen Kampfes mußten Frankreich verheeren, Heinrich von Bourbon, bisher der Schirm der Hugenotten, seinem Glauben untreu werden und im Dome zu St. Denys dem Erzbischof von Bourges mündlich und schriftlich geloben, „in der katholischen Kirche zu leben und zu sterben, sie gegen Jeden mit Gefahr des Lebens zu schützen und allen Ketzereien zu entsagen," ehe Graf Brissac, Carl von Cosse, mit Verletzung des Gehorsams, den er dem Herzoge von Mayenne geschworen, dem in seinen Augen nun rechtgläubigen Könige am 22. März 1594 die Thore des von ihm belagerten Paris öffnete. Und erst nachdem Papst Clemens der Achte den König vom Kirchenbanne freigesprochen, der König mit dem Herzoge von Mayenne sich versöhnt und der Friede zu Vervins am 17. Juli 1598 den Krieg mit Philipp von Spanien beendigt, — erst da konnte der gute Heinrich aus der Fülle seines Herzens die schönen Worte schreiben: „nun endlich werde ich die Freude genießen, mich in der Befriedigung der Wünsche meiner Unterthanen aufleben zu sehen." Aber die Wünsche dieser Unterthanen kreuzten sich in so entgegengesetzten Richtungen und das Jahrzehnte lang von den Stürmen des Fanatismus aufgewühlte und zerrissene Frankreich blutete aus so tausend tiefen Wunden, daß selbst das Herz eines Heinrich jene Wünsche nur langsam zu erfüllen, die

*) Heinrich der Dritte starb am 2. August 1589, mit ihm erloſch der Stamm der Valois.

Klugheit eines Sully dieſe Wunden nur langſam zu heilen vermochte. Die Statthalter der Provinzen erheiſchten außerdem manche ſchonende Rückſicht, die als unvermeidliche Folge des Bürgerkriegs ſich dem Könige aufdrängte, und keiner trieb damit ärgern Mißbrauch als der Herzog von Epernon.

Dieſer Mann, auch unter dem Namen Jean Louis von Nogaret bekannt, früher ein Liebling Heinrichs des Dritten, nach deſſen Neigungen er ſeine Maximen modelte, dann dem Könige von Navarra anhängig, nicht aus Ueberzeugung, ſondern aus Haß gegen die Liguiſten, die ſeine Thaten in Pasquillen und Sarkasmen verſpotteten, war einer von denen, die nach Heinrichs des Dritten Tode dem Könige von Navarra im Angeſicht des Himmels gehuldigt, und ihn bald nachher wieder verlaſſen hatten, unter dem Vorwande der wenigen Achtung, welche die Marſchälle Biron und Aumont ihm erwieſen. Daß Viele ſeinem Beiſpiele folgten, ſein Aufbruch aus Navarra's Lager die Loſung war für alle unſtete, furchtſame, ſchwache Menſchen, die aus ihrem erſten Rauſche, durch die Macht der Ligue aufgeſchreckt, für ihren Abzug einen ähnlichen Vorwand ſuchten und durch Navarra's Schwächung Mayennes Partei verſtärkten, hatte das Gewicht ſeines Einfluſſes dem Könige in voller Schwere fühlbar gemacht, und er daher bei der Verſöhnung mit Mayenne — ob gern oder ungern — auch dem Herzoge von Epernon die Hand des Friedens gereicht und ihm ſpäter die Statthalterſchaft der Provence vertraut. Sein Vorgänger im Amte war der berühmte Lesdiguières geweſen,

der in zwei Schlachten, zu Esparon de Palieres und zu Pontcharra, die Pläne vernichtet, die König Philipp's Schwiegersohn, der Herzog von Savoyen, wider Frankreich gesponnen; dessen Sieg die Provence gerettet und dessen edler Sinn sie mild verwaltet. Doppelt schwer drückte deshalb Epernons eisernes Regiment, und sei es, daß, weil Jeder ihn fürchtete, Jeder ihm gehorchte und Keiner ihn vor Heinrich's Richterstuhl zu laden wagte, oder der König den Strafspruch verzögerte, bis er sich stark genug fühlte, ihn zu vollstrecken — schon zwölf Monate hatte der Herzog ungestört das Vertrauen des Königs getäuscht, seine Provinz geplündert und Grenoble zum Schauplatze sinnlicher Lüste gemacht.

Jerome François nahm an den Schlechtigkeiten seines Herrn keinen Theil. Dieser hatte ihn in der Stellung beibehalten, die er unter Lesdiguières bekleidet, und wenn der Geheimschreiber dem Herzoge keine Veranlassung zur Unzufriedenheit gab, so muthete auch der Herzog seinem Geheimschreiber nichts zu, was über die Grenzen des Dienstes hinaus lag, und schien sogar den Mann zu achten, der ohne sich in Angelegenheiten zu mischen, die der Herzog allein zu vertreten hatte, mit bescheidenem Ernste den Weg seiner Pflicht ging. Das war aber der Weg, den François sich vorgezeichnet, seit er die Denkweise des Herzogs erkannt.

Schon in dieser Hinsicht vor Tausenden beglückt, vergaß François oft den Schmerz um fremde Leiden in seiner Liebe zu Agnes Bernard und in ihrer Gegenliebe. Agnes war unbestritten eins der schönsten Mädchen von Grenoble, doch

wenig gekannt, eine Blume, die faſt im Verborgenen blühte. Beider Aeltern verwaiſt, von gutem Herkommen, aber arm, lebte ſie im Hauſe ihres mütterlichen Oheims, eines kleinen Krämers, deſſen Wirthſchaft ſie beſorgte und der ihr dafür ſpärlich das Brot gab, das ſie reichlich verdiente. In der Nachbarſchaft hieß ſie allerdings die ſchöne Agnes, und keine Läſterzunge ſchmähte die häusliche Sittſamkeit des achtzehnjährigen Mädchens. Weil ſie jedoch bereits ſeit vier oder fünf Jahren die ſchöne Agnes geheißen, war das ein Beiname ohne Anziehungskraft, und weil ſie ſelten ſich auch nur auf der Straße zeigte und kaum zu wiſſen ſchien, daß ſie ſchön war, wenigſtens durch ihr Benehmen es nie andeutete, blieb der Neid ungeweckt und ſie von ſeinem Geifer verſchont. Ein Zufall hatte François mit ihr bekannt gemacht, ihre Anmuth mehr als ihre Schönheit ſein Herz gefeſſelt, der ſiebenundzwanzigjährige, von Mutter Natur nicht karg bedachte Mann ihre Liebe gewonnen, und der Oheim, ſich beſcheidend, daß Agnes eines Tages ihn und ſein Haus verlaſſen werde, keinen Grund geſehen, die Hand der mittelloſen Nichte dem Geheimſchreiber des Gouverneurs zu verweigern.

François trug ſein Glück in ſtill verſchwiegener Bruſt. Es fehlte ihm nicht an Umgang, nicht an männlichen Bekannten; es würde ihm auch nicht an Neidern gefehlt haben. Ueberhaupt nicht plauderhaft und dabei den Vorſatz hegend, ſobald er hinreichend erſpart hätte, ſeine Stelle aufzugeben und nach Brignolles zu ziehen, einem wenige Wegſtunden von Grenoble gelegenen Dorfe, wo er geboren war, mochte

er das Geheimniß seiner Liebe nicht zum Stadtgespräch entweihen, und wollte diejenigen, die seine Verheirathung erfahren mußten, eines Morgens mit der Nachricht überraschen. Inwiefern an dieser Schweigsamkeit die Besorgniß Theil hatte, die Augen des Herzogs auf die schöne Agnes zu lenken, läßt sich mit Bestimmtheit nicht nachweisen. Gewiß aber ist, daß er auch gegen den Herzog von seiner Verlobung schwieg, und daß, wenn er seine alte Mutter, die in Brignolles wohnte, weil selbst die Liebe zu ihrem Sohne sie nicht vermögen konnte, ihr dortiges Häuschen mit einer Wohnung in der Stadt zu vertauschen, von seinem Vorhaben in Kenntniß setzte, es ebenso sehr geschah aus der mit ihm aufgewachsenen Gewohnheit, obgleich nicht jeden Kummer, doch jede Freude seiner Mutter mitzutheilen, als unter der dringenden Bitte, es im Schreine ihres Herzens zu verschließen. Und Mutter Madelon liebte und ehrte den Sohn viel zu innig, um nicht die treueste Erfüllung seiner Bitte sich zur strengsten Pflicht zu machen. An Dreierlei hätten freilich die Nachbarinnen ihr das Vertraute abmerken können. François hatte mit Agnes und deren Oheim sie besucht, und als die Nachbarinnen gefragt, ob das schöne Mädchen die künftige Schwiegertochter sei, Madelon die Hände gefaltet und geantwortet: „Falls mein Sohn, der Geheimschreiber, sie wählt, so segne der Herr seine Wahl!“ Ein Zweites und Drittes war, daß Mutter Madelon bald nachher ihr Häuschen und ihren Garten mit vermehrter Sorgfalt aufputzte, denn François wollte die erste Woche seines ehelichen Glücks unter ihrem Dache zubringen, und

ihn mitten unter die Feinde, die ihn auf allen Seiten umringten. Sie ergriffen ihn, nahmen ihm Schild und Lanze, führten ihn gefangen hinweg, ohne Widerstand zu erfahren, und überlegten schon, auf welche Art sie ihm das Leben rauben wollten.

O Gott! sprach er, ihre Worte vernehmend, wo bin ich! Meine Feinde führen mich hinweg. Sie wollen mir den Kopf abschlagen, und wenn sie dieß gethan haben, kann ich nie mehr mit Nicoletten reden, meiner süßen Freundinn, die ich so sehr liebe. Aber ich habe noch, sprach er weiter, ein gutes Schwert, und sitze auf einem muntern Roß, das lange gerastet hat; wenn's mich heute nicht schützt, so sey's verwünscht auf immer!

Der Jüngling war groß und stark, und saß auf einem Pferde, das so gewandt als behende war; er nahm also das Schwert in die Hand und fing an rechts und links wacker um sich zu hauen. Er schlug und hieb, Köpfe flogen, Arme und Beine, und er machte den Platz rings um sich her leer oder blutig, wie ein Eber, den die Hunde im Wald' anfallen. Zehn feindliche Ritter wurden todt niedergestreckt, und sieben verwundet, und er eilte aus dem Gedränge, und kam zurück gesprengt, immer sein Schwert in der Hand haltend.

Der Vicomte Bongars von Valence, der gehört hatte, daß man seinen Feind Aucassin aufhängen

daß ſie, deren Prünellen vor allen in dem hieran reichen Dorfe den Vorzug erhielten, und die immer bis zur nächſten Pflaumenärndte Vorrath hatte, ſchon jetzt angeblich keine mehr beſaß, während in ihrer Kammer eine größere Zahl gefüllte Schachteln ſtanden, als Sohn und Schwiegertochter, für welche ſie dieſelben zurückgeſtellt, in Monatsfriſt hätten leeren können. Aber willig oder nicht wurde Madelons Angabe geglaubt und das ungewöhnliche Aufputzen von Haus und Garten für einen der wunderlichen Einfälle genommen, die an Mutter Madelon keineswegs eine Seltenheit waren.

In vierzehn Tagen ſollte Hochzeit ſein und François, der noch am geſtrigen Abende unter Lachen und Scherzen bei Agnes geſeſſen, trat heute mit umwölkter Stirn in ihr Zimmer. Auch Agnes hatte ihn minder heiter erwartet als es ſeit der Stunde geſchehen, in welcher ſie das Geſtändniß ſeiner Liebe empfangen und das der ihrigen gegeben, minder heiter denn geſtern, wo ſie ihn geſcholten, weil er zum Abſchiedskuſſe ihr einen zweiten und dritten geraubt. Was ihr jedoch heute den Frohſinn getrübt, das war vergeſſen, ſobald ſie die Wolke auf François' Stirn erblickte, und mit der Zärtlichkeit des liebenden Mädchens fragte ſie nach der Urſache. „Sie iſt wichtig genug, mich verdrießlich zu machen," antwortete François; „morgen in aller Frühe ſoll ich nach Paris."

Agnes legte die Hände in einander und ſah den Bräutigam ſtaunend an. Wie aber ſein Mund, ſtatt weiterer Erklärung, geſchloſſen blieb, ſchüttelte ſie das Köpfchen und

ſagte: „Wenn Du mich erſchrecken willſt, Jerome, mußt Du es klüger anfangen; in Paris braucht Dich Niemand.“

„Das mag ſein,“ erwiederte François, „und ich glaub' es ſelbſt. Doch davon iſt auch nicht die Rede. Ich ſoll Depeſchen vom Herzog an den König bringen.“

„Und das ſo ſchnell?“

„Vor wenigen Stunden hat der Herzog mir den Auftrag ertheilt.“

„Mußteſt Du ihn denn annehmen? Konnteſt Du ihn nicht ablehnen?“

„Ich bin des Herzogs Diener, liebe Agnes, und obgleich nicht in allen Stücken ihm zum Gehorſam verpflichtet, hab' ich doch kein Recht, mich einem ſolchen Auftrage zu entziehen.“

„Das verſtehſt Du freilich beſſer als ich,“ ſagte das Mädchen, dem der Ernſt des Geliebten den Scherz vom Geſichte getilgt; „dennoch ſollte ich meinen, daß, wenn Du dem Herzog — aber wie lange wirſt du ausbleiben, Jerome?“

„Genau läßt ſich das nicht berechnen,“ antwortete François, der den Sinn des abgebrochenen Wenn vollkommen errieth; „doch fünf Tage hin, ebenſo viele zurück, kommt es darauf an, wie ſchnell oder langſam ich abgefertigt werde, ob ich in vierzehn Tagen hier ſein kann.“

„Das kannſt Du, Jerome, wenn Du meinem Rathe folgen willſt,“ rief Agnes und ſchlug luſtig die kleinen Hände zuſammen.

„Mit Freuden will ich es, vorausgeſetzt, daß der Rath befolgbar iſt,“ lächelte François. „Wie lautet er?“

„Sehr einfach. Heinrich ist ein guter König, nicht wahr?"

„So gut, daß er oft zu gut ist."

„I nun, das kann nicht schaden, wenigstens in unserm Falle nicht."

„In unserm Falle — wie so?"

„Ich dächte, das wäre sehr begreiflich," versetzte Agnes. „Ist Heinrich ein guter König, kann er nimmermehr wollen, daß Du ewig lange von Grenoble wegbleibst."

Zum Zeichen, daß er sie verstand, drückte François der klugen Rathgeberin einen heißen Kuß auf die schwellenden Lippen, und die Innigkeit, mit welcher Agnes ihn erwiederte, strich die letzte Falte von seiner Stirn. „Du hast recht, meine süße Braut," sagte er und legte ihre Hand in die seinige, „der König ist gut, herzensgut, und hat es in seinem Leben auch erfahren, wie schwer es einem wird, sich von der Geliebten zu trennen. Erzähle ich ihm daher, daß mir in Grenoble ein Mädchen lebt, dem jede Stunde meiner Abwesenheit eine Ewigkeit dünkt" —

„So brauchst Du die Worte just nicht zu wählen," fiel Agnes ein.

„Nun, so will ich sagen," verbesserte François, „das meiner wartet, um mit mir zum Traualtar zu gehen, mich zum glücklichsten Menschen zu machen. Ist's so recht?" — Agnes bejahte und jener fuhr fort: „und bitte ich dann den König, mich nach Möglichkeit schnell zu entlassen — ja, ja, das geht, ohne Verzug wird er meine Abfertigung befehlen und ich kann spätestens am Vorabende unserer Hochzeit zurück sein."

„Wirſt Du Dich aber nicht fürchten, Jerome, dem Könige das ſo gerade hin zu ſagen?“

„Fürchten, Agnes? Hab' ich mich etwa gefürchtet, Dir in die Augen zu ſehen? Und das war, meiner Treu! ein größeres Wagſtück als dem König unter die Augen zu treten. Außerdem ſollteſt Du Dich erinnern, daß ich und der König alte Bekannte ſind.“

„Ei, ſeht mir den hochmüthigen Herrn Jerome François,“ rief Agnes; „nennt den König ſeinen alten Bekannten, warum nicht lieber ſeinen Dutzbruder, weil der König vor zehn oder zwanzig Jahren ihm erlaubt hat, ſich für ihn drei Finger wegſchießen zu laſſen! Da müßte die Hälfte der Franzoſen ihn ihren alten Bekannten nennen, derer zu geſchweigen, die ſich haben todtſchießen laſſen.“

„Die ſind todt, Agnes,“ lächelte François, „und ſelbſt todte Mädchen, die Hübſcheſten wie die Häßlichſten, haben von jeher die Marotte gehabt, nicht zu reden. Aber Scherz bei Seite, Du loſes Kind, das Wegſchießen der drei Finger war damals kein Spaß. Ein Paar Zoll weiter links und der Schuß ging ſchnurſtracks durch's Herz.

„Was mit Ausnahme Deiner Mutter Niemand mehr beklagt haben würde als ich, obſchon ich damals noch nicht auf der Welt war.“

„Meinſt Du? — Ich bitte dieſe ſchelmiſchen Augen nicht für gar ſo jung und meine Wenigkeit nicht für gar ſo alt, mich auch nicht für einen Haſenfuß zu halten, der den König ohne Grund ſeinen Bekannten nennt. Ich ſage Dir, Agnes, der König kennt mich und wird mich gleich wieder

erkennen. Daß ich in der berühmten Schlacht bei Arques*) meine drei Finger verloren, weißt Du. Du könntest auch wissen, daß diese berühmte Schlacht am 21. September 1589 gegen den Herzog von Mayenne gewonnen wurde, daß das bis heute noch keine vollen dreizehn Jahre sind und ich folglich damals ein Bürschchen von kaum funfzehn Jahren war. Was aber vor jener Schlacht zwischen mir und dem Könige sich zugetragen, das weißt Du nicht. Willst Du es wissen?"

Agnes wünschte es und François fuhr fort: „Ueber eine Woche waren wir in einen engen Winkel eingezwängt, wir dreitausend von dreißigtausend. Während des Tags mußte gefochten oder geschanzt werden. Selbst des Nachts hatten wir selten Ruhe und mit jedem Tage wurde der Mundvorrath knapper. Das zwang den König, sich bei Arques im Angesichte des Feindes zur Schlqcht zu stellen. Nun denke Dir, daß am Fuße des Dammes von Arques eine lange, krumme Hügelkette hinlief, die mit Gebüsch bewachsen, rechts durch einen Sumpf, links durch das Schloß Arques gedeckt war."

„Das kann ich mir recht gut denken, lieber Jerome; doch wolltest Du nicht eigentlich die Schlacht beschreiben, sondern mir etwas erzählen, das vorhergegangen."

„Sehr richtig; das wollte und will ich; aber die Lokalität mußte ich erwähnen, Dir das Gefährliche unserer Stel-

---

*) Dieselbe Schlacht, nach welcher Heinrich an Grillen schrieb: „Hänge Dich, braver Grillon, wir haben den Feind bei Arques geschlagen und Du warst nicht dabei."

lung begreiflich zu machen. Genug, am Fuße des Berges ſtand unſer Lager und in der Nacht vor dem Treffen ſaß ich vor meinem Zelte."

„Hatteſt Du denn ein Zelt für Dich allein?" fragte Agnes.

„Das juſt nicht," erledigte François; „aber es gehörte mir ſo gut wie den neun Anderen, denen es auch nicht gehörte, und die insgeſammt feſt ſchliefen."

„Und von Dir wäre es auch klüger geweſen zu ſchlafen, als Dich in die kalte Nachtluft zu ſetzen," bemerkte Agnes.

„Die Nacht war nicht kalt, liebſte Agnes," entſchuldigte François; „es war eine warme, mondhelle Nacht, und drinn im Zelte war mir's zu enge, zu heiß; ich konnte nicht ſchlafen, und ſoll ich Dir's aufrichtig geſtehen, ich ſaß draußen und dachte an meine Mutter."

„Du warſt immer ein guter Sohn und hatteſt eine gute Mutter," ſagte Agnes mit weicher Stimme.

„Gleichwohl war der gute Sohn ſtark gegen den Willen ſeiner Mutter zu König Heinrich gegangen, nicht als hätte ſie das Geringſte wider ihn gehabt, obſchon ſie Katholikin und er noch Hugenott war, aber ſie meinte, ich könne Geſcheidteres thun, nämlich bei ihr in Brignolles bleiben, als mich todt oder zum Krüppel ſchießen laſſen. Ich hingegen meinte das nicht, ohne mir deshalb den Tod oder den Krüppel zu wünſchen. Ich träumte von Kriegsruhm und ging, und ſtatt zu barmen und zu weinen, packte mir die Mutter ein derbes Bündel, ſteckte, ich weiß nicht wie viele Schach-

teln Prünellen hinein, und gab mir alles baare Geld, das ſie im Hauſe hatte."

„Und Du nahmſt es?" warf Agnes ein.

„Ich mußte, wollte ich die Mutter nicht böſe machen; ſie beſtand darauf. Ich erreichte das Heer des Königs, als er eben die Belagerung von Paris aufhob. Einen Theil ſeiner Truppen ſchickte er unterm Herzoge von Longueville in die Pikardie, einen zweiten unter Aumont in die Champagne; ich ſchloß mich der dritten Abtheilung an, die der König nach der Normandie führen wollte. So kam ich in Kurzem zur Schlacht bei Arques und ſaß, wie geſagt, in der vorhergehenden Nacht vor meinem Zelte und dachte an meine Mutter, die ſich gewiß nicht einfallen ließ, daß ihr Sohn ſeinem Schickſale ſo nahe war, in wenigen Stunden todt oder ein Krüppel ſein konnte. Und wie ich in Gedanken ſaß — Alles ringsum ungewöhnlich ſtill, es ſchien, Freund und Feind wollte für den kommenden Tag ausſchlafen, da trat ein Mann vor mich von mittler Größe, in einen Mantel gewickelt. 'Denkſt wohl an's Liebchen, Kamerad?' ſagte er. — Nein, Herr, ſagte ich, ich denke an meine Mutter. — 'Und wie heißt denn Deine Mutter und wo lebt ſie?' — Sie heißt Madelon François zu dienen, mein Herr, antwortete ich, und lebt im Dorfe Brignolles, unweit der Stadt Grenoble. — 'Wo die guten Prünellen herkommen, kenne das. Haſt Du zu Nacht gegeſſen, Kamerad?' fragte der Mann, der mir beinahe ausſah wie der König; nur war der Mond hinter einer Wolke, ſo daß ich in Ungewißheit blieb. Ja, antwortete ich. — 'Und haſt Du noch etwas zum Frühſtücke?'

fragte er. — Ja, antwortete ich. — 'Ob Du dann weiter etwas brauchen wirſt, hängt vom Feinde ab,' ſagte er. — Oder von Gott und unſerm guten Könige, ſagte ich.

„Das war hübſch geantwortet und auch klug," erinnerte Agnes.

„Das Hübſche ſprang mir aus dem vollen Herzen," verſicherte François, „und was Du klug nennſt, kam mir ohne Abſicht über die Zunge."

„Deſto beſſer," meinte Agnes, „und wie nahm's der König auf?"

'Brav, mein Sohn,' „ſagte er;" 'Fürſten haben über ihr Volk eine große Macht; weit mächtiger beherrſcht Gott die Könige *). Und Du liebſt Deinen König?' — „Wenn ich ihn nicht liebte, antwortete ich, wäre ich nicht hier, und ich würde Euch das ſagen, auch wenn Ihr der König nicht wäret, denn jetzt hatte ich ihn im Mondlichte erkannt an ſeinen feurigen Augen, an der breiten hochgewölbten Stirn, an der langen Habichtsnaſe, an dem breiten Barte und an dem kurzen, abgeſtutzten braunen Haar. 'Du kennſt mich,' ſagte er; 'ſo will ich mich nicht ſcheuen Dich zu fragen, ob Du mir einen Imbiß ablaſſen kannſt. Es ſind viele Stunden, daß ich nichts gegeſſen, und mich hungert'" **).

---

*) Eine jener Sentenzen, die Heinrich oft im Munde führte.

**) In einem Briefe Heinrich's heißt es: „Ganz nahe bei meinem Feinde habe ich nicht einmal ein Pferd, auf dem ich fechten kann, keine vollkommene Rüſtung, die ich anlegen kann. Meine Hemden

„Armer Heinrich," ſeufzte Agnes, und das Waſſer trat ihr in die Augen. „Und was thateſt Du, Jerome?"

„Ich ging ins Zelt; antworten konnte ich nicht; es war als ſteckte mir ein Knoten in der Kehle. Unſer guter König hungerte und ich hatte mich geſättigt. Ich griff nach meinem Frühſtücke; es war nur trockenes Brot. Aber glücklicherweiſe hatte ich noch ein Schächtelchen Prünellen. Das riß ich aus meinem Bündel und brachte es ſammt dem Brote dem Könige. Der nahm es und ſagte: 'aufrichtig, François, haſt Du noch mehr Brot?' — Ich wollte Ja ſagen; ich konnte nicht und ſagte die Wahrheit. Da brach der König das Brot, gab mir die Hälfte und ſagte: 'wir theilen, François; aber die Prünellen behalte ich, und bleiben wir Beide am Leben und Du willſt künftig etwas von mir, ſo erinnere mich an das getheilte Brot.' Damit ging der König fort."

„Und Du haſt ihn nie erinnert?" fragte Agnes.

„Ich hab's nicht nöthig gehabt," antwortete François. „Mit Tagesanbruch begann die Schlacht. Anfangs ging's uns ſchlecht. Eine Schaar Landsknechte, die als verſtellte Ueberläufer mit umgekehrtem Gewehr zu uns kamen, trieb uns aus der Schanze. Selbſt Sully mußte weichen. Nun wetterte aber der König drein. Wo's am ſchärfſten ſauſte, da leuchtete ſein weißer Federbuſch. Mehr als einmal war

---

ſind zerriſſen, meine Röcke am Ellbogen durchlöchert; der Feuerkeſſel ruht am Heerde und ſeit einiger Zeit lade ich mich hier und da ſelbſt zu Gaſte, denn meine Lieferanten können mir nach ihrer Verſicherung nichts mehr auf die Tafel ſchaffen."

er inmitten der Feinde; bald trieb er sie hinter die Linien zurück, bald verfolgte er sie an der Spitze der Reiterei, bald verrichtete er die Dienste des gemeinsten Soldaten. Da war's kein Wunder, daß wir siegten, und noch vor Mittag hatte sich das entschieden. Bei einem der letzten Angriffe verlor ich meine drei Finger. Schon gegen Abend besuchte der König die Verwundeten. Als er mich erblickte, kannte er mich auf der Stelle und sagte: 'armer François, bist nicht so gut weggekommen wie ich. Wo fehlt's?' — An der Hand, sagte ich. Da besah der König die Hand und sagte: 'zum Soldaten bist Du nun freilich verdorben, doch nicht zum Schreiber. Werde einer, wenn Du dazu Lust hast, und rechne auf mich.' — Das Uebrige weißt Du, Agnes, und wie ich nach und nach Geheimschreiber worden bin. Jetzt aber gestehe, daß ich unsern König meinen alten Bekannten nennen und wohl hoffen darf, von ihm wieder erkannt zu werden."

„Das räume ich gern ein," versetzte Agnes. „Wer hat Dich jedoch auf den Gedanken gebracht, den Stein, den Du beim Könige im Brete hast, zu Beschleunigung Deiner Rückkehr zu benutzen?"

Die Geschichte verschweigt, in welcher Weise Herr Jerome François diese Frage beantwortete. Dagegen waltet kein Zweifel ob, daß er den Schmerz der Trennung mit der Freude des Wiedersehens glücklich bekämpfte und ohne Wolken auf der Stirn die geliebte, liebende Braut verließ.

Nicht gleich beruhigt sah Agnes den Geliebten scheiden. Es war ihre Absicht gewesen, ihm die Ursache der getrübten

wollte, eilte von dieser Seite herbei. Aucassin erkannte ihn und sogleich sein Schwert schwingend, gab er ihm einen so gewaltigen Streich auf den Helm, daß er ihm den Kopf verwundete und ihn betäubt zu Boden warf. Aucassin streckte darauf die Hand aus, faßte ihn, und ihn bei dem Visir des Helmes fortziehend, brachte er ihn gefangen zu seinem Vater.

Vater, sprach Aucassin, hier ist euer Feind, der euch so viel Uebel und Leid zugefügt hat, seit den zehn Jahren, wo diese Fehde dauert, ohne daß jemand vermocht hätte, ihr ein Ende zu machen.

Lieber Sohn, sprach der Vater, das sind Jugendstreiche, die dir ziemen; besser als deine thörichte Liebe.

Fangt nicht wieder an zu predigen, Vater, erwiederte Aucassin; denkt lieber daran, das Versprechen zu erfüllen, das ihr mir gegeben habt.

Welches Versprechen, lieber Sohn?

Wie, habt ihr's etwa schon vergessen, Vater? Bei meinem Kopfe, mag's vergessen, wer da will, ich vergesse es nicht, und es liegt mir sehr am Herzen. Wie, habt ihr mir nicht versprochen, als ich die Waffen nahm und in den Kampf ging, ich sollte Nicolette sehen, meine süße Freundinn, die ich so sehr liebe, wenn Gott mich frisch und gesund zurück führte, ich sollte sie so lange sehen, daß ich ihr zwei oder drei Worte sagen,

Heiterkeit zu vertrauen, in welcher ſie ſeines Kommens geharrt. Um ſeiner Reiſe willen hatte ſie es unterlaſſen. Ihre Mittheilung würde ihn um ſie beſorgt gemacht haben, und es war ja möglich, daß ſie ſich getäuſcht. Jetzt da er gegangen und wie ſie einen Umſtand an den andern reihte, dünkte es ihr kaum glaublich, daß ſie ſich geirrt, und ein unheimliches Grauen überfiel ſie bei dem geſpenſtiſch in ihr aufſteigenden Gedanken, daß vielleicht ſogar die ſchnelle Entfernung ihres Bräutigams den Anlaß ihres Angſtgefühls beſtätige. Sie zitterte in ihrer Rathloſigkeit, ſchalt ſich wegen ihres Schweigens und beſchloß, in die Wohnung des Geliebten zu eilen, von ſeiner Klugheit ſich Rath zu holen. Als ſie aber das Fenſter öffnete und hinausblickte in die dunkle Nacht, auf die menſchenleere Straße, ſank dem ſchüchternen Mädchen der Muth. In heißem Gebete flehte ſie um Erleuchtung von Oben, um Stärkung ihrer Kraft, und wie die Stunde gekommen, die Jerome zu ſeiner Abreiſe beſtimmt, ſie ſich ſagen mußte, daß es nun zu ſpät, ihn aufzuſuchen, daß ſie auf ſich ſelbſt verwieſen ſei, Niemand habe, von dem ſie Rath und Hilfe hoffen dürfe — da erhob ſich ihre gebeugte Kraft und ihr Schwanken und Bangen wich einer feſten Entſchließung; es war die Entſchloſſenheit im drängenden Momente, der oft den Feigſten kühn macht. Mit pochendem Herzen, aber ruhiger Miene hütete ſie am folgenden Tage ihren Oheim, ergriff jede Gelegenheit, ihm nahe zu ſein, und bewachte mit geſchärftem Sinne, ſorgſam den Verdacht der Abſichtlichkeit vermeidend, Jeden und Jede, die ins Haus kamen. Die Nothwendigkeit, mindeſtens die Ueberzeugung

davon hatte das Mädchen, in deſſen Bruſt kein Argwohn eine Stätte gefunden, zur Späherin verwandelt, und ſie, die kein Mißtrauen gekannt, ahnete Verrath in dem harmloſeſten Worte, lauſchte beim alltäglichſten Geräuſche mit verhaltenen Athem.

Seit zwei Tagen war der Herzog von Epernon um die neunte Frühſtunde durch die Straße geritten, wo Agnes wohnte. Es war auch vordem geſchehen, aber ſei es, daß Agnes nicht darauf geachtet oder der Herzog, Falls er ſie geſehen, ihr keine Aufmerkſamkeit geſchenkt — erſt vorgeſtern als beim Vorüberreiten ſein Blick dem ihrigen begegnet und ſie ſittſam ſich verneigt, hatte der Ausdruck ſeines Geſichts, die Gluth ſeines Auges ſie erſchreckt. Sie hatte deshalb geſtern, ſobald ſie den Hufſchlag hörte, ſich vom Fenſter entfernt, war aber nicht wenig erſtaunt, daß der Herzog vorm Hauſe anhielt, nach ihrem Oheim fragte und als dieſer in geſchmeidigem Gehorſam an ſein Roß getreten, nach einigen Worten ſich aus dem Sattel geſchwungen, den Oheim ins Haus begleitet und hier, allein mit ihm, ſich wohl eine Viertelſtunde verweilt hatte. Allerdings hatte der Oheim, ſtatt ihr daraus ein Geheimniß zu machen, ihr ſofort von der Ehre erzählt, die ihm und ſeinem Hauſe wiederfahren, und hatte es ebenſo wenig Hehl gehabt, daß der Herzog um ihretwillen gekommen, indem er von ihrer Verlobung mit ſeinem Geheimſchreiber gehört und ſich darüber näher zu unterrichten gewünſcht. Allein nicht blos die Haſt, in welcher der Oheim ihr das mitgetheilt, und das ihm ganz ungewöhnliche Stocken in ſeiner Erzählung, ſondern auch die

kaum zu erwartenden Schmeichelreden, welche der Herzog seinem Geheimschreiber gespendet haben sollte, die niedergeschlagenen Augen, mit welchen der Oheim sie wiederholt, und die sichtbare Verlegenheit, die sich seiner bemächtigt, als Agnes zwei oder drei einschlagende Fragen gethan — alles dies, verbunden mit jener instinktartigen Durchschauung, wie sie gerade den Reinsten unter den Frauen einem Manne gegenüber oft in wunderbarer Schärfe eigen ist, hatte einen fürchterlichen Argwohn in dem Busen des Mädchens geweckt, das nicht so abgeschieden von der Welt lebte, um mit den, kein Heiligthum und keinen Besitz scheuenden Lüsternheiten des Herzogs unbekannt zu sein, und das bei aller Reinheit des Wandels und der Gesinnung die Gefahr begriff, mit welcher ein Augenmerk des Herzogs die Jungfrau bedrohte.

Heute verlief die neunte Frühstunde, ohne daß der Herzog kam. Der Mittag nahete und noch hatte Agnes nichts bemerkt, nichts erspäht, was ihre Besorgniß rechtfertigen konnte, eine gewisse Unruhe im Verhalten ihres Oheims ausgenommen, die ihn aus einem Zimmer in das andere, von da auf den Boden, von hier in den Keller trieb und die ihre besondere Ursache haben mußte. Agnes ließ ihn nicht aus den Augen, und als gegen Mittag ein Mann ihn zu sprechen wünschte, den sie sich nicht erinnerte, je vorher gesehen zu haben, rief sie den Oheim mit so sicherer Stimme, als sei das stürmische Pochen ihres Herzens eine Lüge, und sah Beide so gleichgültig in des Oheims Zimmer gehen, als hätten Beide das täglich gethan. Aber so klug hatte sie Alles vorbereitet, daß sie schon in den nächsten Sekunden

unsichtbare Ohren-, zum Theil Augenzeugin war, und todtenbleich, im Innersten bebend, aber jede Regung niederkämpfend, ganz Ohr, ganz Auge, verlor sie kein Wort, wo es möglich, keine Miene der Sprechenden, und ehe noch der fremde Mann das Haus verlassen, lag sie in ihrer Kammer am Fuße ihres Bettes das gepreßte Herz durch Thränen erleichternd, in stummem Gebete zu Ihm, von dem allein Rettung kommen konnte. Und doch, bevor es denkbar, daß der Oheim sie vermissen, sie suchen werde, mit einer Federkraft, die selten ein Mann, mit seltener Ausnahme jedes Weib besitzt, hatte sie die Thränen getrocknet, den Sturm ihrer Gefühle beschwichtigt, alle Zeichen des gekämpften Kampfes vertilgt, konnte sie vor den Oheim treten und er würde in ihr nicht die Mitwisserin einer Unterhandlung vermuthet haben, die sie dem Herzoge ausliefern sollte.

So war es, der Mann ein Bote des Herzogs gewesen, der in blankem Golde den Blutpreis gesendet, für welchen der Oheim die Ehre seiner Nichte verkauft, und vielleicht hatte diese seiner Gier es zu danken, daß er in dem freudigen Taumel, den bedungenen Preis zu erhalten, über dem Anblicke des Goldes, über der Wollust, die blinkenden Stücke zu zählen, der Möglichkeit vergessen, belauscht zu werden. Jedenfalls war Agnes im Geheimnisse, wußte, daß beim Nachtessen in einem Becher Wein auf das Wohl des Geliebten ihr ein Schlaftrunk gereicht und sie um Mitternacht aus dem Hause und aus der Stadt nach einem unweit gelegenen Schlosse entfernt werden sollte, wo der Herzog seine Opfer

zu erwarten pflegte. Was sie wußte, verrieth sich dem Oheim in keinem Worte, in keinem Zuge. Ein halber Tag hatte hingereicht, sie in der Kunst der Verstellung zur Meisterin zu machen, und wie der glückliche Erfolg ihre Kraft stählte, so nahm sie ihn auch für ein von Gott gesendetes Zeichen, daß es ihr gelingen werde, den Anschlag des Frevlers zu vereiteln. Noch am Morgen rathlos, hatte sie kaum im Innern die Ruhe gewonnen, die das Gepräge ihres Aeußern war, als ihr ein Mittel zu ihrer Rettung beifiel, das beste und sicherste, das sie ersinnen konnte, und in der Anwendung verhältnißmäßig leicht. Die Krankheit einer Freundin gewährte einen schicklichen Vorwand auszugehen, und sie sagte es dem Oheim so unbefangen, daß dieser ihr Vorhaben unbedingt billigte. Statt jedoch den Weg zu der kranken Freundin, nahm sie ihn nach Brignolles zu François' Mutter. Hier wollte sie sich verbergen, bis er von seiner Sendung zurück; hier war sie gewiß, ohne Verzug seine Heimkehr zu erfahren; hier durfte sie hoffen, weil ungesucht, auch unentdeckt zu bleiben; hier, im Hause der Mutter ihres Bräutigams konnte kein böser Leumund sie treffen; hierher — das zweifelte sie nicht — würde Jerome selbst im dringenden Falle sie gewiesen haben. Was sie bei ihrem Weggange mit sich genommen, war weder für die Kraft des rüstigen Mädchens, noch für ihr Gewissen ein drückendes Gewicht. Es bestand in den bescheidenen Bedürfnissen ihrer häuslichen Toilette, die sie mit Recht ihr Eigenthum nennen konnte und in einer Summe Geldes, die François gestern zu Vollendung der neuen Einrichtung in ihre Hände gelegt.

So unbeschwert beruhigte jeder Schritt, der die Entfernung zwischen ihr und Grenoble mehrte, ihre Anfangs fliegende Brust. Daß Mutter Madelon sie freundlich aufnehmen werde, hatte sie keinen Zweifel, und nur darüber war sie lange unentschieden, ob sie die Ursache ihres Kommens ihr sofort oder am folgenden Morgen entdecken solle, denn sie in ihr Vertrauen zu ziehen, glaubte Agnes nicht blos Pflicht gegen die Mutter ihres Jerome, sondern auch zu Rechtfertigung ihres mehrtägigen Aufenthaltes und zu dessen Verschweigen unerläßlich. Sie konnte erst am späten Abende Brignolles erreichen, konnte am frühen Morgen es wieder verlassen haben. Darum wollte sie die Entdeckung bis zum nächsten Morgen verzögern. Bis dahin drohte gewiß keine Gefahr und sie konnte die gute Madelon einigermaßen vorbereiten.

Das Haus der Wittwe stand am Eingange des Dorfes. Die Dämmerung war angebrochen, als Agnes es erblickte, und die Straße unbelebt. Es war um die Zeit, wo die Dorfbewohner ihr Nachtmahl hielten, und Agnes spudete sich, den Zufall zu nutzen. Auch Madelon François saß einsam am Tische, im Begriff, den frugalen Nachtimbiß zu nehmen, und betete eben das fromme Tischgebet, als Agnes klopfte und eintrat. Die alte Frau war höchlich erstaunt, das schöne Mädchen zu solcher Stunde und allein bei sich zu sehen. „Aber mein Sohn, der Geheimschreiber, lauert gewiß vor der Thür," meinte sie und wollte Agnes' Gegenversicherung nicht, nur den eigenen Augen trauen. Die Mühe, die sie sich gab, den Sohn zu finden, den sie in

jedem Verstecke, vor der Hausthüre und im Garten suchte, verschaffte Agnes Zeit, sich ihrerseits aus der Ueberraschung zu sammeln, daß die Mutter nichts von der Reise ihres Sohnes wußte. Denn Jerome hatte erwähnt, daß er die Mutter sprechen werde, da die Straße nach Paris durch Brignolles führe, und Jerome war nicht der Sohn, einen solchen Vorsatz zu vergessen. Doch war's möglich, die Mutter hatte noch geschlafen, der Sohn sie nicht wecken wollen, oder die Mutter war ungewöhnlich früh ausgegangen, Jerome hatte das Haus verschlossen gefunden und sich nicht verspäten mögen. Sollte er dann aber nicht einen Nachbar mit der Meldung beauftragt haben? Jeder hätte sie gern übernommen; Viele waren mit ihm aufgewachsen, Keiner, der sich nicht vor'm Geheimschreiber des Herzogs von Epernon beugte. Gedanken, einer trüber als der andere, Möglichkeiten, die Agnes' Blut gerinnen machten, durchkreuzten ihr Gehirn und blos das wurde ihr klar, daß, wenn die Wittwe nicht augenblicklich das ganze Dorf nach ihrem Sohne fragen und dies, nutzlos wie es war, Agnes' Anwesenheit verrathen sollte, sie mit Jerome's diesfallsiger Botschaft sich betraut erklären und solches, wenigstens für heute, zur Ursache ihres Kommens machen mußte. Es war nicht schwer, die gute alte Frau zu täuschen. Nur verrieth sie — was Agnes in der Eile nicht bedacht — gewaltig große Lust, den Nachbarinnen noch heute zu erzählen, daß ihr Sohn, der Geheimschreiber, vom Herzoge von Epernon mit wichtigen Depeschen an den König nach Paris gesendet worden und die Reise so dringend eilig sei, daß er nicht einmal bei ihr

anhalten können. Kaum gelang es Agnes, sie zu verhindern, und es gelang ihr blos, indem sie unaufhörlich von Jerome redete, bis die Nacht heraufgekommen, es zum Besuche der Nachbarinnen zu spät und Mutter Madelon besorgt war, ihrem Gast, der lieben baldigen Tochter, die ihr überdies eine so herrliche Nachricht gebracht, zur Ruhe, deren sie bedurfte, ein weiches Bettchen aufzubauen.

Agnes säumte nicht, nachdem sie zu mehrer Sicherheit sich überzeugt, daß mindestens in den nächsten Häusern alle Lichter ausgethan und alles Leben scheinbar ausgegangen, auch ihren müden Körper in das weiche Bettchen zu legen, und trotz der Regsamkeit ihres Geistes zogen die erschöpfenden Anstrengungen des Tages ihr bald die Augen zu. Aber auch die Seele machte ihre Rechte geltend und malte in bunt verworrenen Bildern, was Agnes, seit Jerome von ihr geschieden, empfunden und gelitten, gethan und befürchtet. Plötzlich hörte sie ihren Namen rufen. Sie erwachte mit vollem Bewußtsein. Ein Lichtschimmer streifte ihr Fenster; rasch sprang sie vom Lager; eben hielt ein Wagen vor dem Hause gegenüber; drei Männer näherten sich dem Hause, und beim rothen Licht der Fackel, welche der eine trug, erkannte sie die Farben des Herzogs von Epernon. Gedanke, Entschluß und Ausführung waren Eins. Im Momente hatte sie die Kleider umgeworfen; selbst die Börse mit Jerome's Gelde vergaß sie nicht; dann öffnete sie das Fenster des Hinterstübchens, das in den Garten sah, stieg schnell hinaus, überstieg noch schneller die niedrige Hecke, die den Garten umzäunte, und während die Männer

an die Thür des Nachbarhauses klopften und einer mit lauter Stimme Einlaß begehrte, flog Agnes, von der Furcht beflügelt, quer durch's offene Feld einem Gebüsche zu. Hier sank sie nieder. Ihre Kraft war gebrochen, der Talisman des Schrecks vernichtet. Keiner Regung fähig, athemlos, der Busen stürmisch wogend, lauschte sie, ob die Verfolger kämen. Niemand kam. Dann glaubte sie Stimmen zu hören. Es waren Stimmen, aber sie verschallten in anderer Richtung. Dann wurde es still, und wie die Gefahr der Entdeckung sich zu mindern schien, fühlte Agnes neuen Muth und neue Stärke. Was sie zu ihrer Rettung thun müsse, dafür gab es keine Wahl. Nicht nach Brignolles, nicht nach Grenoble durfte sie zurück. Soweit der Arm des Herzogs reichte, drohte Gefahr. Nur außerhalb der Provence war Sicherheit möglich. Zu wen aber sich flüchten, unter wessen Schutz sich stellen, ohne Besorgniß, dem Herzog ausgeliefert zu werden? Hatte doch der eigene Oheim sie verkauft. Nach Paris zum König, klang's in ihrem Innern. Dort sollte ja auch Jerome sein, und heiß wie Agnes dessen Heimkehr gewünscht, wünschte sie nun seine Verzögerung.

* * *

Das Glück war mit Agnes Bernard im Bunde. Von ihrer Klugheit geleitet, von Jerome's Gelde unterstützt und von mehr als einem Zufalle begünstigt, kam sie nach Paris. Doch die fünf Tage, die Jerome zu seiner Reise berechnet, waren doppelt abgelaufen, und obgleich Agnes überall nach

ihm gefragt, nach ihm geforscht, ihr Fragen und Forschen manches Lächeln erregt und manche Antwort ihre Wange röther gefärbt — nirgends hatte sie befriedigende Auskunft erhalten, Niemand wollte den Geheimschreiber des Herzogs von Epernon gesehen haben. Zwar hatte das immer auf's Neue den Verdacht in ihr geweckt, der sie in Brignolles beschlichen und eisigkalt überrieselt. Aber schlecht wie der Herzog war, — heimlichen Mordes hatte ihn noch Keiner beschuldigt, und von sich und ihrer Schönheit dachte Agnes viel zu gering, ihn wegen ihres Besitzes einer Freveltat fähig zu glauben. An jedem noch so zufälligen Umstande rankte sich die Hoffnung des liebenden Mädchens empor, und wenn jede Hoffnung sie verließ, ihren Jerome in Paris zu finden, die Vermuthung ihr zur Gewißheit wurde, daß der Herzog auf andere Weise über ihn verfügt — gerade dann stieg aus innerster Seele ihr Dankgebet zu Gott, daß er ihr den Gedanken eingehaucht, nach Paris zum Könige zu gehen, und daß er sie beschützt in jeglicher Bedrängniß. Denn König Heinrich — das war ihr Vorsatz — sollte Richter sein zwischen ihr und dem Herzoge, und was dem in der Politik unerfahrenen Mädchen gleichbedeutete, sollte die Schale seines Zorns über ihn ausgießen und durch seinen Ausspruch die Provence von dem Tyrannen befreien. Jetzt war sie dem König nahe; aber wie vor ihn gelangen? Das weite Paris umgab sie. Hunderte von Menschen strömten an ihr vorüber*);

---

*) Perefixe schätzt die damalige Volkszahl auf dreimalhunderttausend.

und sie einmal küssen könnte? Das habt ihr mir versprochen, und ihr müßt mir Wort halten.

Gott soll mich strafen, wenn ich's thue, sprach der Vater, und wenn sie hier wäre, würde ich sie in den Flammen verbrennen lassen, und du selber solltest das Schlimmste von mir zu fürchten haben.

Ist das Alles? sprach Aucassin.

Bei Gott, ja! antwortete der Vater.

Wahrlich, fuhr Aucassin fort, es thut mir leid, einen Mann von eurem Alter lügen zu sehen. . . Dann wandte er sich zu dem Grafen von Valence mit den Worten: Nicht wahr, ihr seyd mein Gefangener?

Ja, allerdings, erwiederte der Graf.

Gebt mir also eure Hand, hob Aucassin wieder an.

Recht gern, antwortete der Graf, und reichte seine Hand dem jungen Aucassin, welcher ihm das Versprechen abfoderte, alles zu vollbringen, was er ihm heißen würde. Schwöret mir, sprach Aucassin, daß jedesmal, wenn ihr Lust dazu habt, oder im Stande seyd, meinem Vater Schimpf und Schaden zu thun, an seiner Person oder an seiner Habe, ihr ihn keineswegs schonen wollet.

Höret auf, meiner zu spotten, Junker, sprach der Graf. Fodert was ihr wollet, als Lösegeld, sey's Gold, Silber, Pferde, Zelter oder das schönste Grauwerk, Hunde oder Falken, ihr sollt alles haben.

ſie kannte Keinen, Keiner kannte ſie, und die Blicke, mit welchen ſie von dieſem und jenem betrachtet, gemeſſen, angelächelt wurde, ſchreckten ſie in ſich ſelbſt zurück. Nur das wußte ſie, daß Heinrich im Louvre wohne und der Louvre ein großes Gebäude ſei. Viele Male, während ſie durch die Straßen ging, und ſo oft ſie ein großes Gebäude ſah, klopfte ihr das Herz in freudiger Angſt. Das muß der Louvre ſein, flüſterte ſie für ſich; dort muß der König wohnen; ich werde wohl Jemand finden, der mich zu ihm führt. Fragte ſie dann aber ein Mädchen oder eine Frau, die ihr eben begegnete und die ſie gutmüthig genug glaubte, ihr die Frage zu beantworten: „iſt das der Louvre?“ erhielt ſie ſelten mehr als ein kurzes Nein, bisweilen mit der Zugabe einer ſpöttiſchen Bemerkung. Dennoch ließ ſie den Muth nicht ſinken. Und da geſchah es, daß, als ſie wieder einmal gefragt und die Obſtverkäuferin, an welche ſie ſich gewendet, ihr mit ſchnöder Zunge verſichert, daß weder der König, noch Paris Zufuhren aus der Provinz bedürfe, ein bejahrter Mann, der das gehört, ſie freundlich anredete und nach ihrem Begehren fragte. Bis zur Stirn erröthend ſagte Agnes, ſie ſuche den Louvre.

„Und kennſt Du Jemand im Louvre?“ verſetzte der Mann.

„Nein, Herr,“ erwiederte Agnes.

„So willſt Du blos das Gebäude ſehen?“ fragte der Andere.

„Nein, Herr,“ antwortete Agnes und ſetzte mit leiſer Stimme und geſenktem Auge hinzu: „Den König will ich ſehen, ich habe mit dem Könige zu ſprechen.“

„Das wird einem so hübschen Mädchen wie Du nicht schwer werden," lächelte der Mann. Wie jedoch Agnes bei diesem Worte die Augen zu ihm aufschlug und er die Thräne gewahrte, mit der sie kämpfte, bot er ihr den Arm, in einem Tone, der sie mit einem härtern Worte versöhnt hätte und dem sie sich willig vertraute. „Wir brauchen keine unnützen Zuhörer," sagte er dann, mit ihr den Kreis durchbrechend, der sich um Beide gebildet, und als er die Gaffer hinter sich hatte, fuhr er fort: „Du bist erst seit Kurzem in Paris, liebes Mädchen?"

„Ja, lieber Herr, es sind nur wenige Stunden."

„Und kommst? — wenn Du mir es sagen darfst."

„Warum sollte ich nicht! Ich komme aus der Provence, aus der Stadt Grenoble."

„Das konnte ich errathen," sagte der Mann, und seine Stimme klang noch freundlicher; „dann sind wir Landsleute, liebes Kind; ich bin auch aus Grenoble; doch sind es viele Jahre" —

„Hättet Ihr vielleicht meinen Vater gekannt, lieber Herr?" fiel Agnes freudig ein.

„Sein Name?"

„Guillaume Bernard, lieber Herr; er war Advokat und wohnte in der Straße Marguerite, in dem großen Hause nahe am Markte; es sind aber viele Jahre, daß er todt ist, und meine Mutter ist es auch."

„Ich erinnere mich des Namens; doch gekannt hab' ich Deinen Vater nicht. Ich war noch jung, als ich von Grenoble weg kam, jetzt bin ich ein alter Mann."

„Und lebt ihr in Paris, lieber Herr?“ fragte Agnes, als jener schwieg.

„So ist es, Kind.“

„Und kennt den König?“

„Den kennt hier Jeder.“

„Ihr seid so schweigsam, lieber Herr,“ unterbrach Agnes die zweite Pause. „Hab' ich Euch beleidigt?“

„Nein, mein Kind, das hast Du nicht. Ich gedachte der Zeit, wo ich mit meinen Aeltern in Grenoble wohnte. Das ist nun vorüber und — zum König willst Du also?“

„Ja, Herr, deshalb bin ich nach Paris gekommen und — könnt Ihr mich zu ihm führen?“

„In den Louvre wohl, doch nicht zum Könige. Da mußt Du Dich an einen Vornehmern wenden; ich bin blos ein geringer Bürger und schlichter Handelsmann.“

„Aber ich habe dringend mit dem Könige zu reden, lieber Herr.“

„Das mag sein und Du wirst auch vor ihn kommen. Nur geht das so schnell nicht, liebes Mädchen. Wolltest Du mir sagen, was Dein Anliegen betrifft — doch das ist vermuthlich ein Geheimniß.“

„Ein Geheimniß just nicht,“ erwiederte Agnes zögernd; „nur“ —

„Nur möchtest Du es am liebsten zuerst dem Könige sagen,“ ergänzte der Bürger.

„Ich glaube, es wäre besser, lieber Herr.“

„Gut, so komm zuvörderst mit in mein Haus. Das ist nahe, der Louvre weit, und während Du Dich mit Speise

und Trank zu Deinem Vorhaben stärkest, wollen wir die Sache überlegen. Ueberlegung ist in jedem Dinge gut und auch die beste Sache will mit Vorbedacht angegriffen sein."

Der Vorschlag schien Agnes nicht ganz zu gefallen. Sie folgte dem Bürger, aber schweigend. Dann sagte sie wie im Kampfe mit ihrem Gefühle: „Vergönnt eine Frage, lieber Herr, ehe wir Euer Haus betreten, und zürnt mir deshalb nicht. Seid Ihr verheirathet?"

Der Bürger blieb stehen, gab Agnes' Arm frei, sah ihr, der der Purpur in die Wangen schoß, fest in die Augen und sagte halb unwillig, halb in Mißmuth: „So jung und solches Mißtrauen?"

Die Thränen traten Agnes in die Augen und mit schwankender Stimme antwortete sie: „Ich bin in den letzten zwölf Tagen sehr alt geworden, lieber Herr."

Darauf schwieg der Bürger, legte jedoch ihren Arm in den seinen und schritt weiter. Agnes mit ihm. Nicht lange, so blieb er wieder stehen. „Ich bin Dir nicht böse, liebes Kind," sagte er. „Du hast mit Deinem Mißtrauen recht, obschon glücklicherweise nicht gegen mich. Du bist ein kluges, vorsichtiges Mädchen, ich lobe das. Du bist gewiß auch ein gutes, unschuldiges Mädchen; ich lese das in Deinen Augen. Ich aber bin ein verheiratheter Mann. Dies hier ist mein Haus. Ich bringe Dich zu meiner Frau und meiner Tochter. Folge mir."

Erleichterten Herzens trat Agnes ein. Des Bürgers Frau und Tochter empfingen sie allerdings sichtbar erstaunt. Sobald aber der Hausherr kurz erzählt, wie er mit ihr

zusammengetroffen, daß sie seine Landsmännin, in Paris völlig unbekannt und hierher gekommen sei, wegen einer wichtigen Angelegenheit beim Könige Audienz zu suchen, lobten ihn Frau und Tochter, daß er die Fremde zu ihnen gebracht, reichten ihr die Hände und baten sie zu sagen, womit sie ihr dienen könnten. Als Agnes ihren Wunsch auf ein Glas Wasser beschränkte, mischte der Bürger sich ins Gespräch und sagte zu seiner Tochter: „ein Becher Wein wird unserm Gaste eben so wenig schaden wie etwas Brot und kaltes Huhn; hole es, Marie."

Ehe noch Agnes widersprechen konnte, war Marie gegangen, und kaum gegangen, kehrte sie mit dem Bestellten zurück. Die Freundlichkeit des Anerbietens ließ Agnes empfinden, daß der Bürger recht gehabt, sie seit Stunden nichts genossen und die Natur ihre Gebühr fordere. Der Bürger, der inzwischen auf- und abgeschritten, nahm jetzt Hut und Stock und sagte: „Du willst zum Könige, liebes Mädchen; aber der König ist oft Tage- und Wochenlang von Paris abwesend. So denke ich, es ist besser ich erkundige mich, ob das jetzt der Fall. Bis ich zurück bin — es wird nicht lange sein — ruhe Dich hier aus, und möglich, ich erfahre auch sonst etwas, das Dir von Nutzen sein kann."

„O lieber Herr," erwiederte Agnes, „Ihr seid so gut gegen mich, daß ich Euch ungern weitere Mühe machen möchte. Erlaubt es aber Eure Zeit, könntet Ihr mir einen großen Dienst erweisen."

„Wenn die Sache sich bis zum Abend abthun läßt," versetzte der Bürger, „so erlaubt es meine Zeit. Wir haben

heute Sonntag, liebes Kind, und es ist die beste Sonntagsfeier, seinen Nebenmenschen gefällig zu sein. Sprich, was ist es, das Du wünschest?"

„Dafern Euer Weg Euch in die Nähe des Louvre führt," begann Agnes.

„Dort will ich nach dem Könige mich erkundigen," bemerkte der Bürger.

„So habt doch die Gefälligkeit zu fragen," fuhr Agnes fort, „im Louvre wissen sie's gewiß, ob — ob der Geheimschreiber des Herzogs von Epernon, der Gouverneur der Provence ist und in Grenoble wohnt — Jerome François heißt er — ob der in Paris ist?"

„Seit wann soll er hier sein?" entgegnete der Bürger, ein halbes Lächeln unterdrückend.

„Vor zwölf Tagen nahm er Abschied von mir; ich meine, es sind heute elf Tage, daß er Grenoble verlassen sollte, mit Depeschen des Herzogs an den König."

„Das wird im Louvre zu erfahren sein," sagte der Bürger, „und gesetzt ich treffe den Herrn Geheimschreiber, den Herrn Jerome François, darf ich ihn mitbringen?"

„Er ist," antwortete Agnes, „ich brauch's Euch nicht zu verschweigen — er ist mein Bräutigam."

„Desto besser," rief der Bürger; „so giebt's vielleicht eine Hochzeit."

„Die sollte übermorgen sein," sagte Agnes, „und nun —." Die hellen Thränen liefen ihr über die Wangen.

„Du wirst mir das Mädchen noch traurig machen, Ardenne," zürnte die Hausfrau. „Was kümmert's Dich, ob

Hochzeit wird oder nicht. Geh in den Louvre und frage wegen des Königs und des Herrn Jerome François."

„Ich gehe schon," lächelte der Eheherr und begütigte die Zürnende durch einen artigen Handkuß; „und Ihr Beide, das weiß ich, werdet das arme, müde Mädchen nicht ausfragen."

Damit entfernte er sich, und bevor er in zwei oder drei Stunden zurückkehrte, hatte Agnes ungefragt ihr volles Herz vor Mutter und Tochter ausgeschüttet, hatten Beide mit ihr geweint, Beide ihren Entschluß gebilligt, den bösen Herzog beim Könige zu verklagen, Beide ihr manchen Beweis von Heinrichs Herzensgüte und Gerechtigkeitsliebe*) erzählt und sie dadurch in der Hoffnung bestärkt, den Zweck ihres Kommens zu erreichen. Der Bürger schien beim ersten Blicke zu errathen, daß das Geheimniß seines Schützlings an seine Frau und Tochter übergegangen, und Beider Miene bewies, daß die Mittheilung dem Mädchen nicht geschadet. Doppelt leid that es daher dem Hausherrn, berichten zu müssen, daß Niemand im Louvre über den Geheimschreiber des Herzogs von Epernon Auskunft zu geben vermocht. Agnes ließ das Köpfchen sinken und drückte die Augen in ihr Taschentuch. Marie und ihre Mutter hörten

*) Für Heinrich's Herzensgüte zeugt sein Beiname: der Gute. Hinsichtlich seiner Gerechtigkeitsliebe heißt es in einer seiner Biographieen, „Heinrich der Vierte, König von Navarra und Frankreich. Zürich, 1797, S. 552: Eine rücksichtslose Gerechtigkeit, schleunig, mit Nachdruck, Weisheit und Wirksamkeit verwaltet, war der heiße Wunsch seiner ganzen Regierung."

die Botschaft schweigend und sichtlich betroffen. „Aber der König ist in der Stadt," fuhr Ardenne fort und schob seinen Lehnstuhl an den Tisch. „Indessen wollten die Leute wissen, er werde in Kurzem verreisen, und es dürfte deshalb nöthig sein" —

„Setz' Dich, Ardenne," unterbrach seine Frau; „wir müssen Rath halten."

„Beim Rathhalten," erwiederte Ardenne, sich im Lehnstuhle ausstreckend, „ist es nicht just unbedingt nothwendig und auch gar nicht der Fall, daß sämmtliche Anwesende von der Sache, über welche Rath gehalten wird, etwas verstehen; zum Rathgeben hingegen möchte Letzteres nicht überflüssig sein und soll ich demnach" —

„Allerdings sollst Du eine Stimme im Rathe haben," fiel die Frau ein, „und Mamsell Bernard hat auch nichts dawider, daß Du Veranlassung und Zweck ihres Hierherkommens erfährst. Es versteht sich, daß keine Sylbe davon über Deine Zunge geht."

„Ueber meine Zunge nicht," hustete der Ehemann und Vater. Die Ehefrau und Mutter begnügte sich, ihm die Bemerkung mit einem Blicke zu verweisen, und nie von Agnes, aber öfters von Marien an Gedächtnißfehler erinnert setzte sie den aufmerksamen Bürger von Allem in Kenntniß. „Schrecklich, schrecklich!" rief er, als die Erzählerin geendet; „und dergleichen in Frankreich unter unserm guten Heinrich! Ich betheuere Euch nicht," wendete er sich dann an Agnes, das trauliche Du unterlassend, „wie tief Euer Schicksal mich ergreift. Ich bin kein Mann von vielen

Worten; aber was in meinen Kräften steht, soll für Euch geschehen." Dabei küßte er die Hand, die Agnes gerührt und dankend ihm über den Tisch gereicht.

Madame Ardenne benutzte dies, sich des Wortes zu bemächtigen. „Entschieden ist also," fing sie an, „daß Mamsell Bernard vor allen Dingen und sobald als möglich an den König gelangt, ihm" —

„Entschieden, meine Gute?" warf Ardenne ein. „Das heißt nicht Rath halten. Die Frage ist: was gebietet die Klugheit zu thun? Ist es rathsamer, die Sache mittelbar oder unmittelbar vor den König zu bringen? Wider das Unmittelbare, ich meine, daß Mamsell Bernard unmittelbar zum Könige gehe, habe ich unter uns meine Bedenken, dagegen" —

„Ich stimme Dir bei," rief die Ehefrau und ihre Augen strahlten; „wie konnte ich daran nicht denken! Pierre hat uns ja so häufig gesagt, im Fall wir beim Minister Sully — Pierre ist Mariens Bräutigam, liebe Mamsell Bernard, und Schreiber, ich meine Gehülfe des Sekretairs des Herrn Minister Sully — ja, häufig hat der uns gesagt, im Fall wir beim Herrn Minister etwas wollten, könne er uns ohne Weiteres Zutritt verschaffen. Aber mein Mann, Herr Ardenne, hat nie etwas beim Minister gewollt, und so ist das ein vortrefflicher Einfall, der richtige Weg ins Holz, wie die Leute sagen, daß Pierre unsere liebe Mamsell Bernard dem Herrn Minister vorstellt. Was meinst Du, Ardenne?"

Wohlgefällig hatte dieser den Kopf genickt. „Errathen," sprach er, „das war mein Gedanke. Ohne behaupten zu

wollen, daß Pierre großen Einfluß auf den Herrn Minister habe, hat doch der Herr Minister anerkannt großen Einfluß auf den König. Wenn nun" —

„Immer wirst Du aber zugestehen müssen, Ardenne," fiel die Ehehälfte ein, „daß Pierre eine sehr anständige Introduction, ein sehr respektabler junger Mensch ist."

„Das ist er," bejahte der Bürger, „denn wäre er das nicht, wäre er mit einem Worte nicht Mariens Bräutigam. Wenn nun, wollte ich sagen, der Herr Minister sich unserer Mamsell Bernard annimmt, so" —

„Ist ihr geholfen," ergänzte Madame Ardenne.

„Und das nicht allein," eiferte der Bürger, „sondern der Herzog von Epernon wird auch bald erfahren, was es auf sich hat, solche Streiche zu begehen. Der Herr Minister Sully ist ein scharfer Herr."

„Und der König unterstützt ihn," bemerkte Madame Ardenne.

„Unterstützt ihn," wiederholte der Bürger.

Agnes genehmigte unbedingt den Vorschlag ihrer gütigen Wirthe. Marie freute sich sehr, daß ihr Pierre, und zwar bei einer so wichtigen Veranlassung, Gelegenheit haben solle, dem Vater, der seinen bisweilen gerühmten Einfluß im Ministerio nie recht glauben wollte, die Unläugbarkeit desselben thatsächlich zu beweisen, und wußte nun, während die Aeltern sich mit halber Stimme vertrauliche Mittheilungen machten, ihrer neuen Freundin so viel zu erzählen von ihrem Pierre, wie sie ihn kennen gelernt und welche Schwierigkeiten das gehabt, wie der Vater nichts von der

Wie, ihr erkennt euch also nicht für meinen Gefangenen an? sprach Aucassin.

Freilich thu' ich's, erwiederte Graf Bongars.

Nun, so sollt ihr, Gokt straf' mich, euer Wort mir geben, oder ich spalte euch den Kopf! rief Aucassin.

Ich schwöre euch zu Gott Alles, was ihr begehrt, antwortete jener, und gab ihm sein Wort. Aucassin ließ ihn darauf ein Pferd besteigen, stieg auf ein anderes, und führte ihn an einen sichern Ort.

Als nun Graf Garins leicht erkennt,
Wie Aucassin von Liebe brennt,
Und wie von Nicolette
Ihn nichts geschieden hätte;
Da schließt er ihn gefangen ein
In's unterirdische Gemach
Von grauem Marmelstein.
Das Herz dem armen Knapen brach,
Und er begann zu klagen,
Wie ich euch nun will sagen:
„O Nicolette, lilienrein,
Du mit dem hellen Augenpaar
Bist süßer mir als Traubenwein.
Aus Limousin der Pilger war,
Der jüngst, gebeugt von Leiden,

Verlobung habe wissen wollen, weil Pierre zur Zeit blos Schreiber, obschon es nicht im Geringsten zweifelhaft, daß er nächstens Geheimschreiber und vermuthlich bei Weitem mehr werden würde, wie aber die Mutter des Vaters Einwendungen so oft unterbrochen, daß dieser endlich Ja gesagt, und erzählte alles das mit so lebhaftem Interesse, daß Agnes ungestört an ihren Jerome denken, und wenn auch traurig über dessen Abwesenheit, sich doch auf's Neue die Unwahrscheinlichkeit vorrechnen konnte, daß auf Befehl des Herzogs ihm ein Leid widerfahren. Agnes war zu diesem Resultate bereits gelangt, Marie hingegen mit ihrer Erzählung noch nicht zu Ende und eben so wenig zwischen den Aeltern Alles abgethan, als der Eintritt des fraglichen Pierre die Scene veränderte. Marie schloß ihren Bericht, weil Pierre ihr mit einem Kusse den Mund schloß, und die Aeltern vertagten den Austausch ihrer Gedanken, weil Pierre nun in's Vertrauen gezogen und um seine Meinung befragt werden mußte. Zu allseitiger Zufriedenheit fiel diese ganz im Sinne der vorher zum Dekret erhobenen aus. Doch der Zufriedenste war Pierre. Er deutete mit geheimnißvoller Miene an, daß, wenn nicht strenge Verschwiegenheit unverbrüchliche Pflicht eines gewissenhaften Staatsdieners, es in seiner Macht sei, Dinge zu enthüllen, die mit dem, was Mamsell Agnes Bernard nach Paris gebracht, in enger, nicht zu sagen, in engster Verbindung ständen, wovon er aber nichts weiter verrathen wolle und dürfe, als daß, dafern keine neuen Incidenzpunkte sich ergäben, welche die Veröffentlichung verhinderten, jene Dinge baldigst zu allgemeinster Ueberraschung bekannt

werden würden. Vergebens bat Marie — Pierre blieb standhaft. Vergebens zuckte ein Blick aus Agnes' schönen Augen ihm durch die Seele — er war stark genug, seine Seele zu wahren. Vergebens insinuirte Madame Ardenne, daß sie an Mariens Stelle solche Treulosigkeit nimmermehr dulden würde — Pierre schwieg, Marie aber vertheidigte die strenge Pflichterfüllung des Geliebten und nahm sich im Stillen vor, ihn nach der Hochzeit bei ähnlichen Fällen schon zum Beichten zu bringen. Selbst der ehrliche Ardenne ließ sich von seiner Neugier zu der perfiden Behauptung verlocken, daß eine Pflicht im Allgemeinen verbieten könne, was eine Pflicht im Einzelnen erlaube, und daß solcher Unterschied jetzt bei Pierre Platz greife, der im Familienkreise von Dingen sprechen dürfe, die es Hochverrath sein würde öffentlich auszuplaudern. Pierre's Pflichttreue stand unerschüttert. Noch drohte ein letzter Angriff, der gefährlichste von allen. Madame Ardenne, die stets jede isolirte Vertraulichkeit zwischen dem Brautpaare mit mütterlichen Luchsaugen überwacht, drückte sie beide zu, als bei Pierre's Fortgehen Marie ein Licht und den Hausschlüssel nahm, jenem die Thür zu öffnen; ja, ein aufmerksamer Beobachter hätte vermuthen können, Marie handle mit Vorwissen der Mutter. In der einsamen Hausflur erneuerte sie die abgeschlagene Bitte und machte den Scheidekuß zum Trumpf. Pierre zögerte; dann blies er ihr das Licht aus, und wahrscheinlich war es der Verdruß, nichts erfahren zu haben, was Marien mit hochrothen Wangen ins Zimmer zurückbrachte. Doch — so sind, so waren Liebende von je — sie zürnte dem Geliebten nicht.

Pierre's Halsstarrigkeit auf der einen und die vergeblichen Anstrengungen, sie zu brechen, auf der andern Seite waren für die Hauptsache ohne Belang. Man hatte sich freundlichst verständigt, um welche Stunde morgen Ardenne und Agnes in Sully's Vorzimmer sein sollten, und Pierre versichert, er werde das Weitere besorgen. So einflußreich das klang — Pierre konnte es mit gutem Gewissen. Eins seiner Amtsgeschäfte bestand nämlich darin, die Namen derer aufzuzeichnen, die sich zur Audienz meldeten, und ohne dringende Veranlassung machte Sully von der Reihenfolge keine Ausnahme. Indem daher Pierre den künftigen Schwiegervater und Mamsell Bernard etwas früher als erforderlich vorbeschied, und Agnes in der Liste oben an zu stellen, um so weniger Bedenken trug, da sie wirklich die Erste, die sich bei ihm gemeldet, so konnte er seines Erfolgs fast mathematisch gewiß sein.

Noch zeitiger als Pierre sie beschieden, fanden Ardenne und Agnes sich ein, Ersterer, obgleich nur in der anspruchslosen Eigenschaft eines Begleiters, doch in seinem besten Sonntagsstaate, und Agnes aus Mariens Garderobe so freigebig ausgestattet und durch die genossene Nachtruhe so erfrischt, daß der gute Bürger nicht ohne einigen Stolz mit ihr durch die Straßen geschritten war und Pierre über einer unwillkührlichen Vergleichung zwischen ihr und Marien zu der Letztern Nachtheil sich ertappte. Dagegen stieg er in Ardenne's guter Meinung um ein Beträchtliches, als Mademoiselle Agnes Bernard der erste Name war, der zur Audienz aufgerufen wurde. „Ich habe mit dem Minister

gesprochen," erwiederte Pierre dem sich darüber freudig äußernden Bürger und diese stolz-bescheidene Antwort, so wie Pierre's sichtbare Geschäftigkeit und die noch sichtbarere Demuth, mit welcher die meisten Ankommenden ihm ihre Namen gaben, überzeugten den guten Arvenne, daß er die Stellung des künftigen Eidams unterschätzt, und er beschloß in seinem redlichen Herzen, ihm das bei erster Gelegenheit zu bekennen. Leider sollte das Weitere den günstigen Eindruck vermindern.

Die Ereignisse der jüngsten Tage hatten Agnes, dem französischen Mädchen, jene Schüchternheit genommen, die vor jeder Berührung mit der Außenwelt bebend zurückweicht und wenn von unvermeidlicher Nothwendigkeit zu fremden Menschen hingedrängt, ein eckiges, ungeschicktes Benehmen veranlaßt. Diese Schüchternheit hatte Agnes abgestreift, ohne deshalb in den entgegengesetzten, noch übler ansprechenden Fehler der Keckheit zu verfallen. Ihre Brust erhob sich allerdings um einige Takte schneller, als sie den Thürsteher ihren Namen rufen hörte, und wie es ehedem geschehen sein würde, färbten ihre Wangen sich röther. Wenn aber noch vor wenigen Wochen der Gedanke, vor Sully zu treten, sie in ihrem innersten Leben erschüttert und den Purpur ihrer Wangen gebleicht hätte, ging sie jetzt mit kaum merkbarem Schwanken durch den Saal, wo viele Blicke auf ihr ruheten, viele Augen sie bewunderten. Und als die Thür sich hinter ihr schloß, Sully in seiner einfachen Größe ihr gegenüberstand und wie einen Moment bezaubert, wenn nicht von ihrer Schönheit, doch von dem jungfräulichen Liebreiz ihrer

Erſcheinung, erſt im nächſten ihrer Kniebeugung zuvorkam und ſie zu einem Seſſel führte — da klopfte keine Angſt mehr in Agnes' Buſen, fühlte ſie Vertrauen zu dem Manne, deſſen Aeußerlichkeit keine Spur zeigte, daß er der Weiſe war, dem Frankreich ſeine Rettung, Heinrich den Thron ſchuldete, und lag das Wort ihr ungefeſſelt auf der Lippe. Sie ſprach nicht, wie ſie ſorgfältig erwogen, aber ſie ſprach beſſer, denn ſtatt aus dem Gedächtniſſe, ſprach ſie aus dem vollen, überſtrömenden Herzen, und ſelbſt als ſie ihren Jerome das erſte Mal erwähnte und daß morgen der Tag ſei, der zur Trauung beſtimmt geweſen, und die Ungewißheit ſeines Schickſals ihr Thränen in die Augen und ein Stocken in ihre Stimme brachte, ſelbſt da weinte und ſtammelte ſie nicht. Das kräftige Mädchen bezwang ihre Empfindungen und legte dem Miniſter das Geſchehene, den Inhalt ihrer Beſchwerde, klar und deutlich vor.

Je länger Agnes ſprach, deſto aufmerkſamer hörte Sully zu. Ihre Flucht nach Paris berichtete ſie kurz, kürzer als ihr Zuſammentreffen mit Ardenne und ihre Aufnahme in ſein Haus. Es war nicht der Dank allein gegen den braven Mann, was ihr die Worte lieh; es war das bewußtloſe Bedürfniß, dem Miniſter zu ſagen, daß ſie nicht völlig ſchutzlos ſei. Von ihrer Flucht aus Grenoble und was ſie dazu getrieben, und von dem nächtlichen Ueberfalle in Brignolles verſchwieg ſie nichts. Aber von Jerome, wer er ſei, weshalb der Herzog angeblich ihn nach Paris geſendet und wie ſie auf der Straße überall nach ihm geforſcht, davon

ſprach ſie am längſten und das feſſelte Sully am meiſten. Er beugte ſich vom Seſſel nach ihr vor, als wolle er ihrer Rede, dem Klange ihrer Stimme näher ſein. Ein Schatten von Unwillen überdüſterte ſein ruhiges Geſicht und die auf den Schenkel geſtützte Hand ballte ſich zur Fauſt.

Jetzt hatte Agnes geendet und noch ſchwieg der Miniſter. Plötzlich ſtand er auf, Agnes mit ihm. „Der König wird Euch danken, liebes Mädchen," ſagte er, ihr die Hand reichend; „an der Wahrheit Eurer Rede kann kein Zweifel ſein, und Euer Muth und Eure Klugheit haben dem Könige einen wichtigern Dienſt geleiſtet als Ihr ahnen könnt. Ihr müßt dem Könige wiederholen was Ihr mir geſagt, und es duldet keinen Verzug. Ich ſelbſt werde Euch zum Könige bringen, doch inzwiſchen," ſetzte er lächelnd hinzu, „müßt Ihr mir erlauben die Ordnung umzukehren, Euch zu meiner Gefangenen zu machen. Erſchreckt deshalb nicht. Ich halte meine Gefangenen gut und laſſe Euch kein Leid geſchehen. Nur iſt es nöthig, ſeit Ihr Euch in meine Macht gegeben, daß Ihr abgeſondert bleibt. Ihr ſollt nicht lange auf mich warten." Damit geleitete er ſie in ein anſtoßendes Kabinet und kehrte zur Audienz zurück.

Agnes' Verwunderung war gewiß nicht größer als die des guten Ardenne, wie er die Thür des Audienzzimmers öffnen, ſeinen Schützling nicht herauskommen und einen Andern dem Aufrufe folgen ſah. In ſeiner Beſtürzung eilte er zu Pierre. Dieſer, kaum weniger überraſcht, faßte ſich ſchnell genug, um zu erwiedern, er werde mit dem Miniſter ſprechen. „Wann?" fragte der ungeduldige Bürger. —

„Freilich erst nach den Audienz-Stunden, vorausgesetzt, daß es dann thunlich," antwortete der vorsichtige Schreiber. Ardenne schüttelte den Kopf. Seine früheren Zweifel am Ministerial-Einflusse des künftigen Eidams regten sich auf's Neue. Pierre rieth, nach Hause zu gehen und versprach unverzögerte Mittheilung. Ardenne wollte lieber warten. Er wartete eine lange Stunde. Da wurden diejenigen, deren Anbringen keine besondere Eile zu haben schienen, auf morgen beschieden, und Pierre gestand dem sehnlichst Harrenden, daß es ihm nicht möglich, den Minister zu sprechen, indem dieser unvermuthet und in Begleitung der Mamsell Bernard sich zum Könige begeben. Ardenne schüttelte abermals den Kopf und seine hoch gestiegene Meinung von Pierre sank um viele Staffeln. Frau und Tochter erklärten indessen seine Botschaft für eine Agnes sehr günstige, nahmen Pierre in Schutz und sahen Agnes' Ankunft mit jeder Minute entgegen. Der Abend kam, die Nacht kam, Agnes nicht, und der von Ardenne hart bedrängte Pierre mußte sich zuletzt hinter die Bemerkung verschanzen, daß es Staatsgeheimnisse gebe, in welche der Minister selbst seine Vertrautesten nicht einzuweihen pflege. Doch ließ er Winke fallen, als sei er keineswegs so unwissend, wie er aus Pflichttreue sich stelle.

Am folgenden Mittage brachte ein königlicher Diener die Toiletten-Gegenstände, welche Marie ihrer Freundin geliehen, mit der mündlichen Bitte von Letzterer, sich um ihretwillen nicht zu sorgen. Madame Ardenne wagte ein großes Silberstück, vom Ueberbringer ein Mehres zu ergründen. Sei es aber, daß dieser nichts zu sagen wußte

oder nichts sagen wollte — er nahm das Silberstück, dankte und ging.

* * *

Ungefähr zwei Wochen, nachdem Sully „die Ordnung umgekehrt" und Agnes Bernard zu seiner Gefangenen gemacht, am 16. Juni 1602 herrschte in der französischen Stadt Grenoble bei innerer Aufregung äußerlich tiefe Ruhe. Die Thore sammt den Zugängen zum Marktplatze, wo das Gerichtshaus stand, waren von Söldnern des Herzogs gehütet, jedes Geräusch, jedes Zusammentreten auf den Straßen streng verpönt. Der Herzog von Epernon als Gouverneur der Provence wollte das monatliche Gericht halten, und obgleich das nach König Heinrich's Satzung ein offenes Gericht war, sicherten doch die getroffenen Anstalten unter der Maske des Rechts der Ungerechtigkeit die ausersehenen Opfer. Was am Morgen ein Herold verkündet, daß heute Gericht gepflegt werden solle über Jerome François, des Herzogs Geheimschreiber, so des Hochverraths angeklagt, und über dessen Mutter, die Wittwe Madelon François, aus Brignolles, so der Hexerei bezüchtigt, — das war es, was die Einwohner besonders aufgeregt, denn fast zur Gewißheit gewordene Gerüchte erklärten ein Auflehnen gegen des Herzogs Willkühr für die alleinige Ursache von des Sohnes und seiner Mutter Verhaftung. Doch Keiner hatte den Muth, zu Beider Rettung das eigene Leben einzusetzen. Dem Kühnen, der ihn besessen und das Volk zur Abwehr aufgerufen, wäre es ihm gelungen, den Söldnern zu entgehen,

Hunderte hätten sich ihm angeschlossen, hätten in Kampf und Tod bei ihm gestanden. Der Führer fehlte, und den Groll im Herzen, schlummernde Thatkraft in der Brust, schlichen die Meisten, einzeln und gedrückt, dem Gerichtshofe zu, hier Zeugen von dem zu sein, was zu verhindern Jeder allein sich zu schwach glaubte.

In prunkendem Pompe, hoch zu Roß, von den Großen seines kleinen Hofs umgeben, unter Vor- und Nachtritt reich gekleideter Hellebardiere, ritt der Herzog vom Schlosse nach dem Gerichtshause, wo feile Richter, Kreaturen seines Willens, ihn erwarteten. Demuth überall, Freudenruf nirgends — der stolze Herzog schien es nicht zu achten. Eben kreuzte er den Marktplatz. Da schmetterten Trompeten; sie schmetterten von dem Thore her, das nach Paris führte. Unwillkührlich zügelte der Herzog sein Roß, stand der Zug. Nur des Königs Ankunft oder eines, der Vollmacht hatte, in seinem Namen zu erscheinen, konnte der Trompetenklang gelten. In raschem Sprunge nahte ein Söldner. „Der König!" rief er und beugte sich vor dem Herzoge. „Der König!" schallte es im Kreise umher, und wie eine Windsbraut wälzte sich der Ruf heran: „Lange lebe der König! Lange lebe unser Heinrich!" und zwischen durch tönte lauter Hufschlag.

Rasch besonnen stieg der Herzog vom Rosse. Zwei dienstbereite Pagen faßten den Zügel. Er winkte, und sein Gefolge ordnete sich zum Empfange des Königs. Jetzt bog der König aus der Straße auf den Markt, er der Vorderste, einfach gekleidet, sein einziges Juwel, sein liebstes, der

Jubel, der ihn umwogte. Ihm zur Linken, einen halben Schritt hinter ihm, in ſtählerner Rüſtung, ritt Sully. Eine Schaar Gewappneter, die königliche Standarte in ihrer Mitte, folgte. Die Trompeten ſchwiegen. Des Herzogs Hellebardiere, eine Gaſſe bildend, drängten das Volk zurück. „Laßt ſie!“ gebot der König; „es ſind Franzoſen.“ Hundertfach verdoppelt erhob ſich der Ruf: „Heil und Segen unſerm guten Heinrich!“ Der König dankte, und mühſam ſich durch das Gedränge windend, Zorn in den blitzenden Augen, Freundlichkeit um den lächelnden Mund, näherte ſich der Herzog. „Ei, ſeht da, mein Vetter, Ihr hier?“ rief der König, während jener, des Königs Steigbügel berührend, entblößten Hauptes das Knie ſenkte; „wer hat Euch meine Ankunft verrathen?“

„Des Volkes Stimme, gnädiger Herr,“ antwortete der Herzog.

„Eine gute Botin,“ lächelte Heinrich; „ſie muß mir pfeilſchnell vorausgeeilt ſein. Ich wollte ungemeldet kommen und werde von Euch glänzend empfangen.“

„Daß Ihr nicht würdiger empfangen werdet, mein König und Herr,“ erwiederte der Herzog, „ſei Euch der gültigſte Beweis, daß Ihr unangemeldet kommet. Ich war auf dem Wege, das monatliche Gericht zu halten. Doch vergönnt, wenn ich die Bitte wagen darf, Euch, von der Reiſe ermüdet, zum Schloſſe zu geleiten, wo“ —

„Wo ich ſammt Euch, mein Vetter, nach abgehaltenem Gerichte früh genug hinkommen werde,“ unterbrach der König mit feſtem, ernſten Tone. „Ihr waret auf dem

Das Bett nicht konnte meiden.
Da gingst du nur vorbei,
Und gleich war er geneſen,
Von allen Leiden frei.
Stark, wie er nie geweſen,
Ging er auf muntern Füßen
Die Heimath zu begrüßen.
O Freundinn, ſüße Lilie,
So ſchön, wenn ich dich wandeln ſeh',
So ſchön bei Spiel und Scherzen,
So ſchön, wenn wir uns herzen;
Wer könnte dich verſchmähn!
Mir ſoll's um dich ſo hart ergehn;
Um dich muß ich dieß Leid ertragen,
Und dieſen finſtern Wänden ſagen,
Daß ich hier ſterben müſſe,
Für dich, du meine Süße!"

Aucaſſin wurde in's Gefängniß geſetzt, wie ihr gehört und vernommen, und Nicolette ward nicht minder ſtrenge bewacht in ihrer Kammer. Es war im Sommer, im Maimond, wo die Tage ſo hell und lang, die Nächte ſo milde und heiter ſind. Als Nicolette einſt in der Nacht auf ihrem Bette lag, ſah ſie den Mond in's Fenſter ſcheinen, und hörte die Nachtigall im Garten ſingen; da dachte ſie an Aucaſſin, ihren

Wege nach dem Gerichtshause. Erlaubet, daß ich Euch begleite. Da sei Gott für, daß das Recht durch mich verzögert würde. Gebet Raum, meine Kinder, ich und der Herzog wollen Gericht halten."

Eine schmale Gasse öffnete sich, und unter erneuertem Jubel ritt der König zum Gerichtshause, stieg, vom Herzoge und von Sully begleitet, von einem Trupp Reiter gefolgt, die Treppe hinauf, grüßte freundlich von der obersten Brüstung und trat in die Halle. Die übrigen Reiter blieben auf dem Markte geschaart.

„Nehmt Platz, ihr Herren," sagte Heinrich zu den ehrfurchtsvoll gebückten Richtern, nachdem er selbst den hohen Stuhl des Herzogs, dieser und Sully ihm zu Füßen niedrigere Sessel eingenommen; „und Ihr dort an der Thüre, öffnet beide Flügel, laßt des Volkes ein, so viel der Raum faßt. Ihr aber, mein Vetter, habt die Güte, mir das Verzeichniß derer zu reichen, die heute Recht empfangen sollen."

Ein Schreiber legte das Papier in des Herzogs, der Herzog in des Königs Hand, und als dieser es flüchtig angesehen, gab er es an Sully mit einem Blicke, dessen Inhalt Letzterer vollkommen zu verstehen schien. „Nun ruhig, meine Kinder," begann der König auf's Neue; „die Zeit ist kostbar, Eure und die meine." Jedes Geräusch, jeder Laut verstummte, und Heinrich fuhr fort: „Ihr müßt mir gestatten, Vetter, bei dem ersten Angeklagten Eure Stelle zu vertreten, nicht weil er Euer Geheimschreiber, sondern weil Ihr sein Ankläger. Es will mit strengem Rechte

sich nicht vertragen, daß der Ankläger zugleich Oberrichter sei." Der Herzog verbeugte sich, der König winkte und in Fesseln wurde Jerome François eingeführt.

„Löst ihm die Fesseln," gebot der König; „kein Angeklagter soll vor seinem Richter, kein Franzose vor seinem König gebunden stehen."

Die Fesseln fielen und ein Geflüster des Beifalls lief durch die Menge. Aber Keiner schien einen Athem in der Brust zu haben, als der König sagte: „Wir kennen uns, François. Hast Du, ehe Dein Verhör beginnt, mich an etwas zu erinnern?"

„An nichts, mein König," antwortete François und seine Stimme bebte von Rührung, „an nichts, das Euerm Gedächtnisse entfallen sein könnte."

„Wohlan, Herzog von Epernon," wendete sich Heinrich an diesen; „Ihr habt Jerome François, Euern Geheimschreiber, wegen Hochverraths angeklagt. Wie hat er sich dessen schuldig gemacht?"

Langsam erhob sich der Herzog und sagte zögernd: „Er hat von Euch, mein König, unehrerbietig gesprochen, hat Euch gelästert."

„Weiter nichts?" betonte Heinrich und sah dem Herzog streng in die Augen. Betroffen schlug der die seinigen nieder und sagte: „Ich kann durch Zeugen es beweisen."

„Was ich nicht bezweifle," versetzte der König; „doch soll es der Zeugen hoffentlich nicht bedürfen. François, was hast Du dem Ankläger zu entgegnen?"

Dem Könige offen in die Augen blickend, sagte jener: „er hat Euch mit Unwahrheit berichtet, mein König."

„Wer wagt es," brauste der Herzog auf, „im Angesichte meines Königs mich der Lüge zu zeihen?"

„Die Antwort übernehme ich," lächelte Heinrich; „Euer Geheimschreiber, Jerome François, thut es, und besser er thut es in mein und Euer Gesicht als hinter unserm Rücken. Ihr jedoch vergeßt, Herzog, daß er nicht protzig aufgefahren ist bei Eurer Beschuldigung wider ihn, daß Ihr der Ankläger, er der Angeklagte, Eure Pflichten und Rechte sich gleich sind."

Der Herzog wechselte die Farbe. Von all dem Blute, das ihm in die Wangen geschossen, schien kein Tropfen zurückzubleiben.

„Wann und wie wurdest Du verhaftet, François?" sprach der König weiter.

„Es sind vier Wochen gewesen," erzählte jener, „daß der Herr Herzog mir den Auftrag ertheilte, an Euch, mein König, Depeschen nach Paris zu überbringen. Wie meine Schuldigkeit es heischte, war ich dazu bereit. Aber am späten Abende vor meiner Abreise beim Heimwege in meine Wohnung wurde ich rücklings überfallen, geknebelt und in den Schloßkerker gebracht."

„Auf Euern Befehl, Herzog?" fragte der König.

„So ist's, mein König; ich hatte denselben Abend" —

„Schon gut," fiel Heinrich ein. „Was geschah Dir, François?"

„Vier Tage und vier Nächte hatte ich im finstern Kerker

gesessen, da wurde ich bei des Herzogs Zorne bedeutet, anzugeben, wo meine verlobte Braut, Agnes Bernard, sich von Grenoble hingewendet. Ich wußte nicht, daß sie Grenoble verlassen, und antwortete demgemäß. Zwei andere Male wurde ich zur Angabe aufgefordert und mit des Herzogs Zorne bedroht. Ich konnte nicht sagen, was ich nicht wußte, und Falls ich es gewußt, nicht gesagt haben würde."

„Ergingen jene Aufforderungen von Euch, Herzog?" fragte der König.

„Mein Name kann gemißbraucht worden sein, aber von mir sind die Aufforderungen nicht ausgegangen, und am Abende der Verhaftung hatte ich von den lästerlichen Reden gehört, die" —

„Schon gut," unterbrach wieder der König; „und die Depeschen, Herzog, wer besorgte die?"

„Sie sind eine Erdichtung des Angeklagten, mein König."

„In wessen Beisein, François, hat der Herzog Dir den Auftrag ertheilt?"

„In Niemandes Beisein, mein König, doch habe ich der Zeugen Mehrere, mit denen ich bald nach dessen Empfang von meiner Sendung gesprochen."

„Kennt Ihr die Braut des Angeklagten, Herzog? Agnes Bernard heißt sie."

„Nein, mein König."

„Doch gesehen habt Ihr sie?"

„Wohl möglich, nur erinnere ich mich nicht."

„Und kauftet sie doch ihrem Oheim ab? Fürwahr, Herzog, Ihr solltet nicht kaufen, was Ihr nicht gesehen.

Und ließt nach Brignolles ſie verfolgen, bei nächtlicher Weile ſie aufzuheben? Sagt nicht Nein, Herzog; Ihr würdet eine Lüge ſagen. Und ließt die Mutter des Angeklagten, die Wittwe François, verhaften, weil ſie nicht geſtehen wollte oder konnte, wohin aus ihrem Hauſe Agnes Bernard entflohen? Iſt's glaublich, Herzog, daß Ihr gerechter Weiſe einen Mann wegen Hochverraths angeklagt, deſſen Braut Ihr nachgeſtellt und deſſen Mutter Ihr zu gleicher Zeit der Hexerei beſchuldigt?"

„Der Angeklagte, mein König," erwiederte der Herzog, „ſcheint in beſſerer Gunſt zu ſtehen als der Ankläger."

„Und wenn es wäre," rief Heinrich, „wäre es dem Menſchen in mir und dem Könige zu verargen? Vergleicht, was Ihr mir und ich Euch gethan, mit dem, was François mir gethan und ich ihm. Bei Arques wolltet Ihr mir die Krone nehmen. Bei Arques gab François mir, ſeinem hungernden Könige, ſein letztes Stückchen Brot. Ich habe Eure Schulden bezahlt, Herzog, Euch mit meiner Gunſt geehrt, Euch zum Statthalter der Provence gemacht. Als ich François die Hälfte ſeines Brotes aufdrang, damit er am Morgen nicht hungrig für mich in die Schlacht ginge, ſagte ich: wenn Du künftig etwas von mir willſt, erinnere mich an das getheilte Brot. Bis zur Stunde hat er mich nicht erinnert, bin ich ſein Schuldner geblieben. Wer aber hatte ein beſſeres Recht auf meine Gunſt, Ihr oder er? Denn vor dem Könige gilt kein Standesunterſchied. Und wem hab' ich die beſſere Gunſt erwieſen, ihm oder Euch? Euch ſo reichlich mehr, daß, hätte François noch ſo unehrerbietig

von mir gesprochen und ich verziehe ihm, das nichts wäre schon gegen die Verzeihung, die ich Euch angedeihen lassen, als Ihr mit Zunge und Schwert mir Schlimmeres zugefügt. Zur Zeit also habt Ihr keine Ursache, Herzog, mir Parteilichkeit für den Angeklagten vorzurücken, und beim allmächtigen Gott! Ihr sollt einen gerechten Richter an mir finden. Damit will ich mich nicht loben. Man kann von einem Fürsten nicht weniger verlangen und der Herrscher ist zu nichts mehr verbunden als zur strengsten Verwaltung der Gerechtigkeit. Ich habe nur zwei Augen und zwei Füße, wie alle meine Unterthanen. Worin soll ich von ihnen unterschieden sein, wenn ich nicht der Gerechtigkeitspflege Nachdruck geben könnte und wollte? Des Königs erste, seine heiligste Pflicht ist, Unterthan des Gesetzes, seine zweite, strenger Verwalter und Wächter derselben zu sein *). Als solcher bin ich nach Grenoble gekommen. Es liegen wider Euch, Herzog, Beschwerden vor. Alle werden sie nicht ungegründet sein. Gesetzt aber, sie wären es, ein anderer Grund ist vorhanden, der mich zwingt, Euch die Statthalterschaft der Provence zu entziehen und Euch zum Staatsgefangenen zu erklären. Ich thue es, im Namen des Gesetzes. Gebt Sully Euern Degen, Herzog."

„Und darf ich nach dem Grunde fragen?" stammelte der Herzog, des Königs Gebote gehorchend.

„Ihr seid des Hochverräthers Biron Mitschuldiger, von ihm so genannt, durch Eure Briefe so erwiesen," sprach der König.

*) Nach dem Zeugnisse der Geschichtschreiber Heinrich's eigene Worte.

„Gnade, Gnade, mein König!“ flehte der Herzog zu Heinrichs Füßen.

„Erst das Recht, dann die Gnade. Stehet auf, Herzog, ich befehl' es. Und gehet nicht von hinnen mit einem Unrechte mehr auf Eurer Seele. Hat François, hat seine Mutter begangen, wessen Ihr Beide beschuldigt?“

„Nein, mein König.“

„Vor versammeltem Gerichte erklärt Ihr die Anklagen für falsch?“

„Ich erkläre sie für falsch,“ sagte der Herzog, senkte vor dem Könige das Knie und folgte dem Führer der eingetretenen Reiter.

Tiefe Stille war in der Versammlung. Auch der König schwieg; sichtbare Wehmuth lag in seinen Zügen und sein Blick haftete am Boden. Plötzlich stand er auf. „Was ich hier gewollt, ihr Herren,“ sprach er zu den Richtern, ernst, doch heiter, „das ist geschehen. Die Sitzung aufgehoben. Aber eine Schuld hab' ich noch zu zahlen, und Frankreichs König soll kein karger Zahler sein. Jerome François ist mein Gläubiger, und alle Stimmen, die ich über ihn vernommen, haben mich in dem Entschlusse bestärkt, das Brot, das er mit mir getheilt, ihm als Wappenschild zurückzugeben. Die schnellsten Rosse aus des Herzogs Stalle sollen Euch, François, den Weg nach Brignolles kürzen. Nehmt Eure Mutter mit. In Brignolles findet Ihr die Braut. Als Eure Gemahlin ziehe sie an Eurer Seite in Grenoble ein, Ihr Graf und Statthalter der Provence.“

* *
*

Nachwort.

Charles de Gontaut, Marschall und Herzog von Biron, dessen glänzende Waffenthaten den Ruhm seines großen Vaters verdunkelten, dem Frankreich einen Theil seiner Rettung, Heinrich eine lange Reihe von Siegen dankte, war, vom Ehrgeiz verlockt, obschon Heinrich mit dem Ernste eines Vaters, mit der vollen Güte eines Königs ihn gewarnt, an die Spitze eines hochverrätherischen Bundes getreten, der seine Wurzel im Mittelpunkte des Hofes, seine Aeste in Paris und in den Provinzen hatte. Mehrere Statthalter hatten hier die Leitung der Verschwörung übernommen — unter ihnen der Herzog von Epernon. Ein burgundischer Edelmann, Lafin, durch arglistigen Betrug zum Besitz der Originalpapiere gelangt, brachte sie dem Könige, und am 31. Juli 1602 fiel der Kopf des Marschalls in der Bastille unterm Schwerte des Scharfrichters. Der Herzog von Epernon wurde begnadigt.

Von Jerome François und Agnes Bernard stammen die edeln Grafen von Provence, und da die Geschichte einen Herrn Pierre als Geheimschreiber des ersten Grafen erwähnt, so steht zu vermuthen, daß die schöne Agnes ihre Freundin Marie nicht vergessen.

Fürſtengunſt.

Dramatiſche Novelle

von

Fr. Paolo.

I.

Vorzimmer im Kaiſerlichen Pallaſt zu St. Petersburg. Katharina, Gemahlin Peter's des Großen, tritt raſch ein; Mons de la Croix, ihr Kammerherr, folgt ihr.

Katharina: Zurück, Mons, bleib zurück! Haſt Du verlernt, was dem Kammerherrn geziemt? Wie weit willſt Du es treiben?

Mons: Meine Kaiſerin erblickt nur den Kammerherrn in mir? So bin ich durch dieſe Meinung ſchon von ihrem Angeſicht verwieſen. (Wendet ſich zu gehen.)

Katharina: Mons de la Croix! — Jetzt magſt Du mir Geſellſchaft leiſten. Zu ſpät iſt es, um das zu vermeiden, was ich vermieden wiſſen wollte: daß man Dich ſtets in meine Gemächer mir folgen ſieht. Nun iſt's geſchehen, nun — meinetwegen — bleibe!

Mons: O Dank, Dank für diese Güte! Ihr Zürnen raubt mir Glück und Frieden. Den treuesten Diener Ew. Majestät kann nichts so tief kränken als der Gedanke, daß die Gebieterin seiner Seele wie seiner Person nur einen Augenblick ihn von sich stieß.

Katharina: Doch warum bedenkt der treue Diener nicht, was sie ihrer Würde, was sie dem Czar schuldig ist? Warum setzt er in blinder Leidenschaft, die, nicht offen zu zeigen, er kaum über sich gewinnen kann, ihre Ehre, die zarteste wahrlich im ganzen Reiche, so leichtsinnig auf's Spiel? Warum endlich kann er seiner Heftigkeit nicht mehr gebieten, von der er weiß, daß sie ihm am meisten Verderben tragen wird, da ihm doch Katharina oft genug bewiesen, daß sie ihrem Kammerherrn gewogen, und daß sie daher von seiner Dienertreue auch die Sorge für seine Sebsterhaltung verlange?

Mons: Darf ich wissen, ob allein die Kaiserin, oder jene großherzige Katharina mich fragt, welche die Beschützerin, das Ideal meines Strebens geworden?

Katharina: Die Kaiserin stellte Dir jene Frage, doch ohne sich von der Katharina zu trennen, welche Dir zu große Nachsicht leiht.

Mons: Dann werd' ich antworten, daß diese große Frau, welche des armen Ausländers sich huldreich angenommen und ihm eine Existenz verschafft, die für seine frühere Lage eine unerhört glänzende ist; daß diese edle Frau, welche, um ihr Werk würdig zu krönen, um in dem Himmel meines Glücks mich dessen Seligkeit ungetrübt empfinden zu lassen, ihre Huld mir nie entzogen, viel zu hoch steht, um

Freund, den sie so sehr liebte. Auch an den Grafen von Beaucaire dachte sie, der sie tödlich haßte, und sie zweifelte nicht, daß sie verloren wäre in dem Augenblicke, wo sie angeklagt würde, und daß Garins, davon unterrichtet, sie bald eines grausamen Todes würde sterben lassen.

Sie hörte nun, daß ihre alte Wächterinn eingeschlafen war, und alsbald erhob sie sich, nahm ihren seidenen Mantel unter den Arm, zog die Linnentücher von ihrem Bette, knüpfte sie an einander und machte einen Strick davon, so lang als er werden konnte, den sie darauf an den Fensterpfeiler band und hinaus warf. Dann faßte sie ihr Gewand mit beiden Händen, vorne und hinten, ließ sich herab auf den bethauten Rasen und kam so hinunter in den Garten.

Sie hatte blonde Haare, die sich in kleine Locken kräuselten, ihre Augen waren hell und freundlich, ihr Gesicht war schön gebildet, ihre Nase gerade und hoch, ihre kleinen Lippen waren schöner, als Kirsche und Rose zur Sommerzeit sind, und die Zähne weiß und klein. Ihr Wuchs war so zart, daß man ihren Leib mit beiden Händen umspannen konnte, und die Maßlieben, welche sie, darüber hinwandelnd, abriß, schienen schwarz gegen ihre Beine und Füße zu seyn; so weiß war das Mägdlein.

Als sie an die Pforte kam, öffnete sie dieselbe, und ging hinaus auf die Straßen von Beaucaire, bei dem

die Verläumdung nicht verachten zu dürfen Und sollte selbst ein Menzikoff es wagen —

Katharina: Junger Mann! Den Staatsmann laß hier aus dem Spiele! Er thut das Rechte für des Reiches Bestes, und Menzikoff ist seiner Kaiserin ergeben. Deine Vertheidigung ist schwach und kann mich nicht beruhigen!

Mons: Sie haben Recht! Wohl dürfen Sie in Ihrem Selbstgefühl die Anschwärzungen verachten, doch wer sagt Ihnen, ob auch der Czar sie ebenso zurückweisen wird! Deshalb sprach ich unüberlegt. Das Seltene und Große ist es ja eben, woran der Neid sich emporrankt, um seine zerstörenden Triebe ihm einzusenken!

Katharina: Nicht Schmeicheleien fordr' ich!

Mons: Die Wahrheit aber, ob sie gleich das Schmeichelhafteste in sich birgt, was man der Fürstin wie dem Weibe sagen kann, diese Wahrheit müssen Sie hören, denn in ihr liegt meine Vertheidigung. Wäre es denkbar, daß ich, der ich aus meinem Vaterlande Erregbarkeit für alles Schöne und Edle mit hierher trug, wo in der Brust der Männer keine Sympathie ruht für weibliche Milde — ist es nur möglich, daß ich gleichgültig bleiben soll, wenn in der schönsten und mächtigsten Frau dieses grenzenlosen Reiches mir der zarteste Sinn entgegentritt? Ist es mehr als nothwendige Folge, daß mein Herz aufjubelt im Entzücken bei ihrem Anblick, bei jedem ihrer Worte? — Sie tadeln mich darüber, und ich erstaune über mich, daß ich, hingerissen vom seltensten Verein herrlicher Eigenschaften, nicht die Kluft überspringe — —

Katharina (einfallend): Mein Kammerherr erinn're ſich, daß die Kaiſerin in ihrem Vorzimmer nicht anhören will, was Katharina zuweilen in ihren innerſten Gemächern von einem feurigen, jungen Franzoſen ſich vorſchwatzen läßt.

Mons: Doch die Majeſtät wird nicht zürnen, daß ich es wagte, durch den Purpur Katharina's liebenswürdiges Herz zu erkennen.

Katharina (ihm die Hand zum Kuſſe reichend): Es iſt vergeben, ich mag Dir deshalb nicht gram ſein.

Mons ihre Hand haſtig an die Lippen drückend, fällt vor ihr nieder. Fürſt Menzikoff tritt ein, ſtutzt einen Augenblick, wirft die Thür hörbar zu, daß Mons de la Croix ſich beſtürzt erhebt, tritt dann lächelnd vor und verbeugt ſich vor Katharina.

Menzikoff: Habe ich vielleicht ein Gnadengeſuch durch meine plötzliche Dazwiſchenkunft unterbrochen? Es ſollte mir leid thun — doch nach dem Ausſehen des Herrn Kammerherrn zu urtheilen, iſt die Aufnahme nicht allzu günſtig geweſen.

Mons: Dem Scharfblick des Fürſten Menzikoff iſt nichts leichter, als in den Mienen der Menſchen zu leſen und ihr Inneres zu erforſchen.

Menzikoff: Meinen Sie? — Giebt mir auch meine Kaiſerin in dieſem Augenblick ein ſo ehrenvolles Zeugniß, oder hält ſie mich für kurzſichtig?

Katharina: Ich halte meines Gemahls vornehmſten Diener für klug und ſcharfſichtig, doch ſpricht er ſelten Das, was er denkt.

Mons: Den großen Staatsmännern muß es erlaubt sein, ihre Meinungen zu verschleiern. Die Sprache ist ihnen gegeben, damit sie ihre Gedanken verbergen können.

Menzikoff: Wie richtige Ansichten über die Diplomatie Sie entfalten! Allerdings darf man nicht vor Aller Ohren seine Meinung frei äußern, meiner Kaiserin wünschte ich jedoch immer wahr zu erscheinen.

Katharina: So laßt mich Wahrheit hören! — Mons de la Croix, verlaßt uns.

(Mons verbeugt sich gegen die Kaiserin und geht hinaus.)

Katharina: Nun, was soll ich erfahren?

Menzikoff: Nichts Neues eben für Sie, aber die Wahrheit, die entschiedene, unleugbare Wahrheit!

Katharina: Aus Euerm Munde ist sie nichts Alltägliches gerade.

Menzikoff: Ich habe stets das Wohl meiner hohen Herrin im Auge. Dem zu Liebe ist es mitunter besser, daß ich Hindernisse aus dem Wege räume, ohne Sie, der ich die Bahn dadurch befreite, etwas davon merken zu lassen. Unter solchen Umständen mag Ew. Majestät mich nicht ganz wahr gefunden haben. Aber es giebt auch Fälle, in denen man nicht säumen darf, auf Gefahren hinzudeuten, welche durch die geringste Unvorsichtigkeit herbeigeführt werden können. — — Zürnen Sie keinem Ausdrucke, den ich wählte, wenn er das Richtige doch bezeichnet — Ihre Ruhe liegt mir am Herzen!

Katharina: Wer setzte Euch zum Hüter über meine Ruhe? Wer gab Euch das Recht, mit Euerm Verstande meiner Unvorsichtigkeit zu Hülfe zu kommen?

Menzikoff: Mein Amt als Minister des Kaiserlichen Hauses, meine Pflicht und die Aufrechterhaltung meines eigenen Glücks, das an dem Ihrigen unzertrennlich hängt. Dürfte der Monarch wohl geneigt sein, mich für unschuldig zu halten, wenn er jemals eine gegründete Anklage gegen seine Gemahlin erheben könnte, die durch mich seinen Thron bestiegen?

Katharina: Fürst von Menzikoff!

Menzikoff: Wohl weiß ich, daß der Emporgestiegene es ungern vernimmt, wenn man ihn daran erinnert, wie er seine Höhe erschwungen. Aber Ihr Wohl liegt zu sehr daran, ob Sie die Wahrheit von mir annehmen oder nicht, und mein Interesse ist mit dem Ihrigen zu sehr ein und dasselbe, um mir nicht die Nothwendigkeit aufzuerlegen, Ew. Majestät jene Thatsache ins Gedächtniß zu rufen.

Katharina: Schon gut! Sie würde mir nie fremd geworden sein, auch ohne daß Fürst Menzikoff sie meiner Erinnerung auferweckt hätte. Uebrigens nehme ich von Euch eine offene Rede gern hin — ich kenne Eure Klugheit. Darum sprecht!

Menzikoff: Die geistvolle Katharina hätte mich noch nicht errathen? — Es giebt am Hofe allerlei unnütze Schwätzer, denen es Vergnügen macht, aus jedem Splitter, der unbewußt gleich einem unsichtbaren Pfeil sich festgesetzt, einen Balken zu drechseln. Nicht genug kann man vor solchen bösen Zungen warnen!

Katharina: Und dies Geschwätz scheint Euch nicht grundlos? Ihr glaubet an den Pfeil?

Menzikoff: Ich kann mich irren — aber Zeichen, Andeutungen, welche von beiden Seiten gefallen, lassen ein Geheimniß ahnen, daß entweder nicht so offen dargelegt werden oder besser zu existiren aufhören müßte.

Katharina: Welch' ein Geheimniß meint Ihr nur? Hat Eure Allweisheit eines entdeckt, das ich zu unvorsichtig preis gab?

Menzikoff (entschieden): Entlassen Sie Ihren Kammerherrn, Mons de la Croix!

Katharina: Und warum das? Warum soll ich einen Mann aus meinen Diensten jagen, der mir bisher nur seine Treue bewiesen?

Menzikoff: Freilich, eine Treue, für welche er auf Ihre Dankbarkeit Anspruch machen kann. Sie müssen ihm Gelegenheit geben, sich auszuzeichnen — und da wüßt' ich einen Vorschlag! Die neu eroberten Provinzen des Reiches erfordern einen Statthalter, der Leutseligkeit gegen die noch nicht völlig beruhigten Einwohner mit Ergebenheit für den Czar verbindet. Einen solchen finden wir in Mons de la Croix, dem sein Ursprung schon das nöthige savoir faire verliehen.

Katharina: Wo denkt Ihr hin? Einen so jungen, in Sachen des Staats so unerfahrenen Mann soll ein so wichtiger Posten anvertraut werden? Unmöglich!

Menzikoff: Verhältnisse formen den Menschen, und Erfahrung muß er sammeln, um erfahren zu werden.

Katharina: Die gefährliche Lage jener Provinzen erheischt augenblickliche Kenntniß.

Menzikoff: Er findet alte, gediente Officiere dort.

Katharina: Sein jetziges Amt, das er treu und recht verwaltet, genügt ihm; nie verlangte er ein anderes.

Menzikoff: Das eben ist der Fehler! — Das eben ist es, will ich sagen, was man — worin jene Leute, die sich um Alles emsig bekümmern, was ihnen fremd bleiben soll, das Geheimniß suchen. Um diesen falschen Schein zu zerstören, giebt es nur das eine Mittel. Seine Treue rechnet man ihm als Verbrechen an.

Katharina: Wenn ich nun auch in der Eurigen eine falsche Absicht vermuthete? Und was soll mich daran hindern? Wollt Ihr mir nicht ungereimte Dinge in den Kopf setzen, die nichts sind als schwache Erfindungen geschwätziger Höflinge!

Menzikoff: Dann freilich schweig' ich; doch um so dringender zwingt es mich zum Handeln.

Katharina: Das wird Euch besser kleiden als die leeren Worte, aus denen man fast den Schluß ziehen möchte, auch der weise Menzikoff lasse sich mystificiren. Zu lange schon sprachen wir über die Unwichtigkeit. Gehabt Euch wohl und laßt Euch solche Träume nicht mehr beunruhigen! (Sie geht in ihre Gemächer ab.)

Menzikoff (ihr nachblickend): Sie leugnet! — — Katharina, vielleicht war es besser, mich zum Vertrauten zu machen! Doch es ist nun einmal nicht ihr Wille — sie ist zu stolz, auf meinen Plan einzugehen. Und dennoch muß Mons de la Croix entfernt werden, denn ein Argwohn des Czar's könnte nicht nur die Kaiserin, er würde auch mich

mit ihr verderben. Sie darf nicht fallen — wie ich seiner mich entledige, gilt gleich — (Er versinkt in Nachdenken.)

(Mons de la Croix kommt zurück und tritt zu Menzikoff.)

Mons: Mein Fürst! Tiefes Nachdenken faltet Ihre Stirn, sollte Ihr Gespräch mit der Kaiserin Ihnen Anlaß gegeben haben?

Menzikoff: Wohl möglich! Warum soll eine Kaiserin nicht einen Minister in Verlegenheit setzen können? — Wollen Sie einen Minister in Verlegenheit sehen — schau'n Sie mich an!

Mons (lächelnd): So ganz scheint Ihr Humor noch nicht verdorben, sonst würde Ihnen der Scherz weniger willig vom Munde geh'n. Fürst Menzikoff verlegen! Dieser Scherz könnte den Salon der Fürstin Kantemir Tage lang belustigen.

Menzikoff: Wenn Sie den Hof lieben, Herr Kammerherr, so lernen Sie das Schmeicheln besser. Ich wüßte keinen Ort, an dem die Scham mich eher verlegen machen könnte als im Salon der Fürstin Kantemir.

Mons: Sie ist des Czar's Geliebte!

Menzikoff: Und was der Czar liebt, lieben Sie auch — ist's vielleicht so? — Doch lassen wir das! Sie sehen mich wirklich in einer Verlegenheit, aus der nur Sie mich ziehen können.

Mons: Wenn es in meinen Kräften steht, sollen Sie mich Ihren Wünschen freudig entgegen kommen seh'n.

Menzikoff: Nichts ist leichter für Sie, noch vortheilhafter. Sie sind ein junger Mann von Feuer und Geist — es ist mir angenehm, etwas für Sie thun zu können.

Mons: Sie machen mich begierig!

Menzikoff: Wir bedürfen — — eines Gesandten in Stockholm. Der Platz ist wie für Sie geschaffen, und ich wüßte nicht, ihn würdiger auszufüllen. Die französische Leichtigkeit Ihrer Conversation, Ihr Talent für die Diplomatie machen Sie für dies Fach wünschenswerth. Um so mehr freue ich mich, nach Pflicht und Gewissen für Sie mich entscheiden zu dürfen. Frisch, junger Mann, schlagen Sie den Weg ein, den ich Ihnen bezeichne, er führt zur Größe!

Mons: Hat der Czar Ihnen den Auftrag ertheilt?

Menzikoff: Von mir allein geht er aus. Ich hatte einen angemessenen Wirkungskreis Ihren Fähigkeiten längst zugedacht, der Zufall reicht mir die Mittel. Der Ihrer Stellung gebührende Rang des Adels soll Ihnen nicht ausbleiben.

Mons: Wenn ich Ihre Güte ablehnen darf, so lassen Sie mich darauf verzichten.

Menzikoff: Leider kann ich Sie zu Ihrem Glück nicht zwingen; Sie sind im Dienst der Kaiserin. Aber Sie sollten das Anerbieten überlegen, dessen Vortheile so außerordentlich und einleuchtend, wie sie Ihnen nicht leicht ein anderes bieten kann. In einem uns so lange feindlich gesinnten Lande Minister-Resident zu werden und also, außer der damit verbundenen hohen Ehre, Gelegenheit zu haben, seinem Fürsten die wesentlichsten Dienste zu leisten — ich denke, das ist eine Stellung, nach der sich Tausende drängen würden. Ein so junger Mann wie Sie sollte mit beiden Händen sie ergreifen, da sie sonst nur alten, im Staatsdienst ergrauten und bewährten Diplomaten geboten wird.

Mons: Und denen kommt sie zu, nicht mir, der ich jeder Vorbereitung für ein so complicirtes und verantwortliches Amt entbehre.

Menzikoff: Die Natur in des bildenden Lehrers Hand ist mehr werth als alles vorhergehende Studium. Oder meinen Sie, ich wüßte die Ader, welche ich in Ihnen entdeckt, nicht an's Licht zu ziehn und zu benutzen?

Mons: Zu gering sind meine Fähigkeiten.

Menzikoff: Sie täuschen mich nicht, Herr Kammerherr! Wer so lange wie Sie diesen Boden betreten, auf dem der Dünkel wuchert, wird aus so weit getriebener Bescheidenheit nicht zurücksteh'n. Was denn also hindert Sie? Ist Ihre jetzige Stellung Ihnen so werth? — Unter uns, Herr Kammerherr, finden Sie etwas Anziehendes in Ihren jetzigen geschäftslosen Geschäften?

Mons: Vielleicht mehr, als Sie denken, Fürst! Ich kenne kein schöneres Loos, als meiner jetzigen Gebieterin zu dienen, deren Milde und Sinn für Wohlthätigkeit nur der beurtheilen kann, der in ihrer nächsten Umgebung sich befindet.

Menzikoff: O ich kenne ihren Sinn für Wohlthaten, indeß —

Mons: Nun sehen Sie! Ich kenne ihn nicht allein und darf ihn bewundern, nein, ich habe sogar das Glück, oft der Vollstrecker ihres Edelmuths zu sein.

Menzikoff: Wir sind am Hofe, haben Sie das bedacht? Freilich ist Edelmuth eine schöne Tugend, aber sie gedeiht nicht in einem Boden mit dem Egoismus, und hier ist der glatte Boden des Hofes.

Mons: Je seltener die Blume an einem Orte ist, um so mehr wird sie daselbst geachtet.

Menzikoff: Aber wer den Duft der Blume schlürfen will, muß Vorsicht anwenden. Zu heftiges Berühren kann die zarte Blume knicken. Für Manchen ist der Boden zu glatt, in dem sie wurzelt, er gleitet aus, fällt und bricht im Fallen die Blüthenkrone. — Wollen Sie die Stelle annehmen?

Mons: Wählen Sie statt meiner den Generalmajor Uschakoff.

Menzikoff: Den läßt der Czar nicht von sich; auch ist er zu sehr Krieger, um Staatsmann zu sein. Keine Rathschläge übrigens, junger Mann. Es handelt sich nur darum, ob Sie die Stelle nehmen oder nicht. Wollen Sie? Antworten Sie einfach.

Mons (entschieden): Nein.

Menzikoff: Sie werden nach Stockholm geh'n!

Mons: Fürst von Menzikoff, ich werde bleiben.

Menzikoff: Auch wenn ich das Geheimniß enthüllte, das Sie zum Bleiben zwingt? — Gehen Sie zur Kaiserin, bitten Sie um Ihre Entlassung.

Mons: Erst möchte ich jenes Geheimniß erfahren, das so große Wirkung haben soll!

Menzikoff (dicht vor ihn tretend): Mons de la Croix, verlangen Sie, daß ein Wort zwischen uns falle, welches die Majestät beleidigen könnte?

Mons: Ich würde den Mund verstummen machen, der es wagte — —

Scheine des Mondes, der eben hell und glänzend leuchtete, und so kam sie bis zu dem Thurme, wo ihr Freund gefangen saß. Der Thurm hatte hin und wieder Spalten. Das arme Mädchen drückte sich an einen Pfeiler, hüllte sich in den Mantel und legte das Haupt an den alten verfallenen Thurm. Da hörte sie, wie ihr Aucassin weinte und schmerzlich klagte um seine Freundinn, die er so sehr liebte, und so sehnsuchtsvoll verlangte. Und als sie lange gehorcht, fing auch sie an zu reden.

Nicolette, mit holdem Angesicht,
Mußte sich an den Pfeiler lehnen,
Sie hört, wie das Herz dem Liebsten bricht,
Wie's weint in Klagetönen,
Und tröstend sie also spricht:
„Aucassin, wackrer Junker, hört,
O edler Knape, ehrenwerth,
Was hilft euch Weinen, Klagen?
Mögt euren Gram ertragen.
Ach, daß wir je uns fanden!
Werd' Euer nimmermehr;
Euer Vater haßt mich zu sehr.
Für euch geh' ich über Meer,
Und irr' in fremden Landen."
Da warf sie eine Locke von ihrem Haar
Wohl durch des Thurmes Wand,

Menzikoff (ruhig lächelnd): Nicht so hitzig! Wir sind nicht mehr allein.

(Die Fürstin Kantemir ist eingetreten. Menzikoff geht ihr entgegen.)

Menzikoff: Sieh' da! die Fürstin Kantemir, die Angebetete und Beneidete der Hauptstadt! (Ihr die Hand küssend) Der Schönheit darf auch die Diplomatie eine aufrichtige Bewunderung zollen.

Fürstin: Die Aufrichtigkeit der Diplomatie ist wohl dieser selbst noch ein Problem. Auf richt'ger Klugheit aber könnte ihre Bewunderung eher beruhen.

Menzikoff: Um die Allmacht der Schönheit für sich zu gewinnen? — Ich kämpfe nicht mit den Waffen des Körpers, bedarf daher selbst des reizendsten nicht für meine geistige Kriegführung. Aber ich habe von Ihren Talenten einen so hohen Begriff, daß ich Sie bitte, zwischen jenem jungen Mann dort und mir als Schiedsrichterin aufzutreten.

Fürstin: Sie wenden sich an mich, nachdem Sie Ihre Meinung nicht durchsetzen konnten? Einen größeren Triumph konnte ich wohl nicht mehr feiern, als von Menzikoff um Rath gefragt zu werden!

Menzikoff: Ich freue mich Ihres Triumphes. Genießen Sie ihn recht in vollen Zügen — wer weiß, wie lange Sie noch triumphiren.

Fürstin: So lange, bis ich Fürst Menzikoff's Entfernung vom Hofe betrauern werde.

Menzikoff: Entweder länger oder nicht so lange. — Doch für's Erste unsre Klagen! Ich unterwerfe mich

durchaus Ihrem Richterspruch, und Sie, Herr Kammerherr?

Mons: Nach dem weisen Rath der Fürstin Kantemir zu handeln, werde ich keinen Augenblick anstehen.

Fürstin: Wohlan, so möge man sich erklären!

Menzikoff: Sie werden zu unterscheiden wissen zwischen einer Kammerherrnstelle und einem Ministerium. Wenn Sie nun vernehmen, daß ich diesem jungen Mann das unerhörte Anerbieten gemacht, ihn als Bevollmächtigten nach Schwedens Hauptstadt zu senden — was denken Sie davon, daß er es ausgeschlagen?

Mons: Es ist für mich nicht passend.

Fürstin (ironisch): Ich bewundre die Großmuth des Fürsten Menzikoff!

Menzikoff: Lassen Sie die Großmuth aus dem Spiele. Sie wissen so gut als ich, daß die wenig Antheil daran hat. Es ist meine Pflicht, jede Charge nach Möglichkeit am besten zu besetzen, und diese Wahl schien mir die richtigste.

Fürstin: O die Wahl ist außerordentlich richtig! Aber daß der angeführte Grund der einzige sei, der Sie dazu getrieben, wage ich zu bezweifeln. Hören Sie indeß meine Entscheidung, der Sie sich blindlings unterwerfen werden! Die angebotene Stelle ist vortrefflich, und es kann nicht geleugnet werden, daß, wenn Herr Mons de la Croix sie ausschlägt, sich nicht sobald ein Posten von gleicher Höhe und gleichem Werthe, vielleicht auch in einer spätern Zeit nicht gleiche Bereitwilligkeit des großmächtigen Ministers für ihn finden

wird. Dennoch würde ich in seinen Verhältnissen dieselbe nicht annehmen.

Mons: Diesen Ausspruch erwartete ich von dem anerkannten Zartsinn der Fürstin Kantemir. Nehmen Sie meinen Dank.

Menzikoff (für sich): In seinen Verhältnissen? Sollte sie ahnen? (Laut) Herr Kammerherr, unser Streit ist beigelegt. Die Kaiserin wird Sie erwarten.

Mons: Ich eile dahin und nehme die Hoffnung mit mir, daß Fürst Menzikoff mir dieser Geringfügigkeit wegen nicht zürnen wird. (Er geht in die Gemächer der Kaiserin.)

Menzikoff: Er beharrt in seiner Tollheit!

Fürstin: Es scheint, Sie wollen mir Artigkeiten sagen!

Menzikoff: Sie sind mir zur Gewohnheit geworden, wenn ich der Schönheit gegenüberstehe. Sie wissen vermuthlich den Grund seines Verfahrens?

Fürstin: Und Ihrem Scharfsinn wäre er entgangen?

Menzikoff: Nicht einmal ahnen kann ich ihn.

Fürstin: So will ich Ihnen zur Wahrheit verhelfen: Die Huld der Kaiserin hat ihn gefesselt.

Menzikoff: Ganz richtig, ja! Doch nichts ist leichter als einem Kammerherrn den Schlüssel abzufordern.

Fürstin: Dem Kammerherrn — ja wohl. Doch was ihm erschlossen, schließt dieser Schlüssel nicht!

Menzikoff: Sie erschrecken mich, Fürstin! Wenn ich nicht mißverstehe — — mir wäre nie die kleinste Idee davon aufgestoßen?

Fürstin: Sie sehen, daß Sie sich in meinen Talenten

nicht betrogen, die den Ihrigen gar die Waage halten könnten.

Menzikoff: Eine Meisterin muß ich in Ihnen bewundern! Aber sagen Sie, werden Sie keinen andern Gebrauch von Ihrer Entdeckung machen als eben den, mich zu beschämen?

Fürstin: Welcher andre bringt mir Nutzen?

Menzikoff: Sollte der Czar vielleicht — —?

Fürstin: Man hat Beispiele, daß solches Zwischentragen auf den Urheber zurückfällt.

Menzikoff: Aber mehr Beispiele vom Gegentheil, denn nichts ist leichtgläubiger als Eifersucht.

Fürstin: Weshalb aber den Czar es wissen lassen? damit er, aller Schonung vergessend, wüthend dazwischen fährt? Im Gegentheil ich freue mich über das Bestehen dessen, was ich entdeckt, denn ich finde darin eine Garantie für meine eigne Geltung bei dem Czar.

Menzikoff: Wie klug erdacht! Die Berechnung macht Ihnen alle Ehre, sie kann nicht feiner, nicht erschöpfender sein! Da ist nur ein ganz kleiner Umstand — —

Fürstin: Ein Umstand?

Menzikoff: Nur ein ganz kleiner, leicht zu hebender Umstand —

Fürstin: Der wäre?

Menzikoff: Kaum der Mühe werth, ihn zu erwähnen: Sie werden bald den Hof verlassen.

Fürstin (heftig): Wem sollte es gelingen, mich aus des Herrschers Gunst zu verdrängen?

Menzikoff: Wenn Sie Gegenmaßregeln treffen, wird es zur Unmöglichkeit.

Fürstin: Wer denn sucht mir zu schaden?

Menzikoff: Offenheit gegen Offenheit: Die Kaiserin offenbarte mir diese Absicht.

Fürstin: Die Gleißnerin! Doch sie soll mich kennen lernen! Ehe sie mich angegriffen, wird sie für ihr eigenes Heil Sorge tragen.

Menzikoff: Was wollen Sie thun?

Fürstin: Was Sie mir riethen! Meine Entdeckung zum Sturze Derer verwenden, die mich stürzen wollten!

Menzikoff: Rieth ich Ihnen das? Mein Rath ist immer gut.

(Die Fürstin wendet sich zum Gehen, Czar Peter tritt ihr entgegen.)

Peter: Wohin so eilig, meine Fürstin?

Fürstin: Ew. Majestät errathen meine Wünsche selbst aus der Ferne und kommen ihnen zuvor. Sie bringen mir in Ihrer Person, was ich suchte.

Peter (lächelnd): Da seht Ihr, Fürstin, wie Ihr an Euern Wünschen selbst unbewußt den Herrscher gängelt.

Fürstin: Die Gnade meines Czar's ist überschwenglich gegen mich!

Peter: Ich treffe Euch da mit Euerm Busenfreunde, dem Fürsten Menzikoff, das ist etwas Seltenes! Ich hoffe, Alexander, Du hast der Fürstin keinen Grund zu Klagen gegeben?

Menzikoff: Ob ich den Grund gegeben, weiß ich nicht, doch — ich bin nicht der Grund!

Fürstin: Ganz gegen seine Gewohnheit hat mich der Fürst heut zum Dank verpflichtet.

Menzikoff (für sich): Kurzsicht'ge Dankbarkeit!

Peter: So redet endlich, was Ihr von mir wollt!

Fürstin: Sire, es ist ein gefahrvolles Wagniß, das ich unternehme. Aber ich darf es nicht dulden, daß Sie in Ihrem eignen Hause hintergangen werden.

Peter: Das heißt?

Fürstin: Ich setze mich Ihrem Zorn aus, aber die Wahrheit muß ich Ihnen entdecken! Unmöglich darf es länger verborgen bleiben, wie jener kühne Ausländer, Mons de la Croix, seine Anmaßung immer weiter treibt, indem er sich auf die intimste Gunst der Kaiserin stützt.

Peter (heftig): Auf die Gunst der Kaiserin? Wehe dem, der meine Gemahlin zu verläumden wagte! Selbst Euch — selbst Euch könnt' ich es nicht vergeben!

Fürstin: Und wenn ich dennoch die Anklage wagte?

Peter: Nehmt sie zurück, nehmt sie zurück! Wenn Jemand schuldig, so ist's Mons de la Croix allein. Was meinst Du, Alexander?

Menzikoff: Ich stimme ganz Ew. Majestät Ansicht bei, daß die Schuld jedenfalls nur den jungen Franzosen treffe. Er hat wahrscheinlich im Ungestüm seiner Jugend Anmaßungen sich zu Schulden kommen lassen, welche die Kaiserin in der ihr angebornen Milde nicht gerügt.

Peter: So wird es sein. Man muß ihn vom Hof entfernen.

Menzikoff: Das meint ich auch schon. Das Amt —

als Gouverneur in Moskau dürfte ihn mit Ehren entfernen und würdig beschäftigen; es ist erledigt. Einen vortheilhaften Antrag schlug er schon aus. (Für sich) Die Kaiserin wies mich zurück, man muß im Anerbieten steigen! Ich habe noch manches Amt im Vorrath!

Peter: Um so schlimmer! Er muß fort.

Fürstin: Nicht gutwillig wird sich die Kaiserin darein fügen.

Peter (auffahrend): Kathinka ist kein so schwaches Weib als Fürstin Kantemir!

Fürstin: Macht der Czar mir meine Schwäche gegen den edelsten, größten Monarchen zum Vorwurf?

Peter: Nicht doch! Ich werde Eure Anklage untersuchen. Doch vor dem Resultat enthaltet Euch jeder unüberlegten Aeußerung.

Fürstin: Es ließe sich vielleicht der Kaiserin der Antrag stellen, den Kammerherrn ganz von sich zu entfernen, und ihre Antwort dürfte entscheiden?

Menzikoff (für sich): Jetzt gräbt sie sich die Grube!

Peter: Wie ich's erforsche, wird die Zukunft mich lehren. Gerechtigkeit werd' ich üben! (Er reicht der Fürstin die Hand und führt sie hinaus.)

Menzikoff: Nun bleibe treu, Glück! Ich spiele ein gewagtes Spiel um dreifachen Preis! (Er folgt dem Czar.)

II.

Das Gemach der Kaiserin. Es ist Abend, das Zimmer durch Lichter erhellt. Katharina betrachtet nachdenklich ein Miniaturbild. Ein Diener meldet den Fürsten Menzikoff.

Katharina: Fürst Menzikoff? Was mag er wieder wollen? Laß' ihn herein. (Diener geht hinaus. Menzikoff tritt ein.)

Menzikoff: Meiner gnädigen Kaiserin zuerst meinen tiefgefühlten Dank für die Gewährung dieser Audienz, an der das Theuerste für mich, Ihr Wohl, hängt.

Katharina (welche das Bild schnell unter eine Stickerei, die den Tisch deckt, geborgen): Mein Wohl ist ja das Eure, wie Ihr sagt.

Menzikoff (lächelnd): Ew. Majestät forschen tief nach dem Ursprung meiner Handlungen! Doch nicht das allein treibt mich zur ängstlichsten Sorgfalt für Sie an. Es ist zugleich der Wunsch, den Russen ihre weise und gütige Kaiserin zu erhalten. Fände ich die erste Eigenschaft nicht in Ihnen, wahrlich, ich stände weniger beruhigt vor Ihnen!

Katharina: Ist ein so schweres Ungewitter im Anzug?

Menzikoff: Es bedarf nur der Klugheit und Vorsicht von Ihrer Seite, um abgeleitet zu werden, ist daher nicht mehr gefährlich. — Der Czar zürnt Ihrem Kammerherrn Mons de la Croix.

Katharina (leichthin): Und der Grund seines Zornes?

Menzikoff: Ein delikater Punkt! Eben danach wollt'

ich Sie fragen, um gemeinschaftlich die Mittel der Begegnung zu berathen.

Katharina: Beruht darin die ganze Hülfe, welche Ihr mir bringt, so ist sie keines Dankes werth. Wie sollte ich den Grund wohl ahnen!

Menzikoff: Aber verbergen können Sie ihn, wie ich bemerkt bei meinem Eintritt in dies Zimmer.

Katharina: Fürst von Menzikoff, Ihr wagt —!

Menzikoff: Freimüthig zu sein? Das wag' ich. Es gilt die Ehre meiner Kaiserin!

Katharina (heftig): Und was hättet Ihr bemerkt?

Menzikoff (ruhig): Ein Bildniß. — Wessen Bild es ist — — das weiß ich nicht!

Katharina: Es ist das Portrait des Czar's, das ich bei Seite schob.

Menzikoff: Das streite ich ja nicht. Doch dies Beiseite-Schieben nimmt er übel!

Katharina: Sprecht nicht in Räthseln, wenn Ihr ferner angehört sein wollt! Ob Eurer Späße den Kopf mir zu zerbrechen, dazu trefft Ihr mich nicht aufgelegt.

Menzikoff: Beruhigen sich Ew. Majestät! Sie wollen mich nicht verstehen, sich mir nicht entdecken? Wohlan, 's ist auch unnöthig, denn selbst Ihr offenstes Vertrauen könnte mich die Sache nicht klarer überschauen lassen, als meine eigne Einsicht mich gelehrt. Sie aber wissen Manches nicht, was Ihnen zu wissen höchst nöthig. Ihre Anklägerin zum Beispiel ist Ihnen völlig unbekannt.

Katharina: Doch fällt es mir nicht schwer, sie in der Fürstin Kantemir zu errathen!

Menzikoff: Ich hab' es nicht gesagt — mir gebot der Czar, es zu verschweigen! Doch Ihr Talent für das Errathen zu bewundern, hat er mir nicht verboten.

Katharina: Ihr seid ein wack'rer Diener Eures Herrn!

Menzikoff: Und meiner Herrin!

Katharina (ihm die Hand reichend): Die es anerkennt.

Menzikoff (ihre Hand küssend): Die schöne Hand, die ich halte, hält mich, darum muß ich sie halten! — Wenn sich bei Ew. Majestät vielleicht heut noch ein Besuch einfinden sollte, so werden Sie, fürchte ich, nicht darauf vorbereitet sein nach der Zerstreuung, die ich vorher wahrnahm?

Katharina: Werde ich denn einen Besuch erhalten?

Menzikoff: Die Zukunft wird es lehren! Ich kann in der Seele eines Fürsten eben so wenig lesen, als in der jedes andern Sterblichen.

Katharina: Ich verstehe. Der Besuch soll mich vorbereitet finden!

Menzikoff: Noch sind Sie es nicht ganz. Deshalb kam ich zu Ihnen, Sie an den Vorschlag zu erinnern, den ich Ihnen vor Kurzem machte. Sie sichern dadurch das Glück des jungen Mons de Croix und Ihre eigne Ruhe. Denn es giebt, sagt man, Personen, hochgestellte Personen am Hofe, welche ihn entfernt wünschen, ja welche Ew. Majestät vielleicht auffordern könnten, ihn zu entlassen, um zu hören, was Sie darauf erwiedern werden. Ob dieselben dann nach

Und Aucaſſin ward bald gewahr,
Was ihm die Liebſte geſan't.
Er drückte die Gabe an Mund und Herz;
Und ſchloß in den Buſen ſie ein;
Da ergoß ſich in Thränen der Schmerz
Um das Liebchen ſein.

Als Aucaſſin hörte, daß Nicolette in ferne Lande gehen wollte, überließ er ſich ſeiner Verzweiflung. Schöne ſüße Freundinn, ſprach er, nein ihr ſollt nicht fortgehen; es würde mir den Tod bringen.

O ich glaube nicht, antwortete ſie, daß ihr mich ſo ſehr liebet, als ihr ſagt. Ich liebe euch mehr, als ihr mich liebet.

Nein, ſchöne ſüße Freundinn, ſprach Aucaſſin, ihr könnt mich nicht ſo ſehr lieben, als ich euch liebe. Kein Weib vermag einen Mann ſo ſehr zu lieben, als ein Mann zu lieben weiß. Die Liebe der Frauen iſt nur in ihren Augen, nur in den Spitzen ihrer Füße; aber des Mannes Liebe wohnt tief in des Herzens Mitte, und nichts kann ſie heraus reißen.

Während Aucaſſin und Nicolette mit einander ſprachen, kamen die Straße hinab die Kriegsleute von der Stadtwache, welche die entblößten Schwerter unter den Mänteln trugen. Graf Garins hatte ihnen wohl eingeſchärft, ihren Streich nicht zu verfehlen, wenn ſie Nicoletten greifen könnten. Die Schildwache auf der

Ihrer Meinung handeln, ist zweifelhaft; in so zweifelhaften Fällen salvirt man aber gern sich zuerst, bevor man an Andre denkt. Und Gouverneur in Moskau — —

Katharina: Ihr spracht ja von den feindlichen Provinzen?

Menzikoff: Von der Gesandtschaft in Stockholm und Anderem. Man steigert das Gebot nach Umständen.

Katharina: Schon gut! Nicht mehr des Raths bedarf es von Eurer Seite — ich danke Euch! Die Leitung überlaßt mir!

Menzikoff: Nicht bessern Händen könnt' ich sie anvertrauen. Ich scheide in vollkommner Sicherheit und lege meiner Kaiserin meine Ehrfurcht und den Wunsch zu glücklicher Vermeidung der Gefahr zu Füßen.

Katharina: Gehabt Euch wohl! (Menzikoff verbeugt sich und geht hinaus.)

Katharina: Ich darf mir's nicht verhehlen, wie unsicher meine Lage. Mein Entschluß schwankt, weil ihm nur zwischen zwei Extremen die Wahl gelassen. Der Czar ist heftig, leicht aufbrausend; aber das reiche Gemüth, welches den scheinbar rauhen Stein von Innen erwärmt und erweicht, bedingt es auch, daß er zur Verzeihung schnell hinneigt. Er liebt die Kantemir, aber er liebt auch mich, und wie verschieden diese Liebe! Katharina möchte nicht geliebt werden wie eine Kantemir. — Nicht ihr will ich schaden, doch ich muß feststehen!

(Czar Peter tritt ein.)

Peter: Kathinka!

Katharina (ihm entgegengehend und seine Hand an ihre Lippen führend): Ew. Majestät überraschen mich angenehm!

Peter (sie auf die Stirn küssend, gütig): Nicht also, Kathinka, nicht also! Der Czar kommt nicht zu einer Untergebenen, nein, der Gatte kommt zu seiner Gattin. Gieb mir die Hand und setze Dich zu mir. (Beide nehmen Platz auf einer Ottomane.) Sprich, wirst Du mir eine Bitte wohl gewähren?

Katharina: Kann der Herr seine Dienerin fragen, ob sie gehorchen will? Kann Peter daran zweifeln, daß seine Kathinka ihm willfahren wird?

Peter: Ich will Dich aber nicht zwingen! Frei soll Dein Ausspruch sein, und ich werde mich beeifern, darnach zu handeln. Sieh' — Alexander wird Dir schon gesagt haben, daß ich einen zuverlässigen Mann brauche für eine der wichtigsten Stellen meines Reiches. Um sie würdig auszufüllen, bedarf es nicht nur der Erfahrung in den Waffen, sondern bei weitem unerläßlicher des Talentes, im Umgang mit den Großen diese durch feines, gehaltvolles Benehmen zu fesseln. Deshalb ist meine Wahl auf Deinen Kammerherrn Mons de la Croix gefallen, den Du mir stets als den liebenswürdigsten Gesellschafter schildertest.

Katharina: Er verstand es, mir die Stunden, in denen ich den Czar entbehren muß und deren Langeweile mich sonst erdrücken würde, durch sinnige Einfälle zu verkürzen.

Peter: Sie waren sehr kurzweilig, diese Einfälle? — Dann wirst Du seine Abreise nicht zugeben!

Katharina: Der Wille meines Czar's und meine

Wünsche sind unzertrennlich! Doch wage ich einzuwerfen, daß der Kammerherrnposten schwerlich für solche Aemter vorbereitet. Einem älteren Officiere möchte jene wichtige Stellung mit größerem Rechte zukommen, und er möchte ihr mehr gewachsen sein als ein junger Mann, der am Hofe nicht gelernt, auf welche Weise man die Soldateska zügelt.

Peter (sich erhebend, heftig): Du willst ihn also nicht ziehen lassen? Ich hatte nicht darauf gerechnet, daß seine Liebenswürdigkeit ihn Dir so theuer machen würde!

Katharina: Was denn dachten Sie sonst von mir? — Als Sie mich aus meiner Unbeachtetheit heraufgezogen zur schwindligen Höhe eines Throns, da mußten Sie doch etwas in mir entdeckt haben, das Sie eines Thrones werth erkannten. Worin denn hat das bestanden? Ein so großer, aufgeklärter Monarch wie Sie, mein Gemahl, kann die Würdigkeit für einen Thron nicht in den äußeren Gaben des Körpers gesucht haben. Sie fanden noch etwas Höheres in der Seele Ihrer Kathinka, Sie fanden den Sinn für alles Edle in ihr begründet, und Sie machten es sich zur Aufgabe, diesem Sinn die Ausbildung zu geben. Nun es Ihnen gelungen, nun zürnen Sie über die Wirkungen, welche Sie selbst herangebildet. — Alles Edle ist liebenswürdig, aber alles Liebenswürdige ist auch edel! Machen Sie mir einen Vorwurf daraus, diese Eigenschaften in dem jungen Franzosen erkannt und ihn deshalb hervorgezogen zu haben? Es ist ja die Pflicht Derjenigen, welche ein günstiges Geschick auf des Lebens Gipfel gestellt, die Vorzüge der tiefer Stehenden an's Licht zu ziehen und sie zu belohnen!

Peter: Doch indem man ſie hervorhebt, darf man nicht zu tief zu ihnen hinabſteigen. Die Würde iſt der Pfeiler, auf dem die Macht ſich gründet! Auch biete ich Dir ja Gelegenheit, Deinem Schützling einen recht reichen Lohn zu übermachen, Du willſt ſie nicht ergreifen. Kathinka, auf Dir ruht ein ſchwere Anklage. Wenn Du ſie kennteſt, hätteſt Du ſicher anders geſprochen. Meine große Achtung nur für Dich läßt mich keinen neuen Argwohn aus Deiner Rede ſchöpfen.

Katharina: Ich kann die Anklage errathen und auch die Verläumderin. Dennoch werde ich Ihnen nicht anders als mit der ruhigen Freimüthigkeit entgegentreten, wie bisher. Glauben Sie denn, die arme Kathinka ſei nicht ſtolz darauf, die Gemahlin des größten Monarchen Europa's zu ſein?

Peter: Auch mich erfüllte Befriedigung, wenn ich das geiſtvolle Weib mein nannte, ehe der Argwohn mir den Zweifel gab, ob ſie auch ganz die meinige ſei.

Katharina: Keiner Ihrer Unterthanen, Keiner von allen Denen, welche Sie durch Ihr Vertrauen ehren, kann Ihre Größe ſo vollkommen mit ſeiner Bewunderung umfaßt haben als Ihre Kathinka, die Sie nicht allein zur Kaiſerin, die Sie zu Ihrem glücklichen Weibe erhoben! Niemand hat daher ein größeres Recht darauf, Sie ehren und lieben zu dürfen als ich, Niemand kann mehr von Ihren Tugenden gefeſſelt ſein als die, welche im vertrauteſten Umgang mit Ihnen lebend, Geiſt und Herz genug beſitzt, den Glanz Ihrer Vorzüge zu erkennen.

Peter: Laſſ' all' das Wortgepränge! Daß Du die

Worte klug und wirksam zu setzen verstehst, weiß ich, und es bedarf keiner weiteren Bestätigung. Durch die That, durch eine einzige, gewiß für Deine Großherzigkeit nicht zu schwere That sollst Du mir beweisen, daß Alles, was Du bisher Inhaltvolles gesagt, nicht dennoch nur leerer Schall gewesen, den Dein Geist, nicht Dein Herz hervorgebracht.

Katharina: Sie verlangen viel! Ich gestehe, der junge Mann ist mir ein bewährter Diener, und ich werde ohne ihn manche lästige Stunde durchleben. Er besitzt ein lebhaftes Gemüth, Rechtschaffenheit und Treue. Ich kenne im Russischen Reiche nur Einen, der in diesen Tugenden ihn überragt, der ihn so weit überragt in jeder Hinsicht, daß er am wenigsten seine Nähe zu scheuen brauchte. Dies ist der Czar!

Peter: Ich glaube, Kathinka, an Deine Wahrhaftigkeit, an Deinen edlen, hochherzigen Sinn, aber Du kennst auch mich, ich will mich nicht reiner schildern, als ich bin. Meine Achtung will auch den äußern Schein, und ist der Schein, der Dich verdunkelt, ein falscher, so wirf ihn von Dir. Die Majestät sei fleckenlos!

Katharina: Wohlan, ich werde Ihr Zutrauen nicht täuschen! Hat auch nur Verläumdung mir Flecken angedichtet, selbst den geringsten Zweifel will ich aus Peter's Seele bannen. Ich füge mich ohne Einwurf Ihrem Willen; Sie wünschten ja, wo Sie zu befehlen vermochten! Doch nicht in jene feindlich bewegten Provinzen senden Sie ihn. Weitläuftig sind Ihre Besitzungen, und zahlreich die Stellen, welche Sie zu vergeben haben!

Peter: Du willst? Kathinka, Du machst mich glücklich! Wähle Dir den Platz im ganzen Umfang meines Reiches, den Du ihm bestimmt, er soll ihn haben. Freilich hätte ich Dich zwingen können, aber nur Dein freiwilliges Einwilligen konnte mich glücklich machen! Ich fühle, daß es doch mehr bedarf, mich dauernd zu fesseln als einer Kantemir! Der strahlendste Juwel meines Herrscherdiadems bist Du, und so wahr ich für meine Krone mein Leben selbst in die Schanze schlüge, so wahr werde ich Dich an der Verwegenen rächen, welche es wagte, Dich zu verläumden!

Katharina: Ich fordre keine Rache — schonen Sie die Arme! Sie wird schon unglücklich genug, wenn sie Ihr Herz und Ihre Person verliert!

Peter: Du sprichst für sie? Wo hatt' ich meine Sinne, als ich vermochte, dies lügnerische Weib Dir vorzuziehn? — Doch nein, Kathinka, vorgezogen hab' ich sie Dir nie, es war nur ein vorübergehendes Spiel des Gefühls! Nichts Andres hab' ich je an ihr gefunden als Schönheit. Dich aber — Dich hab' ich stets geachtet, und um Dir meine Achtung zu beweisen — Kathinka, um Dir meine hohe Achtung zu beweisen, will ich versuchen, um Deinetwillen mich selbst in meinen Leidenschaften zu besiegen. Du sollst den Czar an Edelmuth nicht übertreffen! Wo ich es kann, und wo meine Kräfte dazu reichen, will ich der Erste sein in meinem Staat. Des Herrschers größtes Streben sei es, als Muster seinem Volke vorzuleuchten, deshalb soll Niemand — selbst Du nicht — an Edelmuth mich übertreffen! — — Behalte Deinen

Kammerherrn! — Nichts, was Du ungern meideſt, mag ich Dir rauben.

Katharina: Sie ſind ſo gut als groß! Doch wer es vermochte, eine in Barbarei verſunkene Nation zum Selbſtgefühl zu erheben, wie ſollte der es nicht über ſich gewinnen, ſeiner Heftigkeit, die in ſeiner Liebe mich nur freudig ſtimmen kann, Zügel anzulegen! — Aber kein Opfer ſollen Sie mir bringen! Denn den Herrſcher, der in ſeinem hohen Berufe mit ſo vielen Mühſalen zu kämpfen hat, ſollen häusliche Sorgen nicht quälen. — Ich werde Mons de la Croix entfernen, nur Ihnen Zeit und Denken widmen, Ihnen leben, ſo wahr ich Czar Peter's glückliche und ſtolze Gattin bin!

Peter (ſie umarmend): Meine Kathinka! — — Wie ſchwer machſt Du mir das Scheiden, das die harte Nothwendigkeit gebietet! Lange noch möchte der Herrſcher bei Dir ſich erholen und die Sorgen verträumen, die ihn beſtürmen. Doch die Pflichten rufen ihn. — Leb' wohl, Kathinka. Nie ging ich ſo heiter zu den Geſchäften — wem ich jetzt zum Richter werde, der hat bei Dir und Gott ſich zu bedanken! (Er geht hinaus. Katharina geleitet ihn bis zur Thür, kehrt dann zurück.)

Katharina: Daß alle Fürſten ein ſolches Herz beſäßen! Groß zu ſein, wird dem nicht ſchwer, der über mächt'ge Kräfte zu gebieten hat. Doch groß zu ſein und edel und beſcheiden, das iſt der ſeltenſte Verein, obgleich die ſchönſte Harmonie! Sein Herz umfaßt gleich den hehren Entwürfen ſeiner Größe auch das Wohl des Geringſten ſeiner

Unterthanen. Seine Liebe iſt zu mächtig. Aus ſeinem Buſen greift ſie mit der Hand der ſorgenden Vorſicht und umſchließt ein ganzes, zahlreiches Volk! — Stolz muß ich ſein auf ihn, und ſeiner würdig mußt' ich handeln. — Ließ ich mich aber nicht zu ſchnell von aufwallender Bewunderung hinreißen? — Es reuet mich nicht, daß ich mein Wort ihm gab. Doch Mons? — Ich werde ihn nicht wieder ſehen, niemals! — Ich will ihm ſchreiben. — Ihm ſchreiben? — Warum nicht? (Sie ſetzt ſich an den Schreibtiſch, ergreift die Feder.) Ernſt und ruhig werd' ich ihm ſein Glück in ſeiner Abreiſe zeigen. (Sie ſchickt ſich zum Schreiben an; ein Diener tritt ein und meldet die Fürſtin Kantemir.)

Katharina (ärgerlich die Feder fortwerfend): Beſtürmt mich denn heute Alles? Ich will ſie nicht ſehen! — Doch — halt! Sie, die Gefallene abweiſen? — — Laſſ' ſie herein!

(Der Diener geht hinaus; Fürſtin Kantemir tritt ein.)

Katharina: Ihr Beſuch, Fürſtin, zu ſo ſpäter Stunde muß mich Wunder nehmen.

Fürſtin: Mich führt ein wichtiger Auftrag zu Ew. Majeſtät.

Katharina: Freilich muß es wichtig ſein, was eine Nebenbuhlerin zur andern führen kann. Und wir ſind ja wohl Nebenbuhlerinnen?

Fürſtin: Sie ſpotten meiner! Der Czar beehrte mich mit ſeiner Gunſt, durfte ich ſie zurückweiſen? Sie aber müſſen mir bezeugen, daß ich Niemandem je zu ſchaden ſuchte, ſelbſt meinen Gegnern nicht, die unabläſſig auf meinen Sturz hingearbeitet.

Katharina: Zu groß ist Czar Peter, um sich von einem Weibe leiten zu lassen! Doch wenn's in Ihrer Macht gestanden hätte, wäre Katharina nicht mehr Ihre Nebenbuhlerin.

Fürstin: Das ist sie auch nicht mehr! Auf den Stufen, die zu Ihren Gemächern führen, begegnete mir der Czar. Er streifte schnell an mir vorbei. Doch ein Blick, der mich traf, belehrte mich, daß die Sonne seiner Gnade für mich untergegangen sei. Sie haben mich gestürzt!

Katharina: Das wissen Sie, und dennoch sehe ich Sie hier?

Fürstin: Reuig eilte ich zu Ihnen. Nicht heimtückisch wollte ich Ihr Glück untergraben. Es war in der Aufregung meiner Leidenschaft, als ich auf Gunstbezeugungen hinzudeuten wagte, in denen, wie ich seitdem erkannt, nicht das mindeste Auffallende liegt. Zur Nothwehr glaubte ich mich gezwungen, als Fürst Menzikoff mir berichtete, Sie hätten die Absicht, mich aus der Gunst des Czars zu verdrängen.

Katharina: Und aus Sorge für Ihr eigenes, zweideutiges Glück verläumdeten Sie Ihre Kaiserin! — Menzikoff hatte Sie betrogen. Es gelüstete mich nie nach der Liebe meines Gemahls, welche er an Sie verschwendete. Die hab' ich stets der Fürstin Kantemir gegönnt!

Fürstin (welche während der letzten Worte Katharina's ihren Aerger kaum unterdrücken konnte, spricht nun, sich fassend): Ich hätte es ahnen sollen, daß Ihr großes Herz jene Gefühle, in denen meine ganze Seligkeit lag, verschmähte! — Doch Ew. Majestät wissen den Czar zu schätzen, Sie wissen,

was Sie in ihm beſitzen, was ich fälſchlich in ihm zu beſitzen wähnte. Sie werden auch ermeſſen, was ich in ihm zu verlieren meinte! Ich bot Alles auf, dieſen unerſetzlichen Verluſt von mir abzuwenden, und habe freilich die Mittel übel gewählt. Ob ich alſo auch gerade Sie am meiſten beleidigte, ſo können Sie mich doch entſchuldigen, ſo müſſen Sie mir doch vergeben!

Katharina (ſie verwundert anblickend): Ich will vergeben, Fürſtin, von ganzem Herzen will ich vergeben — —

Fürſtin (zu den Füßen der Kaiſerin): O es kleidet die Siegerin ſo herrlich, der Beſiegten zu vergeben!

Katharina: Steh'n Sie auf! Steh'n Sie auf! — Dies war wohl nicht das Einzige, was Sie hergebracht?

Fürſtin: Noch eine andere, für Ew. Majeſtät wichtigere Angelegenheit trieb mich zu Ihnen.

Katharina: Das wäre! Iſt Fürſtin Kantemir ſo beſorgt für mein Wohl?

Fürſtin: Ew. Majeſtät Kammerherr, Mons de la Croix, befindet ſich in meinem Pallaſt.

Katharina: Mons de la Croix bei Ihnen? Das iſt in der That ſeltſam!

Fürſtin: Warum ſeltſam? Ihr Kammerherr kannte ſtets meine Ergebenheit für Ew. Majeſtät, von welcher mich nur ein augenblickliches Aufbrauſen auf Minuten entfernen konnte. Ein Befehl vom Fürſten Menzikoff hat ihm den Kaiſerlichen Pallaſt unterſagt — —

Katharina: Das geſchah nach dem Willen meines Gemahls. Er dürfte ihn jetzt betreten, ich aber will es nicht.

inne des Thurms ſah ſie herbei kommen, und hörte, wie ſie von Nicoletten ſprachen und unter ſich verabredeten, das Mädchen zu tödten. O Gott! ſprach der Kriegsmann, Schade wär's, wenn ſie ein ſo liebliches Mägdlein tödteten! Es wär' ein gutes Werk, wenn ich ihr, ohne daß ſie's merkten, einen Wink geben könnte, auf der Hut zu ſeyn. Wenn ſie das Mägdlein tödten, wird Aucaſſin, mein Junker, den Tod davon haben, und Schade wär' es um ihn!

Die Schildwach' war ein Kriegesmann,
Voll Klugheit, Muth und Biederkeit,
Und freundlich, wie's die Seel' erfreut,
Zu ſingen er begann:
„Du trägſt ein edel Herz in der Bruſt,
O Mägdlein, und man ſchaut mit Luſt,
Deinen zarten Leib, dein blondes Haar,
Dein helles lachendes Augenpaar.
Mir will dein Blick erzählen,
Dein Geſicht kann's nicht verhehlen,
Du ſprachſt mit dem Getreuen,
Der freudig ſtirbt für dich.
Ich ſag's dir, und du hörſt auf mich,
Die böſen Krieger muſt du ſcheuen;
Ihr Mantel verhüllt das nackte Schwert,
Das wild dein zartes Leben begehrt;

Fürſtin: O Ew. Majeſtät, er wagt mehr von Ihrer Großmuth zu hoffen! Dies Schreiben wird Ihnen ſeine Wünſche enthüllen.

Katharina (haſtig danach greifend): Geben Sie! Was kann er von mir wollen? (Sie lieſt.) — — — Er will Rußland verlaſſen — der Entſchluß macht ihm Ehre, bei dem ſoll er verharren. Ich ſelbſt würde ihn darum erſucht haben. Auch fern von hier wird er der Gnade ſeiner Kaiſerin ſich erfreuen und die Wirkungen derſelben genießen. — Er begehrt mich zu ſehen, zu ſprechen — noch dieſen Abend? — Das geht nicht an. Das kann und darf nicht ſein! Ich werde ihm ſchreiben, daß ich ſeines Glücks auch in der Ferne nicht vergeſſen werde. Schon war ich im Begriff, dies zu thun, als Ihr Beſuch mich davon abhielt.

Fürſtin: Der unglückliche junge Mann, den ein unſel'ges Mißverſtändniß ſeiner neuen Heimath beraubt, wünſcht, daß es ihm nur einmal noch vergönnt ſei, aus dem Munde ſeiner verehrten Kaiſerin ſelbſt die gnädigen Worte zu hören, welche ihm den letzten Troſt in ſeine Verbannung mitgeben ſollen.

Katharina: Und wo ſoll ich ihn ſprechen?

Fürſtin: In meinem Garten, ganz ungeſtört und ungeſehen.

Katharina (mit durchdringendem Blick auf die Fürſtin): In Ihrem Garten? — Fürſtin Kantemir, nicht jedes Mal möchte der Verſuch, mich zu verrathen, Ihnen Vergebung eintragen!

Fürſtin: Sie trauen mir nicht? Ich darf mich

darüber nicht beklagen. Mein eigenes Verschulden führte diese Zweifel herbei. Aber glauben Sie; daß Mons de la Croix die Ehre seiner Kaiserin in solche Gefahr stürzen würde?

Katharina: Er ist unüberlegt genug dazu! Doch die letzte Bitte möcht' ich ihm ungern abschlagen. — Lassen Sie ihn auf das Schloß hierher kommen.

Fürstin: Und das Verbot?

Katharina: Ist freilich noch nicht aufgehoben. Ich könnte es für nichtig erklären — aber auch das würde auffallen, und Alles möchte ich vermeiden, was den Argwohn in Peter's Gemüth zurückrufen könnte. Ohnedies habe ich ihn doch nur erschüttert, ohne ihn gänzlich zum Weichen zu bringen. — Nein, nein, es geht nicht, ich kann ihn nicht wiedersehen!

Fürstin: Machen Sie mich durch diese Abweisung nicht elend gleich ihm! Ich bin es, welche leichtsinnig das Unglück über sein Haupt zusammengerufen, ich übernahm es, wenigstens den einen Trost ihm zu verschaffen. Sie sind gesichert in meinem Garten, kein zudringliches Ohr wird sie belästigen.

Katharina (nach kurzem Bedenken entschieden): Es sei! Ich werde Ihnen folgen. Geschieht es doch zu unsrer Aller Heil!

Fürstin (deren Antlitz ein Strahl heftiger Freude durchzuckt, für sich): Endlich.

Katharina: Er verläßt Rußland: Ich gehe zu einer letzten Unterredung. Lassen Sie uns eilen! Der Abend

ist schon lange hereingebrochen. Kommen Sie! (Sie wirft sich einen Schleier über und geht schnell hinaus. Fürstin Kantemir folgt ihr.)

(Nach Verlauf einiger Zeit treten eilig herein: Czar Peter und Menzikoff.)

Peter: Sie ist nicht hier! Nun, Alexander?

Menzikoff: Ein Meisterstreich fürwahr!

Peter: Von wem?

Menzikoff: Von dem, der bei Ew. Majestät den Verräther spielte.

Peter: Wer aber ist es? (Einen Brief zeigend.) Die Charaktere dieser Zeilen — sind sie Dir bekannt?

Menzikoff: Ein unerfahrnes Kind macht keine Meisterstreiche! Es giebt der Leute mehr in Petersburg, die das Schreiben verstehen.

Peter: Ich kann den Absender nicht errathen.

Menzikoff (für sich): Ich glaub' ihn zu kennen.

Peter: Doch überzeugen werd' ich mich. Zu unerhört wäre der Betrug, nachdem ich sie mit so großer Güte behandelt! Sie vertheidigte ihn freilich erst, sie sprach ein Wort für die Kantemir. Diese begegnete mir auf dem Wege hierher — es fällt mir jetzt erst auf — — Man hat sich ausgesöhnt, vereint zu operiren! Kurzsicht'ger, der ich war! Aber Ihr sollt erfahren, mit wem ihr zu spielen wagtet! Komm, Alexander, zum Schloß der Kantemir!

Menzikoff: Mein großer Czar, lassen Sie uns nicht dahin eilen, ohne ruhig überlegt zu haben. Diese Aufregung kann leicht Unheil stiften und ist für Sie am meisten verderblich.

Noch iſt nichts erwieſen. Und ſelbſt die Wahrſcheinlichkeit, die ich hier noch nicht erblicke, darf den Richter nie, am wenigſten in ſo wichtigen Fällen beſtimmen.

Peter: Du haſt Recht, Alexander. Ich will mich mäßigen. Ich kann es auch nicht über mich gewinnen, an ſolche Treuloſigkeit zu glauben. Ihre Worte, Ihr Benehmen vor kurzer Zeit noch — — wenn es Betrug geweſen, dann um ſo ſchlimmer für ſie!

Menzikoff: Vielleicht ſetzten ganz andere Urſachen, als wir uns träumen laſſen, dies Schreiben in die Welt. Das Nichtachten einer fremden Ehre, wenn es das eigene Glück gilt, gehört nicht zu den neueſten Erfindungen. Auch hat die Fürſtin Kantemir dem jungen Mons de la Croix ihren Pallaſt zum Aſyl angeboten. Das innige Verhältniß Beider, das mich ſchon früher oft ſtaunen machte, läßt eine Ahnung in mir aufſteigen — — ja faſt zur Gewißheit wird ſie mir — —

Peter: Dein Ausweg bringt nur ſchwachen Troſt, Alexander, aber ſchon dafür bin ich dankbar. Ich kann wohl den Genuß — die Ehre nicht entbehren. Gewißheit muß ich haben! (Er eilt hinaus.)

Menzikoff (indem er folgt, für ſich): Verdammter Querſtrich! Doch es gilt, ihn aufzuhalten!

III.

Parkähnlicher Garten. Es iſt Nacht. Katharina, Fürſtin Kantemir kommen im Geſpräch durch den Garten. In einem dunkeln Boskett tritt ihnen Mons de la Croix entgegen.

Katharina: Sie wählten gut, Fürſtin, den Ort für eine romantiſche Zuſammenkunft. Der Park iſt ſchön, und in dieſem Theile deſſelben hat noch die Kunſt nicht allzuviel beſchnitten.

Fürſtin: Wer ſollte hier Rußlands Kaiſerin ſuchen? Nicht ungeſtörter können Sie in Ihren eigenen Gemächern ſein. Wenn Mons de la Croix die Güte ſeiner hohen Gönnerin zu ſchätzen und zu benutzen weiß, kann er ſein Glück begründen. Was er wünſcht, mag er Ihnen allein offenbaren.

Katharina: Sie bleiben in der Nähe!

Fürſtin: Wird meine Gegenwart nicht läſtig werden?

Katharina: Wir haben keine Geheimniſſe zu verhandeln. Was Katharina giebt, giebt ſie aus Gnade. Ueberredung wird nichts von ihr gewinnen, deshalb bedarf es keiner langen Auseinanderſetzungen. Bleiben Sie uns nah, Fürſtin.

(Die Fürſtin zieht ſich von den beiden Unterredenden zurück, bald dem Geſpräche theilnehmend zuhörend, bald erwartungsvoll im Garten umherſpähend.)

Katharina (ſich an Mons wendend): Ihr wollt Rußland verlaſſen. Ich lobe Euch deshalb, denn ich ſehe darin eine zarte Aufmerkſamkeit gegen mich. Ihr wollt um meiner angegriffenen Ehre willen Eure neue Heimath, Euer

Glück lassen. Kann ich für Euch in der Ferne etwas thun, so begehrt. Alles, was in meiner Macht steht, werd' ich gewähren.

Mons: Meiner Kaiserin Gnade gegen mich ist unerschöpflich — dennoch wage ich sie zurückzuweisen. Fern von Ihnen ist es mir gleich, welches Schicksal meiner wartet. Mag es mich erdrücken — ich werde ihm Dank wissen!

Katharina: Sprich nicht so unklug, Mons! Du sollst leben, denn es wäre Schade um Deine Jugend und Deine Fähigkeiten, wenn sie ohne Nutzen dahinwelken sollten. Ein fremdes Land, ein fremder Hof wird Dir Gelegenheit bieten, Dich auszuzeichnen, Deine Eigenschaften in ein glänzenderes Licht zu setzen. Welchen wählest Du? Einen befreundeten, hoff' ich, wo mein Wort etwas gilt? — — Ihr schweigt? Hier dürft Ihr nicht bleiben, das fühlt Ihr selbst. Und ich — will Euch nicht wieder sehen!

Mons: Sie selbst verbannen mich?

Katharina: Mons de la Croix, was bedeuten diese Worte? War es nur eine vorübergehende Aufwallung, welche Euch den Entschluß eingab, abzureisen? Dann thut es mir leid, schon lobende Worte an Euch verschwendet zu haben. Sagt schnell, was Ihr begehrt. Mich drängt die Zeit, und Ihr müßt scheiden!

Mons: Ach, ich habe nicht den Muth, Sie auf immer zu verlassen!

Katharina: Laßt diese Ausrufungen fort, ich befehl' es Euch! Eure Anhänglichkeit an mich giebt sich darin kund, deshalb verzeihe ich sie. Doch nun nichts mehr davon!

Mons: Ich begehre nichts für mich, wenn ich scheiden muß. Mein Unglück geht mit mir, und daran will ich mich weiden!

Katharina (zu ihm tretend, streng): Junger Mann! Die Scham über diese Worte würde Euch vernichten, wenn die Dunkelheit Euch nicht verhindert hätte, den Eindruck zu beobachten, den sie auf mich gemacht! — Seid Ihr ein Mann und wollt Euch der Verzweiflung überlassen? Fürstengunst ist ein gefährlich Spiel, und wer es wagt, muß auf den Verlust gefaßt sein.

Mons: Ich dachte nie daran, daß ich verlieren könnte!

Katharina: Und Ihr habt auch noch nicht verloren. Ich habe den Werth Eures tiefen, innigen Gemüthes genugsam erkannt, um Eurer nie zu vergessen. Und liegt nicht das herrlichste Gefühl in dem Bewußtsein, daß man Dem, was man ehrt, ebenfalls Achtung eingeflößt? Meine Achtung gehörte Euch. Mehr gab ich nie, aber sie wird Euch bleiben, Ihr möget fern sein oder nah. Um sie Euch zu erhalten, müßt Ihr jedoch eines festen, männlichen Entschlusses fähig sein.

Mons: O wenn Sie gleich mir fühlten, Sie würden erkennen, was Trennung bedeutet! Mögen Sie es denn wissen, daß der Mann, den Sie aus dem Staube der Niedrigkeit erhoben, es wagt, Sie zu lieben mit voller, unendlicher Hingebung! — — Mit einer Liebe, die ihm eine Trennung von Ihnen zum Todesurtheil macht!

Katharina: Ich wünschte nicht von Euch zu hören, was mir längst nicht mehr verborgen war! Dankt es dem

Himmel, daß ich allein dieſe Worte vernahm, die ich zwar — doch Niemand ſonſt Euch vergeben kann. — Ihr liebt mich? Was aber iſt die Liebe für ein erbärmliches Gefühl, wenn ſie der Reſignation nicht fähig! Noch einmal verbiet' ich Euch, Eurer Leidenſchaft zu freien Lauf zu laſſen! — Es giebt ein weit Höheres in der Liebe als ſelbſt die ergebenſte, treueſte Beſtändigkeit, das iſt: Um der Geliebten der Liebe zu entſagen! Und kein Bewußtſein lohnt ſich ſelber ſchöner in ſich ſelbſt. — Verlaßt mich jetzt, reiſt mit Gott — für Euer Wohlergehn im Ausland werd' ich ſorgen.

Mons (ihr zu Füßen ſtürzend, ihre Hand ergreifend): Katharina, Sie vernichten mich!

Katharina (ſich losmachend und heftig von ihm entfernend): Fürſtin Kantemir!

Fürſtin (herzutretend): Ew. Majeſtät! (Für ſich.) Sollte die Berechnung trügen? Längſt müßt' er hier ſein!

Katharina (eine goldene Kette von ihrem Halſe nehmend und ſie der Fürſtin darreichend): Entlaßt den jungen Mann. Zur Erinnerung an Rußland mag er dieſe Kette tragen. (Sie entfernt ſich, ohne Mons aus den Augen zu laſſen.)

(Von entgegengeſetzter Seite, von allen Andern unbemerkt, treten der Czar und Menzikoff in das Boskett.)

Fürſtin (zu Mons tretend, der, noch auf den Knieen liegend, vor ſich hinſtarrt): Mons de la Croix, nehmen Sie dies Geſchenk von der Gebieterin Ihres Herzens. Mögen Sie die Treue, welche Sie ihr ſo oft bewieſen, ſtets bewahren. Sie wird dieſelbe zu belohnen wiſſen! (Sie hängt ihm die Kette um).

Menzikoff (flüsternd): Bemerken Ew. Majestät! (Er spricht leise weiter mit dem Czar, der keinen Blick von der Gruppe wendet.)

Mons: Ich küsse mit inniger Dankbarkeit die Hand der schönen Geberin —

Fürstin: Doch vergessen Sie nicht, daß Ihre Wohlthäterin, der Sie Ihr ganzes Glück verdanken, Rußlands Kaiserin ist. Gehn Sie zu ihr, tragen Sie Ihren Dank ab! (Für sich): Schnell fort von hier — Beide allein müssen sie überrascht werden! (Sie wendet sich zum Gehn, Mons hält ihre Hand.)

Peter (leise): Es ist die Fürstin, bei Gott! Du hast Recht, ich höre ihre Stimme!

Menzikoff: Sie selbst, die Verläumderin.

Mons (zur Fürstin): Mit Ihnen vereint will ich zur Kaiserin treten, mit Ihnen, durch deren Hand sie mich so eben von Neuem beglückt!

(Die Fürstin windet sich los. Menzikoff tritt ihr entgegen.)

Menzikoff: Nun Ew. Majestät, was sagt' ich Ihnen?

Mons (den Czar bemerkend und bestürzt aufspringend): Himmel, ich bin verloren!

Peter (ernst aber ruhig zur Fürstin): Fürstin Kantemir, Ihr verlaßt die Hauptstadt. Eure Güter werden Euch heimlichere Orte für Zusammenkünfte der Liebe gewähren. Ihr werdet sofort dahin abgehen!

Fürstin: Ew. Majestät, der Auftrag der Kaiserin — —

Peter (auffahrend): Schweigt! Verläumdung der Unschuld, um die eigene Schuld zu verdecken, ist ein Frevel, den

ich nie verzeihe! Bei meinem höchſten Zorn, kein Wort mehr! — Entfernt Euch augenblicklich. In einer Stunde habt Ihr die Mauern Petersburgs im Rücken!

(Die Fürſtin ſteht in völliger Vernichtung ſtumm da.)

Menzikoff (leiſe zu ihr): Von Ihnen, Fürſtin, kam das Schreiben? Es war recht ſchlau erdacht! Doch eine Katharina iſt zu groß, um durch Verrath zu fallen!

(Die Fürſtin geht mit einem wüthenden Blick auf Menzikoff heftig von dannen.)

Peter: Sie hat gefrevelt an meinem Herzen und an meiner Würde, doch die lange Gewohnheit der Neigung zu ihr legt Fürbitte für ſie ein. Darum ſtraft' ich ſie ſo mild. (Die Kaiſerin iſt nach und nach, die Vorgänge nicht begreifend, näher gekommen. Der Czar bemerkt ſie.)

Peter: Kathinka hier? So ſprach der Brief doch wahr? Wo iſt die Fürſtin?

Menzikoff: Majeſtät, beſtrafen Sie den Schuldigen, der es wagte, jene Zeilen an Sie zu richten. Er ſteht vor Ihnen.

Peter (überraſcht): Du? Alexander?

Menzikoff: Kein andres Mittel wußt' ich, die Unſchuld Ihrer Gemahlin zu offenbaren, die wahre Schuldige zu entdecken. Ich erfuhr die Zuſammenkunft und ſchrieb Ihnen jenen Brief, nachdem ich die Kaiſerin überredet, ſich hier zu überzeugen, an wen ſie ihre Gunſt verſchwendet.

(Katharina ſtößt einen unterdrückten Ausruf des höchſten Staunens aus.)

Sie dürsten grausam nach deinem Blut,
Drum sey auf deiner Hut!"

Ach! sprach Nicolette, die Seelen deiner Aeltern mögen sanft ruhen, weil du so mitleidig und höflich mir einen Wink gegeben. So Gott will, werde ich mich vor ihnen hüten. Gott wolle mir beistehn!

Darauf hüllte sie sich im Schatten des Pfeilers in ihren Mantel, bis die Wache weit entfernt war, und nahm dann Abschied von Aucassin. Sie ging voran bis zu den Mauern des Schlosses. Die Mauer war zerrissen und gespalten. Sie kletterte hinan, und es gelang ihr, zwischen die Mauer und den Graben zu kommen; da blickte sie hinab und schauderte, als sie sah, wie tief und steil es hinunter ging. O Gott, sprach sie, geliebter Schöpfer! wenn ich herunter falle, so breche ich den Hals, und wenn ich hier bleibe, wird man mich greifen, und im glühenden Feuer verbrennen. Doch immer ist es besser, hier zu sterben, als vor allem Volke ausgestellt zu werden. — Dann machte sie das Zeichen des Kreuzes und ließ sich in den Graben hinab. Als sie unten war, hatte sie ihre niedlichen Füßchen und ihre schönen Hände, die noch nie Wunden gefühlt, ganz aufgerissen und zerstoßen, und das Blut rann überall hervor, doch sie war so erschrocken, daß sie weder Weh noch Schmerzen empfand.

Sie war nun im Graben, aber sie mußte auch wieder heraus, und ihre Noth stieg, denn unten zu

Peter (zu Mons): Sprich, iſt dem ſo?

Mons (der bisher ängſtlich und verwundert lauſchte): Ganz recht — es iſt! —

Peter (zu Menzikoff): Der Ausgang adelte das Mittel. Ich verzeihe Dir! — Kathinka, komm an meine Bruſt, ich will nicht weiter forſchen! Meines Argwohns ſei vergeſſen! — Jener Mann dort geht als Gouverneur nach Tobolsk, Sibirien mag ſeine Gluth ihm kühlen.

(Mons eilt zum Czar, und fällt mit der Geberde des Dankes vor ihm nieder.)

Peter: Die Strafe iſt gerecht, nicht wahr, Kathinka?

Katharina: Mein Gemahl!

Peter: Nun, findeſt Du ſie denn zu hart?

Katharina (mit gepreßtem Ton): Nicht doch, ſie iſt gerecht!

Scenen aus Nord und Süd.

Novelle

von

Alexander Wachenhusen.

I.

Trübseligkeiten.

The fringed curtains of thine eye advance
And say what thou seest yond'!
The Tempest.

„Trübe und immer wieder trübe, lieber Edwin, — warum grade in die Nacht blicken? — Ist Leben nicht schöner als todte Finsterniß? Ist nicht der fürstliche Pallast der Freude ein bezaubernd Asyl für die Seele, welche an Tod und den düstern Sarg denkt? — Wisch' sie weg, lieber Edwin, die Thräne von der jungen Stirn; sieh, die Jugend, der Tanzsaal unsres Lebens, ist wohl ein Traum, aber der Jugendliche darf kein Träumer sein; wir müssen den schönsten Traum leben, träumend genießen, und Du, ein Mann, die Welt aus ihrem Traum zu jagen suchen. Nur wenn wir erwachen zum Schlaf sollen wir erst einsehen, geträumt

zu haben. Weg also mit dem düstern Blick, junger Mann, siehst Du doch aus, als wolltest Du die Nacht zur Königin Deiner Seele machen, und hast dort hinter Dir der Königinnen so manche sitzen, die gerne Dir den Zepter verliehen, wenn Du zu ihren Thronstufen walltest. Sieh nicht so melancholisch, so ängstlich, ich möchte gern die Göttin der Heiterkeit im Kreise ihr dienender Göttinnen der Jugend Dir aufwarten sehen. — Hörst Du, Edwin; Bruder, wer wollte so verstockt sein!" Schäkernd verband Leontine mit diesen Worten den jungen Mann die Augen mit der zarten Hand und bemühte sich, ihn in den Salon zurückzuziehen, den er gemieden; wo Frohsinn und Harmlosigkeit sich freundlich die Hände reichten über und neben der Opferschale fremden Familienglücks, verkannten in Armsünderkleider gesteckten Charakters, ja selbst des wichtigen Staatswohls.

Aber man sah's dem Mädchen wohl an, sie selbst war nicht froh, sie selbst hatte Gram, den sie nur der Nacht erzählen konnte; es schien, als wolle sie sich mit ihren Worten eine Strafpredigt halten, denn ihr Auge, der Verräther der Seele, blickte manchmal so trübe und so unglücklich, daß nur das Herz bitter dem widerstreben mußte, was die Lippe Gutes zu sprechen glaubte.

„Was soll mir ein Feenreich der Königinnen," entgegnete der düstre Bruder, „die einen Demantstab zeigen und darin die Geißel eigner Verbrechen verbergen. Laß mich, Leontine, mich blendet jener Glanz, sein Licht ist meinen Augen ein Kreidelicht, es hat etwas Abstoßendes für mich; und überdem, wenn ich hier hinaus sehe, wo Alles so schön,

ſo magiſch und traulich der Seele einen köſtlichen Balſam reicht, die müde iſt des faden Treibens im Feſtglanz der Verblendung, da lerne ich Gott kennen — und ich glaube, nur bei Ihm ruht Liebe, nur Er verſteht ſeine Geſchöpfe zu lieben und ſich von ihnen lieben zu laſſen. Hier finde ich Wonne, nicht dort, wo ſüß übertünchte Nacktheiten ein Netz winden, um die Seele zu fangen, und ſie getäuſcht wieder in die Oede der Nüchternheit hinabzuwerfen. Laß mich, Schweſter, Du weißt, mir iſt die Nacht zur Gefährtin, denn die Nacht, ſo dunkel ſie iſt, ſchließt die Unvollkommenheit ihrer Sklavin, der Erde, in ihren verdeckenden Schooß, ſie prahlt nicht mit geſchmackloſen Eitelkeiten und läßt mich ein höheres, ſchönes Daſein errathen; während dort hinter uns der Glanz, deſſen Mutter ja auch Nacht iſt, ſeine Einſeitigkeit zur Schau trägt und nur noch leerer ein Herz macht, das Vorzügen huldigt, dem Reize ein Feſt ſind. Ich mag ihn nicht ſehen, laß mich in der Nacht anbeten, was ich ſo gern unentdeckt haben möchte; weil hinter jenem falſchgoldenen Schleier ein fahles ekelhaftes Chaos mir ſeine Hände entgegenſtreckt. Geh' zurück, Schweſter, wo Du ſo gern biſt, nimm Dein Reich, laß mir das meine; ich kann es ungeſtört beſitzen, mich martert dann keine Eiferſucht charakterloſer Gefährten. — Sieh dort oben den Stern, denk' Dir, er ſei der Gegenſtand meiner Liebe. Iſt er nicht ſchön, nicht bezaubernd? iſt er nicht eine Welt von Schönheit und Erhabenheit, und ſoll ich nicht eine Welt der Hoheit lieben? — Beſitzen kann ich ihn nicht, denn des Himmels Herrlichkeiten behält der Himmel für ſich, die der Erde bewahrt er nur

ſeinen Lieblingen. Kann ich das Hohe nicht erreichen, mag ich das Niedre nicht in die Arme drücken, wonach man nur die Hand auszuſtrecken braucht. — Und doch — —" Schwermuth hemmte den Lauf ſeiner Rede.

„Nun, und doch? — Du Thor biſt verliebt, ich habe es lange geahnt, liebſt einen Stern; ſollte er aber nicht von der Erde aufgegangen ſein und ſich an den Himmel Deiner Sehnſucht geſetzt haben? — oder was willſt Du mit Sternen, die ein Allmächtiger an ſeinen Himmel gepflanzt? Undankbarer, gelüſtet Dich nach dem Demant in der Spange der Gotteskrone? Unbeſcheidener, willſt Du die unerreichbare Wonne empfinden, die Dir nicht beſchieden, die ein Sterblicher nicht zu faſſen weiß? willſt Du hinüberſtreben mit irdiſchen Verlangen nach dem Göttlichen und hintenan ſetzen, was Du dem Menſchen ſchuldig biſt? — Doch fort mit Dir, fort aus der Nacht, denn Dunkel vermag nur Dunkel zu erregen. Du ſollſt nicht in die Nacht ſehen, denn in Dir iſt Nacht, und Finſterniß ſoll nach Licht ſtreben. Danke mit mir und der ganzen Welt Gott, daß er uns Licht, eine Sonne gegeben hat. Warum die Finſterniß ſuchen, wo Licht iſt. Ja, und glaubſt Du thöricht, in dieſer eine Höhe Deiner Gedanken zu erſtreben, ſo blicke jetzt noch einmal forſchend hinein in Deine Nacht, ſtelle Dich heute, jetzt zum letzten Mal an ihre Pforte und ſiehe, daß auch ſie nicht mit ſich ſelbſt zufrieden iſt; ſie ſtrebt nach Tag. Blicke nun Stunden lang in ihr Düſter, Du wirſt ſie ringen ſehen nach einem Element, daß ihr entgegengeſetzt iſt. Denn die Nacht iſt beſtimmt zum Tag. Siehſt Du in ihr Befriedigung Deines

Sehnens, ſo folge ihrem Gange, ſie wird Dich zur Menſchheit zurückweiſen; kämpfe Dich durch die Nacht Deines unerlaubten Dranges, und laß durch ſie die Nacht Deiner Seele zum Tag werden. Greife der Nacht der weiten Natur unter den Arm, wenn ſie den irdiſchen annimmt, denn ſie iſt Botin des Himmels, und gehe mit ihr ein zum Tag. Schau durch die Nacht zum Tag: — Dort iſt er!" Ueberredend zeigte ſie zurück in den Salon.

„Nicht Nacht der Erde iſt die Nacht!" entgegnete der junge unſichre Philoſoph ſeiner überlegenen Schweſter, „ſie iſt der Kummer, der Gram des Tages, wenn Schwermuth in ſein heitres Auge gegoſſen!" Schwärmeriſch ließ er den Kopf auf die Bruſt hängen, ein Seufzer entrang ſich derſelben.

„Und wenn der Gram ſich ausgegrämt hat, geht er zur Freude ein," triumphirte die Schweſter; „der Gram iſt der Pfeffer des Lebensmahls, aber wehe Dem, der ſich unnöthig deſſen zu viel in ſeine Speiſe thut. Die Zeit iſt die Lehrerin des Menſchen, ihr Wechſel ſeine Schuld; folge ihr!" — Und ſiegend zog ſie den Jüngling vom offnen Fenſter hinweg, in das die Dunkelheit flüſternd hereindrang, durch die vielen Zimmer in den Salon. Einen wehmüthigen Blick noch that der Philoſoph zurück zu ſeiner Treuen, der Nacht, die unheimlich ſein begehrte; ließ die Hände ſinken und den Arm in dem der Schweſter. —

Daß ſie in Thränen dauernder duftet, preßt man die Roſe!
Daß ſie in Thränen rührender ſinge, leidet die Unſchuld!

Roſengarten.

Warum eigentlich hier ein Gleichniß aufſtellen wollen zwiſchen Blumen und Mädchen, das ſchon Tauſende vor uns wählten, und noch Abertauſende nach uns benutzen werden? — Weil es in unſre Erzählung paßt, weil wir den Leſer ſo gern in eine Aue führen möchten, wo mannigfache Blüthen ihre Blättlein entfalten und dem Vorbeigehenden aromatiſch ins Ohr flüſtern: ſieh hier in meine Seele! — Denn die Seele der Blume iſt die Seele reinſter Wahrheit, ſie ſchließt ſie nicht mißtrauiſch dem liebevollen Auge des Mitgefühls; ſtets offen ſchaut der Kelch in das Seelenauge des Menſchen, und nur wenn des Böſen Läſterblick ihre Nähe vergiftet, ſchließt ſie die Thore ihrer Seele — und die ſind ihre Blätter. Und iſt nicht grade die Seele des unſchuldigen Mädchens der der Blumen am ähnlichſten? leicht betaſtet, leicht verwiſcht, leicht verweht, und leicht zergangen iſt der Blüthenſtaub der Mädchenſeele; ihr frommt nur ein Klima, und wehe ihr, wenn ein naſeweiſer Gärtner ſie zu dem Pole verpflanzte, wo ſie froſtig in ſich ſchaudert, ein ſchneebleicher Wind ihre Hülle durchzieht und das Blüthenleben darin verwelken macht. Mädchen ſind Blumen, ſie kennen beide ihren Tod und wiſſen ihn nicht zu meiden. Das Weib iſt das Gefühl der Gottheit, der Mann das Gepräge derſelben; und das ſanfte Gefühl einer waltenden Gottheit in der Bruſt des Menſchen iſt eine Blume.

Alſo Blumen und Mädchen gleichen ſich, ſie ſind einander verſchwiſtert. Die Blume ſagt dem Mädchen, was es heißt, eine Blume ſein, und die Jungfrau ſieht in dem Auge derſelben den Spiegel ihrer eignen unbetaſteten Seele. Denn Blumen ſind auch Mädchen, dienende Elfenſchweſtern einer reizenden Fee; auch das Mädchen ſoll eine Göttin verehren, eine innig Vertraute jener Fee. —

In dem Auge des neugebornen Tages glänzte eine helle, eine zitternde, in wonniger Wehmuth zergehende Thräne. Leiſe hob die Nacht einen Schleier, ſo fein, ſo ätheriſch von dem reizenden Antlitz des Tagkindes; behutſam rauſchte er mit flüſternder Sphärenmuſik zurück in den Schooß ſeiner Mutter. Und mit dem Zaubergefühl des Erwachens aus einem ſüßen Schlaf hob das Kind das Auglid von der Azurperle, deren Mitte eine Demantſonne ziert: ein Tag öffnete ſich mit den Wimpern des Tages. Die Thräne zerfloß, ſie floh vor dem aufglühenden Incarnat der Wange, leiſe öffnete ſich der Korallenmund des Gotteskindes; es blickte hinab in die Quelle zur Seite — und die lächelte wieder dem Göttlichen entgegen, ſie rieſelte und bewegte ſich heiter, erweckt durch das Auge des Kindes, und ſchaute ihm lächelnd in ſein Himmelblau. Und mit dem Freudebeben flüſternder Stimme hauchte ſie freundlich ihm entgegen: „Tag!“ — Und die ganze Natur echote ihr nach, die Erde rief, der Luftgeiſt rief, die Blume freute ſich, und der Käfer ſchlug ſummend ſeine Flügeldecken.

Der Tag aber erhob ſich lächelnd, ſeine Fittiche durch-

zitterten ein Aetherland; scheidend warf er der Mutter den Engelshandkuß zurück, und flog zum Thron seines Reichs.

Und dies Kind sollte ein Sohn des Grams und der mädchenhaften Freude sein? Wie mag nur aus Aschgrau der Mißgunst und des Unglücks eine Wange wie Lebenslust und ein Blick wie Freudestrahl entstehen? —

Die Sonne war herrlich über der Villa der Gräfin R. aufgegangen. Lämmerwolken tummelten sich droben im lustigsten Tanz um sie her, reichten sich schäkernd die Hände, verließen sich einander wieder, und flohen dann fröhlich und guter Dinge davon, den Azurhimmel entlang; wohlgefällig blickte ihnen die Sonne nach und schritt gemächlich am Firmamente empor. Es war grade um die Sekunde, wo ihr Strahl den leichten Schleier der Dämmerung zerreißt, die ein silbergraues Netz vor ihr Auge gespannt. Denn der Tag war geboren.

Dort im Garten der Villa saß die junge Gräfin, ein Mädchen von sechszehn Jahren. Mit wehmüthigem Blick schaute die Schöne in den Zaubersaal der Natur hinaus, selig schlürfte sie mit dem Auge den frischen Nektar des Morgens; aber man sah's ihm auch an, in ihrem Herzen war auch wohl Tag, doch keine Sonne des Friedens. Demüthig senkten die Rosen und Akazienbüsche zu ihrer Seite die vollen Blüthen ihr zu, lustig und herausfordernd sang über ihr die Nachtigall — und die junge Gräfin bemerkte, hörte sie auch; aber trauerte. Es giebt ein Gefühl in der Brust der Jungfrau, das dem bange hinklingenden Ton der leise berührten Harfensaite zu vergleichen ist, der sanft und nach

Stärke ringend die Luft durchzittert und, anstatt an Kraft zu gewinnen, sich in schwindsüchtiges Vergehen auflöst. Und dies Gefühl im Busen des Mädchens heißt das Sehnen nach Leben. — Sieh das Kind zur Jungfrau heranreifen, unter den harmlosesten Spielen heranwachsen; sieh, wie sich seine Gesichtszüge veredeln zum Nimbus einer heiligeren Unschuld, die mehr und mehr gewinnt durch die es umkreisende Versuchung; denn es ist dem Laster reif, und Heil ihm, wenn dies vor seiner Unschuld zurückbebte. Sieh, wie sich voller und voller ein Gefühl in der Mädchenbrust bildet, das sich nach Außen drängt von dem nie berührten Gedanken; es ist Lebenslust, gar zu leicht ausartend in verdammliche Vergnügungssucht — und dies Sehnen ist wie der Harfensaite Ton; er vergeht in der Luft, Winde zerstreuen ihn leicht, wenn nicht der kräftige Grundton sich zu ihm gesellte. Und diese Lebenslust wiederum heißt Liebeslust, doch keine unheilige; des Mädchens Herz strebt nach einem geliebten Anhaltspunkte, wo es seinen Beruf erfüllen zu können glaubt. Denn nur Wenige in der Mädchenwelt sind fähig, eine Liebe, die in dem Herzen ihres Gegenstandes nicht den zärtlichen Wiederhall hört, für lange Zeit im Busen zu bewahren; weil die Welt ein Orkan für Gefühle und Gedanken ist und widerstandslos die unter den Tönen zerstört, deren Saiten nicht in der Harfe eines festen Charakters ihren Ursprung finden. Die Welt ist der Tod für die Welt der Gefühle; sie ist ein Sturm, der durch den intellektuellen Erdkreis braust. Und auch die Mutter der Gefühle ist die Welt. — Zwei Abschnitte feiert die Liebe, ein Freuden-, ein Todtenfest:

bleiben, war freilich nicht gut. Zum Glücke fand ſie einen von den zugeſpitzten Pfählen, welche die Vertheidiger der Burg hinab geworfen hatten; und ſie brauchte denſelben, um nach und nach ſich hinauf zu helfen; aber es ging nur mühſam und mit großer Beſchwerde Schritt vor Schritt, bis ſie endlich oben war.

Der Wald war nur noch zwei Armbruſtſchüſſe weit entfernt; er war ein und zwanzig Stunden lang und breit, und ſo voll von wilden Thieren und Schlangen aller Art, daß die zitternde Nicolette es nicht wagte hinein zu gehn, aber wenn man ſie fand, konnte man ſie in die Stadt zurück bringen, um ſie lebendig zu verbrennen.

Nicolette mit holdem Angeſicht
Stand auf dem Graben oben;
Das Herz zu Gott erhoben,
Sie klagend alſo ſpricht:
„O Vater, Gott in der Herrlichkeit,
Gib du mir Armen dein Geleit.
Ich weiß nicht mehr, wohin.
Soll ich zum ſchattigen Walde fliehn?
Da werden zahllos mich umringen,
Die Löwen und Eber, und mich verſchlingen.
Und werd' ich hier gefunden
In den erſten Morgenſtunden,
Dann wird das Feuer angefacht.

wenn der Jugend banges Roth ſich höher färbt unter dem Pinſel der Empfindung — und wenn die hochgeröthete Wange erbleicht und ſchwindet unter dem Gifthauch des Samum.

Eine Bläſſe heiliger Wehmuth lag auf der Wange und dem Auge der jungen Gräfin Leontine. Sie blickte in das Wonneauge der Natur, als ſuche ſie in ihm Troſt, ſie ſchaute in die Zweige der Roſen, als ſuche ſie Zerſtreuung, und verlor ſich wieder im Anſchauen des Marmorſpiegels, auf dem ihre Füße ruhten, als wolle ſie den bittren und doch ſo ſüßen Jammer ihrer Seele in der klaren Fläche reflektirt ſehen. Denn für die gefühlvolle unverderbte Jugend iſt auch das Bewußtſein eignen Unglücks ſo ſchön berauſchend, wenngleich der Gifttrank ihrer Seele. Ein Seufzer entſtieg dem Buſen der ſchönen Geſtalt; ein Blick nach der Gegend des Südens hinüber und eine Thräne in ihrem Auge. Das waren die Verräther ihres Innern. Nachläſſig lag ſie auf der künſtlich geſchnitzten Bank, mitleidig kam ein leichter Weſtwind, um traulich mit dem Saum ihres Kleides zu ſpielen und ſie durch ſeine unſchuldige Neckerei zu tröſten. Ein Blättchen Papier lag in ihrer Hand; gedankenlos in übergroßem Gefühl zerknitterte ſie es, öffnete jedoch ſchnell wieder die Hand, glättete es ſorgfältig und drückte das ſo oft ſchon Durchleſene an ihre Lippe. Eine Thräne netzte es.

In dem Augenblick ſchlang ſich ein weißer vollgerundeter Arm um den Nacken des trauernden Mädchens und ein Antlitz ſchaute ihr über die Schulter ins Auge, das wohl ſchön, ſehr ſchön war, aber bitter fremden Blicken entgegen-

kam: das ein Vorwurf für die Vergangenheit, eine Gleichgültigkeit für die Gegenwart, und ein Spott für die Zukunft erschien.

„Emerentia, Du!“ flüsterte die Gräfin, einen Kuß auf der Ueberraschenden Lippen drückend, und ihre Thränen zu verbergen suchend: „Du hast mich erschreckt.“

„Gern will ich diesen Vorwurf auf mich nehmen, wenn ich wüßte, daß ich durch mein plötzliches Erscheinen den Kummer auf Meilen weit von meiner Leontine verscheucht. Aber schon wieder Thränen, schon wieder ein Blick, der den Himmel verklagt um den Zauber ihm verliehener Schönheit?“ —

„Du irrst, Schmeichlerin, nicht ihn klage ich an, mich selbst, daß ich nicht Kraft genug besitze, einem Lehrer zu folgen, den mir der Himmel gesandt,“ antwortete die Gräfin mit einem Blick nach Oben.

„Und wer ist der Lehrer, der zu überlegen wäre für meine Leontine?“

„Das Schicksal, Emerentia; der Himmel hat ihn mir gesandt, aber nur nicht die Kraft gegeben, folgsam genug in seine Schule zu gehen. Ach, Emerentia, er ist gar zu streng!“

„Sind wir denn nicht Alle unter der Geißel des Schicksals, auf den Schulbänken der Widerwärtigkeit? glaubst Du, allein seine Ruthe zu fühlen? — Nicht doch, Leontine, wer wollte weinen: glaube mir, nur mit der Thräne fühlt man die rechte Schwere des Lebens. Sie ist nicht die Trösterin für das Leiden, sie öffnet nur weiter dem Kummer die

Thore des Herzens und führt die Trauer in seine innerste Kammer. Weine nicht, Du Gute, suche dem Schicksal zu imponiren, ich glaube wohl, es fürchtet sich vor der Stirn, die fest ihm vor's düstre Auge tritt."

„Ist denn weinen nicht schön? ist nicht die Thräne der reinste Demant des Herzens? ihre Fluth nicht der Blutthau der Seele? soll das Auge ihn nicht entfernen, um sie leichter und Gott ähnlicher zu machen? hat Der nicht den Menschen die Thräne gegeben, um ihnen durch sie zu beweisen, daß auch die Zeugen des Grams schön sind? — O Emerentia, weinen möcht' ich den ganzen Tag hindurch, der Nacht meine Thränen an's Herz legen; mein Herzblut möcht' ich mir ausweinen, daß mit dem Puls auch die Seele zerfließe. Du sprichst so hart wider die Thräne, und doch sahe ich schon manche Deinem Auge entrinnen, wenn Du wähntest, die Einsamkeit zur stummen Gefährtin zu haben. Verleugne nicht Deine Gefühle, Emerentia; die Thräne ist die Verkündigerin des Edelsinns. Denn nur der Gute vermag sie zu weinen, der dürren Seele des Bösen entlockt kein Schicksal das edle Naß. — Sieh dort die Rose, die Thräne hat Gott geweint durch seine Natur. O gehörte doch nur ein Atom dieses Demants meinem Kummer! — Wenn also der Allvater Thränen für die Welt hat, warum soll sie nicht seinen Aposteln blutige Thränen weinen. Denn Leben heißt auch die Thräne, sie ward ihnen zum Leben gegeben. Weinen soll ja der Mensch, wie sich freuen, und kann Der der Menschheit angehören, der in Unthätigkeit seines Innern und schlaffer Empfindungslosigkeit über die Erde hinstreift

wie gelähmtes Wild durch den Forst? Wer nicht der Welt angehört, kann nicht des Himmels werden. Die Thräne ist Gottes wie die Freude; Gleichgültigkeit ist ein Kind der Welt, der Vater im Himmel erkennt sie nicht als sein an. Unter dem Naß des Kummers reift die Seele für ihren Himmel wie unter dem Sonnenschein der Freude; unter verschiedenen Impulsen reift die Pflanze. —

„Aber," fuhr die Gräfin traulicher fort, „ich weiß, Emerentia, in Deinem Innern verbirgt sich die Thräne, doch Du scheust Dich, sie der Welt zu zeigen. Warum denn stets so zurückhaltend? bin ich nicht Deine Freundin, Deine Leontine? — Willst Du nur eine oberflächliche Welt kennen? Ach Emerentia, die Freundschaft hat ihr eignes Erdreich, es ruht in der weiten Hülle der Welt, sie hat ein heiliges Terrain, auf ihm sind Blumen schöne Gefühle, und Früchte die Thränen des Glücks oder mittheilenden Kummers. Warum nur mit einem Fuße in diesem Segenlande stehen?" Strafend schaute sie der Freundin in's Auge. Da sie aber auf deren Wange den gepriesenen Talisman herabeilen sah, schlang sie fest ihren Arm um die Gerührte und drückte sie an sich. „Ja, Emerentia, Du Theure, Du hast auch Thränen!"

Aber schnell wußte sich die Aeltere der Mädchen zu fassen. Eine Festigkeit trat auf ihre Stirn, welche die Weiche da hinabjagte, die das zarte, im weichen Herzen Leontinens fußende Wort hervorgezaubert.

„Thränen weinen," sprach sie, sich zu ihr setzend, „ist für die geläuterte Welt eine Tugend, denn sie zeugen von innerer Schöne und Reinheit; der verhärteten Seele vermag nicht der

ſchwerſte Schlag des Schickſals, noch ſein freundlichſtes Lächeln eine Thräne abzugewinnen. Sie iſt der Demant im Golde der Seele. Aber Thränen machen ſie auch zerfließen und zergehen zu Unnützigkeit; ſie gehören der Seele, aber die Seele der Welt, und für dieſe hat der Schöpfer die erſtere geſchaffen. Weinen ſollte eigentlich Inkonſequenz heißen, denn in ihm ſiegt die Uebermacht Alles vergrößernder und verkörpernder Imagination, und durch ſie will die Bürde der Empfindung von der Seele gewälzt werden. Wo iſt hier Reim? mit der Thräne zieht ein dichter Hauch vom Spiegel der Seele, aber immer mehr deſſelben lagert ſich auf ſie. Sie inflammirt und zerquetſcht zugleich den Gedanken zu immer wieder erneuertem Aufleben. Es iſt beſſer innerlich weinen und die Thräne innen wieder zerfließen laſſen; denn da entſteht vielleicht ein Gott in der Seele, der ſie zur Heldin macht.

„Ja, eben ſo oft bleibt aber der Gott aus, und die Seele wird ſelbſt zur Thräne, die nur die Stätte des ſtummen Kummers war, den eine höhere Hand, wie ſie ihn zu erwecken, auch zu ſtillen weiß. Emerentia, ich verſtehe Dich, Du wirſt zur Verleugnerin Deiner ſanften Gefühle, um meinen Gram zu bannen, und haſt deſſen ſelbſt!“

„Wohl habe ich Gram, ſchweren Gram, aber ſeine Laſt iſt mir leichter geworden; Jahre und meine Faſſung haben ſie mir gemindert. Aber iſt es nicht grade die kummervolle Seele, welche am beſten die Unglückbedrückte zu tröſten vermag? iſt es nicht das Leiden, welches mit zitternder, doch troſtbenetzter Hand die Trübſal aus des Gefährten Herzen

zu wischen versteht? — Kummer kennt die Symptome des Kummers und weiß, was dem Leidenden zuträglich; denn er weiß, was ihm selber fehlt."

„Warum warst Du aber so verschlossen, Emerentia? Du kennst mein Leiden, und sagst, Kummer sei ein Engel seinem düstern Bruder. Warum theiltest Du Dich mir nicht mit? glaubtest Du, ich sei zu sehr beschäftigt mit eignem Unglück, als daß ich Trost für fremdes hätte? weißt Du nicht, daß doppelt Unglück doppelt fesselt? — Emerentia, Du frevelst an der Freundschaft, Du lockerst durch Dein Betragen Bande, die ich immer fester zu ziehen suchte!"

„O verzeih, Leontine. An meiner Seele ist Freude vorbeigezogen, und ich habe sie genossen, bis sie mir des Schicksals raubste Laune zerstieß; vor dem Auge meines Bewußtseins sind liebliche Schlösser einer süßen Zukunft erschienen, und durch Unwetter zertrümmert. Dann kam das Ungewitter auch auf mich selber herab, nachdem es die Kinder meiner Seele zerknickt. Ich habe es auf mir lasten gefühlt; ich habe geseufzt, ich habe gestöhnt, ich habe den Himmel verklagt — aber Der blieb heiter für die Erde, selbst bei dem schrecklichsten Sturm, der mein Inneres durchbrauste; ich habe die Sonne angeklagt, daß sie scheine, während Sturm und Hagel die Saat meiner Wünsche und Vorbereitungen zernichtete — und die Sonne hat auf mich herabgelächelt wie auf Millionen Andere. Aber meinen Schmerz vermochte die Wärme eines Firmaments nicht aufzulösen, viel weniger ganz zu schmelzen. Da habe ich gesehen, daß freundlich ein Himmel über der Erde, und

düſterwolkig, ſchrecklich trübe eine Seele unter ſeinem Antlitz ſein kann. Meine Thränen floſſen, mein Herzblut miſchte ſich mit ihnen; ich glaubte vergehen zu müſſen, aber mein Körper beſtand, und auch eine Seele blieb nach wie vor mein; doch das Köſtlichſte an ihr, die Unbefangenheit, in der Güte und Werth fußt, war dahin. Ich war ein Kind an Hoffnungen und Lebensluſt geweſen, und ſchrecklich gealtert an dieſen — in wenig Monaten."

„Du kennſt," ſprach Emerentia weiter, der Freundin Hand in die ihrige preſſend, „einen ſchweren Theil, den Urſprung meines böſen Schickſals, liebe Leontine, Du weißt auch, daß mich noch ein Dir fremdes Geſchick tief daniederdrückt. So höre denn, was die ſpitzeſten, die ſchmerzlichſten Dornen in die Krone meiner Leiden geflochten, laß mich ſie Dir zeichnen; durchſtreife mit der Freundin das trübe Feld ihrer Erinnerungen, wo nur grabesduftige Blumen unter einem düſtern Himmel dahinwelken, der Zephyr ein Todeshauch geſtorbener Hoffnungen, der Wind ein Sturm des widerwärtigſten Geſchicks zu ihrer Seele herbrauſt. — Du erinnerſt Dich, Leontine, des Tages, an welchem mein Vater aus dieſer Gegend fortzog, um im Norden ein Gut zu beziehen, das ihm der Zufall in die Hände geſpielt, nachdem er durch Unordnung und ihm eigenthümliche Rauhheit ſeine Beſitzung hier verloren. Du denkſt noch des Augenblicks, in dem ich zu Dir kam, um Dir Adieu zu ſagen. Damals glaubten wir, einander nimmer wieder zu ſehen, wir weinten Thränen des Abſchieds, wir drückten uns an die Bruſt; wir ſchieden — damals waren wir Kinder. Nun ſind

seitdem sechs Jahre verflossen, ereignißvoll für uns beide, aber wie verschieden in ihren Spuren. Im fernen Rußland, an den steilen Ufern der Wolga bildete sich mein Mädchensinn, verbrachte ich die Jahre, deren erste ich in schmerzlicher Erinnerung an meine Geburtsstätte und die süßen Gespielen meiner ersten Kindheit durchlebte, unter denen das Andenken an Dich, Leontine, mir stets ein schöner zerflossener Traum erschien. Rußland ist kalt, eisig, und das Temperament der Luft hat sich dem ihrer Landsleute eingeimpft; schroff und rauh ist ihr Charakter, eben so abstoßend wirkt er auf ihre Handlungen. Ein Grauen ging mich an, wenn ich an dem hohen Ufer des Flusses vorbeistrich und mein Auge in Tannenforste senkte, das mich mit unsichtbarer, peinigender Geißel stets in das Haus meines Vaters zurücktrieb. Dort, Leontine, lernte ich unter jenem kalten Strich zuerst die Wärme eines der schönsten Gefühle kennen: die Glückseligkeit momentan belohnter Liebe; dort ein unbekanntes Ding, wo nur der Einfluß der Gleichgültigkeit und der Faulheit die Menschen verbindet und gegenseitig von einander abstößt. Dort lernte ich Fedor kennen. — Ach, die Liebe grünt auch unter Schneedecken und frostgeschwängertem Himmel in dem Lande des Eises, wo das fühlende Herz in seine wärmste Hülle zurückfährt und mit Unthätigkeit die Ereignisse politischer Tage an seinem Pelz abgleiten läßt. Dort liebte ich; meine Seele erwarmte inmitten der Schneefelder der Natur und der Charaktere, zwischen wüsten Strecken und der Ungeselligkeit der Nachbarn."

„Fedor, ein junger Officier, kam mit meinem Bruder,

der als Fähnrich unter des Kaisers Fahnen diente, aus Twer. Wir waren so froh und gesellig beisammen, wenn der Tag gekommen war, wir waren es noch mehr, wenn er schied. Mein Bruder, sonst barsch und unfreundlich, wußte aus Liebe zu mir im Hause seine Kälte zu bändigen, die ihn gegen seine Umgebung frostig machte, und sie in eine gelinde Freundlichkeit oder Neutralität zu verwandeln. Mein Vater saß stumm mit theilnahmloser Miene und mürrisch am Kamin. Desto mehr aber sagte der heitere Fedor, desto unterhaltender waren seine Gespräche, die er mit origineller Aufrichtigkeit und der Treue einer edlen Seele würzte. Mir ward meine Wildniß, da ich ihn kannte, anfangs erträglich; nach und nach aber, wenn Fedor sie mir sein Vaterland nannte, wenn er mit feurigem Blick über die schneeigen Fluren schaute, die er zu beleben schien, wurde sie mir angenehm, ja sogar theuer — denn sie war ja sein Vaterland. Du kennst meinen Bruder, Leontine, er liebt mit Kraft und Beharrlichkeit den Gegenstand seines Interesses, er haßt aus ganzer Seele, was er nicht leiden kann. Mir war er in treuster Bruderliebe ergeben, — aber mit derselben Treue widerstrebte er seinem Vater, der ihn einst finster aus dem Hause gewiesen, ihm gesagt hatte, er solle sich selber einen eignen Herd suchen. Und das trieb ihn auch jetzt bald wieder fort; er wollte nicht an dem Tische eines Gehaßten und ihn Hassenden sitzen; er kannte keine Kindesliebe mehr, denn die Ruthe des Vaters, die Rauhheit und Barbarismus führt und gebunden, zergeißelt die Embryo's kindlichen Zutrauens und der Demuth, aus ihren Spuren wachsen Haß und Frevel

hervor. Mein Bruder war nur gekommen, um mir Lebewohl zu ſagen, da ſein Kaiſer ihn tief hinab an die Küſte des ſchwarzen Meers zu ſchicken willens war. Ich trauerte, denn ich ſollte den Bruder miſſen, und Fedor ſcheiden ſehen. Der kam zu mir zum Abſchiede, er drückte mir anfangs liebewarm die Hand, und wie ich ſie ihm ließ, ſchaute er mir tief, immer tiefer ins Auge — ein wehmuthsbittres Lebewohl ließ uns Lippe an Lippe hangen. — Er ſchied, mit ihm mein Bruder, dem mein Vater auch jetzt zur Trennung die Hand verweigert, ihm nur ein mürriſches Adieu geſagt hatte. Otto kam mit knirſchenden Zähnen; er umarmte mich, küßte mich — und ging mit düſtrer Miene von dannen. ‘Keine Heimath, kein Leben,’ murmelte er vor ſich hin, ſeine Stirn zog ſchreckliche Falten, er ſchlug die Thüre hinter ſich zu. Tauſend Küſſe flogen von Fedors Munde zu mir zurück, da beide Jünglinge über den holprigten Weg von dannen ſprengten. Otto aber ſchaute ſich nicht nach der Schweſter um, ihm brannte es wie Kohlen unter den Füßen auf dem Boden der böſen Heimath. Eine Thräne glänzte in dem Auge Fedors, eine Thräne des Weh's in dem meinigen — und die hat unzähligen den Weg gebahnt. — Denn ich ſah ihn nicht wieder. — Aerger und Wuth über einen Vater, der dem Sohne die Hand zum Lebewohl verweigert, weckten den Funken des Rachgefühls in meinem Bruder; aber edel genug, ihn erdrücken zu wollen, kämpfte er während ſeiner Rückreiſe innerlich den ſchrecklichſten Kampf zwiſchen Schmachgefühl unverſchuldeter Verſtoßung, Kindes- und Geſchwiſterliebe.“ —

Das mir der Graf hat zugedacht.
Ich kann, bei Gott in der Herrlichkeit!
Und sollten von meinem Blute heut
Die Löwen und Eber zehren,
In die Stadt zurück nicht kehren."

Schmerzlich klagte Nicolette, wie ihr gehört habt, und empfahl sich Gott. Sie kam endlich zu dem Walde, aber sie wagte nicht, zu weit voran zu gehen, so bange war sie vor den wilden Thieren und Schlangen. Sie legte sich in den Schatten eines dicken Busches nieder, und müde schlief sie ein bis zu Anbruche des Tages, wo die Hirten aus der Stadt kamen, um ihre Heerden auf die Weiden zwischen dem Walde und dem Flusse zu führen.

Die Hirten gingen auf die Seite an das Ufer eines klaren Baches, der durch den Wald floß. Hier breiteten sie ein Wamms aus, und legten ihr Brot darauf. Während sie aßen, war Nicolette erwacht bei dem Gesange der Vögel, und dem Geräusche, das die Hirten machten. Gott helfe euch, meine Kinder, sprach sie, sich ihnen nähernd.

Gott segne euch! antwortete einer von ihnen, der beredsamer war, als die Uebrigen.

Liebe Kinder, fuhr sie fort, kennt ihr Aucassin, den Sohn des Grafen Garins von Beaucaire?

„O, Otto, Du warst damals edel genug; aber ein Teufel weiß sich auch in die Stätte des Edelmuths zu schleichen. — Angekommen unter den Genossen seines Standes, wo er Vaterliebe verehren und preisen hörte, stürzte er sich vergessend in den Strudel der Verdammniß. Fedor, aus Freundschaft für Otto, aus Liebe zu mir ihm ein Schutzengel zu werden suchend, bewachte und folgte ihm überall; er ermahnte ihn — aber ach, er that es einst zur unrechten Zeit! — Worte der Freundschaft wirkten sonst elektrisch auf Otto's edles Gemüth; doch ein Streben nach Vergessen hatte ihn zuletzt, angeregt durch schlechte Bekanntschaften, zum Teufelstrank anstatt zum Lethe greifen lassen. An der Stelle der Vergessenheit stiegen grellfarbige und schreckliche Gedanken an des Vaters Lebewohl in seiner Seele auf, der Rausch lieh ihnen furchtbare Macht; er wüthete. Und gerade in dem Augenblicke mußte Fedor Worte der freundlichen Ermahnung an den Bruder seiner Geliebten richten. Otto's Wuth brauste hoch auf, er fluchte dem Freund — er zog den Degen — — o Leontine, Fedor starb — von Otto's Hand! — Ich habe Beide nicht wiedergesehn!" — —

Müde durch die Fassung, mit der sie der Freundin ihr Unglück erzählt, lehnte sie ihr Haupt an deren Brust und — weinte.

„Arme Emerentia; und Dir blieb von Deiner Liebe nichts als Kummer und Thränen?"

„Nichts, als der bittre Genuß selbst bereiteter Leiden. Aus der Morgenröthe eines von Gott entsprossenen und durch ihn geläuterten Gefühls leitete mich rücksichtslos ein

herbes Schicksal in die Dunkelheit der Trostlosigkeit und
Zweifels; ich glaubte im Uebermaß meiner Seligkeit, ein
Gotte auf ewig die Krone des Lebens entrissen und um me
Schläfe gewunden zu haben; wie aber die neblichte Trau
binde von meinen Augen fiel, wie ich auf Augenblicke
in die Urne des Lebens schaute, da waren es Grabesro
geopferter Gefühle, so bleich und zitternd wie der erlösche
Hauch des Sterbenden. Und auch meine Seele starb,
letzter Hauch war eine blutige Thräne auf das welke B
meines intellektuellen Lebens geweint. Seitdem hat dies
doch deren nicht mehr gefühlt, ich nahm mir vor, jede
steigende Thräne versiegen zu lassen, ihre Führer zurückzusch
chen in das Ursprungsland der Träume. Ich habe lange
Wort gehalten; ich hätte es aber vielleicht nicht können, w
der Thränenquell meiner Seele verschüttet gewesen durch
heerende Schicksalshand. Nur Deine Freundschaft, du
Liebe gestärkt, hat ihre Adern wieder leben gemacht —
wollte Gott, zu wirklichem Leben; denn das kann nur
Thräne mir wiederbringen. Mit Thränen scheidet geist
Leben, mit ihnen kehrt es wieder zurück."

„Bedauernswerther Otto, wer hätte es geahnt, da
Solchem Deine Hand bestimmt sei, die ich bei unsern
verspielen so oft traulich in der meinigen fühlte. A
Emerentia, kann mein Wort Linderung für Deine S
sein? sieh, es kommt ja aus dem treuen Innersten der
nigen, und Trauer ist ja so nahe der Trauer verwandt.
Aber nicht doch," setzte Leontine sich verleugnend hinzu,
habe keine Trauer der Schwere der Deinigen gegenüber;

bin ein Kind, das sich bei dem mindesten Querstrich durch sein Verlangen die Augen ausweinen möchte, ich will dafür auch leicht getröstet sein wie dies. Rudolph wird ja wiederkommen, wir werden wieder versöhnt sein, und Alles wird gut gehen; denn wir lieben uns doch einander. Nicht wahr, Emerentia, Du weißt ja, was mich unglücklich — was mich betrübt macht," verbesserte sie, „nicht wahr; sag' mir, daß Rudolph nicht mehr böse auf mich ist. — Aber ich bin so läppisch. Sei getröstet, Emerentia, einzigste Freundin, sieh wieder freundlich, der Sturm ist an Dir vorbeigezogen, jetzt wird der Sonnenschein nicht ausbleiben. Sieh, Gott blickt so freundlich Droben, willst Du seinem Licht Dein Herz verschließen? gräme Dich also nicht mehr, ich will Dich trösten lernen."

„Schon das Auge Gottes wies mich an die Welt, Leontine, ich glaube, Du warst sein Fingerzeig. Denn Du hast mich schon getröstet, vielleicht Dir unbewußt durch Deine Freundschaft lindernden Balsam in mein Herz geträufelt. — O verzeih mir, daß ich so lange gezögert, Dir das wahre Siechthum meiner Seele zu erzählen, das Mattigkeit und Ueberdruß um mein Wesen verbreitet. Aber es ist so bitter, in Worten wieder zu erleben, was tödtlich schon einmal gewirkt. — Ach, Leontine, getröstet wollte ich sein, ich wollte die düstern Conturen, welche die unglückliche Liebe auf der Fläche meines Herzens hinterlassen, auf ewig mit Ruhe hinwegwischen, wenn ich erfahren könnte, wo mein Vater, wo Otto lebt; Beider Schicksale sind mir fremd, seit den Ersteren eine innere Zerfallenheit aus dem Hause trieb, das auch ich mit Schaudern gemieden, um in die Arme der Freundschaft

zu fliehen, und Otto — —. O, es ist bitter, eine Heimath zu haben, und zu wissen, dort wohnt mit Dir der Streit — der Fluch. Das wußte auch er." —

Schaudernd vor ihrem Geschick und dem der Ihrigen hüllte die Verlassene ihr Antlitz in beide Hände, sie schluchzte. Aber die wahrhaft Guten werden stark durch Unglück. Sie trocknete die Thräne, sie legte bebend die Hand auf den Busen. „Die tödtenden Spuren einer zertrümmerten Liebe sollten aus meinem Herzen verschwinden, mir sollte Selbstbeherrschung einen wahren Werth geben, wenn nicht Zweifel an dem Leben und dem Wohlsein andrer Theurer sich mir stets tiefer ins Herz nagten und auch die Stelle berührten, wo noch verschleiert ein Bild ruht, das nur der Zauber des Todes zu zerschlagen vermag. — Aber ich will mich dennoch fassen, Leontine, ich will stark werden, nur der Freundschaft und dem Andenken meiner Fernen leben, dann werde ich vielleicht durch diese, wie ich durch Liebe nicht werden durfte." —

Erneuert war unter den Freundinnen ein Bund, den seit einiger Zeit eine gegenseitige Scheu vor einander, in der Brust der Einen durch Unwissenheit über der Andern Wesen hervorgerufen, in etwas gelockert hatte. Hingebend, wie die Rose über dem Grabe der Liebe sich dem Westwind an die Aetherbrust schmiegt, mit Thränen im zauberischen Auge ruhte Emerentia's bleiche Wange an der Brust Leontinens, die zärtlich, sich der Freundin Kummer hingebend und seufzend unter eignem, ihr Antlitz über Emerentia's Haupt hingebeugt hatte. Beider Thränen vereinten sich zum stummen

Gebet, das um Rettung und Linderung flehend zum Himmel emporstieg.

Sehnsuchtsvoll erhob Emerentia den Blick zu Gott, und herabgleitend über die stille Freude der Natur — starrte er plötzlich auf eine der Säulen vor der Villa; und sank dann erschüttert und matt wieder auf der Freundin zarte Gestalt. Dort hinter der Säule hallten leise Tritte; ein Jüngling schritt gedankenvoll über den Marmorboden und lehnte träumerisch, gleichsam Kühlung suchend, sein Haupt an den kalten Stein des Pfeilers. Bleich war sein Antlitz wie die kalte Masse, sein Haar dunkelblond und leicht gelockt — aber schwer auch mußte sein Gram sein, der über die klare Fläche seiner Gedanken dahinrollte. Denn seine Brust hob sich, seine Hände falteten sich über der Brust, und die Steinmasse hatte nicht Kühle genug, ein Feuer in ihr zu lindern, das Unglück drinnen vestalisch nährte. Der Jüngling gewahrte die Gruppe der Freundinnen; ein seliges Lächeln leuchtete über seine bleiche Wange, verwandelte sich aber in unruhige Stille, als sein Blick den Emerentia's traf.

Mit sich nahm er sein Unglück und schritt mit dem Alp zurück aus dem Gesichtskreise der jungen Mädchen. Man sah's ihm an, daß von dort her die nächtliche Schwere sich mächtiger über sein Herz wälzte — daß aber auch dort gerade die Linderung wohne, die es ersehnte. —

„Leontine!" rief da plötzlich eine sanfte Stimme verlangend vom Fenster der Villa herab. Es war deren Mutter, eine ehrwürdige Matrone.

Wehmüthig erhob die Tochter das Haupt aus den Armen

der Freundin, mit einer bange zitternden Thräne im Auge blickte sie hinauf. „Ich komme, Mutter!“ entgegnete sie, erhob sich nur zögernd aus der schönen Situation, in welche sie die Freundschaft gelegt, drückte einen warmen Kuß auf Emerentia's Wange; „ich bin gleich wieder bei Dir,“ sprach sie liebkosend, und verließ sie. Traurig, aber auch getröstet blickte Emerentia mit halb erhobenen Armen ihr nach, als wolle sie die Traute zurückhalten. Sie senkte die Arme und that einen Blick zum Himmel hinauf. Dort sprach der Allmächtige das stumme Trosteswort, das er der Natur auf die Blüthenlippe gelegt. Gestärkt und beruhigt schüttelte das Mädchen die Locke von der schönen Stirn und griff zerstreut in den Rosenstrauch; sie brach die Knospe. Doch ihr Finger zauderte, sie den Armen des Strauches zu entreißen.

War es der Gedanke, daß sie das Bild ihres Schicksals vor den Busen zu stecken strebe? sprach die Rose sie flehend um Schonung an? —

Die Blicke der Jugend nahten bittend dem im Zerfließen begriffenen Traum der Jugend. Der bleiche Jüngling stand vor ihr, lag zu ihren Füßen, ergriff ihre Hand und drückte sie brünstig an seine Lippen. Die sprachen nichts; sein Auge aber rief aus dem Innersten seiner Seele den Liebeshauch Emerentia! herauf, und in dem lag ihr Geheimniß: ihre Nacht, ihr Tag. Eine Bitte schien die ganze Gestalt des Jünglings, so fein, so leicht und so mädchenhaft: nicht für die Welt der That — für die Liebe geschaffen. Zögernd lallte nur noch, umgeben von der Bläſſe seines Antlitzes, wie der röthliche Schimmer im duftenden Kelch der weißen

Rose, das Roth der Jugend auf seiner Wange, dessen Höhe die Hand des Kummers schon verwischt, dessen leichter Hauch aber schöner und gewinnender dem Auge entgegenseufzt als die prahlende Frische thatloser Jugend. Leicht wölbten sich die blonden Locken auf seiner Schulter, leuchtend war das Hellblau seiner Augen, schlank sein Wuchs, und seine Größe die eines achtzehnjährigen Jünglings. Und doch war er schon in den Abschnitt der Zwanzigen getreten.

„Emerentia! haben Sie nimmer Erhörung für Den, dessen ganzes Dasein an einem Wort Ihrer Lippe hängt? — O sprechen Sie — verdammen Sie mich auf ewig, oder lassen Sie ein Leben in meiner Brust aufgehen, dessen meine Seele zu ihrer Existenz bedarf!" — Und inniger preßte er ihre Hand in die seinige, glühender, verlangender hafteten seine Blicke auf ihr.

„Nicht doch, Edwin, hängen Sie nicht ihr Leben an das eines Mädchens, dessen Existenz selber eine Kette von Unglück und Widerwärtigkeit ist. Sie wissen mein Loos, Sie kennen mein Schicksal — um Gotteswillen, schonen Sie mich." — Sie wandte ihr Antlitz fort.

„Gott, warum suchst Du Dir die schönsten Seelen heraus, um Deinen Zorn dort hinein zu legen!" schwärmte der Jüngling, „Emerentia; ich kenne Ihr Unglück, Ihr Kummer greift auch in meine Seele; aber kann Ihnen der Gedanke, rein geliebt zu werden, nicht Trost sein? — O beschämen Sie Ihr Unglück, indem Sie in ihm Den glücklich machen, der sie so unaussprechlich liebt! — Erhörung!" —

„Edwin," strafte das Mädchen, „ich habe Sie lange

errathen und glaubte doch in Ihrem Wesen Hochachtung für fremden Kummer zu sehen. Es ist nicht dem Menschen gestattet, sich frei aus den Banden des Grams in die jubelnden Arme der Freude zu werfen. Sie wissen, warum ich Sie bat, lieben Sie mich, wie Sie sagen, so will ich Sie inniger hochachten — aber danken Sie meiner Hochachtung mit Schonung!"

„Grausame, wäre lieben denn sündigen? ist es denn nicht auch schön, mit blutendem Herzen Andrer Sehnen zu stillen? muß Liebe denn Freude sein?"

„Keimende Liebe, däucht mir, kann nur durch Freude geboren werden."

„O Emerentia! Sie kennen die Liebe nicht. Sie wollen mich nicht erhören! — Unglücklicher, der ich bin, wo ich die Krone meiner Wünsche zu fassen glaubte, stößt mich höhnend mein gieriges Schicksal zurück. Gott, soll ich denn nimmer leben?" — Thränen rollten über seine bleiche Wange auf der Geliebten Hand, das Gefühl seines ganzen Unglücks schien, ein Klage gegen Gott, seine Brust zu heben, sein ganzes Wesen ein süß übertünchtes Bild der Trostlosigkeit. So steigt die Liebe, ein Zweig der Gottheit, entblättert wieder zur Heimath empor, wirft sich wehklagend vor Gottes Thron und stöhnt: Vater, Du lässest auch meinen Getreuen ein Grab graben!

Doch die reinste Liebe ist meist eine Schwärmerin; sie nahm wohl ihren Ursprung bei Gott, aber seit sie sich heimisch fühlte in den Wohnungen der Sterblichen, nahm sie auch sterbliches Wesen an. —

Auch in Emerentia's Auge keimte eine Thräne, da sie

den schönen Jüngling vor sich liegen sah, und eine milde Gottheit anklagen hörte. Die Bilder der trüben Vergangenheit wichen dem sanften Abendhimmel einer in sich zerfließenden Liebe; denn das Herz, welches sie schon kennt, hört reiner ihren Ton. Mitleidig blickte sie auf den Gespielen ihrer Kindheit. Die Vergangenheit schwieg, die Gegenwart pochte mit verlangenden Zauberschlägen an ihr Herz, die Zukunft hielt ihr leuchtend die knospende Myrte vor's reine Auge — und die ist schöner als tausend wehmuthduftende Cypressen. Aber kämpfend mit mitleidiger und sich halb klarer Hingebung und dem nah in ihr triumphirenden, vorsichtig gemachten Geist der Zurückhaltung, suchte sie leere Worte der Milde: sie wollte nicht hoch gestiegen sein auf die Stufen der Widerwärtigkeit, und sich von da plötzlich hinabwerfen in die Arme der — —.

Doch still, ein Mädchenherz regt sich leise, ein Mädchenherz pocht dann allmählig sehnend an die Thore der Lebenslust, eine Mädchenliebe macht hoch aufwallen die Brust der Jugend, die sie auf den unsicheren Aetherthron des Lebens führt — und ein Mädchenschicksal kehrt weinend zurück an die heiligste Stelle des geistigen Seins, oder zur trüben Kammer verhüllter Resignation.

„Edwin, wer wollte so wenig Meister seiner selbst sein; wissen Sie nicht, daß am schönsten die Liebe, welche bescheiden in der Brust lebt, bis ihr Verhältnisse ein Recht geben, sich mitzutheilen; die nicht erobernd und stürmisch nach Herzen sucht?"

„Eine Liebe, bescheiden und stumm in der Brust — Gott! warum gabst Du dem Menschen eine göttliche Liebe

und eine menſchliche Bruſt! — Emerentia, Sie wiſſen nicht, daß es eine Liebe giebt, die nicht Raum hat in der ſtillen Zelle des Gefühls, die von Gott gekommen, einen Gott zu feſſeln ſtrebt. Geliebte, Du biſt der Gott meiner Seele, und iſt nur Menſch, was ſich in meiner Bruſt empört, o ſo ſuche es hienieden zum Gott zu machen — denn Du weißt, dem Erdenkinde iſt ein Erdenhimmel möglich! — Erhöre mich!" Er ſprang auf und ſchlang ſeinen Arm um ihren Nacken; ein Funke göttlicher Hoffnung, durch Emerentia's mildere Worte geweckt, und gepaart mit dem Glühen menſchlichen Verlangens, gab ihm Kraft, ſich aus der dunklen Hülle ſeiner Troſtloſigkeit herauszuwinden.

„Vorſicht, Edwin; glauben Sie mich überrumpeln zu können durch den Sturm Ihrer Gefühle?" ſprach ſie mit Vorwurf, ihn leiſe zurückſchiebend. „Wiſſen Sie, kein Gedanke der Glückſeligkeit darf in meiner Bruſt ſeinen Einzug halten, ehe ich ihre Hauptcharaktere, die böſen Geſpenſter einer folternden Unruhe von mir gebannt habe, die ein Gelübde bindet, nicht eher irgend einem irdiſchen Glück zu fröhnen als ſie weiß, welches das Schickſal der Ihrigen, ihres Vaters und ihres Bruders iſt. Alſo Schonung, Edwin, ich weiß, Ihr edles Gemüth wird nicht auf ſolchen Lohn für in Ihrem Hauſe genoſſene Wohlthaten dringen. Bitter und ſchwer iſt ja mein Kummer, eine Gotteslästerung und Wegwerfung meines Selbſt würde ein ſelbſterzwungenes Glück ſein."

„O Emerentia!" rief ſchon triumphirend der bleiche

Ob wir den kennen? Das müssen wir ja wahrlich wohl.

Wohlan denn, meine Kinder, bat Nicolette, so vergeßt doch nicht ihm zu sagen, es sey eine Hindinn im Walde, und er möge sie aufjagen und fangen, wenn er kann. Er gäbe jedes Glied seines Leibes darum, wenn er sie haben könnte, hundert und hundert funfzig Mark Goldes, ja alles Gold und Gut in der Welt.

Als sie diese Worte sprach, warfen die Hirten ihre Augen auf sie, und fanden sie so schön, daß sie ganz verblendet wurden. Freilich werde ich's nicht vergessen, sprach lachend der beredsamste unter ihnen. Verwünscht sey, wer ihm etwas davon sagt. Ihr habt uns zum Besten mit eurem närrischen Auftrage. Im ganzen Walde gibt es kein so köstliches Thier, weder Hirsch, noch Löwe, noch Eber, wovon ein Viertheil mehr werth wäre, als zwei Heller oder höchstens drei. Was wollt ihr denn mit eurem Mährchen? Verwünscht sey noch einmal, sag' ich euch, wer euch glaubt, und ihm etwas davon sagt! Geht, ihr seyd eine Zauberinn; wir mögen nichts mit euch zu thun haben, geht eures Weges.

O lieber Mann, ich bitte euch, sagte sie. Das Thier hat solche Tugend, daß Aucassin ganz wird geheilt werden von seinem Leide. Da, hier sind fünf Sous, die ich in meinem Beutel habe. Geht, sagt

Jüngling, deſſen Wange ein neuer Lebenshauch übergoß, und wenn Du erfährſt, wonach Du Dich ſehnſt, wenn der böſe Schleier aufgerollt iſt, der Dir die ſchönen Bilder Deines Glücks verbirgt, wirſt Du dann mich beglückender Liebe horchen? — Sprich, Geliebte, gieb Leben Dem, der, ſeit er Dich geſehen, nur mit dem Erreich ſeines Sehnens zu beſtehen vermag; gieb Leben meinem Daſein — o ſage ja!" — Und glühender nahte er ihr, heißer ward ſein Verlangen, milder Emerentia's Stirn.

„Sprich ja!" ertönte es mit Leontinens Stimme wie Echo aus der Roſenhecke. Auch ſie umgab, zwar anfangs überraſcht, bittend die Freundin mit ihren Armen. Emerentia nahm willenlos den Kuß von des Jünglings Lippe hin. — Erſt Liebe erregende Gewißheit — dann Liebe. —

Kummer und Thränen haben wir nun geſehen in den Augen der Jugend; wir haben die ſcheinbar ſtille Tiefe des Herzens beobachtet, die aber drunten verborgen einen Kampf kämpft, in dem die Seele einen Himmel erringt, oder ein Grab füllt. Laſſ' uns, Leſer, nun dorthin eilen, wo auch gekämpft wird, aber kein ſo tief verſteckter Kampf; wo die Seele im Rache- oder Vertheidigungszuſtand den Triumph oder Tod leiblicher Uebermacht feiert, wo goldne Stützen der Throne, der weltlichen Mächte ächzend in Nichts zuſammenſtürzen; wo die Muskel des Menſchenarms zum rieſigen Ball ſchwillt, wo gen Himmel ſchreiende Seufzer das Rieſeln entfeſſelten Blutes zur Erde begleiten, wo die Hölle neben dem Himmel für eine ungerechte oder gerechte Sache kämpft, wo das Ebenbild Gottes wider die Bruderbruſt wüthet, Tauſende

von Seelen errettet zum Vater fliehen, die Sonne erbleicht vor dem Auflodern menschlicher Wuth — wo aber auch die geräuschlos zerrissene, mit sich selbst zerfallene Seele auf Augenblicke ein Asyl findet, das in dem Untergange ihres Nächsten fußt. Dorthin, wo der Gedanke eine Hyder, die Faust herkulisch der Faust entgegenringt, wo Hände sich im Todeskrampf noch feindlich fassen, ein Seufzer der Rache verlangend im Wuthgebrüll und schamlos vor den Vater tritt.

II.

Am Kaukasus.

Ha, seht nur hin! Seht wie es weg
sich stiehlt!
Mein Vater in leibhaftiger Gestalt —
Hamlet.

Leichthin die Ufer des Kuban entlang sprengte auf rehfüßigen Stuten der Tscherkessentrupp. Freudig stampfte das muthige Roß den grünen Rasen und zog im magischen Schattenbild regellose Gestalten über die Fläche des Flusses. Ein Fest feierte die Natur, wo sie den Schöpfer anbetet und freundlich lächelnd mit klarem Auge vor seinen Thronstufen liegt. Käfer summten in bunten Kreisen über den Weinstöcken, Vögel zirpten in bunter Weise von den thaubenetzten Blumen und Zweigen, und der noch buntere Schwarm vergnügter Luftgeister tanzte ein jubelndes Heissa auf seinen elastischen Brettern. Hügel winkten freundlich den Thälern oder den diese unterbrechenden kleinen Seen ein herzliches:

Guten Morgen zu, den dieſe, unregelmäßig hingewürfelt jenſeits des Kuban, ebenſo erwiederten.

Trotzig blickte des Tſcherkeſſen ſcharfer Sporn, drohend ſein Säbel, und noch drohender und doch ſo erbaulich ſein Antlitz in die Natur. Sie ſprachen wenig, aber ſie waren voll freudiger Erwartung.

„Dort unten," ſprach der Erſte des Trupps, „da wo heute Abend die Sonne das Bergeshaupt küſſen wird, da ſoll unſer Stahl leuchten und des Mondes Licht beſchämen, da ſoll ſein träumeriſch Gewand zerreißen vor dem Blute, das unſern Schwertern fließen wird. Wir wollen Allah ein Feſt bereiten, das ſeiner Söhne würdig; nach Stahlesklang raſe unſer Tanz, im Geröchel der Gottesſchänder ſei unſre Ruhe. Er ſoll ſehen, wie wir die Hunde blutig vor ſeinen Thron peitſchen, damit er ihre Seelen zermalme, und freundlich auf ſeine gerechten Söhne herabſchaue. Freut euch, ihr dadrüben — wie der Wind iſt er bei euch, der euch Rache geſchworen, wie der Donner ſeine Fauſt über euren Hundeſtällen, wie der Blitz ſein Stahl in eurer Seite!" Feuriger glänzte ſein Auge, mächtiger ſchwoll ſeine Fauſt; luſtiger wieherte ſein Roß, ſo weiß wie Milch, ſtolzer hob es ſeine Mähne, kräftiger kaute es das Gebiß, und tauchte mit ſeinem Reiter in die Welle.

Das andre Ufer nahm den Tſcherkeſſentrupp wieder auf. Naß war ihr Kriegsgewand, beperlt vom flüſſigen Kryſtall ihr Schwert. Die Sonne machte Alles wieder gut.

Raſtend im Schatten der Olive, Kühlung ſchlürfend aus des Baches Friſche, lagen die Tſcherkeſſen um Mittag

im Thal angesichts der Hügelreihe, deren Häupter die Sonne gürtete; Kriegslieder und Hymnen zu Ehren ihres großen Gottes singend, an die Schwerter schlagend, daß ihr Herz sich hob zu blutigem Verderben. — Und wie die Sonne schied, wie der Himmel ins Nebelkleid schlüpfte, hörbarer der Käfer summte, in den Büschen es zu rasseln anfing; wie der Fluß gespenstische Nebelgestalten in kräuselnder Welle zusammentrieb, und droben am Himmel die durchsichtigen Wolken seltsame Charaktere zeichneten, da brachen die Reiter auf, trieben die rufgewohnten Pferde zusammen, wuschen und salbten sich in des Flusses Naß. Grimm und drohend ward ihr Blick, stumm ihr Mund, weil die Rache im Kriegerbusen schnob; weil der Abend äußeres Schweigen den Leidenschaften gebietet, das sie mit eisernem Gürtel umgiebt, um sie, zusammengepreßt, zur hoch auflodernden Hölle zu gestalten.

Rosse stampften in eiligem Fluge. Ein Sturmwind fuhr über die Ebene — es war die Rache im Arm der Tapferkeit. Wo die Purpurgluth im Berglaub stirbt, dort rastete er, fand er sein Ziel. —

Es war im Jahre 1821, wo heftig die kampf- und raublustigen Stämme, die den Kaukasus bewohnen, die kubanische Grenze des Kosakenlandes beunruhigten und in ununterbrochenen Scharmützeln und Ueberfällen die Grenzposten in stetem Schrecken erhielten; bald ihre Hütten bis auf den Grund verbrannten und bald gefangen ihre Bewohner zurückschleppten, die vergebens auf Hülfe oder Verstärkung von ihrem Kaiser harrten. Die Kosakendörfer bildeten dabei nicht selten den

Schauplatz der schrecklichsten Zerstörung, die nicht ein Krieg, nur ein Auflodern specieller Rache oder Raublust veranlaßte. Rauchsäulen stiegen um Mitternacht urplötzlich über den Stanitzen empor, und ein Aschenhaufen war ihre Spur. Die Rache schreitet triumphirend über sie hin, sie lächelt höhnisch; und auch über das in Dunkel gehüllte Antlitz der Natur fliegt ein lästernder Zug.

Warum siehst du nicht böse, Natur, Auge Gottes; warum nicht der wilden Leidenschaft deine Blitze und der Tugend deinen Rosenarm? warum hüllst du in schützendes Dunkel die Tritte des Verderbers und seiner Schande, weisend ihm die Stelle, wo die Sorglosigkeit am leichtesten zu treffen? warum deckst du schonungslos die Uebereilung des Guten auf, und führst sie in düstres Reich, wenn Schande die Geißel des harmlosen Fehls ward? —

Und dunkel hing auch jetzt der Himmel über der Erde, nur wenig Sterne wagten es, neugierig die Finsterniß zu durchbrechen; milde raschelte der Nachtwind im Hain, freier zog das Wild über die Ebne, dreister folgte der Raubvogel seiner Beute — es war die Zeit, die traulich naht, aber selten Gutes in ihrem Scheiden hinterläßt. Denn wenn das Göttliche in des Herrn Riesenpallast feiert, dann taucht oft ein Licht in des Menschen Brust auf; — aber das Licht ist Nacht und Sünde. —

Stumm vor sich hin blickend und die Flamme des Kienspahns unterhaltend, stand der Ataman vor einem Jüngling, dem unordentlich der jung gekräuselte Bart das Kinn umwuchs,

deſſen Auge ſtille Zerfallenheit leuchtete, deſſen Geſichtsmuskeln zuckten unter der Folter der Gedanken.

„Macht's euch bequem, Geſandter meines Kaiſers!" brummte der Ataman den ſchweigſamen Jüngling an, „legt euch nieder zum Schlaf, ihr werdet müde ſein — 's ſieht zwar nicht ſonderlich hier aus, doch eines Kaiſers Soldaten mögen auch eine Hütte, ein Brot mit einander theilen. Schlaft, ſo's euch möglich iſt; und morgen, wenn die Sonne aufgeht, eilt dort hinüber nach Georgiewsk, wenn ihr den Befehlshaber ſprechen wollt. Muß morgen auch mit Tagesgrauen zum Ufer aufbrechen, 's iſt wieder nicht geheuer hier, die Hunde ſchwärmen uns ſchon im Nacken; es iſt ſchwer, ihnen ſo gefährlich Handwerk zu legen."

„So laßt mich mit euch gehen," rief, aus ſeiner Unthätigkeit erwachend, der Jüngling, „mein Auftrag bindet ſich nicht an Stunden."

„Geht erſt des Kaiſers Wort zu ſprechen, dann erſt ziemt's ſich für euch, ſein Schwert zu führen!" entgegnete der wortkarge Ataman barſch und verweiſend.

Wieder ward der Jüngling ſtumm, wieder lehnte er ſich an die rauchgeſchwärzte Wand, die Säbel, Gurt und Nahayka zierten. Der alte Krieger ſetzte ſich zum niedren Feldtiſch, aß gemüthlich ſeinen Abendbrei und bot auch ſeinem Gaſt davon. Doch der verſchmähte, was ihm freundlich der Ataman bot und ſchaute halb trotzig, halb zernichtet vor ſich hin. Böſe über des Fremdlings Unfreundlichkeit, ſtemmte der Alte den Ellnbogen auf den morſchen Tiſch und fixirte die ſchlanke Geſtalt. „Nicht Hunger, nicht Durſt, nicht Leben noch Luſt

in dem Burſchen," brummte er vor ſich hin in den rothen Bart, „nicht werth, daß er meines Kaiſers Rock trägt. Wäre wohl beſſer hier unter dem Heidenvieh als in des Kaiſers Garde." — Und ſich unwillig von ihm wendend, klopfte er an die ſchwarze Thüre; „Die Dirne ſoll mir wohl thun," ſchmunzelte er, „hab' ſie heute von der Straße aufgegriffen; ich will doch mal ſehen, wie's thut, ſich in Weiberhände zu geben." — Und wieder klopfte er.

Eine Koſakendirne erſchien in der Thür. Sie wohlgefällig anblickend ſchob der regierende Krieger ihr Schüſſel und Brot zu, zum Zeichen, daß er deſſen genug gehabt und gebot ihr, wegzukramen, was er übrig gelaſſen. Lüſtern griff er ihr dabei um den Leib und erklärte ſich zum Liebhaber. Das Mädchen ließ ihn unbeſorgt gewähren; aber ihr Blick haftete forſchend auf dem Fremden, der unruhig ſich erhoben hatte und durch die ölgetränkten papiernen Fenſter zu ſchauen ſuchte. Sein Blick brach ſich an ihrer Undurchdringlichkeit, und zudem war's ja draußen auch Nacht wie in ihm ſelber.

Koſaken traten eilig in die Stube, wenn man eine Höhle ſo nennen darf, ſie blickten unruhig auf den Hauptmann und ſchienen Botſchaft für ihn zu haben. Der ließ die Dirne fahren und lieh den Männern ſein Ohr zur Audienz. Den Augenblick machte ſich die Dirne zu Nutz; ſie nahte dem Jüngling ſchnell und zupfte ihn geheimnißvoll am Rock.

„Fremdling horche mir!" raunte ſie ihm ins Ohr, da er für ſie keine Aufmerkſamkeit hatte; „Du mußt fliehn!"

Dieſe Worte ſtörten ihn aus ſeinem düſtern Hinſtarren;

er fuhr erschreckt zusammen und blickte ängstlich das Mädchen an.

„Wer bist Du?" fragte er beklommen, „ich muß Dich schon gesehen haben — sprich, wer bist Du, Mädchen!" — Ihm riefen die deutschen Worte der Unbekannten mannigfache Erinnerungen ins Gedächtniß.

„Frage nicht; aber flieh; — sollst draußen hören, wer ich bin. Ist Dir aber Dein Kopf lieb, so forsche nicht nach Unnöthigem; spute Dich, die Häscher sind in's Dorf gerückt, sie suchen Dich in Kaisers Namen. Fort — verdirb nicht selbst Dein junges Leben." —

Der Jüngling ward bleicher und bleicher, er bebte, und starr heftete sein Auge in dem des Mädchens.

„Müssiger, hast Du des Lebens Werth verlernt? siehst Du dort des Atamans Knechte; weißt Du, welche Botschaft sie bringen? — komm, eh' er hört, wen er beherbergt!" Sie riß den Jüngling zur Thüre. —

Da sprang der Hauptmann auf, die Kosaken griffen erschreckt zur Waffe, der Alte riß den Säbel von der Wand. Ein durchdringendes „Haida!" von wohl zwanzig donnernden Stimmen machte die Hütte dröhnen. Draußen aber ertönte schon Waffengeklirre, es schlug ein Funke zur Luft auf, eine Flamme hinter ihm her: — der Sturm, die Tscherkessenjünglinge, waren da. Auf und nieder leckte die Flamme an des Hauptmanns Hütte, hell ward's durch schreckliches Licht; Funken durch Stahl aus dem Stahl hervorgerufen zuckten durch den halbdunklen Hintergrund,

leuchtende Augen und glänzende Wehre begleiteten ſie. Das Koſakencorps war in Aufruhr und Verwirrung.

Kampf der Selbſterhaltung und Kampf der Blutrache wütheten verderbend. Blutend und brüllend ſank der Koſak aus dem Bügel, zu dem er kaum den Fuß erhoben; röchelnd und fluchend fiel der getroffene Tſcherkeſſe, der vor wenig Stunden ſo fröhlich und muthig ſein Schlachtlied geſungen, und ziſchend fraß die Flamme ihr Opfer. Der Ataman wüthete furchtbar, ſein behendes Roß trug ihn, den Kampfgewohnten und in ihm Ergrauten, von Säbel zu Säbel, von Lanze zu Lanze, von Stirn zu Stirn. Die Seinigen fielen, denn ſie waren ſchmählich überrumpelt, die Unvorſichtigen. Und immer ſchrecklicher ward der Kampf — — bis er endlich nach und nach verſtummte und in ein Rache- und Todesgeröchel der Geſchlachteten überging. Schauderhaftes Finale nach dem Andante majeſtoſo des raſenden Getümmels; lebendes Echo der Seelen, die aus dem Kampf vergeblicher Rettung und der Rache ein ſündiges Vaterunſer beten; zerſchneidender Ton des unſichren Gemurmels, das grauſig die Luft durchzittert und Seelen zum Himmel trägt! —

Stille ward's auf der Stätte des Kampfs; flüchtige Hufe, die des Herrn blutigen Schädel zermalmen, die Bruſt des Todten zerquetſchen und von dannen eilen, mit ängſtlichem Wiehern der Welt zu ſagen, was hier geſchehen; Kniſtern der erſterbenden ſich ſelbſt verzehrenden Flamme. — Sieg tönt's in der Luft — Tod auf dem Boden.

Und der Jüngling? — Das Mädchen? — War es

Liebe, welche Diesem Schwingen des Schutzengels verlieh? — Doch still; Ereignisse, lieber Leser, nehmen stumme Worte in den Mund, sie zeigen dir, wer das Mädchen ist, das während des Kampfes den kaum geretteten Jüngling aus den Augen verloren; das einer der siegenden Tscherkessen triumphirend umschlang, zu sich auf's Pferd riß, und als es stille ward, von dannen führen wollte; das aber mit Kraft und kühner Gewandtheit seinen Arm losrang, den Dolch aus dem Gürtel des Feindes zog und ihn in des Siegers Brust bohrte; das ein feindlicher Säbel in den Schädel traf, da einer der Tscherkessen im Davoneilen die Heldenmüthige sah, die hinabsank mit dem todten Räuber, und verschwand am Ufer. — Doch sieh auch jetzt den flüchtigen Jüngling, wie er muthig kämpft, wie seine Faust den pfeilschnellen Räuber-Aga wie Sturmessand vom Pferde reißt und ihn mit triumphirendem Lächeln in die Flamme schleudert; wie der oft Getroffne blutet, ihn die Flamme umfengt hat; wie er den davontrabenden Feinden nachblickt — aber ermattet hinsinkt zu Denen, deren Todesklage ihn umgiebt. Das Alles schien beschwichtigt zu haben, was vorhin ihn folterte, doch die Stille der Nacht auch die Rückkehr desselben zu sein. — Armer Jüngling! Bedauernswerther Otto! —

Das Ermatten ließ ihn einschlafen; Stunden lang hatte er sich selbst vergessen. Dann kam er aber in den Zustand, wo das Auge geschlossen, jedoch die Seele offen ist allen Imaginationen; wo der Schlaf schon gewichen, aber der halbdüstre Nachzügler sein Gefieder über dem Ruhenden schlägt; wo der Mensch träumt, zu träumen: Er

ihm, er möge das Thier in drei Tagen spätestens aufjagen, und wenn er's binnen hier und der Zeit nicht findet, so muß er die Hoffnung aufgeben, von seinem Leide geheilt zu werden.

Meiner Treu! sprach jener, Geld ist immer gut zu nehmen. Nun gut, wir wollen's ihm sagen, wenn er kommt, aber zu ihm gehn, mögen wir deshalb nicht.

Mag's seyn! erwiederte Nicolette, nahm Abschied von den Hirten und entfernte sich.

Nicolette, die Lilienweiße,
Mußt' von den Hirten scheiden.
In den Wald ging nun die Reise,
Und den offnen Weg zu meiden,
Wählt' sie den dicht verwachsnen Pfad,
Den selten des Wanderers Fuß betrat.
Und als sie sich dem Scheideweg' naht,
Beschließt die Jungfrau in ihrem Sinn,
Zu prüfen den treuen Aucassin.
Sie möchte gern ins Herz ihm schauen,
Ob seiner Liebe wär' zu trauen.
Drauf thät sie Lilien pflücken,
Auch manches grüne Blatt,
Eine Laube auszuschmücken,
Wie niemand schöner sie hat.
Sie schwört's bei Gott, der die Lüge nicht kennt,

glaubte, einen Greis vor ſich zu ſehen, um ihn Bewaffnete, die unter den Leichen umherwateten und ſuchten, unbarmherzig die Seelloſen zur Seite ſtoßend, die ihnen im Wege lagen. Er ſah den alten Mann, wie er vor ihm ſtand, kreiſchend die Häſcher rief und ſchrie: Dieſer iſt's — kommt — bindet ihn — er iſt's! — Er ſah die Bewaffneten kommen, er ſah ſie vor ſich, wie ſie lächelnd und kopfſchüttelnd den Alten anblickten, zweifelnd zu ihm herabſchauten — und weiter gingen, immer weiter, bis ſie verſchwanden. Nur der Greis wollte nicht weichen, er rief fortwährend: bindet ihn — er iſt's ja! — Und der, der da rief, war — ſein Vater.

Ein Fieberfroſt ſchüttelte Otto, er regte ſich, er riß weiter das Auge auf, das ſich ihm unbewußt ſchon geöffnet; er richtete ſich halb auf — und vor ihm ſtand wirklich der Alte mit dem gierigen Blick. Pfeilſchnell ſtand der Jüngling da, er reckte die Arme nach ihm aus; aber eben ſo ſchnell bedeckten ſie des zur Beſinnung Gekommenen Antlitz; ihm grauſte vor dem Anblick des eignen Vaters. Noch einmal ſchaute er in das faltige Geſicht — dann floh er von dannen, bis er niederfiel — und Alles war vor ihm verſchwunden, was ihn geängſtigt. Er weinte, Blut triefte von neuem aus ſeiner wunden Seite. Er wuſch ſich am Fluß die unverbundene Wunde, er fühlte ſich geſtärkt; aber er weinte.

Der hier war Otto, der Mörder Fedors; ſein Vater der Verfolger, der ihm die Häſcher zugeführt. Die aber hatten ihn todt geglaubt und waren ihrer Wege gegangen.

Wirr laufen die Fäden der Menschenleben durch einander, ihr Spinner ist das Schicksal, ihre Bestandtheile sind Odem, und ihre Farben Charaktere. Aber von einem Punkt laufen sie aus, von ihrem gemeinsamen Ursprung, zu dem auch kehren sie zurück — und der ist Gott. — Hochmüthiger Herrscher, der du ein Gott auf deinem Thron zu sein wähnst, sieh, du bist Mensch; wirf von der Schulter den stolzen Hermelin, und deine Brust ist Mensch. Uebermüthiger, du bist ein Mensch der Menschen. Horch, Bettler aus der Werkstätte der Natur, wie's droben im Himmel regiert, wie's hier unten ohnmächtig auf der Erde tobt; Alles sagt dir, du bist ein Mensch unter den Menschen. Des hier Gewaltigen Ursprung ist der deinige, denn wer reißt ihn vom leitenden Faden, der Mensch ist? und kehrt er zurück, du triffst ihn am Quell, frag' ihn, wo sein Fürstenmantel, auf den er stolz that. Sieh, er ist ein Bettler vor seines Königs Thron. Denn hier wie dort ist Gottes Wille des Menschen Demuth.

III.

Die Griechin.

Wohl verstehst du die Ruine,
Und du klagst es tief und laut,
Daß durch all' die Blüthen schaut
Eine kalte Todesmiene.

Lenau.

Umgestürzt und zertrümmert lagen die Säulen der Tempelhallen unsterblicher, aber im Glauben der Sterblichen

gestorbener Götter; gleichgültig schwatzte ein lauer Abendwind mit der schwarz umhüllten Nachtfee, der Vergangenheit, strich über die zerbrochenen Kapitäler hin durch die Ebne zum Hain, schwärmerische Aeolsharfentöne in den langen herabhängenden Zweigen der Bäume, Nachdenken im Menschen erregend. Gras wuchs in hohen Halmen über den Zeugen vergossenen Opferbluts an der Stätte des Glaubens, die ihre Götter überlebten, weil sie aus trotzigem Stein gehauen. Aber der Mensch der Gegenwart kennt Beide nicht mehr, weder die Götter, noch den Stein, er ahnt nur was sie gewesen und was ihm der schmale Lichtstreif des Wissens von ihnen erzählt, das gleicht dem Vogel, der pfeilschnell die Wüste durchzieht und verschwindet dort, wo Himmel und Erde sich einen in Tag oder Nacht. Er hat die Stelle der Offenbarung gefunden — und sie verschwindet ihm unter dem wirren Durcheinanderlaufen nie zu erkennender Fakta. Das Auge des Wandrers hat den Vogel gesehen, aber er weiß nicht, von wannen er gekommen, noch wo er ihn vom Firmament unterscheiden soll. Nur Schwärmern und Idealisten verstattet die Mode eine Apotheose der Vergangenheit; dem streng forschenden, gelehrten Grübler ziemt's nur, ihr düstres Kleid aufzusuchen, die Leiche darin zu erkennen, sie zu sezirn — und daraus der Gegenwart zu lehren. Denn ihm ist die Vergangenheit eine Schule für die Gegenwart, das große Lehrbuch auf dem Katheder der Klugheit, worinnen bunt zusammengewürfelte Charaktere sich einander gegenüber stellen, oder sich freundlich die Hände reichen: Probleme in ihrem ganzen Dunkel sich zum schönsten Licht

entfalten, welche flüchtig die stets eilige Zeit zusammengewunden und verwirrt. In der Vergangenheit liest der Forscher die Frage und die Lösung des Lebens, in übereinandergerollten Trümmern mit klargewordnem Blick die Runenschrift seiner Bestimmung; in dem Tode des Götzen erkennt er das Leben wahrer Gottesverehrung. Aus ihr ersieht er, wie Religionen entstehen, Religionen vergehen, Götzen fallen, der Mensch sich neue baut; wie aber zu den Füßen des Ursprungs des Symbols die Vergangenheit selber sich windet, aus seinen Händen die Zukunft schlüpft, und zu ihm sie zurückkehrt, mit sich bringend in der enthaupteten Krone den Demant, in ihrer Hand den Kiesel der Wüste. Er erkennt die Gottheit aus dem Aufeinanderstürmen feindlicher Elemente in ihrer Ohnmacht, wie in der Riesenkraft ihrer Natur; er sieht den Seraph mit der Palme über sich befehdenden kleineren Welten schweben, den Gesandten der Wahrheit, der gläubigen Einigkeit — und in ihm erkennt er Gottes Botschaft. Wie er schon Jahrtausende vor uns auf die Menschen herabblickte, klagend sein Auge zum Vater erhob, ein Blatt von seinem Palmzweig brach und es herabwarf; wie endlich die Welt trauerte um ihrer Sünde willen, wie das Palmblatt zum kräftigen Stamm ward, wie aus seinen Blättern sich ein mächtiger Dom wölbte. — Und dort sucht und findet der Mensch die Palme seines Friedens. —

Sieh hier, Denker der Vergangenheit, die Götzen, welche der Glaube schuf; öde sind jetzt ihre Stätten. Aber laß dir erzählen von jener Lichtfee, der Geschichte, sie wird dir sagen, was Großes auch der Götze in seines Gläubigen Brust

entwickelt; denn sein Götze ist sein Gott. — Und ist denn ein Crucifix mehr als die Götter der Alten? schufen sie sich nicht ein Bild ihres Gottes, oder ihrer Eins bedeutenden Götter, da ihnen dies nicht leibhaftig erschienen war, oder sie seinen Nimbus nicht zu erkennen vermochten? — Wie magst du nur den Heiden verdammen, daß er seinen Gott anbetet? — Gott ist Gott: das Bild des Gottes ist des Menschen Gott. Ihr schaut auch durch Bilder eure Leidenschaften, durch Bilder eure Größe an, durch das Crucifix euren Gott. Seht hinauf zu der Sonne des ewigen Tages, der Weltgeschichte, laßt euch durch sie von Menschen erzählen, die groß wurden an Thaten physischer Kraft und der Festigkeit einer gläubigen Seele unter der Anbetung und Inspiration ihrer Götter; und erfahrt durch sie: Götter sind Gott. Ein Gott der Nationen ist der Götze, ein Gott der Welt der verschiedenartig verbildlichte Allvater. Wie mögt ihr lachen, Männer unsrer Zeit, über die fanatischen Mißbräuche der Gottheit! Habt ihr doch Religioner, die Religionen zu verschlingen trachten, gähnende Ungeheuer, genährt durch eben den Geist, der auch unsre Vorfahren beseelte.

In dem Menschen ruht ein Drang, ein höheres Wesen zu verehren. Dieser Drang, durch ein oberflächliches Erkennen seines Daseinszweckes erzeugt, stempelt ihn zum Menschen; es ist also seine Schuld als Mensch, wenn er nach dem Ermessen des Ruhiganbetenden in den Mitteln der Erhöhung dieses Wesens und seiner eignen Demüthigung in Etwas fehlt. Der Zeit Kultus ward ihr nimmer Schande,

denn sie selbst ist ja das Hauptrad in dem Organismus desselben. War nicht dem Griechen sein Jupiter ein Gott; nicht dem Hindu sein Brahma, Wischnu oder Siva; dem Aegypter sein Osiris oder Horus, oder Typhon ein Gott? hatte nicht der Perser den Ormuzd, den Ahriman, oder Mythras in seinen versinnlichten Himmel gesetzt? bringt nicht der Peruaner seinem Tanga-Tanga blutige Opfer, der Mexikaner seinem Tezcallipuca, oder seinem Mexitli sein Theuerstes zum Tempel, um seinen Zorn zu besänftigen, seine Götterstirn zu glätten und Segen von ihm zu erflehen? — Und diese Götter waren Puppenspiel? —

Christ, dessen mönchische Vorfahren mit Heuchelei, Schande und Verruchtheit das Bild deines Heilandes besudelt, die Sakramente entheiligt; ihren Vorgängern erschien ein Sohn des hohen Wesens ihrer Verehrung, sie stäupten und mißhandelten ihn, — sie erkannten ihn und streckten sich vor ihm nieder in den Staub ihrer Schuld. Eine Gottheit wohnt dir in der Brust, — eine Gottheit belebt auch die deiner Glaubensantipoden. Sie wollten keine andre Götter haben als die, welche in ihren Tempeln Blut tranken und, ein ehernes Symbol, über Todtenschädeln ihre Diener angrinsten. Deines Heilands Dornenkrone flicht schön vergeltend sanft duftende Blumen der Vergebung und des Friedens unter die wilden Rosen der Jugend, durch die falben Blätter des Alters; seine Stätte weiht Millionen für Gott — und auch Molochs glühende Umarmung drückt die schuldlose Seele des Knaben aus ihrer Hülle, und sendet, ein Statthalter, sie zum hochthronenden Gott. Schallende

Musik und wüthende Chöre des Heiden flehen unter den schaurigsten Geberden zum Gott — Dein Gott, o Christ, hört dich, deine gläubigen Liturgieen, die sich kniend um das Kreuz schaaren, das sie nach Oben schickt; — dein Gott eben sammelt auch den Glauben aus dem blutigen Kultus des Syriers: denn Ihm gehört der Götze. Die Faust des Sünders zerbricht das Bild deines Erlösers, die Hand der Zeit bröckelt die Steine von deinem Dom, drinnen du betest; aber du lebst — die Hand der Zeit hat auch Tempel zerschmettert, worinnen der Verschollenen Gott wohnte. Ueber ihren Stätten leuchtet die Sonne, schreitet die Nacht, schaut des Vaters Allmacht hernieder; geht Verderben und Schande, der Fuß des Guten und Schlechten — aber ist nicht auch dort noch Gott! — Es sagt der Nachtwind von Gott, es flüstert der Zephyr von seiner Größe, es braust der Sturm: Gott! und die heilige Ruhe der Natur, Alle rufen Gott! Denn sie kennen ihn, und lehren auch die Menschen ihn kennen.

— Es fuhr der Abendwind über Morea; er eilte schnell heran zu der Stätte, die heilig ist, sprach dem Menschen unverständliche Worte der Allmacht mit der Vergangenheit; sie antwortete mit Schweigen — und weiter eilte der Wind. Die Sterne schauten herab vom Himmel, und der Wald regte sich in monotonem Geschwätze. Stumm eilte das Wild über die Flur, leise schwirrend durchzog der Nachtvogel die Luft. Zwischen den Säulen des zertrümmerten Tempels regte sich's.

„Fort von mir, Mädchen, Du scheinst mein Leben zu halten, dessen Kette zerrissen ist; suche sie nicht zusammen-

zu fügen, es ſchmerzt mich mehr als der Tod. — Hier, nimm die Hand, — laſſ' Dir Lebewohl ſagen — und dann eile zu den Deinigen!" ſprach eine Männerſtimme gedämpft vom Abhange des Hügels in die Nacht hinein.

„Ich werde nicht gehen, ich werde bei Dir bleiben, Du lieber Fremdling," erwiederte das Mädchen; „laß Dich pflegen von mir, nicht umſonſt ſollſt Du gerettet ſein. Du biſt ſo ſchwach, Du bluteſt fortwährend; ich werde hier verweilen. Laß Dich verbinden, ſieh', Deine Wunde wirft ſchon wieder das Leinen von ſich; Dein Blut rinnt ſtark — willſt Du ſterben?" —

„Ja — ſterben; — es wäre eine Wohlthat für mich — ich werde es. — Was willſt Du auch einem Fremden thun!" — ſprach, ſchwächer werdend, die Stimme des Mannes, während Seufzer und Stöhnen aus ſeiner Bruſt kamen. Blutend lag er mit dem Haupt an dem ummooſten Marmor, ſeine Arme hingen matt zur Erde hin, ſeine Stimme ſchien die eines Verſcheidenden, — Blut bezeichnete die Stätte ſeiner Ruhe. Er war ein Jüngling noch, der Verwundete, ſchön und ſchlank wie der junge Baumſtamm; ſchwarz war ſein Haar, fein und erblichen ſeine Geſichtsfarbe; ſeine Kleidung war zerriſſen von großen Strapazen. Und neben ihm kniete ein Mädchen, nicht minder ſchön, aber nicht ſo bleich wie er. Gebräunt war ihr Teint von der Sonne ihres Vaterlands, mit der Griechinnen Lineamenten und ihrer Schönheit; ausgebildet ihre Stimme, reich ihr Anzug. Beſorgt blickte ſie auf des Jünglings Geſtalt, nicht mit Theilnahme nur, mit Wärme, mit Innigkeit und Liebe.

Ihr Athem schwieg lauschend bei dem Stöhnen des Jünglings, ihre Hände waren beschäftigt, den Verband seiner frischen Wunde zu erneuern, den das stark wallende Blut zurückgedrängt; ihr Herz pochte vor Erwartung der Erholung des Kranken.

Nur mühsam ließ das Sternenlicht sie das Antlitz ihres Pfleglings gewahren, und die Ruinen der halb umgestürzten Säulen warfen überdem ihren Schatten auf seine Gestalt. Im Winde flatterten die Kleider des Mädchens; die Bäume fingen an, stärker zu rauschen, der Wind blies heftiger und heftiger: ein Unwetter zog heran. Dunkel ward's am Firmament, das Licht der Sterne verbarg sich ängstlich unter dem Mantel gewitterschwangrer Wolke. Klagend blickte das Mädchen zum Himmel auf, schreckliche Angst überlief sie; sie schien den Tumult der Elemente beschwören zu wollen. Schmerz und aufsteigende Verzweiflung quälten sie, denn sie war allein, des Jünglings Klage plötzlich verstummt; es schien, als schlafe er. Des Weibes Seele kann wohl zur Riesin werden, wenn sie umgeben ist von wüthenden Menschenelementen, wenn aber Gott regiert in seiner dunkelsten und schrecklichsten Allmacht, wenn es unter ihr allein und getrennt von fremdem Menschenathem ist, dann kriecht seine Seele aus ihrer Riesenhaftigkeit zum Schmetterling zusammen, der sie in ihrem Ursprung ist; seine schönen zarten Flügel schlagen scheu und furchtsam an das verderbende Gottesschwert und er verkriecht sich zitternd tief hinein in die Hülle des Menschen. — So auch hier das Mädchen. Schnell gekeimte Liebe zu einem Unbekannten, der ihm rettend erschienen

war, stachelte seinen Dankbarkeitssinn schnell auf, Dem zu helfen, den es liebte, und der ja für dies die klaffende Wunde erhalten. Gott aber lähmte durch die schrecklichen Diener seiner Natur des Mädchens erstarkten Seelenarm; es verzagte an sich und dem hülfsbedürftigen Jüngling — denn es war allein.

„O erwache, Fremdling, — erwache!" rief die Griechin mit matter Stimme, ängstlich krampfhaft ihren Arm um des Daliegenden Rücken schlingend. Stärker und näher kam das Ungewitter, größer ward ihre Angst, die sie trotzig vorhin dem Jüngling die Wunde verbunden, und sich ihrer heroischen That gefreut hatte. Wie sollte sie muthig bleiben, wo sie verlassen die Elemente und den Jammer auf sich herabstürzen sahe. Denn selbst für des unerschrockensten Kriegshelden Brust giebt es Augenblicke, wo rascher die Schläge seines Herzens gehen, oder ganz stocken, wo ängstlich sein Auge starrt und schlaffer seine Muskeln werden; und diese Augenblicke sind die, wo die Faust des Menschen ermattet die Waffe sinken läßt vor der Allgewalt einer unsichtbaren Macht, der Muth in die tiefste Hülle des Bewußtseins zurückflieht, und Furcht an die Stelle des Trotzes tritt. Da wird der schneidige Stahl eine biegsame Ruthe, der Mensch ein Kind.

Wohl schlug auch der Jüngling das Auge wieder auf; doch sein Blick durchflog nur die tobende Finsterniß; er war matt, sehr matt, seine Wunde schmerzte ihn, seine Glieder zitterten vor Frost, seine Seele war auf Augenblicke weit von ihrem halb zertrümmerten Körper gewesen. Sein

Sollt' er, für den ihr Herz entbrennt,
Des Weges gehn im kühlen Hain,
Und nicht aus Liebe zu Nicoletten
In der Laube sich ein Veilchen betten,
Dann hat er gebrochen den Herzensverein,
Und sie will ihm nicht mehr Freundinn seyn.

Als Nicolette, wie ihr gehört und vernommen, ihre Laube gemacht hatte, sehr schön und artig, da schmückte sie dieselbe von außen und von innen mit Blumen und Blättern, und ging dann auf die Seite in ein dichtes Gebüsch, um zu beobachten, was Aucassin thun würde.

Ueberall in der ganzen Gegend verbreitete sich die Sage, Nicolette wäre verschwunden. Einige sagten, sie hätte sich durch Flucht gerettet, Andere aber, Graf Garins hätte sie tödten lassen. Mochte sich darüber freuen, wer da wollte, Aucassin that's keineswegs. Graf Garins, sein Vater, entließ ihn aus dem Gefängnisse, als er keine Besorgnisse mehr hatte, beschied alle seine Ritter und Knapen zu sich, und gab ein prächtiges Fest, um Aucassin zu trösten. Als es am lautesten war in der Burg, lehnte sich der traurige Aucassin an einen Pfeiler, in Schmerz und Schwermuth versunken, und wie sich auch jeder freuen mochte, für Aucassin gab's keine Freude, denn er sah nicht, was er liebte.

Bewußtsein hatte geruht. Der Regen plätscherte vom Himmel herab auf die umgestürzten Marmorkolosse, daß die Tropfen weithin wie aus der Fontaine spritzten, Blitze leuchteten durch die Dunkelheit, die Donner badeten sich in ihrem Licht. Und in diesem sah' er auch die schöne Griechin, wie sie, des Unwetters nicht achtend, sich über ihn beugte, um durch ihren Körper die Gewalt des Regens von ihm abzuleiten, und das blendende Licht der Blitze von seinen matten Auglidern fern zu halten; er sahe auch, wie sie die Hand über die Brust legte und zu dem zürnenden Himmel betete. Kein Laut kam mehr über ihre Lippe, sie schwieg, wo der Allmächtige sie schweigen hieß.

„Gott, wäre doch mein Bruder hier!" flüsterte sie nur leise vor sich hin, „wie schrecklich ist meine Lage!" — Dann beugte sie sich tiefer über des Jünglings Gestalt, um seinen Athemzügen zu lauschen. Ein Blitz zeigte ihr das bleiche Gesicht, das mattgeöffnete Auge; ein dankender Blick drang durch Donner und Ungewitter zum Himmel. „O, er lebt!" rief sie, Freude leuchtete in ihren dunkeln Augen, neuer Muth verklärte ihr Antlitz, ihre ganze Gestalt: denn er lebte. Sie vergaß ihre Lage, sie fühlte nicht die Nässe, in der sie sich badete: denn er lebte ja wieder. Auch der Donner ließ nach, die Luft zu durchrasen, Blitz nur loderte noch wie immer von neuem aufflackerndes Feuer über den östlich die Gegend säumenden Bergrücken. Der Donner hatte seine Kraft vergeudet, der Blitz sein Licht verbrannt. Milde legte sich eine erfrischende Kühle über die Erde, ihr die Wunden heilend, die der Kampf der Elemente ihrer zarten

Außenseite geschlagen. Freudiger ward's auf dem weiten Plan, denn der Himmel heiterte sich über der Erde Nacht; man hörte gleichsam Trostes- und Genesungsseufzer im Busen der Erde sich heben; und diese waren für die Irdischen neues Leben. —

Es ging aber auch böse hier auf den griechischen Inseln zu. Elemente, am unmittelbarsten in Gottes Hand wechselten über ihrem Scheitel mit den göttlich mittelbaren der Menschen, die sich gegenseitig verzehrten, Blut rann stromweise aus lebens- und kampflustiger Brust zur Erde, und zum Meer; denn Griechenland wollte frei sein Blut wissen: entweder ganz entfesselt hinfließend über den Schauplatz seiner bisherigen Knechtschaft, oder tyrannenfrei rollend in den Adern der Seinigen, stählend die Faust, für ewige Freiheit von fremdem Joch sie kämpfen lassend. —

Lindernd senkte sich die aufathmende Luftgöttin über unsern Verwundeten; er fühlte ihren heilenden Hauch, neues Leben durchging ihn.

„Bist noch hier?" rief er fast tonlos, aber freundlich, seiner Schützerin Hand ergreifend und sie in die halb erkaltete seinige fassend; „treue Seele, — wie magst Du doch solchen Antheil an meinem Loos nehmen." — Er schaute ihr forschend unter die Wimpern, in ihr Gesicht, das der halb hervorgetretene Mond beschien.

„Bist Du nicht Einer Derer, die ihr Blut für mein Vaterland hingeben, ohne es das Ihrige zu nennen; meinst Du, Fremdling, ich wisse nicht, daß eignes Leben theurer ist als Fremder Vaterland? Treue lohne der Treue, euer Leben

gilt doppeltes Leben Denen zur Seite, welche ihre Heimath herbeirief. O, ich wollte, ich könnte Dir doppelt lohnen!"

„Sonderbares Mädchen," sprach der Verwundete, sich wirr mit der Hand über die Stirn streichend, als suche er einen Gedankenfaden, — „aber, wie ist mir denn, — wo war ich — wer schlug mir die schmerzende Wunde, um Leben herauszuziehen. — Ich bin sehr müde; — sprich, war das nicht Schießen, nicht Donnerleuchten der Feuerschlünde, was aus der Ferne her drang. — Wo bin ich, mein Geist ist verwirrt, mein Gedächtniß lahm und verkrüppelt — meine Sinne hadern mit einander, als wollten sie sich in den Leib theilen. — Sag' doch, Mädchen, wer schlug mir diese Wunde, die so wüthig brennt — bin ich nicht weit vom Vaterland, von dem Du da gesprochen; dies ist doch sein Himmel nicht — solch Antlitz trägt nicht der meiner Heimath. — Und wer bist Du?" — Er forschte mit den müden Augen in ihrem Gesicht herum; die fern her leuchtenden Blitze hielten ihm das Licht dazu. „Ich habe Dich schon gesehen, ich erinnere mich Deiner recht wohl, ich habe Dich auch lieb gewonnen; aber wodurch, das weiß ich nicht mehr — weil Du mich pflegtest; — aber warum pflegtest Du mich — warum thust Du es noch. — Was ist das für ein sonderbares Licht, das in die Nacht meiner wüsten Gedanken scheint und drinnen verlischt wie ausgebrannter Docht?" —

Er wollte weiter sprechen, sich erheben; aber er fiel schaudernd, als läge er auf der Todtenbahre stets wieder zurück; seine Wunde schmerzte in brennenden Pulsen. Und das Mädchen wollte auch seiner nicht mehr achten, denn wie eine Gazelle sprang

es vor seinen Blicken auf den bemooſten und grasbewachſenen Steinplatten und den runden Maſſen der umgeſtürzten Säulen umher; leicht wie ein Seraph ſchwebte es auf den Zehen bald hier, bald dort hin, immer weiter hinausſpähend und freudig von Spitze zu Spitze eilend. Behende löſte die ſchlanke Geſtalt den Gürtel, ſie ſchwenkte ihn durch die Luft, ſie winkte; ſie horchte; kehrte bald froh zu dem Pflegling zurück, um nach ihm zu ſchauen und ihm Troſt einzuſprechen; und war dann wie ein Reh wieder auf den äußerſten Spitzen der Tempelſäulen, immer winkend und immer freudigeren Blicks. Denn Reiter ſprengten aus der Ferne heran, drei an der Zahl. Spielend funkelten ihre Säbel in der mondhellen Ebene, ſchnell wie ihr Strahl raſten ihre Roſſe herbei; jedoch fortwährend kreuzend, bald hier, bald dort ſuchend, und immer vergeblich wieder zurückkehrend.

Da ſprang überglücklich das Mädchen zu dem naſſen Lager des Jünglings hinab, ſchlang ihren Arm um ſeine Bruſt und rief tröſtend: „Jüngling, freue Dich, wir ſind gerettet; mein Bruder kommt, er wird auch Dich holen. Die verrätheriſchen Spartaner, die raubſuchend hieher gezogen, welche Dir die Wunde ſchlugen, da Du mich ihrer Habgier entreißen wollteſt, als meines Bruders Roß ſtürzte, und er floh vor ihrer Uebermacht, ſind verſchwunden, das Feld iſt leer; die Meinigen ſollen Dir beſſre Pflege geben!“ — Und immer heißer bedrängte ſie den Verwundeten mit ihren Liebkoſungen. Dann ſtand ſie wieder oben auf ihrer gefährlichen Warte und lugte hinaus. „Sie kommen!“ jauchzte ſie — „aber — auch Demetrius — dabei!“ — ſtotterte ſie erbleichend.

Der Schreck über das Heranahen eines nicht Erwünschten machte sie blaß — — und in eben dem Augenblick lief Entsetzen ihr eiskalt über den Rücken: emporgehoben von der Spitze des Steins durch die gigantischen Arme eines aus dem Schatten auftauchenden Räubers. Gieriges Lachen und triumphirendes Hohngebrüll überwog ihren Angstruf, kräftige Fäuste zernichteten die ohnmächtigen Anstrengungen und geschmeidigen Wendungen der Gefangenen. Sie war von Frevlerhand ergriffen, eben an der Stelle, wo sie die Rettung hatte herannahen sehen; ihr Feind, der ihres Vaterlands, war hinter dem moosigen Steine hervorgestiegen, wo auch er opiumberauscht eine Zuflucht vor dem Riesenelement gesucht hatte: und der Gegenstand seines Frohlockens lohnte ihm jetzt den üblen Zustand, in dem er sich vorher befunden. Dorthin, wo der matte Jüngling, ihr Schützling, lag, trug er die Beute, band ihr mit dem Leinen seines Turbans die zarten Glieder, an ihrer Schönheit seine rohe Augenluft findend; Freude war ihm ihre Angst, ihr Hülferuf, denn heiterer, teuflischer grinsend ward des Türken Antlitz bei den vergeblichen Rettungsversuchen seiner schönen Beute.

Da fiel ein Schatten über des Mädchens Gewand, das der Mond beschaute. Der Räuber blickte sich um: der Verwundete schwankte zu seiner Seite, die geballte Faust ausholend zum kräftigen Schlage; aber sie hatte keine Kraft mehr, unnöthig war des Türken schnelles Ausweichen, denn ohnmächtig, erlahmt sank der Arm des Jünglings, er selbst wankte, und stumm zusammenbrechend fiel er zu Boden.

Wüthend ward des schrecklichen Türken Geberde, schrecklicher sein Antlitz, er tobte über dem Dahingesunkenen her, blickte ihm schnaubend in das halbgeschlossene Auge, das traurig seiner Fäuste Ohnmacht gesehen, und hob den Arm zum Todesstoß. Todt blickte auch plötzlich die Natur, das Licht des Himmels erlosch, gleichsam der Wuth des Bösen hemmend in die Arme fallend; der Türke sah unter sich nur die unsichern Conturen seines Opfers. Doch dem Teufel ist die Nacht Freundin. Die rohe Faust war erhoben, ein junges schon halbgebrochenes Leben, zitternd in seinen Organen, leise klebend in den Pulsen aufjauchzender Lebenslust ihre magische Triebfeder. Schaudernd sah sein äußeres Auge hinauf zu seinem in diesem Moment verfinsterten Lebenshorizont, bebend schloß das seines Geistes die unsichren Lider, seine Sehkraft schwand durch das Aufleuchten todtbringender Wuth. Denn drohend stand verkörperter Tod über seinem Haupt und machte die warmrinnende Lebensader zu Eis gefrieren. Augenblicke hindurch nur giebt es ein Leben vor dem jähen Tode der Jugend, nämlich dann, wenn Jugendmuth und Lebenslust durch die zur Receptivität der schrecklichen Erscheinung aufgewachte Seele das Ende des Lebens vor die in ihr zuckenden Blitze desselben führt, und das Leben an dem inneren Seelenhimmel, wie das schnelle Aufleuchten des Blitzes am Abendhimmel, in die Nacht des Zergehens zerfließt.

So war die Lebensflamme in diesem Jünglinge erwacht, so erlosch sie auf — Augenblicke. Denn wie sein Auge sich fest schloß vor dem Gefühl seiner Endlichkeit, ersterbend

vor Schreck, den ihm der daſtehende Tod gab — da belebte wie durch Zauberſchlag plötzliches Pferdegetrappel den Schauplatz der Leidenſchaft, zähneknirſchend wälzte ſich ihr roheſter Diener, der Türke, auf dem Boden, zerſchlagen durch die Hufe des auf ihn zu ſprengenden Pferdes. Doch der Böſewicht bleibt was er iſt auch im Augenblick ſeines Todes. Pfeilſchnell zuckte das Meſſer noch in der nervigen Fauſt des Türken, ein wüthender Wurf, und die glitzernde Klinge zog durch die Nacht wie der Goldfiſch in geſchmeidiger Wendung das dunkle Waſſer durchſtrahlt. Aber die Wuth flog dicht neben dem Gelingen der Schande zur Hölle. Ziſchend eilte das Meſſer am Haupt des Reiters vorbei, zurück ſank die verderbende Bruſt verdorben, zerſtampft durch den kräftigen Hufſchlag des Pferdes; ein Blutſtrahl entquoll dem Munde des Ungläubigen und mit ihm das Leben ſeiner rieſigen Hülle.

Anders geſtaltete ſich der Schauplatz der Angſt; denn die Rettung war da. Beſorgt ſtürzte Einer der herangeſprengten Griechen über das gebundene Mädchen. „Sieg!“ ſchrie er, „hier iſt ſie, — gefunden!“ frohlockte er, zerſchnitt die Bande, welche ſchonungslos ihre Glieder umſchnürten und lud ſie zu ſich auf's Pferd. Doch ängſtlich beugte die Gerettete ſich über des Roſſes Rücken hinab, mit ſtummer bittender Bewegung deutete ſie nach den Trümmern hin, da, wo der Jüngling zuſammengeſtürzt war; ein leiſes „rette auch ihn!“ entſchlüpfte ihrem Munde, und hemmend fiel ſie ihrem Retter in die Zügel. Unbeſorgt, und froh, das gefunden zu haben, was ſie ſuchten, ſprengten die Gefährten in die Ebene zurück. „Demetrius rette!“ — bat

das Mädchen. Und der noch junge Krieger wandte sein Pferd zu der bezeichneten Stelle; er stieg hinab, wo der Verwundete lag und schaute ihm forschend durch's Halbdunkel in's Gesicht. Ueberrascht ließ er den Arm des Daliegenden wieder fallen; „ein Mann!" brummte er zwischen den Zähnen hervor; ein durchbohrender Blick auf das Mädchen, ein böses Ballen seiner Faust, und Reiter und Mädchen saßen wieder zu Pferde. Vergebens suchte dies, ihm zu entspringen, die Arme des Retters hielten es fest umschlungen. „Unwürdige, Du brandmarkst meine Liebe!" knirschte er, und gab dem Rosse die tief verwundenden Sporen.

Im Dunkel, das über der weiten Fläche ruhte, verschwanden sie.

„Wer rufet mir, wer fand bei mir sich ein?"
Und seltsam ernst, und mildgebietend stand
Ein Jüngling mir zu Haupt in hellem Schein.
Chamisso.

— „Klingt dies Seufzen doch fast wie das Stöhnen eines gemordeten Lebens, das die Seele zur Heimath führt!" brummte um die Tempelruinen eine sonore Baßstimme, während nachlässige Schritte über die Steinplatten dahinschlenderten. „Ist's mir doch, als ob Gewissensbisse sich Worte in den Mund genommen hätten, um aus den Seelenwänden durch des Leibes Ohr hindurch zu echoen. Nacht ist's in mir, Nacht ist's um mich her, die Natur hat ihren schwärzesten Todtenmantel umgenommen. Doppeltes Grausen,

das mich zum Knaben macht. — Des umherirrenden Fußes Tritte hallen wie das Dräuen, wie pochende Strafe; der Körper sucht Ruhe, und findet Stacheln, wo er das Haupt hinlegt; das Auge schließt sich, höhnende Phantome reißen sein Lid auf und strecken ihm ihre kahlen Fratzen entgegen; — schaurige Augenweide. Das Ohr — — doch — das ist nicht Stimme sich selber verfolgenden Geistes! Hier scheidet ein fremder Geist mit Fleisch und Blut; hier wird ein Leib bestattet, eine Seele soll ihm das requiescat singen. Vielleicht kann ich hier noch des Todes Hebamme werden." —

Und vorsichtig schritt der Sprecher von dem hohen Gestein herab, zurückhaltend schaute er in den schattigen Halbkreis, den die Säulenfragmente zogen, welche kunstlose Schatten in das Mondlicht malten. Da lag denn der arme Jüngling wieder erwacht und wieder mehr Leben als Tod in sich fühlend. Zuletzt noch bietet häufig das Erstere dem düstren Andern Schach.

„Ho! wer bist Du, Klagender, wird's Dir so schwer von der holprigten Erde zu scheiden? — Steh' auf, wandre Deines Weges, denn es ist kalt in dieser nassen Nacht; oder laß Deine Seele allein wandern und ihre morsche Hülle hier am Gestein, damit ich sie einscharre." Gleichsam gefühllos starrte er mit verschränkten Armen auf den Verwundeten, dessen halb offnes Auge unstät bald auf dem Fremden, bald auf seinem eignen trostlosen Zustand umherirrte.

„Sei nicht so unbarmherzig, Du fremder Mensch!" bat er mit zitternder Stimme; „Du weißt nicht, wie schwer es ist, von hinnen zu scheiden, wie die verzagte Seele an den

Seilen des Lebens zerrt. Schon seit Stunden wollte ich sterben, aber ich seh' es wohl, der Barbar hat nicht das Herz des Lebens in mir getroffen. Hilf mir, oder mache meiner Qual ein Ende, denn meine Wunde brennt wie Feuer, und wie schrecklicher Winter umgürtet die kalte Luft sie mit Eiskruste; meine Sinne hämmern mir im Kopf herum, alle meine Glieder zittern; ich kann nicht leben — nicht sterben." —

„Ho ho!" lachte der Fremde ihn an, aber augenscheinlich nur gezwungen, „es geht Mehreren so, die auch nicht leben, nicht sterben möchten, und doch nicht leben, nicht sterben; ich sollt' es für Sünde gegen mich selbst halten, eine Seele für die Menschheit zu retten, da doch hundert und tausend Seelen nach der meinigen — —;" er stockte in seiner Rede; „nun ich will's für Sühne ausgeben," fuhr er verbessernd fort. „Aber wo will ich mit Dir hin? wie Dir Rettung möglich machen? — Ich selber möchte gerettet sein, vor mir selbst! — Da drunten streifen die verrätherischen Hunde noch umher, die vorhin hier ihr eignes Vaterland geplündert und zersengt haben sollen, diese spartanischen Ungeheuer, die gegen ihre Vaterlandsbrüder wüthen, sie haben kein wirthlich Dach in der ganzen Umgegend gelassen."

„Nun so laß mich sterben, Unerweichlicher; meine Wunde blutet von neuem — hu! „schauderte er vor innerlicher Kälte, „laß mich allein, damit ich allein sterbe. Wenn die Sonne kommt, wird sie hier eine Leiche mehr finden." —

„Nicht also, guter Freund," brummte der Fremde, „ich

Ein Ritter näherte sich ihm, als er ihn betrachtet hatte, und ihn anrufend, sprach er. Aucassin, ich habe auch das Leid empfunden, woran ihr krank seyd, und ich will euch einen guten Rath geben, wenn ihr mich anhören wollet.

Schönen Dank, Herr Ritter, gutes Raths bedarf ich sehr, antwortete Aucassin.

Steigt zu Pferde, hob der Ritter wieder an, und reitet jenen Wald entlang; ihr werdet da Blumen und Kräuter sehn und die Vögelein singen hören, und vielleicht etwas vernehmen, das euch trösten kann.

Herr Ritter, großen Dank! sprach Aucassin. Darauf schlich er sogleich aus dem Saale, stieg die Treppe hinab, ging in den Stall, wo sein Pferd war, ließ es satteln und zäumen, setzte den Fuß in die Steigbügel, und als er vest saß, lag das Schloß bald hinter ihm.

Immer voran ging's bis zum Walde, und er eilte so sehr, daß er bald an der Quelle war, wo er am Mittage die Hirten fand, welche ihre Mäntel auf dem Grase ausgebreitet hatten und freudig ihr Mittagsbrot verzehrten.

Die Hirten pflegten im Wald' der Ruh'.
Ihr Brüder, rief ihnen Lukas zu:
Gott möge Aucassin bewahren;
Ein wackrer Junker, traun!
Und die Jungfrau, lieblich anzuschaun,

müßte ein Kannibale sein, wollte ich zusehen, wie einer der Freiheitskämpfer stirbt, ohne ihm Hülfe zu leisten. Vielleicht bekommst Du Freiheit eher als Du es wünschest; nicht wahr, Du bist einer von Denen, die diesem Lande ein bessres Loos erkämpfen wollten?"

„Ja wohl — nicht ganz — doch — ich habe gekämpft für diesen Boden, der mir jetzt in meiner letzten Stunde ein so hartes Lager bietet," antwortete er, — „für die Freiheit des fremden Landes — um einne Vergessenheit." —

„Ei, sieh, da passen wir ja zu einander: Du bist ein Deutscher, ich auch, — Du kämpfst, um in dem verdammten Heidenblut Lethe zu trinken, ich ebenfalls; aber es wird Fischblut in meinem Geistesschlunde, es kühlt, aber dämpft nicht mein Heidenblut. — Doch komm, ich will Dich auf meine Schulter laden, möchte auch gern bald zur Ruhe kommen; bin durchnäßt wie der Boden unter uns; der Regen hat mich begossen wie einen nachtwandelnden Kater. Ich denke, wir sollen da drüben in jener armseligen Hütte wohl ein friedlich Obdach finden; will uns der Alte nicht die Thüre öffnen, so schlagen wir ihm die Fensterluke ein. Bist Du noch stark genug, meine Schulter zu fassen, so komm." Damit stillte er die Wunde des Jünglings, wusch ihm das Blut von seinen Händen und lud ihn behutsam auf seinen Nacken. Langsam schritt er die Ebene dahin.

An der niedren Hügelwand rastete er; schritt dann auf eine kleine Hütte zu, und pochte ungestüm an die schwarze Pforte. „Wach auf, alter Faullenzer!" schrie er durch ihre Spalte, „Du bekommst Gäste, sie mögen Dir lieb sein oder

nicht. Du kennst mich, habe heute Morgen erst Deine Kabache verlassen. Schieb den Riegel von Deiner Planke, wir haben Eile."

Ein alter Grieche, baarhäuptig und gebückt, öffnete vorsichtig die Thür, schritt dann scheu in's Haus zurück, hielt mit der einen Hand den Ankömmlingen die Lampe vor's Gesicht, mit der andern faßte er einen Knotenstock.

„Sei ohne Sorge, Alter, wir sind froh, wenn man uns Nichts thut," brummte der Fremde, „bereitet mir schnell eine Stätte für den Verwundeten hier auf meinem Nacken, er hat für eure Unabhängigkeit gestritten und ist in eurem Lande verkrüppelt worden. Mir gönne die alte Ecke in Deinem Zimmer, die ich heute Morgen verlassen habe; mit Tagesanbruch gehe ich weiter. Doch diesen armen Teufel hier pflege mir, wie's sich geziemt, und wie es euch möglich ist; wenn Du Lohn dafür verlangst, so mag ihn Dir Der da Droben geben, mein Kamerad hier wird wohl eben so wenig haben wie ich." —

„Ihr kämpft für die Unsrigen, die euch mit Nichts lohnen können, also will ich thun was in meinen Kräften steht; Gott wird die Jugend nicht untergehen lassen in dieser Zeit, wo nur der Arm der Jugend gilt. Tretet ein, bleibt so lange es euch beliebt, und so lange als ich euch zu geben vermag, bis dahin wird wohl mein armseliges Nest wieder von Andern heimgesucht werden. Gott schütze uns! Den Kranken wird er heilen. Aber laßt ihn jetzt schnell in mein Lager kriechen, es wird noch etwas warm sein von meinen dürren

Knochen.“ Er ſchlug die Thür hinter den Jünglingen zu, und leitete ſie zur Ruhe. — —

Am andern Morgen zeitig ſchritt ein junger Mann bewaffnet und trotzig aus der Hütte. Der Nebel rang noch mit der Sonne und die Hügel entzogen ſeinem Schleier ihre Häupter. Feſt war des kräftigen Jünglings Tritt, düſter ſein Auge, das die Seele zu bergen ſuchte, ihre Flur aber eben ſo wenig zu verhüllen vermochte, wie ſelbſt die dunkelſte Nacht die Erde. In der Hütte ſelbſt that ein ſchwer Verwundeter den Geneſung verſprechenden Schlummer. Die Kraft der Jugend widerſteht leicht dem ſcharfen Stahl vernichtender Fauſt; wo aber der Faden von ihm zerſchnitten wurde, der die Seele an den Himmel oder den Jammer der Erde bindet, da zieht die Jugend mit der Seele von dannen zum ewigen Alter irdiſchen Daſeins, zum verklärten Höherſein und der ewigen Jugend eines geläuterten Lebens. — Dieſer Kranke aber ſollte geneſen.

IV.

Navarino.

„Wie?“ fragſt Du klagend, „iſt das Loos des Menſchen Krieg?
Daß nimmer Fried' um ihn, nicht in ihm Friede walte?“
Tiedge.

Es war am 11. Februar des Jahres 1822. In der Feſtung Navarino, an der ſüdweſtlichen Küſte von Morea, herrſchte reges Treiben und Umherrennen. Alles war in

Thätigkeit. Soldaten verschiedener Nationen in griechischem Dienste waren bei der Reparatur beschädigter Kanonen, der Anfertigung von Patronen und der Herbeischaffung des Proviantes beschäftigt. Doch ihre Zahl war sehr gering bei der steten Erwartung eines Ausfalles der Türken von den beiden Kastells Mothon und Koron, und vielleicht gar für die Ankunft der türkischen Flotte, von deren Auslaufen man hier sichre Nachricht hatte. Kaum achtzig waffenfähige Männer lagen in dieser Festung, die vor Freude gejauchzt hatten, da die Expedition des General Normann hier ankam, die sich am 24. Januar von Marseille aus zu Schiffe begeben, mehrere Tage hindurch von ungünstigen Winden wieder zurück in diesen Hafen getrieben war, und nach einer Fahrt von funfzehn Tagen bei Navarino landete. Normann's Expedition bestand aus achtundvierzig Mann, Officieren, Unterofficieren und Gemeinen; mit Jubel wurde sie empfangen, denn wie sollte die bisher so sehr schwache Besatzung mit verletzten Wällen, die sie vor wenig Monaten erst von den Türken gesäubert hatten, gegen einen kräftigen Ausfall der Feinde von den beiden genannten Kastells sich halten, da überdem schon Mangel und Elend unter ihr hauste. General Graf Normann ward sogleich zum Kommandanten des Platzes erwählt, und nun erst trat einige Ordnung, Ruhe und Ergebenheit an die Stelle der Trostlosigkeit.

Am Abend dieses Tages, da die Sonne schon lange gesunken war, pochte es unten an das Hauptthor der Festung mit starken Schlägen. Lauschend hemmte die Schildwache ihren Schritt und beugte sich über den Wall. „Wer da!"

rief ſie hinab, zwei Männer gewahrend, die harrend nicht weit von der hohen Pforte ſtanden. Keine Antwort erfolgte, oder der Wind hatte ſie dem Frager davon getragen.

„Wer da!“ ertönte es zum zweiten Mal barſcher als zuvor von der Mauer herab, und vorſichtig ruhte das Gewehr im Arm des Griechen.

„Gut Freund!“ antwortete es unten. „Laß uns öffnen, wir bringen vier Arme, die ſchon die Feinde kennen!“

„Oho!“ ſpottete der wachthabende Grieche, „Freund, Du mußt ein gewaltiger Kerl ſein, 's ſind wohl Wenige unter uns, die nicht ſchon Bekanntſchaft mit den Beſtien gemacht haben. Was wollt ihr?“

„Einlaß, habe ich Dir geſagt, wir wollen in der Feſte bleiben, mit euch euer karges Brod theilen, dafür wollen wir eurer Sache dienen. Laß uns öffnen, es iſt kalt, wir haben keine Luſt, hier zu warten.“

„Ihr ſollt dem Kommandanten gemeldet werden,“ hieß es oben. Und bald darauf wurden die beiden Ankömmlinge in die Feſtung geführt. Der Soldat ſchritt droben wieder gleichgültig ſeinen Weg, die Thore der Feſtung waren wieder geſchloſſen.

„Seid ihr wieder da?“ fragte freundlich der Soldat, der ſie zum General geleiten ſollte, den älteſten der Jünglinge; „euer Arm wird bald Noth thun, ich wollte wir hätten deren noch hundert mehr.“

Stumm beantwortete dieſer des Griechen Willkommen und ſchritt gedankenvoll neben ſeinem Gefährten her. „Es iſt doch ſonderbar,“ redete er dieſen an, „daß wir uns gerade

heute hier auf dem Wege zur Festung wiederfanden, die vielleicht morgen schon in den Händen der Feinde ist. Hm! 's ist wohl an unser beider Leben wenig gelegen, es wird Niemand um uns sich die Haare ausreißen; Dir schien damals auch gerade nicht so sehr viel um Dein bischen Odem zu thun zu sein, als Du verwundet unter den Ruinen lagst. Nun, auf einen Athemzug mehr oder weniger kommt's nicht an. — Aber sag' mir doch, wer bist Du denn? ich frage sonst Niemanden um Namen und Stand, gleichviel, ob er mir gefällt oder nicht, wenn ich ihm auf meiner Straße begegne. Aber, Kamerad, Du hast mir in jener Nacht, als ich vor Dir stand, so viel sonderbares Zeug vorgeschwatzt, daß es in meiner Seele fast klang wie Harfentöne, welche die Mauer zurückwirft, wie silberner Klang in meinem verhärteten Menschen. Ich hätte Dich damals nicht verlassen, hätte mich nicht ein ganz eigenthümliches Gefühl aus Deiner Nähe gejagt; ich dachte mir: wenn dieser Mensch nun gesundet, so werden seine Worte mit ihm genesen, die in ihrer Krankheit mir wie ein zerschlagener Wiederhall meiner Erinnerungen erklangen; und wenn dieser Fremde nun spricht, wie es aus mir auch herausschallt, so wird die Vergangenheit kommen und meiner vielleicht noch guten Zukunft ein eben so schwarzes Gesicht malen, wie sie eins hat. Denn, guter Freund, ich habe nur Saiten in meinem Seeleninstrument, die blos der Schrecken betasten darf, der dann auch schreckliche Töne in ihm hervorlockt. — Sag' mir also, wer bist Du; denn wenn ich Dich ansehe, so kommt mir Dein Gesicht fast vor wie das Konterfei eines lange gestorbenen

Jahres; oder Du ſiehſt Jenem nur etwas ähnlich. Gleichviel, ich bin neugierig auf Dich geworden."

„Wohl möglich, daß Du ſchon ein dem meinigen gleichendes Geſicht geſehen haſt," entgegnete der Angeredete. „Du haſt den hauptſächlichſten Theil meiner Rettung ausgemacht, ohne Dich läge ich vielleicht lange da, wo es keine Geſichter mehr giebt, und wenn Du bieder biſt, wie ich Dich kennen gelernt habe, wenn Du ein fremdes Schickſal auf die Tafel Deiner ſchnell verfliegenden Gedanken ſchreiben willſt, ſo ſollſt Du mein Schickſal hören, wann wir eine Stätte haben werden, wo wir ruhig unſer Haupt hinlegen können. Der General, den ich kenne, wird uns wohl freundlich aufnehmen, ich werde ihm von meiner Verwundung erzählen, jenes Streifzuges der raubſüchtigen Spartaner erwähnen, die mörderiſch gegen ihr eigen Vaterland wütheten — es vielleicht auch nur aus Hunger thaten — ihm meine ſonderbare Rettung nicht verſchweigen; und dann, hoffe ich, ſoll er uns ein artiges Quartier geben. Komm alſo ſchnell."

„Ja, beim Teufel, es iſt wohl Zeit ſchnell zu gehen, wenn Du mir Deine Lebensgeſchichte noch erzählen willſt, denn wenn mich mein bischen Kriegskenntniß nicht verlaſſen hat während dieſer ewigen rohen Metzelei ungeordneter Streitmaſſen, ſo haben wir morgen in der Frühe, wenn nicht heute Nacht ſchon, die Türkenhunde vor den Wällen; alsdann wollen wir ſehen, wer von uns morgen Abend noch erzählen kann. Aber ich will ihnen zeigen, wie man chriſtlich ſchlägt, und, ſo Gott will, auch ſiegt. Ich habe kein Leben mehr zu verlieren, was mich auf dieſer lumpigen Erde noch

hält, ist ein bischen kahler Odem, gerade so viel als auf eine Säbelspitze oder durch eine Kugelwunde gehen kann; das Leben habe ich daheim gelassen, wo man es meinem inneren glücklichen Menschen ausgeblasen hat; ich wollte übrigens, ich hätte noch eins zu verlieren, wenn auch nur zur Sühne. — — Aber sind wir denn noch nicht bald bei dem Kommandanten?" — fragte er sich finster selbst unterbrechend den sie leitenden Soldaten. Doch der war nicht mehr bei ihnen.

„Sieh doch, wie's da unten auf der Straße — lebhaft wird!" rief zu gleicher Zeit sein Begleiter, „was mag es dort geben; komm, laß uns schnell dahin gehen. Der Kommandant soll überdem in jener Gegend wohnen, also werden wir, selbst wenn dieser Tumult nichts Wichtiges in sich trägt, Nichts verloren haben. Komm, vielleicht ist es mehr als Neugierde, was das Volk dort zusammenjagt." Schweigsam blickte der Kamerad nach der bezeichneten Stelle hin, wo die Menge hinströmte, gleichsam aus der Erde hervorgewachsen. Und ohne ein Wort zu sagen, hielt er mit seinem Begleiter Schritt.

„Der Feind! der Feind!" stürzte man ihnen entgegen, die Straße zurück; „der Türke liegt vor der Rhede, wir werden verloren sein, wenn er landet! — Herr, erbarme Dich unser!" — Verzweifelnd stürzten die Bewohner Navarino's in ihre Häuser zurück, oder vor die Wohnung des Kommandanten.

„Siehst Du, hab' ich's Dir nicht gesagt? ich habe eine starke Witterung des Halbmonds, der, wie jetzt, mit dem

des himmlischen Großsultans eine Kneifzange bildet. Seit mehreren Stunden sah ich schon von der Küste aus am fernen Horizont ein Segel aufblitzen; ich dachte, der Türke sei das, und richtig, er ist es auch. Deshalb beschleunigte ich meinen Gang hieher, ich wollte mit bei der Quadrille sein, wenn der Türke losgeht. Will er noch heute Abend sich tanzlustig zeigen, so mag Gott seine Laterne droben auslöschen, wir brauchen kein Licht, um unsre Schande zu sehen, und ist sie auf des Feindes Seite, desto besser; der Schrecken lodert bei der Nacht zur Flamme auf; ich weiß das." Der finsterblickende Jüngling war wieder harmlos wie vorher geworden, ja an die Stelle einer momentanen Zerknirschtheit trat plötzlicher Uebermuth. Denn in dem Freudejauchzen über nahes Ungewöhnliches tritt der Gewissensbittere, der Unruheüberhäufte seinen Gram unter die Füße und springt in die heitre Region der Vergessenheit seines Selbst; von seinen Schultern rollt der um sich beißende Haß gegen seine Umgebung, und die schwarz verhängte Psyche taucht mit Schmetterlingsflügeln in den neugeschaffenen Aether — bis aus dem Wetterleuchten schnell wirkender und eben so schnell zerfließender Elemente der Blüthenstaub ihrer Fittiche von dem Nachtthau vorherrschender Wirklichkeit hinweggenetzt, wie ein Blüthenschauer aus der Cypresse über das Grab einer Seele, versäuselt, und eine nackte verlassene Psyche zu seiner glanzlosen somatischen Existenz zurückkehrt. Dann ruft der Mond die Gespenster schuldiger Seele wieder aus dem stets frischen Grabe — und wenn's Mitternacht wird, dann triumphirt

das Phantom über den im Tageslicht seiner Erkenntniß stehenden Geist.

Leben war wieder in beiden Jünglingen, und zwar durch ziemlich verwandte Gefühle entstanden, die sie ja auch sympathetisch zu einander geführt hatten. Beide wollten verzweifelt hineinhauen in den Knäuel ihres Schicksals, Beide mit gestählter Faust tumultuarisch die still handelnden Arme ihres Geschickes an sich atrappiren, und sie zu nichte machen — oder besinnungslos ihnen gänzlich unterliegen. Den Aelteren hatte ein böser Zufall hieher gejagt, dem Jüngeren nicht minder ein tyrannisches Ungefähr das Schwert, das er für sein Vaterland geführt, aus der jugendmuthigen Hand gewunden und ihn mit Geißeln in die Fremde gestäupt, wo er noch immer die Züchtigung von seiner Heimath fühlt; in ihren seelenblutigen Spuren aber auch die mit sympathetischer Tinte geschriebenen Worte seiner Schuld liest. — Freudig sah er auf der Rhede die feindlichen Schiffe lagern und — seufzte. Seinen Kameraden hatte das Bewußtsein eines baldigen schrecklichen Tumultes, wo er sich selbst vergessen könne, tief unter die Menge der Griechen getrieben; er stand allein und entfernt von dieser an einer Biegung des Walls und schaute still hinaus in die helle Nacht, auf die Wasserfläche, die ihm der Mond in allen regen Gestalten reflektirte.

„Wie gern führte ich dies Schwert für mein Vaterland," sprach er, sich selbst überlassen, wieder trübsinnig vor sich hin, „aber man hat mich ja hinausgejagt, meine kindliche Freude dort mit Bosheit gestraft, für ein kleines namenloses Vergehen mein schön gefühltes Glück mit der Ruthe der

Mit den goldgelben Haaren.
Sie thät mit milden Händen
Von ihrem Geld' uns spenden.
Wir kauften uns ja Kuchen dafür
Sammt Pfeifen und Hörnern, und andern Dingen,
Die uns Freud' und Nutzen bringen.
Gott segne ihn mit ihr!

Als Aucassin die Hirten hörte, da gedachte er an Nicolette, seine süße Freundinn, die er so sehr liebte, und er meinte, sie müßte dort gewesen seyn. Er gab dem Pferde die Spornen und näherte sich den Hirten.

Gott helf' euch, liebe Kinder! sprach er zu ihnen. — Gott segne euch! antwortete ihm derjenige, der beredsamer war, als die Andern. — Liebe Kinder, fuhr Aucassin fort, singt mir doch noch einmal das Lied, das ich eben von euch gehört habe. — Das werden wir wohl bleiben lassen, erwiederte derjenige, der immer für die Andern sprach. Verwünscht sey, wer euch singt, schöner Junker! — Wie, Kinder, kennt ihr mich denn nicht? hob Aucassin wieder an. — Ja freilich, wir wissen wohl, daß ihr Aucassin seyd, unser Junker. Wir stehen nicht unter euch, aber unter dem Grafen, eurem Vater.

Erfüllt doch meine Bitte, Kinder! Seyd so gut, sprach Aucassin noch einmal. — Ei das wäre! antwortete der Hirt. Und warum sollte ich euch singen,

Falschheit zusammengepeitscht. Man wollte mich dort um meine Jugend betrügen. Ich habe mein Vaterland verlassen und unter fremdem Strich eine Stätte gefunden, wo mir wenigstens nicht frühlingsgrüne Hoffnungen im Umsehen vergelben können; denn sie grünen nicht wieder. Aber in der Fremde will dem zartfühlenden Herzen doch keine Heimath erstehen. — Ob ich wohl zurückkehre, wenn dieser Kampf hier ausgekämpft sein wird? ob ich es überhaupt wohl kann? ob nicht mit den Schwingen dieses Barbarenkampfes auch die des Kampfes in mir, den ewige Widerwärtigkeit mit dem stets neu auftauchenden Sehnen nach geltendem Leben führt, für eine Ewigkeit mit dem am Selbstischen und Weltlichen hangenden Gedanken schweigen werden? — Mühsam hat sich meine Jugend jetzt der schaurigen Umhalsung des Todes entrissen, meine Wunde ist noch nicht verharscht, und ich gehe schon wieder neuem Kampf entgegen; nur um zu vergessen, was mir theure Hände gethan. Ist es wohl Recht, ist es wohl der Mühe werth, fremdem Eigensinn ein Leben in den Schooß zu werfen, damit er an dem Stocken seines Pulses gewahre: der Eigensinn habe ein schreckliches Opfer. Und könnte nicht dann vielleicht gar der Eigensinn lachen in seiner Kindlichkeit, seinem kindischen Wesen, weil er denkt, seine Puppe habe auch ein Leben, der Balg sei auch ein Mensch?" —

„Ach, ich wollte stolz sein auf diesen Sieg über den Tod, wenn er mich in der Heimath mit derselben Waffe getroffen hätte; hier aber in dieser fremden Zone, wo mich der Tod bewillkommnete, hier kämpfe ich für das materielle Wohl Anderer — und mich selbst haben ja Andere betrogen. —

Wie war es doch möglich, daß sie mich gehen heißen konnte um eines Kampfes willen, zu dem mich ihr geckischer Verwandter reizte, den ich freilich hätte vermeiden müssen, wenn ich klüger gewesen wäre; wenn ich damals gewußt hätte, daß ein häusliches Glück nie ohne schirmende Umgebung zu blühen vermag, die sich wenigstens im Aeußeren Thun schützend um stille Liebe reiht. Ja, es war der Uebermuth, der mich zur Hintansetzung aller äußerlichen Verhältnisse aufstachelte; warum ist doch die Jugend so schwer vorsichtig zu machen! — Gott, wie konnte es sein; hat sie mich nicht geliebt, wie sie mir so unzählige Male mit den wärmsten Schwüren versicherte! und doch konnte sie mich verdammen um der geringen Gefahr willen, in die ich nothgezwungen einen ihrer Verwandten setzte! — O sie kann mich nicht geliebt, sie kann es nicht gethan haben — denn Liebe verzeiht ja! — Ich bin ihr darum auch nicht böse, es war vielleicht Kindesliebe, in welcher sie mit den mir plötzlich übelwollenden Gesinnungen ihrer Mutter harmoniren zu müssen glaubte, der ich ja um ein Haar den Neffen geraubt hätte. — Aber wie ist Liebe doch eines solchen Zwanges fähig — o —"

Er wollte im Uebermaß seiner traurigen Empfindungen und der thränenweichen Rückgedanken einen theuren Namen nennen, als er seine Schulter leise berührt fühlte. Er fuhr zusammen, befremdet schaute er sich nach dem Störenfried um.

„Fremdling, theurer Fremdling, treffe ich Dich hier wieder! gelobt sei der große Gott, daß er Dir Dein Leben erhalten, das dort bei jenem Tempel zerschellt da lag wie ein schönes Wrack des stolzen Seglers; das sich zerschmettert an

dem Spinngewebe eines glücklichen Zufalls festgeklammert haben muß, und an ihm sich wieder herausgewunden hat aus den Schauerhöhlen des Todes, der Dich so zähnefletschend angeschaut. Du bist wohl sorglos jetzt, Du meinst wieder zu leben, und doch schwebt schon wieder an dem unsichtbaren Haar der Bosheit ein schneidiges Schwert über Deinem Scheitel. Du bist wieder in Gefahr. Hast Du wohl den Mann dort hinten gesehen, der eben in den großen Haufen zurückschreitet, nachdem er Dich wie ein stummer Raubvogel, wie der blutgierige Condor umkreist hat. Doch Du hast ihn wohl nicht bemerkt, Du warst so tief in Gedanken versunken, daß Du nicht einmal meine Tritte gehört hast. — Wie freue ich mich, daß Du gerettet; die tiefe Wunde, die Dir der Schändliche in die Brust geschnitten, hat Dich so geschmerzt; Du hast wohl viel ausgehalten, armer Jüngling, — und jetzt eben gilt es vielleicht wieder Dein schönes Leben!" —

Mit der aufrichtigsten Miene und so theilnehmender Wärme schaute ihm das Griechenmädchen in's Gesicht, das ihn in seinem Nachdenken gestört, legte treuherzig die weiche Hand auf seine Brust, und vertiefte sich immer mehr in das Anschauen des überraschten Jünglings. „Wie warm Dein Herz schlägt, armer Fremder, ich habe dort in jener Ruine lange vergebens sein Pochen behorcht; Deine Wunde war so tief. Jetzt lebst Du, um vielleicht schon in dieser Stunde wieder das, und noch Schrecklicheres zu erdulden, als was Du damals ertrugst; und glaube mir, trifft Dich hier das Verderben, so hat es sicherer auf dies Herz gezielt, welches

jetzt so warm pocht. Höre, Du bist nicht sicher hier; mein Bräutigam, der mich damals von Dir fortriß, ohne mein Flehen um Hülfe für Dich anzuhören, als Du in der grauen Ruine lagst, hat Dich gesehen, die Schlange der Eifersucht flicht sich im treuen Bunde um die glitzernde seines falschen Herzens; sie werden sich um den Stamm meines Lebens ringeln und seine Brust vergiften mit der scheußlichen Zunge" — hiebei schmiegte sie sich enger an den verwundeten Jüngling. „Demetrius haßt Dich wie es die Sünde nur kann, denn sein Gedanke schon ist ein dreischneidiger Dolch. Er ist fortgegangen, nachdem er Dich beobachtet, aber er wird wiederkommen, und dann — o ich zittre um Dich! — Er hat hier viele Anhänger, sie hassen, wem er Sünde geschworen hat, und wen er haßt, den verderben sie; denn sie sind die Todtengräber seines schwarzen Willens."

„Wer ist er denn, der mein Verderben wollen kann; was habe ich ihm gethan, warum haßt er mich?" — fragte bestürzt und bleicher werdend der Jüngling.

„Weil — ja, wenn ich Dir's auch nicht sage, so erräthst Du's doch; — weil — ich Dich liebe, Jüngling!" — entgegnete das Mädchen mit flammender Wange, und faßte heftiger seinen Arm.

Der Jüngling stutzte; daran hatte er nicht gedacht. Er erinnerte sich des Mädchens sehr gut, das ihn vor einigen Monaten mit so übergroßer Theilnahme gepflegt hatte, in seinem Innern regte es sich bei dem Betrachten des Mädchens hingebend und dann auch widerstrebend; er hatte viel darüber nachgedacht, was wohl diese Unbekannte

zu ſolcher Theilnahme habe entflammiren können; er hatte geſchloſſen, dies ſei nur ein zufälliger Magnetismus, der ihre Seele zu ſolch edler Hingebung führe; aber daß eine fremde Seele ſich zu dieſer Höhe ſinnlicher Inflammation ſteigern ließe, das hatte er nicht geahnt. Jetzt hatte ihn das Mädchen im Schmerz über undankbare Liebe überraſcht, und wenn der Ton der Saite entſchwebt, findet der ihm raſch folgende leichter die ſchöne Stelle, wo er mit dieſem verſchmelzen kann, als wenn er ſchon zerzittert iſt in der Luft und nur ſein zarter Geiſt noch den Raum durchſchwirrt.

Dub iſt in Gefahr? — wiederholte ſich der vorſichtige Gedanke des Jünglings, der ſie erſt am andern Morgen zu ſehen glaubte, wo er dann der Hyäne die Kraft ſeines Arm entgegenſtellen könne; aber ohne Ahnung eines ſchrecklichen Schickſals jählings zu enden, ohne zu wiſſen, durch w e n, das erſchütterte ihn. „Weil Du mich liebſt?“ fragte er halb das Mädchen, halb ſich ſelbſt, und mit zaubernder Stimme: „weißt Du auch, Unbeſonnene, wen Du liebſt? — Sei vorſichtig; Liebe iſt häufig nur ſelbſt gemißbrauchte Schwäche!“

„O, ich kenne Dich, wenn ich auch Deinen Namen nicht weiß! Du biſt gut, das weiß ich; ich habe Deine Wunde vor wenig Monden mit meinem Gewande verbunden — Deine Lippen, aus denen Schmerz und Klage ſtrömte, — mit meinem Munde zu tröſten geſucht.“ — Verſchämt barg ſie ihr Haupt unter den Arm des Jünglings. „Doch komm!“ rief ſie auffahrend, „Du biſt nicht ſicher hier, er wird wieder kommen; die Gefahr iſt ſchnell wie der Pfeil des Bogens in Sünde getränkt. Komm ſchnell!“

„Aber wer iſt es denn, den ich zu fürchten habe? Du biſt ſo ängſtlich, Mädchen, als hätte ich keine Wehr; ſie müſſen erſt über dieſe Klinge fahren, ehe ſie mir an den Leib kommen.“

„Gott, nicht Mord über Mord! komm, ich flehe Dich an, laß die Waffe ſtecken, ſie iſt zu ſchwach für viele Fäuſte. Komm, Jüngling, ich will Dich ſicher bergen, bis es Tag iſt, dann wird es genug Eiſen geben, die Du zu beſiegen haſt. Eile!“ —

„Ich kann nicht mit Dir gehen, Mädchen, ich muß meinen Kameraden aufſuchen, der mich vermiſſen wird; und dann mag ich auch nicht vor einem Schatten fliehen. Ich kenne den nicht, von dem Du da ſprichſt.“

„Ich habe euch Beide beobachtet, ſeit ihr hier auf dem Wall erſchienet; Dein Kamerad iſt unter den Soldaten da drunten und wird ſobald nicht nach Dir fragen. Ich habe mich fortgeſtohlen von den Meinigen, da ich ſahe, wie Dich der Geier umkreiſte, in deſſen Klauen ich ſelbſt bald fallen werde; nun eile aber auch, damit man nicht uns Beide hier bemerkt, und nicht doppelt Unglück über uns komme; es möchte Dir übrigens dann ſchlimmer ergehen als mir.“

„Ich mag nicht gehen, Du Räthſelhafte!“ entgegnete faſt barſch der Jüngling; denn der bunte Wirrwarr ſeiner täglichen Abenteuer ließ ihn mit Entſchloſſenheit einen ſeiner vielen Fäden ergreifen, gleichviel ob er bald ende, oder zum glücklichen Anhaltspunkte hinlaufe.

„So willſt Du alſo ohne Ehre ſterben! ein Fremdling unter uns, von dem man nicht weiß, ob er ehrliche Waffe

führte, oder ob ihn gerechte Strafe ereilte in der Ausübung seines Frevels!" — Morgen bricht der Kampf los, in dem wir vielleicht Beute der rohen Feinde werden, dann kannst Du ja kämpfen so lange nur eine Deiner Muskeln sich regt — aber hier im Kampf mit der Hinterlist oder offner Bosheit erliegst Du; glaub' mir's, lieber Fremdling. Und wenn Du wissen willst, wer der ist, den Du fürchten sollst, so höre: — es ist der wilde Mensch, dem man mich zur Gattin versprach, der mich in der Ruine aus den Armen des Räubers errettete, als ich Deine Wunde pflegte; der mich verhöhnte und noch schmäht, weil ich auch für Dich Rettung von ihm erflehte. Und nun hat er Dich hier entdeckt, denn sein Blick ist scharf wie der Blitz, der selbst das Dunkel durchleuchtet; er hat auch mich vielleicht gar an Deiner Seite gesehen. Ich weiß es, er hat Alles errathen, er wird meine Liebe für Dich schrecklich strafen, weil er falsch und zornig ist wie die Gewitternacht. — Komm also, ich beschwöre Dich, eh' es zu spät ist!"

„Ich will's um deinetwillen thun, Mädchen, denn Du zitterst wie um eignen Tod. Dein ganzes Erscheinen war mir bisher ein Räthsel, vielleicht wird es mir klar werden, wenn ich seinem Dunkel folge." Furchtlos schritt er den Wall hinab in die Stadt, vor ihm das bebende Mädchen, das sich behutsam tief in den Schatten der Häuser duckte und, ihn warnend, ruhelos mit sich zog. „Sei vorsichtig!" flüsterte sie ihm in's Ohr, und drängte ihn näher an die Gebäude, deren Einwohner draußen der Ankunft des Feindes zusahen, oder sich furchtsam in ihre kleinsten Gemächer

verſteckt hatten. „Dort unten wohnt meine Schweſter, ſie iſt Wittwe und wird Dich aufnehmen, bis die Stadt Deines Armes bedarf;“ ziſchelte ſie ihm zu, und beſchleunigte ihre Schritte. Willenlos und ohne Vorſicht folgte ihr der Jüngling über den mondhellen Platz in die enge Straße jenſeits; ſchnell wie ein Reh aber flog ſie voraus, ängſtlich den geringſten Schatten der Häuſer benutzend, der ſie dem Auge des etwa Vorübergehenden entziehen könnte; eben ſo haſtig kehrte ſie aber immer zurück, des Begleiters Schritte zu beſchleunigen ſuchend.

Plötzlich wurde es auf dem Raum lebhaft. Soldaten kamen über die Straße gezogen, Gewehre wurden von ihnen nach den Wällen geſchleppt, Munition zuſammengehäuft. Alles war in plötzlicher Aufregung und Enthuſiasmus für die Vertheidigung der Stadt. „Zu den Kanonen! zu den Wällen!“ hieß es; und der ganze Troß ſtrömte über die enge Straße.

In dieſer Nacht noch wurde Geſchütz und Munition in Stand gebracht; denn von ſechszig Kanonen, die ſich in der Feſte befanden, war ein Drittel gänzlich unbrauchbar gemacht, mit zerſchmetterten Laffetten, oder verroſtet, der andere Theil großer Reparaturen bedürftig, und dieſe ſollten noch zum Theil in dieſer Nacht beſchafft werden. Die unter Normann eingetroffenen Officiere waren thätig und umſichtig, unter ihnen beſonders ein Deutſcher, v. M., der raſtlos die Griechen zur Hülfe an der Inſtandſetzung des Geſchützes anfeuerte. Ihm zur Seite wirkte mit geſchäftiger Hand ein Jüngling, den wir ſchon kennen; er ſchien Alles

vergeſſen zu haben, was ſonſt ſeinen Blick ſo düſter machte; der kommende Morgen begeiſterte ihn; denn er konnte ja nun vergeſſen. Fünfunddreißig Kanonen und Mörſer waren endlich in leidlich guten Zuſtand gebracht, von den in der Feſtung liegenden vierzig Centnern Pulver war Munition angefertigt; wo Lücken in den Mauern, waren ſie ſo gut als möglich ausgefüllt; denn die Ankunft der, zwar wenigen Helfer, hätte die trägen Griechen wenigſtens zu kurzem Intereſſe an ihrer Stadt, oder zu augenblicklicher Begeiſterung für ihre Vertheidigung aufgeregt; dabei war der größte Theil von ihnen gänzlich ungeſchickt zum Artilleriedienſt und erſt durch die Ankömmlinge in ihm unterwieſen worden. So war wenigſtens Navarino vor einem coup de main geſichert; denn eine längere Vertheidigung deſſelben, wenn der Feind auf ernſtliche Belagerung dachte, war wohl unmöglich, zumal der türkiſche Großadmiral, erbittert, daß man ihn bei Hydra angeführt, auf Navarino zu geſteuert, dort mit ſeiner ganzen Macht angelangt war; und, wie es ſchien, dieſe Feſte die Zeche bezahlen ſollte. Die Ausſicht eben machte auch ihre Garniſon ſo kampfträge und gleichgültig. —

„Haſt ihn dort hineinſchreiten ſehen? hab' ich Dir's nicht geſagt, es iſt Ebenderſelbe, um den ſie ſich ſo kümmerte, als wir vor dem wüthenden Sparterhäuptling fliehen und ſie im Stiche laſſen mußten; den ich mit auf mein Pferd laden ſollte, ihren Buben. Der Teufel muß ihm eine Salbe bereitet haben, an der er wieder geſundet iſt. Ich will ſie Treue lehren, wie man ſie dem Griechen ſchuldig iſt; ich will die

Schande von dem Haupte ihres Vaters nehmen, die ſie auf ſeinen greiſen Schädel ſammelt durch ſolchen Verrath; will ihr einen Bräutigam geben, der ſoll ſo kalt und eiſig ſein, wie ihn noch keine Braut umarmte!"

Der Sprecher und ſein Begleiter waren die letzten des Haufens geweſen, der ſich jubelnd zu den Wällen hindrängte; die Straße war leer geworden, und weiter entfernte ſich der Tumult der aufgeregten Griechen. Er war ein ſtämmiger, brauner Mann, ſeine Stirn durchſchnitt eine breite Narbe, die ſich über den Schädel hinzog; ſein Blick war wild wie Rachſucht. Mit einem Fluch ſtürzte er über die Thüre des Hauſes her, in das ſo eben erſt das Mädchen mit dem Jüngling geſchritten; ſein Begleiter ſuchte ſeiner Wuth Schranken zu ſetzen, und griff mit der Fauſt nach ſeiner Schulter. „Demetrius, biſt Du toll! halt ein — Du täuſcheſt Dich — Deine Eiferſucht betrügt Dich!"

„Mich betrügen? — Als ob ich nicht das Haus kennte, wo ihre Schweſter wohnt; — komm nur mit, ich will Dir das Neſt zeigen; der fremde Vogel gehört nicht in meines Täubchens Schlag." Mit kräftigem Druck ergriff er das Schloß der Thür; ſie öffnete ſich nicht. „Haha! alſo verriegelt! hätt'ſt Dir die Mühe ſparen ſollen, Kind; Demetrius hält treue Wache!" und zähneknirſchend rannte er mit der breiten Schulter gegen die Thür: ſie fiel knarrend in's Haus. Der bleiche Mond ſah gleichgültig ihn hineinſtürmen. Der Begleiter, harmlos ſeinen Weg verfolgend, brummte vor ſich hin: „was er ſich einbrockt, mag er allein verzehren; ich bin es müde, als Helfer ſeiner ſchändlichen

wenn ich nicht Lust dazu habe? Es ist kein so reicher Mann im Lande, als Graf Garin, das ist wahr; aber was geht's uns an? Wenn er meine Ochsen, meine Kühe und meine Schafe in seinen Wiesen und Weizenfeldern fände, würde er nicht so kühn seyn, sie zu pfänden, und nicht wagen, sie wegzutreiben. Warum sollte ich euch etwas vorsingen, wenn ich nicht Lust habe zu singen?

Um Gotteswillen, lieber Mann, schlagt's mir nicht ab! Da, nehmt diese zehn Sous, die ich in meinem Beutel habe. — Geld, Junker, schlagen wir nicht aus, aber singen will ich nicht, das hab' ich geschworen, doch ich will's euch erzählen, wenn ihr wollt. — Nun, bei Gott! sprach Aucassin, ich will's doch lieber erzählen hören, als gar nichts wissen.

Junker, hob der Hirt an, wir waren hier bei Tagesanbruche, ungefähr so wie ihr uns jetzt unser Brot essen seht, am Rande dieser Quelle, da kam ein Mägdlein auf uns zu, schöner als eine in der Welt; wir dachten, es wäre eine Fee, und der ganze Wald wäre erleuchtet von ihr. Sie gab uns so viel Geld, daß wir versprachen, wenn ihr hierher kämet, so wollten wir euch sagen, ihr möchtet in diesen Wald jagen gehn, und es gäbe da ein so herrliches Wild, daß ihr nicht für fünfhundert Mark Goldes, ja nicht für alles Gold in der Welt ein Viertheil davon abgeben würdet, wenn ihr's fangen könntet; denn dieß Wild hätte so

Streiche zu erſcheinen.“ Und ſchneller verfolgte er ſeinen Weg. —

„Hm!“ ſchwatzte ein Mann von der andern Seite der Straße kommend, für ſich, „was doch der wilde Demetrius wieder für Unſinn macht; ſcheint's nicht, als habe Liebchen ihm die Thür verriegelt; und um den Türken morgen das Handwerk leichter zu machen, ſchlägt er heute ſchon Thüren und Fenſter ein. — Wo doch wohl mein geheimnißvoller Kamerad hingekommen ſein mag, ich bin neugierig auf die Geſchichte, die er mir auftiſchen wollte, er intereſſirt mich ſonderbar; kommt er heute Nacht nicht an ſeine Erzählung, wer weiß, wer von uns Morgen noch den Mund aufthut. Ich werde ihn wohl beim Kommandanten ſuchen müſſen; ich bin verteufelt warm geworden bei dieſer ſchweren Arbeit auf den Wällen. — Wenn nur der Demetrius nicht Böſes im Sinn hat, ich glaube, viel Gutes wird in ſeiner Werkſtätte nicht gezimmert; ich will ihm doch nachgehen, wo Thüren eingeſchlagen werden, darf man ſchon einmal den Anſtand gegen Damen verletzen; zum Weggehen iſt's ja doch noch Zeit genug. Erſt muß ich ſehen, was hier vorgeht, dann eile ich zum General, mir meinen unbekannten Bekannten zu ſuchen.“

Mechaniſch, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, ſchritt der Herzugekommene über die niedergerannte Thür, ſtutzte aber plötzlich erſchreckt und fuhr mit der Hand an die Klinge. „Alle Wetter! das iſt ſeine Stimme! gewiß pfuſcht er hier dem Griechen in's Handwerk. Wer hätte ihm das zugetraut!“ und wie der Wind war er den Polternden zur Seite.

„Holla! im Namen des Kommandanten die Waffen eingesteckt!“ rief er mit dröhnender Stimme, zwischen den Kameraden und den wüthenden Griechen tretend. „Laßt die Waffen ruh'n! sag' ich!“ und unerschrocken blickte er dem Griechen in das erhitzte Antlitz.

„Oho!“ rief wüthend der Koloß, „Spion Du, was suchst Du hier; weg da, oder Du fährst mit ihm zum Teufel! — Zurück!“ Er führte mit dem Gefäß seines Handschar einen derben Stoß nach des Störers Brust. Der aber kam ihm zuvor und mit Blitzesschnelle lag die flache Klinge des gewandten Jünglings auf dem Gesicht des Griechen. „Lerne, was es heißt, wie ein Hund deutsche Officiere anfallen, die zu eurem Frommen hierher gekommen sind! — Noch einmal: gieb Dich in Ruhe; Du mußt zum General!“

Wie eine umstürzende Säule legte sich des Griechen Gestalt über den kecken Deutschen, als wolle er ihn mit seiner Wucht zermalmen, mit seinen muskulösen Armen zerdrücken; blutrünstig ward seine Wange, seine Stirnadern schwollen; er warf den Säbel zu Boden, langte mit der einen Hand über die Schulter des Gegners, mit der andern erfaßte er dessen Klinge und zerbrach sie in der Faust. Des Jünglings Kraft war nicht hinreichend, die nervige Hand des Griechen von seiner Schulter zu schütteln, die zerstümmelte Klinge weigerte sich, in die Brust des Wüthenden zu dringen; und schon fühlte er sich auch in der andern Seite gepackt — da flog das braune Antlitz des Riesen zurück über seine Schulter, eine breite Klinge zerschnitt die Sehnen seines Halses und zog sich blutig wieder heraus. Kraftlos ließen seine

Hände von dem Jüngling, die große Gestalt fiel rücklings der Länge nach zu Boden.

„Das war die höchste Zeit!" rief, sich den Schweiß von der Stirn wischend, der Befreite; „aber welcher Teufel, Kamerad, führte Dich denn hier mit seinem Pflegesohn zusammen?"

„Sei froh, daß ein Gott Dich hieher führte zu meiner Rettung, und der Himmel mir Kraft gab, das Unheil von Dir zu wenden, braver Freund. Ich bin in böse Stricke verwickelt; wie ich hier herein gekommen, besinne ich mich kaum, ich glaube, dies war wieder mein Schicksal."

„Aber hat Dich denn Dein Schicksal leibhaftig beim Arm genommen und in dieses verdammte Nest geschleppt; hat es Dir willkührlich den Griechenhund auf den Leib geschleudert?"

Betroffen schaute sich der blasse Jüngling im Zimmer um. „Wer?" murmelte er verwirrt, „ich weiß es nicht — aber — wo ist sie denn —?" Ein Frösteln überkam ihn, auf seinem Rücken schlich's schnell mit Eiseskälte; die Erinnerung an das dieser Schauderscene vorangegangene Abenteuer war's, die ihn in ihre kalten Arme nahm und einen kühlen Kuß auf seine heiße Stirn drückte. So wird die thatheischende Gegenwart in der Ausübung ihrer That zur Amme des jüngsten Vergangenheitkindes, sie lullt es in Schlaf, damit es übermenschliche Thaten beginne, und wenn sie geschehen, erweckt sie es, und streichelt ihm die Wange, je nach ihrer Stimmung.

„Bist in des Geiers Horst gestiegen, junger Vogel?“ fragte besorgt und zugleich lächelnd der Kamerad; „doch komm,“ ihn am Arm ergreifend, „wir wollen eilen, daß wir den Seinigen entgehen. Sieh, Dein Opfer röchelt noch, es erhebt sich. — Bleib liegen Hund, ich sag Dir, Du hast ausgelebt, ausgebellt; jetzt schlaf.“ Und hastig zog er den Jüngling hinaus und auf die Straße; der folgte ihm willenlos, schaudernd und suchend den Blick nach allen Ecken wendend, bis er im Freien war.

Auf dem Wahlplatz scheinbar ausgetobter Wuth war's aber noch nicht ruhig geworden. Das Laster stirbt selten, es zergeht meist, und im letzten Moment seines Zergehens drückt es noch der Hölle die Hand; es kennt nur den Teufel, weiß, daß es Engel giebt, aber nicht, was sie sind. Auch die Schande weiß mit ihres Gleichen gut Freundschaft zu halten. Blut strömte in dunkler Fülle aus der klaffenden Halswunde des Griechen, sein gelbhäutiges Antlitz ward fahl, sein Auge schwach, sein Bewußtsein stritt sich mit dem Teufel um den letzten Fingerbreit der Schande. Die Wuth des zur Erde Geschleuderten sammelte ihre noch übrigen Kräfte, die Fibern seiner Seele zuckten und zitterten, die bittre Qual des Bewußtseins, fruchtlos ein Scheusal zu sein, lief über das blinde Glas seiner Gedanken. Zum letzten Male schwollen die Muskeln seines Arms und seiner Faust, sie hoben krampfhaft seinen Rücken vom Boden; seine ganze Gestalt wand sich mühsam empor. Mit lauerndem stieren Blick guckte er umher im Zimmer, sein Haar sträubte sich, wie wenn der Tod verkörpert einen ihm verfallenen Körper

beim Schopf erfaßt. Der Grieche ſah den dunkelrothen Quell, der ſeiner Halswunde entſprang; er ließ ihn fließen, wenn er nur fände, was er ſucht.

Da regte ſich's in der Ecke vom Divan; leiſes langgezogenes Athemholen durchging die Stille und ſtarb in dem Geräuſch, das die Rieſenglieder des Verwundeten am Boden erhoben. Der horchte. Seine Muskeln blieben ſtraff geſpannt, ſein Blick ſo ſtarr an dem Orte, wo ihn der leiſe Athem gefunden, ſeine Pulsſchläge ſtockten, ſein Blut hörte auf zu fließen — aber nicht aus Tod; denn der ſteckte eine helle Fackel in ſeiner ſchwarzen Seele an, Furien der Hölle umjauchzten ſie, die Unſchuld flatterte ängſtlich um ſie her, getrieben von des ſchwarzen Schandtodes Geſellen — und wäre nicht der Tod ihr hülfreich beigeſprungen, die Rotte hätte ſie in die Flamme gejagt. Wie der gierigen Königsſchlange ſtiller Lauerblick ſtarrmachende Vorboten des Todes ihrer Beute zuſchickt, hatte der Grieche die ſeinige erſpäht; die Hölle riß ihn das ſchon halb gebrochene Auge weit auf, um ganz und mit ihrer ganzen Hölle ihr zitterndes Roſenopfer zu erfaſſen. In der Vereinigung ihrer übrigen Kraft hob die rohe Fauſt den ungeſchlachten Körper vom Boden, er ſtand aufrecht da: ein einziger kurzer Schritt, ſein Antlitz verzerrte ſich höhniſch — er lag dort, wo ſein Opfer dem Tode entgegenzitterte, wo ängſtlich die Unſchuld an den Wänden der Unrettbarkeit umherflatterte, mit ihren ſchwachen Aetherfittigen an die Fenſter der Nacht klappte, und keine Sonne ihm erſchien. Ein Schrei des Entſetzens empfing den niederſtürzenden Demetrius, den der Tod im Nacken

erfaßt, ehe er den blutrothen Stein in die Krone ſeiner Schande zu ſetzen vermochte.

Schaudernd vor dem Anblick des Schreckens, deſſen Aufthürmen ihr eine Ohnmacht verborgen, deſſen ſchwere nahende Schritte ſie zitternd vernommen, war das Griechenmädchen in der Ecke zurückgeſunken, wohin ſie ſich, Schutz ſuchend, vor dem Eindringen des nun Todten geborgen hatte; ſie konnte die blutigen Schritte des Unglücks vernehmen, ſie durfte auch ſeine Vollendung ſehen — der nächſte Augenblick gab ſie wieder ihrer Ohnmacht zurück. Schweigen ſchritt mit dem Aethergang über die Schwelle der Zerſtörung, Schweigen hielt dem in der Ausübung ſeines ärgſten Frevels getroffenen Demetrius ein unheimliches Todtenamt; der durch die Thüre hereindringende Luftzug jagte den Schein der umflorten Ampel im Zimmer zur unruhigen Lichtwelle auf, der ſich immer neu an dem Schreckbild des Mordes brach, und zitternd zurückbebte von dem noch warmen Monument menſchlicher Schande. Wie ein geheimnißvoller Bote, ein vorſichtiger Spion ſchlich der Nachtwind durch die Thür des Hauſes und das dunkle Vorzimmer in den Schauplatz ausgerafter Leidenſchaft, flüſternd fragend die Wände, was ſie geſehen und wer dies hier gethan habe, floh behende hinaus, und kam immer wieder ſo geſchäftig geheim, wie er gegangen, zu dem lebloſen Körper; ſchaute ihm in die ſtarren Augen, ſpielte mit ſeinem Gewande und jagte ſchonend die Locke auf die überblutete Stirn. Aber er ſagte Niemandem, was hier geſchehen, denn Niemand ließ ſich draußen erblicken; er tappte an der dunklen Wand entlang, leiſe ſprach

er und verwundert von der Schande der Menschheit und ihrem Fluch vor sich hin; aber Keiner kam, sich mit ihm zu wundern, denn der Mensch band neue Schandbündel, um die Tugend mit ihren Kindern zu verbrennen.

Daß unser Staub, von gier'ger Hand
Gesammelt, nicht in eine Todten-Urne
Getragen wird!

Byron.

Der Morgen lachte der Nacht, da sie sich in ihren neblichen Mantel schlug und zur Pforte zwischen Erde und Horizont einging. Zagend grüßte ihn mancher Grieche in Navarino, der vielleicht an den vorigen Tagen, ja an dem letzten Abend noch ermuthigt durch die, freilich kleine Schaar, das waffenkundige Corps des General Normann, der kommenden Dinge geharrt hatte. Aber Navarino sollte der ganzen türkischen Flotte widerstehen, die sich mit all ihrer Stärke über diese kleine Feste hermachen zu wollen schien. Die Wälle waren schwach, hie und da ausgebessert, unfähig, energisch anhaltenden Stürmen die Spitze zu bieten, die Zufuhr war zweifelhaft, wenn der rohe Feind vor Navarino verharrte; denn noch waren die beiden Kastells Mothon und Koron, zu zweien Seiten der Festung, in seinen Händen, und auch von diesen her ein Ausfall zu befürchten. Doch der wahre Grieche hoffte; das Erringen seiner Freiheit beseelte ihn wunderbar, wenn gleich viel banges Zagen die Flamme der Begeisterung mit der tödtenden Asche niedergebrannten Muthes überschüttete.

Am Morgen früh des eilften Februars legte ſich die ganze feindliche Flotte, vierundfunfzig Segel ſtark, dicht vor den Hafen. Mothon öffnete ſeine Thore, ſeine Beſatzung zeigte ſich vor ihnen und warf ſich auf Navarino mit etwa fünfhundert Mann — der Griechen Lage war böſe: durch fünfunddreißig Kanonen, ſchlechte Mauern und ihre eignen kräftigen Arme ſollten ſie den Feind abhalten, wollten ſie ihn zernichten, der auf Waſſer- und Landſeite herandrang. Indeß ihre Wälle waren, wenn auch nur ſpärlich, doch zweckmäßig beſetzt. Fürchterlicher Tumult herrſchte hinter ihnen in der Stadt; Weiber und Kinder ſtrömten zu den Thoren, zagend und bebend an allen Gliedern und harrend des hereindringenden Feindes, um ſich ihm flehend zu Füßen zu werfen.

Drei Stunden ſchon währte der Kampf; die Munition ward geringer und immer geringer; die Angſt in der Stadt ſelbſt größer und gefährlicher. Nur auf den Wällen ſteckte der Muth über dem Tode furchtlos ſeine Fahne auf: es war die der Freiheit. Aengſtlich wehte ſie auf den Mauern, ſie ſah ſo frei aus, und doch waren ihre Getreuen wohl nie bedrückter als eben jetzt. Die Türken raſten unaufhörlich heran, ihr Feuer war fürchterlich, das der Griechen nicht minder; doch mancher der Ihrigen fiel zerſchmettert und zerriſſen dem Bruder vor die Füße.

„Dorthin! dorthin gerichtet!“ — rief ein Jüngling dem Kameraden zu; „ſiehſt Du nicht den Roßſchweif? — Reiß ihn ihm aus der Hand — hinunter Halunke!“ und mit nerviger Fauſt rannte er dem heraufkletternden Türken

den Degen durch den Leib. Blut umſpritzte ihn, er ſtand und arbeitete in dem großen Menſchenſchlachthauſe, wo die Seele keinen Pfennig werth und der warme Hauch des Körperlebens den ſchneidigen Stahl hinanzittert; Tod umlärmte ihn bald wild wie Hochzeitsreigen der Jugendluſt, die bis zur Orgie auftobt und dann in ihrer Gelähmtheit die Vergänglichkeit anſeufzt; bald ſtill und wiſpernd, wenn die zarteſte Stelle des phyſiſchen Lebens getroffen, und Leben nur leiſe über die Gegenwart hinſtreicht wie matter Hauch über die Spiegelfläche. Denn augenblicklich klar iſt die Gegenwart wie ein Spiegel, vorn ſchaut die Zukunft hinein, hinten ſchabt aber die Zeit das Metall von der glatten Maſſe, damit ſich das wachſende Kind nicht erkenne; denn Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft kennen ſich nicht, und der Menſch ſucht vergebens ein Band um ſie zu ziehen.

Zwei Tapfre vorzüglich vertheidigten an einer ſchwach gedeckten Stelle Navarino's Wall: es waren unſre beiden Jünglinge, kämpfend wie junge Löwen um — Andrer Freiheit. Und der Jüngſte von ihnen war's auch, der dem Türken die Klinge durch den Leib bohrte, als deſſen Fauſt ſchon zu den Füßen der Vertheidiger die Mauer packte, deſſen Nachfolger den Roßſchweif trug. Sein Kamerad kämpfte eben ſo glücklich an ſeiner Seite; wo des Einen Säbel einhieb, da ſchützte der des Andern des Freundes Haupt; und triumphirend ſahen ſie ſchon des Türken Hitze nachlaſſen.

Die vierte Stunde des Kampfes war gekommen. Die Sehnen der Glieder erſchlafften; auch unſre Deutſchen wurden matt. Den Schweiß von ſeiner Stirn wiſchend, lehnte

der Jüngere ſein Haupt an die Schulter des Gefährten; er trieſte von Mattigkeit, vorſichtig benutzte er den Augenblick, wo der Feind ſich, wie es ſchien, zum letzten Sturm ſammelte. Der Andere ließ ermüdet die Waffe hängen und ſpähte hinunter in die feindliche Maſſe. Da ſummte mit unſichtbarer Schnelligkeit das Verderben heran; eine Kugel bohrte ſich tief durch des Jüngeren Schulter, zerſchmetterte ſeinen Arm und warf den Jüngling zu Boden. Erbleichend fuhr der Gefährte zurück. Ein unerklärbares Intereſſe hatte ihn bisher an dieſen Fremden gefeſſelt, vielleicht ein gleiches Loos, das er nicht näher kannte, ſympathetiſch ſtumm ihn um Freundſchaft gebeten; ihm war es geweſen, als wäre eine Saite von dem Leben dieſes unglücklichen Fremden ſanft in das ſeinige herübergeklungen, als hätte ſich die ſeine mit dieſer zum langſam anſchwellenden Accorde gehoben — als ſei dieſer Unbekannte ſein Freund. Und nun ſah er ihn zu Boden fallen, den er bereits einmal rettend auf ſeinem Nacken getragen; er fühlte, das Unglück dieſes Fremden ſei ein Unglück für ihn ſelber. Mitleidig beugte er ſich über ihn, ließ ſeine Stelle durch andre Krieger erſetzen, um ſchnell dem Verwundeten ein weiches Lager zu betten. Abermals nahm er ihn in ſeine kräftigen Arme, ſein treues Auge hing mit ſchnellbewährter Liebe an dem Blutenden. Er trug ihn vom Wall in die Stadt.

„Wir ſind verloren! unrettbar verloren!“ durchkreiſchte es die Straßen. Weiber und Kinder drängten ſich zu den Thoren, „Rettung — Rettung!“ ſtöhnend, ihre wenigen Habſeligkeiten im Arm, um dem Feinde die Thore zu öffnen,

wunderbare Tugend, daß ihr von eurem Leid genesen würdet, wenn ihr es fangen könntet. Aber in drei Tagen müßt ihr es gefangen haben, sonst werdet ihr's nie wiedersehn. Geht also und jagt es, wenn ihr wollt, wo nicht, so laßt es bleiben. Ich habe meinen Auftrag ausgerichtet.

Genug, Kinder, sprach Aucassin. Gebe Gott, daß ich's finde.

Und was sein Liebchen, zart und fein,
Zu den Hirten hat gesprochen,
Hätt' ihm fast das Herz gebrochen.
Da ging es froh in den Wald hinein.
Das Dickicht zu ereilen,
Muß sein Roß die Lüfte theilen.
Und er sprach: „Nicolette wohlgestalt,
Um deinetwillen komm' ich in den Wald.
Ich störe das Wild im Lager nicht,
Dich aber such' ich hier,
Zu schauen deiner Augen Licht
Und deines Leibes Zier.
Dein Lächeln süß, dein süßer Mund,
Sie machten das Herz mir krank und wund.
Doch sind wir ewig geschieden nicht,
Will Gott der mächtige, gnädig seyn,
O süße Schwester mein!"

weil ſie ihrem Schickſale nicht entgehen zu können glaubten. Der Türke hatte von neuem und heftiger die Mauern beſtürmt. Schwache Männer und Greiſe, Bewaffnete und Waffenloſe zogen zum Thor, um die Stadt zu verlaſſen; ihr ruhiges Bewußtſein war verſchwunden, ihr Vertrauen auf eigne Hülfe hatten ſie aufgegeben; ſie glaubten, wenn der Türke erſt über die Wälle ſteige, was nicht lange mehr dauern werde, würde er niederſengen und brennen, was ihm widerſtanden; daher wollten ſie ſich ihm noch unbeſiegt zu Füßen werfen und Gnade für ihr armſeliges Leben erbetteln. Armes Griechenvolk; hier bargt ihr ein Lazareth zerlumpter Memmen unter dem grünen Giebel eurer erdachten Freiheit. —

Herzhaft wie immer legte der deutſche Jüngling ſeine wunde halb lebloſe Bürde neben ſich auf den Boden und trat dann den heranſtrömenden Schreihälſen, den Weibern und weibiſchen Männern entgegen. Mehrere fremde Soldaten unterſtützten ihn. „Nicht ein Haar breit weiter zum Thor!“ rief er mit kräftiger Stimme, „glaubt ihr Hunde, wir wagen unſer Leben für euch, damit ihr uns den Feind in den Rücken führt? — Zurück, oder wir ſagen euch Memmen den Türken zu über ihre Feuerſchlünde, dann mögt ihr Verrath üben. — Seht Dieſen hier, er ſtirbt für euch, ſoll er für die Schande ſein Leben in die Schanze geſchlagen haben? — Zurück, noch einmal, ihr kommt nicht lebend zum Thor hinaus!“ Erſchreckt flohen die Weiber zurück, ihnen nach die ſchwächlichen Männer und Greiſe, beſchämt durch den Muth dieſes Jünglings, in ihre halb zertrümmerten

Häuſer, oder zum Fuß des Walles, wo ſie die Luft mit ihrem Zetergeſchrei anfüllten.

Drauf trat der Jüngling wieder zu ſeinem armen Verwundeten, riß vorher einem der halbnackten Weiber ein kurzes Laken aus der Hand, in das es ſein Kind gewickelt hatte, verband damit oberflächlich die zerſchmetterte Schulter und lud ihn wieder auf ſeine Arme. „Komm," ſprach er vor ſich hin, voller Bitterkeit und Unwillen, „dies ſind Leute der Freiheit, Griechen; in unſerm Deutſchland iſt's am Ende doch noch beſſer, und wären wir dort geblieben, ging's uns beiden anders; ich glaube, Dir wäre das eher möglich geweſen als mir, den man als faſt Knabe noch von dort führte. Wer weiß, ob Du, Armer, noch einmal Deines Vaterlands Antlitz erblicken ſollſt, ſiehſt mir gerade nicht danach aus." Eine Thräne trat dabei über die vom Staub und Pulverdampf bedeckte Wange. — „Ha! da kommen die Memmen ſchon wieder herangeſtürmt!" murmelte er in den Bart, „ſie wollen dem Feind die Thore öffnen, die Du, Kamerad, mit Deinem Leben verſchloſſen hieltſt; armer Freund hätteſt Du das geahnt, hätteſt Deinen Lebensreſt anderswo und beſſer anbringen können — doch, laß ſie thun, wozu ſie Luſt haben."

Auf den Raſen vor eins der Häuſer legte er ſeiner Kameraden, ſäuberte ſeine Wunde noch einmal, die durch Schweiß, Pulverdampf und Staub ſich zu entzünden ſchien, und ſorgte mitleidig für den Kranken; der aber ſprach kein Wort, ſein Auge blieb geſchloſſen.

„Die Schändlichen! ſie wollen uns doch verrathen!" knirſchte er in den Zähnen, „ich hätt's ahnen ſollen, ſo wäre

ich nicht wieder in dies Drachenneſt gekrochen!" Einen wüthenden Blick that der Deutſche auf die ſtöhnende Weibermenge mit ihren Greiſen und Kindern, dieſe unklugen Bewohner Navarino's, — dann trat er erſchreckt von dem Pflegling zurück. Denn aus dem Knäuel der zum Thore Ziehenden ſtürzte plötzlich ein junges Frauenzimmer, den Greis an ſeiner Hand fahren laſſend, mit einem Schrei über den athemlos Daliegenden; küßte und drückte ihn halb vor Schmerz, halb vor Freude; dann ſchluchzte ſie wieder und rang ihre Hände, daß der Jüngling erwachte und nach ſeiner Wunde fühlte.

„Hat Dich ſchon wieder der Tod, armer Fremdling! o ſtirb nicht, wach' auf — wach' auf! — Ha, Du lebſt, Da athmeſt wieder, — o Du biſt für den Tod zu ſchön. — Ja, Du wirſt wieder leben, wie damals. — Führe ihn ganz wieder in's Leben, Unthätiger, der Du daſtehſt wie ein kalter Todesgedanke; weißt Du nicht, daß der Tod ſchneller ſein kann als der Pfeil vom Bogen geſchoſſen, und der Athem mit einer Seele beladen ſchnell zum Himmel fliegt, wie ſie denkt! — Rette ihn!"

„Ja, Gott weiß, daß ich meine Seele nicht lieber retten möchte als ihn," murmelte der Freund vor ſich hin, ſtarr und feſt ſein Auge auf des Verwundeten Antlitz heftend; „die Wunde iſt verbunden, aber ſie iſt groß und tödtlich; ich habe das meinige gethan, jetzt iſt es Sache Des dort Oben, mir den Geſpielen meiner ſchuldloſen Kindheit zu erhalten. — Ja, er muß es ſein, dieſen Zug um ſein großes treuherziges Auge ſoll ich nun erſt erkennen, wo Leben und Treue aus

ihm geſchwunden iſt, dies Herz, ſein trautes Bruderherz haben mir Schickſal und Zeit entfremdet. — Rudolph, Du biſt es!" — Er ergriff die blaſſe Hand des Halbtodten und drückte ſie an ſein Herz; er kniete neben ihn. „Rudolph, erwache!"

Die Griechin jauchzte wie er die trüben Augen abermals wieder öffnete; und ein greiſer Mann trat hinter ſie, ſeine Hand mahnend auf ihre Schulter legend. Es war einer der Ephoren, ein grauer Schwächling, der auf Gnade und Ungnade den Türken in die Arme rennen wollte; der Vater des griechiſchen Mädchens, das hier neben dem verwundeten Deutſchen kniete. Nicht Haſenherzigkeit hatte ihn wohl angetrieben, ſich den Feinden zu überliefern; jedoch die Stütze des feſten Vertrauens auf die Seinigen war dem Alten in dem beabſichtigten Schwiegerſohn Demetrius gebrochen, den er blutig und gemordet in ſein Haus hatte tragen ſehen. Dieſer war ja eigentlich die Seele ſeines ſchwachen Muthes geweſen und mit ſeinem Tode ſtarb ihm die Hoffnung auf Hülfe und Errettung des Vaterlandes. Man weiß ja, das Alter muß einen Gegenſtand haben, an dem es in Bedrängniß feſthält und in dem es nur lebt, ſein Puls iſt zu matt, um dem Fluge der die Zeit fortreißenden Jugend Schritt halten zu können, und nur die Seele in ſeiner nächſten Umgebung, welche es für die ſchönſte hält, oder die ſich ihm, ganz gleich in welchem wirklichen Charakter, wenn nur mit freundlicher zutraulicher Miene zuerſt genähert, an der haftet es, wie der mürbe umfallende Stamm an der jungen Nachbareiche. Der alte Ephore hatte geweint über das Zuſammenbrechen ſeiner

Eiche, jetzt sah' er die Tochter weinen an dem hinwegzuckenden Funken eines so theuren Frankenlebens; ihn nahm das Wunder, weil er den Fremden und sein Verhältniß zu dem Mädchen nicht kannte; und er weinte auch jetzt mit, denn er sahe ihm die noch Uebriggebliebene der Seinigen weinen, und war zu schwach, den Irrthum der Tochter strafen zu wollen. Wir Menschen halten ja selber das Alter für einen berechneten Irrthum einer sehr weisen Allmacht.

„Rudolph! Du lebst!" rief der Jüngling, des Erkannten Hand drückend und seine blassen Lippen küssend. „Du lebst!" — Doch der war nicht mehr fähig, die Ergüsse einer lange entbehrten und schwer verkannten Freundesseele zu empfinden, in sich aufzunehmen — noch weniger aber, die seinigen in diese hinüberfließen zu lassen. Sterbend wehrte er den Zudringlichen sich ab, so viel es seine überhandnehmende Schwäche zuließ; deutete auf seine Brust, und sprach: „diese Briefe — die Du hier finden wirst — bring in unser Vaterland. — Gieb sie an Die, welche mir theuer sind — deren Namen Du darin finden wirst — sag' ihnen — sag' Leontinen — Du habest mich — begraben." — Es erlosch sein Auge, sein starrer lebloser Blick zeugte von Unwiederbringlichkeit; auf sein Antlitz trat eine marmorne Regungslosigkeit: er war für die Freundschaft, für eine Welt verloren — für eine andere gewonnen.

Die Gruppe um ihn her bestand nicht aus lieben Verwandten; er starb in keiner süßen Heimath. Und doch verfolgte das Schluchzen des Mädchens sehnend die entschwundene Seele; sie rang die Hände um die Vergeblichkeit ihrer

ſchnell gekeimten Liebe. Der deutſche Jüngling weinte auch; er riß die Papiere aus des Todten Taſche, ſie waren überblutet. Thränen netzten die Schriftzüge, die Namen die ihm theuer waren, die aus dem Morgenland ſeiner Kindheit zum Frühlingsbewußtſein herüberklangen, und flatterten wie in Flor gehüllte Genien; ihn umſchwärmten, erinnernd ſich an ſeine Seele klammernd, dieſe Namen, deren Klang er ſo lange vermißt, die nur ſeine Seele an ſein Gedächtniß geſprochen hatte — die er jetzt immer und immer wieder las. Denn nur in ſeiner Erinnerung ſtanden ſie bisher geſchrieben, und ſein Gedanke hatte oft die goldgezeichnete Schrift über ſeine Heimathsjahre durchleſen, und Thränen waren über dieſe Schrift hingeronnen wie eben jetzt über die Freundesbriefe. „Rudolph!“ ſchluchzte er, „warum mußteſt Du ſterben, da ich Dich wieder erkannte; — Bote der Heimath mit gebrochenem Auge!“ —

„Sieg!“ tönte es da aus den Kehlen der Griechen von den Wällen herab; „die Türken ſind geſchlagen!“ rief es freudig aus dem ſtillgewordenen Kampf um materielle Seligkeit. — Hier unten aber hatte eine Seele über die Welt geſiegt. —

Die trauernde Griechin geleitete ihren greiſen Vater nach Hauſe; und nach wenigen Wochen auch zu Grabe. Sie weinte fortwährend um den Tod des Geliebten, und das Andenken ihres verſtorbenen Vaters erfüllte ſie mit namenloſer Verwaiſtheit. Eine Verwandte in der Nähe von Miſtra hat ſie zu ſich genommen. Dort trauerte ſie noch Jahre lang um Geſtorbene; ihre ländliche Wohnung hörte ihre

Klage, die Pinien und Oleander draußen vor ihrer Thür sagen dem Vorüberziehenden, daß man hier langsam eine Seele begrabe.

Der Türke hatte nach fünfstündigem Gefecht von Navarino abgelassen, seine Flotte lief auf Patras zu. Der Uebriggebliebene unserer beiden deutschen Jünglinge, Otto, Emerentia's Bruder, den wir im Kampf mit den Tscherkessen, um verübten Mord von seinem eignen barbarischen Vater verfolgt und verrathen gesehen haben, wanderte nach der Heimath, auf Deutschland zu, weil er sich sehnte die Stätte seiner Wiege einmal wiederzusehen; weil es ihm in der Fremde auch so trübe ergangen, und er seine traurige Mission erfüllen wollte. Dann, meinte er, könne er daheim, wo er zwar kein elterliches Haus mehr zu suchen habe, mit den wohlbekannten Fluren sprechen, den Winden seiner Wiegenstätte sein großes Unglück klagen, das ihn zum Flüchtigen mache; theuren Bekannten das jämmerliche Loos eines Ihrigen an's Herz legen und, wenn er Trostlosigkeit unter den Einzigen verbreitet, die ihm noch lieb waren, dann wollte er seine Schwester Emerentia aufsuchen, zum letzten Mal den Namen Schwester nennen, er, den man in der ganzen Welt einen Fremden heißt; und dann — nun dann wollte er — — Die Pole der Erde sind ja einander so fern, sie selbst so groß, daß ein Menschenleben auf ihr verschwindet wie eine Mücke, die auf dem ungeheuren Weltball kriecht, wie ein gemißbrauchter Gottesgedanke, den die Welt in ihre weltliche Hölle hinabgeschluckt; wo ein Meilenweg da liegt wie ein Staubatom auf dem verbildlichenden Schulglobus,

um den ſich beſchauende Gedanken ſchaaren, ohne das Staubkorn zu gewahren.

Griechenland kämpft noch heute, vielleicht um ſich zu einer gänzlichen Auflöſung hinzukämpfen. Denn obgleich es zum ſelbſtſtändigen Staate ward, wenigſtens vor den Augen der übrigen, ſo iſt doch eben ſein ſtaatliches Beſtehen zweifelhaft, fortwährend zerrüttet; es iſt alſo nichtig als Staat. Republikaniſche Länderbrocken würdevoll in ſich zu faſſen, vermag kein Staat, viel weniger noch, abſtrahirt von eben den verderblichſten äußeren Einwirkungen, kann er Stämme und Völker zu Brüdern machen, die zwar einſt einer Fahne, der Freiheit, freilich unter den verſchiedenſten Symbolen, huldigten, aber vom grauen Alterthume herauf noch nie unter einen Hut zu bringen waren. Der Griechenſtaat iſt ein Kind, ein zu früh confirmirtes Kind, das aus dem Bereiche ſeiner Vormünder gelaufen.

V.

Der Wahnſinnige. — Zwei Rivale.

Wenn Haupt und Glieder ſich trennen,
Da wird's ſich zeigen, wo die Seele wohnt.
Schiller.

Nicht weit vom rechten Ufer der Wolga zieht ſich ein holpriger Weg hin. Die Sonne hatte ihren glühenden Athem ausgehaucht: wie ein wiſpernder Zitherton hafteten noch ihre letzten Blicke auf den Blättern des öden Parks. Bis ſie plötzlich verſchwanden, der Abend unbemerkt anfing,

in den Blumen zu wühlen, die dürren Blätter aus ihren Zweigen zu pflücken und sie hinabzuwerfen, wo sie sich in der Welle herumtummelten oder sich versteckten in den gelbgrasigen Uferborten. Der Nachtgeist kletterte in die Gipfel der Bäume, ließ sich neigen und beugen, schwankte in den steilen Spitzen der Tannen und schaute in die Fenster des herrschaftlichen Wohnhauses. Die Kelche und Blätter der Pflanzen hingen matt und verdörrt, des Menschen Geist brach die letzte Rose des Sommers vom welken Stamm der eingebildeten Gegenwart, der Erinnerung. Die Luft war zwar warm, aber ein kühler Windzug durchraschelte dann und wann die Häupter der Bäume, abreißend die frühwelken Blätter und sie in den verzehrenden Herbst hinstreuend.

Der Sommer lag für das menschliche Auge da im Hintergrunde der Gegenwart und der Natur wie ein zur mißlungenen That gereifter Gedanke.

Wir sehen den Friedhof in der Nähe der Gutherrnwohnung. Auf ihm schleichen zergangene Thränen wie bleiche Geister durch die Abendluft, wie weiße Tauben sich an die schimmernden Leichensteine klammernd und ängstlich an die stummen Zeugen der Auflösung ihrer Lieben schlagend. Tannen sind viele hier, einige hoch, als wollten sie den Hinübergegangenen eine Leiter zur Rückkehr bieten, einige niedrig und krüppelhaft wie vereitelte Erwartungen, und Blumen, farblos und einzeln stehend, wie gebrochene Herzen. In den Zweigen der Bäume und Büsche singt der Todesgeist schwärmerisch sehnsüchtig — aber seine Sehnsucht ist auch des Menschen letzter Athem. Wir schwingen uns in den Friedhof

über die bröckelige Mauer. Leſer, ſchau mit uns hinein; hier giebt's Grenzſteine, wo Schickſale hinauslaufen.

Ein Reiſender bog um die Ecke des Weges, an den der Friedhof ſtößt. Er ſetzte ſich müde hin auf das Geröll und ſah hinaus in die Luft; es war ihm, als ſehe ſie aus wie Zukunft. Er wiſchte ſich müde ein Thräne aus dem hellen Auge, ſie perlte gerade ſo, wie Zweifel oder Ungewißheit über eine Seelenwange hinzurinnen pflegt. Dann ward ſein Antlitz finſter, er fuhr ſich mit der Hand in das volle Haar und ſtampfte verdrießlich mit dem Fuß. Er ſchaute in die Tannenwipfel und zurück in die dunkeln Fenſter des niederen Beinhauſes.

„Ich könnte wohl meine Hoffnung, die ich ſchon verwirklicht in den Armen eines ſchöneren Daſeins gewiegt ſah, in dies graue Haus da begraben," ſprach er zum Boden, zu dem Sande unter ſeinen Füßen. „An jedem Meilenſtein meines Lebens ſteht ein ſolches Haus, und aus jedem ſeiner Fenſter ſchaut ein Phantom ſo ſtumpfen Blicks wie Vergeblichkeit. Ich grabe in jeden dieſer Steine meinen Namen mit dem Blut meiner Jugend, und das Schickſal leitet mir die Hand bei dieſer Schrift — und wenn ich zu ihm zurückſehe, wird ſie immer blutiger, immer höher roth — und aus dem Leichhaus ſtreckt ſich eine gelbe Hand, die über ihre Züge wiſcht — ſie aber nicht verlöſchen kann. An den Palläſten des Lebens, ja an ſeinen ſimpeln Vergnügungshäuſern gehe ich ſchnell und verſtoßen vorbei, oder greife ich einem Andern, den mir das Geſchick in den Weg führt, unter den Arm, um mit ihm über ihre Schwelle zu treten: er ſchreitet hinein,

Aucassin ging durch den Wald, und in schnellem Fluge trug ihn sein Roß voran. Denkt ja nicht, daß die Stacheln und Dornen ihn geschont hätten; keineswegs. Seine Kleider waren ganz zerrissen, und nicht ein Stück konnte wieder an das andre geflickt werden. Das Blut floß ihm von den Armen, von den Seiten und den Beinen an zwanzig bis dreißig Stellen herab, und man hätte ihm folgen können auf der Spur des Blutes, womit er das Gras auf seinem Wege bedeckte. Aber er dachte so sehr an Nicolette, seine süße Freundinn, daß er nicht Weh noch Schmerzen empfand. So irrte er den ganzen Tag durch den Wald, ohne etwas von ihr zu hören oder zu sehen. Als die Nacht anbrach, fing er an zu weinen, daß er sie nicht gefunden.

Immer ging er voran auf einem unbetretenen Pfade, wo das Gras hoch war, da sah er mitten auf dem Wege einen Mann, den ich euch beschreiben will. Der Mann war groß, furchtbar und scheußlich anzusehn; er hatte ein breites Gesicht, schwarz wie eine Kohle; die Augen standen eine gute Handbreit von einander, und dabei hatte er ein paar ungeheure Backen, eine gewaltig große Stumpfnase, breite ganz offene Nüstern, dicke Lippen röther, als ein Karfunkelstein, und gelbe häßliche Zähne. Seine Füße waren mit Schuhen von Ochsenleder bedeckt, und mit Beinschienen von Lindenholze, die ihm bis über das Knie

ich aber ziehe trauernd vorbei. Dies ist ein Leben mit dem trügenden Flackern des Irrwisches — und dieser Irrwisch ist meine Liebe. Ueber diesem Abend erscheint kein freundlicher Engel, der Licht in die Seele meiner Jugend wirft, wenn das ein höhnischer Geist nicht thut, den die Welt Verzweiflung nennt; sein Licht ist Furienfackel. Den freundlichen Irrwisch versteckt bald dieser, bald jener Busch, über die Bodenlosigkeit hüpft er hin, wie meine Liebe über die Unmöglichkeit. — Emerentia!" —

Während er so da saß und schauderte vor der Vergangenheit und ihm graute vor der Zukunft, schwang sich's ihm zur Seite über die Mauer des Friedhofs.

„Der graue Mann da Oben hat sein Licht ausgethan; ich will in meine Hütte gehen und Feuer anschlagen. Und der schwarze Mann, dem dieser Garten hier gehört, wo lauter stinkende Blumen gedeihen, hat mich mit der Ruthe geschlagen, weil ich ihm über die Hecke gesprungen bin. — Mensch — oder Gespenst da — nimm Deine Mütze ab, wenn Du am Ende der Welt bist. — Mann —" Die Erscheinung griff nach des Jünglings Haupt.

„Wer bist Du! — Unverschämter!" fuhr erstaunt und zusammenschreckend dieser zurück. „Wer bist Du, Räthselhafter?" —

„Wer ich bin? ha ha! ich bin Herr Alles Dessen, was nicht ist; General des Regiments Teufel, das mir im Leibe rumort. Ich bin was mancher Andre ist, und noch viel mehr Andre nicht sind; — ich bin ein Mensch — wer aber bist Du denn — was bist Du denn — bist Du auch ein

Menſch? — Ja, Du ſiehſt aus wie Menſchen auszuſehen pflegen. — Nimm den Hut vor Deinem Patron ab, ſage ich Dir! — Oder biſt Du ein Geſpenſt? — Nein; Geſpenſter tragen keine Hüte. — Ohne Zweifel biſt Du alſo gekommen, mich zu beſuchen in meinem Blumenreich, zwiſchen dieſen welken Dorflilien und Roſen, deren Kelche erloſchene Augen, deren Erdreich gebrochene Herzen, deren Blätter vergelbte Wünſche, deren Wurzeln geraubte und verſchimmelte Pulſe ſind. — Komm, laß Dich einführen; wiſche den Staub von Deinen Füßen, damit Du den bleichen Teppich nicht beſchmutzeſt, den der Mond über meine Fußdecke ſpannt. — Hi hi hi! — Ja, der Mann da, der innen ſo weiß ausſieht wie ein geweſener Menſch und außen ſo ſchwarz wie ein Prieſter, wer weiß, welches Gottes, hi hi! der Mann hat keine Thüre hier in dieſer Mauer gelaſſen; hi hi! iſt ſchon manch' Andrer hier hineingekommen, ohne die Thüre zu wiſſen — hi hi! wir werden auch hineinkommen!" — Damit wollte der Irredende den Jüngling beim Arm nehmen. Dieſer aber wich ſchaudernd zurück und maß mit innerem Grauen die unterſetzte Geſtalt des Zudringlichen. Wahnſinn ſtand auf ſeinem Antlitz geſchrieben und ſein Auge war ſo ſtechend, daß es dem Jüngling kalt über den Nacken lief.

„So laß doch den Wandrer in Ruhe!" rief gebietend die Stimme eines Mannes, der den Weg heraufgeſchritten kam.

Kaum ward der Wahnſinnige des Herzukommenden anſichtig, als er die Rockſchöße unter die Arme nahm,

über den Zaun ſetzte, und in den Büſchen des Friedhofs verſchwand.

„Hat ſie der Tollhäusler erſchreckt?“ fragte theilnehmend und hereintretend der ſchlanke Mann in gewandtem Ruſſiſch; „er iſt eine Plage für alle Vorbeiziehenden, wenn er einmal ſeinem Zimmer entſprungen iſt. Niemanden läßt er unangefochten von dannen. Verzeihen Sie ihm! Gott hat ihn mit ſeiner härteſten Geißel geſtraft.“

„Er iſt ein Deutſcher,“ entgegnete der Jüngling kurz und etwas unbeholfen, und gleichſam beſchämt, ſich nicht ſo frei in der Ruſſen Sprache bewegen zu können.

„Wie Sie?“ warf der Ruſſe in deutſcher Sprache hin, „ich glaube von Ihrer Zunge den deutſchen Accent zu erkennen.“

„Sie ſprechen meine Landesſprache!“ rief der Jüngling erfreut, „o wie lange habe ich dieſer Freude entbehrt, heimiſche Worte von fremden Lippen zu hören. — Es hat mich die Nacht hier überrumpelt, und werde ich das Glück haben, hier in der Nähe ein Lager zu finden?“

„Schirza iſt wohl noch eine weite Strecke von hier, der Weg dahin iſt ſchlecht, zuweilen auch wohl gar ſumpfig, und ich rathe Ihnen daher nicht, heute ſo ſpät noch Ihre Reiſe fortzuſetzen. Wollen Sie mit meinem Dache vorlieb nehmen, ſo ſollen Sie mir herzlich willkommen ſein.“

Der Jüngling nahm dies Erbieten freundlich an, und ſchritt mit dem ſchlanken hohen Mann den Weg hinab nach dem ſchmuzigen Dorfe. Sie wechſelten unterwegs wenig Worte. Und als der freundliche Wirth den Fremden in ſeine trauliche Stube geladen, als ſie Beide dicht bei einander da

ſaßen und durch die Fenſter in die immer dunkler werdende Nacht blickten, wurden ſie geſprächiger; ſie erzählten anfangs von höchſt gleichgültigen Dingen, dann von Reiſen und Abenteuern; kamen von hier auf deren Motive und, als junge Männer, auch auf die Liebe. Der Wirth aber ließ den Kopf hängen, der Fremde ward einſilbig und nachdenkend.

„Hi hi hi!“ ſchallte es in die Stube, und um den Thürpfoſten ſtreckte ſich ein halbgrauer Kopf herein „Du Fremder, hüte Dich vor dem ſchwarzen Mann, der bei Dir ſitzt; er hat eine Knute mit eiſernen Riemen unter dem Rock verſteckt!“

Der Wirth rief unwillig über dieſe Störung einen ſeiner Diener, der den Zudringlichen entfernen mußte. „Dieſer alte Mann ſollte eigentlich wohl eine Plage für mich ſein,“ ſprach der Wirth für ſich, halb auch zu ſeinem Gaſt, „wenn nicht beſondere Vorfälle, deren Schiffbruch ich noch heute betraure, ihn mir in die Hände befohlen hätten. Er iſt wahnſinnig, wie ſie ſchon erfahren; aber gutmüthig; fürchtet Jeden meiner Umgebung, nur nicht Fremde, deren er habhaft werden kann.

„Er iſt aus Deutſchland, wie ich bemerkt habe; der arme Mann!“

„Ja wohl; aus dem nördlichen Deutſchland, wo er einſt Vermögen und Güter beſaß, die er leider ſchon lange verloren. In ſeinen Papieren heißt es viel von einer gräflichen Familie in jenem Theile Deutſchlands; ich habe mich nach dieſer erkundigt, weil ich durch ſie Aufſchluß über die zerrütteten Vermögens- und ebenſo zerriſſenen Familienumſtände meines unglücklichen Pfleglings erhalten zu können

glaubte; er muß mit ihr in sehr enger Verbindung gestanden haben."

„Und wie heißt diese Familie?"

„Sie soll reich und angesehen sein; ihr Haupt, der Graf R. ist vor sechs Jahren gestorben, wie ich in des Wahnsinnigen Briefen gelesen."

„Der Graf R.! — Mein Vater — Gott! — Und in welchem nahen Verhältniß stand zu ihm dieser Unglückliche? sprechen Sie! — Zu meinem seligen Vater!" —

„Ihrem Vater?" repetirte erstaunt der junge Wirth; „Ihrem Vater? — Mein Gott! die Wege der Gegenwart in den dunkeln Ort der Zukunft sind verborgen und wunderbar! so werden Sie mir also Aufschluß geben können über ein Kleinod, das man fern von mir getragen, ohne das ich leben zu können glaubte; dessen Werth ich aber jetzt erst recht wieder empfinde, wo ich es für immer missen soll. — Ach, und vielleicht hat sich schon ein schwarzer Flor um diesen Edelstein gelegt und ihn zurück in die Erde getragen." — Und sich besinnend wandte er sich wieder zu seinem Gast. „Es ist möglich, daß Sie dieser Wahnsinnige interessirt, dem Sie dies schlichte Nachtquartier danken; denn ohne ihn wären Sie vielleicht an diesem Gute vorbeigewandert. Er ist ein Deutscher aus Ihrer Gegend; vielleicht kommt Ihnen Ihr Gedächtniß zu Hülfe, Sie diese Verhältnisse durchschauen zu lassen, die fern im deutschen Lande ihren Ausgangspunkt hatten, und von hier wieder dorthin zurücklaufen. Vielleicht erfahre ich auch durch Sie noch, was ich wissen muß, wenn ich in wirklicher Ruhe meine traurigen Tage hier verleben will."

„In wirklicher Ruhe?“ — fragte theilnehmend und zugleich mitleidig der Gast: „ſcheinen Sie doch kaum Mann geworden zu ſein, und wollen in Ruhe und Unthätigkeit hier in dieſem zwar ſchönen, aber doch einförmigen Aſyl Ihre Manneszeit verträumen? wie es ſcheint, ſind Sie hier verlaſſen von allen Angehörigen, nur von Dienern und Sklaven umgeben und gefürchtet. Kann Ihnen das genügen, wo die Zeit ſo groß, ſo rieſengroß den friſchen Menſchen beim Nacken faßt, ihm ein Schwert in die Hand, oder ein ſchneidiges Wort auf die Zunge legt, und ihm die Stelle weiſt, wohin er damit gehen ſoll?“

„Wenn nun aber dies Schwert in des Menſchen Hand zerbrochen? wenn nun die Zeit aber auch ihrem Henker die Bruſt bezeichnet, die reif iſt für ihre Ernte?“ warf der Wirth etwas beißend ein; und, gleichſam ſich gravirt fühlend durch des Jünglings altkluge Worte, fuhr er hitzig werdend fort. „Ja, Herr Graf, ich habe dies Schwert in meiner Hand gehabt, wenn ich auch nicht das Wort kenne, von dem Sie ſprechen, was der Menſch Wort heißt; die Hyder, das hundertſchneidige Meſſer, das der undankbare Menſch der Zeit wie eine gewöhnliche Klinge in den Leib ſtößt, drinnen aber zum Morgenſtern wird und ihr das Herz aus dem Leibe reißen will. Das Wort kenne ich nicht. Aber als ich noch ein ganzer Menſch, ein Jüngling war, glaubte ich, Wunder, was ich mit der Zeit beginnen wollte. Sehen Sie dort in jenem Zimmer“ — er zeigte mit der Linken in das anſtoßende Gemach, durch deſſen geöffnete Thüre das Licht des Wohnzimmers drang, und ſein Dunkel mit dem

Strahl in zwei Hälften theilte — „ſehen Sie dieſe Uniform, dieſen Degen da; mit dem dachte ich mich ein Titan, und ward durch ſeines gleichen — ein Wrack, ein Invalid, ein Verſtümmelter, zugleich an Leib und Seele. Das hier habe ich für meine Pläne, dieſes Holzwerk als Erſatz und Prämie meiner kühnen Gedankenbauten. Erbärmliches Reſultat eines ſchiffbrüchigen Lebens!" — Und in einem Anfall von faſt raſender Zerknirſchung hieb er mit dem rechten Arm gegen den dicken Eichentiſch, daß die Hand davon ſprang und an den Boden klapperte. „Sehen Sie jene Hand und dieſen Arm hier, ſie ſind nachgemacht von einem Prometheus, der nicht wußte, wo er das Leben des vermorſchten Originals auffinden ſollte. — — Und doch, Otto," murmelte er, ſich in den Divan werfend und feſt auf die am Boden liegenden Holzgelenke blickend, „doch habe ich Dir vergeben; — denn Du biſt gewiß nicht weniger unglücklich als ich, vielleicht ja noch mehr zu bedauern." — Die letzten Worte brummte er unverſtändlich vor ſich hin.

„Otto?" — rief erſtaunt der fremde Jüngling, der eingeſchüchtert das Aufbrauſen des Ruſſen angehört hatte, und entſetzt zurückgetreten war, als ſein hölzerner Arm zu Boden rollte. „Sagen Sie — wer iſt dieſer Otto? — Sprechen Sie!" — Thränen der Erwartung traten in des weichen jungen Mannes Auge. „Wer iſt dieſer Otto?"

Der Zerknirſchte glotzte ihn an ob dieſer unverhofften merkwürdigen Theilnahme; gleichgültig warf er hin: „der Sohn des Kriegsrath L**, des Wahnſinnigen; der aus Deutſchland hier dies Gut bezog, hier an der Wolga wohnte;

hier von diesem selben Stuhl, auf dem ich sitze, seinen jetzt unglücklichen Sohn in die Welt hinaustrieb ohne Lebewohl, ja ohne Händedruck. Ich hab's gesehen." —

„Otto! also wie ich geahnt, Du es! meiner Emerentia Bruder; — und dies Dein Frevel, den sie beklagt! Wie wunderbar!" rief der Gast.

„Ihrer Emerentia?" fragte der Russe frappirt; „ja, das ist wunderbar; sie war auch einst meine Emerentia."

„Und sie dieser Fedor, von dem sie erzählt, dem sie Thränen weint unter der Obhut meiner Mutter!"

„Thut sie das?" fragte schnell und weich der blasse Wirth; „denkt sie meiner? — Also lebt sie doch! Gott das ist genug um mit ihr fortzuleben, wenn auch für ewig getrennt."

„Also verzichten Sie auf Emerentia!" fiel hastig der Fremde ein.

„Ob ich auf sie verzichte — ? — Ja wohl thue ich das; weil ich es schon gethan habe. Weil ich vor vierzehn Tagen erst eine Gattin, meine Gattin zu Grabe getragen habe. — Wenn Sie wieder heim kommen, sagen Sie ihr, ich habe sie vergessen, den Sie sagen ja, sie denke noch an mich. Hören Sie, erzählen Sie ihr recht schonungslos, ich habe sie lange vergessen, ich sei ihres Gedankens nicht werth; ich habe eine Andre in meine Arme nehmen und an den mir durch Unglück gewonnenen Heerd führen können; also müsse ich doch recht schlecht sein. Verschweigen Sie ihr aber — ich nehme Ihnen Ihr Wort ab — daß ich nur durch diese Andre eine Existenz, als Surrogat meines zertrümmerten Glücks,

habe gewinnen können; durch ihre Mittel hier diesen Besitz an mich gebracht habe, um doch da sein zu können, wo ich mit ihr wenige Stunden glücklich, das einzigste Mal in meinem Leben recht glücklich gewesen. Versprechen Sie mir dies, was ich nur zu meiner Rechtfertigung vor Ihnen gesagt, ihr zu verschweigen; Ihre Emerentia aus ihrer Täuschung zu führen, mich ihr zu zeigen wie ich in meinem äußeren Treiben bin. Das sagen Sie Ihrer Emerentia. Denn, nicht wahr? sie liebt Sie. Ach ja, sie ist es wohl werth, geliebt zu werden! — Aber weshalb gingen Sie von ihr?"

„Von ihr — ? — Nun, eben weil, wie Sie errathen, ich sie liebe."

„Also bin ich nicht von ihr vergessen — also lebe ich noch in ihren Erinnerungen" — repetirte sich der Wirth tonlos. „Arme Emerentia! — Aber," fuhr er inquirirend fort, „warum liebt denn Emerentia Sie nicht wieder, daß Sie von ihr gehen konnten? — Oder, ist Ihnen Ihr Herz gebrochen in Liebe zu ihr? sind Sie schwindsüchtig geworden im Verlangen nach einer blühenden Krone, die schon ein Anderer thränenvoll aus den Händen geben mußte, — um sich mit Dornen zu begnügen."

„Sie irren!" sprach der Jüngling — wir können ihn jetzt auch wieder Edwin heißen, weil der Leser ihn ja doch wohl errathen hat — pikirt auf seines Wirths resignirenden Triumph; „ich sehe, um von Ihnen verstanden zu sein, mich genöthigt, Ihnen die Motive meines Umherstreifens in diesem Lande zu erklären. Emerentia hat mir Liebe zugestanden, wenn

ich ihr Nachricht brächte von ihrem Vater, ihrem Bruder, und, ich glaube — von Ihnen."

Ueber Fedor's Miene flog ein ſchmerzliches Lächeln.

„— Und ich kann mir nicht denken," fuhr gereizt der Jüngling fort, „daß ſie mich hinhält, mich myſtificirt durch eine Lüge, nur um von dem zu wiſſen, was einſt ihr Glück war; um durch mich zur Gewißheit einer Möglichkeit zu gelangen, oder in deren Fehlſchlagen meine Gefühle als Erſatz einer mißlungenen Liebſchaft anzunehmen!" — Des Jünglings Antlitz ward finſter; ihm ſtieg's wie Ahnung eines möglichen Getäuſchtwerdens in ſeiner Seele auf. Er heftete forſchend ſein Auge auf den ihm Gegenüberſitzenden.

„Sie ſind, Herr Graf, Emerentia's Liebe nicht werth; ſie iſt nie einer ſolchen Chamäleonsnatur fähig geweſen; ich ſetze meine Seligkeit dagegen, wenn ſie jetzt ſo geworden iſt. Sein Sie unbeſorgt; Emerentia iſt edel, ſie weiß zu betrauern, was ihr das Unglück geraubt; ſie weiß aber auch zu ſchätzen was ihr ein wieder freundlicher Stern Entſchädigendes bietet. Nicht wahr? Sie werden dereinſt mit Emerentia glücklich ſein! ich glaube, ich irre mich nicht in Ihnen: Emerentia wird auch entſchädigt werden. — Sagen Sie ihr alſo, ich ſei ein ſchläfriger Wittwer geworden, den die Beſorgniß um eine ruhige Exiſtenz und — was ſie ihr aber nicht ſagen ſollen — der feſte Wille, nie als ein Invalide einer ſo ſchönen Dame angehören zu wollen, zu einer Ehe getrieben, die ſchnell an ſeinem, der Zeit nach, ſchönſten Lebensabſchnitt vorübergegangen und ihn in einen Zuſtand der Gleichgültigkeit gegen die ganze äußere Welt gebracht habe;

hinauf reichten. Er war mit einem schon zweimal gewendeten Rocke angethan, und stützte den scheußlichen Leib auf eine große Keule.

Aucassin entsetzte sich ob dem Anblicke des Ungeheuers. Gott helfe dir, Brüderchen! sprach er. — Gott segne euch! erwiederte jener. — Was machst du hier? fuhr Aucassin fort. — Was geht's euch an! antwortete der Andere. — Ich frage euch nur in guter Absicht, hob Aucassin wieder an. — Was habt ihr zu weinen, sprach darauf der Mann, und worüber seyd ihr so sehr betrübt? Wahrlich, wenn ich so reich wäre, als ihr, nichts in der Welt würde mich zum Weinen bringen können. — Und woher kennt ihr mich denn so gut? fragte Aucassin. — O ja, ich weiß es wohl, daß ihr Aucassin seyd, des Grafen Sohn, und wenn ihr mir sagt, warum ihr weinet, so will ich euch sagen, was ich hier mache.

Recht gern will ich's euch sagen, sprach Aucassin. Ich habe heute morgen hier im Walde mit einem weißen Windhunde gejagt, es war der schönste in der Welt, und ich habe ihn verloren, das ist die Ursache meiner Thränen.

Ja wahrlich, und um einen elenden stinkenden Hund weint ihr also. Verwünscht sey, wer euch nicht auslacht; denn da euer Vater ein so großer Herr ist, so könnte er ja zehn, funfzehn und zwanzig andre Hunde verlangen und man würde sie ihm mit Freude

nur eine Welt, eine höhere ideele Welt ausgenommen, in der er täglich, stündlich auf der Sternwarte der absichtlich hoffnungslosen Sehnsucht steht, und mit dem stets wachen Auge seiner Seele einen leuchtenden Stern an dem Abendhimmel dieser geistigen Welt betrachtet; und dieser Stern ist der Anknüpfungspunkt meiner Welt — meiner Erinnerung. — Sagen Sie meiner — Ihrer Emerentia, ich sei ein kopfhängerischer Träumer geworden, mit dem Nichts anzufangen" — er verbarg die hervorquillende Thräne — „sagen Sie ihr aber vor Allem, ich sei Wittwer, und — sein Sie glücklich mit ihr. — Vielleicht, daß ich sie Beide dann nach langen Jahren, wenn mein Haar erst bleicht, wiedersehen will; zu Ihnen reise, wenn mein Herz erst in der Eisschale des krystallisirenden Alters liegt, zu sehr vereist, um wieder aufleben zu können. — Dann, Herr Graf, will ich Sie wiedersehen, wir wollen uns alsdann wie Freunde begrüßen; ich will wie ein alter gleichgültiger Jugendbekannter vor Emerentia hintreten — nicht wahr, das wird ihr Glück nicht stören."

„Sie sind mein Freund!" rief der zierlich gebaute Edwin, recht herzlich des Resignirenden Hand ergreifend. Es war, als huldige der jüngere Bruder der Ueberlegenheit des Aelteren, gleich einnehmend in ihrem gegenwärtigen Kontrastiren Beider Erscheinung. „Emerentia wird trauern," sprach er, „um eine solche Entschädigung, wenn ich ihr sage, daß Sie leben; aber mein muß sie werden, denn Sie verzichten auf Emerentia, Sie knüpften schon ein anderes Band. — Gott! jetzt zeig' mir den Weg, auf dem ich Otto wiederfinde!"

„Otto — ? — Doch ja, sie kennen ihn ja" — sprach Hebor sich selbst beantwortend.

„Er war funfzehn Jahre lang, die ersten unsers Lebens, mein nachbarlicher Gespiele; ich habe ihn als Mann wiedergesehen am Bergrücken des Kaukasus. Ich glaubte, ihn zurückführen zu können; aber die unselige Räuberei bei den Stanitzen hat ihn mir entführt. Wir waren Beide plötzlich und unverhofft in eine Metzelei gerathen; unser Leben schwebte wohl in Gefahr — wie sie aber für mich vorbei, zog ich abgeschieden von Otto, suchend meines Weges. Er war verschwunden, nicht auf der Leichenstätte, nicht auf dem Wege des Lebens zu finden."

„Ach, er treibt sich mit dem Bewußtsein eines Mörders in der Welt umher, durch Sie erfahre ich wieder von ihm. — Also am Kaukasus haben Sie ihn gesehen; — wäre es Ihnen doch möglich gewesen, ihn bei sich zu behalten. So viel ich ihn kenne, wird der Gedanke seiner Schuld ihn — wenn er es nicht schon gethan — zu Allem fähig machen, wessen der Mensch als Tyrann seines physischen Lebens wider diesen Sklaven zu beginnen im Stande ist."

„Er lebt — aber er lebt, wie sie glauben; nämlich in dem Bewußtsein des schrecklichen Frevels. Das hat mir seine düstre Miene gesagt, die ich trotz ihrer Veränderung, ich möchte fast sagen Entstellung, nach zehn Jahren seit dem Augenblick unserer Trennung wiedererkannte, ohne von ihm verrathen zu sein."

„Also war es Emerentia, die sie ausschickte auf Kundschaft um der Ihrigen Loos!"

„Der Ihrigen Loos; ja, das ihres Vaters zu wiſſen, war ihr ſteter Gedanke, das ihres Bruders ihr nie raſtendes Sehnen. Nur von einer frohen oder trüben Botſchaft, wenn ſie nur eine gewiſſe iſt, hängt meine wirkliche Vereinigung mit ihr ab."

„Ja, dieſe Botſchaft kann nur eine traurige ſein, eine ſehr traurige, die ich Emerentia erſpart wünſchte; — Ihr Vater, wie Sie wiſſen —"

„Jammer um ihren Vater! ich habe bei Entdeckung von ihres Bruders Frevel das mir zugleich enthüllte Elend ihres Vaters überhören können!"

„Wie ich Ihnen geſagt habe, junger Freund," ſprach der Ruſſe, ſeines Gaſtes Hand feſt ergreifend, „dieſer wahnſinnige Kriegsrath iſt Ihrer Emerentia Vater. Laſſen Sie ſich weiter erzählen, daß ich — jetzt vermag ich mir Alles zuſammen zu reimen — aus des Irren wüſten Reden, dem ich aus Liebe zu Emerentia ein freundliches Obdach aufgebürdet, erfahren habe, daß auch er, ſeinen eignen Sohn um ſeiner Schuld willen überall verfolgend und verrathend, ſich in der Nähe des Gemetzels befunden haben muß, in dem Sie Otto wieder verloren; denn von dort her, aus der Gegend der Krimm, ward er als wahnſinnig nach ſeinem früheren Wohnſitze, dieſem Hauſe hier, transportirt. Hören Sie weiter, daß ich aus ſeinen wenigen Papieren, in denen Geiſtesſchroffheit und Menſchenhaß die Hauptrollen ſpielen, herausgeleſen habe, daß er ſeine eignen Kinder haßt wie den Tod, der ihm jetzt wohl bekäme, um eines zärtlichen Verhältniſſes willen, das Ihr ſeliger Vater, Herr Graf, mit

ſeiner, des Kriegsraths, Gemahlin gehabt. Von dort aus erklären Sie ſich ſeine Verfolgung Otto's vorzüglich."

„Aermſte Emerentia!" ſeufzte Edwin, „wenig Gutes, ja lauter Wirrſal und Betrübendes werde ich dir zu erzählen haben; das ſind alles welke Cypreſſen, und werden wenig Staat der bräutlichen Myrte zur Seite machen. — Aber es iſt doch Gewißheit, eine ſchreckliche Gewißheit, die ich dir mitbringe, daß ich deinen Bruder aus den Augen, ſich ſelbſt überlaſſen, verloren, ohne Spur, ihn wiederzufinden, und dir den Wahnſinn deines Vaters zu ſchildern habe. O, ich müßte dies Letztere verſchweigen; ich will es ihr vorenthalten — aber wo bliebe dann die Gewißheit?" —

Da trat in die Stubenthür ebenfalls ein Jüngling mit faſt Fedors ſelben Geſichtszügen. Er hatte Eile und blickte ängſtlich fragend, aber dabei freundlich grüßend den Fremden an, auf Beide zuſchreitend. Ein Bauer ſtürzte ihm nach.

„Ein Malheur, lieber Fedor," wandte er ſich zu dieſem, „tumultuirt den Hof drunten: der Wahnſinnige hat ſich, den ihn bewachenden Diener täuſchend, oben von der Terraſſe hinab in den Hof geſtürzt. Er rief fortwährend, er müſſe zu dem Fremden, der hier eingekehrt, denn der habe ihm eine Blume aus ſeinem Garten geſtohlen. — Verzeihen Sie es ſeinem Wahnſinn, der Sie mit ſo ſonderbarem Verdacht bei uns einführt," redete er ſich halb verneigend ſo freundlich als ihm in ſeiner Botſchaft möglich war, Edwin an. „Aber Sie ſehen Beide ſo trübe, mein Bruder und Sie?" —

Fedor rannte hinaus. Auch Edwin ward unruhig. „Mancherlei ſympathiſirende Erinnerungen" — erwiederte

er zerstreut und verstört, — „verzeihen Sie — wenn ich mich nach dem Unglücklichen umsehe — es ist schrecklich — !“ — Und schon war auch er zur Thüre hinaus.

Draußen an der Hauspforte begegnete er Fedor wieder, der ihn freundlich und schonend zurückdrängte von dem Ort, wo einige zwanzig wie Irrlichter am Boden umherhüpfende Leuchten die Sterbestätte geheilten Wahnsinns bezeichneten. „Ersparen Sie sich den Anblick eines Sterbenden,“ sprach Fedor, „es wird bereits um ihn geschehen sein; denn ich glaube das Bewußtseinsdunkel eines Wahnsinnigen geht leichter zur ganzen Klarheit ein als die Seele des schon im Tode über sich halb Klaren.“ Er zwang Edwin in die Stube zurück und verschloß sie; dort empfing ihn liebevoll Fedor's Bruder, der eine nähere Beziehung desselben zu diesem Fremden zu ahnen begann, in die er unwillkührlich den sterbenden Wahnsinnigen verwob.

Edwin hörte gar nicht, oder nur mit halbem Ohr die insinuirenden Fragen und Reden seines liebenswürdigen Gesellschafters, der vergebens ihn zu zerstreuen suchte. Sein Auge haftete an der Thür, seine Gedanken waren draußen.

„Gott! — Meine verstoßenen Kinder!“ — stöhnte es plötzlich vor der Thür; Fußtritte und leises, sich selbst verwirrendes Gespräch zog draußen vorbei. „Er ist todt!“ rief ebenso eine ängstliche Männerstimme. Edwin schauderte. —

— Vater im Himmel! warum mußte sein Bewußtsein erst kurz vor der Pforte zum ewigen irdischen Unbewußtsein wiederkehren; warum die fürchterliche Kälte, der Haß, mit

dem er die Seinigen verfolgte, in dieſer Wahnſinnsgluth ertrinken. — Ich habe ihm eine Blume aus ſeinem Garten geſtohlen — o, vielleicht keimt eine freundliche Myrtenblüthe aus dieſer Friedhofsſtaude des Unglücks! —

Noch mehr dergleichen wehmüthige Gedanken begleiteten Edwin in ſeine Schlafſtätte. Als hier das Licht erloſchen, tummelten ſich vor ſeinem Seelenauge dunkel verhüllte Phantome, Ahnungen möglicher Schrecken, dieſer Zukunftsnacht umher. Aber ein Engel ſchwebte aus der Gegenwart hervor, eine Palme in der Hand, die liebkoſend über ſeine Schläfe fuhr. — Und dieſe Palme war der Schlaf, dieſer Engel Emerentia.

VI.

Finale in Deutſchland.

Es fallen vom Apfelbaume
Der weißen Blätter viel;
Es krummen die nackenden Äſte
Und treiben damit ihr Spiel.

Heine.

Es herrſchte eine rechte Todesſtille im gräflich R.ſchen Schloſſe, von wo wir im Anfang unſerer Erzählung ausgingen. Denn es war ſchon Winter geworden und der klammerte ſich an alle Wände, an die Ecken und Giebel und guckte mit ſeinem ſtarren Glasauge in die Zimmer. Blumen zeichnete er in ſein temporäres Skizzenbuch, die Fenſterſcheiben, und kleine Bäume, Boskets und andere Naturſchön-

heiten: aber es waren nur gerade Skizzen; der graue Schalk, der Winter, wollte nachahmend die schöne Dame Wonnezeit mystificiren. Uebrigens zeigte er sich in dieser Saison als eine alte Schlafmütze, wie man wohl zu sagen pflegt; denn wenn er nicht heulte und sich ungebehrdig betrug, rüttelte er sich dann und wann aus seinem Halbschlummer, schüttelte von sich die Daunen seines kalten Schneebetts herab auf die Menschen. Und die ganze Natur war befiedert von des Winters Eisbette.

Auch heute Abend war er wieder beschäftigt, Blumen, recht zierliche Stengel und Blättlein an das halbdüstre Zimmer des Schlosses zu malen; aber der Kamin, in dem es drinnen prasselte, die Wärme, welche er verbreitete, wischte mit schadenfroher Hand seine feinen Konturen von den Fensterscheiben, die er eigensinnig stets von neuem wieder hinriß.

Wir wollen jetzt den geschickten Akademiker Winter malen, und seine Erzfeindin, die Wärme, die er, beiläufig, haßt wie den Tod, seine Umrisse immer wieder fortwischen lassen; und kehren zu dem großen Situationenerfinder, aus dessen Kunst- und Modellkammer alle Maler schöpfen, zu dem Schicksal zurück, das uns eine Gruppe an den Kamin hingezeichnet, die wir uns bestreben, so naturgetreu als es unserer bestahlfederten Hand gelingen will, hier zu konterfeien.

Da dicht neben der Flamme sitzt, oder liegt vielmehr, nämlich ein Jüngling, so scheint es uns in dem Halbdunkel, denn sein Gesicht will uns nicht erkennbar sein, weil er es in dem Schooß eines Mädchens, eines schönen Mädchens verborgen hat, das nachlässig in dem Fauteuil ruht und mit

recht warmer, es ganz hinreißender Theilnahme auf den Jüngling schaut. Der seufzet tief, die Jungfrau seufzet ebenso tief; dann tritt eine tiefe Pause ein, welche die Kaminflamme benutzt, leichtfertiges unsinniges Geschwätze in die dunkle Stube hineinzuprasseln.

„Also Rudolph todt?" — sprach starr vor sich hin schauend das Mädchen, und legte zärtlicher seine Hand um den Nacken des Jünglings.

„Ja, Gott sei's geklagt! — Und Fedor lebt?" wiederholte dieser sein Haupt aus ihrem Schooß hebend und ihr in das von der Flamme halbhelle Antlitz blickend. Er hatte ein recht treuherziges Gesicht mit so aufrichtigem einschmeichelndem Auge und einem vollen struppigen Bart über der Lippe; aber nicht üppig und gesund — bleich und abgehärmt, möchten wir fast sagen, waren seine Züge. Wir kennen ihn übrigens, und wenn wir dem Leser sagen, wer er ist, wird er sich seiner entsinnen.

„Ja, er lebt," betheuerte das Mädchen; „Edwin hat es geschrieben; Du weißt, daß dieser ausging, Dich zu suchen."

„Ich glaub' es Dir nicht, Emerentia. — Fedor — armer Fedor. — Ich werde morgen weiter reisen, so weit mich meine Füße tragen können, so lange ich mein Joch zu tragen vermag — dann — schüttle ich es ab, um es nie wieder auf mich zu nehmen."

„Otto, Du wirst bei mir bleiben; ich schwöre es Dir, Edwin hat es mir geschrieben, — und Edwin kann nicht unwahr sagen. Fedor lebt, so glücklich es ihm möglich."

„Ja wohl, so glücklich ihm möglich; viel Heil werde

ich nicht an ihm gelaſſen haben. Vielleicht iſt er noch, aber lebt nicht mehr. Ich lebe auch nicht mehr, habe auch ſeit lange kein Leben mehr in mir gefühlt."

„Aber Du lebſt mir!" rief Emerentia begeiſtert, den Bruder umſchließend; „Du biſt bei mir, Du darfſt nicht fort. Otto, thu's mir zu lieb, bleib' hier — wenn Edwin zurückkehrt —"

„Warum denkſt Du denn aber Fedor's nicht mehr als, daß er noch lebt? iſt Edwin Dir geworden, was er Dir war? — Gott erbarme ſich des ganzen Liebesjammer; überall verſchiedenes Extrem, wo ich ihn ſah'!"

„Haſt Du Nichts vom Vater gehört?" fragte Emerentia, das Geſpräch, welches ſie unangenehm berührte, auf einen anderen ſie intereſſirenden Gegenſtand leiten wollend, deſſen unglückliche Wahl aber nur Otto's aufſteigenden Grimm ausbildete.

„Ich mag Nichts von ihm hören, denn er wollte von mir Nichts hören. Er hat mich verflucht und verfolgt, mich der Gerechtigkeit überliefern wollen; — er hat wie ein geheimer Spion wider den Sohn gehandelt — Fluch dem Andenken eines ſolchen Vaters!" Otto biß die Zähne zuſammen. Emerentia ſchauderte, denn ſie wußte, der Bruder ſpreche wahr, wenn ihr gleich die letzteren Worte unverſtändlich vorkamen, die ſie noch ſchrecklichere Auftritte ahnen ließen als die, welchen ſie einſt beigewohnt.

Ein Diener trat mit Licht herein. Kurz darauf ein junges üppig blühendes Mädchen mit einem Jüngling an der Hand. Otto erhob ſich; ſein Anzug war von langer Reiſe

mitgenommen und etwas zerstört. Die Arme gekreuzt, fixirte er die Hereintretenden.

Leontine stutzte, da sie den Mann in so unmittelbarer Nähe Emerentia's sich erheben sah; der junge Officier, der mit ihr gekommen, lehnte sich stumm fragend an die Thür.

„Kennst Du wohl unsern Otto, meinen armen Otto wieder?" hub Emerentia freudig zu Leontinen an, ihren Bruder bei der Hand fassend. „Erinnerst Du Dich wohl, Deines alten Gespielen?"

„Herr L** — ? — seien Sie versichert, daß ich mich herzlich freue, den von meiner Emerentia so lange schmerzlich vermißten Bruder wieder zu sehen. Die Zeit hat viel an Ihnen verändert, man kennt Sie nicht wieder. — Und woher kommen Sie, wenn ich mir zu fragen erlauben kann?"

„Von Griechenland," erwiederte Otto eintönig; „mit Depeschen des verstorbenen Rudolph von B. an Sie, mein gnädiges Fräulein," fügte er mit schadenfrohem Blick auf die Fragende und den noch stumm dastehenden Officier hinzu.

„Von Grie — —?"

„Von Griechenland, schöne Leontine, wenn ich Sie so nennen darf, mit diesen Briefen von meinem Kampfgenossen, dem armen Rudolph, der sie mir sterbend für Sie einhändigte."

Leontine wurde roth bis an die Stirn und verlegen; der Officier scharrte unruhig mit dem Sporn am Boden. Sie nahm zitternd das ihr dargereichte kleine Packet und verabschiedete sich in der größten Unschlüssigkeit und Verlegenheit. Der Officier blieb.

geben. Ich habe ganz andre Ursache zu weinen und mich zu betrüben. — Und worüber denn, Bruder? hob Aucassin wieder an.

Das will ich euch sagen, Junker. Ich diente bei einem reichen Bauer; er hatte mich gemiethet, daß ich seinen Pflug führte, und übergab mir vier Ochsen. Vor drei Tagen habe ich meinen Roger verloren, meinen beßten Zugochsen. Ich suche ihn überall seit drei Tagen, ohne zu essen und zu trinken, und ich wage es nicht, wieder ins Dorf zu gehn, denn ich fürchte, man werde mich ins Gefängniß schleppen, weil ich keinen Heller habe, ihn zu bezahlen. Ich habe nichts, als was ihr an mir seht. Meine arme Mutter hatte auch nichts, als einen elenden Rock, den hat man ihr vom Leibe gerissen; jetzt liegt sie auf dem Stroh und ihr Zustand geht mir noch mehr zu Herzen, als mein eigener. Das Geld kommt ein und geht weg; hab' ich heute etwas verloren, so gewinn ich's zu einer andern Zeit wieder, und ich werde auch meinen Ochsen wieder bekommen, wenn's möglich ist. Darum möchte ich nicht weinen. Aber ihr, um einen Hund weint ihr so lange? Verwünscht sey, wer euch nicht auslacht, und wer so thöricht wäre, euch zu bedauern!

Gott segne dich, Brüderchen, und was wäre dein Ochse wohl werth? — Zwanzig Sous will man dafür haben, und davon geht nicht ein Deut ab. — Da, hier sind sie in meinem Beutel, sprach Aucassin,

„Von wem, sagten Sie, sei dies Papier, das Sie der Gräfin so eben übergaben?“ fragte herzutretend der milchgesichtige Officier den schön gebräunten Otto.

„Von dem ehemalig ***schen Lieutenant Rudolph von B., den ich als erschossen in Navarino, der Feste Navarino auf Morea, wenn Sie schon davon gehört, begraben habe!“

Der Militär verneigte sich gewohnt abgemessen, und war wie Leontine verschwunden.

„Ha ha ha!“ lachte Otto in sich hinein, „was war das für ein Aufzug, Emerentia? — Hätte Rudolph jetzt seine Schöne gesehen, ohne ihr in's Gesicht zu lachen, ich hätte ihn erdrosseln können; 's war wahrhaftig nicht der Mühe werth, durch sie sich in den Tod jagen zu lassen! — Wer war denn dieser Fant?“

„Leontinens Vetter, den Dein todter Rudolph einst im Duell verwundet haben soll,“ entgegnete Emerentia, begütigend seine Wange streichelnd; „Otto, wie hat Dich die Fremde wild gemacht. So sei doch ruhiger; Leontine ist ja meine beste Freundin, sie handelt wie eine Schwester an mir und verdient dies Entgegentreten nicht. Du thust uns Beiden weh durch Dein abschreckendes Wesen.“ Sie umfaßte ihn, bittend ihm in's Auge blickend.

„Ich lache ja nur, liebe Schwester, über Rudolph's Unsinn, sich todtschießen zu lassen, weil er eine Dame von Welt nicht mehr lieben durfte!“ —

Diese Rose wuchs aus Zähren.
Freiligrath.

Es war ein recht lauer Mairegen über dem gräflich N.schen Pallast herabgefallen, ein solcher, von dem man uns in unserer Kindheit sagte, ein kleiner Mensch, wie wir, wachse danach. Aber, im Grunde genommen, ist das nur Metapher, denn der Mensch wächst im Mai, im Frühling überhaupt, an großartigen Erwartungen und elektrischen Hoffnungen; ihm hängt der Himmel voller Geigen, wenn der Winter vorbei ist und ein aromatischer Mairegen das Lustbeet seiner aufgewachten Seele, unter dem der Dünger vermoderter Hoffnungen und Gefühle arbeitet, recht freundlich übergießt. Das ist ein recht hübsches Schulevangelium vom Mairegen und des Menschen Wachsthum.

Otto und die alte Gräfin spazierten nach diesem Regen im Garten, wo die Sträuche, der Jasmin, der Flieder, und andre Stauden und Gewächse Knospen anlegten. Wir wissen nun nicht, ob sie auch noch größer werden wollten; denn dazu waren Beide wohl schon zu alt. Aber in Otto's Gemüth war's frühlingsbesser geworden, es schneite und hagelte nicht mehr dahinein von Arglist und Verachtung der menschlichen Eindrücke, wenngleich im Bereiche seiner halbaufgegrünten Sensationsgefilde noch hie und da, wie es wohl im Frühling vorkommt, verborgen eine kleine Eiskruste sitzt, wo die Sonne milder und verwandter Umgebungsherzen nicht hineingeleuchtet.

Otto erzählte der guten alten Gräfin von seiner großen Reise, seinen Abenteuern und Lebensgefahren, und ihm

ward's recht wohl um's Herz, wenn sie so leichten und warmen Eingang in der braven Matrone Gemüth fanden, oder diese zusammenschrak über die ihr doch noch unbekannte Schlechtigkeit der Welt da draußen. Er hatte sich von Emerentia bereden lassen, wenigstens einige Monate noch im Schloß zu bleiben; und er that es auch nur aus Liebe und Schonung für sie, die an ihm haftete wie eine verlassene Rose an dem ihr grünenden Zweig.

„Ach, ich habe ja dem armen Rudolph längst vergeben!" meinte die alte Gräfin recht wehmüthig, „er hat ja nur aus Uebereilung oder der Jugend eigenthümlichem übertriebenem Stolz gethan, was ihn von hier trieb. Gott hat also sein junges Leben wunderbar geschlossen. Gottes Wille ist weise, wenn auch streng."

„Und dies Duell mit ihrem baldigen Schwiegersohn allein, gnädigste Gräfin, hatte ihn fern in die Welt hinaus getrieben?" fragte Otto erinnerungsweich und weinerlich.

„Ja; er verwundete meinen Neveu, und verscherzte dadurch auf eine Zeit lang Leontinens Liebe, die freilich wieder für ihn auflebte, aber bald in einem Andern, ihrem jetzigen Verlobten, ihre Befriedigung fand."

„Das eben, meine Gnädige," erwiederte Otto bitter, „ist der Fluch der modernen Liebe, daß aus dem niedrigsten aller noblen Saloneindrücke stets wieder eine Liebe in ihrer ganzen natürlichen Nacktheit ersteht." —

Ein Reiter sprengte, während Otto wieder in seine ursprünglich mit hierhergebrachte Stimmung verfiel, in den Hof des Schlosses. Die Gräfin blieb lauschend stehen;

Otto mit ihr, obgleich ihm die Ankunft des Reiters höchst gleichgültig zu sein schien. Die Hunde im Hof schlugen an. Der Reiter schwang sich vom Pferd und schaute forschend an den Wänden des Schlosses umher. Er war ein feiner, schlanker junger Mann von schönster Haltung. Und wie er unschlüssig, gleichsam verdrüßlich über die Stille im Schlosse dastand, unwillig dem Pferd seinen bereiften Mantel über den Sattel warf, erschien pfeilschnell in einem der Nebenportale eine junge Dame in geschmackvollem Morgenkleide. Sie streckte stumm verlangend die Arme nach ihm aus, er flog ihr entgegen. Das Roß stampfte müde und los im Hofe umher, während sich die Beiden in den Armen lagen.

„Es ist Besuch da!" sprach die Gräfin zu Otto, „lassen Sie uns doch von hier aus beobachten, wer uns zu so früher Stunde schon behelligt. — Aber — mon Dieu! — Emerentia — welcher Auftritt!" — Beide waren unwillkührlich der zärtlichen Gruppe näher gegangen. Währenddeß waren auch schon Diener herbeigeeilt, die sich des Pferdes bemächtigten.

„— Dies Gesicht — diese Gestalt —" Otto strich sich mit der Hand über die gebräunte Stirn. „Ich sollte beides kennen —"

„Mein Sohn! mein Edwin! — Gütiger Gott, er ist da!" — Und mit mütterlicher Freudenertase eilte die Gräfin auf den Fremden zu, schloß ihn in ihre Arme, und jauchzte über den Sohn.

Otto murmelte, mit zerſtreuten Gedanken in ſeiner Erinnerungskammer ſuchend, wo Fügungen und Ereigniſſe ſeines Lebens bunt durch einander, in matter oder ſtark aufgetragener Schrift umherlagen, etwas von „Koſakendirne — Kaukaſus. — Sollte das Edwin geweſen ſein — ? — Schickſal, haſt du mir meine Freunde in den fernſten Schauplatz der Welt nachgeführt, um Beide unerkannt an mir vorüberziehen zu laſſen; den Einen in den Tod, den Andern —" Er ging ſich ſelbſt unbewußt auf die Drei zu.

„Otto! Freund! Bruder!" rief entzückt Edwin, durch Emerentia an ihn gewieſen. — Er lehnte ſein Haupt an des männlichen Otto Bruſt und war überglücklich abwechſelnd in Emerentia's, Otto's und der Mutter Armen. Auch des abgehärteten Philhellenen, Otto's, Auge wurde wieder einmal feucht; von ſeiner Bruſt fiel gleichſam, durch dieſe Scene hinabgewälzt, der Alp des quälenden Schuldbewußtſeins; er fühlte das Glück gewonnener Heimath. Kurz, wir glauben, ſie haben Alle geweint, die ſich hier wiedergefunden.

Auch Leontine kam droben in der Gräfin Boudoir ganz aufgelöſt in Freude dem Bruder entgegen, herzte und küßte ihn. Ihr Verlobter ſtand wiederum wie ein Neutraler da, und freute ſich, daß ſich Alle freuten.

Von Otto wollten dieſe beiden Letzteren aber nie viel wiſſen; denn er hatte ja Depeſchen aus Griechenland mitgebracht.

Wie der in Edwin's Armen ſeine Schweſter glücklich,

ungetrennt glücklich sahe, ging er in die nahe Residenz und setzte seine militärische Laufbahn im Dienst seines Vaterlands fort. Im Schloß der alten Gräfin, das er häufig besuchte, um bei seiner Emerentia zu sein, hat er noch häufig von seinen Erlebnissen in Griechenland erzählt. Leontinen aber konnte er nie vergessen, daß sie seinen armen Rudolph vergessen; er hat sich dessen blutgetränkte Papiere zurückgefordert. Die Erinnerung liest mit ihm wehmüthig darin die traurige Vergangenheit.

Lebende Bilder

von

Julius Mosen.

Wie jeder Mensch ein doppeltes Dasein, einmal innerlich für sich selbst und dann im äußeren bürgerlichen Leben hat, so kann auch Jeglicher doppelt glücklich oder ebenso unglücklich sein. Das innere Glück wird bestimmt durch die Harmonie des Gemüthes und des Verstandes; den Zwiespalt zwischen beiden bezeichnen wir mit dem modernen Worte: Zerrissenheit. Das äußere Glück, dessen Gegensatz Armuth und Niedrigkeit ist, besteht in der Wechselwirkung besondern Talentes mit den Combinationen der äußern Zufälligkeiten, welche zusammen addirt das sogenannte Glück ausmachen. Erhöht sich ein solches Talent zum Instincte, so ist es das Genie zum Glücke.

Wie einem dichterischen Genie sich von selbst die dankbarsten Stoffe, fast schon zum Kunstwerke gestaltet, darbieten, so dem Glücksgenie die Gelegenheiten zum Erwerb und Gewinn. Daher kommt es, daß ein Dichter oder Künstler

selten Geld und Gut, und ein Reicher noch seltener ein poetisches Gemüth hat. Beide Genies sind entweder abgesagte Feinde oder Freunde; das Letztere, wenn sich Beide ergänzen, das Erstere, schließen sich Beide einander aus.

Ein solches Glücksgenie war der Buchhändler Allgeier, ein poetisches und schriftstellerisches Talent Konrad Dingler, sein Zeitungsredacteur. Allgeier hatte seine Laufbahn als Buchbinder begonnen, war dann Antiquar geworden, hatte darauf in eigenen Verlag Anekdotenbücher, Kalender und Katechismen genommen und sich dann weiter ausgebreitet, wie eine Linde mit tausend Aesten, bis er allmälig jedes Blättchen an seinem Lebensbaume mit Ducatengold belegen konnte. Er war großartig in seinen Honoraren, jedoch nur wie ein Lindenbaum nach der Michaelismesse, wenn er den Instinct in sich fühlte, daß hinter jedem abfallenden gelben Blättchen zehn neue in der Knospe der Manuscripte ihm dafür beschcert waren.

Oft sah' er kaum den Titel des Manuscripts an, so wußte er schon, welchen Gewinn der Verleger damit machen würde. Zuweilen erkannte er schon aus der Wendung eines einzigen Satzes, wie der Verfasser zum Niveau seiner Zeit stand. Als das größte Geheimniß seines Geschäftes bewahrte er die Ansicht: daß ein gebildeter, aber gewöhnlicher Schriftsteller von selbst die Gegenwart darstelle und mit seinem Werke von ihr getragen werden müßte. In den Kriegsjahren verlegte er gern Bücher, in welchen vom Frieden, und in der Friedenszeit andere, in welchem vom zukünftigen Krieg irgendwie gehandelt wurde. Von einem wirklichen

Genie in der Literatur hielt er nicht eher Etwas, bis die Zeit allmälig die vorausgeeilten Ideen desselben zu erreichen begann. Ehe man es sich versah, erschien dann bei Allgeier die Gesammtausgabe, und der unglaubliche Absatz belohnte immer den glücklichen Griff. Es versteht sich von selbst, daß die Verlagsbuchhandlung Allgeier durchaus honett war; denn ohne Ehrenhaftigkeit gedeiht kein Genie, giebt es keinen Ruhm, giebt es kein Glück. Selbst da, wo Allgeier über die gewöhnlichen Mittel: ein Werk in Schwung zu bringen, hinausging, geschah es immer nach klingender Uebereinkunft mit dem Verfasser, und ohne Jemand zu gefährden. Zur Zeit, wo die romantische Schule im Abblühen begriffen war, faßte sie sich noch einmal in einem jungen Dichter mächtig zu ihrer Verklärung zusammen. Er kam mit seinem Manuscript zu Allgeier. „Hm, junger Freund," sagte einige Tage darauf zu ihm der verständige Allgeier, „das poetische Gemüth unseres Publicums ist wie ein angefülltes Glas voll Wasser; es geht kein Tropfen mehr hinein; ich werde es wagen, ihm Ihre Poesie als Rosenblättchen darauf zu legen. Fließt ein Tropfen daneben, so ist die Speculation verfehlt. Sie bieten mir eine Auflage an, ich honorire Ihnen und drucke gleich drei." So geschah es. Die erste Auflage der Gedichte wurde ausgegeben und von den Sortimentshändlern wieder eingefordert, weil zu große Nachfrage vorhanden sei, dann wurde das Publicum drei Monate lang auf die zweite Auflage getröstet; endlich erschien sie, — und zur nächsten Ostermesse war schon die dritte Auflage nöthig. Allgeier war in seiner Weise ein kleiner Napoleon. Er

wußte die Talente Anderer zu erkennen und zu gebrauchen. Vielleicht wäre er ein großer Regent geworden, wäre er ein Purpurgeborener gewesen. Der einzige Gedanke eines jungen Literaten an seiner Tafel: eine Zeitung zu gründen, welche immer streng die Quintessenz ihrer Zeit ohne Parteianflug wiedergebe, hatte ihn auf den Gipfel des Glückes gehoben.

Er hatte wie mit den Schriftstellern, so mit seinen Redacteuren der Zeitung Glück, so lange die politischen Winde nur einigermaaßen regelmäßig gingen; — bei Wirbelwinden lavirte er, so gut er konnte, dem Hafen zu.

Auch jetzt hatte er in Konrad Dingler einen Redacteur an der Spitze, wie er sich einen bessern kaum wünschen mochte. Er war ein Talent für die Daguerreotypie. Gebildet und frei war sein Gemüth wie ein geschliffenes Metallblatt, welches er nur mit der Redactionssäure zu überziehen gebraucht, um die Portraits der jedesmaligen Zustände sich von selbst fixiren zu lassen. Allgeier wußte dieses Talent zu schätzen. Er suchte ihn auf immer an die Redaction zu fesseln. Praktisch wie er war, verschmähte er nicht das richtige Mittel zum rechten Zwecke zu ergreifen. Er war gesonnen, Dingler in seine Familie aufzunehmen und so ihr Interesse für immer gemeinsam zu machen.

Allgeier hatte sich auf die erste Stufe seines Glückes an der Hand der jungen Wittwe eines Antiquars empor und in den Buchhandel hineingehoben.

Sie hatte ihm ein Kind ihrer ersten Ehe, ein wunderhübsches, blondes Mädchen zugebracht, welches Louise hieß

geh' und bezahle deinen Ochsen. — Großen Dank, edler Herr. Der liebe Gott lasse euch finden, was ihr sucht.

Der Ochsentreiber ging, und Aucassin setzte seinen Weg fort. Die Nacht war schön und heiter, und als er immer weiter ging, kam er endlich zu der Laube, die Nicolette von innen und von außen so gut mit Blumen ausgeschmückt hatte, daß man nichts schöneres sehen konnte. Aucassin stand plötzlich still, als er dieß sah. O Gott! sprach er, Nicolette muß hier gewesen seyn, meine süße Freundinn; nur sie allein kann mit ihren schönen Händen diese Laube geflochten haben. Aus Liebe zu ihr will ich hier absteigen und die Nacht hier zubringen. Als er den Fuß aus dem Steigbügel zog, um von dem Pferde abzusteigen, das groß und hoch war, dachte er an Nicolette, seine süße Freundinn, und fiel so heftig auf einen Felsen nieder, daß er sich die Schulter verrenkte. Obgleich er sich verwundet fühlte, so gelang's ihm doch endlich, sein Pferd an einen Dornstrauch vest zu binden, so gut es gehn wollte. Darauf wandte er sich ein wenig und ging gebückt in die Laube. Er betrachtete die Sterne, die am Himmelsgewölbe leuchteten, und als er einen vor allen andern hell glänzen sah, hob er also an:

Wohl werd' ich dich, o Stern, gewahr,
Der still dem Mond entgegen zieht.

und von ihm väterlich erzogen wurde, selbst nach dem Tode ihrer Mutter; denn diese starb bald nach ihrer Verheirathung mit ihm. Allgeier war ein schöner Mann und stand schon damals in der Stadt in gutem Ansehen. Es konnte nicht fehlen, daß ihm überall Thür und Herz in der Frauenwelt offen stand. Er wählte diesmal eine reiche Erbin, obschon sie eine arme Braut war; denn sie war die Nichte einer alten Dame, welche sie einst mit beerben, jedoch auch früher nichts erhalten sollte. Allgeier sollte jedoch, ebensowenig wie Napoleon, ein dauerndes Glück in der Liebe genießen. Auch seine zweite Frau starb nach der Geburt eines Mädchens, welches nach ihrem Vornamen Elisabeth getauft wurde. Um nun zwischen den beiden ähnlichen Namen: „Louise und Elisabeth" einen Unterschied zu machen, wurde die erstere Lilly und die zweite Lieschen gerufen; doch hatte Allgeier in der Gewohnheit, auch beide Namen zu verwechseln, oder die eine die große und die andre die kleine Lilly zu rufen.

Alte reiche Damen haben immer ihre besonderen Grillen. Eine solche war für Allgeier das Testament der Tante, als es nach ihrem Tode eröffnet wurde. Sie hatte darin die kleine Elisabeth, welche bei ihrem Tode drei Jahr alt war, und einen entfernten Verwandten, den vierzehnjährigen Alfred Hacht auf gleiche Theile unter der Bedingung zu Erben eingesetzt, daß der Antheil Elisabeths hypothekarisch auf Landgütern sicher gestellt und ihr Vater davon nur die Zinsen bis zu ihrer einstigen Verheirathung oder Mündigkeit beziehen, dagegen der Antheil Alfred's zu dem Fond der Buchhandlung genommen und der Eigenthümer dieses

Kapitals bis zu diesem Betrage Compagnon der Buchhandlung werden sollte. Sie hatte dabei den Wunsch ausgesprochen, daß Alfred einst Elisabeth heirathen und so ihr schönes Vermögen wieder zusammenbringen möchte.

Allgeier ließ sich diese Bedingungen, weil er mußte, gefallen, er begründete mit den Mitteln, welche ihm dennoch durch diese Erbschaft zu Gebote gestellt waren, „die Unpartheiische Zeitung" und nahm Alfred zu seinem Compagnon an. Er ließ ihn in seiner Familie erziehen und gewöhnte die Kinder an ihre einstige Bestimmung. Alfred war zwar kein Buchhändlergenie, aber doch ein leidliches Talent. Sein künftiger Schwiegervater gab sich alle Mühe, ihn zu seinem Geschäft heranzubilden. Freilich hatte Allgeier an ihm, — als er heranwuchs, Manches auszusetzen, was ihm doch wieder heimlich gefiel. Alfred wurde ein junger Cavalier, trieb Musik, sprach schlecht deutsch, aber gut französisch, ritt eine feine Schule, und hielt sich gern zu Baronen. Dadurch kam freilich auch in den Salon des alten Buchhändlers der Sonnenschein des fröhlichen Lebens. Er begann sogar endlich die Vorliebe Alfred's für Gemälde zu theilen. Selbst wenn ein solches Kunstwerk einige tausend Gulden kostete, so mißfiel es ihm doch nicht, sich damit Etwas wissen zu können.

Wie es Alfred anfing, außerdem noch große Ehrenausgaben zu machen, ohne je die Summen, welche ihm zur Verfügung standen, aufgehen zu lassen, blieb ihm lange ein Geheimniß, bis er dahinter kam, daß Alfred Alles im Kleinen wieder einbrachte. 'So gleicht Gott Alles wieder aus!' sagte Allgeier bei dieser Bemerkung kopfschüttelnd zu sich.

Seine Tochter Elisabeth war von Alfred gerade das Gegentheil. Sie hielt sich einfach, aber kostbar, und brauchte immer Taschengeld, um armen Leuten wohlzuthun.

'Sie passen zu einander!' sagte Allgeier häufig zu sich, wenn Alfred von seinem Ausgabegeld bestimmte Summen in der Hauptcasse sich zu gut schreiben und Elisabeth sich acht Tage und länger vor dem ultimo ihr Taschengeld vorausgeben ließ. Dagegen wußte seine Stieftochter Groß-Lilly gar nicht mit Geld umzugehen; sie wär' immer bankerott gewesen, wenn Klein-Lilly sie nicht monatlich gerettet hätte. Beide waren zu einander in mehr als schwesterlicher Liebe verbunden. Wie der Buchhandel zwischen Allgeier und Alfred, so war zwischen beiden Alles gemeinsam, bis in die Zeit, wo endlich jedes Mädchen ihr eigenes Herz fühlt.

Klein-Lilly, die reiche Erbin, war eine reizende, niedliche Brünette mit großen, dunkeln, italienischen Augen, und wie ihre Großtante, voll lustiger Besonderheiten. Sie hatte einen hellen Verstand, welcher wie ein Cherub vor dem Paradiese ihres Gemüthes mit dem spitzigen Degen des Witzes Wache hielt.

Groß-Lilly, das arme Aschenbrödel, hatte blondes Haar und blondes Gemüth, Vergißmeinnicht-Augen und Rosenwangen. Sie konnte stundenlang Alfred zuhören, wenn er auf dem Flügel die modernsten Musikstücke einübte. Allgeier that ihr nicht weh, er ließ sie gewähren und liebte seine eigene Tochter, den Springinsfeld, die Klein-Lilly, desto mehr.

Klein-Lilly hatte, wie gesagt, ihre Eigenheiten, welche sie alle der Reihe nach ihrem bestimmten Bräutigam fühlen

ließ. An Alfreds Geburtstag hatte ihm Groß-Lilly ein prächtiges Kopfkissen geschenkt, woran sie sechs Monate lang bei Tag und Nacht gearbeitet hatte. Sie hatte darauf in grauer Seide und Silber zwei Turteltäubchen unter Rosen gestickt. Klein-Lilly hatte sich die Sache leichter gemacht und ihm eine Sparbüchse mit einem Louisd'or und der Aufforderung geschenkt, einen zweiten dazu hinein zu thun, damit ein Paar daraus werde! —

Es wird Zeit, sagte Allgeier bei sich, daß ich Ordnung im Hause mache. Elisabeth's Großtante hatte gewünscht, daß sie mit Alfred verheirathet werde, und so war diese Geschäftsangelegenheit widerspruchslos in Ordnung. Er dachte jedoch dabei zugleich an seine Stieftochter, seine Groß-Lilly, und bestimmte sie — für seinen Redacteur Dingler.

'So gewinne ich, sagte er zu sich, einen Compagnon, welcher für die intellectuelle Partie des Geschäftes, wie der andere, Alfred, für den materiellen Theil desselben paßt. Der genietreiche Redacteur bekommt meine gefühlvolle Stieftochter, wie der Weltmann Alfred meine geistreiche Elisabeth. — Sollte ich einmal meine Augen zuthun, so bin ich doch noch in den einzelnen Eigenschaften der Meinen zusammengenommen wieder ganz da, und von selbst biegt sich die krumme Linie zum Kreise zusammen.'

Er konnte gar nicht zweifeln, daß Dingler, welchem er den zehnten Theil des Netto bei der Buchhandlung zur Mitgift auswerfen wollte, mit beiden Händen diese Partei ergreifen würde; denn Groß-Lilly war wirklich das schönste Mädchen in der Stadt, wenn man ihr nicht die pikante Klein-Lilly

vorziehen wollte. Hing ihre Mitgift mehr oder minder von den Zeitumständen ab, so konnte dies für Dingler nur ein Sporn mehr sein, das Geschäft emporzutreiben.

Es mochte ihm deshalb um so weniger ein Bedenken beikommen, als Dingler mit besonderer Zuvorkommenheit sich — mit Groß-Lilly unterhielt, wenn er sich im Familienkreise befand.

'Vermuthlich, sagte Allgeier zu sich, ist er nur zu schüchtern, um sich auszusprechen.'

Er hatte sich in diesen Beziehungen seinem vieljährigen alten Freunde Joulin mitgetheilt. Dieser war ein Maler, welcher für die Prachtausgaben der Allgeierschen Autoren die werthvollsten Zeichnungen geliefert hatte.

Joulin hatte seinen Rath im Geiste seiner Kunst abgegeben. Er war der Meinung, daß die Verlobung der beiden jungen Damen zu Allgeier's Geburtstage den Gästen bekannt gemacht, und so selbst die Verlobten damit überrascht werden sollten. Joulin hatte erst in diesen Tagen eine Copie oder Wiederholung des schönen Gemäldes von Sohn in Düsseldorf: „der Abschied Romeo's von Julie", für Freund Allgeier erworben. Es hing jetzt über dem Arbeitstische des alten Herrn. Da Joulin gewöhnlich zum Geburtstage Herrn Allgeier's einige lebende Bilder im großen Saale vor der Tafel zur Unterhaltung der Gesellschaft stellte, so hatte er vorgeschlagen: den Moment dieses Gemäldes, wo Romeo Abschied nimmt, durch Dingler und Louise, — und einen Pendant dazu: wie Romeo in der Brautnacht zu Julie kommt, von Alfred und Elisabeth

darstellen zu lassen. Beide Scenen sollten durch eine bewegliche Zwischenwand geschieden, jedoch zugleich nebeneinander gesehen werden.

Im Augenblicke, wo der Vorhang aufging, mochte dann Allgeier die beiden Paare als glücklich Verlobte der Gesellschaft ankündigen.

Allgeier war auf diesen Plan lebhaft eingegangen. Eine unschuldige, so bequeme romantische Scene in seinem Hause zu erleben, wie er doch so oft Schwarz auf Weiß hatte drucken lassen, erwärmte seine Phantasie fast mehr, als es sich für einen besonnenen Geschäftsmann ziemen mochte.

Der alte Herr feierte den Geburtstag gewöhnlich auf seiner Villa, welche eine Meile von der Stadt in einem Garten auf einem Hügel mit einer reizenden Aussicht in die Umgegend lag. Der Geburtstag fiel in den Mai, wo auch bereits seine Familie die Villa bezogen hatte. Er selbst scheute die kleine Strapaze nicht, sich täglich von seinen Rappen Vormittags in die Stadt vor das Comptoir und Nachmittags zum Familientisch wieder hinausrollen zu lassen. Er nannte dies sein Amphibienleben im Sommer, wenn er witzig sein wollte.

Schon seit einigen Tagen saßen Groß- und Klein-Lilly auf der Villa mit ihren Nähmädchen, um unter der Anleitung Joulin's, welcher jetzt fast täglich hinauskam, zwei gleiche Juliencostüme für sich zu den beiden lebenden Pendantbildern zu verfertigen.

Nicht minder hatten die Kleiderkünstler für Alfred und

Dingler an den zwei gleichen Romeocostümen in der Stadt zu arbeiten.

Der königliche Kapellmeister hatte im Beethovenschen Style dazu eine Symphonie geschrieben, in welcher es an Nachtigallengeschmetter und Lerchenwirbeln nicht fehlte. Er hatte versprochen, die tüchtigsten Mitglieder seiner Kapelle zur Aufführung mitzubringen. Joulin war zu gleicher Zeit mit den Zimmerleuten im großen Saale thätig, um die Bühne aufzubauen.

Er hielt es diesmal für angemessen, hinter der Bühne im Saale einen Zwischenraum für die Musiker zu lassen, an der Scene aber in ihrer ganzen Breite einige Stufen hinunter in den Saal zu führen, um den Gästen bei der Ankündigung der doppelten Verlobung den Heraufgang und die Abstattung der Gratulation bequem zu machen.

Von dem eigentlichen Zwecke dieser Vorbereitungen wußten diejenigen, welche in jeder Hinsicht die Hauptrolle spielen sollten, um so weniger, je gewisser der alte Herr seiner Sache war. Konnte er doch über die höchsten geistigen Güter, über die Gesammtpoesie von Deutschland nach Belieben verfügen, warum nicht über vier Herzen, von welchen zwei überdies einander testamentarisch angehörten.

Nur Klein-Lilly hatte dabei ihre eigenen Gedanken. Sie stach sich beim Nähen zu oft in den Finger, daß Blut nachkam, als daß sie nicht endlich mit dem alten Aberglauben hätte herausgehen und ihrer Schwester in das Ohr flüstern sollen: „merk' auf, in diesen Costümen bekommen wir viele Küsse."

Groß-Lilly wurde roth bis unter die Augen, sie entgegnete bestürzt: „Du wohl, denn Du bist halb und halb Braut mit Alfred, nicht aber ich.“

„Wärst Du aufrichtig zu mir,“ versetzte Klein-Lilly, „so könnte es für uns Beide gut sein.“

Louise fiel ihrer Schwester laut weinend um den Hals und rief: „Ach, ich Undankbare! Zu welchem Schicksal bin ich bestimmt? — Dich, Du geliebte Schwester muß ich so kränken? Und doch kann ich nichts dafür! Glaube es mir!“ —

„Ach warum hat Gott gegeben,
Mir ein Herz, das liebt und fühlt?
Und ein Herz gequält vom Leben
Wird von Erde nur gekühlt!“

„Louise, was ist Dir?“ rief Elisabeth, „Du bist ja außer Dir, und wenn Du in Versen sprichst, so möchte sich darüber Gott im Himmel erbarmen.“

„Du mußt mich hassen, Elisabeth,“ rief Louise, „denn ich — o, ich Unglückliche! liebe — Alfred!“

„Und wirst Du wieder geliebt?“ rief Elisabeth.

„Dein Glück,“ fuhr Louise fort, „soll nicht gestört werden, am wenigsten von mir! Ich habe ihm und er hat mir entsagt.“

„Habt Ihr Briefe gewechselt?“ entgegnete Elisabeth und streichelte ihr dabei die seidenen Haare.

„Weil es einmal so gekommen ist,“ versetzte Louise, „so sollst Du Alles wissen. Du mußt mit mir auf meine Stube kommen. Wirst Du mir aber auch Alles verzeihen?“

„Zehntausend Mal im Voraus!“ rief Elisabeth, „ich habe kein eifersüchtiges Gemüth. — Du weißt es ja, wie ich Euch harmlos mit einander walten ließ. Habe ich doch keine Miene verzogen, wenn Ihr zusammen am Flügel vierhändig spieltet und mein testamentarischer Bräutigam sein: ‘Oh!’ und Du Dein ‘Ach!’ seufztest; — habe ich doch gern beide Augen zugemacht, wenn er Dir die Hände drückte und Dir so wehmüthig in die Augen sah, als wollte er sich über das Geländer seines Frackes hineinstürzen.“

„Deinen Spott,“ versetzte Louise schluchzend, „habe ich reichlich verdient, und mehr noch, Deine Verachtung!“ —

„Sei doch kein Kind!“ erwiederte Elisabeth, „Ihr habt Euch ja in aller Unschuld geliebt; — ich müßte eine sehr unaufmerksame Leserin von Georg Sand gewesen sein, wenn ich die Rechte der Liebe nicht gegen die Pflicht gelten lassen wollte! Ich müßte ja doch ganz altmodisch geworden sein!“

„Ja Du bist aufgeklärt!“ rief Louise, „ich aber werde immer hinter Dir zurückbleiben!“ —

Unter diesen Gesprächen waren beide Mädchen in das Zimmer Louisens eingetreten.

Sie holte aus dem Bureau ein kleines, niedliches Portefeuille, welches sie mit schwarzem Flor umwunden hatte. Nachdem sie es aus ihrer Hülle befreit hatte, kam ein papiernes Herz zum Vorschein, welches als Etiquette mit feinen Oblaten darauf befestigt war. Mit zitternden Schriftzügen war darauf das Wort: „Entsagung“ geschrieben. Als sie es aufschlug, fielen daraus einige trockne Vergißmeinnichte, welche ihr Jüngling einst am Bache gepflückt hatte.

Sie hob das Sträuschen auf und legte es behutsam zwischen die Blättchen. Endlich gab sie das Portefeuille Elisabeth, welche es sich im Armstuhle bequem gemacht hatte, und warf sich selbst in die Ecke des Sopha's, indem sie sich wie eine arme Sünderin das Gesicht verhüllte und den Richterspruch erwartete.

Elisabeth las die Billets mit großem Interesse. 'Man sollte nicht glauben,' sagte sie ein wenig boshaft bei sich, 'daß ein solcher eleganter Spazierstock noch Rosen treiben könnte; du glücklicher Tannhäuser!'

Sie fand in diesen Billets viel Gluth und Feuer.

'Es wundert mich,' flüsterte sie lächelnd, 'daß er nicht damit das Haus in Brand gesteckt hat!' — Da las sie auch eine Kritik über sich. Alfred hatte geschrieben:

„Wie unähnlich hat doch die Mutter Natur Dich, o Du Inniggeliebte, und — Elisabeth erschaffen; — Dich so sanft und mild wie ein Nachtigallenherz, — Sie — wie einen elektrischen Fisch, von dem man nur nervenzuckende Schläge bekommt." —

'Sehr verbunden, liebenswürdiger Alfred!' — sprach Elisabeth bei sich und biß die schmollende Unterlippe ein.

„Dich" — fuhr der Briefsteller fort — „wie eine süßgeschwellte Centifolie, — sie wie eine — betäubende Datura —"

Elisabeth zerrupfte leise das Blatt und streute es um sich her in die Stube. Sie blätterte weiter. Die Periode der Verzweiflung schien jetzt daran zu kommen. Sie las in einem der letzteren Blättchen:

Von dir herab mein Lebchen sieht,
Nic. lette mit goldgelbem Haar . . .
(Lücke)
Würd' ich zu dir empor gehelen,
Wie sollten mich dort oben
Deine Küsse süß erfreun!
Und wär' mein Vater ein König,
Für dich wär' ich zu wenig,
O Schwester, Liebchen mein!

Als Nicolette, die nicht fern war, Aucassin vernommen, eilte sie mit offenen Armen zu der Laube, warf sich an seine Brust und küßte und umarmte ihn. Schöner süßer Freund, sprach sie, seyd mir herzlich willkommen! Und ihr, schöne süße Freundinn, erwiederte er, seyd mir herzlich willkommen! Und sie küßten und umarmten sich, als sie diese Worte sprachen. Nichts so schön zu sehn, als die Freude, welche sie empfanden! O süße Freundinn, sprach Aucassin, eben hatte ich mich schwer an der Schulter verwundet, aber ich fühle nicht Weh noch Schmerz mehr, seit ich euch wieder habe. Sie befühlte ihn überall, und fand, daß er die Schulter verrenkt hatte. Sie drückte und schob so lange mit ihren schönen Händen, daß sie mit Gottes Hülfe, der immer den Liebenden beisteht, die Schulter wieder einrichtete. Darauf nahm sie Blumen, frische Kräuter und grüne Blätter, die sie auflegte,

„Welches Ungeheuer, bist Du, o grausame Pflicht! — Also schmiedest Du mich doch unbarmherzig an die ungeliebte Hand? — Wer rettet mich?"

'O du ausbündig angenehmer Herr Alfred,' flüsterte Elisabeth; — 'Wenn Sie hier ein wenig unmännlich sich benehmen und auf die bequeme Entsagung lossteuern, so wird es wohl dem armen — Fisch vergönnt sein, Sie ein wenig mit elektrischen Schlägen zur Besinnung zu bringen!' —

Jetzt hielt Elisabeth das letzte Billet, welches mit seinen Beilagen fast zum Buche angeschwollen war, in der Hand. Die Hindernisse, welche den beiden Liebenden und ihrer Verbindung im Wege standen, waren darin zu Riesen angewachsen. „Ja," schrieb unter Anderem Alfred — „es giebt ein höheres Glück, als die Vereinigung zweier liebenden Herzen — das bittersüße Entzücken freiwilliger Entsagung! Ewig! — ewig —"

— 'ist die Feigheit bequem und macht sich moralisch breit!' — setzte Elisabeth in Gedanken hinzu.

Sie blickte sich nach Louise um, welche immer noch mit verhülltem Gesichte da saß. Elisabeth zog ihr langsam das Tuch vom Gesichte und lachte freundlich auf sie nieder; Louise stürzte ihr weinend um den Hals und rief: „so nimm denn Alfred hin! und laß mir meinen Schmerz, aber schenke mir dazu Deine Verzeihung."

„Wie bist Du doch so groß und edel!" versetzte mit fröhlichem Spotte Elisabeth; — „wer hätte in aller Welt gedacht, daß wir hier noch einen solchen schönen, rührenden Entsagungsroman erleben würden! — Aber meinst Du denn

wirklich, liebe Louise, daß ich der Hand eines so edlen, männlichen Geschöpfes, wie Alfred ist, werth bin? — Seine Seelengröße würde mich erdrücken! — Befreie mich davon, Louise!" —

„Du, Elisabeth, wolltest zurücktreten?" fragte erbleichend Louise. —

„Du sollst sehen," versetzte Elisabeth, „wie vortrefflich ich mich im Mantel der Entsagung drapiren will! Sprich kein Wort, nur sei heiter und laß mich das Uebrige besorgen! — Das schönste von den zehn Geboten ist das eilfte: 'Laß Dich nicht verblüffen!' — Wir dürfen uns nur nicht überraschen lassen. Es ist, scheint es mir, bei dem Geburtstage des Vaters auf unsere Freiheit abgesehen. Joulin will zum Verräther an uns werden. Er thut so geheimnißvoll. Sie sollen es sehen, daß sie es mit zwei Mädchen zu thun haben! Doch jetzt lasse uns wieder an unsere Arbeit gehen; es ist mir, als nähten wir an unseren Zwangsjacken. — Laß uns Muth fassen, und sei wieder fröhlich!"

Munter hüpften Beide in das Arbeitszimmer zurück, Louise von neuer Hoffnung und Elisabeth von Zuversicht auf gutes Glück durchdrungen.

Nicht so fröhlich war die Stimmung in der Stadt, im Comptoir des alten Herrn. Er hatte eine inhaltsschwere Unterredung mit Dingler; denn ihre Zeitung hatte, trotz aller Vorsicht, den Unwillen der Regierung sich zugezogen. Die Redaction hatte eine strenge Zurechtweisung vom Ministerium erhalten, worin die Beschuldigung ausgesprochen war, daß sie die schlechte Presse nur scheinbar bekämpft, dabei aber mit unverholener Freude die unehrerbietigsten Artikel

aus den verschiedensten Zeitungen, wenn auch tadelnd besprochen, dennoch eben dadurch ihrer größeren Verbreitung Vorschub geleistet habe. Ein besonderer Vorhalt war ihr deshalb gemacht, weil sie sogar Spottgedichte auf ihre Tendenz aus anderen Zeitschriften in ihre Spalten aufgenommen. Zugleich war aus der Residenz ein Regierungsbevollmächtigter mit der Instruction zur schärfsten Censur angelangt.

„Sie sehen, lieber Freund," sagte der alte Herr, „daß ich mit diesem Allen nicht recht zufrieden sein kann."

„Vergönnen Sie mir," versetzte Dingler, „nur einige Worte zu meiner Entschuldigung. Mit blutendem Herzen muß ich mich hier verkannt sehen; wo ich doch über mein Gewissen hinaus die sogenannte gute Presse zu vertreten gesucht habe. Während ich den guten Geist der Zeitung immer streng im Auge behalten habe, entfaltete der verwegenste Liberalismus in den Zeitungen, welche aller Orts auftauchten, seine Fahnen und unsere Abonnenten desertirten zu Hunderten. Mit Ihrer Genehmigung suchten wir daher die Punkte heraus, welche eine liberale Besprechung zuließen, als: den Zollverein, die Unbeständigkeit des französischen Nationalcharakters und den Panslavismus. Ebenso waren wir in den Stand der Nothwehr gegen die jungen Zeitungen versetzt; wir mußten alle Mittel gebrauchen, ihre Tendenz unter dem Namen des sogenannten besonnenen Fortschritts als verwerflich zu bezeichnen. Zugleich galt es, unsern alten, classischen Verlag gegen die moderne, poetische Literatur in Schutz zu nehmen und zwei Fliegen mit einer

Klappe zu schlagen. So habe ich in dem verwichenen Halbjahre die Ausartungen der Literatur, besonders den politischen Roman nach Kräften von einem verunglückten Dramaturgen und mißrathenen Chapon aus der Gentz'schen Schule seciren lassen. Ja, leider muß ich es eingestehen, daß mir selbst dabei zuweilen mein Metier perfid, fast ehrlos vorkam. Es ist ein herbes Schicksal, ein Redacteur bei diesen Zeitläufen zu sein!" —

„Lieber Freund!" sagte Allgeier begütigend, „Sie lassen Sich noch zu leicht aufregen; jedes Geschäft hat seine eigene Moral, bei welcher die einzelne Persönlichkeit nicht in Frage kommen darf. Sie bemerkten ganz richtig, daß wir im Stande der Nothwehr waren, eigentlich kommt eine Redaction aus ihm nicht heraus. Zeitungsschreiber sind keine Geschichtsschreiber. Wir müssen uns immer zwischen der Partei der Bewegung und der Reaction mitten innen halten. Welche gerade die herrschende ist, macht ihren Einfluß auf uns geltend. Sache der Klugheit ist es, selbst da noch einen Weg zum Rückzug frei zu erhalten, um nicht beseitigt zu sein, wird eine andere Idee zur herrschenden Mode. Wir müssen jetzt mit Guizot das Zuwartesystem adoptiren. Geben Sie statt aller leitenden Artikel wieder einmal Berichte über Kurdistan oder Hindostan, über die Marquesasinseln und Tahiti, über den Nutzen der Philologie auf gelehrten Schulen, kurz Alles, nur keine wirkliche Politik; denn früher oder später will man doch wieder Etwas von sich selbst hören, sei es im Guten oder im Bösen."

Diese und viele andere gute Rathschläge ertheilte der

alte Herr dem gelehrigen Redacteur. Endlich ließ er diesen unangenehmen Gegenstand verklingen; es war, als wenn eine Bremse durch das Zimmer gesummt hätte.

Er lenkte die Unterhaltung auf die Angelegenheit zurück, welche ihm näher am Herzen lag.

„Ihr jungen Leute, wollt mich heute Abends zur Feier meines Geburtstages gewiß mit einem ästhetischen Genusse überraschen?" fragte er unter Anderm, indem er sich stellte, als wüßte er nicht das Geringste von dem Plane Joulin's.

„Es soll nicht an uns liegen," versetzte Dingler mit leichterem Herzen, „mißlänge es, dem König des Festes einen heiteren Augenblick zu bereiten."

„Gesteht es nur," fuhr der alte Herr fort, „Ihr costümirt Euch; haha! was hattet Ihr mit Joulin zu schaffen? So ein alter Künstler hat immer närrische Einfälle. Was wird denn meine blonde Lilly darstellen? — Sie nimmt sich in einem phantastischen Gewande wunderhübsch aus."

„Sie ist immer die schönste Erscheinung im einfachsten Hauskleide wie im Costüm," versetzte Dingler, um Herrn Allgeier etwas Angenehmes zu sagen.

„Sie sollten," entgegnete Allgeier, „ihr vortreffliches Gemüth kennen, lieber Dingler, um die bekannte Behauptung wahr zu finden, daß ein gutes Herz und ein schönes Gesicht zusammen gehören, wie Licht und Farbe."

„Sie sind ein sehr glücklicher Vater!" versetzte Dingler.

„Lassen Sie mich gestehen," erwiederte Allgeier ein wenig lauernd, „daß ich vielleicht außer meiner Tochter Elisabeth

nur noch zwei Menschen vom Herzen liebt; — Rathen Sie einmal?"

„Wen anders, als Fräulein Louise?"

„Sagen Sie mir doch," fuhr Allgeier fort, „wie aber Sie es mir abgewonnen haben? Ich schätze Ihr schönes, fügsames Talent, Ihre Kenntnisse, Ihr Benehmen, Ihre Vorsicht, kurz alle diese Eigenschaften, welche dazu gehören, um einen Menschen glücklich zu machen; doch außerdem besitzen Sie noch meine wahrhaft väterliche Liebe."

Dingler war gerührt, eine Thräne trat in sein Auge. 'Sollte der alte Herr', fragte er sich heimlich, 'wirklich etwas von meinem Verhältnisse zu Elisabeth ahnen? — Könnte ich wirklich mir ernsthafte Hoffnung auf die Hand seiner einzigen Tochter machen?'

Allgeier sah nur die freudige Bestürzung seines Redacteurs; er reichte ihm die Hand und sagte freundlich wohlwollend: „wir bleiben, so hoffe ich, für das ganze Leben zusammen! — Ich betrachte Sie wie meinen Sohn. Nun heute Abend mehr! — Ich fahre jetzt hinaus auf die Villa; Sie kommen Nachmittags mit Alfred nach."

So war der entzückte Redacteur entlassen.

So glücklich wie Dingler, war an diesem Vormittage vielleicht kein Redacteur irgend einer deutschen Zeitung. Das Gespräch mit dem Principale des Geschäftes hatte die Redactionsdornenkrone mit Baumwolle wattirt, und die Hoffnung auf Elisabeth, die schöne, reiche Erbin, sie in Rosen aufblühen lassen.

Hatte er früher nicht ungern die unpartheiische Zeitung

als dritte deutsche Großmacht schelten gehört, so fühlte er sich selbst jetzt als die erste auf dem Throne der Liebe, mit der Aussicht auf die freie Rheinschifffahrt in das Meer des Ehestandes.

Die Extreme berühren sich! mit diesem Ausspruche Napoleons hatte er so oft seine leitenden Artikel geziert, heute sollte er ihn jedoch als eine Wahrheit erleben.

Während er die Glaceehandschuhe anzog, um zu Tisch zu gehen, und dabei seinem Unterredacteur, dem Doctor Sammetschuh die nöthigen Anweisungen ertheilte, überbrachte ihm der Laufbursche, welcher sein Postillon d'amour war, ein zierliches, rosafarbenes Billetchen mit der bekannten goldenen Siegeloblate.

Er trat in das Fenster, erbrach jenes und las:

„Es ist eine Verschwörung im Werke; liebst Du mich, so zeige es! — Zweierlei nur kann uns retten — Muth und noch einmal Muth! — Ich werde eine Gegenmine springen lassen. Auf den Fall, daß sie fehlschlagen sollte, müssen wir nach Frankreich entfliehen. Meine Juwelen werden uns Mittel geben, uns so lange dort zu erhalten, bis wir uns mit dem Vater wieder versöhnt haben."

„Ich hoffe, daß Du Nachts 12 Uhr einen verschlossenen Wagen im Wäldchen hinter der Villa halten läßt. Romeo wird mir eine Strickleiter besorgen, um von dem Balkon hinunter in seine Arme steigen zu können. Es wird nicht zu diesem Aeußersten kommen, da ich das Mittel besitze, Alfred zu entlarven. Doch thut man wohl, sich vorzusehen. Bist Du mein Romeo, treu und tapfer, so liebt Dich Deine Julie."

Dingler war über den Inhalt dieſer Zeilen bis zum Tode erſchrocken. Alle Farbe war aus ſeinem Geſichte gewichen. Die wilde Eliſabeth hatte es offenbar auf eine Degenklingenprobe abgeſehen. Sie wollte ſeinen Muth bewährt ſehen. Dingler würde ſchwerlich dieſe Probe beſtanden haben, wär' nicht noch ein wenig Turnernachhalt und Jenaiſches Burſchenritterthum mit der nöthigen Abenteuerlichkeit in ſeinem Blute geweſen. Sein Charakter hatte allerdings in der unaufhörlichen Behutſamkeit des Redactionsweſens einige Roſtflecke der Feigheit angeſetzt; doch war er noch elaſtiſch genug, um in dieſes Abenteuer einzugehen.

Als er gegen Abend mit Alfred in die Villa kam und Eliſabeth an ihm mit der Frage vorüberſtrich: „Alles in Ordnung?" — konnte er zu ſeinem großen Glücke darauf mit „Ja!" antworten. Es wäre auch außerdem um die Liebe Eliſabeths geſchehen geweſen. —

Auf Allgeier's Villa war die vornehmſte Welt aus der Stadt und der Umgegend verſammelt; — denn der Geburtstag Herrn Allgeier's wurde dort alljährlich mit verſchwenderiſchem Aufwande begangen.

So ſtolz Allgeier auf ſein Bürgerthum war, doch hatte er die kleine Schwäche, darauf zu ſehen, daß es bei den Feſten, welche er gab, nicht an glänzenden Officier-Uniformen und allerlei Ordensträgern fehlte. Er wäre vielleicht von dieſer Eitelkeit geheilt worden, hätte ihn ein Freund darauf aufmerkſam gemacht, daß er ſie mit reich gewordenen Juden theilte.

Heute war er beſonders aufgeräumt; hatte ſich doch

sogar ein hoher Diplomat aus dem Nachbarstaate bei seinem Feste eingefunden, scheinbar zufällig, doch im geheimen Auftrage seiner Regierung, bei den drückenden Censurverhältnissen, welchen die Unpartheiische Zeitung unterworfen worden war, sie mit allen damit verbundenen finanziellen Vortheilen hinüberzuziehen.

Die Gesellschaft genoß den Thee im Garten, welcher doppelt blühte mit den buntesten Blumen und den geputztesten Frauen und Fräulein.

So war die Abenddämmerung herangekommen. Alfred und Dingler hatten sich in ihr Ankleidezimmer zurückgezogen, um sich in ihre Rococostüme zu werfen; denn die beiden jungen Damen des Hauses waren, wie ihnen gemeldet worden war, beinahe fertig, wenn anders je ein Toilettenmeisterwerk vollendet werden kann.

Bereits hatten auch der Kapellmeister und die Musiker hinter der kleinen Bühne ihre Stelle eingenommen, als die Gesellschaft aus dem Garten von Allgeier in den Saal heraufgeführt wurde.

Auf ein Zeichen, welches Allgeier mit Zusammenschlagen der Hände gab, erhob sich die Musik.

Joulin hatte die kleine Bühne so eingerichtet, daß die Thüre des Nebenzimmers, welche hinter einem Vorhange von der Scene aus verborgen war, damit in Verbindung stand. Dort sollten die Darsteller sich treffen. Joulin war von der Aufstellung der Bilder und den Anordnungen bald hier, bald dort, so eingenommen, daß er weder sah noch hörte.

Als seine Figuren immer noch nicht zur Thüre herauskommen wollten, sprang er hinein und rief mit athemloser Stimme: „Meine Herren, meine Damen, um Gotteswillen, die Musik geht zu Ende; wir sind verloren! Alle zu Grunde gerichtet!“

Joulin hatte sich mit besonderer Bestimmtheit ausgesprochen: daß Alfred und Elisabeth die eine, und Dingler mit Louise die andere Gruppe darstellen müßten.

Um so mehr wunderte sich Alfred, als ihn in diesem entscheidenden Augenblicke Elisabeth, wo er ihr den Arm bieten wollte, heftig zurückstieß und ihm zuflüsterte: „wie unterstehen Sie sich, den elektrischen Fisch nur anzurühren? Dort blüht Ihre Centifolie! — Hieher lieber Dingler, zu mir! wenn Sie sich der armen Datura erbarmen wollen!“

Alfred wollte das Blut im Herzen gefrieren, er sah sich verrathen. Es war aber jetzt keine Zeit zu Entschuldigungen, sie waren auch überflüssig, denn schon war Elisabeth mit Alfred Arm in Arm hinaus auf die Scene in den ersten Rahmen und mit ihm nach Joulin's Vorschrift zum Bilde: „Romeo's Kommen“ zusammengetreten; Alfred und Louisen blieb nichts übrig, als drüben im zweiten Rahmen sich zu: „Romeo's Gehen;“ denn so hatte Joulin beide Bilder benannt, — so gut als möglich zu gruppiren.

Joulin flog wie ein Irrlicht hin und her; seine Augen sahen nur noch die Costüme, wie konnte der Künstler an die Personen denken! — Mit einer Trompetenfanfare flog der Vorhang in die Höhe und ein „Hah!“ der Ueberraschung ging durch den Saal. Sie sollte noch größer werden,

und mit einem Streifen von ihrem Hemde veſt band; und ſo heilte ſie ihn völlig. Aucaſſin, ſchöner ſüßer Freund, ſprach ſie dann, wir müſſen jezt bedenken, was ihr thun wollet. Wenn euer Vater morgen in dieſem Walde nachſuchen läßt und mich hier findet, ſo weiß ich nicht, was er mit euch machen wird, aber mich wird er ſicherlich ſterben laſſen.

O meine ſchöne ſüße Freundinn, ſprach er, ich würde in Verzweiflung darüber gerathen, aber wenn ich's möglich machen kann, ſollen ſie euch nicht erwiſchen. Darauf beſtieg er ſein Roß, nahm ſein Liebchen vor ſich, ſie küſſend und umarmend, und ſie zogen voran durch's Feld.

Es ritt ſchnell aus dem dunkeln Wald
Der edle Knape wohlgeſtalt,
Das Herz von Liebe durchdrungen.
Die Jungfrau vorn' auf dem Sattel ſaß,
Von ſeinem Arm' umſchlungen;
Und er küßte ihr ohn' Unterlaß
Stirn', Augen, Mund und Kinn.
„Aucaſſin, ſag's mir, ſüßer Freund,
Wohin ziehen wir, wohin?"
Was liegt daran, wohin wir ziehn,
Sprach er, wir ziehn vereint.
Und raſch voran über Berg und Thal

denn Allgeier hob sein Brillenfutteral, aus welchem er die Gläser eben nehmen wollte, wie einen Kommandostab in die Höhe und rief: „Wohl den Aeltern, die Freude an ihren Kindern erleben! Meine hochverehrten Herren und Damen, ich mache Ihnen die Verlobung meiner Töchter, meiner beiden Lilly's mit Alfred und meinem lieben Dingler bekannt, und gebe Ihnen Gelegenheit, den jungen Paaren Glück zu wünschen."

Joulin war der Erste, der in die Scene hereinsprang, er wollte sprechen, jedoch vergebens, er war zu einer Salzsäule erstarrt; er sah den schrecklichen plastischen Irrthum, ohne ihn ändern zu können.

Aber schon flogen die Damen der Gesellschaft glückwünschend die Stufen herauf und umringten die glücklichen Paare. Im Triumph führten sie die Verlobten herunter. Alfred und Louise lagen zuerst am Herzen des gütigen Vaters.

„Was? Was?" rief Allgeier, „Du Alfred, und Du Louise? Hum! Hum!"

Er schlug jetzt in innerster Verzweiflung die Augen auf; hinter dem ersten Paare stand das zweite — Dingler und Elisabeth, welche ihrem Vater lustig ansah und ihm mit den Worten zunickte: „Das hatte ich arrangirt, guter Papa!" —

„So! So! Ja, Ja! Freilich!" —

„Immer unser humoristischer, genialer Freund," rief der nachbarstaatliche Diplomat und schüttelte ihm die Hand, in der Art vom Jahre 30.

„Ja, man sieht gleich," rief ein alter Lebemann mit Majorsepauletts, „wer mit romantischen Büchern zu thun hat!" —

Elisabeth lag jetzt am Herzen ihres Vaters und flüsterte: „Deine Kinder sind glücklich, lieber Vater! und nicht wahr, ich brauche nicht mit Dingler nach Paris zu fliehen; — laß unsre Heimath hier sein bei Dir!“ —

Allgeier war gerührt. „Gott segne Euch, meine Kinder!“ mit diesen Worten fiel ein Stein von seinem Herzen. ‘Gott segne meinen Verlag und verdamme die Verlegenheiten mit der ganzen romantischen Schule!’ setzte er bei sich hinzu.

Dann wandte er sich zur Gesellschaft und sagte etwas gezwungen heiter, doch laut genug, um von Allen verstanden zu werden: „Die Abendtafel erwartet uns, darf ich die Herren bitten, sich ihre Tischnachbarinnen zu wählen?“

Zugleich wandte er sich an die Fürstin von Dittershofen, welche bei ihm: „Christliche Betrachtungen einer Dame von Stand“ in Verlag gebracht hatte, bot ihr mit ziemlichem Cavalieranstand den Arm und eröffnete mit ihr den Zug nach dem Speisesaale.

Hinter ihm folgten Dingler mit Elisabeth, welche ihm unterwegs zwischen zwei Thüren in das Ohr flüsterte: „So konnte ich, wie einst Charlotte Stieglitz zu ihrem Heinrich, jetzt mit größerem Rechte zu Dir sagen: Halte Dich heute zu mir, es ist mir, als würde mir ein guter Gedanke einfallen!“

Eine Reihenfolge
von
Briefen Fernow's.

An Reinhold in Jena und Kiel.

Nro. 1.

Pommersfelden d. 4. Oct. 1793.

Seit gestern Nachmittags bin ich von meinen beiden letzten Reisegefährten getrennt, und erst jetzt fühle ich das Unangenehme der Trennung von allen meinen Freunden und Bekannten, das die Gesellschaft meiner Begleiter bisher noch milderte, in seiner ganzen Stärke. Ich bin noch zu bewegt, um die Einsamkeit, die jetzt meine Gefährtin ist, und wohl für den ganzen übrigen Theil meiner Reise bleiben wird, sogleich lieb zu gewinnen; erst muß Heiterkeit in mein Herz zurückkehren und es dem ruhigen Genusse der Gegenstände öffnen, die sich mir nun mit jedem Tage darbieten; die Vergangenheit muß erst in ein sanfteres Helldunkel zurückgewichen sein, ehe ich mich in der Gegenwart und in einer heitern Aussicht für die Zukunft froh und glücklich fühlen kann. Welches Mittel, diese Heiterkeit schneller herbeizurufen, könnte ich lieber ergreifen, als eine Unterhaltung mit Ihnen, mein

verehrungswürdigſter Gönner, an deſſen Seite meine Seele ſich unaufhörlich zurückſehnt! Was könnte mich ſtärker über jede Unannehmlichkeit des Lebens erheben, als der Beſitz Ihrer Liebe, als das Andenken an die glücklichen Stunden, an die köſtlichen Abende, die ich in Ihrem Hauſe verlebt habe! Alle Beweiſe Ihrer Liebe, die Sie mir, ſeit ich Sie kannte, gegeben haben, und die mein Herz lebenslang zur Dankbarkeit auffordern, überzeugen mich, daß Sie meinen Brief mit eben der Güte und Nachſicht aufnehmen werden, mit der Sie mich ſelbſt immer ſo liebreich aufnahmen.

Meine Reiſe iſt bis jetzt, einige kleine Unannehmlichkeiten abgerechnet, die aber mehr dazu dienten, Mannigfaltigkeit in das Einförmige meiner Fußreiſe zu bringen, als ſie zu erſchweren, glücklich abgelaufen, und ich habe für den Reſt derſelben ſo guten Muth, als nur immer ein Pilger haben kann, der mit einem gläubigen Herzen zum heiligen Grabe wallt. Und walle ich nicht zum heiligen Grabe der Kunſt, deren Ueberreſte wir, wie die Gebeine der Heiligen, nur mit größerem Rechte, fromm und gläubig verehren? —

Die beiden Lübecker, Curtius und Köppen waren bis Koburg, Lindner und Stegmann bis Bamberg meine Reiſegefährten; die Meilen ſchwanden bei guter Unterhaltung unter unſern Füßen dahin, und Montag Mittags befanden wir uns am Eingange des Thüringerwaldes. Um das Schloß Schwarzburg und die reizende Gegend umher zu beſehen, hatten wir gleich über Rudolſtadt die gewöhnliche Straße verlaſſen und uns rechts in die Berge gewandt. Der Eingang des Thüringerwaldes iſt auf dieſem

Wege ausnehmend romantisch; ich weiß ihn mit Nichts schicklicher zu vergleichen, als mit dem Eingange eines epischen Gedichtes. Alle die mannigfaltigen Naturschönheiten, die sich im Verfolg der Reise nach und nach entfalten, schauerliche Tannenwälder, Bergströme, die sich wild und schäumend durch herabgestürzte Felsenmassen drängen, überhangende Klippen, an denen der Blick mit Entsetzen hinaufklimmt, die wie Monumente der Zerstörung aus den Tannenwipfeln hervorragen; und wiederum sanftere Berge und lachende Thäler, in deren Gebüschen der Herbst schon sein mannigfaltiges Farbenspiel trieb, das Geläute der Heerden auf den fetten Weiden, friedliche Hütten und — statt der Riesen, Zwerge und Einsiedler — arbeitsame Köhler, die schwarz und häßlicher als die Teufel, aber gutherziger, und mit großen Herkulskeulen in den Händen, à la Scherasmin hier hausen und recht harmonisch diese schauerlich wilden Gegenden dekoriren — alle diese verschiedenen Gegenstände, die Ruinen einer alten Burg nicht zu vergessen, sieht man beim Eingange, wie in wenigen Stanzen zusammengedrängt. Von dem Grauen des Erhabenen durchschauert, traten wir in das enge tiefe Thal, durch das die Schwarza sich windet und an deren Seite der Fußpfad nach allen Krümmungen dieses Thals sich schmiegt. Trotz dem Regenschauer, der uns mitten auf dem Wege durch dieses schöne Thal überfiel, und bis auf die Haut durchnäßte, waren wir über die hohen Schönheiten entzückt; wir jubelten und jauchzten in lauter abgebrochenen Exclamationen unsern Weg fort, bis wir mit einbrechender Nacht und gebadeten Mäusen gleich, aber mit fröhlichem

Herzen, Schwarzburg erreichten, nachdem wir während des Weges die überraschenden Herrlichkeiten der Gegend von mehreren Standpunkten betrachtet hatten. Selbst unser Wirth — so selten dieser Fall auch ist — ward uns merkwürdig; ein junger, wohlgebildeter Mann zwischen fünfundzwanzig und dreißig Jahren, ein Bild der Gesundheit, dienstfertig, gutmüthig und bescheiden, der die Schweiz, Frankreich und Spanien durchreist, und als Matrose das atlantische, mittelländische, Nord- und Ostmeer befahren hatte, und dessenungeachtet nicht die mindeste Spur seines ehemaligen rohen Gewerbes zeigte! —

Jeder von unserer Reisegesellschaft beeiferte sich jetzt allen entbehrlichen Bedürfnissen zu entsagen. Das Kaffeetrinken ward in den Bann gethan; eine spartanische Härte und Frugalität ward zum Gesetz unter uns, und wir hatten wirklich einigemal Gelegenheit, bei einer Kost, die der braunen Suppe der Spartaner gewiß nichts nachgab, unsere Folgsamkeit zu beweisen.

Bei Judenbach, wo Baggesens Wagen zerbrach, und wo irgend ein böser Dämon oder verbannter Teufel seine Residenz haben mag, um wie Rübezahl im Riesengebirge die Reisenden zu necken, kamen auch wir unvermerkt auseinander. Ich, eine Viertelstunde vorauf, gehe in ein Wirthshaus, um die andern zu erwarten, finde aber bei meinem Eintritte eine ganze zahlreiche Familie um eine Kumme voll Kartoffeln beschäftigt; dieser Anblick wirkte mit solcher Ueberredungskunst auf meinen Gaumen, daß ich mich flugs entschloß mit von der Parthie zu sein; dadurch kam ich beinahe

eine Stunde lang hinter meine Gefährten zurück, die indeſſen in der Abenddämmerung vorübergegangen waren. Der Himmel war trüb und regnicht, die Nacht kohlrabenſchwarz, der Weg tief und unſichtbar, dennoch mußt' ich fort, noch eine ſtarke Stunde bis Judenbach. Ich verließ mich auf meinen guten Genius und ging rüſtig über Stock und Stein, durch Feld und Wald, und mußte den Weg mehreremale im eigentlichſten Sinne mit den Händen ſuchen, wobei ich zweimal gar unſäuberlich auf die Naſe fiel und mir die Muskeln eines Schenkels quetſchte, daß ich den andern Tag kaum gehen konnte. Endlich erblickte ich zu meiner Freude Licht durch die dunkle Ferne. Die Lichter in Judenbach gingen mir auf, wie leitende Sterne und ich glaubte mich ſchon geborgen, aber je näher ich kam, je kothiger und grundloſer ward der Weg; an einigen Stellen trieb ich zur Senke und mußte mich mit allen Leibeskräften wieder herausarbeiten, ſo daß ich endlich bei der unendlichen Länge des Dorfes und der allaugenblicklichen Gefahr im Koth zu erſaufen, mich genöthigt ſah, mich von einem Bauern ins Wirthshaus leuchten zu laſſen, wo ich denn endlich, zur Freude meiner Gefährten, die mich ſchon für verloren hielten, um halb neun Uhr wohlbehalten und frohen Muths nach überſtandener Gefahr, eintraf.

Bei dem unaufhörlichen Regen, der ſchon einige Tage lang und noch immer anhielt, ward am folgenden Morgen einmüthig beſchloſſen, bis Koburg Extrapoſt zu nehmen. Hier blieben Curtius und Köppen, wir übrigen aber gingen bei anſcheinender Beſſerung des Wetters noch zwei

Stunden weiter und übernachteten in einem Dorfe zwiſchen Koburg und Bamberg, wo mir eine gute Aufnahme, einen gar jovialiſchen Wirth und vortreffliches Bier fanden, welches zuſammengenommen uns alles Ungemach bald vergeſſen machte, und uns einen recht vergnügten Abend gab. Ueberhaupt ſchätzt man auf einer beſchwerlichen Fußreiſe, wo man ſchon vorher auf alle Bequemlichkeiten Verzicht gethan hat, jedes günſtige Ereigniß weit höher, man ſieht es für ein unerwartetes Geſchenk an und fühlt ſich zur Erkenntlichkeit aufgefordert. — Des folgenden Mittags trennt' ich mich in Bamberg nach einſtündiger Erholung auch von Lindner und Stegmann und ging noch drei Stunden weiter bis Pommersfelden, einem Luſtſchloß des Grafen Schönborn, wohin mich zwar mein gerader Weg nicht geführt hätte, das ich aber wegen der hier befindlichen ſchönen Gemäldeſammlung nicht unbeſucht laſſen wollte; ich verſäume mir dadurch nur einen Tag, und gebe nur eine Stunde um. —

Hier ſitz' ich nun ſeit einer Stunde, um eben die Zeit, die ich ſonſt bei Ihnen ſo angenehm verlebte, in einer ſchwarzgeräucherten Stube in der lärmenden Geſellſchaft von mehr als zwölf Bauern, die mich alle Augenblicke aus dem Concept bringen. — Sie müſſen daher Nachſicht mit einem unter ſolchen Umſtänden begonnenen Briefe haben; wenn und wo ich ihn enden werde, wiſſen die Götter.

Windsbach im Ansbachischen, 7 Stunden von Nürnberg, d. 6. Okt.

Ich bin heute früh genug in mein Quartier gerückt, um noch, nachdem ich mich einige Augenblicke erholt habe, der Unterhaltung mit Ihnen, die mir während des Marsches manche langweilige Stunde verkürzt, noch ein Stündchen zu widmen.

Der Genuß der in Pommersfelden aufbewahrten Kunstwerke hat mich einen halben Tag lang beseliget; länger durft' ich mich ihm nicht überlassen, weil ich meiner Disposition nach, noch am Abend desselben Tages in Erlangen eintreffen wollte. Ich habe mich nur auf einige vortreffliche Stücke eingeschränkt, um doch einige bleibende Eindrücke aufzufassen. Unter allen verdient eine Madonna, von Raphael, mit Recht den obersten Platz. Die himmlische Unschuld, Anmuth und Heiligkeit des weiblichen Gesichtes ließ mich lange nicht los. Mein Herz pocht vor Ungeduld, diesen Wieland unter den Malern in den Hallen des Vatikans in seiner vollen Größe zu sehen! Hier sah ich zum ersten Male Gemälde von Albrecht Dürer, dürre hagre Gestalten ohne Grazie, aber doch viel Charakter in den Köpfen und Wahrheit im Ausdruck. Der gothische Geschmack seines eisernen Zeitalters, in dem er unter seinen Landsleuten einzig und fast ohne Muster, nach dem er sich bilden konnte, aufstand, und vielleicht auch die Hand seines bösen Weibes (das ihn bekanntlich prügelte, wenn er nicht malen wollte) lagen zu schwer auf ihm, als daß er eine Vergleichung mit den gleichzeitigen vortrefflichen Römern aushalten könnte.

In Erlangen hab' ich nichts geſehen und gehört; durchgeregnet und müde kam ich Abends ſpät dort an, und brach mit frühem Tage wieder auf, um bald in Nürnberg zu ſein.

Mein erſter Gang war zu Erhard, der mich ſchon beim Eintritt in ſein Zimmer errieth. Kalman hatte ihm geſagt, daß ich ihn bei meiner Durchreiſe beſuchen würde. Es war eilf Uhr, als ich zu ihm ging, ich blieb nur etwa eine Stunde bei ihm, und eilte, theils meinen Koffer weiter zu beſorgen, theils meinen Magen zu befriedigen, in den Gaſthof zurück. Um drei Uhr ging ich wieder zu Erhard, der mich zum Kaffee eingeladen hatte. Hier ſah ich beim Eintritt ins Zimmer, aber nur auf einige Augenblicke, ſeine Frau; ſie entfernte ſich gleich und kam nicht mehr zum Vorſchein. Doch ſah ich ſie lange genug, um ſie mit Baggeſens Gemälde zu vergleichen. Wo Baggeſen gemalt hat, da mag ich nicht mehr zeichnen, und ich weiß weiter nichts hinzuzuſetzen, als die Bemerkung, daß ſein Kaffee ebenſo gelbdurchſichtig war, als die Farbe ſeiner Gemahlin, und daß ich Beide, ſo wie ich ſie fand, für unfähig hielt, den Forderungen der Sinnlichkeit zu genügen, die doch meines Bedünkens bei der Wahl einer Frau eben ſo wenig, als bei der Bereitung eines Kaffee's ganz aus der Acht gelaſſen werden ſollten. Seine Unterhaltung war aber deſto intereſſanter für mich. Kant's philoſophiſche Religionslehre hat er in der Würzburger gelehrten Zeitung recenſirt, oder vielmehr nur angezeigt. Er las mir Anfang und Ende der Recenſion, worin mehrere eigene

Das Pärchen war gezogen,
Durch Städt' und Dörfer ohne Zahl
Bis zu des Meeres Wogen.
Sie stiegen ab im Sande,
Am feuchten Strande.

Aucassin und sein Liebchen sind abgestiegen am Ufer, wie ihr gehört und vernommen. Er hielt sein Roß am Zaume und sein Liebchen an der Hand, und so gingen sie längs dem Ufer, bis sie Kaufleute sahen, die da schifften. Aucassin gab ihnen ein Zeichen sich zu nähern, und als das Fahrzeug heran kam, bat er so lange, bis man beide aufnahm.

Kaum waren sie auf offenem Meere, da ergriff sie ein heftiger Sturm, welcher sie bald hier, bald dort an die Küste warf, und sie endlich an ein fremdes Land trieb, in den Hafen des Schlosses von Torelore. Sie fragten, in welchem Lande sie wären, und man antwortete ihnen, sie wären im Gebiete des Königs von Torelore. — Was für ein Mann ist er denn? hob Aucassin wieder an. Ist er etwa in einen Krieg verwickelt?

Ja wohl, erwiederte man, in einen sehr grausamen Krieg. Als Aucassin dieß vernommen, schied er von den Kaufleuten, die er Gott empfahl; darauf schwang er sich auf sein Roß, nahm sein Liebchen vor

Gedanken von ihm enthalten sind, vor. — Unter andern fragt' er mich, was man von der neuen französischen Constitution in Jena urtheile? ich konnt' ihn aber, da ich kein Urtheil eines competenten Richters darüber gehört zu haben mich entsinne, hierüber nicht befriedigen. Er sagte, sie sei, so manches auch noch wohl daran zu bessern wäre, doch die erste Constitution für Menschen, alle andern bis jetzt vorhandenen Constitutionen seien eigentlich nur Versuche in der Viehzucht. Wir sprachen manches über schöne Künste im Allgemeinen und über bildende Künste ins Besondere; er behauptete, da die bildenden Künste sich, wegen so vieler nicht zu hebender Hindernisse, jetzt und vielleicht nie mehr zur reinen Schönheit hinaufarbeiten könnten, wie ehemals unter den Griechen; so müßten sie jetzt vorzüglich auf einen moralischen Zweck hinarbeiten. Ich konnte ihm hierin nicht unbedingt beipflichten. Die schönen Künste wollen freilich auch der Sittlichkeit, als dem ersten und obersten aller Zwecke untergeordnet sein, aber es liegt, dünkt mich, an und für sich schon in der Natur der schönen Künste, daß sie auch auf die sittliche Kultur des Menschen Einfluß haben, doch sollen sie ihr nur frei, nicht gezwungen dienen. Sehr wahr hingegen war, was er über die französische Revolution sagte: um sie zu hemmen oder vielmehr rückgängig zu machen, müsse man vorher die ganze Nation ausrotten können, dies würde leichter möglich sein, als dem Fortschritte des menschlichen Geistes Schranken zu setzen, ja leichter als eine, einmal allgemein gewordene Idee zu vertilgen. Zu Ostern wird von Erhard eine Abhandlung über die Verrücktheit

erſcheinen. Von dem, was er über dieſen Gegenſtand ſprach, ſchwebt mir noch dies im Gedächtniß: Der Hang aller Menſchen, ſich in einer erdichteten Lage zu gefallen, ſei der Keim zur Narrheit, der eben darum auch in jedem Menſchen liege — hier fiel mir Mathy mit ſeinem Aufſatze ein — eben dieſer Hang, der den Keim zur Narrheit enthalte, ſei auch der Keim des Genies; für jene könnten den Menſchen allein Beſonnenheit und Moralität ſchützen; ſo lange die Beſonnenheit noch nicht verloren ſei, ſei der Menſch blos melancholiſch u. ſ. w. — Ferner: um die Wiſſenſchaften durch die Philoſophie zu reformiren und zu vervollkommnen, müſſe vor allen Dingen Gelehrſamkeit ihr Anſehen verlieren. Niemand habe weniger zur Kultur der Menſchheit beigetragen, und weniger für Moralität gewirkt, als die Diplomatiker, die blos die Liſt kultivirt hätten, und faſt alle kleinliche, neidiſche, liſtige, elende Seelen wären. „Videatur M—!“ dacht' ich bei mir, und gab ihm meinen ganzen Beifall. Uebrigens hab' ich in allem, was Erhard ſagte, kein Paradoxon gefunden, wie ich erwartete, vielmehr recht viel treffliche und treffende Wahrheit; und er hat mir überhaupt, von Innen und Außen, gar ſehr gefallen, ich fand ihn nicht blos achtungs-, ſondern auch liebenswürdig, und gerne hätte ich einer Unterhaltung mit ihm noch einen Tag aufgeopfert, wenn er nicht den folgenden Tag verreiſt wäre; ich begnügte mich alſo mit dem Genoſſenen, und ſetzte am andern Morgen in aller Frühe meinen Stab weiter, bis hier, wo ich, zum Contraſt, die Stube voll lärmender beſoffener Bauern und einen groben,

gleichfalls halbtrunkenen Wirth fand, der mit mir spaßen wollte, so daß, wenn nicht die Jungfer Tochter, die vielleicht im ganzen Hause allein noch nüchtern war, ins Mittel getreten wäre, ich schon im Begriff war, lieber noch zwei Stunden weiter zu gehen, als mich den Impertinenzen dieses Kerls, bei dem die Ramdohr'sche Venus hospita wahrscheinlich noch nie hospitirt hat, auszusetzen. Mit genauer Noth hab' ich ein Stübchen für mich allein erhalten, und Gott flehentlich gebeten, daß er mich bald aus diesem Neste wieder erlöse. — So eben fällt mir ein, daß Baggesens Reise bis Nürnberg 100 Gulden gekostet hat. Mich hat sie bis dahin gekostet, inclusive den Gulden, den ich in Pommersfelden für Besichtigung der Gallerie hingab, 3 Rthlr. 23 Gr. 7 Pf.

Empfehlen Sie mich gütigst allen Reisenden zu Fuß als Muster zur Nachahmung.

Stuttgart d. 13. Oct.

Seit Donnerstags Abends befind' ich mich hier, und habe beschlossen, hier von meiner jetzt vierzehntägigen Reise einige Tage auszuruhen. Die Merkwürdigkeiten, die mir von Nürnberg bis hier begegnet, bedeuten wenig und sind kaum des Nennens werth. Aus Besorgniß, in Anspach Anfechtung vom preußischen Militär zu haben, um so mehr, da ich mich in meiner Matrikel für einen Preußen bekenne, ging ich meinen lieben Landsleuten aus dem Wege, und war entschlossen, lieber einige Meilen mehr zu machen, als mich so selbst ins Garn zu liefern; wie aber doch am Ende der

Himmel alles zum Beſten kehrt, ſo fand ſich's, daß ich ſtatt eines Umweges einen nähern Weg genommen, und zwei Stunden gewonnen hatte.

In Aalen, einer freien Stadt des heiligen römiſchen Reichs, die aber einer freien Reichsſtadt eben ſo ähnlich ſieht, wie der Reichsfreiherr v. I — einem Vetter Wieland's und Reinhold's, fand ich die ganze Stadt in einem frohen Aufruhr, in der Feier des Kirchweihfeſtes, begriffen. Die ſtreitbaren Männer der Stadt hielten auf einer Wieſe hart am Thore, die ich paſſiren mußte, ein Freiſchießen, und in der Stadt waren alle Gaſſen und Häuſer voll Jubel, Tanz und Muſik. Ich that bei dieſen Adſpecten ſchon im Voraus auf die Ruhe der Nacht Verzicht und kehrte ins Poſthaus, als das leidlichſte Wirthshaus der Stadt, ein. Ich war eben noch in einem innern Kampfe mit mir begriffen, ob ich wegen des Lärmens um mich her, guter oder böſer Laune ſein wollte, als ein liebliches Schwabenmädchen, wie mir noch keins vorgekommen war, im Tanz auftrat und den Streit in einem Moment ſchlichtete. Mein guter Humor erbaute ſich ſo an dieſem ſchon lange entbehrten holdſeligen Anblick, daß ich auch dem ſchönen Kinde zu Ehren ein poculum hilaritatis voll guten Schwabenweins ausleerte, und in der fröhlichen Geſellſchaft bald einheimiſch war. Ich übte zugleich bei dieſer Gelegenheit ein gottſeliges Werk, indem ich den Manen des verſtorbenen Dichters Schubart, deſſen Geburtsſtadt Aalen iſt, eine Libation weihte. Hier lernte ich einen tübinger Studenten kennen, der erſt ein Jahr lang ſtudirt hatte, aber ſo pedantiſch wie ein Conrector ſich gebehrdete.

Von Gemünd geht der Weg durch das reizende Remsthal, das eine der schönsten Gegenden Würtembergs ausmacht, über Schorndorf, der Vaterstadt von Madame Paulus, nach Stuttgart, wo ich mit der Nacht zugleich eintrat. Von Nürnberg bis hier hab' ich immer trocknes, ja einige Tage her so schönes Wetter gehabt, daß ich geglaubt haben würde, im Anfange des Sommers zu reisen, wenn mich nicht das gelbe, abfallende Laub in allen Wäldern eines andern belehrte.

Der Diaconus Rapp, den Sie wohl persönlich kennen und an den mich Niethammer empfohlen hatte, empfing mich sehr freundlich und ließ sich's angelegen sein, mich mit einigen der geschicktesten Künstler Stuttgarts, mit dem Bildhauer Prof. Dannecker und dem Kupferstecher Müller bekannt zu machen. Beide sind nicht allein brave, geschickte Künstler, sondern ich fand auch vorzüglich an dem ersten einen an Kopf und Herz gleich vortrefflichen Menschen, den ich liebgewann. Der Kupferstecher Müller ist denn doch dem Lips weit überlegen. Er hat nicht das Trockene, Harte, von dem dieser sich nie ganz losmachen wird. Sein neues Blatt, das Louis XVI. in Lebensgröße darstellt, noch mehr aber ein großes Bataillenstück im größten Folioformat, woran er jetzt arbeitet, von dem ich schon einen Probeabdruck sah, das aber vielleicht in zwei Jahren erst vollendet sein wird, werden ihm gewiß einen der obersten Plätze, wo nicht den ersten unter Deutschlands Kupferstechern erwerben. Schiller's Portrait ist auch beinahe fertig; er stach gerade daran, als ich ihn besuchte. Er wird gewiß daraus machen, was

ein so braver Künstler nach seinem Originale daraus machen kann. Aber eben mit diesem, einem Gemälde von Graf, konnt' ich nicht ganz zufrieden sein; es ist weder so ähnlich, noch so gut ausgeführt, als andere Gemälde, die ich schon sonst von diesem Meister gesehen habe. Es ist zu sehr idealisirt, und großentheils aus dem Gedächtniß ausgeführt, Schiller hat nur einmal dazu gesessen. Es ist vielleicht con amore angefangen, aber in der Ausführung scheint des Künstlers Liebe nachgelassen zu haben, vermuthlich weil er gefunden hat, daß es nicht so ähnlich wurde, als es hätte werden können. Schiller hat mehr Geist und Größe, als das Bild zeigt, obgleich es nicht ohne beide ist.

Am Freitage den eilften ging ich nach Ludwigsburg hinüber, großentheils um Schiller zu besuchen. Ich fand ihn denselben Tag vorzüglich heiter, so auch Sie, sammt dem kleinen Erbprinzen, der jetzt die Wonne der beiden Eltern ausmacht. Schiller war so gütig, mich zum Abendessen zu bitten; mein Besuch schien beiden lieb zu sein, und ich habe einen sehr frohen Abend dort genossen. Nahe bei Ludwigsburg liegt das kleine Städtchen Marbach, Schiller's Geburtsort, auf den er mich aufmerksam machte. Uebrigens schien er dort recht zufrieden zu leben. Auf der Solitude hat es ihm für die Niederkunft seiner Frau an einer geräumigen Wohnung gefehlt, denn sein Vater wohnt dort sehr eng. Diesen hab' ich gleichfalls besucht, um ihn persönlich kennen zu lernen; eine Impertinenz von mir, die ich bisher noch nicht, ohne empfohlen zu sein, versucht habe, die ich aber wagen zu können glaubte, weil ich gehört hatte, daß

es ihn freue und schmeichle, auf diese Art etwas Glanz von dem Ruhme seines Sohnes auf sich übertragen zu sehen. Ueber Kant's philosophische Religionslehre fällte Schiller ein Urtheil, das mir sonderbar schien; er nannte es ein Meisterstück von Kant's dialektischer Kunst, und bei der Gelegenheit, daß ich ihm sagte, ich habe beim Diakonus Rapp eine dickleibige Dissertation von Storr in Tübingen wider dieses Werk gesehen, sagte er, nicht Theologen, sondern Philosophen sollten dieses Buch widerlegen u. s. w. —

Auf der Solitude, wo ich am Sonntage einen halben Tag zubrachte, hörte ich eine starke Kanonade am Rhein. Die beträchtliche Höhe des Ortes machte dies möglich, obgleich vielleicht die Entfernung achtzehn bis zwanzig Stunden betragen mochte. Die Luft war so ruhig und die Stille so groß, daß ich fast jeden Schuß deutlich unterscheiden konnte. Die Aussicht ist hier auch für das schärfste Auge unermeßlich weit; zweiundvierzig Dörfer und Städte konnt' ich mit bloßen Augen zählen, und ein großer Theil verlor sich in der großen Entfernung und in dem Dufte, womit die Atmosphäre angefüllt war. Aber alles umher ist stille, wie im Grabe, und man kann sagen, daß die Einsamkeit selbst hier residirt. Der Herzog, der während seines langen Lebens alle Genüsse, alle Freuden und Wollüste, die sich ein Sterblicher verschaffen kann, bis zum Ueberdruß genossen hat, ist jetzt zur Natur und Einfalt — wenn dies nur für ihn möglich wäre — zurückgekehrt und ist jetzt ein Landbauer; so kehrt der Philosoph aus dem Labyrinthe der Spe-

kulation endlich wieder zum gemeinen Verstande zurück, auf den er einst mitleidig und verächtlich herabsah. —

Am Montage ging ich nach einem Aufenthalt von drei Tagen, die ich eigentlich doch nicht Ruhetage nennen kann, weil ich an jedem wenigstens vier bis fünf Stunden gegangen bin, von Stuttgart auf Tübingen, wo ich den ganzen Weg beständig bergauf und -ab steigen mußte, und zwar Berge, wo man beinahe eine halbe Stunde zu steigen hat, ehe man hinauf kommt. Dieser Tag kostete mich viel Schweiß und Mühe; aber durch unverdrossenen Muth überwand ich endlich auch dies und kam Abends lechzend und schmachtend in Tübingen an, wo ich am Thore schärfer als irgendwo examinirt wurde, ob ich auch etwa ein Franzose sei. Ueberhaupt hat mich von hier an Alles für einen Franzosen angesehen, und ich konnte dafür passiren, so oft ich nur selbst wollte. Am Abend spät kamen noch vier Studenten in den Gasthof, wo ich eingekehrt war, so rohe, alle Schaam und Sitte verläugnende Menschen, als ich kaum je in Jena gesehen habe. Ich saß mäuschenstill an meinem Tische, aber sie ließen mich denn doch ungeschoren. Am folgenden Tage kam ich das alte berühmte Bergschloß Hohenzollern vorbei, das ich schon in der Entfernung von vier Stunden erblickte, aber die Scheitel des Berges war stets mit Wolken umhüllt, die mich nur dann und wann die hohen gewaltigen Gebäude und Mauern sehen ließen.

Zürich d. 19.

Heute Vormittag endlich hab' ich nach drei mühsam durchwanderten Wochen diesen reizenden Ort, wo jeder Gegenstand mir sagt, daß ich mich in der Schweiz befinde, mit fröhlichem und der Vorsehung für die glücklich zurückgelegte Reise dankendem Herzen erreicht. Gestern schon hat mir der Herold am Eingange der Schweiz, der Rheinfall mit gewaltiger Stimme zugedonnert, daß ich ein Land betrete, wo die Natur in jeder Gestalt größer und herrlicher ist, als in der übrigen Welt. Aber fast ist der Eindruck, den der Rheinfall auf mich gemacht hat, verloschen, von dem überraschenden, über alle Beschreibung großen und majestätischen Anblick der Eisgebirge, die man auf der Brücke des Zürchersees ganz unerwartet vor sich sieht. Noch immer kann ich mich an diesem Anblick nicht satt sehen, ich bin schon seit heute Vormittag zweimal hinaus gewesen und habe die ungeheuern Massen angestaunt, die in der großen Entfernung von zwölf bis funfzehn Stunden doch so nahe scheinen. Ich logire hart am See, der die Schwelle des Gasthofes bespühlt, und habe nur wenig Schritte hinaus auf die Brücke. Und die Ufer des Zürchersees! nie hab' ich eine Landschaft so, gleichsam aus einem Füllhorne mit Landhäusern und Dörfern besäet gesehen, als diese Hügel mehrere Stunden lang. Wahrlich, wenn ich noch schönere Gegenden sehen soll, so ist die Schweiz ein Elysium, und ich verdenk' es dann keinem Schweizer, wenn ihm jedes andere Land unerträglich wird. Ein ewiges Weben und Leben ist auf dem See. Die Winzer und Winzerinnen fahren den ganzen Tag Küfen voll Most singend und

jauchzend heran; hier niſtet ſich ein ganzes Boot voll Wallfahrter, die nach Maria-Einſiedel wallen, und ihr Ave hervlärren; kurz es iſt ein unaufhörliches Treiben und Wühlen vor meinem Fenſter, beſonders heute, Sonnabends, wo faſt alle Dörfer zur Stadt über den See kommen. — Vom Rheinfall, wo ich drei Stunden verweilt und ihn von allen Seiten umgangen, gefühlt und betrachtet habe, fuhr ich auf einem, aus drei zuſammengebundenen Nachen beſtehenden Fahrzeuge, das mit Korn beladen war, in Geſellſchaft von dreizehn Wallfahrtern in einem beſtändigen Tanze auf dem ſchnellſtrömenden Rhein vier Stunden hinab bis Egliſau für zwölf Kreuzer, wo wir unterwegs das ſchöne Kloſter Rheinau, das auf einer Inſel des Rheins gelegen iſt, paſſirten, und aus dem uns, als vorbeifahrenden Wallfahrtern, ein Mönch die Benediktion gab; gebe der Himmel, daß die Benediktion auch für mich kräftig ſein möge, und daß ich das Ziel meiner Wallfahrt glücklich erreiche! aber ich fürchte jetzt mehr als je, daß noch Hinderniſſe in den Weg treten, und daß ich vielleicht dicht vor dem Hafen wieder in die hohe See zurückgeſchleudert werde — ein Gedanke der mir den frohen Genuß meines hieſigen Aufenthalts ſehr verkümmert.

Lavater hat mich recht liebreich aufgenommen; ſein Auge flammte ſtärker und er drückte mir die Hand, als ich ihm Ihren Namen nannte. Aber — ich ſchreibe Ihnen dies mit offenherzigem Vertrauen — er mißbilligte es ganz, daß Baggeſen, von dem er noch nicht einſehe, wie er für ſeine Perſon die Reiſe beſtreiten werde, noch fremde Leute mitnehmen wolle. Die 2000 Rthlr., die er jährlich habe, ſeien

ſich und das Schwert in die Fauſt, und ſo ging's voran zu der Burg. Wo iſt der König? fragte er.

Im Wochenbette, gab man zur Antwort, und ſeine Gemahlinn im Kriege, ſie hat alles ſtreitbare Volk mitgenommen. — Aucaſſin war höchlich erſtaunt über dieſe Worte. Als er vor der Burg ankam, ſtieg er ab vom Pferde, das ſein Liebchen halten mußte, ging mit dem Schwert an der Seite in die Burg, eilte durch die Zimmer und kam endlich zu der Kammer, wo der König in den Wochen lag.

Der wackre junge Rittersmann
Trat in das Schlafgemach,
Zum Bett, worin der König lag.
Und hob verwundert an:
Was machſt du, falſcher König, da?
Der König ſprach: Ich liege ja
Mit einem Sohn' im Wochenbette.
Wenn ich's nur überſtanden hätte!
Gleich wollt' ich nach den Wöchnertagen
Erſt in die Meſſe gehn,
Dann meinen Mann im Felde ſehn,
Und die Feinde luſtig ſchlagen.
Fürwahr, das ſoll geſchehn!

Als Aucaſſin den König alſo reden hörte, nahm er ihm alle Decken vom Leibe weg, warf ſie mitten in

durchaus nicht hinreichend für ihn allein, und noch weniger für mehrere. Keine Lage sei mißlicher für mich, als diese, und überhaupt sei mein Verhältniß mit ihm viel zu unbestimmt, als daß es von Dauer sein könne; ich müsse durchaus feste Bedingungen mit ihm machen, müsse ihm etwas Bestimmteres sein, als bloßer Gesellschafter. Er wolle deshalb an Baggesen schreiben, der ihm zwar der beste, vortrefflichste Mensch sei, an dessen Kopf und Herz er keinen Tadel wisse, der aber — wie er sich ausdrückte, — keinen Hausmutterverstand habe, — und nicht rechnen könne; er wolle es ihm dringend ans Herz legen, wohl zu überlegen, was er thue, und sich nicht noch mehr in Ungelegenheiten zu verwickeln. Ich weiß nicht, wie dies ablaufen wird, und ob Lavater's Besorglichkeiten wirklich so gegründet sind, und eben diese Ungewißheit ist es, die mich am stärksten beunruhiget. Mit einem halben Laubthaler bin ich in Zürich angekommen, und noch dazu zu einer so ungünstigen Zeit, daß ich noch nicht habe an Baggesen schreiben können, und hier in einem theuern Gasthofe mehrere Tage leben muß, ohne gewiß zu sein, ob ich sogleich Geld erhalte; — aber das möchte Alles noch sein, wenn ich jetzt nur nicht mit Wahrscheinlichkeit fürchten müßte, daß alle meine Aussichten zu Wasser werden! — Jetzt vermisse ich Ihren Rath und Zuspruch theuerster Gönner. Es wäre hart vom Schicksale, wenn ich jetzt, in dem Momente, wo ich in den Himmel hineinblicke, wo ich über alle Hindernisse gesiegt zu haben glaube, wieder zurückgestoßen würde, und wenn der Mann, der so vielen Tausenden Tröster und Rathgeber war, wenn Lavater gerade für mich, und

ohne es zu wollen, diesen Unfall entschiede. Er nimmt vielen Theil an mir, denn ich habe ihm meine Lage frei und offen entdeckt, aber er sagt, es sei um so mehr Pflicht für ihn, Baggesen ernstlich zu ermahnen, daß er bedenke, was er thue. Ich muß ihm hierin Recht geben, so sehr mein Herz bei dem Gedanken blutet, alle meine Hoffnungen scheitern zu sehen, und wahrlich! So untröstlich ich sein würde, wenn meine Reise nicht zu Stande käme, so würd' ich doch dies große Opfer freiwillig darbringen und nicht murren, sobald ich sähe, daß ich einem Freunde der mir wohl will, oder gar einer Familie, die blos durch diesen lebt, zur Last fallen oder sie in Verlegenheit setzen würde. Erst morgen kann ich an Baggesen schreiben. Ich habe mir vorgenommen, ihm gleichfalls offenherzig zu sagen, was ich unter diesen Umständen sagen muß. Ich werd' ihn beschwören selbst zu entscheiden, was er thun kann und will, und sich weder durch Lavater's Besorglichkeiten, wenn sie nicht gegründet sind, noch durch sein mir gegebenes Wort, und durch meine Verlegenheit, bestimmen zu lassen. Sein Versprechen soll ihn gar nicht binden, aber ich möchte auch auf der andern Seite nicht gern durch das besorgliche Einreden eines Andern, wär es auch Lavater's, ein so großes Glück verscherzen. Wenn ich jetzt nur eine halbe Stunde mit Ihnen sprechen könnte; — so gut ich auch die Sache überlege, so bin ich doch bange und furchtsam, denn ich muß zarte Saiten berühren, die ich lieber nicht berührte. — Nun wohlan! in einigen Tagen muß mein Schicksal entschieden sein. Der Wurf falle, wie er wolle; ich bin nicht unvorbereitet; das Jahr, das ich in Ihrer

Schule zugebracht habe, hat mich die Kunſt gelehrt, mich durch Gründe zu tröſten, die für jede Widerwärtigkeit des Lebens unüberwindlich ſind. Eine waltende Vorſehung, der ich vertraue, ein gutes Gewiſſen und Beſonnenheit, ſind drei mächtige Stützen, die uns in jedem Unglück aufrecht halten.

Leben Sie wohl, mein theurer, mir ewig unvergeßlicher Freund! Der Beſitz Ihrer Liebe wird mich, in jeder Lage des Lebens, erheitern, beglücken, und ein Sporn ſein, immer beſſer, klüger und nützlicher zu werden. Haben Sie Nachſicht mit mir, mit der Länge und Schlechtigkeit meines Briefes, der unter Zerſtreuungen mancherlei Art geſchrieben iſt, beſonders mit dem letzten Theile deſſelben, der Ihnen vielleicht unangenehme Empfindungen erregt. Sein Sie meinetwegen unbeſorgt; ich habe von jeher vieles ertragen gelernt und bin kein Quintaner mehr in der Schule des Schickſals. Es wird gewiß alles gut gehen! Empfehlen Sie mich Ihrer edlen und guten Gattin; verſichern Sie ſie meiner unaufhörlichen Achtung und Dankbarkeit für alle die Beweiſe der Freundſchaft und des Wohlwollens, die ich von Ihr erhalten habe, und die meinem Gedächtniſſe immer neu ſein werden. Ach die ſchönen, frohen Abende, die nun andere Glückliche in Ihrem Hauſe verleben dürfen, ſind für mich dahin! Ich bin jetzt wahrlich recht arm — ſogar an Hoffnung.

Verſichern Sie doch, wenn ich Sie damit beläſtigen darf, Kalmann und Meiſl meiner ewigen Liebe und Freundſchaft. Ich hätt' ihnen ſchreiben ſollen, aber jetzt in dieſer Unruhe bin ich's fürwahr nicht im Stande. Sobald ich nur aus der

peinigenden Ungewißheit bin, werd' ich auch ruhiger sein und jene Pflicht der Freundschaft besser erfüllen können.

Kuß und Umarmung Ihren lieben Kleinen, und auch ungekannt dem dritten, der jetzt doch wohl schon angekommen sein wird. Ihrer lieben Gattin wünsch' ich baldige Wiedergenesung, Ihnen Gesundheit und mir — die Fortdauer Ihrer Liebe.

Ewig mit innigster Achtung und Liebe

Ihr

Fernow.

Nro. 2.

Klagenfurt d. 11. Febr. 1794.

Nie, mein verehrungswürdigster Gönner, hab' ich das Unvermögen meines geringen Talents, Geist und Charakter eines lebendigen Urbildes treu, lebendig und geistvoll in die todten Züge einer Zeichnung zu übertragen, inniger empfunden, als bei dem Versuche, Ihnen ein ähnliches Bild Ihrer geliebten, vortrefflichen Schwester zu liefern; und nie hab' ich zugleich so heiß gewünscht, ein vollendeter Meister in meiner Kunst zu sein, als in jenem Augenblicke. Mit diesem aufrichtigen Bekenntnisse, aber zugleich auch mit der Hoffnung Ihrer liebreichen, nachsichtsvollen Aufnahme, — denn ich fand schon öfter einen gütigen Richter an Ihnen; — übergeb' ich Ihnen jetzt meinen unvollkommenen Versuch, das Bild Derjenigen, die Ihrem Herzen so theuer, und Deren zarte, tieffühlende, sanfte Engelseele der Ihrigen so

nahe verschwistert ist. Nicht allein das Vermögen den Geist des Urbildes richtig zu fühlen und mit der Einbildungskraft aufzufassen, sondern auch das Vermögen ihn eben so treu, wahr und lebendig in der Nachbildung wieder darzustellen, ist die Bedingung der Meisterschaft in der Kunst. Das Erstere glaub' ich mir zutrauen zu dürfen; denn sonst würd' ich an meinem Weiterkommen mit Recht verzweifeln; aber das Letzte ist eine noch nicht überwundene Schwierigkeit für mich. Wie lange sie dieses bleiben, ob sie es je für mich zu sein aufhören wird, das kann, neben meinem guten Willen, allein vom Schicksale abhangen, ob es diesem Ernst sein wird, eine glückliche Wendung für mich zu nehmen oder nicht — und dies muß ich erwarten. Ich schätze mich in so ferne auch jetzt glücklich, daß meine gegenwärtige Lage für eine solche günstige Wendung mir wenigstens die Hoffnung läßt.

Wird es mir möglich, daß ich dereinst Italien auf längere Zeit, und nicht blos auf einer flüchtigen Durchreise sehen kann, so verzweifle ich nicht an der Erreichung jenes mir noch Fehlenden; wo nicht? — wohlan! so war meine Hoffnung freilich ein leerer, aber doch ein süßer Traum, aus dem ich wenigstens mit dem tröstenden Bewußtsein erwachen werde, daß die Schuld meiner Mittelmäßigkeit nicht an mir lag; und so gehe ich meinem Verhängnisse mit heiterer Stirne entgegen.

In artistischer Rücksicht hab' ich von dem bisherigen Theile meiner Reise wenig Nutzen gehabt; ich muß das Beste von dem Künftigen wenigstens hoffen. In Wien hab' ich freilich manches Schöne der Kunst gesehen, — aber auch

nur gesehen; ob ich in Venedig und Florenz mehr als blos sehen werde, weiß ich nicht; aber fast zweifle ich daran; denn wir machen unsere Reise etwas eilfertig. Wir werden nicht länger, als etwa acht Tage in Venedig, und auch wohl nicht länger, als eben so lange, in Florenz verweilen. Baggesen reiset auf Flügeln der Liebe; er fühlt sein Wesen getheilt, und wird keine Ruhe haben, bis es wieder vereinigt ist. Schon hat er von der Anfangs zu dieser Reise bestimmten Zeit von fünf Monaten einen abgekürzt, die Tour der Reise hingegen ist vergrößert. Es lag nicht mit in dem ersteren Plan, Florenz auf dieser Reise zu besuchen; jetzt da der Baron Herbert mit uns die Reise macht, erweitern wir die Tour über Florenz und Livorno, und werden dessenungeachtet schon zu Ende des April wieder in der Schweiz sein. Unser Aufenthalt wird also an allen Orten, die wir besuchen, nur kurz sein; also ist für mich an kein ruhiges Studium zu denken. In anderer Rücksicht hingegen wird diese Reise doch immer sehr lehrreich für mich werden.

Jetzt erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Einiges von dem Fortgange unserer Reise erzähle, weil ich zweifle, ob Baggesen hier Zeit gewinnen wird, es zu thun, und weil ich zugleich weiß, daß Er sich mit Ihnen lieber über andere, wichtigere, das Wohl der Menschheit betreffende Gegenstände unterhält. Baggesen hat, seiner Versicherung zufolge, in Wien den Zweck seiner Reise in aller Rücksicht nach Wunsch erreicht; es hat ihm in Wien, oder vielmehr in dem Kreise von Menschen, in dem er dort größtentheils gelebt hat, recht wohl gefallen, und er will, wenn er seinem jetzigen Vorsatze

treu bleibt, Wien in der Folge noch einmal mit seiner Frau besuchen. Wir haben in Wien nicht beisammen gewohnt. Baggesen hatte sein Logis bei einem gewissen Herrn von Dreer, demselben, der mit Herbert in Jena war, und ich wohnte im Hintergebäude des Meislschen Hauses, in dem man mich mit Gefälligkeiten und Freundschaftsbezeugungen überhäuft hat, die immer ein dankbares Andenken in meinem Herzen bewahren wird. Auch in dem Hause Ihrer Frau Schwester bin ich so wohl aufgenommen worden, wie ich es nicht erwarten konnte, und die Stunden, die ich dort zugebracht habe, werden mir unvergeßlich sein. Meine Abende hab' ich größtentheils bei Wagner, wo ich fast immer einen Kreis vorzüglicher Menschen fand, zugebracht und in meinen müssigen Stunden zu Hause die Kritik der Urtheilskraft durchstudirt, um auch mein Studium der Philosophie nicht ganz auf der Reise zu vernachlässigen. So hab' auch ich für meinen Theil mir den Aufenthalt in Wien so interessant und nützlich, als unter meinen Umständen möglich war, gemacht.

Am 3. Februar reisten wir mit der Diligence von Wien ab, und kamen bald aus der trüben, neblichten, kothigen und gewühlvollen Sphäre, in der wir einen ganzen Monat lebten, in die reinere und höhere von Obersteiermark, wo wir den Winter in seiner ganzen Strenge, aber auch in seiner vollen, einfachen Herrlichkeit herrschend fanden. Durch dieses ganze Land und durch den größten Theil von Kärnthen bis Klagenfurt ging unser Weg beständig durch Gebirge und schöne romantische Thäler, denen zu ihrer ganzen Schönheit freilich der Reiz und das Leben der blühenden

Natur fehlte; aber auch der Winter ist in diesen Gegenden nicht freudenleer. Wir hatten am Tage eine reine, heitere Winterluft, und die stillen sternenhellen Mondnächte ließen uns auch im Dunkeln die Gegenden, die wir durchreisten, und die verschiedenen Abwechselungen derselben, erkennen.

Baggesen hatte das Unglück auf dieser Reise, in Bruck an der Muhr ein Bündel in einem Schnupftuche, worin unter andern sein Stammbuch und die kleinen Pistolen, die ich ihm nach Bern mitbrachte, befindlich waren, zu vergessen. Erst auf der vierten Station vermißten wir es, weil es bis dahin Nacht war; er war äußerst unruhig über diesen Unfall, und ich mußte, da er nicht einmal gewiß wußte, ob es dort vergessen, oder unterweges aus dem Wagen gefallen war, zurückreisen, um es wo möglich wieder zu bekommen. Er fuhr unterdessen weiter bis Klagenfurt, wo er am siebenten, ich hingegen erst am achten d. M. mit den wiedergefundenen Sachen glücklich beim Baron Herbert, der Baggesen drei Stationen bis Neumark entgegengefahren war, eintraf.

Seit dieser Zeit leben wir hier im Kreise edler vortrefflicher Menschen so froh, als möglich. Baggesen ist wohl und vergnügt und verbreitet hier, wie überall wo er hinkommt, Leben und Fröhlichkeit um sich. Hier werden die Mittags- und Abendmahlzeiten zu frohen sokratischen Festen, wo ernste Weisheit mit froher Laune und Lieder der Freude mit philosophischen Gesprächen wechseln, wo bald Minerva, bald Hebe die Gäste mit ihren Gaben erfreuet. Solche Tage sind wahres Leben und machen centnerschweres Uebel federleicht. Sie sind helle Punkte unserer Reise, deren wir schon einige

gefunden haben, und um derentwillen man allein die Mühseligkeiten derselben vergessen würde, wenn sie auch sonst keine Entschädigung gewährte.

Wir haben Niethammer hier vorgefunden, der vielleicht nicht wieder nach Jena zurückkehren, sondern für beständig hier bleiben wird. Der Bar. Herbert will ihn bei sich behalten als Gesellschafter, Erzieher seines Sohnes und Buchhalter bei seiner Bleiweißfabrik, und ihm dafür nebst freier Station in seinem Hause jährlich 1200 Fl. Salair geben. Ein in aller Rücksicht vortheilhaftes Anerbieten, das Niethammer, der bis jetzt noch nicht völlig entschlossen ist, wahrscheinlich annehmen, und seine akademische Laufbahn für diese gewisse Aussicht verlassen wird. Der Sohn ist noch sehr klein, und die Geschäfte des Buchhaltens, wie ich glaube, so groß nicht, daß er nicht noch einen beträchtlichen Theil seiner Zeit für sich behalten sollte. — Mir scheint eine solche Lage so erwünscht, daß ich, gesetzt Niethammer nehme die Stelle nicht, mich keinen Augenblick besinnen würde, sie anzunehmen, um dadurch für meinen Unterhalt für die Zukunft gesichert zu sein, und das, was ich jetzt als Broderwerb treiben muß, als Liebhaber mit gehöriger Muße zu treiben. Ich muß Sie bitten, das, was Niethammer betrifft, noch vorerst nicht bekannt werden zu lassen, weil ich nicht weiß, ob es ihm gelegen sein wird. Ihnen glaubt' ich es ohne Rücksicht mittheilen zu dürfen.

Was sagen Sie zu Erhard's sonderbarem Vorfall? Ich glaube, Sie wissen es längst, daß er von einem falschen Werber hintergangen und sein Ruf nach Philadelphia erlogen

ist. Der Böswicht hat ihn um Geld und um seine Aussicht in die Zukunft geprellt. Er wird, wie er schrieb, sich alle Mühe geben, den Betrüger in seine Gewalt zu bekommen und ihn dem Zuchthause zu überliefern. Er wird in Oberitalien auch zu uns stoßen. Herbert läßt ihn kommen, und würde ihm, da er in Nürnberg nicht bleiben will, seine Buchhalterei übertragen haben, wenn er nicht verheirathet und seine Frau dem Baron Herbert nicht unausstehlich wäre. Erhard ist gewiß jetzt in der unangenehmsten Lage, die sich für einen solchen Mann denken läßt.

Ich hoffte in Wien den zweiten Theil Ihrer Beiträge noch vor unserer Abreise zu bekommen, denn man hatte mir gesagt, er sei dort schon zu haben, aber vergebens hab' ich mich darum bemüht. Ich hätte ihn gern auf der Reise mit gehabt, werde mich aber jetzt wohl bis zu unserer Zurückkunft nach Bern gedulden müssen.

Die Philosophie hat hier ungemein viel Freunde. Der ganze Cirkel hier in Erhard's Hause ist in ihre Geheimnisse mehr oder weniger eingeweiht. An den beiden Baronessen von Dreer hat sie ein Paar Priesterinnen von vorzüglicher Fähigkeit. Baggesen ist der Meinung, er habe bis jetzt noch kein Frauenzimmer gefunden, das den Geist dieser Philosophie so ganz gefaßt hätte, als diese beiden. Sie haben Kant's sämmtliche Kritiken sowohl als Ihre Schriften studirt, und wie aus ihren Gesprächen zu schließen ist, — verstanden. Es war mir zum ersten Male gar besonders zu Muthe, als ich zwei Mädchen von Kategorieen und Antinomieen so geläufig sprechen hörte, als andere gewöhnlich

der Stube umher, und da er hinter dem Bette einen Stock fand, ergriff er ihn, kehrte ihn um, und hieb so wacker zu, daß der König beinahe gestorben wäre. O lieber Herr! sprach der König, was wollet ihr denn von mir? Habt ihr den Verstand verloren, daß ihr her kommt, mich in meinem Hause zu schlagen?

Was ich will? antwortete Aucassin. Meiner Treu! tödten will ich euch, wenn ihr mir nicht schwöret, daß nie mehr ein Mann in eurem Lande mit einem Kinde in den Wochen liegen soll.

Der König versprach's. Jetzt führt mich zu eurem Heere, wo eure Gemahlinn ist, sprach Aucassin. — Recht gern, antwortete der König. Er stieg darauf sogleich zu Pferde, und Aucassin auf das Seinige; Nicoletten aber ließ er zurück in den Gemächern der Königinn. Der König und Aucassin ritten so rasch voran, daß sie bald in die Gegend kamen, wo die Königinn war. Sie war mitten in der Schlacht, die mit Würfen von Aepfeln, weichen Eiern und Käsen geliefert ward. Aucassin sah zu und konnte sich von seinem Erstaunen nicht erholen.

Aucassin blieb nun plötzlich stehn,
Die Krieger zu betrachten,
Die in dem Todesfeld der Schlachten
Muthvoll den wilden Kampf bestehn.
Sie hatten Haufen aufgerichtet,

von Putz, Mode und Wetter sprechen. Sie haben durch ihre Philosophie ihrer Weiblichkeit eben keinen sichtbaren Eintrag gethan; denn die Eine ist geliebt und die Andere liebenswürdig. Sie hauen den armen Niethammer oft artig zusammen, der sich auch aus Galanterie gerne überwinden läßt. Da nun sogar die Damen hier Selbstdenkerinnen sind, so wird den ganzen Tag philosophirt und polemisirt, und die Unterhaltungen werden nie matt und fade; darum hat das Leben hier einen so himmlischen Reiz für mich. Herbert ist einer der vortrefflichsten Menschen bei dem Kopf und Herz im besten Gleichgewichte stehen, und seine Lage in der Welt ist, glaube ich, eben so glückselig, als er selbst glückswürdig ist. — Er wird Sie in Kiel besuchen, wenn's nicht bei dem bloßen Vorsatze bleibt.

Am vierzehnten dieses werden wir von hier über Triest nach Venedig abgehen. Ein gewisser Herr Rauscher macht die Reise, wie ich vermuthe, auf Herbert's Kosten mit, der ein vortrefflicher Mensch ist. Kommt nun Erhard noch als Gefährte hinzu, so kann ich mit Recht fragen, wo eine zweite ähnliche Reisegesellschaft existirt? Wie glücklich bin ich, ein Mitglied dieser Gesellschaft zu sein! Wenn Baggesen nur die Reise glücklich übersteht, so soll zu meiner Zufriedenheit nichts fehlen. Er ist bis jetzt zwar gesund, aber seine Constitution ist schwach, so stark er selbst sie auch hält, und das alte Uebel, das ihn vor seiner Verheirathung plagte und seine Gesundheit und Lebenskraft zu zerstören drohte, hat sich jetzt bei der Trennung von seiner Sophie wieder bei ihm eingefunden, und raubt ihm den Nutzen, den sonst seine

Gesundheit von der Reise gewiß haben würde. Gerne möcht' ich ihm einen Theil meiner bisher unerschütterten Gesundheit abgeben, wenn es möglich wäre; denn die Thätigkeit seines Geistes leidet doch immer darunter, so sehr er sich auch von seinem Körper unabhängig zu machen strebt. Ich glaube nicht, daß Baggesen, ohne seine Frau mitzunehmen, eine zweite Reise antreten wird. Er lebt in beständiger Unruhe, und das zu viele Hinsehnen zu ihr raubt ihm gar oft das Interesse an den Gegenständen, die ihn umgeben; er versagt sich manchen Genuß, weil er ihn nicht mit ihr theilen kann und die andern genießt er nur halb. Eine solche Liebe, wie Baggesens und seiner Sophie, ist ohne Gleichen. Kein Liebender kann an seine Braut zärtlicher, feuriger und sehnsuchtsvoller schreiben, kein Erhörter sich glücklicher fühlen und entzückter sein, als Er, beim Empfang ihrer Briefe. Seit unserer Abreise von Bern am 3. December bis jetzt also in zwei Monaten hat Er gegen vierundzwanzig Briefe, von denen viele zwölf, die meisten acht Seiten lang sind, an seine Frau geschrieben, und vielleicht eben so viele von ihr empfangen, aber das ist ihm doch nicht genug. — Auch von Ihnen erwartet er mit innigem Verlangen einen Brief, um so mehr, da er weiß, daß einer von Wieland ihn begleiten wird. Vielleicht sind sie erst nach uns in Wien angekommen, dann werden wir sie nicht eher, als in Venedig erhalten.

Ich empfehle Sie und mein geliebtes deutsches Vaterland dem Schutze der Vorsehung, indem ich mich auf einige Zeit und zum ersten Male vom letzteren trenne. Ihre Liebe, das weiß ich, wird mir auch jenseits der Alpen bleiben, so

wie mein Herz in dem Beſitze derſelben ſich ewig froh und glücklich fühlen wird. Ihrer verehrungswürdigen Gattin empfehle ich mich zum fortdauernden freundſchaftlichen Andenken und bin mit innigen Gefühlen der Liebe und Verehrung lebenslang Ihr Fernow.

Nr. 3.

Florenz, d. 17. März 1794.

Mein verehrungswürdigſter Lehrer und Freund!

Schreiben Sie es einzig den vielen Hinderniſſen und Zerſtreuungen der Reiſe zu, daß ich Ihnen ſo lange keine Nachrichten von der Geſundheit unſers lieben Baggeſens — die meinige verſteht ſich von ſelbſt — und von dem glücklichen Fortrücken unſerer Reiſe mitgetheilt habe. So ſehr auch in einer zahlreichen Geſellſchaft das Vergnügen der Reiſe gewinnt, ſo raubt ſie doch zugleich faſt alle Muße, die man allein, oder in kleinerer Geſellſchaft den beſtändigen Störungen abgewinnen kann. So geht es auch mir jetzt. Wie ein unbedeutender Schneeball, den irgend ein Zufall vom Gipfel eines Berges herabrollt, endlich zu einer Lawine anwachſen kann, ſo rollte auch ich, vom Schickſale fortgeſtoßen von Jena's nackten Bergen hinab, vereinigte mich in Bern mit Baggeſen, Roſolini und Liebemann, welche beide aber nur eine Strecke lang mit uns rollten, — in Klagenfurt mit Baron v. Herbert und Rauſcher, in Venedig mit einem Doctor Friedländer aus Königsberg, und in

Verona mit Erhard, und so haben wir uns, sechs Personen stark, bis Florenz, dem entferntesten Punkte unserer Reise, fortbewegt. Hier wird aber, wie es scheint, die Lavine auseinanderstieben, obgleich der Plan war, daß wir alle, bis auf Friedländer, der weiter nach Rom und Neapel geht, zusammen bis Bern reisen wollten. Aber gewisse Umstände, auf die wir nicht rechnen konnten, belehren uns, daß dies nicht der Wille des Verhängnisses ist, das über uns, und — ohne mir zu schmeicheln, daß die Vorsehung mehr für mich als andre Menschen sorge — seit Jahr und Tag besonders sichtbar über mich gewaltet hat. Durch unangenehme Nachrichten aus Bern dazu bestimmt geht Baggesen, so schnell als möglich, dahin zurück; sein Schwiegervater, der Altlandvogt Haller v. Schenkenberg ist gestorben, Frau und Kind sind krank, und der arme Baggesen ist durch diese Nachrichten in die tiefste Bekümmerniß versetzt. Wir kamen gestern Abend hier an, und heute morgen fand Baggesen auf der Post Briefe aus Bern, die jene Nachrichten enthalten, und ihn, zärtlich und besorgt, wie er immer, auch bei dem kleinsten Anscheine möglicher Gefahr, für Leben und Gesundheit seiner Sophie lebt, auf der Stelle zu dem Entschlusse gebracht haben, eiligst zurückzukehren, sich von dem Gesundheitszustande seiner Sophie und des kleinen Reinhold's zu überzeugen, und sowohl Ihr als sich, die Ruhe des Gemüths wieder zu geben, die ihnen beiden seit ihrer Trennung gemangelt hat.

Sobald ich die Merkwürdigkeiten in Florenz gesehen habe, kehre ich, durch Herbert's Unterstützung dazu in den

Stand geſetzt, von hier nach Bologna zurück, um dort zu bleiben und mein Kunſtſtudium fortzuſetzen. Der edle Herbert ward, von dem Anblick der guten Anſtalten des dortigen Künſtlerinſtituts, von der Menge vortrefflicher Kunſtwerke, die Bologna beſitzt, und von dem Eindruck, den dieſe auf mich machten, von dem Genius der Menſchenliebe, der ihn nie verläßt, dazu beſeelt, daß er mir auf der Stelle eine jährliche Beiſteuer von 100 Gulden anbot, wenn ich Luſt hätte, in Bologna zu bleiben und zu ſtudiren. Ueberraſcht von dieſer unerwarteten Großmuth, konnte ich in dem Augenblicke nichts mehr, als danken. Ich ſagte Baggeſen von dieſem neuen Sterne an dem Horizonte meines Schickſals; er war erfreut, billigte und lobte Herbert's großmüthiges Anerbieten und meinen Entſchluß ihn vor's erſte anzunehmen, und wir ſprachen ausführlicher darüber. — Daß von 100 Gulden jährlicher Einnahme nicht für mich zu leben ſei, daß ich es, mit dieſer kleinen Summe in der Taſche nicht wagen könne, mich zum Hierbleiben zu beſtimmen, in einem fremden Lande und an einem Orte, wo es nicht an jungen Künſtlern fehlt, die geſchickter ſind, als ich; daß ich daher, wenigſtens in der erſten Jahren nicht, Arbeiten für Geld erwarten dürfe, und auch ſelbſt dann, wenn ich welche bekäme, meinen Zweck, der nicht blos darin beſtehe, nur zu leben, nicht erreichen würde; daß ich entweder ganz ohne Arbeit und Brod, mich ruhig dem Studium der Kunſt überlaſſen, oder, ferner um's Brod arbeiten, und auf fernere Künſtlerbildung Verzicht thun müſſe — dies war ungefähr das Reſultat meiner Ueberlegungen, die mich hielten, daß ich nicht mit

beiden Händen Herbert's Antrag annahm. Herbert ſowohl, als Baggeſen fanden meine Einwendungen gegründet genug und verſprachen mir, dieſe Schwierigkeiten durch ihre Vermittelung ſo zu heben, daß ich in den Stand geſetzt werde, ohne Sorge für meinen Lebensunterhalt und die daraus nothwendig entſpringende Verſäumniß und Störung im Studium, wenigſtens einige Jahre in Italien leben zu können. Beide rechnen beſonders auf den jungen Grafen von Purgſtall, der jetzt bei Ihnen lebt, ein edler, reicher und lediger Mann iſt, und von dem ich, ohne irgend einen Andern, der nähere und gerechtere Anſprüche, als die er ihm ſelbſt geben will, auf ſeinen Ueberfluß haben könnte, zu beeinträchtigen, eine ſolche Unterſtützung wohl annehmen dürfe.

Wenn ich je einen Menſchen um Unterſtützung anſprechen muß, ſo will ich dies lieber bei einem Edlen, als bei einem Großen (in dem Sinne nämlich, wie das Wort: groß in der Welt gäng und gebe iſt), thun. Soviel ich von dem Grafen gehört und aus Ihrem eignen Briefe an Baggeſen geſehen habe, iſt er einer der edelſten jungen Männer, und im völligen Beſitz Ihrer Freundſchaft und Ihrer Achtung.

Baggeſen und Herbert haben mir verſprochen, deshalb an Sie, und an den Grafen zu ſchreiben, und dies Geſuch für mich auszurichten. Baggeſen kann in der Stimmung, worin die Nachrichten aus Bern ihn verſetzt haben, dies unmöglich jetzt thun, und Herbert's Tugend beſteht, wie Sie ſchon länger wiſſen, mehr im Handeln als im Briefſchreiben; um nun bald zu mehrerer Gewißheit über mein Schickſal zu kommen, wende ich ſelbſt, mit Baggeſens Billigung, mich

an Sie, und übergebe die Entscheidung deſſelben, inſoferne ſie von Ihrem Einfluß auf den Grafen, und von Ihrer gütigen Anwendung deſſelben bei ihm, abhängt, in Ihre Hände. Viele unvergeßliche Beweiſe des Antheils, den Sie an meinem Schickſale nahmen, und Ihres freundſchaftlichen Wohlwollens gegen mich, geben mir ein uneingeſchränktes Vertrauen, daß Sie, wenn meine Bitte überhaupt Statt finden kann, das thun werden, was Sie meinem Wohl am zuträglichſten halten, und daß Sie, wenn Sie es nicht für thunlich halten, mir dieſe Bitte verzeihen werden, die ich aus Liebe zur Kunſt, nicht um mir mein Daſein leichter und bequemer zu machen, an Sie thue. So würde denn, wenn alles nach meinen Wünſchen ginge, das was ich mir ehemals in meinen kühnſten Hoffnungen kaum möglich dachte, jetzt wirklich werden! Ich würde, umgeben von den Kunſtwerken der lombardiſchen Schule und von den Werken eines Raphael, eines Guido, eines Titian, täglich mein Auge und meine Hand in der Nachbildung und Betrachtung ihrer unſterblichen Meiſterwerke üben, und in der Nähe von Florenz und Rom, auch dort mit leichter Mühe meine Bildung fortſetzen können, wenn ich in den erſten Gründen mich etwas feſter geſetzt hätte. O, mit dieſer hellen und heitern Ausſicht wird mir Italien, das ich bis jetzt ſchon paradieſiſch fand, ein Himmel werden, aus dem ich einſt, mit geläutertem Geſchmack, mit geübterer Hand und mit einem von dem Ideale der Schönheit verklärten Auge die göttlichen Formen der jugendlichen Vorwelt, mit reinem Sinne aufgefaßt, in mein kunſtbedürftiges Vaterland zurückbringen und zur Bildung Anderer

darſtellen kann. So flüchtig ich während unſerer Reiſe auch nur die vorzüglichſten Malereien betrachten, ſo wenig ich ſie durch ruhige Betrachtung ganz verſtehen, durch Zergliederung ihrer Theile gehörig beurtheilen lernen konnte, ſoviel Nutzen hab' ich doch von dieſem Durchlaufen durch die venetianiſche und lombardiſche Kunſtſchule gehabt. Vieles dämmert vor meinem Blicke, was bis dahin in Nacht verhüllt lag; und wenn ich auch nur dann und wann unvermuthet den Schlüſſel zu einer Hieroglyphe finde, ſo iſt das Bewußtſein, ihn gefunden zu haben, mir doch ein Beweis, daß ich einſt dieſe Sprache ganz verſtehen, vielleicht noch ſelbſt ſprechen werde. —

Aber ich fülle faſt einen Bogen von meinem theuren Ich an; der Egoismus iſt doch gleich mit im Spiele, wenn man in der Freude des Herzens geſprächiger wird, und man ſpricht dann am liebſten von ſich ſelbſt. —

Ich eile, Ihnen jetzt noch Einiges von unſerer Reiſe zu melden. Je tiefer wir in Italien kommen, je intereſſanter wird alles um uns her. Jedes Fleckchen Erde iſt hier bedeutend, entweder durch Schönheiten der Gegenwart, oder durch den Geiſt der Vorzeit, der unter den geſunkenen Trümmern der ſtolzen Werke eines mächtigen einſt die Welt beherrſchenden Volkes, das jetzt kaum noch Sinn für die Größe ſeiner Väter hat, den Wandrer anwehet. Immer wird darum Italien das intereſſanteſte Land der Welt bleiben, auch wenn es nicht dieſe üppigen Fluren, dieſe reizenden Hügel, dieſe geſegneten Thäler, dieſen wollüſtigen Himmel und dieſen ewigen Frühling hätte.

Aus Klagenfurt ſchrieb ich Ihnen zuletzt; aus Trieſt ſchrieb ich an meinen Freund Curtius und trug ihm auf, Ihnen Daggeſens Wohlbefinden und unſere glückliche Reiſe bis dahin zu melden. Von Trieſt ſchwammen wir in einer Barke bei faſt gänzlicher Windſtille in dreißig Stunden den adriatiſchen Meerbuſen hinüber nach Venedig; wir blieben alle wohl im Schiffe und keiner hielt für rathſam, ſich mit dem adriatiſchen Meere zu vermählen.

Am 23. Februar früh mit dem grauenden Morgen ſtiegen die Thürme Venedig's vor uns aus den Wellen herauf, nach einigen Stunden waren wir ſchon in den Lagunen dieſer ſchwimmenden Welt, und um zehn Uhr auf dem Markusplatze, in deſſen Nähe wir uns nach einer halbſtündigen Contumaz debarquirten. Venedig's geſunkene Herrlichkeit duftete uns, ſchon ehe wir den Fuß an's Land ſetzten, entgegen, und mit zugehaltenen Naſen eilten wir über den Fiſchmarkt. Auf dem Markusplatze umfing uns das Gewimmel von Masken, Müſſiggängern, Seiltänzern, Zahnärzten, Bärenhütern, Taſchenſpielern und Gauklern aller Art, womit er vom Morgen bis Mitternacht, beſonders in der Karnevalszeit, angefüllt iſt. Unwillkührlich ſah ich mitten in dieſem Gedränge mich nach dem Armenier um, der mir von allem, was ich von Venedig geleſen, am hellſten vorſchwebte, aber ich ſah ihn nicht. Wir bezogen den Gaſthof zur Königin von Ungarn, hatten noch einige Stunden mit Schiffern, Laſtträgern und Mauthbedienten zu zanken, und der erſte Tag ging größtentheils mit Unterſuchung der Frage hin, ob wir denn wirklich in Venedig ſeien? Manche Gegenſtände

überzeugten uns freilich davon, aber wir fanden doch fast Alles weit unter unserer Erwartung. Wir hatten die durch tausend Reisebeschreiber gepriesenen Herrlichkeiten Venedig's nach einem etwas zu großem Maaßstabe unserer Einbildungskraft vorgemalt, und jetzt fanden wir das Gegentheil. Venedig ist, die Eigenthümlichkeiten, die es zu Venedig machen, und von allen andern Städten der Welt auszeichnen, abgerechnet, die stinkendste, schmutzigste, häßlichste Stadt, die ich gesehen habe; es hat die engsten krummsten Gassen, die man sich denken kann, die freilich mit Marmorplatten gepflastert sind, aber dadurch doch keinen Menschen, der an Licht und Luft gewöhnt ist, für Beraubung der Sonne und des Tageslichts schadlos halten können; denn beide können in die mehrsten Gassen das ganze Jahr lang nicht hinabdringen. Freilich sind hier Pallaste von Palladio und Sansovino, die ihres gleichen in der Welt suchen: und Kirchen, die es werth sind, Tempel Gottes für Menschen zu sein; freilich ist die Aussicht über's Meer, über die Venedig rings umgebenden, mit schönen Kirchen und Klöstern bebauten Inseln, über die fernen Gebirge Tyrols und über die ungeheure Stadt selbst, die man vom Markusthurme hat, einzig in ihrer Art, aber Venedig hat keinen Frühling, keine Spaziergänge, keine Rosenlauben; sie ist eine Welt von Steinen und ein ewiges Einerlei herrscht hier bei dem Wechsel der Jahreszeiten in der übrigen Welt. Keinem Bürger aus dieser, wenn er nicht von den Wollüsten Italiens berauscht, sich und die Welt vergißt, wird es möglich sein, lange in dieser engbrüstigen, beklemmten Existenz auszuhalten; er wird sich bald wieder

Den Wurfgeſchoſſen gleich,
Da waren Aepfel aufgeſchichtet
Und Eier und Käſe friſch und weich.
Und wer am beßten es verſtand,
Das Waſſer einer Furt zu trüben,
Galt für den größten Helden im Land.
Nicht lange war er ſtehn geblieben,
Da fing der edle Rittersmann
Aus vollem Munde zu lachen an.

Als Aucaſſin dieß Wunder ſah, trat er zu dem Könige und ſprach, ihn anrufend: Sind das eure Feinde, Herr König? — Ja wohl, ſind ſie's, erwiederte der König. — Wollet ihr, daß ich euch an ihnen räche? hob Aucaſſin wieder an. — Recht gern will ich's, gab jener zur Antwort.

Darauf faßte Aucaſſin ſein Schwert, ſtürzte zwiſchen die Reihen, hieb rechts und links, und ſtreckte mehre Krieger todt nieder. Was macht ihr denn da? rief der König, und griff ihm in den Zügel des Pferdes. O Herr Ritter, tödtet ſie doch nicht ſo!

Wie ſoll ich euch denn an ihnen rächen? fragte Aucaſſin. — Ihr macht's zu arg, ſprach der König, wir ſind's nicht gewohnt, uns ſo zu tödten, wir ſind überein gekommen, uns nur einander in die Flucht zu ſchlagen. — Der König und Aucaſſin kehrten zu der Burg von Torelore zurück, aber die Einwohner lagen

nach der Terra ferma, nach ihren grünenden Fluren, ihren duftenden Wiesen und geräuschlosen Hütten zurücksehnen. Dies waren oft die Empfindungen und Reflexionen, die sich mir bei dem Anblicke des aus Wollust und Leiden, aus Reichthum und Elend, aus Nobili und Pöbel, aus Andächtigen und Narren, aus Lechzenden und Satten, aus Genießenden und Genossenen zusammengedrängten Menschenhaufens, der während des Carnevals in Entzücken und Taumel und die übrige Zeit in Druck und Elend schwimmt, aufdrängten. In diesen zwei, drei Monaten des Müssigganges verlieren tausende die Lust zur Arbeit für die andern neun bis zehn Monate und werden Betrüger, Kuppler oder Bettler. Von letztern wimmelt's auf allen Plätzen, auf allen Gassen, und überall, wo soviel Platz übrig bleibt, daß ein Elender liegen und mit seinen Wunden und Eiterbeulen von dem vor Abscheu zurückfahrenden Fremden, der diesen Anblick, an den der Venetianer schon gewöhnt ist, nicht ertragen kann, einige Sols zu erbetteln. Auf den Brücken, an den Kirchen findet man ganze Gruppen dieser Elenden, die so kunstmäßig komponirt und auf den beabsichteten Effekt berechnet sind, daß man den Geschmack, und den Erfindungsgeist, der selbst Gegenstände des Elends und Entsetzens ästhetisch darzustellen, und statt Abscheu Wohlgefallen zu erregen sucht, bewundern muß.

Wir haben alle sieben bis acht Theater besucht, eines ausgenommen, wo nur Possenspiele für den untersten Pöbel gegeben werden. Kann je etwas die Sinne berauschen, das Herz vergiften und die Vernunft auf eine Zeit lang vom

Throne ſtoßen, ſo ſind es die Opern und Ballets der Italiener. Letztere beſonders ſind einer reizbaren, leicht in Schwung zu bringenden Einbildungskraft gefährlich. Einige hundert reizender Geſchöpfe, von Jugend auf dazu abgerichtet, Auge und Ohr durch wollüſtige Stellungen und Töne zu entzücken, üben auf dieſen verſchiedenen Theatern an jedem Abende ihre Kunſt aus, die gewiß nie ihren Zweck ganz verfehlt. Das ſüße Gift ſtiehlt ſich unbewußt auch in das am beſten bewahrte Herz und bewirkt wenigſtens einen augenblicklichen Rauſch. Man kann nichts Blendenderes, Prächtigeres ſehen, als den Glanz und die Pracht der Theater al Fenice und al S. Cassano, gegen welche die des Wiener Nationaltheaters wie der volle Mond vor der Morgenröthe ſchwindet. Schönheit der Tänzer und Tänzerinnen, die herrlichſte Muſik, Schönheit und Reichthum der Dekorationen und Kleidungen, alles vereinigt ſich, durch den mächtigen Zauber ſo vieler zu einem Zweck vereinten Künſte den wollüſtigſten Genuß zu verſchaffen, und alle Sinne mit Vergnügen zu berauſchen. Es freut mich, nicht ſowohl des Vergnügens wegen, das ich genoß, als vielmehr deswegen, daß ich das höchſte und vortrefflichſte dieſer Künſte, ſo weit ſie ſich bis jetzt ausgebildet haben, zu einer Zeit ſah, wo ich die Bildung meines Geſchmacks und die Empfänglichkeit meines Sinnes für ſchöne Formen erhöhen und befeſtigen will. Jene Abende, wo ich dieſe Feereien ſah, ſind noch zu lebhaft in meinem Gedächtniſſe, als daß ich nicht noch lange einen Maaßſtab für die Beurtheilung des Schlechten und Vortrefflichen, an den mir aus ihnen vorſchwebenden Bildern haben ſollte.

Hier ist die große Pflanzschule der Sängerinnen und Tänzerinnen, aus der die Fürsten Deutschlands und Europas ihre Schauspielergesellschaften und ihre Harems rekrutiren. Jede Sonne dieser Art, die aus einem der vier Conservatorien hervorging, hat mit den ersten Strahlen ihrer Morgenröthe bereits die Großen und Reichen ihrer Mutterstadt beglückt, ehe sie, wie ein ominöser Komet über die Alpen schwebt, und die Herzen der Fürsten und die Schicksale der Völker lenkt, aber zum Glück für beide, gewöhnlich nur auf kurze Zeit; denn jenen Zauber, der auf längere Zeit ein Herz fesseln und Liebe einflößen kann, besitzen diese Zauberinnen nicht. Sie haben nur die Kunst, Wollust zu erregen, gelernt, und darum ist ihr Reich, so wie ihre Schönheit, von kurzer Dauer.

Venedig besitzt schöne Kirchen, Paläste und eine Menge von Kunstsachen, wir haben von allem soviel gesehen, als ein Aufenthalt von acht Tagen erlaubte. Es ist nicht möglich, alles in dieser Zeit zu sehen; es ist auch nicht nützlich; es bildet den Geschmack mehr, viel als vieles sehen, sonst überladet man sich den Magen des Geistes und hat von den daraus entstehenden Indigestionen keinen Nutzen. Mein Gedächtniß und mein Tagebuch werden mir meinen Aufenthalt in Venedig noch oft zurückrufen, und mich in den Stand setzen, einst meine Bemerkungen, die ich nur flüchtig niedergeschrieben habe, weitläufiger ausführen zu können.

Wir gingen von Venedig zu Wasser auf der Brenta nach Padua, hielten uns dort nur einen halben Tag auf, gingen am folgenden nach Vicenza, wo wir zwei Tage

ſtille lagen, und die Werke Palladios fleißig betrachteten. Hier hab' ich zuerſt das Schöne in der Baukunſt ganz empfunden. Dieſer große Baumeiſter hat die Kunſt verſtanden, Schönheit mit der Zweckmäßigkeit in Gebäuden ſo zu verbinden, daß keine durch die andere eingeſchränkt worden iſt. Vicenza's Gegenden ſind ſchön und fruchtbar. Von hier beginnt der Garten, den wir bis an den Fuß der Apenninen durchwandelt ſind; denn die ganze Lombardei iſt zwar eine unermeßliche Fläche, deren Einförmigkeit und Langweiligkeit unſere nach Abwechſelungen der Schönheiten dürſtenden Sinne, oft ermüdet hat, aber ſie iſt in ökonomiſcher Rückſicht nur ein einziger großer Garten.

In Verona blieben wir anderthalb Tage. Alle Gegenſtände werden hier ſchon merkwürdiger, intereſſanter, italieniſcher. Die Größe der ehrwürdigen Ueberreſte des Amphitheaters, des beſterhaltenſten in der Welt, ſetzte uns in ſüßes Staunen. So ein Werk, gegen das unſere neueren Paläſte und Schauſpielhäuſer nur Kartenhäuschen ſind, konnten Menſchenhände aufthürmen! Baggeſen war entzückt davon. Hier ſtieß Erhard zu uns. Er war ſchon den Tag zuvor angekommen. Mit ihm wuchs das Intereſſe unſerer Reiſe um ein Großes. In Mantua beſahen wir blos den Pallaſt del T., wo Julius Romanus, Raphaels Liebling und Schüler, in ſeiner kühnen Größe glänzt. Sein Rieſenſturz, der einen ganzen gewölbten Saal, die Decke ſammt den vier Wänden einnimmt, die zuſammen nur ein großes Gemälde ausmachen, zeigt, daß er es würdig war, der Liebling des erſten Künſtlers neuerer Zeiten zu ſein.

Von da fuhren wir in zwei Tagen bis Modena, eine der schönsten Städte, die wir bis dahin gesehen hatten, brachten anderthalb Tage mit Besichtigung der dortigen Kunstwerke und der Stadt zu und fuhren in einem halben Tag von da nach Bologna hinüber, das nur vier Meilen entfernt ist. Hier haben wir in zwei Tagen mehr Schönes gesehen, als wir fassen konnten; es wären so viel Monate nöthig gewesen, um nur bei jedem der Betrachtung würdigen Werke einige Zeit in ruhigem Anschauen zu verweilen. Aber wir konnten nicht länger bleiben. Baggesen sowohl als Herbert und Rauscher haben Eile um wieder zurückzukommen. Hier war es, wo Herbert mir sein Anerbieten that, und hier wird es sein, wo ich, wenn ich nur 300 Gulden jährliche Einnahme haben kann, durch den Aufenthalt einiger Jahre mich zu einer Wanderung nach Rom, das ich nun mit leichterer Mühe besuchen kann, vorbereiten werde. Entzückt, und über unser Erwarten befriedigt, verließen wir Bologna und betraten auf der nächsten Station den ersten Fuß der Apenninen, über die wir nach einer zweitägigen Reise glücklich nach Florenz, das am diesseitigen Fuße derselben liegt, angekommen sind. Schon haben wir heute die Antikensammlung, die in drei langen Corridors aufgestellt ist, und das Allerheiligste derselben, den Tempel, in dem die Mediceische Venus mit vier der schönsten Statuen des Alterthums thront, gesehen. Die acht Tage, die wir in Florenz zubringen, werde ich größtentheils unter diesen Meisterstücken der Kunst verleben: denn man muß sie oft sehen, um sie mit Nutzen zu sehen. Bei den ersten Besuchen reißt die Neugierde uns

zu ſehr von einem Gegenſtande zum andern fort; man verſchlingt die Schönheiten, ohne ſie zu verdauen.

Wenn Herbert von Florenz weiter nach Livorno geht, gehe ich über die Apenninen nach Bologna zurück. Ich bitte Sie daher, mir, wenn Baggeſen oder Herbert Ihnen gegen die Zeit, daß Sie mir zu antworten Muße haben, noch nicht geſchrieben hätten, mir gerade nach Bologna in einigen Zeilen zu ſchreiben, ob ich auf eine Beiſteuer von dem Grafen rechnen kann oder nicht. Sie werden wahrſcheinlich jetzt ſchon mit Ihrer Abreiſe beſchäftigt ſein; ich wünſche herzlich, daß ſie eben ſo glücklich ablaufen möge, als unſere Reiſe bisher geweſen iſt, wo kleine Unannehmlichkeiten nur dazu gedient haben, den Genuß des Angenehmen zu erhöhen.

Leben Sie wohl, mein theuerſter, ewig von mir verehrter und geliebter Lehrer. Auch in Ihrem Leben hebt jetzt eine neue Epoche an. Möchte dieſe für Sie, und durch Sie, für die Welt von den geſegnetſten Folgen ſein! Ich mag ſein, wo ich wolle, und ſollte ich auch nie meinen innigen Wunſch, Sie wieder zu ſehen, in Erfüllung bringen können, doch wird mich nie der herzerhebende Gedanke, daß Reinhold mich ſeiner Freundſchaft würdiget, verlaſſen. Immer wird die ſchöne Zeit, wo ich Ihre Lehren und Ihren freundſchaftlichen Umgang genoß, hell vor meiner Seele ſchweben, und ewig wird mein Herz und mein Geiſt für die Richtung, die Ihr Unterricht dem erſteren, und für die Aufklärung, die er dem letztern gab, Ihnen danken. Gott ſegne Sie und erhalte Sie noch lange für das Wohl der Menſchheit!

Fernow.

Nro. 4.

Mailand d. 26. März 1794.

Als ich Ihnen zum letzten Male aus Florenz schrieb, glaubt' ich nicht, daß ich mich Deutschlands Grenzen so bald wieder nähern würde, und doch bin ich ihnen jetzt schon wieder um funfzig Meilen näher. Baggesen entschloß sich sogleich, nach Empfang jenes Briefes mit den unangenehmen Nachrichten aus Bern, zu einer schnellen Rückreise, nachdem er den folgenden Posttag vergebens auf einen zweiten Brief gewartet hatte. Wir trennten uns daher am dritten Tage nach unserer Ankunft in Florenz, von unserer bisherigen Reisegesellschaft und sind nach einer sechstägigen Reise über die Apenninen zurück durch die Lombardei, über Bologna, Modena, Parma und Piacenza glücklich bis hier gekommen. Es war meine Pflicht, sobald Baggesen es wünschte, ihm auf der Rückreise Gesellschaft zu leisten, da Herbert nicht gleich mitgehen konnte, der noch in Florenz und Livorno und Mailand sich in Handlungsgeschäften aufhalten muß, ehe er Baggesen in die Schweiz folgen kann, wenn er anders jetzt noch dahin reisen wird.

Baggesen war, wie Sie Sich leicht vorstellen können, nach dem Empfange jenes Briefes sehr unruhig und betrübt, indessen faßte er sich, während der Reise, durch allerhand Zerstreuungen unterstützt, wiederum etwas, so daß er wieder für den Genuß des Schönen empfänglicher wurde und sich in Parma an einem herrlichen, himmlischen Gemälde von Correggio, desgleichen vielleicht kein zweites in der Welt mehr ist, erquicken und freuen konnte. — Die so gepriesene

Lombardei mag ein fruchtbares, geſegnetes Land ſein, aber für den Reiſenden iſt ſie das langweiligſte unter der Sonne. Sechs Tage fortdauernd durch unabſehbare Straßen auf einer ewigen Fläche, zwiſchen, Soldaten gleich in Reih und Glied geſtellten, nackten Maulbeerbäumen, die noch die wenige Ausſicht, die man auf einer weiten Ebne haben kann, völlig hindern und rauben — das iſt das Loos deſſen, der die Lombardei, durchreiſet, die wir jetzt im Zeitraume von einigen Wochen in zwei verſchiedenen Gegenden durchreiſet haben, und die ſich überall von Mailand bis Padua und von Padua bis Bologna völlig gleich ſieht. —

Jetzt iſt Baggeſens Unruhe geendet. Er fand hier einen Brief aus Bern von ſeiner Sophie vor, die ihm meldet, daß Sie und der Kleine heiter und wohl ſind, und dem Tage des Wiederſehens mit Sehnſucht entgegen ſehen. Die Baggeſen iſt mit einer Freundin ins Bad gereiſet, um dort völlig zu geneſen und ſich für die Freude des Wiederſehens zu ſtärken. Beunruhigen Sie Sich darum nicht. Baggeſen kehrt jetzt jubelnd über die Alpen zurück, und noch heute gehen wir über Como, Bellinzona und wahrſcheinlich über den Gotthard nach Bern. Wir hoffen, in acht Tagen längſtens, dort zu ſein, wenn anders Schnee und übles Wetter uns keine Querſtriche machen.

Nach unſerer Ankunft in Bern denke ich mich dort drei bis vier Wochen aufzuhalten, um einmal wieder in Ruhe etwas arbeiten zu können, und meine Takelage zu der neuen Auswanderung etwas auszubeſſern, die während unſerer viermonatlichen Reiſe ein wenig gelitten hat.

Baggesen grüßt Sie und Ihre Familie herzlich, wünschet Ihnen gutes Wetter, Gesundheit und glückliche Ankunft in Kiel. Er läßt Sie bitten, nicht über sein langes Stillschweigen ungehalten zu sein. Er wird ihnen sogleich nach seiner Zurückkunft in den Armen seiner Sophie schreiben.

Ich habe von unserer bisherigen Reise durch Italien, außer mehreren andern, auch den Vortheil gehabt, daß ich soviel von Sprache und Landessitte gelernt habe, als ich bedarf, um meine Reise nach Bologna zurück, oder vielleicht gleich bis nach Rom, die ich zu Fuße machen werde, allein und ohne Gesellschaft machen zu können.

Ich habe einen Freund, mit dem ich schon einmal in Lübeck anderthalb Jahre zusammen gelebt habe, in Rom, einen der geschicktesten, genievollsten Künstler jetziger Zeit, obgleich er nicht so bekannt ist, als er es verdient. Er heißt Carstens, ist ein Geschichtsmaler und vornehmlich ein großer Zeichner. Diesem hab' ich von hier aus geschrieben, ihm meine glücklichen Aussichten, in Italien studiren zu können, mitgetheilt, und ihn zugleich um sein Gutachten gebeten, ob ich besser thue, vorerst noch in Bologna eine Zeit lang zu bleiben, oder gleich nach Rom zu gehen. Wenn er noch länger in Rom bleibt, so werde ich wahrscheinlich wohl sogleich nach Rom gehen, weil ich den Umgang dieses als Künstler und als Mensch gleich vortrefflichen Freundes zu nützlich und zu lehrreich für mich achte, als daß ich ihn nicht so bald und so lange als möglich zu genießen wünschen sollte. Ich hoffe, es wird dem Baron Herbert, der von diesem Gedanken, der mir erst unterweges auf der Rückreise gekommen

und durch Baggesens Billigung, der Carstens gleichfalls schätzt, bestärkt worden ist, noch nichts weiß, völlig gleich sein, ob ich meine Laufbahn in Bologna oder Rom beginne; da es darauf ankommt, wo ich am besten und glücklichsten meine Künstlerbildung erhalte, und daß er mir in diesem Punkte die freie Wahl überlassen wird.

Ich muß Sie bitten, es nicht übel zu deuten, wenn ich in meinem letzten Briefe vielleicht etwas zu zuversichtlich von der Unterstützung des Grafen von Burgstall *) gesprochen habe. Gewiß wird mich der bescheidene Gedanke, daß ich auf keines Menschen Unterstützung, am wenigsten eines Unbekannten — Anspruch zu machen habe, nie verlassen, am wenigsten jetzt, wo ich es mehr als jemals fühle, daß ich das große Glück, das mir seit Jahr und Tag durch die Liebe und den freundschaftlichen Antheil der edelsten und vortrefflichsten Menschen zu Theil wurde, und das ich noch jetzt genieße, nie verdient habe, und daß ich es nur allein durch seinen möglichst weisen und würdigen Gebrauch verdienen kann. O und wahrlich! mein Glück soll mich nicht übermüthig machen. Ich fühle Kraft und guten Willen in mir, mit der in der Schule des Schicksals erworbenen Erfahrung den zweckmäßigen Gebrauch meiner Geisteskräfte und meiner Zeit so zu verbinden, daß ich mich nie scheuen darf vor jedem Richterstuhle meine Rechenschaft abzulegen, und auch Sie zu überzeugen, daß das unschätzbare Glück Ihres Unterrichts und Ihrer Freundschaft nicht fruchtlos für mich gewesen sei.

*) Burgstall ist mir nach Kiel gefolgt und wird mich nach Kopenhagen begleiten. Reinhold.

den König an, Aucaſſin aus dem Lande zu jagen, und Nicolette für ſeinen Sohn zurück zu behalten, denn ſie ſchien ihnen ein Mägdlein edler Herkunft zu ſeyn. Nicolette, die es hörte, war gar nicht zufrieden damit, und hob alſo an:

Fürwahr, man glaubt in euerm Land,
Sprach die ſchöne Nicolette,
Herr König, daß ich den Verſtand
Wohl gar verloren hätte,
Wenn mein ſüßer Freund mich herzt
Und traulich mit mir ſcherzt.
Wie gerne möcht' ich immer viel
In des Liebſten Schule lernen!
Es ſoll mich nie ein luſtig Spiel,
Nicht Harfen, Zither, Geigen,
Noch auch ein froher Reigen,
Jemal von ihm entfernen.

Aucaſſin lebte mit Nicolette, ſeinem Liebchen, im Schloſſe von Torelore in großer Freude und in Wonne, denn bei ihm war Nicolette, ſeine ſüße Freundinn, die er ſo ſehr liebte. Aber als ſie in dieſem frohen Jubel lebten, ward die Burg plötzlich durch einen Haufen von Sarrazenen überfallen, die ſie von allen Seiten angriffen und erſtürmten. Sie plünderten alles, was ſie fanden, machten Alle zu Gefangenen und

Ich würde mich unaussprechlich freuen, wenn ich, noch während meines Aufenthalts in Bern, auch nur einige wenige Zeilen von Ihrer Hand erhielte, aber es wird Ihnen wohl jetzt nicht möglich sein, da gerade um diese Zeit die Last Ihrer Geschäfte am stärksten auf Ihnen liegt, Sie auch vielleicht schon auf der Reise sind, so daß mein Brief Sie erst in Kiel erreichen kann. Ich erwarte darum auch lieber nach Bern noch keinen Brief von Ihnen; denn ich würde mir's zur Sünde rechnen, Ihnen eine Minute Ihres kostbarsten Gutes, Ihrer Zeit zu rauben. Aber lassen Sie lieber Kalmann das einmal sein, was ich Baggesen so gerne bin und noch öfter sein möchte — Ihren geheimen Sekretair; ich bin seit meinem Aufenthalte in Wien überzeugt, daß er mir gerne Briefe schreibt, und er wird einen solchen Auftrag von Ihnen mit Freuden ausrichten, besonders wenn er mir etwas erfreuliches zu melden hat.

Verzeihen Sie mir's, daß ich Sie so oft mit Briefen heimsuche, und daß besonders dieser Brief größtentheils nur von mir und meinen Angelegenheiten handelt. Allzu große Güte verführt gar leicht zum Mißbrauch derselben; aber ich will mich bessern! Mit ewiger Verehrung und Liebe beharre ich Ihr treuergebenster

Fernow.

Nro. 5.

Bern d. 24. Mai 1794.

Mein verehrtester Gönner und Freund!

Baggesen erlaubt mir, seinem Briefe ein Blättchen an Sie beizulegen, dem ich gerne alle die Gefühle eines von

Freude und Dank erfüllten Herzens ausdrücken möchte, welche die Nachricht von Ihrer glücklichen Ankunft an Ihrem Bestimmungsorte und der zu gleicher Zeit aus des edlen Burgstalls Händen empfangene Beweis Ihrer für mich so thätigen Güte, in mir erregen. Völlig glücklich und zufrieden würde ich jetzt sein, wenn ich nun auch die Gewißheit hätte, daß Ihre, durch das, über meine armen Briefe waltende unselige, Schicksal erregte Unzufriedenheit mit mir gänzlich geschwunden sei, und daß Sie mich der mir einmal geschenkten Liebe nicht mehr unwerth halten — ein Gedanke, der mich beunruhigt hat, so oft ich an Sie dachte, und das war wahrlich sehr oft. Wie gerne hätte ich diese Versicherung, um mit leichtem und ruhigem Herzen meine Pilgerschaft nach dem heiligen Grabe der Kunst antreten zu können! Ich hoffe noch immer mit gläubigem Vertrauen auf das Wörtchen dieses Trostes von Ihnen, eh' ich die Schweiz verlassen muß, denn in einigen Wochen kann, so denk' ich, noch mancher Brief ankommen. Und käm' er auch nicht, so will ich Ihnen die Versicherung geben, daß ich wohl weiß, was mir den Besitz Ihrer Liebe erhalten kann, und daß mich Trieb und inniger Vorsatz beseelen, dieses Glückes mich würdig zu machen. Ja, ich muß Ihnen nur gerade heraus bekennen, daß ich in gewissen Minuten, wenn ich mir diesen zu fürchtenden Verlust, den ich doch nicht so ganz verdient hätte, etwas mehr als möglich dachte, mich nur durch eine stärkere Befestigung in diesem Entschluß erheitern konnte. „Und hättest Du auch — sprach ich dann zu mir — wirklich die Liebe und Achtung Reinholds verloren; verzweifle darum nicht!

denn Du haſt ein Mittel, ſie wieder zu erwerben und das Bewußtſein, deinen Verluſt nicht verdient zu haben — aber Du würdeſt Urſache zur Verzweiflung haben, wenn das Gefühl der Schuld auf Deiner Seele läge." — Dann ward ich wieder froh und nahm mir im Uebermuthe wohl gar vor, mir Ihre Achtung zu ertrotzen, und durch den unverbrüchlichſten Wandel auf dem Pfade der Pflicht Sie mit der Zeit zu zwingen, mir wieder hold zu werden; und dieſe ultima ratio ſteht noch eben ſo drohend in meiner Seele, als die ultima ratio regum in den Zeughäuſern und Arſenälen der Fürſten. Ich bitte Sie daher nochmals inſtändig, laſſen Sie es nicht zum äußerſten kommen! —

Ich bin ungewiß, ob der edle junge Mann, den Ihre gütige Empfehlung zu meinem Wohlthäter gemacht hat, es gerne ſehen wird, daß ich ihm ſelbſt ſchreibe. Sein Brief, den er mir geſchrieben hat, war von einer ſo Herbertiſchen Kürze, daß ich dadurch zweifelhaft gemacht worden bin, ob ich ihm geradezu ſchreiben darf. Baggeſen räth mir, Sie um die Güte zu erſuchen, da Sie doch einmal der Sachwalter des, weit über ſein Verdienſt glücklichen, Fernow geworden ſind, es auch noch jetzt zu ſein. Verſichern Sie den edlen Grafen meiner innigen Achtung und Dankbarkeit, und der zweckmäßigſten Anwendung des mir gemachten Geſchenkes. Sobald ich in Rom angelangt bin, werd' ich Ihm ſelbſt ſchreiben und um ſeine Freundſchaft bitten; denn meine Wohlthäter müſſen auch meine Freunde ſein und ich fühle Muth genug, jede billige Bedingung der Erfüllung meiner Bitte, im Voraus zu verſprechen. Ich habe nun 220 Fl.,

zwei Hände und einen Kopf, sollte ich damit in Rom, wo gewiß mancher dieſe ſchätzbaren Dinge nicht hat, wohl zu rechte kommen? Ich hoffe es! Im Hoffen nehm ich's mit jedem auf — und auch im Oeconomiſiren, wenn es die Umſtände nothwendig machen. Ein Stück Brod, ein Stück Leinewand und Studium Raphaels ſollen mich in Rom ſeliger machen, als den Kaiſer eine gewonnene Schlacht wider die Neufranken, die jetzt ihre Scharte von Rosbach her wieder auswetzen wollen. — Meine Koſten zur Rückreiſe verdien' ich mir hier in Bern, und darum halt' ich mich hier länger auf, als mir's gemüthlich iſt. An Arbeit fehlt mir's Gottlob! nicht, und ich hoffe mit dem erworbenen Viaticum meine Pilgerreiſe zu vollenden, ohne daß ich nöthig hätte unterwegs nach Pilgerſitte zu verfahren. Höchſtens in vier Wochen werd' ich von hier gehen, und etwa vier Wochen zu meiner Reiſe brauchen, wenn der entnervende Sirocco meine Flügel nicht etwas beſchneidet. — Meine müſſigen Stunden fülle ich hier mit dem Studium der italieniſchen Sprache, der Archäologie u. dergl. aus. Zu letzterem hab' ich hier wider Vermuthen eine gute Gelegenheit gefunden und nehme noch manche Vorkenntniß zum nützlicheren Studium der Antike mit, die ich ſelbſt nicht in Rom erhalten hätte; kurz: das Glück verfolgt mich in allen Stücken ſo ſehr und begünſtigt mein Vorhaben ſo trefflich, als ich's nicht erwartet hätte. Dies ſchreib' ich allein Ihrem Segen zu; denn ſeit ich in Jena zuerſt Ihre Schwelle betrat, hebt ſich die Epoche einer Glückſeligkeit für mich an, auf die ich, durch die vergeblichen Erwartungen meines halben Lebens getäuſcht, bereits

reſignirt hatte. Möchte Ihr Segen allen, denen Sie Lehrer und Freund waren, ſind und ſein werden, eine ſo ſchöne Zukunft herbeiführen. Ewig, jenſeits der Alpen und Apenninen und wohin mein Verhängniß mich führen mag, Ihr, Sie treu und dankbar verehrender Fernow.

Nro. 6.

Rom d. 3. März 1797.

Theurer, geliebter Reinhold!

Wenn ich dem Antriebe meines Herzens folgen wollte, ſo ſchriebe ich Ihnen gewiß weniger ſelten; denn ſo oft mein Gedanke, von den marmornen Idealen der Menſchheit und von gemalten Grazien und Tugenden geſättigt und nach wirklichen Menſchen ſich ſehnend, über die Alpen ſchweift, findet er bei Ihnen ſeine liebſten Ruhepunkte, und in jedem Genuſſe, den die Betrachtung der Schönheit mir gewährt, fühle ich den Segen jener unſchätzbaren Stunden, die ich unter den Einflüſſen Ihres Geiſtes und Herzens verlebte. Sie waren zu ſchön, als daß ich ſie nicht immer vermiſſen und mit Sehnſucht zurückwünſchen ſollte; denn wie glücklich ich auch in Rückſicht auf das Studium der Kunſt hier lebe, wie belehrend für mich auch der tägliche Umgang mit einigen trefflichen genialiſchen Künſtlern iſt, an deren Werken und Ideen ich meine Gedanken entwickeln, meine Begriffe berichtigen und meine Kenntniſſe des praktiſchen Theils der Kunſt bereichern kann, ſo mangelt mir doch der Umgang mit einem weiſen, belehrenden Freunde, mit dem ich Gedanken wechſeln

könnte, und deſſen Kritik mir ſehr heilſam ſein würde. Jetzt muß ich über mich ſelbſt wachen, daß ich nicht in Einſeitigkeit falle. Hätte ich neben meinen hieſigen Freunden auch einen dieſer Art und die freie Gemeinſchaft mit der neueſten deutſchen Literatur, ſo wüßte ich kaum was mir zu wünſchen übrig bliebe. Doch auch ſo unvollkommen und halb wie es jetzt iſt, danke ich dem Geſchick dafür, daß es mich nach Rom geführt und mir einen Kreis der Thätigkeit geöffnet hat, in dem ich mit Liebe nach dem Ziele ſtrebe.

Rom's Schickſal, das ſo lange in Ungewißheit ſchwebte, iſt für jetzt entſchieden. Der Papſt hat wider alles Erwarten den Frieden von den Galliern erhalten, aber er hat ein großes Opfer gekoſtet: die drei fetteſten und beſten Legationen, Bologna, Ferrara und Ravenna, 30,000,000 Lire und die beſten Kunſtwerke Rom's, und dieſer Frieden wird dem armen, von den Pfaffen ſchon ausgeſogenen Lande völlig den Untergang bereiten. Die letzteren Siege der Franzoſen waren erſtaunlich. Sie haben den Oeſterreichern ſehr viele Menſchenleben gekoſtet und ihre Folge war Mantua's Uebergabe, wodurch, wie man jetzt hofft, Italien's Unabhängigkeit entſchieden iſt. Mantua's Lage iſt während der Zeit der Belagerung ſchrecklich geweſen. Stadt und Garniſon haben über 20,000 Todte gehabt und bei der Uebergabe war die Luft in der Stadt, wegen der zu flach beerdigten Todten ſo verpeſtet, daß der franzöſiſche General überall mußte große Feuer machen laſſen, um ſie zu reinigen.

Wir haben jetzt eine Menge franzöſiſcher Officiers und Soldaten hier, die nach Rom gekommen ſind, um es zu

beſehen und zugleich die erſte Hälfte der 30 Millionen in Empfang zu nehmen. Es ſind lauter junge, wohlgenährte und wohlgeſittete Leute. Die Generale Victor und Lasne ſind unter ihnen. Erſterer hat einige dreißig, letzterer höchſtens vierundzwanzig Jahre. Man hat alle Mühe, den Pöbel im Zaume zu halten, der nirgends ungezogener ſein kann, als in Rom. Die Statuen werden jetzt auf's emſigſte eingepackt und wir bedauern den Verluſt dieſer Schätze, die wir vor einiger Zeit noch gerettet glaubten, auf's neue. Gerne hätte ich gewünſcht mit meiner Anzeige zum Lügner geworden zu ſein. Jetzt ſind wir froh, daß es bei den hundert Kunſtwerken bleibt und daß uns nicht alles genommen wird.

Wollen Sie nicht die Güte haben den einliegenden Brief nach Hamburg beſorgen zu laſſen. Ich habe dem Grafen Purgſtall geſchrieben, in der Hoffnung, daß er mir auch für dieſes Jahr die Beiſteuer von hundert Scudi geben wird, und ihn gebeten, ſie mir in Florenz auszahlen zu laſſen, weil ich den nächſten Sommer dort zuzubringen gedenke. Ich ſende Ihnen dieſen Brief und bitte Sie, im Fall Sie es für nöthig oder für gut halten, ihn mit einigen Zeilen von Ihrer Hand, die gewiß meiner Bitte das beſte Gewicht geben werden, zu begleiten.

Es würde den Zweck meines Aufenthalts in Italien gar ſehr befördern, wenn ich jährlich zwei hundert Scudi gewiß hätte, denn alsdann könnte ich meinen Aufenthalt nach Gefallen verändern. Um meinen Zweck ganz zu erreichen iſt es nothwendig, daß ich mich in den vornehmſten Städten Italien's, z. B. Neapel, Florenz, Bologna, Venedig u. ſ. w.

an jedem Orte einige Zeit aufhalte, um das Merkwürdige der Kunst an jedem Orte kennen zu lernen, ohne dies ist es unmöglich, die Geschichte der Kunst zu studiren. Aber ich habe keine Aussicht eine solche Summe zu erhalten. Was ich mit dem Schreiben verdiene ist zu ungewiß, obgleich es, wenn ich um's Brod schreiben müßte, hinreichen würde mich zu ernähren; aber dies würde mich jetzt sehr von meinen größern Arbeiten abziehen. Diesen ganzen Winter habe ich an den ersten Theil meines ästhetischen Handbuchs gearbeitet, und ich habe ihn beinahe zu Stande; aber ich will ihn nicht eher aus den Händen geben, bis ich auch den zweiten Theil und so das Ganze fertig habe, und dazu ist mir die Reise nach Florenz nothwendig. Auf dieser hoffe ich noch manche Materialien zu Aufsätzen für den Merkur zu sammeln. Vater Wieland hat mir noch neulich durch eine andere Hand seinen Beifall über den Aufsatz von Raphaels Tapeten versichern lassen. Ich wünsche nichts mehr, als ihn durch andere bessere Arbeiten zu verdienen.

Sie besitzen wahrscheinlich ein gutes Heft von Kant's Anthropologie abschriftlich. Sie würden mir einen großen Gefallen erzeigen, wenn Sie die Güte hätten, es für mich abschreiben zu lassen. Die Schreibekosten würden Sie am besten durch Wieland erstattet bekommen, und da jetzt so viele Dänen nach Italien reisen, so müßte es nicht schwer sein, das Manuscript nach Rom sicher zu befördern. Empfehlen Sie mich Ihrer edlen Sophie.

Ihr ewig treuergebener

Fernow.

Nro. 7.

Rom, d. 27. Febr. 1799.

Es sind wohl Jahr und Tage, theurer, verehrter Reinhold! daß ich Ihnen nicht geschrieben habe. Desto öfter habe ich Ihrer mit Liebe gedacht. Der Raum vermag nur Körper, nicht Geister zu trennen, am wenigsten die, welche nach einem gemeinsamen Ziele, nach Wahrheit, streben, und jeder Schritt, den ich im Fortgange auf dieser Bahn thue, erinnert mich dankbar an den, der sie mir zuerst eröffnete. Dennoch wünsche ich, daß uns auch dieser weite Raum nicht länger trennte. Rom ist für mich nicht mehr, was es ehemals war. Mein einziger Herzensfreund, den ich hier hatte, mein Carstens, ist seit einem Jahre todt, und das Kunstleben in Rom ist wahrscheinlich für immer zerstört; kaum sind noch die Trümmer der Trümmer seiner ehemaligen Herrlichkeit übrig und auch diesen wird hunnisch mitgespielt. Ich habe überdies den Zweck meines Hierseins erreicht und meine Zeit in Rom so benutzt, daß ich mir darüber keine Vorwürfe zu machen habe. Mein Verlangen, diesem Elende von Freiheitstyrannei und Freiheitssklaverei zu entfliehen, Deutschland wieder zu sehen und unter Menschen zu leben, ist zu einer Sehnsucht gestiegen, der ich nicht länger widerstehen würde, wenn meine ökonomischen Umstände mir erlaubten, diese Reise jetzt zu machen. So lange Rom noch sein volles Interesse für mich hatte, fühlte ich mich trotz aller Entbehrungen, an die ich bereits gewöhnt bin, glücklich; aber ich würde mich unglücklich fühlen, wenn ich noch länger auf diese Weise hier fortleben müßte. Ich habe nun beinahe

fünf Jahre lang unter Marmorbildern und Trümmern der Vorwelt gelebt und sehne mich aus der Idealwelt wieder in die wirkliche zurück. Indessen habe ich meine Aesthetik für bildende Künstler, woran ich seit meinem Hiersein fortdauernd gearbeitet habe, beinahe geendigt. Der erste Theil ist völlig im Reinen und ich bin gegenwärtig beschäftigt, auch den zweiten, wozu ich bereits alles ausgearbeitet habe, zu ordnen und ins Reine zu bringen. Gern möchte ich mich durch den Verkauf dieses Manuscripts in den Stand setzen, meine Rückreise nach Deutschland machen zu können; der Absatz desselben liegt mir also doppelt am Herzen. Aber ich bin, wie Sie wissen, zu wenig bekannt in der Schriftsteller- und Buchhändlerwelt, als daß ich hoffen könnte, meine Waare unter eigener Firma feilzubieten; und ich habe keinen Freund, an den ich mich wenden, und von dem ich mir Rath und freundliche Beihülfe zu meinem Unternehmen erbitten könnte, als Sie, edler Reinhold! Sie sind mit verschiedenen guten Buchhandlungen Deutschlands bekannt und stehen selbst mit einigen in Verhältnissen, und Ihr Name allein ist hinreichend, ein Werk, dem Sie Ihr Fürwort schenken, zu empfehlen. Darf ich Sie bitten, sich des meinigen zu erbarmen, und ihm zu einer glücklichen Geburt zu verhelfen, die dem Vater nicht blos Ehre, sondern auch einen billigen Vortheil bringt. Ich glaube Sie kennen mich hinlänglich, um zu wissen, daß ich jedes niedrige Interesse verachte; aber ich glaube auch, daß der Wunsch, meine Arbeit so vortheilhaft als möglich anzubringen, verzeihlich ist, um so mehr, da ich kein Vermögen habe, in wirklichem

führten Aucaſſin und Nicolette mit ſich fort. Man band dem jungen Ritter Hände und Füße und warf ihn in ein Fahrzeug, Nicolette aber ward in einem andern entführt

Ein furchtbarer Sturm überfiel ſie unterwegs. Das Fahrzeug, worin Aucaſſin hinweg geführt ward, ſchwamm lange hin und her auf den Wogen, bis es endlich an das Ufer getrieben ward, wo die Burg von Beaucaire ſich erhob. Alles lief an's Ufer und erkannte Aucaſſin. Das Volk war entzückt bei dem Anblicke ſeines jungen Ritters, der wohl drei Jahre im Schloſſe zu Torelore verweilt hatte. Seine Aeltern waren indeß geſtorben. Alle drängten ſich um ihn, in die Burg von Beaucaire ihn zu tragen. Sie erkannten ihn als ihren Herrn, und er beherrſchte ſein Gebiet in Frieden.

Aucaſſin war in ſeiner Stadt,
Zu Beaucaire, wo das ganze Land,
Das ihm der Treue Pflicht verband,
Ihm ſchon gehuldigt hat.
Er ſchwur bei Gottes Herrlichkeit,
Daß er mehr Schmerz und Herzeleid
Um ſeine ſüße Nicolette,
Als um die ganze Sippſchaft hätte,
Wenn der Tod ſie ihm genommen.
O ſüße Freundinn, lilienrein,

Mangel lebe und den Fleiß mehrerer Jahre darauf verwendet habe. Im Falle, daß Sie, verehrter Freund, meine Bitte, mir einen vortheilhaften Absatz meines Manuscripts durch Ihre Empfehlung desselben an einen Buchhändler zu bewirken, gütig zu erfüllen geneigt wären, lege ich Ihnen hier den Plan des ganzen Werkes zur Einsicht bei, und würde mich freuen, wenn die Anordnung desselben Ihre Billigung erhielte. Ich weiß nicht, was ich für Bedingungen machen darf und ob es zu viel sein wird, wenn ich für den Bogen in gr. 8. zwei Louisd'or Honorarium fordere, und ob sich der Buchhändler, wenn ich ihm den ersten Theil des Manuscripts abliefere, wohl dazu verstehen würde, mir das Geld für denselben sogleich auszuzahlen. Mir würde dies außerordentlich lieb sein; ich würde dann baldigst meine Rückreise antreten und vielleicht selbst über den Druck die Aufsicht führen können. Was den Druck betrifft, so wünsche ich, daß das Werk mit lateinischen Lettern geschmackvoll gedruckt werde, damit es sich durch ein anständiges Aeußere empfehle.

Ich habe Ihnen jetzt mein Anliegen mit Freimüthigkeit eröffnet, ich weiß, daß ich eine Unziemlichkeit wage, indem ich Ihre Freundschaft für mich mit einer solchen Bitte behellige; aber Ihre edle menschenfreundliche Gesinnung läßt mich Nachsicht und Verzeihung hoffen. Ich habe gethan, was in meinen Kräften stand um Ihrer Empfehlung und mir keine Schande einzulegen; ob es mir gelungen ist, wage ich nicht zu entscheiden.

Was im Gebiete unserer Literatur vorgeht, davon weiß

ich leider seit dem September des verwichenen Jahres keine Sylbe; denn so lange ist es, daß kein gedrucktes Blatt über die Alpen nach Rom gekommen ist; und auch diese Entbehrung erhöhet meine Sehnsucht nach dem Vaterlande. Die italienische Literatur ist nicht fähig meinen Durst zu stillen, denn sie ist gegenwärtig in höchst traurigen Umständen. Die großen Erschütterungen Italiens haben noch keinen hervorragenden Kopf aus dem allgemeinen Schlummer rütteln können, und die Geistesarmuth ist so groß, daß ganz Italien nicht einmal eine erträglich gute Zeitung hervorbringt. Von Neuigkeiten aus der politischen Sphäre will ich Ihnen nichts schreiben. Sie lesen wahrscheinlich die Posseltsche Zeitung. Durch diese theile ich allen meinen Freunden in Deutschland wöchentlich das Neueste aus Rom mit. Hier geht es sehr traurig mit der köstlichen Freiheit; in Neapel scheint es besser zu gehen, wenn der Enthusiasmus nicht zu frühe verraucht. Nie war die tiefe Versunkenheit der Menschheit in Unteritalien sichtbarer als jetzt, wo sie sich erheben soll; aber nirgends ist sie tiefer herabgesunken als in Rom. Ein Grausen würde Sie ergreifen, wenn Sie durch einen Zauberschlag auf einmal aus dem nördlichen Deutschland nach Rom versetzt würden und vier Wochen lang hier zubrächten. Es ist schwer zu bestimmen, ob die Unwissenheit oder die Unsittlichkeit, die Faulheit oder die Armuth größer sind. Wie soll bei diesem vierfachen Elend der Baum der Freiheit wurzeln!

Im vorigen Sommer war ein Haller aus Bern hier, der Bruder von Baggesens Schwiegermutter, der mir Ihren

Entwurf zu einem Einverständnisse unter Wohlgesinnten über die Hauptmomente der moralischen Angelegenheiten mittheilte; er hat mir dadurch ein großes Geschenk gemacht; und ich habe ihn mir abgeschrieben, da ich das Gedruckte nicht behalten konnte. Das ist das Einzige und Letzte was ich von Ihren neueren Schriften kenne und gelesen habe! — Wie lebt Baggesen? ich höre daß er sich wieder verheirathet hat. Wenn es wahr ist, so ist er dem Andenken seiner Sophie eher untreu geworden als er wollte. Wenn Sie ihm schreiben, so bitte ich Sie, ihn recht herzlich von mir zu grüßen.

Ich habe in voriger Woche einen Aufsatz über den Begriff des Kolorits, als Probestück meiner Aesthetik an den Hofrath Meusel zur Einrückung in seine Miscellaneen artistischen Inhalts geschickt. Sollte er Ihnen in der Folge gedruckt zu Gesichte kommen, so bitte ich Sie, ihn der Durchlesung zu würdigen; und wenn Sie mich mit einer Antwort erfreuen wollen, so bitte ich, Ihren Brief an Herrn Advocat Cotta in Tübingen unter meiner Adresse zu senden, der ihn mir hieher übermachen wird. Empfehlen Sie mich dem Wohlwollen Ihrer würdigen Gattin und leben Sie recht wohl. Mit unveränderlicher Liebe und Achtung Ihr treuergebener

Fernow.

An Baggesen.

Nro. 8.

Rom, d. 15. December 1796.

Wenn Ihre Langmuth, geliebter Baggesen! die Vollziehung des verdienten Strafgerichts über mich bis jetzt noch verzögert hat; so lassen Sie Sich diesen Aufschub nicht gereuen. Dem Buchstaben des Gesetzes zu Folge mag ich für mein zu langes Schweigen harte Strafe verdient haben; aber des criminis laesae amicitiae fühle ich mich Gottlob! nicht schuldig, und darum läßt mich der Geist eines Gesetzes, das die Freundschaft sich selbst giebt, Verzeihung hoffen. Daß ich nun über zwei Jahre lang in Rom, wenn gleich kein im Aeußern glückliches, vielmehr höchst eingeschränktes, doch ein meinen liebsten Wünschen entsprechendes und darum im Innern zufriedenes Leben lebe; daß ich den Geist einer Kunst, die, alle Hindernisse ungeachtet, immer meine Lieblingsbeschäftigung war und sein wird, hier aus der Quelle schöpfen, — daß ich mit meinem biedern, trefflichen, ächt genialischen Carstens, ohne den es mir selbst in Rom nicht länger gefallen würde, Tage verleben kann, die des goldnen Zeitalters der Künste würdig sind: das, bester Baggesen! ist Ihr Werk, und wie könnte ich je den Urheber eines Glücks vergessen, das ich mit jedem Tage mehr schätzen und nützen lerne? Sie haben mich, ohne daß wir beide es wußten, einem Zwecke entgegengeführt, der nach meiner jetzigen Ueberzeugung sich eigentlicher für mich schickt, als der, den ich, meiner frühern Neigung nach, hier zu

erreichen wünschte. Der Lauf meiner Schicksale und die Art meiner Geistesbildung scheinen mich, wie ich allmälig einsehen lerne, weniger zum Künstler bestimmt zu haben, als mein früher und auch jetzt noch dauernder Trieb, dem es zu lange an Gelegenheit zur Befriedigung gemangelt hat, als daß ich nun, da ich sie habe, noch hoffen dürfte, jene Schwierigkeiten, die schon in der Jugend besiegt sein müssen, im reiferen Alter noch glücklich zu überwinden. Die Praxis im Zeichnen und Malen, die ich mir ehemals erworben habe, ist mir dessenungeachtet auch jetzt vom wesentlichsten Nutzen; denn sie setzt mich in den Stand, auch in den Theil der Kunst, der sonst gewöhnlich dem Kenner und Theoristen verborgen bleibt, der aber dem, der sich zum gründlichen Kenner und Kunstrichter zu bilden strebt, keineswegs fremde sein darf — ich meine den mechanischen Theil, von dem der ästhetische Eindruck so sehr abhängig ist, — leichter und tiefer einzudringen, und so von allen Theilen der Kunst deutliche und vollständige Begriffe zu erwerben.

Wie nothwendig es ist, daß Theorie und Praxis, Abstraction und Anschauung sich gegenseitig unterstützen, lehrt mich hier die tägliche Erfahrung. So unmöglich es, selbst in Rom, ist, ohne gründliche Vorbereitung durch Philosophie etwas Probehaltiges über die Kunst zu schreiben, eben so unmöglich ist es in Deutschland, auch bei der größten Reinheit und Vollständigkeit philosophischer Einsicht in das Wesen des Schönen und der bildenden Kunst; denn hier würde der Begriff und dort die Anschauung mangeln. Erst hier in Rom habe ich, nach wiederholtem Durchlesen, Kant's

Kritik der äſthetiſchen Urtheilskraft ganz verſtehen gelernt, und der Geiſt ihres großen Verfaſſers iſt mir noch größer und bewundernswürdiger erſchienen, durch die Tiefe und Wahrheit ſeiner Vernunftoffenbarungen, die mir oft bei der Betrachtung der hieſigen Kunſtwerke, beſonders ſolcher, wo das Genie in höchſten Vortrefflichkeit ſichtbar iſt, auf eine überraſchende Weiſe eingeleuchtet hat.

Durch Schiller's Briefe und übrigen Aufſätze in den Horen bin ich großentheils mit ihm, auch wegen der, in der Schrift über Anmuth und Würde aufgeſtellten Ideen, in Eintracht gebracht worden. Ich hoffe, daß auch Sie es jetzt ſein, und die Schönheit nun weniger zweideutig anſehen werden, als ehedem, nachdem Schiller ſie in ihrer reinidealiſchen Natur, auf den erhabenſten aller Standpunkte, den der vollendeten Menſchheit, geſtellt hat. Ich geſtehe, daß mir die darin gebrauchte Art der Darſtellung und des Philoſophirens ſelbſt, nicht gefällt; deſſenungeachtet bin ich überzeugt, daß Er im weſentlichen Recht hat. Beim Lichte beſehen iſt ſeine Erklärung des Schönen auch keine andere, als die von Kant aufgeſtellte, nur daß er, was Kant am Beſondern gezeigt hat, am Allgemeinen zeigt. Kant's freie Uebereinſtimmung der Einbildungskraft mit dem Verſtande und Schiller's Harmonie der ſinnlichen und vernünftigen Triebe ſind im Grunde Eins und Daſſelbe; und durch beide in Einen Punkt zuſammentreffende Erklärungsarten iſt der Gegenſtand nur um ſo beſſer ins Licht geſtellt, und beſonders die Schönheit der Geſinnung, wo gewiß nicht Einbildungskraft und Verſtand, ſondern Neigung und Pflicht frei

zusammenstimmen müssen, — befriedigender erklärt; so wie ich glaube daß sich über das Naive nichts Wahreres und Besseres sagen läßt, und daß Schiller diesen Gegenstand erschöpft hat. Nur wünschte ich, daß Schiller die schmelzende Schönheit und die sentimentalischen Dichter anders getauft hätte. Mir däucht, daß das Zarte dem Energischen besser entgegen steht, als das Schmelzende; denn geschmolzen wird doch eigentlich Nichts durch jene Art der Schönheit und der widrige Nebenbegriff fiele zugleich weg. So steht auch das Idealische dem Natürlichen, welches den naiven Charakter ausmacht, besser entgegen, als das Sentimentale, welches Wort weder die Sache selbst richtig ausdrückt, noch auch einen so weiten Umfang hat, als der Begriff des Idealen.

Sehr interessant ist noch für mich in der Abhandlung über das Spiel die Erklärung der freien Reize, als der untersten der Empfindungsarten, die auf Schönheit Anspruch machen können und als ein Uebergang vom Angenehmen zum Schönen, von der Materie zur Form, anzusehen sind, gewesen. Ich finde sie der Vernunft angemessen und bestätigt durch das Gefühl. Dadurch ist meines Bedünkens die durch Kant problematisch gelassene Frage: ob Farben und Töne zum Angenehmen oder zum Schönen zu rechnen sind, auf eine befriedigende Weise beantwortet und das Räthsel gelöst; und so läßt sich auch die Schönheit des Kolorits retten, die, so sehr sie dem Gefühle einleuchtet, doch dem Verstande nicht einleuchten will, wenn er sein Urtheil auf den Satz gründet, daß Schönheit blos an der Form

enthalten sein könne. Mir hat dieser Widerspruch, seit ich in Rom bin, schon oft zu schaffen gemacht. Ich konnte es nicht über meine Empfindung gewinnen, den Farben Schönheit abzuläugnen, und doch war ich nicht im Stande sie dem Verstande so zu erweisen, daß er darüber mit der Empfindung in Einigkeit wäre. Jetzt sehe ich auch in dieser Dunkelheit Licht und komme allmälig mit meinem System einer Kritik der bildenden Kunst ins Reine; es ist mir nun noch darum zu thun, es im Detail auszuarbeiten und im Zusammenhange auch für Andere glücklich darzustellen. Dies wird eine Zeit lang meine Hauptbeschäftigung sein, zu der ich bereits im vorigen Winter durch meine Vorlesungen über Aesthetik in Rücksicht auf bildende Kunst, die ich jetzt wieder umarbeite, eine gute Vorbereitung gemacht habe.

Je weiter ich im Studium der Kunst fortschreite, desto mehr erweitert sich der Umfang meines Zwecks, und desto mehr Interesse bekommt es für mich, so daß ich auch den Vorsatz gefaßt habe, es auf jeden Fall mit meinem Schicksale aufzunehmen und Italien nicht eher wieder zu verlassen, bis ich alles Merkwürdige in dem Vaterlande der neuern Kunst hinreichend gesehen und die Kenntnisse eingesammelt habe, die mich in den Stand setzen können, Etwas in seiner Art so Vollständiges, als meinen Kräften möglich ist, zu liefern; und ich hoffe, man soll mir den Vorwurf nicht machen, daß ich mein Ziel zu niedrig gesteckt habe.

Von meinem Freunde Carstens soll ich Ihnen, leider! nur unbekannter Weise, einen herzlichen Gruß sagen. Es thut mir leid, daß Sie beide einander nicht kennen. Ich

könnte Ihnen dann noch mehr von ihm und seiner Kunst sagen. Jetzt nur soviel, daß ich in der ganzen neuern Kunst, außer Rafael und Michel Angelo, keine merkwürdigere Erscheinung kenne, als ihn; und ich bin überzeugt, daß, wenn sein schwächlicher, von der Energie seines Geistes überwogener Körper ihn noch so lange leben läßt, um einem Theil seiner Ideenfülle die Wirklichkeit zu geben, die er ihnen jetzt, nachdem er in Rom gleichsam die letzte Hand an die Ausbildung seines Talents gelegt hat, zu geben fähig wird, — die Nachwelt ihm seinen Rang neben jenen großen Lichtern der neuern Kunst bestimmen wird. In Jahresfrist werden Sie verschiedene seiner Arbeiten in Copenhagen sehen können. Die Brun hat ein Bild bei ihm bestellt, das bereits fertig ist und den Kampf Fingals mit dem Geist von Loda, aus dem Ossianschen Gedichte Karrikthura darstellt. Der Baron Knuth hat drei andere bei ihm bestellt. Von einem derselben: die Nacht mit ihren Kindern nach dem Hesiod, werden Sie schon in meiner Nachricht über ihn im Deutschen Merkur, die Anzeige des Kartons gelesen haben. Das zweite ist ein Bakchus und Amor; das dritte ist, als Gegenstück zur Nacht, seiner Wahl überlassen. Im künftigen Jahre werde ich wieder eine bei weitem interessantere Nachricht von neuen Arbeiten dieses fleißigen und erfindungsreichen Künstlers ins Publikum bringen können. In der That ist es eine schwere Aufgabe, seine Arbeiten würdig zu beschreiben; eine Schwierigkeit, die ich zum Glück bei der ersten Anzeige weniger gefühlt habe, als jetzt. Es ist ein Fluch unsers Zeitalters, daß jetzt so wenig Gelegenheit

zu großen Arbeiten sich darbietet. Carstens müßte eine Capella Sixtina und einen Vatikan zu bevölkern haben, um seinen Ruhm so wie er es fähig ist, gründen zu können; aber jetzt reichen die Schatzkammern unserer Großen nicht einmal hin, Pulver und Blei genug für den Krieg anzuschaffen, und wir leben in einem papiernen Zeitalter, in dem das bischen Kunst, was hie und da nach Brod hungert, völlig zu Grunde gehen würde, wenn der Geist der Rafaele, der Klopstocke und Shakespeare nicht fähig wäre, sich über jeden Fluch seines Zeitalters zu erheben; während die Denis, Alxinger, Stephani u. s. w. nach goldenen Dosen und Medaillen kriechen und mit ihrem zeitlichen Lohn ewige Schande davon tragen. Die Berliner Akademie hat niederträchtig an Carstens gehandelt. Zum Glück ist er jetzt wider jede nachtheilige Folge dieser Behandlung gesichert. —

Ueber Rom möchte ich Ihnen lieber gar nichts schreiben, da sich ein so unendlich reichhaltiger Gegenstand in einem Briefe unmöglich ganz berühren, geschweige erschöpfen läßt. Des Merkwürdigen, Schönen und Großen, so wie des Abscheu Erregenden, Empörenden und Niederträchtigen, ist hier soviel, daß man jedem Versuche, es in eine vernünftige Einheit zu bringen, unterliegen muß. So wie Roma antica das Edelste und Schönste enthält, was der menschliche Geist in den glücklichsten Tagen seiner Blüthe erdacht und geschaffen hat, so enthält Roma moderna gewiß das Unwürdigste, Schändlichste und Schädlichste was der menschliche Unsinn ersonnen und ausgeheckt hat und das Elend und sowohl physische als moralische Verderbniß der Menschheit sind hier so

Wohin magst du gekommen,
Wohin verschlagen seyn?
Wie gern durchirrt' ich bis zum Ende
Die Welt, geschaffen von Gottes Hand,
Zu Wasser und zu Land,
Wenn ich dich wiederfände!

Wir verlassen Aucassin, und wollen von Nicoletten reden. Das Schiff, auf welchem man sie entführte, war ausgerüstet worden von dem Könige von Karthago, dem Geburtslande der schönen Nicolette, die er aber nicht kannte. Er hatte zwölf Brüder, alle Könige oder Fürsten. Als man Nicolettens Schönheit sah, begegnete man ihr mit großer Ehrerbietung und Freundlichkeit, und man fragte sie, wer sie wäre; denn es dünkte Allen, sie müßte ein Fräulein von sehr edler Geburt und hohem Stande seyn. Sie wußte nichts zu antworten, als daß sie in zarter Kindheit wäre entführt worden. Das Schiff fuhr lange auf dem Meere, bis es endlich die Stadt Karthago erreichte. Bei dem Anblicke der Mauern des Schlosses, bei dem Anblicke der Gegend, kam Nicoletten Alles bekannt vor, und sie erinnerte sich, daß sie hier als kleines Kind war genährt, und gefangen fortgeführt worden. Sie wußte auch wohl, daß man sie die Tochter des Königs von Karthago geheißen, und einst in der Stadt auferzogen hatte.

groß und allgemein, daß es vielleicht in Kurzem ſeinen Hochpunkt erreicht hat und wenn das in allen Fugen morſche Gerüſt dieſes heiligen Unweſens zuſammenkracht, ſo wird es eine ſchreckliche Zerſtörung geben. Alle Umſtände der Gegenwart kündigen die Nähe dieſes Zeitpunkts an, den ich vielleicht noch an Ort und Stelle zu erleben das Glück habe.

Die vermöge des Waffenſtillſtandes nach Paris beſtimmten Kunſtwerke ſtehen noch eingepackt, wie ſie ſtanden, als der Waffenſtillſtand aufgehoben wurde, und wir ſind noch nicht ſicher, daß ſie dieſe Reiſe, alles Widerſtrebens ungeachtet nicht noch machen müſſen. So unlieb es mir auch ſein würde dieſe erſten Werke der Kunſt aus Rom wandern zu ſehen, ſo ſehr würde ich mich doch freuen, wenn ſie der Preis wären, um den Italien eine glücklichere Zukunft erkaufte. Die Kunſt würde durch dieſes Opfer nichts verlieren, davon bin ich überzeugt; ja es läßt ſich denken, daß ſie ſogar gewinnen könne, wenn ſie in Frankreich neues Leben gewönne und eine Sache der Nation würde. Rom würde freilich einen unerſetzlichen Verluſt erleiden, der aber nichts bedeutet ſobald die Menſchheit dadurch gewinnt. Der Künſtler ſtudirt in Rom nie nach den Originalen, weil ſie größtentheils einen ungünſtigen Standpunkt haben, und überdem ſind nur ſehr, ſehr wenige unter dem großen Haufen hier ſtudirender, ſowohl fremder als einheimiſcher Künſtler, denen es etwas helfen würde, wenn ſie auch zeitlebens die Antiken vor der Naſe hätten. Das wahre Genie zur Kunſt iſt überall ſelten; das ſieht man nirgends beſſer als in Rom, wo ſich eine Auswahl aller derer, die ſich in den verſchiedenen Ländern

Europens der Kunſt widmen, findet, und wo es demunge-achtet ſehr ſchwer ſein würde, ein halbes Dutzend herauszu-finden, die die Natur ſelbſt zur Kunſt beſtimmt hat.

Ich habe im vergangenen Winter Matthiſſon hier ken-nen gelernt, der ſich mit der Fürſtin von Deſſau gegen ſechs Monate lang hier aufgehalten hat, und habe gefunden, daß man ihn genauer kennen lernen muß, um ihn lieb zu gewin-nen; denn er öffnet ſich erſt dann, wenn er ſeinen Mann ge-nugſam kennt. Es thut mir leid, daß er zu antiquariſch hier gelebt hat, um an der Kunſt als Kunſt Geſchmack und Liebe zu gewinnen; dies iſt ein Uebel, das faſt allen Gelehr-ten wiederfährt, die ohne vorbereitete Bekanntſchaft mit den bildenden Künſten nach Rom kommen und dann noch zu ih-rem Unglück einem empfindungsloſen Antiquar in die Hände fallen, der ihnen vollends den Geſchmack verſtimmt. Hirt hat, wie es ſcheint, in dieſer Rückſicht genug in Rom geſün-digt: denn ſein Schickſal hat ihn nach Berlin geführt, wo er durch Protection der Frau Gräfin von Lichtenau, weiland Madame Rietz, putanaccia del Ré, mit einem Gehalt von 2000 Rthlr. als Profeſſor der ſämmtlichen theoretiſchen Wiſ-ſenſchaften der bildenden Künſte, von denen er nichts verſteht, bei der Akademie angeſtellt iſt. Einen ärgern Pedanten können Sie Sich ſchwerlich vorſtellen und einen unphiloſophi-ſchern Kopf, als ihn. Ich fürchte, ſein Ruhm wird in der Nähe ſchwinden; denn in Berlin findet er Männer, die ihm auf den Zahn fühlen können. Wenn es mir möglich wäre, am Antiquariat Geſchmack zu finden, ſo hätte ich jetzt die beſte Gelegenheit, mir die vakante Stelle als res nullius

zuzueignen, aber es hat ungeachtet ſeiner Einträglichkeit ſo wenig Reize und ſo viel Widriges für mich, daß ich mich nicht dazu entſchließen kann. Ich will lieber dürftig leben und meine Zeit mit dem Studium der Kritik und Geſchichte der Kunſt, meiner Neigung gemäß zubringen, als der Leithammel reicher meiſtens geſchmackloſer Fremden ſein. Ich habe bis jetzt über zwei Jahre mit ſehr wenigem in Rom gelebt und bin damit ausgekommen, und hoffe noch länger auf dieſe Weiſe meinem Zwecke glücklich entgegen zu gehen. Was ich in Rom am meiſten entbehre, iſt die Gelegenheit, das Merkwürdigſte der deutſchen Literatur kennen zu lernen, beſonders in den Fächern, die mit meinem Studium zuſammenhangen. Erſt neulich hat mir ein Freund aus der Schweiz einen Auszug aus Iths Anthropologie geſchickt, der mich äußerſt begierig auf das Werk macht, weil ich darin manches für mich Neue und Nützliche zu finden hoffe. Die Unſicherheit der Poſten während des Kriegs in der Lombardei erſchwert die Kommunikation ſo ſehr, daß wir hier ſeit dem Maimonat keine Literaturzeitung, keine Horen mehr erhalten haben; ich weiß alſo jetzt beinahe gar nichts von dem, was ſeit Jahr und Tag in Deutſchland Merkwürdiges erſchienen iſt. Deſtomehr bin ich gezwungen, mich um das, was in Italien vorgeht zu bekümmern. Sie können ſich alſo leicht vorſtellen, daß ich ein mächtiger Politiker, oder wie der Italiener ſich kürzer ausdrückt, ein Politicone geworden bin und mich jetzt um viele Dinge bekümmere, die mir ſonſt gleichgültig waren. Viele intereſſante, mit größter und in Italien unerhörter Freimüthigkeit geſchriebene Broſchüren,

die jetzt in der Lombardei herauskommen und ein mächtiges Fortschreiten der dämmernden Aufklärung ankündigen, werden aller Aufsicht ungeachtet in Rom hereingeschwärzt und machen auch hier unter der Hand große Sensation. Man sagt dem heiligen Vater unerhörte Dinge ins Angesicht, und sein Bologna und Ferrara scheinen unwiederbringlich für ihn verloren zu sein. Bologna hat bereits seine neue sich selbst gegebene Constitution öffentlich angenommen und eingeführt und rüstet sich mit aller Thätigkeit sie auch im Fall der Noth zu vertheidigen. Daß auch die vierte österreichische Armee in Italien unter Alvinzy von dem gewaltigen Bonaparte größtentheils aufgerieben und über die Brenta zurückgejagt ist, werden Ihnen vielleicht die Zeitungen schon gesagt haben, wenn nicht die deutschen, doch wenigstens die französischen. Wurmser sitzt noch in der Mausefalle zu Mantua und lernt Hunger leiden. Allem Anschein nach werden die Franzosen diesen Winter ruhig in Italien sitzen. Bonaparte's Manifeste sind eben so nachdrücklich, kurz und entschlossen, als seine Manifeste auf dem Schlachtfelde, die er mit dem Blute seiner Feinde ins Geschichtbuch Italiens schreibt. Er ist in allem Betracht ein erstaunlicher Mensch, und vielleicht bestimmt das Schicksal Italiens für Jahrtausende zu entscheiden.

Wollen Sie mich mit einem Briefe erfreuen, so senden Sie ihn mir durch Einschluß an Madame Brun, die sich gegenwärtig in der Schweiz aufhält, so werde ich ihn sicherer erhalten, als wenn Sie ihn gerade auf der Post senden, wo er über Wien und Venedig einen gefährlichen Umweg zu nehmen hat. Von unserm trefflichen Reinhold habe ich

verwichenen Sommer einen sehr lieben Brief erhalten, der mir ein wahres Kleinod ist, den einzigen, den ich in Italien von ihm empfangen habe. Wie glücklich würde ich mich preisen, wenn ich nur dem Geiste dieses edlen Mannes etwas näher sein, und mich wie ehemals durch ihn belehren könnte. Ich bin so glücklich gewesen, seine in Kiel ausgearbeiteten Vorlesungen über Moral und Naturrecht durch meinen Freund Pohrt, der mit der Brun in Italien war, zu erhalten. Ich mache einen Versuch die dictata ins Italienische zu übersetzen, und aller Schwierigkeiten ungeachtet hoff' ich, daß es gelingen soll, da mir der Umgang mit einem hiesigen Gelehrten zu diesem Zwecke sehr nützlich ist. Es ist eine Arbeit zur Abwechselung, die mir zugleich eine sehr vortheilhafte Uebung in der Sprache ist.

Adio jetzt, lieber, theurer Baggesen. Grüßen Sie Ihre edle Sophie und unbekannter Weise Ihre Kleinen, von denen ich den kleinen Reinhold zwar noch gesehen habe, aber doch nicht mehr kennen würde. Gönnen Sie mir zuweilen Ihr Andenken und sein Sie meiner steten unveränderlichen Freundschaft und Liebe gewiß, Ihr treuergebener

Fernow.

Die barmherzige Schweſter.

Ballade

von

Auffenberg.

Kampfluſt tobt in Karthagena,
Braune Mohren rücken ein,
Aus der nächtlichen Morena
Unter hellem Lanzenſchein.
Staubbereckt ſind ihre Bärte
Heiß die dunkeln Marmorwangen,
Aus der drohenden Geberde
Spricht ein kriegeriſch Verlangen,
Und die edlen Häupter prangen
Unter bunten Turbanſchlangen.
Schilde ſtrahlen, und Geſchoſſe.
Leichte Türkenſäbelchen flüſtern,
Die, von Gluth erfüllten Roſſe
Stoßen Dampf aus tiefen Nüſtern,
Schütteln Gold, und Silberreife
Mit dem Hals, dem hohen, mächt'gen,
Lang nachwallen ihre prächt'gen
Oft im Zorn geſchwung'nen Schweife.

Dieſen wackern Reiterſchaaren
Wird vom Volke zugerufen:
„Treibt die Chriſtenbrut zu Paaren!
„Von der Hoheit goldnen Stufen
„Wo ſie thronet völkerrichtend
„Stürze Roma, die Geweihte
„Und der ſchwarze Sarſar *) reite
„Allverſengend, allvernichtend
„Mit verhängtem Feuerzügel
„Ueber ihre ſieben Hügel!“ —

* * *

Von Alkazars luft'gen Zinnen
Blicket Amir Nourreddin
Träumeriſch in düſterm Sinnen
Auf die Stadt der Mohren hin.
Fühlt er des Unheilverkünders **)
Nachtentſteig'nen Grabes-Hauch?
Oder ſieht der Geiſt des Gründers
Aedrubal ***) vor ſeinem Aug'?
Untergang will er bereiten
Allem Volk am Tiberſtrand,
Will als Triumphator ſchreiten
Durch das heil'ge Chriſtenland.
Friſcher Oſtwind naht ſich ſäuſelnd,
Die belebten Wogen kräuſelnd,
Spielend tanzen auf der blauen

*) Sarſar, der Sturm des Todes; perſonificirt als ſchwarzer Reiter auf flammendem Roſſe.

**) Monkir, ein Todesengel, welcher den Fürſten vor ihrem Ende erſcheint.

***) Gründer von Karthagena.

Flache Schaumball'n ohne Zahl,
Und das Meer iſt anzuſchauen
Wie Alt-India's Geiſterſaal,
Der ſich ewig muß erweitern,
Wo der Urwelt Mächte wohnen
Tragend zu ſaphir'nen Kleidern
Lichtdurchſtrömte Turbankronen.

In dem Hafen enggereiht
Liegen hundert dunkle Schiffe,
Ihre Mannſchaft ſteht bereit,
Denn der Weg iſt niemals weit
Von der Fauſt zum Säbelgriffe.
Nourreddin ſcheint leis zu ſprechen
Mit der Majeſtät des Meeres,
Denn die Elemente brechen
Auch die Kraft des größten Heeres.
Zittert vor dem Fluthengotte,
Die Ihr ſeiner Ruhe traut!
Was Tyrannen aufgebaut
Macht er leicht zum Kinderſpotte,
Und verſchlingt mit Donnerlaut
Königsſchiff und Räuberflotte! —
Dies bedenket wohl der Kühnſte
Abendländiſcher Sultane*).
Rüſtig ſtets in Allah's Dienſte.
Aber, unter eig'ner Fahne!
Unmuthsvoll läßt er ſich nieder,
Dehnend auf der Ottomane
Seine Leopardenglieder.

* * *

*) Die mohriſchen Amirs und Walis nannten ſich oft in ihrer Eitelkeit: Sultane des Abendlandes.

Freudenvoll erſcheint ein Knabe
Dieſer ſchönen Wohnung werth,
Dem der finſt're Unglücksrabe
Noch die Wangen nicht verſehrt;
Seiner Stirne Schneealtar
Nahten keine Meſſerblitze *)
Und die rothe Perſermütze
Ziert das braune Lockenhaar.
„Haſt du Günſtiges zu melden?“
„„Ja! dem Glanzſtern beider Welten
„„Naht Mortajez der Corſar!““
Lächelnd winket Nourreddin
Und der Hay der Abendmeere,
Noch mit Blut beſpritzt die Wehre
Tritt vor den Beherrſcher hin.
Eine breite Säbelwunde
Klaffet unter'm Turbanbunde:
Er vergaß — ſie zu verſtopfen:
Auf dem Barte zittern Tropfen,
Wie Korallen, die bei Tänzen
An dem Hals der Neg'rin glänzen.
„Herr! die Gottheit war mir gnädig!
„Reich bin ich, der Sorgen ledig:
„Denn ein Schiff voll Chriſtenhunden
„Ward erſpäht, und bald gefunden
„Und genommen in zwei Stunden!
„Genova's prachtreiche Waaren,
„Die erſehnten, unſchätzbaren,
„Liegen hoch im Raum gethürmt!
„Dieſer Glückspreis ward erſtürmt
„Auf der Höh' der Balearen!

*) Die reichen Mohren kleideten die Knaben ihres Dienſtes oft nach perſiſcher Sitte, ohne ſie des Haupthaares zu berauben.

„Jeder beuget ſeinen Nacken
„Wenn Ich auf dem nächſten Wege
„Mich an Feindesrippen lege
„Und zur Demuth ihn bewege
„Mit der Kraft der Enterhaken.
„Dir! mein Schützer, und Gebieter!
„Bring' ich — ſtets zu Dank verbunden —
„Das werthvollſte aller Güter
„Welches ich im Schiff gefunden.
„Nimm den ſeltenen Tribut.
„Gott iſt groß! Mein Wille gut!“ —
Seine Hand rollt auf die breite
Goldgeſtickte Pfortenhülle,
Und im grauen Nonnenkleide
Kniet von Wachen rings umſtanden
Noch beſchwert mit rauhen Banden
Eine Jungfrau, welche ſtille,
Und die Wangen ſanft geröthet
Zu dem Welterlöſer betet.
Es veredelt Seraphreiz
Ihre kummervollen Mienen,
An der Bruſt trägt ſie das Kreuz
Dem die gläub'gen Völker dienen.
Frühe war ſie eingetreten
In den rühmlichſten der Orden,
Deſſen friedenreiche Pforten
Allen Leiden, allen Nöthen
Zum Aſyle ſind geworden.
Nicht nur für die Menſchheit beten
Sieht man ſeine Prieſterinnen;
Jeder Weltluſt gern entſagend
Ihren Lohn im Buſen tragend
Wirken raſtlos ſie, und ſinnen

Als nun Nicolette, fromm und gut,
Bei frischem Wind auf der Meeresflut
Zum Strande war getragen,
Sah sie die Zinnen der Stadt
Hoch über dem Ufer ragen
Und, als sie die Straßen betreten hat,
Auch Burgen und manches Prunkgemach.
Da hielt sie die Hände gerungen
Und sprach mit bangem Ach:
„Werd' ich, von edlem Stamm' entsprungen,
Aus altem Königsblut,
Von diesen Männern, roh und wild,
Als Sklavinn fortgebracht!
O Knape, schön und gut,
Du biedrer Ritter treues Bild,
Deine Liebe nur gibt mir Muth
Und quält mich Tag und Nacht.
Noch einmal möcht' ich ihn umfassen,
Der Ritterknapen edle Zier,
Und seine süßen Küsse mir
Auf Mund und Wangen drücken lassen."

Als der König von Karthago Nicoletten so reden und weinen hörte, umfaßte er sie mit beiden Armen. Wer seyd ihr? Sagt es mir, schöne süße Freundinn! hob er an. Habt keine Furcht vor mir.

Alles durch, was die ergrauten
Weiſen förderten zu Tag,
Und was ihrer Anvertrauten
Herbe Qualen lindern mag.
Unbeſtimmte Zeit nur wohnen
Sie im gottgeweihten Haus,
Denn nach allen Erdenzonen
Schickt es ſeine Engel aus.
Alſo ward Felicitas, —
Weit als Pflegerin bekannt, —
Ehrenvoll nach Rom geſandt
Von dem Kloſter Genova's.
Ach! es konnte ihre Nähe
Jenes Handelsſchiff nicht ſchützen,
Welches traf ſo bitt'res Wehe
Unter Räuberſäbelblitzen!

* * *

Die barmherz'ge Schweſter kniet
Ihre Dränger nicht beachtend.
Es erzeigt ſich ihr Gemüth
Ketten, Welt und Tod verachtend:
Und der ſtolze Amir ſieht
Nach dem neuen Gute trachtend
Bald zu Ihr, der Wunderbaren,
Bald ins Auge des Corſaren.

„Dein iſt dieſe Haremsblüthe
„Zart wie Himalayas Schnee!
„Dein dies Aug' wie keines je
„Hinter'm Sandelgitter glühte.
„Schöner noch wird ſie erſcheinen
„Wenn ſie beigezählt den Deinen
„Ueber'm ind'ſchen Nebelkleide
„Einen roſ'gen Kaftan trägt,

„Und die Haarpracht die erneute
„Wieder Lockenſchlingen legt,
„Wenn die ſchlanke Nedjasſtute
„Sie zum Morgenhimmel hebt,
„Und des Reihers Zauberruthe
„Ueber'm Thron der Stirne bebt."

Alſo ſchleudert dieſer Räuber
Wie es ziemt dem Sclaventreiber
Sündigen Verlangens Pfeile
In des Herrſchers tiefſte Bruſt.

Dieſer, träumend nur von Luſt
Denkend an der Stunden Eile
Will im Flug das Glück erfaſſen
Und die Zeugen ſind entlaſſen.

Vor die holde Veterin
Schreitet Amir Nourreddin
Er entledigt ſie des Bandes:
Seine Wünſche raſch zu krönen
Müſſen Schmeichelworte tönen —
In der Sprache ihres Landes:

„Einen Liebling des Propheten
„Haſt Du Peri überwunden,
„Weil Du ſiegend mich gebunden
„Will ich löſen Deine Ketten
„Droht mein Ingrimm Deinem Volke
„Dennoch ſollſt Du ſchweben, frei
„Wie der Stern aus ſchwarzer Wolke
„Aus der Nacht der Sclaverei.
„Dich, vom Glück hierher getragen
„Ziere der Sultanareiher
„Deinem fürſtlichen Befreier
„Wirſt Du nicht den Lohn verſagen."

So ſpricht er, indeß die Feuer
Roher Luſt dem Aug' entſchlagen.
Ohne Furcht vor Feindesgroll
Ruhig ihrem Gott vertrauend
Kniet die Bet'rin würdevoll
In des Amirs Antlitz ſchauend.
Scham vor ſeiner eig'nen Tücke
Muß den Mächtigen bewegen,
Stumm hält ſie mit klarem Blicke
Ihm das heil'ge Kreuz entgegen.
„Dieſem Gott hab' ich geſchworen!
„Laſſe mich, o Fürſt der Mohren
„Statt in deine gold'nen Hallen
„In die heil'ge Roma zieh'n,
„Wo den Schwerverfolgten allen
„Palmen der Erlöſung blüh'n.
„Nichts weiß ich von ird'ſcher Liebe,
„Chriſtus lenket meinen Sinn,
„Weil ich voll von ſeinem Triebe
„Freundin der Bedrängten bin.
„Sehen muß ich unſ're Roma!
„Dieſer Schwur wird bald zur That,
„Stellte ſich auch Dein Mahohmah
„Drohend auf der Pilg'rin Pfad."
Der weltherrſchende Gebieter
Zieht die Brauenbogen nieder,
Von dem kaum verhalt'nen Grimme
Zeuget die gepreßte Stimme:
„Wohl! Auch Ich will ſie betrachten
„Dieſe hochgeprieſ'ne Stadt,
„Welche ſchlummert todesmatt
„Nach den tauſend Völkerſchlachten.
„Dieſe Rieſin, welche lange

„Fürſten in dem Staub geſchleift!
„Dieſe bunte Abgottsſchlange,
„Die den Erdball hat umreift!
„Seh'n will ich in ſeiner Blöße
„Das Geſpenſt der alten Größe!
„Unſ're mohriſche Eſpona
„Spottet ihrer Waffen Ruh.
„Die geharniſchte Bellona
„Schloß den eh'rnen Tempel zu.
„Nicht mehr zieh'n von Pol zu Pole
„Siegesadler vor ihr her.
„Auf dem morſchen Capitole
„Stehen keine Römer mehr!
„Ihre Sonne ſinkt ſtets tiefer.
„Sollen Männer ſich bekümmern
„Um das welke Ungeziefer,
„Auf des Weltreichs moos'gen Trümmern?
„Um's entartete Gelichter
„Das vor Bonzen muß verzagen,
„Deren bleiche Angeſichter
„Keines Schildes Glanz ertragen?!
„Die, wenn Kriegesſtürme wehen
„An Altären ſich verbergen,
„Und wie eingeſchwärzte Schergen
„In den Göttertempeln ſtehen. —
„Auch der Mohre weiß zu taufen
„Mit dem Blutſtrom nach dem Hieb!
„Seh'n will ich den Aſchenhaufen
„Der vom Weltbrand übrig blieb:
„Will in dem Apoſtel Dom
„Meine Scharlachfahne ſchwenken,
„Und im blutgefärbten Strom
„Das lichtbraune Schlachtroß tränken!“

Bei dem frevelhaften Worte
Richtet hoch ſich auf die Nonne.
Gluth bricht aus des Auges Sonne,
Gluth liegt ihr auf Wang' und Stirne
Wie das Schneeroth auf der Firne.
So ſteht ſie an Feindesſchwelle
Gleich dem Steinbild der Kapelle
Das vom Abendlicht geröthet
Stumm zu dem Betrachter redet.
Ihr wortloſer Muth empört
Des Tyrannen ſtolzen Geiſt,
Und er ruft von Grimm bethört:
„Weil Dich's hin nach Roma reißt
„Sollſt Du zieh'n mit meinen Schaaren
„Und verzweifelnd dort gewahren,
„Wie wir ſtürzen die Tiaren,
„Die der Chriſt allmächtig preißt!“ —
Noch drei hoffnungsferne Tage
Weilet ſie im Fürſtenhaus:
Eine Sclavin — ohne Klage
In dem grauen Nonnenkleide
Starret thränenlos auf's weite
Segelreiche Meer hinaus.

* * *

Grüßend alle Küſtenburgen
Und den Klethron der Nevada
Ziehet ſchaumgekrönte Furchen
Die arabiſche Armada.
Alle Segel ſind gebläht,
Die nachtſchwarzen Raaenſtangen
Von dem günſt'gen Wind umweht
Die gezackten Wimpel prangen.

In dem Segelwerke gaukeln
Krausgelockte Negerknaben,
Wie wenn sich die jungen Raben
Auf beschneiter Tanne schaukeln:
Die Signalraketen fliegen
Von dem Amirschiff gestiegen
Zu den nächt'gen Himmelsräumen,
Und das Senkblei sucht die Gründe.
Algesira's Feuerschlünde
Drohen aus den untern Räumen.
Auf dem Decke steh'n die Streiter,
Die mit nahen Siegen prahlen;
Jeder Mast trägt Jacobs Leiter,
Und die heiligen Sandalen *).
Einen weiten Halbmondbogen
Bildet der erhab'ne Zug
In der Luft schallt Kranichflug
Unten, aus zertheilten Wogen
An den Planken der Schalluppen
Zeigt der Raubfisch Silberschuppen,
Der mit raschergriff'ner Beute
Selbst sich ablohnt für's Geleite.
Gegen Nordwest schwinden hin
Die salzreichen Pithiusen,
Palma, wo die Buchten glüh'n **)
Und Alcudia's üpp'ger Busen ***).

* * *

In des Bogens Mitte gleitet
Amiralbar's Schiff dahin †)

---

*) Die Pantoffeln Mahomeds auf den muselmännischen Schiffen.
**) Von dem dort sehr häufigen Meeresleuchten.
***) Der Meerbusen von Alcudia.
†) Amir al Bar: Herr des Meeres; daher unser: Admiral.

Auf gethürmtem Hauptdeck ſchreitet
Der ſeekund'ge Nourreddin.
Sich auf ſeinen Neumondesäbel
Stützend blickt er aus nach Weſten
Wo durch feuergelbe Nebel
Von den tiefer'n Himmelsveſten
Gluth verſendend dunkelroth
Die meernahe Sonne droht.
Keiner athmet heute leicht,
Weil im Aug' der Mohrenhorden
Dieſes Bild dem ſchmerzumflorten
Rechten Auge Allahs gleicht.
Finſter von der Waſſerwüſte
Wendet ſich der Amir ab,
Schwinget ſeinen krummen Stab
Nach Italiens ferner Küſte.
Blau, und dämmernd liegt das Land
In dem tiefen Abendfrieden:
Murmelnd rollt das Meer zum Strand
Ueberhaucht vom Duft der Blüthen.
Hell, wie Paradieſeszinnen
Ragen die beſchneiten Höhen
Der gewalt'gen Apenninen
Unter Roſenſchleierwehen!
Wo ſie zu der Fluth ſich dehnen
Eilt ein Zug von Silberſchwänen
Wie gewiegt vom Meer der Ruh
Mit klangvollem Schwingertönen
Dem tiefgrauen Norden zu.

* * *

Nacht bricht ein. In der Cajüte
War für die barmherz'ge Schweſter,

Welche Gott nur kennt als Tröſter,
Durch des Amiralbar's Güte
Ein Gemach, zwar kerkerähnlich
Hergeſtellt, doch abgeſchloſſen
Von den rohen Schiffsgenoſſen.
In ihm kniet die Nonne, ſehnlich
Betend, daß vor den Gefahren
Gott die Seinen möge wahren.
An's Gemach tritt Nourreddin,
Und belauſcht die Beterin:
Doch er hatte nicht gewärtigt,
Zu erblicken, was er ſah.
Einem Kreuze weilt ſie nah,
Welches ihre Hand gefertigt,
Ohne vor dem Feind zu beben
Aus zwei leichten grünen Stäben
In einander feſtgeſtoßen
Eng mit ſeid'ner Schnur gebunden
Und mit Karthagena's Roſen
Wunderlieblich dann umwunden.
Fruchtlos hatte man der Frommen
Unſer's Welterlöſers Zeichen
Im Alkazar abgenommen,
Wiederum es zu erreichen
Wenn auch in werthloſen Stoffen,
War ihr Streben und ihr Hoffen.
Wer erhielt der Blumen Pracht,
Daß ſie blühen wie im Garten,
Daß ſie duften durch die Nacht
Ohne Labung zu erwarten?!
Himmelwärts das Aug' gewendet
Kniet ſie, wie in der Kapelle,
Eine farb'ge Lampe ſendet

Durch's Gemach smaragd'ne Helle.
Laut ſpricht ſie mit freiem Blick:
„Roma möge friedlich ſchlafen
„Chriſten werden keine Sclaven!“
Schnell tritt Nourreddin zurück,
Und gewahrt den Steuermann,
Welcher den Gebieter ſucht.
Aengſtlich blickt der Greis ihn an:
„Herr die Nacht trägt böſe Frucht!
„Allah zürnet!“ — „„Doch nicht Mir?““ —
Herrſcht der Amir, eilt hinauf
Wo die Führer ſteh'n zu Hauf
Forſchend nach der Segelzier
Welche hin und her ſich windet,
Und den nahen Sturm verkündet.
Aus Südweſten bricht er vor
Zornig ſträubt ſich ſchon die Welle,
Nacht verhüllt das Himmelsthor
Schwarz wie die der letzten Hölle.
Dumpf erdröhnt der Schiffe Bug;
Einem Stückchen Segeltuch
Durch die Lüfte flatternd — gleich
Taumelt in den Finſterniſſen
Landwärts die erſchrock'ne Möve:
Und der große Meereslöwe
Schreitet brüllend durch ſein Reich.
„Eingereft!“ Raketen ſchwirren
Aufwärts an des Hauptſchiffs Maſten,
Und die Griechenlichter irren
Durch geſenkte Wolkenlaſten.
Gräßlich ſind ſie anzuſchauen
Dieſe dichtgeballten grauen
Maſſen mit tiefſchwarzem Rande,

Wildbelebt von Blitzesschlangen,
Welche nackten Segelstangen,
Zischend drohen mit dem Brande.
„See gehalten!“ Neue Zeichen
Fliegen unter Donnerschlägen
Der Gewitter Nacht entgegen.
Doch ihr Glanz kann nicht erreichen
Die entfernten Mohrenschiffe
Welche Sturmwuth jagt zum Lande,
Nach Cap Argentaro's Riffe,
Dem gefahrbedrohten Strande.
Immer mehren sich die Blitze
Nur Ein Donner scheint zu rollen,
Kälte wird zum schauervollen
Gruftthauch nach des Tages Hitze;
Unter Wehruf, Mastenkrachen,
Stürzend Borgo- und Besanstag,
Unter Blitz- und Hagelschlag
Kömmt der Fürst der Südlandsdrachen
Der entsetzliche Orkan
Mit den freien, zügellosen,
Laufgestreckten Donnerrossen
In der vollsten Wuth heran.
Schiffe wälzen sich im Kampfe
Knarrend, dröhnend hin und her,
Strecken weit aus Schaum und Dampfe,
Maßberaubt und segelleer
Nach der Wetter gier'gem Feuer
Die metallbeschlag'nen Bäuche,
Wie erlegte Ungeheuer
In der Vorwelt Zauberreiche!
And're, von dem Strahl getroffen
Alle Pfortenluken offen —

Herr, antwortete sie, ich bin die Tochter des Königs von Karthago. Als Kind ward ich hinweg geführt, funfzehn Jahre sind seitdem wohl verflossen. — Als Nicolette diese Worte gesprochen, sah man, daß sie wahr geredet hatte, und überhäufte sie mit Liebkosungen, und führte sie feierlich in die Burg, wie es einer Königstochter gebührte. Man wollte ihr zum Gemahl den Sohn des Königs eines Heidenvolkes geben, aber mit dem Heirathen hatte sie gar nicht Eile.

Als sie drei bis vier Tage in diesem Orte und in solcher Lage zugebracht hatte, bedachte sie in ihrem Sinn, wie sie's anfangen müßte, um ihren Aucassin zu suchen. Sie nahm eine Geige, die sie spielen lernte, und als sie sah, daß man sie einem reichen Heidenkönige vermählen wollte, schlich sie zur Nachtzeit sich hinaus, und kam an einen Seehafen, wo eine arme Frau am Strande ihr Herberge gab. Sie nahm hier ein Kraut, und als sie sich Kopf und Gesicht damit rieb, ward sie ganz schwarz. Darauf ließ sie sich Rock, Mantel, Hemd und Krause machen, um sich wie ein wandernder Sänger zu kleiden, dann nahm sie ihre Geige, und ging zu einem Seemanne, den sie inständig bat, daß er sie in sein Schiff aufnahm. Die Segel wurden gespannt, und Wind und Wogen waren so günstig, daß man bald die Küsten der Provence erreichte. Nicolette ging an's Ufer, nahm ihre Geige,

— D'raus zur Fluth die Mannſchaft floh —
Stürmend, brennend lichterloh
Vor dem raſenden Orkane
Mit feu'rſprüh'nder Wimpelfahne:
Anzuſehn in ihren Nöthen
Mit geſträubten Flammenhaaren
Wie die zornigen Kometen
Die zur Himmeltiefe fahren! —
Des Gehorſams Eiſenkette
Schmilzt beim Anblick ihrer Gluth!
Alles ſchreit zum Amir: „Rette!
„Wirf die Chriſtin in die Fluth! —
„Ihre feindlichen Gebete
„Weckten des Propheten Wuth!“

Nicht erwartend die Befehle
Stürzen die Entmutheten
Zu der überflutheten
Dumpfigen Cajütenhöhle:
Am geweihten Gürtel ſchleppen
Sie die Nonn' zum Maſtenſtamm'
Wie der Schakal durch die Steppen
Das verirrte Opferlamm!

Sie erhebt des Kreuzes Bild
In Gefahr der beſte Schild;
An der Bruſt der Rettungsloſen
Glühen Karthagena's Roſen!

Nourreddin den Untergang
Seiner Rieſenmacht gewahrend
Brüllt in heft'gem Zornesdrang
Mit der Hand zum Turban fahrend:
„Du riefſt dieſes Mißgeſchick!
„Prieſterin! Dann es zurück!“

„„Roma möge friedlich ſchlafen!
„„Chriſten werden keine Sclaven!““
Bei den Worten knirſchet Er,
Mit dem zorngeſpannten Arme
Faßt der Leopard die Arme,
Schleudert ſie in's wilde Meer! —
Auf domhoher grauer Welle
Flattert noch das ſilberhelle
Scapulier, dem Sturm zum Raube
Bis das Dunkel es begräbt,
Wie Sanct Marcos weiße Taube
Welche über'm Bleidach ſchwebt!! —

* * *

Oft von Unglücksnacht umdüſtert
Werden auserleſ'ne Geiſter,
Welchen der verborg'ne Meiſter
Sein Geheimniß zugeflüſtert.
Ob ſich auch die Wolken thürmen
Sie erliegen nicht den Stürmen.
Niemals ſchlägt der mordverſchwor'ne
Blitzſtrahl ihren Schild in Splitter.
Heller glänzt das angebor'ne
Urlicht nach dem Hochgewitter!
Alſo ſteigt die Morgenſonne
Deren Licht die Bruſt erweitert
— Daß ſie faſſe ſolche Wonne —
Durch die Jammernacht geläutert
Klar, und groß, wie neugeboren
Aus des Oſtens Roſenthoren.
Golddurchſtrömt ruh'n die Gewäſſer
Nach Poſeidons ſchwerem Zürnen,
Und Italias Küſtenſchlöſſer
Prangen mit umſtrahlten Stirnen.

Bunte Luftbewohner ſchweifen
In den höheren Bezirken,
Kleine, zarte Nebelſtreifen
Liegen an den Vorgebirgen:
Gleich als hätten ſich die Feeen
Angeſchmiegt an ihre Höhen,
Um bei Bach- und Lerchentönen
Froh zu grüßen ihre Lieben,
Lichtgeſchaffene, von denen
Nur die Schleier ſichtbar blieben.

Prachtvoll zu dem Morgenhimmel
Strebt die Apenninenkette,
Gegenüber wie zur Wette
Glänzt auf corſiſchem Felſenthrone
Einſam über'm Weltgetümmel
Monte d'Oro's helle Krone.
Pfeilſchnell fliegen Fiſcherkähne
Der Schiffsheerde munt're Fohlen:
Es erſchallen ringsum Töne
Der luſtreichen Barcarolen.
Doch — wo ſind die Mohrenſchiffe?
Theils geſunken in den Grund,
Theils geſpießt vom ſcharfen Riffe
Von des Meers Korallenzähnen
Welche ragend aus dem Schlund
Ewig ſich nach Beute ſehnen.
Trümmerſtücke, ſchwarzgebrannte,
Treiben träge nach dem Strande
Leviathans! Rieſengäſte
Ohne Schweif und ohne Floſſe:
Fürchterliche Ueberreſte
Aufgeflogener Koloſſe.

Was erſcheint dort auf der Fluth
Die geſchwärzt iſt, wie von Kohlen?
Hat ſich mit tollkühnem Muth
Aus dem ſegenreichen Nil
Ein hungriges Krokodil
In das Mittelmeer geſtohlen?
Es kömmt näher — iſt ein Maſt
Den ein Sterbender umfaßt.
Wie er gräßlich ſtöhnt und jammert
Und das todte Holz umklammert!
Weh dem Armen, der die ſchwere
Nacht durch auf den Wellen trieb!
Iſt das Alles, was vom Heere,
Und der Flotte übrig blieb?!
Wir mißtrau'n den Augen faſt:
's iſt der Amir, und ſein Maſt!
Von Sardinien wehet ſtarke
Der Gabarr' willkomm'ne Briſe,
Wie das Lamm auf weiter Wieſe
Glänzt dort eine weiße Barke.
Was hält auf dem Schifflein Raſt?
Seht! ſie nähern ſich bereits,
Wir mißtrau'n den Augen faſt:
's iſt die Nonne und ihr Kreuz!

* * *

In demſelben Augenblicke
Da verfluchend ſein Geſchicke
Der Barbar dem Tod ſie weihte
Sank von ſeines Schiffes Seite
Unter den Cajütenkammern
Aus den feſten Eiſenklammern
Dieſe Barke, aufbewahrt
Für die leicht're Küſtenfahrt.

Bei dem Niederſturz der Welle
Wurde von der Nonne ſchnelle
Der Erlöſungskahn erfaßt,
Und er trug die heil'ge Laſt
Ueber jeden Waſſerthurm
Und beſchäumten Wogenrücken;
Nicht gelang dem grauſen Sturm
Eine Roſe nur zu pflücken
Von dem Kreuze, das ſie treu
Trotz des Feindes Grimm, und Fluch
In der Nacht der Sclaverei
Wie jetzt in der Freiheit trug.
Wohl hat der Orkan, der wilde
Schiffe in den Grund geſtoßen,
Dennoch fehlt dem Kreuzesbilde
Nicht ein Blättchen ſeiner Roſen. —
In dem Kahne hochgeſtreckt
Weilet nun Felicitas
Und ihr Aug' wird thränennaß
Da den Amir es entdeckt. —
Mitleid iſt der Geiſt des Friedens
Der den Völkerhaß bezwingt,
Der vom Poleis bis zu Südens
Palmen ſeine Fahne ſchwingt. —
Langſam faßt ſie ſeine Arme
Flehend, daß ihr Gott nicht zürne!
Legt ihm troſtreich dann die warme
Hand auf die todtkalte Stirne,
Hebt ihn ſanft an Bord hinan
Und ſtößt ab vom Maſt den Kahn.
„Jeder Arme iſt mein Bruder.
„Unglück zeuget Waffenruh."
Ohne Segel, ohne Ruder

Fliegt das Boot dem Lande zu.
Doch — wer lenkt es? Der die Roſen
Unverſehrt durch Sturmnacht leitet,
Der um alle Hoffnungsloſen
Seine Vaterarme breitet.

* * *

In umrankter Winzerhütte
Orbitello's liegt der Mann
Aus Kalifenblut entſproſſen;
Seiner Rett'rin fromme Bitte
Hat die Pforte ihm erſchloſſen
Schweigend ſtarrt er oft ſie an.
Seines Hauptes Schmerzen flieh'n —
Schon neun Tage pflegt ſie ihn;
Sieht die Heldenthränen rinnen
Ueber Wangen jammerbleich,
Hofft die Seele zu gewinnen
Für das wahre Himmelreich.
Anemonen von Siena
Streut ſie um ſein Lager her
Troſtlos ſtöhnt er: „Karthagena!"
„Falſches, trügeriſches Meer!"
Will der Pflegerin kaum danken
Die dem Tode ihn entwand,
Denn Gefühle und Gedanken
Streben nach dem Vaterland!

„Beſſer werd' ich Dich verpflegen
„In der Stadt voll Himmelsſegen!"
Durch's lichtgrüne Rebengitter
Fühlend unnennbares Weh
Schauet der Alarbenritter
Hin auf Orbitello's See.

Ein mildklarer Morgen hauchet
Balsam über Flur und Hain,
Und die blaue Tiefe sauget
Phöbos Purpurströme ein.
Fischer mit klangvollen Stimmen
Preißen Christum den Erretter
Ihre Segelnachen schwimmen
Wie die weißen Rosenblätter.
Hat wohl Nourreddin erkannt
Was beweget sein Gemüth?
Was ihn bald in's Heimathland
Bald in Roma's Hallen zieht?! —

* * *

Eh' der nächste Morgen graut
Ist die Tragbahr' schon gebaut
Die ihn aufnimmt in dem Schooße
Ueberdeckt mit weißem Moose.
Frische Zweige der Platane
Fächeln Kühlung seinen Wangen,
Aber keine Mohrenfahne
Sieht man vor dem Amir prangen.

* * *

Aus der Herberg' früh gezogen,
Ohne Klang des Jubelchores
Steh'n sie Abends unter'm Bogen
Des berühmten Völkerthores,
Das die Gegend herrlich ziert
Und in's Inn're Roma's führt. —
Zu den Trägern spricht die Reine,
Während im Verklärungsscheine
Auf den sieben Hügeln hin
Alle Kirchenkuppeln glüh'n:

„Tragt ihn zu dem Krankenſaale
„In dem großen Hoſpitale.“ —
Durch die Straße blickt der Mohr
Mißt die ragenden Palläſte:
Richtet ſich dann hoch empor
Suchend Romas alte Veſte:
Einen Schrei ſtößt die gepreßte
Qualenmüde Bruſt hervor:
Und des Völkerzuges Reſte
Liegen eiskalt unter'm Thor!
Auf den ſtarren Augen ruht
Sanft die Lilienhand der Nonne,
Und des Kreuzes Roſengluth
Ueberſtrahlt die Abendſonne!
„Roma möge friedlich ſchlafen,
„Chriſten werden keine Sclaven.“

* * *

Würd'voll ſpricht ſie einen Frater,
Der von außen nahet, an:
„Führe mich zum Vatican:
Melde mich bei'm heil'gen Vater!“

Der Rangſtreit.

Eine Phantaſie

von

Wotoch v. B.

Ein Abendhimmel, welcher auf den ſchönſten Frühlingstag gefolgt war, leuchtete durch die Bogenfenſter, und mit dem Lichte zugleich drang eine Fülle kräftiger Weinreben in das Zimmer.

Die ſinkenden Strahlen, welche einen wunderbaren Goldglanz auf alle Gegenſtände warfen, fingen ſich in dem üppigen Blattgewühl, und bildeten die bezauberndſten Abſtufungen vom dunkelſten Schwarzgrün, bis zur brennenden Farbe des Smaragdes. —

Mit den zarten Abendlüftchen zugleich erhoben ſich dann und wann, wie verabredet, die Düfte der Weinblüthe und durchzogen wie ſüße Schauer, das Gemach. —

Ich hatte mich, ermüdet von der Jagd und durch ein Bad erfriſcht, in die Zimmer meiner Geliebten begeben, wo ich alsbald, überwältigt von Duft und Sonnenglanz, dem ſinkenden Strahle gegenüber, einſchlummerte.

Leiſe, wie aus der Ferne einer ſchönen Erinnerung, zogen durch die halbgeöffnete Thür die Töne eines Liedes, das meine Geliebte ſang, und flatterten wie lichte Genien durch die bunte Welt meines Traumes.

Die Sonne verſchwand. Statt ihrer entzündete ſich der Wiederglanz in den Wolken. Leiſe und vertraulich liſpelte der Wind mit dem Weinlaube. Tauſend geheimnißvolle, auf- und abſteigende Stimmen der entſchlummerten Schöpfung ertönten und umwölkten meine Sinne wie ein leiſer, angenehmer Rauſch.

Es war mir, als ob alle mich umgebenden Gegenſtände — verlockt durch die friedliche Abendruhe und durch die dreiſt machende Dämmerung, ihr Schweigen löſeten und unterholen einander hundert kleine Bemerkungen, Ausrufungen, Verſicherungen und Albernheiten mitzutheilen hätten. —

Plötzlich erhoben ſich, lauter als die übrigen, zwei Stimmen, die aus dem Innern des Gemaches kamen — und die übrigen verſtummten allmälig. —

Mochte es nun Neugierde oder Ueberraſchung ſein, es zwang mich, den Kopf umzuwenden und nach den Stimmen zu forſchen; und als ich die Blicke über eine Menge lebloſer Gegenſtände ſchnell hatte hingleiten laſſen, feſſelte mich plötzlich eine ſonderbare Bewegung, welche mir an dem ſäulenartigen Gezweige eines blühenden Cactus auffiel.

Nicht allein, daß er zitterte und ſchwankte, was ſich wohl durch den Abendwind hätte erklären laſſen, ſondern er bog ſich auch heftig zur Seite, krümmte ſich, ſträubte die

und geigend zog ſie durch's Land, bis ſie endlich zu dem Schloſſe kam, wo Aucaſſin wohnte.

Zu Beaucaire ſaß Graf Aucaſſin
Auf ſeines Schloſſes Stufen,
Und ſeine Ritter umringten ihn,
Die er zu ſich gerufen.
Da ſieht er Blumen und Kräuter blühn,
Da hört er Vögelein ſingen,
Und ſchwere Seufzer drungen
Hervor aus ſeiner Bruſt,
Als er gedenkt der ſüßen Luſt,
Die in der Liebe ſchönen Tagen
Sein Herz ſo lange getragen.

Nicolette trat an des Schloſſes Thor,
Sie zog aus dem Beutel die Geige hervor
Und ſprach zu der Saiten Klang:
„Merkt, edle Herrn, auf meinen Sang!
Ich ſinge, kann es euch erfreuen,
Euch gern das Lied von Aucaſſin
Und ſeiner Vielgetreuen.
Sie thäten ſo treu für einander glühn,
Daß er ſie ſuchte im tiefen Wald;
Doch beide wurden von Heiden bald
In Torelore gefangen.

Stacheln und bewegte die weißen Staubfädenbüschel in den Kelchen, wie etwa ein Hahn seinen Kamm bewegt.

Das Letztere geschah augenscheinlich, je nachdem das Gewisper schwächer oder stärker wurde.

Eine blühende Centifolie, welche daneben stand und mit dem Cactus gemeinsam die oberste Stufe auf der kleinen Blumenétagère einnahm, machte ihrerseits ganz verschiedene, aber nicht minder wundersame Manövers.

So oft der Cactus sich sträubte oder sich, gleichsam um die Rose zu überragen, einige Zoll höher schob, so oft bewegte die Rose, wie mit leichtem Flügelschlage, die zarten Blätter ihrer Kelche und wirbelte, fast wie im Zorne, immer neue Duftwolken in die Luft, welche sich mit schwindelnder Schnelligkeit gegen den Cactus hinbewegten, der alsdann plötzlich, wie bezwungen, seine widerstrebenden Stacheln und Staubfäden senkte, um sie nach einer kleinen Weile desto hartnäckiger wieder zu erheben. —

Ich konnte keinen Augenblick zweifeln, daß hier ein heftiger Krieg stattfand, und um mir die Sache bequemer anzusehen, veränderte ich sehr vorsichtig meinen Sitz und legte mich auf dem Teppich vor der Etagère nieder, bei welcher Gelegenheit ich entdeckte, daß sämmtliche Blumen, welche tiefer als die beiden andern standen, mit erhobenen Kelchen den Kampf Zug für Zug verfolgten. —

Es war eine Art Waffenstillstand eingetreten, den vielleicht Erschöpfung von beiden Seiten nothwendig gemacht hatte, bald jedoch begann das Gewisper von Neuem, und

ich unterschied deutlich eine feine, aber mit schneidender Schärfe accentuirende Stimme. —

„Meine schöne Gegnerin," sagte der Cactus, indem er seine Staubfäden nachlässig auf die Seite warf: „ohne Zweifel schreibt Ihr Euch schon jetzt den Sieg zu — was aber ein Irthum ist." —

Die Rose schwieg.

Mit einem malitiösen Lächeln fuhr der Cactus fort: „Am schönsten sind die Damen wenn sie schwach sind. — Euch Königin, finde ich bezaubernd — aber die Königskrone des Blumenreiches dünkt mir noch bezaubernder. Sie wird mein werden!" —

Die Rose beharrte in ihrem Schweigen; jedoch formten sich die Blätter ihres Kelches zu einem sehr reizend spöttischen Lächeln, während sie ihrem Nachbar eine kleine Portion Duft in die Augen blies.

Die Wirkung davon war nicht lange zweifelhaft. — Denn der Cactus, welcher sich von einer so verführerischen und mit so empörender Gleichgültigkeit gebrauchten Waffe angegriffen fühlte, empfand sogleich, daß seine Feindin dasjenige Mittel getroffen habe, welches einzig seine stachelliche, geharnischte Natur durchdringen konnte. — Es bestand nämlich in der wollüstig-einschläfernden Gewalt des Duftes. —

Es galt daher, seine ganze Energie aufzubieten, und in der That spannte er seine Sehnen so krampfhaft, daß deren Enden, die Stacheln, sich wild bewegten. —

Nun erſt wagte er es auf die Roſe einen Blick zu heften der ihr beweiſen mußte, daß ſie ſich einem Gegner voll Löwenmuth gegenüber befand.

„Ihr werdet," begann er, nachdem er die Wirkung ſeines Aeußern vergeblich in den Zügen ſeiner ſchönen Feindin geſucht hatte: „Ihr werdet Euch erinnern, was geſtern der fremde Dichter im Sammetrocke aus dem Buche vorlas, welches dort auf dem Trumeau liegt." —

„Ihr Alle," fuhr der Sprecher zu den Uebrigen gewendet fort, „hörtet, daß er das Buch zuklappte und ſagte: 'So iſt es auch! Der Cactus oder die Fackeldiſtel iſt eines jener tropiſchen Gewächſe, welche bei einer wunderbaren Solidität ihres Baues, aus dem dürrſten Boden die Säfte zu den prachtvollſten Blüthen der Pflanzenwelt zu ſaugen vermögen.' — Und dann fügte er hinzu: — 'So erblüht auch, wie dieſe Blume aus dem dürren poetiſchen Boden unſeres Vaterlandes — jene Poeſie, die prachtvoll in ihren Formen, dennoch ſtachligt und geharniſchten Schrittes den weichlichen Liedern der Minne und der Empfindungen vorauseilt, und ſich, wie der Cactus über das Blumenreich, — ſo die Herrſchaft über das Reich der Poeſie erzwingt.'" —

Der Cactus ſchwieg, und der Wind blätterte in einer großen Naturgeſchichte, welche auf dem Trumeau lag, während daneben ein affectirt, in blanken Stahl gebundener Band politiſcher Gedichte, die Feuerlichter des Abendhimmels zurückwarf.

Die Roſe hatte während der Rede des Prahlenden, ſinnig vor ſich hingelächelt und begann nun:

„Es leidet keinen Zweifel, Unbändiger, daß Ihr ein Recht habt, Euer eigenes Wesen mit dem, jener Poesieen, verwandt zu erklären, und so gewissermaßen den Erfolg Eures Kampfes gegen mich, an den knüpft, den jene Poesie im Kampfe mit ihren Schwestern, den bisher regierenden Töchtern der Muse, erringen möchte. — Der Fall ist richtig, denn ich fühle mich diesen verwandt, und mit ihrer Niederlage würde die meinige vollendet sein; was jedoch vermuthlich nicht in den Sternen geschrieben steht, so sehr Ihr dies wünschen möget!"

„Zweifelt nicht, daß Euer Schicksal bereits entschieden ist," — entgegnete der Cactus: — „Schon befinde ich mich mit den Meinigen auf jeder eleganten Etagère; — täglich dringe ich tiefer in Eure Verschanzungen — und, würdig meines alten Adels, der dem Euren gleichkommt, nehme ich bereits überall den Platz neben Euch, und vielleicht in kurzer Zeit einen noch höheren ein." —

Es entstand in diesem Augenblicke unter den tiefer stehenden Blumen ein Geräusch, und eine derselben, ein kleines in schwarzbraunem Sammet schimmerndes Wesen, bat um das Wort, um, vermittelst seiner heraldischen Kenntnisse den älteren Adel und die von Urzeit her dauernde Herrschaft der Rosendynastie zu belegen, wurde jedoch von der Rose, als nicht zeitgemäß, abgewiesen. —

„Nein," sagte sie mit huldreichem Zurückwinken: — „Wir haben nicht nöthig uns auf die morschen Trümmer so zweifelhafter Rechte zu stützen, das Schöne ist ewig, wie der Schöpfer desselben, sei es die Schönheit der Natur —

der That — der Dichtung, oder der Empfindung. — Schön ist nur die Wahrheit — Cactus! Auch Ihr wäret schön, wenn Euch nicht die Leidenschaft verzerrte. — Was reizt Euch? — eine Krone, die ich nicht mir selbst aufsetzte? — Ihr seid ursprünglich schön, wie jede Blume, jedes Geschöpf schön ist — jedes in seiner Art. — In unsern Rechten sind wir alle gleich — alle Kinder ein und desselben Schöpfers. — Wir sind Poesie — sind die zärtlichen Gedichte, welche die Gottheit an ihre empfindsamen Kinder — an die Menschen, richtet."

„Und die Krone?" — fragte hartnäckig der Cactus. —

„Sie ändert Nichts in dem Werthe ihres Besitzers," sagte die Rose, — „sie ist nur das Zeichen, mit welchem der Mensch andeutet, in welchem von uns — er am liebsten, — am deutlichsten, die Sprache vernimmt, welche unser göttlicher Vater zu ihm redet." —

„Lange habe ich," sprach der Cactus, „weit von hier — unter dem Himmelsstriche eines heißeren Landes gelebt. — Nur Wenige sahen mich. — Vor dem Auge des schnell vorüberfliehenden Bewohners der Steppe, — vor der schwarzäugigen Gazelle und in dem Lande des flüchtigen Straußes, trieb ich bisher die wenig bewunderten Prachtblüthen. — Ich kannte nicht, indem ich aus den Ländern der zügellosen Freiheit kam, die Verhältnisse dieses fremdartigen, freiheitsarmen Himmelsstriches. Ehrgeiz und Eitelkeit waren mir fern — ich kannte nicht meinen Werth. — Nun aber, da ich in eine Welt geführt worden bin, wo Ihr bisher den Scepter geschwungen habt, gingen mir die Augen auf, und

ich erkannte allmälig und zögernd an der immer höher steigenden Bewunderung des Menschen, die mir wurde, welch' ein Rang mir unter den Blüthen der Erde gebühret. — Weichet mir daher, ich bin der König!" —

„Ihr seid," — sprach die Rose kalt — „zu einem so plötzlichen Hochmuthe gelangt, — daß ich fürchte, Ihr habet den Kopf verloren. — Aber nehmt Euch in Acht! — Eben daß Jeder, selbst der Geringste und Geschmackloseste nach Eurem glänzenden Besitze hascht, beweis't mir, mit wie wenig innerlicher Liebe es geschieht, und ich fürchte sehr, daß Ihr eben so schnell in der allgemeinen Gunst fallen werdet, wie so viele schnell aufleuchtende Erscheinungen der Mode." —

„Mit Nichten!" entgegnete der Cactus, — „Euer Zeitalter ist vorüber, — das Meine hat begonnen! — Ich bin nicht erwählt — sondern — ich reiße den Geschmack meiner Zeit mit mir fort. Ihr habt Euch selbst überlebt. — Fortan greift eine neue, lebendigere Hand in das Rad der Begebenheiten. — Ahnet Ihr denn Nichts von der Veränderung — die um Euch her vorgefallen ist? — Höret Ihr nicht den geharnischten Kampf der Lieder — der Meinungen — und das Einstürzen alter morscher Bauwerke? — Schwester, eine neue Zeit ist da! — Ich bin dein Bruder — aber ich bin stärker — ich bin zeitgemäß! — Schwester, umarme mich und laß mich König sein."

„Ihr redet," — spöttelte die Rose, „als wärt Ihr ganz sicher im Besitz meiner Gnade. — Aber noch bin ich Königin! Unser Kampf, — da er nun einmal sein muß — wird auf einem andern Felde ausgefochten werden, als auf dieser

Etagère. — Bis dahin mögt Ihr in Frieden diesen Platz an meiner Seite einnehmen."

„Nicht mehr als billig!" rief der Cactus, — „sind wir nicht beide die schönsten Blumen der Erde?"

„Blumen? — Ja!" antwortete die Rose; „aber — aber" — sie lächelte schelmisch, dann fuhr sie fort — „man kennt Wölfe, die im Schaafspelze kommen; aber ich behaupte, diesmal kommt ein Schaaf im Wolfspelze." —

Ein kicherndes Gelächter erhob sich von der Blumen-Etagère. —

„Eure stammhaften Gliedmaßen," fuhr die Rose fort, — „Euer ungraciöser Hals — Euer Mangel an Duft — alles dieses —"

„Was?" schrie zornig der Cactus; seine Augen rollten, seine Stacheln zuckten krampfhaft. —

„Alles dieses, mein Lieber, zwingt mich, mich vor unserer Brüderschaft sehr in Acht zu nehmen," fuhr die Rose fort, — „Euer gemischtes Aeußeres, das halb einem Steine, halb einer Pflanze gleicht, ließe einem Blinden errathen, was hier zu finden ist."

„Und was wäre dies?" — fragte mit kalter Erbitterung der Cactus.

Die Rose heftete, ehe sie fortfuhr, einen Blick des feinsten und innerlichsten Hohnes — den eine verletzte Königin besitzen kann, auf den Gespannten. — Dann fügte sie langsam mit einer gleichgültigen Bewegung hinzu: „Was Ihr wäret? — Nun — eine gute, prosaische Idee — — dabei handfest, — welche sich ziemlich wohlgestutzt unter die

Zahl der Blumennotabilitäten drängt, — als ob es bisher an dem rechten Tone darin gefehlt habe." —

Sämmtliche Blumen, welche das Paterre füllten, schwiegen. — Man fühlte allgemein das Tödtliche des so eben geführten Streiches. —

Der Cactus, der sich plötzlich für ein Halbwesen, einen Bastard erklärt sah, wechselte fieberhafte Farben. — Er empfand, daß es galt, den Pfeil mit doppeltem Gifte der Rose zurückzusenden; jedoch, als er sich so eben anschickte, den Mund zu öffnen und die Rose sich preciös, als wäre sie vom Sprechen angegriffen, Duft zufächelte, entstand auf dem Trumeau ein Geräusch, das sofort aller Aufmerksamkeit auf sich zog. —

Der Abendwind hatte nämlich, gewiß nicht, ohne daß eine kleine Teufelei dabei im Spiele gewesen wäre, die meisten Blätter der sehr korpulenten Naturgeschichte, nach dem Gedichtbuche hin, umgeschlagen, zuletzt war selbst der titelreiche Einband dem allgemeinen Zuge gefolgt, und so geschah es, daß plötzlich das ganze Werk in aller Ordnung auf den Gedichtband zu liegen kam, indem es dem Winde nun den schützenden Rücken wies. — Die Gedichte, welche viel von dem Unwillen gegen Unterdrückung geerbt haben mochten, welche ihr junger Verfasser stets auf der Zunge, und wie man vermuthen muß, auch im Herzen trägt, ergriffen sofort die Gelegenheit und richteten folgende energische Anrede in Versen an die Naturgeschichte von Cuvier.

„Weß Geiſt biſt Du entſproſſen,
„Daß Du mich feig befällſt?
„Der Freiheit Kampfgenoſſen
„In ſchnöder Preſſe hältſt?“

„Du Werk voll Schwulſt und Wiſſen
„Horch, Eines thut uns noth,
„Auf Schilden und auf Spießen
„Tagt Deutſchlands Morgenroth.“

„Hat er dich ausgeblättert,
„Der ſpött'ſche Abendwind?
„Was biſt Du nun geklettert
„Auf mich, Du Unglückskind?“

„Auf meinen ſtolzen Nacken,
„Der Dir ſo fährlich iſt,
„Wie Simſons Eſelsbacken
„Philiſterrücken miſt.“ —

„Ich bin in Stahl gebunden
„Schlag Seite Neunzehn auf,
„Und gieb an Deinen Wunden
„Die feige Seele auf!

Nachdem die letzte Zumuthung, welche, wie das ganze Stückchen, voll Keckheit — mit erhobener Stimme ausgeſprochen wurde, im Zimmer verhallt war, entſtand eine Pauſe, welche im Zweifel ließ, ob der Cuvier erſtaunt, entrüſtet, erbittert — oder zu einer ſpöttiſchen Antwort geneigt ſei. — Er hatte ſich kurz vorher ſo harmlos dem leichtfertigen Abendwinde hingegeben, wie ſein Autor es wohl ehemals gethan hatte, wenn er mit freier, geöffneter Bruſt in den paradieſiſchen Thälern der Erde nach Forſchungen

ausſtieg. — Es mochte ihm wenig in den Sinn gekommen ſein, daß eine ſo korpulente Maſſe läſtig fallen könnte, um ſo weniger, da er ſich ſeiner inneren naturpoetiſchen Leichtigkeit bewußt war. —

„Wenn ich mich nicht irre," begann der freundliche Franzoſe, „ſo kommt die erbitterte Stimme, welche ich ſo eben vernahm, aus Deinem Innern, ſtahleingebundener Gedichtband? — Sollte ich Dich inkommodiren, ſo vergieb es meinem unbeſorgten Weſen, mit dem ich mich dem kühlenden Abendhauche überließ; oder, wenn Dir das nicht genügt, vergieb es meiner Kurzſichtigkeit; denn es iſt mir erinnerlich, daß ich auch ehedem in meinem forſchungsreichen Leben zuweilen, hingeriſſen von einer ſchönen Erſcheinung, einige Dutzend kleiner Pflänzchen, von zweifelhaftem oder zweierlei Geſchlechte niedertrat. — Eine überraſchende Uebereinſtimmung gewiſſer Merkmale läßt es mich errathen, daß Du eine geiſtige Verwandtſchaft mit Jenen habeſt — wie dieſe wieder in der organiſchen Schöpfung ihre Entſprechenden unter den Infuſions- und Eintagsgeſchöpfen beſitzen."

Alſo ſprach der berühmte Naturforſcher, der ſeine geiſtreichen Parallelen nicht nur durch alle Reiche der Schöpfung zog, ſondern ſogar das Unerſchaffene, Göttliche, in ſeiner Verwandtſchaft mit dem Geſchaffenen errieth. —

Man durfte nicht im Zweifel ſein, welchen Eindruck dieſe Worte auf den Stahleingebundenen machen mußten; denn während ſämmtliche Blumen auf der Etagère in ein leichtes, klingendes Gelächter ausbrachen, räuſperte er ſich wie ein erbitterter Mars und begann:

Von ihm, dem biedern Knapen, hat
Man Kunde nicht empfangen,
Doch Nicolette, die Getreue,
Lebt in Karthago's Stadt.
Ihr Vater, der König in dem Land,
Hat dem verlor'nen Kind' auf's neue
Ein Herz voll Liebe zugewandt.
Er will einem König sie vermählen,
Einem unglaubigen Heiden.
Doch sie spricht immer Nein!
Und mag keinen Andern wählen,
Als den edlen Knapen Aucassin.
Und sollt' den Tod sie leiden,
Sie will keinen Andern frei'n,
Ob man's ihr auch verwehret,
Als ihn, den schönen Jüngling, ihn,
Den liebend sie begehret."

Als Aucassin also von Nicoletten reden hörte, war er außer sich vor Freude. Er ging auf die Seite und fragte den Sänger: Mein lieber süßer Freund, wißt ihr von dieser Nicolette nichts, von der Nicolette, von welcher man euch erzählt hat?

Ja, Herr, antwortete Nicolette, ich weiß von ihr, daß sie das offenherzigste treueste Wesen ist, das artigste und frömmste Mägdlein, das je geboren ward.

„Ohne Zweifel willſt Du wiſſen, zu welchen Muſchel- oder Schalthieren ich gehöre, welche innere Beſchaffenheit —

— Die Naturgeſchichte lächelte und unterbrach ihn: „Erhitze Dich nicht mein Lieber!“

„Und Du wälze gütigſt Deine wenig angenehme Maſſenhaftigkeit von mir ab; denn wenn gleich meine poetiſche Conſtruction mich der größten Ausdehnung und Zuſammenziehung fähig macht, ſo möchte ich ſelbe doch nicht, im Intereſſe eines ſo voluminöſen Werkes voll zuſammengeſcharrten Wiſſens, üben!“ —

„Erfreue mich gütigſt mit einer näheren Beleuchtung, worin eigentlich das Poetiſche Deines Inhaltes beſteht,“ bat die Naturgeſchichte, nachdem ſie ſich entſchuldigt hatte, daß ſie ohne Hülfe eines zweiten Windes von der entgegengeſetzten Seite nicht im Stande ſei, ihren unfreiwilligen Sitz zu verlaſſen.

„Um Dir meine Stellung in der Welt poetiſcher Schöpfungen anzudeuten,“ — ſprach der Gedichtband, ſich in die Unabänderlichkeit ſeiner Bedrückung fügend, auf welche er ſich jedoch vorbehielt, ſpäter noch ein zweites, energiſches Gedicht zu veröffentlichen, — „ich ſage, um Dich in meine Stellung einen klaren Blick thun zu laſſen, mußt Du erfahren, daß wir in einer Zeit leben, wo die Intereſſen des einzelnen Menſchen ſich eifrigſt mit denen der willkührlichen Staatsordnung auszugleichen ſuchen. — Das heißt: der Einzelne weiß, daß er als Mitglied des Staates ein Recht hat, vom Staate zu verlangen, er ſolle ihn ſo berückſichtigen, daß er für ſeine Perſon ſich glücklich fühlen könne.“ — —

„Die Neuigkeit iſt nicht groß," ſagte Cuvier, — „Glück iſt das Bedürfniß und der Wille jedes Menſchen — aber was iſt Glück? — Frage die Menſchen, und wenn ſie nicht lügen, ſo wird jeder etwas Anderes verlangen."

„Freund," ſprach der Gedichtband — „Du verlierſt Dich in ein zu weites Feld! Vor der Hand gieb mir zu, daß Freiheit, wenn auch nicht das Glück ſelbſt, doch die Bedingung iſt, von der Jeder geſteht, daß nur nach ihrer Erlangung ſich ſein Glück geſtalten könne." —

„Alſo Deine Gedichte kämpfen um Freiheit?" fragte Cuvier. —

„So iſt es," entgegnete Jener, „und ich rühme mich deſſen." —

„Als ich von dem Glück des Menſchen ſprach," fuhr Cuvier fort, „warfſt Du mir vor, ich wollte zu weit hinaus; Du wirſt Dich aber wundern, wenn ich Dir nun ſage — auch Du willſt noch zu weit hinaus! — Der Begriff der Freiheit iſt eben ſo wie der des Glückes — bei den verſchiedenartigen Menſchen ein ſehr verſchiedener. — Im Allgemeinen heißt es aber: Ich will frei ſein vom willkührlichen Drucke Anderer — und will Spielraum für meine Wünſche und Kräfte. —

„So iſt es," — ſagte der Gedichtband, — „und dafür kämpfe ich." —

„Gut," ſagte Cuvier, — „Du rüttelſt mit an dem großen Joche, das Euch drückt, und das in einer der Formen beſteht, durch welche die Menge geregelt wird. — Freilich nicht ohne hier und dort blutig zu drücken." — —

„So iſt es.“ —

„Und wenn das Joch fällt, wenn Ihr frei ſeid?“

„O dann“ — rief der Befragte und erglühte in einer geräuſchvollen Begeiſterung, in welcher er all die tauſend Bilder eines freien Zuſtandes zu erſchöpfen ſuchte. —

Endlich ſchwieg er — faſt ermüdet, denn noch nie hatte er ſeine Lunge, gereizt durch einen ſo klugen Gegner, zu einem ſo reichen Bilderſtrome gezwungen. —

„Gut, gut,“ ſagte Cuvier, gutmüthig lächelnd — „das iſt Dein ſchöner Jugendtraum, — träume ihn weiter — und erwache zur rechten Zeit, um zu erkennen, daß der Menſch eine jede Form — alſo auch die Staatsform — ſchon um ihrer ſtarren Selbſtſtändigkeit willen haßt — — der Geiſt — die Idee freilich — bleibt ewig — das Gute und Göttliche wird immer den Kern einer neuen, dauerhaften Form bilden müſſen; — aber die Form ſelbſt iſt in die Hand des Menſchen gegeben! — Erfindet, welche Ihr wollt — er wird ſie immer zerbrechen — um ſelbſt Schöpfer einer neuen zu werden.“ —

„Du glaubſt alſo,“ fragte der Gedichtband, „es werde nie eine Zeit auf Erden kommen, wo der Menſch eine feſte Reglung ſeiner Rechte, eine unumſtößliche — fortſchreitende Staatsbildung erbauen werde?“ —

„Nie,“ ſagte Cuvier ernſt. — „Sieh mein Freund, warum iſt dem Menſchen das große Staatsgeſetz der Natur ein Geheimniß — warum habe ſelbſt ich — der ich doch einer der Glücklichen bin, welche gewürdigt wurden, am tiefſten in die äußerſte Oberfläche der Schöpfung dringen zu dürfen

— warum habe ich nichts weiter vermocht, als — Namen — Bemerkungen und Ahnungen des Zuſammenhanges niederzuſchreiben? — — Daß ein Zuſammenhang, ein ewiges Geſetz da iſt, wiſſen wir; — aber wir erkennen es nicht, weil es uns zu verborgen iſt — und Du kannſt glauben, daß wir ein Geſetz finden werden, nach welchem die Millionen Herzen — von welchen jedes ſeine unendliche Welt voll Gedanken, Wünſche und Fähigkeiten in ſich trägt — hienieden glücklich gemacht werden könnten? — Eine Welt voll Herzen, von denen Jedes, wäre es frei und mächtig — wie ſeine Gedanken — nichts weniger als den Beſitz der Welt wünſchen würde. — Glaube mir, Staaten wuchſen und verfielen und werden wachſen und verfallen ſo lange die Welt ſteht. — Es ſoll ſo ſein, — es iſt daſſelbe große Geſetz der Bewegung — nach welchem das Meer bald ſchweigt — bald zum Himmel ſtürmt — wäre es ſtill — es verfaulte!"

„Entſetzlicher" — rief der Stahleingebundene — „Du machſt mich, der ich glaubte, das Göttliche mit allem Bewußtſein zu wollen, — zur bloßen Maſchine Deines Geſetzes. Und doch war ich mir einer hohen Begeiſterung bewußt. Ich habe mit entbrannter Seele, — in einem Feuer ächter, innerer Wahrheit gedichtet! — und das Alles wäre nur für etwas Vergängliches geſchehen? Und Du dürfteſt mein Streben, mein Ideal belächeln?" —

„Ich belächelte Dein Streben nicht, ſo lange es Deine wahre Geſinnung iſt," rief Cuvier. „In dieſer Welt voll Mißgriffe iſt die Geſinnung der Maaßſtab der Handlungen." —

„Ach ich könnte für meine Wahrheit sterben!" rief Jener betheuernd und warf spielende Blitze muthiger Begeisterung umher.

„Ich zweifle nicht an Dir und der Aechtheit Deines Feuers," rief Cuvier; — „aber Dein Kampf wird ein harter sein." —

„Ja," rief der Gedichtband; — „aber wir finden die regste Unterstützung! — Die Welt sieht daß unsere Worte — unsere Poesie die höchsten, die heiligsten Rechte verficht — und sie beugt uns das Knie. — Wo läse man uns nicht? — Ja, die Poesie des Freiheitskampfes triumphirt und tritt dem indifferenten Liederwesen tödtlich auf den Nacken. — Kein Verleger nimmt andere als politische Gedichte; — wenige Zeitschriften verschließen uns ihre Spalten, — ja die Menschheit erkennt, daß nur wir die wahre, die ächte und lebendige Poesie sind." —

„Halt, — halt! Freund" — rief Cuvier lachend — „Du galloppirst! — Darin stimme ich Dir durchaus nicht bei. — Den Thron der Poesie wollt Ihr einnehmen — Ihr die Ihr die Throne haßt und stürzen wollt? — Ei, ei, das fängt gut an! — Bis jetzt hat mich Dein ehrenwerther Eifer, der bei Dir wirklich ernst zu sein scheint, sehr erfreut; — aber, was Deine poetische Stellung anbetrifft, so sehe ich Nichts mehr und Nichts weniger in Dir, als einen in Versen gesetzten Zeitungsartikel!" — —

Die Täuschung und der Zorn des Gedichtbandes waren unbeschreiblich. — Er wollte entrüstet auffahren, — jedoch fand die Naturgeschichte Mittel ihre Rede fortzusetzen

und ſprach: „Du erinnerſt Dich, daß ich Deinem Streben alle gebührende Anerkennung zukommen ließ, und daß ich ſogar den ſehr ſeltenen Fall bei Dir annehme, Deine Lieder ſeien echte Aeußerungen Deiner tiefſten und feurigſten Geſinnung — deren Haltbarkeit ich jetzt nicht unterſuchen will. — Du mußt aber doch zugeben, daß Du ſie ſchriebſt, um mit ihnen Deinen Leſerkreis fortzureißen und ſie anzuregen, Deiner Geſinnung und Deiner Abſicht zu folgen. — Oder ſollte ich mich irren und das zweckloſe Machwerk eines Schwächlings vor mir ſehen, der ſich einen wohlfeilen Namen machen will, indem er in der beliebten, neuen Mode auftritt? — Ich nehme das Beſſere an, — das heißt: Du habeſt die Abſicht, Deine Zeitgenoſſen der glücklicheren von Dir erkannten Zeit entgegenzuführen — dann mußt Du mir aber auch zugeben, daß Du Dich der Poeſie nur als des einflußreichen Gewandes bedienſt, — mit welchem Du für Deine Ideen den beſten Eingang zu finden trachteſt. — Alſo bedienſt Du Dich der poetiſchen Schönheit als eines Mittels, und ſchaffſt ſie nicht um ihrer eignen Schönheit willen, was doch der Stempel iſt, wodurch eine wahre poetiſche Schöpfung ſich unterſcheidet. — Du empfindeſt, daß die poetiſche Form auch zum bloßen Mittel erniedrigt, noch genug des allmächtigen Reizes beſitzt, um mit ihr Gegenſtände des bloßen Verſtandes zu verzieren und Vielen ſehr reizend zu machen. — Verzeihe mir es alſo, wenn ich es nicht nur für einen Fehlgriff, ſondern ſogar für einen ſpeculativen Mißbrauch der Poeſie erkläre, daß man Schöpfungen, wie die Deinen, ſtatt in ſchlichter ungebundener Rede, in tönenden Reimen hinſtellt."

Der Gedichtband wechselte sichtlich seine Farben. Bald hauchte es blau über die Stahlplatten hin, bald ringelten sich farbige Schimmer auf dem goldnen Schnitte;— endlich stotterte er in einem Gemisch von Verzweiflung und kämpfendem Stolze:

„Also Du, der Du von Kopf bis zur Zeh mit todten, zusammengescharrten Beschreibungen angefüllt bist, — Du sprichst mir das an meiner Schöpfung ab, worauf ich den höchsten Werth lege? selbst den Rang, den mir die Gesellschaft schon angewiesen hat? Vergleichst mich mit einem Zeitungsartikel und stellst mich gewissermaaßen als einen Jesuiten dar, dem jedes Mittel willkommen sei, das zum Zwecke führt! — Ist Dir nicht die wahre patriotische Begeisterung bekannt und findest Du in dieser keine Poesie?" —

„Die Poesie der patriotischen Begeisterung ist — Handlung!" — entgegnete Cuvier trocken. — „Das Wesen der meisten politischen Gedichte aber hat nichts mit dem Wohle der Menschheit gemein — als daß es dessen Motto im Schilde führt." —

„Wer bist Du," fragte der Gedichtband, von dem Ernste seines Gegners betroffen und von dessen überlegner Sprache nicht angenehm berührt. —

„Mein Titel nennt mich Cuvier," — sagte das Buch. — Plötzlich von dem unwissenden Gesichte des jugendlichen Gedichtbandes zur Heiterkeit gestimmt — rief er: „Ei was würdest Du sagen, Kamerad, — wenn ich die Begeisterung, womit ich meine Steine, meine Amphibien, meine Säugethiere geordnet, auch in Versen beschriebe?

Meinst Du nicht, daß der Eindruck vortheilhafter sein müßte?" —

„Ist Dir unwohl?" fragte der Gedichtband. —

„Oder was würdest Du sagen," fuhr Cuvier fort, „wenn Deinen kleinen poetisch-politischen Scharmützeln gegenüber, der Staat die Vortrefflichkeit seiner Principien in Versen darlegte? Sollte dies Unternehmen nicht auch seine Pächter finden wie das Deine?"

„Himmel!" seufzte der Gedichtband, — „Schade um meinen Athem! — ich hätte es gleich merken können; er ist wahnsinnig!" —

Das Gelächter auf der Blumenetagère erhob sich abermals in Choro. — Der Gedichtband bemerkte, daß er viel Zeit verloren hatte und begann in Gedanken die Elemente zu einem neuen Califoliumblitze gegen Adel und König zusammenzutragen, während die Naturgeschichte sich in eine Untersuchung über die Oberfläche des polirten Stahles vertiefte.

Der Cactus, der mit billigenden Mienen dem Betragen des Gedichtbandes gefolgt war, den er sich nach und nach gewöhnt hatte als einen Vetter oder Waffenbruder zu betrachten, nahm dieselbe todesverachtende Miene an, wie er. Die Rose jedoch und die übrigen Blumen senkten allmälig die Häupter, während Johanneswürmchen durch die offnen Fenster hereinschwirrten und ihre Kelche mit feurigen Schwingungen umkreisten. —

Noch immer hatte ich meinen Platz auf dem Teppiche nicht zu verändern gewagt, um nicht durch unzeitige

Bewegungen die kleinen plauderhaften Geschöpfe zu erschrecken. Die Gesänge in der Nebenstube waren allmälig eingeschlummert und der Mond begann sein klares versilberndes Licht in das Innere des Zimmers zu werfen. — — Ich wollte mich erheben, — als ich abermals durch ein leises Wispern bewogen ward noch zu verharren. — Es war nur eine Stimme; aber ich unterschied in ihr sogleich den Cactus. — Er war in einem, ohne Zweifel sehr tiefsinnigen, Monologe begriffen. —

Mochte es nun die magische Wirkung des geheimnißvollen Mondlichtes sein, genug, ich bemerkte ein völlig verändertes Wesen an ihm. Die brennendrothe Farbe war einem geheimnißvollen Violet gewichen, — die Blüthen hatten jene allzustarre Trichterform verlassen und wölbten die äußern Blätterspitzen in wahrhaft schönen Linien nach außen. — Aus dem Innern drang leuchtend der Strom weißer Staubfäden, und rieselte, gleichsam mit dem Lichte spielend, auf die blühenden Rosen herab, welche die Kelche der Erde zugewandt, das bleiche, aber unbeschreiblich zarte Weiß der unteren Blätter zeigten —

Es war als sähe man den blendenden Hals eines träumenden Mädchens von wunderbarer aber geheimnißvoller Schönheit. Von ungefähr kam plötzlich ein dreistes Johanneswürmchen dieser verführerischen Stelle so nah, daß ich an ein kleine Absichtlichkeit des leuchtenden Geschöpfchens glauben mußte. Wer aber beschreibt mein Erstaunen, als plötzlich der Cactus seine starren Glieder krampfhaft neigte und mit drohendem Stachel das Insekt verscheuchte. —

„Welch ein unverſchämtes Geſchöpf!“ rief er aus, gleichſam ſich vor ſich ſelbſt wegen ſeines unvorſichtigen Benehmens entſchuldigend — „dieſe Schönheit zu berühren, — die ich kaum anzuſehen wage, — denn, was iſt **mir**, dem Gewappneten, die Roſe? — Nein, wenn ich mich ihr huldigend nahe, ſo geſchieht dies nur, weil ich aus den gewichtigen Worten jenes Geſprächs die Ueberzeugung gewonnen, daß ohne die Hülfe ihrer geheimnißvollen Zaubermacht, an keine dauernde Herrſchaft in unſerm Reiche, dieſem Schauplatz wandelbarer Intereſſen, zu denken iſt. Warum ſollte ich mich auch einer Politik ſchämen,“ fuhr er ſich ſelbſt entſchuldigend fort, „die nichts Anderes bezweckt, als jenem gelehrten Zweifler zum Trotz, die goldne Zeit emporzuführen, von der mein Freund und Waffenbruder in ahnungsreicher Begeiſterung erzählt und, deren morgenrothen Schleier zu lüften, mir, dem Muthigſten, Kühnſten, vorbehalten blieb?“ —

Mit dieſen Worten hatte er ſich, vertieft in den Rauſch einer ſo glänzenden Möglichkeit, zu der träumenden Roſe herabgeneigt. Das zarte Weiß derſelben flammte plötzlich von ſeiner wiederſcheinenden Nähe auf. Die dunklen Aeſte des Cactus ſpannten ſich auseinander, und wollten ſich mit kühnem Ungeſtüm der Roſe bemächtigen; — da plötzlich fuhr er bleich und verſtört zurück; er war **verwundet**.

In ernſter Majeſtät erhob jetzt die Roſe ihr Haupt und begann, einen ſchmerzlichen Blick an den Tiefgetroffenen herablaſſend: „Du vergaßeſt, daß zwiſchen unſern Naturen eine zu große Kluft befeſtiget iſt, als daß wir uns je vereinigen könnten! Ach, warum zwangeſt Du mich, meine Waffe

Sie ist die Tochter des Königs von Karthago, der sie zu der selbigen Zeit gefangen nahm, wo Aucassin entführt ward, und sie in die Stadt Karthago brachte. Als er vernahm, daß sie seine Tochter wäre, war Freude um sie und Jubel. Jetzt aber bringt er täglich in sie, einen der mächtigsten Könige Spaniens*) zum Gemahl zu nehmen; aber sie möchte sich lieber lebendig verbrennen lassen, als einen andern nehmen, wie reich er auch wäre.

O schöner, lieber Freund, hob Graf Aucassin wieder an, wenn ihr in jenes Land rückkehren wolltet, um Nicoletten zu sagen, sie möchte zu mir kommen, so wollte ich euch so viel Geld geben, als ihr nur verlangen oder nehmen möchtet. Wisset, ich liebe sie so sehr, daß ich kein Weib nehmen mag, wie edler Herkunft sie auch sey, aber ich erwarte sie noch immer, und werde nie ein Weib freien, wenn sie's nicht seyn soll. Wenn ich wüßte, wo ich sie finden kann, würde ich sie jetzt nicht mehr suchen.

Edler Herr, sprach sie, wenn ihr wirklich Lust dazu hättet, wollte ich sie suchen, um euretwegen und um ihretwegen, die ich zärtlich liebe. — Aucassin bat sie dringend darum, und ließ ihr zwanzig Mark Silbers auszahlen. Sie ging und ließ ihn allein, weinend um seine gute Nicolette. Da sprach sie, zurück

*) Damals von Mauren beherrscht.

gegen Dich zu gebrauchen? Vernimm, daß von dem Augenblick an, wo dieſes zwiſchen uns vorgefallen, wir auf ewig getrennt ſind! Nie kann ſich Wahrheit und Schönheit mit dem Trugbild des Eigennutzes vermählen!

Der Cactus verſuchte zu ſprechen, aber eine unbeſiegbare Ohnmacht hatte ſich ſeiner Zunge bemächtigt. Er ſtand, ein Denkmal ſeines eignen Frevels, in ſtarrer Lebloſigkeit da.

Auch über die Roſe hatte ſich jene tiefe Ruhe verbreitet, welche wir im gewöhnlichen Zuſtande an den Blumen bemerken. Offenbar war es mit ihnen zu Ende, und ich geſtand mir, daß es nicht anders kommen konnte.

Indeſſen war es dunkel geworden, und meine Geliebte trat leiſe, von dem Glanz einer Aſtrallampe übergoſſen, an meine Seite. Sie flüſterte mir freundliche Worte zu, während ich ihr von dem Rangſtreit der Blumen erzählte. Da ſtrich ein Luftzug durch das Fenſter; — der Cactus erbebte, und ſeine einzige Blüthe ſank zur Erde. „So iſt Deine Zeit ſchon dahin?“ rief ich betroffen, die reizloſen Ueberreſte des Cactus beſchauend.

„Ihn ereilte ſein Geſchick,“ lächelte meine Freundin! „Wohl uns, daß das Reich des Schönen dauernder begründet iſt! Sieh, dieſe jugendlichen Knoſpen!“ fuhr ſie freudig fort, auf den Centifolienſtock deutend: „An Roſen ſoll es und darf es nicht fehlen!“ — Und als wollten Jene ihr freudig antworten, ſtrömte aus den halbgeöffneten Kelchen eine Fülle entzückenden Duftes, und durchdrang, wie ein liebliches Gedicht, unſre Seelen.

In der Verlagshandlung sind ferner erschienen:

Dezobry, Rom im Jahrhunderte des Augustus, oder Reise eines Galliers nach Rom in 104 Briefen. Nach dem Franz. von Th. Hell. Nebst Schilderung des röm. Münzwesens von H. Hase. 4 Thle. mit 1 Plan. geh. 1837 u. 38. 3½ ℳ.

Dorow, Dr. Wilh., Erlebtes aus den Jahren 1813 — 1820. Nebst Anlagen. 2 Thle. 30 Bog. gr. 8. 1843. Velinp. geh. 2½ ℳ.

Leben Gustav II. Adolfs, Königs von Schweden. (Mit Einleitung in seine Zeitgeschichte. Aus dem Schwedischen des And. Fryxell nach der 2. Auflage übersetzt und mit den nöthigen Anmerkungen versehen von L. Homberg. 2 Theile. gr. 8. (31½ Bogen.) 1843. geh. 2 ℳ.

Beschreibung einer Reise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerica in den Jahren 1838 — 1840. In Gesellschaft des Ritters Franz Ant. von Gerstner, unternommen von **Clara von Gerstner**. 8. 29 Bog. 1842. geh. 1⅝ ℳ.

Kehrein, J., die dramatische Poesie der Deutschen. Versuch einer Entwicklung derselben von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart; ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur (1200 Dichter). 2 Bde. gr. 8. Velinp. geh. 2¾ ℳ.

Kreuz- und Querzüge in China. Mit steter Rücksicht auf die Regierung und Religion, die Sitten und Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner. Von *r. 8. M. 1 Stahlst. 1843. gebd. 1 ℳ.

Marbach, Dr. G. O., der Zeitgeist und die moderne Literatur. Briefe an eine Dame. — Auch u. d. Titel: Ueber moderne Literatur. 1ste — 3te Lief. 8. Velinp. geh. 1⅔ ℳ.

Blicke in die vaterländische Vorzeit; Sitten, Sagen, Bauwerke, Trachten und Geräthe, zur Erläuterung des öffentlichen und häuslichen Volkslebens im heidnischen Alterthume und christlichen Mittelalter der sächsischen und angränzenden Lande. Für gebildete Leser aller Stände von K. Preusker. 1s, 2s u. 3s Bändchen, 1s Heft. Mit mehr als 400 Abbild. gr. 8. geh. 1843. 2½ ℳ.

Reminiscenzen. — Goethe's Mutter; nebst Briefen und Aufzeichnungen zur Charakteristik and. merkw. Männer u. Frauen. Herausgeg. von Dr. Derow. Mit Portrait und Facsim. von der Frau Rath Goethe. 8. 1842. geh. 1⅔ ℳ.

Schiller's Dichtungen, nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange von Dr. H. F. W. Hinrichs (ord. Prof. d. Philos. z. Halle). 1r, lyrischer Theil. 2r, dramatischer Theil, 1ste, 2te Abtheilung. gr. 8. Velinp. geh. 4⅚ ℳ.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Penelope.

Taschenbuch

für das Jahr 1845.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Neue Folge,

Fünfter Jahrgang.

Lincke

Mit Stahlstichen.

Leipzig,

Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

a
357 33
=

Goethe-Schiller-Archiv
Weimar

Penelope für 1845.

Stahlstiche.

Cäcilie, Großherzogin von Oldenburg. (s. im Text Seite 399.)

Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, Schwester Friedrichs II. (s. im Text Seite 426.)

Friederike Bremer. Nebst biographischer Notiz von Th. Hell.

Inhalt.

	Seite
Mormona, die Waldenserin. Novelle von F. Gustav Kühne. Aus den Papieren des Grafen de la Torre.	1
Blätter aus meinen Erinnerungen. Von W. Alexis. Leben im Lager und vor den Festungen.	92
Das Damastkleid. Eine juristische Geschichte. Von Dr. Wold. Seyffarth.	182
Agnes Franz. Eine biographische Skizze. Von Julie von Großmann.	230
Dichters Jugend. Novelle von G. von Lüdemann.	281
Die Franzosen in Hamburg. Erzählung von M. Norden.	330
Cäcilie, Großherzogin von Oldenburg. Ein Lebensumriß. Von W. von Eisendecher.	399
Friederike Sophie Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth. Von Th. Hell.	426

Goethe-Schiller-Archiv Weimar

Friederike Sophie Wilhelmine,

Prinzessin von Preußen,

Markgräfin von Bayreuth.

Geb. am 3. Juli 1709, gest. am 14. October 1758.

kehrend als sie ihn weinen sah: Verzweifelt noch nicht, edler Herr, in kurzer Zeit werde ich sie in diese Stadt bringen, und ihr sollet sie sehn.

Aucassin ward gerührt durch diese süßen Versprechungen, und war außer sich vor Freude. Nicolette verließ ihn, und ging in die Stadt in's Haus der Vicomtesse, denn der Vicomte, ihre Pathe, war gestorben. Sie nahm Wohnung bei ihr, und nach einigen Unterhaltungen sagte sie ihr, was sie hergeführt hätte. Die Vicomtesse erkannte sie, und sah, daß es dieselbe Nicolette war, die von ihr war erzogen worden, ließ sie baden, waschen und acht Tage lang ausruhen. Nicolette nahm ein Kraut, Schellwurz genannt, rieb sich damit, und ward wieder so schön, als sie je in ihrem Leben gewesen. Sie legte kostbare seidene Kleider an, wovon die Vicomtesse in Ueberfluß hatte, und als sie sich in der Kammer auf ein Ruhebett gesetzt, das ganz mit Seidenstoffe bedeckt war, rief sie die edle Frau, und bat dieselbe, ihren Freund Aucassin zu rufen, worauf diese sogleich willfahrte.

Die Vicomtesse ging in die Burg, wo Aucassin weinte, und nach Nicolette, seinem Liebchen, sich sehnte, die so lange auf sich warten ließ. Aucassin, rief sie ihm zu, seyd nicht mehr untröstlich, kommt mit mir und ich will euch zeigen, was euch das Liebste ist auf der Welt. Nicolette ist's, eure süße Freundinn, die

Friederike Bremer.

Das äußere Leben dieser talentvollen Schriftstellerin Schwedens, die aber durch wohlgerathene Uebersetzungen auch den Deutschen seit dem Jahre 1838, wo ihr erster Roman erschien, sehr lieb und vertraut geworden ist, bietet wenig Wechselfälle dar. Sie ist die Tochter eines reichen Kaufmanns und Bergwerksbesitzers in Finnland und wurde im Jahre 1802 zu oder bei Åbo geboren. Schon in ihrem dritten Jahre verkaufte ihr Vater seine dortigen Besitzungen und lebte in der Provinz Schonen. Nach dessen Tode hielt sie sich eine Zeitlang in Norwegen bei ihrer Freundin, der Gräfin Sonnenhjelm auf, bewohnt aber jetzt das hinterlassene Landgut ihres Vaters, Arsta (Arstagaard), ohngefähr 6 Meilen von Stockholm. Ihre Mutter lebt auch noch, so wie eine Schwester. In Stockholm selbst genoß sie in frühern Jahren Unterricht und besonders übten deutsche Schriftsteller, welche sie in der Ursprache verstehen lernte, großen Einfluß auf ihre geistige Bildung aus. Zu verkennen ist es auch allerdings nicht, wie Wärme und Innigkeit, Einfachheit und edle Gesinnung, welche in allen ihren Schriften sich kundgeben, das schöne Gepräge tragen, welches die trefflichsten Werke der deutschen Novellistik auszeichnet. Eben dadurch so wie durch klare Charakteristik, Entfernung von allem Prunk, natürlichen Gang der Begebenheiten und tiefes Eindringen in die zarten Bande, welche Familien zusammenknüpfen, erwarb sie sich nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch in Deutschland einen so großen und dankbaren Kreis von Lesern, daß die Uebersetzungen ihrer ersten Werke in zahlreichen Auflagen erschienen und ihren Namen zu einem willkommenen für alle Gebildete erhoben. Eine ausführlichere Beurtheilung ihrer Arbeiten würde hier nicht an Ort und Stelle sein, und wir bemerken daher blos, daß die hauptsächlichsten derselben bis jetzt der Reihenfolge ihrer Erscheinung nach in „den Töchtern des Präsidenten, den Nachbarn, Streit und Friede, dem Hause, der Familie H., Nina" u. s. w. bestehen, ihr religiöses Glaubensbekenntniß auch von ihr in einer Schrift.

Morgonväkter, enthalten iſt, welche deutſch unter dem Titel: Morgenwachen, 1842 erſchien. Ihre geſammelten Novellen tragen in Schweden folgenden Titel: Teckningar ur Hvardagslifvet, deutſch: Skizzen aus dem Alltagsleben (10 Bde. Leipz. Brockhaus).

Je geringer nach Obigem die Ausbeute war, welche für die biographiſchen Mittheilungen über eine liebenswürdige Dichterin, deren Bildniß wir nach einer treuen Abbildung, welche in Schweden erſchien, dieſem Jahrgange unſerer Penelope beigegeben haben, uns zu Gebote ſtand, um ſo mehr erfreute uns vor wenigen Wochen die hieſige Anweſenheit des bekannten däniſchen Dichters Anderſen, von dem wir ahneten, daß er mit ſeiner Geiſtesverwandten in näherer Verbindung ſtehen werde. Und wir hatten uns nicht getäuſcht. Der kindlich herzliche, tief und reinfühlende Dichter hatte mit der ſchwediſchen Muſenſchweſter vor nicht allzu langer Zeit an den Trolhätta-Fällen die erſte perſönliche Bekanntſchaft angeknüpft, und von da an in geiſtigem Austauſche der Arbeiten wie der Anſichten mit ihr geſtanden. Leider erlaubte es ihm eine ziemlich raſch zurückzulegende Reiſe nicht, ſo ſchnell als es für das Erſcheinen unſers Taſchenbuchs in dieſem Jahre nothwendig ward, einen ausführlicheren Aufſatz über dieſe erſte Begegnung an den berühmten Waſſerfällen für uns niederzuſchreiben, wir erhielten jedoch das angenehme Verſprechen von ihm, daß er dies bei ſeiner Rückkehr nach Kopenhagen thun werde, und können daher unſern Leſern dieſe in jeder Beziehung gewiß werthvolle und intereſſante Mittheilung für das nächſtkommende Jahr verſprechen. Da er jedoch im Beſitze eines Briefes der Bremer war, welche dieſe ihm in Erwiederung einer Zuſendung ſeiner neuen Kindermährchen zu Anfange dieſes Jahres geſchrieben hatte, und in dieſem ſich Geiſt wie Herz der Dichterin auf das Anmuthigſte ſpiegelte, ſolche unvorbereitete Ergüſſe auch für ächte Kenntniß der Charaktere weit größern Werth beſitzen, als trockne Daten oder abſichtlich niedergeſchriebene Erklärungen, ſo erſuchten wir Anderſen um die Erlaubniß, dieſen Brief in einer deutſchen Ueberſetzung — denn die Correſpondenz war ſchwediſch — unſern Leſern mit-

Fredrika Bremer

theilen zu dürfen. Nur mit Mühe beſiegten wir die beſcheidene Weigerung des Anſpruchsloſen, und ſo überſendete er ihn uns dann mit einigen Zeilen, welche wir als Einleitung voranezuſchicken uns eben ſo berechtigt als verbunden erachten.

Hier alſo zuerſt Anderſens Billet:

„Sie haben den Wunſch geäußert, eine Abſchrift von dem Briefe des Fräulein Friederike Bremer, den ich zufällig bei mir habe, zu erhalten. Es könnte vielleicht eitel erſcheinen, dieſen Brief, deſſen Inhalt ſich ſo ſchmeichelhaft über meine Mährchen ausſpricht, Ihnen zur öffentlichen Mittheilung zu übergeben, aber ich beſitze hier — auf der Reiſe — nur dieſen, und mehr als der Ruhm, welchen ich dereinſt zu verdienen wünſche, dient der Brief als ein Beitrag, die perſönliche Liebenswürdigkeit der ſchwediſchen Dichterin zu verſtehen, indem dieſelbe ſich ſo warm und innig über einen andern Dichter ausſpricht.

Dresden. Ihr freundlichſt ergebener
H. C. Anderſen.

Und nun der Brief der ſchwediſchen Dichterin in Anderſens eigner Ueberſetzung.

„O dieſe Kinder, dieſe kleinen Kinder im Reiche der Dichtkunſt ſind hinreißend ſchön — ſie verdienen wohl einen Platz im Himmelreiche der Dichtkunſt!

„Es iſt gar nicht recht von mir, daß ich nicht früher meine Dankſagung für das Geſchenk Ihrer „neuen Kinder-Mährchen“ dargebracht habe. Aber wüßten Sie nur, wie oft ich Ihnen in meinem Herzen gedankt habe, und wie oft ich dieſe Ihre Erzählungen an Junge und Alte, Gelehrte und Ungelehrte laut vorgeleſen habe!

Hätten Sie da ſehen können, wie Junge und Alte, Gelehrte und Ungelehrte dieſen Dichtungen mit gleicher Freude und gleich hohem Intereſſe zugelauſcht und mit heiterem Lächeln und mit gerührtem Herzen Ihr Lob ausgedrückt haben!—

„Unter dieſen Erzählungen iſt beſonders eine, welche vorzuleſen ich niemals müde werden konnte, es iſt „das häßliche Entchen (der grimme Aling).“ Dieſe iſt ganz und gar entzückend und vortrefflich! Mehr als ein Dutzendmal habe ich dieſes Mähr-

chen vor ungleichen Personen vorgelesen und erfuhr immer die nämliche Freude. Es sind ein Paar Stellen darin, wo ich Mühe hatte, meine Stimme vor Zittern zu bewahren, wie z. B. wo das Entchen zum ersten Male die Schwäne erblickt und von unerkannter Ahnung zu denselben hingezogen wird und einen Schrei ausstößt, in welchem sein eigenthümliches Wesen sich zu erkennen giebt. Es erinnert an Correggio's Anch' io sono pittore! Aber es hat eine Frische, eine Eigenthümlichkeit, welche mit nichts verglichen werden kann. Ein Freudengruß, eine innig klare Rührung durchzuckt mich, so oft ich diese lese, so auch bei dem letzten Auftreten, wo das Entchen in die Herrlichkeit aufgenommen wird, und sich in dem nämlichen Augenblicke vollkommen klar erkennt, als es dem Tode entgegenfliegt. O welch ein Leben, welch lebendiger Ausdruck in dieser ganzen Schilderung, tief in ihrem Sinne und so ächt satyrisch in der Ausführung (aber auch in so gutmüthiger Weise), gerade so leicht und einnehmend, wie die Blume, wie die Sonnenstrahlen, wie die Vögel des Frühlings! O! Dichter Andersen, dichte solche Kindermährchen! Im Reiche der Kindheit sind sie zu Hause und auch uns alte Menschen machen sie zu frohen und guten Kindern. Niemand kann in dieser Weise so schreiben wie Sie, und spielend ein Großes in das Kleine hineinlegen, eine unendliche Bedeutung in das Begränzte und Alltägliche. Bald werde ich wieder „den grimmen Alling" vorlesen und zwar dem Freiherrn von Berzeline.

„Es ist schon eine lange Zeit verflossen, seit ich nichts mehr von Ihnen gehört habe. Schreiben Sie mir doch bald, wie es Ihnen ergeht und was gelehrte und literarische Freunde in Kopenhagen machen. Leben Sie froh, leben Sie glücklich, bester Andersen, und vergessen Sie nicht, Nachricht über Ihr Leben und Glück zu ertheilen an

Ihre dankbare Freundin
Friederike Bremer."

Stockholm, 19. Februar 1844.

Wie charakteristisch für die Anerkennende wie für den Gepriesenen!

Theodor Hell.

Dresden, Ende Juli 1844.

Novellen,

historische und biographische Aufsätze.

aus fernen Landen gekommen, euch zu ſuchen. Freudig ſprang Aucaſſin fort.

Als Aucaſſin vernommen,
Daß Nicolette, lilienrein,
In's Land zurück gekommen;
Wer konnt' entzückter ſeyn!
Er ging mit ohne Verweilen,
Das Schloß ſchnell zu ereilen.
Da ſaßen Beide im Kämmerlein,
Und dem treuen Ritter, den allein
Nicolettens Lieb' erfreute,
Beklemmte Wonne die Bruſt.
Es fühlt an des treuen Freundes Seite
Auch das Mägdlein nie empfund'ne Luſt,
Und fröhlich ſpringt ſie und hüpft um ihn,
Betrachtend ihren Aucaſſin.
Sie breitet ihm die Arme entgegen,
Sich zärtlich an ſein Herz zu legen,
Und küßt ihm die Augen und lächelt ihn an.
So fand die Nacht ſie noch vereint,
Und als der Morgen zog heran,
Gab ſie die Hand dem trauten Freund
Und ward ſein treu Gemahl.
Sie lebten Jahre ohne Zahl
In ſchöner Einigkeit,

Mormona die Waldenserin.

Novelle von

F. Gustav Kühne.

Aus den Papieren des Grafen da Terre. *)

Die finstern Alpenthäler Piemont's sind meine Heimath. Wohl muß ich ihn finster nennen, den Geist, der dort umgeht, sind gleich an die dunkeln Waldschluchten, an die kargen Felsenhöhlen, die süßen Gefühle meiner Jugend geknüpft. Es ist ein seltsam geartetes Land, mein Piemont. Mitten in unfruchtbarem Gefilde stößt man auf kurze Strecken, wo Blüthe und Frucht ein jähes, rasches Leben treibt und mit einer Zauberpracht wie der Cactus überrascht, der für sein saftiges Fleisch, für das wunderbare Farbenspiel seiner Blume aus steinigtem Boden seine Nahrung saugt. So überraschend sind alle die Lieblichkeiten meines Landes, ganz dazu gemacht, den Wanderer zu schrecken, weil sie mitten aus dem Felsgerüll wie ein Räthsel aufsteigen. Hier und da drängt sich ein schmales Thal zwischen steile Wände, es lockt Dich mit seinem dunklen Erlengrün immer weiter in eine geheimnißvolle Welt, wo Du dem Grundquell des noch unberührten Lebens, dem Schacht der verschlossenen Tiefe Dich zu nähern glaubst, bis plötzlich ein wildes Bergwasser um die Felsenecke bricht, un-

*) Der Held der Geschichte erzählt selbst.

vermuthet Deinen Pfad überschäumt und den geträumten Frieden stiller Verborgenheit in Nacht und Graus verschüttet. Du mußt fliehen, soll Dich die Wildniß nicht verschlingen. Du fliehst und möchtest doch von neuem in den Schooß jener Bergwelt zurück. So lockt und schreckt zu gleicher Zeit mein Piemont.

Und die Menschen in den Thalschluchten sind nur deren persönlich gewordenes Wesen, deren lebendige Seele. Sie locken und schrecken Dich, jeder ist zugleich Dein guter und Dein böser Geist. Die stille Einfalt ihrer Sitten schützen sie mit wildem Ungestüm. Die schäumenden Wasser und die Tod drohenden Klüfte mußt Du überwinden, willst Du eine kleine, arme Hütte mit Wiesengrund finden. Den verwegenen Trotz der Kinder der Natur mußt Du erst zwingen, Dir dienstbar zu sein, gehst Du darauf aus, ein unberührtes Menschenherz zu entdecken, das in den rauhen Bergen mit seinem Gottesfrieden sich angesiedelt.

Wie ihr Land, so sind die Waldenser, die ein grausames Geschick aus dem großen Strom der Menschenwelt bei Seite geschleudert. Ich weiß nicht, ist ihr Wesen in den Bergen erst verwildert, oder sind sie als fertige Sonderlinge hier eingewandert. Die Tücke der Verfolger hat sie verscheuchtert, ihre Verstocktheit, ihr Argwohn gegen Alles, was sonst noch Gottes Welt erfüllt, ist so felsenfest, wie die Berge, die sie schirmen. Wohl mögen die stolzen Menschen, die sich im Besitz einer ausschließlichen Wahrheit dünken, bei diesen Kindern der Natur die schroffe Unzugänglichkeit verschuldet haben. Die Waldenser waren von je voll tiefen Grolls gegen die

Welt, sie erklärten uns immerwährend den Krieg, aber sie tödteten ihre Feinde, wie die Parther, nur immer im Fliehen. Sie sind hinter ihren Bergen geblieben und haben sich nach jeder blutigen Berührung mit uns römischen Christen nur immer tiefer hineingegraben in die Einöden und in die wilde Seltsamkeit des Landes. Wo Du aber mitten in der verwahrlosten Ungebärlichkeit ein stillfreudiges Herz, hinter der rauhen, felsigen Außenwand einen Quell frischen Lebens findest, da glaubst Du als Menschenfreund einen Fingerzeig Gottes zu erkennen, da jubelst Du über den Fund, weil in der vielverworrenen Menschenwelt der reinen Quellen so wenige sind. Ist der Geist der Verfolgung bei den Tyrannen erlahmt, so übt der Unterdrückte unmerklich eine Macht aus auf die gewaltigen Herren, der griechische Sklave beherrschte zuletzt den Römer in seiner eigenen Welt. Und so hab' ich's denn, der letzte La Torre, für eine Sühne des Schicksals gehalten, daß meine Mutter eine Waldenserin war. Und mein Vater war nicht der Erste, nicht der Letzte des Hauses, dessen Herz ein waldensisch Mädchen bezwang. Mit Liebe sollten die Nachkommen die blutige Schuld der Vorfahren sühnen. Diese Rache übten die heidnischen Waldenser an uns. Giebt es eine Rache, die christlicher wäre? Aber der blinde Aberglaube, der blinde Wahn verstand nicht immer den Wink des guten Gottes.

Santa Maria, der Stammsitz unseres Hauses, ist auf dem Abhange jener Hügelreihen erbaut, die sich vom höheren Gebirge herab gemach in die Ebene verlieren. Unfern vom Bergschloß liegt das uns zugehörige, uns gleichnamig

Städtchen La Torre. Rückwärts reicht unser Gebiet ins Ungewisse jener Felsenwelt hinauf, wo, wie man den Kindern sagte, die Kobolde und die Ketzer hausen. Beides ward dem Knaben schon früh als gleichbedeutend vorstellig gemacht; der Pfarrer im Schlosse und die alten Weiber im Hofe, Religionslehren und Ammenmärchen schienen verbündet, meine junge Seele mit einem schicksalsvollen Glauben zu erfüllen, der mich schrecken und das Heil meines Lebens sichern sollte. Was aber schrecken soll, das reizt. Ist das im menschlichen Wesen allgemein gegründet? Oder war es nur für mein Geschlecht eine verhängnißvolle Erbeigenthümlichkeit? Der Hang zum Widerspruch saß in mir so fest, wie in vielen meiner Vorväter, von deren Lebensschicksalen ich hörte. In den Hallen des halbverfallenen Schloßtheiles ging der Geist der Urmutter des Hauses um. Sie hieß im Munde des Volkes die alte Waldenserin, die nicht schlafen könne, weil sie, obschon römisch bekehrt, getauft und eingesegnet, doch im Grunde des Herzens nicht ganz Christin geworden sei, nicht ganz dem alten Heidenthum ihrer Berge entsagt habe. Das, so erzählte man sich, sei den Waldensern eigen. Wo man sie gewonnen zu haben glaubte für das Heil, das die Mutter Gottes bietet, da fügten sie sich nur zum Schein, gaben sich nur in der Betäubung gefangen, wenn sie wie gläubig niedersanken und nach römischer Art die Kügelchen am Rosenkranz drehten. Wenn sie sich aber aufrichteten, waren sie plötzlich wieder die Alten, hoben den gebeugten Nacken in die Höhe und wandelten als verstockte Heiden mit dem ganzen Trotz ihrer innern Unüberwindlichkeit unter uns Schafen der alleinigen Heerde

des Herrn einher. Oft liefen sie gleich nach der Bekehrung Frankreichs in die Gebirge zurück, oder entwichen erst nach jahrelangem Verkehr mit uns und verließen dann eben so plötzlich die vollen Fleischtöpfe in den Städten, um daheim wieder in der kargen Wildheit der Berge ihr Wesen zu treiben. Man wußte von bekehrten Waldensern, die über Nacht Haus und Hof, Weib und Kind verließen, um wieder freie Söhne des alten Glaubens zu sein. Die alte graue Ahnmutter meines Hauses hatte die Ihrigen nicht wieder verlassen, aber sie war nicht vollständig bekehrt; im verborgnen Winkel ihrer Seele, sagte der Caplan, sei ein Rest Ketzerei sitzen geblieben. Um deswillen, sagten die alten Weiber, müsse sie umgeben und könne nicht Einkehr halten in den Wohnungen des Herrn. Von ihr schrieb sich auch der Fluch her, der auf unser Haus geschleudert war. Der Geist der Berge wird über Euch kommen und im Aufruhr der Elemente werdet Ihr zu Grunde gehen! So lautete die Verwünschung, die sich seit Jahrhunderten fortgepflanzt und die uns die heilige Kirche gläubig zu erläutern suchte. Weil von Alters her mütterlicher Seits heidnisch Blut in unsern Adern floß, so kehrten oft Abgeordnete Roms bei uns ein, bearbeiteten unser Geschlecht und suchten uns in dem „Aufruhr der Elemente" die wilde Berggegend und die Verührung mit den Waldensern zu deuten. Der alte Ahnherr war nicht der Einzige gewesen, den es geheimnißvoll in die Berge getrieben, weil sein Herz dort den Magnet gefunden. Es war im Landvolke sogar sprichwörtlich, daß von Zeit zu Zeit ein Graf La Torre von den Nymphen im Walde bethört werden müsse.

Wer von uns den Geistlichen sein Ohr lieh, der ward eifrig bemüht, durch Gebete und Gelübde, oder gar durch blutige Verfolgungen sich vor jenem Reiz der Berge zu schirmen.

Nicht selten hatte ein Graf La Torre die Waldbewohner von allem Verkehr mit dem flachen Lande abgeschnitten, einen christlichen Pesticordon um die Schluchten gezogen und Demjenigen, der ihn überschritt, mit dem Tode gedroht. Brachen dann die Bewohner der Berge hier und da hervor, so wurden sie wie wilde Thiere gefangen, wie Verbrecher gerichtet. Die Behandlung der Unglücklichen wechselte immer epochenweise. Nach solcher Hetzjagd erfaßte dann den Nächstgeborenen um so tiefer ein Drang der Liebe, die vergüten wollte, was die finstere Barbarei der Vorfahren in Haß verschuldet. Und so war auch meines Vaters Herz der Macht erlegen, die ein junges Kind der Berge auf ihn geübt. Auf der Jagd hatte er sie gesehen und der Zauberbann war rasch um Beide gezogen. Mit einem Rudel kecker Burschen, die Wilddieberei getrieben, ward sie aus dem Versteck aufgescheucht. Ihre Gefährten waren gefangen, lagen gebunden am Boden. Sie allein war entsprungen und kletterte vor seinen Augen die Felsen hinan. Wie eine Gemse stieg sie von Kuppe zu Kuppe, ein Gewehr in der Hand, mit dem sie den Verfolgern drohte. Man parlamentirte mit ihr wie mit einem ehrenwerthen Feinde, man versprach ihr die Freiheit, wenn sie sich ergeben wolle. Sie kam herunter und lieferte ihre Waffe aus. Bei ihrem Anblick war der Geist der Berge über meinen Vater gekommen. Er gab den ganzen Haufen frei. Das erschütterte die junge Mädchenseele. Ihre drei Brüder waren auf Raub

ertappt, mit den Waffen in der Hand gefangen, des nahen Todes gewiß, und nun so plötzlich aller Strafe ledig, ihres Lebens wieder froh! Sie wollte nicht in die Berge zurück, sie bot sich als Geisel an; Keiner von den Ihrigen solle je wieder Waldfrevel üben! Sie schien fast zu stolz, die Freiheit der Brüder ohne Gegenbuße als Geschenk anzunehmen. Mein Vater führte sie mit sich fort, und während sie sich ihm zu eigen gelobte, war er schon ihr Gefangener. Sie wurde römische Christin, wurde seine Gattin. Aber dauerte das Glück des Bundes nicht länger, als der erste Rausch der Liebe? Schwand der Reiz mit der Besiegung der Hindernisse? — Die Unschuld aus den Bergen war in die Dame des Schlosses verwandelt. Nun Alles geordnet schien, stiegen die Geister der Zwietracht auf; Mißverständniß und Reue hießen die Elemente, in deren Aufruhr das Glück der Eltern zu Grunde ging. Und so schien auch der zweite Spruch der alten Waldenserin eingetroffen. Meine Mutter starb bald nach meiner Geburt. Sie lebte in der letzten Zeit wie verstoßen in den innern Gemächern des kleinen Schloßflügels, während mein Vater in der Welt herumschwärmte, um gewaltsam den Frieden zu finden, den ihm daheim sein Gewissen nicht gestattete. War auch in der Mutter die Waldenserin nicht ganz getilgt? Hatte sich auch in ihr jener unvertilgliche Rest des starren Unglaubens geregt? Es war Thatsache, daß sie in Gram und Einsamkeit schnell alterte und für kurze Liebesfreude einen frühen Tod erndtete. Sie starb sehr plötzlich, ohne Nachtmahl, ohne Versöhnung mit ihrem Gatten, in der Entbehrung ihres einzigen Kindes, das man ihr entzog.

Um mich vor ähnlichem Zwiespalt und Unheil zu bewahren, ward ich schon früh aus dem elterlichen Hause entfernt und in ein genuesisches Kloster gebracht, wo ich unter Obhut unsers Caplans, der Procurator des Ordens geworden war, heranwuchs. Ich blieb lange Zeit in alle dem unwissend, was sich verhängnißvoll im Hause der Meinigen gestaltet hatte und noch immerfort Himmel und Hölle in Streit erhielt. Der Haß gegen Ketzer, der Abscheu gegen die verlorenen Kinder in den Bergen, sollte in mir nicht bloß als Aberglaube, sondern durch Predigt und Moralphilosophie wissenschaftlich begründet, jedenfalls so tief eingepflanzt werden, daß jede Berührung mit Ungläubigen mir wie Todsünde erschien. So ward ich mehr priesterlich erzogen als für die Welt und meinen Stand. Das alte Schicksal meines Hauses sollte, wie es schien, mit den weltlichen Gelüsten in mir ertödtet werden. Ich hatte vielleicht in meinem Wesen Hang zum Menschenhaß, doch weil man so abenteuerig sein wollte, mir ihn förmlich zu lehren, so ward ich früh stutzig und der geheime Trotz meiner Natur entschied sich für das Gegentheil; aus Haß, den man säen wollte, wurde Mitleid und Liebe. Dieser Trotz, dieser Reiz zum Widerspruch ist das eigentliche Schicksal in der Geschichte meines Hauses, nicht die waldensischen Gräuel im Waldesgrün. Dieser Trotz gab uns den Hang, das Verborgene, das Namenlose, das Unenträthselte aufzusuchen. Und zu diesem gehörten freilich die Ketzer in den Bergen, man uns als Kobolde, als Ungeheuer schilderte.

Ich wuchs langsam auf, schien zart und schwach. Man mußte mich also schonen, that mir keinen Zwang an, und so

ſtreng ſonſt die Zöglinge des Kollegiums gehalten wurden, ſo mußte man doch beſtrſam auf meine Geſundheit achten. War ich doch der einzige Sproſſe der alten Familie. Ich lernte fleißig, ſchien fügſam und gutartig. Bei aller Schwächlichkeit war ich aber eine zähe Natur, paſſiv dauerhaft, obwohl ich thatſächlich nicht viel leiſtete. Ich duldete ruhig meine Zucht, es fiel mir nicht ein, lieber wie ein junger Cavalier zu Pferde ſitzen zu wollen, als klöſterlich mit Büchern zu verkehren. Der weltliche Trieb war nicht in mir erſtickt, vielmehr hatte ich ſchnell durch eine Gunſt der Schickung eine Auskunft gefunden, die meine Natur ſich ſelbſt verſchaffte. Der Drang zum Geheimniß war in mir da, ich gab ihm eine ſchnelle Nahrung. Ich trieb des Tages meine Studien getreu und gewiſſenhaft, des Nachts aber, wenn ich ſchläfrig entlaſſen war, wenn die Hüter ſelbſt ſchliefen und ſicher zu ſein glaubten, ſtieg ich keck aus dem Fenſter, lief am Strande umher, lief an die Mole, wo die Fahrzeuge landen, nahm ein Fiſcherboot und fuhr ins Meer hinaus. Anfangs hielt ich mich in der Bucht, zwiſchen den Hafendämmen. Der Fiſcher, den ich miethete, ward mein guter Freund, ich liebte ihn zärtlich wie meinen Retter. Meine Seele athmete frei auf, wenn die dämmernde Nacht der regelmäßigen Zwangsarbeit des Tages ein Ende machte und die Augen der Wächter für mich ſchloß. Wenn Genua, die wunderbare Felſenſtadt, mit ihren Palläſten, Terraſſen und Thürmen im Mondſchein hinter mir aufſtieg und die kleine Barke durch die hundert Schiffe hin- und herglitt, hab' ich oft meinen Fährmann umarmt vor lauter Luſt am ſchönen, freien Leben. Oft fuhr ich auch allein;

ich lernte rudern, wagte mich weit hinaus ins offene Meer und kehrte erſt mit der Dämmerung des Morgens heim. Mich reizte das ungewiſſe, das unermeßliche Element. Wenn ich in der Zelle, in den Hörſälen vom Tode, vom Lande Jenſeits reden hörte, verſetzten mich meine Gedanken aufs Meer. Es war derſelbe Reiz zum Unendlichen, der mich beim Capitel vom Tode erfüllte, aber dieſer Hang hatte für mich ſeinen Ableiter gefunden. Wäre ihm die Sättigung verſagt, ich hätte mich vielleicht, wie in die See, ſo in den Tod ſtürzen können, um ſeine unerforſchte Tiefe zu ergründen. Meinen nächtlichen Wanderungen am Ufer, meinen Irrfahrten im Boote hatte ich es zu verdanken, daß ich geſund blieb an Leib und Seele. Ob mein Lehrer darum wußte, ob er mir zuweilen von weitem folgte, erfuhr ich nicht. Die nächtlichen Freiſtunden waren eine ſtillſchweigende Bedingung meines ſonſt guten Verhaltens geworden.

So war ich herangewachſen ohne eigentliche Erziehung zu Menſchen, im Wechſel zwiſchen Kirchendienſt und dem geheimen Gelüſt zur Willkür, dem ich den Tribut entrichtete.— Mein Vater war von ſeinen Reiſen zurückgekehrt. Ich hatte mein achtzehntes Jahr angetreten, als ich vor ihn beſchieden ward. Mein ruhiges, ſcheinbar ſtilles Weſen hielt er für eine gute Frucht meiner Erziehung und er meinte, es ſei nun genug geſchehen, um mich vor den Gefahren der Ketzerei für geſichert zu halten. Zum wirklichen Mönch war der letzte La Torre doch nicht beſtimmt. Ich blieb nun auf Santa Maria, lernte die ritterlichen Dienſte, ging mit auf die Jagd. Das Alles that ich ſo handwerksmäßig, wie ich früher die

Durch treue Lieb' entzückt,
Und er fand sich so süß beglückt,
Als sie sich ihres Glücks gefreut.
Dieß schöne Liedchen endet hier,
Und auch die Mähr', die treulich wir
Euch haben vorgetragen;
Mehr wissen wir nichts zu sagen.

Bücher las und Latein lernte. Degen und Büchse konnten mir erst Reiz gewähren, wenn ich sie willkürlich führte, nach freiem Drang sie benutzte. Meiner Umgebung aber schien ich wirklich ein Mensch ohne Eitelkeit, ohne Ehrgeiz, ohne Aufregung der Sinne. Man hatte das Alles in mir niedergehalten, kein Wunder, wenn mein Gemüth verschüchtert war und in jene träumerische Gleichgültigkeit versank, die das Gebotene mechanisch übt, aber im Stillen auf die Stunde der Erlösung harret. Ich ward bald der Liebling der ganzen Dienerschaft, weil ich eben so leutselig war, wie mein Vater herrisch. Sie erzählten mir von den wilden Verfolgungsscenen im Gebirge, von der Ahnmutter und ihrem Fluch. Ich forschte vor Allem nach den letzten Schicksalen des Hauses. Die Härte, die man auf Befehl meines Vaters gegen meine Mutter verübt, suchte man am Sohne reichlich zu vergüten. Die Schönheit der Mutter, sagten sie, sei das Unglück des alten Herrn gewesen. In der Schönheit der Weiber aus den Bergen gehe für die Grafen La Torre der Teufel umher und suche wen er verschlinge. Man vertraute mir dies so ehrlich und offen, weil man mich, wo nicht für einen geistlichen Herrn, doch für einen gelehrten und tüchtigen Christen hielt, und man hielt mich dafür, weil ich fromm schien und den Kirchendienst freilich sehr gut verstand. Meine klösterlichen Gewohnheiten erweckten dem Vater sogar Besorgnisse; er fing an, mich weniger streng zu halten: es gab Augenblicke, wo er mich mit einer schwärmerischen Zärtlichkeit überhäufte. Hatte mich seine frühere Härte unfähig gemacht, einem Gefühle für ihn Raum zu geben, so mußt' ich

jezt fürchten, seine plötzliche Weichheit sei nur augenblickliche Reue, eine Laune so gut wie die frühere Kälte, die mich den Fremdlingen und der Zucht des Klosters überließ. Für seine Liebe, die sich mir jezt als Schwäche zeigte, hatte ich keine Entgegnung; aber sie gab mir eine Macht über ihn, die ich benutzte. In einer Stunde der weichen Hingebung fragt' ich ihn dreist, warum er meine Mutter wie eine Gefangene gehalten habe. Mit diesem Worte sprengte ich die Pforte, die das Unglück des alten finstern Mannes verschlossen hielt. Von einem Zögling der Kirche hatte er die Frage nicht erwartet: ich nellte sie ihm als Sohn, als Mensch. Er schien verwirrt, betäubt, er schwur meine Mutter bis an ihr Ende geliebt zu haben, ihr treu zu sein bis über's Grab hinaus; die Heiligen, hoffte er, würden sie dereinst ihm wieder zuführen. Ich fragte, was sie als Gattin, als Mutter verbrochen. Sie war keine Christin! sagte der Alte scheu und still. — Ich sah ihn zornig an. — Ein halbes Jahr nach meiner Geburt, fuhr er fort, in einer süßen Stunde der Umarmung, da hatte sie ihm voll Uebermuth ins Ohr geflüstert, nur seinetwillen mache sie Alles so mit, wie es der Pater vorgeschrieben. Wie könne ein alter Mann, der nie gewußt, wie Menschen menschlich fühlen, ihr anbefehlen, wie ihr zu Muth sein solle! Alle die Martergeschichten seien ihr ein Gräuel, sie könne mit vermoderten Knochen nicht schön thun, ja, sie schäme sich, wenn die Frommen im Himmel es zuließen, daß man ihnen so viel Seltsames nachsage. „Ich schreckte auf aus ihren Armen," rief mein Vater mit Entsetzen. „Ich starrte sie an, sie war wie verwandelt. Ein Schauder trieb mich vom Lager, es überkam mich die Er-

innerung an den alten Fluch, daß der Geist der Waldenserin unter uns umgehe und nicht sterben könne!" — Er hielt den Leichtsinn einer unbewachten Heiterkeit für den Dämon des Hauses. Er hat sein Weib nie wieder berührt. Er eilte nach Rom und beichtete. Die Kirche stellte ihre Abgeordneten, um den bösen Geist auszutreiben. Mein Vater wies ihre Hülfe von sich. In der Angst um ihr Seelenheil hatte sich nur die irre geleitete Liebe verrathen, die zu falschen Mitteln griff. Wie man sie förmlich als Ketzerin behandeln wollte, empörte sich sein Stolz und er trieb die Väter Jesu mit Gewalt aus den Hallen seines Schlosses. Aber er selbst blieb gegen meine Mutter der strafende Richter, der die Verurtheilte nicht einmal mehr hörte. Sie hatte keine Gewalt mehr über ihn, er blieb taub gegen ihre Reue, ihre Thränen, ihre Verzweiflung. Daß sie ihn sehr heilig liebte, hat sie ihm wohl zur Genüge bewiesen, weil sie nicht lange ohne seine Huld leben konnte. Das Glück hatte sie sicher gemacht und das alte Heidenthum ihres Stammes in ihr aufgerüttelt. Jetzt, da sie seine Gunst verscherzt hatte, war sie wieder demüthig wie eine Magd, hielt sich still, fastete und verzehrte sich nach ihrer Art in Reue und Buße, wenn auch ohne Sühne mit der Kirche. Während er in der Welt herumirrte, auf Seezügen und Kriegsfahrten, um die Zweifel, die Unruhe und die Finsterniß seiner Seele zu bekämpfen, lag sie auf dem einsamen Todtenbette. In einem Augenblick der irren Angst verlangte sie nach dem kirchlichen Trost. Wie man ihr das Mahl des Herrn brachte, wandte sie sich zornig ab und starb.

Sie ſtarb an einer unterdrückten Thräne. So dachte ich mir das Ende meiner Mutter.

Der Alte hatte ſeinen Bericht beendet und ſaß matt und erſchöpft im Seſſel. Ich ſprang auf und ſchüttelte mein Haupt. Gott vergiebt Euch die Sünde nicht! rief ich in einer Aufregung, die Niemand an mir kannte. Das Wort fiel wie Feuer vom Himmel. Ich ſtand mit glühendem Angeſicht vor dem Alten. Er erhob ſich langſam und ſtarrte mich an mit dem Blick des unſicheren Entſetzens. Wie zwei ſich ganz wildfremde Menſchen ſtanden wir uns gegenüber. Er wollte reden, aber die Lippe zitterte. Er war irre an mir; ich weiß nicht, ob er es an ſich ſelber war. Der Augenblick ſeiner rathloſen Unſicherheit ſtimmte mich mild, wenigſtens dämpfte ſich in mir die Gluth des Zornes. — Vater, ſagte ich, Ihr habt meine Mutter ſehr raſch verdammt. — Die Kirche hat mir vergeben, ſagte er zögernd und ſtotternd. — Die Kirche, ja, aber Gott nicht, rief ich ihm zu, weder Gott, noch Eure innere Stimme!

Der Alte ſank ſtill und ſtumm in ſich zuſammen, verhüllte ſein Haupt und brütete vor ſich hin. — Die Kirche, aber Gott nicht! Ich warf das ſo hin, als hätte ich ſelbſt den Glauben, die heilige Kirche könne anders als Gott richten. Ich that ſo, als wüßte ich beſſer darum, wie der Alte; im Grunde aber hatt' ich das ſo hingeſprochen wie ein Kind im Traume.

Später hab' ich wohl das leichtfertige Wort überdacht und gefunden, daß es Sinn hat. Wohl giebt es einen Gott in uns, deſſen leiſe Rede kein Spruch der Kirche, keine Für-

bitte der Heiligen übertönt, eine innere Stimme, die uns gegen die Satzungen der Gewohnheit zu denken gebietet. Meine Mutter war dem Herkommen des Glaubens geopfert, und ein Menschenleben ist doch wohl heiliger als ein Wort! Ein Menschenleben ist ja eine That Gottes!

Mein Vater begriff nicht, weshalb ich ihn so hart anlassen konnte. Er hatte nach seinem Wissen ganz recht gehandelt, ließ ohnedieß Messen lesen für sein und der Gestorbenen Heil, betete und that gute Werke, wenn es ihn wie die Unruhe eines gequälten Geistes überfiel. Im Stillen für sich selbst schien er doch wohl keine Sühne gefunden zu haben; seine ganze Natur war aus ihren Fugen gerückt, bald in finsterer Starrheit gefangen, bald weich und zerflossen. Sein ganzer Mensch war aufgelöst, aber seine Ueberzeugungen waren fest geblieben. Ich ließ von ihm ab, meine Aufregung schwand und jene Gleichgültigkeit kehrte wieder, für die ich erzogen war. Daß ein Mann ein Weib heilig liebte und weil er entdeckt, sie glaube nicht wie er an Gott, sie verstößt und verdammt, das hätte mich fast für Beides, für die Liebe und für den Glauben abtödten können. Es kümmerte mich damals kaum, wo der Wurm sitzen mochte, der heimlich das Leben der Menschen zernagt.

Seit den Mittheilungen meines Vaters fühlte ich mich selbstständig, hielt ich meine Erziehung für vollendet. Dem Unwillen gegen den Alten gab ich nicht weiter Sprache, aber ein wehmüthiger Groll gegen menschliche Thorheit und Grausamkeit setzte sich sehr fest in meiner Seele. Fast wünschte ich mir mein eintöniges Leben im Kloster zurück, die Thorheit im Ge-

wande der Gelehrſamkeit ſchien mir noch die erträglichſte. Nachts trieb es mich fort vom Lager, das alte Bedürfniß zum Wandern regte ſich wieder. Ich wurde weniger als ſonſt beobachtet und die Diener im Schloſſe waren mir ſtillſchweigend zu Willen. Ich vermißte das Meer, das Bild der Unendlichkeit in der Dämmerung der Nacht. Ich ſchlich in den Trümmern der alten Burg umher und ſehnte mich vergeblich nach dem Anblick der alten Waldenſerin. Ich hätte mich gern an etwas Geheimnißvolles hingegeben. Bald aber zog es mich in den Bergwald. Die dunklen Schluchten, die rauſchenden Gewäſſer, die Steinklippen wurden mir vertraut, und mit der Flinte über der Schulter drang ich immer tiefer in das geheimnißvolle Dickicht der verworrenen Wälder. Oft kehrt' ich erſt am Morgen heim von der zielloſen Wanderung. Ich hätte ſo gern einen Kobold gefunden, mit dem ich Zwieſprache halten konnte. Nur das aufgeſtörte Wild regte ſich in den Thälern, nur das Echo wurde zwiſchen den Felſen wach. Dem Geiſte der Berge ſollte ich in ganz anderer Geſtalt begegnen.

Das Feſt der Schutzpatronin war nahe. An das alte Mauerwerk der Burg knüpfte ſich noch der heidniſche Name, der, oft vergeſſen, doch immer wieder auftauchte. Es war Sitte, alljährlich die Ruinen zu weihen und gleichſam von Neuem zu taufen. Niemand anders als die Mutter Gottes ſelber war die Patronin von Santa Maria. Außer dem Frohnleichnamsfeſte gab es keinen Tag des Jahres, den die ganze Gegend feſtlicher beging. Je lebendiger die Sage von der alten Waldenſerin, deſto eifriger hing man an dem Brauche, die verödeten Mauern immer wieder einzuſegnen, da man den heidniſchen

Geist, der dort umging, für mächtiger hielt, als das christliche Weihwasser. Das Landvolk strömte dann in Schaaren herbei, und glückselig das Kind, das der Caplan dazu erwählte, die Heilige des Tages vorzustellen.

Es war Markttag in La Torre. Der Priester hielt seinen Umzug durch das Gewühl des Volks. Die Mädchen beugten sich vor ihm, schamhaft erröthend im Gefühl der Eitelkeit, und eilten, sich den Reihen anzuschließen, aus denen der Geistliche die Gott und Menschen Wohlgefälligste, die Sittsamste und zugleich die Schönste erlas. Weltliches und Himmlisches mischt unsere Kirche nach altem Brauche, ja, sie behauptet damit ihre Macht über die Gemüther, daß sie auch die Volksfeste heiligt, die Kinderspiele in ihren Dienst nimmt. Mitten im Getümmel des Marktes sammelten sich die Mädchen um den Caplan, Männer und Weiber verließen die Buden und folgten dem Rufe des Herrn. Das Geschrei der Melonenverkäufer, die unerschöpfliche Kehlkraft der Zwiebelhändler verstummte. Der Geistliche stellte die Mädchen noch einmal in Reihe und Glied, sein Auge schweifte hinauf und hinunter und erwartungsvoll schlug jedes Herz, denn Jede hielt sich für berufen und zitterte doch, die Auserwählte zu sein.

Da fiel der Blick des Priesters noch auf ein junges Wesen, das theilnahmlos schien und sich nicht anschließen wollte, wo doch Jede berechtigt war. Sie saß auf ihrem Karren, schnitt Melonen auf und bot, gleichgültig um die festliche Handlung, die saftigen Stücke feil. Auf den Stangen des Fuhrwerks hing Waldgeflügel paarweise in schmucker Ordnung. Das Mädchen war in der Tracht des Landvolks,

unscheinbar, arm und einfach. Ein derber Bursch mit strup-pigem Haar und von wilder Häßlichkeit machte sich um sie zu thun und warf dem Esel Disteln vor. Wie der Caplan auf das Mädchen hinwies, ward sie gleich der Zielpunkt aller Blicke. Er winkte; sie sah ihn an und verstand ihn nicht. Er wollte ihrer Schüchternheit zu Hülfe kommen und rief, sie solle sich anschließen. Da ward sie feuerroth und bedeckte ihr Ge-sicht mit beiden Händen. Wie sie aufblickte, sah sie in ihrer Verworrenheit so lieblich aus, wie am Schöpfungstage die erste Blumenknospe, die sich öffnet und vor sich selbst und dem hellen Licht erschrickt. Sie ward vielleicht zum ersten Male ihres Daseins inne und fühlte die Blicke, die auf ihr ruhten. Ihre Schönheit war wie ein Magnet, der sich vergeblich be-müht, seine abstoßende Kraft wirksam zu machen. Sie blickte lang umher, sie wollte sich ungesehen machen und wußte sich keinen Rath. Endlich rief sie dem Buben etwas zu. Er sta-chelte sein Thier, daß es laut aufschrie und doch nicht gleich anzog. Sie wollten zur Seite biegen, aber die Menge um-drängte schon den Wagen und riß dem Jungen den Knüttel aus der Hand. Sie schrie laut auf, wie man die Früchte vom Karren riß und Hand an sie legte. Je mehr der Junge tobte und mit Fäusten auf den Esel schlug, desto mehr war das Mädchen der Gegenstand des Verlangens. Der Tumult wuchs, das Volk schien wie von einer Raserei ergriffen, sie zur Heiligen des Festes erklären zu lassen. Wie man ihr Gewalt anthun wollte, sprang ich hinzu, ergriff sie am Arme und hob sie vom Wagen. Sie zitterte heftig, doch als sie bemerkte, daß mein Erscheinen die feindliche Berührung verhinderte, sah

sie mich zutraulich an und kreuzte die Arme. Sie war kein Kind mehr und schien doch so hülfsbedürftig und schüchtern. Ich verstand es nicht, wie sie sich tief beugte, den Kopf schüttelte und alle Zeichen der Weigerung machte.

„Mormona weiß das nicht zu machen!" sagte sie mit flehender Geberde. Man hielt das für Blödigkeit und ich sprach ihr Muth ein. Als der Caplan auf sie zuschritt, faßte sie mich rasch am Arme und folgte geduldig zu der Mädchenschaar. Sie war todtenbleich, wie sie jetzt mit dem Zuge fortschritt. Ihr Begleiter lag tobend und schreiend am Boden und der Esel am Karren, ungeberdig wie sein Führer, wurde das Gespött der Buben, bis der Zug nach der Capelle aufbrach.

Mich beschäftigte noch der Bursche. Es war ein stämmiger, breitschulteriger Mensch, mit dickem Kopfe und schrägen, blinzelnden Augen, an jene Cretins erinnernd, wie sie in den Bergen nicht selten sind. Er war aufgesprungen, als ich wieder zu ihm trat, sammelte die zerstreuten Früchte, hing das Geflügel zurecht, schlug sich vor die Stirn und ließ dann am Esel seinen Zorn aus. Wie ich ihm sein Wesen verwies, setzte er sich ruhig nieder, stützte seinen Kopf in die Hände und sah mich furchtsam von der Seite an. Auf meine Frage, wo er her sei, beschrieb er mir eine Gegend in den Bergen, die ich nicht kannte. — „Wer ist Mormona?" — „Meine Schwester," sagte er. — „Wem gehört Ihr an?" — „Niemanden, wir müssen daheim verhungern, wenn wir die Vögel und die Gurken nicht absetzen." — Ich gab ihm Geld, das er jedoch gleichgültig nahm. „Zieht Ihr immer hieher zu Markte?" — „Mormona zum ersten Mal," sagte er, „und

gleich haben ſie ſie erwiſcht!" — „Jede Andere," ſagte ich, „ſchätzt ſich glücklich, wenn ſie beim Feſte mit aufzieht." — „Herr!" ſagte er, eben ſo gutmüthig wie liſtig, „wir ſind zu dumm dazu!"

Von der Cavelle aus wälzte ſich jetzt die Menge wieder zurück. Die prieſterliche Wahl hatte der Stimmung des Volkes entſprochen, Mormona war zur Heldin des Feſtes erkoren und lauter Jubel hieß ſie nun willkommen, als ſie an der Hand des Caplans erſchien, um in das Kloſter der frommen Schweſtern geführt und für den nächſten Tag vorbereitet zu werden. In die Geſänge der Chorknaben miſchte ſich das Gebrüll des tollen Burſchen, der laut heulend ſich plötzlich mir zu Füßen warf und meine Kniee umklammerte. Ich griff ihm ins Genick und ſchüttelte ihn von mir. Er ſprang wild auf und warf ſich mir entgegen. „Rettet Mormona!" flüſterte er, „wir verſtehen nichts vom römiſchen Glauben." „Ihr ſeid Waldenſer!" rief ich erſchreckt. — Er ſank zitternd zu Boden und kroch wimmernd unter die Kürbishaufen, die umher aufgeſchichtet lagen.

Den ganzen Tag über hatte ich weder den Pfarrer von La Torre, noch unſern Caplan ſprechen können, noch auch das Kloſter beſuchen dürfen, um über Mormona Kunde zu erhalten. Erſt am andern Morgen erhielt ich Einlaß und fragte ſchüchtern, wie ſich das Kind zum heiligen Dienſt anließe. — „Sie iſt ſehr unwiſſend," ſagte die Priorin. — „Wie die liebe Dorfjugend in den zerſtreuten Gemeinden," war meine Erwiederung. — „Sie wird ſchon die Hanthierung lernen," hieß es, „ſich in ihre Aufgabe ſchicken, auch wenn ſie ſie nicht

Der Sieg der Treue.

Von

Friedrich von Kloß.

Der Lenz streute seine Blüthen über das reizende Thal, welches mit zauberischem Wechsel das nette Gränzstädtchen Blumenhain umgibt. Sanft wogte der Fluß zwischen üppigen Fluren und bunten Wiesen dahin. Auf seinen leichten Wellen wiegte sich das Bild grünender Weinberge, bis wo er zwischen majestätischen Felsen verschwindet „O wie schön ist doch Gottes Erde!“ sagte Röschen zu Karl, mit dem sie am Ufer entlang ging, und das Entzücken einer unschuldigen Seele ruhte auf ihrem vom letzten Strahle der Abendsonne verklärten Angesichte. Karl, die Schönheiten der Natur vergessend, verloren im Anschaun des Mädchens, das ihm schöner blühte als die Blume, die ihr den Nahmen gab, antwortete nur mit einem Händedrucke und einem Blicke, der ein mächtiges ihm bisher noch unbekanntes Gefühl verrieth.

begreift." — Ausführlicher hatte sich die alte Erzieherin des Stifts mit Mormona beschäftigt. Kurz zuvor, ehe der Zug sich in Gang setzte, sprach ich die würdige Frau. Seit gestern hatte das Mädchen gefastet, die ganze Nacht über geweint, aus Angst, der großen Aufgabe nicht zu genügen. Aber am Morgen war ein guter Geist über sie gekommen, sie hatte Alle, die sie eingekleidet, herzlich geküßt und um Vergebung gebeten, wenn sie es nicht recht machte. Manches habe sie auch noch nicht begriffen, aber ihre Lieblichkeit versöhnte Jedermann, sie sei ein gutes, gottgeliebtes Kind, wenn auch wild aufgewachsen. — Das Geheimniß war also streng bewahrt.

Ich mochte mich nicht zu den Geistlichen halten, um nicht Mormona's Blicke auf mich zu ziehen, aber im bunten Gewühl der Menge suchte ich nur sie, hatte nur Augen für das holde Kind, das rein und lauter, wie der Quell in den Bergen, und also würdig war, den Menschen ein Symbol der von Gott begnadigten Unschuld vorzustellen.

Auf dem hohen Tragsessel, in dem blauen, sternbesäeten Kleide, unter dem Thronhimmel, den man über ihr hielt, erschien sie wirklich ein höheres Wesen, das herniedergestiegen, um das Werk der Menschen zu heiligen.

Sie war sehr blaß, sie drohte zu verwelken, wie die Alpenrose in den Händen der Menschen, die sie ins Thal herunter brachten. In ihren Augen stand die bange Ahnung, der Irrthum könne noch entdeckt werden, aber ihre Lippen lächelten. Es war die stille Verzückung eines Engels über sie gekommen, der zu den Sterblichen nicht in menschlicher Sprache zu reden weiß, aber mit Blick und Miene die hülfsbedürftige

Creatur benedeiet. Sie war nicht mehr blöde, und doch schien sie wie abwesend von dem, was um sie vorging, dem Gebote eines Höheren folgend, das nur zufällig hie und da zu der Rolle paßte, die ihr oblag. So saß sie an geweihter Stelle und hörte die Gesänge, die ihr galten, so ging sie an der Hand der beiden Priester durch die Hallen des Schlosses mit gen Himmel gekehrtem Blick, als wolle sie da oben den Zusammenhang der heiligen Handlung suchen. Mit rührender Anmuth, halb lächelnd, halb gläubig fromm, besprengte sie die Schwellen des Hauses und streute Blumen unter die Menge, die sich zu ihr drängte. Das Volk will vom Heiligen ein sinnlich Abbild, und weil wir zur Mutter Maria beten, so sind wir gewöhnt, in der Schönheit die Wahrheit zu feiern. — Nach dem Schluß der Procession führte man Mormona zu den Klosterfrauen zurück. Die Menge rauschte aus einander und hatte das Kind bald vergessen. Den wilden Pirrho, der sich ihren Bruder nannte, hatte ich nirgends erblickt.

Am andern Tage hielt ich Nachfrage bei der Pförtnerin des Klosters. Da war große Unruhe und Aufregung. — Ganz erschöpft und nur halb ihrer mächtig war das Mädchen ihren Hüterinnen überliefert. Man hatte ihr Speise und Trank angeboten, Alles aber hatte sie abgewiesen, nach Schlaf verlangt, ihre Feierkleider still zusammen gelegt und Niemand weiter in der Zelle, wo sie schlummern wollte, geduldet. Früh Morgens fand man die Stätte leer, Mormona war verschwunden. Sie mußte noch vor Anbruch des Tages entwichen sein. Wie sie den Ausgang gewonnen, war nicht gleich zu enträthseln, bis man in der großen Pforte den Schlüssel

stecken fand; sie hatte ihn der alten Schließerin vom Pulte entwendet. Alle Belohnungen, die sie zu gewärtigen gehabt, hatte sie unwissend im Stiche gelassen. Das Kind der Berge hatte sie verschmäht, oder nichts vom Brauche der Kirche gewußt. Ein heidnisch Mädchen hatte die christliche Mutter Gottes vorgestellt, eine Ketzerin unser Haus geweiht! Ich hätte lächeln sollen über die seltsame Fügung, doch regte sich eine Stimme in mir, der ich allen Ernstes Gehör gab.

Von nun an wurden meine Wanderungen in die Berge eifriger betrieben, sie hatten jetzt ein geheimnißvolles Ziel. Ganze Tage, halbe Nächte dauerten meine Streifereien. Ich durchsuchte die einzelnen Meiereien, die Wohnungen der Holzhauer, die Hütten der Köhler. Vergeblich; überall sah ich an den Thüren, über den Fenstersimsen das christliche Kreuz; ich suchte Waldenser, die, wie ich wußte, einen Schauder vor dem Symbol haben, vielleicht weil sie so oft ans Kreuz geschlagen wurden, obschon sie Bekenner Christi sind. Sie haben keinen Mariendienst und kein Meßopfer, sie reden, wenn sie beten, kein Latein, sondern die Sprache ihres Herzens, ihre Priester dünken sich keine Bevorzugte des Himmels. Ihre Prediger machen keinen besondern Stand, sie leben als Brüder mit dem Volke, theilen den Kelch mit ihnen, und freien wie sie um Weiber, weil sie im Menschen den Menschen nicht tödten. Die Waldenser schwören nie, lügen also seltener, und leisten keine Eide, die der schwache Sterbliche nicht zu halten vermag. Sie taufen nicht die Kinder, sondern die Mündigen, die mit Bewußtsein und Ueberzeugung den heiligen Act an sich vollziehen. Sie treiben bei den Neugeborenen nicht den Teufel aus, denn

ſie halten die menſchliche Seele für urſprünglich rein und gut. Sie laſſen nicht die Heiligen für ſich reden, ſondern wenden ſich ſelbſt an ihren Gott, wenn es ſie drängt. Sie flehen nicht um die Hülfe der Jungfrau Maria, denn ſie halten das Weib für ſchwach. Sie beten nicht zum todten Chriſtus, ſondern zum allezeit lebendigen; nicht ſein Leiden und Sterben feiern ſie, wohl aber ſeine Geburt. Sie ſind Kinder und leben ſo hin, wie ſie aus der Hand der Natur hervorgingen, wie die Vögel nach ihrer Art ein Loblied Gottes ſingen, die Lilien ſeine Herrlichkeit preiſen nach innerem ſchlichten Naturgeſetz. Ich las ſeitdem die Ketzergeſchichten und begriff, daß eitel harmloſe Einfalt war, was wir ſtolzen Herren des römiſchen Chriſtenthums für heidniſch in ihnen hielten.

Ich war die ganze Zeit über mehr als je ſchweigſam und in mich gekehrt. Ich prüfte die Satzungen der Kirche und verfolgte ihre Entwickelung rückwärts hinauf bis zu ihrer Quelle. Ich begriff jenes apoſtoliſche Chriſtenthum, das die Welt nicht mehr zu kennen ſchien. Ich machte die Entdeckung, daß es kein Werk des Teufels ſein könne, wenn der Menſch die Wahrheit aus ſich ſelber findet. Und alle dieſe Entdeckungen machten mich froh und heiter. Ich reinigte meinen Glauben, läuterte mein Wiſſen und wurde erſt jetzt der unverwüſtlichen Herrlichkeit des Chriſtenthums recht inne. — Hätte man mich mitten in meinen Forſchungen und Zweifeln ertappt, ich wäre als Ketzer verdammt worden. Aber ich wurde erſt jetzt ſtill für mich meines Gottes voll, ja, wurde von nun an erſt römiſch gläubig. Von der Quelle aus verfolgte ich die Strömungen der Völkergeſchichte wieder abwärts bis auf unſere

Tage und fand, daß auch das römische Christenthum keine Erfindung ränkevoller Priester sei. Ich erbaute es mir ganz neu und selbstständig, und indem ich mir die ganze Menschheit zu einer einzigen großen Gemeinde gestaltete, wo sich der Einzelne mit dem Ganzen getragen fühlt, traf ich unversehens, ganz dem Bedürfniß der menschlichen Natur nachgehend, mit dem katholischen Ritus wieder zusammen. Gewalt, Zwang, Fanatismus und jene engherzige Furcht, menschliche Forschung werde, sich selbst überlassen, die Wahrheit zerstören, blieben freilich von meinem Christenthum ausgeschlossen.

Um diese Zeit ward mein bisheriger Leiter, unser Caplan, von seinem Orden nach Genua zurückberufen. Ich war jeder fremden Lehre entwachsen und der neue Geistliche, der zu uns trat, blieb ohne weitere Berührung mit meinem inneren Leben. Ich schien Niemandem verdächtig. War ich doch für Alle ein guter Christ, indem ich den Ritus streng hielt. Daß ich im Stillen ein noch weit besserer Christ war, der auch die Ketzer zur Kindschaft Gottes für berufen hält, darum wußte Niemand als ich selbst in meiner Demuth. Meine Streifereien im Gebirge fielen nicht auf. Ein junger Jägerbursche, der mir ganz zu Willen war, begleitete mich und war für mich mit der Büchse thätig, wenn ich müßig umherzog oder meinen Forschungen nachging. Mein Vater war nach wie vor scheu und gequält. Mitunter drohte sein Körper der Unruhe seiner Seele zu unterliegen. Er verdoppelte dann seine frommen Uebungen, und wie er zum Osterfest nach Rom ging, war ich Herr meiner Tage und Nächte.

Pirrho kam nicht mehr nach La Torre zu Markte. Armes

Volk aber muß doch irgendwo seine Gurken absetzen: darauf baute ich meinen Entdeckungsplan. Ich zog an den Markttagen von Flecken zu Flecken. Endlich, in einem meilenweit entfernten Orte hinter der Hügelreihe, mit der sich das Land erhebt, fand ich den seltsamen Jungen unter einem Haufen Savoyarden, die ihre Murmelthiere tanzen ließen. Ich erkannte ihn an den struppigen Haaren, den geschlitzten schielenden Augen. Er saß auf seinem Karren und spielte die Maultrommel. Wie ich ihn anredete, stellte er sich fremd, machte sich über seine Früchte her, schnitt sie auseinander und bot sie mit lautem Geplärre feil. — „Willst Du mich nicht kennen, Waldenser?" raunte ich ihm zu. Er grinzte mich an und griff nach seinem Messer, das am Gürtel hing. — „Ich bin gut Freund mit Euch! sagte ich; gieb mir die Hand, ich schwöre, Dich nicht zu verrathen." — „Wer schwört, fürchtet, daß man ihm nicht glaubt," murmelte er finster vor sich hin. — „Nun denn, wie soll ich Dein Vertrauen gewinnen?" — „Küß' die Schneide dieses Messers," lachte er wild. — „Du hast Dich mir damals verrathen, sagte ich, was soll jetzt Dein Argwohn?" — „Ich log aus Angst," sagte der Bursche. — „Wenn Ihr katholische Christen seid, wozu dann die Furcht? Du lügst, wenn Du sagst, Du hättest damals gelogen!" — Er war beschämt und schlug in die Hand, die ich ihm reichte. — „Ich hätte Euch mit dem Messer aufgeschlitzt, hättet Ihr Miene gemacht, Mormona bei der Inquisition anzugeben." — „Thörichter Mensch, ich war nicht in Deiner Gewalt." — „Ho, ho! lachte er, ich war Euch überall hart auf der Ferse, so lange das Fest dauerte. Auch traf ich Euch einmal im Gebirge, und ich schieße

besser als Ihr." — „Wo ist Mormona? fragte ich, wie entkam sie aus dem Kloster?" — „Es giebt Strickleitern, sagte er, gute Helfer und Helfershelfer. Hier werden gleich zwölf Messer blank, wenn Ihr mir droht. Armes Volk steht sich bei, ob es zu den Heiligen betet oder zum Teufel!" — „Wo ist Deine Schwester? komm, führe mich, ich ziehe mit Euch in die Berge; hier nimm meine Büchse, meinen Fänger, ich will mich Euch wehrlos überliefern."

Er sah mich ungläubig an und dann nahm er wirklich beides und hing es sich um. Wir wurden bald handelseinig; er sollte seine Früchte losschlagen und mich mit sich führen. Im Jagdrock, den ich auf meinen Streifereien trug, blieb ich unerkannt.

„Signore, Ihr müßt auch meinen Esel füttern. Da, macht Brüderschaft mit ihm und gebt ihm Disteln!"

Wie ich es willig that, jubelte der tolle Mensch und schlug vor Freude mit Händen und Füßen um sich. Er gab mir auch von seinen Früchten und ich steckte den Kopf wie ein Maulthiertreiber in den rothen Saft der Kürbisscheibe.

Er hatte bald aufgezäumt, während ich meinen Diener verabschiedete. Ich saß zu Pferde und Pirrho schritt munter zwischen mir und seinem zweirädrigen Wagen her, mit den versteckten Augen unverwandt auf mich gerichtet. Wenn ich seinen Blick traulich erwiederte, klopfte er mein Thier oder meinen Schenkel und sagte, gleichviel, wen er meinte, mit seinem freundlichen Grinzen: „Braver Kerl!" Ich dachte an Mormona und staunte, wie die Berge so Verschiedenes als

Geschwisterpaar erzeugen können, auf Einem Stängel einen Kobold und ein Elfenkind.

„Der Weg ist lang," sagte Pirrho, „und was wollt Ihr bei uns in den Bergen?"

„Euer Leben, Euern Glauben, Eure Hanthierung kennen lernen. Dann sollst Du mir den Gegenbesuch machen und mit mir auf die Jagd gehen. Ich habe dort hinten mein eigen Revier."

„Eigen oder nicht!" lachte der Bursch. „Vielleicht bewirthet Euch Mormona mit einem Stück Wildpret von Eurem Gehege."

Das Christenthum in der Wüste, dachte ich bei mir, gastfreie Räuber! — „Wenn sie Dich als Wilddieb erwischen, so hängen sie Dich, Pirrho!"

„Besser als Wilddieb hängen, denn als Ketzer!" sagte er, „da weiß man doch warum und hat den Braten genossen."

Bei so viel lustiger Offenheit konnte mich keine Furcht anwandeln. Ich fühlte, daß der Mensch sein Leben für mich ließ, wenn ich in seiner Hütte schlief. Aus seinen narbigen Zügen lachte mir die baare Ehrlichkeit entgegen. Auf seine Frage, wo ich her sei, nannte ich ihm ein fernes, meiner Familie gehöriges Dorf, das er nicht zu kennen schien.

„Da drüben," sagte er, nach den Thürmen von Santa Maria deutend, „hat Mormona Eure Mutter Gottes gespielt. Die Komödie war nicht schlecht."

„Die Mutter Gottes hatte ihre Lust an dem wunderbaren Kinde," sagte ich ihm ernst. „Anfangs war Mormona schüchtern und sträubte sich gegen den frommen Dienst."

„Ja, sie ist zu gut für Euer Heidenthum.“.

„Heidenthum? wir Römischen halten Euch für heidnisch Volk.“

„Ja, hat sich was! Eure Vielgötterei ist Euer Heidenthum. Jeder brennt sich rein. Ihr aber wollt auch die Andern rein brennen und ausschmelzen. Ihr setzt sie auf den Holzstoß und meint, was ächtes Metall ist, werde wohl Stand halten. Aechtes Metall und ächte Christen, ha, ha! entweder taufen oder brennen, Wasser oder Feuer! Wir taufen blos die erwachsenen Leute, und blos wenn sie wollen und zu Verstande gekommen sind.“

„Bist Du getauft, Virrho?“

„Mormona sagt, ich sei noch zu einfältig dazu. Aber sie ist klug, sie ist schon getauft und hat auch immer so etwas vom Frieden Gottes an sich gehabt. Bei Euch wär' sie längst verdorben, bei Euch, die Ihr Euch für ächte, reingebrannte Christen haltet. Das wahre Christenthum der Jünger und Apostel ist nur bei uns!“

„In den zerrissenen Mantel Christi theilt sich alle Welt, Jeder hält seinen Fetzen für den wahren Rockschooß des Herrn!“ —

Unter solchen Gesprächen und Gedanken waren wir immer weiter in die unwirthliche Gegend der kahlen Bergwelt hineingerathen. Die Wohnungen der Menschen lagen schon weit ab hinter uns. Das Nadelholz wechselte mit niederem Gestrüpp, endlich hörte die Vegetation auf, immer regelloser spalteten sich die Klüfte, immer verworrener schoben sich die Felsen von einander. — Hier konnte nur das Unglück hausen,

das die Menschen aus ihrem Schooß verwiesen, oder nur die Unschuld, die bedürfnißlose, die den Reichthum und die Fülle des Lebens nicht kennt. Die Sünde verliert hier freilich ihre Anlockungen, aber die Tugend kann hier nichts Anderes sein als ein starrer Trotz, so unfruchtbar wie diese Steine. Aber dieser Aufenthalt ist kein selbstgewählter, er ist eine Verbannung; die Thorheit der Welt, der Irrthum der Menschen da unten hat die Einöde bevölkert. Das erste Christenthum barg sich vor dem heidnischen Rom in Höhlen und Klüften. Die Lehre von der Einfalt des Herzens war seitdem vor dem christlichen Rom auf der Flucht. Sie thun Recht, wenn sie sich diese Einfalt nicht rauben lassen, aber diese Unschuld ist doch wohl nur der Anfang eines menschlichen Lebens, nur Kindheit, die trotzig festgehalten, in eigensinnige Barbarei versinkt. Wenn man das Wort der Versöhnung fände? Würde sich der vom Strom des Lebens abgetheilte Arm nicht wieder zum Ganzen finden? Und wenn nun die Mutterkirche den alten Frevel einsähe, Rache zu rufen, wo das Wort der Liebe gilt? Wenn sie anfinge, wirklich jener gute Hirte zu sein, der die neun und neunzig lässet und das eine verlorene sucht! — Und warum sollte ich nicht der Missionär sein können für meine waldensischen Brüder! Ich bin dereinst der weltliche Herr dieser Strecke Landes. Wenn ich die priesterliche Weihe nehme, kann ich der Gemeinschaft des Herrn eine ganze Heerde zuführen.

Der Pfad, immer steinigter und enger, hatte sich unmerklich gehoben, dann senkte er sich wieder, nachdem wir die erste Hügelreihe hinter uns hatten, und stieg dann keck und

Karl und Röschen hüpften Hand in Hand heiter wie die Natur, die sie umgab, durch den Zauberhain der Kindheit. Sie die Tochter des Pfarrers, er der Sohn des Oberförsters, die Freundschaft und Nachbarschaft innig verband, waren sie sich tägliche Gespielen, und wuchsen fern vom Gewühle der Welt im heiligen Tempel der Natur heran. Den ersten Schmerz fühlte ihr sanftes Gemüth, als sie, nachdem Karl den Stand seines Vaters gewählt hatte, täglich Stunden lang von einander getrennt seyn mußten. Der Pfarrer war Lehrer der Kinder, der Oberförster, welcher im Getümmel der Welt Erfahrungen eingesammelt hatte, ihr Erzieher. Beide sahen in dem sanften, liebevollen Bande, das von zarter Kindheit an die Herzen der Kleinen vereinigte, ihre Freundschaft in ihren Kindern fortblühen, und freuten sich im voraus eines frohen, von muntern Enkeln umhüpften Alters. Karl und Röschen hatten jetzt das Alter erreicht, wo schöne Ahnungen eine nahmenlose Sehnsucht erregen, die dem unschuldigen Herzen süße Pein ist, — sie hatten das Alter erreicht, wo mit dem ersten Entstehen der Liebe eine neue, bessere Welt rings umher erblüht, wo sich alles in einem verklärten Gewande zeigt. Jener Frühlingsabend war es, der ihnen die Entzückungen der ersten Liebe zauberte. Die Sonne sank in die Felsen, mit ihr die trauliche Ruhe der ländlichen Nacht ins freundliche Thal, das nur noch Philomelens Gesang melodisch

steil dem Kamm des Gebirges zu. Die Schlucht, die wir betraten, bohrte sich immer tiefer, die Felsen schlugen fast über unsern Häuptern zusammen und die Dämmerung wurde zur Dunkelheit. Ich war abgesessen und führte mühsam mein Pferd am Zügel. Der Karren rumpelte vor mir her und ward bald links, bald rechts geschleudert. Nur der Esel ging sicher, nur Pirrho war lustig und pfiff ein Lied.

Endlich hielten wir. Eine Felswand hatte sich dicht vor uns geschoben. — „Muth, Kamerad; wir sind am Ziel!" sagte Pirrho — „Mormona!" rief er nach der Höhe des Felsens. — „Pirrho!" tönte eine helle Stimme von oben. Sie wechselten einige Worte im Kauderwälsch der Savoyarden.

Rasch waren dann Fuhrwerk und Thiere in einer Höhle untergebracht, die zum Stall diente. Von dort führten in den Stein gehauene Stufen aufwärts. Ich bestieg sie auf des Burschen Geheiß. Wie ich oben auf der Felsenplatte anlangte, fühlte ich eine weiche, warme Hand, die nach uns tastete. Als aber Pirrho hinter mir auf des Mädchens Gruß antwortete, ließ sie mich rasch los. Ich tappte im Dunkel nach ihr, und so leitete sie mich über Stock und Stein an der Wand hin, um die Ecke. Schweigend betrat ich hinter ihr den engen Raum einer Hütte. Die Thür sprang auf und wie der helle Schein des Heerdfeuers uns beleuchtete, fuhr das Mädchen mit einem lauten Schrei zurück und stand, mich sprachlos anstarrend, wie eine Bildsäule mitten im Gemach. Ich fand nicht gleich das rechte Wort des Grußes und des Wiedersehens. Sie hatte mich mit dem ersten Blick erkannt und die Scene, wo ich sie von dem Karren hob und die Zitternde durch

die tobende Volksmenge führte, trat wieder lebhaft vor meine Seele. Auch in ihr mochten die Bilder des Festes sich erneuern. Sie ward so blaß, wie sie damals war, ihr banges Auge irrte wie suchend umher und mit den Lippen lächelte sie wieder wie verklärte Geister sich menschlichem Thun zuneigen.

„Ja, ja," lachte Pirrho, der hinter uns eintrat, „das ist der Herr aus La Torre, der Dich zur Mutter Gottes machte!"

Mermona trat erschrocken zurück und flüchtete sich in den Hintergrund der Hütte. Der rohe Bursche schien nur dazu da, um mir aus dem Traume zu helfen, in den mich der Anblick des Mädchens versenkte. „Ja," fuhr Pirrho fort in seiner mürrischen Lustigkeit; „sie haben an Heiligen die Hülle und Fülle und suchen doch immer noch wen sie fangen können. Haben sich diesmal durch eine Ketzerin ihr Schloß weihen lassen. Wohl bekomm's!"

Er schürte das Feuer, brummte ein Köhlerlied vom Hebebaum und Schüreisen und ging dann hinaus, für sein Bedürfniß sorgend.

Mermona stand im Dunkel und wagte sich nicht hervor. Ich hatte den Muth nicht, sie anzureden. Sollte ich über Pirrho meinem Zorne Worte leihen? Er war ihr Bruder, vielleicht das einzige Wesen, mit dem sie zusammenhing. In der rußigen Hütte, in dem verworrenen Kröbel von armseligem Hausgeräth erschien sie mir wie ein verschüttetes Kleinod, aber ich wußte nicht, wie weit diese rauhe Wirklichkeit in ihrem Wesen gehörte. Sie stand mir zugewendet und regte sich

nicht, aber ich fühlte aus dem Dunkel hervor, daß ihr Blick auf mir ruhte. Die lange Stille löste sie selbst. — „Seid Ihr gekommen," sagte sie plötzlich, „mich zur Rechenschaft zu ziehen? Hab' ich Euer Fest entheiligt?"

Sie trat zögernd hervor. Der Schein der Herdflamme umgab ihr Haupt wie eine Glorie. Es überkam mich wie eine priesterliche Weihe, nur wußt' ich nicht, ob ich es war, der hier Segen spendete. — „Was vor Gott rein ist," sagte ich schüchtern, „kann das je ein menschlich Thun entheiligen?"

Eine helle Freude leuchtete aus ihren Augen. Sie zitterte nicht, sie war breit und süß, wie sie jetzt vor mir stand. Eine heftige Unruhe durchbebte mich, als sie mir beide Hände zur Versöhnung hinbielt. In der Verwirrung, die mich überfiel, legte ich die Hand auf ihre Schläfe; eine namenlose Bangigkeit lief durch meine Seele. Sie sah mich an mit ihrem unbewußten Lächeln, sie wußte nicht was in mir vorging. Wußte ich es selbst?

Pirrho trat lärmend ein. Er war geschäftig, sich das Mahl zu bereiten, und mit ihrer Hülfe war er bald am Ziel. Er schmähte auf mich, daß ich im Winkel blieb und nicht Theil an seiner Herrlichkeit nahm. „Das würde ich hier in den Bergen wohl lernen müssen!" sagte er lachend. Er tafelte hastig, wie gesunde Kerle pflegen. Es war ihm nur neu, daß die Schwester ihn heute nur bediente und sich still gegen ihn verhielt. Dann schob er die Essen für sich und mich zurecht und lud mich ein, als guter Kamerad wenigstens das Lager mit ihm zu theilen. Ich bedeutete ihm, ich wolle auf dem Sessel, die Fensterbrüstung als Lehne, meine Nachtruhe halten. —

Während dieſer lärmenden Zurüſtungen war Mormona verſchwunden, ſie hatte die Thür leiſe ins Schloß gedrückt.

Pirrho lag ſtill, ich ſaß betäubt. Ueber unſern Häuptern ſchlürften leiſe Tritte. — „Wer iſt dort oben?“ fragte ich Pirrho. — „Wer ſonſt als ſie!“ ſtöhnte er ſchlaftrunken und gab im nächſten Augenblicke die tiefen Athemzüge des verſunkenen Schläfers von ſich. Auf dem Herde erſtarb die Gluth. Oben ſtreifte noch der Saum eines Gewandes den Boden. Dunkel und Traum woben ihren Schleier um meine Seele, ich ſchloß die müden Augen und die Natur forderte ihr Recht.

Am andern Morgen war ich mit dem Frühſten wach und flieg, die Büchſe in der Hand, mit Pirrho auf die nahen waldigen Höhen. Er ging auf Gemſen, und ich mußte bald abſaſſen, dem gewandten Bergſteiger zu folgen. Er war ein Menſch von anderen Sehnen und glich an Sicherheit und jedem Schritt dem Thiere, dem er von Felſen zu Felſen nachſetzte. Ich begnügte mich, ſeiner Spur von fern zu folgen. Es war ein Grenzgebiet, wo er als Waldmann ſein Handwerk trieb. Daß es Sonntag war hinderte ihn nicht an der Wilddieberei. Es gab alſo für die Waldenſer in der Wüſte keinen Feiertag. Er war nicht glücklich heute und kehrte mürriſch zurück, den kargen Morgenimbiß mit mir zu theilen. Dann ſtiegen wir in die jenſeitige Niederung hinunter.

Auf einem ſchmalen Pfade geſellten ſich Einzelne von gleichem Schlage zu uns, Buben und Weiber kamen haufenweiſe herbei. Wir hatten mit ihnen denſelben Weg, daſſelbe Ziel. Es waren viele darunter, deren ruſſiges Aeußere

ihr Gewerbe in der Köhlerhütte verrieth, auch loſes Geſindel, in abgetragenen Sammetjacken und ſchäbigen Filzhüten. In einer Schlucht, die abſeits in eine Höhle ausließ, machten wir Halt. Der innere Raum, mit Baumſtämmen nach der offenen Seite umſchloſſen, vom überhangenden Geſtein halb gedeckt, war bald von Menſchen angefüllt, die ſich hier allſonntäglich begrüßten. Es war das Gotteshaus der Bergbewohner. Während die Weiber ſchwatzten, die Buben ſich wälzten, ging unter den Männern die gemeinſchaftliche Feldflaſche herum. Es war Orangenwaſſer mit Wein verſetzt. Jeder that einen kräftigen Zug, um ſeine Kehle zu netzen. Dann erſcholl ein verworrener Geſang, der wie ein Fluch Verdammter tönte und am Gewölbe mit dumpfem Gebrüll nachhallte. Es war eine Art Andacht in dieſen Tönen, eine Andacht, die wie eine Verbrüderung zur Rache klang. Die Erſcheinung eines alten bärtigen Mannes machte dieſer Erbauung ein Ende. Es war der Prediger der Gemeinde. Er warf ein zottiges Fell, das an der Wand hing, um ſeine Schulter und ſtand fertig in ſeinem Ornat. Der Mann war in Schlachten ergraut. Die Keckheit des Piraten, die aus ſeinen Augen blitzte, ward durch die kummervolle Miene des Alters, durch einen Zug des Leidens gedämpft. Er ſprach vom Haß der Welt, von den Qualen der Verfolgten. Es war der Fanatismus des rechtlos Geſolterten, den er predigte, die Religion der Unſchuld, die dem Schaffot entfloh, hatte hier ihre Anhänger. „Sie feiern da unten," ſprach er, „den Tod des Herrn. Sie umhüllen ihn mit ſchwarzen Gewändern und umräuchern ſeine Leiche. Sie wiſſen nicht was ſie thun, und wir wiſſen nicht, ob ihnen der Herr

verzeihen wird. Der Herr kann nicht sterben, sie müßten ihn denn in Jedem von uns tödten. Was sie dem Geringsten unter uns thun, das thun sie freilich ihm, und so sind sie die Ungläubigen, die ihn alltäglich ans Kreuz schlagen, eine Schaar von Judas Ischariots, die ihn stündlich verräth und verkauft. Der Herr ist aber nie gestorben. Der Sohn Gottes stirbt nicht, aber er kann sein Antlitz abwenden. Und er mag die aufgeputzten Gräuel der Welt nicht sehen. Wende Dich wieder zu uns, Herr und führe uns nicht in die Versuchung, zu glauben, Du könntest für uns todt sein. Amen!" — Ein leises Gebet folgte der kurzen Rede; dann hatte der Geistliche sein Amt verrichtet, hing sein Zelt wieder auf und mischte sich unter die Brüder, die von Neuem den heulenden Gesang begannen. Es waren nur noch wenige Minuten, dann war der Gottesdienst beendet; die Flasche ging nochmals herum und Jeder suchte seinen Ausweg.

Wie ich mit Pirrho auf der Höhe stand, sah ich die wie im Sturme zusammengewehten Menschen nach allen Seiten über die Felsen klettern oder den Niederungen zueilen, wo sie der Wald wieder aufnahm. Die kleine Gemeinde, wenn man diesen Haufen Menschen so nennen will, war nur ein Nebenzweig der größeren waldensischen Verbrüderung.

Auf dem Rückwege wurde Pirrho vertraulich, er erzählte von seinem früheren Leben. Die Geschwister waren aus Savoyen hieher gewandert. Die Alten, Köhlersleute, hatten eine eigene Schürhütte gehabt. In den Kriegsunruhen war ihr Hab und Gut eine Beute der Verfolger geworden. Sie hatten sich mit genauer Noth aus dem brennenden Meiergehöft

gerettet und waren auf der Flucht elend umgekommen. Die beiden Kinder hatten das Wanderleben fortgesetzt, von einem Meiler zum andern, wo sie Unterkunft fanden. So waren sie heimathlos erwachsen. Der Bursche hatte keine Lust zum Köhlergewerk, er fand besser seinen Vortheil, wenn er im Gebirge auf Wild ging. In unsern Bergen hatten sie endlich Halt gemacht und sich die Hütte erworben. Virrho hielt sich Karren und Esel und führte den Krauthändlern am Abhang der Höhe ihre Frucht auf die Märkte der nächsten Orte. Der Bursche hatte gerade so viel Pfiffigkeit, um sich in der Welt durchzuhelfen und gerade so viel Trotz, um es der Welt nie Dank zu wissen, wenn sie ihn leben ließ. Ich hing meinen Missionsgedanken nach, während Virrho schwatzte.

Ein einfaches Mahl vereinigte uns mit Mormona, eben auf dem Felsen in der bretternen Hütte. Sie hatte ihr bestes Geräth aufgeputzt und schaltete und schaffte mit der ganzen Innigkeit ihres Wesens, dem der Grundzug einer tiefen Heiterkeit eigen war. Nur die Worte fehlten zu den Blicken ihres dunkelblauen Auges, nur die hörbare Musik zu den schönen Wellenlinien ihrer Bewegung, und ein fertiges Kunstgebilde aus Gottes Hand stand vor mir in der Unschuld der ersten Empfindung und mit dem Zauber jenes Lächelns, das verschwiegen vom reinen Glück des Daseins weiß. Wie sie mit schüchterner Demuth das Wenige, das ihr Vorrath bot, zu reichen und die Gabe durch die Anmuth des Gebens zu erhöhen wußte, wie sie mit mehr stürmischer Sorgfalt dem unwirschen Bruder zu genügen, ihn zu beschwichtigen und dadurch zu beherrschen verstand: in alle dem entwickelte sie die

ſichere Weisheit einer unbewußten Kinderſeele. In der Art, wie ſie den Bruder zu nehmen wußte, lag ſogar eine feine, liſtige Klugheit. Sie lenkte ihn, indem ſie ihm ganz zu Willen ſchien; ſie kam ſeinen Wünſchen, ſeinen Abſichten und Zwecken voraus und hatte ihn ſo unvermerkt in ihrer Hand. Es ſchien faſt, als könne ſie ihn betrügen, indem ſie ihn nur für den Augenblick befriedigte und ſich ſo für manche Unbilden an ihm rächte. Auf den Augenblick aber war Virtho's ganze Natur geſtellt. So hartnäckig ſein Trotz, ſo war er doch jedem neuen Eindruck, der ihm ſchmeichelte, unterworfen; man konnte ihn mit ſcheinbar dienlichen Mitteln von ſeinem Ziele ableiten. Ich ſaß und ſann dieſem erſten Geſtalten menſchlicher Zuſtände nach.

Nach der Mahlzeit lagerten wir uns auf den Decken, die Virtho auf den Boden hinbreitete. Durch die hohen Fenſter zog ein ſcharfer Weſt, doch waren ſie hoch genug, um uns nicht, wenn wir am Boden ſaßen, dem Winde preiszugeben. Das ganze kleine Geräth der Wirthſchaft ſtand um uns, von oben lugte hier und da durch die Sparren des lockeren Gebäudes mit hellem Auge der Himmel herein. Es war, wie wir zwiſchen Melonen und Gurken, Kohlköpfen und Wurzeln Sieſta hielten, eine Idylle um uns her, wie man ſie wohl in den Bildern eines Baſſano und anderer venezianiſcher Meiſter ſieht. An hell geſcheuerten kupfernen Keſſeln, in deren Glanz man die ganze Scene noch einmal im Kleinen ſieht, fehlte es freilich, aber nicht am Duft der Gemüſe, der uns in jenen Gemälden fehlt.

„Hört 'mal, Kamerad!“ unterbrach Virtho die Stille,

„hab' da eine Entdeckung gemacht. An Eurer Büchse ist ein Wappen. Ich bin kein Kenner solcher Dinge, aber ich sehe, daß Ihr doch wohl zu den vornehmen Leuten gehört. Ist es Euer eigenes Gewehr, oder gehört es einem Herrn, in dessen Diensten Ihr seid?"

„Es ist mein eigen Gewehr," sagte ich. „Ich schenke es Dir, und wenn Du einmal in Noth bist, so zeige es in Santa Maria oder in La Torre vor und man wird das Wappen ehren."

„Sie könnten freilich denken, ich hätte die Büchse gestohlen!"

„So laß Dich vor mich führen und ich will Dir helfen."

„Nun so seid Ihr ein mächtiger Herr?"

„Wenigstens in Diensten eines solchen," lenkte ich ein.

„Sei es, wie es sei," rief Pirrho, „es wäre ein hübscher Zug von Euch, wenn Ihr Euch zu uns armem Volk in den Bergen hieltet. Ihr brauchtet kein Waldenser zu werden, aber wenn Ihr Geschmack an uns findet und Ihr ein Mann seid, der es ehrlich mit uns meint und uns nicht betrügt, so bleiben wir im Nothfall von Folter und Kerker verschont. Ihr solltet öfter kommen und uns heimsuchen bei unserm Gottesdienst. Ihr braucht ja nicht viel Wesens davon zu machen. Da unten triebet Ihr Eure Sache als römischer Christ nach wie vor, aber wäret gegen uns menschlich, ließet uns durchprügeln, wenn Ihr uns auf Diebstahl ertappet, aber uns nicht Zeitlebens einsperren, weil wir zu einfältig sind, um Euern falschen Glauben zu bezeugen. Wir Burschen stünden Euch dann allesammt zu Gebote, wenn Ihr uns da unten das Wort

reden wolltet und ich würde Euch einen Haufen Kerle werben, deren Freund zu sein Euch nie gereuen sollte. Dann und wann freilich müßtet Ihr, wie gesagt, hier oben bei uns hausen, sonst glaubten wir's nicht und dächten an Verrath. Mein Seel', wenn Ihr gute Kameradschaft mit uns hieltet, ich könnt' Euch Bruder schelten, so lieb wollte ich Euch haben."

„Nun, Freund, da würde ich nur dasselbe Vertrauen von Euch fordern. Ihr müßt mitunter bei mir hausen und Du sollst mit mir auf die Jagd gehen, ohne Wilddieb zu sein. Das ehrliche Waidwerk nährt bei uns seinen Mann und Du sollst zu Pferde sitzen, statt den Esel zu treiben."

„Ja, wenn nur Eure Pfaffen nicht wären!"

„Ich stehe für sie ein."

„Aber nicht für ihre Lehren! Ich hab' da unten im Kloster ein Paar alte gute Freunde, denen ich das beste Geflügel bringe. Sie segnen mich immer, aber wenn sie wüßten, daß die Hand eines Ketzers sie bediente, sie würden mir Gift statt ihres Segens geben. Neulich streckte mir einer das Crucifix vor. Ich bückte mich drüber hin, steckte aber die Zunge heraus, statt das Holz zu küssen. Er sah es und gab mir seinen Fluch. Daß ich ihm gestohlenes Wild bringe, deswegen flucht er mir nicht. Aber ich kann das Kreuz nicht küssen, ich kann zu Euern Heiligen nicht beten, ich kann Euern Götzendienst nicht mitmachen."

„Und ich mache doch den Deinigen mit!" sagte ich mit strafendem Ernste. „Thörichterweise meint Jeder, der Andere sei von Gott abgefallen!"

„Nun, wir haben doch wenigstens keine andern Götter

belebte. Karl, überwältigt von der Macht seiner Gefühle, schloß das reizende Mädchen in die Arme, der erste Kuß der Liebe durchglühte mit allen seinen Seligkeiten die Herzen dieser Glücklichen, und in Lunens zartem Dämmerlichte schloß sich der schöne Bund schöner Seelen. Wonne athmend kehrten sie heim, und das, was aus ihren Augen strahlte, klärte den Vätern alles auf, die segnend sie begrüßten.

Während Karl und Röschen durch das Blüthenland der ersten Liebe wallten, während sie entzückungsvoll ein schönres Daseyn umgab, flammte erzürnt die Blutfackel der Zwietracht auf, der Heeresruf erschallte, die Krieger eilten zu ihren Fahnen, und die Vorposten zogen sich an die Gränzen. Nach Blumenhain rückte ein Haufen grüner Husaren. Es hüpfte manches Mädchens Herz, als diese Söhne des Mars in glänzender Uniform unter einem Blutwalde von Federstutzen, umtönt von dem Schmettern der Trompeten auf muthigen Rossen einhersprengten, als sie mit kriegerischer Jovialität dieses einsame Städtchen belebten; doch Röschen lebte nur in ihrem Karl, sie dachte höchstens daran, wie ihn so eine Uniform kleiden würde, fuhr aber schaudernd bei dem Gedanken zusammen, daß er sich dann von ihr trennen müsse, um den Gefahren des Todes entgegen zu gehen. Sie ahnete nicht, wie gefährlich auch dem reinsten Mädchen, trotz dem Gedanken an diese Trennung, eine Uniform werden kann,

neben ihm, wir machen mit dem Herrgott selber keine Umstände. Ein ehrlicher Waldenser geht schlicht mit ihm um, nimmt ihn, so zu sagen, bei der Hand, schüttelt sie ihm und sagt: lieber Herrgott, sei gut mit uns, denn Du bist ja doch der einig brave Kerl im Lande!"

„Ihr kennt ihn sehr schlecht, wenn Ihr ihn wie Eures Gleichen behandelt," sagte ich mit Unwillen. „Wohl hat Euer Prediger Recht, wenn er sagt, Gott habe sich von Euch abgewendet. Er will nichts von Euch wissen und Ihr wißt sehr wenig von ihm."

Tormona trat vor mich hin, wie ich mich erhob. Ihr Auge ing flehend an dem meinigen. So hielt sie mich fest und entwaffnete meinen Zorn, während Pirrho in seiner Weise fortfuhr. „Ihr macht wirklich zu viel Wesens mit Eurem Herrgott," sagte er. „In Rom feuern sie sogar mit Kanonendreln, wenn sie beten wollen. Sie meinen, der alte Herr in Himmel sei taub. Und mit den Martern Eurer Heiligen tut Ihr wie närrisch. Wer schlägt denn den Leuten mehr Wunden als Ihr! Ihr quält erst die ganze Welt zu Schanden, damit es was zu flennen und für die Priester was zu salbern giebt. Unser Gott ist ein heiler Gott, er ist ein Gott des Lebens. „Ihr macht Alles erst mürbe und die Welt zum Lazareth für Euern Todtendienst."

„Guter Mensch, das hat Du so von Deinen Priestern gehört" sagte ich ihm. „Ein Blinder hat Dich über Farben belehrt. Wohl ist das Leben nicht um des Todes willen da, aber ein Religion, die dem Tode und den Schmerzen nichts abzugewinnen weiß, versteht wohl sehr wenig vom Leben der

Menschen und ihrem dunklen Drange. Auch die Natur stirbt ab, hat Schmerzen und trauert. Der Orkan reißt die Hütten der Lebendigen nieder und ein wilder Dämon läßt nicht ab und ist immer geschäftig, die Saat des Guten zu zerstören. Wir müßten, wenn wir nicht um den gestorbenen Christus trauerten, der Natur ein Todtenfest halten, damit sich der Mensch mit seinen Schmerzen ein Genüge schaffte."

Mormona war am Boden niedergekniet, sie hatte ihr Gesicht in beide Hände gesenkt.

„Eure Religion," sagte ich feierlich, „ist heilig, wie jede. Nur ein Erleuchteter konnte den Gedanken fassen, den Gottesdienst wieder bis auf seine ersten Bedürfnisse zurückzuführen. Euer einfaches Christenthum ist gültig, so lange Ihr selbst die einfachen Geschöpfe der Wüste bleibt; Kindern genügt der Kinderglaube."

„Nu, nu," sagte Pirrho, „wir sind nicht schlechter als Ihr!"

„Die Erwachsenen sind nicht besser, aber ihr Leben ist voller, reicher geworden; die Kräfte haben sich erweitert. Ist der Zwiespalt einmal eingetreten, vom Baume der Erkenntniß die Frucht gebrochen, die Sünde als die That des freien Willens in die Welt gekommen, so herrschen gute Geister und Dämonen im wechselvollen Spiel. Die Menschenwelt, mein Freund, hat sich wie die Natur entwickelt, stufenweise. Wer will das Pflanzenleben mißachten? Es ist sogar lieblicher, zarter, unschuldsvoller, als die nächste Stufe der Entfaltung, aber diese nächste Stufe, das Thierreich, ist eine Entwickelung reicherer Kräfte, stärkerer Gewalten. Leidenschaften sind in

ihr wach geworden, der Selbstwille fängt an sich frei zu machen und zum Bewußtsein über Bös und Gut ist ein Schritt mehr gethan. Das römische Christenthum ist nur die reichere Entfaltung einer Summe von Wahrheiten und Bedürfnissen. Euer waldensisches Christenthum ist eine Stufe für menschliche Kindheit; Ihr seid Waisen, die sich trotzig gegen die Welt wehren und Niemand angehören wollen. Oder Euer Glaube müßte für eine Horde von Räubern sein, die ihre Wildheit für berechtigt halten, die Welt alles Heiligen zu entkleiden und ihr abzutrotzen, was sie nicht freiwillig giebt! Es ist im Leben entweder alles heilig, oder nichts."

Pirrho lag still am Boden, er schlief entweder, oder stellte sich so. Es hatte mir wohlgethan, mein Christenthum vertheidigen zu müssen. Ich glaubte jetzt erst recht fest an meinen Glauben, da ich die Weltregierung Gottes damit gerechtfertigt hatte.

Wie ich schwieg, stand Mormona auf. Ihre Augen leuchteten mich ungewiß an.

„Sind sie denn alle da unten so wild?" fragte sie mit scheuer, zitternder Stimme.

„Die Menschen, Mormona, haben immer verderbt, was ursprünglich rein war vor Gott."

„Lehren das auch Eure Priester?"

„Ich will es Dich lehren, Mormona, ich will Dein Priester sein!"

Ich reichte ihr die Hand und sie legte ihre Linke still und zögernd in die meinige. Ihre Augenlider senkten sich, es zog jene leise Blässe über ihr Antlitz, wie sie mir am Heiligsten

erschienen war, so durchsichtig hell, so gelöst von allem leiblichen Bande. Wie ich ihre Hand festhielt, zuckte sie in sich zusammen und wandte sich ab. Virrho regte sich am Boden und wir traten auseinander. Die Dämmerung brach herein und Normona verließ schweigend das Zimmer.

Mir war selig im Innern, ein sanftes Feuer durchleuchtete mein Herz. Mitten im Dunkel sah ich helle Gestalten, lichte Schatten auf- und niederschweben, gute Genien, freundliche Abbilder meiner Seele, denen nur noch die Sprache fehlte, um ihr Glück zu ermessen, noch zu scheu und schüchtern, noch von Furcht befangen, den Traum zu verscheuchen. Ich saß und lauschte. Ihr leiser Schritt schwebte wieder über den Balken, das Gewand rauschte über den Boden hin. Ich zitterte heftig und doch wagte ich nicht, mich zu regen. Der Besitz Normona's stand seit jener Nacht wie eine Naturnothwendigkeit in mir fest. Ich hatte keine Missionsgedanken mehr, der Mensch in mir überragte den Zögling der Kirche, ich hätte, gleichviel ob Himmel, ob Hölle durchstürmen können, um ihre Gestalt zu erfassen. Es war kein irdisches Feuer, was in mir brannte, eine himmlische Gluth durchloderte mich, und doch hätte mir Gott und Himmel jetzt nichts gegolten, wenn sie mir nicht dienstbar wurden, um Normona mein zu nennen.

Wie ich spät das Auge schloß, hielt mich ein seltsames Traumbild in Bewegung. Eine lichte Frauengestalt trat auf mich zu, bang und flehend. Ich kannte sie nicht, und doch war sie mir nicht fremd. Sie sah unendlich leidend aus, ihr helles Auge schien in Gram aufgelöst. Sie lächelte schmerzlich

und ich hätte vor geheimem Weh vergehen mögen. Sie schwebte ungewiß in der Luft. Wie sie sinken wollte, schrie ich auf, denn ich war unfähig, sie mit den Händen zu fassen. Da rauschte es wie ein Fittig um sie her, ein weiter Mantel umhüllte sie von beiden Seiten, zwei Arme umschlossen rücklings ihren Leib, eine kräftige Gestalt führte sie wie auf Flügeln himmelwärts und das strenge stolze Auge der alten Waldenserin lächelte triumphirend aus den Wolken herab. Die Ahnmutter unseres Hauses führte die Leidende hinweg in die Wohnungen der Seligen. Wer war die Erscheinung? Mormona nicht. War es meine unglückliche Mutter?

Es war noch dunkel, als ich erwachte. In der Dämmerung brach ich mit Pirrho auf. Er hatte rasch gezäumt und gesattelt und trieb mich mit geschäftiger Eile fort. Ich wollte heim, und er ging seinem Gewerbe nach. Der Strahl der Morgensonne ragte noch nicht bis in die Schlucht hinab, aber umsäumte die Spitzen der Felsen, und die bretterne Hütte, die wie ein Nest zwischen den steilen Wänden hing. Mormona schlummerte wohl noch und Engel Gottes breiteten die goldenen Flügel um das kleine Haus. — Wir saßen auf, ohne Mormona begrüßt zu haben.

„Also Ihr wollt wieder kommen?“ rief mir Pirrho zu, als wir die Schlucht hinunterritten.

„Unter der Bedingung, daß auch Du nach Santa Maria kommst.“

„Nach Santa Maria! So seid Ihr doch wohl einer von den Leuten des Grafen? Zu seinen Jägern gehört Ihr nicht,

Ihr müßtet ein beſſerer Schütze ſein. Vielleicht Stallmeiſter im Schloſſe?"

„So etwas," ſagte ich.

„Wenn Ihr es gut mit uns meint, ſo ſpreche ich ſchon bei Euch vor. Nur möchte ich nicht auf Santa Maria übernachten."

Ich fragte nach dem Grunde.

„Geht's doch um bei Euch! Sie ſagen, es ſei eine alte Waldenſerin, die Ahnmutter des gräflichen Hauſes. Ich denke, es werden wohl Vampyre in ſchwarzen Kutten, mit Rauchfaß und Leichenduft ſein, die dort umgehn und Seelen fordern. War nicht die Gemahlin des Grafen auch ein Mädchen aus den Bergen? Sie ſagen, ſie ſei todt. Wer weiß, ob ſie im alten Schloſſe nicht noch lebt unter Martern und Foltern, weil ſie nicht ablaſſen will vom Glauben der Ihrigen!"

„Du lügſt, Menſch!" rief ich wild.

„Meinetwegen," ſagte er, „ich bin gegen Geſpenſter aller Art gewaffnet." — Er zog ein Stilet aus dem Gürtel und ſteckte es ruhig wieder ein. — „Lebt wohl! mein Weg geht links, der Eure rechts. Aber wie erfragt man Euch auf Santa Maria?"

„Zeig Dein Gewehr vor und man wird Dich zu mir führen!"

„Ehrlich und ohne Falſch? Topp!" — Ich ſchlug in ſeine Hand. — „Eure Büchſe ſoll mich führen. Ihr Lauf iſt gut, ich denke, mir entgeht nichts, wenn ich ihn regiere. Wollt Ihr eine Probe? Dort das Eulennest im Gebüſch, ſeht Ihr's?"

Ich hatte es kaum mit den Augen erfaßt, als der Schuß fiel und das Geflecht in der Felſenſpalte ſich vom Stein löſte und herab ſtürzte. Lachend zog Pirrho fort ſeines Weges. Wie er ſammt Eſel und Wagen um die Felſenecke verſchwand, hörte ich noch lange die Melodie, die die Savoyarden zum Tanz der Murmelthiere pfeifen. So luſtig und ſo ſtarrköpfig, ſo zutraulich und ſo argwöhniſch ſind die Menſchen im Gebirg.

Mein Ausbleiben hatte in Santa Maria doch mehr Aufſehen erregt, als ich wünſchte. Ich hatte auch hier meine Sorgloſigkeit zu bereuen. Der Jägerburſche, den ich auf dem Markte von La Torre verabſchiedet, mußte geplaudert haben. Ich war zwei Nächte fortgeblieben und hatte Sorge erregt. Im Schloßhofe hielt Lorenzo, der alte Haushofmeiſter, mit den Dienern hohen Rath. Sie waren zu einem Streifzuge in die Berge gerüſtet, als ich plötzlich unter ſie trat. Die ſtaunende Freude verwandelte ſich aber in Scheu und Angſt, als ſie mich mit heiler Haut, aber waffenlos vor ſich erblickten. Mein verworrener Anzug war Zeuge meines Verkehrs mit der Wildniß. Ich gebot dem Alten, die Diener zu beſchwichtigen und legte ihnen Stillſchweigen auf. Lorenzo gelobte der Mutter Gottes ein neues Geſchmeide in der Freude, mich wieder zu ſehen. Dabei lief es doch wie Furcht und Entſetzen über ſein altes mürbes Geſicht. „Gelobt ſei Jeſus Maria!“ ſagte er, mich argwöhniſch muſternd, „glaubt' ich doch, der Geiſt der Berge ſei über Euch gekommen!“ — „Die alte Waldenſerin iſt auch wieder erſchienen!“ flüſterten die Diener unter einander.

„Hast Du sie gesehen? Oder Du? Oder wer?“ fuhr ich auf.

Niemand regte sich. „So seid Ihr, kindisches Volk! Wer will mit mir wachen im Schloß, damit der Geist uns Rede steht? — Niemand. Seht Ihr? — Nachplaudern könnt Ihr wie alte Weiber, aber zu prüfen, wie Männern ziemt, wagt Keiner, und so bleibt Ihr Alle in Eurem Glauben oder Unglauben Narren oder Sclaven. Eure Feigheit trägt die Schuld, wenn Hirngespinnste mit der alten Schreckensmacht uns beschleichen. Es galt Euch ein Kleines, selbst ein Menschenleben Eurem Wahn zu opfern. Vielleicht habt Ihr auch meine Mutter im Stillen langsam abgetödtet, weil, wie Ihr sagtet, die alte Waldenserin umging und ein Opfer verlangte! Ihr seid es, die Ihr Menschenopfer fordert. Euer Wahn ist der blutige Mörder, Euer finstrer Glaube schreit Rache, nicht die gequälte Seele eines armen Weibes, das von Euren Missethaten im Schooße Gottes ausruht. Aber es soll anders werden auf Santa Maria, so wahr ich einst Euer Gebieter bin! Die Freude soll einkehren in unsere Mauern und die Menschenliebe ihren Sitz bei uns aufschlagen. Das soll die Sühne sein für die Greuel, die wir an den Brüdern in den Bergen verübt!“

Die Diener schlichen bei Seite. Lorenzo bekreuzte sich und sah mit seiner weichheitsvollen Wehmuth auf mich herab. Aus dieser frommen, gutmüthigen und weichen Seele war er der Kerkermeister meiner Mutter gewesen.

Es quälte mich, ihr Bild zu sehen, das man in den verlassenen Zimmern vor Jedermann barg. Der Traum in Mencmena's Hütte ermahnte mich dazu. Mein Vater beging das

Osterfest in Rom, die heilige Woche war begonnen, ich hatte noch einige Tage Spielraum. Ich wollte sie benutzen, ich wollte das Zimmer der Unglücklichen betreten. Im großen Ahnensaale fehlte das Bild der alten Waldenserin. Ich fragte Lorenzo nach dem Gemälde, obwohl ich längst wußte, welche Bewandtniß es damit hatte. In den letzten Tagen ihres Lebens hatte die Mutter es vor ihr Bett bringen lassen. Es war der Wunsch einer Sterbenden; man mußte ihr willfahren. Seitdem ward es nicht wieder in die Reihe der Familienbilder aufgenommen. Lorenzo bebte zurück, als ich in ihn drang, mir die Schlüssel zu geben, die zu dem verbotenen Flügel des Schlosses führten. „Um Gottes Jesu willen! Dort ist alles Unglück des Hauses bei Seite geräumt," sagte er bittend.

„Ihr haltet es wie pestartige Stoffe fern, als läge die Ansteckung in der körperlichen Berührung! Ich sage Dir, sie liegt in der Luft, die Alles durchdringt." — Der Alte rang die Hände. — „Du machst meinen Argwohn rege, öffne, der Sohn will die Stätte betreten, wo seine Mutter ein Opfer Eures Wahnes wurde, Dein zukünftiger Herr befiehlt Dir."

Gegen meinen Zorn war der Alte nicht gewaffnet; er holte die Schlüssel aus seinem entlegenen Wandschrank. Ich entriß sie ihm und ging allein. Verschwiegenheit hatte ich ihm auferlegt, und selbst gelobt. Ich eilte den langen Gang hinunter, der zu den verlassenen Zimmern führte. Es war heller Mittag, aber ich trat in einen völlig dunkeln Raum. Ich besann mich rasch und stieß die Laden von den Fenstern. Der frische Luftzug wirbelte Staub auf, die alten Tapeten rauschten, die vergilbten Vorhänge zitterten, die dumpfe Luft und

der Geruch des Moders beengten meine Bruſt. Es war ein Vorgemach, in dem ich ſtand. Ich tappte weiter und öffnete. Erſt im dritten Zimmer ſtand das Bett mit Stuhl und Tiſch und all der Umgebung ihrer letzten Augenblicke. Hier war ſie geſtorben, hier hatte ein freies Herz, verkannt und verſchmäht, unter dumpfen Banden ausgeathmet, eine friſche Waldroſe war hier in der ſchwülen Luft der Menſchenwelt ſo raſch verwelkt und geknickt. Ich ſank in meine Kniee, der Schmerz überwältigte mich, ich lag am Boden, ich weinte, aber gelobte eine Rache, über die alle ſeligen Geiſter im Himmel frohlocken ſollten. Labte ſich mein Herz doch an einem friſchen Quell der Liebe, konnte ich doch im Glück einer nahen Zukunft ſchwelgen! Wie ich aufblickte, fiel mein Auge auf das Bild der Ahnfrau, das dem Bett gegenüber hing, in ganzer Geſtalt, in aufrechter Haltung, mit einem ſtrengen Blick, deſſen Ernſt dem Schuldigen wie Rache fordernd erſcheinen mußte. In der Ecke hing das Bild der Mutter in aller Friſche des erſten Frühlings, keck, hell, in aller Luſt am heiteren Leben, in der neckenden Freundlichkeit der erſten Mädchenliebe. Und dicht neben ihrer blühenden Geſtalt das Bett und die traurigen Zeugen eines kummervollen Todes! Ja, das waren die beiden Geſtalten, die der Traum mir vorgeführt, die leidende Mutter und die alte Waldenſerin, die ſie zu Gott geführt.

Ein Geräuſch hinter mir ſchreckte mich auf. Es war Lorenzo, der mir nachgeſchlichen. — „Menſchen!“ rief ich, „Ihr waret die Mörder meiner Mutter. Aber ich will den Fluch, den Ihr über Euch ſelbſt verhängt, in Segen wandeln, ich will die Schmach vom Hauſe nehmen, die Gräuel Eures

wenn der Mann, der sie trägt, Geist und männliche Schönheit besitzt.

Der Rittmeister von Löwenhaupt zeichnete sich unter allen Offizieren der eingerückten Husaren zu seinem Vortheile aus. Edelmuth und Würde sprachen aus seinem ganzen Wesen, die Feinheit seines Benehmens zeigte, daß er mehrere Jahre in der Residenz gelebt und die ersten Häuser dort besucht hatte. Mit der Gestalt eines Apolls schien er in die reich mit Gold gestickte Uniform gewachsen, während seinem männlich schönen Gesichte, das ein Paar feuersprühende Augen belebten, ein brauner Bart und zwei Narben ein kriegerisches Ansehen gaben. Ein Orden auf der Brust zeigte, daß jene Narben das Denkmal des wahren Muthes, der den Helden im Kampfe fürs Vaterland durchglüht, waren. Seine Flöte tönte in meisterhaften Phantasien die Gefühle eines schönen Herzens. Höhere geistige Ausbildung vollendete seinen Werth. Aus eben diesem Bedürfnisse suchte er in diesen Tagen der Ruhe die Bekanntschaft des Pfarrers und seiner Bibliothek, und fand, was er nicht vermuthet hatte, fand in Röschen ein Mädchen, wie er sie vergebens in der Residenz und auf Rittersitzen gesucht, — ein Mädchen der Natur, das, nicht kennend ihre tausendfachen Reize, durch Tugend und Anmuth besiegt, — ein Mädchen ganz dem Ideale gleich, welches seiner Seele vorschwebte. Löwenhaupt wurde bald einhei-

Glaubens beenden. Die Liebe regiere auf Erden, der Haß sei getilgt!"

Der Alte kniete auf der Schwelle und betete eifrig, vielleicht für mein Seelenwohl, weil der Geist der Berge, wie er sagte, über mich gekommen war.

„Wer war um die Sterbende?" fragte ich ihn, als wir die Gemächer schlossen.

„Eine Dienerin; sie lebt nicht mehr. Den Priester hatte sie in der Angst der Seele kommen lassen. Als er ihr das Kreuz brachte, hatte sie ihn mit Unwillen wieder abgewiesen."

„Sie trug schwer genug an dem Kreuze, das Ihr über sie verhängt."

„Sie wollte auch zu keiner Heiligen beten."

„Sie betete zu der Heiligen ihrer eigenen Wahl. Darum ließ sie sich das Bild der Ahnmutter kommen, in deren starken und festen Blicken sie Trost suchte."

„Der Priester harrte auf ihr Verlangen nach dem Leib des Herrn im Vorzimmer."

„Sie bedurfte seines Leibes nicht, da der Geist Gottes sie erfüllte und ihr Muth gab, der Welt zu trotzen. Ihr nanntet es Verbrechen, daß sie sich nicht zum Herrn wandte und Ihr sahet nicht, daß sie ihn still im Herzen trug."

„Die Heiligen wollen ihr jenseits gnädig sein!" flüsterte der Alte und sah mich betäubt und verworren an.

Um die Todten kümmerte ich mich nicht, die Lebenden verlangten meine Sorge. Es trieb mich eine innere Stimme, der Herkunft meiner Mutter nachzuforschen. Ich eilte zum Klostermeier im nahen Walde. Er war früher um die Person

meines Vaters gewesen, hatte seine Jugend mit ihm verlebt, war der Eingeweihte in seinen Verhältnissen. So viel er wußte, hatte sie keinen Anhang mehr in den Bergen. Ihre drei Brüder waren mit einem Jahrgehalt bedacht, aber auf Handschlag entlassen, nicht wieder unser Gebiet zu betreten. Sie waren in Genua zur See gegangen. Ich eilte dorthin, aber es gelang mir nicht, eine Spur von ihnen zu entdecken. Während dessen war in mir ein Plan gereift, um mich Mormona's zu bemächtigen. Mein Herz duldete sie nicht länger in der Wildniß der Berge. Ich kehrte zum Klostermeier zurück, ich that sehr zuversichtlich, als wär' es meinen Nachforschungen gelungen, über die Abkunft meiner Mutter Aufschluß zu erhalten. „Die drei Brüder," sagte ich, „waren nicht die einzigen Anverwandten." — Der Alte staunte, aber schien gläubig, wie ich ihm von zwei Sprößlingen aus Savoyen erzählte, die in unsern Bergen hauseten. „Auf meinen Streifereien," sagte ich, „hätt' ich sie ausfindig gemacht und gedächte, sie nicht ferner sich selbst zu überlassen." Der Alte wehklagte, daß das Unglück von Geschlecht zu Geschlecht sich in unauflöslicher Kette fortziehe. „Und wenn alle Kinder in den Bergen," rief ich, „zur Sippschaft der Mutter gehörten, so wolle ich es unternehmen, ihnen wohlzuthun und sie als Brüder anzuerkennen. Gott sei ein Gott der Liebe und kein Gott des Zornes, die Heiligen würden mit mir sein, um die verlorenen Schafe von der Heerde des Herrn zu retten." Ich wendete mich ab; mein glühendes Antlitz war der Verräther meiner Lüge. Aber die List gelang, der Alte bot willig die Hände, räumte in der Meierei ein entlegenes Zimmer ein

und war des Besuchs, den ich ihm zuführen würde, gewärtig. „Ein einfach gutes Kind," sagt' ich ihm, „ein Mädchen ist es, fromm und still, und ein wilder Bursche, der sich nicht einzäunen läßt und gern im freien Walde herumschwärmt." Der Klostermeier gelobte Verschwiegenheit, denn weder der Vater, noch die Sprößlinge selbst, durften wissen, in welcher Beziehung sie zum Hause La Torre ständen.

Ich athmete frei, als ich wieder aufsaß und der alte Meier mir seinen Segen nachrief. „Der Geist der Berge komme nicht über Euch!" sagte er und hob die Hand gen Himmel. Ich lachte und frohlockte im Innern meines Herzens. Wohl war der Geist der Berge über mich gekommen, aber dieser Geist war ein Genius im Feierkleide, ein Engel, der einen neuen Frühling vom Paradiese brachte.

In Santa Maria hörte ich, ein wilder Junge habe sich vor Kurzem gemeldet, sich zum Stallmeister führen lassen, aber diesem gesagt, er suche Jemand Anderes. Er wußte keinen Namen anzugeben, aber zeigte eine Büchse vor mit dem Wappen des Hauses. „Es war Eure Büchse, Herr! Wir verweigerten sie ihm, als er sie wieder forderte. Wie er hörte, es sei das Gewehr, das Ihr jüngst von der Jagd nicht wieder heimgebracht, erschrak er heftig, entriß uns die Waffe und sprang mit der Schnelligkeit, mit der Wuth eines Raubthiers durch's Thor über den Graben. Die Hunde setzten ihm nach; wir konnten ihn nicht erreichen, seine Spur verlor sich im Walde." — „Virrbo!" rief ich. „Kommt er wieder, so haltet ihn gut, er ist mein Freund!" —

Ich dachte dem nicht weiter nach und eilte fort. Bald

ſtand ich in den Bergen und fand die Schlucht, die zur Hütte führte. Eine Geſtalt ſprang aus dem Dickicht hervor. Es war Pirrho. Er hing drüben am Felſen, der Waldbach brauſte zwiſchen uns. „Laßt ab von dieſem Pfade!“ ſchrie er mir zu, „ein Graf La Torre wandelt hier auf falſcher Fährte.“

„Pirrho!“ rief ich, „biſt Du's, Freund?“

„Freund?“ lachte er zornig und ſchlug an's Gewehr, ließ es aber raſch wieder ſinken. „Meidet die Waldenſer, unſ're Kugeln ſind ſchneller als Eure Schloßhunde. Ich warne Euch, hier iſt Euer Gebiet zu Ende.“

„Höre mich, Pirrho! Es war ein Mißverſtändniß, geh' zurück nach Santa Maria, ſie werden ihr Unrecht an Dir vergüten!“

„Lüge, Alles Lüge, wie Ihr ſelbſt!“ ſchrie er wild. „Hütet Euch vor Eurer eignen Waffe!“

Der Gießbach ſchäumte. Pirrho's Worte verrauſchten im Getöſe der Fluthen. Ich ſtreckte die Hand nach ihm aus, da er meine Stimme nicht hörte. Er hob die Fauſt und verſchwand.

Ich hoffte, ihn oben zu finden, ihm Alles aufklären, ihn begütigen zu können, und ſetzte meinen Weg fort; noch eine Viertelſtunde und ich war am Ziele.

Wie ich an der Bergwand hielt, auf deren Höhe die Hütte ſtand, gab ich das unter uns bekannte Zeichen. Mormona erſchien auf der Platte. Ich rief ihr zu; ſie antwortete nicht, aber wie ich das Maulthier in die Grotte zog und die Stufen im Felſen hinanſtieg, öffnete ſich oben der Deckel, der den

einzigen Zugang auf die Höhe möglich machte. Ich sprang hinauf und umfaßte das Mädchen mit beiden Händen. Sie entwand sich meinen Armen und sah mich ungewiß an. „Pirrho ist nicht hier," sagte sie zögernd. — „Ich weiß," war meine Erwiederung; „ich will ihn hier erwarten. Oder bin ich Euer Gastfreund nicht mehr?" — Sie blickte beschämt zu Boden und trat langsam zurück. — „Mormona," rief ich, „willst Du Dich von mir wenden, weil sich zwischen Pirrho und mich ein Irrthum drängte? Was die Menschen da unten zu Haß und Tücke treibt, was die Religion in einen düstern Fanatismus verwandelt, wird das nun auch bei Euch lebendig, unter den freien Kindern der Natur, wo der Mensch offen zum Menschen tritt? Bin ich Dir plötzlich fremd geworden, Mormona?" —

Sie fand kein Wort der Erwiederung, sie zitterte bang in sich zusammen, sie wollte fliehen und hatte mir doch den Eingang gestattet. Sie wußte nicht, was sie wollte, indem sie mich den schmalen Pfad an der Felsenwand hinführte und an der Schwelle der Hütte doch wieder zögernd stillstand. Mir zur Linken lief der schaurige Abgrund in die Tiefe und rechts, an die steile Wand gelehnt, hielt mich die kleine Hand des zitternden Mädchens. Endlich trat sie in die Thür und wir standen an dem traulichen Herde. — „Mormona," sagte ich, „unter dieses Dach sollt' ich nicht mehr treten, wo ich den wichtigsten Lebenstraum geträumt, den ich zur Wirklichkeit machen will! Ich bin einer jener La Torre, in deren Adern waldensisch Blut fließt. Ein alter Zauber treibt uns in die Berge und unser Herz sucht in der Wildniß nach dem

reinſten Thau des Himmels aus Gottes Hand. Der alte Glaubenshaß, den die Prieſter lehren, war damit nicht beſchwichtigt. Der Ahnherr ſündigte gegen die Ahnmutter des Hauſes und der Zwieſpalt des alten Irrwahns lief bis auf unſere Tage herab. Mein Vater hielt ſeine Gattin, die ihm aus den Bergen gefolgt, für verloren, weil ſie Gott in einer andern Sprache anredete. Mormona, was die Väter gefrevelt, ich bin berufen es zu ſühnen! Hier, wo Du hinknieteſt, um auf mein Wort zu lauſchen, ob ich die Grauſamkeit der Prieſter theilte, hier hab' ich im Stillen gelobt, zwiſchen Deinem und meinem Glauben einen Friedensbund zu ſtiften. Und Nachts ſtiegen gute Geiſter in meinen Traum, mein Thun zu ſegnen. Mormona, im Namen jener Waldenſerin unſers Hauſes, Du ſollſt mir die Hand zum Bunde reichen. Laß uns treu an einander halten, um die Welt vom Wahn zu befreien, laß uns Geſchwiſter ſein, die das heilige Werk vollführen, daß der Menſch nicht mehr den Menſchen um ſeines Glaubens willen verfluche. Gott verſteht jede Sprache des Herzens, er verwirft weder die lallende Zunge der kindlichen Völker, noch die zitternde Stimme eines greiſen Jahrhunderts. In ſeinen Geheimniſſen forſcht die Menſchheit bis in alle Ewigkeit, jedes Alter, jede Stufe des Lebens, Kind, Jüngling, Mann und Greis, jedes Volk, jede Zone ſchafft ſich ſeinen Gott, und der große Geiſt, auf den alle Abbilder der Menſchen deuten, bleibt nur ſich ſelbſt ewig derſelbe. — Mormona, heilig biſt Du mir und unantaſtbar bleibe mir Dein Herz, frei ſei Dein Glauben, Dein Gefühl! Ihr wollt nichts hören von Schwur und Eid, Ihr ſeid zu oft getäuſcht von den ränkevollen

Menſchen: ſo gelobe ich mir ſelbſt im Namen Gottes und zum Heil der Welt ewige Treue meinem Verſöhnungswerk!"

Sie ſah zu mir auf und erhob willenlos und wie im Traume ihre Hand, als ich meine Rechte gen Himmel hielt. Dann zitterte ſie heftig, ihre ganze Geſtalt drohte zuſammenzuſinken, und weinend ſtürzte ſie an meine Bruſt. Sie wollte nicht mehr frei ſein, nicht mehr unabhängig, mit dem Argwohn erſtarb in ihr auch jede Kraft des ſelbſtſtändigen Willens. Mir anzugehören, war jetzt das einzige, lange zurückgehaltene Gefühl, das alle Schleuſen ihres Innern durchbrach. Ihren Brüdern zu leben hatte ich gelobt, und dafür gewann ich ſie ſelbſt zu eigen. Wir waren jetzt ganz erfüllt vom Glück unſerer Neigung. Ich gedachte meinen Beſitz ſchleunig wie einen Raub davon zu tragen. Sie fand kein Wort der Erwiederung, ſie lächelte ungläubig, und im Rauſch der ſtummen Seligkeit fuhren Stunden auf ihren Schwingen über uns hin.

Plötzlich ſchreckte ſie aus meinen Armen auf. „Virrho!" rief ſie. Ihr ſcharfes Ohr glaubte ſein Zeichen, ſeine Stimme zu vernehmen. Sie ſtürzte an's Fenſter, an die Thür, dann wieder zurück. — „Sei ruhig, Mormona," ſagte ich, „ich beſchwichtige ihn!" — „Er iſt wild in ſeinem Zorn," ſchrie ſie, „er glaubt ſich verhöhnt, verrathen, er ſieht nur den römiſchen Chriſten in Dir, und das Blut der gemarterten Brüder ſchäumt in ihm auf, geräth ſein Haß in Gährung." — „Er komme, ich will ihm Rede ſtehen," ſagte ich. — Sie ſtand unſchlüſſig, ob ſie ihm öffnen ſollte. Einen zweiten Einlaß gab es nicht. Wenn ſie den Riegel nicht zurückſchob,

so blieb er ausgeschlossen. Der Fels, auf dem die Hütte stand, lief nach allen Seiten steil hinab; nicht eine Gemse konnte ihn erklimmen.

Heftige Schläge gegen den Deckel der Höhlung, welcher die Stiege absperrte, meldeten jetzt wiederholt sein Begehren zum Eintritt. Mormona rang die Hände, drückte ihr Gesicht ins Tuch, schüttelte die Haarflechten von der Stirn zurück und schien dann gefaßt. Ein strahlendes Feuer strömte aus ihren Augen, ihre Nerven, ihre Muskeln waren gespannt, ihre ganze Gestalt entwickelte sich zur Heldin. „Er weiß, daß Du hier bist," sagte sie stolz, „das Maulthier in der Höhle verrieth Dich, und ich will Dich nicht verleugnen."

Die Besorgniß, die sie vor Pirrho's Wuth zeigte, machte mich selbst jetzt ihretwegen bange. Da fiel draußen ein dumpfer Schuß. Mormona stürzte hinaus. Der Deckel, den die Fallthür am Ausgang bildete, war gesprengt. Mit wildem Geschrei, von der Gewalt der Anstrengung erhitzt, Wut und Rache schnaubend, sprang Pirrho auf die Platte und streckte drohend seinen Arm in die Höhe. Gefahr für sie fürchtend, war ich Mormona nachgeeilt. Sie stand auf dem schmalen Pfade, der an der Felsenwand und dicht am Abgrund hinlief. Es konnte kein Zweiter vorbei, wenn sie den Paß besetzt hielt. So stand sie zwischen ihm und mir, Beide mit den Händen abwehrend. — „Wo ist der Räuber? Alles Lug, Alles Verrath!" schrie Pirrho, wie von Wahnsinn befallen. Wie er vordringen wollte, machte sie Miene, ihn in die Tiefe hinabzudrücken. — „Verrätherischer La Torre, denkst Du statt Gemsen waldensische Mädchen zu erjagen? Soll Eurem

Todtendienſt ein neues Opfer fallen? Ich habe Dir gelobt, Dich mit Deiner eigenen Kugel zu treffen. Nimm ſie hin, ich ſchenke ſie Dir wieder!"

Mormona ſchrie vor Entſetzen auf, als er den Hahn ſpannte. Ihre Bewegung, um den Lauf der Büchſe in die Höhe zu ſchnellen, mißglückte, ſie glitt zu Boden, der Schuß fiel. Ich ſah den Blitz kaum. Getroffen, erſchüttert wankte ich einen Augenblick zurück, raffte mich wieder zuſammen und ſah, wie Mormona ſich mit wilder Gewalt auf den Bruder ſtürzte, wie ſie mit ihm in Verzweiflung rang. „Mörder! Mörder!" hörte ich ihre Stimme rufen. — „Hinab mit ſeinem Leibe in den Schlund!" ſchrie Pirrho, „mag er am Felsgezack hängen bleiben, für Geier ein langſamer Fraß!" Sie griff wild in ſein Haar, hing ſich mit Löwenſtärke an ſeine ſtruppigen Mähnen und ſchleuderte ihn rückwärts nieder. — „Wie," ſchrie er, „Du willſt ihn ſchützen?" — „„Dir fluchen will ich, Dich verderben, rührſt Du ſeinen Leib an! Ich will ihn ſchützen, ich liebe ihn, ich bin ſein Weib!"" — Sie ſtand wie ein Racheengel vor ihm, wie einer Judith glühte ihr das Geſicht, zuckten ihre Muskeln. Pirrho ſtarrte ſie an. Er taumelte wie ein Nachtwandler, der plötzlich an ſich ſelber irre wird. Weinend und heulend brach er zuſammen. Die Büchſe entfiel ſeiner Hand. Ich hörte ſie ſtürzen von Felſen zu Felſen bis tief unten in die Schlucht; ſie ſtürzte ſtatt meiner. Ich lag gebrochen da, von alle dem ein thatenloſer Zeuge. Wie ſich mir jetzt das Auge verfinſterte, ſah ich noch Mormona's Antlitz durch die Wolke ſchimmern, die meine Stirn umzog. Ich trank noch den Athem ihres Mundes,

fühlte ihre brennende Lippe auf meiner Stirn, dann ſank ich zurück und Alles um mich her war ſtill.

Wie ich aus dem Todesſchlaf erwachte, lag ich auf weiches Moos gebettet, ein Oelbaum breitete ſeine grauen Schatten über mich her. Mormona kniete vor mir. Sie hatte ihr Tuch vom Buſen gelöſt und ſuchte meine Wunde von neuem zu verbinden. Sie bog ſich auf meine Bruſt und ſog das Blut mit ſanften Zügen in ſich. Der brennende Schmerz und die ſüßeſte Empfindung miſchten ſich zu einem namenloſen Entzücken, eine wunderbare Seligkeit rieſelte durch meine ſchwindenden Lebensgeiſter. Sie hatte mich, wie ich ſpäter erfuhr, mit Hülfe Pirrho's vom Felſen herunter geſchleppt, das Maulthier mit einem Korbe beladen und mich ſo eine Strecke fortgeſchafft. Aber die Bewegung erneuerte den Bluterguß und wir hatten in der Niederung Halt gemacht. In ihrem glühenden Antlitz lag der Schmerz der Liebe und die Angſt der tiefen Bekümmerniß. In der Betäubung der irren Rathloſigkeit hatte ſie mir die Ruhe der Hütte entzogen, um mich menſchlicher Hülfe zuzuführen. Die Gefahr der Wunde mochte ſie ſo wenig wie Pirrho erkannt haben. Der wilde Menſch kauerte bleich und entſtellt zu meinen Füßen, ſeine Wuth war in Furcht und Reue verwandelt. Wie ſie das Tuch von neuem um meine Bruſt geknüpft hatte, ſtand ſie auf und herrſchte ihm Befehle zu. Ich verſtand die Worte nicht, ich ſah nur ihre zürnende Bewegung, die Grazien waren in Furien verwandelt und der Unglückliche, der in Raſerei die That verübt, lief geſchäftig und winſelnd hin und her. Er brachte friſches Quellwaſſer und ſie linderte mir mit ſanfter Hand

misch in dem Hause des Pfarrers, dem er durch seine Kenntnisse in den schönen Wissenschaften — dem Lieblingsstudium des Pfarrers — fast unentbehrlich ward. Röschen fand wohl die Unterhaltung des Husaren würziger und gehaltreicher, als die ihres Karl, sah wohl, daß die Gestalt des erstern ohne Vergleich schöner sey, als die des Geliebten, doch sie liebte Karl ja so unaussprechlich, ihr Herz kannte kein Falsch, was war da zu befürchten? Sie sah den schönen Husaren gern kommen; denn die Zeit entfloh sehr schnell in seiner Gegenwart, — sie spielte und sang sogar in Begleitung seiner Flöte; denn sie meinte, daß diese ihrem Spiele erst Gehalt gäbe. So schlich sich unbemerkt eine Neigung in ihr Herz, die das Grab ihrer ersten Liebe zu werden drohte.

Den Oberförster warf die Gicht aufs Krankenlager, und Karl wurde in die Residenz beordert, um geprüft und seinem Vater adjungirt zu werden. So mußte er wenigstens einige Wochen abwesend bleiben. Rührend war der Abschied der beiden Liebenden. Karl konnte sich kaum aus Röschens zärtlicher Umarmung winden, ihre Thränen flossen unaufhaltsam.

Das Bleiben der Husaren ward von längerer Dauer, da die entzweiten Mächte noch gütliche Unterhandlungen pflogen. Mit jedem Tage entfaltete sich mehr und mehr Röschens schöne Seele vor Löwenhaupts entzückten Blicken. Ihn, den noch nie ein Mädchen

den brennenden Schmerz. Ich hatte nur ein ſchwaches Lächeln für die Wohlthat der geliebten Hand. Pirrho kniete neben uns, tief in Demuth gebückt, den ſcheuen Blick auf die Zürnende gerichtet. Er umfaßte ihre Kniee; ſie ſtieß ihn von ſich und wie er nicht weichen wollte, ergriff ſie das Gewehr und ſetzte ihm den Kolben auf die Bruſt. Es war mir, als müßte ich Gnade rufen, aber der Laut erſtarb im Gefühl des erneuten Schmerzes und ich ſank wieder zurück in Betäubung.

Der Marſch war mit Mühe fortgeſetzt. Pirrho hatte Hülfe herbeigeholt, auf einer Tragbahre war ich nach der Meierei gebracht. Sie lag näher als das Schloß und es dunkelte bereits, als wir anlangten. In demſelben kleinen Zimmer der Wirthſchaftsgebäude, das für Mormona's Zuflucht beſtimmt war, erwachte ich, von den beſtürzten Dienern umringt, unter den Händen des Arztes, der tief in der Wunde nach der Kugel fühlte. Sie war zwiſchen Schulter und Bruſt in das Fleiſch gedrungen und hatte ſich während des Marſches weiter hinein gewühlt. Nur nach wiederholten Verſuchen gelang es, ſie aus der Wunde zu löſen. Mein erſter Schrei, deſſen die Lippen fähig wurden, war: „Mormona!“ Sie hatte ſich in den Winkel des Zimmers geflüchtet. Jetzt zertheilte ſie den Kreis der Diener und ſank weinend vor meinem Bette nieder. Wie ich die Hand auf ihr Haupt legte, verſiegte der Strom ihrer Thränen. „Meine Retterin,“ ſagte ich zum Kloſtermeier, deſſen altes bekümmertes Antlitz ſich fragend über uns neigte. Ich blickte im Kreiſe um, Pirrho war nicht unter uns. Sie mochte meinen ſuchenden Blick verſtehen, ſah mich an und ſchüttelte ihr Haupt. Pirrho war,

wie ich ſpäter hörte, entflohen. Mormona's Fluch hatte ihn in Verzweiflung geſtürzt; ſobald Hülfe ſich nahte, war er auf ihren Wink entwichen. Der Aufruhr unter den Dienern, die ſich mit ſcheuem Geflüſter entfernen wollten, gab mir die Nöthigung, zu reden. — „Ich hatte einem Wilddiebe aufgelauert," ſagte ich, ſie bedeutend, „mein Schuß ſtreckte ihn in demſelben Augenblicke, wo ſeine Kugel mich traf, todt zu Boden. Sucht den Thäter nicht unter den Lebenden! Sein Leichnam liegt in der Schlucht, die der Waldſtrom überſpült!" — Mormona's Thränen, die meine Hand benetzten, waren das Letzte, was ich fühlte. Ich ſprach wie ein Scheidender und wühlte krampfhaft mit der Hand in ihrem aufgelöſten Haar.

Es vergingen Tage in dumpfer Stille. Meine Wunde brachte Todesgefahr; es waren edle Theile nahe am Herzen verletzt. Der Arzt war in Sorge. Ich lag in tiefem Schlaf befangen, aber doch fühlte ich leiſe durch Alles hindurch den Hauch der geſchäftigen Liebe, die als Genius mein Lager umgab. So verlief die ſogenannte ſtille Woche. Am Oſtertage athmete ich leichter und ſaß aufgerichtet. Der Arzt hatte ſeine Beſorgniß ausgeſprochen. Mormona's bleiches Antlitz verkündete mir ſeine Furcht, ob ſie gleich mit aller Kraft der Seele ſich zwang, ihren Schmerz in die Farbe der ſanften Ergebung zu kleiden. Ich glaubte mich allein mit ihr. „Mormona," ſagte ich, „wenn ich ſcheide, mußt Du zuvor die Meine ſein. Du biſt der Reichthum, das einzige Gut, das ich mit hinübernehme, mein einziger Gewinn, ſchwer erkauft, theuer errungen; aber ich ſterbe überreich und glücklich,

wenn ich mir Deine Liebe, Deinen Beſitz durch den Tod errang."

Sie unterdrückte ihr heftiges Zittern, ihr Buſen bezwang den Aufruhr ihrer Seele, aber die zurückgehaltenen Schläge ihres Herzens waren hörbar. Sie ſah mich ſcheu an; der Kloſtermeier ſtand hinter uns. Sie bog ſich zu mir, ſie flüſterte mir ſcheue Worte ins Ohr. Ich verſtand nicht was ſie ſprach; die Verwirrung drohte ihre Bruſt zu zerſprengen. Dunkle Gluth wechſelte auf ihren Wangen mit der Farbe der bleichen Angſt. So im Aufruhr aller Elemente raffte ſie ſich auf und ſtürzte fort. Der alte Freund des Hauſes ſah mich fragend an. „Sie iſt Waldenſerin!" ſagt' ich leiſe zu ihm. Er legte erſchrocken beide Hände über das zitternde Geſicht. „Der Geiſt der Berge iſt wieder über uns gekommen, er geht wieder um im Hauſe La Torre!" —

„Sei er uns ein guter Geiſt und er lebt zur Verſöhnung der Welt," ſagte ich dem Alten und lächelte gläubig in ſeine bekümmerte Miene.

Was mir Mormona heimlich geſtehen wollte, ſagte ſie mir bald mit entſchloſſener Freudigkeit. Sie hatte ſich geſammelt und war wieder ins Zimmer getreten. „Du willſt mein Weib ſein, Mormona?" rief ich feierlich. — „So will ich erſt Deinem Glauben angehören," ſagte ſie, wie eine Siegerin, die ſich ſelbſt überwunden hat. Der Glanz einer verklärten Heiterkeit ſtrahlte in ihrem Antlitz, die Begeiſterung eines Kindes, das die ganze Bedeutung des eig'nen Wortes nicht verſteht und doch voll Heldenmuth der Welt einen Entſchluß verkündet. — Sie hatte dem Kloſtermeier das Geſtändniß

gemacht. Der Caplan des Schloſſes erfuhr ſofort das Geheimniß. Es galt, eine Irrgläubige zu gewinnen, und der Prieſter war willig genug zur Bekehrung ihrer Seele. „Ich bin ſchon eine römiſche Chriſtin," ſagte ſie freudigen Muthes zu ihm, „er ſelbſt, ſeine Lehre, ſein Glaube, ſeine Liebe hat mich gewonnen. Seitdem er mir in der Hütte auf den Bergen Eure Lehre gepredigt, bin ich gläubig geworden, glaube an das Heil Eurer Kirche, glaube an die Möglichkeit aller Wunder der Welt. Die Heiligen wollen mir gnädig ſein, wenn noch Schuld in meiner Seele iſt!" — Sie kniete mitten im Zimmer vor uns hin, das Antlitz gen Himmel gewendet; die freundliche Milde eines Engels leuchtete in ihren Augen. Sie ſaß Tag und Nacht mit dem Caplan zuſammen und er lehrte ihr den heiligen Dienſt, erläuterte ihr den Glauben und die Gebote unſrer Kirche. Sie war gläubig wie je ein römiſch-katholiſches Herz. Die Liebe beflügelte ihren Willen, ſie ſchien des Heils bedürftig und hielt ſich der Gnade des Herrn gewiß. Der Caplan machte Einwendungen, ſie ſo ſchnell, ohne jahrelange Vorbereitung, ohne ſtufenweiſe Einweihung in die Geheimniſſe unſrer Religion in den Schooß der Kirche aufzunehmen. Aber mein Wunſch, der Wunſch eines Sterbenden, war dringend. Im Schloß war Trauer, die bange Furcht vor meinem nahen Tode beherrſchte die Gemüther, in der Capelle wurde die Nacht hindurch und am frühen Tage von Neuem Meſſe geleſen. Die bedenkliche Miene des Arztes entſchied, der Prieſter gab nach und am Abend trat er, Mormona an der Hand, feierlich in mein Gemach. „Sie iſt dem Herrn geweiht," ſagte er, „die Heiligen wollen ihr Herz behüten!" —

Er hatte sie nach kurzer Vorbereitung getauft und eingesegnet. Ich fühlte mich wohler, aber man hielt diesen Zustand für das letzte Aufflackern der Lebensgeister und der Priester fügte unsere Hände in einander.

So war Mormona römische Christin und mein Weib geworden vor Gott und Allen, die als Zeugen das Geheimniß theilten.

Von Genua waren Briefe angekommen, aus denen sich ergab, daß mein Vater noch längere Zeit in Rom verweilen werde, um eine Wallfahrt nach Loretto zu machen. Auf des Arztes Geheiß hatte man sofort einen Bericht über die Todesgefahr, in der ich schwebte, abgefertigt. Ein genuesisches Schiff brachte den Brief nach Rom und harrte auf seinen Wink; mein Vater konnte in wenigen Tagen unter uns sein. Ueber Mormona's schnelle Bekehrung und Aufnahme in den Schooß der Kirche war Allen, die darum wußten oder ihre waldensische Herkunft ahneten, auf's Sacrament das Gelübde der Verschwiegenheit abgenommen worden; vor meinem Vater durfte sie nur, wie der Spanier sagt, als eine „alte Christin" erscheinen. Diesen Einfall verdankten wir dem Klostermeier, und selbst der Caplan gab seine Billigung dazu, da er die Gemüthsverfassung des Alten kannte und gar wohl wußte, an welchen Glaubenszweifeln er litt.

Mit dem Himmel versöhnt, kehrte mein Vater zurück. Die Erde mit ihren Wünschen erfüllte ihn mit neuen Sorgen. Sein Sohn und Erbe, der letzte La Torre, auf dem Todtenbette! Das war genug, um ihn auf eine Zeit lang von den frommen Uebungen abzuwenden, genug, um Alles gut zu

heißen, was geschehen war, meinen Wünschen zu entsprechen. Er sah in Mormona die zweimalige Retterin meines Lebens, falls es jetzt noch zu retten war. Ohne ihre Hülfe hätte ich, von der Kugel getroffen, in den Bergen verschmachten müssen, und sie war auch jetzt der Schutzgeist, der nicht von meinem Lager wich, sie war auch jetzt noch die Bedingung meines Lebens. Welches Märchen man ihm schon auf der Reise von meiner Bekanntschaft mit ihr mitgetheilt hätte, es wäre ihm glaublich erschienen, und so nahm er sie für die Tochter eines kürzlich verstorbenen Obersten in Parma, die sich in Genua nach der französischen Küste zu Verwandten einschiffen wollte. Mein Vater hörte von mir, wie ich sie längst im Stillen geliebt, wie ich ihm das Geständniß meiner Neigung nicht länger vorenthalten hätte, auch wenn die Wendung der Dinge eine nicht so schmerzliche geworden wäre. Ihrem erdichteten Familiennamen nachzuforschen, erlaubte der Drang der nächsten Tage nicht, und so konnte er nicht umhin, sie als seine Tochter zu begrüßen.

Das Gebäude der Meierei war ganz für uns eingerichtet. Mormona hatte die Kleidung abgelegt, die an das Mädchen aus den Bergen erinnerte, sie hieß Maria seit ihrer römischen Taufe. Sie fand sich leicht in die Rolle der Dame des Hauses, sie war für Alle ein frischer und belebender Athem. Der Liebreiz ihres Wesens war auch bald für den Alten ein Zauber, an ihrem Blick, an ihrem Thun und ihrer Pflege hing jetzt sein und mein Glück.

Die Lebensgefahr war vorüber, ich genas, wenn auch langsam. Ich konnte ins Schloß geschafft werden. Der Arzt gab die Hoffnung einer möglichen Herstellung. Noch ehe sich äußerlich

meine Heilung kund gab, hatte ich längst das Gefühl, daß die Heiterkeit voll tiefen Glückes, die mein Herz durchleuchtete, von innen her Genesung bewirkte. Die Wohlthaten von liebender Hand haben eine magische Kraft. In Mormona's Armen wäre mir der Tod süß gewesen: wie sollte das neuerwachende Leben in ihrer Nähe, in ihrem Besitz, nicht ein Gefühl von Wonne in mir verbreiten! So sehr ist der Körper der Seele unterthan! Meine Genesung war für den Arzt ein Räthsel; nicht für mich. In kurzer Zeit konnte ich mit Mormona auf der Terrasse des Schlosses wandeln und den Balsam der Gewächse einathmen. Alles erschien mir neu, der Himmel, die Luft, der Baum, der Fels. Alles war für mich in das Licht einer Verklärung gebracht, die ganze Welt um mich her in einen stillen Zauber getaucht, um dessen geheimnißvolle Lösung nur ich wußte. Aus Allem sog ich Heilung; ein Glanz der Heiterkeit, die ich wohl das tiefste Glück einer gottgefälligen Stimmung nennen möchte, durchwehte Seele und Leib in mir. Es war das Alles ein Abglanz von Mormona's Wesen, und das Gefühl der Genesung, so sehr ich auf langsame Vegetation angewiesen war, schlug in mir rasche Funken der Kraft, belebte mich wie am ersten Schöpfungstage, ein Frühlingsgefühl die Welt. In Mormona's Armen erschien ich mir wie ein Phönix, der sich plötzlich aus der Asche wieder erhebt. —

Mormona fühlte sich Mutter. Sie barg mir nicht ihr Glück, selbst den Vater überraschte sie mit der freudigen Botschaft, und als hätte uns ein Taumel der Freude erfaßt, so schleunig waren wir aus dem Umsturz unseres Lebens, aus Tod und Traurigkeit erstanden. Wir begannen ein fröhliches,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53192-3
WINKLER,K.G.T. FN. 18554/025

leicht bewegtes Leben. Es wurden Spazierfahrten unternommen und bald zu Reisen ausgedehnt, nach den luccheſiſchen Wäldern, nach Genua, die Riviera di Levante entlang, nach dem Buſen von Spezzia, Anfangs in der Sänfte und bald auf den getreuen Schultern des Maulthieres. Alles gelang, der Himmel ſtand lachend über uns, weil er in uns fröhlich leuchtete. In's Gebirge hinauf drängte es Niemanden von uns. Selbſt Mormona hatte den Wunſch nicht, die wilden Steppen ihrer nächſten Vergangenheit wieder zu betreten. Sie ſchien gar keine Erinnerung an ihr früheres Leben zu haben, ſo ſehr war ſie ganz die Unſrige, gehörte ſie ganz mir und meiner Welt. Daß wir vor dem Vater, vor der Welt Geheimniſſe hatten, trübte damals kaum den reinen Himmel unſeres Lebens; vielleicht erhöhte es nur noch den Reiz unſeres paradieſiſchen Glückes, daß die Quelle deſſelben verſchwiegen war.

Ich weiß nicht, wie lange dies harmoniſche Leben dauern konnte, hätte es ruhig in ſich ſelbſt ſeinen Verlauf gehabt. Jedes Glück trägt einen Keim des Todes in ſich. Haß und Zwieſpalt ſind die trüben Erfindungen der Menſchen, die Ungethüme, die bald aus ihren Höhlen treten, auch wenn ſie eine Zeitlang ſchliefen. Sie umſchleichen erſt von fern den Schauplatz, wo ſich Menſchenglück geſtalten will, ſie umkreiſen ihn in immer engeren Linien; die Beute iſt ihnen gewiß, auch wenn Du die lauernden Tiger ſchon von weitem witterſt. Setzen ſie Dir plötzlich die Tatze auf die Bruſt, dann erſparen ſie Dir vielleicht noch im Voraus das lange, bange Gefühl der immer wachen Sorge. — Unſer Glück machte uns übermüthig. Wir waren des Gottes in uns ſo ſehr gewiß, daß wir

dem Götzen, dem die Menschen dienen und den sie auch Gott nennen, den nöthigen Tribut zu geben vergaßen. Es mochte in dem Zustande Mormona's begründet sein, daß sie allerlei Launen seltsamer Art hatte. Sie verrieth mitunter Gelüste, die an das freie Mädchen aus den Bergen erinnerten. Mein Vater begann erst meine eigene Rechtgläubigkeit zu bezweifeln, da ich ihr in allen Dingen willfahrte. Mormona war endlich nicht mehr dazu zu bringen, die Messe zu besuchen. Sie gab vor, den Geruch des Weihrauchs, den Anblick der Kreuzigung nicht mehr ertragen zu können. Daß sie die Bilder des gemarterten Gottes, den man der Welt in aller Barbarei preisgiebt, nicht sehen mochte, ließ sich ärztlich erklären und heilsam finden. Aber sie mochte auch kein Crucifix in ihrer Nähe dulden. So lange ich krank auf dem Lager war, hatte sie das Kreuz, das ich auf der Brust trug, geküßt, oder, das Auge auf den Firus über mir an der Wand gerichtet, mit Inbrunst hin gekniet. Seit der Zeit hatte sie selbst auch ein Kreuz am Halse getragen und in jeder Weise die gute Katholikin gezeigt. Jetzt ließ sie Alles, was an solchen Dienst erinnerte, aus ihrem Zimmer entfernen. Ihr Widerwille gegen Weihrauch und Heiligenbilder wurde zu einer kränklichen Apathie, die man schonen mußte. „Ich halte das Gefühl der Verwesung nicht aus!" antwortete sie mir entschieden, als ich ihr für den strenggläubigen Vater Rücksichten gebot. — Der Caplan hatte sie noch länger in die Schule nehmen wollen, um sie im Glauben zu befestigen, den sie, wie er sagte, schnell gewonnen, aber nicht sicher genug gegen alle Anfechtungen im Herzen trage. Eine Zeitlang hielt er auch noch regelmäßige

dauernd zu fesseln vermocht hatte, durchglühte eine unendliche Liebe zu Röschen, er fühlte mit allem Feuer seines edeln Charakters, daß nur diese holde Tochter der Natur ihn wahrhaft glücklich machen könnte. Zwar kannte er das Verhältniß zwischen Röschen und Karl, — er hatte ja fast täglich ihre verliebten Tändeleien mit angesehen — doch er hielt dieß mehr für eine geschwisterliche Liebe, für die Fortdauer der zarten Gefühle zwischen Gespielen, die mit einander aufgewachsen sind. Mit inniger Freude bemerkte er, wie Röschen mit jedem Tage freundlicher gegen ihn wurde, wie fröhlich sie ihm entgegenhüpfte, wenn er kam, wie dringend sie ihn bat, bald wiederzukommen, wenn er ging, welche Heiterkeit sich über ihr ganzes Wesen verbreitete, wenn er an ihrer Seite war. Sein Entschluß, um ihre Hand zu werben, ward unerschütterlich. Ein bedeutendes Vermögen setzte ihn in den Stand, nach seiner Neigung zu wählen, und sein aufgeklärter Geist war erhaben über jene gemeinen Vorurtheile der Konvenienz. Er nahm sich vor, wenn er den Pflichten der Ehre in dem bevorstehenden Feldzuge Genüge geleistet haben würde, sich auf seine Güter zurück zu ziehen, um dort in ungestörter Ruhe die Blüthe seiner männlichen Jahre der Liebe und dem Glücke seiner Unterthanen zu widmen. Frei und offen, wie es dem edeln Manne geziemt, entdeckte er dem Pfarrer seine Wünsche, seine Hoffnungen, und schilderte

Unterredungen mit ihr, aber sie bestritt jetzt immer lebhafter seine Behauptungen, ja, sie suchte mit einem Uebermuth, der aller Fesseln spottete, ihn des Gegentheils zu überzeugen und ging in ihrem lachenden Ungestüm so weit, daß der Priester, sich bekreuzigend und segnend, endlich froh war, wenn er selber, wie er mir im Vertrauen sagte, mit heiler Haut davon käme. Die stille Mormona, die ihre Kraft für sich zurückhielt und lauschend und horchend der Welt gegenüber sich sicher fühlte, war ein strahlendes Weib geworden, das nicht auf den Angriff wartete, um sich zu vertheidigen, sondern eigenwillig zum Kampfe herausforderte. Für mich hatte ihr Wesen nichts, was bedenklich schien, nach meinem Gefühl konnte sie auch in der Ausgelassenheit ihrer Launen niemals aus dem Bereich der Schönheit treten. Schönheit der Seele aber ist allezeit Gott gefällig, auch wo sie gegen die Satzung und das Herkommen streitet. „Es thut nicht gut," sagte sie mir einst zu ihrer Rechtfertigung, „daß der Herr Pfarrer mich im Glauben befestigen soll. Dir gegenüber und wie Du es meinst, hat Alles Wahrheit und scheint mir gut und glaublich. Wenn Du mich zur Rede stellst, bin ich fromm und gehe in mich. Du erklärst mir auch die Geheimnisse der Religion, daß ich meine, wo ich es nicht gleich begreife, würde ich doch schon die Ahnung haben, es könne und müsse so sein. Am Vertrauen zu Dir rankt sich meine Seele still und unvermerkt in die Höhe, so daß sie sich am Stamme des Baumes festklammert und ich dann so thun kann, als hätte die Schmarotzerpflanze eigenen Halt. Ich hab' ihn aber nur in Dir und Deinem Glauben. Was ich von der heiligen Religion weiß, hab'

ich von Dir, auch wo Du mich nicht mit deutlichen Worten belehrteſt. Mein römiſches Bekenntniß begann mit dem Augenblick auf dem Markte von La Torre, wo Du mich vom Karren hobſt und das zitternde Mädchen zu dem Herrn Pfarrer führteſt, der mich in die Reihe der Gläubigen ſtellte. Früher in den Bergen hatte ich gemeint, der Menſch ſei viel zu dumm, um viel von Gott zu wiſſen, oder ich würde zur Weisheit noch Zeit haben, wenn ich alt und grau werde. Als ich bei jener Proceſſion in den himmelblauen, ſternbeſäeten Kleidern die fleckenloſe Jungfrau, die Königin Himmels und der Erde ſpielen ſollte, da wußt' ich nicht, wie mir geſchah. Ich war beſtürzt, aber ich dachte, ein guter Geiſt würde mir ſchon eingeben, was ich thun und laſſen ſollte. So ſaß ich denn ſtill unter dem Thronhimmel, wo die heilige Taube brütet und wartete darauf, ſie würde vielleicht den Schnabel aufſperren und für mich zeugen von der Wahrhaftigkeit meiner Vorſtellung als Mutter Gottes. Aber die Taube ſaß oben ſo ſtill, wie ich unten mit geſpannten Augen und Ohren, und ſo ließ ich über mich ergehen, was da wollte. Und der Prieſter kam und ſagte, ich hätte mich gut gehalten. Ich hatte aber dumm und von nichts wiſſend drein gelächelt. Ich hätte ſo heilig und überirdiſch ausgeſehen, ſagten die frommen Schweſtern im Kloſter. Nun, dann mußte es wohl der heiligen Jungfrau eben ſo im Traum gekommen ſein, ſie wußte nicht wie. Ich glaubte beinahe ſelbſt an meine Würdigkeit, als Jungfrau Maria zu figuriren. Nur in der Kirche, in der gepolſterten und grell ausſtaffirten Herrlichkeit, mit der man mich behing, ward ich wieder irre an meiner Rechtmäßigkeit.

Wie die Orgel so kläglich winselte, die Posaunen mich ankrächzten, die alten Nonnen die zerfetzten Fahnen über mich senkten und die bunten Bursche mir den Dampf der Rauchfässer ins Angesicht wirbelten, da hätt' ich, wie von Gespenstern erschreckt, laut aufschreien mögen, aber ich blieb stumm, von starrem Entsetzen befangen, ich kämpfte gegen die Angst, die aus allen meinen Poren strömte, und wer weiß, ob ich nicht am Ende zur Mumie eingetrocknet wäre, hätt' ich da länger sitzen müssen. Wie es aus war, beneideten mich die guten Klosterfrauen und ich kam mir recht schlecht und verworfen vor, daß ich eine beneidenswerthe Miene annehmen konnte, während mein Herz voll Widerwillen war. Ich war betäubt und beklommen und athmete erst auf, als ich Nachts den Schlüssel stahl und Pirrho draußen an der Mauer mit der Strickleiter stand. In den Bergen erst ward ich wieder froh, daß man dort mit seinem Herrgott nicht so viel Wesens macht, nicht so lärmt und tobt, um ihm zu gefallen. — Ach, verzeih' mir die einfältige Rede, Freund und Geliebter meines Herzens! Ich bin wohl recht sündhaft und schlecht, aber ich kann nur beten, wenn ich mit meinem Herzen ganz allein bin."

„Sprich, sprich, Mormona! Gieb mir alle Deine Gedanken und Gefühle, ich bewahre sie treu auf. Es thut Dir wohl, wenn ich sie alle kenne und was an ihnen schuldig ist mit Dir trage und theile. Sollte sich in Dir noch kein Bedürfniß regen, den Dienst unserer Kirche anzuerkennen und seine Segnungen zu begreifen? Alles an unserm Dienst ist ja nur ein Symbol. Seine Bedeutung erschließt sich nur dem

ſtilleren Sinn. Die große Menge bedarf der An- und Aufregung von außen, ſie will, wo ſie nicht gar Wunder verlangt, wenigſtens ein ſinnliches Zeichen ſehen, ehe ſie glaubt. Für uns bedeutet das Brod den Leib des Herrn; die große Menge aber muß das körperliche Ding auch ſchon für ſeine innere Seele halten, das Kreuz ſehen und betaſten, wenn ſie die Leiden eines heiligen Menſchen mitfühlen ſoll."

„Wohl wahr," ſagte ſie ſtill und ſanft, „ich begreife die Wohlthaten der frommen Hantierung für alle Diejenigen, die keinen Lehrer haben wie ich an Dir, an deſſen Liebe ich einen unerſchöpflichen Born für meine Gottesfurcht habe."

Wir ſaßen auf der Terraſſe des Hauſes, während ſie ſo ſprach. Die Sonne ſank hinter den Bergen. Ihre glühenden Strahlen umſäumten Mormona's Geſtalt, wie ſie vor mir kniete und ihr Haupt in meinen Schooß lehnte.

„Wenn Du nicht zu mir in die Berge gekommen wäreſt," fuhr ſie fort und ſchüttelte ihre Locken von der Stirne, „ſo wäre das Feſt in La Torre und in Santa Maria wie ein Traum für meine Seele geweſen, der niemals Wirklichkeit werden kann. Von dem Augenblick aber, wo Du mir wieder erſchienſt, hielt ich mich für berufen, begriff ich auch nicht wozu, glaubte mich aber befähigt zu einer höheren Welt. Du warſt meine höhere Welt, unſere Liebe mein Cultus und mein Glaube. Als Du in unſere Hütte tratſt, da dacht' ich, daß ich wohl Maria ſein könnte, wenn Du mein Joſeph wärſt. Und biſt Du es nicht? Bin ich nicht die Maria Deiner Liebe? Hat mich nicht der Geiſt des Herrn überſchattet, bin ich nicht benedeiet von Gott und Natur? Stammt mein Muttergefühl

nicht vom Himmel? — Ach, es ist so heilig, in aller Demuth das zu fühlen, daß Joseph und Maria immer von Neuem einen Bund geschlossen haben müssen, wo ein junges Leben im Keime sich regt!" —

Wie sie das sagte, stand sie auf, legte ihre Hand auf meinen Scheitel und sah ruhig und fest hinauf gen Himmel. Eine Weihe voll tiefer Zuversicht lag in ihrer ruhig-strengen Miene. Mich überkam die Beglaubigung, daß ein Kindergemüth in seiner reinen Unschuld, selbst im Aberwitz seiner spielerischen Einfalt, niemals von Gott könne verworfen werden.

Ich ermahnte sie, an den Tribut zu denken, den man dem Glauben seiner Mitmenschen schuldig sei. „Ich will Alles thun, wie Du willst," sagte sie, „aber der Pfarrer darf mir nicht kommen mit seinen Drohungen! Wenn ich nicht gerade mit den Worten betete, wie er sie mir vorgeschrieben, hat er gesagt, so bliebe noch immer ein Stück Heidenthum in mir sitzen. Ich will nicht besser scheinen, als ich bin und sein kann. Gott erhört mich auch in meiner Weise und ich denke mich mit ihm und meinem Herzen abzufinden. Der Caplan soll mich nicht schrecken und martern! Auch will ich nichts sehen und hören von den Wundenmaalen der gespießten und geschundenen Heiligen! Ich könnte Eure Bilder zerreißen und die Fetzen in die vier Winde streuen! Daß der Tod etwas Heiliges ist, das hab ich an Deinem Lager erfahren. Damals bab' ich zu den großen Duldern und Märtyrern gebetet und habe das Kreuz geküßt, weil ich in Nöthen war. Nun aber Leben sich in mir regt, heiliges junges Leben unter meinem Herzen sich kündet, will ich nichts wissen vom Tode und seinen

Herolden. Leben iſt Gottes Gebot und die Heiterkeit einer demüthigen Magd des Herrn iſt auch wohl würdig, ihn zu empfangen."

„Amen!" ſagte ich. „Es geſchehe uns zum Heile!" — Aber mein Gemüth fühlte ſich bedrückt, wenn ich an den finſtern Glauben dachte, der uns umgab. Mein Vater war ſeit einiger Zeit wieder in ſein menſchenſcheues Weſen verfallen. Er vermied wo er konnte die Veranlaſſung zum Beiſammenſein mit uns. Der Caplan konnte das Beichtgeheimniß nicht verletzt haben, eben ſo wenig war ein Verrath von anderer Seite her zu fürchten. Dennoch war die Veränderung des Alten merklich genug; wir beſaßen nicht mehr ſein Vertrauen, ſeine Stirn war wieder mit Gram belaſtet, ſeine finſtere Braue hing wieder tief und aus den Augenhöhlen blickte die alte trübe Furcht vor dem verhängnißvollen Geſchick ſeines Hauſes. Er begann wieder ſeine ſtrengen Bußübungen und ich zitterte vor ſeiner Entdeckung, eine Waldenſerin zu den Seinigen zählen, ſie Tochter nennen zu müſſen. Der Geiſt der Berge ſtand alſo doch mit ſeinen Schrecken über unſern Häuptern. Es vergingen Monate in Angſt und Sorge.

So lange es möglich war, mit Mormona Ausflüge in die Nachbarſchaft zu machen, blieb unſer drohendes Verhalten zu einander erträglich. Ich hoffte noch immer, der Ausbruch des Wetters, den die Gewitterſchwüle fürchten ließ, würde uns bis zu der Entſcheidung verſchonen, der Mormona entgegenging. Seitdem ihr Zuſtand den Wechſel des Aufenthaltes, die Entfernung von Santa Maria unmöglich machte, ward die Stimmung der Gemüther drückender und banger.

Diese fortgesetzte Sorge nagte an meiner Ruhe, äußerte auf mich selbst ihre ungünstige Wirkung. Meine Genesung, die man für vollendet gehalten, erwies sich als wenig gesichert, ich machte Rückschritte und es gab ganze Tage, wo ich, auf mich selbst verwiesen, Mormona im Verkehr mit Andern nicht behüten konnte und den Alten unbeachtet sich selber überließ.

Mein Gesundheitzustand erregte bald ernstliche Besorgnisse. Ich mußte dem Dringen des Arztes, der mir Seeluft und Bäder empfahl, von Zeit zu Zeit nachgeben. Wir besaßen ein Landhaus an der Riviera, wo ich unter günstigeren Bedingungen für mein inneres Wohlsein gewiß mich bald erquickt hätte. Dann und wann ging ich auch nach Genua. Aber es duldete mich nirgends lange, ich erlaubte mir überall nur kurze Frist, es drängte mich dahin zurück, wo Lust und Leid, Glück und Unglück für mich auf einer drohenden Spitze schwebte.

Es war in einer wolkenschweren Julinacht, als ich von einem jener Ausflüge in der Sänfte nach Santa Maria zurückkehrte. Ich hätte den Tag über ruhen, die späten Abendstunden benutzen müssen. Die regelmäßige Botschaft von Mormona's Befinden hatte mich erreicht, mich beruhigt; es war nichts gemeldet, was mich aufstören konnte. Dennoch befiel es mich wie Gewitterschwüle, als ich im Schloßhofe anlangte. Die Diener standen in Haufen beisammen und flüsterten; sie traten scheu auseinander, als sie mich erblickten. Es wurde mir etwas verheimlicht und ich wußte nicht, ob ich ihm nachforschen sollte. Erst nach langen Ausweichungen ging

Lorenzo mit der Sprache heraus. Er nannte es einen unbedeutenden Vorfall, der nicht neu sei. Ein wilder, verwegener Menſch hatte ſich ſeit einiger Zeit am Gitter der Seitenpforte gezeigt und, mit ſeinem verdächtigen Begehren um Einlaß mehrmals abgewieſen, hatte er ſich heute dreiſter, mit Waffen in der Hand, den Zutritt ins Haus verſchafft. Er bettelte nicht; er ſchien trotzig, wie Räuber, die kleine Beute verſchmähen, um eines großen Fanges gewiß zu ſein. Im Wortſtreite mit den Dienern ließ er unſinnige Reden fallen: er gehöre hieher, habe ein Recht, hier aufzutreten, er ſuche die junge ſchöne Gräfin La Torre! — Virrho! raunte mir eine innere Stimme zu. Ich konnte nur mit Mühe meine Aufregung verbergen. — Aus dem Wortwechſel, fuhr der Haushofmeiſter fort, wurde ein Handgemenge. Der wilde Menſch verwundete die Knechte und ſie banden ihn, bis auf ſein wiederholtes Begehren, vor den Grafen gebracht zu werden, dieſer ſelbſt auf den Balkon des Hauſes trat. Er ließ den Burſchen vor ſich; er war eine ganze Zeit mit ihm allein; dann öffnete er die Thür und übergab ihn gebunden, wie er blieb, den Wächtern. Geduldig ließ ſich der ſeltſame Menſch abführen und hinter Schloß und Riegel legen. Er weint und lacht und hat alle Geberden der Tollheit. Der Graf läßt ihn verpflegen, hält ihn aber ſtreng gefangen und führt ſelbſt den Schlüſſel zu ſeinem Gemach. Einige unſerer Leute wollen ihn ſchon früher hier geſehen haben.

So war es alſo ſchon am Tage? Mein Entſchluß, dem Vater zu Füßen zu fallen und Alles zu beichten, was ihm vorenthalten war, kam zu ſpät? — Mormona wußte nicht von

dem Vorfall. Sie war heiter und sorglos wie die ganze Zeit über, wenn sie sich nicht von ihrem Zustande belästigt fühlte. Eine junge Zofe, ein schönes Kind aus der Meierei, das von Anfang an sich an sie gewöhnt, beschäftigte sie von früh bis spät. Sie hatte keinen Arg an der Welt, sie schien es nicht zu wissen, daß sie in der gottvollen Einfalt ihres Wesens der allgemeine Gegenstand der Furcht, des Argwohns, des fanatischen Aberglaubens war. Die Diener beteten sie fast an, aber doch wie eine fremde Gestalt, vor der sie eine bange Scheu empfanden. Der Caplan gab seiner feindseligen Stimmung keine Worte, aber eben, weil er sich von ihr fern hielt, steigerte sich in Allen das Gefühl der peinlichen Ungewißheit, das ihre Nähe verbreitete. Der Vater behandelte sie nach wie vor sehr aufmerksam, aber was früher Zärtlichkeit war, schien jetzt nur gewissenhafte Pünktlichkeit. Sie wurde auf seinen Befehl in allen Stücken als die Dame des Hauses angesehen, aber er selbst hob, wo er konnte, den Verkehr mit ihr auf, und wenn er ihren Liebkosungen sich nicht entzog, so that er es nur mit Ueberwindung. Es ward ihm schwer, den innern Groll zu bergen; aber sie selbst, das fühlte er, durfte nicht das Ziel sein, gegen das sich sein Zorn entladen konnte. — Ich war entschlossen, ihm Alles zu bekennen. Das Bewußtsein der geheimen Selbstverschuldung erschien mir drückender als der ganze Haß des Alten; ich wollte gestehen und um die schwerste Buße bitten. Er ließ mich nicht zu sich, er gab mir kein Gehör, er hieß mich Mormona's Zustand bedenken und jede Aufregung vermeiden. Auf meine gelegentliche Anfrage, wen er seit Kurzem in den hinteren Zimmern gefangen halte,

gab er die abweisende, mich verhöhnende Antwort: „Einen Vagabunden aus den Bergen, vielleicht einen jener Waldenser, für die ich in La Torre ein eignes Tollhaus bauen will!“ — Das Blut schoß mir nach dem Herzen, ich hatte zur Fassung meine ganze Kraft nöthig. Es war die höchste Zeit, mich ihm zu erklären; es sollte schriftlich geschehen. In welchem Zusammenhange Pirrho zu uns stand, konnte ihm nicht länger ein Räthsel sein; Niemand anders als Pirrho konnte der Gefangene sein. Ich war überzeugt, mein Vater würde Marien nicht die Aufregung entgelten lassen, in die ihn meine Mittheilungen versetzen mußten. Da er mich nicht reden ließ, so war ich außer Stande, den Eindruck meines Geständnisses zu mildern. Jede Zögerung aber brachte Gefahr. Ich selbst litt zu sehr unter der Last des verhängnißvollen Geheimnisses und er seinerseits fügte sich vielleicht nach kurzem Sturm in die Nothwendigkeit. Auf der Villa am Meere wollt' ich ihm schreiben, demüthig, doch fest und sicher. Zugleich wollte ich mit der ganzen Macht meiner freieren Ueberzeugungen die dumpfe Schwere seines finstern Glaubens zu lichten versuchen; ich wollte ihm das Gewicht des ächt Menschlichen gegen die starre Form der Religion in die Wagschaale legen. Maria war mein Weib, mochten sich in ihrer kindlichen Seele noch Spuren der waldensischen Abkunft verrathen oder nicht. Wer nicht hoffen konnte, daß Erinnerungen solcher Art sich mit der Zeit in ihr verwischen könnten, dem mußte die Thatsache des Verhältnisses genügen. Sie trug den rechtmäßigen Sproß des Hauses unter ihrem Herzen. Es war nichts als die alte Qual unserer Vorurtheile, die Engherzigkeit unserer

ihm seinen künftigen Lebensplan. Der Pfarrer, nur das Glück seines Kindes vor Augen habend, äußerte, daß wenn Röschens Liebe zu Karl nicht so fest und dauernd sey, als er glaube, er es als ein großes Glück betrachten würde, so einen wackern Schwiegersohn zu bekommen. Der Pfarrer war überzeugt, daß Röschen als Gattin des reichen und in aller Hinsicht sehr achtungswerthen Löwenhaupt recht glücklich werden könnte, doch er war des Oberförsters Freund, er liebte Karl wie seinen Sohn, und nahm sich daher vor, alles des Mädchens eignem Gefühle zu überlassen. In Röschens Herzen lebte wohl noch das Zauberbild der ersten Liebe, sie dachte oft mit Sehnsucht an Karl, aber in Löwenhaupts Gegenwart schwand sein Andenken zuweilen ganz; ihre sanfte, weiche Seele nahm unvermerkt die angenehmen Eindrücke auf, die die Vollkommenheiten des liebenswürdigen Kriegers auf sie machten.

Während Löwenhaupt sich so allmählig seinem Ziele näherte, und Karl, beseelt von der Allgewalt treuer Liebe, alle Kräfte anstrengte, sich in der Residenz des Postens würdig zu zeigen, der ihn auf ewig mit Röschen vereinigen sollte, wurden die friedlichen Unterhandlungen der Kabinetter abgebrochen. Die Husaren erwarteten jeden Augenblick den Befehl zum Aufbruche, und Löwenhaupt, gefoltert von dem Dunkel der Un-

religiösen Zweifel, was den Himmel unsers Glückes trübte. Könnten die Heiligen, so wollt' ich ihm schreiben, im Schooß der Seligkeit zürnen, wenn ein kleines weibliches Herz sich ihrem Dienst entzöge, ihnen auf eine Zeit lang den Tribut verweigerte? Könne der Himmel neidisch sein auf die Einfalt einer in sich selbst beglückten, hier auf Erden mit sich selbst begnügten Seele? Ist sie nicht in ihrem ganzen Wesen die Wonne aller guten Geister? Verkennt sie als liebende Tochter, als Gattin ihren Beruf? Fühlt sie sich nicht Mutter? Ist das Alles nicht genug, um die Gültigkeit ihres für uns segensvollen Lebens zu besiegeln? nicht genug, daß Engel des Himmels herunterſteigen und ihr die Gnade des Herrn verkünden?

So wollte ich meine weltliche Beichte abfassen, für die ich auch nur weltliche Absolution forderte, weil ich mit dem Himmel sehr gut zu stehen glaubte. Der Anblick des Meeres an der reizenden Riviera, der Aufenthalt in der traulichen Villa am Ufer sollte mir für den alten Herrn, den der Buchstabe seines Glaubens gefangen hielt, die mildesten Worte geben. Mein Saumthier war gesattelt. Mormona war, als ich von ihr Abschied nahm, so ausgelassen heiter wie je. Sie schwatzte kindisch und neckisch, sie hatte Uebermuth genug, um selbst mit Verhängnißvollem zu spielen, weil sie dadurch seine finstern Schrecken, wie sie sagte, entwaffnete. Sie flüsterte mir ins Ohr, das Wesen, das sie unter dem Herzen trüge, — sie hoffe mit mir, es werde ein Knabe sein — sei gut waldensisch, er rege sich wie ein Kobold aus den Bergen. Seitdem sie ein Gefühl von ihm habe, sei sie auch wieder frei und lustig wie ein Kind ihrer Heimath. Wenn sie Mutter geworden,

wolle sie wieder gut katholisch sein und um des Kindes willen zur Jungfrau Maria und allen Heiligen beten.

Ich hatte keine Waffen gegen die lose Sprache ihrer kecken Unschuld. Ich empfahl sie dem Schutze dessen, der da sprach: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wenn Ihr nicht werdet, wie dieser eins, so werdet Ihr nicht das Himmelreich erben!" Ich sagte ihr Lebewohl und zählte ihr die Tage auf, die ich von ihr getrennt sein würde. Es lag mir jede Ahnung fern, in welchem Aufruhr der Elemente ich sie wiederfinden sollte. Es war früh am Tage, als ich ausritt. Die Landschaft duftete so frisch, als ginge sie vom Neuem aus der Hand des Schöpfers hervor. Der junge Morgen drängte sich lachend dem Tage entgegen, wie ein junges Weib der Stunde ihrer Entscheidung, deren heiße Glut sie noch nicht kennt.

Wo der Weg nach dem Ufer abführt, machte ich Halt. Ich bedachte die Weite des Zieles, das Drängende meines Briefes duldete keine Verzögerung, eine geheime Stimme gemahnte mich, Heil und Unheil rasch entscheiden zu wollen. Ich entschloß mich, bog rechts in die Berge ein und war nach einer Stunde in der Meierei des Klosters. Hier, wo schon einmal über mein Schicksal verfügt wurde, wollte ich meine Beichte aufsetzen, sie sofort nach dem Schlosse senden und dann getrost der Dinge harren, die sie hervorrief, und der guten Vorsehung vertrauend meinen Weg nach der Küste fortsetzen.

Der Brief war geschlossen, der Diener mit ihm abgesendet. Ich wartete nur auf seine Rückkehr, um aufzubrechen. Allein er zögerte; ich harrte mehrere Stunden, ward unruhig, ritt ihm nach und gelangte noch vor Abend nach Santa Maria zurück.

Welcher Maler leiht mir die Farben, um das Unglück zu schildern, das über uns verhängt war! Wie will ich die zitternde Hand regieren, die hier den Griffel führen soll! — Ich will mich zwingen, deutlich zu sein und doch überstürzt mich, das fühl ich wohl, die Verworrenheit unheilvoller Fügungen.

Vorausschicken muß ich noch, daß Mormona schon länger und wiederholt den Wunsch geäußert hatte, die Bilder meiner Mutter und der waldensischen Ahnfrau zu sehen. Es gehörte Das zu ihren stillen, aber doch immerfort quälenden und nagenden Gelüsten. Ich hatte mit Ernst, mit Unwillen dem Begehren gesteuert, ihr mit dem Zorn des Vaters gedroht, mit aller Wärme sie beschworen, davon abzustehen, den Aberglauben, der als Gespenst in der Familie umging, nicht durch Spott herauszufordern. Früher mochte ich selbst, fahrlos genug, von meinem Besuche in den streng verwahrten Zimmern erzählt und somit den ersten Anreiz dazu in ihr erweckt haben. Daß sie gegen den Alten diesen Wunsch geäußert, gestand sie nicht ein; aber wohl möglich, daß von verwegenen Aeußerungen solcher Art seine Verwandlung im Verhalten gegen uns sich herschrieb. Gegen mich hatte sie noch in den letzten Tagen ihr Verlangen wiederholt und meiner Betheuerung, davon abzulassen, den halb scherzhaften Trotz entgegen gesetzt, sie wolle mich doch einmal überlisten; auch sei es grausam, ihr wie einem unmündigen Kinde einen gerechten Wunsch zu verweigern. Sie hatte keine Ahnung, zu welcher unseligen Verwirrung ihr Muthwille führte.

Gleich die Stunde nach meiner Abreise hatte sie benutzt, dem Haushofmeister mit Hülfe ihrer Zofe die Schlüssel zu ent-

Sie ſtand und lauſchte. Es war ihr, als vernähme ſie eine ſingende Stimme. Die Töne erſchollen bald näher, bald ferner. Sie bebte, aber der Reiz der Entdeckung überwand ihre Furcht. Sie drang vor, dem Geſange nach. Einige Stufen führten zu einem erhöhten Fortbau des Hauſes, bis eine verſchloſſene Thür ihre Schritte hemmte. Sie hörte hier vernehmlich eine männliche Stimme laut und ſchallend, ſie hörte ein Lied, — Stimme und Lied, beides kam ihr bekannt vor, wie eine waldenſiſche Weiſe, wie ein Klang aus den Bergen. Sie pochte, ſie rüttelte an der Thür. „Wer ſingt hier? Wer iſt hier verborgen?“ rief ſie laut. Der Schlag ihres Herzens nur gab Antwort. Mit allem Aufwand ihrer Kraft ſtieß ſie von Neuem gegen die Bretterwand. Ein dumpfer Schrei und die Klage eines Gefangenen ertönte näher und näher.

Sie wollte zurückeilen und Hülfe rufen. Da ſtürzte die Zofe, die ſich furchtſam zurückgezogen hatte, ihr aus den vordern Gemächern mit der Kunde entgegen, ſie ſeien entdeckt, der alte Graf dringe mit einem Troß von Dienern ein. Um ungeſtört zu ſein, hatte die Zofe den Eingang, durch den ſie mit Mormona getreten, hinter ſich verriegelt. Das laute Rufen und Rütteln an dieſer Pforte war vergeblich geweſen. Aber jetzt ward der Lärm auf der andern Seite des Flügels vernehmlich. Die Verfolgten lauſchten, ſie wußten nicht wohin ſich flüchten. So ſtanden ſie erwartungsvoll im Sterbezimmer meiner Mutter. Das Geräuſch draußen verlor ſich, die Verfolger hatten ſich entfernt. Aber die Stille ward jetzt grauenvoll. Die alte Ahnfrau an der Wand, die hohe Geſtalt, die von der Decke bis zum Boden reichte, bewegte ſich plötzlich,

ſie ſchien aus dem Bilde zu treten, nach Mormona die Hand auszuſtrecken: mit einem Schrei des Entſetzens ſtürzte das unglückliche Weib zu Boden. Nicht die Ahnfrau, das ganze Bild bewegte ſich, der ganze Rahmen drehte ſich in ſeinen Angeln und mit ruhigem, gemeſſenem Schritt, bleich, einem Geiſte ähnlich und doch fieberhaft zitternd, trat mein Vater durch die Wandthür in's Gemach meiner Mutter.

Er hatte den Raum nie wieder betreten, die Luft nicht athmen wollen, wo, wie er ſagte, der Geiſt des Böſen als Widerſpruch gegen die Segnungen der Kirche noch Wache hielt. Die Mutter war feierlich beſtattet worden, allein nach dem Aberglauben der Leute hauſte ihre mit der Kirche nicht verſöhnte Seele noch auf dem Schauplatze ihrer letzten Wohnſtätte. Der Ort ſelbſt war unberührt, unentweiht geblieben. Das Bild der alten Waldenſerin ſchien recht eigentlich hieher zu gehören, man brachte es nicht in den Ahnenſaal zurück. Jeder Seſſel, jedes Geräth ſtand und lag noch auf der alten Stelle, als wäre der Bann darüber geſprochen. Fürchtete der Alte die Anſteckung der Luft, die man hier athmet, und hielt er ſeine Rechtgläubigkeit doch nicht ganz für unerſchütterlich? Oder fürchtete er einen Rückfall in ſeine Jugendempfindung, das Gefühl der alten Liebe, das ihn vernichten mußte, wenn es ihn als Reue anwandelte?

Er ſtand jetzt mitten auf dem Schauplatze ſeines kurzen irdiſchen Glückes, mitten im Zimmer, vor dem Bett der Entſchlafenen. Der Vorhang bebte, vom Luftzug lebendig gemacht. Der Alte vergaß weshalb er gekommen. Mit einer ſcheuen Haſt ſtürzte er auf das Bild ſeiner Frau zu, die Erinnerung an

die Macht ihrer Schönheit erschütterte seine harte, starre Natur, und wie er die Hände nach ihrem Antlitz ausstreckte, stürzte ein Strom heller Thränen über seine zitternden Wangen. Dann besann er sich plötzlich, verhüllte sein Haupt und stand wie eine Bildsäule von starrem Schmerz in sich selbst gebannt. In dieser Verfassung sah ihn die Stätte seines schönsten Lebens wieder, von seinem eigenen Gefühl verrathen und verdammt.

Mormona regte sich endlich vor ihm. Die Zofe hatte sich wieder herbeigewagt und kniete zu ihr hin. Zugleich vernahm man an der Thür über der Treppe, von dem verschlossenen innern Raume her, ein gewaltsames Pochen, immer lauter erklang der bald bittende, bald klagende Ruf des Gefangenen, der endlich die wüthenden Schläge seiner Faust mit Flüchen begleitete.

Mormona, die sich so eben erholt hatte, lauschte auf die Töne des Unglücklichen, der jetzt die Thür seines Kerkers zu sprengen drohte. Sie raffte sich in die Höhe, stürzte auf den Alten zu und umklammerte mit beiden Händen seinen Hals. „Mein Bruder!“ schrie sie mit wilder Hast. „Du hältst ihn gefangen, gieb ihn heraus, Kerkermeister! Sein Schrei klingt wie Verzweiflung, wie Wahnsinn!“

Sie schrie selbst wie im Wahnsinn auf, als der Alte sie von sich schleuderte, das große Schlüsselbund aus der Wandthür zog, durch den nächsten Raum eilte, die Treppe hinauf stürmte und die Thür, die der Gefangene schon halb aus den Angeln hob, öffnete. Wie ein Ungethüm stürzte Pirrho die dunklen Stiegen herunter, wand sich schreiend am Boden, sprang weiter vor ins Zimmer und fuhr wieder zurück, vom

hellen Schein des Lichts geblendet. Sein Haar sträubte sich aufrecht, seine schrägen Augen blitzten mit der Wuth des Tigers, seine Hände fuhren krampfhaft umher, als wäre er mit Gespenstern im Kampfe. Mit lautem Entsetzen stürzte Mormona auf ihn zu und glitt, da er sie nicht hielt, an seiner Gestalt langsam nieder.

Der Alte stand ruhig neben ihnen. „Da ist Dein Bruder! Habt Euch denn, da Ihr doch zusammen gehört!" sagte er mit dem finstern Groll des Beleidigten, riß das Schlüsselbund in die Höhe und verschwand, wie er gekommen war, hinter der Tapete. Das Bild der Ahnfrau zitterte heftig in seinen Angeln, die Züge der bleichen Gestalt wogten auf der Leinwand hin und her. — Die Schritte des Alten verklangen im nächsten Raum, Thüre auf Thüre fuhr rasselnd hinter ihm zu. Die beiden Waldenser waren allein mit den Genossen ihres Stammes und ihres Unglücks. —

Es dunkelte fast, als ich in den Schloßhof ritt. Die Diener umstürmten mich, ich wußte schnell das ganze Ereigniß, begriff ich auch nicht gleich den Zusammenhang. Ich eilte zu meinem Vater; mit Gewalt erbrach ich sein Cabinet. Stumm und starr saß er im Lehnstuhl; in der welken Hand hing das große Schlüsselbund. Ich führte in der Angst eine verworrene Sprache. Er stand auf und wollte sich mit seinem Stolze gegen mich waffnen. Das war keine Macht mehr, die Stand hielt; ich war in Raserei, wenn ich mein Weib in dem Aufenthalt des Schreckens und in Gemeinschaft mit Pirrho dachte. Ich schrie dem Alten zu, ob er ruchlos vergessen, in welchem Zustande meine Gattin sei, entriß ihm die Schlüssel und stürzte fort in die unglückseligen Gemächer.

Mormona lag auf dem Bett der Mutter, ſtill, blaß, unſäglich leidend; die Erſchütterung hätte ſie tödten können. Die Zofe weinte, Virrho wühlte am Boden herum, er ſchien nicht zu wiſſen, was um ihn her vorging. Er wurde bald entfernt. Wie ich mit Mormona allein war, machte ſie mir die Entdeckung, daß ſie ſich plötzlich ihrer Kriſis nahe glaube. Der Arzt erſchien und erklärte die Symptome als darauf deutend, daß wir auf eine vorzeitige Entbindung gefaßt ſein müßten.

So war es. Unter Leiden und Schmerzen, nach einer bang durchlebten Nacht, genaß ſie eines Sohnes. Was ſie mit Freuden dargebracht hätte, war der Lauf der Dinge weniger feindlich für ſie und uns Alle, das gebar ſie jetzt in Noth und Angſt. Das Leben des Kindes war geſichert, aber Mormona ſelbſt war in Todesgefahr. Für Tage und Nächte, am Schmerzenslager zugebracht, hat man noch kein menſchlich Maaß gefunden; unermeßlich iſt, was die Liebe in der Duldung vermag, unerhört, wie ſie es für nichts achtet, auf der leiblichen Folter zu liegen und über alle Mühſal triumphirend im Geiſte ganz Seligkeit iſt. Mormonas Natur wehrte ſich lange gegen die Macht des Todes, aber ihre Kraft ſchien gebrochen, ſie wünſchte ſelbſt ihr Ende herbei.

Es ſei mir erlaſſen, hier noch zu ſchildern. Der Verſuch ſcheitert an der Unmöglichkeit. Es giebt Schmerzen, für welche die Sprache, um ſie auszudrücken, erſt bei der Muſik borgen müßte. Wollte ich unſern Zuſtand ſchildern, ich müßte erſt Töne erfinden, ganz in den Weiſen jener alten Aeolsharfe hingehaucht, die ſich nordiſche Völker im dunkeln Nebel ihrer feindlichen Zone erdachten.

Noch vor Mormona's Tode war der Alte bei dem ungeahneten Gang der Dinge verwandelt. Es wäre jetzt an mir gewesen, die Rolle des stolzen Unwillens zu übernehmen; aber der Anblick des Greises erschütterte zu tief. Seine Haltung, seine Fassung war hin, er lag stundenlang wie vernichtet am Lager der Kranken. Wir wechselten kein Wort, die Blicke waren verständlich, und sein gramgefurchtes Antlitz sprach deutlich genug, wie zerstört er sich fühlte. Maria duldete ihn gern um sich, schalt ihn einen armen guten Thoren und strich ihm sanft das greise Haar, wenn er vor ihr kniete und sein nasses Auge in der Decke verbarg. Pirrho ward gut gehalten, aber er durfte nicht zur Schwester; sein geistiger Zustand schien der ärztlichen Pflege sehr bedürftig. Gleich bei seiner Ankunft im Schlosse hatte er Spuren von Zerrüttung gezeigt; er mochte eine lange Zeit vorher in Qual und Selbstanklage ein unglückliches Leben in den Bergen geführt haben. Wir hatten fast alle mörderisch gegen einander gehandelt aus Wahn oder aus dumpfem Eigensinn; was Wunder, wenn die zerstörende Wirkung, die der Mensch gegen den Mitbruder richtet, sich von Zeit zu Zeit gegen ihn selber wendet!

Mormona starb als gläubige römische Christin. Mitten in ihren Leiden hatte sie lächelnd zu uns gesagt: „Nun will ich auch wieder gut katholisch werden. Für bedrängte und beladene Menschen ist Euer Glaube und Euer Dienst so recht erfunden. Im Jammer, wo man Gott den Herrn unendlich fern glaubt, kann man die alten wunden Märtyrer recht gut anrufen und als Vermittler brauchen. Das Bild des Leidenden am Kreuz ist für den, der selber leidet, ein Trost und eine

gewißheit, eilte es noch vor der Trennung zu erhellen.

Es war ein schwüler Gewittertag. Löwenhaupts Flöte tönte nahmenlose Gefühle der Liebe in Röschens sanftes Spiel. Er, der vielleicht in wenig Tagen dem Tode entgegen ging, um das Vaterland, um auch sie gegen den Einfall wilder Feinde zu schützen, — er war ihr noch nie so schön vorgekommen. Aus seinen Blicken, die unverwandt auf ihrem Engelangesichte ruhten, strahlte Zärtlichkeit, Sehnsucht, Hoffnung. Er sank zu den Füßen des holden Mädchens, und das Geständniß der Liebe bebte von seinen Lippen. Röschen unterlag. Schon belebte ein sanfter Druck der Hand seines Lebens schönste Hoffnung, schon tönte melodisch ein leises, kaum vernehmbares Ja von ihrem Rosenmunde, — da stürzte mit der ungestümen Hast liebender Sehnsucht der zurückkommende Karl in das Zimmer. In einem Nu trat in des Mädchens Innern aus der verborgensten Falte ihres Herzens das Bild seliger Vergangenheit, sie erblickte das Feenland der Kindheit, dessen Blumenpfade sie an Karls Hand durchwallt hatte, sie erblickte den Zauberhain der ersten Liebe, den Karl ihr schuf, und sie flog mit einem Schrei des Entzückens in seine offnen Arme. Der Rittmeister erstarrte, doch bald faßte er sich. Mit der Würde des edeln Mannes ergriff er beide Hände, legte sie segnend in einander, drückte mit heiliger Entsagung

Labsal; sein Anblick macht uns muthig und stark. Nun kann ich auch seine Wundenmaale küssen und das Kreuz hat für den, der selbst gequält ist, nichts Schreckendes mehr; es ist ein Zauber, der uns nach der Krone der Ueberwindung lockt. Die Leidträger, die Schmerzensgestalten und die Herolde des Todes, die Euer Cultus feiert, haben ihr Unheimliches für mich verloren, mit Schmerzen und Leiden bin ich nun vertraut geworden. — Für ein Herz aber, das schon in lachender Heiterkeit seines Gottes voll zu sein glaubt, für die harmlose Unschuld ist Euer Dienst nicht gemacht!" —

Sie schied wie eine Verklärte, die ihr Leben in Lust und Leid, wie es ihr vergönnt ward, für ein gesegnetes hielt. Der Priester erschien und sie nahm mit Begeisterung vom Leibe des Herrn. Ihre Worte klangen wie vom Flügel eines Engels getragen, als sie uns Lebewohl sagte und uns, wenn wir treu an einander hielten, den Frieden des Himmels verhieß.

Zur Vorbereitung ihrer Leichenfeier hielten meine Kräfte noch aus, dann brach mein ganzer Mensch zusammen. Ich konnte der Bahre nicht folgen. Aber meine Blicke begleiteten vom Fenster aus den Zug.

Aus allen benachbarten Orten, selbst von der Ferne her waren Menschen herbeigeströmt, die sich das Wunder von Mormonas Bekehrung und Verklärung mit begeistertem Entzücken erzählten und einer Heiligen zu folgen glaubten. — Noch lange Zeit nachher wallfahrteten Zweifler am Glauben nach der Ruhestätte der waldensischen Maria.

Mein Vater hatte der Feier einen besondern Nachdruck, eine eigenthümliche Weihe gegeben. Er seinerseits war der

Bekehrte, der die Selbſtbefreiung vom Buchſtaben der Satzung nicht ferner für ein gottverlorenes Heidenthum hielt. Sein Schmerz im Gefühl der Schuld war Buße genug. Seine rührende Liebe zu der Entſchlafenen gab ihm die Sühne, der Wandel ſeiner Ueberzeugung verklärte ſeine ganze Natur. Er ſprach täglich von der Todten, als von einem Kinde Gottes, das auch in der Unwiſſenheit der Seele niemals vom Schooße der Wahrheit abirren konnte. Faſt war er mit der Entſchlafenen ſo lebhaft beſchäftigt, daß ihm für die Lebenden keine Theilnahme übrig blieb. Aber der finſtere Geiſt der Berge war von ihm gewichen, die letzte Waldenſerin im Hauſe der Grafen La Torre hatte den alten Fluch geſühnt.

Blätter aus meinen Erinnerungen.

Von W. Alexis.

Leben im Lager und vor den Festungen.

„Hell klangen in Köln am Rheine unsere Gläser auf den Sieg der deutschen Sache und einer Zukunft entgegen, von der wir uns die wunderlichsten Vorstellungen machten." So ungefähr schlossen die Blätter aus meinen Erinnerungen, in denen ich im vorigen Jahre unsern Freiwilligenmarsch nach Frankreich den geneigten Lesern erzählte. Aber in meinem Tagebuch steht gleich darauf ein tiefer Stoßseufzer. Der Nacht- und Morgenmarsch hatte uns so ermüdet, daß wir nicht allein nicht die heilige Stadt Köln, ja nicht ein Mal den Dom besehen konnten, sondern daß uns beim Anstoßen selbst die Augenlider zusanken, und die letzten Gläser sich unwillkührlich senkten, bevor wir sie an die Lippen gebracht. Mein schmales Bett theilte ich nachher mit einem Feld- und Schulkameraden, der, wie er versicherte, in ein gar zu abscheuliches Loch gelegt worden, während ich diesmal ein ziemlich gutes Quartier bei einem Speisewirth Rothmüller erhalten hatte. Ich finde nicht allein seinen Namen, sondern die Nummer des Hauses und der Straßennamen verzeichnet, ein Zeichen, daß es mir hier wohl

erging oder gefiel; denn nur die Quartiere, wo mir sehr behaglich oder sehr unbehaglich zu Muthe wurde, habe ich aufnotirt. Sollte also zufällig noch ein Speisewirth Rothmüller, oder ein solches Speisehaus, Kölner Hausnummer 1092, auf dem Salmenack existiren, so stelle ich dem freundlichen Leser in Köln, dem es interessiren sollte, anheim, sich das Haus bei einem gelegentlichen Spaziergange anzusehen, — es wird nicht grade die Facade der cour royale oder des Hôtel Belle-Vue haben — rathe ihm indeß nicht von den großen weißen Bohnen zu fordern, davon mir eine ganze Schüssel vorgesetzt wurde. Es ist eine neun und zwanzigjährige Erinnerung, aber ich weiß sehr deutlich, daß der Wirth zu seinem Erstaunen, als er sie fortnahm, nur am äußersten Rande eine Lücke bemerkte. Es sei doch ein Lieblings- und Nationalgericht! Ich versicherte erröthend, die Bohnen wären vortrefflich, aber ich nur zu erschöpft, um ihren Werth zu würdigen.

Gern hätte ich dem Kameraden noch die Hälfte meiner Hälfte des schmalen Bettes abgelassen, und auf der Seite die ganze Nacht gelegen, wenn ich mir dafür nur eine Stunde Schlaf mehr erkaufen können. Denn schon nach drei Stunden mußten wir aufbrechen, um uns gegen 1 Uhr in der Nacht zum Abmarsch zu stellen. So bedurfte man unser im Felde! — Hunger, Durst, die Strapazen der Märsche, das hätten wir alles ertragen gelernt, und ertragen; nur nach mehr Schlaf sehnte sich der Leib. Ein sechszehnjähriger Leib, das bedenke man wohl. Wenn ich die Tagesmärsche, welche wir auf dem Hinmarsch zurückgelegt, jetzt auf der Karte verfolgen, auch die spätern in Frankreich selbst, und sie mit den ordnungs-

mäßigen Militäretappen vergleiche, so darf ich mich verwundern, wie so junge, ungeübte Soldaten sie aushielten. Dazu die wenigen Ruhetage, und oft, wenn wir todtmüde ankamen, noch die Verpflichtung Nachtwachen zu beziehen. Rechnete man noch immer auf den moralischen Impuls, der Alles ausgleichen müsse, oder hielt man uns für durchaus nothwendig, um den Krieg zu Ende zu bringen? Ich bin, wie ich glaube angeführt zu haben, seitdem ein freiwilliger guter Fußgänger geworden; aber als Freiwilliger war ich noch kein guter Fußgänger, und viele mit mir.

Indem ich dies schreibe, lese ich meines Freundes Holtei „Vierzig Jahre aus seinem Leben," wo auch er die Mühseligkeiten seines freiwilligen Jägerdienstes in so launiger Weise schildert. Wie wir in Klagen und Betrachtungen übereinstimmen! Wir hatten damals von einander keine Ahnung, wir hatten nie darüber gesprochen, und doch steht Dasselbe in unseren Tagebüchern. Schlaf, nur etwas mehr Schlaf, und alles Andere dafür geopfert! Seelige Jugendzeit, wo dies der größte Wunsch ist. Er schlief sogar im Marschiren. Ich glaube, späterhin ist mir das auch einige Mal begegnet; bei Nachtmärschen, welche über meine Jugendkräfte gingen. Und doch habe ich sie überstanden. Es glaubt Niemand, wie viel er aushalten kann, wenn schon geringere Anstrengungen bei der Ruhe und Bequemlichkeit eines Alltagslebens ihm unmöglich dünken. Davon ward ich oft bei meiner Reise in Norwegen und den Lappmarken (1827) erinnert, als ich durch Moräste watete, durch brausende Bergströme und jähe Felsabhänge hinabritt, oder vielmehr mit meinem treuen Thiere glitt und rutschte;

Verglehnen durch Urwälder hinab kletterte, wo modernde Stämme, seit Jahrhunderten umgesunken, dick mit Moos überwuchert, jeden Schritt unsicher machten. Wie gering dagegen erschienen mir in der Erinnerung die Strapazen des Feldzugs, und hätte man mir vorher in der Studierstube alle diese Fährlichkeiten nur geschildert, so hätte ich sie für unverträglich mit meiner Leibesbeschaffenheit geachtet.

Man lernt Schlafen und Wachen in der großen Schule des Lebens, wie so vieles andere, was im Alltagsleben für unmöglich gilt. Alexander schlief ruhig, ich glaube vor der Schlacht von Gaugamela, und Egmont und viel hundert andere, minder berühmte Männer eben so sanft und fest vor ihrer Hinrichtung. Auch viele meiner Kameraden, freilich die schon viel Leben hinter sich hatten, aber der Meinung waren es müsse genossen werden, so lange es frisch ist, konnten die Nächte nach beschwerlichen Tagesmärschen wachen und noch mehr, und beim Marsch am nächsten Morgen waren sie so wohlgemuth und theilten ihre Erfahrungen und Abentheuer der Nacht in einer Sprache mit, die uns Novizen erröthen machte. —

Verdrossen und schlaftrunken traten wir an auf dem Sammelplatz, und noch lag es schwer auf meinen Augen, als wir durch die öden hohen Straßen und die alten Thore marschirten. Die Mauern und Thürme schienen mir riesenhaft groß und als wollten sie kein Ende nehmen. Die Phantasie oder Gespensterträume haben mit gesehen, denn nach Frankreich nahm ich die Vorstellung mit, daß es sammt und sonders Römerwerke wären. Der erste Tagmarsch war bis Düren ange-

setzt, fünf gute Meilen; aber durch Mißverständnisse und schlechte Boten wurden auf einem Umwege sieben Meilen gemacht, und auf der letzten waren unsre Kräfte so erschöpft, daß unser fünf sich einen Bauerwagen miethen mußten. Man strich uns vom Rheine ab die Rasttage, dafür wurden uns noch Wagen für unsere Tornister zugestanden. Das war zwar Erholung für Rücken und Brust, aber keine Entschädigung für den entbehrten Schlaf. Wir kamen daher bittweise ein, uns wenigstens in den Nächten ausschlafen zu lassen, und die Bitte wurde in so weit gewährt, daß wir von nun ab nicht vor drei des Morgens aufbrechen sollten.

Wer heute in zwei Stunden von Köln nach Aachen fliegt, klagt über die Monotonie des langweiligen Weges. Dem Jägerdetachement, welches in Staub, Sonnenbrand und Regen drittehalb Tage auf diesem Wege marschiren mußte, kam er gewiß nicht weniger langweilig vor; und man nehme hinzu, daß wir hinter uns einen Marsch von nahe an achtzig Meilen hatten, abgetrieben und abgerissen waren, an Kleidern und Schuhen und vielfachen kleinen Verlusten, welche sich nur mit Zeitaufwand und in größeren Städten ersetzen lassen. Ich zählte meine Verluste im Briefe nach Hause auf, und finde darunter viele blanke Knöpfe, mein Taschenmesser, ein schon schmerzlicherer Verlust und, der allerempfindlichste für einen Kurzsichtigen, — meine Brille! Ich seufzte nach einer Stadt, die Mehrzahl meiner Kameraden nach dem Kriege. Nicht gerade wegen des Krieges selbst, sondern weil man im Kriege mehr Erholung hat, als auf solchem Marsche. Unsere Veteranen bestätigten das. Ein solches Hundeleben hätten sie 1813

und 1814 nicht geführt. Es gab wohl auch Strapazen, manchmal ärger, aber sie kamen nur als Intermezzo's, und man wußte doch, wofür es war. Es gab immer Unterhaltung, Abwechselung; Furcht und Hoffnung würzten die Anstrengung und die Seele war in einem beständigen Rausche.

Wie es bei Magdeburg und Köln der Fall war, marschirten wir auch nur durch Aachen. Wirklich, auf unsere historische Bildung hatte man bei Entwerfung, oder Ausführung unserer Marschroute wenig Rücksicht genommen. Ich fand, als ich zufällig die alte Kaiserstadt erst im vorigen Jahre wiedersah, auch nichts, woran sich meine Erinnerung knüpfen konnte. Entweder hatte sich Aachen so umgeändert, oder ich hatte gar keinen Eindruck mitgenommen, während ich doch von vielen kleinern Orten, ja Dörfern ein bestimmtes Bild im Kopfe trug, woran doch etwas, wenn ich den Ort in spätern Jahren wieder sah, sich als richtig bewährte.

Es ging gerade durch Aachen nach Lüttich zu. Fortwährender Regenhimmel und Regengüsse. Die gepflasterten Chausseen thaten unsern Füßen sehr weh; die Nachrichten von den Verlusten unserer Armee, die an und für sich groß, durch das Gerücht und von Munde zu Munde gehend, noch größer wurden, trugen nicht dazu bei, uns heiterer zu stimmen, als der Himmel war. Namentlich sollte unser Regiment Colberg die Hälfte seiner Leute verloren haben; darunter auch viele freiwillige Jäger, welche, glücklicher als wir, früher auf dem Kampfplatz angelangt waren, und, ehe sie noch das Spiel des Krieges erlernt, dessen fürchterlichsten

Ernst erfahren hatten. Ich erinnere hier an die Schrift des Prediger König: „Wanderungen durch Schulhaus, Feld und Kirche" welche über die Schicksale der ersten Freiwilligen des Regimentes Colberg lebendige Nachrichten gaben. Auch der Commandeur des Regimentes, von Zastrow, war den Heldentod gestorben. Ich habe ihn nie gesehen, aber seine Erinnerung lebte höchst ehrenvoll im Regimente und der Armee fort.

In jeder Viertelstunde begegneten uns Züge langsam fahrender Wagen mit Verwundeten, die in die Lazarethe von Aachen, Köln und Düsseldorf geschafft wurden. Die Feldlazarethe und die in nächstgelegenen belgischen Städten waren sämmtlich überfüllt. Eine traurige, beschwerliche Reise, und wie weit um Pflege und Heilung zu suchen! Ich erinnere mich nicht, daß uns der Anblick anders ergriffen hätte als mit dem Mitleidsgefühl, welches jeder gut Gesinnte Leidenden zollt, und zumal Leidenden, die als Opfer für die gemeinsame Sache gefallen sind. Wunden und Tod schienen unsern jugendlichen Gemüthern als zur Sache gehörig, und darum nicht so absonderlich und schreckhaft; lange Kreuz- und Quermärsche ohne Noth, Putzen und Paradiren aus Eigensinn, schlechte Quartiere, unnützes Frühaufbrechen und zu wenig Schlaf, diese Verdrießlichkeiten des Lebens fanden uns weit empfänglicher und aufgeregter als die eigentlichen Krisen und Katastrophen. In die Schrecken der Lazarethe hatten wir freilich noch nicht geblickt, den Westhauch kaum geathmet, wenn die Thüren geöffnet worden, um in die Krankensäle frische Luft zu lassen, und die ver-

derbte, von Leichenschweiß und den letzten Seufzern Sterbender geschwängerte, dringt heiß wie Höllenbrodem, wie der Athem verpesteter Sümpfe heraus. Wenige von uns hatten auf die Reihen von Marterbetten gesehen, die dort aneinander gereiht stehen, Marterbetten vielleicht um der Qualen willen, die jeder selbst an sich erduldet, mehr aber, wenn er den eigenen Schmerz überwunden, an den blassen, verzerrten Gesichtern, an den Todesseufzern seiner Nachbarn, wenn in jeder Stunde ein eben Gestorbener an den vier Zipfeln des Leichentuches gefaßt, hinausgetragen wird, und auf das noch von seinem Todesschweiß gefeuchtete Bett wartet schon ein anderer, der bis da auf Stroh, vielleicht auf der harten Diele liegen müssen! Es giebt etwas noch Entsetzlicheres für den Verwundeten, die Viehkälte, die Gleichgültigkeit der Aerzte und Chirurgen. Von den Krankenwärtern, wer erwartet es anders; entweder Verworfenheit, Elend, Armuth zwang sie zu dem Dienst, den jeder flieht, der ihn nicht aus Tugend sucht, oder er wird von Gefangenen mit Schauder und Widerwillen versehen! Aber von Männern der Wissenschaft, Männern, denen ihre Studien Humanität eingeflößt haben müssen, erwartet der Kranke Theilnahme, sorgsame Erkundigung, treue Pflege. Daß auch das jugendliche Träume bleiben müssen, wenigstens nach einer Schlacht von Waterloo und Bellealliance! Nicht alle Wundärzte in einem blutigen Kriege können Männer sein, welche durch langjährige Studien Humanität gelernt haben; man ist zufrieden, wenn man Arme genug findet, um zu schneiden und zu verbinden. Und die wissenschaftlichen

einen Kuß auf Röschens Stirn, und verschwand mit dem Schmettern der Trompeten, das so eben die Krieger zum Kampfe rief.

Wenig Wochen drauf sprach der Pfarrer den priesterlichen Segen über die Liebenden. Eben rollte der Donner der fernen Schlacht durchs heimische Gebirg, und sie heiligten das schöne Fest beglückter Liebe durch Gebete für die Erhaltung des kämpfenden Freundes. Acht Tage waren entflohen, da sprengte ein bestaubter Reiter einher, und hielt vor des Pfarrers Wohnung. Es war des Rittmeisters Reitknecht, der ihnen sein letztes Lebewohl überbrachte. Löwenhaupt war an jenem Tage der Schlacht siegend vorgedrungen, und getroffen von drei feindlichen Streichen wenig Stunden nachher den schönen Tod fürs Vaterland gestorben. Sein letzter Wille setzte das junge Paar in den Besitz eines seiner schönsten Landgüter. Die Liebenden weinten dem edeln Helden aufrichtige Thränen der Wehmuth und des Dankes. Karl entsagte der Jägerei, und zog mit seinem theuern Weibe auf das Gut, wo er ein wackrer Landwirth wurde. Die beiden Alten verlebten einen schönen Lebensabend in der Mitte ihrer Kinder und blühender Enkel. Jedes Jahr reisete das glückliche Paar einmal nach dem reizenden Thale, das ihrer Kindheit Blumenwiege war, und zum Andenken an ihren edeln Beglücker feierten sie allemal am Tage

Wundärzte, denen die Verwundeten zugezählt, vielleicht sogar zugemessen worden, nach Karren, Wagen oder Kahnladungen, haben nicht Zeit zu verweilen bei dem Einzelnen. Es ist ihre Pflicht sogar, eine entsetzliche Pflicht, schnell fortzueilen von dem einen zum andern; denn hielten sie sich zu lange bei dem ersten auf, so stirbt indessen vielleicht der zehnte oder der hunderte! Nicht ein Fall, eine Verwundung, die sie besonders interessirt, nicht ein Kranker, dessen Gesicht und Wesen ihr Mitleid in Anspruch nimmt, darf die Pflichtgetreuen besonders fesseln; vor ihren Messern sind Alle gleich. Und doch nicht ganz gleich. Der General geht dem Gemeinen vor, die Rangordnung gilt bis zum Tode.

Auf den Wagen mit blassen Gesichtern lag auch vielleicht einer meiner nähern Bekannten. Er ist seitdem ein namhafter ausgezeichneter Gelehrter geworden und Professor an einer Universität. Damals war er ein Gymnasiast wie ich, wegen seines Fleißes nicht allzu berühmt, aber wegen seiner Neigung und Anlagen für die Mathematik der Mathematikus genannt. Wir sämmtlich, in unserer Classe, nicht von denselben Anlagen und noch weniger Eifer für die arithmetischen und mathematischen Studien erfüllt, ließen ihn für uns lernen, Fortschritte machen, und — antworten. Der Lehrer, selbst ein ausgezeichneter Mathematiker, war auch ganz damit zufrieden gewesen, und ein stiller Pact hatte obgewaltet, daß wir uns gegenseitig nicht genirten. Dem Lehrer war seine Wissenschaft zu lieb und zu heilig, als daß er sie uns, die wir unwürdig uns gegen sie sträubten, hätte aufdrängen sollen. Meine Mathematik ist viel zu gut für

die Jungen! pflegte er zu seinen Vertrauten zu sagen. Uns überließ er unsern Gedanken und Spielereien und für sich und seinen Lieblingsschüler war die mathematische Stunde ein Privatissimum, in welchem Beide wetteiferten die Wissenschaft weiter zu fördern. Seltsam! wie unser Freund uns in der Mathematik vertrat, sollte er uns auch in der offenen Feldschlacht vertreten. Ich weiß nicht mehr, durch welche günstige Umstände er um ein Paar Wochen uns voraus zur Armee gekommen war; genug, kaum nach den ersten Exercitien machte er die Schlacht mit. Im Tirailliren auf einer kleinen Anhöhe stehend, wird er in dem Augenblicke, wo er die Büchse wieder ladet, von einem französischen Tirailleur unten an der Hecke so getroffen, daß die Kugel ihm unter dem Kinn eindringt, einige Zähne fortnimmt und zur Backe wieder hinausgeht. Während er umsinkt, rächt ihn sein Partner. So möchte ich nämlich den zugetheilten Bundesbruder beim Tirailliren nennen, der mit mir hinter demselben Gebüsch, demselben Stamm oder Graben versteckt, sein Gewehr nicht eher abschießen soll, bis ich meines wieder lud. Beide sind eine Person im Gefecht, beide umschichtig Schild und Waffe, beide sollen wenigstens immer eine geladene Büchse haben. Daß das Soll nicht immer das Ist ist, ist eine Sache für sich. Unseres Freundes Partner war auch unser Freund; er streckte durch einen glücklichen Schuß den französischen Tirailleur, der vergebens in die Hecke zurücksprang, todt nieder. Dieser Rächer ist auch ein bekannter Mann geworden. Nach dem Feldzug ward er Demagog, dann Philhellene, er versuchte in Attica die Akropolis zu

stürmen; später Hauslehrer bei Niebuhr in Rom, dann deutscher Lehrer in London, ist er jetzt Professor an einer Universität in Nordamerika, Herausgeber des Amerikanischen Conversationslexicons und ein sehr geachteter Mann. Ich habe keinen Grund zu verschweigen, daß es Dr. Franz Lieber ist in New-Boston. Und wenn ich weiter nachdenke, habe ich auch keinen Grund, den Namen unseres freundlichen Lehrers in der Mathematik zu verschweigen, es war Dr. Nordmann, von dem ich nicht weiß, ob er noch am Leben ist, und ebensowenig den Namen seines Lieblingsschülers, jetzt des Mineralogen Neumann in Königsberg, ein alter noch befreundeter Schulkamerad, von dem mich nun über zwanzig Jahre getrennt haben, dessen Sein und Wesen eben so eigenthümlich und dessen Jugendgeschichte sogar der Art romantisch zu nennen ist, daß er seinen Freunden einen Liebesdienst erzeigte, wenn er sie niederzuschreiben sich entschlösse.

Der Mathematicus ward vom Schlachtfelde vor Fleurus fortgetragen und lag bald auf einem jener offenen Wagen, welche mit Schwerverwundeten wie er überfüllt, ungeschützt vor Sonnenbrand und Regengüssen, ihren langsamen Weg nach dem Rheine antreten. Wo man sich seiner annahm, mußte man ihm durch Federposen die Flüssigkeit einflößen, um seinem sonst gesunden Körper Nahrung zu geben. Ich weiß nicht wo es war, daß ein Chirurg die Revue über einige Hundert Verwundeter abhielt; er war darunter. Der Wundarzt öffnete ihm leicht mit dem Finger den Mund, und mit einem lauten kalten: „Incurable!" ließ er ihn wieder fallen, und wandte ihm den Rücken, um zum nächsten über-

zugehen. Unſer Freund ſah ſchon im Geiſt die Grube gegraben, in die er, mit wie vielen andern! geworfen werden ſollte. Und er fühlte ſich doch noch ſo friſch, ſo viele Lebensluſt in ſich. Er knirſchte die Zähne zuſammen, er hätte können den kaltherzigen Wundarzt in ſeine Arme packen, er hätte ihn gern in die Grube mit ſich hinabgeriſſen. Zum Glück gilt der Ausſpruch eines Wundarztes in der Preußiſchen Armee nicht für ſo unfehlbar wie das Verdict einer Jury in Frankreich und das Wort des Papſtes in Rom. Es war damals auch Untergebenen erlaubt, an den Ausſprüchen ihrer Obern zu zweifeln, wo es die Rettung eines Menſchenlebens galt. Der Incurable ward auf ſeine, oder auf die Fürbitte Anderer noch nicht in die Grube geworfen, ſondern ich glaube in einen Kahn gepackt und nach Düſſeldorf geſchickt, wo er unter der ſorgfältigen Pflege edler Menſchen und minder beſchäftigter Aerzte in Zeit von einigen Wochen vollkommen wieder hergeſtellt wurde. Er verſicherte uns oft nachher, das Wort: Incurable! von den Lippen des Chirurgs tönte ihm noch, Nachts und Tages in den Ohren, und dabei bemeiſtre ſich ſeiner eine Wuth, die ihn, den ſehr ruhigen Mann, wie es ſich bei einem Mathematiker von ſelbſt verſteht, zittern mache.

Seltſame Gegenſätze! Mit den letzten Wagen, die voll Verwundeter aus Lüttich uns entgegen kamen, ſtrömte eine Maſſe von Geſindel, eigentlich Gaſſenbuben, uns in der Stadt entgegen, um — bei den Soldaten zu betteln! Aber in welcher Art. Sie ſchoſſen, was man „Robolds" nannte, Burzelbäume; mitten im Koth der Chauſſee wälzten ſie ſich,

mit Armen und Beinen Rad ſchlagend oft mehre Minuten vor uns her, und ſtreckten dann ihre ſchmuzigen Hände nach einigen Sousſtücken aus. Ich glaube nicht, daß ihr Lohn die Arbeit lohnte.

Lüttich, ich ſah es ſeitdem nicht wieder, hat einen ernſten Eindruck auf mich zurückgelaſſen; ſeine engen, hohen, gewerbreichen Straßen wurden noch düſterer durch das Regenwetter und trugen für mich den ehrwürdigen Charakter einer Reichsſtadt; nur ſchade, daß die Leute nicht mehr Deutſch ſprachen, und auch keine Luſt zu haben ſchienen es zu lernen. Weil ein neuer Transport von 2000 Verwundeten erwartet wurde, erhielten wir weder hier Quartier, noch den verheißenen Ruhetag; mußten vielmehr über die Maas in ein erſtes walloniſches Dorf, bei dem berühmten Seraing, deutſch Serning.

Das war eine neue Welt für mich. Andere Sprache, Gebräuche, Lebensart, Wohnung, Nahrung. Ich entſinne mich wenig mehr davon, als daß mein bischen Franzöſiſch mit ihrem bischen Franzöſiſch in ſeltſame Colliſionen gerieth. „Wir ſprechen nicht franzöſiſch, wir ſprechen nur walloniſch," wiederholte oft genug meine Wirthin, aber zur Belohnung dafür, daß ich mir doch Mühe gab, mich mit ihnen in Freundlichkeit zu verſtändigen, was nicht alle meine Kameraden thun mochten, ſetzte ſie mir, als ich von meinem Strohlager erwachte, eine Schüſſel ſchöner Kirſchen hin, eine Erquickung, die mir bis heute lebhaft im Gedächtniß blieb. Dafür aber beſtand meine ganze Abendmahlzeit in einer Schüſſel Salat, über die etwas aufgelöſter Speck gegoſſen

war, was nicht viel ist für den Hunger, wenn man erwägt, daß ich kein Mittagsbrod gegessen hatte, weil die Wirthin mir erklärte, das sei nicht Sitte, wenn man erst um 3 ins Quartier komme. Auch die herkömmlichen Eier, die ich mir zu den grünen Blättern erbat, verweigerte sie, denn das sei auch nicht Sitte. Ich muß gestehen, daß mir die wallonische Sitte nicht gefiel.

Desto mehr gefielen mir die Ufer der Maas. Sie sind gewiß von großer Schönheit an vielen Punkten, mir aber, der ich dergleichen noch nicht gesehen, erschienen sie entzückend. Obgleich wir auf dem nächsten, glücklicherweise nur kurzen Marsche bis Huy die Tornister tragen mußten, weil alle Wagen für die Verwundeten gebraucht wurden, und dazu noch 40 Patronen, der noch umherstreifenden Franzosen wegen, erquickte sich doch mein Geist und Leib an dem Anblick. Von Huy bis Namur ertrotzten wir uns einen Kahn, und das schönste Wetter begünstigte die schöne Wasserfahrt. In meinem Briefe schwelge ich in Schilderung der grauen Felsenufer, mit üppigem Grün bekleidet, der Burgen und modernen Schlösser, die auf den Höhen kleben und zwischen den Felsen, in den Schluchten malerisch angenestelt sind, der lachenden Wiesen, die sich bei jeder Felsöffnung präsentiren. Ich bin verdrossen, daß dieser halb französische Fluß, die Maas so viel schöner mir vorkommt, als der alte deutsche Rhein bei Köln. Auch einen so prachtvollen gothischen Dom als den von Huy hatte ich mir außer Deutschland nicht als möglich gedacht. Aber in wahre Begeisterung breche ich beim Anblick von Namur aus, das im vollsten Sonnenlichte

mit seiner hohen Burg uns entgegen strahlte, und mein einziger Trost dafür, daß es in der französisch sprechenden Fremde so schön sei, ist mir der, daß die Franzosen bei ihrem letzten Vordringen in Belgien die Burg von Namur nicht inne hatten.

Es war allerdings eine schöne Wasserfahrt, und noch heute steht sie mir lebhaft vor dem Sinne. Aber gegen zwei hundert Jäger in einen Kahn gesperrt, ohne Küche, Keller und Speisekammer, und ohne einen Bissen Brod im Brodsack, und vom Morgen bis gegen Abend ohne anzuhalten, der brennenden Junisonne ausgesetzt, das ist gerade kein Vergnügen, welches sich mit einer Rheinfahrt auf dem Dampfboot vergleichen läßt. Aus Hunger tranken wir das Maaswasser und ich glaube, zuletzt hätte ich alle grauen Felsen hingegeben für ein Stück Weißbrod. Mit Dankbarkeit erinnere ich mich dafür meines recht guten Quartiers bei dem Ackerbürger Macedoine in Namur, wo es Bier, Weißbrod, Eier und Käse zum beliebigen Gebrauche gab und Betten, die der Belgischen Reinlichkeit Ehre machten.

Wo unser Regiment stand, wußten wir nicht, es wußte es Niemand. Noch herrschte überall die Nachtröhnung der ungeheuern Schlacht, welche der Politik wohl eine bestimmte Richtung gab, aber in allen administrativen Dingen die äußerste Verwirrung zurückgelassen hatte. Wie Japhet seinen Vater, wurden wir hinausgeschickt unser Regiment uns zu suchen. Aber noch waren die Wege unsicher, oder es hieß, daß sie es wären von den versprengten, umherstreifenden Franzosen. Um deshalb mußten wir in Namur uns wieder

mit andern Jägerdetachements vereinigen, was gewiß hinreichende Sicherheit verschaffte, aber auch sehr viel Unbequemlichkeit. Jeder von uns, und unsere Führer nicht minder, hätten gern die Sicherheit fahren lassen, um lieber auf Gefahr eines kleinen ersten Abenteuers auf eigene Hand zu marschieren.

Es war ein drückend heißer Juniustag, als wir erst Morgens um 7 Uhr Namur verließen, um nach Charlerois zu marschieren; der denkwürdigste Marschtag im ganzen Feldzuge für mich, ob auch gleich von Begebenheiten nichts sonderliches vorfiel. Es war mein Geburtstag, und ich wurde siebzehn Jahr alt auf — dem Schlachtfelde von Bellealliance! Ja, auf diesen Feldern, auf diesen Straßen zwischen Namur, Wavre, Sombref, Gemappes und Charlerois war die große Schlacht geschlagen worden, die Europa's Schicksal noch ein Mal entschied, und auch unseres: wir waren um etwa zehn Tage zu spät gekommen. Vor zehn Tagen waren dort Blücher und die Preußen, von Napoleon überfallen, nach tapferer Vertheidigung, Schritt für Schritt weichend, geworfen worden; dort hatte der Herzog von Braunschweig seine Heldenseele ausgehaucht, dort Wellington mit seinen Engländern und Schotten die französische Cavallerieattaque ausgehalten; von dorther waren Blücher und Bülow wieder gekommen am Entscheidungsabende und die wilde Flucht und Verfolgung war über diese Felder getost. — Ja, wer das alles gewußt hätte! Die Lüfte erzählten es nicht wieder. Die Sieger und die Besiegten waren fort, auch die Landbewohner, die davon Zeugen gewesen. Es war ein großes Stück Geschichte geschehen, aber

uns dröhnte es nur als Gerücht in die Ohren. Die Namen Quatrebras, Fleurus, Waterloo und Bellealliance, sie existirten wohl, aber noch in ihrem tiefen Dunkel. Ueberall fehlte die ordnende Hand, welche die Fäden des Geschehenen erst zur Geschichte wob, und wir gingen fast stumpfsinnig, wo nicht gleichgültig über Gegenden, wo jeder Fußtritt classisch war. Hätte es schon eine Geschichte gegeben, mit wie andern Augen würden wir Städte, Dörfer und Flecken angesehen haben.

Und doch war das nicht ein entsetzliches Bild — und ich sah nie ein ähnliches — so weit unser Auge reichte niedergetretene Kornfelder! Wie auf den Boden gestampft die goldenen Aehren, die Büsche durchschossen, zerrissen, die Weidenbäume an den Gräben niedergebeugt. Hier am Rande das Erdreich aufgewühlt, dort wie geglättet; nichts in seiner vorigen Ordnung. Hier hatten tausend Mal tausend Hufe den Acker zerrissen und die Regenströme nachher die Verwüstung nicht wieder verwischt. In diesem Graben, hinter diesem Walle hatten Leichen gelegen; es stand nicht an einer Tafel geschrieben, aber der Instinct sagte es. So dunkel war der Boden von dem eingesogenen, vertrockneten Blute. Hier hatten Flüchtige sich am gebrochenen Baumast über den breiteren Graben geschwungen, aber die weite Ebene drüben verrieth, daß sie den verfolgenden Reitern doch erlegen waren. Links und rechts vom Wege frisch aufgeworfene, breite Erdhügel. Wie viel Hunderte, Freunde und Feinde mochten darunter schlummern! hie und da standen noch auf den niedergetretenen Feldern einzelne Aehrenbüschel, aber geknickt. Ihr herabhängender Fruchtbüschel hatte Blut getrunken.

Die menschlichen Leichname waren schon fortgeschafft und der Mutter Erde übergeben. Nur eine dürre Hand fanden wir am Wege. Die brennende Sonne hatte die Fleischtheile vertrocknet. Wem mochte sie gehört haben? Einem Freunde, einem Feinde? Unsern davon, wo ihr todter oder noch lebendiger (?) Eigenthümer, sie dem Staube und den Würmern hinterlassen, ruht jetzt ein Bein unter einem Marmordenkmal, und alljährlich am Schlachttag von Waterloo kommt der ehemalige Besitzer dieses Beines dahin mit seiner Familie, aus England oder gar aus Irland, um in ernster Feier des heißen Tages zu gedenken, als er das theure Glied verlor. Von Lord Vagels (Marquis Anglesea's) Beine wußten wir damals nichts. Aber Pferde, in der Sonne geröstete, von den Krähen umschwärmte, hier grisliche rothbraune Fleischmassen, von Fliegen und Insecten bedeckt, dort schon abgezehrte Gerippe lagen noch viele weit umher zerstreut. Noch hatten die Kräfte nicht gereicht, diese Spuren der Vertilgungsschlacht verschwinden zu machen, und der Geruch war abscheulich.

Denke man sich eine glühende Julisonne, die auf einer weiten Ebene drei Tage schon hinter einander schien, die tausende verwesender Pferde über der Erde, und unter ihr in leichten Gruben noch mehr Tausende von Leichen, und das sofort Meilen weit, und kein kühlender Luftzug, oder Staub so weit die Chaussee reichte von den Marschierenden, den Rossen und Wagenrädern aufgewühlt! Es war eine pestilenzialische Luft und unsere Zunge klebte an dem Gaumen.

Ein ernsthafter Ernst müsse uns da erfüllt haben, wird

ihrer Wiedervereinigung ein ländliches Fest, welches die Ausstattung und Vereinigung eines liebenden Paares verschönte.

man denken. Ich entsinne mich dessen nicht, noch finde ich etwas davon in meinen Briefen verzeichnet. Der Durst, die Erschöpfung, der Staub, der Sonnenbrand lenkten die Aufmerksamkeit immer wieder auf uns selbst zurück. In einem halb zerstörten Flecken, wo wir einen Augenblick rasteten, nicht eigentlich um zu rasten, sondern weil der Weg sich verstopfte, gelang es einem von dreien, — wer der dritte war, weiß ich nicht mehr, noch ob es dieser, ich oder unser Officier war (derselbe unglückliche Stifter des Hermannsbundes) — eine Flasche Wein für schweres Geld zu erhalten. Zu dreien vertheilt war es für jeden ein Tropfen auf ein heißes Blech gegossen. Aber man erzählte uns von den Schrecken der vorangegangenen Tage, wie jenem, als er aus dem brennenden Hause floh, ein Sparren auf den Rücken fiel, und hätte er nicht einen Bettsack getragen, so wäre er erschlagen worden. Jener war wirklich zu Schaden gekommen. Drüben in der Mühle hatte eine Paßkugel der Müllerin den Kopf vom Rumpfe genommen! O es gab viele Geschichten, die gewiß tragisch waren für den, den sie betrafen; daß dieser Ort, wo die Leute nur dafür Sinn hatten, aber das verhängnißvolle Fleurus war, aus dessen brennenden Straßen unsere Truppen, namentlich unser Regiment, Schritt für Schritt kämpfend, blutig hinausgeschlagen worden, ohne seine Ehre zurück zu lassen, das erfuhren wir erst, als wir hinaus waren! Die Weltgeschichte muß vor dem Privatschmerz zurückstehen.

Knöpfe, Flintenkugeln, Bänder, Fetzen, was umher lag und einst Herren gehört hatte, die wahrscheinlich nichts mehr auf dieser Erde besitzen konnten, und was Plünderer, Todten-

gräber und Maraudeure sogar als werthlos bei Seite geworfen hatten, wurde noch aufgerafft, aus Pietät oder der Seltsamkeit wegen; doch um meist auf dem nächsten Marsche wieder fortgeworfen zu werden. Andere freilich trieben mit Gegenständen, die etwas mehr Werth verriethen, einen Handel. Das war die Stimmung der Meisten, als wir über das Schlachtfeld von Waterloo marschierten.

Die Stadt Charleroi sah halb verwüstet aus. Wenige ganze Fensterscheiben, eingestoßene Thüren, eingerissene Mauern, Fetzen und Lumpen umhergestreut. Ein Theil der Bewohner war entflohen, in den bewohnten Häusern war mehr Einquartirung, Gesunde und Kranke, als sie fassen konnten. Wir mußten deshalb noch eine Stunde weiter in ein Dorf, dessen Namen ich vermuthlich falsch gehört oder aufgeschrieben habe, Mont sur Marchienne (?) dessen Bewohner aber merkwürdiger Weise nicht geflohen waren und sogar noch Lebensmittel hatten. Es ging uns dort wider Erwarten gut und ich finde in meinem Tagebuch die Bemerkung: „die Wohnungen in den französischen Dörfern sind überhaupt gut, eigene Stuben, Steinpflaster (?), wahre Königswohnungen (!?) nur die Leute so heuchlerisch freundlich, höflich und über unsere Ankunft erfreut, daß man ihnen hinter die Ohren schlagen möchte." — Das nähere Verständniß dieser Stelle ist mir verloren gegangen.

Wir marschierten, jetzt in südlicher Richtung, nach Beaumont. Auf dem Wege dahin ward erst die eigentliche französische Gränze betreten. Es war dies ein eigenes Gefühl; zum ersten Male in Feindes Land. Es sah aber dort

nicht anders aus als in Belgien. Aus der Stadt Beaumont kamen uns die Fouriere mit der Hiobspost entgegen, wir könnten dort nicht bleiben, da neun Zehntheile der Einwohner geflüchtet wären. Indessen war ich auf unsern Tornisterwagen, wo sich ein leeres Plätzchen fand, geschlüpft, und fuhr mit demselben in die wüste Stadt hinein, da unser Detachement, dem wir vorausgeeilt waren, noch nicht ankam. Dort war die helle Verwirrung. Der vor kurzem erst bestellte Commandant des Ortes wußte nicht, wo unser Regiment stand. Er vermuthete aber vor der etwa fünf starken Lieues seitwärts liegenden Festung Maubeuge, und rieth an, einen Fourier nach dem Lager zu schicken, und Erkundigungen und Befehle einzuholen. Unser Führer, der nun auch mit dem müden Detachement nachgekommen war und sah, daß hier nichts zu haben war, sandte zwei Fouriere voraus, den einen nach Maubeuge, den andern nach dem drei Stunden entfernten Dorfe Beauru, wohin man uns aus Beaumont wies, vermuthlich nur um uns los zu werden.

Während der Officier mit dem Detachement nach dem letztgenannten Dorfe aufbrach, blieb unser Tornisterwagen zurück, da die Pferde durchaus etwas zu beißen und zu brechen haben mußten. Wahrscheinlich hat sich das gefunden. Da wir aber, — man nannte uns „Tornisterdrücker" — dieselbe Empfindung mit den Pferden theilten, durchstreiften wir die Stadt, um auch für unsern Hunger etwas aufzufinden. Ich weiß nicht, ob die andern glücklicher waren, aber ich fand für Geld und gute Worte weder einen Bissen Brod noch Obst;

nichts war zu erhalten als ein Glas Franzbranntwein für den leeren Magen.

Hungrig, durstig und nach mancherlei Fährlichkeiten auf dem schlechten Landwege, der an vielen Stellen durch aufgeworfene Schanzen und Verhecke gesperrt war, erreichten wir endlich vor Abend Beauru und die Unsern, aber — das Dorf war leer! Alle Bewohner, des Schlosses und der Hütten, waren mit ihrer fahrenden Habe, mit Vieh und Vorräthen, geflüchtet. Nicht eine Katze schien zurückgeblieben, kein Bissen Brod, kein Mehlkasten, kein Huhn, kein Faß und keine Flasche. Um das zu finden, hätten wir allerdings nicht nöthig gehabt, Beaumont mit Beauru zu vertauschen.

Das waren üble Aspecten. Es war 6 Uhr Abends geworden. Thier und Menschen konnten nicht weiter, und wenn sie weiter gekonnt hätten, wohin? Wahrscheinlich war es in den andern Dörfern nicht besser. Es hieß, die Bauern seien in den Wäldern umher bewaffnet, und beabsichtigten Ueberfälle auf die vereinzelten Detachements. Deshalb ward verboten, in den verlassenen Häusern sich zu legen; vielmehr sollte ein großer Bivuak in der Mitte des Dorfes bezogen werden. Der heitere Abend war dazu wie geeignet.

Aber mit dem Bivuakiren ist es nicht abgethan; man muß auch essen, um zu leben, und zu essen war nichts da, wohl aber zu plündern. Die Frage war nun: Plündern oder Essen suchen! Die Versuchung zum Plündern war zu lockend. Ordentlich aufgefordert wurden wir dazu durch die Situation. Die böswillige Verlassung der Dorfbewohner gab uns ein Recht, uns in den Besitz ihrer Hinterlassenschaft zu setzen, da

sie durch ihren Eigensinn, uns nicht empfangen zu wollen und durch die Steigerung desselben bis zur Pflichtwidrigkeit, daß sie ihre Effecten mitnahmen, uns um das nach allen Kriegs- und Friedensrechten zukommende Quartier mit Bekösti-gung brachten. Ja sogar eine Pflicht hatten wir gegen unsern König, dem wir treues Aushalten geschworen, zu Wasser und zu Lande, alles zu thun, um uns zu erhalten, also zu plündern. Endlich hätte uns ein Jurist sagen können: was wir da sahen, wären res derelictae, gehörten zur Zeit Niemandem, also demjenigen, der sie fand und sich aneignete. Endlich aber, und das war der Hauptgrund: es war doch eine gar zu interessante Sache zu plündern; da zu plündern, wo es sich gewissermaßen von selbst machte. Man hätte sich später ein Gewissen daraus gemacht, wenn man die Gelegenheit unbenutzt verstreichen lassen. Ich bin überzeugt, daß die Mehrzahl der Jäger die Sache von diesem Gesichtspunkt aus auffaßte; die eigennützige Absicht war nur Nebensache. Konnten die Meisten doch kaum fortschleppen, was sie ohnedies hatten, und schon in Huy hatten wir einen Theil vom Inhalt unserer Tornister fortgeworfen, um ihn tragbarer zu machen. So ging es auch schon in den nächsten Tagen mit vielen der Beutestücke.

Also wir plünderten. Was denn? — Ich ließ mich von einer Strömung in die Kirche ziehen, wo die Verwüstung und Zerstörung deutlich genug dafür sprach, daß vor uns Andere dagewesen waren; vielleicht schon in verschiedenen Partheien. Alles war aufgebrochen, abgerissen. Daß man von Kostbarkeiten hier nichts mehr fand, brauche ich doch nicht zu sagen. Fetzen, Scherben, Lumpen, Trümmer lagen

umher; zwischen dem Stroh und Mist waren die Blätter aus den Kirchenbüchern umhergestreut. Das einzige wohl erhaltene waren die Strohstühle und eine schöne Kirchenfahne. Also hatte wenigstens der Fanatismus hier nicht mitgespielt. Die Kirchenstühle trugen wir ins Freie, damit unsere Wohnung unter freiem Himmel doch wenigstens etwas häuslich eingerichtet sei; auch einige irdene Schüsseln, die, Gott weiß wie, in sein Haus gekommen waren. Was meine Kameraden plünderten, das weiß ich nicht; ich aber fand dicht unter der Kanzel — Quinti Curtii Rufi historiam Alexandri Magni in einer hübschen kleinen Amsterdamer Ausgabe. Wie diese in die Kirche gekommen, weiß ich noch weniger als die Herkunft der Teller und Schüsseln. Das erste lateinische Buch, was ich seit Berlin zu Gesicht bekam, bei einer ersten Plünderung in Feindes Lande, und in einer Kirche und unter dem Altar! Das war zu viele Lockung für einen Scholar, und zumal einen, der den Curtius kurz vorher durchgelesen hatte und sehr lieb hatte. Und hätte ich mein letztes Hemde fortwerfen müssen, um für ihn Platz zu machen, diese Beute konnte ich nicht aus der Hand geben. Es fand sich im Tornister noch ein Raum neben den Nibelungen für den Curtius, und ich trug fortan durch Frankreich auf meinem Rücken die drei größten Helden der Welt: Alexander den Großen, den gehörnten Siegfried und den großen Attila. Bis auf die kleinen Reibungen, die in jedem Menschenleben vorkommen, besonders aber im kleinen Raume eines Tornisters, vertrugen sie sich ganz gut. Leider ging mir Quintus Curtius Rufus bei der Rückkehr in die Heimath verloren.

Es war meine einzige Beute; ich sage nicht Ausbeute. Ich war aber so zufrieden, daß ich nicht nach Mehr verlangte. Nicht ein Mal in die andern Bauerhäuser oder in die Gemächer des Schlosses folgte ich den Kameraden, die von daher alles Mögliche schleppten, wahrscheinlich nur aus Muthwillen; denn es war für uns von nicht viel mehr Nutzen als die Kirchenstühle und der Curtius. Gemalte und vergoldete Tassen, Wasserkaraffen, Porzellanschüsseln, Teller, Sauciren; hellpolirte Feuerzangen, Fußschemel mit Tapisseriearbeit, Rasirmesser, Damenkleider und Hüte, gestickte Pantoffeln, alles in einem mit Poltereien und Kehricht verstopften Bodenwinkel aufgefunden, lag weit im Kreise umher auf dem Rasen ausgebreitet, recht um uns zu höhnen. Es war nicht das, was wir nöthig hatten. Die Franzosen in Moskau fanden zwar nicht Brod, Fleisch und Wein, aber doch Chocolate, Marzipan und Eau de Cologne. Eine Tafel Chocolate wäre uns von mehr Werth gewesen. Erinnere ich mich recht, so wurden übrigens diese Herrlichkeiten, die uns nichts nützten und die wir nicht mitnehmen konnten, später wieder zusammengepackt und auf Befehl der Officiere in das Schloß zurückgetragen. Eine vandalische Zerstörungswuth hat wenigstens nicht stattgefunden. Die Soldaten hatten ein Mal die Freude gehabt auf vergoldetem Porzellan zu essen.

Ja wer so glücklich war zu essen! Der Curtius in meiner Tasche füllte nicht die Leere in meinem Magen. Unsere praktischeren Kameraden hatten sich beim Plündern kurz gefaßt oder in schnell geschlossenen Brüderschaften in das Plündern und in das Kochen getheilt, dem natürlich eine andere

Operation vorangegangen war, an die ich noch nicht gedacht hatte. Hell loderten einige Feuer, kupferne Kessel hingen darüber, und die praktischen Soldaten krüllten grüne Schoten aus, schälten Mohrrüben, die den Zwirnsfaden freilich sehr ähnlich sahen, und Kartoffeln, die nicht viel größer waren, als große Erbsen. Bringst Du auch was zu, so kannst Du auch zugreifen, hieß es. Ich hatte Stühle und irdene Schüsseln gebracht. Man lachte mich aus, und mit Recht. Buttle Kartoffeln und pflücke Schoten!

Das war etwas Neues und gewiß nichts Uninteressantes. Ich ließ mich in den Schloßgarten weisen, wo alle diese Naturherrlichkeiten zu finden wären. Aber vermuthlich verweilte ich zu lange bei der Aussicht vom Schloßaltan, denn ich finde in meinen Briefen die Schönheiten des französischen Gartens mit ausführlicher Liebe geschildert: die Rosen- und Himbeerhecken, welche die Terrassen umschlossen, die malerischen Buchenhecken, welche in Gleichstrichen (soll „Parallellinien" heißen) den tiefern Schönheitsgarten von dem Nutzgarten trennen, die hohen Ulmen, durch welche die Abendsonne ihr Gold flimmern ließ. Wahrscheinlich um deswillen kam ich zu spät in den Küchengarten. Eine frühe Warnung für den künftigen Schriftsteller, sich nicht in landschaftlichen Schilderungen gehen zu lassen. Es schadet immer der natürlichen Wirkung.

Hier war die sehr empfindliche Wirkung: ich fand weder Kartoffeln noch Schoten. Wie ich auch mit dem Hirschfänger buttelte, eine höchst ungewohnte Arbeit für ihn und mich, es wollten keine Knollen, nicht einmal erbsengroße,

zum Vorschein kommen. Ich besuchte die Schoten; die Sperlinge selbst hätten nichts mehr gefunden. Dazu trat die Dunkelheit ein, und plötzlich, als ich zu den Kartoffeln zurückkehrte, wo ich ihn einstweilen stecken gelassen, war auch mein Hirschfänger verschwunden. Alles Suchen und Fragen darnach war umsonst und die immer tiefer werdenden Abendschatten verboten das erstere bald von selbst.

Wer den Schaden hat, darf für den Spott nicht sorgen. Eine leise Vermuthung, daß ihn mir Jemand aus Muthwillen oder aus gewinnsüchtiger Absicht bei Seite geschafft, — nicht gestohlen, aber vielleicht in die Schoten geworfen — stieg mir erst später auf. Ein Schwert muß der Soldat haben, wenn er es auch nicht braucht. Man bot mir sogleich einen Cavalleriesäbel zum Kauf an; er war erst vor einer halben Stunde im Schlosse erbeutet worden. Was sollte ich mit einem Cavalleriesäbel, der mir zwei Ellen auf dem Boden nachschleppte. Man wußte aber sofort weitern Rath. Andere Kameraden, die unterwegs Beute gemacht und damit einen einträglichen Handel trieben — ich erinnere an das vorige Kapitel meiner Erinnerungen. Kameraden dieser Art gehörten nicht zu unsern Freiwilligen im engern Sinne; es waren solche, die aus der Freiwilligkeit ein Geschäft und eine Speculation gemacht und sich dabei recht gut standen. Mit uns andern nicht immer! — solche Kameraden hatten eine ganze Auswahl erbeuteter Pallasche von gehöriger Breite und Länge; zum künftigen Kartoffelbutteln vortrefflich, sonst aber aller Zierlichkeit ermangelnd und auch einer Scheide. Wie gesagt, ein Soldat muß ein Schwert

haben, und ich mußte für schweres Geld einen Pallasch kaufen, der seinem Besitzer nichts gekostet hatte. Lange Zeit ging ich mit einem blanken Schwerte, den Franzosen gewiß ein entsetzlicher Anblick, bis mir ein Schuhmacher unserer Compagnie für Geld und gute Worte eine Scheide fertigte.

Der Pallasch stillte so wenig als der Curtius den Hunger. Meine satten Kameraden wollten nun aber auch trinken. Die Brunnen waren nicht vergiftet, wenigstens hat es die Erfahrung gelehrt, aber Soldaten sind nicht Hydropathen. Die Keller und Remisen waren umsonst durchsucht, kein Krug, kein Fäßchen war zu finden gewesen. Sollten denn aber der Schloßherr und seine Familie solche Barbaren gewesen sein, daß sie nur Wasser tranken! Wie, oder hätten sie auch die Brandweinfässer und Weintonnen in die Wälder gerollt! Das schien unmöglich! Aufs Neue ward alles durchsucht und ein ungeheurer Haufen von Stallstroh, der in einem Seitenhofe bis an die Fenster des ersten Stockwerks reichte, schien uns mehr als verdächtig. Ein Dutzend Arme, Füße und Mistgabeln arbeitete lustig in dem Haufen. Er ward zusehends kleiner und ein Victoria! Hurra! Wir haben! scholl durch die Lüfte. Ein volles Faß ward auf den Hof gerollt; man schlug den Boden ein, und — wir hatten uns nicht getäuscht, das Faß war ganz voll von gutem, unverdorbenen Essig.

Ich glaube, man hat ihn auslaufen lassen. Eine solche boshafte Täuschung rechtfertigte wohl eine solche Strafe.

Mit einem Gefühl, als hätte ich einen tiefen Trunk aus dem sauren Fasse gethan, warf ich mich auf mein Bund

Das Grasemücken-Nest.

Häusliches Melodram.

Von

Friedrich Kind.

Grüner Platz. In dessen Mitte auf einer Erhöhung ein Baum, an den Seiten und nach dem Hintergrunde zu mit Gesträuch umgeben.

Sanfte Musik in der Ferne. Kurz vor dem Schluß tritt Angelika ein, ein Körbchen mit Erdbeeren am Arm. Sie geht, auf die Musik horchend, langsam einige Schritte. Die Musik schweigt.

Schon aus das hübsche Liedchen? — O!
Wer hat des Sängers Lust gestört?
Ich fühlte mich so leicht, so froh,
Und hätte gern bis Abend gehört.
Wer mag es seyn? Gewiß der Greis,
Den ich schon oft am Hügel sah;
Sein Scheitel ist so silberweiß,
Er sitzt so fromm mit der Harfe da;
Ganz wunderbar ist mir zu Muth,

Stroh und schnallte den Gurt enger um meinen Leib, als ein Lärm entstand. Ein ausgeschicktes Piket, um anderswo Brod zu requiriren, war auf eine Ueberzahl bewaffneter Bauern gestoßen und kam zurück, um Succurs zu holen. Einige Dreißig wurden nun mit geladenen Büchsen ausgesandt, unser Lieutenant an der Spitze. Während diese fort waren, kehrte glücklicherweise um 9 Uhr Abends ein Oberjäger, der mit vier Jägern wenigstens einen Korb mit Brod aufgetrieben hatte, zurück. Bei der Theilung fiel ein kleines Stück auf meinen Magen, wenigstens eine Erinnerung an das Frühstück vom Morgen um 3 Uhr. Um 10 etwa brachte die größere Patrouille, vor der die bewaffneten Bauern sich zurückgezogen hatten, auch einige Lebensmittel, Brod, Butter, Hühner. Es reichte gerade zum Lohne für die Mühe der dabei Betheiligten und wir hatten das Vergnügen des Zusehens.

Die Sterne flimmerten prachtvoll an dem großen, über uns ausgespannten Zelte. Es war eine wonnige, stille Sommernacht. Nur die Lüftchen spielten in den Büschen, nur das Zirpen der Grasemücken, nur das Knistern des Strohs und das Aufschnarchen von Dem und Jenem unterbrach eine Stille, wie sie sich eigentlich zu einem solchen Tage nicht schickte. Doch wurden Einige noch gegen Mitternacht wieder aufgeweckt durch die Rückkehr der nach Maubeuge vorausgeschickten Fouriere. Ich war unter denen, welche die seltsame Meldung, nicht eben geeignet, uns für die Mühseligkeiten des Tages zu entschädigen, mit anhörten. Der Obrist von Lippelskirch, welcher in dem Lager vor Maubeuge befehligte, hatte den Fourier groß angeblickt: Was, noch mehr

Jäger! Wozu kommen ſie denn? Was wollen ſie denn? Wollen ſie im Frieden fechten? —

Darum — von Berlin bis nach Beaumont! Darum auf eigne Koſten equipirt, gehungert und Beauru geplündert! Ich ſah nur verdrießliche Geſichter. Einmal waren wir in den Krieg gezogen, nun wollten wir auch Krieg haben und nicht umſonſt nach Hauſe kehren. Der Obriſt von Tippelskirch ſprach nur das aus, was Gentz ſpäter ſagte. Die Befehlshaber waren indeß anderer Meinung, und obſchon in dieſer Nacht, vom 30. Juni zum 1. Juli, allerdings der eigentliche Krieg beendet war, dauerte der uneigentliche doch noch einige Monate fort und auch dieſer hatte ſchon Monate lang aufgehört, als man erſt im ſpäten November es für nöthig achtete, uns nach Hauſe zu ſchicken!

Das war ein wüſtes Erwachen am Morgen. Ueber dem Himmel lagerte ein feuchtes Grau. Mein blankes Schwert in der Hand ſtreifte ich durch die Stätte der Verwüſtung und beſah mir jetzt beim natürlichen Tageslicht, wie ein franzöſiſcher Edelhof, ſein Dorf und ſeine Kirche ausſieht. Die Aſpecten waren trüb und die Geiſter gedämpft. Hungrig, kein Frühſtück, der Krieg zu Ende, und doch der drohende Anfang von einem Mittelding zwiſchen Krieg und Frieden, von dem gar kein Ende vorauszuſehen war; und eine Trennung ſtand uns bevor. Brüderlich waren von Berlin aus die beiden Jägerdetachements des erſten Pommerſchen Regiments und des zweiten, unſeres Colbergiſchen, miteinander marſchirt. Vielfache Freundſchaftsbande verſtrickten die Einzelnen, auch im Ganzen war die Einigkeit zwiſchen den Com-

pagnien und ihren Führern stets erhalten worden, und der Bund hatte uns eine gewisse moralische Stärke gegen Dritte gegeben. Hier, in Beauru, sollten wir uns trennen. Das erste Regiment stand im Lager vor Maubeuge, seine Jäger mußten dorthin. Wir hatten die Anweisung, über Avesnes nach Landrecy aufzubrechen, vor welcher Festung die Colberger standen.

In einer Stunde, und ohne Frühstück, sollte die Trennung vor sich gehen. Im Schloßhofe stand noch die Tonne mit Weinessig; sie mußte also doch nicht ganz ausgeschüttet sein. Mein Magen verlangte durchaus etwas, ich trank daher herzhaft den sauern Trank und füllte noch meine Feldflasche damit, als mich freundlich ein Arm berührte. Es war der Schlegelianer, der mich zu einer Morgensuppe einlud. Wie, weiß ich nicht, aber er hatte es mit einem Gefährten zu Stande gebracht: eine warme Suppe von Brod, Wasser und Pulver, die wir aus den schönsten Porzellantassen von Sevres tranken.

Es war unser Abschiedsmahl. Der Schlegelianer gehörte zum ersten Regiment, er mußte nach Maubeuge. Wir Colberger, die den weitern Weg hatten, brachen zuerst auf. Compagnie gegen Compagnie, das war ein Abschied, ein wahrhaft rührender, fast ein homerischer, erst die Führer, mit Reden, Händedrücken, Umarmungen, Salutiren, dann die Jäger einzeln. Zum Schluß ein Hurra, das in die Wolken ging, und so lange wir uns noch sahen, ein Tzackot- und Tücherschwenken und gegenseitiges Zurufen.

Vor Avesnes machten wir Nachtquartier in einem Dorf,

das noch bewohnt und ziemlich wohlhabend war. Bei einem Bäcker erhielt ich ein gutes Quartier, Erholung für den gestrigen Tag, sogar die Erquickung, die Heinrich IV. jedem Franzosen am Sonntage gönnen wollte, ein Huhn, nicht im Topf, sondern am Bratspieß. So etwas war mir selbst im gelobten deutschen Vaterlande nicht begegnet. Aber die „verfluchte Freundlichkeit" meiner Bäckersleute war mir zuwider. Sie konnten nicht genug nach Ludwig XVIII. fragen, und sich über den Erfolg unserer Waffen freuen. Das kam mir höchst widerwärtig und heuchlerisch vor. Was ging uns Ludwig XVIII. an! Diese Stimmung war schon damals bei unserm Heere die vorherrschende. Mit gar großer Verachtung sahen wir einige Hundert königlicher Garden an, die uns auf ihrem Rückwege von Gent irgendwo begegneten, und, sich am Rockzipfel der Sieger haltend, damals noch mit sehr demüthiger Miene, nach Frankreich zurückkehrten, um bald im legitimistischen Uebermuth zu vergessen, daß der Sieg unser und die Schmach die ihre war. Dunkel entsinne ich mich auch einer Liste, die, auf hohen Anlaß, unter den Officieren unserer Armee damals umging. Beiträge sollten gesammelt werden zu einem Ehrengeschenk für irgend einen Legitimistensohn; vielleicht für einen Laroche Jacquelain, um ihm einen Degen zu verehren. Freiwillig gezwungen hatten schon Viele ihren Namen und den kleinsten Beitrag darunter gesetzt, als ein Officier (es thut mir leid, daß ich seinen Namen vergessen) den Muth hatte darunter zu bemerken: was uns ein Ehrengeschenk für einen Franzosen angehe, dessen Sache nicht die unsere wäre. Wenn Preußische Krieger Söhnen

von Tapfern einen Degen verehren wollten, so sei uns in dem Augenblick Niemand näher, als die Familie des tapfern Jastrow, der an der Spitze der Colberger bei Fleurus den Heldentod gestorben. Er unterzeichnete das Doppelte der bisher gezeichneten Gaben, und von diesem Augenblick an stockte die Sammlung für den französischen Legitimisten. Vielleicht sind die einzelnen Umstände, wie ich sie erzähle, nicht ganz genau, denn ich erzähle nur nach einer neun und zwanzigjährigen Erinnerung; aber der Sinn, der sich darin ausspricht, lebte auch damals schon unter uns. Wir waren gute Deutsche und haßten die Franzosen gründlich; aber die krankhafte Erscheinung des französischen Legitimismus kam uns so verächtlich vor, wie heute den verständigen Engländern die Legitimitätsdemonstration vor dem Herzog von Bordeaux.

Die Festung Avesnes, durch die wir am nächsten Morgen marschirten, lag in Trümmern, ich glaube in Folge einer Pulverexplosion. Hinter dem Dorfe Mareille trafen wir endlich auf unser Regiment, welches zum Theil hier in einem abgesonderten Lager, zum Theil in der engern Umschließung vor Landrecy campirte. Die Festung wollte noch von keiner Uebergabe wissen. Der damalige Major Schmidt, jetzt Commandeur unseres Regimentes, musterte uns, schickte uns jedoch noch vorläufig nach dem gedachten Dorfe zurück, um uns erholen und unsere Schäden ausbessern zu können, ehe auch wir das Lager bezögen. Das Dorf war sehr freundlich, auch wohlhabend, trotz der Nähe eines Belagerungsheeres; auf den üppigen Wiesen im Thal und auf den Hügeln wei-

deten, ungefährdet von unsern Soldaten, die fettesten Rinderheerden, die Milch war köstlich, und auch uns ließen unsere wohlgemuthen Wirthe in dem vortrefflichen Käse sich satt essen, der als Delicatesse selbst in den Straßen von Paris ausgerufen wird. Es ging uns überhaupt sehr gut dort, ja ich befreundete mich mit meinen Wirthen trotz dem, daß der alte Großvater mich fast müde machte mit seinen Fragen nach Ludwig dem Achtzehnten, und meine Wäscherin nicht genug schimpfen konnte auf die Revolution und die Jacobiner und die rothen Mützen und Freiheitsbäume von ehemals. Sie habe ihren Kindern immer vorausgesagt: Gebt acht, daraus wird nichts. Es waren wirklich gute Bourbonisten, fromme Katholiken, freundliche Menschen, ihre Milch war ein Nectar, ihr Käse eine Ambrosia, aber unsere defecte Equipirung, wo Sattler, Schneider, Schuhmacher, Waffenschmiede, Optiker noth thaten, ließ sich mit Käse und Milch nicht abthun.

Mit Sack und Pack mußten wir täglich mehre Mal in das ungefähr eine halbe Stunde entfernte Lager, um unsere allmäligen Vervollkommnungen zu Soldaten darzuthun, und staunten die neuen Dinge ebenso an, wie wir als Neulinge angestaunt wurden. Hier war es zuerst, wo uns der vollständige, officielle Bericht von der blutigen Schlacht, die für Preußen von nun an den Namen von Belle Alliance führen solle, vorgelesen ward. Es geschah auf Befehl aus dem Hauptquartier; sonst hielt man es für sehr unnütz, uns von der Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen, und unsere Wissenschaft beschränkte sich immer nur auf Gerüchte; häufig auf

ſolche, die wir erſt durch die Vermittelung der franzöſiſchen Bauern erhielten. Im Jahre 1813 war es anders geweſen; man hatte die Freiwilligen für werth gehalten, wenn auch nicht mitzuſtimmen, doch mitzuwiſſen, was Alle ſo anging, daß ſie ihr Alles dafür eingeſetzt hatten. So hatte alſo das diplomatiſche Princip ſchon damals um ſich gegriffen, welches das Volk wieder nur als Maſchinen wollte betrachtet wiſſen.

Nach jener frohen Botſchaft wurde ein ſehr trauriges Gericht abgehalten. Die Mehrzahl der jungen uneingeübten Freiwilligen hatte ſich tapfer in dem mörderiſchen Gefecht von Fleurus gehalten; aber nicht Alle. Wenigſtens hatten Einige, aus einer Stadt, die ich nicht nennen will, nach der Schlacht die Sache der Verbündeten für dermaßen verloren gehalten, daß ſie auf ihrem Privatrückzuge ſich bis Köln verirrten! Nachdem man ihnen dort auf der Landkarte bewieſen, daß dies nicht der Weg nach Frankreich ſei, waren ſie zwar wieder beim Corps eingetroffen, ihr Empfang war aber ſehr unfreundlich geweſen, und ihr heutiges Gericht vor der Fronte des Regiments ein äußerſt beſchämendes. Jugend, Unkenntniß der Wege und der Sprache, um ſich zurecht zu fragen, wurden kaum als Entſchuldigung zugelaſſen, um einige vor der härteſten Strafe zu ſchützen. Die unglückliche Sache kam glücklicherweiſe bald in Vergeſſenheit.

Endlich wurden auch wir ins Lager commandirt. Es lag auf einem grünen Anger, an einem mit Hecken umſchloſſenen Garten. Das bunte frohe Gewimmel, die Strohhütten, Wachen, Kochfeuer nahmen ſich ganz luſtig aus; aber die Arbeit, uns ein Haus zu bauen, war uns ſo neu,

daß unser Sechs den halben Tag damit verbrachten, junge Bäume zu fällen, und als wir endlich so weit damit zu Stande gekommen waren, daß das Gerüst stand, nicht viel besser als eine Lappenhütte, hatten unsere guten Kameraden uns das gelieferte Stroh zur Belegung gestohlen, vermuthlich, weil sie es besser zu nutzen wußten als wir. Ohne Stroh keine Hütte und ohne Heu kein Lager. Wir emancipirten uns und requirirten beides auf den Böden einiger entfernten Gehöfte, kraft unserer Uebermacht, obwohl die finster blickenden Bauern unsere Eigenmächtigkeit sehr sonderbar fanden. Weil darüber der Abend herankam, konnten wir, trotz der gelieferten Kochgeschirre nicht kochen, und ich, um unsern Hunger zu stillen, unternahm eine diplomatische Expedition zu unsern Wirthen in Marcille. Zwar gelang es meiner Ueberredungskunst bald, dieselben zum Kochen einer leckern Suppe von Milch und Weizenmehl zu bewegen, die mir noch heute in der Erinnerung schmeckt, aber es kostete meine ganze Kraft, den „Paysan" dahin zu bringen, daß er seinen Sohn mit der großen Marmite zu uns ins Lager schicke. Doch es gelang. „Cölestin, der himmlische Schafskopf," wie es mit irgend einer vergessenen Anspielung in meinem Tagebuche heißt, trug den schweren Eisentopf mir nach, unter entsetzlicher Furcht vor den Soldaten, und wir erquickten uns an seinem Inhalt unter frohem Gelächter über den Burschen, der vermuthlich eine ergötzliche Figur war.

Bald fehlte es übrigens nicht an Lebensmitteln. Fleisch, Brod, Mehl, Erbsen, Bohnen, Salz, Brandwein, ja sogar Bier und Taback wurden geliefert. Es war eine wohlhabende,

noch nicht ausgesogene Umgegend, aber wir Novizen hatten mit der rohen Fülle noch manche Noth, und verstanden weder die Oekonomie, noch das Kochen. Auch waren meine nähern Bekannten mit mir noch auf dem Unschuldsstandpunkte, der für einen Soldaten sogar gefährlich werden kann, wo ihnen eine Milchsuppe in Mareille lieber war als alles gelieferte Fleisch. Doch darf ich nicht vergessen zu meiner Entschuldigung hinzuzusetzen, daß wir unser Wasser, zum Trinken wie zum Kochen, aus einem schilfichten, unreinen Graben schöpfen mußten. Schon diese Zubereitung des Essens ekelte uns an; auch waren wir oft zu müde, denn das Exerciren, der kleine Dienst und alles das, was wir unter dem Ausdruck des Kamaschendienstes begreifen, nahm unsere Zeit in Anspruch. Statt, wenn wir erschöpft von den ewigen Paraden zurückkamen, nach dürrem Holz auszugehen, oder es erst gar mit dem Vallasch zu fällen, mit Mühe ein Feuer anzumachen, und Fleisch und Wasser beizusetzen, es zu hüten, schäumen, kosten, füllen, begnügten mein Kochkamerad und ich uns lieber mit kalter Kost, die freilich oft nur in Brod und Salz bestand. Aber es gab auch — einen Marketender und Milchsuppen bei unsern Wirthen in Mareille. Aeltere Kameraden schüttelten lächelnd den Kopf. Das bedeutete: wir würden bald genug zur Erkenntniß kommen, daß ein Soldat ohne Fleisch und Warmes nur ein halber Soldat ist.

Aus dem größeren Lager wurden wir, etwa nach einer Woche Exercitiums in das eigentliche des Belagerungscorps geführt. Wir bezogen die Hütten, welche ein Landwehrbataillon vor uns inne gehabt. Das waren, gegen die, welche

wir selbst verfertigt, massive Paläste; nur wurde eine Lüftung und neue Tapezirung im Innern aus gewissen Reinlichkeitsgründen nothwendig, aber das frische Heu und Stroh konnte doch nicht ganz die unangenehme Gesellschaft entfernen, die bei jeder Campagne sich einfindet und leider statt abzunehmen, immer vermehrt. Unser freundlicher Officier und Führer, der uns von Berlin bisher geleitet und gehofft hatte in unserm Regiment angestellt zu werden, mußte uns hier verlassen, indem er mit Avancement zu dem Seinigen berufen wurde. Dafür kamen Zuzüger aus Belgien. Einen Theil der Jäger unseres Regiments, die, früher als wir eingetroffen, doch noch gar nicht einexercirt waren, als Napoleon angriff, hatten man damals nach Loewen geschickt. Sie vereinigten sich hier mit uns, und jetzt erst ging man an die Eintheilung der Freiwilligen in drei Compagnien. Der Commandeur wollte uns wohl und hatte die Absicht, uns nach den Landsmannschaften zu vertheilen; andere Officiere aber waren der Ansicht, es würde der Mehrzahl lieber sein, je nach den Transporten aus der Heimath, unter denen sich schon Feldkameradschaften geschlossen hätten, zusammen zu bleiben. Ich ward dadurch zu meinem Bedauern von Freunden getrennt, welche vor mir Berlin verlassen hatten, um deren willen ich aber gerade in dieses Regiment getreten war.

Zuschriften von mehren Seiten haben mir die angenehme Versicherung gegeben, daß meine vorjährigen Erinnerungsblätter in vielen Kreisen freundlichen Anklang gefunden, welche der Feldzug von 1815 näher oder entfernter berührt. Ich bin dringend aufgefordert worden, in meinen Mittei-

Wenn ich ihn nur von weitem sehe;
Ich glaube fast, in seiner Nähe
Wird man von selber fromm und gut!

Einige Töne.

Horch, horch! es klingt aufs neue von den Höh'n!
Wie sanft ins Lied der Nachtigallen
Die Saiten fallen —
Der Greis gibt Antwort; das ist schön!

Pause.

Nun, war das alles? — Guter Alter! wie?
Schon wieder schweigt die Melodie?

Sie horcht. Es bleibt still.

Hm! er hat Recht; der Harfner will, ich soll
Nicht länger müßig stehen und horchen.
Sucht' ich so fort, so kriegt' ich wohl erst morgen
Und übermorgen das Körbchen voll.
Das wär' mir schön! Die Beere sind so süß,
Ich habe sie nimmer so roth gefunden;
Den guten Vater freut's gewiß,
Wird er auch damit angebunden.
Trinkt man Gesundheit in guter Ruh,
Will ich ihn nochmals überraschen:
Ich setze das Körbchen neben die Flaschen

lunzen fortzufahren, mit der Andeutung, daß selbst Details dort willkommen wären, über die ich, als weniger von allgemeinem Interesse, im vorigen Kapitel wegging. Mögen deshalb meine Leser verzeihen, wenn ich diesmal auch Dinge und Namen berühre, welche eigentlich nur für specielle Kreise von Interesse sind, und wenn ich bisweilen meinen Vorsatz überschreite, aus den wirklichen Erinnerungen nur das hervorzuheben, was sich zu einer allgemeinen Wahrheit gestaltet und die Gefühle oder die Aufmerksamkeit eines Jeden berührt. Wir sind jetzt einmal in der Lectüre so praktisch gestimmt, daß alles wirklich Geschehene, auch das Unbedeutendste, uns mehr anzieht und bedeutender erscheint, als das, was im Reich des Geistes und der Phantasie eine ewige Bedeutung erstrebt. Wenn ich, dessen ungeachtet, noch weniger Namen nenne, als man wünschte, so geschieht es aus einer altväterischen Scheu, die ich nicht ganz überwinden kann. Doch glaube ich nichts zu versündigen, wenn ich die Namen der drei Compagnieführer nenne, unter deren Führung unsere drei Jägercompagnien des Regiment Colberg sich während des Feldzugs wohl befanden. Ich glaube, daß jeder dieser Officiere das Vertrauen seiner Untergebenen während des Krieges sich erwarb, und daß bei der Trennung eine freundliche Erinnerung ihnen nachfolgte. Sie hießen Müller, von Pajentzki und Freiherr von Heusch. Ob der erstere, der, eine körnige, kräftige Natur, erst durch den Krieg von 1813 zum Soldaten gemacht worden, noch lebt, ist mir nicht bekannt. Er war ein Soldat im richtigen Sinne des Wortes, streng im Dienst, fast rauh in den Formen, aber bei den Seinen außerordentlich

beliebt. Ein populärer Anführer, der einen Stolz darin zu setzen schien, nicht zu verbergen, daß er von der Pike auf gedient hatte. Herr von Bajenzki war der Officier aus einer feineren Schule, von eleganten Formen und wissenschaftlicher Bildung. Bei Bellealliance verwundet, kam er erst bei Landrecy zu uns. Ich lernte ihn später in Stettin kennen, wo er jetzt als Major in demselben Regimente steht, in dem er sich rühmlich ausgezeichnet und dessen Geschichte er vor Kurzem geschrieben hat. Unter dem Freiherrn von Heusch, der die Compagnie des zweiten Musketierbataillons commandirte, stand ich. Ein Officier von Takt und ältern aristokratischen Formen, der sich Mühe gab, auch uns zu einer chevalereskern Sitte zu erziehen. Er zog die Besseren zu sich heran; aber gerade bei uns war der Stoff, aus dem man Gentlemen macht, zu sparsam vorhanden. Die Gevatter Weißgerber und Lohgerber, handfeste Soldaten, gute Hüttenbauer, zuverlässige Menschen und Patrioten, mochten zwar ihr Riemenzeug blanker putzen, als wir Alle, aber zu einer chevalereskern Teinture ließen sie sich nicht putzen, noch wollten sie es. Wir Gymnasiasten waren zu jung. Auch mochte unseres neuen Führers Bildung nicht gerade die sein, welche aus Klötzen Götter zu machen geeignet ist. Bei aller feinen Politur ging ihm die Wärme der innern Begeisterung ab, jene Naturfrische, welche in den Andern den schlummernden Funken erweckt. Seine achtungswerthen Bemühungen, die Elite unserer Jäger zu sich heranzuziehen und durch Conversation und Gesang sie aus dem Rohen zu erheben, gelangen daher nicht ganz so, wie er es wünschte. Das doctrinair alt-

deutsche Feuer, welches in uns Jägern brannte, war ihm ein fremdes Element, der sich gern in französischen Formen bewegte; und die feine Wäsche und die immer weißen Handschuhe des Edelmannes waren eine natürliche Scheidewand zwischen ihm und den Kameraden in der Commisjacke mit den gebräunten und den gesprungenen Händen. Indessen wußte er, als ein Mann von Takt und Erfahrung, alles zu vermeiden, was eine Spaltung herbeiführen können, wie diejenige war, von der ich im vorigen Kapitel sprach. Gelang es ihm auch nur theilweise, sich die Liebe seiner Untergebenen zu erwerben, so wußte er sich doch vollkommen die Achtung derselben zu bewahren. Der Preußische Officier kann und darf nicht so auf Popularität speculiren, wie etwa der Russische. Der letztere darf und muß zu gewissen Zeiten von seinen Gemeinen mit sich spielen, er muß sich auf dem Zelttuch von ihnen prellen lassen, und ein Suwarow spielte und ließ mit sich spielen in einer Art, welche alle unsere Begriffe von Subordination aufhebt. Es sind asiatische Vergnügungen, Demonstrationen des patriarchalischen Verhältnisses, das man nicht ganz verrücken will, um der furchtbaren despotischen Macht, die nach Willkühr ebenfalls kann zu Tode knuten lassen, einen milden, freundlichen Anstrich zu geben. So wagt der russische Officier nichts, wenn er sich scheinbar gemein macht. Der preußische wagt Alles. Zwischen ihm und dem Gemeinen stehen nur die Kriegsartikel: ein gewisser Firnis von Ehre scheint ihm daher immer nothwendig, um den Abstand lebendig zu erhalten. Nur ein Blücher auf seiner errungenen Höhe durfte es wagen so populär zu sein

wie Suwarow. Wenn ich recht unterrichtet bin, wird Herr von Heusch diese Zeilen der Erinnerung an ihn nicht mehr lesen. Er ist mit so vielen Andern aus jener Zeit aus diesem Leben geschieden. Auch der Major von Diest, ein sehr feiner Mann, der das gesammte Jägerbataillon commandirte, und sich viele Mühe mit unserm Exercitium gab, lebt nicht mehr.

Das national volksthümliche Element in den freiwilligen Jägern war im vorigen Kriege streng beachtet worden. Sie hatten sich ihre Officiere selbst gewählt. Jetzt wich man schon bedeutend davon ab; man gab uns unsere Officiere. Indeß bekenne ich, daß in der Vermischung, wie wir kaum erst zu einer geordneten Schaar zusammengetreten waren, auch dafür der Stoff bei uns nicht im Ueberfluß da war. Von Auszeichnungen im Felde konnte noch nicht die Rede sein, und eine anderweitige persönliche Bildung, welche die Einen bestach, konnte für die Andern zurückstoßend sein. Doch sollte, um dem Buchstaben des frühern Gesetzes zu genügen, aus dem ganzen Jägerbataillon ein Officier gewählt werden, in der Art, daß jede Compagnie durch freie Wahl einen Candidaten aus ihrer Mitte stelle, damit aus diesen Dreien einer ernannt werde. Ich finde in meinem Tagebuch, daß der Candidat der ersten Compagnie, mit Namen Schleich, erwählt wurde; es thut mir aber leid, daß mir von seiner Persönlichkeit auch gar keine Erinnerung geblieben ist. Desto lebhafter sehe ich noch den Candidaten, für den unsere Compagnie sich interessirte. Es war der Jäger Schubert, ein freundlicher, stiller, ordnungsliebender Mann, von achtungs-

werthen Grundsätzen, der bei unserm Detachement als Feldwebel von Berlin aus fungirt und sich mir immer sehr freundlich gezeigt hatte. Auch war ich ihm wohl von Hause aus heimlich empfohlen worden. Sein friedliches Gemüth, sein ehrenfestes Wesen hatte ihn bei Allen beliebt gemacht; daher konnte er immer versöhnend auftreten, wo Partheien sich zeigten. Auch hatte er beschwichtigend bei der traurigen Geschichte des Hermannsbundes eingewirkt, obwohl er, als ein verständiger Mann, ihn höchlich mißbilligen mußte, und sich selbst dadurch gekränkt fühlte. Wir, von der zweiten Compagnie, fühlten es deshalb schmerzlich, daß er, unser Candidat, übergangen worden, obschon der bescheidene Mann auch in seiner äußern, untersetzten Gestalt wenig von den Eigenschaften besaß, welche wir, nach unsern Begriffen, von einem Officier fordern. Er wurde dafür zum Capitain d'Armes der Compagnie ernannt. Leider, wie ich gehört, soll er später ein Opfer des Krieges geworden sein. Nicht der feindlichen Kugeln, noch des Lazarethfiebers, sondern des Unmuthes, welcher so viele verdarb, die, nachdem sie den verführerischen Müssiggang gekostet, die Anstrengung des vorigen Berufes scheuten und sich mit Hoffnungen nährten, welche der Staat nicht erfüllen konnte. Wie mancher frischte diese Hoffnungen beim Glase immer aufs Neue an, bis diese Anfrischungen ihn in einen Zustand versetzten, welcher jede gewünschte Anstellung unmöglich machte. Höchst ehrenwerthe Ausnahmen kamen indeß auch vor. Mancher Officier, der seine Epauletts und seine Schärpe mit Ehren getragen, legte sie ruhig ab und trat wieder hinter den Laden-

tisch. Wer den flimmernden Nimbus, der um die Officiersehre sich bei uns gewoben hat, kennt, wird die ganze Größe dieser Entsagung zu würdigen wissen. Auch unser Capitain d'Armes war Kaufmann gewesen. Möglich, daß er gleich Vielen anderen umsonst nach Beschäftigung suchte. Er hatte ein besseres Schicksal verdient.

Am 13. Juli hatte sich die Festung Maubeuge ergeben. Der Artilleriepark kam von dort, um Landrecy zu beschießen, und noch in derselben Nacht mußten wir in aller Stille aufbrechen, um nach Merville zurückzumarschiren. Denn, wie ich in meinen Briefen lese, war unser Lager, in welchem wir bis da ziemlich ruhig gelegen, so nahe der belagerten Festung, daß uns die Paßkugeln von den Wällen mit Leichtigkeit bestreichen konnten. Nur unbedeutende Höhen, welche wir nie betreten dürfen, hatten uns dem Gesicht des Feindes entzogen. Wenn wir Lärm machten, konnte man nicht anders erwarten, als daß er auch laut antworten werde. Für Tirailleurs war dort nichts zu thun.

Der Obrist von Tippelskirch vor Maubeuge hatte ein unrichtiges Wort gesprochen. Der Krieg war mit der Schlacht noch nicht zu Ende. Die Festungen in der Picardie wollten sich nicht ergeben, wenigstens nicht wie die Preußischen 1806, auf den ersten Anlauf. Ihre Commandanten wollten belagert sein, und entweder Krieg, oder Krieg spielen, beides um die Ehre. Etwas Brand, Blut, viel Pulver, Geld, Zeitverlust, Strapazen und Langeweile, das war der Preis des kostbaren Spieles. Prinz August von Preußen leitete diese Belagerungen. Ihm war es wissenschaftlicher Ernst.

Gegen den hatten wir nichts einzuwenden, wo es galt, wohl aber gegen die vielen großen Paraden, welche vor und nach der Einnahme jeder Festung vor ihm stattfanden. Auch darin hatte der Obrist unrecht, daß wir ohne Noth gekommen seien. Die Umzingelung und Belagerung so vieler Festungen erforderte viele Mannschaft. Man benutzte uns, wenn gleich nicht als Futter fürs Pulver, doch dermaßen, wo ein Posten zu besetzen, ein Loch zu stopfen war, daß die Gedienten vom vorigen Jahre behaupteten, wir würden nicht als Freiwillige behandelt, sondern als gut genug, um den Linientruppen ihre Arbeit und Lasten abzunehmen. Wie weit das richtig war, laß ich dahin gestellt. Vor dem beständigen auf die Wache ziehen, konnten wir freilich nicht zu den besondern Exercitien kommen, welche für unsere Waffenart bestimmt sind. Und wenn wir exercirten, geschah es in Reih und Glied; von dem Schultern, Rechts und Links um, Präsentiren und dem unseligen Parademarsch, kamen wir erst sehr spät zu dem freieren, lustigeren Tirailliren, bei dem sich der Soldat erst als ein selbstständiges Wesen fühlt. Dennoch schlug die Jägerlust so gut an, daß schon nach wenigen Uebungen darin Major Diest uns das Zeugniß seiner Zufriedenheit gab und erklärte, wenn es noch dazu käme, könne er uns jetzt getrost dem Feinde entgegenführen.

Endlich wurden wir zum Ernst gebraucht, zwar ein sehr milder Ernst, aber doch immer besser als das Spielen und Putzen und Paradiren. Ich ward Abends am 17. Juli zum ersten Male zu einem Piket commandirt, welches sich den Festungswällen in der Nacht möglichst nähern sollte. Die

tiefe Stille, in der dies Geschäft abgethan wird, die Dunkelheit und die noch tiefern Schatten der Gegenstände, welche aufzusuchen recht unser Studium war, gaben dieser Expedition einen eigenen Reiz für mich. Als das Piket sich hinter einer Mauer gesammelt, wurden die Befehle flüsternd ertheilt, und in möglichster Geräuschlosigkeit, die Gewehre unterm Arm, schlichen wir unter Führung des Gefreiten auf unsere Posten, die, wie sich versteht, hier stets Doppelposten waren; in der Regel bilden ein Musketier und ein Jäger das Paar. Die Umgebungen der französischen Festungen sind wie geschaffen für diesen Vorpostendienst, indem alle Gärten mit lebendigen Hecken umzäunt sind, hinter denen die Pikets sich fortschleichen und die Wachtposten sich unbemerkt aufstellen können. Freilich ist dies coupirte Terrain auch eben so vortheilhaft für die Belagerten, die sich, bei besserer Kenntniß der Localität, unbemerkt heranschleichen, die Vorposten aufheben, Ausfälle bewerkstelligen oder Emissäre aussenden können. Die Aufmerksamkeit unserer Wachtposten mußte daher sehr groß sein. Auf diesem meinen ersten Posten vor dem Feinde fühlte ich zum ersten Male empfindlich den Verlust meiner Brille und mußte mich auf die Sehkraft meines Musketiers und auf mein gutes Gehör verlassen. Kluge Leute meinten, ich würde auf dem Vorpostendienst in freier Luft und im Grünen durch die fortdauernde Anstrengung meine Augen stärken, daß ich der Brille vielleicht gar nicht mehr bedürfe. Ich kann das Mittel leider nicht als probat empfehlen.

Unser Posten war in einem mit Hecken umschlossenen Garten, der etwas hoch gegen das Glacis der Festung zu lag.

Obgleich Mondschein war und die Wälle sehr nahe vor uns, konnte ich sie doch wegen des starken Nebels nicht genau sehen; desto deutlicher hörte ich die Stimmen der französischen Wachtposten. Es war die Stunde von 11 bis 1 Uhr. Also in der Geisterstunde der Nacht vom 17. bis 18. Juli 1815 stand ich zum ersten Male vor dem Feinde; leicht erreichbar für jede Muskete, die vom Walle her auf mich anlegte. Ich läugne nicht, daß das Herz etwas lebhafter schlug. Die Hecke vor mir verbarg nur den untern Theil des Körpers, und wenn wir gleich, auf Anweisung meines Mitpostens stumm und bewegungslos wie Stöcke dastanden, die blinkenden Gewehre nach unten gehalten, so würden die Wachen in der Festung, wenn der Mond hell auf uns schien, uns doch schwerlich für Baumstämme gehalten haben. Die tiefe Stille, wir durften kein Wort uns zuflüstern, hatte nicht minder etwas Unheimliches. Aber zugleich entging mir auch nicht das Poetische meiner Situation. Mitternacht, im fremden Frankreich, die Einsamkeit, die romantische Scenerie, die dunkeln Hecken, hinter denen Gestalten und Wesen uns belauschen konnten, und vor einer Festung, gespickt mit Eisenschlünden, die plötzlich losdonnern konnten, und, was noch romantischer war, ein dichter Nebel machte diese Festung, die doch dicht vor uns lag, mit den Händen zu greifen, unsichtbar! Der Verstand sagte mir dazu, wenn sie dich auch sehen, werden sie doch nicht auf dich schießen. Mir kam der Wachtposten aus dem Hamlet in den Sinn. Jetzt wünschte ich fast, daß uns etwas begegnen möchte. Aber es blieb todtenstill in den Hecken und in der Luft. Nur die Nachtvögel schwirrten um

unſere Köpfe; nur die Wolken zogen über den Mond. Wir hörten unſern eigenen Athem.

Und doch hörten wir ein Geräuſch, und mit der beſtimmteſten Deutlichkeit aus der Feſtung her, und dieſes Geräuſch trug, wo ich es zum erſten Mal vernahm, nicht wenig dazu bei, den Reiz des Schauerlichen zu mehren. Es war kein Glockengeläut, die Glocken verſtummen in einer belagerten Stadt; kein froher Rundgeſang der Wachtſoldaten, es klang wie ein Unheil verkündendes Unkengeſchrei. Die Wachtpoſten auf den Wällen der franzöſiſchen Feſtungen rufen ſich nämlich des Nachts zur Erweckung ihrer Aufmerkſamkeit fortwährend einige Worte zu. Aus weiter Ferne erſcholl ein Ruf, den ich nicht verſtand; er ward erwidert und kam näher. Unwillkührlich faßte ich meine Büchſe und prüfte den geſpannten Hahn. Aber mein Musketier flüſterte mir zu: „Stille, Jäger, es iſt nichts.“ Der Zuruf kam immer näher, bis ich deutlich die Loſung hörte: Sentinelle, prenez garde à vous! Dumpf und monoton war der Schall, aber gerade das vermehrte das Schauerliche. Jetzt ſchmetterte es ſo deutlich, als ſtände der Mann zwanzig Schritt vor mir. Bald ward es ſchwächer, bald ſchien es ganz zu verhallen, um nach einer Weile von der andern Seite wieder zu kommen. Zuletzt ward ich ſo gleichgültig wie beim Ticken einer Wanduhr. Ein ſcharfer Sinn konnte aus der Zahl und Dauer dieſer Pulsſchläge militairiſcher Wachſamkeit allenfalls den Umfang der Feſtungswälle ausrechnen. Die Schlußfolge wäre wenigſtens ſicherer geweſen als die, welche Philologen auf die Größe des wahrhaftigen Troja aus dem Umſtande ziehen

Und spreche: „Väterchen, lang' zu!
Sieh, sieh, da bring' ich was zu naschen!"
Nun frisch!

Die Musik fällt rasch ein.

Ei, so muß es herrlich geh'n!
Ich kann ja nach dem Tacte pflücken,
Und hier —

Sie wendet sich nach einer Seite der Erhöhung.

o! was da für Erdbeer'n stehn!
Da werd' ich mich warlich nicht lang erst bücken;
Wie grün ist das Gras, wie weich das Moos —

Sie wirft sich nieder und fängt an zu pflücken.

So pflückt sichs noch einmal so lustig drauf los!

Die Musik fährt in abwechselndem Tempo fort.
Sie pflückt nach dem Tact. Sodann:

So wär's genug! Und nun noch einen Straus,
Daß auch die Sache ein Ansehn hat;
Man wird vom Essen allein nicht satt;
Soll ein Gericht appetitlich schmecken,
So muß man's mit Petersilie umstecken;
So macht's die Mutter —

Sie bindet einige Erdbeerstengel und Feldblumen
mit einem Grashalm zusammen, putzt mit dem

wollen, daß Achill Hektors Leiche drei Mal in einem Athem um die Mauern schleifte. Mein Sinn war damals vom Rechnen weit entfernt.

Um 1 Uhr bewegte sich allerdings etwas hinter den Hecken. Es war der Gefreite mit der Ablösung. Wir hatten nichts zu melden, und die Ablösung erfolgte in der Stille und mit der Behutsamkeit, wie wir aufgezogen waren. Um 3 Uhr zog das ganze Piket in der Morgendämmerung sich zurück. Nur einige entferntere Posten blieben von Musketieren besetzt, die sich in Erdlöchern versteckten. Es wäre Tollдreistigkeit gewesen, sich offen bei Tageslicht dem Muthwillen der feindlichen Schützen auszusetzen. Erst beim Abzuge der Pikets erfolgten einige Schüsse von den Wällen her, wenn auch zu keinem andern Zwecke, als um uns zu beweisen, daß man aufmerksam sei.

Der Piketdienst wurde für mich bald zu einer Art Erholung vom Exerciren und Putzen. Es war das Gefühl der Wichtigkeit, der Freiheit, der Gefahr und die Lust des Geheimnisses, die ihre Reize verlieh. Darüber vergaß ich zwar die Mühseligkeiten, die er mit sich führte; wenn, wie dies wohl vorkam, das Piket zwei Tage und zwei Nächte dauerte. Zwar war es nicht weniger als unterhaltend, oft den Tag über im Chausseegraben in brennender Sonne liegen zu müssen, ohne ein Feuer anzuzünden, ohne laut sprechen zu dürfen, und mit trockenem Commisbrod die lange Weile herunterschlucken zu müssen. Wie gern kroch man auf allen Vieren den Graben entlang nach einem kleinen Strauch, um den Kopf dahinter vorzustecken, und zu sehen, wie die Welt

außerhalb des Grabens aussah. Wie sehnsüchtig erwartete man, daß die Sonne sich senke. Dann aber, wenn mit der Dämmerung der kühle Abendhauch kam, fing unsere Lebenslust an. Wie muthig und erwartungsvoll der Dinge, die da kommen sollten, erhob man sich und die Posten schlichen an die ihnen angewiesene oder bekannte Stelle. Nichts war da von Schultern, Marschiren vor dem Schilderhaus, kein Gewehrpräsentiren vor Officieren. Der Soldat war ein kleiner Feldherr, wenn er auch nur sich selbst zu commandiren hatte; er durfte seine Sinne und seinen Verstand anstrengen und sich selbst seine Operationspläne machen. Das war bei verschiedenen, ich möchte sie ambulante Posten nennen, der Fall. Ein gewisser District war ihrer Wachsamkeit angewiesen. Wir schlichen aufrecht oder gebückt, den Finger am Drücker des aufgespannten Hahnes, durch Hohlwege und Hecken, und der Kitzel der Neugier oder die Wollust der Gefahr drängte immer weiter. Einer spornte den andern an: Noch einen Schritt weiter! Wie wäre es, noch bis hinter jenen Busch? Aber eine mondhelle Fläche lag zwischen dem Busch und uns. Wir warteten bis eine Wolke über den Mond zog und huschten dann nach dem verbotenen Ort, wo wir eben nicht mehr sahen, als vorhin, aber wir hatten doch etwas gewagt. Besonders trieb uns ein Kitzel möglichst nahe dem Wallgraben zu kommen. Nun waren wir dicht daran, das Herz schlug, diesmal wohl mehr vor Lust als Bangigkeit, so nahe, unbemerkt dem Feinde, am Rande fortzuschleichen. Wir hörten die Hunde drinnen anschlagen, das Gespräch der Schildwachten, und nachdem wir nichts belauscht und nichts ge-

wonnen, huschten wir wieder zurück, mit dem süßen Bewußtsein, einer möglichen Gefahr sehr nahe gewesen zu sein. Wir waren siebzehn Jahre alt; aber auch die älteren Musketiere vergnügte es so etwas zu wagen, was ihnen nicht befohlen, aber auch nicht verboten war.

Wochenlang vor einer Festung stehen, in Wetter und Ungemach, in Erdlöchern und Strohhütten, in Regen und Hunger, erhitzt die Phantasie mit wunderbaren Vorstellungen von der Herrlichkeit, die mit eisernen Thoren uns verschlossen ist. Da wohnen sie in der Stadt in festen Häusern und schlafen in weichen Betten. Essen und Trinken ist in Fülle vorhanden, und unter allen Lebensbedürfnissen braucht der Soldat nur zu wählen. Den Spaniern erschienen die Mauern der Peruanischen Städte, ehe sie drinnen waren, von gegossenem Silber. Nicht viel anders betrachteten wir das trotzige Landrecy, und der Reiz mochte eben noch den Umstand erhöhen, daß wir es eigentlich gar nicht sahen, außer in nächtlichem Nebel und nur von den Streiflichtern des Mondes beschienen. Ich war auch später niemals drinnen; wahrscheinlich aber ist es ein dürftiges Städtchen, wie die meisten Festungen im nördlichen Frankreich. Eines Abends, als wir nach einem ermüdenden Tage uns früh zur Ruhe begeben wollten, bliesen die Hörner zum Sammeln. Wundervolle Kunde! In Landrecy stand kein Bayard, der es mit den Geschützen der Belagerer aufnehmen wollte. Als die Batterien zum Bombardement fertig waren, ergab sich der Commandant, wie der von Maubeuge, unter der Bedingung des freien Abzugs der Garnison. Augenblicklich sollten wir packen, an-

treten und in ein näher der Stadt gelegenes Bivuak rücken, um am nächsten Morgen, vor unserm Prinzen August vorüber defilirend, als Sieger in die eroberte Stadt zu ziehen. Ungern verließen wir unsere guten Quartiere in Merville. Die Sache hatte aber noch außerdem Unangenehmes; unsere Wäsche hing großentheils noch feucht an den Leinen. So, bedeutend schwerer, mußte sie eingepackt werden, und auf den überladenen Tornistern noch die neuerdings uns verabreichten Kochgeschirre. Was aber bedeutete das gegen den Triumph, als Sieger in eine belagerte Stadt zu rücken! Dort sollten wir acht Tage rasten, und herrlich und in Freuden leben von den ungeheuren Magazinen, welche der Feind zurückgelassen, und die gar nicht zu bewältigen wären. Wein, der erste französische Wein, sollte uns zur Belohnung geliefert werden; und dann, glaube ich, sollten wir, neu ausgerüstet, nach Paris marschiren! Wer dachte an das elende Bivuak, in welchem wir diese Nacht campirten! Wenige schliefen, wenige kochten; morgen mußten die Bürger von Landrecy uns Festmahle bereiten. Aber Feuer wurden angezündet, und darum, angefrischt von dem Weine, den wir morgen trinken wollten: Körners wilde Jagd, der Sturm bricht los und: Du Schwert an meiner Linken, gesungen. Unsere Stimmen klangen gut. Wer froh ist, singt immer gut. Unser Capitain kam dazu und lobte unsre Lust und unsern Gesang. Wir plauderten und sangen bis nach Mitternacht.

Auf die Nacht mit Morgenroth folgte ein grauer Tag. Wir sollten nicht in Landrecy als Sieger einmarschiren, nicht acht Tage dort in Herrlichkeit und Freuden zubringen, nicht

Wein erhalten und nicht nach Paris ziehen, sondern am nächsten Tage, ohne Wein und Rast, mit Sack und Pack auf dem Rücken, ostwärts nach Philippeville marschiren, um mit der Belagerung da anzufangen, wo wir in Landrecy aufgehört. Statt der verheißenen Herrlichkeit erhielten wir für die Eroberung eine doppelte Ration Brandwein! Was sollte uns der! An Brandwein hatte es nie gefehlt. Mit der Deutschthümlichkeit und der Frömmigkeit waren damals die Mäßigkeitstheorieen noch nicht aufgekommen. Brandwein, aber kein Fleisch und Brod! Wir hungerten den verfehlten Freudentag über. Erst am Abend ward eine Corporalschaftssuppe fertig. Wenigstens entgingen wir der Parade.

Zwischen der Sambre, die wir verließen, und der Maas, der wir uns wieder näherten, liegt die kleine Festung Philippeville, die jetzt zu Belgien geschlagen ist. Auf einem mäßigen Höhenzuge, der sich im Westen der Stadt weithin dehnt, wie ein Hochplateau, mit der Fernsicht auf die tief in der Ebene liegende Festung stand das Lager, oder sollte es stehen, das uns aufzunehmen bestimmt war. Ach, wenn es schon gestanden hätte! Begleite mich der geneigte Leser auf zwei anstrengenden Tagesmärschen von Landrecy bis auf diese Höhe vor Philippeville, und in den Hundstagen, und mit Wehr und Waffen und dem Kochgeschirr auf dem Rücken! Zum Hinsinken müde, kamen wir Abends um 7 Uhr auf diesen freien Platz, wo nur zertretenes Haidekraut wächst. Dies, Jäger, ist Euer Lager, heißt es, dort hinter Euch ist ein Busch, haut Euch Holz. Stroh ist requirirt und wird kommen, die Ingenieure werden Euch inzwischen den Platz anweisen und

das Uebrige ist Eure Sorge, nämlich ein Haus zu bauen, wo Ihr die Nacht schlafen könnt.

Der Officier hatte nicht nöthig gehabt zu commandiren: rührt Euch! Wir waren wie eine müde Heerde hingesunken, und doch standen wir wieder auf, stellten die Büchsen zusammen, warfen die Tornister und Patrontaschen in einem Haufen und stürzten mit gezogenen Hirschfänger in den Wald. Die armen jungen Stämme, auf die wir es abgesehen — die alten waren für unsere Klingen zu mächtig — heute wären es stattliche Bäume, jeder um neun und zwanzig Jahre älter! Der Wald wurde gelichtet, und unser Lager gerüstet, in einer langen, langen Linie, mit gehörigen Zwischenräumen für Feuersgefahr. Das Stroh zum Decken und zum Lager kam auch an. Wir waren jetzt schon etwas in der Arbeit geübt. Andere mußten kochen, noch andere Wasser holen, aus einer Quelle, die eine halbe Stunde entfernt war. Es ging, wer hätte es gezlaubt, und zwischen 10 und 11 Uhr war alles soweit fertig, daß man sich zum Schlafen niederlegen konnte.

Ein Pallast war es gerade nicht. Stelle man zwei Spülbecken auf die breite Kante und oben lehne man sie aneinander; das war unsere Hütte, nur daß man auch die schmalen Giebelseiten mit Stroh verputzte. Aufrecht konnte ein mäßig großer Mann eintreten, auch aufrecht stehen bleiben, wenn er sich gerade in dem Mittelstrich hielt; wenn er aber auch nur um einen Zoll sich seitwärts bewegte, mußte er den Kopf bücken. Aber von stehen, gehen und bewegen, geschweige denn etwas aufrecht darin zu thun, war nicht die Rede. Die Hütte hatte man zum Liegen gemacht. Vierzehn Personen

sollten von Rechtswegen darin liegen, einer neben dem andern, und dann war der Bodenraum dermaßen bedeckt, daß buchstäblich kein Apfel zu Boden konnte. Wer später kam, und seinen Schlafplatz suchte, mußte, so gut es ging, unter den andern, die schon lagen, fortkriechen, wobei es Fuß- und Armstöße gab und viel geflucht wurde. Oder er mußte am Eingange liegen bleiben, ein Platz, der nicht gesucht wurde, nicht sowohl um deswillen, daß jeder über ihn wegstieg, sondern weil er Wind und Regen aus der ersten Hand empfing. Warm lagen die andern, ob gerade angenehm, das kam auf den Geschmack und die Nachbarn an. Toilette wurde nicht gemacht, viel sich zu rühren verbot sich von selbst, der Tornister war das Kopfkissen.

Auf Vierzehn, sage ich, war von Rechtswegen gerechnet, denn so groß war die Corporalschaft; aber factisch hatten höchstens zwölf Platz. Auch gewissermaßen von Rechtswegen; denn von Vierzehn waren gewiß wenigstens Zwei in jeder Nacht auf Wache. Leider hatten in dieser ersten Nacht vor Philippeville zufällig unsere ganze Corporalschaft Ruhe, und leider hatte ich mich verspätet, entweder beim Wasserholen, Kochen oder dem Geschirrreinigen. Kurzum, als ich mich zum Schlafen meldete, war die ganze Hütte besetzt, und ein Lachen und Brummen wies mich ab. Möglich daß noch ein nachhaltiger Groll gegen den Hermannsbündler dabei mitspielte; sonst hätten sie wohl zusammengerückt. Ich mußte noch froh sein, daß eine gutmüthige Seele, die am Eingange schlief, mir erlaubte, den Kopf und den halben Oberleib in das Heiligthum zu stecken; mit drei Viertheilen des Leibes

schlief ich im Freien. Es war eine Julinacht und ich 17 Jahre alt.

Alles das waren Kleinigkeiten gegen die Verdrießlichkeiten, welche mich noch hier vor Philippeville erwarteten. Ich war der fleißigste Correspondent nach Hause, und zog mir dadurch oft den Spott meiner Kameraden zu. Wo ich eine halbe Stunde dem Exerciren, dem Putzen und dem Schlaf abstehlen konnte, schrieb ich. Von einem Breslauer Juden hatte ich ein unschätzbares Gut, was hier ganz fehlte, Dinte, gekauft. Ich saß, ein Kommisbrod auf meinem Schooß, die flache Seite als Tisch benutzend, den Dintenstecher neben mir in der Erde, und schrieb meine Briefe, die zugleich meine Tagebücher waren. Acht bis neun waren schon nach Hause gegangen, aber unglücklicherweise hatten sich die letztern, bei der Unregelmäßigkeit der Feldposten, verspätet, und die Meinen in Berlin waren durch deren Ausbleiben in großer Sorge um mich. Wer verdenkt es der mütterlichen Zärtlichkeit, wenn sie alle Hebel in Bewegung setzte, um von dem verlorenen Sohn zu hören. Da wurden durch Bekannte alle diesen Bekannten bekannte Officiere in der Armee angegangen, sich nach mir zu erkundigen, und alle diese Officiere schrieben an das Regiment Colberg, ob ich gestorben oder verdorben, und daß man der achtbaren, betrübten Familie doch Auskunft über mich geben möge. Ich ward plötzlich citirt, um Rede und Antwort zu stehen, denn alle diese Mahn- und Fragebriefe waren zur selben Zeit eingelaufen, und nach ihrem Inhalt mußte ich ein höchst gewissenloser Mensch und Sohn sein, wenn ich noch lebte. Da Letzteres nun constirte, so fuhr man mich in

jenem Sinne an. — Aber ich habe geschrieben. — Wie oft? — Neun Mal. — Die Officiere sahen sich betroffen an. So oft hatte noch kein Mitglied des Regiments geschrieben, es wäre denn ein sehr verliebter Bräutigam darunter gewesen. Man entließ mich und wußte nicht, was man sagen sollte. So stand ich, ich weiß nicht ob als das juste milieu, zwischen zwei Feuern. Hier angeklagt des zu wenig Schreibens, dort, ich schriebe so viel, daß die Feldpost Beschwerde gegen mich eingelegt habe.

Bald darauf trat schlechtes Wetter ein. Unsere Hütten waren an jenem Abende, wie man sich denken mag, nur leicht gebaut. Auch am folgenden Tag hatte man es nicht für nöthig erachtet, sie fester zu machen und dichter zu decken, da das Gerücht sich wieder erneute, wir würden nach Paris marschiren. Auch hatte es geheißen, daß wir dies zu entfernte Lager auf dem Berge verlassen und näher der Festung, die noch immer zwei und eine Viertelstunde entfernt lag, bivuakiren sollten. Der Regen strömte vom Himmel, der Wind trieb immer neue Wolken heran, und wenn die Güsse nachließen, rieselten von dem grauen Himmel ein alles durchweichender Staubregen herab, der Tage lang anhielt. Was half da Flicken und Repariren, wo der ganze Bau nichts taugte; und was den Regen von oben abhalten, wo er unten schon eingedrungen war! Der Boden war lehmigt und bald ganz aufgelöst. Der Platz, auf dem unsere Baracke stand, lag niedriger als die Höhen dahinter, und Niemand hatte uns gesagt, daß wir Gräben darum ziehen müßten, um das Wasser abzuleiten; so drang es denn in hellen Strömen herein, und

hatte nur einen Rivalen an dem Waſſer, welches ſchon oben durchſikerte, oder bald durchplätſcherte. Unſere Uniformen und Mäntel waren durchnäßt; nirgends ein Ort zum Trocknen, oder wenn man ſie etwa am Feuer getrocknet hatte, wo man ſie aufhängen konnte. Selbſt wo den Schatzkaſten, der unſere Omnia enthielt, den Torniſter ſicher unterbringen? Auch unſere Wäſche wurde feucht und ſtockte. Endlich ward man gleichgültig, als ſollten wir und unſere ganze Equipage ſich im Regen auflöſen, der eine Woche anhielt. Man warf die Sachen hin, wo es war, und ließ den Himmel dafür ſorgen.

Ich bewunderte einige meiner Kameraden, die ſich in vollem Mismuth, oder in vollkommener Reſignirtheit auf den naſſen Moder in unſerer Hütte zum Schlaf hinwarfen, denn alles darauf geworfene trockene Stroh half nichts: es ward Miſt. Den Mantel über das Geſicht gegen den Tropfenfall von oben, tröſteten ſie ſich mit der Erinnerung an die Lagerſtätten der Preußen nach dem Rückzuge von Dresden, wo die Ermüdeten ohne Weiteres ihre Mäntel in dem kniehohen Koth ausbreiteten und ſich darauf warfen. Für mich war es in dieſen Tagen eine Wohlthat, wenn ich zur Wache oder auf Piket commandirt wurde. Dort gab es doch zuweilen Orte, wo man ſich trocken niederlegen konnte, einen Thorweg, einen Schuppen, und wo nicht, ſo begegnete man durch Thätigkeit den niederdrückenden Einflüſſen der Witterung. Auf einzelne Stunden fand ich wohl Unterkunft in den Hütten meiner Kameraden, die günſtiger gelegen und feſter gebaut waren, und benutzte ſie, wenn meine Freunde gerade auf Wache zogen; die mehrſten dieſer Schreckensnächte aber

Straus das Körbchen auf, und beäugelt alles mit Wohlgefallen. Plötzlich zusammenfahrend.

Was fuhr dort raus?

Sie sieht sich immer unter Begleitung der Musik überall um, doch so, daß sie nie vor den Baum zu stehen kommt.

Ei sieh! es war ein Vogel!
Fast hätt' er mich erschreckt!
Dort sitzt er — dort — und zwitschert,
Und springt von Zweig zu Zweige;
Jetzt fliegt er nach dem Teiche —
Und horch! hier hör' ichs piepen;
Ich wollte wohl was wetten,
Hier ist ein Nest versteckt.

Sie geht hinter das Gesträuch und sucht.

Sieh da! sieh da!
Da seyd ihr ja!
Heut' muß mir alles glücken!
Ich komme, mir nichts, dir nichts, her
Und gleich schenkt mir das Ungefähr
Das schönste Nest mit Grasemucken!

Die Zweige auseinander beugend und das Nest betrachtend

Wie niedlich die Jungen,

kauerte ich auf einer Tonne und daneben liegenden Reisigbündeln. Auf einer runden Tonne und im Reisig kann sich der Regen nicht setzen; man bleibt wenigstens von unten, wenn nicht trocken, doch nicht in einem unfreiwilligen Schlammbade. Die Tonne lag, so viel ich mich entsinne, an der hintern Giebelwand einer der größern Hütten, die zu allgemeinen Zwecken, also splendider und solider erbaut waren. Das Dach stand um etliche Zoll über; diesen Schutz benutzte ich für meinen Kopf, ohne mich zu entsinnen, ob dann der Hals die Traufe erhielt. Es gab so viel Regen und Traufe, daß man die Details ganz vergaß.

Wie sehnsüchtig erwartete ich den Morgen, um mich von der Nacht zu erholen. Aber womit? Ich weiß es selbst nicht. Regnete es am Tage weniger? In der Nacht fühlte man ihn doch nur, aber beim Tageslicht sah man noch dazu den Regen. Die Sonne, wenn sie vorblickte, trocknete nicht, und die angezündeten Feuer gingen wieder aus. Mit nassem, grünem Holze Feuer anmachen müssen auf nassem, durchwühltem Lehmboden, und während des Regens und den Regen hindurch es brennend erhalten, könnte unter Hercules Arbeiten aufgezählt werden. Freilich Hercules hätte sie gelöst. Er hätte fette Kieferbäume übereinander gethürmt, die einen Brand geben, um den Regen in Respect zu setzen. Aehnliches wurde auch bei uns versucht; einige große Feuerbrände schweelten Tag und Nacht fort, und die vom Frost und Nässe Durchschüttelten standen darum, sich und ihre Mäntel einmal zur Abwechselung zu wärmen, besser gesagt, zu räuchern. Von der dicken Luft niedergehalten, strich der Rauch von den

hunderten von erlöschenden oder nicht brennen wollenden Feuern durch das Lager. Rauch, branstiger Geruch, Fettdampf, sprühender Regen und Windstöße, unten ein aufgewühlter Morastboden, die Schuhe durchweicht, die Kleider mit Koth bespritzt, nirgends ein Ruheplatz, nirgends eine Erholung, das waren die Lagerfreuden vor Philippeville.

Noch waren sie damit erschöpft. Wer konnte kochen, wo kein Feuer brannte! Nur dann und wann gelang es, eine warme Suppe, ein halb gar gekochtes Fleisch sich zu verschaffen. Zwar wurden die Feuer, wenn ich mich recht entsinne, corporalschaftsweise angelegt, lange Linien vor den Baraken, jede Feuerlinie im rechten Winkel mit der Front der Zeltlinie, und die Kameradschaften hatten, je zwei und zwei, die in einem Geschirr kochten, links und rechts daran ihre bestimmten Plätze. Wehe denen, gegen die der Wind stand. Sie mußten oft, weil sie es vor Rauch nicht aushielten, ihre Töpfe im Stiche lassen, oder rissen sie im Unmuth weg, um halb rohes Fleisch hinunter zu würgen, oder den ganzen Inhalt auszuschütten. Dann aber kam ein Platzregen, und für Alle war die Hoffnung zu Ende. Wer unmuthig ist, zankt gern. An heftigen Streitigkeiten fehlte es dann auch nicht am Feuer.

Also auch mir waren diese sieben Regentage ohne Obdach Schreckenstage. Kaum ein Mal eine kräftigende, warme Speise, um dem Frost von außen Widerstand von innen zu leisten. Auch waren die Naturallieferungen sparsam; es mochte eine ärmere Gegend sein als die um Landrecy. Kommisbrod und Brandwein sollte uns aufrecht erhalten. An

letzterem fehlte es denn auch hier nicht, und die Verführung ein Trinker zu werden lag nahe genug. Aber der Brandwein schmeckte mir schlecht, und ich brauchte ihn nur als ein nothwendiges Existenzmittel. Zum Glück wimmelte das Lager bald von Verkäufern und Verkäuferinnen. Es war ein völlig freier Markt von alliirten und französischen Marketendern; Greise, Frauen, Kinder hielten alles Mögliche feil für den — der bezahlen konnte, Milch, Kaffee, Chocolate, Stiefelwichse, Trinkwasser. Letzteres ein sehr gesuchter Artikel wegen der Entfernung der Quelle; Chocolate war in solcher Fülle da, daß jeder Bauer davon in seinem Hause eine Fabrik zu haben schien. Möglich, daß es auch so war, denn sie war sehr schlecht Noch bewahrte ich eine Tafel von Berliner Fabrik im Tornister als letztes Auskunftsmittel in der äußersten Noth.

Chocolate konnten wir allenfalls kochen; wer aber kann auf die Dauer davon leben, und Soldatendienste verrichten! Endlich sehnte sich das Herz nach einer Kräftigung, und mein Kochkamerad und ich beschlossen, trotz Wind und Wetter uns doch einmal eine warme Fleischsuppe zu bereiten. Verzeihe der geneigte Leser, wenn ich ihm davon berichte; es ist ein Stillleben der gemeinsten Art, aber man liest ja gern, auch im Alter, Robinsonaden, und mir steht die Geschichte meiner Fleischsuppe so lebendig vor Augen, als wäre sie erst gestern geschehen. Wir hatten zusammen ein halbes Pfund Kuhfleisch und etwas Reis geliefert erhalten. Der Kamerad übernahm die Sorge für das eine, ich für das andere Element; er nämlich für das Feuer, ich für das Wasser. Beides war

ſchwierig. Von jenem redete ich ſchon. Aber die einzige Quelle mit trinkbarem Waſſer war über eine halbe Stunde vom Lager entfernt, und unſer einziges Gefäß zum Kochen und Waſſerholen unſer Kochgeſchirr. Während er auf den Knieen das Feuer anblies, und die zarte Flamme mit beiden Händen gegen den Windshauch ſchützte, machte ich mich auf den Weg nach der Quelle. Welch ein Weg! Bei jedem Tritte verſank der Fuß im aufgeweichten Lehmboden, und über die Arbeit ihn wieder herauszuziehen, verſtrich ſo viel Zeit, daß es ein doppelter Weg, nach Stunden zu rechnen wurde. Nun rechne man, wie viel mehr Zeit und Mühe ich bei der Rückkehr brauchte, wo ich mit aller Behutſamkeit mein volles Waſſergeſchirr tragen mußte, aber trotz dem ein gutes Theil vom Inhalt verſchüttete. War der Weg ſchlecht, wie war die Quelle, und wie der Boden umher! Von dieſem zuerſt. Zehn Schritt in der Runde ein Moraſt; denn das halbe Lager holte hier ſeinen Waſſerbedarf, nicht allein die Menſchen, auch die Thiere. Pferde gehen tiefer als der Menſch. Endlich watete ich bis an die Quelle, vermittelſt Steine und Holzblöcke, die man in das Moor geſteckt, und fand allerdings noch Waſſer, aber welches! Da hatten die Pferde geſoffen, die Wäſcher und Wäſcherinnen geſpült. Was alles mußte erſt weggeräumt werden! Und vorher wurde das Fleiſch gewaſchen, und dann, nach einer Weile ein Waſſer geſchöpft, welches wir damals klar nannten!

Es ging. Das Feuer brannte, das Waſſer kochte, das Fleiſch tauchte auf und unter, ein angenehmer Brodem ſtieg

in unsere Nasen. Sogar schäumten wir mit unserm Blechlöffel die Suppe ab; wir waren Gourmands, wir wollten einen reinen Genuß. Aber das Feuer trug den Sieg über das Wasser davon nach dem natürlichen Proceß, den man in jeder Küche beobachten kann. Die Suppe kochte rasch ein, und wenn wir nicht die Hälfte verlieren wollten, mußte Wasser zugegossen werden. Noch ein Mal trat ich den sauern Weg nach der Quelle an. Aber mit welchem Gefäß! Mit dem flachen Deckel des Kochgeschirrs, welches so eingerichtet ist, daß es zugleich als Teller dient. Wie viel Wasser ich auf dem langen Wege zurück brachte, mag man denken. Während ich gegangen, war wieder ebenso viel eingekocht als ich brachte. Unser Durst war groß, und die Quelle fern. Einen Mosesstab besaßen wir nicht; aber rings umher auf dem Felde waren kleine tiefe Löcher von den Pferdehufen, in denen sich das Regenwasser gesammelt hatte. Die Suppe duftete so kräftig, daß sie wohl den Zusatz von etwas Regen- und Lehmwasser vertrug. Die Zwiebeln würden das weitere thun, den etwa üblen Geschmack zu verdecken. Also schöpften wir, siebten so gut es ging, und füllten. Endlich regnete es. Wer hätte jetzt den Topf zugedeckt! Lieber das Feuer, daß es nicht ausgehe. Scheite Holz, die wir, um sie zu trocknen, auf der Brust eingeknöpft trugen, wurden darauf gelegt, was von Talg und Fett da war, in's Feuer geworfen. Item es ging, das Feuer prasselte herrlich trotz dem Regen und wir theilten uns in eine Suppe, die mir noch heute schmeckt, und Leib und Seele erfrischte, ob sie schon angebrannt und räucherig zugleich war.

Schnupfen, Husten, rheumatische Affectionen und Krankheiten der verschiedensten Art, wer sollte die nicht als nothwendige Folge eines solchen Lagerlebens erwarten! Aber ich blieb gesund und weiß auch nichts von vermehrten Krankheitsfällen im Lager. So waren diese Mühseligkeiten zu ertragen? — Gewiß durch frische Jugendkraft, im Sommer und in der gesunden Luft einer hochgelegenen Gegend. Aber Soldaten haben in allen Kriegen weit größere Strapazen, Entbehrungen und Fährlichkeiten erdulden müssen, und sie erduldeten sie ohne Murren? — Ohne Zweifel, wo es etwas galt, eine Eroberung, einen Sieg oder einen Rückzug. Wo Großes auf dem Spiele steht, und wäre es auch nur die Rettung des eigenen Lebens, kann der Mensch ungeheuer viel, seine Kraft wird elastisch gehoben. Hier aber galt es gar nichts, als eine Festung von Weitem einschließen, die auch ohne uns wäre eingeschlossen worden, und eine Festung erobern, die auch ohne uns wäre erobert worden. Der große Krieg war beendet; dies waren Nachspiele seines blutigen Ernstes, der gegenseitigen Ehre wegen, um diplomatischer Vortheile oder irgend eines Gewinnstes willen gespielt. Das fühlten wir Alle; der Fanatismus gegen den Welteroberer war abgekühlt. Um solche Nachexercitien der Kriegslust schien uns das zu viel auferlegt. Auch wozu das Putzen und Paradiren, die Exercitien im Kamaschendienst, vergeudete Zeit, fortgeworfene Mühe, wenn der Krieg zu Ende ging! Wollte man uns ganz als Soldaten behalten, vergessend, daß wir uns als Freiwillige zum Kriege selbst, und zu dem für die Interessen des Vaterlandes gestellt hatten? Dergleichen trübe Anschauun-

gen, genährt durch das trübe Wetter, stellten sich damals ein, um später immer stärker vorzutreten.

Während Waffen, Riemzeug und Kleider im Koth umherlagen, oder beschmutzt und naß uns am Leibe hingen, sahen wir der nächsten Zukunft, wo die Sonne schien, eigentlich nicht recht froh entgegen. Denn wir wußten, sobald sie scheint, heißt es geputzt! Statt uns aber mit diesem Mechanismus zu befreunden, wurde er uns immer widerwärtiger, je mehr wir darin geübt wurden; und diese Aussicht auf das Putzen ließ uns fast wünschen, daß das schlechte Wetter noch anhalten möchte. Wie trefflich Reinlichkeit und Ordnung in allen Lebensverhältnissen auch sind, und für einen Soldaten insbesondere, so widerstrebte uns doch die kleinlich ängstliche Art, mit welcher man von uns verlangte, daß wir unsere Sachen blank und zierlich erhielten. Hatten wir denn zum Paradedienst die Waffen ergriffen und uns selbst equipirt? Dieses Brennen und Poliren des Riemzeugs mit schwarzem Wachs, diese Masse von Geräthschaften dazu, welche man mitschleppen mußte, um zu streichen, reiben, glätten aus voller Leibeskraft, bis das Bandelier oder die Patrontasche spiegelblank war auf — einige Stunden! Und hatte man einen halben Tag gebraunt, gegossen, gerieben, „gefummelt," (mit dem Fummelholz; die Kunst hatte ihr eigene Technologie) mit dem Wollenlappen polirt, mit dem Leinenlappen darüber gewischt, und hielt das Leder nun die letzte Probe aus, den Hauch des Mundes, um, die Rauheit abschüttelnd, sich in vollkommener Schönheit zu präsentiren: alsdann — ging man von der schwarzen zur weißen Kunst

über. Die Kragen und die Aufschläge der Pommern waren weiß. Daß dies Weiß im Schweiß eines Julimarsches und im Koth des Lagers nicht ganz weiß blieb, ist begreiflich. Aber die Farbe der Unschuld ließ sich mit Kreide wieder herstellen. Geschabt zu Pulver, mußte sie mit wollnen Lappen so dick und stark auf den Kragen eingerieben werden, als die Wolle des Tuches nur aufnehmen wollte. War diese Operation fertig, ward der Kragen wieder ausgeklopft, und zwar so lange — das sollte wenigstens die Normalprobe sein — bis kein weißes Stäubchen mehr herauskam. Freilich war nun die grüne Uniform eingepudert, und es galt diese auszuklopfen und auszubürsten, wobei der weiße Kragen dann wieder etwas grün oder grau wurde. Die Theorie auf die Spitze getrieben, wäre es eigentlich eine endlose Schraube des Bürstens, Klopfens, Reibens geworden. Und diese Operationen in dem engen Raume einer Hütte vorgenommen, in einem Staub- und Kotherfüllten Lager!

Es war dafür aber auch etwas Erhebendes, wenn bei der kleinen Morgenparade die weißen Kragen wie Kreidefelsen aus grünen Ufern vorblitzten; wenn der Capitain die Reihen entlang ging, er Kragen für Kragen mit dem Finger „knipste", und die Spitze sich dann besah, ob sie weiß abfärbte. Welche gegenseitige Seligkeit in den Blicken der Soldaten und des Officiers, wenn an dem Finger von Kreide nichts zu sehen war! Es war ein purificirter Jäger. Und wehe, wo ein weißes Staubwölkchen aufflatterte. Da sammelte sich eine finstre Wolke auf der Stirn des Capitains. Der Jäger hatte seine Pflicht nicht gethan als — Vaterlandsvertheidiger!

Dies sind nicht Gedanken von heut. Die Sache war uns schon damals, wenn nicht klar, doch sehr bedenklich. Wozu der Krimmskrams, die Scheererei, dieser Kamaschendienst? fragten wir uns. Im Jahre 1813 war davon nicht die Rede; weshalb heute? — Um uns zu zeigen, daß wir nicht besser seien, uns nicht mehr einbilden sollten als die andern Soldaten? — Wollte man uns beweisen, was Schmalz bewies und Gentz: daß es mit unserm Freiwilligenthum nicht viel auf sich habe? Daß wir nicht mehr gethan, als gute Bürger bei einer Feuersbrunst, die nach den Löschmaschinen griffen und ihre Pflicht thaten, sagte Jener. Dieser rechnete aus, wie viel conscribirte Soldaten, und wie viel Freiwillige in dem Befreiungskriege gefochten hätten, und sein Facit war: die gezwungenen Soldaten haben den Sieg erfochten. Der reactionäre Luftstrom in den höheren Regionen war allerdings damals schon in Bewegung. Das: Mit Gott für König und Vaterland! erhielt eine Auslegung, welche das erwachte Volksgefühl wieder dämpfen sollte. Aber ich zweifle, daß man schon mit bestimmtem Bewußtsein unsern Muth abdämpfen wollte. Eine Influenz von Oben herab auf die Subalternen war da — alle geistige Strömung zückt elektrisch durch die Lüfte — aber das nächste Motiv war ein allgemein Menschliches, die Lust zu befehlen. Großes war nicht mehr da; also begnügte man sich mit dem Kleinen.

Wo das blankere Bandelier, das glänzender geputzte Messingzeug den Ausschlag gab über den Werth des Soldaten, war es natürlich, daß diejenigen bald das Uebergewicht erhielten, welche in diesen mechanischen Verrichtungen durch

ihren Lebensberuf mehr geübt waren. Die Sattler, Schneider, Schuhmacher, Gerber glänzten voran. Sie wußten auch bessere Hütten zu bauen, zu kochen und Ordnung ins Leben zu bringen, als die Gymnasiasten, Künstler, Kaufleute. Der Fluch des Hermannsbundes lastete noch immer auf uns. Sie waren jetzt ein freier Bund, der in allen wichtigern Fragen den Ausschlag gab.

Darüber, daß sie uns tyrannisirt hätten, kann ich nicht eigentlich klagen. Sie ließen uns nur ihr Uebergewicht, wie praktische Männer gegen unerfahrene Neulinge, fühlen! Zuweilen zeigten sie etwas von Protectormienen; während Andere, in Voraussicht, daß dem Kriegszustande bald ein anderer folgen müsse, sich im Voraus um Protection gelegentlich bewarben. Besonders war eine Anzahl von Schreibern, aspirirenden Bureaubeamten, welche geständlich nur um deswillen die Büchse ergriffen hatten, damit sie im Civildienst später zu besseren Anstellungen berechtigt wären. Diese ambirten schon jetzt bei den Söhnen bureaukratischer Familien um dereinstige Fürsprache. Auch von den Professionisten empfahlen sich Einzelne mit ihrer Arbeit und baten um Kundschaft. So löste sich auch schon innerlich die Begeisterung auf.

Dennoch war das mens agitat molem anerkannt. Gebildet w o l l t e n die Meisten sein. Da war, wie ich schon im vorigen Kapitel andeutete, eine gewisse Mittelclasse, die vortrefflich sprach, in Sentenzen, welche man schon irgendwo gehört zu haben glaubte, und die gedruckt werden konnten,

Wie munter sie sind!
Wie gelb ihre Schnäbel!
Wie spitzig die Zungen!
Die Federn, wie lind! —
Sie strecken die Hälse,
Und schrei'n nach der Mutter;
Man hört's an der Stimme,
Die werden gerathen,
Die werden recht singen!
O seyd ohne Sorgen,
Seyd ruhig, ihr Kleinen;
Ihr seyd schon geborgen;
Ich selbst geb' euch Futter!

Warnende Töne.

Dort warnt der alte Freund!
Sey ruhig, Greis! so war es nicht gemeint!
Du denkst, ich will die Jungen rauben?
O nein!
Wie kannst du glauben,
Ich würde so grausam seyn?
Da müßt' ich vor mir selbst mich schämen! —
Da sitzt die Mutter schon,
Und jammert mit ängstlichem Ton —
Du sollst dich nicht ein bischen grämen!
Komm her — ich wollte sie nur beseh'n! —
Nun, kömmst du nicht? — So will ich geh'n

wenn ſie nicht ſchon gedruckt waren. Es waren ſolche, die auf Liebhabertheatern geglänzt und von daher einen Firnis mitgebracht hatten, welcher nicht ganz unerfreulich war, wo er mit wirklichen Lebenserfahrungen verbunden erſchien. Der Gentleman wußte ſich alſo auch in dieſen Claſſen hervorzuthun. Wir hatten manchen unter uns, der ein bewegtes Leben geführt und viel erfahren hatte, ja dem unſer Krieg ein Spiel dünken mußte. Leider hat mich hier die Erinnerung verlaſſen, und ich entſinne mich nur noch einiger Wenigen, denen ich mich gern anſchloß. Nicht, weil ich durch das Gemüth zu ihnen gezogen wurde, ſondern weil ich ihre ſelbſt errungene Lebensbildung achten mußte. Es war mir etwas Neues, als ich bis da nur gelehrte Bildung kennen gelernt hatte. Da war ein junger Mann aus Berlin, ein Sattler, für mich damals von beſonderem Intereſſe, weil er ein Schwager des berühmten Sattlers in der Königsſtraße war, wo ich mein ſämmtliches Lederzeug eingekauft hatte. Er war erſt im Anfang der Zwanziger, aber ſeine Lebensgeſchicke hätten wohl zu einem Roman Stoff abgegeben. Als ein wilder Burſch, wie er ſelbſt einräumte, war er ſchon mit funfzehn oder ſechszehn Jahren von Hauſe fortgelaufen und den Franzoſen gefolgt. Fünf Jahre mit ihnen und in ihrem Dienſt in Spanien, war er endlich von einem der beiden Mina gefangen worden. Er ward nach Portugal und von da nach England abgeführt. Hier nahm er Dienſte in der Engliſch-Deutſchen Legion und diente nun in Spanien als Cavalerift gegen die Franzoſen, hatte aber wieder das Unglück von dieſen gefangen zu werden, und wurde glücklicher-

weiſe nicht als Ueberläufer erkannt, nach Holland gebracht, wo ihn 1813 die Alliirten befreiten. Ich glaube ſchwerlich, daß ihn der Haß gegen Frankreich jetzt in unſere Reihen führte; es war nur der Geiſt der Unruhe, die Luſt an einem bewegten, wechſelvollen Leben. Wie er waren Viele. Auch haben manche Deutſche von dieſem beweglichen Sinne, bald hüben bald drüben, die Waffen in der Hand, geſtanden. Es war erſt das Jahr 1813, welches den Nationalſinn ſo erhob und befeſtigte, daß auch der Gedankenloſe die Schmach fühlte, in den Reihen gegen ſein Vaterland zu ſtehen. Auch unſern Sattler hatte der Krieg zum Gentleman gemacht; er ſprach franzöſiſch, ſpaniſch, portugieſiſch und engliſch, oder — wollte es ſprechen. Und ebenſo gern erzählte er von ſeinen Liebesbegebenheiten dort in den fremden Ländern, von woher freilich keine Zeugen für die Wahrhaftigkeit ſeiner Geſchichten citirt werden konnten. Eine Spanierin in Madrid hatte ihm ihr kleines Meſſer, welches ſie ſo geſchickt zu werfen verſtehen, gegen das Herz geſchleudert; nicht weil er Rechte forderte, welche ſie zu gewähren abgeneigt war, ſondern weil er von dieſen Rechten keinen Gebrauch mehr zu machen geneigt war, im Beſitz andrer neuerer Rechte, die für ihn von mehr Reiz waren. Er hatte das Meſſer entweder mit dem Mantel aufgefangen, oder, aus ihren Blicken ihren Vorſatz ahnend, ſie ſchnell entwaffnet. Aber, der Ungalanie, er hatte darauf die ſchöne Spanierin, die doch nichts verbrochen, als daß ſie den natürlichen Gelüſten ihrer Eiferſucht nachgab, der Polizei überliefert. Ueber die Moralität der Handlung gab das viel Stoff nachzudenken, zu ähnlichen Abentheuern, und um

aus eigener Erfahrung zu prüfen, was da das Rechte sei, fehlte uns in unserm Feldzuge die Gelegenheit.

Gedacht sei hier noch eines andern Kameraden, an den mich die politischen Fragen der Gegenwart wieder lebhaft erinnern. Ein kleiner, untersetzter, schwarzer Mann, nicht schön und in seinem Wesen nichts von einem Gentleman. Wenn er nicht die Büchse trug, waren seine Waffen Scheere und Nadel, und er säumte auch nicht in jedem Quartier, wenn er vom Dienste frei war, die Beine über einander zu schlagen und den Faden zu wichsen. Unsere Uniformstücke verdankten ihm, daß sie noch so erträglich aushielten; wenigstens, wenn sie Miene machten auseinander zu gehen, war er es, der sie zu ihrer Pflicht fürs Vaterland zurücknöthigte. Aber er stand, trotz seiner Unansehnlichkeit, in großem Ansehen, und bei den Hänseleien, die im kameradschaftlichen Leben unvermeidlich sind, wagte sich ihm Niemand zu nahe; denn es war bekannt, daß er sich in dem vorigen Feldzuge tapfer gehalten hatte und mehrmals verwundet war, wovon seine Hand Zeugniß ablegte. Er hieß Schwarzbram und war ein Jude.

Die Regenwolken zogen endlich ab, wenigstens schien die Sonne wieder dazwischen, um uns trocknen und putzen zu lassen. „Das waren traurige Tage," steht in meinem Tagebuch von den gewesenen. Wir benutzten die heiteren, um uns eine festere, trockne Hütte zu bauen. Des Königs Geburtstag, der 3. August, brachte nicht die Uebergabe der Festung, aber eine große Kirchenparade vor Prinz August. Mit den Tornistern und dem Kochgeschirr auf dem Rücken

hörten wir eine Predigt, oder ſtanden doch wenigſtens in Reih und Glied, während Andere für uns hörten. Denn nur die erſten Reihen mögen bei einer Feldpredigt den Worten des Predigers folgen. Wären aber auch Worte von vorn zu uns gedrungen, der Torniſter und das Kochgeſchirr zogen alle Aufmerkſamkeit allein hinter uns. Wir prieſen insgeſammt mehr unſern Gott, als die Parade zu Ende war und wir Torniſter und Gewehr abwerfen konnten. Einige hohe Bäume, mit Feſtguirlanden und Blumen, waren vor unſerer Hüttenfronte aufgepflanzt und zur Feier des Tages wurden die Officiere und Ordensritter durch ein europäiſch zubereitetes Feſtmahl bewirthet. Wir hatten das Vergnügen, dieſem Feſtmahl zuſehen zu dürfen und den ungewohnten Geruch der Speiſen und Braten einzuathmen. Daß uns dies etwas ganz Fremdartiges geworden, mag man, nach dem Vorangegangenen, glauben. Außerdem erhielt jeder Mann eine halbe Flaſche Wein. Man ſagte uns, zur Entſchädigung für den in Landrecy Verſprochenen.

Der Regen, der uns weich gemacht, hatte die Herzen der Belagerten nicht erweicht. Philippeville wollte ſich nicht ohne Feuer ergeben. Täglich ſah ich es von unſern Höhen herab in duftiger Ferne, und in einigen Nächten habe ich auch auf Piketſtreifereien ſeine nähere Bekanntſchaft gemacht; ich ſtreifte wenigſtens gebückt im Schatten ſeiner Mauern und habe auch wohl einen verſtohlenen Griff mit dem Arm in die Tiefe ſeiner Gräben gethan, um mir ſelbſt das Zeugniß abzulegen, daß ich ſo weit vorgeweſen. Aber obgleich ich nachher ſelbſt durch ſeine verwüſteten Straßen marſchirt bin, muß ich

doch bekennen, daß mir auch von dieser Stadt gar kein Eindruck geblieben ist.

Aber der Tag, der für Troja kam, mußte auch für Philippeville kommen. Wenn es über ist, dann marschiren wir nach Paris, hieß es, und von Paris aus nach Hause. Aufrichtig gesagt, ich empfand gar keine so besondere Lust nach Paris. Unsere altdeutschen Gedanken von dem neuen Babel mochten noch vorherrschen. Daß man es auch nach diesem Kriege noch nicht zerstörte! Ich will nicht behaupten, daß ich das gerade damals noch dachte; aber Streiflichter des Gedankens mochten noch an mir vorüber spuken. Die Mehrzahl meiner Kameraden aber freute sich. Wie wollten sie da die Sieger spielen! Man verhieß sich goldene Berge. Quartier werde jeder erhalten und so und so viel Francs täglich als Siegerlohn und zu seiner Beköstigung. Zwei rohe Burschen machten schon im voraus die Rechnung, wie viel sie sogar noch aus Paris mitbringen wollten; nämlich alles baare Geld, denn ihren Wirth — den zukünftigen ideellen — wollten sie prügeln, bis er ihnen Essen und Trinken gäbe. Ich führe dies nicht als Charakteristikum an; es waren Stimmen von Einzelnen, nicht aus Barbarei und Bosheit, sondern aus Rachegefühl. Ihre Väter waren auch geprügelt worden. — Ich wollte in Paris nur einen Besuch machen, und bedaure noch heut, daß ich damals nicht hinkam; bei einer spätern Reise nach Paris lebte der edle, wunderbare Mann nicht mehr, den ja aufzusuchen ich in jedem Briefe Weisungen von Hause erhielt. Unser Deutscher und mein Schlesischer Landsmann, der Graf Schlaberndorf, der als Einsiedler, Son-

derling, Gelehrter, Politiker, Menschenfreund und halbes Räthsel in Paris seit einem Vierteljahrhundert lebte, hatte die deutschen Freiwilligen mit eben so viel Herzlichkeit und Gastfreundlichkeit aufgenommen, als er sonst gleichgültig gegen die Botschaften und Liebesbezeigungen aus der Heimath blieb, selbst die Briefe daher unbeantwortet lassend. Nicht seiner weltbürgerlichen oder wissenschaftlichen Bedeutung wegen sollte der Berliner Gymnasiast bei dem liebenswürdigen Greise sich vorstellen, sondern weil mein seliger Vater in Breslau mit der Schlabberndorfschen Familie und dem Grafen selbst in genauen Geschäftsverbindungen gestanden. Des Vaters sich erinnernd, dürfte er doch auch den Sohn freundlich aufnehmen, wie er alle Preußen aufgenommen, zumal seine Schlesier. Zwar würde der siebzehnjährige Schüler nichts beobachtet haben, was der Welt über den wunderbaren Mann jetzt mehr Nachricht gegeben hätte; aber für ihn selbst würde die Erinnerung eine willkommene Begleiterin durchs Leben gewesen sein.

Das Bombardement von Philippeville hatte angefangen. Ich stand gerade auf der Wache, als unter mir Rauchwolken aufstiegen. Es brannte in der Stadt. Die Wolken verbreiteten sich immer mehr, „der Himmel verfinsterte sich," steht sogar in meinem Tagebuch. Gegen Abend schlugen die hellen Flammen in die Höhe. Philippeville brannte. Ich hatte doch Aehnliches schon erlebt als Kind. Wie der gütige Leser aus den Blättern meiner Erinnerung sich entsinnen wird, war ich einst ein Belagerter gewesen, 1806 in Breslau, und kannte alle die Schrecken und Verwüstungen, welche feindliche Bom-

ben in einer belagerten Stadt verursachen, der Lärm der Feuerhörner, das Prasseln der Flamme, das Einstürzen der brennenden Häuser, die Noth an Rettungsmitteln, die platzenden Bomben, welche die Löschenden und Flüchtenden auseinander treiben, und dazu die Schrecken der Nacht! Was ich damals passiv miterlebte, sollte ich nun activ erleben. Die Franzosen hatten uns mit Bomben geängstigt, wir ängstigten sie wieder mit Bomben. War nun ein Vergeltungsgefühl plötzlich in mir erwacht, daß ich das schreckenvolle Schauspiel vor mir nur schön fand! Weiter finde ich keine Bemerkung und Betrachtung darüber in meinem Tagebuche, keine Erschütterung, kein Mitleid mit den Leidenden. Waren denn die brennenden Bürger drinnen dieselben Franzosen, welche 1806 Breslau bombardirten? Es waren unschuldige Einwohner, jetzt noch dazu nicht ein Mal mehr Franzosen, welche mit ihrem Hab und Gut, vielleicht auch mit ihrem Leben, für den Heroismus oder das militairische Ehrgefühl bezahlen mußten, das den Gouverneur und die Garnison veranlaßte, sich nicht auf den ersten Kanonenschuß zu ergeben, wie Maubeuge und Landrecy! Und wir — wir beschossen Philippeville, um beim Friedensschluß einige Vortheile mehr in die Wagschaale zu thun. Alles ging mit Rechten zu, jeder handelte nach seiner Pflicht, der Gouverneur, die Garnison, die Preußen; beide gewannen, jene den Ruhm sich tapfer gehalten zu haben, wir eine Festung, die ausgelöst werden mußte, Kanonen, Bomben und Munition; nur die Bürger drinnen gewannen nichts, sie verloren das Ihre. Sie hatten nicht Napoleon aus Elba zurückgerufen, sie, aller Vermuthung nach, waren es nicht, welche

ihre Garniſon zu halsſtarriger Ausdauer anſpornten. Wer hat ihnen den Schaden erſetzt? — Ich weiß es nicht. Frankreich vermuthlich nicht; denn es mußte Philippeville im Frieden abtreten. Die Niederlande? Was ſollten ſie einen Schaden erſetzen, den ſie nicht verſchuldet. Es iſt nichts Unrechtes dort geſchehen, nur das, was in der ganzen Welt geſchieht, wo das Kriegs- und Völkerrecht gilt. Der Kleine und Unſchuldige muß bezahlen, was der Große und Schuldige verbrochen.

Ich ſtand, wie geſagt, Wache vor unſern Baraken, und ſehe noch heut das brennende Philippeville zu meinen Füßen. Die übrige Scenerie iſt mir indeß nicht mehr ganz erinnerlich. In meinem Tagebuch aber ſteht geſchrieben: „Es war ein herrlicher Anblick. Zur Linken Wieſen, die ſich in die Tiefe verlieren; jenſeits ſanfte Anhöhen, die mit Dörfern untermiſcht, ſich erheben. Vor uns, unten am Horizont die brennende Veſte, und zu unſerer Rechten thürmen ſich die finſtern Ardennen. Hinter uns aber iſt das fröhliche Gewühl des Lagers, und die ganze große Landſchaft in der Beleuchtung der Flamme und der untergehenden Sonne."

Das war der Abend des 8. Auguſt 1815. Am Morgen des 9. wurden wir mit der Nachricht geweckt — nämlich wer geſchlafen hatte — Philippeville hat ſich ergeben. Morgen am 10. iſt große Parade, und wir marſchiren mit klingendem Spiel, aber auch mit Sack und Pack in die Stadt um — durchzumarſchiren, nicht nach Paris, ſondern nach Givet, der unüberwindlichen Feſtung, auf Felſen an der Maas gelegen, um bei Givet anzufangen, wo wir bei Philippeville aufgehört hatten.

Alſo diesmal grad und offen; wir wurden nicht durch Verheißungen getäuſcht. Kein achttägiges Quartier, kein Wegweiſer nach Paris, keine Verpflegung aus den Magazinen von Philippeville, kein Wein und nicht ein Mal eine doppelte Ration Brandwein. Aber uns blieb — eine Parade!

„Das war wieder ein Donnerſchlag," ſteht in meinem Buche.

Der 9. Auguſt des Jahres 1815 verging mit Wachsſchmelzen und Kreideſchaben, mit Klopfen, bürſten, ſtreichen, walken, „fummeln," poliren, ſchmieren. Ob wir auch gekocht haben, ſteht nicht notirt. Doch beigefügt iſt: ein Milchreis hatte mich erquickt.

Um 3 Uhr weckten uns am 10. die Hörner, und der ſtrapaziöſeſte Tag des ganzen Feldzugs begann, ehe noch ſein Licht uns aufgegangen war. Völlig gerüſtet, mit Torniſtern, Brodbeuteln und Kochgeſchirren traten wir um 4 Uhr an. Wegen der Dunkelheit wurde manche Kleinigkeit in den Baraken umſonſt geſucht. Obgleich das Lager nur zwei ſtarke Stunden von Philippeville entfernt lag, defilirten wir doch erſt um 9 Uhr bei Prinz Auguſt vorüber und marſchirten in die Stadt. Drei volle Stunden hatten wir vor derſelben mit Sack und Pack auf dem Rücken ſtehen müſſen, bis alle Regimenter in der gehörigen Paradeordnung ſich verſammelt hatten. Die Stadt ſah wüſt und branſtig aus, wie es am zweiten Tage nach einem ſo heftigen Bombardement und Brande zu erwarten war. Wir waren froh, als wir jenſeits hinaus und wieder im Freien waren. Wie groß der Schaden geweſen, und ob viele Bürger umgekommen waren, habe ich nicht erfahren.

Der gerade Weg von Philippeville nach Givet, etwa 3 — 4 Lieues, wäre ein kurzer Tagesmarsch gewesen; aber wir kamen von 2 Lieues weiter, mit Sack und Pack, hatten eine Parade überstanden und rückten erst gegen 10 Uhr von Philippeville aus. Und nicht unser Jägerdetachement allein. Wenn nicht das ganze Belagerungscorps, so zogen doch wenigstens drei Viertel davon mit hinüber gen Givet. Wenn ich auf einer Höhe stand, sah ich, so weit das Auge reichte, vor mir und hinter mir Bajonette, Tzakots, Federbüsche, Büchsen, Munitions- und Bagagewagen, Roß und Mann: Jäger, freiwillige, der verschiedensten Detachements, Infanterie der Linienregimenter, Landwehr, Pioniere, Artillerie, einzelne Trupps Cavallerie. War gleich eine bestimmte Reihenfolge des Zuges angeordnet, wie ließ eine solche sich festhalten, wo Alle nur eine Straße ziehen, die eng ist, wo die Züge sich stopfen, wo einige saumselig, andere ungeduldig sind. Dieser rastet erschöpft; jener benutzt den Augenblick rasch ihm voraus zu eilen.

Eine solche militairische Völkerwanderung kann ihr Anmuthiges haben, besonders in einer bergigten Gegend, und das hatte sie hier, so lange unsere Kräfte reichten. Wie Mancher traf hier mit Freunden zusammen, welche er lange nicht gesehen. Da nickte mir ein bekanntes Gesicht vom Pferde zu; ein Schulkamerad, den ich in Berlin verließ. Dort schrie mich Einer an aus einem überfüllten Wagen; es kostete aber Mühe ehe ich ihn unter den vielen Köpfen und Uniformen als einen Kameraden vom Marsche herauserkannte, der von Lüttich aus zu einem andern Regimente abgezogen war. Aber als wir uns

Und nun nach Haus! Ja, warlich, ich muß fort!

Sie nimmt das Körbchen und will vor dem Baume weggehen.

Wie ist mir denn? Bekannt scheint mir der Ort —
Der hohe Baum — hm! bin ich denn im Traum?
Wie ist mir? recht bekannt scheint mir der Baum!

Sie tritt näher.

Ich irre nicht; er ists! er trägt des Vaters Namen,
Den einst die Mutter in die Rinde schnitt,
Da wir des Morgens hier vorüber kamen.
Wir suchten Blumen, und sie suchte mit,
Wir suchten Blumen, um den Tisch zu zieren —
Es war derselbe Tag, dasselbe Fest — —
O mich befällt ein wunderbares Rühren —
Just hier fand ich das allerliebste Nest!

Und sagt man nicht, da, wo die Vögel bauen,
Da kehrt das Glück, da kehrt die Freude ein,
Da wohnt die Ruhe, Friede und Vertrauen,
Da weilet Segen, Wonne und Gedeihn?
Ist nicht das Nest ein Bild der Aelternliebe,
Die rastlos sorgt? — ein schönes, holdes Bild!
Und ob kein Baum verschont vom Sturme bliebe,
Du bliebst's allein, der schönste im Gefild!

Mit ausgestreckten Armen gegen den Baum.

Heil'ger Baum! o bleibe lange
Mir ein Bürge für mein Glück!

die Hände schütteln wollten, drängte sich ein anderer Zug dazwischen. Es hieß: Marsch! Bei Seite! Dennoch rief der Freund immerfort meinen Namen; ich lief seitwärts, um zu ihm zu gelangen, aber jetzt ging es bergab, und Rosse und Wagen waren fort und mir aus dem Gesicht. Ich mußte unter den schon gemischten, blauen und grünen Röcken mich wieder zu meinem Detachement zurecht suchen. Aber wohin war es? Es war hinter mir und vor mir. Da klopfte mir Jemand auf die Schulter; ein Freiwilliger vom ersten Pommerschen Regimente, er eilte seinem Bataillon nach; aber vorher ein Händedruck, ein Paar gewechselte Freundschaftsworte. Neue kamen den Berg herauf noch mehr seiner Freunde, nähere, vertrautere. Da mußte man sich doch umarmen, Bruderküsse, Kernworte der Freundschaft wechseln, aus den Feldflaschen mit verkreuzten Armen trinken, mitten auf der Straße. Aber sie war für Alle. Ein Train Artillerie kam an. Platz! Platz! Man wich rechts und links, und der Geschützzug rasselte so lange vorüber, den Staub aufwirbelnd, bis die Freunde längst wieder getrennt waren. Jetzt sprengten unsere Officiere heran, die Feldwebel riefen, die Oberjäger schrieen bei Namen; es galt unser Detachement sammeln. Ermahnungen, Flüche, Bitten! Es ging nicht allein so bei unserm Detachement. Der Soldat müßte aus andern Stoffen sein, wenn bei solchen Zügen die Ordnung streng inne gehalten werden sollte.

Das war das Angenehme. Es war ein Tröpfchen, das im heißen Sande verfliegt. Wir trugen, wie gesagt, unser Alles auf dem Rücken. Wo wären Wagen zu requiriren ge-

weſen, um unſere ſämmtlichen Torniſter aufzuladen! Es war ein heißer Auguſttag, es ging bergauf, bergab, die Gegenden wurden immer ſchöner, je mehr wir uns den Ufern der Maas näherten, aber wer konnte ſie betrachten! Es war phyſiſch unmöglich vor dem aufgewirbelten Staube. Den mußten wir noch mittragen, denn er lag fingerdick auf unſern Kleidern; wir mußten ihn ſchlucken, bald klebte unſere Zunge am Gaumen, und die Mittagsſtunde war vorüber, der heiße Nachmittag lag brennend auf den Bergen und Thälern.

Gewiſſe Erinnerungen, wo die ſinnlichen Eindrücke beſonders ſtark waren, ſtehen mir ſo lebendig vor Augen, als wäre es geſtern erſt geſchehen. Die Straße ſchlängelte ſich einen ziemlich ſteilen Berg hinan. Die Luft ſchien mir zu brennen. Die Knie wankten und bei jedem Schritt in die Höhe wollte mich der Torniſter und das Kochgeſchirr rückwärts reißen. Ich durſtete ſehr; da half für den Augenblick die Schnapsflaſche, freilich damit der Durſt nachher nur um ſo heftiger werde. Aber ich hungerte auch. Es mochte 3 Uhr Nachmittags ſein, und um 3 Uhr am Morgen hatten wir unſer ſpaniſches Frühſtück, Brod und Zwiebeln, verzehrt. Unterweges war uns keine Schenke begegnet, nicht ein Mal ein Marketender war bis zu uns gedrungen. Mein Brodſack war leer. Da, Gott weiß, wie es kam, fiel mir ein Goethe'ſches Lied ein. Ich murmelte einen Vers zwiſchen den knirſchenden Zähnen, und nun — werden meine zartfühlenden Leſerinnen vielleicht denken — verging mir über die Macht der Poeſie der Hunger, der Durſt und die Müdigkeit. Ganz das Gegentheil. Ich ärgerte mich tief, ja ich war erboßt, daß ein Dich-

ter so leichtfertig und heiter singen könne. Goethe sollte nur auf einen Augenblick an meiner Stelle sein, da würde ihm die Lust schon vergehen, mit solchen leichtfüßigen Sprüngen über die Qualen des Lebens fortzutändeln. — Ich könnte den Ort malen, wo ich das dachte, und der Gedanke gab mir nachher noch viel nachzudenken, wie ich ein Mal so denken können. Wie viele unbewachte Posten hat der geistige Mensch, wo ihn die thierische Natur überfällt. Zum Glück dauerte der Sieg derselben dies Mal nicht lange. Ein Freund keuchte hinter mir herauf, dasselbe leidend wie ich, ob auch dasselbe denkend, bezweifle ich. Jetzt Professor legens an einer großen Universität, und ein, besonders im pädagogischen Fache, geachteter Schriftsteller, war er von je an mehr Philosoph, als Gefühlsmensch; Goethe stand ihm daher nicht so hoch, als er mir stand. Er sagte, ich möchte mich nur zur Ruhe geben, und gab mir aus seinem Brodsacke einen Kant trocken Kommisbrod. Ich feuchtete dasselbe mit den Rest Brandwein aus meiner Flasche an, und fühlte wieder so viel Kraft, um mich bis zum nächsten Ruheplatz zu schleppen.

Der gerade Weg von Philippeville bis Givet ist, wie gesagt, nur mäßig lang, aber unser Weg ging nicht nach Givet selbst, sondern, wie wir auf dem Marsche erfuhren, in unser jenseits der Maas gelegenes Lager. Ueber die Oertlichkeit Givets und der damit verbundenen Felsenvesten Charlemont und Mont d'Or, später das Mehrere. Wir mußten in nördlicher Richtung von der Stadt in einem weiten Umwege einen Uebergangspunkt über den Fluß suchen, um drüben, wieder in einem großen Bogen, nach unserm von der eigentlichen

Stadt und Feſtung Givet entfernten Lagerplatze zu gelangen, indem die Felſenburg Charlemont noch dazwiſchen liegen blieb. Auf unſerm Marſche berührten wir das Lager unſerer Truppen auf dem diesſeitigen Maasufer. Es ſah ſtattlicher aus als die Lager, welche wir uns ſelbſt gebaut, und dieſe feſten, goldglänzenden Strohhütten wurden ſchon ein Gegenſtand unſeres Neides. Was mehr noch, als ein Kamerad unſerer Corporalſchaft von einem Bruder, der dort als Officier ſtand, auf eine halbe Stunde zurückbehalten wurde. Was erzählte er uns von den Wundern der Einrichtungen in dieſen Hütten! Palläſte ſeien ſie gegen die unſern. Da gab es ſogar Tiſche, auf denen Karten geſpielt wurde, Feldſtühle und — am Eingange hatte ein Trinkeimer geſtanden, voll — Rothwein! Unſer Kamerad hatte trinken dürfen ſo lange er Durſt hatte. Kaum hätten wir es geglaubt, wenn wir es ihm nicht angeſehen, daß er noch etwas mehr getrunken.

Wir endlich fanden Waſſer. Die breite Maas rauſchte zwiſchen grauen hohen Felswänden. Ein Heer, hundert Mal größer als unſeres, hätte Waſſer genug gefunden, um zu trinken, aber ich — war zu müde. Wir lagen, hingeſtreckt, wo wir Halt gemacht, rücklings auf unſern Torniſtern. Selbſt das war für uns zu viel Mühe, ſie abzuſtreifen; und das Flußufer war doch noch um hundert Schritte entfernt. Wer den brennenden Durſt überwinden kann aus Müdigkeit, muß ſehr müde ſein. Ein kleiner unterſetzter Kamerad kam mit einem vollgemeſſenen Kochgeſchirr mit Maaswaſſer vorüber. Hundert Stimmen riefen ihn: Komm her! Nur einen Schluck! Er war mit ſchnippiſchen Reden vorüber gegangen, denn wenn

er jedem der Durſtigen auch nur den einen Schluck gereicht, um den er bat, hätte er für ſeine Corporalſchaft das leere Gefäß mitgebracht. Warum war er bei mir mitleidiger, warum hörte er auf meine Stimme? — Weil ich ihn bei einem Namen beſchwor, der uns Beiden ſo nahe ging; es war unſer eigener. Namen ſind bedeutungsvoll, ſchöne Namen klingen noch immer und legen ein Gewicht in die Wagſchaalen, wo man meinen ſollte, daß nur ächtes Metall den Ausſchlag giebt. Namen klingen auf der ariſtokratiſchen, ſie klingen aber auch auf der liberalen Seite; und wer das Unglück hat, einen zu führen, der nicht klingt, muß mehr Arbeit aufwenden, als andere, um den Klang durch den Werth vergeſſen zu machen. Selbſt ein Charles For, wie lange mußte er, nicht mit dem Vorurtheil, aber mit dem Witz kämpfen; denn die Parthei ergreift alle Waffen, um den Gegner herabzudrücken. „Traue dem Fuchs!“ riefen die Ariſtokraten zum Volke, und der „Fuchs“ Charles For lief durch alle Blätter und Karikaturen Englands, um Charles For Aufrichtigkeit zu verdächtigen. Was leugne ich es; daß ich einen Namen führe, der jedem Schulknaben einen Spott an die Hand giebt. Auf der Schule muß man das ertragen; in der Hochſchule, dachte ich, wird es anders ſein. Mit Nichten. Aber in der Hochſchule des Lebens denkt man an ernſtere Dinge. Ich trat als Schriftſteller auf. Was war den Kritikern, die mit der Sache fertig werden wollten, willkommener als mein wahrer Name, als dieſer bekannt wurde. Ich dachte, der Witz iſt ſo wohlfeil; es kommt doch wohl die Zeit, wo ſie ſeiner überdrüſſig werden. Gewiß, ſie kommt für jeden einzelnen. Aber ich vergaß, daß die Ge-

nerationen sich ablösen, und das geschieht sehr schnell in Deutschland. Börne hatte sich satt gespottet in seinem Häringssalat über meine Salz- und Süßwassernamen. Da kam Menzel und fand doch noch neuen Stoff im alten Namen, und eben, sehe ich, hat auch Herwegh die eingesalzenen Häringe in seine Distichenperlen eingereiht. Wenn ein jüngeres Deutschland Herwegh und das seinige ablösen wird, wird es, mit so vielem andern, auch vergessen, daß der Witz alt und verbraucht ist, und ich bin gefaßt auf eine immer neue Wiederholung dessen, was mich eigentlich niemals kränkte, aber sehr ernste Gedanken hervorrief — Gedanken über die Mächtigkeit der Glücksgüter und deren ungleiche Vertheilung; so mächtig und so ungleich, daß das redlichste Streben sie nicht ausgleicht und der liberalste Geist sich darüber hinwegzusetzen nicht im Stande ist.

Nun, wenn ich meines Namens willen gelitten habe, will ich auch nicht vergessen, daß ich einmal um meines Namens willen mit einem Trunk Wasser erquickt wurde.

Auf der Höhe vor Philippeville rief ein Adjutant des Regimentscommandeurs mit lauter Stimme ins Lager: „Jäger Häring!" Ich stand auf Wache und durfte meinen Posten nicht verlassen; auch schickte es sich nicht, aus der Ferne zu antworten. Aber ein kleiner, untersetzter Mann in Jägeruniform, den ich bis da nicht gekannt, meldete sich; er kam gerade vom Kochen, und hielt einige der Apparate in der Hand, die ihm eben nicht ein sehr kriegerisches Ansehen gaben. Der Adjutant aber hielt einige Briefe in der Hand und warf flüchtige Blicke in dieselben, während er den Ankömmling

musterte: „Sie heißen?" — Häring. — „Sind?" — Aus Berlin. „Aus einer achtbaren — murmelte der Officier lesend und musternd, und fuhr fort: „ich soll Sie ernstlich zur Rede stellen über Ihre Nachlässigkeit. Wie können Sie Ihre würdige Familie in solchen Todesängsten lassen? Sie haben den Ihrigen keine Nachricht von Ihrem Ergehen gegeben?" — Nein! — „Wenn schrieben Sie zum letzten Male nach Hause?" — Gar nicht! — „Das ist sehr unrecht. Ihre Familie beschwert sich beim Regimente, und ich weise Sie an, schleunigst die besorgten Ihrigen durch einen Brief —" Der kleine Jäger sperrte seltsam den Mund auf: „Ich soll ihm ja nicht schreiben. Vater sagte: Was! Briefe! Die kosten immer Geld — Wenn Einer mal nach Haus kommt, laß uns sagen, wie's dir geht." — „Wer ist denn Ihr Herr Vater? —" „Schuhmachergeselle in der —straße." Der Adjutant warf wieder einen Blick in die Briefe, und las daraus, daß er sich in einem Irrthum befand. Ich hatte inzwischen Gelegenheit gefunden, durch einen Kameraden mich als der wirkliche Häring bei ihm melden zu lassen, und es erfolgte die Explication, von der oben die Rede war.

Seit der Zeit wußte ich von der Existenz meines Namensvetters und von der meinigen. Ich kann nicht sagen, daß dies ein geistiges Band zwischen uns knüpfte. Aber jetzt an den Ufern der Mosa ward es die Ursache, daß er mir einen vollen Trunk Wasser aus seinem Geschirre gönnte: „Weil Du Häring heißt, sollst Du trinken, und die Andern sollen dursten."

Etwa gegen 5 Uhr Nachmittags waren wir über den

Fluß gesetzt. Ein steiler Berg mußte erstiegen werden, oder eigentlich ein Felsen erklettert. Die Ruhe, der Abend- und Wasserhauch hatten die erschlafften Nerven wieder etwas gekräftigt. Es war eine wahrhaft romantische Gegend, welche wir von den Höhen überschauten. Auf einige Augenblicke war ich im Stande ihre Schönheit zu genießen. Die Maas hat, meines Wissens, noch nicht ihre pittoresken Reisebeschreiber gefunden, mit ihren steilen, hohen, massenhaften Felsufern, mit ihren Burgen von hohem Alterthum, die aber lange hineingelebt haben in die Geschichte der Gegenwart. Nur der anmuthige, freilich auch sehr leichte, englische Novellist Colley Grattan liefert in seiner Erbin von Brügge eine malerische Schilderung dieser Maasufer und ihrer altersgrauen Felsburgen, die, noch in dem niederländischen Befreiungskriege als Festungen benutzt, bedeutende Rollen spielten. Givet, oder vielmehr sein Mont d'Or und das gegenüberliegende Charlemont sind solche Felsburgen der Maas, wo Kunst und Natur um die Wette arbeiteten, sie fest zu machen, und das Auge weiß kaum, wo unter der altersgrauen Kruste, die sich über beide gelegt, der Felsblock aufhört und das Mauerwerk anfängt. Von einer jenseitigen Höhe herab, sahen wir zum ersten Mal das Ziel unserer neuen Arbeit, die Mauern, Thürme und Felsen von Givet. Die Abendtinten lagerten schon auf der Gegend, die Sonnenstrahlen drangen nicht mehr ganz in die chaotischen Felsmassen, die ringsumher ausgestreut liegen. Desto deutlicher sahen wir die Zinnen der Festung und ihrer Castelle, in vielfachen Zacken gegen den Abendhimmel abschneidend. Das wird lange trotzen! hieß es. Das ist

eine uneroberliche Festung! sagten Andere. Mir wurde wohl zu Muthe: Die Schimmer und Zauber des Mittelalters ruhten auf diesen Mauern. Hell glänzte die weiße Fahne auf den Thürmen. Die Besatzung hatte sich inzwischen für Ludwig XVIII. erklärt. Sie vertheidigte die Festung im Namen desselben, gegen uns, die wir sie als Alliirte, also im Namen desselben, angriffen. Seltsame Verhältnisse, und doch nicht ohne Beispiele in der Kriegsgeschichte.

Eine wunderschöne, in der Dämmerung immer wunderbarer werdende Gegend lag zu unsern Füßen. So oft wir eine neue Höhe erstiegen, eine neue Aussicht. Einsame Thäler, Schlösser, Hämmer, Meierhöfe und Dörfer aus dem Grün hervorblickend und wieder verschwindend, aus der Nacht unten bald Lichter und Feuer vorblickend; nur noch die Kuppen der Felsen waren matt vom Abendlicht angehaucht. Aber so viel wir sahen und ahneten, unsern Lagerplatz sahen wir noch nicht. Es hieß: hinter jenem Berge! Wir stiegen ihn hinauf und hinab; unten hieß es: dort hinter dem andern! Bergauf, bergab! Es ward 6 — es ward 7 — es ward 8! Nur munter, munter, Jäger! Man hat uns eine schöne Lagerstelle abgesteckt. Aber sie kam nicht. Meine Knie wankten; und nicht meine allein. Nüchtern, erschöpft, taumelten wir; einer stieß an den andern; die steilen Berge, die wir in der Dunkelheit hinab klettern mußten, hatten unsere letzten Kräfte erschöpft. Und was wartete unser am Lagerplatze? Vielleicht ein Stoppelfeld; kein Feuer, kein Bissen Brod, kein Trunk Wasser, kein Stroh und Heu. Daran dachten wir nicht; nur Ruhe. Schon waren Einige abgefallen. Sie

konnten nicht weiter, und warfen sich, in ihr Schicksal ergeben in den nächsten Graben, in das nächste Kornfeld. Ich wollte noch muthig sein.

Da schlug eine Glocke, nicht allzu fern, 9 Uhr. Ein Gerücht verbreitete sich: das Lager ist noch drei Stunden entfernt! Das war zu viel. Der Unmuth wurde laut. Wer sah in der Dunkelheit die Schreier. Eine Art Emeute brach aus. Gegen wen wußten wir nicht eigentlich, noch was wir wollten. Man schrie, lärmte, schimpfte und sang Spottlieder. Plötzlich sprengte ein Adjutant durch die Reihen: „Sind Sie rasend, Jäger! Stille! Um des Himmels willen Stille! Wir marschiren innerhalb Kartätschenschußweite vor den feindlichen Schanzen! Wer noch ein lautes Wort —" Er sprengte weiter. Es war keine leere Drohung. Um unsern Weg abzukürzen, hatte man, der Dunkelheit vertrauend, uns über die Chaussee geführt, welche von den feindlichen Kugeln bestrichen wurde. Ich glaube gehört zu haben, daß diese Anordnung später gerügt wurde. Aber die Batterieen eröffneten glücklicherweise kein Feuer; ein Feuer, das in unsern dichtgedrängten Massen furchtbar würde gewüthet haben.

Es ward tief stille. Auch um deswillen, weil unser immer weniger wurden. Rechts und links ab schlich Einer, Zwei, Drei, und warf sich hin. Es gab kein Mittel sie zu hindern. Die Commandirenden waren zufrieden, nur ein letztes Häuflein an ihren Bestimmungsort zu bringen.

Ich gelangte nicht mehr dahin. In einem verwüsteten, ehemaligen Kloster, das ich späterhin sehr genau kennen lernen sollte, stand ein äußerster Vorposten, wenigstens des

Kehrt im Lenze mit Gesange,
Vögel! stets zu ihm zurück!
Wohnet gern in diesen Zweigen;
Unser Schutz werd' euch zu Theil;
Denn ihr wart ein günstig Zeichen
Für des theuern Vaters Heil.

Samml' ich froh auf Blumenwiesen
Mir der Freude Kränze ein,
Will ich fromm den Baum begrüßen,
Seines Grünens mich erfreun;
Für des besten Vaters Leben
Werd' ich hier im Schatten fleh'n,
Und mit süßer Wehmuth Beben
Dann gestärkt von dannen geh'n!

Sie wirft sich an dem Baume mit Empfindung auf die Knie.

Güt'ger Gott! sieh meine Zähren!
Herr der Sterne, Herr der Flur,
Du, der Blumen giebt und Aehren,
Mächt'ger Vater der Natur!
Du, zu dem des Vogels Kehle
Und der Jungen Zwitschern fleht,
Du ergründest meine Seele —
Und —

Nachts hindurch. Er war diesmal von Magdeburger Landwehr besetzt. Es waren gutmüthige Leute; ein verstecktes Feuer brannte hinter einer Mauer. Auch sie ermahnten uns zur größten Stille und Vorsicht, denn es sei in der Festung nicht richtig; aber sie boten uns freundlich ein Nachtlager an. Wie viel von uns dort zurückblieben, und wer, das weiß ich nicht mehr. Nur das weiß ich, ich war darunter. Ich sank an der Mauer nieder, die Besinnung war mir vergangen. Nach einer Weile weckte mich ein Landwehrmann. Er führte mich in eine zerstörte Halle, wo sie Heu für uns geschüttet hatten. Im großen Kamine prasselte ein Feuer und einige meiner Kameraden kochten. Der Landwehrmann bot auch mir von seinem Mehl an. Ich war viel zu müde zum Kochen, vielleicht auch zum Essen. Ich lechzte nur nach einem Trunke. Er führte mich durch eine Seitenpforte in den Garten. Ein Wasserbassin war mit hohen Bäumen umstanden. Ich wollte mich am Rande niederwerfen, er hielt mich aber am Arm und sagte, das Wasser sei grün und zeigte auf eine Fontaine, die in der Mitte des Bassins plätscherte. Auf einem übergelegten Brete kroch ich dahin, und trank und füllte meine Flasche. Wie gern hätte ich auf dem kühlen Brete geschlafen. Die Fontaine plauderte so verführerisch. Aber er zog mich zurück. Auf meinem Heulager war ich bald fest eingeschlafen; die prasselnden Flammen und das Plätschern der Fontaine hörte ich noch lange im Schlaf.

Ich höre die Fontaine noch jetzt. Vierzehn Jahre später, im Jahre 1829, habe ich sie, bei einer Reise nach Frankreich, wieder aufgesucht, und noch ein Mal von dem Wasser ge-

trunken, welches mir damals wie ein Lebensquell erschien. Sie plätscherte noch, aber sehr dürftig. Das Bassin umher war ein grüner Sumpf geworden, auf dem Enten schwammen.

Eine Stunde vor Mitternacht ungefähr war ich hier umgesunken. Um 3 Uhr Morgens wurden wir geweckt. Die Landwehr zog von dem Vorposten ab, und wir machten uns auf den Weg nach unserem Lager.

Von dem, unserem Leben vor Givet und in den Ardennen vielleicht ein ander Mal.

Das Damastkleid.

Eine juristische Geschichte.

Von

Dr. Woldemar Seyffarth.

„Laß es gut sein, Adam, wir brauchen den Advokaten nicht, können es ohne ihn abthun," sagte Mistreß Eberley zu ihrem Haushofmeister, Adam Cheetham.

„Aber Master Kite wird es Euer Gnaden übel nehmen," entgegnete dieser.

„Uebel nehmen? Was soll, was kann er übel nehmen?"

„Daß Eure Gnaden nicht auf ihn gewartet haben. Mistreß Cunning, die Haushälterin, meinte, in drei Tagen Schlag sechs Uhr Abends werde er von London zurücksein."

„Und da liege ich vielleicht schon im Sarge. Ein Traum letzte Nacht" —

„Der vom seligen Herrn?"

„Richtig, Adam, ich erinnere mich, ich habe Dir den Traum diesen Morgen erzählt. Aber da siehst Du, wie mein Gedächtniß abnimmt. Noch gestern hätte ich das so schnell nicht vergessen. Und wen das Gedächtniß anfängt im Sprunge zu verlassen, den verläßt auch bald das Leben. Merke Dir das, Adam. Und es stirbt sich ruhiger, wenn man sein

Haus bestellt hat. Deshalb hab' ich es heute mit eigener Hand gethan, deutlich und leserlich. Du stehst auch darin, Adam."

„Ach, nicht deswegen, Eure Gnaden. Wenn Gott Sie abruft, sind auch meine Stunden gezählt."

„Du bist ein guter, treuer Mensch, Adam, der mich nie betrogen und bevortheilt hat, und ich wünsche, daß es Dir noch lange wohl gehe auf Erden."

Adam küßte die Hand der Gebieterin, strich über seine trockenen Augen und fuhr fort: „Nicht deswegen, Eure Gnaden. Aber Master Kite äußerte eines Tages, ein Testament erfordere allerlei, was nur der Advokat verstehe."

„Und da denkest Du, er wird es übel nehmen, wenn er sieht, daß ich es ohne ihn verstanden? Nein, Adam, viele Dinge gehören nicht dazu, nur zwei Zeugen für die Unterschrift des Testirenden, wie die Person heißt, die das Testament errichtet."

„Dennoch wär' es wohl besser, Eure Gnaden warteten auf Master Kite."

„Du sprichst gegen Deinen und seinen Vortheil, Adam. Sterb' ich ohne Testament, wer ist mein Erbe?"

„Master Rockett."

„Und Du und Master Kite bekommen nichts oder höchstens, was er aus freiem Willen gibt. Darum ist's besser, ich treffe in Zeiten Fürsorge."

„Eure Gnaden waren stets eine bedachtsame Dame. Nur thut mir's leid, mit Eurer Gnaden Erlaubniß — verdient hat er es freilich durch den vielen, bösen Schabernack, den er Eure Gnaden gespielt — gleichwohl ist er Eurer Gna-

den leiblicher Neffe, und gänzliche Enterbung könnte aussehen" —

„Als hab' ich ihm im Tode gezürnt, nicht wahr?"

„Just so, wer Eure Gnaden nicht kennt. Und der Schilling, mit welchem er als nächster Erbe abgefunden werden müßte, dafern das Testament gelten soll — Eure Gnaden wissen, was der Schilling bedeutet?"

„Ich weiß es, Adam, der Enterbte soll dafür einen Strick kaufen, sich zu hängen. Doch bei meinem Neffen kann davon keine Rede sein. Er wird mein Erbe."

„Eurer Gnaden einziger, alleiniger Erbe?"

„Bis auf die Legate, unter denen auch das Deinige. Und wundert Dich das, Adam?"

„Es freut mich, Eure Gnaden, denn so hab' ich mir's gedacht, und wundert mich nur, weil es anders kommt, als Eure Gnaden oft gesagt haben."

„Aber nie gewollt, Adam. Hab' es nie ernstlich gemeint, wenn ich ihm damit drohte. Und wie hätte ich! Ist er doch der Sohn, das einzige Kind meines gestorbenen Bruders, der Letzte unseres Stammes, und sieht seinem Vater so ähnlich."

„Aber es heißt überall, in der ganzen Nachbarschaft, und alle Menschen glauben, Eure Gnaden würden ihm das Gut nicht zukommen lassen."

„Er glaubt es wohl auch selbst, und demungeachtet siehst Du, Adam, hat er nichts gethan, mich andern Sinnes zu machen."

„Nein, das hat er nicht. Mir stehen noch die Haare zu Berge, wie er Eure Gnaden des Nachts erschreckt. Eine

Ratte in Eurer Gnaden Schlafzimmer, mit Nußschalen an den Pfoten. Eure Gnaden hätten den Tod davon haben können, und wer weiß — ich freilich sage das nicht, es gibt jedoch Leute, die das sagen, ganz verständige Leute" —

„Ich wünsche es zu wissen, Adam."

„Die Leute sagen, — es wäre gräßlich, wenn's wahr wäre, und 's ist bestimmt nicht wahr — Master Rockett hätte so etwas wie die Absicht gehabt, Eure Gnaden zu Tode zu schrecken, ehe Sie ein Testament gemacht, und zu läugnen ist allerdings nicht, Eure Gnaden haben sich seitdem sichtlich verändert, kein Schatten mehr" —

„Findest Du das, Adam?"

„Es hat mir Tag und Nacht in der Seele gelegen und im heißesten Gebete" —

„Ich danke Dir, Adam. Es ist Gottes Sache, wie lange ich noch leben soll. Aber diese sichtliche Veränderung und mein Traum letzte Nacht mahnen mich doppelt, die Bestellung meines Hauses nicht zu verzögern. Es ist wahr, der Schreck hätte mich beinahe überwältigt. Doch hast Du und hat Niemand gesehen, wie er am folgenden Morgen mir zu Füßen fiel, meine Kniee umfaßte, nicht aufstehen wollte, bis ich ihm verziehen, und das waren keine Krokodillsthränen. Wir sind alle jung gewesen, mein Bruder auch, und haben lose Streiche getrieben. Wenn nur das Herz gut bleibt, Adam. Das Uebrige giebt sich mit den Jahren, die von selbst kommen, und mit den Sorgen, die es auch thun. Und er ist, was sein Vater war, wild, ausgelassen, aber ein gutes Herz. Und nächste Woche heirathet er. Das macht oft den Wildesten zahm, und die er

ſich gewählt, ſoll ein braves, ſchönes Mädchen ſein. Ohne Vermögen freilich. Doch darauf braucht er juſt nicht zu ſehen, für die erſten Jahre, mein' ich. Ein Gut in Wales iſt kein Gut in Kent. Kommt dann der Eheſegen, wird's ihm ſchon recht ſein, daß mein Kenter Gütchen dazu kommt. Und weil er es nicht erwartet, kann's geſchehen, er hält mein Andenken zwiefach werth, und betet für meine Seele."

Adam ließ die Herrin reden. Es ſchien etwas in ihm zu ſein, weshalb er den aus der Teſtamentserrichtung für ihn entſtehenden Vortheil nicht erkennen mochte, und die Gedanken, die ihn beſchäftigten, wichen erſt, als Miſtreß Everley wiederholte, daß Maſter Kite's Abweſenheit die Vollziehung nicht hindern ſolle. „Zwei Zeugen, die ihre Namen ſchreiben können, weiter bedarf es nichts," ſagte ſie. „Der Eine kannſt Du ſein, Adam. Gegen Deinen Wandel ſteht nichts einzuwenden und vor Gericht biſt Du meines Wiſſens nie ſtraffällig geweſen. Alſo brauche ich blos noch einen Zweiten wie Du. Im Hauſe iſt keiner, der dazu paßt. Philipp kann nicht ſchreiben. So lauf zu Maſter Everett. In der halben Stunde biſt Du zurück. Meld' ihm, was es betrifft. Er wird mir den Gefallen thun und ich bin dann ruhig."

„Wenn der alte Parr Eurer Gnaden genehm wäre," verſetzte Adam.

„Der alte Parr?" rief Miſtreß Everley, ſchob den Tiſch weg, an welchem ſie die Niederſchrift vollendet, und erhob ſich aus dem Lehnſeſſel mit einer Rüſtigkeit, die bei der ſchwachen, bejahrten Frau nur Folge plötzlicher Aufregung ſein konnte. „Der alte Parr, ſagteſt Du? Und der lebt noch?"

„Sieht frisch und roth aus, Eure Gnaden. Ich begegnete ihm auf dem Heimwege von Master Kite. Er wünscht ohnedies Eure Gnaden zu sprechen."

„Und lebt noch, lebt wirklich noch!" fuhr Mistreß Eberley fort. „So zeig ihn zu mir; er soll willkommen sein."

Nicht lange, so trat Parr ein*). Er hatte der Siebzig nahe gestanden, als die jetzt in den Sechszigen stehende Mistreß Eberley in seinem Wohnorte, dem zum Kirchspiele Alberbury in der Grafschaft Shropshire gehörigen Flecken Winnington, das Licht der Welt erblickt und er sie aus der Taufe gehoben. Er hatte das Kind zum Mädchen, das Mädchen zur Jungfrau aufwachsen sehen und in seinem neunzigsten Jahre sie an den Traualtare begleitet. Dann war ein Menschenalter vorüber gegangen. Mistreß Eberley mit ihrem Gatten nach London, von da auf ihren jetzigen Landsitz in der Grafschaft Kent gezogen und an dem Tage, nun volle acht

---

*) Unter dem Beiworte: der alte, ist Thomas Parr noch heute in England gekannt, eine sprichwörtliche Bezeichnung ungewöhnlich alter Männer. Er wurde 1483 geboren, starb im November 1635, alt 152 Jahre und 9 Monate, und liegt in der Westminster-Abtei begraben. Denn Jahreszahlen gewähren einen Anhalt zu Berechnung der Zeit, in welche obige Erzählung fällt. Das Wesentliche der darin den alten Parr berührenden Umstände ist von seinem englischen Biographen verbürgt — „Life of Thomas Parr, by Tailor," im Harleian Miscellany auf dem brittischen Museum in London — und Einzelnes findet sich in: „A biographical history of England, from Egbert the Great to the Revolution. Second edition. 4 Vols. London, 1775." 2. Band, Seite 401.

Jahre, wo ihr Gatte auf der Bahre gelegen, der alte Parr das letzte Mal, wie er sich ausdrückte, „bei seiner kleinen Pathe" gewesen. Sei es, daß in ihrem Gedächtnisse die Erinnerung an ihn erloschen, oder was nicht minder glaubhaft, er von ihr zu den Todten gezählt worden war, und sei es daher, daß sein Name ihr Gedächtniß aus tiefem Schlummer weckte, oder er ihr eine Erscheinung dünkte aus dem Lande, von wo, in den Worten ihres Zeitgenossen, „kein Reisender zurück auf Erden kam" — daß er gerade heute kam, wo ein Traum ihr den Schluß des Lebens angedeutet, in der Stunde, wo sie über ihr Besitzthum verfügt, das erste Mal ihre Schwelle betrat, seit er dem Sarge des Gatten gefolgt war: — Alles das erklärt eine Aufregung, in welche die Nennung seines Namens sie versetzte, die mühsam gewonnene Fassung, als er erschien, derselbe, den sie zuletzt gesehen. Vielerlei gab es zu erzählen, im Gespräche auszutauschen. Thomas Parr hatte in seinem hundert undzwanzigsten Jahre ein zweites Mal gefreit und berichtete mit der Lebhaftigkeit des kräftigen Mannes, daß seine Katharina ihm einen derben Buben geschenkt, der ihm Ersatz verspreche für die zwei gestorbenen Söhne erster Ehe und an welchem er sich eine Stütze erziehen wolle für seine späteren Tage. Mistreß Everley hörte theilnehmend zu. Aber zwischendurch ruhte ihr Auge auf dem vor ihr liegenden Papiere und sie konnte ihres Gastes und seiner Unterhaltung nicht eigentlich froh werden, bis er und Adam Cheetham das Dokument als Zeugen unterschrieben und sie es in ihrem Schmuckkästchen verwahrt. Parr dagegen machte wenig oder nichts daraus. Seine ganze Seele war daheim bei seiner Ka-

tharina und ſeinem Buben, von welchen eine Geſchäftsreiſe ihn getrennt und zu denen er ſich ſo zurückſehnte, daß er die Bitte der kleinen Pathe, mindeſtens die Nacht unter ihrem Dache zu verweilen, ſchlechterdings abſchlug und nach genommenem Imbiß das Haus verließ. Selbſt die Frage, wen Miſtreß Eberley zu ihrem Erben ernannt, war ihm blos auf, nicht über die Lippen gekommen. Beim Niederlegen der Feder hatte er ſie thun wollen, aber ungeſchickt das Dintenglas umgeſtoßen und beſtürzt über die Flecke, die er auf Miſtreß Eberley's Damaſtkleid gebracht, die Frage erſt unterlaſſen, dann vergeſſen.

Hätte Thomas Parr den Wunſch ſeiner Pathe erfüllt und ſeine Abreiſe auch nur bis zum nächſten Morgen verſchoben, ſo wäre er vom Lager einer Todtkranken geſchieden, und wäre er länger geblieben, ſo hätte er vier Tage darauf, wie früher ihres Gatten, jetzt ihren Sarge folgen können.

Die Todte lag aufgebahrt, als Maſter Kite ſich einfand. Er war nur von London zurück; die Todesnachricht hatte ihn ohne Säumen in das Haus ſeiner Klientin geführt. Der erſte Anblick erſchütterte ihn, erweichte die Züge des harten Mannes. Vor wenigen Tagen hatte er mit ihr geredet, die er nun eine Leiche wiederſah. Unwillkührlich beugte er ſich über ihre zum Gebet gefalteten Hände und fühlte Thränen in den Augen, die lange nicht geweint. Aber ſeine Rührung war kurz, ſeine Andacht der flüchtige Impuls des Moments, des beſſern innern Menſchen. Dann machten die Gedanken, die Erwägungen, die Zweifel, die ihn raſtlos ins Todtenhaus getrieben, ihre ſtärkere Herrſchaft geltend, und nach kargem, mit Einem

Die Zweige rauſchen. Die Muſik ſchließt mit einigen feierlichen, ſtarken Accorden. Sie ſpringt auf.

erhört iſt mein Gebet!

und dem Andern gewechselten Worte winkte er Adam Cheetham zu sich in ein entferntes Zimmer. „Todt — und ohne Testament?" begann er leise, mit stockendem Athem.

„Todt — ja, aber nicht ohne Testament," antwortete der Haushofmeister.

„Und giltig, das Testament giltig, Adam? Ich habe Euch gesagt, Adam, und wiederholt, was zur Giltigkeit eines Testaments gehört."

„Könnte es an den Fingern herzählen, Master Kite, und brauchte nicht alle zehn dazu."

„Aber schon Ein Mangel wirft das Ganze um. Wie geschah's, wie ist's, wie lautet's? Redet, sprecht, Adam — jede Kleinigkeit — Alles wichtig."

„So fange ich mit dem Wichtigsten an. Master Rockett ist Erbe und bekommt das Gut."

„Bekommt? — Faselt nicht, Adam, ich weiß das besser. Vor meiner Abreise waren wir die Erben."

„Und vor Mistreß Eberley's Tode wurde Master Rockett Erbe, schwarz auf weiß, eigenhändig ge- und unterschrieben und besiegelt und von zwei Zeugen attestirt. Wer ist nun Erbe?"

„Er, wenn —. Wie ging das zu? Erzählt Alles, verschweigt nichts, gar nichts."

Adam erstattete ausführlichen Bericht und die zuckenden Lippen des Advokaten schienen ihm die Worte nachzusprechen oder öffneten sich zu einer Unterbrechung, die gleich darauf unnöthig war. So zügelte der Advokat seine Ungeduld, bis jener geendet. Dann war er Herr seiner Täuschung und sagte ruhig:

„Gut, Adam, was nicht zu ändern, steht auch nicht zu bessern. Da Ihr meine öftere und ausdrückliche Weisung, jede Testamentserrichtung zu unserem Nachtheile in Fällen meiner Abwesenheit zu hintertreiben, außer Acht gelassen, ihr nicht die nöthige Aufmerksamkeit geschenkt, ihr offenbar weder Folge geleistet, noch sonst gebührend nachgekommen seid, auch überhaupt nichts gethan und nichts versucht habt, der Anwandlung, den Neffen zum Universalerben zu ernennen, als welche Anwandlung ich mehre Male mit dem glücklichsten Erfolge bekämpft habe, einen geeigneten Damm entgegenzusetzen, so" —

„Aber wie sollt' ich's hindern? Wie konnt' ich's hindern?"

„Wie? Das fragt Ihr mich, fragt das jetzt, wo Alles vorbei und verloren ist? Ei, ei, Master Cheetham, wo ist oder vielmehr, wo war Eure so oft gerühmte Klugheit? Ich soll Euch das Wie angeben, jetzt, wo nichts mehr darauf ankommt? Ihr mußtet das auffinden und erklügeln im Augenblicke, wo's galt. Wer das nicht kann, nicht versteht, muß die verdrießlichen Folgen über sich ergehen lassen. Also wollte ich sagen" —

„Erst eins, Master Kite. Gesetzt, ich hintertrieb es, glauben Sie, daß Mistreß Eberley nicht gestorben, heute noch am Leben wäre?"

„Man kann nicht wissen. Nehmen wir jedoch an, daß ich es nicht glaube, was dann?"

„Was dann? Und das fragen Sie, Master Kite? Ich sollte denken, um das aufzufinden und zu erklügeln, brauche man nicht zu suchen oder so entsetzlich klug zu sein. Mistreß

Everley wäre dann ohne Testament gestorben, der Neffe ohne Testament Erbe worden und wir Beide hätten ohne Testament nichts, gar nichts bekommen. Denn was dessen Generosität betrifft, er ist Wochenlang im Hause gewesen, und der Heller soll mich todt drücken, den ich von ihm in der Tasche gefühlt. So — haben wir unsere Legate, die muß er zahlen."

„Sehr richtig, die muß er zahlen, das heißt, er bezahlt uns die Kleinigkeit, die, wenn's umgekehrt gekommen wäre, wir vielleicht ihm bezahlt, und behält das Viele, das umgekehrt wir behalten hätten."

„Wenig ist besser als nichts," warf Cheetham unwillig ein, „und wer die Taube nicht haben kann, begnüge sich mit dem Sperling. Immer werden Sie mir zugestehen müssen, Master Kite, daß wir durch das Testament, da es nicht zu hindern war, mehr gewonnen als verloren haben."

„Ein solches Zugeständniß, mein lieber Adam," lächelte der Advokat, „würde mich zum Großkanzler von England schlecht qualifiziren. Im Gegentheile, wir haben durch das Testament mehr verloren als gewonnen. Ich beweise Euch das in zwei Worten. Gab's kein Testament, gab's keine Zeugen; gab's keine Zeugen, konnte es ein Testament geben."

„Ein gefälschtes."

„Wortklauberei. Nennen wir es den Ausdruck des von der Gestorbenen unausgedrückt gelassenen Willens."

„Aber immer einen falschen."

„Einen falschen? Nein. Wir brauchen blos anzunehmen, Mistreß Everley wäre gestorben, als sie uns zu Erben ihres

Vermögens machen wollte. Daran ist nichts Falsches, denn es wäre richtig, wenn es geschehen wäre. Man nennt das eine Fiktion, und eine Fiktion ist keine Fälschung. In unserm Falle um so weniger, weil Mistreß Eberley öfterer die Absicht geäußert, ihr Vermögen uns, als die, es ihrem Neffen zu hinterlassen, das Oeftere für den reiflichern Vorsatz spricht, und in dessen Folge es bis zur Evidenz wahrscheinlich ist, daß sie bei ihrer, damit in Widerspruch stehenden letzten Willensverfügung nicht bei Verstand, folglich nicht in der Condition gewesen, in welcher sie sein mußte, um giltig zu testiren. Daraus ließe sich das errichtete Testament anfechten. Das wäre aber nicht unsere, sondern Sache derer, die nach Master Rockett auf den Nachlaß den ersten Anspruch haben, und so werdet Ihr begreifen, Master Cheetham, daß, wenn jetzt ein zu unseren Gunsten den Neffen ausschließendes Testament sich vorfände, solches, obschon die Verstorbene es nicht selbst errichtet, doch ein in ihrem Sinne errichtetes, folglich kein falsches wäre. Damit ist es nun vorbei, denn außer Euch existirt für das Testament noch ein Zeuge, und da uns das weniger zutheilt als in unserer Macht gestanden hätte zu erhalten, wird es Euch deutlich sein, warum wir dadurch mehr verloren als gewonnen haben."

Cheetham war, wo Einsehen und Nachgeben ihm Nutzen brachten, weder blind, noch halsstarrig. Jetzt stachelte es ihn überdies, dem Advokaten zu zeigen, daß er guten Grund habe, auf seine Klugheit sich etwas einzubilden, und deutete daher an, daß er nicht ohne Bedacht den alten Parr zum Zeugen vorgeschlagen. „Es ist wunderbar," sagte er, „daß der

Mann noch lebt, und unglaublich, daß er nicht nächstens stirbt. Mit ihm stirbt der Zeuge."

Master Kite stellte sich, als verstehe er das nicht, und gönnte Adam die Freude, ihn zu belehren, um so lieber, weil er bereits berechnet hatte, daß der Vorschlag, das Testament gegen ein anderes zu vertauschen, ihn befähigen würde, für seine Mitwirkung die Bedingungen vorzuschreiben. Denn der Gedanke, das Testament zu beseitigen, hatte in ihm gekeimt, sobald er gehört, daß Parr der zweite Zeuge, und war zum Entschlusse gereift, sobald Adam erwähnt, daß Parr nicht nach dem Inhalte des Testaments gefragt. Mit der hierdurch gehobenen Möglichkeit, des Betrugs überwiesen zu werden, schwand jedes andere Bedenken. Als Mistreß Everley's Anwalt konnte er das Testament geschrieben haben. Den Namenszug der Verstorbenen verstand er trefflich nachzubilden und mit Parrs Namen traute er sich gleiches Geschick zu. Den Schlüssel des Schmuckkästchens aber, wo die Urkunde lag, hatte Adam an sich zu bringen gewußt.

Der Advokat sah sich in seiner Berechnung nicht getäuscht. Adams Eitelkeit und Habsucht thaten den Vorschlag, und den Preis seines Beitritts zu steigern, thürmte der Advokat einen Berg von Schwierigkeiten, deren Bewältigung ihm allein zufalle. Je mehr indessen beiden Theilen an einer Vereinigung lag, desto schneller kam sie zu Stande, und ehe noch Mistreß Everley zum letzten Schlummer gebettet war, hatte die Urkunde im Schmuckkästchen einer andern Platz gemacht, deckte Master Kite's Amtssiegel das bewegliche Erbe und eilte ein Bote nach Wales, Master Rockett mit

der Todeskunde das Gesuch um schleunigste Ankunft zu bringen.

So rasch, wie die langsamen Mittel jener Zeit es gestatteten, traf der Neffe ein. Allerdings hatte er während der Wochen, die er jährlich nach dem Willen seines Vaters im Hause der Base verlebt, dieser manche Verdrießlichkeit bereitet und war mehr als einmal zur Strafe für seine losen Streiche von ihr mit Enterbung bedroht worden. Weil er jedoch nie und auch das letzte Mal nicht von ihr geschieden, ohne ihre vollste Verzeihung und goldene Beweise ihrer Liebe, hatte der leichte Sinn des Knaben die Drohung nicht beachtet, der heitere Jüngling sie schnell vergessen, der reifende Mann sie für das leere Wort genommen, das sie wirklich gewesen. Und wie nicht Furcht, das reiche Erbe zu verlieren, nicht Hoffnung, es zu gewinnen, ihn geleitet, so hatte die Base, das erkennend, ihm nie über die nächsten Stunden hinaus gezürnt. Auch hatte weder der Zweifel, ob er Erbe geworden, noch das Verlangen nach der Erbschaft sein Roß gespornt. Es hatte ihn und er sein Roß getrieben, am Grabe der Frau zu beten, der er mit treuem Herzen angehangen, zu beten um Vergebung alles dessen, was sein Leichtsinn ihr Schmerzliches gethan. Und er betrat das Haus nicht, bevor er dieser Forderung seines Innern genügt, und seine tiefe Bewegung zeigte sich in dem Händedrucke, mit welchem er Cheetham's heuchlerischen Empfang erwiederte. Master Kite begrüßte ihn in der Obliegenheit seines Amtes, ernst und gemessen, mit einer Rührung, welche den Zweck der Täuschung erreichte.

Der Abnahme der Siegel folgte das Oeffnen des Schmuck-

täſtchens, nachdem zuvor Maſter Kite die Anweſenden unterrichtet, daß die Verſtorbene ihm das Vorhaben vertraut, das von ihm abgefaßte Teſtament darin zu verwahren. Dann fuhr er fort: „Ob ſolches geſchehen, war mir nicht wiſſend. Ich legte das Dokument in die Hände der würdigen Frau am Morgen meiner Abreiſe nach London, nicht ahnend, daß ich unter den Lebenden ſie nicht wieder finden und es das traurige Geſchäft meines Amtes ſein ſollte, den Inhalt des Dokumentes ſchon heute kund zu thun. Als ich es in ihren Händen ließ, ermangelte es noch der Unterſchrift zweier unbeſcholtener Zeugen. Dieweil ich das Teſtament geſchrieben, mußte ich die ehrenhafte Aufforderung ablehnen, einer zu ſein. Inzwiſchen habe ich von gegenwärtigem Maſter Cheetham vernommen, daß er, Adam mit Vornamen, und aus hieſigem Orte gebürtig, ſowie Thomas Parr, dermalen wohnhaft in dem zum Kirchſpiele Alberbury in der Grafſchaft Shropſhire gehörigen Flecken Winnington, dem Namenszuge der Teſtatrix auf deren Begehr ihre Namensſchriften beigeſetzt, dadurch das Letzte vollbringend, was die Giltigkeit des Teſtaments erheiſcht. Und da es ſich nun erwieſen, daß Miſtreß Eberley ihr Vorhaben ausgeführt, ihr letzter Wille in Geſtalt der fraglichen Urkunde hier vorliegt, offen jedermanns Blicke, der, wie es nöthig, anhero berufen worden und erſchienen iſt: — ſo enthebe ich oftgenanntes Teſtament der Stelle, an welcher Miſtreß Eberley es verwahrt, thue ſolches kraft meines Amtes und des Geſetzes, das mir dazu Macht und Gewalt verliehen, und hoffe und wünſche, es möge männiglich mit dem Inhalte zufrieden ſein und keinerlei Zank und Streit darob erheben, ſondern

jeder und jede ſich einem Willen fügen, zu deſſen Schutze das Recht dient." Damit entfaltete Maſter Kite das Teſtament und verlas es langſam, deutlich in jedem Worte und feierlich.

Außer den beiden Urhebern deſſelben hatte Niemand Veranlaſſung, es zu loben. Maſter Rockett war mit dem Schilling abgefunden, „aus einem Grunde," hieß es, „welcher ſeinem Gewiſſen nicht entfallen ſein wird, und wofür ich täglich zu Gott beten will, daß er ihm nicht zugerechnet werde in der Stunde des ewigen Gerichts." Dann hieß es: „Auf daß jedoch ſeiner dermaligen Braut oder künftigen Ehegattin in einer Mahnung zur Reue für ihn ein Zeichen meiner Liebe verbleibe, ſetze und ordne ich, daß ihr das gelb und rothe Damaſtkleid ausgeliefert werde, in welchem er bei ſeinem letzten Hierſein mich geſehen und welches ich bis zur Stunde getragen." Minder karg zwar, aber ſelbſt für beſcheidene Erwartung zu karg ſahen ſich diejenigen bedacht, die zum Hausweſen der Verſtorbenen gehört und deren gute Aufführung nach der Sitte jener Zeit in Teſtamenten Anerkennung zu finden pflegte. Maſter Kite war Haupterbe des Gutes und der beweglichen Habe, „zum Dank für ſeine unerſchütterte Freundſchaft und die zahlloſen, meinem Gatten und mir ohne Eigennutz geleiſteten Dienſte." Nach ſeinem Tode ſollte das Geerbte an Adam Cheetham übergehen; wäre dieſer jedoch verſtorben, er berechtigt ſein, darüber zu verfügen, „wobei," ſagte die Urkunde, „ich einige Rückſicht auf Maſter Rockett's Familie empfehlen will." Außerdem ſollte er Cheetham, „meinem treuen Diener," eine namhafte Geldſumme zahlen.

Kein Wort der Unzufriedenheit entſchlüpfte den Lippen

des betrogenen Neffen. Seine Rechtlichkeit, vielleicht seine Jugend, ahnete keinen Betrug, und schweigend, wie er das Vorlesen gehört, empfing er seinen Schilling und das Damastkleid, ging noch einmal zum Grabe, bestieg dann sein Roß und ritt nach Wales.

* * *

Fast zwanzig Jahre hatte Master Kite sein übel erworbenes Gut besessen und vermehrt, nie eigentlich genossen, als Adam Cheetham ihn wieder eines Tages an die Vergangenheit, an den unrechtmäßigen Besitz erinnerte. Mit der erhaltenen Geldsumme hatte dieser so schlecht gewirthschaftet, daß, nachdem er mehrere Jahre hauptsächlich von dem gezehrt, was er dem reichen Kite abgepreßt, letzterer es vorgezogen, ihn in sein Haus zu nehmen, ebenso wohl aus Ersparniß, als zu besserer Beaufsichtigung eines Menschen, der ihn schon mit Verrath bedroht und in toller Brandweinlaune, blind gegen das eigene Verderben, die Drohung verwirklichen konnte. Oft genug hatte er freilich eine Maaßregel bereut, die seinem freudelosen Leben die letzte Ruhe, seinem mühsam beschwichtigten Innern den letzten Frieden raubte. Aber je klarer Cheetham das durchschaute, desto unverschämter wurde er in seinen Forderungen, begehrte vorläufig die Hälfte von dem, was er nach Kite's Tode ganz haben solle, und mischte sich mit dem Rechte des Herrn in eine Verwaltung, welche Kite, älter als jener, mit der Eifersucht des Greises hütete. Und je weiter Cheetham unbarmherzig griff, desto tiefer schlug die Angst, daß er weiter greifen werde, ihre Krallen in die Brust des alten Mannes.

Wieder war eine Stunde gewesen, wo Beide sich mit Vorwürfen überhäuft, ein Gespräch zwischen Beiden, wie noch keins den alten Kite heftiger aufgeregt. Und als er abermals nachgegeben, von seiner Furcht gedrängt nachgeben müssen, gelobte er in knirschender Wuth, sich an dem Peiniger zu rächen, die Schmach nicht zu achten, die er auf seinen Namen, auf sein Gedächtniß laden werde, und ohne Verzug auszuführen, was er früher nach einem ähnlichen Vorfalle beschlossen und vorbereitet. Das Mittel war in seiner Hand. Er hatte es aus einem Fache seines Schreibtisches genommen, legte es vor sich, betrachtete es mit dem, alle Nerven durchzuckenden Vorgefühle befriedigter Rache, ergriff die Feder und lächelte, und bebte zitternd zusammen und ließ die Feder fallen, als jemand an seine Thüre klopfte.

Es war der Diener. Eine Dame, meldete er, in Begleitung eines Herrn wünsche Master Kite zu sprechen. „Der Name?" fragte dieser, den Schreck beherrschend, der ihn bleich gemacht, und das Mittel seiner Rache sorgsam verschließend.

„Mistreß Griffiths," antwortete der Diener.

„Griffiths?" wiederholte der Advokat; „und hat sie gesagt, woher?"

„Aus Llanagan in Wales, Eure Gnaden."

„Also Mildred, und gerade jetzt, sonderbar!" murmelte Master Kite und beschied den Diener, daß er in wenigen Minuten bei den Fremden sein werde. „Sonderbar!" fuhr er dann für sich fort, „gerade jetzt, zu mir in mein Haus — in mein Haus? Ja, noch ist es das, soll's auch bleiben. Aber weshalb kommt sie? Was mag sie wollen? Wär's möglich, daß —?

An * * *

Bei den Festen seiner Treuen
Ist des Sängers Herz nicht ferne;
Wenn sich Lieb' und Unschuld freuen,
Naht er mit der Harfe gerne,
Setzt sich leise vor das Thor,
Lockt der Saiten Geist hervor,
Läßt durch die bekränzten Hallen
Seiner Lieder Schönstes schallen.

Und im lichtervollen Saale
Hören es die frohen Gäste.
Horch, wer kam im Abendstrahle,
Lieder bringend unserm Feste?
Alles schweigt und spitzt das Ohr.
Alles stürzt heraus vor's Thor,
Und mit herzlichem Willkommen
Wird der Harfner aufgenommen.

Nein; es kann nicht sein. — — Weshalb sie aber auch komme, und ob sie das Geheimniß wisse — noch bin ich Herr — Niemand kann mir's nehmen — Besitz und Gesetz sind für mich."

Als Master Kite in das Zimmer trat, wohin der Diener die Fremden gewiesen, stand die Dame am Fenster, neben ihr der Herr, Beide in Reisekleidern, die Landschaft betrachtend, die hügelauf und hügelab einem Garten glich, am Seegestade sich verlief, wo weiße Segel in der Ferne vorüberzogen. Beide mußten tief im Anschauen versunken oder der Hausherr sehr leise eingetreten sein. Sie wendeten sich nicht und er zögerte laut zu werden, denn das Herz pochte ihm schneller und seine Stimme sollte das nicht verrathen. Da hörte er die Dame zu ihrem Begleiter sagen: „Wie Du, Charles, stehe ich hier das erste Mal, und doch ist mir nichts fremd. Was er mir von alledem erzählt, hat in meiner Seele geschlummert und erwacht jetzt und zeigt sich mir in lebensfrischen Erinnerungen. Der nächste Hügel dort, das muß derselbe sein — aber die Hütte auf der Spitze fehlt; da ging er oft des Morgens mit seiner Base hin und sie hatten dort ihr Frühstück, und er warf dann das Gewehr über, und die Base freute sich, wenn er ihr einen Hasen, ein Rebhuhn brachte, und lobte ihn, weil er um so Vieles geschickter als der Jäger, der selten einen Hasen oder ein Rebhuhn in die Küche liefere. Aber der gute Vater hatte auch weder Huhn, noch Wild gesehen, das Gewehr nur abgeschossen, damit die Base den Knall hören und glauben möchte, daß er das Wild oder den Vogel erlegt. Mit seinem Taschengelde hatte er das vorher vom Jäger ge-

kauft, es hinter einen Zaun oder ins Gebüsch versteckt, der Base eine Freude zu machen. Und doch war er damals noch sehr jung, und sehr leichtsinnig, wie er sagte. Oft kamen ihm die Thränen in die Augen, wenn er meiner Mutter und mir von den Tagen erzählte, die er hier verlebt. Sie sind Beide todt, und nicht wahr, Charles, weil wir so glücklich sind, wie sie waren, wollen wir auch streben, so gut zu sein wie sie?"

Die Augen zu dem Manne aufschlagend, der mit den seinigen die ihren suchte, während seine Hand die ihre faßte, erblickte die junge Dame den Hausherrn. Ein höheres Roth färbte die zarten Wangen, ein Anflug von Verlegenheit leuchtete aus den klaren Augen. Nur einen Moment. Dann spielte ein leichtes Lächeln um den kleinen Mund. Sie entzog ihrem Begleiter die Hand, er auch wendete sich, und sie traten Master Kite entgegen, der sich mit tiefer Begrüßung näherte. „Ich schätze mich glücklich," begann er —.

„Ohne Zweifel der Eigner dieser schönen Besitzung?" fiel die Dame ein.

„Ein kleines, unbedeutendes Gut," bemerkte der Advokat und bat, Platz zu nehmen.

„An die Bitte um Ihre Verzeihung, mein Herr," fuhr die Dame fort, „knüpft sich für uns die Pflicht, Ihnen zu sagen, wer die Unbescheidenen sind, die von Ihnen so freundlich empfangen werden."

„Mistreß Griffiths wurde mir genannt."

„Und dies Master Griffiths, mein Gatte. Aber mich allein trifft die Anklage der Unbescheidenheit. Er gewährte

meinen Wunsch, ich übernahm die Vertretung, und meinen Wunsch werden Sie vielleicht schon deshalb begreiflich finden, weil ich vor wenigen Wochen noch Miß Rockett war."

„Von Unbescheidenheit, Madam, kann keine Rede sein. Schönheit hat angeborene Rechte, und welche Veranlassung auch Sie und Master Griffiths unter mein Dach führt, mir kann es nur eine schmeichelhafte heißen."

„Meines Vaters Name ist Ihnen nicht erinnerlich?"

„Doch, o ja, gewiß, wie sollte er nicht, dafern es derselbe Master Rockett, der vor Jahren, ein junger Mann, sich bisweilen in dieser Gegend aufhielt."

„Und in diesem Hause, bei seiner Anverwandten, seines Vaters Schwester, Mistreß Eberley."

„Ganz recht, bei Mistreß Eberley. Jetzt entsinne ich mich. Ich glaube, ich habe ihn nicht wieder gesehen, seit — seit, es muß lange sein, und mein alter Kopf will sich nicht mehr mit Zahlen befassen."

„Seit Mistreß Eberley's Tode ist mein Vater nicht hier gewesen. Es war ihm stets eine wehmüthige Erinnerung."

„Und wohnte damals, wenn ich nicht irre, in Wales. Er lebt noch?"

„Nein; vor zwölf Monaten ist er meiner Mutter ins Grab gefolgt. Aber er sprach oft von dieser Gegend, von diesem Hause. Und ich, sein einziges Kind, hörte ihn so oft davon sprechen, die Gegend, das Haus beschreiben, Mistreß Eberley erwähnen" —

„Sie war eine brave Frau, soll auch Master Rockett sehr geneigt gewesen sein, und es ist eigentlich nie recht

klar geworden, wodurch er ihre Gunst so weit verloren, daß" —

„Darüber habe ich meinen Vater nie sich äußern hören. Nur von meiner Mutter weiß ich, daß Mistreß Eberley ihm die Erbschaft entzogen. Jedenfalls haben meine Eltern ihr darum nicht gegrollt."

„Und auch dem nicht, der an Master Rockett's Stelle trat?"

„Wohl Keiner hätte die Erbschaft ausgeschlagen."

Ein schwerer Stein wälzte sich von der Brust des Advokaten. Mit freiem Athem fragte er: „Und welcher Veranlassung danke ich das Glück Ihrer Bekanntschaft?"

„Was mich in Ihr Haus führt, mein Herr — ich könnte sagen, es sei das Verlangen, in der Wirklichkeit zu schauen, was ich aus den Mittheilungen meines Vaters als Bilder kenne, die mir lieb geworden. Und ich sagte Ihnen damit die reinste Wahrheit. Doch würde das unser Kommen noch nicht entschuldigen. Es soll sich Ihnen aber rechtfertigen. — Am letzten Lebensabende meines Vaters saß ich an seinem Bette. Wir waren allein. Da winkte er mir ganz nahe zu sich und sagte mit gebrochener Stimme: „Mildred, Du sollst mir einen Wunsch erfüllen, wenn ich nicht mehr bin. Nach Deiner Verheirathung wirst Du mit Griffiths nach London gehen zu seinen Aeltern. Nicht weit liegt das Gut, welches ein Master Kite von meiner Base geerbt. Wenn er noch lebt, gehe zu ihm und sag' ihm, er möge dem Gestorbenen verzeihen, der ohne Beweis übel von ihm gedacht. Ich kenne keine andere Schuld, die ich ungetilgt gelassen oder mich nicht

bemüht zu tilgen. Auch diese letzte wünsch' ich abzutragen. Deshalb meine Bitte an Dich. Du wirst sie mir erfüllen." — Es war mir Pflicht, mein Herr; das Uebrige ruht in Ihrer Entscheidung."

Master Kite wollte antworten. Er vermochte es nicht; eine Rührung, wie er nie empfunden, erstickte ihm die Stimme. Plötzlich stand er auf, faßte Mistreß Griffiths' Hand, drückte sie fest an seine Lippen, und Thränen rollten ihm über die Wangen. Da ließ er die Hand frei und trat an's Fenster, ging zweimal das Zimmer auf und ab, nahm wieder seinen Platz und sagte: „Sie sind Zeugen meiner Erschütterung gewesen. Wer so stirbt, so sterben kann, bedarf keines Menschen Verzeihung. Wie das Leben ihm leicht ist, muß der Tod es sein und die Erde auf seinem Sarge. Ich danke Ihnen, Madam, daß Sie gethan, was Sie Ihre Pflicht nannten und wodurch Sie mich zu Ihrem Schuldner gemacht. Vergrößern Sie Beide meine Schuld, indem Sie, so lange es Ihnen möglich, unter meinem Dache verweilen."

Die Einladung kam so sichtbar aus dem Herzen des alten Mannes, daß Master und Mistreß Griffiths sich entschlossen, bis zum folgenden Morgen seine Gäste zu sein. Dann wurde ein zweiter, dann ein dritter Tag zugesetzt, und als nach diesem geschieden werden mußte, geschah es mit dem erbetenen und gern gegebenen Versprechen, vor der Rückkehr nach Wales noch einmal das Landgut in Kent zu besuchen. Kurz wie die Zeit gewesen, erkannte sich doch Master Kite für einen zum Bessern verwandelten Menschen. Er führte zwar aus, was er im Rachegefühl gegen Cheetham beschlossen, ohne sich zu

verhehlen, daß sein Haß einigen Theil daran habe; allein statt des einzigen Motivs war der Haß jetzt das schwächere. Die Wonne des Gedankens, dem Peiniger zu vergelten, wog leicht gegen die, begangenes Unrecht auszugleichen. Die Verbindlichkeit, es zu thun, hatte ihn oft in schlaflosen Nächten geängstigt, die Scham, sich mit dem Nachruf eines Betrügers zu brandmarken, ihn von der Erfüllung abgehalten. Die Rache hatte ihn gegen die Schmach betäubt; jetzt galt sie ihm verdiente Strafe. Und weil das zur That gewordene Reue war, war es die That des bessern Menschen, die dafür seinem Gewissen Ruhe gab. Mit dieser Ruhe kehrte der Glaube, den er gewaltsam von sich gestoßen, in seine Seele zurück. Der Tod, der ihn erschreckt, erschien ihm ein milder Gottesengel; und je ernster und inniger seine Reue, desto größer seine Ergebung, sein Vertrauen.

Die Sinnesänderung des Herrn blieb weder den Dienern, noch Cheetham verborgen, und dieser wie jene deuteten sie in gewöhnlicher Volksmeinung als Botin nahen Todes. Auch das brachte Master Kite Gewinn. Eigennutz verdoppelte die Aufmerksamkeit der Diener und zähmte die Forderungen Cheethams. Was das gefälschte, bei der schon damals für letzte Willens-Angelegenheiten unter dem Namen Doctors'-commons in London bestehenden Behörde zur Aufbewahrung eingereichte Testament diesem zusprach, dünkte ihm allerdings über jede Möglichkeit des Verlustes gesichert. Aber nicht allein, daß Master Kite noch außerdem Vermögen besaß, nach welchem Cheetham's Habgier lüsterte, selbst eine Berechnung mit dem Erben konnte lästig werden, und es schien deshalb jeden-

falls rathsam, der vernachlässigten Klugheit zu gehorchen und ein freundliches Vernehmen herzustellen. Der Advokat durchschaute, was Cheetham bezweckte, wenn auch vielleicht die nächste Veranlassung ihm entging oder er in ihr einen von verständigen Leuten erhaltenen Wink vermuthete. Das Warum kümmerte ihn jedoch nicht, ihm genügte der Erfolg. Dagegen war es ihm nicht beschieden, das gewonnene Glück innern und äußern Friedens lange zu genießen. Ein Brief aus London mit der Meldung, daß Unerwartetes die neuen Freunde zu ungesäumter Abreise nach Wales genöthigt, traf Master Kite auf dem Krankenbette. Die Täuschung war ihm unangenehm. Sie störte einen Plan der Ueberraschung, den er sich mit hellen Farben ausgemalt; doch in der Hauptsache sollte sie nichts ändern. Das erwachte Bedürfniß seines Herzens hatte ihn den Umgang des Abtes im benachbarten Kloster St. Mary's Cray*) suchen lassen, eines würdigen Mannes, der im Sinne des Meisters, welchem er diente, den Reuigen ohne Vorwurf empfing, auf mehr als halbem Wege ihm entgegen kam und mit den trostreichen Worten der Verheißung ihn kräftigte. Als dieser an dem Tage, wo jener das Schreiben erhalten, zufällig erst nach der gewohnten Stunde bei ihm erschien, fand er ihn fieberisch aufgeregt. „Nun da Ihr hier seid, wird das vorübergehen," lächelte der Kranke; „es ist nur das Verlangen, Euch zu sprechen, und Euer Außenbleiben, was mich beunruhigte."

---

*) Das Dorf dieses Namens liegt funfzehn englische, fast drei deutsche Meilen von London und besitzt Ruinen jenes Klosters.

„Haſt Du etwas beſonders Wichtiges mir mitzutheilen, mein Sohn?“ fragte der Abt.

„So iſt es, ehrwürdiger Herr; etwas, woran alle Faſern meines Herzens hängen.“

Da ſtand der Abt auf, ſchloß die Thür, und ſich zu den Häupten des Kranken ſetzend, bat er zu reden.

Nicht ohne Kampf begann, nicht ohne Stocken vollendete Maſter Kite die Beichte, wie er Miſtreß Eberley's Erbe worden. Erſchöpft ſank er zurück in die Kiſſen und erhob zum erſten Male die Augen zu ſeinem Beichtiger. Der hatte aufmerkſam und ſchweigend zugehört und ſchwieg noch. „Ich bin ein ſchwerer Sünder!“ ſeufzte der Kranke.

„Ein ſchwerer Sünder, mein Sohn,“ antwortete der Abt; „doch keiner, der verwieſen werden wird aus Gottes Angeſicht. Dafür bürgt Dein Geſtändniß, mir ein Zeichen, daß Du die That bereueſt und zu Erſatz entſchloſſen biſt. Was gedenkſt Du zu thun, oder biſt Du mit Dir noch nicht einig?“

„Ich bin's, ehrwürdiger Vater. Ich beſitze das Teſtament, in welchem Miſtreß Eberley ihren Neffen ſich zum Erben ernannt. Es iſt recht und giltig, zwar der Neffe todt, aber eine Tochter, ſein einziges Kind, am Leben. Sie, ſeine Erbin, iſt durch ihn ſeiner Baſe Erbin, und kraft des Teſtamentes kann ſie Zurückerſtattung der Erbſchaft fordern und muß das Geſetz ſie ihr gewähren. Alſo bin ich entſchloſſen, ſobald der Tod mich abgerufen, das Teſtament in ihre Hände zu bringen und bis dahin es Euch zu übergeben.“

„Und warum nicht früher, mein Sohn? Warum nicht, ehe der Tod Dich abgerufen?“

„Das hieße, ehrwürdiger Vater, mich dem Gerichte überliefern und den Tod am Galgen sterben. Könnt Ihr das, kann das die Religion begehren?"

„Sie kann es, mein Sohn, denn das Erkennen begangenen Unrechts wird nur klar durch das Bekenntniß, und das sollst Du nicht verzögern, so lange es Tag ist."

„Ich habe Euch gebeichtet, ehrwürdiger Vater."

„Das hast Du, mein Sohn. Wer aber jenseits Verzeihung hofft, soll diesseits sich ihrer würdig machen und irdische Strafe und irdische Schmach nicht scheuen."

„Meine Tage, vielleicht meine Stunden sind gezählt. Ich habe Rechnung mit mir gehalten. Die kurze Frist, die mir zum Leben noch vergönnt sein mag, sollte dem Gebete, der Andacht und der Buße gehören. Soll ich meine Gedanken wieder auf Irdisches richten, wieder unter Menschen treten, vor Menschen mich meines Verbrechens anklagen? Ich will Ersatz leisten, nicht für die Vergangenheit allein, auch für die Tage, die ich noch zu leben habe. Ich leiste ihn mit dem, was mein ist, weil ich es erworben, und auch das will ich in Eure Hände legen. Nur fordert mehr nicht, fordert nicht, daß ich den Henker rufe, mich auf's Schaffot zu führen. Ich kann es nicht. Schont, wenn Ihr barmherzig seid, wie unser Vater im Himmel barmherzig ist, das schwache Rohr, das noch im Winde schwankt. Zerbrecht es nicht mit Eurer Menschenhand; wer weiß, ob nicht schon der nächste Morgen es gebrochen hat."

Zum Tode bleich knickte der Kranke zusammen. Tief erschüttert legte der Abt ihm die Hand auf die glühende Stirn

und beruhigte ihn durch freundliche Zusprache. „Was Du verlangst, mein Sohn," sagte er, „soll geschehen. Was Du mir vertraut hast unter dem Siegel der Beichte, bleibt in meiner Brust verwahrt. Ich bin Dein Vater, nicht Dein Richter, und will mit Dir beten zu Gott, daß er uns erleuchte, Dir Kraft und Stärke gebe in Deiner letzten Stunde, Dich erlöse von Allem, was Dein Herz drückt, und Dich fähig mache, vor der Sonne seines Antlitzes zu erscheinen."

Die Gewähr seines Wunsches und inbrünstige Erhebung zu Gott richteten den Kranken auf. Er bat den Geistlichen, aus einem Fache seines Schreibtisches ihm ein Packet zu reichen, gab es dann zurück und sagte: „Nehmt das an Euch, ehrwürdiger Vater, und wenn ich nicht mehr unter den Lebenden bin, meine Seele vor ihrem Richter steht und Ihr den Körper zu seiner letzten Stätte begleitet habt, sorgt dafür, daß es der zukomme, für die es bestimmt ist, Mistreß Griffiths auf Llanagan in Wales. Es enthält Alles, was sie bedarf, zu ihrem Rechte zu gelangen, das unterschlagene Testament und ein eigenhändiges Geständniß meiner Schuld. Es enthält auch, was sie entschädigen wird für den Verlust, den ihr Vater und sie durch mich erlitten, und ein Schreiben, worin ich sie gebeten, mir zu verzeihen und Messen lesen zu lassen für die Errettung meines unsterblichen Theils."

„Ich nehme, was Du mir gegeben," antwortete der Abt, „und nehm' es gern und willig. Unser himmlischer Vater fügt vielleicht, daß Du von Deiner Krankheit erstehest, um in einem Leben voll Buße nach seiner Gnade zu ringen. Sollte aber seine Weisheit Anders über Dich verhängen, Du

Könnt' ich durch die Länder wallen,
Wie die Sänger alter Zeiten,
Zög ich so zu euern Hallen,
Schlüg mit stiller Lust die Saiten;
Mit der Sehnsucht Glut erfüllt,
In die Kutte tief verhüllt,
Säß ich heut' im Sternenscheine
Auf des Pförtleins moos'gem Steine.

Riefst ihr dann den fremden Sänger
Mild zu Imbiß und Pokale,
Folg't ich bang und immer bänger,
Freudebänger, euch zum Saale,
Würf dann Hut und Pilgerstab
Freudig an der Pforte ab,
Und nun ständ bei Kerzenhelle
Bruder Fritz an eurer Schwelle.

Aber mag in unsern Tagen
Andre Sitte Phöbus Söhnen
Frohe Wanderschaft versagen,
Nah' ich doch mit meinen Tönen,
Bin bei euch mit Geist und Sinn —
Nimm dieß Blatt zum Zeugen hin,
Daß ich fern mit Brudertreue
Deines Festes mich erfreue!

die Bahn des irdischen Wandels bald, und früher als ich verlassen, so will ich, wie bis dahin ein treuer Hüter, dann ein treuer Ueberbringer des mir Anvertrauten sein, so wahr Gott mir helfe in meiner Sterbestunde!"

Später zwar als Master Kite erwartet, doch schon nach wenigen Wochen drückte der Abt ihm die Augen zu.

* * *

Noch während der Vorbereitungen zum Begräbnisse traf Cheetham Anstalt, den Besitz des Gutes sich auch im gesetzlichen Wege zu sichern. Als Herrn und Eigenthümer hatte er vom Augenblicke des Todesfalles an sich benommen, und da er seine von Mistreß Eberley testirte Nachfolge wenigstens bei den Untergebenen von jeher frisch im Gedächtnisse erhalten, nirgends Ungehorsam oder Widerspruch gefunden. Was daher auf den Rath eines Advokaten den gesetzlichen Besitz ihm dringend nothwendig, jenem höchst empfehlenswerth erscheinen ließ, war der überraschende Umstand, daß Master Kite kein Testament hinterlassen, seine musterhaft geordneten Papiere keine Spur davon enthielten. Denn da Cheetham klug genug war, seinem Rechtsfreunde zu verschweigen, was ihn deshalb am meisten beunruhigte, lautete auch die Ansicht desselben blos dahin, daß, in Betracht der Besitz die Stelle von neun Rechtsgründen vertrete*), es für ihn achtzehn werth sei, wenn er neben de facto auch de jure sich im Besitz befände, und er

*) Possession is nine points of the law, ist ein altes, der gesunden Rechtsphilosophie der Römer entlehntes Axiom der englischen Jurisprudenz.

deshalb klug thäte, sich diesen ohne Säumen zu verschaffen. Wie es aber noch heute in England eine Menge Dinge des bürgerlichen und politischen Lebens giebt, die sich rascher bewegen als die Civil-Rechtspflege, — so bereits damals. Das ängstigte jedoch Master Cheetham weiter nicht. Er begriff von selbst oder auf Erklären seines „gelehrten Freundes," daß in Folge allgemeiner Gleichheit vorm Gesetze und verfassungsmäßiger Gleichheit des Gesetzes für Alle seine Gegner nur in gleichem Schritte mit ihm vorrücken könnten, sein Vorsprung also ihn früher zum Ziele führen müsse als jene und es dann leicht sein werde, aus der mit Proviant versehenen Schanze des Besitzes ihn und seine Sache siegreich zu vertheidigen.

Es lag ferner in Cheethams Charakter, jedem ersten Impulse zu folgen und wenn die Gegenwart ihm behagte, nicht an die Zukunft zu denken. Dazu bot sich jetzt vielfach Gelegenheit. Aus untergeordneter Stellung stand er plötzlich an der Spitze seiner nächsten Umgebung. Das gefiel ihm. Kein Gedanke an die Möglichkeit eines Rückschwunges seines Glücksrades beschlich ihn. Er war, wonach er längst sich gesehnt, besaß, wonach er längst gelechzt, und schwelgte in dem, wonach er längst gedürstet. Auch die Nachlaß-Angelegenheit schien sich friedlich zu ordnen. Master Kite's nächster Intestaterbe war sein Bruder, ein wohlhäbiger Pachter, der ziemlich entfernt von St. Mary's Cray wohnte, in damaliger Zeit drei unbequeme Tagereisen. Früh getrennt, durch Beruf und Verhältnisse geschieden und in Gesinnung nur ausnahmweise übereinstimmend, fehlte es beiden Brüdern an wechselseitiger

Berührung. Sie haßten sich nicht, aber sie liebten sich auch nicht; sie freuten sich, wenn sie einander sahen, aber es kümmerte sie nicht, wenn es nicht geschah, und so überließen sie ihr Zusammentreffen dem Zufalle, der in jener minder reiselustigen Zeit solches selten bewirkte, und dem Weihnachtsfeste. Das hatten sie Jahrelang gemeinsam gefeiert, ein Jahr der Pachter beim Advokaten, das folgende der Advokat beim Pachter. Doch selbst diese altenglische Familiensitte war erst absichtslos unterbrochen, dann vernachlässigt, endlich bei Seite gesetzt worden. Als daher der Pachter die Nachricht vom Ableben seines Bruders erhielt und daß er kommen möge, bei Entsiegelung des Nachlasses zugegen zu sein, und dafern der Verstorbene keine, ihn enterbende Verfügung getroffen, den Nachlaß in Empfang zu nehmen, wobei freilich die Bemerkung, daß dasjenige ausgeschlossen, was von Mistreß Everley auf Master Kite verfallen, meinte der Pachter, es werde kaum die Mühe und Reisekosten lohnen, machte sich ungern auf den Weg und war vollständig zufrieden, als das Vorhandene seine Erwartung übertraf. Nicht aber war er es damit, daß die Empfangsnahme bis nach Ablauf einer bestimmten Frist an Leistung einer Garantie gebunden wurde, zu deren Herbeischaffung er heimreisen und wiederkommen oder durch einen Bevollmächtigten erscheinen sollte. Der gute Pachter nannte das einen beleidigenden Zweifel an menschlicher Ehrlichkeit und war darüber so entrüstet, daß er die Leistung der Garantie verweigerte und nicht vor dem Tage wiederkehren wollte, wo man anfange, ihn für einen ehrlichen Mann zu halten.

In Ruhe und Behaglichkeit hatte Master Cheetham eines Morgens die Freuden und Leiden des letzten Abendschmauses kaum zur Hälfte ausgeschlafen, als ein Bote von London ihn vor den Gerichtshof des Großkanzlers von England, Grafen Arundel, beschied, ihm eine Schrift behändigend, die das Nähere besage. Er öffnete sie, las und erblaßte. Eine Menge Ausdrücke waren ihm unverständlich, das hingegen nur zu deutlich, daß Mistreß Griffiths, geborene Miß Mildred Rockett, auf und zu Llanagan-Hall in Wales, Klage erhoben wider Adam Cheetham, ehemaligen Haushofmeister ihrer Großbase, Mistreß Eberley, auf und zu Eberley-Park in der Grafschaft Kent, wegen deren in Folge gefälschten Testaments an Master Kite und nach dessen Tode an Adam Cheetham verfällten, von Letzterm wie zuvor von Ersterem widerrechtlich sich angemaßten, klagender Mistreß Griffiths als Erbin ihres Vaters, Master Rockett, Neffen vorgenannter Mistreß Eberley und von selbiger sich zum Erben eingesetzt, einzig und allein zugehörigen Vermögens.

Mit dem Pergamente sanken Cheetham's Hände. Bis noch vor Kurzem hatte er Master Kite zu oft durch Aufzählung dessen geschreckt, was die Entdeckung ihres Betrugs nach sich ziehen müsse, um es nicht mit verdreifachten Schlägen in allen Pulsen zu fühlen. Lange saß er, schlaff, zusammengebrochen, die Augen zugedrückt, die Lippen zuckend, sonst ohne Bewegung. Plötzlich schien er zu erwachen, von seinem Starrkrampf zu genesen. Die Augen gingen auf, gläsern und stier, die Lippen standen still, bleich und blutlos, der Körper hob sich, langsam, aber fest, die Finger gruben ihre Nägel

in das Pergament — Cheetham lebte wieder und warf die Schrift auf den Tisch. „Noch weiß ich nicht Alles," sagte er dann, nahm sie und las zu Ende. „Hündisch, bübisch!" rief er. Seine Zähne knirschten, die Hände ballten sich, wüthend stieß er gegen den Tisch, daß er polternd überstürzte. Der Lärm brachte einen Diener in's Zimmer. „Was willst Du?" herrschte Cheetham ihm zu. Und als jener schwieg, fuhr er fort: „Noch bin ich Herr, erwürge jeden, der's nicht glaubt. Bleib! Bleib, sage ich. Und gut, daß Du kamst; ich wollte Dich rufen, habe Dich gerufen. Du — richtig, das war's. Rasch Einer — Du — wer's sei — zu Master Dingby. Ich lasse ihn bitten, zu mir zu kommen — ich muß ihn sprechen, gleich. Fort!"

Der Diener säumte nicht. Vermuthlich fand er aber außerhalb des Zimmers Zeit und Athem zu vertraulicher Mittheilung, denn ehe Master Dingby, derselbe Rechtsgelehrte, welchen Cheetham früher befragt und dessen Ausspruch um so mehr Gewicht bei ihm gefunden, je besser er zu seinem Wunsche gestimmt, die kurze Strecke von zwei englischen Meilen in Galopp zurückgelegt, lief bereits im Hause die Kunde um, eine auf Pergament geschriebene Botschaft aus London habe Master Cheetham den Geist verwirrt und ein leiblicher Arzt sei nöthiger als ein juristischer. „Was giebt's so eilig, mein geehrter Freund?" brach Master Dingby in's Zimmer; „der Rappe schäumt, ich keuche."

„Das giebt's," antwortete Cheetham in erzwungener Selbstverläugnung, nachdem er mit stürmisch klopfendem Her-

zen den Anwalt die Landstraße herauf über den Hof sprengen sehen, und reichte ihm die Ladung.

„Mit Verlaub," sagte der Rechtsmann, das Dokument sammt Hut und Peitsche auf den Tisch legend, setzte sich in den dabei stehenden, hochlehnigen Armstuhl, ordnete seinen verschobenen Anzug, langte ein geräumiges, schwarzledernes Futteral aus der breiten und tiefen Westentasche, entnahm dem mit dunkelrothem Sammte ausgeschlagenen ein großes, starkes Brillengestell von fein polirtem Stahl, wischte die Gläser sorglich ab, bemerkte nicht oder wollte nicht bemerken, daß von der Ungeduld erzeugte Perlen Master Cheetham von der Stirne tropften, rückte die Brille, bis sie in gewünschtem Verhältnisse zu den Augen saß, ergriff die Schrift, las langsam und bedächtig vom ersten zum letzten Buchstaben, legte dann das Pergament auf den Tisch, die Brille dazu, faltete die Hände und sagte: „Was weiter, mein verehrter Freund?"

„Was weiter?" polterte Cheetham; „das noch nicht genug?"

„Also nichts weiter. Nun, das ist nichts."

„Wie meint Ihr das, Master Dingby?"

„Ich meine, daß die Ladung nichts ist. Nichts ist, was keinen Sinn hat."

„Das mag sein," versetzte Cheetham; „aber die Ladung hat einen Sinn."

„Einen gewissen Sinn allerdings, nur einen falschen, und ein falscher Sinn ist so viel wie keiner."

„Falsch? Die Ladung falsch?"

„Nein," belehrte Dingby; „die Ladung nicht, aber der

Grund dazu. Der Grund oder die Veranlassung ist ein Testament der Mistreß Eberley, denn die Klage gründet sich auf das Testament, die Ladung auf die Klage, folglich auf das Testament, und das Testament ist falsch."

„Und das hat keinen Sinn?"

„Nein; denn ist das Testament falsch, muß die Klage falsch, und ist die falsch, muß der Grund der Ladung falsch sein. Mit andern Worten, die Ladung droht Euch keine Gefahr, weil ein Testament wie das sie begründende von Mistreß Eberley nie errichtet worden, sondern ein Fabrikat — es schmerzt mich, sagen zu müssen — meines ehemaligen Collegen, Master Kite's, offenbar zu dem Zwecke, Euch zu schaden. Ihr sollt das Testament als Zeuge unterschrieben haben. Aber Ihr erinnert Euch dessen nicht, könnt und wollt beschwören, daß Ihr ein solches Testament nie als Zeuge unterschrieben habt — nicht wahr?"

„Ich? Sehr richtig, ich nie."

„So seht Ihr, daß das Testament falsch, eine Erdichtung Master Kite's ist. Mithin kann die Ladung Euch keinen andern Nachtheil bringen als die Unbequemlichkeit einer Reise nach London. Ihr schwört Eure Unterschrift ab; das beendigt den Streit; Ihr gewinnt den Prozeß und behaltet das Gut. Wenn ich recht gehört, habt Ihr mit Master Kite viel in Unfrieden gelebt; ein unverträglicher Geselle, obgleich man von Todten nur Gutes reden soll."

„Ich habe unermeßlich gelitten," betheuerte Cheetham, und hoch erfreut, den bösen Handel so einfach durch einen Meineid los werden zu können, rief er nach Wein und erging

sich lustig in seinem Lieblingsthema, der Verunglimpfung Master Kite's. Die erste und eine zweite Trinkkanne waren geleert, das Gespräch vertraulich worden. Da gedachte der Advokat eines dringlichen Geschäfts, befahl, sein Pferd zu zäumen, ließ inzwischen, wie von ungefähr, einen Blick über das Pergament gleiten und sagte: „Wollte ich Euch doch schon vorhin fragen, Master Cheetham, wer der Thomas Parr ist, den ich hier erwähnt finde?"

„Sagt, gewesen ist," lachte Cheetham; „vermuthlich sind sogar die Würmer todt, die ihn verspeist haben."

„Also gestorben, längst todt. Ihr kanntet ihn?"

„Habe ihn zwei oder drei Mal gesehen, zuletzt kurz vor Mistreß Eberley's Ableben; sie war seine Pathe."

„Was Ihr nicht sagt! Das interessirt mich. Nun, wenn er die alte Dame aus der Taufe gehoben, muß er, als Ihr ihn das letzte Mal sahet, ein beträchtlich alter Kauz gewesen sein."

„Das sollte ich denken! Zählte seine hundert zwanzig Jahre und darüber."

„Das wäre! Und war frisch und kräftig?"

„Frisch und kräftig, aß wie ein Wolf, trank wie eine Ente und ritt wie der Jüngste, um heim nach Winnington in Shropshire zu seiner Frau und seinem Bübchen zu kommen."

„War noch verheirathet und hatte Kinder?"

„Jedenfalls eins und das ein kleines."

„Ihr habt mich zum Besten, Master Cheetham. Mit Eurer Erlaubniß, ich muß das bezweifeln."

„Bezweifelt es, so viel und so lange Ihr Lust habt, mir

gleich. Nur bezweifelt nicht, daß ich es von ihm ſelbſt gehört, und der Mann ſah nicht aus als lüge er."

„Hat ſich einen Spaß mit Euch gemacht, Maſter Cheetham."

„Mit mir? Mir erzählte er es nicht, ſondern ſeiner Pathe, Miſtreß Eberley. Da hörte ich's."

„Und das war kurz vor ihrem Tode?"

„Kurz vorher."

„Ihr müßt ein merkwürdig ſtarkes Gedächtniß haben, Maſter Cheetham, Euch an alles das ſo genau zu erinnern."

„Mein Gedächtniß iſt ſo übel nicht. Und dann kam ein Umſtand dazu" —.

„Der mit dem Teſtamente?"

„Ganz recht. Der alte Herr traf eben ein, als Miſtreß Eberley noch einen Zeugen" — Cheetham ſtockte. Der Advokat ſah ihm feſt in die Augen und ſchwieg ebenfalls. Das Schweigen und der ſcharfe, unverwandte Blick verwirrte jenen. „Vollendet, was Ihr ſagen wolltet," lächelte der Advokat.

„Wovon — ſprachen wir denn eigentlich?" ſtammelte Cheetham.

„Warum Euch gegen mich verſtellen?" eiferte jetzt Dingby. „Soll ich nicht Euer Freund ſein? Schicktet Ihr nicht nach mir, um meinen Rath zu hören? Wo iſt Euer Vertrauen? Oder ſteh' ich in dem Rufe, meine Klienten zu verrathen? Merkt Euch, Maſter Cheetham, was dem Geiſtlichen das Siegel der Beichte, das iſt dem Advokaten das Geheimniß des Klienten, unverletzlich. Und wie der Kranke ſeinem Arzte, ſo

darf der Klient seinem Advokaten nichts verschweigen. Es ist wahr, ich habe Euch in Versuchung geführt. Ihr aber habt die Versuchung schlecht bestanden. Als ich Euch glauben machte, ich halte das Testament der Mistreß Eberley für von Master Kite erdichtet und es bedürfe Eurer Seits zum Gewinnen des Prozesses nur des Verläugnens und Abschwörens Eurer Unterschrift, da war Euer Vertrauen zu Ende. Statt die Wahrheit mir offen zu gestehen, wolltet Ihr heimlich den Euch gezeigten Ausweg einschlagen. Und wißt Ihr, wo der Euch hingeführt hätte? Erst ins Gefängniß, dann an den Galgen — den Verlust Eures Besitzthums zu geschweigen. Wie von mir, vielleicht geschickter, wäret Ihr vor Gericht vom Advokaten Eurer Gegnerin ausgeforscht, ausgehorcht worden, und hättet Euch ausforschen, aushorchen lassen wie von mir. Ehe Ihr Euch's versehen, hättet Ihr Zeugniß wider Euch selbst gegeben, Euch der Lüge, Euch des Meineids, Euch der Fälschung überwiesen, und ich brauch's Euch nicht zu sagen, der Fälscher wie der Meineidige wird gehenkt, bis er todt ist."

„Haltet ein!" stöhnte Cheetham.

„Ich bin fertig," sagte Dingby, „und hab' ich Euch halb getödtet, will ich Euch ganz wieder zum Leben bringen. Ist Thomas Parr gestorben oder lebt er noch, zeugt aber nicht wider Euch, und Ihr erlaubt mir, Eure Sache zu führen, so läßt Master Kite's Bekenntniß sich beseitigen und ich hoffe, Ihr behaltet Euern Kopf und Euer Vermögen."

„Wenn er aber noch lebt und zeugt?" stotterte Cheetham.

„So muß er an die hundert und funfzig alt sein und Ihr

Mag die Freundschaft Blumen winden,
Daß sie heute dich umblühen;
Ahnung lasse dich empfinden,
Daß auch ferne Herzen glühen,
Die für dich um Segen fleh'n.
Fühlst du Geisterlüfte weh'n,
O so nimm sie hin zum Pfande
Treuer Lieb' am Elbestrande!

F. Kind.

habt die Würmer, die seiner Leiche beschieden sind, fälschlich todt gesagt."

„Wenn er aber wider mich zeugt und seine Unterschrift bestätigt?"

„Dann steht Eure Sache minder gut, ist jedoch nicht verloren. Das überlaßt Ihr mir, dafern Euch meine Dienste genehm sind."

Wenig fehlte, so wäre Master Cheetham dem Advokaten zu Füßen gefallen, ihn beschwörend, sein Retter zu werden, ihm ewige Dankbarkeit und reichen Lohn verheißend. Master Dingby hörte das ruhig an, wies auch die Belohnung nicht zurück, versprach aber blos, seine Pflicht zu thun.

* * *

Im Gerichtshofe des Großkanzlers von England, unter persönlichem Vorsitze des Grafen Arundel, und in Gegenwart seiner Machtgeberin hatte Master Broderip den Inhalt der Klage wiederholt, das Testament der Mistreß Eberley und Master Kite's Bekenntniß des begangenen Betrugs urschriftlich vorgelegt und für die Wahrheit und Richtigkeit alles Angebrachten sich den Beweis vorbehalten, dafern verklagter Master Cheetham durch Läugnen und Widerspruch solchen nöthig machen würde.

„Das Wort ist nun an Euch und Eurem Sachwalter, Master Cheetham," ordnete der Großkanzler.

Cheetham schwieg. An seiner Statt erhob sich Master Dingby und sprach: „Mein Lord und Herren von der Jury. Im Namen und Auftrage des Verklagten verneine ich den Inhalt der wider ihn erhobenen Klage."

„Ihr seid damit einverstanden, Master Cheetham?" fragte der Großkanzler.

Cheetham bejahte.

„So betrachtet die Zeugen-Unterschrift des Testaments, die Euer Name ist," fuhr der Großkanzler fort, während die Urkunde vorgezeigt wurde, „und sagt, ob die Namensschrift von Eurer Hand oder nicht, und wenn nicht, ob eine andere Hand sie geschrieben mit Eurem Wissen und Willen oder wider solches beides."

Darauf Cheetham: „Die Unterschrift, die mein Name ist, habe weder ich, noch hat ein Anderer mit meinem Wissen und Willen sie geschrieben."

„Und Ihr redet das bereit, die Wahrheit mittels Eides zu bekräftigen?" sagte der Großkanzler.

„So ist's, mein Lord."

Da nahm ein Diener des Gerichts das in schwarzes Leder mit silbernen Klappen und Ecken gebundene Evangelium und hielt es Cheetham vor. Dieser berührte es mit den zwei Schwörfingern der rechten Hand, küßte es und schlug das Kreuz.

„Was Ihr Euch vorbehalten habt, Master Broderip," sprach jetzt der Großkanzler, „dazu ist nun die Zeit gekommen."

Der Aufgeforderte erhob sich und sagte langsam: „Mein Lord. Ich leiste Folge, aber ungern. Mein innerstes Herz weint und schaudert. Es weint über einen gefallenen Menschen; es schaudert ob der Strafe, die seiner wartet auf Erden und in Ewigkeit. Er hat es so gewollt, es sei. — Ich frage nicht, ob es denkbar, daß ein Mann wie Master Kite, dem

es bis zum letzten Athemzuge gelungen, eine freche Büberei vor den Augen der Welt zu verschleiern, eine nicht verübte ersonnen und auf sein Gedächtniß geladen, seinen Namen geschändet, sich zum Betrüger gebrandmarkt haben sollte, nicht um Weib und Kind aus Schmach und Elend zu erretten, sondern aus Bosheit gegen einen Menschen, den er Jahrelang unter seinem Dache geduldet, aus Rache gegen den Genossen seiner Büberei, der Jahrelang geschwiegen, ihn thätlich nie beleidigt hat? Ich frage das nicht, denn ich brauche das Nein der Antwort nicht. Ein Wink von mir, und der ehrwürdige Abt des Klosters St. Mary's Cray betritt die Zeugenbühne und erzählt mit einer Kraft, die mir mangelt, mit der Beredtsamkeit und Weihe der Erinnerung an eine heilige Stunde, wie Master Kite beim Bekenntnisse seiner Schuld gezittert und gebebt, geklagt und geweint, und der erdrückenden Last ledig, Dankgebete zum Himmel gesendet, einen Himmel in der Brust. In solcher Stunde heuchelt kein ehrlicher Mann den Betrüger. Aber ich rufe den ehrwürdigen Vater nicht, denn ich bedarf sein Zeugniß nicht. Noch lebt der zweite Testamentszeuge, Thomas Parr aus Winnington im Kirchspiele Alberbury der Grafschaft Shropshire. Er lebt und ist hier. Ihn rufe ich, daß er Zeugniß gebe in gegenwärtiger Sache."

Tiefe Stille, als aus der Thür eines Nebenzimmers Thomas Parr in die Versammlung trat. Weiße Locken hingen ihm in den Nacken, von der Stirn bis zum Scheitel war das Haupt kahl, aber seine Haltung nur wenig gebückt, sein Gang fest, seine Augen hell und freundlich. Ob mit dem Vorrechte des Greises oder langer Bekanntschaft — unbefangen

verbeugte er sich gegen den Großkanzler. Und ob aus Achtung für den Mann oder für den Greis — ehrerbietig erwiderte der Großkanzler die Begrüßung.

Sobald Thomas Parr den ihm angewiesenen Platz eingenommen und das Evangelium geküßt, stand Master Dingby auf und sprach: „Mein Lord. Ich bitte um Gestattung des, Verklagtem gebührenden Rechtes, dem vorgerufenen Zeugen, ehe er in der Hauptsache Zeugniß giebt, Fragen vorzulegen, die, ob sein Zeugniß für oder wider uns sei, von Belang und Einfluß sind zu Beurtheilung seiner Aussage."

„Ich verweigere nicht, was das Gesetz erlaubt," beschied der Großkanzler.

„So danke ich dem Gesetze durch Eure Lordschaft," sagte Dingby, und dann der Zeugenbühne sich zuwendend: „Demnach ein Paar Worte mit Euch, Thomas Parr. Das ist doch Euer Name?"

Lächelnd richtete der Greis den Blick auf den Frager und sagte: „Ich erinnere mich nicht, daß ich je anders geheißen."

Dingby: „Das freut mich. Also, nie anders geheißener Master Thomas Parr, bei Eurem Eide, wie alt seid Ihr?" — Parr: „Wenn Gott es mich erleben läßt, in acht Monaten einhundert und funfzig Jahre." — D.: „Respektable Zahl für ein Alter. Genau berechnet, hoffe ich." — P.: „Die Hoffnung trügt Sie gewiß nicht." — D.: „Sehr gütig. Und da Ihr ein so Beträchtliches älter seid, als viele andere Menschen, was habt Ihr mehr gethan als Andere?" — P.: „Ich

habe Buße gethan, wie ich hundert Jahre alt war.“*) — D.: „Dazu haben allerdings die Wenigsten Gelegenheit. Ihr meint Kirchenbuße, Master Parr?“ — P.: „Erst in meinem Kämmerlein vor Gott auf meinen Knieen, dann wieder auf meinen Knieen vor Gott in der Kirche.“ — D.: „Und welches war die Sünde, das Vergehen, die Uebertretung des Gesetzes, weshalb Euch die Buße auferlegt worden?“ — — P.: „Ich bin ein großer Sünder, mein Herr, vielleicht in demselben Maße größer als Sie, in welchem ich älter bin. Aber bis heute lastet kein Verbrechen auf meiner Seele und als Angeklagter habe ich nie vor Gericht gestanden.“— — D.: „Viel Glück, Master Parr, ungewöhnlich viel Glück mit einer bald so runden Summe von Jahren. Nun bei Eurem Eide, Ihr seid frisch und gesund?“ — P.: „Frisch und gesund.“ — D.: „Ganz wie sonst?“ — P.: „Wenn das vor ungefähr funfzig Jahren heißen soll, dann nicht ganz wie sonst.“ — D.: „Verstehe. Abnahme der Kräfte — Mangel an Appetit — Schlaflosigkeit — schweres Gehör,

---

*) Um nicht von einem belesenen Kritiker oder „gelehrten Freunde“ eines Anachronismus geziehen zu werden, will ich mich dessen selbst zeihen. Die bezügliche Stelle in dem früher genannten Werke über Parr lautet wörtlich: „When he (M. Parr) was about 152 years of age, he was brought up to London by Thomas, Earl of Arundel, and carried to court. The King said to him: „You have lived longer than other men, what have you done more than other men?“ He replied: „I did penance, when I was an hundred years old.“

und was in dem Alter besonders der Fall, schwächer werdendes Gedächtniß. Nicht wahr, Master Parr, mit dem Gedächtnisse will es nicht mehr recht fort?" — P.: „Nur einigermaßen nicht. Was ich bis vor hundert und dreißig oder vierzig Jahren gesehen und erlebt, das weiß ich ganz gut. Aber Dinge von gestern und vorgestern verschwimmen bisweilen." — D.: „So strengt Euch an und sagt, was habt Ihr erhalten, damit Ihr ein für Mistreß Griffiths günstiges Zeugniß ablegt?" — P.: „Das Wenigste, was man erhalten kann — nichts." — D.: „Ich habe mich falsch ausgedrückt. Was sollt Ihr für Euer Zeugniß erhalten? mit andern Worten, was hat man Euch versprochen?" — P.: „Nichts." — D.: „Nichts? Gar nichts? Erinnert Euch, Master Parr; ich bitte, erinnert Euch, oder ich muß Eurem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Als neulich — es ist nicht lange her — mit Euch von dieser Angelegenheit gesprochen wurde — besser, Menschen als Gott beleidigen, Master Parr — was wurde Euch da gesagt?" — P.: „Die Wahrheit zu reden." — E.: „Und wer sagte Euch das?" — P.: „Mein gnädigster Herr, der Lord Großkanzler, Graf Arundel."

Vielleicht war es das Erstaunen in Dingby's Zügen, was dem Großkanzler ein Lächeln abzwang. „Es kann Euch einiger Mühe überheben, Master Dingby," sprach er, „wenn ich das Anführen des Zeugen bestätige. Ihr braucht natürlich mir nicht zu glauben, denn als Richter darf ich kein Zeugniß geben. Wollt Ihr es aber um der Kürze willen thun, so bemerke ich, daß Thomas Parr seit zwei Jahren Steward auf einer meiner Besitzungen in Alberbury ist. Auch kann ich

hinzusetzen, daß er den Ruf eines redlichen Mannes genießt und ich Ursache habe beizustimmen. Fahrt nun fort, wenn's beliebt."

„Ich bin zu Ende, mein Lord."

„So ist die Reihe an Euch, Master Broderip," wendete sich der Großkanzler zu diesem.

„Mein Lord," sprach der Aufgerufene; „ich habe den Zeugen nur Weniges zu fragen. Doch wünschte ich zu wissen, Master Parr, ob Ihr eine Mistreß Eberley gekannt?"

Parr: „Wie sollte ich nicht! War ja meine Pathe." — Broderip: „Ihr wißt, daß sie todt ist?" — P.: „Ich habe es gehört." — P.: „Ihr habt sie in Eberley-Park besucht?" — P.: „Ja." — P.: „Drei, vier, fünf Mal?" — P.: „Wie oft, weiß ich nicht." — P.: „Und sie ist auch bei Euch gewesen?" — P.: „Niemals." — P.: „Oder seid Ihr außer in Eberley-Park mit Ihr zusammengetroffen?" — P.: „Meines Wissens nirgends." — P.: „Und wann waret Ihr das letzte Mal dort?" — P.: „Das weiß ich nicht." — P.: „Reistet Ihr blos hin, um Mistreß Eberley zu sprechen?" — P.: „Ich habe das nie gethan. So oft ich sie besucht, geschah es bei Geschäftsreisen." — P.: „War es kurz oder lange vor ihrem Tode, daß Ihr sie das letzte Mal gesehen?" — P.: „Sehr lange kann es nicht gewesen sein." — P.: „Wie lange wohl? Wie viel Monate?" — P.: „Mindestens ein Jahr." — P.: „Sie war krank, lag zu Bett? Die Frage ist von Wichtigkeit. Nicht wahr, sie lag zu Bett, klagte sehr, und als Ihr sie verließet, nahm sie für's Leben von Euch Abschied?" — P.: „Nein, mein Herr, das hätt' ich nicht ver-

gessen." — V.: „Aber von ihrem Testament hat sie mit Euch gesprochen, erinnert Euch." — P.: „Mir nicht erinnerlich." — V.: „Und bat Euch, das Testament als Zeuge zu unterschreiben?" — P.: „Es ist mir so, doch dunkel, sehr dunkel." — V.: „Besinnt Euch, Master Parr. Eure Lordschaft verstatten eine kleine Pause?"

„Der Zeuge darf nicht übereilt werden," sagte der Großkanzler.

Während Master Dingby mit seinem Klienten, wechselte Master Broderip mit Mistreß Griffiths und deren Gatten einige Worte. Parr saß mit geschlossenen Augen, den Kopf in der Hand. Dann strich er langsam über die Stirn, öffnete die Augen und sagte: „Es ist und bleibt dunkel. Ich mag nicht Nein, ich kann nicht Ja antworten."

„Erinnert Ihr Euch," begann wieder Master Broderip, „bei jenem letzten Besuche Mistreß Eberley's Haushofmeister, gegenwärtigen Master Cheetham gesehen zu haben?" — **Parr**: „Vollkommen." — **Broderip**: „Und erinnert Euch, daß er in demselben Zimmer war, in welchem Ihr mit Mistreß Eberley?" — P.: „Ganz deutlich: wie heute, trug er damals einen grauen Rock." — V.: „Und erinnert Euch, gesehen zu haben, daß er auf Mistreß Eberley's Wunsch ihr Testament als Zeuge unterschrieb?" — P.: „Nein, das nicht."

„Mein Lord," sprach jetzt der Advokat, indem er einen raschen Blick auf seine Klientin warf, die gleich nachher am Arme ihres Gatten den Saal verließ; „ich beantrage nunmehr, dem Zeugen, Thomas Parr, das Testament der Mistreß Eberley urschriftlich vorzulegen und ihn zur Erklärung aufzu-

fordern in Betreff seiner Namensschrift, welche demselben beigefügt ist."

Wie früher Cheetham, wurde Parr das Dokument gereicht und er vom Großkanzler gleichmäßig bedeutet. Lange und aufmerksam betrachtete er die Schrift. Lautlose Stille ringsum, Aller Augen auf ihn gerichtet. Endlich, den Blick zum Himmel, die Hände gefaltet, sagte er mit bewegter Stimme: „So wahr Gott mir Sünder, seinem Knechte, gnädig sei, ich habe keine Erinnerung. Es ist mein Name, doch ob ich ihn geschrieben, weiß ich nicht."

Mit triumphirendem Auge erhob sich Master Dingby. „Mein Lord und Herren von der Jury," begann er; „der Würfel ist gefallen, und wäre die Verhandlung nicht zu ernst für ein Spiel, würde ich sagen, Master Cheetham hat das Spiel gewonnen. Die von meinem gelehrten Freunde unternommene Beweisführung ist fehl gegangen. Master Kite's schriftliches Bekenntniß ein werthloses Papier und derjenige, von welchem behauptet worden, daß Master Kite ihm die Unterschlagung des Testaments gebeichtet, als Zeuge nicht mehr zulässig, Thomas Parr aber hat beschworen und wiederholt erklärt, er habe keine" —

Der Redner stockte. Eine Bewegung im Saale beschäftigte Aller Aufmerksamkeit. Am Arme ihres Gatten war Mistreß Griffiths zurückgekehrt in einem gelb und rothen, mit Dintenflecken besprenkelten Damastkleide, geschnitten nach der Mode vergangener Jahre. Aller Augen folgten ihr. Aber auf Niemand wirkte die Erscheinung so mächtig wie auf den alten Parr. Je näher sie ihm kam, desto höher wuchs er von

seinem Sitze, und als sie in seiner Nähe an ihrem frühern Platze stehen blieb, schrie er laut auf, preßte den Kopf zwischen die Hände, fiel auf die Knie und rief: „Gott, mein Gott, ich danke Dir, daß Du zum Werkzeuge Deiner Gerechtigkeit mich machst!"

Der Anblick des Kleides und der darauf gebrachten Flecke hatten dem Greise das Gedächtniß wiedergegeben. Hell und klar, bis zur Kleinigkeit tauchte Alles in ihm auf, was an dem Tage geschehen, wo er bei Mistreß Eberley eingesprochen und das Testament unterschrieben. „Ja," sagte er, „es ist mein Name, von meiner Hand, ich würde das Dintenglas erkennen." Dann erzählte er den Hergang so einfach und lebendig, wie nur die Wahrheit ihn schildern konnte, und als er geendigt und Master Dingby um Erlaubniß bat, seine Rede fortzusetzen, erklärte die Jury, daß es weiterer Reden nicht bedürfe, und entschied, ohne abzutreten, „für Klägerin gegen Verklagten."

— Das Protokoll im Archive des High Court of Chancery erwähnt nicht, auf wessen Rath oder ob aus eigener Berechnung Mistreß Griffiths das Kleid angelegt, in welchem, wie anzunehmen war, Thomas Parr ihre Großbase zuletzt gesehen. Dagegen findet sich bemerkt, daß die von Master Cheetham wider das Verdict der Geschworenen an das Haus der Lords eingewendete Berufung durch dessen Tod erledigt worden sei.

Verzeichniß nützlicher Jugendschriften, nebst Büchern und Kunstwerken für denkende und gebildete Frauenzimmer, welche sich besonders zu Weihnachtsgeschenken eignen und bei J. C. Hinrichs in Leipzig erschienen, stets in allen Buchhandlungen zu haben sind:

1. Für kleine Kinder.

Erstes Buch f. Kinder, od. ABC- u. Lesebuch nach d. neuesten pädagog. Grundsätzen entworfen von Ernst Hold. Mit illum u. schw. Kpf. gr. 8. geschmackv. geb. schw. 21 gr. illum. 1 thl. 2 gr. Neue Fibel für Kinder, oder Abc- und Lesebuch für Bürger- und Landschulen entworfen von E. Hold. Mit 18 Kupfern gr. 8. 8 gr. illum. 10 gr. — Abécédaire français à l'usage des enfans et des étrangers par Grandpont av. 90 fg. 1 thl. — Hofr. Fr. Herrmanns neue Fibel, od. method. Elementarunterricht im Lesen u. Abstrahiren nach Pestalozzi, Olivier u. eigenen Ideen. M. 14 Kupf. 2 Thle. gr. 8. 1 thl. 8 gr. — Zweites Buch f. Kinder, zur Begründung ihrer Kenntniße von der Welt, dem Menschen und der Natur, nach den neuesten pädagogischen Grundsätzen entworfen von E. Hold. Mit vielen Kupf. und Charten gr. 8. 1 thl. 2 gr. — Théodore et Louise à l'usage de la jeunesse. Nouv. édit. av. fg. 8. 18 gr. Mad de Genlis nouvelle méthode d'enseignement, od. Gespräche, Erzähl. u. Maximen zum Gebrauch des ersten Unterrichts für Kinder, nebst Einleitung von G. C. Claudius, u dem franz. Text zur Seite. M. 8. Kupf. verb. Aufl. 8. 1 thl. 16 gr. — Heinrich u. Lucie, eine angenehme und belehrende Geschichte für Kinder von 3 u. 4 Jahren von M. L. Edgeworth, herausgeg. v. Prof. Fr. Herrmann. M. Kupf. nebst engl. oder franz. Text zur Seite. 8. 1 thl. 6 gr. — Rosamunde, eine Geschichte für Kinder von 4 — 5 Jahren, zur Bildung und zum Sprachunterricht von denselben Verf. Mit Kupf. u. engl. oder franz. Text zur Seite. 8. 1 thl. 8 gr. — Franz, eine Geschichte für Kinder von 6—7 Jahren von denselben Verf. Mit franz. oder engl. Text u. 5 Kpfr. 8. 1 thl. 16 gr. — Vernunftkatechismus, ein Lesebuch für Kinder, um ihnen in kurzen und faßlichen Erzählungen die nöthigsten moral. Ver-

Agnes Franz.

Eine biographische Skizze.

Von

Julie von Grossmann.

Das von der Hand des Todes geschlossene Lebensbuch ausgezeichneter Menschen aufzuschlagen, die bemerkenswerthesten Stellen und Abschnitte daraus hervorzuheben, aus den geistigen Zügen ein Seelenlebensbild der Heimgegangenen zusammenzusetzen und zu freundlicher und erhebender Betrachtung in den Rahmen der Liebe mit den nöthigen Randglossen zu fassen, dies ist von jeher als eine heilige Pflicht den dazu Berechtigten erschienen und zu allen Zeiten von der Mit- und Nachwelt anerkannt worden.

Raum und Rücksichten gestatten hier nur eine Skizze aus dem Leben der edlen Dichterin, auf welche diese Blätter sich beziehen, zu geben, allein auch aus diesen skizzenhaften Umrissen wird das erkennbare Seelenbild der Verklärten alle diejenigen anlächeln, welche zu solchen Anschauungen das geistige Auge besitzen, und so glaube ich meine Aufgabe, die besonders durch ein der verewigten Freundin gegebenes Versprechen, mir zu einer heiligen geworden, nicht würdiger erfüllen zu können, als wenn ich die nachstehenden biographischen Mittheilungen

durch Fragmente aus Briefen und Tagebuchblättern der von uns Geschiedenen zu ergänzen und zu beseelen suche.

Agnes Franz, am 8. März 1794 in Militsch geboren, verlor ihren Vater, der daselbst als Regierungsrath angestellt war, schon im siebenten Jahre ihres Alters, genoß aber das Glück, mit ihren zwei jüngeren Schwestern von einer trefflichen Mutter gebildet zu werden, die, wie ihr verstorbener Gatte, alle Eigenschaften des Geistes und Herzens besaß, ihren drei Kindern die beste Erziehung und bei der ihr ganzes Wesen erfüllenden reinen Religiosität auch die Richtung zu geben, die all ihr Thun und Handeln leitete und zu den Ergebnissen führte, welche Agnes Franz ihr ganzes Leben hindurch als die beseeligendsten erkannt und gepriesen.

Der frühe Tod ihres Vaters machte auf Agnes einen sehr tiefen Eindruck; aber die still niedergeschriebenen Gefühle ihres kindlichen Schmerzes waren schon von dem Hauche der Poesie verklärt und zeigten, wie mehrere vom siebenten bis neunten Jahre entstandene kleine Lieder, und unter diesen besonders eine in ihrem neunten Jahre gedichtete Hymne an Gott, den frommen Sinn des Kindes. Mit der ganzen Innigkeit ihres Gemüths umfaßte sie nach dem Verluste des Vaters die geliebte Mutter und die beiden Schwestern, von denen vorzugsweise Claire, die ältere, auch zur wahlverwandten Seelenfreundin mit ihr heranwuchs, auf die sie später alle vom Geschick ihr abgeschlagenen Wünsche und Ansprüche in liebender Begeisterung übertrug.

Eben so früh wie die Schwingen ihres poetischen Talentes sich regten, traten ihre Anlagen zur Malerei und zur Mu-

ſik hervor. So waren die Genien der Kunſt dreieinig an der Wiege ihres Lieblingskindes erſchienen, um es mit köſtlichen Weihgeſchenken für die Wanderung des Lebens zu verſehen und alle Schatten deſſelben damit zu erhellen. Der äußere Weg dieſer Wanderung war in der Kindheitsphaſe unſerer Dichterin, wie bei ſo vielen ausgezeichneten Menſchen ein ſehr beſchränkter, das innere, ſich weitende Leben, ängſtlich beengender. Denn wie ſehr auch die geiſtreiche Mutter nach Kräften für die Fortbildung der Fähigkeiten ihrer Kinder Sorge trug und die ausgezeichneten ihrer älteſten Tochter erkannte; die kleinen Städte ihres Aufenthaltes, Steinau, und ſpäterhin Schweidnitz, die ſie nach dem Tode ihres Gatten zum Wohnort gewählt, konnten ſich dazu nicht genügend förderlich erweiſen.

In Steinau, wo Agnes den erſten Schulunterricht genoß und in ihren Freiſtunden am liebſten mit Zeichnen ſich beſchäftigte, bei dieſen Uebungen ohne Anweiſung aber einen Lehrmeiſter ſehr entbehrte, fand ihr dichteriſcher Genius, deſſen freie Strebekraft die techniſche Nachhülfe nicht bedurfte, unerwartet eine einflußreiche Aufmunterung. Der damals ſehr gefeierte Sänger der Geſundbrunnen, B. W. Neubeck, der bei einer zufälligen Anweſenheit an dem Wohnort der jungen ſchleſiſchen Dichterin ihre Bekanntſchaft gemacht und eine von ihr verfertigte Elegie auf den Tod eines Kanarienvogels mit Intereſſe geleſen, äußerte ſich darüber in der ermunterndſten Weiſe, indem er die Hand auf das Haupt des genialen Kindes legte und ſagte: „Hier wohnt ein Funke, der gepflegt werden muß!“ —

Mit dem Bewußtsein dieser himmlischen Begabung verband sich natürlich bald die schmerzliche Erkenntniß der in den äußern Verhältnissen liegenden, ihr entgegen wirkenden Beschränkung. Jener Weihespruch des Dichters hatte die Psyche des gesegneten Kindes freigegeben, frei allen ihr drohenden Angriffen der Schicksalsmächte! — Und die Erdschatten schritten heran in dunkler Verbindung, den Prozeß der Verfinsterung, doch hier zum Siege des himmlischen Lichts, einzuleiten.

Bis zu ihrem dreizehnten Jahre war Agnes ein gesundes, glückliches Kind gewesen, voll Anmuth und Heiterkeit, sich und Andern zur Freude lebend, auch in der häuslichen Sphäre, bei fröhlicher Erlernung weiblicher Kunstfertigkeiten nach dem Beifall der geliebten Mutter strebend, — da rollte das vernichtende Rad des Schicksals über die Blumenflur dieser harmlosen Glückseligkeit. Das Rad des Wagens, in welchem Agnes bei einer Fahrt über Land saß, brach und die Verletzung, welche sie beim Umsturz des Wagens davontrug, untergrub ihre Gesundheit. Dieses die körperliche Entwickelung hemmende Siechthum schien anfänglich auch ihren Geist in seinen schönen Fortschritten zu lähmen. Eine tiefe Schwermuth, ängstliche Scheu vor Menschen, Sehnsucht nach Einsamkeit war an die Stelle ihrer vorigen Heiterkeit getreten. Dieser trüben Seelenstimmung und den Betrachtungen, welche sie im Hinblick auf die Opferung der schönsten Jugendfreuden anstellte, wirkten aber die Vorbereitungen zu ihrer ersten Nachtmahlsfeier, welche in diese Zeit fielen, beruhigend entgegen. So abgewendet von der Außenwelt verschloß sich auf

der Basis religiöser Anschauung in ihrem Innern der Born einer höheren Glückseligkeit, als Ersatz für äußere Glücksversagungen, wenn auch nach manchem stillen Kampfe mit der jugendlichen Natur die Ueberzeugung dieser Entschädigung in ihrem ganzen Umfange erst später, bei den ihr zu Theil gewordenen Segnungen ihr klar ward.

Ein Brief der jungen Dulderin, geschrieben an eine Freundin nach den ersten Jahren jener Prüfung in der daraus hervorgegangenen Geistesreife und in der Versöhnung mit ihrem Geschick und dem wieder himmlisch gewonnenen heiteren Lebensmuthe, möge, da er zugleich als charakteristische Selbstbiographie von Interesse, eine Stelle hier finden.

An Melly.

Ich war immer ein fröhliches glückliches Kind, das die Blumen der Freude überall zu finden verstand, deshalb hatten mich die Menschen lieb und duldeten mich gern in ihrer Mitte. Geleitet von der Hand meiner Mutter wuchs ich heran, und das Leben in mir und außer mir fing sich an heller und deutlicher zu gestalten. Die Welt lag vor mir, ein großer blühender Garten, den ich mit unendlicher Lust zu durchwandern begann, denn ich brachte ein Herz mit, das jedem freundlichen Eindruck offen stand und innig für die Natur und für die Menschheit schlug.

Aber noch waren meine Jugendgespielen meine ganze Welt; ihre Herzen waren weich und fromm wie das meinige, kein Wunder wenn ich mir das Leben leicht und recht freundlich dachte.

Das Schicksal trennte uns von jener friedlichen Gegend; wir kamen an einen fremden Ort, unter fremde Menschen. Ich fühlte es nur zu bald, die alte Herzlichkeit würde ich hier nicht wiederfinden. Alles war hier kalt, fein und glatt, daß mich schauderte. Mein alter Frohsinn verschwand, mich überfiel ein so schmerzhaftes Heimweh, daß ich immer kränker und still endlich auf ein langes Krankenlager sank. Während dieser Zeit hatte ich mich von den Menschen losgesagt, da mich so Wenige ansprachen. Dies hatte auf mein Temperament einen entschiedenen Einfluß, denn wenn ich sonst freimüthig, dreist und aufgeweckt war, so überfiel mich jetzt eine ängstliche Schüchternheit bei jedem Gedanken an eine gesellschaftliche Zusammenkunft. Dies hat mich lang und dauernd gequält, und noch habe ich Augenblicke, die mich daran erinnern, und was das Sonderbarste ist, gerade bei den Personen, die mir theuerer und lieber als andere sind.

Ich genas, das heißt, ich gewann wieder Kraft und Lust zum Leben, mein Geist hatte sich ganz zurückgezogen und fing an, in sich selbst seine eigne Welt zu bauen, da ihm die äußere nicht mehr genügen wollte. — Ich las, ich suchte meine Ideen zu ordnen, ich schrieb, und das Geschriebene wurde nach und nach zur Poesie. Hierzu kam, daß wir einige Zeit aufs Land zogen; es war ein recht freundlicher Ort, wo wir lebten*). Die reiche Natur, das ruhige, einsame, aber schuldlose Leben um mich her, entwickelte mein Gemüth und gab

*) Ober-Arnsdorf bei Schweidnitz, dem Herrn von Hahn. Oheim von Agnes Franz, gehörig.

meinen Gedanken einen leichten fröhlichen Schwung. Ich war ganz wieder Kind und sang meine Lieder aus frommer, seliger Brust. So vergingen zwei Jahre in dem Frieden eines höchst glücklichen Lebens. Durch Bücher hatte ich mich tiefer mit der Welt bekannt gemacht, sie belehrten mich über die verschiedenen Charaktere der Menschen und erweckten zuletzt in mir das Verlangen, ihnen zu begegnen, mit vorsichtiger Klugheit. Wir verließen unsere ruhige Stille, um wieder in die Stadt zurückzukehren. Ich trat unter Menschen mit dem Wunsche, mich ihnen zu nähern, sie kennen und lieben zu lernen. Mein Blick hatte sich in der Einsamkeit geschärft, meine Ansichten waren bestimmter geworden. Gar bald fand ich, daß die Menschen, die ich erst geflohen, gar nicht so böse waren; ich bemerkte ihre Schattenseiten, aber ohne das Gute zu verkennen, und war bemüht, das letzte so viel wie möglich herauszufinden. Ich theilte meine Zeit in nützliche und stille Beschäftigungen und einem freundlichen Umgange, und suchte aus Beiden Vortheile für meine Zukunft zu gewinnen. Nun lebe ich bereits vier Jahre wieder in dieser Welt. Viele Menschen habe ich gefunden, mit denen ich es recht gut und herzlich meine, und die mir auch recht freundlich gesinnt sind. Aber Freundschaft — das Herz versteht sehr viel unter diesem Worte — Freundschaft wollte auf diesem Boden nicht gedeihen. Es blieb in meinem Herzen eine Leere, in welche keines der Bilder passen will, die ich vorüberziehen sehe. Und dennoch wächst die Liebe immer mächtiger auf in mir und schlingt ihre kräftigen Zweige um die Welt und alle ihre guten Menschen. Alles Gute und Schöne spricht mich an, in

welcher Gestalt es auch erscheinen mag, ich umfasse es mit ganzer Seele. Ich liebe wie ein Kind — Nicht das Geschlecht bestimmt meine Neigungen, ich liebe das Gute, es begegne mir in einem männlichen Charakter oder in einem weiblichen Herzen. — Und so muß es auch zeitlebens bleiben, wenn ich meinen Frieden bewahren will. Jede persönliche Neigung, sobald sie nicht mit derselben Treue erwiedert würde, deren mein Herz fähig ist, würde mich einem ewigen Kampfe preisgeben, dem ich endlich unterliegen müßte. Freilich verliere ich so das höchste Glück des Lebens, auf das mich mein Herz, von dem ersten deutlichen Erkennen meiner selbst an, hinwies. Ich fühle in mir eine so unendliche Ausdauer, ein so inniges Verlangen, Alles zu opfern für ein geliebtes Wesen, mein Leben einzig und allein dahin zu beschränken, mich seines Wohlwollens immer inniger zu versichern, daß ich wohl glauben dürfte, die Natur habe nicht umsonst diese Kraft in mein Herz gelegt. Aber bleibt nicht so Manches in der Natur unentwickelt, und muß nicht so viel des Herrlichen wieder dahin sinken, ehe es einen Tag erlebte? —

Ich möchte nur immer den Himmel bitten, daß er mich recht unbefangen und schuldlos erhielte, denn darin besteht mein ganzes Dasein, und mit dem Verlust meines Herzens gehe auch ich unter.

Darum nehme ich mich auch so sehr in Acht, Jemand zu kränken oder zu verletzen — Dieser Vorwurf könnte mich am tiefsten quälen, so wie der zufriedene Blick eines Menschen mich am höchsten vergnügen kann.

Ich werde vielleicht oft verkannt werden, denn die We-

nigsten verstehen ein stilles Gemüth zu durchschauen — aber die mich einmal erkannt, die werden auch glauben, daß mein Herz treu ist und ohne Falsch bis in den Tod.

So bin ich. — Willst Du mir nun Dein Vertrauen schenken, so bin ich recht bereit es heilig zu bewahren in treuer Brust. Ich fühle Du könntest mir recht Viel werden, wenn sich Dein Herz zu mir so hinneigte, wie Du das meinige gewännest!" —

Während dieses ländlichen Aufenthaltes auf dem Landgute ihres Oheims, wo der heitere, für Kunst und Literatur empfängliche Familienkreis desselben in jeder Hinsicht wohlthätig auf Agnes wirkte, dichtete sie viele ihrer sinnigen Lieder, wovon mehrere bald darauf in der Abendzeitung und anderen Zeitschriften veröffentlicht wurden, auch ihr seelenvolles Gedicht „Heimweh", das mehrfach wie ihre späteren Poesien componirt worden, entstand in dieser friedlichen Stille.

Bei der vorgegangenen glücklich bestandenen Krisis in ihrem Innern, bei ihrem redlichen Willen, immer das Gute in den Menschen aufzusuchen und sich dessen freuen zu wollen, kehrte Agnes mit einem Herzen voll erneuerter Liebe in die Stadt, zu den Menschen zurück, die nach ihrem stillen Geständnisse früher so wenig zusagend ihrem Wesen erschienen waren, und fand sie auch, wenn sie wahr gegen sich selbst sein wollte, noch kein wirkliches Genügen in den sich ihr öffnenden Gesellschaftskreisen und eben so wenig einen freundschaftlichen Anschluß, der ihrem reichen Gemüthe volle Befriedigung zu

geben vermochte, so wehrte die ihr lebenslang eigenthümlich gebliebene Milde und Selbstverläugnung doch jeder unzufriedenen Regung darüber. Die Zeit ihrer Rückkehr nach Schweidnitz, die Stadt, welche von Agnesens Mutter schon vor dem Aufenthalte in Arnsdorf zum Wohnorte gewählt worden war, traf in die Zeit der großen deutschen patriotischen Begeisterung im Jahre 1813. Ein Gemüth wie das unserer Dichterin, in dem alle Flammen edler Gefühle ihren Herd, nein, ihren Altar hatten, mußte mächtig bei der großen Anregung dazu bewegt werden und gedrängt sich fühlen, den Anforderungen, wie sie diese verhängnißvolle Zeit auch an alle Frauen und Jungfrauen Schlesiens stellte, in möglichster Weise zu entsprechen. Von der reinsten Vaterlandsliebe erfüllt, suchte sie das heilige Gefühl in der Brust aller ihrer Umgebungen zu wecken und zu beleben. In schöner Begeisterung stimmte sie ihre sanfte Leier zu patriotischen Gesängen, die Jünglinge und Männer ermunternd hinaus in den Kampf gegen die Feinde des Vaterlandes zu ziehen, und die Frauen und Mädchen auffordernd auf den Altar desselben ihre Kleinodien zu Bestreitung der Kriegskosten niederzulegen, wozu sie mit Freuden ihr Scherflein vorantrug.

In Landeck, wohin Agnes mit den Ihrigen während der Kriegsunruhen geflüchtet war, wurde sie durch den hier erfolgten Tod ihres Oheims, des Herrn von Hahn, auf dessen Landgute die Familie früher gelebt und der eben im Begriff stand, den Schaaren der Vaterlandsvertheidiger sich anzuschließen, tief erschüttert, und ihr Dank und ihre Liebe brachte ihm ein Todtenopfer in den schönen Klängen ihrer Leier.

standes- und naturhistorischen Begriffe beizubringen. Vom Prof. Fr. Herrmann. Mit franz., italien. od. engl. Text zur Seite, und mit 10 Kupf. 8. 18 gr.

Alle diese Schriften haben den Zweck, eine edle Bildung der Jugend zu begründen, die Grundsätze der besten Erzieher in Hinsicht der Entwickelung jugendlicher Begriffe aufs deutlichste anzuwenden, durch Unterhaltungen aller Art den Beobachtungsgeist kleiner Kinder zu schärfen und auf edle Gegenstände hinzuleiten, das Selbstdenken zu befördern, und überhaupt Geist und Herz durch Verhaltung lehrreicher und interessanter Gegenstände zweckmäßig zu beschäftigen.

2. Für ältere Kinder und für die Jugend überhaupt.

Die Familie Fromm; ein Weihnachtsgeschenk für die Jugend. Neue m. Kupf. verm. Ausg. 8. 1 thl. — Das rothe Buch od. Erzähl. u. Unterhaltungen f. Knaben und Mädchen. Ein Lehrb. auf das Alter der Leser berechnet v. Jak. Glatz. 1r Bd, für Kinder von 7—9 Jahren, 2r Bd., von 9—10 J., 3r Bd., v. 10—12 J; 4r Bd., für Erwachsene. N. m. Kpf. verm. Ausg. 8. jeder Bd 18 gr. — Karls u. Emiliens vergnügte Spielstunden, od. neue Kinderspiele für eine gesellige, muntere u. lehrreiche Unterhalt., v. G. C. Claudius. 3 Bde. m. Kpf. 8. 4 thl. — Lehrbuch zum Zeichnen u. Malen nach richtigen Grundsätzen, v. Fr. v. Gerlis, m. 35 color. u. schw. Kpf. gr. 8. 1 thl. 12 gr. — Newton de la jeunesse, od. der Newton f. d. Jugend, in belehrend. Gesprächen eines Vaters m. seiner kleinen Familie aus d. Physik u. Astronomie, v. Prof. Fr. Herrmann, m. d. franz. Text z. Seite u. 4 Kupfert. 8. 1 thl. 8 gr. — Herrmann, Pr. Fr., Lehrb. der mathemat. Geographie :: mit Kpf. 8. 1 thl. 3 gr. — Cäciliens Briefwechsel m. ihren Kindern, od. lehrr. u. unterhalt. Briefe vorzügl. z. Bild. d. Briefstyls f. junge Leute. v. Freville. 3 Bdchn. m. Kpf. n. Ausg. 8. 2 thl. 16 gr. — Lebensbeschreib. merkwürd. Kinder, od. Muster d. Nachahm. f. d. jugendl. Alter v. Freville. 5 Bdchn. n. m. K. verm. Aufl. 8. 2 thl. 8 gr. — Geschichte Josephs f. Kinder. Beitrag zu Campe's Kinderbibliothek. 8. 8 gr. — Schmidtgens bibl. Erzähl. aus d. A. u. N. Testament f. d. Ju-

Von der Wehmuth, welche die junge Dichterin nicht selten in ihrem Sehnsuchtsdrange nach höherer Ausbildung der von der Natur ihr verliehenen Talente beschlich, aber auch von ihrer geistigen Erhebung über diese hemmenden Schranken, über diese trübe Stimmung, giebt vorzugsweise das nachstehende, an ihrem zwanzigsten Geburtstage in Schweidnitz in ihr Tagebuch eingetragene Gedicht, von dem wir hier die Anfangsstrophen wie den Schluß mittheilen, einen rührenden Beleg.

Am 8. März 1814.

Da steh' ich nun auf's Neue an dem Ziele
Der langen Bahn, und blicke sinnend hin,
Wo still und ernst vergangne Tage ziehn,
Und grüße sie mit wechselndem Gefühle.
So manche schöne Freudenblume streute
Die milde Hand von Oben mir herab!
Könnt' ich sie küssen, die so viel mir gab,
Die väterlich mich ihrem Segen weihte!

Schwach ist Dein Kind, Du Vater in dem Licht,
Du sahst es straucheln oft auf seinem Pfade,
Doch ungerührt bei Deiner Lieb und Gnade
Und undankbar, o Vater, sahst Du's nicht.
Zwar wölkte ein geheimer Unmuth oft —
Du sahst es wohl, — mit Schwermuth meine Tage —
Aus meiner Seele stieg's wie bange Klage,
Als hätte sie vom Leben mehr gehofft. —

Du sahst in mir das wunderbare Streben
Nach einem höhern Ziele, sahest wie
Die schöne Hoffnung schon mir Muth verlieh,
Mich einst zu seiner Höhe zu erheben.

Die Kunſt umſtrahlte himmliſch und erhaben
Wie ein Geſtirn die ſtolz geträumte Bahn.
Mich ihr zu weihen, trieb mich's raſtlos an,
Denn in dem Buſen fühlt ich ihre Gaben.

Doch ach! kein Freund bot hülfreich mir die Hand,
Mich in ihr ſchönes Heiligthum zu leiten.
Still ſah ich Jahr auf Jahr vorüberſchreiten,
Bis langſam meine ſchöne Hoffnung ſchwand,
Denn eng, ach eng beſtimmte das Geſchick
Streng unerbittlich jedes Weibes Schranken,
Nur mit dem Wollen mag es aufwärts ranken,
Von der Vollbringung hält's die Pflicht zurück.

Doch heilig ſoll die Pflicht mir ewig heißen,
Ob ſie mir gleich das ſchönſte Glück beſchränkt,
Du, der ſie dieſem Herzen eingeſenkt,
Haſt großen Lohn dem, der ſie übt, verheißen.
So mag denn immerhin dies Herz vergebens
Sich ſehnen nach des Schönen Ideal;
Das Beſſere ſei meiner Seele Wahl,
Die ſchönſte Zierde meines Erdenlebens! — — —

So will ich denn ermuthigt vorwärts ſchreiten
Mit frommem Sinn, mit gläubigem Vertrau'n,
Nicht fragend in das heil'ge Dunkel ſchau'n
Das ſtreng verhüllt die ungebornen Zeiten.
Ein jeder Tag trägt Freud' in ſeinem Schooße,
Dem Undankbaren nur erſcheint ſie klein,
Ich will ſie ſchätzen und mich dankbar freun,
Die ew'ge Liebe zog ja unſre Looſe.

Ihr will ich jauchzen, wie vom grünen Hain
Zu ihr die Jubel-Hymnen ſich erheben,
Will ihr vertrau'n durch's ganze Erdenleben,
Ihr liebend meine ganze Seele weihn!

1845.

Mit jedem Morgen thaut ihr Hauch herab,
Sie bleibt sich gleich durch nah und ferne Zeiten!
Nein! — Keine Thräne soll mir mehr entgleiten,
Beschämet trockne ich die letzte ab!

Nach dieser poetischen Verklärung ihres Schmerzes finden wir die edle Dichterin, freudigen Angesichts alle Pflichten in des Hauses engen Schranken üben, wir sehen sie am Krankenbett der Ihrigen waltend in wacher zärtlicher Sorge Tag und Nacht, wir finden sie in unermüdlichem Fleiße bei weiblichen Handarbeiten und Kunstfertigkeiten am Nähtischchen, in reger Geschäftigkeit bei Führung der kleinen Hauswirthschaft und als sinnige Ordnerin bei festlichen Anlässen zu geselliger Freude, wir folgen ihr in das Bereich der Küche bei selbstthätiger Handanlegung und bewundern, wie die kleine Hand, welche die Feder, den Pinsel, die Nadel so geschickt zu führen weiß, eben so kunstgerecht die Wunder der Kochkunst herzustellen versteht, als sei Alles ein Zauberstab, von der Feder bis zum Kochlöffel, den sie in der Hand hält. Aber die Feder scheint die Oberhand doch behalten zu wollen, denn wir belauschen die Dichterin Abends in ihrem Stübchen, wo sie die folgenden „Betrachtungen in der Küche" niederschreibt.

„Ich hatte gestern Abend viel im Novalis gelesen, und mir war wie einem Berauschten zu Muthe, der zu Viel des Geistigen genossen hat. Ganz fremde, aber recht liebliche Ideen fingen an in mir aufzugehen, und ich glaube, ich hätte Vieles schreiben können, wenn die Mutter mich nicht zu Bett getrieben hätte.

Jetzt habe ich meinen Rausch ganz ausgeschlafen und muß selbst über mich lächeln, wenn ich von der Höhe, auf die gestern meine Phantasie unbewußt gelangt war, auf die prosaischen Umgebungen meines heutigen Aufenthaltes blicke.

Und doch gefalle ich mir hier so wohl. — Das Feuer knistert so traulich auf dem Herde und die kleine Küche fängt an mir recht lieb und heimlich zu werden.

Wie doch der Mensch so verschiedene Neigungen in sich vereinigen kann! Gestern konnte ich mich der Poesie so innig hingeben, und heut fühl ich mich, den Kochlöffel in der Hand, recht zufrieden, und mehr noch an meinem Platz als gestern auf dem Helikon. Ich las einst: „Wer es mit der Kunst recht aufrichtig meint, dem soll sie lieber sein als Vater, Mutter und Leben." So weit bin ich lange noch nicht, habe auch keine Lust es so weit zu bringen. — Ich fühle wohl, daß es einst eine Zeit geben könnte, wo ich ganz allein durch sie und in ihr leben möchte — aber dann müßte ich noch viel verlieren. Noch hängt mein Herz sehr an dem Irdischen — und ich muß mir zur Schande gestehen, daß ich oft stolzer bin, wenn mir der Eierkuchen gut gerathen ist und meine liebe Mutter mich ihre liebe, kleine gute Wirthin nennt, als wenn ich ein Gedicht niedergeschrieben, oder sonst etwas Künstliches verfertiget habe. Ich werde aus meiner Bestimmung nicht klug! Bin ich zum nützlichen Handeln oder zur stillen Betrachtung geboren? Ich fühle zu Beiden Beruf und Kraft, doch würde ich immer das erste lieber ergreifen, weil es mir verdienstlicher scheint, der Welt durch häusliche Tugenden genutzt zu haben, als seinen Wirkungs-

kreis außerhalb des Gewöhnlichen zu ſuchen und ſich über die Erde in das Reich der Ideen zu erheben.

Aber ließe ſich Beides nicht vereinigen? Ein ſtilles, thätiges Leben kann es ſich nicht mit der Poeſie vertragen?

Die Poeſie verwebt ſich unbewußt mit dem Gemüth, das ſie einmal aufnahm; und wo ſie die Mutter mannigfaltiger Gedanken iſt, ſo wird ſie, ſucht man ihre Kraft auf's Aeußere zu verbreiten, auch die Mutter frommer Thaten und nützlicher Handlungen ſein.

Den 11. September.

Je länger ich in der Welt lebe, je mehr ſehe ich wie die Anſichten vom Glück ſo verſchieden ſind. Der Eine ſucht es im Glanz, der Andere im Ruhm, der Dritte in den reichlichſten Genüſſen des Lebens, die Wenigſten in dem Frieden eines häuslich ſtillen Lebens, und doch iſt dies ja nur die einzige Stelle, wo das Glück ſeine ſchönſten Blüthen emportreibt. Glücklich ſein kann man nur, indem man glücklich macht. Wird dieſes Glück uns von der Vorſehung beſchieden, ſollten wir nichts Anderes mehr verlangen — die Zufriedenheit geliebter Menſchen, die Theilnahme, womit ſie unſere Aufmerkſamkeit belohnen, iſt der ſüßeſte Lohn des Lebens, und es giebt nichts in der Welt, was uns dafür entſchädigen könnte, wenn wir den Sinn dafür verloren. Jeder Wirkungskreis, er ſei ſo klein wie er wolle, ſchließt heilige Pflichten in ſich, die, wenn wir ſie recht treu erfüllen, uns mit Ruhe und Heiterkeit lohnen. Frieden im Herzen und Frieden

in dem Kreiſe, worin wir leben, das iſt das Höchſte in meinen Augen, das Element, in welchem ich einzig beſtehen kann, und ewig wird es mir unerklärlich bleiben, wie man glauben kann, ein höheres Glück außer dieſen ſtillen Grenzen zu finden." —

Das ganze Leben der Dichterin hat ſich in dieſer ausgeſprochenen Glückstheorie bewährt und dabei ein ſchönes Beiſpiel der in dem vorangegangenen Fragmente aufgeſtellten Verſchmelzung des Realen und des Idealen in der Lebenspraxis geliefert, wollte ſich das poetiſche Element in Momenten ſeiner Sturm- und Drangperiode auch zuweilen dem ihm nicht zuſagenden Verbande entziehen und befreien, und folgte das in ſeinen Lebensanſprüchen vom Schickſal zurückgewieſene Gefühl willig dem romantiſchen Zuge, der zur Verſchmelzung jener Verneinungen führte, wie wir es in einem Gedichte ausgeſprochen finden, das die damals einundzwanzigjährige Dichterin unter der Aufſchrift: Rückkehr zu den Muſen, dichtete.

Immer kräftiger regten ſich in dieſer Zeit die Schwingen der Dichterin. Eine größere poetiſche Schöpfung, das romantiſche Gedicht „Sonnenbold" dem ſpäter in der Urania für 1821 das Acceſſit des ausgeſetzten Preiſes ertheilt wurde und durch dieſe öffentliche Anerkennung viel zur Bekanntwerdung der jungen ſchleſiſchen Dichterin beitrug, beſchäftigte ſie jetzt, während ſie auch mit Glück ſich auf dem Felde der Novelliſtik verſuchte, wie dies ihr „Glycerion," Sammlung

kleiner Romane und Erzählungen, und ihre „Sagen und Erzählungen," die bald darauf erschienen, bewiesen. Bereits hatte sich auch der Plan zu ihrem Roman „Angela" in ihrem Kopfe gebildet, und die Schnelligkeit, mit der sie ihn niederschrieb und die reiche Fundgrube ihres Innern dazu ausbeutete, ohne sie zu erschöpfen, drückte das Siegel auf ihren schriftstellerischen Beruf, vergingen auch Jahre, ehe dieses treffliche Werk zur Veröffentlichung gelangte, doch nun in allen Kreisen der gebildeten Welt die verdiente Würdigung fand und noch findet.

Es ist bereits angedeutet worden, daß Agnes für ihre Schwester Claire von früher Jugend an jene schwärmerische Liebe empfand, wie wir sie meist immer in dichterischen Gemüthern antreffen. Diese Aetherblüthe des zärtlichsten Gefühls, der Natur und Wahlverwandtschaft hat in der herrlichsten Entfaltung unter allen Jahreszeiten des Lebens ihre unzerstörbare Himmelsnatur offenbart.

Mit welcher scharfsinnigen Verstandesbeobachtung aber das Herz seinen Gegenstand ins Auge faßte, die Charakterverschiedenheiten der Schwesterseelen analysirte und das Gesetz der harmonischen Einheit darin zum beiderseitigen Glücke herausfand, darüber lesen wir in dem Tagebuche das Folgende

Den 6. September 1815.

Claire, herrliche Schwester — muß ich Dich denn darum so unsäglich lieben, weil Du so ganz anders bist als ich? Der Himmel gab uns gleiche Gedanken, gleiche Gefühle für alles Gute und Schöne, aber den Charakter bildete er ganz

verſchieden, daher unſere ungleichen widerſtrebenden Anſichten vom Leben, aber auch daher unſere ewig unauslöſchliche Liebe. — Oft verſuchte ich es Dich mir zu erklären und ſinne noch immer über Dich nach und auch über mich, denn ich thue es gern und möchte gern immer deutlicher wiſſen, wo wir zuſammentreffen und wo wir uns widerſtreben.

Du ſuchſt den Schmerz auf und willſt ihn kennen lernen, unter jeder Geſtalt ihn tief und innig empfinden, und ſo ſeinen Stachel abnutzen, damit er Dir nicht mehr gefährlich ſei für die Zukunft. Daher Deine Liebe zu jedem Unglücklichen, daher Dein Verlangen, eingeweiht zu werden in jedes Geheimniß des Schmerzes. Aber wird Dein Gefühl nicht altern vor der Zeit in dieſer ernſten Schule. Wird Dein Herz nicht ſtumpf werden und unempfänglich für jeden Eindruck des Schmerzes und der Freude! Ach die Bilder des Lebens fallen viel lieblicher und freundlicher in eine weiche Seele und gehen ſo gern wieder aus dieſer hervor in Gedanken und Worten — aber Dir, wie Du Dich bilden willſt, werden ſie kalt und gleichgültig vorüberziehen. — Allein Du willſt es ſo! dies Leben iſt Dir unbedeutend, ſeine Gaben haben keinen Gehalt für Dich — Dein Auge hat ſich zu früh nach dem ſchönen Jenſeits gewendet. — Die Erde verſinkt Dir, ein bedeutungsloſer Punkt gegen das Hohe, Unermeßliche! Und doch freue ich mich dieſer Erde ſo innig und ſchlage meine Arme liebend um das Leben, in das mich Gott gewiß nicht umſonſt einführte. — Und Du haſt dieſelben Verheißungen, denſelben Beruf zum Glücke, zur Freude. — Warum verweilſt Du ſo gern an der dunkeln Nachtſeite des Lebens, iſt

denn der Schmerz der alleindauernde, geht er nicht auch vorüber wie jede Gabe der Zeit? Warum zergliederst Du muthwillig jede Freude? Um lächeln zu können über ihre Nichtigkeit? O Claire! Nimm mit mir dankbar die Blüthe des Augenblicks! Labe Dich an ihrem Duft, ohne ihre Dauer zu berechnen, Du wirst so den Vater im Himmel besser lieben und verstehen lernen. Er will ja unsere Freude! Laß sie uns mit kindlichem Sinne aufsuchen und genießen. Ich gehe so leise als möglich bei der Täuschung vorüber, und hüte mich wohl ihren Schleier zu heben. Blind bin ich so gern für alle Schwächen und Mängel der Erde und könnte den am ersten hassen, der mich früher als durch eigne Ueberzeugung davon unterrichten wollte. Ich will so lange selig träumen, wie möglich, und sollte mich auch einst die Täuschung drohend ergreifen, so will ich lieber sterben vor Schmerz, als fortleben und allen meinen kleinen Freuden entsagen und meinen Hoffnungen und meinem Glauben.

Du wirst ernst und sehr fest werden, Du wirst dem Geschick trotzen lernen — ich werde immer schwach und weich bleiben, daher schmieg ich mich auch so innig an das starke Herz der Schwester. Du wirst mich schirmen, bekannt mit den Stürmen des Lebens. Ich kann Dir nichts sein als eine fröhliche treue Gefährtin; als solche folge ich Dir überall, theile Du mir Alles mit, was Dir aufsteigt im Herzen, jeden Zweifel, jeden Wunsch; ich will jenen bekämpfen und diesen Dir erfüllen helfen — meine Liebe wird Dir durchs dunkle Leben leuchten und Dir die Stirne heiter küssen und fröhlich."

Nie hat wohl auch eine Schweſter an dem Liebesgram und Liebesglück der anderen in ſo rührender Selbſtverläugnung mehr Theil genommen, als Agnes an dem der ihrigen. In Bezug darauf will ich hier nur zwei Stellen aus dem tiefen Borne ihrer Schöpfung citiren:

„Es geht kein Gram über den, den man bei der Qual geliebter Seelen empfindet. — Die Grenzen des eigenen Schmerzes kann man berechnen, man kann ſich Beruhigung ſuchen; aber hier theilt man nur die Qual, ohne den Troſt zu kennen auf den ſie blicken, und kann nur mit weinen in ihre Thränen.“

„Wie kommt es doch, daß ich mich jetzt ſo wenig mit der Poeſie beſchäftige? Ich glaube, es gefällt mir jetzt zu gut in der Wirklichkeit, als daß ich aus ihr herausſchreiten möchte in die Ideenwelt. Wenn der Rauſch der Freude vorüber ſein wird, und die Gegenwart ſich leiſer und traulicher zur träumeriſchen Stille neigt, dann kehre wieder, himmliſche Muſe, und gieb den Blüthen unſeres Glücks Deine unverwelkliche Schöne, damit ſie ewig fortdauern mögen!“

Die treue Muſe folgte, als Zeit und Stunde dazu erſchienen, dem feierlichen Aufruf im Feierkleide. Die von dem Brautglück der Schweſter begeiſterte Dichterin ſtimmte die Saiten ihrer Leier zu einem Feſtgeſange, der unter dem Titel: „das Brautkleid“ in die zweite Sammlung ihrer Gedichte aufgenommen worden. Ein anderes bei dieſem Anlaſſe entſtan-

gend u. Schulen. 2 Thle. M. A. mit 72 Kpf. s. 1 thl. ohne K. 12 gr. — Hübners bibl. Historien z. Gebrauche für die Jugend. Umgearb. v. M. Adler. 2 Thle. N. m. K. verm. Aufg. gr. 8. 8 gr. geb. 10 gr. — Baumgartens Morgen- u. Abendbetracht. auf alle Tage i. J. f. d. Jugend, zur Beförder. früher Religiosität u. Sittlichk. M. Vorr. v. Superint. D. Resenmüller. 2 Bde. m. K. gr. 8. 2 thl. — 52 interessante Erzählungen aus d. Welt- u. Menschengeschichte, zur Unterhalt. f. wißbegier. Bürger u. Landleute; auch als ein nützl. Lehrb. f. Schulen zum moral. Unterrichte. N. A. m. K. 8. 12 gr. — Erzählung a. d. Thier- u. Menschenwelt. Ein Geschenk für gute Söhne u. Töchter. m. vielen K. 8. 1 thl. — Handbuch der Naturgeschichte für die gebildeten Stände. Gymnasien und Schulen, besonders in Hinsicht auf Geographie ausgearb. v. D. C. G. D. Stein. 2 Bände mit 116 Abbildungen auf 13 Kpfrt. gr. 8. schwarz 2 thl. 18 gr. illum. 3 thl. 12 gr.

Bei einem schon etwas geübten Nachdenken werden obige Schriften ihres Zwecks nicht verfehlen, da sie zwar eine richtige Grundlage zugemeß. Bildung voraussetzen, übrigens aber sämmtl. sowohl den Neigungen, als auch den Fähigkeiten der Jugend angemessen sind. Der Zweck einer jeden ist auf dem Titel selbst angegeben, und ihr Inhalt entspricht demselben.

3. Für Frauenzimmer.

Nette's Taschenb. f. Strick- Näh- u. andre weibl. Arbeiten. Ein Bedürfn. u. Geschenk f. junge Frauenz. 4 Thle. m. 125 schw. u. illum. K. N. A. jed. Theil 2 thl. 12 gr. — Neuestes Toilettengeschenk der vorzügl. Strick- Stick-, Näh- u. andern weibl. Arbeiten, auf d. Jahr 1812 u. 1813. Von Nette, Lehmann u. Claudius. Mit vielen schw. u. illum. Kpfrt. jeder Jahrg. 2 thl. 12 gr.

Des Verf. Bestreben, dem Geiste eines edlen u. einfachen Geschmacks durch leicht nachzuahmende Dessins zu genügen — hat sich durch den ungetheiltesten Beifall, womit dies Werk aufgenommen wurde, schon selbst belohnt. Nützl. Belehrungen, das weibl. Hauswesen, den Putz u. allerlei dahin einschlagende Materien betreffend, sind m. den geschmackvollsten Mustern weibl. Arbeiten so verbunden, daß es Frauenzimmer als ein würdiges Toilettenbuch betrachten können.

denes Gedicht, das die Verfasserin wegen seiner subjectiven Tendenz, wie mehrere der hier mitgetheilten, während ihres Lebens nicht zur Veröffentlichung bestimmte, führt uns in das Allerheiligste ihres Dichtergemüths.

An Claire.

Heimlich, mit liebender Hand erzog ich die zärtliche Myrte,
Daß sie mit wachsender Kraft treibe das duftige Grün.
Dein nur dacht' ich dabei, Du holde Schwester, und pflegte
Sorgsam und heimlich für Dich den zarten jungfräulichen Schmuck.
Siehe! und herrlich empor erstanden die schwellenden Zweige,
Ahnend den süßen Beruf und den festlichen Tag.
— Und ich freute mich dran mit stiller, unnennbarer Wonne,
Weihte mit frommem Gebet und Segen den bräutlichen Kranz.

Und wie ich sorgte für Dich, so sannst Du auch mich zu erfreuen,
Suchtest auch heimlich und still der Schwester ein grünendes Reis. —
Und den Lorbeer erkorst Du, die unverwelkliche Krone,
Weihend mit sinnigem Wort die Schwester zum schönen Beruf. —
Was ich da dachte — als Du mir darbotst die herrliche Gabe,
Was da mein schlagendes Herz in stiller Entzückung empfand —
Nimmer verkündet das Wort den Drang der innern Gefühle,
Aber lebendig und stolz bewahrt den Gedanken die Brust.

Siehe den herrlichen Zweig, ich weiß, ich erringe ihn nimmer!
Dennoch wag' ich den Gang und blicke begeistert ans Ziel!
Schwach ist die Kraft des Gesange, doch muthig und hoffend die Seele,
Und was ich dunkel geträumt, es klärt sich mir heller einst auf.
Sei's auch, daß nimmer mein Lied sich wage in höhere Sphären. —
Eng ist die Grenze des Raumes, den streng mir die Muse bestimmt,
Doch in ihm auch verhieß sie gar Viele der herrlichen Blüthen,
Wenn ich mit Liebe und Fleiß folge der herrlichen Spur.

Einfalt und Sittlichkeit sei des Liedes einzige Zierde,
Denn die Anmuth allein leihet die holde Natur.
Und so steh es mir fest in der Seele das liebliche Vorbild,
Warnend vor trüglichem Glanz und fremdem verführenden Prunk.
Danach strebe mein Blick, wenn's hin zu den Saiten mich ziehet,
Und des Herzens Gefühl sich löset in Wort und Gesang.
Aber den herrlichen Zweig — ihn pflege mit heiligen Händen,
Wie ich den Funken der Brust wecke zu höherer Kraft.

Möge der grünende Sproß emporblühn zum lieblichen Baume,
Bis ich einst würdig des Schmucks von Dir empfange den Kranz.
Sollte es dennoch anders bestimmt sein im Buche des Schicksals,
Sollte dies Leben verblühn, ehe heller der Tag ihm gelacht.
O so verweigre mir nicht den Kranz zum Lohne des Strebens,
Leg' ihn auf's ruhige Herz und segne der Schlummernden Loos!
Hat doch ein jegliches Leben der Schmerzen viele getragen,
Mehr oder weniger nur, gesehn oder heimlich und stumm,
Sei's drum zum Lohn des Gesangs, oder zum Lohne des Sieges,
Wenn ich das Leben bestand, mein wird der herrliche Kranz!

Wir wissen Alle, daß der herrliche Kranz des Dichterruhms die seiner so würdige Stirn von Agnes Franz im Leben geschmückt; und wie rührend ihren Freunden in dem voranstehenden Gedicht die zarten, nie laut gewordenen Beziehungen darauf erscheinen mögen; die tiefste Wehmuth erweckten sie bei denen, welche die heilige Schwesterpflicht erfüllten: „Zum Lohn des Sanges und zum Lohn des Sieges, das Loos der Schlummernden segnend, auf ihr ruhiges Herz" den Lorbeerkranz zu legen. —

Nach der Verheirathung ihrer Schwester unternahm Agnes zu erst im Geleit einer Freundin und dann später mit ihrer Mutter und jüngern Schwester Adelheid eine Reise nach Dresden, um längere Zeit dort sich aufzuhalten, wozu in der bereits durch Briefwechsel angeknüpften Bekanntschaft mit Theodor Hell und in literarischen Zwecken die Hauptanläße sich fanden. Der Umgang mit dem genannten, lebenslänglich verehrten Freunde und die eben so gewonnene Freundschaft von mehreren anderen edlen Geistverwandten, die sich ihr bis zum Tode bewährten, übte bei diesem Aufenthalte im Verein mit dem, was er in seiner schönen Naturumgebung und seinen reichen Kunstschätzen ihr bot, einen großen nachhaltigen Einfluß auf das Gemüth und den Geist unsrer Dichterin. Die von dem Freunde erhaltene wohlwollende Belehrung hinsichtlich ihrer lyrischen Produktionen, gab sich immer mehr in Reinheit und Glätte der Form kund, auch fand die Herausgabe der ersten Sammlung ihrer Gedichte eine so beifällige Aufnahme, daß später bei Erscheinung der zweiten Sammlung eine zweite Auflage derselben nöthig ward.

Unter diesen das geistige Leben so angenehm ausfüllenden Beschäftigungen und auch das äußere vergnüglich berührenden Zerstreuungen und Genüssen waren einige Jahre verstrichen, als wieder eine schwere Prüfungszeit für Agnes in einer langen Krankheit und dem sie beendenden Tode ihrer geliebten Mutter im Jahr 1822 eintrat. Doppelt fühlbar war ihr jetzt die Trennung von ihrer Claire, die weit entfernt am Rhein lebte, wo ihr Gatte als preußischer Officier in Garnison stand. Doch Jahre vergingen noch, ehe eine Vereinigung der

Geschwister durch eine Reise, welche Agnes an den Rhein im Jahre 1827 unternahm, stattfand.

Viele schmerzliche Thränen mischten sich zwar in diese Freude des Wiedersehens beim Rückblick auf den Verlust der treuen Mutter und leider auch im Hinblick auf die Zukunft, denn eine heraufgezogene dunkle Wolke drohete bereits das Eheglück der Schwester in einer sich entwickelnden bedenklichen Krankheit ihres Gatten zu vernichten.

Doch noch, ehe diese bangen Besorgnisse in ihrer ganzen Schwere sich verwirklichten, fand Agnes in dem langentbehrten Genusse des Zusammenlebens mit der Schwester und in Theilung ihrer mütterlichen Pflichten und Freuden bei der Entwicklung ihrer drei Kinder, so wie in gewonnenen Bekanntschaften mit edlen Familien erheiternde Zerstreuungen. Und mit welchen begeisterten Blicken Agnes die Naturherrlichkeiten der Rheinufer und alles, was sie an Schätzen der Kunst und großartigen Gebäuden darbieten, auffaßte, finden wir in der zweiten Sammlung ihrer Gedichte ausgesprochen. Ihrem poetischen Talent erwachte hier aufs Neue bei den reizenden Naturanschauungen ein Rival in der unentwickelt gebliebenen Anlage zur Malerei, die in ihren Versuchen bewies, daß nur der Mangel des Unterrichts die Flügel zu höherem Aufschwung ihr gebunden.

Diesen Dilettantismus so neben ihrem dichterischen Berufe pflegend, der ihr nun längst sonnenklar im „Sonnenhold" aufgegangen, malte Agnes in den Mußestunden und dichtete in denen der Muse, was diese ihr in den lieblichen verschiedenartigsten Weisen diktirte. Größere und kleinere Gedichte,

Volkssagen, Novellen u. s. w. Zu den ersteren gehörte auch das in der zweiten Sammlung ihrer Poesien befindliche Gedicht „der Christbaum", geschrieben zum Besten eines noch jetzt bestehenden Jungfrauenvereins in Wesel, dem sie vorstand und mit dessen Hülfe sie eine Arbeitsschule für arme Mädchen gründete, worin diese in allen nützlichen Handarbeiten unterrichtet und zu brauchbaren Domestiken gebildet wurden. Diese edle in's Leben eingreifende Wirksamkeit fand bei den kräftigen Rheinländern fast noch mehr Anklang, als die seelenvollen Töne, welche Agnes Franz ihrer Leier entlockte, und ihr von aller schriftstellerischen Eitelkeit losgesagtes Gemüth freute sich dieser Anerkennung ihres Menschenwerthes, die ihr immer mehr als alle Huldigungen, welche man ihrem Talent erwiesen, gegolten. Mit der Freude eines Engels vertraute sie mir aber dennoch späterhin in einem Gespräch über diese und jene Erfahrungen, daß sie einmal wahre Himmelsseligkeit über ihre dichterische Begabung empfunden, nämlich, als sie erfahren, wie ihr Gedicht „für Tiefbetrübte" die Reue und Sinnesänderung eines Verbrechers bewirkt habe, für welchen Zweck dasselbe von der frommen Dichterin verfaßt und dem Seelsorger des Unglücklichen zugestellt worden war.

Während ihres Aufenthaltes in Siegburg, wo die gewonnene Freundschaft der Familien Jacobi und Vogt viel dazu beitrug, den traurigen Anlaß dieses Aufenthaltes in stundenweise Vergessenheit zu bringen, entstanden außer einigen novellistischen Produktionen auch das liebliche Idyll „der Wunderspiegel" in der zweiten Sammlung ihrer Gedichte be-

findlich, nach einer heiteren geſelligen Landpartie mit ſinniger Einflechtung der Haupttheilnehmer gedichtet.

Als die Schweſter ſich endlich genöthigt ſah, mit ihrem kranken Gatten den Ort, wo ſie vergebens Heilung für ihn geſucht, zu verlaſſen, um ihn mit einem andern zu vertauſchen, folgte ſie ihr gleichſam als Schutzgeiſt zu beiſtändiger Liebe, wo dies auch immer ſei. In dieſer Zeit ſchrieb Agnes in ihr Tagebuch: „Es iſt ein ſchöner und wahrer Spruch, der da ſagt: Trübſal bringt Geduld, Geduld Erfahrung, Erfahrung aber Hoffnung, und Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden.“

„Geduld iſt alſo die erſte köſtliche Frucht, die im Läuterungsfeuer der Trübſal reifen ſoll. Nicht dem Ungeduldigen, der ſich der prüfenden oder züchtigenden Hand entziehen und dem höheren Willen vorgreifen will, wird jene Erfahrung zu Theil, von der es heißt, daß ſie fröhliche Hoffnung lehrt. Solche Erfahrungen ſind nur der Lohn der Geduld, der kindlichen Ergebung, die ſich glaubensvoll, auch da, wo ſie nicht ſieht, dem höchſten Willen unterwirft. Ihr iſt es vorbehalten, das Licht der göttlichen Liebe aus dunklen Prüfungsnächten aufſtrahlen zu ſehen, — zu ſehen, wie die Dornenpfade ſich endlich mit Roſen ſchmücken und wie der Lenker unſeres Geſchickes zuletzt Alles herrlich hinausführt. Hat man aber ſolches erfahren, da iſt für immer dem Pfeile des Schmerzes die tödtende Spitze genommen, da iſt keine Nacht mehr ſo dunkel, wo das Licht der Hoffnung nicht ſtrahlte, da iſt das beglückte, hochbegnadigte Herz für immer der Verzweiflung entriſſen, da hat es eine Stütze gewonnen für alle

Stürme des Lebens. Ja, solche Erfahrungen bringen Hoffnung und Hoffnung mit kindlicher Zuversicht läßt nimmer zu Schanden werden."

Ich war als Kind oft von bangen Träumen geängstigt. Ich litt unaussprechlich dabei, gewann aber endlich die Kraft, dem Einfluß ihrer finsteren Bilder zu widerstehen, indem ich mir sagte, daß es ja doch nur ein Traum sei. Dieses Mittel suchte ich später auch bei schmerzlichen oder beängstigenden Lebensereignissen anzuwenden. Die Erfahrung, daß auch die bängsten Zeiten vorübergehen, und zuletzt in Segen sich verwandeln, ließ sie mich meinen früheren Traumgebilden gleichstellen. „Es ist ein Traum," sage ich noch jetzt. Und gewiß die Zukunft wird mich nicht Lügen strafen!" —

Nach dem nicht lange darauf erfolgten Tode ihres Schwagers, des Hauptmanns von Rekowski, als dessen Wittwe sich entschlossen in Brandenburg an der Havel, wo sie viele theilnehmende Herzen in ihrem Unglück gefunden, ihren ferneren Wohnort zu nehmen, um nahe ihren in dem Cadettenhause untergebrachten Söhnen zu bleiben, entschied sich auch Agnes mit der jüngeren Schwester für diesen Aufenthalt, und blieb, als diese letztere einige Zeit darauf sich verheirathete und mit ihrem Gatten, dem Baron Siegroth, nach Schlesien zurückkehrte, in der neuen Heimath bei der verwittweten Schwester.

Ein Kreis von würdigen Freunden, von denen wir hier nur die Prediger Schulze und Neuendorf und den Sanitäts-

rath Dr. Siebert mit ihren Familien nennen wollen, umschloß bald die Vereinten und machte denselben die getroffene Wahl des Wohnorts immer lieber.

Agnes fand auch hier für ihren Wohlthätigkeitstrieb im Anschluß an einen Frauenverein zur Unterstützung hülfsbedürftiger Familien bald Anregung und auch ihr schönes Talent feierte nicht. Sie gab ihre „Cyanen", eine Sammlung von Erzählungen, Stundenblumen in Polterabendscherzen und anderen Festgedichten, Nieder-Rheinisches Taschenbuch und in zweiter Auflage die erste Sammlung ihrer Gedichte und einen zweiten Band derselben heraus. In diesem Letzteren finden wir rührende Trauerblüthen des Andenkens, ihren innig geliebten und verehrten Freunden, Schulze und Neuendorf, geweiht, die Beide ihr durch den Tod in den letzten Jahren ihres Aufenthalts in Brandenburg entrissen wurden. Familienverhältnisse hatten den Schwestern die Rückkehr nach Schlesien geboten, wo sie Breslau den Aufenthaltsort der verheiratheten Schwester und mehrerer nahen Verwandten zum Wohnort erwählten.

Mit Liebe und Verehrung sah sich die Dichterin in ihrer Heimath wieder begrüßt und bald umringt von Bekannten und Unbekannten, welche alte Freundschaftsansprüche zu erneuern oder neue sich zu gewinnen suchten, von ihrer Nähe angezogen, sich's wohl in derselben sein ließen, jeder nach Art und Weise seiner Empfänglichkeit für die auf Alle übergehende Ausströmung des liebevollsten Gemüths. Doch wie dasselbe mit seiner tiefen Segensfülle die Auserwählten zu erquicken, zu beseligen verstand, das vermögen diese nur an-

zudeuten, nur hinzudeuten auf die lebendig sprechenden Beweise, wie es im Laufe dieser Mittheilungen geschehen, der Physiognomie des biographischen Bildes, jene Lieblichkeit, Wahrheit und Aehnlichkeit zu verleihen, deren Züge aus dem tiefsten Innern hervorgezogen sind.

Es sei mir vergönnt, diese Hindeutungen mit einer Stelle einzuleiten, welche der Anfang eines gedruckten Briefes an Agnes Franz bietet*). Er lautet:

„Mein Herz! Ich bat Dich gestern in Gedanken recht sehnsüchtig traurig um einige Worte, die Du allein zu sagen verstehst, und am Abend las ich sie, mit Andacht könnt' ich sagen, „denn ich liebe Dich." Daß diese Worte doch zu Blumen würden, damit ich sie einlegen könnte. O Du verstehst mit Grazie zu lieben, weil Du mit der dichterischen Seele liebst. Das sollten alle Frauen können, dann bliebe ihre Liebe immer was sie sein sollte, himmlisch."

Als mein Auge auf diese Stelle fiel, war das Herz schon erstarrt, dessen wohlthuender Liebesausdruck so tief empfunden worden. Die Hand ruhete todteskalt, die so oft und gern die Feder als Organ der warmen Herzensstimme zum Trost, zur Freude, zur Erquickung der nah und fernen Lieben geführt, aber eine reiche Sammlung der seelenvollen brieflichen Spenden in all den holden und süßen Ausdrucksformen, in die das wandellose Wesen der Liebe sich nur immer hüllen konnte, ist noch in lebendiger Wärme vorhanden, und so möge der folgende Auszug brieflicher Mittheilungen, so klein

*) In der Heimath, von der Verfasserin von Schloß Goczin.

wie der dazu gegönnte Raum ihn bedingt, den Beweis der obigen Andeutung führen.

Neujahrsmorgen 1838.

Hier sende ich Dir ein Fläschchen Medicin mit der Bitte, daß Du dem aufdringlichen Arzte Deine nachsichtsvolle Verzeihung schenken mögest! Und nun Kuß und Gruß und Segenswunsch zum lieben freundlichen Neujahr, das so hold in unsere Fenster blickt, als wolle es Dir recht bald Genesung und mir die Freude bringen, mich recht bald Arm in Arm, mit Dir mein Herz, in seiner reinen heitern Lebensluft zu ergehen. Dann wollen wir Dein Genesungsfest im Wintergarten feiern. Ich war gestern dort. O wie habe ich da Deiner so oft und sehnsüchtig gedacht. Das Ganze sprach mich so eigenthümlich an, wie ein schöner poetischer Gedanke. Alle Lebenselemente sind dort vereint: Sommerwärme, Blumenduft, Schönheit und Harmonie. Bringt man die Liebe mit, so hat man Alles, was das Herz erquickt. Nun, Adieu, geliebtes Herz, Gott segne Dich und die Deinen und mache Dich nur bald recht gesund. Innigst Deine Agnes.

N. S. Nimm die Tropfen mit genauer Beachtung der letzten Regel! (dabei immer an den Arzt zu denken.)

Da wir noch immer durch den unbarmherzigen Winter getrennt sind, so laß mich wenigstens erfahren, wie es Dir, mein Schwesterherz, geht, ob Du Dich wohl befindest. Dein liebes Sangesbuch folgt endlich zurück. Ich konnte mich schwer davon trennen. Zähle nicht nach den Fäden, was

mir lieb wurde; nur das Allerliebste habe ich bezeichnet, aber lieb habe ich eigentlich das ganze Buch von Herzen; und schwer würde mir es werden, mich von einem oder den andern Deiner Gedankenkinder zu trennen.

Deine allerliebste Beichte ist eine gefährliche Sache für den Beichtvater und er wird ein wenig auf seiner Hut sein müssen, daß Du sein Herz nicht bestichst. Er möchte Dir auch gern eine kleine Buße auflegen, wegen Deines letzten Bekenntnisses, um Dich einmal in der Selbstüberwindung zu prüfen. Du wirst es errathen. — Geben und Nehmen ist Eines für die Liebe, dies vor der Hand noch nicht zu spalten, ist Deine Aufgabe. Denke, daß ich immer fort von Dir nehme. — Alles was Deinem lieben Herzen entströmt. Dies Geistig gewonnene ist eigentlich der wahre Besitz.

Lebe nun wohl, Du Gute, Liebe. Herzliche Grüße von uns Allen und einen Schwesterkuß von Deiner Agnes.

An J.

Bei Zurückgabe ihres Buches.

Du liebes Herz, aus dem der Lieder Fülle,
Bei Sturm und Licht wie Maienblüthen regnet;
O sei in Deinem Aufschwung mir gesegnet,
Gesegnet auch in Deines Denkens Stille!

Du kennst die Perle in verschwiegner Hülle,
Die, wenn sie einmal unserm Blick begegnet
Mit unermeßlichem Gewinn uns segnet: —
— Dem Schmerz entkeimt, weiht sie des Vaters Wille.

Drum wahre treu dies Kleinod im Gemüthe,
Ob Dich die Welt bewundre oder schmähe,
Ob huldigend, ob stumm vorübergehe,

Die Liebe kennt der Liebe Himmelsblüthe,
Und Oben blickt ein Vaterauge hernieder,
Das lächelt mild dem stillen Geist der Lieder.

am 15. Januar 1838. Agnes.

Wie freue ich mich, Dich nun auf guten Wegen zu wissen, was die gastronomischen Betrachtungen und Nachsätze mir auf's Ergötzlichste vermelden, fasse nur immer festeren Boden im Materiellen, denn Du bist das Blümchen, das Jean Paul meint, dem man vorsichtig nach und nach ein Bischen Erde zuführen muß, damit es fester wurzle, aber dessen reine Glöckchen man sorglich hütet, damit kein Stäubchen ihr reines Blühen und Klingen störe, und dies desto kräftiger gedeihe und forttöne. — Morgen erbitte ich mir als nochmaligen Liebesbeweis noch einmal die gütige Erlaubniß von Dir, ein kleines Täubchen für Dich kochen zu dürfen. — Ach Gott! ich erschrecke ordentlich, indem ich es hinschreibe, denn so prosaisch bin ich mir noch nicht erschienen, als in diesem Augenblick, wo ich eine Taube, diesen poetischen Brief- und Liebesboten gekocht zu Dir senden will. — Nun, die Genien der Liebe und Freundschaft wollen mir diese Sünde vergeben, die doch auch aus zärtlicher Sorge hervorging, und so siehe Du auch nur nicht an, mein Vergehen zu theilen, oder vielmehr es zu sühnen, indem Du das Opfertäubchen für

Deine Geneſung freundlich aufnimmſt und Dich ſeinem Zwecke nicht widerſetzeſt.

— — — Ich habe mit innigem Danke gegen Dich, Du liebes Herz, aber auch mit Dank gegen Gott, der Dich mir gab, Deine Bundesblüthen geleſen! Deine Liebe iſt mir ein unſchätzbares Gut, ob ich gleich fühle, daß ſie mehr dem gehört, der unſere Seelen ſo harmoniſch für einander bildete und der eigentlich allein einer ſo hohen und begeiſterten Liebe würdig iſt. Aber dies eben wird uns auch für immer verbinden; wir ſuchen und ſtreben Beide nach dem unvergänglich Schönen, dem Ewigen, Unſterblichen, das uns in der vergänglichen Erſcheinung oft ſchon ſo geheimnißvoll anlächelt, aber uns immer weiter, weiter führen ſoll, bis zum Urquell ſelbſt, dem unſre ſchönſten, unſre herrlichſten Bundesblüthen gebühren. So wollen wir denn Hand in Hand dies ſchöne Ziel verfolgen! Gott hat uns geliebt, wir wollen ihn wieder lieben, mit allen Kräften unſerer Seele, ihm vereint die ſchönſten Blüthen weihen, die unſerm Bunde entkeimen werden. So ſchließe ich Dich denn heut im Geiſt in meine Arme! Bald ſehen wir uns! Deine treue Agnes.

Guten Morgen! Ich habe köſtlich geſchlafen auf den geſtrigen Abendgang, und von Deiner blau und grün ſchattirten Wieſe und den dunklen Gängen des Kloſtergartens geträumt, und überall trat mir das liebliche Kind Julie mit einem Händchen voll Blumen entgegen und als ich wach war, ſtandeſt Du wieder vor mir, und die Blumen waren auch noch

der, und ich war glücklich, denn ich durfte Beide an mein Herz ziehen. O Du reiches, liebes Herz, das so viele Segensquellen in sich trägt, bleibe mir hold durchs ganze Leben! Ich grüße Dich viel tausendmal und sende Dir und Deiner lieben Ottilie meinen innigen Glückwunsch.

An J.

Palmsonntag 1838.

Ein Glöcklein läutet silberrein
Die liebe Osterwoche ein.
Mir ist so wohl zu Herz und Sinn.
Denn Liebe heißt die Glöcknerin.
Viel schöne Blüthen düftereich
Verkünden mir das Fest zugleich;
Wer sendet mir den Blumenhauch
Zum Ostergruß? — die Liebe auch!

Wer wohl zum grünen Donnerstag
Der alten Sitte denken mag?
Kein Bienchen summt im Wiesengrund,
Kein Honig labet Herz und Mund.
Da klopft es leise an die Thür:
„Mach auf die kleine Zelle hier!
Die Liebe will das Bienlein sein,
Und Dich mit Osterfest erfreun.

O Liebe, so erfindungsreich,
Was wäre Dir auf Erden gleich!
Du nahst im frommen Glockenlaut,
Du springst aus Blumen leis und traut,

Du reichst in süßer Balsamkost
Geheimnißvollen Lebensmost,
Daß Ostern werde im Gemüth,
Im Auferstehungs-Lenz-Gebiet.

Agnes.

Meine Herzensschwester. Ich grüße Dich mit Liebe und Dank zum Beginn der schönen Osterwoche! Gern brächte ich Dir selbst diese Blumen zum Ostergruß und schlöße Dich ans Herz! Gelingt es mir aber nicht diesen Wunsch erfüllt zu sehen, so sende ich diese Zeilen, die schwachen Dollmetscher meiner Gefühle.

Wohl kenne ich die Stimmung, die Du meinst (ich hatte sie an meinem Geburtstage), wo Schmerz und Wonne der Erinnerung und Gegenwart zu tiefer Wehmuth zusammenschmelzen. Dies löst gleichsam die Seele auf, und sie möchte nun sogleich hinströmen ins Weltall. Glückliche, daß Du heut solche Thränen hattest! Das ist das rechte Frühlings- und Thauwetter für die Poesie. Da grünt, da blüht Alles! — Ich kam leider heut fast zu gar keiner Stimmung. Ewige Störungen! Gestern genoß ich Deine Liebesgaben mit unbeschreiblicher Wonne, und jetzt sollen sie mich wieder erfreuen. Gute Nacht, schlaf wohl!

Deine herzlieben Briefe und Gedichte begleiten mich überall! Heut habe ich sie im Brunnengärtchen gelesen, wo ich ganz allein war. Hast Du da nicht gehört, wie es zu Dir sagte: Mein liebes Herz! Mein treues Herz! — Ach könn-

ten doch Gedanken zu einander führen! Wie oft sähest Du mich dann an Deiner Seite! So gelangt selbst das schriftliche Wort so spät zu Dir! Ach möchtest Du mich nicht undankbar schelten. Aber die Stunden meines Tages gehörten mir nicht, und Abends war ich so matt, daß Du mich selbst zur Ruhe verwiesen hättest. Tausend Dank, daß Du mir nicht vergolten, sondern zweimal geschrieben hast. Stimmte mich Vieles auch gar wehmüthig in Deinem Briefe, so that mir wieder Deine Liebe so innig wohl, daß ich ihn immer wieder las.

Den 25. Decbr. 1838.

Wohl habe ich Deiner am gestrigen Abend oft, recht oft gedacht, ich war aber, als ich von meiner kranken Adelheid nach Hause kam, zu abgespannt, um schreiben zu können. Wir haben noch immer viel Kummer. Wer aber dürfte klagen an einem Fest wie das heutige. Nein, Er, der die Liebe ist, wird es ewig bleiben und nicht mehr auflegen, als das arme Herz tragen kann! —

Charfreitag 1839.

Immer begegnen sich doch unsere Gedanken! Heut, als wir das Charfreitaggebet aus meinem Buche lasen, dachte ich: Vielleicht liest meine J. jetzt dasselbe! Und dieser Gedanke war mir so lieb! Nicht wahr, wir begegnen uns auch am Osterfeiertage auf demselben Wege? — O wie selig macht mich der Gedanke, daß Dein Herz sich Trost schöpft aus diesem

Buche! Was Gutes darin, kommt ja von Gott, und ſo kann ich mich ja rein dieſes Gedankens erfreuen.

Tauſend Dank für den erquickenden Morgengruß und die köſtlichen Roſen! Ach könnte ich Dir doch ähnliche auf Deinen Lebenspfad ſtreuen und Dich über alle Dornen hinwegtragen!

Juli 1839.

Gottlob, daß wir nun die Nachricht haben, daß Du glücklich und wohlbehalten am Ziel angelangt biſt. Wohl haben Dich meine Gedanken unaufhörlich begleitet, und oft war mir, als empfände ich mit Dir die Wonne des Anſchauens jener himmliſchen Gegenden, die mir geſtern Dein lieber Brief, und heut zufällig ein Bild, das Salzburg darſtellt, lebhaft vergegenwärtiget. Ja, wer mit Dir und der theuern Eugenie wandern könnte! Wie ſchön kann ich mir das Zuſammenleben in der reichſten, herrlichſten Natur denken! O wie viele köſtliche Tage wirſt Du noch genießen, verſchönert durch das Mitgefühl unſerer Freundin, deren Seele ja auch wie die Deine tief empfänglich iſt für die erhabenen Wunder der Natur. Grüße mir die liebe, liebe Winkler tauſendmal und fahre fort mit ihr gemeinſam meiner zu gedenken. Wie gern ſähe ich ſelbſt den kleinen Eugen, den Du mir ſo prächtig ſchilderſt. Er war damals ſchon ein herrliches Kind und verſpricht ſehr viel! Möge ihn Gott ſo kräftig erhalten!

— — Mein Schweſterchen wohnt nun ſchon ſeit acht Tagen bei mir und wir haben uns ganz gut zuſammen eingerichtet, und machen mir die Kinder auch manchmal zu ſchaffen, ſo iſt es doch eine Herzenserquickung mit jedem Morgen die friſchen Geſichter zu begrüßen, und Abends ſie Alle um mich zu verſammeln, zum Singen, Tanzen, Erzählen, wo Alles ſeelenglücklich iſt. — Zum Schreiben bin ich wenig gekommen, doch mehr aus Folge meiner Krankheit.

Januar 1840.

So gern ich ſchon dieſen Morgen zu Dir geſandt hätte, ſo kommt doch leider, wegen häuslicher Hinderniſſe, der Nachmittag heran, bevor Du mein Roſenblättchen erhältſt, das in übermüthiger Laune das Erſte ſein wollte und nun ein beſchämter Nachzügler iſt. Aber nicht wahr? der gute Wille wird nicht zurückgewieſen, erhält demnach Verzeihung und das erbetene Plätzchen an Deinem Herzen wird an keinem Andern vergeben?

Vereint in Freude und in Schmerzen!
Das bleibe unſer Bundeswort!
Und Keiner dränge Dir vom Herzen
Die Schweſter Deiner Seele fort!

Ich habe heut auch etwas geſchrieben und was? Eine Parabel nach Deiner Aufgabe „Hyacinthe und Kerze.“ Sobald ich Dich einmal bei mir ſehe, hörſt Du ſie. Könnteſt Du mich doch recht bald beſuchen! Wie wäre es denn morgen Nachmittag, wenn Du Dich nämlich recht wohl fühlſt?

Gute Nacht, mein liebes Herz! Dein Rosenblättchen trag ich bei mir; es erzählt mir so süß von Deiner Liebe. O bleibe immer die treue Seelenschwester Deiner Agnes. N. S. Du findest in der Frauenzeitung ein Gedicht unter dem Titel: „Gottes Liebe wacht," dessen ersten Vers ich Dir ganz besonders empfehle. Wer mag wohl die Verfasserin sein? —

— — — Deiner lieben Adelaide bin ich so frei, nebst meinem herzlichen Gruße, ein kleines Andenken mitzusenden, das Deine Liebe entschuldigen wolle. Es ist die Farbe der Hoffnung auf dunklem Grunde erblüht. Auch ich trage das Zeichen und so bitte ich die liebe Adelaide, daß sie es mir zu Liebe auch tragen wolle.

Wenn es auch nur ein kleines Blümchen ist, das ich sende, so bringe es doch wenigstens meinen Weihnachtsgruß in der Form eines Veilchens und Schneeglöckchens, die vereint bei Dir blühen sollen, und vereint hinübergehen ins neue Jahr. Und so auch wir Hand in Hand jetzt und immerdar bis das Schneeglöckchen uns zum letztenmal läutet! Ich sende Dir einen warmen Kuß mit dem kleinen Pensée, das sich frostig entfaltete, aber bei Dir völlig aufblühen wird. Und so segne Dich Gott zum schönen Fest mit seinen besten Gaben!

Den 27. September 1341.

An J.

Mit meinen Parabeln.

Die kleinen Bilder, wie ich sie empfangen
In Ernst und Scherz, in Freud' und stillem Leide,
O nimm sie hin im anspruchlosen Kleide
Einfacher Dichtung ohne Schmuck und Prangen.

Du weißt, wie sie mit mir zusammenhangen,
Und schaust sie an mit nachsichtsvoller Freude;
So nimm uns denn ans Herz nur alle Beide,
Weil unser Wesen längst Dir aufgegangen!

Uns wär' es auch mein Schwanenlied hienieden,
Was in dem treuen Epheu ich gesungen,
Und ruhten meine Flügel lange, lange —

So traure nicht! Viel Glück war mir beschieden!
Ich hielt in Dir das treuste Herz umschlungen,
Vereint in ihm in Liebe und Gesange!

Agnes.

Januar 1842.

Du kommst mit Deinem gütigen Vorschlag meinen Wünschen zuvor! Ich werde mich Nachmittags einfinden, und so lange Du, Theure, willst, bei Dir bleiben. Wohl ist das Leben eine Stundenblume, die sich oft schneller, als man denkt zusammenfaltet. Fest wollen wir uns daher umfassen, vielleicht gehen wir dereinst vereint hinüber. Ich fühle mich heut nicht wohl, doch hoffe ich morgen frisch und fröhlich zu Dir zu kommen, und will mich heut recht pflegen. Begrüße Deinen lieben Geburtstag mit Gesundheit und gläubigem Muth. Innigst denkt Deiner von der frühen Morgenstunde an

Deine Agnes.

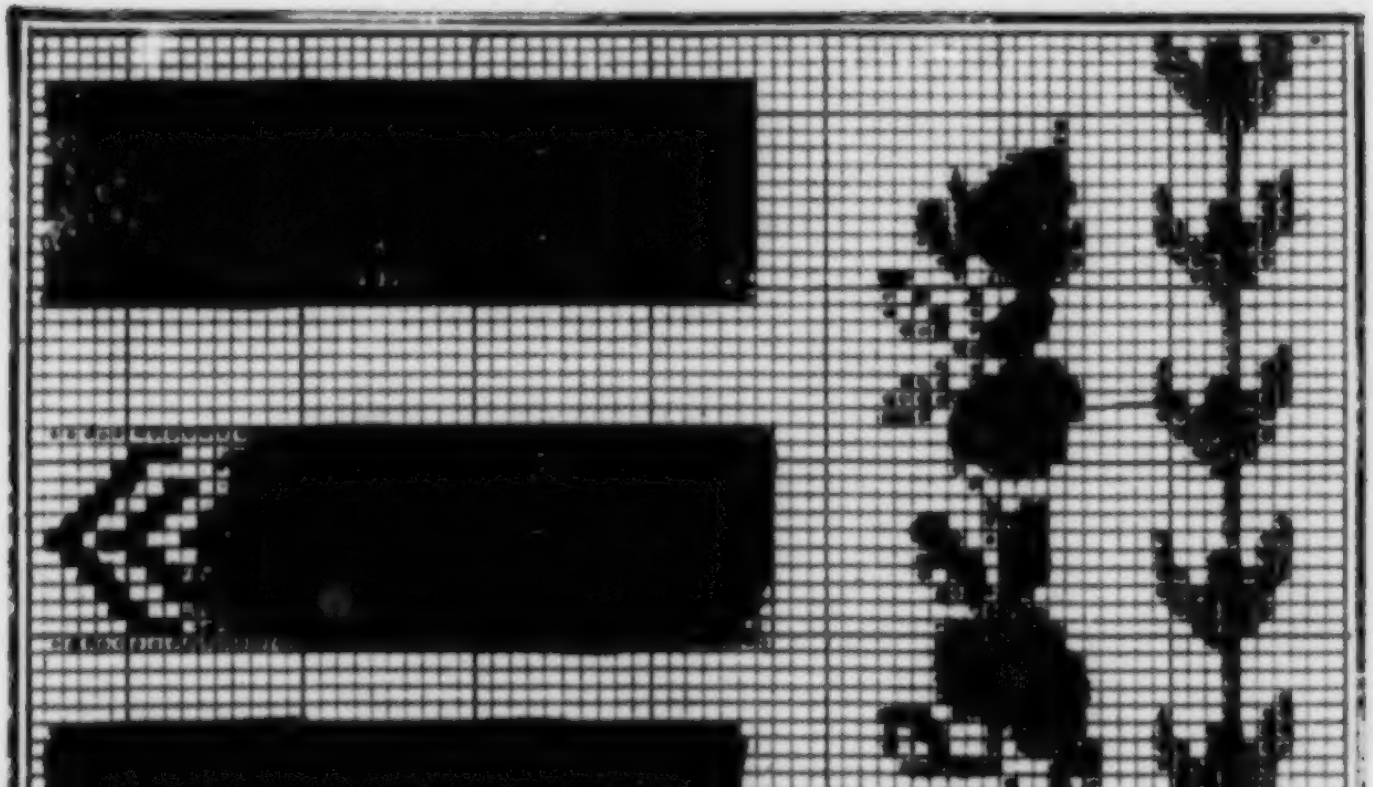

Warmbrunn d. 7. Aug. 1842.

Heut früh ist mir nun auch die Freude zu Theil geworden, die liebe Paalzow kennen zu lernen. Sie empfing mich sehr liebevoll und ihr tiefer Seelenblick ruhte so lange auf dem meinen, bis uns Beiden die Augen von seltsamen Gefühl überquollen. O was hätte ich darum gegeben, eine Stunde ungestört bei ihr bleiben zu dürfen, unsre Seelen verstanden sich so schön, ich hätte so gern viel, viel mit ihr in trauter Herzensergießung gesprochen — da aber kam Besuch auf Besuch; die arme leidende Frau, die fast in jugendlicher Schöne mir entgegen getreten war, wurde in der angreifenden Unterhaltung immer blässer und matter, und entließ mich mit einem Blick, der mir sagte, wie auch sie das Opfer unvermeidlicher Rücksichten sei. Mündlich mehr von dieser anziehenden Erscheinung!

Du erhältst hierbei die wenigen kleinen Beiträge, die ich meinen unruhigen und hinfälligen Stunden abgewinnen konnte. Vergieb, daß dabei die Reinschrift so mangelhaft ist: den Eingang habe ich auf den Titel „Feierabende" *) berechnet; er schien mir so hübsch und passend. Möchte Dir das Gedichtchen auch seines Zweckes wegen, nicht unwerth erscheinen. Lebe mir wohl! Herzlichen Gruß und Gottes Segen zu dem lieben Kinderbuche. Innigst drückt Dich ans Herz Deine treue Agnes.

März 1843.

Mit einem innigen Gruß sende ich Dir beifolgende Blümchen, die mich heut unterm Schnee mit ihrem Duft begrüßten.

*) Erschien 1844 bei Hinrichs.

Sie blühten für Dich gewißlich auf, und so sende ich sie Dir mit frohem Herzen und hoffe nächste Mittwoch nachzukommen, wenn Gott mir Gesundheit giebt. Sollte es mein Befinden nicht erlauben, so bist Du vielleicht so gütig zu mir zu kommen, denn sehen müssen wir uns je eher je lieber! Grüße alle Deine Lieben von mir und nimm den Kuß treuer Freundschaft von Deiner Schwester

Agnes.

April 1843.

Es ist wahr! Ein eigner Unstern scheint jetzt über unsern Mittwoch zu walten! Heut, so dringend mich mein Herz zu Dir zieht, bin ich nicht im Stande zu kommen. Der Wind würde mir den Rest meines Athems vollends rauben, und ich wäre nicht fähig den Schirm zu halten. Laß uns also den heimsuchenden Mächten Folge leisten. Trifft es ja doch nur die Mittwochs, nicht die Herzen! Sobald Wetter und Befinden es mir erlaubt, siehst Du mich! Laß uns trotz allen Stürmen an Muth und Glauben halten, und in Liebe vereinigt bleiben. Mit der innigsten Liebe drückt Dich ans Herz, Deine treue Schwester

Agnes.

Das letzte Billet.

April 1843.

Unwohl und vom schlechten Wetter abgehalten, muß ich leider der Freude entsagen, Dich zu besuchen. Ich sende Dir mit tausend Grüßen die ersehnten Boten des Frühlings, die nun traurig bei dem rauhen Witterungswechsel das Haupt

beugen. Wann ſehen wir uns, mein liebes Herz! Laß mir doch ſagen, wie es Dir geht! Innigſt Deine Agnes.

Wir kehren nach den gegebenen Auszügen der brieflichen Mittheilungen in die Zeit ihrer Anknüpfung zurück, eine kurze Ueberſicht des äußeren Lebensganges der Dichterin und der mancherlei verbundenen Prüfungen folgen zu laſſen.

Während Agnes in der erſten Zeit ihres Aufenthaltes in Breslau die Freunde ihrer frommen Muſe durch die Erſcheinung ihres Andachtsbuches für die Jugend reiferen Alters und ihrer Gebete für Kinder erfreute, und ihr reger Geiſt ſchon Stoffe zu neuen Schöpfungen mit Luſt und Liebe zu bilden begann, fand ihre äußere Thätigkeit gleichzeitig im engſten Familienkreiſe mannigfache ernſte und heitere Anläſſe zu deren unabläſſiger Uebung.

Die holde Tochter ihrer geliebten Claire, das Pflegekind ihrer zärtlichſten Sorge, war Braut, und Agnes, die mit Freuden dem Bunde ihre ſegnende Zuſtimmung ertheilt, ließ es auch an den äußeren Beweiſen ihrer mütterlichen Theilnahme daran nicht fehlen. Eben ſo litt ſie mit der Mutter der Braut, als dieſer die ſchönſte Zeit ihres Liebelebens durch krankhafte Verſtimmung des Nervenſyſtems verkümmert und die blühende Geſundheit der Jungfrau dadurch ſo erſchüttert wurde, daß eine fortwährende mütterliche Ueberwachung derſelben, auch nach der erfolgten Geneſung den Schweſtern nothwendig erſchien, und in Folge deſſen Frau v. R. die vermählte Tochter an den fernen Ort ihrer neuen ländlichen Heimath, in der Nähe von Brandenburg, begleiten mußte. Nicht

lange nach dieſer ſchmerzlichen Trennung wurde durch den Tod des Gatten der jüngeren in Breslau verheiratheten Schweſter von Agnes ein engeres häuslicheres Zuſammenleben mit dieſer herbeigeführt; und mit derſelben Liebe, die die Dichterin früher den Kindern ihrer Claire geweiht, widmete ſie auch jetzt jede freie Stunde den Kleinen, die ſie beſonders des Abends um ſich verſammelte und für ihre Belehrung und Ergötzung in der ihr eigenthümlich anziehenden Weiſe ſorgte.

In dieſer Zeit ſchrieb ſie ſo recht aus dem Leben und für das Leben ihr treffliches Werk: „Buch für Kinder," das in ſchöner Ausſtattung bei Hirt in Breslau erſchien und mit verdientem Beifall aufgenommen wurde.

Bei Erwähnung dieſes Werkes, das eine neue Richtung des Talentes der Verfaſſerin bezeichnet, erſcheint es mir als Pflicht, hier der beiden Hauptverleger der Schriften von Agnes Franz, G. D. Bädeker in Eſſen und Ferd. Hirt in Breslau in der verdienten anerkennenden Weiſe zu gedenken, da Beide nicht nur als Geſchäftsfreunde, ſondern als Freunde in höherer Bedeutung der verehrten Dichterin ergeben waren, und ſo einen entſchiedenen wohlthuenden Einfluß auf ihre ſchriftſtelleriſchen Erfolge, ja ſelbſt auf die Ausbildung ihres ſchönen Talentes übten, indem ſie als wahre Pfleger dieſer Gottesgabe, — ihren eigentlichen Beruf im Geiſt erkennend — damit verfuhren, für ihre Anwendung in den zuſagendſten Richtungen Sorge trugen.

Dieſes ſeltenen Glückes hatte Agnes Franz ſich zu erfreuen, denn ſo wie der erſtgenannte Freund, der bis zu ſeinem Ende ihr die uneigennützigſten Beweiſe ſeiner beſonderen

Werthschätzung gab, förderte auch der zweite, nicht blos im Gesichtspunkt des Verlegers, ihre literarische Thätigkeit, indem er ihrem ihm vertrauten Wunsche, ihre Feder der Jugend zu widmen, bereitwillig entgegenkam und bei Beobachtung der sinnigen Behandlungsweise der Kinder ihrer Schwester, ihr die in ihm entstandene Idee eines Buches für Kinder, zur Ausführung antrug, und dem trefflichen, aus gemeinsamer Sorge und Berathung hervorgegangenen klassischen Werke auch in der ausgezeichnetsten äußeren Ausstattung den verdienten Standpunkt anwies. Er erschloß damit in würdiger Weise der Verfasserin eine neue dankbare, zusagende Sphäre ihrer schriftstellerischen Wirksamkeit, als eben ihre Gemüths-Individualität mit dem Geschmack der Zeit in Betreff novellistischer Produktionen in Conflikt gerathen, auf dem Wendepunkte stand.

Auf dem neuen Felde ihrer Thätigkeit aber sproßten wieder, von ihrem jugendlich frischen Geiste gerufen, unvergängliche, duft- und farbenreiche Blüthen zum Nutz und Frommen des werdenden Geschlechtes auf. „Ich bin hier in meinem eigentlichen Elemente!" äußerte sie mir oft.

Noch in ihren letzten Tagen beschäftigte sie sich mit Lösung einer ihr von dem befreundeten Verleger gestellten Aufgabe, in Abfassung eines Buches „für Mädchen", wozu sie die nöthige Muße im Frühling bei einem beabsichtigten ländlichen Aufenthalte zu gewinnen hoffte. Es blieb leider unvollendet; die dazu vorhandenen Manuscripte werden aber zum Theil verwebt mit dem Kern des bekannten Buches für Kinder, im Laufe dieses Jahres, als ein Vermächtniß an die Jugend, ge-

ziert mit dem Bilde von Agnes Franz und einem für Bedürfniß und Verständniß der Jugend entworfenen Lebensbilde der Dichterin bei ihrem letzten Verleger Ferd. Hirt erscheinen. —

Die literarische Thätigkeit der Dichterin in der angedeuteten neuen Gattung war in voller Blüthe, die zweite Sammlung ihrer Parabeln, das letzte ihrer aus der Verlagshandlung des würdigen Bädeker hervorgegangenen Werke, hatte Agnes so eben zum Druck nach Essen gesandt, als der plötzliche Tod ihrer Schwester Adelheid die Feder des liebgewordenen Berufes ihr aus der Hand nahm, als die Sterbende dafür, voll Vertrauen zu der liebevollen Schwester ihre vier Kinder, von denen das älteste kaum sieben Jahr zählte, ihr als ein heiliges Vermächtniß ans Herz legte.

Diese große unbedenklich eingegangene Verpflichtung trat zwar erst in ihrem ganzen Umfange nach deren Uebernahme vor das Auge der dazu Bereitwilligen, allein wie sehr auch ihr Verstand alle Schattenseiten und Verantwortlichkeiten dieser Verpflichtung ihr aufdeckte, ihre, vom himmlischen Muthe erfüllte, den schwachen Körper geistig belebende Seele erschrak davor nicht, aber ihr demüthiger frommer Sinn, der wohl wußte und es erfahren, wie Gott in dem Schwachen mächtig, rief ihn auch hier in stillem Gebet um seinen Beistand an.

Zu einer Theilung der übernommenen Liebespflichten erbot sich sogleich in sorglicher Eil die entfernte Schwester, aber mancherlei Rücksichten, unter denen die hauptsächlichste, der Wunsch der verstorbenen Schwester, die Waisen nicht im frühen Kindesalter von einander zu trennen, untersagte der

treuen Stellvertreterin die Annahme jenes schwesterlichen Erbietens. Mit dem vollen Bewußtsein, daß ihr neuer Wirkungskreis den bisherigen verschließen, vielleicht nie mehr den Einlaß ihrer geliebten Muse gestatten werde, wurde Agnes die treue Mutter der an ihr warmes Herz gelegten vier Waisen, von denen das jüngste ein zweijähriger kränklicher Knabe. Wie viel Einsicht, Sorgsamkeit und Kraft erforderte der neue Beruf! und wer hätte ohne Ehrfurcht und Bedauern ein so physisch schwaches Wesen, wie Agnes Franz es war, betrachten können, das ohne die mächtigen Naturhebel der Mutterliebe diese ausübte, im engeren und weiteren Sinn und Kreise, der auch die beiden Söhne ihrer Claire umschloß, die ja auch die ihrigen nach dem Prinzip ihrer seltenen schwesterlichen Liebe waren. Der jüngere zum Künstler sich bildende, erfreute sich des Glückes, in den letzten Jahren ganz als Pflegesohn von Agnes Franz in ihrem Hause zu leben, und er hat seinen Dank und seine Liebe für die theure Verwandte, die ihm zweite Mutter war, in einem poetischen Nachruf (den von Nowak verfaßten Nekrolog über Agnes Franz in den schlesischen Provinzialblättern einleitend) in würdiger Weise ausgesprochen.

Eben so wahr als schön hat noch ein Freund der Verklärten in einigen Versen des ihr gewidmeten Nachrufes die Eigenthümlichkeit ihrer Wirksamkeit und die darüber ausgegossene stille Glorie ihres Wesens bezeichnet:

Du hattest Mutterleid und Mutterliebe
Du jungfräuliches, wundersames Bild!
Und viele Deiner Tage waren trübe,
Und Deine Züge waren immer mild!

Du gingst, o Herz, zu Leidenden und Kranken
Mit Deinem Trost und Deinem Liederduft!
Du streutest Geist, die sonnigen Gedanken
Wie Rosenblätter in die deutsche Luft.

Die gefeierte Dichterin, die als schlesische Sappho wohl nicht in ganz richtiger Bezeichnung früher von einem begeisterten Verehrer ihrer Muse in einem vaterländischen Almanach besungen worden, war so durch und durch von dem Geiste edler Weiblichkeit beseelt, daß kein Geschäft dieser Sphäre, möchte es auch noch so gering sein, wo sie dessen Handhabung für nöthig hielt, von ihr ungeübt blieb. So war sie von jeher ein Musterbild ihres Geschlechts gewesen, und selbst von Männern hochgeschätzt und verehrt worden, welche Vorurtheile gegen Schriftstellerinnen hegten. Und noch mehr! was durch keine Schönheit der Formen sich aufwiegen und ersetzen läßt, jene wahre weibliche Anmuth, jener aus ihren schönen Augen leuchtende Strahl der Seelenhoheit und Herzensgüte, die in dem milden Ausdruck ihrer Züge, ihres Lächelns schon unverkennbar hervortrat, wirkten in ihrer Erscheinung selbst auf diejenigen wohlthuend, die ihre Wesenheit zu erfassen, nicht befähigt waren. Ja, es war erhebend wahrzunehmen, wie jener von der Seele ausgehende, von keinem Reiz der Persönlichkeit abhängige Zauber, wie er den Lieblingen des Himmels eigen, seine Anziehungskraft übte und in seiner eigensten Erfahrung eine Versöhnung mit dem Geschick bewirkte, das in der Verfinsterung der jugend-

lichen Lebenshoffnungen der Dichterin diese Genugthuung für ihr Liebe bedürftiges Herz kaum erwarten ließ.

Besonders brachte der achte März, der Geburtstag der Dichterin, ihr von den Freunden in Nähe und Ferne die rührendsten Beweise des Andenkens und der Liebe. Auch die letzte Feier dieses Tages war noch eine heitere; von Allen, die dabei gegenwärtig waren, ahnete Niemand außer ihr, der sie galt, den nahenden Schritt des ernsten Engels, der sobald mit einem Trauerschleier sie verhüllen sollte.

Vier Wochen später lasen wir an unserm Mittwoch zusammen das neue, von Kletke herausgegebene Berliner Taschenbuch, worin ein Gedicht von H. Geibel „zum Schluß" uns Beide so ansprach, daß die schwesterliche Freundin mir dasselbe in ein zu ähnlichen Excerpten bestimmtes, mir von ihr vor einigen Jahren geschenktes Buch, das sie selbst zu diesem Endzweck mit einem Gedicht eingeweiht, den Tag nach jener Lektüre eintrug. — Es konnte keine bezeichnenderen Schlußworte für ihr dichterisches Dasein geben. —

Bei aller Ergebenheit in Gottes Rathschlüsse, bei aller Ruhe, mit der ihr frommer Sinn dem Tod ins Auge blickte, liebte Agnes doch auch das Leben, das trotz der Wolken, die es oft verdunkelten, seine ächten Glanz- und Silberblicke ihr nicht vorenthalten hatte; sie nährte daher gern die Hoffnung einer Wiederherstellung ihrer sinkenden Kräfte, die sie von dem Einflusse milderer Witterung erwartete, wie dagegen auch ihre krampfhaften Brustbeklemmungen sprachen.

Der ersehnte Frühling erschien, schlug aber seine Blüthenaugen unter winterlichen Frostschauern auf und brachte

der Sängerin, die ihn in manchem schönen Liede gefeiert, nicht den Balsam der Lebenserfrischung, die sie von ihm erwartet. Im Gegentheil verschlimmerten seine Einwirkungen, denen sie sich in den ersten kalten Tagen des Mais, im Drange ihres Krankheitsgefühls, ihres Verlangens nach Luft, preisgegeben, ihren Zustand und beförderten vielleicht ihren Aufschwung in den ewigen Frühling des Himmels.

Von der eingetretenen Gefahr, in der das Leben der Kranken schwebte, benachrichtiget, eilte die entfernte Schwester voll schmerzlicher Besorgniß dem Rufe zu folgen. Doch nur ein Tag der Vereinung zur letzten innigen Aussprache war den verschwisterten Seelen hienieden noch vergönnt. Die Stunde der Trennung schlug am Morgen des 13. Mai.

Es war ein himmelblauer sonniger Lenztag, der Friedhof ein Garten voll duftender Blumen und Gesträuche, voll grünender Bäume, auf deren von lauer Luft bewegten Zweigen Nachtigallen sich wiegten und sangen, als die sterbliche Hülle der Heimgegangenen in einer ihrer würdigen Weise zur Erde bestattet wurde. Der wohlverdiente Lorbeerkranz, von den Händen der Liebe unter heißen Thränen gewunden, schmückte mit der Palme des Friedens und einem Rosengewinde, symbolisch ihren Sarg bei der Versenkung in die mit Blumen erhellte Tiefe des Grabes.

Nach diesem Schlusse sei es mir noch vergönnt anzuführen, daß zur Errichtung eines Denkmals von Marmor in Form eines Kreuzes für das Grab der vaterländischen Dichterin und zu Gründung einer wohlthätigen Stiftung zu ihrem

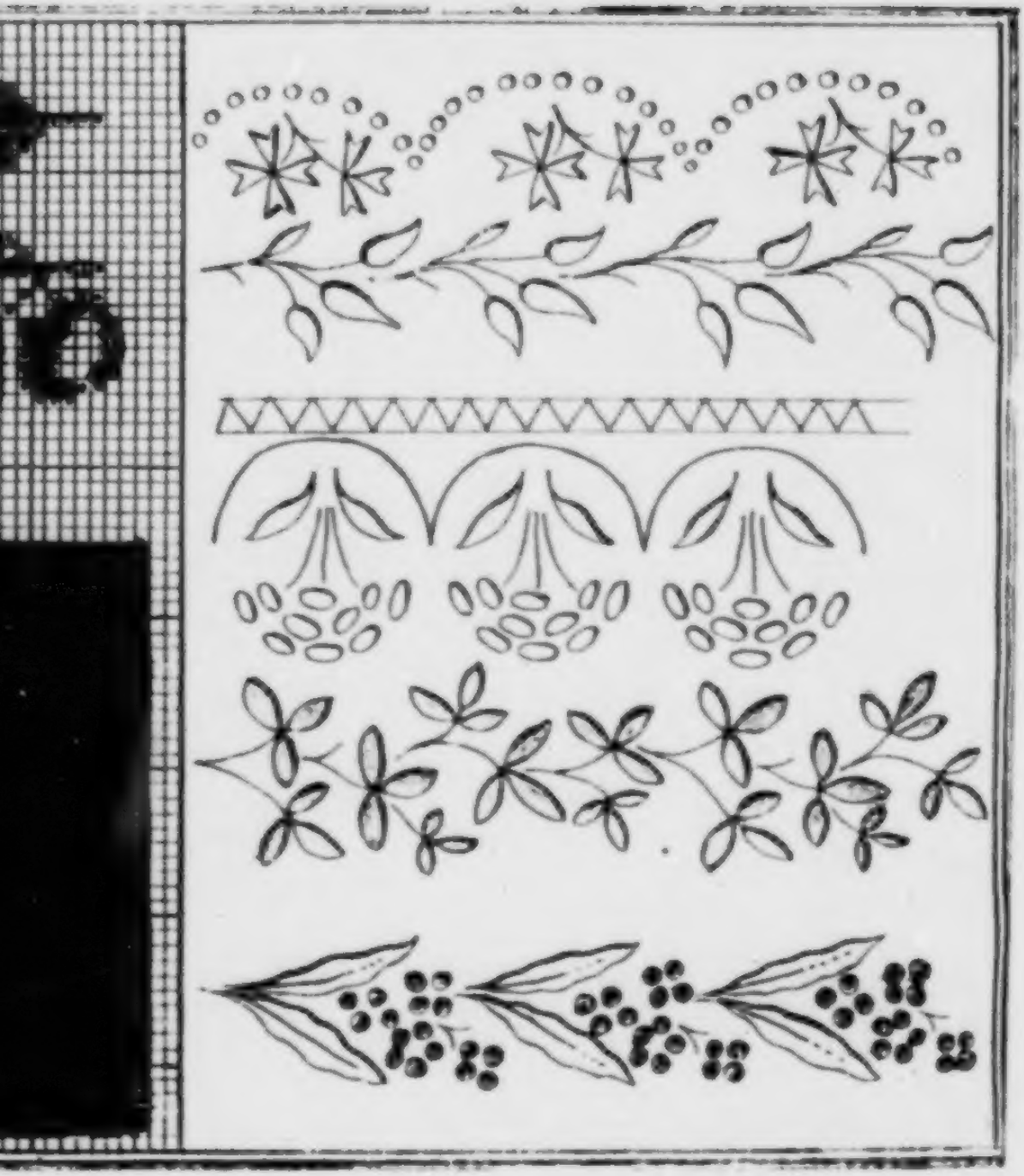

Andenken die nächsten Freunde der Betrauerten noch an ihrem Begräbnißtage in einen Verein traten, und das Unternehmen, wie sich's erwarten ließ, den gewünschten Anklang gefunden hat. Die aus der Nähe und Ferne uns zu dem Endzweck zugegangenen Beiträge haben die Errichtung des Grabdenkmals möglich gemacht, so wie die Grundlegung eines kleinen Fonds zur Agnes-Stiftung, dessen Zinsen zweckmäßig, den Statuten der Stiftung zufolge, für arme Kinder verwendet werden sollen. Klein ist zur Zeit noch der Fond, aber klein war ja zu allen Zeiten der Anfang eines jeden guten Werkes, das später einen segensreichen Umfang durch theilnehmende Förderung gewann. Und so hofft auch der Verein der Agnes-Stiftung eine allmählige Vergrößerung seines Fonds von der Liebe und Verehrung der Zeitgenossen für Agnes Franz, der kein ihrem Sinn entsprechenderes Denkmal errichtet werden konnte.

Dichters Jugend.

Novelle

von

G. von Lüdemann.

I.

Das Gefecht vom Tagliamento war beendet, der Mund der Geschütze verstummte und der Sieger sprengte über das Schlachtfeld hin, seinem Hauptquartiere zu, das er im Schloß Cadore erwählt hatte. Ein dichter Haufe von Offizieren umdrängte den General, der in Erinnerung des eben erfochtenen Sieges für Jeden ein freundliches Wort, eine lächelnde Miene hatte. Am Schloßportale empfing ihn ein Kreis von zehn bis zwölf jungen Männern, halb militairisch, halb bürgerlich gekleidet und trug ihm seinen Glückwunsch entgegen. Der General blickte plötzlich ernst.

„Wohlan, meine Herren Verräther," begann er, „der Tag ist unser! Berichten Sie das unsern Freunden in Bergamo und Verona. Eilen Sie, rächen Sie Ihre Sache an dem Senate. Sagen Sie Ihrer theuren Meeresbraut, daß ihr letzter Tag gekommen sei, daß das vergossene französische Blut zum Himmel schreie und bereiten Sie die schönen Venezianerinnen vor, daß sie uns Shawls, Tücher und Blumen

bereit halten, wenn wir dem Löwen von St. Marco unſern Morgenbeſuch abſtatten."

„Der Löwe, General," ſprach der Jüngſte der Verſammelten, „iſt kein Löwe mehr, er iſt ein rathloſes Schoßhündchen geworden. Die Nobili ſind zerſtreut, die beiden Procuratoren halten ſich auf ihren Villen verborgen und Manini ſteht im Begriff, ſeinen Hof zu entlaſſen und ein Privatmann zu werden."

„Deſto beſſer," rief der General lachend; „ſo kann er mit uns Landsknecht ſpielen. Bis dahin aber machen Sie, daß ich von ſeinem Befinden höre."

„Ah Duroc!"

Ein flüchtiger Gruß folgte und der General trat mit ſeinem Adjutanten Duroc in den innern Schloßraum. Die jungen Leute, welche wir ſo eben im Geſpräch mit dem General Bonaparte ſahen, waren junge Nobili, Gelehrte, Studenten aus Padua, Unbefonnene, die der Kriegsruhm des franzöſiſchen Feldherrn, die Zauberformel der Freiheit, der Gedanke eines neuen weltbeherrſchenden Staates, mit den Formen der alten republikaniſchen Welt, verblendet und verirrt hatte. Sie gehörten zum größten Theil edlen Familien des venezianiſchen Feſtlandes, Verona, Padua, Brescia, Bergamo, Vicenza oder den Inſeln an, die dem Löwen von St. Marco unterworfen waren, den ſie ſeit langer Zeit krank wußten. Entſchloſſene Anhänger der neuen Ordnung der Dinge, welche die Fahnen der Republik ihnen von jenſeit der Alpen her brachten, unbekümmert um das Urtheil einer Welt, die ſie für abgelebt hielten, hatten ſie es gewagt, der venezianiſchen Pro-

curatur zum Trotz, die Universität heimlich zu verlassen, dem französischen Feldherrn bei seinem Einbruch in die östreichischen Provinzen nachzuziehen und seinem Hauptquartier sich anzuschließen, bereit zu kriegerischen und bürgerlichen Diensten.

Zu dieser Zeit hatte Venedig die Gelegenheit günstig gefunden, das verhaßte französische Joch abzuschütteln. Im Rücken der Armee war ein allgemeiner Aufstand der Lombardei organisirt, vierzigtausend Landleute bewaffnet, zwanzigtausend Slavonier geworben, die zerstreuten Haufen der Franzosen erschlagen, in Verona eine zweite Vesper, die Veroneser Osterн, angestiftet worden — Alles dies in der Hoffnung, daß das Heer die Schlünde der norischen Alpen nicht mehr verlassen würde. Es kam anders. Das verloren geglaubte Heer blieb Sieger, und die schwere Hand der Rache schwebte nun drohend über Venedig. Verona ward entsetzt, die Bauern bei Desenzano, bei Chiari und Valeggio zersprengt und Baraguay d'Hilliers Heerhaufe stand an dem Lagunenrand, dem geängstigten Senate schweigend und drohend gegenüber. Die Rathlosigkeit war Herrscherin in Venedig, denn keine Unterwerfung sühnte mehr den Zorn des Siegers, der den Untergang des alten Freistaates beschlossen hatte.

Dies war der Augenblick, in dem wir die jungen Männer von dem Obergeneral entlassen sehen.

Ein junger Schwärmer, feuriger Enthusiast für die neuen Ideen, Graf Hugo aus Zante, der Jüngste von allen an Jahren, allein der feurigste, schwärmerischste, der hinreißendste Redner, stand an ihrer Spitze und war die Seele des Bundes. Er war es, der dem General Antwort gab.

Die Verbündeten folgten der erhaltenen Weisung. Drei Tage später finden wir sie in dem Kreise der jungen Nobili, ihrer Freunde und Verwandten in Venedig wieder. Es waren die letzten Tage des alten Freistaats. Alle alt gewohnten Verhältnisse waren gelöst, zerrüttet; es fand eigentlich gar keine Regierung mehr statt, obgleich der Senat in den Zimmern des Dogen noch tägliche Sitzungen hielt. Der achtzigjährige Fürst fühlte die ganze Last der Ohnmacht: es galt einen Entschluß zu fassen und ihm stand keiner zu Gebot. Auf Befehl des Obergenerals waren die Procuratoren verhaftet worden, die Gefangenen, Anhänger der Franken, freigelassen worden, die Slavonier, so weit dies möglich war, aus der Hauptstadt entfernt. Alles dies versöhnte den Sieger nicht. Waffenlos gegen den Feind, hülflos gegen die drohenden innern Bewegungen, unfähig des kühnen Entschlusses, kämpfend zu fallen, aus Haß unfähig des andern Entschlusses, sich dem Sieger zu ergeben; aus Furcht unfähig, den offenen Angriff zu erwarten und das Recht so auf seine Seite zu ziehen, sank das alte Staatsgebäute stückweise und geräuschlos in Trümmer.

Das Gran-Consiglio hatte seine Auflösung erklärt, der Doge seine Gewalt abgedankt, eine demokratische Municipalität trat an ihre Stelle. Das Volk errichtete dreifarbige Freiheitsbäume, die Arsenalarbeiter, von verwegenen Nobili geführt, kämpften für die alten Staatsformen, die Slavonier plünderten die Paläste, um sich wegen des rückständigen Soldes zu erholen. Wie und wo war in dieser Noth ein Retter zu finden? — Das schreckliche Beispiel eines in seinem eignen Busen versinkenden, einst mächtigen und weitherrschenden

Staates ſtand vor Jedermanns Augen. Hier rathen, hier helfen zu wollen, erſchien als Thorheit eines Blinden. —

Bei ſolcher Lage der Dinge hatten die jungen Verbündeten nicht viel Mühe aufzuwenden, die hie und da auftauchenden, ohnmächtigen Entſchlüſſe zum Widerſtand zu vereiteln, und den Rathſchlägen des Siegers Eingang zu verſchaffen. Er näherte ſich, beſetzte Padua, Meſtra, erſchien am Lido und — empfing die Abgeſandten, welche ihm Venedigs Unterwerfung entgegentrugen und um ſeinen Schutz gegen die im Innern drohende Verwüſtung flehten. Das Volk jubelte den neuen Freunden, der neuen Republik entgegen und der Löwe von St. Marco verbarg ſich in einem Winkel des unermeßlichen Arſenals.

Am Abend des Tages, da General Baraguay d'Hilliers ſein Hauptquartier im Dogenpallaſt bezog, nachdem er in ſtiller Mainacht San Andrea, den Rialto und San Steſano beſetzt, war der Marcusplatz glänzend erleuchtet. Der Thurm des Schutzheiligen von Venedig glänzte wie eine himmelshohe Feuerſäule, und mehr als tauſend Gondeln erhellten mit Fackeln und Feuerwerken den Giudecca-Canal und alle Gewäſſer zwiſchen dem Pallaſt, der Dogana und San Giorgio. Alle Fenſter des Caſino di Nobili am Platze ſtrahlten in Lichtglanz. Die ſieghafte Jugend hatte das Alter von hier verdrängt; nur der greiſe Zeno weilte mitten in dem ſchwärmenden Kreiſe der Verbündeten.

„Es lebe die Freiheit, die ewig ſiegreiche!“ rief Graf Hugo, und ſchwang den Becher. Hundert Stimmen fielen in das ſchallende Hoch ein.

„Und jetzt, Freunde, laßt uns den Staat wieder aufbauen auf den ewigen Grundpfeilern des Ruhms und der Gerechtigkeit. Gelobt mir das, ihr Brüder. Wahrheit, Ruhm, Gerechtigkeit sei unser Wahlspruch."

„So sei es," riefen die Freunde. „Das Manifest der Menschenrechte sei unser Gesetzbuch. Wir wollen frei, wir wollen gleich sein!"

In seinen Lehnstuhl zurückgesunken, lächelte der alte Zeno still vor sich hin. Seit tausend Jahren wohnte die Gewalt der ersten Staatsämter der Republik in seiner Familie. Er war ein Denker. „Habt Ihr denn die Welt geschaffen und den Menschen dazu," lispelte er leise vor sich hin, „daß Ihr sagen wollt, was Ihr sein werdet?"

„Sprecht, Zeno," rief Graf Hugo. „Ihr seid der Erfahrenste, der Aelteste unter uns — was soll nun geschehen?"

„Laßt den Sturm verwehen," gab der Alte zur Antwort, „und bückt Euch vor ihm!"

„Wie das?" riefen mehre Stimmen.

„Laßt die Nacht vorübergehen, wartet bis die Sonne kommt; im Dunkeln seht Ihr nichts," sprach er.

Von allen Seiten stürmte man auf ihn ein.

„Seht mein weißes Haar," sprach Zeno jetzt lauter. „Weiß ist die Farbe des Lichts und ich sehe hell mit meinen alten Augen. Was Ihr das Reich der Wahrheit und des Rechts nennt, Kinder — es ist das Reich der Lüge und der Gewalt. Die Welt ist keine mathematische Figur, die Ihr in rechte Winkel zusammenschiebt. Das Reich des Gedankens ist das Reich des Irrthums. Construirt einen Staat

nach Gedankensätzen und Ihr habt ein unmenschliches Werk vollbracht! Die Demokratie ist gut für Engel und für böse Geister — für Menschen taugt sie nicht. Glaubt mir und laßt Euch das gesagt sein — und bringt mein altes Haupt nicht unter die Guillotine, wenn Ihr Verstand genug dazu übrig habt."

„Wie," rief Graf Hugo, als der Alte schwieg. „Sollen die ewigen Gesetze der Vernunft überall gelten, nur nicht im Staate?"

„Ueberall in ihrer rechten Beschränkung," sagte Zeno. „Die Grenze ist die Gebrechlichkeit des menschlichen Willens. Dieser Erbsünde bauet vor, aber, ich bitt' Euch, anders, als durch Vernunftschlüsse! Laßt den Baumeister der Staaten die Vernunft sein, aber gebt ihm als Werkmeister die Erfahrung bei und die Bibel!

„Unverständlich," fiel Graf Hugo ein.

„Sehr verständlich," sagte Zeno. „Nehmt den Menschen nicht, wie er zu schaffen ist, sondern wie er geschaffen ist; nicht nackt, ohne Bedürfnisse, dem Gebot der Vernunft freiwillig folgend, sondern über alle Vorstellung bedürftig und schwach im Erkennen seines eignen Heils; dazu unfolgsam und gierig nach jedem möglichen Genuß. Gebt ihm den Zügel seiner Vernunft als alleiniges Gebot und Ihr macht ein wildes Thier aus ihm. Gebt ihm ein Gesetz, das ihm Gewalt anthut — und Ihr macht ihn erst zum Menschen. Ich will Euch ein Räthsel geben. Denkt darüber nach! — Recht und Gewalt stritten über den Sieg und verfeindeten sich. Das Recht siegte. Allein siehe da; Niemand gehorchte ihm, und

seine Herrschaft zu stützen, blieb ihm endlich nichts übrig, als sich an seinen alten Widersacher, die Gewalt, zu wenden; diese stellte den Gehorsam wieder her. — Einige Zeit nachher siegte die Gewalt. Sie verödete das Reich — Alles floh — sie sah sich vereinsamt, allein. Ihr Reich wieder herzustellen, mußte sie die alte Feindin, das Recht, aufsuchen und um seinen Beistand bitten. Da kehrten die Geflüchteten zurück und der Staat blühte wieder auf. — Denkt ein wenig nach, ob Ihr die Moral der Fabel herausfindet, und die Verwandtschaft zwischen Gewalt und Recht."

Hiermit erhob sich der Alte und ließ die Gesellschaft im tiefsten Schweigen im Saale zurück.

Der Wiederaufbau des Staats begann im Sinne der jungen Verbündeten. Alle alten Verhältnisse waren zu Grabe getragen, der Wohlstand floh und Noth und Armuth erhoben sich täglich in drohenderer Gestalt.

Die Sieger selbst wurden bald mißmuthig; denn von allen den Ehren und Auszeichnungen, dem Machtantheil und dem Einfluß, den sie für sich selbst aus dem Umschwung der Dinge erwartet hatten, kam wenig oder nichts auf sie selbst; es waren Andere, die da erndteten, wo sie die Saat ausgestreut hatten. Mißmuthig zog sich Graf Hugo und seine Freunde Anafesto und Paolucci von den neuen Machthabern aus der Hefe des Volks zurück, und es fehlte nicht viel, daß sie selbst nun für den Umsturz der eben erst und großen Theils durch sie selbst aufgerichteten Macht, Plane entwarfen und entschlossene Freunde sammelten. In natürlicher Folge hiervon wurden sie nun ihrerseits der neuen Gewalt bald verdächtig

und sahen sich von ihren jüngst erworbenen Freunden argwöhnisch überwacht. Ein erster Strahl der Erkenntniß fiel in ihr inneres Auge, und die Wahrheit des alten Zeno kam ihnen nicht mehr wie Thorheit vor. —

II.

In dem dunklen Hinterzimmer eines kleinen Häuschen an der Riva de' Schiavoni saß, während die Abendsonnenstrahlen an dem kleinen Fenster hinstrichen, ein Greis, das Haupt sorgenschwer auf die Brust gesenkt. Vor ihm kniete ein Engel, seine Tochter Angela, blond, schlank, wie ein Kind des Aethers klar und hell. Sie hatte ihre beiden kleinen Hände vor die Stirn gefaltet und den Kopf tief in den Schooß des alten Vaters gedrückt, dessen Auge Thauperlen väterlichen Segens auf sie herabfallen ließ. In einer Ecke des Zimmers saß eine bejahrte Frau, betend den Blick zum Himmel erhoben, so weit er durch die engen Scheiben sichtbar war. Die schweigende Scene mochte einige Minuten so fortgedauert haben. Plötzlich hob das Mädchen ihr Haupt schnell empor, heftete das lichte blaue Auge auf das des Vaters und rief: „Und nun, Papa — ist's ausgekämpft! Nicht wahr! Nun läßt Du mich ziehen, zu dem guten reichen Gentile, der für Dein Alter sorgen will?"

Der Greis antwortete nicht; er bewegte sanft das Haupt, wie zu einer Verneinung.

„Sieh nur, wie gut es uns ergehen wird! Ich führe dem Alten den Haushalt, Du und Januaria wohnen neben seiner Villa, in dem niedlichen kleinen Häuschen an der Brenta, wir

ANNA

Churfürstin von Sachsen.

sehen uns Tag für Tag, wenn meine Arbeit gethan ist und aller Sorge Ende ist gekommen."

Der Alte schüttelte schwerer und lebhafter das graue Haupt.

„Und dann," fuhr Angela ungestört fort — „muß es nicht sein? Seit drei Wochen fehlt Dir's an Allem. Dein kleiner Gnadengehalt wird Dir seit der neuen Herrschaft nicht mehr gezahlt; das Wenige, was unser war, ist für die Nothdurft darauf gegangen; wir haben nicht Mehl genug mehr zu der Polenta, die Angela Dir doch täglich bereiten muß, und der böse Cecco entreißt uns auch noch diese, Deine thränenfeuchte Lagerstätte, wenn Niemand hilft."

„Wahr, mein Kind," sprach der Alte mit bebender Stimme; „nur zu wahr! Und doch, Angela, doch darfst Du zum Gentile nicht hinaus."

Das Mädchen schien ernstlich erzürnt.

„Und warum nicht, Vater? Warum nicht?" rief sie aufspringend.

„Weil der böse Mensch Arges mit Dir im Sinne hat," sagte der Alte sanft. „Du weißt es kaum, mein Kind, wie er Dir seit der letzten Regatta nachstellt; Du ahnest kaum, welche Mühe mir's schon gekostet hat, Dich vor seiner Hinterlist zu sichern. Nun die Zeit der Noth gekommen ist, spielt er den Sanftmüthigen und Mitleidigen und bietet Dir und mir ein Asyl — um Dich desto sicherer zu verderben."

„Ei was," rief Angela. „Bin ich nicht auch da? Laß ihn schlecht sein, bin ich nicht stark? Hat Dein Kind kein

Vertrauen bei Dir erweckt! Laß ſehen, ob er etwas von ihm erlangt über die bedungene Dienſtpflicht. Das wäre . . ."

„Zugegeben, Angela," ſagte der Vater ernſt; „ich kenne mein ſtarkes und tugendhaftes Kind. Allein rechneſt Du für nichts dieſen täglichen Kampf, dieſe ſtündliche Sorge . . . Nein, Angela! Iſt mein Auge auch erloſchen und zittert die alte Hand auch — die Kunſt iſt noch nicht vergeſſen und ſie ſoll uns nähren, meine Wonne in der Jugend, meine Amme im Alter! — Geh, mein Kind, gieb mir mein Inſtrument und dann zur Ruh; Dein Lager wartet." —

Angela reichte dem Alten die beſtäubte Geige, küßte ihm Auge und Stirn und ging mit Januaria, ihrer alten Pflegerin, betrübt zur Ruhe.

Als in ihrer Kammer Alles ſtill geworden war, griff der alte Marſali nach ſeinem Hut, öffnete leiſe die Thür, preßte ſeine Geige an ſeine Bruſt und verließ ſchnell und geräuſchlos das Haus, den gewohnten Weg nach den Marcusplatz hin einſchlagend. Alles war einſam und ſtill auf Brücken und Gaſſen, der Mond legte ſein Silberlicht quer über den Weg und das halb erloſchene Augenlicht des Alten genügte gerade, des Weges nicht zu fehlen.

Zitternden Schrittes trat der Greis in die glanzhelle Vorhalle des leuchtenden Kaffeehauſes del Greco. Die Marcusuhr ſchlug eben die dritte Nachtſtunde und das geräuſchvolle Leben im Kaffeehauſe hatte ſeinen Höhepunkt erreicht.

Mit bittender Geberde ſtand Marſali an der Schwelle des ſtrahlenden und ſchimmernden Hauptſaales. Der Kampf der Seele, die Gewalt der Erinnerung beſſerer Zeiten ent-

führten ihm unversehends seine letzte Kraft; erschöpft sank er auf einen Sessel nieder. Ein dienstfertiger Aufwärter wollte den Greis zum Aufstehen nöthigen.

„Laßt dem Alten den Stuhl," rief Graf Hugo, der in einem Kreise von Freunden unfern der Thür saß. „Er kann im Sitzen spielen."

Marsali wandte sein Haupt dankend gegen den Jüngling und zog seine Geige hervor.

Es war nur eine Cadenz, die er ertönen ließ, und dann das Thema eines griechischen Schifferliedes an den Mond gerichtet. Aber seine Seele sang in den Saiten und der Geist der Wehmuth strich durch den Saal hin. Die Entfernteren hatten dem Spiele des Alten kaum zugehört; Graf Hugo aber war in tiefer Seele erschüttert. Er kannte das Lied, das aus seiner Heimath herüber klang — ja mehr, er kannte den Spieler. Mit dem Ausruf: „Marsali, Antonio Marsali!" sprang er von seinem Sitze auf, trat dicht vor den Alten hin, blickte in die zeitgefurchten Züge, hob den Alten an seine Brust empor und riß ihn in die Vorhalle, in den Säulengang hinaus.

„Alter Freund und Lehrer," rief der enthusiastische Jüngling, „so sehen wir uns wieder? Wie kommen Marsali, der gefeierte Marsali und dies Elend zusammen?"

„Mein Elend," sprach der überraschte Greis, „ist eine Frucht der Zeit. Ich sehe nicht, und nur Eure liebe Stimme, Graf Hugo, macht mir Euch kenntlich." —

Zehn Jahre hatten Marsali's Lage sehr verändert. Hugo ließ ihn in seiner Vaterstadt, Zante, als beliebten Künstler in glänzender Stellung zurück. Der Kunst ganz hingegeben,

dachte Marſali der Zukunft nicht. Da fiel der Krieg und das Alter zu gleicher Zeit mit ſchwerem Gewichte auf ſein Haupt. Seines Augenlichts halb beraubt, mußte er ſeiner Stellung entſagen; ein geringer Gnadengehalt trat an die Stelle glänzenden Ehrenſolds und als die alte Republik wie durch Zauberſpruch in ſich zuſammenſank, ſo daß die Welt ihr tauſendjähriges Daſein vergaß, ward auch der kleinen Penſion des alten Kapellmeiſters nicht mehr gedacht.

Graf Hugo war damals noch ein reicher Erbe; er war großmüthig und leidenſchaftlich, wie wir ihn kennen. Bald ward nun alles anders in der Lage des alten unvergeſſenen Lehrers und der kleine Hausſtand an der Riva de' Schiavoni, den der Alte nicht verlaſſen wollte, nahm ſchnell das Anſehen eines wohnlichen und freundlichen Aufenthaltes an.

So oft auch Graf Hugo bei ſeinem alten Freunde und Pflegling einſprach, noch hatte er Angela nicht geſehen. Eines Abends zu ungewohnter Stunde eintretend, fand er ſie, wie ſie dem Vater vorlas. Es waren die ſeit einem halben Jahrtauſend bewunderten Verſe Dante's in der Erzählung Francesco's da Rimini:

„Quel giorno più non vi leggemmo avante."
„Und dieſen Tages laſen wir nicht weiter."

Das Mädchen ruhte dabei ſanft an die Bruſt des alten Vaters gelehnt, der ſeinen Arm leicht um ihre Schulter geſchlungen hielt. Es war ein liebliches Bild, dies leſende Mädchen und dieſer ſtill und wie begnügt lauſchende Greis. —

Auch Angela las nicht weiter — als Hugo, nach geöffneter Thür, einem Marmorbilde gleich, auf der Schwelle

gegen die Pfosten gelehnt, und wie von einem Zauber gebannt, da stand. Die beiden jungen Seelen waren erschüttert, wie von plötzlichem Blitzschlage getroffen. Ein Blick auf ihn, ein Blick auf sie, hatten ihr Wesen verändert. Die ahnungslose Seele Angela's ward plötzlich mit einer Fluth der süßesten Ahnungen erfüllt; der glänzende Freiheitstraum Hugo's, von Ehrgeiz, Herrschbegier und Ruhmsucht geschwellt, floh plötzlich dahin und räumte dem süßesten Verlangen nach Dienst und Sklaverei den Platz. Er hatte seine Königin, sie ihren Herrn gefunden. Es war das Werk eines Augenblicks, eines Lichtscheines der kleinen Lampe, eines Bildes, eines Gedankens, der plötzlich die beiden jungen Seelen überfluthete, die Herzen verwandelte und die junge Blüthe der Liebe in ihrer Brust zu tausendfältigem Farbenglanz entfaltete.

Die kurze Pause, welche dem Weiheblick folgte, war Beiden eine selige. Hugo's Auge haftete an dem reinen Glanz der Stirn, an dem edlen Profil, an der kindlichen, sehnenden, glücklichen Haltung des schönen Kindes: Angela's Blick sagte ihr: Die dunkle und schöne Gestalt, die dort in der Thüre lehnt, ist die Deines Erkorenen, dessen, dem Deine Seele fortan zu eigen ist.

Der Jüngling trat endlich ein.

„Das ist nicht recht, Vater Antonio," sagte er, „daß Ihr Gesellschaft habt, die ich nicht kenne."

Auch Angela hatte nun ihre Fassung wiedergewonnen, und den helfenden Engel in Hugo ahnend, dem sie ihr Alles, des Vaters Glück verdankte, rief sie:

„O laßt die Tochter Marsili's vor allen Dingen Euch

danken." — Und wie aus dem Staube mußte Hugo sie zu sich emporheben.

Der Alte faßte Hugo's Hand und zog ihn neben sich nieder. „Ihr findet das Kind bei seinem Vater," sagte er, „und zürnt mir nicht, daß ich Eure Wohlthat nicht mit Frevel entgalt, indem ich sie frevelhafter Nachrede preisgab."

Es kam zu keinem Austausch, zu keinem Gespräch; denn Graf Hugo war allzu seltsam bewegt. Zum Widerstreit gegen die plötzlich erwachte Gluth fühlte er nicht Trieb noch Kraft in sich. Doch vor dem Gedanken, dies Mädchen zu betrüben, zuckte seine Seele wie ein Kind vor einem Wespenstich zurück. Er riß sich daher los; er stürmte ins Freie, er suchte Erquickung an dem frischen Hauch der Lagunen.

Am andern Abend kehrte er wieder. Seine Gefühle waren nun anderer Art; eine glühend durchwachte Nacht hatte sie gemildert; er war nun stiller und ein unendliches Wohlsein kam über ihn, als er Angela zur Seite neben dem alten Lehrer da saß und der heimathlichen Insel, der Spiele seiner Kindheit gedachte. Gegen solche Momente unsäglichen Wohlgefühls haben wir Ursache mißtrauisch zu sein; sie sind nur zu oft wie die Vorboten eines Gewitterschlages aus heiterer Luft — jedes bewegtere Leben hat diese Erfahrung gemacht.

Seine Freunde hatten bald ausgewittert, was den stürmischen Hugo, den glühenden Geist, den jede Frage des Ruhmes, des Rechts in Flammen setzte, auf einmal so still und scheu machte, was ihn ihrem lauten Kreise und der Sache des Vaterlandes entzog, und ihn jeden Abend an die Riva de' Schiavoni hinabführte, wo er in einem Seitengäßchen ihren

beobachtenden Blicken entschwand. Eine Nachstellung gefährlicher Art wurde eingeleitet, als man ihn eines Abends mit dem alten Musikus und Angela in einsamer Gondel nach Malamocco zu hatte steuern sehen, und in übermüthigem Scherz gestanden Anafesto und Paolucci ihm offen, daß sie darauf ausgingen, ihm sein Liebchen zu entführen, da sie ihn der Sache des Bundes und des Vaterlandes untreu mache. Hugo fuhr bei dem bloßen Gedanken der im Scherz angedrohten Gefahr wild empor und drohte den als seinen Todfeind zu vernichten, der dem Mädchen nur eine Spur von Unbill anzuthun trachte.

Vorsichtiger als sonst betrat er nun die stille Klause, die sein Glück verbarg; denn daß er ganz, daß Seele, Gedanke und Geist dem lieblichen Kinde angehörte, die den Stürmer in ein edleres Glück eingeweiht, daß er mit ihr die Seele getauscht hatte, konnte er sich selbst nicht mehr verhehlen.

„Wie begreife ich Welt und Dasein nun erst, meine Angela," sprach er zu ihr, „seitdem Dein Auge mir die Tiefe menschlicher Seligkeiten erschlossen hat? Wie wird alles Zweck und Ordnung um mich her, was mir vor dem als absichtslose Willkühr und Verwirrung, Zufall und Gewalt erschien, ehe ich durch Dein Auge in einen Himmel voll Harmonie und Gesetz zu blicken vermochte? Dies chaotische Gefüge der Welt, in dem nur Begierde und Sinnentaumel zu herrschen schien, wie kunstreich gefügt, wie wirkungsvoll, wie bewunderungswürdig scheint es mir jetzt? Dieser grüne Wohnplatz der Menschen, wie zu Glück und Seligkeit seiner Kinder eingerichtet; der Himmel, die Sterne wie lächelnd, die Sonne und die Nacht,

wie geschaffen, das Glück der Herzen, die Seligkeit der Menschenbrust zu erhöhen? Wahrlich, Angela, Du bist eine Zauberin; Du hast mich zum Dichter gemacht."

„Sei das, mein Hugo," entgegnete das liebliche Kind, indem sie ihm sanft die Stirn streichelte und seine Hand in der ihren wog. „Sei ein Dichter, ich will Deine Beatrice sein, ich weihe Dich und mich dazu! Sei ein Dichter — Du wirst es nie bereuen. Die Welt wird an Deiner Seele vorübergehen, ohne sie zu zertreten; die Schicksale werden kommen und werden gehen — Du wirst derselbe bleiben. Ein ewiger Frühling wird in Deiner Brust wehen. Du kannst zu unterliegen scheinen, doch die Kraft in Deinem Busen wird die Welt, der Du Dich zu beugen scheinst, überwinden — Du wirst ihr Besieger sein, ewig unverletzt, unbeschädigt von ihr, und wäre es in Kerkersnoth, ja selbst im Tode!"

„O Angela," rief Hugo zurück, „wie reich bist Du? Doch Kind, die Welt fordert von mir, ob mit Recht oder Unrecht, genug sie fordert und mehr als je, gerade jetzt. Wir müssen ..."

„Nichts, mein Freund," fiel Angela ein, und drückte die kleine Hand auf seinen Mund. „Wir müssen nichts. Du mußt nur, was Du willst, so lange Deine Seele groß und reich ist. Nur der Arme — muß. Es sei, wohlan denn, gieb Dich der Welt hin, wirke, kämpfe für das arme Vaterland. Allein im Innersten gehöre Dir selbst. Rette Deinen heimlichen Schatz; laß ihn, wenn Du willst, Niemand sehen — aber sei für Dich selbst ein Dichter."

Hugo lächelte zu dem ungewohnten Ernst dieser Rede. —

„Und nun laß uns heiter sein," fuhr Angela fort. „Und sag mir vor Allem was Dir an mir gefällt, an Angela, die doch so arm ist? Sag', was Dir zumeist gefällt an ihr?" —

„Du bist so unbegreiflich schön," antwortete Hugo entzückt, „ich meine die Himmlischen können nicht schöner sein. Und doch, bedenk' ichs recht, so ist es das nicht, was mir an Dir zumeist gefällt. Nein, das ist der immer heitere Schalk in Dir, der neckende, der Liebe weckt und selbst an keine Liebe glaubt."

Angela blickte plötzlich ernst.

„Ich glaub' an sie, Hugo," rief sie; „ich glaub' an Liebe. Du sollst's erfahren." — Sie schieden. —

Hugo dachte oft an Angela letztes Wort: Sei ein Dichter! In stillen Stunden kam die Muse zu ihm. Die „Euganeischen Briefe" entstanden in seiner Seele.

Das Glück der Liebenden schien schrankenlos. Es war zu groß, um gleich und ungestört zu bleiben. —

Das sonntägliche Geläut von San Marco war verstummt: Hugo, seit vielen Tagen einsam, und von den Freunden, die er floh, getrennt, ruhte eben von dem heimlich begonnenen Bilde aus, das er in schönen Stanzen von Angela auf das Papier entworfen, als bebende Schläge an die verschlossene Thür ertönten. Der Diener trat mit einer verschleierten Matrone ein, in der er bald die alte Januaria erkannte.

„Hülfe, Rettung, theurer Graf," rief die Alte zu seinen Füßen. „Angela, Eure Angela ist verschwunden, entführt."

Hugo fuhr empor. „Entführt!" schrie er auf, wie ein gestachelter Löwe. „Weib — von wem, wo — wohin?"

„Ach," rief jene zurück — „wenn wir das wüßten! Laßt Euch berichten, wenn ich's über meine alten Lippen bringen kann und mein altes Herz nicht bricht."

„Rede," schrie Hugo, „um Gotteswillen, rede nur diesmal, Du schweigender Zeuge unserer Liebe."

„Ihr wißt," begann Januaria, „wie mein liebes Kind, meine Angela, das Haus nie verläßt, es sei denn Sonntags, um in Santa Maria degli Abbandonati die Frühmesse zu hören. Es ist kaum hundert Schritte von unserm Hause. Auch heute früh waren wir Beide den gewohnten Weg gegangen; Antonio schlief noch. Als die Messe vorüber war, — ach mein armes Kind, wie fromm und andächtig sah sie dabei aus — gehen wir mit den Andern still durch die Menge; es war gerade ein großes Drängen. Zehn Schritt von der Thür, Angela war dicht neben mir und betete ihren Rosenkranz still vor sich hin, redet mich ein feiner junger Herr an und fragt mich auf Florentinisch artig nach dem Wege zu den Giardini; ich trete ein wenig zur Seite, um ihm die schönen Bäume von einem freien Platz her zu zeigen und er nimmt mich am Arm. Ei, wie artig, denke ich noch, und meine, Angelchen sei an meiner Seite. Kaum habe ich, wie gesagt, die Baumgipfel entdeckt und sie dem Fremden gezeigt, er sprach kein Venezianisch, sondern Florentinisch, so sehe ich mich um. Angela war nicht da. Ich kehre an den Platz vor der Kirche zurück — keine Angela ist zu sehen. Ich rufe — umsonst — die liebe Stimme antwortet nicht. Ei, denke ich, die Menge hat uns getrennt; sie wird den Vicolo de' Tanaji hinabgegangen sein, des nächsten Weges nach Hause. Am Canal sehe ich

Penelope.

Taschenbuch
für das Jahr 1816
der
Häuslichkeit und Eintracht
gewidmet.

Mit Beiträgen
von
L. v. Germar, Fr. Gleich, Fr. Kind,
Aug. Lafontaine, Fr. Laun u. a.

Herausgegeben
von
Theodor Hell.

Mit dem Bildniß der Anna, neun Kupfern und Landschaften nebst zwei Tafeln mit den neuesten Dessins zur Nadelstick- und Strickerei.

Leipzig,
bei J. C. Hinrichs.

eine Menge Leute ſtehen und eine Gondel raſch dahinrudern. Kein Bekannter darunter — und wer kennt auch meine Angela? In der Hausthür rufe ich ihren Namen. Keine Antwort. Antonio erwacht, er hat ſein Kind noch nicht geſehen. Joſeph und Maria! Er ſieht ſie nie wieder — Angela iſt verſchwunden." —

Die Pein der Seele ſchien Hugo's Jugendkraft wie vernichtet zu haben. Er ſank beſinnungslos in ſeinen Seſſel zurück.

„Unſelige," rief er, „Du haſt ſie verloren, verdorben! Entriſſen, verloren!" rief er und ſchlug die Hände vor ſeiner Stirn zuſammen.

Ein Moment tiefſten Schmerzes ging an ſeiner Seele vorüber. Angela, ſein zartes Leben, in der Gewalt roher Gegner, dieſer Gedanke zerknickte den Geiſt, der Entſagung und Verluſt zu ertragen vermögend geweſen wäre. Aber die Unbill, der ſeine Angela ausgeſetzt war, die Möglichkeit einer Unbill — die glühende Seele Hugo's trug den Gedanken nicht. Er ergriff ſeine Waffe. Halb wahnſinnig ſtürzte er fort — er wußte nicht wohin. In das theure Haus an der Riva! Hier fand er den alten Freund in herzzerreißendem Zuſtande — der Schmerz hatte Marſali ſprachlos gemacht. Hugo warf ſich zur Erde, küßte die Schwelle, die ihr Fuß zum letzten Male betreten, preßte das Buch an ſeine glühende Bruſt, bei deſſen Leſung er ſie zuerſt geſehen, und ſtürzte wieder dahin.

Zu Anafeſto — zu Paolucci! „Verräther!" ſchrie er, „gebt mir Angela wieder. Ihr ſeid die Räuber! Hinaus, gebt ſie mir wieder, daß Ihr nicht von meinem Zorn fallet!

Der iſt des Todes, der ihr ein Haar verſchob in ihren goldenen Locken!

Die Freunde ſahen ihn ſtumm und erſchüttert an.

Wie wenig Hugo auch beſonnener Erwägung fähig war, er mußte ſich bald überzeugen, daß der Streich von den Freunden nicht kam. Ein anderer Arm hatte ihn mit dieſem Schlage getroffen.

Die ſchon gekreuzten Degen nahmen ihren Platz wieder ein und die Freunde beriethen, wie Angela zu entdecken, aus unwürdiger Gewalt zu befreien ſei. Hugo ward ruhiger, als er ſeine Freunde treu und hülfebereit erblickte, in ſeiner Seele war kein Raum für Argwohn und Gedanken an Freundesbetrug.

Das Werk war ſchwer zu beginnen. Mit dem Umſturz der alten Staatsmaſchine, die jegliches Geheimniß an den Tag zu bringen Mittel beſaß, waren auch die Organe verſchwunden, mit welcher die geordnete Gewalt das Recht beſchützte, der Willkühr und dem Unrecht wehrte. Sein eigen Werk, die Erſchütterung, der Umſturz geſetzlicher Gewalt, trug jetzt für Hugo bittre Frucht. Im Taumel der Zerſtörung des Alten war an dem Wiederaufbau rechtsſchützender Gewalten noch nirgends gedacht, und Niemand war vorhanden, an den der Hülfebedürftige mit Vertrauen und Hoffnung des Erfolges ſich wenden mochte; denn die militairiſche Macht, die jetzt in Venedig herrſchte, kümmerte ſich natürlich wenig um entführte Jungfrauen aus der Riva de' Schiavoni.

Es galt alſo die eignen Kräfte ins Spiel zu ſetzen; ein Verſuch, bei dem es gar nicht fehlen konnte, daß Hugo die

Erfahrung machte, welche Wohlthat dem Bedrängten aus dem ſichern Beſtande geordneter Zuſtände erblühe.

Alle Anſtrengungen jedoch ſchlugen fehl. Angela's Aufenthalt war und blieb unbekannt; ihre Spur führte über die Lagunen hinweg und verlor ſich unter die zahlloſen Villen und Landhäuſer an der Brenta, mit flüchtigen Venezianern damals eng bevölkert. Es war ermittelt, daß ein Haufen junger Leute, von fremden Anſehen, Angela neben einem offnen Hausgange umringt, in den dunklen Gang, wie deren Venedig unzählige beſitzt, gedrängt, und hinter der Häuſerreihe, welche den Canal begrenzte, in eine Gondel geführt und ſo ohne Mühe geraubt hatte, während Januaria am Arme des Fremden nur einige Schritte auf dem kleinen Platz vor der Kirche Santa Maria degli Abbandonati vorgetreten war. Dieſe Entführung hatte daher auch weder Aufſehen machen, noch eine nähere Spur hinterlaſſen können.

Vom Schmerze dieſes jähen Verluſtes zum Tode erſchüttert, krank in tiefſter Seele, gleichgültig gegen die Welt, und die ſich finſter und finſtrer geſtaltenden Ereigniſſe, beſtand Hugo ein ſchmerzvolles Krankenlager. Natur und Jugend ſiegten — er genas ſo weit, daß die Aerzte den Genuß der friſchen Bergluft in der Villa, die der Leidende in den Euganeiſchen Bergen beſaß, empfahlen. Hier im einſamen Schatten flüſternder Pinien und wehmüthiger Cypreſſen, die die Stimmung ſeiner Seele zurückzuſpiegeln ſchienen, hier gedachte er Angela's und ihrer Worte mit täglich geläuterterem Schmerz. „Sei ein Dichter!“ hatte ſie ihm zugerufen und die ganze Bedeutung dieſes tiefſinnigen Vermächtniſſes, die ganze

Heiligung des Berufs, zu dem ſie ihn einſt geweiht hatte, ging erſt hier vor ſeinem Geiſte in Klarheit auf. — Der Beſuch der Freunde zerſtreute ihn wenig, und ihre Bemühungen, ihn zur Theilnahme an dem politiſchen Umſchwunge zurückzurufen, welchen Jene vorbereiteten, ſcheiterten an ſeinem nun neu und anders geſtalteten Sinn.

„Was ſind Eure Wünſche, Eure Zielpunkte," ſprach er zu Anaſeſto, „was iſt Euer Ringen, Euer Streben mit kleinen Kreiſen das ruhige Meer der Weltgeſchichte, den Strom der Menſchenentwicklung zu trüben und zu bewegen, was anders, als Spiele eines Knaben, der im Sande des Meeres Geſtalten und Bilder zeichnet, die die nächſte Welle des ewigen Ozeans für immer zerſtört? Die Geſchichte iſt in ewiger Hand geborgen. Was Ihr ſchaffen wollt, wird ſo oder anders, doch zu demſelben Ziele ausgeben; das Ziel iſt ein Fortſchritt in der Geſchichte der Humanität, ich gebe es zu — allein der Fortſchritt wird ohne Euch erfolgen.

„Wir ſollen aber handeln, mein Hugo," entgegnete Anaſeſto, „und welches Handeln ſagt Kräften wie die Deinen ſind, beſſer zu, als das Wirken für des Vaterlandes Wohl."

„Biſt Du deſſen ſo gewiß?" fragte Hugo zurück. „Sind wir nicht Schatten, die vorüberziehen?" —

„Nein," ſprach Anaſeſto lebhaft, „wir ſind Menſchen."

„Gut," entgegnete Hugo, „wir ſind Menſchen. Geſchöpfe, Werke der Natur. Warum alſo der Mutter nicht treu bleiben? Warum ihrer Liebe uns nicht freuen, ihrer Pflege uns widmen? Schau hier, von dieſem Altan! Iſt das nicht ſchön, was Du ſiehſt? Dort die goldglänzenden Gipfel

der Alpen, ſtolze, ewige Dome der Gottheit, in denen ſich ihr eignes ewiges Geheimniß verbirgt; zu ihnen aufſteigend die grüne, lachende Flur, mit Hügeln, Gärten, Villen, Thürmen und Luſtſitzen der Menſchen geſchmückt, wie zur Freude für Dich geſchaffen; darüber hinaus die höhern Berge, mit Wald umkränzt und ſtrotzende Triften und Matten dazwiſchen, ein Segen der liebenden, ſpendenden Natur, und endlich hier der weite ſilberglänzende Wogenſpiegel des Ozeans, ein Sinn- und Abbild der ewig ruhenden, ewig ſchaffenden Gottheit — darüber der lachende Himmel, die glänzende Sonne, darunter die weißen Flügel der Schiffsſchwäne, welche dieſen See durchfurchen — ſprich — iſt Alles dies nicht genußvoll und ſchön?" —

„Was iſt die Natur," rief Anaſeſto, „ohne den Menſchen!"

„Richtig," fiel Hugo ein; „denn der Menſch gehört zur Natur."

„Mit dieſer Trope iſt nichts geſagt," ſprach Anaſeſto wieder. „Ich fühle mich nicht im Stande, die ſogenannten Wunder der Natur zu beſtaunen. Wie! Stelle mich hin vor den Monteroſa oder den Montblanc, im Morgenſonnenſchein erglühend. Sie mögen groß ſein. Allein kannſt Du Dir nicht einen Berg denken, noch dreimal ſo groß, als der Montblanc, nicht ein Licht noch zehnmal ſo purpurn als dieſes? Iſt unſre Phantaſie nicht tauſendmal mächtiger, als die Natur! Wie ſoll ich ſie bewundern mit dieſer Macht der Phantaſie? Geh nur einen Schritt weiter! Kannſt Du Dir nicht Größen und Schönheiten denken, die die Natur gar nicht zu ſchaffen

wagte? Warum rauschen jene Wogen nicht purpurroth? Warum thürmen sie sich nicht, wie tausend Monterosa's? Warum schillern diese Wiesen nicht von wirklichen Rubin und Smaragd? Warum ist jene Sonne nicht durchbohrt, daß wir wie durch ein riesiges Fernrohr die Sterne dahinter erblicken? Warum hat sie kein Objectivglas im Innern ihrer Höhlung, und so fort noch tausend Möglichkeiten." —

„Du faselst," rief Hugo dazwischen. „Freilich darf man die Natur nicht mit einer zerrütteten Phantasie betrachten, wenn man, wie ich, ihrer genießen und froh werden will."

Die Freunde überzeugten sich nach solchen Gesprächen, daß auf Hugo's Mitwirkung bei ihren jetzigen Bestrebungen nicht mehr zu rechnen sei; sie vermieden daher die Villa und folgten ihren eignen Bahnen.

III.

Inzwischen hatte die Verwirrung der Dinge in dem alten Freistaate die höchste Stufe erreicht. Die Zerrüttung aller Handelsverhältnisse, der Druck der Militairgewalt, welche Hilliers wie in einer mit allen Kriegsmitteln eroberten Stadt ausübte, die Intriguen einiger Nobili, welche die Arsenalarbeiter und einige verborgene Reste der slavonischen Truppe zu täglich erneuten Aufständen stachelten; alles dies brachte unablässige Reibungen mit den eingesetzten demokratischen Behörden, immer neue Plünderungen einzelner dem Volke verhaßter Institute und Personen, Beraubungen und Friedensstörungen aller Art hervor. Die Gewalthaber der cispadanischen Republik, die ihren Sitz in Mailand hatte, beschlossen

daher, das Unweſen durch einen Gewaltſtreich zu beenden, die Mißvergnügten und die Verdächtigen auf einmal unſchädlich zu machen, und ſie aus dem Sitz der Unruhe durch Verhaftung und Proceß zu entfernen.

Längſt waren die Organe dieſer Gewalt den Beſtrebungen Anafeſto's und Paolucci's auf der Spur, die mit dem Admiral Gondulmero und dem General Salimberi, in entgegengeſetzter Richtung zu ihrem früheren Streben, an Vertreibung der franzöſiſchen Macht und Wiederherſtellung der alten Republik auf einer volksthümlichen Grundlage arbeiteten.

Franzöſiſches Blut war am Lido von Neuem vergoſſen worden und die Saat ſchien endlich reif.

Hugo, in der Pflege ſeines Schmerzes um Angela vertieft, den Freunden entfremdet und in der Dichtung verloren, der er täglich einen neuen, ergreifenden Ausdruck ſeines Leides abgewann, ward an einem ſchönen Spätſommermorgen, der paradieſiſch vor ſeinen träumeriſchen Blicken über der Landſchaft lag, durch das plötzliche Erſcheinen eines Vermummten erſchüttert, der durch den offenen Altan in ſein Zimmer ſtürzte.

Er erkannte Paolucci.

„Wir ſind verloren," rief dieſer. „In der Nacht ſind Doni, Peſaro, Battaja und Anafeſto verhaftet und in die Kaſematten von Mailand abgeführt. Verbirg mich; man iſt mir auf der Ferſe, man ſucht mich und Du ſelbſt biſt bedroht."

Auf dieſe Kunde ging eine große Veränderung bei Hugo vor. Sein Schmerz war vergeſſen; die Großmuth und der Hochſinn ſeiner Seele, von Schmerzgefühlen kurze Zeit ge-

trübt, gingen in ihrer ganzen Größe wieder auf in seiner Brust.

„Auf denn, wenn dem so ist," rief er und ergriff seine vergessenen Waffen; „auf — nach Mailand, unsere Brüder zu retten oder mit ihnen zu fallen."

Wiederum ergriff ihn ein Umschwung seines ganzen Wesens, wie er nur bei großen und leidenschaftlichen Naturen eintritt. Er war wie verwandelt. Abgestreift war die Schwäche der vergangenen Wochen und Monate, Hugo war wieder der alten Leidenschaft fähig; der künstlich zurückgedrängte Enthusiasmus seiner Seele für Recht und Ruhm fluthete wieder hoch in seiner Brust; noch einmal stürzte er in den Strudel des Lebens, ob er in ihm ringend und schwimmend das Ziel erreiche, das glückwinkend am fernen Ufer stand. Es war ihm, als habe dies Ziel nun selbst Angela's Gestalt angenommen und beuge sich ihm entgegen, und lade ihn zu sich ein! —

In wenigen Minuten saßen Hugo und Paolucci, von dem treuen Stefano begleitet, zu Pferde und sprengten mit verhängten Zügeln nach Vicenza, nach Brescia, nach Mailand hin.

Der Obergeneral Bonaparte, durch einen jüngsten Beschluß des gesetzgebenden Körpers der cisrhadanischen Republik zum Präsidenten des neuen Freistaats erwählt, hielt hier seinen Hof in der Burg unfern des Doms. Seine Residenz war zugleich sein Hauptquartier; das herrschende Gesetz war das militairische, die Tribunale waren Kriegsgerichte; dieser Ge-

richtshof verfährt rasch und sollte Doni und Battaja, sollte Anafesto gerettet werden, so that Eile Noth.

Graf Hugo erschien vor Berthier, dem General-Adjutanten des Machthabers, und verlangte den Obergeneral zu sprechen; er komme aus Venedig und habe Wichtiges im Betreff der jüngsten Ereignisse zu entdecken.

„Es wird schwer sein," erwiederte der redselige Gehülfe des schweigsamen Obergenerals: „die Verhandlungen von Campo formio liegen nahe zum Abschluß vor. Jedoch, wir werden sehen! Wollen Sie sich mir mittheilen oder wollen Sie heute Abend in das Cabinet des Präsidenten?"

„Ich wünsche den Obergeneral zu sprechen," sagte Hugo, „den ich kenne."

„Gut, also um neun Uhr." —

Am Abend um die bezeichnete Stunde traten Hugo und Paolucci in das Vorzimmer des Generals.

„Der General ist heute wild," flüsterte die Adjutantur. „Das Directorium, bedroht und halb gezwungen, die Besetzung Venedigs gut zu heißen, hat es gewagt, nicht alle Schritte zu billigen, die dort gethan sind." Indem ging die Thür des Cabinets auf, die Adjutanten traten zurück und die bekannte kleine und knochenstarke Gestalt des Obergenerals trat in die Mitte des Kreises.

Der Mann des Jahrhunderts blickte finster in dem Kreise umher.

„Gäste aus Venedig," sagte er nach einer Pause mit scharfem Tone, und trat mit rückwärts verschränkten Armen

dicht an die hohe Gestalt Hugo's heran, so daß er ihn von seinem Freunde fast trennte.

„Aus Venedig, General," sprach Hugo. „Aus dem armen Venedig, das unter der Zuchtruthe rücksichtsloser Gewalt seufzet."

„Eh bien" — warf der General dazwischen und ein Blitz seines Auges streifte drohend und ihn messend über Hugo's ganzer Gestalt hin.

„Ich klage den General Hilliers an," sprach Hugo laut und unerschüttert, „des Mißbrauchs der Gewalt, und der Willkür, die zur Empörung zwingt. Wir sind es, General, meine Freunde Anafesto, Battaja und Doni, die in Euren Kasematten schmachten, Paolucci und ich — wir sind es, die Euch in Venedig eingeführt, die die Lagune zugeschüttet und den Adler der Republik auf St. Marco aufgepflanzt haben. Erinnert Euch, General, an Millesimo, an Tagliamento und Defenzano."

„Gut, gut, ich erinnere mich," warf der General ein— „die jungen Musenfreunde, Berthier, nicht wahr?"

„Nun denn, General," fuhr Hugo fort; „unsere Erwartungen sind getäuscht worden. Anstatt aus den Freunden der Republik, aus den von Venedig vernachlässigten Edlen des Festlandes, der Inseln, eine gesetzmäßige Gewalt zu erbauen, anstatt ein tausendjähriges Unrecht, an ihnen verübt, wieder gut zu machen, wie man mußte — was hat man gethan? Man hat wie zum Spott — die Hefe des Volks zur Herrschaft über sie berufen, einen Franzosen, einen Malteser mit lächerlicher Gewalt bekleidet und uns, Eure Verbündeten,

a
357 4/4

Goethe-Schiller-
Archiv
Weimar

verſpottet, verhöhnt. Und da nun ein Schrei der Entrüſtung über ſolche Untreue ſich erhebt; da die Freunde der Republik zuſammentreten, der Verwirrung ein Ende zu machen, das Gefüge der Ordnung, die Ruhe, die Sicherheit wieder herzuſtellen; da legt die Gewalt Hand an ſie und ſchleudert ſie vor Eure Kriegsgericht, General!" —

Die ſtarre Miene des Obergenerals verzog ſich bei dieſer zornigen Anrede in ein gezwungenes Lächeln.

„Alſo auch unzufrieden?" ſprach er. „Auch mißvergnügt?"

„Keinen Scherz, General," rief Hugo. „Die Zeit iſt zu ernſt dafür. Geben Sie Doni und Anaſeſto frei, und ich ſtehe für Venedig. Wo nicht, ſo ſtehen hunderttauſend venezianiſche Herzen auf Tod und Leben mit mir und meinem Freunde."

Der General zuckte wie krampfhaft. Sein Auge ſchoß glühend umher, die Anweſenden bebten, das Loos war geworfen.

„Nun," ſprach er ſanften Tones, „da werden wir uns wohl erkundigen müſſen, ob noch Platz in der Kaſematte von St. Ambrogio übrig iſt. Duroc," rief er mit halber Wendung zu dieſem, „iſt noch Raum für einige Blancher's? Dieſe Herren wünſchen Quartier in St. Ambrogio!" Eine ſtumme Pauſe trat ein. „Nun, ſoll ich zweimal ſprechen," rief der General im Zorn und ſo heftig mit dem Fuß ſtampfend, daß das hohe Zimmer erdröhnte. „Fort! Aus meinen Augen! Meine Füſeliere mögen dieſen Herren Venezianern auf ihre Rede Antwort geben."

Die Thür des Vorſaals ging auf und eine Schaar von

Offizieren trat ein — man führte Hugo und seinen Freund stumm ab.

„Muth, meine Herren," flüsterte der sanfte Berthier; „der General ist nicht immer so — Sie haben es zu arg gemacht; suchen Sie ihn zu versöhnen."

Sie verließen den Saal. Der Tritt der Grenadiere, welche die Freunde zur Kaserne von St. Ambrogio geleiteten, tönte dumpf durch die abendliche Stille der entlegenen Straßen von Mailand. Hugo preßte die Hand seines Freundes in der seinen; sein Stolz war ungebeugt; aber seine Empfindung hatte keine Worte.

Als sie so schweigend den breiten und dunklen Waffenplatz überschritten, brach eine Gestalt durch die Reihe der Grenadiere und drückte ungehindert und von der Dunkelheit geschützt, vielleicht unbemerkt, ein Blatt in Hugo's Hand. Es war sein Diener. Hugo verbarg das Blatt, in dem Vorgefühl, daß es ein Schatz sei, der ihm so zukomme.

Eine einsame Zelle nahm die beiden Freunde für die Nacht auf und gewährte nun Zeit, über den raschen Umschwung der Ereignisse, über die Lage des Augenblicks und seine Gefahr nachzudenken.

Beim matten Lampenlicht des Kerkers warf Hugo einen Blick auf das Blatt. Er erkannte Angela's Handschrift. Seine ganze Seele versank in ein Meer von Wonne und Trauer, von Glück und Elend. Zu ihr flog sein Geist; sein Körper lag in vier dichte Mauern gebannt — in den Umkreis ihres Hauches zog ihn seine Seele und die Eisesluft des Kerkers wehte ihm erstarrend entgegen. Sie schrieb:

„Endlich, endlich, mein Freund — eine himmliſche Taube, die meine Klage zu Dir trägt. Die Tochter Gentile's, des Wucherers, des Unſinnigen, der mich in frevelhafter Hoffnung Dir entriß — endlich die Möglichkeit, den Vater, Dich, die Behörden von dem fluchbeladenen Raube zu unterrichten, der an Deiner Freundin verübt wurde! Eile, mein Schutzgeiſt, fliehe zu mir, zu der Villa des Ungeheuers, die dritte an der Brentaſtraße von Fuſine aus, wo Deine gefangene Angela ſchmachtet.“ —

Mehr vermochte Hugo nicht zu leſen; ſeine Sinne verſagten den fernern Dienſt. So entblättert, ſo machtlos, ſo zerſchmettert, ſo fern von aller Hülfe hatte der Spiegel des Lebens ihn ſich ſelbſt noch niemals gezeigt. So höhnend und ſpottend, ſo feindſelig und treulos war das Schickſal noch niemals vor ihn hingetreten. Seine ganze Seele war Liebe — Hohn, Unrecht, Gewalt war die Welt um ihn her. —

Und in Wahrheit, wir fühlen mit ihm, daß die Ereigniſſe ihr Aeußerſtes gegen ihn thaten, indem ſie, was in jedem frühern Augenblick ein heißerſehntes Glück für ihn geweſen wäre, nun ſpottend zu einem Giftkelch für ihn umwandelten.

Hugo lernte die Gewalt dämoniſcher Lebenselemente über uns, in dieſem Augenblick zugleich kennen und fürchten, ſie, mit denen kein Pakt zu ſchließen iſt und die uns wie Spielbälle ihrer Luſt umherſchleudern. Er fühlte, daß es nur ein Mittel des Widerſtandes gegen ſie gäbe, Erhebung über ſie in Religion und Poeſie. Mit dieſer Erkenntniß ergoß ſich ein elegiſcher Strom durch ſeine Bruſt: er fand ſich wieder in der

Form, in der Gestaltung dieses Gedankens, und als der Morgen graute, nach einer heiß durchwachten Nacht, hatte er eine Elegie „des Gefangenen" fertig und den schönsten der Euganeischen Briefe geschlossen.

Der Prozeß seiner Freunde nahm inzwischen einen raschen Verlauf. Doni und Battaja wurden zum Tode, Anafesto zu lebenslänglichem Kerker in Pizzighetone verurtheilt. Von ihm und Paolucci selbst verlautete, daß sie ohne Proceß nach Chateau d'If abgeführt und in Frankreich gerichtet werden sollten. Der Befehl dazu schien bereits ausgefertigt zu sein, als ihm gemeldet wurde, daß sein jüngster Bruder, Eufemio, ein vierzehnjähriger Knabe, von Berthier die Erlaubniß erlangt habe, ihn zu sehen und zu umarmen. Hugo liebte den Knaben, den er unter den Pensionären von Chiozza zurückgelassen hatte, zärtlich und die Freude des Wiedersehens zog daher mild und leidbesänftigend in seine Brust ein.

Es war Abend, als seine Kerkerthür sich öffnete und Eufemio an der Hand seines mürrischen, aber gutherzigen Hüters eintrat und sogleich in seine Arme flog. Hier ruhte er schluchzend, sprachlos.

„Eufemio," sagte Hugo, nachdem er den Knaben zärtlich geküßt hatte, selbst tief bewegt; „sei ein Mann, bewältige Deinen Schmerz — schäme Dich vor dem alten Manne dort."

Der Wärter trat vor die Thür und schloß diese hinter sich; er hatte keinen Befehl, den Erguß der brüderlichen Herzen durch seine Gegenwart zu stören.

Der Knabe hob sein Haupt empor. „Hugo," — rief eine Stimme, die nicht die Eufemio's war. Ein Blitz zuckte

durch Hugo's Seele — ein Blitz des namenloseſten Entzückens — Angela ruhte, einer gebrochenen Blume gleich, in ſeinem Arm.

„So hab ich Dich wieder? So biſt Du wieder mein, Herz meines Herzens," — rief Hugo außer ſich vor Wonne.

„Dein war ich, ſo wie ſo, mein Freund," entgegnete Angela. „Du konnteſt mich nicht verlieren! Und werde ich Dir auch wieder entriſſen, verlieren kannſt Du mich doch nicht."

In geflügelten Worten folgten ſich nun die Erklärungen. Das arme, aber ſtarke Kind hatte herbe Tage in der Villa ihres Räubers verbracht. Als die Schaar ſeiner Helfer, eine Bande verkleideter Slavonier, ſie in den engen Durchgang gedrängt, verſuchte ſie um Hülfe zu rufen; ein Matroſenmantel ward über ihren Kopf geworfen, und ihr ſchwacher Hülferuf verhallte im lärmenden Gedränge der Räuber; ſie fand ſich beſinnungslos, geblendet, erſt in der Gondel wieder, die raſch durch die Lagune nach Fuſine hinflog, wo eine Sänfte ihrer wartete und ſie wohl verwahrt und auf abgelegenen Pfaden nach dem einſamen Landhauſe Gentile's entführte. Der Unmenſch war entſchloſſen, durch Güte oder Gewalt ſich des Sieges über Angela's Tugend zu bemeiſtern. In den Zeiten geordneter Gewalt wäre ein ſolcher Plan unſinnig, unmöglich erſchienen; allein der Umſturz aller Dinge, die Abweſenheit aller Macht des Geſetzes, aller Regierung, wie ſie jene Tage bezeichnete, ließ ihn in aller Sicherheit einen ſo verruchten Plan verfolgen. Die Strafloſigkeit des Laſters iſt eine der entſetzlichen Folgen politiſcher Zerſtörung, und niemals war eine ſolche größer, als in jenen Tagen, da der Senat der

Regierung entſagt hatte, ohne an die Errichtung einer neuen auch nur zu denken.

Angela allein und an ſich ſelbſt gewieſen, fand alle Hülfe in ſich ſelbſt, in ihrer unbeſieglichen Seele. Werbung und Schmeichelei, die glänzendſten Verheißungen, welche die Raſerei des alten Wucherers ihr darbot, zerſchellten wie von ſelbſt an ihrer Tugend; ja, er erhielt nicht eine Silbe der Antwort darauf von Angela; den ſchwachen Verſuchen der Gewalt aber ſetzte ſie Kraft und Drohung entgegen und gegen die Schlingen der Liſt war ſie mit kalter Beſonnenheit auf ihrer Hut. So verſtrichen der Gefangenen mehre Wochen. Allein wie, wann ſollte ihre Gefangenſchaft enden? Freiwillig von ihres Räubers Seite? Daran ſchien nicht zu denken, — denn ihre Klage mußte er um Hugo's willen fürchten. Durch Flucht? Sie ſchien unmöglich, denn ihr Kerker war dicht verwahrt. Ihm entrinnen war, wie die Mittheilung ihrer Noth, undenkbar. —

Da kamen dieſelben Zerrüttungen, die ihre Entführung möglich gemacht hatten, auch ihrer Noth zu Hülfe. Haufen entlaſſener Dalmatier, die zu den Truppen der Republik gehörten, welche dieſe mit Gewalt aus der Hauptſtadt entfernen mußte, nachdem ſie ſich ihrer zu ihrem Schutz nicht zu bedienen verſtanden, ſchwärmten raubend, plündernd durch die Terraferma und bedrohten beſonders die reichen Villen der Patrizier längs der Brenta. Der alte Wucherer Gentile, Lieferant der Republik, galt für eine köſtliche, langbegehrte Beute und in der Nacht deſſelben Tages, da die gefangene Angela endlich durch Gentile's eigne Tochter eine erſte Nachricht von ihrer

Gefangenſchaft an ihren Vater zu ſenden vermochte, ward die Villa Gentile's überfallen, geplündert und ein Raub der Zerſtörung. Der alte Wucherer fand in den Flammen ſeines Schatzhauſes den Tod, Angela und ſeine Tochter Livia wurden gerettet, und von einem Dalmatier, dem ſie Hugo's Namen nannte, ſicher nach Venedig geleitet.

Das bedrängte Mädchen fand ihren väterlichen Herd verödet. Sie wußte noch nicht, daß der Schmerz um ihren Verluſt den alten Marſali in die Gruft geſenkt hatte. Januaria hatte mit Angela's Botſchaft am Morgen das Haus verlaſſen und war nach Hugo's Landſitz geeilt; der Caſtelan ſendete das Blatt ohne Aufſchub nach Mailand, wo Hugo es durch Stefano, wie wir ſahen, im Augenblick ſeiner Verhaftung empfing. Die verlaſſene Angela aber ward ihres Schmerzes Meiſterin. In Euſemio's Kleidern, die ihr in der Villa gereicht wurden, eilte ſie nach Mailand; den gefangenen Freund befreien, war der einzige Gedanke, für den ihre Seele noch Raum hatte.

In Mailand ward der treue Stefano bald entdeckt, ſie erlangte die Gunſt, den Bruder zu umarmen; denn Berthier gewährte ſie gern. Nun lag ſie in Hugo's Armen, nun ſchlugen ihre Herzen wieder an einander. Was aber ſollte nun geſchehen! Die Augenblicke waren kurz und koſtbar. —

Sie riß ſich los aus Hugo's umſchlingender Umarmung, der, in ihrem Wiederbeſitz ganz verloren, nichts hören mochte von ſeiner Befreiung, der nur ihrer Stimme lauſchte, und über den Inhalt ihrer Worte hinweghörte.

„Morgen, vielleicht übermorgen, mein Hugo," ſprach

ſie, „ſollſt Du mit Paolucci nach Frankreich, nach Fenestrelles oder Chateau d'If, ich weiß es nicht, entführt werden. Es gilt den Verſuch, Dich zu retten. Laß uns raſch ſein. Stefano iſt ein gewandter Burſche; er hat einen Anſchlag. Sei gutes Muthes, mein Einziger; Angela hofft. — Aber Du hörſt mich ja nicht."

„Was, mein Leben, und wie?" fragte Hugo zerſtreut.

„Laß das Wie? mein Geheimniß ſein," entgegnete das ſtarke Mädchen. „Dies Eine nur — erſcheint der Wagen, der Dich mir entreißen ſoll, ſo eile, ſei vorbereitet und ſo raſch als möglich, ſchwinge Dich mit Paolucci in den Wagen." —

„Räthſel, meine Angela," rief Hugo; „doch Du willſt es ſo, und ich folge Dir. Aber welches Wagniß unternimmſt Du, Angela? Droht Dir auch nicht Gefahr? Fürchteſt Du die Entdeckung nicht?"

Da lachte das Mädchen laut auf. „Wie allerliebſt," rief ſie. „Soll ich Dich etwa in Banden wiſſen, und die Hand in den Schooß legen und nichts thun, meinen Freund zu befreien?" —

Hugo küßte das ſüße Wort von ihren Lippen und ein Moment voll überirdiſcher Luſt rauſchte für die Glücklichen dahin.

Der mürriſche Hüter pochte wieder an die Thür der Zelle, zum Zeichen, daß die Minuten gezählt ſeien. Eufemio riß ſich los. „Noch dieſen Kuß auf Deine Augen," ſprach ſie, „damit ſie heiter ſehen, und dem vertrauen, der Alles ſieht." Dann ſprang ſie leicht gegen die Thür hin, ergriff des alten Hüters Hand und entſchwand.

Hugo ſtarrte ihr lange nach. Seine Seele war ein Spielball der Luſt und des Leides. Es war nicht Schmerz, es war nicht Wonne, die er fühlte, es war jener nicht zu bezeichnende Zuſtand der Seele, welcher der wonnigen Lethargie am nächſten kommt, wie wir ſie bisweilen im Traum erfahren. „Du beſitzeſt ſie wieder; Du haſt ſie auf ewig verloren," — riefen die kämpfenden, die widerſprechenden Gedanken in ihm. Allein, ein leiſe Hoffnung entzündete ſich doch an dieſem Widerſtreit und träufelte ihr beſänftigendes Oel über die Wogen ſeiner Bruſt. Nun wurde die Poeſie wach. „Nein," rief es in ihm. „Was dies Herz einmal beſeſſen, es bleibt ihm ja ewig unverloren! Steht Dein Bild nicht unvergänglich in dieſer Seele, Angela? Und lebt dieſe Seele nicht ewig? Nur daß wir zu habgierig ſind, an den Verluſt glauben, ihm nachtrauern, anſtatt uns zu befriedigen mit dem Beſitz, den wir haben. In dieſer Befriedigung iſt ja die Ewigkeit alles Glücks gegeben!" —

Und ein Gedicht, die „Ewigkeit des Glücks" entſprang und bildete ſich in ſeiner Bruſt.

„Was Du beſeſſen, ewig iſt es Dein!
Läßt Du's nicht ſelbſt — wer kann den Schatz Dir rauben —
Du biſt Geliebte — alſo biſt Du mein —
In der Erinn'rung Roſenlauben.
Was ich empfunden — nimmer kann's verwehn,
Und das beſeſſ'ne Glück mir nie entgehn!

Denn in der Seele Schrein ruht es geheim,
Und lautrer ſelbſt und heiliger geborgen.
Da wandelt nun Dein Bild, da kehrt es heim —
Was haſt Du, Herz, nun weiter noch zu ſorgen?

Die Welt hat keine Macht mehr über Dich,
Du haſt den Schatz gerettet — ewiglich!" —

Der folgende Tag verſtrich ihm ohne alle Nachricht von Angela. Am Abend ward den Gefangenen — denn man ließ Paolucci und Hugo für dieſe letzte Nacht in Einer Zelle ſchlafen — verkündet, daß ſie mit dem Grauen des nächſten Morgens ihren Kerker verändern würden. Sie erfuhren nicht, wohin man ſie führe. —

Es war im Herbſt; der Augenblick, wo das Schickſal Venedigs durch den Schluß der Verhandlungen von Montebello und Campo formio ſich entſchied, wo der Trug, die Plane, die Rache der Gewalthaber, wie die Frucht der Zweifel, der Muthloſigkeit und die Hinterliſt an den Tag kamen, durch welche Venedig ſein eignes Grab gegraben hatte.

Dieſelben Tage des Untergangs eines uralten Glanzgeſtirns ſollten Hugo's und Paolucci's Schickſal entſcheiden.

Der Morgen erwachte langſam, grau und neblicht, wie nicht leicht um dieſe Jahreszeit. Die Freunde ſtanden zur Abreiſe gerüſtet in dem Vorhofe der Citadelle und harrten der zu ihrer Entführung beſtimmten Begleitung. Ein Ordonnanzoffizier erſchien, überbrachte die nöthigen Papiere und kündigte das ungeſäumte Eintreffen der Eskorte an. Kaum war ſein Geſchäft beendet, ſo rollte ein verſchloſſener Wagen vor die Pforte; zwei Carabiniere nahmen den Kutſcherſitz ein, im Innern, auf dem Rückſitz des Wagens ſah man die Uniform zweier Offiziere der Landdragoner. Der Kutſchenſchlag ſprang auf, die Freunde ſchwangen ſich hinein und dahin flog

Berechnung

der

Einnahme und Ausgabe

im Jahr 1816.

das Gefährt dem Thore von Turin zu, das in wenigen Augenblicken erreicht war.

Einige Minuten lang ging die Reise auf der Landstraße fort, ohne daß ein Wort unter den Reisegenossen gewechselt ward. Plötzlich machte der Wagen eine Biegung und änderte die Richtung — die Straße, welche nach Como führte, ward von ihm eingeschlagen.

Hugo saß mit geschlossenen Augen da und düstre Bilder gaukelten vor ihm auf und nieder — er blickte in einen Kerker von unabsehbarer Länge und voll nächtiger Dunkelheit. In diesem Augenblick stürzte einer der begleitenden Offiziere an seinen Hals, der andere umschlang seine Knie.

„Gelungen — gerettet" — hauchte tief aufathmend Angela an seiner Brust.

Die Freunde erstarrten; sie glaubten dem nicht, was sie sahen, ein wüster Traum schien sie gefangen zu halten. Endlich fanden sich Worte, das Räthsel zu lösen.

Stefano hatte die Stunde erkundet, die für die Abreise der Gefangenen bestimmt war, das Gefährt und die Begleitung, die sie entführen sollten. Ein ganz ähnliches Gefährt, eine ganz ähnliche Begleitung wurde bereit gehalten, und während das erste, seiner Abfertigung gewärtig, vor der Commandantur hielt, nachdem der Ordonnanzoffizier die Papiere empfangen und in der Citadelle bestellt hatte, fuhr der Wagen, den Stefano und Angela in ihrer Verkleidung besetzt hielten und der auf alle Fälle hin mit Waffen gut versehen war, bei dem Thore der Citadelle vor und entführte von dort die zu entführenden Gefangenen.

Das Wagstück war glücklich begonnen; allein es fehlte viel, daß es glücklich vollendet wäre. Während die Flucht des Wagens, der vier glückliche Menschen umschloß, sich der Schweizergrenze zuwandte, war in Mailand der Trug bereits entdeckt. Das Staunen über die kecke und glückliche List machte bald dem Eifer der Verfolgung Platz, und Alles, was die Fliehenden gewonnen hatten, bestand bald nur in dem Vorsprung einer Viertelstunde.

Noch war Varlassine nicht erreicht, und noch schwelgten die Wiedervereinten im Genuß der wiedergewonnenen Freiheit, als dichte Staubwirbel, die sich hinter ihnen von der Landstraße erhoben, verkündeten, daß die Verfolger ihre Spur getroffen, daß sie in Ueberzahl herannahten, und ein schwerer Kampf bevorstehe. Nicht weniger als zehn Berittene sprengten in athemloser Hast gegen die Flüchtigen heran, und in dem nun hellglühenden Sonnenschein blitzten ihre drohenden Waffen.

Unsere Freunde rüsteten sich zum Streit. Es waren sechs gegen zehn, allein die Verzweiflung, der Kampf für Freiheit und Leben verdoppelte die Zahl, und die Hoffnung des Sieges stählte Entschluß und Kraft. Die Waffen, welche der Wagen reichlich enthielt, waren vertheilt, eine letzte heiße Umarmung und die Hufschläge der heranstürzenden Verfolger ertönten dicht neben den Wagen. Bei den vergeblichen Anstrengungen zu rascher Flucht, welche der Führer desselben machte, war eines der Thiere davor gestürzt; der Wagen hielt, die Freunde sprangen zur Erde hinab und zu Vieren im Kreise aufgestellt, erwarteten Hugo, Angela, Stefano und Paolucci entschlossen und

stehenden Fußes den heransprengenden Feind. Der erste Anstoß der Reiter trennte sie und ein Einzelkampf begann, der nur zu bald die Ueberlegenheit des Gegners bewährte. Die beiden Miethlinge auf dem Kutscherſitz ergriffen die Flucht und die Ungleichheit des Kampfes wuchs. Schon lag Stefano von einem schwerem Säbelhieb in den Sand gestreckt am Boden; schon kämpfte Paolucci mit ermattender Kraft gegen zwei riesige Gegner; da erreichte ein tiefer Degenstich des Anführers der Rotte Hugo's Brust. Angela, noch immer an seiner Seite, wie eine gereizte Löwin fechtend, sah den Geliebten schwanken, sie hörte ihren Namen in seinem Todesseufzer hauchen, sie ergriff ihr letztes Geschoß. Mit fester Hand richtete sie den Lauf des kleinen Pistols auf des Anführers Brust — der Schuß knallte und der Offizier ließ die Zügel des Rosses fahren und glitt taumelnd vom Pferde hinab. Zum letzten Mal jauchzte ihre Brust in Hoffnung auf; da brachen drei Gewehre auf einmal krachend los und dicht unter dem Herzen getroffen sank Angela, lilienbleich und lautlos, zur Erde nieder. Paolucci sah sich seine Waffen entringen. Der Kampf war zu Ende. —

Der Ausgang dieser Verfolgung erschreckte nun selbst die Sieger; ihr Führer war todt, und die, welche sie zu verfolgen, in den Kerker zurückzuführen ausgezogen waren, lagen sterbend oder als Leichen vor ihnen da. Ihr Auftrag war jedenfalls übel ausgeführt. Schnell und in Eil — denn die Umgegend war von empörten Landleuten noch nicht ganz gesäubert — wurden Paolucci, Stefano und, da man ein Lebenszeichen an ihm zu entdecken glaubte, auch Hugo in den

Wagen gebracht; der entseelte Jüngling Eusemio aber, für welchen Angela galt, blieb neben dem getödteten Feinde auf dem Kampfplatz liegen, bis die nächste Ortschaft, welche man davon benachrichtigen wollte, ihre Bestattung bewirken würde.

So ging der traurige Zug langsam nach Mailand zurück; der sterbende Hugo und sein Diener wurde dem Hospital der Citadelle übergeben; Paolucci bezog nun allein die frühere Zelle. Doch die Erschütterung des Wagens hatte Hugo vielleicht gerettet; es fand eine reichliche Blutung statt, die seine Wunde minder gefährlich machte. Lange rang zwar seine Jugend noch mit ihr, endlich siegte die erste und Hugo erwachte aus Todesarmen zum Leben. —

IV.

Drei Wochen waren verstrichen und hatten die Gestalt der Dinge wesentlich verändert. Der Friede war nun zu Campoformio abgeschlossen; Venedigs Schicksal war entschieden. Das kaiserliche Scepter nahm es in seinen Schutz, Venedig ward eine Stadt des Kaiserthums; die Staaten der alten Republik, die Terra firma wurden Bestandtheile des neuen cispadanischen Freistaats, Dalmatien, die Inseln, fielen dem Scepter Oestreichs zu. Als kaiserlichen Commissär hatte der alte Procurator Franz Pesaro, der böse Geist Venedigs, den Huldigungseid des letzten Dogen Marini in seine Hand empfangen, des bedauernswerthen Greises, der bei den letzten Worten jenes Schwurs, welcher einen vierzehnhundertjährigen Ruhm Lügen strafte, leblos niedergesunken war, so daß man nie wieder von ihm hörte. Der Aufstand war gedämpft,

das Landvolk entwaffnet, eine allgemeine Amneſtie von beiden Seiten angelobt.

Auch unſere gefangenen Freunde wurden nun der Freiheit zurückgegeben und Anaſeſto, Paolucci und Hugo, langſam geneſend, ein im Geiſt gebrochener Stamm, umarmten ſich wieder in einem kurzen Erguß der Freude nach langem ſchweren Leide. Was war nun der Ertrag ihrer Mühen, ihres Blutes, ihrer Opfer? Das Vaterland, dem ſie erfriſchten Glanz zu verleihen gehofft hatten, war für immer verloren; ihre eigenen Güter waren eingezogen, geplündert, verödet; Angela, Hugo's Seele und Leben, war dahin. Ihre eigne Jugend war verwelkt, alle Hoffnungsblüthen geknickt, und es blieb nur übrig, den gleißenden Trug zu erkennen und zu haſſen, den der Fremde mit ſeinen dreifarbigen Freiheitsbäumen, ſeinen Volkswahlen und ſeinen Rednerbühnen vor ihnen aufrichtete.

Die Erkenntniß war für alle Getäuſchten theuer erkauft; kein Opfer aber kam dem gleich, welches das unerbittliche Schickſal von Hugo gefordert hatte. Dem Leben war ſein Schmuck geraubt — Angela's Tod hatte ihn namenlos arm gemacht. In der tiefen Trauer, die er über ſeine Seele breitete, riß er ſich ſelbſt von den Freunden los. Er legte ſeinen Rang ab; er verbarg ſich unter fremdem Namen auf dem einzigen ihm übrig gebliebenen Beſitzthum, der Villa in den Euganeiſchen Bergen und erwartete hier, zwiſchen Zorn und Entmuthigung wechſelnd, allem Umgang mit dem verhaßten Menſchengeſchlecht entzogen, Troſt von der ewig waltenden Natur.

Er ward ihm endlich zu Theil, wie denn diese liebende Mutter keinen Suchenden ohne Troſt entläßt. Die Bilder in ſeiner Seele ordneten ſich endlich; Angela trat mit ihrer ſchönen Mahnung wieder vor ihn hin. Er dichtete; die euganeiſchen Briefe ſchloſſen ſich, Oden an die wahre Freiheit, die des Menſchenwillens, Elegien über die Flucht der Jugend und die Ewigkeit genoſſenen Glücks, Geſänge, deren Verfaſſer Niemand mit Sicherheit nennen konnte, traten hervor und riſſen Hörer und Leſer hin. In der kriegdurchwühlten Lombardei, dem alten Sitz der Künſte, glichen dieſe Lieder einer neu erfundenen Kunſt, man warf ſich dürſtend, nach ſo langer Entbehrung, über dieſe myſtiſchen Geſänge, deren Urſprung unerkundet blieb, und die in viele trauernde Herzen die Saat milden Troſtes und ſanfter Ergebung ausſtreuten.

So waren faſt zwei Jahre verſtrichen, ohne daß Hugo in ſeiner Zurückgezogenheit von dem Ruhme ſeiner Lieder Kunde erlangt oder an den politiſchen Vorgängen Theil genommen hätte, die den Untergang der cispadaniſchen in die große cisalpiniſche Republik begleiteten. Inzwiſchen konnte es doch nicht fehlen, daß ſein Name in dem kleinen Kreiſe ſeiner ältern Freunde genannt und nach und nach bekannt geworden wäre.

In der alten Academie von St. Luca zu Piſa, welche in dieſer Zeit des Kampfes und der Umſtürze faſt die letzte Tradition der alten Verherrlichung der Künſte in Italien treu aufbewahrt hatte, wie einen aus den Lavagluthen politiſcher Leidenſchaften geretteten Schatz, wurde mit einem Anachronismus gegen die Zeit und ihren Geiſt, noch jährlich ein Ehrenpreis der Dichtkunſt zuerkannt. Dieſer Tag pflegte mit aller

alten Feierlichkeit eines Volksfestes ausgestattet zu werden und wetteiferte mit der Dichterkrönung auf dem Capitol zu Rom um den Vorrang des Ruhms.

An Hugo erging zu seiner nicht geringen Ueberraschung die Ladung, den ersten Dichterpreis im neuen Jahrhundert (denn dies war eben angebrochen) in feierlicher Sitzung der Academie von St. Luca zu Pisa für seine Ode an das Jahrhundert, das mit einem so großen Irrthum geschlossen hatte, zu empfangen. Dies Gedicht war eine Probe der erfahrnen Läuterung; es bezeichnete, klar und schön, den schweren Wahn, der verflossenen Aera, und begrüßte freudig den Strahl des Lichts, der aus ihm für die neue Zeit hervorbreche.

Ein mit vielen Siegeln und den Namen aller berühmten Litteratoren Italiens bekleidetes Pergament gelangte zu ihm und lud ihn zum 1. Mai des Jahres nach dem alten Sitz der Wissenschaft, nach Pisa, ein.

Im ersten Hochgefühle, das seit langer Zeit seine verödete Brust wieder bewegte, sagte Hugo sein Erscheinen zu, und wirklich reiste er, nur von Eufemio begleitet, dem schmerzensreichen Doppelgänger seiner Angela, den er nie mehr von seiner Seite ließ, und dessen Anblick ihm wie ein Gedenkstein vergangenen Glücks über alles theuer war, nach Florenz ab.

In Pisa wogte die schaulustige Menge auf den Quaien, Brücken und Plätzen; heitere Flaggen zierten die Gassen, den Lungarno hinab, und die alte ernste Façade der Universität, wo die Academie ihre Festsitzung hielt, war mit Teppichen, Laubgewinden und Inschriften bekleidet. Die Glocken läuteten und Musikbanden ließen ihre Weisen auf der uralten Arno-

brücke und von der Gallerie des räthſelhaft hängenden Marmorthurmes her ertönen: es waren die letzten Nachklänge des alten kriegeriſchen Volksfeſtes, des „Giuoco del ponte," das jährlich in Piſa gefeiert ward und mit dem man das Feſt der Dichterkrönung glücklich in Verbindung gebracht hatte.

Der Ehrenpreis, eine mit Lorbeer umkränzte goldene Lyra, pflegte von einer ſchönen Jungfrau überreicht zu werden; ſeit einer Reihe von Jahren war es Sitte geworden, hierzu eine Fremde, eine der Penſionärinnen oder der Novizen des Clariſſen-Kloſters zu erwählen, theils um der Feierlichkeit erhöhteren Glanz zu leihen, theils um den Ehrgeiz der Eingebornen auszuſchließen.

Hugo, von dem Vorſitzenden der Academie, dem Dichter Monti, eingeführt, nahm ſeinen Sitz im feſtlich geſchmückten Saale ein. Eine erhöhte Stufe trennte ihn von den Männern, die er wie ſeine Meiſter verehrte, und in deren Kreis er nun aufgenommen werden ſollte; es war ein ſchöner Augenblick, der Preis großer Schmerzen, langer Trauer, heiß durchwachter Nächte, den er jetzt, unverdient, wie er meinte, empfangen ſollte. Seine Seele ward weich, ſein Auge feuchtete ſich unwillkürlich; er ließ geſchehen, ohne klar zu wiſſen, was mit ihm begonnen ward.

Eine ſchöne Stimme las der lauſchenden Verſammlung das Preisgedicht vor. Da erhob ſich Monti und mit ihm die Richter, mit ihnen die ganze Verſammlung. Draußen jauchzte das Volk.

Dem Dichter der Ode „das Grab des Jahrhunderts" iſt der Preis zuerkannt," rief Monti mit heller Stimme. „Ihm

der Preis," riefen die Richter und die Verſammlung wiederholte; „Ihm der Preis!"

Auf dieſen Ruf trat in weiße Schleier gehüllt eine Jungfrau in den Kreis der Richter. Sie trug im Arme die bekränzte Lyra. Sie trat auf die Eſtrade, ſie neigte ſich vor Hugo, ſie ſchlug die Schleier zurück, ſie hob das Antlitz. —

Mit dem Ausruf: „Hugo — mein Hugo!" — ſank ſie leblos zur Erde.

Hugo ſtarrte in Angela's todesbleiches Antlitz. —

Die Ueberraſchung, der Aufbruch der Verſammlung, die Verwirrung des ſchönen Feſtes waren unbeſchreiblich. Hugo hob die gefundene, die verlorene Geliebte in ſeinen Arm empor; ein Seitengemach nahm ſie auf, die Menge zerſtreute ſich beſtürzt, theilnehmend, forſchend, rathlos bei dem Räthſel.

Angela's Lippe war kalt, keine Kunſt rief den für immer entflohenen Lebenshauch in ihre leidende Bruſt zurück. Eine innere Blutung, Folge der Wunde, die an Hugo's Seite ſie getroffen, hatte ſie mit dem Sturm der Seele, welchen Hugo's plötzlicher Anblick in ihr erregte, getödtet. Der reine Geiſt war für immer entflohen, und zu verwandten Geiſtern entwichen, um mit ihnen vermiſcht zu wachen, zu leben, zu ſein.

Wer aber vermöchte es, Hugo's Schmerz zu ſchildern, oder die Zeit zu bezeichnen, die ihn beſänftigt hätte!

Es iſt leicht zu errathen, daß Angela aus der todesähnlichen Erſtarrung, die ihrer doppelten Verwundung folgte, unter der Hand der Pflege, welche der Geiſtliche von Varlaſſino ihr zu Theil werden ließ, zum Leben erwacht war. Es war ein ſchwaches Leben, dem die geringſte Erregung der

Seele Gefahr drohte. Sie kam nach Piſa, deſſen Heilquellen ſie nur etwas gekräftigt hatten; hier wollte ſie den Schleier nehmen; denn Hugo war für ſie verſchwunden. Das Probejahr ging zu Ende, da tödtete ſie ihres Hugo's plötzlicher Anblick, als ſie ihn zum Dichter krönen ſollte.

Er aber blieb der Ihrige. Fort trieb es ihn aus der ſchönen heimathlichen Erde, in die er ſie beſtattet, auf der er ihr ein ewig Denkmal mit ſeinen Liedern geſetzt hatte!

Er ging nach England, er lebte der Muſe, nur weil ſie ihm das ewig theure Recht gewährte, Angela zu feiern — nie aber kehrte die Freude in ſeine Seele zurück. —

Ob nun der Held dieſer Erzählung mit dem Dichter, welchen wir unter dem Namen „Ugo Foscolo" kennen, eine und dieſelbe Perſon ſei, iſt niemals zu voller Klarheit zu bringen geweſen.

Januar	Einnahme.	Ausgabe.
2c.		

Die Franzoſen in Hamburg.

Erzählung

von

M. Norden.

Wiederum waren in der Stadt Hamburg jene heiteren Tage herangenaht, welche in ihrer fröhlichen Feier das Feſt der Erwachſenen und der Kinder bezeichnen, jene geweihte Zeit, gleich ſehnſüchtig erwartet von Empfängern und Gebern. Aber nicht in munterer Eilfertigkeit wanderten geputzte Damen, ſorgſame Väter oder liebende Mütter auf den Straßen umher, mit ſpähenden Augen die reichverzierten Läden muſternd, oder, vergnügt ob der getroffenen Wahl, die gekauften Paquete feſter unter den Arm nehmend. Weder der üppige Reiche hatte die verſchwenderiſche Hand geöffnet, die Wünſche der verwöhnten Angehörigen durch den Einkauf reichlicher Gaben zu krönen, noch hatte der Arme das dürftige, langerſparte Scherflein hingetragen, um den harrenden Lieben das gerngebotene, beſcheidene Angebinde überreichen zu können. Gänzlich verſchieden war das Leben und Treiben in der alten Hanſeſtadt vor mehr denn dreißig Jahren um die Zeit der fröhlichen Weihnacht von demjenigen, wie man es in ſpäteren, friedlichen Tagen zu finden gewohnt war.

Noch seufzten die Länder Europa's unter dem ehernen Joche jener Gewaltherrschaft, die bestimmt war, mit maßloser Unersättlichkeit ihren Fuß von den Grenzen des Westens Europa's bis an dessen nördlichste Scheidewand auszudehnen und in dem Grimme der Elemente, so wie in der Treulosigkeit ihrer Untergebenen ihre größten und furchtbarsten Feinde zu finden. Schon erschüttert durch Moskau's Flammenopfer war die Herrschaft des großen Corsen, die bisher unwandelbar erschienen war, die aber, wie es der Gang des Schicksals später zeigte, auf thönernen Füßen stand, da sie nicht auf die Herzen der unterworfenen Völker gebaut war. Schon hatte das erstaunte Europa die wundergleiche Mähr vernommen, „Napoleon könne besiegt werden" — und rund umher erhoben sich die vernichteten Völker, so wie die verhöhnten Regenten, das Joch der gehaßten Ausländer von sich zu werfen. Nah und fern stand Deutschland in Waffen — wenige Monate noch und der jähe Sturz jenes Mächtigen war zum ersten Male vollendet, der den Wechsel irdischen Schicksals erfahren sollte, wie er bei allen Gewaltigen neuerer Zeit ohne Beispiel ist.

Aber in der alten Hansestadt waren noch nicht die so schmerzlich ersehnten Tage der Befreiung herangebrochen. Vor Jahren schon war jener ehrwürdige Bund vernichtet worden, in dessen Schooß sich die bedrängten Söhne Merkurs flüchteten, um vor der rauhen Barbarei des Mittelalters Schutz und Hülfe zu finden, und welcher so lange die Glorie des Handels Norddeutschlands ausmachte. Für „eine gute Stadt des Reiches" war Hamburg erklärt worden und um

diese vor den heranrückenden Russen zu schützen, war der wilde Davouſt herbeigeeilt mit seinen Schaaren und hatte Besitz von der bedrohten Stadt genommen, die sehnsüchtig der Ankunft der Befreier entgegensah. „Außer dem Gesetz" nannte das französische Gouvernement die Stadt bei dem Einrücken der Russen unter Tettenborn — also war der militairischen Willkür ein unbegränzter Spielraum gelassen und geeignetere Ausführer dieser harten Maaßregel gab es nicht, als den grausamen Vandamme, den gefürchteten Wüthrich Davouſt.

Nur militairisches Leben herrschte in der Stadt. Dumpf und still lagen die Gassen, über die der Hauch des Winters sein eisiges Gewand gebreitet hatte, mit seiner erstarrenden Oede ein Bild des Zustandes der Herzen der gedrückten Großstädter abgebend. In einem ansehnlichen Hause auf dem Catharinenkirchhofe saß am Nachmittage eine ältliche Frau in einem der Zimmer, welche sich im Innern befanden, mit einer Arbeit beschäftigt. Dem Anzuge nach mußte sie der höheren Mittelklasse angehören, aber schwer und sorgenvoll hob sich ihre Brust und tiefe Seufzer entwanden sich ihr häufig, so daß, oft unterbrochen, die Arbeit ihren Händen entfiel und endlich ganz auf ihrem Schooße liegen blieb.

Plötzlich wurde die tiefe Stille im Hause durch den raschen Eintritt eines Ankommenden unterbrochen. Die Matrone erhob sich. Ein junger Mann stand vor ihr, dessen Aeußeres unwiderlegliche Spuren der Verstörung trug. Er hatte den vom Regen durchweichten Hut abgenommen, während der nasse Oberrock eng seine vortheilhafte, ziemlich große Gestalt einschloß. Aber dunkel glühten seine Wangen und zornige

Aufregung blitzte aus den dunkelblauen, ausdrucksvollen Augen.

„Mutter," sprach der Jüngling mit bebender Stimme, „es häufen sich die Schandthaten, die die Franzosen in unserer Stadt vollbringen, und es bebt das beklemmte Herz beim Anblicke der schreienden Willkür, die täglich sich erneuert. Sie, die Freunde, die Beschützer, wüthen, als seien sie in Feindes Land, als sei jegliche Gewaltthat gegen die Besiegten erlaubt und billig! Ich rede nicht von den unerhörten Contributionen, von den stets sich erneuernden Requisitionen, nicht von jenem schändlichen Befehle, der da gebot, bei dem ersten Kanonenschusse, der gehört würde, solle Jeder, der sich auf der Straße befände, ungesäumt in das eigne oder nächst gelegene Haus eilen, widrigenfalls die Uebertreter von den durchreitenden Patrouillen niedergesäbelt würden. Auf der Börse ist vor acht Tagen schon ein Pferdestall eingerichtet, der Börsensaal ist in ein Heumagazin verwandelt worden. Alle leerstehenden Häuser sind zu Casernen genommen, aus manchen noch bewohnten zu gleichem Zwecke die Eigenthümer vertrieben. Alle Bettler und Arme sind auf der Straße aufgegriffen und hinaus aus der Stadt transportirt worden — wer wieder hereinkommt, wird vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen."

„Die Maaßregel ist noch geschärft worden," sprach die Matrone dumpf, welche das durchfurchte Antlitz zu dem Sprechenden erhoben hatte; „seitdem vor Kurzem die Thore geschlossen, ist Jeder, der nicht Steuern bezahlt oder sich auf sechs Monate hat verproviantiren können, hinausgewiesen worden."

„Und gestern," rief der junge Mann, indem er mit den Zähnen knirschte, „ist die empörendste aller Bekanntmachungen Hogendorps erschienen! O, jener aufgeblasene Narr, der zum Zeichen seiner Furcht, zwei Kanonen vor seiner Wohnung auf dem Gänsemarkt hat auffahren lassen und der, wie man sagt, nächstens den Hut des Geßler vor derselben aufrichten wird, damit man nichts versäume, selbst dem Schattenbilde des Gouverneurs seine Verehrung zu bezeigen! Zweimal hat er sich in der Staatsuniform malen lassen, mit allen seinen Orden behängt, in der Hand einen Brief, auf welchem alle seine Titel verzeichnet sind! Und nun wagt er uns zu drohen: „wer innerhalb vier und zwanzig Stunden nicht die Stadt geräumt hat oder wieder in dieselbe zurückkehrt, wird beim ersten Uebertretungsfalle fünf und zwanzig, beim zweiten fünfzig Stockprügel erhalten — Prügel — den Bewohnern einer freien Reichsstadt!"

Eine Pause trat ein. Der junge Mann warf sich auf einen Stuhl und schlug finster brütend die Arme übereinander, während Haß und Entrüstung ihr düsteres Gepräge auf sein hübsches, wohlgebildetes Antlitz drückten. Seine Mutter seufzte schwer, gab indessen ihren Gefühlen nicht fernere Worte. Lange aber konnten Beide nicht ihren Empfindungen nachhängen. Abermals wurden nahende Tritte hörbar und eine Dame, gefolgt von einem Herrn, betrat das Gemach. Die Erstere befand sich im Frühlinge des Lebens, denn noch zeigte sich jene Frische und Kindlichkeit auf ihrem lieblichen Angesichte, die sich mit dem zwanzigsten Jahre aus den Zügen der Jungfrau zu verlieren pflegt. Ueppige, kastanienbraune

Ringellocken umwogten das Haupt und die blühenden Rosen der Wangen, so wie das schalkhaft blitzende, blaue Auge, gaben zu erkennen, daß die Stürme der vielbewegten Zeit an den jugendlichen Formen vorübergegangen waren, ohne sie mehr als oberflächlich zu berühren. Auch in geistiger Hinsicht schien diese Bemerkung bei dem jungen Mädchen anwendbar, denn fern war ihrer Rede der tiefe Ernst, der die des Jünglings und der Matrone bezeichnete und zu welchem die Bewohner Hamburgs nur zu gerechte Veranlassung hatten. Mit leisen, schwebenden Schritten durcheilte ihre sylphenartige Gestalt das Zimmer und neckend legte sie ihre Hand auf die Schulter des jungen Mannes, indem sie scherzend sagte:

„Du fängst wieder Grillen, Edgar; ich sehe es an Deiner finstern Miene. Hast Du Dein Geld im Spiel verloren oder Dich gar mit einigen Gensd'armen gezaust? Hängt noch Dein Haar so wild, als seist Du in bedenklichen Zänkereien befangen gewesen und Du ziehst die Stirn so kraus, als habest Du auch hier nicht weniger fürchterliche Widersacher vor Dir, als diejenigen es gewesen sein mögen, mit denen Du so eben harte Sträuße bestanden haben wirst."

Sie strich ihm bei diesen Worten mit der kleinen weißen Hand das nasse Haar aus der Stirn und beugte sich freundlich über ihn. Edgar erhob das gesenkte Haupt und für einen Augenblick schwand der bittere Mißmuth, als seine Blicke auf das liebliche Antlitz der vor ihm Stehenden fielen.

„Laß mich, Julie," sagte er, „wie ist es zu verwundern, daß ich herben Gedanken mich überlasse, da wir in dieser Zeit nur zu viele Veranlassung zu trüben Betrachtungen haben.

Und Du," fuhr er fort, in seinen früheren Unmuth zurücksinkend, „Du, eine Tochter Hamburgs, ergehst Dich nach wie vor in Scherz und Fröhlichkeit, während das Elend des Krieges und die Schmach der Unterdrückung rund umher Alles fast in den Staub tritt?"

„Und ist es nicht besser," entgegnete das junge Mädchen, welches mit dem Namen Julie war angeredet worden, „daß ich dem Leben die heitere Seite abzugewinnen suche, wenn es möglich ist, und mit den fröhlichen lache, da ich dem Kummer der Traurigen nicht abhelfen kann? — Tanz und Scherz sind meine liebsten Zeitvertreibe — der Gram wird früh genug zu mir kommen — warum soll ich ihn eigenmächtig herbeirufen, so lange er sich mir nicht unwiderruflich aufdringt?"

Unangenehm berührt fühlte sich Edgar durch die leichtfertige Rede des Mädchens, die so grell gegen die finstern Gefühle abstach, die seine Brust erfüllten und schon wollte er den Mund zur unmuthigen Erwiederung öffnen, als sein Blick auf den Herrn fiel, welcher mit Julien zugleich hereingetreten war. Die französische Uniform bedeckte seine zierliche Gestalt, während ein schwarzer Bart sich über der Oberlippe kräuselte und dunkle, feurige Augen mit der kecken Zuversichtlichkeit des Soldaten sich auf jeden sich darbietenden Gegenstand hefteten. Eine leichte Bräune lagerte auf den markirten Zügen und dunkle Locken bedeckten einen Theil der schmalen Stirn. Es war der Capitain Dufresne, welcher einen Theil der Einquartierung ausmachte, die die Bewohner des Hauses zu tragen hatten, in welches uns der Lauf unserer Erzählung geführt hat.

Der Franzoſe war um einige Schritte näher getreten, und Edgar, dem Gebote der Klugheit Gehör gebend, verſchluckte die bittere Erwiederung, die ihm auf der Lippe gelegen hatte. Er ſtand von ſeinem Sitze auf und verbeugte ſich gegen den Angekommenen.

„Mademoiſelle Juli," ſprach dieſer mit fremdartigem Accent, indem er die Höflichkeit des Deutſchen erwiederte, „liebt es, ſich zu amuſiren und hat mir ſo eben auf meine inſtändige Bitte verſprochen, die Einladung anzunehmen, die ich ihr im Namen Sr. Alteſſe, des Prinzen von Eckmühl, überbracht habe. Sie will dem Balle beiwohnen, der in der nächſten Woche im Hauptquartier gegeben wird und mir will ſie erlauben, ihren Cavalier während des ganzen Feſtes zu machen."

Wiederum flammte das Roth der Entrüſtung auf den Wangen Edgars, doch galt ſie diesmal nicht dem Frevelmuthe der Eindringlinge, ſondern der leichtſinnigen Vergnügungsſucht ſeiner Couſine, denn in dieſer verwandtſchaftlichen Beziehung ſtand er zu der genannten jungen Dame, die ohne Bedenken an den Freudenfeſten der Ausländer theilnehmen wollte, von denen ſich die meiſten Hamburgerinnen fern zu halten pflegten.

Mit Geräuſch wurde jetzt noch einmal die Thür des Zimmers aufgeriſſen. Der Herr des Hauſes, der Paſtor Holdan, der Vater Edgars, trat herein. Aber nicht minder bewegt, wie ſein Sohn bei ſeinem Eintritt vor einer halben Stunde ſich gezeigt hatte, erſchien der kräftige Alte. Dunkel gerö̈thet war das ehrwürdige Antlitz und die Falten des Zorns lagerten auf der hohen Stirn, welche das ſchneeweiße Haar theilweiſe

bedeckte. Jede Mäßigung, welche die Gegenwart der Fremden den patriotischen Reichsstädtern aufzuerlegen pflegte, wurde von dem erzürnten Kirchenhirten bei Seite gesetzt und ohne die Anwesenheit des Franzosen zu beachten, streckte er die geballte Faust zum Himmel empor, indem er heftig rief:

„O Fluch, tausendfacher Fluch über diese Tempelschänder, die der Herr in seinem Zorn als seine grausige Geißel über uns geschickt hat! Das Heiligthum ist entehrt, die ehrwürdigen Freistätten der Anbetung Gottes haben diese gottlosen Wütbriche zu schnödem, schmählichen Mißbrauche entweiht! — Unsere Kirche von St. Catharinen ist zum Pferdestall umgeschaffen worden und gleiches Schicksal hat man über die übrigen Gotteshäuser verhängt." —

Eine bunte Menge von Menschen jedes Alters und Geschlechtes wurde jetzt vor den Fenstern auf dem Catharinenkirchhofe sichtbar. So sehr man auch in dem letzten halben Jahre sich an die Erleidung von Gewaltthätigkeiten gewöhnt hatte, so erbitterte doch diese nutzlose Entweihung der Gotteshäuser die Herzen der gläubigen Menge mehr als alles früher Vorgefallene. Beim Anblicke seiner sich sammelnden Beichtkinder stürzte Holdan, im frommen Eifer den letzten Rest von Besonnenheit bei Seite setzend, auf die Straße und rief laut, während seine heftigen Geberden die Wirkung seiner Worte noch erhöhten:

„Kommt zu mir, meine Kinder! Sammelt Euch um mich und ruft den Ewigen an, daß er seine Donner herabsende auf diese gottlosen Frevler und sie zermalme mit seinen Blitzen! Duldet sie nicht, diese unerhörte Schändlichkeit, greift zur Ei-

genhülfe, rettet das geschändete Heiligthum und treibt die Böſewichter heraus mit der Kraft Eurer Arme!"

Der Capitain Dufresne und Edgar waren dem Prediger auf die Straße hinaus gefolgt und hatten ſchweigend dem Auftritte beigewohnt, der ſich hier zu entwickeln begann. Nicht umſonſt tönte die wohlbekannte Stimme des verehrten Seelenhirten in die Ohren ſeiner ſonſt ſtets ſo andächtigen Zuhörer. Wilder und heftiger wurden die Bewegungen der Umſtehenden und lautes Murren wurde rund umher hörbar.

Dufresne trat zu ihm, indem er mit ernſter Miene ihn erſuchte, dieſen Leuten zu gebieten, ruhig auseinander zu gehen.

Aber der eifrige Prediger blieb taub für die Stimme der Klugheit, die ihn zur Mäßigung ermahnte. Ohne dieſen einer Antwort zu würdigen, fuhr er in ſeinen lauten und heftigen Worten fort.

Zum wilden Geſchrei war nun das drohende Gemurmel der Volksmenge geworden; laute Flüche und Verwünſchungen gegen die Franzoſen wurden hörbar und mit eiligen Schritten wollte Holdan ſich nach der Catharinenkirche begeben, um ſeinen kühnen, zornigen Worten die raſche That folgen zu laſſen. Zugleich aber kam eine der Patrouillen daher, welche von Zeit zu Zeit die Straßen durchzogen. Der Capitain Dufresne winkte ihr und erfaßte den Geiſtlichen mit ſtarker Hand am Arm, als dieſer ſeine Rede beendigt hatte und ſchnell fortgehen wollte.

„Sie haben mich nicht hören wollen, als ich Ihnen Mäßigung anempfahl, Monsieur le ministre," ſagte er zu dem

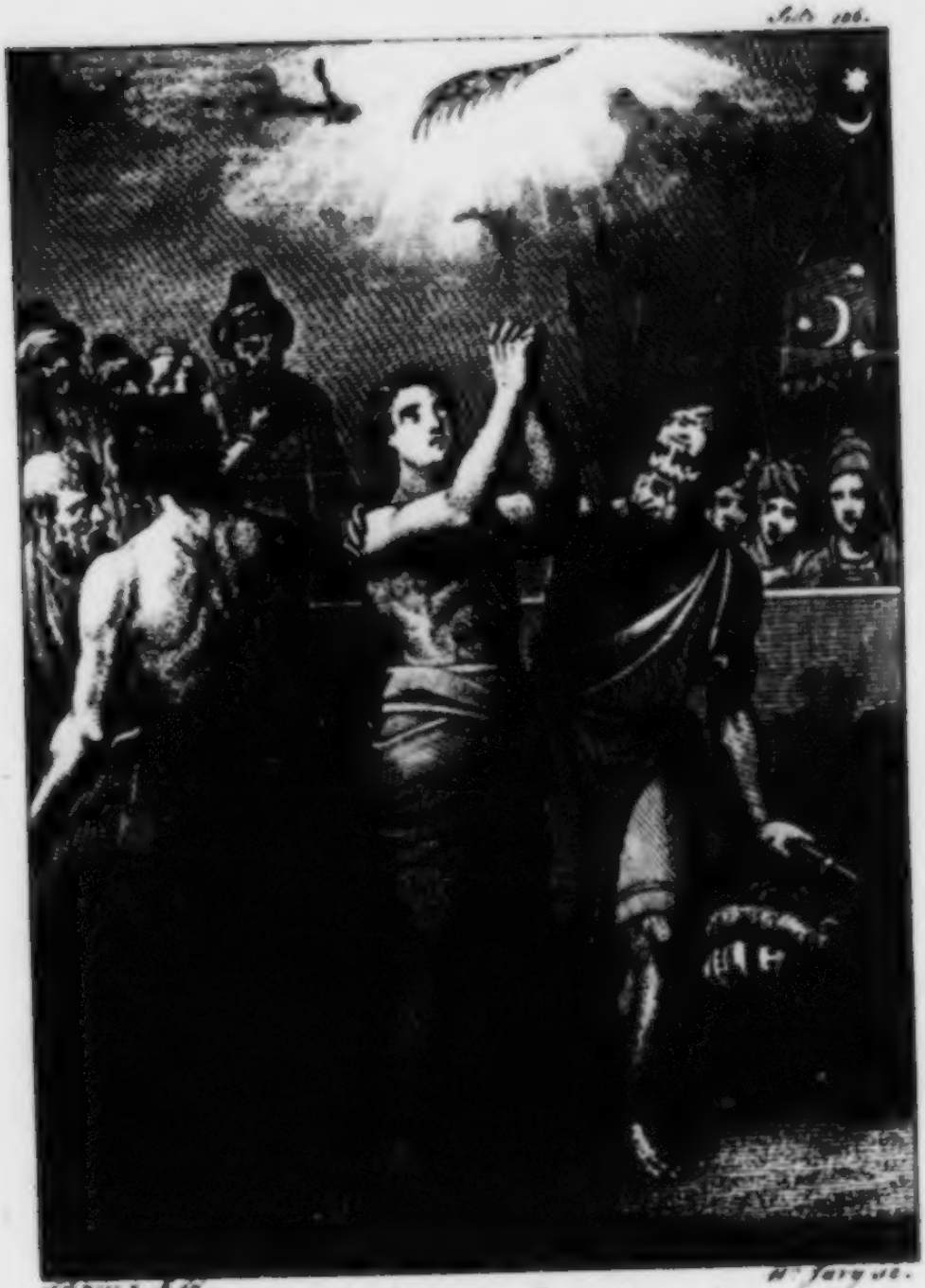

Vivan los Indios Tamayo !

aufgeregten Manne. „Jetzt muß ich die Strenge der Gesetze über Sie walten lassen. Sie haben öffentlich über den Marschall Schmähungen ausgestoßen und das Volk zum Aufstande und zur Empörung aufgereizt — ich arretire Sie im Namen des Prinzen — Sie werden mir sogleich in's Hauptquartier folgen."

Die Soldaten hatten jetzt den Prediger in ihre Mitte genommen. Bei dem Anblicke der gefürchteten Söldlinge hatte sich plötzlich ein stummer Schreck des eben noch aufgeregten Volkshaufens bemächtigt und als nun die Mündungen der Gewehre zum warnenden Schreckmittel auf ihn gerichtet wurden, trat eine jener plötzlichen Umwandlungen ein, welche bei Volksaufläufen so häufig sind. Alle stoben auseinander und entflohen nach verschiedenen Seiten. So sah sich denn Holdan in Kurzem aller Hülfe beraubt und es blieb ihm keine andere Wahl, als sich in sein Schicksal zu fügen und unter der militairischen Begleitung den Weg nach der Wohnung Davousts anzutreten. Edgar, in angstvoller Spannung über das Schicksal des Vaters, folgte ihm und seiner Bedeckung dicht auf dem Fuße nach.

Als sie sich dem Alsterbassin näherten, zeigte sich auf den Straßen ein lebhaftes Getümmel. Eine drängende Menge zog in verschiedenartigen Aufzügen dem Thore zu, denn der Marschall hatte beschlossen, daß noch zwanzigtausend Menschen mehr die Stadt verlassen sollten und so wurde denn Jeder, in dessen Behausung sich nicht die Mittel zu einer sechsmonatlichen Verproviantirung fanden, welche bei der ungeheuren

Theurung für Unbemittelte fast gar nicht herbeizuschaffen war, zum Auswandern gezwungen.

Noch musterte Edgar mit neugierigem Blicke die Vorüberziehenden, als er plötzlich eine nervige Hand auf seiner Schulter fühlte. Er hielt für einen Augenblick seinen raschen Schritt an, mit dem er seinem Vater und den französischen Soldaten folgte und blickte in ein jugendliches Antlitz, dessen größte Zierde der hellbraune, zierlich gepflegte Bart auf der Oberlippe war, indem er zugleich ihm einen Anstrich von Männlichkeit gab, welcher sonst der schlanken, schmalen Gestalt fehlte.

„Auch Du auf der Wanderschaft, Karl Welldorn?“ fragte Edgar trübe, indem er den Reiseanzug, so wie den Wanderstab und das Paquet bemerkte, welches der Angeredete gleich seinen Gefährten trug. „Es treibt Dich der Feind, der uns zwingt, ihn Freund zu nennen, von Haus und Hof, wie so manchen Deiner Unglücksgefährten.“

„Hoho,“ lachte Welldorn zur Erwiederung, „mein Besitzthum ist nie das festeste gewesen in hiesiger wohllöblicher Stadt, daher trifft mich die eiserne Hand Sr. Durchlaucht von Eckmühl nicht so hart, wie manchen braven Hausvater und Handwerksmann. Ich gehe zu den Russen nach Eppendorf und gedenke in Kurzem als Befreier der Vaterstadt mit ihnen wiederzukehren. Sobald die Elbe gefroren und die Passage frei sein wird, kann die Stadt von jener Seite leicht eingenommen werden und dann wird alle Noth ein Ende haben. Grüße mir die muntere Julie Allberg, Deine liebliche Cousine, und sage ihr, mein größter Gram in dieser elenden Zeit

sei, daß sich die Erlangung einer festen Stellung bei mir so lange verzögern müsse, da ich nur mit derselben mich ihr würdig präsentiren dürfe."

Edgar bot dem Freunde den letzten Abschiedsgruß und eilte, den Vorsprung einzuholen, den sein Vater mit seinen Begleitern gewonnen hatte. Bald war die auf den Bleichen gelegene Wohnung des Prinzen erreicht.

Der Pastor Holdan hatte während der ganzen Zeit der französischen Occupation mit Mühe nur die Ausbrüche des so häufig aufsteigenden, innern Unmuthes bekämpft, zu dem allerdings das rücksichtslose, eigenmächtige Verfahren der Franzosen nur zu häufig Veranlassung gab. Aus wahrer, innerer Neigung hatte er sich in früheren Jahren dem geistlichen Fache gewidmet und mit ganzer Seele, mit allem Eifer seines kräftigen, umfassenden Geistes hatte er stets den Pflichten seines Standes obgelegen. Daher hatte die schmähliche Entweihung der Kirchen seine Seele aufs Aeußerste empört und ihn an dem heutigen Tage das letzte Band der Vorsicht und Mäßigung zerreißen lassen, das er bisher so mühsam bewahrt hatte. Gleich seinem Sohne war er von Charakter heftig, erfüllt von dem edlen Freiheitssinne des Reichsstädters, tief die erlittene Unbill fühlend und kühn der Gefahr trotzend, wenn die Stunde des Handelns gekommen war.

Der Marschall befand sich in einem der obern Gemächer des Hauses und der Capitain Dufresne schritt zu ihm hinein, die Meldung des Geschehenen machend, während die beiden Holdans unten warteten. Nach einer Weile wurde der Befehl gegeben, den Verbrecher hereinzubringen und der Pastor

ſtand vor dem Gebietenden, während Edgar, ſich mit hineindrängend, am Eingange des Zimmers hinter einem Soldaten verborgen blieb.

Hinter einem mit grünem Tuche behangenen Tiſche ſaßen mehrere Militairperſonen, vor denen ein Haufen Papiere ausgebreitet lag. An der großen, breitſchultrigen Geſtalt, an dem finſtern, gebräunten, mit ſtarkem, dunkeln Haar- und Bartwuchs bedeckten Geſichte, an dem kahlen Scheitel, erkannte der Paſtor den Prinzen von Eckmühl. Sein hoher, mit einer großen Feder gezierter Hut lag auf einem Stuhle hinter ihm. Er wandte ſich in franzöſiſcher Sprache zu dem Geiſtlichen:

„Es iſt uns berichtet worden, Gefangener, daß Sie das Volk zur Empörung und zur Auflehnung gegen unſere Gewalt aufgereizt und beleidigende Schmähreden gegen meine Perſon ausgeſtoßen haben. Nach dem Kriegsrechte gebührt dem Hochverräther für dieſes doppelte Verbrechen der Tod. Was haben Sie zu Ihrer Entſchuldigung oder Rechtfertigung vorzubringen?“

Holdan richtete furchtlos das Auge auf den Marſchall und ſagte entſchloſſen:

„Die ſtattgefundene Entweihung der Kirchen iſt ſo ſchändlich, daß jedes Herz bei dem Anblicke dieſes Greuels erbittert werden muß. Auf die gerechten Beſchwerden der Geiſtlichen iſt von Ihnen, Herr Marſchall, keine Rückſicht genommen worden, daher iſt es leicht erklärbar, daß das Volk und ſeine Hirten im Augenblicke der Aufregung den Verſuch der Eigenhülfe machten, wenn ſie auch nutzlos und übel angebracht war.

Die Worte, die ich auch über Sie, Prinz von Eckmühl, aussprach, verläugne ich nicht — sie geben nur die wahren Empfindungen meines Innern kund."

Der Marschall zog die Stirne kraus. Finster sagte er:

„Sie haben selbst Ihr Urtheil gesprochen, da Sie Vertheidigung verschmähen. Das Kriegsrecht bestimmt für den Aufrührer und Schmähredner gegen den Höchstgebietenden den Tod. Ihr Schicksal wird bald erfüllt sein. Sie werden bis morgen früh in sicherem Gewahrsam bleiben und dann am Festungsgraben zum warnenden Beispiele erschossen werden."

Er winkte den Gensd'armen, den Prediger hinwegzuführen. Mit wankenden Schritten aber trat Edgar herzu. Das Entsetzen hatte seine Wange gebleicht und mit bebender Stimme sagte er:

„Altesse! Hören Sie die Bitte eines Sohnes, der Sie anflehet, Gnade walten zu lassen für einen alten Mann, den die Hast des Augenblickes verleitete, sich Ihren Befehlen zu widersetzen. Entsetzen Sie ihn seines Amtes, wenn Sie finden, daß er sich gegen Sie vergangen hat — gebieten Sie ihm, die Stadt zu verlassen auf lange — allein schenken Sie ihm das Leben! — Was würde auch sein Tod Ihnen nützen, mein Prinz? —"

Der Marschall blickte verwundert auf den kühnen Sprecher, dessen Dazwischenkunft hier so unvermuthet stattfand. Endlich klärten sich seine finstern Züge etwas auf, er maß den vor ihm stehenden Edgar vom Kopf bis zu den Füßen und sagte:

„Eh bien, Monsieur, sind Sie der Sohn dieses Mannes?"

„Sein Sohn," entgegnete Edgar mit Wärme, der in den

Gesichtszügen des Prinzen zu lesen glaubte, daß eine ihm günstige Veränderung in den Gesinnungen desselben gegen ihn vorginge, „der bereit ist, jedes Opfer zu bringen, das gefordert werden könnte, um den Vater zu retten. Gebieten Sie über mich, über mein Leben, meine Person und mein Eigenthum — nur schonen Sie das Haupt meines Vaters!"

Der Prinz von Eckmühl wandte sich an den neben ihm sitzenden Offizier, den Gensd'armen-Obersten Charlot, der wegen seiner brutalen Rücksichtslosigkeit nicht minder der Schrecken der Hamburger, wie Davoust selbst geworden war, und flüsterte einige Worte mit ihm. Dieser nickte mit dem Kopfe und lächelte. Auch das wüste, sonnenverbrannte Angesicht Davoust's nahm einen Ausdruck an, der einem Lächeln gleichen sollte. Dann wandte er sich noch einmal an Edgar und sagte:

„Mon cher, ich will mit Ihrer Kühnheit Nachsicht haben und Ihnen das Leben Ihres Vaters schenken, so schwer er sich auch gegen uns vergangen hat. Es ist nur eine kleine, leicht zu vollbringende Gefälligkeit, die ich dagegen von Ihnen begehre und die Sie unfehlbar mir erzeigen werden."

„O gewiß, mein Prinz, Sie haben mich für ewig verpflichtet, mein letzter Athemzug wird zu Ihren Diensten stehen," jubelte Edgar im Uebergange von der tiefsten Betrübniß zu der lautesten Freude. „Nennen Sie mir Ihre Befehle — es wird mein eifrigstes Streben sein, ihnen in jeder Hinsicht nachzukommen."

„Erwarten Sie meine Ordres," versetzte der Marschall kurz, mit der Hand zum Abschied winkend.

Edgar ging ins Vorzimmer. Eine halbe Stunde wohl mochte verflossen sein, als er abermals in die Nähe des Gebieters gerufen wurde, der sich diesmal in einem ziemlich großen Gemache befand, welches an das zuvor betretene anstieß. Zu seinem größten Erstaunen fand er die Scene durch die Hinzukunft mehrerer Personen gänzlich verändert. Ein Mann stand in der einen Ecke des Saales, dessen Kleidung ihn als einen Geistlichen in der Amtstracht bezeichnete, vermuthlich einer der Feldprediger, welche zum Corps der Franzosen oder der Dänen gehörten. Aber die äußere Erscheinung des Seelenhirten war entfernt von der ruhigen Würde, welche das Wesen eines christlichen Predigers bezeichnen soll. Seine Knie schlotterten, es zitterten seine Glieder und erdfahl war das Antlitz, über dem eine kahle Glatze sich erhob.

In einiger Entfernung in einer andern Ecke saß eine Dame, die das Angesicht mit einem Tuche verhüllt hatte und durch lautes Schluchzen, so wie durch einige heftige, abgebrochene, von Zeit zu Zeit ausgestoßene Worte Zeichen der heftigsten Gemüthsbewegung gab. Neben ihr stand ein Herr, in welchem Edgar auf den ersten Blick den Grafen Chaban erkannte, den Generalintendanten der Finanzen, welcher stets sich eines besonders guten Vernehmens mit dem Prinzen erfreute und dessen Eifer für das Wohlergehen seiner Landsleute ihm einige Monate später durch den häufigen Besuch der Hospitäler und durch seine angelegentliche Vorsorge für die Kranken ein Lazarethfieber und in Folge dessen den Tod zuzog.

„Mademoiselle," sprach der Graf mit gewandter, hofmännischer Höflichkeit halblaut auf französisch zu der Dame,

„hören Sie den Rath eines Freundes, der ſich Ihnen gern nützlich beweiſen möchte. Fügen Sie ſich in das Unabänderliche — Sie wiſſen, es iſt der beſtimmt ausgeſprochene, unabänderliche Wille Sr. Durchlaucht — Sie würden Ihr Schickſal nur noch verſchlimmern, wenn Sie ferneren Widerſtand leiſten wollten."

„Eh bien, ma chère," rief jetzt der Marſchall aufſtehend und auf Edgar deutend, mit einem lauten Gelächter, „Sie ſehen, Ihr Schickſal iſt nicht ſo entſetzlich, wie Sie es in Ihrer romanhaften Aufregung ſich gern denken und uns Andere auch glauben machen möchten. Beehren Sie Ihren Zukünftigen nur mit einer flüchtigen Muſterung; Sie werden finden, daß er, wenn gleich nur ein Deutſcher, dennoch ein ſchmucker, wohlgewachſener Burſche iſt."

Die Dame ſchauderte zuſammen. Mit einer convulſiviſchen Haſt ſprang ſie von ihrem Sitze auf, warf ſich zu den Füßen Davouſts und umklammerte ſeine Knie.

„Barmherzigkeit, mein Prinz!" rief ſie mit gellenden Schmerzenstönen, „bei Allem, was Ihnen heilig iſt, treiben Sie nicht ſo gräßlichen Spott mit mir! Oder, wenn, wie Ihre Worte mich nicht zweifeln laſſen, es bitterer, fürchterlicher Ernſt iſt, den Sie anwenden wollen — nehmen Sie mein Leben — ſtoßen Sie mich in den tiefſten Kerker — nur erlaſſen Sie mir dieſe abſcheuliche, entwürdigende Zwangsmaßregel, der Sie mich unterwerfen wollen! Der Tod iſt ein Freudenkelch gegen dieſe infamirende Behandlung, die Sie über mich verhängen wollen!"

„Sie haben ſelbſt zu wählen, Mademoiſelle," entgegnete

der Marschall eisig, während Hohn und Verachtung um seine Lippen zuckte. „Ich habe Ihnen meinen Willen erklärt — wollen Sie sich auf der Stelle mit diesem jungen Manne trauen lassen und dann ihn in seine Wohnung begleiten, oder nicht?“ —

Edgar erstarrte. Eine Handlung so schmählicher Willkür hatten seine fernsten Träume ihm nicht als Wirklichkeit vorgeführt. Das Unerhörte sah er zur Wirklichkeit geworden.

„Altesse,“ sprach er vortretend, während er sich vergeblich bemühte, der vor innerer Aufregung zitternden Stimme einen ruhigen, festen Ton zu geben, „was soll dieses schmähliche Gaukelspiel? Sie wollen mich nicht minder als diese Dame in Furcht setzen und einen Scherz mit mir treiben, dessen Ausführung niemals zur Wirklichkeit werden kann. Denn ein Frevel, wie Sie ihn hier zu beabsichtigen scheinen, ein Spott mit dem Heiligsten, was es giebt auf Erden, mit den Schwüren und Gelöbnissen ewiger Liebe und Treue der Menschen, ist gottlos und schändlich! Nie werde ich die Hand bieten zu einem so maßlosen Greuel!“

„Taisez-vous!“ donnerte Davoust, auf dessen Stirn die Ader des Zornes schwoll und dessen düsteres Antlitz von einem dunkeln Kirschbraun überzogen wurde, „ich will keine Widerrede! Sie heirathen auf der Stelle diese Dame, oder der alte, vorlaute Schwarzrock, den Sie Ihren Vater nennen, wird morgen mit dem grauenden Tage füsilirt!“

Edgar schwieg betäubt. Der Prinz kehrte sich nun gegen die Dame, die noch immer wie vernichtet zu seinen Füßen lag, und fragte scharf und schneidend:

„Bestimmen Sie selbst, Mademoiselle, wollen Sie diesen Mann sogleich heirathen oder nicht?"

Eine augenblickliche Pause erfolgte, während welcher die Angeredete das Angesicht unter convulsivischem Zucken mit den Händen bedeckt gehalten hatte. Dann plötzlich sprang sie vom Boden auf und schrie mit gellendem, herzerschütterndem Tone:

„Ja — ja! Mögen alle Geister der Verdammniß Dich ereilen, gottloser, verfluchter Bösewicht! Möge die Hand der irdischen Gerechtigkeit Dich dereinst erfassen, möge Entsetzen und Fluch sich an Deine Schritte heften — und mögest Du alle Höllenqualen, alle Todeswehen empfinden auf lange, die Du heute mir bereitest!"

Der Prinz würdigte diese aufreizenden Worte nur der Erwiederung eines höhnischen Lächelns. Der Graf Chaban bot der Dame den Arm, während der Oberst Charlot von der andern Seite herzutrat und Beide sie halb mit Gewalt an die Seite Edgar Holdans führten. Der Marschall winkte. Der zitternde Geistliche nahte sich und stellte sich vor das Paar. Er begann die Ceremonie.

Wie ein wirres Geplärr schallten unverstanden die Worte des Geistlichen in Edgars Ohr. Fabelhaft, gleich dem wüsten, grausigen Gebilde eines unverstandenen Traumes erschien ihm die Gegenwart. Gleich einem Blitze am dunkeln Wolkenhimmel durchfuhr ihn der Gedanke an Julie, seine liebreizende Cousine, welche längst der Gegenstand seiner zärtlichen Zuneigung gewesen war, wenn auch ihre Herzlosigkeit und ihr Flattersinn ihn oft unangenehm und störend berührt hatten;

für einen Augenblick erleuchtete er das düstere Chaos, in welchem alle seine Empfindungen sich im tollen Wirbel drehten. Seine unwillkommene Gefährtin gab nicht weniger Zeichen der höchsten Aufregung, wie auch bei ihm sie sich fand. Bald wurzelte ihr Auge starr und leblos auf einem Punkte, bald rollte es mit der unsteten Hast des Wahnsinns umher.

Endlich rückte die Trauungsrede bis an den Punkt vor, bei welchem von dem Prediger ein Ja als Bestätigung der Einwilligung des verbundenen Paares gefordert wird. Bei der entstehenden Pause zauderte Edgar einen Augenblick — alle die widrigen Gefühle, die der gegenwärtige Auftritt bei ihm erregte, concentrirten sich auf einmal in seiner Seele — es war ihm, als wolle ihm die Brust springen — unmöglich konnte er das Ja über seine Lippen bringen. Aber er gedachte der Veranlassung der ganzen Scene — der Gedanke an das unfehlbar bedrohte Leben seines Vaters erhob sich in ihm und steigerte sich zu unaussprechlicher, unsäglicher Angst — er neigte den Kopf als Zeichen der Einstimmung.

„Und sind Sie entschlossen, Rosaline Lafosse, diesem Manne anzuhangen in Liebe und Treue und ihm zu folgen durchs Leben als sein rechtmäßig angetrautes Weib?" fragte darauf die bebende Stimme des Predigers die an Edgars Seite stehende Dame.

Die Angeredete schrak zusammen, wie sie es bei dem ersten Erblicken Edgars gethan hatte. Mit jähem Entsetzen richtete sie das Haupt empor und öffnete die Lippen — es war, als wolle ein schrillendes „Nein!" ihnen entfliehen — aber der Blick des französischen Marschalls begegnete dem ihrigen —

eifig — lauernd — mit der Tücke des Panthers — ein „Ja! Ja!" — erſchallte aus ihrem Munde. Allein mit dem Hervorſtoßen dieſer Worte ſchien ihre letzte Kraft gebrochen — kaum hatte ſie ſie ausgeſprochen, ſo ſank ſie bewußtlos zu Boden.

Der Prinz winkte dem Prediger zum Abtreten; zugleich erſchienen einige dienende Frauen, die die Ohnmächtige in das nächſte Zimmer brachten.

„Wenn Ihre Frau ſich erholt haben wird, ſo ſoll ein Wagen bereit ſtehen, der Sie Beide aufnehmen wird. Sie nehmen ſie mit ſich in Ihre Behauſung. Ihr Vater wird ſchon jetzt dahin zurückkehren können," herrſchte Davouſt dem jungen Manne zu.

Dieſer entfernte ſich mechaniſch. Unten angelangt warf er ſich in einen Stuhl. Seine Sinne wirbelten, es brauſte ihm vor den Ohren.

Noch kämpfte Edgar mit ſeinen aufgeregten Gefühlen, als eine hagere, dürftige Geſtalt zu ihm trat und ihn am Aermel zupfte. Er ſah empor und erkannte einen Bekannten, der häufig das Haus ſeiner Aeltern zu beſuchen pflegte und der ſich Herr Onophrius Grünſpecht nannte.

„Sie ſcheinen nicht in der fröhlichſten Stimmung zu ſein, werther Jüngling," ſagte mit feinem, heiſerem Tone Herr Grünſprecht, indem er die wohlgepuderten Locken mit einem beſonderen Ausdruck hin- und herſchüttelte und das alte, ſchmale, furchenreiche Antlitz feierlich neigte, „es hat Ihnen wohl die par Force-Parthie droben nicht allzu ſehr gefallen?"

„Wer iſt dieſe Dame, die gleich mir ſo ſchmachvollen Zwang hat erleiden müſſen?" fragte Edgar Holdan verſtört.

„Sie haben häufig hier im Hauptquartiere verkehrt, Sie werden von ihr gehört haben."

„Mademoiselle Rosaline Lafosse," entgegnete abermals sehr wichtig der schmächtige Grünfvecht, „ist sehr wohl bekannt hier im Hause. Sie ist mit der Prinzessin von Eckmühl aus Frankreich herübergekommen und hatte eine Liebesaffaire mit dem Colonel d'Alville, dem Neffen des Marschalls, angefangen, der eine grosse Passion für sie hegen soll. Da indessen Se. Durchlaucht nicht gleicher Meinung mit ihrem Herrn Neffen sind, sondern für denselben in Paris eine andere Parthie von Distinction in petto haben, so ist Denenselben das ganze Verhältniß völlig zuwider gewesen und um den jungen Herrn auf einmal generaliter zu curiren, hat der Marschall, da er jetzt auf Reisen geschickt ist, in seiner Abwesenheit seine Maitresse schleunigst an einen Andern verheirathet."

Wie Schuppen fiel es von den Augen des jungen Holdan. Nun konnte er sich die Veranlassung des ganzen, sonderbaren Auftritts erklären — und er — er war gemißbraucht worden, der verlassenen Maitresse eines französischen Militairs seinen Namen und seine Ehre zu geben! — Gleich einem giftigen Scorpion fraßen seine Worte in der Seele des jungen Mannes und durchwühlten sein Inneres mit wüthender Pein. Zum Deckmantel der Schande sah er sich herabgewürdigt — Julie war für immer für ihn verloren!

Eine Stunde ungefähr mochte er Zeit gehabt haben, diesen quälenden Gedanken nachzuhängen, als ein eintretender Diener ihm meldete, daß Madame sich im Wagen befände und

ihn erwarte. Er fuhr empor und taumelte hinaus. Dumpf und bleiern lag die Luft des Gebäudes auf ihm — er sehnte sich nach Kühlung und eilte hinaus in die Winternacht. Mechanisch stieg er in den Wagen, dessen Schlag geöffnet war und saß an der Seite Derjenigen, die der Befehl des französischen Marschalls vor einer Stunde zu seiner Gattin gemacht hatte. Körperliche Schwäche schien die Seelenkräfte derselben noch immer eben so sehr gefangen zu halten wie geistiger Zwang. Sie lehnte in der einen Ecke des Wagens und verharrte in starrem Schweigen. Edgar war nicht minder wortkarg und so langten Beide nach rascher Fahrt auf dem Catharinenkirchhofe an.

So abstoßend auch die Gefühle des jungen Holdan gegen die aufgezwungene Lebensgefährtin waren, so beseelte ihn doch zu viel von der liebenswürdigen Tugend der Galanterie gegen das schöne Geschlecht, als daß er nicht seiner Begleiterin die gewöhnliche, äußere Artigkeit hätte erweisen sollen. Er half ihr aus dem Wagen und öffnete die Thür des väterlichen Hauses. Dann aber, jede fremde Rücksicht bei Seite setzend, eilte er in das Wohnzimmer, wo er seine Mutter anwesend glaubte. Außer ihr fand er auch seinen Vater dort, welcher, erschöpft von den geistigen und körperlichen Strapazen des Tages, in der Ecke des Sophas lehnte.

„Vater," rief der junge Mann laut, „Vater, Dein Leben ist gerettet — aber um einen schnöden Preis! — Die Ehre Deines Sohnes ist das Kaufgeld für Deine Rettung gewesen!"

Der Alte reichte ihm die Hand.

„Edgar," sagte er mit gebrochener Stimme, „Du hättest

mich den Märtyrertod erleiden lassen sollen, lieber, als daß dies freche Gaukelspiel mit Dir vorgenommen würde."

Auch die Mutter war herzugetreten; sie umschlang weinend den Gatten und stimmte in die Klagen über die erlittene Schmach ein.

Der Gegenstand des geäußerten Unmuths war indessen, ohne daß die Familie es bemerkt hatte, Zeuge der Ausbrüche desselben gewesen. Die Begleiterin Edgars stand in der geöffneten Stubenthür. Er bemerkte, daß ihre Gestalt hoch und schlank, das Antlitz von rabenschwarzen Flechten umgeben war, daß die Züge scharfgeschnitten sich zeigten, des Reizes der Schönheit und jeglichen Farbenspiels entbehrend. Die großen, dunkelgrauen Augen waren von langen, schwarzen Wimpern beschattet und nur, indem sie diese erhob, schien Leben in die Büste zu kommen. Jetzt trat sie einen Schritt näher und mit Ueberraschung bemerkte Edgar, daß sie der deutschen Sprache vollkommen mächtig war und sie correct, obgleich mit einem etwas fremdartigen Accent, sprach.

„Mein Herr," sagte sie, indem sie sich zu ihm wandte, und trotz seiner Abneigung gegen sie mußte er zugestehen, daß in dem Ton ihrer Stimme, so wie in ihren Bewegungen, ein Adel sich ausdrückte, der eine Bürgschaft nicht gemeiner Gesinnungen zu sein pflegt, „die unwillkommene Verbindung, welche der Despotismus des Marschalls zwischen uns gestiftet hat, kann Ihnen und den Ihrigen nicht unangenehmer sein, wie sie es mir gewesen ist. Sie sowohl, wie ich, müssen der Gewalt der Umstände einstweilen scheinbar nachgeben, weshalb Sie mir für eine Weile noch den Aufenthalt in Ihrem

Hause gestatten müssen. Unsere Truppen werden bald diese Stadt verlassen, sodann wird es Ihnen und mir leicht sein, das uns Beiden so verhaßte Band zu lösen, das wir anscheinend für eine Weile ertragen müssen. Lassen Sie uns bis dahin, wenn auch nicht in Frieden, doch wenigstens ohne gegenseitige Belästigungen und Kränkungen leben und eine Verwirklichung unserer Hoffnungen von der baldigen Umgestaltung der politischen Ereignisse hoffen."

Edgar mußte es sich gestehen, daß die Worte und Gedanken der Fremden das Richtigste waren, was sich für den Augenblick in der seltsamen Lage thun ließ, in der sich Beide befanden, und daß diese unumwundene Erklärung manchen Stein des Anstoßes beseitigen mußte, deren sich so viele bei dem sonderbaren Verhältnisse fanden, in welches die Französin zu ihm gesetzt war. Er antwortete daher:

„Ich werde Ihren Wünschen nachzukommen versuchen, Madame, und Sie so wenig als möglich durch meine Gegenwart belästigen. Suchen Sie sich in unserm Hause einzurichten, bis die von Ihnen nicht minder als von mir gewünschte Gelegenheit der Erlösung sich Ihnen bietet!"

Die Dame machte darauf blos eine schweigende Verneigung und wandte sich dann zu der Mutter des jungen Mannes.

„Madame," sprach sie mit den weichen Lauten ihrer fremdartigen Sprachweise, „die herbe Nothwendigkeit hat mich als eine unwillkommene Genossin in Ihr Haus geführt. Allein Sie werden, selbst eine Frau, Ihr Geschlecht in mir ehren. Ich stelle mich unter Ihren Schutz. Sie werden in Ihrem großen Hause irgend ein kleines, abgelegenes Gemach

beſitzen, welches Sie mir auf einige Wochen zur Benutzung überlaſſen können. Erlauben Sie mir, mich dahin zurückzuziehen und Sie und die Ihrigen nicht ferner durch meine Gegenwart zu ſtören."

Die Paſtorin wußte dieſen artigen Worten nur eine höfliche Erwiederung entgegenzuſetzen und verließ mit der Franzöſin das Zimmer, um ihren Wünſchen nachzukommen.

Julie Allberg, die Tochter der vor Jahren ſchon verſtorbenen Schweſter des Paſtor Holdan, hatte ſich, gelockt durch die ſchmeichleriſche Rede, ſo wie durch das bunte Kleid des Capitain Dufresne, mit nicht minderem Leichtſinn in ſeine Netze verſtrickt, als der beſaß, der ſie ihr geſtellt hatte. Edgar Holdan, ihr Vetter, welcher ſich dem friedlichen Berufe eines Arztes widmete, hatte ihr ſeit Jahren ſchon untrügliche Zeichen ſeiner Zuneigung gegeben, welchen ſie nicht unterließ, eine freundliche Erwiederung zu ſchenken und nicht ohne Grund baute der liebeglühende Edgar hierauf fröhliche Hoffnungen einer beglückenden Gegenliebe. Als indeſſen vor einem halben Jahre ungefähr mit den Streitern der großen Armee der Capitain Dufresne anlangte und in dem Hauſe des Paſtor Holdan einquartirt wurde, in welchem auch Edgar ſeine Wohnung hatte, galten ihre häufigen Beſuche dort bald nicht mehr allein der Gegenwart ihres Vetters, wie dieſer es ſich bisher in glücklicher Selbſtbefriedigung geſagt hatte, ſondern mehr der Anweſenheit des Franzoſen, welcher nicht ermangelte, ihr vom Anfange ſeiner Bekanntſchaft mit ihr an den Hof angelegentlich zu machen. Vor der glatten Zunge, vor dem glän-

nenden Kleide des Franzosen, vor der schimmernden Unterhal-
ungsgabe des kriegerischen Helden, der Europa mit den sieg-
gewohnten Schaaren seiner Landsleute durchzogen hatte, trat
das Bild des ernsten Jüngers der Wissenschaft mehr und mehr
n den Schatten und die, von schwerer Sorge, von der tief-
mpfundenen Schmach der Knechtschaft oft umwölkte Stirn
es eifrigen Patrioten erschien unscheinbar und glanzlos neben
en heitern, von Lebenslust und Frohsinn belebten Zügen des
Kapitains.

Edgar selbst bemerkte nach und nach die Merkmale der
Zuneigung, welche sich in dem Herzen Juliens zu entwickeln
egann gegen den fremden Offizier und welche sich in ihrem
Aeußern kund gaben. Ihm entging weder ihr sprechender
Blick, ihr leises Erröthen, noch der zärtliche Ton ihrer Stimme
ei der Annäherung des Kapitains — Zeichen der entstehen-
en und wachsenden Neigung, die ach! vor einer unlängst erst
ntschwundenen Zeit er gesehen und gehört hatte von ihr —
ls sie ihm sie weihte und mit ihnen die Hoffnung auf ein
eiß gewünschtes Glück ihm gab. Mit zackigen Widerhaken
chlug oft die Eifersucht ihre giftigen Krallen in sein Gemüth;
ber die Klugheit gebot Schweigen, Mäßigung gegen die, zu
rängenden Despoten gewordenen Freunde — und knirschend
chwieg auch Edgar Holdan, wenn das heiße Blut oft ihn an-
rieb, mit bittern Worten oder höhnischer Schmähredе dem
ecken Eindringling entgegenzutreten.

Dennoch war er weit entfernt, das Bestehen eines Ver-
ältnisses zu ahnen, wie es wirklich zwischen Julien und dem
ranzosen stattfand. Selbst mit dem Gefühl der eifrigsten

Vaterlandsliebe im Herzen kam es ihm nicht in den Sinn, daß eine Tochter Deutschlands, eine Bürgerin der freien Reichsstadt, zu dem Feinde ihres Landes, zu dem Bedrücker ihrer Vaterstadt, in ein wirkliches Liebesverhältniß treten könne. Zwar wußte er, daß Leichtsinn und Wankelmuth von jeher Hauptzüge in dem Charakter Juliens gewesen waren, aber immer noch glaubte er, daß bloß leichtsinnige Galanterie von Seiten des Capitains im Spiele sei, welche von Julien scherzhaft erwiedert würde und daß diese, schnell wie sie entstanden, auch wieder aufhören würde. —

Julie Allberg war in früher Kindheit verwaist und bei dem Tode ihrer Aeltern von einer entfernten Verwandtin an Kindesstatt angenommen worden, welcher sie von dieser Zeit an den Namen „Mutter" gab und bei welcher sie wohnte. Madame Voll, ihre Pflegmutter, machte nicht mit Unrecht auf den Vorzug Anspruch, ein schöner Geist zu sein, dessen würdiger Entfaltung jedoch in der letzten Zeit sich vielfältige, gehäufte Aufregungen und Bedrängnisse entgegengesetzt hatten.

Die Gestalt der Madame Anastasie Voll war von mässiger Wohlbeleibtheit, ihre Züge etwas hart und scharf, so daß der Ausdruck derselben nicht ganz mit ihrer schönen, reinen Seele übereinstimmte, wie sie selbst gern die Bewohnerin ihres Körpers nannte. Das Haar hatte früher die Farbe eines dunklen Blond gezeigt, bei dessen Erwähnung Anastasie Voll in ihren jugendlichen Tagen nie ermangelte, sich der Aehnlichkeit derselben mit derjenigen der Locken Maria Antoinettens von Frankreich zu rühmen. Vor einigen Monaten hatte die

Dichterin ihrer eignen Angabe nach ihren fünfzigsten Geburtstag gefeiert und besungen; bei dieser Gelegenheit behauptete die Classe jener liebenswürdigen Unpartheiischen, deren angelegentlichstes Geschäft es ist, eine strenge Altercontrole über jeden in ihrem Bereich befindlichen Sterblichen zu halten, so daß an eine trügerische Täuschung oder an eine Entrinnung aus dieser liebevollen Beaufsichtigung nicht zu denken ist, daß es in Wahrheit die sechzigste Jahresfeier sei, die Anastasie begehe. Es war also nicht zu verwundern, daß die Cendré-Farbe ihres Haares gegenwärtig nicht mehr in dem Blond der Jugend, sondern in der Aschfarbe des Alters bestand.

Julie stand vor ihrer Pflegmutter und berichtete derselben die Begebenheiten, welche die Person ihres Onkels Holdan in Gefahr gebracht hatten, deren üble Folgen indessen nun verhütet zu sein schienen. Anastasie Voll hörte, in einer malerischen Stellung auf dem Sopha hingegossen, der Erzählung zu, während ein Zug schmachtender Sentimentalität allen ihren Zügen einen überirdischen Anstrich gab, wie sie dies wenigstens selbst voraussetzte.

„Glücklich ist der Sterbliche zu preisen, an dessen Haupt die finstern Mächte mit schwerem Tritt vorüberschreiten, ohne ihn ganz mit ihren bleiernen Flügeln zu vernichten!"

Diese Worte wurden mit einem näselnden, gezierten Tone gesprochen. Julie, mit den Schwächen ihrer Pflegmutter durch langjährige Gewohnheit vertraut, erkannte sogleich, daß sie sich ihrer Sonntagssprache bediene, mithin ein Gegenstand in der Nähe sein müsse, der sich einer besondern Berücksichtigung von Seiten der preisgekrönten Dichterin er-

Februar.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

freue. Sie wandte sich und gewahrte, wie sie es schon vermuthete, eine männliche Gestalt etwas verborgen in der einen Ecke des Zimmers sitzen. Dieselbe gehörte niemand anders an, als jenem feierlichen, von seiner eignen Wichtigkeit stets im vollsten Maße überzeugten Manne, welchen wir bereits als Herrn Onophrius Grünspecht bezeichnet haben.

Herr Grünspecht war ein langjähriger Freund von Anastasie Voll und aus jenem unerklärlichen Einflusse, den wir Sympathie nennen müssen, hatte vom ersten Augenblick einer nun schon zwanzigjährigen Bekanntschaft an, die schöngeistige Dichterin eine an Verehrung gränzende Zuneigung für die nicht durch äußern Liebreiz zu sehr ausgezeichnete Person Onophrius Grünspechts empfunden, so daß sie als wahre Freundin dem längst so hoch Geschätzten, einen wirklichen Beweis dieser über dem Wechsel der Zeiten erhabenen, wahrhaften Zuneigung gegeben, indem sie ihm, dessen Wohnung als Lazareth von den Franzosen war in Anspruch genommen worden, für die Dauer des Kriegsstandes eine Zuflucht in ihrem Hause geboten hatte.

„Es geschehen der Gewaltthaten viele und schreckliche in dieser drangsalvollen Zeit," sagte Herr Grünspecht, indem er feierlich den Kopf hin- und herbewegte und eine mysteriöse Miene aufstellte, hinter welcher man noch eine Menge umfangreicher Geheimnisse mehr vermuthen mußte.

„Allein das Schrecklichste der Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn!" recitirte Madame Voll, indem sie, die vielsagende Miene ihres Gesellschafters bedenkend, mit einer pathetischen Handbewegung die Arme gen Himmel streckte.

Julie überließ das redneriſche Paar ſeinen ferneren Auseinanderſetzungen, die ſich jedoch weniger um die Bedrängniſſe der Gegenwart drehten, wie dies gewöhnlich ſonſt bei den Bürgern der Stadt um dieſe Zeit der Fall zu ſein pflegte, ſondern ſich mehr in einem höhern Gedankenſchwunge bewegten, in welchem ſich zu ergehen Anaſtaſie vorzüglich liebte. Mit ihren eignen Gedanken völlig beſchäftigt, widmete Julie ſich faſt ausſchließlich der Sorge für das materielle Wohl der übrigen Anweſenden und ſchaffte ein Abendeſſen herbei, das indeſſen von nicht größerer Ueppigkeit war, als es die herrſchende Theurung der Lebensmittel geſtatten konnte.

Aufgeregt noch von den mancherlei erlebten Ereigniſſen des verfloſſenen Tages war Edgar Holdan noch ſpät in ſeinem Zimmer wach. Der laute Lärm des Tages war verſtummt, rund um ihn herrſchte das Schweigen der Nacht. Plötzlich wurde ein leiſes, haſtiges Pochen an der Hausthür hörbar. Verwundert ob der ungeahneten Störung öffnete Edgar das Fenſter und fragte nach dem Begehr des Klopfenden.

„Um Gottes willen, Edgar," rief eine weibliche, angſtvolle Stimme, „öffne die Thür, ich muß augenblicklich den Capitain Dufreône ſprechen."

Der junge Mann erkannte in dieſen Entſetzen athmenden Lauten Juliens Stimme. Erfüllt von Staunen ging er eiligſt die Treppe hinunter in das Erdgeſchoß, um ihrer Bitte zu willfahren. Aber Schreck erfaßte ihn bei dem Anblicke des Mädchens. Augenſcheinlich war es, daß ein Ereigniß nicht freudiger Art ſie veranlaßt haben mußte, faſt ohne Schutz gegen

die Strenge der Jahreszeit den ziemlich bedeutenden Weg nach dem Catharinenkirchhofe mitten in der dunkeln Winternacht anzutreten. Ohne auf Edgars besorgte Frage eine ausführliche Antwort zu geben, eilte sie sogleich die Treppe zu den ihr wohlbekannten Zimmern des Capitains hinan, deren letztes nur durch einen schmalen Gang von demjenigen getrennt war, welches der Französin von Edgars Mutter war angewiesen worden. Edgar folgte mit dem Lichte den hastigen Schritten Juliens, da er fürchtete, daß sie sich in der ringsum herrschenden Dunkelheit verletzen könne. Sie riß die Thür zu dem Zimmer Dufresne's in athemloser Hast auf — zu seiner maßlosen Ueberraschung fand er die Französin, die er, wie er sich undeutlich erinnerte, von dem Feldprediger Rosaline Lafosse hatte nennen hören, vor Dufresne, einige Schritte von ihm entfernt stehen, während ein Licht auf dem Tische den Raum des Gemaches nur unvollkommen erhellte.

Hier stürzte Julie, jede Zurückhaltung von sich werfend, in Dufresne's Arme.

„Hilf, Camille, hilf uns!" rief sie mit den Tönen der Verzweiflung. „Die Gensd'armen sind in unser Haus gedrungen, weckten uns aus dem Schlafe und ließen uns kaum Zeit, uns nothdürftig zu bekleiden. Dann schleppten sie uns fort, die Mutter, Herrn Grünspecht und mich, hier nach der Petrikirche. Hier sollten wir bleiben bis zum folgenden Morgen, um dann mit einer Menge Unglücksgefährten aus der Stadt transportirt zu werden!"

„Der Prinz hat beschlossen," erwiederte ruhig Dufresne, „daß noch zwanzigtausend Menschen die Stadt verlassen sollen:

man wird nicht nur die ganz Armen hinaustreiben, sondern auch die, die sich nur nothdürftig mit Lebensmitteln versehen haben. Ich habe schon gestern von dieser Maßregel nothwendiger Strenge gehört, doch habe ich nicht gefürchtet, daß sie auch Dich, ma belle enfant, und die Deinigen treffen würde, da ich glaubte, daß Ihr vor jeglichem, etwaigen Mangel geschützt wäret."

„Ach, die unaufhörlichen, ungeheuren Forderungen der Franzosen haben unsere Kräfte ganz erschöpft," seufzte Julie, „uns ist kaum das Nöthigste geblieben! — Aber hilf uns, hilf, Camille, schütze uns, rette uns, daß wir nicht dem nacktesten Elende preisgegeben werden," fuhr sie plötzlich wieder heftiger fort, indem sie seinen Arm faßte, „mache endlich Deine tausendfältigen Liebesschwüre wahr! Sorge für mich — schütze auch die Meinen — gehe zum Marschall und bewirke durch Vorstellungen und Bitten, daß wir von der harten Maßregel ausgeschlossen werden und man uns gestatte, hier in unserm Eigenthum zu bleiben!"

„Hierzu kann ich mich nicht verstehen," entgegnete Dufresne bestimmt. „Dies würde mir nur den Unwillen des Prinzen zuziehen und von keinem Nutzen sein. Es wird keinem einzelnen Individuum erlaubt werden, eine Ausnahme von der allgemeinen Regel zu machen. Aber meine schöne Juli, meine liebliche, lachende Rose," fuhr er schmeichlerisch fort, indem er die Aufgeregte in seine Arme nahm und einen Kuß auf ihre Wange drückte, „ich kenne Dich nicht wieder, nie habe ich Dich in einer solchen Verstörung gesehen. Faße Dich, ordne Deine Toilette und lächle mich wieder freundlich

an, damit ich auf Deinen Honiglippen wieder Frohsinn und Scherz sehe, deren Zauber mich so oft schon bestrickt hat."

Aber die thörigte, leichtfertige Rede ihres Liebhabers verfehlte zum Erstenmale ihren gewohnten Eindruck auf das so lange bethörte Herz des Mädchens. Mit Widerwillen fast stieß sie die Liebkosungen des Capitains von sich und trat zu Edgar Holdan hin, welcher, ein schweigender Zuschauer der ganzen Scene, noch unweit der Thür stand, während er das in der Hand getragene Licht auf einen dicht neben ihm stehenden Tisch gesetzt hatte.

„Edgar," sagte sie entschlossen, „dieser Mann, der mir täglich Versicherungen seiner unwandelbaren Liebe gegeben hat, verläßt mich in der Noth! — Ich weiß, was Du gehofft, gewünscht hast so lange schon von mir — zu Dir flüchte ich in dieser Angst — bringe Du uns Trost und Schutz in dieser schweren Bedrängniß — schirme uns vor Mangel und Elend — und ich werde dieses Dienstes Dir nicht vergessen — von heute an bin ich für ewig die Deine!"

„Zu spät, zu spät!" murmelte Edgar dumpf. „Für mich hat ein Anderer gewählt — ich kann keine neuen Bande der Ehe und Liebe mehr knüpfen!"

Julie maß ihn mit erstauntem, fragenden Blick. Dann fiel ihr Auge auf Rosaline, welche eine aufmerksame Zuhörerin des Vorgefallenen, einen Schritt näher getreten war.

„Diese Dame?" fragte Julie Edgar erstaunt.

„Ist seit wenigen Stunden meine Gattin!"

Es war Edgar, als sei es ihm nicht möglich, dies letzte Wort über seine Lippen zu bringen. Gewaltsam preßte er

es hervor, so daß es hohl und schauerlich durch die Stille des Zimmers drang. Julie verhüllte das Gesicht und wandte sich schluchzend ab.

„Ein Befehl Sr. Durchlaucht hat an diesem Abende die unverzügliche Trauung des Paares geboten, welches Sie hier vor sich erblicken, Mademoiselle Allberg," nahm Dufresne spöttisch lächelnd das Wort. „Sie haben Herrn Doctor Edgar Holdan und Mademoiselle Rosaline Lafosse, gegenwärtig Madame Holdan, Ihre Glückwünsche als Neuvermählten darzubringen."

Eine Pause trat ein, in welcher Edgars Seele von den verschiedenartigsten Gefühlen bewegt wurde. Rosaline unterbrach zuerst die Stille, welche auf die spöttische Bemerkung Dufresne's gefolgt war, und wandte sich zu Edgar, indem sie Julien näher trat.

„Und könnten Sie nicht," sprach sie, indem sich in ihren fremdartigen, weichen Tönen ein inniges Mitleid mit der Bekümmerten aussprach, „noch in dieser Nacht bei Freunden eine Zufluchtstätte finden, ehe Sie mit dem anbrechenden Tage gewaltsam verjagt werden? Dies könnte ja in der Stille geschehen und den französischen Autoritäten nichts davon zu Ohren kommen."

„Bei diesem Vorhaben bitte ich mich gänzlich aus dem Spiel zu lassen," entgegnete hart der Capitain. „Der Offizier Sr. Majestät, des Kaisers, darf nichts von solchen Umgehungen der Befehle Sr. Durchlaucht wissen."

„Es wird am Richtigsten sein, daß wir uns hinaus verfügen, um den Capitain Dufresne aller Gefahr drohenden

Mitwiſſenſchaft unſerer Pläne zu überheben," nahm Roſaline noch einmal das Wort. „Wenn Ihnen gefällig iſt, Mademoiſelle, und Sie, Herr Doctor, uns folgen wollen, ſo können wir die Sache in meinem Zimmer ruhig überlegen."

Sie ergriff bei dieſen Worten das Licht, welches Edgar früher getragen hatte und öffnete die Thür, während ſie die noch immer troſtloſe Julie mit ſich fortzog.

Nach mehrfältigen Ueberlegungen und Erörterungen fiel es endlich Edgar ein, daß ſich in einer abgelegenen Gegend der Stadt ein altes Paar befände, welchem er in ſeiner ärztlichen Wirkſamkeit vor Kurzem einen bedeutenden Dienſt geleiſtet hatte und welches daher vielleicht ſich willig finden laſſen würde, Julie und ihre Pflegmutter eine Weile hindurch heimlich zu beherbergen. Er machte ſich daher eiligſt auf den Weg, um an Ort und Stelle die Flüchtigen anzumelden. Nach dem Verlaufe einer Stunde kehrte er zurück, den beiden zurückgelaſſenen Frauenzimmern den glücklichen Erfolg ſeiner nächtlichen Excurſion meldend.

„Es wird nun nöthig ſein," ſagte Roſaline, welche während ſeiner Abweſenheit verſucht hatte, die bekümmerte Julie durch Troſt und Zuſpruch aufzurichten, „daß wir uns ſogleich zur Petrikirche begeben. Ich will Sie dahin begleiten, denn da ich unter den franzöſiſchen Offizieren mehrfältige Bekanntſchaften beſitze, ſo wird es mir hoffentlich gelingen, den Eingang in die Kirche und ſpäter durch Geld und gute Worte auch den Ausgang mit den Flüchtigen zu erlangen."

Sie hüllte ſich in einen Mantel und verſah auch Julien mit einem ähnlichen Kleidungsſtücke, welches dieſer einigen

Schutz gegen die Kälte bieten konnte. Dann traten alle Drei mit leisen, geräuschlosen Schritten, um die Schläfer im Innern des Hauses nicht zu stören, den Weg nach der Petrikirche an, in welcher sie den beabsichtigten Zweck, das heimliche Herausbringen der Madame Voll und ihres Begleiters, durch Rosalinens Gewandtheit ziemlich bald erreichten.

Unter gehäuften Bekümmernissen verging die Woche. Das neue Jahr achtzehnhundertvierzehn kam heran. Eine dumpfe, schwere Stille lagerte über den Gemüthern der Einwohner, denn es bot für die Meisten der verflossene Zeitabschnitt der trüben Erinnerungen gar viele. Fern noch stand die Hoffnung auf Erlösung aus dem gegenwärtigen, drückenden Zustande. Im grellen Gegensatze zu der schweigenden Trauer der Hamburger begingen die Franzosen die Neujahrsnacht mit den gewohnten Klängen der Freude, wie sie in friedlichen, glücklichen Zeiten die Sitte mancher Länder mit sich bringt.

Mit dem neuen Jahre begann auch der Winter in seiner ganzen Strenge sich einzustellen und statt der gehofften, baldigen Erlösung wurden die Drangsale Hamburgs noch unendlich gesteigert.

Um die Mitte Januars wurde auch das Hereinbringen und Verkaufen der dänischen Zeitungen bei Todesstrafe verboten, so wie auch die inländischen Tagesblätter untersagt wurden, und es blieben also von nun an die Hamburger fast ohne alle Nachrichten von dem Gange des auch für sie so wichtigen, blutigen Dramas, welches die nächsten Zeitereignisse auf dem Kriegstheater darboten.

Auf einmal ertönte der Donner des Geschützes in nicht weiter Ferne. Rund umher, bei Harburg, auf der Wilhelmsburg, fanden Gefechte statt, der Generalmarsch wurde in der Stadt geschlagen, die französischen Beamten waren in ängstlicher Bewegung. So wie der Schall der Kanonen früher Furcht und Schrecken unter den Belagerten erregt hatte, so klang er jetzt wie Freudenruf in ihre Ohren, da er die Hoffnung auf das Einziehen der Alliirten, mit ihnen auf Befreiung, neu belebte. Schon machte man in einigen Häusern freudige Anstalten zum Empfange der Befreier. Auf den Gassen war aller Verkehr untersagt; so theilte man denn von den Dächern und aus den Fenstern der Hinterhäuser sich die frohen Hoffnungen mit, die noch mehr als einmal bitter getäuscht werden sollten. Die Russen drangen in die Stadt, wurden jedoch wieder zurückgeschlagen. Die Franzosen hatten bei dem bedeutenden Gefechte fast tausend Mann an Todten und Verwundeten verloren; wiederum wurde für die Letztern die Errichtung neuer Hospitäler nothwendig. Die Kirche des Spinnhauses, wo die Gemeine der Jacobikirche ihren Gottesdienst hielt, mußte abermals von dieser geräumt und zum Hospital eingerichtet werden, mit ihr mehrere andere öffentliche und Privatgebäude.

Die nun auch zugefrorene Elbe beraubte an dieser Seite die Stadt der bisherigen Vertheidigungsmittel und demzufolge wurden an den zum leichten Uebergange günstigen Punkten abermalige Verschanzungen angebracht. Wiederum wirbelten Rauchsäulen zum Himmel — nicht allein aus dem dampfenden Munde eherner Geschütze, sondern von

den auf's Neue rund umher in Flammen und Verwüstung untergehenden Landhäusern, Dörfern und Anlagen, denn es schien fast, als wolle sich der Grimm des Marschalls nach jedem bestandenen Gefechte durch Sengen und Zerstörung Luft machen.

Um etwaigen Unruhen im Innern bei erneuten, außen stattfindenden Gefechten vorzubeugen, organisirte der Baron von Breteuil, der Präfekt der Stadt, eine Nationalgarde, welche den Dienst innerhalb der Mauern verrichten mußte. Durch die Strenge des Winters, so wie durch die häufigen Gefechte, vermehrte sich die Sterblichkeit unter den Soldaten bis ins Unglaubliche.

Unter den Wohnungen, welche demnach zur Errichtung neuer Hospitäler in Beschlag genommen wurden, befanden sich auch die Predigerhäuser auf dem Catharinenkirchhofe. Es erging also auch an den Pastor Holdan und seine Familie das harte Gebot, das so lange bewohnte Haus innerhalb vier und zwanzig Stunden zu räumen, und mußte also nun Edgar sich mit den Seinigen derselben Bedrängniß unterworfen sehen, die so viele seiner Freunde schon getroffen hatte: des Obdachs beraubt sich ein kümmerliches Unterkommen suchen zu müssen. Für seine Aeltern gelang es ihm bald, einige Zimmer bei einem seinem Vater sehr zugethanem Mitgliede der Gemeine zu erlangen, und so bewerkstelligten denn der Prediger und seine Frau ihren Umzug so schnell und gut, wie es unter den dringenden Umständen geschehen konnte, wobei Rosaline sich ihnen anschloß. Der Capitain Dufresne hatte vor einigen Tagen schon das Haus verlassen, da seine militairische Wirk-

März.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

samkeit anderweitig in Anspruch genommen wurde. Auch Edgars Thätigkeit war in der letzten Zeit mehr als sonst beschäftigt worden, da er seine ärztliche Geschicklichkeit bei den stets mehr überhand nehmenden Krankheiten täglich von Leidenden jedes Standes angerufen fand. Bei diesen Veranlassungen traten die edlen Seiten seines Charakters in das hellste Licht. Obgleich ein glühender Vaterlandsfreund im innersten Herzen, waren doch die Fremdlinge nur seine Feinde, so lange sie sich in ungestörter Kraft und Gesundheit befanden.

Das Verhältniß zwischen Rosalinen und ihm hatte sich während des Verlaufes der Zeit, die sie nunmehr schon in dem Hause Holdans verlebt hatte, freundlicher gestaltet, als er es an jenem Abende, der sie so gewaltsam mit ihm zusammenschmiedete, für möglich gehalten hatte.

Nach und nach fand Edgar Gelegenheit, die feine Bildung, so wie die ausgezeichnete Tournure zu bemerken, welche die Französin mit aller der leichten Grazie des äußern Benehmens verband, welche ihrer Nation eigen zu sein pflegt. Zu gleicher Zeit that sich in allen ihren Worten und Handlungen eine Herzensgüte und ein Adel der Gesinnungen kund, der oft aufs Ueberraschendste hervortrat. Anfangs waren ihre Züge ihm wenig ansprechend, scharf und mehr unangenehm als lieblich erschienen; als indessen die Spuren der heftigen Gemüthsbewegung verschwunden waren, in welcher er sie zuerst gesehen, mußte er es sich gestehen, daß ihr Angesicht, wenn es auch durch häufige Erschütterungen der Blüthe beraubt zu sein schien, dennoch von einem edlen, interessanten Gepräge beseelt war. Besonders lag in dem Senken und in dem Auf-

ſchlag der langen, dunklen Wimper, ſo wie in den oft trübe blickenden, dunkelgrauen Augen, häufig ein ſo ſeelenvoller Ausdruck, daß er ſich mehr davon angezogen fühlte, als er es ſich geſtehen wollte.

Nach der unter ſo außergewöhnlichen Umſtänden mit Julien gemachten Bekanntſchaft ging Roſaline häufig zu dieſer und der jetzt in bitterer Bedrängniß lebenden, nur heimlich beherbergten Dichterin, um Beiden die trübe Zeit durch freundlichen Zuſpruch zu verkürzen. Julie ſowohl wie auch Madame Voll erwiederten dieſe freundliche Theilnahme durch herzliches Entgegenkommen und ſo ſah oft Edgar ſich in der ſeltſamen Lage, wenn er von ſeinen Berufsgeſchäften heimkehrte und ſich nach dem Schickſale ſeiner Couſine und ihrer Angehörigen erkundigte, ſeine Gattin bei ſeiner früheren Geliebten anzutreffen und ſie von derſelben in ſeine und ihre Wohnung zu geleiten. Mehr und mehr aber trat Juliens Bild in ſeinem Herzen in den Hintergrund, wenn er ihre vielfältigen Schattenſeiten mit den edlen Eigenſchaften, mit der ausgezeichneten Bildung der Fremden verglich, wenn er ſich der ſchmählichen Behandlung erinnerte, die ſeine heiligſten Gefühle durch die ſchnöde Täuſchung von ihr erlitten hatten.

Ungezwungener würde Edgar ſich dem Intereſſe hingegeben haben, welches er im täglichen Zuſammenſein mit Roſalinen mehr und mehr für ſie wachſen fühlte, wenn ſich nicht ſtets der Gedanke an ihre früheren Verhältniſſe, ſo wie an ihre ſeltſame Anweſenheit in jener nächtlichen Stunde in Dufresne's Zimmer, ſtörend ihm aufgedrängt hätte. Dieſen Letztern hatte ſie während der Zeit, die er noch in der Pre-

digerwohnung blieb, wie einen alten Bekannten behandelt, ohne ihm indessen besondere Berücksichtigung angedeihen zu lassen. Häufig schien er in ihrer Nähe eine Befangenheit zu empfinden, wie man sie niemals sonst bei ihm erblickte; das vertrauliche Entgegenkommen, unter dem er diese oft zu verbergen suchte, hatte sie immer entschieden abgelehnt. Eben so vermied sie gänzlich jede Berührung mit des Marschalls Umgebung. Es schien, als habe sie sich völlig von ihren früheren Verbindungen losgesagt und sich nur denjenigen angeschlossen, die ihre gegenwärtigen Verhältnisse mit sich brachten. Von ihrer Vergangenheit erzählte sie unbefangen, daß sie vor einigen Jahren schon ihre Aeltern verloren, jedoch einen Bruder und eine Schwester besitze, die sich in Frankreich befänden; der Erstere sei als Beamter auf einer der Besitzungen des Marschalls angestellt; sie selbst habe in den letzten Jahren im Gefolge der Prinzessin von Eckmühl verschiedene Reisen in mehrere Länder Europa's gemacht, bis sie mit derselben zuletzt sich hier in Hamburg niedergelassen habe.

Auch die Aeltern konnten sich der süßen Macht der Gewohnheit nicht entziehen, die die Gegenwart der Fremden, ihr edler Ernst, ihre angenehme Unterhaltungsgabe auf sie übten. Dem Pastor fehlte etwas, wenn er sie zur gewohnten Stunde nicht im Familienzimmer erscheinen sah und sein fragender Blick irrte suchend umher nach der ungern vermißten Gesellschafterin. Selbst die Mutter Edgars, deren stiller, verschlossener Charakter sie gewöhnlich wortkarg und in sich gekehrt machte, nahm freundlich und willig die kleinen Handreichungen jeder Art an, die die Fremde ihr allmählich in der

Besorgung des oft so schmählich gestörten Hauswesens und sonstiger Geschäfte leistete. Bei diesen Gelegenheiten traten die unläugbaren Vorzüge Rosalinens oft ins hellste Licht und häufig ereignete es sich, daß den Lippen der beiden so eifrig patriotisch gesinnten Alten der Ausruf entfloh: „Wie schade, daß sie eine Französin ist!"

Als indessen die Zahl der Lazarethe mehr und mehr vermehrt werden mußte, wurde auch der Dienst der meisten Hamburger Aerzte requirirt und so erging denn auch an Edgar zugleich mit dem Verlangen, das Haus seines Vaters in ein Hospital umzuwandeln, die Aufforderung an ihn, die Behandlung der Kranken in demselben hauptsächlich zu übernehmen. Er trat am Morgen nach dem eiligen Umzug der Seinigen zu Rosalinen und machte sie mit der neuen Forderung bekannt, die an ihn gerichtet war.

„Um Gotteswillen," rief sie erbleichend, „wissen Sie, welchem Schicksal Sie entgegengehen? Das Lazarethfieber ist so sehr ansteckend geworden, daß Alle, die in den Bereich der unglücklichen Kranken kommen, Aerzte, Aufwärter, Pflegerinnen, davon ergriffen werden?"

„Mein Beruf bringt es mit sich, daß ich der Gefahr der Ansteckung bösartiger Krankheiten trotzen muß," entgegnete Edgar achselzuckend, „ich kann mich den Pflichten desselben nicht entziehen?"

„O nein, nein!" rief Rosaline angstvoll, indem sie seine Hand ergriff, „dies darf nicht sein! Sie setzen sich dem gewissen Tode aus! Wir müssen suchen, eine Ausnahme von der strengen Regel für Sie zu erlangen."

Es war zum Erstenmale, daß sie irgend ein Zeichen von Vertraulichkeit sich gegen Edgar erlaubte. Ein sonderbares Gefühl, gemischt aus Freude und Ueberraschung, bemächtigte sich seiner bei dieser Berührung. Rasch aber kehrte er mit seinen Gedanken in die Wirklichkeit zurück und sagte mit trübem Lächeln:

„Und welche hohe Protection würde ich für mich in Anspruch nehmen dürfen, um dieses Amt ablehnen zu können, wenn ich versuchen wollte, mich ihm zu entziehen?"

„Ich weiß nicht," entgegnete sie hastig, „ob sich der Zorn des Prinzen gegen mich jetzt etwas gelegt hat. Ich habe es vermieden, ihm zu nahen, seit — jenem Tage — der meinen bisherigen Widerwillen gegen ihn in Abscheu und Entsetzen verwandelte — aber wenn ich Ihnen nützen könnte — so würde ich noch einmal ihm entgegentreten — und ihn um die Entlassung von dem harten Gebote für Sie bitten — vielleicht würde ich den Grafen Chaban, der sich stets sehr freundlich gegen mich bewiesen hat, bewegen können, ein freundliches, vermittelndes Wort für mich und Sie einzulegen."

Edgars Herz wurde wie von kalter Grabeshand berührt. Grünspechts Worte über die früheren Beziehungen Rosalinens zu dem Marschall und seinem Neffen tauchten wieder mit erneuter Lebendigkeit in seiner Erinnerung auf. Dazu hörte er aus ihrem eignen Munde, daß sie noch immer Abscheu und Entsetzen gegen Davoust hege, weil er die Ursache ihrer erzwungenen Verbindung mit ihm war. Alle freundlichen Gefühle gegen Rosaline schwanden aus seiner Seele; er entriß ihr seine Hand und sagte kurz und rauh:

„Bemühen Sie ſich meinetwegen nicht, Madame, ich bedarf Ihrer Fürſorge und Verwendung nicht und werde den Pflichten meines Berufs nachzukommen wiſſen ohne Ihr Dazwiſchentreten.“

Roſaline ſtarrte ihm verwundert und gekränkt nach. Er ſtürzte auf die Straße und ging eine Weile im Sturmſchritte weiter. Plötzlich erhielten die unangenehmen und heftigen Empfindungen, denen er ſich überließ, eine andere Wendung. Ein franzöſiſcher Soldat trat ihm in den Weg und redete ihn in der Sprache ſeines Landes an:

„Eh bien, Monsieur, ne me regardez-vous pas? Où donc allez-vous?“

Holdan blickte verwundert genauer dem Fragenden in's Antlitz und erkannte Karl Weildorns jugendliche Züge. Erſtaunt, den Freund, den er vor zwei Monaten faſt ſchon aus der Stadt hatte wandern ſehen, wieder in einer ſolchen Vermummung in dieſer anzutreffen, fragte er ihn leiſe, indem er ihn hinter einen Mauervorſprung zog:

„Wie, Du wieder hier? Was hat Dich bewogen, Dich wieder in die Stadt zu wagen?“

„Die glorreiche Rückkunft, die ich mir ſelbſt damals prophezeite,“ erwiederte der Angeredete, „iſt doch nicht ſo bald erfolgt, wie ich mir es dachte, denn die Alliirten zaudern und zögern mit dem ernſtlichen Angriffe, daß Einem faſt die Geduld dabei vergehen möge. Da nun fünfhundert Familien in der vorigen Woche wieder die Stadt verlaſſen haben, die das Betteln vor den Thoren dem Hungertode im Innern vorziehen, ſo dachte ich, daß für Einen wohl wieder Platz

geworden wäre. Mir ist gar trübselige Kunde von dem Ergehen der armen Julie Allberg geworden, die nebst der schönredenden Mama von Haus und Hof hat flüchten müssen und vermuthlich am Bettelstabe hier jetzt umherirrt gleich so Vielen, die früher nie den Mangel gekannt haben. So wollte ich sie denn aufsuchen und ihr meine Dienste anbieten, denn los und ledig wie ich bin, ist es mir gleich, ob ich hier in der Stadt oder draußen mich etwas tummle."

Edgar rührte die treue Gesinnung des sonst so lebenslustigen Freundes, die, wie er nur zu wohl wußte, nicht mit derselben Beständigkeit von dem Gegenstande derselben erwiedert wurde. Er setzte den Weg mit ihm fort und erzählte ihm das Schicksal Juliens, so wie er ihm auch ihre gegenwärtige Wohnung bezeichnete.

Anastasie Voll, die gekrönte Dichterin, hatte mit ihrem Freunde und ihrer Pflegetochter eine Zuflucht in einem jener abgelegenen Höfe gefunden, welche der Aufenthaltsort mancher Unbemittelten in der großen Hauptstadt zu sein pflegen. Da der bedrängten Familie nicht Zeit gelassen worden war, ihr Hausgeräth mit sich zu nehmen, so begannen bald die drückendsten Entbehrungen sich bei ihr fühlbar zu machen. Anfänglich versorgte die Mildthätigkeit des bejahrten Paares, welches auf Edgars Bitten ihr den obern Theil des Hauses eingeräumt hatte, sie mit den ersten Nothwendigkeiten des Lebens, und auch Rosaline suchte, so weit ihr dies bei der ziemlich bedeutenden Entfernung des Catharinenkirchhofes möglich war, ihnen Kleider und Lebensmittel zuzuführen, die Edgars Mutter

auf ihre Bitten gern mit freundlicher Wohlthätigkeit der werthgehaltenen Verwandtin spendete. Endlich aber, als der in Hamburg herrschende Nothstand statt, wie man gehofft hatte, ein baldiges Ende zu nehmen, immer höher stieg und durchaus keine Aussicht auf eine nahe Aenderung der Dinge bot, als die Theurung und der Mangel sich noch unendlich vermehrte, mußten diese Spenden seltener werden und zuletzt, als auch die Familie Holdan aus ihrer bisherigen Wohnung vertrieben wurde und selbst mit vermehrten Entbehrungen zu kämpfen hatte, ganz aufhören.

„Hast Du noch etwas von dem schwarzen Brote, welches Du gestern für meine Schuhe eintauschtest, mein Kind?" — fragte Madame Voll Julien, indem sie den Blick von dem schmalen Fenster abwandte, welches eine engbegränzte Aussicht von der Bodenkammer aus, in der sie sich befanden, auf den kleinen Hofraum bot, der die Vorderseite der Wohnung einschloß.

„Es ist noch eine mäßige Rinde da, die ich heute Morgen zurückgelegt habe," entgegnete Julie, indem sie die Thür eines grobgearbeiteten Schrankes öffnete und den kärglichen Inhalt musterte.

„Und wenn wir auch sie verzehrt haben werden?" — fragte ihre Pflegmutter noch einmal, die ihre frühere, pathetische Redeweise vergessen und mit derjenigen gewöhnlicher Sterblichen vertauscht hatte. Die immer etwas harten Züge der gekrönten Dichterin waren durch die Gemüthsbewegungen und das leibliche Elend der letzten Zeit noch bedeutend spitziger und magerer geworden, so wie zugleich ihre sonst so gewählte

aus zarten Farben und Stoffen gebildete Toilette in einem gänzlich abgeschabten, dunkeln Kleide bestand, dessen häufige, im Drange des Kummers erlittene Risse Julie versucht hatte, durch zahllose Nadelstiche zu verbessern.

„Ich weiß nirgends Brot oder sonstige Lebensmittel mehr zu bekommen," entgegnete Julie, „denn Niemand hat mehr dergleichen zu verkaufen."

Onophrius Grünspecht, welcher der dritte Anwesende in der ärmlichen Zelle war und sich auf einem Stuhl unfern des Ofens, dem jedoch jede Spur von Wärme fehlte, befand, schüttelte mit seiner gewöhnlichen, grandiösen Würde das Haupt, die ihn selbst hier unter diesen, menschliche Erhabenheit so sehr beeinträchtigenden Umständen nicht verließ.

„Zwar ist es," hob er in gemessenem Tone an, „nicht angenehm, von der Gnade Anderer zu erbitten, was zum Leben nöthig ist, allein außergewöhnliche Umstände rechtfertigen eine extraordinaire Handlungsweise. Könntest Du, gutes Kind, nicht heimlich zu unsern Freunden gehen und sie um einige milde Gaben für uns bitten? Sage dabei, wir wollten ihnen diese Gutthaten überschwänglich vergelten, wenn Alles zur Ruhe und Ordnung hier zurückgekehrt ist."

„Ach, dies ist längst schon von mir geschehen," rief Julie verzweiflungsvoll, „und ich habe der mitleidigen Spenden schon manche von Freunden und Bekannten erhalten. Aber kaum wage ich es, mich häufig jetzt mehr auf der Straße sehen zu lassen und durch mein Gehen und Kommen hier Verdacht zu erregen. Auch weiß ich Niemanden mehr, den ich ansprechen könnte, denn Alle haben mir gesagt, sie müßten

die wenigen Lebensmittel behalten, die ſie noch beſäßen, da der Mangel ſich ſonſt auch bei ihnen einſtellen würde. Seitdem die gute Roſaline uns keine Labung mehr bringen kann, ſcheint es, als wenn auch der letzte Segen von uns gewichen iſt."

Herr Grünſpecht wiegte noch einmal nachdenklich das Haupt, welches unter den Drangſalen der Zeit auch das Unglück erlebt hatte, die Zierde des Puders entbehren zu müſſen.

„Wer hätte es denken ſollen," ſprach er mit dem gewöhnlichen, gemeſſenen Tone ſeiner Stimme, „daß dieſes fremdländiſche Frauenzimmer ſolche löbliche Intentionen für uns haben würde. Hat uns hier Speiſe und Trank zugeführt, ſo weit ſie es irgend unter ihren Kleidern mit ſich ſchleppen konnte. Sogar Kleider und Wäſche für Julchen hat ſie gebracht, und ſelbige faſt ganz neu angethan."

„Und was meinſt Du, wie ſollen wir es machen, um morgen Brot zu bekommen, damit wir dem Hunger nicht erliegen?" fragte Anaſtaſie Julie.

„Ich habe," entgegnete Julie, „noch den warmen Rock, den Roſaline mir neulich brachte; ich würde für ihn außer dem Brote auch noch einige Kartoffeln bekommen, ſo daß Du für die nächſten Tage nicht darben ſollſt, liebe Mutter."

„Aber Du haſt dann gar keinen Schutz mehr gegen die Kälte," nahm dieſe nach einer Pauſe noch einmal das Wort, indem ihre Stimme zitterte, „es wird Dich frieren."

„Froſt iſt eher zu ertragen als Hunger," entgegnete Julie gedämpft.

Eine bange Pauſe trat ein. Endlich brach Anaſtaſie in

Schleswig

Thränen aus. Trotz der verschiedenen, originellen Lächerlichkeiten ihres Charakters besaß sie im Grunde eine weiche Seele, die gleich offen dem Mitgefühl für fremde Leiden war, wie sie stark und gelassen in der Ertragung eignen Ungemachs sich zu zeigen pflegte. Zum Erstenmale in der nun schon so langen Zeit der ertragenen Bedrängnisse erlag ihre Standhaftigkeit bei dem Gedanken an die vermehrten Unbehaglichkeiten, die ihr geliebtes Pflegekind treffen würden. Sie ging auf sie zu und umarmte sie.

„Armes Kind!" rief sie schmerzlich, „einst versprach ich Deiner sterbenden Mutter, für Dich zu sorgen wie für meine Tochter — schlecht erfülle ich jetzt mein Gelöbniß — nicht einmal vor Kälte und Hunger kann ich Dich schützen!"

Diese Worte wurden durch ein leises Pochen an der Thür unterbrochen. Julie entwand sich den Armen ihrer Mutter und öffnete. Ein französischer Soldat trat ein. Mit Erstaunen erkannte sie Welldorns Züge.

Dieser war früher ein eifriger Bewerber um Juliens Gunst gewesen, welche er, als ein Freund und häufiger Gast Edgars, in dem Hause der Aeltern des Letztern kennen gelernt hatte. Da indessen dem angehenden Commis, Herrn Karl Welldorn, zwar große Gutmüthigkeit und eine heitere, fast immer sich gleichbleibende Laune, keineswegs aber außerordentliche Geistesfähigkeiten und schwere Reichthümer zugeschrieben wurden, zugleich sein Aeußeres, obgleich immer den Stempel der Fröhlichkeit und Herzensgüte tragend, nur mäßig hübsch zu nennen war, so nahm Julie Allberg zwar seine Aufmerksamkeiten mit der ihr im Umgange mit Männern

eigenthümlichen, reizenden Koketterie auf, gab indessen augenscheinlich Edgar den Vorzug.

„Ich glaubte," nahm Welldorn bei seinem Eintritte das Wort, „bei meinem Auszuge aus der Stadt in wenigen Wochen mit den Truppen der Alliirten als einer der Befreier zurückkehren zu können. Dies hat nicht sein sollen. So habe ich denn unter dieser Vermummung mich zurückgeschlichen, um, wenn ich das Uebel nicht ganz von Ihnen wenden konnte, Ihnen wenigstens es ertragen zu helfen."

Julie reichte ihm, gerührt von dem theilnehmenden, treuherzigen Ausdrucke seiner Miene die Hand und machte ihm in kurzen Worten eine Schilderung der erlittenen Drangsale und des gegenwärtigen Elends, welche ihre schmalen, blassen Wangen bestätigten. Eine Thräne schimmerte bei ihrer lebendigen Darstellung in seinen hellblauen Augen.

„So bin ich zur rechten Zeit gekommen," versetzte er, als sie geendet. „Ich habe diese Uniform als Verkleidung angelegt, aber sie soll mir ferneren Nutzen stiften. Ich werde mich in die so schrecklich gelichteten Reihen der holländischen Truppen aufnehmen lassen für die Zeit, die sie hier noch bleiben werden und wenn ich auch weder Reichthum noch Wohlleben Ihnen verschaffen kann, so wird wenigstens die karge Löhnung an Geld und Lebensmitteln, die ich mit Ihnen theilen werde, hinreichen, Sie vor dem Hungertode zu schützen."

Julie, stets gewohnt, jeder gutmüthigen oder tadelnswerthen Regung des Herzens sogleich nachzugeben, warf sich tiefgerührt in die Arme des beglückten Jünglings. So redende Beweise der treusten Anhänglichkeit hatten ihr weder

Dufresne noch Edgar jemals gegeben. Anaſtaſie Voll aber, mit geheimer Freude eine Veranlaſſung zu ſpätern, unzähligen Jubelgedichten vor ſich ſehend, trat herzu und legte mit feierlichem Pathos ihre Hände auf die Häupter des vereinigten Paares, während Onophrius Grünſpecht, wichtig den Kopf wiegend, murmelte:

„Wer hätte gedacht, daß ſich aus Hunger und Froſt und Jammer ſolcherlei Herzensgefühle entwickeln würden? — Es kommt hienieden Alles ganz anders als man denkt!“

Kurze Zeit nur hatte Edgar Holdan ſeine ärztliche Thätigkeit auch auf die Beſorgung des in ſeiner früheren Wohnung eingerichteten Lazareths ausgedehnt, als ſeinen Aeltern, die ihn in einigen Tagen nicht geſehen hatten, die Schreckensbotſchaft wurde, daß er das Schickſal der Meiſten theile, die in den Lazarethen zu Dienſten irgend einer Art gebraucht wurden, und ſelbſt vom Lazarethfieber ergriffen, ſeit einigen Tagen ſchwer darniederliege. Es habe ſich ſein Zuſtand ſogleich ſo ſehr verſchlimmert, daß es nicht möglich ſei, ihn fortzuſchaffen, ſondern daß er im Hoſpital bleiben und dort ſeine Geneſung erwarten müſſe.

Nur zu gut kannten die Aeltern Edgars die ſchreckenvolle Bedeutung dieſer Nachricht, und Vater und Mutter äußerten daher, jedes in ſeiner Art, troſtloſen Jammer, wie ſchmerzensvolle Ergebung bei derſelben.

Mit ernſtem Schweigen hatte Roſaline den Kummerausbrüchen des bejahrten Paares zugeſehen. Jetzt erhob ſie ſich und faßte die Hand der Mutter.

„Ihr Sohn," sagte sie, „bedarf der Pflege. Ich werde meinen Aufenthalt in dem Hospitale nehmen und mich der Sorge für seine Herstellung widmen, so weit dies irgend in meinen Kräften stehen wird."

Ueberrascht blickte die Pastorin sie an. Das Erstaunen über diese Handlung unendlicher Aufopferung benahm ihr die Worte.

„Und bedenken Sie," sprach der Pastor nach einer Weile, „daß Sie sich bei diesem Schritte der gewissen Todesgefahr aussetzen? Wenige nur kehren von dem Dienst in den Hospitälern zurück, ohne nicht auch von der tödtlichen Krankheit angesteckt zu sein."

„Mein Leben," sprach Rosaline mit trübem Lächeln, „hat wenig Werth für mich. Lassen Sie mich es wagen — vielleicht kann ich mit Gottes Beistand Ihrem Sohne einige Hülfe bringen."

Der Prediger schien tiefbewegt. Endlich trat er zu Rosalinen und legte die Hand auf ihren Kopf.

„Gehe mit Gott, meine Tochter!" sagte er feierlich, „der Herr wird mit Dir und unserm Lieblinge sein und Eure Häupter beschützen!"

Sie sank auf die Knie und brach in Thränen aus.

„Dank Dir, mein Vater, für diese Worte," rief sie ergriffen, „lange hat mein Haupt der Segnung eines Freundes entbehrt! Sie wird mich stärken in dem schweren Werke, das ich übernehmen will!"

Eine Beute des verzehrenden Fiebers lag Edgar auf seinem Schmerzenslager, worauf er in einem der kleinern Gemächer des Hauses gebettet war, fast jeder Labung, fast jeder Fürsorge entbehrend. Da gewahrte er inmitten seiner wüsten Träume eine hohe Gestalt, die den Schweiß von seiner brennenden Stirn trocknete, die sein von wirren Phantasien überreiztes Haupt emporhob und es sanft und weich in ihren Armen hielt oder es auf den gelüfteten Kissen bettete. Sie erquickte seine lechzenden Lippen mit kühlendem Labetranke, sie stützte seine von der Wuth der Krankheit gelähmten, gebrochenen Glieder, wenn er sich emporrichtete; sie verscheuchte das grelle Licht des hereinschimmernden Tages vor seinen umflorten Augen, sie hielt jedes Geräusch von seinen überreizten Nerven fern, so weit dies irgend in ihren Kräften stand; sie durchwachte die Nächte, sie verbrachte die Tage an seinem Bette — sie war ihm Alles, was ein sorgsames, aufopfernes Weib einem todtkranken Manne sein kann — ein Engel des Trostes und der Barmherzigkeit!

Edgar zeigte weder Ueberraschung noch Verwunderung über ihr Erscheinen. Wie es oft in heftigen Krankheiten geschieht, so hatte seine Seele die Fähigkeit für einen Theil jener Eindrücke verloren, die in der Zeit der Gesundheit und Kraftfülle sie oft verletzend oder begütigend berühren. Es war ihm nur die Erinnerung geblieben, daß Rosaline ihm als sein Weib durch einen Priester verbunden und daß er seit Wochen schon an ihre Gesellschaft gewöhnt sei. Alle übrigen Umstände, die sich an diese Verhältnisse knüpften, waren seinem Gedächtnisse entschwunden; ihre Gegenwart war ihm unendlich

wohlthuend; er hatte das beſtändige Gefühl, daß er ohne ſie rettungslos dem Grabe verfallen ſein würde; er nahm ihre Hülfleiſtung wie eine Sache an, die ſich von ſelbſt verſtände und ſprach zu ihr in den zärtlichen und freundlichen Ausdrücken, wie ſie ein glücklicher Gatte an eine geliebte Frau zu richten pflegt.

Endlich war die Nacht herangebrochen, welche von dem Arzte, der, wenn auch ſelten, ſo doch zuweilen, ſeinen Fuß in das Krankenzimmer Edgars ſetzte, als die Kriſis war bezeichnet worden, die über das Leben des Kranken entſcheiden ſollte. In unruhigem, fieberhaften Schlummer lag Edgar, das bleiche Haupt in die Kiſſen zurückgeſunken. Roſaline lag auf den Knien vor ſeinem Bette, hielt ſeine brennende Hand in der ihrigen und bewachte ſeine ſchweren Athemzüge. Die Mitternachtsſtunde ſchlug. Plötzlich richtete er ſich auf ohne die Hülfe Roſalinens, wie er dies in mehreren Tagen nicht gethan hatte und fuhr mit der Hand über die Stirn.

„Wie iſt mir doch," ſagte er leiſe, indem er das erloſchene Auge auf Roſalinen richtete, „heute iſt die Nacht, in der ich ſterben ſoll — ich hörte es, wie der Arzt geſtern mit Dir darüber ſprach."

„Edgar!" rief Roſaline mit erſtickter Stimme, indem ihre Thränen hervorbrachen, „Du wirſt nicht ſterben, Du wirſt mich nicht der Verzweiflung zum Raube hier zurücklaſſen!"

Er ſchüttelte traurig das Haupt.

„Ich weiß jetzt Alles," nahm er leiſe das Wort wieder, „Du haſſeſt, Du verabſcheuſt mich, weil das tyranniſche Machtwort des Marſchalls Dich Deinem früheren Geliebten

entriß und Dich an meine Seite schmiedete — und ich — ich wollte Dich nicht lieben, weil man mir gesagt hatte, Du seist die Maitresse seines Neffen, des Comte d'Alville, gewesen!"

„O nein, nein! Nimm wenigstens diesen Verdacht nicht mit in die Ewigkeit hinüber!" rief Rosaline leidenschaftlich, von Entsetzen ergriffen. „Der Comte d'Alville verfolgte mich Jahrelang mit seinen schmählichen Liebesanträgen, allein ich wies sie kalt und schnöde von mir. Der Marschall legte mir die Thorheit seines Neffen zur Last, die ich nicht verschuldet hatte, und wollte ihr ein gewaltsames Ende machen — daher die forcirte Trauung!"

Sie hielt einen Augenblick inne, da ihr die heftige Aufregung die Sprache raubte. Dann fuhr sie fort:

„Er erreichte seinen Zweck durch dies rasche Mittel. Ich habe jede Verbindung mit d'Alville, die mir längst eine Qual war, seitdem abgebrochen. Er ist in Frankreich geblieben und wird meiner unter den Töchtern seines Landes, im raschen Wechsel des Kriegerlebens, längst vergessen haben."

„O, habe Dank für dies Wort," hauchte Edgar zurücksinkend, „so darf ich Dich ohne Vorwurf lieben! Dufresne — Julie — sie haben mich schmählich behandelt — ich habe die flatterhafte Thörin vergessen und das Andenken an sie aus meinem Herzen gerissen. Versprich mir, daß Du bei mir aushalten willst bis zum Tode!"

„Ja, ja, ich verlasse Dich nicht, ich werde bei Dir bleiben!" rief Rosaline heftig, indem sie ihr Antlitz in die Decken des Bettes begrub.

Die Besinnung verließ ihn. Nach Stunden schweren

Todesschlafes erwachte er zum Leben. Die Wuth der Krankheit war gebrochen — langsam und allmählich ging er der Genesung entgegen. Das Verhältniß zwischen ihm und Rosalinen blieb liebevoll, freundlich — Beide erwähnten nicht dieser Scene nicht der inhaltschweren Worte, die während derselben von ihnen waren gewechselt worden. Der eine Gedanke blieb in Edgars Geiste haften: er durfte Rosaline ohne Rückhalt lieben, er durfte sich allem Glück überlassen, das ihre Gegenwart ihm bot. Er fragte nicht nach der Vergangenheit; er glaubte ihrer Versicherung, die sie ihm an der Pforte des Jenseits gegeben hatte, daß sie rein und fleckenlos sei, nur ein Opfer des äußern Scheins und der Verläumdung durch das Zusammentreffen der Umstände. Die noch beim Fortschritte der Genesung bei ihm stattfindende, übergroße Reizbarkeit seiner Nerven ließ ihn jede unnöthige Aufregung fürchten mit der Angst eines Kindes; still, ruhig, freundlich nahm er die Dienstleistungen Rosalinens hin und labte sich an ihrer Gegenwart. Die Zukunft mit ihren Freuden und Bedrängnissen ließ er ruhen, Stärke und Gesundheit nach und nach wiederzuerlangen, waren die einzigen Wünsche, die in ihm lebten.

Und Rosaline? — Herbe und wechselvoll war ihr Schicksal in den letzten Jahren gewesen, denn schutz- und fast freundlos hatte sie seit dem Tode ihrer Aeltern leben müssen. Sie hatte die rauhen Berührungen des Daseins kennen gelernt, sie hatte ihre Theuren in ein frühzeitiges Grab sinken sehen, sie hatte den Ruin irdischer Glücksgüter in seiner ganzen Härte erfahren und das herbe Loos der Waise, fremd

unter Fremden, der Liebe der Angehörigen entbehren zu müssen, war ihr Theil geworden.

In der Familie Edgars hatte sie wieder die Bande trauter Häuslichkeit kennen gelernt, so wie im täglichen, engern Beisammensein die vielen geistigen Vorzüge Edgars schätzen, die er unter einer einfachen, oft von tiefem Ernste begleiteten, äußern Hülle verbarg. Aber immer, wenn sie sein edles Herz, seinen von ernsten Studien tiefgebildeten Geist am lebhaftesten erkannte und sich am Meisten zu ihm hingezogen fühlte, brachen aus seinen Worten oder Blicken Andeutungen des schmählichen Verdachtes hervor, den er gegen sie hegte, ohne indessen klar den ganzen Umfang desselben auszusprechen. Tief gekränkt schwieg sie jedesmal nach solchen Wahrnehmungen; nicht minder stolzen Herzens als Edgar es war, mit gleicher Unabhängigkeit des Geistes ausgerüstet, wie auch er sie besaß, fühlte sie es bitter und schwer, daß er sie richtete nach dem Scheine, ohne sie gehört zu haben.

Da plötzlich erhielt sie die Nachricht, Edgar sei zum Tode erkrankt; vielleicht würde sein theures Leben verwahrlost werden durch den Mangel an sorgfältiger Pflege. Lebhafter als sonst erhoben sich ihre gemischten Gefühle für ihn: mehr noch als diese der Gedanke an den sichtbaren, verzweiflungsvollen Kummer seiner Aeltern. In ihrer edlen und großmüthigen Seele keimte der Entschluß, ihnen und ihm zu dienen mit Aufopferung ihrer Gesundheit, vielleicht ihres Lebens. Freudlos und einsam erschien ihr der Pfad, der noch vor ihr lag bis zu jener finstern Pforte, an deren ehernes Schloß zu gehen wir Alle bestimmt sind; es fehlte ihr der ängstliche Egoismus

des Glücklichen, der in der Weichlichkeit des irdischen Wohllebens sogar den ernstlichen Gedanken an den Tod scheut. Da, als sie Edgars Sinne von den Schauern des Fieberwahnsinns umnebelt glaubte, setzte er auf einmal alle jene Schranken bei Seite, die, wie es so oft geschieht, der conventionelle Anstand gegen die Enthüllung der Wahrheit zieht und die, ach! ein grades, offenes Wort oft besiegen und unermeßlichem Unheil vorbeugen könnte. Sie hörte mit entzücktem Ohre, daß er sie liebte, sie hörte mit deutlichen Worten, worin der schmähliche Verdacht bestände, den er gegen sie hegte und der die Ursache seines ungleichen Benehmens gegen sie war — und es war ihr möglich, diesen durch eine einfache Versicherung, durch wenige, mit dem Stempel der Wahrheit gesprochene Worte zu entkräften!

Abermals vergingen Wochen, ehe die Genesung Edgars vollendet war. Rosaline blieb wie durch ein Wunder von jeglicher Ansteckung der bösartigen Krankheit verschont. Endlich fühlte er sich selbst kräftig genug, einen Gang in das Freie wagen zu dürfen und er wollte diesen benutzen, um an Rosalinens Arm in die Wohnung seiner Aeltern zurückzukehren. Noch war er beschäftigt, seine Sachen zum Abgange aus dem unheimlichen Quartiere zu ordnen, als plötzlich die Thür des unscheinbaren Zimmers sich öffnete und einige französische Soldaten einen Schwerverwundeten auf einer Tragbahre hereinbrachten. Eben wollte er sich aus dem Gemache entfernen, als plötzlich ein halbunterdrückter Schrei seine Aufmerksamkeit auf sich zog. Rosaline, welche so eben hereingetreten, stand vor dem Bette; bleicher noch als gewöhnlich war ihr Antlitz.

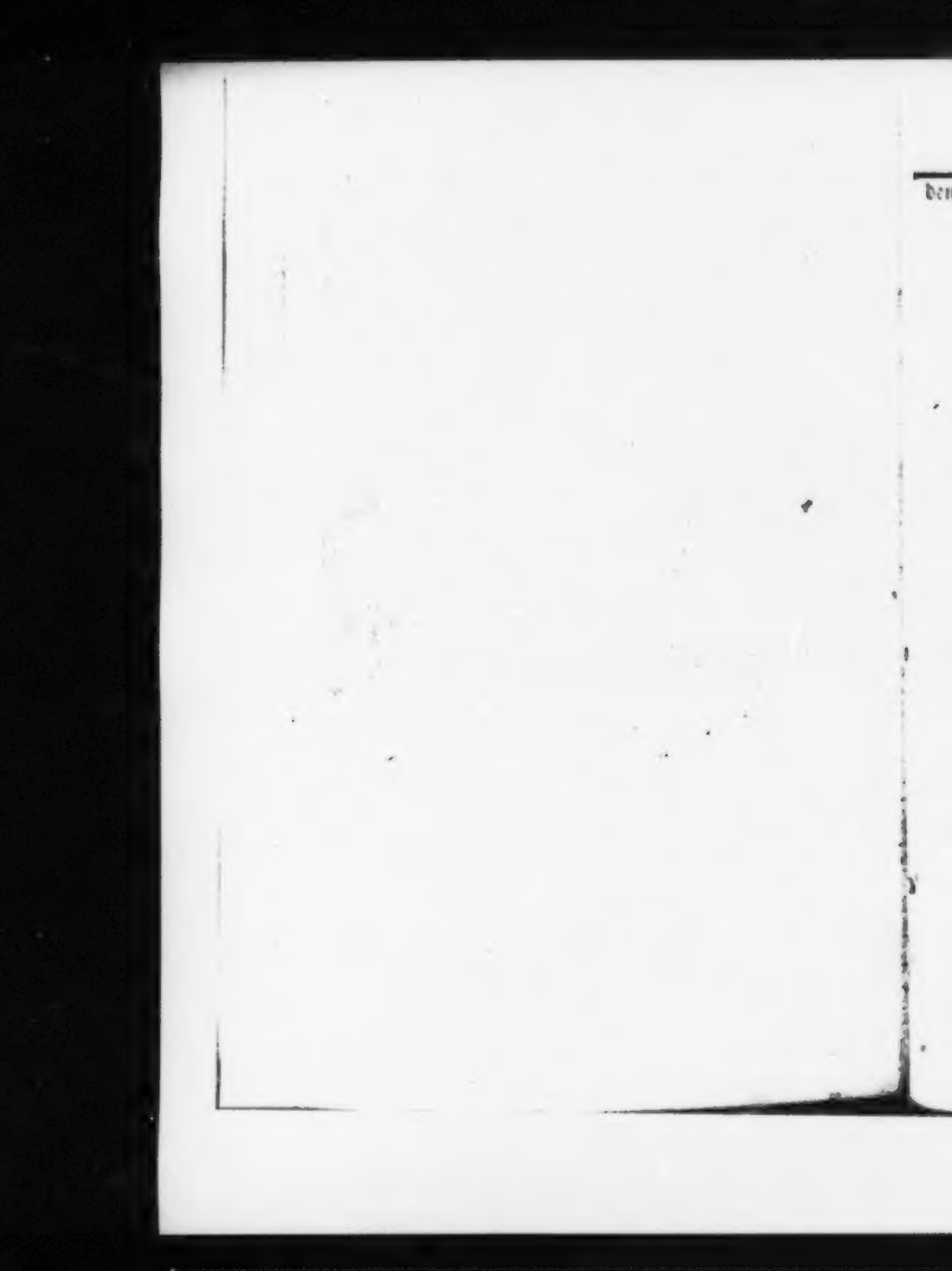

Das Haupt des Verwundeten war von seiner früheren Verhüllung befreit worden; eine tiefe Kopfwunde war mit einem Tuche verbunden und die starren Züge trugen das farblose, schwergezeichnete Gepräge des nahenden Todes. Er erkannte den Capitain Dufresne.

Gläsern starrte das halbgebrochene Auge des Kranken. — Zum Sterben getroffen von der Kugel eines Kosaken waren ihm nur wenige, kurze Minuten noch zugemessen, ehe denn der Sand des Stundenglases verrinnen, ehe jene schmerzliche, unruhvolle Flamme, die wir das Dasein nennen, erlöschen sollte.

Der stiere Blick des Verwundeten haftete auf Rosalinens Gestalt. Er versuchte das Haupt aufzurichten; zum Tode erschöpft von der Anstrengung sank es wieder auf den harten Pfühl zurück.

„Rosaline Lafosse," stammelte er mit Anstrengung, „verzeihe mir!"

„Camille," sprach diese, indem sie sich gewaltsam zusammenraffte, „schließen Sie Ihre Rechnung mit Gott ab. Kann er Ihnen ein gnädiger Richter sein, so wird auch mein Mund Sie nicht verdammen."

Dufresne schüttelte fast unmerklich den Kopf.

„Rosaline," hob er mit schwerer Zunge wieder an nach einer Pause, die er benutzte, um Athem zu schöpfen, „ich habe Dich bitter und schwer gekränkt durch Wort und That! Ein ganzes Leben voll Reue und Zerknirschung würde nicht hinreichen zur Sühne, denn frech und leichtsinnig war mein Wandel und ein Loos habe ich Dir im thörichten Frevelmuthe be-

reitet, ſo ſchmählich, daß Du ewig mir zu fluchen ein Recht hätteſt. Aber das Grab — o das Grab! — löſcht jede Rache aus unſerm Herzen, tilgt jeden Haß in unſerer Bruſt — wenige Momente noch und ich werde vor einem Richter ſtehen, deſſen Urtheil klarer iſt, als das aller irdiſchen Hoheit. Laß mich nicht noch ſchwerer beladen vor ihn treten, als ich ohnehin es muß — verzeihe mir um Adelaidens, um Armands willen!"

Da ſtürzten Thränen aus Roſalinens Augen. Sie beugte ſich über den Sterbenden und erfaßte ſeine Hand. Dann kniete ſie neben dem Lager nieder und ſprach:

„Du haſt die rechten Klänge getroffen, die mein Herz bewegen konnten! O Adelaide, Armand! Unſägliches habe ich erduldet Euretwegen! — In ihrem Namen verzeihe ich Dir — und bitte Gott um Barmherzigkeit für Deine Seele!"

Es ſchien, als wenn der Capitain auf dieſe Worte gewartet hätte, ehe ſeine ſterbliche Hülle der irdiſchen Erlöſung theilhaftig werden konnte. Er ſank zurück und ſeine Augen ſchloſſen ſich für immer.

Edgar erfuhr ſpäter von Roſalinen, daß der Capitain Dufreône der Verlobte ihrer ein Jahr älteren Schweſter Adelaide geweſen ſei, welche gleich ihr an der Prinzeſſin von Eckmühl nach dem Tode ihrer Aeltern eine Beſchützerin gefunden hatte, und welche auf einer der Beſitzungen des Marſchalls in Frankreich geblieben war, während Roſaline mit ihrer hohen Gönnerin nach Deutſchland reiſte. Nur zu gut war Roſaline von dem leichtfertigen, wenig der Stellung eines Verlobten angemeſſenen Betragen Dufreône's unterrichtet worden und

häufig machte sie ihm eindringliche Vorstellungen, der eingegangenen Pflichten mehr eingedenk zu sein. Dufresne fühlte sich durch diese nicht wenig genirt und beantwortete sie gewöhnlich mit frechen Lügen oder mit leichtfertigen Spöttereien, unter denen er jedoch häufig die eigne Erbitterung verbarg. Eine solche Scene hatte zwischen ihnen an jenem Tage wenige Stunden vorher stattgefunden, als der Capitain sich veranlaßt fühlte, den Pastor Holdan als Arrestanten in das Hauptquartier zu bringen.

Dufresne fand den Marschall in einer höchst aufgeregten, zornigen Stimmung gegen seinen Neffen und Rosaline Lafosse, wie sie die an Wildheit gränzende Heftigkeit seines Charakters so oft mit sich brachte. Der Comte hatte seine Abneigung gegen die von dem Prinzen für ihn bestimmte Braut so eben ohne Umschweife in einem Briefe an seinem Oheim ausgesprochen und zu wohl war diesem Letzteren die Vorliebe seines Neffen für Rosaline bekannt, als daß er diese nicht mit Unrecht als ein Haupthinderniß der beabsichtigten, glänzenden Verbindung betrachtete. Zu gleicher Zeit langte die Nachricht an, daß Armand Lafosse, der Bruder Rosalinens, der als Beamter auf einer Besitzung Davousts angestellt war, sich ein Vergehen in seiner amtlichen Wirksamkeit habe zu Schulden kommen lassen, indem eine bedeutende Summe ihm anvertrauter Gelder fehle und er sich außer Stand erklärt habe, diesen Schaden zu ersetzen.

Nachdem Dufresne seine Meldung hinsichtlich der Arrestation des Predigers gemacht hatte, war er Zeuge der Wuthausbrüche des Marschalls, welchen dieser auch in der Gegenwart

Untergeordneter keine Fessel anzulegen pflegte und plötzlich stieg ein Gedanke in ihm auf, dessen Ausführung ihm von mehreren Seiten Vortheil versprach.

Edgar war ihm als Bewerber um die Gunst der lieblichen Julie Allberg längst unbequem; in Rosalinen fand er eine gleich unangenehme Tadlerin seiner leichtfertigen Abenteuer. Von Beiden sich zu befreien fiel ihm ein rasches Mittel ein. Er machte den Marschall darauf aufmerksam, daß, wenn er Rosalinen unvermuthet mit einem Gatten versähe und sie in dessen Gewalt gegeben würde, dies das wirksamste Mittel sei, die Leidenschaft seines Neffen für sie abzukühlen und ihn für immer von ihr zu trennen. Auf die Frage nach einem passenden Subject bezeichnete er ihm Edgar Holdan, den er einen ehrsamen Hamburger Bürger nannte und der gern bereit sein würde, um das Leben seines Vaters zu retten, sich eine hübsche Frau antrauen zu lassen, wenn ihm auch die Sache etwas unerwartet käme. Der Prinz fand das Ganze nicht nur frappant, sondern sogar auch scherzhaft und freute sich besonders über das lange Gesicht, welches sein Neffe machen würde bei der Nachricht der Vermählung seiner Angebeteten. Er verfügte sich daher, als Edgar die Hoffnung auf die Befreiung seines Vaters eröffnet worden war, in das anstoßende Zimmer, um Rosalinen, die dahin gerufen war, seinen Willen kund zu thun.

Hier fand er indessen, wie er auch vermuthet hatte, einen lebhaften Widerstand, denn Rosaline, aufs Aeußerste getrieben, gab sich keine Mühe, ihr empörtes Gefühl zu beherrschen. Nach einer heftigen Scene schritt der Prinz im

höchsten Zorn, mit dem fest ausgesprochenen Willen, jeden Widerstand besiegen zu wollen, endlich zu der Drohung, er würde dem Bruder die Widerspenstigkeit der Schwester entgelten lassen und bewirken, daß er des Diebstahls angeklagt und auf die Galeeren geschickt würde. Wolle sie hingegen sich seinem Verlangen geneigt zeigen, so solle Armand Verzeihung und gänzliches Vergessen seiner Schuld zu Theil werden.

Armand hatte den Berichten an den Prinzen einen Brief an seine Schwester beigeschlossen und flehte sie in diesem mit der Angst der Verzweiflung an, den Zorn des Marschalls durch jedes ihr zu Gebote stehende Mittel zu besänftigen, damit dieser ihn nicht ganz zermalme und sein ganzes Lebensglück rettungslos zerstöre. Noch ein zweiter Brief wurde nachgesendet mit dem Stempel Frankreichs; wegen des unsichern Postenlaufes war seine Ankunft verspätet worden. Rosaline erbrach das Siegel mit bebender Hand. Adelaide, von Dufresne's häufig schon begangener Untreue benachrichtigt und an seiner Besserung, an jeglichem irdischen Glücke für die Zukunft verzweifelnd, hatte einen Entschluß gefaßt, zu dem ihre schwärmerische Seele stets nur zu viel Neigung gezeigt hatte. Vor zwei Monaten schon hatte sie den Schleier genommen und trug ihrer Schwester nun auf, Dufresne mitzutheilen, daß sie ihm seine Freiheit zurückgeben und nun ihre Wünsche für sein ewiges Heil ferner zum Himmel richten wolle.

Rosalinens Hand entsank der Brief. Nur der einzige Armand war ihr geblieben von allen ihren Theuren — sollte sie ihn rettungslos untergehen lassen, der von ihr allein noch Trost und Heil erwartete? — Unter Todeskämpfen entschloß

ſie ſich zu dem ſchrecklichen Opfer, welches der despotiſche Wille des Prinzen von ihr heiſchte.

Sobald Dufresne von ſeinen nächtlichen Streifereien heimgekehrt war, eilte ſie zu ihm und hielt ihm in bittern und ſtrafenden Worten ſeine vielfachen Frevel vor, ſo wie ſie ihm zugleich die willkommene Mittheilung der nun gänzlich zurückgegebenen Freiheit machte. Dieſe Eröffnungen, denen Dufresne leichtſinnigen Spott oder freche Verſtocktheit entgegenſetzte, unterbrachen Edgar und Julie, als dieſer die Letztere auf deſſen Zimmer begleitete, um ihn aufzuſuchen.

Die Bedrängniſſe der Hamburger, welche die Beſitznahme der Franzoſen und durch dieſelbe die Belagerung der Alliirten mit ſich brachte, nahmen allmählich ab, beſonders nachdem der Prinz von Eckmühl hatte erklären müſſen, daß er ſich der Regierung Sr. Majeſtät, Ludwigs des Achtzehnten, unterwerfe, und endlich zu Ende des Maimonds brach der glückliche Tag heran, an welchem die gehaßten Fremdlinge die Stadt verlaſſen wollten, in Folge einer Uebereinkunft mit den Alliirten. Der Marſchall Davouſt, von einer ſtarken Escorte begleitet, verließ Hamburg als einer der Letzten und der General Bennigſen hielt ſeinen Einzug.

Nirgends in allen deutſchen Gauen war wohl der Enthuſiasmus lebendiger über die Befreiung von dem ſchmählichen, ſo lange getragenen Joche der Ausländer, nirgends der Jubel lauter, nirgends die Hoffnungen auf eine freudenreiche, glänzende Zukunft lebendiger, als in der Hanſeſtadt Hamburg. Nirgends wurde der Erlöſungstag feſtlicher be-

gangen, nirgends erschallte das: „Herr Gott, Dich loben wir!“ inbrünstiger und lauter, als in den, nun nach, zum Theil schmählichen Mißbrauche zu ihrer hehren Bestimmung wieder geweihten Tempeln des Höchsten.

Und als die vertriebenen oder freiwilligen Flüchtlinge, die vielfach in dem befreundeten Altona eine gastliche Zuflucht gefunden hatten, wieder zurückgekehrt waren an den heimischen Heerd, als auch die hanseatische Legion zu Ende des Junimonats heimkehrte nach jähriger Abwesenheit, da empfingen weißgekleidete, zierlich geschmückte Mädchen mit Blumen und Kränzen die Wiederangelangten, Schmerzlichentbehrten. Als lustig die Fahnen der Vaterstadt wieder flatterten, auf welchen das dunkelrothe Kreuz im weißen Grunde mit den Wappen der Hansestädte in reicher Stickerei umher prangte, welche vor einem Jahre beim Abzuge der Legion schon eingesegnet waren, da sah man unter den Frauen, die vor den Kirchthüren das fromme Werk der Wohlthätigkeit übten und für die Verwundeten und Hinterbliebenen der gefallenen Kämpfer Gaben des Mitleids sammelten, die schöngeistige Anastasie Voll, welche mit dem rückkehrenden Frieden durch die Hülfe angesehener Freunde sich der bittern Prosa der Armuth hatte entreißen und zu den poetischen Aufschwüngen zurückkehren können, zu denen Neigung und Gewohnheit sie zu ziehen pflegte, eifrig das Werk der Menschenliebe mit schönen und beredten Worten fördern. Auch Herr Onophrius Grünspecht stand, neu angethan mit einem modernen Frack, unfern des fröhlichen Schauspiels und wiegte mit einer der hohen Veranlassung angemessenen Feier-

lichkeit das zierlich frisirte Haupt hin und her. Etwas von ihm entfernt stand ein fröhliches Paar, welches unter Scherz und Gelächter sich mit einander und mit den Bekannten belustigte, die es in dem Menschengedränge herausfinden konnte. Jetzt ging ein Mann in Civiltracht an ihnen vorüber. Karl Welldorn, (denn dieser war es, der sich mit Julie Allberg der wiedererwachten, ungezügelten Munterkeit überließ,) ergriff ihn am Arm.

„Gönne uns doch einen freundlichen Blick, Edgar Holdan!" rief er. „Ich stelle Dir hier," fuhr er fort, als der Angeredete sich zu ihm wandte, „mein Bräutchen vor. Wir haben arge Pönitenz mit einander im Läuterungsfeuer dieser Hungertage getragen, sind aber jetzt vom Fegefeuer ins Paradies gelangt. Mein alter Oheim Wessel ist denn nun auch mürbe geworden in dieser erlittenen Trangsal. Er giebt mir ein Capital, mit dem ich als ehrsamer, reichsstädter Bürger mich niederlassen und etwas anfangen will. Um ein halbes Jahr werden wir ernsthaft von der Hochzeit reden."

Edgar bot ihm und der fröhlichen Julie freundlich die Hand. Die Letztere erwiederte seinen Glückwunsch mit ungezwungener Herzlichkeit. Sie hatte sich mit dem glücklichen Leichtsinne ihres Charakters die früheren Inclinationen aus dem Sinne geschlagen und lebte und webte nunmehr für ihren erklärten Bräutigam Karl Welldorn.

Edgar kehrte mit raschen hastigen Schritten in das Haus auf dem Catharinenkirchhofe zurück, welches seine Aeltern wieder bezogen hatten. Sonder Aufhalt stieg er die Stufen zu Rosalinens Zimmer hinan. Sie stand am Fenster.

„Rosaline," sprach er gepreßt, „lassen Sie uns ein ernstes Wort über die Zukunft sprechen. Zu lange schon habe ich es verschoben, aber der Gedanke der Möglichkeit der Trennung von Ihnen hat meine Zunge gefesselt. Die Ihrigen sind nun fast Alle zurückgekehrt, Davoust hat uns vor Wochen schon verlassen — kein wüthender Despot legt unserm Willen mehr Zwang an. Jene Zeit ist gekommen, auf die Sie mich und sich vertrösteten, als Sie zuerst dies Haus betraten. Wollen Sie mich verlassen, nach Frankreich zurückkehren — frei soll Ihre Wahl, ungehindert Ihr Schritt sein; ich selbst werde Sorge tragen, wie Sie auf die bequemste und angemessenste Weise nach Paris gelangen können. Wenn aber Sie nicht mich verlassen wollen, wenn Sie meine Gefährtin bleiben wollen sonder Zwang und Willkühr — so lassen Sie uns das Band erneuern, welches vor sechs Monaten gleich einer ehernen Fessel um uns gelegt wurde — ein Prediger verbinde uns noch einmal nach den Gebräuchen der Kirche — wählen Sie, Rosaline — Sie verlassen mich heute — oder nie!"

Er hatte den letzten Theil seiner Rede mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme gesprochen. Jetzt versagte sie ihm gänzlich. Seine Wange war bleich — sein Auge wurzelte auf den feinen Zügen Rosalinens. Eine leise Röthe überzog diese — ihr Auge strahlte.

„Edgar, ich verlasse Dich nicht — ich bleibe bei Dir für dieses Leben!" rief sie und sank in seine Arme.

Cäcilie,
Großherzogin von Oldenburg.

Ein Lebensumriß.

Von

W. von Eisendecher.

„Die Rose war so schön, die dort geblüht,
Umbeut von einer Krone goldnen Reifen,
Ein seliges Geheimniß ihr Gemüth,
Ein Sonnenblick aus dunkeln Nebelstreifen,
Entzücken über Land und Meer verbreitend,
Doch wie ein Traumbild schnell vorübergleitend."
(Aus Julius Mosen's Gedichte bei der Nachricht vom Tode der Großherzogin.)

Eins der edelsten und schönsten Leben hat der Tod gebrochen! Ein Leben so reich an gediegenstem Werthe, so tief, so erhaben, so rein erschaffen, so geprüft, geläutert und bewährt, so treu und ganz seine Bestimmung erfüllend, so weithin segensreich und beglückend, daß es, die Seele mit süßem Staunen und Bewunderung erfüllend, ein glänzendes Vorbild war und sein wird für alle Verhältnisse und alle Zeiten! —

Die Großherzogin Cäcilie von Oldenburg ist nicht mehr! und die Lücke, welche durch das Verlöschen dieses herrlichen

April.	Einnahme.	Ausgabe.

Daseins im engern und weitern Kreise gerissen wird, ist so tief als unausfüllbar! —

Wohl ist das Leben reich; wohl gleicht sich Manches unerwartet schnell wieder aus; so manchen tiefen Riß, so manchen bodenlos scheinenden Abgrund heilt und füllt die rastlos geschäftige Zeit. Aber es giebt auch Wunden, die in den Herzen derer, die sie trafen, nicht wieder vernarben, da sie einen heiligen Dienst der Liebe, der Verehrung, der Dankbarkeit und des durch alles Gute, Schöne und Edle stets erneuerten Schmerzes in den Seelen anfachen und wach erhalten, einen Dienst, der nur mit dem Leben selbst geschlossen werden kann, der die verödete Stätte zum wahren Heiligthum macht, in dem die immer lebendige Erinnerung von Tausenden die reinen Altarflammen segnender Bewunderung unterhält und sie von Geschlecht zu Geschlechte überliefert, bis endlich nur noch die Geschichte, die Poesie und die Sage die letzten Funken davon aufnimmt.

Hier, wo die Hand des Schicksals den Mittelpunkt so vieler schön verschlungenen Kreise, wo sie das Herz einer Welt für sich traf, hier mußte der erschütternde Schlag Alles durchzucken und der schmerzliche Riß durch alle Theile gehen. Alle die jenen Kreisen nah oder fern angehörten, sie Alle hat das Schicksal hart getroffen und wenn gleich die vernichtendste Gewalt nur das geheiligte Haupt in ihrer Mitte traf, so erfüllte das beklagenswerthe Ereigniß doch auch auf den fernsten Punkten die Herzen mit Kummer, und Klage und selbst so manches fremde Auge mit Thränen wehmüthiger Theilnahme. —

Die Gattin, die Mutter, die Schwester, die Fürstin, die

Freundin, die Herrin, die Rathende, Helfende, Beschützende, plötzlich hinweggerafft aus allen diesen schönen Banden des Lebens. Mit Einem Schlage entrückt allen diesen edlen Kreisen des Wirkens, denen allen Sie erhöhten Zauber verlieh und deren Pflichten Sie erfüllte, so hervorleuchtend vor Allen, ein strahlendes Beispiel für Alle! In der Blüthe der Jahre, im Besitze aller Reize des Daseins, um Alles zu beglücken; an der Schwelle des süßesten Lebensglückes, das ihrem Herzen vor Allem zu fehlen schien; nach so mancher bestandenen schweren Prüfung; geliebt, verehrt, bewundert, angebetet — — wer mißt da die Tiefe der Schmerzen, wer zählt da die Summe der Thränen, wer wägt da die Schwere eines Unglücks, dessen dunkle Saat der Tod auf so viel tausend Herzen ausstreut! —

Möge Niemand hierin nur den Erguß einer überwallenden Begeisterung, oder die Sprache eines einseitig eingenommenen Urtheils oder des ersten überwältigenden Schmerzes erblicken wollen. Alles was ich über die seltene Frau, deren Andenken diese Blätter gewidmet sind, hier ausspreche, ist die einfache, auf hinlänglich bekannte Thatsachen, auf eigne Erfahrung und jahrelange Beobachtung fest begründete Wahrheit, und indem ich übrigens zu der betrauerten Fürstin in keinem unmittelbaren Berufsverhältnisse gestanden, wohl aber durch mannichfache Beziehungen das Glück gehabt habe, sie genauer zu kennen, als Viele, so habe ich lediglich den Zweck, Andern die Erscheinung dieses unendlich edlen Wesens, wie es wirklich war, so lebendig als möglich, wenn gleich nur in einem kurzen Umrisse, vor Augen zu stellen.

Das äußere Leben der hohen Frau bietet der Phantasie

zwar nicht so mannichfaltigen und reichbewegten Stoff dar, um dadurch allein schon besonders merkwürdig oder fesselnd zu sein; — es war im Grunde einfach wie ihr eignes Wesen; — aber die innere Welt ihres Gemüths, die klare, wahrhaft durchleuchtete Tiefe ihrer Seele, die Reinheit des Herzens, die Lauterkeit aller Gedanken, das keusche Ebenmaß aller Triebe, die Gott erfüllte Kraft des Willens, der stille Himmel voll Güte, Liebe, Selbstüberwindung, Entsagung und Geduld, der in ihrer Brust wohnte, das geheimnißvolle Walten beweglichster, leisester Gefühle, der siegreiche Muth des frommen Sinnes gegen eine Fluth von Mißgeschick und Prüfung, mit Einem Worte das Naturgesetz dieser edelsten Menschenseele in ihrer schönen Fülle, Bewegung und Harmonie — das ist es, was so wunderbar ergreift und fesselt an dieser in jeder Hinsicht so höchst ausgezeichneten Frau.

Cäcilie, Großherzogin von Oldenburg, dritte Gemahlin Sr. Königl. Hoheit des regierenden Großherzogs Paul Friedrich August von Oldenburg, war das jüngste Kind Gustav IV. Adolph, Königs von Schweden, und seiner Gemahlin Friederike Wilhelmine, geborenen Prinzessin von Baden (Schwester der Gemahlin Kaiser Alexanders von Rußland), und ward geboren auf dem Schlosse zu Stockholm am 22. Junius 1807, nicht volle zwei Jahre vor dem Ausbruche der schwedischen Revolution, deren Folgen ihr schon im zartesten Kindesalter Geburtsland, Heimath und eigentlich auch den Vater raubten, da der König bald, nachdem er mit seiner Familie Schweden verlassen hatte, sich auf immer von derselben trennte, um für sich ein Leben voll finsterer Entsagung

und schroffer Absonderung zu führen. Die Großherzogin hat daher ihren Königlichen Vater, obgleich er erst im Jahre 1837 starb, nie gekannt.

Die Königliche Familie, welche Schweden mitten im strengen Winter verlassen mußte, flüchtete nach Deutschland und begab sich nach Baden, wo die Mutter der Königin, die verwittwete Markgräfin von Baden, sie freundlich bei sich in Bruchsal aufnahm. (Februar 1810.)

Hier lebte die Mutter mit ihren vier Kindern, drei Töchtern und einem Sohne, den Prinzessinnen Sophie, Amelie und Cäcilie und dem Prinzen Gustav, mit kurzen Unterbrechungen bis zu ihrem Tode, der sie am 25. September 1826 auf der Reise nach den Bädern in Nizza, zu Lausanne in den Armen der trostlosen Kinder ereilte.

Wenn gleich das Mißgeschick schon früh seine trüben Farben in das Leben der Großherzogin gewoben hat, so hatte sie dafür das unschätzbare Glück, eine Mutter zu besitzen, zu verehren, zu lieben, ja anzubeten, der sie in Allem, was eine Frau, eine Königin hienieden schon zu einem vollendeten Engel machen kann, nur folgen durfte, um dereinst selbst eine Perle unter Allen zu werden. Und sie hat das herrliche Erbtheil dieser Mutter in reichem Maße empfangen und glänzend bewahrt und bewährt.

Die Königliche Mutter widmete der Erziehung, Bildung und Ausschmückung ihrer Kinder in allem Guten, Edlen und Schönen die aufmerksamste Sorgfalt, hielt sie dabei äußerst einfach in allen Dingen, lebte sehr zurückgezogen mit ihnen und gewöhnte sie von frühster Jugend durch Lehre und eigne

Beispiel an demüthige Fügung in Gottes Willen, und an eben so gewissenhafte als liebevolle und sanfte Uebung aller Pflichten. Ihre eigenthümliche und oft so schwierige Lage brachte so manches mit sich, was alle ihre vorzüglichen Eigenschaften auf die Probe stellen mußte, daß es an Gelegenheit sie zu üben und an eindrucksvollem Beispiel für die Kinder nicht fehlen konnte.

Abwechselnd hatte sich die Königliche Familie in Bruchsal, Baden-Baden, Karlsruhe, in der Schweiz und in Würzburg aufgehalten.

Als der Tod das schöne Band zwischen Mutter und Kindern zerriß, drohte der Schmerz über den unersetzlichen Verlust auch ihr Leben zu vernichten, so ganz hatten sie nur mit und in Ihr gelebt, und so gränzenlos war ihre Liebe und Verehrung für die unvergleichliche Mutter. Wohl mußte das Gefühl gänzlicher Verlassenheit auf dieser Welt mit seinem schweren Gewichte sich auf die Herzen der Königlichen Waisen senken. —

Zwar fanden sie nach wie vor bei der liebenden Großmutter eine heimische Stätte und die inzwischen vermählte älteste Schwester, die damalige Markgräfin von Hochberg, jetzige Großherzogin von Baden, so wie Mehrere der Durchlauchtigsten Verwandten ihrer Mutter nahmen sich ihrer mit Liebe und Beistand an; allein die Mutter war ihnen um so weniger zu ersetzen, als namentlich die Großmutter, bei der die beiden Prinzessinnen blieben, in ihrem hohen Alter, bei großer Körperschwäche und fast gänzlicher Erblindung ihren Schutz meistens nicht über die gute Absicht hinaus erstrecken konnte.

Das Leben der jungen Prinzessinnen bei der guten alten Fürstin war äußerst einförmig und trübe, und wenn auch einzelne Besuche gemacht und empfangen wurden, so erhellte das doch nur auf kurze Augenblicke das farblose Einerlei; denn die Großmutter ließ die Enkelinnen nicht gern auf längere Zeit aus ihrer unmittelbarsten Nähe.

Die Prinzessinnen verwendeten auch diese Zeit, wo sie sich viel selbst überlassen waren, auf ihre weitere Ausbildung durch fortgesetzten Unterricht und ernste Beschäftigung in allem Guten und Schönen, worin die unvergeßliche Mutter einen so sichern Grund bei ihnen gelegt hatte.

Sie waren, wo man sie kannte, außerordentlich beliebt und die wohlwollende, herzliche Freundlichkeit, ihre mildthätige Güte, ihre Anmuth und vortreffliche Erziehung gewannen ihnen die Zuneigung und Anhänglichkeit Aller. Namentlich war dies der Fall in Carlsruhe, wo sie auch später immer nur Beweise allgemeinster, lebhaftester Theilnahme und Verehrung erhalten haben.

Die außerordentliche Zurückgezogenheit indessen, worin die Prinzessinnen lebten, verhinderte nicht, daß sich Bewerber und Heirathsanträge einfanden. Am Hervorragendsten darunter war der Kaiser Don Pedro von Brasilien, der sich im Jahre 1828 um die Hand der Prinzessin Cäcilie bewarb. Zwar war ihr Herz sowohl als ihre Hand vollkommen frei, auch der Kaiserliche Bewerber annehmbar genug; aber die weite Ferne und das nothwendige Schweigen des Herzens bei der gänzlichen persönlichen Unbekanntschaft erfüllten die Seele der Prinzessin doch nur mit bangem Zagen.

Dennoch überwog zuletzt die Rücksicht für ihre Familie, besonders für den theuern Bruder, und sie entschloß sich, das Band zu knüpfen, durch welches sie die Stiefmutter der Enkel des Kaisers Franz von Oesterreich geworden wäre und so vielleicht die Mittel gefunden hätte, dem Bruder die zukünftige Lebensbahn zu ebnen und zu erleichtern. Als sich aber eben damals die Verhältnisse des Prinzen, der sich mit der Prinzessin der Niederlande verlobte, auf andere Weise günstig zu gestalten und den Schwestern demnächst bei dem geliebten Bruder eine frohe Heimathstätte zu bereiten schienen, glaubte die Prinzessin des Opfers, welches zu bringen sie bereit gewesen, überhoben zu sein und die Unterhandlungen wurden nicht weiter geführt. Freilich erfüllte sich jene frohe Aussicht damals eben so wenig, indem die Heirath des Prinzen sich ebenfalls wieder zerschlug; indessen hat die Prinzessin niemals bereut, eine Kaiserkrone ausgeschlagen zu haben, so glänzend und großmüthig auch die Art gewesen war, mit welcher der Kaiserliche Bewerber jeden Wunsch der Prinzessin im Voraus zu bewilligen befohlen hatte.

Bald darauf machten die beiden Prinzessinnen mit dem Bruder eine Reise nach Wien, wo derselbe sich inzwischen niedergelassen hatte, und auf dieser Reise, welche über München, Salzburg und Ischl führte, und namentlich während des Aufenthalts in Wien und Schönbrunn, wo die Durchlauchtigsten Geschwister mit großer Güte und Auszeichnung von der Kaiserlichen Familie aufgenommen wurden, war es, wo den jungen Prinzessinnen zum ersten Male die Zauber des eigentlichen Weltlebens aufgingen und sie mit ihrem kurzen Entzücken er-

füllten. Die größte Glückseligkeit aber empfanden sie über die Wonne, mit dem geliebten Bruder vereint und in seinem Hause zu sein.

Unter den Papieren der Großherzogin haben sich Bruchstücke eines Tagebuchs aus jener Zeit gefunden, worin das Glück, welches ihr tiefes Gemüth damals empfunden, und namentlich der heilige Gedanke, daß die Geschwister in dieser Vereinigung und in dieser neuen Heimath des Bruders gleichsam näher von der verklärten Mutter umschwebt seien, in so eigenthümlich ergreifender Weise und so schön ausgesprochen ist, daß daran schon die stille Pracht dieser innern Zauberwelt zu erkennen ist, die demjenigen unvergeßlich bleiben muß, der auch nur einen Blick hineingethan. So schreibt sie z. B. am Geburtstage des Prinzen:

„Je commençais cette journée si *heureuse* pour nous par adresser de ferventes prières à Dieu pour mon frère chéri, par Lui rendre grâces pour le bonheur si grand dont Il nous a permis de jouir depuis trois mois: mais plus mon coeur est plein — il n'était que *reconnaissance* — moins je pouvais l'exprimer par des paroles. J'ai journellement tant de grâces à Lui rendre, que je ne sais par où commencer et je ne puis que demander mon *Ange* (ihre Mutter) d'être auprès de Lui mon interprète. — — Nous fumes après dix heures chez notre excellent frère; en me jetant dans ses bras j'étais plus heureuse que jamais, parole ne pourra l'exprimer. J'éprouvais pendant un instant un sentiment de bonheur trop grand pour ce monde, car pendant quelques minutes il était sans mélange; aussi ne fut-il que

passager; mais cependant j'étais heureuse, oh! si heureuse pendant tout le reste de la journée, comme ici tous les jours, mais bien plus particulièrement encore, car presque sans cesse je pouvais prier intérieurement.“ —

Auch ſpäter als Großherzogin hat ſie Erinnerungen aufgezeichnet und Tagebücher geführt, in ihrem Teſtamente aber ausdrücklich verfügt, daß dies Alles mit vielen andern Papieren und Briefen ungeſehen vernichtet werden ſoll, was ſehr zu bedauern iſt, da gewiß des Schönen und Tiefempfundenen unendlich viel darin niedergelegt war.

Es mag hierbei bemerkt werden, daß ſie eine ausgezeichnet reine, feſte und charaktervolle Hand, und außerordentlich correct und ohne zu ändern ſchrieb, ſowohl deutſch als franzöſiſch.

Die ſchönen Tage in Wien rannen nur zu ſchnell dahin und im Juli 1830 reiſten die drei Geſchwiſter wieder nach Carlsruhe, jedoch um ſchon im folgenden Winter nach Wien zurückzukehren. Während dieſes Aufenthalts in Carlsruhe wurde Prinzeſſin Cäcilie die Braut des Großherzogs von Oldenburg.

Sie entſchloß ſich um ſo mehr dieſen ehrenvollen Antrag anzunehmen, als die Eigenſchaften dieſes Fürſten, die der Hervorhebung hier nicht bedürfen, ſie ſtets mit beſonderm Intereſſe und hoher Achtung erfüllt hatten, und ihre hohen Verwandten, vorzüglich die gute alte Großmutter ſo glücklich über dieſe günſtige Wendung ihres Geſchickes ſich bezeigten.

Nur eine kurze Stunde hatte der Großherzog die liebliche Erſcheinung in Bruchſal geſehen; aber ſie hatte hingereicht, ihn den ganzen Zauber richtig ahnen zu laſſen, den ſie ver-

hieß und erfüllt hat. — Die Vermählung wurde zu Wien in dem vom Prinzen Guſtav bewohnten Auersperg'ſchen Palais am 5. Mai des folgenden Jahres (1831) vollzogen und am 2. Juli führte der Großherzog ſeine junge Gemahlin in ſein Schloß zu Oldenburg.

Sie trat in die neue Sphäre mit dem ganzen Schatze edelſter Pflichttreue und liebender Hingebung, der in ihrer Seele aufbewahrt lag. Jung, ſchön, anmuthig wie ſie war, überall ausgezeichnet und gefeiert, verließ ſie dennoch ohne Bedauern die glänzenderen Freuden der Kaiſerlichen Hauptſtadt, um im Kreiſe ſtillerer Häuslichkeit und in der Mitte eines biedern und treuen Volkes den klar erfaßten Beruf der Gattin, Mutter und Landesfürſtin zu erfüllen. Sie war es ſich vollkommen bewußt, daß ſie mit dem Eintritte in dieſe Kreiſe eigentlich ihre Jugend hinter ſich ließ. Sie wurde die Stiefmutter der drei Kinder ihres Gemahls, damals von zwölf, eilf und vier Jahren, denen ſie ſogleich von Anfang an alle Sorgfalt einer eignen Mutter widmete; als Fürſtin des Landes harrten ihrer ernſte Pflichten, die ſie getreulich zu erfüllen geſonnen war, und die einſame Höhe, auf der die Fürſten dieſer Welt nun einmal ſtehen, ſo wie die eigenthümlichen Verhältniſſe bei dem im Allgemeinen ſtillen und abgeſonderten Hofe und Leben Oldenburgs konnten ihr nur wenig von dem gewähren, was die Jugend eigentlich zur Jugend macht. Aber wenn auch die liebevolle Verehrung für ihren Gemahl, deſſen Gaben des Herzens, des Geiſtes und des Charakters ſie immer mehr in tiefſter Seele erkannte und empfand, wenn auch die erhabene Beſtimmung, zu der ſie die Vorſehung berufen,

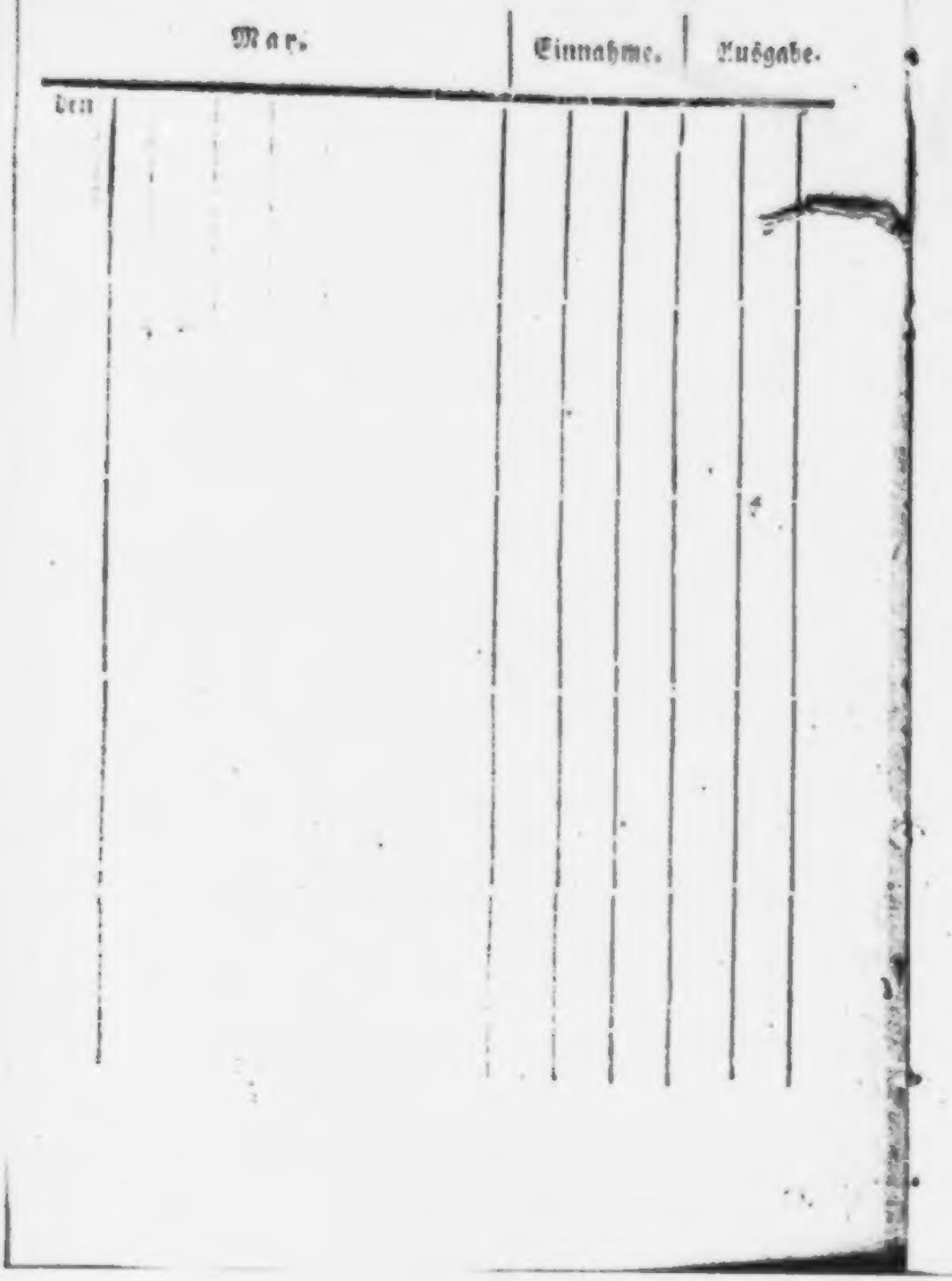
Mar.
Einnahme.
Ausgabe.
den

nichts von dem bedauern ließ, was hinter ihr lag, so überwand sie doch anfangs nur schwer die weite Trennung von den geliebten Geschwistern und den Abschied von der ihr so lieb gewordenen zweiten Heimath, so daß ein gewisses natürliches Zagen bei dem entscheidenden Schritte in eine ihr so gänzlich unbekannte Welt ihre Seele wohl umfangen mochte. Ein großer Trost für sie war, daß die treue Freundin, welche schon einen Theil ihrer Jugend geleitet und welche die sterbende Mutter ihr gleichsam hinterlassen hatte, die Baronesse Christa Scharnhorst, zufolge der rücksichtsvollen Bestimmung des Großherzogs als ernannte Hofdame bei ihr blieb. Wohl selten hat ein edleres Freundschaftsband bestanden. Erst der Tod hat es gebrochen nach mehr als zwanzigjähriger ungetrübter, stets wachsender Innigkeit. Aber ganz zu lösen vermochte auch der Tod es nicht, da die Zurückbleibende ihr ganzes Dasein mit aller Liebe des Herzens für die hohe Vorangegangene dem jungen Leben geweiht hat, das die Verklärte scheidend an ihr Herz gelegt.

Zwölf Jahre und sieben Monate war die Dahingeschiedene das Licht und die Wärme ihrer Sphäre und nah und fern hat sie Alles beglückt und erfreut, was ihre milden Strahlen erreichen konnten. Ihr ganzes Wesen war die Wahrheit und die Klarheit selbst, so weit die mit sterblichem Stoffe gemischte Menschennatur es zu sein vermag. Alles an und in ihrer Erscheinung war ächt und diese Erscheinung selbst unendlich lieblich und erhaben zugleich. Aller bloße Schein war ihr fremd und zuwider und wie sie *erschien*, so war sie *ganz*. Ihr eben so bezauberndes als großartiges Aeußere war nur der reine

und glückliche Ausdruck ihres Innern; ihre wahrhaft königliche Haltung, die einfache Form ihres wahrhaft königlichen Gemüths; ihre gewinnende Milde, das durchschimmernde Licht der liebevollen Wärme ihrer sanften Seele; ihre Freundlichkeit, der Strahl ihres theilnehmenden Herzens und ihres anmuthigen Geistes; ihr Ernst, das Siegel so mancher bestandenen schweren Prüfung und einer Gott ergebenen wahren Frömmigkeit, deren feste gläubige Tiefe sich durch die Oberfläche der Dinge nicht mehr erschüttern ließ; ihre besonnene Ruhe, der bescheidene Triumph der geläuterten Harmonie einer Seele in vollem Gleichgewicht; und ein Hauch stiller Wehmuth, der das Ganze umfloß, das leise Zittern einer Seele, durch die seit frühster Jugend so vieles Leid gezogen und noch immer zog. —

Auch während ihres sonst so glücklichen ehelichen Lebens waren ihr die herben Prüfungen und tiefsten Schmerzen der Seele nicht erspart. Ihre Hoffnungen, Mutter zu werden, wurden mehrmals zerstört und zweimal das süße Glück es zu sein nach einem kurzen Jahre seliger, wenn auch oft durch trübe Sorge unterbrochener Freuden grausam wieder vernichtet! — Glaube, Muth und Geduld aber haben sie nie verlassen, — freilich leider nur, um sie in der eignen frühen Sterbestunde an der Wiege eines neugeborenen Glückes mit der frommen Kraft des ewigen Scheidens zu erfüllen! —

Es verging fast kein Sommer oder Winter, wo sie nicht den Verlust eines oder mehrerer verwandten oder befreundeten Leben zu betrauern gehabt hätte. Auch viel sonstiger Kummer und Sorgen aller Art blieben nicht aus. Besonders er-

füllte sie das verfehlte häusliche Glück des so innig geliebten Bruders nur zu bald mit schmerzlichster Theilnahme und bis an ihr Ende leider in stets zunehmendem Maße. — Auch die bittere Erfahrung, sich oft und in ihren heiligsten Empfindungen verkannt und sogar verdächtigt zu sehen — freilich das gemeine Loos auch des edelsten Sterblichen! — wurde ihrem Herzen nicht erspart. Aber nur Wehmuth blieb davon zurück und nie kam Groll oder Unversöhnlichkeit in ihr immer argloses Gemüth.

Sie litt auch, trotz einer ursprünglich kräftigen Organisation, oft an Kränklichkeit und körperlichen Schmerzen, vielleicht in Folge des im Allgemeinen naßkalten Klimas von Oldenburg, an das sie sich nie recht gewöhnen konnte und das sie namentlich sehr empfindlich gegen Erkältungen machte, obgleich sie dem äußern Anscheine nach in zunehmender Fülle der Gesundheit strahlte. Es zeigte sich allmälig, daß ihre Nerven der leidende Theil seien und es schien, als wären sie von einem eigenthümlich schweren Druck und von einem gleichsam gehemmten Laufe der Lebensthätigkeiten gebunden und gefesselt. Dies hinderte sie denn natürlich wieder an der äußern Bewegungslust, und dieser Mangel mochte dann in schlimmer Wechselwirkung das ursprüngliche Uebel wohl nur noch vermehren. Eine zeitweise Schwere der Gefühle und eine besondere Wehmuth der Stimmung muß bei den vielen trüben Ereignissen ihres Lebens dadurch nur gesteigert worden sein, obgleich man bei gewöhnlicher Beobachtung nichts davon bemerkte und auch überhaupt wohl nur sehr selten Jemand außer der treuen und bewährten Freundin, vor der ihre ganze schöne Seele immer offen da lag, um ihre trübsten Stunden gewußt hat. Dabei aber war

ihr jede Art von Laune, Verdrießlichkeit oder Mißmuth durchaus fremd und die tiefeigenste innere Klarheit und Heiterkeit ihrer Seele litt niemals darunter. Es war vielmehr immer nur die allgemeine Mattigkeit und Abspannung, worunter der Körper litt.

Ihr Leben mit dem verehrten und geliebten Gemahl war vom ersten Beginne bis zum letzten Athemzuge stets so beglückt, als beglückend und von einer so schönen und erfüllten gegenseitigen Innigkeit, wie es in allen Verhältnissen und Lagen des Lebens wohl immer nur eine Seltenheit ist. Wie das unbedingteste und unbeschränkteste Vertrauen zwischen dem hohen Paare bestand; wie zwischen die reinen Spiegel ihrer Seelen kein störendes Atom sich drängte; wie der Großherzog Alles in seiner geliebten Gemahlin fand, was den Edelsten beglücken muß; ächte Weiblichkeit, lautere Güte, richtiges Gefühl, unverfälschbare Wahrhaftigkeit, einfach treffendes Urtheil, feinen Takt, Theilnahme für alles Gute und Edle, Bildung, Kenntnisse und Talente aller Art, Geschmack, Heiterkeit des Umgangs, einen angenehmen Geist, und bei alle dem so holde Anmuth und seltene äußere Schönheit; — so war sie stets liebevoll bemüht, jede Sorge aus seiner Seele zu verscheuchen oder wenigstens sie ihm tragen zu helfen und Alles zu entfernen, was ihn hätte beängstigen oder betrüben können; so verläugnete sie mit liebenswürdigster Aufopferung sich selbst, um ihm nur Freude zu machen. Aber wie wurde es auch erkannt und vergolten! Sie war auf das Zärtlichste und Edelste geliebt, wie eine Frau nur geliebt werden kann. Die Stellung und der Wirkungskreis, den ihr der Gemahl an seiner Seite und in

seinem Leben einräumte, war so schön als hoch. Er theilte Alles mit ihr und gewährte ihr Alles, was ein so edles Herz nur wünschen konnte. Dennoch war das, was man gewöhnlich Einfluß nennt, nur beschränkt und weit geringer als man im Allgemeinen anzunehmen geneigt war. Denn sie besaß eben so wenig Herrschsucht als äußern Ehrgeiz und sie verlangte nicht über die schöne Sphäre der Liebe, der Versöhnung, der Lebensverschönerung und des Wohlthuns hinaus, die sie so herrlich ausfüllte.

Ihr häusliches Leben war geregelt und einfach; am liebsten war sie mit ihrem Gemahl, besonders Abends, wo sie ihm vorzulesen pflegte. Seitdem ein gutes Theater in Oldenburg bestand, wozu sie wesentlich den Antrieb gegeben und auch eine Summe Geldes aus ihrer eignen Chatulle geschenkt hatte, besuchte sie dieses ein paarmal die Woche mit ihrem Gemahl, der auch darin ihren Geschmack theilte, und fand lebhaftes Vergnügen an dieser Unterhaltung, obgleich man auf das eigentliche Drama beschränkt und in der Regel Oper, Ballet und dergleichen ausgeschlossen war. Spielgesellschaften liebte sie nicht, auch nicht große Concerte, obgleich sie eine große Liebe und selbst ein sehr schönes Talent für die Musik hatte. Das Tanzen hatte sie eigentlich schon vor ihrer Vermählung aufgegeben, doch mochte sie es gern, wenn Andere um sie her vergnügt beim Tanze waren. Sie besuchte zwar hin und wieder die Bälle der Casinogesellschaft in Oldenburg, auch einzelne Privatbälle und Gesellschaften und erkannte immer mit freundlichstem Danke, was man zu ihrer Unterhaltung that; allein eigentliche Vergnügungen konnten dies für sie wohl nur selten

ſein. Ihre beſten Lebensfreuden ſuchte und fand ſie daher nur im häuslichen Kreiſe. Ihr liebſtes Vergnügen beſtand außerdem im Reiſen, und das ſuchte ihr der Gemahl, ſo weit es ſonſt die Umſtände geſtatteten, gern zu gewähren. So wurden außer den mehr regelmäßigen kleinen Reiſen nach Eutin, und einer oder zwei Badereiſen, nähere oder entferntere Reiſen nach Wien, nach Carlsruhe, nach Birkenfeld, nach Weimar, nach London und nach Paris gemacht, von denen namentlich die beiden letzten (1837 und 1840) ſie außerordentlich lebhaft anregten und den tiefen Kummer heilen halfen, der zweimal das liebende Mutterherz ſo ſchwer getroffen hatte.

Der Sommeraufenthalt auf dem Luſtſchloſſe zu Raſtede, anderthalb Meilen von der Reſidenz, der im erſten trüben Sommer ihres Eintritts in Oldenburg ſo unfreundlich auf ſie gewirkt hatte, war ihr in den letzten Jahren ihres Lebens nach einigen weſentlichen, ihr zu Liebe vorgenommenen Veränderungen und Verſchönerungen, ſehr lieb und angenehm geworden, ſo daß ſie dort ſehr gern einige Monate mit ihrem Gemahl und den Kindern in ländlicher Stille zubrachte.

Das Verhältniß der Großherzogin zu den Kindern ihres Gemahls war ganz das einer eignen Mutter. Dieſe liebten ſie zärtlich, ſchwärmeriſch, und ſie widmete ihnen die größte Liebe und Sorgfalt, ſo daß die ihnen ſo früh geraubte Mutter vollkommen erſetzt war. Sie nahm vielfach leitenden Antheil an ihren Unterrichtsſtunden, namentlich am Religionsunterrichte und wirkte auch insbeſondere auf die zweckmäßige Umgebung und Führung des jungen Erbgroßherzogs ſehr fördernd ein. Als die älteſte Prinzeſſin, die Herzogin Amalie, ſich mit

dem König Otto von Griechenland vermählte (1836 den 22. November), bestand das innige Verhältniß zu derselben, trotz der weiten Entfernung, durch den regelmäßigsten und fleißigsten Briefwechsel fort, indem jede der beiden hohen Damen in jedem Monate wenigstens zwei Briefe schrieb, und empfing. Einmal gaben sich die hohen Eltern und die Tochter eine Zusammenkunft in der Schweiz (1838) und einmal kam die Königin zum Besuch nach Oldenburg (1842), wo die Großherzogin Alles aufbot, um dem geliebten Gaste den Aufenthalt im Vaterhause so angenehm als möglich zu machen, und je mehr und mehr von der Lieblichkeit und den ausgezeichneten, sich immer schöner entfaltenden Eigenschaften der jungen Königin entzückt war. Die Kinder mochten es niemals hören, wenn von der „Stiefmutter" gesprochen wurde, und als bald nach deren Hinscheiden Jemand in Gegenwart der Herzogin Friederike sich dieses Wortes bedienen wollte, verbesserte sie es augenblicklich, „denn wie eine rechte Mutter habe die Verklärte sie stets geliebt." Mit einem Worte, die jungen Herrschaften sahen in ihr stets den Inbegriff aller menschlichen Schönheit und Vollkommenheit und hätten diese Ueberzeugung gewiß durch nichts anfechten lassen.

Als Fürstin des Landes hatte sie sich einen weiten und schönen Kreis von Pflichten gezogen, deren Erfüllung ihr stets am Herzen lag und darin stets unversiegbare Quellen von Wohlwollen, Theilnahme, Langmuth, Gerechtigkeit, Milde, Rücksicht und Großmuth fand. Für die Wohlfahrt des Landes und seiner biedern Bewohner hatte sie die wärmsten Gefühle und, so weit sie vermochte, die thätigste Sorge.

Nachdem sie die Verhältnisse in ihrem neuen Wirkungskreise einigermaßen kennen gelernt hatte, faßte sie den Entschluß, eine Schule für Mädchen in der Stadt Oldenburg zu gründen, die ihr mit Recht ein Bedürfniß zu sein schien, und führte denselben aus, trotz mancher Schwierigkeiten und trotz der wenigen Anerkennung, die der Sache anfangs zu Theil wurde. Im blühendsten Zustande aber hat sie die Ihr zu Ehren Cäcilien-Schule genannte Anstalt, der sie unablässig ihre regste Sorgfalt und Bemühung widmete, zurückgelassen und sich in den Herzen aller frühern und spätern Schülerinnen ein unvergängliches Denkmal der Liebe und Verehrung gestiftet. Sie führte bis an ihren Tod selbst die obere Leitung der Anstalt und oft überraschte sie ganz unbegleitet Lehrer und Schülerinnen durch ihre Anwesenheit in den Unterrichtsstunden.

Außerdem war sie Vorsteherin der Armen-Industrieschule und der Kinderbewahrschule in der Stadt Oldenburg. An den Orten, wohin die Kinder oft weite Wege zur Schule haben, gründete sie Suppenanstalten, wo die Kinder Mittags gespeist werden, die nun, namentlich im Winter, die doppelten Wege sparen, nicht mehr auf ein mitgebrachtes Stück trocknen Brods angewiesen sind und seitdem auch regelmäßiger die Schule besuchen. — Alle diese Stiftungen hat sie noch kurz vor ihrem Tode in ihrem letzten Willen bedacht und die ganze bei ihrer Vermählung empfangene Morgengabe unter dieselben vertheilt.

Ueberall, wo ein nützliches Streben zu unterstützen, wo wohlthätige Zwecke zu fördern, wo Redlichkeit, Talent und

Fleiß ohne Rath und Hülfe waren, wo Noth und Armuth keinen Ausweg sahen, da war es gewiß auch die Großherzogin, die mit unzerstörbarem Wohlwollen, und so weit Mittel und Wege ihr zu Gebote standen, wirksam half, förderte, rieth und tröstete. Dabei war ihre Wohlthätigkeit umsichtig und wohlbemessen, und wenn gleich das Geben, Helfen und Freudemachen ihrem eignen Herzen eine erquickende Wohlthat war und ihr das kindlichste Vergnügen gewährte, das sie immer gern ohne Aufschub erhaschen mochte, so beobachtete sie darin doch ein kluges Maß und eine pünktliche Geschäftsordnung, wie sie denn überhaupt einen großen Ordnungs- und Geschäftssinn besaß. Sie ließ es übrigens auch nicht beim bloßen Geben und augenblicklichen Helfen bewenden, sondern bemühte sich auch im einzelnen Falle, die zweckmäßigsten Mittel aufzufinden und ließ die Unterstützten auch später nicht aus den Augen. — Zu gewissen Tagen und Stunden war sie für Jeden, der ein Anliegen an sie hatte, persönlich zugängig.

In allen diesen Angelegenheiten des Wohlthuns und Helfens stand die treue Freundin ihr unermüdlich zur Seite und besorgte unmittelbar unter den Augen der geliebten Herrin Alles, was darauf Bezug hatte, mit eben so großer Pünktlichkeit als milder Form.

In der Beobachtung äußerer Formen und Rücksichten war die Großherzogin eben so zart als gewissenhaft und sicherlich hat sie in ihrem ganzen Leben Niemand wissentlich, oder wo sie es irgend vermeiden konnte, weh gethan. Die Pflichten ihrer hohen Stellung erfüllte sie wie eine Sache, die sich von selbst versteht, immer mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit,

ſelbſt wenn ſie ihr läſtig wurden, was bei ihrem öftern Uebelbefinden und den häufigen Betrübniſſen, die ihr Gemüth trafen, nicht ſelten der Fall war.

In allen Angelegenheiten des Lebens war ſie pünktlich und Ordnung war ihr Bedürfniß. Ihr Geldhaushalt war ſtreng geregelt und niemals überſchritt ſie deſſen Zuſchnitt.— Sie führte einen ſehr ausgebreiteten Briefwechſel und die muſterhafteſte Ordnung in ihren Papieren. Niemals ließ ſie einen Brief unbeantwortet und ſelbſt der geringſte konnte ihr deshalb Sorge machen. Für jede Aufmerkſamkeit, und wäre ſie noch ſo klein geweſen, war ſie auf eine erfreuende Erwiederung, unfehlbar aber immer auf einen freundlichen Dank bedacht.

Beſonders bereitwillig zeigte ſie ſich auch ſtets in der Beförderung der Dinge, welche das Leben verſchönern und veredeln, ſo namentlich in Kunſt und Literatur, wo ſie jedes verheißungsreiche Streben mit Wärme unterſtützte. Sie las gern und viel; in den Morgenſtunden ernſte Sachen; Abends zur Erheiterung. Ihr Geſchmack war rein und geläutert. Für die Kunſt hatte ſie einen ſehr empfänglichen Sinn, doch ſagte ihr darin, wie überall, das Liebliche und Beſänftigende mehr zu, als das Gewaltige und Aufregende. Die Muſik liebte und übte ſie vorzugsweiſe und war ſehr glücklich im Componiren, nicht nur für das Clavier, welches ſie ausgezeichnet ſpielte, ſondern auch für Orcheſter und mehrſtimmigen Geſang. Die Harfe, die ſie früher ſehr geliebt hatte, mußte ſie zu ihrem großen Bedauern aufgeben, weil ſie ihre Nerven zu ſehr angriff.

Rosmäsler sc.

„Ich nehme Dich beim Wort, Wirfsweib!"

Die Malerei hielt sie sehr hoch und, schöne Gemälde konnten sie lebhaft erfreuen; auch liebte sie sehr, ihre Umgebung mit solchen zu schmücken, worin der stets auf ihre Freude bedachte Gemahl sie vielfältig unterstützte. Ueber Alles aber stellte sie die Skulptur, deren Meisterwerke sie in Entzücken versetzten.

Für Anordnung und Einrichtung des Lebens besaß sie einen ausgezeichneten Geschmack, und die Räume, in denen sie lebte, trugen das Gepräge ihrer selbst und den Stempel anmuthigster Behaglichkeit.

Alles, was sie sagte und that, geschah mit königlichem Anstande, ohne dabei den Zauber der zartesten Weiblichkeit zu entbehren. Wenn sie in die glänzendste Versammlung trat, war ihr Erscheinen überwältigend, prächtig und herzgewinnend lieblich zugleich.

Als Tochter war sie ein Muster gewesen. Als Schwester und Verwandte liebte sie und war sie geliebt wie Keine. Als sie dahin geschieden, riefen alle Herzen wie mit Einem Munde, und jeder untröstliche Brief wohlmeinenden Trostes, den der trauernde Gemahl empfing, mußte gleichsam wie von magnetischer Gewalt gezwungen in den allgemeinen Seufzer einstimmen: Ach! unser „Engel" ist nicht mehr!

Der Freundschaft — und sie vereinte das seltene Glück, eine wahre Fürstin und eine wahre Freundin sein zu können — gab und entlockte sie die herrlichsten Blüthen des Lebens, die dann, jeden Unterschied des Standes und der äußern Stellung liebreich umhüllend, nur die Gleichheit der edlen Herzen erkennen ließen.

Als Herrin und Gebieterin war ſie die Güte und milde Rückſicht ſelbſt. Wer jemals zu ihren Dienern gehört hatte, war ihr auf Tod und Leben ergeben. Sie nahm den lebhafteſten Antheil an dem Ergehen eines Jeden derſelben, half gern, und oft noch vor der Klage oder Bitte, wenn es Noth that und möglich war.

Ihr Umgang war voll milder Heiterkeit, an Allem theilnehmend und freundlich gegen Jedermann. Sie liebte und und übte gern im geſelligen, beſonders im vertrauten Kreiſe den Scherz; konnte ſich mit kindlicher Hingebung dem frohen Augenblicke überlaſſen und vermochte eben ſo herzlich zu lachen, als ernſten Geſprächen zu folgen.

So war das Leben und Weſen dieſer unvergleichlichen Frau — ein reiner Spiegel urſprünglicher und erworbener hoher menſchlicher Vortrefflichkeiten! —

Aber das Köſtlichſte von Allem war der tiefe Grund, auf dem alle dieſe herrlichen Eigenſchaften ruhten: die unerſchütterliche ſittliche Würde und der fromme Gottesglaube, die den eigentlichen Kryſtallkern ihres Seins bildeten. Sie war innerlich und äußerlich eine ächte Chriſtin und ihrem lutheriſchen Bekenntniſſe aufrichtig zugethan. Aber gegen Andere war ſie voll ächter Duldung und frägte nicht nach ihrem Glauben.

Die letzten Jahre ihres Lebens war ſie noch mehr von Körper- und Seelenleiden heimgeſucht als in den frühern und namentlich häufte ſich in der Zeit kurz vor der Geburt des jüngſten Prinzen ſo viel Trübes und Beängſtigendes über ihrem Gemüthe zuſammen, daß man nur mit bangem Zagen

dem bevorstehenden Ereignisse entgegen sah. Sie selbst hatte mehr wie je ein Gefühl der nahenden Gefahr, wenn man es nicht Ahnung nennen will, und in diesem Gefühl verfaßte sie selbst mit großer Umsicht und Ausführlichkeit ihren letzten Willen, wovon jedoch außer dem dabei zu Rathe gezogenen Geschäftsmanne, Niemand der Ihrigen oder ihrer Umgebung, selbst nicht einmal die vertraute Freundin, die geringste Ahnung hatte. So wenig ließ sie selbst dieses ernste Geschäft auf ihr äußeres Benehmen Einfluß gewinnen und so sehr wußte sie sich selbst zu beherrschen, in der liebevollen Absicht, Andern Betrübniß und Sorge zu ersparen.

Und auch dieses letzte Denkmal ihrer Sorgfalt und Thätigkeit für Alles, was nah und fern zu ihr gehörte, legt redendes Zeugniß ab von dem erhabenen Gemüthe, von dem großen Herzen, von dem klaren und festen Geiste, von dem frommen Bewußtsein, von der rücksichtsvollen Milde, von der nie vergessenden Dankbarkeit, von der besonnenen Ordnung, von der sanften Seele voll Liebe und Adel, woraus es hervorgegangen; mit Einem Worte, es ist ein Bild ihrer selbst und der Wünsche für alles Gute und Schöne, die sie über das Grab mit hinaus genommen hat.

Am 23. Januar 1844 gebar sie einen gesunden Sohn; zwar nicht leicht, aber anscheinend ohne große Gefahr. Doch folgten schon bald so heftige Fieber und solcher Andrang des Bluts nach Brust und Kopf, und die Natur schien so unthätig und gehemmt in der Vollziehung der nothwendigen Functionen, daß lebhafte Besorgnisse, wenigstens wegen einer gefährlichen Krankheit, ja für Geisteszerrüttung oder Er-

blindung rege wurden. An das Unglück, welches bevorstand, dachte Niemand. Erst die Nacht vom 26. auf den 27. Januar ließ das Aeußerste befürchten, und auch da erst kam der bestimmte Gedanke des Todes in Ihre Seele. Sie litt viel, besonders an den heftigsten Kopfschmerzen und den qualvollsten Beklemmungen. Doch verließ sie weder die sanfte Geduld noch das klare Bewußtsein. Sie nahm Abschied von allen ihren Lieben und allen Umstehenden, küßte und segnete stumm ihr süßes Kind, dankte Jedem, empfahl Allen auch nach ihrem Tode Liebe, Eintracht und Nachsicht. Die treue Freundin mußte sich auf ihren Wink auf ihrem Lager niedersetzen und fest hielt sie deren Hand umschlungen. Dann verlangte sie von den Aerzten, ihr genau den Augenblick der äußersten Gefahr zu sagen und erwartete gefaßt den Tod. Aber plötzlich schien das edle Leben wieder heller aufzuleuchten. Sie that den ersten — aber leider auch den letzten ganz freien Athemzug, faßte von Neuem Muth und bat um Verzeihung für ihre Schwäche und Verzagtheit. Bald jedoch versank sie in einen Zustand unruhiger Betäubung, in dem sie hoffentlich nichts mehr empfunden hat, der fast zwölf Stunden währte und aus dem sie erst zu einem höhern Dasein wieder erwacht ist. — — —

War je eine Seele reif für den Himmel, so war es diese! und vielleicht weil sie es war, rief der Lenker der Geschicke sie so früh von dieser Erde!? — — Sie vollendete am 27. Januar 1844 Nachmittags um vier Uhr auf dem Schlosse zu Oldenburg im Alter von 36 Jahren und sieben Monaten. —

Rein wie Wenige ist sie vor Gottes Richterstuhle erschienen und unserer Gebete bedarf sie nicht. Gott hat sie viel geliebt und viel geprüft! — Möge ihr seliger Geist das verödete Haus, das trauernde Land und Alle die segnend umschweben, deren Herzen ihr beweinenswerther Verlust so tiefe, unheilbare Wunden geschlagen hat! —

Die Beisetzung der irdischen Hülle der geliebten Todten geschah ohne Gepränge am 8. Februar in der großherzoglichen Familiengruft auf dem St. Gertruden-Kirchhofe vor Oldenburg.

Der kleine Prinz, der in der heiligen Taufe die Namen Anton Günther Friedrich Elimar erhalten hat, der theure Preis eines so hohen Opfers, ist ein kräftiges und gesundes Kind, das eine gnädige Vorsehung zum Troste seines schwer geprüften Durchlauchtigsten Vaters wachsen und gedeihen lassen möge!

Leider ist von der hohen Verstorbenen kein genügendes Bildniß vorhanden, obgleich sie zu verschiedenen Zeiten gemalt worden ist, auch mehrere Lithographien nach diesen Bildnissen erschienen sind.

Auch das hier beigegebene Bild ist noch nicht ganz entsprechend.

Mehrere Portraits die nach ihrem Tode gemalt worden, lassen ebenfalls alle viel zu wünschen übrig.

Im Herbst 1843 hat jedoch der rühmlichst bekannte Bildhauer Carl Steinhäuser in Rom, bei seiner damaligen Anwesenheit in Oldenburg die Ehre gehabt, die Büsten des

Großherzogs und der Großherzogin zu formen, die er nachher in Rom in Marmor ausgeführt hat. Die Modelle versprachen vollkommene Aehnlichkeit und die Ausführung soll nicht minder ausgezeichnet gelungen sein. Die Büsten sind bereits seit längerer Zeit unterwegs, aber in diesem Augenblicke noch nicht hier angekommen. Man darf aber doch nun wenigstens hoffen, ein treues Abbild der Unvergeßlichen für die Zukunft aufbewahrt zu sehen.

Friederike Sophie Wilhelmine,

Markgräfin von Bayreuth.

Es bedarf manchmal der Wiederauffrischung interessanter Namen im großen Publiko, welche, da sie nicht gerade welthistorisch, im raschen Fortschreiten der Begebenheiten außerdem von diesem vielleicht ganz vergessen würden. Dahin gehört auch die Lieblingsschwester König Friedrichs des Großen, die doch durch ihren Einfluß auf dessen Jugendleben, wie durch ihre eigne Liebenswürdigkeit und geistige Ausbildung vor so vielen andern hochgestellten Frauen ihrer Zeit sich ausgezeichnet hat. Jene Wiedererinnerung an sie veranlaßte neuerdings das geniale dramatische Zeitbild von Gutzkow, das er Zopf und Schwert — vielleicht nach jener Zeit charakterischer Zopf und Pallasch — nannte, und worin diese Prinzessin und ihre Verlobung mit ihrem nachherigen Gemahl, dem Erbprinzen von Bayreuth, eine bedeutende Stelle einnimmt. Der Beifall, den dieses Drama auf allen Bühnen Deutschlands, die es ihren Verhältnissen gemäß darzustellen sich nicht scheuten, erhielt, erweckte von Neuem das Interesse für jene liebenswürdige Fürstin, und auch wir fanden uns dadurch veranlaßt, ihr Portrait in diesem Jahrgange unsers Taschenbuchs mitzutheilen. Es ist nach einem größern gleichzeitigen Originalgemälde, das sich auf dem Königl. Lustschloß Pillnitz

befindet, treu copirt und dürfte daher gewiß das Gepräge vollkommener Aehnlichkeit an sich tragen.

Um aber auch zugleich ein biographisches Gemälde dieser Fürstin zu entwerfen, dazu bieten sich aus der Zeit ihrer Jugend, wie den ersten Jahren nach ihrer Vermählung so viele und so anziehende Materialien dar, wie wohl selten für die Charakteristik einer so hochgestellten Frau. Es sind dieses die von ihr handschriftlich hinterlassenen **Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine, Margrave de Bareith, soeur de Frédéric le grand, depuis l'année 1706. jusqu'à 1742. Ecrits de sa main**, welche im Jahre 1810 bei Vieweg in Braunschweig im Druck veröffentlicht wurden. In ihnen spiegelt sich aufs Unbefangenste dieses liebenswürdige Wesen in all seiner Innigkeit und Einfachheit. Sie tragen in sich selbst das Gepräge der Wahrheit, denn es würde unmöglich sein, diese kleinen Züge aus dem Familienleben König Friedrich Wilhelms, wie späterhin des Schwiegervaters dieser Fürstin, des Markgrafen Georg Friedrich Karl, zu erdichten, und ihnen die oft wahrhaft überraschende Naivetät und Offenherzigkeit zu verleihen, die manchmal auf die erheiterndste Art überrascht. Zwar erschien in demselben Jahre auch eine Art von Uebersetzung derselben unter dem Titel: Denkwürdigkeiten aus dem Leben u. s. w., Tübingen, Cotta, sie geht aber selbst dem Titel nach nur bis zum Jahre 1733, und der Uebersetzer bedauert in der Vorrede, daß ein Theil des französischen Manuscripts, das er einer besonderen Huld verdanke, durch einen unglücklichen Zufall verloren gegangen sei, da aber der Vorredner der vorgedachten Originalherausgabe be-

reits warnt, diese mit andern Memoiren der Prinzessin zu verwechseln, die im Begriff zu erscheinen stünden und von denen man schon eine mittelmäßige deutsche Uebersetzung besitze," so dürfte eine zeitgemäße Uebertragung der beiden Bände dieser authentischen und ausführlichern Memoiren wohl erwarten dürfen, mit Beifall aufgenommen zu werden *).

Leider erlaubt es uns die Beschränkung des Raums hier nicht, diese reichen Materialien zu benutzen, die auch den größten Theil ihres Reizes verlieren würden, wenn sie nicht in der Kindlichkeit sich darstellten, wie sie in jenem Werke geboten werden, sondern wir können blos einige allgemeine Umrisse von dem Leben und Verhältnissen dieser Fürstin mittheilen, uns aber doch nicht versagen, gleichsam als Unterschrift zu diesem Bilde eine Charakteristik derselben hier einzuschalten, wie wir sie in des berühmten Freiherrn von Moser „Mannigfaltigkeiten" aufgenommen finden, wo bei Gelegenheit ihrer Verbindung mit dem Erbprinzen von Bayreuth gesagt wird: „Die Größe und die Annehmlichkeit des Geistes dieser Prinzessin, welche sie mit dem Lichte der Vernunft verband, zog sich, so wie die Bewunderung und Verehrung ihres Bruders, also auch die Hochschätzung und Liebe ihres Gemahls zu. Sie brachte den Geist der wahren Hoheit, der Geselligkeit und die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften mit sich nach Bayreuth. Das rohe Wesen, das starke Trinken und die öffentlichen Ausschweifungen wurden durch sie vom Hofe verbannt."

---

*) Sie wird vielleicht in kurzer Zeit von Th. Hell verfaßt im Verlage der Hinrichs'schen Buchhandlung erscheinen.

Doch welche Feder vermochte wohl dieſe treffliche Fürſtin würdiger zu ſchildern, als die ihres geliebten Bruders König Friedrichs II. ſelbſt. Dies ging ſchon früher aus ſeiner poetiſchen Epiſtel an ſie hervor, die mit den ſchönen Worten beginnt:

Digne et sublime objet d'une amitié sincere,
Soeur, dont la solide vertu
Te fait l'idole de ton frère etc.

Aber auch in vertrauten Briefen äußerte er ſich mehrfach in gleicher Art über ſie. So ſchreibt er, als er nur erſt noch eine Ahnung ihrer gefährlichen Krankheit hatte: „Was Sie mir über meine Schweſter von Bayreuth ſchreiben, macht mich zittern. Nach meiner würdigen Mutter iſt ſie für mich das am zärtlichſten geliebte Weſen in der Welt. Sie iſt eine Schweſter, die mein Herz und mein ganzes Vertrauen beſitzt und deren Charakter höher ſteht, als alle Kronen der Welt. Ich bin ſeit meiner zarteſten Kindheit mit ihr auferzogen worden, Sie können daher leicht denken, daß zwiſchen uns Beiden, jene unauflöslichen Banden der Liebe und Anhänglichkeit fürs ganze Leben vorwalten, welche alle andern Verbindungen und die Ungleichheit der Jahre nie befeſtigen können. Wollte der Himmel, daß ich vor ihr ſtürbe." Und am 21. October 1758, kurz zuvor ehe er die Nachricht von ihrem Tode erhielt, der an dem Tage der unglücklichen Schlacht bei Hochkirch ſtattfand, an einen andern Freund: „Rauben Sie mir, ich beſchwöre Sie, die Hoffnung nicht, welche die einzige Zuflucht der Unglücklichen iſt. Bedenken Sie, daß ich mit meiner Schweſter von Bayreuth geboren und erzogen worden bin, daß ſolche frühſte Anhänglichkeiten unauflöslich

sind, da die innigste Zärtlichkeit zwischen uns nie die geringste Störung erlitt, daß wir zwei getrennte Körper aber nur Eine Seele sind, bedenken Sie, daß, nachdem ich alle Art von Unglück erduldet habe, das fähig ist, mir das Leben zu verleiden, mir nur noch dieses, das ich befürchten muß, übrig bleibt, um es mir unerträglich zu machen. Dies ist der Grund meines Herzens und ich schildere Ihnen nur einen Theil der traurigen Ideen, welche darin herrschen."

Des liebenden Bruders Auftrag an Voltaire, durch eine Ode an die Verklärte ihren Namen der Unsterblichkeit zu weihen, ist bekannt, und wie er damals, als dieser nur ein kleines Gedicht an ihn sendete, sich gegen ihn dahin erklärte: „Ich wünsche etwas Hervorstechendes. Ganz Europa muß mit mir eine zu wenig gekannte Tugend beweinen." Worauf denn die in Voltaire's Werk aufgenommene große Ode erfolgte. Aber auch 15 Jahre später war des Königs Trauer über diesen unersetzlichen Verlust noch so lebendig als damals und er ließ ihr einen Tempel der Freundschaft in den Gärten, die er am öftersten und liebsten besuchte, errichten, „wohin er häufig ging, um an solchen Verlust und das Glück zu denken, das er ehemals genoß."

Doch nunmehr zu einem kurzen Umrisse des Lebens dieser so hochgeehrten und innig geliebten Fürstin. Sie war das zweite Kind Friedrich Wilhelms I., damaligen Kronprinzen, nachherigen Königs von Preußen, und ward am 3. Juli 1709 zu Potsdam geboren. Vor ihr war bereits ein Prinz geboren worden, der aber wie ein zweiter, der 1710 das Licht der Welt erblickte, bald wieder starb, bis am 24. Januar 1712 Friedrich

der Große ihr geschenkt ward. Bereits im Jahre 1715, wo sich sehr viele bei der Belagerung von Stralsund gefangen genommene schwedische Offiziere in Berlin befanden, sagte ihr einer derselben, Namens Kron, in Gegenwart des Hofes aus den Linien ihrer Hand voraus, daß ihr ganzes Leben ein Gewebe von Widerwärtigkeiten sein, und sie von vier gekrönten Häuptern werde zur Braut verlangt werden, nämlich von Schweden, England, Rußland und Polen, von denen sie sich aber mit keinem vermählen werde, was Alles in der Folge nur zu sehr eintraf.

Friederike Sophie Wilhelmine zeigte von früh an viel Einsicht und Verstand. Frau von Sonsfeld lehrte sie englisch, italienisch, Geschichte, Geographie, Musik und sie machte in allen diesen Wissenschaften und Künsten reißende Fortschritte. Der Eifer, mit welchem sie sich auf das Studium derselben legte, war so lebhaft und anhaltend, daß man genöthigt war, ihn zu mäßigen, da man unglückliche Folgen für ihre Gesundheit befürchtete. Als sie noch sehr jung war, dachte man schon sie zu vermählen, und die Erbprinzen der obenerwähnten Kronen kamen dabei in mehrfache Ueberlegung, während ihre Mutter, eine hannöversche Prinzessin, stets alles Mögliche anwendete, um für eine Verbindung mit England zu wirken. Doch scheiterten nach und nach alle diese Projekte an politischen oder persönlichen Hindernissen.

Die Prinzessin verlebte eine sehr traurige und unglückliche Jugend. Sie hatte von der üblen Laune ihrer sehr halsstarrigen und wenig gebildeten Mutter viel zu erdulden, mehr aber noch von ihrem Vater, dessen eigenthümlicher Charakter

geschichtlich bekannt ist, und der bei vielen Regententugenden und oft großartigen Ansichten, in seinem Hause ein Tyrann aus Wohlmeinen für das Glück und Heil seiner Kinder war. Tausendfache Züge in dieser Beziehung finden sich in den vorgedachten Memoiren und Schläge und Schimpfreden wurden der armen Wilhelmine vielfach zu Theil. Endlich erkrankte sie durch diese schlechte Behandlung, und zu einem steten Irrsein gesellten sich zuletzt noch die Blattern. Doch genas sie wieder von ihnen, ohne daß sie Spuren zurückgelassen hätten und während dieser Krankheit besonders knüpfte sich das innige Verhältniß, das sie mit ihrem Bruder Friedrich verband, immer fester. Wie unglücklich sie durch die vereitelte Flucht ihres Bruders und die seinem Leben drohenden Folgen derselben werden mußte, ist daraus leicht begreiflich. Ihr Vater behauptete, daß sie in diese Verabredung mit eingeweiht gewesen sei und behandelte sie deshalb mit noch größerer Härte als gewöhnlich, so daß er sie Infame Canaille nannte und ihr mit der Faust so starke Stöße ins Gesicht gab, daß sie ohnmächtig davon ward und ferneren thätigen Mishandlungen nur durch die herbeieilenden Personen entzogen werden konnte. Langer Stubenarrest war darauf die anhaltende Folge, bei welchem ihr kaum die nothdürftigste Nahrung zu Theil wurde. Nicht lange darauf wollte sie der König an einen Prinzen vermählen, gegen den sie den größten Widerwillen fühlte. Es war der Herzog von Weißenfels, dem jeder äußere wie innere Vorzug fehlte. Glücklicherweise ging die Vermählung zurück. Dagegen gab sie am 20. November 1731 dem Erbprinzen von Baireuth, Friedrich, ihre Hand, ob sie ihn gleich vorher nie

gesehen hatte. Er galt für ausschweifend und zügellos, doch rühmte man sein gutes Herz, wie seine Liebe für Künste und Wissenschaften. Einige Tage darauf ging sie mit ihm nach Bayreuth ab, wirkte durch ihren eignen trefflichen Charakter wohlthätig auf ihren jugendlichen Gemahl — er war zwei Jahre jünger als sie — ein, und lebte mit ihm, wenn auch in ungemein beschränkten und oft wahrhaft kärglichen Umständen, doch mit dem einfachen Loose zufrieden, welches die Hand des Himmels ihr zugetheilt hatte.

Vier Jahre darauf, am 17. Mai 1735, gelangte ihr Gemahl zur Regierung und zeichnete sich vor vielen damaligen regierenden Fürsten besonders durch die Beförderung von Künsten und Wissenschaften in seinem kleinen Lande aus, wie ihm denn auch die Universität Erlangen ihre Begründung 1743 zu verdanken hatte. Mehrfache Krankheiten des Markgrafen sowohl als der Markgräfin, einzelne kleinere Reisen, der betrauerte Tod ihrer Eltern und andere häusliche Vorfälle und Familienverhältnisse machen von diesem Zeitpunkte an bis zum Jahre 1742 den Inhalt ihrer Memoiren aus und gewähren nur den Einblick in ein Gott ergebenes, wohlwollendes und die Ihren unverändert liebendes Gemüth, wie denn auch ihre Trauer um den 1740 verstorbenen, zwar harten, aber späterhin mehrmals ihr Beweise von Liebe und Achtung gebenden Vater sich darin aufs Rührendste ausspricht.

Im Jahre 1754 machte sie mit ihrem Gemahle eine Reise nach Frankreich und Italien, wobei sie besonders am französischen Hofe für ihren geliebten Bruder auf alle Art wirksam zu sein strebte, auch ihre bereits in Berlin angeknüpfte Bekanntschaft mit Voltaire, in dessen Werken sich mehrere

sehr geistreiche Briefe von ihr befinden, fortsetzte. Dabei hielt sie nebst dem Markgrafen sich lange mit einem Gefolge von mehr als 50 Personen in Lyon auf, ging von da nach Avignon, Rom und Neapel und kam erst im August des folgenden Jahres in Erlangen an. Doch gewährte diese Reise, welche besonders die Herstellung ihrer schwächlichen Gesundheit zur Absicht hatte, nicht die gewünschten Folgen. Weder die französischen Aerzte, noch ihr eigner Arzt Superville, dessen sie in ihren Memoiren so rühmlich gedenkt und dessen Besitze sie auch die Handschrift derselben testamentarisch hinterließ, konnten ein schleichendes Fieber verhüten, das am 14. October 1758, am Tage der Schlacht bei Hochkirch, ihr Lebensende zur traurigen Folge hatte. Ihr Gemahl folgte ihr am 20. Februar 1763, nachdem er am 29. September 1759 sich wieder mit ihrer Schwestertochter, der Prinzessin Sophia Carolina, des Herzogs von Braunschweig ältester Tochter, vermählt gehabt.

Das einzige Kind der Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine war die Prinzessin Elisabeth Sophie Friederike, die am 30. August 1732 geboren und am 20. September 1748 mit dem Herzoge Karl von Würtemberg vermählt ward. Sie war eine der schönsten Prinzessinnen Deutschlands und der Herzog ein sehr liebenswürdiger Mann. Dessenohnerachtet entstand zwischen beiden Vermählten ein unseliges Mißverständniß, welches endlich so groß wurde, daß die Herzogin ihren Gemahl im Jahre 1758 gänzlich verließ und nun am Hofe ihrer Aeltern zu Bayreuth lebte. Ein Kummer, der die Lebenstage der liebenden Mutter gewiß noch mehr verkürzte.

CORDELIA

Penelope.

Taſchenbuch

für das Jahr 1846.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Neue Folge
Sechster Jahrgang.

Mit Stahlſtichen.

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichſchen Buchhandlung.

a
357 34
=

Penelope für 1846.

Stahlstiche.

Cordelia.

Clara Schumann, geb. Wieck.

Alexander, Freiherr von Ungern-Sternberg.
Nebst biographischer Notiz von Th. Hell.

Inhalt.

	Seite
Blätter aus meinen Erinnerungen. Von W. Alexis. .	1
Eine Wanderung an der Loire. Von W. v. Lüdemann.	72
Die Freimaurerinnen. Novelle von A. v. Sternberg.	127
Clementine Sobieski. Historische Novelle von Julie von Großmann.	217
Helena. Von Gerhard Anton v. Halem	384
Einige biographische Notizen über G. A. v. Halem . .	430

Tag.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Cordelia.

„König Lear.“ Akt IV. Scene 7.

Lear. . . . . O lacht nicht über mich.
Aber so wahr als ich ein Mann bin, mich dünkt
Die Dame hier die sei mein Kind Cordelia.
Cordelia. Das bin ich auch, ich bin's!
Lear. Sind Deine Thränen
Hier naß? Bei Gott, sie sind's! O weine nicht.
Ich bitte Dich.

Clara Schumann, geb. Wieck.

Da ſteht's vor euch das kalte Inſtrument
Ein ſtummer Schatz, nutzlos gemeinem Finder.
Doch horch, es tönt, bald ſtärker und bald linder,
Gewinnet Sprache, wärmet, lodert, brennt,
Erhebet ſich zum geiſt'gen Element,
Dringt an das Herz, macht's friſcher und geſünder
Und liebelt dann wie ſüße Wonnekinder,
Wenn ihre Lippe Vater, Mutter nennt!

Wer gab dies Leben, wer ſchuf dieſe Laute?
Du warſt es, Clara, der's ein Gott vertraute
Das heilige Geheimniß dieſes Wunderklangs.
Wir hören Dich, das ſtumme Werkzeug ſchwindet,
Und in der Sphärenchöre Heimath findet
Der Geiſt ſich, auf den Flügeln Deines Spiel-Geſangs.

Th. Hell.

Baron v. Ungern-Sternberg

Alexander Freiherr von Ungern-Sternberg,

geboren am 22. April 1806 zu Roiel'fer bei Reval in Esthland.

Ueber ihn enthält das Brockhausſche Converſations-Lexicon der Gegenwart einen ausführlichern Artikel, der ſich beſonders mit einer Würdigung des Geiſtes wie der Richtung ſeiner verſchiedenen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten beſchäftigt. Wir wollen weder auf Beſtätigung noch Widerlegung mehrerer dort aufgeſtellten eigenthümlichen Anſichten uns einlaſſen, kann doch die in dieſem Jahrgange unſers Taſchenbuch enthaltene novelliſtiſche Arbeit von ihm ſelbſt in vielfacher Hinſicht dabei mit in die Wagſchale gelegt werden, aber mit wahrer Freude theilen wir hier einen kleinen Aufſatz von ihm mit, der ſich über ſeine ſchriftſtelleriſche Bildung, Richtung und Wirkſamkeit mit ſo liebenswürdiger Offenheit und Beſcheidenheit ausſpricht, daß er ſchon an und für ſich als ein Muſter ähnlicher Selbſtbeurtheilungen angeſehen werden kann. Wir verdanken ihm der Güte, mit welcher der Dichter unſern Bitten um einen Beitrag zu ſeiner kurzen Biographie entgegen kam, und ob er ihn gleich nur zur Auswahl des für uns Zweckmäßigen anheimgab, ſo glauben wir doch daß eben dieſem Zwecke die Veröffentlichung des Ganzen vortrefflich entſpricht. Er ſchrieb uns aber Folgendes:

„Ich habe vier Brüder gehabt, von denen drei ſich für die militäriſche Carrière entſchieden, der vierte aber in früher Jugend ſtarb. Mein Vater war Landrath der Provinz Eſthland; nach ſei-

Julÿ.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

nem Wunsche sollte ich eine diplomatische Laufbahn einschlagen. Nach dem Tode meines Vaters wurde der Wille meines Onkels auf mich einwirkend und brachte zu wege, daß ich mich ausschliessend juristischen Studien hingab, ohne eignen Wunsch und Willen, darum auch ohne günstigen Erfolg. Nachdem ich nach vollendeten drei Studienjahren die Universität Dorpat verlassen hatte, hielt ich mich einige Zeit in Petersburg auf, um dort in der Nähe des Dichters Schukofsky, des damaligen Erziehers des Großfürsten Thronfolgers, auf eine Anstellung in irgend einem gelehrten oder rein literarischen Fache des Staatsdiensts hinzuarbeiten. Schukofsky's Dichtergaben, seine Uebersetzungen deutscher klassischer Dichtungen, mehr noch die persönliche Liebenswürdigkeit dieses ausgezeichneten russischen Autors, fesselten mich an ihn und machten in mir den Muth rege in ähnlicher Weise, wenn auch in untergeordnetem Kreise thätig sein zu dürfen. Allein ich habe nie Sprachtalent besessen und die russische Sprache ist, wie jedermann weiß, der sich mit ihr beschäftigt hat, eine der reichsten, aber auch in ihren Formen am schwierigsten zu handhabenden Sprachen. Ich fand es natürlicher und leichter deutsche Verse zu machen. Meine poetischen Beschäftigungen waren jedoch mäßig und nie kam es mir in den Sinn Schriftsteller werden zu wollen. Der Ruhm und Glanz der deutschen Autoren, wenn ihr Name über das baltische Meer zu unserer Provinz kam, leuchtete in so intensivem Feuer, daß jede Anmaßung mit ihnen zugleich in die Schranken treten zu wollen, als ein wunderlicher und phantastischer Traum erscheinen mußte. Auch hatte ich bereits den einen Fuß auf die große Marmortreppe gesetzt, die zum Justizpallaste hinaufführt und ein Stoß Akten, ein Auszug der Sammlung der Ukasen machte schon ein bleibendes Ornament meines Schreibtisches und Bücherpultes aus. Wenn ich nicht den General Klinger besuchte oder hier und da einem deutschen Akademiker, einem Correspondenten am Journal de Petersbourg, meine Aufwartung machte, so hörte ich nicht von Literatur und Philosophie sprechen, denn in den Gesellschaften von Petersburg liebte man damals nicht, und jetzt noch weniger, dergleichen Discussionen,

die man pedantisch nannte. Klinger war alt und übellaunig; nie hab ich ihn Goethe's Namen nennen hören, nur einmal, als wir auf der Insel Jelagin uns bei einer Lustfahrt befanden, gab er uns eine Beschreibung des Parks von Tiefurt, eine sehr farbenreiche kleine Skizze, die mir noch erinnerlich ist, und dabei sagte er mir, daß dort am Fluß ein Altar stände, auf dem er und Goethe ihre Namen eingezeichnet. „Damals war die Sentimentalität Mode," setzte er mit einem bittern Lächeln hinzu. Als ich später in Weimar lebte und den schönen Park von Tiefurt oft besuchte, hab ich den Altar mit den beiden Namen nicht entdecken können.

Das Verlangen Deutschland zu sehen machte daß ich etwas übereilt den Vorwand benutzte, den die in die Mauern Petersburgs eindringende Cholera bot. Die Ueberfahrt war eine der unglücklichsten und gefährlichsten. Das Dampfschiff blieb fast einen Monat zur See, ohne landen zu können, weil man uns von einem Hafen zum andern schickte, ohne den Muth zu haben uns aufzunehmen. Ich habe diese Ueberfahrt in der Einleitung zu meinen Schiffersagen beschrieben. In Dresden angelangt, schloß ich mich dem Zuge meiner Landsleute an, die die hergebrachte Tour durch die literarischen Salons machten. Auf diese Weise gelangte ich zu Tieck. Einen Mann den ich nicht in diesen Salons fand und dem ich Dank schuldig war, den Hofrath Kind, besuchte ich und fand ihn wohlwollend und freundlich. In dem von ihm herausgegebenen Almanach war mein Erstlingsversuch, eine Erzählung erschienen. Ein älterer Mann, wissenschaftlich bedeutend, aus demselben Lande, ja aus derselben Provinz stammend, der Baron Otto von Stackelberg, neigte sich mir in freundschaftlichem Wohlwollen zu; mit ihm machte ich über Nürnberg die Reise nach Mannheim. Hier vereinigte die verwittwete Großherzogin Stephanie, einen Kreis anmuthiger Geselligkeit. Eine Fürstin in der Weise wie Poeten gewöhnlich schöne Fürstinnen schildern, so geistvoll und in so liebenswürdigen Formen sich bewegend, war diese großherzogliche junge Wittwe recht eigentlich dazu geschaffen den Enthusiasmus der Jugend so wie die Huldigung des Weltmanns und Gelehrten sich zu

erobern. An einem runden Tisch versammelte man sich Abends, man zeichnete, man las, man schrieb Zettelchen und Verse und die französische Grazie unserer fürstlichen Wirthin hatte ein ordnendes Auge über die Productionen dieses kleinen Musensitzes. In Stuttgart wurde mir die Bekanntschaft Gustav Schwab's zu Theil, der an mir auch bewies, was er im Laufe seiner langen literarischen Thätigkeit schon oft bewiesen hat, daß er Freude und Genuß darin findet, jungen Talenten die Bahn zu eröffnen. Und er that dies stets mit jenem unnachahmlichen geistvollen Wohlwollen, das seine Schützlinge zu seinen Freunden machte. Niempsch von Strehlenau (Lenau) begann mit mir zusammen die schriftstellerische Laufbahn; der alte Baron Cotta, mit dem Gustav Schwab uns bekannt machte, nahm Gedichte von Lenau und Erzählungen von mir in's Morgenblatt auf. Bald darauf folgte von jenem ein gesammelter Band und von mir ein Novelle: Die Zerrissenen. Die aufgeregten Zeiten, ihre Affectation, ihre wirklichen und ihre gemachten Sympathieen finden sich in der unfertigen und schülerhaften Improvisation wieder, die geschrieben zu haben ich jetzt bedaure. In meinem Mannheimer Kreise fand das Buch keinen Anklang, aber die Heidelberger Studenten lasen es. In diese Zeit fallen kleine Reisen in die Schweiz, nach Wien, nach Oberitalien. Rom wollte ich nicht sehen, Paris durfte ich nicht sehen; es war damals ein für alle Russen verbotener Aufenthalt. Nach einigen froh und in glücklichen Verhältnissen verlebten Jahren in Stuttgart, schickte ich mich an ins Vaterland zurückzukehren. Mit einer Art Staunen und Beschämung sah ich die zwei oder drei Bände Novellen an, die ich in den Koffer packte und die die Früchte meines deutschen Aufenthalts waren. Also ein deutscher Autor. Ich kann nicht sagen, daß ich diese Novellen aus innerm schöpferischen Drange geschrieben habe; sie waren Bilder die man einem Meister nachmalt, zwar mit großem Genuß bei der Arbeit, allein doch in der Ueberzeugung, daß es nichts Eigenes sei. Ich konnte solche Sachen noch mehr schreiben, allein ich wollte nicht; ich wollte in die Heimath zurück, und ich und meine Bücher sollten schnell vergessen sein. Da, auf

der Reise in den Norden, im Begriff mich von dem deutschen Leben auf lange Zeit loszusagen, faßte mich der starke eigenmächtige Wille des schöpferischen Drangs. Zum ersten Mal erstand eine Welt von Gestalten in meiner Phantasie, die ihr Leben mit dem meinigen zugleich führten und nur mir allein angehörten. Ich schrieb den Roman Galathee; ein Buch auf das ich Werth lege und das auch eine wohlwollende Kritik gewürdigt hat. Die Kritik überhaupt ist mit mir viel schonender umgegangen, als ich verdient; aber diese Kritik war selbst damals in den Händen junger schöpferischer und unfertiger Geister, die manche Ungebühr nicht recht tadeln durfte, weil sie sich sonst selbst ins Fleisch geschnitten hätte. Von dem Roman Galathee an datire ich meine eigentliche Schriftstellerlaufbahn, das heißt, von da an trat ich als eigenthümlich literarische Gestaltung ein. Jeder Autor sollte hierin ehrlich sein, denn jeder kann es, und offen bekennen, welches Buch er geschrieben, endlich ohne Krücken und Stützen, die ihm von Schule und Autorität noch überliefert worden. Es liegt ein sehr erlaubter Stolz darin, den Zeitpunkt anzugeben, wo man endlich Herr im eignen Hause wurde. Der Commis, der im großen Handlungshause Goethe dient, macht vielleicht glänzendere Geschäfte, aber er arbeitet nicht mit der Freudigkeit und dem Stolze, mit dem der untergeordnete kleine Handelsherr arbeitet, der über seiner Thüre die eigne Firma angeschlagen hat. Als ich die Galathee vollendet hatte, war an keine Rückkehr in die Heimath fürs erste zu denken. Das mir liebe und mir aus der Seele herausgeschriebene Buch forderte Nachfolger. Das größte, ja das einzige Glück war für mich jetzt diese himmlische Gabe des Schaffens. Leider ist ein gutes Buch wie eine gute Handlung nicht leicht zu wiederholen. Der große Genius der George Sand kam in eine unheimliche Nähe zu mir; ich wußte nicht wohin ich mich retten sollte; es gelang mir schlecht und die Novelle: Psyche ist wiederum eine unfreie Schöpfung. Um mich vor jedem Aufliegen fremder Bilder zu bewahren, ging ich auf ein gänzlich barockes Feld über, auf die Diderotsche und Crebillonsche Mährchenwelt. Hier, wußte ich, kam kein moderner

Dichter, am wenigſten die George Sand mir nah. Mein Mährchen Fortunat iſt eben ſo wie der Roman Galathee meine, und nur meine Schöpfung. In Weimar auf ein paar Jahre mich niederlaſſend, fand ich hier wieder eine geiſtvolle Fürſtin, die freilich in ganz andrer Richtung und in ganz anderm Sinne, als jene Franzöſin, die Literatur begünſtigte und pflegte. In Weimar ſchrieb ich die Romane: St. Sylvan und Kallenfels, nebſt kleinern Arbeiten fürs Morgenblatt. Im Winter 1841 kehrte ich nach Livland zurück, langte jedoch im Frühling des folgenden Jahres wieder in Deutſchland an, wohin manche noch unvollendete Arbeit mich rief. In Berlin, wo ich ſeitdem mich aufhielt, publizirte ich die Romane: Diane und jetzt neuerdings Paul. In beiden habe ich verſucht mich den unmittelbarſten Intereſſen der Gegenwart anzuſchließen indem ich die Fälle des Lebens und Gedankenſtroms moderner Intelligenz auf mich einwirken ließ."

Dieſe geiſtreichen, in wenigen Umriſſen ein ſichres Bild von dem innern Leben unſers Dichters gebenden Zeilen, enthalten ſo manchen trefflichen Gedanken, der gewiß nicht ohne wohlthuenden Einfluß bleiben wird.

Th. Hell.

Blätter aus meinen Erinnerungen.

Von

W. Alexis.

Mein Ardennenleben.

Sinnliche Eindrücke, in der frühen Jugend empfangen, leben bekanntlich bis ins Alter in wunderbarer Frische und Deutlichkeit fort, während die Erlebnisse der reifern Jahre, die der Verstand auffassen half, dagegen zurücktreten, oft eben so wunderbar schnell verschwinden. Aus meinem Lagerleben in den Ardennen sehe ich Scenen, Menschen, Gegenden so anschaulich vor mir, ich höre den Ton der Stimme, ich sehe die Flammen der Wachtfeuer, die Schlagschatten der Sonne, als wären nicht dreißig Jahre vergangen, sondern es wären Begebenheiten von ehelezt. Und doch, welche Täuschungen, in Bezug auf Raum und Maas, auf Zeit und Ort, impfen sich grade durch diese Jugendeindrücke in uns ein, denen wir später schwer entsagen, und wenn wir die Wirklichkeit mit den Augen des Mannes wiedersehen, finden wir uns unangenehm berührt. Die Pracht, die uns entzückte, erscheint dürftig, die Räume, die Entfernungen, die uns so weit dünkten, rücken

zusammen; auch der Schönheitssinn ändert sich, und der Duft, der die Gegenstände umgab, ist verschwunden. Das ist der natürliche Prozeß des Altwerdens, es ist der des ganzen Menschengeschlechts, der Welt selbst; nur werden die Dinge nicht anders, wir selbst sind andere geworden.

Thörig darüber zu klagen! Selbst der Dichtung mögen wir nicht mehr gern dieses elegische Recht zugestehen; sie hat andere Aufgaben, Anweisungen auf die Zukunft, erhalten. Aber freuen mögen wir uns doch, wenn wir uns frei von diesem Prozeß erhielten. Einmal ist es mir gelungen. Ich sah später als Reisender die Gegenden wieder, die wunderbare Eindrücke auf den noch halben Knaben zurückgelassen, und fand mich nicht enttäuscht.

Der Name der Ardennen hatte zur romantischen Zeit einen wunderbaren Klang. Ich weiß nicht, ob jetzt noch; man giebt ja nicht viel auf Klänge. Es war nicht gerade der Eber der Ardennen, den man 1815 noch nicht kannte, noch waren es Shakspeares phantastische Liebespaare, in ihren Schluchten verirrt, aber es war der dunkle unheimliche Wald, der Deutschland von Frankreich schied. Ich habe Tage, Wochen, Monden in ihm verlebt, die ich stets zu den denkwürdigsten in meinem Leben rechnen muß, eben weil es damit anfing, zu einem Bewußtsein überzugehen, wenn auch die Begebenheiten selbst an und für sich nicht mehr und nicht weniger waren, als was tausend Andern damals auch begegnet ist. So schauerlich düster als ihr Name sind die Ardennen nicht. In den Schluchten, wo die Eber und die Raubthiere gehaust, ist es dunkel, wenn es regnet, und hell, wenn die Sonne scheint.

Frisches und dunkles Grün auf den geklüfteten Bergen, auch gelb und roth der Laubwald, wenn der Herbst ihn anspren-kelt, und so habe ich ihn durch alle Schattirungen dieser Far-ben gesehen. Ich streifte durch melancholisch düstere Gegen-den; aber andere mögen desselben Weges gegangen sein, und ihnen sind sie heiter und lieblich erschienen, die Frühlings-sonne schien durch die Buchen, als sie ins Thal gingen; und als ich berganstieg, streifte ein kalter Octoberwind durch die feuchten Nebel. Sie brachten die Lustigkeit mit in die Arden-nen, ich eine Stimmung, die in einer gewissen Jugendzeit sehr beliebt ist, nur zu jeder Zeit in andern Formen. Man koket-tirte damals weder mit dem trotzigen Selbstbewußtsein, noch mit der Zerrissenheit und Verzweiflung, aber mit einer süß-sauren Wehmuth. Es waren noch die Nachläufer der Ossia-nischen Periode.

Und dazu paßten die Ardennen, wie ich sie kennen ge-lernt, diese schroffen Felsufer, diese tiefen Klüfte, das rie-selnde Regenwetter, ein beschwerliches Wanderleben des Krie-ges ohne Krieg und Frieden, die Ungewißheit unserer Bestim-mung. Auch die Einsamkeit. Es war hier, und ist jetzt gewiß auch viel Leben, nur nicht das, was wir poetisch nennen; aber die Hämmer und Eisenwerke und Mühlräder standen großen-theils während der Invasion und der Belagerung der Festun-gen still.

Aber ein Waldgebirge kann keinen ganz düstern, men-schenfeindlichen Eindruck hervorbringen, wenn ein großer lebendiger Fluß es durchströmt. Die Maasufer sind schön mit ihren grau, starr anstrebenden Felskuppen, von Wald

gekrönt, von Buschwerk durchschlungen; und in den Biegungen, eingeklemmt zwischen Felswand und Fluß, liebliche Dörfer, alterthümliche Städte, Landhäuser und Schlösser. Die verwitterten Burgen des Rheins sah ich freilich nicht auf den Felskuppen über den Fluß ragen. Aber wo sich die Ufer erweiterten, blickte uns manches altehrwürdige Feudalschloß an; es hatte mit der Zeit fortgelebt, wie der belgische Adel, der durch so viele furchtbare Gewitterstürme sich leidlich wohl in der Anerkennung des Volkes erhalten hat. Man renovirte dies und jenes, man fügte sich in das Unvermeidliche, und die Stürme gingen über die stolzen Häupter vorüber, die sich etwas niedergeduckt, um sich desto stolzer wieder aufzurichten. Daher wurden auch ihre Schlösser keine Ruinen.

Am erhabensten erweitern sich die Maasufer bei der Gränzfestung Givet, mit ihren Felsencastellen zu beiden Seiten des Flusses, dem Charlemont links und rechts dem Mont d'or. Es war ein entzückender Anblick, diese malerisch aufeinander gethürmten Felsmassen, zu beiden Seiten des hellen Wasserspiegels, und auf ihrer Höhe die alten, verwitterten, moosbedeckten Mauern. Ich wünschte, wenn ich Abends auf einer Höhe stand, ein Maler zu sein, um das Schauspiel zu fesseln, wenn die Felsen violett sich färbten, die Bergspitzen, Thürme und Zinnen in Goldroth glühten, die starren Linien der Felsmassen in die blühende Landschaft ihre Schlagschatten warfen und die Maas silberhell aus der Tiefe heraufschimmerte. Dieser Eindruck blieb durch lange Jahre in mir lebendig; aber ich sagte mir doch, daß ich mich getäuscht finden würde, wenn der Zufall mich wieder herführen sollte; ich habe damals mit den Augen

eines Knaben gesehen, und die Felsen, die Mauern, die Stadt zu Füßen mit ihrer Brücke, würden mir dann klein, die Landschaft gewöhnlich vorkommen. Vierzehn Jahr später, als ich auf der Rückkehr von Paris Givet und die Umgegend wieder aufsuchte und einen Tag darauf verwandte, den Ort, wo unser Lager gestanden, die Vorposten, die verschlungenen Gänge, auf denen unsere Patrouillen streiften, wieder aufzusuchen, fand ich indeß Alles wieder; mancher lange Weg war freilich jetzt kurz geworden, weil man nicht mehr Krümmungen und Schluchten zu suchen brauchte, die vor den Augen der Wachtposten auf den Wällen Schutz boten, weil man über bequeme Brücken gehn konnte, wo wir über Bäche sprangen. Aber der Totaleindruck war hinreißend, überraschend. Ein majestätisches, weit ausgebreitetes Fels-, Wald- und Flußtheater, mit allem Licht, mit aller Dunkelheit, und allen Tinten, die beide verschmelzen, und zum Schmuck des landschaftlichen Charakters die behaglich eingeschachtelte Stadt in der Tiefe und oben, wie damals, unerweitert, unverändert, die verwitterten graubraunen Mauern. Aber die Werke von Menschenhand bleiben doch nur kleine Aufsätze auf dem grossen, schönen Naturcharakter.

So der Eindruck vierzehn Jahr nachher. Seitdem sind wieder sechszehn Jahr verstrichen; wer bürgt mir dafür, daß nun nicht auch Veränderungen vorgingen, nicht an den Ufern der Maas, jenes entfernten Winkels, wo kaum ein Reisender hin sich verirrt, aber in mir selbst; verbürgt mir, daß ich mich nicht jetzt wieder verwundern würde, wie ich zwei Mal eine Gegend so schön und reizend habe finden können, die den

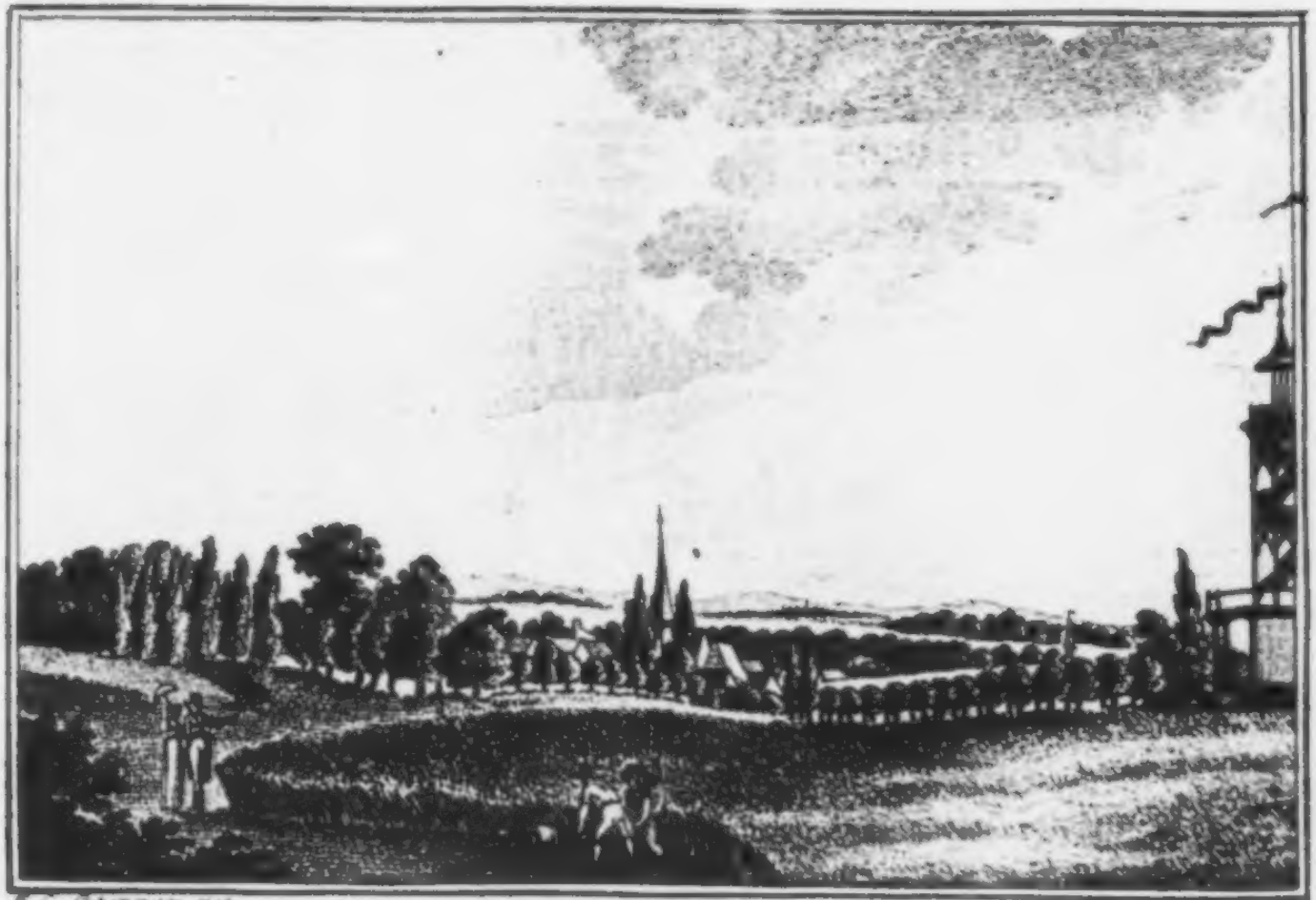

J. L. Lehmann del. [illegible] sculpsit

Wachau vor der Völker-Schlacht

Vergleich mit zu vielen andern Gegenden, die ich seitdem besucht, nicht aushält!

Was ich gelitten, was ich entbehrt, ausgestanden habe mitten in diesem romantischen Irrgarten von Felsen, Schluchten, Wäldern, Giesbächen und Ruinen, das ist die Errungenschaft, die im Alter bleibt. Wenn ich auch wieder auf die Felsspitze träte, die über die Maas gebeugt ist, und vergebens das Abendroth beschwörte, den Zauber von damals über die Gegend auszubreiten, wenn ein grauer Nebel der Gewöhnlichkeit sich darüber hinlagerte, Blitze würden doch hindurch zucken, die nur Scenen, Momente zeigten, bei denen die Seele auflacht. Es war ja die erste Romantik der Jugend! Ich sehe vor mir dieses Lagerleben, mit seinen Entbehrungen und Freuden, mit seiner Strenge und Freiheit, mit seinem bunten Wechsel und seiner Monotonie. Ich höre einen bangen Seufzer einer halb kindischen Verzweiflung über die Beschwerden, das geisttödtende Einerlei, über die trübe Aussicht, weil unsere Fernsicht nicht über das Nächste hinausging; und ich höre auch die ausgelassenen Laute der Freude über Dinge, Schauspiele, Ueberraschungen, von denen ich heute nicht begreife, wie einer sich darüber so ungemein freuen konnte. Ein vollständig organisirtes Lagerleben war es, dürftig, wie die Umstände es mit sich führten, voller Wechsel und Strapatzen, da der Dienst überaus beschwerlich war und doch so bewegt, so reich an Erscheinungen und so dauernd, so unendlich lange dauernd und langweilig, daß wir uns der kindischen Furcht hingeben konnten, es werde immer dauern. Wir maßen nicht nach Ellen, wir maßen nach Spannen. Ich habe schon so viel

in dem vorigen Aufsatz von dem Kleinleben in Feldlagern erzählt, daß ich Wiederholungen fürchten muß, wenn ich auch das von Givet schildere, und doch waren es nur flüchtige Vorläufer einer wirklichen Existenz. Das Federstäubchen im Sonnenschein hat für Den Werth, der einmal im Sonnenschein lag und seinen zitternden Flug mit seinen Gedankenspielen verfolgte. Ich will nicht alle diese Stäubchen sammeln, nur einzelne Momente, besonders helle, besonders dunkle; wer über meinen Sammlerfleiß lächelt, eile darüber hinweg, ich weiß doch Viele, die mir gern folgen.

Die starren Felsmassen des Mont'or auf dem rechten Maasufer werden von niedrigen Höhen und Felsen durch eine Schlucht getrennt, die jetzt nur ein kleiner Bach durchsickert, welcher sein spärliches Wasser dem Flusse zuführt. Er war dicht umwuchert von Eichen, Birken und wildem Gesträuch, aber mehr als die Vegetation [illegible] Schöpfeimer, unsere Pferde, und unsere Wäschereien an seinem Wasser zehren. Die Forelle, wenn es dergleichen gegeben, hätte nicht mehr Spielraum gefunden, kein Bette tief genug, um bis zu den Quellen zu springen. Stellenweis schien der Bach in den Abendstunden gänzlich erschöpft, und man stürzte des Morgens hinzu, um unter den ersten zu sein, welche von der angesammelten frischen Nachtfluth schöpften. Der kleine Bach mußte ein großes Belagerungsheer versorgen! Er windet sich durch die Felsmassen in vielen Krümmungen hier an nackten Wänden hin, dort hat er fruchtbares Erdreich weithin ausgespült, und in einem solchen Felskessel war das Hauptlager auf diesem Maasufer aufgeschlagen. Die Schlucht lernten wir durch das

Gefühl mehr, als durch das Gesicht kennen, sie war der nächste Weg nach unsern Vorposten, konnte aber mit Sicherheit nur im Dunkel passirt werden. Ließen die Vorposten sich am Tage überraschen, oder sollte die Ablösung und Verstärkung früh ausrücken, so mußten wir einen vielstündigen Umweg durch die zerrissenen Gebirge machen.

Auf diesem Schluchtwege erreichten die Maroden, welche auf dem gastlichen Landwehrposten in der Nacht, den ich im vorigen Aufsatz schilderte, zurück geblieben waren, am frühen Morgen das Lager. Der Anblick war nicht tröstlich. Im düstern Felsenkessel auf einer bruchigten Wiese lagen unsere Cameraden hingestreckt. Selbst die Wachtposten schienen, die Büchse im Arm, schlaftrunken zu taumeln; es war der Anstrengung auf dem vorigen Tagesmarsche zu viel gewesen. Ein feiner Staubregen rieselte auf die im Freien schlafenden nieder. Die Dünste der Brüche stiegen auf, die Wachtfeuer flackerten nur noch, ohne Wärme zu verbreiten. Ich erinnere mich, daß am Abende dieses Tages die Geisteskräfte eines unserer Cameraden dem Andrang physischer Widerwärtigkeiten erlagen. Er hatte den Tag über stumm vor sich hingebrütet; am Abende gab er wunderliche Töne, zwischen Lachen und Weinen, von sich, und wollte mit lautem Aufschrei plötzlich ins Feuer springen. Der Unglückliche wurde als geistesverwirrt ins Lazareth gebracht. Der großen, täglichen Anstrengung, der Bewegung in der freien Bergluft verdankten wir, daß der ungesunde Aufenthalt in diesem Felsthal nicht schädlicher auf unsere jugendlichen Constitutionen eingewirkt hatte.

Der drei—vierstündige Schlaf auf dem Vorposten hatte nach dem vortägigen Marsche unsere Kräfte nicht zurückgegeben. Wir sanken ohne Gruß und Bewillkommnung neben unsere Cameraden hin, und träumten wahrscheinlich vom Schlaf, als das Horn schmetterte und man uns gewaltsam weckte. Es war kein Feind da, aber die im Kriege so nöthige ökonomische Sorge durfte unser Lager uns nicht gönnen. Es war von den zuerst Angekommenen schnell requirirtes Heu. Heu ziemte sich für Pferde, nicht für Menschen. Wir mußten nicht allein selbst aufstehen, sondern das Heu zusammenraffen, binden und nach den Böden zurücktragen, für — eine Anweisung auf Stroh, welches aber so spärlich ankam, daß wir auch vor Givet einige Tage in Hütten ohne Obdach liegen mußten, und vom Himmel goß es drei Tage lang.

Aber auch zu Hütten, wie unsere, gehören Pfosten, Sparren, Stäbe. Von Latten, Brettern, Holz, war nichts geliefert. Man wies uns auf die Felsen umher. Dort holt Euch, was Ihr braucht. Steile Felsen, achtzig bis hundert Fuß hoch, vielleicht auch noch höher, mußten wir hinanklettern, um mit unsern Hirschfängern in einem jungen Walde unsern Bedarf zu schlagen. Unsere Vorgänger hatten bereits die besten Stämme, wahrscheinlich auch mit bessern Werkzeugen, gefällt, uns blieb der junge, krüppelichte Aufwuchs, der unsere Klingen schartig machte, und unsere Hütten krumm und schief. Wir waren darauf angewiesen, den Robinson noch einmal praktisch zu studiren. Wäre es nur mit der sauern Arbeit gethan gewesen; aber nachdem das Bauholz nothdürftig gefällt war, waren wir genöthigt, uns auf demselben Wege

Tag um Tag auch unſer Brennholz zu holen. Der mächtigſte Zwang war da — der Hunger.

Stroh, Holz, ein Obdach und ſelbſt die Lebensmittel fehlten in den erſten Tagen. Da erinnerte ich mich eines Schatzes, den ich von Berlin in meinem Torniſter unberührt bis an die Ufer der Maas getragen, und er erquickte mich und einige Cameraden, ein Stück Tafelbouillon, welches uns eine kräftige Brühe und — Muth für das Weitere gab. Ob ich durch dieſe frühen Strapazen den Kern zu einer ſpätern Geſundheit legte, laß ich dahin geſtellt, aber die Schule war in anderer Beziehung von Segen. Den Muth, der aus dem Geringfügigſten wieder erwächſt, der, nach der tiefſten Niedergeſchlagenheit, die Nerven wieder ſtählt und die ganze, lange Plage hinter uns, unter der der Geiſt zu erliegen drohte, im Augenblick vergeſſen machte, möchte ich aus dieſer frühen und ungewohnten Lebensſchule herſchreiben. Im Uebrigen machte ſich das Feldlager mit der Zeit erträglicher. Zwar hatte ich das Unglück, zu einer Corporalſchaft zu gehören, welche wenig oder gar keine architectoniſche Studien gemacht hatte — ein Fehler, den ich in ſpäteren Lebensjahren, wieder zu meinem Schaden gut zu machen ſuchte — und unſere Hütte war und blieb die ſchlechteſte und unbequemſte, aber außer der Hütte ward es bunt und luſtig im Lager, und mancher Comfort, an dem man am wenigſten denken ſollen, ſtellte ſich unerwartet ein. Hatte der Regen durch unſer Dach einen Eingang gefunden, oder, was ſchlimmer war, kam er von den höher gelegenen Theilen des Lagers und fand von unten einen Eingang, unſer Lagerſtroh durchnäſſend, ſo brannten dafür

hundert Feuer im Lager, um ſich daran am Morgen zu wärmen. Aus allen vier Winden waren Marketender gekommen, Deutſche und Franzöſiſche, und hatten ihre Buden aufgeſchlagen. Ich fand es bequemer, in einer derſelben meinen Kaffee zu trinken, als Holz vom Felſen zu holen, Waſſer vom Brunnen und eine Stunde lang eine Suppe zu kochen. Hier gab es Unterhaltung, etwas von Politik, etwas von Aeſthetik, ſelbſt ein Blatt der Voſſiſchen Zeitung hatte ſich dahin verirrt. Eines Morgens fand ich unter denjenigen meiner Cameraden über deren äſthetiſch theatraliſche Bildung ich voriges Jahr geſprochen, eine allgemeine Betrübniß. Todt! Auch ſie todt! — Wer? — Die Bethmann-Unzelmann. Die Nachricht lief durch unſere Reihen. Wer hatte nicht wenigſtens ihren berühmten Namen gehört. Dieſen Zoll der Theilnahme aus einer düſtern Ardennenſchlucht hatten ihre Verehrer in Berlin ſchwerlich erwartet.

Aber wichtiger war die Nachricht, die wenigſtens in jeder Woche ein Mal auftauchte, es iſt Ordre gekommen, wir marſchiren nach Paris. Paris war genügend beſetzt, hier bedurfte man unſer. Es war nur die Sehnſucht, aus unſerer drückenden Lage loszukommen, ein Wunſch, der zum Gerücht ſo leicht ſich geſtaltet. Daß er fehlſchlug, daran waren wir gewöhnt, wir erwarteten es nicht anders. Aber dieſe immer von Neuem auftauchende Hoffnung gehörte dazu, uns mit unſerm Looſe zu verſöhnen.

Ich könnte mich verlieren in die Robinſonaden unſeres Küchenlebens. Dort habe ich Studien gemacht, ohne Magdeburger, ohne Scheibelſches Kochbuch, wie man das Fleiſch

ſanft aufwallen läßt, wie man vor dem Ueberkochen ſich wahrt, wie man abſchäumt, in welchen Momenten man Waſſer zugießt, um das Einkochen zu verhindern, wie man das Feuer in ſanfter Gluth erhält, nicht zu ſchwach, nicht zu ſtark. Fleiſch, Salz, Mehl, Reis, Speck, Erbſen, fanden ſich bald in der nöthigſten Fülle ein, und Milch, Eier, Butter, Zucker kamen als Handelsartikel auf den Markt. Es war die Uebergangsperiode im Jünglingsleben, wo man den Werth des Fleiſches ſchätzen und den Milch- und Mehlſpeiſen vorziehen lernt. An ernſten Ermahnungen ließen es einige Cameraden nicht fehlen: Milchſpeiſen kitzeln nur den Gaumen, geben aber nicht Kraft und Saft, um die Strapazen zu ertragen; das Fleiſch, wenn es dir auch nicht ſchmeckt, verſchafft dir die Kraft, das zu ertragen, was dir unerträglich dünkt. — Und ich fügte mich, und erkannte die Bedeutung des Fleiſches. Selbſt Beefſteak muß ich, ohne den damals in Deutſchland kaum gekannten Namen zu wiſſen, zu bereiten gelernt haben; denn in meinem Tagebuch ſteht: „auch brieten wir Rindfleiſch, ohne es vorher gekocht zu haben, in unſern Feldgeſchirren.“ Als weſentliches Ingrediens kommt dabei die Zwiebel vor.

An wahrhaft kräftiger Speiſe fehlte es alſo nicht, um die Anſtrengungen des Dienſtes zu überſtehen, aber — ſo iſt der Menſch — und plötzlich im Vollgenuß der nöthigſten und beſten, ſtieg die Sehnſucht in mir und meinen Reiſecameraden nach einem heimathlichen, nach einem idylliſchen Gerichte der guten alten deutſchen Zeit auf, nach — Birnen und Klößen. Birnen und Klöße in Frankreich zu eſſen, welches nicht

einmal den Namen dieſer gemüthlichen Speiſe kannte, war doch ein entzückender Gedanke! Klöße konnten wir täglich bereiten, und thaten es. Dazu bedurfte es, nach unſerer damaligen Anſicht, nur des Mehles und der Butter, die man gehörig gemiſcht, in kochendes Waſſer oder in die kochende Fleiſchbrühe warf. Auf dem Erfahrungswege — denn, wie geſagt, bei unſerer Koch-, wie bei unſerer Baukunſt, hatten wir mit der Theorie nichts zu ſchaffen — hatten wir die Entdeckung gemacht, daß das Mehl im Waſſer quillt, und beim erſten Verſuche zu unſerm Erſtaunen geſehen, daß die hinein geworfene Maſſe ſich weit über das Niveau des Keſſels erhob. Wir waren keine Geologen und Mineralogen, um etwa daraus Schlüſſe auf die Hebungstheorie der Berge zu ziehen, aber den Schluß zogen wir doch, daß man weniger Mehl brauche, um viel Klöße zu erzielen, was für uns von großem praktiſchen Werth war. Aber die Birnen, das Backobſt, fehlte, und war im Lager nicht zu beſchaffen. Wir wollten nun ein Mal Birnen und Klöße eſſen, koſte es, was es wolle, und ſahen uns nach einem Surrogat für die erſteren um. Einige Kameraden hatten uns von der Fülle von Brombeeren erzählt, die ſie bei einem Streifzuge in einer entfernten Gebirgsſchlucht angetroffen. Die Brombeeren hatten für mich einen großen Werth, erſtens, weil ich ſie gern aß, und zweitens, Falſtaffs wegen, den ich ſchon kannte; aber noch hatte ich ſie nirgend in der Fülle angetroffen, wie ſie zu Falſtaffs Zeit in England gewachſen ſein müſſen, daß er Gründe für ſo wohlfeil als Brombeeren erklären konnte. Wir gingen die franzöſiſchen Marketenter an, Brombeeren zu pflücken und zu Markt zu

bringen. Sie lachten uns aber geradezu aus; die seien zu schlecht und werthlos, um sich die Mühe ihretwegen zu nehmen. Dadurch stieg nun unser Verlangen um so mehr.

Die Schlucht war entfernt, in einem abgelegenen Theile des Gebirgs. Urlaub zu erhalten, daran war in der Zeit nicht zu denken, am wenigstens, wenn wir unsern Grund angaben. Aber das Verlangen, die Sehnsucht, stieg mit jedem Tage. Wieder war Einer von einem Streifzuge zurückgekommen, es war ein heißer Tag gewesen, und er konnte uns nicht genug erzählen, wie er seinen Durst in den Brombeeren der Zauberschlucht gelöscht. So dick ständen sie, daß man sie mit den Händen abstreifen könne. Nun war nicht länger zu widerstehen. Wir hatten an dem Tage keinen Dienst, erst am Abend war Appell. Bis dahin, wenn wir uns früh auf den Weg machten, mußten wir zurück sein; gute Freunde versprachen, für Ausreden zu sorgen, wenn inzwischen etwas vorfiele. Wir konnten nach Holz uns in die Berge verstiegen haben, auch zur Wäsche ausgegangen sein. Denn auch dies Geschäft erlernten wir in diesem Lager. Man warf sein Hemde in den Bach, rieb es etwas mit den Händen, auch mit Sand und Erde, warf es dann wieder hinein, ließ es von den Wellen lustig aufschwellen in allerhand lustigen Gestalten, zog es dann heraus und rang es mit einem Kameraden aus. Dann ward es auf einen Strauch gehängt, und wenn es trocken war, hieß es gewaschen. Das machte allerdings einige Mühe, aber auch einigen Spaß, und als Resultat fand ich, daß die Wäsche, welche die Marketenderinnen besorgten, nicht viel besser ausfiel. Doch vergaß ich, zu sagen, daß wir zuweilen uns auch dem Luxus

hingaben, unſere Wäſche zu bügeln. Der Hirſchfänger ward über dem Feuer warm angehaucht, und dann ſtrichen wir über die Leinewand damit. Wenn dieſe Wäſche auch nicht gerade weiß und glatt machte, ſo befreite ſie dieſelbe doch von manchem Zuviel, deſſen Schilderung ich den zarten Leſerinnen erſparen will, was indeſſen von einem dreimonatlichen Lagerleben, in Strohhütten und in dieſer Geſellſchaft unzertrennlich iſt. Im Simpliciſſimus finden wir eine andere Operation verzeichnet, durch welche eine freundliche Bauersfrau dem Helden des Namens von dieſem Uebel befreite. Sie warf ſeine ganze Kleidung, in einem Bündel, in den Backofen; es kniſterte etwas, und in weniger als drei Minuten erhielt er ſeine vollſtändig gereinigte Wäſche zurück. Uns fehlte es an ſolchen Backöfen; ſonſt hat ſich darin ſeit dem dreißigjährigen Kriege nichts geändert. Jeder Krieg hat ſeine traurigen Begleiter, und dieſe lebendigen ſind nicht die ſchlimmſten.

Im Morgennebel ſchlichen wir uns, das Kochgeſchirr unterm Mantel, über die Berge. Die Sonne ging auf, es ward ein herrlicher Tag. Der Weg war lang und es ward ein heißer Tag. Wir erreichten gerade zur rechten Zeit die Schlucht, nicht, um uns an der Schönheit der Lage zu freuen, ſondern, um unſern Durſt an den Brombeeren zu ſtillen. Die Beſchreibung war keine lügneriſche geweſen. Die Bergränder ſtarrten von ſchwarzglänzenden Traubenbüſcheln. Wir fuhren, wir wühlten hinein. Das Kochgeſchirr war in kurzer Zeit gefüllt, um in noch kürzerer wieder geleert zu ſein. Wir warfen uns in die Sträucher, um zu ruhen, und ruhten, um nur wieder aufzuſtehen und aufs Neue uns an die Arbeit zu machen. Die

gerißten Hände und Geſichter, die aufgeſchlißten Kleider wurden nicht geachtet. Endlich war es genug; unſer Durſt war geſtillt, unſer Geſchirr wieder gefüllt, die Sonne brannte nicht mehr auf unſern Scheitel, ſie ſenkte ſich ſchon gegen die Berggipfel und wir traten unſern Rückweg an. Aber unſere Zeitrechnung war unrichtig. Die Sonne ſenkte ſich immer tiefer, und wie wir auch eilten, wir erreichten nicht mehr zur Appellzeit das Lager. Unſere Angſt war nicht gering; denn durften wir auch nicht beſorgen, als Deſerteure vor ein Kriegsgericht geſtellt zu werden, ſo war es doch höchſt unangenehm, um einen Keſſel voll Brombeeren in Arreſt geſchickt zu werden, oder auch nur nachexerciren zu müſſen, unbeſchadet des Hohngelächters unſerer Cameraden. Und hatten wir denn wirklich einen Keſſel mit Brombeeren erobert? Der Rückweg war auch heiß und lang, und die Angſt und Eil machte uns noch durſtiger. Wir mußten uns immer wieder erfriſchen und brachten höchſtens die Hälfte unſerer letzten Sammlung ins Lager.

Der Appell war vorüber, aber zwei Cameraden waren ſo freundlich geweſen, beim Namensaufruf, mit verſtellter Stimme für uns zu antworten, und der Feldwebel noch freundlicher, in das rieſelnde Gelächter mit einzuſtimmen und ſchnell zu andern Namen überzugehen. Wie hätten wir auch bei hellem Tageslicht vor der Fronte erſcheinen ſollen; mit zerfetzten Geſichtern, und vom Blut der Brombeeren roth gefärbt! Aber das Gericht Birnen und Klöße ward doch am folgenden Tage gekocht; denn die Erfahrung, daß die Klöße ſchwellen, alſo viel Raum einnehmen, führte uns auf den Schluß, daß der Keſſel nicht ganz mit Brombeeren gefüllt

ſein durfte, um Platz für jene zu gewinnen. Eine andere Erfahrung, die wir machten, war, daß Brombeeren nicht Birnen ſind. Sie zergingen beim Prozeß des Kochens, und lieferten nur eine blaue Sauce, in welcher die Klöße, wenn auch nicht einen beſondern Geſchmack, doch eine beſondere, intereſſante Färbung annahmen. Ich und mein Camerad glaubten doch unſer Ziel erreicht zu haben, wir hatten ein Gericht Birnen und Klöße uns verſchafft. Mein Camerad wird dieſe Erinnerung an jenes Abentheuer ſchwerlich leſen. Er war Theolog und verfiel nach dem Feldzuge in jene dumpfe Unthätigkeit, der ſich leider, wie ich früher erzählte, ſo mancher Freiwillige ſpäter ergab. Man hielt ihn für einen verkommenen Menſchen. Ein anderer Camerad, der ſpäter in eine glückliche, geehrte Lage verſetzt wurde, nahm ſich ſeiner in der humanſten Weiſe an. Er führte lange Zeit ein anſcheinend bewußtloſes Bienenleben. Verſchloſſen, karg in Worten, arbeitete er, was man Beſteln in Schleſien nennt. Er klebte, ſchnitt, ordnete in den Sammlungen, die man ihm übertrug, willig, folgſam jeder Weiſung, ohne daß man einen Funken von eigenem Willen, von ſelbſtſchaffender Thätigkeit durch lange Jahre in ihm entdeckte. Da plötzlich erklärte er, es dulde ihn länger nicht in dieſem Daſein, der Geiſt ſei erwacht, er müſſe den Heiden predigen, und das Heil verkünden. Mit wunderbarem Ernſte warf er ſich in ſeinem vierzigſten Jahre wieder auf die Theologie, und iſt in dieſem Augenblicke als Miſſionsprediger in Amerika thätig und geachtet.

Trotz der anſcheinenden Größe des Belagerungscorps war der Dienſt doch ſchwer. An jedem dritten Tage ward auf

Vorposten gezogen. Der romantische Sinn fand dabei volle Befriedigung, wenn wir in weiten Umwegen und in Todtenstille über Berg und Thal, Klipp auf, Klipp ab, nach dem Posten zogen. Bei den Abwechselungen, den Anweisungen, ward nur geflüstert, wir standen immer in Schußweite vom Feinde. Dann die Patrouillen, die sich bis an die äußern Schanzen der Grenzen schleichen mußten, den Hahn gespannt, den Athem angehalten, die verlornen Posten hinter einem Felsen, einem Busche, wenn viel uns fehlte, an Interessantem fehlte es nicht. Hier lagen wir in einem zerstörten Kloster, das Wachtfeuer brannte in der Mitte eines Refectoriums, und dem Rauch stand frei, ob er durch die Fenster, die Thüren oder die Mauerspalten den Ausweg suchen wollte. Dort in einem zerstörten Landhause mit zierlichem Garten, der auf schroffen Klippen über die Maas hing, mit der entzückenden Aussicht, die ich vorhin schilderte. Hier wieder unter einer jäh überhangenden Felswand, die von dem Wachtfeuer schauerlich angeleuchtet ward; wir stumm umherstehend, oder gelagert, Gruppen, wären wir nicht so sehr uniformirt gewesen, eines Salvator Rosa würdig.

Aber die Romantik fehlte auch sonst nicht. Denke man sich die zerrissene Felsgegend im Mondenschein, der hier verhüllte und dort aufdeckte. Ein solcher Wachtposten, auf einer freien Höhe, an einem mit hohen Laubbäumen umkränzten Teiche ist mir besonders erinnerlich. Wie der Mondenstrahl in den Wipfeln über unsern Häuptern spielte — auf solchen bedeutungsvollen Posten stand man immer zu zwei — und sein Licht sich in dem Wasserspiegel zu unsern Füßen zu sam-

mein ſchien, während es auf die weite Umgegend nur einen Dämmerſchein warf. Die Sinne waren geſchärft. Wer ſeinem Auge nicht ganz trauen durfte, mußte ſich auf ſein Ohr verlaſſen. Wir ſtreckten uns abwechſelnd auf die Erde, um zu horchen. Ein Geräuſch ließ ſich von der Feſtungsſeite her vernehmen. Noch war nichts zu ſehen, aber es ward deutlicher: mit angelegten Gewehren ſtanden wir an unſere Bäume gelehnt, bis ich mehre Geſtalten um die Felsecken ſpringen ſah. Ein lautes Werda? ſchwebte ſchon auf meinen Lippen, als mein Partner, ein gedienter Soldat, mir zuflüſterte: „Nicht laut gerufen, Jäger, es können Ueberläufer ſein.“ Ein Schuß aus der Feſtung beſtätigte die Vermuthung. Die Geſtalten, ohne Gewehre, näherten ſich ſcheu. Auf ein leiſes Werda? folgte die ebenſo unterdrückte Antwort, die jene Vermuthung zur Wahrheit machte. Dennoch konnte es eine Kriegsliſt ſein, obgleich es nicht wahrſcheinlich war, alſo galt es Vorſicht. Das gewöhnliche Commando erfolgte unſerſeits: Ein Mann vor, die Andern kehrt! Man gehorchte, der Eine erſchien und ſagte uns, was wir wußten. Er ward nach dem Hauptpoſten escortirt und eine Patrouille holte dann die Uebrigen ab. Am Feuer unter der Felswand wurden die Ueberläufer examinirt, welche des Krieges und der Belagerung überdrüſſig, die ihnen ſo unnöthig erſchien, als uns, und in der Feſtung gelangweilt, ſich nach den Fleiſchtöpfen der Heimath ſehnten. Das Schauſpiel wiederholte ſich mehrmals in dieſer Nacht, wie es ſchon in früheren ſich ereignet hatte, und die Gruppe nächtlicher Geſtalten um das Feuer gewann immer mehr Mannigfaltigkeit. Den ſogenannten Ueberläufern durfte man werde

Verrath, noch Treuloſigkeit oder Feigheit vorwerfen. Es waren meiſtens junge Recruten, die, raſch während der hundert Tage enrollirt, in die Feſtungen geſteckt waren. Waren ſie Napoleoniſten, was ich bezweifle, ſo war die Sache, welche ihre Commandanten angeblich verfochten, nicht mehr die Ihre. Dieſe hatten, wie ich ſchon ſagte, die Fahne der Bourbonen aufgeſteckt, und behaupteten, für Ludwig XVIII. ihre Feſtungen zu halten. Royaliſten waren die armen Burſchen gewiß ebenſowenig, und ihnen, wie jetzt eigentlich auch uns, dünkte es ſehr überflüſſig, noch Krieg zu ſpielen, wo die Hauptfrage längſt entſchieden war. Truppweiſe wurden ſie ins Hauptquartier escortirt, und mit welchem Jubel hörten ſie die Verkündung ihrer Freiheit an. Ja, ſo überdrüſſig waren ſie des Soldatenſeins, daß ſie mit Vergnügen Alles, was daran erinnerte, für eine Kleinigkeit verkauften; ihr Czakots nicht ausgenommen, trotz der weißen Kokarde daran, und Einige unter uns waren ſo thörig, oder, wie nenne ich es, dieſe Kopfbedeckungen gegen ihre Mützen einzutauſchen, weil, — ja weil man mit uns noch Soldaten ſpielen wollte! Das Putzen, Exerciren und Paradiren, was wir nach wie vor trieben, genügte noch nicht. Man wollte uns Freiwillige, einen Schritt vorm Ende, noch möglichſt ganz in die militairiſchen Kamaſchen knöpfen. Davon ſpäter mehr. Einſtweilen mißfiel der militairiſchen Orthodoxie insbeſondere unſere ungleiche Kopfbekleidung; die Mehrzahl trug nur mit Wachsleinwand überzogene Mützen. An Ermahnungen fehlte es nun nicht, jede Gelegenheit zu benutzen, um uns Czakots anzuſchaffen; dieſe machten den Soldaten! Faſt dreißig Jahr hat dieſe Manie gedauert,

bis endlich Geſchmack, Vernunft und Geſundheitsrückſichten geſiegt und die barbariſch unnütze Erfindung, ungeſtaltet, wahrhafte Kopfdrücker, ohne praktiſchen Nutzen, zu verdrängen angefangen haben. Die Initiative hat Deutſchland, Preußen gemacht, aber dreißig Jahre gingen darüber hin! — Mit den monſtröſen, hohen Commisczakots der franzöſiſchen Infanterie, die ſich auf Karikaturen vortrefflich ausnehmen, ſah man nun viele unſerer freiwilligen Jäger paradiren!

Auch in friedlicher, wenn gleich in anderer Weiſe, traf ich noch ein Mal mit dem Feinde zuſammen. Ich ſtand wieder mit einem Musketier auf einem weit vorgeſchobenen Doppelpoſten an der Maas. An der Landſtraße, näher den Wällen zu, ſahen wir den vorgeſchobenen feindlichen Poſten, an eine Pappel gelehnt. Er machte eine Bewegung, und der Musketier forderte mich auf, auch unſerer Seits eine Bewegung zu machen. Die Feinde näherten ſich bis auf etwa zwanzig Schritt, aber nicht in mörderiſcher Abſicht. Der Franzos grüßte freundlich, und mein Camerad forderte mich auf, doch mit ihm zu ſprechen. Es war nicht allein das Bedürfniß der Mittheilung, ſondern eine Geſchäftsſache. Der Franzos fragte, ob wir Taback brächten? Morgen wolle er zwei Flaſchen Branntwein ſchaffen. So erfuhr ich, was freilich officiell ein Geheimniß blieb, daß auf dieſem Poſten ein lebhafter Tauſchhandel getrieben wurde, der ſo weit ging, daß die Unſern ſich Effecten aus der Stadt beſtellten, die auf dem Lande nicht zu haben waren, und auch richtig erhielten, wofür unſererſeits Lebensmittel, die in der Stadt nicht zu haben waren, geliefert wurden. Sogar ſoll hier ein Mal ein Gewehrtauſch

ſtattgefunden haben. Ein friedlicher und unterhaltender Verkehr zwiſchen den Vorpoſten gehört nicht zu den Seltenheiten im Kriege, daß man aber auch Waffen tauſcht, mochte an die homeriſchen Zeiten erinnern.

Ein Schuß aus der Feſtung trieb uns auseinander. Jeder der beiden Poſten eilte, im Schatten der Pappeln, auf ſeinen Platz zurück. Der Schuß galt uns indeſſen nicht. Jenſeits der Maas hatte ein Trupp Heſſen, die zum Belagerungscorps gehörten, ich weiß nicht mehr, in welcher Abſicht, ſich den Außenwerken zu ſehr genähert. Die Belagerten proteſtirten von ihren Schanzen dagegen. Es war ein ſchönes Schauſpiel. Die Ufer jenſeits der Maas waren niedriger. Die Sonne ging unter mit ihrem Zauberglanz, die ganze reiche Gegend beleuchtend; aber das Licht, welches ſie auf den Kampfplatz warf, ward noch blendender durch die ſchwarze Wolkenſchicht, die vom Weſten aus ſich erhob, und die ganze Scene zu verdunkeln drohte. Die Bajonette der Heſſen glänzten ſilbern im Thale, und Pulverwolken ſtiegen von der Felſencitadelle und den äußern Grenzen auf, die Wolken weiß ſchattirend. Noch war es zu hell, als daß der Blitz der Kanonen eine Wirkung hervorgebracht hätte, aber ihr Krachen fand einen zehnfachen Wiederhall in den Bergen. Dazu das Pfeifen der Kugeln, ihr Niederſchlagen in die Erde oder ihr Einſchlagen in die einzelnen Häuſer. Die Kanonade dauerte bis die Heſſen ſich hinter die letztern zurückgezogen hatten und die Wolken den Himmel verdunkelten. Ein Krieg, zu Füßen des ruhigen Zuſchauers geſpielt.

Doch floß auch auf unſerer Seite dann und wann Blut.

Man glaubte ſich daran erinnern zu müſſen, daß man im Kriege war. Eine von den Belagerten verlaſſene Schanze ward in der Nacht erſtiegen und ſchnell in Vertheidigungsſtand geſetzt. Den Feinden dünkte dies eine zu nahe Nachbarſchaft. Sie erklärten indeß zuerſt höflich durch Parlamentaire, daß wir uns geirrt haben müßten, die Schanze gehöre ihnen und nicht uns. Wir haben vermuthlich wieder erklärt, daß wir ſie für eine res derelicta angeſehen, welche dem zufällt, der ſie zuerſt in Beſitz nimmt. Da dieſe Debatten zu keinem Reſultat führten, kam es zu einer Kanonade, in der einiges Blut floß und Einige von den Unſern fielen; die Schanze aber wurde behauptet, doch wohl nur der Ehre wegen, denn, wenn ich mich recht entſinne, gab man ſie ſpäter als unnütz auf.

An einzelnen Neckereien fehlte es nicht. Die Ablöſungen ſollten, wie ich ſagte, im Dunkel an- und im Dunkel abziehen. Indeſſen traten bei den weiten, beſchwerlichen Wegen häufig Verſpätungen ein. Man war dann zu noch größeren Umwegen gezwungen, und konnte es doch nicht immer vermeiden, einen Fleck, einen Weg zu paſſiren, wo man uns von den Wällen aus ſehen und beſchießen konnte. Es geſchah ſchnell und geräuſchlos, und die Feinde fanden ſelten Anlaß, uns zu beunruhigen. Aber ein dreiſter Jäger, der Spaßmacher der Compagnie, fand ſich einſt, vom Muthwillen getrieben, als die Patrouille raſch von einem Waldende zum andern über die Straße geflogen war, allein zurück zu bleiben und den Wachtpoſten auf dem Walle diejenige höhniſche Bewegung zu machen, welche dem Ausdruck im Götz von Berlichingen entſpricht, der nur in der erſten Auflage zum Abdruck gekom-

men iſt. Solche Beleidigung konnte nicht ungerächt bleiben. Noch im Augenblick der Handlung fiel ein Musketenſchuß, und eine Kugel fuhr dem Spaßmacher in den Theil des Körpers, den er gut genug für den Feind hielt. Er mußte fortgetragen werden, und büßte im Lazareth ſeinen Muthwillen bis zu dem Augenblick, wo man, nach dem geſchloſſenen Frieden, ſeiner Dienſte nicht mehr bedurfte. Das Lazareth galt als eine harte Strafe.

Romantik, wo ich hinblicke, romantiſches! Oder, iſt es das nicht, wenn Soldaten unter dem Befehl, dem unmittelbaren Commando eines Weibes ſtehen! Kommt es uns nicht wie ein Märchen aus dem Fabelreiche vor, wenn wir der Mädchen, Frauen gedenken, die, vom allgemeinen Feuer der Begeiſterung ergriffen, ſich Männerkleider anlegten und als Freiwillige muthig eintraten, muthig ausdauerten! Es ſind nicht abzuleugnende, hiſtoriſche Thatſachen. Die Prohaska fiel in der lützowſchen Freiſchaar auf dem Felde der Ehren, und erſt in ihrem Blute ſchwimmend, bekannte ſie mit Erröthen das Geheimniß, was nicht länger zu verbergen war. Andere kehrten, nach dem Feldzuge, in ihre Familienkreiſe ſittſam zurück. Im Jahre 1815 iſt mir nicht bekannt, daß ein Weib unter den Freiwilligen eingetreten wäre. Aber eine wenigſtens, die im großen Feldzuge gedient, ſich ausgezeichnet und Ruhm erworben hatte, diente noch, oder war doch beim Ausbruch dieſes Krieges wieder eingetreten, gewiß eine Freiwillige, aber nicht in der Schaar der Freiwilligen, ſie war — Unterofficier unter den Grenadieren und trug das eiſerne Kreuz auf der Bruſt!

Die Zeitungen haben den Ruhm der Unterofficier-Jungfrau Krüger verkündet; ſie ward gefeiert, beſun-

gen, beſchenkt. Nach dieſem zweiten Feldzuge heirathete ſie einen andern Unterofficier, und die Hochzeit zu einer Ehe, aus der man ein Geſchlecht von Heldenſöhnen erwartete, wurde in Berlin unter den Auſpicien höchſter Gunſt gefeiert. Eine der edelſten und zarteſten Fürſtinnen, welche damals in Preuſſen an der Spitze der patriotiſchen Bewegungen im ritterlichen Sinne ſtand, beehrte ſie, entweder mit ihrer Gegenwart, oder war doch die huldreiche Gönnerin, welche die Gaben für die Heldenjungfrau ſpendete und weihte. Ob die Hoffnung in Erfüllung ging und dieſe Ehe Helden ins Leben gerufen, weiß ich nicht; die Zeit war nicht dazu geeignet, daß Helden ſich zeigen konnten. Beim Regimente ſah man indeſſen die Sache anders an, als in Berlin. Der romantiſche Duft fehlte hier durchaus, und man betrachtete den jungfräulichen Unterofficier eher wie eine Abnormität und Laſt, die zu tragen, man nun einmal gezwungen ward. Wenn man ſich fragte, warum die Jungfrau noch immer Unterofficier war, da 1815 ſo viel Männer beiſammen waren, daß es der Waffenergreifung von Frauen zum Beſten des Vaterlandes wirklich nicht bedurfte, ſo konnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß nicht die Begeiſterung, ſondern die Luſt am umſtreifenden Soldatenleben ſie angetrieben. Auch ward dieſe Vermuthung nicht verſcheucht, wenn man ſie mit den Soldaten plaudern, ſcherzen, ſingen, zechen und bei ſolchen Vergnügungen ſah, die Männer in der Regel allein aufſuchen. Sie war immer luſtig und guter Dinge, aber unſere ältern Officiere hörte ich oft fluchen: Eine Schande, ſolcher Schürze einen Poſten anvertrauen zu müſſen! Einmal hatte auch ich die Beſtimmung, unter ihrem

August.		Einnahme.			Ausgabe.	
den						

Commando auf Wache zu ziehen. Sie war keine unangenehme Erscheinung, aber von dem „ewig Weiblichen" ließ sich unter dem Commisrock wenig verspüren.

„C'etait la Landiwer," sagte uns der Wirth in einem der Dörfer um Givet, die ich 1829 aufsuchte, um die Schauplätze unseres Kriegerlebens mir wieder anzusehen. Die Landwehr war es, sagte er beschönigend, als er über die furchtbaren Verwüstungen der Umgegend während der Belagerung klagte, und ich mich als einen damaligen Belagerer aus dem Jägercorps verrathen hatte. „Die Jäger waren junge gentile Leute." Ach, wir waren, wenn nicht ganz, doch beinah so schlimm, als die andern. Die Zerstörungswuth muß ansteckend sein. Wie zerschlugen wir, wie rissen wir nieder, oft aus bloßem Muthwillen, aus der Vorstellung, es müsse so im Kriege sein. Freilich geschah es immer nur in verlassenen Häusern und Orten, gleichsam zur Strafe dafür, daß ihre Bewohner sie ver- und uns nur die nackten Wände zurückgelassen hatten; aber es kommt mir vor, als wäre derselbe Trieb dabei thätig gewesen, der die Schulknaben antreibt, mit ihren Messern die Tische und Bänke zu zerschneiden. Erobern wollte man freilich auch, Beute machen. In jenem zerstörten Kloster, wo ich die erste Nacht vor Givet zubrachte, war ein kleines Thürmchen, auf dessen Dache eine Wetterfahne stand. Was gab man sich nicht Mühe, sie abzubrechen. Das verrostete Eisen, das Stückchen Blech war höchstens einige Sous werth, aber es ward zur Ehrensache für jede Wache, die hier aufzog, sich an die Arbeit des Abbrechens zu machen. Mit Lebensgefahr sah ich Landwehrleute auf das Dach klettern und hämmern, feilen,

rütteln, aber die Stange wich nicht. Jede abziehende Wache hinterließ der sie ablösenden das weiter geführte Werk mit Neid, denn nun ward die Arbeit doch immer leichter, und am Ende gewann der den Lohn, der am wenigsten dafür gethan hatte. Doch will ich nicht behaupten, daß man wirklich zu dem Resultate kam; ich glaube vielmehr, daß, als wir von Givet abzogen, die alte Wetterfahne noch immer auf dem Thurme unser spottete. Der schöne Garten an der Maas, die entzückende Aussicht, flößte meinen Cameraden keinen pietätvollen Respect für das Landhaus ein. Die Tische und Bänke, die Fensterläden und Thürflügel wurden unbarmherzig zerschlagen zu Wacht- und Kochfeuern. In einem Dorfe, ich glaube Fromlianes, stand ein alterthümliches großes Herrenhaus, verlassen und verwüstet. Der industrielle Trieb einiger rohen Gesellen führte sie auf das Dach, und, um doch etwas zu erbeuten, hieben sie die bleiernen Dachrinnen mit den Hirschfängern ab. Als Niemand das Blei kaufen wollte, ward der erste beste Nachbar requirirt, der unfreiwillig, wenn gleich für ein Spottgeld, etwas kaufen mußte, von dem er gar nicht begriff, wie die Soldaten zum Rechte kämen, es zu verkaufen. Jeder Krieg hat sein bestialisches Gefolge. Unsere Soldaten waren bei den Franzosen in die Schule gegangen, wenn sie auch das Gelernte etwas plumper und barocker dann und wann anwandten.

Der August verging, es war schon tief im September. Die Tage wurden kürzer, die Märsche, die Arbeit, die Stunden auf den Wachtposten blieben dieselben. Und die kalten Nächte auf Vorposten, auf den Vorposten, wo nur ein Mal,

oder gar nicht während der Nacht abgelöst wurde! Auch im Lager selbst wurden diese Nächte sehr unbehaglich, besonders in unseren dünnen, schlecht verwahrten Hütten, in abgeriebenen, dünnen Uniformen und Mänteln. Man schichtete sich auf einander, um sich zu erwärmen. Und doch war die Kälte besser, als das Regenwetter, welches darauf eintrat. Doppelt beschwerlich wurden die langen Märsche nach und von den Vorposten, doppelt so lang auf den abschüssigen Hohlwegen, in den morastigen Tiefen. Wir kamen gewöhnlich erst um Mitternacht zurück; einst im furchtbaren Platzregen. Daß wir selbst bis auf die Haut durchnäßt kamen, war das geringere Uebel; unser Lager aber schwamm uns fast buchstäblich entgegen. In dem Felsenkessel hatten sich die Wolken zu einem Wolkenbruch gesackt, und Bäche, Ströme, Fluthen kamen durch unsere Zelte mit dem Lagerstroh, unsern Habseligkeiten und Vorräthen auf uns zu. Wir mußten über den angeschwollenen Bach springen, um zu retten, was zu retten war. Und welche Nacht, welch ein Morgen! Ein ander Mal riß uns der Ruf: Feuer! von unsern Kochkesseln, wo wir die Abendsuppe bereiteten. Eine Hütte brannte, mehre andre fingen Feuer. Man denke sich ein großes Lager von Strohhütten, ziemlich dicht aneinander, in einem Felsenthale, ein Windzug und eine Feuersbrunst! Alles war auf den Beinen, um zu greifen, retten, was zu retten war. Die Hörner schmetterten. Zuerst die geladenen Büchsen! Die Feuer aus! Die Lichter aus. Man stieß, drängte, trug ins Freie und rannte gegeneinander; die Verwirrung war groß. Die Magdeburger Landwehr schlug mit Kolben drein, und ihrer raschen Thätig-

keit gelang es, die brennenden Hütten niederzuwerfen und das Feuer zu dämpfen. In drei Hütten, welche den Jägern einer andern Compagnie gehörten, waren alle Habseligkeiten derselben verbrannt.

Sechs Wochen schon in diesem Zustande und noch keine Aussicht auf Erlösung. Givet sollte bombardirt werden, aber ein Tag verstrich um den andern. Es sollte Friede sein; aber keine Taube mit dem Oelzweig kam über die Berge geflogen. Da hieß es, Napoleon ist den Engländern entflohen und nach Amerika entkommen. Der Krieg bricht wieder an, er wird ein andrer, man behält uns zurück, es wird wenigstens ein Stammcorps der freiwilligen Jäger errichtet, wo die Jäger bleiben, aber die Freiwilligkeit aufhört. Es hätte mich nicht gewundert, wenn unsere Phantasie in dem dunstigen Felsenkessel noch thörigtere Hirngespinnste zu Tage gebracht hätte. Die Strapatzen ließen keinen freien Gedankenproceß zu; und die Gedanken, die sich entwickelten, wurden von dem ewigen Einerlei, von dem trüben Herbsthimmel beherrscht. Das eine Gefühl, was uns klar wurde, war, wir sind nur noch Maschinen, unsere militairische Dressur erinnerte uns täglich daran, und der lebhafteste Wunsch war — nicht nach Ruhm und Kriegsthaten, diese Aussicht war vorüber, wir spielten ja nur noch Krieg — es war kein anderer, als einmal doch in ein Quartier zu kommen.

Nun doch schien er erreicht! Das Bombardement fand nicht statt, die Stadt Givet ergab sich. Wir rückten ein; welches Wonnegefühl, den Preis unserer Ausdauer mit Augen zu sehen! Eine wohlerhaltene Stadt, klein, aber uns kam sie

ſo groß, ſo wunderbar vor. Kaum wird Paris einem Kleinſtädter anders erſcheinen, ob wir doch Alle aus größern Städten, zum Theil ſelbſt aus Berlin kamen; aber das Lager in den Felſen mußte magiſch auf unſere Sinne gewirkt haben. Wie feſt die Häuſer waren, wie regelmäßig die Thüren und Fenſter, wie breit die Straßen, wie majeſtätiſch die Brücke, der Markt, die herrlichen Kaufläden, die Cafés und Reſtaurationen; gewiß ein Klein-Paris! Wie mußte ich lächeln über jene Erinnerung, als ich 1829 dieſe ſehr unbedeutende Landſtadt wieder ſah, die in ihren ſtädtiſchen Einrichtungen nicht einmal, wie ſo manche Andere, den Anſpruch macht, dem ſtolzen Paris gleichen zu wollen. Nur etwas erſchien mir auch damals grandios, die himmelhohen, die Stadt überragenden Felſen der Citadelle und ihre Mauern. Die Schildwachen darauf konnten uns in den Straßen mit Kieſelſteinen tödten.

Givet, die Stadt und Feſtung, war übergeben, aber die Citadelle Charlemont, wohin ſich der Gouverneur mit der Garniſon zurückgezogen, blieb unerobert und ließ das drapeau blanc auf ihren Mauern ſtolz flattern. Was hatten wir für uns erobert? Das Vergnügen, mit Sack und Pack in die eroberte Stadt einzuziehen, Parade zu machen, und matt und hungrig am Abende in unſer Lager zurück zu marſchiren. Die Citadelle ward nun an der Stelle der Stadt belagert, und Alles blieb beim Alten. Wir mußten putzen, exerciren, paradiren, auf Wache und auf Vorpoſten ziehen. Nur durch beſondere Gunſt ward Einzelnen die Erlaubniß, auf Urlaub ſich in die Stadt zu begeben, um dort ſich zu erholen, oder

Ankäufe zur nöthigſten Reparatur ihrer Kleidungsſtücke zu machen.

Endlich nahte die Erlöſung. Die Bergfeſtung ward nach wie vor belagert, aber am 23. September ward uns der Paradebefehl verleſen, daß unſere Brigade abziehen und Cantonirungsquartiere zwiſchen den Städten Rocroy und Vervins beziehen ſolle. Noch Cantonirungen, und doch ward uns zugleich verkündet, daß der Friede abgeſchloſſen ſei. Warum nicht gleich zurück?

In der Nacht zum 26. September ſchlug endlich die Stunde der wirklichen Erlöſung. Es war eine regneriſche, ſtockfinſtre Nacht, als um 3 Uhr die Horniſten uns weckten. Um 4 Uhr ſollte aufgebrochen werden; in ſolcher Dunkelheit, in dieſem Wetter ſollten wir den Felſen und Schlünden Lebewohl ſagen, in denen wir ein und einen halben Monat verzaubert waren. Das Verlangen wurde laut: ſehen mußten wir doch noch ein Mal den Ort. Eine wahnſinnige Luſt ſchien ſich der Freiwilligen zu bemächtigen. Licht! Feuer! rief es. Von allen Seiten trug man Stangen, Bretter herbei, die uns als Tiſche und Bänke gedient, und die früher, im Schweiße unſeres Angeſichts, meilenweit herbeigeſchleppt worden; alles auf einen Haufen. Es ward angezündet. Wir wollten ſehen und uns wärmen und dem Wetter trotzen. Die Feuer loderten, die Flamme wirbelte auf, der Regen verlor ſeine Macht vor ſolcher Gluth. Unſer Aller bemächtigte ſich eine wahre Raſerei. Wir riſſen unſere Hütten nieder, wir rüttelten an den Pfählen, alles was feſt ſtand, mußte heraus, und manche Cameradſchaft trug ihr ganzes feſtes Haus, wie es da

war, und das ihnen sechs Wochen lang Schutz und Wärme gegeben, in die Flammen. Es war ein wilder, furchtbar schöner Anblick, die nackten Felsen ringsum von der hellen Gluth angeröthet, und der Flammenschein stieg in den Himmel, daß man in der Citadelle die Lärmtrommel rührte. Man billigte, soweit ich mich entsinne, diesen Akt unserer freiwilligen Freude nicht; aber die Inhibitionen aus dem Hauptquartier kamen zu spät.

Wie oft ich die Maas passirt, kann ich mich nicht mehr entsinnen. Außer der Spree, die Berlin scheidet, giebt es indeß keinen Fluß, den ich von Rechtswegen so genau kennen müßte, von Lüttich hinauf bis beinahe Verdun. Denn obgleich Friede war, und wir nur Freiwillige für den Krieg, behielt man uns nicht allein noch Monate lang im Dienst und in Frankreich, sondern schob uns aus einer Cantonirung in die andere, immer die Maasufer hinauf, bis wir endlich im Flecken Dun, einige Meilen von Verdun entfernt, den südlichsten Punkt erreicht hatten, um nachher noch ein Mal das Vergnügen zu haben, wieder in nördlicher Richtung bis über Givet hinaus zurück zu marschiren.

Wir waren vom Lagerleben erlöst, aber nur, um ein neues, beschwerlicheres Wanderleben anzutreten. Es hatte viele Tage lang geregnet, und regnete immer fort, wie im Englischen Liede. Die Wege waren furchtbar, und es war nicht märkischer Sand! Wir waren schon bis an die Knie im Koth der Hohlwege gewatet, als wir, südlich von Givet, über die Maas setzten, um nach Fumay zu marschiren. Ein male-

risch in die Kalkfelsen der Maas eingeklemmtes Städtchen, von mittelalterlicher Architectur; aber, todtmüde wie wir waren, von Naßkälte schauernd, mußten wir durch die freundlichen Straßen, an den gastlichen Häusern vorüber, wieder in eine Fähre uns einpferchen lassen, um jenseits, ein Paar Meilen weiter in einem elenden Dorfe endlich Quartiere zu finden, im Vergleich zu welchen unsere verbrannten Strohhütten uns noch comfortable erschienen. Der Unwille unter den Jägern war allgemein, da hier, wie es oft geschah, die Soldaten von der Linie in der Stadt selbst bleiben. Man braucht uns nicht mehr, man läßt es uns fühlen, daß wir überflüssig sind! Warum entläßt man uns dann nicht ganz und gar? Wie oft noch wiederholten sich diese Klagen! In der That entsinne ich mich aus dem ganzen Feldzuge keines schlechteren Quartiers als in diesem Dorfe Revin, wo wir uns Alles, selbst Stroh und Brod ertrotzen mußten. Die Wirthin, ein widerwärtiges Weib, gab uns indeß Anlaß zu manchen Beobachtungen. Bei jeder Forderung schrak sie zusammen, schlug die Hände über den Kopf, seufzte und — klagte. Nicht beim Capitain, wozu die französischen Bauern immer weit schneller bereit waren, als die unsern, sondern bei ihrer Heiligen! Und wer war diese Heilige? In einer Laterne auf einem Küchenschrank, die Himmelskönigin aus dem Bilderladen war an die Stelle der fehlenden Glasscheibe geklebt. Die fromme Frau warf sich jedes Mal zu Füßen des Schrankes nieder und murmelte ihre unverständlichen Gebete, daß die Jungfrau die unverschämten Forderungen der Ketzer gnädig abwende. Wir waren in großem Irrthum, als wir meinten, die Revolution habe mit der

Religion auch den Bigottismus und Aberglauben in Frankreich ausgetilgt. Auch in den nördlichen Provinzen fanden wir ihn nur zu oft, und in seiner crassesten Gestalt wieder.

Abermals ward am Morgen über die Maas gesetzt, in Regengüssen, und der Marsch ging über die Ardennen nach Aubenton. Diesmal sollten wir sie in ihrem finstersten Gebirgscharakter kennen lernen. Aber diese Schluchten, diese Wege und Hohlwege! Wer hatte Augen für die schauerlichen Reize dieses Gebirges, wenn er, mit dem halben Beine im Koth, Berganſteigen mußte! Wir schlugen Nebenpfade ein, um auf dem kürzesten Wege das Gebirge zu kreuzen; es ging durch Dornen, steile Klippen wurden erklommen, Wege, auf denen es uns wahrscheinlich mit allem unsern Gepäck fortzukommen unmöglich geworden wäre. In dieser Voraussicht hatte man einige Ochsenwagen requirirt, die unsere Tornister nachfuhren; uns dafür aber erst drei Tage später ablieferten. Einer zog den andern, und doch wie viele glitten aus, und küßten die mütterliche Erde des feindlichen Landes. Zuweilen sahen wir uns verwundert an, daß nach solchen Strapatzen noch so viel von uns selbst und unsern Kleidungsstücken übrig geblieben war.

Auch in dem freundlichen Fabrikstädtchen Aubenton, wo man uns Cantonnirungen versprochen, blieben wir in guten Quartieren nur eine Nacht. Wenigstens lernten wir wieder das Quartierleben von der freundlichen Seite kennen. Die Gegend schien noch nicht ausgezehrt. Reinlichkeit und Fülle der natürlichen Lebensmittel, schönes weißes Brod, ein vortrefflicher Käse und ein kräftiges Bier stärkte uns wieder für

eine Cantonnirung in den Dörfern, die von dieſen Behaglichkeiten wenig oder nichts darbot.

Wir waren wenigſtens in dem Dorfe Besmont wieder im flachen Lande. Daß dadurch ein Wunſch erreicht werden könne, hatte ich mir früher in meiner romantiſchen Stimmung nicht träumen laſſen. Aber es war ein Dorf, welches mich an unſere weſtphäliſchen erinnerte. Die Gehöfte lagen im weiten Umkreis zerſtreut, durch feuchte Wieſen, Hügel, Buſchwerk, Seen und Gräben von einander getrennt. Zum Appellplatz mußte mancher eine Stunde lang gehen, und ich hatte, wie gewöhnlich das Unglück, nicht allein bei einer der ärmſten Familien, ſondern auch am aller entfernteſten von den andern einquartirt zu ſein. Wäre es ein Vendéedorf geweſen, und ſeine Bewohner fanatiſirte Feinde, ſo wäre es ein leichtes geweſen in dieſer Abgeſchiedenheit einen und den andern verſchwinden zu laſſen, ohne daß es nur bemerkt wäre. Kaum wußten wir, wo wir uns gegenſeitig aufſuchen konnten; es waren Reiſen und über zitternde Wieſen, durch Büſche und labyrinthiſche Hecken. Aber die Leute waren friedlich und freundlich; ſie waren des Krieges ſatt und matt wie wir. Wir verlangten nur nach Ruhe und fanden ſie, und ſie gaben, was ſie hatten; es entſprach zwar nicht unſern Wünſchen, und den Verheißungen, die man uns von guten Quartieren gemacht, aber doch den nöthigſten Bedürfniſſen.

Für die Melancholie, für die Oſſianiſche Stimmung war hier reichliche Nahrung. Ringsum gelbes, abfallendes Laub, ein grauer Novemberhimmel, Nebelſtreifen, und Sträucher, Bäume, Felder, Wieſen und Wege von den Perlentropfen des

September.	Einnahme.	Ausgabe.
d..		

ewigen, andauernden Regens bedeckt. Während der Wochen, die ich in dieſer Einſiedelei lag, ſah ich nicht ein Mal die Sonne ſcheinen; es fiel kein Schuß, es wieherte kein Pferd, keine Kuh brüllte, nur die Hennen gackerten, wenn ſie Eier legten.

Ein mährchenhaftes Stillleben führte ich, und doch ſteht es mir in allen ſeinen Einzelheiten ſo klar vor Augen, als wäre es erſt geſtern. „Wir haben nie Einquartierungen gehabt," ſagte die Alte, als ſie meinen Zettel empfing. Aber im Hauſe war doch nicht die Armuth, welche entmuthigt und den Sinn niederdrückt. *Vielleicht war kein* Geldſtück vom Dach bis zum Keller aufzutreiben, aber was bedurften dieſe Leute des Geldes! Zwei fette Kühe gaben Milch, Butter und Käſe ausreichend für die Wirthſchaft. An einen Verkauf, oder an ein zur Marktwaaremachen dieſer Producte ſchien hier Niemand zu denken. An weißem Mehl und Weißbrod fehlte es nicht; eigene Erzeugniſſe, wenn für mich gleich der Umſtand ſehr unangenehm war, daß dieſes Brod nur alle vierzehn Tage gebacken wurde, dem zufolge man während dreizehn Tagen, was wir alte Semmel nennen, eſſen mußte! Aber in Scheiben am Feuer geröſtet, mit friſcher Butter und Käſe darauf, ſchmeckte es vortrefflich. Die Gärten voll Obſtbäume. Nur zu ſchütteln brauchten ſie, und goldene Aepfel waren in Fülle da. Auch Kartoffeln waren im Keller. Bedurfte es mehr zu einer Idylle? Und doch gackerten noch achtzehn Hühner im Stalle, zu Zeiten die einzige Melodie, der einzige Laut in meiner Einſiedelei.

Die Hausfrau, etwa eine hohe Fünfzigerin, ſprach ein Patois, das ich nicht verſtand, aber ſie war keine üble Frau;

geſchwätzig, reinlich, thätig. Ein junger Burſch war da, etwa von 10 bis 11 Jahren, ob ihr Sohn oder Enkel laß ich dahin geſtellt, wahrſcheinlich der künftige Erbe, und ein junges, hochgewachſenes, hübſches Mädchen, von außerordentlich weißem Teint, ihre Tochter. Sie ächzte viel, und es hieß, ſie wäre krank; wie es mit dieſer Krankheit beſchaffen, und ob ſie nicht vielleicht eine nur fingirte war, laß ich auch dahin geſtellt; denn es gab noch mehr Räthſelhaftes in dieſer Familie.

Ein täglicher Beſucher fand ſich dort ein, ein Mann, etwa in den Dreißigen, von nicht eben ſchönem, imponirenden Aeußeren, ſein ganzes Weſen aber ſagte, daß er ſchon mehr in der Welt geſehen und in andern Verhältniſſen zuhauſe wäre, als in dieſer kleinen Bauernhütte an den Ardennen. Er trug eine blaue Blouſe, Holzſchuhe wie die Uebrigen, aber wenn er meine Büchſe aufnahm, blitzte ein eigenes Feuer aus ſeinen Augen. Es war ihm keine ungewohnte Arbeit. Es lag kein Grund mehr vor, zu verbergen, daß dieſer tägliche Gaſt kein Bauer, ſondern ein Militär war, ein Napoleoniſcher Capitain, von den Bourbonen auf Halbſold oder ganz ohne Sold entlaſſen. Wie er in den letzten Zeiten thätig geweſen, ob er die Rolle der Ney und Labedoyere etwa im Kleinen geſpielt und deßhalb für gut befunden, ſich in die Herbſtnebel der Ardennendörfer zu verlieren, ſelbſt ob er bei Waterloo mit gefochten, oder ob ich in ihm einen Feind wieder ſah, den ich zum letzten Male auf einem der Feſtungswälle vor mir erblickt, blieb der Vermuthung überlaſſen. Jetzt war er nicht mehr und nicht weniger als ein Knecht, ein freiwilliger Bauernknecht. Er beſorgte die Geſchäfte der Familie, die aber im

Herbſt, nach der Erndte, wahrſcheinlich nichts bedeutend waren. Denn er konnte Stunden lang im Hauſe ſitzen, Morgens, Mittags und Abends noch länger, und die Hände auf den Knieen, plaudern.

Seine Firma hier war nicht Capitain, noch Knecht, ſondern Bräutigam, Verlobter der Tochter. Ob das nur ein vorübergehender Bräutigamſtand ſein ſollte, faute de mieux, ob er ernſtlicher daran dachte, mit dem jungen Mädchen in den Beſitz des Hofes einſt zu kommen und den Officier mit dem Bauer zu vertauſchen, oder ob er noch auf einen Umſchwung der Dinge hoffte, und hier nur die Zeit abwarten wollte; alles das hätte ich muthmaßlich erfahren, wenn mich die Sache näher intereſſirt, und ich älter als ſiebzehn Jahre geweſen wäre. Stoff, nicht allein zur Romantik, ſondern ſogar zum Romane. Aber, ſiehe da, ich war durch alles Romantiſche vorher geſättigt; es war mir gleichgültig geworden. Ich wollte Ruhe, und dann fort, hinaus, zurück ins alltägliche Leben. Der Capitain mochte lieben, oder haſſen, lauern, oder hoffen, mich ging es nicht an.

Uebrigens war er ein ganz angenehmer Mann und Geſellſchafter, wenigſtens für die Lage hier. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß er an Bildung weit über den Andern ſtand; er machte ihren Lehrmeiſter, einen praktiſchen Lehrmeiſter. Wie weit ſeine Kenntniſſe gingen, konnte ich allerdings nicht beurtheilen, aber er ſchien doch weit mehr zurückzuhalten, als er ausgab. Er war weit in Deutſchland umher geweſen, auch längere Zeit in Berlin; er kannte unſere Sitten und ſprach etwas Deutſch. Seinen Stand hatte er für den Augenblick ganz

aufgegeben und vergeſſen, wie das eben nur einem Franzoſen möglich iſt. Nur ein Mal erwähnte er mit einem ſpöttiſchen Zug um den Mund, daß er Ludwig XVIII. nicht beſonders lieben könne, da er ihm ſeine Penſion entzöge. Paris liebte er auch nicht, und fürchtete von daher. Er verſicherte: für 5 Sous könne dort jeder ſeinen Feind von einem Diener der geheimen Polizei ermorden laſſen! Ja, einſt entfiel ihm ein merkwürdiges Wort: es wäre für Frankreich nicht gut, wenn die Heere der Verbündeten ohne weiteres herausgezogen würden. Die Partheien würden ſich augenblicklich in die Haare gerathen, und die Dinge noch ſchlimmer werden. Sonſt ſchien er blaſirt, gleichgültig gegen alles, und recht gefliſſentlich bedacht, in kleinen Dingen und Beſchäftigungen ſich zu feſſeln. Er half mir bereitwillig meine Sachen putzen und lehrte mich Kunſtgriffe.

Es war ein eigenes Verhältniß, ich war Sieger, und er der Beſiegte, ich im Recht des einquartirten Soldaten, was ein furchtbares Recht ſein kann, und er im Verhältniß des ſcheuen, geplagten Wirthes, der hergeben ſoll, was man fordert. Aber ich war ein Soldat und ein halbes Kind, und er Officier, ein Mann in Jahren und von reicher Erfahrung. Ein deutſcher Officier hätte ſich in ähnlichen Verhältniſſen ſchwer dazu hergegeben, einem jungen franzöſiſchen Volontair das Riemenzeug zu putzen, ja ihn ſo zu bedienen, wie der Franzoſe that. Aber in ſeinen Adern rann kein ariſtokratiſches Blut; er war ein Mann aus dem Volke und wollte es nicht verleugnen. „Ich bin Alles geweſen, ſagte er ein Mal lächelnd, Soldat, Corporal, Sergeant, Fourier, Sergeant-Major,

dann Lieutenant, zwei Jahre Capitain, und jetzt bin ich wieder Bauer."

Im Sommer müßte das hier ein herrliches Stillleben gewesen sein. Welchen Spielraum umher! War doch jedes Gehöft ein kleines abgeschiedenes Gut für sich, so herrliche, grüne Plätze, mit den schönsten, wilden und Fruchtbäumen, mit Büschen und Hecken umpflanzt, und der Wald nahe, in den man sich verlieren konnte. Aber der October rückte schon weit vor, kein October, welcher den schönen milden Altenweibersommer Norddeutschlands mit sich führt. Keine seidenen Fäden flogen durch reine weiche Luft. Sie schwitzte aus ihrem ununterbrochen grauen Ueberzuge nur den ewigen Verlregen. Wir waren an das Haus, in die Stube gebannt. In eine einzige Stube. Doch war sie nicht zu eng, und nicht von Unreinlichkeit starrend. Es machte sich so eben! In meinen Briefen finde ich eben eine Stelle, die ich bis jetzt übersehen hatte. „Meine Gesellschaft besteht aus der Hausfrau, einer erwachsenen Tochter, einem Kinde, drei Katzen, achtzehn Hühnern, zwei Kühen, einem Ferkel, zahlreichen Fliegen, und noch einem Franzosen, der Hauptmann gewesen sein soll." Es muß das wohl in einer ersten, übeln Laune niedergeschrieben sein, denn meine Erinnerung an den Hausstand und das Leben dort ist weit freundlicher. Wenn nicht geputzt, geschrieben, oder geplaudert ward, vertrieb ich mir wieder die Zeit mit dem idyllischen Kochen. Für die Lectüre der Nibelungen*) muß meine

*) Die ich (siehe Penelope 1844), Zenneſche Ausgabe, im Torniſter mit mir führte.

Stimmung damals nicht getaugt haben. Der Sinn war früh zum Praktiſchen angeleitet worden, nur durch die Noth. Ich rechne es aber doch zum Glück, daß dieſe Noth wieder aufhörte, um das Praktiſche wieder auf lange Jahre in den Hintergrund zu drängen. Möchten wie Alle, auf dem guten Wege, auf dem wir uns jetzt befinden, fortgehen und eine praktiſche und induſtrielle Nation werden, aber dabei nie die Wohlthat verkennen, daß wir zuvor eine lange hiſtoriſche Erziehung genoſſen, welche uns andere Güter ſchätzen gelehrt, die wir, um zu werden, was wir wünſchen, nie aus dem Sinne laſſen ſollten.

Die Thüre ſtand gewöhnlich offen, ich meine die Stubenthür, ſie war aber auch zugleich die Hausthür. Es geſchah vermuthlich der Katzen, der Fliegen, der Menſchen und der friſchen Luft wegen. Wenn etwas Kälte und Regen eindrang, ſo brannte ja dafür beſtändig das Feuer im Kamin. An Holz fehlte es der Armuth nicht. Der Kamin war die allgemeine Küche. Eine große eiſerne Marmite ſchwebte beſtändig über dem Feuer. Immer kochte etwas darin; zuerſt für Ferkel und Kühe, dann, wenn dieſe befriedigt waren, für die Menſchen. Die Soupe de légumes war die Hauptmahlzeit. Ich habe in Frankreich ſo viel Soupe de légumes einſchlucken müſſen, daß mich ſchon der Name anwiderte; und doch iſt ſie, gut bereitet, die natürliche Koſt, welche, für Reiche und Arme gleich zuträglich, nahrhaft, ſelbſt von Rumohr anempfohlen wird. Der Keſſel ſiedet über dem Feuer mit Waſſer, und nun kommt es nur darauf an, was man in das Waſſer hineinthut, ſo kann man die köſtlichſte Suppe erhalten. In dieſen Bauer-

wirthſchaften wird hineingeworfen, was gerade vorräthig, oder beſſer, was der Tag gebracht und überflüſſig iſt: Kohlſtrünke und Blätter, Zwiebeln, Rüben, Erbſen, Kartoffeln, möglicherweiſe Mehl, Salz, vielleicht Butter; iſt das Glück gut, ein Stück Speck, in außerordentlichen Fällen ſogar ein Stück Fleiſch. Zwei Ingredienzien machen das Gebräu aber erſt zum Gericht, Pfeffer und Schnitte Weißbrod. Wie man ſie nun haben will, iſt die Soupe de légumes entweder eine Suppe, oder ein conſiſtentes Gericht. Fleiſch kam allerdings in dem Dorfe Besmont nur hinein, wenn ich etwas beim Appell geliefert erhielt. Soupe de légumes und Salat waren abwechſelnd unſer Mittagbrod. Unſere Landwehrleute ſchüttelten den Kopf, woher der franzöſiſche paysan zur Arbeit Kraft nehme? Die franzöſiſchen Bauern ſchüttelten den Kopf, wenn ſie hörten, was ein deutſcher Bauer an dicker Grütze, Erbſen, Speck und Schwarzbrod verzehre!

Dieſer ewigen Suppe ſatt, experimentirte ich, zur Verwunderung meiner Wirthe, in allerhand Gerichten von Aepfeln, Kartoffeln, Zwiebeln, Milch und Eiern. Meine Milch- und Mehlſuppe, zum Frühſtück, hatte mir vortrefflich geſchmeckt, aber dann erwachte mit einem Male die Luſt zum Kaffee. Vermuthlich nur deshalb, weil ich keinen hatte. Bei unſerer Verſammlung waren wir vom Hauptmann, im Namen des Maire, erſucht worden, keinen Kaffee zu fordern, weil die guten Leute im Dorfe das Ding kaum dem Namen nach kennten, und es ihnen unmöglich wäre, es zu beſchaffen. Aber der Trieb in mir nach Kaffee war unwiderſtehlich erwacht. Ich kaufte mir Kaffee und wollte ihn kochen. Aber eine Kaffeekanne

war in unſerer Wirthſchaft eben ſo unbekannt als der Kaffee ſelbſt. Töpfe und Näpfe gab es gar nicht, und das einzige, eigentliche Kochgeſchirr war die Marmite, in welcher allenfalls ein ziemliches Schwein geſotten werden konnte. Was war in der Noth zu thun? — Es gab eine Eierkuchenpfanne. In dieſer ward der mit der Reibkeule geſtampfte Kaffee übers Feuer gebracht, und das bräunlich gefärbte Waſſer alsdann in eine flache Schüſſel gegoſſen und mit zinnernen Suppenlöffeln gegeſſen. Taſſen waren hier ſo wenig als Teller bekannt. Die vortreffliche Milch, geröſtet Brod und Butter machten vielleicht das Getränk genießbar, welches ſonſt mit einer Taſſe Kaffee wenig Aehnlichkeit hatte.

Die Abendunterhaltung am Kamin! Sehe ich doch noch die Flammen aufblitzen, höre ich doch noch die Bratäpfel ziſchen! Wie wir ſo traulich um das Feuer ſaßen, ein freundliches Familienbild. Wenn die Unterhaltung einſylbig war, ſprachen für uns die Aepfel. Jeder hatte einen an die Kohlen gelegt; weſſen Apfel zuerſt aufziſchte, war der König für den Abend. Wie artig, zuvorkommend, die Leute gegen mich waren. Ich erhielt immer den mürbeſten, ſchönſten Apfel. In ſolcher Idylle ſich liebenswürdig zu bewegen, iſt auch nur eben den Franzoſen, und zwar nur denen der alten Zeit gegeben. Aber unſere Converſation konnte auch lebhaft ſein. Wenn ich von den großen ſteinernen Häuſern der Stadt Berlin ſprach, wie ſahen ſie mich verwundert an, und der Capitain beſtätigte Alles, was ich ſagte, und wußte noch viel mehr von der großen Königsſtadt zu erzählen, Dinge, von denen der Gymnaſiaſt nichts wußte. Er war zwei Jahr dort geweſen.

Das Merkwürdigſte, ſo viel ich mich entſinne, waren für ihn die ſtuckernden Charlottenburger Wagen und die hohen Hüte der Damen. Aber das allerunglaublichſte für ſeine Geliebte und deren Mutter war, daß ich behauptete, alle Menſchen, nicht in Berlin allein, ſondern auch in unſern Provinzſtädten, ja ſogar in den Dörfern, trügen Schuhe oder Stiefeln von Leder. Doch nur Feſttags! rief das junge Mädchen, ihre Sabots anblickend. Der Capitain beſtätigte meine Angabe, daß, wer bei uns nicht barfuß geht, lederne Schuhe trägt, daß die Holzſchuhe zu den Seltenheiten gehörten und die eigentlichen Sabots der Bauern in Frankreich bei uns gar nicht vorkommen. Dies glauben zu ſollen, ſchien zu viel gefordert. Sie hätte eher geglaubt, daß bei uns ewige Nacht iſt, als daß unſere Bauernmädchen lederne Schuhe tragen. Wie können ſie denn Schuhe bezahlen! So fühlten wir uns denn doch in etwas reicher, in der Cultur fortgeſchritten, in unſerm Barbarenlande; denn ſo betrachtete der Franzoſe es damals noch. Dieſe Anſicht über die Schuhe iſt übrigens nicht auf dieſen Winkel der Picardie eingeſchränkt.

Wenn die Aepfel ausgedampft, das Feuer in Aſche ſank, die Unterhaltung ſtockte, und Einer um den Andern auf dem Schemmel nickte, ſtand ich auf, um nebenan in die Aepfelkammer zu gehen, wo mein Bette ſtand. Einen Abend um den Andern entſpann ſich alsdann folgendes Geſpräch, deſſen Monotonie in dieſes Mährchenſtillleben gehörte:

Ich. „La lampe, si vous plait.“

Die Wirthin. „Ah vous voulez vous coucher, monsieur. Voila!“

Ich. „Bon soir!“

Alle. „Bon soir, monsieur!“

Wenn ich mich auf meine Strohmatratze von ungebleichter Leinewand gelegt und behaglich gestreckt, rief ich: „No voulez vous pas prendre la lampe?“

Darauf antwortete des Capitains Stimme: „Oui, monsieur.“ Er erscheint, fragt noch höflich: „Est quo vous êtes assez convert?“

Ich. „Oui, monsieur.“

Der Capitain. „Bon soir, monsieur.“

Die Thür geht zu, die Lampe verschwindet, die Aepfel duften süß und lieblich und ein noch süßerer Schlaf läßt mich bald die Unterhaltung, die Ardennen, die Cantonirung, Strapatzen und Krieg vergessen. So einen, so alle Tage.

Der Tagesanbruch konnte mich nicht wecken, denn der Tag brach in meiner Kammer nicht an. Gewöhnlich war es das Geräusch des Tropfenfalls vom Dache, was mich weckte. Ich hatte dann meine bestimmten Zeichen, die mich ans Aufstehen mahnten. Durch jenes Astloch mußte das Licht dann nun den Fleck berühren, der Dämmerschein durch die Spalte mußte den größten rothen Apfel anhauchen. Das Spinnrad schwirrte dann so und so, der Capitain schlug einen Nagel in die Wand, oder hämmerte an den Sabots seiner Braut, und der kleine Junge lehrte seine Lieblingskatze oui sagen. Dann war es 6 oder 7, und ich sprang auf. — Heute kam es mir vor, als hätte der Tropfenfall schon sehr lange gedauert, aber ich hörte noch nicht das Spinnrad, noch nicht den Nagel, noch nicht die Sabots. Auch die Katze quälte sich noch nicht

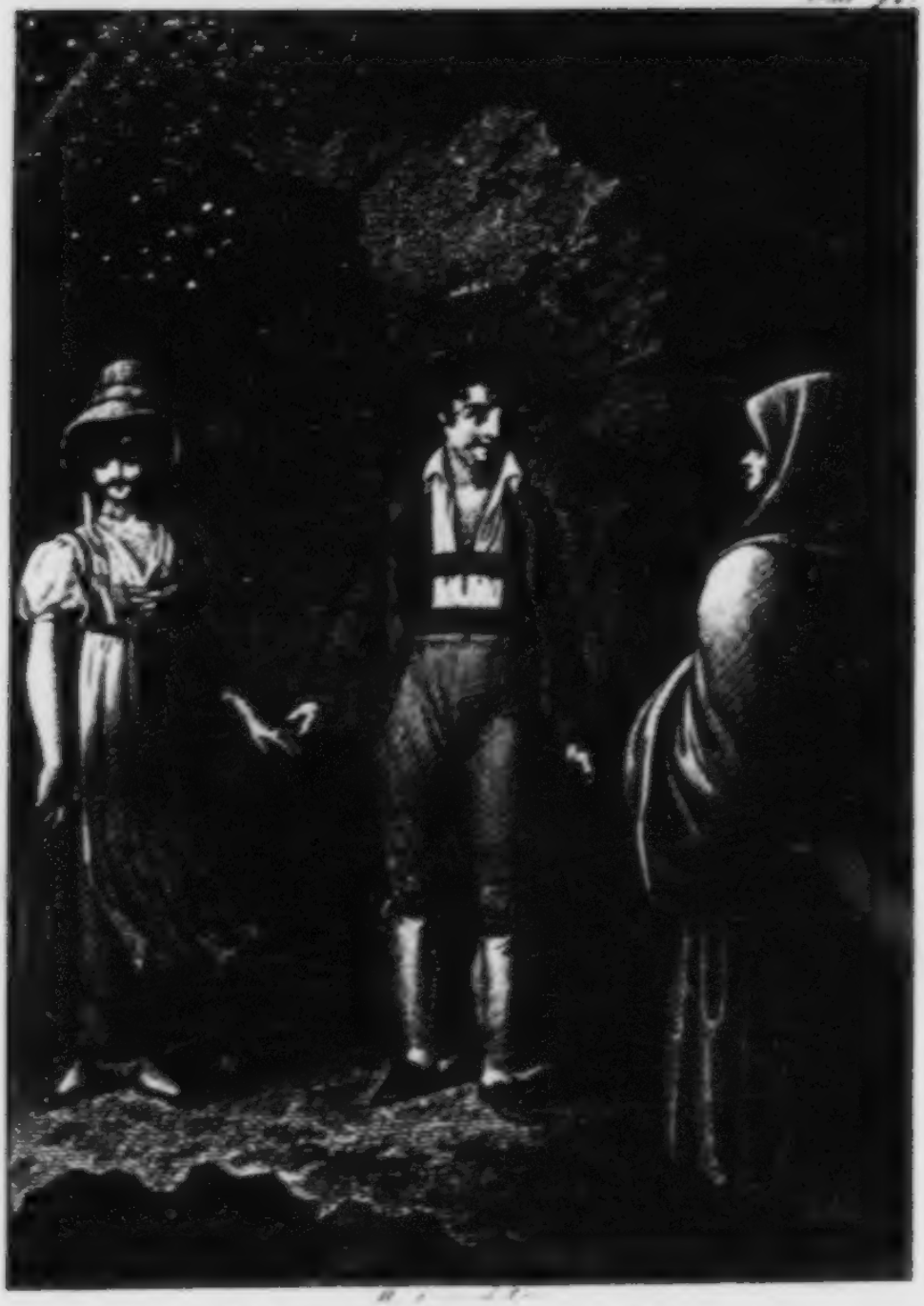

Dédié aux Frères des Ecoles.

oui zu ſagen, aber ſie miaute kläglich mit den andern beiden Katzen. Das Licht aus dem Aſtloch war ſchon weit über den Fleck hinaus und der rothe Apfel ſchon wieder dunkel. Ich ſprang auf und in die Kleider, aber es blieb ſtill wie vorher. Ich trat in die Stube. Da ſtand das Spinnrad ruhig an der Wand. Kein Capitain und ſeine Braut, nicht der Knabe, nicht die Wirthin waren zu ſehen. Die Thüre war zugemacht, das Feuer im Kamin ſchwankte langſam hin, und in der Marmite kochten nur die Rüben- und Kartoffelabzüge für Kühe und Ferkel. Ich rief; keine Antwort. Was war das? Ich ſuchte, und fand keine Spuren. Die Ausgehröcke waren von den Nägeln fort. Hatten meine Wirthe mich verlaſſen? Konnten ſie es nicht mehr aushalten von der Einquartirung? War eine Verſchwörung im Werke, eine Sicilianiſche Vesper? — So grau, ſo einförmig grau war der Tag noch nie geweſen. Ich öffnete die Thüre; es ſtäubte mir naß entgegen, ringsum nichts als gelbe Blätter, dürre Aeſte, in der Ferne rothe Wipfel, die ihr Laub abſchüttelten. Ich ſchrie hinaus. Nur die Hühner im dampfenden Stalle antworteten.

Ein, zwei Stunden vergingen in dieſem lautloſen grauen Gemählde. Ich hatte glücklicherweiſe Milch in der Kammer und Brod gefunden, das Feuer war angemacht und ich hatte mein Frühſtück mit den Katzen getheilt, die eben ſo verlaſſen ſchienen als ich. Sie müſſen wieder kommen. Ich ſchlug inzwiſchen die Nibelungen auf, die ich ſo lange außer Acht gelaſſen. Aber, war es der franzöſiſche Boden, oder das Milchfrühſtück, oder der Nebel, die körnigen Geſtalten der alten Sage paßte nicht hierher. Sie vermehrten nur meine

Ungeduld. Ich legte mich aufs Horchen, etwa wie König Günther in der verhängnißvollen Nacht. Jedes Rauſchen in den Sträuchern, jedes Blatt im Winde erregte meine Aufmerkſamkeit. Ich ſchlich zu den Hühnern, zu den Kühen, zum Ferkel. Wenigſtens hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, daß dieſen Thieren nichts von den Schauer der Mährcheneinſamkeit beiwohnte. Sie kräten, wühlten, ſtreckten ſich und flatterten gerade wie ſie es thaten, wenn die Bauerfamilie im Hauſe war. Nur die Katzen nicht ſo. In ihnen war etwas Unheimliches. Wie wann! — wir, vom damaligen jungen Deutſchland, ich meine den äſthetiſchen Nachwuchs der Romantiker, gaben uns alle Mühe, als Beihülfe zum Patriotismus, die nüchterne Vernunft unſerer Väter zu Schanden zu machen, und im Alltäglichen wunderbare Sympathieen aufzuſuchen. In manchen Dingen hatten wir es ſchon weit gebracht, wie leicht wäre es meiner Phantaſie geworden, das Mährchen vollſtändig zu conſtruiren, die Katzen für verzaubert zu halten, und warum ſollte dann meine Wirthsfamilie nicht eine Hexenfamilie ſein, die an einem gewiſſen Monatstage ihre natürliche oder unnatürliche Geſtalt als Katzen annahm! Es ſtimmte ſo vieles, die einſame Lage des Gehöftes, Niemand beſuchte ſie, Niemand ſprach von ihnen, ſie lebten in den Tag hinein, ohne Arbeit. Ihre Unterhaltung war ſo ſonderbarer Art. Die Alte ſpann, nicht allein am Rade, ſondern auch wenn ſie ſprach, mit den Lippen; der weiße Teint ihrer Tochter, einer Bauerdirne, ihre ſonderbare Krankheit, und — wenn nicht ein verwünſchter Prinz, doch ein verbannter, verzauberter Capitain der großen Armee als Knecht in der Hütte!

Aber, weiß der Himmel, ich konnte mich nicht zu diesen kühnen Schlüssen erheben. Die Wirklichkeit, das Putzen, das Marschiren, das Exerciren, das Hungern und das Kochen, hatten mich, wider Willen, ganz rationell gemacht. Ich schämte mich bisweilen, daß ich der Vernunft so viel Rechte einräumte über Ahnung, Phantasie und Glauben. Aber es ging mir damals, wie so manchen Jungdeutschen von heute, welcher sich oft in der Seele schämt, daß ihm noch so viele mittelalterliche Vorstellungen ankleben, und er kann sie nicht los werden. Dennoch blieben die Katzen für mich ordinäre Katzen, und meine fatale Vernunft suchte immer fort nach neuen Gründen, weshalb die Leute konnten fortgegangen sein, ohne daß ich doch den rechten fand.

Einmal hatte ich mich in meinen Mantel gehüllt und wollte meinen nächst wohnenden Cameraden aufsuchen, um mit ihm zu besprechen, was in dem Falle zu thun sei. Vielleicht war auch er verlassen; dann war es ein angelegter Plan, und unsere Pflicht war es, uns dem Könige und dem Vaterlande zu retten, und mit Sack und Pack ins Hauptquartier zu marschiren, nämlich in unseres. Aber der Nebel war so stark, daß ich das Gehöft nicht finden konnte, und zufrieden war, nach dem Umherirren von einer Stunde in Regen und Nässe meine eigene Hütte wieder zu finden. Nun mahnte der Hunger. Die Mittagszeit war längst vorüber, aber in meiner Wohnung alles beim Alten, nämlich nichts zu finden, als Zwiebeln und Brod. Ich verzehrte dieses Spanische Guerillamittagbrod und — war unversehens eingeschlafen. — Die hellprasselnden Flammen des Kamins und das Aufsieden der

Marmite weckten mich endlich, als es ſchon ganz finſter war. Da war alles, als wäre nichts geſchehen, als ſei meine Einſamkeit wirklich ein Mährchentraum geweſen. Die Alte ſaß am Kamin und rührte in der Marmite, der Capitain hämmerte und ſeine Braut deckte den Tiſch.

„Monſieur iſt wohl hungrig? Wir ſind etwas ſpät zurückgekommen," ſagte die Alte lächelnd. Ich wollte auffahren; ich hatte Luſt zu zürnen. Der Capitain wußte durch einen freundlichen Scherz das Unwetter abzuleiten. Die Soupe de légumes war ſehr warm und heute beſonders gerathen; ich ſchlürfte den Unwillen hinunter. Die Familie war nur in den Buchenwald gegangen, um Faines, Buchnüſſe zu ſammeln. Was wir, ſo viel ich weiß, den Schweinen überlaſſen, ward hier geſammelt, um Oel daraus zu preſſen. Ich wollte doch noch ungehalten ſein, daß man mich allein, und ohne Speiſe und Trank zurückgelaſſen. Man bot mir an, das nächſte Mal mit in den Wald zu gehen; das wäre ein ſehr hübſches Vergnügen. Möglich, im Mai und Juni; aber im ſpäten October durch naſſes Laub zu ſtreifen, um vom Morgen bis Abend Buchnüſſe zu raffen, dazu war ich nicht in Frankreich.

Wozu war ich denn überhaupt in Frankreich, ich meine jetzt noch? Dieſe Frage, an der wir Alle laborirten, ſollte uns bald beantwortet werden, aber nicht zu unſerer Zufriedenheit. Thor, daß ich über die Einſamkeit, die thatenloſe Ruhe nur einen ſtillen Stoßſeufzer verloren! Der Mährchentraum war in einer Woche vorüber. Wir mußten wieder putzen, exerciren, marſchiren, paradiren, früh bis Abends.

Es war eine Luſt, dieſes Exerciren auf den quellenden Wieſen, im aufgeweichten fetten Boden, um uns vorzubereiten, zum Kriege — nein, zur Rückkehr in die Heimath. Sieben ſtarke Stunden lag die Feſtung Rocroy, wo das Hauptquartier unſeres Regiments war, von unſerm Dorfe entfernt. Es gefiel dem Commandirenden, daß wir wieder-ein Mal dort Parade ſpielen ſollten. Ein rechtes Wetter zur Parade, denn die Regengüſſe ſtrömten Tag und Nacht. Und auf den Morgen um 9 Uhr war ſie angeſetzt. Nur die Nacht durch brauchten wir im Sturmſchritt zu marſchiren und Alles war gut, vorausgeſetzt, daß wir gut vorher geputzt hatten! Wo blieb der Putz, als wir uns endlich um 1 Uhr in der Nacht auf dem Verſammlungsplatze einfanden. Ueber Gräben und Hecken, durch einſinkende Wieſen, in ſtockfinſterer Nacht brauchten Viele von uns, ſtatt einer Stunde, zwei, um nur bis dahin zu gelangen, und Viele hatten den vollſtändigen Abdruck ihrer Figur im Koth der abſchüſſigen Wege zurückgelaſſen. Aber dieſen Nachtmarſch darauf! Ueber geackertes Land und naſſe Wieſen, denn die hohlen Wege unſerer Boccage waren gar nicht zu paſſiren. Wenigſtens wäre es beſſer geweſen, im feſten Bette eines mäßigen Fluſſes zu marſchiren, als in dem glitſchernden Waſſer mit aufgeweichtem Lehmboden. Im ganzen Feldzuge erinnerten wir uns keines ähnlichen Marſches; aber, was erträgt man nicht, wenn es zu einem Zwecke dient, wogegen dieſelben Anſtrengungen zu einer leeren Spielerei mit dem Körper auch den Geiſt erſchlaffen. Natürlich verſpäteten wir uns, wurden heftig gerügt, angewieſen, das Verſäumte nachzuholen, häufiger zu exerciren, beſſer zu

putzen u. dgl. Unsere Officiere traf der nächste Vorwurf, und daß sie ihn nicht auf sich sitzen ließen, sondern weiter gaben, liegt in der Natur des Menschen. So, todt müde, in Koth starrend, von Nässe durchschüttelt, ward eine große Parade abgehalten, dann einer Feldpredigt beigewohnt — entsinne ich mich recht, so war es ein Friedensfest; ein schöner Friedensanfang für uns! — und dann zurückmarschirt; in denselben Wegen, aber in einer zweiten Nacht! Zwei Nächte und einen Tag in grundlosen Wegen marschirt, einen Tag über exercirt und paradirt und nichts zu essen und zu trinken, als was wir im Brodsack und der Flasche mitgebracht.

Der Tag von Rocroy blieb uns Allen in furchtbarem Gedächtniß. Waffen, Uniform und Schuhe noch bis da gehalten, saßen sie jetzt in den letzten Zügen. Der Unwille war allgemein. Wozu diese Quälerei? Noch entlud er sich nicht, auch als Viele, welche beim nächtlichen Rückmarsch sich verspätet hatten, zur Strafe nachexerciren mußten, ertrug man es mit Geduld; als aber eine eben solche Parade zur Feier der Leipziger Schlacht am 18. October, ebenfalls in Rocroy, angesetzt war, und ein noch furchtbareres Wetter die schrecklichste Aussicht bot, ging schon ein dumpfes Gemurmel durch die Reihen. Ob man sich vor der Stimmung fürchtete? Ich bezweifle es. Das Wetter wurde zu schlecht; deshalb ward officiell die Parade abgesagt. Der Jubel, der durch unsere Reihen scholl, war ein unermeßlicher; er sprach deutlicher, als das Gemurmel wie unsere Stimmung ward. In meinem Tagebuche steht: „eine größere Freude haben wir im ganzen Feldzuge nicht erlebt —" Freude darüber, daß wir nicht die

Schlacht bei Leipzig feierten!! Ein bedenkliches Zeichen, wenn man die beste Stimmung, die unter uns herrschte, so schlecht zu nutzen verstand.

Aber es geschah in der That jetzt alles mögliche, um diese Stimmung zu verderben, uns fühlen zu lassen, daß man auf unser Freiwilligenthum nichts gäbe. Um dem alten Preußischen Unterofficierstriebe noch in den letzten Augenblicken zu fröhnen, wollte man keinen vorübergehen lassen, wo wir noch unter militairischer Disciplin standen, uns den ganzen Ballast des Kamaschendienstes auf die Schultern zu laden. Von wem dies ausging, ich weiß es nicht. Vielleicht, wie ich schon früher anführte, war es die politische Fröhnung von auswärts aus den höheren Regionen herab, damit das Gefühl der Freiwilligen, mit Vaterlandsretter gewesen zu sein, gedämpft werde. Möglicherweise war es aber auch nur eben jener subalterne Trieb des militairischen Zunftgeistes, der nicht von seiner Art lassen konnte. Man mochte fürchten, daß die gefürchtete Freiheit uns zu Excessen, zum Uebermuth verleiten könne. Eine sehr thörige Furcht in unsrer Lage und in unsern Cantonnirungen!

Da wurden neue Eintheilungen gemacht, neue Gefreite gewählt, neue Posten errichtet, nur, um uns zu beschäftigen. Unsre Compagnie war in zwei Dörfern einquartirt. Da stellte man auf einem hohen Felde zwischen beiden in der Nacht eine Schildwacht, die durchaus nicht wußte, was sie bewachen sollte. Denn, wenn sich ein Feind, eine verdächtige Bewegung zeigte, mußte sie eine halbe Stunde bis zur Wache zurücklaufen, um zu rapportiren. Bei einer wirklichen Gefahr

wäre sie vom Feinde augenblicklich weggenommen worden, ehe es ihr gelang, zu entfliehen; denn sie stand allein auf einer hellen, weitgesehenen Höhe, und rings umher in der Tiefe war Buschwerk. Um der Sache einen Namen zu geben, sagte man, sie solle auf etwaiges Feuer Acht haben. Ein solcher Nachtwächterposten kam uns aber erst recht ehrenrührig und zugleich sinnlos vor. Da einzelne Gehöfte vom Posten mehrere Stunden entfernt lagen, und ein Hof völlig niedergebrannt sein mochte, bis die Schildwacht darüber nur auf der Hauptwache berichtet hatte. Die Kritik über Anordnungen der Art ward auch gar nicht mehr im Stillen geflüstert, sondern ging laut von Mund zu Munde. Jenes Verirpostens spottete man so, daß die ganze Ablösung desselben in heitern Nächten sich hinauf begab, und in einer duftenden Heumiethe eine Höhle grub. Während die Uebrigen vortrefflich ruhten, stand der Eine Wache, nicht nach Feuer und Feind, sondern ausschauend, ob kein Lauscherauge sich nähere.

Die Unzufriedenheit fand auch in mancherlei Anderem Nahrung. Man hatte uns zum Lohne für unsern schweren Dienst besonders gute Cantonnirungsquartiere verheißen. Das waren auch die bessern in diesen Dörfern nicht. Wir sollten Wein geliefert erhalten; es geschah ein einzigesmal am Tage der Leipziger Schlacht. Aber diese halbe Flasche war die erste und letzte in Frankreich, das uns für das Vaterland des Weines galt. Allerhand von Veruntreuungen und Einverständnissen ward gemunkelt. Ich habe es vergessen. Einzelne Erinnerungen aus jenen Cantonnirungen in den Ardennendörfern sind in eine meiner frühern Novellen

„Iblou" übergegangen. Da hat ſich denn Manches im poetiſchen Gewande erhalten, über deſſen Echtheit ich heute kein Zeugniß mehr ablegen kann. Auch eine dunkle Tradition von einem Liebesverhältniß eines unſerer Officiere mit einer Franzöſin und einem böſen Maire jenes Namens, welcher nachher von ſeinen eigenen Leuten im Walde erſchoſſen worden. Solche Verdächtigungen ſind immer ein übles Zeichen, weniger der Thatſache, die man argwöhnt, oft irrthümlich, als des unglücklichen Geiſtes des Mistrauens, der ſich in eine Gemeinſchaft eingeſchlichen hat. Auch hieß es, daß man den Freiwilligen verſprochen, ſie nach Paris zu ſchaffen; ehe ſie Frankreich verließen, ſollten ſie die eroberte und gedemüthigte Hauptſtadt geſehen haben. Allerdings erzing ein ſolcher Antrag an uns; aber mit ſolchen Clauſeln, daß Niemand davon Gebrauch machen konnte. Eine jener halben Maßregeln, durch welche man ganze Schritte wieder halb zurück that. Der Antrag wurde beim Verleſen ſatiriſch commentirt und höhniſch verlacht.

Alles das war geringfügig gegen das Kamaſchenſpiel, das man mit uns trieb. Wer glaubt es heut, daß man uns den ganzen Krieg durch ließ, wie wir uns ſelbſt und auf eigne Koſten equipirt hatten; aber nun er vorbei war, wollte man uns uniformiren und dreſſiren! Abſolut ſollten wir uns Czakots anſchaffen; wer, wie ich, trotzig bis zuletzt bei ſeiner Mütze verharrte, ward in Reih und Glied immer tiefer hinabgedrängt. Auch andere Hoſen ſollten uns geliefert werden, ſtramm, eng anſchließende graue Commishoſen, die zugleich in Kamaſchen ausliefen, jene unglückſelige

Bekleidung, welche bis ehegestern den preußischen Infanteristen zu einer Puppe machte und den Körper an jeder freien Bewegung hinderte. Sie hat sich im Felde nicht mehr bewährt, oder vielmehr ihre ganze Unzweckmäßigkeit nicht mehr an den Tag legen können. Das Einschnüren versuchte man freilich bei uns nicht; aber wir sahen doch täglich das Beispiel vor Augen, und wer seine Taille recht schmal zusammenpreßte, gehörte zu den „Adretten" und ward vor den „Malpropren" bevorzugt. Es gingen fast dreißig Jahr ins Land, bis dieser Unsinn wie eine überreife Modekrankheit abblatterte und man zur Erkenntniß kam, daß, wenn auch in sonst nichts, wir in der Kleidung uns doch dem Mittelalter wieder nähern müssen, und daß der dreißigjährige Krieg für die Soldatenkleidung die besten Modelle liefert. Die Infanterie blieb aber nicht bei den Kleidern haften.

Mit unsern Bärten konnte man nicht spielen, da wir keine hatten, wenigstens der größere Theil. Dafür richtete man sein Augenmerk auf unsere Haare. Wie in Tiecks Fortunat, ward uns ein Normalkopf gezeigt, der kurz hinten abgeschnitten war: und diese kurzen Haare starrten wieder, wie die Borsten einer Bürste in die Höhe. Wie aber das bewerkstelligen? Bürsten und Kämmen allein thut es nicht, sagte unser Hauptmann in vertraulichem Ernst; es gehört noch etwas Anderes dazu. Starch is the thing! Diese goldene Erbschaft hinterließ bekanntlich der große Brummel seinem undankbaren Vaterlande, als er dasselbe, in die Verbannung gehend, verließ; und seitdem trägt man in England steife Halsbinden. Aber Stärke war nicht das Ding hier, sondern

Bier. Mit Bier, das wir übrigens nicht einmal zum Trinken geliefert erhielten, wie uns verheißen worden, mit Bier sollten wir jeden Abend unsern Hinterkopf waschen, dann das Haar seitwärts schräg in die Höhe kämmen und bürsten, und endlich, wenn es in die rechte Lage gebracht, ein Tuch darum schlagen, es fest um den Kopf binden, und so die Nacht schlafen. Das würde unsern Kopf preußisch normalmäßig zurecht setzen!

Ich muß unserm Hauptmann das Zeugniß geben, daß er hierin nicht als Despot auftrat, daß er diese Manipulation nicht befahl, sondern als aufrichtiger Freund nur anempfahl. Von der Masse es zu erwarten, wäre zu viel gefordert gewesen; aber er hoffte von den Erwählten, daß der bessere innere Trieb sie antreiben werde, sich über die Andern zu erheben, das heißt, ihre Haare. Ich, mit Mehren, empfand eine herzliche Verachtung gegen die Jämmerlichkeiten; und doch — wer erklärt diese Irrung der Natur — ich fing an, mein Haar naturwidrig zu Berge zu streichen, ja, wenn ich Bier zur Hand hatte, feuchtete ich es wohl damit an, still erfreut, wenn es gut stand. Es hat lange Jahre gedauert, bis ich zu den Gesetzen der Natur zurückgekehrt bin; es war, meinte ich, eine unschuldige militairische Erinnerung. Ja, noch jetzt betreffe ich mich zuweilen, daß ich unwillkührlich das Haar in die Höhe bürste!

Kurz vor dem Ende dieses Feldzugs war noch eine wichtige Entdeckung entweder gemacht, oder doch vervollkommt, es war die neue Art, die Mäntel zu rollen und zusammen zu schnallen, dergestalt, daß sie wie eine dralle runde Wurst

kranzförmig um die Schultern gehängt werden konnten; der Torniſter darüber, oder darunter; hierüber ſchwankte noch die Theorie. Es war etwas unbequem, ſollte aber ſehr gut ausſehen. Fünf, ſechs, wo nicht mehr Cameraden, waren jedesmal nöthig, um den Mantel, der wie ein Prelltuch in der Luft ausgebreitet wurde, auf dieſe Weiſe zuſammen zu rollen. Das gab viel Beſchäftigung, Sorge und Kritik; doch förderte es den Gemeingeiſt, der Einzelne konnte für ſich nichts thun. Was wetteiferten die Cameradſchaften, durch Zerren, Preſſen, im Schweiß ihres Angeſichts, die ſchlankſten Mantelwürſte zu produciren; daß das Tuch ſelbſt darunter litt und faſerdünn wurde, darauf konnte es natürlicherweiſe nicht ankommen, wenn der Hauptmann dafür mit Vergnügen hinter den Reihen ſchritt und die glatteſten und dünnſten Mantelſchlangen mit eigner Hand befühlte und theilnehmend darauf klopfte.

Der Winter kam an. Das helle Waſſer ſtand auf den Wieſen, daß wir dem Augenblick entgegen ſahen, wo wir zu Kahn zum Appell fahren würden, aber noch verlautete nichts von Entlaſſung oder Rückmarſch; nur von neuen Paraden! Ich träumte von einer, die im Städtchen Aubenton angeſetzt war, als es in der Nacht heftig an die Thürläden pochte. Eines Cameraden Stimme rief meinen Namen mit lautem Hallo: Er ſtürzte durch die erbrochene Thür; mit Sack und Pack, mit Wehr und Waffen. Der Generalmarſch wird geblaſen! Wir rücken aus! Es iſt kein Augenblick zu verlieren! — Wohin? — Das wußte Niemand. Hatte der Camerad doch ſelbſt nur von einem Bauer die Nachricht erhalten, das Signalhorn nur in der Ferne gehört, durch Nacht und Nebel

ſchmettern. So zerſtreut lagen wir, daß in der Eil kein Umlauf zu bewirken war. Aufſpringen, nach Licht rufen, Feuer anmachen, ſuchen, die zerſtreuten Sachen zuſammenwerfen, packen, war das Werk eines Augenblicks, während mein Camerad mit der Büchſenkolbe auf die Schwelle ſtampfte, um mich und meine Wirthin zur Eil anzutreiben. Ein erſchreckender Gedanke: allein zurückbleiben zu müſſen. Ein Stück Brod, einen Apfel in der Taſche, mit einem Händedruck für meine gutwilligen Wirthe, ſtürzte ich ins Dunkel und den Regen hinaus, um die Hütte, in der ich vier Wochen gelegen, nicht wieder zu ſehen.

Die Eil war unnöthig, diesmal waren wir die erſten auf dem Platze, und mußten zwei Stunden im Regen warten, bis abmarſchirt ward. Doch mit einigem Troſte. Nicht nach Metz, wie das Gerücht ſagte, ſondern nach der Maasfeſtung Mezières ging der Marſch, und von dort nach der Stadt Sedan, wo wir mit unſerm Regimente eine neue, letzte Cantonnirung beziehen ſollten, um nach Hauſe entlaſſen zu werden.

Mit den Fatalitäten dieſer Märſche will ich meine Leſer, die mir bis hier gefolgt, nicht unterhalten. Die franzöſiſchen Chauſſeen waren mit den unſeren jener Zeit nicht zu vergleichen: aber im regneriſchen October- und Novemberwetter, und von Heereszügen und Artillerietrains aufgewühlt, waren ſie nicht viel beſſer, als die durchweichten Landwege, welche wir bis dahin und wieder von den Chauſſeen herab bis in die entferntgelegenen Dörfer zu machen hatten. Dazu faſt immer Nachtmärſche, nur zu Ausgang eines trüben Octobers,

zuweilen unter Fackelbegleitung, weil es durchaus unmöglich war, den Weg zu finden.

Wir marschirten in Parade durch Charlesville und Mezières, eine traurige Parade, wo wir an uns wirklich nichts mehr hatten, um zu paradiren. Ein grauer Regenhimmel hängte seinen schützenden Mantel über unsere Blößen oder unser Zuviel. Die durch Bayards Vertheidigung berühmt gewordene Festung soll in ihrem Innern noch manche Erinnerungen an jene Zeit aufzuweisen haben; im Aeußern sieht man nichts vom edlen Rost des Alterthums. Noch weniger sahen wir im Felde umher etwas von den berühmten Schanzen, welche Franz von Sickingen gegen den Helden ohne Furcht und Tadel aufwarf. Der Umstand selbst, daß wir hier auf einem, auch für Deutschland classischen Boden standen, war wohl keinem unter uns bekannt.

In Sedan zogen wir mit Spiel und Klang ein, um des Glückes zum ersten Mal theilhaftig zu werden, in einer größeren, französischen Stadt Quartiere zu beziehen. Sie waren leidlich, und wurden durch den Umgang mit freundlichen Wirthen selbst angenehm. Wie manches kam uns nach dem langen Bivouakiren und den Quartieren in armen Gebirgsdörfern sogar als Luxus vor, was uns zu Hause eine alltägliche Erscheinung war. Ein Bette, ein servirter Tisch, sauber wenigstens angerichtete Speisen und dazu französische Höflichkeit. Die Stadt ist verhältnißmäßig groß, heiter, und trägt noch einige Spuren ihres ehemaligen mittelalterlichen Charakters, als sie die Residenz und Hauptstadt nicht unmächtiger Dynastengeschlechter an der Grenze zwischen Frankreich

und Deutschland war. Hier herrschten die Bouillons, die einst die Krone von Jerusalem eroberten und trugen, hier die Herren von der Mark, denen Walter Scott durch seine carrikirte Schilderung des Ebers der Ardennen nicht geschmeichelt hat, Fürsten, zu Zeiten wohl geeignet, ihr Schwert in die Wagschaale zu legen, die zwischen Deutschland und Frankreich schwankte. Franz von Sickingen war lange Zeit noch mit ihnen verbündet, und seine letzte Hoffnung auf Landstuhl war auf Robert von der Mark gerichtet. Sie versagte. Mit der consolidirten Macht des französischen Thrones ward die unabhängige Stellung dieser Grenzherren immer precairer. Noch versuchten sie in den Reibungen der Feudalherren mit der Krone unter Ludwig XIII. sie zu retten, und nicht ohne Klugheit mischten sie sich in die Kämpfe der Prinzen von Geblüt mit dem allmächtigen Minister; aber Richelieus Klugheit war überwältigender, und Sedan, so oft der Waffenplatz der Mißvergnügten an der Gränze, ward der französischen Regierung unmittelbar unterworfen.

Von dem alten Feudalrecht steht noch ein gewaltiger Stengel inmitten der Stadt, die Burg mit ihren colossalen verwitterten, graubraunen Mauern, ehrwürdig, zerrissen, hinfällig vom Alter, und doch ein imposanter Anblick, trotz seiner wankenden Thürme. Ich sah Sedan seitdem nicht wieder, aber entzückt ruft der siebzehnjährige Romantiker in seinen Briefen: „ein ungeheures Riesenwerk, von Stein und Menschenhänden aufgeführt; keine erhabenere Ritterburg habe ich je gesehen.“ Kanonen waren noch auf den Mauern aufgepflanzt. Unter der Thür zu einer verfallenen Kammer stand

mit goldenen Buchstaben: Ici naquit Turenne. Die Bewohner von Sedan lassen sich noch heute gern fils do Turenne nennen. Aber nach unsern Begriffen achteten sie die Wiege des Helden nicht besonders, indem sie die Bequemlichkeiten, welche man in den hoflosen, engen Häusern vermißt, unter den Mauern seiner Burg aufsuchen. In demselben naiven Sinn, wie jener Italiener den Reisenden anrief: Non qui e palazzo, wies uns die Tochter unseres Wirthes, als wir im Hofe suchten, nach dem alten Schlosse.

Das gute Mädchen fragte mich einst in vollem Ernste, ob denn der Boden bei uns bebaut würde? Ich „ärgerte mich furchtbar darüber," steht in meinem Briefe. Die Sünde der Unwissenheit dieses armen Mädchens theilen viele ihrer Landsleute. Noch eines andern naiven Ausdrucks entsinne ich mich. Sedan ist eine betriebsame Fabrikstadt. Ein Theil der Bevölkerung gehört der reformirten Kirche an. Auf unsere Frage, ob auch ihr Vater reformirt sei? antwortete die Tochter mit einem bescheidenen Erröthen: „Ach nein, mein Herr, mein Vater ist nur ein Schlosser. Nur die reichen Einwohner, die großen Fabrikanten sind reformirt; wir Handwerker sind katholisch." Es kam beinahe heraus, als wollte sie auch das „nur" sagen. Wenn das gute Kind sich sehnte, reformirt zu sein, so war es nur ein stiller Wunsch, auch, wie die geputzten Frauen und Töchter der reichen Fabrikherren, in die helle reformirte Kirche zu gehen. Aber ein seiden Kleid trug sie trotzdem, daß sie nur katholisch war. Der bigotte Sinn des Landvolks war hier nicht eingedrungen.

Es gab auch ein Theater in Sedan. Tragödien und

Luſtſpiele wurden abwechſelnd aufgeführt; das Haus war mehr durch die Beſatzung, als die Einwohner gefüllt. Ich ſah: des unſterblichen Corneille Nicomedes über die Bretter ſchreiten, welcher, nach des großen Voltaire Urtheil, die vorzüglichſte Tragödie deſſelben war, und die Einwohner von Sedan ſollten zum erſten Male das Vergnügen und die Ehre haben, dieſes Meiſterwerk auf ihrer Bühne zu bewundern. So ſagte ein ellenlanger, rother Zettel an den Ecken; aber die Söhne Turennes ſchienen wenig auf dieſe Ehre zu geben. Bei jeder Ankündigung eines neuen Stückes verfehlte der Director nicht, den Einwohnern im Voraus zu ſagen, wie außerordentlich dieſes Stück den Pariſern gefallen; alſo, ſtand hinter den Zeilen, hätten ſie wohl darnach zu achten, und, wenn ſie nicht jeden Anſpruchs auf Geſchmack ſich begeben wollten, ebenfalls entzückt zu ſein. Mich verdroß dieſe offene Darlegung der Geſchmackstyrannei einer Hauptſtadt; die Tragödien langweilten mich, natürlich ſchon um deswillen, weil ich als guter deutſcher Romantiker an claſſiſchen Tragödien der Franzoſen keinen Geſchmack finden durfte, und die Luſtſpiele, die, wie von allen franzöſiſchen Truppen, mit Lebhaftigkeit und Grazie geſpielt wurden, verſtand ich nicht. Dennoch beſuchte ich gern dieſes Theater. Es war ein zu wunderbarer Gegenſatz gegen die Ardennenhütten und das Lagerleben. Einige Cameraden gingen in der Bewunderung ſo weit, daß ſie mitſpielten. Da es mit unſerm Freiwilligenthum aus war, wurden ſie freiwillige Römer und Griechen; nur aus unüberwindlicher Theaterluſt. Statiſten hier, wie dort. Auch die in Deutſchland als Oper einſt ſo beliebt gewordene

partie de chasse de Henry IV. ward hier wiedergegeben. Im Parterre erhob ſich die Bourbonen- und Friedenspartei und ſtimmte mit vollem Jubel in das Vive Henry quatre! ein. Vielleicht ein Schauſtück für uns.

Am 25. October waren wir in Sedan eingerückt, um von dort aus in die Heimath entlaſſen zu werden. Am 9. November marſchirten wir aus, noch nicht entlaſſen, um noch einige zehn Meilen tiefer in Frankreich hinein zu marſchiren. Nur der Ordnung wegen! Vom 3. October war der Cabinetsbefehl, daß man uns entlaſſen ſollte! Aber nicht Alle konnten mit einem Male entlaſſen werden, und an uns kam die Reihe zuletzt. Wie viel hundert Liſten mußten vorher geſchrieben und unterſchrieben, und abgeſchrieben und collationirt werden! Eine Compagnie, die entlaſſen werden ſoll, iſt wie eine Baurechnung, die oft noch nicht ganz erledigt und revidirt iſt, wenn das Haus ſchon anfängt, einzufallen. Aber anſtatt uns zu laſſen, wo wir waren, mußten wir unſerm Regimente in deſſen neu angewieſenen Cantonnirungen — es ſollte auf 5 Jahre unter den Beſatzungstruppen bleiben — nachfolgen. Zu welchem Zwecke dieſe mühſamen, unnützen, koſtſpieligen Märſche! Um noch etwas zu exerciren, putzen, paradiren? Um nicht aus der Gewohnheit zu kommen!

Die Gewohnheit, d. h. das Beiſpiel vom vorigen Kriege, forderte, daß aus der Zahl der Freiwilligen Einige als Officiere entlaſſen würden. Die letzten Spielereien hatten uns aber gegen das fernere Soldatenſein einen ſolchen Widerwillen eingeimpft, daß unter uns dazu Aufgeforderten die Mehrzahl die Erklärung abgab, ſie danke, es ſei damit genug, und mache

auf den Ehrentitel keinen Anſpruch. Die zweite Frage war, wer weiter dienen wolle? Nur wenige, denen die Ausſichten zum bürgerlichen Fortkommen, durch Verhältniſſe oder eigene Schuld, verſperrt ſchienen, meldeten ſich dazu. Die Mehrzahl rief proteſtirend: Wir wollen keine Czakots, keine neuen Hoſen, wir wollen nur nach Hauſe!

Ungern ſchied ich, nach einem längern als vierzehntägigen Aufenthalt von Sedan. Es war mir dort wohl ergangen, meine Wirthe hatten ſich von Tag zu Tage freundlicher bewieſen, mich, als ich krank war, gepflegt, ſelbſt Wein angeboten — etwas, wozu ſich der franzöſiſche Wirth in dieſen Gegenden ſehr ſchwer entſchloß — ſelbſt freundlich waren ſie geblieben, als ich eine große Delicateſſe, welche die Töchter mir bereitet, ausſchlug — ein Gericht Froſchkeulen! Ich konnte mich nicht überwinden. Und nun aus dem gaſtlichen, freundlichen Stadtaufenthalt wieder die Maas hinauf in Dörfer und Hütten, ohne ein Ziel! Nur etwas tröſtete, der Froſt und der Sonnenſchein. Ich fror lieber in meiner abgeriebenen, dünnen Kleidung, als dies ewige, naſſe Nebelwetter mit den Straßen, deren Koth wir an Schuh und Kleidern mitſchleppen mußten.

Zehn Tage nach dem Ausmarſch aus Sedan finde ich mich endlich, wonach das Herz ſo lange ſich geſehnt, bei dem alten Dun, in einem Weindorfe, dem erſten und letzten in Frankreich. Aber grade mein Wirth behauptet, keinen Wein zu haben, er ſei ganz arm und der Wein theuer. Da entdeckten wir im Keller auf dem Boden eine große Anzahl Fäſſer, Kufen. Nun muß er geben; die gewöhnliche Ausrede, daß er

nie zu Napoleon gehalten, hilft ihm nicht. Aber der Wein ist herzlich schlecht, und unsere Aerzte lassen uns warnen, davon zu trinken, da er Haut- und Eingeweidekrankheiten veranlasse. Den Becher an der so lange dürstenden Lippe, müssen wir ihn absetzen. Aber wir sind doch im Weinlande gewesen und haben Weinberge, vom Novembersonnenschein angeröthet, gesehen. Und hier die ersten warmen Oefen. Wie das an die Heimath mahnte.

Aber auch in dem Weindorfe bei Dun noch keine Erlösung. In der Nacht hatte es unerwartet geschneit, fußhoch, und wir brachen auf, wieder westlich in die Gebirge, in eine neue, vierte Cantonnirung. Auch im Schneekleide, von der Sonne angeglänzt, nahmen sich die Ardennen schön aus. Hier lagen wir bis gegen Ende November, und noch immer waren unsere Listen nicht fertig, unsere Marschroute nicht bestimmt. Noch ein Mal mußten wir wieder nördlich die Maas hinaufmarschiren, heute auf festgefrornem Boden, morgen hatte es gethaut, und am Tage darauf hatten wir wieder grundlose Wege, bis an die Kniee versinkend, bis ans Kinn bespritzt, zu durchwaten. Elende Quartiere, hier in Hütten, dort gelegentlich in einem alten Herrenhause mit allem Luxus aufgenommen. Wenigstens sollten wir diesen Theil von Frankreich in allen Classen seiner Bewohner kennen lernen. Aber wir waren müde, wir hatten genug, kein moralischer Impuls trieb uns mehr; wir wollten nichts mehr lernen.

Und doch muß ich Manches da gelernt haben. Es taucht vieles aus der Erinnerung auf, was ich in meinen Briefen nicht notirt finde. Wäre ich nur älter als siebzehn Jahr ge-

	October.	Einnahme.	Ausgabe.

weſen, welche Studien des franzöſiſchen Bauerncharakters hätte ich machen, ich hätte „Dorfgeſchichten aus der Picardie" ſchreiben können. Wie ward ich oft als Wunder angeſtaunt wegen meiner Gelehrtheit, und welche Schulmeiſter lernte ich kennen und ward, dieſer meiner außerordentlichen Eigenſchaft wegen, zu ihnen geführt, ohne, es thut mir leid, es zu ſagen, ihnen das Compliment wiedergeben zu können. Da ſollte ich lateiniſch mit einem ſprechen. Der Schulmeiſter hielt es für angemeſſener, mir ein Glas Cider vorzuſetzen, und mich zum Trinken aufzufordern. Wenn ich heute an des Schulmeiſters Stelle wäre, machte ich es eben ſo. — Aber in einem entlegenen Dorfe in den Ardennen wuchs dies Erſtaunen zu einem geſpenſterhaften Ausdruck. Wir ſaßen am Kaminfeuer, als mein Zeitgenoß — immer derſelbe, der jetzt den Heiden in Amerika predigte, damals aber Fouqué's Zauberring für das größte Werk der Deutſchen hielt — in den Winkeln umherſtöberte und einen alten ſchweinsledernen Band auffand, welcher, der Himmel weiß wie, dahin gerathen war. Es waren Ovids Metamorphoſen. Er ſchlug lachend mit der Hand auf den Fund, und begann den erſten Vers zu recitiren, als ich, der noch etwa fünf bis ſechs Monat vorher in Secunda meinen Ovid wohl durchpflügt und wenigſtens die erſten Verſe im Kopfe hatte, einfiel:

In nova fert animus mutatas dicere formas
Corpora.

So reſpondirten wir Beide. Die Blicke der guten picardiſchen Bauern und Bäuerinnen zu ſchildern, iſt mir nicht möglich. Einer ſchrie dem Andern das Wunder zu: „Il sai

par coeur, ce qu'aucun dans tout le village peut lire." — Ein gemeiner Soldat, ein Soldat aus dem Barbarenlande, und er weiß ein Buch auswendig, was ſelbſt der Pfarrer nicht recht kannte. Man kam, mich zu ſehen, als ein halbes Wunderthier oder einen Zauberer. Dann ſollte ich dem Pfarrer vorgeſtellt werden. Ich weiß nicht, warum es unterblieb. Der Eifer des Herrn Pfarrer war vermuthlich nicht ſüß genug. Endlich ſiegte der induſtrielle Sinn über das Mährchenhafte. Man berechnete, daß ein ſolches Buch, welches wir in der Barbarei auswendig wußten, außerordentlichen Werth haben müſſe, und bot es mir zum Kauf an. Ich dankte dafür, weil es jeder bei uns beſäße.

In Givet ſollten wir förmlich entlaſſen werden, dorthin waren die Jägerdetachements aller Regimenter beordert, um gemeinſchaftlich den Rückmarſch anzutreten. So waren wir ſchon von unſerm Regimente getrennt, und der Commandeur deſſelben ließ uns ſchriftlich ſein Bedauern ausdrücken, nicht mehr uns wieder zu ſehen und perſönlich von uns Abſchied nehmen zu können. Er war ein ſtrenger Ehrenmann, wenn er uns gleich, nach unſerer Meinung, ohne Noth zu ſehr gequält hatte. Zu Byſanci in den Ardennen entließ uns ein anderer General nach einer Parade mit den Worten: „Na, Jäger, nun werdet Ihr nach Hauſe gehen. Ich danke Ihnen im Namen des Königs. Na, und wenn's wieder losgeht, ſo kommen Sie doch wieder?" Nur einige Stimmen antworteten; fort war er geritten. Der General iſt jetzt todt; er war erſt ſeit Kurzem ein Preuße geworden.

Auch der November war verſtrichen, und in regnerei-

ſcher, unfreundlicher December ſah uns noch immer in Frankreich. Am 4. ſtanden wir, von einem Marſche durch Waſſer und Schmutz bis über die Ohren beſprützt, in einem großen Kaſernenhofe zu Sedan, viele tauſend freiwillige Jäger um einen freien Mittelpunct, wo der General von Ziethen zu Pferde eine Entlaſſungsanrede an uns hielt. Es ſtäubte vom Himmel. Der Tag, die Rede ſind mir unvergeßlich. Der Sinn der Rede war: nun ſei es aus. Wir ſollten uns nicht einbilden, mehr gethan zu haben, als unſre Schuldigkeit wäre; wir hätten gethan, was wir thun müſſen, und weil es nun vorbei ſei, ſchicke uns der König nach Hauſe. Aber doch ſollten wir darum nicht denken, daß es aus wäre, denn wenn Seine Majeſtät der König beföhle, müßten wir wiederkommen, und dann ginge es wieder an. Danach hätten wir uns zu achten. —

Alſo darum — Freiwilliger! Der Regen war nicht kalt, aber die Rede wirkte wie ein Glas kaltes Waſſer. Wenn ich ſpäter den ſeligen Profeſſor und Geheimenrath Schmalz hörte und Friedrich von Gentz Artikel über die Freiwilligen las, dachte ich an den General Ziethen und den Kaſernenhof in Sedan.

Ein anderer General ſprach nach Ziethen. Ich glaubte, es ſollte ein Zuckerpulver werden auf den harten Teig, den wir zu verdauen hatten; aber es war Pfeffer, auf Wunden geſtreut. Dieſer General ſollte den Rückmarſch der heimziehenden Jäger befehligen; er hielt es deshalb für nöthig, die ſtrenge Seite in Voraus herauszukehren; ſeine Worte waren Drohungen, von in die zweite Claſſe verſetzen, Stockſchlägen

und von Gensdarmerie zurück bringen lassen. Sah er uns denn an, daß wir Marodeure waren? Er konnte uns höchstens unser Misvergnügen ansehen.

Von diesem Augenblicke an war mein und mehrer Anderer Entschluß gefaßt, die uns schon früher angebotene Entlassung zu nehmen, um auf eigene Kosten zurückzukehren. Obgleich diese Anordnung nicht von unsern unmittelbaren Vorgesetzten herrührte, sondern aus höherer Quelle kam, stellte man uns doch alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg, und es gehörte Geduld, Ausdauer und ein so fest gewordener Entschluß dazu, um endlich unsern Paß zu ertrotzen.

Ich wollte nicht länger Soldat spielen, ich wollte nicht einen Czakot auf meinen Kopf drücken, und meine Haare nicht länger in die Höhe pressen. Es giebt Augenblicke, wo die willigste, geduldsamste Natur die Grenze des Duldens erreicht hat, und zu einem Widerstande, vor dem sie sonst erschrocken wäre, fähig ist. Ueberdem war es eine traurige Aussicht, auf der großen Heeresstraße, im Gefolge von 4000 Jägern, die zugleich entlassen wurden, in langsamen Märschen, und im Winter, nach der Heimath zu kehren; während es mir sehr poetisch vorkam, mit wenigen Befreundeten, und nach Muße durch das südliche Deutschland, über altberühmte Städte, dem Vaterlande als ein freier Mann zuzueilen. Wir wollten über Luxemburg, Trier, Mainz und Frankfurt reisen. Mit dem „auf eigene Kosten" ward es in solchen Fällen nicht zu streng genommen, da es ein ganz ungewöhnlicher Fall war, daß Soldaten, die vom Feldzuge zurückkehrten, nicht einquartirt

würden; auch hätte unsere Baarschaft allein wohl schwerlich noch zu dieser Reise ausgereicht.

Noch abermals zehn Tage zog man uns hin. Noch einmal marschirten wir zurück in die Gebirge, noch einmal kehrten wir nach Givet zurück, und erst am Abende des 13. December kehrten wir mit unsern Pässen in das schon früher genannte Dorf Fromlianes zurück, einst während der Belagerung der Sitz eines der Vorposten, um zum letzten Male mit unserm Detachement daselbst zu übernachten. Es war ein seeliges Gefühl, als wir uns auf das elendeste Strohlager niederwarfen, denn wir waren frei. O diese Nacht, wo wir ausschlafen konnten, Herren über unser Geschick! Und als am Morgen das Horn weckte und rief, und Alles fortstürzte, uns ging es nicht mehr an, wir konnten uns umwenden, strecken, die Augen wieder schließen. Nein, wir sprangen doch auf, nur später, und doch zeitig genug, um an den Reihen unserer nicht so glücklichen Cameraden vorüberzugehen, die Hände mit ihnen zu schütteln und, als das Horn wieder schmetterte, die Commandoworte erschallten, ein fröhliches Wiedersehen im Vaterlande uns zuzurufen. Es war ein bewegter Abschied.

Warum war es nur der Abschied der Zeitgenossen, warum nicht der ganze Ausgang eines glücklichen Krieges? Weil — der Jammer schon anbrach, der jedem aufgeregten Zustande folgt. Weil man schon anfing, es zu bereuen, aus dem alten Geleise gewichen zu sein, weil der todte Organismus unbemerkt Herr ward über den lebendigen Geist. Noch wußte man es nicht, daß man einen Schritt zu weit gegangen

war, aber das Gefühl, der Instinct war schon da, daß man Kräfte aufgerufen, die man weiter führen oder zurückdrängen mußte. Ein Stillstand war nicht möglich. Dieses unbewußte Gefühl arbeitete in den Trägern der alten Ordnung. Ich breche hier ab; ich wollte eine mir werthe Erinnerung an die letzten Ausläufe einer großen Zeit niederschreiben, nicht Epigramme, wie die Halbheit scheuer Bewachung den Sieg davon trug über rückhaltloses Vertrauen und zu volle gläubige Begeisterung.

Unsere Rückreise war nicht ohne Abentheuer, Fährlichkeiten und angenehme Erlebnisse. Von den Vieren, welche sie zusammen antraten, vom schönsten Winterwetter begünstigt, ist mir der Eine aus den Augen verschwunden, der Zweite ist ein namhafter Arzt und glücklicher Dirigent einer berühmten Irrenanstalt, und der Vierte, der sich nicht zu retten wußte vor den Nachwirkungen und Versuchungen des Soldatenlebens, ist wahrscheinlich in Amerika verkommen.

Eine Wanderung an der Loire.

Aus meinen Erlebnissen.

Von

W. v. Lüdemann.

Die Welt der Kunst und Wissenschaft, welche in Paris den Fremden umfängt, ist von unendlichem Reiz. In dieser Beziehung glänzt Paris noch immer als die Kapitale der Welt. Wo fände der lern- und bildungsdürstige Geist auch eine solche Fülle und eine solche Bereitheit der Mittel des Unterrichts und des Genusses in dieser Sphäre menschlicher Triebe, wie in der französischen Hauptstadt? Wien, London, Berlin enthalten zwar auch eine Fülle von Anstalten zur Befriedigung des Wissensdurstes; aber theils stehen sie an Reichhaltigkeit den ähnlichen der französischen Hauptstadt weit nach; theils bieten sie sich bei weitem nicht so bereitwillig, so lockend und anziehend dem Suchenden dar, oder entbehren doch jenes Charakters unbegrenzter Liberalität, mit welchem die Anstalten der Kunst und der Wissenschaft in Paris den Fremden fesseln.

Weltberühmte Namen glänzen hier an der Spitze aller gelehrten Institute. Alle Thüren stehen Dir offen. Ohne alle lästige Vorbereitung trittst Du in die glänzendsten Audito-

rien; Du nimmſt behaglich in einem Lehnſeſſel oder auf einem üppigen Runddivan Platz; Du folgſt dem Vortrage, der Dir unentgeltlich gehalten wird; Niemand fragt nach Deiner Immatriculation, Deiner Eintrittskarte, ja nicht einmal nach Deiner Meldung. Du biſt da, Du biſt Zuhörer — das iſt genug! Wie iſt dies alles anders bei den vorſichtigen, regelbedürftigen und etwas ſchwierigen Deutſchen! Die Wiſſenſchaft aber — die freie Tochter des Geiſtes — ſollte dem Suchenden auch frei dargeboten werden. —

In dieſer verlockenden Welt, in dieſem Irrgarten der Kunſt und der Wiſſenſchaft hatte ich faſt ein Jahr lang unter großen Genüſſen geſchwelgt. Ich litt damals an der bedenklichen Krankheit, Alles lernen zu wollen. Ich war den Naturwiſſenſchaften unter Gay-Luſſac gefolgt; ich hatte die chineſiſchen Sprachelemente bei Abel Remuſat erlernt; hatte bei Korais mit jungen Neugriechen viel verkehrt; bei Llorente Spaniſch getrieben, konnte das Muſeum des Louvres faſt auswendig, war in der Gallerie einheimiſch und brachte täglich einige Stunden in der großen Bibliothek zu; kurz, ich ſtürzte mich Kopfüber in alle nur denkbare Richtungen der Wiſſenſchaft mit krampfhafter Gier und eben ſo planlos, als ohne Ordnung und Nachhaltigkeit. Es war die Zeit einer vollbefriedigten Leidenſchaft; genußreich wie keine Andre und durch ihren eignen Reiz und den geſättigten Trieb mir für immer unvergeßlich. Für meine Zukunft hat ſie mir wenig genutzt; dennoch aber wünſche ich jeder bildungsdurſtigen Seele eine ſolche Epoche im Leben. —

In den Sälen des Louvre — vor der Statue des jun-

gen Bacchus — hatte ich zuerſt die Bekanntſchaft eines jungen Franzoſen aus Boulogne sur mer, Louis Siriez mit Namen, gemacht. Eine ſeltene Sympathie des Geſchmacks und der Denkart brachte uns bald in ein ſehr nahes Verhältniß. Unſre Luſt an dem Kunſtwerk war durchaus ſympathetiſch, ſie jauchzte im gleichen Augenblick auf; wir fühlten übereinſtimmenden Genuß, übereinſtimmende Verletzung; wir empfanden mit gleicher Stärke und gleicher Lebendigkeit den Sieg und die Niederlage, den Stolz und die Schwachheit der Kunſt. Kein Wunder daher, daß wir uns Tag für Tag trafen und in getheilten Freuden ſchwelgend, da wir Beide 25jährig waren, in kurzer Zeit die vertrauteſten Freunde wurden. Beide junge Seelen, dem reinſten der menſchlichen Gefühle gleich offen, tauſchten ſich im Genuſſe aus und die Eine ward der Andern Schuldnerin für dieſen köſtlichen Zuwachs im Genuſſe. — Louis Siriez war in der That ein ſeltener und ein ſehr liebenswerther Menſch. Groß, ſchlank, blühend von Geſtalt, tiefen Auges, ſinnigen Ausdrucks der Geſichtszüge, frei und offen, und eben ſo im Benehmen, geſellſchaftlich gebildet und doch ein wahres Naturkind in ſeinen Empfindungen, gelehrt und beſcheiden, ſanft und kräftigſten Gefühls, gegen jedes Unrecht ritterlich gerüſtet, dabei in liebenswürdiger Art nachgiebig und ſo ſchwärmeriſch, romantiſch und religiös geartet, wie wir mit einem ſeltſamen Vorurtheil annehmen, daß nur ein Deutſcher ſein könne. So ſtellte mein Freund allerdings ein ſeltenes Exemplar von einem Franzoſen dar.

Vier Monat lang trennten wir uns faſt nur in den

Stunden der Nacht; am Tage war Einer ohne den Andern kaum zu ſehen. Zuletzt indeß nahm ich an Siriez einen ungewohnten Ernſt, eine ſtille Trauer, ein Grollen gegen die Dinge und die Richtungen der Zeit wahr, von dem der Grund mir nicht deutlich wurde.

Inzwiſchen erwachte der ſchönſte Lenz, deſſen ich mich je erinnere. Der Monat April warf ſeinen Blüthenſchmuck in nie geſehener Pracht aus; ganz Paris lag in einem blühenden Liliengarten und ein prachtvoller, wolkenloſer Himmel ſpannte ſein azurnes Zelt darüber hin. Derſelbe Trieb, der in der kleinen Bruſt der Schwalbe um dieſe Zeit mächtig wird, und der ſie antreibt, ihr winterliches Aſyl zu verlaſſen und ſingend und jubelnd in die Luft hinauszufahren, derſelbe Trieb erwachte auch in meiner Bruſt. Die Natur war zu ſchön; es duldete mich nicht mehr in den Muſeen und Hörſälen.

Als ich Siriez meinen Entſchluß eröffnete, als Wanderer nach dem Süden ſeines Vaterlandes aufzubrechen, erſchrak er heftig und wurde blaß. Ich hatte auf ſeine Begleitung gerechnet und bat ihn darum; allein mit kurzen und beſtimmten Worten gab er zur Antwort, er könne nicht. Siriez war reich und gänzlich unabhängig; die Antwort überraſchte mich daher. Ich hatte ein Recht der Freundſchaft, in ihn zu dringen, nach ſeinem Grunde zu fragen. Er blieb mir die Antwort ſchuldig und wiederholte nur: es ſei unmöglich; er könne nicht fort.

Wir ſchieden zum erſtenmal etwas fremd; ſeine Weigerung hatte mich verletzt; ſie verminderte den Genuß, den ich

November.	Einnahme.	Ausgabe.
ten		

mir von meiner Wanderung versprach und den ich vielleicht in etwas zu leidenschaftlicher Art mir ausgemalt hatte. Mein Fehler war damals, in der Freundschaft keine Grenze anzuerkennen und sie für so allmächtig zu halten, wie die Liebe. — Genug, wir umarmten uns herzlich; Siriez begleitete mich an den Wagen, der mich nach Orleans führen sollte; noch eine schweigende Umarmung — und ich rollte dahin, Paris ohne Reue hinter mir lassend.

Mein Plan war, von Orleans zu Faß, allein, längs der Loire, bald links, bald rechts ihrer „prächtig strömenden" Gewässer bis Nantes, dann südwärts der Garonne zuzuwandern, unbelastet mit Gepäck, das von Entfernung zu Entfernung vorauszusenden Gelegenheit vorhanden war, frei, allein mit meiner Freundin, der Natur. — Was in der Welt geht über den Reiz einer solchen Pilgerschaft, bei 25 Jahren, gesunden Kräften, frischen Sinnen, offener Seele, Liebe zur Natur und gefüllter Börse? Die Krone des Lebens hat keinen höhern Reiz; kein Demantschatz wägt die Lust der Gefühle auf, die einen Wanderer erheben, wie ich einer war, der keine andre Leidenschaft kannte, als zu lernen und der Natur ins Auge zu schauen!

Ich blieb zwei Tage in dem alten, thürmereichen und verfallenen Orleans. Am dritten hatte ich eben meinen Weg über die lange Loirebrücke vollendet, an welcher das „schönere" Frankreich anfängt, als Jemand athemlos in meine Arme rannte und mich mit heißen Lippen küßte. Ich hatte ihn nicht erkannt — es war Siriez.

In geflügelten Worten berichtete er, nachdem die erste

Ueberraſchung vorüber war, er habe es in der Pariſer Wüſte ohne mich nicht aushalten können. Wie er dem Wagen nachgeſehen, der mich entführt habe, ſeien ihm die heißen Thränen über die Wangen gerollt; er habe ſie mit dem Tuche zu dämpfen geglaubt; allein ſie wären immer brennender geworden; er habe ſie nicht ſtillen können und ſo — ſei er hier, mich zu begleiten „bis zum Südpol und weiter," wenn ich dahin ginge.

So ſchön und ſchmeichelhaft dies klang, und ſo ſehr ich, einige Uebertreibung abgerechnet, dies Alles auch für wahr nahm; ſo kam doch bald an den Tag, daß Siriez's plötzliche Sinnesänderung noch mit einem andern Gegenſtande in Zuſammenhang ſtand. Mein Freund, wie aufgeregt er auch war, ſchwieg darüber; allein, das geſtand er mir zu — wie wider Willen — daß in den jüngſten Tagen in ſeinem Kreiſe etwas Unerhörtes geſchehen ſei.

Wir traten unſre Wanderung nach Blois an. Natur und Himmel waren entzückend; die Freundſchaft feierte köſtliche Stunden; bei alle dem aber war Siriez, der ſonſt ſo ſanfte Menſch, viel zu aufgeregt, ſtürmiſch und ruhelos, als daß die ganze Fülle des erwarteten Genuſſes über mich gekommen wäre. Die genießende Raſt ging verloren; eine innere Unruhe trieb den Freund vorwärts und allem Genuſſe iſt die Unruhe — Todfeindin. Es kam zur Erklärung zwiſchen uns, in deren Folge das Räthſel ſich dann auch löſte. Siriez liebte ein Mädchen, eine Verwandte in Paris, die plötzlich und auf unbegreifliche Art aus dem Hauſe ihrer Eltern verſchwunden war. Nach dieſem Geſtändniß begriff ich

und erfuhr bald Alles. Ich ſuchte zu tröſten, Hoffnung zu erwecken; allein im Grunde der Seele mußte ich den Freund beklagen, der ein reiches Herz an eine Gefühlloſe verſchenkt hatte.

Wir wanderten nun durch die Obſtgärten und die Laubgehänge von Wein und Feigengebüſch, welche ihre Feſtons am rechten Ufer der Loire hinziehen, die hier, trotz Schiller, ein ziemlich ſtilles Gewäſſer iſt, flach und inſelreich. Auf dieſem Wege zum alten Königsſchloß von Bevis, vom Liede tauſend gefiederter Sänger begleitet, durch eine üppige, frühlingsluſtige Landſchaft, angefächelt vom warmen Hauch der Aprilſonne, die den grünen Blätterſchmuck der Natur noch nicht verkümmert hatte, wie der Mai in Frankreich thut, milderte ſich der Schmerz meines armen Freundes. Sanfte Geſpräche würzten die Luſt der Reiſe, wie ſie uns an zahlloſen alten Schlöſſern und Landſitzen des alten Adels, der hier vorzüglich gern weilte, vorüberführte, und die, wenn auch nun in Werkſtätten der ſiegenden Induſtrie verwandelt, oder gar der Bande noir verfallen und ihres Schmuckes beraubt, durch ihre Form und ihre Trümmer der Landſchaft doch noch immer zur Zierde gereichten.

„Nicht wahr, mein Vaterland iſt ſchön," rief Siriez mehr als einmal aus und ich mußte die Frage bejahen.

„Wie ſchade nur, daß dies ſchöne Land dem düſtern, freudenfeindlichen Geiſte des Prieſterthums von Neuem verfallen ſoll. Wie ſchlimm," fuhr er fort, „daß unſre Könige nicht gelernt haben, die Morgenröthe der helleren Tage zu erkennen, die für den Menſchengeiſt nun angebrochen ſind! — daß ſie, der Verdunkelung Bundesgenoſſen, auch heute wieder danach

trachten, den Staat in die Kirche einzuzwängen, die dumpfen Klostermauern, welche die Zeit niederwarf, wieder aufzurichten und, wäre es möglich, mit Dragonaden die Völker Frankreichs wieder in den Schafstall Roms zurückzuscheuchen!"

Ein glühender, patriotischer Zorn zuckte über Siriez's sanfte Mienen, wie er so sprach. Die Aufwallung war zu verzeihen; denn er hatte Recht; es war die Zeit der wiedererwachenden Allgewalt des Priesterthums in Frankreich — eine schlimme Zeit, die viel gerechten Zorn in die Gemüther der Franzosen schleuderte und mit diesem Zündstoff die Explosion vorbereitete, welche einige Jahre später den Thron der ältern Bourbonen mit einer einzigen erdbebengleichen Bewegung umstürzte.

Ich warf ihm ein, sein verwildertes Frankreich bedürfe eines starken Zügels, den politischen ertrage es nicht; so werde denn der Versuch gemacht, ob es den religiösen zu tragen fähig sei. Allein dies hieß Oel in die Flamme gießen. „Vermaledeiter Irrthum," rief er aus, „der die Menschheit entmenschen möchte, um über Thiere zu herrschen!" Ich hatte ihn nie so zornig gesehen. — „Höllisches Ungethüm, Ausgeburt des verirrten Menschengeistes, Schandfleck der Geschichte des Geistes — dieses Römerthum! Noch schleicht die Hyder im Schatten der Nacht umher; noch kürzen die Jesuiten ihre Röcke, um uns nicht kenntlich zu sein; noch drängen sie sich als Aerzte, Lehrer, Rathgeber, gleich Wölfen im Schafskleide, in die Familien, umnebeln die Frauen und die Unmündigen, empfehlen ihre Künste als unschädliche Uebungen und verdummen die Seelen durch Tand und Heuchelei! Aber

wenn sie sicher sein werden ihres Sieges über die Vernunft und den ritterlichen Nationalgeist meines Volks — wenn ihre Schlingen verbreitet, ihre Fallgruben gelegt sein werden, daß dem freien Geiste kein Tritt mehr möglich ist — dann werden sie den gierigen Zahn des Menschenfressers zeigen; dann werden sie diese schöne Natur in Trauerkleider hüllen und die Gesellschaft in Klostermauern sperren, damit nur ja kein echtes und menschliches Gefühl mehr auf der schönen Erde wach werde. Dann werden sie herrschen auf den Trümmern alles Menschenglücks, das sie mit den Schrecknissen ihrer Hölle von der Erde verscheucht haben! Dann werden wir kein Wort sprechen dürfen, das diese Verderber des Gottesgeistes nicht gut heißen; keinen Gedanken hegen, den diese blutigste aller Tyranneien nicht verfolgt. Dann werden wir der Vernunft alle Gemeinschaft aufkündigen müssen, dann wird auf Erden die letzte Stunde geschlagen haben für Alles, was edel, groß, menschlich heißt, was Liebe, Freundschaft und Glückseligkeit athmet! — Entsetzlich! —

„Eigene Schuld," rief ich! „Warum ist Frankreich damals, als es die Kirchen wieder aufbaute, nicht protestantisch geworden?"

„Protestantisch? Warum nicht gar!" rief der erzürnte Freund. „Seid Ihr denn besser daran? — Als wenn man nicht wüßte, daß auch in Deutschland das Jesuitenthum wuchert, mit langen und kurzen Röcken? Gebt Acht, es wird auch in Deutschland irgend ein Unglück geschehen!" „Nun denn," entgegnete ich, um den leidenschaftlichen Freund zu beruhigen; „so müssen wir uns damit trösten, daß alles

Fortſchreiten der Welt auf dieſem Wege bewirkt wird. Ein übermächtiges Gewicht drückt an irgend einer Stelle auf die Erdkugel, ſo daß ſie wider Willen vorwärts ſpringt. Kein Sprung ohne dies Gewicht. Die Action erzeugt die Reaction, und auf die unbeſonnenen Tetzel folgen die geiſteskräftigen und ſiegreichen Luther!"

Doch auch dies verfing nicht. Siriez ergoß ſich vielmehr in immer heftigern Diatriben gegen die Schmach dieſer Tage und ich erkannte an dieſem zornigen Ausbruch, daß die ſanfte Seele meines Freundes von einer ſchmerzhaften Wunde getroffen ſein mußte, und zwar von der Hand eines jener neuen Beherrſcher Frankreichs, die, man begriff kaum, woher ſie kamen, plötzlich wie eine heißhungrige Geierſchaar über das Land zwiſchen Rhein und Adour ſich daher geſtürzt hatten.

Dieſer Zorn öffnete jedoch die Pforten ſeiner in dieſem einen Punct ſo verſchloſſenen Bruſt. Er beichtete mir ſeinen Fall.

Siriez liebte ein Mädchen, ſeine Couſine, Lucy Delcour, die Tochter eines Lieferanten am Hofe der Tuillerien. Er war um ihretwillen von Boulogne, wo er ſie im verfloſſenen Sommer zum erſtenmal geſehen, nach Paris gekommen. Er warb um ſie. Allein Lucy war ein eigenthümliches, ſeltſames Weſen, eine ſechzehnjährige Schwärmerin für den Ruhm. Ihr eigenſinniger Geſchmack machte, daß ſie faſt alles haßte, was Mädchen ihres Alters ſonſt hoch halten. Sie liebte das Theater nicht, ſie verachtete den Putz, die ſchmeichelnde Umgebung junger Männer, ſie haßte den Tanz, die Geſellſchaft gewöhnlicher Art. Ihre Leidenſchaft war die Geſchichte edler

Thaten; die Betrachtung großer Männer, berühmter Frauen; mit einem Wort, die Bewunderung des Geistes. Sie vertiefte sich in dieser Neigung und verschmähte den Verkehr mit ihren Altersgenossen. Niemand, auch Siriez nicht, vermochte ihr zu gefallen. Je mehr die Bewerbung in sie drang, desto entschiedener stieß sie sie zurück; ja, die kleine Unholdin strafte die Anmaßung, die darin lag, ihr gefallen zu wollen, durch desto gesuchtere Verletzung und um so empfindlicheren Spott. Natürlich zog sich die junge Welt bald genug von der schönen Eigensinnigen zurück; nur Siriez blieb und harrte aus: denn sein Gefühl für Lucy war tief, wie sein langes Schweigen darüber gegen mich klar machte.

Ein deutscher Flüchtling — oder so etwas dieser Art — ein deutscher Poet, hatte in ihrem Hause in der Rue d'Artois Wohnung gefunden. Lucy hörte von ihm sprechen, von seiner Verfolgung, seinem Ruhm im Vaterlande, seiner Begeisterung für Frankreich. Schon dies reizte. Sie sah die jungen Deutschen, welche nach Paris kamen, sich zu ihrem unbekannten Hausgenossen drängen; Versammlungen fanden bei ihm Statt und er war bei diesen der Gefeierte. Ihr eigensinniger Geschmack bildete sich einen Mann von hohem Ruhm, von hohem geistigen Adel, einen Mann nach ihrem Geiste aus dem immer noch unbekannten Mitbewohner. Nach und nach erschienen auch junge Franzosen von aufblühendem Dichterruf, Jenem ihre Huldigung darzubringen; junge Gelehrte, die mit deutschen Studien beschäftigt, den der Literatur gewidmeten Zusammenkünften bei dem Unbekannten beizuwohnen, sich zur Freude rechneten. Unter diesen waren klingende

Namen, aufblühende Talente, wie Victor Hugo, Barthelemy, Alexander Dumas, Geister, auf welche man stolz war, und die bei dem Manne aus- und eingingen, auf welchen Lucy's Seele seit vielen Wochen gespannt war. Diese Spannung wuchs, je mehr sie vor Vater und Mutter zu verbergen war: Geheimniß und Neugier aber sind wie Vater und Mutter der Liebe. —

An einem Wintertage endlich, beim Schein der Hauslaterne, sollte sie den Unbekannten zum erstenmale sehen. Sie glitt auf den Stufen der Treppe aus; er berührte sie, schützte sie vor dem drohenden Fall und empfing ihren Dank. Diese Begegnung, der Eindruck, den ihre Phantasie von ihr empfing, bewältigte das eigenwillige Kind.

Der Mann war Ludwig Börne.

Wer von uns den liebenswürdigen, aber von einem Unmaaß des Geistes verirrten Humoristen gekannt hat, wird unsrer wahrhaften Erzählung hier den Glauben zu versagen geneigt sein. Börne war nichts weniger, als ein schöner Mann. Mittelgroß, von guter Haltung, geistvollen, schwarzen Auges und einen gewissen Ausdruck von Hoheit in Stirn und Kinn, bot seine Erscheinung doch wenig dar, was einer Pariserin zu gefallen, ein Recht hat. Er war fast vierzig Jahr alt, ein wenig pockennarbig, von einem Gesammtausdruck der Züge, der mehr sinniges Nachdenken, als Muth und Adel der Seele aussprach; dabei im Aeußern wenig auf Sauberkeit bedacht, und von zwar markigem, aber nicht melodischem Ton der Stimme. Hiezu kam, daß sein Ausdruck im

Franzöſiſchen ſchwerfällig und ſein Accent von allen Mängeln der ſüddeutſchen Mundart verunſtaltet war.

Ihre Phantaſie mochte nun Lucien ein andres Bild darſtellen, oder die Wirklichkeit traf in der That ihren Geſchmack genug, ihre Seele neigte ſich dem Manne zu, auf deſſen Anblick ſie ſo lange geſpannt geweſen war. Durch welche Veranſtaltung es geſchehen war, daß Börne ſich bewogen fand, nach jener Begegnung in der Familie des Hoflieferanten Beſuch zu machen, weiß ich nicht; genug, es geſchah. Der deutſche Humoriſt gefiel ſich in dem Kreiſe, kam wieder und wieder, vielleicht nur, weil er die Gelegenheit günſtig fand, ſich in der franzöſiſchen Converſation zu üben, vielleicht, weil ihm Lucy's zuvorkommendes Verhalten ſchmeichelte — und war bald ein gewohnter Gaſt in dem Kreiſe, der ihn mit ſo viel Freundlichkeit empfing.

Lucy hatte nun Gelegenheit genug, ſich ihrem Geſchmacke hinzugeben. Sie ſtritt, ſie ſchwärmte, ſie disputirte mit dem deutſchen Philoſophen und dieſe Disputationen wurden, ehe Jemand es wahrnahm, zum Quell einer tiefen Leidenſchaft für die junge, unerfahrne Seele. Bald hatte ſie nur Aug' und Ohr für ihren Freund, vergaß ihre Umgebung und nahm nicht im Geringſten wahr, daß der Vetter Louis für ſie ſich in Schmerzen verzehrte. Ihre Träumereien wurden ihr bald über alles theuer, und aus der Art und Weiſe, wie ſie die Aufmerkſamkeiten, die Bewerbungen des Vetters zurückwies, mußte man endlich ſchließen, daß ſie um keinen Preis in ihnen geſtört ſein wolle. Im Rauſch ihrer phantaſtiſchen Gefühle begegnete ſie dem armen Louis, wie man einem

vorlauten Kinde begegnet; ſie gebot ihm Schweigen, wenn ihr Freund ſprach, verwies ihm jeden Widerſpruch und gab ihm zu verſtehen, daß er erſt etwas aus ſich zu machen habe, ehe er das Wort zu nehmen berufen ſei. „Bei Frauen," meinte ſie und ſprach es aus, „dürften nur Männer gelten, die dem Vaterlande oder der Wiſſenſchaft gedient hätten; die Anſprüche der Bedeutungsloſen ſeien unerträglich, und keine Frau, die ſich in ihrem Werthe empfinde, werde ſolche Anſprüche jemals gelten laſſen."

Zurechtweiſungen dieſer Art machten Siriez ſehr unglücklich. Er war von Natur beſcheiden und fühlte im Grunde genommen die Richtigkeit von Lucy's Sätzen; allein er liebte das kleine eigenſinnige und ſonderbare Weſen mit aller Gluth eines erſten Triebes. Je mehr er zurückzutreten genöthigt war, um ſo weniger konnte er dieſes Gefühls Herr werden und mehr als einmal war ſein verletztes Gemüth darauf und daran, in Aller Gegenwart eine ärgerliche Scene zu veranlaſſen. — Eine Zeitlang verſuchte er es mit der Entfernung — es war die Periode unſrer Bekanntſchaft — allein umſonſt; er mußte — es zwang ihn dazu — wieder zurückkehren, und als er wiederkam, war die Sache ſchlimmer, als zuvor. Lucy's Herz und Seele waren dem deutſchen Beſucher nun entſchieden zugewendet und alle Hoffnung des Sieges war für ihn verſchwunden.

In dieſer Zeit erkrankte Siriez's Gegner plötzlich und heftig. Die Familie war ganz Sorge für ihn. Was der wohlbeſtellte Haushalt nur darbot, war zum Dienſte des kranken Fremdlings bereit; ich ſelbſt beſuchte den Landsmann

Günther sc.

Aussicht nach dem Wüsterberge mit dem Försterhause in Protelwitz.

und fand ihn wie einen altfranzöſiſchen Marquis gebettet und gepflegt, und mit allen Comforts eines Kranken verſehen.

Seine Krankheit verſchlimmerte ſich jedoch; man verlor die Hoffnung für ihn. In dieſem Zeitpunct brach Lucy's Leidenſchaft aus dem Herzen an den hellen Tag hervor. Ihre Sinne verwirrten ſich, der Geiſt bewältigte den zarten Körper, ſie litt an dieſem und an jenem zugleich; eine tiefe Melancholie bemächtigte ſich ihrer. Noch bewahrte ſie ihr verderbliches Geheimniß, die Lippe verrieth nichts von den Qualen ihrer Seele. Allein eines Abends zu Ende des Winters geſchah es, daß man Lucy im elterlichen Hauſe vermißte und erſt nach langem Suchen ſie wiederfand, wie ſie zuſammengedrückt, das Geſicht in Thränen gebadet, im Finſtern auf der Schwelle des Zimmers ihres kranken Freundes, zwei Etagen über ihrer Wohnung, daſaß. Anfangs wollte ſie von der Stelle nicht weichen; ſie behauptete, dies ſei ihr Platz; hier müſſe ſie ſeine Athemzüge belauſchen." Sie widerſtand dem gütlichen Zureden der Mutter; ſie trotzte der Drohung, ſie ihrem Schickſal preis zu geben, und als man endlich zur Gewalt ſeine Zuflucht nahm, als man ſie hinabführte, ergoß ſichs aus ihren Augen, wie zwei Thränenbäche und ſie ſprach fortan kein Wort mehr.

Die Sache war nun klar und den Eltern ſchien nur unbegreiflich, wie ſie eine ſo klare Sache nicht früher wahrgenommen hatten. Der Vater verwünſchte ſeine Blindheit, ſeinen Dienſt, der ihn vom Hauſe entfernt gehalten, den Fremden, die deutſchen Flüchtlinge überhaupt; die Mutter klagte ihre Nachſicht, ihre Dienſtfertigkeit gegen den Kranken, den

unbegreiflichen Eigenſinn ihrer Tochter und den heilloſen Geiſt der Zeit an; Lucy ſelbſt aber verfiel in eine namenloſe Krankheit, in der man keine Antwort, keinen Wunſch, keine Klage von ihr vernahm, abgerechnet von Zeit zu Zeit den Ausruf: „Er ſtirbt," oder: „Nun iſt er geſtorben!"

Er ſtarb jedoch nicht, ſondern er genas vielmehr bald und vollſtändig. Lucy's Geiſt aber blieb in ſeinen Tiefen zerſtört. Zwar beſiegte auch hier der Körper die Krankheit; aber ihre muthwillige Heiterkeit, ihr friſcher, regſamer Geiſt, ihre mitfühlende und theilnehmende Seele ſchienen für immer verloren zu ſein.

Den Fremden, die Urſache alles dieſes Uebels, wagte man nicht, zu ihr zu führen und von ſelbſt kam er nicht; ja, er blieb vielleicht ohne Ahnung davon, zu welchem Unheil er in der liebenswürdigen und hülfefertigen Familie Anſtoß gegeben hatte. Den Vetter Louis aber weigerte ſie ſich ſtandhaft, zu ſehen, und als er im Laufe der Krankheit einmal, auf Veranſtaltung der Mutter, unerwartet in Lucy's Zimmer trat und ſie mit ſeiner ſanften und ſchmerzgebrochenen Stimme anredete, trat eine ſolche Verſchlimmerung ihres Uebels ein, daß man den Verſuch den letzten ſein ließ, oder doch ihn wider ihren Willen nicht zu wiederholen wagte.

Inzwiſchen war ein junger Profeſſor der Ecole française, Laurent mit Namen, ein ſtiller, liebenswürdiger Mann, mit blaſſen, feinen Zügen, aber trotzdem, daß er erſt einige 30 Jahre zählte, ſehr corpulent, in die Familie eingeführt worden, und da er das Talent zu haben ſchien, Lucy's Trübſinn einigermaßen zu zerſtreuen, ſo empfing man ihn

gern, und bald als täglichen Gaſt des Hauſes. Laurent gehörte der damals jungen Schule der Theologen an, die wiſſentlich oder unwiſſentlich einem bedenklichen Ziele dienten. Er war ein Vertrauter des Biſchofs von Hermopolis, ein Jünger, ein Organ jener im Finſtern ſchleichenden geheimen Macht, die Siriez mit ſchwerem Fluch belaſtet hatte. Er war ein Jeſuit de courte robe, der eifrig auf die Seelenjägerei ausging, und der, um es kurz zu ſagen, „ad majorem dei gloriam“ zu jedem noch ſo bedenklichen Unternehmen bereit war. Ob auch Sinnlichkeit eine mitwirkende Triebfeder in ſeiner Seele war, mag unentſchieden bleiben; genug, er drängte ſich an Lucy, mit der Abſicht, aus dem überlebhaften Kinde eine Heilige, eine Dienſtbare, ein Werkzeug ſeiner Zwecke zu machen.

Was ein Mann, wie Laurent beginnt, führt er gewöhnlich zum Ziele. Entſchloſſen, durch nichts zurückgeſchreckt, weder links noch rechts blickend, das Ziel feſt im Auge, alles gering achtend, was ſeiner Erreichung entgegenſtand, dabei fein und ſchlangenklug, und nicht minder muthig und entſchieden; ſo mißglückt ſolchen Seelen, welchen mit Gefühlen nicht beizukommen iſt, ſelten ein Plan. Der Laurents war darauf gerichtet, Lucy in ſeine Gewalt zu bekommen und die Umſtände waren ſo geſtaltet, daß er glücken mußte.

Der Jünger Loyola's fing damit an, den Gedanken in Lucy's Seele zu träufeln, daß nur im Schooß der Kirche für ihre Leiden Troſt zu finden ſei. Er ſtellte ihr vor, wie leicht und ſchmerzlos dies Mittel ſei und reizte ihre auf einen Punct gerichtete Phantaſie durch die Wunder der Heilung, welche

die Kirche in ſolchen Fällen bewirkt habe. Er brachte es dahin, daß Lucy den Verſuch machte, welchen Einfluß äußere Andachtübungen auf ihre Seele hatten, und als die Leidende ſich danach wirklich ruhiger und gefaßter fand, ſo beſtärkten die kurzſichtigen Eltern — vielmehr die Mutter, denn der Vater war faſt immer abweſend — ihn in ſeinen fortgeſetzten Bemühungen.

Lucy's Gemüth nahm eine neue Richtung; bald war ſie, von unverſtändigen Selbſtanklagen und geiſtlichen Vorwürfen geängſtigt, in den Seelenzuſtand verſenkt, wo Andachtsübungen eine körperliche und geiſtige Erquickung gewähren. Sie hatte ſchon keine Macht mehr über ſich, ſie lag ſchon faſt in der Hand ihres geiſtlichen Mentors, als dieſer, umherſpürend nach jedem möglichen Mittel zum Triumph, eine Entdeckung machte, die den Sieg entſcheiden mußte. Er mittelte aus, daß der geliebte deutſche Flüchtling — ein Jude ſei.

Der Tropfen Gift, der in dieſer Entdeckung lag, wurde nun der Seele Luciens mit aller Kunſt des Jeſuitismus beigebracht. Welch' Entſetzen für das ſchon bezwungene Kind, für die fromme Mutter lag in dieſer Entdeckung! Dieſe Schuld war gar nicht anders zu büßen, als durch ein Leben voll Reue und Zerknirſchung. Lucy's Wiederherſtellung war nicht anders möglich, als in einem Kloſter, in einem der Aſyle gefallener Seelen, die dem frommen Frankreich jetzt — dem Himmel ſei Dank — wieder ihre Pforten öffneten.

Der Plan reifte nun ſchnell heran — er reifte mit Lucy's Willen, ſo weit ihr Wille noch der ihrige war. Ihr Geiſt war von der alten Verirrung ihrer Seele zu einer neuen

übergegangen. Ein Jahr im Kloſter der Soeurs blanches zu Tours ſollte über Lucy's Beruf zum Leben der Heiligen entſcheiden; ſie nahm die ihr verhängte Prüfung als eine ganz gelinde Strafe ihrer Sünden hin; ſie übergab ſich ganz der Leitung ihres geiſtlichen Beſchützers, und dieſer verſäumte nichts, die nöthigen Vorbereitungen ſo ſchnell als möglich zu Ende zu bringen. Die Priorin zu Tours war die Halbſchweſter ſeiner Mutter, die Thüren des Heiligthums ſtanden ihm offen: das Geſetz nahm damals keine Kunde von Bekehrungen und Klöſtereinrichtungen, und die Geiſtlichkeit ſchaltete, ſtill begünſtigt von der Staatsregierung, frei und unangefochten mit den Seelen der Gläubigen. Es war ein geltender Grundſatz, Kirche und Staat in getrennter Stellung zu betrachten, ein Grundſatz, falſch in der Theorie und unausführbar in der Praxis; denn ſobald die Kirche eine äußere Erſcheinung wird, gehört ſie dem Staate an, und hat ſich ſeinen Grundeinrichtungen anzupaſſen. Genug, es ward ganz heimlich beſchloſſen, daß Laurent Lucy nach Tours bringen ſollte, und zwar von Niemand ſonſt begleitet, um kein unnöthiges Aufſehn zu erregen. Die Ausführung dieſes Planes gelang ſo vollkommen, daß ſelbſt die Hausgenoſſen von der plötzlichen Abreiſe Luciens, die in der Nacht erfolgte, nichts wahrnahmen, und daß außer für ihre Eltern, Lucy ſpurlos verſchwunden war, als mein Freund nach ihr fragte. In den himmelhohen Häuſern von Paris ſchließt oft eine Wand namenloſes Elend ab, von dem ſelbſt der nächſte Wandnachbar keine Ahnung hat. —

Unter dieſer Erzählung Siriez's, die mir nicht wenig Theilnahme einflößte, wanderten wir an den blühenden Ufern

der Loire hin, die mit ihren lachenden Reizen zu dem düſtern Bericht meines Freundes in einem grellen Contraſte ſtanden. Des finſter brütenden Geiſtes des Prieſterthums iſt in der lachenden Natur nur mit Schauer zu gedenken; er erſcheint um ſo unnatürlicher, je heller die Sonne, je reiner der Himmel über uns leuchtet. Wir ahnen dann um ſo tiefer, daß er nicht zu den Einrichtungen der Schöpfung paßt, und ſie meiſtern möchte.

Schon hatten wir Beaugency hinter uns gelaſſen, und traten nun in das Land der Schlöſſer ein. Die alte Königsburg von Blois hatte uns faſt einen ganzen Tag lang feſtgehalten, denn wir waren hier den Fußtapfen des großen Guiſe gefolgt, bis dahin, wo er ſelbſt als Opfer eines königlichen Mordanfalls, auch ein Fanatiker, blutend niederſank. Von den Zinnen des wunderlichen Alhambraſchloſſes von Chambords, dem Wiegengeſchenk einer Hauptſtadt an einen nun von ihr verläugneten Prätendenten, ſahen wir die Sonne aufgehen; wir bewunderten die ſterile Pracht dieſes merkwürdigen Bauwerks einer Zeit, die uns mit Unrecht für ideenarm gilt; wir durchzogen die reiche Uferſtraße nach Amboiſe hin, wo die Loire ihr ſilbernes Band um liebliche Inſeln ſchlingt; beſuchten die alten Mauern des Schloſſes von Amboiſe, an Thaten des Krieges und an Friedensſchlüſſen ſo reich, der Lieblingsſitz der Mediceerin, Mutter dreier blindgläubiger Könige von Frankreich, und gelangten allmählig zu dem Felſenthale, das die Loire gegen Tours hin einengt und das mitten im volksreichſten Theile von Frankreich, die Scenen troglodytiſcher Wohnungen in den Felſenwänden darſtellt, die

ſonſt nur im Innern von Sicilien wieder angetroffen werden.

In der Laube einer Guinguette des Dorfes Negron hatten wir uns an einem ländlichen Frühſtück, aus Wein und Eiern geſtärkt, und ſtanden im Begriff, die letzten fünf Lieues nach Tours rüſtig und in einem Zuge zurückzulegen; als ein Halbwagen, von hier ungewöhnlicher Form mit einem Pferde beſpannt, ein echter Pariſer Coco, ſo dicht an uns vorüberfuhr, daß er Siriez's Kleid ſtreifte und es beſchmutzte. Mein Freund blickte auf, um dem ungeſchickten Kutſcher einen Verweis zu geben. Ich ſah ihn erbleichen. „Blendwerk der Hölle," rief er aus, ſprang an den Kopf des Pferdes hin, deſſen Zügel er faßte, warf noch einen Blick in den Wagen und rief mir dann zu: „Bei Gott, ſie iſt es — es iſt Lucy!"

Im Augenblick war ich bei ihm. Wir ſahen den dicken Herrn Laurent, der ſelbſt die Zügel des Fuhrwerks führte, und neben ihm, vom Schleier verhüllt, ein junges Frauenzimmer in den Hintergrund des Wagens gedrückt, in dem das ſcharfe Auge des Liebenden den Gegenſtand ſeiner Seelenleiden erkannt hatte.

Das Pferd wurde feſtgeſtellt und es eröffnete ſich nun eine ſeltſame Scene. Sein Thier peitſchend, ſchrie der Jeſuit, wir ſollten ihn ſeine Reiſe fortſetzen laſſen, rief nach Hülfe und nannte uns Straßenräuber. Siriez ſchob mir die Zügel des Pferdes in die Hand, ſprang an den Wagen und verlangte von dem Entführer, er ſollte Lucien herausgeben. Hiervon wollte Laurent nichts wiſſen, drohte, ſchrie und fluchte. Da die Verhandlung auf dieſem Wege zu keinem Ende kam, ſo

machte Siriez Anſtalt, ſich mit Gewalt in den Beſitz des Wagens zu ſetzen. Dieſer war nur von vorn und über die Gabeldeichſel her zugänglich; aber als Siriez auf die Deichſel ſprang, im Begriff, mit dem geiſtlichen Herrn Handgemein zu werden, da blickten ihm plötzlich ganz blanke Piſtolenläufe entgegen, die der Jünger Loyolas mit Blitzesſchnelle aus ſeinem Bruſtlatz hervorgezogen hatte und die er nun mit vieler Ruhe auf ihn gerichtet hielt.

Bei dieſem Anblick taumelte Siriez zurück und ich eilte dem bedrohten Freunde zu Hülfe, indem ich das Pferd ſich ſelbſt überließ.

Es ſchien, die Beſtung ſei gut vertheidigt und uneinnehmbar: der Rath der Weiſen reichte nicht aus, zum Ziele zu gelangen — wir hätten den Räuber ſeines Weges ziehen laſſen müſſen, wäre uns nicht die Unvernunft eines Thieres zu Hülfe gekommen. Während dieſes Scheinkampfes an der Oeffnung des Wagens ging plötzlich eine der Piſtolen los; das erſchreckte und ſich ſelbſt überlaſſene Thier in der Gabeldeichſel ſchlug eine ſchräge Richtung ein, ſprang entzügelt über den ſchmalen Chauſſeegraben hinweg und ſchleuderte mit dieſer Bewegung den Wagen ſammt ſeinem Inhalt furchtbar in den entgegengeſetzten felſigen Grabenrand.

Der Kampf war aus und der Sieg war dem Fußvolk geblieben. Zertrümmert lag die uneinnehmbare Beſtung des Feindes vor uns; der dicke Laurent lag auf der Seite, wohin der Sturz ging, zerquetſcht und mit blutender Stirn am Boden; auf ihn ruhte die arme, erſchrockene, reizende Lucy unbeſchädigt auf der breiten Unterlage ihres geiſtlichen Führers

und phyſiſchen Entführers — ſtumm und ſtarr vor Schrecken ſtanden wir am innern Grabenrand und röchelnd lag der niedergeſtürzte Gaul auf der äußern Seite am Felſen. Das Bild wäre eines Malers würdig geweſen. — Natürlich halfen wir zuerſt und nicht ohne Mühe der zitternden Schönen aus dem zerbrochenen Gefährt hinaus. Sie dankte Siriez für den Dienſt und überließ ſich ſeiner weitern Führung. Laurent, mit dem Ausdruck von Wuth und Schmerz im Geſichte, behauptete, nicht aufſtehen, kein Glied rühren zu können, und in der That war ſein Zuſtand kläglich. Sein linker Arm ſchien aus der Schulterhöhle verrenkt zu ſein; nutzlos lag ſeine Feuerwaffe neben ihm; er mußte eine Capitulation eingehen. Da er durchaus nicht zu Fuß von der Stelle konnte, der leichte Wagen aber gänzlich zertrümmert war; ſo wurde ihm ſein Gaul zur Diſpoſition geſtellt. — Weiter ging unſre Pflicht für ihn nicht, und da auch Lucy ſchneller Hülfe bedurfte, ſo ſchlugen wir mit ihr einen Seitenweg nach einem Dorfe ein, in dem ein Kirchthurm und eine weiße Pfarrwohnung die nächſten Hülfsmittel für die verunglückten Reiſenden zu verſprechen ſchien.

Unterwegs ſank Lucy ohnmächtig nieder. Siriez ſtürzte den Felspfad hinab, dahin, wo er einen Quell rauſchen hörte: er brachte Waſſer in ſeinem ledernen Trinkbecher. Lucy erholte ſich. Sie ruhte an Siriez's wallender Bruſt und mein Freund träumte ſich im Himmel. „Um Gotteswillen, theure Lucy," rief er, „ſein Sie ſtark, bieten Sie Ihre Kräfte auf. Tödten Sie mich nicht!"

Lucy lächelte ihm ein Erwachen zu. „Mein guter

Vetter," ſagte ſie und preßte ſeine Hand mit einem leiſen dankenden Druck für ſo viel Sorgfalt. Mein Freund zog die Hand an ſeine Lippe, die vor Wonne und Seligkeit glühte.

Die kurze Scene band ſeine Seele auf immer an die Luciens.

Das liebe Kind war indeß bald wieder im Stande, den Weg fortzuſetzen, natürlich auf des Vetters Arm geſtützt. So wurde das Dorf Vernon ohne Fährlichkeit erreicht. Die verunglückten Reiſenden fanden im Pfarrhauſe eine freundliche Aufnahme, und nachdem Lucy einige Stunden behaglicher Ruhe genoſſen, der Inhalt des zertrümmerten Gefährtes auch herbeigeſchafft war, nahm das bedenkliche Abentheuer plötzlich in unſern Augen eine reizende und heitere Geſtalt an. Was wenige Stunden zuvor für Siriez noch als eine verwegene Hoffnung erſchienen war — mit der Geliebten vereint zu ſein, ja, nur ihren Aufenthalt zu entdecken — das war jetzt in Erfüllung gegangen; ja mehr, er hatte ihr einen ritterlichen Dienſt zu erweiſen, ſie aus ſchnöder Gewalt, vor drohender Gefahr vielleicht, zu retten vermocht; er hatte, ſobald ſie nur wieder richtig zu fühlen begann, eine That vollbracht, die ihm ihres heißeſten Dankes verſichern mußte. So ſeltſam verfügt eine höhere Macht oder der Zufall über unſre Pläne, Hoffnungen, Geſchicke: denn alles dies ſchuldete er nur dem rechtzeitigen Seitenſprung eines Pariſer Kleppers! — Was mich betraf, ſo war ich erfreut, nicht nur die Lucy meines Freundes kennen zu lernen, ſondern auch meinen armen Siriez in dem ungeſtörten Beſitz ſeines Kleinods für

Den

einige Stunden wenigstens glücklich — überglücklich — zu sehen. Der Arme sollte es ja nicht lange sein! —

Vater Hilaire, der Pfarrer, war ganz Theilnahme und freundliches Bemühen für diese sonderbare Reisegesellschaft. Der heitere, rüstige Sechziger war auch ein überaus frommer Mann und ein Convertit. Welch einen Unterschied aber stellte er dar, zu der Frömmigkeit Laurents und seiner Geistesgenossen! Als Jüngling war er einer der eifrigsten Encyclopädisten und Anhänger des Culte de la Raison gewesen; ja es wurde sogar behauptet, er habe bei den berühmten Festen vom Jahre 1794 als einer der Schleppträger der Göttin der Vernunft auf dem Concordienplatze figurirt. Vom Widersinn dieser Mummerei bald durch eignes Nachdenken überzeugt, wurde Vater Hilaire Soldat und focht die glorreichen Kämpfe von Montenotte und Marengo tapfer mit. Diese Zeit war ihm natürlich theuer und unvergeßlich. „Im Kriege, in der Schlacht, schwer verwundet unter Sterbenden," so sagte er, „lernte ich Gottes Größe kennen und die Kleinheit der Menschen; die Nichtigkeit des Glücks und die Nothwendigkeit, an eine höhere Fügung, Schicksalsmacht oder moralische Weltregierung, wie wir sie nennen mögen, zu glauben. Ich sah ein," sagte er, „daß Gottes Willen zu thun, d. h. das Gute zu fördern und die Werke der Liebe zu üben, der erste Ruf sei, der an die ganze Menschenfamilie ergangen ist. Ich wurde Theologe aus Forschungstrieb, und da ich in diesem Studium meine ganze und volle Befriedigung fand, Geistlicher aus Beruf. Nun weide ich denn seit zwanzig Jahren meine Heerde von Vernon und glaube steif und fest,

daß es in der Welt keinen glücklichern Menschen giebt, als mich. Wie Alt und Jung mich Vater nennt, wie meine Kinder mich lieben, sehen Sie selbst; einen unbefriedigten Wunsch kenne ich nicht. Hätte ich einen, so wäre es der, daß unsre Kirchensatzung uns nicht verböte, meiner Gemeinde auch als Familienvater mit einem guten Beispiel voranzugehen und den Leuten, die nicht daran glauben wollen, zu zeigen, welch süßes Glück und welche Seligkeit in der Ehe zu finden sei, wenn man sich nur die Mühe geben will, es darin zu suchen. Da dies nun einmal nicht angeht und wir berufen sind, statt dieses guten, ein unfruchtbares und jedenfalls bedenkliches Beispiel zu geben: so freue ich mich mit den Glücklichen und klage mit den Leidenden, deren Zahl ich um meiner selbst willen nach Möglichkeit vermindere, indem ich den Leuten g u t e n Muth und Gottvertrauen einflöße."

Und nun fuhr der treffliche Pfarrer scherzend und rührig bemüht fort, für unser Nachtlager und Nachtmahl zu sorgen, und Lucy in ihrer Erschöpfung zu erquicken, mit allem, was sein kleines Haus und Küche und Keller seiner Nachbarn nur besaß. -

Siriez sah ihm dankbar und verwundert dabei zu. „Nun, Freund," raunte ich ihm ins Ohr — „wie gefällt Dir dieser Priesterhochmuth? Paßt Deine Verwünschung auch hier, oder soll hier eine Ausnahme gelten?"

„Ein weißer Rabe," gab Siriez zurück und umarmte den um Lucy bemühten Alten in einem Erguß von Dankbarkeit und Rührung.

Als Lucy sich einigermaßen erholt hatte und Vater

Hilaire erfuhr, daß sie in ein Kloster gehen wolle, was er ihre Reisebegleitung mit verwunderten Blicken. Es mußte ihm ein Theil ihrer Geschichte mitgetheilt werden. „Mein liebes Kind," sprach er dann zu Lucien — und der würdige Ernst, welcher diese Worte begleitete, stand ihm vortrefflich — „mein liebes Kind, Ihr Unternehmen ist gut, aber gefährlich. Gut, wenn Sie Ihres Geistes gewiß sind und überzeugt, daß er Ihrem Willen stets gehorchen werde; gefährlich, wenn nur noch eine Regung in Ihnen ist, die dem Willen nicht unterthan ist. Ist dies der Fall, so ist Ihr künftiges Unglück gewiß! Gottes Willen, nicht den unsrigen, sollen wir thun, und dieser giebt sich auch in den Lebensverhältnissen kund, zwischen welche er uns gestellt hat. Auf verschiedene Weise seinen Willen zu thun, dazu ist die Erde so groß, so weit und so mannigfaltig. Wir brauchen diesen großen Spielraum der Gottesthätigkeit nicht durch Gelübde und Klostermauern zu verengen; wir brauchen keine Regel und keine Litanei dazu. Das Gute und die Liebe fördern, dazu ist überall der weiteste Raum und Platz. Fassen Sie daher Ihren Vorsatz ja noch einmal ins Auge; das Wollen ist hier nicht genug; auch das Können muß geprüft sein."

Ich hätte den Alten küssen mögen, wie er nach dieser Anrede mit gefalteten Händen und gesenktem Haupte, wie ein Patriarch ehrwürdig, vor uns da saß.

Wir mußten den ganzen folgenden Tag im Hause des würdigen Vater Hilaire verweilen, da es unmöglich war, ein Gefährt zur Fortsetzung unsrer Reise, selbst ein improvisir-

tes, herbeizuſchaffen. Die Dörfer in Frankreich ſind an ſolchen Dingen unglaublich arm, und mit den engliſchen, deutſchen und italieniſchen nicht zu vergleichen. Am nächſten Tage endlich wurden des guten Pfarrers Bemühungen mit Erfolg gekrönt; ein naher Amtsbruder beſaß eine Art von Geſpann, einen Karren oder etwas dergleichen, und da Lucy fortwährend auf die ungeduldigſte Art nach Tours und dem Kloſter der Soeurs blanches verlangte, ſo ſah man über die Aermlichkeit des Fuhrwerks hinweg und wir ſetzten nach einem herzlichen und gerührten Abſchied vom Vater Hilaire unſre Reiſe fort, nicht ohne, als des ehrwürdigen Seelenhirten Gäſte, von den Glückwünſchen und den Segnungen des ganzen Dorfes begleitet zu ſein.

Bewundrungswürdig war uns Lucy in dieſer ſchwierigen Lage. Abgerechnet, daß die Verwirrung, welche der unerwartete Sturz in ihrem Haarputz und in ihrem Anzuge hervorgebracht hatte, noch nicht völlig ausgeglichen war, war ihre Geiſtesgegenwart ſo vollkommen wieder gewonnen, daß wir faſt nur ihren Anordnungen zu folgen hatten. Sei es, daß ſie uns ſanft und mit thränendem Auge wie ſchutzſuchend anblickte, während die reizendſten Haarwellen ihr wie dunkle Adern auf weißem Marmor über Hals und Schulter herabfloſſen, — oder daß ſie gebieteriſch, wie eine Königin, von uns begehrte, nach Tours und in das Kloſter ihrer Schweſtern in Sicherheit gebracht zu werden; ſo wie ſo beherrſchte ſie uns durch die Macht der Schönheit, der ſelbſt der Wilde nicht widerſteht. Umſonſt widerſtrebte Siriez dieſem Anſinnen. Umſonſt ſtellte er die Rückkehr nach Paris, zu ihren Eltern, als

allein möglich und nothwendig vor; umsonst gelobte er, ihr nicht zu nahen und, wann sie es verlange, sie sogar allein reisen zu lassen, oder ihr eine Dienerin zu verschaffen, die mit ihr reiste; Lucy blieb unerweicht. Die Eindrücke, welche das arme Kind unter Laurents Leitung empfangen hatte, waren noch zu lebhaft. Sie glaubte sich noch bestimmt, zu büßen und zu leiden, eine schwere Schuld — so schien sie ihr — durch Reue und Buße sühnen zu müssen.

„Ich bin nach Tours bestimmt, und ich will dahin," gab sie zur Antwort, trieb nun zur Eile an, und zürnte über jede Verzögerung. Nichts vermochte das starrsinnige Kind in ihrem Entschluß wankend zu machen, und wohl oder übel mußten wir uns in ihren Willen fügen. So sehr wir indessen auch eilten, unser Gaul ging darum keinen Schritt schneller, und es war späte Nacht geworden, ehe wir Tours erreichen und im Hôtel de Richelieu, nachdem uns Lucy kurz verabschiedet hatte, über die seltsamen Zufälle der letzten Tage nachzudenken, Zeit erhielten.

Siriez glich einem Verzückten. Schon der Gedanke, mit der Geliebten unter einem Dach zu weilen und ihr Schirm und Hort gegen jesuitische Unbill zu sein, brachte ihn um alle Fähigkeit ruhiger Erwägung der Verhältnisse und seiner Lage. Lucy hatte ihm die Hand gereicht, ihm gedankt, ihn mehrmals ihren „guten Vetter" genannt, und das war genug, ihn gegen jeden vernünftigen Rath taub zu machen. Mit Laurent glaubte er fertig zu sein, denn er hielt ihn für eben so feig, als schlecht; ich aber hatte eine andere Vorstellung von dem

geiſtlichen Herrn und nur zu bald erwies ſich, daß meine Beſorgniß guten Grund hatte.

Faſt die ganze Nacht war in Berathung zwiſchen uns verfloſſen, was bei der ſeltſamen Lage der Dinge, die uns zu verantwortlichen Beſchützern der kleinen Eigenſinnigen gemacht hatte, nun zu thun ſei, und der Tag graute ſchon, als wir endlich eine kurze Ruhe auf unſerm Lager ſuchten.

Wir mochten einige Stunden geſchlafen haben, als ein heftiges Pochen an der Thür uns weckte. Ich ahnete Uebles und war ſchnell in den Kleidern. Ein Diener der Juſtiz trat ein, fragte, wer von uns Herr Louis Siriez aus Boulogne ſei, und überreichte dem Bezeichneten eine Vorladung vor den Inſtructionsrichter, bei dem Tribunal erſter Inſtanz, Herrn Jomini, auf heute, 11 Uhr Vormittags, um Rede und Antwort zu geben, über eine Anſchuldigung auf Ueberfall, körperliche Verletzung und gewaltſame Entführung einer Unmündigen auf offener Landſtraße.

Der Schlag war für Siriez ſo unerwartet, daß dieſe Ladung ihm lächerlich erſchien. Lachend hielt er mir das Papier hin, dem ich jedoch eine ſehr ernſte Bedeutung beimaß. Der Diener der Gerechtigkeit ließ ſich die Vorladung beſcheinigen und bat alsdann um meinen Namen, um, wie er ſagte, mir eine Zeugenvorladung in der Sache noch heute Morgen zuſtellen zu können. Ich nannte ihn und mußte noch froh ſein, nicht als Mitangeklagter Siriez's, ſondern als deſſen Vertheidigungszeuge mit der hochnothpeinlichen Juſtiz des Königreichs Frankreich in Berührung zu kommen.

Als der Diener der Juſtiz ſich entfernt hatte, erhob

Freund Siriez ein Triumphgeschrei. Es war Gelegenheit da, für Lucy zu kämpfen, ihre Sache vor einem Instructionsrichter zu führen, vielleicht in öffentlicher Gerichtssitzung seinen tückischen Gegner zu entlarven, die Umtriebe der verruchten Priesterpartei zu entschleiern, sie zu brandmarken u. s. w. So etwas reizt einen jungen Franzosen immer; er denkt hierin ganz anders, wie ein Deutscher; der Gerichtssaal ist ihm ein Fechtboden, ein Kampfplatz, auf dem er mit seinem Gegner gern zusammentrifft; die geheimnißliebende Seele des Deutschen aber scheut und vermeidet gern die Offenbarungen vor den Ohren des Gerichts.

Jedenfalls indeß sah ich die Sache nicht so heiter an, als er; denn ich mas die Stärke des Gegners richtiger ab, und fürchtete mindestens die Verzögerung eines Processes, der, da er vor einem Volksgericht zu führen war, unter dem Einfluß der gerade herrschenden Stimmung der Geister stand, die den kühnen Versuchen des Priesterthums schon zu erliegen anfingen.

Während dies in unserem Flügel des Hôtels vorging, glaubten wir Lucy noch in sanfte Ruhe gewiegt. Allein wir irrten uns; die französische Justiz war schneller gewesen, als wir meinten. Als wir Lucy unsern Morgengruß bringen wollten, fand sich, daß eine Matrone, von dem königl. Procurator beim Tribunal erster Instanz abgesendet, sie am frühen Morgen schon in einem verschlossenen Wagen abgeholt und in das Kloster der Schwestern du Sacré Coeur am äußersten Ende von Tours begleitet hatte. Für so eilfertig hatte auch

ich weder den Prieſter, noch die, wie es ſchien, mit ihm verbündete Juſtiz gehalten.

Jetzt wüthete Siriez, jetzt ſtürmte er und rang die Hände; denn es war nicht daran zu denken, die Clauſur dieſes wohlverwahrten Kloſters zu durchbrechen und zu Lucy Eingang zu gewinnen. Doch das Unheil, das der lauernde Laurent angerichtet, war noch nicht erſchöpft, es ſollte noch übler kommen und unſer kurzer Triumph über ihn eine noch ſchwerere Rache nach ſich ziehen; denn er hatte den kurzen ihm gegönnten Vorſprung gegen uns trefflich benutzt, und während wir ihn, verwundet und gelähmt in der Nähe des Kampfplatzes ſeines Leibes pflegend glaubten, in Tours eine furchtbare Maſchinerie zu unſerm Verderben aufgerichtet.

Als Siriez vor dem Inſtructionsrichter erſchien, ward ihm bald klar, daß es ſich um keine leichte Anklage gegen ihn handelte. „Ueberfall mit Auflauern, Straßenraub und gewaltſame Entführung der Mündel des Profeſſor Laurent unter ſchwerer körperlicher Verletzung ihres Beſchützers," hießen die furchtbaren Anklagepuncte, die Herr Jomini ihm vorhielt und über welche er Rede und Antwort von ihm begehrte.

Siriez war empört und die innere Empörung, welche die äußern Hülfsmittel ſelten wahrnimmt, vertheidigt ſich faſt immer ſchlecht.

Herr Jomini fragte höflich, nachdem er Siriez zum Sitzen genöthigt, ob er ſich durch Documente, Briefſchaften oder Urkunden, welcher Art es auch ſei, darüber ausweiſen könne, daß er von den Eltern der Lucy Delcour aus Paris,

bevollmächtigt oder beauftragt sei, sie ihrem geistlichen Rathe zu entreißen, nachdem dieser, wie durch die vorliegenden Briefe erwiesen werde, von jenen den Auftrag erhalten habe, dieselbe in ein Kloster zu Tours unterzubringen, um daselbst ihr gefährdetes Seelenheil wieder herzustellen.

Man kann denken, wie Siriez's Antwort auf diese Vorhaltung ausfiel, die im sanftesten, schmeichlerischsten Tone eine furchtbare Anklage gegen ihn und eine schwere Beschuldigung gegen die Geliebte zugleich enthielt.

„Ich bitte zu bemerken, Herr Instructionsrichter," rief er, nachdem er seiner innern Aufregung einigermaßen Herr geworden war, „daß ich nichts dergleichen besitze. Herr Laurent ist von mir nicht überfallen oder am Körper verletzt, und Lucy Delcour nicht von mir entführt worden. Ich bestreite die Anklage als falsch, verleumderisch und insidiös, behalte mir mein Recht gegen den Ankläger vor und kann die mir vorgelegten Briefschaften, welche von Lucy's Eltern herrühren sollen, nicht als richtig anerkennen."

Er erzählte nun den Vorgang, wie er geschehen war und hatte den Kummer, sein Liebesgeständniß zu den Instructionsacten registrirt zu sehen.

„Alles sehr gut, Herr Siriez," sprach der sanfte Instruent; „wir werden die Zeugen der Gegenpartei vernehmen. Allein Sie werden Sich gefallen lassen müssen, bei uns zu bleiben."

„Sehr gern," entgegnete Siriez, „ich wohne im Hôtel de Richelieu, und werde dasselbe nicht verlassen."

„Ich meine," gab Herr Jomini zurück, „daß Sie diesem

Herrn" — er zeigte auf eine ſteife kriegeriſche Geſtalt, die an der Wand lehnte, „folgen werden."

Der Gensd'arm ſetzte den dreieckigen Hut auf, und richtete ſich militairiſch in die Höhe.

Man denke ſich Siriez's Erſchrecken.

„Wie? — Verhaftet?" fragte er tonlos.

„Nur sous arrêt," gab Herr Jomini ſanft zurück, „die Zellen im Präfecturgebäude ſind vortrefflich eingerichtet."

Wenn die Juſtiz ihre Macht und ihre Schrecken vor uns entfaltet, ſo imponirt ſie uns und wir verſtummen; wenn ſie uns zurechtweiſt, ſchweigen wir; unerträglich, unausſtehlich aber iſt ſie, wenn ſie die Sanftmüthige ſpielt, oder die Sprache des unſchuldigen Lammes, oder gar des wohlwollenden Freundes redet. Ihre Gewalt, die wir ſelbſt gegründet haben, erſcheint uns dann wie Hohn, und ihre Streiche ſchneiden tiefer in die Seele, als Schwert und Gift. Nichts iſt entſetzlicher, als ein ſanftmüthiger Inſtructionsrichter, der uns noch ein wenig zu bleiben nöthigt, indem er uns von dem Leben, von der Luft der Freiheit, der Himmel weiß, auf wie lange trennt.

Siriez's ſanfte Seele erlag dieſem Angriff. Willenlos folgte er dem Diener der Juſtiz, nachdem ihn dieſer mit dem Finger berührt hatte, in das Präfecturgefängniß.

Nun erſt kam meine Reihe. Ich ward mit meinem Zeugniß vollſtändig vernommen, das, wie man denken kann, ganz zu Gunſten meines armen Freundes ausfiel. Allein die Thatſachen ſprachen gegen ihn. Laurent war verwundet, ein Theil ſeiner Effecten war in unſerm Beſitz, Lucy ihm von den

Dezember.	Einnahme.	Ausgabe.

Eltern anvertraut, hatte ſich unter unſerm Obdach gefunden, wie es ſchien, gegen ihren Willen.

Herr Jomini dankte mir verbindlich für meine Bemühung und entließ mich mit der Bitte, einige Zeit in Tours zu verweilen, indem er zugleich um meinen Paß bat. An die Abreiſe war doch nicht zu denken, ich lieferte den Paß daher aus.

Es war eine Kriegsliſt des Herrn Laurent, daß er mich nicht in die Anklage mit verwickelt hatte, wie es eigentlich hätte geſchehen müſſen. Von mir fürchtete er nichts, und nur auf dieſem Wege konnte er mich von Siriez trennen. Ich würde, meinte er, froh ſein, in dieſem üblen Proceß nur als Zeuge aufzutreten, und Tours ſobald als möglich verlaſſen. Allein der Schüler Loyolas hatte ſich diesmal verrechnet. — Sobald ich aus dem Gerichtszimmer entlaſſen war, fing ich an, mit möglichſter Ruhe über die peinliche Lage der Dinge nachzudenken. Ich fand bald, was zu thun ſei — in ſolchen Lagen hat mir der Himmel zu allen Zeiten guten Rath für mich und für Andere verliehen. —

Die Anklage war von der königl. Procuratur ausgegangen, und in Frankreich ſind die königl. Procuratoren unumſchränkte Herren über die Freiheit der Bürger, die ſich frei träumen, während ſie unter einer Juſtiztyrannei ohne Gleichen ſtehen. Bei der Gerechtigkeit war daher nichts zu hoffen, als am äußerſten Ende der Sache. Das war weit ausſehend. Es mußte daher verſucht werden, ob die Verwaltung unſerm Recht günſtiger ſei, und ob ſie vielleicht mit der Juſtiz in Conflict zu bringen ſei. In der ganzen Welt ſind beide

Theile in der Regel grimmige Gegner. Hierauf baute ich meinen Plan; denn die Klöſter ſtanden geſetzlich unter der Aufſicht der Präfecten.

Ich ließ mich daher bei Herrn Laboucette, dem Präfecten, melden. Die Geſchichte Siriez's und ſeiner Braut, wie Lucy vom Gerüchte genannt wurde, war inzwiſchen ſtadtkundig geworden. Ein junger Ruſſe, hieß es, habe hierbei eine Heldenrolle geſpielt. Ich wurde dem Präfecten als der bezeichnete junge Ruſſe gemeldet, und da ſeine Gemahlin neugierig war, den Helden des Tages zu ſehen, ſo richtete ſie es ſo ein, daß ihr Gemahl ſich einen Augenblick entfernen mußte, und daß ſie mich an ſeiner Stelle empfing.

Die ſchöne Frau ſaß im reizenden Morgengewande auf ihrem Divan, ein Gabelfrühſtück ſtand auf einem eleganten vergoldeten Conſoltiſch unberührt vor ihr. — Sie winkte mir zum Sitzen, als ich eintrat, und ich nahm das Tabouret zu ihrer Seite ein. Sie war blond, eine ſchmachtende, zarte Geſtalt, mit wunderſchönen, aber bleichen Zügen, Arm und Haar wie von Elfenbein gebildet.

Das Geſpräch machte ſich leicht.

Mit ſchalkhafter Miene begann ſie: ſie wiſſe, was mich herführe, und ſei begierig, den Hergang der Geſchichte, mit der man ſich trage, bis ihr Mann erſcheinen könne, von einem Augenzeugen zu hören. „Contez moi ça un peu,“ ſchloß ſie, indem ſie ihre Stickerei aus der Hand legte und mir lächelnd und theilnehmend ins Geſicht ſah.

Ich geſtehe, daß ihre Schönheit und dieſe plötzliche Zutraulichkeit mich etwas in Verlegenheit ſetzten. Ich fand den

Anfang meiner Erzählung nicht, denn es iſt etwas anders denſelben Bericht vor einem Geſchäftsmann abzuſtatten, oder vor ſchönen, zutraulichen Frauen zu ſprechen; und ich hatte auf die erſte Form mich eingerichtet. Indeſſen — ſie half nach, und ich erzählte die einfache Geſchichte möglichſt romantiſch und in einer Weiſe, die ihre Theilnahme daran zu feſſeln geeignet war.

„Köſtlich," rief ſie einmal über das andere. „So etwas begiebt ſich bei uns, und Sie müſſen aus dem „Nord," aus Rußland kommen, um uns ſo deliciöſe und geſchmackvolle Sachen zu erzählen?"

Ich ſah ſie günſtig geſtimmt und ließ ſie bei dem Irrthum.

„Und was wollen Sie thun?" fragte ſie, „denn geſchehen muß doch etwas! Nehmen Sie meine Alliance an?" —

Indem trat der Gemahl ein; Madame Ladoucette ſtellte mich ſelbſt ihm vor und entfernte ſich leichten Tritts in ein Nebengemach.

Herr Ladoucette war ein Mann von Welt, nicht der Jüngſte mehr, von feinen Formen, ein ſtarker unterſetzter Funfziger. Ich trug meine Geſchichte in andrer Form vor und bat um ſeine Protection, beſonders da ich ſelbſt, ſobald als möglich abzureiſen wünſche, meinen Paß aber der Juſtiz hätte ausliefern müſſen.

„Das iſt in Ordnung," ſagte der Präfect und zuckte mit den Achſeln. „Die Sache iſt in übler Lage," fuhr er fort. „ſie berührt das geiſtliche Gebiet und man macht uns zur Pflicht, die Rechte der Geiſtlichkeit, welche das heutige Frank-

reich noch nicht recht anerkennen will, ſo viel wir können, zu ſchirmen und zu ſchützen. Was kann ich thun?"

„Mir mindeſtens den Zutritt zu Lucy Delcour eröffnen," rief ich raſch. „Ich bin gewiß, ſie zu einer Erklärung zu bringen, die meinem Freunde günſtig iſt und die Anklage niederſchlägt."

„Da habe ich den Erzbiſchof gegen mich," ſagte Herr Ladoucette zögernd. „Der Mann iſt allmächtig — er verzeiht mir einen ſolchen Eingriff vielleicht — niemals, obwohl die Klöſter eigentlich unter meiner Aufſicht ſtehen."

Ich appellirte an ſeine Autorität, die ich, mit einigen Schmeicheleien gemiſcht, hervorhob. Es ſei nöthig, der geiſtlichen Macht eine Grenze zu zeigen, einen Damm entgegenzuſetzen, und dies ſei Pflicht ſeiner hohen Stellung, ſagte ich.

Der Präfect wankte. „Nun gehen Sie," ſagte er, „wir wollen ſehen. Ich verſpreche nichts — mein Verhältniß ſteht auf dem Spiele; mein Anſehn — mein Einfluß. Allein gehen Sie getroſt — wir wollen ſehen. —"

Ich ging in der That getröſtet; denn eine ſtille Hoffnung knüpfte ſich an den Antheil, den Madame Ladoucette mir bezeugt hatte. Das häusliche Verhältniß ſchien mir von der Art zu ſein, daß von dieſem Antheil viel zu erwarten war. Der Präfect hatte ſich als ein unſchlüſſiger Mann gezeigt; der einem vielleicht in tiefſter Seele verhaßten Gegner nicht offen entgegenzutreten wagte; an der Seite einer jungen und ſchönen Frau thun ſolche Leute niemals ihren Willen, ſondern den andrer Leute.

Ein Verſuch bei dem Procurator, meinen Freund zu

ſehen, ſcheiterte. Der Mann, offenbar ein Geſchöpf der Prieſter und in deren Intereſſe befangen, hielt meinem Antrag kalt entgegen, daß Herr Siriez Angeklagter und ich Zeuge ſei, die Verbindung zwiſchen einem „Acousé“ und dem „Temoin“ aber während der Unterſuchung dem Geſetz zuwiderlaufe.

Ich wußte das und ging, die weitere Entwickelung der eingeleiteten Dinge erwartend. Die Stunden verfloſſen ſchwer und langſam: in Lagen, wie die meinige war, ſcheint die Zeit mit bleiernen Füßen einherzuſchleichen; dieſelbe Zeit, die ach — ſo flüchtig durch die Stunden eilt, wo unſre Seele vor Luſt jauchzt — in der Gegenwart der Geliebten, am Arm des Freundes, bei der Befriedigung irgend eines edlen Triebes. —

Vor langer Weile fing ich an Grillen zu fangen, ſah mich im Geiſte ſchon in die Anklage gegen meinen armen Freund verwickelt, erblickte mich auf der „Sellette“ vor den Geſchwornen, von Gott weiß, welchem Strafurtheil betroffen, und ſah nicht, daß alle dieſe marternden Gedanken weſenloſe Phantaſieſpiele waren. Handeln, wirken, das ſind die Mittel gegen quälende Träumereien, rief ich mir ſelber zu, griff nach meinem Hut und wollte hinaus, um wo möglich den Verſteck unſers Anklägers zu entdecken, ihn überreden, einſchüchtern oder auf irgend eine andere Weiſe nöthigen, ſeine Anklage zurückzunehmen. — Thor, der ich war! Eines Prieſters Haß ruht nimmer und was half die Zurücknahme der Klage, da die Juſtiz einmal mit der Anklage auf ein „Verbrechen“ befaßt war.

Als ich die Thürklinke in der Hand hielt, ward dieſe nach einem kurzen Klopfen geöffnet, ehe ich „Entrez“ rufen konnte. Ein junger ſtattlicher Mann in der glänzenden Huſarenuniform des dritten Regiments, trat herein.

„Pardon, Monsieur,“ ſprach er leicht hin. „Ich bitte um Erlaubniß, mich mit einem Briefe bei Ihnen einführen zu dürfen.“ Mit dieſen Worten reichte er mir ein duftendes Blatt in Billetform, aber ohne Adreſſe hin.

„An mich?“ fragte ich und ſah meinen Mann verwundert und fragend an.

„Oeffnen Sie, öffnen Sie,“ ſagte er, „es iſt in richtiger Hand. —“

Ich entfaltete das Blatt, das ſichtbar von der Hand einer Dame kam, und las:

Mein Herr,

Die Geſchichte Ihrer armen Lucy flößt mir die größte Theilnahme ein. Ich ſende Ihnen meinen Schelm von Neffen, um mit Ihnen zu berathen, wie ihr zu helfen iſt; die franzöſiſchen Huſarenofficiere, beſonders die aus Saumur, ſind voller Hülfsmittel. Befreien Sie die arme Gefangene auf irgend eine Weiſe — ich ſtehe für meinen Gemahl, dem es nur an Muth gebricht, nach ſeiner Ueberzeugung zu handeln und der Ihnen ſagen läßt, daß er nichts für Sie thun könne! Adieu.

Adèle L.

Ich traute meinen Augen kaum. Solche Gönner hatte der, der ſich noch eben ſo verlaſſen dünkte! Ich mußte mir geſtehen, daß zu ſo großer Hülfsfertigkeit nur eine Franzöſin bereit gefunden werde; denn welche Bedenken hätte eine

Deutſche zu überwinden gehabt, ehe ein ſolches Blatt zu Stande gekommen wäre? —

Der junge Huſar reichte mir die Hand. „Meine ſchöne Tante," ſagte er, „ſendet Ihnen in mir ihren beſten Bundesgenoſſen. Wir haſſen beide die Prieſter herzlich, und ihnen einen Streich zu ſpielen, iſt zu dieſer langweiligen Zeit unſre einzige wahre Freude. Der Onkel liebt ſie auch nicht, aber er iſt „l'homme special du Gouvernement" und „tout Russe, que vous êtes," ſo wiſſen Sie doch, was das heute ſagen will, wo Marſchall Soult die Wachskerze vor dem Himmelbach her trägt. Er muß ſie zu lieben ſcheinen. Das iſt das Entſetzliche des Prieſterregiments, daß unter ihm Alles zum Schein wird. Wir wagen gegen einen Tyrannen laut zu denken, gegen eine rückſichtsloſe Gewalt offen zu handeln. Wo der Prieſter herrſcht, iſt Alles ſtumme Furcht; die Wände haben Ohren, die Luft iſt ein Verräther; wir trauen unſern eignen Gedanken nicht mehr und fürchten von ihnen an geheime, unbekannte, unerkennbare Einflüſſe verrathen zu werden. Ja! Der grauſamſte Despot verfolgt nicht und vernimmt nicht alles; was gegen ihn gedacht wird — die Prieſter hören und verfolgen alles. — Die Peſt über ſie! —"

Nach dieſem Erguß waren der Huſar und ich vertraute Freunde, das heißt Verſchworene gegen die höchſte Gewalt in Frankreich.

Es handelte ſich nun um das „Wie" des Angriffs. Der Huſar ſchlug vor, den Jeſuiten aufzuſuchen, ihn heimlich zu entführen, verſchwinden zu machen und ſo die Anklage zu vernichten. Ein deſperater Plan, der bald verworfen wurde, um

ſo mehr, als ſich ein beſſerer darbot. Mit einem Billet zum Einlaß in das Kloſter war Felix auf alle Fälle hin verſorgt worden. Da es „au porteur“ lautete, ſo konnte ich es benutzen, Lucy zu ſprechen und von ihr zu verlangen, daß ſie zu Gunſten ihres Vetters die Erklärung abgab, ſie ſei ihm freiwillig gefolgt. War ſie hierzu zu bewegen, ſo fiel die Hauptanklage gegen ihn hinweg. Was aber auch geſchehen ſollte, es mußte ſchnell geſchehen, ehe die argloſe Lucy vielleicht ein entgegengeſetztes Zeugniß ablegte, zu dem wir ſie zur Zeit bereit glauben mußten. Es war keine Minute zu verlieren! Die Nacht ſank ſchon herab, als wir nach dem ziemlich entlegnen Kloſter hinausfuhren. Mit bebender Hand zog ich die mächtige Klingel am Portal, Felix harrte im Wagen auf den Erfolg meiner Expedition. Die Pförtnerin erſchien, ich begehrte Einlaß um die Priorin zu ſprechen.

Man führte mich in ein großes gewölbtes Gemach, das eine einzige ſchwache Ampel matt erhellte und bat mich, zu warten. Die Situation war mir neu, ich ſtand wie auf Kohlen, bis Schweſter Cöleſtine erſchien. Die Matrone maß mich mit kalten Augen, die mir einen leiſen Schauer einflößten. Lebte ſie oder war ſie todt, ich zweifelte in der That, ſo leichenblaß war ihre Wange, ſo ſeelenlos ihr ſtarrer Blick, ſo hohl der Ton ihrer Frage, was ich ſo ſpät noch von ihr begehre? —

„Sie beſitzen, fromme Mutter,“ ſprach ich, ſo ſanft ich konnte, „ſeit geſtern einen Pflegling, deſſen Wohl mir nahe am Herzen liegt. - -“

„Monſieur meint Lucy Delcour,“ unterbrach mich die

fromme Frau. Für ihr Wohl ist bei uns bestens gesorgt. Ist Monsieur vielleicht ihr Bruder oder sonst Blutsverwandte, wenn es erlaubt ist?"

„Keins von beiden," gab ich etwas verlegen zurück, „ein Freund — ihres Hauses — ein Freund —"

Auch dies war gegen die Wahrheit.

Die fromme Frau merkte meine Verlegenheit und nutzte sie.

„Und Monsieur wünscht sie zu sprechen," fragte sie?

„Allerdings, ich muß sogar — es ist nothwendig."

„So muß ich bedauern," war die Antwort. „Um der Ruhe ihrer Seele willen hat seine Eminenz, der Herr Erzbischof, ihr jeden Besuch untersagt, es sei denn von ihrem Vater, ihrer Mutter, oder ihrem Beichtiger. —"

Eine stumme, feierliche Verbeugung begleitete diese Worte.

„Auch wenn ihre Zukunft davon abhinge," wagte ich einzuwerfen, indem ich einen letzten Sturm auf die kalte Seele der Frommen versuchte. „Auch wenn ihr Lebensglück..."

„Ihr Glück ist dabei unbetheiligt," gab die Priorin zur Antwort; „es ist vielmehr alle Aussicht, daß sie es bei uns gefunden hat."

„Hier ist mein Entrée," rief ich endlich, die Signatur des Präfecten ihr vor die matten Augen haltend.

„Ich sehe die Unterschrift Sr. Eminenz nicht darauf," sprach Schwester Cölestine trocken und eintönig, „und wir haben das Glück, nur von Sr. Eminenz Befehle zu empfangen. . . ."

„Wie, Madame?“ rief ich. Achtet man ſo auf die Geſetze des Landes, welche die Klöſter dem Präfecten untergeben.“

„Pardon, Monsieur,“ ſprach die Matrone, „wir gehören dem Lande nur durch unſre Wohlthaten an. Unſer Recht iſt, Hülfe zu ſpenden, nicht Geſetze zu empfangen. Meine Zeit iſt kurz, und ſo wünſche ich von Herzen eine gute Nacht.“

Sie ſchlug ein Kreuz in die Luft und ließ mich ſtehen. — Mein Blut wallte.

„O Frankreich, Frankreich,“ rief ich aus — „iſt das Deine theuer erkaufte Freiheit, auf die Du ſo ſtolz biſt? Das — die Frucht Deiner blutigen Taufe und Deiner Wiedergeburt im Geiſte? Das Dein Recht, daß Weiber und Prieſter Deine Geiſter knebeln und Deine Kinder in Kloſtermauern ſchließen, die kein Geſetz zu öffnen vermag! —“

Die Pförtnerin mußte mich für wahnſinnig halten, ſo ſcheu und hart warf ich die geöffnete Thür hinter mir zu, als ich ging.

Felix war nicht minder erbittert, als ich, wie ich ihm von meiner troſtloſen Expedition Bericht erſtattete. Er fluchte und lachte durcheinander. „Halt,“ rief er endlich, während der Wagen mit uns dahin rollte, „den üblen Scherz ſollſt Du theuer bezahlen, fromme Heuchlerin! —“

Er hatte offenbar einen guten Gedanken gefaßt, denn ſo herzlich lacht man nur, wenn man ſeines Sieges gewiß iſt.

Getroſt fing er wieder an: „was gilt die Wette, wohl oder übel, ich bringe die ſtolze Alte zu einer ehrenvollen Ca-

Uebersicht
der
Einnahme und Ausgabe
im Jahr 1816.

Monate.	Einnahme.	Ausgabe.
Januar		
Februar		
März		
April		
May		
Junius		
Julius		
August		
September		
October		
November		
December		
Summa		

Ueberschuß:
Deficit:

pitulation! Dies Volk iſt nur in ſeinen Mauern unantaſtbar, und in ſeiner Grenze mächtig — draußen ſind ſie ſchwache hülfloſe Weſen. Darauf müſſen wir hin. Mein Herr Onkel wird übrigens die Verhöhnung ſeiner Autorität auch nicht ſehr gnädig hinnehmen, wie ich ihn kenne, wenn auch meine ſchöne Tante das Entrée beſiegelt hat, und nicht er."

So kamen wir wieder zum Hôtel zurück. Felix wollte durchaus nicht ſagen, welchen Plan er gefaßt habe.

„Erſt muß er glücken," ſagte er; „dann ſprechen Sie Lucy und das Uebrige iſt Ihre Sache." Ich mußte ihm ihre Geſtalt beſchreiben — das war die frivole Seite an dem liebenswürdigen und entſchloſſenen Brauſekopf, daß er dabei an die Möglichkeit einer Eroberung dachte.

Man kennt die Franzoſen ſchlecht bei uns — ihre Hülfsfertigkeit, ihre Theilnahme an fremdem Leid, wo es ihnen aufſtößt, ihr immer lebendiges Mitgefühl, iſt ihre große Nationaltugend; ſie iſt eine reinmenſchliche Tugend, ein Product ihrer Thatkraft und Thatliebe, und weit edler, als ihr Muth und ihre Freiheitsliebe, die ziemlich unverſtändig iſt. —

Wiederum ſchlich mir ein Tag hin. Ich ſchrieb vor Langerweile Briefe. Am Abend ließ mich's nicht ruhen; ich ſuchte Felix auf. Es hieß, er ſei mit acht oder zehn ſeiner Kameraden aus Saumur, welche auf Vacanz in Tours waren, zum Appell in der Caſerne. Ich ſchlich betrübt nach Hauſe zurück.

Am folgenden Tage beunruhigte eine ſeltſame Geſchichte die Stadt. Die Schweſtern des Kloſters du Sacré Coeur waren dem Dienſt der Kranken- und Armenpflege in der Stadt

und ihrer Umgebung geweiht. Am frühen Morgen verließen sie ihre Zellen, zerstreuten sich in den Krankenhäusern oder besuchten und pflegten die Kranken in ihren Wohnungen. Nun begab es sich, daß jede Schwester, wie sie in ihrer schneeweißen Tracht still durch die Straßen schlich, auf ihrem Wege ein Häuflein Husaren-, Dragoner- und Chasseurofficiere bereit fand, die sie artig umringten, mit nicht ablassender Sorgfalt, wie echte Cavaliere, auf ihrem Wege sie begleiteten, sie unterwegs von angenehmen Dingen züchtiglich unterhielten, von Bällen, Landpartien und Theatervergnügungen mit ihnen plauderten, am Orte ihres Geschäfts sie erwarteten und sie dann mit derselben Artigkeit nach ihrem Kloster zurück begleiteten. Diese angenehme Unterhaltung war der einen wie der andern Schwester zu Theil geworden, und was noch tröstlicher war, allen war beim Abschiede versichert worden, daß sie morgen dieselbe artige Begleitung finden würde und daß die Officiere der Reiterschule zu Saumur sechs Wochen lang Vacanz hätten, die nicht besser auszufüllen wäre. Dazu kam nun, daß die muntere Jugend der Straßen von Tours, die einen alten Zahn auf die neuen erzbischöflichen Einrichtungen hatte, sich diese Gelegenheit zu Lärm und Getöse durchaus nicht entgehen ließ, und die seltsamen Gruppen von Reiterofficieren und frommen Schwestern des neuen Klosters mit sehr unlieblichem Geräusch und in hellen Schaaren begleitete, mit ihnen durch die Straßen zog und die wachsame Polizei laut verhöhnte. — Noch schlimmer ward die Sache, als an der Ecole primaire ein eifriger Priester in der Tracht der alten Garde Ludwig XVIII. — so nannte man die Geistlichen jener Zeit —

mit flachem dreikantigen Hut, blindlings unter die schreiende Menge stürzte und sie auseinander zu treiben Miene machte, und hiermit zu einem argen Pöbelauflauf Anlaß gab. Die Menge beruhigte sich nicht eher, als bis die Municipalität einschritt; sie wogte durch die Straßen, umringte den bischöflichen Palast, belagerte die Klöster und schrie bis zum späten Abend ihr: „à bas les Prêtres“ mit rastlosen Kehlen durch die Gassen.

Der Scandal war unermeßlich und drohte mit einer gänzlichen Niederlage des Priesterthums auszugehen, wenn nicht zeitig Mittel gefunden wurden, das Uebel in der Geburt zu ersticken. —

Man denke sich das Entsetzen, das diese Begebenheit, über welche ganz Tours lachte, in dem stillen Kloster der Soeurs blanches erweckte. Was hatten die frommen Ohren der Schwestern nicht hören müssen — an diesem einen Tage, und nun sechs Wochen — was stand ihnen noch zu hören bevor! Es war ein Nothstand, der die schnellste Abhülfe verlangte; denn in der That begann der andre Morgen auf dieselbe Weise. Dieselbe Begleitung, dieselbe artige Unterhaltung, derselbe Abschied bei der Rückkehr, dieselbe Laune, derselbe Zusammenlauf des Pöbels. Es war entsetzlich! Ein Entschluß mußte im Convent gefaßt werden. Sollte man die Hülfe der Polizei anrufen? Wer aber konnte den beurlaubten Cavallerieofficieren verbieten, gegen Damen artig zu sein; die Sache wäre überall, besonders aber in Frankreich unerhört gewesen. Der übermüthigen Volksmasse aber war vollends nicht zu trauen.

Genug — es gab keine Hülfe, als in einer Capitulation vermittelſt des Präfecten.

Dahin hatte Felix gewollt und ſein Ziel war erreicht. Auf die Botſchaft der Priorin an den Präfecten, begab er ſich, von der ſchönen Tante wohl inſtruirt, ohne Zögern zu der frommen Frau. Er ward gar gern und zuvorkommend empfangen.

„Réverende Soeur," ſagte er fein; „ich bin zu Ihren Dienſten hierher geſandt. Befehlen Sie, aber geſtatten Sie, daß ich, ehe ich ein Wort von Ihnen vernehme, meine Bedingung articulire. Der junge Ruſſe, der die Ehre hatte, Sie zu unterhalten, wünſcht Lucy Delcour zu ſprechen, und Sie erlauben mir, Ihnen zu ſagen...."

„Er ſoll ſie ſprechen," fiel die Matrone eifrig ein, „in meiner Gegenwart, ſo lange und ſo oft er will."

„Nicht ſo, fromme Schweſter," entgegnete Felix, „in der meinigen, nur eine Stunde lang — hier gilt kein Handeln."

Mit ſchwerem Herzen, tief ſeufzend und ſich bekreuzend, preßte ſich endlich ein: „Es ſei — der Herr Erzbiſchof wird mir verzeihen —" aus der Bruſt der Matrone.

Der Pakt war zur Zufriedenheit beider Theile geſchloſſen und Felix ſtürmte in mein Zimmer, mir den unerwarteten Triumph zu verkünden. Ich mußte den Schelm herzlich umarmen; von nun an kam doch wieder Hoffnung in mein Herz.

Wir flogen zu dem Kloſter. Freilich hätte ich Lucy gern allein geſprochen: allein die bedungene Gegenwart ließ ſich der Schalk nicht nehmen. Man ſtellte uns ein kleines nur in

seltnen Fällen benutztes Parloir ohne Gitter, neben dem grossen und gewöhnlichen Sprachzimmer zur Verfügung. Bald darauf erschien Lucy, im schwarzen Gewande einer Novize, das ihr ungemein kleidsam stand. Sie hatte Kunde von der über sie verfügten Absperrung und von den Maßregeln, deren es bedurft hatte, ihre Riegel zu sprengen. Ihre Seele war davon schwer verletzt; der Gedanke der verlornen Freiheit war ihr noch nie so nahe getreten, als jetzt, und sie schien nun in der besten Verfassung, sich unsern Wünschen zu fügen. Aber noch war die geistige Gewalt nicht gebrochen, die Laurent über sie gewonnen hatte.

„Ich komme, mein Fräulein, als Abgesandter Ihres Vetters Louis," sagte ich, als wir Platz genommen ...

„Und warum kommt er nicht selbst," fiel sie mir schnell in die Rede.

„Mein Gott," rief ich — „wissen Sie denn nicht, daß er im Gefängniß schmachtet?"

„Nicht ein Wort," rief Lucy erstaunt.

„Sie wissen also auch nicht, daß er angeklagt ist, Sie gewaltsam entführt, Ihre Begleitung überfallen zu haben, daß ein schwerer Proceß ihn bedroht? ...

Lucy saß wie zu Stein verwandelt da.

„Der Vetter — Louis —?" rief sie, bleich vor Schrecken; „der arme Louis gefangen, angeklagt, um meinetwillen?" Und sie schlug ihre beiden Hände vor die Augen.

„Allerdings," sprach ich ruhig — „und um Ihretwillen — Sie wissen, was er leidet."

„Kein Wort weiß ich," sprach sie erschüttert. „Der

grauſame Laurent hat mir alles verſchwiegen. Ich glaubte ihn in Paris. Im Gefängniß? Alſo liebt er mich wohl ſehr —?"

Nun war ich auf meinem Gebiet. Jetzt konnte ich malen nach Herzensluſt und ich that es auf's Wirkſamſte. —

„O mein Fräulein, wenn Sie nur zu ahnen vermöchten," rief ich aus, „wie er Sie liebt, was er um Ihretwillen duldet — wie ſein armes Herz in Kerkermauern verblutet, während auch Sie hier Gewalt leiden müſſen! Die Natur iſt wie ausgelöſcht für ihn, ſeitdem er dieſe unglückliche Leidenſchaft für Sie in ſein Herz aufgenommen; die Welt der Kunſt, in der er ſo ausgezeichnet iſt, hat keinen Reiz mehr für ihn. Er hat für Sie gelebt, er wird auch für Sie ſterben, ohne daß Sie nur einmal erfahren, wie unermeßlich ſeine Liebe für Sie iſt. Die Sonne hat keinen Schein, die Erde kein Licht und keinen Glanz mehr für ihn, die Sterne des Himmels ſind für ihn geſtorben. Bei Tag und Nacht verzehrt ihn die Sorge für Sie, an ſich ſelbſt denkt er nicht mehr — die beſtändige Qual magert ihn zum Entſetzen ab, Sie würden ihn nicht wieder erkennen, kurz — er iſt ein verlorner Menſch, wenn Sie ihm nicht helfen . . ."

Dieſe ganz banalen Phraſen machten, wie ich zu meiner Freude ſah, einen tiefen Eindruck auf das junge Mädchenherz, das ſolche Worte noch nie vernommen hatte; und ich fuhr fort, glühende Pfeile der Liebe in maßloſen und übertriebenen Schilderungen ſeiner Gluth ſo lange auf ſie abzuſenden, bis ich zuletzt ſelbſt ohne Athem war.

Lucy war durch und durch erschüttert; noch ein kurzer Kampf, und sie war in eine andre verwandelt.

„Gott," rief sie, „habe ich zu allen meinen Verschuldungen auch noch das verschuldet! Der arme Vetter, warum sprach er denn nicht? Was aber ist zu thun? Wie kann ich ihm helfen, ihn aus dem Kerker befreien, wie Sie sagen?"

„Auf die einfachste Art," fiel Felix ein, der an dieser rührenden Scene sich bisher still geweidet hatte, nicht ohne einigen Neid über den Ausdruck zarter Gefühle, welche jetzt sichtbar in Lucy die Oberhand gewonnen hatten.

„Sie dürfen nur erklären," fuhr ich fort, „daß Sie dem Vetter freiwillig gefolgt seien, als Ihr Wagen zusammenbrach und mit der Absicht, nach Paris zu Ihren Eltern zurückzukehren."

„Das will ich," rief Lucy lebhaft. „Ist das genug, ihn zu befreien? Bedarf es mehr? Er soll es sagen, ich bin zu jedem Schritt bereit, nur daß er wieder frei werde aus den Schlingen des häßlichen Laurent, der ihn verfolgt."

In diesem Augenblick ging die Thür auf und der Jesuit trat in das Parloir. Mein und Felix Anblick erschreckte ihn nur einen Moment. Er fand sich wie ein Mann von Geist sogleich zurecht.

„In welcher Gesellschaft, mein liebes Kind," sprach er sanft, und wollte Lucy's Hand fassen — „muß ich Sie treffen? Der Herr Erzbischof, Ihr erhabener Beschützer, wird Ihnen zürnen, wenn er es erfährt. — Kommen Sie!"

Jetzt erhob sich Felix baumhoch neben ihm.

„Mein Herr," sprach er; „mit welchem Recht wollen

Sie dies verleitete Mädchen uns entführen? Im Namen des Präfecten, im Namen des Geſetzes und der Ordnung dieſes Hauſes befehle ich Ihnen, ihre Hand loszulaſſen und Fräulein Lucy in der Berathung mit ihren Freunden nicht zu ſtören."

Der Jeſuit zuckte zuſammen; ein wunderliches Gemiſch von Grimm und Demuth malte ſich in ſeinen Zügen; er antwortete blos mit einem ſtolzen Blick.

„Noch einmal," rief Felix. „Laſſen Sie ab von ihr! Noch iſt das Geſetz nicht ſo ohnmächtig, daß es Ihnen dies ſchuldloſe Opfer Ihrer Ränke nicht entreißen könnte."

Laurent ſtarrte den Verwegenen an.

„Laſſen Sie Lucy los," ſchrie jener. „Ich weiß mehr, als Sie glauben. Noch ein Wort und Sie werden es ſchwer bereuen."

Der Jeſuit lachte höhniſch und winkte Lucy, ihm zu folgen.

„Sie iſt mir von ihren Eltern anvertraut," ſagte er mit halber Stimme.

„Sie wollen nicht? Nun denn," rief Felix, „ſo erkläre ich Sie laut für einen Fälſcher. Sie haben die Briefe von Lucien's Mutter verfälſcht! Wir haben Kunde aus Paris: ſie ſind ſo nicht geſchrieben, und was das Geſetz gegen „Faux en écriture" verordnet, iſt Ihnen bekannt. —"

Laurent bebte zuſammen; bleich und wankend mußte er ſich an einen nahen Chorſtuhl feſthalten, um nicht zu ſinken. Das Gewiſſen entmannte ihn, und gab ihn in unſre Hand.

Der kühne Angriff war vollkommen geglückt. Kühn und

verzweifelt war er allerdings; denn wir müssen hier bemerken, daß Felix auf bloße Vermuthungen hin ihn gewagt hatte. Beim Instructionsamte waren nur Zweifel über die volle Echtheit der vorgelegten Briefe entstanden, von welchen Felix durch den Onkel gehört hatte: eine Gewißheit war darüber nicht vorhanden. Allein Felix war geistreich und Psycholog genug, um nicht zu irren; er hatte den Menschen „Laurent" richtig beurtheilt und seine Anklage traf zu.

„Sie sind sehr kühn, mein Herr," murmelte Laurent; „einen Unschuldigen auf diese Weise anzuklagen. Indessen, ich sehe freilich, daß ich hier überflüssig bin," setzte er mit gebrochener Stimme hinzu, ließ Lucien's Hand fahren und wollte sich zurückziehen. Aber Felix verfolgte seinen Triumph; er wußte nun, daß seine Vermuthung richtig war.

„Halt," rief er, „mein Herr Fälscher, nicht so! Mit diesem Schritte folgen Sie mir zum königlichen Procurator, erklären feierlich die ganze Anklage gegen Lucy's Vetter für irrthümlich, berufen sich auf deren eignes Zeugniß und bitten Striez die ihn widerfahrene Beleidigung ab. Dies Alles, oder Sie bestehen den Proceß — auf Kettenstrafe!"

Dies Donnerwort zerschmetterte den zuverlässigen Sünder völlig. Er wankte hin und her, rief den Himmel zum Zeugen seiner redlichen Absicht an, suchte sich hinter den Willen des Erzbischofs zu verstecken.

„Wohlan," sprach er endlich, „um der christlichen Liebe und Vergebung willen, die uns unsern Feinden wohlzuthun lehrt, ich will zum Procurator gehen."

Der Wagen wartete, wir stiegen, Feind und Freund, ein. Es war ein wunderliches tête à tête.

Das Geschäft bei dem Manne des Gerichts war schnell genug abgethan. Indessen wollte die Form des Processes erledigt sein. Eine Anklage war übergeben und es mußte von der Anklagekammer darüber ausgesprochen werden. Ich wohnte der Sitzung bei, die schon am andern Morgen Statt fand. Die Anklage ward verlesen; der königliche Procurator und erklärte sie für irrthümlich angebracht, daher für zurückgenommen, und der Senat sprach die Non-poursuite der Klage förmlich aus.

Siriez war schon auf freiem Fuß, als dies geschah. Eine Woche milder Gefangenschaft, die er muthig und hoffnungsvoll ertragen hatte, hatte ihn ans Ziel seiner Wünsche geführt. Er sah Lucy im Kloster, wo sie blieb, obgleich nun ihr Geist eine völlige Umwandlung erfahren hatte. Er nannte sie seine „theure Braut" und Lucy von solcher Treue gerührt, sagte nicht „nein" dazu, obwohl er bei weitem nicht so elend und abgemagert war, als ich ihn geschildert hatte.

Wir brachten einen köstlichen Abend bei Frau von Laboucette zu, der wir Alle, als der Stifterin dieses neuen Glückes huldigten. Die schöne Frau war über die Maßen liebenswürdig. Sie küßte Lucy, als wäre sie ihr Kind — sie hatte sie vor einem Leben voll Reue und Bitterkeit durch ihre freie, entschlossene Hülfe bewahrt. „Ich lief freilich keine Gefahr dabei," sagte sie, mit einem Seitenblick auf ihren Gemahl und einem wohlwollenden Kopfnicken gegen mich; „denn ich wußte wohl, daß es dem Herrn Präfecten ganz recht sein

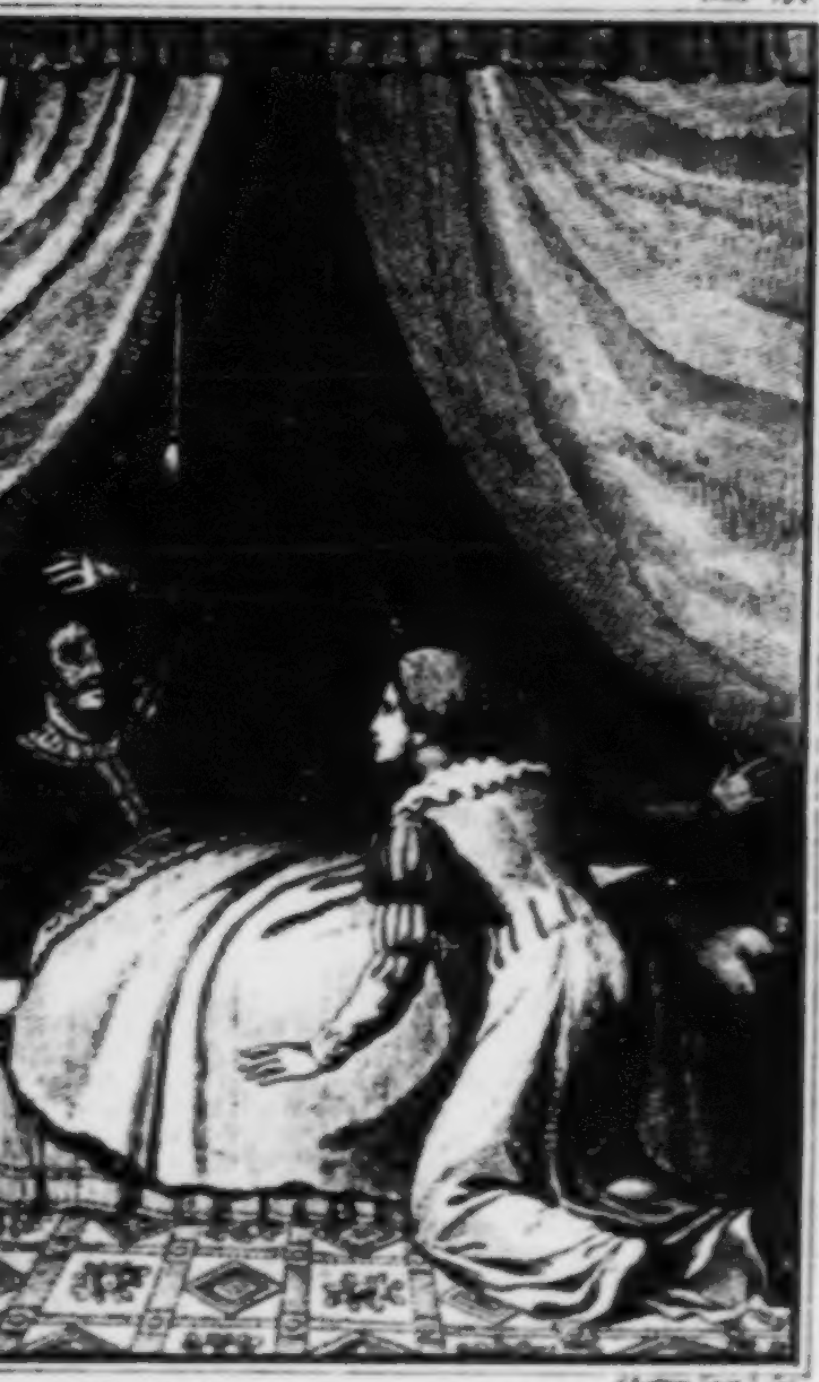

Isabelle de Ponce-Léon.

würde, wenn ich wider seinen Willen dem geistlichen Moloch ein Opfer entriß."

Dies war der gewöhnliche Beiname des Erzbischofs im Hause des Präfecten.

Den Reiterofficieren von Saumurs gab Siriez ein prächtiges Bankett, bei dem es an Toasten auf das freie Frankreich und an bittern Satiren gegen die Seelenfischer, die den alten Dunst wieder heraufbeschworen, nicht fehlte. Am folgenden Tage reisten Lucy und Siriez in anständiger Begleitung nach Paris ab; Laurent aber war für immer verschwunden und ich — wendete mich, die Brust mit der Erinnerung an diese abenteuerliche Aprilwoche erfüllt, dem schönen Süden Frankreichs zu; auf allen Landstraßen mit den Heersäulen zusammentreffend, die nach Spanien hinauszogen, um dort den gefallenen Thron der Priester wieder aufzurichten.

Dieser Thron bestand in Frankreich bis 1830, in Spanien bis 1837; ein Jahr später aber empfing mich der glückliche Freund auf seiner reizenden Villa bei Boulogne sur mer und Lucy Delcour war seine Hausfrau. —

Die Freimaurerinnen.

Novelle

von

A. v. Sternberg.

„Iſt es denn wahr," fragte der junge Marſan ſeinen Gefährten, mit dem er die ſchattigen Alleen in der Nähe von Baden-Baden durchritt, „daß Deine Schweſter damit umgeht, einen neuen Orden zu gründen?"

„Ich weiß in der That hierüber nichts Genaueres," entgegnete Felix lächelnd. „Du mußt ſie ſelbſt fragen, lieber Marſan."

„Das würde ſich nicht geziemen," ſagte der junge Mann mit einiger Verlegenheit.

„Weshalb nicht? Biſt Du nicht ſo gut wie ihr erklärter Verlobter?"

„Eben darum würde es unpaſſend ſein, wenn ich Geheimniſſe erforſchen wollte, die ſie vor mir zu verbergen Grund hat."

„So beſcheiden und zartſinnig würde ich nun mit meiner Braut durchaus nicht verkehren. Ich ſage Dir, es iſt eine Narrheit bei den Weibern. Es wird ſoweit kommen, daß wir einſchreiten müſſen. Sie halten Zuſammenkünfte, ſie beſpre-

chen ſich geheimnißvoll, es wird hierher und dorthin geſchrieben; neulich ſpielte mir der Zufall einen Brief in die Hand, und ſollteſt Du glauben, er war in Chiffern geſchrieben. Am Ende haben wir noch einen Champollion ganz eigens für unſre wunderlichen Weiber nöthig."

„War der Brief an Deine Schweſter geſchrieben?" fragte Marſan.

„Ich vermuthe es, obgleich die Adreſſe abgeriſſen war, und meine Schweſter darin „Suſammis" genannt wird. Aber der Brief lag auf ihrem Schreibtiſche, folglich kann er nur an ſie gerichtet ſein."

„War die Hand eine weibliche, die ihn geſchrieben?"

„Ach, Du wirſt eiferſüchtig. Jetzt ſag ich kein Wort mehr."

„Wer kann ſich unterfangen, an Deine Schweſter zu ſchreiben und ſie Suſammis zu nennen? Dies iſt in jedem Fall ein ſchlechter Spaß," ſagte der junge Graf.

„Oder ein ſchlechter Ernſt," rief Felix ſchnell. „Ich ſage Dir, etwas iſt an der Sache, und wenn Du meinem Rath folgen willſt, ſo machen wir uns daran, dies Geheimniß auszukundſchaften. So gar ſchwer kann dies nicht ſein; denn die Frauen verſtehen Alles, nur bekanntlich das Schweigen nicht. Laß uns auf einige Tage zu der Frau von Traubenfels reiſen, auf deren Schloſſe ſind ſie jetzt Alle beiſammen."

„Wer Alle?"

„Nun die geheimnißvolle Schweſterſchaft. Wenigſtens iſt ihr myſteriöſes Oberhaupt jetzt dort, das Fräulein Clotilde von Coroſan."

„Oh, die ſchauerlich blaſſe Geſtalt, die uns neuerlich erſchreckte und unſre Pferde ſcheu machte, als wir den kleinen Gebirgspfad beim Kloſter Lichtenthal hinabritten?"

„Dieſelbe."

„Um's Himmelswillen, in deren Händen iſt alſo meine arme Cecilie?"

„Oder vielmehr Suſammis," verbeſſerte Felix.

Marſan ſchüttelte das Haupt und ſagte nach einer Weile: „Bei allem dem begreife ich nicht wie Frau von Traubenfels dabei betheiligt ſein kann. Sie iſt eine ſo liebenswürdige lebensfrohe junge Wittwe."

„Ich ſage Dir, die Weiber heutzutage wiſſen nicht, was ſie beginnen, womit ſie die Zeit hinbringen ſollen;" rief Felix. „Liebesverhältniſſe ſind nicht mehr an der Zeit; Intriguen der Art, mit denen unſre Großmütter und auch zum Theil unſre guten und reſpectabeln Mütter ſich die lange Weile kurz machten, ſind nicht mehr Mode. Die Galanterie iſt außer Cours gekommen, das Liebeln, Schwärmen, Entzücktſein und in Ohnmachtfallen hat aufgehört. Wir Männer ſind Männer geworden, das heißt ernſthafte gravitätiſche und mitunter langweilige Geſchöpfe. Alle Hände voll haben wir zu thun den Staat einzurichten, die Gebrechen der Geſellſchaft abzuſtellen, wir haben darum, mit dem beſten Willen keine Zeit, uns mit den Frauen zu beſchäftigen. Dieſe müſſen alſo nothgedrungen unter ſich auf Zeitvertreib denken, darum fangen ſie alleſammt an, Bücher zu ſchreiben und die, die dieſes nicht verſtehen, oder nicht wollen, gerathen

auf derlei Abwege, auf dem jetzt, allem Anſchein nach, meine gütige, liebevolle, blinde Schweſter wandelt."

„O, ich glaub es noch nicht. Ich müßte ſehen, um zu glauben."

„Das iſt's ja eben, was ich Dir vorſchlage. Wir wollen auch ſehn!" entgegnete Felix lebhaft. „Wir wollen ſie überraſchen; plötzlich und wie vom Himmel gefallen unter ſie treten, und wenn die thörigten Geſchöpfe gehörig niedergedonnert ſind durch unſere Strafpredigten, wollen wir ſie zu guterletzt noch tüchtig auslachen."

„Mir liegt Alles daran, daß Cecilie ſich nicht lächerlich macht!" ſagte Marſan.

„Und mir," fiel Felix raſch ein, „liegt Alles daran, daß Frau von Traubenfels ſich nicht lächerlich macht. Alſo, Du ſiehſt, wir ſind Beide recht eigentlich berufen, das geheime Werk dieſer rebelliſchen Frauen zu zerſtören. Laß uns morgen gleich hinreiſen."

„Aber wie? Weder Du noch ich ſind der Frau von Traubenfels näher bekannt? Wir haben keine Aufforderung erhalten, ſie auf ihrem Landgute zu beſuchen. Sie wird uns für Eindringlinge anſehen und uns zurückweiſen."

„Zurückweiſen?" wiederholte Felix und blickte ſtolz lachend in die Gegend hinaus. „Ich bin noch nie in meinem Leben zurückgewieſen worden und ich kann mir das ehrenvolle Zeugniß geben, daß ich faſt überall, wo ich hingekommen bin, nicht erwartet, wenigſtens nicht geladen war. Mir iſt alles Gemachte, lang Vorbereitete und genau Feſtgeſetzte bis in den Tod zuwider. Ich muß durch mein Erſcheinen entweder Je-

manden erfreuen oder beleidigen, und Beides kann man nur, wenn man die Leute überraſcht. Und nun Frauen beſonders! Wen ſie förmlich einladen, der kann ſicher ſein, daß er ihnen gleichgültig iſt, wen ſie aber nicht einzuladen wagen, der iſt der Erwünſchte und herzlich, wenn auch heimlich Bewillkommnete, wenn er erſcheint. Und eben ſo kann der Eindringling, wenn er es klug anfängt, bald grade derjenige ſein, den man um keinen Preis wieder aus dem Zimmer oder — aus den Armen läßt, obgleich man zugeſteht, daß er wie ein Dieb in der Nacht kam, und auch ſo wieder geht."

„Das iſt Deine verwünſchte Piraten-Politik!" rief Marſan. „Wie oft hab ich Dich wegen dieſes Leichtſinns getadelt."

„Jetzt aber wirſt Du mich loben, Beſter," entgegnete der Freund. „Denn ohne dieſes mein Syſtem kommen wir nimmermehr auf das Schloß der Wittwe."

„Da kommt Traunſtein!" rief Marſan. „Er iſt mit Frau von Traubenfels verwandt, er wird uns mit leichter Mühe bei ihr einführen können."

Die jungen Männer ſtiegen von den Pferden, gaben dieſe einem nachfolgenden Reitknechte und geſellten ſich zu ihrem Freunde, der einſam wandelnd und mit melancholiſcher Miene eben im Begriff war, einen kleinen verſteckten Seitenpfad einzuſchlagen, als er aufgehalten und angeredet wurde. Als man ihm das Begehren mitgetheilt, ging er auf den Wunſch der Freunde ein, und verſprach, ſogleich einen Boten nach Dohnſtädt, ſo hieß das Landgut der Wittwe, abzuſenden. „Du wirſt uns doch dahin begleiten?" ſagte Marſan.

„Verlangt dies nicht," entgegnete der Befragte. „Mein

Kopf und Herz ſteckt von andern Dingen voll, als von dem Beſtreben, Euch einige heitre Stunden mit verleben zu helfen. Ich werde Baden vielleicht ſchon morgen früh verlaſſen, um meinen Onkel in Dresden aufzuſuchen, der mir dorthin ein Rendezvous geſtellt hat."

„Armer Freund, haſt Du kein anziehenderes Stelldichein auftreiben können."

„Ich kann wahrlich dieſe peinvolle Unruhe, dieſe Zweifel nicht länger ertragen;" rief Traunſtein. „Mein Charakter leidet darunter. Es gibt Leute, die der Widerſtand reizt, die im Kampfe mit ihrem Geſchick ganz neue Talente und Gaben entwickeln, mich aber macht das Unglück dumm, rein dumm. Andre werden durch Unglück intereſſant, ich werde ganz ſimpel langweilig."

„O weh, dann müſſen wir Alle dazu beitragen, daß Deine Wünſche ſobald als möglich erhört werden!" riefen die Freunde lachend. „Schon aus eignem Intereſſe."

„Merkt Ihr ſchon etwas?" fragte Traunſtein mit einer komiſchen Gereiztheit.

„Fahre nur fort, uns zu berichten, was und woran Du leideſt;" hub Marſan an. „Wie ich mich beſinnen kann, hatteſt Du ja ſchon die Einwilligung Deiner künftigen Schwiegermutter."

„Allerdings; aber jetzt hat ſie ihr Wort wieder zurückgenommen und iſt bitterböſe auf mich. Ich darf Auguſte nicht ſehn, ihr nicht ſchreiben. Die Alte iſt, der Himmel weiß, wohin, mit meinem theuren Kinde fortgezogen und ich hab Alles, Alles verloren. Auguſte ſoll in Verzweiflung ſein."

„Wie, die kleine, dicke, brunette Auguste in Verzweiflung? Das ist nicht möglich," rief Felix. „Ich sah sie noch vor wenig Wochen hier im Salon tanzen."

„Mit jenem verwünschten Russen, nicht wahr?" fragte Traunstein, „der einen Körper hatte zusammengevaxt aus Juchtenleder und als Seele darin die mystères de Paris? O, diesem sibirischen Rattenfänger wird nun meine himmlische Auguste, dies reine colchische Vließ weiblicher Liebenswürdigkeit als Wärmepelz und Schutzmantel hingegeben werden."

„Dies zu verhindern, großmüthiger Jason, mache Dich auf und zieh selbst schnell nach Colchis," riefen die Freunde. „Uns aber öffne früher die Pforten des Paradieses, das heißt die Thorflügel der alten Veste Dohnstädt."

„Das soll mit Freude geschehn," erwiederte der trostlose Liebhaber. „Vielleicht komme ich auch zu Euch, wenn es mir nämlich gelungen ist, meinen Onkel zu meinem Fürsprecher und Brautwerber bei jenem Ungeheuer von einer Mutter zu gewinnen, die es wagt, weil ich nicht die Schätze Golkonda's besitze, mich zurückzustoßen und einem Barbaren aus Rurik's Stamm mein Kleinod hinzuschleudern."

Die Freunde trennten sich. Traunstein reiste ab und ein paar Tage später traf ein flüchtiges Schreiben von ihm ein, in welchem er meldete, Frau von Traubenfels verbitte sich jeglichen Besuch. Sie werde den ganzen Sommer auf ihrem Schlosse einsam zubringen und Niemand sehn. „Ich bitte Dich, bestelle die Post," sagte Felix; „Morgen in den Nachmittagstunden sind wir auf Schloß Dohnstädt." — „Wie, Du wagst?" — „Ganz ohne Widerrede. Morgen Nachmit-

tag ſind wir dort." — „Nun, wie Du willſt. Ich gehe, Poſt zu beſtellen."

„Steht der arme Narr wieder im Mondſchein in unſerm Kartoffelfeld?" fragte der dicke Wirth der Dorfſchenke ſeine magere und bewegliche kleine Frau.

„Noch nicht," entgegnete dieſe. „Der Mond iſt hinter der großen Fichte noch nicht hervorgetreten. Aber ich ſehe den wunderlichen Heiligen ſchon an der Hausecke lauſchen, um gleich bei der Hand zu ſein, wenn die günſtige Zeit da iſt."

„Von wem ſprecht Ihr?" fragte ein junger Mann, der bei dem Scheine eines trüben Talgſtümpfchens mit ſeinem Gefährten Schach ſpielte.

„Von dem tollen Profeſſor, der ſich ſeit einigen Wochen in unſrer Gegend aufhält," antwortete die Wirthin. „Er iſt gekommen, man weiß nicht von wo. Einige ſagen, aus einer großen Stadt, wo er ein berühmter Mann einſt geweſen, und ich weiß nicht, was für eine Wiſſenſchaft gelehrt hat. Jetzt ſcheint es hat er den Verſtand verloren."

„Oder vielmehr, er hat ihn nie gehabt," ſetzte der Wirth mit altklugem Lächeln hinzu.

„Wie dem auch ſei," fuhr ſeine Frau fort. „Ausgemacht iſt's aber, daß er glaubt, um Mitternacht in eine Blume verwandelt zu ſein, und dann ſtellt er ſich unter andere Blumen hin und blüht."

Die beiden Schachſpieler ſprangen lachend auf, eilten ans Fenſter und riefen Beide: „Wo, wo ſteht er? Das iſt eine tolle Geſchichte; Ihr habt das wohl erfunden, Leute?"

„Wo werden wir ſolches uns unterſtehn?“ ſagte das Ehepaar. „Wir haben den armen kranken Mann recht lieb, denn er iſt ruhig und auch ganz geſcheit, wenn man ihn am Tage ſieht, und nur, wenn die Nacht kommt, rumorts in ſeinem Hirn. Sehn Sie, gnädige Herren, da ſchleicht er eben hin. Er ſucht ſich ein Plätzchen aus, wo Niemand ihn belauſchen und ſtören kann. Neulich hatte er ſich in den Blumengarten des Verwalters hingeſtellt, aber da hat man ihn garſtig mit Prügelſchlägen tractirt und fortgejagt. Seitdem zieht er's vor, unter meinen anſpruchloſen Kartoffeln zu blühen. Wenn er nur das Krankheitsweſen auch am Tage hätte, hab ich oft zu meiner Frau geſagt, ſo brauchten wir keine Vogelſcheuche, und er vertriebe uns mit ſeiner magern hinfälligen Figur und den ſchwarzen im Winde flatternden Rockſchößen die Sperlinge von der nahen Rübenſaat. So aber kann mir dieſer koſtbare Unſinn wenig Nutzen ſchaffen, und ich muß die Thorheit noch geheim halten, ſonſt würde das ganze Dorf und das benachbarte noch dazu herlaufen und das Abentheuer mit anſehn wollen.“

Die Freunde ſahen im hellen Mondlichte einen Mann im Krautfelde ſtehen, unbeweglich, und das Antlitz dem Monde zugewendet. „Als was blüht er denn?“ fragte der Eine. „Als Lilie, hat er meiner Frau geſagt,“ entgegnete der Wirth mit einem kleinhöhniſchen Spottgelächter. „Wir müſſen mit ihm anbinden,“ ſagte Felix. „Ich habe eine Paſſion für dergleichen Excentriſches.“

„Nur jetzt nicht,“ antwortete Marſan. „Wir müſſen vor allen Dingen auf's Schloß zu kommen ſuchen. Drei

Tage sind wir schon in diesem abscheulichen Neste und noch zeigt sich nicht die mindeste Aussicht, daß wir zum Ziel gelangen sollen."

„Ist Eure Tochter noch nicht zurück?" fragte Felix den Wirth.

„Nein, Herr. Der Himmel weiß, wo sie so lange bleibt. Wenn sie nur nicht dem Christoph begegnet ist. Der Bursche ist verzweifelt hinter ihr her."

„Christoph!" sagte Felix. „Damit ist's aus. Seit wir hier sind, ist von keinem Christoph mehr die Rede; darf nicht mehr die Rede sein. Da kommt sie, da tritt sie eben ein!"

Eine junge Dirne von blühendem Aussehn kam mit einem schelmischen und dreisten Lächeln zur dunkeln Stube herein. Sie legte ein buntgewürfeltes Tuch ab, strich ihr Haar vor einem kleinen Spiegel glatt und trat dann vor die jungen Männer hin und sagte immer lachend: „Es ist nix! Kommen nit hinauf. Die Herrschaft will nit und will nit. Ist all umsonst. Es sind Leut', wie Kettenhunde."

„Du hast doch ausgerichtet, wie ich's Dir aufgetragen, Babet?" sagte Felix.

„Gehn Sie! Soll ich denn so dumm sein und vergessen, was ich zu sagen hab? Ich hab gesagt zum Kammerdiener: Hören's, dort unten im Dorf sind zwei Leut aus Offendorf, der Eine ist Parfümeriehändler, der Andre verkoft Händschen, wollen vor die gnädge Frau kommen. Drauf hat der Kammerdiener gesagt, sie sollten wieder gehn und ich sollte auch gehn, man brauchte auf dem Schloß keine Parfümerie und

keine Händſchen. Wenn ich nochmals wiederkäme, ſollte ich hinausgeworfen werden. Ich ſagte: ich danke."

„Alſo auch die Liſt hilft nichts?" rief Marſan jammernd.

Das Mädchen ſah ihn ſchalkhaft an und ſagte dann, indem ſie ſich heimlich zu ihm herabbog und auf rohe, aber nicht ungraziöſe Weiſe die Kokette ſpielte. „Ich bring ſie doch hinauf; geb's Acht! Sein Sie nicht traurig. Ich kann Ihre ſchwarzen Augen nicht verjammert und verflennt ſehn." Dann wandte ſie ſich ab und richtete auf ihre gewohnte raſche und laute Weiſe eine Beſtellung aus, die man ihr an die Eltern aufgetragen. Sie nahm die Bierkrüge der wenigen Bauern, die im Hintergrunde des Zimmers ſaßen, und mit den Deckeln klappernd, kam ſie unter irgend einem Vorwand an dem Tiſchchen vorbei, wo die Freunde ſaßen, warf einige Schachfiguren um, und liſpelte den jungen Männern zu: „Ich mach's! ich mach's!" und lief dann zur Stube hinaus.

„Köſtlich!" rief Felix, „Du haſt eine Eroberung gemacht, Marſan! Ich bitte Dich, ſpiele nicht den Spröden, denn wir müſſen jedes Mittel zu Hülfe ziehn, und ſei es auch die Protection dieſer Kleinen, die ſo wunderſüß nach Knoblauch duftet und tauſend Schelmereien in ihrem Köpfchen zu haben ſcheint." Indem hörte man ein Poſthorn durch die einſame nächtliche Dorfgaſſe ſchallen. Der Wirth lief hinaus und kehrte von dem nahgelegenen Poſthauſe zurück, indem er meldete, es ſeien zwei Herren angelangt, die, da auf dem Poſthauſe gebaut werde, ebenfalls auch keinen andern Verbleib finden würden, als in ſeinem Hauſe.

„Unſer Zimmer theilen wir aber durchaus nicht mit einem Fremden!“ ſagten die Freunde.

„O gnädger Herr, ein ſo großes Zimmer, ein ſo großes ſchönes Zimmer; gleichſam ein Palaſtzimmer. Wie ſollte das nicht Platz haben für vier ſchmucke Herren?“ rief der Wirth bittend.

„Die Herren werden ſchon Platz machen!“ ſagte Babet, die mit den gefüllten Bierkrügen wieder im Zimmer ſtand, den Freunden winkte und mit den Augen zwinkerte. „Wenn ſie erfahren, daß es Dein Vortheil iſt, Papa, und wenn ſie ſehen, daß die Babet es abſolut ſo haben will.“

„Gieb nach,“ flüſterte Felix. „Erhalte unſre einzige Bundesgenoſſin bei guter Laune.“

„Nein, nein!“ rief der Aufgeforderte. „Das Zimmer theilen mit unerträglichen Leuten? — Lieber zieh ich aus und fort!“ Die Thür ging auf und die neuen Gäſte ſtanden in dem großen raucherfüllten dunkeln Zimmer. Felix ergriff das Licht, lief auf die Eintretenden zu, ſchob den in tauſend Bücklingen ſich abmühenden Wirth bei Seite und rief: „Iſt's möglich! Traunſtein! Du hier?“

„Und unerwartet, wie es ſcheint,“ entgegnete der Begrüßte. „Erlaube, daß ich Dir hier meinen Freund Karlfels vorſtelle. Dort Graf Marſan — Baron Karlfels! Nun unſer Zimmer, Herr Wirth!“

„Komm nur,“ rief Felix lachend. „Wir werden Euch den Weg zeigen. „Er nahm das Licht und rief dem Wirthe zu: „In dieſem Falle haben Sie von Glück zu ſagen. Mit dieſen Herren, aber auch mit keinem andern, theilen wir Ihr verwünſchtes Zimmer.“

„Ich hob's gleich gesagt," murmelte Babet, „gehorchen müssen sie, und zwar mir!" die Bedienten und der Postillon trugen das Gepäck die enge Stiege hinauf. Babet folgte einige Minuten später mit einer Punschbowle und einem Tellern mit Gläsern. Die von der Reise Ermüdeten und von der Nachtluft Durchkälteten machten sich's um den runden, roh aus Eichenholz gezimmerten Tisch bequem. Ein altes Rokokosopha mit drei großen vergoldeten Medaillons als Lehne wurde herbeigeschoben und ein Reisenecessaire aufgeschlossen, der Tisch mit silbernen Bechern und funkelnden Krystallgläsern bedeckt. Babet sah diese blitzende Pracht und sagte schnippisch: „Aus meinen Gläsern schmeckt der Punsch grade so gut, wie aus diesen Hochzeit- und Geburtstagskännchen. Ich kenn' Leut', denen auch das nicht genug ist, die gern aus den herrschaftlichen Schüsseln oben auf dem Schloß schleckern möchten; daraus wird aber nix!" Mit dieser, ihrer Ansicht nach ganz vortrefflich gelungenen Stichelei, ging sie lachend aus dem Zimmer.

„Was ist das?" rief Traunstein, „verhöhnt man mich? Weiß schon das ganze Land um mein Unglück? Bin ich mit meinem Liebeselend zum Volksgespött geworden?"

„Sei ruhig!" lachte Felix. „Wir sind alle Unglücksbrüder und tragen Alle gleiche Kappen" — er wandte sich entschuldigend zu seinem jungen Nachbar — „bis auf Sie, Baron; denn ich will nicht hoffen, daß Sie derselbe malitiöse Stern, wie uns, hierher in die Nähe dieser Zauberburg geleitet hat."

„Hoffe immer!“ rief Traunſtein. „Dein Hoffen wird nicht getäuſcht werden.“

„Iſt's möglich? Auch Sie, Karlfels?“

„Auch er. Vernimm für's Erſte, mein Trauter, meine Fata und rigoroſe Erlebniſſe,“ ſagte Traunſtein. „Ich komme nach Dresden und finde ſtatt meines Oheims einen Brief dieſes ehrwürdigen Greiſes vor, in welchem er mir meldet, daß wichtige Gründe u. ſ. w. ihn abgehalten haben, daß er aber, um meine Angelegenheit zu ordnen, ſich brieflich an Auguſten's Mutter, der er einmal in den Tagen ſeines Mai's die Cour gemacht, wenden werde. Brieflich! — und ich hatte gehofft, ihn ſelbſt als Zaubermittel und coloſſales Amulet mir umzuhängen, um damit gegen meine grauſame Maritorne ritterlich anzurennen. Aber, was war zu thun? Während ich düſter und gramerfüllt in den Straßen Dresdens umherirre, und ſchon entſchloſſen bin, mich in dieſe miſerable ſächſiſche Schweiz zu ſtürzen, die mir als Aufenthaltsort aller ſentimentalen Touriſten und Verſe winſelnden alten Jungfräulein bis in den Tod verhaßt iſt, begegne ich dieſem jungen Paladin, dieſem liebreizenden Gardelieutenant auf Urlaub. Wir ſehen uns an, wir ſtutzen, wir erkennen uns und fallen einander in die Arme. Dieſe hochromantiſche Scene fällt auf der Brühlſchen Terraſſe vor. Wenn die Gräfin Hahn es geſehen, ſie würde daraus eine intereſſante Introduction gemacht haben zu einem ihrer „feſſelnden“ Romane. Noch mehr, wir gehen in der Romantik ſo weit, uns wie zwei Troubadours des Mittelalters unſre Herzensangelegenheiten mitzutheilen. Was erfahre ich da? Anfangs das Entſetzliche, daß wir in eine und

dieſelbe Schöne entbrannt ſind; aber bei näherer Erörterung, — der gütige Himmel fügte es ſo, — vernahm ich dann, daß Auguſten's Schweſter, die kleine Sophie, die ich zuletzt in einer Penſion zu Straßburg als kaum entwickeltes Tauſendſchönknöspchen verlaſſen, unſers jungen Paladin's Flamme iſt. Ach, ich athme leichter; das Drohende, das Entſetzliche, die niederſchmetternde Tragik iſt abgewendet; wir brauchen nicht die feindlichen Brüder gegeneinander zu ſpielen. Aber wo iſt Deine Auguſte?" fragt er; „Aber wo iſt Deine Sophie?" frage ich. „Wie, Du weißt es nicht?" „Nein." Eine lange Pauſe. — „Auf Schloß." — „Um Gotteswillen," rief ich, „doch nicht auf Schloß Dohnſtädt?" — „Ja wohl; alſo, Du weißt es doch. Auf Einladung der Frau von Traubenfels beſucht ſie dort eine intereſſante junge Dame, Fräulein Clotilde von Coroſan!"

„Halt!" rief Felix; „die heilige Vehme ſpricht den Bann aus gegen dieſes Fräulein Clotilde von Coroſan. Ich hebe mein Schwert gegen ſie auf, wer folgt mir?"

„Wir Alle!" riefen die jungen Männer, indem ſie die vollen Becher emporhoben. „Bann und Interdict gegen Fräulein Clotilde von Coroſan. Sie, des heiligen deutſchen Reichs Feindin und Widerſacherin, Rebellin gegen Geſetz und Ordnung. Wir klagen ſie an böſer Künſte und der ſchwarzen Magie."

„Sie wird gethan in des Reiches Acht und Oberacht!" rief Felix. „Es ſoll ihr entzogen werden Luft, Licht und Waſſer, und allein ſoll die Erde ihr gelaſſen werden. Sie ſoll vertrieben und flüchtig ſein zwiſchen Aufgang und Nie-

bergang, und ihre Nachkommen ſollen ſein wie Spreu vor dem Winde. Alſo beſchließen wir's, Stifter der heiligen Vehme gegen Fräulein Clotilde von Corosan,"

Die Punſchbowle wurde von Neuem gefüllt auf den Tiſch geſetzt.

„Aber nun ernſtlich, meine Freunde," hob Traunſtein an. „Wie weit ſeid Ihr gelangt? Was habt Ihr ausgerichtet? Unmöglich könnt Ihr ſchon Tagelang vor der Veſtung gelegen haben, ohne auch nur ein Fußbreit Terrain gewonnen zu haben?"

Eine lange Pauſe entſtand nach dieſer Frage. Felix ſah Marſan an und traf zugleich auf deſſen auffordernden Blick. „Nun?" rief Traunſtein ungeduldig, „was bedeutet das?" „Es bedeutet," nahm Felix kleinlaut das Wort, „daß wir beim Anfang des Anfangs ſind."

„Alſo nichts, noch gar nichts erobert! O, das muß anders werden. Ihr habt, ſo ſeh ich, die Sache von der ſentimentalen Seite gefaßt, ich werde ſie von der heroiſchen nehmen. Wie, man ſpinnt Verſchwörung gegen uns, und wir ſollten uns ſo ruhig in unſern Untergang ergeben? Man hält uns unſre Bräute und Geliebten vor, und wir ſollen feig jeden Plan der Wiedereroberung unſeres Eigenthums aufgeben? Nimmermehr. Das Caſtell muß fallen! Wir müſſen als Sieger mit klingendem Spiel einziehn! Dieſe abtrünnigen und widerſpenſtigen Frauen müſſen bekehrt und zu unſern Sclavinnen gemacht werden, und das Alles in kürzeſter Zeit; ehe die Mondſcheibe am Himmel ſich füllt. Ich will kein

Scheermeſſer an meinen Bart kommen laſſen, ehe denn erfüllt ſei, was ich hier gelobe."

„O, was das Scheermeſſer betrifft," hob Felix lachend an, „ſo haſt Du gut ſcheeren; Du läßt ohnedies keines an Deinen Bart kommen, Du könnteſt noch ſogar hinzuſetzen, daß Du Deine Nägel wie Vogelklauen wolleſt wachſen laſſen; dieſe Ungebühr gehört zur modernſten Toilette."

„Bleibt bei der Sache!" rief Marſan. „Welchen Plan entwerfen wir? Wie gelangen wir in's Schloß? Briefe, Anmeldungen unter aller möglichen Form, Ueberraſchungen und ſogar Verkleidungen — Alles iſt ſchon verſucht und zwar vergebens."

„Alles?" fragte Traunſtein; „auch Ueberraſchungen?"

„Wen ſollen wir überraſchen?"

„Jeder überraſcht anfangs einzeln und für ſeine Rechnung, zuletzt wird die Sache groß und allgemein. Wie wir am Park des Schloſſes vorbeifuhren, ſo bemerkten wir zwei weiße jungfräuliche Geſtalten, die aus dem Grün der Gebüſche auftauchten, und dann irgend einen dunkeln Bogengang hinabwandelten. Was iſt nun leichter, als das Gitter des Parkes zu erklettern und ſich dieſen Einſamen plötzlich in den Weg zu ſtellen?"

„Du vergißt, Traunſtein," hub Marſan an, „daß der Ruf unſrer Geliebten nicht gefährdet werden darf."

„Da ſieht man das neunzehnte Jahrhundert!" rief der Geſcholtene im Zorn. „Dieſes prüde langweilig ſchwatzende und moraliſirende Jahrhundert, dieſer ächte Zopfträger unter den Jahrhunderten. Ihr macht mich böſe. Wenn unſre Bä-

ter das hörten! und vollends, wenn unsre Großväter zugegen wären, wie würden sie lachen! Springt über den Zaun, Burschе, würden sie rufen; erobert euch eure Mädchen, und später denkt darüber nach, ob ihr moralisch und vernünftig gehandelt! — Himmel, mir wird ganz weich zu Muthe. Am Ende ist es ja auch unmoralisch und den Ruf der edlen Frauen blosstellend, daß wir überhaupt existiren; von Bitte, Wunsch und verliebtem Verlangen kann nun nie die Rede sein. Wo in aller Welt verbirgt man sich? Welcher dunkle Winkel der Erde nimmt vier so lasterhafte Geschöpfe auf, wie wir sind."

„Vortrefflich, vortrefflich!" rief Felix. „Ja, so muß man Vernunft predigen!"

„Aber er übertreibt!" zürnte Marsan. „Ueberdies haben wir schon Verkleidungen versucht und wollen noch welche versuchen: doch verlaßt Euch auf mein Wort; Alles das führt zu nichts. Die Frauen wissen um unser Hiersein; sie setzen jetzt ihren ganzen Eigensinn darauf, uns nicht vorzulassen und die Dienerschaft ist trefflich instruirt. Meine einzige Hoffnung beruht auf —"

„Auf wem?" riefen Alle im Chor.

„Auf —" hier ward die Thür aufgestoßen und Babet mit einem colossalen Holzteller auf dem ein Kuchen von ungebührlicher Größe, verziert mit einer Pyramide von Stockrosen und Feuerlilien, prangte, trat herein. „Lupus in fabula!" rief Marsan. „Die?" zischelte Traunstein, „Die?"

„Haltn's zu Gnaden!" hub die Kleine zu peroriren an; „der Kuchen kommt etwas spät, zu spät, aber daran ist das

große Geschöpf, der Christoph Schuld; er hat mir geholfen die Blumen im Garten abbrechen, und zu dem Kunstwerk zusammenwickeln. Da hat denn der Nichtsnutz die rechten Blumen niemals finden können, und ich mußte ihm ein paarmal zur Strafe mit der Nase in die Kelche der Feuerlilgen drücken, das Alles hat Zeit genommen. Nehm's nit für ungut."

Die Thür wurde leise geöffnet und ein roth und gelb besprenkeltes Gesicht guckte herein. „Schauen's," rief Babet, „er sieht wie ein Feueraffe aus, dabei ist er noch zornig, daß ich hier hineingeh, denn, sagt er, die Herrn sind jetzt illuminirt, da schickt' es sich nicht, daß ich zu ihnen käme. Gehn sie, Musje Christoph; machen's, daß Sie wieder auf's Schloß kommen!" Sie ging um den Tisch herum und wußte es geschickt anzufangen, daß sie an Marsans Seite gelangte, dem sie, ohne von den Andern bemerkt zu werden, in's Ohr zischelte: „Nun, Bruder Lustig, Ihr werdet auf's Schloß kommen; morgen Abend schon. Die Babet sagt's und die Babet hält Wort. Nur Klugheit! sagte der Vater, als er mich zum erstenmale in des Nachbars Garten schickte, um Aepfel zu stehlen. Klugheit! Gelt, nun machen Sie mir wieder ein hübsches Gesicht — die Augen wacker und lustig — das Lockenköpfle nicht mehr geschüttelt; so ist's recht. Essen's nun vom Kuchen; aber schlagen Sie nicht zu viel hinein, das gibt böse Träum'."

„Wann kann ich Dich sprechen?" sagte Marsan leise.

„Morgen ganz früh unten in der Wirthsstube; aber ich sag's nur Ihnen allein. Kommen Sie, wenn Sie den Hahn

Inhalt.

hurfürstin Anna von Sachsen, Churfürst August des Ersten Gemahlin. Biographische Skizze. Von Th. Hell. Mit deren Bildniß von Schnorr und Rosmäsler. . Seite 1

ergeßt mein nicht, oder des Vaters Gelübde. Eine Sage. Von Fr. Gleich. Mit einem Kupfer von Rosmäsler. . . . . — 1

Der Einspruch. Von Fr. Laun. . . — 45

Die gute Frau des Sees. Von Ludw. von Germar. Mit einem Kupfer von Jury. — 76

egende von der heiligen Lucia. Von Th. Hell. Mit einem Kupfer von Schnorr und Jury. . . . . — 157

Isabella de Ponce s Leon. Eine spanische Novelle, nacherzählt von dem Verfasser des Romans Heliodora. Mit einem Kupfer von Schnorr und Berger . . . — 159

Die Blumen. Von August Lafontaine. — 190

im Hofe zum erſtenmale krähen hören; dann ſchlafen Vater und Mutter noch, ich waſche unten die Teller und Krüge, und reinige den Hausgang."

„Ich komme," entgegnete der Begünſtigte, und Babet entſchlüpfte.

„Freunde!" rief Felix, „die gottloſen Weiber oben im Caſtell ſtiften, der Himmel weiß, was für einen Orden, laßt uns hier auch einen gründen. Nehme Jeder von uns eine der brennenden Lilien und ſtecke ſie ſich an den Rock; ich, als der Ordenspräſes, werde einen ganzen Kranz dieſer burlesken Kinder Floras mir auf's Haupt drücken, und erlaube hiermit Jedem von uns ſich „Ritter von der flammenden Liebe" zu nennen. Wie gefällt Euch das?" Er hatte den Kranz ſchnell zuſammengefügt, und dieſen in ſein dunkles Haar gedrückt. Mit feurigen und auffordernden Blicken ſchaute er unter den flammenrothen Kelchen hervor. Dabei erhob er den Becher, ſchwang ihn im Kreiſe über dem Haupte und rief: „Auf Ihr Ritter der flammenden Liebe! Seid alleſammt Bayarde ohne Furcht und Tadel, und wir werden triumphiren und ſiegen. Der Jugend und dem Muthe gehört die Welt, bedenkt das, Ihr Ritter der flammenden Liebe! —"

Es war ſchon Mitternacht vorüber, als die Freunde ſich vom Tiſch erhoben. Fraunſtein trat an's Fenſter und rief: „Was geht da für eine ſeltſame Geſtalt über den Hof herüber?" Felix, der ihm gefolgt war, antwortete: „Es iſt ein verrückter Profeſſor, der ſich hier in der Gegend umtreibt." — „Und deſſen Bekanntſchaft ich machen muß," rief Fraunſtein eilig. „Es iſt nichts amüſanter, als ſolche etwas

wacklig gewordene Intelligenzen.“ Während dieſe Worte erklangen, hörte man eine Stimme, die da ſang:

So haſt Du nun geblüht
O Herz! Jetzt gute Nacht!
Der Sterne Regen ſprüht
Nicht mehr, in ihrer Pracht
Die große Lotosblume
Der Mond iſt ausgeglüht. —
Der Welt zum ewgen Ruhme
Haſt Du Dich abgemüht;
Jetzt gute Nacht. —

In einem Gartenſalon, deſſen breite Glasthüren geöffnet ſtanden und einen Strom von Duft und Kühlung einließen, ſaßen auf einem Sopha drei zierliche Geſtalten, und die blühenden Mädchengeſichter waren in Scherz und Lachen dem rothen Abendſcheine zugewendet, der durch die Thüre, über blühende Gebüſche herüber, eindrang. Es war zwei Tage vor dem oben geſchilderten Abend. Die mittlere der drei Freundinnen war die ältere, ihre Geſtalt war ausgebildeter, ihre Züge feſter und edler, dabei lag ein Zug von Schwermuth in dem dunkeln Augenpaar. Ihr Lächeln ward durch Milde und Anmuth gehoben, ihre ſchöne Stirn zeigte Ernſt und liebliche Würde. Sie lehnte, die Arme gekreuzt, in nachdenklicher Stellung zwiſchen den beiden faſt noch kindlichen Geſtalten, die ſie umgaben. Rechts, in die Sophaecke geſchmiegt und dieſe ganz ausfüllend, lag etwas in orientaliſcher Unbequemlichkeit kauernd, eine kleine Brünette, die eine für ihr Alter und ihre Jugend, ſie mochte kaum ſechzehn Jahr zählen, un-

gewöhnliche Körperfülle zeigte. Sie hatte in ihrem schwarzen Lockenkopf zur Seite hin ein Bouquet blutrother Nelken geheftet, und dieser kunstlose Schmuck gab ihren bleichen vollen Wangen und ihren großen blitzenden schwarzen Augen einen besondern Reiz. Wie eine kleine Odaliske des Serails lag sie da und öffnete das Auge nur halb, um phlegmatisch blinzelnd in die Gluten der Abendsonne zu blicken. In der andern Ecke zeigte sich das Widerspiel dieser kleinen Runden, eine zarte Gestalt, mit blondem Haar und blauen Augen, die im frischblühenden Kindergesichtchen noch die volle Unschuldswelt und die unbewußte träumerische Lieblichkeit des ersten jugendlichen Alters zeigte. Sie hatte ihren Arm um den Nacken ihrer Nachbarin gelegt, und ihr Haupt ruhte mit kindlicher Zärtlichkeit an der Schulter der Freundin. Eine Blumenvase, ein Kästchen mit Tapisseriearbeit, und ein aufgeschlagenes Buch lagen auf dem runden Tisch vor dem Sopha; aber es wurde nicht gearbeitet und nicht gelesen, die drei hübschen Müssiggängerinnen hingen ihren Träumen und Gedanken nach, und ein Geplauder, das bald durch ein Liedchen, bald durch irgend ein kleines possenhaftes Intermezzo unterbrochen wurde, war die einzige tändelnde Zerstreuung, der sie sich hingaben. Eine Uhr im Nebenzimmer schlug acht.

„Was meint Ihr dazu?" hob die älteste der drei Freundinnen an; „wenn wir noch etwas auf dem See spazieren fahren? Der Abend ist so schön."

„Gern, wenn Du es willst," sagte die Blondine, und erhob sich zephyrleicht aus dem Polster des Sophas. „Aber wir werden Mühe haben, unsre träge Dame auf die Beine zu

bringen. Du siehst, sie rührt sich nicht. Auguste, Auguste auf, erhebe Dich! —"

„Keine Gewalt der Erde bringt mich aus meiner Sophaecke," entgegnete die Angerufene. „Ich weiß auch nicht, was Ihr dabei habt, immer auf dem langweiligen See herumzufahren. Ich liebe das nicht. Ja, wenn wir Gesellschaft hätten. —"

„Sind Cecilie und ich keine Gesellschaft? —"

„Laß uns lieber hier bleiben und noch etwas plaudern. Es spricht sich so gut hier in der Stille. —"

„Was sollen wir sprechen; wir haben schon alle unsre Geheimnisse durchgesprochen."

„Die Euren? Das ist möglich; meine Geheimnisse weiß noch kein Mensch. Was ich Euch mitgetheilt habe, waren immer nur die Vorbereitungen zu den Geheimnissen; ich sage Euch, nur die Vorbereitungen."

„Arme Auguste; aber ich glaube nicht recht daran. Weißt Du, warum? Du bist zu dick, um Geheimnisse zu haben. Geheimnisse machen mager, denn sie erzeugen Kummer, und bei Sorge und Kummer wird man nicht fett."

„Ich möchte wissen, ob Du Kummer und Sorge hast, meine theure Sophie."

„O ja, ich habe welchen," rief die Kleine erröthend. „Es giebt Stunden, wo ich ernstlich und mit aller Anstrengung meiner Seele kummervoll bin."

„Das sind die Stunden, wo eines gewissen — hm, hm Bild Dir vorschwebt?"

„Schweig, ich denke nicht mehr an ihn. Seitdem uns Clo-

tilde geſagt hat, daß wir mehr Ernſt und mehr Bedeutung in unſer Leben hineinlegen ſollen, ſeitdem erſchrecke ich ordentlich, wenn ich an jene Thorheiten, die wir in der Penſion begingen, zurückdenke. —"

„Ganz recht, mein Engel; und beſonders, wenn Du Dich jenes Abends erinnerſt, wo ſich bei Madame Tourbillon ein gewiſſer Officier melden ließ, der ſich für Deinen Bruder ausgab und Du — nicht den Muth hatteſt, dieſe infame Lüge öffentlich aufzudecken. O, wenn mich irgend etwas an Dir empört hat, ſo war es dieſe Feigheit. —"

„Du hätteſt ihn ja Lügen ſtrafen können; er log ſich ja ebenſo zu Deinem Bruder."

„Mich ging es nichts an; mir machte er nicht den Hof."

„So! alſo, weil er ſo gütig war, mir Aufmerkſamkeiten zu bezeugen, ſollte ich ihn zum Dank verrathen?"

„Gütiger Himmel! Was ſind das für Redensarten? Sind wir denn Dank ſchuldig einem Manne, der uns den Hof macht? Cecilie, Du ſiehſt, ſie iſt noch lange nicht reif, in unſre ernſte und hohe Verbindung zu treten. Die Aufnahme muß noch aufgeſchoben werden, ich trage darauf an."

„Du bringſt mich zum Weinen!" rief Sophie ſchluchzend. „Meinſt Du, ich wüßte nicht, daß Du keinen Augenblick Traunſtein vergeſſen haſt, daß Du nur die Ernſthafte und die Sittenpredigerin ſpielſt, um dem Fräulein von Corofan zu gefallen und dadurch der Mutter zu ſchmeicheln? Nichts wie Heuchelei."

„Das arme Kind ſpricht im Traume!" ſagte Auguſte mit einem boshaften Blick ihrer dunkeln Augen. Die Schweſter fuhr zürnend fort: „Haſt Du mir nicht noch geſtern geſtanden,

daß Du das Leben hier unerträglich fändeſt? daß Dir dieſe ewige Abſperrung lächerlich und grauſam erſcheine, daß die myſteriöſen Reden des Fräulein —"

„Um's Himmelswillen, Cecilie, halt ihr den Mund zu," rief Auguſte. „Dieſe unausſtehliche Schwätzerin! Kommt, wir wollen zu Waſſer fahren."

„Gut," rief Sophie; „aber Du mußt dann auf der einen Seite des Boots allein ſitzen. Wir Beide ſind grade ſo ſchwer, als Du für Deine Perſon allein."

„Es iſt mir lieb, zu wiſſen," nahm die Verſpottete das Wort, daß ich's in meiner Gewalt habe, das Boot umzuwerfen und Euch in den Wellen zu ertränken. Ich werde von meinen Kräften zu gelegener Zeit Gebrauch machen." Sie erhob ſich, legte ihren Shawl als Schärpe um, befeſtigte die Tapiſſerie als einen Officierczako auf dem Kopfe und trat mit karikirtem militäriſchen Gruſſe vor Cecilie, indem ſie, die Hand an den Czako legend, rief: „Madame, kann ich nicht die Ehre haben, meine Schweſter Sophie von Rochelle zu ſprechen?" Sophie ſprang hinzu, riß der Schweſter die Tapiſſerie vom Kopf, warf ſie auf den Boden und rief in Thränen ausbrechend: „Du biſt ganz über alle Begriffe ſchlecht und verdorben!" Die kleine Boshafte machte noch immer militairiſche Schwenkungen und warf ſich dann lachend zurück in ihre Sophaecke. Sie erhob ſich aber gleich wieder, als in der Thüröffnung, wie eine ſchwarze dichte Rauchſäule gegen den flammenden Abendhorizont abſtechend, eine lange ſchwarze Geſtalt erſchien und auf der Schwelle ſtehn blieb. Die Züge dieſer Frau waren bleich, ernſt und ſtrenge, aber dabei nicht un-

schön. Die Düsterheit des fältigen schleppenden schwarzen Gewandes wurde noch durch einen Schleier vermehrt, von dunkelm Spitzengewebe, der von dem Haarknoten, durch einen großen silbernen Stern befestigt, niederhing und um Brust und Schultern eng angezogen wurde.

„Meine theure Clotilde!" rief Cecilie, und nahte sich mit zärtlicher Ehrfurcht der Eintretenden, während die beiden jungen Mädchen ihr die Hand küssend, schweigend in einiger Entfernung stehen blieben.

„Ich komme, Sie abzuholen, Susammis," sagte die schwarze Gestalt leise. „Es sind wichtige Briefe angekommen. Folgen Sie mir durch den Garten in das Tempelgebäude."

„Dürfen wir nicht mit?" sagten die Schwestern.

„Meine lieben, theuren Kinder," sagte Clotilde, und legte ihre Arme um den Nacken der Beiden, „noch dürft Ihr nicht der Versammlung der Eingeweihten mit beiwohnen. Denkt daran, daß vielleicht morgen schon Eure Prüfung statt findet. Bereitet Euch vor durch Nachdenken und Einsamkeit." Sie drückte Küsse auf die Stirnen Beider und verschwand dann mit Cecilien Arm in Arm unter den blühenden Hollunderstäuchen.

Ein Thurmgemach des alterthümlichen Schlosses war zu den Mysterien eingerichtet, die beiden Frauen stiegen eine enge, etwas baufällige Wendeltreppe hinauf, und ein hochbogiges kleines Vorgemach mit einem schmalen Fenster im Kirchenstyl, verhüllt durch einen blauen Vorhang, empfing sie. Der warme Abendschein und Hauch draußen, bildeten gegen die Dunkelheit und Kühle dieses Gemachs einen auffälli-

gen Contraſt. Doch fehlten dieſem mittelalterlichen Cabinet keineswegs die Bequemlichkeiten unſrer Zimmereinrichtungen. Um einen Tiſch von gothiſcher Structur war rund herum ein moderner Divan mit ſchwellenden Polſtern gezogen, eine Aſtrallampe hing von der Decke herab, und in den Niſchen ſtanden alte Steinbilder; aber zu Füßen derſelben breitete ſich ein moderner Teppich von elaſtiſcher Weiche und ſchönen Farben aus. Mehre junge Damen ſaßen bereits am Tiſche, der mit Papieren bedeckt war. Die Eine dieſer Schönen war die Beſitzerin des Schloſſes, eine blühende Geſtalt, die etwas über dreißig zählen mochte. Sie ſchien ſich unter ihren jüngern Genoſſinnen den Anſchein von Würde und Anſehn geben zu wollen, doch geſchah dies mit jener Anmuth, mit der junge verheirathete Frauen ſich den Unvermählten gegenüberſtellen. Aber ihre Autorität wurde wenig reſpectirt, dagegen hing jedes Auge und jedes Ohr an der Erſcheinung Clotilden's, und dieſe in der Ausübung ihrer Macht, wußte recht wohl gewiſſe Unterſchiede und Gradationen anzubringen, die ihr Anſehn ſicherten und ihr geheimnißvolles Einwirken verſtärkten.

Jetzt ſaßen Alle im Kreiſe. Wer dieſe ſchönen, jugendlichen Geſtalten ſah, Einige in reizenden Stellungen auf die Polſter hingegoſſen, Andre anmuthig lauſchend auf den Tiſch lehnend, über Alle herüber das Licht der Lampe, von oben her ausgegoſſen, hier eine ſchöne Stirn und ein liebliches Oval, dort eine marmorweiße Schulter, einen ſchönen Nacken, von dem der Shawl herabgefallen war, die weiche Fülle eines Arms beleuchtend, der konnte glauben, ein moderner Liebes-

vom Dunkel und vom Geheimniß aus. So auch unſer Werk. Das uralte Aegypten, die Grüfte der Pharaonen, die Labyrinthe und Katakomben untergegangener Civiliſationen ſenden uns ihre Geheimniſſe, und der Scepter, den wir erfaſſen, ward aus dem Kronengold alter Prieſterkönige geſchmiedet. Er wird unſrer Hand gut ſtehn. Aber, wenn wir uns mit dem Geheimniſſe bekleiden, wenn wir das Diadem des Seſoſtris um unſre Frauenſtirn binden, ſo geſchieht das nicht, um mit unfruchtbaren Spielereien, wie die Männer es gethan, die den Freimaurerorden endlich zu bloßen Tabagien herabgewürdigt, nein, wir, die wir ihn für uns und unſre Intereſſen erwecken, nehmen ſeine altehrwürdige Hülle nur, um dem neueſten Tagesbedürfniß zu dienen. Die Welt iſt gemein und ſittenlos geworden; keine Frage, theure Schweſtern, ſo iſt's! Daß es ſo iſt — wer klagt wohl inniger darüber, als wir — wir, die Prieſterinnen und beauftragten Tempelfrauen, um das Heiligthum von jeder verunſtaltenden Bemakelung rein zu erhalten. Es ſind Einige unter uns, die durch Bücher haben wirken wollen; ſie ſchreiben lange, ſehr lange Geſchichten — aber es nutzt nichts; die Männer, dieſe Ungeheuer, leſen unſre Bücher nicht. Es muß anders kommen. Die Elenden müſſen gründlicher geſtraft und auf ihre Vergehen aufmerkſam gemacht werden. Wir wollen uns ihnen ganz entziehn. Wir wollen unſre Intereſſen gänzlich von den ihrigen ſcheiden — gänzlich und auf immer! Sie zeigen uns Gleichgültigkeit, wohlan, zeigt ihnen Stolz und Kälte; ſie glauben im Dienſte der Zeit und ihrer Ideen höher zu ſtehn, zeigt ihnen, daß unſer Geiſt es iſt, vor dem der ihrige ſich

Der Triumph der Eitelkeit. Skizze nach der Wahrheit. Vom Verfasser des Siegs der Treue (Penelope 1813). . . . . Seite 231
Lazarus Hoche. Von P. F. Brede. . . — 241
Die Veteran. Von Fr. Gleich. . . . — 252
Italien. Von Ebendemselben. . . — 253
Der Tochter Harfe. Von Fr. Kind. . . — 254
Die Nachtarskinder von Fr. Kuhn. . . — 257
Die Einquartierung. Von Ebendemselben. . — 261
Historische Erklärung der fünf Landschaften. . — 265
Neueste Muster, welche in Seide oder Garn, in Canavas, in Silber oder Gold, gehäkelt, wie auch in bunten und einfarbigen Perlchen gestrickt werden können. Nebst 2 Tafeln. . . . . — 274

tief im Staube beugen muß, endlich, und mit einem Worte, daß jede Offenbarung, sie mag heißen, wie sie will, nur immer der Welt durch uns, nicht durch sie, kommen wird und kommen muß. Reißt, ich bitte Euch, Alles, was nur auch von ferne so aussieht, wie Lieb' und Demuth, Unterwürfigkeit und Glauben, reißt es aus Eurem Herzen, und züchtigt durch die empfindlichste Kälte, durch den gerechtesten und größten Stolz, dieses Geschlecht niedriger Seelen, roher sinnlicher Begierden, entarteter Hoffnungen. Wenn ihr diese thörichte Liebe, der unsrer Mutter in ihrer Schwäche, und weil sie nicht wußten, wo Trost und Hoffnung zu holen sei, sich hingaben, völlig in Eurem Innern vertilgt haben werdet, dann öffnet sich Euch das große Feld heilsamer Wirksamkeit. Ihr werdet dann, frei von jeden Banden des Herzens und der Familie, der Menschheit unendlich wohl thun, Ihr werdet die Völker beglücken, und der ganze Erdkreis wird Euch segnen. Anstatt, daß alberne Liebhaber, einzeln und verschwiegen zu Euren Füßen knieen, werden ganze Völker, freude- und dank-jauchzend Eure Kniee umfassen. Wir werden das erhabene, das gebietende Geschlecht sein, nicht mehr das dienende und unterdrückte, wie jetzt, und wir werden herrschen, nicht durch Liebe, wie einige schwächliche Moralisten es noch immer behaupten, sondern durch Haß — durch Haß gegen dieses schwache entartete Männergeschlecht, das sich vor uns nicht mehr beugen will."

Die Rednerin hielt erschöpft inne und Alle erhoben sich, ihr Zeichen des Beifalls zu geben.

„Ich habe," fuhr die Beredte fort, indem sie sich lang-

ſam wieder emporrichtete und nach einigen Papieren griff, die in einem Käſtchen bereit lagen, „in dem Intereſſe unſeres Bundes an einige berühmte Schriftſtellerinnen und Zeitgenoſſinnen geſchrieben, und dieſe Intelligenzen für unſre Sache zu beleben geſucht, indem ich ihnen Theilnahme am Verein und einen Ehrenplatz im Orden angeboten. Wir dürfen dieſe berühmten Frauen um ſo weniger außer Acht laſſen, als wir durch die Schriften, die jene jährlich publiciren, die beſtmöglichſte und zugleich ſchnellſte Verbreitung unſrer Grundſätze und unſrer Macht gewiß ſein können. Die Männer mögen noch ſo verſtockt, egoiſtiſch, materiell und minorenn an Geiſt ſein, die berühmten Namen üben doch noch Einfluß auf ſie, und wenn wir auch überzeugt ſind, daß jene ſchreibenden Frauen nur das, was ſie ſind, durch Eitelkeit und kleinliches Streben nach Ruhm geworden, dagegen uns die reine Sache unſres Vortheils und Geſchlechts, das Hervorrufen weiblicher Intelligenz zum Herrſchen antreibt, wir nicht für unſre Perſonen, ſondern für alle Frauen der Mitwelt und der Zukunft Freiheit und Herrſchaft erringen wollen, ſo dürfen wir doch ihnen einige kleine Zugeſtändniſſe machen, und ich habe darum ſehr höfliche Schreiben an vier berühmte ſchriftſtellernde Zeitgenoſſinnen ergehn laſſen. Hier ſind nun ihre Antworten: Zuerſt ein Brief Aurora Dudevant's:

Madame — *Vous me rendez heureuse au delà de toute expression en m'assurant que votre existence et celle de plusieurs de vos amies se trouve hors des atteintes du sort contraire. Mais il n'y a là rien qui m'étonne, puisque*

Vous aviez tout d'abord réussi à Vous affranchir du joug des hommes. Quel bonheur de s'émanciper, d'échapper à tous les pouvoirs, à ceux même, qui s'appellent du plus doux nom et que de longs siècles semblent avoir consacré. Mais c'est pousser les choses trop loin Madame, et Vous abuser aussi, que de songer à faire de moi la prêtresse du temple qu'il s'agit de Fonder. Sachez donc bien que cette liberté dont Vous me parlez je ne l'ai pu trouver nulle part dans le monde, bien moins encore dans mon intérieur, et q'au fond même de la Thébaïde j'aurais lieu de craindre que ce monde que j'ai outragé ne parvienne à s'imposer à moi que ces hommes que j'ai combattu ne trouvent le chemin d'un coeur, qui ne sait garder rancune. L'isle de Calypso ne me convient pas, ce qu'il me faut c'est une vie *dans* le monde *pour* le monde, si rude qu'elle soit. A qui veut vivre dans un complet isolement, ce n'est pas trop d'une ame forte et de tout l'héroisme de la vertu, les gens faibles ou égoistes s'en lassent bientôt. Les passages qu'a tort ou à raison l'on a le plus gouté dans mes écrits, sont précisement, ainsi que Vous l'avez observé, ceux où notre intime et tendre attachement pour le monde vient à se revéler par le choc des passions.

Veuillez, chère Comtesse, voir dans ces aveux une preuve de l'estime avec laquelle je suis

Votre devouée

Georges Sand *).

*) Gnädige Frau! Sie machen mich über alles Maßen glücklich, indem Sie mir versichern, daß Ihr Talent, wie das meiner

„Man ſieht," ſagte Clotilde achſelzuckend, „ſie hat meine Aufgabe nicht recht gefaßt, ſonſt müßte grade einem Geiſte, wie dem Georges Sand's, eine großartige Abſonderung vom Geſchlecht unſrer Ruheſtörer, Tyrannen und Henker, äußerſt gelegen kommen. Das Schreiben der Lady Bleſſington, das ich jetzt mittheilen will, iſt eben ſo wenig befriedigend, man

Ihrer Freundinnen, über den Angriffen widerwärtiger Schickſale ſtehe. Aber ich wundere mich nicht darüber, weil es Ihnen ſogleich gelungen iſt, ſich von dem Joche der Männer zu befreien. Welch ein Glück, ſich zu emancipiren, allen Gewalten zu entrinnen, ſelbſt denen, die ſich die ſüßeſten Namen beilegen, und welche lange Jahrhunderte geheiligt zu haben ſcheinen. Daß ſie aber mich zur Prieſterin des Tempels machen wollen, an deſſen Gründung Sie arbeiten, heißt die Sachen zu weit treiben und ſich täuſchen. So erfahren Sie denn, daß ich dieſe Freiheit, von welcher Sie mir ſchreiben, nirgends in der Welt gefunden habe, am wenigſten aber in meinem Innern, und daß ich ſelbſt im Schooße der Thetis werde fürchten müſſen, jener Welt, die ich beleidigt, könnte es gelingen, ſich mir aufzudrängen, jene Männer, gegen die ich geſtämpft, könnten den Weg zu einem Herzen finden, das nun einmal nicht fortdauernd zürnen kann. Die Inſel der Calypſo paßt nicht für mich, weſſen ich bedarf, das iſt ein Leben in der Welt, für die Welt, ſo herb dieſe auch ſein mag. Wer in einer völligen Iſolirung leben will, der muß ein ſtarkes Gemüth und den ganzen Heroismus der Tugend beſitzen, ſchwache, aber egoiſtiſche Menſchen werden es bald müde. Die Stellen in meinen Schriften, welche mit Recht oder Unrecht am meiſten gefallen haben, ſind, wie Sie bemerkt haben, gerade die, wo ſich unſere innige und zärtliche Anhänglichkeit an die Welt, durch den Anſtoß der Leidenſchaften kund giebt.

Sehen Sie, theure Gräfin, in dieſen Geſtändniſſen gütigſt einen Beweis der Hochachtung, mit der ich bin, Ihre ergebenſte

Georges Sand.

ſieht, daß die edle Lady meinen tiefphiloſophiſchen Plan nur als eine Modeangelegenheit betrachtet.

Your letter, dear Countess, surprised me in the midst of some litterary articles I am employed in for some reviews and almanacs. Your plan is quite to my fancy, and if we succeed in bringing this new Order into fashion I will inscribe myself immediately as one its members. I will speak to Lady S— and Lady B— about it as they are now the queens of fashion. However, my dear, satires avail nothing against men now a days; We have seen this in Lady Bulwers book which she wrote against her faithless husband. Most truly yours

Arab. Blessington*).

Die Verſammlung lächelte, als dieſer Brief vorgetragen wurde. „So gar nicht verſtanden — ſo gar nicht verſtanden!“ riefen mehre Stimmen. Clotilde griff nach einem neuen Brief, entfaltete ihn mit einer gewiſſen Feierlichkeit und ſagte: „Nun unſre gemüthliche, gute, ehrliche Bremer.“ Es iſt

---

*) Ihr Brief, theure Gräfin, überraſchte mich in der Arbeit an einigen literariſchen Aufſätzen, mit denen ich für einige Journale und Taſchenbücher beſchäftigt bin. Ihr Plan gefällt mir ſehr, und wenn es uns gelingt, dieſen neuen Orden in die Mode zu bringen, ſo werde ich mich ſogleich als Mitglied deſſelben einſchreiben laſſen. Da Lady S. und Lady B. jetzt die Königinnen der Mode ſind, ſo will ich mit dieſen davon ſprechen. Daß jedoch, meine Theure, Satiren gegen Männer in unſern Tagen nichts ausrichten, haben wir aus Lady Bulwer's Buch geſehen, das ſie gegen ihren treuloſen Gatten ſchrieb. Treulich die Ihre.

Arab. Blessington.

intereſſant, wie die beſcheidene Schwedin gegen die hochmüthige Brittin ſich in Contraſt ſtellt. Ach, aber auch von dieſer zarten, liebevollen Seele ſind wir nicht verſtanden worden. Der Brief lautet:

Mademoiselle!

Jag blyges öfver det berömm Ni godhetsfullt behagat tilldela mina skrifter, hvilka författades endast i afsigt att dermed roa en liten krets af vanner, och om hvilka jag aldrig kunnat tro, att de skulle spridas utom min fädernestads, ännu mindre mitt fädernelands gränsor. Ni ser häraf, Mademoiselle, huru litet jag kändt mig kallad till den bestämmelse. Ni haft den serdeles godheten att tilldela mig. Äro mina skrifter enkla och anspråklösa, så gäller detta i än högre grad om min person. Låt mig, jag ber Eder derom, så förbliva i min Svenska hydda, ur hvilken jag endast går ut, för att se ett litet stycke af verlden, hvaraf jag sedan; väl eller illa, alltid efter mitt sätt, tillskapar en bild på papperet. Emottag, mademoiselle, en helsning, från Jungfru Almquist, den redliga gouvernanten, som i Presidentens hus med denne dansar en ärbar polonaise, och sedan vördnadsfullt med en gammalmodig sigsing, kysser eder hand. Fr. Bremer*).

*) Madem.oiselle! Ich werde ſchaamroth über das Lob, das Sie gütigſt meinen Schriften ertheilt haben, die nur in der Abſicht geſchrieben wurden, einen kleinen Kreis von Freunden damit zu unterhalten, und von denen ich niemals habe glauben können, daß ſie ſich über die Grenzen meiner Vaterſtadt, viel weniger noch über die meines Vaterlandes hinaus verbreiten würden.

Die Verſammlung neigte beifällig das Haupt, und Clotilde legte den Brief der ſchwediſchen Madame Cotin zu den Acten. „So wären wir alſo fertig mit unſern berühmten Zeitgenoſſinnen; doch nein, noch eine, und zwar unſre deutſche Mitſchweſter fehlt, hier iſt ſie.“ Mit dieſen Worten zog die Ordensſtifterin ein Blatt hervor und las:

Herzens-Clotildchen — ich habe Deinen Brief nur flüchtig durchleſen, weil ich eben im Begriff ſtehe, eine zweite Reiſe in den Orient zu unternehmen, lediglich nur, um meinem Recenſenten — Du weißt, ich halte nichts auf Recenſionen — zu beweiſen, daß, wenn ich will, ich auch eine ſo gründliche und tiefſinnige Reiſebeſchreibung geben kann, als nur irgend ein Mann. Mein Engel, Dein Plan iſt delicios, aber leider nicht ausführbar; ſei verſichert, Herzens-Clotildchen, wenn ſich irgend etwas aus dieſem Stoffe machen ließe, ich hätte längſt ſchon darüber einen Roman componirt, wo ich mich als Heldin darin placirt und magnifique mit allen den

---

Sie erſehn daraus, Mademoiſelle, wie wenig ich mich zu der Beſtimmung berufen fühlen konnte, welche Sie mir zuzutheilen die große Güte haben. Sind meine Schriften einfach und anſpruchslos, ſo gilt dieſes in noch höherm Grade von meiner Perſon. Laſſen Sie mich, ich bitte Sie, ſo in meiner ſchwediſchen Hütte verbleiben, die ich nur verlaſſe, um ein kleines Stück Welt mit zu leben, wovon ich ſpäter, gut oder ſchlecht, immer nach meiner Weiſe, ein Bild auf's Papier bringe. Empfangen Sie, Mademoiſelle, einen Gruß von Jungfrau Almquiſt, der rechtſchaffenen Gouvernante, die im Hauſe des Präſidenten mit dieſem eine ehrbare Polonaiſe tanzt, und dann ehrerbietigſt und mit einer altmodiſchen Verbeugung Ihnen die Hand küßt. Fred. Bremer.

mutirten Phraſen, die man über dieſen Gegenſtand jetzt liebt, herausgeputzt hätte. Aber die Frauenemancipationsidee iſt ſchon vulgär geworden, es befaßt ſich Niemand mehr damit, der nicht mit der Maſſe in Conflict gerathen will. Da alle Welt und jede Schneidersfrau Hermelin trägt, tragen die Fürſten keinen mehr. Wenn Du aufmerkſam meine Romane lieſt, ſo wirſt Du ſehn, mein Kind, wie arg ich den Männern mitſpiele, wie ich ſie alle durch die Bank zu moraliſchen Gamin's mache, aber ich kenne meine Leute, ſo wollen ſie heutzutage behandelt ſein, dies grade reizt ſie — ſo blaſirt und ſchwach, und doch dabei ſo lärmend übermüthig iſt das Geſchlecht, daß man nur durch Impertinenzen ihm ein Lächeln des Beifalls ablocken kann. Sage, daß Du ſie verachteſt, und ſie beten Dich an — ſage, daß Du ſie liebſt, und ſie wenden Dir gähnend den Rücken. Nach dieſem Motto hab ich alle meine Romane geſchrieben! was wahr und bleibend an meinen Schriften iſt, iſt die Empörung und der Haß gegen meine Zeit und gegen ihre Menſchen. Ach, mein Engel, ſtiftet nur immerzu Orden über Orden, dieſe misère werdet ihr nicht verbannen.

Lebe wohl, Herzens-Glotildchen! Wenn ich aus Afrika zurückkomme, gehe ich ſogleich nach Amerika über und dann auf einige Inſeln des ſtillen Oceans. Des „ſtillen" Oceans! welch ein himmliſcher Laut. Ja, ſtill — ſtill möchte ich einmal die Welt haben, ſo ſtill, daß man den Athem Gottes wehen hört. Adieu, mein Herz! Ich ſpringe eben in den Wagen. —

Deine

Ida Hahn-Hahn.

Nach Mittheilung dieſer Briefe wurde nun der Beſchluß gefaßt, daß der Orden ſich conſtituiren müſſe und da mehre Mitglieder ſich gemeldet hatten, ſo wurde der nächſtfolgende Tag zur Aufnahme beſtimmt. Den berühmten Schriftſtellerinnen kam man überein, Ehrendiplome zu überſenden. Clotilde las jetzt nochmals die Statuten vor. Jedes Ordensmitglied machte ſich verbindlich, vor Ablauf von fünf Jahren nicht zu heirathen. War dieſe Friſt abgelaufen, ſo ſtand es frei, aus dem Orden zu treten, oder auf eine neue Anzahl von Jahren hin ſich zu verpflichten. Im Orden ſelbſt konnten nur Unvermählte fungiren, ausnahmsweiſe auch Wittwen, doch nie Verheirathete. Der Orden weihte ſich unter geheimnißvollen Ceremonieen ganz dem Dienſte der Menſchheit, und zwar in der Art, daß — wenn ſpäter die Vereinigung mehr erſtarkte und wuchs, eigne Büreaus und Faktoreien gegründet werden ſollten, wo alle Geſchäfte, die bisher durch Männer nur geleitet wurden, in Frauenhände übergingen. Für's Erſte, da die großen Zwecke noch in ungewiſſe Zukunft gerückt waren, ſollte der Verein ſich nur damit beſchäftigen, innerhalb der Geſellſchaft die Frauen ſo viel wie möglich, unabhängig von den Männern zu machen, ihre Intereſſen gänzlich von denen der Männer zu ſcheiden, und, wo es nur irgend ſich thun ließ, zu verhindern, daß Heirathen der Liebesverſtändniſſe geknüpft würden, indem man den jungen Mädchen etwas Höheres bot, nemlich eine myſteriöſe und wunderſame Beſchäftigung, ein Leben außerhalb des Lebens.

Von Frau von Rochelle, die ſich auf dem Schloſſe befand, aber den Verſammlungen nicht beiwohnen durfte, war

die Erklärung eingelaufen und zu den Akten genommen worden, daß ſie von ihren beiden Töchtern das Verſprechen erhalten, vor Ablauf der fünf Jahre nicht an eine Heirath denken zu wollen, und daß ſie hoffe und ihre mütterliche Autorität zu dem Zwecke anwenden werde, daß auch nach dieſer Prüfungszeit beide Mädchen dem Orden treu blieben. Zugleich hatten ſie feierlich verſprechen müſſen, ihre Liebhaber weder zu ſehen, noch zu ſprechen. Dieſe Entſchlüſſe ſeien den jungen Herren notificirt worden.

„So wollen wir denn morgen den feierlichen Act beginnen," hob Clotilde an. Wir wollen die Ordensjungfrau Cecilie, mit ihrem geweihten Namen Suſammis genannt und Frau von Traubenfels, unſre edle Freundin, mit ihrem geweihten Namen Oſira genannt, in den erſten und oberſten Grad aufnehmen, in den unterſten Grad jedoch die beiden Schweſtern Auguſte und Sophie von Rochelle. Die Erſtere ſoll auf der heiligen Sphinx Platz nehmen, die Zweite in die Gemächer der Katakomben geführt werden. Suſammis und Oſira werden die heiligen Opferbecken halten. Auch hoffe ich, morgen den theuren Ordensſchweſtern eine Merkwürdigkeit vorzuführen, nemlich ein wunderſames Weſen, das da behauptet, aus einem jahrtauſend langen Schlaf erwacht zu ſein, und ſich im Beſitze uralter Geheimniſſe und wunderthätiger Mirakel weiß. Ihr ſollt das Weſen morgen kennen lernen, theure Schweſtern. Sie lebt hier im Schloſſe, aber ſorgfältig von mir verborgen, denn ihr ganzes Thun und Treiben iſt ſo höchſt ſeltſam und geheimnißvoll, daß man billig Anſtand nimmt, eine ſolche Exiſtenz dem gewöhnlichen

Günther sc.

Der Singestein bei Postelwitz.

Tageslichte und dem Alltagsgerede der Menschen Preis zu geben. Von meiner Hand geführt, wird dieses Kind des Wunders morgen die Stufen unseres Tempels ersteigen, um sich den Blicken der Eingeweihten zu zeigen. Für jetzt wollen wir die Sitzung schließen. Der Gruß der Sterne über Euer Haupt, Schwestern!"

Zu der angegebenen Stunde wartete Marsan auf seine kleine Dorfschönheit, doch vergebens. Er hörte sie draußen im Gange kehren und scheuern, der Lärm nahm kein Ende, aber wohl die Geduld unsers Wartenden. Er öffnete endlich leise die Thüre, die aus der Küche in den Gang führte, und sah nun Babet, die erhitzt und zornig aussah, ihm einen scheuen Blick zuwarf und plötzlich in seine Nähe sprang, indem sie den Kehrbesen gegen ihn erhob, laut rufend: „Ach, die häßliche Spinne, die hätt' ich bald übersehen, die muß noch herunter!" Marsan zog sich zurück vor der rauhen Berührung, und das Mädchen, halb hinter dem großen Ruthenbündel der dürren Zweige versteckt, lachte muthwillig und zischelte ihm zu: „Gehn's — der Christoph steht drüben auf der Lauer! Der dumme Mensch muß gestern Argwohn gehört haben. Machen's daß Sie fortkommen!" Sie machte einen Sprung, als wollte sie oberhalb der Küchenthüre ein Spinngewebe erreichen und rief: „Der Kanker, der Kanker! ich hab ihn! Ist ein giftig Thier; steht immer auf der Lauer, wenn die unschuldigen Fliegen einmal sich einen Spaß machen wollen. Aber nun ist der häßliche Kanker todt!" Sie fuhr lachend und singend zur Hausthür hinaus, indem sie wie

zufällig, dem armen Chriſtoph in ſeinem Verſteck einen tüchtigen Streich mit dem Beſen ertheilte. Marſan trat mißmuthig aus dem Hauſe, und ſetzte ſich, unſchlüſſig, ob er die Kleine erwarten, oder gehen ſolle, auf die Bank im Küchengarten. Wie er, den Kopf geſenkt, ſo träumend daſaß, erregte ein langer dünner Schatten, der auf dem Sande ſich hindehnte, ſeine Aufmerkſamkeit. Er blickte auf, und gewahrte den nächtlich umwandelnden Profeſſor. Er grüßte den wunderlichen Mann, und bat ihn, auf der Bank Platz zu nehmen. Nach und nach leitete ſich ein Geſpräch ein, das nichts Seltſames zu Tage förderte, und in welchem der Profeſſor wohl als ein kranker hypochondrer Stubengelehrte, aber keineswegs wie ein im Geiſte Geſtörter erſchien. Allein, bald that ſich etwas Beſonderes kund. Marſan ſprach von einigen Küchenkräutern, die nah an der Bank blühten. Plötzlich nahm der Profeſſor eine verächtliche Miene an und ſagte in einem wegwerfenden Tone: „Ich kenne ſie; es ſind gemeine Leute. Es iſt nie etwas Großes in ihrer Familie geſchehen. Sie haben nirgends Agenten und Geſchäftsträger, die für ſie unterhandeln und ſie mit den Großmächten der Pflanzenwelt in Berührung bringen. Es iſt nur eben ſimples Zeug, das da blühet, und nicht weiß, was blühen heißt."

„Aber, mein Herr; weiß denn eine Blume überhaupt, daß ſie blüht?"

„Die großen, die vollſtändigen, die gadelten wiſſen's."

„So?! —"

„Ja. Sie können's glauben. Ich, der ich ſelbſt eine Blume war, ich muß davon ſprechen können." Marſan ſah ihn

aufmerksam an und Jener fuhr in träumerischer Weise fort: „Wenn meine Erinnerungen nicht weit tragen, so macht das, weil ich in einem kleinen Klostergarten blühte, gepflegt von einer einsamen alten Nonne, der einzigen, die man, als das Kloster aufgehoben wurde, darin zurückgelassen hatte. Es war die Gottgeliebte Jungfrau Armentraudis. Früh, wenn es zur Mette läutete, kam sie herab, blickte mir tief in den Kelch mit ihren alten, frommen Augen, lobte meine Schönheit, wünschte reichlich Thau und Sonne vom Himmel auf mein Haupt herab, und verlor sich dann leise auf ihrer Krücke hinkend an der Mauer hin, indem ihr weißer Schleier im kühlen Morgenwinde nachflatterte. Dann hörte ich sie oben singen und den Herrn loben. Einmal kam sie nicht am Morgen, es wurde Mittag, es wurde Abend, sie kam nicht. Ich schloß meine Blätter trauernd. In der dritten Nacht, bei falbem Mondenlicht trugen sechs Nonnen vom benachbarten Kloster eine Leiche aus der kleinen Pforte in der Mauer; es war meine Pflegerin. Still in Nacht und Nebel gingen sie mit ihr hin, und nie wieder sah ein so frommes Menschenauge in meinen Kelch. Ich starb bald darauf und meine Seele verließ den Blumenkörper, um in den freiern und gebildetern Thierleib einzugehen. Auf hoher Alpe erwachte ich als flüchtiger Gaselle zum neuen Dasein. Allein, das Blumenleben klang noch in mir nach; ich war wohl so schlank und fein gebaut, wie meine Genossen, allein nicht so flüchtig und geschickt, wie sie. Mein Thierkörper war mir lästig, ich achtete sein nicht, und darum kam es, daß ich ihn auch bald verlor. Ein Jägersmann, ein hübscher Bursche, stellte mir nach;

meine Gefährten entflohen, ich aber blieb ſtille ſtehen auf gefährlicher Felsſpitze, und verſenkte mich mit klugem, fragendem Aug in das Anſchauen einer ſchönen Blume, die der Jäger im Knopfloche ſeines Rockes trug. Es war dieſelbe Blumengattung, die einſt an meiner Seite geblüht, vielleicht die Urenkelin jener Blume. Mich durchſchauerten alle Entzückungen und ſüßen Schmerzen einer Blumenexiſtenz, und nicht vermochte ich auch nur einen Schritt zu thun, um dem Tode auszuweichen. Er erreichte mich. Sterbend, und mit meinem Blute den Felſen röthend, ſah ich noch, wie der Jäger ſich über mich bückte und dicht an mein brechendes Auge drängte ſich der wunderſchöne Kelch der angebeteten Blume, gleichſam mich noch im Tode tröſtend. Wieder wurde ich neu geboren und war nun — Menſch. Wiſſen wir, welche Mächte mit uns ſpielen, während wir dieſes hochmüthige Erdenkleid tragen, dieſes ſchönſte und reichſte in der Garderobe dieſer ſichtbaren Welt? Wiſſen wir, welch ein Daſein, längſt vorübergelebt, und doch wieder nah, in unſre jetzige Tage hineinragt? Ach, wir wiſſen's nicht; nur Einige, und dieſe wahrlich nicht die ſchlechteſten unter uns, berührt die Ahnung einer Exiſtenz vor dieſer. Es ſind Träumer, Dichter, Seher, wenn ſie recht durchgeiſtigt ſind Propheten und Lichtzeugen. Aber die größte Zahl der Gebornen wechſeln nur die Nebelkappen und Schleier; ſie ſind ein tauber Stein geweſen, eine blöde nichtsſagende Blume, ein einfältiges Thier, und zuletzt dann ein unbedeutender Menſch, ein Weſen, das den Kreislauf von Neuem beginnen muß, um Ahnungskeime in größerer Fülle und in bewußterer Klarheit in ſich zu ſammeln.

Was mich betrifft, ſo hing ich auch als Menſch meiner Blumenvorzeit an. Ich wurde Botaniker," und nun hatte ich ſie alle um mich, alle die lieben bunten Farbengeiſter, dieſe flüchtigen Genien in zarte Leiber von Hellblau und Roſenroth gekleidet, ich ſammelte ſie um mich her und ſchaute jeder in's Antlitz, immer fragend, „war ich einſt Du?" Vergebens; ich wußte nicht mehr, welches dünne Faſerkleid ich einſt getragen. Das zurückdeutende Bewußtſein, das ich als Inſtinct im Thierleibe noch gehabt, war im Menſchenkörper ſchon geſchwächt und verdüſtert; vom Lichte einer kommenden, ſchon hineinſtrahlenden Exiſtenz überglänzt. Nur in ſtiller Nacht geht mir der frühe Blumentraum auf, wie ein liebliches Leuchten der Erinnerung aus den Kindertagen; es drängt mich dann hinaus auf ſtilles Feld oder Wieſe, und die ſchaurig ſüßen Nachtlüftchen über mich hinfahren laſſend, iſt's mir, als gehe, wie vor Alters, der Athem Gottes über mein Blumenhaupt, als ſchlüpfe der Mondesſtrahl wieder geheimnißvoll in den Ring eines Kelches, als dringe die befruchtende Kühle, das liebliche Leuchten und die ſüße Nachteinſamkeit tief in den innern Bau meiner Kapſel, und entlocke meinem Buſen den Liebesathem der Blumen, den narkotiſchen Duft."

Marſan hatte den ſeltſamen Träumer ruhig ſprechen laſſen und zeichnete unterdeſſen mit ſeinem Spazierſtöckchen Blumen in den Sand. Der Profeſſor fuhr fort: „Mein Leben iſt kein glückliches. Das ewige Forſchen und Suchen nach der Blume, die ich einſt geweſen, macht mir Kummer und trübt meine Tage. Zuweilen iſt's mir, als ſtamme ich von der großen Lotosblume ab, die in die Welten des heiligen Ganges

ihr kronentragendes schweres Haupt senkt, aber wie wäre ich alsdann in den kleinen ärmlichen Klostergarten gekommen? Auf welchem Wege wäre die alte fromme Nonne zu meinem Besitz gelangt? Alles dieses gäbe Räthsel, die ich zu lösen, nicht im Stande wäre. Aber gleichwohl ruht etwas Fremdes in meinem Blumenbewußtsein. Ich fühle mich nach Indien hingezogen, ich höre, wenn ich Nachts so einsam auf dem Felde stehe, ganz deutlich den heiligen Ganges-rauschen und aus einem uralten Tempel des Brama, der seine düstern Mauern in den Schatten eines undurchdringlichen Hains birgt, tönt das monotone Gebet eines Derwisch, den ich zu kennen glaube. Wenigstens ist's eine zitternde, wunderliche Stimme, die die ältesten, verhülltesten Erinnerungen in mir lebendig ruft. O, wenn es wahr ist, wenn ich wirklich von der heiligen Lotosblume abstamme, wie gebenedeit ist dann mein Leben! Gemeines und Nichtiges kann nie und nimmer an mich rühren. Ich will dann nicht verzagen, und werde das irdische Leid, das ich als Mensch zu tragen habe, auch mit Geduld überstehen."

„Und welches ist dieses irdische Leid?" fragte Marsan neugierig.

„Daß mir meine Frau davongelaufen ist," entgegnete der Professor plötzlich in einem ganz andern, fast munterm Tone.

Marsan konnte trotz aller Anstrengung ein Lachen nicht unterdrücken, das sein Gefährte übel zu nehmen schien, denn er setzte gleich mit einem trocknen, mürrischen Husten hinzu: „Ja, sie ist davongelaufen, und wie ich glaube, irrt sie in

dieſer Gegend umher. Dies iſt auch der Grund, weshalb ich grade hier blühe, denn ſonſt könnte ich wohl ein ruhigeres Plätzchen finden, als grade dieſes Dorf, wo der große Borkenkäfer in meiner Nähe iſt, der jetzt als Menſch den Titel eines Verwalters dieſer Herrſchaft führt, aber immer noch ſeine grobe Käfernatur beibehalten hat, wie er mir's neulich bewieſen hat, als ich in ſeinem Garten ſtand und blühte. Im Garten der Nonne, als wir Beide noch im primitiven Zuſtand waren, ich Blume, er Käfer, hatten wir ſchon immer Streit und Unfrieden mit einander. So etwas ſetzt ſich auch in ſpäterer Zeit fort. Mich ſoll das aber nicht hindern, meine Amalie zu ſuchen, denn da der Director des Antiquitätenmuſeums ſich auf ſeiner Ferienreiſe grade hierher gewendet hat, ſo folgt hieraus, daß ſie in der Nähe ſein muß, denn ſie reiſt ihm nach."

„Ich würde eine ſo ungetreue Frau nicht weiter aufſuchen," ſagte Marſan.

„Urtheilen Sie nicht zu hart, junger Mann," entgegnete der Profeſſor. „Amalie iſt eine Natur ſeltſamer und unerforſchlicher Art. Sie würde dem Director, der übrigens der widrigſte Mann iſt, der jemals gelebt und der ſich noch dazu gar nichts aus ihr macht, nicht hierher gefolgt ſein, wenn ſie nicht dazu ihre Gründe hätte. Der grobe Mann ſchrieb mir ſogar in den letztern Tagen ein Billet, worin er mich bat, meine Frau zu veranlaſſen, daß ſie nicht mehr in ſein Muſeum komme, er habe Antiquitäten genug und brauche keine neue. Dieſe empörende Sprache ſchreckte aber meine ſanfte Amalie nicht ab, ſie endlich dennoch mit dem Barbaren, der

ſie gewiß irgendwo dem Elend und dem Verkümmern preis gegeben hat."

„Das iſt allerdings ſehr viel Unglück!" ſagte Marſan aufſtehend und ſich nach Babet umſehend. „Ich wünſche, daß Sie wieder zu Ihrer Frau gelangen, Herr Profeſſor. Einſtweilen empfehle ich mich Ihnen." Er ging und der lange blaſſe Mann blieb auf der Bank träumeriſch ſitzen. In der Fliederlaube traf Marſan auf Babet, die heimlich, und wie es ſchien, zärtlich mit Felix flüſterte. „So, Babet," rief der Eintretende, „mich beſtellſt Du, und mit einem Andern hältſt Du das Rendezvous ab. Iſt das Sitte bei Euch Landmädchen?"

Die Kleine ſprang auf, hielt ſich in affectirter Schaam die Schürze vor den Augen, lachte dann ſchelmiſch und ſprang ſingend in die Gebüſche hinein; einige Minuten ſpäter ſah man ſie neben dem Profeſſor auf der Bank im Küchengarten ſitzen, und mit dieſem wieder flüſtern und lachen. „Sie hat uns alle zu Narren," rief Felix; „ein Dorfkobold in Mädchengeſtalt. Aber ihr Plan, den ſie mir eben mitgetheilt hat, beſitzt meine Billigung; er iſt phantaſtiſch gefahrvoll, alſo ganz nach meinem Sinne. Dieſer Belagerungszuſtand muß endlich mit einem tüchtigen Handſtreich endigen."

„Und was haſt Du ausgemacht?" fragte Marſan.

„Daß wir noch heute Abend Alle auf dem Schloſſe uns befinden und zwar in Geſellſchaft unſrer Bräute."

„Unmöglich! Wie ſoll das werden?"

„Komm, ich theile Dir den Angriffsplan mit." Er faßte ihn unterm Arm, und Beide gingen den Baumgang hinab.

„Doch vorerſt," ſagte Felix, „nimm dieſen Brief. Meine erhabene Schweſter hat ſich gütigſt herabgelaſſen, einer Deiner vielen de- und wehmüthigen Briefe zu beantworten, und unter meinen Schutz ſich begebend, gebietet ſie Dir, ihren Befehlen ſchuldigſt zu gehorſamen. Wahrlich, das iſt doch geſprochen wie ein preux chevalieur der guten alten Zeit."

Marſan nahm den Brief, drückte ihn an ſeine Lippen und rief: „ſo laß mich ihn leſen." „Später!" mahnte Felix. „Nicht doch;" entgegnete der Gefährte; „ſie könnte mir hier die Erlaubniß verweigern, ſie zu ſehen, und dann gehorche ich, Ihr mögt dann Euren Plan ohne mich ausführen!" „O, da biſt Du ein noch größerer Muſtercavalier, wie ich!" lachte Felix. „Nun, ſo geh denn und lies."

Marſan blieb an einem der Bäume im Gange lehnen und las den Brief: „Wenn Sie, lieber Woldemar, meine Freundin Clotilde ſchelten, ſie für die alleinige Urſache unſerer Trennung anſehen, ſo ſind Sie im Irrthum. Um ihr und mir nicht Unrecht zu thun, ſo erfahren Sie hier den wahren Zuſammenhang der letztern Ereigniſſe. Die Offenheit, die ich Ihnen hiermit beweiſe, das Vertrauen, das ich Ihnen ſchenke, ſeien Ihnen Beides Zeichen, daß Sie meinem Herzen nicht gleichgültig ſind. Sie kennen zum Theil die Schickſale meiner Familie. Sehr früh ward ich des elterlichen Schutzes beraubt und — ich will meinen guten Bruder zwar nicht anklagen, ihn aber auch nicht ohne Verdienſt verherrlichen — auf meine eigne Kraft, auf mein eignes Urtheil hingewieſen. Ich wuchs bei einer Tante auf, die mitten im Strudel frivoler Vergnügungen in Paris lebte. Die erſten

Eindrücke, die ich empfing, waren Glanz, Pracht, ewiges Lächeln, ſtete athemloſe Luſt, ewiges, den Gegenſtand wechſelndes Vergnügen. Das Kind, deſſen träumende Seele noch in der ſchützenden Hülle der Einſamkeit hätte verſchloſſen liegen ſollen, wurde mit treibender Haſt an die Licht- und Sonnenſeite des Lebens gezogen. Was war die Folge davon? Frühe Ermüdung und jenes fahle Liebe- und Haßloſe Lebenskleid, das einer jugendlichen Erſcheinung ſo übel kleidet. Ich will nicht ſagen, daß ich die Thorheit, oder gar das Laſter kennen lernte, nein; aber ich wußte ebenſowenig unter dem Gewühl der Eindrücke Tugend und Liebenswürdigkeit herauszufinden. Jedes moraliſche Merkmal verlor ſich, und ich lernte nur die Eigenſchaften des Körpers und der Seele bezeichnen, als ſolche, die gefallen und Glück machen, und ſolche, die in der großen Welt verpönt ſind. Die Fäden, an denen man mich lenkte, lagen offen vor meinem Blick; man gab ſich nicht einmal Mühe, ſie vor mir zu verbergen. Dies nennt man gute Erziehung. Eine ſolche hatte ich erhalten; ich mußte noch dankbar ſein. Aber ich war es nicht. Es gab Stunden, wo ich fühlte, daß mir Alles fehlte, was den Menſchen zum Menſchen macht, daß ich keine denkende Seele hatte, wenigſtens ihre Kraft und ihr Leben nicht bei mir geſpürt. Anfangs waren dies flüchtige Minuten, dann Stunden, endlich Tage und Wochen. Mein äußeres Leben veränderte ſich indeſſen nicht, wohl aber mein inneres. Mein Herz nahm ſeinen Lebensſtoff aus eignem Willen anderswoher, als wo die Welt ihn nahm. Ich lernte die Marquiſe T — kennen, die ſpäter eine Fromme geworden iſt; ich

wurde keine, aber ich fiel auf den träumerischen Gedanken, mitten in der Welt, umrauscht von ihren sogenannten Freuden, ein Kloster zu gründen; wo möglich ein Trapistenkloster. Es fanden sich sogleich mehre Freundinnen zusammen, und wir gründeten einen Orden des Schweigens. Wir hießen die lebenden Statüen. Da die Worte so mißbraucht wurden, sprachen wir dadurch, daß wir schwiegen. Man fand dies interessant, dann fand man's lächerlich und dann — vergaß man uns. Wir jungen Mädchen hatten aber dadurch etwas gelernt, was wir ohne diese kindische Spielerei nie gelernt hätten, nämlich zu hören. Es ist dies schon eine Art Selbstkenntniß, indem es Selbstbeherrschung auferlegt. Das unnütze Wort leicht hingeworfen in den Strudel anderer unnützen Worte, scheint nur ein kleines Uebel, es ist aber ein großes, in seinen Folgen oft unberechenbares, es überdeckt die Seele mit jenem Schleier von Staub, der dem Spiegel die Klarheit nimmt, so daß jedes Bild, das hineinschaut, nur trübe wieder herausgebildet wird. Weil wir immer unwahr und unnütz in Gesellschaft sprechen, so findet der edle Geist, der Herzen und Seelen sucht, es nicht für nöthig, uns anzureden, er weiß doch, daß kein ächtes und wahres Bild ihm aus diesen staubigen Spiegeln entgegentritt. Diese Erkenntniß wurde mir, und ich glaube auch, gleichzeitig meinen Freundinnen zu Theil. Der Orden des Schweigens löste sich auf, aber da wir wieder sprachen — glaub ich — sprachen wir ein wenig vernünftiger und besser, als wir früher gesprochen hatten. Ich that nun einen Schritt weiter. Sollte es nicht möglich sein, rief ich mir zu, die Welt nur so weit an uns kommen zu las-

ſen, als wir es für gut für unſre beſſere innere Natur finden? — Das wäre alſo Abſonderung von der Welt? — Nein! keine Grimace, kein Spiel, keine Seltſamkeit, kein, auf Eitelkeit gebautes, Beſonderes! Nur Ehrlichkeit mit ſich, mit Andern. Nur ſtarkes und feſtes bei ſich Beſtehen, bei ſich Feſthalten; und dieſes Alles in eine Form gebracht, weil ohne Form doch nun einmal das Bild des Gedankens ſich nicht dem Leben einprägt, weil ohne Form der beſte und edelſte Entſchluß keine Früchte trägt. In dieſer Zeit meines Philoſophirens und Grübelns über meinen Gegenſtand lernte ich Clotilde kennen. Ihre Erſcheinung hat etwas Imponirendes; man glaubt das Leiden eines edlen Herzens in ein Bild gebracht leibhaftig vor uns wandeln zu ſehn. Damals hatten ihre Züge noch nicht die unerbittliche und lähmende Strenge angenommen, die ihnen jetzt innewohnt; ſie ſah, wenn ich ſo ſagen ſoll, menſchlicher aus, nicht ſo ſtatuenhaft, nicht ſo monumental — auch für dieſes Wort muß ich um Entſchuldigung bitten — wie jetzt; denn ſie gleicht dem Bilde der ſtreitenden Kirche, wie ſie auf jenem ſchönen Denkmal von Canova dargeſtellt iſt. Ich ſchloß mich ihr an. Nach einigen Mittheilungen des innigſten Vertrauens fand ich in ihr ein verwüſtetes Herz, verwüſtet nicht ſo ſehr durch Schmerzen, die die Welt ihm angethan, als durch eigene maaßloſe Eitelkeit, durch einen Hochmuth, der jede menſchliche Annäherung von ſich weiſt. Ich theilte ihr meine Ordenspläne mit, und ſogleich war ſie bereit darauf einzugehn; aber ſie übertrieb. Ich merkte dies wohl, doch entſchuldigte ich es. War ſie doch ſtolz und edel, in ganz unwürdige Hände war ich alſo ſicherlich

nicht gefallen. Clotilde war erbittert und feindselig gegen die Männer gesinnt, mein Ordensgelübde, das nach meinem Plane auf Veredlung und Sicherstellung unsres eignen Innern sollte gerichtet sein, wurde durch sie in eine Diatribe gegen die Welt und besonders gegen die Männer verwandelt. Ich ließ mich überstimmen und leiten, denn die ungewöhnliche Erscheinung dieses düstern und rachsüchtigen Wesens hatte mich willenlos in ihre Kreise gebannt. Statt zu trachten, selbst besser zu werden, gingen wir darauf aus, Andere zu bessern; Andere, deren Wohl und Weh uns eigentlich nichts anging. So entstand eine sehr eitle und selbstsüchtige Vereinigung. Ich habe dies jetzt erkannt, und dieses Erkennen hat in meine Seele Zwiespalt und Kummer gebracht. Ja, Woldemar, ich erröthe nicht vor Ihnen, mich einer schwärmenden, auf Unmögliches gerichteten Phantasie anzuklagen; ich erröthe nicht, Ihnen zu bekennen, daß ich mit einem äußerst zarten und heiligen Geheimniß spielte, mit dem Frieden in meiner Brust. Als ich Sie kennen lernte hatte Clotilde schon mein Versprechen erhalten, kein anderes irdisches Band zu knüpfen, als das, welches mich an unsern Orden bindet. Ich hatte es über die Eitle und Stolze vermocht, unsrer Vereinigung doch wenigstens einige nicht ganz selbstische und frivole Zwecke unterzulegen; ich hatte in die Statuten jene Sätze gebracht, die auf ein weitverbreitetes System der Mildthätigkeit hinarbeiten sollten. Clotilde wollte nichts als Rache, Entfremdung, Haß aussäen, ich wollte helfen, bessern, lindern. Auch ich wollte ehelos bleiben, aber nicht um dadurch meinem Eigenwillen und meiner Weltverachtung Genüge zu thun, sondern um frei über

meine Kräfte und meine Zeit zum Wohle meiner Mitgeſchöpfe gebieten zu können. Clotilde wollte ſich emanzipiren, um zu herrſchen, ich wollte mich emanzipiren, um zu dienen. Niemandem wollte ich das Glück der Liebe rauben, Clotilde dagegen zählte jeden Tag, an dem es ihr gelang, ein junges gläubiges und hoffendes Herz von der Welt abzuwenden, zu einem Feſttage. Durch ihren geſellſchaftlichen Einfluß, mehr noch durch die Macht, die ihre Perſönlichkeit auf die Gemüther ausübte, gelang es ihr, ſehr Viele zu unſrer glaubens-, hoffnungs- und liebeloſen Lehre herüberzuführen. Dies iſt die Geſchichte unſres Ordens. Wie Sie ſehn, mein Freund, hat er ſeine belachenswerthe, aber auch leider ſeine ſehr ernſte Seite. Es mag dies wohl mit jeder Ordensgründung, die die Welt kennt, der Fall ſein. Immer Eigenwille und Selbſtſucht unter dem Scheine des Befördernwollens allgemeinnützlicher Zwecke. O ich bin ſo ziemlich von meiner Krankheit geheilt. Unſre Zeit brütet Syſteme und Verbindungen aus; ſollten wir Frauen, die wir recht eigentlich Prieſterinnen der Phantaſie ſind, ohne Anfechtung, myſteriöſe Elemente ins Leben zu bringen, bleiben? Gewiß nicht. Das achtzehnte Jahrhundert zeigt, welch einen Einfluß die Frauen auf die geiſtige Geſtaltung der Welt ausübten; wie die weiblichen Dämonen thätig waren, wie weibliche Hände bald hierhin bald dorthin Feuerbrände trugen, und mehr als eine Atalante den Weltlauf mit den Genie's des Jahrhunderts begann, liſtig irgend eine kleine weibliche Schmeichelgunſt dem Manne auf dem Wege hinwerfend, um ihn aufzuhalten und ihn dann zu überflügeln. Etwas von dieſem Trotz gegen die Allwiſſen-

heit und das Alleskönnen der Männer klopft auch in meinem Busen. Ich will die Ehe und die Liebe nicht, wenn sie mich von irgend einem Engelflug abhalten. Ich will forschen, ewig und immer thätig in mir selber arbeiten, die ganze Welt, so weit ich sie erreichen kann, soll mein sein und ich will ihre Süße und ihr Bitteres ausbeuten, um mein Herz Liebe und Demuth zu lehren. Ich möchte, mein theurer Woldemar, ein Weib sein und bleiben, aber ein Weib, das sich keine Fessel anlegen läßt, selbst nicht durch die geliebteste Hand, das aber selbst freudig jede, auch noch so drückende Fessel sich anlegt, um dem zu dienen, den sie liebt. — —"

Marsan faltete den Brief schnell zusammen, steckte ihn zu sich und eilte Felix zu erreichen, der am Ende des Baumganges auf ihn wartete. „Nun, was hat Dir meine chère soeur geschrieben?" fragte der Bruder. „Daß sie ein Engel ist," entgegnete Marsan leidenschaftlich, „und daß ich alle meine Kräfte ansetzen muß, um sie aus den Krallen eines Teufels zu befreien."

„Das hat sie Dir geschrieben?" sagte Felix erstaunt.

„Ich bitte Dich, frage nicht. Eines steht fest; sie muß noch heute mein werden. Ich werde ihr thörichtes Gelöbniß brechen, ich werde sie bei der Vernunft und unserer Liebe beschwören, daß sie sich in meine Arme werfe."

Felix näherte sich ihm und sagte lächelnd: „Höre! bei der Liebe! ja, das laß ich gelten, obgleich die Frauen auch sonderbare Ansichten über die Liebe haben — aber die Vernunft? die laß aus dem Spiele. Bei den Frauen ist Pedanterie und Vernunft immer ein und dasselbe; sie verlachen

beides. Aber nun da Dir die Hoffnung leuchtet, armer Bruder, so erfahre, daß Frau von Traubenfels ebenfalls geschrieben hat und zwar ohne weitere Umschweife — direct an mich. Wittwen haben immer mehr Courage. Auch sie wankt und droht, vom Orden abzufallen, aber noch nicht in meine Arme. Im Gegentheil, sie sagt mir die ärgsten Sottisen, rückt mir vor, daß ich irgendwo und irgendwie eine Untreue soll begangen haben. In der That, mein Gedächtniß ist schwach, die liebenswürdige Frau könnte Recht haben; aber ich muß mich bei dieser Gelegenheit als Mann zeigen — sie soll nicht Recht haben; ich will es, sie soll nicht. Das werde ich ihr heute Abend näher auseinander setzen. Nun komm, ich will Dir unsern Plan deutlich machen. Laß uns in jene Laube uns setzen. Doch verdammt! Da sitzt die Babet wieder mit ihrem Christophorus. Diesmal dürfen wir sie nicht stören, denn sie setzt, uns zu Liebe, ihrem Vielgetreuen den dicken Kopf etwas zurecht, denn er ist eine Hauptperson; er soll uns heute Abend, mit eigner Gefahr — denn über den armen Schelmen wird ein erschreckliches Gericht gehalten werden, wenn unser Unternehmen mißglückt — ins Schloß und zwar in den geheimnißvollen Thurm, wo die eleusinischen Mysterien abgehalten werden, einführen. Komm, wenden wir uns hierher." —

Ein sehr dunkler regnigter Abend begünstigte die kleine Karavane, die sich mit Babet, welche eine Laterne trug an der Spitze, auf den Weg machte, um aus dem Dorfe auf Schleichwegen zum Schlosse zu gelangen. Die vier Leidensgefährten hatten sich zu Zwei und Zwei unterm Arm gefaßt und schlenderten stillschweigend die dunkeln Plätze hin. Hin-

terher folgten zwei Diener, die verdeckte Körbe trugen. Um auf alle Fälle gewaffnet zu sein, hatte Traunstein seinen Reisehirschfänger und der junge Baron Karlfels eine alte Flinte des Dorfwirths mitgenommen. Als man die letzten Häuser des Dorfes passirt hatte, wurde die am Horizont auftauchende Mondscheibe sichtbar. Der warme Regen tropfte nieder und die Finsterniß war so dicht, daß nur mit Mühe der Pfad gefunden wurde, der quer durch's Feld in eine Niederung leitete und alsdann über eine herrschaftliche Wiese führte. An einem kleinen Bächlein machte man Halt, man hatte die Brücke verfehlt, oder es war überhaupt keine da. Babet lief am Ufer hin und her, und ihre kleine rasch hin und her schwankende Laterne beleuchtete wie ein kolossaler Glühwurm die nächtlichen Gebüsche. Die Freunde trennten sich, zwei von ihnen machten eine Expedition nach einer nahen Scheune und kehrten glücklich mit ein paar erbeuteten Brettern zurück, die man über's Wässerchen so gut es gehen wollte legte und nun hinüberschritt. Als der Zug der Eroberer dem feindlichen Schlosse sich näherte, war besonders Vorsicht nöthig. Die Laterne wurde verdeckt, während man in die niedere Parkthüre einschritt, die Christoph offen gehalten hatte. In den Gängen des großen, finstern, alterthümlichen Parks angelangt, wandelte man vorsichtig an den Gruppen der Statuen vorüber, die wie träumende Geister der Nacht in tiefer Finsterniß brüteten. Während man an dem Erdgeschoß vorbeischritt, öffnete sich ein Fenster der untern Küchenräume und eine Stimme rief: „Wer da?" „Ich bin es:" rief Babet, „ich bringe für die Fräulein die neugewaschenen Spitzentücher." Das Fenster wurde wieder

zugeſchlagen und der Zug ging weiter, aber jetzt mit erhöhter Vorſicht ſich an die Mauer hinziehend. Der Thurm war erreicht, aber die Pforte am ſüdlichen Eingang, die nach der Verabredung offen ſein ſollte, war es nicht. Babet ſetzte ihre Laterne hin und lief, ſchnell wie ein Kätzchen, um die Thurmmauer hin. Die Freunde blieben jetzt um das Licht der im tiefen Graſe ſtehenden Laterne gruppirt. Man wartete, die Kleine kam nicht wieder; ganz in der Entfernung hörte man Stimmen flüſtern. „Teufel!“ rief Traunſtein unruhig, „wenn die Hexe uns verriethe! Mir ahnet ſo etwas!“ Die Freunde riefen ihm zu, ſtille zu ſein. In dieſem Augenblicke klirrte oben im Thurme ein Fenſter und das lange alberne Geſicht Chriſtophs ſah in die Nacht hinab. Sogleich war Babet auch da, ſprang auf einen hohen Stein, drohte mit ihrer kleinen Fauſt hinauf und rief: „Wirſt Du öffnen, Mondkalb?“ „Löſchen's die Laterne aus!“ flüſterte es von oben herab. Es geſchah und bald darauf hörte man vorſichtig das Pförtchen von innen öffnen. „Ihr müßt in dieſem Keller noch ein Viertelſtündchen warten“ ſagte der Diener. „Die Damen befinden ſich gerade im anſtoßenden Gemach, ſo daß wir jetzt nicht ins Kabinet kommen können.“ Dieſer Befehl fand vielen Widerſtand, allein man mußte gehorchen und der ganze Zug kroch eine enge Kellertreppe hinab in eine Art Burgverließ, eine kleine feuchte Kammer, kaum groß genug, um die Hälfte der Anzahl der irrenden Ritter mit Bequemlichkeit zu beherbergen. Die Laterne wurde auf die Treppenſtufen geſetzt und man wartete nun ungeduldig, bis der zurückkehrende Chriſtoph endlich das erwünſchte Zeichen gab. Babet, die

hier ihre Aufgabe gelöst hatte, entfernte sich, nachdem sie vorher ihre Schützlinge auf das eifrigste der Vorsicht des Dieners empfohlen hatte.

Christoph ging alsbald mit verdrüßlicher Miene voran und brachte nach vielem Stehenbleiben und Hin- und Wiederlauschen seine Pflegbefohlenen endlich in das mysteriöse Ordenszimmer. Es war ein rundes Gemach, mit einem seltsamen phantastischen Anputz versehen. Da nur eine spärliche Beleuchtung brannte, so wurde es schwer, die Gegenstände, die sich hier dem Blicke boten, sogleich deutlich zu erkennen. Auf einer Erhöhung von einigen Stufen lag eine Sphinx, ziemlich grob und geschmacklos gearbeitet; ihr gegenüber auf einer gleich hohen Tribüne zeigte sich das Bild der Isis, eine verschleierte Gestalt, die im Dämmerlicht etwas Imponirendes an sich hatte; vor diesen beiden Figuren befand sich eine Art Opferaltar mit geheimnißvollen Emblemen verziert und gegenüber diesem orakelhaften Möbel in der Tiefe des Gemachs eine Nische in der Mauer, die ein äußerst kleines und niedriges Kabinet mit einem Sopha und einem Tische versehen, bildete. Zur Seite der Nische lagen eine Anzahl Ziegelsteine, eine Kelle und etwas Mörtel. Christoph, der dies Alles mit einer gewissen abergläubischen Scheu betrachtete, bat flehentlich, man möchte doch mit den Anstalten eilen, denn die Damen würden gewiß bald kommen. Eine reiche Spende von Goldstücken, die ihm von vier Seiten her zufloß, machte seine verzerrten Mienen etwas heiterer, ohne doch seine Gewissensqual wesentlich zu mildern. „Nun, ans Werk!" rief Traunstein. „Unsre Schönen haben hier eine hübsche Trödelbude errichtet:

wir wollen dieſen alten grotesken Plunder bei Seite ſchaffen und friſche Waare auflegen. „Wer will Sphinx ſein, meine Herrn?“ „Ich nicht;“ rief Felix; „es iſt eine verwünſcht unbequeme Stellung; ich ziehe dieſe bequeme Höhlung vor.“ Er hatte ſich mit dieſen Worten in das Innere des Opferaltars zurückgezogen und machte in der gebückten Stellung, wie er zuſammengekauert da lag, eine komiſche Figur. „Ich danke ebenfalls!“ rief der junge Karlfels; „ich werde mich in dieſem Kabinet verbergen.“ Er drängte ſich mit einiger Vorſicht und großer Anſtrengung hinter die Wand, die das kleine Sopha umſchloß. „Und ich,“ hub Marſan an, indem er aus dem Korbe die Tücher und das dazu Gehörende hervorbrachte und ſich ſchnell in Koſtüm ſetzte, „ich ſtelle die Göttin Iſis vor und bin ſchon in Amt und Würde eingeſetzt.“ „Ihr ſeid grauſam,“ rief Traunſtein, ſich an die ſorgenvoll gefurchte Stirn fühlend. „Mir überlaßt Ihr alſo, Sphinx zu ſein? Mich, den die Liebe am ſchlimmſten verfolgt, der von dem Zorn der Götter am ärgſten heimgeſucht wird, mich laßt Ihr noch in die Hülle dieſes heidniſchen, charadenliebenden Ungeheuers fahren? Und dieſe Stellung, dieſe groteske Kopfhaltung, wie wenig entſpricht ſie dem Bilde, das die gefühlvolle Welt von einem ſchwärmenden und treuen Liebhaber entwirft?“ — „Ich bitte Dich, kein Geplauder jetzt!“ rief Felix aus ſeiner Altarhöhle ängſtlich hervor. „Es gilt ja unſer Aller Liebes- und Lebensglück!“ „Stille! Ums Himmelswillen!“ flüſterte Karlfels aus dem Kabinet hervor. — „Glaubſt Du, daß wir Andern auf Roſen gebettet ſind?“ mahnte Marſan hinter ſeinem Iſisſchleier hervor, indem er

Churfürstin Anna von Sachsen,

Churfürst August des Ersten Gemahlin.

Biographische Skizze.

Unter den Weibern, welche im spätern Mittelalter die Throne Deutschlands zierten, und durch ächt weibliche Tugenden sich auszeichneten, gebührt ohne Zweifel der Churfürstin Anna von Sachsen eine vorzügliche Stelle. Noch ist in diesem Lande ihr Name Volkssage, und in Aller Munde der Vergleich einer wirthsamen und fleißigen Hausfrau mit dieser geehrten Fürstin. Wichtig für jedes Land ist das Beispiel hoher Tugenden auf Thronen, und so war auch Annens Einfluß auf Sittlichkeit und Häuslichkeit im schönen Lande Sachsen, das ihr Gemahl dieses weise und gerecht beherrschte, sehr ausgebrei-

zugleich leiſe und drohend mit der Iſisklapper klapperte. „Nun wohl denn!“ entgegnete Traunſtein, „ſo will ich mich denn für Euch Alle, und nebenbei auch für mich ſelbſt opfern und Sphinx ſein! Kommt, ihr Leute, helft mir meinen Vorgänger im Amt bei Seite ſchaffen.“ Die Diener hoben die hölzerne Sphinx auf und brachten ſie auf den finſtern Treppenverſchlag vor der Thüre; an die leere Stelle legte ſich nun der arme Geplagte, indem er die in Schnelligkeit gefertigte und mitgebrachte Maske vor Geſicht und Bruſt legte und die Hände und Arme mit weißen Tüchern kunſtfertig umwickeln ließ. Der übrige Körper, der ſich in der Dämmerung des Gemachs ins völlig Unkenntliche verlor, wurde ebenfalls in Tücher geſchlagen und das Ganze, als es fertig war, gab ein getreues und täuſchendes Abbild der wirklichen, von ihrem Platze entfernten Sphinx. Als die Umgeſtaltung fertig war, entfernten ſich die Diener, und Chriſtoph entfloh. Tiefes Schweigen herrſchte im Gemach; die wunderlichen Bilder ſahen ſich einander an und plötzlich unterbrach ein kurzes aber ſchallendes Lachen die Grabesſtille; dann war wieder alles lautlos und in geſpannter Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten.

Endlich hörte man aus einiger Entfernung Thüren zuſchlagen, und Stimmen flüſtern. Es wurden drei Schläge, ziemlich heftig und in abgemeſſenen Pauſen an die große mittlere Thür des Thurmgemachs gethan; beide Flügel ſprangen auf, und paarweiſe, in weiße ſchleppende Gewänder gehüllt, erſchienen die Ordensſchweſtern und führten in ihrer Mitte vier bekränzte junge Schönen, unter denen die vier verſteckten Ritter Jeder ſeine Göttin erkannte. Cecilie war die Schönſte.

Ihre edle Geſtalt, ihre hohe Stirn, ihr leuchtendes Auge und die Anmuth und Lieblichkeit ihres Lächelns glänzte, durch dieſen phantaſtiſchen Putz gehoben, in verführeriſchem Schimmer. Der Schleier der Iſis bewegte ſich leiſe und ein von keinem Ohr belauſchter Seufzer wurde durch die dichte Umhüllung erſtickt, als Cecilie vorüberwandelte. Ebenſo legte die arme Sphinx in einem wehmüthig zärtlichen Augenaufſchlag ſo viel Gefühl als ſie nur irgend, ohne ſich zu verrathen, darin bergen konnte, als die kleine corpulente Auguſte an den Treppenſtufen vorüber glitt. Felix ſchmachtete der ſchönen Wittwe, die ſich, ihm ſehr günſtig, in die Nähe des Altars ſtellte, ſeine ſtillen Grüße zu und nur der arme Karlfels, in ſein enges Gefängniß gebannt, hörte und ſah nichts von der Nähe ſeiner Geliebten. Aber er ſollte ſpäter für dieſe Grauſamkeit ſeines Geſchicks entſchädigt werden.

Die Ceremonien begannen. Mit einer Krone von Edelſteinen blitzend in ihren dunkeln Locken ſtand Clotilde, lebhaft an die Prieſterin Norma erinnernd, auf den erhöhten Stufen des Altars und blickte ſtolz, als wenn ſie ſo eben ihre Arie beginnen wollte, auf die Verſammelten herab. Aber ſie ſang nicht, ſie hielt dagegen eine Rede, die den vier unſichtbaren Zuhörern ſehr lang dünkte. Ihre Geduld ſollte aber auf eine noch härtere Probe geſtellt werden. Auf ein Zeichen der Oberprieſterin, oder, wie ſie ſich nannte, Meiſterin des Altars, erſchien, von zwei Ordensſchweſtern geführt, ein ſeltſames verkapptes und verſchleiertes Weſen in der Verſammlung. Clotilde ging dieſem neuen Gaſte entgegen, ſchob die Hüllen weg und drückte einen Kuß auf die Stirn einer magern ält-

lichen Frau, die in ihrem gleichsam ausgedörrten Antlitz noch Spuren ehemaliger Schönheit zeigte. Die Hautfarbe war bräunlich und das Haar, das in einer eigenthümlichen Form nach dem Nacken zu zusammengeknüpft war, von einem glänzenden Schwarz. Man konnte glauben, eine Zigeunerin vor sich zu sehn, dennoch war die Gesichtsbildung civilisirt europäisch und zeigte kein Merkmal fremder Race. Ein starker Duft von Ambra, Mastir und andern scharfen und beizenden Mixturen und Essenzen verbreitete sich im Gemach, als die Fremde begann, ihre vielen Shawls und Tücher etwas zu lüften.

„Meine theure Prinzessin," rief Clotilde, „wie ist Ihnen jetzt? Haben Sie sich bereits etwas gewöhnt an unsre Luft und Umgebung? Empfindet Ihr Auge noch immer Schmerzen, indem es dieses Licht einsaugt? O, Verehrte, Ihretwegen sitzen wir hier in halber Dunkelheit. Selbst die Lampe der Isis brennt nicht, weil ich fürchtete, die starke Helle dieser Opferflamme würde Ihrer Sehkraft, meine edle Kranke, schaden. Wenn man einen viertausend Jahr langen Schlaf gethan, so sind begreiflicher Weise die Nerven nicht gestimmt, Licht und Geräusch des Tages zu ertragen."

„Prinzessin!" — „Viertausend Jahr langer Schlaf!" — so murmelte es in der Versammlung, und mehrere der neugierigsten Schwestern drängten sich vor, um das fabelhafte weibliche Wesen, das in der Mitte des Gemachs stand und immer noch wie träumerisch mit den dunkeln, duftenden Gewändern, die es umhüllten, spielte, bald diese, bald jene Draperie fallen ließ und wieder aufnahm und anders ordnete.

Der Moschusgeruch dabei war kaum zu ertragen. Clotilde, die die Aufregung unter ihren Genossinnen bemerkte, sagte nach einer Pause mit feierlicher Stimme: „Ihr seht, Schwestern, hier die egyptische Prinzessin Talmiris vor Euch, eine Abkömmlingin der alten Pharaonen und zwar der Dynastie der ältern Linie des Sesostris. Sie lebte vor viertausend Jahren in Memphis. Durch eine furchtbare Pallastrevolution, an deren Spitze ein ehrgeiziger Krieger aus der königlichen Leibwache stand, wurde ihre ganze Familie in Elend und Verbannung gestürzt. Die Prinzessin war gegenwärtig, als im Pallast die Revolution ausbrach; sie wird Euch jene entsetzliche Nacht beschreiben, als das ungeheure Memphis wiederhallte von dem Tumult der Empörung und selbst in die Tempel der Götter der Gräuel der Zerstörung drang. Die Prinzessin fiel betäubt durch diese Schrecknisse in eine tödtliche Ohnmacht, der eine lange Erstarrung folgte, die man irrthümlich für den Tod hielt. Eingeschlossen in die Katakomben ihrer Königsgruft, durch einen, ihrer Familie ergebenen Priester bewacht, ward sie durch ein magisches Geheimmittel in diesem Zauberschlaf erhalten und — erwachte endlich, da die Macht des Opiats gebrochen ist, hier in Deutschland, in unsrer Zeit, unter einem Geschlecht von Menschen, das sie, die Tochter Egyptens, die Enkelin der Pharaonen, mit fremden neugierigen Augen ansieht. Scheu und entsetzt flieht sie und kommt, sich an unsern Altären zu bergen, in unserem Schutze ihr wunderbares, gefährdetes Dasein zu wahren. Es steht uns nicht an zu prüfen und weltlich zu forschen. Wir würden das Wunder, das vor unseren Blicken auftaucht, vernichten;

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53192-3
WINKLER.K.G.T. FN. 18555/022

wir würden die geheimnißvolle Perſon, die ſich unſrer ſchweſterlichen Hülfe anvertraut, beleidigen, und endlich würden wir die Möglichkeit verkennen, daß noch viele und wunderbare Kräfte im Schooſe der Natur ſchlummern, Kräfte, die zu meſſen und zu beſtimmen unſer ſchwaches Wiſſen nicht berufen iſt. Ich will Euch nur aufmerkſam machen auf die neuerdings ſtattgefundenen Verſuche und Erklärungen eines Gelehrten, wenn ich nicht irre in Schweden, der das Mittel aufgefunden, wie man ein lebendes Weſen durch Entziehung der animaliſchen Wärme in eine Jahrelange ja vielleicht Jahrhundertlange Erſtarrung verſenken kann, in einen Schlummer alſo, ganz ähnlich dem, den unſre edle Prinzeſſin geſchlafen! O, mir ahnete dergleichen ſchon längſt. Das gemeine und proſaiſche Leben, das uns umgiebt, iſt mir immerdar eine leicht zerbrechliche Hülle geweſen, wenn ich es darauf anſetzte, meine Seele weiter und höher treiben zu laſſen. Welch ein Triumph für unſern Stolz, meine Schweſtern, wenn wir hier auf den Grund eines Geheimniſſes geriethen, das dem Forſchergeiſt der auf ihre Ueberlegenheit und ihr Wiſſen ſo eiteln Männer bis jetzt entging? Und wir werden triumphiren. Wir werden noch ganz andre Aufgaben löſen, noch viel unerforſchlichere Tiefen ergründen. Verlaßt Euch auf mein Wort."

Die jungen Damen waren neugierig, die Schickſale der Prinzeſſin von Memphis zu erfahren, und drängten ſich um ſie her. Fragen der verſchiedenſten Art und mit großer Leidenſchaftlichkeit ausgeſtoßen drangen auf die wunderbare Fremde ein. Dieſe ſah mit ihren dunkeln Augen vorwurfsvoll und

fragend im Kreiſe umher, und trat dann einen Schritt vor mit beiden Händen das Antlitz bedeckend.

„Laßt ihr Zeit, ſich zu ſammeln!“ rief Clotilde. „Bedrängt ſie nicht!“

Die Enkelin der Pharaonen richtete Blick und Arme gen Himmel, als verrichtete ſie ein Gebet; dann rief ſie, indem ſie eine goldene Münze, die an einer Perlenſchnur an ihrem Halſe hing, aus dem Buſen zog und an ihre Lippen drückte: „Theures Andenken jener Stunde, da ich ihn zum letztenmale ſah.“

„Von wem ſprichſt Du?“ fragte Clotilde.

„Von Memnon, meinem Vater.“

Alles ſchwieg und die Prinzeſſin fuhr fort in leidenſchaftlichem und aufgeregtem Tone zu ſprechen: „Nacht deckte die weite Ebene, auf der die Rieſenſtadt ſich ausdehnte. Die endloſen Palläſte, dieſe Säulengänge, die ſich bis in die weiteſte Ferne dem Blicke verlängerten, dieſe prachtvollen Tempel, in denen die Schätze Aſiens angehäuft waren — Nacht deckte ſie. Der ungeheure Königspallaſt allein brannte in Flammen als Feſtesbeleuchtung. Mein Vater empfing eben die Huldigung der beſiegten Könige. Spiel und Tanz herrſchte in den Hallen. Da ſtürzte jener wahnſinnige Prieſter herein, der das Schrecken des Volks und der ganzen Hauptſtadt war. Seine Prophezeihungen waren Orakelſprüche, denen Jedermann glaubte. Ich ſah ihn durch das Gewühl des Vorſaals ſich drängen und vor dem goldnen Königsſtuhl meines Vaters treten. Grauſenvoll war die Erſcheinung. Mitten in dem taghellen Glanz, im Wiederſtrahlen der goldnen Wände,

unter Blumen und prunkenden Prachtvasen zeigte sich der zerlumpte Greis mit dem wilden schneeweißen Barte und dem Königsdiadem auf der Stirn. Denn er behauptete, königlichen Ursprungs zu sein. „Memphis wird fallen!“ rief er meinem Vater zu; „rette Dich, da es noch Zeit ist! Die Götter haben ihr Antlitz von Dir gewendet! Fliehe! Fliehe!“ — Die Trabanten der Wache rissen den ohnmächtigen Greis fort und von neuem begannen die Wirbel der Tänze, die schmetternden Hymnen der Musik. Im leichten Tanz, umschlungen von einem Netze von Rosen flog Almagaris, meine schöne Schwester, an der Hand ihrer Gespielinnen und die Wellen des Wohllauts hoben die reizende Gruppe frischer blühender Gestalten. Die funfzig Harfenspieler des Königs ließen ihre goldnen Saiten tönen und mitten im rauschenden Getümmel der Melodien machte sich die sanfte Stimme Klio's bemerkbar, meiner zweiten Schwester, des Lieblings ihres Vaters, die da gekommen war, die Furchen der Sorge von seiner Stirn zu bannen. Aber umsonst, die prophetischen Worte des wahnsinnigen Greises hatten eine böse Saat hervorgerufen. Kaum hatte das Bankett begonnen, kaum hatten die Könige und Fürsten ihre Plätze eingenommen, als fürchterliche Donnerschläge die Grundmauern des Pallastes erbeben machten. Ein Unwetter, wie Egypten es noch nie gesehn, hatte den Himmel umzogen und ein gräßlicher Tumult in den Wolken drohte der Erde den Untergang. Diesen Moment wußten die frechen Empörer zu ihrem Vortheil schnell zu nutzen. Der Aufruhr begann und durch die Straßen von Memphis wälzte sich der Mord. Ich weiß noch, mit welch' einem Entsetzen ich die

Reigen der Tänzer verließ und auf den Altan stürzte, der die Aussicht fast über ganz Memphis bot. Eine dunkle, schwüle Nacht lag über der Erde: ein feuchter heißer Wind wehte mich an, ich starrte in die Finsterniß, wie in das dunkle Auge des Todes — da plötzlich zerrissen hundert Flammenbüschel auf einmal die Decke des Himmels, und ein heulender Orkan, aus dem Schooß der Nacht sich aufraffend, durchtobte die Wolkenwüste oben. Ein schmetternder Donnerschlag fiel nieder und rollte in tausend dumpfen Klängen nach. Ich sah im Schein der Feuermassen die ungeheure Stadt sich bis an den Horizont ausdehnen. Dicht vor mir den Pallast des Sesostris mit dem Portikus, dessen Säulengänge den Umfang einer ganzen Stadt umspannen. Ueber diesem Koloß eines Könighauses erhob sich der Obelisk des Memnon, glühend angestrahlt vom Feuer. Das Volk wogte in den Straßen, und wie eine Meeresbrandung tönte es zu mir hinauf. Was giebts? rief ich, und meine zitternden Frauen entgegneten: „Empörung! Prinzessin. Retten Sie sich — lassen Sie uns in die Tempel der Götter fliehen!" „Wo ist mein Vater", rief ich. „Unter den Streichen der Mörder gefallen!" antwortete man mir. Ich stürze in den Saal zurück: welche eine Wandlung! Die Tische umgestürzt, die goldenen Gefäße, die Blumenketten über den Marmorboden hingestreut und Geklirr der Waffen die hohen Hallen füllend. Ich suche meinen Vater und finde seine Leiche neben den Standbildern seiner Ahnen hingestreckt; die Fürsten kämpfend im Saal. Schreiend flieh ich den Gang hinab, um meine Schwestern, meine Mutter zu suchen, da kommt mir meine Base, die Priesterin der Isis entgegen. Ihre jungfräu-

liche Hand trieft vom Blute, ſie hält eine Fackel und ihre fliehenden Schleier ſind zerriſſen und beſudelt. Wahnſinnigen Auges ſtarrt ſie mich an, faßt mich dann ſchnell unterm Arm, mir zurufend: „Ich habe den Tod der Deinen gerächt; ich ſelbſt habe den Stahl in die Bruſt des Mörders Deines Vaters geſtoßen. Komm, laß uns fliehen! Hier iſt unſeres Bleibens nicht mehr! Von ihr herabgezogen, mehr todt als lebendig, ſtürze ich die breite Treppe des Pallaſtes hinab, und die Woge des Volkes empfängt uns, verbergend und ſchützend. Wir fliehen durch die Straßen, den brennenden Tempeln vorbei, den ſtürzenden Steinbildern und Säulen nur mit Mühe ausweichend. Dort ſteht der Tempel der Iſis, aber, o Himmel, auch an ſeinen Rieſenbau hinan lecken die Flammen. Die ehernen Thore ſtehen weit geöffnet, und man ſieht im Innern die koloſſale Geſtalt der Göttin, wie in einer Höhle von Flammen ſtehn. Die ſiebenhundert Prieſterinnen, eben im Begriff, das Heiligthum zu retten, drängen ſich mit wilder Haſt über den obern Säulengang, und die weißen flatternden Geſtalten, wie eine Maſſe geſcheuchter Tauben, werden hoch oben auf der Giebelabdachung ſichtbar, durch die ſchwarzen wirbelnden Rauchſäulen, von Zeit zu Zeit auftauchend und die Luft mit ihren Wehklagen und ihrem Hülferuf füllend. Gleich darauf ſehen wir den langen Zug dieſer Unglücklichen ſich in die Tiefe ſtürzen und den Tempel, der nicht mehr zu retten iſt, verlaſſen. Das Volk nimmt ſie mit Flüchen auf, und tauſend Hände zerreiſſen, wie auf ein gegebenes Zeichen, die Schleier und Kränze der Jungfrauen. Da erhebt meine Baſe ihre drohende und gebietende Stimme. Dicht in ihre blutbefleckten

ket und wirksam. Sie verdient es daher wohl, daß edle Weiber und züchtige Mädchen sich ihrer gern erinnern, und diesen möge nachfolgende Skizze einer Lebensbeschreibung dieser Fürstin gewidmet seyn.

Anna war die Tochter König Christians III. von Dänemark und dessen Gemahlin Dorothea, aus Sachsen-Lauenburgischem Stamme. Der 7. December 1532 ihr Geburtstag. Schon an dem Hofe ihrer Eltern waren Gottesfurcht und hohe Sittlichkeit heimisch. Das Beispiel derselben wurde das schönste Vorbild für ihr künftiges Leben. Und ihr Gemüth neigte sich von der zartesten Kindheit an dazu hin, die Lehren der heiligen Bücher, welche ihr Vater mit großen Kosten ins Dänische hatte übersetzen lassen, in sich aufzunehmen, und sie gute Früchte tragen zu lassen in That und Wort. Sorgsam war ihre Erziehung, Häuslichkeit und Arbeitsamkeit die Grundlage derselben, aber keine feinere Sitte ward deshalb vernachlässigt, und die zarteren weiblichen Beschäftigungen der Nadel, die damals im Gebrauch waren, verstand Anna besser, als manche ihrer Lehrerinnen. Noch zeigt man in dieser Hinsicht in der Kirche zu Augustusburg in Sachsen ein Priestergewand, welches von ihrer Hand fleißig und geschmackvoll in Gold gestickt worden ist.

Schleier ſich hüllend, erſteigt ſie die Zinne des Tempels, bringt in deſſen Inneres, und, von Flammen umſpielt, kehrt ſie mit dem geretteten Heiligthum, der diamantenen Opferſchaale der Göttin zurück, das Kleinod dem Volke zeigend. Sogleich ſtürzen die wüthenden Maſſen auf die Kniee, und göttliche Anbetung wirbelt zu der heldenmüthigen Prieſterin empor, die dankend und triumphirend zu den Göttern aufſieht, das Kleinod in ſichre Hände giebt und dann todt in den Flammen zuſammenſtürzt. Dieſer Anblick überwältigte mich. Nacht umgab meine Sinne, ich ſah und hörte nichts mehr von den Mordſcenen, die um mich her vorfielen, nur mit dem verklärten Bilde der hingeopferten Prieſterin in der Phantaſie, brütete mein Bewußtſein über den Schrecken des Grabes. Es war mir als wenn feurige Hände mich faßten und gegen den ehernen, mit ſchwarzen Wolkenkoloſſen bedeckten Himmel emportrügen. Noch einmal drang der wirre Schrei der Erde in mein Ohr, dann war alles ſtill — grabesſtill.

Als ich wieder zum Leben erwachte, fand ich mich in der einen der Hallen der Königsgräber in der Tiefe der großen Pyramide des Seſoſtris. Die Särge meiner Ahnen umgaben mich. Hier in der unergründlichen Nacht der Katakomben, hier in der Nähe des ſchauerlichen Todtenſees, hier, wo nur der Fuß der Prieſter eindrang, hier fühlte ich mich weit ab von dem wilden brandenden Meere des Lebens. Meine Seele wurde kühl angeweht von dem Gruße des tiefſten, des heiligſten Friedens. An meinem Lager ſaß jener alte Prieſter, der die Warnung beim Beginn des Feſtes ausgeſprochen. Er hatte mich, als ich im Gedränge zuſammenſank, gerettet, und da er

im Beſitz der Geheimniſſe der Prieſterſchaft der großen Pyramide war, mich hieher in ein ſicheres Aſyl gebracht. Ich bedeckte ſeine Hände mit Segensküſſen, und er neigte ſich väterlich grüßend zu mir herab. Während die Gräuel des Aufruhrs in der Hauptſtadt fortwütheten, war ich hier in dieſen geweihten Räumen aller irdiſchen Fährniß entzogen. Dagegen berührten göttliche Geheimniſſe mein Haupt. Der greiſe Prieſter, den die Welt irrthümlich mit Wahnſinn behaftet glaubte, war ein Prieſter im wahren Sinne des Worts, ein Pfleger und Bewahrer von Myſterien, deren Kenntniß die Götter nur in die Seele eines auf die höchſte Stufe intelligenter Macht gehobenen Menſchen ſenken. Vertraut mit der Lehre aller Weltweiſen, die vor ihm gelebt, war ſein eigenes Forſchen noch tiefer und bedeutſamer dem Grund aller Erſcheinungen auf die Spur gekommen. Im Dunkel des Grabes, in welchem wir uns befanden, ward er mein Lehrer und ich ſeine gläubige Anhängerin. Ich empfand kein Verlangen, zur Welt wieder heimzukehren. Sollte ich Zeuge der Schmach der Meinigen ſein, Zeuge des Triumphs roher Schaaren und ihrer verbrecheriſchen Häuptlinge? Nein, viel lieber den kühlen Mantel des Todes um meine Schulter geſchlagen, viel willkommener das ewige Schweigen dieſer Grüfte begrüßt! Ich that meinen unabänderlichen Willen dem weiſen Prieſter kund, und er fügte ſich endlich, wiewohl widerſtrebend, meinem Verlangen. In einer ſchauervollen Mitternacht ſtiegen wir beide in den ſchwarzen Kahn und fuhren über den Todtenſee. Alle Schrecken, die die Phantaſie erdenken kann, ſind an dieſer Stelle aufgehäuft; ſie dienen zu Prüfungen der Geiſtesfeſtigkeit für diejenigen, die die obern

Grade der Priesterwürde nachsuchen. Auf den schwarzen Wellen dieses unterirdischen Sees sahen wir Leichname schwimmen, mit zerrissener Brust und die weißen starren Glieder mit schwärzlichen Wasserpflanzen, wie mit Schlangen umwunden. Diese Phantome, als unsere einsame Fackel sie beleuchtete, wanden ihre in Todesqual verzerrten Gesichter uns entgegen. Andre, nicht minder schreckenerregende Gestalten waren an Felsen gefesselt und schienen den Vorüberfahrenden um Hülfe anzuflehen. Endlich hatten wir das jenseitige Ufer erreicht, und hier war es, wo eine geräumige Grufthalle uns aufnahm. Ein Sarg, für mich bereit gestellt, erhob sich auf einem einfachen Würfel von schwarzem Basalt. Mein Führer näherte sich mir und zeigte mir ein weites Band, in welches kabalistische Zeichen gewirkt waren und auf dem der Name der Mutter des Horus in jener mysteriösen Zeichenverschlingung geschrieben stand, wie ich sie nur an den geweihten Tempelsymbolen gesehen hatte. „Dieses Band, sagte er, wird Dein Herz umschließen und bewirken, daß nicht alles Leben Dir entfliehe. Wenn diese Zeichen ihre Kraft verlieren, so wirst Du erwachen, erwachen in einer völlig andern Zeit, am Licht eines Tages, der dem unsrigen nicht gleicht! Es werden Menschen Dein Lager umstehn, die Aegyptens grausenvolle Tage nicht erschaut haben, die nicht einmal Kunde von dem Dasein Deines ruhmgekrönten Geschlechtes haben werden. So gehe denn ein zu Deinem langen, langen Schlaf!" Als er diese Worte gesprochen, sank Nacht auf mein Auge und ich fühlte alsbald die kühlen, ambraduftenden Binden sich um meinen Leib legen. Ich sank in Schlaf immer tiefer — immer tiefer! wie wenn Einer in eine

unendliche Umſchattung langſam hinabſinkt. Ich fühlte die Süßigkeit des Todes auf meiner Zunge, ich ſpürte, wie die letzten Athemzüge ſich mit Wolluſt von der Lunge lösten, wie nah und immer näher ſich eine kühle feuchte Wolke auf meine heiße Stirn, auf meinen klopfenden Buſen legte. Mit einem heimlichen Wonnerauſch öffnete ich noch die Lippen, um den Kuß des Todes, wie die berauſchende Speiſe irdiſcher Liebe, in mich einzuſaugen. Die Bänder drückten feſter und feſter und immer beängſtigender wohler ward mir, immer gieriger haſchte die zuckende Seele nach dem endlichen Ziel der Befriedigung. Noch hörte ich die Geſänge des alten Prieſters, aber ſchon wie aus weiter Ferne, bis endlich die Töne ſich gleichſam von einander ablösten und als farbige kleine Wölkchen in einem dunkeln Himmel auf und nieder zitterten. Farbe und Ton war Eins. Dann wurde es Nacht, klare, kühle Nacht, und in mir ſelbſt floſſen jetzt die Schatten und Nebel zuſammen und hoben mich, daß ich aufrecht wandelnd durch die unendlichen Räume dahin ſchwebte. Die Gedanken und Empfindungen, einſt dieſem Kopfe, einſt dieſem Herzen angehörend, löſten ſich jetzt wie die fallenden Blätter einer Blume von mir und doch ſchmerzte mich ihr Scheiden nicht, denn wie ſich um meine fallenden Blumenblätter niedriger ſchwebende Wolkenweſen ſtritten, ſo empfing ich von höhern, über mir ſchwebenden Gruppen die fallenden Strahlen der Lichthülle, in die jene einſt gekleidet waren und die ſie nun für ein noch edleres Gewand eintauſchten. So funkelten Blumen und Strahlen durch die Nacht und erzeugten ein anmuthiges Spiel der Geſtalten. Dieß war aber auch das letzte ausklingende Bewußtſein.

Als ich wieder erwachte, fand ich mich in einem Muſeum ägyptiſcher Alterthümer, neben noch zwei andern Mumien ausgeſtellt. Vorwitzige Forſcher hatten vor der Zeit den magiſchen Gürtel über meinem Herzen gelöst; ich erwachte und unerträgliche Schmerzen verurſachte mir der helle Sonnenſtrahl, der durch ein gefärbtes Glasfenſter auf meinen Sarg fiel. Ein Mann in einem ſchwarzen Anzug, mit einer Brille und einem Katalog in den Händen wandelte zwiſchen unſern Särgen auf und ab, indem er ſich vergebens mühte, die Hieroglyphen zu leſen, die hier und da angeſchrieben waren. O, in welche Zeit war ich gerathen! Statt des ehrwürdigen König-Prieſters, der an meinem Lager ſaß, als ich entſchlummerte, nun dies häßliche Geſicht mit der Brille, dieſe rothe ſchnüffelnde Naſe, an der Tropfen Tabacks hängen, dieſe dürftige, röthliche Perrücke, die ſchief auf dem kahlen Scheitel ſitzt. Und dennoch ſtammelte dies Ungethüm die alten ehrwürdigen Namen meiner Königsfamilie! Wo wußte er etwas von ihnen? Hatte er je in den Straßen von Memphis gewandelt? Unmöglich! Ein ſolches Geſchöpf wäre vom Pöbel geſteinigt worden.

Als die ſtille Mitternachtſtunde kam und die Säle leer wurden, erhob ich mich und entfloh. Welche Anſtrengung koſtete es mich, wieder an die Welt mich zu gewöhnen, an die Erſcheinungen dieſer Exiſtenz, der ich ſchon ſo fremd geworden war. Mein Glückſtern führte mich hierher, und ich danke Euch, ehrwürdige Frauen, daß Ihr mir in Eurer Mitte ein Aſyl gegeben."

Mit der Schlußbemerkung dieſer Erzählung waren die jungen Zuhörerinnen durchaus nicht zufrieden, ſie fanden es

ſehr ſeltſam von der Prinzeſſin von Memphis, daß ſie ſie ehrwürdig genannt. Aber die Schickſale dieſer wunderſamen, gleichſam ſomnambülen Mumie waren doch wieder ſo intereſſant und feſſelnd, daß die Empfindlichkeit über jenen unpaſſenden Ausdruck nicht recht aufkommen konnte. Die ältern Damen ſahen ſich kopfſchüttelnd und ungläubig lächelnd einander an, aber die beiden Schweſtern Sophie und Auguſte hingen mit weit offenen, gläubigen Kinderaugen an der zerlumpten Geſtalt der Wiedererweckten.

Clotilde gab das Zeichen, daß jetzt die Arbeit zu beginnen habe. Zwei verſchleierte Frauen traten ein und nahmen die unglückliche kleine Sophie in ihre Mitte und führten ſie dem Kabinette zu. „Himmel! ſoll ich eingemauert werden?“ rief das verzweifelnde Mädchen händeringend. Die Ordensmeiſterin rief mit lauter Stimme: „Es iſt eine Prüfung, beſtehe ſie ſtandhaft.“ Sophie verſchwand mit ihren Begleiterinnen in's Kabinet; die erſtern kamen wieder herein und begannen die Ziegelſteine vor dem Eingange aufzuthürmen, indem ſie zugleich mit der Kelle und dem Mörtel hin und herfuhren, als mauerten ſie die Oeffnung zu. Als dieß geſchehen war, näherten ſich dieſe verſchleierten Schergen Auguſten, führten ſie mit einiger Ceremonie der Sphinx zu und luden ſie ein, auf dem Rücken Platz zu nehmen; dann gaben ſie eine Schaale mit brennendem Spiritus ihr in die Hand. Ein ähnliches Opferbecken erhielt Cecilie und ſie mußte damit vor der Statue der Iſis niederknieen. Frau von Traubenfels erhielt den Dienſt am Altar, wo ſie eine Anzahl myſteriöſer Formeln ſprechen mußte. Als die vier der Prüfung Unterworfenen auf dieſe Weiſe an die ihnen zukommenden Plätze

vertheilt waren, hielt die Schweſterſchaft noch einen feierlichen Umzug und verließ dann den Saal, indem ſie die ägyptiſche Prinzeſſin mit ſich nahm. Die zu Prüfenden ſollten nun in Stille und Einſamkeit ihre Ordenswache beſtehen; Cecilie immer knieend mit der Lampe in der Hand, Auguſte unbeweglich auf der Sphinx thronend, Sophie im zugemauerten Kabinette ihren Betrachtungen hingegeben, und Frau von Traubenfels an ihrem Altare die Formeln hinmurmelnd. Aber dieſe Stille, Anfangs unverbrüchlich beobachtet, wurde ſpäter dennoch unterbrochen. Die Einſamkeit lud zu Mittheilungen ein, und das unbedingte Vertrauen, das Eine der Andern ſchenkte, machte, daß die armen in Nacht und Stille Verſtoßenen ſich die Zeit durch anfangs leiſe geführte, dann immer lauter werdende Geſpräche kürzten. „Sophie! — Himmel! die Arme hört nichts — ſie iſt wohl gar ſchon erſtickt — Sophie! —" „Nun, was giebt's?" — „Ah, ſie hört doch. „Sprich, biſt Du wirklich eingemauert?' — „Wie Du ſiehſt, mein guter Engel. Aber es iſt hier ganz angenehm; ich ſitze auf dem Sopha und leſe, die Lampe brennt vor mir!" — „Sie lieſt, die Glückliche! ſie kann leſen. Meine verwünſchte Sphinx iſt ein ſo unbequemes Möbel, es ſitzt ſich erbärmlich auf ihr. Manchmal kommts mir ſogar vor, als rollte ſie hin und her." „Meine Gute, werden Sie nicht müde immer auf den Knieen zu liegen?" — „Ich habe ein Polſter untergelegt." — „Das iſt ein guter Einfall. Was mich betrifft, ich weiß mich vor Langeweile nicht mehr zu retten. Den mir aufgegebenen Unſinn habe ich hergeſagt, aber nun fällt mir auch nichts Neues mehr ein. Es iſt wahrlich thöricht, daß wir uns zu dieſem

Spiel hergeben; aber Clotilde freilich ſieht das Alles ernſt und tragiſch an. Was mich betrifft, ich bin ihrer Tyrannei, die ſie über uns alle ausübt, herzlich ſatt und habe nicht übel Luſt zu revoltiren." „Um's Himmels willen, ſprechen Sie nicht ſo! es könnte uns ſchlimm gehn. Sie iſt eine Magierin, eine mit geheimnißvollen Kräften ausgeſtattete Perſon, ſie hat Dämonen und Geiſter zu ihrem Dienſte. Ich und meine Schweſter Sophie glauben feſt hieran." — „Und dennoch ſage ich, daß es mir leid thut, in dieſe Poſſe gewilligt zu haben; ich fürchte, ich habe dadurch Jemanden gekränkt, Jemanden, der mir, wie ich jetzt Beweiſe habe, ernſtlich wohl will, und den ich um keinen Preis der Welt kränken möchte!" — „Ach, reden Sie nicht von den Männern, dies kann Clotilde nun gar nicht leiden. Ihre Geiſter werden dann gleich über uns herfallen!" — „Ihre Geiſter! — ſie hat deren nicht, dies behaupte ich laut!" Als dieſe Worte kaum geſprochen waren, erſcholl ein kreiſchender Angſtſchrei im vermauerten Kabinette. „Was giebt's? Was giebts?" riefen die Drei im Gemach. „Es hat ganz hörbar neben mir geſtöhnt!" antwortete die Stimme aus dem Kabinet. „Sehn Sie, ſehn Sie! das ſind die Dämonen!" ſchrie Auguſte. Frau von Traubenfels wurde etwas ängſtlich, und eine lange Pauſe entſtand, während die drei Damen lauſchten, aber alles ruhig blieb. Endlich hob Auguſte an mit zaghafter und flüſternder Stimme: „Uebrigens möchte ich doch wiſſen, was der arme Traunſtein jetzt macht; ſicherlich iſt er in Verzweiflung abgereist und denkt nur mit Unwillen und Vorwurf an uns zurück. Bei allem dem — ach Himmel! was iſt das? die Sphinx bewegt den Kopf — ich ſpringe auf!" —

„Nein, nein" tönte es vom Altar herüber, „verlaſſen Sie nicht Ihren Platz. Wir müſſen dieſe Viertelſtunde aushalten, dann iſt das Poſſenſpiel zu Ende." — Ein neuer Lärm im Kabinet! — „Sophie, Sophie, was machſt Du drinnen?" — „Kommt mir zu Hülfe! Ein Geſpenſt iſt mit mir eingeſchloſſen. Ein heißer Athem wehte eben über meine Schulter her —" „Das iſt nur Einbildung, bleibe nur ruhig." — „Ach, ich kann's nicht mehr auf den Knieen aushalten; meine Lampe erliſcht auch." — „Bleiben Sie liegen, meine Beſte, bleiben Sie liegen." „Zu Hülfe, zu Hülfe! Es iſt Jemand mit mir drinnen!" — „Unmöglich! Was, die Sphinx rollt zur Seite! Ich falle, ich falle!" — „Entſetzen! hinter dem Schleier der Göttin liſpelt und rauſcht es!" — „Und der Altar; in ſeiner Höhlung muß ſich Jemand verborgen haben!" — Alle ſchreien und kreiſchen jetzt durch einander. Die Lampen fallen auf den Boden und erlöſchen. In dem Augenblicke werden die Steine an der Niſche niedergeworfen und rollen polternd auf den Boden; man erblickt auf dem Sopha Sophien und einen jungen Mann zu ihren Füßen, der ihre Hände in die ſeinigen ſchließt und ſie hindert aufzuſpringen und fortzulaufen. Die Göttin Iſis iſt ihrerſeits auf's Knie gefallen und betet ihre eigne Prieſterin an, die ſich erſchreckt, die Hände vor dem Geſicht, abwendet Aus der Altarhöhlung windet ſich der Lockenkopf eines jungen Mannes empor und zwei Arme ſuchen die entſetzte Opfernde zu umſchlingen, und die Sphinx, die arme Sphinx ſitzt demüthig auf ihrer Treppenſtufe und ſieht halb beſchämt, halb ſchmollend die unglückliche Auguſte an, die in Thränen ausgebrochen iſt und nur mit Schaudern die ſchreck-

liche Ungeſtalt neben ſich als ihren Geliebten und ſchmerzlich Vermißten erkennt. Welche Verwirrung, welcher Schrecken! Die Damen erheben ſich alle mit einemmal und wollen fort, die Andern haben nicht den Muth, aber Felix hält ſeine Schöne mit Gewalt zurück, indem er ihr zuruft: „Gnädige Frau, was hier Uebles und Ungehöriges geſchehen iſt, können die Frauen, die deſſen Urſache ſind, auch nur wieder gut machen. Laſſen Sie, ich flehe Sie um aller Welt Gaben und Schätze an, den Eigenſinn zurücktreten und die Vernunft herrſchen. Iſt es denn ſo ſchwer, einmal ſo zu handeln, wie man handeln muß? Wir Männer ſind die Schuldigen; aber Sie wiſſen recht wohl, meine Damen, daß ſie es ſind, deren Härte und Launenhaftigkeit uns zu dieſen Exceſſen geführt haben. Laſſen Sie als Geſetz gelten, was unſer berauſchtes Ohr eben unter dem Siegel des Geheimniſſes erfahren, zeigen Sie öffentlich Ihren beſtimmten Willen, der Stimme der Vernunft und Ihres Herzens folgen zu wollen, und brechen Sie die Ketten, die man Ihnen als eine ſchnöde Beleidigung Ihres freien Urtheils aufgelegt hat — und endlich — und dieſer Grund iſt ſicherlich der ſchlagendſte — fügen Sie ſich gutwillig in das, was nun einmal nicht mehr zu ändern iſt — machen Sie eine gute Miene zum böſen Spiel, oder vielmehr, da unſer Spiel kein böſes war, eine gute Miene zum guten Spiel — treten Sie Hand in Hand mit uns paarweiſe aus dieſem albernen Tempel und laſſen Sie uns vor dem Altar der Liebe jene Gelübde ausſprechen, die das Ohr der Himmliſchen ſicherer treffen, als die ſinnloſen Formeln, die Sie eben mit ſo großer Virtuoſität hergeſprochen haben.“

Als Anna 16 Jahr alt war, ward sie mit dem Churfürst August von Sachsen, damals noch Herzog, verlobt. Der wackre Fürst, dessen mannigfachen Verdiensten in dem beschränkten Raume dieser Zeilen kein würdiges Denkmal gesetzt werden kann, lebte eben in den schönen Tagen der süßen Erwartung bald bevorstehender Verbindung, nicht ahnend den großen Wirkungskreis, zu dem er berufen war, bei seiner Braut in Dänemark, als ihm die Nachricht von dem unglücklichen Tode seines Bruders in der Schlacht von Sieversshausen zukam. Er verließ die Geliebte, um schnell in sein Land zurückzukehren, die Zügel der Regierung in seine kräftige Hand zu nehmen, und die Fehde mit Albrecht von Brandenburg vollends auszufechten.

Dieß gelang ihm bald und ganz, und das beglückte Sachsen erkannte auch bald die Hand des milden und festen Herrschers. Da rufte er die Landesmutter herbei, und Anna eilte zu ihrer künftigen schönen Bestimmung.

Sie begleiteten zwölf der angesehensten dänischen Großen, ehrwürdig durch Rang und Gestalt. Sammtne Gewänder flossen von ihnen nieder, und goldne Ehrenketten hingen ihnen auf die Brust herab. Ueberaus prächtig war das ganze Brautgefolg. So oft es an eine Stadt gelangte, stiegen

„Ja ſo ſei es", rief Marſan. „Cecilie, einziges theures Mädchen! enden Sie die Qual, in welcher Ihr grauſamer Wille drei lange Monate mich gehalten. O, wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe."

Die ſchöne Prieſterin erröthete und ſah zweifelnd und erregt die junge Wittwe an, die ihrerſeits befangen und halb abgewendet mit ihren aufgelösten Haarlocken ſpielte, die über ihre Schulter niederglitten.

„Und Sie ſagen gar nichts zu Ihrer Entſchuldigung?" flüſterte Auguſte, hochroth vor Zorn und Aufregung der Sphinx zu, die noch immer matt und keuchend neben ihr ſaß.

„Daß ich Sie anbete, dieß ſage ich!" ſtöhnte der Arme.

„Nehmen Sie die abenteuerliche Maske ab. Warum ſind Sie ſo erſchöpft?"

„Wundert Sie das? Dieſe abſcheuliche Stellung — "

„O, es iſt empörend! und mich dazu zu veranlaſſen, daß ich — "

„Verzeihung! Verzeihung! theures, edles Weſen — Geliebte — "

„Laſſen Sie meine Hand los! Ich werde Ihnen das nie vergeben. Zünden Sie wenigſtens wieder meine Lampe an, die dort auf dem Boden liegt."

„Wie? Wollen Sie Ihren frühern Platz wieder einnehmen?"

„O, abſcheulich! Schweigen Sie und laſſen Sie meine Hand los. Ich weiß nicht, wie mir iſt; ich möchte vor Zorn und Erbitterung weinen."

„Weinen Sie, Auguſte, weinen Sie ſanft an meiner Bruſt."

„Gehn Sie! ich habe Sie für beſſer gehalten. Rufen

Sie Sophie. Warum kommt ſie nicht aus dem Kabinet heraus?" „Wie kann ich das wiſſen? — O, Auguſte, nur ein Wort: wollen Sie mein ſein? Ihre Mutter muß und wird einwilligen, wenn ſie ſieht, daß wir unzertrennlich ſind."

Während die Kleine verlegen ſtammelt und er ihre runde Taille umſchließt, wird die Thüre aufgeriſſen und die ägyptiſche Prinzeſſin ſtürzt herein, verfolgt von einem langen magern Mann, der ſeine dünnen Arme nach der Fliehenden ausſtreckt und mit heiſerer Stimme ruft: „Amalie! Amalie! Hab ich Dich endlich gefunden! Komm an mein Herz, Treuloſe!"

Die vier Liebespaare fahren aus ihrem zärtlichen Zwiegeſpräch erſchreckt empor und ſehen die wiedererwachte Mumie in den Armen ihres Verfolgers. Zu gleicher Zeit werden die Flügelthüren aufgeriſſen, und der Schwarm der Prieſterinnen, Clotilde an ihrer Spitze, dringt ein. Welche verſteinerte Gruppen auf beiden Seiten! Erſt nach zahlloſen verwirrten Ausrufungen kommt es zu Erklärungen. Frau von Traubenfels und Cecilie nähern ſich Clotilden, doch dieſe ſtößt ſie mit Verachtung von ſich. „Ich kann Eure Treuloſigkeit nicht ſtrafen und Euch auch nicht zwingen, in unſerm Orden zu bleiben, den Ihr entweiht habt; aber jene beiden" — ſie zeigte auf die beiden Schweſtern — " gehören mein, und das Wort der Mutter bürgt mir dafür, daß ich ſie nicht verliere."

Von dem Tumult herbeigezogen, erſchien jetzt Frau von Rochelle, mit einem Briefe in der Hand. Das, was geſchehen war, überraſchte ſie zwar, doch entlockte es ihr kein Zeichen des Unmuths oder gar des Zorns. Sie wandte ſich zu der erzürnten

Clotilde, indem ſie ſagte: „Meine Theure, machen Sie mir nicht den Krieg, wenn ich Ihnen wieder nehme, was ich Ihnen gab. So eben empfange ich die Fürbitte meines Jugendfreundes, der jenen jungen Männern das Wort redet und mich bei dem Andenken unſerer einſt ſo froh zuſammen verlebten Jugend, beſchwört, dem Glücke meiner Kinder nicht entgegen zu ſein. Meine edle Clotilde, Sie wiſſen nicht, welch' eine Macht ein Jugendfreund über unſer Herz behält, wenn auch noch ſo viel Jahre ſich zwiſchen das einſtige Glück und die ſpäte Erinnerung drängen."

Frau von Rochelle vergießt hier einige Thränen, die den beiden Mädchen Muth geben, die Hände der Mutter zu erfaſſen und ſie mit dankbaren Küſſen zu bedecken. Clotilde ſieht ſich mit flammenden Augen um und trifft auch hier und da zum leiſen Hohn verzogne Mienen ihrer Prieſterinnen. Der volle Zorn der Beleidigten, ein Opfer ſuchend, ſtürzt ſich jetzt auf die unglückliche ägyptiſche Prinzeſſin, und ſie ruft ihr zu: „Was bedeutet das, Madame? Welch' ein unwürdiges Spiel haben Sie mit uns ſich erlaubt? Wer ſind Sie, und wer iſt dieſer Herr, der ungerufen, wie ſo manche Andre, in dieſes Schloß dringt und ſich Eingriffe in die Ruhe des Hauſes und ſeiner Bewohnerinnen erlaubt?"

Die Mumie ſteht mit niedergeſchlagenen Augen zur Erde und verſtummt.

„Sie ſind eine Betrügerin!" ruft Clotilde.

„Mit Entſchuldigung, das iſt ſie nicht!" nimmt ihr Begleiter das Wort. „Sie iſt meine Frau, die Frau des Profeſſors der Botanik aus L—." Er wandte ſich mit zärtlichen Blicken

zu ihr und ſagte: „Du Amalie — Du und eine Betrügerin! Sprich ſelbſt, geliebte Unſchuldige — erzähle, wie Du von Kindheit auf in Träume Dich gewiegt haſt, wie Du zu Zeiten ein wunderſames poetiſches Scheinleben geführt. Erzähle alles, und nenne nicht den Namen jenes Fürchterlichen, der Deine Träumereien benutzend, Dir wirklich einredete, Du ſeieſt eine der Mumien ſeines Muſeums. Der Entſetzliche ſteckte Dir einen Maſtirſtengel in den Mund, hüllte Dich in dieſe Tücher und ſo lagſt Du ausgeſtellt den Blicken der Menge einige Tage da, und während dieſer unheilvollen Stunden verwirrten ſich Traum und Wahrheit vollends in Dir und jene lange wunderſame Geſchichte dachteſt Du Dir aus, als Dein eigenes vor Jahrtauſenden gelebtes Leben. War es nicht ſo, meine theure Amalie? Und mir ſchrieb der Barbar, er könne dieſe neue Antiquität nicht brauchen. O, er hat ſchrecklich mit Dir — mit mir geſpielt."

„Wie iſt mir?" ſagte die Mumie, träumeriſch mit dem Finger an der Stirn fühlend. „Ja, ich war die Frau dieſes Mannes; ich entlief ihm, weil ich ihn von einem unheilbaren Irrſinn getroffen fühlte. Er hielt ſich für eine Blume — kann ich aber wohl mit einer Blume eine gewöhnliche bürgerliche Ehe führen?"

„Kann ich mit einer viertauſend Jahr alten Prinzeſſin leben?" fragte der Profeſſor, jetzt ſeinerſeits zornig.

„Wenn er Nachts blühte, wo blieb ich dann?"

„Während Du in Deine Maſtix-Windeln eingeſchnürt wurdeſt, wer beſorgte meinen Haushalt?"

„Darf eine Blume mir Vorwürfe machen?"

„Darf eine Mumie ſich mit mir zanken?"

„Ihr ſeid beide verrückt!" rief Clotilde unwillig. „Entfernt Euch." —

„Nein!" rief Frau von Traubenfels, „da Ihr ein Aſyl in meinem Hauſe gefunden habt und ich, die Eigenthümerin dieſes Hauſes, ebenfalls ein wenig Thorheit an mir haften gehabt habe, ſo mögt Ihr hier bleiben, und eine liebevolle Pflege, wenn Ihr deren bedürft, ſoll Euch werden. Nicht wahr, mein künftiger Herr und Gebieter, ich darf unſre Gäſte bei uns behalten?" Felix verneigte ſich lächelnd und erwiederte: „wenn nur nicht jetzt, da die Verrückten geſunden, die Geſunden verrückt werden! Wenigſtens ſpüre ich ſchon ſo etwas, wenn ich mein Glück bedenke, und wie plötzlich es jetzt mir und meinen armen Genoſſen vom Himmel herabgefallen iſt."

Frau von Rochelle, die ſich mit einiger Neugierde im Gemach umherſah, ließ ſich von Traunſtein den Zuſammenhang der Ueberraſchungsſcene erklären. „Der Arme", flüſterte Felix Marſan zu, „er geht noch immer gebückt und keuchend, ſo ſchwer iſt ihm ſein corpulentes Schätzchen geworden." Clotilde, die einige Worte von jenen Erklärungen vernahm, rief erbittert: „Bei allem dem möchte ich wiſſen, auf welche Weiſe der Ueberfall möglich wurde und wer hier den Verräther geſpielt?"

„O, da müſſen wir noch für einen Verbrecher bitten", rief Felix. „Es iſt der in unſre Verſchwörung verwickelte edle Diener dieſes Hauſes; ein harmloſes und ſchuldloſes Opferlamm, das durch die Liebe ebenfalls in dieſe mißliche Lage gerathen iſt. Die kleine Babet hat mir geſtanden, daß ſie ihm

geſagt, wie ſie ihn nur unter der Bedingung heirathen werde, wenn es ihm gelinge, uns in dieſen Thukm zu ſchaffen. Alſo auch Verzeihung für ihn."

Clotilde hatte das Zimmer verlaſſen, ihre prieſterlichen Jungfrauen waren ihr gefolgt. Frau von Rochelle hielt lächelnd ihre beiden Töchter umarmt, nachdem ſie die Kränze aus ihren Haaren gelöst und ſie auf den Altar niedergelegt hatte, an welchem die beiden glücklichen Paare lehnten.

Am Morgen nach der Verlobung überreichte Cecilie eine Pergamentrolle ihrem Geliebten, die in Form und Färbung einer alten Papyrusrolle täuſchend ähnlich gemacht war. Sie enthielt in zierlichen Schriftzügen Folgendes:

Vermächtniß der Freimaurerin Suſammis —
niederzulegen und aufzubewahren in
den Katakomben der Pyramide des Seſoſtris.

Indem ich aus dem Orden ſcheide, den meine ehrwürdige und untadelhafte Schweſter Clotilde gegründet, geb ich's nicht auf, einen ähnlichen, und zwar einen ächten, wahren Freimaurerinnen-Orden zu gründen. Sollte ich aber an Ausführung dieſes Entſchluſſes gehindert werden, ſo ſei hiermit aufgeſchrieben, was ich als Bedingniß einer Vereinigung in meinem Sinne anſehe. Zuerſt eine Gemüthsverfaſſung, die „Demuth und Stolz" zugleich in ſich faßt. Dies ſcheint widerſprechend, wenn man ſich aber die Mühe geben will, meinem Gedankengange zu folgen, wird man finden, daß ich eine be-

ſcheidne Wahrheit in einem, will's Gott, beſcheidenen Gewande hingeſtellt habe.

Unſer geſelliges Leben — ach Himmel, es iſt lange nicht mehr geſellig — iſt ſo voll Lüge und Unnatur, daß man wie in einer durch Wohlgerüche verdorbenen Luft — denn Wohlgerüche verderben die Luft eben ſowie Miasmen, — kaum mehr einen geſunden Athemzug machen kann. Wer nicht moraliſche Lungen von einer immenſen Kraft hat, ſtirbt alsbald an der Schwindſucht — nämlich das Beſſere in uns ſtirbt — das Uebrige bleibt. Aber, wer möchte leben um dieſes „Uebrigen" willen? Die Vereinigung, die ſich hier ſcherzhaft gelöst hat, war in ihrem Grundgedanken nicht ſo übel erſonnen. Ich will nun zeigen, auf welche Weiſe ich fortfahre, Freimaurerin zu ſein und wünſche Andre auch dazu zu machen.

O, meine Schweſtern — meine theuren Schweſtern — Gott iſt groß, die Welt iſt ſchön, der Menſch iſt gut.

Ihr lächelt, da ich das letztere ausſpreche und doch — doch iſt's wahr.

Aber unſre Geſellſchaft taugt nichts. —

Seht nur, wie wir zuſammenleben. Daß wir auf dieſe Weiſe g u t bleiben können, iſt auf die Länge der Zeit ganz unmöglich; — darum:

Stolz und Demuth.

Stolz gegen uns ſelbſt, indem wir wieder anfangen, wahr zu ſein. Die kleinen ſocialen Lügen, mit denen wir uns behängen, abzuſtreifen, um arm und ehrlich mit einander zu verkehren. A r m und e h r l i c h, wie viel liegt in dieſen Worten! Sie ſind das Koſtüm der Liebe. Wer den Muth hat, moraliſch

arm und ehrlich zu sein, der weitet sein Herz dergestalt aus, daß ein ganzer Frühling von Tugenden darin erblühen kann. Ihr seht, Stolz und Demuth führt zu Armuth und Ehrlichkeit, und Armuth und Ehrlichkeit führen zur Liebe — zur Nächstenliebe, zu jenem Baumaterial, mit welchem ich das neue Haus der Gesellschaft aufführen möchte. Seht, da steh' ich in der Freimaurerschürze, mit der Kelle in der Hand und —

Aber — ruft Ihr mir zu — das ist unmöglich! Wie kann man fordern wollen, daß wir in unsre Gesellschaftssäle Liebe — Nächstenliebe — mitbringen sollen? Man hat seine Antipathieen, man haßt sich — man sucht das aber zu verstecken und das heißt in Gesellschaft mit einander verkehren.

O, der Haß ist etwas höchst Brauchbares, wo er an der rechten Stelle angebracht wird.

Nun, denn —

Wenn Ihr Stolz und Demuth anwendet — Ihr seht, ich komme immer auf mein Motto zurück, so werdet Ihr uns da hassen, wo der Haß hingehört, und wo er auch allezeit bleiben soll, das heißt gegen das wahrhaft Schlechte und rettungslos Gemeine. Aber das, was wir in unsern Gesellschaften mit Haß belegen, ist nur das, was unsern Egoismus verletzt. Dies ist nicht der auf moralische Gebrechen Anderer, sondern auf unser eigenes moralisches Siechthum gegründete Haß; ohne es zu wollen und zu wissen, feinden wir uns selbst an, indem wir Andere anzufeinden meinen. Wer stolz genug ist, sich von der Eigenliebe nicht knechten lassen zu wollen, ist nicht verwundbar, ist nicht empfindlich, steht und hört nicht lauter auf ihr gemünztes Widrige, stößt sich nicht an Schwächen, wird nicht

von jedem rauhen Winde angeblasen, mit einem Worte, er wird ein brauchbares und schöpferisches Mitglied der Gesellschaft.

Sind wir auf dieser höchsten Staffel des Stolzes angelangt, das heißt, haben wir uns gänzlich frei gemacht von moralischer Verzärtelung und gestehen wir den Anderen gar kein Recht mehr zu, unsere Ruhe und unsern Frieden im geselligen Verkehr zu stören, so gehen wir zur zweiten socialen Kardinaltugend, der Demuth, über. Die Demuth ohne Stolz ist zwar eine himmlische Tugend, aber sie taugt für christliche Anachoreten, nicht für Salons und Gesellschaftsmenschen, wie wir sind, während der Stolz ohne Demuth uns zwar tüchtig und brauchbar bildet, aber das höhere Element, das Geniale im gesellschaftlichen Verkehr vermissen läßt. Unter socialer Demuth verstehe ich jene Weichheit und Biegsamkeit des Herzens und Geistes, jene künstlerische Formgeschmeidigkeit, die die geselligen Formen zu einem Kunstwerk emporgipfelt. (Ich weiß nicht, von welchem neuen Autor ich dieses Wort leihe. Er mag sich melden, wem es gehört.) Nie wird eine Gesellschaft bestehen ohne diese Demuth, ohne dieses Unterordnen des Einzelnen dem Ganzen. Wir, in unsern trostlosen und heruntergekommenen Societäten (man sollte sie Calamitäten nennen; aber ich sehe, daß ich allzuviel Einschiebsel mache —), haben diese Demuth bis auf die leiseste Spur vertilgt. Darum trifft man bei uns fast nur wilde Bestien, die ungenirt einander kratzen und beißen.

Darum trete ich wiederum in meinem Schurzfell und mit meiner Kelle vor Euch und rufe: Laßt uns, meine Schwestern, an einem neuen Bau der Gesellschaft bauen, so viel an uns ist,

laßt uns dafür sorgen, daß wir wieder anständig unter Dach und Fach kommen, denn jetzt stehen wir gleichsam auf freiem Felde.

Seid stolz und demüthig.

Stolz, indem Ihr Euch zu hoch achtet, um vor jedem Mückenstich zurückzubeben; demüthig, indem Ihr liebend und ehrend anerkennt, was Schönes und Gutes selbst oft in der verwahrlosesten Menschenseele wohnt.

Und gesetzt den Fall, eine solche Menschenseele präsentirt sich Euch in der Umhüllung eines Körpers, den seinerseits wieder ein eleganter schwarzer Anzug, eine schwarze oder weiße Cravate und ein paar gelbe Handschuh umhüllen. Dies Geschöpf ist ein Mann; dieser Mann ist aufgeblasen, ist eitel, ist langweilig — und was das Schlimmste ist — er dreht Euch den Rücken. So machen es die Männer heutzutage in unsern Calamitäten-Societäten. Nun — anstatt die Nase zu rümpfen oder elegisch über dieses entartete Geschlecht zu seufzen — oder, was das Uebelste ist — ihnen trotz ihres sichtbaren Ausweichens kokette Netze über den Kopf zu werfen — greift zur Maurerkelle, legt die Freimaurerschürze vor und fangt an, ein übelgerathenes Gebäude wo möglich einzureißen und neu zu bauen, spürt nach, ob der Fehler an dem schlechtgelegten Fundament oder an dem untauglichen Boden liegt; kurz, legt thätig Hand an, daß ein Haus zu Stande komme, in dem sich wieder wohnen läßt. Seid viel zu stolz, um Euch durch die Nichtachtung, die Euch ein Geck zeigt, beleidigen zu lassen, seid aber auch zugleich viel zu demüthig, um nicht anzuerkennen, daß der gebildete und ehrenhafte Mann dem Weibe, zu ihrer

jene Große von ihren prächtigen Rossen, und geleiteten ihre Gebieterin in die Thore zu Fuß. Alles staunte im Sachsenland, und freute sich dessen.

In Torgau erwartete sie der liebende Fürst, dort wurde im Dome durch die Hand des Fürsten Georg von Anhalt, Erzbischofs von Magdeburg und Bischofs von Meißen, ihr Ehebund gesegnet.

Und kräftig war der Segen und heiligend. Denn 37 Jahre lang lebten die Verbundenen in fröhlichem Vereine, Gott geweiht und dem Guten, sich liebend und wiedergeliebt von allem, was sie umgab; ein Muster jeder höhern Tugend.

Der Hauptzug ihres Charakters war ungeheuchelte Frömmigkeit, wozu bereits in ihrer Erziehung bei frommen Eltern der Grund gelegt worden war. Auch die Gesinnungen ihres Gemahls stimmten vollkommen damit überein, und so wuchs diese Hinneigung ihres Gemüths zu der sorgsamsten Ausübung der Gebote und Pflichten der Religion immer mehr.

Sie selbst hatte bis zu ihrer Abreise aus dem väterlichen Hause das Tischgebet jedesmal halten müssen, und so wurden auch nun ihre Kinder erzogen, stehend vor der churfürstlichen Tafel, den Segen Gottes auf das einfache Mahl herabzubitten. Noch

geistigen und Herzens-Vervollkommnung unentbehrlich ist. Ja, ja — unentbehrlich — (ich möchte, daß dieses Wort unterstrichen werde.) Sehr oft und leider heutzutage auch wieder allgemein, ist der gebildete und ehrenhafte Mann auch nicht im mindesten gesellschaftlich liebenswürdig. (Dieses Wort fehlt gänzlich in unserm Diktionär.) Dann ist's an Euch, mit den berühmten „weiblichen Künsten" hervorzurücken. Da ist die künstlerische Formgeschmeidigkeit (sociale Demuth) an ihrem Platze. Solche Männer müßt Ihr für Euch gewinnen — sind sie einmal auf Eurer Seite, dann habt Ihr das schwere Geschütz in Euern Linien und gewinnt die Schlacht. Wie machten es die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts? Wie gelangten sie dazu, diese berühmte geistreiche Gesellschaft zu gründen, aus deren Mitte hervor das Jahrhundert seine Gesetze empfing? Es waren jene liebenswürdigen Frauen, die den geistig hochgestellten Männern schmeichelten, um von ihnen wieder geschmeichelt zu werden. Ohne Dienen kein Herrschen. In unserm rohen tölpischen Gesellschafts-Egoismus ist keine, auch nicht die leiseste Andeutung dieser socialen Demuth. Himmel, wie käme sie auch dahin! Wer „lernt" heute den „Umgang?" Jeder glaubt sich zu einem Gesellschafter „geboren." — Jeder, indem er alle seine Thorheiten und Untugenden nach Außen kehrt, glaubt die Toilette der Liebenswürdigkeit gemacht zu haben. O — Oh! —

Ihr habt ein schweres Stück Arbeit, Freimaurerinnen —

Aber nur frisch an's Werk.

Das neunzehnte Jahrhundert muß auch endlich seine Ge-

ſellſchaft haben. Bis jetzt hat es nur einen Haufen pöbelhafter und roher großer Kinder.

Gebet an die Iſis: O du aus dem Nilgrunde emporgeſtiegene Göttin, Mutter des Geheimniſſes — lehre deine Töchter das Geheimniß zu gefallen. Laß ſie ſein gleich der ſchlanken Waſſerblume, die ihre Wange auf den ſeidenen Pfühl der atlasnen Welle legt, ſchmeichelnd und koſend mit dem Licht, während die Woge der Tiefe an ihren zierlichen Bau rührt und bis in den lächelnden Kelch hinein ihr Inneres erbeben macht. So wohne eine liebevolle zartangeregte Seele in dem Körper der Frau, und wenn ihr Antlitz auch lächelt, an die Grundtiefe ihres Weſens rühre ewig ein edler bewegender Gedanke und halte ihn lebendig. Nie ſei es mit bloßer Schönheit genug gethan! —

Clementine Sobieski.

Hiſtoriſche Novelle

von

Julie von Großmann.

In dem Städtchen Ohlau hatte ſich an einem Frühlingsabend des Jahres 1719 ein Theil der Bürgerſchaft um das mit Blumen und Laubwerk decorirte Portal des fürſtlichen Schloſſes geſchaart, die Heimkehr der Gemahlin des hier reſidirenden polniſchen Prätendenten, Jakob Sobieski, die mit ihren drei Töchtern lange an dem ihr nah verwandten Kaiſerhof zu Wien ſich aufgehalten, zu erwarten. In den Geſichtern und Bewegungen der kleinen Volksverſammlung ſprach ſich bereits die Langeweile der Erwartung aus, und machte bei einem Theile derſelben in wörtlichen Aeußerungen ſich Luft. „Ich gehe heim", ſagte der Eine zu ſeinem Nachbar, ohne ſich jedoch von der Stelle zu bewegen, „die Herrſchaften kommen vielleicht unter vielen Stunden noch nicht. Was erſieht man ſich auch an ihnen Großes! Es lohnt ſich nicht der Mühe, ſie grüßen vielleicht unſer eins nicht einmal." — „Ihr habt Recht", erwiederte der Andere; „als der Prinz vorgeſtern von ſeinen Gütern aus Polen zurückkam, wo er den ganzen Winter verweilt, that er, als kenne er mich nicht mehr, obwohl ich ganz

nahe dabei ſtand, als er aus der Reiſecarroſſe ſtieg. Und ich beſſere doch ſeit zehn Jahren ſeine alten Stiefel aus, mit denen man ſeine liebe Noth hat, da ſie polniſches Machwerk ſind.“ „Ja davon könnte ich auch ein Lied ſingen“, verſicherte ein naheſtehender Schneidermeiſter, der zuweilen einige Stücke aus der Hausgarderobe des Prinzen zu ähnlichen Reſtaurationen unter ſeinen geſchickten Händen gehabt. „Auch mich ſchien ſeine Hoheit nicht zu kennen, als ſie heut zur Einholung der Prinzeſſin bis nach Grottkau, wo ſie das Mittagmahl zuſammen einnehmen wollten, an mir vorüberfuhr. Das hat jedoch ſeine guten Urſachen. Der Herr hat ſeinen Kopf zu voll mit andern Dingen, um arme Handwerksleute zu beachten, die vor ihm die Mütze ziehen und dabei denken und wünſchen, daß er ſich doch des Sprüchleins erinnern möchte: Jeder Arbeiter iſt ſeines Lohnes werth!“

„Ihr habt den Nagel auf den Kopf getroffen“, verſetzte ein Dritter unter den Unzufriedenen, bei denen das Thema ſo vielen Anklang gefunden, daß ſie ihren Vorſatz, heimzukehren, ganz vergeſſen zu haben ſchienen. „Ueberhaupt“, fuhr der Letztere, ein ehrſamer Zinngießer, als Hauptorgan der politiſchen Kannegießer des Städtchens mit Nachdruck fort, „wäre es für uns Alle beſſer, wenn wir nicht unter der Botmäßigkeit des polniſchen Herrn ſtünden, der uns ſo eigentlich gar nichts angeht, zu dem wir kein Herz haben, da er keins für uns hat, den die bittere Nothwendigkeit auch nur gezwungen, ſich bei uns niederzulaſſen, der von unſerm rechtmäßigen Herrn und Gebieter, dem Kaiſer, nur als ein Pfandlehn die Stadtämter Ohlau und Brieg, damals als er ſich mit der Schweſter der Gemahlin des

Kaisers verheirathete, empfangen hat. Baares Geld soll er zwar dafür redlich eingelegt, und der Pfandschilling zur Hälfte aus der Mitgift, die ihm seine Gemahlin, die pfälzische Prinzessin, eingebracht, bestanden haben. Damals saß er als vermeintlicher Kronprinz von Polen freilich noch auf einem gar hohen Pferde, mochten ihm auch die Manschetten zuweilen schon in der Wahrnehmung wackeln, daß die mächtigen Groß-Polen ihn vielleicht doch nicht der Ehre werth halten dürften, nach dem Ableben seines glorreichen Herrn Vaters, des weltberühmten Johannes III., der die vor Wien lagernden Türken aus Europa vertreiben helfen, dessen Thron zu besteigen. Und zu Ohren soll es ihm auch in empfindlicher Weise gekommen sein, daß die großmächtigen Herren, meist hinter seinem Rücken, ihn in gar anzüglicher Weise stets nur den Sohn des Großmarschalls, seinen Bruder Alexander hingegen den des Königs genannt, und wohl nicht blos deshalb, weil jener zur Zeit geboren, wo Johannes noch nicht König von Polen war."

„Da hätten ja aber die Polen nochmals den Alexander wählen können", fiel ein Zuhörer des Berichterstatters ein.

„Das ist auch späterhin geschehen", versicherte der in der Geschichte Polens sehr bewanderte Zinngießer, „und zwar zu der Zeit, als der schwedische König Carl XII. wie ein siegreicher Aar von Land zu Land ziehend, den neuen weißen polnischen Adler, der aus Sachsen herbeigeflogen, aus dem eingenommenen Horste wieder in seinen alten zurückdrängte und die aus jenem vertriebenen Jungen des verstorbenen polnischen Adlers in ihre natürlichen Rechte wieder einsetzen wollte. Da richtete er und mit ihm die Großen des Reichs ihre Augen

auf den Alexander, doch dieser, ein gar erleuchteter Herr, so jung er auch war, lehnte die Würde sammt der Bürde ab, worüber seine Frau Mutter, die zur Zeit in Frankreich lebende Königin, ganz außer sich gewesen, und die beweglichsten Briefe deshalb ihm geschrieben haben soll; allein er ist bei seinem Vorsatz geblieben, denn er wollte auch, wie er geäußert, seinem erstgeborenen Bruder nicht zu nahe treten. Der hätte gern seine Hand nach der Krone ausgestreckt, allein es dauerte eine Weile, ehe ihm das Anerbieten gemacht wurde, und als es ihm endlich durch seinen jüngsten Bruder Constantin hierher nach Ohlau überbracht wurde, da ließ unser Prinz Jakob aus allerlei Bedenklichkeiten die günstige Zeit verstreichen, nicht bedenkend, daß sie sein Feind, der starke August benutzen könne, das Unternehmen, wovon er unterdeß Kunde erhalten, zu hintertreiben. Zu spät machte er diese traurige Erfahrung, und zwar an dem Tage, wo er sich gerade anschickte, nach Polen abzugehen, und zum Könige sich dort ausrufen zu lassen. Anstatt aber von Breslau, wohin er sich mit seinem Bruder Constantin verfügt, um dort vermuthlich noch mit seinem hochwürdigsten Herrn Schwager, dem Fürst-Bischof Franz Ludwig sich zu besprechen und dessen Segen zu empfangen, gradezu den Weg über Hundsfeld nach Polen einzuschlagen, kehrte er noch einmal nach Ohlau zurück, vielleicht weil er im Schlosse etwas vergessen hatte. Da begegnete ihm das Unglück, daß er sammt seinem unschuldigen Bruder auf der Landstraße von ihm auflauernden Reitern überfallen und gewaltsam hinweggeführt, und ohne daß Jemand der Gewalt in den Weg getreten wäre, nach der Pleißenburg in Leipzig, und späterhin nach dem festen

Königstein gebracht wurde, wo die Prinzen zwei Jahr lang in Haft und erst nach Verwendung des heil. Vaters in Rom, und des römischen Kaisers in Wien ihre Freilassung erlangten. Unterdeß aber war der verlassene Adlerhorst in Polen von dem Stanislaus Leczinski eingenommen worden, doch unbeschadet der Rechte des Prinzen Jakob. Allein dieser schien nun einmal fort und fort sein Glück mit Füßen treten zu wollen, wenn es ihn anlächelte. Denn als nach seiner Rückkehr der große Czar Peter und der Primas von Polen ihm, da sie mit Stanislaus unzufrieden waren, fast mit Gewalt die Krone aufdringen wollten, verhielt er sich wieder so unschlüssig dabei, daß sein alter Feind, der starke August, seine Freude daran haben konnte. So kam es, daß, als 1709 Stanislaus abgesetzt worden und dem Freunde unsres Prinzen, dem schwedischen König Carl es selbst zu schlecht ging, um für ihn sorgen zu können, August seinen Vortheil ersah, nach Polen kam und bald darauf in der Cathedralkirche zu Warschau gar feierlich die Glocken während des Tedeums erklangen, womit seine Wiedereinsetzung begangen wurde. Ein Stern, der Stern des Hauses Sobieski, soll an dem Tage, wie die Sternkundigen in der europäischen Fama angekündigt, am Himmel untergegangen sein, obwohl in keinem Kalender etwas davon zu lesen gewesen.

Ja, und an dem ganzen Unglück war also die Unentschlossenheit des Prinzen Jakob schuld, ein Fehler, der, wie wir wissen, ihm noch heutiges Tages beiwohnt, wenn es gilt, den Entschluß zu fassen, die ihm vorgelegten Rechnungen zu bezahlen. Wär' er, wie es einem solchen Herrn ziemt, rasch

zu Werke gegangen, so hätte König August ihm kein Härchen krümmen können, und der Landeshauptmann, Graf Kospoth in Breslau, dem das Geschäft der Gefangennahme übertragen worden, wäre darüber mit dem fürstbischöflichen Stuhle nicht in Feindschaft verfallen. So hat Alles seine Ursach und Wirkung im Großen wie im Kleinen in der Welt."

Nach der kleinen Pause, die dieser philosophischen Schlußbemerkung folgte, nahm der Schneidermeister wieder das Wort. „Ja, ich entsinne mich jenes Vorganges auch noch sehr gut, obwohl es bereits vierzehn Jahre her sind. Und wie heut stand ich, obgleich viel jünger, hier am Schlosse mit vielen andern neugierigen Leuten, als die Prinzen aus ihrer Haft hieher zu der verlassenen Frau Prätendentin zurückkehrten, die zu ihrem Empfange mit ihren Kindern kurz zuvor aus Wien eingetroffen war.

Ich drang als ein rüstiger Bursche mit den Uebrigen in's Schloß bis an die Treppe vor, an welcher die Prinzessin mit ihren Kindern den Gemahl und dessen Bruder empfing. Da blieb, als die Herrschaften einander mit Thränen in die Arme sanken, der Vater seine Kinder küßte und liebkoste, und die jüngste Tochter, die erst vier Jahre zählte, wie ein kleiner Engel ihre Aermchen um seinen Hals schlang, als er sie zu sich emporgehoben, kein Auge auch unter uns trocken, und wir mußten Alle, wie wir dastanden, mit weinen, als ginge es uns selbst mit an.

Ein wenig betroffen zeigten sich aber doch die Frauen beim ersten Anblick der Prinzen, denn sie trugen lange Bärte, die sie sich während der Gefangenschaft wachsen lassen, so daß sie

ausſahen wie die polniſchen Juden oder die Breslauer Rathsherrn von ehemals. Die Prinzeſſin mochte wohl ſo etwas darüber mißfällig geäußert haben, denn einige Wochen darauf hatten die Prinzen dieſe Unzierde abnehmen, vorher aber ſich in Breslau von einem berühmten Maler abconterfeien laſſen. Dieſe Bildniſſe ſind, ſammt den abgeſchnittenen Haaren, nach Frankreich der alten Königin von Polen zugeſandt worden, aber nach ihrem vor ein paar Jahren erfolgten Tode wieder hieher zurückgekommen. Sie hängen oben im Tafelzimmer neben dem Bildniß der alten Königin und dem ihres zweiten Sohnes Alexander, der auch vor vier Jahren im Geruch großer Heiligkeit in Rom verſtorben, eines feinen Herrn mit ſanfter Miene, der gegen die bärtigen Brüder, die wilden Männern dort gleichen, ungemein abſticht."

„Ja die Bildniſſe habe ich auch ſchon in Betrachtung gezogen", fiel die Frau des Schneidermeiſters ein, „nämlich, als ich vor längerer Zeit, wo der Namenstag der Prinzeſſin Clementine mit einem Gaſtmahl begangen wurde, nach dem Abhub der Tafel mit meinen beiden Mädchen, bei denen ſie Pathe geſtanden, eintreten und dieſe ihr ein paar gewundene Kränze überreichen durften, worüber die Prinzeſſin ſo erfreut ſich zeigte, als wären es koſtbare Glas- und Porzellanblumen und nicht auf unſerm Felde gewachſene; ſie ſtreichelte die Mädchen als ſie ihr den Rock küßten und wenig fehlte, daß ſie nicht die jüngſte, die ihren Namen führt, auf die Stirn geküßt hätte. Auch gab ſie einem Diener ein Zeichen, der alsbald jedem von uns ein Gläschen ſüßen Wein von dem Schenktiſche reichen mußte, und mich belud ſie ſelbſt mit dem Ueberreſt des großen

Roſinenkuchens, der kaum zur Hälfte aufgezehrt, von der Tafel abgehoben, bei Seite geſtellt war. Auch fragte ſie mich, ob die Kinder fleißig lernten, beteten und arbeiteten, und als ich ſie hierüber belobte, verſprach ſie mir, daß ſie zu Weihnachten an die Mädchen denken, und ſie mit nützlichen und angenehmen Sachen am heiligen Chriſtabende beſchenken würde, wenn ſie fortführen, ſich gut zu betragen. Leider aber verlautete es, da[illegible] Herrſchaften wieder gegen Weihnachten nach Wien reiſen würden, doch ſollten wir deshalb um die uns zugedachte Freude nicht kommen. Zwei Tage vor der Abreiſe wurde ich mit meinen beiden Mädchen und mit noch vier andern, die grade nicht ſo viel Anſpruch auf die Gnade hatten, deren jedoch bedürftig waren, in das Schloß beſchieden und in den Speiſeſaal geführt. O da war eine Pracht, ein Glanz, was ich mein Lebtage nicht vergeſſe. Mitten im Zimmer brannte auf der gedeckten Tafel ein Chriſtbaum, der mit mehreren hundert brennenden Wachslichtern beſteckt war. Eine Menge Sachen, mitunter koſtbare Spielwerke, welche die Prinzeſſin aus ihrem Kinderſchränkchen herbeigeholt und für die Kleinen ſelbſt hingelegt, die gar nicht ſich trauten etwas davon anzugreifen, bis ſie ſelbſt, die wie ein leibhaftiger Engel ausſah, dem nur die Flügel an den Schultern fehlten, eins nach dem andern von den Kindern an den Tiſch führte und die für Jedes beſtimmten Gaben ihm zutheilte. Seitdem ja liefen ſie durch's Feuer für die holdſelige Prinzeſſin, ſo wie ich für deren Frau Mutter es auch gern thun würde, wenn die Gefahr ihr drohete; denn als ich vor'm Jahr krank darnieder lag, hat ſie zweimal mit Troſt und Hülfe bei mir eingeſprochen.

am Tage vor deren Vermählung sah man eine ihrer Töchter diese Pflicht üben.

Außer den öffentlichen gottesdienstlichen Gebräuchen, denen sie unausgesetzt mit hoher Inbrunst und gläubiger Andacht beiwohnte, hielt sie auch jeden Tag statt aller Lustbarkeiten, oder sonstigen Zerstreuungen, Andachtsübungen in ihren Zimmern mit ihren Kindern und einer großen Anzahl junger Mädchen aus den angesehensten Familien des Landes. Dabei gab sie selbst Unterricht und Beispiel, und entflammte alle mit ihrer eignen Gluth. Unter allen biblischen Schriften, in denen sie wohl bewandert war, hatten besonders die Psalmen Davids ihr Gemüth ergriffen. Sie wußte fast alle auswendig, und konnte sie zu jeder Zeit ohne Anstoß wieder mittheilen.

Gegen die Diener der Religion war sie voll Ehrfurcht, und stets bereit, für sie Gutes zu wirken, auch die Schwächen, die etwa von einem oder dem andern verlauteten, sorgsam zu bedecken. Sie gründete auch die St. Annen-Kirche in Dresden, welche ihr zu Ehren diesen Namen erhielt, und schenkte ihr den noch jetzt dazu gehörigen Kirchhof, wo, sonderbar, die erste Person, welche 1578 darauf begraben wurde, auch Anna hieß.

„Die beiden älteſten Prinzeſſinnen, Maria Caſimira und Charlotte aber haben wohl keinen ſo großen Stein bei Euch im Brete"? fragte der Schuhmacher etwas ironiſch.

„An's Herz gewachſen ſind ſie mir freilich nicht, wie die jüngſte", erwiederte die Gefragte. „Ich habe mit Beiden noch wenig Verkehr gehabt, und ſie ſind ſchon zu groß und zu vornehm, um unſer Eins zu beachten. Hauptſächlich die älteſte, welche bei der alten Königin in Frankreich erzogen worden, die ſcheint auch gar nicht unſere Sprache zu verſtehen. Auch ähnelt ſie in ihren Zügen, obgleich ſie nicht ſehr ſchön iſt, dem im Speiſeſaal hängenden Bilde ihrer Großmutter. Und vor der Frau habe ich allen Reſpekt, der ſcheue ich mich ſelbſt im Bildniß zu nahe zu treten, denn von der hat mir die Frau des Schloßvogts Dinge im Vertrauen erzählt, daß einem die Haare zu Berge ſtehen. Sie ſoll ja Schuld haben, daß unſer Herr hier nicht König von Polen geworden und in gar entſetzlicher Weiſe mit ihrem Sohne am Sarge ſeines Vaters ſich entzweit haben, weil ſie die Edelſteine der Krone, auf die er ein größeres Recht zu haben vermeinte, ſich zueignen wollte und bei dem Widerſtand in große Verwünſchungen gegen ihn ausgebrochen ſein, was viele vornehme Leute mit angeſehen und angehört. Nachmals ſoll ſie zwar voll Reue darüber Alles wieder haben gut machen wollen, und auch die mitgenommenen Edelſteine ihm nach und nach wieder mit ihrem von der Krone Polen bezogenen Einkommen zugehen laſſen, vermuthlich um das Heirathsgut der drei Prinzeſſinnen damit zu vermehren, die ſie gern an die vornehmſten Fürſten und Herren, ja an Könige

ſelbſt zu vermählen gewünſcht, womit unſer Herr ſehr einverſtanden geweſen und es noch ſein ſoll."

„Dazu aber mögen wohl keine Ausſichten vorhanden ſein", fiel der ihr neugierig zuhörende Schuſter in's Wort. „Ja, wenn's dem Herrn Vater glückte, wieder Poſſeſſion von dem Königreich Polen zu nehmen, wie er wohl gern wünſchte, dürfte er wohl eher auf einen ſo vornehmen Schwiegerſohn ſich Rechnung machen. Er ſoll auch genug gute Freunde in Polen haben, die ihm goldene Verſprechungen machen und die er leider nur baarer Goldmünze bezahlt. Doch wahret Euren Mund, und ſprecht nicht weiter davon; es könnte Euch ſonſt übel bekommen." „O, mir iſt's gleich", verſetzte der Gewarnte, „ob unſer Prinz Jakob hier als König von Polen regiert oder der Fez von Marokko, von dem Ihr neulich, der Ihr alle Potentaten kennt, ſo erſchreckliche Dinge erzähltet. Mich kümmert nur, wie geſagt, unſre gnädige Frau Prätendentin mit ihrer Tochter Clementine, und ich bleibe hier bis ſie ankommen und müßte ich bis Mitternacht warten. Um nichts und wieder nichts will ich auch nicht das Laubwerk und die Blumen der Jungfer Lebrowska zugetragen haben. Die mag dort unter dem Thorweg in ihrem ſchönen Anputz gewiß wie auf Dornen ſtehen, obwohl mit grünen Blättern und weichen Zweigen der Fußboden beſtreut iſt. Sie ſieht auch ganz blaß aus und hat doch ſonſt ein ſo roſiges Angeſicht, das zu dem Namen ihres Bräutigams, des Herrn von Roſenroth, gar trefflich paßt. Alle Farbe iſt aber heut in der Sorge, ob die Prinzeſſin Clementine ihre ehemalige Spielkameradin auch noch erkennen werde, von ihren Wangen gewichen."

Die Bedauerte, die so eben von ihrem Warteſtand einige Schritte zur Umſchau hervorgetreten, war die verwaiste Nichte eines emigrirten polniſchen Edelmannes, dem Jakob Sobieski, deſſen treuer Anhänger er war, die Verwaltung ſeiner ſchleſiſchen Beſitzungen übergeben und den Titel eines Schloßhauptmanns mit Einräumung einer Wohnung im Schloſſe zu Ohlau, beigelegt hatte. Nur um ein Jahr älter als die Prinzeſſin Clementine, diente ſie dieſer zu einer angenehmen Geſpielin während des Aufenthalts derſelben am Orte und ward auf deren Bitte auch Theilnehmerin einiger ihrer Lehrſtunden.

Die gegenſeitige Zuneigung der beiden Kinder war unter den gemeinſamen Beſchäftigungen und Zeitvertreiben im erwachenden Jugendgefühl der Liebe bedürftigen Herzen unbemerkt in Freundſchaft übergegangen, wurden ſich deſſen die beiden Mädchen auch erſt bei ihrer Trennung recht bewußt. Die beim Abſchied vergoſſenen Thränen trockneten zwar eher in den Augen der vielen Zerſtreuungen entgegenreiſenden Prinzeſſin als in den der einſam zurückgebliebenen Geſpielin, deren Erheiterung unterdeß ein liebenswerther junger Verwandter mit dem glücklichſten Erfolge unternommen. Dennoch zählte Anna die Tage und zuletzt die Stunden ſeit der im März eingegangenen Nachricht, daß die geliebte Abweſende im April wiederkehren werde. Und jetzt, jetzt war zu nahe die Minute der Erfüllung ihres ſehnlichſten Wunſches. Nachdem mehremal das falſche Signal: ſie kommen, ſie kommen, die Menge getäuſcht, ertönte es in Wahrheit; es raſſelten die Wagen über das Steinpflaſter der Straßen und bald durch die aus den Maſſen der Zuſchauer gebildete Gaſſe. Mit einer Huld

und Freundlichkeit, die aber wie immer in ihren herablaſſendſten Aeußerungen den Rang der Prinzeſſin erkennen ließ, dankte Hedwig Eliſabeth den ehrfurchtsvollen Begrüßungen der Verſammelten und empfing, als ſie an der Treppe dem Wagen entſtiegen, die Huldigungen des ihr wohlbekannten Mädchens, das mit einem Knie vor ihr ſich niederlaſſend, ein Gedicht ihr überreichte. Dieſer ceremoniellen Begrüßung folgte im nächſten Augenblick eine nur von dem Gefühl ausgehende und daher zum Theil Anſtoß gebende.

„Du biſt es, Du meine herzliebe Anna!“ mit dieſen Worten näherte ſich Prinzeß Clementine der Kindheitsgeſpielin, die von dieſem Ausruf im tiefſten Herzen berührt in gänzlicher Vergeſſenheit der trennenden Schranken des Ranges ihre Arme der Prinzeſſin entgegenbreitete, die eben ſo rückſichtslos gegen die ihr eingeprägten Geſetze der Etiquette in dem Moment nur dem Zuge der ihr entgegenkommenden Liebe folgte, und von den Armen der Freundin feſt umſchloſſen, an's Herz gedrückt die empfangenen Küſſe ſchweſterlich erwiederte.

Weder den rührenden Eindruck bemerkend, den dieſe Hingebung auf die niedrige Zuſchauerſchaft bewirkte, die mit naſſen Augen ihre Blicke darauf richteten und von denen einige in der Exaltation ihrer Rührung ein lautes Vivat der Prinzeſſin Clementine brachten — noch die Betroffenheit wahrnehmend, welche ſich in den Mienen der fürſtlichen Mutter über die Veranlaſſung jener Volksfreude malte, und ebenſowenig das zurechtweiſende Hüſteln ihrer Hofmeiſterin vernehmend, beſchäftigte ſich jene nur mit ihrer lieben Anna, bis endlich die raube Stimme des Vaters in einem lauten Verweiſe die

unschickliche Umarmung auflöste und damit auch die communistischen Zeugen derselben und ihre Freude darüber wie im Nu zerstreute.

Während das beschämte Mädchen fast eben so schnell, doch nicht ohne das Geleit eines tröstenden Blickes von der Freundin sich in ihre im untern Raum des Schlosses befindliche Wohnung zurückgezogen und hier einsam in ihrem Gemache ihren Thränen freien Lauf ließ, nicht recht wissend, ob sie mehr der erfahrenen Liebe oder der erlittenen Kränkung flossen, und während die heimgekehrten Beobachter derselben in ihren Häusern und Hütten in eben so unbeschränkter Freiheit ihre glossirenden Betrachtungen über die stattgefundene Scene anstellten, versuchte Jakob Sobieski den sichtlich betrübenden Eindruck, den die geübte Strenge auf seine Lieblingstochter hervorgebracht, als zärtlicher Vater zu beschwichtigen, indem er als weniger zärtlicher Gatte die Uebergangsbrücke zu jenem liebevollen Beginnen in einer an seine Gemahlin gerichteten ironischen Frage aufgeschlagen.

„Nun, Ew. Liebden", hub er nach dem Abhub der kleinen frugalen Familientafel an, „erzählen Sie mir, wie kaiserlich Sie nebst unsern Töchtern von Ihrer durchlauchtigsten Verwandtschaft in Wien beim Abschied beschenkt worden sind? Wahrscheinlich, wie sich aus den vielen Koffern und Kisten, die vor Ihrer Ankunft bereits hier eintrafen, schließen läßt, sind Ihnen viele abgelegte Stücke aus den kaiserlichen Garderobekammern zu Theil geworden, nebst Ermahnungen Ihrer Frau Schwester an unsre Töchter, fein säuberlich damit umzugehen, überhaupt sich in die Verhältnisse zu schicken."

Mit bewegter Stimme, in welcher die empfundene Verletzung durchzitterte, erwiederte die Prinzeſſin: „Der ſarkaſtiſche Scherz Ew. Hoheit tritt dem Gefühl zu nahe, mit dem meine kaiſerliche Schweſter in der zartſinnigſten Weiſe unſer Unglück ehrt und dies ſtets bei allen Gelegenheiten bewieſen hat, wie Sie ſich deſſen erinnern müſſen, da Sie ſelbſt ſo ſehr betheiligt dabei waren; doch könnten Sie in einer Beziehung Recht haben, wir ſind von derſelben mit vielen ſchätzenswerthen Lehren entlaſſen worden, die ſie mir auch zum Theil in einem von ihr ſelbſt verfaßten Andachtsbuche mit auf den Weg gegeben hat."

„Ein ſehr erbauliches Geſchenk allerdings", entgegnete der Abgefertigte, und indem er ſich zu ſeiner jüngſten Tochter wendete, die mit ihren beiden Schweſtern an einem Pfeilertiſche ſtand und hier mit Durchleſung des Gedichts und Betrachtung ſeiner kalligraphiſchen Schönheit, der Schnörkelſchrift des damaligen Geſchmacks, ſich beſchäftigte, fragte er: „Nun, meine Tochter, worin beſtehen denn Ihre mitgebrachten Kleinodien?"

„In ſehr ſchätzbaren Dingen", erwiederte Clementine, die großen ſinnigen Augen zu dem Vater erhebend. „Ich gedenke mir hier damit in der Einſamkeit die Zeit herrlich zu vertreiben. Es iſt eine ganze Geſellſchaft von franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen Claſſikern, mit denen mir die kaiſerliche Frau Muhme zu Vermehrung meiner hieſigen Bibliothek ein erfreuliches Geſchenk gemacht hat."

„Und vergeſſen Sie nicht das wichtigſte", bemerkte Maria Caſtmira, die älteſte Schweſter Clementinens. „Ich meine die Decoration des Sternkreuzordens, zu deſſen Damen Ihre Majeſtät die drei Töchter Ew. Hoheit zu ernennen geruht."

„Wir freuen uns darüber", erwiederte der Prinz, „und wünschen nur, daß Jede von den neuen Stiftsdamen sich dankbar für die erhaltene Gnade Ihrer Majestät beweisen und jeden Artikel der Statuten des Ordens, der Gehorsam gegen die Vorgesetzten und besonders gegen die Eltern zur Pflicht macht, nachleben möchte." Sein strenger Blick streifte bei dieser anzüglichen Rede das erröthende Gesicht seiner zweiten Tochter Charlotte, die betroffen ihre mit Thränen sich füllenden Augen zur Erde senkte. Ein Schmerzenstropfen war auf das Blatt Papier gefallen, welches das Gedicht enthielt. Diese traurige Weihe scheinbar nicht bemerkend erfaßte es der Prinz, und nachdem er seine Augen eine Weile darauf gerichtet, sagte er mit etwas milderer Stimme: „Die Verse enthalten viel Schmeichelhaftes nach der Weise der Poeten, doch am besten dagegen gefällt mir die schöne Handschrift, denn das ist eine Wahrheit."

„Wer mag wohl der Verfasser dieses Gedichtes sein"? äußerte Clementine.

„Vermuthlich", erwiederte der Vater, „Herr Knorr von Rosenroth, der Breslauer Poet, den Wir vor mehreren Jahren bei einem Besuche in der fürstbischöflichen Residenz bei seinem Mäcen, Ihrem hochwürdigsten Oheim, kennen lernten, der, in seiner toleranten Weise nicht nach der Confession des jungen Gelehrten fragend, ihm freien Zutritt in seine Bibliothek, ja zu sich selbst gestattete und denselben Uns zu Ihrem Lehrer in der italienischen Sprache, die er in der That vortrefflich sprach, empfahl."

„Und der jetzt seine Freude an meinen unterdeß gemachten

Fortſchritten haben wird", fiel Clementine raſch ein, „und nicht wahr", fuhr ſie eben ſo lebhaft fort, „Ew. Hoheit geſtatten, daß er ſich davon überzeuge und ferner meine Studien in der italieniſchen Literatur leite?"

„Wir werden das Geſuch in Betracht ziehen", erwiederte gütig der Prinz. „Nur wird es ſich fragen, ob Herr Knorr von Roſenroth, der unterdeſſen zum Landesbeſtallten avancirt, noch Zeit und Luſt haben wird, der Prinzeſſin von Polen Unterricht zu ertheilen."

„O gewiß, gewiß, ich zweifle nicht daran", verſicherte Clementine, „und ich hätte große Luſt", ſetzte ſie etwas ſchüchtern hinzu, „die gnädige Stimmung meines verehrten Vaters, welche mir jene Zuverſicht einflößt, noch für einen andern Gegenſtand in Anſpruch zu nehmen?"

Die Stirn des Prinzen verfinſterte ſich bei dieſer Frage, und betroffen näherte ſich auch die Prinzeſſin bei der vernommenen Aeußerung; die zitternde Hand ihrer Tochter Charlotte erfaſſend, die mit flehenden ihrer Schweſter zugewandten Blicken die Ausſprache ihres Geſuches, dem, wie ſie beſorgte, eine niederſchlagende Exploſion folgen werde, zu verhindern ſtrebte. Allein nicht, wie alle drei muthmaßten und fürchteten, trat die Bitte: „Zürnen Sie dem Ungehorſam meiner Schweſter Charlotte nicht länger, und geben Sie ihr den Michael Radzivil zum Gemahl!" auf die Lippen des in ihren Erregungen ſelten Maaß und Ziel haltenden Mädchens. Nicht eingeſchüchtert durch die bemerkten Hemmniſſe ihres beabſichtigten Vortrages hob ſie an: „Ich trug mich auf der ganzen Reiſe hieher mit dem ſtillen Wunſche, daß es Ew. Hoheit gefallen möchte, mir

ein Hoffräulein zu meiner Unterhaltung zu ernennen, damit ich nicht in Versuchung gerathe, wider Willen von den Gesprächen der vertraulichen Herzensergießungen meiner um sieben und acht Jahr ältern Schwestern Kenntniß zu nehmen, in Gefahr zu gerathen, meinen jugendlichen Frohsinn vielleicht dadurch zu trüben. Auch hat mein Herz bereits die Wahl der Gesellschafterin getroffen, deren Sanction natürlich von meinen durchlauchtigen Eltern abhängt."

Diese Erklärung lichtete wie ein Sonnenblick alle Gesichter.

„Und der Name der allerdings sehr voreilig Erwählten?" fragte der Prinz lächelnd.

„Anna von Lebrowska!" lautete die freimüthige Antwort.

„Sie sind eine kleine Diplomatin", erwiederte Jakob Sobieski, „und man sollte meinen, Sie hätten einen Blick in das Wiener Cabinet gethan, so schlau sind Sie zu Erreichung Ihrer Absicht zu Werke gegangen. Ihre hochselige Großmutter würde ihre Freude daran gehabt haben. In diesem Betracht willige ich in Ihr Gesuch, und obwohl man kurz vor Schlafengehen keine Beschlüsse fassen und Versprechungen abgeben soll, will ich doch diesmal eine Ausnahme von der Regel machen." Er reichte bei diesen Worten zum guten Nachtkuß der Erfreuten die Hand, und nachdem sie dieselbe innig geküßt und auch die Schwestern in gleicher Weise, wenn auch nicht so herzlich, sich beurlaubt hatten, wendete sich Jakob zu seiner Gemahlin und sagte: „Dem lieben Kinde kann man wahrlich nichts abschlagen. Ich bin mit ihrer Erziehung zufrieden, und fühle mich gedrungen, nochmals meinen Dank dafür meiner Schwester, der Churfürstin auszusprechen, die den ersten Grund dazu gelegt."

„Und zu deren Ausbildung es ferner nicht an Gelegenheit am Hofe zu Wien und unter der Obhut einer für ihre Kinder wahrhaft beſorgten Mutter fehlte", ergänzte die Prinzeſſin.

„Ja, ja, wir vergaßen nie dies zu ſchätzen und hätten nur gewünſcht, daß die zärtliche Mutter nicht dem Eigenwillen ihrer zweiten Tochter ſo viel Spielraum geſtattet. Doch dies Kapitel noch weiter zu beſprechen, iſt es heut ſchon zu ſpät; die Glocke mahnt, uns zur Nachtruhe zu verfügen. Ich werde morgen früh Ihnen meine Aufwartung in Ihrem Zimmer zu der Beſprechung machen. Jetzt wünſche ich Ew. Liebden gute Nacht!"

Es war am nächſten Morgen noch ſehr früh, als Clementine von der Sonne geweckt, ihr Lager verlaſſen und im leichten, ſchnell angelegten Morgenkleide an dem Bette ihrer Hofmeiſterin leiſe vorüber ſchlüpfend, die im Vorzimmer ſchlafende Zofe weckte, und von dieſer die Gemächer ſich erſchließen ließ, welche auf den Corridor führten und von dieſem die Treppe hinunter zu ihrer Anna eilte, die, bereits aufgeſtanden und angekleidet, freudig erſtaunt den frühen Beſuch empfing. „Keine Ceremonie"! rief ihr mit dem Finger auf dem Mund die Prinzeſſin entgegen, den Handkuß des Mädchens abwehrend. „Ich bin in Incognito hier, doch ſoll mich dies nicht hindern Dir anzuzeigen, daß mein Vater Dich zu meinem Hoffräulein ernannt und wir daher uns nun täglich ſehen und — hoff ich — auch zuweilen ohne Zeugen ſprechen werden."

„Du meinſt wohl, ich ſcherze", fuhr Clementine in das zweifelnde Geſicht des Mädchens blickend fort. „Es iſt aller Ernſt, was ich Dir ſage, möge es Dir auch mährchenhaft

Aber nicht im Gebet allein bestand ihre Frömmigkeit, auch Thaten verkündeten sie. Denn nach der ächten Christuslehre war sie eine Mutter der Armen und Bedrängten. Besonders zeichnete sie sich durch die Pflege der Kranken aus. Durch ihre Vorsorge entstand in dem Schlosse zu Dresden die große Hofapotheke. Sie verstand selbst aus nützlichen Kräutern Arzneien zu bereiten, verstand es, welche Heilmittel jeder Art der Krankheit entgegenwirkten, und noch jetzt findet man in jener Apotheke Schriften darüber von ihrer Hand, die von hohem Fleiß und guter Einsicht zeigen. So ward sie Retterin vieler Kranken, eine Mutter der Bedrängten, eine Trösterin der Leidenden.

Ueberhaupt war ihr Wirken unablässig und stets zweckmäßig. So wendete sie ihr scharfes Augenmerk auf die damals sehr vernachlässigte Wartung der Obstbäume. Wo nur immer möglich, ließ sie Obstgärten anlegen, und erstreckte ihre Sorgfalt darin so weit, daß auf ihren Rath und durch ihre Mitwirkung in einem dieser Gärten 50,000 Stück junge Bäume gesetzt wurden.

Hierzu gesellte sich ein solcher Fleiß in häuslichen Arbeiten, und überhaupt in allem, was zum Haushalt gehörte, daß jeder Art von Verschwendung dadurch vorgebeugt ward. Einen großen Theil

klingen. Aber wie hübſch iſt es hier in Deinem ſonnigen Stübchen", ſetzte ſie hinzu, die Hand der Freundin erfaſſend und an das offene, auf das kleine Schloßgärtchen hinausgehende Fenſter tretend. „Hier auf dieſem Plätzchen will ich mich bei Dir oft in früher Morgenſtunde häuslich niederlaſſen und ſchon heute den Anfang dazu machen! Wie gut haſt Du hier meine Blumen in den Töpfen gepflegt; die Aurikel, die Veilchen, der Roſenſtock blühen!"

„Auch die Myrte", verſetzte Anna, „ſetzt kleine Knöspchen dazu ſchon an, und ſehen Sie, es iſt eine Kronenmyrte, ſo ſchön gewachſen und mit ſolcher Krone giebt es in der ganzen Umgegend keine mehr. Und hören Sie nur, wie Ihr Canarienvögelchen unterdeß herrlich ſingen gelernt! und zahm iſt es geworden — es wird den Zucker aus Ihrem Munde nehmen, und wenn Sie es locken, auf Ihren Arm ſich ſetzen; ſo hat es mein Vetter Johannes abgerichtet."

„O wie lieb und traut iſt es hier," rief die Prinzeſſin, in Behaglichkeit ſich umſchauend, „viel heimlicher und wohnlicher als oben bei uns, und wie ich ſehe, fehlt es Dir auch nicht an Büchern, die ich früher hier vermißte."

„Vetter Johannes hat mich damit verſorgt, der ja, wie Sie wiſſen, ein Freund von Büchern iſt und vor Kurzem ſelbſt eins geſchrieben."

„O, zeig es mir, das muß ich leſen! — Gedichte, das iſt ſchön!" äußerte Clementine, nachdem ſie das von Anna aus einem Bücherbrett herbeigeholte und ihr überreichte ſauber gebundene Buch aufgeſchlagen hatte. Als ſie aber nach ihrer Weiſe, wenn ſie ein Buch ergriffen, auch bald mit dem Inhalt ſich näher bekannt

machen wollte, bat Anna: „O verſparen Sie, ich bitte, das Leſen auf ein andermal, damit ich nicht dadurch die langentbehrte Freude, Sie ſprechen zu hören, verliere. Erzählen Sie mir lieber, was Ihnen unter der Zeit Alles begegnet, was Sie Schönes und Großes in den Hauptſtädten, an den Höfen, wo Sie verweilten, mit Augen geſchaut und genoſſen haben, und ob Sie auch manchmal dabei Ihrer getreuen Anna, unſerer Spiele und Zeitvertreibe hier in dem kleinen Orte gedacht haben!"

„O gewiß oft, oft!" verſicherte Clementine, indem ſie liebevoll in das aufſchauende Antlitz der Freundin blickte, welche zu den Füßen der Prinzeſſin auf einem Fußbänkchen ſich niedergelaſſen und die ihr jetzt gereichte Hand derſelben an die Lippen zog. Und auch an meine Seite wünſchte ich Dich, um Theil an meinen Anſchauungen zu nehmen, die Dich oft ergötzt aber auch geblendet und mitunter — im Vertrauen geſagt — auch gelangweilt und ermüdet haben würden, da Du nicht wie ich an zwangvolle Zuſtände gewöhnt worden. Das Intereſſanteſte von meinen Erlebniſſen aber will ich Dir ſogleich mittheilen, erſt im Umriß zur Befriedigung Deiner heutigen Neugier und ſpäter ausführlicher, wenn Dir's Vergnügen machen ſollte!

Wir gingen von hier, wie Du weißt, zuerſt nach Wien, wo wir liebevoll empfangen wurden und als Mitglieder der kaiſerlichen Familie im Schooße derſelben faſt vergeſſen lernten, daß wir heimathlos ſind. Nicht ganz ungetrübt, trotz der glänzenden Zerſtreuungen und anmuthigen Naturgenüſſe, die Schönbrunn, Laxenburg und andere kaiſerliche Luſtſchlöſſer uns boten, blieb unſer Aufenthalt in Wien, denn meine Mutter empfing vom Vater oft Briefe, die ihr Sorge erregten und

meine Schweſter Charlotte weinte darüber viel; die Thränen galten ihrer Liebe zu Michael Radzivil, deſſen Bewerbung um ihre Hand Papa zurückgewieſen. Ein anderer Freier, der ihm und leider auch der vielgeltenden Kaiſerin Amalie, der Wittwe des verſtorbenen Kaiſers Joſeph genehm, mißfiel ihr, und ſie weigerte ſich ſtandhaft, ſeine Gemahlin zu werden. Unterdeß trieb ich meine Studien mit vielem Eifer, unbekümmert über eine Werbung des Prinzen von Parma um meine Hand, lernte ich die franzöſiſchen, italieniſchen und engliſchen, auch die deutſchen Dichter immer mehr verſtehen, befreundete mich beſonders mit den italieniſchen Claſſikern, während meine Schweſtern mit künſtlichen Stickereien ſich beſchäftigten, wechſelte auch zuweilen Briefe mit meiner Schweſter Maria Caſimira, die damals noch bei unſerer Großmutter, der verwittweten Königin in Blois lebte, und erſt nach deren Tode wieder mit uns vereinigt wurde.

Dieſe Todesbotſchaft, der wir bei dem hohen Alter der Königin täglich entgegenſehen konnten, ergriff die Prinzeſſin meine Mutter dennoch ſehr, entfloſſen auch keine Thränen ihren Augen darüber. Ich aber mußte weinen, denn mir hatte die Königin nie etwas zu Leid gethan, während meines zweimonatlichen Aufenthaltes bei ihr in Blois, war ſie die Liebe und Güte ſelbſt gegen mich geweſen, und hatte mich in ihrer lebhaften geiſtreichen Weiſe oft Stundenlang ihrer Unterhaltung gewürdigt, ſo daß meine Schweſter Maria Caſimira oft eiferſüchtig darüber ſich zeigte. Dieſe entſprach nicht ganz den Anforderungen der Großmutter, deren Namen ſie trug, deren Schönheit und Geiſt aber nicht in ſo hohem Maße, wie jene es wünſchte, auf

ſie übergegangen war. Die Trauerzeit verbrachten wir in München am churfürſtlichen Hofe, wo die laute Freude über die Wiederkehr der landesherrlichen Familie und die Einſetzung in ihre alten Rechte noch nicht verhallt war, die natürlich uns als die nahen Verwandten des Churfürſten lebhaft und angenehm mit berührte. Am meiſten wohl mich, den Zögling der edlen hochverehrten Frau, die mich aus meiner im Schatten des Unglücks ſtehenden Wiege empor an ihr Herz, in ihre Mutterarme genommen und nicht eher von ſich gelaſſen als das Schickſal ſie ſelbſt in die Verbannung führte, wo das Unglück einen Heiligenſchein um ihr edles Haupt wob, wo ich an ihrer Seite wie in der Nähe eines Engels die erſten Tage meiner Kindheit verlebte und nach keiner andern Mutter fragte, von keiner andern wußte. Die leibliche wie den Vater und die Schweſtern lernte ich ja erſt im fünften Jahre meines Alters kennen, und ſie waren kaum meinen Augen erſchienen, als ich zu meiner Pflegemutter zurückkehrte, um noch mehrere Jahre in ihrer Nähe und unter ihrem Schutze zu verbringen, wo die Liebe zu ihr in mir mit den Jahren wuchs, gleich dem Keime, der in einem fruchtbaren Boden Wurzel geſchlagen. So waren aber auch die Herzfaſern meiner Pflegemutter mit den meinen verwebt, und als wir uns vor zwei Jahren nach langer Zeit wiederſahen, weinten wir Beide in der Umarmung in Rührung, Freude und Liebe.

Der Prinzeſſin, meiner Mutter, aber ſagte hingegen die Luft in München nicht recht zu, ja ſie ſchien zu fürchten, daß meine Schweſter Charlotte in ihrem Liebesſchmerz leicht in München auf den Gedanken gerathen könnte, den Schleier zu

nehmen. Es herrſchte dort unter den jungen fürſtlichen Perſonen beſondere Neigung zum geiſtlichen Stande, zum Kloſterleben. Die Prinzeſſin von Sulzbach hatte in ihrem zwanzigſten Jahre der Welt Valet geſagt und in die Mauern eines Kloſters ſich zurückgezogen; unſere Muhme Thereſe von Baiern ſchien gleichen Beruf in ſich zu ſpüren und dazu meine Schweſter gewinnen zu wollen. Von unſern beiden Vettern, Philipp und Clemens von Baiern, war der eine auch ſchon für den geiſtlichen Stand beſtimmt, obwohl er kaum dem Knabenalter entwachſen. Dieſer machte mir eines Tages an meinem Namensfeſte ein gar zierliches Geſchenk, das in einer kleinen, aus koſtbaren Holzarten geſchnitzten und mit Silberdraht vergitterten Kloſterzelle beſtand, in welcher eine allerliebſte Wachspuppe in Nonnentracht an ihrem Betaltar kniet. Du ſollſt dies Kloſterſtück, ſobald es der Kiſte entnommen ſein wird, auch bewundern und einen Platz für daſſelbe zur Schauſtellung wählen helfen."

„Das würde ein ſehr verſteckter ſein, Prinzeſſin", verſetzte Anna, „um zu verhindern, daß Sie nicht zu oft Ihre Augen darauf richteten und am Ende auch Neigung für den Kloſterberuf dadurch gewinnen möchten."

„Nein, dafür ſoll mich mein Schutzheiliger, der Ritter St. Georg, behüten", entgegnete Clementine mit hohem Erröthen.

„Sie haben alſo nicht, wie die heilige Thereſia, ihr Herz einem himmliſchen Bräutigam verſchrieben, was Sie einſtmals ſo ſchön fanden, als Sie die Legende davon auswendig gelernt? Die iſt in der Zeit wohl Ihrem Gedächtniß entſchwunden!"

„O nein", verſetzte Clementine heiter, „ich habe ſie ſogar

einigemale meiner durchlauchtigſten Muhme, der Kaiſerin, ohne Anſtoß zu deren Vergnügen hergeſagt und dafür Belobung und noch überdies den Sternkreuz-Orden empfangen."

„Da erhielten Sie wohl auch dafür in München den Orden vom St. Georg, den, wie mein Oheim kürzlich erzählte, der Churfürſt von Baiern neuerdings geſtiftet."

Bei dieſer Aeußerung beugte ſich die Prinzeſſin lächelnd zu ihrer Zuhörerin herab und ſagte: „Mein liebes Kind, das iſt kein Damenorden, allein ich hätte wohl gewünſcht, daß er es wäre und dann nach ſeiner Erlangung getrachtet. Allein ein ſchönes Bild meines Schutzheiligen, entworfen nach einem Gemälde der Gallerie zu München, in welchem er in ſeiner ritterlichen Herrlichkeit im ſtrahlenden Glanze derſelben dargeſtellt iſt, hat mein Oheim, der Churfürſt, mir geſchenkt, und es ſoll, in Glas und Rahmen gefaßt, die Hauptzierde meines Zimmers bilden. Außerdem verehrte mir meine Tante ein Buch, welches die Legenden der Heiligen und namentlich die meines Schutzheiligen enthält, doch nur die eine habe ich erſt darin geleſen, dagegen aber in müßiger Weile ſelbſt ein Mährchen erfunden, worin mein heiliger Ritter auch eine Rolle ſpielt."

„O, das iſt herrlich", rief Anna theilnehmend, „und Sie werden es mir doch mittheilen, ſo geneigt wie früher, wo Sie mir immer ganz warm die allerliebſten Mährchen erzählten, die über Nacht Ihrem Kopfe entſprungen, und die viel ſchöner klangen als all' die bekannten vom gehörnten Siegfried, der ſchönen Magellone und der heiligen Genofeva, die in den kleinen Büchern: „gedruckt in dieſem Jahr" zu leſen ſind."

„Wer weiß, ob mein jetziges Deiner Erwartung entsprechen wird, denn es ist so eigentlich kein Mährchen und das darin vorkommende Wunderbare läßt sich natürlich erklären, doch Du sollst selbst darüber urtheilen, es ist noch früh genug zur Mittheilung. So höre denn:

Es war einmal eine alte Königin, der Name thut nichts zur Sache, die alljährig nach Rom reiste, daselbst den Segen des heiligen Vaters zu empfangen. Auf der letzten Reise, die sie vor ihrem Tode dahin unternahm, begleitete sie auch die jüngste von ihren drei Enkeltöchtern, Namens Maria. Eines Tages, als die Reisenden ihrem Ziele ziemlich nahe gekommen und bereits die Gegend von Pesaro erreicht, gaukelten vor den Augen der jungen Prinzessin, als sie diese nach einigen Minuten des Einschlafens wieder aufgeschlagen, allerlei seltsame Gebilde; ihre Reisegefährtschaft, die alte Königin, deren Hofdame, ja selbst die zur Seite der erstern, unserer Prinzessin gegenübersitzende Schwester derselben schienen ihre menschlichen Gesichter in thierische verwandelt zu haben. Die eine sah wie ein Habicht oder Geier, die andere wie eine Katze und die dritte wie ein Schäfchen aus. Die schwüle Luft in der verschlossenen Reisekutsche mochte einen Anfall von Schwindel in der jungen Prinzessin erregt haben und vielleicht schuld an der magischen Täuschung sein, von der sie jedoch kein Wort verlauten ließ. Sie äußerte nur ihr Uebelbefinden und bat in ihrer Sehnsucht nach freier Luft um die Erlaubniß, eine kleine Strecke Weges neben dem Wagen hergehen zu dürfen. Die Bitte ward zwar von ihrer Umgebung in lange Ueberlegung gezogen, da aber das kranke Kind ganz bleich geworden, entschloß man sich

endlich ihm zu willfahren. In dem Augenblick nahmen auch die verwandelten Geſichter ihre natürliche Geſtalt wieder an, und nur die wenigen, den Phyſiognomien von der Natur eingeprägten Züge der Aehnlichkeit mit den wieder entſchwundenen, blieben haften, beſonders in dem Geſicht der Hofdame, welche Befehl erhielt, die Prinzeß unter dem Gefolge eines Bedienten zu begleiten. In ihren Mienen war zu leſen, daß ſie Maria's Verlangen für ein kindiſches Gelüſt hielt und ſie ihr gern dafür einen nicht ſanften Pfotenſtreich verſetzt hätte. Sie mußte jedoch die der Katzennatur eigne Neigung unterdrücken und den Schein der Freundlichkeit gegen die Prinzeſſin annehmen. Dieſe ſchöpfte jetzt mit vollen Zügen in der freien Luft Geneſung in ihre beklommene Bruſt; alles Uebelbefinden, aller Schwindel war wie im Nu verſchwunden, als ſie den Fuß zur Erde aus dem Kerker der Kutſche geſetzt, ihre Augen ſchweiften wie beſchwingt in der herrlichen Gegend rund umher, während ſie begierig den Duft einſog, den ein holder ſanfter Zephyr aus den nahen Orangenwäldern ihr zutrug. Die Sonne war im Sinken und erlaubte der Fußwanderin mit abgenommenem Hute ihr eine gute Nacht zu ſagen, und nach dem Gruße bedeckte die Prinzeſſin ihr Haupt nicht wieder damit, ſondern zog es vor, das Hütchen mit ſeinem Bande am Arm zu tragen. Es ſollte ihr zu einem Körbchen dienen, die am Wege gepflückten duftigen Blümchen darin zu ſammeln. O, es war eine ſo ſüße, ſo harmloſe Beſchäftigung, daß ich ſie ſtundenlang hätte fortſetzen mögen!'

„Sie"? fragte Anna, ſchelmiſch lächelnd.

„O ich verſprach mich, ich wollte ſagen, die Prinzeß

Maria. Doch ſtöre mich nicht weiter, es kommt jetzt etwas ſehr Schreckliches, aber auch ſehr Intereſſantes.“

„Ich bin ganz Ohr“, verſicherte Anna.

„Denke Dir, als eben die Prinzeß der müden Hofdame verſichert, noch eine kleine Ausdehnung ihrer Fußpromenade werde ſie gewiß völlig herſtellen, und dieſe ſich Vorſtellungen dagegen erlaubte, brechen aus einem Gebüſch zur Rechten, nachdem ein gellendes Pfeifen die Ohren der Sorgloſen berührt, vier, fünf, ſechs — ja wohl ein Dutzend Banditen hervor, umringen ſie, halten die beiden Kutſchen an, die dicht hinter einander fuhren, fallen den Poſtillons in die Zügel und machen die Dienerſchaft bald wehrlos. Gezogene Dolche blitzen, ein Gemetzel beginnt, während die erſchrockenen beiden Zeugen jeden Augenblick fürchtend in die Gewalt der Banditen zu fallen, die flink gewordene Hofdame in einen Graben ſpringt und ihren Schützling im Stiche läßt, der Bediente nach der andern Seite Reißaus nimmt und gerade einem Räuber in die Arme läuft, eine Männerhand die Prinzeſſin erfaßt, dieſe laut aufſchreit — da verändert ſich plötzlich — ſchnell wie auf dem Theater die Scene — Reiter ſprengen heran, Waffen klirren im hitzigen Gefecht, die Banditen werden umringt, gefangen — die Prinzeſſin fühlt ſich frei, nein, nicht frei; ein junger ſchöner Mann in Jagdkleidung hat ihre Hand ehrerbietig erfaßt; er blickt ihr in's Auge — ſpricht mit wohlklingender Stimme, aber im fremdartigen Accent in der ſüßen italieniſchen Mundart: „„Beruhigen Sie ſich, Signora! Alle Gefahr iſt vorüber; meine Corſen, die heut ihr Meiſterſtück abgelegt und dafür belohnt werden ſollen, mögen Ihren Wagen

bis Peſaro escortiren. Erlauben Sie auch mir dies Geleit!" „Die Prinzeſſin vermochte darauf nur zu erwiedern: „O wie ſoll ich Ihnen danken?" „„Mit dieſen Blumen,"" ſagte kühn der junge Mann, indem er auf das Hängekörbchen deutete, das die Prinzeſſin am Arme trug. Und ſie, obwohl ſie ihn nur für den Capitain der von ihm befehligten Corſenſchaar hielt, trug kein Bedenken, es ihm darzureichen, und er trug keines, den ganzen Inhalt ſich anzueignen, und zwar mit einem ſo ausdrucksvollen Geſicht, als lege er den größten Werth darauf. Und eben ſo ließ ſie es geſchehen, daß er ihr mit Innigkeit die Hand dafür küßte, und als er die Prinzeſſin in den Wagen hob, iſt es wohl möglich, daß dieſe die ſeinige unwillkührlich gedrückt. „„Wir ſehen uns hoffentlich wieder"", ſagte er, und Marie nickte ihm, als werde ihr dies angenehm ſein, freundlich zu.

Der alten Königin aber hatte der Schreck eine Ohnmacht zugezogen, und mehrere Tage noch darauf fühlte ſie ſich unpäßlich. Sie hörte dabei nicht auf, den Angriff als ein entſetzliches Ereigniß zu betrachten, wenig erwägend, daß Gott ihn ſo gnädig abgewendet. Ihre Enkelin erwog dies dagegen deſto mehr, und ſie ſandte ihrem Retter einen dankbaren Blick nach, als dieſer hinter Peſaro zum Abſchied grüßend an dem Wagen ritt, wobei ſie bemerken konnte, daß die ihm gereichten Blumen in einem Sträußchen ſeine Bruſt und ſeinen Hut ſchmückten. Der Vorgang prägte ſich ihrem Gedächtniß ſo tief ein, daß ſie ihn nicht vergeſſen konnte, immer daran denken mußte. Selbſt als in Rom die erwartete Ankunft des unglücklichen Königs von England, Jakob III., der, in Italien ver-

des Tages saß Anna in ihrem Zimmer, umgeben von ihren Töchtern und ihren Hoffräuleins, und spann Flachs, oder verrichtete eine andre weibliche Arbeit, wobei denn weder Töchter noch Hofdamen die Hände in den Schoos legen konnten, und Fleiß die allgemeine Losung war.

Im Sommer besonders ging Anna wöchentlich mehreremal auf das Vorwerk Neuostra bei Dresden, das ihr zum Leibgedinge beschieden war, und war dabei, wenn Butter gemacht wurde. Hier pflegte sie denn diejenige Butter, welche für den Churfürsten bestimmt war, selbst zu waschen, und zu dem übrigen mußten ihre Begleiterinnen mit zugreifen. Ueberhaupt lag ihr die Landwirthschaft auf ihren beiden Leibgedingen Ostra und Korbitz sehr am Herzen. Keine bedeutende Wirthschaftsangelegenheit ward betrieben, ohne daß sie dabei war, und das mochte wohl oft dem dienstleistenden Personal nicht recht gelegen seyn, daher sich manche Anekdote in dieser Hinsicht aus jener Zeit erhalten hat. Man erlaube mir eine derselben, die Weisse in seiner Anna mater anführt, und die mir scherzhaft genug erschien, um ihr ein poetisches Gewand zu geben, hier mitzutheilen.

weilend, Sr. Heiligkeit einen Beſuch abzuſtatten, ſich anmelden laſſen, das Tagesgeſpräch bildete, dachte die Enkelin eines großen Königs, die doch für dergleichen Ereigniſſe Intereſſe haben ſollte, mehr an den Jägersmann, der ſie aus der Gewalt der Banditen befreit, als an den jungen Monarchen, dem vornehme Räuber ſeine Krone entriſſen und den der heilige Vater ſo hoch ehrte, als trüge er dieſelbe ſchon wieder ſicher auf dem königlichen Haupte, das ſo werth ſie zu tragen, wie ſeine vielen Freunde und Anhänger einſtimmig verſicherten. Jedes Aufſehen zu vermeiden, war der Erwartete zwar im Incognito nach Rom gekommen, doch konnte ſeine Ankunft kein Geheimniß bleiben, und eine große Menſchenmenge umringte den Pallaſt auf dem St. Jakobs-Platze, wo Jakob Stuart, umgeben von vielen vornehmen Perſonen auf einem offenen Balkon die Prozeſſion des Frohnleichnamfeſtes in Augenſchein nahm. Zu gleichem Entzweck hatte ſich die alte Königin in den auch am St. Jakobs-Platz gelegenen Pallaſt einer alten Freundin verfügt. Ich kann ſie Dir nennen, es war die Prinzeſſin Urſini, eine berühmte Frau, deren Geſchichte ſehr intereſſant iſt, wie die ihres Freundes, des Cardinal Alberoni, der auch mit einigen Herren und Damen ſich vor uns dort eingefunden hatte. Mitten unter dieſer Geſellſchaft ſtand die Prinzeß Marie auf dem Erker des Pallaſtes und blickte ſinnend auf den bewegten Platz herab, als die Prinzeſſin Urſini mit den Worten ſich ihr nahte: „Ihre Augen ſind jung, Prinzeß, Sie werden ohne Bewaffnung derſelben den König von England erkennen, der dort ſchon ſeit einer halben Stunde ſeine Blicke auf unſern Balkon gerichtet hat und der Feierlichkeit

nur geringe Aufmerkſamkeit zu ſchenken ſcheint. Die Angeredete hob jetzt ihr Auge zu dem angedeuteten Geſichtspunkt, und ihre Wange wurde wie mit Purpur überzogen, denn — male Dir ihre Betroffenheit — in dem Könige erkannte ſie den Jägersmann wieder, der ſchuld war, daß ſie gar keine Luſt empfand, von Jenem Notiz zu nehmen. Das Erglühen ihrer Wangen war ihrer Umgebung und wohl auch nicht dem ſcharfen Auge des Erkannten entgangen. Er neigte ſich grüßend herüber, und wiederholte die Verbeugung, ſein Incognito vermuthlich vergeſſend. Von den die Prinzeſſin umgebenden Perſonen waren ihm mehrere perſönlich bekannt, und jene vernahm jetzt mit Herzklopfen aus den Geſprächen derſelben, daß Jakob Stuart während ſeines Aufenthaltes im Kirchenſtaat zu Peſaro im Herzogthum Urbino längere Zeit verweilt und der heilige Vater ihm eine aus hundert Corſen beſtehende Leibgarde unter dem Commando des Capitäns Tauronni, theils als Ehrenbezeugung, theils zu ſeiner Sicherheit faſt aufgedrungen, und der König mit Hülfe dieſer Schaar, die in dieſer Gegend hauſenden Banditenbanden gänzlich zerſtreut habe, in der letztern Zeit aber an einer Gemüthskrankheit gelitten, zu deren Heilung ihm von dem Arzt eine Reiſe nach Rom angerathen worden ſei. Am Schluſſe dieſer Mittheilungen bemerkte der Cardinal Alberoni, daß der heilige Vater am nächſten Tage eine feierliche Audienz ſeinem Schützlinge auf dem Kapitol mit feſtlicher Einführung dazu ertheilen werde und mehrere Cardinäle angewieſen ſeien, in den folgenden Tagen bei Beſichtigung der heiligen Reliquien Roms, ſo wie der heidniſchen Alterthümer und der Kunſtſchätze in den Palläſten und Kirchen der Weltſtadt zu aſſiſtiren.

In Mariens Bruſt regte ſich bei dieſer Anzeige ein leiſer Wunſch, der jedoch nicht laut werden durfte, aber dennoch nicht dem Scharfblick der Prinzeſſin Urſini und dem der alten Königin entging, die beide einſt Meiſterinnen in Erforſchung der tiefſten Geheimniſſe der Menſchenbruſt geweſen. Auch jetzt mochte ſich dieſe Meiſterſchaft wieder bewährt haben, denn im Einverſtändniß trugen Beide Sorge, das ſtille Verlangen der Prinzeſſin, ohne daß ſie es ahnete, zu erfüllen.

Als ſie zum erſtenmal im Geleit der Königin, ihrer Großmutter und mehrerer ihrer geiſtlichen Freunde die St. Peterskirche beſuchte, ward ihr vom Schauer der Bewunderung und Andacht erfülltes Gemüth plötzlich herabgezogen — auf einen Mann gelenkt, der bei ſeinem Eintritt in die Kirche von dem Archipresbyterium, an deſſen Spitze der Cardinal Albani ſtand, mit der größten Ehrerbietung empfangen und an den Altar geführt ward, an welchem er die heilige Meſſe hören wollte. Die Königin mit ihrer Umgebung weilte ſchon an demſelben in Andacht hingegoſſen. Da ward zur Seite des ſammtnen Kiſſens, auf welchem die Prinzeſſin Maria kniete, ein zweites ähnliches von einem Kirchenbeamten zur Erde gelegt, der Fürſt aber, für den es beſtimmt war, bediente ſich deſſelben nicht; er gebot dem Diener es hinweg zu nehmen, und kniete auf den kalten Marmor nieder. Die neben ihm Knieende hatte keinen Blick ihrer zu Boden geſenkten Augen auf ihn gerichtet, aber ſie wußte, wer ſich neben ihr befand, der laute Schlag ihres Herzens verrieth es ihr."

„So mag es wohl auch dem Könige gegangen ſein", fiel Anna ein.

„Wer weiß", versetzte Clementine, „er soll aber sehr andächtig gewesen sein, man will sogar Thränen in seinen Augen bemerkt haben."

„O die können unbeschadet seiner Andacht auch einer andern Empfindung gegolten haben", meinte das Hoffräulein.

„Ich könnte Dir nun noch weiter erzählen", fuhr die Prinzessin fort, „allein es würde zu lange dauern, an welchen verschiedenen Orten noch die Prinzessin Maria in Rom mit dem Könige von England zusammentraf, wie sie Gelegenheit hatte, seine ächte Frömmigkeit, aber auch seinen Kunstsinn, seine Liebe für die Wissenschaften und dabei manche treffliche Züge seines Charakters kennen zu lernen, ich will aber zum Schluß eilen, wozu es wohl Zeit sein dürfte."

„Aber wo bleibt denn St. Georg; auf dessen Erscheinung war ich so gespannt; er wird doch wohl die Liebenden zusammenführen, denn daß sie dies sind, habe ich längst errathen, obgleich von Liebe kein Wörtchen in dem Mährchen vorgekommen", fragte Anna.

„Nur Geduld", entgegnete die Prinzessin, „St. Georg wird bald erscheinen, aber von der Vereinigung, die Du Dir einbildest, ist noch keine Rede."

Eines Tages unterhielt sich die alte Königin in ihrem Salon, umgeben von ihren Enkeltöchtern und einigen geistlichen Herren über die Ehre, welche dem König Jakob Stuart vom heiligen Vater erwiesen worden, und ihre Augen wurden feucht, als erzählt ward, daß derselbe bei der Audienz ihn einigemal umarmt und ihm die Zusicherung seines Beistandes zu Wiedererlangung der ihm entrissenen Krone in der feierlichsten Weise ertheilt,

daß der Cardinal Dada, der als päpſtlicher Nuntius in London zur Zeit der Geburt des Königs als Taufzeuge deſſelben fungirt, die Cardinäle Gualtieri, in deſſen Pallaſt er logire, Don Carlo Albani Barberini und mehre Andere ſich alle beeifert, ihn in der Hoffnung zu beſtärken, daß er das Ziel ſeines Strebens bald erreichen werde. Da, als die Prinzeß Marie mit Antheil dies Geſpräch verfolgte, trat ein Diener ein, den Ritter von St. Georg anmeldend. Die Prinzeſſin ſtarrte den Menſchen an, als ſei er nicht recht bei Sinnen, allein ihre Betroffenheit erhöhte ſich, als die alte Königin ruhig ſagte: der Ritter von St. Georg iſt Uns willkommen, und ſie erreichte den höchſten Grad, als die Thüre ſich öffnete, und — Du ſtaunſt mich ungläubig an — und der heilige Georg zwar nicht ſelbſt, wie er nach ſeinem Bilde in meiner Vorſtellung lebte, erſchien — ſondern als der König von England, der in ſeinem Incognito wie ich in dieſem Augenblick erſt erfuhr, der Ritter von St. Georg ſich nannte. Von dieſer Zuſammenkunft aber kann ich Dir nur erzählen, daß ſie die letzte war, deren ſich die Prinzeſſin Maria mit ihm erfreute, denn einige Tage nachher mußte ſie mit ihrer Großmutter die Rückreiſe nach deren Wohnort wieder antreten. Seitdem hat Jakob Stuart, wie ſie erfahren, unterſtützt von ſeinen mächtigen Freunden große Schritte zu Wiedererlangung ſeines Reiches gethan. Ob er noch bei dieſem wichtigen Unternehmen Zeit gewonnen, an das Abentheuer bei Peſaro und an den Gegenſtand zu denken, der in Rom es ihm in's Gedächtniß rief, weiß ich nicht; daß aber die Prinzeſſin leider viel Zeit dazu hat, kannſt Du Dir wohl vorſtellen, ebenſo, daß ſie bei An-

rufung ihres Schutzheiligen unwillkührlich an den Ritter von St. Georg denken muß — was wohl eine Sünde ist." „Ach dies glaube ich nicht", versetzte Anna naiv. „Muß ich doch auch am Feste des heiligen Johannes" — das Mädchen stockte hier — „so gestehe schnell, an wen mußt Du alsdann denken?" — „Nun wohl, wenn Sie es durchaus zu wissen verlangen, an meinen Vetter Johannes." „Ach an den Dichter" versetzte die Prinzessin lächelnd, „und ich hätte es errathen können. Du sollst mir das nächstemal, wenn wir uns ohne Zeugen hier wieder im frühen Morgenstündchen sprechen, davon mehr erzählen. Auch hoffe ich ihn bald selbst zu sehen und wahrzunehmen, daß die Liebe zu seinem schönen Mühmchen seine einstmals so bleichen Wangen jetzt mit dem Rosenroth seines Namens und seiner Hoffnung überzogen. Addio, mein Herz." Sie küßte bei diesen Worten ihre Fingerspitzen, und den Kuß der Freundin polnischer Weise zuwerfend, entschlüpfte sie aus dem Gemach und erreichte das ihrige, ohne daß ihre lange Abwesenheit, ihr tête à tête von ihren bis an den hohen Morgen schlafenden Umgebungen bemerkt worden war. Unterdeß hatte die Prinzessin Hedwig Elisabeth, welche in der Nacht wenig geschlafen und sich früh erhoben, bereits ihre Morgentoilette gemacht und ihre Andacht vor dem kleinen in ihrem Schlafzimmer befindlichen Betaltar gehalten, auch ein Capitel in dem von ihrer Schwester der Kaiserin Eleonore verfaßten Andachtsbuche gelesen, und das in violetten Sammt gebundene, mit reichen Silberbeschlägen versehene Geschenk auf ihren Altar als eine Zierde niedergelegt. Einen andern Schmuck für denselben, in einer neuen Altardecke, wollte ihre kunstgeübte Hand

ſelbſt verfertigen; das Deſſein zu der vorhabenden Stickerei lag auf einem Pult aufgeſchlagen, und die Augen der Prinzeß überflogen es in dem Augenblick, als eben ihr Gemahl eintrat. Ihm gefällig auch in ihrem Anzuge zu erſcheinen, hatte ſie ein polniſches Oberkleid angelegt, in Stoff und Farbe dem grünen Zupan ähnlich, den der Prinz als Hauskleid trug. Eben ſo bemühte ſie ſich in die Mienen und Worte, mit denen ſie den Eintretenden empfing, gewinnende Freundlichkeit zu legen. Jakob aber wußte, daß es eine Maske war, nur angelegt, um ihn für ihre Wünſche günſtig zu ſtimmen, und obwohl er im Ceremoniel höflicher Erwiederung des ihm zu Theil gewordenen Empfanges mit der Frage, ob die Prinzeſſin wohl geruht, ihre Hand an ſeine Lippen zog und auf dem neben ihr für ihn bereit ſtehenden Seſſel einige Minuten Platz nahm, ſo erkannte Hedwig Eliſabeth auch ihrerſeits, daß die beiden einander ſich begegnenden Scheinfreundlichkeiten ihre Maske wohl nicht lange behaupten und die darunter verborgenen Gegner einander den Fehdehandſchuh bald zuwerfen würden.

„Sie haben", hob der Prinz mit einem halben Blick auf das vor der Prinzeſſin liegende Stickmuſter an, „wie ich ſehe, ſchon in Wien Sorge für Ihren hieſigen Zeitvertreib getragen."

„So iſt es", verſetzte Hedwig Eliſabeth, „und unſere beiden älteſten Töchter ſollen Theil daran nehmen. Sie ſind Beide dort in dieſer Beſchäftigung von einer aus Paris verſchriebenen Lehrmeiſterin unterrichtet worden, welche die Ehre gehabt, auch Ihren Majeſtäten, den beiden verwittweten Kaiſerinnen und der regierenden, ſo wie mehreren hohen Perſonen vom Hofe darin Unterricht zu ertheilen. Es iſt die berühmte

Gobelinſtickerei, und jenes Deſſein dazu von einem geſchickten Künſtler in Paris verfertigt worden."

„Ich ſchätze dergleichen nicht ſonderlich", erwiederte Jakob Sobieski, indem er vom Seſſel ſich erhob. „Ein gutes Oelgemälde ziehe ich allen künſtlichen Gobelinſtickereien vor, und wären dieſe auch von kaiſerlichen Händen verfertigt." Wie zur Beſtätigung dieſes Ausſpruchs trat er an ein großes Gemälde, das in reich vergoldeten Rahmen zur Zierde dem ſonſt nicht ſehr prunkvoll eingerichteten Gemache diente.

Es war ein Jagdſtück, dem eine religiöſe Idee zum Grunde lag. Es ſtellte den heiligen Hubert in dem Augenblick dar, wie er als ritterlicher Waidmann im Walde vor der Erſcheinung eines Hirſches, der zwiſchen den Geweihen ein Kreuz trug, zurückbebt und anbetend ſeine Knie beugend den Entſchluß faßt, dem weltlichen Leben und Treiben zu entſagen und ein Einſiedler zu werden. Das Bild war ein Geſchenk Franz Ludwigs, des Fürſtbiſchofs von Breslau, dem als Hochmeiſter des deutſchen Ordens in den dazu gehörenden Beſitzungen im öſterreichiſchen Schleſien, auch das Gebiet der Legende vom heiligen Hubert, dem er dort eine Kapelle erbauen laſſen, zugefallen.

Die Betrachtung des Gemäldes führte die Gedanken Jakob Sobieski's auf das feindſelige Gebiet der Sticheleien, die er liebte. „Der ſchlauen Beredtſamkeit eines Fuchſes alſo", hob er, von dem Bilde zu ſeiner Gemahlin ſich wendend, an, „hatte alſo doch mein hochwürdigſter Schwager den Churhut von Trier mit Beibehalt der biſchöflichen Mütze zu verdanken!"

„Sprechen Sie von dem Grafen Fuchs, dem kaiſerlichen Abgeſandten zur Wahl des neuen Churfürſten von Trier?"

fragte die Prinzeſſin, welche in dem Tone des Gemahls die Mißgunſt über die ihrem Bruder zu Theil gewordne Würde erkannte und davon verletzt ſich fühlte.

„Von wem Anders", erwiederte Jakob kurz, hat er nicht dem ihm übertragenen Geſchäft entſprochen, und hat nicht die Schlauheit ſeines Verfahrens dem Namen, den er trägt, alle Ehre gemacht?" —

„Der Erfolg ſtand, wie Alles, in Gottes Hand", verſetzte die Prinzeſſin, „allein Ew. Hoheit irren, wenn Sie glauben, daß allein der Wunſch des Kaiſers der Wahl zu Gunſten meines hochwürdigſten Bruders den Ausſchlag gegeben habe. Der Ruf ſeiner hohen Tugend war zu weit verbreitet, als daß nicht unter dem Wahlkollegium die Mehrheit der Stimmen ſich für ihn entſcheiden mußte." Das Geſicht des Prinzen verfinſterte ſich bei dieſer Aeußerung noch mehr. Die dunkelſten Schatten der Erinnerung überflogen es.

„Sprechen Sie nicht von Stimmen und Wahlverſammlungen", ſagte er bitter, „Sie wiſſen, welche mißklingende Saite dieſe Anſpielung in meiner Bruſt erregt, und ich ſollte meinen, ſie könnte in der Ihrigen keinen wohlklingenden Ton erwecken, es müßte denn der Antheil an des Bruders Wohlfahrt das Intereſſe an der eigenen überwiegen."

„Ich habe immer geglaubt, daß Beides verträglich nebeneinander beſtehen könne", verſetzte ſanft die Prinzeſſin, „und daß die reine Freude über das Glück Anderer das eigne Mißgeſchick wohl zu erhellen im Stande ſei, ſelbſt wenn der vom Glück Begünſtigte, wie es hier der Fall, dem Herzen nicht ſo nahe ſtände. Wenn der Segen, die Gnade Gottes uns an Andern offenbart

ſich zeigt, dürfen wir, ſobald wir uns deſſen würdig fühlen, in unſerm Unglück ja auch der frohen Ueberzeugung uns hingeben, daß, wie ſchwer die Hand des Herrn zur Zeit auch auf uns laſte, der Strahl ſeiner Gnadenſonne unſre Nacht auch dereinſt erleuchten werde."

„Ich bin nicht ſo fromm", verſetzte der Prinz ſpöttiſch, „um mit dieſer dort aus dem Brevier Ihrer kaiſerlichen Schweſter geſchöpften Moral mich tröſten zu können."

„O möchten Sie ſich wenigſtens damit bekannt machen", erwiederte die Prinzeſſin mit ruhiger Würde, „denn das Buch enthält einen Schatz der herrlichſten Betrachtungen, welche über den Verluſt oder Mangel irdiſcher Glücksgüter ebenſo zu tröſten, wie über äußere oder innere Kränkungen zu erheben vermögen."

Jakob blieb auf dieſe Entgegnung die Antwort ſchuldig, und zu einem andern Thema übergehend, hob er nach einer minutenlangen Pauſe in milderem Tone an: „Ew. Liebden haben hoffentlich, ſo wie ich, die Täuſchung in Bezug auf den Prinzen von Piemont verſchmerzt, der, als wir ſeiner ſcheinbaren Werbung um Maria Caſimira's Hand einen Schritt entgegenkamen, wie ein geſcheuchter Haſe die Flucht ergriff. Königin von Sardinien wird nun freilich unſre älteſte Tochter nicht werden, wozu ſich durch die Vermählung mit dem Prinzen von Piemont die Ausſicht eröffnete, und noch weniger ſoll unſre jüngſte Tochter Prinzeſſin von Parma werden, da ich keine Million, höchſtens ſechs bis achtmalhunderttauſend Livres ihr zur Ausſteuer geben kann, die dieſer Bewerber um ihre Hand zu ſeiner Hofhaltung bedürfen würde. Mit dieſer bündigen

Churfürst August I. von Sachsen und die Magd aus Ostra bei Dresden.

Geschichtliche Anekdote.

Es pflegte sonst der Erste der Auguste
In Ostra's Schatten-Au sich zu ergehn,
Weil er dort frei sich von den Zeugen wußte
Die lästig oft den Fürstenthron umstehn.
Dort ging er ungekannt, allein,
Um ganz ein Bürger nur zu seyn.

Von Anna habt ihr sicherlich vernommen,
Der Churfürstin aus jener guten Zeit,
Der Wirthin, die zu seines Landes Frommen
Als Ehgespons August sich angefreit.
Penelope an Arbeit gleich,
Gar fromm dabei und tugendreich.

Erklärung habe ich auch den von Modena abgefertiget, der wie jener die Mitgift seiner Braut in Betracht zu ziehen genöthiget ist."

„Ew. Hoheit haben sehr wohl mit dieser Abfertigung gethan", versetzte die damit einverstandene, um das Glück ihrer Kinder wahrhaft besorgte Mutter, „allein", fuhr sie mit etwas bewegter Stimme fort, „meine Freude über die einsichtsvolle Entgegnung, mit der Sie die Wohlfahrt unsrer ältesten Tochter in väterlichen Betracht gezogen, wird durch die Sorge verkümmert, daß Sie unsrer zweiten geringere Beachtung schenken. Der Prinz von Guastalla, dieser unmoralische, in der öffentlichen Meinung sogar schon tief gesunkene Mann, dürfte kein passender Gemahl für unsre Tochter Maria Charlotta sein, die überdies einen andern in jeder Hinsicht bevorzugtern Mann liebt."

„Und doch ging der Vorschlag, sie mit dem erstern zu vermählen, von einer Seite, von der Kaiserin Amalie aus", entgegnete Jakob scharf, „die, wie Sie meinten, nur Gutes für Uns im Sinne habe, und deren Rathschlägen nicht immer Gehör geschenkt zu haben, Sie von meiner Seite tadelten."

„Auch die Besten können irren, und die Kaiserin wußte nicht, als Sie sich entschloß, Fürsprecherin des Prinzen bei Ew. Hoh[illegible] zu werden, daß er solche Gunst nicht verdiene."

„Die Kaiserin Amalie", versetzte Jakob, „dürfte Ihnen nicht sehr dankbar für die Eloge sein, die Sie ihrem Umblick, ihrer Einsicht so eben gemacht haben, doch meine ich, daß die der töchterlichen Neigung schmeichelnde und ihr Vorschub leistende Mutter diesmal wohl in dem Hohlspiegel ihrer An-

ſicht die Mängel desjenigen betrachtet, der jener Neigung entgegenſteht.

Und ſollte ein Vater, dem das Glück ſeines Kindes am Herzen liegen muß, keine Rückſicht darauf nehmen, wenn wirklich jene Neigung eine ſolche Theilnahme und Wirkung hervorbringen könnte?"

„Der Vater", entgegnete der Prinz auf dieſen Einwurf, „darf das Eingehen in ſeine Wünſche und Befehle vor allen Nebenrückſichten von ſeinen Kindern erwarten und von der Gemahlin verlangen, daß ſie ihnen dieſe Pflicht vorzugsweiſe einſchärfe. Ew. Liebden ſind mit meiner Willensmeinung bekannt. Michael Radziwill wird nicht mein Eidam. Erklären Sie dieſes wiederholend Ihrer Tochter, wenn Sie nicht wünſchen, daß ich dies ſelbſt übernehme."

„Ich werde Ihrem Befehl Folge leiſten", antwortete Hedwig Eliſabeth kalt und feſt, „Ihnen dann nur die Gegenerklärung Ihrer Tochter mitzutheilen haben, daß ſie unter keiner Bedingung dem Prinzen von Guaſtalla ihre Hand reichen werde."

„Nun in dem Falle wollen wir dem Trotzkopfe nicht hinderlich ſein, in dem Carmeliter-Kloſter ſich einkleiden zu laſſen, in welchem ihre Pfalz-Sulzbach'ſche Muhme vor einigen Jahren, vielleicht auch in Folge väterlicher Härte den Schleier genommen. Der Sorge für ihre Zukunft wären wir ſomit überhoben."

Der Eintritt eines Dieners unterbrach die Unterhaltung. Er meldete den Landesbeſtallten, Herrn Knorr von Roſenroth, an, der ſo eben von Breslau eingetroffen und als Abgeſandter

Sr. Durchlaucht des Fürst-Bischofs dem Prinzen und der Prinzessin seine Aufwartung zu machen wünsche.

Das fürstliche Paar verfügte sich zu dieser Audienz in das Besuchzimmer des Schlosses, und der bald darauf Eintretende ward zwar mit mehr Wohlwollen von der Prinzessin als von ihrem Gemahl empfangen, doch nach der kurzen mit demselben gepflogenen Unterhaltung, während Hedwig Elisabeth das ihr überreichte Schreiben ihres Bruders überlas, von dem Prätendenten zur Mittagstafel eingeladen.

Die jungen Prinzessinnen waren davon benachrichtigt worden, und mit stillem Vergnügen ihren ehemaligen Lehrer wiederzusehen, betrat Clementine den Speisesaal, gefolgt von ihrem Hoffräulein, durch deren Mittheilungen der junge Mann ihr noch interessanter geworden. Ein dem Fräulein lächelnd zugewendeter Blick der Prinzessin, als sie den Dichter in's Auge gefaßt, sagte jener, daß sie seine Gesichtsfarbe jetzt identisch mit der seines Namens gefunden, und zu Festhaltung dieses wechselnden Colorits ließ es der Schloßhauptmann, der das Amt eines Mundschenken hier bekleidete, nicht fehlen. Zwei mittellosen, in Ohlau wohnenden Patriziern, die zur Zeit der Anwesenheit des Prätendenten diesem die Pein der Langeweile in devoter Theilung derselben zuweilen verringern halfen, war heut auch die Ehre zu Theil geworden, zur Tafel gezogen zu werden, und sie bemühten sich pflichtschuldigst dafür sich dankbar zu erweisen, indem sie die Neuigkeiten des Tages zu Unterhaltungs-Materialien benutzten, dabei aber sehr vorsichtig zu Werke gehen mußten, um nicht unversehens irgend ein dem Gastgeber mißfälliges Thema zu berühren. Ziemlich erschöpft

von dieſen Anſtrengungen entboten ſie, während der große zum Deſſert aufgetragene polniſche Roſinenkuchen herumgereicht wurde, den Landesbeſtallten zu ihrem Succurs, der bisher als Tiſchnachbar der Prinzeſſin Hedwig Eliſabeth ſich's angelegen ſein laſſen, für deren Unterhaltung in der ihr angenehmſten Weiſe zu ſorgen, von ihrem verehrten Bruder, von ſeiner ſegensreichen Wirkſamkeit, von der allgemeinen Verehrung, die ihm gezollt werde, zu erzählen. Die wohlgefällige Aufmerkſamkeit, die ſie ſeinem Vortrage geſchenkt, in welchem ſie die Sprache eines Herzens erkannt, das dem Gehuldigten innigſt ergeben war, minderte ſich nicht, als nach jenem Aufruf der übrigen-Gäſte, welche das Geſpräch auf die Räubereien des berüchtigten Mandube gebracht, der vor einiger Zeit mit ſeiner Bande die Umgegend unſicher gemacht, der Landesbeſtallte darüber das Wort nahm. In den Zügen der Frauen malte ſich das Gefühl ſchreckhafter Beſorgniß und ängſtlicher Theilnahme, als er berichtete, wie er vor nicht gar langer Zeit eines Abends beinahe ſelbſt den Wegelagerern in die Hände gefallen, die es auf Einnahme des Schlößchens in Pöpelwitz abgeſehen, wobei ſelbſt der gerade anweſende hochwürdigſte Fürſt-Biſchof in Gefahr gerathen ſei.

„Das hätte eine ſeltſame Wiederholung der Aventure im Schlangenbad wohl am Ende werden können", bemerkte der eine von den beiden Patriziern, nicht ahnend, daß dieſe Frage den ſo lange ſorgfältig vermiedenen Stein des Anſtoßes in den Weg des Geſpräches ſchieben werde.

„Sie waren, wenn ich nicht irre, auch dabei betheiligt, Herr Landesbeſtallter", fuhr der zweite Patrizier fort; „Sie

reisten im Geleit des hochwürdigsten Herrn Fürst-Bischofs?"
„Nein", entgegnete der Gefragte, „nur im Geleit meines Oheims, des Fürstlich Sulzbach'schen Geheimenrathes Knorr von Rosenroth, der mich aufforderte, ihn nach Schlangenbad zu begleiten, wohin ihn sein Arzt sandte. Dort erst hatte ich die Ehre, dem hochwürdigsten Herrn bekannt zu werden, und die nachmals von demselben mir zu Theil gewordene Gnade und Protektion verdanke ich hauptsächlich der von Sr. Gnaden dem Herrn Obristen erwähnten Aventure im Schlangenbad."

„Und Sie hatten von Glück zu sagen, daß Sie mit heiler Haut dabei weggekommen sind", bemerkte der Prätendent.

„O mein Prinz", versetzte der Angeredete, „ich schätzte zu der Zeit dieses Glück nicht, da mich das Unglück traf, meinen besten Freund bei dem mordräuberischen Angriff zu verlieren."

„Ja, es war eine mißliche Affaire, die für den hochwürdigsten Herrn hätte übel ablaufen können", äußerte Jakob Sobieski, leicht hinwerfend. „Der Krummstab schützte hier nicht den Oberhirten der Kirche vor der Gewalt der Wölfe, die ihn mit einer ziemlichen Anzahl Schafe fortführten und in deren Gewalt er wohl geblieben wäre, wenn nicht diese Schafe, — mißdeuten Sie das Wort nicht, Herr Landesbestallter — wenn diese Schafe sich nicht für den Hirten geopfert hätten."

„Und wenn Gott sich nicht ins Mittel geschlagen, wollen Sie sagen", setzte Hedwig Elisabeth hinzu, „und zu rechter Zeit Hülfe den Bedrängten, Ueberfallenen gesendet, mußte freilich auch ein Opfer dabei fallen." —

„Sie mögen Recht haben", entgegnete Jakob Sobieski, „und ich muß in Erinnerung eines ähnlichen betroffenen An-

griffs, der aber nicht durch die göttliche Fürsorge abgewendet wurde, bedenken, daß der Prinz von Pölen, der erste Prätendent der polnischen Krone, als er im Begriff stand, sich dieselbe auf's Haupt setzen zu lassen, in der Wagschaale der himmlischen Schätzung allerdings leichter wog, als ein mit der bischöflichen Mütze bekleideter Pfalzgraf von Neuburg." Mit diesen sarkastisch gesprochenen Worten, die eine allgemeine Betroffenheit erregten, hob der Prätendent die Tafel auf. Die Gäste beurlaubten sich, nur Herr von Rosenroth blieb als Gesandter des Fürst-Bischofs, seine Abfertigung aus dem Munde der Prinzessin erwartend, die nach dem Aufstande mit ihrem Gemahl sich in eine Fenstervertiefung zurückgezogen, doch nicht wagend, wozu sie im Inneren große Lust empfand, in diesem Boudoir einige Worte des Mißfallens über jene beleidigende Abfertigung zu äußern, sprach sich dasselbe auch in ihren Mienen aus.

Während Beide stumm und verstimmt auf das Städtchen, ihre dermalige armselige Residenz, hinabschauten, in Betrachtungen, die wenig geeignet waren, mit diesem Aufenthalt sie zu versöhnen, hatte sich der Landesbestallte seiner ehemaligen Schülerin genähert, die gefolgt von dem Hoffräulein mit ihren Schwestern eine Zimmerpromenade unternommen und im Aufblick zu den Familienbildern des Saals sich so eben bei der Aeltesten durch die Bemerkung in Gunst gesetzt, daß sie jetzt mehr als früher die Aehnlichkeit ihrer Züge mit denen ihrer Großmutter herausfinde.

„Nicht wahr, Sie sind auch meiner Meinung", fragte sie den Hinzugetretenen, der mit einer Verbeugung antwortete

und dann ſein Auge auf das Portrait Alexander Sobieski's richtend äußerte: „auch in dieſen edlen, ſchönen, ſanften Zügen läßt ſich eine Familien-Aehnlichkeit nicht verkennen!" „Ja, mit meiner Schweſter, Marie Clementine", fiel in Revanche der erhaltenen Schmeichelei Maria Caſimira ein. „Die Aehnlichkeit würde mich freuen", ſagte Clementine, „und ich ſollte wohl hinzuſetzen, wenn ſie nicht blos auf die Geſichtszüge ſich beſchränkte. Ich liebte und verehrte meinen hochſeligen Oheim ſehr. Das Bild, das in meiner Seele von ihm lebte, trug die Züge eines Heiligen. Als ſolcher war er mir in der Abgeſchiedenheit des Aufenthaltes erſchienen, den meine Tante, die Churfürſtin, während der Achtserklärung ihres Gemahls zu wählen genöthigt worden. Ich ſah, wie ihre trüben Blicke ſich an der ſtillen Heiterkeit ſeines Antlitzes erhellten', welchen gleich wohlthuenden Eindruck die Kraft und Milde ſeiner Rede auf die Gebeugte hervorbrachte, die fern von ihrem Gemahl und Kindern das traurige Schickſal derſelben härter empfand, als es die Beklagten betroffen und nur in mir einen Pflegling der Liebe beſaß, die ihr mütterliches Herz ihren eignen Kindern nicht ſpenden durfte. Das zweitemal, ich war damals zwölf Jahr alt, ſah ich ihn in Blois bei ſeiner Mutter, der Königin, die lange es ihm nicht verzeihen konnte, daß er ſo feſt in ſeinen Grundſätzen, eine ihm angebotene Krone, die Krone die ſein Vater getragen, ausgeſchlagen. Die Gründe, die ihn dazu bewogen hatten, leuchteten ihr endlich ein, denn ſie reichte ihm nach einer langen Unterredung mit ihm verſöhnt die Hand und ſprach: „Alexander, Du haſt doch wohl den beſſern Theil erwählt." Und ſo war es! Eine höhere Krone als die Welt

ſie verleihen kann, ward ihm bald darauf zu Theil. Gott erhob ihn in ſein himmliſches Reich."

Das Geſpräch, obwohl es fern von den am Fenſter ſtehenden Eltern der Prinzeſſin, am entgegengeſetzten Ende des Saales geführt wurde, ſchien dennoch in einigen vernommenen Worten deren Aufmerkſamkeit erregt zu haben, und dies bemerkend, gab ihm Clementine ſchnell eine andere Wendung.

„Sie haben mich vorhin", ſagte ſie, „durch Ihre Mittheilung über den Angriff im Luſtſchlößchen zu Pöpelwitz ſehr beunruhiget. Ich ſage Ihnen dieſes nicht ohne eigenes Intereſſe. Sie erinnern ſich vielleicht noch, daß mein hochwürdigſter Oheim in ſeiner Güte mir in dem Schlößchen ein freundliches Zimmerchen als einen kleinen Muſenſitz, wie er zu ſagen beliebte, eingeräumt. Iſt dies wohl ohne Beſchädigung davon gekommen?"

„Alles iſt unverſehrt darin geblieben", verſicherte der Landesbeſtallte. „Die kleine dort aufgeſtellte Bibliothek der Prinzeſſin Clementine reizte die Habgier der Räuber nicht, und die übrigen Geräthſchaften waren nicht transportabel. Mit Ihrem hochwürdigſten Herrn Oheim aber dürften Ihre Hoheit vielleicht rechten, daß er während Ihrer Abweſenheit den kleinen Muſenſitz einem Poeten einräumte, der viele ſeiner Lieder dort dichtete."

„Und den ich zu kennen glaube", verſetzte Clementine, „und daher nichts gegen dieſe Einräumung einzuwenden habe, die ja dem kleinen Aſyl eine Weihe ertheilt. Allein Verlangen hege ich, es wieder einmal in Augenſchein zu nehmen und in dem prächtigen, an dem Oderſtrome gelegenen Eichenwalde zu

promeniren, der das Schlößchen umgiebt. In wenig Tagen hoffe ich, soll dieser Wunsch erreicht werden, und dann bitt' ich mir die Begleitung des Poeten aus, die Stellen uns anzudeuten, wo die Muse ihm ganz besonders gelächelt"! —

Der Dichter gewann keine Zeit, auf diese freundliche Rede zu antworten; die Mutter der Sprechenden nahete sich, ihm in entlassender Weise anzuzeigen, daß sie mit ihren Töchtern der Einladung Ihres Bruders an dem gewünschten Tage zu entsprechen gedenke, und sie den Herrn Abgesandten bitte, diese ihm mündlich ertheilte Antwort statt einer schriftlichen in ihrem Namen dem hochwürdigsten Herrn nebst vielen Grüßen zu überbringen.

Das Diner, das drei Tage später der Fürst-Bischof von Breslau in seiner Residenz zu Ehren seiner Schwester und seiner drei Nichten gab, sein Schwager hatte die Einladung unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit abgelehnt — warf nicht allein in seinem Glanze und seiner Splendidität einen tiefen Schatten auf das im Schlosse zu Ohlau stattgefundene, sondern mehr noch durch den Geist des Gastgebers, der die Elemente der feinsten geselligen Heiterkeit in seinem Solde hatte und sie als ein wahrhaft guter Wirth zum Vergnügen seiner Gäste in Bewegung zu setzen und allen einschlagenden Fähigkeiten derselben Geltung zu schaffen verstand. Dieser Auszeichnung erfreute sich an diesem Tage vorzugsweise die Prinzessin Clementine, und ungewöhnlich animirt davon, entsprach sie derselben so sehr, daß ihr geistreicher Oheim während der Unterhaltung mit ihr beinahe vergaß, daß seine Schwester ein

größeres Recht auf seine Unterhaltung habe. Von dem Zauber, den die Macht der Jugend, der Schönheit und des Geistes-Reichthums so unwillkührlich übte, und viele der Anwesenden wenn auch nur oberflächlich berührte, wurde ein Herz tief getroffen, das dafür ganz unempfänglich hätte bleiben sollen. Es war ein Dichterherz, das mehr als jedes andere die Empfänglichkeit für so verführerische Einflüsse in sich trägt, weniger als jedes andere das Recht zu Aufnahme derselben erwägt, und gleich vielen andern, die Treue des Gefühls nicht für ein Gesetz, nicht für eine zu haltende Pflicht, die eins mit der Treue des Wortes sei, erkennt und der Verirrung sich nur bewußt wird, um desto mehr sich ihr zu ergeben, in ihren Reizen sich zu verzehren und endlich unterzugehen.

Nach dem Abhub der Tafel, als die nicht zur Familie gehörenden Gäste, mit Ausnahme des Landesbestallten, nach Hause gefahren, schlug Franz Ludwig eine Spazierfahrt nach seinem eine halbe Stunde von Breslau entfernten Lustschlößchen vor, die ängstlichen Einwendungen seiner Schwester, ob dies kein gewagtes Unternehmen sei, mit der Versicherung zurückweisend, daß der berüchtigte Mandube mit seinen Spießgesellen längst eingefangen, von demselben nichts mehr zu fürchten und die Gegend rund um vollkommen sicher sei, zu Beseitigung aller Sorge aber Herr von Rosenroth als ritterlicher Geleitsmann die Kutschen escortiren werde.

Die Gesellschaft theilte sich, am Orte angelangt, in zwei Gruppen bei Durchwandlung des bereits erwähnten Eichenwaldes, der schon im Grün des ungewöhnlich frühen Lenzes prangte. Am Arme ihres Bruders schritt die Prinzessin von

Und Oſtra, damals eigen ſchon dem Hofe,
War hochbeliebt ob ſeiner Meierei,
Da ſchaltete entfernt von Putz und Zoſe
Die Churfürſtin, als ob ſie Bäu'rin ſey,
Und ging in Beden, Keller, Stall
Und griff mit an ſelbſt überall.

Als einſt nun auch Auguſt dahingegangen,
Wo nahe bei die Meierei ſich zeigt,
Da fühlt er wohl nach friſchem Trunk Verlangen,
Weil brennender empor die Sonne ſteigt,
Und gehet unerkannt ins Haus,
Und bittet gute Milch ſich aus.

Es bringt die Magd herbei dem wackern Fürſten
Den irdnen Krug mit friſcher Milch darin;
Er trinkt mit Luſt: doch als geſtillt ſein Dürſten,
Bemerkt er, daß die Milch gewaltig dünn,
Und ruft die Magd, und fragt genau,
Warum die Milch doch all zu blau.

Die aber ſpricht: „Mit beſſrer Milch bedienen
„Kann ich ihn nicht. So wie der Morgen graut,
„Iſt auch ſo fort die Churfürſtin erſchienen,
„Und nimmt der Milch die gute fette Haut,

Polen voran, den ſtillen Gang zur Fortſetzung vertraulicher Eröffnungen, vorzüglich in Bezug auf ihre mütterlichen Beſorgniſſe benutzend, womit ſie bereits am geſtrigen Abend, bald nach ihrer Ankunft in der Reſidenz Franz Ludwigs brüderliche Theilnahme in Anſpruch genommen. Die wohlthuenden tröſtlichen Aeußerungen deſſelben verfehlten ihren Eindruck auf ihr Gemüth nicht, und in der weichen bewegten Stimmung ließ ſie in jede Falte deſſelben den Bruder als ihren Beichtvater blicken.

Nach dem Geſtändniß, daß ſie mit Bangen dem Wiederzuſammenleben mit ihrem Gemahl entgegenſehe, und verwöhnt durch die von ihrer Schweſter der Kaiſerin erfahrene Liebe, auf's Neue doppelt ſchmerzlich durch ſeine Kälte, ſeine Unfreundlichkeit, wie ſich dieſe ſchon am erſten Tage ihrer Ankunft offenbart, berührt worden, fügte ſie hinzu: „aber noch ein Bekenntniß belaſtet meine Bruſt. Die Abneigung, die gehäſſigen Gefühle, welche die Mutter meines Gemahls, die Königin Maria Caſimira, ſeit meiner Vermählung durch ihre mir bewieſenen Feindſeligkeiten mir eingeflößt, hat ſelbſt ihr Tod nicht ganz vertilgen können, ja die Nachricht davon friſchte ſie auf und rief zugleich alle die Vorgänge mir auf's Neue ins Gedächtniß, die in Folge ihrer Einmiſchung in die Staatsgeſchäfte, ihrer zweideutigen Politik, ihres eigennützigen die Nation erbitternden Verfahrens den Untergang des Hauſes Sobieski herbeigeführt. Die ſpäter an den Tag gelegten Beweiſe ihrer Reue, welche den beleidigten Sohn ſcheinbar mit ihr verſöhnten, befeſtigten in mir nur um ſo mehr die Ueberzeugung, daß Alles, was ſie zu Beſchwichtigung der Dämonen ihres Bewußtſeins that, wie alle ihre Bußübungen und Wallfahrten

nach Rom, ihren größten letzten Frevel, den sie im Pallast zu Warschau Angesichts der Leiche ihres Gemahls begangen, nimmer zu sühnen im Stande gewesen."

„Und bedachten Sie bei diesen die Barmherzigkeit Gottes so wenig erwägenden Rückblicken, nicht, wie viel diese Frau im Schmerzgefühl ihrer Reue gelitten habe, wie sie wohl am tiefsten durch die Folgen ihrer Handlungen gebeugt worden? Eine versöhnlichere, der Christin angemessene Stimmung würde in dieser Betrachtung über Sie gekommen sein, und im beschämenden Gefühl der eigenen Sündhaftigkeit würden Sie gewünscht und gebetet haben, daß die vor dem Richterstuhl ihrer Thaten getretene Sünderin der göttlichen Erbarmung theilhaftig geworden sein möchte. Ach, wir sind ja Alle arme Sünder!" Franz Ludwig, einer der besten und seltensten Menschen, sprach in dieser Aeußerung, wie sie fälschlich wohl mancher Tartüffe seiner Zeit und der unsrigen im Mund führte und noch führt, seine tiefste innerste Ueberzeugung aus, und sie ist noch in der von ihm gestifteten sogenannten churfürstlichen Kapelle der Domkirche zu Breslau in der einfachen Inschrift zu lesen: „Hier ruht Franz Ludwig, ein Sünder, bitte für ihn!"

„Ich fühle, wie sehr Sie Recht haben, mein hochwürdigster Bruder", erwiederte Hedwig Elisabeth, „und ich werde trachten, jene tadelnswerthen Regungen immer mehr und mehr nach dem Gebot der christlichen Liebe zu bekämpfen, wie sehr denselben auch noch in einem andern Gefühle ein Hinderniß entgegensteht. Maria Casimira, meine älteste Tochter, ist meinem Mutterherzen durch den langen Aufenthalt bei der verstorbenen Königin in Blois entfremdet worden, und der Einfluß, den

ihre Umgebung auf das junge Gemüth geübt, berührt mich in der empfindlichsten Weise, so daß eine Trennung von ihr mir wünschenswerth scheint, während mein Herz nicht ohne Wehmuth an eine Losreißung von meinen beiden jüngsten Töchtern denkt."

„Und doch ist Clementine", fiel Franz Ludwig ein, „nicht unter der Obhut der zärtlichen Mutter erwachsen, fern von ihr emporgeblüht!"

„Aber ihre Pflegemutter, meine Schwägerin Therese, hat sie nach meinem Wunsch erzogen, an der Hand der Liebe das Kind mir zugeführt, das mein und sogar meines Gemahls Liebling geworden."

„Wie viel Gründe zu dieser Vorliebe auch vorhanden und mir selbst erfreulich eingeleuchtet", sagte Franz Ludwig, „ich muß Sie brüderlich warnen und kraft meines Amtes Sie ermahnen, keiner schädlichen Parteilichkeit in Ihrem Herzen Raum gegen die drei Töchter geben zu wollen, denen die Natur gleiche Rechte an die Liebe desselben verliehen hat."

Während dieses ernste Gespräch stattfand, unterhielt sich der Nachtrab der Gesellschaft, aus den drei Prinzessinnen, der Hofmeisterin Clementinen's, Mme. d'Oribert, und dem Herrn von Rosenroth bestehend, in ergötzlicher Weise. Die Stimmung des letzteren schien eine himmelblaue zu sein, an der eine gleichfarbige seidne Mantilla, die ihm über dem Arme hing, viel Antheil hatte. Auf die Aeußerung seiner liebenswerthen Gefährtin, daß die Luft sehr schwül und der ihr weißseidnes Gewand halb bedeckende Ueberwurf ihr lästig sei, war ihm gestattet worden, diesen den blendend weißen Schultern abnehmen zu dürfen.

Die Wärme, welche unter der Tragung der ſeidnen Hülle wie magnetiſch von dieſer ausgehend ſeinem Herzen zuſtrömte, trat glühend auf ſeine Wangen, e's die Prinzeſſin mit dem Ausdruck der liebenswürdigſten Heiterkeit, nach einem Blicke auf die in mäßiger Entfernung folgende Dienerſchaft ſich mit den Worten zu ihm wendete: „Ich muß Ihnen ein Geſtändniß thun, Herr von Roſenroth, worüber Sie vielleicht lächeln werden, nämlich, daß ich gar nicht die Furcht meiner Mama und meiner Schweſtern vor räuberiſchen Angriffen theile, ſie ſogar unter gewiſſen Bedingungen intereſſant finden könnte und überhaupt eine gewiſſe Neigung, auch wohl den Muth in mir fühle, Gefahren zu begegnen, die ich als Kind beſonders in allerlei ſelbſt geſchaffenen Abentheuern, als ſei ich ein Knabe, in die Form von Mährchen faßte, welche ich meiner Kindheitsgeſpielin, Anna von Lebrowska, zu ihrer und meiner Ergötzung dann vortrug."

Der ausgeſprochene Name ſchien dem Cavalier einen Stich in's Herz zu verſetzen. Er zuckte innerlich zuſammen. „Sie würden alſo nicht erſchrecken, Prinzeſſin", ſagte er, „wenn das Gebiet, auf dem wir ſtehen, plötzlich von einer Räuberbande umzingelt würde."

„Ein wenig wohl, aber ich glaube, mein Auge würde bald einen Ausweg entdecken, und ich bin feſt in gläubiger Zuverſicht, daß irgend ein mir zu Hülfe eilender Retter mich und die Meinen der drohenden Gefahr entziehen würde."

„Ja gewiß, gewiß, ſo würde es auch ſein!" entgegnete lebhaft der Dichter, und unbedacht fügte er hinzu: „In einem

Himmel voll Wonne verſetzt mich der Gedanke, dieſer Retter zu ſein, mein Leben für Sie verbluten zu dürfen."

„Ach ſo meinte ich's nicht", entgegnete die Prinzeſſin betroffen, „ich dachte in Wahrheit nicht an Sie, ſondern an meinen Schutzheiligen, St. Georg." Der Zurechtgewieſene blickte im Gefühle der begangenen Uebereilung beſchämt zu Boden, doch bald kam die ältere Schweſter Clementinens, Marie Charlotte, ſeiner Verlegenheit durch den geäußerten Wunſch zu Hülfe, ihr ausführlich den Vorgang im Schlangenbad erzählen zu wollen, der ihm Gelegenheit gegeben, wie ſie heut von ihrem Oheim erfahren, dieſem das Leben zu retten. Während der Aufgeforderte dem Verlangen Genüge leiſtete, ohne dadurch die Aufmerkſamkeit der Prinzeſſin erregen zu können, die zuerſt das Thema angeklungen, vertiefte ſich dieſe in die Erinnerung, welche ſie aus dem deutſchen Eichenwalde in den Orangenhain bei Peſaro verſetzte und allen Blüthenduft, alle Blumen deſſelben ihr zutrug. Der Flügelſchlag einer dichteriſchen Sehnſucht berührte dabei ihr Herz; faſt unwillkührlich richtete ſie ihr Auge auf den Erzähler, deſſen ſo unaufmerkſame Zuhörerin ſie geweſen, der jetzt ſeinen Bericht beendet und eines freundlichen Beifallswortes gewärtig, ſie anblickte. Statt deſſen aber fragte ſie mit ſinnigem Ausdruck, „ſagen Sie mir, Herr von Roſenroth, wie wurden Sie ein Dichter?"

Die Betroffenheit über dieſe unerwartete Frage malte ſich in den Zügen des jungen Mannes; allein bald erhellten ſie ſich zu einer begeiſterten Antwort: „Wie ich es wurde", ſagte er, nachdem er ſinnend nach einigen Momenten ſich geſammelt. Fragen Sie, Prinzeſſin, den Duft, nach welchen Geſetzen er

aus der Blume steigt und diese sich färbt; in der trocknen Rebe der köstliche Traubensaft sich erzeugt und die ihn keltern-den Sonnenstrahlen zu schillernden Farben zwischen Dunkel und Helle sich brechen, wie das Gold und die funkelnden Erd-steine in der Erde wachsen, wie diese selbst in ihrer geheimniß-vollen Regsamkeit mit dem Himmel in Verbindung tritt und seine Sonnenküsse nach der Nacht des Winters im Frühlings-Erwachen empfängt; wie die Sterne auf- und untergehen am Firmamente; wie die Gefühle in der Menschenbrust in wunder-lichem Wechsel die Höhen und Tiefen der Wonne und des Wehes ermessen, wie sie das ganze enge Gehäuse, Herz genannt, er-füllen und oft zersprengen, wie das Wesen mit der Form ver-bunden und wie es sich scheidet von ihr, so, Prinzessin, entsteht, bildet, entwickelt sich das Genie, die Kunst, die Poesie auch in der geheimnißvollen Werkstatt des menschlichen Geistes, und so un-vollkommen wie alle versuchten Erklärungen über jene Erschei-nungen, bleiben auch die über geistige Fähigkeiten, gemeinhin Talente genannt. Der Keim dazu liegt vielleicht, wenn auch mehr oder minder kräftig in jeder Menschennatur, und man könnte annehmen, daß, wie der Boden, das Klima, die Witterung, die Pflege, auf die Zeitigung der vegetabilischen Fruchtkeime ihren Einfluß übt, auch in jenem Bezug von der Beschaffenheit der Verhältnisse das Gedeihen des geistigen Saatkorns in den Elementen seiner Aufnahme abhängig sein dürfte, sprächen nicht so viele Beweise dagegen, sähen wir nicht oft unter dem Druck der ungünstigsten Umstände das Genie hervorbrechen und die erstrebte Sonnenhöhe gewinnen, während nicht selten bei aller Gunst des Geschickes unter allem Bemühen das voraus-

geſetzte Geiſtesfünkchen zu einer Welt erhellenden Leuchte anzufachen, daſſelbe nur vergleichbar dem phosphoriſchen Schimmer des kranken Holzes, das durch keine Reibung in Feuer und Flamme gebracht werden kann, das Auge täuſcht." „Wo aber", verſetzte Clementine, „der Prometheusfunken wirklich vorhanden, müßte er, denke ich, vermöge ihn begünſtigender Verhältniſſe ein herrlicheres Licht als durch den Kampf mit Widerwärtigkeiten gewinnen?" „Im Allgemeinen", erwiederte der Poet, „dürften Ew. Hoheit Recht haben, allein es fehlt nicht an widerlegenden Beiſpielen, daß die durch Widerſtand geſtählte Kraft größere Reſultate hervorgebracht, als die unter künſtlicher Schleifung geſchärfte."

„Ja", fiel Clementine ein, „wenn die Stärke in ihr wohnt, die durch keine Erdgewalt gebrochen werden kann, doch erzählen Sie uns ſtatt der weiteren philoſophiſchen Unterſuchung über jene Probleme, wer und was am meiſten Einfluß auf Ihre dichteriſche Entwicklung geübt."

„Wie gern gnüge ich hier Ew. Hoheit", ſagte der junge Mann, „aber ich muß dabei tief in meine Kindheit hinabſteigen, Sie in die beſcheidene Wohnung eines ſchleſiſchen Landgeiſtlichen, ja in ein verfinſtertes Zimmer deſſelben blicken laſſen, in welchem Johannes Anton, der einzige Sohn des von ſeiner Gemeinde ſehr geſchätzten Seelſorgers*), an einer bedenklichen Augenkrankheit leidend, mehrere Monate verbringen mußte. Schon in dem Alter von fünf Jahren hatte

*) Der Vater des Dichters, Abraham Knorr von Roſenroth, war evangeliſcher Geiſtlicher zu Alt-Randten im Fürſtenthum Wohlau.

Johannes Lesen und Schreiben erlernt, und das Verbot dieser seinen lebhaften Geist anregenden Beschäftigungen betrübte ihn jetzt unsäglich, ja mehr als der dunkle Aufenthalt selbst. Kein Spielwerk ersetzte ihm den entbehrten Genuß, dem sein treues Gedächtniß jedoch durch eine Recapitulation alles Gelesenen einigermaßen fortzusetzen suchte. So ward der Knabe sein eigner Vorleser ohne Buch, und als eines Tages seine neben dem Gemach sich aufhaltende Mutter ihn so perorîren hörte, wollte sie, als sie in das Zimmer trat, es kaum glauben, daß er nur aus dem Buche seines Gedächtnisses den Vortrag gehalten. Sie theilte diese Wahrnehmung ihrem Gatten und zweien seiner gelehrten Freunde mit, die gerade zum Besuch sich bei ihm befanden. Es waren die Herren Aßmann von Abschatz und Benjamin Schmolke, ein paar begabte Dichter, deren Poesie, wie verschieden auch ihre Tendenz und Weise, noch von der Nachwelt geschätzt werden dürften. Herr Benjamin Schmolke, dem später die Ehre zu Theil ward, von der kaiserlichen Akademie das Diplom eines gekrönten Poeten zu empfangen, war ein Universitäts- und Amtsbruder Herrn Abrahams Knorr von Rosenroth, bekleidete ein Predigtamt in der Stadt Schweidnitz, und als Johannes Valet, freute er sich besonders über die vernommene Mittheilung. Er besuchte ihn in seinem finstern Gemache und sagte ihm ein schönes selbst gedichtetes frommes Lied vor, das dieser ihm von Vers zu Vers nachsagen mußte. Als der Knabe dies ohne Anstoß gethan, belobte er ihn und versprach ihm ein ganzes Heft ähnlicher Gesänge zum Auswendiglernen, sobald seine Augen wieder gesund sein würden, mitzubringen. Kaum war der freundliche Mann fort, als

die Gedanken des Knaben das neue ihm zurückgelassene Thema zergliedert und bei der versuchten Zusammensetzung so viel beimischten, daß eine Variation entstand, über die er in große Freude gerieth. Bald aber folgte dem ersten frohen Gefühl über diese eigne Produktion eine peinliche Besorgniß, eine Angst. Es kam ihm wie eine Sünde, wie ein strafwürdiges Vergehen vor, nicht allein die Worte, sondern auch den Sinn des Liedes dadurch unwillkührlich verändert und den ehrwürdigen Geistlichen, der ihm als ein Mann Gottes erschien, beleidigt zu haben. Johannes wollte sein Gedicht vergessen, es nicht mehr repetiren, allein wider Willen drängte es sich mit dem Wohllaut der Eigenliebe in ihm ertönend, über seine Lippen.

In dieser Bedrängniß überraschte ihn ein abermaliger Besuch des geistlichen Liederdichters.

„Nun, Johannes", sprach er, „bist Du wohl im Stande, das ganze Lied, das ich Deinem guten Gedächtniß neulich hier zurückließ, mir noch einmal herzusagen?" Einen Augenblick stockte der Knabe bei der verfänglichen Frage, aber bald von einer unwiderstehlichen Macht getrieben, citirte er die selbst verfaßten Verse, denen eine Strophe aus dem Liede des Dichters zum Thema, zur Glosse diente. Dieser schien seinen Ohren nicht trauen zu wollen und examinirte den Knaben scharf über die ihn in Erstaunen setzenden Variationen. Das Weinen war Johannes nahe, doch die freundlichen Worte des verwunderten Mannes drängten bald seine Thränen zurück, und als er ihm offenherzig gestand, daß er sich mit Vorwürfen über die seiner Seele fast willenlos entfliegene Dichtung gequält und dabei die Hand seines Taufpathen mit der schüchternen

Bitte erfaßte, ihm den Frevel verzeihen zu wollen, legte er ſie dem kleinen Dichter auf's Haupt und ſagte: Statt Dich zu ſchelten, wie Du meinſt, ſegne ich Dich, mein lieber Johannes, und wünſche Dir Glück zu der Gabe, die Du von Oben empfangen und die Du in ihrem Wachsthum als eine himmliſche zu Gottes Ehre und der Menſchen Freude Zeitlebens hochhalten mögeſt.*) Hier endete der Erzähler ſeinen Bericht mit inniger Freude bemerkend, daß ihm mit Aufmerkſamkeit und Intereſſe die Prinzeſſin Clementine ihr Ohr geliehen.

„O es mag ſchön ſein und ſehr glücklich machen, ein Dichter zu ſein", ſagte ſie mit leuchtenden Augen, „und wenn ich an all' das Herrliche denke, was aus ſolcher Begabung eines einzigen großen Dichters nur, z. B. Taſſo's, hervorgegangen, ſo erſcheint mir der Lorbeerkranz, der ſeine Stirne, den Sitz göttlicher Gedanken ſchmückte, viel werthvoller und wünſchenswerther, als die in Juwelen blitzende Krone mancher Fürſten, deren thaten- und ruhmloſes Leben der Vergeſſenheit verfallen müßte, wenn es nicht durch die Erinnerung an die Dichter ihrer Zeit, denen ſie wohl oder wehe gethan, einigen Halt gewonnen hätte." Mit Entzücken hatte der junge Dichter dieſe Worte aus dem Munde der ſtill Angebeteten vernommen. Sie leuchteten ihm in dem Augenblick gleich einer Oriflamme und begeiſterten ihn am Abend in ſeiner ſtillen Zelle zu Sonetten, die mit Taſſo's unſterblichen Liebesgedichten freilich nur die Aehnlichkeit eines gleichen Antriebes dazu, im gleichen Gefühl der Unerreichbarkeit ſeines Gegenſtandes hatten.

---

*) In der ſchleſiſchen Chronik p. 734 wird Johann Anton Knorr von Roſenroth die Krone aller ſchleſiſchen Poeten genannt.

„Das schlechte giebt zum Kauf sie her,
„Der geizige, alte, brummige Bär.“

Es will August gar große Kurzweil machen,
Daß Annen man mit solchen Namen ehrt,
Und geht nach Haus, und hier mit lautem Lachen
Erzählt der Fürstin er, was er gehört,
Die aber läßt von Ostra dort
Sich holen jene Magd sofort.

Und hinter der halboffnen Zimmerthüre
Verbirgt August sich, um den Spaß zu sehn;
Die Fürstin ruft, daß man herein die führe,
Die draußen man wohl bebend schon sah stehn.
Die Magd erscheint, und riesengroß
Bricht nun das Donnerwetter los.

Geduldig hört die Magd die harten Reden;
Sie hats gesagt das Wort mit Frevelsinn,
Zum Widerspruch kann sie sich nicht entblöden,
Nimmt den Sermon in tiefem Schweigen hin:
Und August lacht im Hinterhalt
Gar herzlich, wie die Predigt schallt.

Doch als nun Anna endlich abgebrochen,
Wird auch die Magd voll Mißmuth wieder laut,

Mit einem gewissen feierlichen Ernst empfing am nächsten Abend der Prätendent seine von Breslau zurückkehrende Familie, und nicht ohne Herzpochen verfügte sich seine Gemahlin nach dem ihr geäußerten Wunsche einer zeugenlosen Besprechung mit ihm in das dazu bestimmte Gemach. Unterdeß überließ Elementine die Schwestern ihren darüber angestellten Vermuthungen, zu ihrer Anna hinabsteigend, ein von Silberdraht geflochtenes Körbchen voll Rosen, Myrten und Orangenblüthen, unter denen drei goldfarbige Früchte derselben hervorleuchteten, als eine Mitbringe aus dem fürstbischöflichen Gewächshause, als einen Beweis ihres Andenkens ihr zu übergeben. Sie erzählte der Erfreuten dabei, wie Johannes Knorr von Rosenroth der ihm übertragenen Pflicht sie zu unterhalten, auf's Beste Genüge geleistet, der im Eichwalde von Pöpelwitz in seiner Geleitschaft unternommene Spaziergang ihr sehr angenehm gewesen, sie ihn gern noch länger ausgedehnt haben würde und sie während und nach der Rückfahrt nach Breslau sich mit seinen Mittheilungen beschäftigt, die sie sehr angeregt, seine Gedichtsammlung zu lesen, die er ihr in einem eignen Exemplare zu verehren, versprochen habe.

In harmloser Unschuld vernahm Anna die eben so unschuldig geäußerten, ihr schmeichelnden Lobeserhebungen des Verwandten, des Freundes, der ihrem Herzen theuer, dessen Bewerbung um ihre Hand sie täglich entgegensah und sie barg ihr Haupt in freudiger, obwohl verschämter Rührung an die Brust der Freundin, als diese sagte: eben so schöne, wo möglich noch schönere Blumen erbitte ich mir für Dich aus dem Treibhause meines Oheims, zu Deinem Vermählungstage Dich damit zu

ſchmücken, auch werde ich es mir nicht nehmen laſſen mit eigner Hand das Myrtenkränzchen Dir zu winden und in Dein ſchönes Lockenhaar zu befeſtigen. Die Sorge für den übrigen Brautputz mögen meine Mama und meine Schweſtern übernehmen, das Schönſte aber behalte ich mir vor. Und dann führe ich Dich vor den Spiegel und küſſe Dich vor aller Welt Augen, denn einer Braut darf man alle nur mögliche Ehre erweiſen; ſie iſt eine Würdenträgerin!"

„O möchte es mir vergönnt ſein", rief Anna mit reinen Freudenthränen, „Sie, meine theure geliebte Prinzeſſin, in dieſer Würde, dieſem Glanze zu ſehen, dieſe kleine zarte Hand hier, die Sie hoffentlich einem königlichen Herrn reichen werden, mit dem feinen Handſchuh, Ihre Füßchen vor dem Schritt zum Altar mit den in Gold und Silber geſtickten Sammtſchuhen bekleiden und den ganzen Weg zum Ziele Ihres Glückes mit all' den Blumen beſtreuen zu dürfen, die meine innige Liebe für Sie täglich im Herzensgrunde pflückt."

„Ja, die würden nicht welken, das bin ich gewiß" erwiederte die Prinzeſſin, indem ſie die Wange des lieben Mädchens ſtreichelte und einen Kuß auf ihre Stirn hauchte. „Aber ſorge jetzt für die Erfriſchung der ſchmachtenden Blumen hier, die ich auch mit gutem Herzen Dir gereicht, und vertreibe Dir in Harmloſigkeit die Zeit damit, während ich mich entferne, vielleicht oben zum Ableiter eines Gewitters zu dienen, das ſich über den Häuptern meiner Schweſtern, wie es ſcheint, zuſammenzuziehen im Begriff ſteht."

Jakob Sobieski ging heut bei Einleitung seines Vortrages sehr umständlich zu Werke und spannte dadurch die Neugier seiner Gemahlin nicht wenig. „Sie werden jetzt", fuhr er nach mancherlei Beziehungen auf die Vergangenheit fort, „nach all dem Mißgeschick, was uns betroffen, den fehlgeschlagenen Hoffnungen und Entwürfen auch in Bezug auf die Vermählung unserer beiden ältesten Töchter meine Freude über die Aussicht theilen, die jüngste an einen König zu vermählen." Ein frohes Erstaunen spiegelte sich bei dieser Eröffnung in den Blicken der Prinzessin, und nach einer gedanken-geflügelten Courierreise durch alle europäischen Königshäuser hielten ihre Forschungen endlich mit dem zweifelnden Frageworte: „Ich wüßte aber doch wahrlich nicht!" .... den Zügel an.

„Ew. Liebden haben Sich wahrscheinlich nur auf dem Continent nach dem Kronenträger umgeschaut, der eine Sobieska, eine Enkelin Johannes III. der Ehre werth hält, seinen Thron zu theilen. Wenn aber Höchstvero Blicke, fuhr er in einem Scherz anspielenden Tone fort, die Seekrankheit nicht scheuen, so dürfte ein wenig Umsicht Sie bald an's rechte Ziel zu meinem Namensvetter oder vielmehr vor der Hand in das Königreich desselben führen, dessen usurpatorische Regentschaft in Kurzem gestürzt sein wird."

„Mein Gott, Ew. Hoheit meinen doch nicht", fragte die Prinzessin betroffen, „Jakob Stuart, den unglücklichen Prätendenten der großbrittanischen Krone. Sein Name, wie seine Ansprüche, dürften beide gleich ominös und wenig geeignet sein, das Herz einer Mutter mit Freude über die Aussicht zu erfüllen,

ihr Kind auf der Fregatte ſeiner zweifelhaften Hoffnungen ſcheitern zu ſehen."

„Ew. Liebden ſcheinen mit einem ſeltenen Scharfblick von Wien retournirt zu ſein", entgegnete der Prinz ſpitz, „daß ſich ſchon jetzt Ihrem Auge Dinge als Thatſachen ſpiegeln, welche die Furcht der Wighs aus dem Haupte der Chimäre hat entſpringen laſſen und die als alarmirende Sturmvögel einen Schiffbruch verkünden, deſſen Prophezeiung zum Glück auf das nahe Auslaufen der ſpaniſchen Flotte keinen Einfluß haben wird. Sie kennen hoffentlich den Zweck derſelben, wie die mächtigen Ruderer, die in und außerhalb des Kiels ſie leiten."

„Ohne Zweifel ſind mir ihre Namen bekannt", erwiederte Hedwig Eliſabeth; „allein noch öfterer als eine Armada den Untergang fand, haben die Intriganten der Höfe den Sturz ihrer gehaltloſen Macht erlebt. Auch den Herzog von Ormond und den Cardinal Alberoni kann dies Schickſal erreichen, und ebenſo leicht der beklagenswerthe Königsſohn, deſſen gerechte Anſprüche von der Gegenparthei als Hochverrath betrachtet werden, allen Folgen deſſelben, ja ſelbſt der Gefahr ausgeſetzt ſein, daß irgend ein Verräther ſich kein Gewiſſen daraus macht, den auf ſeinen Kopf geſetzten Preis von 100,000 Pfd. Sterling zu verdienen. Und läßt es ſich läugnen, daß Jakob Stuart nicht ſelbſt unbeſonnen ſeinen Feinden die Waffen gegen ſich in die Hände geliefert, indem er einen Mann wie Bolingbroke, der ſein ganzes Vertrauen und in ſeinem Geiſte die Mittel beſaß, demſelben zu entſprechen, in einem Anfall ungegründeten Mißtrauens von ſich entfernte und ihn dadurch veranlaßte, zu ſeinem königlichen Feinde überzugehen."

„Dem es aber", fiel Jakob ein, „so wenig gelungen, ihm die Geheimnisse seiner Verbindung mit Jakob III. zu entlocken, wie die tiefe alte Anhänglichkeit an denselben mit seinen Gunstbezeugungen zu ersticken, versichern die Wighs auch das Gegentheil."

„Ich wage nicht, Ihnen zu widersprechen", entgegnete Hedwig Elisabeth, „nur in Bezug auf das Heirathsprojekt bitte ich bedenken zu wollen, daß dessen Ausführung uns die Freundschaft des Kaisers kosten würde, welcher seine Einwilligung nicht dazu ertheilen wird."

„Auch ohne diese wird die Prinzessin von Polen die Gemahlin Jakobs III. werden", entgegnete Jakob Sobieski; „ich habe lange genug und zu viel in meinem Leben mich vom Hause Oesterreich am Gängelbande führen lassen. In dieser Angelegenheit will ich aber einmal meine Selbstständigkeit behaupten, und zwar um jeden Preis. Doch sehen Sie bei Ihren Besorgnissen auch in dieser Hinsicht durch eine schwarze Brille, und Sie sollen das Gegentheil schwarz auf weiß in einem heut an mich ergangenen Briefe Ihrer Schwester, der verwittweten Kaiserin, lesen. Der König hat sich direkt an dieselbe gewendet, ihre Fürsprache bei der beabsichtigten Werbung um die Hand unserer Tochter Clementine nachgesucht, und dies in einer so eindringlichen Weise gethan, daß die Kaiserin mir ihre Geneigtheit, sein Gesuch bei Uns zu unterstützen, unzweifelhaft zu erkennen gegeben, verhehlt sie mir dabei auch nicht die Schwierigkeiten in Betreff ihres Sohnes, des Kaisers, der ungern bei seiner geschlossenen Allianz mit Georg I. den ihr widersprechenden Consens zu jener Vermählung ertheilen würde.

Nach dieſen Andeutungen werde ich zwar nun nicht verfehlen, dem Kaiſer die Anzeige von der Werbung zu machen, und wie ich geneigt ſei, ihr Gehör zu ſchenken, jedoch, aus pflichtſchuldigen Rückſichten, die zwar als gewiß vorausgeſetzte Genehmigung Sr. Majeſtät dazu einzuholen mich beeile, und demnach — ſo möge er die Phraſe deuten — Alles in ſeine Hand lege."

Dieſe Erklärung übte einen beruhigenden Einfluß auf das bewegte Herz der Prinzeſſin, und der ihr vorgelegte Brief ihrer Schweſter mit einem von dieſer an ſie eigends gerichteten, beſchwichtigten mehr und mehr die in ihr gegen die projektirte Verbindung ſprechende Stimme, den Wünſchen ihres Gemahls ſie geneigt machend und ſeine Vorausſetzung ihr einflößend, daß Clementine ſich nicht weigern werde, dem jungen Könige von England, der mit Hülfe ſeiner mächtigen Bundesgenoſſen zur Wiedererlangung des ihm entriſſenen Reiches ſich rüſtete, ihre Hand zu reichen. Der nächſte Morgen ward dazu beſtimmt, die von Jakob Stuart erwählte Braut mit der ihr zugedachten Ehre bekannt zu machen und nicht ahnend, welche geheime Sympathie bereits ihm in der günſtigſten Weiſe den Weg dazu gebahnt, ſchlug Jakob Sobieski, als die Prinzeſſin im Geleit ihrer Schweſtern und ihrer Gouvernante in Folge der erhaltenen Vorladung im Audienzzimmer erſchienen, wieder einen langen Umweg zu ſeinem Vortrage ein.

„Nehmen Sie Platz dort, Uns gegenüber", ſagte er, indem er mit der Hand auf einen mit rothem Sammt bekleideten, auf einer Eſtrade ſtehenden Seſſel deutete. „Ich habe", fügte er hinzu, als Clementine ſichtlich betroffen, dem Befehl Folge geleiſtet, „während Ihre Schweſtern ein wenig über die Aus-

zeichnung in ihrem Innern Gloſſen machten, die Frage an Sie zu richten, ob Sie Sich wohl noch einer Prophezeiung erinnern, die ich gegen Ihre erlauchte Mutter hier in Ihrem Beiſein, aber in engliſcher Mundart ausſprach, als Sie, ein Kind von etwa acht Jahren eines Tages auf dem hohen Poſtament am Fenſter, nachdem Sie daſſelbe mit einem Teppich bekleidet, Ihren Sitz aufgeſchlagen, und auf meine Frage, weshalb Sie Sich in ſo gefährlicher Weiſe emporgeſchwungen, geantwortet: „„Ich liebe die hohen Standpunkte, man überſieht auf demſelben Alles, was zu unſern Füßen ſich bewegt.“

Der Purpur der Betroffenheit übergoß bei dieſer Anrede das Antlitz der jungen Prinzeſſin. Sie blickte zu Boden und erhob dann wieder das ſinnende Auge. Die Antwort, welche der Vater von ihr zu hören begehrte, lag tief im Fache ihres Gedächtniſſes, aber ihre Lippen weigerten ſich ſie auszuſprechen. „Nun wohl“, ſagte der Prinz nach der entſtandenen minutenlangen Pauſe, „da Ihre mir ſichtbare Beſcheidenheit Sie verhindert, Uns Rede auf Unſre Frage zu ſtehen, ſo wollen Wir dafür eintreten. Meine Prophezeiung lautete: „„das hochſinnige Kind iſt für einen Thron geboren, ſie muß einen König heirathen.““ Die Erfüllung dieſer Prophezeiung iſt nahe!“

Jakob Sobieski erhob ſich nach dieſer Ankündigung vom Seſſel, und alle Anweſenden folgten ſeinem Beiſpiel, nur Clementine behauptete wie gelähmt oder wie berechtigt dazu durch das Vernommene ihren Sitz, jetzt bleich wie eine Lilie, den Ausſpruch Ihres Vaters erwartend, der, wie ſie fürchtete, ihrer Liebe den Todesſtoß verſetzen werde. Allein ſie ſelbſt ſank, als die Worte des

Vaters: „Ich grüße Sie als die erwählte Braut Jacob III., des rechtmäßigen Königs von England, „ihr Ohr berührte, von dem überraschenden Entzücken nach jener Furcht zu plötzlich getroffen, ohnmächtig in die sie auffassenden Arme ihrer herbeieilenden Mutter.

„O mein Gott," rief diese, mit einem vorwurfsvollen Blicke auf den Gemahl, der erschrocken bei dem Anblick die kalten Hände rieb, „was haben Sie gethan? Das Kind ist dem Tode nahe!" —

„O ich bin im Himmel!" mit diesem Ausruf öffneten sich nach der mütterlichen Klage die wieder Farbe gewinnenden Lippen der bleichen Braut, und indem sie ihr an die Brust der Mutter gelehntes Haupt empor hob, flüsterte sie leise dieser beruhigend zu: „Der Ritter St. Georg, er ist es, er ist es ja." Die augenblickliche Besorgniß der Prinzessin, daß dies im Delirium gesprochene Worte seien, zerstreute sich bald, als sie an dem Ruhebett der in ihr Zimmer geleiteten und mit stärkenden Essenzen erfrischten Tochter, Geständnisse von derselben empfangen, wie sie wenige Tage vorher von ihr in das Herz der Freundin niedergelegt worden waren.

Einige Wochen nach den geschilderten Vorgängen bewegten sich in einem Hohlweg der Tyroler nach Insprück führenden Bergstraße, unter der Entladung eines schweren Gewitters zwei von dem strömenden Regen überfluthete, fest verschlossene Reisecarrossen. In der voranfahrenden, mit acht Pferden bespannten, nahmen den Vordersitz die Gemahlin des Prätendenten Jakob Sobieski mit der ihr zur Seite befindli-

chen Braut des Prätendenten Jakob Stuart ein, die erstere mit tiefem Ernst, die andere mit jenem heiteren Lächeln in den Aufruhr der Elemente schauend, das als eine Abspiegelung des glücklichen Inneren im rosigen Lichte desselben das düstere Nachtstück der Natur betrachtete. Unwillkührlich zwar zuckten die Augen und Nerven der glücklichen Braut bei den sie berührenden Blitzen und den im Moment darauf folgenden Donnerschlägen, während sie zugleich einen Lachreiz über die ängstlichen Geberden und Ausrufungen der ihr gegenübersitzenden Hofdame zu bekämpfen hatte und zu Behauptung ihres Ernstes gleichzeitig in das bleiche Gesicht ihres Hoffräuleins schaute, das nicht frei von Gewitterfurcht sich zeigte, eine Wahrnehmung, welche die Prinzessin Hedwig Elisabeth theilte und zu der Erbangenden mit den Worten sich wendete: „Nehmet das hier in der Seitentasche des Wagens befindliche Brevier zur Hand, Fräulein, und schlaget das Capitel gegen die Gewitterfurcht auf, welche meine erlauchte Schwester darin in sehr erbaulicher Betrachtung niederschlägt, indem sie die Erhabenheit eines Gewitters und des daraus hervorgehenden Segens beleuchtet, den der himmlische Vater unter Blitz und Donner und dem Erguß der Wolken der erschütterten und damit getränkten Erde schenkt."

Das Brevier, in welchem die Wahrheit dieser Aeußerung noch erbaulicher zu lesen sein sollte, befand sich aber leider nicht in dem Behältniß, aus welchem Anna es ziehen sollte, und der Schreck darüber wirkte jetzt der Gewitterfurcht des schuldigen Hoffräuleins mächtiger entgegen, als alle Ermahnungen des vermißten Gebetbuches vermocht haben würden.

„Vielleicht," tröſtete Clementine, „iſt es in der Eil der Abfahrt mit zu dem Gepäck des Kammerwagens gekommen, oder," bemerkte die Hofdame, „in dem Quartier der Mittagsraſt zurückgeblieben, von wo es jedoch bald wieder zu erlangen ſein dürfte."

„Daran zweifle ich ſehr," erwiederte mit einem Blick des Unwillens auf das Hoffräulein die Prinzeſſin Hedwig Eliſabeth. „Unſre Reiſe gebietet Eile und geſtattet nur bis morgen früh Aufenthalt in Inspruck. Die Nachläſſigkeit der jungen Perſon dort wird alſo auf keinem Fall zu redreſſiren ſein und ſie verdient daher die ſtrengſte Rüge, da ſie mich einer Erbauung beraubt, die meiner Seele gerade jetzt ſo wohl gethan haben würde."

„Möchte meine gnädigſte Mutter," verſetzte Clementine, „den Verluſt, wenn er wirklich eingetreten ſein ſollte, nur ſo lange zu verſchmerzen ſuchen, bis ich einen Erſatz deſſelben von meiner kaiſerlichen Muhme mir erbeten, da ich, wie ich mich jetzt entſinne, die Schuld trage, indem ich das Brevier, als mein Hoffräulein es in Verwahrung bringen wollte, noch einmal zur Hand nahm und zufällig die Stelle aufſchlug: Strafet Eure Untergebenen nicht wegen kleiner Verſehen, die ſie nicht aus böſer Abſicht begangen, und wiſſet, daß die ihnen geſpendete Verzeihung das Maaß ihrer Liebe zu Euch um das Doppelte füllt."

Eine Beſtätigung dieſer Worte war ſchon in den auf die Sprechende mit tiefem ſtillen Dank gerichteten und in Thränen überfließenden Augen Annas zu leſen.

Während dieſer Einmiſchung, welche das in den Mienen

Und weint: „Ich habe freilich schlecht gesprochen,
„Doch dacht ich nicht, daß der, dem ichs vertraut,
„Gleich alles wieder klatschte frei,
„Und solch ein Galgenschwengel sey.“

Da muß auch Anna herzlich drüber lachen
Und ruft herbei den horchenden Gemahl;
„Es stehn jetzt gleich, so spricht sie, unsre Sachen,
„Wer Schlimmers sey, ist wahrlich schwere Wahl,
„Drum tragen wir in stiller Ruh,
„Den Brummbär ich, den Schwengel Du.“

Reinlich, aber prunklos waren Annens Gewänder. Nur mit Mühe konnte man ihr bei feierlichen Gelegenheiten Prachtkleider anlegen, weil sie es der christlichen Demuth zuwider hielt, diese zu tragen. Aber sie hielt auch alle ihre Umgebungen zu gleicher Bescheidenheit an, und jede Verschwendung war ihrem Hofstaate fremd.

In diesen wirthlichen Tugenden bestand wohl einzig und allein die Kunst des Goldmachens, welche man Annen sowohl, als ihrem Gemahl nachrühmte. Denn durch Sparsamkeit aller Art und Beförderung der Ackercultur, der Baumzucht und aller nützlichen Beschäftigungen, verbunden mit der ziemlich langen Ruhe, welche Sachsen unter Auguſts

der Prinzessin Hedwig Elisabeth aufgestiegene Gewitter beschwichtigte, zog auch das draußen in der Natur herrschende vorüber. Der strömende Regen war sanfter geworden, die Blitze leuchteten seltener, und die rollende Donnerstimme ließ sich nach immer längeren Pausen ferner und ferner nur noch in zurückgezogener grollender Weise vernehmen. Bald klärte sich der Himmel auf und seine ersten Sonnenstrahlen empfangend, tauchten die leuchtenden Häupter der Alpen aus ihren herabfließenden Nebelgewande über dem Hochwalde empor, den die Reisenden passirten. Die dunklen Schatten desselben wichen im schnellen Uebergange den heiteren Farbenspielen wechselnder Beleuchtung, die selbst den fallenden Tropfen, welche die Bäume von ihren erfrischten Zweigen abschüttelten, einen Gold- und Silberschein verlieh. Balsamische Wohlgerüche stiegen aus der sattsam erquickten Flora des Bodens empor und drangen in die verschlossene Kalesche, noch ehe zu freiem Einlaß die Prinzessin die Scheiben senken ließ.

Die Thürme von Insbruck traten jetzt immer deutlicher hervor, und im Blick darauf äußerte Clementine: „Ich wünschte wohl heut so früh nach Insbruck zu kommen, um noch die Kirche zum heiligen Kreuz besuchen und darin das Grabmal Kaiser Maximilians in Augenschein nehmen zu können."

„Du mußt es Dir recht genau betrachten," fuhr sie zu ihrem Hoffräulein gewendet fort, „um bei der Heimkehr Deinem gelehrten Herrn Vetter Johannes von Rosenroth, der

ein großer Verehrer Kaiſer Maximilians iſt, eine genaue Beſchreibung ſeines Denkmals machen zu können."

„Ach, verehrteſte Prinzeſſin," erwiederte Anna, „dazu beſitze ich kein gutes Auffaſſungsvermögen. Die Betrachtung von Leichenſteinen und Denkmälern erregt immer in mir zu traurige Gedanken, die an das Schickſal meiner Verwaiſung mich erinnern, und dann alles Uebrige mich vergeſſen laſſen. Ich habe da immer nur den Leichenſtein vor Augen, der das Grab meines Vaters und meiner Mutter deckt, die ihm bald im Tode nachfolgte."

„Da kamſt Du aber wieder in mütterliche Pflege zu Deiner Muhme, der Mutter des Landesbeſtallten, noch ehe Dein Oheim, der Schloßhauptmann, Dich adoptirt, wie uns dieſer, als wir ihn einſtmals über Dein Schickſal befragt, verſichert," ſagte Hedwig Eliſabeth.

„Ja wohl, Ew. Hoheit," erwiederte Anna, „die liebevollen Verwandten haben redlich an mir gehandelt, und jetzt, jetzt, erfreut ſich ja die Waiſe eines ſo hohen, ſo beglückenden Schutzes." —

„Und doch willſt Du Dich demſelben entziehen, und nur ſo lange darunter bleiben, bis Deine Gebieterin am Altar ſich unter den Schutz ihres Gemahls begeben. Gewiß, der König würde nichts dagegen einzuwenden haben, wenn mein Hoffräulein, meine Kindheitsgeſpielin mir attachirt bliebe, aber ich weiß, was Dich zur Heimath zieht, und muß es billigen, da es ja dieſelbe Macht an mir im Zuge aus derſelben übt."

Der Wagen rollte während dieſer Aeußerungen über die Brücke und darauf in das Innere der alten Stadt, wo er mit

der nachfolgenden Kutsche, in welcher die Dienerschaft und das Reisegepäck sich befand, vor dem Portale des Greifischen Palastes Halt machte.

„Ihr Wunsch wird heut noch in Erfüllung gehen können," sagte Hedwig Elisabeth, als sie mit ihrer Tochter, geleitet von den kaiserlichen Officianten des leer stehenden Hauses die breiten Stufen hinaufgeschritten, die zu den für die angemeldeten Gäste in Bereitschaft gesetzten Zimmern führten. „Es ist noch nicht zu spät zu einem Besuche der Kirche zum heiligen Kreuz und ich fühle ein besonderes Verlangen in mir, meine Abendandacht heut an heiliger Stätte zu halten, da zu der häuslichen das hochgeschätzte Brevier mir abhanden gekommen. Ich werde aber doch noch, da es sich nicht im Gewahrsam meiner Kammerfrau befindet, noch einen reitenden Boten nach dem Orte abfertigen lassen, wo wir zu Mittag verweilt und sein Eintreffen morgen hier abwarten, um dann mit ruhigerem Herzen im Geleit des frommen Wegweisers unsre Reise fortsetzen zu können."

„Aber bedenken Ew. Hoheit die Verhaltungsregeln, die der Prinz uns auf den Weg gegeben, mit der Weisung, sie nicht zu übertreten, den Anlaß würde er nicht als Entschuldigung gelten lassen," entgegnete Clementine mit besorgtem Ausdruck.

„Ich weiß dies," sagte die Prinzessin, „allein er wird hoffentlich nie zu seiner Kenntniß gelangen, um seinen Spott darüber erregen zu können."

Nach einigen erfolglos gebliebenen Versuchen, die Mutter von ihrem Vorsatz abzubringen, fügte sich Clementine,

doch nicht ohne banges Vorgefühl, in den Beſchluß ihres Verweilens. Um ihre Andacht aber war es heut Abend in der Kirche zum heiligen Kreuz geſchehen und alle geſchichtlichen Beziehungen am Denkmale Maximilians concentrirten ſich in ihrer Erinnerung nur um die Schattenpunkte ſeiner Brautfahrt, die gleich Gewitterwolken vor der ihrigen ſich im reflectirenden Spiegel aufthürmten, und zu Anna ſich wendend, die vertieft vor dem Denkmale ſtand, flüſterte ſie: „Es iſt mir ſo beklommen ums Herz, als ſei es in Ketten und Banden geſchlagen.“

Dieſe Stimmung wich nicht von der Prinzeſſin, als ſie am Abend aus der Kirche in den Palaſt zurückgekehrt, nicht am Morgen, als der heitere Himmel den ſchönſten Reiſetag, und ihren geflügelten Wünſchen die Erreichung der italieniſchen Grenze verſprach, wo ſie keinen politiſchen Hemmſchuh von Seiten Oeſterreichs mehr zu fürchten hatte, der ſo unzeitig von der Frömmigkeit ihrer Mutter angelegte erregte unfromme Gedanken in ihr. Wie ſehr ſie auch ihre Tante, die verwittwete Kaiſerin Eleonora, verehrte, und ihre Gottesgelahrtheit ſchätzte, ſo wünſchte ſie doch heut heimlich, daß dieſer Antrieb zu ihrer religiöſen Schriftſtellerei nicht vorhanden geweſen, ihre chriſtlichen Gedanken auf alle Tage des Jahres nicht von ihr niedergeſchrieben und gedruckt worden ſein möchten, denn das Brevier war ja ſchuld, daß das junge ſehnſuchtsvolle Herz, das dem geliebten Bräutigam ſo mächtig entgegen ſchlug, ſich gedulden mußte, und im Gefühl dieſes Zwanges jetzt ſchwerlich den ſalbungsreichſten Ermahnungen

des Andachtsbuches ſich der Ungeduld nicht hinzugeben, Gehör geſchenkt haben würde.

Die Mittagsſtunde ſchlug und die nach dem Brevier abgefertigte Stafette war immer noch nicht zurück. Noch zwei Stunden verſtrichen in der vergeblichen Erwartung, und nun erſt entſchloß ſich die Prinzeſſin zur Fortſetzung ihrer Reiſe, allein der Poſtmeiſter, welcher die Pferde dazu liefern mußte, erlaubte ſich die Vorſtellung, daß es wohl bereits zu ſpät ſein dürfte, um bei dem ſchlechten Wege und den gefährlichen Bergpäſſen, ohne Gefahr die Nachtſtation zu erreichen. Das Schickſal zweier Reiſenden, die vor wenig Tagen dort Arme und Beine bei der Nachtreiſe gebrochen, habe ihm dieſe Warnung zur Pflicht gemacht. Die Prinzeſſin hielt ſich für verpflichtet, ſie zu beachten, unterdeß konnte ja auch der Bote eintreffen. Sie täuſchte ſich nicht, er überbrachte ihr das Brevier und mit großer Andacht las ſie vor Schlafengehen die Abendbetrachtung und begab ſich darauf ſehr ermüdet zur Ruhe.

Es war mitten in der Nacht, als die lauten Hufſchläge eines Pferdes auf dem Pflaſter der Straße und der gleichzeitige Schall eines Poſthorns dicht unter dem Zimmer der Prinzeſſin Clementine dieſe aus einem ſüßen Traume weckte. Der Ritter St. Georg war ſo eben von ſeinem herrlichen Roſſe gleich dem Bilde ihres Schutzheiligen zur Erde niedergeſtiegen, und hatte ſeine Knie vor der holden Braut gebeugt, die ihn mit einem Roſenkranz, den ſie vom Haupte ihres Freundes, des Dichters Johannes von Roſenroth genommen

krönte, während dieſer wie ein bleicher Schatten im Hintergrunde der Peterskirche zu Rom, ihren Blicken entſchwand. Der Schlummer wollte nach dieſem Traumgebild die Augen der Erwachten nicht mehr ſchließen und gern vertiefte ſie ſich in die Erinnerung der Viſion, trotz des Schattens, der ſie trübte. Die Hufſchläge des Pferdes, der Schall des Poſthorns, es war vielleicht eine die Nähe des Geliebten ihr ankündigende Stafette, und der hoffnungsreiche Gedanke hielt ſie unter den anmuthigſten Vorſtellungen wach.

Die Anzeige der Diener, daß Alles zur Beſteigung der Kutſche bereit ſei, erwartend, ſchritt die Prinzeſſin von Polen nach dem eingenommenen Frühſtück mit ihrer Tochter in dem Verſammlungszimmer auf und nieder, während die Hofdame und Anna noch einige Anordnungen trafen, das übrige Gefolge aber in zwei Bedienten und einer Kammerfrau beſtehend, unten im Hofe mit dem Gepäck der Kutſchen beſchäftigt waren.

Die Thüre des Saals öffnete ſich jetzt, allein zu unbeſchreiblicher Beſtürzung der Anweſenden trat ein Officier der kaiſerlichen Beſatzung ein, der nach ehrenvoller Salutation den hohen Damen anzeigte, daß in Folge eines per Eſtafette in der Nacht vom Kaiſerhofe zu Wien an den Commandanten der Stadt eingetroffenen Verhaftsbefehls, er die Ordre erhalten, die Weiterreiſe der Prinzeſſin Clementine zu verhindern und ſie bis zum Eingange weiterer Befehle als Staatsgefangene in dem Palaſt zu halten.

Selbſt ſichtlich erſchüttert von dem Eindruck, den der Donnerſchlag dieſer Anzeige auf die Betheiligten hervorge-

bracht, zog ſich der Vollſtrecker des kaiſerlichen Befehls zurück, während ſchon ſeine getroffenen Maaßregeln zu Bewachung der Gefangenen in dem Waffengeklirr der ihre Poſten beziehenden Schildwachten hörbar ſich machten.

Die Urſach dieſes Verfahrens war, wie bereits angedeutet, den Gefangenen kein Räthſel; die offenbare Mißbilligung des Kaiſers über die beabſichtigte Vermählung Clementinens mit dem engliſchen Kronprätendenten erklärte Alles. Ausdrücklich hatte er darüber ſeine Willensmeinung Jakob Sobieski eröffnet, der ſich beeilte, dagegen zu handeln, im Geheim hoffend, die ſeinem Plane günſtige Schweſter ſeiner Gemahlin werde ihren Einfluß auf ihren Sohn den Kaiſer im ſchlimmſten Falle geltend machen. Allein die Politik trug den Sieg über alle Verwandtſchaftsrückſichten davon. Der Kaiſer war aufs Höchſte erzürnt, als er erfuhr, wie er hintergangen worden, wie zweideutig Jakob gehandelt, und unter dem Verſprechen, Alles in die Hände des Kaiſers legen zu wollen, die Tochter im Geleit der Mutter dem Prätendenten in die Hände geführt. Während der kaiſerliche Verhaftsbefehl die ihrem Ziele ſo nahen Reiſenden einholte, traf ein gleicher den ſchuldigen Vater, indem der Landeshauptmann von Brieg den Befehl erhielt, nach einem ſcharfen Verhör den Prinzen als Staatsgefangenen in das Capuzinerkloſter zu Brieg abzuführen. Unterdeß verſäumte die Kaiſerin Eleonore nicht, den Muth der Staatsgefangenen in Inspruck ſowohl, wie den des in Brieg befindlichen durch tröſtliche Schreiben aufzurichten. Auch Kaiſer Karl VI. ſuchte ſeine harten Maßregeln in einem Schreiben an die Mutter der Prinzeſſin Clementine durch all

die Gründe zu entſchuldigen, die ihn dazu genöthiget, und wobei er in ſie drang, ihre Tochter nach Ohlau zurück zu führen. Nach der ausweichenden Antwort auf dieſes Geheiß ſchrieb er an ſeine Couſine Clementine ſelbſt, und als ein ſchlechter Kenner ihres Herzens und ihrer Sinnesweiſe ſchlug er ihr den Prinzen von Baden zum Gemahl mit der Verſicherung vor, daß dem Worte ihrer Einwilligung ſofort das ſeinige ihrer Freiſprechung folgen werde.

Mit einem bittern Lächeln übergab Clementine das kaiſerliche Handſchreiben, als ſie es durchleſen, der Flamme des Kamins, während ſie kurz zuvor ein von dem Ritter St. Georg erhaltenes Billet doux in ihrem Buſen verborgen. Er ſchrieb ihr, eingekleidet in die ſüßeſten Liebesworte, daß ihn in Mailand auf dem Wege zu der geliebten Braut die niederſchlagende Nachricht des Schickſals getroffen, das ihre Füße in Insbruck gefeſſelt, er aber Alles aufbieten werde, ihre Befreiung, von der ſein ganzes Glück abhänge, zu bewirken, und daß ſie in feſter Zuverſicht nur den Winken und Weiſungen folgen ſolle, die er durch ſeinen Vertrauten ihr zukommen laſſen werde, während er ſelbſt zurück nach Spanien geeilt ſei, und dort für ihren Einzug in London, unterſtützt von ſeinen mächtigen Freunden, Sorge tragen wolle.

Das Amulet dieſes Briefes, dem bald mehrere in ähnlicher Weiſe abgefaßte troſtreichen Inhaltes folgten, erleichterte der Prinzeſſin das Schickſal ihrer Gefangenſchaft, und verſtrichen auch Tage, Wochen und Monate, ehe jene Verſprechungen ſich realiſirten, die Hoffnung ſchwand nicht bei der ſich dehnenden Länge der Erwartung. Unterdeß war den Ge-

fangenen verſtattet worden, die Kirchen und Klöſter der Stadt zu beſuchen, wodurch Anna von Lebrowska auch volle Gelegenheit gewann, das Denkmal Kaiſer Maximilians in die genaueſte Betrachtung mehrmals zu ziehen und davon eine Beſchreibung ihrem Freunde zu entwerfen. Sie entſchloß ſich endlich dazu, in Hoffnung dafür eine dankende Antwort von ihm zu erhalten. Dieſe blieb auch nicht aus und der melancholiſche Ton des Briefes verrieth, daß der Schreiber nach der fernen Freundin ſich ſehne, obwohl keine eigentliche Liebesverſicherung darin enthalten war. Dafür aber entſchädigte ein dem Briefe beigeſchloſſenes Gedicht, das unter dem Titel: an Chloe, das tiefſte Gefühl ausſprach, aber in zu hochtönender Weiſe für Annas einfachen ſchlichten Sinn, ſo ſehr es ſie auch ſchmeichelte, ſich unter dem Schäfernamen gemeint zu wiſſen, wie ſie nicht zweifelte. Sie theilte das Gedicht der Prinzeſſin Clementine mit, und auch dieſe ſchüttelte das Haupt, als ſie es durchleſen. „Was die Dichter doch für ſeltſame Weſen ſind," ſagte ſie, „die Gegenſtände ihrer Anbetung nehmen unter dem verklärenden Scheine ihrer Phantaſie eine andere Geſtalt und Farbe an, als die, welche ſie in der Wirklichkeit haben. So hat er Dich hier in dem Gedicht nicht als ein liebliches, anmuthiges Menſchenkind, ſondern als einen wahren Engel geſchildert!" — „Und in ſtrahlender Schönheit," ſetzte die Beſchämte zu Boden blickend hinzu. „Himmelsaugen und blondes Gelock hat er mir, die ich ja nur braune Augen und ſchlichtes ſchwarzes Haar habe, angedichtet. O ich möchte ihn ſchelten wegen dieſer Unwahrheit." „Thue dies nicht," ſagte Clementine, „es iſt ja nur aus einer dichteriſchen Verirrung

geſchehen, die mußt Du ihm ſchon zu Gute halten, da Liebe ihn dazu verleitet. Wenn er Dich aber einſt fragen ſollte, wie mir ſeine Epiſtel an Chloe gefallen, ſo ſage ihm, die mir im Walde zu Pöpelwitz in Proſa gegebene Erklärung auf meine Frage, wie er ein Dichter geworden, habe mir beſſer gefallen, als dieſes dichteriſche Produkt, und er ſolle die edle Einfachheit von Taſſo, meinem Liebling, ſich mehr zum Muſter nehmen, nicht ſeine vaterländiſchen Zeitgenoſſen, den Lohenſtein, Logau und Andere, deren Poeſien mitunter viel Fades und Schwülſtiges enthalten, was ſich in den der italieniſchen Dichter nicht findet, auch wohl in der ſchwerfälligen deutſchen Sprache liegen mag."

Die Prinzeſſin hatte die Zeit ihrer gegenwärtigen Abgeſchiedenheit faſt nur mit wiſſenſchaftlichen Beſchäftigungen, mit der Lectüre der Meiſterwerke der italieniſchen, franzöſiſchen und engliſchen Literatur verbracht. Die vorzüglichſten in ihrer Handbibliothek zu Ohlau befindlichen waren von ihr eigenhändig in der Nacht vor ihrer Abreiſe in eine Kiſte geſchichtet und dieſe im Einverſtändniß mit einer vertrauten Kammerfrau ſtatt einer andern mit Putzgegenſtänden gefüllten, in den Packwagen eingeſchmuggelt worden. Bei dieſer, ihrem Geiſte ſo ſehr zuſagenden Nahrung, an die er von Kindheit an gewöhnt worden, empfand ſie wenig den Mangel der Vergnügungen und äußeren Zerſtreuungen, die ihrem Sinne nie zum Bedürfniß geworden, ja es gab Stunden, wo jene Genüſſe das unbehagliche Bewußtſein in Haft ſich zu befinden, aufhoben, und damit auch die ungeduldige Sehnſucht ihres Herzens beſchwich-

Regierung genoß, ward wohl der nicht unbedeutende Schatz gesammelt, welchen dieser Fürst nach seinem Ableben hinterließ. Allerdings ward zwar ein chemisches Laboratorium im sogenannten Fasanengarten zu Annaburg — der nach der Churfürstin benannten Stadt — erbaut, mit Wällen und Gräben umgeben, und mit Wasser, das meilenweit dorthin geleitet ward, versehen; aber wenn auch Churfürst August dort einige Versuche, vielleicht weniger in alchymistischen Wissenschaften, als in chemischen Productionen, die wieder auf Fabrikationen u. s. w. bedeutenden Einfluß hatten, anstellte, so kann man doch gewiß Mutter Annen ganz von solchen Dingen freisprechen, die schon ihr einfacher, inniger Glaube ihr verboten haben würde.

Natürlich war es übrigens, daß Anna mit allen diesen Tugenden und dem gebildeten Geiste, der in ihr lebte, einen entschiedenen Einfluß auf ihren Gemahl hatte, daß er sie eben so achtete, als liebte, und sich ihres trefflichen Raths, ihrer reifen Einsichten, ihrer christlichen Ruhe bei mehrern Gelegenheiten bediente.

Ein Beispiel statt vieler bezeuge dieß. Ein vornehmer Mann aus angesehenem Geschlecht hatte durch ein Vergehn die Gnade Churf. Augusts verscherzt, und war ins Gefängniß gesetzt worden.

tigten, das ſo grauſam in die Ferne gerückte Ziel ihrer Wünſche zu erreichen.

Zum erſtenmal erkannte auch jetzt Hedwig Eliſabeth den günſtigen Eindruck, den jene Beſchäftigungen auf das Gemüth ihrer Tochter übten, und obwohl ihr ſelbſt die poetiſche Verſtändniß ihres Werthes fehlte, um ähnlichen Genuſſes theilhaftig zu werden, ſo eignete ſie doch in mütterlicher Theilnahme ſich deſſen Wirkung an. Für ihren Zeitvertreib hatten die frommen Schweſtern des von ihr beſuchten hier befindlichen Damenſtiftes, deſſen Aebtiſſin eine Verwandte der Prinzeſſin war, in der aufmerkſamſten Weiſe Sorge getragen, und dabei auch der Braut des Königs von England zu großem Dank ſich verpflichtet. Bei Bewunderung der ihr vorgelegten Kloſterarbeiten, beſonders der in künſtlichen Stickereien beſtehenden, hatte Hedwig Eliſabeth geäußert, wie eine erſt kürzlich in Ohlau begonnene ähnliche Arbeit, deren Deſſin ſie näher bezeichnete, durch ihre Abreiſe unterbrochen worden, und wie treffliche Dienſte jetzt dieſe ihre Lieblingsbeſchäftigung ihr leiſten würde. Wenige Tage nach dieſer Erklärung traf von Seiten der Aebtiſſin und der übrigen Kloſterfrauen eine Sendung in dem Greifiſchen Palaſte an die Prinzeſſin von Polen ein. Sie beſtand in einem vollſtändigen Apparat und allen koſtbaren Materialien zur Stickerei einer Altardecke, und ein freudiger Aufruf des Entzückens entſchlüpfte den Lippen Clementinens, die bei der Enthüllung der Emballage gegenwärtig, als ihre Augen auf das entrollte Stickmuſter fielen. Es war St. Georg, ihr Schutzheiliger, wie er auf ſchneeweißem Roſſe in blinkender Rüſtung, das edle Haupt mit dem gold-

nen Helm bedeckt, in der rechten Hand das blitzende Schwert herab ſich beugt, daſſelbe in den Rachen des nach ihm ſchnaubenden ſich ringelnden Ungethüms, des gräulichen Lindwurms, zu ſenken.

„O," rief Clementine mit leuchtenden Blicken, indem ſie die Schultern der Mutter küßte, „an dieſer Arbeit bitte ich mich auch ein wenig Theil nehmen zu laſſen, ſie reizt mich ſo, daß ich Taſſo, Corneille und Shakeſpeare darüber gern vernachläſſigen werde."

„Ich billige dies vollkommen," erwiederte Hedwig Eliſabeth, „und gern geſtatte ich Ihnen die Ausführung der ganzen Figur des Heiligen, ſammt dem Roſſe, das ihn trägt, zu übernehmen, während ich mit dem Lindwurm mich beſchäftigen und dabei mir ihn als den Antichriſt vorſtellen will, den die herrliche Kraft und Macht des Chriſtenthums beſiegt."

„Und ich," bemerkte beſcheiden das dabei ſtehende Hoffräulein, „ich darf wohl die ſchon gewickelten Seiden-, Gold- und Silberfäden zu der Stickerei ſortiren."

„Du darfſt noch mehr," erwiederte ſchnell Clementine; „da Du ſo gern Hände und Füße bekleideſt, will ich Dir erlauben, den Stahlhandſchuh und die Fußſchienen dem heiligen Ritter Georg hier anzulegen, ja ſelbſt die Sporen, wenn vor dieſem Dienſte Dein ſchüchterner Mädchenſinn nicht erſchrecken ſollte!"

„Und auch ich," ſetzte Hedwig Eliſabeth ſehr gütig und herablaſſend hinzu, „will Dir erlauben, an dem Grunde arbeiten zu helfen, auf welchem die heilige Scene hervortritt. Und wenn, wie zu erwarten ſteht, das Werk hier in Inspruck

nicht seine Vollendung erreichen sollte, wirst Du mir in Ohlau dabei Deine Nadelfertigkeit an den Tag legen dürfen. Vorerst aber sollst Du Dich als Gesandtin unsres Dankes in das Kloster verfügen und ein Handbillet von mir der hochwürdigsten Frau Aebtissin behändigen."

Der Anlaß zu diesem Auftrage und die Erledigung desselben führte bald öftere Zusammenkünfte der Bewohner des Greisischen Palastes mit denen des Damenstiftes herbei. Die Huld und Freigebigkeit, der sich auch das Hoffräulein der Prinzessin von Seiten der frommen Schwestern zu erfreuen hatte, legte Clementinen eines Tages die scherzende Aeußerung in den Mund, daß Annas Vetter Johannes, wohl in Sorge gerathen würde, wenn er den Verkehr seiner lieben Base mit den Klosterjungfern ahnen könnte.

„O, er würde gewiß nichts dagegen haben," versicherte Anna, „denn, obgleich er Protestant ist, ehrt er doch, wie Sie wissen, die katholische Religion."

„Und Du wirst ihn am Ende noch zum Proselyten machen, ihn zum Uebertritt in die allein seligmachende Kirche bewegen," versetzte die Prinzessin.

„Das würde," versetzte Anna, „wohl nur dem hochwürdigsten Fürstbischof, seinem verehrten Gönner gelingen, allein dieser soll, wie Johannes einst gegen meinem Oheim äußerte, nie Ueberredungsmittel anwenden, neue Mitglieder für seine Kirche zu gewinnen, sondern die Hinneigung dazu dem eignen Antriebe, der inneren Ueberzeugung eines Jeden überlassen."

„Ja, er ist ein Schirmvogt der christlichen Glaubensfreiheit," sagte Clementine, „und oft soll er schon Tadel darüber

von weniger toleranten Fürſten erfahren haben. Allein er ſteht zu hoch, um ihn angreifen zu können, und dann bezeugen ja auch ſeine ſegensreichen Stiftungswerke, das Orphanotrophium, in welchem eine Anzahl mittelloſer oder verwaiſeter Knaben und Mädchen adeligen Standes aufs Beſte gepflegt und erzogen werden, welch ein fürſorgender Hort er den katholiſchen Familien des ſchleſiſchen Landes iſt."

Dies Geſpräch unterbrach der Eingang eines Schreibens, deſſen Inhalt die Prinzeſſin in freudige Beſtürzung verſetzte. Es kündigte daſſelbe die ihr von Seiten des Kaiſers bewilligte Freiheit jedoch mit dem Bedeuten an, die erhaltene Erlaubniß in wenig Tagen Inspruck verlaſſen zu dürfen, nur zur Rückkehr in ihre Heimath benutzen zu wollen. Dieſe Klauſel minderte beträchtlich die Freude über die gewonnene Freiheit, die in der That keine war. Gleichzeitig waren auch Briefe von der Kaiſerin Eleonore an ihre Schweſter und von Jakob Sobieski an die Gemahlin und Tochter eingegangen. Die erſtere ſchrieb, daß ſie in Sorge über die ſchwache Geſundheit ihrer Schweſter, dieſer wohlmeinend rathe, nur ſehr kleine Tagereiſen bei der gebotenen Rückkehr in die Heimath zu machen, und die Berathene erkannte in dieſer Weiſung ſehr richtig einen Fingerzeig, ſich nicht mit der Rückkehr zu beeilen, ſondern ein ſie vielleicht hinderndes Ereigniß abzuwarten, das als deus ex machina ja jeden Augenblick die zu nehmende Reiſeroute verändern könne. Darauf hindeutend, ſchrieb auch Jakob Sobieski ſeiner Tochter, ſie möge in allen Dingen nur der Anweiſung Ihres Gemahls, er bediente ſich des Wortes, folgen, und durch keine Drohungen des Kaiſers in ihrem Entſchluſſe ſich wan-

kend machen lassen. Seiner Gemahlin schilderte er in sehr schwarzen Farben den Vorgang seiner Verhaftung, wogegen er an den Kaiser eine Appellation mit der Erklärung erlassen, daß er sich ganz aus den kaiserlichen Erbstaaten zurückziehen wolle, um frei, wie seine Vorfahren leben zu können.

Während unsre Staatsgefangenen mit ihren Angelegenheiten so beschäftigt zurückgezogen von allem Verkehr mit den Bewohnern von Inspruck ihre Abreise von einem Tag zum andern verzögerten, hatte sich die von jenen ihnen geschenkte Aufmerksamkeit andern Personen einstweilen zugewendet. Aufsehen erregende Reisende waren eingetroffen, die alle Zimmer des ersten Gasthauses in der Stadt in Beschlag genommen und hier zu längerem Verweilen durch die Beschädigungen, welche ihre Reisekutsche erlitten, genöthigt worden, zu deren Reparatur, wie die herbeigerufenen Handwerksleute erklärt, viel Zeit gehören werde. Die Fremden waren, wie sich aus ihren Pässen ergab, zwei Engländer, Sir Organ und Misset mit der Gattin des Letzteren, und ein französischer Stabsoffizier, Namens Gaidon. Sie zeigten sich anfänglich sehr beunruhiget über den nothgedrungenen Aufenthalt, da sie angeblich ihre Reise schnell fortzusetzen wünschten, doch benutzten sie ihn zur Besichtigung städtischer Merkwürdigkeiten und Umgebungen, wobei sie Gelegenheit fanden, die Bekanntschaft einiger vornehmen Personen von der Bewohnerschaft zu machen. Diese beeiferten sich in der zuvorkommendsten Weise, Fremden, die durch ihren Aufwand ihnen imponirten, und deren liebenswürdiges Betragen von ihrer feinen geselligen Bildung zeigte, sich gefällig zu erweisen, den unfreiwilligen Aufenthalt ihnen angenehm zu machen.

Dankbar wurden dieſe Freundlichkeiten auch angenommen, und die Geſellſchaften häuften ſich, die den Fremdlingen zu Ehren gegeben wurden, welche in der ihnen geſchenkten Gunſt ſich ſo zu befeſtigen verſtanden, daß ſich ein allgemeines Bedauern über ihre ſich nähernde Abreiſe kund gab. Ja es ſchien, als ob von den neuen Freunden derſelben die Handwerker, welche mit der Reparatur des Wagens beauftragt, beſtochen worden, ſo langſam ging dieſelbe von Statten.

Miſtreß Miſſet, die nicht weniger als ihre Gefährtſchaft jene angenehmen Eindrücke hervorgebracht, hatte ſchon in der erſten Geſellſchaft, die ſie hier beſuchte, das Vertrauen einer Dame gewonnen, die in ihr mit Vergnügen eine Landsmännin wieder erkannte. Nach mehreren zutraulichen Aeußerungen, welche dieſer Erkennung folgten, trug die von Miſtreß Miſſet ſo angenehm Angeſprochene kein Bedenken, derſelben zu geſtehen, daß ſie das Schickſal der Braut des Prätendenten Jakob Stuart, die hier in Inspruck als eine Gefangene gehalten werde, ſehr beklage, um ſo mehr da die Unternehmungen ihres Verlobten in Spanien keinen glücklichen Ausgang verſprächen, die Elemente ſich der Expedition ſelbſt widerſetzt und einen Theil der ausgelaufenen Flotte zerſtreut hätten; der Herzog von Ormond, an der Spitze der Expedition ſtehend, durch dieſes Mißgeſchick aber nicht niedergeſchlagen, im Begriff ſtehe, mit einer großen Mannſchaft und vielen Munitionsvorräthen zu einer Landung in Schottland oder Irland ſich einzuſchiffen, wozu ſie ihm den glücklichſten Erfolg nicht nur als ſeine nahe Verwandte, ſondern auch als Anhängerin der unglücklichen Stuarts wünſche.

Miſtreß Miſſet drückte bei dieſer zutraulichen Eröffnung ihrer Landsmännin die Hand, mit der leiſe geäußerten Bitte, ihr einen kleinen Freundſchaftsdienſt erweiſen zu wollen, wozu ſich die Aufgeforderte ſogleich bereitwillig erklärte.

Einige Tage darauf wurde der Prinzeſſin Clementine in heimlicher Weiſe ein Schreiben ihres Verlobten behändiget. Jakob Stuart beſchwor ſie darin in der Sprache der feurigſten Liebe, den von ihm zur erſehnten Vereinigung getroffenen Anordnungen folgen, und zu einer Flucht aus Inspruck ſich entſchließen zu wollen, indem bereits dazu ſeine dahin abgegangenen Bevollmächtigten alles Nöthige vorbereitet hätten und mit ihrem Leben für die Sicherheit der geheiligten Perſon ſeiner Braut einſtehen würden.

Der Umſchlag enthielt die von den Vertrauten des Prätendenten erhaltenen näheren Angaben der getroffenen Maßregeln, ſo wie die zur Ausführung beſtimmte Zeit und Stunde.

Als die Prinzeſſin ihrer Mutter dieſe inhaltſchweren Papiere reichte, ſchloß dieſe aus dem frohbewegten Ausdruck, mit dem es geſchah, auf erfreuliche Mittheilungen, und die Täuſchung ihrer Erwartung fiberirte in ihren Zügen, den zitternden Händen bei Leſung des Briefes und des ihn begleitenden Commentars dazu. Einer Ohnmacht nahe ſank ſie in einen Seſſel und die gepreßte Bruſt erleichterte endlich ein Thränenerguß, der auf das Haupt der vor ihr knieenden Tochter troff, welche die kalte zitternde Hand der Mutter mit ihren heißen Küſſen zu wärmen ſuchte.

„O mein Gott", ſeufzte Hedwig Eliſabeth, „in das gefahrvolle und dabei in ſeiner Einleitung mir ſo unwürdig er-

ſcheinende Unternehmen ſoll ich willigen? Ich, die Schweſter der Mutter des Kaiſers ſoll zugeben, daß meine Tochter gleich einer gemeinen Verbrecherin in Verkleidung mitten in der Nacht unter dem Schutze fremder Männer, ohne anſtändige Geleitſchaft einen Fluchtweg einſchlage, der wohl eher in das Verderben als in die Arme ihres Gemahls ſie führen könnte? Und welche Folgen werden im glücklichſten Falle daraus entſtehen? Nie wird der Kaiſer dieſe heimliche Entweichung, dieſe Beleidigung ſeines ſo ſtreng ausgeſprochenen Willens verzeihen!" Die Tochter wußte aber auf dieſe Beſorgniſſe der Mutter in Erinnerung zu bringen, wie ſie ja längſt auf die Mißbilligung des Kaiſers vorbereitet, die ganze Reiſe nach Inspruck unternommen, die ſeinem Willen entgegen geweſen; und mit einem Scharfſinn, einer muthigen Ueberlegenheit, wie ſie einem liebenden Herzen eigen, wenn es gilt Einwürfe, die ſich gegen ſeine Wünſche erheben, niederzuſchlagen und zu beſiegen, fuhr Clementine fort, die Einwendungen ihrer Mutter zu bekämpfen, und wie vorauszuſehen, gelang es ihr, ſich ihrer Einwilligung in den Fluchtplan zu verſichern.

Auch Anna wurde in denſelben eingeweiht, und ſie erbleichte dabei wie die Mutter der Prinzeſſin. „O Gott gebe ſeinen Segen dazu", ſeufzte ſie mit gepreßter Stimme. „Mein Herz, verzeihen Sie, Prinzeß, oder Majeſtät, wie es ſich wohl ziemt zu ſagen, mein Herz iſt ſo bange geworden vor dem heimlichen Schritte, den Sie zu Erlangung Ihres Glückes thun müſſen. Möchte er Sie nur niemals gereuen! Herr Benjamin Schmolke, der Pathe meines Vetters Johannes, ſagte einſt: man müſſe ſein Glück nicht erzwingen, nicht auf

heimlichen Wegen, immer nur auf den geraden ſuchen, damit man dereinſt den Vorwürfen über eine mögliche üble Wendung der Dinge entgehe".

„O kleine Weisheit", entgegnete Clementine, „Du weißt nicht, was es heißt, unter dem Schutze St. Georgs zu ſtehen; der wiegt alle Bedenklichkeiten aus dem ſalbungsreichen Munde Deines Benjamin Schmolke auf."

Allein trotz der Ueberzeugung jenes Schutzes erblaßte die Prinzeſſin, als am nächſten Tage der Offizier, welcher ihr zuerſt das Schickſal ihrer Verhaftung angekündigt und die ſpätere Freigebung in dem kaiſerlichen Schreiben überbracht, jetzt wieder als Abgeordneter des Commandanten erſchien, beordert ihr mitzutheilen, daß in Folge des Aufenthaltes der Verdacht erregenden Fremden am Orte zu Verhinderung jeder Communication derſelben mit den hohen Bewohnern des Greiſiſchen Pallaſtes, der Commandant befehligt ſei, mit Militärpoſten alle Ein- und Zugänge deſſelben bis auf weitere Ordre zu beſetzen.

„Mein Gott", rief Anna nach dieſer Anzeige, während die Prinzeſſin ſelbſt noch keines Wortes mächtig war, „wird dieſe Einſperrung ſich auch auf die Perſonen des Gefolges Ihrer Hoheit, auch auf mich, Ihr unſchuldiges Hoffräulein, ausdehnen?"

„In der Beziehung dürfte vielleicht eine Vergünſtigung ſtatt finden", verſetzte der Offizier, beſtochen von den ſchönen braunen Augen des Hoffräuleins, mit denen ſie ihn in bittender Weiſe anblickte.

„Ich ſtehe", fuhr Anna fort, „mit den frommen Schweſtern des Kloſters hier in Verbindung, indem ſie mich der Ehre ge-

würdigt, Theil an einer Stickarbeit zu nehmen, die zur Bekleidung des Altars des heiligen Bartholomäus am nahen Festtage desſelben fertig werden ſoll. Sollten Sie, mein Herr Offizier, vielleicht etwas dazu beitragen können, daß meine an dem heiligen Werke theilnehmenden Hände nicht behindert werden? Im Namen der Kloſterjungfrauen könnte ich Ihnen im Voraus ihren Dank nebſt dem meinigen abſtatten."

„Ich werde", verſetzte der geſchmeichelte Offizier, der zufällig ein Namensvetter des gefeierten Heiligen war, „den Schildwachen die Weiſung ertheilen, Sie ſtets frei ein- und auspaſſiren zu laſſen; allein nur Sie, mein Fräulein!"

Als der Ueberliſtete mit einem ſprechenden Blick auf die ſchöne Verſucherin ſich zurückgezogen, vermochte dieſe kaum der Neigung, die Prinzeſſin zu umarmen, zu widerſtehen, während dieſe mit einiger Betroffenheit das Mädchen, ihr heiteres Antlitz fixirte und das Schweigen mit der ernſten Frage unterbrach: „Warum haſt Du Dir eine Unwahrheit gegen den Offizier zu Schulden kommen laſſen; ich liebe das nicht."

„Und errathen denn Ew. Hoheit nicht, warum es geſchah, warum ich den Verſtoß auch gegen meine eigne Wahrheitsliebe beging und einmal den Grundſatz meines Oheims: „„der Zweck heilige das Mittel"", den er von einem Profeſſor im Jeſuiten-Collegium eingeſogen, befolgte."

„O jetzt geht mir ein Licht auf", erwiederte Clementine. „Du treue Seele willſt Dich für mich opfern, allein Du bedachteſt nicht, daß ich dazu auch meine Einwilligung geben müſſe."

Bittend, flehend, weinend hatte sich die geliebte Gattin des Gefangenen dem Churfürsten zu Füßen geworfen, das Vergehen ihres Gemahls entschuldigt, Gott und Menschen um Gnade angerufen, aber stets vergebens. Endlich nahm sie ihre Zuflucht zu dem damaligen Hofprediger, Nikolaus Selnekker. Ihm leuchten die Gründe zur Gnade ein, er geht zu dem Churfürsten, bei dem er als Diener der Kirche und höchst wackrer Mann sehr viel galt, und bittet ebenfalls für die Befreiung des Gefangenen; aber mit erzürnter Miene, und durch das andringliche Bitten fast mehr gegen die Sache eingenommen, als selbst vorher, antwortet ihm der Churfürst zurückweisend: Wäre jener Verbrecher der Unterthan eines andern Fürsten, so würde er schon mit dem Tode bestraft seyn.

Doch Selnekker ließ sich nicht so geschwind abweisen. Er stellte dem Churfürsten vor, daß es christlich sey, Gnade für Recht ergehn zu lassen, daß, wenn Gott eben so mit den Menschen handeln wollte, niemand der Gnade theilhaft, niemand des Himmels Bürger werden würde. Noch immer aber blieb August bei seinem harten Entschlusse.

Da nahte sich ihm Anna, legte ihr freundliches, mildes Angesicht an seinen Hals, so daß sie

„O diese lassen Sie mich hier zu Ihren Füßen erflehen", rief Anna, indem sie die Knie ihrer geliebten Gebieterin umfaßte. „Kein Unglück wird mir widerfahren, wenn ich thue, was mein Herz, meine Pflicht mir gebietet. Und wie sollte der kaiserliche Hof ein armes Mädchen bestrafen, das doch nur ihrem Gefühl gefolgt. Darum weigern Sie Sich nicht, Prinzessin! eine Vermittlung anzunehmen, die ja recht augenscheinlich eine Gott gefällige ist."

„Nun, so will ich sie mir in Gottes Namen gefallen lassen und alle Heiligen anflehen, daß sie Dich in ihren Schutz nehmen und kein Härchen Dir gekrümmt werde."

Um die Wächter sichrer zu täuschen, hütete die Prinzessin Clementine seit einigen Tagen, angeblich krank, das Bett. Sie schrieb in dieser Zeit an ihren Vater wie an mehrere ihrer Verwandten, und zuletzt am Morgen des zur Flucht bestimmten Tages auch an den Kaiser. Als sie damit zu Ende, athmete sie auf, als sei eine schwere Last ihr vom Herzen genommen, und das Haupt auf die Kissen zurücksinken lassend, lag sie so eine Weile mit geschlossenen Augen. Ein um ihren schönen Mund spielendes Lächeln aber zeigte, daß hinter dem äußern Vorhang angenehme Bilder sie beschäftigten. Sie träumt wohl süß! dachte Anna in aufmerksamer Beobachtung der anscheinend Schlummernden, und legte leise das Buch nieder, in welchem sie unter dem Schreiben der Prinzessin gelesen, um jetzt nicht durch das Umwenden der Blätter ihre Ruhe zu stören. Bald aber öffnete jene wieder die Augen, und mit einem liebevollen Blick auf die fürsorgliche Wächterin sagte sie: „Ich

ſchlief nicht; dazu bin ich noch zu aufgeregt. Ich dichtete, wenn ich die unwillkürliche Bildung meiner Gedanken in eine Versform alſo nennen darf. Das Weſen dazu entwickelte ſich aus meinem Briefe an den Kaiſer, doch er würde, wenn es auch einen Taſſo'ſchen Geiſt verriethe, keinen Gefallen daran finden und ſich ſchwerlich veranlaßt finden, der Akademie der Wiſſenſchaften den Auftrag zu ertheilen, ſeiner Couſine das Diplom einer kaiſerlich gekrönten Poetin zu überſenden."

„Wie ſehr aber würde mein Vetter Johannes ſich über Ew. Hoheit Gedicht freuen", verſetzte das Hoffräulein.

„Der darf nichts davon erfahren", entgegnete ſchnell die Prinzeſſin. „Er würde über meine ſchwache Produktion mitleidig lächeln, wenn auch nicht gerade ſpotten, denn in Bezug auf fremde Erzeugniſſe beſitzt jeder Dichter, ſei er groß oder klein, ein gar ſcharfes kritiſches Auge."

„Das traue ich meinem Johannes nicht zu", ſagte Anna, „aber ich theile Ihre Meinung, ihm von Ihrem dichteriſchen Verſuche nichts merken zu laſſen, damit er nicht etwa auf den eitlen Gedanken gerathe, Sie durch die ſeinigen dazu animirt zu haben."

„O dieß wird ihm nicht einfallen, ſollte ihm auch mein kleines in italieniſcher Sprache verfaßtes Gedicht jemals vor Augen kommen." Die Prinzeſſin erfaßte bei dieſen Worten die Feder zu Niederſchreibung deſſelben, während Anna zu Beſorgung einiger ihr ertheilten Aufträge das Zimmer verließ.

Es war Abends gegen eilf Uhr, als die Prinzessin Clementine in den Kleidern ihres Hoffräuleins unbehindert durch die im Vorsaale postirten Wachen zum Hause hinausschritt und den Weg nach dem Kloster einschlug, während Anna mit der Mutter der Entwichenen in dem Anzuge derselben vor dem Betpulte kniete und heiße Gebete zum Himmel für das Gelingen des Wagnisses und die Abhaltung jeder Gefahr auf ihrem nächtlichen Wege sandte. Dazu waren zwar, wie sie zu ihrer Beruhigung erfahren, alle Vorsichtsmaßregeln von den Freunden getroffen, unter deren Schutz sich zu begeben die Prinzessin im Begriff stand, und mit denen sie noch in dieser Nacht ihren Fluchtweg nach Italien einschlagen wollte. So hatte freilich noch nie, wie auf dem heutigen Gange, Clementinens Herz gepocht. Zum erstenmal in ihrem Leben die lange finstere Straße einer fremden Stadt, ohne alles sichtliche Geleit zu durchmessen, jeden Augenblick einen Angriff ihrer Person besorgen zu müssen, war ein Wagniß, das nur ein so von Liebe erfülltes Herz und dadurch so muthvolles Wesen, wie es die Prinzessin war, bestehen konnte. Verdeckt durch einen Pfeiler am Kloster, harrte ihrer der Verabredung gemäß, am Eingange desselben Herr Misset, um im Schutze des nächtlichen Dunkels die Erwartete in den Gasthof zu geleiten, vor dessen Thür die angespannte Kutsche sie aufnehmen und in Sicherheit bringen sollte. Es hatte an dem vorhergehenden Tage heftig geregnet, und der Schmuz in den Straßen war so groß, daß darin ein Schuh der Prinzessin stecken blieb, als sie am Arme ihres Begleiters schnellfüßig ihren finstern Weg verfolgte. Allein wie weiland Aschenbrödel achtete sie des Unfalls nicht, war auch der verlorene Schuh kein

gläserner Pantoffel und der eingeschlagene Fluchtweg kein Gang nach der Kirche, den der Liebhaber jenes schönen Kindes mit Pech bestreichen lassen. Vielleicht aber dachte Clementine, während ihr nur mit dem seidnen Strumpf bekleidetes Füßchen in die ungewohnte Algamation mit den in Brei versetzten elementarischen Stoffen gerieth und dabei auch mancher empfindlichen harten Berührung ausgesetzt war, an den im Schlosse zu Ohlau geäußerten Wunsch ihrer treuen Anna, den Weg zum Altare in der angenehmsten Weise mit den schönsten Blumen ihr bestreuen zu können. Leider durfte sie, am Gasthofe angelangt, keinen Augenblick Zeit verlieren, und gewarnt durch die Erfahrung ihres Vaters, dem eine unkluge Zögerung eine Krone gekostet, bestieg sie den Wagen, ohne den Wechsel ihrer Fußbekleidung vornehmen zu lassen. Es läßt sich denken, daß über die unbehagliche Empfindung dieses Zustandes sie andere Gefühle erhoben und nächstdem auch bald die abhelfende Wahrnehmung desselben von Seiten der Mistreß Misset, die nebst dem Major Gaidon mit ihr den Wagen bestiegen. Organ ritt neben her, Misset aber blieb in Insbruck, um zu beobachten, ob man die Flucht der Prinzessin entdecken und welche Maßregeln man zu ihrer Einholung treffen werde. Die Ruhe der Wache vor dem Pallaste derselben überzeugte ihn bald, daß man die Entweichung der vermeintlich Kranken nicht ahne, und er säumte daher nicht, den Abgereisten zu folgen, doch immer zwei Stationen hinter ihnen sich haltend und gerüstet, im Fall der Noth gewaltsam die Maßregeln zu ihrer Verfolgung zu hintertreiben.

Unterdessen hatte in Insbruck ein kleines barfüßiges Mäd-

chen, über den Schmuz der Straße hinwegschreitend den seidnen Schuh der Prinzessin, den diese darin stecken lassen, entdeckt, und nachdem es den aus der Vertiefung gezogenen Fund eine lange Weile mit großen Augen betrachtet, ihn sodann nach Hause getragen und der Mutter vorgezeigt. Diese war die Frau eines Soldaten, der eben von seiner Ablösung als Wache von dem Greifischen Pallast heimkehrte und von seinem Töchterchen mit den Worten empfangen wurde: „Ach Vater, wenn ich doch den zweiten Schuh zu dem hätte, den ich vorhin hier im Kothe gefunden. Die Mutter hat ihn gereiniget und ich hätte dann ein paar seidene Sonntagsschuhe und könnte Staat darin machen, gleich einer Prinzessin. „Der Soldat faßte bei dieser Rede das Corpus Delicti aufmerksam ins Auge und in die Hand, und ein Verdacht stieg dabei in ihm auf, der ihn antrieb, sofort eine Meldung von dem Funde mit Vorzeigung desselben auf der Hauptwache zu machen. Während dieser Anzeige und des weiteren Rapports an den Commandanten, den sie zur Folge hatte, führte die Leidenschaft des wachthabenden Offiziers, der eben im Greifischen Pallast zu einer Visitirung der Posten erschienen, die Entdeckung der Flucht auf einem andern Wege herbei.

Kühn durch die von einem der Nachtposten erhaltene Anzeige gemacht, daß das Hoffräulein gestern Abend um 11 Uhr den Pallast verlassen, vielleicht, wie der Offizier vermuthete, zu einem Rendezvous im Garten mit einem seiner Cameraden, der mit ihm von den schönen braunen Augen des Fräuleins gesprochen, zeigte er sich so zudringlich gegen die Beargwohnte, als er mit ihr auf dem zu den Gemächern der Prinzessin füh-

renden Corridor zuſammentraf, daß dieſe den unverſchämt ſich ihr Nähernden mit aller Kraft abzuwehren ſich genöthigt ſah, und bei dieſem Kampfe ihn an die äußere Thüre eines Zimmers unwillkührlich drängte. Dieſe wich bei dem plötzlichen Andrange aus dem Schloß und der Offizier taumelte in das Schlafzimmer der Prinzeſſin Clementine. Erſchrocken blickte er um ſich, aber bald wahrnehmend, daß deſſen Inhaberin ſich nicht darin befand, machte er Miene, ſeine Zudringlichkeiten gegen das Hoffräulein derſelben fortzuſetzen, deren Geiſtesgegenwart in dieſer Bedrängniß eine doppelt ſchwere Probe beſtand.

„Still, ſtill, um aller Heiligen willen weichen Sie zurück und verlaſſen Sie das Zimmer!“ bat flehentlich die Geängſtigte. „Die Prinzeſſin hütet das Bett dort in der Niſche, bemerken Sie nicht, wie die Vorhänge deſſelben ſich bewegen. Ihr Eintritt hier, die Störung ihrer Ruhe iſt ein Majeſtätsverbrechen!“

„Ha, Sie wollen mich nur überliſten“, entgegnete der Offizier, „ich ſehe keine Bewegung der Bettgardinen, fühle aber große Luſt, ſie zu entfalten, denn ich ahne, was vorgegangen, und was mir den Kopf koſten kann.“

„Wenn Ihnen dies Unglück drohen ſollte“, nahm Anna angſtvoll das Wort, indem ſie ſeinen Arm erfaßte, um ihn an Ausführung ſeines Vorſatzes zu hindern, „ſo ſein Sie überzeugt, daß ich mich zu den Füßen des Kaiſers werfen, für Sie um Gnade bitten, und mich allein als die Schuldige, wie ich es auch bin, angeben würde.“

„Nun wohl“, ſagte der Offizier, „ich gehe meinem Schickſal entgegen, allein — ſchönes, geliebtes Mädchen, wollen Sie mir nicht durch einen Kuß, nur durch einen einzigen, verſüßen.“

„Ich kann es nicht", versicherte Anna, „ich liebe schon, und ein Kuß, wie Sie ihn verlangen, würde Versündigung an dem Manne sein, den ich im Herzen trage. Aber mein Wort werde ich halten, wenn Ihnen eine Gefahr drohen sollte, darauf verlassen Sie Sich. Und nun noch eine Bitte, sagte sie, indem sie die Hand des Offiziers zutraulich erfaßte. „Nehmen Sie hier diese mit kostbaren Steinen besetzte Uhr, ein Geschenk, das ich der Prinzessin verdanke, die in wenigen Tagen schon Königin von England sein wird, als ein Andenken von mir an. Da es keine Bestechung ist, so können Sie ohne Gewissensskrupel meine Bitte erfüllen!"

„So will ich denn", sagte der Offizier, indem er das Geschenk an seiner Brust verbarg, „es bis zu meiner letzten Stunde hier am Herzen tragen und des spröden Mädchens zeitlebens in Liebe gedenken."

Dagegen hatte Anna nichts einzuwenden, und sie eilte jetzt die Prinzessin Hedwig Elisabeth von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen.

Eine halbe Stunde darauf fand sich der Commandant von Insbruck nach der erhaltenen Meldung von der Entweichung der Prinzessin Clementine in dem Greifischen Pallaste ein, nähere Erkundigung darüber an Ort und Stelle einzuziehen, ja, wie er ermächtiget zu sein glaubte, die Mutter der Prinzessin über die Flucht zu vernehmen und ihr Eingeständniß zu Protokoll zu bringen.

Hedwig Elisabeth empfing ihn mit all der Würde, die sie unter allen Verhältnissen behauptet, und setzte den Bemerkungen des Obristen, die nicht respektwidrig, doch von seinem Unwillen

diktirt waren nur entgegen, daß sie mit ihrem Gemahl und ihren Kindern nicht unter der Botmäßigkeit ihres Neffen, des Kaisers, stehe und es allein zu verantworten habe, dem gewaltthätigen Einschreiten Sr. Majestät zu Verhinderung der beschlossenen Vermählung der Prinzessin Clementine mit dem Könige von England, entgegen gewirkt zu haben. Dieser Versuch sei gelungen, die Prinzessin vielleicht schon vermählt und auf dem Wege nach Rom, wo sie den Segen des heiligen Vaters dazu empfangen und unter seinem Schutze so lange weilen werde, bis die Hemmnisse ihres Einzuges in London gehoben sein würden.

„Hier", indem sie ein versiegeltes Schreiben aus ihrem Pulte nahm, „hier in diesem an den Kaiser gerichteten Briefe von mir, wird er einen ausführlicheren Bericht über den Vorgang erhalten, als Sie denselben zu geben im Stande sind, und ich beauftrage Sie, denselben an ihn abgehen zu lassen, auch ist die Anzeige, daß ich morgen meine Rückreise in die Heimath anzutreten gedenke, darin enthalten." Sie erhob sich ein wenig bei dieser Schlußäußerung vom Sessel, und der Commandant, nachdem er das Schreiben in Empfang genommen, folgte dem Entlassungszeichen, still auf dem Corridor und der Treppe vor sich murmelnd: wäre die stolze Frau nicht die Tante des Kaisers, die Schwester seiner Mutter, ich hätte weder nach ihr, noch ihrem Gemahl, dem polnischen, noch nach ihrem Schwiegersohn, dem englischen Prätendenten gefragt und sie sammt ihrem Gefolge noch in strenger Haft den Streich büßen lassen, den sie mir gespielt."

Um wo möglich noch den schlimmen Folgen, die daraus

für ihn erwachsen würden, vorzubeugen, fertigte er auf allen Wegen, welche die Flüchtlinge einschlagen konnten, Couriere an die Ortsbehörden mit den strengsten Befehlen ab, auf der Tour im Betretungsfalle die Prinzessin im Guten oder mit Gewalt festzuhalten. Einer dieser Couriere traf unterwegs mit Misset zusammen, nnd dieser war fest entschlossen, um jeden Preis die Verfolgung seines Zweckes zu hindern, entweder durch ein Opiat, dessen Genuß bald darauf in einen bewußtlosen Zustand, doch ohne lebensgefährliche Folgen, versetzte, oder wenn es ihm nicht glücken sollte, durch Anwendung dieses milden Mittels seine Absicht zu erreichen, mit einem Pistolenschuß den Courier zu tödten. Glücklicherweise fand Misset Gelegenheit, demselben, als er in anscheinend freundlicher Gefährtschaft sich ihm angeschlossen, das Opiat beizubringen, indem der Sorglose den ihm gutmüthig angebotenen Trunk aus der Reisetasche des gesprächigen Begleiters nicht ausgeschlagen. Die Wirkung erfolgte binnen wenig Minuten, die Misset sogleich benutzte, sich der Depeschen des Couriers zu bemächtigen. In größter Eil setzte er seinen Weg fort, die Prinzessin einzuholen und sie wegen der gefürchteten Verfolgung zu beruhigen. Nach einer ununterbrochenen, drei Tage und drei Nächte dauernden Eilfahrt gelangten die Flüchtigen in den Kirchenstaat und athmeten nun in Freiheit auf. In Bologna wurde die Prinzessin von Lord Dunbar, dem Abgesandten des Prätendenten, empfangen, von dem er beauftragt worden, sein Stellvertreter bei der Vermählungs-Feierlichkeit zu sein, im Fall er verhindert werden sollte, zu dem bestimmten Termin aus Spanien einzutreffen.

Clementine vernahm dieſe Anzeige, die wie ein Froſtſchauer über die erblühete Roſenflur ihrer Erwartung ſtrich, mit einem ſo ſichtlichen Schreck, daß Lord Dunbar ſich veranlaßt fühlte, die Erbleichende mit der Verſicherung zu beruhigen, daß die Möglichkeit, die ihn der zugedachten Ehre Stellvertreter des Königs bei der Trauungsceremonie zu ſein, berauben werde, ja noch vorhanden ſei, indem der König jede Stunde eintreffen könne, ja daß er ſchon vielleicht in Monteſiascone der erwarteten Braut harre. Es lag dabei in dem Tone des Lords ein Etwas von Zuverſichtlichkeit, daß Clementine dem Manne, der bei der Ankündigung, daß ſie mit ihm ſtatt des Verlobten an den Traualtar treten ſolle, ihr ſo ungemein widrig und abſchreckend erſchienen, jetzt um den Hals hätte fallen mögen, und ſie bemerkte es nicht, daß der Lord die ihm gereichte Hand ſeiner ſchönen Königin heißer küßte, als das Ceremoniel es geſtattete. Sie hatte jetzt an wichtigere Dinge als an dieſen Verſtoß zu denken, der ihrem Gedächtniß ganz entſchwand, als in Monteſiascone, wohin ſie ſich ſogleich nach jener Andeutung begab, der Geliebte ſie in ſeine Arme mit den zärtlichſten Verſicherungen ſeiner heißeſten Liebe, ſeines unermeßlichen Glückes ſchloß, das ihr Beſitz ihm biete.

Während dieſer Betheurungen und ſüßen Gegenverſicherungen wurden die Hochzeitskerzen in der Kapelle des päpſtlichen Legaten, in welcher der Biſchof von Monteſiascone, Bonaventura, das Paar einzuſegnen im Begriff ſtand, angezündet, und die Prinzeſſin mußte den Armen ihres Verlobten ſich entziehen zu Anlegung des bräutlichen Feſtſchmuckes, in welchem er ſie vor den Altar führen ſollte.

unter dem Barte des Churfürsten heraufschaute, liebend und bittend in des Gatten Auge, und sagte nichts, als die Wörtchen: „Ach, mein Herr und Gemahl!“ und siehe da, Augusts Unwille schmolz sofort vor ihrer sanften Gewalt, er ließ seinen Geheimschreiber auf der Stelle herbeirufen, und in der nächsten Stunde fielen des Gefangenen Fesseln. So viel vermochten die zwei Worte des geliebten Weibes über ihn.

Denn innig verbundner, zärtlicher, von jeder trüben Leidenschaft entfernter, in sich selbst sich genügender, war gewiß keine eheliche Verbindung, als die Ehe dieses churfürstlichen Paares. Ihr Segen war auch sehr reich. Funfzehn Kinder entblühten ihrer Verbindung. Ein Gemälde in der Kirche zu Augustusburg stellt den beglückten Vater mit 9 Söhnen, und die geliebte Mutter mit 6 Töchtern dar. Aber der Tod raubte ihnen viele Hoffnungen, unter denen besonders der Verlust ihres erstgebornen Prinzen Alexander, der die trefflichsten Anlagen verrieth, schmerzlich empfunden ward. Nur Ein Sohn, Christian, welcher August in der Regierung folgte, und drei Töchter überlebten die Eltern.

Ein langes Leben schien häusliche Ordnung, sinnige Gemüthsruhe und unverdorbene Lebenskraft,

Nicht ohne Wohlgefallen fand sie in dem Toilettenzimmer alles dazu Erforderliche, ihre Erwartung übertreffend, bereitliegend, dennoch schlich sich ein Seufzer aus ihrer Brust, als die fremden dienstfertigen Hände sich anschickten, das prächtige Brautcostüm ihr anzulegen, mit dem seidnen Strumpf, dem in Juwelen blitzenden Schuh den kleinen Fuß zu bekleiden, der wohl noch auf der rosenfarbenen Sohle manch höher colorirtes Fleckchen als Spur der Steinanstöße tragen mochte, die er auf dem Fluchtwege von dem Straßenpflaster der Stadt Inspruck erlitten, doch nicht etwa der Erinnerung daran galt der Seufzer, nein er galt ihrer treuen Anna, die sich so sehr das Geschäft ihrer Ankleidung zur Hochzeitsfeier gewünscht. Als dasselbe beendet, die Brautrobe aus weißem schweren Seidenstoff mit durchwirkten Gold- und Silberrosen, in der Façon der neusten heutigen Tagesmode wieder gleich, die schöne Taille im engsten Zuschnitt umfaßte, ihre jugendlichen Formen hebend und dann in reichen Falten an der schön gerundeten Gestalt herniederwallte, der weiße feine Handschuh den zarten, und doch vollen Arm umschloß in doppelter Festhaltung einer reichen mit dem Bildniß des königlichen Gemahls versehenen Spange; als der gleichprächtige Halsschmuck angelegt und in dem Lockenbau der vollendeten Frisur des schönen Hauptes ein strahlend Diadem in Form einer Königskrone gesenkt worden, und in diesem Schmuck die Braut vom Sessel vor dem Toilettenspiegel sich erhebend, an einen größeren, ihre ganze Gestalt reflektirenden trat, da bewegten sich die Rosenlippen in dem leise ausgesprochenen Wunsche: O wäre meine Mutter, oder eine meiner Schwestern hier, die Myrtenkrone mir

aufzusetzen; aber wo ist denn diese? fragte jetzt die Braut mit einem Blick auf die betroffene Umgebung. Wo ist die Myrtenkrone? Da öffnete sich die Thür eines Seitenganges, und dem Blicke der freudig überraschten Braut trat im strahlenden Festschmuck die Churfürstin Therese von Baiern entgegen. „Ich erscheine hier", sagte sie, indem sie das geliebte Kind umarmte, „wie Du siehst, als Stellvertreterin Deiner Mutter, ja Deiner ganzen Familie, dem Trauakte Deiner Vermählung mit dem Könige von England als Beistand zu assistiren, muß diese Theilnahme auch zur Zeit der Welt aus Rücksichten für den Kaiser, die mein Gemahl zu nehmen hat, ein Geheimniß bleiben und habe ich die Einwilligung dazu von ihm nur unter dieser Bedingung erlangt."

Sie wendete sich nach dieser Rede zu zwei ihr folgenden Pagen, die im Gallacostüm ihrer churfürstlichen Gebieterin auf einer goldnen Schüssel die blühende Myrtenkrone darreichten. Die Braut empfing sie mit gebeugtem Knie vor der verehrten Frau sich niederlassend, die nicht ohne zitternde Herz- und Handbewegung den bedeutsamen grünen Schmuck um das glänzende Diadem befestigte. „O möchten diese Krone, diese Steine Dich nicht drücken," sagte sie leise, indem sie einen mütterlichen Kuß auf die Marmorstirne der geliebten Pflegetochter hauchte. Die sorglichen Worte des frommen Wunsches aber verhallten in dem Geräusch nahender Schritte. „Er ist es," rief die glückliche Braut schnell sich erhebend, doch zurückgehalten mehr von dem jungfräulichen Gefühl als von der Etiquette, stand sie in dieser Domination als ein bezaubernd Bild der höchsten weiblichen Schönheit. Einen interessanten Gegen-

ſatz dazu im kühnen Ausdruck des Männergefühls am Ziele des erſtrebten Glückes bot die eintretende Erſcheinung Jakob Stuarts. Seine hohe Geſtalt im königlichen Coſtüm mit der großen Decoration des ſchottiſchen Andreas- und des engliſchen Hoſenband-Ordens ſchien ein würdiger Träger des edelgeformten Kopfes, der in ſeiner ſtolzen Haltung, in der erhabenen Stirn, den ſchwarzen leuchtenden Augen, der römiſchen Imperator-Naſe, dem ſonnengebräunten, von den Pocken gezeichneten Angeſicht jene imponirende Anziehungskraft verlieh, die nicht in der ſchönen Regelmäßigkeit der Formen und Züge, ſondern in ihrem Charakter liegt.

So mit dieſem ſiegenden Ausdruck, dem das Selbſtbewußtſein nicht fehlte, trat der König, gefolgt von den zu Trauzeugen erwählten Lords, Marr, Inverneß und Murray, zur Abholung der Braut ein. Sie ſenkte die einen Moment zu ihm erhobenen Augen in liebreizender Betroffenheit vor dem Feuer ſeiner Blicke zu Boden, und ſo führte die Churfürſtin von Baiern die hold Erröthete dem Glücklichen zu.

„Sire", ſagte ſie, „empfangen Sie aus meiner Hand anſtatt der elterlichen ein Kleinod, das in Freud und Leid ſeinen unſchätzbaren Werth Ihnen offenbaren, Sie beneidenswerth machen wird. Halten Sie daſſelbe, Sire, ſo hoch, ſo feſt an Ihrem Herzen, daß es nicht nur der Welt dadurch als beglückt erſcheine, daß es in ſeinem Bewußtſein auch in Wahrheit ſtets glücklich ſich preiſen könne. Und nun meine Kinder zur heiligen Stätte, zur Weihe eines Bundes, den die Liebe geſchloſſen und die Eltern geſegnet! Der Herr Biſchof erwartet das Brautpaar bereits zur Einſegnung in der Capelle!"

Es war im Spätherbſt deſſelben Jahres, als auf der Landſtraße zwiſchen Breslau und Ohlau ein ſtattlicher Herr zu Pferde mit einem neben ihm herſchreitenden ehrſamen Bürgersmanne ein Geſpräch angeknüpft, das im Verlauf den erſtern ſehr zu intereſſiren ſchien, denn er ritt immer langſamer, ſo angemeſſen dem Schritte ſeines Gefährten, daß dieſer keine Gefahr für ſeine Lunge durch die Geleitſchaft davon trug.

„Ihr ſeht ja ganz aufgeklärt aus, Meiſter Standfuß, ſo heiter wie der Himmel über uns", ſagte der Reiter, indem er mit freundlichem Neigen des Hauptes den Gruß des Mannes erwiederte, der ehrerbietig die Mütze vor ihm gezogen.

„Ja, wenn man Geld im Seckel bei ſich führt, Herr Landesbeſtallter", erwiederte der Mann „und noch dazu ſolches, das man ſchon in den Schornſtein geſchrieben vermeinte, dann lacht einem armen Teufel, wie ich es bin, das Herz und der Himmel hängt ihm voller Geigen, daß alle Welt es inne werden muß, wie jetzt Ew. Gnaden. — Der Jubel gilt alſo wohl dem heut eingezogenen Gelde für ein Paar Stiefel, die Euer Kunde längſt zerriſſen?" —

„Ja, ja, Sie haben's auf's Haar getroffen, und zwar dem Gelde für ein Paar Stiefel, die auf dem Wege von einer Stadt zur andern, in Welſchland, und zwar auf dem Wege zu einer Brautſchau zerriſſen worden."

„Machet nicht ſo viele Umſchweife, Meiſter", ermahnte der Landesbeſtallte, dem das Blut in die Wangen ſtieg, „denn ſonſt möchte mein Rappe hier während Eurer Erzählung die Geduld verlieren und ausreißen."

„Nun, ich will mich kurz fassen. Der älteste Sohn meiner verstorbenen Muhme, der Wachszieherin zu Breslau, welche die Kerzen für die Kirchen der Dom- und Sand-Insel zu liefern hatte, und der bei den Jesuiten in die Schule oder in's Collegium und von da auf die Universität zu Bologna gegangen war, dem hatte ich zur Reise, obwohl er sie nicht zu Fuß antreten durfte, ein Paar neue Stiefel auf Credit gemacht, aber so dauerhaft und von so gutem Leder, daß ich mich wundern muß, daß sie nicht länger gehalten haben, und die Schuld muß wohl nur an dem schlechten Pflaster gelegen haben."

„Meister, Meister", ermahnete Herr Knorr von Rosenroth, „Ihr vergesset, daß Ihr Euch kurz fassen wolltet! Mein Rappe wird schon sehr unruhig."

„Die Stiefeln, ja die Stiefeln, ich spute mich, ja, wie Sie hören, die Stiefel zog mein junger Vetter, der gelehrte Student in Bologna an, als er erfahren, daß nicht weit davon in Montefiascone in der Kapelle des päpstlichen Legaten Bonaventura unsere schöne Prinzessin Clementine dem jungen Könige von England, den der heilige Vater in Schutz genommen, angetraut werden sollte. Mit noch einem andern Studenten, der so neugierig wie er war, machte er sich zu der Brautschau, und zwar zu Fuße auf, vermuthlich weil allen Beiden das Geld zum Fahren ausgegangen war. Sie kamen auch glücklich an dem Orte an, und mein Vetter der sehr gewandt in Redensart ist, wußte damit einen von den Kirchendienern der Kapelle zu gewinnen, daß er ihm und seinem Freunde ein verstecktes Plätzchen in derselben, die Feierlichkeit mit anzusehen vergönnte; die soll nun aber überaus rührend gewesen sein. Beide, der

König, so wie seine junge Gemahlin, erzählte mein Vetter, mit dem ich heut unvermuthet im Schweidnitzer Keller zu Breslau zusammentraf, hätten schön wie die Engel ausgesehen, und, einander ganz in Liebe ergeben, sich die Hände gereicht, aber auch Thränen bei der Rede vergessen, die der Bischof ihnen gehalten. Ebenso die Frau Churfürstin von Baiern, die auch zugegen gewesen, soll geweint haben und ihre Wehmuth nicht bemeistern können. Tages darauf aber glückte es meinem Vetter noch besser. Er hatte die Ehre, die Prinzessin, Ihre nunmehrige Majestät, selbst zu sprechen." „Wie, sie selbst?" fragte der Landesbestallte, indem sein Herz heftig pochte. „Ja, und dies ging ganz einfach zu. Der Student fand in Montefiascone einen Cameraden, der sie mit Baarschaft versorgte, und so beschlossen sie noch ein paar Tage an dem Orte zu verweilen. Als geistliche Studenten erhielten sie leicht Erlaubniß, den Garten des päpstlichen Legaten in Augenschein zu nehmen, und hier begegneten sie dem jungen Ehepaar, das darin Arm in Arm und ohne Gefolge lustwandelte. Der jungen Königin war dabei, ohne daß sie es merkte, ein Taschentüchlein, das sie zwischen den Fingern hielt, entfallen. Mein Vetter, vielleicht fünfzehn oder zwanzig Schritt hinter ihr gehend, hatte es aufgehoben und sich beeilt, in ehrerbietiger Weise ihr dasselbe wieder zuzustellen.

Wer sind Sie? sprach sie nach dem huldvoll ausgesprochenen Worte: ich danke, und auf die Antwort: Majestät, ich bin ein anjetzo in Bologna den geistlichen Wissenschaften obliegender Student aus Breslau und habe einstmals die Ehre gehabt, als Knabe der Prinzessin Clementine von Polen einen

ſchön gemalten von meiner Mutter gefertigten Wachsſtock zu Höchſtdero Namenstage zu überreichen, entgegnete ſie gar holdſelig: Ja deſſen entſinne ich mich noch! Ihre Mutter war eine ſehr brave Frau, ſehr dankbar für den Abſatz ihrer Waare in unſerm Hauſe. Es freut mich, daß ihr Sohn ſich dem geiſtlichen Stande widmet; die von Ihrer Mutter gefertigten Kirchenkerzen haben vielleicht einigen Antheil daran! — Melden Sie ſich morgen früh hier in dem Pallaſt, einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit für den mir heut geleiſteten Dienſt in Empfang zu nehmen, und wenn Sie zurück in Ihr Vaterland kehren, nach Breslau und Ohlau kommen, dann ſagen Sie allen denen, die mich dort in gutem Andenken behalten, daß die Prinzeſſin von Polen auch als Königin von England ihre alten Freunde nicht vergeſſen habe, und nimmer vergeſſen werde."

„Dieſen Auftrag auszurichten", ſetzte Meiſter Standfuß hinzu, nicht bemerkend, daß die Augen ſeines berittenen Gefährten feucht geworden, „möchte jedoch für meinen Vetter, obgleich er ein ausſtudirter Student iſt, nicht räthlich ſein, vollends nicht in Ohlau, um nicht auch der Ungnade des Kaiſers zu verfallen, die Jeden treffen dürfte, der ſich's einfallen ließe, Freude über die Vermählung der Prinzeſſin mit dem Könige von England zu äußern."

„Es freut ſich auch nicht Jedermann darüber", äußerte der Dichter mit einem tiefen Seufzer.

„Und dazu gehört vielleicht auch", fuhr der Meiſter fort, „Jungfer Lebrowska oder das Hoffräulein, wie ſie jetzt titulirt wird. Seit ihrer Rückkehr von Wien, wo ſie von der Frau Prätendentin zwar reich beſchenkt ihrer Dienſte entlaſſen und

hierher ihrem Ohm wieder zugesendet worden, dem gar bange in seinem Alter nach dem lieben Kinde war, ist dasselbe fast gar nicht mehr zu erkennen, wie Sie wohl auch bemerkt haben werden. Sie ist bleich wie eine Lilie geworden und hatte doch ehedem Wänglein, die den jungen halb aufgeblühten Rosen glichen. Sie mag sich wohl härmen, daß die Königin sie nicht bei sich behalten und wünschen, daß die Flucht ihrer Prinzessin aus Inspruck nicht geglückt sein oder Prinz Jakob dem Willen und Befehl des Kaisers folgsam gewesen sein möchte, die Entflohene wieder nach Inspruck oder hieher nach Ohlau zu schaffen. Dabei fällt mir aber ein, daß mein Vetter, als er mir von dem Rest der hundert Gulden, die er nebst einem schönen Buche für die kleinen der Königin erwiesenen Dienstleistungen erhalten, von dem in fünf Gulden bestehenden Rest, sage ich, mir die ihm mit vieler Mühe gearbeiteten Stiefeln bezahlt, zu guter Letzt noch erzählte, daß die Prinzessin in Inspruck einen Vers auf ihre vorhabende Flucht selbst verfaßt und dort zurückgelassen und der ihm so wohlgefallen, daß er ihn in's Lateinische umgesetzt habe. Auf meine Bitte hat er mir davon eine Abschrift zukommen lassen, die ich dem Hoffräulein mittheilen will, meinend, daß wohl ein gelehrter Freund das Latein ihr verdollmetschen werde."

„Diese Mühe", entgegnete der Landesbestallte, „werde ich als der Verwandte des Fräuleins gern übernehmen, und Ihr könnt, guter Meister, mir daher alsbald das Blatt anvertrauen, um noch heute Abend ihr die Freude damit machen zu können."

„Ei, das läßt sich rathen, weshalb Ihnen so viel daran gelegen", versetzte mit schlauem Lächeln Meister Standfuß,

„allein vergessen Sie nicht, Ihrer schmucken Jungfer Base zu sagen, daß sie mir so eigentlich die Freude zu verdanken habe und ich ein so dankbares Herz wie meine selige Muhme die Wachszieherin wegen der Kundschaft habe und auch auf's Beste die Braut-Schuhe, die sie vielleicht bei mir bestellen wird, für sie anfertigen werde." Unter dieser in den Wind gesprochenen eigennützigen Rede suchte, für die Ungeduld des Reiters viel zu lange, der Schuster aus einer alten ledernen Brieftasche das Gedicht hervor, über die Hast lachend, mit welcher der vermeintliche Bräutigam des Hoffräuleins nach dem Blatt gelangt und es zu sich gesteckt, schaute er dem davon Jagenden nach, der ohne Abschiedsgruß seinem Pferde die Sporen gegeben und bald dem Auge des Nachschauenden entschwunden war, nach der Ankunft in Ohlau beim Eintritt in sein Zimmer natürlich seine Augen zuerst auf das hervorgezogene Blatt Papier richtete. Der Inhalt lautete wie folgt:

Me jubet ad patrios Caesar remeare Penates,
Ast amor ad sponsum me jubet ire meum.
Hic voce affatur, respectus at imperat illic:
Jam mihi Majestas, jam meus obstat amor.
Scilicet in terris, quamvis sit magnus uterque,
Hic tamen imperium Caesare majus habet.

Strenge Befehle des Kaisers die Umkehr zur Heimath begehren,
Doch auf die Winke des Bräutigams hört nur mein Herz,
Die süße Stimme betäubt der Ehrfurcht strenge Gebote;
Ich biete Trotz der Gefahr, die meine Liebe bedroht.
Sei auf Erden auch groß des Kaisers Macht und Gewalt, doch
Größer ist die der Lieb' in Amors holder Gestalt.

Während am nächſten Morgen Anna von Lebrowska in Sinnigkeit an ihrem Blumenfenſter ſtand und das von ihrem Freunde verdeutſchte Gedicht den ſtillen duftigen Zuhörern und dem dreiſt drein zwitſchernden Vöglein herſagte, beſchäftigte ſich der Dichter, mit der Uebertragung weniger zufrieden, als das Mädchen, das alle ſeine Arbeiten für Meiſterwerke hielt, mit einem zweiten Verſuche, und zwar in einer Variation, welche an ſeine erſte poetiſche Produktion erinnerte, ſchrieb er die folgenden Verſe nieder:

Die Ehrfurcht ſteht mächtig meiner Liebe entgegen,
Doch mächtiger zieht Amor zur Verſagten mich hin!
Getreu werde ich ewig im Herzen ſie hegen,
Zu ihr nur wird lenken mein Geiſt ſich, mein Sinn.
Und muß ich auf Geboten der Ehrfurcht auch weichen,
Ihr Ziel wird doch jenſeits die Liebe erreichen.

Unterdeß erfreute ſich Jakob Sobieski in ſeiner Kloſterzelle zu Brieg des Inhalts zweier Briefe, die an ihn unter der Adreſſe des Fürſt-Biſchofs von Breslau Tags zuvor eingegangen und durch einen Kloſterbruder ihm zugeſtellt worden waren. Beide trugen das Datum: Monteſiascone am 4. September, und wie ſehr auch Jakob Sobieski ſeine Tochter Clementine liebte, nicht ihren Brief, ſondern den ihres Gemahls las der Vater zuerſt. Es geſchah dies vielleicht in der Angewöhnung, nie gegen den Rang, ſelbſt in Sachen des Gefühls, zu verſtoßen. Von dieſem war übrigens diesmal in beiden Briefen hauptſächlich die Rede. Nach dem kurzen Bericht, den Jakob Stuart ſeinem Schwiegervater über den Trauakt mit Hinden-

dieſer trefflichen Fürſtin zu verſprechen, aber eine anſteckende Krankheit, welche im Jahre 1585 wüthete, und durch Vernachläſſigung auch in das churfürſtl. Schloß zu Dresden gebracht ward, ergriff auch ſie, und gab ihr bald die Vorgefühle des Todes. Da bereitete ſie ſich ächt chriſtlich auf ihn vor, und rührend war die Ergebung in ihr Schickſal, rührender noch waren die Anermahnungen, welche ſie bis zu ihrer letzten Stunde an Kinder und Dienerinnen hielt, welche ihr Sterbelager umſtanden. Demüthig im Glauben, wie ſtets, verſchmähte ſie auch in dieſen Tagen den äußern Glanz, und indem ſie das Bewußtſeyn erquickte, daß ihre geliebten Unterthanen für die Landesmutter mit beteten, ließ ſie jedoch im Kirchengebete nur folgende Worte auf ſich beziehn: Es wird begehrt, ein gemein chriſtliches Gebet zu thun für eine arme Sünderin, deren Sterbeſtündlein vorhanden iſt. Gott wolle ihr gnädig ſeyn, um Jeſu Chriſti, ſeines lieben Sohnes, willen. Amen.

So ſtarb ſie unter den Thränen des ganzen Landes am 1. October 1585 im drei und funfzigſten Jahre ihres Alters. Ihr Andenken wird in dem dankbaren Sachſen immer in Ehren bleiben, und wenn unter allen Tugenden, die den Fürſtenſtamm der Auguſte Sachſens ſchmücken, auch die

tung auf das darüber aufgenommene ausführliche Protokoll, das ihm später zugehen werde, abstattete, enthielt das Schreiben nur Schilderungen, Versicherungen, wie sehr glücklich er sich im Besitz seiner angebeteten Gemahlin fühle, und wie sein Hauptgedanke, all sein Streben nur sein solle, die Liebe zu vergelten, die sie ihm so rührend an den Tag gelegt. In gleicher Weise schrieb Clementine, daß für alle gebrachten Opfer sie die reichste Entschädigung in ihrem gegenwärtigen Glücke finde und diesem die Krone durch die Anwesenheit ihrer geliebten Tante, der Churfürstin, in der freudig überraschendsten Weise aufgesetzt worden sei. Die Flitterwochen ihrer Ehe, wie ihr Gemahl beschlossen, in dem stillen reizenden Montefiascone zu verbringen, wo zu der Frühlingsfeier ihrer Liebe auch die Natur den Winter verläugne und mit den Blumen des Lenzes sie schmücke, entspreche ganz ihren Wünschen, doch wohin auch später, ob nach Windsor oder einen obscuren Verbannungsort der Gemahl sie führen werde, überall hoffe sie an seiner Seite den Frühling zu finden.

Statt dieser von jugendlicher Liebe diktirten, unwillkührlich in die Feder übergegangenen Aeußerungen, hätte freilich Jakob Sobieski, dem die empfängliche Saite dafür von Jugend an in seiner Brust gefehlt, andere, für welche er zugänglicher war, zu vernehmen gewünscht, doch hoffte er, daß diese später nicht ausbleiben und der Bericht über die glückliche Landung seines königlichen Schwiegersohnes in England, die Einnahme seines Thrones und über die darauf ihr folgende Krönungsfeierlichkeit ihn erfreuen würden. Diese Hoffnungsträume, die ihm das Bild seiner Tochter im glänzenden Krönungscostüm

einer Königin von Großbrittannien auf dem Throne des Reichs zur Seite des Herrſchers ihres Gemahls vorſpiegelten, ſollten ſich leider nur in dem Anblick der goldnen und ſilbernen Denkmünze realiſiren, die in Rom im Jahr 1720 geſchlagen worden und die auf der einen Seite das Bild ſeiner Tochter, mit der Umſchrift: Clementina Britanniae, Franciae, Hiberniae et Scotiae Regina trug, auf dem Revers aber ſie in der Verkleidung, die ſie bei ihrer Flucht aus Inſpruck abgelegt und mit dem Motto: Fortunam causamque sequor darſtellte. Während Jakob Sobieski's ſtolzer und ehrgeiziger Sinn an dieſen ihm ſchmeichelnden Scheindingen ſich ergötzte, und in ihnen zugleich Nahrung für ſeinen inneren Groll über die Heirath ſeines Bruders Conſtantin mit der Gräfin Weſſeli fand, ein Groll, der bis zu dem Vorſatz ſich ſteigerte, die Auflöſung dieſer Ehe, welche die Liebe geſtiftet, zu erwirken, verdunkelten ſich in Wahrheit die Ausſichten ſeines königlichen Schwiegerſohnes immer mehr und mehr. Nachdem eine lange Reihe von Jahren hindurch Spanien, Frankreich, Rom die Anſprüche des Prätendenten — während das engliſche Parlament ihn für einen Hochverräther erklärte — mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln unterſtützt, ſeine Expeditionen nach Schottland bewirkt, wo er von der Partei der Torys als Jakob der III. feierlich zum König ausgerufen worden, und nach dem Mißlingen dieſer Unternehmungen zu neuen ſich immer beiſtändig gezeigt, verminderte ſich allmählig in Folge eingetretener politiſcher Chancen jene Theilnahme für einen Prinzen, dem der Genius eigner Thatkraft, welcher die Verhältniſſe regiert, und das Glück als Vaſallen ſich verbündet, fehlte,

obwohl er perſönliche Tapferkeit und unerſchrockenen Muth, wo es galt, an den Tag gelegt. Nur Philipp V. von Spanien, die Fürſten Italiens, an ihrer Spitze die Päbſte Clemens, Innocenz und Benedict, die Jakob Stuart als rechtmäßigen König von England anerkannt, zeigten ſich conſequent in ihrer Freundſchaft für ihn, als nach dem Tode ſeines großen Protectors Ludwig XIV. der Regent und die hochmögenden holländiſchen Herren bei der Quadrupel Allianz mit Oeſterreich und der beſtehenden engliſchen Regierung ſich von ihm losſagten und ſeinem Schickſale ihn überließen.

So erwieſen ſich die Befürchtungen, die Einwendungen, welche Hedwig Eliſabeth gegen die Vermählung ihrer Tochter mit Jakob Stuart anfänglich erhoben, nicht als grundloſe. Allein ihr Mutterherz fand Beruhigung in den von der geliebten Tochter ihr zugehenden brieflichen Verſicherungen, daß ſie ſich glücklich fühle, entſtieg auch der geborenen Prinzeſſin von der Pfalz, der Schweſter ſo vieler gekrönten Häupter, ein Seufzer, als ſie die Worte ihrer Tochter las: Meine theure Mutter aber möge keinen Anſtoß daran nehmen, wenn ſie hören ſollte, daß ich das Incognito meines Gemahls, des Ritters von St. Georg theilend, von vielen Unbekannten Madame St. George genannt werde. Dieſe Bezeichnung erregt ſo angenehme Erinnerungen in mir, daß ſie mir wohlgefälliger klingt, als der Titel Majeſtät, den die Freunde des Königs, die ſeinen kleinen glanzloſen Hofſtaat hier bilden, Lord und Lady Marr, Lord Inverneß, deſſen Gemahlin, der Baron Murray, ſo wie alle getreuen Engländer und die uns ergebenen römiſchen Freunde uns beilegen. Ich muß dabei immer an das alte deutſche

Sprichwort denken, nach welchem auf Titel ohne Mittel nichts zu geben sei. Und an Mitteln fehlt es uns leider sehr zu Behauptung des angenommenen königlichen Ranges, wozu die meinem Gemahl von seinen königlichen Freunden und dem h. Vater ausgesetzten Apanagengelder sich nicht hinreichend zeigen. Sehr liebevoll aber hat der heilige Vater mich bei unsrer Ankunft hier gleich einer Tochter empfangen und gesegnet. Ich wünsche daher auch sehr, daß, so lange meinen Gemahl die Verhältnisse in Rom festhalten werden, er nicht die Linie überschreiten möchte, welche die Umstände gezogen, und ich hoffe, daß es mir ferner gelingen werde, die Zurückgezogenheit, in der wir leben müssen, genußreich durch die edelsten und erhabensten Beschäftigungen zu machen, wie durch die Liebe, die uns verbunden. Lord Inverneß und dessen Gattin, eine schöne und an den Freuden der Welt sehr hängende Frau, scheinen zwar meine Gleichgültigkeit für dieselben meinem Gemahl als eine Uebersspannung geschildert zu haben, wie aus einer Unterredung mit ihm kürzlich hervorging, in welcher er mich seine liebe fromme Nonne nannte, allein dies beunruhiget mich nicht; ich bin sicher, daß sein gesunder Sinn, sein klarer Verstand mir Recht gibt und die Ueberzeugung der Madame St. George theilt, die sie den Pflichten und Ansprüchen einer wirklichen Königin von England nur unterwerfen würde.

Dieser Brief, welcher in seinen Nachsätzen einen beklemmenden Eindruck auf das Herz der Leserin übte, war in einer Stunde geschrieben, wo in Clementinens Seele zum erstenmal die Ahnung aufstieg, daß die Macht, welche der Zauber ihrer Nähe auf ihren Gemahl übte, durch die Gewohnheit entkräftet

werden könne. Zum erstenmal hatte er eine andere Gesellschaft der ihrigen vorgezogen, eine Einladung zu einer Assemblee für den Abend angenommen, die sie wegen Unwohlsein abzulehnen genöthigt worden. Sie hatte im Geheimen gehofft, er werde in zarter Rücksicht auf ihren Zustand den Abend bei ihr verbringen, und sie hatte ja so Wichtiges ihm zu entdecken, daß schon bei dem Gedanken der Eröffnung ihr Herz freud- und leidvoll klopfte, aber das bewegte Herz wurde durch die Verstandesstimme beschwichtiget, daß ein Gemahl, und besonders ein königlicher, politische Rücksichten mehr als zarte zu beobachten habe, und sie wußte, daß Alberoni, Polignac und andere einflußreiche Männer in der von der Prinzessin Piombino gegebenen Assemblee anwesend sein würden.

„Wie schön Du bist, meine Clementine!" Mit diesen Worten umfaßte Tages darauf Jakob Stuart die holde zarte Frau, die in rosenfarbener Morgentoilette, von der ihre etwas bleichen Wangen heut einen falschen Schimmer gewonnen, dem Gemahl entgegen lächelte, als er den Morgengruß ihr zu bringen, nach ihrem Befinden zu fragen, in ihrem Schlafzimmer erschien.

„Es beglückt mich", erwiederte Clementine, „wenn mein Gemahl das findet, was mein Spiegel seit einiger Zeit mich vermissen läßt, der mir nichts Schmeichelhaftes sagt."

„So habe ich eine doppelte Verpflichtung dazu", sagte Jakob Stuart, indem er die Gemahlin an den Divan führte und Platz an ihrer Seite nahm. „Ich bringe Dir auch einen Gruß von dem Prinzen, Deinem Vater,", setzte er hinzu; „es

ist ein Schreiben von ihm an mich gestern eingetroffen, und ich habe dasselbe bereits heute Morgen beantwortet."

„Es war doch erfreulichen Inhaltes, und ist Ihre Depesche schon abgefertigt?" fragte Clementine.

„Noch nicht, sie erwartet erst eines Beischlusses, den der Vater ungern vermissen würde."

„Ja, ich werde ihm heute noch schreiben, und viel, viel, das ihn sehr erfreuen wird; doch erzählen Sie mir zuvor, was er uns Gutes meldet."

„Dazu fehlt es ihm leider an Anlässen, allein mein letzter Brief an ihn hat etwas Gutes bewirkt. Ich erlaubte mir darin Ihres Vaters Absicht, seine Töchter nur an Souveräne verheirathen zu wollen, mit der Aeußerung zu tadeln, daß ich mich auf keine Weise schämen würde, einen rechtschaffenen Edelmann zum Schwager zu haben, und er daher sich nicht schämen sollte, einen solchen als Schwiegersohn zu besitzen; die Hauptsache dabei sei, daß die Töchter glücklich würden, ich daher auch gegen seinen Vorsatz, Marie Charlotte wegen ihrer Weigerung, den Prinzen von Guastalla zu heirathen, hier in Rom in ein Kloster zu stecken, ernstlich protestiren müsse, und zugleich die feste Ueberzeugung hege, daß er meine frühere Vorstellung in Betreff der ihn so sehr erbitternden Mißheirath Constantins Gehör schenken und von seinem Vorhaben, diese glückliche Ehe trennen zu wollen, abstehen werde." Dieser Brief hat die gewünschte Wirkung hervorgebracht, wie mir das gestern darauf eingegangene Antwortschreiben beweist."

„O, wie wird meine Schweſter und mein Oheim Ihnen Dank wiſſen," rief freudig bewegt Clementine, „und wie froh macht mich der Erfolg Ihrer Vermittlung; ich muß darüber ſelbſt an meine Schweſter ſchreiben, auch an meinen Oheim Conſtantin und die Gräfin Weſſely ſeine Gemahlin, die ſo liebenswürdig, ſo vortrefflich ſein ſoll, ein paar Worte meiner Theilnahme richten. Wir werden beide Sie dafür ſegnen! Daß mein Vater, der Prinz, Ihren Vorſtellungen Gehör gegeben, war aber nicht allein recht und billig, ſondern eine Pflicht, eine Vergeltung der dem Prinzen Conſtantin ſchuldenden brüderlichen Liebe, welcher dieſer ihm in ſo aufopfernder Weiſe während ihrer beiderſeitigen Verhaftung im Jahr 1704 bewieſen."

„Das iſt eine etwas verjährte Schuld," lächelte Jakob Stuart, „und das Tagesblatt, auf welcher ſie verzeichnet ſteht, zu ſchwarz, um nicht entſchuldigen zu können, daß der Prinz ſeine Augen nicht gern darauf richtet. Aber, welch roſiger Gegenſtand lächelt mir dort ins Auge?" fragte er, indem er den Blick auf den in einer Niſche befindlichen Betaltar richtete. „Es iſt," lautete die Antwort der erröthenden Frau; „es iſt ein Geſchenk, das die frommen Schweſtern des Kloſters der heiligen Cäcilie, in welchem ich vor einigen Tagen im Geleit der Prinzeſſin Piombino meine Andacht hielt, mir dieſen Morgen zugeſendet." „Und ein in ſeiner Bedeutung mich hocherfreuendes," rief Jakob Stuart, nachdem er an den Betaltar getreten und die kleine ſilberne Wiege mit einem ſchönen Wachskinde in roſafarbenem Atlasbettchen in nähere Betrachtung zog, und zugleich die leiſe an ſeiner Seite erſchienene Gattin,

die ihr Haupt an ſeiner Bruſt barg, feſt und innig mit einem dankenden Blicke nach oben, an ſich drückte.

Von dieſem Tage an bemerkte man eine auffallende Veränderung in der Lebensweiſe der bisher ſo zurückgezogenen Fürſtin. Man ſah ſie mit ihrem Gemahl bei den Feſten erſcheinen, welche der römiſche Adel ihm zu Ehren veranſtaltete; ſie beſuchte an ſeiner Seite auch die reizenden Luſtſchlöſſer und Gärten, wie die Alterthümer Roms, die Kunſtſäle und Ateliers der fremden und einheimiſchen Künſtler, und wo ſie erſchien, huldigte man ihrer Anmuth, dem Zauber, der in ihrer Erſcheinung lag und durch den Geiſt, der ſie beſeelte, die Verehrung Aller, die ſich ihrer Nähe zu erfreuen hatten, ihr erwarb, dabei aber allgemeines Bedauern einflößte, daß ſie, die ſo würdig eines Thrones, nur die Prärogative einer Königin beſaß.

Am 31. Dezember 1720 erfüllte ſich die Hoffnung der glücklichen Gatten. Marie Clementine genas von einem Sohne, der bald nach der Geburt in der Hauscapelle des Prätendenten getauft wurde und die Namen: Carl Eduard, erhielt. Alle Förmlichkeiten, welche bei der Geburt eines Thronerben beobachtet werden, wie ſie unter andern ſpäter Napoleon auch bei der Geburt des Königs von Rom zur gerichtlichen Conſtatirung derſelben anzubefehlen für nöthig hielt, fanden bei dem Lebenseintritt eines Kindes ſtatt, das nur von ſeinem Vater den zweifelhaften Anſpruch auf Englands Krone und durch dieſen den ihm von demſelben zugefallenen unglücklichen Titel: der Prätendent, erbte. Aber von der Engelsburg wurden die Kanonen gelöst, das große Ereigniß zu verkünden, und in geweihte

Windeln ward das also begrüßte Kind gewickelt, während die königliche Mutter für ihren Rang beschämende Geldgeschenke zu Unterstützung ihres Haushaltes von Seiten des Pabstes, des Königs von Spanien und des Cardinal-Collegiums erhielt und nothgedrungen annehmen mußte. Ueber diese Demüthigungen half jedoch die Liebe zu dem Gemahl, das Glück, Mutter eines holden Kindes zu sein, sie hinweg. Nur etwas strich wie ein finsterer Schatten beim Anblick dieses geliebten Kindes ihre Wonne störend, darüber hin. Es war nicht der Gedanke an seine Zukunft, es war eine Regung der Natur, die mit einem Antipathie-Gefühle in peinigenden Conflikt gerieth. Sie mußte ihr geliebtes Kind an die Brust einer Amme legen, einer Frau, gegen die sie eine tiefe Abneigung empfand, deren gewagte leise Aeußerung ihren Gemahl, der die Wahl getroffen, unangenehm zu berühren schien. Die zu dieser Ehre Berufene war die Gattin des Lord Inverneß, eines Mannes, der als Günstling des Prätendenten, alle Macht über denselben übte, allen Einfluß gewonnen, der in dieser Bezeichnung liegt. Seine Frau, die nur ihrer Schönheit, ihren verführerischen Reizen ihr Glück verdankt hatte, war von dunkler Abkunft, und man sagte, der Lord habe ihre Bekanntschaft in Paris nicht in der besten Gesellschaft gemacht und ihr früherer Gatte, ein Franzose, Namens Hoy, sie ihm gegen eine Abstandssumme überlassen. Damals wie jetzt gab es Pariser Mysterien, die zwar nicht gedruckt in geistvoller Auffassung, aber dafür von Mund zu Munde, worunter mancher schöner sich befand und sogar in den Cirkeln der römischen haute-volée cursirten. Damen aus derselben, unter ihnen die viel erfahrene Prinzessin Ursini,

deren Scharfblick alle Höhen und Tiefen der geſelligen Zuſtände ermeſſen und durchforſcht, hatte bald Kenntniß von der ganzen Biographie der Madame Hoy, jetzigen Lady Inverneß, gewonnen und nicht unterlaſſen, einige Mittheilungen darüber der Madame St. George zugehen zu laſſen, als Warnung ſich vor den Zudringlichkeiten der Erſteren zu bewahren. Es hätte kaum dieſer Warnung bedurft; in dem natürlichen abmahnenden Gefühl der edlen Frau lagen ſie ſchon der Unwürdigen keinen Zugang in ihr Vertrauen zu geſtatten; den in ihr Zimmer aber durfte ſie nicht verweigern, denn ihr Gemahl nannte den Gatten der Zudringlichen ſeinen beſten Freund, und der Bruder deſſelben hatte ihre Flucht aus Inspruck geleitet. Mit der ihr ſo widerwärtigen Vorſtellung, daß dieſe tief innerlich verachtete Frau ihrem erſtgeborenen Sohne die nährende Muttermilch reichen ſollte, verbanden ſich religiöſe Bedenklichkeiten, die der heilige Vater ihr eingeflößt und die bei der erregten Empfänglichkeit dafür Eingang in ihrem ſonſt ſo vorurtheilsfreien Sinn gefunden. Allein der Wille ihres Gemahls, der jene Beſorgniſſe, ſeinen Sohn von einer ketzeriſchen Amme nähren zu laſſen, lächerlich fand, galt ihr als Geſetz.

Während ſie unter dieſen Conflikten ſchmerzlich litt, gedieh der kleine Prinz vortrefflich, ohne daß ſich deſſen Mutter darüber aus voller Seele freuen konnte, und das trübende Hinderniß wuchs zu einem rieſigen Schatten in der Wahrnehmung, wie ſehr dankbar ihr Gemahl der Lady Inverneß für die ſeinem Sohne geleiſteten Dienſte ſich zeigte. Ein nie zuvor empfundener, noch ungekannter Schmerz, ein Stich der Eifer-

hohe Tugend der edlen Häuslichkeit und innigen Gatten- und Elternliebe hervorleuchtet, so wird Annens Leben belehrendes Beispiel und erfreuliche Vergleichung werden.

Th. Hell.

sucht durchfuhr ihr Herz, als sie eines Tages in das Zimmer ihres Kindes trat und darin ihren Gemahl schon vorfand, kosend und tändelnd mit dem kleinen Prinzen, der auf dem Schooß seiner Amme ihm die Aermchen entgegenstreckte, und jene in koketten verführerischen Bewegungen die Aufmerksamkeit des glücklichen Vaters von dem Kinde auf sich lenkte. Dies Tableau einer häuslichen Idylle, wie es der Prinzessin in den Gemäldegallerien und in den Ateliers der Künstler öfters in's Auge gefallen und in der letzteren Zeit vor ihrer Niederkunft ihre Blicke anziehend gefesselt, bewirkte jetzt, als es der leise Eintretenden als Spiegelbild sich zeigte, einen erstarrenden Eindruck auf dieselbe. Mit einem Blick auf die üppige Nebenbuhlerin, der sie gezwungen, ihre süßesten Mutterpflichten abtreten zu müssen, die in der falschen Glorie derselben auf den davon verblendeten Gatten eine so natürliche Magie übte, zog sich die Prinzessin leise, wie sie erschienen, vermeintlich unbemerkt, zurück. Der tiefe tonlose Seufzer ihrer Brust berührte das Ohr ihres Gemahls nicht, aber der Schatten ihrer Erscheinung war in die Augen der Frau gefallen, die jetzt einen wehmüthigen Ausdruck heuchelten.

Jakob Stuart bemerkte ihn. „Was trübt so plötzlich Ihr Gemüth, Madame", fragte er, „Ihre schönen Augen schimmern in Thränen."

„Es ist ein Schmerz, Sire, den ich Ihnen gern verbergen möchte."

„Wie, ein Schmerz? Hat mein kleiner unverständiger Carl Eduard Sie verletzt, Ihnen wehe gethan, dann strafen Sie ihn dafür, doch sollte es mit dem ersten Zahn geschehen

ſein, dann verſchmerzen Sie die Wehthat und vergönnen mir, ſo ſehr ich es vermag, ſie zu vergüten."

„Nein, Sire", erwiederte die Lady lächelnd, „dieſe Freude blüht mir noch in Hoffnung, wird aber bald, vielleicht in einigen Tagen ſchon, ſich erfüllen. Mein Schmerz iſt kein äußerlicher, es iſt ein Seelenkummer, es iſt Gram über die ſichtliche Abneigung, welche die erlauchte, von mir ſo tief verehrte Mutter des theuren Kindes hier, gegen deſſen Ernährerin hegt."

„Sie täuſchen ſich wohl, meine Gute", verſetzte Jakob Stuart etwas betroffen.

„Nein, Sire, zu viele Beweiſe hätte ich für meine Ueberzeugung anzuführen; doch will ich Ihr Ohr nicht damit beläſtigen. Nur der mir eben in's Auge getretene, iſt in der Zähre, die dabei unwillkührlich daſſelbe füllte, zum Verräther meines Schmerzes geworden."

„Ein ſo eben Ihnen in's Auge getretener Beweis!" Mit dieſer Frage blickte Jakob Stuart im Zimmer umher.

„Die Erſcheinung iſt ſchon wieder verſchwunden. Es war die Königin, welche dort hinter uns, wie ich im Spiegel bemerkte, leiſe eingetreten und nachdem ſie mich eine kleine Weile mit zornigem Blick durchbohrt, ſich wieder zurückgezogen."

„Vielleicht eine Viſion Ihrer aufgeregten Phantaſie, denn ich habe nichts bemerkt."

„Das Letztere glaub ich wohl! Ew. Majeſtät waren in das Anſchauen des Prinzen ganz verſenkt. Sehen Sie, der kleine Engel iſt unterdeß eingeſchlafen, aber noch lächelt er im Schlummer, im behaglichen Gefühl ſeines Wohlſeins, und in

den Grübchen ſeiner vollen Wänglein ſcheinen die Amoretten mit ihren Roſen zu ſpielen."

Der darauf Hingelenkte theilte mit väterlichem Entzücken dieſe Betrachtung; dann aber wandte er ſich zu der Pflegerin ſeines holden Kindes und ſagte: „Ich werde für Ihre Erheiterung Sorge tragen, Mylady, mein königliches Wort darauf. Sie dürfen keine Grillen mehr fangen, die ja überdies Ihrem Pflegling ſchaden und die Roſen und die Amoretten von ſeinen Wänglein verſcheuchen würden. Doch nur frei heraus, welchen Urſachen ſchreiben Sie die vermeintliche Abneigung meiner Gemahlin gegen Sie zu."

„Meiner Confeſſion, Sire; ich bin, wie Sie wiſſen, Proteſtantin."

„Ach!" entgegnete Jakob Stuart, „nichts weiter!"

„Genug und ſchon zu viel für eine ſo ſtrenge Katholikin, als Ihre Majeſtät es ſind."

„Das kommt nur von Sr. Heiligkeit her", fiel der Prätendent ein, „von dem Papſte, der, was man ihm, beim rechten Lichte betrachtet, zu Gute halten muß, es eben ſo tadelt, daß Lord Inverneß, der Proteſtant, von mir zu meinem Staatsſekretär und zum Oberhofmeiſter des Prinzen ernannt worden, wie er mißbilligt, daß ich nicht einer Katholikin die dem Kinde ſo gedeihliche Funktion übertragen habe. Ich weiß, daß er gegen Ihre Berufung dazu geeifert, ſogar in einem Schreiben an meine Gemahlin ihr Gewiſſen geängſtet, es ihr zur Pflicht gemacht, ihr Kind nicht mit der Milch der Ketzerin nähren zu laſſen, allein Clementine folgte einer ihr mehr in's Herz geſchriebenen Pflicht; ſie legte das Schreiben in die Hand ihres

Gatten, und gewiß nahm ihre reine Frömmigkeit keinen Anſtoß an dem von mir gefaßten Beſchluß."

Wohl würde dieſe Vorausſetzung ſich als eine richtige erwieſen haben, wären andere Gefühle nicht die Verbündeten der päpſtlichen Anſicht geworden. Wer hat nicht ſchon die mächtigen Einflüſſe gekränkter Eigenliebe auf die Ueberzeugung und Handlungen ſelbſt der beſten und vorurtheilsfreiſten Menſchen erfahren! Erfahrungen, wie ſie in dem Spiegel der Zeitgeſchichte offenbar dargeſtellt, die in der Bruſt eines jeden Menſchen verborgen liegende Schwäche mehr oder minder berühren und bezeichnen. So bahnte die verletzte Eigenliebe auch der confeſſionellen Unduldſamkeit den Weg in das fromme weiche Gemüth der Prinzeſſin, der Nichte Franz Ludwigs, die ein paar Jahre zuvor ſeiner religiöſen Toleranz das Wort geredet.

Jene verhängnißvolle Stunde, in welcher die unglückliche Frau den Herzſtich der Eiferſucht empfangen, hatte den Funken einer verbrecheriſchen Neigung in der Bruſt ihres Gatten wirklich entzündet, fühlend jedoch, wie ſehr die Wahrnehmung deſſelben Clementinens Herz verwunden werde, bemühte er ſich, in Erweiſung galanter Aufmerkſamkeiten den aufgeſtiegenen Argwohn in ihr zu erſticken. Allein dieſer hatte bereits ihr Auge ſo geſchärft, daß ſie den falſchen Geiſt, der ihn dazu angetrieben, bald durchſchaute, und wie ſonſt der kleinſte Beweis ſeiner Liebe ihr Herz in frohe Wallung verſetzt, ſo hielt jetzt bei ihrem kalten weſenloſen Scheine den überwallenden Schmerz darüber eine ſtarre Faſſung in Schranken. Der Schuldige aber fand in dieſer froſtigen Aufnahme ſeiner Zuvorkommen-

heiten allmählig einen genügenden Grund sie einzustellen, und unter dem Vorwande dringender Geschäfte die Getäuschte immer seltner zu sehen. Wohl war es der Circe, die ihn umstrickte, nicht ganz gelungen, die nur durch die neue Leidenschaft zurückgedrängte Liebe für die Gattin zu vernichten, und es gab Stunden, Tage, wo sie aus ihrem Versteck hervortretend, ihre alte Macht siegreich bekundete, wo er seiner Clementine wieder als der Ritter St. Georg erschien, der das Schwert in den offnen Rachen des Lindwurms, des Dämons seiner Leidenschaft, vernichtend senkte. Aber diese Visionen hielten keinen Stand; sie verwandelten sich bald und zeigten ihr den schwach gewordenen Ritter als eine Beute der ihn umringelnden Schlange. Oft gedachte sie bei diesen trüben Erfahrungen ihrer treuen Anna, und ihr nach Mittheilung sich sehnendes Herz vermißte schmerzlich in dem Kreise der römischen Damen hohen Ranges, die ihr als Königin huldigten, eine theilnehmende Vertraute, wie die Gespielin ihrer Jugend es gewesen. Dies Bedürfniß fand endlich in dem näheren Umgange mit zwei zu ihrem Hofstaate gehörenden Engländerinnen Befriedigung. Die eine, Lady Walpole, Schwiegertochter des berühmten Robert Walpole, besaß das vollste Verständniß für die Leiden ihrer Gebieterin, da sie in ähnlichem Verhältnisse mit ihrem Gatten lebte und sich von ihm zu trennen beschlossen. Die andere, Miß Sheldon, war von der ersten zur Gouvernante des Prinzen Carl Eduard den Eltern desselben anempfohlen und angenommen worden. Miß Sheldon besaß alle Eigenschaften zu dem ihr übertragenen Amte, und noch ehe sie dieselben bei der zarten Kindheit ihres Zöglings bethätigen konnte, erwarb sie

ſich damit die volle Zuneigung der Mutter deſſelben, was jedoch bei einer andern Partei Neid und Anfeindung erweckte. Lord und Lady Inverneß, die ehelich vereinten Günſtlinge Jakob Stuarts, fürchteten nicht mit Unrecht, in den Günſtlingen ſeiner Gemahlin ſcharfe Beobachterinnen ihres Thuns und Treibens in und außer dem Hauſe ſcheuen zu müſſen, und es war daher natürlich, daß der Plan zu ihrer Entfernung entworfen wurde. Er ſcheiterte jedoch an dem feſten Willen ihrer Beſchützerin, denn als der Prätendent eines Tages gegen ſeine Gemahlin äußerte, Lady Walpole, die von ihrem ehrenwerthen Manne ſich ſcheiden laſſen wolle, ſei kein paſſender Umgang mehr für die Königin von England, und Miß Sheldon ſcheine ihm eben ſo wenig zur Erziehung ſeines Sohnes geeignet, erklärte Clementine, ſie ſei von dem Werthe der verläumdeten Perſonen vollkommen überzeugt und werde nur gezwungen in deren Entfernung willigen. Jakob Stuart fühlte, daß er dieſem Ausſpruch trotz der feindlichen Inſinuationen nicht entgegenhandeln durfte, um ſo mehr, da ihm eben die beklemmende Verpflichtung oblag, die Gemahlin auf die eingegangene Nachricht von dem Tode ihrer Mutter vorzubereiten. Hedwig Eliſabeth, deren Geſundheit ſchon ſehr angegriffen durch die Vorgänge in Inspruck worden, erlag den ihnen folgenden in Ohlau. Die kränkenden Aeußerungen des kaiſerlichen Unwillens in der Beſchlagnahme ihres Eigenthums und der gefänglichen Wegführung ihres Gemahls hatten ſie ſo erſchüttert, daß ſie in eine abzehrende Krankheit verfiel, die ihrem Leben am 10. Auguſt 1722 ein Ende machte. Die Kaiſerin Eleonore war ſchon zwei Jahre früher geſtorben, wodurch die Familie ihre Hauptſtütze verloren.

Clementinens Schmerz über den Verluſt ihrer Mutter steigerte ſich bei der Verminderung ihres ehelichen Glückes, unter Wahrnehmungen, die ſie keine Rückkehr deſſelben mehr hoffen ließen, zur tiefſten Schwermuth, denn was die traurige Ahnungsſtimme ihres Herzens in jenem Spiegelbilde ihr verkündet, war mehr und mehr in ſchonungsloſer Wahrheit aus dem Rahmen in's Leben getreten. Vergebens hatte ſie es ſeitdem vermieden, ihrem Unglück in's Auge zu ſchauen. Es verfolgte ſie, vom Zufall geführt, in's Ohr zu rufen, daß ſich dem Mißgeſchick nicht ausweichen laſſe, wenn es den Blick auf uns gerichtet. So hörte Clementine ſelbſt, nachdem ſie fremde Zuflüſterungen zurückgewieſen, wie gebannt auf dem verrätheriſchen Standpunkt, den unwillkührlich ihr Fuß betreten, die an die Nebenbuhlerin gerichteten Aeußerungen der glühendſten Leidenſchaft ihres Gemahls, welcher, es waren kaum ſechs Jahre, in ſo feuriger Weiſe eine ewige Liebe und Treue ihr gelobt. Nur ein Gedanke hielt ſie jetzt aufrecht, die Hoffnung, daß in der nahenden Stunde, welche ihrem zweiten Kinde das Leben geben ſollte, ihr tief verletztes Herz im Tode brechen werde, allein die ſchwere Stunde ging ohne Erfüllung ihrem Todeswunſche gebracht zu haben, vorüber. Der Vater empfing lächelnd die Glückwünſche zu der Geburt ſeines zweiten Sohnes, dem er in der Taufe die Namen Heinrich Benedikt beilegen ließ. Die Mutter aber weinte ſchmerzlich, als man das neugeborne Kind in ihre Arme legte, denn ſie wußte, daß es nur geſchah, um es nach dem von ihr empfangenen Segenskuße an die Bruſt der Amme, der ihr ſo verhaßten, zu legen. Der Schmerz darüber vermiſchte ſich mit ver-

wirrenden Vorstellungen über die fatale Zufälligkeit, welcher Lady Inverneß die abermalige zeitgemäße Befähigung zu jener Berufung verdankte, die in den Fieberphantasien der leidenden Wöchnerin als eine dämonische, feindlichen Mächten zuzuschreibende ihr erschien, gegen welche sie in Ausrufungen protestirte, die nur ein schadenfrohes Lächeln der in Gesundheitsfülle blühenden Nebenbuhlerin entlockten, als eine verrätherische Zunge sie derselben hinterbrachte. Ihre Arglist verstand es, aus jenen Hirngespinnsten einer kranken, in ihren heiligsten Rechten gekränkten Frau, Fäden zu ziehen, welche den verführten Gatten derselben immer mehr und mehr umstrickten, ihn zu der Meinung verleiteten, Clementine sei nicht blos eine religiöse Schwärmerin, die unter ihren Kasteiungen jeden seiner unschuldigsten Weltgenüsse als Sünde verdamme, sondern ihr Fanatismus arte jetzt in den bedrohlichsten Aeußerungen gegen die Personen ihres Hofstaates aus, die seit längerer Zeit wegen ihrer Confession das Unglück hätten, ihr zu mißfallen. Der Mund, aus welchem diese arglistigen Insinuationen flossen, war zu schön, als daß Jakob Stuart ihnen hätte Glauben versagen können; auch entbehrten sie nicht alles Grundes zu ihrer Glaubwürdigkeit. Diese wie jenen aber ganz zu erforschen, lag nicht in der Natur des Leichtgläubigen, der überdies die Wahrheit einer gründlichen Ermittlung zu scheuen hatte, während der Schein der oberflächlichen, seine Versündigung gegen die Gattin einigermaßen rechtfertigte und er sich gedrungen fühlte, das vermeintliche Unrecht, das sie sich gegen seine Lieblinge zu Schulden kommen lassen, beßtmöglichst zu vergüten. Er veranstaltete Feste auf Feste zu ihrer Erheiterung; er

überhäufte sie mit Beweisen seiner verschwenderischen Freigebigkeit, während er sorglos seine Gemahlin dem Mangel der nothwendigsten Bedürfnisse preis gab, unter deren Entbehrung sie jedoch weniger als unter Betrachtung ihrer Ursache und der Sorge über die Folgen litt, die seine Verschwendung bei den schon ohnehin sehr schwachen und zerrütteten Zustand seiner Finanzen nach sich ziehen mußten. Zu tief von den Ursachen dieser Bekümmernisse verletzt und aufgeregt, vermochte Clementine nicht gänzlich darüber gegen ihren Gemahl zu schweigen, sagte ihr auch ihr Verstand, daß Vorwürfe nie einen verirrten Gatten zu seiner Pflicht zurückführen, sondern ihn nur beharrlicher machen, den betretenen Abweg zu verfolgen. Was sie ahnen, wissen konnte, nicht fürchten wollte, geschah. Die gewagten Vorstellungen verfehlten ihren Zweck, sie erbitterten den Schuldigen und rissen ihn zuletzt zu der Aeußerung hin, er sei nicht Willens, von seiner Gattin sich schulmeistern zu lassen, und er werde, falls sie in dem Tone fortzufahren Verlangen tragen sollte, ihr die Weisung ertheilen müssen, sich wieder zurück in ihre Heimath zu begeben. Sie werde Lady Walpole und Miß Sheldon nicht wiedersehen. Aehnliche Weisungen seien bereits an diese Personen ergangen, die so nachtheiligen Einfluß auf sie geübt.

Clementine sank bei dieser Entgegnung erbleichend und wie vernichtet zusammen, allein der Gemahl nahm keine Notiz davon, er verließ das Zimmer, um Erkundigungen einzuziehen, ob seinen Befehlen Folge geleistet worden. Er traf auf dem Wege mit Lady Walpole zusammen, die im Begriff stand, den Pallast des Titularkönigs zu verlassen und eine einstweilige

Unterkunft in dem Kloſter der heiligen Cäcilie zu ſuchen. „Meine Gemahlin hat mich gezwungen", ſagte er, die Eilende aufhaltend, „gegen meine Grundſätze ungalant gegen Damen zu verfahren."

„Sire", erwiederte Lady Walpole kalt, „beruhigen Sie Sich darüber. Es gibt Fälle, wo ein ungalantes Verfahren mehr Ehre als ein galantes gibt, und ich werde der Königin, die zu dem erſtern Anlaß gegeben, ewig dafür verpflichtet bleiben."

„Sie ſind ſehr anzüglich, Mylady", verſetzte der Abgefertigte.

„Sire, beſſer als anziehend", erwiederte ſie lächelnd, indem ſie mit einer tiefen Verbeugung ſich beurlaubte und den an der Thüre des Vallaſtes ihrer harrenden Wagen beſtieg.

Während dieſes ironiſchen tête à tête hatte ein tragiſches in dem Zimmer der Königin ſtatt gefunden. Miß Sheldon war dort eingetreten, um Abſchied von ihr zu nehmen. Der Zuſtand, in welchem ſie dieſelbe fand, erſtickte die Empfindung der erfahrenen Kränkung, indem ſich zugleich die ihres Schmerzes, die leidende, beklagenswerthe Fürſtin jetzt nothgedrungen verlaſſen zu müſſen, erhöhte. Zu ihren Füßen niederſinkend, ihre kalten erſtarrten Hände mit heißen Küſſen bedeckend, betheuerte ſie ihr, daß man nur gewaltſam ſie von dieſer Stelle werde reißen können und ſie hier der Macht trotzen wolle, die ſich gegen ihre Anhänglichkeit an ihre unglückliche Gebieterin verſchworen. Dieſe fühlte ſich von den Aeußerungen eines ihr ganz ergebenen Herzens tief gerührt, allein dennoch entgegnete ſie: „Nein, meine Freundin, ich muß, ſo ſchwer es mir auch wird, Sie ermahnen, der Gewalt unſerer Feinde, die Ihre

Vergeßt mein nicht,

oder

des Vaters Gelübde.

Eine Sage.

I.

Sage mir nur, welch' eine Veränderung mit unſerm Walther vorgegangen iſt, ſprach Frau Gertrud zu ihrem Eheherrn, dem gelehrten Meiſter Winfried; ich kenne den Jungen gar nicht mehr, ſo fremd und ſonderbar iſt er ſeit einiger Zeit.

Da hob Meiſter Winfried, der hinter dem groſſen eichenen Tiſch ſich in Leſung einer Chronik vertieft hatte, ſein ehrwürdig Silberhaupt und antwortete:

Verbannung aus meiner Nähe beſchloſſen, keinen Widerſtand entgegen ſetzen zu wollen. Er würde vergeblich ſein und nur neue Demüthigungen für mich zur Folge haben, da ich Sie nicht vor Mißhandlungen zu ſchützen im Stande ſein würde. Gehen Sie! In der Freiſtätte aber, die vielleicht bald mein Fuß betreten wird, ſoll nichts mich hindern, der Ergebenheit meiner Freundin mich zu freuen! Sie blicken mich angſtvoll an! O meine gute Sheldon! Sie und Lady Walpole müſſen, in Kenntniß meiner Prüfung und meiner Sinnesweiſe, errathen, wohin meine Sehnſucht nach Ruhe mich zieht." Miß Sheldon antwortete darauf nur mit Thränen; allein ſie verſicherten der Prinzeſſin mehr als Worte es vermocht haben würden, daß ihre nothgedrungene Trennung nur eine kurze ſein werde.

Einige Wochen verfloſſen nach dieſem Vorgange in der gährenden Stimmung, die er zurückgelaſſen; die Gatten ſahen ſich nicht. Er eilte von Zerſtreuung zu Zerſtreuung, ſie dagegen lebte in tiefſter Zurückgezogenheit, nur beſchäftigt mit ihren Kindern und die dadurch ihrem Schmerze mehr und mehr gegebene Nahrung durch Andachtsübungen ihm entziehend, die unbekämpfbaren Ausbrüche deſſelben in Briefe an ihre nächſten Verwandten faſſend und nicht ſelten dieſe Briefe wiederum vernichtend, aus Sorge für die Ehre ihres Gemahls. Daß ſie den Ungetreuen noch liebte, nach allen von ihm erlittenen Kränkungen, daß, wie ſehr auch der Ritter St. Georg in ihrer Achtung geſunken, doch ihr Schutzheiliger gleiches Namens ihm noch das Wort redete, daß ſie fühlte, ſie werde bei der äußeren vorhabenden Trennung ihm innerlich immer verbunden bleiben, und der Schein ihrer Unverſöhnlichkeit die

Wahrheitsſtimme des verzeihenden Herzens Lügen ſtrafe, ja daß ſie oft verſucht ſich fand, in demüthiger Geringſchätzung ihres Werthes, in allzu ſtrenger Erwägung ihrer Fehler und Schwächen die Schuld ihres Unglücks ſich ſelbſt beizumeſſen, ihrer Unfähigkeit, den anſpruchsvollen Gemahl dauernd zu feſſeln, das erklärt nur das alle Räthſeltiefen lichtende, alle Disharmonien auflöſende „Ewig Weibliche" in dem Prinzip der Liebe. Und wie widerſprechend es auch erſcheinen dürfte, es lag in dieſem Grundgeſetz vielleicht auch der Schlüſſel zu dem pſychologiſchen Geheimniſſe, wie aus jenem weichen Boden der harte Entſchluß einer Trennung hervorgehen, reifen und den Einſprüchen des Mutterherzens Widerſtand leiſten konnte.

Nach Tagen und Nächten voll Seelenqual, in denen die unglückliche Frau mit den ſtreitenden Gefühlen ihrer Bruſt gerungen und im heißen Gebete um Erleuchtung in der Finſterniß ihrer Zweifel auf den Knien gelegen, erhob ſie ſich endlich gefaßt, den bereits geſchriebenen Scheidebrief an ihren Gemahl zu ſiegeln und dann Abſchied von ihren Kindern zu nehmen. Seit drei Tagen hatte ſie ſich den Genuß ihres Anblicks verſagt, und er überwältigte ihre errungene Faſſung, als ſie die Schwelle des zu ihnen führenden Gemaches überſchritten, als ihr älteſter Sohn Carl Eduard mit dem freundlichen Ausruf: „Ach meine liebe Mama, wie bange war mir nach Ihnen!" ſich in ihre Arme warf, und ſein acht Monat altes Brüderchen, Heinrich Benedikt, als verſtehe es die Worte, auch nach der Mutter verlangend, die Aermchen ihr entgegenbreitete. „O meine Kinder", rief ſie unter ſtrömenden Thränen, indem ſie

Beide an ihr Herz zog, „ich muß Euch verlassen, und nie werde ich Euch wiedersehen.“ „Nie mehr wieder sehen!“ wiederholte Carl Eduard weinend, „o was haben wir denn unserer Mama zu Leide gethan, daß sie uns also bestrafen will. Ich habe doch heute so gut gelernt und auch gestern und vorgestern auch so gut, daß gewiß der Papa, wenn er's erfährt, mich beloben und ein Pferd mir schenken wird, um auf demselben nach England zu reiten; aber ich will es nicht haben, wenn meine liebe Mama mich verläßt.“

Wie schwer ward es der Mutter, mit Abschiedsküssen die weiteren Ergüsse dieser süßen Plauderei zu hemmen, von den Kindern, die ihre Aermchen fesselnd um ihren Hals geschlungen, sich loszureißen. Die Ahnung kam über sie, daß sie ein Unrecht begehe und den Schritt bereuen werde, allein gegen diese Stimme mit einer consequenten Schmerzbeharrlichkeit sich betäubend, verließ sie ihr Haus und bestieg den Wagen, der sie nach dem gewählten Zufluchtsorte, in das Benedictinerkloster, zur heiligen Cäcilie benannt, brachte.

Wohl fand sie bei den frommen Schwestern, die nicht unvorbereitet auf ihre Ankunft waren, einen ihrer Erwartung entsprechenden Empfang, und die tröstlichen Zusicherungen, daß ihr irdisches Leid hier bald unter den religiösen Bannmitteln entschwinden, Ruhe und Frieden in ihr Gemüth zurückkehren und ihr Auge eine erbauliche Weisung dazu in den Bildern der heiligen Märtyrer erhalten werde, womit man sich bereits beeilt, die Wände ihrer Zelle zu schmücken; allein alle diese angepriesenen Heilmittel, wie dankbar entgegen die Prinzessin sie auch nahm, beschwichtigten nur scheinbar ihr

ſchmerzbewegtes Gemüth. — Unterdeß hatte ihr unerwarteter Schritt, ihr brieflicher Abſchied den Gemahl tief erſchüttert, obwohl er den Schein der Gleichgültigkeit gegen ſeine Umgebungen darüber annahm und den Lord Inverneß beauftragte, in ſeinem Namen ein Manifeſt zu erlaſſen, in welchem er erklärte, daß er Alles gethan, ſeine Gemahlin zufrieden zu ſtellen, ſie aber eigenſinnig, fremden Einflüſſen folgend, ſich von ihm getrennt habe. An ſeinen Schwiegervater ſchrieb er ſelbſt und forderte ihn auf, nach Rom zu kommen, ſeine Tochter abzuholen, die als eine pflichtwidrige Gattin ſich gegen ihn benommen, heimlich ihn und ihre Kinder verlaſſen und in ein Kloſter ſich begeben habe. In dieſer Aufregung erfaßte er auch die Feder, ſeiner Gemahlin in den heftigſten Worten Vorwürfe über ihre Entweichung zu machen und Drohungen damit zu verbinden, die von ſeinem ungemeſſenen Zorne über ihr Verfahren zeugten.

Clementine antwortete ihm auf Aeußerungen, die ihrer weiblichen Würde, wie ihrem Range zu nahe traten, nicht, doch eine Pulsader des Lebens in ihrem Herzen pochte aufwallend in Hoffnung, daß Liebe unter der Maske jenes Zornes geſprochen habe.

Das Benehmen des Prinzen ſchien zwar dieſe Hoffnung Lügen zu ſtrafen. Er ſtürzte ſich noch mehr als früher in den Strudel geſelliger Genüſſe und Zerſtreuungen aller Art, und ſein Verhältniß zu Lady Inverneß ward bald ein offenkundiges, denn überall ſah man ſie an ſeiner Seite, und unverholen rühmte ſich die ſchöne Kokette des Zaubers, der Macht, die ſie auf den Verblendeten übte. Alle Vorſtellungen dagegen, die

ſich ſeine Freunde erlaubten, alle Ermahnungen der ihm geneigten Cardinäle, ja des Papſtes ſelbſt, der es ihm ſtreng an's Herz legte, ſich mit ſeiner Gemahlin wieder zu verſöhnen und den ihr anſtößigen Umgang aufzuheben, blieben ſo wirkungslos, wie ſich die Vorwürfe der Gekränkten gezeigt, und die dringend ihm zu erkennen gegebenen Wünſche ihres Vaters zu einer gütlichen Beilegung des Zwieſpaltes.

Während von der einen Seite ſo vergeblich die Vermittler ſich bemühten, verſuchten von der andern die Cardinäle Alberoni, Polignac und Imperiali, der päpſtliche Beichtvater, der ſpaniſche Geſandte und die Prinzeſſin von Piombino eben ſo erfolglos die Prinzeſſin zur Rückkehr zu ihrem Gemahl zu bewegen. Clementine erklärte nach allen dieſen freundlichen Bemühungen feſt und beſtimmt, von ihrem Gemahl allein ſei die Verſöhnung abhängig, wenn er die ihr entgegenwirkenden Hinderniſſe entferne, ſei ſie bereit, ihm wieder die Hand zu bieten, denn ſchwer, unerträglich werde ihr die Trennung von ihren geliebten Kindern.

Vergebens hatte ſie den Gemahl in der dringendſten Weiſe erſuchen laſſen zu erlauben, daß man die Kinder ihr zuführe, hartnäckig aber hatte er dies mit der Aeußerung verweigert, ſein Pallaſt ſtehe Jedermann offen, und ſo ſei es auch ihr unverwehrt, ihre Kinder darin zu ſehen, in das Kloſter aber werde er ſie ihr nicht ſenden. Dieſen bittern Beſcheid erhielt die nach ihren Kindern in Sehnſucht ſich faſt verzehrende Mutter, als ſie eben einen Brief von der Königin von Spanien, ihrer Tante, als Antwort auf den ihrigen erhalten. Eliſabeth von Parma, die einſt von Alberoni dem Könige von Spanien

zugeführte Braut, die am Abend vor ihrem Zusammentreffen mit ihm, so schlau, so selbstständig sich von der Herrschaft ihrer Oberhofmeisterin, der allmächtigen Ursini, auf deren Vorschlag Philipp um ihre Hand geworben, sich zu befreien verstanden, indem sie dieselbe wegen einer ihr mißfälligen Aeußerung auf der Stelle verhaften und ohne Aufenthalt über die Landesgrenze deportiren ließ, diese energische Frau hatte nach den vertraulichen Eröffnungen Clementinens über deren unglücklichen Ehe sogleich die Feder ergriffen, beiden Theilen ihre ernstliche Meinung darüber kund zu geben. Dem Prätendenten gab sie in drohender Weise zu verstehen, daß, wofern er nicht sein Betragen gegen die Prinzessin, seine Gemahlin, ändere, die Ursachen ihrer Klage über ihn entferne und seine verschwenderische Lebensweise einstelle, er der Pension verlustig gehen werde, die der König, ihr Gemahl, ihm bewilligt. An Clementine aber schrieb sie unter dem 29. Dezember 1725: „Meine liebwerthe Niece! Ihr Schreiben hat mich sehr betrübt und bewegt, Ihnen Rath zu ertheilen; so muß ich Sie denn vor allen Dingen ermahnen, Sich nicht als Magd behandeln zu lassen, wie Ihr Gemahl bisher gethan. Ich spreche zu Ihnen darum so, weil ich die Gemüthsart Ihres Gatten kenne, der ein Engländer ist. Wäre er wie der meinige, so würde ich nicht so zu Ihnen reden. Ich wollte von ganzem Herzen, er wäre nur halb so wie der meinige, weil ich sicher bin, daß Sie mit ihm zufrieden sein würden, nach dem, was Sie erfahren. Der König, Ihr Gemahl, ist äußerst eigensinnig und weiß nicht das Gute vom Bösen zu unterscheiden. Zeigen Sie daher Würde und Entschlossenheit ihm zu imponiren und seinen Willen zu brechen.

Vergeben Sie sich keines Ihrer Rechte und seien Sie Unsres Beistandes und Unserer Freundschaft gewiß."

Von diesem Briefe sandte Clementine ihrem Vater eine Abschrift, seine ihr geäußerte Meinung, daß sie sich unbedingt ihrem Gemahl unterwerfen, seine Fehler ertragen müsse, damit zu widerlegen. Allein Jakob Sobieski änderte seine egoistische Männeransicht nicht. Er schrieb der Tochter zurück: „Ich bitte Sie um Gottes willen, versöhnen Sie Sich mit Ihrem Gemahl, dem Könige. Ich werde alles mögliche dazu beitragen und selbst die Vermittlung Seiner Heiligkeit nachsuchen." An der Dringlichkeit dieser väterlichen Ermahnung hatte eine Nebenrücksicht nicht geringen Antheil. Jakob Sobieski hoffte noch immer seinen Schwiegersohn, den Titularkönig, als wirklichen zu begrüßen. Es schienen dazu sich jetzt wieder bei den ausgebrochenen Unruhen in Schottland Aussichten zu eröffnen. Die Torys, zu deren Häuptern der Herzog von Ormond gehörte, erhoben sich wieder gegen ihre bisherigen Besieger, unter denen Bolingbroke, der frühere getreue Anhänger Jakobs III. zu der alten Partei sich zu neigen schien. Jakob Sobieski wußte, daß die frühere Verbindung dieses berühmten Staatsmannes mit Jakob Stuart noch nicht ganz aufgehoben war, obwohl jener nach einer von dem letztern widerfahrenen Kränkung, zu seinem Gegner übergegangen mit Ehren und Wohlthaten überhäuft, doch stets wegen seiner zweideutigen Politik und den Einflüssen seiner schriftstellerischen Beredsamkeit auf das Volk gefürchtet wurde.

Wirklich waren dem Prätendenten in der letztern Zeit Nachrichten und Weisungen zugegangen, welche in Bezug auf

jenen günſtigen Conjunkturen ſtanden und ihn beſtimmten, ſich nach Genua zu begeben, dort die Criſis der in London ſich bildenden, von Ormond geleiteten Verſchwörung, die, wie er hoffte, zu ſeinem Glücke ſich entſcheiden werde, abzuwarten.

In der Abſchiedsviſite, die er dem mit ſeinen Plänen einverſtandenen heiligen Vater abſtattete, fühlte ſich dieſer aber gedrungen, ſeinem Schützlinge nochmals väterliche Vorſtellungen zu Wiederherſtellung ſeines geſtörten ehelichen Friedens zu machen. Es geſchah dies mit einer ſo eindringlichen Beredtſamkeit, daß der Betroffene nicht ungerührt davon ſich als den ſchuldigen Theil bekannte, und zu den Füßen des ihn abſolvirenden Vermittlers das Verſprechen ablegte, ſeiner Ermahnung folgen, noch heut ſeine Gemahlin im Kloſter beſuchen und die Hand zur Verſöhnung ihr bieten zu wollen.

In eine ſehr weiche Stimmung durch den Inhalt eines Briefes verſetzt, den Clementine am frühen Morgen von ihrer Schweſter Maria Charlotte erhalten, und zunächſt bewegt durch Mittheilungen, welche Lady Walpole und Miß Sheldon, ihre beiden treuen Kloſtergefährtinnen über das Ergehen ihrer Kinder eingezogen, hatte ſie mit den Vertrauten in ihre Zelle ſich verfügt und das erhaltene Schreiben ihnen vorgeleſen, da ſie bereits von ihrer Gebieterin in alle Familien-Angelegenheiten derſelben eingeweiht und mit den Schickſalen der beiden Schweſtern derſelben bekannt waren. Als die Nachricht von dem Tode der älteſten einging, die nur ein Jahr nach dem Ableben der Mutter in ihrem achtundzwanzigſten Jahre als Braut des Prinzen von Turenne ſtarb, war Clementinen der vielſagende Ausruf entſchlüpft: „O meiner Schweſter iſt ein

beneidenswerthes Loos gefallen. Wohl ihr, daß die Myrtenkrone nur ihre bleiche Stirn geschmückt."

So leicht sind die Männer getröstet! und mit dieser Bemerkung hatte sie den Vertrauten auch den Brief mitgetheilt, welcher die Vermählung jenes Prinzen mit ihrer zweiten Schwester Maria Charlotte ihr meldete, die schon vier Monate nach dem Tode der ältesten zu Straßburg vollzogen wurde, und kopfschüttelnd über diese Eile hatte sie sorglich geäußert: „Meine Schwester wird nicht glücklich werden, denn sie liebt einen andern, den Grafen von Auvergne, den Bruder ihres Gemahls, dem es gelungen, ihre erste Liebe für Michael Radzivil zu unterdrücken." Die traurige Prophezeihung der theilnehmenden Schwester aber sollte sich nicht erfüllen. Der ungeliebte Gemahl starb zehn Tage nach der Verbindung an einem hitzigen Fieber, und die Wittwe zog sich in ein Kloster zurück. Während des Trauerjahres, das sie hier zuzubringen beabsichtigte, suchte der Bruder ihres verstorbenen Gemahls das ihm von demselben mit dem fürstlichen Namen zugefallene große Erbe noch durch Aneignung seiner Wittwe zu krönen und die Bewerbung um ihre Hand blieb nicht fruchtlos. Der Papst ertheilte ihm zu der gewünschten Vermählung die Dispensation, und nach Verlauf von gerade fünf Monaten, nach dem Tode Gottfrieds von Turenne führte dessen glücklicher Bruder die Braut aus den dunklen Klostermauern an den Traualtar.

Die Ehe ward eine glückliche und mit Kindern gesegnete. In dem Briefe, den Clementine so eben erhalten, entwarf sie der Schwester ein Bild ihres häuslichen Lebens, ausgemalt mit all den Farben, welche einen tiefen Schatten auf das

Lebensgemälde der unglücklichen Schweſter warfen, die, wie ferne ihr Gemüth von jeder neidiſchen mißgünſtigen Regung war, doch nur in Wehmuth das Auge darauf heften konnte. Die Sehnſucht nach ihren Kindern war wieder ſo lebhaft durch die Schilderung, welche Maria Charlotte von ihrem erſtgeborenen Söhnchen ihr machte, angeregt worden, daß ihr Herz in das Geſtändniß ausbrach: „Ja die Mutterliebe iſt mächtiger in mir als jedes andere Gefühl, ſie wird mich antreiben, gegen meine Frauenwürde zu handeln. Kommen Sie, Miß! Sie ſollen mich zu meinen Kindern begleiten; ich weiß, Ihr Herz theilt meine Gefühle, es ſehnt ſich nach Ihren Zöglingen.“

„O wie ſehr“, erwiederte Miß Sheldon, „wie ſehr, mehr als ich's zu äußern wagte! und wie gern folge ich Eurer Majeſtät, wohin Ihr zärtliches Muttergefühl Sie führt.“

Die Damen ſtanden im Begriff, die Zelle zu verlaſſen, als die Thüre derſelben ſich öffnete und, geführt von der Aebtiſſin des Kloſters, die beiden kleinen Prinzen eintraten, Carl Eduard in die ausgebreiteten Arme der entzückten überraſchten Mutter mit den Worten eilte: Der Papa ſendet uns zu Ihnen! während ſein kleiner, achtzehn Monat alter Bruder, Heinrich Benedikt, eingeſchüchtert durch die lauten Aeußerungen ihrer Freude ängſtlich ſich umblickte, aber bald von Miß Sheldon emporgehoben, unter ihren Liebkoſungen zu lächeln anfing und mit ſeinen ſtammelnden Redeverſuchen, die zum erſtenmal das Ohr der Mutter berührten, dieſe ſo anſprach, daß ſie ſich von ſeinem Bruder losriß und den kleinen Liebling an ihr Herz nahm, worüber der erſtere eiferſüchtig ſich mit in die Umarmung

Ich wüßte doch nicht, liebe Gertrud, daß unser Sohn anders geworden wäre denn sonst; treu und fleißig seh ich ihn immer noch sich seiner ihm von Gott geschenkten holden Kunst widmen.

Das magst du wohl, entgegnete Frau Gertrud, der du blos ihn im Auge hast, wenn hier bei uns er ist; doch die Blicke einer Mutter reichen weiter und bemerken gar manches in ihrer stillen Einfalt, was denen des Vaters oft entgeht.

Nun was hast du denn bemerkt?

Das will ich dir wohl vertraun. Sieh, wenn sonst unser Walther zu Hause kam, so konnte man es ihm recht deutlich ansehn, wie wohl und heimlich er sich im elterlichen Hause befand, wie es seine Welt, auch alle seine Wünsche in sich schloß. Aber jetzt ist es nicht mehr so. Kehrt er nun zurück von dem welschen Meister, bei dem er ja fast die ganzen Tage zubringt, so ist es ihm so enge hier, so düster, er ist so zerstreut, so sinnend, als lägen Sorgen und ungereifte Entschlüsse in seiner Brust; und recht gut und klar erkenne ich, daß die Ringmauern seiner lieben Vaterstadt ihm nicht mehr genügen, ja daß wohl gar nach fernen Landen hin er sich sehnt.

Und wenn das wäre?

Ach! das ist nicht gut, wenn das Herz anfängt in der Ferne zu suchen, was im Vaterlande, unter den Seinen, näher und reiner blüht. Mir war es

drängte und dadurch Thränen der Freude der dabei ihr Unglück ganz vergessenden Mutter entlockte. Die Mahnung daran trat ihr erst erschreckend nach Ablauf der glücklichen Stunde bei Abholung der Kinder nahe. Aber das Wiedersehen hatte die Hoffnung in ihr zu einem zweiten neubelebt und den Muth, es selbst herbeizuführen, in ihr bestärkt. Als jedoch die Zelle wieder leer war, die holden Erscheinungen gleich Traumgebilden ihren Augen entschwunden waren, flossen diese noch in heißen Thränen über.

„O du Mutter der Gnaden", flehte sie, vor ihrem Betaltar sich niederwerfend und zu der Madonna ihre Augen erhebend, die, wie es ihr schien, mit lächelnden Blicken auf sie herabschaute. „Du Mutter der Gnaden, senke Trost und Ergebung in mein Herz, wenn der himmlische Vater das schwere Opfer der Trennung von meinen Kindern mir fort und fort noch auferlegen sollte"! Das Gebet war kaum ihren Lippen entflohen, als ein Geräusch in der Nähe sie aus ihrer andächtigen Vertiefung riß. Sie wendete das Haupt. Jakob Stuart, der Gemahl, der noch immer heiß geliebte, stand vor ihr, in seinen Mienen Rührung, Zärtlichkeit, Wehmuth; Gefühle, die in Wahrheit seine Brust, seine sich ihr öffnenden Arme zu bewegen schienen.

Die Ueberraschung war so groß, so mächtig, daß sie in dem hervorgebrachten Eindruck ihm die ganze Fülle der Liebe zeigte, die in Clementinens Brust für ihn lebte! in schwärmerischer Begeisterung, welche die Erscheinung des Gemahls in eine Vision verwandelnd, ihm die Züge ihres Schutzpatrons St. Georgs verlieh, dessen Bild über dem der Madonna hing.

ſank ſie zu ſeinen Füßen nieder und wollte ſeine Hände mit Küſſen bedecken.

Betroffen über eine Huldigung, die der ungetreue Mann ſo wenig verdiente, zog er beſchämt und tief bewegt die Gattin an ſein Herz mit Worten, die den alten Himmel ihrer Liebe wieder ihr zu öffnen ſchienen.

Als er hierauf zu traulichem Zwiegeſpräch wie in den erſten Jahren ihres Glückes es ſo oft geſchehen, an ihrer Seite ſich niederließ, wähnte ſie, Alles Störende, was jenen ſeligen Stunden gefolgt, ſei nur ein böſer Traum geweſen; erſt als er dieſe Erinnerung ſelbſt berührte, trat der ſüße Wahn zurück mit dem alten Schmerz, der ſeine Rechte behauptete.

„Alles, Alles will ich thun, meine geliebte Clementine", verſicherte Jakob Stuart, indem er die Hand der theuern Frau innig an ſeine Lippen zog, „Alles, was Dein Herz wieder beruhigen ſoll; die Perſonen meiner Umgebung, die Dir mißfällig ſind, werden nie mehr Dir unter die Augen treten, indem ſie ihre bisherige Wohnung in meinem Pallaſte verlaſſen ſollen. Erfülle Du dagegen meine Bitte und folge mir nach Genua, wo bald die Nachricht einer günſtigen Wendung unſres Schickſales Dich erfreuen und eine noch weitere Reiſe nöthig machen dürfte. Ich habe Briefe von Ormond und Bolingbroke, deren Inhalt mich hoffen läßt, in Kurzem den Thron meiner Väter zu beſteigen."

Thränen waren unter dieſer Rede in die Augen der Geſchmeichelten geſtiegen, während ein großmüthiger Entſchluß über ihre Lippen ſich drängte. „O mein theurer Gemahl", erwiederte ſie, „mit innigem Danke erkenne ich Ihre liebevollen

Zusicherungen, aber zürnen Sie mir nicht, wenn ich in Betreff der früher gewünschten Entfernung jener mir verhaßten Personen meine Ansicht geändert. Es geschieht in der Ueberzeugung, daß bei Ihrem großen Vorhaben, das meine Seele eben so, ich gestehe es, mit Bangen als mit Hoffnung erfüllt, Sie der Dienste des Lord Inverneß und seines Anhanges nicht entbehren können, jetzt, wo seine Feindschaft Ihnen so nachtheilig werden könnte, ihm keinen Anlaß dazu durch eine seiner Gattin meinetwegen zugefügte Beleidigung geben dürfen. Die Politik gebietet jene Rücksichten wie diese Schonung, und dieser Nothwendigkeit unterwirft sich ohne Klage das Ihnen am treusten ergebene Herz, wie groß das Opfer auch sei, welches es in dieser Versagung bringt. Denn auch unsre Kinder werden Sie begleiten — doch der Segen der zurückbleibenden Gattin und Mutter, ihre Gebete werden den Entfernten folgen. Möchten Gott und die Heiligen sie erhören und Alles, wie der Ausgang auch sei, zu unserm Heile lenken."

Die Stirn des weltlich gesinnten Mannes überschattete ein leichtes Wölkchen bei diesem Schlusse ihrer Entgegnung, und nachdem er noch eine Stunde lang vergebens versucht, sie zu widerlegen, bald von Bewunderung erfüllt über die Aufopferungsfähigkeit der ihn heiß liebenden Frau, angezogen von der holdseligen Anmuth ihres Wesens, bald abgestoßen von der klösterlichen Verschleierung und Unterdrückung ihrer weiblichen Liebenswürdigkeit und den natürlichen Regungen des Gefühls, erhob er sich endlich, Abschied von ihr mit der zärtlichen Aeußerung zu nehmen: daß er hoffe, ihre Weigerung ihm zu folgen noch zu besiegen.

„Sie iſt eine Heilige", ſagte die Aebtiſſin, als ſie ihm das Geleite gab, und er dachte, o wäre ſie es nicht, wir würden glücklicher ſein! „Sie hatte", ſetzte die fromme Dame hinzu, „in unſerm Kloſter eine ſolche Gunſt erlangt, daß wir ſämmtlich bereit ſind zu ihrem Dienſte unſer Leben zu opfern."

Auch hierauf gab der Prinz in ſeinen Mienen eine Antwort, welche verrieth, wie wenig Werth er auf dieſe Ergebenheit legte, und wie ſehr die Anläſſe dazu ſeinen Wünſchen und Geſinnungen entgegen. Dennoch ſchien ein anderer Geiſt ſeit der Zuſammenkunft mit ſeiner Gemahlin über ihn gekommen zu ſein; ſeine Leidenſchaft für Lady Inverneß war völlig erkaltet und ihr Gemahl bei ihm in Ungnade gefallen. Trugen Ueberdruß und Veränderlichkeit ſeines Charakters auch vielleicht das ihrige zu der Entfernung der unwürdigen Günſtlinge bei, wovon er die Gemahlin ſelbſt in einem Briefe mit der Verſicherung unterrichtete, daß ſeine Beweggründe dazu ihre Beſorgniſſe aufgewogen, ſie war jetzt gern geneigt, jene anzuerkennen und ſie ſeinem beſſern Gefühl zuzuſchreiben.

In Rom erregte die Nachricht ſeiner Bekehrung, beſonders unter den Freunden ſeiner Gemahlin eine angenehme Senſation. Der Beſuch im Kloſter hatte Wunder gewirkt, und wie verlautete, hatte der h. Georg dabei ſeine Hand im Spiele. Man erzählte ſich, daß er in ſichtbarlicher Erſcheinung aus dem Rahmen des Bildes tretend die Hände der getrennten Gatten wieder vereinigt habe. So geſtaltete ein vages Spiel der Phantaſie, wovon eine Kloſterſchweſter Kenntniß genommen und für deſſen Verbreitung Sorge getragen, ſich zu einem Faktum, welches für das Kloſter, in welchem es vorgegangen, nicht ohne erſprießliche Nachwirkung blieb

und einigermaßen die Betrübniß der frommen Schwestern über die Trennung von der Prinzessin beschwichtigte. Sie hatten gehofft, die schwer von ihrem Gemahl Gekränkte werde sich von ihm lossagen und ein Mitglied ihrer heiligen Verschwisterung werden.

Ein Schreiben des Prätendenten an den h. Vater, worin er diesem als gehorsamer Sohn versicherte, seinen Söhnen fernerhin nur Erzieher katholischer Confession geben zu wollen, nachdem er bereits den bisherigen protestantischen entlassen und damit auch dem Wunsche seiner Gemahlin begegnet zu haben glaube, vollendete den günstigen Eindruck der vorangegangenen Nachrichten. Benedikt bevollmächtigte sogleich den Cardinal Imperiali zu seinem Gesandten an die Prinzessin, um die Bedingung ihrer Versöhnung mit dem Gemahl festzustellen.

Wie sich erwarten ließ, fand der Gesandte ein günstiges Feld für seine Vermittlungsversuche, nachdem die störenden Hindernisse aus dem Wege geräumt und den politischen Bedenklichkeiten Clementinens der Gemahl die Festigkeit seines Entschlusses entgegengesetzt. Das Zartgefühl der Frau aber erschrack, als der Cardinal sie aufforderte, die Versöhnungsbedingungen, die längst ihr Herz unterschrieben, in eine äußere bindende contraktmäßige Form zu fassen. Das schöne sinnende Auge auf den erfahrenen Freund geheftet, welcher die Nothwendigkeit der ihrem Gefühl widersprechenden Maßregel auseinandersetzte, saß sie demselben gegenüber, unter den schweren Erwägungen das Haupt auf den linken Arm stützend, während ihre rechte Hand, die ihr vom Cardinal gereichte Feder hielt, ohne das vor ihr liegende weiße Blatt zu beschreiben.

„Muß ich denn?“ fragte ſie noch einmal ſchwankend und legte die Feder nieder.

„Ja, Sie müſſen!“ erwiederte der Cardinal ernſt, „es handelt ſich um das Glück, um das Seelenheil Ihrer Kinder.“

„Nun wohl“, erwiederte ſie entſchloſſen, die Feder ergreifend, „ſo diktiren Sie mir!“

Der Cardinal fand ſich dazu bald bereit, und als er die Hauptpunkte in Betreff der confeſſionellen Erziehung der Söhne des Prätendenten ihr in die Feder diktirt, legte er in dem Nachſatze ſeine Verehrung für die Mutter derſelben an den Tag, indem er für ſie das erſte Recht der Oberaufſicht über ihre Kinder verlangte, eine Bedingung, die ſehr mit den Wünſchen des Mutterherzens in Einklang ſtand, um andern Rückſichten einen widerlegenden Einſpruch geſtatten zu können.

Als der Cardinal nach Beendung des Geſchäftes ſich auch bei der Aebtiſſin des Kloſters empfahl und im Namen des heiligen Vaters in ſalbungsreichen Redensarten für die ſeiner königlichen Schutztochter erwieſene Aufnahme dankte, äußerte ſie ihm dagegen etwas kalt, daß ſein übernommenes Vermittler-Amt ſchwerlich der heiligen Cäcilie, der Patronin des Kloſters angenehm geweſen ſein dürfte, allein der Cardinal tröſtete die beſorgte Kloſterfrau mit der Verſicherung, daß die h. Cäcilie in einſichtsvoller Erwägung, das geſchützte Seelenheil der beiden Söhne des rechtmäßigen Königs von England höher als den Verluſt anſchlagen werde, den ihr Kloſter in der von ihr bedauerten Verſöhnung der beiden Gatten erlitten. Die Aebtiſſin verbarg unter einem erzwungenen Lächeln ihre Empfindlichkeit über dieſe Entgegnung, und erſt in den an die

Prinzeſſin gerichteten Abſchiedsworten ließ ſie dieſelbe hervorblicken. Nachdem ſie der Scheidenden den Segen ertheilt, ſagte ſie: „Wir entlaſſen Sie, meine Tochter, in Wehmuth über die Trennung, aber mit dem Wunſche, daß Sie nie dieſelbe bereuen möchten und mit der Zuverſicht, daß, wenn dereinſt, was wir nicht fürchten wollen, die Sterbeglocke Ihres gehofften Glückes an der Seite Ihres wankelmüthigen Gemahls in Ihren Ohren wieder ertönen ſollte, Sie des troſtvollen Saitenſpiels der heil. Cäcilie eingedenk, zu dieſer Ihre Zuflucht wieder nehmen werden"! —

Dieſe ſchon wie ein Sterbeglöcklein tönenden Entlaſſungsworte, die in der Bruſt der Prinzeſſin einen tiefen Anklang gefunden, verhallten nicht in ihr unter den theilnehmenden Aeußerungen ihrer Freunde, die gegen die eigne Ueberzeugung ihren inneren Beſorgniſſen widerſprechend, ſich bemüheten ihren Glauben an die Beſtändigkeit ihres Gemahls, an die Aenderung ſeiner Sinnesweiſe zu befeſtigen. So beeiferte man ſich, auch ihr die letzten Tage ihres Aufenthalts in Rom vor der beabſichtigten Reiſe nach Genua durch alle nur möglichen Aufmerkſamkeiten angenehm zu machen, und faſt der ganze ihr ergebene römiſche Adel begleitete die Scheidende bis zur nächſten Station. So huldigend kam man ihr auch in Genua entgegen, und obwohl den erſten Glanz der Jugend und Schönheit ihre Seelenleiden abgeſtreift, ſo war dafür jener verklärende Schimmer, den ein edles Leid ſelbſt Zügen verleiht, die nie auf Schönheit Anſpruch machen können, eingetreten und machte ihre Erſcheinung zu einer engelhaften, ätheriſchen. Man ſah in ihr eine Madonna, und fühlte ſich verſucht, das Knie

vor ihr zu beugen, wenn ſie den holden jüngſten Knaben im Arm auf dem Balkon ihres Pallaſtes erſchien.

Jakob Stuart war kurz vor ihrer Ankunft durch den Empfang wichtiger Depeſchen genöthigt worden, eine Reiſe nach Lothringen und Frankreich zu unternehmen und ſeine Abweſenheit dauerte mehrere Monate. Allein erträglich wurde ihr dieſelbe nach der ertragenen Abweſenheit ſeiner Liebe und unter den ſüßen Beſchäftigungen mit ihren Kindern, denen ſie die treuſte Sorgfalt widmete, dabei aber jene religiöſen Pflichtübungen nicht verſäumte, die während ihres klöſterlichen Aufenthaltes ihr zum Bedürfniß geworden. Doch ging ihre Frömmigkeit nie in müſſige Beſchaulichkeit über, ſondern bewährte ſich in thätiger Menſchenliebe, in Unterſtützung armer Familien, denen ſie die Erſparniſſe ihrer mäßigen Lebensweiſe zuwandte und in nützliche und brauchbare Gegenſtände mit eignen Händen verarbeitete. Sie trugen die Spuren dieſer Beſchäftigung, als der Gemahl, von ſeiner Reiſe zurückgekehrt, die Hand der geliebten Frau erfaßt und betroffen über die wahrgenommenen Makel an derſelben, die ihn in dem rauhen durchſtochenen Zeigefinger berührt, die ſanft darüber lächelnde, Gattin anblickte. Allein die neue Stufe, die ſie bei Erklärung des Räthſels in ſeiner Achtung erſtiegen, führte nicht mehr zu der Höhe der erſten Liebeswärme empor. Es beſtätigte ſich auch hier bei der Wiedervereinigung der beiden Gatten die bekannte Erfahrung, daß die moraliſche Verſchiedenheit ein ewiges Hinderniß wahrhafter Vereinigung bleibt, und tiefe Riſſe auch nach ihrer Heilung ſchmerzende Narben zurücklaſſen, beſonders wenn kein Balſam des Glückes eine Linderung

bewirkt, ſondern der Froſtſchauer widriger Verhältniſſe ihre Empfindung verſtärkt.

Die Hoffnungen, welche den Prätendenten nach Genua geführt, waren wie alle früheren wieder in Dunſt zerronnen. Auch die kurze ſcheinbar günſtige Criſis, welche bei dem unerwarteten Tode Georgs I. im Jahr 1727 eintrat, täuſchte die Bemühungen der Jakobiten, wie man die Stuartſche Partei nannte, den Prätendenten auf den erledigten Thron zu heben. Die mächtige Gegenpartei behauptete ſich in ihren gewonnenen Rechten. Der Prinz von Wales beſtieg als Georg II. den Thron von Großbrittannien und befeſtigte ſich auf demſelben durch ſeinen königlichen Charakter ſo gut, daß an eine Wiedereinberufung des vertriebenen Stuarts nicht mehr zu denken war.

Der Prätendent ſchien ſich nach dieſer letzten Täuſchung in ſein Geſchick ergeben zu haben. Er verließ mit ſeiner Familie Genua und ging nach Bologna, von wo er jedoch im Mai 1729 wieder nach Rom zurückkehrte, um dort ſeinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen.

Der h. Vater empfing das verſöhnte Ehepaar, als es ihm in Vereinigung einen Beſuch abſtattete, mit großer Herzlichkeit, die vorzüglich der Prinzeſſin ſich zuwendete. Er belobte ihre Frömmigkeit, ihre Demuth, ihre wohlthätigen Werke, wovon er Kenntniß erhalten, unterließ dabei aber nicht, in väterlicher Weiſe Jakob Stuart zu ermahnen, den Frieden einer ſo verehrungswürdigen Gemahlin nie mehr durch Verirrungen, wie die begangenen, in Zukunft zu ſtören.

Clementine ahnte unter dieſen gut gemeinten, aber nicht klugen Verhaltungen in ihrer Gegenwart den ungünſtigen

Eindruck, den ſie nach den ihr ertheilten Lobeserhebungen auf das Gemüth ihres Gemahls üben würden, und ſie irrte ſich nicht. Er zeigte von dem Tage an ſich ſichtlich erkaltet gegen das Muſter der Frauen, wie Benedikt die Prinzeſſin genannt, und ſeine alte Neigung erwachte, vielleicht ein Erbfehler, der von ſeinem Vater auf ihn übergegangen, Liaiſons mit Damen anzuknüpfen, die gleich der früheren Geliebten, ſich ſehr geneigt dazu zeigten. Im Wechſel dieſer mit andern ſinnlichen Genüſſen ſich vereinigenden Zerſtreuungen, beachtete er die dadurch entſtandene Zerrüttung ſeiner Finanzen nicht und wendete in ſeinem Leichtſinn, während er fortfuhr, ihm Opfer zu bringen, das Auge von den Entbehrungen, unter denen ſeine Gemahlin litt. So viel als es möglich hatte ſie ſich bereits von geſelligen Verbindungen zurückgezogen und ihren Umgang nur auf wenig vertraute Perſonen, zu denen die Prinzeſſin Piombino, eine ihr ſehr ergebene Dame, gehörte, beſchränkt. Dieſe trug Sorge, den Papſt von der dürftigen Lage ihrer beklagenswerthen Freundin in Kenntniß zu ſetzen, und dieſer beſchloß ſogleich, einen Theil der ihrem Gemahl bewilligten Apanage ihr zukommen zu laſſen. Von dieſem wohlthätigen Vorſatze ſie zu benachrichtigen und das Demüthigende deſſelben durch einen Achtungsbeweis zu mindern, hatte Benedikt das Cardinal-Collegium beauftragt, ihr einen ceremoniellen Beſuch abzuſtatten. Die hohen Herren konnten ein Lächeln nicht unterdrücken, als ſie beim Eintritt in den Pallaſt der Königin von England nur von zwei Bedienten empfangen wurden, deren defekte Livreen von der hier herrſchenden Dürftigkeit zeugten, allein dies ironiſche Lächeln wich einer edlern

gleich nicht recht, daß Walther ſich ſo ſehr an den fremden Meiſter ſchloß, und alles übrige darüber zu vergeſſen ſcheint, was ſonſt ihm doch die meiſten Freuden gewährte, ſogar die treuen ſchönen Geſänge, die du ihn gelehrt, die er in ſein Gemüth aufnahm, und ſo herzlich nachahmte, daß ohne Rührung man ihn nicht vernehmen konnte. Was jetzt er dichtet und ſingt, iſt in fremder Mundart und Weiſe, mag auch ſchön ſeyn, iſt aber doch nicht ſo herzlich.

Liebe Gertrud, ſprach hierauf Meiſter Winfried, was dich wundert und betrübt, iſt nur der Ordnung der Dinge angemeſſen. Wenn dem Knaben der Eltern Haus die Welt war, ſo kann dem Jüngling ſie es nicht mehr ſeyn, und das iſt gut, denn der Menſch ſoll ſich umſehen unter ſeines Gleichen, damit er auch fremdes Gute lerne und ehre, um einſt als Mann auf den heimathlichen Boden es zu verpflanzen, damit es auch da Früchte tragen und er ſeines Gottes Güte in ihren mancherlei Formen erkenne und bewundere. Will Walther ausziehen in die Welt, ſo ſoll mein beſter Segen ihn begleiten. Auch ich zog ja einſt, von geheimer Sehnſucht getrieben, hinaus, und mag wohl ſagen, daß meines Lebens beſten Theil ich dieſem Triebe verdanke, denn ich fand ja dich und all' mein Wiſſen da. Und nur lieber und ehrenwerther wird dann die Heimath, haben Fremdes wir einige Jahre geſehen.

mitleidigeren Regung, als ſie in das prunkloſe Gemach der Titular-Königin traten, und die Majeſtät der edlen Frau, unabhängig von allem äußeren Glanze ihnen in ihrer immer noch bezaubernden Erſcheinung, erhöht durch den Nimbus der Mutterwürde, entgegenleuchtete. Umgeben von ihren Kindern, mit deren Unterricht ſie ſich ſo eben beſchäftigte, empfing die Fürſtin die im Purpur erſcheinenden Cardinäle, und ſtieg auch der Purpur der Beſchämung auf ihre Wangen, im Blick auf die ärmliche, die Honneurs machende Dienerſchaft, und entſchlüpfte ihren Lippen auch dabei die Aeußerung, ſie bedaure keinen Cavalier zu haben, um ihren Dank für die ihr gewordenen Achtungsbeweiſe dem Cardinal-Collegium, ſo wie für die gute Abſicht Sr. Heiligkeit zu Verbeſſerung ihrer Lage in ſchicklicher Weiſe abſtatten zu laſſen. Es lag in dieſen Worten ſo viel Würde, daß die demüthigende Bezüglichkeit derſelben darunter verſchwand und auf die, an welche ſie gerichtet waren, ihren eigenthümlichen Einfluß nicht verfehlte.

Einige Jahre waren wieder verfloſſen, und in dieſem Zeitraume hatten ſich die Gefühlsſtürme in dem Herzen der unglücklichen Frau mehr und mehr gelegt. Ein Brief ihrer geliebten Tante, der Churfürſtin von Baiern, kurz vor deren Tode geſchrieben, hatte in ſeinem rührenden zur Ergebung mahnenden Inhalte zu jener Beſchwichtigung viel beigetragen. Die Ruhe der Reſignation war über die junge Dulderin gekommen, ſprach aus ihren Zügen, aus ihren Worten und Handlungen, und wenn der Gemahl von ihrem engelhaften Ausdruck ergriffen ſich gedrungen fühlte, ihr Verſicherungen zu machen, die er in der nächſten Stunde unter andern zauber-

haften Einwirkungen vergaß, wies ſie dieſelben nicht mehr wie früher mit froſtigem Ernſt zurück, ſondern hatte für Aeußerungen, auf die ſie keine Anſprüche mehr machte, die ihr aber in Erkennung des Antriebes wohl thaten, immer ein dankbares Lächeln bereit.

Um einer der Seelenmeſſen beizuwohnen, die in der St. Peterskirche zum Andenken ihres Oheims, des im Jahre 1732 verſtorbenen Churfürſten von Mainz, Franz Ludwig, des frühern Churfürſten von Trier und Fürſt-Biſchofs von Breslau und Neiſſe ſtatt fanden, hatte ſich Clementine eines Tages im tiefen Trauergewande nach der Baſilika verfügt. Hier kniete ſie an demſelben Altar, an welchem einſt der ſtill Geliebte neben ihr ſich niedergelaſſen und ihr Herz dadurch in ſtürmiſche Bewegung geſetzt, deren Verräther ihre glühenden Wangen geworden. Heut nur durchrieſelt von der eiſigen Kälte des Marmors, den ohne die Unterlage eines Kiſſens die Knie der zarten kränkelnden Beterin berührten, vermied ſie nicht wie damals ihre Blicke ſeitwärts bei der Wahrnehmung zu wenden, daß ein Mann in ihrer Nähe ſich niedergelaſſen. Aber dennoch fing ihr Herz an zu pochen, als ihre Blicke denen eines bekannten Antlitzes begegneten, das gleich dem ihrigen nicht mehr die Lebensfarbe der Jugend und des Glückes trug. Es war der Dichter Johannes von Roſenroth. Die heilige Handlung der eben begonnenen Meſſe geſtattete, nach dem flüchtigen Blicke der Erkennung keine weitere Annäherung, und nach Beendigung des Gottesdienſtes war der bleiche Mann von der Seite der Prinzeſſin wie ein Schatten entſchwunden, beinahe wie in der träumeriſchen Viſion in der Nacht, wo ſie zu Inspruck der

Schall des Posthorns aus derselben weckte. Länger aber als damals gedachte sie heut derselben; ihre Andacht war gestört, mit bewegtem Gemüth, mit dem Wunsche, den Freund ihrer Jugend sprechen zu können, Nachricht von ihm über ihre treue Anna zu erfahren, kehrte sie in ihren Pallast zurück, beim Aufschauen zu dem über den Portal in haut relief befindlichen heiligen Aposteln der naiven Aeußerung ihres ehemaligen Hoffräuleins, daß sie beim Anblick des Bildnisses eines h. Johannes stets ihres gleichnamigen Geliebten gedenken müsse, sich erinnernd.

In Vermuthungen sich ergehend, welche Ursachen wohl den Dichter zu der weiten Reise nach Rom veranlaßt haben möchten, und der Hoffnung sich hingebend, daß er gewiß nicht unterlassen werde, ihr bald seine Aufwartung zu machen, Grüße von seiner Frau, Nachrichten über sein häusliches Glück, vielleicht auch ihm ertheilte besondere Aufträge ihres Vaters zu bringen, der wieder mit dem Kaiser versöhnt, seinen Aufenthalt in Ohlau genommen und in den Besitz der ihm einstweilen vorenthaltenen Einkünfte getreten, verbrachte Clementine die Stunden des Tages, und auch als sie zur Nachtruhe sich niederlegte, umgaukelten sie noch die Vorstellungen ihrer Erwartung in wirren Traumgebilden. Nach kurzem unerquicklichen Schlummer erhob sie sich früher als gewöhnlich, und zu stiller Verwunderung ihrer Kammerfrau verweilte sie heut trotz der Klage über Migräne bei der Toilette so lange, als habe sie einen Staatsbesuch vor. Dies Erstaunen aber vermehrte sich, als die sonst nie launenhafte Gebieterin nach Vollendung ihres Anzuges die schwerseidene hellfarbige Robe mit einer dunklen, wollenen, die sie als Hauskleid täglich zu tragen

pflegte, wieder zu vertauſchen verlangte. Die Erklärung dieſer Veränderlichkeit lag in der Antwort, welche die Fürſtin der Kammerfrau auf den gewagten Einſpruch: daß die erſtere Robe viel beſſer ſie kleide, ertheilte.

„Du irrſt Dich", ſagte ſie, „die abgeſtreifte Jugend und Schönheitsblüthe wird durch keinen bunten, den Mangel verbergenden Blätterſchmuck erſetzt, er kann nur beleidigend in das Auge fallen, das jenen einſt bewundert."

Bei den Reminiscenzen, in welche Clementine ſich vertieft, war es kein Wunder, daß auch der Gedanke ſie beklemmte, wie betroffen der Freund über ihre, ſeiner Vorſtellung gewiß ſehr widerſprechenden äußern Verhältniſſe ſein werde. Die Erwartung eines königlichen Beſuchs hätte kaum ähnliche Gefühle in ihrer Bruſt erzeugt. So kam die Mittagsſtunde heran, und kurz vor derſelben trat der unbedeutende Mann in den Pallaſt, eine Audienz bei Ihrer Majeſtät, der Königin von England nachſuchend.

In einer faſt fieberhaften Aufregung, die wohl zum Theil Folge der am vorigen Morgen in der Kirche davon getragenen Erkältung war, empfing die Prinzeſſin den Angemeldeten, deſſen Gemüthsbewegung, als er vor der angebeteten Frau erſchien, derſelben nicht entging, war ſie auch weit davon entfernt, die wahre Urſache derſelben zu errathen, die ſie in ihrer Anrede ahnungslos berührte.

„Es iſt lange her, Herr von Roſenroth"' ſagte ſie, nachdem ſie ihn genöthigt, vor ihr Platz zu nehmen, „ſeit wir uns im Eichenwalde zu Pöpelwitz das letztemal ſahen, Sie als dienſtfertiger Cavalier die Enveloppe der Prinzeſſin von Polen

und zugleich für deren Unterhaltung in so interessanter Weise trugen. Erzählen Sie mir heut, ich bitte vor Allem, ob die Sorge Penaten dem Dichter gelächelt und seinen Musensitz in den Tempel glücklicher Häuslichkeit, wie ich hoffe, verlegt. Mein ehemaliges Hoffräulein hat seit Jahren nicht mehr an mich geschrieben, und gern schreibe ich ihr Stillschweigen angenehmen Verhinderungen zu, mit deren Angabe Sie mich erfreuen werden."

Der Dichter war unter dieser Rede sehr bleich geworden, und seine Stimme zitterte ein wenig in der gegebenen Antwort. „Nach dem Beweise des guten Gedächtnisses", hub er an, „das so eben Ihre Majestät mir höchst erfreulich in jener Reminiscenz des Spazierganges im Eichwalde zu Pöpelwitz an den Tag gelegt, darf ich glauben, daß Sie Sich noch einer Stelle jener dort gepflogenen Unterhaltung erinnern werden, nämlich der Worte des Dichters, welcher die Entstehung seines Wesens unter andern mit den räthselhaften, sich selbst widersprechenden Gefühlen der Menschenbrust verglich, die das enge Gehäuse, Herz genannt, in ihrem Wechsel beengen und oft zersprengen. Diese Andeutung möge Ew. Majestät das Räthsel lösen, daß ich nicht Anna's Gatte geworden, daß sie den Schleier genommen, das Klostergelübde abgelegt; daß ich unvermählt geblieben, meinen früheren religiösen Ueberzeugungen untreu geworden und zur allein selig machenden Kirche übergetreten bin, die Reise nach Rom unternommen und hier, in tiefe Betrachtungen versenkt,. zum erstenmal das Grabmal des Mannes besucht, der in seiner Demuth, in seiner richtigen Ansicht aller irdischen und weltlichen Größe die Inschrift

dafür bestimmt: „Ein Gewürm im Leben, Staub im Tod!" *)

Das Antlitz der Prinzessin nahm unter diesem Bescheide mehr und mehr den Ausdruck des Erstaunens darüber an. „Ihre Mittheilungen", sagte sie nach einer Pause, „haben mich sehr überrascht, ich werde Zeit brauchen, über die Beweggründe Ihrer Handlungsweise nachzudenken, verweisen Sie mich auch auf das Wort, welches Alles erklärt."

Der Dichter faßte bei dieser Entgegnung unwillkührlich an sein Herz, als wolle er damit den Ausbruch des darin unruhigen Elementes zurückdrängen. „Ja, dies erklärt Alles!" commentirte er die Aeußerung der Prinzessin, die noch ganz im Dunkel des Räthsels die zu Tage liegende Lösung nicht auffand. Nachdem sie dem Gespräch eine andere Wendung in Fragen nach dem Befinden ihres Vaters, ihres Oheims gegeben und befriedigende Antwort darauf erhalten, ließ sie ihre beiden Söhne herbeirufen, um sie dem Freunde vorzustellen.

„Ist das unser neuer Gouverneur", fragte Carl Eduard, als er den Fremden einige Minuten ins Auge gefaßt und nach der wohlgefälligen Musterung seiner Persönlichkeit die Hand ergriffen, worauf der jüngere Bruder, dem Beispiel folgend, die andre des Dichters erfaßte.

„Ich wünschte, meine lieben Söhne, diese Frage mit Ja beantworten zu können", erwiederte Clementine, mit einem auf den Dichter gerichteten Frageblick.

„Dies würde nur von Ew. Majestät Willen abhängen", versetzte der innerlich Betroffene. „Ich bin Herr meiner Zeit, und

*) Die Inschrift des Grabsteines Alexander Sobieski's.

vielleicht würden meine Kenntniſſe dem ehrenvollen Zutrauen entſprechen!"

„Nun, ſo wollen wir meines Sohnes Frage als einen Wink des Himmels betrachten und ihm Folge leiſten", ergänzte raſch die Prinzeſſin; „mein Gemahl", fuhr ſie fort, „wird nichts dagegen einzuwenden haben; — ich werde mich darüber mit ihm berathen und mich freuen, Sie zu Einholung des Beſcheids und der übrigen Verhandlungen in einigen Tagen wieder hier zu ſehen."

„Ja, auf Wiederſehen! auf Wiederſehen!" riefen die Prinzen, die in ihrer kindlichen Weiſe ſchnell Vertrauen und Zuneigung für den fremden Mann gefaßt, der mit Augen voll Liebe ſie anblickte, deren melancholiſche Tiefe ſie nicht verſtanden.

Als Johannes von Roſenroth das Zimmer verlaſſen und durch die Straßen Roms ſeiner entlegenen Wohnung an der porta del popolo zuſchritt, war ihm ſo leicht, ſo ſelig zu Sinne, als werde er von den Engeln getragen, die überall, wohin er ſeine Augen richtete, in Fresken und Sculpturen der Gebäude ihm ihre Arme entgegenſtreckten. Heut erſt fühlte er ſich in Rom, obwohl er ſchon ſeit drei Wochen dort verweilte.

Noch am Abend deſſelben Tages fand ſeine Gönnerin Veranlaſſung, die ihm ertheilte Zuſage zu erfüllen, indem ihr Gemahl in Mißlaune über das eingereichte Entlaſſungsgeſuch des Ritters von Ramſay*), der das Amt eines Gouverneurs

*) Der Ritter von Ramſay, ein Schotte von Geburt und treuer Anhänger der Stuarts, blieb auch nach Niederlegung der bei dem Prinzen eingenommenen Stelle, für den er die Reiſen des Cyrus geſchrieben, dem Hauſe befreundet, indem er den vortheilhaften Antrag, Hofmeiſter des Herzogs von Cumberland zu werden, ablehnte.

bei dem Prinzen Carl Eduard seit einem Jahr bekleidete, die Aeußerung hinwarf, daß die Besetzung der Stelle ihm eine sehr unangenehme Sorge, besonders, da er weder im Stande, noch gesonnen sei, die großen Ansprüche der Candidaten, welche sich bereits darum beworben, zu befriedigen. Auf dem so günstig zu dem beabsichtigten Vortrage gebahnten Wege fand derselbe in gewinnender Einkleidung ein willig Gehör, und die Fürstin durfte an der Genehmigung der getroffenen Wahl nicht zweifeln, da sie wie der Gemahl erklärte, von dem Gutachten des gelehrten Ritters von Ramsay abhängen solle, dem er die Prüfung der Qualitäten des empfohlenen Stellvertreters übertragen wolle.

Es war im Spätherbst 1734, als Jakob Stuart in das Zimmer seiner Gemahlin zu einer Stunde trat, wo der Hofmeister seiner Kinder, der zuweilen das Amt eines Vorlesers bei ihr bekleidete, damit eben beschäftigt war. „Bleiben Sie, Herr von Rosenroth", sagte der Prätendent, als der Genannte bei seinem Eintritt das Buch niederlegte und sich entfernen wollte. „Mein Besuch wird nur auf kurze Zeit die Lectüre unterbrechen, und Sie dürfen unbedenklich Zeuge meiner Unterhaltung mit Madame St. George sein, wie meine Königin hier so gern sich nennen hört. Ich erscheine aber in Wahrheit heut als ihr Gebieter, um die angestrengten Beschäftigungen ihr zu untersagen, die, wie der Arzt mir versichert, ihre Gesundheit untergraben, ihr Leben gefährden. Die täglichen Besuche in den Klöstern und Kirchen, Bußübungen, deren sich die zarte engelreine Frau meiner Sünden wegen unterziehet, Arbeiten, wie sie der Constitution einer Handwerkerfrau angemessen, müssen durchaus eingestellt werden. Diese Leinwand, — er

hob bei diesen Worten einen Linnen empor, an welchem Clementine nähte — „o mein Himmel, so schwer, als ob es Segeltuch und bestimmt für das Schiff unserer Ueberfahrt nach England sei; und dieses dunkle, das rosige Incarnat Ihrer Hände schwärzende Garn in dem Gewebe der Stricknadel-Maschinerie, ich möchte Alles der Flamme des Kamins sogleich überliefern!"

„Sie würden", lächelte Clementine, „dadurch mir weher thun, als diese groben Materialien bei ihrer Verarbeitung es vermögen."

„Ja, ich verstehe, durch die dadurch bewirkte Beleidigung Ihrer Geruchsnerven", fiel Jakob Stuart lachend ein.

„Dadurch nicht allein", versetzte die Gattin, indem sie die ergriffene Hand ihres Gemahls an ihre Lippen zog, „weh würde diese liebe Hand mir thun durch die Entziehung meiner Freude, die armen Leute zu beschenken, welche dieser Gaben hier so sehr bedürfen."

„Ach, lassen Sie die Klosterfrauen dafür Sorge tragen, das ist eine Geschäfte für dieselben, meine Frau ist nicht dazu geboren; Höheres muß diese beschäftigen. Aber, was lesen Sie ihr vor, darf man wohl von der Lectüre Kenntniß nehmen?"

Der Prinz langte bei diesen Worten nach einem der auf dem Tische liegenden Bücher und erfaßte zufällig die poetischen Produktionen des Vorlesers. Die Wahl war eine unglückliche.

„Wie", fragte Jakob Stuart, nachdem er eine ziemliche Weile bei seiner geringen Kenntniß der deutschen Sprache seine Augen auf das Titelblatt geheftet, „Gedichte von Johannes

Knorr von Rosenroth, und zugeeignet, wie die handschriftliche Nachschrift lautet, der durchlauchtigsten Prinzessin Clementine von Polen, am 15. April 1719."

„Das war ja wohl der Tag, an welchem Sie mir im Eichenwalde zu Pöpelwitz berichteten, daß mein hochwürdigster Oheim meinen kleinen Musensitz im Schlößchen Ihnen überlassen habe?" fiel die Prinzessin fragend ein.

„Sie besitzen ein bewunderungswürdiges Gedächtniß, Madame", bemerkte Jakob Stuart mit gerunzelter Stirn.

„Es darf Sie dies nicht befremden", versetzte die Gemahlin sanft. „Den Tag nach dieser Mittheilung wurde mir die bedeutendste meines Lebens von Seiten meines Vaters gemacht, Ihre Werbung um meine Hand!"

Jakob Stuart erwiederte darauf nichts, er blätterte zerstreut in dem Buche und erfaßte endlich ein darin liegendes, mit einem Gedicht beschriebenes Blättchen. „An Chloe!" sagte er, „welch ein seltsamer Name! Der Curiosität wegen möchte ich den Inhalt wohl kennen, allein meine Sprachkenntniß reicht nicht dazu aus. Sie, meine Theure, sind mit dem Geiste meiner Muttersprache so vertraut, daß ich Sie wohl um eine Uebertragung desselben aus der ihrigen ersuchen darf, und wenn das Couplet mich ansprechen sollte, möge es Herrn von Rosenroth freistehen, mir das Vergnügen einer italienischen Uebersetzung zu machen."

Die Prinzessin nahm das ihr wohlbekannte Gedicht zur Hand, über welches sie bereits in Insbruck nicht allzu günstig sich geäußert, und diese Erinnerung gab ihr bei der Aufforderung einen Anstrich von Verlegenheit, der bei der Lösung ihrer

Ach! aber nach Welschland steht ihm der Sinn! Noch weniger könnte ich unserm Sohn es verargen, wenn seines Herzens Wünsche ihn dahin ziehn, in das heitre Land der Melodien und Gesänge, denen er ja sein Leben ganz geweiht hat; denn wohl mag viel er noch da lernen und kann dereinst dann in treuen deutschen Weisen Italiens zarten Liedergeist seinem Volke verkünden und des Südens duftende Blumen auf den schönen heimathlichen Boden übertragen.

Dort wohnen die Ränke und der Trug, und zieht er dahin, so kehrt er wohl nicht so — vielleicht nimmer wieder! Wie soll er mit seinem Kindesherzen da bestehen? —

Die Erde ist überall des Herrn, überall wohnen Gute und Böse, und den Frommen und Reinen umschweben die Engel des Höchsten in jeder Zone. Darum, trautes Weib, will Walther uns verlassen, so mag er ziehen und unser Segen mag ihm folgen, damit nach einiger Jahre Trennung wir ihn durch Gottes Hülfe, an Geist und Wissen reicher, mit frohen, freudigen Gefühlen wieder ans Herz drücken mögen.

Wenn du es auch willst, so muß ich mich wohl ergeben, und will nur Gott bitten, daß fromm und gut er wiederkehrt; denn deutlich seh' ich in seinem Benehmen seines Herzens glühenden Wunsch. Doch, horch! eben kannst du ihn von ihm selbst vernehmen; ich höre, daß er auf seinem Zimmerlein die Weise wie-

Aufgabe nicht zu verkennen war, und dem Gemahl befremdlich auffiel.

„Die Dame", fragte er, den Dichter fixirend, „an welche Ihr poetischer Gefühlserguß gerichtet ist, muß wohl sehr schön, sehr reizend, ein wahrer Engel gewesen sein, wenn Sie die Farben nach Dichterweise nicht zu stark aufgetragen haben."

„Keinesweges!" versetzte unbesonnen der Befragte; „meine Schilderung erreichte die Wahrheit des Ideals nicht."

„Die arme Anna!" fiel Clementine ein, „so schmeichelten Sie ihr und so zerrannen die Zauberfarben der dichterischen Huldigung in Dunst?"

„Ihr war das Gedicht nicht zugeeignet, und ich fürchte nicht, daß sie so eitel gewesen sein sollte, dies zu glauben", versetzte der Poet so unvorsichtig wie zuvor.

„Und doch sandten Sie ihr dasselbe in einem Briefe zu", bemerkte die Prinzessin, den Dichter fixirend.

„Und Sie nahmen Kenntniß davon", fragte ihr Gemahl mit dem Ausdruck mißfälliger Verwunderung.

„Ja", entgegnete Clementine, „denn der Brief war an das Mädchen gerichtet, welches kurz darauf ihr Leben für mich auf's Spiel setzte, während ich in ihren Kleidern aus Inspruck entfloh, um in die Arme meines theuern Gemahls zu eilen."

„In Wahrheit", versetzte Jakob Stuart, indem er geringschätzig das ergriffene Buch mit dem Gedicht zur Erde warf, „ich erstaune immer mehr über die Treue Ihres Gedächtnisses, wie über das Schlagende Ihrer Entgegnungen, die jedoch mein Erstaunen nicht niederschlagen, mich aber jetzt an meine gemessene Zeit erinnern." Er erhob sich bei diesen Worten, und

ohne die gewöhnlichen Höflichkeitsformen zu beobachten, verließ er das Zimmer. Bald darauf folgte auch der betroffene Dichter dem entlassenden Winke seiner Gebieterin, die er nie mehr wieder sehen sollte, denn am nächsten Tage erhielt die Prinzessin ein Schreiben von ihrem Gemahl, in welchem er sie aufforderte, den Hofmeister Knorr von Rosenroth zu entlassen. „Ich habe", schrieb er, „Grund zu glauben, daß dieser Mann eine sträfliche Neigung für Sie hegt. Das an Chloe überschriebene Gedicht ist offenbar an Sie gerichtet, und der zitternde Ton Ihrer Stimme bei Uebertragung desselben verrieth mir, daß Sie dies fühlten. Ich hoffe daher, daß Sie ohne Weigerung meinen Wünschen nachkommen und Sich selbst dazu angeregt finden und wissen werden, was Sie unsrer beiderseitigen Ehre schuldig sind."

„Ja wohl! ja wohl!" sagte halblaut mit schmerzlichem Lächeln die Prinzessin, indem sie das Billet zusammenfaltete und an ihr Schreibpult trat, um die entlassenden Worte an den Unglücklichen zu schreiben. Allein sie legte die ergriffene Feder wieder nieder, denn ihr Herz pochte zu heftig; sie wollte erst eine ruhigere Stimmung zu diesem Geschäft abwarten. Dieser wirkte der Eintritt ihrer Söhne entgegen. „Mama", sagte der älteste, „das war heut wieder eine herrliche Geschichtsstunde, die unser lieber Hofmeister ertheilte; sein Vortrag war so schön, daß ich während desselben den Vorsatz faßte, ihn zum Professor der Geschichte zu ernennen, sobald ich König von England sein werde, was ich als Prinz von Wales nach des Papas dereinstigem Ableben doch werden muß."

„Ja, und ich will ihm eine Grafschaft schenken", setzte der

jüngere neunjährige Prinz hinzu, sobald ich ein großer Herzog von York*) sein werde, denn ich liebe ihn von Herzen und noch mehr als den Papa, der lange nicht so freundlich zu mir ist."

Schwer war nach diesen Aeußerungen die Aufgabe der Mutter, ihre Lieblinge von dem ihnen drohenden Verluste, der Trennung von dem geliebten Lehrer zu unterrichten, ja ihre Thränen flossen, als die Kinder bei der Ankündigung und unter ihren Beruhigungsversuchen schmerzlich weinten und sich nicht trösten lassen wollten. Das Bittere dieser Scene zu vollenden, trat Jakob Stuart ein. Die Prinzen, welche von seiner Erscheinung für ihre Wünsche Hoffnung schöpften, umringten ihn, doch ihre Bitten: „O lieber Papa, befehlen Sie doch unserer Mama, daß sie unsern Hofmeister nicht von uns entferne", lenkten nur seine mißfälligen Blicke auf die Zeichen ihrer Betrübniß. „Wie, Madame", fragte er, „Sie weinen über diese nothwendige Entlassung. Dies übersteigt in der That meine Fassungskraft und widerlegt den hohen Glauben an die Strenge Ihrer Grundsätze, die Sie bisher wohl nur in Bezug auf mich an den Tag legten, doch für Sich selbst in Ausübung zu bringen, nicht geneigt scheinen."

„Entfernt Euch, meine Kinder", entgegnete mit tonloser Stimme bei dieser Apostrophe die erschütterte Frau, die Söhne abwehrend, welche bei dem Anblick ihres Erbleichens ihr zu Hülfe kommen wollten. „Reichen Sie mir den Arm, Sire,

*) Die Prinzen führten von ihrer Geburt an, als Söhne des rechtmäßigen Königs von England, die herkömmlichen Titel.

mich in mein Gemach zu führen, es ist die letzte derartige Dienstleistung, die ich von Ihnen begehre. Mein Lebensweg ist seinem Ziele nahe."

Stumm leistete diesem Begehr der Zürnende Folge, und nachdem er einer Kammerfrau die halb Ohnmächtige übergeben, verließ er sie, ohne durch ein Zeichen der Reue über sein Betragen, obwohl sich diese in ihm regte, die Gekränkte aufgerichtet zu haben.

Im Februar 1735, fünf Monate nach jenem Vorgange, wartete eines Tages im Sprachzimmer des St. Annen-Klosters zu Breslau ein bleicher schwarz gekleideter Mann auf die Erscheinung einer Nonne hinter dem Sprachgitter. Er maß den Raum des Zimmers in tiefsinnigen Gedanken und schrack auf, als ein Geräusch hinter dem Gitter ihm das Ende seiner Erwartung verkündigte.

„Sie hier", fragte die Klosterjungfrau, als sie den Harrenden in's Auge gefaßt, indem ein leichtes Erröthen ihrer Wangen die in der Frage ausgesprochene Ueberraschung verrieth. „Was haben Sie mir zu verkünden, Vetter Johannes", fragte sie weiter. „Sie wissen, ich stehe mit der Welt in keinem Verkehr mehr."

„Etwas", entgegnete Johannes, „was nicht von dieser Welt. Den Heimgang einer Heiligen aus der Prüfungsschule ihres Lebens in das wohlverdiente Himmelreich."

„O himmlische Mutter Maria, was werde ich hören!"

„Daß Maria Clementine nicht mehr vor dem Bilde der gebenedeiten Schmerzensmutter das Leid ihres gebrochenen

Herzens ausschütten darf, daß sie dort bei ihr, erlöst von allem Erdenweh, die Freude der Engel mit ihr theilt."

Bei diesem Bescheid erbleichte die Nonne und stand einige Minuten sprachlos. Dann sammelte sie sich zu den mit niedergeschlagenen Augen leise gesprochenen Worten: „Diese Nachricht, diese mich tief bewegende, mußten Sie mir bringen? — Ja, Sie, Sie! — und Sie kommen von Rom — lebten in der Nähe des Engels — konnten sein Dahinscheiden überleben?"

„Ja", erwiederte Johannes mit tiefem Ernst; „ich lebte in Rom, athmete in der Nähe des Engels, zwei Jahre lang täglicher Zeuge ihres himmlischen Waltens, ihres irdischen Duldens, Zeuge auch der letzten Ehren, die man der Hülle erwies, als ihr unsterblicher Geist sich aufgeschwungen — und erscheine hier jetzt, ein armer Pilger, der nach jenen zum Himmel lenkenden Erfahrungen seinen Wanderstab bald niederlegen wird, doch zuvor noch eines Auftrages an seine liebe Schwester Anna sich zu entledigen hat. Von der Verklärten, die uns Beiden so theuer war, bringe ich ihr einen Abschiedsgruß."

„Sie dachte also meiner noch?" schluchzte Anna.

„Diese Zeilen werden es beweisen." Johannes zog bei diesen Worten einen Brief aus der Brusttasche hervor, und nachdem er dessen mehrfache Umhüllung gelöst, las er die bezügliche Stelle, so daß hinter dem Gitter die Nonne auch ihre Augen darauf richten konnte. Sie lautete:

„Bringen Sie meiner treuen Anna, wenn Sie in die Heimath zurückkehren, meinen letzten Gruß, sagen Sie ihr, sie solle mein Schicksal nicht beklagen, denn wenn sie dessen Ausgang

erfahren, würde ich sehr glücklich sein, aber meinem Andenken möge sie eine Zähre weihen!"

Diese Weihe feuchtete noch die Augen der stillen Nonne, als die Nachricht in ihre Zelle drang, Herr Johannes von Rosenroth habe seinen Pilgerstab niedergelegt und sei zum großen Leidwesen seiner Freunde von der Erde geschieden. Auch die einstige Braut des Dichters, die nach der bemerkten Gefühlsuntreue des geliebten Mannes, dessen Worttreue ihrem Herzen nicht genügte, einem himmlischen Bräutigam sich verlobt, weinte ihm Thränen nach, während es in ihrem Herzen ertönte: Er ist nun auch glücklich! Er ist bei ihr! — Wie gern wäre sie ihm dahin gefolgt. Seit sie ihn wiedergesehen, erschien das Kloster ihr als ein Kerker, und als nach drei Tagen das Glockengeläute seiner Beerdigung erklang, der Chorgesang des Leichenzuges in seiner Richtung nach dem Michaeliskirchhofe an dem St. Annenkloster vorüber die neugierigen Nonnen an das Fenster zog, schwankte auch Anna heran, ihren thränenvollen Blick auf den mit einer Lorbeerkrone und einem Myrtenkranze geschmückten Sarg ihres Freundes zu richten, mit der Bitte zum Himmel, bald ihm nachfolgen zu dürfen. Ein wehmüthiges Lächeln aber spielte um ihre Lippen, als am Abend eine junge Novize ihr erzählte, daß zu dem Sargesschmuck des im unverehelichten Stande verstorbenen Poeten das Gewächshaus der fürstbischöflichen Residenz die Zweige geliefert habe. Es galt einer dabei aufsteigenden Erinnerung an die Blumen, welche einst die Prinzessin Clementine ihr aus dem Garten ihres Oheims überbracht, an ihren geäußerten freundlichen Vorsatz, von der auf jenem Gebiet wachsenden Myrte die

Brautkrone ihr einſt binden zu wollen. Wie ganz anders hatte es das Schickſal gefügt! Von all' den heitern Hoffnungen und Wünſchen, welche die Bruſt des damals ſo lebensfrohen Mädchens in Bezug auf die Myrtenkrönung geſchwellt, war nur jetzt der Wunſch zurückgeblieben, daß die Zweige ihrer jungfräulichen Todtenkrone von demſelben Baum, welcher ſie zu der ihres beweinten Freundes geliefert, gebrochen werden möchten. — —

In dem Städtchen Ohlau hatte die Trauerkunde von dem am 18. Januar 1735 in Rom erfolgten Ableben der allgeliebten Prinzeſſin eine allgemeine Betrübniß erregt. Viele von denen, die vor ſechszehn Jahren um das Portal des Schloſſes ſich geſchaart, um die holde Prinzeſſin bei ihrer Heimkehr aus Wien zu begrüßen, die beim Anblick ihrer liebevollen Herablaſſung ſich der Thränen nicht enthalten konnten, ein Lebehoch ihr brachten, trugen jetzt Leid und wiſchten ſich die Augen. Am tiefſten aber von der Todesbotſchaft getroffen war Jakob Sobieski, der Mann, deſſen ganzes Haus nun bis auf die eine, fern von ihm in Frankreich lebende Tochter ausgeſtorben, denn auch ſein jüngſter Bruder war bereits im Jahr 1726, ohne Kinder zu hinterlaſſen, den Seinigen gefolgt. In den öden Zimmern des Schloſſes wankte er ruhelos von einem Gemach zum andern, verſtummt ſelbſt gegen ſeine vertrauteſten Diener, jeden tröſtenden Zuſpruch abwehrend, nur an die im Saal befindlichen Familien-Bildniſſe im Vorüberſchreiten manches tiefe bedeutſame Wort richtend, und als zweifle er an der Wirklichkeit des ihn getroffenen harten Verluſtes, immer wieder

am Endpunkt seiner Wanderung das Schreiben seines Schwiegersohnes zur Hand nehmend, in welchem ihm dieser den Tod seiner Gemahlin gemeldet. Es war dies in sehr ausführlicher Weise geschehen, und im Gegensatze zu jenem Briefe aus Montefiascone vom 4. September 1719, wo Jakob Stuart über der Schilderung seines unermeßlichen Liebesglückes die bei seiner Vermählung stattgefundenen Formalitäten kaum erwähnt, hatte er sich diesmal nur kurz bei der Schilderung seines Schmerzes über den Verlust der Gattin gefaßt; desto länger aber weilte er bei Erwähnung der allgemeinen Theilnahme und Trauer, die ihre Leiden und ihr Tod in Rom erregt, wo während dieser Zeit der h. Vater alle öffentlichen Lustbarkeiten untersagt und Gebete in allen Kirchen unter Aussetzung des Venerabile befohlen habe; so umständlich beschrieb er auch die Feierlichkeiten ihrer Bestattung, deren Pomp den weiland für die Königin Christine von Schweden angeordneten weit übertroffen habe.

Schließlich bemerkte noch zum Troste seines Schwiegervaters der betrübte Wittwer, daß seine beiden Söhne durch ihre vielversprechenden Naturanlagen und deren glückliche Entwicklung ihm viel Freude machten; der jüngste zehnjährige, Benedikt, zwar, wie schon aus mancher seiner Aeußerungen hervorgehe, für äußeren Glanz wenig Sinn verrathe und dereinst gleich seinem Großoheim Alexander im Versuchungsfalle auch eine angebotene Krone ausschlagen dürfte, dagegen sein viel lebhafterer erstgeborener Bruder, Carl Eduard, sich ganz befähigt zeige, dermaleinst energischer als sein vom Glück nicht

begünſtigter Vater nach der ihm zuſtehenden Krone zu ſtreben und die erfaßte ſich nicht wieder rauben zu laſſen.

Dieſe Schlußworte waren es, welche allmählig einen beſchwichtigenden Einfluß auf den gebeugten Vater der verſtorbenen Titularkönigin von England übten. Sie knüpften den abgeriſſenen Faden ſeiner ehrgeizigen Hoffnungen wieder an, und als er, ein müder Greis von ſiebenzig Jahren noch nicht geheilt von der Krankheit des Ehrgeizes in den Armen ſeiner Tochter Maria Charlotte, der Prinzeſſin von Turenne, die nach der Kunde, daß ſein Ende nahe, herbeigeeilt war, die Augen ſchloß, bewegten ſich die bleichen Lippen noch in dem Delirium ſeiner letzten Worte: Ja, der Enkel Jakob Sobieski's, Carl Edward Stuart, muß den Thron von Großbrittannien beſteigen!

Helena*).

Von

Gerhard Anton von Halem.

I.

Versammelt waren in Kreta alle Könige, die, des Zeusgebornen Minos Urenkel, in Griechenland herrschten. Ein wichtiges Geschäft vereinte sie auf der schönen Insel des Mittelmeers. Theilen wollten sie des Minossohnes Katreus Güter, die — so hatte der Hingeschiedene befohlen — seiner Töchter Kindern nach billigem Maaße zufallen sollten.

Da fanden sich nun die Kreteiden ein, der Klymena und des Nauplios Söhne, Palamedes und Oear. Da erschien Sparta's Herrscher, Menelaos, der Aerope und des Plisthenes Sohn. Auch dessen ältern Bruder, Agamemnon, hatte so reicher Nachlaß gen Kreta gezogen: denn viel Goldes und Silbers, viele Heerden Viehes standen zur Theilung.

Schützend waltete über Alles Idomeneus, der weise und gerechte König der Insel. Wohlwollend hatte er die trefflichen

---

*) Nach Homer, Herodot, besonders nach Kointos Kalabros, Dictys Kretensis, Dares Phrygius u. a.

der beginnt, die seit mehreren Tagen er nur noch allein singt, und die mich immer so betrübte.

Da nahte sich Meister Winfried dem Fenster, und vernahm, wie Walther zu seinem Saitenspiel folgendes sang, das recht wehmüthig sehnend durch die stille Abendluft dahinklang:

Jenseits der Alpen, in den reinern Lüften,
Wo blühend die Orang' und Pinie stehen,
Bei eines sanftern Windes lauem Wehen,
Aus würzigsüßen, blüthenschweren Düften:
Entsteigt auf grauer Vorzeit heil'gen Triften
Das ew'ge Rom, hinan zu Sternenhöhen;
Und an dem trunknen Blick vorübergehen
Die Geister aus den moosbewachsnen Grüften.
Da zieht's mich hin, in jenes Blumenleben —
Die Wünsche alle, die der Brust entblühen,
Zu Südens duft'gen Fluren hin sie ziehen.
Ach, wie auf Schwingen, die aus Gold gewoben,
Fühlt sehnend sich der Geist emporgehoben,
Von Träumen, die ihn lächelnd rings umgeben.

2.

Nun hörst du es selber, wie er nicht mehr unter uns dauern mag und kann; daran ist blos der fremde Meister Schuld. Wäre er nie in unsre Stadt

Gäſten mit glänzenden Feiermahlen empfangen. Nun führte er ſie in den Tempel, wo Opfer flammten den Göttern; und mit Bewunderung ſchauten die Beſuchenden auf die Pracht, die mit Sidoniſchen Schätzen über das Heiligthum ausgegoſſen war.

Mit ſeltener Einmüthigkeit ſchritt man zur Theilung der Güter des Katreus. Was Jeglichem beſonders wohlgefiel, ward ohne genaue Würdigung des innern Werthes Jeglichem gewähret. Menelaos hatte bei ſeiner Wahl ſtets ſeine ſchöne Gattin im Auge. „Was von dieſen Herrlichkeiten", dachte er immer, „würde Helena vorziehen? O laßt mir die Vaſe, auf der mit Meiſterhand der Künſtler Proſerpina's Raub gebildet hat, Nehmet Alles, nur laßt mir ſie, damit ich die Gattin erfreue!"

Wohl hatte er Urſache, des Tyndaros Tochter zu lieben und zu ehren. Er unter vielen Mitwerbenden, den Edelſten und Tapferſten des Landes und der Gegend, war vom König Tyndaros zum Eidam und Nachfolger im Reiche gewählt, und willig hatte Helena dem herrlichen Sohne des Atreus ihre Hand, und mit ihr, da Tyndaros ſtarb, Lakedämons Krone gegeben. Allbeneideter Menelaos! Nur zu bald erfuhreſt Du den Unbeſtand menſchlichen Glückes. Nur zu bald ſollte der Neid in Mitleiden übergehen.

Wer nahet eilenden Fußes? Es iſt ein Bote aus Sparta. Zitternd beugt er ſich vor dem Atriden: „König, warum verließeſt Du, um Schätze aus der Ferne zu holen, Dein heimiſches Kleinod? Helena, unſre Königin iſt geraubt!" — „und der Räuber?" — „Priamos Sohn, der Phrygier Paris."

Alle Anwesende erschracken, alle schauten auf Menelaos, der in grauser Ungewißheit da stand, ob er so schrecklicher Kunde trauen dürfe. Aber er durfte nicht zweifeln bei der Treue des Boten. Indeß er, wie sich alles begeben, bei diesem erforschte und bald von Zorn, bald von Trauer überwältigt, rathlos wankte, war sein Freund Palamedes zu den Schiffen geeilt. Schnell war alles zur Abfahrt bereitet, und Menelaos fand sich, eh' er's dachte, auf dem Meere, Sparta zueilend und der Bestätigung des Unerfreulichen.

2.

Eine große Fehde theilte schon lange die Völkerschaften Europas und Asiens, die der Hellespont trennet. Als Jason, der große Abentheurer der Vorzeit, die Tapfersten Griechenlands zu Eroberung des goldenen Vließes nach Kolchis führte, war er, um sich neu mit Lebensmitteln zu versehen, auf der Asiatischen Küste in den Simois eingelaufen, nicht fern von der Hauptstadt des Trojanischen Reichs, wo König Laomedon herrschte. Aber nicht gastfrei, wie sie hofften, wurden die Griechen auf der Küste empfangen und unterstützt. Laomedon, der ihm nahenden Macht und ihren Absichten mißtrauend, hieß sie unfreundlich seine Küste verlassen, und die Argonauten, ihren hohen Zweck im Auge, verließen ohne offene Fehde, aber Groll im tiefen Busen, den Simois. Das Ziel war erreichet, das Vließ erobert, und neu erwachte nun bei den Siegern das Gefühl der erlittenen Beleidignng. Leicht vereinten sie sich zur Rache gegen Laomedon, der in ihnen die Ehre des ganzen Griechenlandes verletzet hatte. Nicht, wie vorher, als

Freunde, als erklärte Feinde liefen ſie nun in den Simois ein, und Troja, die Königsſtadt, ward leicht ihre Beute. Laomedon, der, ſie zu retten, mit den ſchnell verſammelten Seinen heranzog, ward erſchlagen, und Troja's große Schätze fielen in der Sieger Hände. Die herrlichſte Beute war Heſione, die ſchöne Königstochter. Dem zuerſt eindringenden Tapfern ſolle ſie zu Theil werden, ſo hatten es die griechiſchen Helden beſchloſſen, und Telamon, aus Mykená, war der Glückliche, der Heſione als Sklavin heimführen konnte. Priamos, des unglücklichen Laomedons Sohn, fand, als er mit einem großen Heere aus Phrygien heranzog, zwar von Feinden befreit die Hauptſtadt, aber die Tempel beraubt, den Vater erſchlagen, die Schweſter entführt. Die Schmach zu ahnden und ſich zur Rache zu ſtärken, ward nun der Gedanke ſeines Lebens. Hekuba, die Gattin, hatte ihm fünf Söhne und drei Töchter gegeben. Alle glühten von gleichen Gefühlen. Schnell erwuchs eine ſtärkere Mauer um die Stadt, und das ganze Volk ſtand waffengeübt zu Angriff und Wehr. Dem Zeus Steſios weihte Priamos einen herrlichen Tempel; tauſend Opfer flammten auf zu dem Gotte, dem Neubegründer der Reiche, und indeß Priamos mit ſeinen Söhnen Hektor, Paris, Deiphobos, Helenos, Troilos die Werke der Wehr leiteten, erflehten Hekuba mit ihren Töchtern und Schwiegern Andromache, Kaſſandra und Polyxena vor den Altären den Segen des Himmels.

„Nur die Verſöhnlichen ſind dieſes Segens würdig!“ ſagten die Ausleger des Götterwillens. „Laomedon iſt gefallen; er fiel in rühmlichem Kampfe, und kein Sieg über die Hellenen, denen er erlag, wird ihn in's Leben zurückbringen. Aber groß

iſt die Schmach, die Heſione's Raub über Troja gebracht hat. Laomedon's Tochter die Sklavin des Griechen! Heſione fordre zurück, o Priamos; ſie ſei der Preis der Verſöhnung!"

Den Prieſterrath ehrend, ſandte Priamos zur Stunde den edlen Antenor mit Friedensworten zu Telamon. „Es iſt nicht recht", ſprach er, „daß die Schweſter unſers Königs Dir als Sklavin dient. Gieb ſie zurück und ſchließe neu das getrennte Band, das einſt Europa mit Aſien verknüpft hat." Aber ſchnöde wies Telamon ihn zurück. „Als Preis der Tapferkeit ward Heſione mein, und nimmer werd ich laſſen, was die Feldherrn Griechenlands dem Sieger gewährten." Gleiche Antwort gaben ihm Telamons Mitſtreiter, Peleus und Neſtor; ohne Genugthuung kehrte Antenor nach Ilion zurück.

Priamos aber rief nun ſeine Söhne, ſo wie die Prieſter und Weiſen und Heerführer zuſammen, die zu Rath und That ihm zur Seite ſtanden. Antenor gab treuen Bericht von dem, was die Fürſten Hellas' ihm auf des Königs Friedenswort erwiedert hatten, und mannigfaltig regten ſich umher in Wort und Blick die vorwaltenden Meinungen. „Hektor, mein Erſtgeborner", ſo redete endlich Priamos, „Keiner beſtreitet Dir Tapferkeit und Streitkunde; aber Du verbindeſt mit ihr Klugheit und Bedacht. Sey denn Du zum ernſten Rathſchlag der Erſte!" So ehrenden Aufrufs würdig, erhob ſich der Jüngling: „Tief fühl' ich, o Vater, die Schmach, die auf uns ruhet. Hier ſtehe ich, ſo Du es gebeutſt, als Rächer Laomedons und Deiner geliebten Schweſter, die uns geraubt ward. Wohl hegt Europa kriegeriſche Männer, und die, von denen wir Rache fordern, ſtehn mit vielen, gleich kriegeriſchen Völkern

in Verbindung, die ihnen zu Hülfe eilen werden. Wahrlich ein großer, gefahrvoller Kampf ſteht uns bevor; das erwäge, wer zum Kriege räth. Doch auch unſre Kraft iſt nicht gering, auch uns zur Seite ſtehn edle Bundsgenoſſen, und wie können wir wanken, wenn die Ehre zum Streit ruft!" — „Ja! ſie rufet Vater!" ſo fiel Paris nun ein, „die Ehre ruft und die Götter ſtehn dem Beleidigten bei. Mir — was hehl' ich's? — mir ward der Götterwille kund im Traum, der jüngſt über mich kam, als ich, auf dem Ida jagend, zur Ruh' in einer Grotte mich gelagert hatte. Unter der Führung des Götterboten, den ich am Schlangenumwundenen Stab' erkannte, erſchienen mir drei Göttinnen. Glücklicher! ſo ſprach zu mir Hermes, Du, ein Sterblicher, biſt erkoren, einen großen Zwiſt der Unſterblichen, den Streit der Schönheit, zu entſcheiden. Here iſt's, die Königin der Götter, die Du vor Dir ſiehſt, mit ihr Athene, und ſie, der in Kythera Altäre flammen. Gieb, o Paris, gieb dieſen Apfel der Schönſten! — Er reichte mir, indem er es ſagte, einen goldenen Apfel, des Sieges Preis. Wetteifernd ſtrebten nun die Göttinnen, mich zu gewinnen. Reichthum und Macht verhieß mir Here, Athene Weisheit. Reich genug biſt Du, o Paris, auch weiſe genug, ſprach endlich ſchmeichelnd Aphrodite. Aber die ſüße Gefährtin, mit der Du würdig genießeſt, was Dir beſchieden ward, ſie will ich Dir zeigen, o ſchöner Jüngling! Würdig biſt Du der Schönſten der Helleniſchen Erde! Sie ſei die Deine! So dienſt Du auch dem Vaterlande: denn ſie werde das Unterpfand, welches Heſione's, der Geraubten, Zurückgabe ſichre! — Ich gab der lächelnden Kytherea den Apfel und mein Traum war

verſchwunden; aber nicht verſchwand mit ihm das ſüße Andenken an die mir gewordne Verheißung. Seit dem Augenblick trage ich wachend und träumend in meinem Herzen das Bild der Schönen, die mir die Göttin der Schönheit beſtimmt hat. Gieb mir ein Schiff, o Vater, das mich nach der heiligen Kythera führe, damit ich am Altare der verheißenden Göttin mein Opfer bringe. Ich laſſe nicht das Heiligthum, bis mir offenbaret wird, wo ich die Schöne finde, die mir Aphrodite verheißen hat."

Groß war die Bewegung, die Paris Wort in der Verſammlung erregte. Mehrern gefiel des ſchönen Fürſtenſohnes lieblicher Traum. Aber eifrig erhob ſich gegen ihn der Priamide, Helenos. „Eitler, Undankbarer, Treuloſer! Um ein Traumbild willſt Du des Kebren's Tochter kränken, Deine Oenone, die Hirtin, die Dir freundlich die Hand reichte, da Du, vom Orakel als Unheilbringer verſtoßen, auf dem Ida irreteſt. Und dazu wagten wir Schiff und Mannſchaft! Gewiß, Heſione tröſtete ſich lang in Telamons Armen über ihr Schickſal. Wir wiſſen nicht einmal, daß ſie unglücklich iſt und ſich zurückſehnt in ihr Vaterland. Und hat auch Paris ſein Traumbild erjaget, wird dadurch Heſione's Lage geſichert ſein? Kaum ging Ilion aus Trümmern neu hervor. Was eilen wir einem Krieg entgegen, der neues und größeres Unheil über das Vaterland bringen und Alle verderben kann!"

In gleichem Sinne redete Panthus, weiſſagte Kaſſandra. Wie begeiſtert trat die Seherin in die Verſammlung, und ernſte Warnung vor dem drohenden Kriege floß von ihren bebenden Lippen. Aber ſchon war es in Priamos

Seele beſchloſſen, daß Paris, ſein geliebter Sohn, die gewagte Fahrt übernähme. Schnell war die Rüſtung, und neben Paris, dem Führer der Flotte, beſtiegen die Starken, Deiphobos, Aeneas, Polydamas die geſammelten Schiffe. Nach Kythera richtete Paris die erſehnte Fahrt: denn hier an der Göttin Altar ſollte, ſo hoffte er, der Stern ihm erſcheinen, der ihm auf ſeiner Irrfahrt die Richtung gebe. Täglich kniete er vor Aphroditens Altären, flehend, daß ihm die Schöne kund werde, die im Traum ihm verheißen war. Aber er flehte vergebens.

Indeſſen hatte die Kunde, daß der ſchöne Königsſohn aus dem prächtigen Ilion mit ſchöngebauten Schiffen auf der heiligen Kythera weile, Haufen Volkes aus Hellas Reichen, aus Achaja, Elis, Meſſenien, beſonders aus dem nahen Lakonien dahin gelocket, und ſelbſt Helena, des Menelaos Gattin, nutzte den ſchönen Anlaß, zu Kythera in Aphroditens älteſtem Tempel, der Göttin, die ſie ſo herrlich begabt hatte, ihr Opfer darzubringen. Hier war's, hier erblickte Paris die Opfernde in ihrer ganzen Schöne. Er ſah ſie, und fühlte ſein Flehn erhört, gedeutet den Traum, der ihm die Seele füllte. Hellleuchtend war ihm tief im Innern der Stern aufgegangen, der ihm Leiter ſein ſollte für das Leben; und ſchon war ſein Entſchluß gefaßt. In derſelbigen Nacht ward auf ſein gegebenes Zeichen Helena von den Seinigen gewaltſam geraubt, und nach kurzem Kampf zu ihm auf ſein ſchnell bereitetes Fahrzeug gebracht. Die Schönſte der griechiſchen Frauen fand ſich in Paris Armen. Schnell wurden die Anker gehoben und ein günſtiger Wind führte den glücklichen Räuber ſeiner Vaterſtadt zu.

3.

Dies alles erfuhr bei seiner Heimkunft in Sparta der beleidigte Menelaos. Er ward nicht müde, sich von Allen, die seine Gattin auf der leichtsinnigen Fahrt nach Kythera begleitet und sich gerettet hatten, die genauesten Umstände des Raubes wiederholen zu lassen, und wohl that seinem Herzen die schöne Ueberzeugung, die er gewann, daß Helena unschuldig sei. Um so heißer aber flammte in seinem Innern die Begierde, sein verlornes Kleinod den Händen des Räubers wieder zu entreißen. Der erste Gedanke, daß Hesione es sei, durch deren Auslieferung ihr Besitz friedlich wieder gewonnen werden könne, er mußte aufgegeben werden. Hesione, die Sklavin, war die Gattin Telamons geworden, und fest war ihre Weigerung, nach Troja zurückzukehren. „Ach!" rief Menelaos wiederholt, „wird nicht auch Helena, ihre Pflicht vergessend, sich dem schönen Räuber ergeben?" Vergebens suchte Agamemnon der Bruder, und die andern um ihn sich sammelnden Fürsten Griechenlands ihm Trost zu geben. „Stelle doch", sagten, sie, „Helena nicht Hesionen gleich, die, unvermählt, wie sie war, durch ihren Entschluß keines Gatten Rechte gekränket hat. Aus eigner Wahl gab Helena Dir ihre Hand. Wie kannst Du sie treulos halten?" Aber sie hoben nicht des Liebenden Zweifel. „Ihr kennt", erwiederte er, „das schwache weibliche Herz, und wähnt, mich beruhigen zu können? Im Worte nicht, im Schwert allein ist Kraft, mich in meinem Unfall zu heben. Dank Euch, ihr Edeln Griechenlands, daß ihr auf die Kunde des Raubs zu mir eiltet! Ja, ganz Hellas ist in mir beleidigt; ganz Hellas erhebe sich auch zur Rache!

Zu nachſichtig bei der erſten Ueberwältigung Ilions, laßt uns jetzt das Schwert nicht niederlegen, bis wir die Stadt, die uns höhnet, zerſtöret und von der Erde vertilget haben!" — „Aber", ſo redete Neſtor, der Alte, Meſſeniens Fürſt, darein, „wollen wir den Vorwurf tragen, daß wir, weniger mild, als die Trojaner, die Heſione's wegen uns durch Geſandten beſchickten, ohne friedliche Verſuche gleich das Schwert zücken?" Alle ſtimmten ihm bei, und die Wahl der Männer, die, als Abgeordnete Griechenlands in Ilion ſelbſt die Geraubte mit ihren Schätzen zurückfordern ſollten, fiel auf Palamedes und Odyſſeus, den Ithaker.

In Troja angekommen, vernahmen ſie, daß zwar die Kunde von Paris glücklichem Fang dort verbreitet, er ſelbſt mit der Geraubten aber noch fern ſei. Durch widrige Winde nach Kypros verſchlagen, hatte er die Zeit, welche die Herſtellung einiger Fahrzeuge erforderte, dazu angewandt, um mit den übrigen Schiffen in Sidon zu landen, und auf kriegeriſchen Streifzügen in jenem reichen Lande die Schätze, welche Helena's Raub ihm ſchon verſchaffet hatten, um ein großes zu vermehren. Die Geſandten ſäumten jedoch nicht, ſehr beredt dem König Priamos und den Seinen Paris' Unrecht vor Augen zu legen. Die ganze Kette von Zwiſtigkeiten, die ſeit Ilos und Pelops Zeiten die Völkerſchaften Aſiens und Europens getheilet und beiden Unglück bereitet hatte, wurde vor Priamos Augen ausgebreitet. „Doch was brauchen wir", ſprach Palamedes, „in die ferne Vorzeit zurückzugehn, da, was wir erlebten, zeuget, wie verderbend für Völker die Rache iſt, wenn ſie ohne Maß der Gewaltthat folgt. Du wohnſt glücklich unter

den Deinigen, o König! Neu erhoben ſich Deine Mauern, herrlich prangen Tempel und Palläſte. Aber nur unter Friedenspalmen blühet, was Du weiſe gegründet haſt. Sprich: es ſei Krieg! und Alles, was Reichthum und Menſchenfleiß erhoben, iſt wieder des Zufalls Beute, der der Jahrhunderte Werk in Einem Tage zu zerſtören weiß. Du wirſt, o König — denn Du biſt weiſe — des Schickſals Gewalt nicht hervorrufen, um einen Raub zu vertheidigen, den — ſicherlich ohne Dein Wiſſen — Dein Sohn verübet hat." „Nicht weiter, o Palamedes!" unterbrach ihn der König, als er die Verſammlung von des Griechen Rede bewegt fand. „Sprich nicht wider den Abweſenden, welcher ſich nicht vertheidigen könnte. Spare Deine Worte, bis er Dir gegenüberſteht!" Priamos verließ den Saal, indeß Antenor die griechiſchen Abgeſandten zu beruhigen ſtrebte. Ganz Troja war in Aufruhr über das, was vorging. Palamedes Worte verbreiteten ſich von Mund zu Mund, und als nach Verlauf weniger Tage die Ankunft des Priamiden Paris verkündigt ward, hörte man die Worte: Ehrenſchänder! Unheilbringer! von Vieler Lippen tönen.

Es war eine Gewitternacht, als Paris mit ſeiner Geraubten in die Vaterſtadt einzog. „Seht ihr nicht", rief begeiſtert Kaſſandra, „wie Alekto, die Verderbende mit der Fackel voranzieht?" Aber anders wirkte Paris Kommen auf die im Pallaſt Verſammelten. Helena war's, die mit jener lieblichen Zuverſicht, womit die Schönheit ihre Geweihten begabet, neben ihm einging. „Sie, die Kythera dem Glücklichen zeigte, wie ſollte ſie nicht ſchön ſein!" So hatte wohl Jeder gedacht. Sie iſt es ſelbſt, die Göttin, die, dem Meer entſtiegen, unſer

gekommen! — So sprach nochmals besorgt Frau Gertrud zu ihrem Mann, der ruhig und heiter lächelnd sie anhörte und auf ein freudiges Wiedersehn vertröstete, im Herzen aber den Entschluß faßte, den vernommenen Wunsch des Sohnes zu erfüllen.

Er stieg jetzt hinauf zu Walthers Kämmerlein, und wie er durch Fragen und Reden des Sohnes Inneres erforscht und gesehen, wie nicht eitle Neugier und Veränderungssucht in der jungen Brust den Wunsch nach der Ferne hatte entstehen lassen, sondern der edle Trieb nach Wissen und die geheime Sehnsucht einer zarten Seele nach dem Unbekannten, da machte er selbst dem freudig Ueberraschten den Vorschlag, ob er nicht auf einige Jahre ausziehen wolle, nicht allein sein liebes, an so manchem Herrlichen reiches Vaterland, sondern auch fremde Länder zu besehen, und ihre Sitte und Gewohnheit. Entzückt gestand Walther seinem Vater, wie schon lange er den Wunsch hege, über die Alpen zu ziehen, um auf Italiens schönem Boden sich zu ergehen, in jenen Lorbeerhainen, aus denen wie Nachtigallenklänge die zarten Liedertöne der welschen Meister hervorquellten, und wie diese Sehnsucht doppelt stark und neu in ihm erwacht sey, seit Franzesko, der Sänger, mit ihm bekannt geworden, der in wenig Tagen wieder in sein Land zurückzukehren denke, und den so gern er dahin begleiten möchte.

Ufer beſuchet!" So war jetzt Aller Wort. Jeder fühlte ſich glücklich in ihrer Nähe. Sie Tochter zu nennen, war Priamos und der Königin Ehrgeiz. Die gute Oenone, von Paris verſchmäht, war auch vergeſſen von den Eltern; und von dem Augenblick, da Helena eintrat in Priamos Wohnung, war's bei ihm entſchieden: Nie werde ſie zurückgegeben! Auch die an Geſtalt und Sitten wohlgebildeten Begleiterinnen Helena's, die mitgeraubten Griechinnen, Aethra und Klymene, ſo wie die unendlichen Schätze, die aus dem Schiffe hervorgetragen wurden, feſſelten die Priamiden und Alle, die, dieſen anhängend, an Jenen Theil zu nehmen hofften. Bei Allen war's entſchieden: Nie werde ſie zurückgegeben! Ja! als Helena in der Frühe des Morgens im Tempel der Götter dem Volke ſich zeigte, erſchien ſie auch hier als die Himmelgeſandte, und auch beim Volke war's entſchieden: Nie werde ſie zurückgegeben! Helena aber warf ſich weinend an Hekuba's Buſen. „O nehmt nicht ſo freundlich mich auf, ihr Lieben!" ſo ſprach ſie. „Seht in mir eine Gefangene, die durch ihre unſelige Fahrt nach Kythera Unheil über ſich, Unheil über Euch gebracht hat. Gebt ihr dem erzürnten Gatten mich zurück, wird er ſie, die der ſchöne Priamide erbeutete und heimführte, als eine Schuldloſe wieder aufnehmen? Verſagt ihr die Rückkehr, wer mag dann den Jammer nennen, den Helleniſche Rache über Euch bringen wird! O tödtet mich, die Unſelige, die, eine Ate, über Ilion Unheil bringt! Opfert mich den Göttern zur Sühne des Raubes, den Hellas an Heſione verſchuldet hat!" Aber nur noch inniger drückte Hekuba die Klagende an ihren Buſen. „Nimmer", ſprach ſie, „wird Paris, nimmer werden die Pria-

niden alle ſie laſſen, die Aphrodite ſelbſt dem zu ihr Flehenden gezeiget und zu uns geführt hat. Ich nenne Dich Tochter, o Helena! Du wirſt die Freude meines Alters ſein, und nur Gewalt ſoll Dich aus meinen Armen reißen."

Palamedes und Odyſſeus, die Geſandten aus Hellas, ſahen, was vorging. Unbefriedigt entlaſſen, kehrten ſie heim, und der große Kampf war entſchieden.

In Argos, wo der gewaltige Diomedes herrſchte, verſammelten ſich die Fürſten Griechenlands. Dahin kam der Telamonier Ajax und Teuker, ſein Bruder; dahin Idomeneus und Meriones, durch Freundſchaft innig verbunden; dahin Neſtor mit Antilochos und Thraſymedes. Dahin ſtürmte auch der Myrmidonen Führer, der Peleide, Achilles, von Allen bewundert, die den Göttergleichen in ſeiner Jugendkraft erblickten. Um ihn waren Patroklos und Phönix, jener der Freund, dieſer der Leiter des Jünglings. Doch wie nennte ich die Starken alle, die gleicher Durſt nach Ruhm zu Argos vereinte? Nicht ungenannt doch bleiben Podalirios und Machaon, des Aſklepios Erzeugte, nicht ungenannt der Erbe der Waffen des Herakles, Philoktet, und Mneſtheus und Ajax, der Oileer. Aber der Mächtigſte von allen Verſammelten war Agamemnon, der König Mykene's, dem auch Sikyon unterthan war und Korinth. Reichlich vertheilte er Haufen Goldes zur Rüſtung, und bei einem feierlichen Opfer, vom Oberprieſter Kalchas den Göttern gebracht, gelobten Alle, das Schwert nicht ſinken zu laſſen, bis Ilion gefallen ſei. Agamemnon ſei Führer des Heers! ſo war nach vollendetem Opfer der allgemeine Ruf, und mit Beſcheidenheit nahm der Kriegserfahrne den ehrenden Ruf an.

4.

Es war das erſte Mal, daß die Griechen durch vereinte Geſammtkraft einen Krieg übernahmen. Mehrerer Jahre Rüſtung bedurfte es, ehe die tauſend Schiffe bereit waren, welche die Krieger über das Meer bringen ſollten, und um ſo leichter ward es den Troern, auch ihre Gegenwehr zu vollenden, ſo wie die Bundesgenoſſen Aſiens zur Rüſtung aufzufordern. Lykaon zog heran mit den Anwohnern des Ida; es kamen Aſios, Akamas, Euphemos, Phorkys, Rheſos, Führer der Kikonier, Phrygier und Thrakier. An der Dardanier Spitze ſtand Aeneas, und ſelbſt die Perſer und Aethiopier ſandten ihre Hülfsvölker. Dennoch beſtanden die Trojaner nicht den Ungeſtüm der landenden Griechen; das ganze Heer der Hellenen fand ſich bald in ſichrer Lager-Verſchanzung auf Aſiens Boden. Die Städte zu unterwerfen, die zu Troja's Vertheidigung die Waffen ergriffen hatten, war nun der griechiſchen Feldherrn kriegeriſche Arbeit. Dann ward Ilion ſelbſt bedroht, und der Griechen vereinte Kraft nahte ſich ſeinen Mauern. „Nun gilt es!" rief Hektor dem Bruder. „Zeigen mußt Du nun dem Volke, daß Du die leichte Eroberung des ſchwachen Weibes auch durch Waffenthat zu behaupten vermagſt." — „Und ſiehſt Du mich nicht bewaffnet zum Kampfe? Wann vermied ich ihn je?" erwiederte Paris. Sie gingen vereint zum Heere, das vor dem Skäiſchen Thore den anrückenden Griechen die Spitze bot. Sobald Menelaos den Priamiden erblickte, den Räuber der Gattin, ſprang er haſtig vom Wagen. „Dank Euch, ihr Götter, daß ihr die Stunde der heiligen Rache mich erleben ließet!" Das ganze Heer kam in Bewegung, und Menelaos

Streitgenoſſen ſammelten ſich um ihren Führer. Paris wich zu dem Bruder, der der Troer Heer zu ordnen beſchäftigt war. „Schelte mich nicht, Hektor!“ ſprach er. „Höre mich an! Schon Blut genug iſt gefloſſen, gefloſſen ach! um mich. So will denn ich die Fehde enden. Nicht das Heer, ich allein will Menelaos bekämpfen, und der Sieger führe heim das Weib und die Schätze!“ Das gefiel Hektorn wohl. Sein gewaltiger Ruf hemmte den beginnenden Kampf der ſtreitenden Heere. Menelaos willigte gern in den Zweikampf, und froh waren die Völker in der nahen Ausſicht, daß der unſelige Krieg ſein Ende erreiche.

Sorgend ſaß in ihrer Kammer Helena. Mit künſtlicher Nadel wirkte ſie auf geſpannter Leinwand die Kämpfe der Troer und Griechen. Aber ihr Buſen war beklemmt, und oft unterbrachen tiefe Seufzer die Arbeit. Da trat eilend ihre Schwiegerin zu ihr, des Antenoriden Gattin Laodike. „Laß, o Schweſter! Dein Schlachtengemälde. Großes geht vor unter den Heeren, der Krieg ſcheint geendet. Komm ſelbſt und ſieh, wie die Krieger, auf den Schilden gelehnt, ruhn und ihre Speere in den Boden ſenken. Wiſſe, durch Zweikampf wird der Streit entſchieden. Paris allein und Menelaos werden kämpfen — um Dich, und wer obſiegt, wird die Seine Dich nennen.“ Laodike ſprach's, und in Helena's Buſen regte ſich leiſe das ſüße Verlangen nach dem Gemahl, der zuerſt ſie liebte und den ſie ſich ſelber gewählet hatte. Die Erinnerung an die liebe Heimath und ihre Gefreundeten alle, ſtieg hell in ihrer Seele auf. Schweigend erhob ſie ſich, und ſchnell in ihren Schleier gehüllt, eilte ſie, gefolgt von ihren Gefährtinnen Aethra und

Klymene, hin zur Burg des Skäiſchen Thores, wo Priamos mit den Aelteſten der Stadt zu ernſtem Rathſchlag verſammelt waren. Als die Aelteſten die Herrliche annahen ſahn, labten ſie ſich an ihrem Anblick. Wahrlich, ſagten ſie unter einander, zu verzeihen iſt's den Troern und Achajern, daß ſie um ein ſolches Weib ſo viel Elend ertragen. Iſt ſie nicht einer Unſterblichen gleich an Anſehn? Dennoch möge ſie auch mit dieſer Geſtalt zur Heimath kehren, ehe ſie unſer Verderben vollendet." Priamos aber redete mild die Nahende an: „Komm herzu, mein Töchterchen! Setze Dich neben mich! Deutlich kannſt Du hier Menelaos erkennen, ſo wie die Verwandten und Freunde. — Weine nicht, liebes Kind! Dich wahrlich! ſchuldiget Keiner. Was ſich begab, iſt der Unſterblichen Fügung." — Lange ſchwieg Helena, ihre Thränen trocknend; dann ſprach ſie: „Wie lieb und ehrenwerth Du mir biſt, theurer Schwieger, ſo fürcht' ich Dich doch; denn ich fühl' es, welches Elend ich über das Volk gebracht habe. Und wo iſt das Ende? O wäre doch der Tod über mich gekommen, hätten mich die Wellen verſchlungen, eh ich das Ufer erreichte;" doch bald ermuntert, blickte ſie hinaus auf das Feld, und, die griechiſchen Fürſten und Führer erkennend, nannte ſie dem Fragenden jeglichen derſelben beim Namen. Jetzt ſahn ſie im Lager das Bundesopfer bereiten, und heiligen ſollte der Eidſchwur die Geſetze des Zweikampfs. Priamos ging hinaus auf's Feld, um den Bund zu beſchwören. Mit widerſtrebendem Herzen ſchwor er den Eid; dann verließ er das Lager. Mit eigenen Augen zu ſehen, wie ſein geliebter Sohn mit dem ſtreitbaren Menelaos den Kampf beſtand, das vermochte er nicht.

Der Zweikampf begann, und hingeheftet war jegliches Auge auf das Große, was ſich begab. Paris erſten Lanzenwurf fing Menelaos Schild auf. Kräftiger warf nun Menelaos auf ſeinen Gegner die Lanze. Sie durchdrang den Schild, doch ohne jenen zu verwunden. Nun zog Menelaos das Schwert und hieb auf den Helm; das Schwert brach in Trümmer. Jetzt ergriff er Paris am Helmbuſch, um ihn zur Erde zu reißen; aber der Riemen brach, und ihm blieb der Helm in den Händen. Ihn von ſich ſchleudernd, ergriff er einen Speer, damit er den Gegner tödte. Aber Paris, enthelmt, war unter die Seinen gewichen, und ſo entging er dem ihm drohenden Schickſal.

Bedrängtes Herzens hatte Helena dem Kampfe zugeſehn, welcher Entſcheidung bringen ſollte und — nicht entſchied. Als ſie Paris enthelmt ſah, ertrug ſie nicht den weitern Anblick, ſie floh jammernd in ihre Wohnung.

5.

Gewaltiger war indeß der Kampf entbrannt unter den Heeren. Die Nacht hatte ſie getrennt; aber neue Opfer forderte der erwachende Tag. Auf Hektors Seele brannte die Schmach, die Paris über ſich und die Seinen gebracht hatte. Zürnend ging er zu ihm in den Palaſt. „Hörſt Du nicht das Feldgeſchrei und das Kriegsgetümmel? Es erſchallet um Dich, und müßig ſitzeſt Du im Weibergemach?“ — „Du zürneſt mit Unrecht“, unterbrach ihn Helena. „Siehſt Du denn nicht, Ungeſtümer! daß er neu ſich rüſtet zum Kampfe? Ich ſelber hab' ihn dazu aufgeregt, habe den Helm neu mit dem Buſche ge-

ziert. Geh' voran, und er folgt Dir." In dem Augenblick kam ein Bote des Königs und berief die Brüder auf Ilions Burg zur Verſammlung. Schrecken und Verwirrung herrſchten im Rath: es ward Aufruhr bei Paris Anblick. Beſänftigend trat jetzt Antenor hervor: „Ihr Troer", ſprach er, „ich will reden, wie mir um's Herz iſt. Wir haben bis jetzt in gutem Glauben für das geſtritten, was uns die Ehre zu vertheidigen gebot, und die Götter ſind uns geneigt geweſen. Aber wie können wir hinfort ihre Gunſt, ihre Hülfe erwarten? Müßten wir nicht treulos ſtreiten gegen den heiligen Bund? — Nicht ſo, ihr Troer! Ich achte entſchieden den Streit. Wohlauf! Wir geben Helena, die Griechin, und mit ihr die Schätze, dem Atriden zurück. So iſt es gerecht; ſo wenden wir Unheil vom lieben Vaterlande." Aber ungeſtüm fuhr Paris ihn an: „Wär' es Ernſt, was Du redeſt, o Antenor! ich müßte klagen, daß die Götter Dir die Vernunft geraubt hätten. Nein, ihr Troer! — ohne Hehl ſei es geſagt! — Ich lebe, und nie geb' ich das Weib zurück. Aber das Gut, ſo ich in meine Wohnung führte, will ich geſammt zurückgeben und noch vom Meinen hinzuthun." — „Nicht unbillig ſcheint mir der Antrag", ſprach, ſich erhebend, nun Priamos, der König. „Wir ſenden einen Herold, der dies heilſame Wort den Fürſten des Volks, Agamemnon und Menelaos, verkünde, ob etwa die Götter den Sinn ihnen neigen zum Frieden."

Beruhigt trennte ſich die Verſammlung, und der Herold Idäos begab ſich mit den Friedensworten in das Lager der Griechen. Er fand auch ſie im Rath neben den Schiffen und redete, was ihm geheißen war. Lange ſchwiegen Alle umher.

Endlich hielt ſich nicht Diomedes. Eifernd brach er hervor: „Daß Keiner es nehme, des Paris Raubgut! Und böt er Helena ſelbſt — ich nähme ſie nicht. Einem Kinde muß es klar ſein, daß den Troern das Ziel des Verderbens naht.“ Er ſchwieg, und des Beifalls Jauchzen erfüllte die Verſammlung. „Du vernahmſt den Beſcheid der Männer Achaja's“, ſprach nun zu Idäos der Fürſt Agamemnon. „Sage, was Du vernahmſt, dem Priamos an, und verhehl' ihm nicht, daß auch mir genehm iſt, was die Männer beſchloſſen.“

6.

Die Verzweiflung gab den Troern jetzt neue Kraft. Aeneas kämpfte, ein Held; Hektor that Wunder der Tapferkeit. Bis an ihre Schiffe wurden die Griechen zurückgetrieben, und ſchon ſchwangen, ſiegestrunken, die Troer, um die feindliche Flotte zu zerſtören, ihre Fackeln. Da erhob ſich Achilles. Dem Agamemnon zürnend, hatte er lange vom Kampfe abgelaſſen. Jetzt durch die noch drohende Gefahr und Patroklos, des Freundes, Tod aufgeregt, erhob er ſich von neuen in ſeiner Kraft. Ihm fiel der edle Hektor, die Stütze Troja's, und allgemeiner Jammer erfüllte die Stadt. Auch Helena'n ergriff tiefe Trauer über den Verluſt des Schwagers; denn er war's, der ſich am redlichſten, am kräftigſten für ſie verwandt hatte. Sichtbar nahte Troja dem Falle; denn auch die Kriegerin Pentheſilea, die an der Spitze ihrer Amazonen von des Thermodons Ufern den Troern zu Hülfe gezogen war, erlag unter des gewaltigen Achilles Arm. Nun ſtand der Greis Thymötes auf unter den Troern und rieth zur Flucht aus der Stadt. Aber Priamos

ließ noch die nahe Ankunft Memnons hoffen, des Königs von Aethiopien, der mit ſeinen ſchwarzen Waffenführern zu Hülfe zu eilen verheißen hatte. „Es ſei fern", rief Polydamas, daß ich Memnons Kraft mißtraue; aber wie könnte er unſer widriges Schickſal wenden, das nicht Hektors Kraft, nicht Penthesilea's Muth zu wenden vermocht hat? Nur eine Rettung kenn' ich, und vielleicht iſt es auch für ſie nicht mehr Zeit. Wir geben ſie zurück, die uns Krieg brachte, zurück mit ihren Schätzen, und auch von dem Unſrigen fügen wir hinzu, was dem Feinde genügt. Wir geben es, bevor er kommt, es als Sieger zu nehmen und die Stadt den Flammen Preis zu geben. So rieth ich ſchon Hektorn. O wär' er doch dem Rathe gefolget!" — Im Stillen billigten Alle Polydamas Wort. Aber Furcht vor des Königes Zorn hielt Alle zurück, noch mehr die Liebe, die an Anbetung gränzende Verehrung für Helena, die das ganze Volk wunderbar erfüllet hatte. Leicht ward es nun Paris, zu vereiteln, was von Polydamas gerathen war; denn in des Priamiden Seele blieb es entſchieden, von Helena nicht zu laſſen, ſo lange er athme. Wohl kam aus fernem Morgenlande, der Verheißung getreu, Memnon mit ſtarker Hand zu der Trojaner Hülfe. Aber ſein Kommen lenkte nicht die Wage zu ihren Gunſten. Dem Aethiopier war im ſchweren Kampfe Antilochos, des edlen Neſtors Sohn, geſunken. Da hob der Peleide Achilles, wie einſt durch Patroklos Fall gegen Hektor entflammt, nun als Antilochos Rächer, gegen Memnon ſein Schwert. Er fiel, und die Troerinnen, Helena an ihrer Spitze, beklagten thränenvoll in Elegieenden Sohn der Morgenröthe.

7.

Man hatte ausgeklagt; und neue große Bewegung entſtand im Innern der bedrängten Stadt. Selbſt Paris verkannte nicht die immer ſteigende Gefahr; aber neu kräftigte ihn wieder die Liebe zu ſeiner Vermählten, die mit der wachſenden Gefahr, ſie zu verlieren, nur mächtiger glühte und ihn zu Täuſchungen hinriß. „War doch", ſo ſprach er, „das Kriegsglück auf der Troer Seite, ſo lange der Peleide Achilles nicht gegen ſie ſtritt. Hätte nicht er ſich erhoben, wir hätten das Lager der Griechen erſtürmt, die Flotte in Brand geſteckt; das abgeſchnittene Griechenheer würde auf Aſia's Boden ſein Grab gefunden haben. Dieſer Gewaltige ſtand auf, und Hektor fiel, und Pentheſilea und Memnon; und wer wird ihn beſtehen, da Jene fielen. Ihn gewinnen müſſen wir, oder —" „Beſiegen, willſt Du ſagen", unterbrach ihn Hekuba. „Nun — ihn zu gewinnen, iſt ſchwer, aber leichter doch, als über dieſen Götterſohn durch Waffen zu ſiegen." „Aber wie gewinnen?" fragten Alle. „Vergaßet ihr ſchon", erwiederte Hekuba, „was ſich begab, da wir jüngſt beim Waffenſtillſtande unweit dem Skäiſchen Thor unſre Opfer brachten? Mit den andern Matronen der Stadt waren mir als Opferprieſterinnen der Pallas Athene meine Töchter Polyxena und Kaſſandra zum Altare gefolget. Unſere Opfergebräuche zu ſehen, hatten ſich aus ihrem Lager viele Griechen genahet, unter ihnen Achilles. Er ſah Polyxena, wie ſie, mit ergoſſenen Locken am Altare kniend, zu den Himmliſchen betete; und ſichtbar ergriffen, in ihrem Anblick verloren, wandte er ſein ſchmelzendes Auge nicht von ihr, bis das Opfer vollendet war und die

Meister Franzesko ist ein in seiner Kunst wohlerfahrener und ehrenwerther Mann, sprach hierauf Winfried, und will er dich mitnehmen und seiner Obhut und Umgangs dich würdigen, so soll es mir über alles lieb seyn, und gern willige ich in dein Begehr.

Da sprang Walther hoch auf vor Freude und fiel dankend dem Vater an die Brust; als aber Frau Gertrud in das Zimmerlein trat und den gefaßten Entschluß vernahm, wie den lieben, einzigen Sohn sie auf Jahre vielleicht schon in so kurzer Zeit verlieren sollte, da äußerte sich unverhohlen ihr Schmerz, den wohl jede Mutter empfindet, wenn von dem Liebling ihres Herzens sie sich trennen soll auf eine ungewisse, dunkle Zukunft. Walther aber nahm sein Harfenspiel und sang halb wehmüthig bebend, halb freudig entzückt:

Es zieht mich fort mit wunderbarem Sehnen
Zum fernen Land der Lieder und der Klänge,
Drum, gute Mutter! klage nicht.
Sieh, auch mein Auge netzen Wehmuthsthränen,
Doch unaufhörlich tönen die Gesänge,
Wie eines Morgens heitres Licht,
Zu mir herüber von den Alpenhöh'n;
Ich kann nicht, Mutter! kann nicht widerstehn!

Da legte Frau Gertrud gerührt ihre Hand auf des Sohnes Haupt, und gab ihm ihre Einwilligung und ihren Segen, ohne den ja für ein Kind kein

Troerinnen ſich in feierlichem Zuge in die Stadt zurück begaben. Den glühenden Funken, durch Polyxena's Anblick in des Jünglings Bruſt geworfen, hat wohl die Waffenruhe genährt, welcher Achilles nach ſeiner Fehde mit Agamemnon ſich hingab. Polyxena zu beſitzen, war ſein eifriger Wunſch, den er durch Automedon ſchon Hektorn eröffnen ließ. Aber Hektorn war der Antrag ein Greuel, und Achilles mußte ſchnöde zurückgewieſen werden. Doch ich weiß, ſeine Leidenſchaft hat die Zeit nicht getilget. Ihn uns durch Polyxena zu befreunden und ſo das Verderben von unſerer Stadt zu wenden, achte ich noch möglich." — „Es iſt ſchrecklich, die Schweſter dem Manne zu geben, deſſen Hand noch roth iſt von unſers Bruders Blut"; ſo riefen erſchüttert die Priamiden. Priamos ſeufzte tief, Polyxena hüllte ſich thränenvoll in ihren Schleier. Aber auch dieſes Opfer ward beſchloſſen, gegen Paris und Deiphobos Wort. Da ſie den Beſchluß nicht zu wenden vermochten, ſo thaten ſie im nächtlichen Dunkel bei Hektors Grabe den Schwur: nie ſolle der Bund zur Vollendung gedeihn.

Ein neuer Waffenſtillſtand zur Feier Apollons, des Thymbräers, gab dem Könige Gelegenheit, Achillen die veränderte Geſinnung über Polyxena kund werden zu laſſen. Durch den Troer Idäos in den Hain gezogen, wo Apollon verehret ward, vernahm er, welches Glück ihm durch Polyxena's Beſitz bereitet ſei. Aber ſeine Entfernung war im Lager der Griechen nicht unbemerkt geblieben; man ſchrie über Verrath, und Diomedes, Odyſſeus und Ajax eilten in den Hain, um ihren Freund von dem Volksruf zu unterrichten, ihn zu warnen und

in's Lager zurückzuführen. Schon nahe dem Hain, ſahn ſie zwei Männer in höchſter Eile durch die Bäume hervor in die Stadt fliehen. „Siehſt Du nicht“, ſprach Odyſſeus zu Diomedes, „wie verſtörten Blickes die Beiden bebend davon eilen? Ich fürchte das Ungeheure.“ Sie drangen mit Ungeſtüm weiter; aber noch hatten ſie nicht die Pforte des Tempels erreicht, da fanden ſie Achill in ſeinem Blute ſchwimmend auf der Erde geſtreckt. Noch athmend ſprach er mit ſchwacher Stimme: Hinterliſtig bin ich hieher gelockt, mir ward Polyxena verheißen, von Priamos verheißen feierlich vor den Altären. Verrätheriſch trat nun Deiphobos zu mir und umarmte mich und grüßte mich: Bruder! Das war das Zeichen für Paris. Mit gezogenem Schwerte ſtürzte er auf mich, und — meine Wunden ſind tödtlich.“ Durch die Rede ermattet, ſank er todt in der Freunde Arme. Sprachlos ſtanden die drei Waffengefährten um des Helden Leiche. „Keiner“, ſo redete endlich Ajax, „keiner der Sterblichen war an Tapferkeit Dir zu vergleichen; keiner wird je Dir gleich kommen. Wehe, wehe, daß jugendlicher Unbedacht Dir den Tod brachte!“ Alle ſeufzten tief und küßten die Leiche. „Du erlageſt, Achill!“ ſo klagte Odyſſeus. Aber nicht eher erlageſt Du, o Jüngling, als bis Du der Wolluſt erlegen warſt.“ — „Nicht weiter!“ rief Diomedes. „Ich dulde kein Wort, das die Manen des Todten kränket.“ Ajax, der Rüſtige, hob nun den Leichnam auf ſeine Schulter und entrug ihn dem entheiligten Hain, im Angeſicht der Troer, die, aus der Stadt hervorſtürmend, vergebens Achilles Körper zu entreißen ſtrebten.

8.

„Die feſte Säule der Danaer iſt geſunken!“ ſo tönte in Ilion lauter Jubel. „Nun werden ſie unſre Ufer verlaſſen, und auf morſchen Schiffen über Meer zurückeilen in ihr rauhes Vaterland.“ Aber anders dachten Aeneas und Antenor. Unwillig empfing auch der Priamide Helenos die wiedergekehrten Brüder. „Wollt ihr nicht auch Diomedes, den Starken, und Ajax und die Atriden in den Tempel locken, um ihnen unter der Larve der Freundſchaft den Dolch in's Herz zu ſtoßen? Sie werden ſich ſchon hüten und jetzt nur ergrimmter auf uns ſtürmen.“ — „O wie können wir fürder Beiſtand hoffen von unſerm Schutzgott Apollon, deſſen Altar durch Verrath und Blut befleckt iſt!“ ſo klagte Hekuba. Selbſt Helena wandte ſich abſchätzend von den Thätern der Unthat, und Priamos, der Greis, neigte ſein graues Haupt und ſeufzte: Das Schickſal Ilions iſt erfüllet!

Paris fühlte es und las es beſtätigt in ſeiner Gattin Augen, daß nur durch eine Großthat die Schmach zu tilgen ſei, die er auf ſich und auf Troja gebracht hatte. Alles drängte zum entſcheidenden Kampf in die Fläche. Vertrauender noch zog er aus, da vom Kaikos-Strom Eurypilos mit ſeinen Tapfern herangezogen war. Ihn hatte die Verheißung, daß er durch Kaſſandra's Beſitz der Cidam des Königs werden ſolle, zur ſpäten Hülfe bewogen, und nicht gering war des Mächtigen Beiſtand. Indeß durch ihn die Troer geſtärkt waren, erſcholl im Griechenlager die Klage um Ajax, der beim Kampf um die Waffen Achills unterliegend, in Wuth gerathen war

und ſein Leben ausgehauchet hatte. Lautes Jauchzen erſcholl darob von Trojas Bewohnern.

O der Thoren! — Daß ein Diomedes lebe, daß Neoptolemos, der Achillide, mit des Vaters Rüſtung zur Rache nahe, daß mit Herakles Pfeilen Philoktet in's Gefecht eile, blieb unbedacht den Troern und dem Priamiden, den Verzweiflung auf's neue in Schlacht und Tod führte. — Schon war Eurypilos, Herakles Enkel, Neoptolemen gefallen. Da riß ſich Paris in geſammelter Kraft Philokteten entgegen. Er wähnte, der Mann, einſt durch Krankheit auf Lemnos gebannt, würde in ſeiner Schwäche ihm erliegen. Nie können doch, ſo dachte er, Herakles Waffen einen Kranken gefunden. Er wußte nicht, daß Philoktet, kaum im griechiſchen Lager angelangt, von Podalirios, dem Aſklepiaden, wunderbar geheilt ward. Mit erneuerter Kraft trat er dem Priamiden entgegen. Paris ſtaunte ob dem Glanze der Waffen des erſtarkten Gegners. Grauſe Bären, wilde Panther drohten auf dem ſtrahlenden Gürtel. Den gewaltigen Heraklesbogen zierten mancherlei Gebilde. Man ſah Phaethons Fall aus dem Sonnenwagen, und Perſeus mit dem Haupt der beſiegten Gorgone, deren Anblick die Schauenden verſteinte. Auch den Prometheus ſah man an des Kaukaſos Felſen gefeſſelt, wie ſich ein Adler auf ihn ſenkte, um ihm die Leber zu nagen. Schauer ergriff den Priamiden, aber ermuthigt ſchoß er den Pfeil auf Philokteten, den nur eine glückliche Wendung dem Tod entrettete. Getroffen fiel ein Freund Philoktets, der ihm nahe Kleodor. Zürnend nun ſpannte unter fürchterlichem Schlachtruf Philoktet den Bogen. „Dein Ende nahet, Unglückſeliger!“ ſo rief er, den Bogen

gegen Paris erhebend. „Nicht Dir zum Heile haſt Du den verderblichen Krieg angeſtiftet, o Paris! In meine Hand gaben die Götter die Rache, die nun über Dich einbricht.“ Er ſprach's, und ſchon entflog dem ſcharfgeſpannten Bogen der grauſame Pfeil. Getroffen fühlte ſich der Priamide, doch war nicht tödtlich die Wunde; kühn richtete er auf's neu ſeinen Bogen auf Philoktet. Aber ihm zuvorkommend, hieb Philoktet nach ihm mit dem Schwert. Es ſank der Bogen des Paris, und kaum vermochte der Verwundete ſich unter die Seinen zu verlieren, die den Wankenden hülfreich umdrängten und Philokteten wehreten. Allgemein ward nun das Gefecht, das nur die Nacht unterbrach. Alle noch umſtanden den Schwerverwundeten, und man bereitete ſich, ihn mit Vorſicht in die Stadt zu führen. Aber Paris erhob ſich dagegen mit der Kraft, die ihm noch übrig war. „Nicht in die Stadt führt mich, der ich Verderben bereitete!“ ſprach er. „Nicht die Angebetete will ich ſehen, die vielleicht den Beſiegten verabſcheut. Hat Jemand Mitleid mit mir, kann Jemand mir Heilung bringen, ſo iſt ſie es, die Apollon ſelbſt mit der Kunde heilender Kräuter begabte! ſo iſt es Oenone, die gute Hirtin des Ida, die einſt mich liebte, und der ich, von der Griechin bezaubert, die Treue brach. O wie hab' ich Glück auf der Erde hoffen dürfen, da ich das beſte Weib verließ! Bringt mich zu Oenonen, die, verrathen von mir, troſtlos wich auf den Ida! Bringt mich in die Hütte, die ſie nur um meinetwillen zu verlaſſen ſich entſchließen konnte!“ Man fügte ſich ſeinem Wunſche. Schon waren ſie nahe der Hütte, als Oenone, von ihren Dienerinnen gefolgt, ihm entgegentrat. „Zurück!“ rief ſie dem

Verwundeten entgegen, „zurück von meiner Schwelle, Unglücklicher!“ Er aber warf sich ihr zu Füßen: „Oenone!“ rief er, „Du siehst mein Leiden und läßest dennoch vom Hasse nicht ab? Ja, ich habe Dich, die treue Gattin, verlassen. Es waren die Parzen, die Unentfliehbaren, die mich zu der Tyndaridin trieben. O hätte ich doch vorher in Deinen Armen mein Leben ausgehauchet! Aber ich bin unglücklich, mein Leben ist in Deinen Händen. Vergieb, Oenone! Dir, Dir allein ward die Götterkraft, durch Heilmittel den Wunden, die mich quälen, die mich tödten, ihr Gift zu nehmen. Erbarme Dich, meine Oenone, und hilf. Rette mich, damit ich nicht zu Deinen Füßen hier den Geist aushauche!“ Aber er erweichte nicht den aufgeregten Sinn der Tiefbeleidigten. „Wie darfst Du's wagen, Ungetreuer, Dich mir zu nahen? Mag Dir die Tyndaridin helfen, um die Du mich verließest, dem höchsten Jammer mich Preis gabest! Laß die alternde Oenone und wirf Dich in die Arme Deiner Buhlin, deren Schönheit, sagt man, nie verblühet. Flehe zu Aphroditen, daß sie Dir helfe, die durch ein Traumgesicht, das Stolz und Wollust Dir schuf, Dich verführte zur Schandthat. Sie mögen Dir nun Helferinnen sein! Fort von meiner Schwelle, Verräther!“ Mit den Worten wandte sich die Unerbittliche. „Erinnere Dich“, so seufzte scheidend der Priamide. „Die Bitten sind Töchter des Zeus. Stolze, Unversöhnliche hassend, senden sie über sie die Erinnyen. Auch Du wirst ihnen nicht entfliehn, Oenone!“

Es war die letzte Kraft, mit der zu Oenonens Füßen er sich gewälzt hatte. Von Schmerz und Jammer überwältigt, sank er bald an einen Felsen des Ida, und die Seele verließ ihn. Rings die

Hirtinnen der Fluren, unter denen er einſt wandelte, mit denen er einſt in ländlichen Spielen ſich erfreuete, hatten ſtill den Sterbenden umſtanden und der Zeiten gedacht, da der ſchöne Jüngling mit ſüßen Geſprächen ſie umringte, und ſein Zauber in ihre unbewachten Herzen drang. Der Zauber ergriff ſie auf's neu, da der Schmerzenſtiller Tod ihm die Augen ſchloß und ewige Ruhe ſein Angeſicht im letzten Strahl der Abendſonne verklärte. Die ſtille Thräne wurde zu Seufzer, der Seufzer zu Klagelaut, der, rings von den Höhen des Ida wiederhallend, auch in Oenonens Hütte drang und tief den Pfeil ihr in den Buſen ſenkte: „Du, die ihn heilen konnte, Du haſt den Unglücklichen der Verzweiflung gegeben und dem Tode!“ — Hirten brachten in Ilion die Kunde: „Paris iſt nicht mehr!“ Als die Mutter es vernahm, ſank ſie in ſtummem Schmerz zur Erde. Dann brach ſie in die laute Klage aus: „So biſt auch Du gefallen, mein lieber Sohn, nach Hektorn der Theuerſte mir. Die Götter häufen mir Leid auf Leid und Härteres noch ahne ich. Gemahl und Söhne und Töchter Alle ſeh' im Geiſt ich getödtet, geraubt, die Stadt ein Raub der Flammen — und ich — überleb den Jammer! — Aber ſtill, o Seele! Klagen will ich, ſo lang ich lebe, um die Todten. Paris, Du der Jünglinge Blüthe, Du Theuerſter unter Allen, die mir blieben, Du biſt gefallen! Weh! auch Du biſt gefallen!“ So klagte im einſamen Gemach Hekuba, indeß Priamos, der Greis, Thränen vergießend, bei Hektors Grabe weilte. Mit ihm, das wußte er, war Ilions Heil in die Gruft geſenkt, und wenig kümmerte ihn fortan, was um ihn her ſich Trauriges begab.

Aber tief erſchütterte Helena die Kunde, daß Paris in den Tod ſank, tiefer, als ſein Tod, des Verwundeten Leiden, am tiefſten Oenonens Grauſamkeit. Dann ward ſie, wie von Harpyien-Klauen, von dem Vorgefühl deſſen ergriffen, was ihr, der Unheilſtifterin, bevorſtehe, ihr, auf die Freund und Feind mit gleichem Groll herabſehn müßten. Flöh' ich auch zu den Danaern, ſo ſprach ſie zu ihrer bekümmerten Seele, würden ſie mich nicht mit Schmach empfangen? und wag' ich's, Ilion nicht zu verlaſſen, wird nicht die Zeit kommen, da ſie, die jetzt mich umringen und weinen, mich grauſam verlaſſen, mich verfolgen, mich zerreißen werden. Jetzt ſtimmen ſie, ſo ſcheint's, in meine Klagen; aber nicht um mich, ſie klagen um ihre Väter, ihre Brüder, ihre Söhne, die der Tod ereilte im Streite — für mich! Weh mir Elenden! Zu welchem Jammer mußte ich Unſelige geboren werden!"

Doch aus der innerſten Tiefe des bewegten Gemüthes klagte untröſtbar Oenone. Morgenröthlich gingen in ihrer Seele die Tage wieder auf, da ſie zuerſt den herrlichen Jüngling ſah, da er die Liebe ſie lehrte, da ſie, allbeneidet von ihren Geſpielinnen, die Gattin ward des Schönſten der Hirten! „Haben wir nicht", ſprach ſie zu ſich ſelbſt, „ſo vereint Monde, Jahre glücklich gelebt? Und wären es Tage geweſen, wir liebten, und mehr wären ſie, als vieler Jahre liebeloſes Leben. Und wie vergalt ich ihm das Glück, das er mir gab? Weh ich überließ ihn, da ich hülfreich ſein konnte, dem Schmerz und dem Tode! — Aber er hat mich verlaſſen, hat mich verſtoßen! Ja, treuloſer Gatte! Du haſt mich verſchmäht, der Verzweiflung hingegeben um eine Buhlerin. Nur gerecht

war's, daß ich Dich wieder von mir ſtieß — — im Leben. Im Leben — es iſt geſchehen: aber nicht im Tode will ich Dich verſtoßen, holder Gemahl! An des Orkus Schwelle weicht die Rache — ich bin Dein, ich bin Dein!" — Die Nacht ſank herab auf die Erde. Da ſchmückte ſich Oenone, und den Geſchwiſtern und der Mutter entſchlüpfend, ſtürmte ſie, wie von den Parzen getrieben, über Hügel und Thäler dem Scheiterhaufen zu, der Paris Leichnam empfangen ſollte. Mitleidig ſah Luna, ihres Endymions gedenkend, auf die Eilende und ſtreute ihre helleſten Schimmer auf die Bahn der Unglücklichen. Fern ſchon vernahm ſie die laute Klage der verſammelten Hirtinnen und hörte der Flamme Gepraſſel. Jetzt vertrieben die Weſte den Dampf, welcher die ſteigende Flamme verhüllt hatte, und Oenonen war's, als ſäh' ſie auf's neu die Brautfackeln, die ſie einſt zum Ehebette geleitet hatten. Unwiderſtehlicher fühlte ſie ſich fortgetrieben, und ſchon ſtand ſie unter den Hirtinnen, die lautklagend den flammenden Scheiterhaufen umgaben, der Paris Leichnam verzehrte. Ehrfürchtend wichen ſie wie einer Göttin, der Kommenden. Oenone aber, ohne den leiſeſten Laut, hüllte ihr ſchönes Antlitz in ihr weites Gewand, und den glühenden Holzſtoß erklimmend, ſank ſie neben ihres Gatten Leiche dem Tod in die Arme.

9.

Näher und näher bedrängten indeß Philoktet und Neoptolemos Ilions Mauern. Aber kräftigen Widerſtand fanden ſie in den Männern Trojas und ihren Bundesgenoſſen. Es bedurfte des Verrathes, ehe ſie ſank, die gewaltige Veſte: denn

es ſchützte ſie Pallas Götterbild und die Macht Aphroditens. Wiederum ward im Königsrathe der Vorſchlag laut, Helena als Sühnopfer den zürnenden Dauern zu ſenden. Am lauteſten eiferte Antenor, und der Held Aeneas war ihm zur Seite. Aber Deiphobos, längſt in Lieb entbrannt zu der Schwieger, wehrte mächtig dem Beſchluß. Er hoffte den Lohn des Kampfes in Helena's Armen; aber ernſtlich entzog ſie ſich den Liebkoſungen des ihr gehäſſigen Mannes. Fern zeigte ihr Genius ihr das Licht der Hoffnung, wieder vereint zu werden mit ihm, dem ſie im Herzen die Treue erhalten hatte. „Deiphobos!“ ſo ſprach ſie flehend. „Ich erkenne ganz den Werth Deines Strebens. O könnt' ich Dir lohnen! Aber — es ſei geſagt! Menelaos blieb mir theuer, auch da ich Deinem Bruder nicht zu widerſtehen vermochte, Deinem Bruder, der Alles um mich opferte. Wie kannſt Du Liebe erwarten? Von der Danaer Wuth hat mich errettet Dein Wort in der Rathsverſammlung. Wer ſchützt mich nun vor Dir? Keiner, keiner, als Du! Deiphobos, ſcheue die Götter und habe Ehrfurcht für Dich ſelbſt! Es kommt eine Zeit, da Troja fällt. Wie entgingſt Du dann Menelaos, des Beleidigten Rache, wenn er in Dir, da Paris ſank, den Nebenbuhler erblickte, der ihm ſeine Ehre raubte? Ja, wenn Du wahrhaft mich liebſt, o Deiphobos, ſo mußt Du ablaſſen von Deinem Vorhaben. Von Paris getrennt durch den Tod, fänd ich vielleicht Gnade vor dem Gemahle, dem ich freiwillig Herz und Hand gab. Doch wie entging ich dem Verderben, fänd er mich in Deinen Armen, o Deiphobos? Habe Mitleid mit Dir, mit mir!“ Aber ſie flehte vergebens. Auf Deiphobos rettende Kraft waren Aller Augen

Gedeih'n ist in der Welt; denn mögen auch Glücksgüter und Ehrenkränze des Menschen Pfad schmücken, so blüht doch nur von dem herzlichen Segen der Eltern die dauerndste der Erdenblumen ihm auf, ein schuldfreies Gewissen und Kindesvertrauen zu Gott.

Der fröhlichsten Hoffnungen voll, umschwebt von den goldnen Bildern einer heitern Zukunft, die wie eine blühende Landschaft sich vor ihm ausbreitete, legte Walther sich nieder und Ahnungen von Gefühlen zogen durch die junge Brust, ungekannt, unbestimmt, und doch so süß, wie Aeolsharfentöne, auf Windesflügeln getragen, durch Frühlingshaine beben.

Im Laufe jedes Menschenlebens blüht wohl — wenn auch nur kurz, doch gewiß einmal eine Zeit, wo, den reinsten Schimmern der Hoffnung hingegeben, sich das Herz erweitert, und im magischen Dufte und Lichte alle Gestalten der Zukunft wie in einem reinen Wasserspiegel vor dem innern Sinn vorüberziehen, so glänzend, so sonnenhell und klar; wo Wünsche aufkeimen nach gänzlich unbekannten Gütern, wo mit Liebe das Herz Alles, Alles umfassen möchte, wo jeder Ton zu der bewegten Seele spricht, wo Thränen dem Auge entquellen, man weiß nicht warum, wo selbst ein Schmerz die Brust erfaßt, aber ein süßer, ein geliebter Schmerz, der die höchsten Freuden in sich trägt; denn es mag ja des Menschen endliche Natur selbst nicht den Anklang der unendlichen

gerichtet. Ihn durch den einzigen Lohn zu ſtärken, der ihm Lohn war, das wurde des Vaters, der Mutter Wunſch; das begehrte mit Ungeſtüm das Volk. Tiefen Groll im Herzen gab ihm Helena das Wort, die Seinige zu werden, wenn die Griechen das troiſche Ufer verlaſſen hätten.

10.

Antenors Rath war verworfen. Jede Hoffnung, die Stadt zu retten, aufgebend, ließ er ſich nun, um ihr Schickſal zu mildern, zu Unterhandlungen mit den Danaern hinreißen. Als Unterpfand der Aufrichtigkeit forderten die Griechen die Auslieferung des Palladiums, und verrätheriſch ward dies ſchützende Minerven-Bild in ihre Hände gegeben. Will die Göttin uns Retterin ſein, ſo ſprachen unter ſich die verſchwornen Troer, ſo wird ſie, auch näher gebracht dem Feinde, nicht ablaſſen, uns hülfreich zu ſein. — „Dank uns, weiſe Göttin, daß Du die unſrige wardſt!“ ſo beteten dagegen die Griechen. „Erfüll uns nun mit Deinem Geiſt, daß wir erſinnen, was zur Vollendung führet, damit Gerechtigkeit ſiege und wir bald zum Ziel gelangen, um das wir, das Vaterland laſſend, mit Aufopferung ſo vieler Tapfern nun Jahrelang kämpfen!“ Sie fleheten nicht vergebens.

11.

Tiefe Trauer war über Troja gelagert, ſeit die Kunde: das Palladium iſt verloren! in die Stadt ſich verbreitete. Kleinmuth trat an die Stelle des Vertrauens, das bisher die Menge nicht verlaſſen hatte. Indeß man nicht abließ nach den

Verräthern zu forſchen, ſcheucht ſich ermannend Deiphobos die Furcht. „Laſſet den Wahnglauben, ihr Troer", ſo rief er, „daß unſer Heil von dem Bild abhänge! Hat denn die Göttin unſern Helden, die für ſie kämpften, den Sieg gewähret? Hat ſie nicht Hektorn ſelbſt dahin gegeben, der wunderbar mit ihrem Geiſt erfüllet war? Und ſeht ihr, ſeit Pallas Bild nicht mehr unter uns iſt, Troja härter bedrängt als vorher! Nein! bei den Göttern! Ihr ſeht, daß ſich ſeitdem die Danaer von unſern Mauern entfernen. Vielleicht hat uns die Göttin verlaſſen, damit ſie Verwirrung unter unſre Feinde bringe und ſo die Uebermüthigen von Aſiens Boden vertreibe und uns errette." So wiegten ſich die Troer in eitle Hoffnungen ein; die Hoffnungen wuchſen, als jeglicher Bote aus der Nähe, als jeglicher Blick von der Mauer es beſtätigte: das Griechenheer entfernt ſich — nahet dem Meere — ſchiffet ſich ein. Die einbrechende Nacht gab den Troern das erfreuliche Schauſpiel des brennenden griechiſchen Lagers, und als am frühen Morgen der Hauch des Weſts die Dampfwolke zerſtreute und den freien Blick nach dem Helleſpont öffnete, trauten ſie kaum ihren Augen. Die Flotte, die Verderben auf ihre Ufer ausgegoſſen hatte, der Maſtenwald, auf den ſie Jahrelang wechſelnd mit Zorn und mit Schrecken an jedem neuen Tage hatten blicken müſſen, war verſchwunden, ſchon, ſo gab der Fernblick, dem Eiland Tenedos nahe.

Die Kunde: Wir ſind befreit! durchlief ſchnell die Stadt, und ganz Troja, Alt und Jung, erfüllte die Mauer, damit jeglicher mit eigenen Augen ſich überzeuge: Es iſt ſo! Schaarenweiſe ſtrömte nun Alles aus der Stadt dem Ufer zu, nicht un-

bewaffnet, denn Mißtraun und Furcht kämpften noch in jeglicher Bruſt mit der plötzlichen Freude.

Siehe! da erblicken ſie, nicht fern vom Ufer, ein ungeheures Roß, künſtlich von Holz gefertigt. Staunend ſchauten ſie hinan, Jeglicher fragt den Andern, was es bedeute? Keiner vermag zu antworten. Ein ſcheuer Grieche war vor den Nahenden geflohen. Greift ihn! ſo ſcholl es. Man griff ihn leicht, und er ward in die Mitte der Troer geſtellt. Nun ſtürmte man mit Fragen auf ihn ein: Sprich! warum entfernten ſich die Danaer ſo ſchnell? Warum bleibſt Du zurück? Wozu ward jener Koloß erbaut, den wir da vor uns ſehen? — Der Grieche verſtummte. Priamos, der König, ließ ihn ſich nahen, und erneuerte die Fragen mit freundlicher Anrede und mit Verſicherungen, daß er für ſein Leben nicht zu fürchten habe. Der Danaer ſchwieg. In Drohung nun ging das Schmeichelwort über, und als auch ſie das hartnäckige Schweigen nicht brach, hielt die empörte Menge ſich nicht. Der Grieche ward mißhandelt, und er wäre ein Opfer der Volkswuth geworden, hätt' er nicht des Königs Knie umfaſſend gerufen: „So will ich denn reden. Mein Mund ſoll eröffnen, was wahr iſt. Wißt es! ſeit mir die Göttin beleidigten durch den frevelnden Raub ihres Bildes, kam Zwietracht unter uns. Plötzlich von der Sehnſucht der Heimkehr überwältigt, ſtrömte die Menge an's Ufer, und ſchon waren zur Abfahrt die Schiffe bereit. Da ſammelte noch Kalchas die Empörten und forderte ſie auf, zu Sicherung glücklicher Rückfahrt, die beleidigte Göttin zu verſöhnen, ehe ſie das troiſche Ufer verließen. Und wie verſöhnen wir ſie? riefen Alle. Kalchas ſprach: Mir iſt's enthüllt,

Pallas, die Kriegerische, versöhnen wir durch den Bau eines ihr heiligen Kunstwerks. Ein neptunisches Roß, der Seefahrt glückliches Bild, das sei das Werk, das wir der Göttin weihen! Aber sie heischet noch mehr. Wie einst nur durch ein großes Opfer unsere Herfahrt beglückt worden, so kann wiederum nur ein theueres Opfer glückliche Heimkehr uns sichern." So sprach Kalchas. Zum Bau des Rosses waren gleich tausend Hände gehoben; und: Nenn uns das Opfer! scholl der vereinte Ruf. „Sinon sei das Opfer! so war des Priesters Ausspruch. Meinen Namen hört' ich, und floh. Ein nahes Dickicht verbarg mich; vergeblich war ihr Suchen, und ohne Opfer haben die Ungeduldigen das Ufer verlassen. Ich bin vom Opfertode gerettet, um hier, ach! von den Troern zerrissen zu werden." — „Ich verheiße Dir Leben"; sprach Priamos, „sofern Du Wahrheit redest. Aber, wie ist es glaublich, daß wenn auch ein Gebilde Minerva, die Kriegerische, versöhnen kann, die Danaer sich zu so ungeheuerm Bau entschlossen hätten? Ich ahne Odysseische Ränke." — „Wohl hast Du Recht, o König! dem Mann zu mißtrauen, dessen Ränken ich selbst unterliege; denn er, mein Feind, war's, der mich dem Priester als Opfer beschied. Doch daß seine Ränke hier nicht walten, muß Dir selber klar werden. Wahrlich nur ungern bauten die Danaer mit unendlicher Arbeit diesen Koloß. Aber mußte der Bau nicht in's Ungeheure gehen, damit es unmöglich ward, das Werk in die Stadt zu führen? In Ilion gebracht, würde es, das Palladium vertretend, die Stadt auf ewig geschützet haben, ganz wider der Danaer Absicht: denn ihr Vornehmen, mit verstärkter Kraft wiederzukehren, gaben sie nicht auf."

Als er es ſagte, verbreitete ſich Gemurmel unter den Troern. Sie maßen den Koloß mit ihren Augen, prüften ihre Körperkraft, und der Entſchluß, das Gebäu in die Stadt zu führen, ward lauter und lauter. „Was bedürfen wir der Mauern, ſo uns dies Palladium ſchützet? Wir brechen ſie nieder; leicht ſind ſie hergeſtellt! Und wie ſollte unſre vereinte Kraft den Koloß nicht zu lenken vermögen!" — „Sagt' ich's nicht", rief mit lauter Stimme Deiphobos, „Pallas erhielt uns ihre Gunſt. Jenes ihr geweihte Roß, das wir ſchauen, vertritt ihr Bild, das geraubte. So ſei dann dies hinfort unſer Palladium! Heran ihr Troer! führt es in die befreite Stadt! Die Danaer flohen! Ohne Glück verheißendes Opfer wagten ſie die Meerfahrt! O der Unbeſonnenen! Die empörten Wogen werden ihre morſchen Schiffe zertrümmern, und Troja, von ſolchem Feinde befreit, wird keinem erliegen, wird ewig ſtehen!

So begeiſterte des Priamiden Ruf die Tauſende. Umſonſt warneten die Weiſeren; umſonſt weiſſagete Kaſſandra. Schon rollten die bereiteten Walzen heran, und das Roß an allen Theilen von eiſernen Ketten umſchlungen und durch vereinte Volkskraft über die Trümmer der ſchnell zerſtörten Mauer gezogen, ſtand am ſelbigen Tage in Ilions Mitte — Verderben ſchwanger!

Dankend warfen die Troer, die Bethörten, ſich vor ihren Altären nieder. Aber es brannten nicht die Opfer, die Flamme erloſch mit lautem Geziſch, als ob ein Platzregen über ſie ausgegoſſen ſei. Blutroth ſtieg der Rauch empor, es bebten die Altäre, und im erhobenen Sturme glaubte man banges Er-

ſeufzen zu vernehmen, und wilder Thiere Geheul. Einer Mänade gleich, irrete Kaſſandra in Nacht und Sturm umher. Bald drang ſie in Helena's Kammer und machte ſie beben vor dem Ausgang, bald ging ſie mit brennender Fackel unter das Volk hervor und forderte es auf, das Unheil bringende Roß zu verbrennen. Doch ungewarnt blieben die Troer, deren Sinn die Parzen verfinſtert hatten, daß ſie ihrem Schickſal nicht entgingen. Sie entriſſen der Priamidin die Fackel, vertrieben ſie mit höhnendem Wort, und meiſt verlaſſen auf weitem Platze ſtand nun der verhängnißvolle Koloß in Nacht und Grauen.

Helena allein widerſtand nicht dem regen Verlangen, ſich noch einmal dem geheimnißvollen Gebäu zu nahen. Von einer einzigen Vertrauten begleitet, wagte ſie noch ſpät ſich hinan. „Sind Krieger darin verborgen", ſo dachte ſie, „o ſo ſind es mir befreundete Männer, es ſind Hellenen. Vielleicht iſt unter ihnen ſelbſt Menelaos. Ich will mich ihnen zu erkennen geben. Sie müſſen wiſſen, daß ich lebe, daß ich ihnen wohl will. Meiner wohlbekannten Stimme Laut erreicht vielleicht das Ohr meines Gemahls; ſein Herz wird erweicht, und ich bin errettet." Alſo denkend umging ſie dreimal das Roß und nannte wiederholt Menelaos Namen und Odyſſeus und Diomedes. Der Hinhorchenden ward nicht Antwort: aber Antwort vernahm ſie in ihrem Herzen. „Mich hat Menelaos gehört! ſo ſagte ſie heimkehrend zu ſich ſelber. Doch ſich zu erkennen geben, wie gefahrvoll! Und hätte auch er ſich nicht halten können, Odyſſeus, der Weiſe, würde ihm gewehret haben."

12.

Es ſank die Nacht. Aber Helena'n floh der Schlaf. Ahnung

durchſchauerte ſie von dem, was bevorſtand. Das Roß von den Troern frohlockend umtanzt, verbarg in ſeinem Innern die Mannhafteſten des Danaer-Heeres. Lug war's, was Sinon kundgethan hatte. Kriegeriſch hatte die Flotte mit dem übrigen Heere das troiſche Ufer verlaſſen; aber nicht ohne verabredetes Zeichen zur Wiederkehr. Als nun tiefe Nacht ſich über Troja geſenket hatte und die ſicher ſich Dünkenden, dem Schlafe hingegeben, ruhten nach langer Arbeit, da ſäumte Sinon nicht, das Feuerzeichen zu geben, das die harrenden Danaer an das troiſche Ufer zurückrief. Sie kamen und fanden die Mauer gröffnet. Schnell vereint mit den Genoſſen, die das furchtbare Roß nun aus ſeinem Innern hervorgehen ließ, ergoßen ſie ſich einem Feuerſtrome gleich, über die unglückliche Stadt. Aller Loſung war blutige Rache, und die Furien, Mord und Brand und Zerſtörung erhoben ihre furchtbaren Fackeln. In tauſend Geſtalten wütheten Tod und Verderben.

Der ſchreckliche Mordzug drang bald zu Priamos Burg. Von Neoptolemos Schwert erſchlagen, ſank der königliche Greis; ſelbſt des Hektoriden Aſtyanax ward nicht geſchont. Ein rauher Grieche warf das zitternde Knäblein, den Mutterarmen entriſſen von der Höhe der Burg in die Arme des Todes. Andromache ward als Sklavin abgeführt, mit ihr Kaſſandra. Pallas Athene's Tempel und Altar, wohin die Unglückliche geflohen war, ſchützte ſie nicht vor Ajax Wuth, des Oileiden. Schrecklicherem wurde Polyxena aufbehalten. Sie ſollte den Manen Achills geopfert werden, der um ſie den Tod litt. Das Schrecklichſte erfuhr Hekuba, die unglücklichſte der Mütter. Denn Alle — Alle überlebend, ſollte ſie langſam erliegen dem Gram!

13.

Menelaos indeß, der Beleidigte, hatte ſich Bahn gemacht mit dem Schwerte. Nur Ein Gedanke ſtand ihm vor der Seele — Rache zu nehmen an Deiphobos und an ihr, der Unheilſtifterin, die er einzig geliebt, die ihn verlaſſen hatte. Nicht fern von Helena's Gemach kam ihm der Priamide entgegen, von Wein noch trunken und Schlaf. Unbedauert fiel der Elende dem rächenden Schwerte Menelaos'. „Gehe hin", rief er dem Sinkenden zu. „Räuber auch Du! Geh hinab zu dem Bruder, und Dich müſſen, wie ihn, im Orkos die Schatten der Tauſende quälen, über die euer Frevel Tod und Verderben gebracht hat."

Helena aber war, da der Mordruf, der die Burg erfüllte, zu ihr drang, mit klopfendem Herzen aus ihrem Gemache geflohen. Wohin doch konnte ſie fliehen, wo die Rache des tief Gekränkten ſie nicht erreichen würde? „Der geweihte Altar deiner Götter, das ſei dein Zufluchtsort! Da erwart' ihn und unterwirf dich mit gehaltner Zuverſicht dem waltenden Geſchick!" Das war Aphrodite's göttliche Eingebung, die die Fliehende ſtärkte. Ihr folgend, hatte ſie nun die Stufen der Stätte erreichet, wo den ſchützenden Hausgöttern ihr Altar geheiliget war. Indeß ängſtend Klymene, ihre Begleiterin, an des Altars Stufen geſenkt, ſich krümmte, ſtand gotterfüllt mit hoher Faſſung Helena aufrecht da. Sie hörte den fürchterlichen Waffentritt der nahenden Krieger. Schon vernahm ihr leiſeres Ohr Menelaos Stimme, die, einſt ihr willkommen, nun Verderben ihr drohte. Bis in's Innerſte der Seele drang ihr ein Dolch. Aber wunderbar auf's neue gekräftiget, ſtand ſie, des

Kommenden harrend, ruhig da, in ihren Schleier gehüllt. Menelaos, von rauhen Kriegern gefolgt, erreichte nun den Ort, wohin die Rache ihn rief. Das gezückte Schwert in der Hand, dringt er ein. Helena, ihn erblickend, ſchlägt mit der Rechten ihren Schleier zurück, indem ſie mit der Linken auf die Götter zeigt. Sie ſtehet da, die Göttliche, in vollem Zauber der Anmuth, mit der Schönheit ſiegendem Blicke, dem Keiner widerſteht. Kein Gnadeflehn, nein, holder Ernſt, ſtille Erwartung verklärt ihr Angeſicht. Die Götter ſind's, ſo ſcheint ſie zu ſagen, die der Menſchen Schickſale lenken. Sie lenkten auch das Meine. Hab' Scheu vor ihnen, o Menelaus! Ihr Heiligthum iſt hier!

So vor Menelaos Blick ging Helena auf, wie aus Nebel Selene. Wie von der Gottheit ergriffen, zuckte Menelaos zurück; der zum Morden erhobene Arm ſank, das Schwert fiel; Kypria hatte geſiegt und die Liebe.

14.

So fand den Verſöhnten Agamemnon, der Bruder, und war froh darob, daß er die Rache gehemmt hatte. „Um die Himmliſche aus den Händen der Troer zu erretten, trugen die Danaer ſo vieler Jahre Jammer. Wir wollten Rache üben an den Frevlern, die Zeus Xenios beleidigend, ſie geraubt und die Wiedergabe geweigert hatten. Wir ſind gerächet; die Frevler fielen und Keiner entrann unſerm Schwerte. Der ſchönſte Lohn unſerer Mühen iſt ſie, die Gerettete. Durch der Götter Gunſt ward ſie Dir aufbewahrt. Heil Dir, Bruder, daß Du ſie fandeſt!"

Indeß Neoptolemos Hektors unglückliche Gattin, und Agamemnon die erbeutete Kaſſandra, als geraubte Sklavinnen gewaltſam in's Lager brachten, geleitete die Liebe Menelaos, den Beglückten, mit ſeiner Verſöhnten freundlich über Ilions Trümmer an's Meer hinab zum Heere der Griechen. Mit Bewunderung und ohne den leiſeſten Vorwurf, ſahen Troer ſowohl, als Danaer, die Urheberin ihres Jammers, einer Göttin gleich, vorüberziehn. Daß ſie erhalten war, deſſen freute ſich Jeglicher, und aller Danaer Segnungen geleiteten ſie zu dem ſpartaniſchen Fahrzeug, welches die neu Vereinten aufnahm.

„Ich hörte ſchon Deine Stimme, o Helena! bevor noch mein Auge Dich ſah", ſo ſprach mit dem Tone leiſes Vorwurfs zu ihr Menelaos. „So haſt Du mich vernommen, als ich mich nicht hielt und am Roß Deinen Namen nannte? O ich Unbeſonnene, daß ich's wagte"! — „Und ich, gleich unbeſonnen", verſetzte Menelaos, „würde Dir ein Zeichen gegeben haben, hätte nicht Odyſſeus dem Antiklos, der ſchon den Mund öffnete, plötzlich zufahrend den Mund geſchloſſen und die Rede gehemmt. Da ſchwieg auch ich, fühlend, wie ſehr Odyſſeus Recht habe. Allen wehrete er nun mit gebietendem Blicke und ließ nicht ab, bis er Deiner Entfernung gewiß war. Wohl haſt Du uns Alle in Gefahr gebracht, Du Liebe! Doch hat Deine Stimme mein Inneres bewegt und dem Zorne gegen Dich den Stachel geraubet. Dank Dir, daß Du kameſt! Unſere Rettung danken wir und die Achajer dem Odyſſeus. O möchte er glücklich zur Heimath gelangen! O möchten die Götter gewähren, daß wir, in die heilige Sparta gekehrt, es einſt ihm oder ſeinem Sohne lohnen können, was er an uns gethan hat!"

Freuden ertragen, die nur wie Schatten von Wolken in sein Erdenleben fallen auf kurze Augenblicke, so wie der Wiederschein einer Morgenröthe die starren Schneegefilde und Gipfel der Berge mit seiner Rosengluth Eine Minute umzieht. O, daß diese schöne Zeit, die Einmal, nur Einmal im Leben reiner Gemüther aufgeht, und dann nicht wieder — daß sie jener Blume Indiens gleicht, von der die Sage berichtet, sie blühe nur in Einer sternenhellen Nacht, nur so lange, als das Licht der geliebten Sterne ihr scheint, denn, wenn ein Schatten diese verhüllt, oder vor dem Glanze des Tages sie verbleichen, schließt sie krampfhaft bewegt ihren duftenden Kelch und öffnet ihn nie wieder. — So öffnet ja das Herz sich auch Einmal nur seinen heiligsten Gefühlen, seinem ganzen Himmel! Wird der ihm geraubt, dann schließt es, wie jene Blume, sich auf ewig, und was ihm dann noch erblühen mag, verdient ja nicht den Namen seiner Freuden.

3.

Als Meister Franzesko des andern Tages vernahm, wie Walther, zu dem eine gar besondere Neigung der ehrwürdige Sänger gefaßt hatte, ihn begleiten dürfe und wolle nach seinem Lande, freute er sich sehr, denn mit jedem Tage war dem Greise der Jüngling lieber geworden, in dem sich die edle treue

So sprach er gerührt, und gebot den Schiffleuten, die Segel zu spannen. Ein günstiger Wind entfernte die Glücklichen Anfangs von Asiens Küsten. Aber sich erhebende widrige Winde trieben sie bald an die Küste Phönikiens, und sie mußten froh sein, ohne Unfall das handelnde Sidon zu gewinnen. Vom Könige Phädimos freundlich aufgenommen und unterstützt, begaben sie sich bald neu gerüstet wieder auf's Meer. Doch nicht glücklicher waren die sidonischen Schiffer, denen sie sich anvertrauten. Vielleicht waren es auch Handelsgeschäfte, welche die Sidonier veranlaßten, in dem ihnen nahen Egypten zu landen, Egypten, dessen Wunder zu schauen, Menelaos lange gewünschet hatte. Wie glücklich war er jetzt nach überstandenen Gefahren, mit seiner Helena vereint, den segenreichen Nil hinaufschiffen zu können; wie glücklich, die wunderbare Thebe zu erreichen, wo Polybos, der König, den ruhmbekränzten Helden würdig empfing. Alkandra, die Königin, war entzückt, Helena, die weitgepriesene, in ihren Pallast aufnehmen und sich ihres holdseligen Umgangs freuen zu können. Weit länger, als Menelaos gedacht, weilten sie, durch Alkandra's freundliches Anliegen bewogen, in der herrlichen Thebe. Endlich, mit reichen Geschenken entlassen, eilten sie dem Meere zu, Memphis vorüber, wo Proteus herrschte, der Alte des Meers. Ihn zu begrüßen, ließen sich die Heimstrebenden nicht Zeit. Deß zürnete Proteus. Menelaos, der Ungeduldige, fand Zögerungen in der Abfahrt, die er sich nicht zu erklären wußte, bis mitleidig Eidothea, die Tochter des Alten, welche Helena zu sehn, herab an's Ufer gekommen war, ihres Vaters Unwillen ihm entdeckte und die Mittel angab, wie er zu dem Erzürnten

gelangen und zu Förderung der Fahrt ihn gewinnen könne. „Auch wird es Dir lieb ſein, ihn zu ſprechen", ſetzte Eidothea hinzu, „denn vieles weiß der Alte, was ſich ſeit Trojas Fall mit Deinen Waffengefährten zugetragen hat."

Menelaos begab ſich, ſo unterrichtet, zu Proteus, dem, gleich einem Gotte, das Meer zu dienen ſchien. Nicht leicht ward ihm der Zutritt zu dem Beleidigten. Aber durch Eidothea's Schmeichelwort und Helena's Liebreiz gewonnen, drückte bald der Greis den Helden mit Rührung an die Bruſt. „Wärſt Du doch", ſprach er, „mir fern geblieben, oder hätteſt Du nicht gefragt nach dem, was mir kund ward vom Geſchicke Deiner Freunde! denn früh genug würdeſt Du erfahren haben, daß Ajax ſcheiternd in die Fluth ſank, daß Odyſſeus fern von Ithaka im Meer umhergetrieben wird, vielleicht ein Raub ſchon der Wogen. O hätt auch Deinen Bruder den Tod ereilt an Malea's Felſen, an den die Brandung ihn warf. Aber ihm ward Rettung gewährt und Heimkehr, um den Tod zu finden im eigenen Hauſe, Tod von der Gattin, die, durch Aegiſthos, des Verräthers, Argliſt berücket, ihn Preis gab dem Buhlen. Agamemnon iſt nicht mehr! — Du weinſt, Menelaos, und wohl haſt Du zu weinen Recht; aber tröſten will Dich der Alte des Meeres. Auf meinem feſteſten Schiffe, das ich Dir bereite, wirſt Du ſicher Deine Heimath erreichen und Glückliches erleben; denn Dir zur Seite ſtrahlet Helena, der Stern, der Dir nimmer verliſcht."

15.

So geſtärkt begab ſich Menelaos abermals auf's ungetreue Meer, und günſtig ward ihm die Fahrt. Viel redete,

klagte er mit Helena über Agamemnons thränenwerthes Geſchick. Mehr noch lag ihm Oreſtes am Herzen, der Sohn Agamemnons. Oreſt liebte die ſchöne Hermione, Menelaos Tochter und Helena's. Wir werden ſie, ſo ſprachen ſie unter einander, ſtatt unſerer Ankunft froh, in Thränen finden, und neben ihr vielleicht Oreſt, den Verzweifelnden, von Rache getrieben gegen Aegiſth, den Verräther, und ach! gegen die eigene Mutter.

Sie erreichten Sparta. Aber ſchon die Stille des Volks verkündete ihnen Unerfreuliches. Auf Agamemnons Tod, der ihnen ſchon kund war, deuteten es die Wiederkehrenden. Sie ahneten nicht, daß ſie im Königshauſe die Tochter nicht finden würden, nach der ihre ganze Seele ſich geſehnet hatte. Entführt war Hermione durch Pyrrhos, den Sohn Achills, der bei ſeiner Heimkehr von Ilion die einſam Trauernde in ihrer Wohnung aufgeſuchet, und durch ihre Schönheit überwältiget, entführet hatte. Den Jammer mehrte Oreſtes Kommen, der, ſeine Klagen in den Buſen ſeiner Geliebten auszuſchütten, hieher getrieben, ſtatt Linderung des Schmerzes, nur gränzenloſere Pein fand. Seine Verzweiflung ward Wuth. Des Vaters Tod an Aegiſth, ja an der Mutter ſelbſt blutig zu rächen, und, ſo geweiht, ſeiner Geliebten bis an die Pforten des Orkos zu folgen, das war das Ziel ſeines Lebens. Er erreichte es. Ihm ſank Aegiſth, und ſelbſt ſie, die ihn unter dem Herzen getragen hatte, büßte den Mord des Gemahls durch des Sohnes Hand. Aber von der Schuld des Muttermordes durch den Areopagos frei geſprochen und im Tempel Apollons verſöhnt, nahm er dennoch ſein väterliches Reich ein. Doch war er nicht glücklich auf dem Thron, ehe er dem Pyrrhos

ſeine Beute entriſſen und ſeiner geliebten Hermione das Diadem auf's Haupt geſetzet hatte. Es gelang. Pyrrhos fand zu Delphi ſeinen Tod, und Menelaos und Helena hatten das Glück, Hermionens, der Befreiten, Hochzeitfeſt in ihrem Pallaſt zu feiern.

16.

Feierlicher noch ward das Hochzeitfeſt durch die Ankunft des Neſtoriden Piſiſtratos, der des Odyſſeus herrlichen Sohn auf deſſen Fahrt, den Vater aufzuſuchen, freundlich geleitete. Den Telemach, ſeinem Vater ſo ähnlich, erkannten bald, ſo Menelaos, als Helena, und innige Rührung ergriff ſie bei dem Andenken an den edlen Dulder Odyſſeus, der, ſo wähnten ſie, den Tod im Meere gefunden habe. Aber Helena's holdſeliger Blick hemmte bald die rinnende Thräne. „Menelaos", ſprach ſie, „und ihr beiden Söhne tapferer Männer, hänget dem Schmerz nicht nach! Gutes kommt und Böſes von Zeus, und verſchieden gibt er Jeglichem, was er beſcheidet. Herrliches giebt er uns heut. Ja, ich danke den Göttern, daß ſie den Freudentag meiner Tochter durch die Freude verherrlichen, des Guten viel, das ich dem Vater verdanke, nun dem Sohne zu vergüten — durch Liebe; denn wie anders vermöcht ich's? Ja, unſere innige Freude, Dich zu ſehn, o Telemach, unſer Streben, Dir gefällig zu ſein, Dein Leiden zu mildern und Dich bei Deinem Vorhaben zu unterſtützen, das zeuge von unſrer Dankbegier! Auf nun zum bereiten Mahle! Geſang und Saitenſpiel ſoll es verſchönern, bis die ſinkende Nacht in Selenens Strahl trauliche Erinnerungen an verfloſſene Tage erwecket, und — auch die Manen geſunkener Helden hervorruft."

So redend führte Helena die lieben Gäſte zum feſtlichen Mahle, und Telemachos, ob ſo freundlichem Empfange entzückt, erheiterte den getrübten Sinn. Tage verweilte er und Wochen in ſo gaſtfreier Wohnung, und nur mit köſtlichen Geſchenken begabt, ward er entlaſſen.

17.

In glücklicher Ruhe entfloſſen Helena'n hinfort ihre Tage. Menelaos liebte ſie mit beharrlicher Treue, und nur durch ſeinen frühen Tod ward ſie betrübt. Doppelt hart war ihr ſein Verluſt, da ſie keinen Sohn hinterließ. Helena, die Trauernde, von Menelaos natürlichen Söhnen, Megapenthes und Nikoſtratus, in dem Königsſitze beunruhigt, ſuchte Ruhe auf der Inſel Rhodos, und fand ſie — bis zum Tode. — Die Rhodier, unter denen ſie wohlthätig wie eine Göttin gewandelt hatte, errichteten der Geſchiedenen zu Ehren einen Tempel, und auch in Lakedämon ward der ſchönen Helena ein Heiligthum erbaut, wohin, wie Herodotos meldet, die Schönheitſuchenden Sparterinnen anzubeten gingen, und — nicht unerhört, das Bild ihrer Verehrten verließen. — Aber noch über das Grab hinaus geleitete die Hellenen das ſüße Andenken an die Schönſte der Schönen. Nicht erfreulich war ihnen ein Elyſion — ohne Helena. Auf der Inſel Leuke, durch Natur und Kunſt zu einem Vorbilde jener Wohnung der Seligen geſchaffen, ſah man vor allen Helena's lieblichen Schatten, und die Eingehenden fühlten ſich ſelig durch dieſe Erſcheinung.

Einige biographiſche Notizen über den Verfaſſer.

Zu der Mannigfaltigkeit der Darſtellungen, welche ſich mit vollem Rechte Taſchenbücher zur Pflicht machen, die nicht ihrer Beſtimmung nach lediglich Arbeiten eines einzigen Schriftſtellers dem Publicum darbringen, trägt es gewiß auch bei, wenn dann und wann von Dichtern, die in einer frühern, ob auch nicht allzufernen Periode einen geachteten Namen hatten, Mittheilungen gegeben werden, welche an und für ſich nicht ohne Intereſſe, noch das Beſondere haben, das Andenken an verdiente Männer wieder aufzufriſchen. So hielten denn auch wir es nicht für unangemeſſen, eine uns zugekommene dichteriſche Arbeit des im Jahr 1819 verſtorbenen Juſtizraths Gerhard Anton v. Halem abdrucken zu laſſen, welche der Verlagshandlung in dem letzten Lebensjahre deſſelben für dieſes Taſchenbuch zugeſendet worden, aber bis jetzt noch nicht ans Licht der Oeffentlichkeit getreten war. Eben in ihrer Eigenthümlichkeit ſchien ſie ſich dazu vollkommen zu eignen. Die klaſſiſche Richtung, welche ſie befolgt, die gründlichen Studien, welche dazu vorausgeſetzt werden mußten, und die Zeitepoche ſelbſt, auf welche ſie ſich bezieht, geben ihr ein Gepräge, das von den ähnlichen Leiſtungen unſrer neueſten Zeit ſich weſentlich unterſcheidet, aber doch auch wieder in einer Periode, wo des Sophokles und Euripides, Ariſtophanes und Plautus dramatiſche Arbeiten von neuem ſich auf den Bühnen mit Beifall zeigen, auch für novelliſtiſche, in jenes Griechenthum zurückgehende Bearbeitungen, Aufmerkſamkeit und Wohlgefallen erwarten laſſen.

Halem wurde am 2. März 1752 in Oldenburg geboren, wo ſein Vater Stadtſyndicus war, und welches damals durch den däniſchen Statthalter, Grafen zu Lynar, verwaltet wurde. Der Knabe gedieh unter geſchickten Lehrern ſo gut, daß er noch vor Vollendung des 17ten Jahres die Univerſität Frankfurt a. d. Oder beſuchen konnte, wo er ſich der Rechtswiſſenſchaft widmete. Im 18ten Jahre verließ er die Univerſität ſchon wieder und eilte nach einem kurzen Durchfluge eines Theils von Deutſchland ſeiner Beſtimmung in Kopenhagen zu, wo der Jüngling die Doktorwürde anſtreben ſollte, die ihm auch am 17. Oktober 1770 nach Vertheidigung einer Diſſertation aus dem Oldenburgiſchen Provinzialrechte zu Theil wurde. Da mit ihr die Berechtigung, als Obergerichts-Advokat zu praktiziren, zugleich verbunden war, ſo kehrte er bald darauf wieder in ſeine Vaterſtadt zurück und übte dort die juriſtiſche Praxis mit Glück und Anerkennung aus. Wohl ein ſeltenes Beiſpiel ſo jugendlicher Praxis. Als hierauf Oldenburg zum Herzogthum erhoben und Friedrich Auguſt von Holſtein-Gottorp deſſen Landesherr wurde, wurde er im 22ſten Lebensjahre zum Aſſeſſor beim Oldenburger Landgerichte ernannt, und nun trat die Liebe zu den Muſen, die er vorher bei überhäuften Geſchäften zurückgedrängt hatte, wieder in ihre vollen Rechte ein, und kleinere wie größere Gedichte, unter welchen letztern beſonders Teutelinde ſehr beifällig aufgenommen wurde, ſo wie andere poetiſche und proſaiſche Arbeiten waren die Blüthen dieſer Stimmung. Bald darauf warb er auch um ſeine nachherige Gattin, welche, obgleich 10 Jahre jünger als er, noch ſeine Tante war. Es koſtete ihn aber nach damaligen

Grundſätzen ſehr viele Mühe, die Erlaubniß zu dieſer Verbindung zu erhalten. So wandte er ſich z. B. deshalb an den König Friedrich II. von Preußen, und erwarb ſich Gutachten von theologiſchen Facultäten zu Kiel und Göttingen, worauf er endlich 1780 die Diſpenſation ſeines Landesherrn erhielt und ſeine geliebte Helena heimführen konnte, die ihm aber leider nach anderthalb Jahren ſchon wieder durch den Tod entriſſen wurde. Unterdeß war er auch Canzleirath geworden. Erſt 16 Jahre nachher (1798) verheirathete er ſich wieder und erhielt aus dieſer Ehe fünf Söhne und vier Töchter.

Die Zeitumſtände des in ſo viele öffentliche, wie Privatverhältniſſe eingreifenden Jahres 1812 nöthigten Halem, ſich mit ſeiner Familie nach Hamburg und dann nach Eutin zu überſiedeln, wo er bald darauf ſeine Gattin verlor, ſich aber 1816 zum drittenmale eine Lebensgefährtin wählte und noch zwei glückliche Jahre mit ihr verlebte. Er war unterdeß bleibend als erſter Regierungsrath in Eutin angeſtellt worden.

Rüſtig und munter beſuchte Halem noch am 4. Januar 1819 Nachmittags die herzogliche Bibliothek, die im dritten Stockwerke des Schloſſes aufgeſtellt war, und brachte den Abend noch ſehr heiter in Geſellſchaft zu, als er plötzlich gegen 11 Uhr von einer heftigen Bruſtbeklemmung befallen wurde, nach Hauſe eilte und nach anderthalbſtündigem Kampfe, bei voller Beſinnung mit dem tröſtlichen Ausrufe: Es iſt vorbei! verſchied.

Seine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit war, beſonders von den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts an, im Gebiete der ſchönwiſſenſchaftlichen und politiſch-hiſtoriſchen Literatur ungemein ausgebreitet und vielſeitig. So trat er 1785 mit der

erſten deutſchen Ueberſetzung des Agamemnon, des Aeſchylos hervor, welche von allen damaligen kritiſchen Blättern ſehr beifällig aufgenommen wurde. Im folgenden Jahre erſchien von ihm ein Schauſpiel Wallenſtein, von dem Schröder in Hamburg ihm das Urtheil ſchrieb, daß es, als nicht für die Bühne beſtimmt, vortrefflich, die Sprache edel, den Perſonen angemeſſen und die Behandlung der Geſchichte ſo treu als möglich ſei. Auch ein Trauerſpiel, Johanna von Neapel, ſchrieb er, das nicht ohne Beifall blieb. Sein Hauptwerk war jedoch die in dieſer Zeit von ihm ausgearbeitete Geſchichte des Herzogthums Oldenburg in drei Theilen, welche noch jetzt hiſtoriſchen Werth hat und ſtets behalten wird. Mehrere Beſchreibungen von ihm gemachter Reiſen und eine große Anzahl von Beiträgen zu Muſenalmanachen und Zeitſchriften in Proſa und Verſen erſchienen fortwährend aus ſeiner Feder und wurden häufig und gern geleſen, wie er denn auch einen Theil derſelben unter dem Titel: Poeſie und Proſa ſammelte. Er begründete die Zeitſchrift Irene und war unabläſſig an dem damals ſo beliebten „Genius der Zeit", von Hennings, mit beſchäftigt. So ſammelte er auch bereits ſeine Schriften, die in mehreren Bänden erſchienen ſind. Da uns hier beſonders ſeine dichteriſchen Arbeiten intereſſiren, gedenken wir vor allen ſeines trefflichen Werkes: Jeſus, der Stifter des Gottesreichs, ein Gedicht in 12 Geſängen, das 1810 in 2 Bänden herauskam. Zu derſelben Gattung gehört auch eine ſeiner letzten Arbeiten: Vernunft aus Gott, in Bezug auf die neuſten Widerſacher derſelben, von G. A. v. Halem. Sie iſt beſonders gegen Harms gerichtet. Von einem größern Gedichte, Paulus,

fanden ſich Bruchſtücke in ſeinem Nachlaſſe, von einem andern, Wittekind, blos einige andeutende Ideen.

Halems ſchriftſtelleriſche Thätigkeit auf den vielfachen Feldern, die er bebaute, war außerordentlich und er in ſeinen Muſeſtunden für das Wahre, Schöne und Gute unermüdet wirkſam. Dabei führte er einen ungemein ausgedehnten Briefwechſel faſt mit allen ſchriftſtelleriſchen Celebritäten ſeiner Zeit, und die Antworten derſelben, welche 200 an der Zahl der letzten Hälfte der anziehenden, von E. F. Strackerjan herausgegebenen Selbſtbiographie Halems (Oldenburg, Schulze, 1840), aus welcher wir den größten Theil dieſer Notizen geſchöpft haben, beigefügt ſind, bezeugen den Werth, den dieſe Männer auf einen ſo vielſeitig gebildeten, geiſtvollen und für ſeine Zeit nicht ohne Einfluß gebliebenen Dichter legten.

Th. Hell.

Druck der Teubnerſchen Offizin in Leipzig.

Kraft des Mannes mit der weichen Himmelsgabe der Gesänge so wunderlieblich mischte, daß Franzesko in seinem Innern sich gestehen mußte, wie ein so schöner Verein nicht leicht in einem Andern, denn in einem deutschen Gemüthe zu finden wäre.

Ausgerüstet nach dem besten Vermögen der Eltern, begleitet von ihren frommen Wünschen und ihrem Segen, zog bald darauf Walther mit seinem Lehrer und Meister Franzesko durch Deutschlands Gauen dahin, dem fernen Italien zu.

Glücklich und ohne Gefährde hatten mehrere Wochen die Beiden bereits ihre Reise fortgesetzt, und schon lagen Rhätiens sich schroff empor gipfelnde Felsen hinter ihnen, da öffneten sich Walthers erstauntem Auge die herrlichen Gefilde der Lombardei. Wie Paradiesesgärten lagen vor ihm die reichen Ebenen mit ihren mit Reben umpflanzten Feldern, und fröhlich das Gebirge hinabschreitend, gelangten sie bald nach Verona, wo Franzesko zu Hause gehörte. Es war schon Dämmerung eingebrochen, als die Reisenden in einer abgelegenen Straße vor Franzesko's Hause anlangten, der sogleich die Glocke an der verschlossenen Thür anzog und, wie hierauf eine milde Mädchenstimme fragte: wer ist denn da? durch lautes Rufen sich zu erkennen gab. Da öffnete sich schnell die Thür, und bei dem Schein einer Lampe sah Walther zwei Mädchengestalten, wie nie seine blühendsten Träume sie ihm vorge-

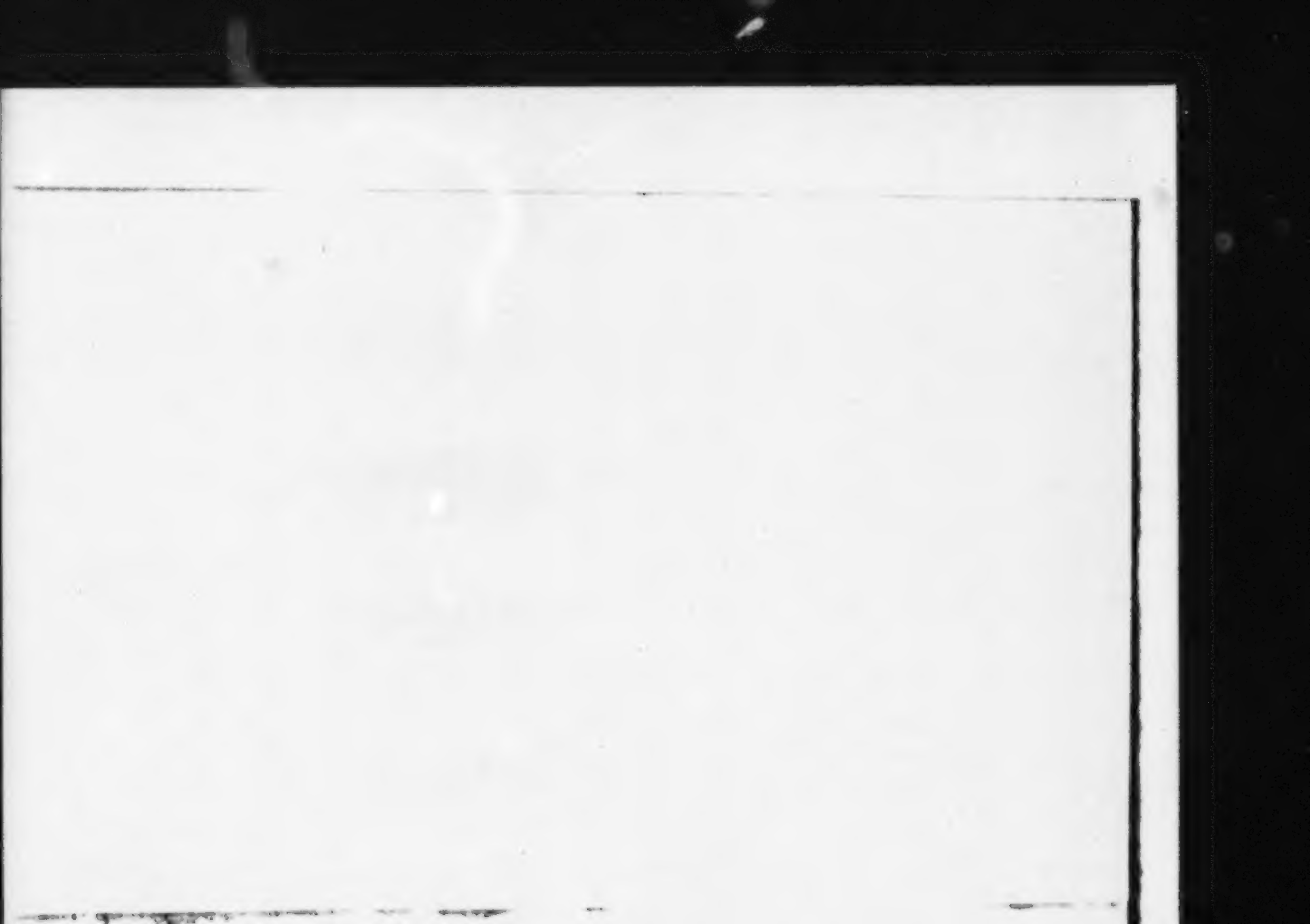

. Lucille !

Penelope.

Taſchenbuch

für das Jahr 1847.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Mit Stahlſtichen.

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichsſchen Buchhandlung.

a
357 35

Penelope für 1847.

Stahlſtiche.

Seite

Nenella. Zeichnung von A. Ritter von Perger. Stich von Armann (zur Novelle gleiches Namens).

Olga. Großfürſtin von Rußland, vermählte Kronprinzeſſin von Würtemberg. 11

Thereſe von Bacheracht. Mit Facſimile und einer Skizze ihrer ſchriftſtelleriſchen Wirkſamkeit. 11

Inhalt.

Brandes' Jugendgeſchichte. Von W. Alexis. . 1

Die Juden. Eine Novelle von A. v. Sternberg. . 78

Der Flüchtling. Eine Schilderung von Joſef Rank. 172

Lucie Warren. Eine Novelle von Wilhelm Gwinner. 199

Nenella. Zur Erklärung ihres Bildniſſes von Anton Ritter von Perger. 293

Dissolving views oder Lichtbilder einer Sommerreiſe. Aus Reiſebriefen von E. Sileſius, an Th. Hell. 306

Das verlorne Paradies. Von Theodor Hell. . 411

Das weiße Veilchen. Von Ida von Düringsfeld. 416

Olga Nicolajewna,

Großfürſtin von Rußland, vermählte Kronprinzeſſin von Würtemberg.

Geb. am 11. September 1822.

führt hatten. Mit einem lauten Ausruf der Freude hingen sie an des Vaters Hals, der an seine Brust sie drückend ganz sich dem schönen Gefühl des Wiedersehens hingab; dann stellte er ihnen seinen Gefährten vor, der eben so verlegen und jugendlich schüchtern, wie die Mädchen, sie begrüßte, und kaum wagte verstohlen die lieblichen Gestalten zu betrachten.

Es war die Zeit aber, da Walther mit seinem Freunde das gesegnete Italien betrat, eben keine erfreulich ruhige, den Musen und Künsten günstige. In wilder Partheiung bekämpften sich die Lombardischen Städte unter einander, Selbstständigkeit und Freiheit zu erringen, wo möglich aber die Nachbarin zu unterdrücken. Die Gewalt und Macht der deutschen Waffen war mit dem traurig blutigen Ende der Hohenstaufen in Italien gebrochen, und des heiligen Reiches schnell einander folgende Kaiser aus verschiedenen Häusern vermochten nicht — beschäftigt zu sehr diesseits der Alpen — den wilden Strom jenseits zu dämmen.

Da begab es sich denn, daß, nachdem ein halbes Jahr umgelaufen war, seit die Beiden in Verona anlangten, die Bürger von Brescia auszogen mit gewaffneter Hand, die Veroneser sich zu unterwerfen, die, früher mit ihnen verbunden, jetzt für dienlich erachtet hatten, einer andern Parthei sich anzuschließen. Auf die Nachricht davon griff in Verona alles zu den

Olga.

Sie kommt! — Vom Throne wandelt ſie zum Throne,
Von Liebe ſcheidend in der Liebe Mitte,
Durch tauſend Feſte leitend ihre Schritte,
Folgend dem vielbeglückten Herrſcherſohne.

Noch war kein Haupt geſchaffner für die Krone,
Kein Herz ſo reich an milder Engelsſitte,
Kein Blick noch ſo errathend für die Bitte,
Die nur die Thräne geben kann zum Lohne.

Wo Völker jubeln, könnten Dichter ſchweigen?
Auch ihre Stimmen tönen aus dem Reigen,
Doch wir vernehmen ihre Lieder kaum:
Das Wort, das mit Begeiſtrung uns entzündet,
Ein deutſcher Sängerfürſt hat's ſchon verkündet:
Des Malers Vorbild und des Dichters Traum.

W.

Ihrer treue Freundin

W
we
ne
de
in
ve
na
te
zie

ur
te
R
fü
je
be
gl
S
S
ih
we

le
J
gü
ne
R
R
be
gr
de
R
ge
S

tä
D
zö
w
fe
S

Thereſe von Bacheracht.

Ueber die Lebensverhältniſſe der gefeierten Schriftſtellerin, deren wohlgetroffnes Bruſtbild unſre dießjährige Penelope ſchmückt, können wir blos ganz kurz bemerken, daß die Dichterin die Tochter des Kaiſerl. Ruſſiſchen außerordentlichen Geſandten von Struve in Hamburg und die Gattin des Kaiſerl. Ruſſiſchen Staatsraths von Bacheracht iſt, deſto erfreulicher iſt uns aber die Erlaubniß, nachfolgende literariſche Bildungsgeſchichte eines ſo ſeltenen Talentes aus einer Feder mitzutheilen, deren Urtheil auch in dieſen Beziehungen bereits vielfach vom In- und Auslande anerkannt worden.

Thereſens ſchriftſtelleriſche Begabung ſcheint uns da am urſprünglichſten zu ſein oder wenigſtens am Sicherſten aufzutreten, einmal, wo ſie ſich den charakteriſtiſchen Schönheiten der Natur gegenüber befindet, und zweitens, wo ſie ſich in den Gefühlen und Empfindungen des weiblichen Herzens bewegt. In jeder andern Sphäre, etwa noch die Kunſtkritik ausgenommen, bemerkt man ein gewiſſes behendes Hinwegeilen wie über einen glühenden Boden. Nur in der Detailmalerei der weiblichen Seele und im landſchaftlichen Tourismus ſcheint ſie mit voller Selbſtbefriedigung auszuruhen und immer wird man auch in ihren Schriften finden, daß ſie ſich eilt, dieſen beiden Häfen, wo ſie völlig heimiſch iſt, zuzuſteuern.

Wie eine jede bedeutende ſchriftſtelleriſche Entwickelung harmlos und faſt zufällig zu beginnen pflegt, ſo auch die Thereſens. Ihr erſtes Buch: „Briefe aus dem Süden", ſind Auszüge aus einem Convolut von Briefen, die ſie lange vor Erſcheinen derſelben von einer großen bis in die Türkei ausgedehnten Reiſe an ihre Mutter ſchrieb. Eine Einſicht in dieſe vergilbten Reiſebriefe ließ bedauern, daß ſie nicht dem größern Publikum bekannt wurden. Ein väterlicher Freund der Verfaſſerin, der Greiſe von Strombeck in Wolfenbüttel, übernahm die Mühe der Sichtung und der Herausgabe und ſo war plötzlich, halb mit Abſicht, halb zufällig, der Anfang einer literariſchen Thätigkeit gemacht, die damals vielleicht ſelbſt kaum ahnte, nach welcher Seite ſie ſich ſpäterhin entwickeln würde.

Der Drang nach einer gewiſſen Befreiung von dem alltäglichen Vegetiren war bei der jungen Frau ſchon lange da. Durch ihre geſellſchaftliche Stellung hauptſächlich auf die franzöſiſche Literatur angewieſen, hatte ſie nach jener Seite hin ſich von den Werken der Georges Sand mächtig angeregt gefühlt. Sie ergriff verſuchsweiſe die Feder an und ſchrieb in franzöſiſcher Sprache manches kleine Feuilleton, das wirklich in Pariſer Zei-

tungen erſchienen iſt. Ja die Mühe ließ ſie ſich, aus Drang nach einer über Putz und Geſellſchaftszerſtreuung hinausgehenden Thätigkeit, nicht verdrießen, den ſtarken dreibändigen Roman der Frau Balzow, St. Roche, ins Franzöſiſche zu überſetzen. Ihr conſequenter, eiſerner Fleiß brachte dieſe mühſelige Arbeit zu Stande bis auf das letzte Jota. Vertrauter mit der franzöſiſchen Sprache, als mit der deutſchen, ahnte ſie damals kaum, wo die eigentlichen Quellen lagen, die ihren Schaffenstrieb befriedigen ſollten.

Nach den mit ſo vielem Beifall aufgenommenen gemüth- und anſchauungsreichen „Briefen aus dem Süden" trat auf einen Augenblick eine gewiſſe Befangenheit bei Thereſen ein, ein gewiſſes verlegenes Taſten in einem noch nicht von ihren Augen gefallenen Dunkel. Der Ausdruck dieſer Verlegenheit und Unklarheit über ſich ſelbſt iſt ihre zweite Schrift: Ein Tagebuch. Bot ſie auch im Einzelnen die ſinnigſten Sprüche und viele treffende, dem Leben oft ſchmerzlich genug abgerungene Maximen, ja ſogar hie und da novelliſtiſche Verſuche dar, ſo fehlte doch dem Ganzen jene Einheit, welche allein im Leſer das Gefühl einer vollkommenen Befriedigung zurückläßt.

Erſt der Roman: Falkenberg, deſſen Idee auf einer Schweizerreiſe 1842 gefaßt und in der Grundlage ausgearbeitet wurde, zeigte uns das reifende Talent der Verfaſſerin in jener Sammlung und concentrirten Einheit, die ihr das Recht ſicherte, ihre ſchriftſtelleriſche Laufbahn fortſetzen zu dürfen. Hier war eine dem Leben, vielleicht mancher eignen bittern Erfahrung entnommene Idee, welche kräftig genug aushielt, die Grundlage eines intereſſanten Romans zu bilden. Thereſe wollte die gränzenloſe Aufopferungsfähigkeit des Weibes ſchildern. Sie faßte ihr Thema nicht kühl, ſondern leidenſchaftlich auf und dieſer aus dem Herzen kommenden Leidenſchaft mag ſie ebenſowohl die lebhafte Anerkennung, wie manchen Tadel dieſes Romans verdanken: denn in der Charakterzeichnung des Helden offenbarte ſich zuweilen ebenſoviel Herbheit, wie in der Schilderung ſeiner Gattin eine Schwärmerei, die der verſtandeskalten Welt nicht völlig begreiflich wurde.

Vollendet dagegen iſt die objektive Ruhe und künſtleriſche Einheit in Thereſens zweitem Roman: Lydia. Die Aufgabe, eine dem Schönheitsſinne erliegende, Mittel und Zwecke nicht abwägende Frau zu ſchildern, iſt der Verfaſſerin meiſterhaft gelungen. Die einzig-poetiſche Weiſe, wie die Miſstöne der geſellſchaftlichen Pflichten und der Bedingungen des Lebens zu löſen ſind, iſt hier getroffen, und wenn der gewöhnliche Leſer auch dies Verhältniß anders geknüpft, jenen Bund anders gelöſt ſehen möchte, ſo durfte eben die Dichterin doch nicht anders! Sie mußte

der Natur und jener Wahrheit des Lebens folgen, die grausam ist. An mildernden Linien fehlte es dabei grade hier nicht. Sanfte Reflexionen, liebliche Naturschilderungen, dann und wann eine heitre Scene beleben den Fortgang einer Geschichte, die es sich zum Ruhm nachsagen darf, daß man sie glaubt.

Inzwischen veranlaßten kürzere oder längere Reisen, die vorzugsweise dem Besuch einer in Lausanne am Genfersee erzogenen Pflegetochter gewidmet waren, landschaftliche Schilderungen, die verbunden mit einigen kritischen Aufsätzen unter dem artig gewählten Titel: Am Theetisch herausgegeben wurden. Eine zweite Sammlung dieser Art: Menschen und Gegenden brachte ähnlichen Inhalt.

Noch höher hat sich die Anerkennung Thereses durch ihre beiden letzten Romane: Weltglück und Heinrich Burkart gesteigert. Beide sind sich durch eine feine Polemik gegen manche im Schwange befindliche Tagesmeinungen verwandt. Jener will beweisen, daß die Schilderungen des Glückes der bevorrechteten Stände sehr relativ zu verstehen sind: dieser, daß es zwischen den Besitzenden und Entbehrenden allerdings eine freundlichere Ausgleichung geben sollte, als die sich in unsern Institutionen findet, daß aber der Weg, dies Mißverhältniß zu ändern, bisher nicht glücklich gewählt worden ist. In „Weltglück" ist die Entwickelung eines zarten weiblichen Charakters, die memoirenartig ihre eigne Geschichte erzählt, sehr gelungen zu nennen. Man folgt Cäcilien immer theilnehmend durch die schwierigsten Lebensverhältnisse und erhält über das Dasein und Vegetiren der vornehmen Stände Aufklärungen der anziehendsten Art. Schneidend und in ihrer Polemik verletzend zu werden ist nicht die Weise der Verfasserin, im Gegentheil versöhnt sie gern, vermittelt gern die schroffen Widersprüche der Charaktere und versöhnt diejenigen Situationen, die das Leben feindlich gegenüber stellt. Das ist auch der milde Zauber, der auf Heinrich Burkart ruht, diesem ergreifenden, der neusten Zeit entnommenen Lebensgemälde. Nur gegen das ganz Verwerfliche, Hohle und in seinem Nichts Anspruchsvolle erhebt sich Therese mit flammender Entrüstung, so gegen François, so gegen Schomburg. In um so milderen Farben sind die Personen gezeichnet, die ihrem eignen Interesse näher stehen, ja, man muß bemerken, daß ihre Alfreds, ihre Lothars etwas zu weich sind. Zu dieser Weichheit rechnen wir aber nicht, daß im Burkart Alfred sich zuletzt doch mit Constanzen vermählt. Darin scheint uns ein sehr tiefer Lebenszug zu liegen, der in seiner ganzen Strenge dem tragischen Charakter der Menschenschicksale entnommen ist. Eine andre Lösung als diese hat es hier nicht.

Der große Erfolg dieser Schriften beweist, daß die Lesewelt sich in ihnen heimisch fühlt. Man fühlt sich erhaben über das Gewöhnliche, weiß sich von dem Bedeutenden angeregt und verfällt doch nicht, wie bei einigen andern unserer Romandichterinnen, in eine unwahre Scheinwelt voll Grimace, die sich Phantasie, und voll Caprice, die sich Charakter nennt. Dabei wird die übliche Auffassungsweise des Lebens nicht verletzt; guter Ton, Anstand, feine Sitten walten vor. Der Gefühlsausdruck ist ein weicher, deutscher und gerade insoweit sentimentaler, als der Mangel dieses Elementes bei manchen andern berufenen neuern Darstellerinnen wehe thut. Therese wird nie in ein herzloses Haschen nach Originalität fallen, sie wird niemals eine jener Stimmungen verletzen, die im Anblick der Natur, des gestirnten Himmels, berühmter Gegenden und Kunstgebilde immerhin veraltet, immerhin hundertmal dagewesen sind, die sie aber darum dennoch wiederholt, weil ihr alles Haschen nach dem Auffallenden fremd ist. Glücklicherweise benützt sie das Talent, durch ihre unmittelbare Anschauung selbst bekannten Dingen durch eigenthümliche Beobachtungen einen neuen Reiz abzugewinnen.

Thereſens Styl ist von einem anerkannten Wohllaut. Sie liebt, wie jede naturwüchsige Kraft, die kurzen Sätze und nur ihrer ersten französischen Bildung möchte der Fehler zugeschrieben sein, daß sie zuweilen in eine gewisse rhetorische Fülle sich verliert, die einer und derselben Idee einen mehrfach wiederholten und mehr auf Vortrag, als Lektüre berechneten Ausdruck giebt. Doch bei der immer wärmeren Hingebung an die vaterländische Literatur, die ihre Schriften verrathen, wird sich auch diese fremdländische Weise verlieren, die ihrerseits auch nicht ohne Nutzen für sie geblieben ist. Denn das Saubre, Elegante und Klare in Thereſens Styl möchte leicht auf jene erste Schule zurückzuführen sein. Wir bemerkten schon, daß besonders in der Reiseskizze der Styl der Verfasserin von einem üppigen Reichthum der Anschauungen zeugt. Hier besonders begegnen uns Bilder von dichterischem Schwunge, Beobachtungen der Natur von einer Treue, die ebenso auf Verwandtschaft mit dem Wesen des Künstlers, wie auf ein genaues Studium der Natur als Wissenschaft sich zurück führen läßt. Therese verdankt in letzterer Hinsicht Vieles der früheren Anleitung und dem Unterricht ihres auf diesem Gebiete als kundiger Führer anerkannten Vaters.

Diese wenigen Bemerkungen deuten nur in den allgemeinsten Umrissen das Wesentlichste einer schriftstellerischen Entwickelung an, die bei der Jugend und bescheidnen Bildungsfähigkeit Thereſens noch der fernern reichsten Entfaltung fähig ist.

Novellen

und

historische Aufsätze.

Waffen, und auch der alte Franzesko säumte nicht, sich zum Kampf für die geliebte Vaterstadt in die Reihen seiner Mitbürger zu stellen.

Kaum vernahm Walther das Vorhaben Franzesko's, so erklärte er auch, wie er gesonnen sey, ihm zu folgen, und obgleich dieser mit aller Kraft sich dagegen setzte, so beharrte er doch fest auf dem einmal gefaßten Entschluß und Franzesko sah sich genöthigt nachzugeben. An den Ufern des Garda-Sees trafen die Schaaren auf einander. Lange und blutig wurde gestritten, da neigte sich endlich, als auch die Sonne sich zu neigen begann, die Schaale des Sieges auf die Seite der Brescianer, und Verona's Bürger mußten weichen. Kämpfend war Franzesko gefallen und von Wunden ermattet behielt Walther kaum noch so viel Kräfte, in ein dichtes Gebüsch sich zu verstecken, um so vielleicht einer schmachvollen Gefangenschaft zu entgehen. Was er wünschte, geschah. Neben ihm weg ging der Strom der Verfolgenden, ohne ihn wahrzunehmen, und als nun die Nacht eingebrochen war, da raffte Walther sich auf, eine Menschenwohnung zu erreichen, Hülfe und gastliche Aufnahme zu suchen.

Nicht lange war er gegangen, so leuchtete ihm durch die nächtliche Stille ein Licht entgegen, das am Rande des Sees hin zu wandeln und sich zu nähern schien. Bald entdeckte er näherkommend bei dem blassen Schein einer Leuchte zwei weibliche Gestalten,

Brandes' Jugendgeſchichte.

Man hat wohl in Vorſchlag gebracht, ein Journal zu begründen, welches nicht vorwärts, ſondern rückwärts ginge. Ich meine nicht in der Politik, wo ſich das bei manchen Journalen von ſelbſt macht, daß, indem ſie vorwärts zu ſteuern vorgeben oder wirklich meinen, ſie unvermerkt einen Schritt um den andern rückwärts thun. Ich denke an ein Journal, welches es ſich geſtändlich zur Aufgabe ſtellte, in unſerer Literatur, Aeſthetik, in unſerer Sittengeſchichte, Jahr um Jahr, uns tiefer und weiter in die Vergangenheit zurückzuführen; nicht um uns zu zeigen, wie es da beſſer geweſen als jetzt, und den ſentimentalen Wunſch zu erwecken, jene gute alte Zeit wieder zurückzuführen, ſondern nur um uns dieſelbe wieder vor Aug' und Sinn zu führen. Der Strom rauſcht ſo ſchnell vorwärts, und wie ſchnell vergeſſen wir ſelbſt das Bedeutende, das für ſeine Zeit gelebt hat, und darum für alle leben ſollte. Aber wer hat Muße, wenn er mit der Gegenwart mitlebt, ſich an alles das hinter ihm zu erinnern; wer das, was er nicht mehr mit erlebte und was doch der Geſchichte nicht eigentlich angehört, zu ſtudiren! Und wie viel bleibt da hinter uns zu-

rück, was an unſerer Bildungsgeſchichte mit gearbeitet hat, welche Werke, welche Perſonen gehen unter, wenn ſie nicht die Liebhaberei, das Beſonderſtudium von dieſem und jenem wieder an's Licht zieht! Das könnte ſyſtematiſch geſchehen; in jedem Jahre würde ein Decennium abgehandelt, in zehn Jahren hätten wir ein volles Jahrhundert hinter uns in's Leben gerufen. Wohlverſtanden, es dürften nicht allein Abhandlungen, hiſtoriſche Skizzen und Betrachtungen ſein, die Vergangenheit müßte ſelbſt ſprechen, durch ihre eigene Zunge; proſaiſche und poetiſche Aufſätze von Hagedorn und Gellert machten ihre Erſcheinung, als jünglingsfriſche Verſuche ſich dem Publikum zu produciren. Es könnte eine launige, luſtige und doch ſehr ernſte Aufgabe werden, ein ſolches Journal zu redigiren, eine Rivalität hätte es nicht zu befürchten; es könnte von ſich mit Recht ſagen, daß es einem dringenden Zeitbedürfniſſe entſpreche, weil es denen, welche die vergangene Zeit doch kennen müſſen, um die ihrige damit zu meſſen, die möglichſt kurze Zeit raube von der koſtbaren, in der ſie leben, um ſich darin, und mit der Erkenntniß der Erfahrung der unſern nach Bequemlichkeit und Luſt umzuſchauen.

Sei dieſe Aufgabe Andern an's Herz gelegt; ich hatte es mit keiner ſyſtematiſchen Durchforſchung unſerer abgelebten Literatur zu thun, nach anderen ſuchend führte mich der Zufall auf einige unſerer ältern Autobiographieen. Die Memoirenliteratur iſt oder war vor Kurzem bei uns wieder zu Ehren gekommen. Man hat behauptet, dieſes Fach, in dem die Franzoſen ausgezeichnet ſind, in dem die Engländer Bedeutendes geleiſtet, ſei von den Deutſchen noch gar nicht cultivirt; was

früher davon erſchienen, wäre nicht der Rede werth, was jetzt erſcheine, mache zu viel Redens von ſich, weil die, die ſchreiben können und wollen, zu wenig gethan hätten, als daß es lohne, es drucken zu laſſen, es ſei alſo eine Aufgabe für die Zukunft. Dieſe Anweiſung auf eine Zeit in Ehren, wo bei einem öffentlichen Leben die Intelligenz nicht mehr von der praktiſchen Thatkraft wird getrennt ſein, glaube ich, daß auch ſchon in der Gegenwart manches geleiſtet iſt, was der Anforderung an deutſche Memoiren entſpricht, ja daß dieſes Genre ſchon zur Zeit unſerer Väter in ſeiner ganzen Bedeutung aufgefaßt worden und glücklich behandelt iſt. Vergeſſe man doch nicht darüber, daß wir jetzt andere Forderungen kennen gelernt, daß der deutſche Geiſt durch eine Reihe von zwei Jahrhunderten darauf hingewieſen war, ſich ſelbſt zu ſtudiren, ſich ſelbſt vor allem und zuerſt kennen zu lernen. Selbſtbekenntniſſe, alle Beobachtungen nach außen hin auf ſein Inneres, auf ſein Ich zu beziehen, ſich in ſeinem Kleinleben zu erkennen und wieder zu geben, das war die Aufgabe eines deutſchen Memoiriſten.

An anderm Orte führte ich eine von der Gegenwart faſt vergeſſene Erſcheinung vor, und durfte mich freuen, daß bei dem Publikum das Bild, welches ich von Moritz nach ſeinem Anton Reiſer zu entwerfen mich beſtrebte, wenigſtens einen Theil von dem Intereſſe erregte, mit dem ich ſelbſt dieſe bewunderungswürdige Selbſtbiographie eines deutſchen Gelehrten ſeit meiner frühen Jugend betrachtet habe. Von hohem objectivem Werth ſpiegelt ſie uns die Geſammt-Geſchichte der deutſchen Jugend wieder, der Jugend, die aus verkümmerten Verhältniſſen durch eigne Kraft ſich aufraffend, nach dem

höchſten, was ihr bekannt war, hinſtrebte, nach einer gelehrten Bildung. Wir können noch heute aus dieſem vortrefflichen Buche viel lernen, obgleich die Zeit, welche es repräſentirt, gänzlich untergegangen iſt; aber ihren höheren Werth hat gerade dieſe Biographie durch die Subjectivität ihres Verfaſſers. Es gehörte ein Mann dazu wie Moritz, der als Vermittler daſteht zweier Literaturperioden der Deutſchen, um jene Zeit, die in der Geſchichte in geiſtiger Nüchternheit aufzugehen ſcheint, mit ſo kräftigen Zügen, mit ſo blutwarmer Tinte in's Leben zu rufen. Er war eine einzig daſtehende Erſcheinung, gegenüber dem, in antiker Klarheit, Gedanken und Form beherrſchenden Leſſing, gegenüber den Dichtern der philoſophiſchen Aufklärung, deren reiner Wille alles Gute wollte, denen aber nicht ~~weniger als~~ das abging, was dem Dichter unentbehrlich iſt, die ſinnliche Auffaſſung der Natur und des Menſchen. Moritz hatte, was zum Dichter gehört, aber es fehlte ihm ein etwas, was den Dichter macht, die ſchöpferiſche, geſtaltende Kraft. Darum ward er kein Poet, wo er dichten wollte; aber wo er die Welt ſelbſt erlebter Erinnerungen mit der Wärme ſeines Anſchauungsvermögens heraufbeſchwört, in der Beſchreibung ſeiner Jugendgeſchichte, in der Entfaltung und Ausſpinnung der geheimſten Fäden ſeines Geiſteslebens, wird er ein pſychologiſcher Dichter, ein dichtender Hiſtoriker und ein Memoirenſchreiber, wie ihn eben nur Deutſchland hervorbringen konnte, weil ſolche Bekenntniſſe eben nur aus der deutſchen Gemüthswelt hervorgehen können.

Ich ſah mich um, ob er denn ganz allein in ſeiner Zeit und ſeiner Thätigkeit daſtehe? Der Virtuos, der auf einem

neuen Inſtrumente Glück macht, erweckt ja ſogleich überall Nachahmer, wenn es auch nur Stümper bleiben. Aber in ſeiner Art blieb Moritz allein ſtehen. Das Material war wohl da, das Inſtrument gefunden, aber der Virtuos fehlte. Nur etwa acht Jahre nach dem Erſcheinen ſeines Anton Reiſer erſchien in derſelben Buchhandlung (Maurer in Berlin) die Lebensgeſchichte des Theaterdichters und früheren Schauſpieldirectors Brandes. Man darf annehmen, daß die Theilnahme, welche Moritz' Autobiographie im damaligen gebildeten Publikum gefunden, Brandes, oder vielmehr ſeinen Freund, angeregt hat, ihn aufzumuntern, daß er daran gehe, in ähnlicher Weiſe auch ſein vielbewegtes Leben und ſeine noch traurigere, noch buntere Jugend, als ſie dem armen Moritz verfloſſen, aufzuſchreiben. Daß Engel es ihm gerathen, erzählt er ſelbſt.

Aber das duo dum faciunt idem etc. bewährt ſich auch hier. An innerm Intereſſe, an Mannigfaltigkeit der Begebenheiten, an Jammer, Noth, ja an melodramatiſchen Kataſtrophen und an launigen, charakteriſtiſchen Zügen iſt Brandes' Leben noch ungleich reicher als das Moritziſche. Dieſes iſt nur ein Stillleben, was den Geiſt des Darſtellers zu einer weit höheren Bedeutung ſteigert; Brandes dagegen kommt in Kreiſe und Berührungen, er erlebt Conflicte mit den ausgezeichnetſten hiſtoriſchen Perſonen, ſein Schickſal iſt einem ſolchen Wandel unterworfen, daß, wenn ein Romandichter ſich dergleichen erlaubt, man es unnatürlich nennen würde; allein der Mann ſteht unter der Sache, während Moritz weit über den Sachen ſtand. Brandes iſt eine grundehrliche Natur, oder, brau-

chen wir den Studentenausdruck, eine deutſche Philiſterſeele, und es ſcheint ein ſchalkhaftes Walten, eine Ironie des Schickſals, daß gerade der Lebenslauf dieſes trockenen, ehrlichen Burſchen mit ſo viel Poeſie geſchwängert war. Mit einer kerngeſunden Natur macht er alles durch, aber nichts erhebt ihn, oder bringt ihn aus dem Gleichgewicht, und in ſeinem Alter ſetzt er ſich mit derſelben Ruhe hin, um das außergewöhnliche Leben zu beſchreiben, mit der er ſeine Schläge und Gegenſchläge in der Wirklichkeit ertragen hat.

So iſt Brandes' Jugendgeſchichte, äſthetiſch betrachtet, der gerade Gegenpol der Moritziſchen. Es iſt alles die Sache, es iſt nichts der Mann. Aber dieſer objective Gehalt iſt dagegen ſo groß, daß wir im Leſen die mangelnde ſubjective Qualification gern vergeſſen und nur in dem intereſſanten Stoffe weiter und weiter uns vertiefen. Sein Thema iſt zwar vorzugsweiſe das Schauſpiel, das Komödiantenleben, aber in einer Zeit, wo die Bretter anfingen die Welt zu werden. Es gab noch keine ſtehenden Bühnen, die Truppen zogen von Ort zu Ort, die Schauſpieler, ihre Dichter, ihre Directoren kamen in den mannigfachſten Verkehr mit Menſchen und Ländern. Wäre Brandes der Mann dazu geweſen, ſo hätte er uns die Sittengeſchichte, die Geſchichte der häuslichen Zuſtände einer Zeit liefern können, von der wir eigentlich ſehr wenig wiſſen, wir meinen die vor dem ſiebenjährigen Kriege. Unſere Familienliteratur, die plötzlich zu einem ſo reichen Strome anſchwillt, beginnt erſt nach dieſem Kriege. Er hätte uns der Lafontaine, Iffland jener Vorzeit werden können, deren Zuſtände uns nur durch verwickelte Quellen be-

kannt geworden ſind. Dennoch iſt auch, was er in ſeiner ehrlich nüchternen Auffaſſung davon giebt, ſchätzenswerth, und er bleibt für ſehr Vieles eine Hauptquelle; namentlich für das Weſen der bis nach der Zeit des ſiebenjährigen Krieges umherziehenden Schauſpieltruppen. Zuſtände ruft er uns ins Gedächtniß, die der Gegenwart völlig fremd ſind, namentlich über die improviſirte Komödie, die bis nach jenem Kriege quantitativ in faſt gleichem Rechte mit dem regelmäßigen Schauſpiele ſtand, wo der Hanswurſt noch in ungekränktem Beſitz ſeiner alten Rechte ſich befand, wo der Schauſpieler als Improviſator Menſchenkenntniß, Witz, Erfindungskraft und Scharfſinn jeden Augenblick zu üben und zu entfalten verpflichtet war, ein gutes Vorſtudium zu der Schauſpielkunſt, die jetzt untergegangen iſt. Tief unter der Geſellſchaft ſtehend, gewiſſermaßen im ſittlichen Banne, ſtand er doch wieder durch dieſe freie Thätigkeit höher als jetzt. Die Noth war ſeine Lehrerin, die wöchentliche Gage hing oft von dem Beifall ab, den ſein und ſeiner Genoſſen Spiel beim Publikum fand. Andererſeits begegnet uns während des ſiebenjährigen Krieges die uns ganz fremd gewordene Erſcheinung der Winterquartiere. Wenn der erſte Schnee und Froſt glücklich dem blutigſten Kriege eine Grenze ſetzt, iſt die erſte Sorge des Feldherrn nicht, Plane für das nächſte Frühjahr zu entwerfen, ſondern ſeinen Officieren in der bezogenen Garniſon den möglichſten Comfort zu bereiten. Brand, Blut, Leichenfelder und Aſchenhaufen, Noth, Krankheit, Hunger in den ausgeplünderten Gegenden ſind für den Augenblick beſeitigt, man ruft Muſiker, Tänzer und Schauſpielertruppen, als wie zum Kriegsweſen gehö-

rend, herbei, und die Regimentsquartier- und Feldzeugmeiſter müſſen für ihre Unterbringung und Erhaltung wie für die der Soldaten ſorgen. Ein frohes, buntes Winternachtsmährchen, aus dem man nach wenigen Monaten zu einem blutigen Sommernachtstraum erwacht.

Es verlohnte ſich wohl, Brandes' Biographie aus ihrer naiven Breite in eine moderne Sprache zu überſetzen, um ſie auch denen genießbar zu machen, welche in der Lectüre nicht blos Belehrung ſuchen, und das Unterhaltende, Pikante, die witzigen und romanhaften Abentheuer könnten manchen wirklichen Roman verdrängen. Aber die Aufgabe iſt nicht ganz leicht, und bis ſie Jemand zu löſen ſich gedrungen fühlt, dürften einzelne Mittheilungen daraus an der Zeit ſein.

Johann Chriſtian **Brandes** war 1735 in Stettin geboren. Ein bejahrter Hauslehrer bei einem reichen Brauer hatte ſich in ſeine Mutter, die arme und anſpruchloſe Nichte des Brauherrn, verliebt, und wir finden hier einen der ſchönen Züge aus einer vergangenen Zeit wieder, das gemüthliche Verhältniß, welches zuweilen zwiſchen dem langjährigen Hauslehrer und der Familie, die er auferzogen, ſtatt fand. Der treue Lehrer war nicht allein ein Freund, ſondern zugleich ein Glied der Familie. Der reiche Oheim hatte nicht nur nichts dagegen, daß der arme Magiſter ſeine Nichte heirathete, ſondern ſtattete auch das junge Paar reichlich aus. Die neu Vermählten lebten in ſeiner Familie als deren Glieder fort.

Das Glück dauerte aber nicht lange. Der reiche Brauer ſtarb und der Magiſter, der nach Amſterdam gereiſt, um eine ungeheure Erbſchaft aus Oſtindien zu heben, kam als ein

Bettler zurück, weil er als ein gutmüthiger deutſcher Gelehrter vergeſſen, ſich mit Legitimationsatteſten zu verſehen, und die holländiſchen Gerichte auch das Titelchen auf dem i forderten, wenn ſie eine ſolche Erbſchaft aus dem Lande gehen laſſen ſollten. Die oſtindiſch-holländiſchen Erbſchaften, auf die gutmüthige Leute ſich vertröſten ließen, und, um ſie zu erlangen, oft ihr Hab und Gut an Betrüger opferten, ſpielen in jener Zeit, in den Romanen wie in der Wirklichkeit, keine unbedeutende Rolle.

Unglück folgte auf Unglück, der Magiſter kam in jedem praktiſchen Geſchäft zu kurz; noch ſchlimmer erging es ihm in ſeinen Speculationen. Wir ſehen ihn tiefer und tiefer in Kummer und Elend ſinken, und nachdem er lange Zeit als Compagnon eines Schatzgräbers bei den pommerſchen Edelleuten und Pachtern ſein Glück verſucht, konnte er noch von wirklichem Glück ſagen, als er von dieſer Compagnonſchaft los kam, denn ſein Gefährte hatte wirkliche Schätze gefunden, nur keine vergrabenen, und endete dafür am Galgen.

Aber nachdem ihm Alles fehl ſchlug, was er zur Unterhaltung ſeiner Familie gethan, nahm er von ihr Abſchied, in der Ueberzeugung, das Beſte für ſie zu thun, wenn er ſein Schickſal von dem ihren trenne. Der gutmüthige Magiſter, ein ſchwacher, ſchon halb blinder Greis, ergreift den Bettelſtab, ſagt Frau und Kind Lebewohl und verſchwindet, um nicht wieder zu kehren! Nur dunkle Nachrichten hört man noch von ihm, Frau und Kind ſahen ihn nicht wieder, und erfuhren nicht einmal, wo, wann und wie er geſtorben. — Die Erinnerung an einen ſolchen Abſchied wäre allein ſchon für

ein dichteriſches Gemüth eine tragiſche Weihe geweſen. Brandes, als er ſeine Geſchichte niederſchrieb, mochte in demſelben Alter ſein, in welchem ſein Vater damals von ihm ſchied; man bemerkt in ſeiner Darſtellung keine ungewöhnliche Rührung.

Des Knaben noch rüſtige Mutter ſorgte durch ihrer Hände Arbeit, durch angeſtrengteſten Fleiß für ihr Kind und ſich. Eine Schweſter derſelben, Haushälterin in einem wohlhabenden Hauſe, iſt jetzt die Mäcenatin der Familie. Sie meint es redlich, und mehr als einmal beſchämt ſie den Verzweifelnden, ſpeiſt den Hungrigen und erbarmt ſich des Gefallenen, eine jener wackern, werkthätigen, frommen Frauengeſtalten aus dem Bürgerſtande, die zum Beſten ihrer Mitmenſchen, aber beſonders der leidenden Blutsfreunde ihr Alles gern hinopfert; nur nicht ihre Vorurtheile. Die gute Tante konnte es ihrem Neffen, wie wir ſpäter ſehen werden, nimmermehr vergeben, daß er ein Komödiant wurde. Nichts vermag ſie von dem Vorurtheil abzubringen, nicht ſein guter Ruf, nicht die Zeugniſſe ſeines Wohlverhaltens, nicht ſein Wohlſtand. So mächtig iſt die Vorſtellung in dem frommen Weibe von dem Gottverlaſſenſein jedes Komödianten, daß ſie ihn ſpäter nicht wieder ſehen will, bis er in ſich gegangen wäre und dem gottloſen Weſen entſagt habe. Brandes liebte dieſe Tante, ſie war ſeine Wohlthäterin, der er zu innigem Danke ſich verpflichtet fühlte; aber ſeinem Wunſch, ſie nur noch einmal im Leben wiederzuſehen, mußte er entſagen. Auch die Poeſie dieſes Abſchiedes von einer theuren Verwandten, wo er der Ausgeſtoßene war, ſcheint keinen tiefern Eindruck auf ihn gemacht zu haben.

und wie groß und freudig war seine Ueberraschung, als er in ihnen Bertha und Gianettina, die Töchter seines gefallenen Meisters und Freundes, erkannte. Auf die schnell erschollene Nachricht von dem erlittenen Unfall der Ihrigen und ihres Vaters traurigem Geschick hatten sie sich in Begleitung eines alten Dieners aufgemacht, den geliebten Leichnam aufzusuchen und von den Händen der Sieger ihn zurück zu erbitten, die dem frommen Flehn der Töchter diesen letzten Trost doch nicht versagen würden. Als auch sie Walthern erkannten und seine hülfsbedürftige Lage sahen, erneuerte sich mächtig ihr Schmerz; denn hatte er nicht an der Seite des geliebten Vaters gekämpft und ihn beschützt mit allen Kräften? O, nichts fesselt ja ein weiblich Herz mehr, als edle Aufopferung und treuer Muth, und mit Recht blühen dem in zarter Frauen Brust die schönsten Blumen, der uneigennützig und sein beides für eine heilige Sache darbringt.

Mit emsiger Sorge verbanden die lieblichen Schwestern Walthers Wunden, dann ging Bertha mit dem Diener dem Wahlplatz zu, des Vaters Leiche zu suchen; Gianettina blieb bei Walther, hier die Rückkehr der Schwester zu erwarten.

Nicht lange währte es, so kamen sie auch mit der theuern, schmerzlichen Bürde zurück, und langsam gingen sie nun auf Seitenwegen der Vaterstadt zu, die mit anbrechender Morgenröthe sie erreichten.

Es kann nicht Abſicht ſein, ſeine ganze Jugendgeſchichte hier zu erzählen, ſo lehrreich und intereſſant ſie iſt, da wir zu Wichtigerem übergehen müſſen. Er war als Lehrling bei einem Kaufmann untergebracht, machte hier dumme Streiche, wie ſie keine Seltenheit ſind, beging, verführt von andern Lehrlingen, kleine Veruntreuungen, endlich größere, um — nach Oſtindien oder Amerika zu entfliehen, wohin von beiden wußte er noch nicht eigentlich. Aber die Lecture der Inſel Felſenburg, der Robinſonaden und anderer Wundergeſchichten von glücklichen Abentheurern in fernen Welttheilen hatte ſeine jugendliche Phantaſie berauſcht, und ſchon war ſein Koffer gepackt und der Platz auf dem Schiffe gemiethet, als die ſchwere Hand ſeines Principals um ſeine Backen fuhr und die Peitſche um ſeinen Rücken und ſeine Lenden ſauſte. Der Schmach und einer noch härtern Behandlung zu entgehen, entfloh er aus ſeinem häuslichen Gefängniß und — ging in die weite Welt.

Alles dies, ſo naiv poetiſch und unterhaltend es zu leſen iſt, iſt aus den Biographieen vieler anderer berühmten und unberühmten Männer bekannt. Das Fortlaufen von Knaben aus den gebildeten Ständen, um in fernen Welttheilen ein Eldorado zu finden, von dem ſie in Büchern geleſen, kommt in den Zeiten unſerer Väter und Großväter ſo oft vor, daß man vermeint, es gehöre mit zur Charakteriſtik einer deutſchen Jugendgeſchichte. Hörten doch die Kinder immer ſagen: Er iſt nicht weit her! Zu Hauſe, in Deutſchland, gab es nichts als Alltägliches, weſſen Sinn mehr wollte, mußte in die Fremde.

Der vierzehnjährige Burſch war, ohne Ziel und Zweck

ſeiner Wanderung, als den Schlägen und der Schande zu entgehen, bis Colberg gerathen. Sein Aufzug, da er bereits ſein Oberhemde verkauft und ſelbſt Schuhe und Strümpfe beim gefährlichen Uebergange über einen Fluß verloren hatte, war nicht von der Art, daß er auf eine neue Condition in einem Handlungshauſe hoffen konnte. Der Wirth, der ihm für ſeine letzten Groſchen eine warme Mahlzeit geliefert, gab ihm den wohlgemeinten Rath, in ſeine Heimath zurückzukehren, wenn er mit gutem Gewiſſen dort erſcheinen könne. Aber in Stettin hinter ſich ſah er nur Unterſuchung und Züchtigung, vor ſich die offene See, die Wogen brandeten, die Luft wehte ſanft und erquickend. Danzig, wußte er, lag auch an der See, es war eine ſehr reiche Stadt. Dort konnte er eine Verſorgung, dort ein Schiff nach beiden Indien zu ſeinem ſichern Glücke finden.

Hans Chriſtian machte ſich auf den Weg. Die Leſer, welche unſere baltiſchen Küſtenländer nicht kennen, mögen hier einen Blick auf die Landkarte werfen, um den Weg des armen Burſchen ſelbſt abzumeſſen, den er, nicht auf der graden Straße, ſondern, um ihn beſſer zu finden, am gekrümmten Geſtade des Meeres, zu Fuß, ohne Schuhe und Strümpfe und ohne einen Groſchen in der Taſche antrat.

Drei Tage lang ging es ſo ziemlich, ja der Weg in dem weichen, feuchten Uferſande, bei bedecktem Himmel, war für den Barfüßer recht angenehm. Aber am dritten Tage theilten ſich die Wolken, die Sonne brannte und ſtrahlte doppelt heiß und blendend von dem Waſſerſpiegel und dem weißen Dünenſande zurück. Kein Lüftchen erquickte den Fußgänger;

ſeine einzige Stärkung waren die Seebäder. Aber nun fingen ſeine nackten Füße zu ſchwellen an, die Haut platzte, die Wunden eiterten. Und dazu ſtieß er nie auf ein Dorf und nur ſelten auf eine Fiſcherhütte, wo er kaum trocken Brod für die Paar ihm gebliebenen Pfennige oder aus Gaſtfreundlichkeit erhielt. Noch ſchmerzlicher war der Mangel an friſchem Trinkwaſſer und die Nachtlager unter freiem Himmel, wo er keine andere Zudecke hatte als die kühle Seeluft.

Er wanderte quer durchs Land und traf die große Landſtraße, die nach Danzig führt. Abgemattet vom Hunger, von der Hitze entkräftet, kann er nur langſam fortſchleichen. Hier trifft er einen jungen Burſchen, der ziemlich in derſelben Lage wie er iſt, und doch wohlgemuth und ſatt. Einem Drechsler aus der Lehre gelaufen, giebt er ſich für einen wandernden Handwerksburſchen aus und lebt vom Fechten. Der junge Brandes lernt dieſe Kunſt von ihm, und wie man dazu kein Handwerk gelernt zu haben brauche, ſondern nur eins vorgeben müſſe, nach dem wenig Nachfrage ſei. Die Kundſchaft und das Felleiſen ſind einem ſolchen Wanderburſchen immer geſtohlen.

Der künftige Plantagenbeſitzer oder Nabob lernte auch vortrefflich ſein neues Metier, wie ſchwer ihm auch das erſte Betteln wurde. Schon im nächſten Dorfe ſammelte der neucreirte Kammmachergeſelle ſo viel Brodſtücken, daß er in Verlegenheit gerieth, wo er ſie in den zerriſſenen Taſchen laſſen ſollte. Da nähte ihm eine gutmüthige Bauersfrau einen Bettelſack, und gab ihm außerdem neuen Unterricht. Wenn er ſo viel altes Brod habe, daß er es ſelbſt nicht eſſen könne,

kauften es ihm die Bauern recht gern für ihr Vieh ab, und für die Paar Dreier aus dem Erlös könne er schon dann und wann eine Streu in den Herbergen bezahlen und auch wohl ein Mal zur Stärkung ein Gläschen Branntwein trinken!

So schon nach einem Systeme bettelnd, kommt er wirklich, zerlumpt, barfuß, von der Sonne geröstet, nach der reichen Stadt Danzig. Anstellung in einer Handlung zu finden, hatte er aber in diesem Aufzuge keine Aussicht, aber er hoffte doch, daß er hier statt Brodkrusten baares Geld erbetteln werde, und mit dem Gelde gedachte er seinen nackten Körper wieder einigermaßen anständig zu bekleiden. Das Betteln wird ihm auch nicht verwehrt, aber die stolzen, reichen, freien Bürger rauschen in ihren Sammet- und Atlaskleidern an ihm vorüber und würdigen seine Bitte keines Blickes. Ein wohlgemästeter geistlicher Herr geht, als er am hohen Thore steht, an ihm vorüber. Auf des Bettlers Bitte, im rührendsten Tone hervorgebracht, um eine milde Gabe, antwortet der Geistliche: „Gott helf' Euch" und geht vorüber. Eine bittere Verzweiflung bemächtigt sich des Knaben. Der Luxus, die Ueppigkeit, die er überall entfaltet sieht, giebt ihm die schwärzesten Gedanken ein. Er ist in das offen stehende Haus eines reichen Mennoniten geschlichen; das silberne Theeservice steht auf dem gedeckten Tisch im Flure. Ein glücklicher Griff, Niemand sieht es, und er ist gerettet vom Hunger, er kann dem Wirth die Streu bezahlen, der ihn schon für die nächste Nacht auszuweisen gedroht; schon streckt sich seine zitternde Hand nach den Löffeln aus, aber im selben Augenblicke erwacht sein Gewissen, die ganze Schändlichkeit der Handlung tritt ihm vor

Augen, er rafft ſich zuſammen, entflieht und iſt gerettet vor einem Fehltritt, der ſein ganzes kommendes Leben verdorben hätte.

Kaum iſt er aus der Stadtluft, ſo findet er ſchon auf dem nächſten Dorfe mitleidige Seelen. Er darf wenigſtens nicht hungern. Die Leiden aber, welche der Knabe auf ſeiner Wanderung durch Preußen und Polen, nach Warſchau, jetzt das Ziel ſeiner Hoffnung, ausſteht, ſind von einer Stärke und Widerwärtigkeit, daß wir unſere Leſerinnen mit ihren Details verſchonen wollen. Die Gegend wird, mit jedem Schritte tiefer in Polen hinein, ärmer, die Leute werden hartherziger; er kann nur noch in den Klöſtern und in den Häuſern der Juden auf Gaben rechnen. Von Schmutz und Ungeziefer verzehrt, vom kalten Fieber, einer Folge der ungeſunden Nahrungsmittel, durchſchüttelt, muß er bei Regenwetter von einer Herberge zur andern ſich durchbetteln. Krank am Morgen ausgeſtoßen aus der einen, ſchleppt er ſich, vom Fieberfroſt auf's Heftigſte ergriffen, an der Weichſel entlang, entgegen dem peitſchenden Regen, dem wüthenden Sturme. So weit ſein Auge reichte, ſah er kein Haus, keinen Baum, der ihm Schutz verſprach. Oft verſagten ihm die zitternden Beine ihre Dienſte, und doch trieb ihn die Liebe zum Leben weiter. So ſchleppte er ſich in dem bejammernswertheſten Zuſtande zwei ſtarke Meilen weiter, bis er endlich ein Fährhaus erreichte, wo er gänzlich entkräftet nieder und in einen tiefen Schlaf verſank. Die barmherzigen Fährleute, die einen dem Tode Geweihten in ihm erblickten, legten ihn in ein Schilflager, und nach einem vierundzwanzigſtündigen Schlafe erwachte er als Lebendiger und ohne Fieber, und die wackern Leute erlaubten ihm, unter

ihrer dürftigen Hütte zu verweilen, bis die Witterung erträglicher wurde.

Aber der mildthätigen Menſchen werden in dieſem Lande immer weniger. Der Bediente eines Staroſten will ſich gern ſeiner annehmen, da der hübſche Knabe ſein Erbarmen erregt, allein ſein böſes Geſchick trennt ihn von dieſem Wohlthäter, ohne daß er ihn wieder zu finden vermag. Dafür ſtürmt alles nur erdenkbare Ungemach auf ihn ein. Er ſtürzt von einem Baugerüſt und wird mit Mühe vom Tode gerettet und geheilt. Vom Hunger geplagt, pflückt er einige reife Pflaumen in einem Garten, und der dicke Gärtner peitſcht ihn dafür unbarmherzig. Ueberhaupt ſind die Schläge ſo reichlich in dieſer Geſchichte ausgetheilt und werden dem armen Burſchen faſt überall in einer Art zugemeſſen, daß man kaum begreift, wie er überhaupt mit geſunden Gliedmaßen davon gekommen iſt. Der künftige, berühmte Schauſpieldichter der Deutſchen wird zwar dies Mal den Händen des Barbaren durch deſſen milder geſinnte Frau entriſſen, welche es auch bei ihrem Manne, dem gräflichen Hofgärtner, dahin bringt, daß ihm die Wartung und Fütterung der gräflichen Schweine, die zur Maſt eingeſetzt ſind, übertragen wird, aber dieſer Dienſt, da die Peitſche beſtändig um ſeine Ohren ſauſt, behagt ihm ſo wenig, daß er davon läuft, ſelbſt nicht auf den Lohn begierig, den die Frau Schloßgärtnerin durch einen beſondern Händedruck ihn für die Zeit ahnen läßt, wenn er ſeine zerfallene Geſtalt durch Ruhe und Nahrung wieder hergeſtellt haben würde.

Sein Schickſal nimmt plötzlich eine andere Wendung,

und wir finden ihn, mitten in Polen ſchon, ſeinem künftigen Berufe um etwas näher geführt. Dieſes Verhältniß iſt ſo characteriſtiſch, daß wir die Verzeihung auch unſerer Leſerinnen zu erlangen hoffen, wenn wir die handelnden Perſonen ihnen etwas deutlicher vorführen, wenn gleich ſie einer bürgerlichen Sphäre angehören, von der die gute Geſellſchaft ſich mit Entſetzen abwendet.

Der Bettler iſt neuen Mißhandlungen Seitens eines Bauern entflohen, bei dem er ſich zur Ernte verdungen hatte, aber auch die gewöhnlichſten Dienſte aus Mangel an Kräften nicht leiſten konnte; denn ſein ganzer Körper und beſonders ſeine Beine ſind noch voller Blutſtriemen und Wunden von der Peitſche des Gärtners. Da ſteht er auf einem polniſchen Jahrmarkt unter betrunkenen Bauern und hofft eben die Mildthätigkeit eines derſelben anzuregen, als ein fürchterlicher Schlag von hinten ihn zu Boden ſtürzte. Die Stimme des Schloßgärtners dröhnte ihm in's Ohr: „Da liege und verrecke, lutherſcher Hund!“ Unter abwechſelnden polniſchen und deutſchen Flüchen ſchlug der Unmenſch noch mit einem Knüttel auf den Betäubten, von Blut Triefenden, verſetzte ihm einige Fußtritte, und ging dann, unbehelligt von irgend Jemand, ſeiner Wege. — Es war ein alltäglicher Vorfall; Niemand achtete darauf.

Brandes ſchleppte ſich in ein nahes Wirthshaus, wo er, im Tumult der trunkenen Jahrmarktsgäſte, unbemerkt hinter eine Art von Kiſte, die in einem Winkel ſtand, ſich niederwarf. Im Wundfieber, mit Zittern und Zähnklappen fürchtete er bei jedem Tritt, der ſeiner kleinen Freiſtätte näher kam, daß

der rachsüchtige Gärtner ihn auf's Neue überfallen werde. Seine Angst stieg auf's Höchste, als wirklich Jemand der Kiste sich näherte, sie aufschloß, etwas hineinpackte und wieder verschloß. Als der Mann die Kiste tiefer nach der Seite schob, schob er sich mit, und es gelang ihm so gut, daß er nicht bemerkt wurde. Er selbst aber konnte nun der Neugier nicht widerstehen, um die Ecke zu blinzeln und den Mann zu sehen, dessen Operation ihn in solche Todesangst versetzt hatte.

Das Aussehen desselben war auch wohl geeignet, Schrecken zu erregen. Eine lange, hagere Figur, mit feuerrothen Haaren, die wie eine Wolke das Haupt umschwebten. Das Gesicht füllte zur Hälfte eine ungeheuer große, mit Kupfer und Warzen bedeckte Nase, über welche ein Paar pechschwarze Kalmückenaugen hervorschielten. Dazu ein borstiger Schnurr- und Backenbart. Auf dem Kopfe saß ein ungewöhnlich großer, abgegriffener Tressenhut, und um die Schultern hing ein abgeschabter dunkelblauer Ueberrock mit gelben Metallknöpfen, während den eingeschrumpften Bauch eine rothe Weste mit Spuren ehemaliger goldenen Tressen umschloß. Von den schmutzigen gelbledernen Beinkleidern war nur die eine Hälfte sichtbar, weil zwei lange, enge Stiefeln über die Storchbeine dieser wenigstens sechs Fuß hohen Figur bis beinahe an die Hüften hinauf gezogen waren. An der Seite hing ihm ein altdeutsches Schlachtschwert.

Dieser Mann, der kein anderer war als ein Wunderdoctor, hatte auch eine Frau, die zur Vervollständigung der Karikatur eben so kurz und dick war, als er lang und mager. Ihre anderweitige Beschreibung verschweigen wir zu Gunsten

der Damen. Aber Mann und Frau und der Wirth näherten ſich dem Kaſten, der die Apotheke des erſten enthielt, und nachdem ſie bezahlt und noch einige Gläſer Schnaps auf den Weg getrunken, hob der Mann denſelben vermittelſt zweier Tragriemen auf die Schultern ſeiner Frau.

Da war die fürchterliche Entdeckung gemacht, und die Stimme, mit welcher die Frau des Doctors den verſteckten, des Diebſtahls verdächtigen Burſchen andonnerte, war nicht geeignet, ſeine Furcht zu mindern. Aber das Bild des Elends, wie er knieend, mit aufgehobenen Armen um Gnade ſtammelte, auf ſeine Wunden zeigte und ſein Unglück erzählte, beſänftigte ihren Zorn, und die gute Frau wußte auch den des Mannes zu beſchwichtigen. Nach einem kurzen, leiſen Zwiegeſpräch verſtändigte man ſich. Es war bei dem Burſchen etwas zu profitiren. Erſtlich mußte er es für ein Glück ſchätzen, wenn man, ſtatt ihn zu ſtrafen, ſich ſeiner annahm und ihm den Ehrenpoſten übertrug, die Apotheke dem Wunderdoctor nachzutragen; zweitens konnte dieſer eine große, wunderbare Kur an ihm vollziehen.

Auf der Stelle nahm der Doctor unſern Hans Chriſtian vor, preßte ihn, ſitzend, zwiſchen ſeine Beine, ſchnitt ihm ſein langes Haar ab und reinigte ſeine Wunden mit einer ätzenden Flüſſigkeit. Aber ehe er ſie mit Pflaſter beklebte, ließ er ſich die Gelegenheit nicht entgehn, den Bauern eine gelehrte Abhandlung über die Natur dieſer Wunden zu halten, wie höchſt gefährlich ſie wären, wie der Bettler ſich glücklich ſchätzen könne, gerade in ſeine Hände gefallen zu ſein, wie er ohne ihn, in dieſer Nacht ſchon, hätte ſterben müſſen, wie er aber durch

ihn morgen heil und gesund aufstehen werde. Die Bauern staunten, glaubten und kauften von dem Wunderpflaster des ausgezeichneten Arztes, der, weit und breit im Lande bekannt, die polnischen Bauern aus reiner Menschenliebe kurirte. Für seine Bemühung nahm er nur Gotteslohn, bezahlen ließ er sich bloß die Medicin. Ob das Wunderpflaster den armen Schlucker geheilt, wußte er nicht, aber positiv half ihm die Ruhe einer Nacht, die man ihm gönnte, und die warme Biersuppe, welche die Frau Doctorin ihm kochte. Sie gab seinem abgezehrten Körper die Kraft, am nächsten Tage die schwere, große Kiste dem würdigen Ehepaare nachzutragen.

Brandes war contractlich in die Dienste des Wunderdoctors getreten. Für drei Dütchen täglich (etwa 3 Silbergroschen), frei Essen, Trinken, Nachtlager und die Aussicht, bei guter Aufführung auf Weihnachten ein Paar Schuhe zu erhalten, mußte er die Apotheke von Dorf zu Dorf auf seinen Schultern tragen. Schon bei dem ersten Antrage hatte er sich wie in den dritten Himmel versetzt gefühlt. Kaum noch ein Bettler und Schweinejunge, war er jetzt der Diener eines Gelehrten, der Gehülfe eines berühmten Arztes, der überall willkommen war und einen guten Verdienst hatte.

Und, zwar war es die Kiste, aber sein Dienst war nicht schwer. Außer dem Tragen hatte er nichts zu thun, als höchstens zu botanisiren. Sobald das Nachtquartier erreicht war, war er sein eigner Herr. Essen und Trinken gab es vollauf, und er konnte auch in den Nächten, während seine Herren wachten, so viel er wollte, schlafen, weil es dem Doctor recht lieb war, wenn kein Dritter einen Laboratorien zusah. Nur

4.

In heftigen Fieberphantasien lag Walther. Wilde und verworrene Bilder zogen im bunten chaotischen Gemisch vor seinem Geist vorüber und ängsteten seine ringende Seele. Bald glaubte er sich wieder im Schlachtgewühl, neben sich den röchelnden Freund, vor sich seine in Schmerz vergehenden alten Eltern; dann sah er wieder Bertha und Gianettina, wie sie händeringend auf die Leiche des geliebten Vaters sich niederwarfen und laute Klagen erhoben. Dann aber war es ihm wieder manchmal, als neigten freundliche Engelgestalten sich liebend und sorgend zu ihm hernieder und scheuchten auf Augenblicke die verzerrten Larven hinweg, die seine Einbildung ihm malte, und wie im Traum vernahm er leise Harfentöne, die recht tröstend und beruhigend zu seinem Herzen drangen, aber sie verhallten schnell wieder und schneidende Mißklänge durchzuckten sein Inneres. So hatte er mehrere Wochen zugebracht, da kehrte zum Erstenmal Besinnung ihm wieder und er erkannte die ihn umgebenden Gegenstände. Zu seines Lagers Hauptende saß Gianettina sorgsam über ihn hingebogen und wehte mit einem Zweig ihm Kühlung zu; durch die eben aufgehende Thür trat leise Bertha herein, in ihrer Hand ein Glas mit Arzneien tragend, ihm sie einzuflößen. Habt Dank ihr freundlichen Engel, die ihr mein Le-

das verdroß ihn, daß, trotz des ſtarken Abganges der Medicamente, die Kiſte niemals leichter wurde, weil die Specereien und Erdarten und der Branntwein, aus denen ſie gerieben, gepreßt und getränkt waren, ſich auf jeder Wieſe, ja auf jedem Wege fanden. Die Laboratorien wurden aber nie in Gaſtſtuben, ſondern immer in Scheunen, Ställen und bei heitern Nächten im Schatten eines Gebüſches aufgeſchlagen.

Bei dieſem Sommerleben befand unſer Hans Chriſtian ſich ſo wohl, daß er ſelten an die Heimath und Vergangenheit und auch nicht mehr an die Zukunft oder die Feenſchlöſſer in Indien dachte. Aber dieſer glückliche, idylliſche Zuſtand ſollte nicht lange dauern.

Auf einem großen Dorfe in der Nähe von Danzig traf die wandernde Apotheke auf eine wandernde Puppenſpielergeſellſchaft. Beide Principale erkannten ſich als alte Freunde und flogen ſich in die Arme. Es war eine rührende Scene. Der Branntwein floß, und nicht allein in kleinen Schnapsgläſern, ſondern in Biergläſern. Um das ſchöne Feſt des Wiederſehens zweier alten, viel geprüften Freunde zu würzen, beſorgte die Frau Doctorin ſelbſt den Mittagstiſch. Was die Küche des Ortes vermochte, ward aufgetragen. Jetzt begnügte man ſich auch nicht mehr mit dem Branntwein, eine Flaſche Wein ward nach der andern entkorkt, und bei jedem Glaſe ſchwuren Doctor und Director ſich ewige Freundſchaft. Auch der Famulus durfte die Freude mit theilen, auch er ſaß am Tiſche und die gute Frau Doctorin ließ Vieles zu ſeinem Lobe einfließen.

Der Schauſpieldirector ſchien mit beſonderer Aufmerk-

ſamkeit dem zuzuhören und ſeine Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf dem ſo belobten, geſchickten, dienſtfertigen und — billigen Famulus. Als die Geſellſchaft ſich taumelnd von der Mahlzeit erhob, zog er den jungen Brandes bei Seite und drückte ſeine Verwunderung aus, daß ein ſo hübſcher, junger Menſch ſich entſchließen könne, einem ſo elenden, herumvagirenden Dorfquackſalber zu dienen. Und was für ein Dienſt, die ungeheure Kiſte mit den Quackſalbereien von Dorf zu Dorf zu ſchleppen! Brandes war freilich erſtaunt, daß ein Mann, der eben noch ſeinen Herrn ſo inbrünſtig umarmt und ihm ewige Freundſchaft geſchworen, ſo ſchlecht von ihm ſprechen könne, aber er verſicherte ihn, daß er mit ſeinem Dienſt ganz zufrieden ſei.

„Ja bis jetzt", rief der Puppenſpieler, „aber warte nur, wenn Ihr in die großen Städte kommt, nach Danzig, Thoren. Da muß der Herr auf den Jahrmärkten die Hanswurſtjacke anziehen, und, eine wahre Schande, den Leuten Spaß vormachen, damit der Quackſalber ſein ſchlechtes Zeug losſchlägt."

Daran hatte der Famulus freilich nicht gedacht, aber geſehen hatte er dergleichen ſchon, und dem verlornen Sohne, der vom Betteln gelebt und kaum noch Schweinejunge geweſen, dünkte die Vorſtellung, eine Hanswurſtjacke anzuziehen, jetzt ſo ſchrecklich, als er ſpäter nach der Ehre ſtrebte, ſie mit Beifall auf den Bretern zu tragen. Er erklärte, daß er nur ſehr ungern ſich dazu entſchließen werde.

„Wenn ich Ihm rathen ſollte", flüſterte der Puppenſpieler, „nimmt er ſeinen Abſchied, je eher um ſo beſſer, und kommt zu mir. Da hat Er nichts zu thun, als den leichten Karren

von Dorf zu Dorf zu ſchieben; weiter nichts als Puppen und die Maſchinerie drin. Wenn wir Komödie ſpielen, braucht Er nur zu trommeln und das Stück auszurufen. Da iſt Er in der Kunſt, und bekommt dafür zu eſſen und zu trinken und Tag für Tag einen Tympf, das ſind ſechs Batzen."

Ob dieſes Anerbieten unſerm Brauer lockend erſchienen und ob er es als eine Beförderung angeſehen hätte, von der Wiſſenſchaft zur Kunſt überzugehen, ſagt er uns nicht; er konnte auch nicht zu einem Entſchluß kommen, denn das Geſpräch ward durch einen ſauſenden Fauſtſchlag unterbrochen, der gegen den Kopf des Puppenſpielers fuhr und ihn gegen einen glühenden, eiſernen Ofen ſchleuderte, daß Hände und Geſicht ihm verſengt wurde und er jämmerlich aufſchrie.

Der Doctor hatte das Geſpräch belauſcht, und zornglühend ſtand er mit geballten, hoch aufgehobenen Fäuſten vor dem niedergeſchmetterten Manne, der, eingeklemmt zwiſchen dem Ofen und der Wand, lebendig gebraten oder geröſtet wäre, wenn der Wirth während des immer heftiger werdenden Tumultes nicht herbeigeeilt wäre und ihn endlich mit Mühe hervorgezogen hätte.

Es kam zu dem furchtbarſten Streite und noch gräßlicheren Entdeckungen. Unter Prügeln, Flüchen und Zetergeſchrei ſchallten die vier Wände wieder von den Ehrentiteln: Schinder, Dieb, Staupbeſen und Brandmark, die, wie ſich aus der Folge ergab, leider mehr waren als leere Worte. Der endlich durch Hülfe des Wirthes frei gewordene Puppenſpieler erhob nun auch ſeine Arme: „Ein Dieb, nein, ich bin ein ehrlicher Kerl, aber wollt Ihr einen Spitzbuben, einen Mörder

ſehen, da ſteht er vor Euch, der ſich für einen Doctor ausgiebt, und iſt doch nichts als ein entlaufener Schinderknecht aus Graudenz!"

Das war für den Mann der Wiſſenſchaft zu viel. Den einen Arm mit der geballten Fauſt vor ſich, den andern mit der Hand auf der Bruſt, rief er: „Ich ein Schinderknecht? Du lügneriſcher Bube! — Ich war Halbmeiſter dort, und jeden Tag hätte ich Scharfrichter werden können, wenn ich nur gewollt hätte. Aber Du — Du biſt ein gebrandmarkter Dieb, der mehr als einen Staupbeſen auf dem Rücken hat!"

Das war auch für den Mann der Kunſt zu viel, aber die Wirkung auf ihn war eine andere. Statt in edler Entrüſtung wie der Halbmeiſter aufzuglühen, wurde er blaß und ſtammelte nur, alles ſei erfunden und erlogen.

„Erlogen!" rief der Doctor, „nun gilt's die Probe. Wer ein gut Gewiſſen hat, der macht's wie ich!" In einer Secunde hatte der Doctor und Halbmeiſter Rock, Weſte, Hemde vom Leibe geriſſen und zeigte ſeinen langen, magern, aber ehrlichen Rücken. Der andere meinte, er habe das nicht nöthig, und wollte das ſein Schamgefühl verletzende Schauſpiel nicht länger mit anſehen. Aber an der Thüre begegneten ihm die zehn Finger der ergrimmten Frau Doctorin, die er vorhin eine Zigeunerin genannt, und hinter ihm zog der Doctor ſein Schlachtſchwert. Zwiſchen zwei ſolchen Feuern mußte der gebrandmarkte Puppenſpieler ſeine Schande bekennen, aber er betheuerte, er ſei ganz unſchuldig zum Staupbeſen gekommen.

Vielleicht hätte man erwartet, daß darauf eine Verſöh-

nung und ein Verſöhnungsmahl ſtatt gefunden, denn auch die Wahrheit hat eine verſöhnende und lindernde Kraft, und das deutſche Sprüchwort, welches vom Schlagen und Vertragen ſpricht, dürfte ſich auch in Polen bewährt haben; wir erfahren aber davon nichts, denn als Brandes während des Tumultes entfloh, um nicht wieder zu kehren, fuchtelte der Doctor den Director noch immer in der Stube herum und die Frau Doctorin balgte ſich mit dem Wirthe, welcher etwas herſtellen wollte, von dem ſie meinte, daß es ſchon da ſei, die Ordnung.

Brandes hielt es unter ſeiner Ehre, ferner einem Schinderknecht zu dienen, auch wenn derſelbe wirklich ein Halbmeiſter geweſen war, und opferte dieſem Gefühl nicht allein einen vortheilhaften Dienſt, ein idylliſches Leben, ſondern auch ſeinen ganzen rückſtändigen Gehalt, dermaßen, daß er in der folgenden regneriſchen Nacht, weil Niemand den Flüchtling aufnehmen wollte, in einem Backofen auf freiem Felde ein Nachtlager zu finden, ſich noch glücklich ſchätzen mußte.

Wenn dem deutſchen Luſtſpiel der Vorwurf gemacht wurde, wenig eigenthümliches Leben aufweiſen zu können, ſo lag es wenigſtens nicht immer daran, daß ſeine Dichter keine eigenthümlichen Lebenserfahrungen hatten. Welch ein Stoff, wenigſtens für den Groteskkomiker, für den Componiſten, Maler, Darſteller niederländiſcher Scenen bot ſich hier in dieſer Erinnerung dem künftigen Mimen und Schauſpieldichter! Daß Brandes' jeder Funke ſelbſteigener Schöpfungskraft gefehlt, wo er ſolche Studien nicht benutzte, wäre ein ſehr na-

türlicher Schluß, wenn wir nicht wüßten, wie damals die Bildung vom Volksleben ſich ſcharf trennte. Um als ein gebildeter Mann zu erſcheinen, mußte er alle dieſe Reminiscenzen ſeines frühern Lebens rein ausmerzen; wen er als Schauſpieler ſich zum Vorbild nahm, wiſſen wir nicht, als Dichter waren es die Franzoſen, und wo hätten in deren damaliger Schauſpielliteratur Scenen und Charactere, wie er ihnen in ſeiner Jugend begegnet, Platz gefunden. Nicht

weil er ein Feind
Von allem Rohen und Gemeinen war,

ſondern weil das Rohe und Gemeine ihn und ſeine Volksſtudien dem feinen Publicum, unter das aufgenommen zu ſein, er ſich zur höchſten Ehre rechnete, verrathen hätte. Koſtete es doch dem alten Mann, als er dieſe Erinnerungen niederſchrieb, noch eine innere Ueberwindung, zu bekennen, daß er einſt gebettelt, die Schweine gefüttert und den Kaſten eines Quackſalbers auf die Märkte getragen!

Wir ſehen unſern Helden in den Backofen kriechen, und dieſer Backofen ward von Bedeutung für ſein Leben. Er war wieder in der Nähe Danzigs und noch näher dem Meere, das durch Nacht, Regen und Sturm dem Flüchtling entgegen brauſte. Er war in wüſter Verzweiflung zu dem Entſchluß gekommen, ſich in dieſes Meer zu ſtürzen und damit ſein Elend zu enden, als er dem Schall der Brandung durch die finſtere Nacht zulaufend, auf etwas ſtieß, was wie eine Hütte ausſah, und aus dem Wärme heraus kam. Es war der Backofen, in welchem die Bauern eben Flachs getrocknet hatten. Beim Gefühl der Wärme kehrte dem armen Hans Chriſtian die Lebens-

luſt zurück, wie einige Jahre ſpäter dem Anton Reiſer, als er daran dachte, daß ſein Wirth an dem Abend friſche Wurſt mache. Er kroch hinein und wollte, vor dem Tode, ſich wenigſtens noch einer warmen Nacht freuen. Es war eine ſüße, warme Nacht; er hörte nicht die Brandung des Meeres, nicht den heulenden Sturm und fühlte nicht mehr den Regen, der ſeine Haut peitſchte. Am Morgen erwachte er getrocknet und erquickt und — blieb den ganzen Tag in der Höhlung liegen; denn, wenn der Hunger ihn hinaus trieb, ſo zog ihn die Furcht vor den Schlägen wieder zurück. Auf dieſe bei jedem Schritt und Tritt gefaßt zu ſein, hatte ſein bisheriges Leben ihn gelehrt, und — der Backofen lag der Dorfſtraße gerade gegenüber.

Aber in dem Backofen war es, wo ſein ganzes vergangenes Leben plötzlich aus den Wolken thieriſcher Apathie, in denen es bis da ihm verborgen lag, ihm vor die Seele trat und ernſte Betrachtungen in ihm erweckte. Er empfand zum erſten Male das ganze Schreckliche ſeiner Lage, er überſah alle die Folgen ſeiner Unbeſonnenheit und blickte mit Schaudern in die Zukunft. Sein ganzes Elend, war es nicht aus einem unſeligen Schritte entſprungen? Und was war die Quelle? Ein ſchlechter Roman, eine verführeriſche Reiſebeſchreibung. Darum Jammer, Hunger, Blöße, Verlaſſenheit, Schmach und Verachtung und mehr als ein Mal hatte ſein Leben in dieſem elenden Daſein auf dem Spiel geſtanden. Ein und ein halbes Jahr hatte er, der Sohn frommer Eltern, zu Beſſerem erzogen, ſchon in dieſer Verwilderung zugebracht und ohne Sinn und Gedanke die Welt durchſtürmt. Die lebhafteſte Reue

bemächtigte ſich ſeiner, er vergoß die bitterſten Thränen, dankte Gott inbrünſtig für ſeine bisherige wunderbare Erhaltung und faßte den feſten Entſchluß, als reuiger Sohn in die Arme ſeiner Mutter zurückzukehren.

Aber zwiſchen dem Vorſatz und der Ausführung lag noch eine weite, dornenvolle Strecke. Kaum iſt er in der Dunkelheit aus dem Backofen geſchlüpft, als ihn ſchon nach wenigen Minuten die Peitſche eines Kutſchers empfindlich begrüßt. Er hatte ſich dem Wagen eines wohlbeleibten, geiſtlichen Herrn, der nach Altſchottland zu ſeiner Geliebten fuhr, aufgehuckt. Die Maitreſſe fiel beim Anblick des Vagabunden, der faſt zugleich mit dem Geliebten ihr an der Schwelle des erleuchteten Häuschens zu Füßen ſank, beinahe in Ohnmacht, und es iſt natürlich, daß er dafür ſtatt eines Almoſens Peitſchenhiebe erhält, denen er ſich nur durch eine neue Flucht entzieht. Er geräth um Mitternacht wieder in ein Wirthshaus, wo betrunkene Polen tanzen und Karten ſpielen. Der mitleidige Wirth hat dem Bettler ein Plätzchen hinter dem Ofen angewieſen und Bier und Brod ihm gereicht. Aber einer der betrunknen Polen vermißte ein ſeidenes Tuch; es konnte nur geſtohlen ſein, und natürlich konnte es nur der Bettler hinter dem Ofen geſtohlen haben. Alle Betheuerungen ſeiner Unſchuld helfen ihm nichts. Er wird hervorgezogen, über eine Bank gelegt, feſtgebunden und der Kantſchu, in der Hand zweier kernigen Knechte, ſoll ihn eben zum Geſtändniß bringen, als — wieder ein Weltgeiſtlicher, der am Spieltiſch ſitzt, bittet, mit der Execution zu warten, bis die Partie zu Ende, weil — er gern zuſehn möchte. Da liegt Hans Chriſtian, feſt gebunden, meh-

rere furchtbare Minuten, bis der geiſtliche Herr aufſteht und ſagt, nun möchte es angehn. Aber gerade auf dem Stuhl, auf dem er geſeſſen, findet ſich das vermißte Tuch! Aus der Execution wird nun nichts, der betrunkene Pole, ſein Ankläger, iſt gerührt und großmüthig, er wirft ihm zur Entſchädigung für die erlittene Angſt Silbermünzen zu, der Wirth reicht ihm vollauf Eſſen und Trinken, jeder beeifert ſich, ihn durch Freundlichkeit und Gaben zu tröſten; nur der feiſte geiſtliche Herr greift nicht in die Taſche und ſetzt ſich etwas verdrießlich wieder zum Spiele hin, weil er um die verhoffte peinliche Unterſuchung gekommen iſt. Brandes ſcheint kein Freund der geiſtlichen Herren zu ſein. Doch auch das war damals Mode, ſo viel ſcandalöſe Anekdoten, als möglich, von ihnen zu verbreiten; es gehörte zur Sittengeſchichte.

Hans Chriſtian will nun nicht mehr betteln, er will als Kaufmann nach Stettin zu den Seinen zurückkehren. Von dem geſammelten Gelde fängt er einen Tabackshandel an. Aber er verſetzt ſeinen Taback in der Art, wie Morier's Hadgi Baba, und nimmt ungefähr hundert Procent. Auch tief im caſſubiſchen Lande, in das er ſich in der Meinung begiebt, daß die Aufklärung dort noch nicht vor ihm eingedrungen, iſt das den Leuten zu arg. Ein Bauer ohrfeigt ihn, der Wirth, den er zu Hülfe ruft, handelt ſelbſt mit Taback, und nimmt ihm ſeinen ganzen Kram als Contrebande weg. Er ſchreit über Gewalt und Unrecht und ruft nach dem Richter des Ortes; aber der Richter iſt der Wirth. Es wird Gericht über ihn gehalten und unter Prügeln und Rippenſtößen wird er zur Thür hinausgeworfen. Aber er glaubt ſich in ſeinem Rechte, er

ſchrei Gewalt und Mord! Da läßt man die Hunde auf ihn los, ihr Gebell lockt die ganze Dorfhundegemeinde, und wenn ihm nicht ein Sprung über die Hecken gelungen wäre, hätten die Hunde eines caſſubiſchen Dorfes den künftigen Theaterdichter zerriſſen.

Viel von ihm war nicht übrig geblieben. Seine ganze Baarſchaft und Habe dahin, ſeine Waden und Beine von den Zähnen der Thiere zerfleiſcht, die Hände von der Dornenhecke zerſchunden, Kopf, Rücken, Arme von dem Dorfrichter zerſchlagen; ſein ganzes Beſitzthum ein alter, abgegriffener Hut, ein von den Hunden zerfetzter Rock — die Weſte war verkauft — ein ſchwarzes Hemde, das ſich nicht beſchreiben läßt, ein Paar Hoſen, mit einem Strick um den Leib befeſtigt, damit er ſie nicht ſtückweiſe verlor, und Wunden und heißhungrige Einquartierung aus Polens Lagerſtreu ohne Zahl! Welch ein glückſeliger Zuſtand, als er noch im Dienſte eines Schinderknechts ſtand!

Er hätte doch noch tiefer ſinken können. Er traf mit einem Kürſchnergeſellen aus Greifswalde zuſammen, der gleich ihm nach Stettin wollte. Sie hofften mit Fechten in den Dörfern ſich durchzubringen und theilten ſich beim Eintritt in jedes Dorf in die Häuſerreihen, um beim Hinausgehen auch den Ertrag zu theilen. Seltſam, während Hans Chriſtian nur Brod mitbrachte, hatte der Andere immer Geld, Strümpfe, Hemden geſammelt. Einſt war unſer Freund mit dem Durchbetteln ſeiner Reihe glücklicher Weiſe ſchon fertig, als ein furchtbarer Lärm vom andern Ende der andern Seite ſich

ben rettetet, sprach matt sich emporrichtend der Kranke; ach, nun weiß ich, welche milden Gestalten es waren, die in meinen verworrenen Phantasien mir erschienen, wie tröstende Lichtblicke in finsterer Nacht, und damit erfaßte er mit innigem Gefühl und drückte an seine brennenden Lippen der Schwestern Hände, die froh erstaunt und doch jungfräulich verschämt, wie ein Paar friedenbringende Genien, vor seinem Lager standen und die feuchten Blicke nicht zu erheben vermochten.

Wenn in den Jahren des Lebens, wo die Gefühle des Herzens noch nicht von Zeit und Sorgen abgestumpft, so gern sich mit Wärme anschließen, ja wo vielleicht zum Erstenmal sie erblühen in herrlicher Frische, wenn da ein weiblich Wesen sich nahte, wohlthuend, mit zarter Sorge, der wird wissen, welch' einen Verklärungsschimmer die Phantasie dann um die holde Gestalt windet, wie ihr Bild sich dann einprägt mit allen Zügen in das offene Herz so fest und dauernd, daß keine Zeit, kein Sturm es je verwischen kann.

So drückte sich in diesem Augenblick das Bild der Schwestern, die ja seine Retterinnen waren, in Walthers Seele mit gleicher Stärke, und wenn ja auf Augenblicke mehr zu der Einen sich das Gemüth wendete, so trat der Andern befreundete Gestalt doch sogleich wieder in ihrem ganzen Schimmer hervor und behauptete ihre Rechte.

erhob. Sein Gefährte war als Dieb ertappt und wurde zum Richter geſchleppt; Brandes entkam glücklich und unbemerkt.

In Pommern traf er auf mildherziger geſinnte Menſchen. Man erbarmte ſich ſein, man wärmte, nährte und heilte ihn, man gab ihm ſogar Schuhe und Strümpfe, was beim Eintritt des Winters eine außerordentliche Gabe war. Dennoch ſollte er noch ein Mal der äußerſten Todesgefahr ausgeſetzt ſein. Ein freundlicher Wirth, der von ihm erfährt, daß er nach Stettin will, räth ihm an, augenblicklich fortzurennen, um noch einen Wagen mit Komödianten zu ereilen, die vor kurzem erſt abgefahren ſind. Wenn er ſich erböte, ſie zu bedienen, nähmen ſie ihn wohl umſonſt mit.

Von einem Glaſe Branntwein und dem heißen Ofen, an dem er gelegen, durchwärmt, ſtürzte Hans Chriſtian in das Schneegeſtöber hinaus. Nach einer halben Stunde holte er ihn auch wirklich ein; aber der ſchneidende Wind hatte ihn ſo mitgenommen, daß er, völlig erſtarrt, kein Wort vorbringen konnte. Er gab nur durch Gebärden zu verſtehen, daß man ſich ſeiner erbarmen, daß man ihn aufnehmen möge. Die Komödianten ſchäkerten und lachten. Er lief neben dem Wagen hin, er verſuchte ſein Anliegen zu ſtammeln. Man hob wohl die Decke des Wagens auf, gaffte den ſeltſamen Begleiter an, aber das Gelächter ward immer lauter. Endlich vernichtete ein grauſames: „Fahr zu, Schwager!“ ſeine Hoffnung. Das war Brandes' erſtes Zuſammentreffen mit ſeinen künftigen Kunſtgenoſſen.

Aber ihm blieb nichts übrig, als noch einen Verſuch zu machen. Er humpelte hinter dem Wagen her, um vor dem

Sturm einigen Schutz zu gewinnen. Aber sein Athem verging ihm, seine Kräfte versagten. Nun wollte er wenigstens der Spur des Wagens folgen. Da blieb ein Schuh im tiefen Schnee stecken. Er suchte und suchte und konnte ihn nicht finden, und als er sich endlich umsah, hatte er auch die Richtung des Wagens verloren. Er stand im dichtesten Schneegestöber, und so weit sein Auge reichte nichts als Schneefelder und Schneewolken. Keine Wagenspur, keine Wegspur, er konnte sich auch nach der Herberge nicht mehr zurückfinden, die er verlassen.

Gänzlich erstarrt, hielt er sich schon für verloren, sein Ende nun für unvermeidlich. Er seufzte, weinte, betet: zu Gott, ihn diesmal wenigstens noch aus der Gefahr zu reißen. Aber der natürliche Trieb, sein Leben zu retten, spornte ihn, noch das Aeußerste zu versuchen. So watete er denn mit einem Schuh, eigentlich ohne Besinnung, durch den tiefen Schnee. Auf einen Augenblick hielt der Wind an, diesen benutzte er, um Athem zu schöpfen, und glaubte jetzt ein Gehölz in einiger Entfernung dämmern zu sehen. Mit letzter Kraftanstrengung eilt er darauf zu. Er hat sich nicht getäuscht, und kaum daß er die Bäume erreicht, hört er auch Hundegebell. Er geht ihm nach, entdeckt im Thale eine Mühle und der Anblick giebt ihm die Kraft, daß er über Gräben und Hecken klettert, und endlich, athemlos und gänzlich erstarrt, vor der verschlossenen Hausthüre niedersinkt.

Zum Glück hat die Müllerin den letzten Act seiner freien Willensthätigkeit, den Schlag an die Thüre, gehört. Sie öffnet, findet im Schnee einen erstarrten, halb nackten Menschen,

und bringt ihn mit Hülfe ihres Sohnes in den Flur, wo er durch Reiben mit Schnee und die andern vernünftig angewandten Vorsichtsmaßregeln endlich in's Leben gebracht, gerettet und gepflegt wird. Hiermit endet eine Jugendgeſchichte, oder beſſer die eines verlornen Sohnes, wie ſie in der modernen Welt und in geſitteten Ländern kaum ihres Gleichen finden dürfte an raſchem Wechſel ſchrecklicher, widerwärtiger Situationen und der Steigerung von Jammer und Noth, deren eine minder unzerſtörbare Natur als die unſeres Brandes weit früher erlegen wäre. Leiden kommen auch noch mannigfacher Art in ſeinem folgenden Leben, aber es ſind die, denen wir Alle, welchen das Glück nicht von der Wiege ab lächelte, und die wir um eine Exiſtenz, nach einem Ziele hin kämpfen und ringen, unterworfen ſind. Von den wohlthätigen, frommen Müllersleuten geheilt, genährt und nach Kräften unterſtützt, trat er, beim Eintritt gelinderer Witterung, die Wanderung nach ſeiner Vaterſtadt an, die er auch ohne weitere Fährlichkeiten erreichte.

In der Abenddämmerung ſchleicht der verlorne Sohn durch die hohen Straßen von Stettin. Er wagt nicht, in dem Zuſtande vor ſeiner Mutter zu erſcheinen; da ſteht die Hausthür zu ſeiner frommen Tante offen. Darf er es wagen, hinein zu ſchleichen? Aber Niemand iſt zu ſehen, herzklopfend wagt er den Schritt über die Schwelle, zitternd ſteigt er die Treppe hinan, pocht leiſe an die Thür, und glücklicher Weiſe iſt es die Tante ſelbſt, die ihm öffnet und ſie iſt allein. Sie

erſchrickt vor dem zerlumpten Bettler, ſie will die Thür wieder zuwerfen, da nennt er furchtſam ſeinen Namen. „Mein Gott!“ ſchreit ſie auf, und im nächſten Augenblicke hat ſie ihn hereingeriſſen, ehe ihn Jemand bemerkt hat.

Daß er ihr zu Füßen lag, und unter Thränen wegen ſeiner begangenen Thorheiten um Verzeihung bat, ſchien ſie kaum anzuhören. Ihres Lieblings bleiche, verfallene Geſtalt, ſein jämmerlicher Anblick beſchäftigten ihre Seele allein. Sie war nicht mehr die ſtrenge Sittenpredigerin, ſie hatte nur ein Gefühl, für die Leiden, die ſo ſich ausgeprägt hätten. Alles ſollte vergeſſen, alles vergeben ſein. Gottlob nur, daß er noch lebte, daß er wieder da war! Nun war aber die nächſte Sorge die Furcht vor der Schande. Ehe Jemand hinzu käme, ihn in dem Zuſtande erblickte, mußte er fort und die gütige Tante verbarg ihn in der Wäſchkammer auf dem Boden, wo natürlich für Eſſen, Trinken, Betten und was ihm Noth that, ſo gut ſie konnte, geſorgt wurde. Das Wiederſehen des verlornen Sohnes mit der zärtlichen Mutter wird beſſer gedacht als beſchrieben. Auch hier dringt bei der Brandesſchen Erzählung kein Funke eines poetiſchen Feuers hindurch, welches ſich doch ſonſt auch bei minder Begabten in Auftritten dieſer Art Luft macht.

Ihm war vergeben, Alles war vergeſſen; ſelbſt ſein voriger Principal hatte ihn minder ſchuldig gefunden, als er anfangs glaubte. Die Erzählung ſeiner Irrfahrten erregte Neugier, Staunen, Entſetzen und ein Mitleid, welches auch größere Fehltritte ihm verziehen hätte. Aber die gute Koſt, welche die guten Frauen nach achtzehnmonatlichem Hungern ihm auf-

drangen, war doch auch für ſeine unverwüſtliche Natur zu ſtark; er erkrankte und genaß erſt im Frühjahr.

In Stettin war kein Unterkommen für ihn; wer wollte einen entlaufenen Sohn aufnehmen! Die Frauen ſchickten ihn nach Berlin, wo ein Vetter der Familie ſein Glück gemacht und als Secretair eines vornehmen Herrn in glänzender Lage lebte. So hieß es in Stettin; aber die glänzende Lage beſchränkte ſich darauf, daß er der Bediente dieſes Herren war und dann und wann etwas für ihn abſchrieb. Durch die Vermittelung dieſes Vetters kommt unſer Held indeſſen doch endlich zu einer Anſtellung, nämlich er wird auch Bediente, zuerſt bei einem Oberſten von Jurgas, dann bei der Maitreſſe eines Miniſters von Happe. Hier geht ihm eine neue Welt auf; er athmet den Glanz der vornehmen Welt ein, er ſieht die erſte Oper, er hält ſich für entrückt in eine Feenwelt. Aber nach den wenigen Zügen, welche er von dem vornehmen Leben in Berlin vor dem ſiebenjährigen Kriege entwirft, bekommen wir davon kein vortheilhaftes Bild. Vom Bedienten der Maitreſſe eines Miniſters wäre er bald etwas ſittlich weit Schlimmeres bei einem andern vornehmen Herrn geworden, wenn die Sache nicht verrathen wäre. Nun aber droht ihm die furchtbare Rache jenes Miniſters, der es ihm nicht vergeben kann, daß er ihn, um in die Dienſte des andern vornehmen Mannes zu treten, verlaſſen wollen. Er wird des Diebſtahls bezüchtigt und muß, da gegen ſo vornehme, einflußreiche Männer für ihn keine Rettung wäre, über Hals und Kopf, mit Zurücklaſſung aller ſeiner Sachen, entfliehen, und wird von dem rachſüchtigen Miniſter noch durch Steckbriefe verfolgt.

Die Sache iſt von Brandes nicht ganz klar erzählt, läßt ſich aber auch vielleicht nicht ganz klar erzählen.

Sein Schickſal ſcheint ihn zum Bedientendienſt von nun an beſtimmt zu haben. Als blinder Paſſagier in Hamburg angekommen, bewirbt er ſich vergebens um eine ehrenvollere Anſtellung. Selbſt als Bediente kann er nicht ankommen, und ſeine Lage nähert ſich wieder derjenigen, die er in Polen ſpielte. Er will zur See gehen, aber kein Capitain will ihn zum Schreiber, nicht einmal zum Matroſen haben. Er ſchwankt, ob er ſich bei den Seelenverkäufern auf dem Hamburger Berge melden, oder von einem däniſchen Werber Handgeld nehmen ſolle, welcher Letztere ihm die Lage eines däniſchen Soldaten überaus reizend malte, weil es bei den Dänen ſelten oder niemals Krieg gäbe. Schon iſt er drauf und dran, das gebotene Geld zu nehmen, als ihn etwas rettet, — ſeine Ehrlichkeit. Er muß doch erſt ſeinen freundlichen, gutmüthigen Wirth bezahlen. Vergebens ſucht ihn der Werber davon durch die Verſicherung abzubringen, daß das ja der Hauptvortheil des Soldatenwerdens ſei, daß der Soldat keine alten Schulden zu bezahlen nöthig habe. Gewiſſenhaft geht er zu ſeinem Wirthe zurück, um — von dieſem tüchtig wegen ſeines dummen Streiches ausgeſcholten zu werden.

Endlich erhält er einen Dienſt bei einem holſteinſchen Edelmanne und ſein Wirth in Hamburg, deſſen chriſtliches Benehmen gegen ihn, für viele anderwärts erfahrene Liebloſigkeit aufwiegt, treibt die Großmuth ſo weit, daß er ihm die ganze Rechnung für einen mehrwöchentlichen Aufenthalt durchſtreicht, ohne das Geringſte in Zahlung zu nehmen. Sein

Glückſtern ſcheint endlich aufgegangen; ſein Herr iſt gut, mild und großmüthig, er freut ſich, den Bedienten mit Leſen und Schreiben ſich gern beſchäftigen zu ſehen; der Secretair des gnädigen Herrn wird des hübſchen, gelehrigen, jetzt 21 Jahr alten Bedienten väterlicher Freund und Erzieher. Die Familie lebt in Lübeck zum großen Theil des Jahres; hier ſieht und ſtudirt er das deutſche Schauſpiel, während die Schönemannſche Truppe Vorſtellungen giebt, und entzückt, genährt von der Hoffnung, daß ſeine jetzt errungene Bildung, ſeine Liebe für die Kunſt und ſeine vortheilhafte Geſtalt ihn zum Mimen beſtimmten, entſchließt er ſich, Schauſpieler zu werden. Der Herr, ſein Gönner, und der Secretair, ſein Lehrer und Freund, billigen ſeinen Entſchluß, damit er „einem anſtändigen Fache ſich widme.“ Seine Tante ſchrie ſpäter, bei der Nachricht, daß er ein Schauſpieler geworden, vor Entſetzen auf, und drang in ihn, daß er wieder Bediente würde, um „auf eine anſtändige Weiſe“ ſein Leben zu friſten. War darin mehr Richtiges, als da Brandes ſeinem Wunderdoctor fortlief, weil es mit ſeinen Gefühlen von Anſtand ſich nicht vertrug, unter einem geweſenen Schinderknecht einen, für ſeine damaligen Verhältniſſe ganz leichten und angenehmen Dienſt zu verrichten?

Schönemann nahm den hübſch gewachſenen Burſchen auch mit Vergnügen für die wöchentliche Gage von 5 Mark lübiſch auf, und ging mit ihm und der Truppe nach Hamburg; aber dieſer Eintritt in's Theater war nur ein vorübergehender. Brandes erkannte, oder wenn zur Zeit er ſelbſt noch nicht, ſo andere für ihn, daß Vorliebe und allgemeine Vorſtudien, und auch der Unterricht von Routiniers noch keinen Schauſpieler

machen. Schönemann hatte den Anfänger zwar an die beſten Künſtler ſeiner Truppe gewieſen; aber die Unterweiſungen des Theatermeiſters: wie er declamiren, auf welche Worte er den Accent legen, wie er die Stimme zuweilen ſinken laſſen, zuweilen heben müſſe, wo er zornig, wo er gleichgültig, wo er zärtlich ſein müſſe; und des Balletmeiſters: wie er graziös ſein müſſe, wie er immer ein Drittheil des Geſichts gegen die Mitſpieler, zwei Drittheile aber gegen die Zuſchauer richten, wie er bei Hebung der rechten Hand den linken Fuß und bei Hebung der linken Hand den rechten Fuß vorſetzen, wie bei ſolcher Hebung der Hände ſich zuerſt der obere Theil des Arms vom Körper löſen, bis zu gleicher Linie langſam erheben und dann in der Mitte ſanft biegen, wie das Auge ſich dann nach der Seite, wo die Hand thätig ſei, hinlenken müſſe, alle dieſe lernbegierig empfangenen und eifrig beobachteten Weiſungen über die Wellenlinien und die körperliche und geiſtige Beredtſamkeit machten eher einen Gliedermann und eine Windmühle, aber keinen Ekhof aus unſerm Brandes, obgleich dieſer große Künſtler als ein lebendiges Beiſpiel damals bei der Schönemannſchen Truppe ſtand.

Endlich ſollte er auftreten. In einer kleinen Luſtſpielrolle ging es ſo ziemlich, weil — er in der Angſt allen Kunſtunterricht ſeiner Lehrer vergeſſen hatte. Nun aber ſollte er als Römer in Cäſars Tod (natürlich nach Voltaire; von Shakſpeare wußte man noch nichts) ſprechen und handeln. Cäſar-Schönemann lag von Brutus und der Anderen Dolchen durchbohrt am Boden. Ein Römer ſollte ſein Bedauern äußern; mehr war unter den Dolchen der Mörder nicht erlaubt. Aber

jetzt wollte Brandes ſeine Schule zeigen; er hatte erſt vorgeſtern den Oedipus-Ekhof raſen gehört und der große Künſtler hatte den lauteſten Beifall eingeerntet. Daß ein Unterſchied ſei zwiſchen der Verzweiflung eines Vatermörders, eines Mannes, der ſeine Mutter geheirathet, eines Königs und der diplomatiſchen Trauer eines römiſchen Senators, entging ihm, und er glaubte allen ſeinen Collegen den Rang abzulaufen, indem er ſeine Paar Worte im tiefſten Baßtone, mit einer Art Gebrüll, mit Händen, Armen, Füßen, Augen ganz nach Anweiſung des Balletmeiſters geſticulirend, vorbrachte. Noch war Alles ſtill im Parterre vor Staunen. Da quikte ſein Mitrömer, ohne alle Bewegung, wie eine Bildſäule daſtehend, im Caſtratenton ſeine Rede ab. Das war zu viel, der Contraſt zu auffordernd. Jetzt erſcholl im Parterre ein lautes Gelächter, das zum Gebrüll wurde. Der blutende Cäſar-Schönemann wälzte ſich, und mit knirſchenden Zähnen, mit wüthenden Blicken rief er: „Daß Dich das Wetter! Sind die Kerls des Teufels? Haltet doch das Maul, Ihr verdammten, lauderwelſchen Hunde!“

Cäſar war für immer in Hamburg begraben!

„Ich habe mich mit Ihrem Engagement übereilt, Sie haben nicht das geringſte Talent zum Schauſpieler. Ich muß Sie entlaſſen; hier iſt Ihre letzte Gage.“ Damit empfing ihn am nächſten Morgen der Director. Die Fürbitte ſeiner Tochter und Ekhofs Verwendung und Verſicherung, daß man auch ihm als Anfänger alles Talent abgeſprochen, wendeten den Blitzſchlag ab. Brandes blieb engagirt, unter der Bedingung,

daß er auch Rollen ausſchreiben, ſouffliren und im Ballet figuriren müſſe.

Aber die Geſchäfte des Theaters gingen, ohne Brandes' Schuld, ſchlecht. Schönemann ſah ſich genöthigt, ſeine Schauſpieler auf halbe Gage zu ſetzen, was auf unſeres Freundes Antheil ſo viel machte, daß er gerade ein Mal in der Woche ein warmes Eſſen bezahlen konnte und die übrigen Tage mit Brod und Käſe ſein Leben friſten mußte. Aber auch die neue Oekonomie half dem Director nichts; er mußte ſeine Truppe verabſchieden, die ſich unter Koch, mit Ekhofs Beihülfe, zwar noch eine Weile hielt, aber da alles Ueberflüſſige über Bord ſpringen mußte, kam auch an Brandes die Reihe.

Er fand ſich in dem großen Hamburg wieder ſo arm und nackt als je. In einer Kammer mit einem eben ſo armen, verabſchiedeten Komödianten Müller nährt er ſich mehre Tage nur durch gefährliche Sprünge in einen benachbarten Obſtgarten. Er bettelt um Freitiſche bei glücklichern Schauſpielern und wird endlich Schreiber bei einem damals wohlbekannten Dichter Dreyer, der eine politiſche Zeitung in Altona herausgab und deſſen ſatiriſche Geißel ſehr gefürchtet war. An Leidensgenoſſen, auch aus ſeinem Stande, fehlte es ihm nicht, und Brandes theilt uns die wahrhaft rührende Geſchichte eines bürgerlichen Lear mit, eines alten, ehemals verdienten Schauſpielers, den ſeine ſtolze Frau und kaltherzige Tochter im Elend verkommen laſſen, während ſie ſelbſt, nach damaligen Begriffen, in Glanz und Fülle auf dem Theater leben. Auch ſeinem Gönner Dreyer ging es nur kümmerlich. Sein Pri-

Auch in der beiden Schwestern Herz, die Zwillinge nicht allein die Aehnlichkeit der äußern Form, sondern auch den gleichen, innern Anklang der Seelen theilten, war von seinem ersten Erscheinen an das Bild des Jünglings gefallen, und hatte die jugendlichen Gefühle ihrer reinen Brust geweckt, denen um so freier sie sich hingaben, da kein Neid den klaren Spiegel ihres Innern trübte, sie in Walthern nur einen Bruder sahen, an den mit desto größerer Innigkeit sie sich schlossen, da sie in ihm den Freund und Liebling ihres Vaters ehrten, und, wie dieser gefallen war, das einzige Wesen in ihm erblickten, an das in der fremden Welt sie sich schließen mochten; denn nach damaliger Sitte in klösterlicher Stille erwachsen, kannten sie fast Keinen, um so weniger, da tiefer im Süden Italiens geboren, die Geburtsstadt des Vaters nur erst seit der Mutter Tode ihr Aufenthalt war.

Wen mag es daher wundern, wenn bald in den drei Wesen, die ja die heiligsten Triebe der Natur und Dankbarkeit, Erinnerung und Hoffnung zusammen knüpften, eine Flamme entstand, die so dauernder und glühender seyn mußte, da unbeachtet sie sich in Herzen schlich, die ihre Macht, die ihren Namen nicht einmal kannten.

Nach wenig Wochen der sorgfältigst fortgesetzten Pflege war Walther endlich im Stande, das Lager zu verlassen und den Genuß der freien Luft zu ertragen.

vilegium zur Herausgabe der Zeitung ward ihm überdies genommen, weil — der franzöſiſche Geſandte darauf antrug, wegen einiger zu freien Aeußerungen über den Herzog von Richelieu! — Man fand es damals ſehr natürlich; die Preſſe hatte wohl Freiheit, aber noch keine Rechte. Vielleicht hätte Dreyer es in unſerm Sinne auch verdient, wenn wir erfahren, daß er eine Penſion vom ruſſiſchen Geſandten, dem übel in der Geſchichte bekannten v. Saldern, bezog. Aber Dreyer half ſich in einer Weiſe, die uns ſehr fremd liegt. Nachdem ihm der Druck ſeiner Zeitung unterſagt war, ſchrieb er ſie, ließ ſie abſchreiben und verkaufte ſie an hohe Gönner. Noch war die Literatur etwas Excluſives; ſie erfüllte ihren Zweck, wenn nur Einige davon ſich unterhalten und gekitzelt fühlten.

Brandes mußte wieder Bediente werden; es war bei einem däniſchen General. Ich übergehe die nicht unintereſſante Geſchichte dieſes Dienſtes, der kein rühmlicher für ihn war, aber manche Blicke in die Sittenverderbniß und den Hochmuth der damaligen Seigneurie wirft. So muß der Bediente dabei eine Hülfsrolle ſpielen, als es dem General darauf ankommt, eine Maitreſſe, welcher er überdrüßig iſt, an einen Prediger mit Liſt und Gewalt zu verheirathen, dem dann mit der Frau eine Pfarre geſchenkt wird. Als er ſelbſt in Verdacht kommt, ein anderes Liebesverhältniß des Generals mit der Gattin eines Obriſten dieſem letztern verrathen und dadurch geſtört zu haben, kann der zornſchnaubende Mann ihn zwar deshalb auch damals nicht züchtigen laſſen, aus Furcht vor der öffentlichen Meinung; aber der General giebt vor, daß ihm eine bedeutende Summe Banknoten geſtohlen wären. Zwei

Corporale mit Fuchtelſtöcken wurden in's Zimmer gerufen, um den Bedienten bis zum Bekenntniß zu prügeln. Das war erlaubt, oder das durfte ſich ein General und Edelmann erlauben. Nur die Dazwiſchenkunft des Sohnes, eines jungen Officiers, und die ernſten Vorſtellungen deſſelben retten den Unglücklichen. Der Sohn überführt den Vater, daß er das Geld ja ſelbſt ausgegeben, und zugleich kommt ein Brief jener Geliebten, der Brandes' Unſchuld aufklärt und vielleicht ein neues Rendezvous verheißt. Die Züchtigung wird erlaſſen, der General giebt zu, daß er ſich geirrt haben könne, aber von einer Ehrenerklärung, einer Vergütigung iſt nicht die Rede. Die polniſchen Bauern beſchenkten doch den armen Bettler, nachdem ſie ihn auf ähnliche Weiſe für einen ähnlichen Verdacht züchtigen wollen! Dieſe Geſchichte aus der guten alten Zeit des patriarchaliſchen Verhältniſſes zwiſchen Herren und Dienern iſt aber damit noch nicht zu Ende. Der General will die Kränkung durch ein hohes Vertrauen wieder gut machen. Er beauftragt Brandes' ſein Unterhändler bei einer jungen Schauſpielerin der ehemaligen Schönemannſchen Truppe zu werden. Empört über ſolche Zumuthung entflieht Brandes, und der General, auch empört — droht wegen jenes Diebſtahls der Banknoten ihn zu requiriren, wenn er nicht augenblicklich ſich und die Schauſpielerin ihm zu Willen ſtelle. Glücklicher Weiſe vergißt er ſich in ſeiner Wuth ſo weit, dieſe Drohung in einem Briefe auszuſprechen, was dem Verfolgten wieder die Macht giebt, ſeinen Drohungen zu trotzen und zu einer friedlichen Löſung führt. Von einem Unmuth darüber, daß ſolche Verhältniſſe in geſitteten Ländern möglich ſind, findet

ſich in der Brandesſchen Darſtellung keine Spur; er ſchreibt die Thatſachen ganz naiv nieder, und preiſt ſich nur glücklich, daß er noch ſo gut davon gekommen iſt.

Er gerieth darauf in eine gefährlichere Geſellſchaft, die falſcher Spieler. Sie laſſen ihn gewinnen, um ihn für ſich zu gewinnen. Als er ihrer Künſte inne wird, als er als Moralprediger ein junges Frauenzimmer vor dem Untergange in dieſer Geſellſchaft warnen will, lacht man ihn aus, läßt ihn nicht mehr gewinnen, ſondern nimmt ihm zur Strafe Alles ab. Die ſchreckenvollen Geſchichten Verführter und Verunglückter, die er uns erzählt, wiederholen ſich heute wie damals, nur daß die Spieler jener Zeit keine Privilegien hatten.

Bei einem ehemaligen Hanswurſt, dann Marketender bei der Armee des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig, jetzt Theaterdirector, Joſephi, findet er endlich wieder als Schauſpieler ein dürftiges Engagement. Der ſiebenjährige Krieg iſt in ſeiner Blüthe. Der Herzog von Braunſchweig cantonnirt in Paderborn und die Joſephiſche Truppe wird dahin gerufen, um die Officiere den Winter hindurch zu amüſiren. Ein Stabsofficier iſt eigens vom Feldherrn angeſtellt, für dieſe Winterluſtbarkeiten zu ſorgen, und unſer Autor verſichert, daß er ſelten ein ſo gut eingerichtetes Theater vorgefunden habe. Die Schauſpieler wurden einquartirt, und die Herrlichkeiten dauerten bis Ende Mai, wo die Armee erſt wieder in's Feld rückte, und der Herzog die Schauſpieler mit reichen Geſchenken entließ. Der Theaterdirector entließ ſeine Schauſpieler, ging nach Hannover, kaufte einem dortigen Gaſtwirthe

ſeine Frau ab und legte ein Kaffeehaus an. Auch ein Beitrag zur Sittengeſchichte.

Unſerm Helden geht es wieder ſchlecht. Vergebens ſucht er in Hamburg, was damals eine Univerſität, Muſeum oder Marktplatz für das deutſche Theater war, nach einem Engagement. Er iſt wieder dem Bettelſtabe nahe, als er ſich noch zur Vermehrung ſeines Unglücks in eine Schauſpielerin, die ſtolze Tochter jenes armen bürgerlichen Lear, verlieben muß. Sie ſcheint ihm nicht abhold, bis der Schüchterne, es iſt ſeine erſte Liebe, ſich zu erklären wagt, wo er mit ſchnödem Hochmuth abgewieſen wird: „Sie würden beſſer thun, ſich wieder einen Herrn zu ſuchen und ihm die Schuhe zu putzen, als ſich auf dem Theater herumzutreiben.“ Das muß ſich ein Künſtler und Dichter von der Mutter ſeiner Geliebten ſagen laſſen, er, der ſchon einen deutſchen Roman geſchrieben hat: „Folgen der Großmuth und Redlichkeit“, den Kritiker belobt, aber noch kein Buchhändler hat annehmen wollen, und hinter den Couliſſen und in der Nähe der Geliebten ſelbſt, die ihr Lachen nicht zurückhalten kann, und den Umſtehenden die Bedeutung des koſtbaren Auftritts zuziſchelt — Studien zum Luſtſpiele, wie aus ſeinem frühern Leben zur Burleske.

Endlich findet Brandes wieder ein Engagement bei der berühmten Schuchſchen Truppe. Sie ſpielt gerade in Stettin; er ſieht die Vaterſtadt, die geliebte Mutter nach langer Trennung wieder; auch die Tante, aber nur ein Mal, gelegentlich, als ſie aus der Kirche kommt. Sie erklärt ihm, ſo lange er bei der verruchten Bande verweile, bei dieſen Kindern des Satans, bei dieſen leibhaftigen Höllenbränden, dürfe er nicht über

ihre Schwelle treten. Wolle er in ſich gehen, werde ſie ihm wieder zu Ehren verhelfen und ihm eine Bedientenſtelle verſchaffen. — Er ſteht die Tante nicht wieder.

Faſt aber wäre er doch wieder in die Verlegenheit gekommen, zu dienen; denn ſein Debut iſt ſo traurig, daß er auch bei Schuch wie bei Schönemann nur auf vieles Bitten und aus Gnade behalten wird. Die Schuchſche Geſellſchaft war in jener Zeit die ausgezeichnetſte in Deutſchland, ihr Director aber einer der ehrenwertheſten Männer und originellſten Köpfe. Er ſchätzte ſich glücklich, für vier Gulden wöchentlich ein „ſo feines Subject" zu gewinnen, als der junge Anfänger ſich ihm darſtellte; und als er ſah, daß es im Schauſpiel nicht ging, hoffte er doch, daß er als Tänzer bei ſeiner Figur etwas leiſten werde. Denn Schauſpiel und Ballet waren, wie bekannt, damals eins; der Schauſpieler mußte auch tanzen können. Aber leider fiel Brandes' Tanz noch kläglicher aus als ſein Spiel. Schuch war Humoriſt; er kleidete jede Bemerkung ſatiriſch ein. Als Brandes in ſeinem erſten Solo durchgefallen war, rief er ihm zu: „Der Gouverneur und die ganze Nobleſſe haben das Ballet morgen wieder verlangt, um des Herrn große Geſchicklichkeit im Tanz noch ein Mal zu bewundern."

Der ſiebenjährige Krieg tobte um Stettin, es war oft von Schweden und Ruſſen beinahe umzingelt, aber der Glaube an die Unüberwindlichkeit der preußiſchen Armeen hielt die Bewohner aufrecht. Handel und Wandel gingen ihren Weg, das Vergnügen eben ſo, und Schuch machte vortreffliche Geſchäfte, während unſer Brandes zum erſten Mal ein froheres, von Sorgen ungeſtörtes Leben zu führen anfing. Er ſchrieb

hier ſein erſtes Luſtſpiel: „der Zweifler", ſeine Mutter hatte von ihren Erſparniſſen für anſtändige Kleider geſorgt und — er erhielt Zutritt in verſchiedenen angeſehenen Familien. Dies ſcheint eine große Befriedigung für ihn geweſen zu ſein; er erzählt es mit ungemeiner Wohlgefälligkeit.

Schuch hatte ein ausſchließendes Privilegium für ſein Theater in allen königlichen Ländern. Er zog deshalb mit ſeiner Truppe von einer Hauptſtadt zur andern und befolgte dabei den klugen Grundſatz, daß er nirgend die Neugier des Publicums bis zum Ueberdruß befriedigte. Vielmehr verließ er jeden Ort gerade dann, wenn die Theilnahme am allerſtärkſten war. Eine Oekonomie, von der die Regenten des Schauſpiels ſeitdem gänzlich abgekommen ſind. Was reizt, wird bis zum Ueberdruß abgeſpielt. Aus einer geſunden Staatswirthſchaft ward das Theater eine große kaufmänniſche Speculation; man preßt die Citrone aus, bis man die Schaale fortwerfen kann.

Schuch, in der deutſchen Theatergeſchichte ein bedeutender Mann, war Mönch in einem öſterreichiſchen Kloſter geweſen, aus dem er entlief, um — auf dem Theater als Hanswurſt zu glänzen. Was dies zu jener Zeit zu bedeuten hatte, wo neben dem regelmäßigen Schauſpiel noch die extemporirte Komödie herrſchte, werden wir ſpäter zu erwähnen Gelegenheit haben. Und neben ihm glänzte ein anderer ehemaliger Mönch, Stänzel, Schuchs treuer Freund, und, wie jener, durch ſeinen Character überall hochgeachtet. Stänzel war in der Komödie aus dem Stegreif als komiſcher Alter unübertrefflich und im regelmäßigen Schauſpiel nächſt Ekhof ſeiner

Zeit der erſte Mime Deutſchlands. Alſo zwei Mönche die Matadore des deutſchen Theaters zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges!

Die Truppe zog von Stettin nach Berlin und von dort nach Breslau. Noch lag ein Theil der Stadt durch das Bombardement (unter Laudon) in Aſche, ein anderer war durch einen aufgeflogenen Pulverthurm zerſchmettert. Viele Häuſer waren aus ihrer Lage verrückt und drohten den Einſturz. Dazu herrſchte eine Epidemie; man ſammelte die Todten und warf ſie zu Dutzenden unter die Treppen, bis der Leichenwagen vorüber kam, auf den ſie ſo zuſammengeworfen wurden, daß oft noch Arme und Beine heraushingen, wenn die Wagen durch die Stadt rollten. Und doch — herrſchte Vergnügen und Wohlleben in dieſem Winter. Schauſpiel, Kaffeehäuſer, Schenken und Tanzböden wimmelten von Menſchen, Schuchs Kaſſe füllte ſich und — Brandes fand einen Verleger für ſeinen Roman, wenn auch nur mit 1 Thaler Honorar für den Bogen. Alſo auch hier Luſt und Scherz mitten unter dem Getümmel der Waffen und den Verwüſtungen des Krieges!

Wir wollen der Schuchſchen Truppe nicht auf allen ihren Kreuz- und Querzügen folgen, die in ziemlich regelmäßigen Kreiſen die Hauptſtädte der preußiſchen Monarchie, Stettin, Berlin, Breslau, Magdeburg, auch Königsberg und dazwiſchen die freie Stadt Danzig berührten. Dies Geſammtwanderleben gehörte mit zum Weſen des damaligen Schauſpielerthums. Als Geſammtheit producirten ſich die Künſtler, das Gaſtrollengeben Einzelner kam erſt weit ſpäter auf. Einzelne characteriſtiſche Bilder hat uns Brandes davon erhalten, die ſehr von dem Heute abſtechen.

Die Truppe zieht aus Berlin ab. Ihr Fuhrwerk beſteht aus einem Paar Frachtwagen, mit Leinwand auf Tonnenreifen überſpannt. Die Kiſten und Koffer ſind, ſo bequem es ſich thun ließ, zu Sitzen zubereitet. In der Regel ſieht man nur die Damen der Geſellſchaft bei der Ausfahrt hier ſitzen; die männlichen Schauſpieler haben ſich gewöhnlich ſchon ganz in der Stille am nebligten Morgen, oder, wenn es angeht, ſchon am Abend vorher auf den Weg gemacht. Die Motive ſind ſehr alt, kommen aber auch noch heute vor. Es iſt nicht die Beſcheidenheit der Schauſpieler, es ſind ihre Schulden. Erſt im nächſten Dorfe, oft auch erſt in der nächſten Stadt, treffen ſie mit der Geſellſchaft wieder zuſammen.

Die Damen dagegen haben ſich bei ihrer Abreiſe mit ihrem beſten Staate ausgeſchmückt. Sie haben Modehauben oder Federhüte auf dem hohen, wohlfriſirten Kopfe und taffente Enveloppen wallen um ihre Schultern. Auf dem Schooß tragen ſie in der Regel ihre Schooßhündchen. Die Damen können nun beim Aufſteigen die fatale Leinwand nicht weit genug zurückſchieben, nur um der friſchen Luft willen in den Straßen von Berlin. So rollt der Wagen durch die große Stadt, vielleicht nicht auf dem kürzeſten Wege nach dem Thore. Natürlich ſind ſie bald nicht allein auf der Straße. Der Aufzug ſo vieler geputzter und ſchön geſchmückter junger und alter Damen macht Aufſehen. Eine Menge Neugieriger folgen der ſonderbaren Equipage. — „Ach, ſehn Sie doch, Madame, was wir für eine pompöſe Begleitung haben!“ raunt die Eine der Andern in ſtillem Wohlbehagen zu. — „Es ſind doch herrliche Leute, die Berliner!“ flüſtert eine Andere. —

„Es thut ihnen ordentlich von Herzen weh", ſagt eine Dritte, „daß wir dies Mal nur durchreiſen. — Ach, es ſind ſo gute Menſchen, ſie möchten uns immer bei ſich haben." — „Lauter Komödienfreunde!" jauchzt wieder Eine auf. „Ich kenne Einige darunter. Die kamen vorigen Sommer immer in's Theater."

Nun erkennt man ſich, man nickt ſich zu, grüßt. Da erſcheint auch wohl ein wirklicher, näherer Bekannter, auch ein ehemaliger Liebhaber. Er drängt ſich an den Wagen, er muß eine Strecke mitlaufen; er muß ihnen eine glückliche Reiſe wünſchen, ein letztes Lebewohl der Verehrten nachrufen. Da werden Seufzer gewechſelt, Wünſche eines baldigen Wiederſehens. Je näher man dem Thor kommt, um ſo mehr nimmt die Rührung zu. Es perlen nicht mehr einzelne Thränen; ſie ſtrömen ſchon, man hört ein Schluchzen. Eine zarte Hand gleitet wohl über die Leiter des Wagens und empfängt oder giebt einen zärtlichen Druck; ein glühender Verehrer ſcheut wohl nicht die gefährliche Berührung mit den Wagenrädern und preßt im Laufen ſeine Lippen auf die kleine Hand. Endlich, wenn geſchieden ſein muß, fliegen Kußhände hin und her, und die Taſchentücher wehen von hüben und drüben.

Die zärtlichen Geſchöpfe vergießen wohl noch ihre Thränen bis in's nächſte Dorf, alle durchdrungen von der reinen, warmen Zuneigung des Berliner Publicums. Da werden tauſend Züge von ihm erzählt, und ſie ſchwimmen in der ſeligen Ueberzeugung, daß Berlins Publicum das treueſte, beſte, gefühlvollſte von der Welt ſei, daß es höchſt unglücklich über ihre Abreiſe ſei, daß ihr Andenken immer dort leben werde.

Bis in's nächſte Dorf — weiter geht dies rührende, glänzende Luſtſpiel nicht. Denn hier wird Halt gemacht und umgekleidet. Die Kopfzeuge, Federhüte und ſeidenen Enveloppen werden eingepackt und mit Nachthauben und wollenen und kattunenen Mänteln vertauſcht. Dieſes Coſtüm bleibt auf der ganzen Reiſe bis zum letzten Dorfe vor dem Ort der neuen Beſtimmung. Dort wird ausgeſtiegen und Alles wieder ausgekramt; es wird gewaſchen, gekämmt, friſirt, parfumirt und geſchminkt. Die ſeidenen Enveloppen rauſchen wieder, die Federn wallen auf dem Kopfzeug und die Leinwand des Wagens wird wieder, ſo weit es geht, zurückgeſchlagen. — Bei dieſen Einzügen in eine Stadt machten denn auch die Herren mit den Damen gemeinſchaftliche Sache.

Wer lächelt nicht über dieſe Eitelkeit, wer findet nicht einen Contraſt zwiſchen dem Sonſt und Jetzt! Eine Crelinger, eine Charlotte v. Hagn, eine Lind ſich auf dem Leiterwagen zu denken, in Schminke und höchſtem Putz, gefolgt von allen Straßengängern, aus Berlin ausziehend, will uns als abſurd dünken. Aber ſind die Comitate für gefeierte Gaſtſpielerinnen, das Kränzewerfen, die Serenaden, die Spaliere vorm Theater nicht daſſelbe Spiel der müßigen Eitelkeit, nur nach der Zeit in eine andere Form gebracht.

Brandes' ging es bei dieſen Umzügen, wie er nur wünſchen konnte. Man fing damals an, die Schauſpieler zu fetiren; ſelbſt in einzelnen gebildeten Familien fanden ſie Aufnahme. Der ſehr beſcheidene und nüchterne, junge Mann gerieth ſogar unter reichen Schwelgern in Magdeburg (wo die mit Gelde wohlverſehenen kriegsgefangenen Officiere ein

Da führten ihn denn seine Schwestern, wie sie sich und er sie nannten, hinaus in die blühende Natur, die, mit allen üppigen Reizen eines Italischen Frühlings geschmückt, sein Herz und seine Seele mit unnennbarem Sehnen erfüllten. Wie verklärt erschien ihm da Alles, wie im höheren Duft, im reineren Farbenglanz die Blumen und Bäume und der Krystall der Gewässer. Aber ihm nicht allein war es so; auch in Bertas und Gianettinas Seelen fielen durch den Spiegel der Liebe verklärt die Gestalten der Erde. Für alle war der süße Zauber der ersten Liebe aufgegangen, ohne daß sie es ahnten, so unmerklich sanft und leise, und doch so golden und schön, wie der junge Tag hervortritt aus rosiger Dämmerung, wie Flötentöne durch Myrthengebüsche sich winden. Da blüht ja keine Blume unbemerkt, denn alle, alle möchte ja das volle Herz an sich drücken! ach, es fühlt, daß sie nur leben, so lange sie lieben! — An dem Rand eines Baches, der seine klare Fluth so ruhig still, wie wohl ein Engelleben seyn mag, durch die Wiesen hingleiten ließ, saßen dann die drei Geschwister Hand in Hand, und aufmerksam horchten die Mädchen, wenn Walther von seinem Vaterlande jenseits der hohen, wie Wolken den Horizont umdämmernden Berge sprach, und von den lieben Eltern, wie so innig und treu sie es mit ihm meinten, und wie gewiß so oft ihre Gedanken über die Felsen herüberschweiften zu ihm,

luſtiges Leben führten), in Gefahr, ſeine Geſundheit zu Grunde zu richten. Aber ſeine geſunde Natur trug auch darüber den Sieg davon. Er ward zwar kein ausgezeichneter Schauſpieler, denn auch darin wollte ſeine Natur nicht aus ihrem Geleiſe, aber er gab ſich Mühe und ward ein guter Lückenbüßer, der, wenn ein Beſſerer fehlte, zur Noth alle Rollen übernahm, und wenigſtens nicht mehr wie der Senator bei Cäſars Tode zum Ergötzen der Zuſchauer brüllte. Und er hatte einen Director, der ſeine Anſtrengung zu ſchätzen wußte, und ohne Anmahnung ſeine Gage immer mehr erhöhte; ein Sittenzug, der heute nicht mehr häufig vorkommen dürfte. Schuchs Art dabei war eigenthümlich. Am Sonnabend, dem Zahlungstage, wenn Schauſpieler und Schauſpielerinnen an ſeinem Tiſche erſcheinen, fragt er trocken: „Wie viel Gage hat der Herr?“ — „Vier Gulden.“ — „Hier hat der Herr fünf Gulden.“ — Damit iſt die Sache abgethan. — Widerſpruch erwartet der Director nicht, und Dank will er nicht.

Beſonders wichtig für die Geſchichte des ältern deutſchen Theaters iſt Brandes' Biographie durch die Nachrichten über die improviſirte Komödie, welche damals noch im vollen Gange war, und nicht allein bei kleineren Bühnen ſehr oft das Repertoir füllen mußte, wenn es an Schauſpielern fehlte, um regelmäßige Schauſpiele zu geben. In der äſthetiſchen Schätzung ſtanden dieſe Aufführungen auch bei den Kunſtgenoſſen ſelbſt im untern Range zu den wirklich vorher und planmäßig gedichteten Stücken, aber beim Publicum in Ehren; wohl begreiflich, da man bei jeder Aufführung etwas Neues erwarten konnte, und wenn die Truppe witzige Mitglieder hatte,

auch Stoff zum Lachen und zur Unterhaltung. Brandes theilt uns zwar nichts ſyſtematiſch Vollſtändiges darüber mit, aber eine Anzahl launiger Anekdoten, aus denen wir doch das ganze Weſen dieſer Komödie aus dem Stegreif abnehmen mögen.

Brandes hatte im Extemporiren eine beſondere Fertigkeit erlangt. Schuch, der ſein Auge auf Alles hatte, wußte ihn daher zu nutzen. Fiel die Vorſtellung eines Schauſpiels zu kurz aus, ſo ſah der Director nach der Uhr und ſagte: Das Publicum muß für ſein Geld mehr haben. Alſo ward ſchnell durch einen Schauſpieler, der vortreten mußte, ein extemporirtes Nachſpiel angekündigt. Schnell ward in die Garderobe geſtürzt, ſich umzukleiden. War das geſchehen und der Vorhang ging wieder auf, ſo ſchickte Schuch einen Schauſpieler auf die Scene. Brandes, den heut die Reihe traf, fragte: „Herr Director, was ſoll ich denn reden?“ — „Schwatz' der Herr nur von Liebe“, war die Antwort, „das Uebrige wird der Herr ſchon erfahren.“ Brandes eröffnete dann auch getroſt die Scene, mit allgemeinen Betrachtungen über die Freuden und die Martern der Liebe, oder dergleichen, und wenn ſein Stoff erſchöpft war, trat ſchnell Hanswurſt-Schuch, ſein Diener, vor, zu dem der Herr in hergebrachter Weiſe ſeine Zuflucht nimmt. Der ſchlaue Diener rathet und fragt, und vor den Augen des Publikums entwirft er die Expoſition des Stückes, auf die der Mitſpieler auf der Scene und die hinter den Couliſſen Stehenden wohl zu achten haben.

Freilich gehörte ein Director dazu, der Erfindungsgabe haben, ſein Publicum kennen und mit Geiſtesgegenwart in die entſtehenden Lücken eingreifen mußte. Daß auch unter einem

Schuch oft ſolche Lücken entſtanden, begreift ſich, da der Geiſt des ausgezeichnetſten Directors den ſeinigen nicht allen ſeinen Untergebenen einblaſen kann.

So wird Brandes einſt durch die naive Einfalt einer angehenden Schauſpielerin in große Verlegenheit geſetzt. Der Plan war entworfen, daß die Schöne, von vielen Bewerbern umſtürmt, erſt nach langer Prüfung dem würdigſten ihre Zuneigung verſichern, ihre Hand reichen ſoll. Brandes war einer der erſten Bewerber. Er ſprach von unausſprechlicher Liebe, von ewiger Treue, von Verzweiflung, wenn er nicht ſo glücklich wäre, ſie zu erhalten. Endlich verſicherte er, daß von ſeiner Seite alle Hinderniſſe glücklich gehoben wären und zur Erfüllung ſeiner Wünſche weiter nichts fehle, als ihre Einwilligung. Die junge Dame, welche die Spröde ſpielen ſollte, ward aber durch die Verſicherungen des jungen, hübſchen Menſchen ſelbſt dermaßen gerührt, daß ſie ihre Rolle vergaß, ihm die Hand reichte und ſprach: „Ach, liebſter Leander, ich kann Ihnen unmöglich länger widerſtehen. Hier empfangen Sie meine Hand und mit derſelben das zärtlichſte Herz.“ Dies waren die auswendig gelernten Worte, mit denen ſie ihre Rolle und das ganze Stück ſchließen ſollte.

Was ſollte der glückliche Liebhaber thun? Das Nächſte wäre geweſen, ſie in ſeine Arme zu ſchließen, aber das Stück war erſt in ſeiner Expoſition und das Publicum wäre über dieſe Verkürzung des Romans mit Recht ungehalten geweſen. Brandes war nicht glücklich, ſondern über die „dumme Käte“ erröthet, aber auch dieſen natürlichen Affect mußte er unterdrücken. Indem er ſich alſo für unausſprechlich glücklich er-

klärte, ſtiegen zu ſeinem unendlichen Schmerze plötzlich tauſend Schwierigkeiten auf, die er vorhin glücklich weggeleugnet hatte. Da war ſeine Familie plötzlich von einem Todhaß gegen die Geliebte erfüllt; er ließ eine alte, eigenſinnige, geizige Tante aus dem Nichts aufſtehen, von der ſeine Exiſtenz abhinge und die erſt mit unendlicher Mühe zu mildern Geſinnungen gelenkt werden müſſe. So war der Komödie denn wieder durch dieſe Tante aufgeholfen, aber die arme Geliebte wußte nichts darauf zu ſagen. Sie ſtand verlegen und ſtumm da, und der Geliebte mußte fort und fort declamiren, bis auch ihm der Stoff ausging und die witzigere Colombine aus Mitleid herbeigetrippelt kam, und ihre ſtumme Gebieterin eiligſt zum Vater berief.

Wie Schuch die Komödie wieder zum Rechten lenkte, wird uns leider nicht geſagt; man kann aber denken, daß ſeine Verlegenheit mit Schauſpielern von ſolcher Naivheit nicht immer eine geringe blieb, wenn wir folgende Anekdote hören. Dieſelbe Schauſpielerin blieb auch einſt im Monolog eines regelmäßigen Drama's ſtecken. Alle Bemühungen des Souffleurs, ſie wieder in den Text zu bringen, ſind vergebens. Schuch hinter der Couliſſe wurde endlich ungeduldig und rief ihr im Eifer zu: „In's Teufels Namen! ſo extemporiren Sie doch nur ein Paar Worte und gehen ab.“ Das ängſtliche Mädchen machte einen Knix gegen das Publicum und ſagte: „Ich extemporire ein Paar Worte und gehe ab.“ Und ſie ging, und das unauslöſchliche Gelächter der Zuſchauer folgte ihr.

In der Sauerlingſchen Truppe, einer allerdings gegen die

Schuchſche gehalten, ſehr unbedeutenden, ward in Lübeck eine große Haupt- und Staatsaction angekündigt, worin ein neu angekommener Königsagent ſich in ſeiner ganzen Stärke produciren werde. Es war ein Rieſe, der die Couliſſen mit ſich fortriß. Aber jeder König mußte nach der alten Theaterſatzung bei dieſen improviſirten Staatsactionen vier Stützen des Reiches, d. h. Generale oder Miniſter haben. Unglücklicher Weiſe hatte Sauerling nur drei redende Schauſpieler zu dieſen Reichsſtützen, denn die vierte und wichtigſte Stütze war ihm an dem Morgen, Schulden halber, durchgegangen. Er nahm in der Noth einen eben aus Mecklenburg eingewanderten Bäckergeſellen, der eine ſehr ſtattliche Stütze abgab. Der neue Königsagent, der von dieſer Veränderung noch nicht unterrichtet war, trat mit ſeinen vier Stützen hervor, und hub ſeine Rolle und das Stück an, indem er den allgewaltigen Göttern, die Könige aus dem Staub erheben und ſie wieder zu Boden ſtürzen, dankte, daß ſie auch diesmal gnädig auf ihn und ſein Volk herabgeſehen und ſeine Feinde gedemüthigt, vernichtet und zu Sklaven unterjocht. Dann dankte er aber insbeſondere ſeinem tapfern Anführer Zikufernes: „Eurer Klugheit, Eurem Heldenmuthe, verdanken wir, nächſt den Göttern, vorzüglich dieſen glänzenden Triumph, die Erhaltung meiner Krone, das ganze Glück meiner Unterthanen. Die Belohnung ſei nun auch Euren Verdienſten angemeſſen. Demnach erwähle und ernenne ich Euch hiermit feierlich zu meinem Mitregenten und gewähre Euch, nebſt dem Beſitz meiner einzigen Prinzeſſin Tochter, zugleich die Hälfte meines Königreiches."

Damit hatte er den tapfern Zikufernes, nämlich den Bä-

ckergeſellen, auf den Thron geführt. Die übrigen Stützen des Reiches huldigten, vermuthlich in der Ueberraſchung und weil es noch nicht an ihnen war, das Mißverſtändniß auszugleichen, und ein lautes Vivat des Volkes erſchallte dem neuen Beikönige. Der Bäckergeſell ſchien ganz damit zufrieden und ſchwieg auf dem Throne. Aber er ſchwieg auch, als der König ihn aufforderte, zu ſprechen, ſelbſt der Herold ſeiner großen Thaten zu ſein, welche die Welt bewundere. „Sprecht, wir ſind voller Bewunderung!“ Aber Zikufernes ſchwieg nach wie vor und ſchien in ſichtlicher Verlegenheit. Nun redete der König gütig zu ihm, er ſolle ſich von ſeiner Majeſtät durch kein banges Gefühl zurückſchrecken laſſen. Auch da ſchwieg er. Der Königsagent verlor noch nicht die Faſſung: „Wie ich ſehe, mein Zikufernes, ſeid Ihr nicht allein tapfer, ſondern auch beſcheiden. Dieſe Beſcheidenheit erhöht zwar Euer Verdienſt, aber eine deutliche Beſchreibung dieſer höchſt merkwürdigen Schlacht können wir Euch doch nicht erlaſſen. Sie iſt zu unſerer Belehrung höchſt nothwendig. Alſo ſprecht, faßt Euch ſo kurz als möglich.“

Da brach endlich Zikufernes los: „Ik kann et nich ſaggen, Herr König, ik bin by der Slacht nich mit weſen.“ Ein ſolches improviſirtes Schauſpiel würde auch heut die Wirkung nicht verfehlen, welche es damals hervorbrachte. Eine andere Stütze des Reiches erbarmte ſich, nicht des armen Bäckergeſellen, aber des Stückes und des Directors. Er erklärte dem Könige, daß man Seine Majeſtät durch einen falſchen Bericht getäuſcht habe, und daß nicht dieſer ſtumme Zikufernes, ſondern er ſelbſt der Anführer jener tapfern Schaar geweſen, und

brachte dann einen ſchwülſtigen Calimathias von der blutigſten aller blutigen Schlachten vor.

Uebrigens wurde in jener guten, alten, naiven Zeit des Schauſpiels auch in den regelmäßigen Dramen dann und wann improviſirt, wovon Brandes manche ergötzliche Geſchichte erzählt. Bei jener Sauerlingſchen Geſellſchaft gab man Corneille's Eſſer. Der Director ſpielte den Grafen, ſeine Frau die Königin Eliſabeth. Jener ſchrie wie ein Marktſchreier, dieſe ſpielte mit der äußerſten Kälte ohne alle Würde; beide aber waren in einem ehelichen Zwiſt. Bei der, in jener Zeit ſehr berühmten, Ohrfeigengeſchichte gerieth aber die Königin, gegen ihre Natur, in heftiges Feuer, und verſetzte Eſſex mit der flachen Hand einen ſolchen Backenſtreich, daß es im ganzen Hauſe wiederſchallte. Der Held war von dem Satze: weiße Hände kränken nicht, weniger überzeugt und behielt ſich ſeine Rache für einen andern Auftritt vor. Die Herzogin von Rutland bekennt knieend der Königin ihre geheime Vermählung mit dem Grafen Eſſex. Eliſabeth muß auftoben, dieſe Eliſabeth declamirte aber, in ihrem Armſeſſel ruhend, mit der möglichſten Gelaſſenheit ihren Zorn, als plötzlich eine Hand aus der Couliſſe fuhr, der Königin, die mit dem Rücken ziemlich nahe den Couliſſen ſaß, ein Paar derbe Ohrfeigen verſetzte, und eine Stimme, bis in's hinterſte Parterre vernehmlich, rief: „Feuer, Weib, Feuer!“ Eliſabeth gerieth nun auch wirklich in Feuer, übte aber ſo viel Klugheit, daß ſie es nicht gegen den verborgenen Ehemann, ſondern gegen die unglückliche Rutland vor ſich ausließ.

Einige Titel jener extemporirten Komödien ſind uns er-

halten. So hieß eine: „Der ſterbende Vater, oder der ſich in allen Laſtern herumwälzende und endlich bekehrende Böſewicht!“ wo Engel mitſpielten, und der Himmel in nicht weniger als drei Himmel getheilt erſcheint, in den Freuden-, den Luft- und den Wolkenhimmel. Abgeſehen von der theologiſchen Eintheilung dieſer verſchiedenen Himmel, wären wir doch, auch bei der heutigen Vervollkommnung unſeres Theatermechanismus, in Zweifel, wie es anzuſtellen ſei, dieſe drei Himmel zugleich in Scene zu ſetzen, dergeſtalt, daß der von ſeinem Sohne ermordete Vater mit dem Kopf im Freudenhimmel, mit dem mittlern Theile ſeines Körpers im Lufthimmel und mit den Beinen im vordern Wolkenhimmel liegen konnte.

Nicht alle Improviſationen waren ſehr glücklich, aber auch nur ſchicklich; aber man nahm es mit den Schauſpielern nicht ſehr genau. Einmal während des Krieges ſpielte Schuch mit ſeiner Truppe in Braunſchweig. Da lief die Nachricht ein, daß einer der Prinzen des Hauſes im Felde geblieben ſei. Nach dem neuern, ſtreng gehaltenen Decorum hätte die Bühne wenigſtens auf einige Zeit geſchloſſen werden müſſen. Aber der Hof war mild geſinnt. Einer der Schauſpieler mußte dem Publicum in einer Rede ankündigen, daß der Herzog, um das Vergnügen der Meßfremden nicht zu unterbrechen, den Schauſpielern aus beſonderer Huld erlaubt, in ihren Darſtellungen fortzufahren. Und der Redner — beiläufig nicht mehr Schauſpieler, ſondern ſeit Jahren Beſitzer eines Deſtillateurladens in Berlin, der nur aus Gefälligkeit für ſeinen Freund Schuch in Braunſchweig gaſtirte — ſchloß dieſe Rede ſo: „Dieſer gnädigſten Er-

laubniß zufolge wird nun die Geſellſchaft ſich um ſo eifriger beſtreben, durch eine Auswahl der beſten regelmäßigen Schauſpiele und der luſtigſten Burlesken nicht allein vernünftige, ſondern auch unvernünftige Zuſchauer nach beſten Kräften zu unterhalten." Das war keine Ironie; er meinte Kenner und Nichtkenner. Der Fehlgriff wurde ſogleich gefühlt, aber Schuch ſprang ſchnell als Hanswurſt hervor, um durch irgend einen witzigen Einfall die Wirkung abzulenken und durch eine humoriſtiſche Kritik den Fehler zu verbeſſern. Man ſieht, daß der alte Hanswurſt der deutſchen Komödie ein Mann ſein mußte, der ſtets auf dem Flecke war. In dieſer Eigenſchaft thäte er auch noch heute dem deutſchen Theater, wenn nicht noth, doch gewiß gut. Unmittelbar nach jener Rede folgte: „Hanswurſts Leben und Tod", auch keine eben ſehr paſſende Vorſtellung nach dem angekündigten Todesfalle. Am Geburtstage des regierenden Herzogs hatte man — „Arlequins Geburt" angekündigt. Der Hof ignorirte den Verſtoß.

Das Reiſen war damals keine leichte und keine überall vergnügliche Sache. Um was mehr kann man ſich denken in Gegenden, wo der Krieg wüthete. Um von Magdeburg nach Breslau zu gelangen, mußte die Geſellſchaft den Weg durch Polen nehmen. Dies Land ſeines idylliſchen Jugendlebens lernte Brandes auf dieſe Weiſe mehrmals wieder kennen, ohne daß er bei ſeinen ſpätern Reiſen eben viel mehr Comfort daſelbſt ſcheint gefunden zu haben. Es herrſchte damals in Polen Brodmangel. Ihr Fuhrmann erinnerte die Schauſpieler, ſich damit in Berlin für die ganze Reiſe zu verſehen, das leichtſinnige Völkchen ſchlug die Warnung aber aus dem Sinn, bis

ſie in Frankfurt an der Oder die Einwohner ſchon ſeit einigen Tagen drückenden Mangel daran leiden ſahen. In Croſſen konnten ſie ſich nur mit Lebensgefahr mit einigen Broden in den von der Maſſe beſtürmten Bäckerläden verſehen. In Polen war die Noth noch größer, und die Wirthe kauften Einigen, die von ihrem Leichtſinn nicht abließen, ihren Vorrath für den doppelten Preis ab, dergeſtalt, daß die Geſellſchaft ſo ausgehungert nach Breslau kam, daß ſie hier erſt mehre Tage ſich auseſſen mußte, um wieder die Kräfte zum Spielen zu erhalten. Ueberhaupt ging es den Reiſenden hier ſehr ſchlecht. Man hielt ſie für eine Bande Zigeuner oder Diebesgeſindel, weil man durchaus nicht glauben wollte, daß bei ſo ſchlechten Zeiten noch Komödianten exiſtirten. Die Wirthe wollten ſie nicht aufnehmen, und in einer Nacht führte ein von einem Wirthe angeſtellter Führer den Wagen, ſtatt in einen großen Gaſthof an der Straße, in Wald und Sumpf, bis der Wagen ſtecken blieb, und der Führer, die Laterne auslöſchend, verſchwand. Die ganze Geſellſchaft mußte ausſteigen und mit unſäglicher Mühe den Karren zurückſchieben, bis ſie nach tauſend Mühſeligkeiten und Entbehrungen die Straße wieder fanden. Bei einer ſpätern Reiſe durch Polen droht unſerm Helden noch eine andere Gefahr, die ihm ſelbſt bei ſeinem frühern Barfüßerleben dort nicht begegnet war. Seinem Wagen zu Fuß im Winter vorausgehend, hört er im Walde ſeltſame Sprünge und ein eigenthümliches Geheul. Er bleibt noch zeitig genug hinter einem Baume ſtehen, als in der Entfernung von kaum funfzig Schritt ein Rudel von mehren zwanzig Wölfen über die Landſtraße ſpringt. Zum Glück weht ihm

und wie Deutschland, zwar nicht so mild und warm wie Italien, doch recht das Land der Lieb' und Treue sey; dann nahm er oft Berthas oder Gianettinas Guitarre und sang in vaterländischer Weise den Ruhm und Preis der ehrwürdigen Heimath, und lehrte seine Schwestern die kräftigen, treumeinenden Worte seines Volks, oder sie sangen alle drei die zarten Canzonen, die, von Meister Franzesko in seines Lebens schönsten Tagen einst gedichtet, nun so milde zu ihren Herzen sprachen, so verwandt ihnen schienen, wie Nachklang eigener Melodien, und dabei sahen sie immer so harmlos vor sich hin in die krystallne Fluth, die ihre lächelnden Bilder wie ein reiner Spiegel treu und freundlich wiedergab, lieber als wie sie selber sich anblickten, denn hier sahen sie sich ja alle zusammen, und dreister wagten durch diesen Mittler die klaren, brennenden Augen, des Herzens Gefühle zu verkünden.

5.

Als Walther nun völlig hergestellt sich fühlte, beschloß er seinen Weg nach dem, aller andern Gefühle ohngeachtet, immer heiß ersehnten Rom fortzusetzen, das mit seiner großen Vergangenheit wie ein Phantasienland der Träume vor ihm lag. So schmerzlich ihm auch die Trennung von Bertha und Gianettina werden mochte, so überwog doch jenes innere Sehnen,

der Wind entgegen und ſie ſtürzen, ohne Witterung von ihm zu bekommen, nach anderer Beute in das Dickicht.

Brandes iſt nun nicht mehr der dürftige, kaum aus Gnaden geduldete Anfänger. Sein Weizen blüht in Breslau. Zwar iſt er noch immer kein Licht in der Schauſpielkunſt, wie er das auch nie geworden, aber er iſt ein wackerer, brauchbarer Schauſpieler, Schuch hat ſeine Gage nach der Ankunft daſelbſt von fünf Thaler auf ſieben wöchentlich geſteigert, er giebt Tanzunterricht, 16 Stunden für 3 Ducaten, und ſeine Börſe füllt ſich, er iſt Schriftſteller und als ein angenehmer, geſitteter Mann in vielen guten Familien eingeführt und in denſelben gern geſehen. Kein Wunder, daß nun auch wieder die Liebe ſich meldet, aber wohl zu verwundern, nicht er verliebt ſich, ſondern eine junge, ſehr ſchöne, reiche und, wie er uns ſagt, ſehr redlich meinende Frau verliebt ſich in ihn, und er merkt es nicht; und als er es merkt, iſt er blöde, und als er anfangen will, die Blödigkeit abzuthun, wozu ihm jeder Anlaß gegeben wird, läßt er ſich durch eine Liſt bethören. Die Schöne will ihn eiferſüchtig machen und dadurch zur Erklärung zwingen, er wird auch wirklich eiferſüchtig auf den Bruder, der die Rolle eines begünſtigten Liebhabers ſpielen muß, zerreißt aber dadurch das ganze, mühſam geſchürzte Gewebe, beleidigt die arme, liebekranke Frau, nöthigt ſie, ſich mit einem ungeliebten Ehemann, mit dem ſie an der Scheidung ſtand, wieder auszuſöhnen, und zerſtört ſich ſelbſt ein Glück, das er erſt, nachdem er es eingebüßt, in ſeiner ganzen Größe kennen lernt. Die junge Frau liebte den jungen, ſchönen, anſtändigen Schauſpieler ernſthaft; ſie hatte ihre Familie damit be-

kannt gemacht, bei ſich und bei ihren Angehörigen das Vorurtheil gegen den Stand, dem er angehörte, überwunden, und wollte ihm ihre Hand reichen, um ihn in den Stand zu ſetzen, für ſeine Perſon von den Brettern Abſchied zu nehmen, und ganz ihr, ſeiner Muſe, oder dem Studium zu leben. Pſychologiſch iſt die ziemlich ausführlich mitgetheilte Geſchichte dieſes Liebesabentheuers intereſſant genug, aber für die Sittengeſchichte der Zeit von keiner beſondern Bedeutung, weshalb wir hier darüber in Kürze vorübergehen. Für ein Luſtſpiel und einen Roman fehlt es darin auch nicht an pikanten Scenen, z. B. die Laube im Mondenſchein, in welcher die Schöne den Geliebten zurückhält, jeden Augenblick auf ſeine Erklärung hoffend, während der blöde Schäfer ein ſo allgemeines Geſpräch führt, daß ſie endlich gähnend aufſpringt, und zur Geſellſchaft zurückkehrend, ihrem Unmuth den Zügel ſchießen läßt, indem ſie die Andern bedauert, nicht Zeugen einer ſo geiſtreichen Unterhaltung geweſen zu ſein. Die Angriffsverſuche auf den Schüchternen ſind ſogar von einer Art, wie ſie unſere puritaniſchen Anſtandsgeſetze jetzt einer geſitteten Dame nicht mehr zu gut halten würden. Aber die Ehrbarkeit war von ſo gutem Stoff, daß ſie ſchon einige derbe Scherze vertrug. Alles dies ging an dem Dichter Brandes, ohne ihn zu berühren, vorüber. Die Poeſie hatte nichts mit der Wirklichkeit zu thun.

Nach Berlin mit ſeiner Geſellſchaft zurückgekehrt, ſchrieb Brandes ein erſtes patriotiſches Gelegenheitsſtück: „Die belohnte Treue“, und zwar zur Feier des Friedens mit Rußland. Es hatte das Glück, der Königin nach Magdeburg zugeſchickt zu werden, welche ſich freundlich darüber äußerte. Was konnte

ein Dichter damals mehr wünſchen? Schuch aber hatte immer reellere Zwecke im Auge. „Mit Rußland iſt Friede, die Ruſſen ſind unſere Freunde, die Ruſſen ſtehen noch in Königsberg und — ſie haben Geld.“ Eiligſt brach er mit der Truppe durch die endloſen Sandwege dahin auf, wo, beim Mangel aller Pferde, zuweilen freundlich gewordene Koſaken die liegen bleibenden Wagen aus Sumpf und Sand ziehen. In Königsberg hat er ſich zwar, hinſichts der Einnahmen durch die Ruſſen, nicht verrechnet, aber der Friede mit Rußland hat für ihn noch eine ganz andere Folge. Rußland eröffnete ſeine Hauptſtadt der deutſchen Kunſt, und einige von Schuchs beſten Schauſpielern ließen ſich heimlich nach Petersburg engagiren und liefen ihm öffentlich davon. Der ſo von den Ruſſen übervortheilte Director mußte eiligſt nach Breslau zurück, um wieder Kräfte und Talente zu werben, und hier ſchon finden wir dies neuerdings ſo oft gerügte Verfahren von Theaterdirectoren, „Springergeſellſchaften“, wie es damals hieß, zur Aushülfe für die theatraliſchen Vorſtellungen zu engagiren. Schuch that es nur interimiſtiſch, bis er wieder andere Schauſpieler für die abgegangenen gewann. Wenn auf der einen Seite Ballet- und Seiltänzer Arm in Arm mit dem deutſchen Theater gingen, ſo ſchlugen dafür auch Gelehrte, Dichter, die Männer der Bildung, vertraulich ihren Arm auf der andern Seite ihm um den Leib. Aus dieſer Verbindung, daß Männer dieſer letztern Art es nicht unter ihrer Würde rechneten, durch Rath und That bei den ernſten Fragen der Couliſſenwelt mit zu ſpielen, zu entſcheiden, erwuchs der deutſchen Schaubühne ſo viel Erſprießliches.

Brandes hatte einen Cirkel von Gelehrten und Künſtlern gefunden, worin ſich, unter andern, auch der berühmte Gelehrte und Dichter Leſſing befand. Leſſing unter andern! man lieſt es heute nicht ohne ein eigenes Lächeln. Wie mag Leſſing ſich damals „unter den andern" ausgenommen haben! Brandes rühmt ſich, Leſſing zum Freunde gewonnen zu haben. Der große Mann gab ſich ſo viele Mühe, Brandes durch ſeinen Unterricht zu einem „Beifalls würdigen" Schauſpieler zu bilden. Weil er aber zu dieſem Fache mehr guten Willen als wahres Talent bei ihm bemerkte, lenkte ihn Leſſing „auf die ſeinen Fähigkeiten mehr angemeſſene Laufbahn eines dramatiſchen Dichters", und gab ihm, wie Brandes beſcheiden bekennt, „die erſten, wichtigen Fingerzeige."

Es war bei dieſem Aufenthalt in Breslau, wo Brandes, am 24. März 1763 (es iſt das erſte Datum, welches er uns giebt) nach Beendigung des ſiebenjährigen Krieges, den großen König in die Stadt einziehen ſah. Er fuhr in einem gewöhnlichen, mit Bauerpferden beſpannten Reiſewagen. Nichts von Pomp. Nur auf der Bühne wurde Friedrichs Ankunft durch einen Prolog und — diesmal ein dazu paſſendes Schauſpiel (welches?) gefeiert. Die Stadt war illuminirt. Das war die Feier des Friedensſchluſſes nach einem ſiebenjährigen Kriege!

Das Theaterweſen, nämlich Meiſter Schuchs, des ehemaligen Mönchs, blühte nach dem Kriege wie während deſſelben. Auch ſeine Hanswurſtjacke fand er noch gar nicht ſich gemüſſigt, abzulegen, wiewohl Leſſings Dramen ſchon einen Hauptbeſtandtheil des Repertoirs bildeten. Nachdem er ſeine Truppe in Berlin wieder mit ſehr guten Schauſpielern recrutirt hatte,

zog er nach Danzig, von dem uns Brandes berichtet, daß ſich jetzt der Geſchmack hier merklich zu verfeinern angefangen habe. Aber er ſelbſt ſagt auch von ſich mit Vergnügen, „daß er ſich immer mehr an eine anſtändige Lebensart gewöhnt habe, und jetzt ein wirklich bedeutendes Mitglied der Geſellſchaft geworden", der ſeine Kunſt mit Ernſt und Eifer trieb, nur noch mit Unwillen, Verachtung und Reue auf ſeinen ehemaligen Lebenswandel zurückblicken könne.

Und doch pocht die Poeſie immerwährend bei dem Manne an, welcher ſie mit Gewalt von ſich ſtößt. Er lebt ſo gewiſſenhaft ordentlich, er ſtudirt, arbeitet, und denkt nebenher, auch in gewiſſenhafter Reue, an das ihm in Breslau entgangene Glück, ja er bildet ſich ein, daß er wirklich in die ſchöne Frau verliebt geweſen, und hält ſich für einen unglücklichen Liebeskranken, der durch Ungeſchick ein Herz, eine lockende Ausſicht von ſich geſtoßen habe. Da trifft er in Danzig eines Tages auf ſeinen Spaziergängen in der reizenden Umgegend auf ein Paar ſchwarz gekleidete Damen — Frauenzimmer heißt es damals. Mit allem unſern Purismus haben wir noch keinen edlen Ausdruck unſerer Sprache für den Begriff einer Dame; möge deshalb der celtiſche Laut immerhin auch bei uns ſeine Gültigkeit behalten. Die Neugier reizt ihn, ihnen mit raſchen Schritten zu folgen und ſie in der Nähe zu betrachten. Die jüngſte, ungefähr achtzehn Jahr alt, eine kleine, reizende Brünette, erſcheint ihm plötzlich von ungemeiner Aehnlichkeit mit der verlorenen Geliebten in Breslau. Sein Herz öffnet ſich plötzlich wieder der Liebe, für die er es auf immer verſchloſſen zu haben wähnt. Er iſt an die ſchöne Unbekannte wie gefeſſelt.

So weit es der Anſtand geſtattet, bleibt er ihr zur Seite, und mit jedem Blick entdeckt er neue Reize. Hingeriſſen von Entzückung iſt er ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig. Er drängt ſich immer näher an die ſchwarzen Damen, er ſteht drauf und dran, ein Geſpräch mit ihnen anzufangen. Aber dieſe unbeſcheidene Zudringlichkeit ſetzt die Damen, welche anfangs mit einiger Befriedigung ihrer Eitelkeit dieſe Bewunderung aus der Ferne mitangeſehen, denn doch in Verlegenheit, ſie verdoppeln ihre Schritte, und, eingeſchüchtert durch die ſtumme Rüge, folgt ihnen der anſtändige Mann nicht mit gleicher Schnelligkeit. Nur von Ferne will er ihnen nachgehen, um wenigſtens das Haus zu merken, in das ſie eintreten. Aber in einer ſchmalen Gaſſe kommen ihm Kutſchen entgegen, er verliert, ausweichend, die Damen aus dem Auge, und — der Engel iſt ihm verſchwunden.

Umſonſt forſchte er, Haus für Haus, Fenſter an Fenſter. Da ruft ihn die Stunde zu ſeinen Berufsgeſchäften. Vergebens ſind ſeine Nachforſchungen an den folgenden Tagen; er durchläuft die belebten Straßen, die öffentlichen Spaziergänge und Gärten, er fehlt in keiner Kirche und muſtert die Hereinund Hinausgehenden. Kein glückliches Ungefähr kommt ihm zu Hülfe. Als er nach drei Monaten mit der Geſellſchaft nach Königsberg muß, giebt er alle Hoffnung auf, und, mit ſchwerem Herzen von Danzig ſcheidend, glaubt er ein reizendes Bild geliebt zu haben, das zu ſeiner Qual erſchienen und verſchwunden iſt.

Das deutſche Schauſpiel recrutirte ſich in jener Zeit zum großen Theil aus verdorbenen Studenten. Man behauptete

in neuerer Zeit, daß dies für jenes ältere Theater sehr vortheilhaft gewesen sei. Der Sohn eines Amtmanns in Litthauen, Koch, war zur Zeit, als die Ackermannsche Gesellschaft in Königsberg Vorstellungen gab, so hingerissen worden, daß er den Studenten und die Jurisprudenz aufgab und beim Theater sein Glück suchte. Er war jetzt als Balletmeister bei Schuch engagirt. Brandes und Koch gefielen sich, in ihrer Lebens- und Denkart harmonirend hatte sich ein ziemlich enger Freundschaftsbund zwischen ihnen befestigt.

In Königsberg vertraute unser Held einst seinem Freunde den Grund seines Tiefsinns, nach dem derselbe bis da vergebens geforscht. Dem Verliebten floß das Herz über die Zunge, als er seine schöne Unbekannte von Danzig beschrieb. Er behauptet, mit dem geistvollen Pinsel eines feurigen Liebhabers das Bild ihrer Gestalt, ihrer Bewegungen, ihrer Blicke, ihrer Tracht vorgemalt zu haben. Koch lächelte weder, noch verrieth er eine sentimentale Theilnahme, aber er schien zu stutzen, horchte sehr aufmerksam zu und — schwieg.

Einige Tage darauf, bei einem Spaziergange, erzählte Koch dem Freunde einige Züge aus seinem Leben; welche Kämpfe er gehabt, als er zum Theater gehen wollen, wie schwer es ihm geworden, den Unwillen seines Vaters zu bekämpfen. Man sprach weiter über Familienverhältnisse. Koch hatte zwei Schwestern, beide gegenwärtig in Königsberg; die ältere war hier an einen wohlhabenden Kaufmann von Adel verheirathet, die jüngere hielt sich jetzt auch, nach der Aeltern Tode, zum Besuch bei ihr auf. Sie kamen an dem Hause der Frau v. Warnien vorbei. Die Hausfrau stand am Fenster und sor-

derte den Bruder auf, einzutreten, der Freund ward mit eingeladen. Die Unterhaltung wurde recht lebhaft und angenehm, als der Hausherr und sein Bruder, ehemals Officier, seit Kurzem mit einer reichen Wittwe verheirathet, und nun auch „ein nützlicher Bürger", (Brandes schrieb 1798) dazutraten, und dem jungen, liebenswürdigen Schauspieler über seine Darstellungen und Dichtungen Complimente machten. Beim Kaffee erschien noch eine junge Dame in Trauer, die Unbekannte von Danzig. „Himmel, wen sehe ich?" will Brandes laut gerufen haben, und Koch erwiederte: „Meine jüngere Schwester."

Mit dem Gespräche, welches Brandes hierauf mit Bruder und Schwester geführt haben will, und das er uns in dialogischer Form mittheilt, verschone ich den Leser; es zerstörte wieder die Poesie des Auftritts. Ich führe nur an, daß Charlotte wenig sprach, und ihre Augen, wenn sie denen unseres Helden begegneten, mit bescheidenem Erröthen niederschlug; daß er, als geschieden sein mußte, nur mit Schmerzen sich trennte, allein getröstet durch die Einladung auf den folgenden Tag; daß er seinem Freunde dann voll Entzückung in die Arme flog; daß auch dieser herzlich erfreut war und nichts gegen eine Verbindung hatte, vorausgesetzt, daß seine Schwester den Freund wieder liebe; und endlich, daß Brandes diesmal seinen in Breslau begangenen Fehler zu scheuer Zurückhaltung vollkommen wieder gut machte.

Die Herzen fanden sich schnell zusammen und die Verhältnisse auch. Nachdem ein Bruder schon aus dem Stande der ehrbaren Bürgerlichkeit aus und in den Komödiantenstand getreten war, kostete es nicht so viel Mühe, auch die Schwester

einem Komödianten zu verheirathen. Nur das forderte der Anſtand und die Berückſichtigung der Verhältniſſe — warum wiſſen wir nicht; der Anſtand hat oft ſeltſame Grundſätze — daß die Verheirathung nicht in Königsberg geſchehen ſolle, ſondern in dem fernen Breslau, wohin die Truppe bald aufbrechen ſollte. Die junge Braut mußte alſo von ihrem Bruder bis dahin als ein jungfräulicher Schatz geſchleppt und gehütet werden, um dort in der fremden Stadt die Hochzeit zu vollziehen.

Das forderte der Anſtand. Aber dagegen, daß die Frau des Komödianten ſelbſt Komödiantin werde, hatte er nichts einzuwenden. Ob ſich das damals von ſelbſt verſtand, ob Brandes es wünſchte, ob es aus ökonomiſchen Rückſichten, oder aus eigener Neigung des hübſchen, lebhaften, jungen Mädchens geſchah, wird uns nicht geſagt. Genug, es war eine abgemachte Sache, daß Charlotte Koch als Madame Brandes Schauſpielerin werden mußte; ſie erhielt Unterricht, debutirte mit ſteigendem Glück, ward engagirt und eine der beliebteſten deutſchen Schauſpielerinnen ihrer Zeit. Wenn es wahr iſt, daß die Ehen am glücklichſten ſind, wo entgegengeſetzte Gaben und Temperamente ſich begegnen, um ſich auszugleichen, ſo muß die Brandes'ſche eine ſehr glückliche geweſen ſein. Er war nur durch Fleiß, Anſtrengung und Studium ein ziemlicher Schauſpieler geworden, ſeine Gattin wird, durch angebornes Talent begünſtigt, bald eine Zierde des Theaters. Er, mit etwas pedantiſchem Anſtrich, eine grundehrliche, phlegmatiſche Natur, ein Stein, an dem aller Stahl umſonſt nach poetiſchen Funken ſchlägt; ſie, wie aus der Folge ihres Le-

benslaufes ſich ergiebt, ein äußerſt reizbares Weſen, tief fühlend und heftig ihre Gefühle von ſich gebend. Man mag auch glauben, daß ſie, wie auf der Bühne, ſo auch im Hauſe über den Mann eine nicht unbillige Herrſchaft geübt habe. Sie wirkte in naiven und in ſentimentalen Rollen; nach damaliger Sitte ſollte ſie aber auch im Ballet auftreten, die Exercitien dazu griffen aber ihre Geſundheit an, daß man von dieſer Forderung abließ und mit ihr eine Ausnahme machte. Beider Tochter, Minna Brandes, ward ſpäter eines der glänzendſten Lichter am Theaterhimmel, als Sängerin und Schauſpielerin, angebetet mit allem Enthuſiasmus, deſſen das deutſche Theaterpublicum jener Zeit fähig war, geachtet wegen ihres liebenswürdigen, reinen Charakters; ſie blieb aber nur eine flüchtige Erſcheinung, indem ſie ſchon im drei und zwanzigſten Jahre zu Hamburg ſtarb.

Aber auch die lange Brautfahrt von Königsberg nach Breslau war nicht ohne Gefahr und Romantik, und dem glücklichen Bräutigam ſpukte noch ein Mal, kurz vor ſeinem höchſten Glücke, der Dämon, welcher ſo oft in ſeiner Jugend ihn mit dem Fuß an den Abgrund ſtieß, und wenn er ſchon darüber ſchwebte, ihn mit der Hand am Schopf wieder zurückriß.

Die Reiſe von Königsberg über Pillau nach Danzig war noch vor wenigen Jahren, zu jeder Jahreszeit eine der beſchwerlichſten. Sie ging über die friſche Nehrung, einen öden, viele Meilen langen Sandſtrich, von einer Kette von Dünen gebildet, welche ſich zwiſchen dem Meere und dem friſchen Haff von Danzig bis dicht vor Pillau hinzieht. Ein Blick auf die Karte wird jedem Leſer, der dieſe Gegend nicht

das ja so oft im Leben den Menschen nach einem Unbekannten hinzieht mit einer geheimnißvollen Macht, ohne daß er selbst weiß warum, alles andere, und die Unruhe seiner Brust, die in den Stunden des Alleinseyns ihn ergriff, glaubte er nur da zu enden.

Ich kehre bald wieder, ihr geliebten Schwestern, sprach er tröstend zu Franzesko's Töchtern, die schmerzlich bewegt ihn baten, sie nicht zu verlassen, und dann nehme ich Euch mit ins Vaterland zu den guten Eltern hin, die dann auch Eure Eltern seyn, mit Lieb' und Freundlichkeit Euch vergelten werden, was Euer Vater und Ihr an mir gethan; und somit hing er sein Saitenspiel um, drückte noch einmal die Weinenden an seine Brust und wanderte am leichten Pilgerstabe durch die blühenden Gefilde dahin.

Schon näherte er sich des Apennins waldumkränzten Bergen, als die Abenddämmerung einbrach; und wie munter er seine Schritte förderte, vor Nacht noch eine gastliche Wohnung zu erreichen, da gesellte sich eine gar seltsame schaurige Gestalt zu ihm, die plötzlich aus des Waldes Dickicht hervortretend, mit langen, gigantischen Schritten neben ihm her wandelte. Anfangs stutzte Walther mächtig ob dieser Erscheinung, doch sammelte er sich bald wieder und redete mit frommen, freundlichem Gruß den Begleiter an, den dieser aber keineswegs erwiederte, sondern nur mit ein Paar recht schaurig funkelnden Augen den Jüngling betrach-

gesehen, die Lage klar machen. Ehedem war diese Dünenreihe, gleich der Kurischen mit einer mächtigen Waldung bestanden, und ist es auch jetzt noch nach der Danziger Seite zu. Aber schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ließ ein Finanzminister den Wald auf der Preußischen Seite, um bei einer augenblicklichen Geldnoth sich seinem Könige gefällig zu zeigen, niederschlagen. An dieser Sünde leidet jene Gegend, ja der ganze Staat schon über ein Jahrhundert, denn der nackte Sand, vom Winde aufgewühlt, treibt in das Haff und in's Meer und versandet das Fahrwasser. Alle Versuche, Wald oder nur Strauchwerk wieder anzupflanzen, sind gescheitert und die weit in die Ferne glänzenden, kahlen, weißen Höhen sprechen als furchtbare Ankläger gegen die kurzsichtigen Speculanten, welche um einen augenblicklichen Vortheil für alle Zeiten eine Gegend verwüstet haben. Die Fischerdörfer auf dieser Nehrung sind die Ärmsten, im Winter oft Wochen lang aller Nahrung beraubt, von allem Verkehr abgeschnitten; und worin ihre Nahrung oft besteht, wird man ermessen, wenn man hört, daß unter den statutarischen Lieferungen an die Prediger sich auch eine gewisse Anzahl Krähen befindet! Erst jetzt fängt man an, diese Wüstenei zu Anlegung von Seebädern zu cultiviren.

Ueber diesen Sandstrich, und zwar dicht am Meere, ging ehedem die Poststraße. Nachdem man bei Pillau über das Haff gesetzt, was schon oft mit Gefahr verbunden war, mußte der Wagen auf dem von den Wellen fest gedämmten Ufersande, von der Brandung angesprüht und angefeuchtet, fahren. Im Winter, und in den alten Fahrposten, deren Fenster kaum ein

Laden verſchloß, ein Unternehmen, wo es rathſam war, zuvor ſeine Seele und ſeinen Leib Gott beſonders zu befehlen.

Schon hatte die Geſellſchaft acht Tage in Pillau liegen müſſen, weil der Eisgang und ein Sturm von der See her die Ueberfahrt unmöglich machten. Vor ihren Augen ſahen ſie Schiffe ſcheitern und die Trümmer im Treibeis vorüberziehen. Erſt gegen Abend kamen ſie, nach einer noch immer lebensgefährlichen Ueberfahrt, auf der Pillauer Spitze der Nehrung an, um in mehren Extrapoſtwagen ihren nächtlichen Weg anzutreten. Brandes Braut fuhr mit Schuch und deſſen Frau in einem der erſteren Wagen, Brandes hatte ſeinen Platz in dem letzten. Die Nacht war dunkel und kalt, der Sturm heulte und die fürchterlich brüllenden Meereswogen ſtrömten, am Ufer ſich brechend, oft bis über die Achſe des Fuhrwerks landeinwärts. Um ſich gegen die ſchneidende Kälte zu ſchützen, hatte ſich Brandes ein Plätzchen im Wagen, ſo tief als möglich, geſucht, ſich in ſeinen Pelz eingehüllt, und ſeine ruhige Natur war auch über den glühenden Liebhaber Herr geworden, er war feſt eingeſchlafen, als er um Mitternacht durch einen empfindlichen Druck aufgeweckt wurde. Jemand trat auf ſeinen Fuß. „Was Teufel rührt ſich denn da noch!“ rief der Poſtillon. Die erſte Frage des Erwachenden war natürlich, was das zu bedeuten habe und wo ſeine Reiſegefährten wären? — Sie waren Alle fort, den vordern Wagen zu Fuß nach, und — ſetzte der Poſtillon hinzu, haben ſich vermuthlich noch mit aufgepackt. — Das eine Vorderrad des Wagens war abgelaufen, die See hatte es fortgeſchwemmt. In dieſer kritiſchen Lage hatten es Brandes' Collegen für angemeſſen gehalten,

ſich auf die Beine zu machen und dem andern Wagen nachzugehen. Der Poſtillon aber hatte ſich entſchloſſen, in der kritiſchen Lage zu bleiben, bis es Tag würde, um aus der Station einen andern Wagen zu holen und die Bagage fortzuſchaffen.

Brandes, vor Angſt und Kälte zitternd, hatte die Wahl, das nicht beneidenswerthe Loos des Poſtillons zu theilen und in dem durchwehten, von der Brandung unterſpülten Wagen die Nacht durch ſitzen zu bleiben, oder allein die gefährliche Fußwanderung durch einen unbekannten, wüſten Erdſtrich zwiſchen hohen Sandbergen und dem tobenden Meere anzutreten. Der Poſtillon machte ihm Muth zum letzteren, die Station ſei nur zwei kleine Meilen entfernt, die anderen Paſſagiere wären auch erſt vor Kurzem fortgegangen und er würde ſie gewiß einholen. Der Schelm wollte den Wagen ganz für ſich allein zur Schlafſtätte einrichten.

Brandes trat den furchtbaren Weg an. Eine Zeit lang konnte er noch die Spur der Wagen erkennen; aber nach und nach wurde der Sturm heftiger, der Himmel überzog ſich mit immer dichteren Wolken und ein Eisregen ergoß ſich. Er hatte kein anderes Licht als das, welches die ſchäumenden Wellen von ſich warfen. In jedem Augenblicke fürchtete er, in eine Vertiefung zu treten, oder von den immer heftiger in's Land ſtrömenden Wellen fortgeriſſen zu werden. Um der Gefahr auszuweichen, verſuchte er, links auf die Dünen zu ſteigen; aber der Abhang war ganz mit Glatteis bedeckt, und er ſtürzte einige Male ſo gewaltſam hin, daß er ſich Hände und Geſicht beſchädigte. Er verzweifelte faſt, daß er den Gefahren entrinnen werde. Vom Wagen hinter ihm war er ſchon zu weit

entfernt, und wie ſollte er dort, durchnäßt wie er war, Troſt finden. Er ging alſo aufs Gerathewohl weiter, unten von den Wellen oft bis an die Bruſt gebadet, oben vom Regen durchnäßt. Seine Kräfte wankten; mehrmals glaubte er, den heftiger anbrauſenden Wellen nicht widerſtehen zu können. Aber er widerſtand, wie er ſo oft mit ſchwachen Kräften den Schrecken der Natur widerſtanden hatte, und nach mehreren Stunden, als der Regen ſich legte, der Sturm ſchwächer wurde, entdeckte er wieder das Getöſe der Wagen und vor ſich ein Gehölz, hinter welchem die Poſtſtation liegen ſollte. Auch hier noch verirrte er ſich, ſtolperte und fiel über Baumwurzeln, bis nach einer halben Stunde ein Licht und Hundegebell den Weg zeigten.

Als die letzte Kraft entwichen, erreichte er das Dorf, das Poſthaus und fand in der hellen, warmen Stube die Geſellſchaft, die Geliebte wieder, die in nicht geringerer Todesangſt um ihn, als er in Todesgefahr geſchwebt hatte. In ihren Umarmungen vergaß er die überſtandenen Beſchwerden, und eine der größten Gefahren, denen er in ſeinem Leben ſo vielfach ausgeſetzt geweſen war.

Stoff, nach dem die Dichter heute ſuchen, ging den Dichtern von damals, wenn es ihnen im Leben von ſelbſt begegnete, ohne Eindruck vorüber. Was ſollte denen, die nur von Chloe und Daphnis, von Leander und Cephiſen ſangen, ein ſolches Nachtſtück aus der Wirklichkeit?

Die Geſellſchaft trennte ſich in Danzig, um auf verſchiedenen Wegen nach Breslau zu gelangen. Und auch Brandes mußte ſich noch ein Mal von ſeiner Braut trennen, die mit

Schuch über Pommern und Frankfurt an der Oder reiſte, während er abermals durch Polen zu gehen beſtimmt war. Sie fanden ſich endlich nach einer vierwöchentlichen Trennung — ſo lange dauerte eine anſtändige Reiſe von Danzig nach Breslau — wieder. Die Liebeswonnen des Brautſtandes wurden nur durch den theatraliſchen Unterricht, den Charlotte empfing, unterbrochen; eine ſeltſame Beigabe eines Brautſtandes! Auch ſcheint der aus Königsberg mitgebrachte Anſtand es erfordert zu haben, daß Charlotte Schauſpielerin ward, um dann erſt Ehefrau zu werden. Dann war wenigſtens die Mesalliance vermieden. Sie hatte bewundernswürdige Fortſchritte gemacht und riß bei ihrem erſten Debut als Sophie in Diderots Hausvater durch ihr natürliches und gefühlvolles Spiel das Publicum zu lautem Beifall hin. Schon nach dieſer erſten Darſtellung erwachte der Neid ihrer Mitſpielerinnen, eine Mitgift, mit welcher der Stand der Schauſpieler leider von der Natur vorzugsweiſe ausgeſtattet iſt. Alles drängte ſich, den glückſeligen Bräutigam zu beglückwünſchen, und Leſſing ſelbſt war von Charlottens Spiel ſo hingeriſſen, — er hatte wohl ein beſonderes Intereſſe, da „der Hausvater“ nach ſeiner Ueberſetzung gegeben ward — daß er am Tage nach der Vorſtellung der jungen Schauſpielerin Zeug zu einem Kleide ſchickte, in welchem er wünſchte, daß ſie künftig die Rolle der Sophie geben möchte. In Leſſing's Biographien finden wir dieſen Zug nicht erwähnt.

In den überſchäumenden Freudenbecher fiel ein Tropfen Wermuth. Schuch, Brandes' bewährter Gönner, war in Frankfurt krank zurückgeblieben. Jetzt kam die Nachricht von

seinem Tode; sie verbreitete nicht allein bei seinen Schauspielern, die an ihm einen großmüthigen Freund und einen klugen Führer verloren, sondern auch beim Publicum, Trauer. Brandes setzt ihm die Grabschrift: Schuch war ein seltenes Genie; einzig in seinem Fache und unübertroffen im komischen Spiele. Weil er zugleich ein Mann von Geschmack war, und nie zum Pöbelhaften sich verleiten ließ, war er überall des Beifalls gewiß. Ueber die Achtung, in der auch sein moralischer Charakter stand, ist schon oben gesprochen worden. Die Truppe ging als Erbschaft auf seine drei Söhne über, von denen der älteste die Direction übernahm; nicht im Geiste, nicht mit der Humanität und nicht mit der Oekonomie seines Vaters, wie man im Verlauf der Brandes'schen Lebensgeschichte des Mehreren darüber erfährt. Schon dies Verhältniß ist uns fremd, aber noch mehr, daß von den drei Söhnen, die alle treffliche Schauspieler waren, der mittlere die Hanswurstjacke des Vaters anzog, weil denn doch das Geschäft fortgesetzt werden mußte und die bisherigen Spaßmacher in der Noth keinen großen Beifall gefunden. Und er war nicht unwürdig des Kleides seines Vaters.

Für Brandes erschien nun endlich der langersehnte Tag seiner Hochzeit. Unter mehreren anderen Freunden geleitete ihn auch der große Lessing zum Altare. Mit der Hochzeit schließt der Roman und das Lustspiel nach der alten Art, somit wollen auch wir damit Brandes' Jugendgeschichte geschlossen sein lassen. Er ist überglücklich im Besitze einer schönen, tugendhaften, verdienstvollen und ihn herzlich liebenden Gattin, und erklärt selbst, daß er an diesem Tage die schönste

Epoche ſeines Lebens erreicht habe. Aber des Merkwürdigen, Intereſſanten und für die Sittengeſchichte der Zeit Belehrenden liegt noch vieles in den folgenden Epochen ſeines Lebens, wovon, wenn dieſe Jugendgeſchichte die heutige Leſewelt anſpricht, gelegentlich ein ander Mal einiges wieder erzählt werden kann.

W. Alexis.

Die Juden.

Eine Novelle

von

A. v. Sternberg.

Eine Gesellschaft, die sich in der benachbarten Residenz eine Gemäldeausstellung angesehen hatte, kehrte nach einem mehrstündigen Aufenthalte wieder auf das Landhaus zurück. Man langte in den Abendstunden in dem kleinen, aber wohnlichen Hause an, der wirthliche runde Sophatisch und der dampfende Thee vereinigte den befreundeten Kreis und ein heiteres, anmuthig plauderndes Gespräch war bald im Gange. Die einzelnen Mitglieder der Gesellschaft waren der Baron Beyer, der Besitzer des Landgutes, seine Nichte, Caroline, dann ein ältliches Gesellschaftsfräulein, das im Hause des verwittweten Baron die Wirthschaft führte, der Major, der Bruder des Barons, und ein Professor Heimdorfer, der seinerseits wieder einen bei ihm wohnenden Gast, einen jungen Maler, Namens Herrmann, aus der Stadt mitgebracht hatte. Die beiden Jüngsten in der Gesellschaft waren auch die schweigsamsten; Caroline beschäftigte sich mit der Anordnung und Vertheilung

ihrer Taſſen und ſaß dann, als dieſe Thätigkeit ſie nicht mehr in Anſpruch nahm, an eine Näharbeit gebannt, ziemlich abgewendet von der Geſellſchaft in der Fenſterbrüſtung, ohne ſich in das lebhafte Geſpräch zu miſchen; der junge Maler war ebenfalls ſtumm, aber vielleicht aus anderen Gründen; vielleicht aus dem Grunde, weil Jemand ſtumm war, den er gern ſprechen gehört hätte. Zum wenigſten verriethen ſeine Blicke, die oft zu dem ſchönen, in ihrem einfachen Hauskleide höchſt anmuthigen Mädchen hinüberſchweiften, daß er ſich mit ihr, und vielleicht nur mit ihr allein in der Geſellſchaft beſchäftigte. Er hatte ein Blatt vor ſich, auf welches er dem Major verſprochen hatte, die Kuppel der Peterskirche zu zeichnen, betrachtete man jedoch die leiſen flüchtigen Striche der beginnenden Skizze genauer, ſo war es ſchwer, das fragliche Gebäude zu erkennen, man entdeckte jedoch auch eine ſchöne, feine und kühne Wölbung, freilich nicht die Kuppel der Peterskirche, aber gleichwohl die Kuppel eines Tempels, in dem Gott würdig verehrt wurde, die jungfräuliche Stirn eines ſchönen Mädchenkopfes, eine Stirn, die ſo edel und rein geformt, daß ſie völlig würdig war, ein Künſtlerfeuer zu entzünden und wach zu erhalten. Die Richtung des Kopfes war ſo günſtig geſtellt, daß die feſten, jugendmarkigen Züge des Profils ſich ſcharf gegen den blaugrauen Fenſtervorhang abzeichneten, und noch, wie zum Ueberfluß, ein voller, ſaftiger Schlagſchatten dem Kopf zu ſeiner völligen Rundung verhalf. Niemandem in der Geſellſchaft fiel es auch nur von ferne ein, obgleich eben über Bilder geſprochen wurde, daß hier ſich ein ſchöner, künſtleriſcher Vorwurf auf die ungeſuchteſte und anmuthigſte Weiſe

darbot, daß die Genien des Schattens, des Halbdunkels, der Farbe und des Lichts den lieblichſten Ringeltanz um das blonde Haupt einer jungen Schönen aufführten, die, unbewußt der Reize, die ſie bot, in Nachdenken und Träumerei verſunken war. Aber ein Künſtler war gegenwärtig, und während die Anderen über Kunſt ſprachen, übte er ſie.

Die Gemäldeausſtellung war der Gegenſtand der Unterredung und hier und da auch des Streites. In friſchem Andenken waren die eben noch mit Aufmerkſamkeit betrachteten Bilder. Eine Judith wurde am meiſten getadelt und zugleich, wie das immer ſo zu ſein pflegt, auch am meiſten gelobt. Man ſteigerte ſich zu einem Enthuſiasmus empor und drückte ſich zu einer Verachtung hinab, die man beide nicht empfand, lediglich um in der Uebertreibung ſeine Anſicht mit der des Gegners in ſcharfen und ſchärfſten Contraſt zu bringen. Zuletzt kämpften die beiden Brüder noch am hartnäckigſten mit einander. Der Major fand alles vortrefflich, der Baron alles ſchlecht. Man konnte nicht weiter gehen, man war mit einander fertig. Unwillig, daß er von ſeinen Gäſten nicht lebhafter unterſtützt wurde, rief der Baron dem jungen Maler zu: „Und Sie, Herrmann, was ſagen denn Sie?“

„Ich ſage,“ rief der Gefragte, „daß Eigelb und Ultramarin ein ſehr mageres, hypochonderes Grün erzeugen.“

„So!“ rief der Baron verblüfft und nicht recht verſtehend, was er mit dieſer Antwort anfangen ſollte. Er wandte ſich ſchnell zum Profeſſor, und da dieſer, ihm Muth machend, mit ſcharfen, lebhaften Augen ihn anſah, fragte er: „Und Sie, liebſter Heimdorfer?“

lete, und ungestört seinen Gang fortsetzte. Da nahm Walther sein Saitenspiel von der Schulter, und hub an im Gehen ein christlich frommes Lied zu singen, denn unheimlich wurde ihm in des Nachbars Nähe. Er hatte aber kaum einige Strophen beendet, während denen der Fremde sich gar wunderbar anfing zu geberden und seine Ungeduld durch mancherlei Zeichen darthat, als dieser mit rauher und übeltönender Stimme zu ihm sprach: Fürwahr, junger Mann, Ihr thätet besser zu schweigen, als solch veraltet Zeug mir vorzusingen, und ich habe nicht übel Lust, Euch kein Nachtlager zu gewähren, wenn nichts Besseres Ihr wißt.

Wenn Euch ein alter Gottesgesang, entgegnete Walther, so verhaßt ist, so mögt Ihr Euch gern entfernen und Euer Nachtlager, um das ich ja auch nicht gebeten, für Euch behalten, da ohnedem ich wohl eins finde.

Nun, nun, sprach mit etwas sanfterem Ton der Fremde, Ihr braucht deswegen, weil Euer Liedlein mir nicht gefällt, mir nicht gleich die Wege zu weisen, und traun Ihr müßt doch zuletzt noch in mein Haus, setzte schneidend er hinzu; und damit stieg die wunderliche Gestalt immer mit so langen Schritten neben Walthern her, daß es schien, als müsse er mit jedem Tritt eine Wegesbreite hinter sich legen, obgleich er nur immer mit diesem in gleicher Linie blieb.

„Ich mag den ganzen Gegenſtand nicht. Iſt es wohl je erhört, daß man dergleichen ganz niedere und gemeine Schändlichkeit vor ſeinen Augen ruhig ſich ereignen läßt? Ich würde mit Knüppeln dreinſchlagen, wenn ich's im Leben ſähe, vor einem Bilde ſoll ich aber ruhig ſtill halten und freundlich, während der Gegenſtand jede Fiber in mir erzittern macht, über Drapperie, Helldunkel und Geſichterausdruck ſchwatzen. Oho! ich mag nicht."

„Sie mögen nicht?" rief der Baron. „Nun ſomit hätten wir Alle Unrecht gehabt, die ganze Reſidenz hätte Unrecht, die ſich vor dieſem merkwürdigen und gutgemalten Bilde verſammelte! Ja, mein Liebſter, noch mehr: alle Maler aller Jahrhunderte hätten Unrecht gehabt, dieſen Gegenſtand zu wählen?"

„Hab' ich das geſagt? Nur ich, der Profeſſor Heimdorfer, und i ch allein finde mich beleidigt und gekränkt. Ich will Ihnen aber auch als Profeſſor und denkender Menſch meine Gründe ſagen. Sie wiſſen Alle, meine Herren und Damen, daß ich die Juden nicht leiden mag."

Alles lachte und rief: „Ja, ja, wir wiſſen das."

„Ernſthaft, meine Freunde, ernſthaft! Es iſt hier nicht die Rede von meinen kleinen Sonderbarkeiten, von dieſem und jenem Anekdötchen, das ſich in dieſer Beziehung über mich in der Menge umtreibt, es iſt von jenem uralten hiſtoriſchen Haß die Rede, den die Völker nordweſtlicher Abſtammung von jeher gegen dieſe nußbraunen, ſchwarzäugigen Orientalen gehegt haben. Von dieſem Haß trage ich nur eine kleine, perſönliche Miſſion in mir. Dennoch aber weiß ich ſehr gut, wen und was ich haſſe."

„Wer zweifelt daran," bemerkte der Baron. „Aber was hat denn Ihre mißliebige Anſicht über das Volk der Iſraeliten mit dem Bilde zu thun, von dem wir eben ſprechen?"

„Der Zuſammenhang liegt auf der Hand. Welch' ein ſchmutziges, die Seele bis in ihre Grundtiefen anwiderndes Faktum bewegt ſich hier vor uns. Wie charakteriſirt dieſes Faktum das Volk, deſſen Geſchichte es entnommen! Wir ſehen eine belagerte Stadt; die Männer ſind feige, ſie verzweifeln an aller Rettung, ein Weib entſchließt ſich, dieſe Männer, um die es ſich wahrhaftig nicht lohnte, zu befreien, aber welches Mittel wählt ſie? Sie giebt ihren Leib hin. Mit ihrer Schande will ſie die der Stadt abwenden. Wie gemein! Aber noch lange nicht Alles! Sie geht in's Lager, ſie heuchelt, ſie zeigt ſich verliebt und glühend begeiſtert für den mächtigen Heerführer; er traut ihr, weil ein edler Mann dem Weibe, das ſo ſpricht und handelt, immer trauen muß, er läßt das ſchöne und gemeine Weib in ſein Zelt. Nun erlaßt mir den Schmutz, die ekelhafte Entweihung, die jetzt kommt. Aus den Armen desjenigen ſich entwindend, der ihr rückſichtslos vertraute, greift ſie zu dem Schwerte des Helden und übt ihr jammervolles Schlächterhandwerk. Sie ſäbelt und hackt den Kopf ab, mit deſſen Locken ſie eben koſend ſpielte, in deſſen Augen ſie eben lüſterne Flammen goß, an deſſen Lippen ſie Schwüre der Liebe empfing. Kalt und berechnet, dieſe Heldin unter den Heldinnen, hat ſie auch ſchon den Sack in Bereitſchaft, in den, nach gemachter Arbeit, ſie das Haupt hineinſchiebt. Nun frag' ich Euch, Freunde, kann man im weiten Bereich menſchlicher Gräuelthaten ein Faktum finden, wo Alles, was die

Menſchennatur an Heuchelei, gemeiner Berechnung, kalter Grauſamkeit, gemeiner Genußgier und ſchmutziger Dreiſtigkeit, aufzubringen weiß, ſich zuſammenfindet. Würde das eine Griechin, eine Römerin gethan haben? Nein, nur eine Jüdin konnte es thun, und eine Jüdin that es auch."

„Es geſchah, um ihr Vaterland zu retten!" rief der Major.

„Ein edles Weib wird dieſem ihrem Vaterlande all' ihr Gut opfern, nur nicht ihre Ehre. In dieſer einzigen Geſchichte, und die Bibel zählt mehre dergleichen auf, bekundet ſich, was ich den Charakter einer Nation nenne. Nur ein einziges ſolches Beiſpiel und ich glaube nie wieder an die Größe und edle Natur jüdiſcher Weiber. Ein Volk, wo dieſe That eine Heldenthat genannt wird, das ſoll mir keine Ruhmestempel bauen."

„Die Judith hat für mich auch immer etwas höchſt Widriges gehabt," bemerkte die Tante Helene und Caroline warf dem Profeſſor einen lächelnden, aber dankbaren Blick zu.

„Wenn Sie aber nun weiter gehen und die andern Geſchichten, die wir mit Erbauung und Intereſſe zu leſen pflegen, ebenſo in ihrem ſittlichen Gehalte tief herabſetzen," ſagte der Baron, „ſo verfallen Sie offenbar, nach meiner Anſicht, in böswillige Uebertreibung."

„Dann würde ich mein gutes Recht aufgeben," entgegnete der Profeſſor. „Was ich behaupte, kann ich beweiſen, und für mein Gefühl habe ich Gründe. Wir ſind von Kindheit gewohnt, die Geſchichte dieſes Volks mit einer gewiſſen Andacht zu leſen, weil uns das Heil und Licht von dieſer Gegend her gekommen iſt; betrachten wir aber einmal unbefangen und

von jenem großen Ereigniſſe abgeſehen das Volk und ſeine Geſchichte, ſo finden wir eine Sammlung kleiner ſchmutziger Geſchichten, aus denen nirgends Größe, Adel oder auch nur Anmuth und Schönheit ſpricht. Wir ſehen ein Volk, das immerdar von Knechtsſinn geleitet wird und, wo es nur irgend frei athmet, gleich damit anfängt, ſeine Befreier zu betrügen, ihnen in's Angeſicht Demuth und Heuchelei, hinterrücks aber Bosheit und Empörung zu zeigen. Und bei Allem die Anmaßung auf unmittelbaren göttlichen Verkehr, himmliſchen Schutz, wodurch andere Völker als Parias der Schöpfung hingeſtellt werden! Bei ſo viel Fehlern ſolch ein Uebermuth, bei ſolcher niedriger ſittlicher Entwickelung ſolch ein Dünkel! Gehen wir nur in der Kürze die Geſchichten durch, die uns die hiſtoriſchen Sammlungen des alten Teſtaments bieten. Wir ſehen zuerſt eine Mutter, die im Vereine mit ihrem nichtsnutzigen Sohne einen alten erblindeten Vater betrügt, um ihm einen Segensſpruch zu entlocken, auf den der Greis, als auf das Höchſte und Größte, was er geben kann, einen religiöſen Werth legt. Dieſer durch Betrug erhandelte Segen geht dann auf ein Geſchlecht über, das mit Allem Handel treibt, zuerſt mit dem Segen des Vaters, dann mit der Keuſchheit der Jungfrau, dann mit dem Erbrecht des Erſtgeborenen, dann mit der Ehre des Mannes, dann mit der Liebe des Kindes. Ueberall Handel, überall Betrug. Eine Stadt ſoll untergehen, ſie brennt auch wirklich zuſammen, nur e i n e Familie wird gerettet. Wer iſt dieſer Edle, dieſer allein und einzig gerecht Befundene? Dieſer Mann, den Engel aus dem Thore geleiten? Gewiß iſt's ein Modell der Tugend, jeglichen

Männerwerthes — man ſehe nur nach, wie ſich einige Schritte ſeitwärts dieſes Modell benimmt. Wirklich, um ein ſolches intereſſantes Individuum zu retten, war es auch wohl erſt nöthig, ihn allein aus einer brennenden Stadt zu ziehen, die aus Polizeigründen untergeht. Dann haben wir einen Bruder, der zu hohen Aemtern gelangt, ſeine Brüder, denen er eine alte Schuld nachzutragen hat, auf eine gemeine Weiſe einſchüchtert und einfängt, indem er ſie in den Verdacht bringt, Silberzeug „eingeſteckt" zu haben. Wir ſehen hier wieder, wie der Begriff des Diebſtahls und des Betrugs dem Volksgeiſte ſo geläufig iſt, daß alle ihre Familienereigniſſe ſich lediglich um dieſe Angel drehen. Unter ihren Königen iſt ein Mann, der mir ganz beſonders zuwider iſt, das iſt der berühmte Pſalmſänger. In ihm finde ich nichts Königliches, nichts Edles, nichts Großes. Schon ſeine Art und Weiſe, ſich bei dem unglücklichen Saul einzuſchmeicheln und dann doch, da der hypochondriſche König Unglück im Kriege hat, ſeine Waffenthaten vom Volke ihm vorſingen zu laſſen. Endlich da die erſchlichene Krone ihm zufällt, hintergeht er auf die unwürdigſte Weiſe einen armen ehrlichen Mann, um deſſen Frau ſich zuzueignen. Es iſt wahr, er ſingt darauf ſchöne Bußpſalmen, aber es iſt ja neuerdings ſehr in Zweifel gezogen worden, ob ſie auch wirklich von ihm ſind; und dann machen alle Bußpſalmen der Welt einen ſolchen durch und durch makelvollen Charakter nicht wieder gut. Die Griechen ſind auch liſtig und boshaft; es handelt ſich bei ihnen wohl um ein entwendetes Schwert, nie aber um einen geſtohlenen ſilbernen Becher. Ulyſſes verübt eine Menge liſtiger Streiche, aber

er ſtiehlt nicht, Paris raubte von all dem Eigenthum des Menelaus nichts weiter als ſeine ſchöne Frau, ein iſraelitiſcher Held hätte vielleicht einen kleinen Theil des Hausgeräths mitgehen heißen, und dann hätte er aus ſicherer Ferne um ein Löſegeld unterhandelt. Am ſchneidendſten und widrigſten prägt ſich aber der wucheriſche Charakter in der Perſon des Judas aus. Hier iſt Alles beiſammen, was ſich in der Geſchichte dieſes Volks an einzelnen Gemeinheiten und Scheußlichkeiten findet; hier ſehen wir den Neid, die kleinliche Geſinnung, die das Hohe und Große nicht faßt, die falſche Freundlichkeit, den jämmerlichen Verrath und dann wieder das Geld — das nie fehlen darf, wo ein Jude auftritt, die dreißig Silberlinge! Dieſe fürchterlichen dreißig Silberlinge, die das erſte wahrhaft „ſchlechte Geſchäft" ſind, das dieſe Nation gemacht, weil ſie ſich dafür für alle Zeiten hin die Verachtung der Welt eingekauft hat! Ich weiß, daß ich als Knabe Thränen der Wuth weinte, als ich die Geſchichte von dieſem Schachermord las."

„Es iſt genug," rief der Baron, indem er einen beſorgten Blick auf ſeine Nichte warf, deren Wangen von Purpur glühten; „wir kommen zu tief in's Thema. Es hört uns Jemand, der uns nicht hören ſoll."

„Lieber Oheim," rief Caroline. „Alle dieſe Dinge ſind mir bekannt, ich ſah ſie faſt mit demſelben Auge an, wie der Profeſſor, dennoch erſchüttern ſie meinen Glauben nicht, daß es edle und treffliche Charaktere in dieſem Volke geben müſſe, die keine Spur der angeregten Fehler an ſich tragen." Sie ſetzte leiſe hinzu: „Und Nathan iſt ein ſolcher Charakter."

„Als ich in Spanien diente," hub der Major an, indem er mit einem humoriſtiſchen Blicke die kleine Verſammlung überſah, „gerieth ich, weiß ich doch ſelbſt nicht wie, mit einer hübſchen Jüdin in ein vertrauliches Verhältniß. Man merkte ihr nichts von den Abzeichen ihres Volkes an; ſie war edel, gefühlvoll, ſie hatte elegante, geſellige Formen, ſie war in der Literatur beleſen und übte die Muſik mit einer nicht gewöhnlichen Fertigkeit, dabei beſaß ſie ein großes Vermögen, das ihr erlaubte, den Künſten mit Freiheit zu huldigen und Geſchmack, Talent und Glanz in die Geſellſchaftsſphäre zu bringen. Man wünſchte mir Glück, dieſe hochfahrende Schöne in mein Intereſſe gebannt zu haben. Eines Abends ſaßen wir auf dem Balkon ihres Landhauſes, das ſie in der Nähe von Sevilla inne hatte. Ein Geſpräch romantiſcher Art war an uns vorüber gerauſcht, die Größe und Kühnheit der Thaten ſpaniſcher Helden, die Lieblichkeit und Fülle der dichteriſchen Geiſter dieſes paradieſiſchen Landes hatte uns ſchwärmen gemacht. Ich hielt meine Schöne im Arm und während ſie mit ſchöner Hand in den Saiten der Guitarre nach neuen Melodien ſcherzend herumirrte, entlockte ich ihren wunderprachtvollen dunkeln Augen feurige Liebesblicke. Meine Seele brannte in der Flamme der Poeſie. Einen Kuß, Geliebte, rief ich, einen Kuß! Sie neigte ſich zu mir, doch in dem Moment, als ſich unſere Lippen einigen ſollten, bemerkte ich, daß ſie einen Gegenſtand auf meiner Buſenkrauſe ſcharf fixirte. Ich blicke hin und ſehe, daß meine Vorſtecknadel ſtark hervorſteht. Was iſt's, meine Liebe? frage ich. Sie haben da einen unächten Diamanten, antwortet ſie; man hat Sie be-

trogen. Starr und verblüfft ließ ich die Arme von ihren Hüften niederſinken; es iſt, als hätte man mir ein Glas kaltes Waſſer in's Geſicht geſpritzt. Gottloſes Kind, rief ich, was ſagen Sie da? Iſt dies wohl der Moment, um von unächten Steinen zu ſprechen? — Es kam mir nur ſo in den Sinn, entgegnete ſie; im Strahl der Abendſonne warf der Diamant ein ſo häßliches trübes Licht. Sie wollte jetzt den verſprochenen Kuß mir geben, aber mein Feuer war verraucht; ich ſah nicht mehr die poetiſche Schöne, ich ſah nur noch die Jüdin vor mir. Bald darauf verließ ich Sevilla und hab' meine Diamantenkennerin nie wieder geſehen."

„Das Geſchichtchen iſt hübſch und paßt ganz in mein Syſtem," rief der Profeſſor lachend. „Ein Jude kann bis auf einen gewiſſen Grad hin edel, aufopfernd und ſelbſt groß erſcheinen. Dann aber kommt ein kleiner Zug, ein unbedeutendes, an ſich ſcheinbar ganz unerhebliches Etwas und legt die uralte Volksindividualität plötzlich bloß."

Während dieſes Geſprächs hatte der junge Maler das ſehr wohl gelungene Portrait Carolinen's gezeichnet. Der Baron, der Major, die Tante Helene erbaten ſich das Bild zum Geſchenke, aber es verſchwand, ehe man ſich's verſah, in der Mappe des Künſtlers, von wo es nicht wieder zum Vorſchein kam.

Ein großes Rittergut in der Nähe des Landhauſes des Barons war verkauft worden und der jetzige Beſitzer, ein ſehr reicher Banquier aus der Reſidenz, zog mit ſeiner Familie in dieſen Tagen ein. Es gab deshalb viel Tumult und Bewe-

gung. Schwer bepackte Güterwagen bewegten ſich auf dem nicht ſehr fahrbaren Landwege, der gewählt werden mußte, weil die Chauſſee gerade gebeſſert wurde. In einem offenen eleganten Wagen in der neueſten Form ſah man von dem Saalfenſter des Landhauſes aus die neue Rittergutsherrſchaft einziehen. Eine ältliche Dame, ganz in Caſchemir gehüllt, ein kleines roſenfarbenes Hütchen mit einer ſchneeweißen, im Winde weithin ſpielenden Feder auf dem Haupte, lag in der Ecke des Wagens und hielt es nicht der Mühe werth, ihre Blicke auf die Umgebung zu richten. Vielleicht auch weil ſie ſo unbeholfen corpulent war, daß ihr das Wenden des Kopfes Mühe machte. Ein Herr ſaß neben ihr, deſſen Antlitz eine große, braungelbe, wie aus koſtbarem Holz geſchnitzte Naſe zierte. Er hatte ein kleines Hütchen auf, unter dem die ſchwarzen glänzenden Locken einer wohlgeordneten Perrücke hervorſpielten. Dieſem Paar gegenüber lag, ebenfalls nachläſſig zurückgelehnt, ein junges Mädchen, in einem flatternden Florſhawl von gelber Farbenmiſchung gehüllt. Sie hielt die Lorgnette vor und blickte zu den Fenſtern des Landhauſes hinauf, jedoch ohne zu grüßen. In einem zweiten Wagen ſaßen drei Herren, von denen der eine gebückt und, wie es ſchien, theilnahmlos ſich auf den großen goldenen Knopf ſeines Bambusrohres ſtützte, der zweite mit einem zerſtreuten und glanzvollen Blick in der Gegend umſah, und der dritte, ein noch junger und dabei ſehr ſchöner Mann, ſich plötzlich erhob und mit weithin geſchwenktem Hute in das letzte Saalfenſter hineingrüßte, wo Caroline ſtand. Dadurch wurden ſeine beiden Gefährten ebenfalls aufmerkſam: der Alte grüßte pflegmatiſch aber freund-

lich, der Andere trocken und kalt., So fuhren denn die Wagen um die Parkecke; zwei berittene Diener und ein Kabriolet, in dem eine dicke, ſchwitzende Kammerfrau neben einem ſehr blaſſen jungen Mädchen ſaß, folgten. Die Jugend des benachbarten Dorfes und die Dienerſchaft des Landhauſes hatten ſich neugierig an den Chauſſeen aufgeſtellt, und man hörte einen leiſen Spottruf: „Der Jüd zieht ein!“ Aengſtliche Blicke ſahen zu den Fenſtern hinauf, zu erforſchen, ob der Herr den Ruf vernommen habe, denn ſeine Anſicht über dergleichen Spottreden und das ſtrenge Verbot, das er gegen jeden unziemlichen Scherz der Art erlaſſen, waren Jedem bekannt.

Die Tante Helene, die ihren Morgenſpaziergang noch nicht gemacht hatte, forderte Carolinen auf, ſie zu begleiten, und beide Frauen wandelten behaglich den langen ſchattigen Gang, den breitäſtige Kaſtanienbäume bildeten, bis zu einer niedrig liegenden Terraſſe herab. „Mein Kind,“ hub das alternde Fräulein an, „nenne mir doch die Geſellſchaft, die wir eben geſehen. Ich war verreiſt und hab' von allem dem, das ſich in meiner Abweſenheit zugetragen, nur wenig gehört.“

„Ich muß mit dem zweiten Wagen anfangen,“ ſagte Caroline lächelnd, „denn darin ſaß die wichtigſte Perſon der Familie.“

„Dein Bräutigam?“ fügte die Tante hinzu.

„Den meine ich damit nicht,“ ſagte das junge Mädchen, indem eine flüchtige Röthe ihre Wangen färbte, „ſondern den alten Mann, den ſogenannten Marcheſe, den Gründer des großen Vermögens der Melicho. Er iſt, wie man mir geſagt, mit einem kleinen Hauſirergeſchäft aus Italien hierher in's Land

Während Walther nun sein Lied zu Ende sang, war es völlig dunkel geworden, und ein scharfer Nachtwind fing an durch die Wipfel der Bäume zu streichen, die mit ihren Gezweigen dichter und dichter sich verflochten, ja manchmal den Weg ganz zu sperren schienen. Je weiter sie aber gingen, je länger schritt der Fremde aus, wobei er oft gar inniglich stöhnte, nach einer Weile aber also anhub: Ihr macht mir es aber auch herzlich sauer, mit Euch zu gehen, hätten wir noch weit, so möchte ich wohl zurück bleiben. Das steht Euch ja frei, entgegnete Walther, doch will mir dünken, daß Ihr mindestens nicht zu kurz schreitet, um wohl gleichen Tritt mit mir zu halten. Eben darum, sprach jener; doch, nun sind wir ja angelangt, folgt mir nur um diese Waldesecke hier. Schnell bog bei diesen Worten der Fremde von dem Weg ab und Walther sah, ihm mit den Augen folgend, durch das dunkle Gezweig den bunten Glanz und Schimmer vieler Lichter.

Unentschlossen, ob er der Einladung folgen oder seinen Weg durch die immer dunkler und rauher werdende Nacht fortsetzen sollte, stand er noch da, als plötzlich eine Kindesstimme neben ihm erscholl und sprach: „Tretet näher, Meister Walther! Vater wartet Eurer schon am Heerd.“ Erstaunt, seinen Namen zu vernehmen in Gegenden, wo se

gekommen, hat aber ſogleich günſtige Conſtellationen in der damaligen politiſch bewegten Welt zu nutzen verſtanden und große Summen gewonnen. König Murat, dem er perſönlich bekannt und der ihm verpflichtet worden, hat ihm den Titel eines Marcheſe verliehen, ſein urſprünglicher Name ſoll Melchior geweſen ſein. Er iſt, wie Du haſt ſehen können, liebſte Tante, noch ein ſchlichter, einfacher Mann, und wenn er nicht den Zug von Verſchloſſenheit und Kälte im Antlitz hätte, ſo müßte alle Welt ihn auf den erſten Anblick lieb gewinnen. Sein älteſter Sohn, der Commercienrath Saul Melicho, der mit Frau und Tochter im erſten Wagen ſaß, iſt der Repräſentant des Reichthums und des Glanzes der Familie. Er hat eine Frankfurter Jüdin geheirathet, die ebenfalls ein großes Vermögen ihm zugebracht. Die beiden jüngern Brüder ſind zur Zeit noch unverheirathet, der ältere, Meyer Melicho, den Du neben dem Vater haſt ſitzen ſehen, treibt ſich gelangweilt und verſtimmt in der Welt umher, ich hab' ihn nie heiter und gegen Welt und Menſchen wohlgeſinnt geſehen, dagegen iſt Nathan, mein Auserwählter, ein durchaus edler und auch froher Menſch, der für alles Schöne und Gute Sinn hat, was man von den andern Brüdern nicht ſagen kann."

„Wie wurdeſt Du mit ihm bekannt?" fragte die Tante.

„Die Muſik, die wir beide üben und ihr ſchwärmeriſch anhängen, hat uns zuſammengeführt. Die wöchentlichen Concerte, die im Hauſe des Commercienraths jeden Mittwoch Statt fanden, waren die ungeſuchten und zwangloſen Zuſammenkünfte, die unſere erwachende Neigung nährten. Ich hörte ihn das ſo oft und ſo grauſam gemißhandelte Piano

ſpielen, und dieſes verhaßte Inſtrument, der Tummelplatz des ſchnödeſten Dilettantismus unſerer Tage, wurde mir plötzlich lieb und bemerkenswerth. Er hatte Lieder componirt und trug ſie ſelbſt vor. Obgleich er zur neuern Schule gehörte, vermied er doch ihre Grimacen und Atrocitäten; er blieb, dem leiſen Athemzuge der Muſe lauſchend, treu in Wahrheit und Gefühl. Nie hab' ich die gemeinen Impromptu's der modernen Piano-Gaukler an ihm entdeckt, man konnte ſeine Lieder ſingen, man brauchte ſie nicht zu ſchreien; man konnte weiblich bleiben und zart, man brauchte ſich nicht in ein heulendes und zappelndes Ungethüm zu verwandeln. Ich ſagte ihm dies einmal und er erwiderte: Seitdem ich Ihr Bild, mein Bululein, immerdar vor Augen habe, componire ich ſo — früher hab' ich ebenfalls dem ſinnloſeſten Schwindel gehuldigt, denn welcher junge Anfänger ließe ſich nicht von der Mode des Tages fortreißen. Ich will Dir geſtehen, Tante, daß dieſe wenigen Worte, mit dem Accent der Wahrheit und des unmittelbaren Gefühls geſprochen, einen tiefen Eindruck auf mich hervorbrachten. Ich hatte heilſam auf eine ſchöne künſtleriſche Begabung gewirkt, welch' ein Triumph für mich! Was konnte mir Lohnenderes und Erhebenderes geſchehen! Es folgte nun natürlich, daß ich, die er für geeignet hielt, das Zarte und Schöne an die Stelle des Manirirten und Schreienden zu ſetzen, ihm mein Syſtem weiter entwickelte, daß wir oft ſtundenlang allein am Piano ſaßen und die ſüßen Liederſtimmen faſt aller Zeiten und Jahrhunderte über unſern Häuptern dahinrauſchten. Da war es, wo auch ich anfing, mein Flügelpaar ſchüchtern zu entfalten und einen Flug zu wagen auf

den kryſtallnen klingenden Wogen der Harmonien. Auch ich trug ſchöpferiſch Geſänge zuſammen; auch ich legte Blüthe an Blüthe zu einem Strauß, und wie ſelig lauſchte ich, als von ihm meine Tondichtungen gedeutet und ausgeſprochen wurden. Die übrige Welt war für uns nicht mehr vorhanden. Wir ſahen wohl, daß ſich Geſtalten hin und her bewegten, wir hörten wohl, wie manches harte und widrige Wort in unſerer unmittelbarſten Nähe ausgeſprochen wurde; aber es war immer, wenigſtens mir war es ſo, als bauten ſich wie ein kühles Blättergeranke die ſchönen Klänge zwiſchen uns und der Welt, auf daß nichts Störendes zu uns eindränge. Der Commercienrath, oder eigentlich noch mehr ſeine Frau, brachten aber dieſe träumeriſche Zeit zu einem herben Schluß. Nathan ſollte eine reiche Partie thun, eine Verwandte der Schwägerin war angelangt und man wollte dieſes Geſchäft raſch zu Stande bringen. Dieſes unzeitige und unzarte Drängen trieb meinen Freund ſeinerſeits zu einem raſchen Entſchluß; er bot mir ſein Herz und ſeine Hand. Ich nahm ſie an. Böſe Stunden hatten wir zu durchleben, aber welche Liebe hätte ſolche nicht zu überſtehen, welcher Frühling wäre ohne Gewitter und Stürme hinaufgezogen. Es ging vorüber; die reiche und geldſtolze Familie gewöhnte ſich daran, mich armes und einfaches Mädchen in ihrer Mitte zu ſehen."

„Du denkſt zu beſcheiden von Dir," ſetzte die Tante raſch hinzu. „Ich meinerſeits hätte doch noch ſehr reiflich überlegt, ob ich in die „Judenfamilie" mich hineinbegeben ſolle."

„Vorurtheil, liebſte Tante, Vorurtheil!"

„Höre, beſtes Kind! Ich bin wahrlich nicht blind und ſtörriſch gegen eine Anſicht eingenommen, der jetzt alle Welt huldigt, weil ſie eine Modeanſicht iſt, ich bin nicht gegen eine bürgerliche Gleichſtellung der Juden mit uns, dennoch aber kann ich nicht anders, ich muß meinerſeits ebenfalls Deine Wahl tadeln.“

„Es iſt nun einmal geſchehen, theuerſte Tante; kein Wort weiter.“

„Du biſt ſehr eigenſinnig.“

„Nicht eigenſinnig; nenne es charakterfeſt. - Warum ſoll es unter einer Claſſe Menſchen, deren eigentliches Treiben und Denken wir noch gar nicht recht verſtehen, die wir daher falſch und übereilt beurtheilen, nicht Individuen geben, die trotz aller anderweitigen Disharmonien gerade mit uns doch harmoniren? Nathan hat von den Fehlern ſeines Volks keinen einzigen; ich heirathe ihn, ich werde ihm zugehören; was kümmert mich die Verwandtſchaft? Mögen ſie ſein, wie ſie wollen und können.“

„Wir können dieſe Leute neben uns gelten laſſen,“ hub die Tante wieder an; „wir können ihnen alle Ehre, alles Glück, allen Genuß gönnen, den wir aus dem Staats- und öffentlichen Leben ſchöpfen, nur unſer zarteſtes, innigſtes Selbſt dürfen wir ihnen nicht hingeben, weil ſie uns bei aller Nähe doch immer fremd gegenüberſtehen. Es iſt zu viel geſündigt worden auf beiden Theilen gegen einander, die Beleidigungen und das Mißtrauen von drüben und hüben ſind zu tief eingewurzelt, ich kann mir die heiligen und intimen Verhältniſſe, die die Ehe bedingt, nun einmal nicht von einem chriſtlichen Individuum

inmitten jüdiſcher Umgebung und umgekehrt unerſchüttert und ungekränkt denken. Ich kann es nicht. Als eine Frau urtheile ich nur nach meinem Empfinden und Fühlen; gern will ich zugeben, daß ich, einem Denker und hellen Kopf gegenüber, Unrecht habe, aber wir Frauen ſind auf dieſen moraliſchen Inſtinkt hingewieſen; da liegt unſer Glück, unſere Ruhe, unſer Recht. Beweiſen läßt ſich hier nichts. Es iſt ja ganz etwas anderes, mit Jemand im Leben zu verkehren, ihn zu achten, ihm Vertrauen und ſelbſt Bewunderung zu zollen oder ihn zu lieben, in ihm den Vater ſeiner Kinder zu ſehen! Fühlſt Du nicht, daß da ein Grund des Bedenkens für uns Frauen liegt, der in allen philoſophiſchen und cosmopolitiſchen Abhandlungen, die von Männern geſchrieben werden, fehlt, nothwendig fehlen muß, eben weil die Autoren Männer ſind. Das verſtehen nur wir allein."

Das Geſpräch wurde hier abgebrochen, denn man ſah den Baumgang hinab einen jungen Mann eilig und faſt im Laufe daherkommen. Caroline ging ihm lächelnd und mit freudeſtrahlenden Blicken entgegen. In demſelben Augenblicke trat der junge Maler aus den Gebüſchen, als er jedoch den Ankommenden bemerkte, lenkte er ſchnell ſeitwärts. Helene allein bemerkte ſeine trauervolle und beſtürzte Miene. Die Liebenden begrüßten ſich zärtlich und Caroline ſtellte ihren Verlobten der Tante vor. Nach einem kurzen, aber lebhaft geführten Geſpräche entfernte ſich Helene wieder und ſagte zu ſich ſelbſt: „Der junge Mann iſt wirklich artig und liebenswürdig. Wir Alten, die wir einer früheren Zeit angehören, ſollen nur nicht verſtockt und eigenwillig ſein. Man ſagt uns ja fortwährend,

daß wir das wahre Gute noch nicht geſehen und genoſſen haben, daß es erſt jetzt in die Erſcheinung tritt, daß die neue und neueſte Zeit erſt im Leben, Kunſt und Wiſſen das Wahre und Richtige herbeiführt; ſo mögen wir uns denn auch gefügig und anerkennend zeigen. Ich für meinen Theil will gern Unrecht haben; die Ehe kann glücklich ſein, ja ſie wird es ſogar gewiß ſein."

Als die gutmüthige alte Dame bei dieſen Worten um die Ecke des Baumgangs bog, ſah ſie den Profeſſor mit einem fremden Manne eilig auf ſich zukommen. „Ich muß Ihnen, meine edle Freundin," rief der Erſtere, „hier meinen Jugendfreund, Doctor Walter, vorſtellen. Er iſt auf einer wiſſenſchaftlichen Reiſe nach B— begriffen und kommt, da er von meinem Hierſein erfahren, mich hier aufzuſuchen. Wir ſind, wie es bei ächten Freunden ſein ſoll, ein Leib und eine Seele."

Der alſo Gerühmte, ein blaſſer, noch junger Mann, mit einem fein und edel geformten Geſichte, verbeugte ſich und ſagte lächelnd: „Was den Leib betrifft, ſo haſt Du den geſunden und ich den kranken."

„Einbildung, Einbildung!" rief der Profeſſor. „Du biſt geſund durch und durch und fehlt's noch irgendwo, ſo ſoll unſere friſche Landluft nachhelfen. Ich entlaſſe Dich nicht eher nach dem ſtaubigen und mir völlig verhaßten B—, als bis Du alle Grillen von Krankheit gänzlich aufgegeben. Denken Sie, mein Fräulein," ſetzte der Lebhafte, zu Helenen gewendet, hinzu: „dieſer Mann geht, um in Sitzungsſälen und an Conferenztiſchen hochwichtige politiſche und ſociale Fragen unſerer Zeit entſcheiden zu helfen. Müſſen wir da nicht

unſer Möglichſtes thun, ihn heil an Körper und Geiſt hinüber zu ſchaffen?"

„Freilich!" entgegnete der Angeredete. Es wurde nun verabredet, daß die Freunde, während der Baron und der Major nebſt den Damen die neue Nachbarſchaft auf dem Ritterſitze beſuchten, kleine Fußwanderungen im Gebirge vornehmen ſollten. „Nur muß ich," rief der Profeſſor, „nicht völlig von jenen Beſuchen mich ausſchließen: das wäre auffallend und ich ſcheue nichts ſo ſehr, als Aergerniß geben."

„Wir ſind morgen zu Mittag auf's Schloß eingeladen," ſagte Helene; „Sie haben alſo ſofort Gelegenheit, Ihre guten Vorſätze auszuführen."

In einem reich mit Goldleiſten und ſeidenen Draperien verzierten Gemache ſaß in einer Sophaecke Frau von Melicho und las ein beſonders angreifendes Capitel im „Ewigen Juden". Der Schweiß ſtand der dicken Dame im Geſicht, ſie war ſichtlich aufgeregt und befand ſich, wie alle Anzeichen merken ließen, in einem Zuſtande von Wohlbehagen, den ſie dadurch noch von Zeit zu Zeit vermehrte, daß ſie ſich ein großes Bouquet Nelken und Jasmin vor die Naſe hielt. Sie hatte eines ihrer kleinen dicken, unförmlichen Beine auf's Sopha gelegt, und das blaſſe Kammermädchen war beſchäftigt, den runden Fuß, der in ſeiner weißen Strumpfumhüllung wie ein koloſſaler Schneeballen ausſah, mit einem feinen Lederſchuh zu umſpannen, der auf keine Weiſe anpaſſen wollte und aller Hülfsmittel der armen Babet ſpottete. Sie hatte ihre Finger ſchon faſt

blutig geklemmt, der Schuh wollte und wollte nicht das Ziel ſeiner Beſtimmung erreichen. Ein ungeduldiges Zucken der Eigenthümerin dieſes üppigen, aller Feſſel ſpottenden Fußes verrieth, wie wenig Babet auf Nachſicht zu hoffen habe, wenn das Werk nicht bald zu Stande kam, und in der That fiel auch die ſcharfe Ecke des Einbandes des ewigen Juden alsbald hart auf den blonden Scheitel des unglücklichen Mädchens nieder und die ſcharfe Stimme der gnädigen Frau rief: „Ungeſchickt! Wie lange ſoll ich mich quälen! Gehe ſie und ſchick ſie die Roſa her.“ Weinend entfernte ſich das blaſſe Kind und bald darauf erſchien die Kammerfrau, eben ſo dick, eben ſo ſchwitzend, wie ihre Gebieterin, und brachte ein Paar andere Schuhe mit, die das Experiment beſſer glücken machten. Unterdeſſen hatte ſich eine kleine gothiſche Seitenthür geöffnet und Herr Melicho war eingetreten, eine Feder hinter dem Ohr und ziemlich verdrießliche Blicke um ſich werfend.

„Noch nicht beim Geſchäft?“ fragte Herr Melicho ſeine Gattin. Sie warf ihm einen zürnenden Blick zu, indem ſie rief: „Soll ich nicht haben einen Augenblick frei, um mich zu beſchäftigen mit der ſchönen Literatur?“

„Du ſollſt ihn haben, Eſther! Aber Du weißt, daß ich mich auf Niemand verlaſſe, wie auf Dich! Ehe Du die Rechnungen nicht durchgeſehen haſt, bezahle ich keinen Groſchen. Ach, ach! wenn der Himmel einen Mann mit Unglück ſtrafen will, ſo läßt er ihn ein Haus kaufen.“

„Laß Meyer Dir helfen!“ warf die Dame hin.

„Meyer! Meyer!“ entgegnete er. „Der Meyer iſt uns nix nutze. Wenn er nicht will den Kopf laſſen hängen und

melancholiſch ſein, ſo denkt er auf ſeinen eigenen Vortheil. Er hat jetzt die Fabrik im Sinn. Mein ganzes Schloß iſt von oben bis unten mit den verdammten Oelfäſſern vollgeſtopft."

„Ein Rittergutsbeſitzer, der mit Oel handelt!" rief Frau von Melicho ſpottend. „Wir fangen gut an."

„Eſther! Du weißt, daß der Meyer mich ehrlich bezahlt und daß der arme Mann für's Erſte nicht anderswo ſeine Fäſſer placiren kann."

„Das Diner, das wir heute geben, hätte ich wollen im Ritterſaal anrichten laſſen, aber da liegen Meyer's Baumwollenballen."

„Ja, die liegen da. Laß es gut ſein. Die armen Kirchenratten, die wir heute bewirthen, werden ſich unſere Brühen und Brocken auch im großen Salon wohlſchmecken laſſen. Der Ritterſaal bleibt dann aufgeſpart, wenn wir den Miniſter bei uns ſehen."

„So glaubſt Du, Saul, daß der Miniſter kommen wird zu uns?"

„Er wird kommen, Eſther; er wird."

„Es ſoll mir lieb ſein von wegen des Nachbarvolks hierum in der Gegend. Man muß ſehen, daß wir leben mit dem Hofe in intimer Bekanntſchaft."

„Es iſt etwas anders, was mich bekümmert, Eſther. Der Vater hat noch immer keine Briefe von dem Hauſe Hatford u. Lipsman erhalten. Gott ſtraf mich! Das Haus fängt an, ſehr ſaumſelig und pflichtvergeſſen in ſeinen Correſpondenzen zu werden."

„Mein Magendrücken, Saul! mein Magendrücken. Vor der Mahlzeit nicht ſprechen von Geſchäften! Der liebe Doctor Romhild, ein Arzt wahrlich ganz wie er ſein ſoll, pflegte zu ſagen: Meine theure Baronin, ihre Conſtitution iſt zu ſchwach, um gefahrlos zu wagen, was tauſend Andere wagen. So ſagte er. Wo iſt Melitta?"

„Hier Mama. Sei ſo gut, Papa, und knöpfe mir den Handſchuh feſt."

„Willſt Du auf dem Lande vollſtändige Toilette machen, mein Kind?" fragte Frau von Melicho. „Ich bemerke Dir, daß das nicht bon ton iſt. Uebrigens für wen ſchmückſt Du Dich? Für dieſes Landfräulein und deren Verwandte, die, dem Himmel ſei es geklagt, auch bald die unſrigen ſein werden, oder willſt Du eine Eroberung an dem alten Pfarrer machen?"

„Oh — oh! Papa hat mir das Knöpfchen abgeriſſen! Es giebt doch nichts Widrigeres als Papa's Finger, ſo braun, ſo kalt, ſo mager, ſo behaart."

Frau von Melicho lächelte und ſagte: „Und dennoch, mein Kind, nahm ich dieſe Hand ſehr gern in die meinige, denn ſie gab mir dreißigtauſend Thälerchen jährlicher Einkünfte."

„Fünftauſend haſt Du vergeſſen," berichtigte der Gemahl, „die durch das Geſchäftchen noch hinzukamen, das ich mit Deinem Bruder abſchloß."

„Den Du über's Ohr gehauen haſt."

„Pſt! meine Liebe, man ſagt dergleichen nicht ſo laut."

„Aber in der Familie, Papa, unter uns, kann man's doch ſagen!" rief Melitta. „Die Mutter und ich ſind nicht für die unnützen Zartheiten. Wie viel brachteſt Du mit, Mama?"

gänzlich fremd und ungekannt er sich glaubte, folgte zögernd er dem Knaben, der zutraulich seine Hand gefaßt hatte und ihn einer klosterähnlichen Wohnung zuzog, die hinter dichten Bäumen versteckt, durch die Erleuchtung ihrer gemalten Scheiben eine magische Dämmerung in die Waldnacht verbreitete. Seht Ihr wohl, daß es hier besser denn draußen, und daß meine Wohnung nicht ganz zu verschmähen ist, sprach beim Eintritt in's Zimmer sein nächtlicher Reisegefährte, der an einem hellen Kaminfeuer saß. Walther sah jetzt eine lange Greisengestalt mit einer grauen, mönchsähnlichen Kutte bekleidet, um die ein von vielen metallenen Ringen in wunderbaren Figuren geflochtener Gürtel sich schlang. Gegen die übrigens ehrwürdigen Züge stach aber gar auffallend das dunkle unstäte Feuer ab, so in den Augen brannte, deren Blick jedesmal unwillkührlich ein geheimes Grauen erregte, wie wohl den befällt, der in eine bodenlose Tiefe oder in einen brausenden Wassersturz hinabsieht. Dieses unheimliche Gefühl vermehrte sich noch bei Betrachtung der Verzierung des Gemaches, das bei aller Sauberkeit, ja selbst Pracht, etwas Entsetzen erregendes hatte. Mit täuschender Natürlichkeit waren an den Wänden schöne, frische Wiesengegenden abgebildet, die mit Wald und Buschwerk bekränzt, ja hin und wieder mit Blumen von man-

„Siebenzigtauſend Thaler baar und das Haus in Frankfurt.“

Melitta auflachend: „Eine ſpottſchlechte Mitgift! Papa, ich hätte mir an Deiner Stelle eine reichere Frau ausgeſucht. Du hätteſt nur die Millionen-Straße auf und nieder gehen ſollen, hätteſt ſchon etwas anderes gefunden. Da iſt der Aron — nun Du kennſt ihn —“

„He! meinſt Du, daß die Sara Aron ſolch einen Lump genommen hätte?“ rief Frau von Melicho mit kreiſchendem Lachen. „Die ging auf einen Herzog oder auf einen Rothſchild aus. Die Sara ſolch einen dünnen mottenzerfreſſenen Bankier aus D—; ſie hätte ausgeſpien, wenn ſie ihn erblickt hätte, ich ſage Dir ausgeſpien. Man muß dieſe Häuſer kennen.“

„Ich werde nicht auf Geld ſehn,“ bemerkte Melitta. „Mein Mann muß nur recht hübſch ſein.“

„Sage lieber, er muß arm ſein, denn mit einem armen Manne können wir Frauen thun was wir wollen,“ bemerkte die Mutter, indem ſie einen tiefen Seufzer ausſtieß.

„Arm und hübſch!“ rief Melitta. „Grade ſo wie Arthur Hirſch.“

„O weh, Kind!“ ſchrie Herr von Melicho! „der Sohn des Bankierottirers! Das geb ich nimmer zu.“

„Du wirſt es zugeben, Papa!“

„Nein, nein, nein!

„Gott, mein Magendrücken!“ rief die Mutter. „Zankt euch nur nicht vor der Mahlzeit, und nicht in meiner Gegenwart. Ihr habt Beide ſolche durchdringende widerwärtige Stimmen. Nie im Leben hab ich noch ſolche Stimmen gehört!

Es iſt als wenn man ein altes Kaſſerol mit einem Barbierbecken zuſammenſchlüge."

„Da kommt der Großpapa!" rief Melitta. Alle eilten dem alten Manne entgegen, der gebückt und auf ſeinen Sohn Meyer gelehnt eintrat. Melitta küßte ihm die Hand, Frau von Melicho ſchob mit großer Anſtrengung einen Polſterſtuhl ans Fenſter und ihr Gemahl ſagte mit einer halblauten ſchmeichelnden Stimme, indem er ſich zu den Frauen wandte: „Mauſchelchen hat gut geſchlafen im neuen Hauſe! Seht nur die rothen Bäckchen, die blitzenden Augen. Ihr ſagt mir, das iſt ein alter Mann von ſiebenzig Jahren, ich ſag euch, Ihr lügt, das iſt ein Vierziger! Ein Dreißiger!" —

„Ungewöhnlich friſch und munter!" bemerkte Meyer. „Unſer theurer, lieber Vater!"

„Unſer theurer lieber Vater!" wiederholten Saul und ſeine Frau, indem ſie mit einem wahren Paroxismus von Liebe, Achtung und Verehrung den Alten betrachteten, der ſich verdrießlich in ſeinem Stuhle zurechtſetzte, und eine Priſe aus der ihm offen hingehaltenen Doſe nahm.

„Wir werden einen Kourier ſchicken müſſen nach Amſterdam!" brummte der Alte, indem er unter den buſchigen, weißen Augenbrauen hervor auf beide Söhne abwechſelnd finſtre Blicke ſchoß. „Es wird nicht anders gehn. Mir ahnet Schlimmes. Wir müſſen raſch unſre Gelder encaſſiren. Uebermorgen um dieſe Stunde können ſie ſchon in unſrer Hand ſein und wir werden dann ruhig ſchlafen können. Ich hab eine verfluchte Nacht zugebracht!" —

„Sing einmal die Arie aus Romeo und Julie, Melitta,“ rief Frau von Melicho. „Der Papa liebt ſie ſo ſehr.“

„Bleib!“ gebot der Alte; „ich mag jetzt nicht ſingen hören. Habt Ihr verſtanden?“ fuhr er zu den Söhnen fort. „Einen Kourier und noch dieſe Stunde!“ —

„Aber das Haus Hatford und Lindman iſt ja das älteſte und ſolideſte in Amſterdam,“ bemerkte Meyer.

„Lehre Du mich den Markt kennen!“ rief der Alte.

„Wie findeſt Du das, Eſther,“ bemerkte Saul, indem er ſich zu ſeiner Frau wandte, „daß Freund Meyer dem Vater Einwendungen und Zweifel aufdeckt? Ich meinerſeits würde es nicht wagen. Wenn mich der Reſpekt des Sohnes auch nicht zurückhielte, ſo würde dies unfehlbar doch die Ehrfurcht thun, die ein Anfänger und Lehrling für den Meiſter hegt. Erinnre dich, mein Täubchen, daß ich Dir vor einer Viertelſtunde ſagte, man müſſe einen Kourier nach Amſterdam ſchicken. Nun?“

„Du ſagteſt es, Saul, Du ſagteſt es.“

Meyer warf dem Bruder einen verächtlichen Blick zu, indem er ſich entfernte und rief: „Ich werde des Vaters Befehle vollziehen. Es giebt Leute, die ſich ſelbſt rühmen, weil kein Andrer ſie zu rühmen Grund findet.“

„Was brummte er da?“ fragte Frau von Melicho ihren Mann gereizt. „Darf ein Menſch brummen, der unſer Haus von oben bis unten mit Oelfäſſern vollgeſpickt hat? Aber ſo treiben es unedle und undankbare Seelen. Ach mein Magen-drücken!“ —

„Mama, die Gäſte kommen“ rief Melitta.

Der Major, die Tante Helene führend, trat ein, der Ba-

ren und der Professor folgten, Nathan und seine Verlobte bildeten den Schluß. Weitläufige Bewillkommnungsceremonien von beiden Seiten. Man versicherte einander, daß man im höchsten Grade erfreut war, eine so angenehme Nachbarschaft gewonnen zu haben und sprach den Wunsch aus, daß der gesellige Verkehr ununterbrochen fortdauern möge. Herr und Frau von Melicho besaßen die Formen der guten Gesellschaft, sie verstießen gegen keine Regel des geselligen Verkehrs, eine jahrelange Uebung hatte ihnen große Sicherheit und selbst Feinheit verliehen. Der alte Melicho, der sich bewußt war, diese Vorzüge nicht zu besitzen, versteckte seine Rohheit und Befangenheit hinter ein mürrisches und hochfahrendes Wesen. Gewöhnlich war er schweigsam; wenn er aber sprach, so hatten seine Worte etwas Beleidigendes, ohne daß er hierzu die Absicht hatte. Er empfing während des Mittagsmahls Briefe, die er ohne einen Zwang sich aufzulegen, öffnete und las. Es wurden aufs sorgfältigste alle Gespräche vermieden, die irgendwie auf beiden Theilen die wahren Interessen und die wirkliche Meinung über Dinge und Menschen hätten berühren können. Der Baron war anfangs willens gewesen über den vorigen Besitzer des Rittergutes einige Worte fallen zu lassen, er gab es aber auf, weil er über diesen Mann nicht wohl anders sprechen konnte, als den Adel und die jetzige Stellung der Geldmacht berührend. Das konnte Bitterkeiten aufrühren. Tendenzgespräche sind in einer Gesellschaft, die so grelle Antipathien hegt, äußerst gefährlich. Meyer Melicho sah ganz danach aus, als wolle er keine Antwort schuldig bleiben. Der Major, der eine große Anzahl ergötzlicher Anekdoten wußte,

kam mit dem Entſchluß zur Geſellſchaft, mit dieſem Schatze hauſiren zu gehn, aber als die Atmosphäre um ihn her ſo fein und ſcharf wurde, überdachte er ſeine Anekdoten genauer und fand, daß in den meiſten derſelben jüdiſche Perſönlichkeiten ſtark hineinſpielten; er ſchwieg alſo auch. Der Profeſſor, der aus lobenswerthen Grundſätzen gekommen war, um ſeine Feindſchaft, die er der ganzen Nation angekündigt, einzelnen Individuen nicht entgelten zu laſſen, führte mit gezwungener Lebhaftigkeit ein wiſſenſchaftliches Geſpräch, das aber bald erlahmte, da Niemand ernſtlich auf das Thema einging. Die Liebenden hatten ein Geſpräch für ſich, und ſomit blieb Niemand weiter übrig, um die Ehren der Tafelunterhaltung zu tragen, als die beiden Frauen, die Commercienräthin und die Tante Helene. Aber dieſe zwei genügten auch vollkommen. Kein Mann macht es einer Frau im leichten Balanciren auf dem Seil einer ſchwierigen Unterhaltung nach. Die Tante Helene beſonders entwickelte ihr glänzendes Talent, das ſie in frühern Jahren als Hofdame einer Prinzeſſin ausgebildet hatte, über ein Nichts zu ſprechen, und dieſes Nichts ſelbſt lächelnd, als ein Nichts hinzuſtellen. Als man aufſtand glaubte man ſich unterhalten zu haben und man hatte nur gegeſſen. Ein Spaziergang in den Garten war ebenfalls nur ein neuer Seiltanz. Als die kleine Geſellſchaft wieder nach Hauſe fuhr, rief der Baron ärgerlich: „Wenn man mich fragte, wer dieſe Leute ſeien, ſo würde ich, obgleich ich manche Stunden mit ihnen zuſammen geweſen, doch ſagen müſſen, ich kenne ſie gar nicht.“ —

„Und ſoll man denn alle Leute, denen man im Leben begegnet, kennen lernen?“ fragte die Tante lächelnd. „Das Kennen-

lernen reißt immer ein Stück von unſerer Seele und unſerm Herzen los, mit beiden aber müſſen wir Haus halten."

„Sehr wahr!" rief der Major. „Ich begnüge mich damit, daß ich weiß, gewiſſe Menſchen exiſtiren, ſo wie ich weiß daß gewiſſe Bücher geſchrieben worden ſind, die ich doch nie leſen werde."

„Ich glaube Du haſt in Deinem Leben nur drei, höchſtens vier Bücher geleſen;" rief der Baron lachend.

„Die aber vollſtändig und tüchtig," entgegnete der Verſpottete ruhig. „Ich weiß über jede Seite Auskunft zu geben und der Verfaſſer hat keine Zeile für mich umſonſt geſchrieben. So mach ich's auch mit den Menſchen. Die wenigen, die ich wirklich kenne, haben auch bei mir eine gewiſſe Unſterblichkeit gewonnen; ſie ſind mit mir ein und daſſelbe Weſen geworden. An wenigen Exemplaren ſtudire ich die Gattung. Wie wäre denn anders Menſchenkenntniß möglich? Nicht daß wir viele Menſchen, ſondern daß wir die wenigen recht kennen lernen, darin beſteht ſie, meiner Meinung nach. Der liebe Gott iſt, wie wir Alle genugſam wiſſen, ein Vielſchreiber, er hat eine Unzahl von Werken producirt; unmöglich kann ich alle leſen, aber dieſe Achtung bin ich ihm, wie jedem andern Autor ſchuldig, daß, wenn ich einmal ein Buch von ihm in die Hand nehme, ich es mit der Anſtrengung aller meiner Geiſteskräfte durch und durch, um und um ſtudire, ſo daß mir kein Punktum und kein Komma entgeht."

„Was iſt Ihnen, mein lieber Heimdorfer?" fragte der Baron den Profeſſor, der mißmuthig ſich in die Wagenecke gedrückt hatte und hartnäckig ſchwieg.

„Ach ein abſcheuliches Buch," rief dieſer, „ein ganz abſcheuliches Buch hat mich um meine gute Laune gebracht."

„Ein Buch?" fragte der Major. „Sie wollen ſagen ein Menſch."

„Nein, nein, ein Buch! Aber freilich iſt dieſes Buch auch zugleich ein Menſch; denn heutzutage wirken die Bücher nur noch durch ihre Autoren, nicht mehr wie früher die Autoren durch ihre Bücher. Die öffentliche Meinung hat die Art oder die Unart angenommen, daß ſie das geſchriebne Wort nicht mehr von der Perſon, die es ſchrieb, zu trennen verſteht."

„Das iſt das neuerwachte öffentliche Leben bei uns Deutſchen!" rief der Baron freudig. „So ſoll es ſein. Ein Buch iſt ein öffentlicher Charakter, ein öffentlicher Charakter iſt ein Buch. Wir haben keine Pedanten und Bücherwürmer mehr."

„Das Buch, das ich meine," ſagte Heimdorfer, „ſind Heine's Gedichte. Iſt mir irgend ein Geſchöpf auf der weiten Gotteswelt zuwider, ſo iſt es dieſer Dichter, den ich dabei, Gott ſei's geklagt, doch immer noch bewundern muß. Es iſt eine Krankheit und ein Jammer. Ich kann und kann nicht dieſen widrigen Menſchen in meiner Seele vernichten, wie ich's gerne möchte, und das bringt troſtloſen Kummer über mein ganzes Weſen. Ich ſah ſeine ganze bodenloſe Nichtswürdigkeit vor mir, ich weiß daß ihm nichts heilig und ernſt iſt, daß vor ſeinem Auge jeder Purpurmantel der Menſchheit in ekelhafte Lumpen zerfällt, und dennoch — dennoch ſchwärme ich für manche ſeiner Lieder aus ſeiner frühern Zeit, ich kann über manche ſeiner boshaften Poſſen noch jetzt lachen. Daß mir ein Jude das anthut iſt mir doppelt troſtlos; und zwar ein

Jude, in dem ich alle die unbeſchreiblich widrigen Eigenſchaften des Volkes vereinigt wieder finde. Wie ſchmachvoll für Deutſchland war die Erhebung dieſes Dichters und dennoch, wenn er heute aufträte, ich weiß nicht, ob ich nicht auch dazu beitragen würde, ihn zu erheben. So grauſam hat hier die Natur geſpielt. Einen köſtlichen Inhalt in einen Becher, aus dem niedrigſten Stoffe gebildet, gegoſſen."

„Ich kenne nur weniges von ihm," bemerkte die Tante; „aber ich beſinne mich wohl, daß, als er auftrat, man ihn den deutſchen Byron nannte."

„Ein Vergleich," ſchrie der Profeſſor, „der eben ſo wenig paßt als wenn man den Engel Gabriel mit dem Scharfrichter vergleichen wollte, weil beide ein Schwert in der Hand führen. O meine theuerſte Freundin, der Eine ganz Adel und Kühnheit, ganz Edelmuth und Stolz, ganz urſprüngliche und wahre Natur, der Andre ganz troſtloſe Gemeinheit und hohle Unnatur. In Byrons Seele lebte wirklich und wahrhaftig jener Schmerz um die in Thorheit und Elend verſunkene Menſchheit, der kleine deutſche Byron heuchelte aber dieſen Schmerz um gemeine Lüſternheit, Scherz und Hohn mit allem Großen und Edlen, was die Menſchenbruſt hegt, darunter zu verbergen. Giebt es etwas Unwürdigeres als ſein Gedicht auf die todte Maria, wo der ſeelauflöſende Schmerz um eine uns geraubte Geliebte in ein teufliſches, ſchmutziges Spiel mit ihrer Leiche übergeht? Ach, und ſolche Stellen wüßte ich eine Menge in ſeinen Werken zu nennen. Es iſt eben wieder der Jude, der mit Allem Schacher treibt. Es war die Welt damals in Beſtürzung und Schmerz verſenkt, die Nationen

hüllten ſich in Sack und Aſche, der große brittiſche Barde gab dieſer dumpfen Bußſtimmung den Ausdruck, ſchnell hinter ihm kam dieſer kleine Pulcinell um, da der Artikel in Mode war, damit zu ſchachern; alle Wirkung, alle Größe der Erſcheinung war nun dahin. Von ihm recht eigentlich geht jene teufliſche Ironie aus, die ſich über jeden Enthuſiasmus, jede Gefühlstiefe und Innigkeit luſtig macht, die immer das kleine, gemeine, ſchadenfrohe Wort findet, das ſchnell auf eine auflodernde Seelenflamme den Auslöſcher ſtülpt. Unſerer Jugend hat er unſäglich geſchadet. Immer gemein, immer boshaft, immer in den ſchmutzigen Schlupfwinkel ſeiner Ironie ſich zurückziehend, hat er jeden ernſtlichen Kampf vermieden, und ſich immer damit begnügt, einer Größe, an der die Nation hing, hinterrücks Koth aufs Kleid zu werfen. Ich erinnere nur an ſeinen Streit mit Platen, wenn man das einen Streit nennen kann, wo der Gegner ſich leidend verhält. Heine wirft Platen vor, daß er ſich nicht ſatt gegeſſen, daß er ſeine Verſe bei hungerndem Magen gemacht, er dagegen habe ſich immer ſatt eſſen können und ſeine Verſe, gleichſam ſpielend und zur Verdauung gemacht. Mit dieſen Worten ſpricht ſich der kleine Epikuräer ſelbſt ſein Urtheil. Jawohl hat er ſeine Verſe in der Verdauungsſtunde niedergeſchrieben, ſie tragen den Charakter jener ekelhaften Sattheit an ſich, die die Welt mit halbzugedrücktem, welkem, ſinnlichſtarrem Auge betrachtet. Platen, den ich übrigens in ſeinen Capricen und Sonderbarkeiten durchaus nicht entſchuldigen will, hat durch dieſen Gegner in den Augen der Nation unendlich gewonnen. Selbſt Heine's Witz trägt den Stempel der äußerſten moraliſchen Verſunkenheit, und man iſt über

die Natur des ächten kaustischen und sarkastischen Witzes sehr im Irrthum, wenn man unsern Cyniker der plebejesten Sorte mit Voltaire vergleicht. Abgesehn davon, daß die ungeheure Witzbegabung Voltaire's sich mit dem kleinen Schatze in den Hirnkammern unsres Witzbolds gar nicht zusammenstellen läßt, ist auch die edle Grundlage, der moralische Zorn, der den Hintergrund bildet, auf dem die burlesken Witzfiguren Voltaire's ihr oft sehr scandalöses Ballet tanzen, überall nicht zu verkennen, und der geharnischte Vertheidiger des Calas ist eine riesige Zeiterscheinung gegen das Pygmäen-Zerrbild unseres Satirikers. Eben so wenig läßt er sich mit Lichtenberg zusammenstellen; alle diese Stimmführer des züchtigenden und bessernden Spottgeistes waren was unser Dichter nicht ist, Männer, das heißt es lebte Mark und Gesinnung in ihnen, sie hatten ein faßbares Herz, eine faßbare Hand, unser Poet jedoch ist eine schmutzige Molluske, die, wenn man sie fassen will, spurlos entschlüpft und nur die besudelte Hand als Andenken zurückläßt."

„War nicht Börne ein ähnlicher Charakter oder Nichtcharakter?" fragte die Tante.

„Sie irren sehr, wenn Sie das glauben, Gnädigste," rief der Professor. „Börne war ein Mann, obgleich Jude, vor dem ich tief meinen Hut abnehme und den ich gar nicht in einem Athemzug mit dem obigen Jammerhelden nennen mag. Börne's Witz, und Niemand außer Voltaire hatte je einen schärfern, war mannhaft und kräftig, er war unbeschreiblich bitter, oft schneidend ungerecht aber nie gemein-gesinnungslos. Es war Unglück für den edlen Börne, daß ein Geschöpf wie

cherlei Art und Farben bedeckt, recht anmuthig aussahen; doch war der sie umgebende Himmel so trüb' und neblig, und der Boden schien so unsicher und hohl, als decke er nur ein offenes Grab. Ein Feld besonders, welches die unverkennbare Ansicht einer deutschen Gegend darstellte, erweckte dies Gefühl. Auch hier war eine Wiese vorgestellt, frisch und herrlich grünend, mit kleinen lieblichen blauen Blumen sonder Zahl bedeckt, und deren fernsten Hintergrund die Thürme und Mauern einer Stadt schlossen. Vergebens strengte bei Betrachtung dieser Landschaft Walther sein Erinnerungsvermögen an, sich zurückzurufen, wo schon in frühern Tagen er sie gesehen, die so heimlich bekannt ihm vorkam, als habe er als Kind auf jener Flur gespielt; dennoch überfiel, so oft er die Blicke hinwandte und je länger er sie ansah, ein so unnennbares Grauen, wie kalter Todesschauer sein Herz, daß er mehrmal mit der Hand sich die Augen deckte, dem furchtbaren Eindruck zu entgehen; denn hier mehr, wie bei allen andern, schien einen bodenlosen Abgrund die dünne Rasendecke nur zu überziehen, und das getäuschte Auge glaubte das zitternde Schwanken der Erdrinde im Gemälde zu bemerken, die die Tiefe verhüllte. Während nun Walther noch so seine Umgebungen betrachtete, der Greis aber emsig das Feuer schürte, hatte das Kind eine kleine

Heine grade damals ſeine Triumphe feierte und das Feld, worauf er ſäete, niedertrat. Das große Publicum, das gereizt und erbittert war, warf Beide dann in eine Verdammung. Ich habe ſtets mit Bewunderung Börne geleſen und geſtehe zu, daß ich ihm unendlich viel was Veredlung und Klärung meines Urtheils und meiner Anſichten über Leben und Kunſt betrifft, verdanke. Er, Spinoza und Moſes Mendelsſohn ſind die Juden, an deren Andenken ich mich feſt ſchließen muß, um nicht in gänzliche Ungerechtigkeit und Härte gegen die mir ſo unendlich verhaßte Nation zu verfallen."

„Nun, um nun wieder auf unſern Poeten zurückzukommen," ſagte der Baron lächelnd, „wo fanden Sie denn ſeine Gedichte?"

„Auf dem Nähtiſchchen des Fräuleins vom Hauſe," entgegnete der Profeſſor ſchmerzlich aufgeregt. „Denken Sie ſich nun ein junges Mädchen, das dieſe Gedichte lieſt! Ich kann es nicht mit Worten ausdrücken, wie Leſerin und Buch mir jetzt doppelt zuwider geworden ſind."

„Haben Sie nicht ſelbſt vorhin geſagt, daß Sie die Gedichte ſchön finden?" ſagte die Tante verwundert.

„Allerdings; doch weiß ich ſehr wohl den poetiſchen Gedanken, das glücklich gewählte Bild von dem ſittlichen Inhalt zu ſcheiden. Das möchte aber ein junges Mädchen nicht im Stande ſein, und ſie könnte dann wohl für Ausdruck der Liebe halten, was nur ein ſchmutziger Hauch aus der Schenke iſt. Für ſie iſt der fortgeſetzte Spott über Tugend und Reinheit ein gefährliches Gift und dieſe Gattung Ironie wie Heine ſie übt, dieſe Nivellirung alles Edlen, Hohen und Reinen iſt, wenn

ſie in den Mund einer Frau, oder gar eines Mädchens übergeht die widrigſte und empörendſte Verunſtaltung des Geſchlechts. Ein Weib, das auf Heine'ſche Weiſe witzelte, ſtände mir auf der tiefſten Stufe der Entwürdigung."

„Nun genug vom Gedicht und Dichter!" rief der Major indem er die Damen vom Wagen herabhob. „Das Abendeſſen ſteht bereit in der großen Jasminlaube. Es nehme Jeder ein Licht und die Geſellſchaft verfüge ſich dorthin." Dieſer Anordnung Folge leiſtend nahm ſich der kleine Zug ganz hübſch aus, wie er durch die dunkeln Baumgruppen und Gebüſche in der ſpäten Abendſtunde dahinſchritt. Der junge Maler hatte an Carolinens Platz ein ſchönes Laub und Blumengewinde aufgeführt, das ſich wie ein Thron geſtaltete. „Es iſt nicht Platz für Zwei darin," rief Caroline lächelnd, indem ſie auf Nathan wies, der eben vom ſchnellen Ritt, mit dem er dem Wagen gefolgt war, erhitzt zur Geſellſchaft trat. Der junge Künſtler blickte verwundert und verdrießlich auf; „Wenn nicht für Eine allein, dann für Niemand!" rief er und riß die Laube raſch zuſammen. Dieſes kleine Ereigniß brachte einige Verſtimmung in die Geſellſchaft; man dachte aber bald nicht mehr daran. Des Malers Platz blieb leer; er kam nicht, da man ihn wiederholt rief.

Um dieſe Stunde ging es auf dem Schloſſe des neuen Rittergutsbeſitzers nicht ſo geſellig zu. Frau von Melicho ſaß in ihrem Kabinet noch ſpät wach bei den Rechnungen, ihr Gemahl ſpielte eine Parthie ecarté mit dem Vater, bei der es

ſehr ſchweigſam herging. Meyer überzählte mit ſeinem Handelsagenten die Oel- und Baumwollenvorräthe und beſichtigte einen nahgelegnen Speicher. Melitta ſaß in ihrem Zimmer und ſchrieb eine zärtliche Einladung an Arthur Hirſch; denn es ſollte dem Diner nun ein Ball folgen, und zu dieſem war die ganze Nachbarſchaft und viele Gäſte aus der Reſidenz hinzugezogen. Im Souterrain des Schloſſes, in zwei geräumigen Zimmern trieb ein ſeltſamer Bewohner ſein Weſen, deſſen Geſtalt recht eigentlich in den Rahmen dieſer Erzählung gehört. Es war ein alter Jude mit kahlem Scheitel und einem dürftigen, graugelben, häßlichen Barte. Seit einer Reihefolge von Jahren war dieſes ſeltne Exemplar eines Hausfaktotums bei der Familie Melicho eingebürgert. Er hieß Iſaak und war wie ſein alter Herr ein ungetaufter ſtrenggläubiger Jude; während die Familie in ihren übrigen Mitgliedern dem Chriſtenthum, dem Namen nach, angehörte. Der alte Iſaak hätte ſich ſofort das Leben genommen, wenn er erfahren, daß ſein alter Gebieter ebenfalls Anſtalten machte zu der Sekte der Nazarener überzugehn; aber der Marcheſe, wie er immer von Iſaak genannt wurde, machte hierzu auch keine Anſtalten; obgleich er nicht ſo fanatiſch und mit einer gleichſam wildpoetiſchen Leidenſchaft am Glauben hing wie ſein alter Diener. Dieſer hatte ſeinen Herrn noch arm und verachtet gekannt, er hatte ihn darauf in Reichthum und Ehren ſchwelgen ſehen, aber weder Reichthum noch Armuth, weder das was die Welt Ehre noch das was ſie Schmach nennt, hatten irgend eine, auch nicht die leiſeſte Veränderung, in dem Herzen und dem Betragen des alten Iſaak gegen den, den er ſeinen Herrn und Gebieter

nannte, hervorgebracht. Seine Dienertreue war ein religiöſer Kultus, ſo wie Alles bei ihm mit der Religion zuſammenhing. Außerhalb des moſaiſchen Geſetzes und der Formeln der orthodoxen jüdiſchen Lehre konnte er keine Minute athmen; Moſes und die Propheten waren das Salz und Brod ſeines alten Lebens, ſo wie ſie das Entzücken und der Stolz ſeiner Jugend geweſen waren. Er wartete noch, im vollen Begriff des Wortes, auf den Meſſias, der das auserwählte Volk Gottes in die Freiheit und in die Herrlichkeit hinausführen ſollte. Von den irdiſchen Genüſſen waren ihm wenige zu Theil geworden. Als ſein Herr Reichthümer ſammelte blieb Iſaak arm, denn gegen die Gewohnheit ſeines Volkes trachtete er nicht nach Schätzen, ihm genügte die Ueberzeugung, daß ſein Gebieter ihn nicht werde verhungern laſſen. Von einem Weibe, das früh ſtarb und das er zärtlichſt geliebt, war ihm nur eine Tochter geblieben und dieſes arme Geſchöpf war zu Zeiten geſtörten Geiſtes. Zu ſechszehn Jahren herangereift trug ſie noch die Manieren und die Einfalt eines Kindes zur Schau. In ihrer Geiſtesverſunkenheit bildete ſich eine ſeltſame und den frommen Vater beſonders erſchütternde Erſcheinung hervor; die unglückliche Irrſinnige glaubte nemlich die von Gott gekrönte und gewählte Fürſtin zu ſein, die die Beſtimmung erhalten, ihr Volk wieder in das Land der Väter und zu dem uralten Königſitze zu Jeruſalem zurückzuführen. Wenn dieſe magiſche Träumerei ſie überkam, erwachten in der Seele der Jammervollen Geiſter auf, die wie raſtlos thätige Engelſchaaren ein Gebäude der Größe und Herrlichkeit in ſtaunenswerther Geſchwindigkeit aufführten. Man glaubte die Stimme

einer jungen Prophetin zu hören, die ihre Geſänge ertönen ließ, unbekümmert, ob eine gläubige Menge oder ein Heer von Spöttern ſie umgebe. Gleich darauf, nachdem die Flamme erloſchen, fiel ſie wieder in den Zuſtand gänzlicher Abgeſtorbenheit und kindiſcher Schwäche. Der Vater, dem etwas von der ehrerbietigen Scheu aller Orientalen für Wahnſinnige anhaftete, ſah ſein Kind mit Kummer aber auch zu Zeiten mit einer fanatiſchen Liebe an; es war ihm im Traume geweiſſagt worden, daß er ſie nicht lange ſein Eigenthum nennen werde, und darum umſchloß ſein Herz das theure Gut mit jener krampfhaften Stärke, die eine bedrohte Liebe, eine eingeſchüchterte Leidenſchaft verleiht. Er duldete nicht, wo er es irgend verhindern konnte, daß fremde Hände ſie berührten, er war ihr erſter und treueſter Diener; er ordnete ihr Zimmer und ſtellte das Geräthe ſo hin, wie das arme Kind gewohnt war, daſſelbe zu ſehen, er trug das Spielwerk zuſammen, die aus Holz geſchnitzten Püppchen, die Bauhölzer und die Schächtelchen und Käſtchen, er brachte das Kind zu Bette, wenn es ſein nutzloſes und thörichtes Tagewerk vollendet hatte und ſaß an ſeinem Lager, die Hand des Mädchens in der ſeinigen, bis es, das Auge bis zuletzt ihm zugewendet, entſchlummert war; dann beugte er ſein Haupt über die ſchwarzen wie Ebenholz glänzenden Haarflechten und murmelte Gebete, wie ſie ſein Glaube ihm vorſchrieb.

Die Stunde des zu Bettegehens hatte eben geſchlagen; es war ſtille in dem Gemache Iſaak's geworden, als ſich im Vorſaal Tritte hören ließen und bald darauf der alte Melicho erſchien. Iſaak machte leiſe ſeine Rechte aus der Hand des ſchlummernden Mädchens los und trat ehrerbietig ſeinem Herrn

entgegen, der ihm winkte, ihm in's Vorzimmer zu folgen. „Du mußt dieſe Nacht noch hinaus", rief der Marcheſe. „Sei nicht böſe, daß ich Dich aus Deinem warmen Dachsloche hinaustreibe. Die Nacht iſt mild und Du biſt an dergleichen Reiſen gewöhnt."

„Du ſagſt es", entgegnete Iſaak. „Ich bin gewohnt an dergleichen Reiſen. Immer haſt Du irgend eine Heimlichkeit, die Du Deinen Söhnen verbirgſt."

„Und hab' ich da nicht Recht, Iſaak? Unſere ärgſten Feinde ſind die, die aus unſerm eignen Blut emporwachſen. Fragſt Du mich, wer das Herz einer Mutter am empfindlichſten treffen kann, ſo ſag' ich Dir, es iſt der, der unter dieſem Herzen gelegen. Lehre mich nicht die Treue und Liebe eines Kindes kennen; mich ekelt, wenn ich nur davon ſprechen höre."

Iſaak antwortete nicht; er blickte nur mit einem ganz eignen Ausdruck von Staunen und Mitleiden zu ſeinem Herrn und dann zu ſeiner ſchlummernden Tochter hinüber.

„Nimm dieſes Käſtchen", fuhr der Marcheſe fort, „und trag es noch dieſe Stunde zu dem alten B— in D—. Hörſt Du? Gieb's ihm nur ab; er weiß ſchon was es bedeutet. Doch — Du weißt es wohl auch? Alter, Du weißt es wohl auch?" Der Blick des hämiſchen Mißtrauens, der bei dieſen Worten unter den weißen, buſchigten Augenbrauen hervorſchoß, war unbeſchreiblich widrig. Iſaak blickte ſeinen Herrn ſcharf an und ſagte nichts weiter als die Worte: „Funfzig Jahr —"

„Ja ja, funfzig Jahr ſind wir ſchon beiſammen", fuhr Jener auf. „Ich weiß, ich weiß —"

„Und ich habe meine trockne Brotrinde mit Dir getheilt —“

„Auch das weiß ich“, rief der Marcheſe heftig. „Nun nimm das Käſtchen. Nimm! Als ich in Livorno jene funfzig Goldſtücke gewann und nichts darum wußte, im Leben nichts darum gewußt hätte —“

„Brachte Dir Iſaak die funfzig Goldſtücke? —“

„Er brachte ſie. Nun nimm das Käſtchen und mach' Dich raſch auf den Weg, grauer Spitzbube, alter Gauner.“ Dieſe Worte waren Ehrenbenennungen beim Marcheſe; wenn er aber Jemanden einen ehrlichen Mann nannte, dann hatte er jene obigen Bezeichnungen im Sinn. Während Iſaak den Mantel umlegte und ſich reiſefertig machte, öffnete ſein Herr das Fenſter und überſah den ſtillen, nächtlichen Hofplatz, indem er zugleich auf den Lichtſchein achtete, der aus den obern Fenſtern auf die Kaſtanienbäume vor denſelben fiel. „Sie ſchlummern ſchön Alle“, rief er, das Fenſter wieder ſchließend; „der blaſſe Schein oben iſt vom Nachtlicht. Du kannſt Dein Pferd aus dem Stalle ziehn und den Hof verlaſſen, ohne daß Du einem meiner Söhne bemerkbar wirſt. Eile, mein Alter, eile. Das verwünſchte Schloß! ich habe hier keine ruhige Nacht; es iſt mir immer, als müſſe ich bald dieſes, bald jenes thun, nur um mir Ruhe zu verſchaffen.“

„Das iſt der Schatten Abel Ephraims!“ rief Iſaak, „der Dich peinigt.“

„Was ſagſt Du da?“ rief der Marcheſe. „Hab' ich Dir nicht verboten, dieſen Namen zu nennen? Doch ich beſinne

mich, ich hob dieſes Verbot wieder auf, weil ich es kindiſch finde, Deine abergläubiſchen Vorſtellungen zu theilen."

„Als Abel Ephraim", fuhr Iſaak fort, „all ſein Hab und Gut verloren hatte, als er arm und von den Nazarenern wie ein Hund aus der Hütte geſtoßen zu Dir kam und ſagte: ‚Bruder hilf!' da hobſt Du den Fuß auf und gabſt dem alten Mann einen Tritt und rieſſt: ‚Hab' ich darum Tag und Nacht geſchaſſt, um daß mein Geld zu dem Narren und Bettler übergehe? Geh, dreimal räudiger Hund, von meiner Schwelle, und gab Dir der Chriſt einen Tritt, ſo geb' ich Dir zwei auf Deinen morſchen Leib!' Und als Du das geſagt hatteſt, trat die Sonne hinter eine Wolke, und ich ſah es nach wie vor, wie Abel Ephraim's Geſicht fremd und ſeltſam ſich umgeſtaltete, als ſei er jener erſte Abel, deſſen Blut niederlief an dem Opferhügel Kain's, und Abel Ephraim rief: ‚Eine Mutter hat uns geboren, aus einem Quell haben wir Nahrung geſogen; darum, Bruder, hilf!' Du weigerteſt Dich wieder und wollteſt zu einem neuen Fluche Athem holen, da ſagte Jener: ‚Das Fett iſt Deinem Acker entzogen!' Wo Du wandelſt, wird die Sonne nicht hinſcheinen, wenn Dein Kind lächeln will, ſo wird es vorerſt ſein Antlitz von Dir abwenden; Dein Weib wird anderswo fröhlich ſein als bei Dir. Das Gold, dem Du dieneſt, wird Dich erſchlagen!'

„Du haſt ein gutes Gedächtniß, alte Eule", rief der Marcheſe. „Ich hatte die Rede des Thoren ſchon längſt vergeſſen, ſo wie ich den Ort vergeſſen habe, wo man ihn hingeworfen hat, als er, ein ſchmutziger Bettler, im Winkel eines Lazareths geſtorben."

„Ich kenne das Grab", ſagte Iſaak, „und als wir fortzogen, beſuchte ich es." Mit dieſen Worten entfernte er ſich leiſe. Sein Herr ſah ihm nach wie er über den ſtillen Hofplatz ging und das Pferd aus dem Stalle herauszog; er lauſchte, ob ſich kein Fenſter öffnete, aber es blieb Alles ſtill. Dann ſchloß er wieder das Fenſter und murmelte vor ſich hin: „Und wenn er heute vor mich hinträte, der troſtloſe, armſelige Verſchwender, und wenn ich heute noch in ſeine Augen ſehen müßte, die trüb' und glanzlos in Todesangſt mich anſtarrten, ich würde ihm daſſelbe antworten, was ich ihm damals antwortete; ich würde wie damals meinen Fuß aufheben, — um"

Das Wort auf ſeinen Lippen erſtarb, er ſchauderte unwillkürlich zuſammen, denn zum Erſchrecken nahe ſtand plötzlich eine ſeltſame Geſtalt vor ihm. In dem trüben Dämmerlicht, das im Zimmer herrſchte, hielt er anfangs die verhüllte Erſcheinung für den Schatten deſſen, den er eben geſchmäht, näher hinblickend gewahrte er aber, daß es ein Weib war, ein Weib, das er nicht kannte, das ſich hier, während er mit ſeinem Vertrauten beſchäftigt geweſen, eingeſchlichen haben mußte; der Gedanke, daß ſein Eigenthum gefährdet ſei, überwog bei dem ſchnell zur Beſinnung ſich Aufraffenden jede andere Vorſtellung und er faßte mit ſtarker Fauſt die wankende Geſtalt, die ihren Schleier fallen ließ und in einem purpurnen Untergewande mit einer Krone auf dem Haupte, das lange, ſchwarze Haar frei auf die Schultern hinabfallen laſſend, gebieteriſch und kühn vor ihrem Dränger ſtand. „Wage nicht die Hand an mich zu legen, Du Unreiner aus dem Volke!" rief ſie mit tönender Stimme. „Iſt nicht genug des Böſen

ſchon auf Dein Haupt geladen, um daß Du noch Gelüſten trägſt, freventlich meine geheiligte Perſon zu beſchimpfen! Hinweg Verräther! Wenn Alle ſo wären wie Du, ich würde mein Volk nicht ſammeln, um mit ihm hinzuziehen in die uralte Stätte königlicher Ehren, ich würde nicht wieder aufbauen laſſen den Tempel Salomo's! Ich ließe die heilige Stätte unter Schutt und Trümmern begraben, wie ſie jetzt ruht. Ich rührte keine Hand, um einen Troß Miſſethäter und feiger Buben in das Land der Väter zurückzuführen. Hinweg! Berühre den Saum meines Gewandes nicht, Du beſudelſt ihn!"

Der Alte war in einen Stuhl geſunken und rief lachend: „Iſaaks Tochter! Und ich Thor habe mich durch das verrückte Kind erſchrecken laſſen. Geh' zu Bette, Mirjam! zu Bette, Mädchen!" —

Statt dieſer Weiſung zu folgen ſtieß ſie die Thüren des Nebenzimmers auf, und ein heller Glanz ſtrömte hervor. Die Blödſinnige hatte eine Anzahl Lichter angezündet und auf die vorgeſchriebene Weiſe, wie ſie es beim Gottesdienſte geſehen hatte, vertheilt. In dieſen Glanz trat ſie nun und ihre hohe, ſchlanke Geſtalt, in der phantaſtiſchen Umhüllung von Purpurſtoffen und Gold, brachte in der That einen ſo überraſchenden und ſchönen Effekt hervor, daß der alte Melicho vor Erſtaunen einen Augenblick ſprachlos daſtand, dann aber rief er: „Dumme, alberne Poſſen! Was ſoll das? Ich werde Dich einſperren laſſen, einfältiges Kind!"

„Einſperren? Mich, Deine Königin, Deine Herrin!" rief Mirjam. „Widerwärtiger, ſchmutziger Alter! weißt Du nicht, daß Du und die Erben Deiner Schande und Deines fluchbela-

Tafel gedeckt und mit allerhand Speisen und Weinen besetzt: da öffnete sich die Thür des Zimmers, und herein trat eine herrliche, hohe, von einem silbernen Schleier umflossene Mädchengestalt. Im Arme trug sie eine Mandoline; mannichfache Perlenschnüre schlangen sich durch das blonde Haar und um das bläulich schimmernde Gewand, und leicht, wie von den Lüften getragen, war ihr Schritt. Gegenüber an den Tisch setzte sie sich Walthern, sah einigemal mit ihren tief dunklen Augen ihn mitleidig an, und sang dann mit unendlich lieblicher und weicher Stimme:

Tief in dem Schooß der Erde zieht
Des Stromes klare Welle,
Und über ihr die Blume blüht
In heitrer Tageshelle.

Sie winkt so mild, sie winkt so schön,
Giebt Dir die süßen Düfte;
Doch laß, o laß die Blume stehn,
Und schau des Abgrunds Grüfte.

Da thront geheimnißvolle Macht;
Glänzt nie des Morgens Helle;
Drum, Wandrer, scheu die dunkle Nacht
Des wilden Stromes Welle.

denen Goldes in meiner Hand ſtehn? Ich, ich herrſche über Euch Alle! Ich bin berufen, den Weizen zu ſäubern von der Spreu, und die Wenigen unter Euch, die noch gerecht befunden werden, einzuführen in das Reich Eurer Väter. Aber Du kommſt nicht hinein! An Deinen Händen klebt Erde! Auf ewig beſudelt haſt Du Dein prieſterlich Gewand, Deine Seele haſt Du ertödtet unter dem Peſthauche irdiſcher Gier. Das Volk Gottes iſt tief, tief geſunken, doch Einer von denen, die am tiefſten Abgrunde ſchlummern, biſt Du. Auf Deiner Stirn iſt die Schande unſer Aller geſchrieben. Ich ſpreche den Fluch über Dich aus, den Fluch, der am ſchreckbarſten tönet von allen Flüchen, die zwiſchen Aufgang und Niedergang hingeſprochen werden: Sei einſam, einſam, einſam!"

Die arme Kranke, als ſie dieſe Worte mit der äußerſten Anſtrengung ihrer Kräfte geſprochen, ſank zuſammen, und ihr purpurner Mantel, über ſie zuſammenſchlagend, bedeckte ſie ganz. Ein Klagelied, ſchauervoll tönend, drang über ihre erbleichten Lippen. Der alte Melicho trat in's Zimmer, löſchte die Kerzen vorſichtig alle aus und entfernte ſich dann, die Thüre hinter ſich abſchließend, indem er das Mädchen auf dem Boden liegen ließ. Der heimkehrende Vater fand ſein Kind noch in dieſer Stellung, die einfache Weiſe des Klageliedes in langen Pauſen wiederholend. Er hob ſie auf, ſchloß ſie zärtlich in ſeine Arme und ſeine zitternden Lippen drückten Segensküſſe auf ihre kalte Stirn. Er nahm die Krone ab, legte ſie vorſichtig auf einen Stuhl nebenbei, und während das Mädchen todesbleich an ſeiner Bruſt ruhte, ordnete er ihr Haar wieder in Flechten. Thränen entfielen dabei ſeinen dü-

ſterblickenden Augen. Die Erſtarrte erholte ſich allmälig und ſchlang ihre Arme mit dem Ausdruck der leidenſchaftlichſten Innigkeit um den Alten: „Vater!“ rief ſie, „Vater! Wann ziehen wir nun fort? Wann gehſt Du mit Deinem Kinde in das goldne Land der Ernten und des Segens? Wann führſt Du Deine gekrönte Tochter in den Tempel ein und zeigſt ſie den Weiſen und Prieſtern als die Gottberufene? Wann, Vater, wann?“

„Mein Kind, Du mußt noch warten!“ entgegnete der Alte mit weicher Stimme, „die Zeit iſt noch nicht reif.“

„Sie iſt's, Vater!“ ſtammelte ſie. „In der vorigen Nacht hatte ich einen Traum, einen wunderſamen Traum. Ich ſah mich verſetzt in das Thal Joſaphat, in jenes wunderſame, heilige Thal, in dem einſt der Erde Bewohner, die Pilgrimme aller Zeiten ſich ſammeln werden, um daß über ſie gerichtet werde!“

„Ha, meine Tochter!“ ſchrie der Alte und ſeine Augen ſtarrten wie im Entſetzen. „Du ſahſt dieſes Thal?“

„Ich ſah es; ich ſtand mitten darin. Es bereitete ſich die große Nacht vor. Die Sonne ward entlaſſen ihres Dienſtes, ſie ging beſcheiden wie eine Magd, die ihr Tagewerk vollbracht vom Himmel weg und ihr glänzendes Gewand verſchwand hinter dem blauen, wirbelnden Gewölk des Nachthimmels. Sie ging, um nimmer wiederzukehren. Auch die Sterne traten vor Gott und wurden ihres Dienſtes entlaſſen; nur der Mond allein blieb, er ſollte die Gebeine der Todten beſcheinen, die jetzt, behangen mit Gewürm, ſich aus den Tiefen der nächtlichen Erde löſten. Der Mond, als der Zeuge des Laſters, als

das blaſſe Antlitz, das jegliche Sünde geſchaut, mußte nun auch leuchten, da der Böſen Thaten Rechnung gehalten wurde. Es war ein greller Schein, den der Mond warf, in dieſem Lichte zitterten die Würmer an den Leibern der Auferſtandenen, und die Spinnen in den Augenhöhlen der Todtenköpfe liefen erſchreckt hin und her. Der Chor der Todten ſang: „So laßt uns nun hinziehen und empfahen den Lohn, der uns bereitet iſt. Auf, Bruder, aus dem kalten Grabe, auf, Schweſter, aus dem Schlummer der Verweſung, nehmt Euer brennendes Herz, Euer nicht zu löſchendes Gedächtniß und tragt es in die Nacht hinaus zur Stätte des Gerichts. Horch, noch iſt alles ſtill; noch hat kein Engel ſeinen Flug zwiſchen Erde und Himmel begonnen; wir ziehen noch ſtill und einſam in die ewigen Schatten. Leiſe, leiſe, daß unſer Geſang nicht voreilig der Richter werde. Noch iſt eine Minute Zeit, wo wir nicht verdammt ſind. Später, ſpäter iſt's ach auf ewig vorbei." Als ſie ſo ſangen und die entfleiſchten Arme gegen den Mond ausſtreckten, geſchah ein entſetzlicher Poſaunenſtoß, ein Klang, der die Seelen zerriß, der die Erde ſpaltete. Die wandelnden Leichen ſchraken zuſammen und ein blaugraues Blut floß wie geſchmolzen Blei durch ihre Adern. Sie fingen an, im Entſetzen durcheinanderzurafen, und die flatternden Leichentücher verwickelten ſich, die Würmer des Einen flogen auf den Andern, die Knochenhände krallten ſich feſt in die Augenhöhlen des Nachbars; ein gräßliches Ringen und Laufen begann, ſie wollten Alle zurück wieder in die Erde, denn ſo ſchaudervoll auch der Schlaf im Sarge geweſen, er dünkte ihnen doch noch vorzuziehen der Stunde, die jetzt nahte. Aber die Erde ſchloß ih-

ren Mund vor ihnen, wie vor einer eklen Speiſe; die Tiefe nahm ſie nicht wieder auf. Da zerriß noch einmal ein Poſaunenſtoß die Lüfte, und dann noch einmal. Ein Geheul als wenn die Schlünde des Abgrunds all ihr Weh emporgeſendet und nichts mehr übrig behalten hätten, quoll wie das Stöhnen zerſchmetterter Rieſenleiber gegen die Wölbung des Himmels. Da öffneten ſich die Thore deſſelben. Stürzende Wolkenberge rannen in die Tiefe hinab, und auf einer Straße von funkelndem Licht, von vorausflatternden Sonnen begleitet, kamen die erſten Engel. Der Schlag ihrer Flügel waren Hymnen, ihr Lockengeringel, das ihnen auf die weißen Schultern niederflutete, gab magiſche, klingende Laute von ſich, die Blicke dieſer Seraphknaben drangen in die Tiefe nieder, wie Sonnenſtrahlen ſich in ein geöffnetes Grab ſenken. Wer noch zu retten war, den hoben ſie hinauf, wer ihren Armen entſank, der war auf ewig verloren. Von Aufgang und Niedergang, aus der Tiefe und aus der Höhe, überall her ſtrömten die erſtandenen Leiber ihnen zu. Oben im Himmel indeſſen ordneten ſich die lichthellen Schaaren. Es traten Männer zuſammen, die das Staunen und Entzücken der Erde geweſen waren, und die jetzt, mit ihren göttlichen Gewändern bekleidet, ſtolze und prächtige Würdenträger am Thron des Ewigen abgaben. Es waren Propheten und Weiſe darunter. Ich erkannte Moſes, den Helden unſeres Volkes, ich ſah Aaron, ſeinen göttlichen Bruder, an ſeiner Seite. Sie waren Männer, wie ich mir die Männer Gottes denke; groß, mild, kräftig. Der irdiſche Zorn war von ihren ſchimmernden Stirnen gewichen. Auch Tobias mit dem frommen Sohne erkannte ich wieder. Alle die ſüßen

Geſtalten, die Du mich haſt verehren und anbeten lehren, Vater, alle die Männer und Frauen, in denen das Geſetz unſeres Gottes ſich verklärte, alle, alle waren ſie gegenwärtig, und ich erkannte ſie alle wieder. Nun erſcholl die Anklage wegen tiefer Entwürdigung vor dem Throne. Die Schmach, die Laſter, die zahlloſen, wie der Sand am Meere angehäuften Verbrechen unſeres Volkes kamen dem Richter zu Ohr. O wie zitterte ich, Vater! Wie zitterten die Schatten um mich her. Ein ganzes, weitverbreitetes Volk, einſt ein Liebling Gottes unter den Völkern, einſt mit hohen Gnaden, mit liebeduftenden Ehren vom Herrn geſegnet, war jetzt verworfen vor ſeinem Angeſicht, war ſo tief geſunken, daß der Erbarmungsengel Niedrigſter nicht den Muth hatte, einem Auferſtandenen aus dem geſunkenen Geſchlechte den rettenden Arm zu reichen. Allen andern Völkern ward vergeben, nur dem meinen nicht. Die Weiſen und Prieſter am Throne ſanken, wie vom Sturm geknickte Blumen, auf ihr Antlitz nieder, ich hörte ſie, wie ſie für uns baten, ich hörte, wie ſie ſich ſelbſt und ihre fleckenloſen Seelen für das arme Volk als Opfer anboten. Sie lagen tief im Staube, ihre mit Palmen und Roſen bekränzten Häupter in Dunkel und Abgrund ſenkend. Vergebens! der Blick des Ewigen lag wie eine blitzſchwangere Wolke auf der ſeufzenden Kreatur. Eine Stimme rief: ‚Ich habe Euch meine Propheten geſendet und Ihr habt nicht auf ſie gehört! Ich gab Euch das Heil und Ihr habt es von Euch geſtoßen, ſo ſtoße auch ich Euch jetzt von mir! Gehet hin in Nacht und Dunkel!‘ So ſprach Jehovah, der zürnende Gott meiner Väter!“

„O mein Kind! mein Kind!“ wimmerte Iſaak; „welche

Bilder und Worte legt der Geiſt in Deine arme, kranke Kinderſeele!"

„Höre weiter, Vater. Da, als ich das grenzenloſe Elend ſah, da trat ich heran und ein Muth, ſo ſtark und feſt als er je in der Bruſt der Helden und Gottesſtreiter gewohnt, faßte mein ganzes Herz. Ich erhob mich auf einer ſchimmernden Wolke, und ich, ein armes, ſchwaches, unglückliches Mädchen, flog dem taumelnden Sonnenreigen entgegen, der um den Thron ſeine Strahlenmeere durcheinanderfluten ließ. Meine Stimme rief: ‚Nimm mich zum Opfer! Ich bin die reinſte, die innigſte Liebe! Nimm mein Kinderherz und laß es die uralte, ſchwarze Blutſpur tilgen, die auf dem Prieſtergewande Levi's haftet. Noch einmal gieb Gnade. Dein Volk wird ſich beſſern, es wird ſich erheben. Es wird den Schmutz der Erde von ſich ſtreifen! Ich — ich bürge. Die Liebe giebt ſich zum Opfer; die Liebe bürgt!' — Und er nahm mein Opfer an."

„Er nahm es an!" rief Iſaak und ſetzte gleich darauf mit leiſer, zitternder Stimme, aus der das rührendſte Mitleid ſprach, hinzu: „Armes, armes Kind!"

„Jetzt aber muß ich auch das Rächeramt vollziehen!" rief das begeiſterte Mädchen. „Nicht umſonſt bin ich geſalbte Fürſtin. Ueber die Sünden meines Volkes muß ich wachen, ich muß es züchtigen und beſſern. Wie ein Racheengel Jehovah's muß ich überall ſein, und in dieſem Hauſe, Vater, in dieſem Hauſe muß ich zuerſt mein ſchreckliches Amt üben."

„Du biſt krank, mein Kind."

„Und wenn meine Sendung vollbracht", fuhr ſie fort, „dann, ſo ſagte es mir der Traum, würde die Zeit reif ſein,

und Du und ich zögen in die ewige Herrlichkeit ein. Siehſt Du alſo wohl, daß ich Recht habe, wenn ich Dir ſage, daß dies bald ſein wird. Ich fühl' es, lange bleib' ich nicht mehr hier. Wie den göttlichen Elias wird ein feuriger Wagen mich hinaufführen; meine Roſſe werden Flammen ſein."

Ihre Kraft brach zuſammen; der Ernſt und die Begeiſterung, die ihre ſchönen Züge belebt hatten, verſchwanden, und das blödſinnige Lachen nahm wieder ihre Stelle ein. Sie ſchmiegte ſich an die Bruſt des Vaters und weinte und lachte abwechſelnd. „Mein Kind! mein Kind!" flüſterte der Alte, „ſtirb nur nicht, bleibe leben! Das iſt das Einzige, um was ich Gott anflehe."

Der Profeſſor und der junge Maler hatten ſich auf ein Paar Tage von der Geſellſchaft getrennt, um gemeinſchaftlich eine Arbeit zu vollenden, zu der der Eine die Idee, der Andere die Ausführung gegeben hatte. Heimdorfer hatte hier einen ſeiner Lieblingsträume anſchaulich gemacht. Es lag ohne Zweifel etwas Großes und Kühnes in dieſem Traume; denn anders wollen und dürfen wir die Symbole und Gruppen nicht nennen, die hier zu einem phantaſtiſchen Ganzen vereinigt waren, obgleich Heimdorfer in ſeiner leidenſchaftlichen Weiſe dieſen Darſtellungen einen ſittlichen und die Ausbildung der Menſchheit fördernden Charakter beilegte. Es handelte ſich nämlich hier um nichts geringeres, als die Löſung der Aufgabe zu zeigen, was aus der Welt und der Geſchichte geworden

wäre, wenn es der Vorsehung gefallen hätte, statt die christliche Lehre auf die jüdische Religion, sie auf die griechische Mythologie zu impfen. Der junge Maler mit dem angebornen Sinn für Schönheit und freie Gestaltenentwickelung war auf diese Idee feurig eingegangen und hatte sofort einige Bilder entworfen. Vorher hatte er aber in seiner naiven Weise zum Professor gesagt: „Aber ist es nicht Thorheit, was wir treiben? Es ist nun eben nicht gewesen, damit ist ja alles ausgesprochen. Unser Bestreben, dünkt mich, gehört zu den vorwitzigen und zwecklosen Fragen, die ich hier und da schon habe aufwerfen hören, zum Beispiel: wenn Napoleon und Friedrich der Große Zeitgenossen gewesen wären, wie dann? Oder wenn Cäsar nicht ermordet worden wäre, was hätte dann folgen müssen?"

„Nein, mein liebster Herrmann", entgegnete der Professor heftig, „eine solche Frage ist die unsrige nicht, sie ist nicht müßig, sie ist nicht zwecklos, und am allerwenigsten ist sie absurd. Denn wenn wir auch das Geschehene nicht ändern, den Rathschluß Gottes in seiner Weisheit nicht mit frechem Unglauben antasten wollen, so ist's doch erlaubt, die Seele an süßen Bildern zu laben und dem Wesen der Dinge, die wir ohne Prüfung oft nachlässig hinnehmen, näher nachzuspüren. Ich meinestheils sehe aus solchem Drange nur Gutes entstehen. Die Kunst, das Leben, die Sitte; die schöpferischen Ideen, auf denen die religiöse Anschauung ruhen muß, wenn sie nicht starr und unersprießlich werden soll, erhalten hiermit frisches Leben. Die Geschichte hat nun einmal Recht, und wir mit unsern Bildern haben Unrecht; dies sei von vornherein zugegeben; uns steht

aber frei, über beides zu philoſophiren, oder beſſer geſagt zu phantaſiren. Nun her mit den Bildern!"

Der Maler legte eine Farbenſkizze vor. Das Blatt war in zwei gleiche Theile geſondert. Rechts war die berühmte Kreuzigung von Rubens, das allbekannte Bild, links war das, was man dieſem Bilde entgegenſetzte. Eine ſchöne Gegend unter dem weichen Himmel Joniens, mit Palmen und Myrtengebüſchen geziert, mit einem Horizont, der ſich klar und in wundervoller Friſche bis an die äußerſte Grenze des Sichtbaren ausdehnte, mit der Anſicht aufs Meer, zeigte einen griechiſchen Tempel von der reinſten Form und übergoldet von den Strahlen der Abendſonne. Vor dieſem Tempel war das Volk verſammelt. Ein Mann hoch an Geſtalt, den Göttern ähnlich, ſtand auf den obern Stufen und leerte den Giftbecher. Während er trank war es als ginge ein zitterndes Athmen durch die Natur; ſie blieb ſchön, klar und herrlich, aber ſie empfand das Gewaltige mit, das in ihrer Mitte ſich bereitete. Ein ſchüchternes Taubenpaar verbarg ſich unter dem Schatten der Myrten, die den Tempel umgaben, eine Schlange ſchoß hervor und verfolgte dreiſt ihre Beute. Die Schrecken waren überall angedeutet, nicht erſchöpft. Zu den Füßen des göttlich ſchönen Mannes, der den Giftbecher leerte, lag in Ohnmacht hingegoſſen ein reizendes Weib, in Schmerz und Reue zuſammengeſunken. Ihre weichen, mit Perlen umflochtenen Haarflechten bedeckten die Füße des Mannes. Um dieſen herum ſtanden die edelſten Geſtalten, die die griechiſche Kunſt zu bilden verſtand, Helden und Weiſe, in majeſtätiſchem Schmerze trauernd. Alles Größe, alles Schönheit.

Dieſer Mann war nun Chriſtus der Grieche, nicht Chriſtus der Jude. Er war der Sohn Gottes, des einigen Gottes, den der erhabne Weiſe Plato ahnete und lehrte. Es war der Erretter der Menſchheit, aber umgeben von einer ſchönen, erhabnen Welt, die gleichſam bräutlich ſich ſchmückte, um die göttliche Erſcheinung zu begrüßen. Auch dieſe ſtolzen und dieſe kräftigen Naturen irrten, auch ſie waren Menſchen, auch ſie reichten dem Heile, das ihnen erſchienen war, den Todesbecher, aber das Verbrechen trat hier nicht auf im Gefolge kleiner und dürftiger Schrecken, der äußerſten Häßlichkeit; der gemeinen und ſklaviſchen Furcht. Ein Volk, wie das Volk der Griechen, blieb auch in ſeinen Verbrechen, in ſeinen Verirrungen erhaben. Zu den Füßen Chriſti ruht Aſpaſia; gewiß wie Maria Magdalena ebenſo durch Sünde getrübt, aber nun auch durch Buße geläutert.

„O wie herrlich!“ rief der Profeſſor indem er wie ein Kind vor Freude in die Hände klopfte. „Wir verlieren den Judas; dieſen elenden, abſcheulichen, ſchmutzigen Verbrecher! Wir verlieren die Häſcher, wir verlieren die pechſchwarze Gewitternacht, wir verlieren das Blut, die Marter, Schädelſtätte —“

Der Maler legte ein anderes Bild vor. Der Welterlöſer ſtand hier inmitten ſeiner Jünger; dieſe waren aber nicht jene wenig ſchönen und wenig Einer vom Andern ſich unterſcheidenden Geſtalten, die wir kennen, ſondern griechiſche Helden, Weiſe und Fürſten, das höchſte Schöne, Edle und Große in menſchlicher Form. Der Adel und die Würde des Perikles neben der Schönheit des Alkibiades und dem Muth des Achil-

Wohl lieblich ist der Blume Licht,
Des Kranzes süße Düfte;
Doch trau, o trau dem Scheine nicht,
Denk' an des Abgrunds Grüfte.

Kaum hatte das Mädchen diese Worte gesungen, so sprang der Alte, der bisher wie im Nachsinnen verloren, still dagesessen hatte, mit heftiger Geberde und so wildrollenden Augen auf, daß Walther entsetzt vor ihm zurückwich, und rief: Bist Du schon wieder da mit Deinem albernen Liede, Hermine, ich habe Dir's so oft verboten, doch nun sollst Du es mir büßen. Da warf das Mädchen noch einen Blick auf Walthern, hüllte sich weinend in ihren Schleier, der, wie dieser nun erst bemerkte, ganz naß und eisig war, und wankte zum Zimmer hinaus.

Sie hatte aber kaum das Gemach verlassen, so fuhr ein schneidender Zugwind durch die Fenster, die klirrend aufsprangen, und vorüber zogen durch die schwarze Nacht helle, seltsam wunderbare Gestalten in glänzenden, geschuppten Ritterrüstungen; auch Frauen in rauschenden, seidenen Gewändern, die alle ungestaltete Fischköpfe zur Hauptbedeckung hatten, und mit stieren, weitgeöffneten Augen recht gräßlich anzusehen waren.

Erstaunt und entsetzt hatte Walther lange die Larven betrachtet, deren Zug fast kein Ende zu

leus, die milde klare Ruhe Plato's neben dem Fürstenstolz Agamemnons und der listigen Klugheit des Ulysses. Diese waren die, vom Göttlichen entzündeten, Bekehrer und Unterjocher der Erde. Sie trugen auf ihren Schilden und Händen empor die erhabne Gestalt Christi.

„Gut, gut! auch gut!" rief der Professor; „nur weiter!" —

Auf dem nächsten Bilde wurde eine Klosterzelle des Mittelalters sichtbar. Ein junges Mädchen, in die Gewänder einer Vestalin gehüllt, lag vor dem Bilde eines Heiligen. Doch dieser Heilige war keiner von den blutigen und fleischlosen Gerippen, die die Ascetik des Mönchthums geschaffen; es war Sokrates mit dem Schirlingsbecher in der Hand, und mit einer Glorie um das Haupt.

„Ha!" rief der Beschauer; „Blut, Schutt und Marter mit einem Schlage über Bord geworfen! Ich athme freier!"

Das nächste Bild war wiederum in zwei Hälften geschieden. Auf der einen sah man eine Scene aus Holbein's Todtentanz. Ein scheußliches Gerippe, dem das Eingeweide aus dem Knochenleibe hervorschlotterte, zerrte eine junge blühende Fürstentochter in eine ekelhafte, mit Schlangen und Kröten gefüllte Grube; auf der nebenstehenden Platte erblickte man dieselbe junge Fürstin von einem Götterknaben mit gesenkter Fackel in einen verhüllten Tempeleingang geleitet. Die Landschaft drückte die tiefe Stille und Ruhe des Abends aus.

„Herrlich!" rief Heimdorfer. „Da haben wir nun auch das ganz widerwärtige Skelett ausgemerzt und mit ihm verschwinden die gräßlichen Bilder von Tod und Marter, diese al-

sen jüdiſchen Schreckbilder und Gleichniſſe, die die freie und im Göttlichen froh lebende Seele auf das peinlichſte beſtricken und ganze Menſchenalter vor kindiſcher Furcht buchſtäblich haben ſterben machen. Der Tod erhielt durch dieſe ſchiefen und grauſamen Vorſtellungen eine Macht, die er nie haben ſoll, die der wahre Weiſe und Chriſtusjünger ihm auch nie eingeſteht. O mit dieſem Bilde, junger Freund, haben Sie mir ein wahres Labſal bereitet."

Der junge Maler wollte ein neues Bild hervorlangen, aber Heimdorfer rief: „Für jetzt genug! Ich fühle, wie unſer Traum heftig und faſt zerſtörend auf mich wirkt. Es drängen ſich tauſend Fragen in mein armes Hirn! Laſſen wir es darum für jetzt genug ſein. Legen Sie die Bilder bei Seite. Ich ſehe ſchon, Sie wollen Kunſt, Sitte, Leben, alles nach dieſen Vorſtellungen ordnen, Sie wollen eine ganz neue Weltgeſchichte dicht neben die alte, vorhandne und bekannte hinſetzen und — das hieße zu weit gehn. Als phantaſtiſche Anregung mag das Gegebne genug ſein. O warum, warum müſſen wir mit unſern geiſtigſten, edelſten Wurzeln in dieſem unleidlichen jüdiſchen Boden haften! — Warum?" —

Er ſenkte das Haupt auf beide Hände und verſank in ein melancholiſches Nachſinnen. Der junge Maler legte ſtillſchweigend ſeine Blätter wieder in die Mappe.

An jenem Abende, da der alte Iſaak und ſeine Tochter ſich über die Zukunft ihres Volkes in traumhaften Bildern beſprachen, ſetzte Melitta einen langen Brief an ihren Geliebten Arthur Hirſch auf, aus dem wir nur Einiges mittheilen wollen.

„Vater und Mutter ſchlummern. Papa iſt ſehr verdrießlich zu Bette gegangen, denn er hat an Großpapa fünf Thaler in Carré verloren. Dann gab es noch einen Zank wegen der Feuerverſicherungsgelder. Die Bank zu E— zahlt mehr, aber ſie iſt nicht ſo ſicher, meinte Papa; die Mama dagegen ſagte, man möchte überhaupt noch mit der Angelegenheit warten, das Schloß würde doch nicht zwiſchen heute und morgen abbrennen. Ich melde Dir das nur, theurer Arthur, damit Du ſiehſt, wie oft meine guten Eltern ſich zanken, und jeder Zank iſt ein Schritt mehr zu unſerem Ziele; denn wenn Papa nicht will, ſo wird Mama wollen, nur grade um Papa einen Poſſen zu ſpielen. O mein kleiner Engel, Du, mit dem hübſchen ſchwarzen Schnurrbart, wenn ich Dich nicht ſo lieb hätte, würde ich wohl da ſo diplomatiſch und fein handeln? Mir liegt an der ganzen Welt nichts, nur an Deinem Kuſſe. Das ſag ich Dir frei heraus, denn ich habe keine Vorurtheile. Ich bin in B— erzogen und dem Himmel ſei Dank immer in geiſtreicher, guter Geſellſchaft geweſen; in einer Geſellſchaft, wo man eine Ehre drein ſetzte über jeden dummen Aberglauben zu lachen. Nur Geld — nur Genuß! Gott ſei Dank durch das Eine hab ich das Andre. Was will ich mehr? Als ich die Novelle las, Deine erſte Arbeit, die Du armer Arthur noch hinter dem Ladentiſche geſchrieben haſt, in welcher Du der Freiheit ſo ſchön das Wort redeſt, in welcher Du die ſpießbürgerliche Moral, die Kirche und den altgewordenen morſchen Staat verhöhnſt, in der Du, mit liebenswürdiger Dreiſtigkeit dich ſelbſt zum Gott machſt, und dir eine gute Tafel und hübſche Mädchen in Menge zugeſellſt, da rief ich bei mir ſelbſt: 'Aus

dem kann was werden! Den mußt Du kennen lernen.' Ich ſah Dich darauf auf dem Balle im K—ſchen Etabliſſement. Es wurde eben ein göttlicher Lanner'ſcher Galopp geſpielt. Wir flogen einander in die Arme. In den Schwingungen des Tanzes ſah ich Deinem braunen Auge an, daß es, wie Heine ſagt, nichts von Tugend wußte. Ich weiß nicht, wie ich auf den närriſchen Einfall kam, aber mitten im Tanze flüſterte ich Dir zu: Heut hab ich Chriſtus den Abſchied gegeben; und ich Gott! ſetzteſt Du hinzu. Und ſo flogen wir im Galopp dahin. Nie iſt eine Gottesleugnung anmuthiger und amüſanter ausgeſprochen worden. Wir wußten nun gleich was wir an einander hatten; wir waren beide vollkommen frei. Im Nebenzimmer ſchlürfte ich das erſte Glas Punſch und den erſten Kuß von Dir! Aber warum dieſe kleinen Tändeleien, dieſe roſigen Scherze der erwachenden Liebe Dir kleinlich vorerzählen, Du haſt ſie noch in lebhafter Erinnerung. Nachher ſahen wir uns oft beim Banquier H— wo die geiſtreichſten Gelehrten und Schriftſteller B—s zuſammenkamen. Da haſt Du Deine Phraſen aufgeſchnappt über Volksrechte, Adelstyrannei, veraltete Formen, engherzige Regierungsmaßregeln, und Deine zweite Novelle war ſchon um vieles pikanter und geiſtreicher als die erſte, wo Du noch zu unſchuldig warſt. Der kleine giftige B—, den wir immer den ſtinkenden Iſrael nannten, lehrte Dich das Schimpfen, die biſſige Polemik und das Aufſchnüffeln kleiner gemeiner Perſönlichkeiten, die Sara H— aber und ich machten Dich ſtark im Atheismus. So wurdeſt Du denn ein ganzer Kerl, Du Engel mit dem ſchwarzen Schnurrbart! Ich werde auf Deine geheimen und

offenen Vorzüge ein Gedicht machen im Styl und Geſchmack meines göttlichen Heine. Du haſt mich ja immer Deine kleine Emanzipirte genannt, nun Du ſollſt ſehen, wie ich meine Klinge führe, wenn mir das alberne, veraltete Weſen um mich her zu arg wird. Der Vater und die Mutter ſehen zu ſehr auf das Geld, und wie ſie damit vor der Welt prahlen können, ich aber ſehe auf den Geiſt. Wenn ich nicht Witz, Bosheit und Ungebundenheit um mich her verbreiten kann, das bloße Gutleben iſt mir nicht genug. Ich will, wie die berühmten Weiber unſeres Volks, an der Spitze des Jahrhunderts ſtehn, Alles unter meine Füße treten; dies iſt mein Ehrgeiz. Der Onkel ſagte, gute Studien hätte ich ſchon gemacht und in B— wäre die rechte Schule für dergleichen. Einen guten Rath will ich Dir geben; beſuche die alte Sara H— fleißig. Allem Anſcheine nach ſtirbt ſie bald, denn ſie kann den Maraschino nicht vertragen, und trinkt doch täglich ihre halbe Flaſche, kommt es aber zur Erbſchaft, ſo wirſt Du nicht leer ausgehn. Dein häßlichſter Fehler iſt, daß Du immer noch arm biſt. Sei nicht böſe, göttlicher Junge; ich küſſe zehntauſend Mal Deine rothen Lippen — aber dieſen Fehler haſt Du. Wenn Du den ablegſt, biſt Du ganz vollkommen, und haſt Recht Dich der Welt als Gott hinzuſtellen, ſo wie Du ſchon längſt der meinige biſt. Ich ſchreibe dieſen Brief in meinem Nachtkorſettchen, macht es Dir nicht Freude, daß ich Dir ſchreibe? Böſer Knabe, nun denke mal darüber nach. — — Gute Nacht! Alſo Du kommſt zum Balle! Bleibe ja nicht aus."

Die Lichter des Schloſſes leuchteten weit auf die Landſtraße hinaus, auf der eben der Wagen, der den Baron und den Major zum Feſte brachte, langſam dahinfuhr. Der Erſtere hatte Befehl zu dieſem langſamen Fahren gegeben, weil er ſich im Anblick der erleuchteten Fenſter der Zeiten mit Muße erinnern wollte, wo er einſt ebenfalls Feſte in dieſen Räumen erlebt, freilich Feſte ganz andrer Art. Der frühere Beſitzer hatte dem Adelſtande der Provinz angehört und man hatte ihn ungern ſcheiden ſehen, die Gläubiger jedoch hatten ihn vertrieben. Er war einer von jenen unheilbaren Verſchwendern geweſen, deren Egoismus in einer Ueberfülle des ſogenannten „guten Herzens" beſtand. Es war ihm unmöglich, irgendwie ein mißgeſtimmtes Weſen in ſeiner Nähe zu ſehen; er warf Gold mit beiden Händen hin, um ſich eine lärmende Fröhlichkeit zu erkaufen, in deren Mitte er ſich in fieberhafter Lebendigkeit raſtlos und unermüdet bewegte. Dieſe ſo raſch zuſammengetriebne Freude war eben nicht ſehr edler Natur; darauf kam es auch dem Freudenſpender nicht an, er konnte nun eben nicht die Einſamkeit vertragen. Der Major beſaß an ihm einen guten Kumpan, einen Geſellſchafter in böſen und guten Tagen, der Baron jedoch ſah das Hinſcheiden des Flüchtigen aus ernſterem Geſichtspunkte an, er tadelte den Leichtſinn und die Achtloſigkeit des Standes, der in unſern Tagen ganz beſonders auf ſeiner Hut ſein muß, um ſich dem Andrängen der andern Klaſſen der Geſellſchaft, die ſein Beſitzthum erobern wollen, entgegen zu ſetzen. Das ſchöne Rittergut war nun verloren; der Kreis der Beſitzenden und unter ſich Befreundeten war enger geworden, und es ließ ſich vorausſehn bei dem ge-

dankenloſen Treiben auch der andern Schloßherren, daß bald noch mehr Lücken ſich zeigen würden. Dies waren die wenig tröſtlichen Betrachtungen des Barons.

Das Feſt war mit Glanz angeordnet. Der Saal gab dem Eintretenden einen impoſanten Anblick, doch dem genauer Prüfenden entging es nicht, daß der Schmuck, namentlich die Vergoldungen im Uebermaaß und darum geſchmacklos verwendet worden. Der Luxus mit Geſchmack beſteht nicht in dem Beſtreben, zu zeigen, was man hat und haben kann, ſondern was man haben *will*, das heißt von dem unendlich Vielen was man haben kann und hat nur das Wenige, was unſer individueller Sinn zu zeigen für gut findet. Nur dadurch erhält der Luxus Charakter und dieſen Charakter nennt man Geſchmack. Dieſer Geſchmack fehlte nun hier gänzlich; man ſah nirgend das Ohr und Auge des Beſitzers heraus; es war weder ein guter noch ſchlechter Geſchmack, es war eben gar keiner da. Die Gegenſtände waren an, und aufeinander gehäuft und zwar immer ſo geordnet, daß alles recht lebhaft funkelte und ſchimmerte; es war eine Unruhe in dieſe Drapperien und Goldleiſten gefahren, die ſelbſt dem wenigſt kunſtgebildeten Beſchauer auffällig ſein und ihn mit anſtecken mußte. Es trieb ſich darum auch die Geſellſchaft raſtlos und verworren ſinnlos ſchwatzend unter dieſen blitzenden, ſchreienden Möbeln herum, es konnte nicht anders ſein, denn Niemand kam zur Ruhe und Beſchaulichkeit. Der Tanz begann, und gab dem zweckloſen Hin- und Herlaufen und Sprechen wenigſtens eine beſtimmte Richtung. Das Brautpaar eröffnete den Reigen, Melitta und Herr Arthur Hirſch folgten, eine Anzahl eben ſo junger und

tanzlustiger Paare schloß sich an und so durchflog der wirbelnde Kreis bald die glänzenden Räume. Nach dem Walzer kam ein Contretanz und diesen tanzten Meyer, der Major, Frau von Melicho und ihr Gemahl mit. Diese schon ältlichen Tänzer gaben den jungen an Gewandtheit und Lebhaftigkeit nichts nach. Den Schluß des Balls, und nachdem ein sehr reichliches Souper eingenommen war, machte die modisch beliebte Polka und hier war es, wo Herr Arthur Hirsch und Melitta eine wundersame Gliedergelenkigkeit, ein seltsames, und für das ernste Auge des zuschauenden Barons, höchst auffälliges Schwanken, Ziehen, Winden und Wenden der Körper entfalteten. Die Leichtfertigkeit erreichte eine so gefährliche Höhe, daß der alte Baron zu seinem Nachbar flüsterte: 'Wenn ich dergleichen in einer Vorstadtkneipe in Paris sähe, so würde ich mich unfehlbar nach dem wachehabenden Polizeiagenten umschauen, ob der nicht Grund fände, einzuschreiten, hier aber, in guter Gesellschaft, muß man dergleichen mit dem überraschten freudeglühenden Lächeln ansehn, als wenn die höchste Anmuth, das lieblichste Wunder sich vor unsern Blicken gestaltete.' Von diesem übermüthigen Paare verleitet, tanzten die andern jungen Gäste auch nun auf groteske Weise und mit lärmender Wildheit; sie blieben aber weit hinter ihrem Vorbild zurück. Das Wiegen und Schwingen Melitta's im Arm ihres Tänzers erreichte keine der andern Tänzerinnen, theils weil ihnen der schlanke, magre Körper der jungen Bacchantin fehlte, der die Gelenkigkeit eines Wespenleibes hatte, theils weil sie nicht so trefflich von ihren Tänzern unterstützt wurden, denn Herr Arthur Hirsch hatte seine Studien gemacht an Orten, wo die

aufwachſende Landjugend bis jetzt noch nicht hingekommen war. Frau von Melicho näherte ſich dem Baron und rief ihm lächelnd zu, indem ſie mit dem Fächer auf die Tanzenden wies: 'Herr Baron, fällt Ihnen nit ein dabei das famoſe Gedicht von dem Gott und der Bajadere?' 'Jawohl, meine Gnädige, jawohl!' war die Antwort des Gefragten.

Der Tanz hatte eben ſeinen lärmendſten Grad erreicht, als plötzlich der Ruf: Feuer! durch den Saal erſcholl. Welch ein Entſetzen! Die Gruppen ſtanden mit einem Zauberſchlage gebannt ſtill und die ſtarren Blicke und die wildfliegenden Athemzüge bezeichneten die ſehr erſchütternde Pauſe.

Die Muſik ſchwieg nach einigen kreiſchenden Mißtönen und man ſah durch die offene Saalthüre einen Trupp Diener die Treppe hinaufſtürmen. „Wo? Wo?" ſchrie der Commerzienrath. Es wurde geantwortet, aber im Kreiſchen und Zuſammenflüchten der Gruppen hörte man die Antwort nicht. Wie eine vom Wolf geſcheuchte Heerde, ſo flogen die geputzten Gäſte von einem Ende des Saals in den andern. Endlich ertönte von der Galerie herab eine heiſre Stimme, die da rief: „Die untre Saalthüre geſperrt! Das Feuer iſt im Souterrain ausgebrochen!" Dieſer warnende Ruf kam vom alten Melicho, der ſich über die Bruſtwehr der Galerie herüberbeugte und jene Worte ſeinen Söhnen zurief, die ſich am Fenſter ſtehend eilig und wie es ſchien heftig zankend mit einander beſprachen. Die Commerzienräthin flog nun, dick und unbehülflich wie ſie war, jetzt aber leicht wie eine vom Wind gejagte Feder über den Parketboden der Thüre zu. Sie verlor aus ihrem Haarputz eine koſtbare Roſe von Diamanten, die ſie aufzuheben

verzaß und die ein Diener raſch aufhob und heimlich einſteckte. Wie ſie an die Thüre kam ſchlug ihr eine helle Lohe entgegen und mit einem kreiſchenden Angſtruf ſank die Arme ohnmächtig nieder. Das Feuer theilte ſich nun raſch den Drapperien im Saale mit und nun flog und rannte Alles im bunten Gemiſch durcheinander der Seitentreppe, die nach dem Garten führte, zu, denn verworrene Stimmen riefen, daß die große Haupttreppe bereits in Flammen ſtehe. Mitten im Gedränge trafen der alte Melicho und Meyer zuſammen. Der Vater hob die Fauſt auf und holte zu einem Schlage aus, der Sohn bog zur Seite, alles ging ſchnell und wie Träume dahin; nur der Baron hatte dieſe kleine ſchauerliche Epiſode beachtet. Die ohnmächtige Commetzienräthin wurde mit Mühe hinausgetragen und an dem Marmorbaſſin im Garten hingelegt. Die Flammen brachen ſchon aus allen Fenſtern hervor. Es war ein furchtbar ſchöner Anblick. Den alten Melicho ſah man hin und her rennen; er gab Befehle und widerrief ſie wieder. Mit einer kleinen Kiſte unterm Arm kam er aus einem bedrohten Gemache hervor, dann als er das Gerettete näher anſah, warf er es fluchend zur Erde und ſchrie: „Der Toilettenkaſten ſtatt der Goldkiſte! O wai! Gott ſteh mir bei.“ Er rieß einen Diener herbei und ſchrie dieſem etwas ins Ohr, indem er die Börſe ihm mit zitternder Hand hinhielt, doch der furchtſame Knecht betrachtete flüchtig die Höhe des brennenden Zimmers, ſchüttelte den Kopf, riß ſich vom umklammernden Arm los und entlief. Der Alte ſtieß ein Geheul aus. Er ſah ſich nach ſeinen Söhnen um, keiner war gegenwärtig, er ſtampfte den Boden, er raufte ſein graues Haar, das im Nachtwind flatterte; end-

nehmen schien, da kam endlich auch Hermine unter ihnen daher, bleich und matt, das schöne Auge von schweren Thränen naß. Und wie sie so vorüberwankte, sah sie recht wehmüthig mitleidig auf den Jüngling und öffnete die Lippen, als wollte sie etwas sagen, doch plötzlich war es, als brause eine wilde Wasserfluth heran, und schnell wie Blitze waren die Gestalten alle verschwunden. Nur Herminens silberner Schleier hing im Winde flatternd am Fenster, und ehe noch der Alte, der gar grimmig aussah und seinen Metallgürtel durch die Finger laufen ließ, es bemerkte, hatte Walther ihn schon erfaßt und an seiner Brust verborgen.

6.

Hell ging eben die Sonne über Roms Thürme und Ruinen auf und mate mit goldenem Schimmer die weithinstrahlenden Zinnen, als Walther, aus den duftenden Schatten eines Oelwaldes tretend, die Königin der Städte zum erstenmal erblickte. Von einem wunderbar tiefen Gefühl ergriffen, blieb er plötzlich stehen. Da lag sie ja im heitern Morgenglanze vor seinen erstaunten Blicken, die Stadt, die das Ziel seines Sehens seit so langer Zeit schon war. Hier hatte er ja immer geglaubt, würde die Fluth der Wünsche, die oft so

lich wurde er Isaak gewahr, der sein ohnmächtiges Kind in den Armen hielt und mit ihm zu den entferntesten Theilen des Gartens eilte. Er stürzte auf ihn zu, nahm ihm mit Gewalt das Mädchen ab und stieß ihn dem Feuer zu. Der treue Diener verschwand auch alsogleich und man sah ihn die Stufen der brennenden Treppe hinaufklimmen. Er kam wieder und sank erschöpft zu Boden. 'Wo ist die Kiste?' schrie ihm sein Herr zu. 'Unglücklicher, Du hast mein Kostbarstes nicht gerettet!" — 'Aber mein Kostbarstes rettete ich!" stöhnte der Greis auf ein kleines Kissen, in seinen glimmenden Rockschooß gepackt, zeigend. 'Hund, der Du bist!" heulte der Herr und gab einen kräftigen Fußtritt dem Armen, der sich auf dem Boden hinwälzte. „Sagte ich Dir nicht, daß die Kiste rechts über meinem Schreibtisch steht? Die neue Toilette, die ich für Melitta gekauft und ihr morgen schenken wollte, sieht eben so aus, daher mein unglücklicher Irrthum. O ich bin ein Bettler, ein Bettler!" — Isaak drückte das Kissen an sein Herz; Thränen rannen darüber hin. „Ich habe die heilige Erde gerettet, die Erde vom Thale Josaphat, auf die man mein Haupt im Tode betten soll. Mein köstlichstes Besitzthum, mein Kind, und die heilige Erde sind gerettet. Dein Gold, alter Wucherer, mag zur Hölle fahren!" Der Herr stieß bei diesen Worten des Dieners nur einen dumpfen, thierischen Schrei aus. Er stürzte sich händeringend in die Schatten der Gebüsche. Dort fiel er zusammen und stöhnte wie ein Sterbender. Unterdessen verbreitete sich Tageshelle über den ganzen Garten. Die Flammen wirbelten hoch empor, und spotteten, durch die angehäuften Vorräthe an Oel und Baumwolle kräftig genährt,

jedes Rettungsversuches, der bei den unzureichenden, auf dem Lande zu Gebote stehenden Mitteln, auch nur schwach zur Erscheinung kam. Bald stand das ganze Mittelgebäude in Brand. Geschrei und Hülferufen hatte anfangs überall hin sich laut gemacht, jetzt war alles still. Nur das Prasseln der Flammen, das Krachen und Zusammenstürzen der Gebälke erfüllte die erhitzte Luft. Die trostlose Schaar hatte sich in das furchtbare Walten des Elements mit Resignation ergeben. Der Major, der um Hülfe zu beordern nach dem Landhause geeilt war, hatte den Professor und den jungen Maler nicht daselbst gefunden. Der Erstere, der zum Feste nicht hatte kommen wollen, war mit seinem Freunde Walter, den er auf dessen Abreise begleitete, weit hinaus vor's Dorf gegangen. Der Maler befand sich zufällig in der Nähe des gefährdeten Schlosses. Bei dem ersten Feuerlärm war er hinzugeflogen und kam eben zur rechten Zeit, um Carolinen zu retten, die von ihrem Verlobten verlassen worden war. Er trug das zitternde Mädchen durch die Flammen. Im Garten fand man Nathan, der wie sinnlos hin- und herstürzte und einen Freudenschrei ausstieß, als er die Geliebte gerettet erscheinen sah. Caroline glaubte seinen hergestammelten Entschuldigungen; er hatte eine Leiter suchen wollen, er hatte — o der Himmel weiß was er alles hatte thun wollen; Herrmann murmelte vor sich hin ziemlich vernehmlich für den, auf welchen es ging: „Es ist nur fatal, daß das Feuer brennt! Wenn das nicht wäre, so —". Caroline, durch einen zürnenden Blick legte ihm Schweigen auf.

Einer der Seitenflügel, der vom Brand verſchont geblieben, war nothdürftig zur Aufnahme der Familie eingerichtet. Eine Woche ſpäter nach dem oben berichteten Ereigniſſen trafen die Mitglieder dieſer Familie, ähnlich wie damals als wir ſie zum erſten Mal dem Leſer vorführten, zum Frühſtück zuſammen. Frau von Melicho ſaß wieder auf dem Sopha, aber diesmal nicht mit Eugen Sue's ewigem Juden beſchäftigt, ſondern mit einem Battiſttuch in den Händen, ihre Thränen trocknend. Melitta lag im Polſterſtuhl am Fenſter und ſtarrte die vor demſelben angehäuften Trümmerhaufen an, ihr Vater ging in der Stube auf und ab, die Hände auf dem Rücken und das Haupt geſenkt. Meyer Melicho war mit Ordnen eines kleinen Bücherſchrankes beſchäftigt; eine tiefe Stille herrſchte im Gemach, die endlich von Frau von Melicho unterbrochen wurde, welche mit ſchluchzender Stimme fragte: „Haſt Du geſagt, daß man mir legt Eier in den Bouillon?"

„Ja, Mama. Drei Taſſen fünf Eier."

Indem öffnete ſich die Thüre und der alte Melicho auf Iſaak geſtützt trat ein. Gänzlich verſchieden von dem obigen Empfang bei der ähnlichen Gelegenheit, ſtand jetzt Niemand auf, ihn zu begrüßen; es war als wäre der alte Mann nicht erſchienen. Als er ſich dem Sopha näherte, wandte Frau von Melicho ihr Geſicht ab, und verbarg es noch tiefer ins Tuch. Der Alte ging zu dem Polſterſtuhl am Fenſter, doch Melitta rührte ſich nicht, um ihm Platz zu machen, er blickte zu ſeinen beiden Söhnen hin, der Eine machte unbekümmert ſeine gleichmäßigen Schritte auf und ab, der Andre blies den Staub von den Büchern. Kein Laut unterbrach die Stille. Der Alte

ſtand lange da, indem er ſchüchterne, mißtrauiſche Blicke unter den überhängenden weißen Brauen hervorſchoß, dann ließ er ſich endlich auf den Stuhl nieder, den Iſaak ihm ans Fenſter rückte. „Guten Morgen, meine Kinder!“ ſagte er. Man antwortete ihm nicht. Nach einer kleinen Weile hub er wieder an und bemerkte: „Ich habe immer gehört, daß man im Unglück zuſammenhält und ſich gegenſeitig Troſt zuſpricht.“ Nach dieſen Worten ſah er ſeltſam mit den Augen blinzelnd im Kreiſe umher. Saul trat zu ſeiner Frau und rief: „Eſther, iſt Dir wohl vorgekommen ein Mann, der da ſpricht vom Zuſammenhalten im Unglück, und er iſt's, er allein, der das Unglück verſchuldet hat? Ich frage Dich, armes Weib, welche Gefühle keimen bei einer ſolchen Rede in Deinem feinfühlenden und höchſt reizbaren Herzen?“

„Die allerbitterſten, Saul!“ entgegnete die Gefragte.

„Was mich betrifft, ich habe nichts weiter zu ſagen,“ fuhr der Zürnende fort. „Wir ſind Bettler, dies iſt eine Thatſache; und wenn man mich fragt, durch wen ſind wir es, ſo heb ich meinen Arm auf und zeige auf den alten Mann dort.“

„Wir heben alle unſre Hände auf und zeigen auf ihn!“ rief Frau von Melicho.

„Der alte Mann iſt Euer Vater, Euer Ernährer und Bekleider bisher,“ entgegnete der Greis. Iſaak ſah ſeinen Herrn, beugte ſich über den Stuhl und flüſterte ihm leiſe zu: „Der Gott Iſraels ſendete einſt ähnliches Leid dem Vater Hiob zu. Sei ſo geduldig und demüthig wie er.“

„Wer hat mein ganzes Haus mit Oelfäſſern und Baumwollenballen vollgepackt?“ fragte der Alte in einem ſchneiden-

den Tone. „Wenn das nicht geweſen, das Schloß hätte gerettet werden können.“

Meyer fuhr wie ein Wüthender vom Bücherſchranke auf und auf den Alten zu. „Wer hat die Kapitalien bei Hatford und Lipsman gekündigt, die Papiere hier angehäuft und ſie dann verbrennen laſſen? Wer, frag ich, wer, hat ſo kindiſch dumm gehandelt? Hatford und Lipsman, dieſe ehrenwerthe Firma! wie erbärmlich war's in die einen Zweifel zu ſetzen!“

„Du brauchſt die Ausdrücke kindiſch, dumm!“ rief Saul; „ich würde dagegen boshaft, verbrecheriſch ſetzen. Denn wer mit einem Vermögen leichtſinnig ſchaltet, das nicht ihm, ſondern ſeinen Kindern gehört, der handelt ſo, daß kein Ehrenmann ihn anſehen mag.“

„Saul, Saul; machſt Du mich zu einem Verbrecher, theurer Sohn?“

„Als ich ein Wort hinwarf, daß ich Hatford und Lipsman für Ehrenmänner hielte, legte man mir Schweigen auf!“ bemerkte Meyer.

„Vergebung theurer Bruder!“ ſchluchzte Frau von Melicho, ſich von ihrem Sopha erhebend und zu ihrem Schwager hinwankend. „Ich fühle manches Mal ſo jugendlich, ſo übereilt. O, mein theurer Meyer, vergeben Sie, daß ich war ein Kind, ein recht ungezogenes Kind.“

„Ja, arme Frau, das warſt Du!“ bemerkte Saul. „Unſer theurer Meyer hat aber den ſanfteſten und edelſten Charakter von der Welt; er wird Dir vergeben. Erinnere Dich, Eſther, daß ich Dir geſtern früh ſagte: Wenn irgend Jemand uns hilft, ſo iſt's Freund Meyer.“

„Du ſagteſt es, Du ſagteſt!“ —

„Nicht einen Groſchen geb ich!“ rief Meyer. „O es lohnte ſich wohl noch, daß man die noch bezahlte, durch welche man an den Bettelſtab gebracht worden.“

„Dann wären wir es, die von Dir zu fordern hätten,“ ſagte Saul boshaft. „Ich war ein Narr, daß ich Deine Vorräthe in mein Haus aufnahm.“

„Du warſt ein Narr, als Du dieſes Haus nicht raſch in die Aſſekuranzliſten eintragen ließeſt, wie ich Dir rieth. Man trete nur in Gemeinſchaft mit Leuten, die wie Kinder handeln, wenn es ernſthafte Geſchäfte gilt. Ihr könnt froh ſein, wenn ich Euch nicht einen Proceß an den Hals werfe.“

„O, werfen Sie doch! theurer Schwager, werfen Sie doch!“ ſchrie Frau von Melicho. „Seht doch! ſollen wir uns das von einem Menſchen ſagen laſſen, der die Leute mit bemalter Leinwand und nachgemachten Antiken betrügt. Glauben Sie, daß wir nicht wiſſen, zu welchem Zweck Sie immer auf Reiſen ſind. Sie ſagen, es geſchieht weil Sie ſich ennuyiren bei uns und bei unſre Leut und weil Sie wollen ſein geiſtreich und ein großer Kunſtkenner, aber ich weiß, daß Sie Ihre Zeit anwenden, dem Direktor der königlichen Galerie zu X — einen Eſel zu bohren, wie man auf gut Deutſch ſagt.“

Meyer ſah ſie mit weit aufgeriſſenen Augen und Zorn bebenden Lippen an, und Saul ſagte leiſe zu ſeiner erbitterten Gattin: „Meine Liebe, das gehört ja gar nicht hierher.“

„Und wohin gehört's ſonſt!“ rief ſie ihm raſch entgegen. „Was mich betrifft, ich kann nicht dulden, wenn ſich wollen weiß waſchen die Mohren. Sieh doch! uns einen Proceß an den

Hals werfen! und dies ſagt der Mann von der noblen Lebensart und mit dem feinen Battiſtjabot! Gott ſtraf mich, ich habe mich nie noch ſo geärgert wie jetzt. Das iſt eine Familie von lauter Schwindlern, einer immer größer wie der andre! Ich, arme Frau, mußte zur Strafe meiner Sünden hierher verheirathet werden."

„Sie ſagen ſehr recht, Madame;" bemerkte Meyer. „Zur Strafe Ihrer Sünden. Denken Sie an die falſchen Diamanten, die Sie der Gräfin G— in Frankfurt verhandelten. Ihre Brüder mußten das Doppelte nachher zahlen, um nur den Skandal, der eben ausbrechen wollte, zu unterdrücken."

Mit dieſen Worten war die Achilleusferſe der Frau von Melicho berührt. Dieſe kleine Verirrung ihrer hoffnungsvollen Jugend war ein bleibendes Aergerniß für ihre ſpätern Tage, und wurde, freilich immer nur bei ſehr ſeltnen Gelegenheiten, von ihren Angehörigen benutzt, um die Frau zum Schweigen zu bringen. Es verfehlte auch jetzt ſeinen Zweck nicht. Sie wankte, nachdem ſie ihrem Schwager einen furchtbaren Blick zugeſchleudert, zum Sopha zurück und barg ihr Geſicht, lautweinend in's Tuch.

„Wer will mich denn nun zu ſich nehmen?" fragte der alte Melicho. „Wenn Ihr nun nicht mehr beiſammen bleiben wollt und mit dem Reſt des Vermögens Einer vom Andern gehen, ſo möchte ich wiſſen, wer von Euch den alten Vater, der ſich nun zur Ruhe ſetzen will, aufnehmen wird."

Eine tiefe Stille herrſchte nach dieſer Frage. Der Alte ſah von einem Sohne zum andern. Saul rief endlich: „Willſt Du, Meyer?"

„Gott ſoll mich ſtrafen und bewahren!“ entgegnete der Gefragte.

Frau von Melicho ſah von ihrem Tuche auf und ihren Gemahl an: „Ich ſehe Dir an Saul, was Du antworten willſt. Lieber Mann, thue Dir keinen Zwang an. Ich achte die Gefühle Deines zarten Herzens und weiß auch, wie rechtlich Du empfindeſt. Aber Du biſt Familienvater, Du haſt ein armes Weib, die zu leidend iſt, zu ſchwach, um zu arbeiten um Tageslohn, Du haſt eine Tochter, die —“

„Ich bitte Dich, Eſther, ſchweig. Willſt Du alles Mark in meinen Gebeinen auflöſen?“ rief der Angeredete.

„Alſo Du, Du biſt Familienvater und dazu ein rechtlicher Mann“, fuhr ſie unbekümmert um die Bitte ihres Gemahls fort, „ſo wirſt Du wiſſen, daß ein Bettler mehr innerhalb der Mauern unſeres kleinen Beſitzthums, das wir künftig bewohnen werden, unſre Lage völlig unleidlich machen würde.“

„Eſther! mein kluges, liebes Weib!“ rief Saul. „Ich pflegte immer zu Melitta zu ſagen: Sieh Deine Mutter an, und wenn Du willſt werden ein tugendhaftes, edles weibliches Weſen, gleichſam ein Engel in Menſchengeſtalt, ſo werde ſo wie ſie!“

„Nein, Papa, ich kann Sie nicht zu mir nehmen; ich kann es nicht. Als rechtlicher Mann und Familienvater kann ich's nicht.“

„Aber ich bitt' Euch, lieben Söhne!“ ſagte der Alte mit höhniſcher Stimme. „Iſt das Euer letztes Wort?“ Da ſie ſchwiegen, ſetzte er raſch hinzu, indem er mit der Krücke auf den Boden anſchlug: „Pfui! Pfui! über dieſe Buben! Hätte

ich ſie, da ſie eben erſt kriechen konnten, doch verhungern laſſen; ich hätte klüger gethan! Bring' mich weg, Iſaak, bring' mich weg, daß ich nicht mehr ſehe ihre Angeſichter."

Er wurde weggeführt und die Familienconferenz hatte hiermit ein Ende.

Als der alte Melicho in ſeinem Zimmer angelangt war, fiel Iſaak ihm zu Füßen und rief: „Herr! Du haſt mich wie ein böſes Thier von Dir geſtoßen, als ich ſtatt Deine Goldkiſte zu retten, mein Sterbepfühl aus den Flammen zog. Beim Gotte Abraham's, Iſaak's und Jacob's, ich konnte nicht anders. Jene geweihte Erde vom Thale Joſaphat, die mir einſt ein gelehrter, frommer Rabbi auf dem Todbette als ein köſtliches Erbe übergab, ſie iſt mein Eines und Alles. Auf ihr einſchlummernd hoffe ich dereinſt unter den Gerechten zu erwachen und der Fahne des Meſſias, der da kommen ſoll, beigeſchaart zu werden. Vergieb alſo, daß ich dieſen Schatz, den Du mir aufzuheben verſprochen hatteſt, vor allen Dingen in Sicherheit brachte. Aber darben ſollſt Du nicht. Da Dich Deine Söhne verſtoßen, Dein Diener und Knecht verſtößt Dich nicht. Lebe bei mir und iß die trockne Rinde, die zugleich mich nährt. Warum haſt Du, Alter, Deine Kinder zu Nazarenern gemacht, ſieh, jetzt fallen ſie von Dir ab!"

„Iſaak, Iſaak!" murmelte der Alte; „was ſprichſt Du da für Worte! Haſt Du ſo gute Geſchäfte bei mir gemacht, daß Du jetzt vom Ueberfluß mir mittheilen willſt! Ich dachte es gleich: die Profitchen, die der Schlaukopf ſammelt, können ein hübſches Capital machen."

„Kein unrecht Gut haftet an meinen Händen!" rief Iſaak

und ſeine Stimme zitterte und er wurde bleich wie der Tod. „Glaubſt Du, daß ich Dich beſtahl, um Dich jetzt zu nähren?“

„Nun, nun, laß das! Alſo zu Dir ſoll ich ziehen?“

„Zieh nicht zu mir, wenn Du denkſt, daß ich ein Dieb ſei.“

„Narr! Brauſekopf! Ich werde zu Dir ziehen; aber vorerſt laß mich hören, was mein Sohn Nathan ſagt. Wir haben ihn noch nicht gefragt. Er iſt verliebt und ſitzt bei ſeiner Braut. Wir wollen ihn erſt fragen.“

In den Gartenpavillon, in welchem Caroline mit einer Stickerei beſchäftigt ſaß, trat der Diener, den jungen Herrn von Melicho anmeldend. Caroline legte erſtaunt ihre Arbeit hin und rief dem gleich darauf erſcheinenden Verlobten zu: „Wie, Nathan, Sie laſſen ſich anmelden? Welch ein ſeltſamer, förmlicher Ton iſt dies plötzlich?“

„Mein theures Mädchen“, entgegnete er mit einer Miene von Befangenheit, die ſonſt nicht in ſeinem Weſen lag. „Es hat ſich in letzter Zeit ſo mancherlei begeben.“ —

„Aber doch nichts, was uns Einen dem Andern entfremden könnte“ —

„Gönnen Sie mir ein Wort des innigſten Vertrauens“, bat er.

„Sprechen Sie“, erwiederte ſie erröthend.

Er ſetzte ſich zu ihr hin, ergriff ihre ſchöne Hand, drückte ſie an ſeine Lippen und ſein dunkles Auge, in deſſen Strahl Gefühl, Geiſt und ſelbſt Enthuſiasmus lagen, betrachtete ſie

heftig seine Brust bewegte, sich erfüllen — nach hier hin hatte ja immer eine geheime Stimme ihn verwiesen, wenn jene treibende Unruhe ihn befiel, die schon als Kind sein Herz so oft ergriff — und nun, da er sie so dicht vor sich liegen sah, fühlte er nicht jenes Entzücken, jenes Vorahnen sich verwirklichender Hoffnungen, das, dem Glücklichen sich nahend, des Glückes höchste Blüthe ist; sondern eine starre Eiseskälte überzog auf einmal sein Herz und an die Stelle aller freudigen Erwartungen trat ein banges Grauen, das recht hart und schmerzlich in seine Brust griff, wie geharnischte Hände in ein zartes Blumenbeet wohl greifen, und es war ihm, als sähe er alle die Gestalten wieder, die in jener Nacht in den Apenninen so schaurig an ihm vorüberzogen; schrecklicher nur, da jetzt auf sie des Tages Helle fiel und ihre bleichen, fühllosen Züge recht sichtbar machte. Schon wollte er, wie damals, fliehen, als neben ihm leise Töne erklangen, so sanft und tröstend, daß schnell die schwarzen Bilder seiner Phantasie entschwanden und alle frühern, heiteren Gefühle so freundlich milde in ihm aufgingen, wie Mondenschimmer, wenn durch dichtes Nachtgewölk' er bricht. Und als er sich umsah, erblickte er Bertha und Gianettina in Pilgerkleidung, über die Schultern das goldne Saitenspiel tragend.

lange ſchweigend und aufmerkſam. Endlich ſagte er: „Caroline, ich bin arm geworden.“

„Arm?“ wiederholte ſie.

„Nun nicht grade was man ganz arm nennt“, rief er. „Der Begriff von Armuth iſt ja ohnedies relativ. Ich, zum Beiſpiel, darf mich arm nennen in Vergleich zu dem, was ich noch vor wenig Tagen war.“

„Der Brand des Schloſſes —“

„Nicht gerade der,“ fiel Nathan raſch ein, „obgleich er weſentlich dazu beigewirkt, da mein Vater und meine Brüder wichtige Papiere und Summen in Gold vor wenig Tagen gerade einkaſſirt hatten, die ein Opfer der Flammen geworden, ſo wie auch beträchtliche Waarenvorräthe, und die Baulichkeiten, das Mobiliar des Schloſſes ſelbſt, allein dies iſt nicht Alles. Ein Handelshaus in Rio Janeiro, bei deſſen Firma wir betheiligt waren, hat Banquerot gemacht und dieſer Schlag, verbunden mit den kleineren Unglücksfällen, hat unſer Haus in der That wenigſtens für die erſten Jahre hinaus, völlig zu Grunde gerichtet. Wenn ich auch unredlich genug ſein könnte, Ihnen den Stand der Dinge zu verſchweigen, um aus Ihrer Unkenntniß Vortheil zu ziehen, ſo würde doch bald ſelbſt ein chimäriſches Glück, das ich Ihnen vorlöge, von der drängenden Wirklichkeit zerſtört werden. Ich komme daher — o wie ſchwer iſt mir dieſer Gang geworden — Ihnen Ihr Wort zurückzugeben.“

„Nathan!“

„Ja, Caroline. Ich kann Ihnen nicht mehr bieten, was ich Ihnen verſprach, und was zu fordern Sie berechtigt ſind,

ein Daſein voll Unabhängigkeit und Glanz. Die ſchlimmere Hälfte eines Lebens, ſo wie ſie mir jetzt bevorſteht, dieſe Hälfte, die angefüllt ſein wird mit Sorgen für die Exiſtenz, dieſe ſollen Sie nicht mit mir theilen. Ich gehe von Ihnen und nehme das Bewußtſein mit, auf wenige Stunden ein reiches, ſchönes Herz mein genannt zu haben; wie dunkel und troſtlos mein Schickſal ſich geſtalten möge, dieſe Ueberzeugung und Erinnerung wird es mir nicht rauben können."

Caroline führte ihr Tuch zu den Augen, die Hand, die Nathan in der ſeinigen hielt, zitterte heftig. „Sie leiden, Sie leiden um mich!" rief der junge Mann heftig. „O ich bin ſelbſt in meinem Schmerze doch glücklich!"

Er ſchloß ſie in ſeine Arme; ſie entzog ſich ſeinem Kuſſe nicht. „Es iſt der Abſchiedskuß", ſeufzte er. Er wollte ſich erheben, Caroline hielt ihn zurück. „Laß mich — laß mich!" rief er; „ich habe nicht Stärke und Muth, dieſen Kampf länger ſiegreich zu kämpfen. Ich unterliege meinem Schmerz. Von Dir mich trennen, ich fühle es, heißt, mich von dem Leben, von der Hoffnung auf ewig ſcheiden."

„Du ſollſt bleiben, Nathan", ſagte Caroline ſanft. „Ich gebe Dein Wort, das nun einmal mein Eigenthum iſt, nicht wieder heraus."

„Wie?" rief er, „hör' ich recht? Himmliſches Mädchen, Du wollteſt dem Armen, dem Verlaſſenen, dem von der Welt Gemiedenen ebenſo angehören, wie Du dem Reichen, Begünſtigten angehörteſt? O bedenke, was Du thuſt! Wecke keine Hoffnungen, wenn Du nicht die Abſicht haſt, ſie zu erfüllen.

Dies Spiel wäre zu grauſam!" — Er ſetzte leiſe hinzu: „Es könnte mich tödten!" —

„Dürfen wir mit der Welt in unſerm Innern ſo frevelhaft Spott treiben?" rief ſie leidenſchaftlich. „Haben wir nichts einander verſprochen als Schaum und Flitter des Daſeins? Nathan, wir haben Einer des Andern Seele ausgetauſcht; das iſt kein irdiſcher Schatz, der heute um ſo viel, morgen wieder anders geſchätzt wird. Nathan, als ich gegen den Wunſch der Meinigen auf Deine Zukunft mein Glück baute, geſchah es in dem felſenfeſten Vertrauen, daß ein edler Mann das Opfer eines Herzens empfinge; ein Mann, der, abgeſehen von aller Verſchiedenheit der Meinungen und des Urtheils der Welt, die Achtung der Beſſern in jeder Stellung, in die er auch verſetzt werden würde, zu behaupten wiſſen werde. Dieſer Glaube und dieſes Vertrauen iſt unterdeſſen nicht um eines Haares Breite gewichen. Du biſt arm geworden! Was kümmert das mich? Mit dem, was ich beſitze, und was Dir übrig geblieben, kann ein beſcheiden zeitlich Glück ſich ſchon aufbauen; die feſte Sicherheit der Herzen iſt die Hauptſache, und darin ſind wir einig; die hat der Brand uns nicht geraubt."

„Himmliſches, edles Mädchen!" rief er und umſchloß ſie feurig. „Ja, wenn dies Dein Glaube iſt, ſo kann ich ohne Scheu bitten: nimm mich wieder auf! Laß uns Beide über Welt und Schickſal triumphiren. O mir iſt ein Himmel neu geſchenkt, den ich ſchon verloren wähnte."

Caroline ſah zu ihm auf mit jenem innigen, ruhigen Blicke voll Adel und Mitgefühl, der ihrer Liebe einen ſo reinen

und ſchönen Ausdruck gab. Es war unmöglich, ihr das Vertrauen, die Hingebung zu entziehen, um die ſie bat; man mußte dieſem liebenswerthen Weſen, das durch die ſtille Kraft der Tugend herrſchte, Seele und Wille unbedingt zu eigen geben.

Die Liebenden waren wieder ausgeſöhnt. Der Baron, der in die Laube trat, fand die Blicke von Glück und Heiterkeit ſtrahlen. Theilnehmend fragte er: „Haben Sie tröſtende Nachrichten erhalten, lieber Nathan? Steht es nicht ganz ſo ſchlimm, als wir gefürchtet?“ —

„Theurer Baron“, entgegnete der Gefragte, „ich bin ſehr arm, aber ich bin zugleich ſehr reich. Meine Hoffnungen ſind alle zerſchmettert, und zugleich ſind ſie alle, und ſelbſt die kühnſten, auf das ſchönſte erfüllt; ich nenne nichts in der Welt mein, aber ich beſitze die ganze Welt!“ —

„Still!“ rief Caroline, indem ſie anmuthig verweiſend winkte; „es giebt Räthſel, Fragen, die Niemand auflöſen kann, man muß ſogleich ſelbſt die Löſung hinzufügen. So iſt's auch mit Deinen Worten, Freund. Der gute Oheim könnte lange hin- und herſinnen, ehe ihm ein Verſtändniß aufginge über das, was wir eben in Kampf und Sieg durchgemacht. Alſo verſtändlich und klar geſprochen.“

Der Baron erfuhr jetzt, was die Liebenden zu ihrem eignen Triumph und Genugthuung vor dem väterlichen Freunde nicht geheim halten wollten und konnten. Er ſprach einige herzliche Worte und gab ſeine Einwilligung, daß die Hochzeit nun nicht weiter verſchoben, ſondern noch vor Beginn des Winters gefeiert werde. Anfangs waren große Feſtlichkeiten

beabſichtigt geweſen; dieſe fielen jetzt weg; weder Caroline noch Nathan bekümmerte dies.

In der Nacht, die auf den Brand des Schloſſes folgte, ſuchte der alte Iſaak ſeine kranke Tochter vergebens in dem dürftigen Verbleib, der ihm angewieſen worden war. Es regnete und ſtürmte, allein den bekümmerten Vater hielt nichts ab, in der Dunkelheit ſuchend und mit der grauſenvollſten Beſorgniß kämpfend herumzuirren. Endlich fand er die Verſchwundene auf einem noch rauchenden Trümmerhaufen ſitzend, in ihrem ſcharlachfarbenen Mantel angethan, mit der goldpapiernen Krone auf dem Haupte. Er ſtürzte auf ſie zu, umfaßte ihre Kniee und weinte laut. Sie ſchien wie aus einem Traume zu erwachen und indem ſie kalt und faſt widerſtrebend die Liebkoſungen erwiederte, ſagte ſie mit klangloſer Stimme: „Was kommſt Du, mich zu ſtören? Die alten Könige meines Stammes waren eben um mich her verſammelt. Sie winkten mir und ich machte mich bereit, ihnen zu folgen. Nach Judäa geht unſere Straße. Der Tempeldienſt iſt geordnet, die heiligen Gefäße ſtehen vertheilt, der Geiſt Gottes weht in den hohen Wölbungen, die von Gold und Farben wiederſtrahlen. Nun kommſt Du, und die Geweihten, die Deine irdiſche Nähe, die Begehrlichkeit Deiner ſterblichen Erſcheinung nicht vertragen können, weichen von mir.“

„Mirjam!“ rief Iſaak, „Du holſt Dir in kalter Nachtluft den Tod. Komm, mein Kind, ich trage Dich in Dein Bett zurück.“

„Laß mich!“ entgegnete ſie herriſch und trotzig. „Ich ſitze auf der Richtſtätte. Dieſes Haus hatte ich den Flammen, meinen Knechten, übergeben. Sie haben ihre Pflicht gethan, jetzt muß ich ihnen ihren Lohn zahlen.“ — Bei dieſen Worten ſtreckte ſie ihre blaſſen, magern Arme hin den kleinen, aus dem Schutte hervorzüngelnden Flammen entgegen, und es war, als küßten dieſe in Demuth die dargebotenen Hände. „So iſt's recht!“ rief die Wahnſinnige. „Kommt mit mir und helft mir, wenn ich den neuen Tempel aufrichte.

„Mirjam, Mirjam!“ ſchrie der Alte. „Du haſt das Feuer angelegt?“

„Ich thats! Es war die Nacht, die mir die Geiſter anzeigten. Ich ſagte Dir ja: Zum Reinigen und Strafen bin ich gekommen. Mein Volk ſoll von mir zerſtört werden, damit es herrlich wieder aufblühe. Dieſes ſchändliche Geſchlecht der Wucherer und Tempelſchänder, die ſich heut die Nachkommen des Volkes Gottes nennen, ſie ſollen die Schwere meines ſtrafenden Scepters fühlen.“

„Sprich nicht ſo laut, Kind, nicht ſo laut!“ flehte der Alte. „Wenn Deine That ruchbar würde, ſie ſchlöſſen mich und Dich in Ketten.“

„Mich nicht, Vater! Ich bin frei. Noch heute zieh ich in die Wohnungen des ewigen Glanzes ein. Noch dieſe Nacht.“ Sie ſchauerte zuſammen und eine Leichenfarbe bedeckte ihr Geſicht. Die auflodernden Flammen beleuchteten die ſeltſame Geſtalt, die ſich jetzt hoch aufrichtete und wie in rieſiger Größe auf dem dunkeln Schutthaufen ſtand. „Ich komme! ich komme!“ rief ſie. „Nehmt mich auf! Seht meine Roſſe ſind Feuerflam-

men! Mein Mantel iſt die rothglühende Gewitterwolke, die am Nachthimmel dahinfährt, ich komme, ich komme. Reich mir Deine Hand, Elias, Prophet, Liebling Jehovah's! Ha wie der Glanz mich blendet! Die Thore des Himmels fliegen auf! Vorwärts, vorwärts! Flammendes Geſpann! Brauſet Wolken, flattert zurück Nebel, mein Pfad iſt Licht!"

Sie hob ihren feuerfarbnen Mantel, ließ ihn in den Lüften flattern, nahm die Stellung eines zum raſchen Flug ſich erhebenden Weſens an und ſank dann mit einem hellen kreiſchenden Schmerzensſchrei auf die Trümmer zuſammen. Der Vater faßte ſie in ſeine Arme, aber er trug nur eine Leiche ins Haus zurück. —

Wir ſetzen hier drei Schreiben an den Profeſſor Heimdorfer her, die zur Ergänzung und zum Schluß unſrer Erzählung dienen.

Caroline an den Profeſſor.

Lieber Freund. Meinem Verſprechen gemäß geb ich Ihnen Kunde von meiner jetzigen Exiſtenz. Sie iſt eine glückliche. Meine Ehe, jetzt ſchon faſt drei Jahre beſtehend, iſt wenig anders in der Wirklichkeit geworden, als ich ſie mir geträumt; Sie wiſſen aber zugleich, daß meine Träume nie ſehr idealiſcher Natur waren. Ich habe nie zur Schwärmerei geneigt, und unbillige, überſpannte Forderungen ans Leben zu ſtellen, iſt nie mein Fehler geweſen. Vielleicht war ich daher etwas proſaiſch; wenigſtens paßte ich ſchlecht zu unſerm jungen

Freund Herrmann, der an meiner Seite, wenn es ihm jemals geſtattet worden wäre, mich die ſeine zu nennen, ſicherlich unglücklich geworden wäre. Es iſt ſo beſſer; er hat eine hübſche junge Wittwe gefunden, die für ihn und ſeine Bilder, die, nebenbei geſagt, mich eben ſo wenig anſprachen wie der Schöpfer dieſer Bilder es that, ſchwärmt, und ſomit iſt vergeſſen was er einſt für mich empfand, oder zu empfinden glaubte; denn ſolch ein junges Blut täuſcht ſich oft abſichtlich, weil es nichts weniger vertragen kann als die Wahrheit und Einfachheit des Lebens. Grade dieſe Wahrheit und Einfachheit iſt mir aber das Höchſte und Größte. So wie in der Muſik, die meine Lieblingsmuſe iſt und bleibt, rührt und leitet mich nur das mit Ehrlichkeit empfundene und mit Ehrlichkeit wiedergegebne Erzeugniß. Es giebt nicht allein falſche Noten auf dem Papier, es giebt auch ſolche in unſrer Seele, und die Muſik iſt heutzutage mehr wie jede andre Kunſt, der Lüge dienſtbar. Das ſogenannte Virtuoſenthum iſt der Ruin aller ächten Kunſt; es wird ſich Einer heutzutage ganz in Einſamkeit und Stille zurückziehn, um ein neuer Pythagoras die geheimnißvollen Schwingungen zu finden, an denen unſre Seele haftet, und die als göttlich und urſprünglich durch unſer ganzes Weſen läuternd und erhebend vibriren. Alsdann wird alles wieder abgleiten was als Schaum und Flitter durch den Götzendienſt, den die Muſik von ihren falſchen Prieſtern erdulden muß, ihrer göttlichen Geſtalt in unſern Tagen angeheftet wurde. Ich ſehe dieſe Tage kommen. Der Lärm und das eitle Gepränge ſind in der That ſchon zu arg geworden; darüber hinaus kann man kaum mit der Thorheit. Aber ich wollte Ihnen von meiner

Ehe ſprechen. Nun eine Harmonie leitet mich ſehr naturgemäß zu der andern. Nathan hat ſeinen alten Vater zu ſich genommen. Es war dies eine ſehr natürliche und nahe liegende Handlung, dennoch ſchreien die Menſchen von ſeinem guten Herzen und loben ihn und ſogar mich ungebührlich. Welch eine troſtloſe Schmähung liegt in dieſem Lob! Alſo einen alten kranken Vater pflegen, nähren, kleiden, dies wäre ſo neu und erhaben! Freilich die beiden andern Söhne haben ſich dieſer Pflicht entzogen, aber dieſe Brüder ſind eben auch himmelweit verſchieden von meinem Nathan. Ich ſehe ſie nicht, wir gehen nicht mit ihnen um. Der ältere iſt ſeiner Frau, der er knechtiſch dienſtbar geworden, nach Frankfurt gefolgt, wo er ein „kleines Geſchäft" unternommen, der andre reiſet nach wie vor in der Welt umher. Nathan arbeitet bei einem hieſigen Banquierhauſe und man will ihm ſo wohl, daß er ſchon mit einigem Antheil an den weit verbreiteten Verbindungen betraut worden iſt. Abends wenn er von ſeinem Comptoir zurückkommt, iſt Muſik und Lektüre unſere Erholung; denn auch ich arbeite fleißig den Tag über. Ich fertige Stickereien für Geld. Sie können ſich wohl denken, Freund, daß bei dieſer Lebens- und Arbeitsweiſe von einem Leben in großen, geſelligen Kreiſen nicht die Rede iſt; unſer Umgang beſchränkt ſich auf einige bürgerliche Familien, die wie wir ſtill und eingezogen leben. Es giebt aber da ganz gute Menſchen; meine Forderungen ſind auch hier mäßig. Von meinen Jugendgeſpielinnen bin ich gleichſam aufgegeben worden; ſelbſt die beſten unter ihnen können es mir doch immer nicht ganz vergeben, daß ich den „Juden" geheirathet. Ich lache über ſie. Iſt dieſer

Jude nur ein rechtlicher Mann, iſt er der Mann, den ich achten, an dem ich emporſehen kann, ſo iſt er auch der Mann meiner Liebe und meines Erdenglücks. Nathan iſt ein ſolcher Mann; ich habe bis jetzt auf dem Wege, den er wandelt, nicht die kleinſte Unwahrheit und moraliſche Fahrläſſigkeit gefunden. Von wie wenigen Chriſten, die ich hier um mich her ſehe, könnte ich das ſagen. Alſo ſein Sie getroſt, mein edler Freund, meine Ehe iſt glücklich. Es thut mir leid, daß ich es grade ſein muß die mit Thatſachen gegen Ihre ſo feſtgewurzelte Meinung und Anſicht ſtreitet; dennoch muß ich eben opponiren und opponire auf eine Weiſe, die Ihnen nach Ihrem guten Herzen gewiß die einzige erwünſchte ſcheinen wird, durch mein Glück. — Kommen Sie, wir wollen beide zuſammen, Nathan und ich, an Ihrer Bekehrung arbeiten.

Der Doctor Walter an den Profeſſor Heimdorfer.

Dank ſei es Deinen Empfehlungen, in den drei Wochen, die ich nun bereits hier in B— bin, habe ich manche angenehme und nützliche Bekanntſchaft gemacht und mancher gute Tag iſt mir geworden. Ich will damit nicht ſagen, daß die große Stadt die Pflichten der Gaſtfreundſchaft und Geſellſchaftlichkeit (verzeihe mir dieſes neue Wort; ich finde in der Eile kein paſſenderes) ſo ausübt, wie ich ſie ausgeübt zu ſehen wünſche, daran fehlt wahrlich in dem eitlen und ſelbſtgenügſamen B— wo, wie Jemand ſehr richtig ſagte, die geiſtige Atmosphäre aus einer Miſchung von Langeweile und Enthuſiasmus beſteht, gar viel;

Wenn ein ängstlicher Traum die Sinne umfangen hält, düstre, herzlose Larven ein umstehen, und das klopfende Herz mit allen Kräften ringt, sich loszureißen, und doch es nicht vermag, und es weckt dann plötzlich aus der dumpfen Betäubung uns eine sanfte Hand, und statt der kalten, grinsenden Gesichter stellt sich das lächelnde Bild geliebter Züge dar, so schließt mit einer Innigkeit und Dankbarkeit sich an sie das Herz, die um die früher schon gewobenen zarten Bande der Liebe noch die einer sehnsüchtigen Hingebung schlingen, die keine Zeit je vernichtet.

So war es jetzt Walther. Mit einem Ausruf des Schreckens und der Freude sank er den geliebten Schwestern in die Arme, die wie schützende Genien in einer bangen, ahnungsvollen Lebensminute ihm erschienen waren, in einem Augenblick, wo, wie in einem Spiegel, die düstern Bilder eines grauenvoll geheimen Schicksals an ihm vorüberflogen. Denn klar entschleiert lag in diesem Moment eine Vorahnung vor seinen Blicken, die schon in der jugendlichen Lebenszeit des Knaben Seele oft erfüllte, und ihr jenes rastlos sehnsüchtige Gefühl gegeben hatte, welches wie Nachhall chromatischer Accorde mit leisem Beben durch sie hinzog. Jetzt erinnerte er sich, daß jene seltsame Greisenfigur mit ihren weitausholenden Schritten und dem

allein es iſt nun eben der Ort, wo über Alles und Jedes „geſprochen" wird. Man findet Männer, die ſich über die uralten Dynaſtieen Aegyptens eben ſo erſchöpfend beſprechen, wie es in andern Kreiſen über die neueſten Veränderungen im modernen Staatsleben geſchieht. Das iſt dann ſolchen Käuzen, wie ich Einer bin, die jahrelang in ihrem hohlen Baumſtamme geſeſſen und über Gott und Welt nachgedacht haben, ganz recht. Man täuſcht ſich bei dieſem vielen Sprechen und denkt anfangs wirklich, es ſei ein Stück Handlung, ein Partikelchen That Einem in die Hände gefallen. Dem iſt dann freilich nicht ſo. Es ſind nur immer Worte geweſen; ein hin und her vibrirendes Wiſſen, Meinen, Dafürhalten und dann wieder Wiſſen, Meinen und Dafürhalten. Man macht die dialektiſche Manege durch und hat's nachher erreicht, daß man ziemlich ſchulgerecht auf dem Paradepferde des Allerweltswiſſens ſitzt, aber ein friſcher kecker Ritt in Wald und Feld, bei Nachtzeit, wo der Uhu ſchreit und Wolken über die Mondſcheibe jagen, das können die Manegenreiter nicht, und das iſt mir doch noch lieber. Wenn in dieſen aufgepolſterten Wiſſensleib nur noch ein kräftiger Körper ſtaatlicher Inſtitutionen führe, dann würde plötzlich Alles ganz anders wichtig und bedeutſam. So aber hat der Schneider den Rock gemacht, bevor der liebe Gott noch den Menſchen machte; in andern deutſchen Staaten hat man den neuen Rock noch für's Erſte ſein laſſen; und das finde ich gut; denn wir wiſſen, ſo allwiſſend wir auch ſind, doch noch immer nicht, welche Glieder der neue Menſch unſrer producirenden Reform haben wird. Darum wartet noch, Freunde! Aber hier in B— habe ich ſchon viel über dieſen neuen Rock ſpre-

chen hören; viele haben ihn ſogar ſchon geſehen und gemeſſen. Ich ſagte ihnen, mit den Röcken habe die Menſchheit überhaupt Unglück; ſo wie ſie einen Rock verehre, aus dem das Göttliche und Lebendige ſchon längſt herausgeſchwunden, ſo verehre ſie wieder hier einen Rock, in den das Göttliche und Lebendige noch nicht hineingewachſen ſei. Mit derlei anzüglichen Reden kam ich aber hier übel an. Man eilte mir den Mund zu ſtopfen durch Zweckeſſen und Spruchtrinken. Ich mußte ſo entſetzlich viel nicht ſelbſt eſſen — ſondern eſſen ſehn, nicht ſelbſt trinken, ſondern trinken hören, daß ich ganz matt und friedfertig wurde, und nun auch anfing, die Sache nur als Geſprächsgegenſtand zu behandeln; wo ich mich dann plötzlich ganz wohl fühlte. Ich ging nun an dieſem Abende, in dieſe Straße, in dieſes Haus, um über den Cultus der Indier und über den Affen Hanneman zu ſprechen, und morgen ging ich in jene Straße, in jenes Haus, um über das Journaliſtenweſen und den Miniſter ſo und ſo Anſichten auszutauſchen. Kam ich dann nach Hauſe, ſo bildeten der Affe und der Miniſter, die Journale und das alte Indierthum ein wundervolles Sammelſurium in meinem Kopfe, dazu that ich nun noch, rein aus Muthwillen, eine ſtarke Doſis Enthuſiasmus für eine überzarte blonde Sängerin, die gerade in Mode war, und nun ging ich zu Bette, indem ich wie Lady Macbeth lächelnd zu mir ſagte: alle Wohlgerüche Arabiens — das heißt alle ſtille, einfache Gedanken — waſchen dieſe kleine Hand nicht mehr rein — das heißt klären dieſes durch und durch verplömperte Gehirn nicht mehr auf. Das, theurer Heimdorfer, mußte Dein Freund in der großen Hauptſtadt erleiden. Du weißt, daß als wir beide auf der

Univerſität gemeinſam Wiſſensfrüchte ſammelten, ein Ausdruck, den ich dem alten Gries abgeborgt, wir wunderſam in dem Haſſ gegen dieſes B— übereinſtimmten; Du gabſt nur einen andern Grund an als ich. Deiner Anſicht nach war B— ſo eitel, prahleriſch, zerſtückelt und ſchwatzend, weil ſeine Bevölkerung zum dritten Theile aus Juden beſtehe, und Du dieſem Volke, das Du die Koſtgänger der andern Völker nannteſt, auch nicht die kleinſte Spur einer tüchtigen Geſinnung für ſtaatliche Formen zuſchriebſt. Wie kann ein Volk, riefſt Du, das ſchon durch Jahrtauſende hindurch nie ein eignes Haus beſeſſen, über den Haushalt anderer Völker mitſprechen wollen. Und Deine Anſicht war nun, daß in B— Juden das große Wort, wie in jeder Wiſſenſchaft und Kunſt, ſo auch in der Politik führten. Dem iſt aber nicht ſo. Du biſt in deinem Anti-Judeneifer, wie immer, ſo auch hier zu weit gegangen. Der renommirte, poetiſche, liberale Jude, der hier über Politik Vorträge hielt, und den Du, wie ich glaube, bei Deinen giftigen Ausfällen im Sinne hatteſt, iſt längſt dahin, eben ſo exiſtiren die Kreiſe nicht mehr, wo geiſtreiche Jüdinnen den Vorrang führten, obgleich gerade unter dieſen Jüdinnen eine Frau war, die ich nicht wenig verehre, alles das hat ſich verändert; deſſenungeachtet — ganz Unrecht haſt Du bei allem dem doch nicht. Der Jude, getauft oder ungetauft, das gilt hier gleich, ſpielt immerdar eine große Rolle in der Geſellſchaftlichkeit, ja die Species: „geiſtreicher Jude", iſt eigentlich ganz allein nur hier zu Hauſe. Dieſes Volk mit ſeinem Talent, ſich jede Geſittung und jede Geiſtesfärbung „anzugewöhnen", hat ſich auch den Grundcharakter B—'s ſo trefflich angewöhnt, daß es Thorheit und Verluſt

für Wiſſen und Leben wäre, wenn man ihnen verſagen wollte, überall ihr Wort mitzuſprechen. Es iſt eine Thatſache, daß die Juden hier, nicht wie überall anderswo, durch ihr Geld, ſondern durch ihre Intelligenz ſich Geltung verſchaffen. Du ſagſt aber ſogleich, es wäre tauſendmal für die durch jüdiſche Elemente infizirte Nationalität beſſer, daß iſraelitiſches Geld als iſraelitiſche Intelligenz obſiege. Denn gerade in dieſer Intelligenz liegt die ſchlimmſte und gefährlichſte Unterjochung, Deiner Anſicht nach. Du magſt Recht haben, obgleich nicht ganz in dem Umfange, wie Du dieſes Recht beanſpruchſt. Laß uns die Sache ein wenig näher unterſuchen. Es iſt wahr, der Jude hat für freie, große Inſtitutionen keinen Sinn, er hat nie welchen dafür gezeigt, ſelbſt da nicht, als er ſelbſt noch einen Staat zu adminiſtriren hatte. Sein politiſcher Grundcharakter iſt Feigheit, und zwar jene Feigheit, die vor dem Gedanken zurückbebt, wenn er ſchöpferiſch und umgeſtaltend auftritt. Der kleine enge Judenverſtand hat uns unendlich in Kunſt, Wiſſenſchaft und Politik geſchadet, und merkwürdiger Weiſe gerade da hat er uns am meiſten geſchadet, wo er uns förderte. Nehmen wir die Wiſſenſchaft zum Beiſpiel: jüdiſche Gelehrte, Aerzte, Philoſophen haben Großes geleiſtet, was Forſchen und detaillirte Prüfung der Thatſachen betrifft, aber findeſt Du, daß die Lehre irgendwie durch dieſe Forſcher an Macht, an Fülle und Adel zugenommen? Sie blieben immer da ſtehen, wo der nächſte praktiſche Zweck erreicht war, wo namhafter Gewinn ihre Mühe lohnte. Wenn wenige einzelne Geiſter höher ſtiegen, ſo geſchah es, wie bei Spinoza und Mendelsſohn, weil ein großer Weltgedanke ihre Seelen erweiterte und ſie hoch hinaus

über die enge Grenze der kleinen, betriebſamen, liſtig kalkulirenden Verſtandesinduſtrie führte. Dies gebe ich Dir alſo zu. Aber wo ich ihnen, gegen dein Anathem das Wort reden muß, iſt da, wo es auf die augenblickliche anregende Wirkung ankommt. Das Volk, von dem wir hier ſprechen, hat eine orientaliſche Lebendigkeit bewahrt, die uns trägen Deutſchen ganz beſonders zu Gute kommt. Dies ſah ich hier zu öfterm in B—. Es wird förmlich von ihnen „Schacher" getrieben mit Ideen. Kein Mittagsmahl, keine Abendgeſellſchaft, in denen nicht ein kecker geiſtreicher Jude zuerſt das Wort nimmt, man ärgert ſich anfangs, dann läßt man ſich's gefallen, dann findet man, daß es nicht übel ſei, was er ſagt, und endlich ſpricht und ſchwatzt man mit. Das Geſpräch und die Geſelligkeit iſt im Gange. Weiter will man für's Erſte nichts. Ja, wenn es zu Thaten kommt, wenn perſönlicher Muth, ſtolze und kühne Geſinnung, männliches Auftreten erfordert wird, dann tritt der alte Gebieter auf, der germaniſche Urmenſch und Urmann, der ſeinen Weg zu finden und zu gehen weiß. Du ſiehſt alſo, daß ich Jedem das Seine, und meine kleinen Orientalen nicht ſo gänzlich ohne Ruhm laſſe, wie Du es thuſt. Aber ich möchte ſie freilich auch um keinen Preis zu Herren im Hauſe machen; und wenn eine große politiſche That in Deutſchland ins Leben treten ſoll, ſo gebe ich keinen Deut auf ihre Mitwirkung, im Gegentheil da ſollen ſie ganz ſtill ſich halten, in einen Winkel ſich preſſen und hübſch die Herren im Hauſe nicht in ihren Gängen ſtören. Von kosmopolitiſchen Träumen, von Verſchmelzung der Nationalitäten, kann, meiner Anſicht nach, hier nicht die Rede ſein, wo der eine Theil bitterböſe hinzukommt, mit dem

Vorſatz, ſich für Jahrtauſendalte Unbill zu rächen, dem der andere Theil mit dem ebenfalls Jahrtauſendalten Mißtrauen kalt und widerſtrebend die Hand reicht. Man ſoll nur nicht denken, daß man die Nationen „ziehen" kann, wie man Hausthiere „zieht," die man alle durch die Bank zahm macht. Der nationale Eigenſinn iſt eine moraliſche „Wildheit", die den Keim jeder Tugend in ſich birgt, während in der inſipiden nationalen Toleranz, der ekle Stoff jedes Kulturlaſters und vor allen der politiſchen Lähmung verborgen liegt.

Ich bin hier öfters in einem Hauſe, wo ſich dieſe und andre, dahin bezügliche Dinge wahrnehmen laſſen. Es iſt noch ein junges Ehepaar, obgleich nicht das Muſter eines jungen Ehepaars, wie ich es mir denke. Er iſt ein ſeichter und oberflächlicher, naſeweis abſprechender Tagesſchriftſteller und heißt Arthur Hirſch, ſie iſt die Tochter eines früher ſehr reichen Mannes, der aber durch allerlei Unglücksfälle ſein Beſitzthum verloren hat, eine geborne Melicho, und führt den ſchwärmeriſchen Namen Melitta, obgleich ſie nichts weniger als ſchwärmend iſt, ſondern kalt, ſpottend und mit unangenehm herausfordernden Manieren. Ich weiß nicht, wie dieſes Pärchen es anfängt, aber es bringt es dahin, daß viele recht geſcheute und angenehme Leute zu ihnen kommen. Sie machen ein Haus, wie man ſagt. Es thut mir weh, daß dieſe Art von Spott und Frivolität in religiöſen Dingen, die man hier und in ähnlichen Häuſern findet, und die auch in einer gewiſſen andern Richtung als Oppoſition ſich geltend macht, für Wahrheit, Einfachheit und geſunden Menſchenverſtand gelten ſoll. Bloß um nicht auf jener Seite zu ſtehn, tritt man hierher, und damit iſt der

guten Sache arg geſchadet. Ein redlicher Mann und Charakter ſagt ſich ſelbſt: ich ſehe Dieſen und Jenen, den ich als aufrichtig kenne und den ich achten muß in jenen Kreiſen und Geſellſchaften, alſo müſſen ſie das Wahre und Aechte enthalten; dem iſt nicht ſo. Jene Männer treten nur auf dieſe Seite, nicht weil ſie hier hoffen können, ihrer Ueberzeugung zu leben, ſondern nur um öffentlich ſcharf ihre Oppoſition auszuſprechen. Dies iſt der Grund, weshalb für den Augenblick ſehr unwürdige Perſonen und Gruppen zu Anſehen gelangen. Der Ungeweihte, der nur die Oberfläche der Erſcheinungen ſieht, läßt ſich aber leicht irre leiten. Auf dem ſtaatlichen Felde geht es auf ähnliche Weiſe zu. Um nicht zu den Schreiern gezählt zu werden, die ohne Geſinnung, Kenntniß und moraliſchen Nachdruck über den Staat und die Geſellſchaft ſprechen und ſchreiben, ſchweigt Mancher hartnäckig und läßt ſich lieber zu der ihm verhaßten Reaktion zählen, als daß er mit jenen theils ungeſchickten, theils böswilligen Entweihern ſeines Heiligthums ſich zuſammenſtellte. So ſteht in unſerer Zeit faſt Niemand da, wo er ſtehen möchte und wo er hingehört.

Ich bin zu dieſer Abſchweifung durch meinen kleinen Herrn Hirſch verleitet. Vergieb darum die Länge dieſes Briefes und bleibe im Uebrigen Deinem alten Jugendfreunde treu und gewogen.

Caroline an den Profeſſor Heimdorfer.

Welch' ein ſeltſames unerforſchliches Weſen breitet ſich über unſre Tage! Ich weiß nicht, väterlicher Freund, unter

welcher Form und Geſtalt ich Ihnen das mittheilen ſoll, was ich zu ſagen habe. Meine Ehe iſt aufgelöſt; ich habe mich entſchieden und auf immer von meinem Manne getrennt. Vielleicht thue ich ihm Unrecht; eine andere Frau in meiner Lage würde nicht ein ſo ſtarkes Gewicht auf eine Entdeckung ſetzen, die, nachdem was die Welt uns bietet, gar nicht ſo überraſchend hätte kommen können. Es handelt ſich hier um nichts Gröſſeres, als: ich habe die Achtung für meinen Mann verloren. Mein Himmel, wie viele Ehen beſtehen friedfertig weiter, wo ein Theil dieſes vom andern ſagen kann, und ſich's täglich auch ſagt. In meinem Kopf und Herzen hat es aber von jeher anders ausgeſehen als in tauſend andern Herzen und Köpfen; ich ſage nicht beſſer: o nein! Der Himmel weiß, daß ich ſtrebe, von ganzer Seele demüthig zu ſein. Der Vorfall iſt dieſer. Ich hatte ſchon lange bemerkt, daß mein Mann gegen ſeinen Vater ein verändertes Betragen angenommen hatte; er war rauh und zuweilen ſogar unziemend vorlaut und heftig gegen ihn geworden. Nun iſt's freilich wahr, der Alte iſt nicht ſehr liebenswürdig, es gehört viel Liebe, und wenn die nicht da iſt und nicht erzwungen werden kann, viel Pflichtgefühl dazu, dem Greiſe die Behandlung zukommen zu laſſen, die er fordern darf. Ich ſuchte im Stillen manches wieder auszugleichen, was Nathan verſehen hatte; nur wollte es mir nicht recht glücken, da ich die Gunſt des Alten nie beſeſſen habe. Eines Tages höre ich einen Wortwechſel in der Comptoirſtube. Nathan iſt frühzeitiger wie gewöhnlich heimgekehrt und hat den Alten in ſeinem Schreibgemach unter den Papieren wühlend gefunden. Der Greis hat die häßliche Gewohnheit, überall herum zu ſpio-

niren. Nathan macht ihm Vorwürfe, die Antworten fallen trocken und ſpottend aus. Ich entferne mich; als ich eine kleine Weile bei meinem Arbeitstiſch geſeſſen, ſchreckt mich ein wahrhaft thieriſches Geſchrei empor; der Laut kommt aus der Comptoirſtube: ich fliege hin, wage aber nicht einzutreten und höre Nathan dem Vater zurufen: „Wo iſt Dein Geld! Dein Geld her! Ich ſage: ich will das Geld haben!“ — „Bube!“ ſchreit der Alte, indem er ein Lineal ergreift, das auf dem Comptoirtiſche liegt und nach dem Sohne ſchlägt, „was ſprichſt Du von Geld? Weißt Du denn nicht, daß ich all das Meine verloren habe?“ — Nathans Stimme wurde hier leiſer und er rief dem Alten in's Ohr: „Nicht Alles! Ich begegnete in jener Nacht dem Iſaak, wie er ein Päckchen Wechſel und Staatspapiere zum alten B— in D— trug. Ich kenne darum Dein Geheimniß, ehrwürdiger Patron! Ich weiß, daß Du vor Deinen Kindern Dich arm ſtellteſt, bettelarm, um ihnen nichts von Deinem geretteten Mammon abgeben zu dürfen, ich weiß, daß Du es vorzogſt, Jahrelang von meiner Armuth zu zehren, den ſauererworbnen Ertrag meiner Mühen ſtill und heimlich hohnlächelnd mit mir zu theilen, während die Goldbarren ſicher in Deinen Kiſten ruhten. O es iſt gräßlich, wenn ſo handelt ein Vater gegen ſeinen Sohn! Aber Du ſollſt mich nicht länger hinhalten dürfen! Bis jetzt glaubte ich Dein Mährchen von Armuth, nun aber will ich mein Recht, mein gutes Recht. Gieb Deine Schätze in meine Hand; gieb ſie noch heute, noch in dieſer Stunde — oder Du ſollſt erfahren, zu welchem Aeußerſten ich fähig bin im gerechten Zorn und Eifer über beiſpielloſe Nichtswürdigkeit.“ Der Alte klammerte ſich

an dem Pult an, ſah lachend dem Sohne ins Geſicht und rief nach einer Pauſe: „Alſo darum haſt Du mich aufgenommen? Darum war es der großmüthige Nathan, der zärtlichliebende ehrfurchtsvolle Sohn, der die harten Buben beſchämte, und den alten kranken Vater bei ſich wohnen hieß, alſo darum — darum! Weil Du wußteſt, daß die Frucht noch Saft gab, wollteſt Du ſie nicht auf den Schutthaufen werfen. O Kindesliebe, Kindesliebe, welch ein reines Gold biſt Du!" Hier ſtieß er wieder dieſen ſchrecklichen Schrei aus, der mir einige Minuten vorher, ſo entſetzlich in die Ohren gegellt hatte. Ich taumelte von der Thüre fort und erreichte einer Ohnmacht nahe mein Nähtiſchchen. Alle Gegenſtände im Zimmer flimmerten und wogten vor meinen Blicken, ich ſah nichts als die ſchreckliche Geſtalt des Alten, ich hörte nichts als die zermalmenden hingeheulten Worte: „Alſo darum! darum!" — Mein Freund, iſt dies nicht genug, um ein Herz zu brechen; wenigſtens meines konnte keinen härtern Schlag empfangen. Mit einem Donnerſchlage war mein Paradies in die Tiefe geſchleudert; ich ſtand allein, arm, verlaſſen, troſtlos. Ja der Dämon Gold, dieſes Fluchgeſpenſt unſrer Tage, dieſes uralte Peſtübel, das dem Volke anklebt, aus deſſen Mitte ich mir den Stolz und die Stütze meiner Tage erwählt, es war mit ſeiner ganzen Macht über mich Arme hereingebrochen. Himmel, wie verächtlich dieſer Vater, wie tauſendmal verächtlicher noch dieſer Sohn! Und ich hatte ihn geliebt, und er war liebenswerth geweſen; wäre es möglich geweſen, daß dieſer dunkle Abgrund, der ſich mir entſchleiert hatte, ewig vor mir verhüllt geblieben, ich hätte eine glückliche Frau vielleicht bis zum Ende meiner Tage

dunklen Feuer ihrer Augen, daß Hermine mit ihrem blonden, perlendurchflochtenen Haar, ihrem wehmuthsvollen nassen Blick und eiseskalten Schleier, daß jene Nachtgestalten alle, in deren Brust kein Herz schlug, nicht zum erstenmal im Apennin ihm erschienen, daß oft sie schon mit ihren stieren, furchtbaren Blicken aus den düstern Ecken des gewölbten väterlichen Zimmers auf ihn geschaut hatten, wenn zu der Mutter Füßen er spielte, und daß er schaudernd dann sein Gesicht in ihr Gewand verborgen habe, ohne im Stande gewesen zu seyn, die plötzliche Ursache seines Entsetzens anzugeben. Jetzt stand auch die Gegend, die in des Greises Wohnung er geseh'n und die so lockend ihn angezogen und doch mit so tiefem Grauen ihn erfüllt hatte, deutlich vor seinem Gemüthe. Es war ein ohnweit seiner Vaterstadt belegener, sumpfiger Wiesengrund, auf dem der Sage nach, in alter Heidenzeit, grauenvolles sich begab, und wo als Kind, des strengen Verbotes der Eltern ohngeachtet, er so gern spielte, obgleich schon damals jenes seltsam furchtbare Grauen ihn erfaßte, sobald er sich nahte. — Auch damals schon waren in seinen Träumen und unter jenen Bildern ihm zwei fremde weibliche Pilgergestalten erschienen, die immer, wenn flüchtig wie Schatten sie an ihm vorüberschwebten, jene trüben Phantome verjagten und wie rettende

ſein können. Da Nathan bald erfuhr, daß ich Alles wußte, kam er und erzählte mir klug und verſtändig den ganzen Zuſammenhang der Dinge, er ſprach mit großer Lebhaftigkeit; tauſend andre Frauen hätten verziehen und alles wäre beim Frieden geblieben — aber ich, ich konnte es nicht. Es war aus — mit uns, zwiſchen uns. Wie der Himmel ſo fern und unerreichbar, ſo lag mir, nach jener unglücklichen Stunde, Glück, Vertrauen, Liebe. Ich fühlte mich unſäglich unglücklich; mein einziges Verlangen war, mein Haus zu verlaſſen, andre Menſchen, andre Umgebung zu ſehn. Mit großen Opfern und noch größern Kämpfen habe ich denn dies auch endlich möglich gemacht. Nathan ließ mich ziehen; er hegt die gewiſſe Hoffnung, daß ich zurückkehren werde. Der Vater hat ſeinen Reichthum herausgeben müſſen, aber wie wäre es mir möglich, davon mit zu zehren, ſelbſt der treue Iſaak hat es nicht vermocht und iſt alt und krank, wie er war, in die Fremde gezogen. Die gute Tante Helene hat mich aufgenommen; ich werde die Stütze und der Troſt ihres Alters ſein. Daß mir der Himmel Kinder verſagte, war oft mein Kummer, jetzt ſegne ich ihn dafür. Leben Sie wohl, und denken Sie meiner in Liebe.

Der Flüchtling.

Eine Schilderung von Josef Rank.

Es war im ſchönen Mai, eines ernſtheitern Sonntagmorgens; der Gottesdienſt hatte begonnen. Feierliche Sammlung ſchien die ganze Natur zu athmen, ſtill dampfend hüllten ſich nur die Schluchten des Gebirges ein, dem klaren Sonntagshimmel den Blick in ihren Abgrund zu erſparen; ſonſt überall fromme, liebliche Helle: über Bergesgipfeln, Wäldern, Wieſen, Feldern. In den Lüften, wo der Geiſt des Herrn an ſolchen heiligen Feſttagsmorgen lebendiger weht, hielten es die Lerchen nicht länger harmlos aus, ſie ſtellten die wirbelnde Muſik ihrer Kehlen ein und ließen ſich leiſ' andächtig nieder in die ſtille Saat. Ein Dorfbub, der in einſamer Waldnacht ſeit der Morgendämmerung junge Fichten geſucht und für ſeine Hirtenpeitſche abgeſchnitten hatte, weil er den Förſter im Gottesdienſte wußte, der warf, als er plötzlich in die heilige Sonntagsſtille und Helle hinaustrat, ſeine Sündenbürde weg und fing bitterlich zu weinen an; es dünkte ihn, ſeine jüngſt verſtorbene gute Mutter habe plötzlich hinter ihm gerufen. Sei es, daß ſich unſer Gewiſſen oft der Stimmen unſerer Liebſten

bedient, um ſicherer zu wirken, oder daß längſt verklungene Töne die Natur für beſonders weihevolle Stunden aufbewahrt, gewiß iſt, ein Sonntagsmorgen kann ſo und wunderbarer noch erſchüttern. Mehre Mädchen waren mit ihren kleineren Geſchwiſtern zum „Schlehdornbergel" hinausgegangen, welches der ſchönſte Spielplatz und wohin den ganzen Tag die liebliche Maiſonne am freundlichſten fällt. Die Mädchen ſetzten die Kinder neben einem blühenden Schlehdornſtrauch auf ihre Leinwandhüllen und entfernten ſich, um ſingend und betend zu wallfahren um das nächſte Weizenfeld. Wehmüthig-fromm klang es aus den jungen Mädchenkehlen und fand noch ein leiſes Echo im fernen Walde. Jedes der Mädchen hielt ſich dabei ein offenes „Meßbuch" vor, deſſen Seiten aber ſo mit gemalten Heiligenbildern überdeckt waren, daß vom gedruckten Text kaum einige Silben zu ſehen blieben; das machte aber nichts, die Mädchen thaten doch als läſen ſie, beugten demüthig die Köpfe gegen die Schultern, ſchloſſen halb die Augen und was ſie ſangen, was ſie ſprachen, kam aus ihrem frommen Gedächtniſſe. Dann gingen ſie auf die nahe „Wacholderanhöh'" los und knieten am Eingang der Kapelle nieder, etwas ſtiller und furchtſamer ihre Gebete und Geſänge fortſetzend. Sie ſtanden auf und ſchüttelten ihre Heiligenbilder in die Schürzen, einige ſchmückten damit die kleinen Wandvertiefungen, die andern halfen zuſammen mit ernſt-kindlicher Geſchäftigkeit die Heilandsſtatue zieren, indem ſie ihm alle möglichen Heiligen auf Schultern, Hände, Füße ſtellten und gedachten, ihn dadurch zu ehren. „Nur, Lottl, Lenchen, Anne", riefen ſie durcheinander, „die Kreuziger dürfen kein Bildl nicht

kriegen!“ Sie meinten die Juden auf dem Wandgemälde, denen pöbel-fromme Hände bereits die Augen ausgestochen hatten. Um das Kornfeld zurückwallfahrend gelangten die singenden Mädchen wieder zu der Schlehdornhecke. Sei es die heilige Sonntagsstille der Natur gewesen oder der warme Frühlingsmorgenstrahl, daß die giftige Natter so ruhig und nur stille lechzend am Schlehdorn hing; die Kinder lachten, scherzten, rückten von ihren Leinwandhüllen näher hinzu, griffen alle schäckernd nach dem leise zischelnden Thier, es hätte sich ruhig in die Hand nehmen lassen; da erblickte eines der wallfahrenden Mädchen die Gefahr, schrie auf, riß zwei der nächsten Kinder weg und empor, die Natter schoß ins Gestein, Entsetzen ergriff Alle, die Kinder weinten und zappelten, das glich jetzt einer Schaar Tauben, die mit gestutzten Flügeln am Boden dahinflattert, man floh nach dem Dorf zurück, der Schreck erweckte tausend märchenhafte Gestalten der Verfolgung im Gehirn der Fliehenden, hier fiel man, dort stieß man zusammen, es geschah kein Unglück, aber die Angst und Verwirrung war groß und die Flucht in der heiligen, ruhigen Morgenstille war wunderbar; die Heiligenbilder hatte man in der Kapelle im Stich gelassen.

Unter dem einsamen Feldbirnbaume, nicht weit vom ersten östlichen Hause des Dorfes stand ein junger Mann von schlanker, kräftiger Gestalt in einer Tracht so fremd als malerisch und schaute mit Lächeln und mit tiefer Rührung auf die Flucht der Kinder, welche eben rechts und links an ihm vorüber ging. Es schien bei diesem Anblick eine Welt von holden Jugenderinnerungen erst recht lebendig aufzusteigen in der Brust des

Fremden, denn ſeine Freudenerſchütterung mehrte ſich mit jedem Herzſchlag ſichtlich; er veränderte ſeine träumend nachdenkliche Lage, geſtützt auf den Sattel ſeines prachtvollen Pferdes, jetzt in eine freie, aufrechte Stellung und ſchritt nach dem erſten öſtlichen Hauſe in der Richtung, welche die fliehenden Kinder nahmen. Die Arme über der Bruſt verſchränkt, das große dunkle Auge in Freude und Wehmuth glühend, hielt er oft nach wenigen Schritten wieder an und ließ den Blick betrachtend auf dem Ziele ſeines Weges, jenem Haus und Garten ruhen. Warm, liebend, feierlich lag die fromme Sonntags-Maienſonne auf der ſchönen, maleriſchen Geſtalt des jungen Fremden, ſein Schatten fiel zur Hälfte auf den reinlich breiten Feldweg, zur Hälfte auf das friſche Grün der jungen Saat; er ließ ſein Pferd an den Baum gebunden zurück; auf dem Abhang einer ſonnigen Höhe, wo ſie zugleich Weide für ihre Roſſe fanden, lagen fremde Reiter, ausruhend und doch auch liebevoll wachſam wie treue Knechte für ihren vergötterten Herrn, ſie waren mit dem Fremden vor Kurzem aus Waldes-Dickicht und Nacht gekommen. Bei der Flucht der Kinder am Feldbirnbaume vorüber mußte eins der Mädchen doch den wunderbaren Fremden erſehen haben, denn kaum war man wie eine Schaar Hausgeflügel zwiſchen den Zaunlücken in den Garten und hier aufs friſche Gras niedergerauſcht: ſo begann das Mädchen athemlos, in Schweiß gebadet, ſogleich die Erſcheinung zu erwähnen, und die erhitzte Phantaſie brachte ſie geſchäftig mit jener Sage zuſammen, nach welcher einſt mehre Kinder in den Wald gegangen, um Erdbeeren zu pflücken; weil es aber Sonntagmorgen während des Gottesdienſtes war und

die Kinder vergaßen, die erſten Händchen gepflückter Beeren den armen Seelen zu weihen und auf einen Baumſtumpf zuſammenzulegen, verfolgte ſie der böſe Geiſt in allerlei Geſtalten: ſchoß als Schlange aus dem Gebüſche auf ſie los, rann als ſchäumender Bach vor ihren Füßen, kollerte als Igel unter ſie, daß ſie ſich die Füßchen wund dran ſtachen, ſchnappte als Falle nach den flüchtigen Ferſen, blies als Sturmwind drein und wehte die ſchwächeren nieder, ſtürzte rauſchend als Baumſtamm her, um eins der Kinder vom graden Heimweg abzuſchrecken; aber da die Kinder immer doch gradaus liefen und „Maria, Mutter Gottes" riefen, konnte er ihnen nichts weiter anhaben, bis er zuletzt die Sach' erſt pfiffig anfing und wie eine Mutter ſchrie: „daher! daher!" wodurch er eins der Kinder erwiſchte, das ſich zur Mutter flüchten wollte; die andern entkamen alle glücklich, obwol er ihnen in der Nähe des Dorfes plötzlich als fürchterliche Wildſau von der einen Seite, von der andern als engelſchöner, rettender Jüngling entgegentrat mit dem Rufe: „Süße Kinder, liebe Kinder, rettet Euch zu mir!" Die Kinder flohen aber gradaus zwiſchen der Wildſau und dem engelſchönen Retter durch und der Böſe hatte die Ehre, vor Zorn wie ein Kanonenknall hinter den Kindern zu zerplatzen. Dem engelſchönen Retter ſollte nun unſer junger Fremde, den das Mädchen unter dem Feldbirnbaume erblickt hatte, auf's Haar geglichen haben. Ueberhaupt ſaßen unſere Kinder nun ſchweißtriefend im Graſe da und meinten, ſchon heute daſſelbe erlebt zu haben, was die Kinder der Sage: Mit Schlange und Natter hatten beide Geſchichten angefangen, ein engelſchöner Jüngling war der Schluß. Nun wollte Jedes

auch ſonſt noch Allerlei gehört und geſehen haben auf der Flucht vom Schlehdornbergel her. Anne hatte auf dem Rande des Hohlwegs oben laufend, an einen Stein geſtoßen und der hinunterkollernde, der Sand und Gerölle rauſchend mit hinabriß, mußte nun der Stacheligel geweſen ſein, der ihr den Fuß verwundet; Lottl hatte einen Diſtelkopf über die Saat hervorblicken ſehn und behauptete nun ſteif und feſt, ein Teufelchen mit blutrothen, großen Augen habe eine feurige Zunge auf ſie ausgeſchlagen und Haaſenmännchen gemacht und allerlei andere Dummheiten getrieben; Lenchen, welches auf der ganzen Flucht faſt immer mitten in der Saat gelaufen war, wollte unabläſſig verſpüret haben, wie ihm der böſe Feind mit Netzen die Füße zu umſtricken ſuchte und da es dennoch immer gradaus gelaufen, habe er zuletzt aus Wuth mit Steinen dreingeworfen, das aber in der That nur Lerchen waren, die erſchreckt aufrauſchten aus den ſtillen Furchen; Bärbel hatte im Vorüberfliehen eine Mohnblüthengruppe geſehen und war nun überzeugt, nichts anderes ſei es geweſen, als ein ſchönes Seidenhalstüchlein aus der Saat emporgehalten, um vom graden Wege abzulocken. Und ſo ging es fort; immer mehr und mehr fiel Jedem ein, was man Alles geſehn auf dieſer Flucht, erlebt und ausgeſtanden. Lächelnd ſtand der Fremde nicht weit davon und hörte eine Weile zu, ihm war ... es iſt nicht zu beſchreiben: ſüß und weh zugleich, zum Jauchzen froh, zum Weinen trübe, wallend, um in eine Schlacht zu ſtürmen, und doch ſo märchenhaft-friedlich, als könnte er ſich ſelber zu den Kindern ſetzen, Märchen zu erzählen, Märchen anzuhören. Um die Kinder nicht zu ſtören und wenn ſie ihn erblickten, aufs

Neue zu erſchrecken, ſuchte er auf kleinem Umweg zu dem Hauſe zu gelangen; erſt aber ließ er noch einen langen, freudig überraſchten Blick auf der Reihe junger Fichten ruhen, die als lebendiger Zaun gepflanzt vor ihm daſtanden und ihn von den Kindern trennten; ſo blickt nur der auf einen Gegenſtand, der innigſt daran betheiligt iſt. „Und meine Lieblingspflanzung hier, wie ſie gedeiht", ſagte lächelnd und bewegt der Fremde, „es iſt keine Lücke in der ganzen Reihe, kein Sprößling iſt mir verdorrt, keiner gewaltſam umgekommen; Heimatherde, Heimathlüfte, wie freundlich ſeid ihr meinen Knabenfreuden geblieben, nährtet und bewahrtet ſie, indeß ich ferne war und ihrer ſelbſt vergaß!" Wie an einer Kette von Erinnerungen elektriſch fortgeleitet, überflog ſein Blick hierauf den untern Fahrweg und den Mühlbach mit den Erlengebüſchen an den Ufern, weiterhin den kleinen Teich herum des Dorfes Sommerweide, die Feldſaat rechts und links und dort den ſonnigen Hügel, jetzt bedeckt von lagernden Reitern und weidenden Pferden, und weiterhin die majeſtätiſch geheimnißvolle Waldung, wo als zarte Sprößlinge einſt die Fichten begannen, welche nun als kräftige Wächter auf der Gartengrenze ſtanden. Welch ein Schauplatz unüberſehbarer Kinderſpiele, wilder Knabenjagden, paradieſiſcher Jugendträume! Unſer Fremde kehrte ſeinen Blick ſchnell hinweg, noch wollte er nicht zu durchſchüttert ſein, denn das Liebſte und Ergreifendſte ſtand ihm erſt bevor, er ſollte ſein Vaterhaus betreten. Wie er um die vordere Zaunecke bog, umfloß ihn eine Duftwoge des wilden Roſenſtrauches wie zum Gruße: er ſei auch noch da und blüh' und dufte wie vor Zeiten; an der nördlichen Scheuerecke hing

auch die politiſche Tafel noch, die einſt neu war, aber ihre Inſchrift und die Landesfarben drauf waren indeß von Wind und Wetter bis auf geringe Spuren ausgelöſcht und der üppige Hollunderſtrauch überdeckte bereits den größten Theil der Tafel — was wohl Jene dazu ſagen mögen, welche als Knaben die Tafel neu geſehen? Sie liefen doch des Tages an die hundert Male hin, die ſchönen Farben zu ſehen und ſie vorübergehenden Fremden zu zeigen. Düſter ſah das Auge unſers Fremdlings drein bei dieſem Anblick, erheiterte ſich aber ſchnell, als dort im Nachbargarten ein Knabe mit Blitzesſchnelle einen blühenden Kirſchenbaum erkletterte, vor einer Mutterſtimme flüchtig, die ihn lebhaft rief; bald erſchien die Mutter ſelbſt, den Garten mit Bitten und Beſchwörungen durchkreiſend, doch der Knabe hielt ſich wie ein Maikäfer ſtille oben, athmete kaum und ſah nur wachſam nieder. Auf einmal rief die Mutter: „Verſteck' Dich nur und ſchweig'; folgſt Du der Mutter nicht, wirſt Du dem Böſen in der Hölle folgen," und wie einverſtanden mit dieſen Worten ſchoß in dieſem Augenblicke ein Geier grad' über des Knaben Kopf rauſchend in die Zweige, daß dieſer wirklich meinte, der Böſe habe ihn ſchon, und wie beſeſſen ſchreiend mehr herunter ſtürzte als ſtieg und ſo zur Mutter flüchtete. Dieſe aber hatte inzwiſchen über einem Anblick Sohn und Drohung vergeſſen, ſie hatte den wunderbaren Fremdling erblickt; ſtill ſchauernd war ſie nun ganz Auge, legte halb verlegen die rechte Hand ſchirmend an die Stirn und ſchlang die linke halb ängſtlich um den Knaben, der ſich hinter ihrer Schürze barg und nach dem Kirſchbaum ſah, wo der Böſe ſitzen mußte. So zogen ſich beide langſam

zurück. Was war es wohl, das ſo wunderſeltſam an unſerm Fremden wirkte? Die Kleidung, die fremde, maleriſche, allein? Das ungewöhnlichere Haar, das niederfloß bis an die Schultern? Der Blick, der aus der Ferne wunderthätig wirkte, oder die Geſtalt, die kräftig-ſchlanke? Alles das half wohl zuſammen, doch machte es den Eindruck noch nicht aus, bei Weitem nicht; wer ihn nur einmal ſah, der ſprach wol ſpäter von allen Wundern der Empfindung, die der Anblick ihm erregt, nicht aber von Geſtalt beſonders, oder Haar, Auge oder Kleidung. Als der Fremde hierauf den unteren Hofraum des erſten Hauſes betrat, flog eine Taubenſchaar mit Rauſchen empor, blieb aber, ſtatt zu fliehen, in einer gewiſſen Höhe flatternd ſchweben, hob und ſenkte ſich kaum merklich wie von wunderbaren Kräften in dieſer Schwebe feſtgehalten. Eine kränkelnde Magd war zu Hauſe geblieben und ging eben zuvor mit zwei Eimern Waſſer holen aus dem nahen Bach; zurückkehrend ſprach ſie allerlei fromme Dinge vor ſich hin, unter Andern auch das vertrauensvolle Stoßgebet:

Maria, gnadenreiche, meine Freud' und Liebe,
Maria, meine Tröſterin biſt Du,
Ach Gottes Mutter, Chriſti Mutter höre,
Maria, ſchließe mir Dein Herz nicht zu.

Mit einem hellen Schrei ſtieß ſie in dieſem Augenblicke beide Eimer zu Boden, daß das Waſſer hoch aufſpritzte, und rief: „Jeſus, Gott!“ und legte ihre linke Hand mit Haſt ans Herz; ſo ſtand ſie eine Weile heftig athmend aufrecht da, ihre Augen ſahen groß drein, wie erwachend aus den Wundern eines Traumes, und waren unbeweglich auf die nahe Schwelle gerichtet,

Engel ihn beruhigten, doch aber, das fühlte er wohl und tief, nicht auf immer dem Einfluß seiner Unglückssterne ihn zu entziehen vermochten.

7.

Du sollst uns mitnehmen, Bruder Walther, sprachen nun die Mädchen zu ihm, denn wir vermögen nicht allein in Verona zu bleiben, seit der Vater todt ist, und wir haben ja keinen auf der weiten Erde als Dich, dem wir mit Vertrauen uns nahen könnten. Wo Du hinziehst, wollen wir Dich begleiten, und Du hast es uns ja auch versprochen, daß Deine Eltern uns aufnehmen werden, die wir so heimathlos und allein sind.

Ja, rief Walther mit erleichterter Brust aus, Ihr sollt bei mir bleiben, Ihr geliebten Schwestern, und nimmer, nimmer will ich Euch lassen. Ist mir doch, als wenn mein Schutzgeist mir zur Seite stünde, seit Ihr wieder bei mir seyd, und jene schreckliche Macht, die mich ängstet, dann keine Gewalt über mich hat.

Ach! sprach nun die Aelteste, wir hätten es doch nicht gewagt, Dir zu folgen, wenn nicht Schwester Gianettina ein wunderliches Gesicht gehabt hätte, das auch mir nachher erschien. Und als Walther nun in sie drang, es ihm zu sagen, erzählten

wo ſie ihn eben hinausſchreiten ſah. Unſer Fremde war's, den ſie geſehen hatte; jetzt war auf einmal alles Leid im Kopfe weg, die Magd nahm ſich das Tuch herab, das ihre Stirn umwunden hatte. Schnellen Schrittes ging ſie dann dem Stalle zu. Die Taubenſchaar hatte ſich im Hofraum niedergeſetzt, lief aber unruhiger hin und her als zuvor, flatterte dann und wann ohne ſichtbaren Grund zu gewiſſer Höhe auf und endlich gar nach den Fenſtern des Hauſes, wo ſie neben und über einander ſich an die Rahmen klammerten und flatternd die Scheiben pickten, als wollten ſie hinein. Lebhafter als gewöhnlich und luſtiger flogen die Schwalben im Stalle aus und ein, die Pferde traten zwiſchen ihren Stangen unruhig hin und her, als witterten ſie die Nähe eines tüchtigen Reiters, bliesen lebhaft durch die Nüſtern und ſahen um und ſcharrten mit den Vorderfüßen; die paar Rinder, welche man heute, wer weiß aus welchen Gründen, nicht auf die Weide getrieben hatte, waren bisher ganz ruhig auf ihrer Streu gelegen, ſtanden aber nun leiſe brummend auf und blickten wie verwundert um. Das Bächlein vor dem Hauſe ſelbſt ſchien geſchäftiger zu eilen, um mit Geſchrei ſich auf das Mühlrad zu ſtürzen und in der Waſſerſtube unten auszuplaudern, was es gar Geheimes von einem Fremden wiſſe, der Nachts mit einer Reiterſchaar an ſeinem Ufer im Wald gelagert und Morgens ſeine klare Welle getrunken hatte; glückſelig erleichtert floß das Bächlein aus der Mühlſtube dann weiter durch das Dorf. — Indeſſen hatte der junge Fremde im Hauſe die reinlich geſcheuerte Vorflur und die große Stube betreten und weil er keine Thüre verſchloſſen fand, auch die dunklere Kammer und

das verborgene heimliche Stübchen mit dem großen Himmelbett. Welche theuere, bekannte, heilige Räume; wie dem Fremden das Herz vor Glück und Wehmuth angenehm verbluten wollte! Draußen in der Vorflur über der Hausthüre noch dieſelben geflochtenen Hühnerkörbe, und der bedeutungsvolle Winkel, wo des Knaben Sommerſpielzeug überwintert, und das Fenſterchen nach der Küche, vor welches der ſchnaufende, hungrige Knabe immer zuerſt hinſtürzt, wenn er vom Spielplatz oder aus der Schule angeritten kommt. Mitten in der Stube lag der große Hausbund ſchlummernd und träumte lebhaft, als der Fremde eintrat; ein breiter Sonnenſtrahl fiel durch jedes der beiden ſüdlichen Fenſter und traf auf der einen Seite eine Ecke des großen Eichentiſches, auf der andern eine Tropfenſtraße vergoſſener Milch; nach dem lebhaften Wogen und Wirbeln des bläulichen, feinen Staubes in den Sonnenſtrahlen mußte Jemand eben vom rechten Fenſter lebhaft nach Küche oder Kammer gegangen ſein, auch machte die Wiege, in welcher ein ſchlafendes Kindlein ruhte, noch leiſe Schwankungen. Es war ein junges Mädchen, das eben nach der Küche gegangen war und trotz Sonntagsmorgenfeier und Gottesdienſt ſich nicht enthalten konnte, allerlei weltliche Liedeln zu trällern:

Wenn ich einmal achtzig bin,
Achtzig Jahr und Tag,
Sterbe ich am Schlage hin —
Dort am Taubenſchlag.

Lieber warmer Sonnenſchein
Wart' noch eine Weil',
Erſt noch auf die Schläge ſchein':
Meiner Lieb' zu Theil!

Morgen war's vier Wochen,
Geſtern wird's ein Jahr,
Und dauert's noch drei Wochen —
Geſchieht's noch heute gar:
Da hab' ich Einen gefunden,
Darin ein Herze war.
Herz hab' ich angebunden,
Doch ihn gejagt fürwahr!
Geſtern wird's vier Wochen
Und heute grad' ein Jahr,
Das Herz iſt noch gebunden
Und bleibt es immerdar!

Dabei machte das Mädchen ſpielend Feuer auf dem Heerde, goß Waſſer in die große Pfanne und ſtellte ſie auf den Dreifuß über das Feuer; dann kam Aſche in's Waſſer und wurde mit einem Holzſplitter hitzig umgerührt:

Feuerlein, Feuerlein rühr' dich,
Guck über die Pfann' hinein,
Waſſerlein, Waſſerlein führ' dich
Erſt ſacht' im Kreiſe fein,
O Kindlein, Kindlein für dich
Thu' ich nun Mehl hinein,
Waſſerlein, Waſſerlein rühr' dich
Und ſchmalz Feuerlein!

In der Kammer war die Fallthüre offen, welche nach dem Keller führt, aus deſſen finſterer Tiefe eben ein blonder, fetter

Knabe die Treppe keuchend heraufſtieg, einen großen Milchnapf in den Armen; faſt auf jeder Stufe hielt er inne und ſuchte aus dem Topf zu trinken. Mund, Kinn, Naſe tropften vom häufigen Eintauchen in die Milch. Auf der oberſten Stufe aber ſetzte er ſich förmlich wie zu Tiſche neben den Milchnapf hin und tauchte alle Finger ſeiner beiden Hände auf einmal ein, um ſie nun mit lüſternem Behagen nach einander abzulecken. Sprungfertig ſah ihm eine getigerte Katze mit glühenden Augen zu, wagte ſich aber nicht herab vom Mauervorſprung, weil dicht hinter dem Knaben der geheimnißvolle Fremde ſtand, mit Lächeln auf den lieben Näſcher blickend. Plötzlich rief das köchelnde Mädchen in der Küche: „Andresl, die Milch!“ Der Knabe wollte erſchrocken in die Höhe, weil er aber zu kugelrund war, fiel er noch einige Male herum, bis es ihm gelang, feſt dazuſtehen; die beiden Hände hatte er eben wieder in die Milch getaucht, geſchwinde wiſchte er ſie an ſeinem ſchwarzledernen Höschen ab, damit die Schweſter nichts merke, und ſo hob er wieder den Napf mit Aechzen auf und ſchleppte ihn durch die offene Kammerthüre nach der Stube. Der Fremde blickte noch eine Weile in der geräumigen Kammer um, nur die Bretter des Fußbodens waren neu gelegt, ſonſt aber noch Alles wie einſt: an den Wänden herum die ungeheuerlich langen Flinten, Sägen, Beile, an den Drammbäumen die kürzern Hauswerkzeuge: Bohrer, Hammer, Sicheln und ſo fort; im Nebenſtübchen noch wie einſt das große Himmelbett, der gelbbraune Fächerkaſten von weichem Holze, der Kleiderſchrank, der bläuliche Tiſch, dort zu Häupten des Himmelbettes die Glockenſchnur, an der die Mutter um's Hahnen-

krähen läutet, und im ganzen Stübchen noch der leichte Kaffeegeruch wie einſt; denn hier ſaßen Vater und Mutter ihre traulichſten Stunden zuſammen, heimlich ihr duftiges Tränkchen ſchlürfend, in Geſellſchaft ſtets nur des allerjüngſten Kindes. Allein faſt mehr als dies Alles rührten unſern Fremdling jene halberhobenen Thonfiguren am braunen Ofen des Stübchens und am Kleiderſchrank die derbgemalten Blumenſtücke. Das wird begreifen, wer je als Kind in einem ſchlichten Stübchen krank gelegen und erfahren hat, wie ein unbeſchäftigt Kinderauge dann von Wand zu Wand, vom größten bis zum kleinſten Gegenſtande wandert und kein Winkelchen unbevölkert läßt von goldnen, fliegenden Sternchen; kein gemaltes Thier wird im Stübchen hängen und keine menſchliche Figur aus Thon oder Holz, aus Porzellan oder Glas auf Ofen oder Kaſten ſtehen, die eines kränkelnden Kindes Auge nicht belebte und zum Spiele gleichſam bis an das Krankenbette lockte, um die langen, langen Tage leidlich abzukürzen. Da tritt oft die Mutter ſachte herein und weil ſie meint, es ſchlummere das Kind, entfernt ſie ſich ebenſo ſachte wieder; allein das Kind hatte nur die Aeuglein halb geſchloſſen und blickte zwiſchen den Wimpern ſtarr auf eine Figur, die jetzt und jetzt vom Ofen herabzuſteigen ſchien. Man geſundet und wird älter, man verläßt das Vaterhaus und erlebt die wunderbarſten Dinge in der Fremde, der Sinn, das Herz haben ſich erweitert, ein Blick in die Weltgeſchichte iſt gethan und ein beſonderes Geſchick hat uns vielleicht ſelbſt mitten in den reißendſten Strom der Zeit geſtoßen: da ſollte man wohl meinen, jene Spiele eines kranken Kinderauges wären längſt verwiſcht, ver-

geſſen; aber nein, man betrete nach den heftigſten Erlebniſſen nur das alte Stübchen wieder — Alles iſt wieder da, Stimmung, Bilder, Träume, Freuden und Schmerzen, nur noch lebendiger, nur noch verklärter. Von dem beſondern Falle, bis zum Mannesalter Dinge ungewöhnlicher und ſchaudervoller Art erlebt zu haben und dann mitten aus den wüthenden Stürmen der Fremde plötzlich in den friedlichen Hafen der Heimath verſchlagen zu werden, wollen wir nicht eigens reden, er bietet ſich von ſelbſt in dieſem Bilde dar; nur erwähnt ſei, daß eine ſolche Heimkehr durch und durch erſchütternd iſt, wie keine andere. Regt ſchon der bloße Anblick des Vaterhauſes dann das Herz im Tiefſten auf und erſchüttern einzelne Stellen deſſelben durch ihre Erinnerungen auf das heftigſte, ſo iſt doch der Eindruck unbeſchreiblich, den das Wiederbetreten der heimathlichen Lieblingsſtelle auf uns macht und es müßte ungewöhnlich hergehn, wenn es uns nicht niederzöge mit dem Antlitz auf den Heimathboden. Nicht anders erging es unſerm Fremdlinge, als er das Stübchen neben der Kammer erſchüttert verließ, eine altbekannte Treppe eilig hinaufſtieg und nach flüchtigem Umblick in den wohlbekannten Bodenräumen, die zum Verſteckenſpielen einſt ſo ſehr von Bedeutung waren, die Thüre nach dem hölzernen Balkone ſehnſuchtsvoll, weit, ſtürmiſch aufthat. Mit dem breiten, warmen Lichtſtrom drang ihm gleich das ganze Lieblingsbild der Heimath friſch entgegen. Er mußte ſich an die Thürpfoſte halten, während ſein Blick das Bild auf einmal mit Entzücken zu verſchlingen ſuchte. Erſt bei dem blauduftigen Schlußgebirge des ganzen Bildes hielt ſein raſch überfliegendes Auge

ſtille; ſelbſt eine ſehr bekannte liebe Wolkenbildung aus fernen Kindeszeiten ſchien eben noch über dem Gebirge zu hangen. Langſam und behaglich genießend kehrte dann ſein feucht gewordenes Auge vom fernen Gebirge zu den dunkelgrünen Mittelpartien der Landſchaft und nach und nach zum Vordergrunde des ganzen Lieblingsbildes zurück. Jetzt trat er von der Thürpfoſte weg auf den Balkon hinaus und ſah, über den Querbalken gelehnt, in das Gemüſe- und Blumengärtchen hinab; wie groß war der Roſenſtock dort in der Ecke geworden, und das Apfelbäumchen ſah jetzt üppig und von röthlicher Blüthe überladen mit dem jungen Wipfel unſerm Fremdling grade in die Augen. Das Mühlbächlein plauderte geſchäftig an der Gartenmauer vorüber und hatte ſchon manche Lücke darein geriſſen, beſonders wenn es im Frühlinge oder nach Sommergewittern ſehr verſtärkt vom Gebirge herabkam. Nebenan, wie dicht und hoch war jetzt das Obſtgärtchen und ſteh, ein übergraster Wall unter dem älteſten Baume zeugte noch von dem großartigen Verſuche, einen Raſenſitz zuwege zu bringen; die Hollunderſtaude, die man damals der freiern Ausſicht halber ausgehauen hatte, war nun wieder dichter als zuvor aufgewachſen. Gerade gegenüber die vier Rieſenlinden, darunter die Dorfkapelle, nebenan das gelbangeſtrichene Jägerhaus und rechtshin die Obſtgärten mit den ſtille rauchenden Kaminen dazwiſchen; hinter den Gärten aufwärts der höhere Felderrücken mit dem Sammet grüner Saaten überdeckt, wo man ſtets die Hochzeits- oder Begräbnißzüge lange hinſchreiten ſieht, bevor ſie den Nachblickenden verſchwinden. Wie iſt es ſtets an Sonntagsnachmittagen und an Wochentagen hier lebendig, laut,

rebelliſch von ſchreienden Buben, von ſingenden Vögeln und Mädchen, von rufenden Aeltern und ſpielenden Kindern, heute aber ſo, wie immer während des Gottesdienſtes, iſt es ſtille und feierlich, der Menſch bewacht ſein eigen Herz, daß es nicht zur Unzeit weltlich losbreche in Freuden oder Geſchäften; die warmen Lüfte breiten ſich zitternd über das Leben der Natur, daß es nicht zu früh einfalle mit Vogelſang und anderem Gelärme, bevor der feierliche Gottesdienſt zu Ende. Wunderbar! ein geheimnißvoller Zug hatte die flatternde Taubenſchaar von den Fenſtern unten auf das Dach hinauf gelockt und nach und nach gegen die ſüdliche Fronte deſſelben, jetzt drängten ſich und fielen die lieben frommen Thierchen faſt geräuſchlos vom Dache auf den Querbalken des Balkons herab, an welchem unſer Fremde lehnte; hier flatterten ſie ängſtlich neben und übereinander, ſchienen Furcht zu haben vor des Fremden Nähe, aber doch nicht fort zu können aus derſelben. Drüben im Jägerhauſe ging die Thüre ſachte auf und die ältliche Schweſter der Jägerin kam ohne Geräuſch heraus, in der rechten einen Eimer, in der linken Hand einen Roſenkranz; ſie war heute ſchon in der Frühmeſſe geweſen und mußte kochen für die Andern, welche eben den großen Gottesdienſt anhörten. Jetzt ging ſie Waſſerholen aus dem Schützenbrunnen und that es mit kleinen frommen Schritten, da tönte von der Kirche herüber auf einmal das Glockenzeichen der Wandlung und ſie kniete haſtig nieder und klopfte dreimal an die Bruſt: „O Herr ich bin nicht würdig ꝛc.“ Aber als ſie das dritte Mal an das Herz ſchlug, fiel ihr Blick hinüber auf den hölzernen Balkon des Argauer Hauſes und das Wort des Heiles erſtarb ihr auf

den Lippen, denn ſie erblickte unſern Fremden dort. „O Herr und Gott, o Jeſus Chriſtus!“ ſagte ſie nach einer Weile und fing zu weinen an, „wenn er's iſt, das iſt ja außer der Weiſ'; alle guten Engel ſchützt ihm und allen die Freud'! Was wird ſeine Mutter ſagen und ſchreien, mir ſelber ſchnappen die Knie!“ Sie raffte ſich auf und wollte über den Steg des alten Baches, um doch drüben Leute zu rufen, denn im Hauſe des Argauer ſelbſt ſchien man nicht zu wiſſen, daß der Sohn heim ſei, der Aelteſte, längſt verſchollene Sohn, der verloren geglaubte, vielbeweinte und bejammerte Sohn; ſie vergaß Gottesdienſt und Waſſerholen, Beten und Kochen, wollte Lärm rufen und des Argauers Sohn die Erſte grüßen, bald war ſie über den Steg hinüber und rief auch eben: „Um Gott und Chriſti willen ſieht denn Niemand ...?“ aber an der Mühlſcheune verſtummte ſie plötzlich und wich faſt wie betäubt einige Schritte zurück. Sie hatte jetzt erſt die Geſichtszüge des Fremden genauer ſehen können und die Geſtalt und Tracht deſſelben. Die wunderbarſte Wirkung blieb auch hier nicht aus. Glühend vor Verwirrung ſtand ſie eine Weile hinter der Bretterwand der Scheune und kehrte dann mählig wieder zum Brunnen zurück. „Er iſt es, ja, ja,“ das ſagte ihr Inneres ihr noch, aber du gnadenreicher, allwiſſender Himmel, wie war er's? Dafür fehlte jeder Ausdruck. — Sonderbar. Was es doch wohl ſein mag das gewaltig Wirkende an manchem Menſchen, deſſen Schickſal wir nicht einmal kennen, der ſich darſtellt und ſchon mächtig überwältigt? Iſt's Geiſt allein im Blick und in Geberden? Geiſt? Wie viele haben ihn und wirken kaum nach außen! Iſts geheimes Wechſelſpiel der menſch-

lichen Natur, die, wenn ſich Alltags- und Dämonenkraft begegnet, ſchnelles Gleichgewicht bedarf, wodurch ein unnatürlich reicher Geiſtesſtrom ſich dort auf ſchwächere Nerven wirft, die ihn nicht ertragen? Erklärbar wär' ſo jenes wunderbare Schauern, jenes ſich ſtille Unterwerfen aus bewußt gewordener eigner Schwäche. Doch iſt's nicht immer tiefes Schauern allein, was uns bewegt, auch gewonnen, hingeriſſen, mächtig angezogen können wir werden, gegenüber einem außerordentlichen Weſen. Mit Rührung erfüllt es uns, zu ſehen, wie ſich um den Feuerblick des Auges auch milde Trauer legen, wie bei aller Thaten Drang und Hitze ſich die Wange bleichen kann. Sei es, daß dem außerordentlichen Manne die Bewunderung der Welt wie eine Zauberatmoſphäre folgt und wir beſtochen ſind durch einen Wunderſchrei, bevor noch unſer Auge an das Weſen ſelbſt gelangt; ſei es, daß unſer Blick auf jene Marmorſtirne, jenes Feueraug' und jene bleiche Wange den Blicken noch begegnet, welche vor kurzem weinend, bewundernd und begeiſtert darauf geruht und jetzt noch wie im Geiſt' ſich da durchkreuzen: genug, von Rührung und Liebe, nicht minder als von allen Schauern der Empfindung wird erzählen, wer je ein außerordentliches Weſen ſah. — Als die Schweſter der Jägerin vor der Hausthüre noch einmal flüchtig umblickte, erſchrack ſie doppelt, denn es war ihr als ſtänden jetzt zwei ſolche fremde Geſtalten drüben auf des Argauers hölzernem Balkone. Es war wirklich ſo, neben unſerm Fremden ſtand ein zweiter faſt gekleidet wie derſelbe, nur minder prächtig; beide blickten ſchweigend in die Landſchaft hinaus, faſt gleich bewegt und hingeriſſen. Unten zogen eben die Mädchen, welche wir von ihrer

ihm die Mädchen, wie ein holdes weibliches Wesen, ganz in einen silbernen Schleier gehüllt, erst auf Gianettina, dann auf Bertha zu getreten wäre; und wie sie hätten ehrerbietig ausweichen wollen, so habe die Fremde den Schleier, der ganz naß und kalt anzusehen gewesen, ausgebreitet, und da hätten sie in ihm, wie in einem Spiegel, viel sonderbare, verworrene Gestalten erblickt, und mitten unter diesen ihn, der blaue Blumen in seinen Händen haltend, die Arme wie hülfebegehrend ausgestreckt habe; und wie sie noch so staunend und bebend hingeschaut, habe die Fremde schnell den Schleier wieder gefaltet und sey vor ihren Blicken verschwunden.

Das ist Hermine, sprach seufzend Walther, die kenne ich auch! Und aus dem Busen zog er den Schleier hervor, den von jener Nacht er noch hatte, und den die Schwestern auch sogleich erkannten.

Ohnfern der weltherrschenden Stadt stand damals in einem lachenden, von Rebenhügeln umgürteten, von Ulmenschatten gekühlten Thal die friedliche Wohnung einer ländlichen Familie. Dahin lenkten unsre Wanderer die Schritte, ein gastlich Obdach, wie nach der schönen Sitte jener Zeit der Sänger überall ja fand, zu begehren.

Flucht her kennen, langſam und noch immer erhitzt und allerlei Märchenſpuk im Kopfe an dem Gartenzaun vorüber, die Kinder hatten ſie ſich mit ihren Leinwandhüllen auf die Rücken gebunden. Sonſt noch immer feierliche Stille überall, nur hier und dort ſtieg ein Greis oder eine kränkelnde Mutter oder eine Magd die Anhöhe hinter den Häuſern langſam hinauf, und legte die Hand über die Augen, um auszuſchauen, ob denn die Kirchengänger noch nicht auf dem Heimweg ſeien? Mitten im Dorfe und ziemlich hoch gelegen war ein Häuschen zu ſehen, das gegen ſeine Umgebung traurig auffiel, kein Baum ſtand vor demſelben, kein gaſtlicher Rauch ſtieg aus dem Kamine, die Fenſterläden waren zu, die Hausthüre war verſperrt, weder Tauben flatterten auf dem Dache, noch behagliches Hausgeflügel ſchritt Futter ſuchend vor dem Häuschen auf und nieder; nur ein großer ſchwarzer Haushund lag auf dem großen Steine vor der Thüre, erhob ſich dann und wann und ſchaute eine Weile traurig nach dem weſtlichen Himmel, dann ging er einige Schritte als wollte er ſich ein andres Lager ſuchen wo im Schatten, kehrte aber doch lieber wieder um und ließ ſich auf dem Steine, nur in anderer Lage als früher, nieder. Auf dieſes Häuschen zu blicken hütete ſich der junge Mann, der neben unſerm Fremden auf dem Balkon ſtand, bisher beſonders; aber die Ueberwindung, welche es ihm gekoſtet, war dabei nicht klein, ſo daß er endlich lieber ſeiner Sehnſucht nachgab, welche ihn hinüberzublicken drängte. Die Stille, Verlaſſenheit und Armuth des Häuschens erſchütterten den jungen Mann nicht wenig; und als der trauernde Haushund jetzt aufſtand und mit ſchwermüthigen Schritten zwiſchen den niedern Saaten den

Hügel hinauf ging und dort ſich auf die Hinterfüße ſetzend nach der Richtung ſchaute, wo die Kirchhofmauer ſteht: ſagte jener mit unbeſchreiblicher Wehmuth: „Ich fürchte mein Vater und meine Mutter ſind todt.“ Unſer Fremde aber hatte den Ton und den Inhalt dieſer Worte überhört und wurde dadurch nur aus ſeinem ſtummen Anſchauen der Heimath geweckt. Mit überſtrömendem Wohlgefühle faßte er des Freundes Hand und ſagte: „Es iſt die ſeligſte Stunde meines Lebens! Verklärt ſteht jeder Augenblick meiner Jugend vor mir! Ich ſehe dort die Frühlingsſaat, die an die Waldung grenzt, die Wieſen dran, den Bach, die Erlenſträuche; gleich ſeh' ich auch die wilden Fluchtjagden im Geiſte friſch, wenn wir eine tobende Schaar Buben vom Jäger vertrieben aus dem Walde brachen und über jedes Hinderniß des Bodens ſetzend in Korn und Graben zerſtoben und verſchwanden; der Jäger fluchte und tobte hinterher, ſtrich ſich aber lächelnd dazwiſchen den Bart, er war ja ſelbſt ein Erzjunge einſt. Ich ſehe die Hügel und Thäler, die Wohnungen und Gärten und in meinem Herzen drängen ſich Geſtalten an Geſtalten, die mir hier im Spiele in ernſten Dingen einſt bedeutend waren, ſie Alle ſollen wir wiederſehen, kaum werden wir ſie, ſie uns erkennen! So muß einem Seligen ſein, der nach wildem Erdenkampf ſein altbekanntes Paradies auf's Neue betritt! O Freund, weit hinter uns werfen wir in dieſer Stunde, und auf dieſem Boden das Gedächtniß unſers wüthenden Strebens und öffnen alle Sinne nur der alleinigen Freude, eben hier zu ſtehn und künftig hier zu wirken! Eine Mutter werden wir umarmen, einen Vater halſen, Brüder und Schweſtern herzlich grüßen; dann kommen frohbeſtürzt

Verwandte und Bekannte und Geſpräch und Jubel vollenden die ſüße Auferſtehung unſrer Kinderjahre. Was ſich hier verändert, werden wir erfahren, was ſchlimmer oder beſſer geworden; wir folgen mit der ganzen Liebe unſers Herzens jeder Silbe, die geſprochen wird, und erwiedern unſerſeits gleichviel mit welchem Märchen! Bis dieſe kindliche Freudenquelle ausgekoſtet iſt, hat unſer leiſes Wirken hier begonnen, jede Alltagsqual des Lebens wird hinweggeſchafft von dieſem Boden; Vater, Mutter, alle, alle ſollen das ſtille Wohlthun eines Geiſtes fühlen, der niemals hier gewirkt ... Horch! Die leisbewegte Luft bringt Stimmen von der Seite, wo die Kirchengänger kommen müſſen; iſt es nicht, als ob auch die Natur aus andachtsvollem Verſtummen in hörbares Rauſchen überginge?" ..... Der Gottesdienſt war zu Ende; die Kirchengänger ergoſſen ſich in bunten lärmenden Wogen nach allen Seiten. Zuerſt wurde jetzt bemerkt, wie hinter dem „Schlehdornberge" herauf eine Garbe blitzender Metallſpitzen ſich ſachte erhob und faſt zu gleicher Zeit erglänzte eine ſolche Spitzengarbe dem Schlehdornbergel grade gegenüber am Saum des kleinen Fichtenwäldchens. Es waren blanke Bajonnete; nun wurden nach und nach auch militäriſche Geſtalten ſichtbar, eine dritte Colonne kam im Eilſchritt von Weſten, eine vierte erſchien auf der nackten Berghöhe öſtlich ..... In wehmüthig-heiterer Stimmung hatten Vater und Mutter Argauer die Kirche verlaſſen und die lieben Alten gingen nun ihren mäßigen Schritt neben einander ihrem Dorfe zu, indem die Mutter ſagte: „Sieh, heut' iſt mir den ganzen Gottesdienſt ich weiß nicht wie geweſen, wie verzaubert hab' ich wieder nichts

denken können als an unſern Sohn, der uns ſo lange verſchwunden iſt. Liebalterle gelt, der wenn wieder käm', dann wär uns das Sterben leicht? In der Predigt hat mich jedes Wort an ihn gemahnt, weil ich das Herz einmal vollgehabt hab' davon, im Hochamt da iſt's noch immer ärger geworden; da hab' ich bald den Geiſtlichen von der Seit' her angeſehen und gedacht, ob er ihm denn gar etwas ähnlich ſehen thät', wenn er lebet' und hier wär'; bald hab' ich den Miniſtranten angeſehn und geweint, weil er ja vor Zeiten auch ſo fromm vor dem Altar gekniet iſt, geklingelt und eingeſchenkt hat; bald hab' ich alle Heiligen am Altar und an den Wänden betracht't, ob denn Einer ſein Aug', ein Anderer ſein Haar, ein Anderer ſeinen Mund hab'? Gelt aber, wenn man Etwas mit Willen anſchaut, iſt's nur manches Mal ſo, als wär' es wirklich wie man's will?" — „Ja," erwiederte der Argauer, „und einer Mutter iſt ſo was beſonders möglich, wenn ſie recht bewegt iſt, kann ſie ſehn was ſie will. Aber ſieh, mir iſt ſelbſt nicht viel anders geweſen als Dir in der Kirch'; manches Vaterunſer hab' ich für ihn gebet't. Es geht uns traurig und betrübt, unſer Wundertroſt könnt er ſein, wenn er auf einmal wieder käm'." Unter ſolchem Geſpräch waren beide von dem Drange jüngerer Kirchengänger überholt worden, aber ſie erreichten die Vorausgeeilten bald wieder, indem jetzt Alles auf einer kleinen Anhöhe zuſammenſtrömte und mit Angſt und Staunen auf die Wunder blickte, welche ſich gegen den öſtlichen Wald hin entfaltet hatten. Die fremde Reiterſchaar am ſonnigen Hügelabhange war tumultuariſch zu Pferde geſtiegen und ſuchte ſich zu einem dichten Angriffstrupp zu ordnen, indeſſen ein reitender

Bote pfeilſchnell nach dem Dorfe jagte und mit zwei andern Reitern, unſern beiden Fremden, zurückkam. Sie Alle, die nächſte Umgebung, das Dorf und die Waldung, waren jetzt von andringenden Bajonneten ſcharf in die Mitte genommen; kein Zweifel war nun mehr, daß hier zwei Feinde auf einander ſtoßen ſollten und daß für den nächſten Augenblick ein wüthendes Kämpfen zu erwarten ſtand. Kaum hatten unſere beiden Fremden wie der Sturmwind eilend ihre Reiterſchaar erreicht, als ſie eine raſche Bewegung gegen die eine Waldfronte hin machten, um ſich den Rücken zu ſchützen, bevor der Feind ſchlagfähig um ſie zuſammengerückt war, aber auch das war ſchon zu ſpät, ein wüthendes Gewehrfeuer empfing ſie ſchon im erſten Waldesdunkel und kein Ausweg blieb als grad aus den Feind vor ſich niederzuwerfen. Nach kurzem Kampfe war er auf eine große Waldwieſe hinausgetrieben und hier konnte ſich die flinke wüthende Reiterei mit allem Vortheile entwickeln. Wie entſetzt erbebte der Wald in allen Winkeln von dem Kampfgetöſe, über den Bäumen ſtiegen die qualmenden Pulverwolken immer dichter auf, die von allen Seiten zuſammenſtürmenden Feindesbajonnette erreichten endlich den Schauplatz des Kampfes. Allein da war bereits Alles entſchieden. Der Schlachtlärm war nach und nach verſtummt, nur einzelne Schüſſe fielen noch, der Pulverdampf zerfloß endlich über den Bäumen des Waldes; nicht lange, ſo marſchirte auch das Militär zurück, und ſammelte ſich im Eilmarſch auf der freien Fläche vor der Waldung, dann ging es raſch weiter durch Thal und über Berg. Man ſah erſt jetzt, wie ſtark die Feindesmannſchaft war und daß ſie wohl viele Verwundete von ihrer

Seite mit ſich fortführte, aber keinen Gefangenen gemacht hatte. — Der unerhörte Vorfall machte großes Aufſehen im Dorfe und in der ganzen Gegend und es fehlte bald auch nicht an Erdichtungen aller Art. Vater und Mutter Argauer weinten heftig, als man ihnen mit Uebertreibungen erzählte, was die Mädchen auf ihrer Flucht vom Schlehdornbergel geſehen haben wollten, und als die Magd beſchwor, ſie habe ihren Sohn leibhaftig vor Augen gehabt und ſein Anblick habe ſie mit Einem Male friſch und geſund gemacht; die Wunder wurden am Ende um ſo bereitwilliger geglaubt, da die Nachbarin und die Schweſter der Jägerin mit Leib und Seele für die Wahrheit deſſen einſtehn wollten, was auch ſie geſehen hatten. — Es wurde Abend, Nacht, Mitternacht; die Leute hatten ſich endlich müde geredet über die bunten Wunderdinge und weil ſich nichts Neues mehr ſehn und hören ließ, ſchlief man endlich ein. Da fing es auf einmal leiſe, dann lauter, ſtärker, mächtiger und mählig wieder ſchwächer zu klingen an vor des Argauers Hauſe, es war eine Muſik, die wundervoll jedes Herz im Tiefſten erſchüttern mußte: Weinen, Freuen, Jubeln, Triumphiren, ſanftes Klagen zog in wunderbaren Gängen in und aus einander, denen ſich jedes Herz unwiderſtehlich ergab. Man erwachte, ſchlich ſachte aus den Häuſern und kam horchend näher, ohne ſich ganz nahe zu wagen. Vater Argauer machte das Fenſter auf und ſah heraus, aber es war ſo finſter, daß er Niemand ſehen konnte. Vor Erſchütterung verſagte ihm faſt die Stimme, doch raffte er ſich zuſammen und ſprach heraus: „Wer ſeid Ihr und wem gilt denn die Muſik? Ihr brecht uns das Herz. Sagt was wir Euch thun ſollen dafür?

Wer hat Euch hergeſchickt? Ihr ſeid vielleicht irr' gegangen, das iſt ja des alten Argauer ſein Haus und eine ſo ſchöne theuere Muſik wird Euch dies Haus niemals vergüten können. Wenn Ihr wollt, ſo zieh' ich mich an und führ' Euch wohin Ihr eigentlich kommen wollt, die finſtere Nacht verſchlägt mir nichts, ich kenne auch blind alle Wege." — Sanfte Muſik, die nach und nach feierlich anſchwoll, war die Antwort auf dieſe Rede. Dann ſprach eine fremde Stimme durch die Nacht: „Vater Argauer, wir bringen Euch Grüße von Euerm Sohne, Ihr ſollet uns Euere Wünſche nennen, daß wir ſie erfüllen." — Inzwiſchen war auch Mutter Argauer an das Fenſter gekommen und ſchrie unter Weinen und Schluchzen: „Er ſoll kommen, wo iſt er? Daß er komme iſt unſer einziger Wunſch!!" — Es begann wieder Muſik auf einige Augenblicke, dann ſagte die fremde Stimme traurig: „Mutter Argauer, Euer Sohn lebt nicht mehr, in der letzten Schlacht gegen den Kaiſer der Franzoſen iſt er gefallen und hat ein mündlich Teſtament gemacht, das wir Euch gerne erfüllen werden ... Seht morgen bei Tage genau in Euerem Stübchen nach, Ihr werdet dort finden, was Ihr und Euere Kinder für ganze Lebensalter an Gelde braucht ... Euer Sohn hat Euch ſehr geliebt und hat täglich an Euch gedacht, aber er durfte und konnte Euch ſo lange nicht ſehen, fragt nicht warum, wir dürfen davon nicht reden. Sein letztes Wort war: ‚Macht mir meine Aeltern glücklich, denn groß wird ihr Schmerz ſein, einen Sohn verloren zu haben ...' Vater und Mutter Argauer, lebt nun wohl und was Ihr auf dem Herzen haben möget, das beſprechet mit dem Boten, der ſich dann und wann in Euerm Hauſe zeigen wird. Denkt, daß

man einen Todten nicht mehr wecken kann durch alles Weinen und Trauern, daß Ihr aber Eures Sohnes Angedenken ehrt, wenn Ihr Euch erfüllen laßt, was er uns aufgetragen hat..." Feierliche Muſik fiel noch in die letzten Worte dieſer Rede ein und entfernte ſich nach und nach; Vater und Mutter Argauer lagen noch lange horchend und weinend im Fenſter, als die Muſik ſchon verſtummt war; dann wartete man nicht den Tag mehr ab, des Sohnes Geſchenke zu ſuchen. Faſt auf jeder werthen Stelle des Stübchens wurde viel Geld gefunden, man hatte es nicht früher entdeckt, weil man den ganzen Nachmittag zuvor zu verwirrt und zerſtreut zugebracht hatte. — Später zeigte ſich faſt jede Woche ein geheimnißvoller Fremder, der nach den Wünſchen der lieben Alten forſchte und niemals ward ihm eine Sehnſucht umſonſt genannt. Aber bei aller Fülle des hier einkehrenden Glückes verſchwand doch nie die leiſe Trauer der Alten, die ſich des Gedankens nicht erwehren konnten, daß ihr Sohn wohl noch ein anderes als das bloße Schickſal eines kühnen Soldaten mochte gehabt haben. Dieſer leiſe Anflug von Trauer bezog auch ſpäter mit den lieben Alten noch das neue Haus, welches ſie ſich auf dem Schlehdornbergel prachtvoll auferbauten, und als ſie auf dem Sterbebette lagen, fragten ſie den geheimnißvollen Boten noch mit ſchmerzlichem Lächeln: „Nicht wahr, Ihr habt uns das Beſte verſchwiegen? Es iſt noch anders um unſern Sohn geſtanden, als Ihr uns ſagt? Iſt er an jenem Sonntag hier geweſen, als im Walde das wilde Gefecht war?" Der Bote ſchwieg und ſah erſchüttert zu Boden.

Lucie Warren.

Eine Novelle von Wilhelm Gwinner.

Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.
Hamlet.

I.

Vom Elbufer nicht weit entfernt, im Gebiete Hamburgs, stand vereinzelt ein altes hölzernes Haus, dessen Bewohner der Gegenstand der Neugierde und abergläubischen Furcht für das Volk der Umgegend waren. Ein invalider Matrose, Namens Adam Matthew, seit Jahren in der Nähe angesiedelt, erzählte manchmal in der Schenke, wenn das Gebäude zur Sprache kam, er habe lange geglaubt, es sei unbewohnt; als er aber einst in einer Herbstnacht vorbeigekommen, sei das ganze Haus erleuchtet gewesen. Da dies ihm aufgefallen, sei er näher getreten und habe über den Sims eines untern Fensters gesehen. Schaudernd sei er zurückgefahren: denn beim Kaminfeuer hätte ein schwarzer Teufel gesessen und mit einem Menschen um dessen Seele Karten gespielt. Auf der Flucht habe er noch Ket-

tengeklirre und im obern Stockwerk Herentanz wahrgenommen, und als er nach Hauſe gekommen, hätten ſeine Kleider noch Schwefel gerochen. Dieſe Erzählung, welche er übrigens auszuſchmücken verſtand, bildete die Grundlage zu dem üblen Ruf des Gebäudes, deſſen düſteres, hinfälliges Ausſehn wenig dazu beitrug, jene Gerüchte zu verdächtigen. Bewohnt mußte es ſein, da man nicht ſelten zwiſchen den Jalouſien hindurch ein Licht bemerkte; doch hatten Bettler die Thüre weder jemals offen gefunden, noch war ein Klopfer oder Schellenzug ſichtbar.

Es war im Spätſommer an einem feuchten Abend, zwei Jahre nach der Nacht, in welcher Matthew Geſpenſter ſah, als vor der Thürſchwelle jenes Hauſes ein Reiter abſtieg, die Thüre aufſchloß und ſein Pferd hinter ſich hereinzog. Kaum ertönten auf dem Eſtrich Sporen und Hufſchläge, ſo zeigte ſich vom obern Stockwerk aus ein Licht und die Treppe herab eilte ein kleines, ſaubergekleidetes Mädchen.

„Schön, daß Du wach biſt, Jenny; iſt meine Frau ſchon zu Bett?“

„Jeſus! wo denken Sie hin? um dieſe Zeit ſchläft die gnädige Frau niemals. Dazu kommt, daß ſie ſeit Anfang dieſer Woche ein Vorgefühl Ihrer Ankunft hegt, und, Sie wiſſen, gegen Abend ſind Sie gewöhnlich hier. Ich ſaß eben mit der gnädigen Frau beim Thee — da hört ſie ein Geräuſch und ſagt zu mir: Jenny, er kommt! geh hinunter, ich wette, er iſt es —“

„Gut,“ ſagte der Mann, mit der Hand die Geſchwätzige abwehrend. „Führe das Pferd in den Stall und ſieh zu, daß es Hafer und Heu hat; gieb ihm auch Waſſer genug.“

Mit freundlicher Gastfreiheit nahm man die Fremdlinge auf. Es hatte der Hausherr in jugendlichen Tagen gleichfalls manche Länder durchzogen; auch ihm waren die zaubervollen Gaben der Gesangesgöttinnen nicht fremd; auch er wußte, wie wohl dem von Vaterland und allen Geliebten Fernen ist, wenn eine freundliche Hand, ein milder Blick ihn willkommen heißt, und was sein Haushalt vermochte, bot freudig er den Angekommenen dar.

Da setzte, als der Abend sank und die untergehende Sonne goldene Schleier um die Thürme und Kuppeln Roms, wie um heilige Erinnerungsmale, wand, Walther sich in der Mitte der Schwestern vor des Hauses Thür, nahm sein Saitenspiel und sang mit weicher, bewegter Stimme:

Aus weiten Fernen locken Melodien
Mit zartem Sinn,
Wie Schwäne, die durch heil'ge Fluthen ziehen,
Den Sänger hin.
Ihr Hauch ist Milde, Sehnsucht, leises Klagen;
Vom Götterduft der Liebe ganz umsponnen —
Wo find' ich Euch! Wo glänzen jene Sonnen!
Ach wer vermag dem Herzen es zu sagen?

Da sangen die Schwestern:

Das Mädchen that wie ihm geheißen war, indeß der Angekommene hinaufſtieg und ſein herbeieilendes Weib in die Arme ſchloß. Sie führte ihn in ein kleines, mit zarter Sorgfalt geſchmücktes Zimmer, rückte vor den Theetiſch einen Seſſel und ließ ſich an ſeiner Seite nieder.

„Sieh', wie ſchön! Du kommſt auf die Minute recht: eben wallt das Waſſer zum erſtenmal auf, nun trinken wir zuſammen. Haſt Du kalt, Alfred? ich höre ſchon den ganzen Abend den Wind an den Laden rütteln."

„Eine Taſſe guten Thees, liebe Lucie, ſoll mir ſchmecken, wiewol mich nicht friert, da ich ſchneller als gewöhnlich geritten bin."

„Schneller als gewöhnlich? Das will viel ſagen; wie Du gewöhnlich die Ebne durchjagſt, daran kann ich ſchon ohne Zittern kaum denken."

„Ich wollte vor Mitternacht bei Dir ſein, weil ich morgen ſchon wieder weg muß."

„Morgen?" ſagte Lucie und ihr ohnedies blaſſes Antlitz entfärbte ſich ganz.

„Du wirſt mir verzeihen, wenn ich Dir ſage, daß ich eigentlich nur im Intereſſe und nach dem Wunſch eines Freundes heute zu Dir komme. Meine Abſicht war es, Dich erſt in der nächſten Woche und dann auf längere Zeit zu genießen. Dies raſche Kommen und Gehen hebt den Genuß der kurzen Vereinigung in der That ſo ſehr auf, daß ich es gern vermieden hätte."

„Du haſt recht," verſetzte Lucie, „und nun erkläre mir die Veranlaſſung dieſes Beſuchs."

„Ich weiß nicht," ſagte Alfred Warren, „ob Du Dich des Franz Torini erinnerſt: er iſt ein ältlicher Mann — ſah Dich mehrmals in Oberitalien — ſchon frühe war er mit mir befreundet und erfuhr ſpäter mein eigenes Schickſal. Ich wußte, daß er verurtheilt, ſeines Vermögens — deſſen größten Theil er gerettet hat — verluſtig erklärt, entflohen war. Steckbriefe gegen ihn kamen mir in den Zeitungen zu Geſicht, doch von ſeinem Aufenthalt hatte ich keine Nachricht. Ein Zufall führte mich heute im Hafen mit ihm zuſammen, und Du kannſt Dir denken, wie wir einander umſchlungen hielten, wie wir Thränen der Seligkeit weinten. Eine ſeiner erſten Fragen war die nach Dir. Als ich ihm ſagte, wie ich mich genöthigt geſehen, Dich in dieſe Einöde zu vergraben, daß ich indeſſen mit der Sicherheit, die ſie uns beiden gewähre, zufrieden ſei, ergriff er meine Hand und bemerkte: ‚O, lieber Freund, bei all Ihrem Unglück ſchätze ich Sie glücklich: Sie haben Ihren Schatz geſichert. Aber wiſſen Sie mir einen Rath, der ich in dieſem fremden Lande, geächtet und verfolgt, nicht allein wegen meiner, ſondern auch meines Weibes und Kindes wegen in Sorgen lebe?' — Darauf erfuhr ich, daß ſich ſeine Familie, die ich früher einmal geſehen zu haben glaube, in der Stadt aufhalte. Was war natürlicher — was konnt' ich leichter, als erklären, daß Dein Zufluchtsort und der meinige auch der meines Freundes, der ſeiner Familie ſein ſolle. Er ſchien durch mein Anerbieten überraſcht, ging freudig darauf ein, aber mit dem Vorbehalte, daß ich, eh' er die Seinigen davon benachrichtige, Deine Einwilligung einholen müſſe."

„Es verſteht ſich von ſelbſt," verſetzte Lucie, „daß wir nicht

anſtehen dürfen, unſern Freunden jeden möglichen Dienſt zu leiſten; zumal wenn er mehr Genuß, als Beſchwerde verſpricht."

„Verſpricht! mehr kannſt Du freilich nicht ſagen, da Dir diejenigen, denen Du ſo bereitwillig, ja ohne an die damit verbundne Gefahr zu denken, die Thüre öffneſt, völlig unbekannt ſind."

„Sahſt Du ſie heute?"

„Nein. Ich weiß von ihnen ſo wenig als Du."

„Im Zweifel können wir immerhin annehmen, daß ſie geſellige, liebenswürdige Leute ſind."

„Torini's Stand und Charakter berechtigen zu dieſer Vorausſetzung; wie dem aber ſei, da wir einmal zu ihrer Aufnahme entſchloſſen ſind, bleibt uns vor der Hand nichts übrig, als unſer „Hotel" zum Empfang der Gäſte geſchickt zu machen. Du mußt darüber mit Deinen Domeſtiken (welche ſämmtlich die kleine Jenny begreift) zu Rathe gehen. Die Parterrezimmer möchten wol am eheſten wohnlich gemacht werden, jedenfalls erſpare Dir den Wechſel Deiner eignen."

Während er dieſes ſagte, trat Jenny ins Zimmer.

Lucie bemerkte lächelnd, dieſer Vorſchlag beweiſe, daß er nichts vom Hausweſen verſtehe. Grade die bisher bewohnten Zimmer müſſe man den Fremden abtreten; ſich ſelbſt in die weniger ſorgfältig beſtellten einquartiren. Jenny lachte laut auf und ſagte, der Herr glaube, man könne Bequemlichkeit in Bauſch und Bogen herſtellen: er ſolle das doch denen überlaſſen, die es für ihn und ſich von jeher beſorgt hätten.

„Wenn ich in Dein Amt gepfuſcht habe, Jenny, ſo bitte ich jetzt demüthig um Vergebung."

„Ha, ha!“ lachte Jenny, „ich weiß wol, daß es nicht bös gemeint war.“ Und nun wußte die Kleine geſchickt in ein anderes Thema überzuſpringen und wiederholte dem aufgeräumten Herrn die Geſchichte ihrer Haushaltung ſeit ſeiner letzten Anweſenheit ſehr ausführlich und zu ihrem Lobe.

„Ich erkenne Deine Verdienſte an,“ antwortete Alfred Warren, „aber, Jenny“ — und er ſah bei dieſen Worten auf Lucien — „ein Engel hat ohne Zweifel über Dir gewaltet und Deine Schritte geleitet.“

„Wenn der Engel die gnädige Frau iſt', ſo haben Sie ganz recht; anderer Hilfe genoß ich keine und hätte ſie mir auch höchlich verbeten.“ —

Alfred und ſeine Frau ſaßen an jenem Abende noch lang in trautem Geſpräch beieinander. Jenny, nachdem ſie aufgehört der Gegenſtand der Beachtung zu ſein, ſchlief in einem Sorgenſtuhl ein, und nichts mehr ſtörte die Innigkeit der Gatten, die ſelbſt der widrige Wind zu begünſtigen ſchien, der durch die Riſſe und Spalten des alten Hauſes pfiff, das Nachtgeflügel aufſcheuchend und dem im innerſten Winkel verſteckten Mäuschen Schrecken einjagend.

2.

Alfred Warren war der Sohn eines ſüddeutſchen Edelmannes, der ſich nach dem Tode ſeiner Frau, theils in der Abſicht dieſen Verluſt zu vergeſſen, theils die Ausbildung ſeines einzigen Kindes zu fördern, an mehreren Höfen herumtrieb. Dieſen letzten Zweck erreichte er, wie natürlich, nur in dem beſchränkten Maße, in welchem unſere Vornehmen den Begriff

der Bildung früher aufzufaſſen pflegten. Alfred wurde früh mit dem Umgange ſehr verſchiedener Menſchen vertraut, eignete ſich leicht den Gebrauch der vornehmſten neueren Sprachen an, ſah und hörte Vieles, genoß Vieles und empfand — was ſeinen Anlagen Ehre machte — trotz alledem Langeweile. Sein nach Thaten begieriger Geiſt fand an den Höfen jener neugebackenen Staaten, die aus dem großen Völkerkriege hervorgegangen waren, auch nicht den mindeſten Stoff zur Sättigung. Dort fand er überall Abſpannung, die ihren einzigen Reiz in hohlen Luſtbarkeiten ſuchte und ſich lichtſcheu vor der noch unbegrabenen thatenreichen Vergangenheit verbarg. Er mochte nichts von jener Friedensfeier, wie man es nannte, wiſſen, ſein kraftvoller Körper hatte die Schläge des Krieges nicht empfunden, ſein Geiſt fühlte ſich jung und zu friſcher That angeregt. Nicht unbemerkt blieben dem gewandten Hofmanne, ſeinem Vater, dieſe Regungen. Vorſichtig, wie er in allen Lagen ſeines Lebens handelte, oder wenigſtens zu handeln ſich bewußt war, wollte er einem muthmaßlichen Exceſſe ſeines Sohnes dadurch vorbeugen, daß er deſſen Leidenſchaften in ein Bett wies, von dem er ſicher zu ſein glaubte, daß ſie, wenn ſie eine Zeit lang darin ausgetobt, ſich ſelber zügeln würden — in das Ehebett. So kam es, daß Alfred ſchon im zwanzigſten Jahre verſprochen und im einundzwanzigſten verheirathet war. Lucie war älter als er, und zwar um vier Jahre. Ihre Geſtalt war männlich groß, ihre Haut rein und leiſe brünet, ihr Haar ſchwarz; ihre Geſichtszüge waren edel und ruhevoll. Alfred liebte ſie; aber nicht, wie von ſeinem Alter erwartet wird, ungeſtüm. Luciens Liebe war inniger, heißer,

aber im Aeußern weniger leicht erkenntlich. Von ihr hörte er nicht viele Schmeichelworte; aber ſtillſchweigend liebkoſte ihn ihr Blick, der wandellos auf ihm weilte, ſo lange er ihr nahe war. Sie waren überhaupt ganz Freude und Einklang, und ihr Zuſammenſein erweckte unwillkürlich auch in Andern dieſe Gefühle. Seine Leidenſchaft ſchien gemildert durch ihre Ruhe, ihre ängſtliche Liebe durch ſeine Sicherheit.

Sie reiſten nach der Hochzeit durch die Schweiz und Italien. Hier inmitten der reinſten Freude überraſchte Lucien ſchmerzlich die Nachricht vom Tod ihrer Pflegemutter. Sie war nun völlig verwaiſt (wenn anders eine Liebende verwaiſt iſt), da ihre Eltern und ein jüngerer Bruder ſchon längſt nicht mehr lebten.

In dieſer Zeit war es, während Lucie ſich trauernd von jeder Luſtbarkeit zurückzog, als Alfred in Toskana mit einigen jener Männer bekannt wurde, die unzufrieden mit der beſtehenden Ordnung, eine weit verzweigte Verſchwörung betrieben. Sein Vermögen, ſeine Kenntniſſe, ſeine frühen Erfahrungen machten den jungen Mann jenen bald ſehr anziehend. Sie verſäumten nichts, nachdem ſie ſich ſeiner Verſchwiegenheit verſichert, ihm ihre Sache gleichfalls von der beſten Seite zu zeigen. Der Umgang mit dieſen kühnen Republikanern gefiel ihm, und durch ihr Zutrauen geſchmeichelt, überredete er ſich, es ſei ſeine Pflicht, ihnen durch mehr als Worte zu danken. Er vergaß über der Bewunderung der Motive, welche jenem Getriebe den Schwung gaben, deſſen ſichtbare Fehler, deſſen Gefahr und ſein eigenes Schickſal. Er wohnte den geheimſten Verſammlungen der Verſchworenen bei, er lieh der

Sache mehrmals größere Summen dar, kurz er ging so weit, daß es am Ende ebenso gefahrvoll war, wieder umzukehren als weiterzuschreiten. Einige Zeit vor dem Veroneser Congresse erreichte ihn die Strafe seiner Unvorsicht. Eine Gesellschaft, der er befreundet war, wurde entdeckt, Documente, die seinen Namen trugen, verriethen seine Theilnahme an der Verschwörung, man fing an ihn zu verfolgen, und kaum noch blieb ihm Zeit, sich durch die Flucht zu retten. Der Zufall wollte, daß er sich an dem Tage, wo er seine Gefahr erfuhr, mit Lucien an der Küste befand; er floh auf einem französischen Schiffe, das eine Stunde später die Anker lichtete, erreichte glücklich das atlantische Meer und landete vor Bordeaux. Daselbst hielt er sich unter verändertem Namen längere Zeit auf; aber Luciens und die eigne Sehnsucht trieben ihn nach Deutschland. Ein Hamburger Schiffer verkaufte ihm jenes Haus an der Elbe; dort zog er, da ihn noch immer Steckbriefe verfolgten und namentlich die Regierung einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatte, in größter Stille und Heimlichkeit ein und schrieb anonym an seinen Vater. Aber nicht lange darauf entdeckte sich ihm dessen Kammerdiener in Hamburg und brachte ihm die Nachricht, daß jener in Kummer und Wuth über die Schande seines Sohnes gestorben sei. Das Vermögen, bis auf weniges, welches der Diener gerettet, hatten Verwandte an sich gezogen.

Nach solchen Erfahrungen ging Alfred Warren denn doch mit sich zu Rathe, wie er den Rest seines Lebens ruhiger, weiser, für die, welche von ihm abhingen, leichter und genußvoller machen könnte. Er hatte angefangen, an seiner Unfehlbarkeit

zu zweifeln, überzeugte ſich mehr und mehr von der Selbſtſchuld ſeines Unglücks und war bemüht, ohne die Zuſtimmung der wenigen Freunde, die ihm geblieben, keine wichtigere Handlung mehr zu vollziehen, keinen entſcheidenden Entſchluß mehr zu faſſen. Er trat jetzt in ſein ſechsundzwanzigſtes Lebensjahr, fühlte ſich geiſtig ſowie körperlich rüſtiger als je und wiewohl in gefährlicher, doch, da er keine Kinder hatte, da ſeine Frau auch das ſchwierigſte ſeiner Unternehmen zu theilen verſtand, in unabhängiger Lage.

Die erſte, nothwendigſte ſeiner Handlungen betraf die Sicherung der äußerlichen Exiſtenz. Denn um das väterliche Erbtheil war er, wie geſagt, durch ſeine eigene Thorheit gekommen, das ſeiner Frau aber mußte er in den Händen der Curatoren laſſen, aus Furcht, durch deſſen Einforderung ſeinen Aufenthaltsort zu verrathen. Er verband ſich daher, oder beſſer er trat in die Dienſte des Hamburger Schiffseigenthümers, der ihn nach Deutſchland gebracht und deſſen biederer Freundſchaft er in vollem Maße trauen durfte. Derſelbe war einer jener ſeltenen Menſchen, denen man, wenn man ihrer Hilfe bedarf, nicht nöthig hat zu ſagen: ich bin unglücklich; die ſich dies vielmehr ſelbſt ſagen und unaufgefordert zu unſern Gunſten thätig ſind. Die Stelle, welche er Alfred anwies, war eine vortheilhafte und ehrenvolle. Ein Mann von Umſicht und Kenntniſſen war dazu erforderlich: beide Vortheile beſaß Warren, und fehlt' es ihm anfangs auch an kaufmänniſcher Geſchäftsroutine, ſo eignete er ſich dieſe doch bald durch Erfahrung an. Er leitete nämlich die geſammte Handelscorreſpondenz des Mannes. Dieſer war der Schule nach

eigentlich Schiffer, der That nach aber ein induſtriöſer Kaufmann: ſo bedurfte er eines Gehilfen, der die weniger handarbeitlichen Dienſte verſah, zu deren nützlicher Ausführung es ihm nicht an Gewandtheit, wohl aber an ſprachlicher Bildung gebrach.

So lebte Alfred Warren in angeſtrengter, nicht läſtiger Thätigkeit. Er war den Tag über in der Stadt, des Nachts gewöhnlich bei Lucien. Eines Abends jedoch, als er, wie er zu thun pflegte, zu Pferde nach dem einſamen Landhaus eilte, wurde er plötzlich in einem Gehölze von zwei Landjägern angehalten und nach dem Namen gefragt. Wiewohl erſchrocken, ſtellte ſich Alfred keck und beleidigt und rief: er werde einer ſolchen Unverſchämtheit keine Rede ſtehen. Während er mit dem einen der Reiter in Streit gerieth, verglich der andere Warrens Geſichtszüge mit einem geſchriebenen Signalement. Dieſe ſchienen nicht zu einander zu paſſen, denn der Jäger ſteckte das Papier kopfſchüttelnd wieder ein. Warren aber beſann ſich kurz: er ſetzte ſein Pferd in leichten Trab und fing an zu lachen. Auf dieſe Demonſtration hin wendeten ihm die Jäger den Rücken und ritten im Schritt weiter. Schon begann der Geängſtigte freier zu athmen, als er von neuem Hufſchläge hinter ſich hörte. Da ſie lauter wurden und immer ſchneller aufeinanderfolgten, begann er, ohne ſich umzuſehen, an die Flucht zu denken. Er jagte, auf die Güte ſeines Pferdes vertrauend, pfeilſchnell über die Ebene hin und ließ nicht eher nach, bis die Kraft ſeiner Schenkel ermattet war. Ringsum lag Alles in tiefer Stille; er wußte nicht, ob man ihn verfolgte oder ob ihn die Furcht getäuſcht hatte; ſoviel ſah er ſchnell,

daß er den Weg verloren, und da es dunkel geworden, nicht leicht wieder zu finden im Stande war. In dieſer peinlichen Lage beſchloß er, ſo lange nicht vom Platze zu gehn, bis er entweder ſeiner Verfolger gewahr werde, oder Vertrauen zur Rückkehr faſſen dürfe. Dies letztere trat am Ende ein und nach Verlauf einer guten Stunde erreichte er glücklich das Haus. Als er hinter ſich die Thüre abgeſchloſſen, fiel die letzte Beſorgniß.

Im Hauſe erſchien bei ſeinem Eintritt Jemand mit der Leuchte: es war der Kammerdiener des alten-Herrn, der heute gekommen, Alfred zu beſuchen. Lucie und das Hausmädchen ſchliefen bereits.

Alfred begab ſich in ein Zimmer des Erdgeſchoſſes und hieß den Kammerdiener einheizen. Bald loderte eine wohlthätige Flamme im Kamin, und nachdem Wein herbeigeſchafft war, ſetzten ſich die beiden gegenüber vor ein kleines Tiſchchen. Nach der Erzählung ſeines Abenteuers wurde Warren aufgefordert ſich der Ruhe zu überlaſſen; da er ſehr aufgeregt war, gefiel es ihm aber beſſer mit der treuen Seele die Nacht zu durchzechen. Sie erheiterten ſich in der Erinnerung längſt entflohener, ſorgloſer Tage, die ſie beide mehr anzogen, als die düſtere Gegenwart oder die ungewiſſe Zukunft.

„Weller," ſagte Alfred, des Kammerdieners Glas bis zum Rand füllend, „ich kann nicht länger verſchweigen, was ich auf dem Herzen habe: Ihr habt meinem Vater gedient, ſeid ihm in Freud' und Leid zur Seite geſtanden — ſteht auch dem Sohne bei, und wenn es ihm je wieder gut geht, wenn er ſich Stimme und Platz in der Welt wieder erringt, ſo wird er Euch

Auf stiller Flur, wo Heimathslüfte wehen,
Da, Sänger, wird Dein Unglückstraum vergehen;
Da ist's, wo Deine Blumen blühen,
O! komm, laß uns zum Vaterlande ziehen.

Mit düsterm Ton antwortete Walther:

Was Einmal das entsetzte Auge sah,
Bleibt ewig meinem Geiste nah'.
Mich zog die Sehnsucht aus dem Vaterlande,
Mich treibt die Sehnsucht von der Tibris Strande,
Ach, wohl seh ichs mit gräßlichem Gefühle,
Die Larven, die mich herzlos rings umstehn,
Die mich mit kaltem Todeshauch umwehn,
Sie standen ja um meiner Kindheit Spiele!
Vergebens breitest rettend Deinen Schleier
Du, Holde! um des Abgrunds Opfer aus —
Es öffnet gähnend sich des Todes Haus —
Schon sinke — — —

Hermine! rief mit Entsetzen Walther, und leblos sank er den Schwestern in die Arme.

8.

Der starre Frost des Winters hatte Deutschlands Gefilde umgeben. Schnee und Eis deckten die Fluren und der stolzen Ströme klaren Spiegel, die unter den von des Himmels Hand gebauten

an Vaters ſtatt pflegen, Eure einſamen alten Tage wie der treueſte Sohn verſüßen."

Der Kammerdiener hatte ſchweigend und ernſt auf des jungen Mannes Geſicht ſeine Blicke gerichtet.

„Ihr ſchweigt?" fuhr Alfred fort. „Ich weiß, Weller, Ihr ſeid zuweilen ein ſonderbarer Kauz, habt von Zeit zu Zeit Eure Grillen, barocke Grillen .... aber in einer ſolchen Sache, hoff' ich, legt Ihr ſie bei Seite."

„Lieber gnädiger Herr, reden Sie nicht auf dieſe Art! Glauben Sie, ſoviel ich thun kann, bei Ihnen zu bleiben, thu' ich unbedingt und aus Liebe." Nach dieſer Erklärung zog der Alte ein Päckchen verborgener ſchmutziger Karten hervor, fing an ſie zu miſchen, legte auf und legte ab, bis ihm Alles in Ordnung zu ſein dünkte, dann ließ er Alfred eine verdeckte Karte ziehen, miſchte die übrigen nochmals und ſpielte dann, von unten wegziehend, zehn Karten mit lächerlicher Haſt auf den Tiſch. Als die zehnte gefallen war, griff er leidenſchaftlich nach der, welche Alfred gezogen: dieſe war Tref-fünfer, jene Coeur-zweier. Todtenbleich ſtand der Kammerdiener auf und Thränen netzten ſeine Wimpern: „Sieben!" rief er ſchluchzend, „o du verhaßte Sieben, dies iſt das dritte Mal, daß Du mir eine Hoffnung zu nichte machſt."

„Seid kein Narr, Weller!" ſagte, ſeine Hand ergreifend, Alfred.

„Gnädiger Herr, da hilft kein Gott — unſere Wege dürfen nicht zuſammenlaufen: ungrad — und was für ein ungrad?! die heilloſe Sieben! und zum Ende noch ſchwarz und roth."

Wie viele Mühe ſich Alfred in jener Nacht auch gab, den Alten von ſeiner fixen Idee abzubringen — es gelang ihm nicht. Tags darauf verließ dieſer das Haus mit der Bemerkung: er müſſe ſich, wenn es auch hart ſei für ſeine Jahre, nach einem Platz unter Fremden umſehn. Das Einzige, was ihm abgepreßt werden konnte, war das Verſprechen, wo möglich bald wieder zu kommen und ſeinen Freund durch öftere Beſuche zu erfreuen. Später, in beſonders feierlicher Stunde, geſtand er der kleinen Jenny, was ihn damals ſo äußerſt hartnäckig gemacht, ſei der Umſtand geweſen, daß, während er ſich die Karte geſchlagen, der Teufel in leibhaftiger Geſtalt vom Fenſter aus zugeſehen hätte. Dieſer Teufel war aber, wie der Leſer merkt, kein anderer, als unſer Adam Matthew, der ebenfalls einen Teufel ſah und deſſen Kleider davon nach Schwefel rochen.

3.

Der Zufall, der die Ankunft Warrens in jener Nacht verſpätete, verſetzte Lucien in die heftigſte Unruhe. Sie fing an, die Sicherheit ihres Mannes mehr als je zu bezweifeln und ſuchte ihn zu überreden, mit ihr jenes Haus gänzlich zu verlaſſen und in der Stadt ſelbſt irgend ein unbemerktes Aſyl zu ſuchen.

Warren erklärte ihr dagegen, daß er aus zwei Gründen auf dieſen Vorſchlag nicht eingehen könne. Der eine ſei der, daß ſie früher in Hamburg gelebt und Bekannte daſelbſt habe; der andre, daß er die Menge der jederzeit anweſenden Fremden im höchſten Grade ſcheuen müſſe. Es ſei täglich möglich, daß ihn ein ſolcher ſehe, der ihn ins Unglück ſtürze. So lang er

aber in der Schreibſtube ſich befinde, ſei jede Furcht ungegründet; ſie entſtehe erſt, wenn er ſich auf den Straßen herumtreiben müſſe.

„Dieſe Gründe ſind triftig," entgegnete Lucie, „aber vermöchte ich nur ohne Beſorgniß an Dein Hin- und Herreiten zu denken."

„Ich geſtehe, der geſtrige Vorfall hat mich gleichfalls zum Nachdenken gebracht; es ſcheint, daß hier eine ernſtliche Vorkehr getroffen werden muß. Einem Andern ſchadet es nichts, einmal für einen Landſtreicher gehalten zu werden; mir iſt dies gefährlich. Ich war offenbar mit dem Kopfe ſchon in der Schlinge."

„O lieber laß uns getrennt ſein, als in ſtündlicher Todesangſt leben!"

„Nun Du ſo ſprichſt, Lucie, wage ich, Dir einen Vorſchlag zu machen. Ich will nehmlich die Einrichtung treffen, daß ich im Bureaugebäude übernachten kann. Auf dieſe Art würde unſere Zuſammenkunft ſeltner und vorſichtiger geſchehen können, und, was gewiß in Betracht kommt, genußvoller werden."

„Wenn es nicht anders ſein kann — ſo ſei es!" antwortete Lucie, indem ſie vergebens ihren Thränen Einhalt gebot. Alfred ſchloß ſie in ſeine Arme: ſie war bleich und kalt geworden — einer Ohnmacht nahe.

Alfred that, wie beſchloſſen war. Gleich die folgende Nacht kehrte er nicht zu Lucien zurück. Eine Wohnung räumte ihm ſein uneigennütziger Freund ein, deſſen Tiſch er überdies ſchon theilte. Seine Geſellſchaft war es auch, die ihn die neuen

Entſagungen etwas weniger herb empfinden ließ. Die Zuſammenkunft mit ſeiner Frau wiederholte ſich jetzt im Monate nicht mehr als zwei bis drei Mal; ſie erfolgte unregelmäßig, da ſie Alfred von mancherlei Umſtänden abhängig machte. Manchmal kam er ſchon frühe, manchmal erſt gegen Mitternacht, bald blieb er länger, bald ritt er gleich wieder weg, ſo daß Lucie beinah jeden Tag und jede Stunde in Erwartung, ihr Leben eine ſtets geſchwungene Kette unzähliger Hoffnungen und Täuſchungen, des Glückes und der Entbehrung, der Sicherheit und der Beſorgniſſe war. Niemand theilte ihre einſame Lage als eine Auswahl lieber Bücher und die in echter Treue, Verſchwiegenheit und Aufopferung thätige Jenny, deren ſtets muntere Laune gar oft den wehmüthig ernſten Zügen ihrer Herrin, oder beſſer ihrer Freundin, ein Lächeln entlockte. Ihr einſames, einförmiges Leben beſſernd, war Alfred ſtets auf deſſen äußere Bequemlichkeit bedacht. Er hatte ſich aus dem Dienſtperſonal ſeines Freundes einen ehrlichen und gewandten Jungen durch Wohlthaten verpflichtet, und durch dieſen verſorgte er die Beiden mit allem Nöthigen und Erſprießlichen.

Zwei Jahre waren in dieſer Weiſe verfloſſen, Lucie hatte ſich in keinem Betrachte verändert, Alfred war trotz aller Entbehrungen und Mühen geſund und heiter geblieben, das Abenteuerliche ſeiner Lage gefiel ihm, er gewann von Tag zu Tag mehr Zutrauen zu der Welt und ſeinem Schickſale, wiewohl die politiſchen Zuſtände immer noch viel für ihn fürchten, nur weniges hoffen ließen. Damals geſchah es, daß er zufällig auf einen ſeiner Leidensgefährten ſtieß, welche Begegnung, wie wir geſehn, auf die Lebensverhältniſſe beider ändernd einwirken ſollte.

4.

Franzesco Torini ſtammte aus einer angeſehenen Familie, ebenſo ſeine Frau, Cornelia, die mit ihm gleichen Stolz, gleiche Strenge gegen ſich ſelbſt und andere, und einen gleich merkwürdigen Revolutionseifer theilte. Beide hatten perſönlich die Verſchwörungen gefördert, beide ſchienen der Regierung gleich gefährlich, beiden war es gelungen in Gemeinſchaft ihres einzigen Kindes aus Italien zu entkommen.

Wäre Warren oder ſeine Frau im mindeſten eigennützig geweſen, hätten ſie es über ſich vermocht, bei der Frage über das Wohl oder Wehe eines Freundes einen Augenblick an ſich allein zu denken, unmöglich öffneten ſie, aller Vorſicht vergeſſend, Schloß und Thüre denjenigen, die als Ausländer dem Verrathe doppelt ausgeſetzt waren. Jedes Bedenken aber ſchloß die Großmuth aus.

Am Morgen nach jener Nacht, in der die Aufnahme der Italiener beſchloſſen wurde, kam Torini, die Antwort einzuholen, auf Alfreds Schreibſtube. In aufwallender Freude und Dankbarkeit umarmte er den jungen Mann und bat ihn, ſogleich ſelbſt den Seinigen die frohe Botſchaft zu bringen. Warren entſchuldigte ſich mit dem Bemerken, daß er ſich vorgenommen, ſeine Gäſte nicht eher zu ſehen, als bis er ſie in ſeinem Hauſe bewillkommnen könnte. Wenige Tage ſpäter kam Torini wieder und brachte die Nachricht ihres vollendeten Einzugs. Alfred machte ſich von Geſchäften frei und eilte mit ihm erwartungsvoll zu Lucien.

Es war kurz vor Sonnenuntergang, als er die Schwelle

des Hauſes überſchritt. In demſelben Augenblicke ging eine Dame über den Vorplatz.

„Fenela," rief Torini, „in dieſem Herrn begrüße Deines Vaters Freund und Wohlthäter! — Warren, meine Tochter."

Die einander Vorgeſtellten ſtanden ſprachlos ſich gegenüber. Das Mädchen erröthete tief, Warren machte eine ſteife Verbeugung.

„Sie ſehen," bemerkte Torini, „ſie hat die Kinderſchuhe noch nicht ausgetreten. Gehen wir zu unſern Frauen!" Er ergriff Alfreds Arm und zog ihn nach ſich.

Lucie ſaß mit Torini's Gemahlin am Fenſter, als die Männer hereintraten. Sogleich erhob ſich dieſe und verneigte ſich tief gegen Warren. „Mein Herr," ſagte ſie, „was ich von Ihnen gehört, rechtfertigt vielleicht die Dreiſtigkeit, mit der ich in Ihr Haus einzog, ohne Sie je geſehen zu haben."

„Legen wir jede Rückſicht bei Seite, Madame, gleiche Schickſale ketten die Menſchen enger aneinander, als jahrelanger vertrauter Umgang. Wenn Ihnen das Wenige, was wir hier zu bieten vermögen, genügt, ſo zweifle ich nicht, daß wir uns wechſelſeits dieſe Einſamkeit lebendig erhalten werden."

„Ich ſchätze mich glücklich, in der Nähe eines Mannes zu leben, der die Sache meines Vaterlandes aus reiner Menſchenliebe zu der eignen gemacht hat und um ihretwillen verfolgt wird."

„Wie al:, ſagten Sie, daß Ihre Tochter ſei?"

„Meine Tochter?! ich habe meines Wiſſens noch nicht von ihr geſprochen, ſie wird im nächſten Frühjahre ſiebenzehn."

„Ja, ja, ich irrte; Torini ſagte es mir.“

„Die jüngſten Nachrichten, die ich aus den Zeitungen habe, fachen den letzten Funken meiner Hoffnung an.“

„Iſt Fräulein Fenela ſchon im Hauſe geſchäftig, weil ſie gar nicht erſcheint?“

„Sie räumt einige unſerer Effekten in die Schränke, welche Ihre Frau Gemahlin uns gütigſt zur Verfügung ſtellte.“

„Dazu iſt wohl Jenny geeignet. Sie verzeihen, Madame! . . .“ mit dieſen Worten verließ Alfred das Zimmer.

„Zu viel Bemühung um das Mädchen!“ ſagte Torini, „ſie iſt das, da ſie nur mit uns lebte, durchaus nicht gewohnt.“

„Bitte, laſſen Sie meinen Mann gewähren,“ erwiederte Lucie, „er hat recht, wenn er keine Lücke in der Geſellſchaft duldet.“

Kaum hatte ſie dies geſagt, als die junge Italienerin und hinter ihr Alfred hereintrat.

Fenela war, wie bemerkt, erſt ſechzehn Jahre alt, aber ihr Körper beſaß eine Ausbildung und Reife, wie ſie ſo früh ſelbſt ein ſüdlicheres Klima als das unſrige nicht zu erzeugen pflegt. Sie war ſchöner, als es Worte malen. Keine künſtlich gemiſchte Farbe mochte die ihrer Haut erreichen, noch ein Bild dieſe Weichheit, dieſe Zierlichkeit der Arme und Finger nachahmen. Ihre Anmuth war lockend in der Bewegung, zauberiſch in der Ruhe. Wie der zarte appetitliche Hauch, der die reife Traube umhüllt, eh' eine Hand ſie berührte, ſo lag über ſie hingegoſſen rein und bewußtlos die Wolluſt. Obwohl in der ungewohnten Umgebung befangen, war ihr Benehmen weder ungewöhnlich noch unzierlich.

Als die Nacht hereinbrach, ſammelte ſich die Geſellſchaft um den Theetiſch, ſo daß Lucie neben Torini, Alfred zwiſchen Fenela und deren Mutter ſaß.

„Jenny," ſagte Cornelia zu dem ſervirenden Mädchen, „ſtellen Sie, wenn ich bitten darf, die Kanne vor meine Tochter hin; ſie kann gleich den Anfang in dem Geſchäfte machen, das ihr von nun an täglich obliegen wird."

Luciens Zartgefühl ſchien durch dieſe Bemerkung beleidigt. Schweigend ſtand ſie auf, nahm Jenny das Service aus der Hand und ſchenkte ein.

„Ich kann dies nicht zugeſtehn," ſagte Alfred, indem er Lucien die Kanne nahm und ſie vor Fenela ſtellte.

Torini fing an zu lachen und am Ende ſtimmten Alle mit ein; Fenela ergriff das Geſchirr und verſah den ihr zugewieſenen Dienſt, von ihrer Mutter und Alfred gleich ſcharf beobachtet. An dem Geſpräche hatte Torini und ſeine Frau den meiſten Antheil, Lucie ſprach wenig, Alfred und Fenela beinahe gar nicht. Gegen elf Uhr ging die Geſellſchaft auseinander, um das erſte Mal unter gemeinſamen Dache zu ſchlafen.

5.

Torini und Warren verließen am andern Morgen die Frauen, um in die Stadt zu gehen. Der Italiener trieb ſich herum, Nachrichten einziehend und Pläne ſchmiedend; Alfred ging ſeiner Pflicht nach.

Lucie hatte die obern Zimmer den Fremden überlaſſen, ſie ſelbſt mit Jenny bewohnte jetzt ein kleines Stübchen im Erdgeſchoſſe. Da die Gegenwart der Männer nur von Zeit

zu Zeit ihnen vergönnt war, trafen die Frauen ſogleich Anſtalt, ſich ihr Zuſammenleben durch eine gemeinſame ſtrenggeordnete Thätigkeit zu verſchönern. Leicht erlangt dies der natürliche weibliche Sinn für Ordnung und Geduld, ſeine Beſtimmung zu nimmermüder ſtiller häuslicher Arbeit; da hingegen der Mann öfters hinausſtrebt, alle Muskeln bald gerne anſtrengt, bald ſie auch gänzlicher Läſſigkeit hingiebt.

Lucie befand ſich in den erſten Tagen nach der Störung ihrer langgewohnten Stille und Gleichförmigkeit nicht in der angenehmſten Lage. Denn die Gewohnheit läßt uns auch das Werthloſe werth ſcheinen, ungern trennt ſich der Menſch zuletzt von dem, was ihm anfangs zuwider, ja verhaßt war. Dazu kommt, daß die erſte Begegnung gewöhnlich nicht die hingebende iſt; wir verſchleiern unſere wahre Natur mehr oder minder durch die Kunſt des Umgangs, machen uns ſelbſt, wenn ich ſo ſagen darf, Complimente, unſer Ausſehn, unſere Sprache, unſere Handlungen nach den Umſtänden berechnend. Längeres unausgeſetztes Zuſammenſein läßt dann der Natur wieder ihr Recht, die erſt nur ſtückweis und unvermerkt zwiſchen den Nebeln durchblizt, ſpäter immer offener, öfter und mächtiger.

Nach Verlauf einer Woche hatte ſich das Verhältniß der Frauen unter einander feſtgeſtellt. Cornelia war inne geworden, daß bei Lucien einige ihrer Lieblingsſaiten nicht anklangen; ſie wußte ihr ſtolzes, zuweilen unweibliches Weſen auf bewundrungswürdige Weiſe zu zügeln, ſobald ſie nur keinen Widerſpruch erfuhr: Lucie widerſprach ihr nie. — Fenela ſtand mit ihrer Mutter faſt nur im Verhältniſſe des Gehorſams; freier, inniger hing ſich das liebliche Weſen an Lucien, deren

Ruhe und Sanftmuth gegen Corneliens eifernde Strenge am meiſten abſtachen. Lucie vermied ſorgſam, die Entfremdung Fenela's von der Mutter zu fördern, oder auch nur den Vorzug, den ihr das Mädchen vor Cornelien gab, leiſe bemerkbar zu machen. Sie war bei weitem jünger als dieſe, konnte daher leicht verführt werden, ſich eher auf den Standpunkt ihrer Tochter, als der Freundin zu ſtellen; aber dies vermied ſie ſo ſehr, daß ſie Fenela gegenüber ſich in dem Tone einer Mutter zu halten ſchien. Dieſe Vorſicht erhielt ſie unwillkürlich mit Cornelien im Einverſtändniß und auch Fenela verſtand ſie wohl, war deshalb gegen Lucien nicht minder unbefangen und zärtlich.

Der nahende Winter ſah oft unſere Freundinnen noch um Mitternacht beim Kamine vereinigt; ſie hatten ſich eine gemeinſame Lectüre gewählt, und Fenela, deren weiches, makelloſes Organ mit beſonderer Vorliebe gehört wurde, verſah dann meiſtentheils das Amt des Vorleſens. Nichts konnte um das ſchöne Kind eine lautloſere feierlichere Stille verbreiten, als wenn ſie ihre vaterländiſchen Dichter, Arioſt oder Dante, Petrarka oder Taſſo recitirte. Dann konnte ſelbſt Corneliens poetiſchen Eindrücken wenig erſchloſſenes Herz eine Thräne oder einen Jubel nicht verbergen, und wenn die vorgetragene Stelle noch beſonders zu ihrer Gefühlsweiſe paßte, drückte ſie wohl dem Töchterchen die Hand und ſagte: „Brav, Fenela, das haſt Du ſchön geſprochen.“

Alfred kam eines Abends zu einer ſolchen Vorleſung und nun mußte ſich Fenela, ſo oft er wiederkam, zum Recitiren bequemen. Er ruhte nicht eher, bis er die ſämmtlichen Sonette

Brücken, in stiller Majestät die nie erschöpften Urnen ergossen; da saß einsam in dem hohen, gothischen Gemache vor wärmendem Kaminfeuer das biedre Eltern-Paar, Meister Winfried und seine Gattin Gertrud.

Bei jedem Windstoß, der die treibenden Schneeflocken an das hohe Bogenfenster warf, fuhr Gertrud, wie von Ahnungsschauern erfaßt, empor, schlug still vor sich hin das heilige Zeichen des Kreuzes und schaute mit einem wunderbaren Gefühl von Beklommenheit an den runden Scheiben hinan, durch die des Winterabends Dunkel grausend blickte. Nach langem Stillschweigen fing sie endlich an: Es tobt doch fürchterlich draußen, grade so wie damals vor sieben und zwanzig Jahren, da Du mich heimführtest. Erinnerst Du Dich noch jenes Abends? Meister Winfried hob seine Augen auf, sah nachdenkend seine Ehegenossin eine Weile an, und sprach dann sehr ernst, fast mißmuthig: Das erinnere ich mich wohl, doch hab' ich Dich schon öfter gebeten, jenes Abends nicht zu gedenken, auf den Du immer wieder zurückkömmst. Mit einem Seufzer, als wolle sie sagen: vermag ich es denn? nahm Frau Gertrud die Spindel wieder zur Hand, und unterdrückte eine hervorquellende Thräne.

Da wurde am Pfortenring gezogen, daß das Glöckchen hell durch's Haus erklang und die bei-

des Petrarka aus ihrem Munde gehört hatte. Zuletzt ſchien das junge Mädchen, das anfangs mit liebenswürdiger Unbefangenheit geſprochen, ſchüchtern und verlegen zu werden. Lucie bemerkte dies und drang in Alfred, ſchonender und rückſichtsvoller zu ſein.

„Ich weiß nicht, Lucie," erwiederte ihr Mann, „warum Du mir einen Genuß rauben willſt, der uns Deutſchen ſo ſelten zu Theil wird. Du kennſt meinen Enthuſiasmus für die italieniſche Sprache, ebenſo den ausgezeichneten Vortrag dieſes Mädchens, die ſeltene Klarheit und Weichheit ihrer Stimme."

„Lieber," verſetzte Lucie lächelnd, „Du haſt zum wenigſten die Seltenheit dieſes Genuſſes nicht zu beklagen, da Fenela, ſo oft Du willſt, in Deiner Nähe iſt und mit Dir redet; aber glaubſt Du, es ſei großmüthig gehandelt, eine Perſon, die in gewiſſer Beziehung von Dir abhängt, ſelbſt gegen ihren Willen zu Deiner Unterhaltung zu benutzen? Hat es nicht den Anſchein, als wolleſt Du Dich auf dieſe Weiſe für Deine Gaſtfreundſchaft bezahlt machen?"

„Ich bitte Dich, Lucie, verſchone mich mit dergleichen Lectionen. Du bildeſt Dir in der That nur ein, daß das Mädchen mir wider Willen vorlieſt."

„Und welche Täuſchung ſollte denn daran ſchuld ſein?"

„Ich weiß nicht, welche! . . . vielleicht ein wenig Eiferſucht . . . ."

„Eiferſucht?! . . ." rief Lucie: ſie erröthete tief — es ſchien als habe ſie mit einem Male den Sinn des unbedachten Wortes erfaßt. „Wie magſt Du ſo etwas ſagen? ich verſtehe Dich nicht, Alfred."

„Freilich Du biſt nicht gewohnt, ſolche Scherze zu hören.“

„Von Dir nicht.“

„Sei kein Kind, Lucie! komm, laß Dich küſſen!“

Er ſchloß die Gekränkte in die Arme und ſuchte ſie ſchmeichelnd zu beruhigen. Sie wollte ihre Thränen verbergen, aber umſonſt. Alfred meinte, es ſei ihm unklar, wie ein ſo verſtändiges Weib durch ſolche Lappalien aus der Faſſung gebracht werden könne. Lucie ſchwieg.

Seltner als Alfred kam Torini, die Seinigen zu beſuchen. Was ihn eigentlich davon abhielt, wußte Jener nicht. Er hatte, wie es ſchien, in der Stadt ſeinen geheimen Umgang. So ſehr aber auch Warren auf das vollſtändigſte Vertrauen Anſpruch machen durfte, verzieh er's dem Manne doch gern, wenn dieſer Einiges vor ihm geheim hielt, feſt überzeugt, daß die Mitwiſſenſchaft ihm eher nachtheilig als wünſchenswerth ſein könne. Seiner Frau ſchien Torini, ſo oft er zu ihr kam, vollſtändige Rechenſchaft von ſeiner Thätigkeit zu geben, da dieſe bei Warren niemals hierüber Erkundigung einzog, ſondern höchſtens den Kommenden fragte, ob er ihren Mann in der Stadt, wo und wann er ihn geſehen habe.

Etwas, das zu entbehren, den Frauen in ihrer Einſamkeit ſchwer fiel, war die Muſik. Alfred hatte kurz nachdem das Landhaus Luciens Wohnſitz geworden, dieſer den Vorſchlag gemacht, ein Clavier zu kaufen; damals aber unterblieb der Kauf auf Luciens Bitte wegen der Schwierigkeit des Transports und der daher drohenden Gefahr. Später, als Beide weniger ängſtlich geworden, war Alfred durch die lange Entwöhnung die Sache entfallen, Lucie hatte aus Rückſichten der Sparſam-

war, ſagte ſie: „ich kann Dir nicht länger verſchweigen, Fenela, daß ich ſeit einiger Zeit mit Dir unzufrieden bin. Du weißt, daß wir beide Lucie Warren Dank ſchulden, jede Urſache haben, ihr dieſe Einſamkeit zu verſchönern; Du thuſt gerade das Gegentheil: kaum iſt ihr Mann gekommen und ſie hofft ſich ſeiner zu freuen, ſo ſieht ſie ihn ſchon durch Deine Vorleſungen oder Klatſchereien in Anſpruch genommen. Entgegne mir nicht, daß hieran ſeine Nöthigungen ſchuld ſeien: Du biſt alt genug, zu verſtehen, daß dies Schmeicheleien des gefälligen jungen Mannes ſind, auf welche einzugehn, Schwäche oder Eitelkeit verräth, da ſie weder ernſtlich gemeint, noch auch ungeſchminkte Wahrheit ſein können. Abgeſehen davon, daß Du Lucien den Umgang ihres Gatten entziehſt, beleidigſt Du ſie auch öfters, wie gerade heute Abend. Wie mochteſt Du zugeben, daß ſie ihr Spiel unterbrach und aufſtand, um Dich an's Clavier zu laſſen, da Du doch in jedem Betrachte ihr nachſtehen mußteſt? — Ihr, nicht Dir, denk' ich, war die Ueberraſchung zugedacht, ſie iſt die Aeltere, ſie hatte zuerſt geſpielt, ſie hatte ihre ungeduldige Freude am langentbehrten Genuſſe deutlich zu erkennen gegeben."

Fenela fing an zu weinen.

„Hier ſind Thränen ganz unnütz," fuhr Cornelia fort, „antworte mir vielmehr; verſprich künftig hin mehr Zartgefühl und Beſcheidenheit zu offenbaren."

„Von ganzer Seele, und ich will den Himmel bitten, daß er mir zur Ausführung Kraft giebt."

„Gieb Dir ſie lieber ſelbſt: aide toi et Dieu t'aidera!"

„Ach, Mutter, wüßteſt Du, wie ich nach zwei Seiten

gerissen werde! Sieh', wenn er mich ansieht, etwas von mir verlangend, wenn er immer wieder kommt, immer wieder in mich dringt — mir ist als könnte ich ihm nichts versagen."

„Welche Rede! Du erschreckst mich, Fenela: willst Du mit dem verheiratheten Manne verliebt thun? willst Du wohl gar irgend wie Unfrieden hier ausstreuen? Fenela, Fenela, Du geräthst in die Fallstricke einer verderblichen Eitelkeit!"

„Ich verstehe Dich nicht, Mutter?"

„Nun, ich dächte, ich spräche verständlich. Glaubst Du, ich werde Dich bis in's zwanzigste Jahr wie ein Kind behandeln? . ."

Es entstand eine Pause. Da Fenela schwieg und heftiger weinte, fuhr Cornelia wieder fort: „Mein Befehl, um kurz zu sein, ist dieser: Du sollst Dich unter keinerlei Vorwand ferner herbeilassen, ohne Luciens und meine Aufforderung vorzulesen, Du sollst gegen Warren zurückhaltender, gegen seine Frau zuvorkommender sein, überhaupt bescheidner. Ich will zusehen, wie Du diesem Befehle nachkommst." —

Fenela saß in jener Nacht, nachdem ihre Mutter eingeschlafen war, noch lange weinend im Bette. Ihr Busen, dessen Reinheit das Dunkel verbarg, wogte hoch und höher: er schien einen Sturm zu bekämpfen, einen wilderen, als sie wohl selber ahnte.

6.

Warren arbeitete jetzt auf seiner Schreibstube so hastig fleißig, daß er oft in der Mitte des Tages der Geschäfte ledig nach dem Landhause zurückkehren konnte. Er kam weit öfter

als früher und wußte jedesmal ſeine Ankunft durch irgend ein kleines Geſchenk, eine neue Nachricht, oder dadurch, daß er Torini mitbrachte, überraſchend zu machen.

Gegen Ende des Jahres erkrankte Lucie, ſo daß ſie das Bett nicht verlaſſen durfte. Cornelia und Fenela erleichterten ihre Lage, ſo viel ihnen möglich, und auch Alfred ſah ſie faſt jeden Tag, wenn ſelbſt nur auf Augenblicke, in Begleitung eines Arztes.

Es traf ſich während dieſer Zeit, daß Cornelia eines Tages ihren Mann nach Hamburg begleitete. Warren kam gegen Abend zu Lucien, mit deren Pflege er Fenela beſchäftigt fand.. Er blieb mit derſelben am Bette ſitzen, bis die Stunde kam in der Lucie einzuſchlafen pflegte. Dann befahl er Jenny, bei der Kranken zu wachen, und begab ſich, Thee zu trinken, mit Fenela in's Wohnzimmer.

Das Mädchen ſuchte mühſam ſeine Beklommenheit zu verbergen, als ſie einſchenkte, zitterte ihre Hand, daß ſie verſchüttete.

Alfred zog aus der Taſche eine Orange von ausgezeichneter Größe und Schönheit, gab ſie ihr und ſagte: „Hier, Fenela, dieſe müſſen Sie in meiner Gegenwart genießen: ich wollte ſie meiner Frau nicht ſehen laſſen, da ihr gegenwärtig deren Genuß verboten iſt.“

Fenela nahm zögernd die Frucht, zerſchnitt ſie und reichte Alfred die Hälfte. Sie verſuchte mehrmals den Anlauf zu einem Geſpräch, aber es wollte weder ihr noch Alfred von Statten gehn. Sie ſahen ſich an, ſahen die Tiſchdecke an und

— ſchwiegen. Endlich ſtand das Mädchen auf und wollte, unter dem Vorwand Theewaſſer zu holen, hinausgehn. Da ſie ſelbſt aber keinen Thee trank, ſo ſagte Alfred, ihren Arm ergreifend: „Bleiben Sie, ich trinke nicht mehr als dieſe Taſſe.“

Wiederum trat eine Pauſe ein, bis endlich Alfred, von der Uebermacht des Gefühls übermannt, ſich dichter an ſie ſchmiegte und ſie küßte.

Fenela nahm das ſüße Gift auf, wie jedes weibliche Weſen, dem der erſten Liebe reines, heiliges Glück die Bruſt ſchwellt. Das Blut ſtieg in ihre lieblichen Wangen, färbte ſie tiefer und tiefer bis unter die Augen, die weit dunkler, ſchwärmeriſch leuchteten.

„Fenela!“ rief Alfred, den der Augenblick trunken machte, „nicht länger halt' ich's zurück, das offene Geheimniß meiner Liebe: Dir gehör' ich, Liebliche, Dir hab' ich immer gehört, ohne Dich von nun an lebe ich nicht; o rede zu mir, entfalte Dich, Du reine Blume — ſei mein eigen! . . .“

Leis aufſchreiend, als habe ſie eine Dolchſpitze berührt, hielt Fenela den Drängenden von ſich zurück.

„Alfred,“ ſagte ſie bang und voll Leidenſchaft, „es iſt geſprochen, das urheilvolle Wort, ich hab' es gehört, ich verſteh' es — bei Allem, was heilig iſt, opfre mich nicht, ſchone mich! mäßige . . . mäßige uns, Du mußt es thun!“

Sie hatte das letzte Wort noch nicht ausgeredet, als von draußen ein Geräuſch gehört wurde. Alfred öffnete ſchnell die Thüre: — „Wer da?“ rief er.

„Ich bin es,“ rief Jenny, die Treppe hinabſchleichend.

„Was haſt Du hier zu thun? warum bleibſt Du nicht bei meiner Frau, wie ich Dir auftrug?"

„Verzeihen Sie, ich glaubte, Fräulein Fenela habe mir gerufen."

„Niemand hat Dich gerufen; geh hin, woher Du gekommen biſt, und erſchrecke mich nicht zum zweiten Male, ſonſt möcht' ich Dich erſchrecken!"

Als Alfred in's Zimmer zurücktrat, war Fenela verſchwunden. Sie hatte den Augenblick benutzt, in ein Seitenkabinet zu fliehen. Er rief ihr zu, bat ſie flehentlich, die Thüre zu öffnen, aber keine Antwort ward ihm, als ein ſchwach unterdrücktes Schluchzen.

7.

Es bedarf kaum des Bemerkens, daß Alfreds Leidenſchaft durch einen Auftritt, wie der eben erzählte, eher verſtärkt als beſchränkt werden mußte. Die Ueberzeugung von Fenela geliebt zu ſein, flößte ihm mit einem Mal die höchſte Seligkeit und Zuverſicht ein; er war unvermögend, länger den Gedanken einer Mäßigung, einer Entſagung zu hegen, unvermögend ſich die Heiligkeit von etwas Anderem zu vergegenwärtigen, als die ſeiner Liebe. Die Erinnerung an Lucien, an die Tage, die er in glücklichem Frieden mit ihr verlebt hatte, die oft wie drohende Schatten vor ſeinem Blick auftauchten, verſcheuchte er ſchnell durch die glühende Zauberkraft, mit der ſeine Liebe das jugendlich reizende Bild der Geliebten ihm jederzeit vorzumalen bereit war. Auch war theils das, was ihn gewaltſamer erſchüttern konnte, Luciens ſtillverborgenes maßloſes Leid, ſeinem Anblick entzogen.

Gleich nach ihrer Geneſung ging die Unglückliche mit ſich zu Rathe, wie ſie den ihr abgewandten Gatten ſich wieder zuwenden, ſich ſeine Liebe ſo heiß und ausſchließlich, wie er die ihrige beſaß, aneignen könnte. Sie wußte ſelbſt nicht, wie ſie Alfred liebte, wie ihr Sein an dieſe Liebe geknüpft war: ihre Liebe war keine entſagende, ſie heiſchte tiefinnerlich wild und ruhelos Gegenliebe, wenn auch von außen dies nicht gleich erkennbar wurde.

Lucie zeigte ſich gegen ihren Gatten von Tag zu Tag ſtiller und ernſter, ihre Blicke verfolgten ihn dringender, ängſtlicher, aber niemals vorwurfsvoll. Eines Tages nahm ſie ihn mit ſich in ihr Schlafzimmer und beſchwor ihn unter einer Fluth von Thränen, aufrichtig gegen ſie zu ſein.

„Du kannſt," ſagte ſie, „die Umwandlung, welche Dein Herz erfuhr, unmöglich vor mir verbergen, oder läugnen wollen. Warum willſt Du mir nicht offen bekennen, wie Du denkſt und welcher Zukunft Du entgegen ſiehſt?"

„Du willſt Aufrichtigkeit?" erwiederte Alfred, „haſt Du Dich auch ſchon gefragt, was ſie Dir nützen kann? .. fühlſt Du Dich vorbereitet, das zu hören, was ich Dir verſchwiegen habe?"

„O Theurer! nicht auf dieſe Weiſe rede zu mir! brich nicht den Stab ſo kalt und unſanft einem Leben, das Du lieben mußt."

„Mußt, Lucie? .... kennt die Liebe auch ein Muß? ich dächte, ſie wolle nur. Sieh', was Du kalt und unſanft heißeſt, iſt der Anfang der geforderten Aufrichtigkeit."

„Nein! ſo kann es nicht ſein, ſo weit kannſt Du Dich nicht von Deiner Lucie entfernt, ſo ganz kann ſich Deine Liebe nicht von ihr abgewandt haben.“

„Damit ſind wir um Nichts gefördert. Erkläre doch Deinen eigentlichen Willen.“

„Du zwingſt mich zu ſagen, was ich anders ſo gern von Deinen Lippen gehört hätte. Geh' in Dich, kehre zurück an das Herz Deines Weibes, vergiß den lockenden Reiz, der Dich von mir entfernt hat, und vermagſt Du es nicht, ſo wende ein Mittel an, ſo lang es noch Zeit iſt, entferne den Gegenſtand der Verführung aus unſerer Nähe —“

„Wer ſagt, daß mich Fenela verführe?!“

„Ihre Reize verführen Dich. Ein leiſer Wink, den Du ihren Eltern giebſt, wird hinreichend ſein, ſie zu entfernen.“

„Davon kann nicht die Rede ſein. Ueberlege Dir die Sache mit Ruhe, und Du wirſt es ſelbſt ſehn. Und wozu auch ſollte dies führen? wer ſich ſucht, findet ſich immer wieder.“

„Fenela wird Dich nicht ſuchen.“

„Halt' ein, Lucie, wir ſind zu weit gegangen, laß uns ein ander Mal eins werden.“ Mit dieſen Worten ging er hinaus. Lucie warf ſich weinend auf's Bett, rang die Hände und rief: „Alfred, Alfred, wann wird dies andre Mal kommen?“ —

Einen gleich ſchweren, weniger troſtloſen Kampf kämpfte zu der Zeit Fenela. Das ſchöne Weſen liebte Alfred mit der ganzen Wärme, Tiefe und Fülle, die ihrer dem Süden entkeimten Natur, ihrer Jugend und Reinheit eigen war. Sie

den Alten ob des unerwarteten Tons fast erschraken, und wie es abermal erscholl, nahm Meister Winfried ein Licht in die eine, sein altes, wohlversuchtes Kriegsschwerdt aber in die andre Hand, und stieg hinab zu sehen, was es gebe. Ihm folgte Frau Gertrud, den Fremden, den sie vermutheten, nach alter, edler Sitte freundlich zu empfangen.

Als aber der Hausherr die schwere, knarrende Thür öffnete, standen drei Pilgergestalten da, bedeckt mit Schnee, die in welscher Sprache um ein gastlich Dach und Aufnahme baten. Tretet herein, erwiederte freundlich Meister Winfried, der der fremden Zunge gar wohl mächtig war, was Ihr wünscht, sey Euch gern gewährt in dem Hause eines schlichten, deutschen Mannes. Wie nun Frau Gertrud auch hinzugetreten war und mit liebevollen Worten die Fremden nöthigte, da vermochte Walther sich nicht mehr zu halten. Zu den Füßen der geliebten Eltern sank er hin mit dem Ausruf: Mutter! Vater! kennt Ihr mich nicht mehr? Und als die alten Eltern nur stumm ihre Hände zu erheben vermochten, auf den theuren Sohn des Himmels Segen zu erflehn, da sanken ihm zur Seiten auch Bertha und Gianettina nieder, und sprachen auf deutsch das Wort: Vater! Mutter! welches Walther ihnen gelehrt. —

hatte es nicht vermocht, ihr hohes, ſüßes Geheimniß dem Geliebten zu verbergen, ſie zitterte vor dem Gedanken, es außer ihm einer menſchlichen Seele kund zu thun: ſie ſah den Schatten der Schuld geiſterhaft den Spiegel dieſer Liebe trüben, und doch fühlte ſie, daß dieſe mächtiger ſei, als ihr Wille, daß ſie ungeahnt über die Seele komme, und doch glaubte ſie an ihre Göttlichkeit. Einige Zeit lang gab ſie dem Gedanken Raum, es ſtehe in ihrer Gewalt, dem Geliebten mit Gleichmuth zu begegnen. Bald überzeugte ſie ſich von deſſen Nichtigkeit, und es ſchien ihr kein anderer Ausweg offen zu ſtehn, als ſich ihrer Mutter zu entdecken und zur weiten Entfernung von dem Geliebten getrieben zu werden. Sie brachte dieſen Entſchluß in wenigen Tagen zur Reife, ſo daß ſie jedes Wort, das ſie Cornelien zu ſagen gedachte, voraus überlegt und abgewogen hatte.

8.

Während ſie mit dieſen Gedanken umging, ihr zur Mittheilung einmal der Muth, das andre Mal die geſchickte Gelegenheit fehlte, kam Torini eines Abends mit beſonders wichtiger und geheimnißvoller Miene auf das Landhaus. Alfred war auch zugegen und wurde von ihm in eine geheime Unterredung gezogen. Als dieſe beendigt war, ergriff Torini die Hände ſeiner Gattin und Tochter und theilte ihnen den Entſchluß mit, morgen in aller Frühe wieder nach Italien abzureiſen, wo die frühern Gefährten zu neuen Unternehmungen ſich rüſteten. Er endete mit den Worten: „Ich verlaſſe Euch, meine Lieben. Sucht mich nicht zurückzuhalten, nicht mir zu folgen, beides möchte für beide Theile Verderben ſein.

Euch laß' ich hier in guten Händen zurück. Ich habe mit meinem Freunde hierüber geſprochen; er hat mir erklärt, daß es ihn verletzen würde, wolltet Ihr Euch ſeinem fernern Schutze entziehn; aber ich weiß, daß Ihr hieran nie gedacht habt. So lebt denn wohl, es muß gleich geſchieden ſein. Wozu ein Aufſchub, der der heiligen Sache nur ſchaden kann? Morgen in aller Frühe werden die Anker gelichtet .... Mein Kind, Du weinſt? Du biſt aufgeregt? Du willſt ſprechen? ... ſchon gut, ich verſtehe! bleibe ſo ſchön, wie Du biſt und folge in Allem Deiner vortrefflichen Mutter."

Der excentriſche Mann umarmte ſeine Tochter, die einer Ohnmacht nahe war. Cornelia ſchien ergriffen, nicht überraſcht. Sie hatte die Rede ihres Mannes wohl eben nicht zum erſten Male gehört, ſie war vorbereitet. — Ebenſo kurz wie ſein Abſchied von Frau und Kind, war der von Lucien. Er dankte in ein paar ſchmeichelhaften gutgemeinten Worten für ihre Güte und Großmuth, küßte ihre Hand und griff dann nach ſeinem Hute. Warren begleitete ihn in die Stadt.

Vor Sonnenaufgang ging das Schiff, dem Torini ſich wohlverſorgt anvertraute, unter Segel. Warren ſtand am Hafen, bis das Taſchentuch, das der Freund ihm zuwehen ließ, nicht mehr zu ſehen war; dann ſchlenderte er in Gedanken vertieft zum Geſchäft, welches ihm den Tag über unendlich langſam von Statten ging. Es ſchien, als löſe Torini's Entfernung die gebundnen Flügel ſeiner Liebe; aber im Herzen fühlte er ſich nur beklommener; eine Laſt, die bisher jener trug, war nun auf ihn gewälzt, die Geliebte war ihm anvertraut und er — wollte ſie ſich aneignen.

Fenela hatte kaum die Tritte des wegeilenden Vaters verhallen hören, als ſie bewußtlos auf einen Stuhl ſank. Den bleichen Engelskopf lehnte Lucie an ihre Bruſt und netzte deſſen Schläfe mit Waſſer, während ſie ſelbſt die Laſt einer jähhereinbrechenden unheilvollen Ahnung niederdrückte. Alfreds rückſichtsloſer Handlungsweiſe konnte ſie von nun an nur die ſchlimmſte Deutung geben, ihre letzte Hoffnung, wie ein Bret, an das ſich der Schiffbrüchige klammert, ſchien vor ihrem Angeſicht der Wellenſchlag des Schickſals zu zerſplittern. Sie ſtand nun allein, die Arme wehmüthig nach Dem ausſtreckend, der ſie nicht mehr umfangen wollte, der das letzte äußere Band der theuren Gemeinſchaft gerne gelöſt hätte.

Fenela kannte zu gut den harten Sinn ihrer Mutter, ſie wußte zu ſicher, wie gewiſſenhaft dieſe die Wünſche ihres Gatten zu den ihrigen machte, um für das, wozu ſie ſich entſchloſſen hatte, nicht eher zu zweifeln und zu bangen als zu vertrauen und zu hoffen. Deſſenungeachtet ging ſie mit Strenge gegen ſich ſelbſt zu Werke: ſie erſah einen Augenblick, in dem Cornelia milder, zärtlicher zu ſein ſchien, erzählte mit Ernſt (der auf jene am erſten wirkte), was in der Nacht, da ſie mit Warren allein war, vorfiel. Sie verſchwieg nicht, wie ſie ſich ſelbſt verrathen habe, wie ſie fürchten müſſe, ſich täglich weiter zu verrathen, da ihre Leidenſchaft immer deutlicher, ſelbſtbewußter, immer ſchrankenloſer, lüſterner werde. Am Ende heiſchte ſie dringend von ihrer Mutter, ſie einer längeren Prüfung zu entziehen. Sie erklärte ſich bereit, wenn Cornelia das Haus nicht verlaſſen wolle, irgendwo dienend ſich ein Unterkommen zu ſu-

chen, wenn es nur weitweg von dem Wohnſitze Alfreds und Luciens wäre.

Cornelia hatte ihrer Tochter, während dieſe ſprach, mehr lächelnd und vorbereitet als ernſt und ſtaunend in's Auge geſehn. „Nun" verſetzte ſie: „Du mußt nicht glauben, Fenela, was Du mir eben vorbringſt ſei bisher Dein Geheimniß geweſen, zuviel hab' ich erfahren an mir ſelbſt wie an Anderen, um vor ſolchen Dingen blind zu ſein. Ich durchſchaue Dich, Fenela, verſtehe Alles, was Du da geſagt haſt — es erſcheint mir ſogar ſehr natürlich, dabei allein nimmt mich Wunder, nicht mehr Weinen und Händeringen zu ſehen. Du ſtehſt in der Lebensperiode, welche unfehlbar eine gewiſſe Krankheit im Gefolge hat, nemlich die Sucht in das ſichere regelrechte Leben Romane einzuſpinnen, ſtatt der altgewordenen, mühſamen Lebensrolle die einer hyperboliſchen Heldin zu ſpielen. Da wird denn an der Stelle geſunder Vernunft eine Legion von Verzweiflungsſeufzern zu Rathe gezogen, Gefahren werden gefürchtet und heroiſch bekämpft, die in der That nicht vorhanden ſind, Pläne werden erſonnen, die Alles, nur nicht den Zweck erreichen — den Beſchluß macht, wenn Niemand ſteuert, ein verkehrter, wohl auch verderblicher Lebenswandel. Erwarte nicht von mir, daß ich Dich hilflos laſſe, eben ſo wenig als Du Dir einbilden darfſt ich werde Deine Thorheiten fördern. Du wirſt vor wie nach in meiner Nähe bleiben; wo ich ſein werde, wirſt Du auch ſein, Du wirſt Dich überzeugen, daß den Gefahren, welche Dir drohen, ein wachſames Mutterauge gewachſen iſt. Dein Benehmen gegen Warren wird ohnedies in der letz-

ten Zeit viel verſtändiger; vor jedem Rückfalle werd' ich Dich zu behüten wiſſen."

„Ach, Mutter! Du weißt es nicht, wirſt es nie wiſſen! warum mich einer Verſuchung ausſetzen, die mir zu ſchwer iſt?"

„Stille!" ſagte Cornelia gereizt. „Sprich nur nicht von Verſuchung, Niemand verſucht Dich. Du wirſt keinen Augenblick unbewacht ſein; aber wäre dem auch anders, biſt Du ſo ſchwach, ſo ... liebeslüſtern, daß Vernunft und Sitte ihre Stärke vergeblich anſtrengen? .."

„Ja, ich bin ſo ſchwach," rief Fenela ſchnell, „ich bin ſo — wenn Du das häßliche Wort willſt — liebesluſtern, daß mich ſelbſt die bloſe Gegenwart dieſes Mannes aufregt, mich Vernunft oder Recht oder was es iſt vergeſſen läßt."

„Steigere Dich, tritt Dich ſelbſt mit Füßen! das kann mich nicht irre machen: ich verſtehe ſowohl Deinen, als auch Warren's ſittlichen Werth abzuſchätzen."

„Aber weshalb mich zwingen, Mutter, unter ſeinem Dache zu wohnen?"

„Weshalb? ſind die Abſchiedsworte Deines Vaters ſchon im Herzen wie im Ohr verklungen? hat er uns nicht feierlich der Obhut ſeines Freundes übergeben? was würde er denken, wenn er hörte, Du habeſt Dich dieſer Obhut entzogen: würfe dies nicht das gehäſſigſte Licht auf den Mann?.. und hiervon abgeſehen, wo willſt Du hin, thörichtes Mädchen? willſt Du umherlaufen, wie eine gemeine Dirne? Dein Brot auf den

Gaſſen ſuchen? Du glaubſt einer Gefahr zu entgehen, indem Du Dich hunderten in die Arme wirfſt, Du glaubſt Deine Ehre zu retten, indem Du dem Ehrgefühl Hohn ſprichſt! Nie, niemals, Fenela, könnt' ich Deinem Vater wieder vor's Angeſicht treten, wenn ich auf ſolche Art dazu beigetragen hätte, ſeinen Namen zu beſchimpfen."

„Mit Worten kann ich nicht wider Dich ſtreiten, und mit Thränen und Bitten nicht, ſo helfe mir denn das Letzte, Mutter, ſo helfe mir — die That!" Sie ſprach's mit ungewöhnlicher Kraft, ihr Buſen wogte ſtürmiſch, den Ernſt und die Wahrheit verrathend. Cornelia war ſichtlich ergriffen; zitternd reichte ſie ihrer Tochter die Hand, zog das ſchöne Weſen dichter an ſich. Fenela fiel auf die Kniee und verbarg ihren Kopf in der Mutter Schooße.

„Sei gefaßt, liebes Kind," begann Cornelia nach einer Pauſe, „ich weiß, daß ein widriges Geſchick mit uns ſein Spiel treibt, ich möchte, wie Du, dieſen Ort verlaſſen und auf der Muttererde frei athmen — aber darf ich es? — Jetzt nicht: Die Zeit, wann wir dürfen werden, iſt jedoch wohl ſo ferne nicht mehr, und dann, meine Fenela, will ich keine Stunde zögern. Bis dahin dulde, wie ich, bleibe frei durch Selbſtbeherrſchung, welche in Deiner Lage das erſte Mittel ſein muß. Vertraue dem Edelmuth Warrens, vertraue Lucien: ihre Liebe beherrſcht ihn, Du wirſt ſie nicht beſiegen. Glaub' endlich von meiner thätigen Sorge, daß ſie abwehren wird, was Dir ſchaden könnte."

Fenela weinte noch auf ihrem Schooße: endlich erhob ſie ſich und ſchüttelte leiſe den Kopf. Cornelia überſah dies Zei-

chen der Verneinung, wähnte ſie ſchon überzeugt, ſchon beruhigt.

Von dieſem Tag an war das Kind ſchweigender, ernſter gegen ſeine Mutter, es ſchien das alte Verhältniß geſtört, wie einſeitig auch es auf Fenela's Gehorſam beruht hatte. Diesmal ſetzte Cornelia ihren Willen über Etwas, dem er nicht gewachſen war: die Folgen ſeiner Einmiſchung konnte ſie nicht berechnen.

9.

Alfred war nicht zur Verſtellung erzogen. Gegen Lucien auch nur äußerlich den Schein des ehemaligen Verhältniſſes zu wahren, fiel ihm von Tag zu Tag ſchwerer. Gleichwohl lebte jene von dieſem Abglanz ihres fliehenden Glückes, jedes freundliche Wort, jeden Blick, jeden Athemzug, den ſie erhaſchen konnte, wie die Regentropfen ein Verſchmachtender aufſaugend. Und auch dieſe ärmliche Nahrung ſchmälerte ſich zuſehends, ohne den Willen deſſen, der ſie entzog. Denn das hoffte Alfred nicht, auf dieſem Wege Lucien zu freiwilliger Entſagung zu bringen: es wäre feig und niederträchtig geweſen. Er machte ſich vielmehr ſtündlich Vorwürfe wegen des Verſchubs einer gewaltſamen Löſung des Knotens. Am Ende ſtand ſein Entſchluß feſt, Lucien zu ſchreiben. Oftmals fing er den verhängnißvollen Brief an, oft zerſtörte er dieſen Anfang — bis er endlich nicht länger zögern konnte.

Lucie ſaß mit ihren Hausgenoſſen gerade beim Mittagstiſche, als ſie durch Gepolter von außen erſchreckt wurde.

„Sieh' vom Fenſter aus, wer es iſt," ſagte ſie zu der wegeilenden Jenny.

Das Mädchen öffnete geräuſchlos ein Fenſter über der Hausthüre und ſah auf den Kopf eines alten Bekannten.

„Seid Ihr's? Das iſt doch ein rarer Beſuch, muß ſagen, Herr Weller, ſo was iſt lobenswerth, jedes Jahr einmal an ſeine Freunde gedacht, an die Freundinnen alle zwei Jahre! nicht wahr, Herr Weller? Ha, ha! Euer Haar iſt gerade nicht ſchwärzer geworden! Aber ſo geht's, wenn man Grillen fängt, ſo geht's, alter Junggeſelle, ſo geht's."

„Potz Blitz, Dirne, komm' runter und laß mich 'nein, wenn Du geſcheit biſt!" Jenny that, was er wünſchte und das Erſte, was Weller im Hauſe that, war, daß er Jenny mit einem „ganz naſſen" Kuß züchtigte, wogegen dieſe ihm eine Maulſchelle anbot, deren Annahme er indeß höflich ablehnte.

„Das weiß Gott, Mädel, wenn Deine Herrin ſo gut wie Du in dieſem Rattenneſt gedeiht, will ich's loben!"

„Ach! ſeid ſtill davon, Weller," verſetzte Jenny mit einem Seufzer, „die gnädige Frau ſieht anders aus."

„Gebe der Himmel, daß ich ihr frohe Botſchaft bringe. Kann ich zu ihr?"

„Freilich, ſie wird ſich Eures Beſuchs freuen. Sie hat manchmal an Euch gedacht, wenn ſie mit mir von vergangener Zeit ſprach."

„Ja, die vergangenen Zeiten!" ſeufzte Weller, „ſchade, daß ſie vergangen ſind, ſchade!.."

„Ihr ſprecht, wie Ihr's denkt, Alter; ich habe auch meine Gedanken, aber ich ſage ſie nicht. Jetzt kommt, daß ich Euch zur Herrſchaft führe: Ihr werdet neue Geſichter ſehn, Weller —"

„Weiß ſchon, was Du ſagen willſt, Dirne!“ ſagte lachend der Kammerdiener und trat mit Jenny in das Wohnzimmer.

„Gnädige Frau,“ fing er nach wiederholten Bücklingen an, „ich bin heute in die Stadt gekommen und habe den jungen Herrn beſucht. ‘Gut, daß Du da biſt, Weller, Du kannſt Dich gleich nützlich machen,’ ſagt’ er, ‘hier iſt ein Schreiben, das ſoll heute noch meine Frau haben, bring’ es ihr ſelbſt; laß Dich gut halten, ſagt’ er, bis man Dir Antwort giebt.’

Er überreichte Lucien den Brief.

Sie hatte ihn kaum erbrochen und die erſten Zeilen überſehen, als ſie ſich entfärbte: „Setzen Sie ſich, Weller,“ ſagte ſie mit zitternder Stimme, „ich will gleich ſehen, was Sie mir bringen.“ Mit dieſen Worten eilte ſie, allein zu ſein, hinaus.

Du fühlſt, dachte ſie, daß dieſer Brief nichts Gutes enthält: ſei gefaßt, das Schlimmſte zu hören. — In der Stube ſtand ein kleines elfenbeinernes Cruzifix: vor dieſem warf ſie ſich nieder, betete inbrünſtig und ſtellte es dann zwiſchen ſich und den Brief.

Alfred ſchrieb:

Was ich Dir mündlich nicht ſagen, was ich ebenſowenig länger verſchweigen konnte, vernimm aus dieſen Zeilen. Eine große nie geahnte Liebe erfüllt mich, eine Gewalt reißt mich an ſich, eine neue Sonne geht über mir auf. Nicht ſchnöde Sinnenluſt iſt es, was mich zu der Reizenden zieht, es iſt die Begierde nach ungetheilter, ausſchließlicher Gemeinſchaft. Das Glück ſie zu ſehen, mit ihr Worte zu wechſeln kann ohne völlige Vereinigung kein freies, inniges ſein: mein Verhältniß zu Dir legt uns Feſſeln an, ſtellt Das als Verbrechen dar,

was mir Leben und Seligkeit iſt. So wirſt Du, ich vermag es nicht zu hindern, mir eine Quelle der Unluſt, ich bin gequält durch Dich. Kannſt Du wollen, daß dieſes bleibe? Kannſt Du einſtehn für die Folgen? — Du haſt ein Recht an mir, Lucie, Deiner Großmuth ſei anheim geſtellt, ob es gelten ſoll. Ich kann Dich nicht verſtoßen; aber Du kannſt von mir gehn, aus Liebe — nein, aus Mitleid, aus Erbarmen kannſt Du mich dem unvermeidlichen Elende entziehen. Du würdeſt meine ſtumme Verehrung, meine Bewunderung mit Dir nehmen; während Du ſo nur meine Qual beſitzeſt. Wiſſe, daß ich geliebt bin! ſie hat es mir ſelber verrathen. Und nun genug — in Deine Hände lege ich unſer Schickſal. —

„Dieſe leidenſchaftlichen Worte," ſagte Lucie leiſe vor ſich hin, „dieſe wenigen enthalten alſo das große Bekenntniß. O wie ſchnell wird ein Herz gebrochen! unglaublich, unbegreiflich ſchnell! . . ."

„Ich muß ebenſo kurz ſein," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „ich darf ihn nicht lange in der ſchlimmen Lage laſſen." Sie ſetzte ſich, dies ſagend, an den Schreibtiſch und brachte Folgendes ſehr raſch auf's Papier:

„Ich werde Deinem Wunſche gemäß, ſobald es ſich thun läßt, meine Verwandten aufſuchen. Da es nöthig iſt, daß wir förmlich geſchieden werden, ſo laß dieſen Akt möglichſt geräuſchlos geſchehen. Ich entſage Dir nicht, Theurer, Einziggeliebter, ich trenne mich nur von Dir aus Liebe zu Dir."

Es war ergreifend, wie dies Lucie nun geſchrieben hatte, wie ſie es noch einmal überlas, noch ein vergeſſenes Comma hinzufügte — ihr Antlitz leuchtete mild und friedvoll, wie der

9.

Zu den Zeiten, als finsteres Heidenthum noch die Gauen Deutschlands deckte, und die sanfte Christuslehre eben erst anfing, wie eine Morgenröthe segnend über jene Gegenden aufzugehen, lebte nahe bei Walthers Vaterstadt auf einer hohen Felsenburg Ubaldo, ein mächtiger Ritter und gar tapferer Degen. Immer stritt er voran in dem Kampf, der damals auf deutscher Erde geführt wurde, für und gegen das Kreuz, dessen erbittertster Feind Ubaldo war. Als die heilige Lehre aber auch Eingang gefunden hatte in Herzog Wittekinds Herzen, und überall die christlichen Paniere siegreich wehten, da beschloß Ubaldo in seinem wilden Sinn, lieber mit seinen Gefährten sich selbst den Tod zu geben, als vor dem gehaßten Zeichen der ewigen Liebe sein Knie zu beugen, und mit verstärktem Grimme fing er an, des wahren Gottes Bekenner zu verfolgen. Vergebens bat, fiel einer davon in Ubaldo's Hände, seine sanfte Tochter Hermine in den weichsten, rührendsten Worten für den Unglücklichen: sie schienen nur zu neuer Wuth den Grausamen zu entflammen, dessen Seele kein Mitleid kannte. Endlich brach auch über ihn der Tag der Rache herein. Sein Felsenschloß sank in Schutt vor der stürmenden Gewalt der Christen, und wie Ubaldo

See im Mondlicht, ein heller Spiegel über grauenvoller Untiefe, ſo auch ſie, das namenloſe, noch nicht zu vollem Bewußtſein gereifte Leid mit den einfachen Worten verſiegelnd.

10.

Jener Arzt, der Lucien wiederholt beſucht hatte, pflog ſeit einiger Zeit mit Alfred vertrauteren Umgang. Er hieß Schwarz, ſtand im beſten Mannesalter, hatte beträchtliche Schätze in Wiſſenſchaft und Erfahrung geſammelt, zweimal die Erdkugel umſchifft und lebte nun in der großen Stadt ziemlich müßig und regellos. Da ihm für die eigene Perſon wenig Sorge übrig blieb, war es ſeine Lieblingsbeſchäftigung geworden, in die Lebensverhältniſſe Anderer einzugreifen, ſeine Kräfte in irgend einem gewagten Projecte wirken und glänzen zu laſſen. Dabei war es ihm einerlei, welchen Entwürfen er den Arm lieh, einer Speculation, einem Schelmenſtreich, einer kecken Intrigue; nur das erwog er, ob die Sache pikant und verworren genug ſei, ſeiner Eitelkeit ein lockendes Ziel zu verheißen. Er erwarb ſich auf dieſe Weiſe in der That nicht wenige Freunde, da er verſchwiegen handelte, wie gewandt und verſtändig. Kalter Verſtand beherrſchte ihn ganz, Niemand hatte ihn weinen, Niemand jubeln ſehen; mochte ihm ein Unternehmen geglückt ſein oder mißlungen, nie äußerte er dies anders, als durch ein leiſes, halbunterdrücktes Lächeln.

Dieſem Manne glaubte Warren das ſchwer auf ihm laſtende Geheimniß, da er ſich ſelbſt zu ſchwach fühlte, hier ferner mit Umſicht zu beſchließen und zu handeln, anvertrauen zu dürfen. Er theilte ihm ſein Verhältniß zu Lucien mit, ſagte

ihm, was er ihr geſchrieben welche Antwort ſie ihm gegeben hatte; erklärte ihm die Lage Fenela's und ihrer Mutter, ſo wie die Gelegenheit, die ihm jene gegeben, ihre Gegenliebe zu entdecken. Die Geliebte ſollte, ſo war ſein Vorſchlag, nicht eher von dem Geſchehenen unterrichtet werden, bis mit der Mutter geſprochen, und deren Einverſtändniß erlangt wäre. Beides ſollte Schwarz übernehmen und dabei eine zwiefache Vorſicht anwenden. Im Falle nemlich Cornelia aus irgend einem Grunde Warrens Plänen entgegenſtand, mußte er fürchten, den Gegenſtand ſeiner Liebe augenblicklich von ſich getrennt zu ſehen. Dies ſollte um jeden Preis vermieden, Cornelia im erwähnten Falle mindeſtens zum Schweigen gegen ihre Tochter und Lucien verpflichtet werden.

Schwarz lieh dieſer Vorſtellung ein bereitwilliges Ohr. Aufmerkſam, wie der Arzt, welcher Krankenberichte anhört, ſtand er vor dem jungen Manne und ließ ihn ſogleich merken, daß er an die rechte Thüre geklopft hatte.

„Ein kritiſcher Fall, ſehr kritiſch," antwortete er in ſeiner gewohnten kurzen Redeweiſe, „ſehr trübes Waſſer zum Fiſchen, lieber Freund."

„Ich bin überzeugt, Schwarz, daß Ihr ſchon in trüberem gefiſcht habt."

„Mag ſein, ja ſogar wahr, ſehr wahr; aber dies Geſchäft iſt denn doch von beſonderer Art."

„Habt Ihr noch in keiner Eheſcheidungsſache agirt?"

„Nein."

„Auch in keiner Liebſchaftsſache?"

„In dreien," ſagte er an den Fingern zählend.

„Und mit Erfolg?"

„Mit Erfolg, gewiß, ich kann ſagen mit Erfolg." Dabei erſchien in ſeinen Mundwinkeln das zweideutige Lächeln.

„Mit gutem Erfolg?"

„Mit ſehr gutem, Warren. Ich will nicht eitel ſein, aber wahr iſt's, daß die Leutchen glücklich wurden. Laßt ſehn! eins, zwei, drei, vier ..... neun Kinder ſind aus den Ehen hervorgegangen, neun geſunde, liebenswürdige Geſchöpfe."

Dieſe Notiz berührte eine empfindliche Seite Warrens.

„Ich habe keine Kinder, Schwarz," ſagte er, deſſen Hand ergreifend, „o möchte ich ſie bekommen! ..."

„Sehr wahrſcheinlich. Sie ſind noch jung: die Schuld der Orbität trifft Ihre Frau! ... Verſprechen Sie mir die Gevatterſchaft bei den ſämmtlichen Jungen, die Sie von der Italienerin haben werden?"

„O Sie ſind ein köſtlicher Spaßvogel!" rief Warren, ſeinen Freund in die Arme ſchließend. Die Augen glänzten ihm, ſein Herz pochte lauter, er war wie berauſcht. —

Wenige Tage nach dieſem Geſpräche treffen wir Alfred in geſpannter Erwartung. Er geht unruhig in der Stube auf und ab, ſetzt ſich von Zeit zu Zeit an das Schreibpult, verſucht zu arbeiten, aber vergebens. Endlich hört er ein Geräuſch vor der Thür: es wird angeklopft — Schwarz tritt in's Zimmer.

Auf ſeinem Geſichte ſtand das bewußte Lächeln. Er ſetzte ſich, ſeufzte wie ein Erſchöpfter und bat um ein Glas Waſſer.

„Es iſt gelungen?“ flüſterte Alfred ängſtlich. „Sie gab das Jawort? gab ſie es, Schwarz?“

„Laßt mich doch ausſchnaufen! . . .“

Warren ſtand vor ihm, am ganzen Körper zitternd. Er wußte nicht, was er denken ſollte.

„Eine harte Arbeit, ſehr hart,“ fing Schwarz an. „Dieſe Südländerinnen haben doch ſtörriges Blut. Eine volle Stunde hat der Kampf gedauert, und doch iſt Alles, was ich errang, nur ein ehrenvoller Rückzug.“

„Ein Rückzug? wie?“

„Ja, ja, in optima forma, guter Freund. Nun — ich denke, aufgeſchoben iſt nicht aufgehoben.“

„Schwarz, erklärt Euch!“

„Geduld. Ich ging, unſerer Uebereinkunft gemäß, heute Mittag hinaus und traf Madame Torini glücklicherweiſe allein auf ihrem Zimmer. ‘Was führt Sie zu der Geſunden, Herr Doctor?’ fragte ſie höflich grüßend. ‘Nicht mein ärztlicher Beruf, Madame,’ fing ich an, ‘es iſt diesmal die Pflicht der Freundſchaft.’ Darauf eröffnete ich ihr Alles, was ſie wiſſen mußte, durchaus ruhig und klar, indem ich nur am Ende etwas leidenſchaftlicher wurde, um den entſchiednen Charakter Ihrer Leidenſchaft zu zeichnen. Sie ließ mich vollſtändig ausreden, verrieth anfangs Ueberraſchung, bald aber gefaßten Ernſt. ‘Mein Herr,’ ſagte ſie, als ich ſchwieg, ‘Sie haben ſich Ihres Auftrages mit Ruhe und Beſtimmtheit entledigt, und mich verpflichtet, Ihnen eine eben ſo ruhige und beſtimmte Antwort zu geben. Die von meinem verehrten Freunde beabſichtigte Verbindung mit meiner Tochter könnte mir an und für ſich

nur erwünſcht und willkommen ſein, inſofern ſie aber auf dem angedeuteten Wege erreicht werden muß, darf ich nie meine Einwilligung dazu geben. Der Schmerz ſeiner liebenswürdigen Gattin, den ich nun erſt völlig verſtehe, ſchreit laut gegen mich, ſobald ich an Ihren Vorſchlag denke —' 'Madame,' unterbrach ich ſie, 'glauben Sie, dieſer Schmerz könne durch die Fortdauer des jetzigen Verhältniſſes gemildert werden? niemals! im Gegentheil, ſie wird ihn zum ewigen, zu wahrer Höllenpein machen; während eine zeitgemäße Scheidung zwar augenblicklich herb, für die Zukunft aber beiden Theilen heilbringend ſein muß.' 'Ich hege die Ueberzeugung, daß das gegenwärtige Verhältniß auf friedlichem Wege geordnet werden kann.' 'Niemals, Madame! Sie kennen die Leidenſchaft Warrens nicht: er iſt ſeiner Gattin zu ſehr entfremdet, er liebt zu ſchwärmeriſch, um ſeine Liebe vergeſſen zu können —' 'Sprechen Sie nicht weiter,' unterbrach ſie mich, 'Sie haben meine Antwort gehört: jedes Wort, das Sie in meiner Gegenwart dieſer unnatürlichen Spaltung reden, verletzt mich. Meine Begriffe von Ehre und Dankbarkeit erlauben mir nicht, Warrens Wünſche zu fördern; gebieten mir, ſie zu vereiteln.' Hier hielt ich's für nöthig, den Rückzug zu decken. 'Madame,' ſagt' ich, mich pikirt ſtellend, 'Sie reden von Dankbarkeit: ich glaube, mein Freund hätte wohl Anſpruch auf dieſelbe.' 'Und wann hätte ich dieſen nicht anerkannt?!' Sie ſtehen im Begriff.' 'Mein Herr?' '— Welche immer Ihre Anſicht über ſeine Liebe ſein oder werden mag, wollen Sie mir angeloben, ſein Zartgefühl zu ſchonen, ihn nicht durch

raſche Handlungen zu kränken, ſeinem Charakter, ſeiner Großmuth diejenige Ehre zuzutheilen, die ſie verdienen? wollen Sie dies, Madame?' 'Das beſchwöre ich, bei Allem, was heilig iſt.' 'So geben Sie mir darauf die Hand.' 'Hier iſt ſie.' 'Gut denn, ſo werden Sie, was wir in dieſer Stunde mit einander verhandelt, mit dem Siegel unverbrüchlichen Schweigens verſiegeln, Sie werden keine Aenderung an Ihrer und Ihrer Tochter Lage verſuchen, Sie werden handeln, wie Sie gehandelt hätten, wenn Ihnen Nichts von mir mitgetheilt worden wäre!' 'Wie, mein Herr, es könnte Warrens Abſicht ſein, auch ohne Hoffnung einer rechtmäßigen Einigung meine Tochter unter ſeinem Dache feſtzuhalten?' 'Dies iſt nicht allein ſeine Abſicht, es iſt ſein Leben, ſeine Ehre, ſein Alles .... Sie haben geſchworen, Madame!' 'Dieſer Schwur bindet mir die Hände nicht; wohl aber der Wille meines entfernten Gatten, dem ich zuwider handeln könnte, wenn ich dieſes Haus verließe. Deshalb werde ich trotz dem mißlichen Verhältniſſe von Warrens Gaſtfreundſchaft bis zur Wiederkunft meines Mannes, welche nicht lange mehr anſtehen kann, Gebrauch machen müſſen. Zuvor aber will ich, wie Sie, ein Gelöbniß fordern, dieſes nemlich, daß weder offen noch insgeheim mir entgegengewirkt, daß die Ehre meiner und meines Kindes heilig gehalten werde.' 'O Madame, fürchten Sie nichts für dieſe! laſſen Sie dem Charakter meines Freundes Gerechtigkeit wiederfahren.' 'Genug, mein Herr! Sie kennen nun meine Abſichten; theilen Sie ſie Warren mit, bringen Sie ihn zu Maß

und Beſinnung, und laſſen Sie uns die mißliche Sache mit der Nacht der Vergeſſenheit bemänteln.' So endigte dieſe Unterhandlung. Ich hatte, wie Sie ſich denken können, nichts weiter zu ſagen, und eilte, nachdem ſie mir nochmals Stillſchweigen angelobt, gradeswegs hierher." —

Warren brachte eine ſolche Nachricht völlig aus der Faſſung. An ſich ſelbſt verzweifelnd ſchrie er einmal über's andremal: „nun iſt Alles verloren, der Streich iſt geſchehn, der mich auf immer elend macht, auf immer von ihr trennt, keine Hoffnung, keine noch ſo ferne Ausſicht, kein milder Troſt bleibt mir übrig!"

Schwarz überließ ihn einige Zeit lang ſeinen Klagen. Dann nahm er wieder das Wort: „Ihre Lage, guter Freund, iſt ſo troſtlos nicht; aber Denken, Handeln, nicht Seufzen und Händeringen thun hier noth. Es giebt noch andere Wege, die zum Ziel führen, weniger grade freilich, weniger grade . . ."

„Aber krumme? Schleichwege?" fiel Alfred grell lachend ein.

„Die Mutter iſt nicht zu bearbeiten; verſucht man's mit dem Töchterchen! he?"

„Bildet Euch nicht ein, daß ſich Fenela überreden läßt."

„Dies ſtände zu beweiſen."

„Wer ſie wie ich kennt, braucht den Beweis nicht."

„Zugeſtanden. So verſucht man es mit Ihrer Frau."

„Wie? was kann meine Frau thun? ich dächte, ſie hätte genug gethan."

„Sie könnte vielleicht doch den Ausſchlag geben, wenn ſie ein wenig Ueberwindung zuſetzen wollte.“

„Ueberwindung? Sie hat ſchon mehr überwunden als menſchliche Kraft vermag. Dieſe Reden, Schwarz, beleidigen mich, ich bitte, ſchweigen Sie . . .“

„Mit Vergnügen,“ ſagte dieſer und nahm ſeinen Hut.

„Der Aerger muß erſt verraucht ſein, eh' man ein vernünftiges Wort mit ihm ſprechen kann. Der Einfall iſt köſtlich, pikant! ein ſinniges Plänchen, ganz ſinnig! . . .“ Dies murmelnd hatte er die Straße betreten und pfiff nun im Gehen vor ſich hin.

11.

Sichtbarer als gewöhnlich kündigten diesmal die erſten Apriltage den Frühling an. Die Erde zerſprang über den ſchwellenden Keimen und führte den verſteckten Licht und Wärme zu. Die Nächte waren hell und milde, wie ſie ſonſt wohl im Mai oder Juni, wenn Regen und Sturmwind vorher ausgetobt haben, zu ſein pflegen.

Es war kurz vor Einbruch einer ſolchen Nacht. Im Aether ſchwammen leichte ſchneeige Wölkchen, der hinabgeſunkenen Sonne letzten Kuß verrathend, und unter ihnen kreiſten Schwalben und Möven, jene ihrer langgezogenen träumeriſchen, dieſe kurzer klagender Akkorde voll.

Nicht um dieſe überirdiſchen Dinge bekümmert, ſaß vor dem ausgeworfenen Fiſchnetz Adam Matthew. Hatte er kein Glück im Fange, oder ſpukt' ihm wieder ein Geſpenſt im Kopfe? Des Alten Geſicht war mürriſch und räudig wie der

Knauf einer Mariendiſtel, deſſen Saame reif geworden. Er war grade ſo weit, einige ſeiner Kraftflüche, die er nur bei beſonderen Zufällen in's Leben rief, zwiſchen den Zähnen zu verarbeiten, als er ſich leicht auf die Schulter gekloxſt fühlte.

„Was treibt Ihr?“ fragte Weller plötzlich hervortretend. „Wenig Segen in der Arbeit, he? laßt Euch's nicht anfechten, kommt, wir wollen eins rauchen, gebt her, alter Muntſche, her mit dem ausgebrannten Kopf!“

„Weiß Gott, ein Heiliger ſeid Ihr, wenn Ihr mir ſtopfen könnt!“ rief Matthew aufſpringend.

„Möchte ſo ſchwer nicht ſein,“ verſetzte der Andere, nahm die Pfeife des Alten und ſtopfte ſie.

„Weiß Gott, ein feines Kraut! wo habt Ihr's her?“ fragte Matthew, nachdem er ein paar Züge gethan hatte.

„Aus dem Laden.“

„Aus welchem Laden?“

„Aus demſelbigen, aus dem ich dies hier habe!“ bei dieſen Worten zog er eine Rumflaſche hervor. „Trinkt, trocknes Biscuit, trinkt, ſag ich, oder wir ſind geſchiedene Leute.“

Dieſe Drohung war nicht ſobald ausgeſprochen als das Fläſchchen zur Hälfte geleert. Matthew's Ausſehn hatten die beiden Zaubermittel verwandelt, er ſchüttelte dem Kammerdiener die Hand und ſagte: „Freund, das mach' ich Euch in meinem Leben nicht wett.“

„Auf der Stelle ſollt Ihr's wettmachen!“

„Ja, wenn ich könnte.“

„Hört, Alter, ſagt mir erſt, ob Ihr mein Freund ſeid.“

„Mit Leib und Seele!“

„Gut, ſo will ich Euch prüfen: es hat ſich vor einigen Stunden in dieſe Gegend eine junge Dame geflüchtet, ſie gehört in das Haus dort, ſeht Ihr?“

Matthew blinzelte mißtrauiſch.

„Man hat ein Weibsbild, das man öfters bei Euch ſah, im Verdacht, die Flucht der Dame befördert zu haben.“

Matthew blinzelte immerfort.

„Ihr werdet mir nun ſagen, was Euch von der Sache bekannt iſt; das Fräulein muß ſogleich zurückgebracht werden.“

„Was will man denn von ihr?“

„Was man zu fordern hat: ihre Mutter will Gehorſam von ihr, verſteht Ihr mich, Alter?“

„Sonſt Nichts?“

„Nein.“

„Gar nichts?“

„Nein, ſag' ich Euch; es ſoll ihr kein Haar gekrümmt werden. Das Mädchen hat eine fixe Idee, wie mein Herr — Gott hab' ihn ſelig! — geſagt hätte, darum iſt ſie zum Teufel gelaufen.“

„Oder vom Teufel weg?“

„Oder zu Euch?“

„Guter Freund, verlangt, was Ihr wollt, nur nicht, daß ich das Dämchen verrathe!“

„So werdet Ihr Euch ſelbſt verrathen: der Weg zum Zuchthaus liegt Euch offen. Auf der andern Seite — dieſer Beutel hier, ſeht Ihr!“

mit Herminen und den Wenigen, die ihm geblieben waren, auf eine, an jähem Abgrund erbaute, Warte sich fechtend noch zurückzog, warfen die erbitterten feindlichen Schaaren Feuer hinein, ihn ganz zu vertilgen. Da rief er in schrecklichem Grimme die grauenvollen Mächte der Unterwelt an, umfaßte seine Tochter und stürzte sich mit ihr von der schwindelnden Höhe hinab in einen sumpfigen Moor, der sogleich seine Beute verschlang.

Seit jener Zeit lag Ubaldo's Schloß wüst, ein Grauen der folgenden Geschlechter; in dem Wiesengrund aber trieb allnächtlich eine menschenhassende Geisterschaar ihr unheimlich Wesen. Oft sah der Pilger, der im Abendlichte seitwärts die Heerstraße zog, wie dem düsteren Grunde bleiche Gestalten entstiegen, mit hohlen, flammenden Blicken und wie sie ihre Hände ausstreckten, in die bodenlose Tiefe ihn zu ziehen; dann erschien aber oft mitten unter diesen Furcht erregenden Larven ein zartes, in Silberschleiern gehülltes Mädchen, die, wenn schon am Abgrunds-Rande taumelnd, der Reisende eine rettungslose Beute jener Dämonen schien, ihr schimmerndes Gewand über ihn breitete, wie Fittige eines Engels, und oft ihn rettete, wofür sie aber immer büßen mußte; denn lange nach einer solchen That sah man sie nicht und hörte oft

„Viel Geld, bei Gott; aber ich brauch's nicht. Ich bin ein ehrliches Fell, an dem die Herren nicht viel gerben können."

„Seid kein Esel, Alter, ich schwöre Euch, daß ich zum Besten der jungen Dame handeln will." Dabei nahm er des Matrosen Hand und sah diesen so offen und treuherzig an, daß es sichtlichen Eindruck machte.

„Ihr seht mir nicht wie ein Lügner drein, alter Geselle; nun, nun ich will Euch trauen, aber bedenkt Euren Eidschwur."

„Straf' mich der Himmel, wenn ich ihn vergesse!"

Adam Matthew gestand nun, daß sich die Dame in seiner Hütte versteckt hielt. Seine Frau war, er wußte nicht wie, mit ihr bekannt geworden und hatte die Flucht verabredet. Was weiter geschehen sollte, konnte er nicht sagen, da man ihn, wie er lachend bemerkte, nicht in's Geheimniß gezogen hatte. Weller verpflichtete ihn sofort, in die Hütte zurückzukehren und dort die Flüchtige zu bewachen, bis man sie abholen werde. Er selbst war so klug, die Vollendung des schweren Geschäfts nicht allein zu übernehmen, sondern nach Hilfe sich umzusehen.

Die Sterne waren bereits aufgegangen, als Matthew seine versteckt gelegene Wohnung erreichte. Auf dem Wege quälten den gutmüthigen Menschen Scrupel. Doch eh' er die Schwelle überschritt, war er mit sich dahin übereingekommen, „der Kerl sei von gutem Schlag und sein Knaster von sehr gutem."

In der Hütte saß auf einem niedern Schemel, das Haupt gegen die Wand gelehnt, Zenela und vor ihr, mit den Ringen der schönen Hand spielend ein freundliches Weib im mittleren

Alter. Das liebe Kind hatte endlich den verzweifelten Plan der Selbſthilfe ausgeführt: Matthew's Frau pflegte früh Morgens an dem Hauſe vorbeizukommen, dies hatte Fenela erſehn, rief ſie vom Fenſter aus zu ſich und vertraute ſich, nachdem dies mehrmals geſchehen, ihrem Schutze an. Es ſchien ihr das Sicherſte, die erſte Nacht in der einſamen Hütte zu bleiben und erſt vor Sonnenaufgang nach der Stadt zu gehn. Dort gedachte ſie den mit kindlichem Zutrauen entworfenen Plan weiter durchzuführen. — Sie war ungewöhnlich aufgeregt: ihr Reiſekleid hatte ſie loſe gemacht, daß es die wogende Bruſt nicht drücke; ihre Wirthin mußte ihr öfters den Waſſerkrug reichen, aus dem ſie lange durſtige Züge ſchlürfte, vergeblich bemüht, die innere Gluth nieder zu ſchlagen. —

Adam Matthew, wie ſehr ihn ſeine Pfeife in Anſpruch nahm, konnte nicht umhin, der Fremden ſchielende Blicke zuzuwerfen und dachte bei ſich, „weiß Gott, fein iſt ſie, wie ein fränkiſcher Cognac.“ Dabei erhob er ſich jeden Augenblick von ſeinem umgeſtürzten Fiſchkaſten und lugte durch das kleine halbblinde Fenſter, „ob der Kerl wohl im Anzug ſei.“ Es währte auch nicht ganz eine Stunde, bis er denſelben in Geſellſchaft eines verſchleierten Frauenzimmers auf das Häuschen zukommen ſah. Er zweifelte ob er bleiben oder ſich lieber aus dem Staub machen ſolle; doch verwarf er den letztern Ausweg, als ſeiner Gradheit in Denken und Thun uneigen.

Fenela ſah kaum ihre Mutter hereintreten, als ſie ſich entfärbte.

„Folge mir!“ ſagte Cornelia mit ſcharfer Stimme.

Die Unglückliche warf ſich vor ihr hin und rief: „Mut-

ter; wohin Du willſt, nur nicht an den Ort, dem ich entfliehen mußte!"

„Folge mir!" wiederholte Cornelia.

„Verſprich, mich zu befreien," verſetzte Fenela ſchluchzend, „verſprich es, und ich gehorche."

„Du wirſt das ohnedies thun, ſage ich: augenblicklich folge mir."

„Liebſtes Fräulein," fiel ſchüchtern Matthew ein, „es giebt ein Gebot, das ſagt: Du ſollſt Vater und Mutter ehren, und das bringt Segen und langes Leben."

„Schweig', alter Saufaus!" rief die Fauſt ballend ſeine Frau: „ich wette, Du haſt ſie verrathen!"

„Kaltblütig, meine Beſte, immer nur kaltblütig."

„O Du ſchlechter Wicht, eine ſolche Schande über uns zu bringen, und weshalb? vielleicht einem Thaler zu Gefallen!"

„Habe lange keinen geſehn, meine Gute, d. h. keinen vollen nicht; aber, weiß Gott, Du haſt unrecht, 's iſt reine Unwahrheit."

Während ſich der Streit der Ehegatten heftiger entſpann, zog Cornelia ihre Tochter vor die Schwelle, Weller nahm deren Hut und Mantel, hob die Knieende auf und ſchlug die Thüre zu.

Nach kurzer Zeit befand ſich Fenela wieder auf dem Schauplatz ihrer Leiden, die der unvorſichtige Befreiungsverſuch nur noch herber zu machen drohte. Die Vorwürfe ihrer Mutter, die ſie erwartet hatte, erfuhr ſie jedoch nicht und Luciens ſtille unveränderte Zärtlichkeit gab ihr wieder einige Ruhe.

12.

Der Leſer fragt, wie in ſo mißlichem Verhältniſſe, wie das Luciens zu ihren Gäſten, irgend ein Zuſammenleben, ein freundſchaftlicher Verkehr noch beſtehen konnte. Es beſtand in der That ein ſolcher, wenn auch mit dem früheren nicht vergleichbar, doch gefällig genug, die drohende Zukunft zu verſchleiern. Lucie, die unſtreitig am meiſten litt, dachte zu großmüthig, ihre Laſt durch Mittheilung erleichtern zu wollen. Ihre Umgebung erfuhr davon nur was geheimzuhalten nicht in ihrer Macht ſtand: die zunehmende Bläſſe ihrer Wangen, das angegriffene, thränenſchwere Auge und die Unempfänglichkeit für jede, wenn auch die kleinſte Freude, jedes Lächeln. Seit ſie ihrem Gatten die verhängnißvolle Antwort gegeben hatte, mußte ſie ſtündlich der Entſcheidung entgegen ſehen. Aber ſo hingegeben war ſie ihrer einzigen Liebe, daß ſie das Unvermeidliche lieber von Tag zu Tag hinausgeſchoben ſah, lieber in Qual und Zerriſſenheit, als *ohne ihn* leben wollte. Wie ein zum Tode Verurtheilter jede Minute, die ihn der Hinrichtung näher bringt, im unerbittlichen Lauf zu hemmen ſucht, ſo hing ſich Lucie an die Spanne Zeit, in der der Geliebte ſcheinbar noch ihr gehörte. Alfreden hatte ſie ſeitdem nicht mehr geſehen, wohl aber deſſen Vertrauten (eine Perſon, die ihren geheimen Widerwillen erregte), als er mit Cornelia zu ſprechen kam. Dieſe ließ — ſo meiſterhaft wußte ſie ſich zu beherrſchen — von dem, was zwiſchen Schwarz und ihr vorgefallen war, in ihrem Benehmen nicht die leiſeſte Spur zurück. Lucie konnte über den Zweck der Unterredung kaum in Zweifel ſein; wohl aber über deren Erfolg. Spielend

überredete ſie ſich dann und wann, wenn gleich die Vernunft laute Einſprache that, an eine glückliche Wendung des Verhältniſſes zu glauben. So lebte ſie dieſe traurigen Tage hin, rückſichtslos gegen ſich ſelbſt, voll hohen Zartgefühls gegen ihre Umgebung. Namentlich war es Fenela, die ſchuldloſe Quelle ihres Leides, die ſie mit wunderbarer Zärtlichkeit überhäufte. Es ſchien, wenn ihr Arm auf dem Nacken des ſchönen Kindes ruhte, wenn ihre Lippe die ſeinige ſuchte, als umarme, als küſſe ſie — Alfred. Sie liebte Fenela, weil dieſe von ihm geliebt war, ja weil — dieſe ihn liebte! Oder es ſchien, ihr Blick verfolge das Mädchen ängſtlich, ſtrebe es zu durchdringen, das Geheimniß, ſeinen Liebeszauber aufzuſaugen, durch ihn dann den Geliebten zu feſſeln. Wären dieſe Lieblichen doch in eins zerfloſſen! aber die Liebe zog ſie an, und riß ſie von einander.

Cornelia, deren Zuſtand keineswegs ein ſorgloſer war, fand um dieſe Zeit Gelegenheit brieflich von ihrem Gatten die Beſchleunigung ſeiner Rückkunft zu fordern. Daran knüpfte ſie ihre ganze Hoffnung, da ſie, wie geſagt, die Entfernung von dem einmal gefundenen Aſyl um jeden Preis zu vermeiden ſuchte.

Alfreds Leidenſchaft aber hatte ihre Grenze nicht gefunden. Die Vereinigung mit Fenela war für ihn ein Ziel, deſſen Erreichung er am Ende das Höchſte aufzuopfern nicht anſtand. Er hatte ein feines Auge: die geiſtige Verwandtſchaft, die ihn unläugbar zu dem Mädchen hinzog, ſchärfte dies noch, ſo daß es ihm nicht entgangen war, welche Gluth Fenela's Liebe beſeelte. Von ihr hoffte er Alles: nur ſie nicht zu löſchen, ſchien hin-

reichend; ſie zu nähren, anzufachen unnöthig. So geſchah es, daß er endlich dem Zureden ſeines Helfers Gehör ſchenkte. Schwarz hatte einen Plan ausgeſponnen, der — was er eben wollte — im Fall des Gelingens ſeiner Eitelkeit Hoffnungen erfüllte, wie ſie Menſchen dieſes Schlages am liebſten hegen. Der Anſchlag war unnatürlich, für Warren beleidigend und gefährlich, für Lucien hart und bitter; aber dennoch willigte jener ein, mit der faulen Idee, daß der Zweck ſein Mittel heilige, ſein Gewiſſen in Schlaf lullend. Schwarz übernahm für ſich allein die Ausführung und verpflichtete Warren nur d a z u, ſeine Machinationen nicht zu vereiteln.

15.

Lucie ſaß am Fenſter vor einem Arbeitstiſchchen, ihr gegenüber Fenela. Beide waren mit gemeinſamer Stickerei beſchäftigt — einem Sophakiſſen für Alfred. Von Zeit zu Zeit ſah die eine oder die andre von der mühſamen Arbeit auf und betrachtete wohlgefällig ihre Freundin.

„Wer kommt da?“ rief auf einmal Lucie erſchrocken.

„Ich glaube der Arzt.“

„Er iſt es. Weshalb er uns wieder heimſuchen mag!... wie gefällt Dir der Mann, Fenela?“

„Mir?... ich habe noch nicht zehn Worte mit ihm gewechſelt.“

„Ich meine dem Aeußern nach.“

„Nicht zum Beſten.“

„Wir haben e i n e n Geſchmack.“

Jenny trat herein und meldete Schwarz an, der mit Lucien zu ſprechen wünſche.

„Meine Gegenwart möchte ſtören," ſagte Fenela aufſtehend.

„Ich fertige ihn unten ab, bleibe nur, liebes Kind."

Aber Fenela war ſchon vor der Thüre. Sie ging die Treppe hinunter und wurde von Schwarz ſehr zuvorkommend begrüßt.

„Madame Warren erwartet Sie," ſagte ſie an ihm vorübereilend.

Schwarz ging hinauf und ſah ſich mit Lucien allein. Sein Benehmen war ehrfurchtsvoll und ernſt. Er fing damit an, nach ihrem Befinden zu fragen und erhielt kurze Antworten.

„Ich vermuthe, ein anderer, wichtigerer Zweck führt Sie zu mir, alſo zur Sache, mein Herr," ſagte ſie abbrechend.

„In der That, verehrte Frau, der Zweck dieſes Beſuchs iſt ein ſehr wichtiger; die Aufgabe, die ich mit demſelben übernahm, eine ſo ſchwierige, daß mir nur das höchſte Vertrauen auf Ihre Geſinnungen ſie zu löſen den Muth giebt." —

„Zur Sache, wenn ich bitten darf."

„Ich bin bereits daran, Madame. Sie wiſſen vermuthlich, daß ich in neueſter Zeit ſo glücklich war, Ihrem Gemahle Freund und Vertrauter zu werden; dieſe Stellung zu ihm berechtigt mich, an ſeinen geheimſten, in's innerſte Leben greifenden Beziehungen Antheil zu nehmen."

„Ich bin davon überzeugt, muß es ſein; fahren Sie fort."

„Die von Ihnen und meinem Freunde beabſichtigte Scheidung hat, was Ihnen noch nicht bekannt ſein dürfte, die Zu-

ſtimmung der Mutter des Fräuleins nicht erhalten. Dieſe erklärte im Gegentheil, daß es ihre unwiderrufliche Pflicht ſei, dieſelbe ſo weit ſie vermöge zu vereiteln."

„Iſt dies wahr?" verſetzte Lucie zitternd, indem ihr Geſicht bald tief roth anlief, bald wieder gänzlich erblaßte. „O, die Sache iſt ihr nicht im rechten Lichte gezeigt worden: geſtehen Sie's nur, ich ſoll ſelbſt mit ihr reden?"

„Alles, verehrte Frau, was geſchehen konnte, ſie umzuſtimmen, geſchah; Ihrem großmüthigen Anerbieten zolle ich meine Bewunderung, aber es bedarf deſſen nicht mehr." —

„Nicht mehr?!" rief Lucie haſtig. „O ſprechen Sie aus, beſter Herr! Sie kommen.... Sie beabſichtigen eine Verſöhnung?"

„Wie gern vermittelte ich dieſe," ſeufzte Schwarz.

„Ich nehme ſie mit offnen Armen auf!" rief die Unglückliche: Freudenthränen glänzten in ihren Wimpern, ihr Blick hing fragend an dem Verlegenen.

„Ich komme," ſagt' er den Kopf ſchüttelnd, „Warren's Schickſal zum zweitenmal in Ihre Hände zu legen."

„Zum zweitenmale?"

„Sie haben gehört, daß der erſte Akt Ihrer Großmuth ſeinen Zweck nicht erfüllt hat — wären Sie wohl zu einem zweiten größern bereit? . . ."

„Weh' mir!" rief Lucie, das Geſicht mit den Händen bedeckend, „meine letzte arme Hoffnung geht unter!" Sie warf ſich einer Ohnmacht nahe auf das Sopha — weinen konnte ſie nicht, nur heftig ſtöhnen. Schwarz machte eine Pauſe und beſann ſich, ob es rathſam ſei, die Operation heute

abzubrechen. Er hätte ſich auch zweifelsohne hierzu beſtimmt, wär' ihm nicht Lucie zuvorgekommen. „Mein Herr," begann ſie aufſtehend, anfangs mit kaum vernehmbarer, ſpäter mit ſicherer Stimme, „verzeihen Sie, wenn ich mich vergaß. Dergleichen Schwächen überfallen mich oft ſo unwillkürlich, daß ich ihrer nicht Meiſterin werde. Darf ich bitten, in dem, was Sie ſagen wollten, fortzufahren?"

„Es iſt ſehr natürlich, daß Sie ein Gegenſtand dieſer Art nicht gleichgültig läßt. Erlauben Sie mir, Ihnen für heute Ruhe zu empfehlen. Morgen oder jeden nächſten Tag ſteh' ich wieder zu Dienſten."

Er griff nach ſeinem Hute.

„Bleiben Sie!" ſagte Lucie, „von Ruhe iſt nicht die Rede. Dieſer Augenblick hat mich befähigt, das Unvermeidliche zu hören: benutzen Sie ihn, vielleicht kommt ein ähnlicher nicht wieder."

„Wohlan, verehrte Frau, ſind Sie bereit, ein zweites, größeres Opfer zu bringen?"

„Und wer bürgt mir, daß dies zweite nicht ebenſo nutzlos iſt, wie das erſte?"

„Ich ſelbſt vor Allen, Madame. Ich ſage, Sie allein ſind im Stande, meinen Freund dem erſehnten Ziele zu nähern."

„Nur zu nähern?"

„Aber ſo weit, daß er's dann allein mit Leichtigkeit erreichen wird."

„Wenn der Schritt auf gradem Wege gethan werden kann, ſteh' ich aus Liebe zu Warren nicht an, ihn zu thun."

„Und wäre der Weg ein ungrader?"

„Einen ſolchen verbietet mir wohl eine höhere Ordnung der Dinge zu betreten.“

„Madame,“ verſetzte Schwarz, indem er ſich in die Bruſt warf, „keine Ordnung der Dinge ſteht höher als die der Liebe.“

„Die rechte Liebe möchte uns ſchwerlich mit den Pflichtgeſetzen in Conflikt bringen.“

„Weil ſie dieſe ſich unterordnet: der Liebende liebt, er moraliſirt nicht. Wer aus Liebe fehlt, dem ſteht ein allmächtiger Erlöſer, die hohe, makelloſe Uneigennützigkeit zur Seite.“

„O, es giebt eine Liebe, die nicht die Grenzen der Wahrheit und Gerechtigkeit überſchreitet und doch unendlich hochſteht, dem Eigennutz fremd iſt.“

„Was iſt Gerechtigkeit, was iſt Wahrheit, Madame? ich meine das, was den Frieden giebt, was uns ſtärket und beſeligt in's innerſte Leben hinein, was uns über uns ſelbſt erhebt. Ich für mein Theil wüßte nicht, was mir lieblichern Frieden, höhere Kraft und Weihe, freiere Erhebung zu gewähren vermöchte als der Gedanke, Denen, die ich liebte, Frieden und unendliche Seligkeit mit meinem Herzblute erkauft zu haben. Hinzutreten und zu ihnen zu ſprechen: nehmt mich, macht aus mir, was ihr wollt, ſeid durch mich glücklich und laßt mich ſelig in euch ſein — o Madame, dies iſt ein Sieg über uns, der nicht Verbrechen, nicht Selbſtmord ſein kann: wir leben fort von Geſchlecht zu Geſchlecht — in dem Blut der Geliebten!“

„Ich verſtehe!“ rief Lucie und öffnete weit die Augen — „ich verſtehe, was Sie von mir wollen — Sie fordern mein Leben! . . .“ Ihre hohe Geſtalt erhob ſich, ihre Augen leuch-

klagende Töne, wie leise Gesangesklänge, aus der Tiefe steigen

Da begab es sich denn, daß einst in winterlichem Wetter, bei nächtlicher Weile und gewaltigem Schneetreiben ein Reiter des Weges zog, mit großer Eil, vor sich auf dem Sattel ein Mädchen haltend, die recht innig den Reiter umschlungen hielt, und oft rückwärts schaute mit sorgendem Blick, als fürchte sie verfolgt zu werden. Es waren diese Beiden aber Meister Winfried und Gertrude, die aus den fernen Rheinlanden kamen, wo Winfried die Geliebte seines Herzens hatte kennen lernen und nun gegen ihrer Eltern Willen, die reich und gar stolz ihr Kind dem armen Bürger nicht geben wollten, heimlich sie in seine Vaterstadt brachte.

Schon waren die Liebenden an Ubaldo's alter Veste vorübergezogen, schon hörten sie aus der nahen Stadt den Schall der Glocken vom hohen Münster herab, als Winfried, geblendet von Schnee und Dunkel, die sonst so bekannte Straße verfehlte und seitwärts kam. Bald fühlte er an dem tiefen Eintreten des Rosses, auf welchem gefahrvollen Boden er war. Er wollte umwenden, doch zu spät! Mit dumpfem Getön bog unter ihnen die dünne, nur leicht überfrorene Erdbecke sich ein, und begannen zu sinken. —

teten ſchwärmeriſch: „Ihm gehör' ich," rief ſie, „ſo weit ich mir ſelbſt gehöre; aber dieſer Pulsſchlag gehört mir nicht — Der, der ihn gegeben hat, darf allein ihn nehmen."

„Halten Sie ein!" verſetzte Schwarz zurücktretend, „welche Deutung geben Sie meinen einfachen Worten! trauen Sie mir die Niederträchtigkeit, die Schamloſigkeit zu, mit einer ſolchen Forderung vor Sie hinzutreten? ein ſolches Liebesopfer heiſchen wäre Wahnſinn! . ."

„Wie? ſprachen Sie nicht von einer Seligkeit, die ich mit meinem Herzblut erkaufen ſollte?"

„Werden Sie ruhiger, verehrte Frau, und ich bin bereit, Ihnen offen und deutlich meine Abſicht kund zu thun. Es geſchieht aus eignem Antrieb: Warren wäre nie dazu vermocht worden, Ihnen das zu ſagen, wovon ſeine Zukunft abhängt."

Er entwickelte nun den Plan, den er in's Werk zu ſetzen gedachte, mit Sicherheit und Gewandtheit, hob hervor was verſtändig einleuchtend ſchien, verdeckte und überging flüchtig das Abſchreckende, Widerliche. Doch entging ihm nicht, wie Lucien manchmal ein Schauder überlief, deſſen öftere Wiederkehr ihn über den Erfolg ſeiner Rede in Zweifel ließ.

Als er ſchwieg und ihr ein verſiegeltes Papier überreichte, ergriff Lucie heftig ſeine Hand, ließ ſie aber im Augenblick wieder fahren. „Hier iſt meine Hand, Herr," ſagte ſie leiſe, „ich erkläre mich zu all' dieſem bereit. Vernunft, Gewiſſen — alles Heilige ſcheint zu widerſprechen, aber das Herz will — und ſo ſei es! Aber ich entſage Alfreden nicht, keine Gewalt wird mir ihn rauben; dieſer Lie-

bedienſt ſoll die Bande, die mich an ihn feſſeln, nur noch feſter ziehen.“ —

Schwarz auf dem Heimwege nach der Stadt begriffen freute ſich kindiſch über das Gelingen ſeines Anſchlags. „Gut, ſehr gut gemacht,“ lachte er in die Fauſt: „das Inſtrument ſpielt je nachdem man es anſchlägt. Der rechte Schlag giebt den rechten Ton, oder der Teufel müßte ſich einmiſchen! ... ruhig, altes Kind, noch iſt nicht aller Tage Abend, ein dummer Streich kann die ganze Affaire verderben: ruhig!“ und er klopfte mit dem Knöchel an die Stirne, drückte die Augen zu und verzog die Mundwinkel.

14.

Gleich nachdem Schwarz ſie verlaſſen hatte, zeigte Lucie ihren Freundinnen einen Brief vor, worin ihr Alfred ſchrieb, eine unerwartete Geſchäftsbedrängniß nöthige ihn, unverzüglich mit ſeinem Freunde, dem Schiffsherrn, nach Rotterdam unter Segel zu gehen. Er werde die Reiſe, ſo viel in ſeiner Macht ſtehen würde, abkürzen; Lucie möge Sorge tragen, daß er ſie und ihre Hausgenoſſen wiederfände wie er ſie verlaſſen hätte. Cornelia und Fenela laſen dies mit ſehr verſchiedenen Gefühlen: dieſe, unfähig den Worten des Geliebten einen Betrug, eine Täuſchung unterzuſchieben, nahm ſie als einfache Wahrheit auf; jene gab faſt dem Gedanken Raum, Warren ſei, um nicht zu Schlimmerem getrieben zu werden, zu dem verzweifelten Entſchluß gekommen, ſie alle gänzlich zu verlaſſen. Lucie, der dieſes Mißtrauen nicht entging, fing an mit verſtellter Ruhe von der unerwarteten Nachricht zu reden. Es

ſei dies, bemerkte ſie, nun ſchon das dritte Mal, daß er ſo eilig von Hamburg abreiſe. Kurz nachdem ſie dies Haus bezogen, ſei er mehrere Wochen lang abweſend geweſen. Sie erkläre dies daraus, daß ſein Freund ihn als die rechte Hand gebrauche, ſeines Beiſtandes nirgends mehr entrathen wolle. Solche Bemerkungen täuſchten Cornelien unvermerkt, ſo daß ſie am Ende nichts Auffallendes mehr an der Sache ſah. Luciens Ruhe und unbefangenes Weſen erhielt die Freundinnen überhaupt noch im Gleichgewichte. Jede hing insgeheim den eigenen Gedanken nach: Cornelia dem der Wiederkunft ihres Gatten, Fenela ihrer Liebe und Lucie dem, wozu ſie ſich verpflichtet glaubte. Ueber die gewaltigen Unebenen dieſes Zuſammenlebens bahnte, wie immer, der Gewohnheit gleichförmige Thätigkeit, welche Gebildeten viel erſetzt, einen Weg.

Noch war ſeitdem keine Woche verfloſſen, als Lucie eines Morgens beim Frühſtück nicht erſchien. Durch Jenny ließ ſie den Freundinnen ſagen, ſie fühle ſich unwohl und wage das Bett nicht zu verlaſſen. Fenela eilte ſogleich in ihr Zimmer, neigte ſich über das Bett, und fand ſie ſchlafend. Leiſen Tritts ging ſie wieder weg und fragte Jenny, was eigentlich der Kranken fehle?

„Sie hat über Gliederſchmerz und Kopfweh geklagt: es ſcheint wieder ihr altes Uebel zu ſein.“

„War ſie in früheren Jahren ſchon leidend?“

„Ja wohl, Fräulein.“

„Hat ſie nie ein Bad beſucht?“

„Schon als Kind, wie ſie mir ſagte; aber es half zu Nichts, ſie kehrte angegriffener zurück, als ſie gegangen war.

Ihre einzige Arznei iſt die Ruhe. Dieſe hilft zuweilen ſehr ſchnell."

„Gebe Gott, daß ſie nicht ſchwerer erkrankt."

„Was mich beruhigt iſt der Umſtand, daß der Anfall bisher jedes Jahr kam und vorüberging."

„Wie lange pflegt er anzuhalten?"

„Sehr verſchieden. Ich weiß, daß ſie nach zwei Tagen das Bett verließ, ein ander Mal lag ſie drei Wochen darnieder."

„Sehen Sie gleich nach dem Arzte, Jenny. Ich bleibe ſo lange in der Küche."

Das Mädchen gab zur Antwort, ſie ſei von Allem unterrichtet, was Luciens Krankheit erheiſche, es bedürfe eines Dritten nicht; aber Fenela beſtand auf ihrem Verlangen, und da Cornelia daſſelbe ſehr beſtimmt theilte, ſchickte ſie ſich an wegzugehen, während jene ſich in Luciens Zimmer verfügte. Sie fand dieſelbe im Zuſtand ſichtbarer Schwäche, ihre Hände waren ungewöhnlich heiß und zitterten, ſo daß es den Anſchein hatte, als ſei ſie fieberkrank. Dies war aber einfach die Wirkung einer ſtarken Doſis Opium, die ſie den Abend zuvor eingenommen hatte.

Jenny, die um Alles wußte, brachte, aus der Stadt zurückkehrend, den Doktor Schwarz mit.

„Ich bedaure," ſagte er zu Cornelien, als dieſe die Hausthür öffnete, „daß mein erſter Beſuch ſeit Warrens Abreiſe ein officieller ſein muß: ich hatte die Abſicht heute ungerufen zu kommen." Darauf trat er mit jener Zuverſicht an's Bett, welche, ein Kunſtgriff, bei dem Patienten ſowohl, als den Um-

ſtehenden Vertrauen zu wecken pflegt. Nachdem ihm Jenny die gewöhnlichen Fragen der Diagnoſe beantwortet hatte, ſchüttelte er beinah unmerklich den Kopf und empfahl der Kranken Ruhe und Diät. Er bemerkte, daß er den nächſten Morgen weitere Nachfrage thun werde. Beim Weggehn hielt ihn Fenela noch einmal auf und fragte, wie er Lucien gefunden habe?

„Ordentlich," verſetzte Schwarz, die beliebte Parade benutzend, eine nichtsſagende Antwort, welche den ängſtlichen Frager nicht ſelten beruhigt und zu gleicher Zeit dem Selbſtgefühl der Herren Medici ſchmeichelt, indem ſie in ihrem Sinne ausſpricht: wir ſind niemalen verblüfft oder verwundert, es ſcheint uns alles zu gehn, wie es gehen muß, nach der Ordnung der Natur.

Am folgenden Morgen kam er um dieſelbe Stunde wieder. Man ſagte ihm, daß ſich der Zuſtand der Kranken nicht gebeſſert habe; darauf ſchrieb er ein Recept, welches Jenny angeblich in die Apotheke trug, der That nach ging ſie in die Wohnung des Doktors, wo das Präparat ſchon fertig ſtand. Nach dem Gebrauch deſſelben gab Lucie Erleichterung vor; Schwarz zeigte geſteigerten Ernſt.

Er fing nun an des Tags zweimal zu kommen und affectirte dabei die größte Geſchäftigkeit: mit ſchweißtriefender Stirne trat er gewöhnlich herein, nach Verlauf weniger Minuten ſich wieder entfernend. Sein Benehmen gegen die Frauen war ſehr zuvorkommend, in Betreff der Kranken hielt er zurück und parirte namentlich Fenela's dringende Fragen mit Redensarten wie „ordentlich" oder „ich bin zufrieden."

Dies Schauſpiel fand er für gut über acht Tage lang zu ſpielen. Luciens Geſichtszüge wurden bläſſer und krankhafter; ſie ſprach wenig und dies nur um zu antworten — meiſtens ſchien ſie zu ſchlafen.

Eines Abends, als Schwarz wie gewöhnlich mit geſchäftiger Miene das Krankenzimmer verlaſſen hatte, trat ihm Fenela entgegen und erbat von ihm eine Unterredung.

„Sie können mir es unmöglich verargen," ſagte ſie, als er mit ihr allein war, „daß ich öfter in Sie dringe als Ihnen genehm ſein mag. Die Lage der theuren Leidenden flößt mir von Tag zu Tag größere Beſorgniß ein; ich will wiſſen, worin das Uebel liegt und was daraus werden wird."

„Was daraus werden wird?" verſetzte Schwarz im Tone der Verwundrung: „wenn ich das jedesmal wüßte, ſchönes Fräulein, würd' ich die Medicinerei an den Nagel hängen und mich zum Propheten aufwerfen."

„Mein Herr," ſagte Fenela, „Sie verſtehen mich."

„Das Uebel iſt nervös."

„Nervenfieber?!"

„Es ſind typhöſe Symptome vorhanden."

„Um Gotteswillen! Dies haben Sie mir bis jetzt verſchwiegen?"

„Und weshalb ſollte ich nicht, ſchönes Kind?" ſagte Schwarz lächelnd, indem er behaglich Fenela anſah, den abgeſtumpften Sinn unvermerkt reizend.

„Welch Verhängniß!" ſeufzte das Mädchen.

„Gereicht es Ihnen und Ihrer verehrten Mutter zur Be-

ruhigung," verſetzte der Doktor ſüß, „ſo bin ich bereit, einen meiner Collegen zuzuziehen."

„O das thun Sie," rief Fenela, „vier Augen ſehen ſchärfer als zwei; zögern Sie nicht."

„Morgen, ſchönes Kind, ſoll es geſchehen. Bereiten Sie die Patientin darauf vor: es möchte ſie frappiren."

15.

Der College, welchen Schwarz an Luciens Bett brachte, war ein blaſſes, hageres Männchen, das vor Zeiten als Schiffschirurg gedient hatte; jetzt diente es, ein Factotum, Jedem, der ihm zahlungsfähig ſchien, und that genau genommen Nichts. Die Mitwiſſenſchaft einiger Schliche des Herrleins macht' es zur Creatur des Doktors, der ſein Leben und Sterben ſo zu ſagen in der Taſche trug.

Am zehnten Tage nach Luciens vorgeblicher Erkrankung nahm dieſe, ohne daß es Cornelia oder Fenela gewahr wurde, eine Mixtur ein. Schwarz trat mit ſeinem Gehilfen in das Nebenzimmer und gab ſich den Anſchein des Conſultirens. Durch ungewöhnlichen Ernſt ſteigerte er die Beſorgniß Fenela's und ihrer Mutter wie es ſein Plan erheiſchte. Jene hatten Kummer und Nachtwachen erſchöpft und ſelbſt die Geiſtesgegenwart ihrer Mutter, fing an unſicher zu werden. Der Anblick Luciens war in der That troſtlos: ſie ſah nicht, ſie hörte nicht, warf ungeduldig den Kopf bald auf dieſe, bald auf jene Seite und ſchien von Zeit zu Zeit in Delirium befangen.

Abends kamen die Männer früher als an den Tagen zuvor. Lucie erhielt insgeheim wieder ein Fläſchchen, worauf

ſich ihrer unmerklich Schwindel und Betäubung bemächtigten.

„Der Zuſtand," flüſterte Schwarz zu Cornelien, „iſt im Augenblicke ſehr bedenklich; ja, der Anſicht meines Collegen zufolge, dürfte dieſe Nacht eine Auflöſung möglich werden. Wenn es Ihr Wunſch iſt, werden wir hier bleiben, Madame."

Cornelia bebte; ihre ganze Kraft mußte ſie zuſammenraffen, ihm zu antworten. „In einem ſolchen Falle wüßte ich nicht, wie ich Ihres Beiſtandes entrathen könnte. Wenn mich dies unerhörte Unglück treffen ſollte, ſo werden Sie, hoff' ich, meine Verlaſſenheit, meine peinliche Lage nicht außer Acht laſſen; ich beſchwöre Sie!"

„Deſſen bedarf es nicht," erwiderte Schwarz: „glauben Sie, daß in mir das Gedächtniß an meinen Freund ſchon verwiſcht iſt?"

„O, dies gerade möchte Sie vielleicht wider mich ſtimmen." — Einen Augenblick weidete Schwarz ſeine Sinne an der Demüthigung dieſer ſtolzen Frau, dann faßte er ſie bei der Hand: — „Madame, trauen Sie mir nicht eine ſo niedrige, kleine Rache zu!" ſagte er emphatiſch.

„Haben Sie Alles vergeſſen, was zwiſchen uns vorfiel?"

„Alles."

„So verlaſſen Sie mich in der höchſten Noth nicht, rathen Sie, helfen Sie mir, richten Sie mich auf, handeln Sie für mich."

„Ich werde," verſetzte Schwarz, „ich werde meine Pflicht thun." —

Die Nacht brach ein und des Doktors Gehilfe gab durch

öfteres Räuſpern, Bauchſtreichen und mehr ſolcher Zeichen ein nicht undeutliches Verlangen nach Thee mit Rum zu erkennen. Cornelia ging hinauf mit den Männern ins Wohnzimmer, wo Fenela mit der Zubereitung des Thee's beſchäftigt war. — Indeß ſein Gehilfe, unabläſſig um Entſchuldigung bittend, dem Flacon und der Zwiebackaſſiette zuſprach, ſtand Schwarz auf und ſchlich ſich zu Lucien.

„Eilen Sie," ſagte die bei ihr ſitzende Jenny, „wenn Sie noch länger zögern, ſteh' ich nicht für den Ausgang. Die gnädige Frau hat mehr ſchon ertragen als ſie durfte."

„Sind Sie bereit, Madame?" fragte der Doktor.

Lucie nickte, indem ſie die Augenlider ſenkte.

„Wohlan, ſo vollenden Sie großherzig, was Sie großherzig begannen!" er zog aus der Taſche ein volles Arzneiglas, ſchüttelt' es und reicht' es ihr. „Trinken Sie ſchnell, trinken Sie den ganzen Inhalt!" flüſterte er. Lucie verſuchte darauf ſich zu erheben, fiel aber zitternd zurück.

„Wie bekommt es?" fragte Schwarz, ſich näher zu ihr neigend.

„O dies iſt kalt wie der Tod," lallte ſie mit erſtickter Stimme: „tödten Sie mich, vollenden Sie, Doktor . . ."

Schwarz änderte ihre Lage, legte ſeine Uhr auf den Tiſch und ſagte zu Jenny: „Sehen Sie genau zu — nach fünf Minuten wird es Zeit ſein." Mit dieſen Worten ſchlich er hinaus und kehrte gleich zu den Andern zurück.

Fenela ſaß weinend in einer Fenſterniſche, ihre Mutter ſtand vor ihr.

„Erwarten Sie bald eine Nachricht aus Italien?“ fragte Schwarz ungewöhnlich ſanft und theilnehmend.

„Täglich,“ verſetzte Cornelia: „Torini kommt, wenn es ihm möglich wird, ſelbſt.“

„Er wird Vieles zu erzählen haben.“

„Vielleicht Freudigeres als wir ihm — “

„Horch!“ unterbrach ſie der Doktor: „ich höre rufen!“ Und er riß die Thür auf, ſprang die Treppe hinab den Frauen voran in das Krankenzimmer.

Jenny lag laut ſchreiend, das Geſicht mit der Hand verdeckend, über dem Bett. In wenigen Augenblicken waren die Andern um daſſelbe verſammelt.

„Stehen Sie auf! was ſoll dies?“ rief der Doktor. Er bog ſich über Lucien, hielt das Ohr an ihren Mund, ergriff ihre Hand, riß die Decke von ihrer Bruſt und legte das Ohr auf dieſe.

„Sie lebt nicht mehr,“ ſagte er feierlich, Luciens Augenlider herunterſchiebend. „Wollen Sie zuſehn, College?“

Das Männchen drängte ſich vor und flüſterte, nachdem es den Körper auf gleiche Art unterſucht, „die Dialyſe iſt eingetreten.“

Fenela vernahm dieſe Worte und ſtürzte laut aufſchreiend über die regungsloſe Hülle der Theuren. „Lucie,“ rief ſie unter einem Strome kryſtallheller Thränen, „Lucie, hörſt Du mich nicht, ſprichſt Du nicht zu mir? willſt Du weggehn und mich in Unfrieden laſſen? ohne Verzeihung von Deiner Fenela gehn?“ . .

Ueber die farbloſen Lippen der Schweigenden ſtreifte un-

In dieser höchsten Noth rief Winfried verzweifelnd in heißer Liebe zu Gertrud aus: Furchtbare Mächte! rettet sie und ich weihe Euch das Liebste, was ich nach ihr noch auf Erden besitzen mag! —

Da hob sich der sinkende Boden wieder, und neben dem Erfreuten stand eine lange, düstere Greisengestalt mit gräßlich durch die Nacht blitzenden Augen und sprach: Ich nehme Dich beim Wort, Winfried!

Mit Sturmwindseile jagte aber dieser über die Heerstraße hin, und hielt nicht eher an, bis er in den Ringmauern der Stadt sich sah.

Als durch Fleiß und Arbeitsamkeit sich Winfrieds Vermögen in kurzem gar sehr mehrte, und bald er einer der Wohlhabendsten und Angesehensten seines Geburtsortes war, da däuchte es ihm Zeit, sein Versprechen zu lösen. Von feinem Golde und köstlichem Gestein ließ er eine Kette machen, so schwer, daß schier der dritte Theil seines Wohlstandes drauf ging, und begab sich damit in der Abenddämmerung nach dem Orte seines Unfalls. Weit hinein in die Wiese schleuderte er sie und rief: Nimm, Ubaldo! was ich Dir verhieß, und womit ich mich nun löse: und wohlgemuth, seine Schuld abgetragen zu haben, ging er zurück.

ſicher das Nachtlicht: es ſchien als lächelten ſie. Gottſeligen Frieden athmete jetzt, wie in ſchönern Tagen, dieſer ſinnige Mund und die hohe, weiße Stirne war faltenlos den Wohnungen der Sterne zugewendet. In dieſem Momente ergriff der Doktor Fenela's Hand, fuhr ſich mit dem Taſchentuch über die Augen und ſagte: „weinen Sie nicht! ſie iſt in Frieden heimgegangen, in Frieden mit ſich und uns, heim zu einem freieren, dauernderen Sein."

Fenela hob die großen ſchönen Augen zu ihm auf: — „wiſſen Sie dies?" fragte ſie wunderbar angeregt.

„Ich weiß es!" verſetzte Schwarz: „ich glaube daran feſt wie an den Tod."

Dies verfehlte ſeine Abſicht nicht: Fenela wurde ſichtlich umgeſtimmt. Sie lag noch an Luciens Seite, ſie weinte noch, aber nicht mehr Thränen der Leidenſchaft; Thränen eher der Liebe — ein Todtenopfer. —

Schwarzens Helfer wandte ſich unterdeß an Cornelien, die der Schreckensſcene ſtarr und wortlos zuſah. „Madame," ſagte er, „Sie haben, was in Ihrer Macht ſtand, gethan; überlaſſen Sie jetzt die Verſtorbene jener höheren Macht, die ſie bereits an ſich genommen hat. Der Leichnam ſetzt der Contagion aus, es möchte daher Ihre Pflicht ſein, das Fräulein davon zu entfernen. Die letzten Dienſte können wir, von dem Mädchen unterſtützt, am ſchnellſten leiſten."

Es entſtand eine Pauſe; dann dankte ihm Cornelia, ging ſofort auf ihre Tochter zu und zog ſie ſanft von dem Bette. Es erforderte jedoch wiederholtes Bemühen, Fenela dahinzubringen, daß ſie das Zimmer verließ. Cornelia, die Männer

und Jenny folgten ihr. „Es wird das beſte ſein," ſagte jener laut zu Schwarz, „wenn ich abſchließe." Schwarz nickte, indem er Cornelien den Arm bot.

Es war Mitternacht. Schwarz blieb noch eine Stunde bei den Frauen, dann eilte er, den Collegen zurücklaſſend, nach der Stadt.

Er mochte etwa hundert Schritte gegangen ſein, als ihn Jemand beim Arm packte:

„Wer da, Canaille?" rief er ſich loswindend.

„Ja wohl, zur Canaille gehör' ich!"

„Sind Sie es, Warren? was haben Sie hier zu thun?"

„O Gott," rief der Angeredete unnatürlich lachend, „eine köſtliche Frage! was habe ich hier zu thun? vortrefflich, Doktor, vortrefflich!"

„Ihr Benehmen kommt mir keineswegs vortrefflich vor."

„Bin ich Euch etwa nicht zu Willen?"

„Seien Sie nicht läppiſch, Warren."

„Ein ſehr guter Rath; wenn er nur ſo leicht wie gegeben befolgt wäre. Ein kleiner emſiger Moniteur — Gewiſſen genannt — treibt mich hinaus, daß ich in Nacht und Nebel mit Kobolden ſpazieren gehe. — Wie ſteht's dort?" fragte er auf ſein Haus deutend.

„Ganz nach Wunſch."

„Wie benahm ſich meine Frau?"

„Verſtändiger als Sie."

„Gott verzeih' mir's. Wenn ſie wie ich verliebt wäre, hätte ſie wohl auch den Verſtand verloren."

„Kommen Sie," verſetzte Schwarz, ſeine zitternde Hand

faſſend: „Kommen Sie, hören Sie den Schluß der Geſchichte und gehen Sie dann zu Bett, wenn Ihr Schlaf auch nicht ſo feſt iſt, wie der Ihrer Frau.“

16.

Schwarz war am Morgen wieder frühe thätig. Zwei Wagen, deren einer — von Form und Ausſehn eine Leichenkutſche — den Sarg trug, ſahen die Frauen, die die Nacht durchwacht hatten, vorfahren. Schwarz ſtieg aus und wurde von den Weinenden empfangen.

„Sie beſchleunigen die Beerdigung ſehr,“ bemerkte Cornelia.

„Ich entziehe Ihren Augen den Anblick der Verweſung.“

„Bei dieſer Temperatur,“ ſagte ſein Gehilfe, „müſſen wir heute noch die Section vornehmen.“

„Sie haben recht. Wir wollen hierzu jedoch nicht dies Haus gebrauchen. Jenny mag uns begleiten, um ihrer Herrin die letzten Dienſte zu thun.“ Er bat Cornelien ſich mit ihrer Tochter zurückzuziehen, dann ging er in das Zimmer, in welchem Lucie die Nacht über eingeſchloſſen geblieben war. Sie ſaß vollſtändig angekleidet auf dem Sopha, ihre Züge waren noch bleich und angegriffen, doch erhob ſie ſich raſch, als der Doctor hereintrat, erwiederte deſſen Gruß und fragte, ob alles zur Reiſe bereit ſei.

Unterdeſſen trug der Kutſcher den Sarg herein, Jenny bedeckte deſſen Inſeiten mit Plümeau's und nachdem ſich Lucie auf dieſe gelegt hatte, deckte Schwarz den Deckel, der durch Ritzen die Luft einließ, zu.

Wie der Sarg auf die Kutſche gehoben wurde, ließ Fenela, die an einem der oberen Fenſter ſtand, einen durchdringenden Schrei hören; ſie verſchwand aber, von Cornelien zurückgezogen, ſchnell wieder. Jenny und die beiden Männer ſtiegen ein, und die Wagen fuhren langſam der Stadt zu.

Sobald das Haus ihm aus dem Geſichte war, ließ Schwarz anhalten. Lucie vertauſchte ihre grauenvolle Lage mit einem bequemen Sitze im Wagen, der Schiffschirurg, welcher nunmehr ſeine Rolle abgeſpielt hatte, ſtieg aus. Schwarz fuhr mit Lucien, die ſich dicht verſchleierte, und Jenny durch die ſüdlichen Stadttheile in ein Gaſthaus. Hier nahm er mit ihnen das Frühſtück und zeigte Lucien einen Reiſeſchein. „Es iſt bezahlt bis Hannover," ſagte er; „erlauben Sie, verehrte Frau, daß ich die Bewunderung, die ich Ihrem Charakter zolle, durch meine Dienſtfertigkeit einigermaßen bekunde — gönnen Sie mir bis zum Orte Ihrer Beſtimmung die Ehre des Geleites."

Lucie lehnte dies Anerbieten ab. „Da ich mit Anſtand und ſicher allein reiſen kann," verſetzte ſie, „warum ſollten Sie einem ſo weiten Wege Ihre Zeit opfern? — Aber einen Wunſch, mein Herr, den ich nicht länger zurückzudrängen vermag, möcht' ich Ihnen, eh' ich Hamburg verlaſſe, an's Herz legen; wollen Sie mir denſelben gewähren?"

„Ohne Frage, Madame."

„Laſſen Sie mich Alfred noch einmal ſehen!"

„Dieſer Wunſch überraſcht mich! ich kenne ſeine Triebfeder nicht."

„Die Liebe, meine ewige Liebe iſt ſie!"

„Wollen Sie Warren von neuem mit den Banden umstricken, von denen Sie ihn kaum befreit haben?"

„Noch einmal will ich ihn in diesen Armen halten, noch einmal ihn an diese Brust drücken — ich will ihm Lebewohl sagen."

„Sie würden dadurch nur neue Conflikte erzeugen."

„Heute noch scheid' ich aus seiner Nähe."

„Eben deshalb entsagen Sie diesem kurzen schmerzlichen Wiedersehn."

„Sie sind ein harter Mann!" rief Lucie und heiße Thränen rollten über ihre Wangen, „Sie rauben mir des Lebens letzten Sonnenblick; der Gedanke, der mir zum schwersten Kampfe die Kraft lieh, daß Er noch einmal, wenn nicht liebevoll, doch zärtlich dankend auf mich sehen würde, muß also ein Traum bleiben."

„Sie werden dereinst noch sagen, daß ich Ihr Bestes wollte, Madame!"

„O ich kenne Ihren Willen, wenn ich ihn gleich nicht begreife; ich füge mich ihm, weil ich mich fügen muß. Verlassen Sie mich, Schwarz, und sorgen Sie dafür, daß mir Jenny mit meinen Effekten bald nachfolgen kann."

„Sobald es möglich wird. Ich werde mir die Freiheit nehmen, Sie an den Wagen zu führen, Madame; bis dahin empfehl' ich mich Ihrem Wohlwollen."

17.

Er kam zur bestimmten Stunde und fand Lucien reisefertig. Jenny war bereits zu Cornelien und Fenela zurückgekehrt.

In der Paſſagierſtube brannte, wie gewöhnlich, ein trübes ſchmieriges Oellicht, drei oder vier vereinſamte Möbel beleuchtend, die vor zwei Menſchenaltern neu geweſen ſein mochten. Auf dem Sopha lag, in einen Pelz gewickelt, ein alter Mann, der ſchlief; außer ihm war kein Fremder anweſend.

„Wir ſind zu früh gekommen," bemerkte Schwarz; „die Abfahrt geſchieht nicht vor einer halben Stunde."

Während er ſprach, trat ein Junge herein und übergab Lucien ein verſiegeltes Billet. Sie hatte es kaum geleſen, als eine ſchöne Röthe ihr Antlitz überflog: „Ich erwarte ihn," ſagte ſie mit zitternder Stimme.

„Was iſt das?" fragte der Doctor erſtaunt.

Der Knabe lief hinaus und gleich drauf ſtand Alfred vor ſeiner Gattin. Wortlos hielt er ihre Hand in der ſeinigen, ſie mit Küſſen bedeckend, während Lucie ihn mit ſeelenvoller Milde anſah.

„Du giebſt mir," ſagte ſie, „durch dies Wiederſehen vor einer ewigen — vor der Trennung für dieſes Leben den letzten Segen, den ich bedarf. Du ſchriebſt mir vor einiger Zeit, ich ſei Dir eine Quelle der Unluſt: dies bin ich nun nicht mehr, Alfred, nicht wahr? .."

„Kannſt Du mir verzeihen, Du edle Seele?" erwiederte Alfred.

„Verziehen hab' ich was geſchehen iſt, was geſchehen wird. Möge mir ſo ſicher verziehen werden was ich für Dich that!

„Freudig soll ich Deiner gedenken?!“

„Ja, Einziggeliebter, freudig, wenn Du mich noch erfreuen willst.“

„Und wird Dir keine andre Freude mehr blühen?“

„Keine, und keiner andern bedarf's nicht,“ sagte sie wehmüthig lächelnd.

„Gott — und Dich soll ich wegwerfen, Dich soll ich nicht wiedersehn? ... laß' uns,“ rief er, leidenschaftlich den Arm um ihren Leib schlingend, „laß uns zusammen fliehen, laß uns eine Hütte am Ende der Welt bauen, mich in Deinen Armen Jemela vergessen! ...“

„Halt' ein!“ rief Lucie, „hör' auf zu dichten! lebe mit ihr und sei glücklich!“

„Der Postillon bläst,“ sagte Schwarz, zwischen sie tretend.

„Laßt ihn blasen!“ rief Alfred, indem er von neuem sein Weib umarmte. — Sie gab ihm noch glühende Küsse, sie lächelte noch unter Thränen — dann riß sie sich los und rief das letzte Lebewohl. Schwarz hob sie in den Wagen und dieser rollte, die Stimmen überlärmend, von dannen.

IV.

Die Vorbereitung Alfreds zum Wiedersehen Jemela's und ihrer Mutter kostete Schwarz einen langen mühsamen Unter-

ein Heilmittel wähnend. Aber kaum hatte er Henela gesehen — so war sein ganzer Schmerz in die Nacht der Vergessenheit getaucht, so beherrschte seine Liebe ihn wieder ausschließlich.

Schwarz war seit Luciens Entfernung täglich in das Haus gekommen und bemüht gewesen, die Zurückgebliebenen zu trösten, zu beruhigen, zu unterstützen. Cornelia hatte ihm schon erklärt, daß sie nach Warrens Ankunft dessen Wohnung zu verlassen gedächte; und wiewohl Alfred die Nachricht brachte, daß ihm Torini geschrieben, er werde binnen wenigen Wochen in Hamburg eintreffen, ließ sie sich von dem Entschlusse nicht abbringen und bezog eine kleine Wohnung in der Stadt. — Jenny reiste unter dem Vorwande zu ihren Eltern zu gehen ihrer Herrin nach.

Alfreds vereinsamte Lage gab ihm hinreichenden Grund, die Geliebte täglich zu sehen. Sie und ihre Mutter hatten von seiner Hand so viele Zeichen der Freundschaft hingenommen, daß sie jetzt, da er der ihrigen bedürftig schien, ohne Undank nicht kalt oder rückhaltend gegen ihn sein konnten. Dazu gesellte sich das Gefühl des Mitleids, das freilich ein irriges und durch die (Luciens Entfernung vorangegangenen) Ereignisse bedeutend ermäßigt war. Henela's Liebe, nur im äußeren Schein zurückgedrängt, war eher gewachsen als vermindert und vermochte selbst das kaum erblaßte Bild der theuren Freundin vor ihr in Schatten zu stellen. Sie auch blendete ihre Augen, daß ihr beim ersten Wiedersehen Alfred's verstellte Trauer nicht

auf sie selbst zurückwirken. Der Liebende will ein ausschließliches Recht am Geliebten, mag ihn die Ueberlegung bescheidneren Anspruch lehren, dem Herzen genügt daran nicht. — Das schöne Kind war freier geworden, vom Geliebten äußerlich unabhängig: eine Hauptbedingung gleichmäßiger Annäherung und Mittheilung.

Jetzt entfaltete sie um sich jene stille wohlthuende Heiterkeit, jenen Schmuck des äußern Lebens, den nur die zarte Hand des Weibes zu verleihen versteht. Ihre kleine Wohnung schuf sie dem Geliebten zum Paradiese um. Da standen die wenigen Mobilien in gefälliger, zierlicher Ordnung, da sahen zärtlich gepflegte Blumen zwischen den Gardinen hervor und daneben stand — indeß die Abendsonne ihr den letzten Kuß gab, die schönste der Blumen — Hemela. Und wenn er nun hereintrat und sein erster Blick sie sehnsüchtig suchte, wenn er mit der Mutter sprach und doch mit ihr zu sprechen schien, wenn er ihren Namen nannte, wenn er sie mit einem neuen Geschenk überraschte — o dann leuchteten ihre großen Augen doppelt schön, sie hätte ihm zufliegen, ihn an die reine Brust drücken, in ihm untergehen mögen.

Cornelia ließ die Beiden selten allein, doch geschah es zuweilen unwillkürlich. Alfred kam gewöhnlich des Abends und geleitete sie auf einem Spaziergange, oder er trank den Thee mit ihnen, oder er las Cornelien die Zeitungen vor. Die ehe-

überhaupt verwandelt hatte. Das Haus, welches so lange der Schauplatz stürmischen Stilllebens gewesen, verkaufte er an einen Fabrikanten, der es bald von dem Lärm seiner Arbeit wiederhallen machte. Er vermied jede Erinnerung an dasselbe, so daß er Schwarz die Veräußerung, so wie den Kaufpreis selbst, gleichsam als Lohn seiner Dienste, überließ. Die Freundschaft mit diesem nährte Warren fast nur gezwungen, zumal da er wußte wie gering Cornelia diesen Menschen schätze, ja geheimen Widerwillen gegen denselben hege. Schwarz war durch diese Erfahrung um so bitterer beleidigt, als ein inniger Antheil an Warren seine Handlungen für diesen geleitet hatte. Sein Ehrgeiz hielt ihn vorerst von förmlichem Bruche zurück: er wollte was er so weit geführt hatte unter seiner Leitung auch zum Ziele gebracht sehen. Diese Absicht fesselte Alfred noch an ihn. —

Torini's Ankunft verzögerte sich um zwei Monate. Er bezeigte Warren tiefgefühltes Beileid, sprach aber, da er diesen im Zustande des Frohsinns traf, kein Wort weiter über Lucien. Sein Aufenthalt in Italien hatte seinem Wahne nach große, der That nach, wie zu erwarten stand, keine Erfolge gehabt. Seine Rückreise war eher eine Flucht zu nennen, er erklärte, daß er Sicherheitshalber ein Jahr lang in Hamburg zu bleiben gedenke. Cornelien traf diese Nachricht sehr unerwartet, sie ging mehr und mehr in sich, härmte sich in der thatlosen Lage ab und schien für Nichts mehr zu leben, als

Des andern Morgens aber fand er beim Erwachen das Geschmeide vor seinem Lager. Ich war undankbar, sprach er zu sich selbst, aber ich will verbessern.

Und als der Abend kam, ging er wieder hinaus, warf die Kette und einen Beutel mit Gold, daß zusammen es die Hälfte seines Vermögens betrug, in den Grund und entfernte sich nun, hoffend, seine Zusage erfüllt zu haben. Aber abermals fand Beides er des andern Tages wieder. Da vertraute er seinem Weibe, wie er gesonnen sey, um jeden Preis sein nächtlich Wort zu lösen, und gern war Gertrud, die seit jener Stunde ein geheimes Grauen zu umschleichen schien, bereit dazu. Sie verwandelten all' ihr Habe in Gold, daß ihnen nichts blieb, wohin sie auch nur mochten ihr Haupt legen, und Winfried trug, als wieder Tag und Nacht sich schied, es hin zum Wiesengrunde.

Mit leichtem Herzen eilte er heim, denn nun glaubte er ja gewiß, seine Zusage erfüllt zu haben; wie erstaunt war er aber, als wiederum am andern Morgen er all' sein Gold vor seinem Lager fand.

Mit trübem Sinn begab er sich zu den frommen Bewohnern eines nahe gelegenen Klosters, seinen Kummer ihnen zu eröffnen. Es sprach aber der älteste der Brüder, ein heiliger Greis, zu

19.

Eines Abends kam Alfred wie gewöhnlich zu Jenela und traf sie allein. Torini und seine Frau waren im Theater; Jenela, der die Nähe des Geliebten jeden andern Genuß überwog, versäumte ungern die Stunde seines Besuches.

Sie saß am Fenster und dachte an ihn, als er in's Zimmer trat. Er nahm neben ihr Platz, spielte mit ihren weichen niedlichen Fingern, küßte sie oft und sprach kein Wort. Sie sah ihn so kindlich froh und wieder so wehmüthig an, daß es schien als ob zwei einander feindliche Bilder von ihm in den reinen Spiegel fielen: einmal sein ursprüngliches, das ihr ganz zu gehören, sie ganz zu erfüllen und zu beseligen schien, das andre Mal der Gatte Luciens, der ihr nicht gehörte, der ihr und ihrer unvergeßlichen Freundin so viel Kummer und Thränen gekostet hatte.

„Jenela," begann Alfred, nachdem er sprachlos lange in ihrem Anblick geschwelgt, „wie friedlich, wie zufrieden sind wir doch miteinander! ich muß die Welt, ihre Vergangenheit, ihre Zukunft vergessen, wenn Du mir nahe bist."

„Und wie kann *mein* Bild neben dem Luciens in Dir wohnen?"

„Euch Beide auf einmal zu fassen vermocht' ich nicht, und sie wußte es auch, die hohe Seele; aber nun ist sie weggegangen und ruft uns zu — liebt Euch, seid glücklich!"

mag da werden mit uns, was wolle: lösen wir uns auf in die Elemente, denen wir entnommen, so müssen unsere Atome sich wiederfinden, gehen wir über auf andere Lebensstufen, so müssen wir mit einander gehen."

„Ich glaub' es selbst, wiewohl ich es nicht begreife."

„Nicht zu begreifen, wunderbar ist alles Göttliche. Zum Traum wird Dir's, wenn Du's beschleichen willst; aber gieb Dich ihm hin wie ein Kind, unbefangen und sorglos, und es wird über Dich kommen wider Vermuthen, Dich erheben, Dich erleuchten."

„Aber es ist auch gefährlich, meinst Du nicht, Alfred?"

„Die Vorsehung spielt nicht mit unsern Herzen, wenn wir selbst mit ihnen kein Spiel treiben, wenn sie hoher heiliger Ernst leitet."

„Aber kann uns nicht Täuschung befangen, daß wir unbewußt dies gefährliche Spiel spielen?"

„Sieh da, Sophismen, liebes Kind. Glaubst Du wir spielen, indem wir uns lieben?"

Jenela schüttelte das schöne Haupt, Alfred umarmte sie und — wieder saßen sie schweigend neben einander.

Alfred blieb bis die vorüberrollenden Wagen den Schluß des Theaters anzeigten: da preßte er das Mädchen allmälich fester an sich — „wir müssen eins werden, Jenela!" rief er und eilte davon.

nicht abgeneigt, und da er ſelbſt eine Gelegenheit ſuchte ſich ihm dankbar zu erweiſen, hatte Alfred in ſehr kurzer Zeit die erſehnte Antwort. Als er Henela wiederſah und ſie als ſeine Braut in die Arme ſchloß, ſchien eine überirdiſche Schönheit ſie zu verklären; aber ſchwer wäre die Entſcheidung ob ſie in jenem Augenblicke mehr Seligkeit gab oder empfing.

Es wurde ausgemacht, daß die Heirath nach drei Monaten geſchehen ſolle, und zwar in möglichſter Stille, gleich als ob dieſe das Andenken Luciens hätte ſchonen können. Um dieſelbe Zeit wollte Henela mit Alfred deren Grabhügel beſuchen. „Laß uns den Segen der Theuren erbitten," ſagte ſie. Alfred gab vor der Ort ſei noch nicht bezeichnet. Es war ihm eine herbe Pflicht ſie von dem Gedanken abzubringen.

Die Friſt lief nicht ſo langſam ab als Alfred gefürchtet hatte. In einer kleinen abgelegenen Dorfkirche fand die Trauung ſtatt; Zuſchauer waren außer den Eltern der Braut, Schwarz und dem alten Weller, eine kleine Zahl Gemeindeglieder, deren Andenken an jenen Tag bis zu ihrem Ende rege bleibt und die nicht enden können, von dem ſchönen Brautpaare zu erzählen.

Als der Akt zu Ende war, fragte Henela Alfred ob er Jemand gesehen habe.

„In der Kirche?" verſetzte Alfred erſtaunt.

„Sie ſtand, wenn ich recht ſah, hinter einem der Pfeiler:

Die Vermählten reisten einige Meilen landeinwärts. Nach ihrer Rückkehr bezogen sie eine schöne Wohnung in der stilleren Gegend der Stadt. An wechselseitigen Besuchen fehlte es nicht; auch Weller ließ sich wieder öfter sehen und hatte seine stille Freude daran, daß die zweite Ehe, vor deren Eingehung ihn selbst seinerzeit die Stimme des Schicksals durch das Mittel der Karten gewarnt, bei dem jungen Herrn „gut anschlug."

Ein Besuch, dem Warren gern ausgewichen wäre, war der des Doctors. Derselbe lud sich öfters zum Nachtessen ein und ließ zuweilen eine Zuversicht, ein Pochen auf seine Kuppelerschaft merken, die Warren verletzen und schmerzen mußte. Schwarz wurde bald gewahr, daß er in dem Hause des jungen Ehepaars eine überflüssige, ja verhaßte Person war. Er fing an dasselbe zu meiden und gegen Warren einen tödtlichen Haß zu hegen. Nicht weit ab lag es diesem unermüdlichen Manne, nun gegen eben den, dessen Interesse er so rastlos gewahrt hatte, die boshaftesten Intriguen anzuspinnen; aber Lorini, an dessen Umgang er sich seit längerer Zeit gewöhnt hatte, zog ihn in seine nicht weniger excentrischen, doch dem jungen Glücke Alfreds und Aemelia's unschädlichen Pläne, deren Verfolgung das Augenmerk des gefährlichen Mannes von diesen ableitete. —

Es pflegen Zeit und uneingeschränkter Genuß die Glut junger Liebe zu mäßigen, nicht zu löschen, die Gefühle

sicht schloß der Besitz aus — aber das Bewußtsein seiner Seligkeit mehrte sich von Tag zu Tag, über sein und der Geliebten Dasein göttergleichen Frieden verbreitend. Sie lebten nur miteinander, Eins für das Andre, Eines in dem Andern, de Zeit harrend, die ein neues, ihnen eignes Wesen dem Liebesbunde zugesellen sollte. — Hemela gebar, den letzten Wunsch, di letzte heiße Sehnsucht ihres Gatten erfüllend, einen Knaben. Er wuchs auf ein Spiegelbild schon in zarter Kindheit seiner Eltern: der Mutter Alfreds männliche Schönheit, Hemelas weichen Liebreiz dem Vater zeigend.

20.

Lucie lebte in der Heimath nicht bei Verwandten, wie Alred glaubte, sondern allein, in tiefer Verborgenheit, nur von Jenny's treuer Sorgfalt umwaltet. Ihr Geist war klar und heiter wie ehedem, aber ihr Herz gebrochen und des Körpers schöne Formen fielen unrettbar dem Siechthum anheim. Doch Jenny, der ihr alter Freund Weller von Hamburg aus Nachrichten gab, wußte sie, daß Hemela Mutter geworden, ihr eine neue Quelle unverschuldeten Leides.

Im zweiten Jahre nach der Trennung von Alfred nahm die Hinfälligkeit ihres Körpers in bedenklichem Grade zu. Eines Tags, als Jenny vor ihrem Angesicht plötzlich zu weinen anfing sagte Lucie: „Wir wissen Beide, liebes Kind, daß mein Ende nicht weit abliegt. Ich gehe ihm trostvoll entgegen;

Dir guten Seele verberg, da Du sie doch vielleicht stillen kannst — ich möchte, eh' ich sterbe, Alfreds Kind sehen. Die wenige Kraft, die noch mein ist, könnte ich zu einer Reise nach Hamburg verwenden, und dort würde es mit Wellers Hilfe wohl nicht so schwer werden, meinen Wunsch zu erfüllen."

Jenny konnte vor Schluchzen kaum antworten. Sie stimmte Lucien bei: Weller hatte ihr kurz zuvor geschrieben. Diesen Brief, den sie aus Schonung zurückgehalten, zeigte sie ihr jetzt.

„Herzallerliebstes Mädel, zuckersüße Jenny!" schrieb der Kammerdiener, „ich habe Dein Schreiben erhalten und ersehen, daß es Dir gut geht: mir geht es auch gut, welches ich Dir schreibe, weil Du Dich darüber freuen wirst. Ich wohne jetzt bei dem lieben jungen Herrn, welcher mich darum angehalten hat. Ich wollte darüber die Karten befragen, aber er wollte nicht, und ich weiß nun nicht was daraus wird. Das Söhnchen gedeiht gut und ist seit vier Monaten von der Mutterbrust abgewöhnt, ich gehe oft mit ihm durch die Anlagen, aber nicht lange, weil die junge Frau es nicht von sich läßt, sie ist grad so schön und brav, als wie die vorige (Gott habe sie selig!) und der junge Herr hat sie fast noch lieber, ich glaube, weil sie den Stamm erhält, was seinem seligen Vater immer eine Sorge war, weil der junge Herr keine Kinder bekam, und er sagte manchesmal zu mir, Weller, meinst Du

Postscript. Dem Matthew seine Frau ist gestorben und der Doctor sagt an der Zehrung, ich habe die Unkosten vor den Sarg bezahlt.

Einen Gruß und Kuß von Deinem

Weller."

Die Abreise wurde auf dies hin beschlossen und vorbereitet. Lucie kam so ermattet in Hamburg an, daß sie sogleich das Bett hüten mußte. Sie trieb Jenny an, die Ausführung des verabredeten Planes sofort zu versuchen. Das Mädchen schrieb Wellern, daß er sie im Gasthof aufsuchen solle, befahl ihm aber zugleich ihre Anwesenheit Jedermann zu verschweigen. Weller zog seinen besten Rock an und verfehlte am Rendezvous keine Minute. Jenny war äußerst artig gegen ihn, log ihm aber eine ganze Geschichte über ihre Reise vor. Die treue alte Seele glaubte Alles und erwähnte noch, jetzt erst verstehe er die „scherzen Ausdrücke," in denen ihr Brief ihm Stillschweigen auferlegt habe.

Jenny bekam nun täglich Wellers Besuche: sie wußte mit ihm — was sein Leben war — von der guten alten Zeit zu reden, und so kam es, daß er nie von ihr wanging, eh' sie ihn fortschickte. Sie äußerte das Verlangen den Knaben zu sehen, und nun kam er in dessen Gesellschaft. Jenny nahm das Kind auf den Arm, bewunderte und liebkoste es eine Zeit lang, während Wellers Aufmerksamkeit mit einem Punschbowl beschäf-

„Bring' ihn bald wieder!" rief ihr Weller nach, indem er das Glas vom Munde setzte.

Lucie hatte das Bett noch nicht verlassen — sie richtete sich, als sie Jenny den Knaben hereinbringen sah, mit Anstrengung auf, setzte das Kind vor sich auf's Kissen und betrachtete es mit weitgeöffneten Augen.

Es war eine Scene voll Rührung, der Jenny unter Thränen zusah, wie der Knabe die zarten Händchen nach ihr ausstreckte und sie anlächelte so furchtlos und vertraut als ob sie seine Mutter wäre. Seine klugen Blicke begegneten offen den ihrigen, sie fuhr ihm mit der Hand durch die weichen Löckchen, sie zählte die ersten kleinen Zähne, sie prüfte in Gedanken seine Aehnlichkeit mit Alfred.

Jenny saß geraume Zeit schweigend am Bette: sie wollte das stille Glück ihrer Herrin um keinen Preis stören, diese kurze Lust nicht abkürzen — aber es schien ihr zuletzt Vorsichtshalber nothwendig: das Kind mochte gesucht werden — welche Gefahr drohte dann nicht? . .

„Ich glaube," sagte sie leise, „es ist Zeit, daß Sie sich von dem Kinde trennen."

— „Es ist Zeit — ja es ist Zeit —" versetzte Lucie in gepreßtestem Tone; ihr Haupt fiel auf's Kissen zurück. „Jenny, im Koffer findest Du meinen letzten Willen — befolge ihn — und — lebe wohl — Kind, leb' wohl —"

„Sie stirbt! sie stirbt! ... so hilflos, so verlassen muß sie zu Grunde gehn! und ich muß es ansehn — weh', verwünscht sei das Kind und die Mutter und der ehebrecherische Vater! Tod und Verderben über sie Alle, die diesen Engel gemordet," schrie das Mädchen in der Raserei ihres Schmerzes. Sie stürzte hinaus, in das Zimmer, wo Weller ihrer Rückkehr harrte: „es ist ein Unglück geschehn!" rief sie diesem entgegen, „lauft zum Doktor, lauft zu der Mutter des Knaben, eilt Euch, ruft sie, sie sollen kommen, sie sollen es sehen, es ist ihr Werk! ..."

Der erschreckte Diener wagte Nichts zu erwidern, er griff nach seinem Hute und eilte weg.

Jenny brachte das ganze Haus in Allarm: eine wahnsinnige Wuth schien sich ihrer bemächtigt zu haben. Sie stürzte nochmals an Luciens Bett, und da diese kein Zeichen des Lebens gab, lief sie zum Hause hinaus, ohne selbst zu wissen, wohin.

Schwarz, der in der Nähe wohnte, kam auf Weller's Ruf sogleich in den Gasthof. Man wies ihn in Luciens Zimmer: — seine Ueberraschung war groß — aber gleich dem Blitzstrahl durch schwarzes Gewölk zuckte durch seine Seele der Gedanke der Rache. Mit dem gewohnten Lächeln musterte er Luciens Leichnam und das bei ihr liegende Kind. „Nun kommt der hochmüthige Herr zu Fall," flüsterte er höhnisch, „nun kann ich ihm nicht mehr helfen, wenn ich auch wollte."

„Wer ist diese Todte?" fragte sie ahnungsvoll.

„Kennen Sie diese Züge nicht, Madame?" versetzte Schwarz mit giftigem Nachdruck: „Sie sehen, es giebt Leichen, welche sich dreihalb Jahre lang schön erhalten!"

„Ich verstehe Sie nicht!" schrie die unglückliche Frau, ihr Kind entfiel ihr, sie wankte ohnmächtig einem Stuhle zu.

„Diese Unpäßlichkeit ist nur vorübergehender Art, einer so kräftigen Natur wie der Ihrigen, Madame Warren, schaden derartige Gemüthsbewegungen nicht." Er hatte kaum ausgesprochen, als Warren's Stimme sein Ohr traf: — ein wenig fuhr er zusammen, faßte sich jedoch im nämlichen Augenblick.

Alfred trat von Weller gefolgt herein: er übersah die Schreckensscene mit einem qualvollen Blicke. Lucie war todt, Jenela bewußtlos — auf Schwarzens Angesicht stand der kalte Hohn geschrieben.

Unterdessen eilte Bedienung zu Jenela's Hilfe herbei. Alfred, der ihr Haupt in seiner Hand gehalten, verließ sie und näherte sich mit furchtbaren Blicken dem Doktor.

„Mann!" sagte er, ihn beim Aufschlag des Rocks greifend, „werden Sie reden, werden Sie mir sagen, ob Sie dies Unheil gestiftet haben?"

„Ich wüßte nicht," versetzte Schwarz, „wie ich dazu verpflichtet wäre."

ihm: Wohl möget Ihr, Meister Winfried, Euch und Euer Haus bewahren, denn arg sind die Tücke der finstren Mächte, und ihr Streben ist zu schaden.

Da verhieß Winfried den frommen Mönchen reiche Spende, daß sie den Schutz des Ewigen möchten erflehen, und theilte fortan den Kirchen und Klöstern, den Pilgern und Armen um Gottes Willen und seiner und seines Weibes Seele mit.

Es gebar aber nach einigen unfruchtbaren Ehejahren Frau Gertrud ihrem Mann einen Knaben, den sie Walther nannten.

10.

Vor der Sonne wärmeren Blicken fing die erstarrte Natur an zu neuem Leben sich zu gestalten und der holde Frühling schmückte schon mit seinen ersten Blumenkränzen die heilige Mutter Erde, da zog Walther mit seinen alten Eltern und den geliebten Schwestern, Bertha und Gianettina, zum Erstenmale hinaus vor die Thore der väterlichen Stadt, in den heitren Lüften sich zu ergehen.

Die Sehnsucht, die durch sein ganzes Leben ihn begleitet, jenes ahnende Gefühl einer geheimen Macht, das mit ewiger Unruhe seine Brust erfüllte, das über die Alpen ihn zog und ja auch dort ihn

„Augenblicklich werden Sie mir Satisfaktion geben, mein Herr, augenblicklich, sage ich!"

„Die sollen Sie haben!" rief Warren.

„Ich erwarte Sie nach einer halben Stunde in dem Baumschlag zunächst Ihrer früheren Wohnung." Mit diesen Worten ging der Doktor hinaus und zwar unmittelbar von da zu einem seiner Freunde, den er zum Secundanten wählte.

Warren brachte Torini mit auf den Wahlplatz, als Zeuge war der Wundarzt zugegen. Die Duellanten stellten sich fünf Schritte von der Barriere. Warren, der zuerst schoß, fehlte; darauf trat Schwarz seine fünf Schritte vor, zielte im Gehen und streckte den Gegner todt nieder.

Nach beendigter Affaire trat der Doktor zu Torini und bot ihm Versöhnung an; beide umarmten sich und gelobten einander Freundschaft.

Alfred's Leiche wurde zunächst in das nahstehende Haus versteckt, mit dessen Inhaber Schwarz genau bekannt war. Später ließ sie der Doktor verscharren.

21.

Amelia überlebte den Geliebten nur um wenige Monate. Wie sie während derselben lebte, war ihr wohl selbst ein Räthsel: sie athmete noch, aber sie sah, sie hörte nicht mehr was

Sie war zu jener Zeit schwanger: die Geburt führte ihre Auflösung herbei.

Unter Luciens nachgelassenen Effekten fand sich eine letzte Willensverfügung. Ihr Vermögen hatte sie Jenny vermacht; diese war aber seit der Todesstunde ihrer Herrin spurlos verschwunden. Das Testament sprach noch den Wunsch aus, daß man Alfred dereinst neben ihr bestatten sollte; da sein Tod aber geheim gehalten werden mußte, nahmen Schwarz und Lorini Anstand, die Bitte der Verstorbenen zu erfüllen. Jener aber fühlte sich, wunderbar genug, getrieben, Luciens Andenken auf eine andere Art zu ehren. Er ließ die Leiche in ihre Vaterstadt schaffen, wo sie unter einem schönen Denkmal aus karrarischem Marmor zur Ruhe gelegt wurde. Dort stehen von den Zweigen einer Trauerweide halb überschattet der Genius mit der umgestürzten Fackel und ein weinender Amor. Der Arm des erstern ist dem Liebesgott über die Schulter gelegt: es scheint — wie tröstend — diesen der Allversöhnende anzulächeln. Auf der Vorderseite des Piedestal's sind Geburts- und Todestag eingegraben, über diesen der Name:

Lucie Warren.

Venetia.

Zur Erklärung ihres Bildnisses:

von

Anton, Ritter von Perger.

—— Ich zeichnete zu Rom im Garten von San Giovanni und Paulo, da wo die bekannte hohe Palme (Phönix dactylifera) mit ihren im Sturme so eigen rauschenden Blättern bis zu den Giebeln des genannten Klosters aufsteigt.

Der Tag war grell licht, aller Wind todt und die Luft so drückend heiß, daß mir, da ich im Schatten einer Gruppe von Lorbeerbäumen saß und keine andere als die beim Zeichnen nöthige Bewegung machte, dennoch der Schweiß in großen Tropfen herabrann.

Endlich kam der ersehnte Abend. Das Sonnenlicht ward milder, die weißgetünchten Gartenmauern sahen nicht mehr so grell herüber, das Roth der antiken Ziegelsteine wurde milder, die Schatten länger und länger, und mit jener Nähe

Ich hatte mich müde gearbeitet. Mit einem Seufzer, wie ihn jeder ausstößt, der Stundenlang in derselben Stellung blieb, stand ich von meinem Feldstuhle auf und nestelte die Bänder meines Zeichenbuches in einander.

Noch damit beschäftigt, gewahrte ich, daß sich ein langer, schmaler Schlagschatten zu der Lorbeergruppe heranschiebe. Ich erhob mein Auge und gewahrte zehn Schritte vor mir einen der Mönche des Klosters, dem dieser Garten angehörte.

Er war ein noch junger Mann und hatte einen ganz sonderbaren Ausdruck. Seine großen schwarzen Augen glichen der Gluth, die unter den Kohlen glimmt, seine stark gebogene Nase und der etwas üppige Mund, sprachen von einem Etwas, das sich wohl nicht ganz mit dem düstern Kleide vertrug, das den sehnigen Körper umhüllte.

In seiner Rechten hielt er ein Bündel des schönsten Blumenkohls, und auf seiner linken Schulter ruhte ein Spaten, an dem noch frische feuchte Erde hing. Es war der Bruder Gärtner der, wie ich, sein Tagwerk mit dem Untergang der Sonne beschloß.

Ich bot ihm guten Abend. Er aber neigte nur sein Haupt und deutete verlangend auf mein Zeichenbuch, indem er die Lippen wie zur Rede bewegte, ohne jedoch einen Ton von sich zu geben.

Da fiel mir ein, daß dieser Art Mönche meist Schweigen

der Natur, ſchien ſich ſehr dafür zu intereſſiren und den Wunſch zu haben, ſich beifällig darüber auszudrücken, denn er hatte den Spaten in den Boden geſtoßen und geſtikulirte fortwährend mit ſeiner Linken, während ſeine Lippen raſtlos thätig waren. Er ſprach offenbar ſehr eifrig in Gedanken, denn ſein Auge blitzte, aber ſeine Kehle durfte ſeinem Denken keine Worte leihen.

Auf mich machte das einen eigenen düſteren Eindruck. Da ſtand die kräftige Geſtalt von höchſtens ſechs und zwanzig Jahren, mit dem lebhaften Gehirn und dem wahrſcheinlich noch lebhafteren Herzen und mußte wie ein Stummer durch Zeichen zu erkennen geben, was er fühlte und dachte, und vielleicht ſollte er ſelbſt das nicht, vielleicht hatte er es nur gegen mich, den Fremden, zu thun gewagt, weil eben keiner der ältern Mönche in der Nähe war.

Er geſtikulirte weiter und zeigte nach der hohen Palme, dem Stolze ſeines Gartens, gleichſam fragend, ob ich dieſen ſchönen Baum ebenfalls gezeichnet hätte; was ich aber verneinen mußte. Nun erſuchte er mich durch ſehr verſtändliche Geberden ihm meine ganze, ziemlich reichhaltige Mappe zu zeigen. Ich reichte ſie ihm dar. Da legte er ſeinen Blumenkohl ſanft ins Gras, ſetzte ſich, nach italieniſcher Weiſe, ohne Umſtände auf meinen Zeltſtuhl, legte das Zeichenbuch auf ſeinen Schoos und begann zu blättern.

auf, das durch Räubereien so berüchtigte Felsennest. Da sah er denn mit gespanntem Auge darauf hin und schien jeden Berg, ja jeden einzelnen Felsblock genau zu kennen.

Der junge Mönch ward mir mit jeder Minute interessanter.

Er blätterte immer eifriger. Da waren auch mannigfaltige Studien von Kostüme und männlichen und weiblichen Köpfen zwischen den Landschaften eingeschaltet und er nickte beifällig, wenn er irgend einen charakteristischen Zug bemerkte. Plötzlich aber fuhr er, wie von einem Stiche getroffen zurück und ward todtenbleich und glühendroth fast in demselben Augenblicke.

Er hatte das Blatt aufgeschlagen, auf welchem das Bildniß eines Mädchens von achtzehn Jahren gezeichnet war. Unter der Studie stand mit Bleistift geschrieben: Nenella — Terracina li 12. Maggio 18**. —

Der Mensch im Mönchsgewande war wie umgewandelt. Ein unzuverhehlendes Zittern hatte seinen ganzen Körper ergriffen, die Mappe zitterte auf seinen Knien und er hielt gesenkten Hauptes inne mit seinen Geberden. Gleich darauf erhielten seine Gestikulationen aber wieder den höchsten Grad von Lebendigkeit. Selbst jeder seiner Finger war stets bewegt, seine Stirne war bald voll Falten und bald wieder bis zum Gespanntsein geglättet, und seine Lippen schienen ein Meer

len, wenn man das umgekehrte Bild gebrauchen und ſich einen Tauben denken wollte, der jemand anderen unendlich lebhaft ſprechen — ſieht. Ich gab mir alle Mühe das zu verſtehen was er mir durch ſeine heftigen Geberden klar machen wollte, allein er war zu haſtig, zu aufgeregt, er überſprudelte ſich ſelbſt.

Da ertönte plötzlich das Ave-Glöckchen des Kloſters — und bei dem erſten Klange deſſelben donnerte eben ſo unverhofft der Mönch mit der ſonorſten Baßſtimme auf mich ein:

„— iſt geſchehen und ſo kam ich hierher! —"

Ich war, nachdem ich mich ſchon ſeit zehn Minuten an das Reden-ſehen gewöhnt hatte, betroffen über dieſes höchſt unerwartete Losbrechen einer ſo lauten Stimme und mitten im Satze, aber ich erinnerte mich jetzt dunkel, daß man mir einſtens von Mönchen erzählte, die vor Sonnenuntergang nicht reden dürfen und ſelbſt dann das Schweigen nicht brechen ſollen, bevor das Ave-Maria-Glöckchen ertönte. Das war hier auch der Fall und der erſte Glockenſchlag löſte das vermuthlich nicht ganz leicht ertragene Band der Zunge.

— Für mich hatte die Scene etwas Frappantes.

— Der junge Mönch bat mich um eine Kopie jener Skizze.

Ich ſagte ſie ihm gerne zu, bat ihn aber mir das, was er früher durch Geberden ausdrücken wollte, in Worten zu geben.

Und er that es mit der vollſten Dienſtbereitſchaft und Un-

Mir war ein Buch ſo lieb wie der Wachtel der Käfig, wie dem Gefangenen der Kerker. Aber auf den Felsklippen war ich heimiſch. Es gab manche Meile in der Runde kein Felsloch, das ich nicht kannte, keinen hohlen Baum, in dem ich nicht ſchon einmal geſchlafen hatte, und die Dünſte der pontiniſchen Sümpfe und die Aria cattiva waren mir ſo gleichgültig wie Waſſer.

Wild war ich wie der wildeſte Falke. Ich hatte von meinem Vater ein altes Piſtol mit weiter Mündung entlehnt und fühlte mich bei meinen Herumſtreifereien weit beſſer damit bewaffnet als Spatolino und Trenta-tre es mit ihren langen Karabinern waren.

Einmal, nach der Weinleſezeit, wo unſeren Leuten ſo leicht die Köpfe vom jungen Weine wirr werden, ſtieg ich wieder auf den Felſen umher, indem ich mir träumte und wünſchte, daß Räuber kommen möchten, die ich entweder beſiegen, oder die mich zwingen würden zu ihrer Bande zu treten; als ſich ein Anblick vor mir aufthat, der mein ohnedieß leicht aufgeregtes Blut bis auf den Siedepunkt brachte.

Dicht unter mir war eine große Felsplatte. An dem äußerſten abhängenden Ende derſelben hatte ſich eine verkrüppelte Pinie mit ihren Wurzeln zwiſchen die Spalten des Geſteins gedrängt. Dort lag ein weibliches Weſen, in Ohnmacht wie es ſchien. Unter dem groben Tuche, welches über die Ge-

in die gröbſte Leinwand gekleidet, Bruſt und Arme waren nackt und tief gebräunt. Er trug einen ſchäbigen halb aufgeſtülpten Hut auf dem Kopfe und ſein Angeſicht war ſo dicht mit einem ſtruppigen Barte bewachſen, daß nur eine Geiernaſe und die ſchmalen, teufliſch funkelnden Augen hervor ſahen.

Dem Zweiten, welcher mit dem Rücken gegen mich gekehrt war, hing eine blaue Sammetjacke über die linke Schulter, ſeine kurzen Hoſen waren mittelſt einer rothen Binde gegürtet und ſein rechter Hemdärmel war über den Ellbogen hinaufgeſtülpt. Er ſah im Ganzen weit ſtattlicher und kräftiger aus als der Vorige.

Beide Männer hatten ihre rechten Hände in den Gewändern verborgen.

Sie ſahen ſich gegenſeitig an wie zwei Tiger, die mit einander geraubt hatten und die nun einen Kampf um ihre Beute eingehen wollen.

Ihr wißt, Herr, daß ſich der Italiener in ſeinen Leidenſchaften gern durch Worte Luft zu machen ſtrebt. Iſt ſein Grimm aber aufs Höchſte geſtiegen, ſo verſagt ihm die Rede. Er beißt die Lippen, knirſcht mit den Zähnen, der Schaum tritt ihm vor den Mund, er wird todtenbleich und dunkelgelb, ſeine Rechte ballt ſich krampfhaft und ſucht in den Falten der Gewänder nach dem heimlichen furchtbaren Meſſer. — Im nächſten Augenblicke entſchwindet ihm dann der letzte Reſt von

Fuß vorwärts gestemmt. Wie auf ein Zeichen wurde plötzlich die rechte Hand eines jeden sichtbar — es klirrten die Messer im Sonnenglanze.

— Mir schlug das Herz fast zum Halse heraus. Von Augenblick zu Augenblick erhöhte sich die Spannung, die sich rasch bis zum Unerträglichen steigerte.

Aber in demselben Augenblicke als sie sich vorwärts beugten um zum Sprunge auszuholen, scholl der Ruf von den höheren Klippen herab: Dort! Seht sie! Dort sind sie! Dort! — Und im nemlichen Moment hatte ich, meiner selbst unbewußt das Pistol abgefeuert, mich auf den mir zunächst Stehenden mit meiner ganzen Kraft geworfen, und ihn, der streitblind war und sich keines Angriffes von Rückwärts versah, schnell an die Erde gebracht.

Mein Sieg war jedoch nur von kurzer Dauer. Nur zubald hatte sich mein weit stärkerer Gegner durch eine convulsivische Bewegung emporgeschnellt, lag mir ob und sein Messer funkelte dicht vor meinen Augen. —

Herr, alle Martern der Hölle können nicht so fürchterlich sein als es dieser Augenblick war! — Während ich mich wie ein Aal auf dem Boden wand und nichts zu meiner Vertheidigung hatte als das Pistol, mit dem ich meinen Gegner auf die Stirne zu schlagen strebte, während ich den gewissen Tod vor mir sah, mußte ich auch zugleich gewahren wie der Zweite der

nicht verließ, hatte auch diesen Winter, mehr noch fast, wie sonst, ihm zur Seite gestanden. Oft wenn mit allem Gefühl eines Kindesherzens er sich an die mütterliche Brust warf, wenn mit glühender, mehr als Bruder-Liebe, er die Schwestern an sich drückte, und auch in ihren holden, seelenvollen Augen die Flamme der Empfindung glänzte; dann war es ihm, als griff eine kalte Todtenhand in sein warmes Herz, und alle heitren, augenblicklich vor ihm aufgegangenen Gebilde schwanden, wie in nächtlichen Flor gehüllt, dahin. Fort! tönte es in ihm, hinaus ins treibende Leben, ins wilde Gewühl der Menschen, da, da wirst du Ruhe finden; aber dann sah' er wieder, wie die Mutter weinte, wie Berthas und Gianettinas Augen sich netzten, wie der alte Vater ihn an sich drückte: und er blieb. Dann nahm er seine Harfe und im einsamen Gemach, bei dem Klange der Saiten, hauchte er in wehmuthsvollen Liedern sein Gefühl und seine Schmerzen aus.

Fröhlich und munter, denn auch Walther war heiterer wie sonst, zog die kleine Gesellschaft den lachenden Stromesufern nach, und freute sich der schönen, erwachenden Natur. Und als sie nun mit munterer Rede und süßem Wechselgesang die Stunden verbracht hatten und nach Westen zu sich die Sonne neigte, da nahmen den nähern Weg über die

mir es niemand erzählen, ſo arg tobte das Gewühl als die Verwandten und Freunde des Mädchens herangeeilt waren. Nur das iſt gewiß daß ich mich endlich ganz entkräftet und gebadet im Schweiße, dicht neben den in Linnen gekleideten, der eine ſtarke Kopfwunde hatte, wieder fand, daß man mich jubelnd umringte und mich als den Retter, den Beſchützer des Mädchens, als den edelſten Burſchen im Lande pries.

Als ich wieder auf den Beinen ſtand reichte mir einer der Herbeigeeilten eine Flaſche Wein. Ich leerte ſie auf einen einzigen Zug. Wäre es flüſſiges Feuer geweſen, ich hätte es auch getrunken, ſo erſchöpft, ſo dürr fühlte ich mein Eingeweide.

Und nun zeigte man mir die Perle, deren Ehre, deren Leben, wie man ſagte, durch meinen Muth, durch meine Kraft gerettet war. Noch war ſie nicht ganz wach, aber ſie regte ſich, ihr Athmen wurde ſichtbar; bald entwickelte ſich ein mildes Roth auf ihren Wangen, und als ſie ihre Wimpern hob und das dunkelbraune Auge mit dem feuchten wehmüthigen Glanze ſichtbar wurde — Herr, — mochte in den früheren Augenblicken die ganze Gewalt meiner Leidenſchaften nach *außen* geſtrebt haben; jetzt war es mit einem Schlag als wolle ſich alles in der *innerſten* Tiefe meines Herzens vereinigen. Erſchüttert kniete ich vor ihr nieder, faßte die losgebundenen

Von da an hatten meine Träumereien eine ganz andere Richtung.

Es war als ob ſich meine Wildheit durch jenen furchtbaren Kampf ausgetobt hätte. Ich war — jeder Menſch iſt raſchen Uebergängen unterworfen und wir Südländer ſind es am meiſten — ich war durch den Anblick der Lieblichen und durch das Lob das man mir ertheilte, weich, ja ſogar fromm geworden. Ich beſuchte faſt täglich die Felsplatte aber — Nenella konnte ich nicht ſehen. Sie ward nach jenem Unfalle monatlange unwohl und durfte das Zimmer nicht verlaſſen.

Die Perle von Terracina zu beſuchen, wäre gegen die Sitten unſres Landes geweſen, aber ſchwärmen konnte ich ungehindert und ich that deſſen auch wahrlich nicht zu wenig. Ich baute Luftpaläſte. Ich wollte mich zu hohen Ehren bringen und ein mächtiger Advokat werden, denn Leute dieſes Standes ſtehen ſich von allen weltlichen Ständen am beſten bei uns, die wir an einem Proceß eben ſo großes Vergnügen haben als am Lotto. Nach langen Kämpfen und langem Leiden meinerſeits, gaben Vater und Mutter endlich nach und ich ward, mit meinem Engelsbild im Herzen, nach Rom geſandt.

Dort blieb ich zwei Jahre. Ich wagte mich nicht in die Heimath zurück, bevor ich mir nicht einige Auszeichnung erworben hätte. Aber ich zog fortwährend Erkundigungen ein und fühlte mich ſelig als ich regelmäßig vernahm daß Nenella

die großen Kirchenfeste Roms mit ansehen, die ich über meine Studien schon zweimal versäumt hatte. Am Charfreitage befand ich mich in der sixtinischen Kapelle. Ich war hingerissen von den ernsten Chören des Miserere. Ich wollte beten, inbrünstig beten für sie, deren Anblick mich mir selbst gab, für sie, die das Herz meines Herzens, die die Seele meiner Seele war.

Ich verließ den helleren Platz, an welchem ich bisher saß, und begab mich an eine dunklere Stelle. Da gewahrte ich im Vorübergehen vor der Tribune für die Frauen, mitten unter den vornehmsten Damen sie, sie, meine Nenella! — Ich war überglücklich einen der Balken betasten — küssen zu können, auf welchen sie kniete.

Als die Ceremonie vorüber war, drängte ich mich ihr nach, und hätte man mich zertreten, hätte mir einer der groben Schweitzer seine Hellebarde in den Leib gerannt, ich wäre nicht gewichen. So kam ich bis an die Kolonnade auf dem St. Petersplatze.

Da ersah sie mich. Sie grüßte, erröthete und senkte die himmlischen Augen. Mir rann es wie ein Lavastrom durch die Brust. Ihr Blick war so rein, so mild, so ehrfurchtgebietend. Alles, Alles war in ihrem Auge!

Sie stieg von zwei edlen Frauen geleitet in einen Wagen.

Stadttheile zum andern und immer wieder nach St. Peter zurück. Es war vergebens. Ein einziges Mal glaubte ich sie auf dem Corso vorüber fahren zu sehen. — Ich wußte nicht mehr ob ich noch Gehirn habe oder nicht. Mein ganzes Wesen ward Gluth, Leidenschaft, schwindelnde Hast.

Qualvollere Ostertage durchlebte Niemand. Von Stunde zu Stunde wuchs meine Ungeduld, sie steigerte sich zur Angst und endlich war es mir, als ob ich wüßte, wie man verzweifelt.

Mittwoch nach Ostern ging ich, schon halb gelähmt, halb zerrissen im Gemüthe auf den Monte Cavallo. Dort schaut' ich auf die beiden kolossalen Pferdebändiger und ärgerte mich darüber, daß diese steinernen Riesen so gleichgültig dastehen konnten. Ich hätte sie gern in die Luft gesprengt.

Da rollten zehn, funfzehn Wagen heran. Sie sind meist mit Frauen gefüllt. — Sie halten an der Thüre des Nonnenklosters, welches dem päbstlichen Palaste gegenüber liegt. Mich durchfährt es wie mit hundert Dolchen. Ich dränge mich gleich einem Gehetzten durch die Frauen, die den schmalen Thorweg füllen, eile in die Kirche und stelle mich so nahe als möglich zu dem Hochaltar. — Herr, Herr! Da sah ich sie wieder, sah meine Renella wieder — in weißem Kleide — mit geschornem Haar. — Herr, sie hatte sich Gott geweiht, verstehet Ihr? um für ihre Rettung zu danken — ich war ihr

Kopie nicht! und rannte haſtig nach dem prieſterlichen Gebäude.

Ich ſchlug ergriffen und befangen mein Zeichenbuch zu. Ich hatte vor beiläufig vier Jahren Nenella gezeichnet, ohne daß ſie es wußte. Sie war ihrem Bruder entgegen gegangen, der in einer Vigna arbeitete und ſtand wartend hinter einer Hecke von Schlingpflanzen. Ihren Namen erfuhr ich von meinem Wirthe, dem ich die Zeichnung vorwies.

Ich beſuchte den Kloſtergarten von San Paolo noch oft. Fra Aleſſandro ſah ich aber nie wieder. Vermuthlich wich er mir aus, wenn er mich eintreten ſah.

Dissolving views

oder

Lichtbilder einer Sommerreiſe.

Aus Reiſebriefen von E. Sileſius,

an

Th. Hell.

Die Eintheilung der Reiſenden in einſame, geſellige und patriarchaliſche ſcheint mir praktiſcher als jene bekannte in Yorik's sentimental journey.

Das einſame und das geſellige Reiſen hatte ich verſucht und ſeinen Genuß, bei allen ſeinen Glanzpartien, dennoch ſehr unvollkommen gefunden — denn die Einſamkeit drückt immer und die Geſelligkeit, wenn ſie nicht von einem lieben Familienkreiſe gebildet wird, oft noch mehr. Taugt doch der Geſellſchafter nicht immer zum Freunde, der Freund nicht immer zum zweiten Ich, und ein ſolches iſt der Reiſebegleiter.

„Alſo ein patriarchaliſcher Reiſender willſt Du werden?“ flüſterte mein Verſtand ganz bedenklich meinem warmen Herzen

Mont blanc von Deiner projektirten Bahn weit abseits lägen. Daß von einem Diener oder gar einem Kammermädchen dabei nicht die Rede sein könne, versteht sich bei Dir von selbst. Und eine solche Last und Verantwortlichkeit willst Du einzelner, hülfloser Mann Dir aufbürden? Bedenke nur selbst: Du allein mit drei des Reisens ungewohnten Frauen und wenigstens drei Mantelsäcken!"

„Nichts da!" — erwiederte Gemüth und Phantasie dem allzubedenklichen Verstande. — „Gottes herrliche Schöpfung und vor Allem ihr Herrlichstes, die großartige Alpenwelt, seinen nächsten und liebsten Menschen, die da Herz und Sinn dafür haben, vor die Augen stellen und an's Herz legen — kann's höhern und edlern Genuß geben? — und ist solcher Hochgenuß — rein sympathetischer Genuß im Entzücken Anderer — und der liebsten Andern — ist er nicht ein Bischen Plage und Sorge werth?" Das Reiseprojekt ward gestellt — vorläufig auf 6 bis 8 Wochen, doch mit geheim bewilligter Fristerstreckung, und es ward mit Freuden angenommen. Die Vorbereitungen füllten ein paar schöne Wochen aus. Der kleine trousseau meiner Begleiterinnen, zur Vermählung mit der goldnen Freiheit und Alpennatur, war endlich beisammen. An einem schönen Sommermorgen des Jahres 1845, saßen wir vier Reisende im Wagen — am nächsten Tage in einem nach Wien

Tages auf ein Dampfboot den beliebten Ausdruck: „Bretter, die die Welt bedeuten" beziehen.

Ja, eine zwar kleine aber mannigfaltige und in sich abgeschlossene Welt ist da beisammen, gewissermaßen ein vollständiger Planet, der jedoch, von einer geheimnißvollen Kraft getrieben, nicht durch ungemessene Zeit in der Runde umherfliegt, sondern — wofern es von Wien nach Linz geht, leider nur gar zu kurz geradezu von Osten nach Westen. Auf unserm schönen Planeten ging's bunt und behaglich zu. Freundliche Berührung ward gar bald angeknüpft mit manchem Mitreisenden, — die erfreulichste mit einem interessanten jungen Schweden, welchen die heitere Flußlandschaft zu musikalischen Compositionen begeisterte, die er emsig in sein Taschenbuch eintrug, während er sich zugleich als begabten Zeichner und als tiefpoetische Seele erwies. Auch manche drollige Enttäuschung gab Reiz und Abwechslung. So ward die scharfausgezackte Physiognomie eines schweigsamen alten Herrn als offenbares Prototyp eines vornehmen Britten in's Skizzenbuch hingeworfen; zufällig that Mylord den langgeschlitzten Mund auf, und horch! der breiteste Wiener Jargon polterte aus den dünnen alten Lippen. Kirchen und Schlösser auf Bergen, Städte, Märkte und Dörfer, meist auf flachem Gestade, flogen nach einander traumähnlich an uns vorüber, und der lange Tag däuchte uns

Punkt zwiſchen Wien und Linz und hinſichtlich ſeiner Lage und herrlichen Gegend vielleicht der impoſanteſte in ganz Oeſterreich unter der Enns. Zwar zog auch gleich nach unſerer Abfahrt von Nußdorf das ebenfalls paradieſiſch ſchön an der Donau gelegene Chorherrnſtift Kloſterneuburg unſere Aufmerkſamkeit an ſich; aber minder herrlich iſt dennoch ſein Anblick, als jener auf das Stift Melk. Auf einem in den Strom vorſpringenden Hügel gelegen, gewährt es die entzückendſte Ausſicht gegen das obere Donauland, beſonders das jenſeitige Waldviertel mit ſeinen dichtbelaubten runden mächtigen Bergkoppen, den geſegneten Kornfluren zu ihren Füßen und den vielen wohlhabenden Ortſchaften am Stromufer. Raſch eilten wir am nächſten Morgen aus dem zu Füßen des Stiftshügels geſchmiegten Markte zu dem weitläufigen Prachtbau hinan in grauer Vorzeit eine Grenzfeſte gegen die Ungarn. — Es war ein freundlicher Sonntagsmorgen, der günſtigſte Zeitpunkt zum Beſuche der von Andächtigen erfüllten herrlichen Marmorkirche, die offenbar nach dem Muſter des berühmten Gotteshauſes Degli Scalzi in Venedig erbaut iſt.

Die Beſichtigung der mit ſchönen, vorzugsweiſe altdeutſchen Gemälden geſchmückten ſogenannten Prälatur, der Prachttreppe und der weitläufigen glänzenden Fremdenwohnungen, wo mitunter mancher gefeierte Herrſcher verweilte, der Biblio-

ſehr leutſelige, liebenswürdige und unterrichtete Männer kennen.

Unter den vielen Glanzſeiten des ſchönen Oeſterreichs bieten ſeine vielen und reichen geiſtlichen Stiftungen wohl eine der glänzendſten dar. Niemand rühme ſich, das herrliche Oeſterreich in ſeiner Eigenthümlichkeit aufgefaßt zu haben, wer Kloſterneuburg, Melk, Göttweih, St. Florian, Kremsmünſter, Herzogenburg, Lilienfeld und Heiligenkreuz auf ſeiner Bahn ſeitwärts liegen ließ, ja nicht Tage lang dort verweilte. Er hat die ſchönſten Punkte Oeſterreichs, er hat die Urſprünge öſterreichiſcher Landesgeſchichte, er hat — welche Vorliebe für ernſtes Wiſſen und Streben auch in ihm vorwalte — die intereſſanteſten darauf bezüglichen Stapelplätze in's Auge zu faſſen verabſäumt. — An Bücherſchätzen und Sammlungen ſind ſie alle reich; jedes hegt ſeine ſchätzbaren Fachgelehrten und für beſondere Zweige hat manches dieſer Stifte ſeit längeren Zeiten her überaus Verdienſtliches geleiſtet, am Meiſten St. Florian für Oekonomie und Geſchichte, Kremsmünſter für Natur- und mathematiſche Wiſſenſchaften, beſonders Aſtronomie. Spät Nachmittags ſaßen wir im traulichen Kreiſe beiſammen, und zwei kunſtſinnige geiſtliche Herrn erbauten uns ſo eben durch Klavierſpiel und Geſang, als das Zeichen des von Wien her ankommenden Dampfbootes ertönte und uns hinwegrief, wie

Hauptstraße sie, zur Heimath zu gelangen. Und in ein stilles, geheimnißvolles Thal kamen sie von hohen Bergen umgeben, von Erlenbüschen freundlich umkränzt. Und auf einer duftenden Wiese, die in des Lenzes ersten, frischen Farben grünte, stand, wie ein schön gewundener Kranz, ein dichter Haufen Blumen, die, getaucht in des Himmels zartes Blau, so freundlich lockend herüber sahen, als sprächen sie: so pflücke mich doch, Wanderer! — Und alle blieben verwundert und erfreut stehen und sahen die zarten Frühlingskinder, wie auf der schönen Flur, im sanften Strahle der Abendröthe, sie die kleinen blauen Häupter wiegten. In Walthers Brust aber zog ein gar seltsames Gefühl. Er erblickte die Wiese vor sich, auf der als Kind er so gern spielte, es war die Gegend', deren Abbild er in den Apenninischen Gebirgen wieder sah, deren Boden so hohl vor ihm erbebte — es waren die Blumen, die er dort gesehen hatte, und wie auf Geisterfittigen schien Herminens Gesang an ihm vorüberzuhallen, aber so leise, daß kaum er sich dessen bewußt war. Und je mehr er die Blumen betrachtete, jemehr zog es ihn hin mit solcher Gewalt, als sollten sie all sein Sehnen enden.

Da sprach Winfried auf einmal: O, die schönen Blumen! und fort, wie von Geisterhand gezo-

undeutlicher und romantiſcher ſchauten die abwechſelnden Ufer auf das ſchnell vorbeirauſchende Schiff. In fröhlichen Gruppen hatte ſich die Geſellſchaft auf dem Verdecke zu kleinen Abendmahlen und traulichen Geſprächen verſammelt und vereinzelt; auch wir beſprachen in trauter Erinnerung, die uns den wehmüthigen Abendſchauer um uns her gemüthlich erwärmte, alles Liebe und Gute, das wir am wechſelvollen Tage mit den geſchiedenen, lieben Freunden verlebt. Aber kälter und dunkler wurde es um uns her; der vorſichtige Capitän, die Nachtnebel ſcheuend, legte an und faſt Alles ſchlich nach den ſchwülen Kajüten. Uns aber deuchte die Nachtfriſche nach dem dunſtigen Tage weit behaglicher; in unſere Mäntel gehüllt, blieben wir auf dem Verdecke ſitzen und nickten zeitweiſe ein. Was doch die Frauen auf derlei Luſtreiſen Alles lernen, und wie leicht ſie, wenn's gilt, ihre bequemen Betten entbehren! Noch mitten in der Nacht weckte uns das Getöſe der wieder lebendigen Dampfmaſchine, die unſer Schifflein, bei beflügelnden Stößen, raſtlos weiter förderte. Es war heller Mondſchein und die Nebel hatten ſich verzogen. Ungehindert, wie am Tage, ging's daher weiter.

Welch herrliches Panorama zog nun, bei magiſcher Beleuchtung ſtets wechſelnd an uns vorüber! Das waren, in

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER.K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18556/027

del, ein Naturbild, wie die hoch — und wahrlich über ihr Verdienst — gepriesenen Rheingegenden nichts Aehnliches an origineller Erhabenheit entgegenzustellen haben — lagen hinter uns. Bei Steyereck krümmte sich der mächtige Strom nach der Ziegelau, und die schön geformten Waldwiesen des Mühlviertels — über alle der Kirchschlagerberg mit seinem Schauerwalde — schauten von fernher in das fruchtreiche Hausruckviertel herüber, und Linz die idyllische Hauptstadt, wohl die idyllischeste auf Erden — lächelte uns freundlichen Empfang zu. Als Station vor der Weiterfahrt auf der Gmundner Eisenbahn ist der am Nächsten und Bequemsten daran gelegene Gasthof zum „Erzherzog Karl" besonders zu empfehlen. Man genießt — gleich uns nur zu einer kurzen Mittagsrast verweilend — von dem Balkon seines geräumigen und geschmackvollen Speisesaals die herrlichste Aussicht auf Stadt, Berge und Strom, und schlendert dann gemächlich, nachdem man etwa gleich nach der Ankunft sein Gepäcke versorgt, immer den Schienen entlang, die den rechten Weg nicht verfehlen lassen, zum Bahnhofe, wo man nach Belieben einen allgemeinen oder einen Separatwaggon besteigt. Letzterer gewährt, nebst behaglicherer Existenz, besonders bei glühendem Sonnenbrande, den Vortheil, bei dem berühmten Traunfalle verweilen und mit einem spätern Train nach Gmunden abgehen zu können. Ehe wir dort eintreffen, haben wir schon Wels und Lambach auf einem Wege von etwa 8 Meilen passirt und sind aus der Fruchtebene in weitgebreitete romantische Nadelwälder übergetreten, oder vielmehr gefahren. Die Tageshitze und die gewissenlose, das Einschreiten der Staatsver-

waltung in der That in Anſpruch nehmende Pferdeſchinderei des Bahnbetriebs, welcher leider nicht mit Locomotiven erfolgt, hatten uns recht gequält; — nun liegt dieß Alles, gottlob! hinter uns, wenn wir bei erquicklicher Abendkühle vom Waggon herunterſpringen und den durch einen Wegweiſer bezeichneten Waldpfad zum Waſſerfalle einſchlagen.

Ein halbes Stündchen durch dichte ſtundenweit hingedehnte Waldung fortſchreitend — eine der genußreichſten Wanderungen bei drückender Sommerſchwüle — ſtehen wir vor dieſem großartigen Naturwunder, dem „Rheinfall en miniature,“ denn auf ein höheres Prädicat kann er doch nicht Anſpruch machen.

Doch nicht lange, ſo löſet ſich dieſes Lichtbild in ein neues des vom herrlichſten Abendgoldrothe verklärten Gmundnerſee's auf, in deſſen nahem Wogengrün und fernerem Wogenblau ſich der erhabene Traunſtein abſpiegelt mit ſeinen hehren Nachbarn ringsum, unter ihnen der Spitzelſtein und Sonnenſtein. Wer im Seewirthshauſe Unterkunft findet, vielleicht gar die obere Stube mit der ſchönen Ausſicht, mag den ganzen Abend und die halbe Nacht am Fenſter verſchwärmen; wir wählten den ebenfalls trefflichen „goldenen Brunnen“ in einer Nebengaſſe.

Am nächſten Morgen fuhren wir in zahlreicher gewählter Geſellſchaft auf dem Dampfboote über den freundlichſten aller Seen — mit dieſem einzigen Worte will ich ihn charakteriſiren und Allen, die da mehrere Worte verlangen ſollten, zurufen: „Kommt nur und ſeht ihn ſelbſt an!“

In Iſchl erhielten wir im trefflichen Poſtgaſthofe zwei

allerliebſte Gemächer, darunter ein herrliches Eckzimmer mit vier Fenſtern und prachtvoller Ausſicht.

Ueber ein halb Dutzendmal war ich in Iſchl und weiß doch ſo wenig von ſeinen Einzelnheiten zu ſagen — gewiß weit weniger, als Mancher, der ſich überhaupt erſt einen Tag dort aufgehalten. Die elegante Welt daſelbſt hat mich aber immer angewidert und fortgetrieben; auch habe ich Iſchl immer nur als kurzen Ruhepunkt vorm Weiterwandern zu noch erhabneren Naturherrlichkeiten betrachtet — woran ich ganz unrecht that, denn Iſchl iſt in Bezug auf Naturſchönheit Selbſtzweck und lohnt allein ſchon die Hinreiſe. Erſt bei meiner vorletzten Durchreiſe, nahm ich, da ich einen Freund daſelbſt beſuchte, Anlaß, einen vollen Tag dort zu verweilen und war erſtaunt und erfreut über die Herrlichkeit ſeiner Lage im Mittelpunkte mehrerer großartig reizender Alpenthäler — eine Lage, die, an zauberhafter Naturpracht nur von jener Salzburgs übertroffen, ihr in dieſer Hinſicht vor allen mir bekannten Bad- und Molkenanſtalten den entſchiedenſten Vorzug gibt, ja ſogar vor Interlacken, welches allerdings in einer erhabneren, keineswegs aber in einer ſchöneren Gegend liegt, indem das Rauhe, das Ungeheure dort ſchon über die Gebühr vorwaltet.

Um die nähere Umgebung Iſchls in ihrem herrlichſten Ueberblicke zu genießen, muß man keineswegs eine der bedeutendern Höhen beſteigen; es genügt, wenn man mit uns an einem ſchönen Morgen ſich nach dem auf einem mäßigen Hügel gelegenen Schmalnaueriſchen Garten begiebt, wo man, von niedlichen Mädchen bedient, trefflich frühſtückt (zum Glück durchaus nicht nach Schweizer Manier) und ſodann über eine

unbedeutende weitere Berghöhe zu dem etwa ein halbes Stündchen entfernten Waſſerfalle hinüber wandelt — ein klaſſiſches Plätzchen im ernſten Waldesdunkel mit einer entzückenden Fernſicht auf den übergletſcherten Dachſtein.

Noch bei keiner Gelegenheit konnte ich mir den Genuß verſagen, an dem alten Laufen und dem idylliſchen Goiſern vorüber zum Hallſtädterſee und über ſeinen Wogenſpiegel hinüber nach dem alten Hallſtadt zu fahren. Bei dieſer etwa dreiſtündigen Fahrt (von Iſchl aus zu Wagen gerechnet) wächſt die Landſchaft zu immer überraſchenderer Großartigkeit hinan. Wie der Gmundnerſee der freundlichſte, ſo iſt der Hallſtädter wohl der ernſteſte unter allen Alpenſeen vom Traunſtein bis zum Montblanc — und ſo liegt in den beiden einer der überraſchendſten Gegenſätze nur wenige Wegſtunden auseinander.

Es gehört zu den genußreichſten Momenten im ganzen Leben, auf Stadlers oder Teubners (wo's noch behaglicher iſt) Wirthshausterraſſe ein Mittagsmahl oder Gouter einzunehmen und zugleich das Auge an der herrlichſten Seelandſchaft, den Gaumen an den ſchmackhafteſten Forellen zu erfreuen. In heiterer Erinnerung dachte ich einer früheren Wanderung nach den Wundern des Dachſteingletſchers, welcher von hier aus in fünf Stunden zu erreichen iſt; für heute füllte aber die weit minder beſchwerliche Wanderung zum Staubfalle im Eſcherthale — ein herrliches Naturwunder im großartigſten „Schmollwinkelchen" der Erde — unſern Nachmittag aus. Früher hatte ich das reizende Salzkammergut als erſten Vorhof zum Allerheiligſten der Alpennatur kühl gelobt; wie reuevoll bat ich nun dem Wunderländchen meine Verblendung und Ungerech-

tigkeit ab! Es ist, im Vereine mit dem benachbarten Salzburg, dieses Allerheiligste selbst, und von überall her kann man zu ihm wallfahren.

Am andern Morgen fuhren wir über St. Gilgen nach Salzburg. Die wechselnden Landschaftsbilder gehören zu den unvergleichlichsten auf unserm Erdenrunde. Es weht uns aus diesen weit hingedehnten, von den erfrischendsten Berglüften gekühlten Waldthälern wie mit dem Hauche eines frommsinnigen altdeutschen Mährchens oder vielmehr einer Legende an. So spricht hier schon die stumme Natur; noch deutlicher spricht aber dafür die herrschende Sage vom heiligen Wolfgang. Die nach ihm benannte Ortschaft liegt himmlisch schön am Abersee auf dem Fußgestelle des wolkennahen Schafberges. Der kunstreich geschnitzte Holzaltar in der alterthümlichen Wallfahrtskirche ist eines der größten Meisterwerke altdeutscher Kunst. Wunderschön sind die sinnigen Naturparkanlagen des Herrschaftsbesitzers v. Grohmann. Auf dem Riesengipfel des Schafberges, bei einer Aussicht auf eilf Seen und ein Hochgebirgspanorama ohne Gleichen, überzeugt man sich, daß unser Oesterreich dem schweizerischen Rigi einen Aussichtspunkt von gleichem Range entgegenzustellen hat. Fortwährend führt unsere Straße durch Nadelwälder, hinter welchen die riesigen Thalwächter ihre mannigfaltig und schön geformten Häupter erheben. Eine kleine Wendung, und uns zur Rechten glänzt der tiefblaue Aber- oder Wolfgangsee — des Schweizer-Brienzersees Zwillingsbruder an zauberischer Idyllik — von noch freundlicherem Anschein, aber tückisch im innersten Wesen und oft von rasenden Stürmen durchtobt. Er begleitet uns bis

St. Gilgen, Poststation an der Gränze des Traunviertels und Salzburger Ländchens. Langsam fuhren wir hierauf einen mächtigen Bergrücken hinan. Die Aussicht von seinem Scheitel ist unvergleichlich. Der Schafberg ist hinter uns riesenhoch herangewachsen. Herrliche Alpenweiden und tiefer unten Wälder umgürten seinen kahlsteilen Gipfel — von seiner wunderlichen abstürzenden Form im Volksmunde der „Teufelsabbiß" genannt. Zu seinen Füßen dehnt sich der herrliche See, langhingestreckt, in den dämmernden Hintergrund des romantischen Waldthals zurück. St. Gilgen, dicht unter uns, vollendet das herrlichste Landschaftsbild. Sieh aber! Bei der ersten Senkung der Straße wogt vor uns der dunkelgrüne kleine Fuschelsee; grüne, freundliche Waldberge um ihn her umrahmen das augenerquickendste Naturbild.

Fußwanderern rathen wir, von der hochgelegenen nächsten Station Hof aus den leicht erreichbaren Gaisberg zu besteigen, dessen Aussicht jene des höheren und beschwerlicheren Schafberges noch übertreffen soll, und von seinem Gipfel herab durch den romantischen Park Aigen in Salzburg einzuziehen. Reisende zu Wagen thun dagegen wohl, die Wegstrecke zwischen Hof und Salzburg an einem heitern Tage gegen Sonnenuntergang zurückzulegen; die Richtung gegen Westen läßt uns dann das unvergleichliche Landschaftsbild in der glühendsten Purpurpracht und wahrer Feenherrlichkeit schauen. Der letzte und steilste Abhang gegen Guigel liegt hinter uns, und am Kapuzinerberge vorüber sind wir in die alte erzbischöfliche Residenzstadt und Festung Salzburg eingefahren. Es ist so überaus viel über Salzburgs unvergleichliche Lage geschrieben

worden, — wozu ich selbst an anderen Orten mein bescheidenes Contingent beigetragen — daß ich hier das Oftgesagte nicht wiederholen, sondern nur jedem Reiselustigen zurufen will: „Komm nur und siehe selbst zu, ob Du vor acht Tagen wieder fortkommst!" Aus dem ersten Eindrucke, den das Innere der Stadt in uns weckt, muß man aber keinen voreiligen Schluß machen. Salzburg ist eine uralte Stadt mit finstern engen Gassen, und die Eintrittseite von Ischl her die düsterste von allen. Desto schlagender tritt — gerade wie bei Luzern — der Kontrast gegen die freundlich großartige Umgebung hervor. Wir sind nahe an der Salzabrücke im Gasthofe zur goldenen Traube abgestiegen, und können denselben mit Rücksicht auf bequeme Lage, gute Unterkunft und Bedienung, freundliche Behandlung und ehrliche Rechnung bestens empfehlen. Zwei Hauptmerkwürdigkeiten sind ganz nahe daran: Die Sebastianskirche mit Theophrastus Paracelsus Grabdenkmale und einem der schönsten Leichenhöfe, dann der Kapuzinerberg, zu dem uns bequeme Stufen hinanleiten. Die weitere Waldhöhe hinterm Kloster, als Thiergarten umplankt, bietet die herrlichsten Aussichten auf Salzburgs romantische Umgebung. Auch die Salzabrücke gewährt — nur ein paar Schritte von unserm Gasthofe entlegen und stets sehr belebt — ein schönes Panorama, besonders auf die Waldberge bei Aigen. Eine mit ihren Fundamenten bis in die reißendschnelle Salza hinabreichende Häuserreihe mahnt uns fast an die Lagunenstadt Venezia. Der jenseitige Stadttheil ist großartiger, aber öder; neben Marmorhallen wächst Gras. Die ehrwürdige Residenz, der Dom, das uralte Stift St. Peter, mehrere andere sehenswerthe

Kirchen, und Mozarts Denkmal, die Waſſerkunſt am Domplatze, die Marmorſtälle und ihr prachtvolles Baſſin und das Felſenthor des Erzbiſchofs Sigismund mit ſeiner Kernaufſchrift: „Te Saxa loquuntur“ ziehen vor Allem unſere Blicke auf ſich. Das mit den beſten Zeitſchriften reich dotirte Leſemuſeum geſtattet gebildeten Fremden Eintritt und Benutzung. Unfern vom Felſenthor ſteigen wir auf bequemen Stufen zum Mönchsberg hinan, deſſen langgeſtreckter niederer Rücken — eine Bergformation von größter Originalität — mit Feſtungswerken und den mannigfaltigſten Promenaden bedeckt iſt. Hier iſt der günſtigſte Standpunkt zum Ueberblicke der alten Stadt, die, von der raſchſtrömenden Salza getheilt, mit ihren Ruinen und alten Bauwerken und ihrer Lage an mehreren intereſſanten Bergen und Hügeln, uns faſt ein „Kleinprag“ oder gar „Kleinrom“ bedünken will. Minder großartig, als vom weit höhern Kapuzinerberge, iſt die Ausſicht vom Mönchsberge noch weit mannigfaltiger und überſichtlicher; wer ihn in allen Richtungen überſchritten, begreift, wie man Salzburgs Lage ohne Uebertreibung die reizendſte, die mannichfaltigſte, die wundervollſte in Europa nennen darf. Wo ſind Bergformen, wie Untersberg, Watzmann und Staufen? Wo iſt ein ſo großartiges Thal, welches in ſeiner Mitte und ſeinen Verzweigungen alle Freundlichkeit und unerſchöpfliche Reichhaltigkeit der lachendſten und cultivirteſten Ebene vereinigte? Ja es gibt nur ein Salzburg auf Erden und nichts ihm Aehnliches!

Halleins, Gollings (mit ſeinem prachtvollen Wogenſturze und den benachbarten ſogenannten „Oefen der Salza“) — Werfens und Gaſteins Herrlichkeiten ſind weltbekannt. Mit

gen, stürzte Walther auf die Wiese, dem Vater welche zu holen. Da bebte unter ihm der Boden, und wie er sie erfaßte, brach die Erddecke. „Vergeßt mein nicht!“ rief er in hochemporgehobenen Händen die Blumen haltend, und in rettungslose Nacht sank er hinab. —

Es sind diese Blumen seit jener Zeit das Symbol des Andenkens geworden, und wenn vom Herzen ein Herz scheiden muß, dann pflückt der Trauernde mit feuchtem Auge und zitternder Hand ein Vergiß mein nicht, seiner Liebe es zu reichen, denn es ist ja auch das Bild der Treue. —

Fr. Gleich.

tiefem Bedauern mußten wir ſie dießmal unbeſucht laſſen, ſo wie auch die noch großartigern Naturwunder im Pinzgau, dem oberſten Theile des Salzathales, weſtwärts unterhalb Gaſtein zu den Felsjochen der Tyroler Gränze hinanziehend. Wenige Alpenthäler in Europa kommen Pinzgau an ungeheurer Erhabenheit gleich; vielleicht kein einziges iſt ihm voranzuſtellen. Der Krimmlerfall in ſeinem oberſten Thalgrunde ſtellt alle Schweizercascaden, vom nördlichen Rheinfalle bis zum Toſafalle im äußerſten Süden des Landes, in Schatten.

Nur das Zauberländchen Berchtesgaden ward beſucht; ein Ausflug, der, nur einen Tag in Anſpruch nehmend und die höchſten Naturherrlichkeiten darbietend, bei keinem Aufenthalte in Salzburg unterbleiben ſollte. Berchtesgaden ſteht ganz einzig in der Alpenwelt da. Nirgends anderswo zeigt ein ſo enges und einſames Hochthal eine ſo üppige Vegetationsfülle, eine ſolche Mannigfaltigkeit von Naturbildern, einen ſo erhebenden Aufblick zu den erhabenſten Hochgipfeln, eine Berührung mit ſo rührend einfachen Naturmenſchen. Auch dem Königsſee kommt an freundlicher Großartigkeit, die in's innerſte Leben hinein rührt, aber nirgends Schauer erregt, in welcher Richtung man auch ſeinen ganz eigenthümlich-lichtgrünen Wogenſpiegel beſchifft, kein anderer Alpenſee in Europa gleich — er iſt und bleibt einmal nach Schultes Kennerausſpruche „der ſchönſte Fleck im ſüdlichen Deutſchland" und darum in Deutſchland überhaupt. Das Landſchaftsbild von der Halbinſel St. Bartholomä aus (wo man köſtliche Salmlinge verſpeiſt) iſt ſein höchſter Glanzpunkt; den herrlichſten Contraſt bildet dort der Anblick der dichteſten, ſchwarzgrünen Nadelholz-

waldung zu den abenteuerlich übereinander gethürmten wüſten Felsgipfeln des großen und kleinen Watzmann, auf welchen man häufig Gemſen herumklettern ſieht. Ja wohl iſt der Königsſee der König der Seen; darum iſt ihm auch ſein ſchönſinniger König Ludwig ſo hold. Iſt man jedoch nicht ſehr abgehärtet, ſo unterlaſſe man den Beſuch der eine ſtarke Stunde entlegenen „Eiskapelle," deren Umgebung überdieß nur Naturbilder der gräßlichſten Art bietet; die dort faſt unvermeidliche Verkühlung und Durchnäſſung der Füße, zieht häufig Erkrankungen nach ſich.

Am andern Morgen fuhren wir in einem Separatteilwagen von Salzburg gegen Innsbruck.

Reichenhall mahnt in ſeiner freundlichen Lage am Fuße des Staufen an Berchtesgaden. Außer dem Markte gewahren wir an der Straße eine der herrlichſten und älteſten Linden, mit Ruhebänken umgeben, als Mittelpunkt eines allerliebſten Spaziergangs. Deſto düſterer wirds bis zur nächſten Station Unken. Unaufhörlich geht's durch Schluchten bergauf und ab. Die Gegend iſt ſehr waſſerreich, und hegt viele kleine Seen. Die Umgebung des bairiſchen Zollamtes Melleck ruft uns die Wunderthaten Speckbachers in's Gedächtniß. Bei Unken betreten wir wieder Salzburgſchen Boden, um bald darauf nach Tyrol überzutreten.

Unken iſt das Bild der Einſamkeit; man kann ſich in dieſer naßkalten Berg- und Waldſchlucht nur melancholiſche Menſchen denken, was doch gar nicht der Fall.

Vor Loſer empfängt uns der ſchauerlichſte Felſenpaß — noch ſchauerlicher durch ein furchtbares Hochgewitter, das uns

hier gegen Abend mit einem solchen Platz- und Schlossenregen überfiel, daß der Postillon mit seinen Pferden sich in ein nahes Wächterhaus flüchtete, und den Wagen mit seinem Inhalte der Barmherzigkeit des Himmels überließ. Bald war das Aergste überstanden und durch das düstere Gränzzollnest Lofer und den in der Kriegsgeschichte denkwürdigen Paß Strub betraten wir Tyrol. Auf der nächsten Station Waidring war nicht zu bleiben; in tiefer Nacht fuhren wir daher noch bis zum stattlichen Markt St. Johann und am nächsten Morgen über Elmau und Söll bei Wörgl in's lieblich majestätische untere Innthal ein. Dieses Prädicat verdient es vor allen Thälern der Erde; an Erhabenheit dem Pinzgau nachstehend, wie an mannigfaltiger Lieblichkeit der Salzburger Landschaft, steht es zwischen den genannten Regionen und Eigenschaften in der Mitte. Die Hochgebirge uns zur Linken (am rechten Innufer) sind meistens bis zu den Gipfeln bewachsen, kultivirt und von stattlichen Bauerhöfen belebt; hier reicht das schöne Alpenleben fast bis in den Flußspiegel des Inn's hinab. Uns zur Rechten steigt dagegen über die freundlichen Wiesen und Waldhügel und die stattlichen Dörfer der Tiefe und ihre grünen spitzigen Kirchthürme eine unabsehbare Mauer der steilsten, kahlsten und wunderlichst geformten Felskolosse empor.

Hinter der alten Stadt Rattenberg umfängt uns — auf einer Strecke von sechs Meilen bis Innsbruck — der schönste Theil des Unterinnthals. Eine stattliche Ortschaft folgt auf die andere; ein himmlisches Seitenthal auf das andere mündet ein in das großartige Hauptthal und das trunkne Auge vermag beim raschen Vorüberwandeln kaum alle diese immer

wechſelnde tauſendfältige Pracht und Fülle in ſich aufzufaſſen. Bei Straß eröffnet ſich links das reizende Zillerthal gegen die ewigen Eisberge Pinzgaus, rechts aber, jenſeits des Stroms, hoch über die Waldſchlucht bei Eben, das romantiſche Achenthal mit dem gleichnamigen See — ein Ausſichtspunkt ohne Gleichen.

Weer, Wallens, Volders bleiben uns zur Linken — ſtattliche Ortſchaften, jede am Eingange eines in die Centralalpenkette auslaufenden Seitenthals voll blühenden und erhabenen Naturlebens. Auf der andern Stromſeite erheben die Haller-Salzberge ihre wüſten, kahlen Rieſenſcheitel. Bei Volders fahren wir neben der ſtattlichen Prälatur über den Inn; das noch bewohnbare mittelalterliche Schloß Friedberg am Eingange in's Volderthal gewährt eine der maleriſcheſten Anſichten in ganz Tyrol. Das gewerbfleißige Städtchen Hall, der Sitz einer Salinendirektion, liegt hinter uns, und das immer regere Leben ringsum, beſonders die auf der Heerſtraße nach einander herjagenden Geſellſchaftswagen, verkünden uns die Nähe der Hauptſtadt:

„Sei mir gegrüßt, du Vielgeliebte!
Auf Innsbruck ruht mein Blick — und tiefes Sehnen
Entlockt dem treuen Auge heiße Thränen —
O! Wer, wie ich, hier froh und heimiſch war,
Gedenkt der Stadt, die er von Iſels Höhen,
Der Martinswand und der Frau-Hütt geſehen,
In ſeliger Erinn'rung immerdar."

Dieſe Frau-Hütte iſt eine jener Kalkſpitzen, die in wunderlichen Geſtalten — eine Rieſenmauer ohne Gleichen — mit einer Meereshöhe zwiſchen 6000 und 9000 Fuß die Stadt

in Norden überdräuen. Dieſe Naturmauer iſt, wenn auch bei Gott nicht die ſchönſte, doch gewiß die originellſte Seite der Umgebung Innsbruck und ein wohlthätiger Schutzbau gegen die, hier ganz abgeſperrten Nordſtürme. In ſchauerlichen Maſſen — wie dicht über die Stadt hereinhängend — ſo daß ſie von der Neuſtadt aus gleich einem ganzen Gewitterhimmel über die dreiſtöckigen Häuſer daher dräut — iſt dieſe wunderbare Bergkette dennoch durch ein Labyrinth von Vorhügeln und Thalſchluchten dergeſtalt von der Stadt getrennt, daß die Lavinen und Steingerölle, die beſonders häufig im Frühjahre herabdonnern, Letzterer durchaus keinen Nachtheil bringen. Die übrigen drei Weltrichtungen bieten reizendere Anſichten auf eine Mannigfaltigkeit der erhabenſten Bergrieſen, wie deren wohl keine andere Hauptſtadt in Europa ähnliche aufzuweiſen hat. Ihre emporragendſten Häupter führen zwar die ſehr unpoetiſchen Namen: Glunkezer, Patſcherkofel, Nock und Roßkogel — ſie überbieten aber an herrlichen Formen alles Aehnliche in den Alpen und werden nur von der Serlesſpitze in Süden, unſtreitig der ſchönſten Bergformation in Tyrol, die über den weltberühmten Berg Iſel herüberſchaut — in Schatten geſtellt. Wie herrlich, wenn an einem Sommertage die Nebelheere von dieſen Zinnen Gottes ſich heben oder ſenken, und Letztere rings umher, ſo weit das Auge nur reicht, leicht überſchneit erſcheinen und erquickender Eishauch dann in die drückende Sommerſchwüle der Tiefe hinabweht! Dieß gilt für ein Zeichen dauerhaft ſchönen Wetters.

Innsbruck's Umgebung kann ſich an zauberiſchem Reize und unendlicher Mannigfaltigkeit Salzburgs paradieſiſchen

Gefilden nicht an die Seite ſtellen; ſie iſt ernſter und erhabener und taugt mehr zum ruhigen Ueberblicke vom Mittelpunkte aus, während jene uns raſtlos hinaus ziehen nach allen Seiten. Auch war mein kurzer Aufenthalt mehr dem Beiſammenſein mit alten Freunden, als Ausflügen in wohlbekannte Gegenden gewidmet. Doch beſuchten wir die Weyerburg am Abhange der Frau-Hütt, Maximilians des Erſten Lieblingsaufenthalt, mit wunderſchöner Ausſicht gegen Ambras und das vegetationsreiche rechte Innufer. Auf dem ſchönſten Ausſichtspunkte, hoch über dem Schloſſe, iſt das Grab und Denkmal eines in der Jugendblüthe hier geſtorbenen Engländers nicht zu überſehen. Auf der entgegengeſetzten Seite genoſſen wir vom Schützenparke hinter Wiltau den herrlichſten Ueberblick der wüſten Kalkgebirgskette im Norden der Stadt. Zum Aufenthalte iſt die goldene Sonne in der Neuſtadt zu empfehlen.

Am dritten Morgen rollten wir im Separatellwagen weiter. Zierl, Flauerling, Tebfs lagen bald hinter uns und mit ihnen des Innthals reizendſte Fülle, da von nun an die Idylle des Unterinnthals immer mehr und mehr in das Epos des oberen übergeht. Dieſer Charakter hat ſich beim Stifte Stambs — einer Stiftung der Mutter des unglücklichen Konradin von Schwaben — vollends herausgeſtellt, um uns während der Fahrt längs des Inns nicht mehr zu verlaſſen. Mit der heiteren Lebensüppigkeit iſt's vorbei; ſeine Mühen, aber auch ſeine Bedeutſamkeit, ſtehen von nun an verkörpert vor uns.

Eine kleine Strecke bergan hinter Silz eröffnet ſich zur Linken das romantiſche Oetzthal mit ſeiner Gletſcher- und Sagenwelt, in beiden Rückſichten eines der intereſſanteſten in

der gesammten Hochgebirgswelt und dabei so wenig gekannt. Ein ganz überschneiter ungeheurer Bergrücken, im Innern himmelansteigend, verdeckt uns seine noch tieferen Wunder. Eine Strecke weiter hat der Wildbach, im schwindelnden Abgrunde unter uns, die Ausschluchtung des Pilzthals durch die Bergwälle gewühlt — eines einsamen Hochthals, im Innern durch die höchste Gletscherwelt Tyrols mit dem Oetzthale verschmolzen. Die düsterste Lage im ganzen Lande hat wohl der rings von kahlen Hochjochen umringte Markt Imst, der Sitz des Oberinnthaler Kreisamts.

Der weitere Straßenzug nach Landek führt längs steiler Bergwände, häufig in die Felsen gesprengt, durch überaus romantische, aber auch höchst ernstdüstere Gegenden. Tief unter uns rauscht in schwindelnden Abgründen der tobende Inn und einige malerische Schloßruinen schauen aus stolzen Höhen auf ihn herab. Der Markt Landek, der Vereinigungspunkt mehrerer Straßen, findet in der ganz beengten Schlucht kaum den nothdürftigsten Raum am schmalen Stromufer.

Zur Rechten des Markts gegen Westen führt die Poststraße längs der Rosanna (romanisch-romantischen Namens) nach dem Arlberg; wir aber folgten am nächsten Morgen dem südwärts strömenden Inn auf der Poststraße gegen die Finstermünz. Durch's einsame Waldthal im raschen Fluge auf- und abwärts eilend, fühlen wir uns von den kleinen Ortschaften Flies, Prutz, Ried, Tösens und Pfunds wenig angezogen, desto mehr durch die Erinnerung an verjährte Kriegsthaten des edlen Volks, besonders auf der Brücke Pontlaz.

Hinter Pfunds senkt sich die Fahrstraße wie in einen Höl-

lenſchlund; es iſt der berühmte Engpaß Finſtermünz, welchen der jugendliche Inn von Graubünden her durchraſet. Einer der ſchauerlichſten Winkel in den Alpen, beſonders auf der ſchmalſten Stelle in tiefſter Tiefe, wo der wüthende Strom zwiſchen himmelhohen ſenkrechten Felſen die Thalſchlucht ganz ausfüllt und nur einem alten Wartthurm mit einer Bogenbrücke Raum läßt. Hier baute ſchon Natur die ſtärkſte Feſtung. Menſchenkunſt hat ſie noch vervollkommt. Eine ſteile Bergſtraße führt in vielfachen Wendungen jenſeits des Stroms, ihn bald verlaſſend, über die Waſſerſcheide zwiſchen Oſten und Süden nach Nauders hinan. Gern verläßt man den Wagen, um die wildromantiſche Innſchlucht des unterſten Engadin, wo ein lebensgefährlicher Pfad auf Berggerölle hoch und ſteil überm toſenden Strom, nach Martinsbruck führt, auf den verſchiedenſten Standpunkten zu überblicken; es ſind Salvator-Roſa-Anſichten, immer abenteuerlicher und entſetzlicher, je höher man hinanklimmt, bis endlich eine letzte Wendung uns das Innthal gänzlich entrückt.

Stattliche Feſtungswerke feſſeln hierauf unſere Blicke; ſie liegen, der Sonne wenig zugänglich, in einer der kälteſten Gegenden Tyrols, und ſelbſt im Juli hüllt man ſich hier gern in den Mantel. Gewaltige Berge mit ewigem Eiſe erheben ſich über die hierauf folgende Hochebene von 4000 Fuß Meereshöhe. In dem Markte Nauders giebt es nach einem Volksſprüchworte 9 Monate Winter und 3 Monate Kälte.

Bis Reſchen und Graun geht es noch immer allmälig bergan; dann folgen bei Heid die drei kleinen Seen, aus welchen die Eſch entſpringt, in einer — ohne Vegetation und

Aussicht — ziemlich reizlosen Gegend. Desto herrlicher ist, bei rascher Abwärtsfahrt nach Mals und Glurns, der Fernblick in's weite schöne Vintschgau, auf seine Gränzwälle gegen Schweiz und Italien und auf die über alle übrigen Häupter himmelanragende Ortlerspitze. Zum dritten Male, aber mit immer gleichem Interesse, wanderte ich auf der Wunderstraße des Stilfserjochs — an Höhe wie an pittoresker Erhabenheit die erste und merkwürdigste unter allen Fahrstraßen in Europa. Sie erreicht eine Meereshöhe von mehr als 8,600 Fuß — weit höher als das schweizer'sche Faulhorn — hoch über Gletschern und durch ewige Schneeregionen, wo sonst nur gefährliche Gemsjägerpfade die Thäler verbinden. Von Mals über Brad führt uns die Kunststraße, auf mehrern großartigen Brücken den Trafoybach übersetzend, bei der zweiten Bergstation Trafoy zu den höchsten Wundern der Alpenwelt hinan. Schneebedeckte ungeheure Berge umthürmen uns auf allen Seiten und — anscheinbar ganz nahe neben uns — steigt über alle die riesige Ortlerspitze empor, im eigentlichsten Sinne mit dem Himmel verschmelzend. Nahe daran lehnt der Madratschgletscher seinen blaugrünen Eisschild an einen gleichnamigen Felskoloß, und durch eine Seitenschlucht wälzt der Suldnerbach seine ungestümen Wogen aus dem berühmtesten aller Tyroler-Ferner.

Es war, ehe wir hinankamen, Abend und Nacht geworden. Der Mond stand mit hellem Schein über der wüsten Berg- und Schneeeinsamkeit, und wir bezogen unser Nachtquartier im Posthause zu Trafoy, wo man, bei aller Höhe und Einsamkeit der Station, trefflich untergebracht und versorgt ist.

Der nächste Morgen war regnerisch und der Jochübergang daher genuß- und aussichtslos. Solche Hochpunkte muß man öfters besuchen; zwei Jahre früher war ich auf dieser Expedition vom glanzvollsten Sommertage begünstigt gewesen, obgleich bei nicht geringer Lebensgefahr, denn eine Strecke unterhalb der Franzenshöh rollte dicht vor mir ein vom letzten Hochgewitter abgelöster riesiger Felsblock in die Schlucht hinab. Gegen drei Stunden fährt man auf dieser mühevollsten aller Stationen eine Terrasse um die andere hinan. Der Horizont ist beschränkt, der Ansichten sind wenige, aber sie sind um so überraschender.

Tief unter uns, ganz umgeben von drei Gletscherausflüßen, die drei Bäche bilden, liegt in vollendetster Abgeschiedenheit die Kapelle „zu den drei Brunnen" an steiler Bergwand, unmittelbar vom Ortler überthürmt. Von dieser uralten Gottesstätte hat Trafoy (tres fontes) seinen Namen; hier wird nach einer verjährten Stiftung den Bergbewohnern wöchentlich die Messe gelesen. Es ist dieß ein wundervolles, mit nichts Aehnlichem zu vergleichendes Landschaftsbild, was — wer es einmal geschaut — weder vergißt noch anderswo auf Erden wiederfindet. Immer höher und ungeheurer wachsen mit und neben uns unsere Umgebungen heran, besonders der Ortler und sein Nachbar Monte Cristallo. Der Madratscher-Ferner liegt mit seiner größten Masse tief unter uns. Franzenshöh ist ein einsames Posthaus auf schwindelnder Höhe, noch hoch darüber sieht aber das Uebergangsjoch des Monte Braglio (Umbrail) aus ewigem Schnee herab, dessen schneeweißer höherer Rücken (zwischen 10 und 11,000 Fuß hoch und dem Gallen-

Der Einspruch.

1.

Eine mächtige Feuermasse ragte das hohe Schloß des Herrn von Sontheim aus den halbverschneiten Hütten der Unterthanen hervor. Der Hochzeit seiner Tochter Albina brannten die vielen Kerzen in dem ansehnlichen Gebäude, das mit Gästen angefüllt war. Nur der Bräutigam fehlte noch, ein junger Graf Seeland. Die Stimmung sämmtlicher Anwesenden war um so unbehaglicher, da er am Morgen eintreffen sollte, und man den ganzen Tag vergebens auf ihn wartete.

Der Herr vom Hause machte sich tausend trübe Vorstellungen. Es war ihm schon sehr empfindlich gewesen, daß sein Jugendfreund, Graf Trautenitz, nicht erschien, den er der großen Entfernung

ſtock am Furkaübergange ähnlich) ſich links hinüber gegen den Monte Criſtallo zieht. Gerade bei dieſem Uebergange hatte die Natur die höchſte und ſchwierigſte Mauer zwiſchen Tyrol und der Lombardei aufgerichtet, und man hätte durch das Münſterthal und über den Freelpaß in einer Meereshöhe von etwa 7000 Fuß von Tyrol nach Bormio gelangen können; aber die öſterreichiſche Regierung wollte auf eigenem Gebiete bleiben und die Berührung mit der Schweiz vermeiden. Im Jahre 1843, als ich bei herrlichem Wetter die Jochhöhe paſſirte, lag haushoher Schnee, mühvoll für eine ſchmale Durchfahrt durchgeſchaufelt; der heiße Sommer des Jahres 1845 hatte ihn aber größtentheils weggezehrt. Dafür lag aber im früheren Sommer eine — auf dieſen unwirthbaren Höhen äußerſt ſeltene — Prachtausſicht um mich, wie kein anderer Alpenübergang, ſelbſt nicht die in maleriſcher Hinſicht gewöhnlich oben an geſtellte Simplonſtraße, welche allerdings ſchauerlichere Thalproſpekte und noch kühnere Galleriebauten voraus hat, darzubieten vermag. Zu dem Ortler und ſeinen Nachbarn, zu den Gletſchern tief zu unſern Füßen, zu dem Poſthauſe und den Cantonieren im ſchwindelnden Abgrunde, zu dem majeſtätiſchen Schneerücken des Monte Braglio haben ſich, wie wir uns umwenden, die ſilberweißen Rieſenketten des Oetz- und Pilzthales und des Vintſchgaues, in unabſehbaren Reihen hingedehnt, angeſchloſſen — eine Vogelperſpektive in's Unabſehbare — ein Panorama der höchſten Gebirgswelt, wie man wohl auf Erden kein zweites vom Wagen aus genießt!

Eine Denkſäule bezeichnet den, meiſtens in eisaushauchende

Nebelwolken verhüllten Jochübergang. Nahe daran liegt die höchste Cantoniera. Hat der kühne Straßenbau auf der Tyroler-Seite unser Staunen erregt, so nimmt der noch weit kunstreichere auf der italienischen — durch jenen vor uns aufklaffenden Bergriß gegen Bormio — noch mehr unsere höchste Bewunderung in Anspruch. Wir jagen, Terrasse an Terrasse in fast unmerklicher Senkung zurücklegend, mit eingelegtem Radschuh gefahrlos in raschem Trabe thalabwärts. Die Schneelagen sind auf dieser Seite geringer und reichen nicht so tief herab, wie auf der nördlichen. Traumschnell sind wir aus sibirischem Clima in gemäßigteres übergetreten. Auf der ersten jenseitigen Station St. Maria werden die Pässe visirt. Diese Station dürfte dem Convent auf dem großen St. Bernhardberge an Höhe kaum nachstehen und bald nach dem Faulhornwirthshause unter den höchsten Menschenwohnungen in Europa an die Reihe kommen, deren obersten Rang aber wohl die nahe am Uebergange befindliche höchste Cantoniera einnimmt. Auf der obersten Strecke der Tyroler-Seite fuhren wir fast fortwährend unter Schutzdächern. Die eigentlichen Felsgallerien, im Ganzen zwölf, beginnen aber erst auf der italienischen Seite, tief unter St. Maria. Auf einem der günstigsten Punkte übersieht man deren acht, auf der gefährlichsten Strecke bald nacheinander folgend. Einige sind sehr lang und gekrümmt, mitunter von Kaskadellen überbraust und durchrauscht; bei rascher Durchfahrt träumen wir uns auf einer Reise durch die Unterwelt. Die vom Braglio entspringenden und der Adda zueilenden Gebirgsgewässer bilden eine Kette kleiner, aber malerischer Wasserfälle, die, im Vereine mit den

Gallerien, den Schneehäuptern ringsum und den mehrfach verſchlungenen Thälern, ein mannigfaltigeres, wenn auch minder großartiges Landſchaftsbild darbieten, als drüben gegen Tyrol. Unmittelbar hinter der zwölften und letzten Gallerie liegt die Hochebene von Bormio eigentlich der Vereinigungspunkt von 5 Thälern (Braglio, Freele, Viola, Valtellina und St. Nicolo) vor uns, und wir befinden uns am prachtvollen Badehauſe zu St. Antonio. Obgleich ſtundenlang bergabjagend, ſind wir noch immer gegen 5000 Fuß überm Meere, und ſcharfe Eisluͤfte wehen über der herrlichen Hochlandſchaft. Wir rathen hier Mittagsraſt zu halten und die Poſtpferde für eine feſtzuſetzende Stunde heraufzubeſtellen; hier oben iſt's überaus behaglich, dagegen findet man in dem eine Viertelſtunde tiefer gelegenen alten und finſtern Markte Bormio ſchlechte Bedienung und nicht einmal die einfachſten und nöthigſten Bequemlichkeiten. Man trachte überhaupt, wofern man nicht im Badehauſe übernachten will, an demſelben Tage bis Sondrio zu reiſen, denn bis dahin giebt es kein erträgliches Wirthshaus. Die Ausſicht von St. Antonio gehört zu den intereſſanteſten in den Alpen. Hinter uns, die wüſten Felsmaſſen des M. Braglio hinan, der Straßenzug mit ſeinen vielfach übereinander kreuzenden Terraſſen, die unterſte Gallerie und ein ſtäubender Waſſerfall; vor uns der alte Markt und die mehrfachen Thalzüge mit ihren Rieſenbergen; zur Rechten aber die nördlichſten Ausläufer der Berninakette, mit ſcharf ausgezackten Formen und — zumal friſch überſchneit — von wundervollſter Großartigkeit. Doch wir haben geſpeiſt — der Poſtillon ruft uns mit ſeinem Horn, und wir rollen, ohne im

alten finſtern Markte Bormio zu verweilen, in's Veltlin, anfänglich — von hohen Wald- und Felsbergen umſchloſſen und von der Adda durchrauſcht — ein ziemlich enges und düſteres Thal. Viele kleine Waſſerfälle verſchönern die einſame Gegend; doch iſt ſie von ländlicher Cultur und zerſtreuten Hütten hoch hinauf dennoch einigermaßen belebt. Bei Bolledore wird das Thal weiter, belebter, majeſtätiſcher. Mehrere impoſante Kirchen und Bergſchlöſſer treten maleriſch hervor. Bei Tirano erſcheint das Thal in ſeiner größten Breite, Hoheit und Vegetationsfülle. Die nächſten Anhöhen und die Thalhohle, in ſo weit ſie nicht von der Adda überſchwemmt iſt, ſind von Maisfeldern und Weingärten bedeckt, und bis hoch hinauf iſt Alles begrünt und bewaldet.

In Tirano fanden wir auf der, wie es ſcheint, ſehr ſchlecht beſtellten Poſt keine Pferde. Um nicht bei einbrechender Nacht aufzubrechen und vielleicht mit den müde gehetzten Thieren auf freier Straße liegen zu bleiben, beſchloſſen wir hier zu übernachten. Das vornehmſte Albergo in dieſem ſonſt ſtattlichen Markte war jämmerlich genug — könnte man doch von der Erbärmlichkeit italieniſcher Gaſthöfe ganze Bücher ſchreiben, welche Nikolais Anſichten in der Hauptſache nur beſtätigen würden; indeſſen fanden wir ehrliche und gefällige Hausleute. Um zwei Uhr früh ſaßen wir wieder im Wagen, und die Station bis Sondrio — mit unglaublicher Thierquälerei gegen die nothdürftig ausgeraſteten Gäule nur höchſt mühſelig zurückgelegt — gehörte zu unſern qualvollſten. In Sondrio zur Frühſtückszeit bei heftigem Platzregen eintreffend, fanden wir uns ſogleich nach altüblicher italieniſcher Weiſe

von Gaffern aller Art umringt. Doch ist in diesen Bergregionen ein weit anständigerer Geist einheimisch, als bei dem Gesindel der lombardisch-venetianischen Flächen; es wird wenig oder gar nicht gebettelt, sogar nicht von den Postillonen, die, obgleich bei Separateilfuhren aus der Postkasse bezahlt, tiefer unten wahre Harpyien der Reisenden sind. Ja, man hat in vorkommenden Fällen sogar auf rücksichtsvolle und uneigennützige Hülfeleistung zu rechnen. Die Umgebung von Sondrio ist unfreundlicher, als jene von Tirano, und scheint sehr den Ueberschwemmungen ausgesetzt. Auch zeigt sich die Gegend bei Weitem nicht so ungeheuer, als man es bei der Nähe des zwischen 11 und 12000 Fuß hohen Monte della disgrazia (in der Berninakette) erwarten sollte. Man ist hier auf das Trinkwasser aus der trüben Adda angewiesen, da es beinahe kein genießbares Brunnenwasser giebt — ein Uebelstand der übrigens den italienischen Alpenländern fast durchgängig eigenthümlich ist. Spaziergänge um die Stadt sind bei rauher Jahreszeit bedenklich; wenigstens versicherte man mich, daß ein am hiesigen Gymnasium angestellter Professor einst im Winter dicht am Weichbilde der Stadt einem zottigen Meister Petz begegnete, welcher ihm zwar kein Leid zufügte, aber ihn doch in eine nicht geringe Consternation versetzte.

Sehr gerühmt wurde uns ein Ausflug zum Ursprunge eines Seitenbaches der Adda aus einer, jedoch nur bei trockner Sommerzeit zugänglichen Felsenschlucht, wo man sich wie von allen Schauern in Dantes Hölle umfangen sehen soll. Auf dem Berggipfel über der Höhle ist eine der schönsten Aussichten im Veltlin. Reizender und immer südlich üppiger wird das

Thal gegen den Markt Morbegno die ansehnlichste und bevölkertste Ortschaft des Veltlins.

Hier erweitert sich das Thal und die Berge senken sich in desto schlagenderm Contraste zu dem am Ufer des Comersees kahl und schwefelgelb zur Meereshöhe von 8400 F. aufragenden königlichen Monte Legnone. Von hier aus bis Colico am Seeufer ist die Gegend wegen fieberschwerer Atmosphäre, die über den Sümpfen der Addaeinmündungen schwebt und wegen der großen Schlangen, welche die Sommerhitze hier zunächst an den Ruinen des Schlosses Fuentes ausbrüten soll, übel berüchtigt. Dieses Schloß war der Sage nach einst der Wohnsitz eines gleichnamigen tyrannischen Landvoigt aus spanischem Geschlechte; Fieber, Pest, Schlangen und Tyrannei — nebst einigen einzumengenden Burg- und Berggespenstern — gäben nun allerdings die beitzendsten Ingredienzen zu einer hochromantischen olla potrida ab, die ich allen Schreiblustigen hiermit bestens empfehle. Erwarte Niemand, daß ich den oft gefeierten Comersee wiederholt beschreibe; ich bemerke nur, daß er alle Alpenseen an Fülle und Mannigfaltigkeit der Scenerie, welche bei ihm schon in's Ueberladene übergeht, da man auch bei seiner wiederholten Beschiffung allen den tausend interessanten Ansichten nicht mit den Augen zu folgen vermag, übertrifft und besonders hinsichtlich der unzählichen reizenden Villen und Parkanlagen an seinen wundervollen Ufern nirgends seines Gleichen hat.

Der oberste Theil am Legnone und bei den wüsten Felskolossen gegen Chiavenna ist hocherhaben; in der Mitte, wo bei Tremezzina und der unvergleichlich gelegenen Villa Ser-

belloni ſich die beiden Seearme gegen Lecco und Como ſpalten, tritt die reichſte Naturſchönheit hinzu, in deren lieblichſten Zaubern, von allem Gigantiſchen fern, der Waſſerſpiegel am Hafen von Como endet. Vom Schauen und Bewundern ganz geblendet, verlaſſen wir unſer Dampfboot und ſuchen im Angelo Quartier — dem beſten Gaſthofe mit herrlicher Ausſicht auf den See.

Wir wünſchen allen unſern Nachfolgern — natürlich am Fenſter des ſichern Gemaches — ein ſo prachtvolles Hochgewitter, wie wir es an demſelben Abende erlebten; was ſind alle Panoramen und Feuerwerke gegen den Götteranblick des tobenden Sees und ſeiner wetterbeleuchteten Gebirgsumramung? Dieſes Götterſchauſpiel entſchädigte uns für alle unterbliebenen Spaziergänge. Auch iſt der See ſo wunderſchön, daß man ſich von ihm gar nicht loszureißen vermag, zumal da er die übrige Umgebung Comos, die faſt überall anders als eine der reizendſten gelten würde, ganz in Schatten ſtellt.

Am zweiten Tage Nachmittags fuhren wir mit einer Miethgelegenheit nach dem eine Stunde entfernten Gränzorte Chiaſſo im Canton Teſſin. Bald hinter der Stadt und ihrer wunderſchönen villenreichen Vorſtadt Borgo Vico führt die Straße links vom See allmählig bergan, und eine der ſchönſten Ausſichten auf die herrliche Comasker Landſchaft liegt hinter uns. Nicht weniger ſchön iſt der Anblick des reichbebauten Teſſiner Gebiets vor uns. Ein Flüßchen bildet die Gränze. Die Paßreviſion iſt bald vorbei, und unſer gutes Oeſterreich entläßt uns. Müßiges, zerlumptes Geſindel, theils mit zweideutigen, theils mit wahren Galgenphyſiognomien,

empfängt uns auf der Brücke, und nicht eben mit Sympathien für dieſe uns hier empfangende Bevölkerung erfüllt uns die Betrachtung, daß bei den letzten Unruhen ein armer Teufel wegen ein paar unvorſichtiger Worte mit Knitteln erſchlagen worden. Wir denken an unſere braven Comasken zurück — eines der ehrenwertheſten Völkchen, wie der Gebirgslombarde im Allgemeinen — und unſere neuen Hauswirthe wollen uns durchaus nicht gefallen. — Indeſſen ſind wir vorm Poſthauſe angelangt, wo wir das Eintreffen des Mailänder Eilwagens abzuwarten gedenken, deſſen wir uns deßhalb nicht bedient, weil das öſterreichiſche Poſtreglement — ganz offen und ehrlich, wie immer — den von Como Abreiſenden nicht unbedingt, ſondern nur inſofern von Mailand her Plätze leer bleiben, die Aufnahme zuſichert. Anders wird es in Chiaſſo gehalten, wo doch, wie in der Schweiz überhaupt, pomphaft auf allen Zwiſchenſtationen die unbeſchränkte Weiterbeförderung verbürgt iſt. Auf meine Anfrage um fünf Plätze nach Bellinzona erhielt ich von dem ziemlich trocknen republikaniſchen Poſtſchreiber die kurze Auskunft: es würde ſich erſt bei der Ankunft des Mailänder Wagens zeigen, ob wir weiter befördert werden könnten. Meine Remonſtration, daß wir bei den allgemeinen Verpflichtungen der Poſtanſtalt ein gutes Recht dazu hätten, ward keiner Erwiederung gewürdigt. Als ich mich damit nicht zufrieden ſtellen wollte, raunte mir aber unſer neuer Reiſegefährte — ein lieber alter Freund aus Como, der, nach der deutſchen Heimath zurückkehrend, ein paar Tage mit uns den nämlichen Weg durch die Schweiz verfolgte, ganz vernünftig zu: „Bedenke nur, lieber Freund! daß wir im Lande der

Willkühr und des ſouveränen Volks ſind, wo ſich Jedermann im Augenblick nach Bedarf ſeine Geſetze und man überhaupt — man erwäge nur das knüttelſchwere Ereigniß auf der Gränzbrücke — mit dem Menſchenleben, beſonders bei Fremden, nicht viel Federleſens macht." Und ſo hielt ich denn, überdieß die gereizte Stimmung der guten Schweiz erwägend, an mich und erwartete die Dinge, die da kommen würden. Aus Gefälligkeit wartete auch unſer Fuhrmann für ein gutes Trinkgeld während der langen Stunde, bis zur Ankunft des Mailänder Eilwagens und ließ unſer Gepäcke auf ſeinem Wagen. Dieß war in der That eine große Gefälligkeit, denn von einer Paſſagierſtube iſt im geprieſenen Lande der comforts nicht die Rede, und es wäre Alles, was wir mit uns führten, auf freier Poſtſtraße liegen geblieben; was um ſo bedenklicher ſchien, da das uns umringende zerlumpte und verdächtige Geſindel immer zahlreicher und neugieriger wurde. Endlich kam der Mailänder Wagen und zwar — wie gewöhnlich — mit Reiſenden überfüllt, und wir waren ſchon gefaßt, aller beſtehenden Poſtordnung zum Trotz wieder mit unſerm Vetturin nach Como zurückzukehren; wider alles Verhoffen ließ aber der Poſtbeamte Gnade — nicht etwa für Recht, ſondern aus Willkühr — eintreten und geruhte unſere Paſſagiersgebühren entgegenzunehmen. Aber ach! nicht in den äußerſt bequemen und eleganten Teſſiner Eilwagen — dieß Prädicat muß man ihm zugeſtehen — durften wir einſteigen — er war ſchon von glücklicheren Mailändern eingenommen — ſondern in eine enge und ſchlechte Beichaiſe, in deren Innern meine drei Begleiterinnen nebſt dem Comasker-Freunde kaum Platz fanden. Ich ſelbſt und ein

ſtummer Engländer hatten auf dem Kutſchbocke unſern Poſten, und ein höchſtens 14jähriger Junge, der den Kutſcher vorſtellen ſollte, ſtümperte, auf der Vorderwurzel der Deichſel hockend, mit Leitſeil und Peitſche auf die Armenſündergäule los, die für ſeine geringe Kraft und Geſchicklichkeit noch immer zu muthig ſchienen. Wenigſtens rannte er ſchon in der erſten Viertelſtunde mit unſerm Karren an einen ſteinernen Thorweg, daß wir es nur der gütigen Vorſehung zu danken hatten, wenn nicht Alles in Trümmer ging. Die Gegend war übrigens ſo herrlich und mannigfaltig, daß man, wofern es nur nicht gar zu nahe an's Leben ging, ſchon über Manches hinwegſehen konnte.

Die Berge auf beiden Seiten, nur zu mäßiger Höhe aufſteigend, ſind meiſtens bis zum Gipfel bewaldet und bebaut, und nur von ſeltenen, aber deſto pittoreskeren kahlen Felskegeln unterbrochen; die weite geräumige Thalebene iſt aber ein wahrer Fruchtgarten an Fülle und Ueppigkeit, wie ich ſeither nur etwa in den lombardiſchen Flächen Aehnliches geſchaut. Jenſeits der Straßenhecken von lebendigem Strauchwerke wechſeln Maisfelder mit Gartenbeeten voll der mannigfaltigſten Culturprodukte — reichliche Obſtbäume, beſonders Maulbeerbäume und Ulmen ſtehen inzwiſchen, und von Baum zu Baum ſchlingen reichbeladene Rebenranken ihre allumſtrickenden Verkettungen. Kleine, aber freundliche Ortſchaften ſchauen überall belebend aus der Vegetationsfülle hervor, im tiefen Thale ſowohl, wie aus den luftigen Höhen. Vor der etwas anſehnlicheren Ortſchaft Valerno eröffnet ſich zur Rechten das ſchweizer'ſche Tempe Val Muggia — ein unmittelbar aus dem

ihrer Wohnsitze halber nun seit sechzehn Jahren nicht gesehen hatte. Herr von Sontheim hatte sich auf das Versprechen des alten Freundes, daß er die Hochzeit seiner Tochter Albina gewiß mitfeiern wolle, verlassen zu dürfen geglaubt; und nun kam Trautenitz nicht, und der Bräutigam blieb ebenfalls aus.

Die Braut wußte kaum mehr, wie sie sich benehmen sollte, und beschwor endlich ihre Tante, die verwittwete Baronesse Mildern, welche seit ihrer Mutter Ableben dem Hauswesen auf dem Schlosse vorstand, mit ihr in ein abgelegenes Zimmer zu gehen.

Mein armes, gutes Kind! rief hier die Baronesse, als Albina sie wie ihren Schutzengel umschlang, und die heißesten Thränen des Fräuleins den Busen der mütterlichen Freundin benetzten.

Ich war — erwiederte Albina — ich war gefaßt, gute Tante, Du weißt es. Ich war selbst so weit mit meinem Herzen gekommen, um dem mir bestimmten Gatten ein heiteres Gesicht entgegen zu bringen. Sein Ausbleiben aber wirft alle meine Vorsätze um Der Vater meint, daß er verunglückt seyn müsse, und mein Herz hängt mit strafbarer Liebe diesem Gedanken nach. Du kennst mich, Tante, ich bin gewiß nicht böse. Warum kann ich aber doch meine Freiheit mit dem Tode eines wahr-

Kieſelbette ſeines Alpenbächleins nach beiden Seiten friſchgrün bis an die Berggipfel aufſteigendes Wieſen- und Waldthal voll unendlicher Vegetationsfülle, wie kein zweites in der Schweiz. Fünf Stunden hinanziehend, enthält es nur Hirtenhütten, aber keine Ortſchaft, und endet mit dem über 5000 Fuß hohen Monte Generoſo, dem Rigi der Südſchweiz an Ausſicht und Idyllik, dem nördlichen nach Ebels Verſicherung in beiden Beziehungen voranzuſtellen, doch ohne alle jene Comforts, die Letzterer ſeinen verwöhnteren Wallfahrern bietet. Bei dem Städtchen Mendriſio, ein halbes Stündchen weiter, erreicht die Gegend ihre höchſte Schönheit. Die Straße ſenkt ſich und bei Capo Lago wogt der Luganerſee vor uns. Eine gute Strecke fahren wir an ſeinen ernſtanmuthigen Ufern hin und erfreuen uns an dem Ultramarinblau ſeines Waſſerſpiegels. Bei Biſſone, wo die Poſtſtraße endet, empfängt ein breites Ueberfahrtsboot den Eilwagen mit allen ſeinen Beichaiſen und Reiſenden zur Ueberſchiffung, die, quer über den See, wo er am Tiefſten, aber auch von geringſter Breite, uns etwa in einem halben Stündchen nach der jenſeitigen Ortſchaft Melide bringt. Bei ſchönem, ruhigen Wetter, wie dießmal, iſt die Fahrt über den See, der mit ſeinen tiefhereinſchattenden Bergufern einen faſt oſſianiſch-melancholiſchen Charakter hat, ſehr genußreich; deſto unbehaglicher iſt ſie aber, wenn Regen und Sturm ihr Unweſen treiben. Bei Melide, auf einer Halbinſel reizend gelegen, führt uns die jenſeitige Poſtſtraße in einem weitern halben Stündchen, am Fußgeſtelle des Monte Salvatore fort, nach Lugano. Dieſer überhängende, mit finſterm Geſtrippe bewachſene Felsberg hat,

dicht gegen den See abstürzend, einige kühne Felsensprengungen an der Straße nöthig gemacht und bietet mehrere schauerliche Ansichten in Salvator-Rosa's Style. Dieser wahrhaft unheimliche Berg soll überdieß in seinen Spalten von Vipern wimmeln, deren böse Nähe, wie ich vernahm, die Bewohner einiger Hütten am Berge vertrieben habe.

Lugano, das wir in der Abenddämmerung erreichten, gilt hinsichtlich seiner Bauart für die schönste Stadt in der Schweiz, was übrigens nicht viel sagen will. Die Lage am See, welcher hier, nordostwärts in weiter Fläche gegen hohe schroffe Berge hingedehnt, einen erhabenen Charakter annimmt, ist wahrhaft herrlich, und wir möchten stundenlang hinausschauen, wenn uns nicht die kleinlichsten Postplackereien in Anspruch nähmen. Mitten auf dem Platze wird angehalten; man wirft unser ganzes Gepäck neben dem Wagen auf einem Haufen zusammen und überläßt Alles Gottes Barmherzigkeit und unserer eigenen Fürsorge, die aber hier um so weniger verläßlich erscheint, als man uns bei einbrechender Nacht nicht einmal eine Laterne gönnt, und überdieß abermals zahlreiches Gesindel schlimmer Art sich um uns herlagert, uns thierischkeck anstarrend und unsere allfälligen Fragen höchstens mit einem heisern Gelächter erwiedernd. Was beginnt nun der einzelne Reisende hier im Lande der Unordnung und Gesetzlosigkeit, wo keine Behörde für sein, von der Postanstalt doch einmal übernommenes Gepäcke Sorge trägt? — Beinahe noch mißlicher war meine Lage mit drei hülflosen, solcher Scenen ungewohnten Frauen.

Auch im Posthause rannte Alles wild durcheinander; von

einer Ordnung wie ſie in jeder deutſchen oder öſterreichiſchen derartigen Anſtalt zu Hauſe, war keine Spur, und als ich meine Fahrkarte von Chiaſſo vorwies und um Berückſichtigung meiner Anſprüche bat, ward ich nur ausgelacht und auf gelegenheitlichen Beſcheid in der Dunkelheit und Verwirrung draußen, wo mich ja Niemand finden konnte, verwieſen. So mußte ich denn, unverrichteter Dinge, zu meinen ängſtlich harrenden Begleiterinnen zurück, und alles Weitere der himmliſchen Vorſehung anheimſtellen, da die ſchweizeriſche Vorſehung wahrlich nicht viel für ihre Gäſte thut. Der große Eilwagen und ein Beiwagen wurden endlich in Eile aufgepackt und beſtiegen und flogen, ohne daß man die Rennbahn auch nur gehörig beleuchtet hätte, um fremdes Leben und Eigenthum zu wahren — in wüſter, rückſichtsloſer Eile donnernd dicht an uns vorüber, ſo daß uns nur ein gütiger Schutzengel vor Zermalmung unter Roſſeshufen und Rädern ſchützte. Von uns war bisher noch nicht die Rede; auch hörte Niemand auf uns. Mehrere Reiſende ſchienen in gleicher Lage und endlich entſpann ſich in unſerer Nähe ein Wortwechſel zwiſchen mehreren Männern und einem, allerdings ſtattlich-ſchönen, Mannweibe von heroiſchem Wuchſe und polternder Stimme, das offenbar hier die Stelle des Poſtbeamten vertrat. Es gelang mir, mich ihr verſtändlich zu machen. Zu gleicher Zeit ward ein neuer ſchwerer Poſtkarren herausgeſchoben. Die Heroine nahm unterdeſſen nicht nur Einſicht von meinem Poſtſcheine, ſondern ſie hatte auch ſelbſt Einſicht. Der Anblick meiner hülfloſen Begleiterinnen mochte in ihrer rauhen Bruſt wohl auch noch ein kleines ſchweſterliches Mitgefühl wecken. Genug,

unſer Gepäck ward auf eine donnernde Ordre dieſes weiblichen Engels Michael raſch eingeſackt; noch raſcher ſaßen wir fünf im Innern und auf dem Kutſchbock — denn hier galt's Eile, weil noch mancher andere Reiſeluſtige ſich mit Scheltworten und wohl auch Fauſtſchlägen hier einzuniſten ſuchte. Unſere wackere Heroine ließ es aber auch zu unſerer ganz uneigennützigen Vertheidigung an Beiden nicht fehlen; möge ihr's der Himmel mit gleicher Löwenbrut ſchöner und tüchtiger Kinder vergelten! Immer impertinenter wurde indeſſen das andrängende Geſindel; ſchon zerrten Einige an meinem Mantel, um mich vom Bocke herabzureißen, und das hier einzig geltende Recht des Stärkern und Gröbern zu üben. Ich fluchte, wie ein Ungar und hieb mit dem Stocke, wie ein Türke mit dem Säbel; der Poſtillon unterſtützte mich mit kräftigen Kreuzhieben nach rechts und links in die lärmende Racaille hinein — hierauf ein paar Kernhiebe nach vorn in die Roſſe, und fort ging's mit Donnergepolter in die finſtere Nacht hinaus, als wenn der Teufel ritte — ſtatt des ſchmucken Poſtillons. So reiſt man in der ſüdlichen Schweiz; darum laßt's nur bleiben, werthe Leſer und Freunde, wofern Ihr Frauen bei Euch habt, auf dieſer Straße mit dem Eilwagen zu reiſen! Aber was bleibt Euch auch viel Anderes übrig? Die Schweiz iſt in Bezug auf die Poſtbeförderungsmittel gegen andere civiliſirte Länder nicht etwa um fünfzig, ſondern wenigſtens um hundert Jahre zurück, denn ſie kennt noch keine Extrapoſten — und weßhalb? um die Miethkutſcher in ihrem althergebrachten Rechte der Prellerei und Ausbeutung reiſender Familien, beſonders engliſcher, nicht zu beirren. In der

Diligence kann man bei den dargeſtellten Verhältniſſen und aus manchen andern Gründen mit honetten Frauen nicht reiſen — in welcher Hinſicht ich nur in Kürze bemerke, daß mich ein wackerer Wirth in einer der erſten Städte der Schweiz, beſonders bei den dermaligen Zeitverhältniſſen, freundſchaftlich davor warnte, mit dem Beifügen, daß er ſelbſt ſeine Frau hier zu Lande mit keiner Poſtgelegenheit reiſen laſſe. Es bleibt uns daher, wenn wir mit heiler Haut durch die Schweizer Welt fortkommen wollen, wie geſagt, nichts anders übrig, als ſich der überaus koſtſpieligen und wohl auch langſamen — obgleich allerdings ſichern — Miethgelegenheiten zu bedienen und das Sprichwort: „paga, Pantalone!“ auch hier zur Wahrheit werden zu laſſen, worüber ich ſpäter ganz erbauliche Pröbchen beizubringen mir vorbehalte. Wir hatten uns unſere Plätze auf dem Luganer Veloce zwar ſauer erworben; aber deſto raſcher ging's vorwärts, obgleich durch lange Zeit ſtreckenweiſe mächtig bergauf, und überaus genußreich ward die Nachtfahrt durchs Val d'Agno. Mehrere kleine Ortſchaften, auf den Fußgeſtellen der terraſſenförmig über einander aufſteigenden Vorberge zogen an uns vorüber; allmählich ward die Landſchaft immer einſamer und großartiger, obgleich noch immer üppig bewaldet. Zu unſerer Freude ſtieg hinter uns in Oſten der Vollmond herauf und erhellte die göttlich ſchöne Landſchaft. Ja wohl, göttlich ſchön! Die üppigſten Laubwaldungen, häufig Kaſtanienbäume, bedecken den weit geſtreckten Rücken des Monte Cenere, welchen wir nun hinanfuhren. War es nur die Magie des dämmernden Mondlichts oder iſt's wirklich ſo herrlich auf dieſen Höhen: nie hatte ich anderswo eine Gegend

von ſolcher zauberiſcher Schönheit geſehen, und doch beſtand ſie bei mir ſchon die Feuerprobe des zweiten Anblickes. Welche vollbelaubten Rieſenbäume! Welche Wieſenpracht dazwiſchen! Welche edeln Bergformen, wald- und alpengrün in der Nähe, kahl, und angeſchneit in der Ferne! Welcher ſüdliche Himmel, welches milde Klima, ſelbſt bei der ſcharfen Bergluft, welche von dieſen bedeutenden Höhen von noch erhabeneren Eishöhen her wehte! Ja! der Canton Teſſin iſt einzig in ſeiner ſüdlichen Ueppigkeit hier zu Lande, und nur Wälſchtyrol in der Umgebung des himmliſchen Gardaſees mag ihm nahe oder gleichkommen. Ein Seitenthal rechts ſtreift nach Iſone, am Fuße des bei 9000 Fuß hohen Camoghera, des höchſten Berges im Canton mit unvergleichlicher Fernſicht in die Gebirgswelt und die Fruchtebenen hinaus, ſo weit die menſchliche Sehkraft reicht. Nahe am Uebergangspunkte des Bergrückens ſahen wir den ſchneegekrönten Koloß ſeitwärts vom höchſten Gipfel des Cenere himmelanragen — ein überaus großartiger Anblick! Reich bewaldet, wie im Süden, aber ungemein ſteil, ſenkt ſich der Cenere in Norden gegen das Thal des Ticino bei Bellinzona hinab. Die Straße iſt in ihren vielen Wendungen ein wahres Meiſterſtück. Ohne den Radſchuh einzulegen, fliegt der kühne Poſtillon mit dem ſchweren Eilwagen in geſtrecktem Trabe über die Terraſſen hinab. Von Minute zu Minute wechſeln, auftauchend und entſchwindend zwiſchen den mächtigen Wipfeln der die Straße einfaſſenden uralten Kaſtanienalleen, bei den raſchen Wendungen die Ausſichten in das breite reichbebaute Teſſinthal und auf ſeine Rieſenberge hinaus. Bald darauf fuhren wir nach Mitternacht in Bellinzona ein,

wo wir im Angelo freundliche Aufnahme fanden und wenige Stunden ruhten.

Ein Miethwagen, den wir gleich nach der Ankunft aufgenommen, brachte uns bei frühem Morgen wieder an den Fuß des M. Cenere zurück und in einer weiteren Stunde, welche der Anblick des majeſtätiſchen, reichbebauten Thales uns raſch entſchwinden machte, nach Magadino am Lago Maggiore.

Schon lag das ſardiniſche Dampfboot zur Abfahrt bereit und es blieb nicht einmal Zeit, in dem aus früherer Zeit mir als trefflich bekannten Gaſthof „al Vapore“ ein Frühſtück einzunehmen. Locarno, am jenſeitigen Seeufer unvergleichlich ſchön hingeſtreckt, lag bald hinter uns, und der obere Theil des Sees, lang und ſchmal hingedehnt, bot uns einen freundlichen Ueberblick auf raſch-wechſelnde Ortſchaften an ſeinem Rande und ernſte ſchroffe Bergformen im Hintergrunde, beſonders auf den Gotthard im Norden. Doch iſt die Anmuth vorwaltend; heißt ja doch Magadino und ſeine Umgebung das Paradies der ſüdlichen Schweiz. Nur zu bald wird man aber daran erinnert, daß wir uns nicht mehr in ihr befinden, denn man fordert unſern Paß, den wir in der ganzen Schweiz nicht zur Hand zu nehmen brauchten.

Erwarte Niemand daß ich eine ausführliche Schilderung des weltberühmten Sees folgen laſſe; ich wiederhole nur, daß der Comerſee ihn an Mannigfaltigkeit und ſtets wechſelnden Effekten und Contraſten übertreffe, an einfacher ſtiller Größe ihm aber bei Weitem nachſtehe. Jedenfalls hat er einen Ausſichtspunkt, dem auf Erden wohl kein zweiter gleich kommt, nämlich das Panorama um die borromäiſchen Inſeln, dann

den Anblick des zweiten Berges in Europa, des Monte Rosa, vor seinem Nebenbuhler voraus.

Nach mehrstündiger Fahrt näherten wir uns bei Intra diesem Glanzpunkte der Seelandschaft. Wie ein majestätischer Meerbusen liegt der weite Wasserspiegel vor uns ausgebreitet, da auch die westliche Bucht gegen das Tosathal hinzutritt. Von dieser Seite her schauen einige schneebedeckte Hochzacken und Gletscher des Simplon in wüster Erhabenheit daher. Auf der fernen Ostseite, über die ganze Breite des Sees hinüber, erheben sich zwei wunderschöne Berge, bis hinauf bewaldet und begrünt, und an ihrem Fuße liegt das lombardische Städtchen Laveno — eine entzückend schöne Ansicht! Vor uns aber treten, wie wir die Landspitze bei Ca delle monacche umschiffen, die borromäischen Inseln hervor, und am Ufer zur Rechten die malerisch hingestreckte Stadt Pallanza.

Wir kennen Alle, wenigstens aus Abbildungen, die wundervolle Isola bella mit ihren 10 Terrassen, deren höchste ein Pegasus krönt, pyramidenförmig 120 Fuß über den See hinansteigend. Obgleich in der Anlage etwas zu altfranzösisch verkünstelt und mit der herrlichen Natur ringsumher im Contraste, ist sie dennoch ein wundervolles Bild, und wer sie einmal in der Wirklichkeit gesehen, vergißt sie nimmer. Ich betrat sie zum dritten Male und durchwandelte, meiner Begleiterinnen wegen, nochmals die Prachtgemächer mit ihren kunstreichen Mobilien, Prachtteppichen und übrigens mehr zahlreichen als werthvollen — Gemäldesammlungen, — ihren mit Steinchen und Conchylien ausgelegten Souterrains, — ihre steifgezierten Gartenanlagen mit Taxus-, Magnolien- und Lorbeerhainen,

Rieſenkaktuſen und ihrer hundertfältigen Blumenflora, ihrer vollendeten Unnatur und — bei alledem — einer gewiſſen romantiſchen Großartigkeit des Ganzen, die aber nur auf der — durch Nichts zu paralyſirenden Allgewalt der ungeheuren Natur zu beruhen ſcheint. Die Ausſicht bleibt immer das Herrlichſte an der Iſola bella — herrlicher, als alles Uebrige womit Jean Paul, der nie dageweſen, ſie zu ſchmücken verſucht. Das weichſte und wollüſtigſte Clima iſt ihr eigen. Die lepontiniſche Alpenkette, vom Simplon bis zum Gotthard entlang, ſcheint jede Regung irgend eines rauhen Nordlüftchens abzuſperren. Den ſtärkſten Beweis dafür liefern die hier im Freien überwinternden Rieſenkaktuſe. An dieſem Tage war die Temperatur beinahe unerträglich; eine drückende Schwüle, wie aus einem Backofen, lag überwältigend auf uns, und der erhitzte Himmel braute auf allen Seiten Gewitter.

Aergerlich — doppelt ärgerlich nach der ſchweizeriſchen Liberalität — war uns die beinahe an Karikatur ſtreifende finſtre Amtsfeierlichkeit, womit die ſardiſchen Zöllner beim Anlanden auf Iſola bella unſer harmloſes Schifflein und deſſen harmloſes Publicum bis in's kleinſte Detail hinein durchſchnüffelten und analyſirten. Sogar das Zeichnungsſkizzenbuch meiner Töchter ward Blatt für Blatt durchſtöbert, ob ſich daſelbſt nicht etwa Verbotenes eingeſchmuggelt; denn dieß obſcure Geſchlecht haßt Alles, was einem Buche auch nur ähnelt, wie das Krokodill den Ichneumon, der einſt ſein Eingeweide zu zernagen beſtimmt iſt.

Abgemattet ließen wir uns nach Vallanza überſetzen, wo wir in dem prachtvollen Gaſthofe — wenn ich nicht irre,

al Belvedere — vortrefflich tafelten. Hier, wie beinahe überall in Italien, vermißt man dagegen einen frischen Trunk reinen Wassers, wie ihn unser deutsches Vaterland fast allenthalben spendet, um so schmerzlicher, als auch der fast dintenschwarze, starke und unliebliche Wein unsern Durst mehr aufstachelt als stillt. Die Aussicht von diesem Belvedere ist eine der großartigsten und übertrifft bei günstigerer Lage noch überaus jene von Isola bella. Nachmittags ließen wir uns dem Dampfboote zuführen, und kehrten mit ihm nach Magadino und dann mit unserm Vetturin nach Bellinzona zurück. Für meine Landsleute, denen während der Seefahrt irgend eine Auskunft oder Gefälligkeit erwünschlich wäre, bemerke ich, daß unser auf dem Dampfboote arbeitender Landsmann, der Maschinist Karl Pretsch, ein sehr wackerer und humaner Mann und uns gern behülflich ist. Bei einer früheren Reise — ich war, gottlob! zu wiederholten Malen in diesen Paradiesen und hoffe auch, nicht zum letzten Male dagewesen zu sein — fuhr ich an die Südspitze des Sees bei Sesto Calende und hierauf bis Stresa zurück, wo ich in einem höchst romantisch am See gelegenen Gasthofe übernachtete. Dieses letzte Drittel der Seefahrt ist wegen des großartigen Hinblicks auf den tief herab verschneiten und übergletscherten Monte Rosa, des Mont-Blancs Nebenbuhler, sehr zu empfehlen. Minder lohnend ist der Anblick der Riesenstatue des Carlo Borromeo oberhalb Arona; auch unterscheidet man, vom Dampfboote aus, wegen weiter Entfernung wenig Erhebliches an dieser Monstruosität.

Mit freudiger Erinnerung denke ich eines bei einer früheren Reise von Stresa aus unternommenen Ausfluges auf den

haft guten Menſchen zu erkaufen wünſchen, eine Freiheit, die ſich bei meines Vaters Verlangen, mich verheirathet zu ſehen, ohnedies nicht lange behaupten würde? —

Nein, Albina, — verſetzte die Tante — der wirkliche Wunſch ſeines Todes iſt es noch nicht, was Dein Herz hauptſächlich bewegt. Die Umſtände haben jedoch eine verſunkene Hoffnung neu hervorgerufen, die Du um ſo weniger pflegen darfſt, da ſie Dich endlich zu dieſem Wunſche wohl bringen könnte. Dein Vater ſieht gewöhnlich allzu finſter. Warum ſollte denn Seeland grade verunglückt ſeyn, da ſich doch bei einem Reiſenden, zumal im Winter, ſo viele Verzögerungen der feſtgeſetzten Ankunft denken laſſen? Beſinne Dich, daß Du die Reize des Traumes, dem Du eben wieder nachhängen magſt, in der Wirklichkeit niemals finden kannſt, und ergieb Dich ruhig dem Willen Deines Vaters, der gewiß auch dann unbeugſam ſeyn würde, wenn ſeine Wahl grade ſo ſchlimm wäre, als ſie gut iſt. Seeland gilt für das Muſter eines jungen Mannes, und Du wirſt vielleicht glücklicher mit ihm ſeyn, als Du es mit jedem Andern geworden wäreſt.

Die Baroneſſe drückte ſie an ihre Bruſt und Albina fand ſich durch eine ſo herzliche Zuſprache ſehr geſtärkt und erhoben.

Monte Rone, den höchſten Bergrücken am Ufer des Lago Maggiore. Man ſteigt unmittelbar hinter Streſa ſteil aufwärts, anfänglich zwiſchen Weingärten, weiter oben durch Waldung, welche ſich in die herrlichſten Hochalpen verliert. Hier findet man nicht etwa nur einzelne Sennhütten, ſondern eine ganze Ortſchaft ſolcher Hirtenhäuſer. Dieſe weitläufige Alpe gehört den Grafen Borromeo, Beſitzern der gleichnamigen Inſeln. Man findet hier Milch, Butter und Käſe von höchſter Güte und wird dabei nicht etwa mit ſchweizeriſcher Pfiffigkeit tarirt, ſondern bezahlt die gutmüthigen Naturmenſchen nach eigenem Ermeſſen.

Die Ausſicht vom höchſten Gipfel, den man von Streſa aus in etwa vierthalb Stunden erreicht (ich glaube ihn mindeſtens auf 6000 Fuß Meereshöhe ſchätzen zu dürfen) iſt beiſpiellos ſchön und zugleich erhaben. Zu unſern Füßen liegt der ganze Lago Maggiore in vollſter Ueberſichtlichkeit ausgebreitet, wie wohl von keinem andern Standpunkte aus. In Norden und Oſten ſchließt ſich hinter ihm der Horizont mit den Spitzen des Gotthard, des Monte Cenere und Camoghe; ſüdöſtlich und ſüdlich verliert ſich der Blick in den reizenden fruchtbaren Hügeln und Flächen der Brianza und des nördlichen Piemonts. Noch entzückender iſt aber der Blick nach Weſten. Tief unter uns wogt, nur durch das Fußgeſtelle des Monte Rone vom Langenſee getrennt, der im Verhältniſſe zu Letzterem kleine Lago d'Orta zwiſchen romantiſchen Bergen. Er wäre ernſt, ja melancholiſch zu nennen, gäbe ihm nicht ein allerliebſtes Inſelchen in der Mitte einen ganz eigenen heiteren Reiz. Die ungeheuerſten Berge umſchließen ringsum dieß großartige Na-

turgemälde — hoch über alle übrigen ragt aber der riesige Gränzpfeiler der lepontinischen und penninischen Alpen — der nebst dem Montblanc allein in Europa über 14,000 Fuß hohe Monte Rosa. Sein siebengipfliger Riesenscheitel, bis an sein Fußgestelle herab tief überschneit und vergletschert, steigt so erdrückend-kolossal, so erschreckend nahe von uns himmelan, — ist er ja doch auch wohl nicht über acht Meilen von uns entlegen — daß wir, mit dem Fernrohre hinüber spähend, jeden Felsblock auf seiner Schneehülle, jede sich von Letzterer ablösende kleinste Lawine wahrnehmen, ja nach ihm hinüber greifen zu können wähnen.

Der Monte Rone ist einer der schönsten Standpunkte in der Schweiz, ja in Europa und wird doch von wenigen Reisenden beachtet. Zum Genusse der Wunderwelt, zehn Meilen und weiter rings um den Lago Maggiore, hält kein anderer leicht ersteiglicher Berg mit ihm den Vergleich aus; er theilt die Schönheiten des Rigi, bietet aber, nebst üppigerer Vegetationsfülle, noch Erhabneres — weßhalb ich ihn allen Naturfreunden hiermit wärmstens an's Herz lege.

Wir nahmen, Abwechslungs- und Bequemlichkeitshalber, unsern Rückweg durch ein minder steil abfallendes Seitenthal gegen Baveno. Riesige Kastanienbäume, herrliche Wiesen und Felder wie Fruchtgärten, überraschende Aussichten auf den See und seine Umgebungen machen diese Wanderung überaus genußreich. Wir gingen durch eine kleine Gebirgsortschaft, welche der Führer, wenn ich nicht irre mit dem Namen Lera bezeichnete. Eine neu erbaute sehr stattliche Kirche mit recht sauberen Fresken von Innen und Außen und an den Wänden

der ſie umgebenden Kirchhofmauern feſſelte unſere Aufmerkſamkeit. Hier muß ein vermöglicher padrone ſeine milde Hand geöffnet haben, denn die Bewohner haben ſie wohl nicht erbaut. Dieſe wandern nämlich, nach der Erzählung meines Führers, alle Sommer auf Arbeit in fremde Gegenden und laſſen ihre Häuſer ganz leer ſtehen. Das deutet nun nicht auf glänzende Umſtände; denn Niemand verläßt wohl ohne Noth gern ſeine Heimath, beſonders eine ſo ſchöne. Und doch ſoll dieſe wanderluſtige Gemeinde, wie der Führer mich verſicherte, die Ausmalung der Kirche und ihrer Umgebung aus Eigenem beſtritten haben. Jedenfalls ſpricht der Umſtand, daß die Leutchen ihre Häuſer durch ſo lange Zeit verlaſſen können, ohne daß Einbrüche und Beſchädigungen erfolgen, für die wackere Geſinnung der ganzen Bevölkerung. Man betrachtet die Italiener im Allgemeinen ſo häufig und unbegründet als halbe Banditen oder wenigſtens als zweideutige Menſchen, und dennoch ſind ſie, wenigſtens in Oberitalien, ſo weit es mir bekannt, meiſtens weit beſſer und verläßlicher, als Jene, die ſie ſo ungerecht beurtheilen.

Man kann den Ausflug auf den Monte Rone auch von Baveno aus unternehmen, welches allerdings von ihm etwas entlegener, aber mit einem vorzüglichern Gaſthofe, als Streſa, verſehen iſt. Am nächſten Morgen ſaßen wir mit dem früheſten wieder in unſerm Vetturin und rollten von Bellinzona gegen den Gotthard hinan.

Bei Bellinzona vereinigen ſich mehrere intereſſante Straßenzüge. Eine kurze Strecke außer der Stadt wendet ſich die Straße zum Bernhardin rechts in das romantiſche Miſoccothal

mit ſeinen Waſſerfällen und Bergruinen. Hier war ich vor zwei Jahren dem Hinterrheinthal, der via mala, der alten Stadt Chur, den wüſten Naturwundern des Wildbades Pfeffers und dem Wallenſtädter- und Zürcherſee zugereiſet — unvergeßlich ſchöne Erinnerungen! Die Gotthardſtraße durchzieht das majeſtätiſche Hauptthal — Val Leventina — längs des Ticino. Später führt ein Seitenweg rechts in's Val Blegno nach Olivone gegen die Eiswüſten der Hinterrheingletſcher. Die kleinen Ortſchaften, an welchen wir vorübereilen, ſind unbedeutend, und Armuth, Unreinlichkeit, phyſiſche und geiſtige Vernachläſſigung der Bewohner ſcheint hier eben ſo zu Hauſe, wie überhaupt in den meiſten katholiſchen Cantonen der Schweiz. Deſto großartiger wird die Natur um uns, wie wir allmählich das Fußgeſtelle des St. Gotthard hinanfahren. Zahlloſe Waſſerfälle, häufiger und mannigfaltiger, als nur irgend anderswo, und mitunter von ſeltener Schönheit und Fülle, beleben die ernſterhabenen Granitwände auf beiden Seiten.

Bei Faido beginnt das Thal ſich zu verengen und die Straße bedeutend bergan zu führen. Eine Strecke weiter folgt die — durch viele pittoreske Werke bekannte — ſchauerliche Schlucht bei Dazio Grande. Die einförmigeren Seitenwände ſind zwar nicht mehr von Waſſerfällen belebt, doch bildet der Teſſino in der Tiefe ſelbſt eine Kaskade nach der andern; er wälzt ſich, wie eine empörte weißſchäumende Rieſenſchlange tief unter uns. Bei einer Wendung der hoch auf ſteiler Wand durch den Felsberg geſprengten Straße hat man die optiſche Täuſchung, den fernhereilenden Fluß ſcheinbar bergan rollen zu ſehen, was einen wunderlichen Anblick giebt.

Der die Granithöhe in vielfachen Terraſſenwendungen hinanklimmende Straßenzug ſchien mir ſehr zweckmäßig, ja grandios angelegt; doch ſind die Bergformen einförmig und auf keinem Punkte Ausſichten in's Weite oder auch nur auf Gletſcher und ausgezeichnete Bergſpitzen. Dafür ſind die Höhen auf beiden Seiten bis hinauf mit einiger, wenn auch noch ſo geringer und auf Zwerggeſtrippe und fahles Moos beſchränkter Vegetation überkleidet, während in den Schluchten und dem Flußbette eine Maſſe des rieſigſten Felsgeſteins, wie ich es nirgends anderswo geſehen, übereinandergehäuft lag.

Wir übernachteten zu Airolo, einem unanſehnlichen Markte in unwirthbarer Thalſchlucht, doch auf einer Meereshöhe von 4 bis 5000 Fuß dem Wanderer ein willkommener Zufluchtsort. Am andern Morgen ging es durch Gegenden von ungefähr gleichem Charakter, nur in ſteileren und häufigeren Wendungen zur letzten Höhe des Gotthardspaſſes hinan. Dieſe letzte Strecke führt durch das ſchauerliche und bei immer günſtiger Jahreszeit der Lawinen wegen wohl auch gefährliche Val Tremola auf eine Meereshöhe von 6650 Fuß hinan, auf welcher das ſogenannte Hospiz, eine armſelige Hütte, unter Felstrümmern, bei einigen reizloſen kleinen Seen und zwiſchen mehreren ewig-ſchneebedeckten Felsgipfeln liegt, welche die Ausſicht nach allen Seiten verſchließen. Es iſt der traurigſte Winkel der Erde und ohne allen Reiz, ja ſelbſt ohne alle Erhabenheit. Aus einem der kleinen Gebirgsſeen entſpringt der hinter uns abwärts wüthende Teſſino; ein anderer giebt der eben ſo gewaltig gegen Norden thalabwärts toſenden Reuß den Urſprung. Unſicher zwiſchen beiden Weltrichtungen wogen

inmitten die ſchlammigen Berggewäſſer; gleich unſicher wogen die unverſtändlichen Dialekte der wenigen Höhenbewohner zwiſchen Wälſch und Deutſch. —

Ein paar Kinder des Zollwächters trieben ſich vorm Hauſe herum; ſie waren Halbwilde und hatten kaum die geringe Fähigkeit uns anzubetteln, wozu übrigens ihr Inſtinkt ſie anzutreiben ſchien.

Kein Alpenübergang iſt einförmiger und unbedeutender; reiſt man wegen Naturſchönheiten, ſo wähle man den Simplon, Bernhardin, Splügen oder das Stilfſer-Joch, nur nicht den Gotthard. Eine raſche Fahrt von etwa anderthalb Stündchen brachte uns in's Urſern- oder obere Reußthal über Hospenthal nach Andermatt, wo wir Mittag hielten. Von hier aus war ich vor ſieben Jahren über die Furka und Grimſel nach Meyringen gewandert — ſchöne Erinnerungen, mit denen die trübe Gegenwart nichts gemein hatte; denn kaum waren wir durch das romantiſche Urnerloch, über die Teufelsbrücke am donnernden Reußſturz und durch den furchtbaren Felſenriß der Schellinen gegen Waſen hinabgefahren, ſo ergoß ſich der dichteſte Regen in Strömen über uns her, und benahm uns alle Ausſicht auf das großartige Reußthal, bis uns ſpät Nachmittags das paradieſiſch gelegene Altdorf und bald darauf Flüelen am See empfing.

Auch im Dampfboote geſtattete uns die nur in flüchtigen Augenblicken etwas aufgeheiterte Witterung nur kurze Beſuche des Verdecks. Ein ſolcher Lichtmoment zeigte uns die zur Rechten vorbeiziehende Tellsplatte, das Grütli, die Alpenkette bei Uri, Schwyz, Gerſau und den Rigi, die Jochhöhen und

Ortſchaften gegen Unterwalden, den Pilatusberg und auf der andern Seite das Habsburger Schloß — und als der dämmernde Abend in's Nachtdunkel überging, landeten wir in Luzern und ſtiegen beim Schwan ab. Zweimal hatte ich auf früheren Reiſen den Vierwaldſtädter-See hin und zurück überſchifft; tief hatte ſich dabei nebſt ſeinem getreuen Bilde die Ueberzeugung in mir eingeprägt, daß ihm an Geſtalt und mannigfach-lieblicher und erhabener Scenerie (er bildet ein Kreuz, das die wundervollſten Ausſichten nach allen Seiten begünſtigt) kein anderer Alpenſee gleichkomme — daß keiner, von ſo vollendeter Schönheit ſei. In der Mittagsſtation zu Andermatt hatte ein Reiſender geäußert, wir würden wohl in Luzern — wegen Leu's ſo eben erfolgter Ermordung, welche wir bei dieſer Gelegenheit zuerſt mit Abſcheu vernahmen — Alles in Aufruhr finden. Nichts deſto weniger fand ich Alles, dem Anſcheine nach, in tiefſter Ruhe, gerade ſo wie bei zweimaliger früherer Anweſenheit; die zahlloſen Fremden, beſonders Franzoſen und Engländer ließen ſich's auf den Promenaden und im Speiſeſalon gerade ſo behaglich ſein, als herrſchte überall Friede und Eintracht, und auch unter den Einheimiſchen auf den Straßen zeigten ſich nirgends verdächtige Bewegungen. Das war für mich ein kleiner Triumph gegenüber denjenigen, die mir eine Reiſe in der Schweiz, beſonders mit Frauen, unter den damaligen Verhältniſſen als ein tollkühnes, mit Nichts zu rechtfertigendes Wagniß geſchildert hatten; wogegen ich immer bemerkte, die Schweizer ſeien zu kluge und galante Hauswirthe, um gerade zur Zeit, da die Gäſte zu ihnen kommen und — viel Geld in's alte Haus

bringen, auf beängſtigende Weiſe zu revoltiren oder gar Schlachten zu liefern. Das ſind ja Dinge, die ſich füglich ſo lange aufſchieben laſſen, bis die Goldfaſane, die man ſo gern rupft, von ſelbſt wieder weggeflogen ſind; verſcheuchte man ſie mit Flintenſchüſſen oder gar Kanonendonner, ſo kämen ſie am Ende gar nicht mehr zurück. Kleine Beirrungen und Beängſtigungen waren indeſſen unvermeidlich; ſo wurden mitunter Wirthshäuſer als verdächtig geſperrt und die etwa darin wohnhaften Fremden ohne alle Umſtände und ohne alle Sorge für ihre anderweite Unterkunft ausquartiert. Doch muß man zugeben, daß dieſe Fatalitäten ſich nur in öffentlichen Häuſern untergeordneten Ranges zutrugen, obgleich allerdings ſtark davon, ſelbſt in öffentlichen Blättern, geſprochen wurde, daß dieſe Maßregel auch auf den Schwan, wo wir abgeſtiegen waren — nebſt der Wage das erſte Hotel im Orte — ausgedehnt werden würde.

Waren nun aber die Menſchen damals gerade zufällig gemäßigt, ſo trieb's dafür an ihrer Statt die unvernünftige Natur deſto toller. Fünf Gewitter nach einander — ich übertreibe nicht — gab's vom Abende unſerer Ankunft bis Nachmittags darauf. Bei ſolcher Conſtellation war an den Beſuch des Rigi, des ärgſten Wetterblocksbergs im ganzen Schweizerlande, nicht zu denken, — was ich übrigens hauptſächlich meiner werthen Begleiterinnen wegen bedauerte, denn ich ſelbſt hatte dieſen ſchönſten Ausſichtspunkt im ganzen Lande bereits zweimal beſucht, und beſonders im Jahre 1843 durch einen ganzen Tag bei ſo herrlichem Wetter genoſſen, daß ich das Götterpanorama in allen Tagesbeleuchtungen und bis in

ſeine kleinſte Einzelnheit im innern Lichtbilde mit mir fortgetragen. Uebrigens bildet der Rigi mit dem Monterone am Lago Maggiore und dem Schafberge am Wolfgangſee immer das Kleeblatt der drei herrlichſten Gebirgsanſichten, die ich bisher geſchaut, und das Faulhorn ſteht mit all ſeiner wüſten Erhabenheit weit hinter ihm zurück; an Mannigfaltigkeit und Reichhaltigkeit der Landſchaftsbilder, an Schönheit der um ihn gruppirten Seen, an Verſchmelzung des Lieblichen und Erhabenen, an einem ihm eigenen unausſprechlichen Zauber möchte am Ende von den genannten Ausſichtspunkten keiner — oder irgend ein anderer leicht erreichbarer — ihm gleichkommen.

Alle dieſe Herrlichkeiten mit Bedauern hinter uns laſſend, fuhren wir Nachmittags mit einem Miethwagen auf der Berner Straße nach Entlibuch. Hinter Luzern allmählig bergan, den Pilatus zur Linken, den Rigi im Rücken ging es durch die freundlichſten bebauteſten Gegenden. Ein neues Gewitter zog über uns vorbei — unweit von uns ſchlug es ein — es war das letzte Grollen des Himmels, der uns von nun an bis Bern zulächelte. Hübſche Ortſchaften folgten einander auf beiden Seiten: Das Bad Rothen, Littau, St. Joſt und Herrgottswald. Die nächſte — ſehr ſtattliche Ortſchaft Malters iſt durch die Freiſcharlertumulte verewigt; wir wünſchten ihr für's nächſte Signalement einen angenehmern Anlaß. Bei Wollhauſen verließen wir die Hügelregionen und fuhren ſüdlich aufwärts in's Entlibuch, ein von der Waldemmen durchſtrömtes, aus dem höhern Gebirgszuge abfallendes eng-einſames Thal, ohne Erhabenheit, doch voll der lieblichſten Naturbilder.

Auch der eigenſinnigſte Naturkrittler könnte hier und im Emmenthal — der eigentlichen Heimath des beſten Schweizerkäſes — wohl keine unſchöne Stelle auffinden. Die Dörfer ſind in ihrer ländlichen Bauart ein Muſter von Reinlichkeit und Nettigkeit, eben ſo wie ihre Bewohner von Einfachheit und Treuherzigkeit, wie ſie den Schweizern, ehe die hereinſtrömenden Schaaren reicher Ausländer ſie verdarben, überhaupt eigenthümlich geweſen ſein mochte. Dieſer Thalſtrich, fernabliegend von der großen Tour, wird von den Fremden nicht ausgebeutet; dafür beutet er aber auch die Fremden nicht aus und man kann ſagen, daß man, bei der vorzüglichſten Bedienung, hier um die Hälfte wohlfeiler reiſt, als auf dem ausländiſchen Schneyfenſtriche.

Am andern Morgen ging's über Schüpfen und Eſchlismatt, mitunter über ziemlich hohe Berge — aus dem Entlibuch in's eigentliche Emmenthal hinüber, das mit ſeinem ſchönſten Theile zum Kanton Bern gehört. Die Gegenden waren, da das Thal ſich erweitert und großartiger geworden, noch entzückender, als am vorigen Tage; es ſind, in fruchtbarſter Ueppigkeit und von den freundlichſten Ortſchaften überſäet, die herrlichſten Landſchaftsbilder im kleinern Style, wie ihn die Schweiz — neben dem Großartigſten — unſeres Welttheils — gegen alle andern Gebirgsländer, namentlich Tyrol und Savoyen, ganz eigenthümlich voraus hat. Es war eben Sonntag und daher nicht ſowohl die Felder von fleißigen Arbeitern als die Straßen von muntern Spaziergängern belebt. Frohſinn, Anſtand und eine gewiſſe ländliche Bildung zeigte ſchon der flüchtigſte Hinblick auf die an uns vorüberwandeln-

2.

Es mochte nun über ein Vierteljahr seyn, daß das Fräulein einmal des Morgens mit ihrer Tante im Walde spazieren ging. Auf dem Rückwege wurden sie plötzlich von Flötentönen festgehalten, um so räthselhafter, da sie darin eine Melodie vernahmen, die aus den letzten Tagen von Albina's verstorbenem Bruder, einem leidenschaftlichen Musiker und Tonsetzer, herrührte. Nie war eine Abschrift von dieser Komposition gemacht worden, welche Albina wie ein Heiligthum verschlossen hielt. Nur von ihr konnte der Flötenspieler die Melodie gehört haben, welche sie zuweilen am Pianoforte zu üben pflegte.

Die beiden Damen näherten sich den Tönen, die hierdurch zum Aufhören kamen. Dafür aber war der ehrerbietige Gruß des hinter einem Baume hervortretenden jungen Virtuosen selbst ein gar nicht unwillkommener Ersatz.

Wie sind Sie zu der Melodie gekommen, mein Herr? so fragte die Baronesse freundlich.

Ich habe sie glücklicher Weise gestern Abend unter den Fenstern des Schlosses gefunden.

Wirklich hatte Albina sie da bei offenem Fenster gespielt und man erstaunte über ein Gedächtniß, das dies gar nicht leichte Musikstück so gut behal-

den Schaaren. Die weitflatternden ſchwarzen Fledermaushauben der Frauen — ich kann ſie nicht treffender bezeichnen, beſtätigten, daß wir im Canton Bern. Eine andere Eigenſchaft noch ungefälligerer Art iſt bei der weiblichen Tracht die Verhüllung des Halſes, gerade am Kehlkopfe, mit einer ſehr breiten ſchwarzen Sammetbinde, die bei Vermöglicheren oft koſtbar verziert iſt. Dieß läßt nicht nur häßlich, ſondern iſt auch unzweckmäßig, denn es verweichlicht den Hals, welcher immer abgehärtet erhalten werden ſollte, weßhalb auch die männliche Halsbinde der abſurdeſte Theil unſerer Kleidung iſt.

Zu Langenau hatten wir die Kantonsgränze paſſirt; zu Signau hielten wir Mittagsraſt. Gegend und Ortſchaft geben zuſammen ein idylliſches Landſchaftsbild, wie mir noch kein ähnliches vorgekommen — nicht Geßneriſch, nicht Voßiſch, ſondern in jenem eigentlichen Style, der für die geſchriebene Idylle erſt zu erwarten ſteht. Die Häuſer — in idealiſchem, aber dabei doch höchſt zweckmäßigem Geſchmacke — wie kleinen, ſaubern Modellen gewiſſer plaſtiſchen Panoramen täuſchend nachgearbeitet. Neben jedem Haus ein Garten und die nöthigen Wirthſchaftsräume, und Alles insgeſammt von ſolcher ganz unglaublichen Reinlichkeit, daß ich, die ganze Ortſchaft um und durchwandernd, nirgends, auch nicht auf der entlegenſten Hinterwand, irgend ein ſchmutziges Fleckchen entdecken konnte. Vor Allem muſterhaft nett und wohnlich zeigt ſich — zunächſt an der Kirche auf einem die übrige Ortſchaft beherrſchenden Hügel — das Paſtorshaus, behaglich zwiſchen ſeinen — wie es ſchien, ſehr fruchtbaren und wohlbeſtellten — Gründen thronend und mit dem Gotteshauſe,

zu vollſter Bequemlichkeit, mit einem bedeckten Gange verbunden.

Hinter Langenau hatten wir das untere Emmenthal gegen Burgdorf zur Rechten gelaſſen; eine Strecke hinter Signau erweiterte ſich das idylliſche Seitenthal allmählich zu dem lieblichen Hügellande um Bern, und nach etwa zwei Stunden, abwechſelnd ſanft auf- und abwärts, durch mehrere ſchöne Ortſchaften und wie durch einen zuſammenhängenden Fruchtgarten hin, fuhren wir endlich — uns immer zu früh bei ſolcher Augenweide — über die großartige neue Brücke, welche eine tiefe Thalſchlucht und in ihr die raſchſtrömende Aar überſetzt, in die alte Stadt ein. Bern hat eine überaus originelle Lage, keine andere Stadt möchte in dieſer Hinſicht einige Aehnlichkeit mit ihr haben. Ich glaube, daß ſie in jedem Fremden, der ſie auch nur einmal in's Auge gefaßt, einen unauslöſchlichen Eindruck zurücklaſſen muß. Ob dieſer Eindruck ein durchaus heiterer und erfreulicher, wie ihn zum Beiſpiel Zürch bei Jedermann hervorzubringen kaum verfehlen kann, möchte ich dagegen bezweifeln; es liegt in der Umſchloſſenheit Berns, ja ſelbſt in den einzelnen Ausſichtspunkten auf die Alpen etwas ausnehmend Ernſtes, ja Melancholiſches, was wohl auch in der alterthümlichen Bauart der Stadt ſeinen Grund haben mag. Die überhaupt ſtarke Krümmungen bildende Aar umſchließt ſie von drei Seiten; auf der hierdurch gebildeten Halbinſel iſt ſie in ihrem Haupttheile auf einem von Süden nach Norden anſteigenden Hügel, in ihren Ausläufern am Fuße deſſelben hingebaut. Höhere Berge umſchließen das Flußthal in geringer Entfernung, nur auf einer Seite eine etwas weitere

Fläche freilassend, fast ringsumher; die Aussicht ist daher zwar beschränkt, aber wo sie offen — gegen die Alpen zu — da wiegt sie eben mit diesem einzigen Punkte die schönsten Aussichten der meisten anderen Städte auf.

Aber auch die entfernteren Berge rings umher, so wie die Höhen dicht an der Stadt, sind reich bebaut, begrünt und besonders mit einer so üppigen Fülle von Laubholz — mitunter die ältesten, ehrwürdigsten Bäume und schönsten Alleen — geschmückt, daß an näheren und entlegneren Spaziergängen wohl kein anderer Ort Bern vorakteht. Besonders freundlich ist die Umgebung gegen Norden, in der Richtung nach Aarau und Burgdorf; die reichbebaute offene Landschaft, die stattlichen Ortschaften mit den wohnlichsten Villen, die Alleen von Fruchtbäumen, die Aussichten auf vegetationsüppiges, duftiges Mittelgebirge im Hintergrunde — alles dieß giebt ein Gesammtbild von unbeschreiblicher Anmuth. Der herrlichste Aussichtspunkt in der Stadt ist die Münsterterrasse oder Platteform. Nach drei Seiten dem hier steil abstürzenden Berg durch kühne und schwindelnd hohe Festungsmauern abgewonnen, gewährt sie einen unvergleichlichen Ueberblick auf den untern Stadttheil und seine Gärten, auf den über eine großartige Wehre herniederbrausenden ungestümen Aarfluß, auf die schön geformten reichbebuschten Berge am jenseitigen Ufer und auf die ganze großartige Berner-Alpenkette, Wetterhorn, Schreckhorn, Finsteraarhorn und Jungfrau an ihrer Spitze, deren Abendglühen hier und auf der sogenannten kleinen Schanze ein unvergleichliches Schauspiel ist. Die bequemsten Bänke locken uns unter den ehrwürdigsten Schatten-

bäumen zur Ruhe und ſinniger Betrachtung der Natur und der hier zu jeder Zeit zahlreichen Spaziergänger. In der Nähe beſehen wir den Münſter oder doch wenigſtens ſein äußeres Portal, ein Wunderwerk der Steinbildnerei. Die Hauptſtraße, der Lage nach in ſehr bedeutender Länge nach Süden gegen Norden ziehend, iſt die Hauptader des ſtädtiſchen Lebens, wovon in den unbedeutenden Nebengaſſen und Märkten wenig zu verſpüren iſt; doch gewährt auch ſie keinen weiteren Ueberblick, theils wegen ihrer anfänglich aufſteigenden Richtung, theils weil ſie im Innern ſelbſt durch mehrere Thore unterbrochen iſt. Herrliche Springbrunnen und kleine Kanäle zur Seite, geben der Stadt — im Vereine mit den meiſtens ſehr anſehnlichen altertümlichen Häuſern — ein zugleich ſtattliches und reinliches Anſehen. Das regſte Leben zeigt ſich in den zahlloſen Kaufläden, die ſich unter den Arkaden auf beiden Seiten hinziehen. Letztere, in einer Ausdehnung und Geräumigkeit, wie ich ſie noch nirgends anders gefunden, verdüſtern zwar die Straßen, gewähren aber die große Annehmlichkeit, daß man in böſer Winterzeit oder auch bei Regenwetter, welches wegen Nähe der Gebirge hier häufig eintritt, ſtundenlang geſchützt und unter Dache herumſpazieren kann. Das Klima iſt hier eines der geſündeſten; die ſcharfe Luft bei einer Lage von 15—1700 Fuß überm Meere iſt einer geſunden Lunge überaus wohlthuend — dabei halten die höheren Berge ringsum die rauhen Stürme ab, und der die Stadt in raſcher Strömung gleichſam umarmende Alpenfluß nimmt — im Vereine mit der Vegetationsfülle — gewiß auch die letzte Spur eines Miasma weg. Bern würde ich mir bei-

nahe — wollte ich überhaupt in der Schweiz mich anſiedeln — als Wohnort wählen — ſelbſt vor dem weit reizenderm und namentlich in literariſcher Hinſicht anziehenderm Zürich, welches dagegen an geſunder Lage und anmuthigen Spaziergängen Bern nachſteht, obgleich es dafür allerdings wieder großartigere Ueberſichtspunkte voraus hat.

Ich ließ mich, um während meines kurzen Aufenthalts die Zeitungen nachzuholen, in der ſogenannten grande societé — einem Klubb von Honoratioren, meiſtens Kaufleuten — einführen, und fand — zwar ein ſehr anſtändiges Lokal in einem alt-ſtattlichen Patrizierhauſe, aber in einem verhältnißmäßig beſchränkten Nebenzimmer — außer ſämmtlichen Schweizer-Lokalblättern nur die Augsburger allgemeine Zeitung als einzige Repräſentantin der auswärtigen Journaliſtik. Welch ein Unterſchied gegen Zürich, wo ich im literariſchen Muſeum über 250 Zeitſchriften zählte und darunter die gewichtigſten in allen Fakultätsſtudien. Bedenke ich dieß und überhaupt den ſowohl erleuchteteren und leutſeligern Sinn der Züricher, ſo möchte ich denn doch lieber bei ihnen meinen bleibenden Wohnſitz aufſchlagen; lebt man dort auch vielleicht etwas kürzer, ſo lebt man doch weit ſchöner.

Wir wählten Bern als bequemſten Mittelpunkt für mehrere Exkurſionen. Wohl lockten uns die Hochalpen am Meiſten; das unſtäte Wetter ſcheuend, verſchoben wir aber ihren Beſuch bis zuletzt. Zuerſt unternahmen wir eine Fahrt nach Freiburg — wohin man durch ſehr freundliche, abwechſelnde und wohlcultivirte Gegenden in etwa 3 Stunden gelangt. Die Reiſe hin und zurück füllt — nebſt den Merkwürdigkeiten da-

ſelbſt — einen Tag recht bequem aus. Wir fahren anfänglich durch allerliebſte kleine Waldgegenden, — ſpäter durch freieres Land mit herrlichen Ausſichten auf die Greyerzer-Berge und den Jura. Der Anblick von Freiburg überraſcht uns um ſo mehr, da ein Vorhügel uns ſeine unmittelbare Nähe verdeckte. Vor uns liegt es plötzlich mit ſeinem ehrwürdigen Dom und ſeinen alterthümlichen Häuſern auf ſchroffer Felſenhöhe, welche indeſſen unſern hohen Standpunkt wenig überragt. Vor uns und in einiger Entfernung zur Linken führen die beiden höchſten Brücken unſers Continents über ein ſchwindelnd tiefes, ſteil abſtürzendes Thal, auf deſſen Grunde die Saane — ganz ſo wie die Aar bei Bern — in maleriſcher Krümmung auf drei Seiten ihren Arm um die Stadt ſchlingt. Höhere Berge bilden ringsum einen ſteilen Hintergrund. Die Aehnlichkeit mit Bern iſt auffallend; doch iſt der erſte Eindruck von Freiburg zwar origineller, eigentlich wunderlicher — Bern hat aber bei ruhigerer Betrachtung die Schönheit und Behaglichkeit voraus, vor Allem aber die Vegetationsfülle, die hier den nackten Felspartien größtentheils fehlt.

Wir fahren über die über 800 Fuß lange und bei 150 Fuß hohe Drathbrücke und blicken ſchwindelnd in's Thal unter uns, deſſen Häuschen ganz winzig heraufblinken, ja deſſen Thürme ſelbſt tief unter uns liegen — ein überaus wunderbarer Anblick. Die andere, ſpäter vollendete Brücke führt noch bedeutend höher über den Abgrund. Unmittelbar am andern Ende der Brücke, in ausgezeichneter Lage und mit herrlicher Ausſicht, liegt der Zähringerhof, welcher mit Recht als einer der beſten Gaſthöfe in der Schweiz gilt. Wir blicken von der geräumi-

gen Terraſſe in die abwechſelnden bebuſchten Gartenanlagen in der Tiefe herab, wo allerlei Menſchen wandelten und fröhliche Kinder ſpielten — und ſieh! nicht lange währte es, ſo war jede dieſer Gruppen mit einem ſchwarz gekleideten Herrn, der ſich durch mein Fernrohr als Jeſuit erwies, in Berührung, und die ſchwarzen Herren waren gar freundlich und zutraulich, beſonders mit den munteren Kindern, und man ſah ihnen an, daß ihnen ſehr daran gelegen, ſich überall beliebt zu machen, was denn freilich immer das beſte Mittel, um an's Ziel zu kommen, ſein mag.

Nach Tiſche wanderten wir mit einer anſehnlichen Geſellſchaft anderer Fremden zum Münſter, um die berühmte Orgel zu hören, welche nebſt der gleich vortrefflichen zu Haarlem für das erſte Meiſterſtück ihrer Art gilt. Sie wird täglich zwiſchen 2 bis 3 Uhr Nachmittags für die Fremden geſpielt, wofür, wenn deren wenigſtens neun anweſend ſind, jeder einen Franc zahlt — das wohlfeilſte entrée in das großartigſte Concert; — ſind aber weniger oder auch nur ein Einziger, ſo werden ebenfalls neun Franken bezahlt — jedenfalls ein hübſches Sümmchen für den Organiſten, der während der ſchönen Jahrszeit mindeſtens 10 Franken täglich einſtreichen mag. Dafür iſt er aber auch ein Künſtler ſeltner Art; ich erinnere mich nicht, mit ſolcher Virtuoſität anderswo Orgel ſpielen gehört zu haben.

Eine Production der Art, wie ſie hier den Fremden Tag für Tag aufgeführt wird — wodurch auch die vollendete Präciſion des Spiels erklärbarer wird — gehört zu den großartigſten Gemüthsdemonſtrationen des Katholicismus. Das

Spiel begann mit jener der Orgel eigenen Fluth gewaltiger Accorde in großartigen Uebergängen, die auf mich immer einen ähnlichen Eindruck machte, als stieße ich auf einem leichten Fahrzeuge in's unendliche Weltmeer hinaus. Vollstimmige Choralweisen wechselten mit ernst-einfachen Melodien, wie sie der katholischen Kirchenmusik so eigen sind. Sanft schmeichelten jetzt die Töne, als buhlte das Göttliche um die Eroberung des schwachen, schwankenden Menschenherzens. — Um es jedoch desto wirksamer zu unterjochen, muß der Himmel seine Donner herleihen. Ein banges Vorgefühl schwebt schwüldrückend über den gefesselten Tongeistern; — jetzt brechen sie einzeln los, jetzt alle in einander greifend; die Elemente leihen ihnen ihre Stimmen — der Sturm heult, die Erde kracht und schwankt, das Weltmeer erbrauset, die Flamme zuckt und zischt — und Donnerschläge wettern drein — immer stärker und stärker, so mächtig und allgewaltig zuletzt, daß unsere Pulse fliegen und unser Athem beklemmt wird. „Herr Gott Zebaoth! Geh nicht mit mir ins Gericht!" so betets unwillkührlich in uns — „Dein Kind will Dir ja gehorchen, zitternd und liebend zugleich!" Und als hätt' es die Allmacht vernommen, entrollt der Sturm und der Donner und das Wogengebrause immer ferner und ferner hin — und ein sanfter Choral kündet, daß die Gottheit versöhnt. Aber auch die Wunder der triumphirenden Kirche werden lebendig und treten in Tongestalten verkörpert auf, denn ein Chor von Menschenstimmen, nein! von Engelsstimmen aus Menschenkehlen — entsäuselt den Orgelröhren — und ein zweiter, fernerer, tieferer mischt sich in den ersten näheren und feineren.

Ein Triumphmarſch beſchließt gewöhnlich das Ganze; er feiert ſymboliſch den Sieg der Religion über die grobſinnliche in ihrer Gemeinheit verſtockte Menſchennatur.

Eine gute Stunde war während dieſer Triumphfeier der zur Muſik und Poeſie verkörperten Religion raſch an uns vorbeigezogen. Die Orgel verſtummte. Alle verließen die Kirchenbänke, und tiefgerührt und gedankenvoll ſchloſſen auch wir uns, mit unvertilgbaren Eindrücken, den Fortwandelnden an.

Das Wundervollſte an dieſer Götterorgel ſind die mit der vollendetſten Täuſchung nachgeahmten Menſchenſtimmen. Dieſe Täuſchung iſt ſo überwältigend, daß faſt unſer geſunder Menſchenverſtand ſich dagegen ſträubt, hier nur die akuſtiſchen Wirkungen von Metallröhren anzunehmen. So erzählte man uns, daß ein ungläubiger Engländer während einer Production auf das Chor geeilt ſei, überall nach den verſteckten Sängern geſucht und ſich erſt dann beruhigt habe, als man die unwiderſprechlichſten Beweiſe gab, daß deren keine vorhanden.

Die Stadt, die wir hierauf durchwanderten, erſchien mir mit ihren netten Häuschen etwas en miniature. Es ſind in ihr wenige ebene Stellen zu finden, da ihre Häuschen ſich aus der tiefen Thalſchlucht auf beträchtliche Höhe hinanziehen. Das weſtliche Thor auf ihrem höchſten Punkte öffnet ſich nach einer äußerſt freundlichen Bergfläche mit Wieſen, Gebüſchen, Schattengängen und den herrlichſten Ausſichten. Hier, auf dem allerſchönſten Punkte iſt der ſtattliche Jeſuitenconvent. In der Abendkühle fuhren wir wieder nach Bern zurück. Ein zweiter angenehmer Ausflug brachte uns über Aarberg, Nidau

und Bienne nach Neuveville am Bieler-See. Die Gegenden bis Niedau ſind nicht unangenehm aber doch ziemlich poeſielos und nur durch den Anblick der blauen Jurawand im Hintergrunde vor gänzlicher Unbedeutenheit geſchützt. Allerliebſt iſt dagegen die Fahrt von Niedau bis Neuveville längs des ſtillen heitern Sees, deſſen Ufer mit ihren ſchönen, reinlichen Ortſchaften, ihren ausgedehnten Weingärten und den begrenzenden freundlichen Hügeln, obgleich durchaus ohne alle Großartigkeit, den anmuthvollſten Eindruck machen. Nur zur Rechten ziehen ſich hinter den Weingärten höhere Wände zu dem bei 5000 Fuß hohen Chaſſeral (Geſſler) hinan. Neuveville, wo wir werthe Freunde beſuchten, iſt ein unanſehnliches Städtchen, aber von ſehr anziehenden Punkten umgeben. Der berühmteſte iſt die allbekannte Petersinſel (Isle St. Pierre), die man, den See auf ſeinem ſchönſten Theile überſchiffend, in einem halben Stündchen erreicht.

In dem Bern'ſchen Vogteigebäude zeigt man uns Rouſſeau's Wohnzimmer mit der ärmlichen Einrichtung von damals und der Fallthür, durch welche er vornehmen oder ſonſt läſtigen Beſuchen zu entweichen pflegte. Die Inſel iſt — wenn auch nicht an Ausſichten — doch an Vegetationsfülle und innerer Anmuth — der Meinau im Bodenſee, die auch im Umfange beſchränkter — um ſo mehr alſo der Iſola Bella — bei Weitem vorzuziehen. Einen größern Reichthum an prachtvollen alten Bäumen aller Art — beſonders Weißbuchen — habe ich nirgends beiſammen geſehen und ſelten lieblichere Wieſenpartien. Höchſt gemüthlich ſind die Ausſichten von ihren einſamen Buchten nach allen Seiten des klaren

ten habe. Der Fremde antwortete: Ich wundre mich selbst. In meinem ganzen Leben bin ich nicht so glücklich gewesen, auch viel leichtere Sachen so schnell auffassen zu können. Allein Ton, Stimme, und alles, kann ich sagen, schien mir nothwendig zusammen zu gehören, und prägte sich im ersten Momente sogleich in mein Innerstes ein. — Sie sind selbst die Sängerin, meine Gnädige, fuhr er fort, zu Albinen gewendet; ich habe zum ersten Male das Glück, Sie zu sehen, ich erkenne Sie aber an der Stimme. Auch kommt mir dies Gesicht gerade so vor, als ob es um keine Linie anders seyn könnte, wenn es ganz zu den Tönen passen soll.

Diese Paradoxie half, wie das zuweilen geschehen mag, dem schönen Manne vielleicht um die Hälfte weiter vorwärts in der Gunst beider Damen, als er darin durch seine einnehmende Figur im ersten Augenblicke gekommen seyn würde. Man brach zwar das Gespräch sogleich ab, unterhielt sich jedoch noch lange und über mancherlei Gegenstände mit ihm. Jedes neue Wort schien seine vorzügliche Bildung mehr zu bewähren. Man hörte, daß er seit gestern im Gasthofe eines benachbarten Dorfes wohnte und da, der Gegend halber, einige Zeit zu bleiben gesonnen war, weil er, ein Maler, die sehr angenehmen Parthien derselben zu benutzen dachte.

Waſſerſpiegels hin. Auch iſt die Inſel fleißig bebaut und liefert beſonders ein reiches Weinerträgniß, wenn auch nicht von der vorzüglichſten Sorte. Die Seeluft, der Waldesſchatten, das Wieſengrün und die herrliche Lage machen die Inſel zu einem der geſundeſten Sommeraufenthalte; dieß und ihre Annehmlichkeit, vorzüglich aber die romantiſchen Erinnerungen an Jean Jacques, zieht viele Fremden hierher, meiſtens Franzoſen und Engländer, und das Vogteigebäude iſt daher ein ſtets überfülltes Penſionat.

Ein in Bezug auf die Ausſichten noch weit anziehenderes Ziel eines Nachmittagſpaziergangs iſt Jolimont, Neuveville gerade gegenüber am Südende des Sees. Man überfährt ihn in einer guten halben Stunde und landet bei Erlach, am Fuße eines reizend gelegenen alten Schloſſes, des Sitzes einer Landvogtei. An Letzterm vorüber leitet uns eine prachtvoll angelegte Fahrſtraße die weitere Höhe des Jolimont hinan, einer Beſitzung des Grafen Pourtalés mit einem niedlichen, im Innern herrlich eingerichteten Schlößchen, ſchönen Gärten und einem weitläufigen Parke. Hier liegt gegen Norden der Bieler-See in ſeiner ganzen Länge unter uns — ein erhabenes Bild. In Weſten der Chaſſeral und die ſich ihm anreihende weitere Jurakette; in Oſten das Hügelland gegen Bern; ſüdwärts aber der Neuenburger- und Murtnerſee und der Hintergrund wieder vom Jura geſchloſſen — es iſt eines der herrlichſten Landſchaftsbilder. Den anziehendſten aller Ausflüge von Neuveville aus — auf den Chaſſeral — machte ich zwei Jahre vorher. Man ſteigt hinter dem Städtchen zu dem alten Schloſſe hinan, deſſen anſehnliche Ruinen, reizend zwiſchen

Weingärten gelegen, einen ſchönen Ausſichtspunkt abgeben. Der weitere Weg führt ſteil bergan durch ſchöne Wälder der Stadtgemeinde. Die ſich im Rücken eröffnende Ueberſicht auf die Seelandſchaft und die Berner Hochgebirge iſt wundervoll; äußerſt maleriſch, wenn auch minder erhaben, zieht gegen Nordoſten die Jurakette gegen den ſteil vorſpringenden Weißenſtein. Wir erreichen eine unvergleichlich ſchöne und fruchtbare Hochebene auf dem Scheitel des Mittelgebirges. Das erſte ſtattliche Gebäude in geſundeſter und freundlichſter Lage, iſt eine Erziehungsanſtalt; dann zeigen ſich mehrere blühende Ortſchaften, von den beſtbeſtellten Feldern umgeben. Nach längerer Wanderung durch dieß luftige Arkadien erreichen wir die ſteile Waldwand des Chaſſeral, deren hohe Stämme allmählich zu Zwergholz zuſammenſchrumpfen, welches gegen die letzte Höhe der freien Alpenweide und einer faſt unbegränzten Ausſicht Raum giebt. Letztere iſt jedoch mehr landkartenartig, als erhaben und reicht weit in's benachbarte Hügel- und Bergland von Frankreich; der merkwürdigſte Punkt iſt das ferne Beſançon. Der kleine, beſchwerdeloſe Ausflug gehört zu den genußreichſten. Wir fuhren von Neuveville auf dem kürzeren aber auch unangenehmeren Wege über Landeron, Erlach und Schelen — ganz nahe am trübſeligen Murtner-Moos vorbei — nach Aarberg und von dort auf dem früheren Wege nach Bern zurück. Verlockend hatten uns während unſers Berner Aufenthalts von Zeit zu Zeit die Zinnen der Hochalpen zugewinkt, ſich jedoch jedesmal wieder verhüllend und Regenſchauer herüberſendend, wenn wir Ernſt zeigten, der Einladung zu folgen. Endlich ließ ſich die Sache nicht mehr

verſchieben. Mit ſchwerem Herzen ſtrichen wir wegen beſchränkter Zeit den Genfer-See und das Chamounithal aus unſerm Reiſeprojekte weg und wählten das uns nähere und anziehendere Oberland.

Bei zweideutigem Wetter waren wir von Bern weggefahren; bei vollem Platzregen trafen wir in Thun ein. Auch noch bei ſo trüber Conſtellation kann das Hotel de Bellevue, wo wir abſtiegen, den reizendſten Eindruck nicht verfehlen. Es hat unter allen Schweizer-Gaſthöfen, mit Ausnahme des Hotel Weber am Rheinfalle, die ſchönſte Lage. Ganz von Parkanlagen umgeben, im edelſten ideal-ländlichen Style erbaut, mit weitvorſpringendem Dache, ſelbſt bei Regenwetter behagliche Ruheplätzchen im Freien bietend und mit Fremden ſtets überfüllt, iſt es ſeinen Gäſten in jedem Augenblicke ein Luſt- und Erholungsort, kurz mit einem Worte — vollendet kalobiotiſch. Mehrere Nebenwohngebäude (dependances) ſind mit dem Hauptgebäude durch reizende Spaziergänge im Zuſammenhange; hier findet man Bäder und unter andern Reſſourcen auch ein mit deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Zeitſchriften verſehenes Leſekabinet. Ein auf luftiger Höhe hinterm Garten emporragender, durch Parkanlagen mit ihm verbundener Tempel iſt einer der günſtigſten Ausſichtspunkte zum vollen Genuſſe der wundervollen Gegend, die nach meinem Gefühle ſogar jener um Interlacken, obgleich Letztere dem Hochgebirge näher liegt, noch voranſteht. Wie entzückend ſchön liegt der See mit der ſtattlichen Stadt und weiter hinaus mit vielen freundlichen Ortſchaften und Villen unter uns! Den größten Reiz bietet aber das jenſeits des Sees ſtundenweit

sacht hinansteigende Thuner-Bödelein, mit Feldern, wunderschönen Baumgruppen und Ortschaften reich belebt und in immer ansehnlichere, wellenförmig über einandergethürmte Vorberge auslaufend, über welche ganz im Hintergrunde, steil und schroff, die Hochgebirge daherschauen, an ihrer Spitze der pyramidenförmige Niesen und das glockenförmige Stockhorn mit seiner wüst-abenteuerlichen Umgebung.

Die Ankunft des Thuner-Dampfboots giebt dem reizenden Naturbilde neues Leben. Fröhliche Musik, einer großen Spielorgel am Vordertheile entquellend, hat schon, bevor wir es erblicken, unsere Aufmerksamkeit gefesselt. Die zahlreichen Reisenden, meistens zu frohem Naturgenusse versammelt, steigen aus, und die Mehrzahl eilt unserm Gasthofe zu. An interessanten Gästen, an wunderlichen Originalen — besonders britischen — wird es daher heute, wie überhaupt immer, an der geräumigen Wirthstafel im Salon nicht fehlen.

Nachmittags, da das Wetter sich wieder aufgeheitert, machten wir eine Fahrt nach dem zwei Stunden entfernten Pfarrhofe von Blumenstein, dessen Bewohner uns befreundet. Auf diesem Ausfluge lernt man die wunderlich abwechselnden Reize des Thuner-Bödeleins am Besten kennen. Die Blumensteiner Pfarre, schon der Alpenhöhe nahe, ist eine Hochidylle im seltsamsten Style von allen übrigen Wohnungen fern und über sie weiterhaben — eine hochromantische Fernsicht aus stiller Einsamkeit in eine weite belebte Welt hinaus — nahe hinterm Hause die Stockhornkette, wie eine langgedehnte Wetterwolke herüber dräuend — noch näher, von der nächsten Felswand herab, ein in einem schönen Wasserfalle nieder-

plätschernder Felsbach. Mir selbst — dem Berggewohnten — graute fast beim Anblick dieser vollendeten Bergeinsamkeit; dem Pastor und den Seinigen schien's aber in dieser hochernsten Idylle recht behaglich. Noch düstrer ward das Hochlandsbild, als ein Gewitter von der Stockhornkette hernieder-wetterte. Unter seinen Nachschauern fuhren wir nach Thun zurück.

Der nächste Vormittag brachte uns über den See bis Interlacken, wo wir, da es sich für weitere Pläne zu bedrohlich anließ, den Tag beschlossen. Die Fahrt über den Thuner-See ist überaus genußreich. Unbeschreiblich schön ist der Anblick des sacht aufsteigenden Bödeleins und seiner Riesenmauern im fernen Hintergrunde — des auf beiden Seiten des Nisen sich eröffnenden Simmen- und Frutigenthals, des steilen Bergwalls mit zahlreichen Schluchten in Norden, der an den Ufern hingesäten häufigen Ortschaften und Villen mit reichcultivirten Umgebungen, sogar Weingärten — endlich der gegen 13,000 Fuß hohen Schneekolosse der Jungfrau und des Mönchs. In letzterer Hinsicht hält nur der Genfersee, in dessen Fluth sich der Montblanc, freilich aus viel weiterer Entfernung, abspiegelt, einen Vergleich mit ihm aus.

Das Hotel d'Interlacken, wo wir abstiegen ist bestens zu empfehlen. Noch eleganter sind die durch geschmackvolle Parkanlagen damit verbundenen Dependenzen, deren eine einen überaus großartigen Theesalon mit einem Lesekabinet enthält, welche Comforts uns am nächsten Tage, welchen wir wegen schlechter Witterung hier versitzen mußten, trefflich zu statten kamen. Hier wurden im August Abends die Kamine geheizt;

was im Vereine mit den vielen Kohlenrechauds der Theemaſchinen nicht den angenehmſten Dunſt verurſachte und von der Rauhheit des Climas einen kleinen Begriff gab. Die Spaziergänge um Interlacken ſind reizend und mannigfaltig. Wir benutzten eine regenfreie Stunde zur Erſteigung des nahen Hochbühl, von deſſen leicht erreichbarem Scheitel man das „Bödelein", ſo nennt man die rings von ungeheuren Bergen eingeſchloſſene geräumige Thalebene um Interlacken — dann die Rieſengeſtalten von Jungfrau und Mönch am Beſten überblickt.

Ein gut erhaltener Waldſteig leitet uns hinan; bequeme Bänke und andere ländliche Anlagen zieren dieß Lieblingsrevier aller Naturfreunde. Das noch immer ſtattliche Gebäude eines im Jahre 1130 geſtifteten, im Jahre 1488 aufgehobenen Auguſtiner-, Manns- und Frauenkloſters dient jetzt als Amtsſitz, als Penſionat und zu andern Zwecken. Um daſſelbe und weit umher durch's Bödelein vertheilt, ſtehen die älteſten und ſchönſten Wallnußbäume der Schweiz — vielleicht die allerſchönſten, die man irgendwo in ſolcher Anzahl beiſammen findet; dieſe bemooſten, weitſchattenden Rieſen, in fernen Jahrhunderten entkeimt und wie geſpenſtiſch in die ſpäte Gegenwart hereinrauſchend, ſind allein ſchon einen Spaziergang durch's Bödelein werth. Der nächſte ſchöne Vormittag ſah uns auf einem Wagen mit drei Roſſen, welche meinen Gefährtinnen auf der weitern Wanderung als Zelter dienen ſollten, auf dem Wege nach Lauterbrunnen. Schon bei anderen Gelegenheiten habe ich dieſes Thal für das zauberiſcheſte in der Schweiz erklärt. Es iſt ihm bei ſeiner ſchaurigen Beſchränktheit —

als Bergriß, durch die höchſten Alpen Berns — eine unvergleichliche Fülle großartiger Anmuth eigen.

Nach allen Seiten eröffnen ſich in ihm die überraſchendſten Ueberblicke auf Berge und Felswände, donnernde Waſſerfälle, Wälder und Wieſenmatten, Heuſtälle und friedliche Hütten in ihrem Schooße. Von der unbeſchreiblichſten Herrlichkeit iſt aber der Anblick des aus dem Innerſten des Thales ganz nahe herüberblickenden Rieſengebildes der Jungfrau.

Wir erlabten uns am Staubbache, dieſer Rieſenidylle im Rahmen des großartigſten Gebirgsepos, und begannen dann unſere weitere Wanderſchaft auf die Wengernalpe, meine Begleiterinnen zu Pferde, ich daneben zu Fuß. Obgleich in vielfachen Wendungen den Wengernberg umkletternd, iſt dieſer Saumpfad dennoch ſehr ermüdend, dafür aber auch reich an den herrlichſten Ausſichten, beſonders auf den gegenüber niederwehenden Staubbach. Nach mehreren Stunden haben wir die luftige Alpenhöhe — 6,300 Fuß überm Meer und über die Baumvegetation hinaus — erreicht, wo uns unweit vom Hochübergange von Lauterbrunnen nach Grindelwald die auf ſolcher Höhe überraſchend-treffliche Herberge „Zur ſchönen Jungfrau" empfängt. Wir beſchloſſen, obwohl es noch zeitlich Nachmittag war, hier zu übernachten — auf einer Alpe im vollen Sinne des Wortes, mit allen Bequemlichkeiten der Heerſtraße verſehen. Das findet man nur in der Schweiz, nirgends anders. Auf dieſer Höhe iſt allerdings nur ein einziger merkwürdiger Ausſichtspunkt; er gehört aber zu dem Großartigſten unſeres Erdtheils. Nur durch eine Bergwieſe

und einen hart daran abſtürzenden ſchwindlich tiefen Abgrund von uns getrennt, ragt gerade uns gegenüber — in ſchier erdrückender Nähe — die gigantiſche Trias von Eiger, Jungfrau und Mönch vor uns in einer Höhe von 12 bis 13000 Fuß in die Lüfte empor. Bis an's Fußgeſtelle herab überſchneit, tragen dieſe Koloſſe jede aus den blendend weißen Schneelagern hervorragende Felſenrippe vor uns zur Schau. Nicht die kleinſte Lawine entgeht unſerm Ohr, unſerm bewaffneten Auge, und faſt in jeder günſtigen Viertelſtunde ſieht und hört man mehrere niederdonnern.

Wir hatten einen heiteren Nachmittag und genoſſen bis in die ſpäte Nacht alle Nüancirungen dieſer Götteranſicht. Lichtweiß ſtachen dieſe Schneekoloſſe anfänglich aus dem dunklen Himmelsazur hervor. Die untergehende Sonne übergoß ſie allmählich mit dem glühendſten Purpur der zuletzt ins matteſte Violett hinüberſtarb. Nur undeutlich, mehr geahnet als geſehen, dämmerten ſie nun als Rieſengeſpenſter im Nachtdunkel; ſieh aber! da ſtieg plötzlich der Mond hervor und die Geſpenſter wurden zu verklärten milchweißen Geiſtergeſtalten — und Lawinendonner feierte ihr Verklärungsfeſt. Das waren unvergeßliche Naturvollgenüſſe. Einige Engländer, welche nebſt uns bei der „ſchönen Jungfrau" übernachteten legten einen gleichen Enthuſiasmus für die Rieſenjungfrau durch beharrliches Anſtarren derſelben an den Tag; doch machten ſie ſichs äußerlich bequemer, indem ſie — nicht etwa auf den Knien vor ihr lagen — ſondern ganz bequem auf der Bank vorm Wirthshauſe lümmelten, und dabei — die Gegenwart auch anderer Damen außer der Bergjungfrau gar nicht berück-

flichtigend — die ſchlechtchauſſirten Touriſtenbeine auf dem hohen Tiſche vor ſich aufkalibanten — ich muß mir zur hinreichenden Bezeichnung ihrer plaſtiſch naiven Poſitur ſchon dieſes neue Wort, da kein altes kräftig genug erſcheint, erlauben. Sie bedienten ſich freilich nur ihres guten Rechts; wir bedienten uns aber auch nur des unſrigen, indem wir die Situation im nächſten Fremdenbuche in einer Federzeichnung verewigten und mit der Unterſchrift: „Englishmen — contemplating fair nature“ verſahen.

Am nächſten Morgen wanderten wir über die letzte Jochhöhe und thalabwärts nach Grindelwald, wo wir bei dem heftigſten Platzregen eintrafen und den Reſt des Tages dort verlebten. Da es ſich etwas aufheiterte, ſo genoſſen wir aus den Fenſtern des Gaſthofs die herrliche Ausſicht auf die beiden Grindelwaldsgletſcher und den ſchneeweißen Eiger, und ich konnte ſogar gegen Abend einen kleinen Spaziergang zwiſchen den zerſtreuten ſtattlichen Holzhäuſern der ſtundenweit hingedehnten Ortſchaft machen. Grindelwald hat — mit Rückſicht auf ſeine faſt bis auf die Thalſohle herabreichenden beiden großen Gletſcher, aus welchen die ſchwarze Lütſchine entſpringt, einen wundervollen Hochlandscharakter — ich möchte faſt ſagen einen ganz einzigen, wenn nicht das Chamounithal denſelben Typus, jedoch noch weit gigantiſcher, an ſich trüge. Der Pfarrhof mit einem ſehr ſorglich beſtellten Garten hat eine überaus freundliche Lage auf dem günſtigſten Ausſichtspunkte. Vor dem nahen Kirchlein las ich mit Theilnahme die Aufſchrift auf dem Leichenſteine eines jungen Prieſters, der als Opfer ſeines Bergenthuſiasmus erlegen; eine Spalte des untern

Gletſchers verſchlang ihn am Anfange unſers Jahrhunderts, und erſt als Leiche ward er wieder an's Tageslicht gefördert. Am nächſten Morgen beſuchten wir zuerſt den obern Gletſcher, deſſen grünlich blaue Eismaſſen von der reinlichſten Schönheit ſind, und deſſen blaue Eisgrotte — gefahrlos, wenn auch nicht mit trocknem Fuße betretbar — den Beſuch jedes Naturfreundes verdient. Der alte Hirte, welcher die Fremden hier empfängt und leitet, iſt der Sohn jenes im Unglücke Glücklichen, Chriſtian Bohrers, welcher im Jahre 1787 in einer Spalte des obern Gletſchers verſank und zwar mit gebrochenem Arme, aber lebendig, von einem ihr unterirdiſch entſtrömenden Bächlein wieder in's Thal hinabgeführt wurde. Nach dieſem Abſtecher lenkten wir wieder nach der entgegengeſetzten Seite gegen das Faulhorn ein, das wir nach einem beſchwerlichen Marſche von fünf Stunden — ich armer Fußwanderer auf der ſchlüpfrigſten via mala todtmüde — leider bei dichtem Nebel erreichten, welcher für heute alle Ausſicht auf Ausſicht benahm.

Es war ſibiriſch kalt und die Geſellſchaft bis gegen Abend etwa ein Dutzend Perſonen — ließ gern die Speiſeſtube heizen. Die letzten Ankömmlinge waren ein paar junge franzöſiſche Laffen, die — alle uns bisher zu Geſicht gekommenen Engländer an Grobheit und Suffiſance (der Deutſche hat weder ein Wort dafür noch die dadurch bezeichnete Eigenſchaft) noch überbietend — Niemand in der Geſellſchaft grüßten, ſondern nur vorwurfsvoll, daß man ihnen die beſten Zimmer und Seſſel weggenommen, herumblickten, und hierauf, uns Uebrigen den Rücken kehrend und ihre Fußbekleidung wegſchleu-

Der Baroneſſe fiel ein Stein vom Herzen, als ſein Stand an's Licht kam. Schon hatte ſie bei ſeinen enthuſiaſtiſchen Aeußerungen über die erwähnte Melodie die Annäherung des jungen Mannes um ſo mehr gefürchtet, da der Gutsherr eben ins Bad gereiſet war, und erſt nach ſechs Wochen zurückkehren wollte. Jetzt war ihr dieſe Annäherung ſogar willkommen, da ſie von Albina's Vernunft überzeugt ſeyn zu können glaubte, daß ſie in eine Verbindung unter ihrem Stande nie ſich einlaſſen werde, weil ſie die ſtrengen Grundſätze und den eiſernen Willen ihres Vaters in ihrem ganzen Umfange kannte. Unbegränzter Stolz und das feſteſte Vertrauen auf ſeinen Verſtand und Scharfblick hatten aus dieſem wirklich einen ſo herrſchen Mann gemacht, daß niemand, ſelbſt ſeine geliebte Albina nicht, warum? fragte, wenn er befahl. Es war daher auch ein großes Glück, daß ſeine Befehle in der That nur äußerſt ſelten gegen Recht und Billigkeit anſtießen.

Einen Maler meinte die Tante ſogar ohne alles Bedenken ſelbſt einladen zu können, beſonders da ſie hörte, daß er ſich nebenbei mit Miniaturportraiten beſchäftigte, und der Gutsherr längſt ein Bild von ſeiner Tochter zu haben gewünſcht hatte.

dernd, ihre unverſchämten Beine vom Lehnſtuhle aus über dem Kaminfeuer ſchmorten. Noch mehr waren wir über dieſe kecken Marodeurs aufgebracht, als wir hörten, daß ſie ſich — für ſchweres Geld — in Tragſeſſeln hatten heraufſpediren laſſen, was kaum dann und wann eine ältliche oder nervenſchwache Dame thut. Wir hatten, obwohl in einer wohlverwahrten Holzſtube im obern Stockwerke, ein ſibiriſches Nachtlager; in der zweiten Hälfte Auguſts fror uns das Waſſer auf dem Tiſche. Eine ſo frei-gelegene Höhe von 8400 Fuß, über ewige Schneefelder hinaus, liegt eigentlich ſchon jenſeits der Gränze der Wohnlichkeit, ja faſt der Bewohnbarkeit.

Am nächſten Morgen ward uns das Götterſchauſpiel des Sonnenaufgangs — zwar nicht bei heiterm, aber doch nebelfreiem Himmel zu Theil. In einem Halbkreiſe um uns die ſchneebedeckten Koloſſe des Hochlandes vom Titlis bis zu den Diablerets — 7000 Fuß tief zu unſern Füßen der gelbliche Spiegel des Brienzerſees — vor uns die Kette des Rothhorns und neben ihr das endloſe Hügel- und Flachland der nördlichen Schweiz bis in die fern dämmernden ſchwäbiſchen Gauen hinaus: es iſt kein Rigipanorama, aber es iſt etwas überaus Großartigeres, wenn auch bei Weitem minder Reizendes. Aber nur ein flüchtiger Einblick in dieß gelobte Land — denn wie ſchnell vergeht ein Stündchen! — hatte uns der Himmel vergönnt; bald ſtand er wieder voll Wolken und die Bergrieſen waren wieder unter ihren großen Regenmänteln unſichtbar. Wir ſchlugen den Weg nach der großen Scheideck ein — der Uebergang gegen die Wengernalpe heißt, obgleich bedeutend höher führend, die kleine Scheideck — eine herrliche Wanderung

über weitgedehnte von häufigen Heerden belebte Alpen und mit wundervollen Aussichten auf die südlichen Schneekolosse und die sich vor ihnen niedersenkenden beiden Grindelwaldgletscher. Von hier aus gewährt das Wetterhorn, obgleich der Jungfrau und dem Eiger an Höhe bedeutend nachstehend, seiner Nähe und unvergleichlichen Obeliskenform wegen, den erhabensten Anblick.

Auf dem Uebergangsjoche der großen Scheideck, mehr als 6000 Fuß hoch, ist ein wohlbestelltes zu dieser Jahreszeit immer besuchtes Wirthshaus, wo wir über Mittag blieben, und dann den weitern vierstündigen Weg nach Meiringen verfolgten — leider durch drei Stunden während des heftigsten Regens, der in Strömen über uns herabfloß. In dieser jammervollen Lage, nicht im Stande über hundert Schritte vor uns zu sehen, zogen wir durch die herrlichsten Gegenden, am Wetterhorn, Rosenlauigletscher und Tossenhorn vorbei, ohne auch nur einen Schatten von ihnen zu erblicken, und meine Sehnsucht nach ihnen ward durch die Erinnerung an meine erste Wanderung im Jahre 1838 wo ich ihre Göttergestalten in hellster Sonnenbeleuchtung erblickt, noch empfindlicher aufgestachelt. Eine Stunde vor Meiringen ging der gepflasterte Saumpfad so steil bergab, daß auch meine Begleiterinnen trotz des herabstürmenden Wolkenbruchs vom Pferde steigen mußten. Beinahe lebensgefährlich ward der schmale schlüpfrige Fußsteig welchen wir tiefer unten, dicht am Abgrunde, theils zur Abkürzung, theils um den Reichenbach zu sehen, einschlugen. Auch dieß Wagniß und die donnernde Wasserhölle des Reichenbachs lag hinter uns, und am ganzen Leibe

keinen trocknen Faden — zogen wir im trefflichen Hotel de Reichenbach ein, dicht am Abhange des Gebirgs, eine Viertelstunde von Meiringen. Dieser Gasthof ist im Aeußeren einer der elegantesten, im Innern einer der trefflichstbestellten in den Alpen. Sogar Wäsche und Kleider lieh uns der sorgsame Hauswirth, da unsere Vorräthe ganz durchnäßt waren, und die Rechnung war billiger, als in dem unscheinbaren Wirthshause zu Meiringen, wo ich in früherer Zeit zweimal abgestiegen.

Am andern Morgen, der mit schnellumspringender Wetterlaune wieder ganz freundlich auf uns herabsah, fuhren wir durch eine von häufigen Wasserfällen belebte Thalgegend nach Brienz. Dieß Dörfchen liegt überaus anmuthig am gleichnamigen See; in seinem Rücken das bis auf seinen 8000 Fuß hohen Scheitel mit den freundlichsten Alpenweiden überkleidete Rothhorn, vorn überm See der Gießbach und über ihm Berge über Berge gethürmt, bis zum rundlichen Gipfel des Faulhorns hinan — und in der Mitte der gelblich gefärbte friedliche Wasserspiegel — der freundlichste und idyllischeste in den Alpen.

Wir ließen uns über den See zum Gießbach führen, diesem — hinsichtlich seiner Scenerie — schönsten Wasserfalle der Schweiz. Ein steiler Pfad leitet vom Ufer über die Felswand zu der frisch grünsten Wiesenfläche hinan, wo uns zur Linken eine stattliche Herberge, geradaus aber die in sieben Bogen zwischen Tannendickicht weiß schäumend herabdonnernde Riesenschlange des Wassersturzes entgegenblickt. Alle sieben Abtheilungen sollen erstiegen werden; nach einem Gewitter-

regen iſt dieß aber eine ſehr ſchlimme Aufgabe, und wir gelangten dießmal nur bis zur vierten.

In dem von der Familie eines ehemaligen Schullehrers bewohnten Wirthshauſe findet man eine Sammlung der mannigfaltigſten Holzſchnitzarbeiten zum Verkaufe ausgeſtellt. Auch erfreut uns, gegen Bezahlung von einem Frank für jede Perſon, der ſchlichte aber melodiſch-reine und genau zuſammenſtimmende Naturgeſang der Alpenhirten, beſonders wenn man dabei das göttlich ſchöne Bild des Gießbachs vorm Fenſter recht tiefſinnig in Auge und Herz faßt. So ging uns die Zeit raſch vorüber bis ein Zeichen uns an's Ufer hin zum Dampfboot rief, das, vorüberfahrend uns aufnahm, und den wunderſchönen ſtillen See entlang nach Interlacken zurückbrachte, wo unſer kleiner aber intereſſanter Ausflug in's Oberland ſeinen Kreis ſchloß. Noch an demſelben Tage kehrten wir über Thun nach Bern zurück, um am nächſten Morgen die weitere Fahrt nach Zürich anzutreten — zwei kleine Tagreiſen durch freundliche, aber unbedeutende Gegenden.

Wir vermieden Aarau im ſchmerzlichen Gefühle der Abweſenheit ſeiner ſchönſten Zierde, des genialen gemüthstiefen und charakterkräftigen Heinrich Zſchokke, der mir demnach, obwohl wir ſeit Kurzem in trauliche ſchriftliche Berührung getreten, für dießmal perſönlich unbekannt bleiben ſollte. —

Auch in Baden, das von Gäſten überfüllt war, verweilten wir nur kurze Zeit und trafen am Abende des zweiten Tages in Zürich ein, wo wir im altrenomirten Gaſthofe zum Schwert abſtiegen. Die Unbeſtändigkeit des Wetters hielt uns auch hier vom Beſuche des Rigi ab, ſo wie von der Befahrung des

Sees, mit dem ich mich übrigens schon auf zwei früheren Reisen hinreichend befreundet hatte. Wir beschränkten uns auf die Stadt und ihre nächste Umgebung und erhaschten nur ein paar günstige Stunden zu zwei etwas entfernteren Ausflügen. Der alte Stadttheil am rechten Limmatufer und allmählich abfallenden Bergabhange, bietet mit seinen alterthümlichen Häusern, in engen, krummen und steilen Gassen im Innern dem Auge wenig Befriedigung, desto mehr in seiner nächsten Umgebung, wo die freieste Aussicht auf den See und die Alpiskette das Herz erfreut. Hier, so wie in der ganzen Umgebung, entstehen zahllose neue Gebäude im besten Style, und Zürich muß, wenn die Baulust und das Zuströmen der sich hier ansiedelnden Fremden nicht abnimmt, in überraschend wenigen Jahren die größte und bevölkertste Stadt in der Schweiz sein. Auch begreift man, daß es so ist, wenn man erwägt, daß Zürich unter sämmtlichen Schweizer-Hauptstädten, die anziehendste Lage, die meiste Geistescultur (in welcher Hinsicht, besonders im Literarischen, sie Bern wenigstens um ein halbes Jahrhundert voraus ist) — den erleuchtetsten und zugleich geregeltsten Freiheitssinn und wohl noch hundert Glanzseiten für sich hat, deren Darstellung für meine flüchtigen Lichtbilder zu weitläufig wäre. Doch sind die Altzürcher, bei all ihrer Leutseligkeit, viel zu klug, um alles heranfliegende fremde Volk an ihren Rechten so rasch Theil nehmen zu lassen; man duldet sie und läßt sie ihre Hütten — wohl auch die stattlichsten Häuser — gründen, aber sie sind und bleiben, im Verhältnisse zu den eigentlichen Bürgern — Fremde, und so schlingt sich denn allmählich ein neues Zürich um das alte, und das

Letztere mag nur zusehen, daß das Erstere ihm nicht übern Kopf wachse, wofern es nicht gerathener befunden würde, sich mit ihm zu assimiliren.

Wir besuchten nach und nach die merkwürdigsten Stellen in und vor der Stadt: die Wälle mit ihren Alleen und Fernsichten, den ehrwürdigen Lindenhof mit seinen uralten weitschattenden Bäumen, den botanischen Garten, das Bürgli und den Geßnerplatz mit seinem Denkmale des idyllischen Sängers und den Parkanlagen beim Zusammenflusse der Sihl und Limmat. Auf einem dieser Spaziergänge befragten wir einen vorübergehenden jungen Mann um eine Auskunft, die er uns nicht nur auf die gefälligste Weise ertheilte, sondern auch, sich um unsere Verhältnisse mit Theilnahme erkundigend, uns seine Begleitung zu einem Nachmittagsspaziergange, nach dem sogenannten Hütli- oder Uetliberg, dem höchsten Gipfel der Albiskette im Westen des Sees, antrug. Der Weg zu diesem bei 3000 Fuß hohen Glanzpunkte der Aussichten um Zürich führt über die Sihl und durch die freundliche Ortschaft Wiedikon den Albishöhen zu. In etwa ¾ Stunden sind wir am Fuße des Berges, und in etwa eben so viel Zeit haben wir seine steile Höhe erreicht.

Ein ansehnliches hölzernes Wirthshaus im besten Style empfängt uns, mit mehrern andern Häuschen für Sommergäste zur Seite. Die Aussicht von der luftigen Platte ist überaus herrlich und kommt jener vom Rigi in mancher Beziehung nahe. Der langgedehnte Spiegel des Zürchersees mit seinen dicht aneinander gereihten stattlichen Ortschaften und reichbebauten Ufern liegt gerade zu unsern Füßen — hinter

ihm in grauer Ferne die Rieſen des Glarner und Toggenburger Landes-Döbi und Titlis über alle andern emporragend — bis an die Urner- und Berner-Hochalpen, gegen Weſten und Norden aber das abwechſelnde Hügel- und Flachland endlos hingedehnt. — Es war ein Sonntagsabend und eine zahlreiche Geſellſchaft von muntern Zürchern und ſchönen Zürcherinnen im Freien und in den geräumigen Gaſthausſälen verſammelt, wo man die beſte Bedienung findet.

Am zweiten Nachmittage beſuchten wir die eine halbe Stunde von der Stadt entfernte Stephansburg, eine Parkanlage am linken Seeufer mit einem thurmähnlichen trefflich beſtellten Wirthshauſe, von deſſen Terraſſen und flachem Dache, wofern man das Letztere ohne Schwindel zu erreichen vermag, die herrlichſte Ausſicht auf den See und die gegenüberliegende Albis ſich eröffnet. Dieſe beiden Punkte, Hütliberg und Stephansburg, ſollte kein Fremder unbeſucht laſſen.

Ich ſprach bisher immer nur von Nachmittagsausflügen. Die Vormittage waren meiſtens regneriſch und daher in der Regel dem literariſchen Muſeum und der damals noch verſammelten ſchweizeriſchen Tagſatzung gewidmet. Die Leſeanſtalt iſt eine der beſtbeſtellten; ich zählte — freilich mit Einſchluß der vielen Schweizer Journale — über 250 deutſche, franzöſiſche, italieniſche und engliſche Zeitungen und Zeitſchriften — letztere vorzugsweiſe vom ſchwerſten Kaliber aller Fakultätswiſſenſchaften — und nebſtbei die intereſſanteſten neueſten Bücher und Flugſchriften in den genannten Sprachen — jedenfalls eine von Keinem, ſäße er hier auch von früh bis abends zu bewältigende Laſt. Ich bezweifle, ob außer de beiden

ähnlichen Inſtituten zu Leipzig und an der Börſenhalle zu Hamburg irgend ein anderes in Deutſchland dem Muſeum zu Zürich gleichkommt.

Die Schweizer Tagſatzung war eben nicht anziehend. Mit großer Langweiligkeit und Breite wurden daſelbſt ſehr unbedeutende Gegenſtände in unanmuthigem Schweizer-Deutſch abgehaspelt und keine bedeutende Perſönlichkeit, kein eigentlicher Redner trat vor. Etwas zierlicher klang's freilich, wenn Einer der franzöſiſchen Vertreter oder auch der italieniſche vom Canton Teſſin, der verdienſtvolle Schriftſteller Franscini, ihre Stimmen erhoben. Allerdings waren die intereſſanteſten Fragen der Gegenwart bereits abgethan, und es handelte ſich nur noch um die Paſſirung vieler unnöthig herbeigeführter Anklagen.

Das Innere des Sitzungsſaales, eine geräumige, würdevolle Rotunde, iſt im untern Raume, wo ſich die Seſſion verſammelt, ſehr anſtändig eingerichtet; deſto unbehaglicher ſieht es aber in der obern Gallerie aus, wo das ſouveraine Volk ſelbſt Zutritt hat, um ſeine Vertreter aus der Vogelperſpektive herab zu controliren. Der Raum iſt ſehr beſchränkt, die beiden Sitzbänke ſind armſelig und klein, das Ganze gleicht einer Bettlerherberge und die letztere Vergleichung gewinnt überdieß noch mehr Aehnlichkeit durch die Anweſenheit von zwei Büttels, welche gar grimme Amtsgeſichter ſchneiden, wenn irgend Einer aus dem ſouverainen Volk nicht gehörig ſitzt oder ſteht, etwa ein Wörtchen ſpricht oder an eine der Seitenſäulen tritt, um ſich ein Bischen beſſer im Saale umzuſehen, was hier wirklich ſehr ſchwer hält. Kurz, die Gerichts-

diener der Freiheit machen sich hier gerade so grobianisch breit, wie nur immer jene im Vorzimmer des Großtürken und Moskowiters und — „O vanitas vanitatum vanitas!“ kann man hier, wie an manchen andern Orten, mit gutem Fuge ausrufen.

Am vorletzten Tage vor unserer Abreise war Doctor Steiger mit seiner Gattin angekommen und im Café litteraire, unserm Gasthofe gerade gegenüber, — abgestiegen. Man sprach von einer Nachtmusik und andern ihm bereiteten Huldigungen. Theils das entsetzlichste Regenwetter, theils die, — wie soll ich sie anders nennen? — diplomatische Befangenheit der Stadt, welche Dr. Steigers Tendenzen zwar billigte, allen Ovationen derselben aber mit Rücksicht auf die im Vororte anwesenden Gesandtschaften verschiedener Mächte abhold war, hatte die Sache am ersten Abende verhindert, am folgenden aber, dem letzten unseres Aufenthalts, sollte die Feier in einem außerhalb des Stadtbezirks und der magistratischen Aengstlichkeit gelegenem Bierschankhause, wo die Gesellschaft „Harmonie“ sich zu Gesang und Geselligkeit zu versammeln pflegt, statt finden. Unser gefälliger neuer Freund — welcher zu Dr. Steigers entschiedensten Anhängern gehörte und mir schon während unserer Spaziergänge manchen, nur dem Tiefeingeweihten zugänglichen Aufschluß über den Freischarlerzug ertheilt hatte, erbot sich, mir Zutritt zu verschaffen, ja er war so freundlich, diese Gunst bis auf das Wagniß der Einführung meiner Begleiterinnen auszudehnen. Ein gutes Stündchen vor der festgesetzten Abendstunde saßen wir schon im Gastzimmer des zweiten Stockwerks, wo die Harmonie sich versammelt.

Es waren zwar noch wenige Gäste zugegen, doch strömten deren von Minute zu Minute mehrere heran, und bevor noch Dr. Steiger eintrat, war der ziemlich geräumige Saal fast überfüllt.

Die guten Zürcher gaben mir eben keinen Anlaß, ihre Artigkeit besonders zu preisen, denn obgleich wir und an einem öffentlichen Orte befanden und für unser Geld zehrten, so erschien dennoch alsbald Einer von der Harmonie und hieß mich ganz ernsthaft aufstehen, ungeachtet mein Stuhl von Niemand in Anspruch genommen wurde und bis spät Abends leer stehen blieb. Ja er wiederholte diesen Befehl, als ich, dieß beobachtend, mehrere Male auf den, meiner Müdigkeit gleichsam Hohn sprechenden Stuhl mich wieder niederließ. Zu gutem Glücke ließ er jedoch meine Begleiterinnen unbeirrt auf ihren Plätzen. Bald entstand im Innern und noch mehr von Außen gegen die Thüre zu, großes Gedränge. Dr. Steiger und seine Gattin wurden mit Jubel eingeführt und nahmen Platz. — Er an einer zweiten Haupttafel, meistens von Tagsatzungsmitgliedern und andern öffentlichen Personen besetzt, sie an derselben Tafel, wo meine Begleiterinnen saßen.

Dr. Steiger ist ein Mann wohl über die Fünfzig hinaus, mehr kleiner als mittlerer Statur, mehr mager als beleibt, mit grauen Haaren — mehr zart als robust, dabei aber dem Anscheine nach fest und ausdauernd angelegt, obgleich offenbar angegriffen von den Leiden seiner langen Gefangenschaft und den ihm während derselben — unter dem Mantel der Scheinhelligkeit — zuverlässig auf feige und heimtückische Weise zugefügten indirekten Torturen. Das Gesicht, die Haltung,

Der Maler, welcher sich Heinrich Adelsheim nannte, versprach letzteres am folgenden Tage anzufangen, welches auch geschah.

3.

Von nun an fand sich der junge Mann tagtäglich auf dem Schlosse ein, und schien seine Arbeit nicht allzusehr zu beeilen. Die Baronesse merkte leider! gar bald, daß sie zu Albinens Grundsätzen ein allzugroßes Vertrauen gehabt hatte. Sie schalt sich um so mehr darüber, da sie jederzeit Zeugin war von Adelheims liebenswürdigem Betragen. Sie betrübte sich, daß es ihrem theilnehmenden Herzen unmöglich wurde, das Band zu zerreißen, das unvermerkt zwischen ihm und Albinen entstanden war, und mit jedem Tage an Festigkeit zu gewinnen schien. Albina und er, immer unter ihren Augen, erlaubten sich gar bald zuweilen einzelne leise Worte. Nachher sprachen sie oft heimlich mit einander und zuletzt war es, als ob sie der Tante Gegenwart nur wenig noch berücksichtigten. Aus Furcht, ein größerer Zwang möchte der Leidenschaft noch mehr Vorschub thun, ließ es die Baronesse blos bei warnenden Winken bewenden, wich im Uebrigen auch den Eröffnungen Albina's befliſſentlich aus, und rechnete besonders auf das Ziel,

das ganze Wesen des Mannes trägt das Gepräge einer so vollkommenen Einfachheit, Offenheit und Redlichkeit, daß man — wofern nicht alle Physiognomik Fabel ist — alles Böse und Verkehrte, womit schleichender Jesuitismus ihn vor der Welt zu begeifern sucht, geradezu für Fabel erklären muß. Schauet in dieß Biedermannsauge und versucht es für möglich zu halten, daß dieser Mann Mörder für Leu gedungen!

Auch seine Gattin — eine starkgebaute Frau von schönen Zügen und edler Haltung — übrigens durch eine Brille auf der Nase etwas entstellt — ist eine würdige Erscheinung. Ihr zur Seite war die Frau des Tessiner Verordneten, Dr. Franscini, ebenfalls eine interessante Dame, und mehrere andere weibliche Gäste, darunter das schöne und charaktervolle Fräulein Possard, welches so wacker bei der Befreiung Dr. Steigers aus den Klauen der Luzerner Henkersknechte mitgewirkt hatte.

Außer den erwähnten beiden Haupttafeln befand sich im Saale noch eine dritte für die Musikanten und Sänger der Harmonie und eine vierte für gemischte Gäste. Zahllose Neugierige hatten sich überdieß im Saale und vor der Thüre aufgestellt.

Die erste Anrede des Vorsitzenden der Harmonie war nicht ermunternd für uns Fremde. Er forderte uns auf, den Saal zu räumen, da schon die Einheimischen der Gesellschaft warm genug machten. Ein Wink meines Gönners hieß uns verweilen; auch ließ man uns unbeirrt, nur durfte ich nicht Platz nehmen. Die Musikanten spielten hierauf und die Sänger trugen mehrere schöne Gesellschaftslieder vor. Sodann erhob sich der Vorsitzende und sagte Einiges, was jedoch, wie mich

bedünkte, wenig bedeuten wollte, zu Dr. Steigers Lobe. Deſto bedeutſamer war aber die Rede ſeines Nachfolgers, des als geiſtreicher Mann und Schriftſteller bekannten Paſtors Sprüngli. Innigſt freute es mich, daß auch der katholiſche Pfarrer in brüderlicher Eintracht bei den Uebrigen — meiſtens Akatholiken — ſaß, und ebenfalls einige herzliche Worte voll Salbung ausſprach. Auch Franscini, der Vertreter Teſſins, hielt eine begeiſterte italieniſche Rede, wohlklingend und gehaltvoll, und der Redakteur einer beliebten Zürcher Zeitung ſchloß die ſeinige in treuherzigem ſchwäbiſchen Dialekte an. Die meiſten dieſer Redner feierten auch Steigers hochherzige Gattin und das muthige Fräulein Poſſard, und laut donnerte für ſie das Lebehoch durch den weiten Saal. — Da glänzte wohl manche Thräne der Rührung in den Augen der edeln Frauen, wie ſie aufſtanden, und ſich ſtumm verneigten vor den Huldigungen der tüchtigen Männer. Auch Steigern ſteht kein ausgezeichnetes Rednertalent zu Gebot; doch kommt jedes ſeiner ſchlichtverſtändigen, herzlich gemeinten und in treuherzigem Schweizerdeutſch ausgeſprochenen Worte recht aus dem Herzensgrunde und trifft auch auf denſelben in verwandter Bruſt. Der Sinn ſeiner kurzen, beſcheidenen Worte war, ſo weit er mir gegenwärtig geblieben, etwa folgender: „Feiert mich nicht! Stellt den Werth deſſen, was ich aus voller reiner Geſinnung gethan, nicht all zu hoch! — Wollt ihr mir aber Etwas zu lieb thun, o ſo bleibt einig beſonders in Einem: Laßt jetzt und künftig und nun und nimmer einen Jeſuiten in unſer liebes Vaterland, und treibt das Geſindel hinaus, wenn es ſich je irgendwo bei uns feſtſetzen will! —

Thut mir nur das Eine zu lieb: Duldet keine Jesuiten in der Schweiz!" Stürmender Jubel antwortete ihm, mehrere Reden folgten; mehrere Lieder und Instrumentalstücke wurden aufgeführt — und als wir nach eilf Uhr aufbrachen, war die Festlichkeit noch im vollsten Gange.

Der Präsident der Tagsatzung, und als solcher im Augenblicke der erste Repräsentant der souverainen Schweiz, wurde auch erwartet; er mochte es aber aus diplomatischen Rücksichten gerathener gefunden haben — nicht zu erscheinen. Sein präsumtiver Nachfolger war zwar zugegen; er hielt es aber wohl aus denselben Gründen für besser, keine Worte zu machen, sondern sich bei Bier, Käse und Wurst ganz ruhig zu verhalten.

Mehrere Fremde — meistens Engländer — wurden nach und nach dem Dr. Steiger vorgestellt, welcher sie bescheiden und freundlich empfing. Auch mich drängte es, ihm einige herzliche Worte zu sagen, ich dachte aber — an die Unbescheidenheit mancher Journalisten, die mitunter jedes bei solcher Gelegenheit auch nur flüchtig hingesprochene Wort in ihre Spalten aufnehmen und als offiziellen Ausdruck der Gesinnung der Nation behandeln, als deren Repräsentant der einzelne Fremde eben zufällig dasteht, und — schwieg lieber. Aber mit einem warmen innigen Blicke sah ich ihm lange gerührt in sein treues hellblaues Auge und erhielt einen gleichen Blick als Antwort zurück — und daß ich von ihm verstanden worden, erfuhr ich von meinem neuen Bekannten, der ihn nachher noch gesprochen, am andern Morgen beim Abschiede. Steiger hatte mich bemerkt und gewürdigt und dabei geäußert: „Nun, ich weiß es ja, daß die ****r mir gut sind."

Die Fahrt über Kloten, Bülau und Eglisau zum Hotel Weber über'm Rheinfalle gehörte, bei wieder aufgeheitertem Himmel, zu den genußreichsten unserer Reise — sie führt durch ein überaus anmuthiges, wohlbebautes Hügelland, gleicht aber den im Ganzen behaglichsten Lebensläufen, über die man am Ende gar nichts Besonderes zu bemerken findet.

Desto überraschender tritt aber auf der letzten Höhe gegen Laufen eines der größten Naturwunder der Schweiz und Europas plötzlich vor unsern entzückten Blick. Ringsumher eine großartige Uebersicht. Im Rücken die Alpen Zürichs im weiten Halbkreise; auf beiden Seiten nähere freundliche Gebirgslandschaften; vor uns, in schwindelnder Tiefe, der gewaltige Rheinfall und das Schloß Laufen ihm zur Seite. Noch herrlicher genießen wir aber diesen Glanzpunkt des Panoramas, wenn wir vom Hotel Weber, wo wir abgestiegen, auf die Terrasse gegen das Rheinthal hinaustreten. Es ist ein Anblick ohne Gleichen, der alle Beschreibung hinter sich läßt — aber nein! — Das Wort „Anblick" sagt viel zu wenig, denn es drückt den akustischen Zauber nicht aus, der hier zu jenem des Gesichts noch hinzutritt. Ich saß hier Vor- und Nachmittags bei glänzender Sonnenbeleuchtung und starrte nach dem donnernden Stromfall hinab. Ebenso saß ich in der Abenddämmerung und Nachts bei schimmernder Mondbeleuchtung und konnte mich nicht sattschauen und hören an diesem großartigsten und schönsten Naturbilde, und ehe ich noch spät des Nachts mein Fenster schloß, neigte ich mich noch weit hinaus in die dämmernde Mondnacht und ließ das göttliche Bild noch zu gutem Ende recht tief und innig in Herz und Gemüth

einziehen. Auch in seiner unmittelbaren Nähe haben wir den Rheinfall besucht. Durch anmuthige Anlagen steigt man den Berg hinab, läßt sich beim Badehause überführen — wobei freilich die Fähre im wilden Rhein etwas schwankt und mancher verwöhnten zärtlichen Dame bange zu Muth wird — man erklimmt am andern Ufer den steilen Schloßhügel, besieht die netten Zimmer des dermaligen Hausherrn, eines Landschaftsmalers, die anmuthigen Gartenanlagen mit mancherlei Aussichten auf den Strom, wie er sich, dicht vorm Sturze, tiefgrün und ungestüm heranwälzt in seinem dunklen Felsenbette — und betritt endlich das Allerheiligste, die Gallerie dicht neben der herabrasenden Wasserhölle, wo man gern stundenlang verweilte, wenn man nur nicht — gar zu naß würde.

Das Hotel Weber, zu dem wir hierauf mühsam hinankletternd zurückkehren, hat unter allen Gasthöfen der Schweiz unstreitig die schönste Lage und ist auch vielleicht das stattlichste und bestеingerichteste; da es nun auch den ersten Wasserfall der Schweiz vom schönsten Aussichtspunkt aus beherrscht, so verdient es jedenfalls, daß man an ihm nicht vorbeipilgere, sondern wenigstens einen halben Tag hier verweile. Es ist neuern Ursprungs, denn als ich im Jahre 1838 den Rheinfall besuchte, hatte es der wackere Weber, ein betriebsamer Tyroler, noch nicht hingebaut und ich mußte in einem Gasthofe des alten finstern Schaffhausen meine Unterkunft suchen. Eine mehrstündige Fahrt durch wahrhaft paradiesische Gegenden, die sich indessen immer mehr verflachen, brachte uns in die alte, ehrwürdige — zwar öde aber dennoch freundliche Stadt Constanz. Bei einer früheren Anwesenheit hatte ich bereits ihre Glanz-

punkte — den Dom, die Conciliumsreliquien, die Insel Meinau — besucht; für dießmal begnügten wir uns, zuerst bei unserm Gasthofe zum Hechten den See, der sich hier ganz meerähnlich gegen Rorschach und Bregenz hinüberzieht, in's Auge zu fassen, dann, nach nochmaligem Besuche des ehrwürdigen Doms, uns von einem hier wohnhaften alten Freunde auf gut Glück an den freundlichen Seeufern spazieren führen zu lassen. In diesen herrlichen Umgebungen liegt wohl der triftigste Erklärungsgrund, weßhalb es uns zwischen diesen düstern alterthümlichen Häusern, auf diesen verödeten Straßen, wo das Gras wächst und selten mehrere Fußtritte zu gleicher Zeit hallen, dennoch so behaglich sein kann; — wie in Salzburg, so wirkt auch hier der Zauber nicht von Innen heraus, sondern von Außen hinein. Doch ist die Umgebung von Constanz — die freundlichste, welche nur irgend eine Stadt umfängt — noch weit gemüthlicher und herzgewinnender, als die von Salzburg, welche wieder die erhabnere und idealischere Seite voraus hat.

Wir wandelten über die große gedeckte hölzerne Rheinbrücke — in ihrer Art an Solidität auch eine Art von Römerwerk, und auf der gegen die Meinau führenden Straße fort. Bald aber bogen wir in einen Fußsteig ein, der uns durch Felder und Weingärten hügelan und abwärts an den schönsten Ansichten vorüberführte. Hier zeigten sich uns die Ausläufer des Schwarzwaldes und ihnen zu Füßen die traurliche Insel Meinau in freundlichster Beleuchtung; dort trat auf der andern Seite der große See, tiefblau und spiegelklar, hinter reichbebauten Ufern hervor, und im dämmernden Halbkreise um ihn

her die fernen Riesen des Rheingaues, die Berge des Bregenzerwaldes. Die schöne, freundliche Landschaft war allenthalben von fröhlichen Spaziergängern belebt, die den schönen Sonntagsnachmittag im Freien genossen. Auf einem weitbeherrschenden Hügel steht aber ein nettes Haus mitten unter Weingärten und hohen Bäumen so idyllisch versteckt, daß man nur vom obern Stockwerke hie und da einen Blick in's Weite hinaus werfen kann; hier ließen wir mit unserm lieben Gastfreunde, der uns in Gottes schöne Natur hinausgeführt, bei einem Glase trefflichen Landweins, wie ihr diese gesegneten Hügel erzeugt, unsere entfernten Lieben hoch leben. Constanz zählt einen großen Mann unter seinen Bewohnern, den ehrwürdigen und genialen Freiherrn von Wessenberg. Wir hatten zwar nicht das Glück den eben abwesenden hochverehrten Mann persönlich kennen zu lernen; doch ward uns durch unsern hiesigen Freund der Eintritt in sein, an Kunstsachen und literarischen Schätzen — besonders aber an ausgezeichneten Gemälden — reiches Haus verstattet. Vom schönsten Wetter begünstigt, fuhren wir am andern Tage über den See nach Lindau. Der Bodensee hat nicht die überwältigenden Zauber der schweizerischen und oberitalienischen Seen; dafür hat er aber den Vorzug vollendeter Heiterkeit und einer gewissen Aehnlichkeit mit dem Meere voraus. Nichts ist freundlicher, als der Anblick der bis in den Wasserspiegel hinein reichbebauten und besonders mit den schönsten Obstbaumpflanzungen prangenden schweizerischen Ufer des Kantons Thurgau zur Rechten, wo Ortschaft an Ortschaft aus den schattenden Wipfeln hervorragt. Majestätischer werden die St. Gallner

Ufer; aber bei aller Großartigkeit behaupten die bis hinauf bebauten, begrünten und von Ortschaften belebten Berge den Charakter der Anmuth, die nur zuletzt, wenn die fernen Kolosse des Rheingaues — an ihrer Spitze die über 9000 Fuß hohe Schechaplana — sich anschließen, einer unbedingten Erhabenheit Raum giebt. Gegenüber solcher Naturpoesie zur Rechten erscheint uns das liebe deutsche Vaterland zur Linken mit seinen etwas einförmigen kleinen Waldhügeln und weit sparsamer ausgesäten Ortschaften denn doch etwas prosaisch. Desto schöner wird dagegen die Rundaussicht, wenn wir vom Landungsplatze zu Rorschach, wo wir ein Stündchen lang anhalten, über die hier vollständige Breite und vollste Glanzpartie des Sees nach dem in Osten fern herüberblinkenden Lindau, dem letzten Ziele unserer Fahrt, und nach den hohen Gestalten in Süden, dem Bregenzerwalde und den Rheingauwiesen hinüberschauen. Hier veranschaulichen wir uns auch seine merkwürdige Lage als Gränzzeichen für 5 und wenn wir nach einzelnen Kantonen rechnen — für 6 Staaten, indem Oesterreich, Bayern, Würtemberg, Baden, Thurgau und St. Gallen sich in ihm scheiden. Diese originelle Lage führt auch mehrere originelle Verwicklungen herbei, welche man allerdings im civilisirten Europa nicht für möglich halten sollte. So verwehrt das sonst als so liberal und vernünftig gerühmte Baden seinen Constanzern und allen Fremden mit dem Lindauer Dampfboote weiter zu fahren, und gestattet die Rückfahrt nur jenen Parteien, welche mit demselben angekommen sind, und diese Plackereien werden von Seite Bayerns redlich erwiedert. Wer leidet aber darunter mehr — außer dem gesunden Men-

ſchenverſtande und der natürlichen Billigkeit — als der arme Reiſende? Es iſt nämlich nicht einmal dafür geſorgt, daß alle Tage ein badniſches Dampfboot von Conſtanz abgeht, und wir hätten z. B. jedenfalls, wäre es auch unſern Plänen noch ſo zuwider geweſen, über den Sonntag daſelbſt verweilen müſſen, obgleich an demſelben Vormittage ein bayriſches Boot, welches wir aber nach dem erwähnten Reglement nicht beſteigen durften, nach Rorſchach und Lindau abging.

In dem allerliebſt auf einer Inſel gelegenen Lindau — deßhalb auch ſcherzweiſe das Kleinvenedig des Bodenſees genannt — verweilten wir nur über Mittag und fuhren hierauf im Eilwagen über Kempten, Kaufbeuern und Schwabmünchen nach Augsburg und von dort auf der Eiſenbahn nach München. Da dieſe Fahrt nur auf ihrer erſten kürzeſten Strecke, ſo lange es nämlich durchs liebliche bayriſche Oberland geht, wo die freundlichſten Berg- und Waldgegenden, von ſtattlichen Holzhäuſern und geſunden, gutmüthigen Menſchen belebt, uns allerdings den herzerfreulichſten Anblick bieten, noch an die „Poeſie des Reiſens“ ſtreift, mit welcher wir uns hier einzig befaſſen wollen, dieſe Poeſie aber zu einförmig dahinfließt, um uns ihrer Beſchreibung hinzugeben, ſo ſei es uns vergönnt über einen hübſchen Strich Land wegzufliegen und erſt zu München auf dem ſchönen Promenadenplatze im „Bayriſchen Hofe“ einzufahren.

Ueber München, wo wir uns einige Tage verweilten, nichts Weiteres. Es iſt zu oft von allen Seiten betrachtet und beſchrieben worden, als daß ich aus flüchtigem Beſuche

noch etwas Neues hinzufügen könnte. Ich enteile ihm daher mit dem Meinen zum Schlusse dieser Wanderung.

Erquickend wehte uns, nachdem wir ein paar Stunden durch die Fläche hingerollt, die frische Alpenluft von der immer näher und deutlicher heranrückenden Hochgebirgskette gegen Tyrol entgegen. Wir speisten in Holzkirchen und fuhren Nachmittags über Tegernsee nach Kreuth, da in der Glashütte überm Wildbade gleichen Namens Kirchtag und Tanz und daher dort kein ruhiges Nachtquartier zu erwarten war.

Hoch aufwärts ging die Fahrt auf überaus steiler Straße vom Dorfe Kreuth nach dem Wildbade — seinem Namen gemäß in der wildesten Waldeinsamkeit versteckt — und von dort, am Seitenpfade nach der herrlichen Königsalpe vorüber, zur Glashütte hinan. Der weitere Straßenzug brachte uns unaufhörlich bergab, am tiefblauen idyllischen Achensee vorbei und durch das gewerbsrührige Innbach, wo der schwere Hammerschlag pocht und berußte Gesichter aus den Fenstern gucken, nach Schwaz und Innsbruck zurück. Am zweiten Morgen darauf rollten wir im Separatwagen südwärts den Berg Isel hinan. Die Straße, in unmerklicher Steigerung den Berg umkletternd, ist musterhaft angelegt und gewährt die herrlichsten Aussichten auf das Innthal, seine Hauptstadt und ihre beiden Riesenwächter in Norden, auf den Patscherkofel und die Rockspitze auf beiden Seiten und in die südwärts gegen die Seitrainer und Stubayer Gletscherwelt auffassende romantische Sillschlucht. Nur ein einziger wunderschöner Aussichtspunkt der alten Straße — auf welchem man tief hinein in

welches dem gefährlichen Umgange durch die baldige Rückkehr des Gutsherrn gesetzt wurde.

Allein auch die Liebenden waren dieser Rückkehr und deren trüben Folgen für ihr Verhältniß eingedenk, und Albina erklärte eines Tages der Tante geradezu, daß sie keinen Ausweg mehr sehe, als die Flucht mit ihrem Heinrich aus dem väterlichen Hause.

Auf dieses Wort glaubte die Baronesse dem Mädchen das Heilige des Verhältnisses zwischen Vater und Kind auf's ernstlichste aus einander setzen zu müssen, brachte es auch in der That so weit, daß Albina zu bleiben und der Zukunft ihr Glück oder Unglück anheimzustellen versprach. Zugleich aber theilte sie der Tante eine Aeußerung Adelheims mit, nach welcher das Fräulein ihrer bereits gegebenen Zusage, die Seinige zu werden, nimmermehr entbunden seyn sollte. Auch fügte Albina hinzu, daß sie ihm, wie sie ihn kenne, die stärksten Wagestücke zutraue, um sich bei einer widrigen Zukunft mit Gewalt in ihren Besitz zu setzen.

4.

Die Baronesse bereitete sich vor, dem jungen Manne dieserhalb ans Herz zu reden; war auch ziemlich überzeugt, daß er aus Liebe zu Albinen ih-

jene wundervolle Gletscherwelt blickte, iſt bei der neuen Straßencorrektion leider verloren gegangen.

Schönberg, Matrei, Steinach lag hinter uns, und langſam ging's den Brennerpaß hinan — bei 4800 Fuß Meereshöhe der niederſte und fahrbarſte über die Centralalpen und daher wohl der — die Verbindung Indiens mit England und den Welthandel vermittelnde — Uebergangszug einer der künftigen Haupteiſenbahnen Europas. Die Ausſicht iſt auf einige Schneeberge beſchränkt und die Gegend, von der Sonne abgeſperrt, düſter und winterlich; die Uebergangs-Bergfläche, aus einem trübſeligen See die Berggewäſſer gegen Norden in die Sill gegen Süden in den Eiſack gießend, erinnert an die Höhe des Gotthard. Raſch bergab ging's nach Sterzing, wo wir Mittag hielten, und über Mittewald, dann an der berühmten Franzensfeſte in der Brixner-Klauſe vorbei über Untervintel und Brunecken nach Niederndorf, nahe am Uebergangspunkte vom Rienz- ins Drauthal, in's ſpäte Nachtquartier. Stets wechſelnde Gebirgsſcenen meiſtens in romantiſchen Schluchten und neben Abgründen, in deren Tiefe die ungeſtümen Wogen des Eiſack- und Rienzfluſſes ihre wilden Sturmlieder ſingen, haben uns vom Brenner bis hierher geleitet.

Bei grauendem Morgen — nach kaum dreiſtündiger Nachtruhe — fuhren wir langſam die bedeutende Höhe der Waſſerſcheide zwiſchen Oſten und Süden, dem ſchwarzen und adriatiſchen Meere, gegen die Toblacher Hochebene hinan, welcher unweit Innichen die Drau entſpringt. Wir ließen die weitere Höhe des Toblacher-Feldes zur Linken, und wandten

uns am Flußbette der Rienz rechts aufwärts gegen jene in den abentheuerlichsten Gestalten himmelanragende kahle Kalkgebirgskette, welche Tyrol vom Venetianischen scheidet. Selten oder nie sah ich wunderlichere, phantastischere Bergformen; überaus steil und wüst in Spitzthürmen und verwitterten Riesenmauern himmelanragend, erinnern sie uns an manche Zaubergebirge, von denen wir in den Mährchen von tausend und einer Nacht gelesen, und scheinen durch optische Täuschung von weit ungeheuerer Höhe, als es wirklich der Fall ist. Es war ein heiterer, nebelloser Morgen; rosig glänzten diese — im Schatten ambrafarbigen — Wunderspitzen, und um so dunkelblauer erschien, im Contraste dagegen, hoch darüber der reine Luftazur, um so dunkelgrüner die ernsten Tannen, Fichten und Föhren tief unten auf den nächsten Vorhügeln und im Thalgrunde. Längs der wildschäumenden Rienz zieht aber die wunderschön — vielleicht am Allerschönsten unter allen Bergstraßen — gebaute Ampezzaner Straße in malerischen Krümmungen ganz unmerklich die Jochhöhe hinan. Der Toblacher-See, in dessen tiefblauem Grunde die weißen Kalkfelsen sich wunderlich abspiegeln und welchen die dem Berge Crepparossa entquillende Rienz durchströmt, liegt hinter uns. Es folgen die einzelnen Häuser der Poststation Ospedale oder Landro. Unvermerkt geht es in kunstreichen Krümmungen höher und höher hinan; wir bemerken nur an den immer spärlicheren und verkümmertern Föhrenstämmen die allmählich erreichte Höhe, die jedenfalls bei 6000 Fuß überm Meere betragen muß. Jetzt, glauben wir, werde der eigentliche Berg erst beginnen; aber sieh da! durch die höchsten Leistungen der Straßenbaukunst getäuscht, haben wir schon die Jochhöhe erreicht,

und im vollen Trabe geht es nun durch mehrere Stationen immerfort abwärts. Eine überaus imposante Gegend vom originellsten Charakter umfängt uns; vor uns der Peitlerkogel und Dovon, zwei schwefelgelbe Riesen, ohne die geringste Spur von Vegetation zu einer Meereshöhe von wenigstens 9000 Fuß hinanragend und auf den kahlen Scheitel mit wenigem Schnee bedeckt, zu ihren Füßen aber der wundervollste Riß durch die Alpen, in vielfachen Labyrinthkrümmungen zwischen den Riesenbergen hinziehend und im tiefsten Grunde von der tosenden Boita belebt.

Auf hohem steilen Felsen, einem Vorsprunge des Peitlerkogel schauen die Ruinen der Veste Peitelstein herrschend auf uns herab, bei jeder neuen Wendung der Straße pittoresker und majestätischer, mit dem unverkennbaren Gepräge einer ehemaligen Zwingherrnburg, von deren Warte kein Saumroß, kein Wanderer auf dem auch in dem in der Vorzeit stark besuchten Handelspfade dem spähenden Blicke entgehen konnte. Bei der nächsten Station, Cortina oder Ampezzo (Heiden), dem letzten Tyrol'schen Orte, erweitert sich die Felsschlucht zum geräumigen Thale. Die Gegend ist eine Idylle im höchsten Style; die freundlichen Wiesenmatten des geräumigen Thalgrundes sind ringsum von den ungeheuersten Bergen eingefaßt, die, je mehr man abwärts fährt, auf beiden Seiten immer riesiger heranwachsen. Ich bemerkte schon früher die optische Täuschung, welche die Steil- und Kahlheit dieser Berge und ihre dadurch bewirkte Einförmigkeit hervorbringt, sie erschienen mir weit gigantischer, als die Berner Hochalpen und stehen doch weit unter ihnen. Viel mochte dazu auch beigetragen haben, daß der heiße Sommer hier auf der Südseite des Ge-

birgszugs auch jedes kleinste Fleckchen Schnee von ihnen weggezehrt hatte, denn beschneite Höhen erscheinen wegen ihrer in klare Nähe hervortretenden blendenden Massen immer um die Hälfte niedriger. Ein ungeheurer Felskoloß von wüst-abenteuerlicher zerklüfteter Formation heißt Sasso delle stria (der Hexenstein) — ich möchte wetten, daß der Blocksberg neben ihm nur wie ein Lusthügelchen in irgend einer Parkanlage erscheinen würde.

In den zerstreuten Häusern und ihrer Umgebung ging es lebhaft zu. Vieles Volk, festlich geputzt, trieb sich da fröhlich umher. Ein ansehnlicher Herr, schwarz gekleidet, trat vor den Wagen und nahm zwar meinen Stundenpaß, ohne sich jedoch sonderlich darum zu kümmern; vielmehr überreichte er mir selbst eine deutsch-geschriebene Depesche mit der Bitte, sie ihm — er war Stockitaliener — gefälligst zu übersetzen. Ich meinte, das werde wohl mein vorausgesendeter Laufzettel (für die Pferdebestellung) sein; er erwiederte aber, es gäbe jetzt ganz andere Dinge zu bedenken, und ich möchte nur immer lesen. Und so las ich denn auch, daß die durchlauchtigsten Herrn Erzherzöge, Söhne Sr. kaiserlichen Hoheit des Erzherzogs Franz Karl von Oesterreich, mit ihrem Gefolge ehestens passiren würden, und demnach von der Bedienung eines Privaten, käme er auch immerhin mit Stundenpaß und Laufzettel, vor der Hand gar nicht die Rede sein könne. Doch war der ansehnliche Herr — er erwies sich als der Postmeister von Perarollo, welcher alle drei nächst folgenden Stationen unter sich hatte — nachdem ich ihm den deutschen Erlaß an die Station Cortina übersetzt und er ihn mit seiner eigenen italienischen übereinstimmend gefunden hatte — so gefällig, uns

mit zwei Retourpferden in die nächste Station Venas befördern zu lassen, mit dem Beisatze jedoch, daß wir dort auf alle Fälle für unbestimmte Zeit verweilen müßten. Die Straße ging unablässig in einer sehr sanften Senkung abwärts. Das Thal verengte sich wieder und zeigte äußerst malerische Ansichten; in der Tiefe die rauschende Boita zwischen Felsufern — weiter hinan die herrlichsten Alpenwiesen, mit Wäldern untermischt, in den mannigfaltigsten Gruppirungen mählich hinanziehend, und auf der obersten Höhe die kahlen majestätischen Felsenhäupter. Dieser Landschaftscharakter erreicht bei dem kleinen Dorfe Venas seinen Glanzpunkt; vorzüglich freundlich machen sich hier die vielen, aus den Gebüschen und zwischen wunderschön gruppirten Wiesenhügeln hervorguckenden Bauernhäuschen. Die Gegend ist über alle Beschreibung hinaus erhaben und reizend zugleich.

Im kleinen Post- und Gasthause zu Venas, wo wir bis auf Weiteres unser Hauptquartier aufschlugen, da vor der Hand an kein Weiterkommen zu denken war, ging's bunt genug zu; alle Honoratioren der Umgegend weit und breit hatten sich hier versammelt, um die Hoheiten mit ihrem Vivatrufe zu bewillkommnen. Kaum war ein bescheidenes Plätzchen an einem Tische zu erobern, und die überflüßigen Gäste, die doch so gern das ganze Nest hinterm Rücken gehabt hätten, waren am Ende nicht einmal gern gesehen. Doch bewährte sich die italienische Artigkeit auch in diesem Collisionsfalle, in welchem deutsche Geradheit so leicht in Grobheit ausartet; wir wurden nichts desto weniger höflich behandelt und sorgsam bedient. Ein sehr anständiger Bezirkskommissär aus dem benachbarten Pieve di Cadore — und unser früherer Bekann-

ter, der stattliche Postmeister, gesellten sich zu uns, und bemühten sich, uns mit der humansten Freundlichkeit über den unangenehmen Verzug zu trösten.

Erwägt man, was dieß in solcher Lage bedeuten will und wie selten man in Augenblicken der Spannung und Unruhe solcher Aufmerksamkeit, besonders von Seite amtlich fungirender Männer, werth gehalten wird, so begreift man gewiß, daß sich uns bei diesem Anlasse der italienische Charakter in seiner liebenswürdigsten Glanzseite herausstellte. Ja, in der fast nie täuschenden Voraussezung, daß junge Mädchen gern tanzen, proponirten uns die galanten Herrn — nachdem wir ein gutes Stündchen nach dem Speisen vom Söller herab die paradiesische Hochgebirgslandschaft und die bunt gruppirte Volksmasse vorm Hause überblickt — ein improvisirtes kleines Ballfest; meine Frau setzte sich an einen alten Flügel und spielte Strauß'sche Walzer, die ja überall enthusiasmiren, und die muntere männliche Gesellschaft an der Spitze, der gute alte Kommissär und der bildhübsche Enrico, der Sohn vom Hause, mit flatternden schwarzbraunen Locken und edel-bleichwälschen Zügen, flogen abwechselnd mit meinen Töchtern in dem beschränkten Stübchen umher — bis plötzlich der Peitschenknall der ersten Hofwagen das fröhliche Tanzfest auseinander stäubte. — Die höchsten Herrschaften kamen bald nach und der so gefürchtete halbe Tag war wie ein rascher heiterer Traum vorüber gezogen, wie es immer geschieht, wenn man kalobiotisch lebt.

Ganz nach dem Versprechen des braven Postmeisters wurden wir anderthalb Stündchen später, sobald nur die Pferde aus Cortina die nöthigste Ruhe und Pflege

genossen, weiter befördert. Die Straße ist ein meilenweit fortlaufendes wahres Römerwerk von staunenerregender Construktion; in sanftester Senkung zieht sie durch die wildesten, hier ganz verengten Schluchten der Boita fort, großentheils dem überhängenden Kalkfels durch Sprengung abgewonnen. Man schwindelt über die Tiefe, in welche man nach und nach von Terrasse zu Terrasse herabfährt, und sie wird uns — bei der vorangegangenen geringen Steigerung — nur durch die bedeutende Höhe des Toblacher-Feldes auf der Tyroler Seite und die allmähliche Senkung bis an den Meeresspiegel auf der italienischen Seite erklärbar. Es ist demnach zu empfehlen, diese Straße in der Richtung von Norden nach Süden zu befahren, da man in der entgegengesetzten durch etwa 5 Posten fortwährend langsam bergan fährt, was unerträglich langweilig ist. Zur Linken blieb uns die Stadt Pieve di Cadore, Tizians Geburtsort, auf einer hohen Einsattlung zwischen noch weit höheren Bergen so malerisch gelegen, wie es sich nur für die Wiege eines so großen Malers geziemt. Zu Perarola, wo wir aus dem Boita- ins Piavethal übertraten, empfing uns unser braver Posthalter vorm Hause und nöthigte uns bei ihm einige Tassen Kaffee in seiner und seiner Gattin Gesellschaft einzunehmen — Letztere eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen, einer jener göttlich-ernsten Madonnen Rafaels ähnlich. Welcher deutsche Postmeister hätte, nach einem ermüdeten Tagewerke kaum zurückgekehrt, unbedeutenden Fremden, denen er durchaus keine Verpflichtung schuldig, wohl eine gleiche Artigkeit bewiesen?

Wir übernachteten bequem in Lungarone und fuhren am andern Morgen, nachdem wir beim kleinen Lago di Croce die

letzten schönen Partien dieser wunder- und kunstvollsten aller Alpenstraßen genossen und Belluno zur Rechten gelassen, vor Conegliano in der venetianischen Tiefläche hin. Nur zu schnell verschlang die unübersehbare Ebene die herrliche Alpenkette hinter uns; bald dämmerte sie nur noch wie ein blauer Wolkengürtel am nordöstlichen Horizonte. Bald lag das alterthümliche Treviso und das rührige Mestre hinter uns, und beim heitersten Mondlichte, welches in der reinen Atmosphäre über den Lagunen eine ganz eigene zauberische Helle verbreitet, zogen wir gegen die Nacht auf der Gondel im altehrwürdigen Venedig ein und stiegen im trefflich bestellten Hôtel d'Europe ab.

Ich habe Venedig — das unzählbar oft und allseitig beschriebene — schon bei einer früheren Gelegenheit nach meiner Art ziemlich ausführlich beschrieben, und zum zweiten Male unterzieht sich kein kluger Mensch einem solchen Wagstücke. Wir besuchten während eines mehrtägigen Aufenthaltes seine vorzüglichsten Kirchen, Paläste und Kunstsammlungen, wie sie uns ja jeder gedruckte Wegweiser aufzählt. Hast du Zeit, lieber Freund und Nachfolger! so besuche Alles, denn Alles ist hier merkwürdig und einzig. Bist du mit der Zeit beschränkt, so besteige vor Allem den Campanile und überblicke staunend die Riesenmasse von 27,000 Häusern mit ihren Kanälen, mit den von Inseln unterbrochenen Lagunen, mit dem Meere, den tyrolischen Bergen und der paduanischen Gartenebene im fernen Hintergrunde — ein gleich wunderbares Panorama siehst du anderswo nicht mehr. Besieh hierauf den Dogenpalast, die Paläste Barbarigo und Manfrin und die Accademia delle belle arti — und du hast venetianische Kunst und venetiani-

ſchen Bauſtyl in großen Zügen genoſſen. Hinſichtlich der Kirchen folge dem Guida — vor Allem aber beſichtige S. Marco, den Marmorprachtbau degli Scalzi und die Scuola di S. Rocco mit den Tintorettos. Vergiß nicht das Arſenal, und laß dich vom rüſtigen Gondoliere zum offenen Meer, zum Lido und zu den Armeniern von S. Lazzaro hinausrudern. Fahre mit ihm wiederholt im Canal grande und Canal della Giudecca umher; die Veduten in die Nähe und Ferne ſind noch naturgetreuer und abwechſelnder, als alle Tizians und Canalettos. Laß dich, wofern dein Kopf und Magen einiges Schwanken verträgt, zu den Murazzi hinausrudern, jenem Weltwunder von Rieſenbauten, die mit unabſehbaren Mauern von meilenweit an einander gekitteten Marmorwürfeln, wie keine Menſchenkraft, ſondern nur die Mechanik ſie hebt, dem anſtürmenden Weltmeere ihr ſtummes: „Halt! Nicht weiter!“ zugerufen haben. Aber ja nicht immer in der Gondel geſeſſen! Mit einem Plane von Venedig verſehen, ſchreite vielmehr nur getroſt in die ſich nach allen Seiten durchkreuzenden Labyrinthe von Gäßchen und Sackgäßchen hinein, oft ſo eng, daß dem Beleibten ſchier angſt werden möchte, drinnen ſtecken zu bleiben, und oft an dem Canale endend, wo, wenn man nicht umkehren will, nur der Gondoliere weiter hilft. Hier bewunderte ich die Gutmüthigkeit und Harmloſigkeit des Venetianers. Was gäben dieſe Lokalitäten für Schlupfwinkel zu Raub und Mord ab! Ein Stich — ein Stoß in's Waſſer — und der Canal ſpühlt das Opfer ſpurlos weiter. — Und dennoch — wie ſelten, ja faſt gar nie, kommen derlei Fälle vor, ohne daß man ſie einer beſondern Sorgfalt der Polizei zuſchreiben darf; weiß ſie doch, daß ſie gar nicht nöthig hat,

besonders aufmerksam zu sein, da der wackere Sinn der Venetianer ihre eigene beste Polizei ist. Ein neues Weltwunder — jenem der Murazzi an die Seite zu stellen — hat Venedig in neuester Zeit an der — bei meiner Anwesenheit den Verkehr noch nicht eröffneten — Eisenbahnbrücke über die Lagunen erhalten. Sie gewährt einen ganz eigenen Anblick — es ist doch immer eine Brücke übers Meer, und ich mußte dabei unwillkührlich an Xerxes und seine Brücke über den Hellespont denken. Viele meinen, daß Venedig dadurch seinen eigenthümlichsten Reiz der Abgeschiedenheit vom festen Lande verloren. Umgekehrt! Die Abgeschiedenheit und die ganz originelle Eigenheit besteht noch immer, wie ehedem; aber einen neuen wundervollen Reiz, einen Aussichtspunkt ohne Gleichen, von der majestätisch hochgewölbten Bogenbrücke heraus in die Wellenstadt hinaus, hat Venedig gewonnen, und nichts hat es verloren an der langweiligen Gondelfahrt von Mestre herüber, die man, wenn man gerade will, ja noch immer vornehmen kann.

In der Dunkelheit sind wir wieder zum Marcusplatz zurückgekehrt. Welch zaubervoller Anblick! Ringsum flackern auf unzähligen Candelabern die reinsten Gasflammen und verbreiten durch den ganzen weitläufigen Quadratraum des schönsten Marktplatzes der Welt die Helle eines glänzend erleuchteten Redoutensaals. Schön ist's hier, wenn der Himmel mond- und sternlos; noch schöner, wenn die himmlische Sichel oder der Vollmond mitwirken in die irdische Beleuchtung: der Effekt des Doppellichts ist dann von unbeschreiblicher Magie. Sauber gleißt der kunstreich eingelegte Marmorboden; stattlich schimmern auf drei Seiten die gleichförmigen Procuratien, und ganz unten die morgenländisch-gothische Markuskirche —

ren wohldurchdachten Vorstellungen sein Gehör nicht versagen werde.

Allein Adelsheim erschien weder den nächsten, noch die darauf folgenden Tage. Man besorgte, daß er in eine Krankheit verfallen sey, und Albina ruhte nicht eher, als bis die Tante sich entschloß, mit ihr nach dem Dorfe zu fahren, in welchem er wohnte. Hier aber hörte man mit Entsetzen, daß er einmal in der Nacht von Wache aufgehoben und hinweggebracht worden sey. Die Veranlassung wußte kein Mensch, doch mußte etwas Wichtiges zum Grunde liegen, weil der Offizier den Soldaten, die ihn begleiteten, bei Lebensstrafe die genaueste Aufsicht über den Gefangenen zu führen anbefohlen hatte.

Albina's Betrübniß kannte keine Gränzen. Sie begriff nicht, wie ein Unwürdiger, welches Adelsheim diesemnach schien, so hatte seyn und so hatte lieben können, und die Baronesse war nur bemüht, das halbirre Thun und Wesen der Armen so weit in's Gleichgewicht zu bringen, daß der erwartete Hausherr dem so unerwünschten Ereignisse nicht auf die Spur kommen möchte.

Am empfindlichsten drückte dabei die Baroness auch der Umstand, daß Albinens sehr wohlgetroffenes Bild in den Händen des muthmaßlichen Verbrechers geblieben war, und solches gar eine

die Maſtbäume der drei Königreiche der Republik ragen hoch in den göttlichen Nachthimmel hinan, aber noch um volle Thurmeshöhe höher der ſeltſame Campanile. Wenden wir uns von ihm rechts, ſo glänzt der alte Dogenpalaſt vor uns und ihm zur Seite der Giudeccacanal mit ſeinem Maſtenwalde und Gondelheere.

Fröhliches Leben herrſcht hier allenthalben; Schaaren von Spaziergängern drängen ſich durcheinander; die Kaffeehäuſer und Verkaufsläden mit ihren reichen Auslagen ſind glänzend beleuchtet und belebt; das Marmorpflaſter und die Bogengänge ſind mit Tiſchen und Stühlen überfüllt, woran vergnügte Geſellſchaften Kaffee, Gefrornes und verzuckerte Früchte genießen — und wer ſolidere Stärkung begehrt, findet gleich hinter den Procuratien bei Donadoni friſche Auſtern, zarte Kapaunen und Schinken nebſt dem feurigſten Lipro. Hier ein Improviſatore, dort ein Violin- — da ein Guitarreſpieler — kurz alle Sinne ſind bezaubert, in dieſem großartigſten aller Redoutenſäle, deſſen Wände die Paläſte und deren Decke der dunkelklare italieniſche Nachthimmel mit Mond und Sternen. — Doch ein Kanonendonner ruft uns auf's Dampfboot — in tiefer Nacht ſtoßen wir ab — am nächſten Morgen ſind wir in Trieſt — am zweiten Tage in Laibach — am dritten in Grätz — am vierten endlich — denn die dämoniſche Dampfkraft fördert faſt ſo raſch, wie der magiſche Flug im Zauberſchleier oder der noch flüchtigere unſerer hier zu gutem Ende gelangten letzten dissolving views — wieder im traulichen Wien.

Das verlorne Paradies.

Von

Theodor Heil.

Es war! es war! ich hab es nur verloren,
Verloren in des Lebens wildem Drang!
Es lag in mir; ich ward damit geboren
Als dieser Quell des neuen Seins entsprang;
Zu seinen Freuden war ich auserkoren
Die Prüfungszeit des Erdenwegs entlang,
Da schwindet es, da fühl ich mir's entrissen;
Kein Lichtstrahl mehr, in tiefen Finsternissen.

Verlornes Paradies! im Kindesherzen
Da lag noch das verhiesne Unschuldsland,
Da gabs noch nicht all diese wilden Schmerzen,
Nicht dieser glühen Leidenschaften Brand.
Da galts noch nicht das Heil'ge zu verscherzen,
Das nie so makellos sich wiederfand,
Da war noch nicht der Götterabkunft Funken
Verlöschend in den Erdenstaub gesunken.

Des Kindes Auge zeigt sich noch der Engel,
Der dessen Seele trug ins finstre Thal,
Auf diese dunkle Erde voller Mängel,
Zu dieser sehnsuchtsvollen Prüfungsqual,
Doch bald entflieht er mit dem Lilienstengel,
Hinauf zu seines Ursprungs lichtem Strahl,
Und preisgegeben irdischem Begehren
Wird nie dies Aug' sich wieder so verklären.

Nur in der Seele iſt uns noch geblieben
Erinnerung an jenes Paradies,
Da ſteht ſie unauslöſchlich eingeſchrieben
Nicht ſchwindend in dem engenden Verließ,
In das die Erdenhülle uns getrieben.
Da waltet ſie ſo unausſprechlich ſüß,
Daß wenn wir ihren leiſen Tönen lauſchen
Wir mit dem Himmel noch die Erde tauſchen.

Dies ſind die heilgen ſeligſten Momente.
Wo wir des reinen Urſprungs uns bewußt,
Wo Himmelsſeligkeiten ohne Ende
Durchdringen unſre laſtbefreite Bruſt,
Wo, ob Entfernung auch und Tod uns trennte,
Wir feiern jedes Wiederſehens Luſt,
Und Raum und Zeit die Täuſchungen verlieren,
Die hier mit engen Banden uns umſchnüren.

Wer hat ſie nicht im Leben auch empfunden
Die mächtigen Gefühle dieſer Art,
Wer nicht geſchwelgt in dieſen Weiheſtunden,
Wo Schmerz ſich ſelig mit Entzücken paart,
Wo ein Organ im Innern iſt entbunden
Das unſichtbares himmelsfroh gewahrt,
Wo uns vertraut in ahnungsvollen Bildern
Was keine Worte aller Sprachen ſchildern?

Das iſt die hohe Weihe der Gedanken,
Unſterblich ſie, wie unſer wahres Ich,
Sie kennen nie der Erdenhülle Schranken
Im engen Urquell reinigen ſie ſich,
Sie bieten Himmliſches an Blumenranken
Dem nie ein irdiſches Gebilde glich,
Und ob auch nie im vollſten Maas verſtanden,
Iſt doch in ihnen alles Glück vorhanden.

Ach! mich auch trugt ihr oft in jene Helle
Des ungetrübten Sonnenlichts zurück,
Erst an des Erdenlebens finstrer Schwelle
Entfloh dies ewig neue Himmelsglück,
Versiegte seine volle reiche Quelle
Erblindete der lichtgetränkte Blick,
Es blieb von allem für uns Frühverwaiste
Nur dämmernde Erinnerung dem Geiste.

Ich habs versucht, es wieder zu erringen
Das Paradies, das mir verloren ging,
In seinen Himmel wieder einzudringen
Der mich als schuldlos reines Kind umfing,
Mich zu den Hochgefühlen aufzuschwingen
Die ich als Mitgift meines Seins empfing,
Doch ach, vergebens all mein spätres Trachten,
Nur dunkler sah ich mich vom Stoff umnachten.

In Liebe tauchte' ich meine Lebenskräfte,
Geläutert so zu werden durch ihr Heil,
Da wurden mir statt ihrer Heilungssäfte
Nur ihre wilden Täuschungen zu Theil;
Als ob ein Höllenblendwerk nur mich äffte,
Fand ich die heilge, niedrig, kalt und feil,
Und abgewandt von der Sirenen-Stimme
Floh ich zum Haß in meinem düstren Grimme.

Da lockte mich des Ruhmes goldne Krone
In ihm glaubt ich das Herrlichste erreicht,
Doch kalten Lorbeer giebt er nur zum Lohne,
Nicht eine Blüthe, die den frühern gleicht,
Die Stufen bahnet er zu einem Throne
Indeß uns nach der Neid, die Mißgunst schleicht,
Er kann dem Herzen keine Freuden geben
Und äußrer Schein nur ist sein Schattenleben.

Auch nicht das Wiſſen kann das Dürſten ſtillen
Nach einem Labetrank aus früherm Quell,
Die Brunnen all, die ſeinem Reich entquillen,
Sie ſind gleich jenem nicht ſo mild und hell,
Berauſchend wirken ſie oft wider Willen,
Doch ſelbſt auch dieſer Wahn verfliegt dann ſchnell
Und nüchtern fühlt der Geiſt das Unbehagen
Sich kühn an Unerreichbares zu wagen.

So heilt denn nichts das Herz, das, tief zerriſſen,
Die Nichtigkeit des Irdiſchen erkennt,
Vom Schmerz zerſtört das Herrliche zu wiſſen,
Von dem es doch durch Erdennacht getrennt?
So giebts kein Wort in dieſen Kümmerniſſen,
Das uns des ſchweren Räthſels Löſung nennt?
So kann denn bei der Qual von bangen Zweifeln
Nichts einen Balſam in die Seele träufeln?

So iſt es denn auf immerdar verloren
Das Paradies, das einſtmals mich umgab?
So bin ich denn zur Sehnſucht nur erkoren
Am ſchweren, blüthenloſen Pilgerſtab?
So ward ich zum Verlieren nur geboren,
Die Wiege war des höhern Lebens Grab?
So kann die Seligkeit im reinen Leben
Nun nichts — o nichts! zurück mir jemals geben?

Der Glaube kann's! Der Glaube ohne Wanken,
Der Glaube, der der Allmacht Stempel trägt,
Der Glaube, der nicht nach des Daſeins Schranken,
Nicht nach dem kargen Maas der Erde frägt,
Der Glaube, der die Flügel der Gedanken
Um unſre Herzen ſelge Ahnung ſchlägt,
Der Glaube, der von Zweifeln nie verletzet,
Nicht Berge nur, nein Welten ſelbſt verſetzet.

Er ist das Ein'ge, das vom Quell der Geister
Uns unveräußerlich für immer bleibt,
Das, alles Erdendrucks gewaltiger Meister,
Den Elementen selbst Gesetze schreibt,
Das, aller Keime herrlichster und freister,
Die Blüthe aller Seligkeiten treibt,
Und aus dem Schoos der Gottheit selbst entsprungen
Auch wieder hin zu ihrem Heil gedrungen.

Er führt mich in das Ew'ge, Unermeßne,
Mit seinem unsichtbaren Zauber ein,
Er nennt das einst so überreich Besetzne,
In seliger Vergeltung wieder mein,
Er läßt selbst das im Erdendrang Vergeßne,
Mein unerwartet schönes Eigen sein,
Er bannt die Dunkel, die das Licht umnachten,
Und lehrt mich alle Schranken zu verachten.

Ich halt an dir, du fester starker Glaube
Mit allen Kräften meiner Seele fest
Daß nichts die selige Verheißung raube
Der Freudenthräne, die die Wimper näßt,
Du bist nach Zweifelsündfluth meine Taube
Die mich die sichre Rettung hoffen läßt,
Du schärfst den Blick, daß er das All durchdringe
Und feste Zuversicht zurück sich bringe.

Was du verheissest, was im seigen Ahnen
Du stets dem Geiste dämmernd vorgestellt,
Es wird erfüllt, es führt auf neuen Bahnen
Mich in die unsichtbare Geisterwelt,
Da wehen des Triumphes Siegesfahnen,
Da ist das Aug' von höherm Licht erhellt,
Da löst sich jede Wirrniß auf in Klarheit,
Da herrscht nur Liebe, Freiheit, Licht und Wahrheit. —

Mein frühres schönes Paradies! verloren
Bist du mir nicht, ich finde wieder dich:
Es hat der Glaube dich mir neu geboren
Und deine Herrlichkeit erneuert sich! —
O Seligkeit, zu der ich auserkoren,
Belebe, kräftige, begeistre mich,
Daß wie sich auch das Zeitliche gestalte,
Ich fest am Glauben eines Ew'gen halte! —

Das weiße Veilchen.

Von

Ida von Düringsfeld.

Unter dunklen Myrtenbäumen,
Zwischen jungen Blüthensprossen,
Angehaucht vom Abendgold,
Eingewiegt von süßen Träumen,
Auf den Rasen hingegossen,
Liegt ein Mädchen wunderhold.
Und sie flüstert leis' und zärtlich:
„Wäre unser Freund doch da!"
Er, den sehnend sie erwartet,
Adhel ist's, aus Granada.

Von den Gränzen zu verjagen
Eingedrung'ne Christenschaaren,
Sandte ihn der König her,
Längst schon ist der Feind geschlagen,
Längst vorbei sind die Gefahren
Und zurückgekehrt das Heer.
Aber Adhel weilt noch immer,
Ferne von der Königsstadt,
Weil der lieblichen Alima
Zauber ihn gefesselt hat.

Als ihn einſt der Lüfte Wehen,
In des Myrtenwaldes Schatten
Bei des Mittags Gluth, geführt,
Hatt' er ſie zuerſt geſehen
Und Alima's Reize hatten
Schnell ſein ſtolzes Herz gerührt.
Zu der Hütte, wo die Jungfrau
Einſam mit der Mutter lebt,
Trug ihn täglich ſein Araber
Wenn der Abend niederſchwebt.

Und er nahte ihr mit Demuth,
Und mit milden Himmelsblicken
Grüßte dann Alima ihn;
Täglich ſah im Thau der Wehmuth,
Er mit innigem Entzücken,
Zärtlicher ihr Auge glühn.
Was ſie fühlten, hatten Beide
Nie dem kühnen Wort vertraut,
Aber ihrer Blicke Feuer,
Sagte mehr als Worteslaut.

Und auch heute kommt er wieder,
Und ſie lächelt ihm entgegen
Liebevoll und inniglich.
Und er läßt ſich bei ihr nieder,
Seine heißen Arme legen
Um die Schwanenſchultern ſich.
„Zürne nicht, und ruhe muthig,
Liebliche! an dieſer Bruſt,
Eh' ich ſcheide ſollſt Du hören
Was Du ja ſchon längſt gewußt."

„Für die Schlacht, die ich geſchlagen,
Mir den Siegespreis zu ſpenden,

Ruft der König mich zurück,
Aber sehnend werd' ich klagen
Und hierher die Blicke senden
Nach dem fernen schönen Glück.
Du allein mein ganzes Streben,
Du allein des Kampfes Lohn,
Ohne Dich wär' arm und öde
Mir der reichste Königsthron.

Du mein Lieblichstes auf Erden,
Meines Lebens schönste Blüthe
Die ich im Verborg'nen fand,
Willst Du meine Gattin werden,
O, so reich' mit milder Güte
Mir zum ew'gen Bund die Hand."
Und Alima windet bebend
Sich aus Adhels Armen los,
Leise aus den dunklen Augen
Perlen Thränen in das Moos.

„Liebend wollt' ich Dich umschmiegen
Und mein ganzes künft'ges Leben,
Leben nur für Dich allein.
Doch ich kann Dir nicht genügen,
Bald wirst Du nach Höherm streben
Denn ich bin für Dich zu klein.
Bei dem Lorbeer, dessen Krone
Mächtig aufwärts strebt zum Licht,
Darf nur eine Rose blühen,
Denn ein Veilchen sieht man nicht."

„Schön're Frauen wirst Du sehen,
Deren Herzen kühner schlagen
Wenn das blut'ge Eisen blinkt,
Welche Deine Kraft verstehen,

Nicht wie ich, nach Blumen fragen,
Wenn der Kranz des Sieges winkt.
Fürchterlich iſt das Verletzen
Eines Schwurs, drum ſchwöre nicht,
Geh, wo Schönheit Dich erwartet
Und der Ruhm Dir Kronen flicht."

„Geh', durch keinen Schwur gebunden
Und biſt dann Du treu geblieben,
Dann bin ich auf ewig Dein.
Doch entführten Dir die Stunden
Meinen Namen und mein Lieben — —
Wohl! — ſo magſt Du glücklich ſein.
Sterben werd' ich, aber haſſen,
Kann ich Dich auch treulos nicht,
Für Dein Leben werd' ich beten,
Bis mein Herz im Tode bricht."

Stumm und heilig preßt der Ritter
An die Bruſt die ſüße Holde,
Stürmt dann fort in dunkler Nacht.
Bald durch grüner Bäume Gitter
Zeigt ſich ihm im Abendgolde
Granada in ſtolzer Pracht.
Und er eilt zur Burg des Königs
Und der Fürſt grüßt ihn mit Huld;
„Längſt ſchon wünſcht' ich zu bezahlen,
Granada's und meine Schuld."

„Mit dem Herrlichſten auf Erden,
Will ich lohnen Deine Thaten
Mit der Liebe ſchönſtem Glück;
Meine Schweſter ſoll Dir werden,
Welche aus Marokko's Staaten
Erſt vor kurzem kam zurück."

Frage an ihren Vater von Seiten der Gerichte veranlassen konnte.

5.

Vielleicht hätte Herr von Sontheim bei seiner Ankunft aus Albina's und selbst der Baronesse sehr gezwungenem Betragen einigen Argwohn geschöpft, wenn nicht seine Seele zu sehr von einer freudigen Hoffnung erfüllt gewesen wäre. Er hatte im Bade unter andern auch den Grafen Seeland wiedergefunden, der vor kurzem erst auf dem Gute bei ihm gewesen war. Der Graf hatte förmlich um Albina angehalten, und Herr von Sontheim seine Rückreise beflügelt, um diese erwünschte Sache seiner Tochter mitzutheilen und sie auf den baldigen Besuch des Grafen vorzubereiten.

Vielleicht trug der Unfriede in Albina's Herzen dazu bei, daß sie den Heirathsantrag mit der ganzen Ergebung aufnahm, welche ihr Vater erwartet hatte. Wirklich war auch von keiner Seite etwas gegen Seeland einzuwenden. Durch einen sehr ehrenvollen Posten, eine angenehme Figur, auch Jugend und bedeutende Glücksgüter begünstigt, konnte er auf die beste Parthie im Lande Anspruch machen, und die Baronesse that, als er ankam, alles, um den guten Willen, welchen Albina ih-

Und er rufet: „Zoraide!“
Und umwallt von Kerzenſchein,
Tritt, mit majeſtät'ſchen Schritten,
Stolz die ſchöne Fürſtin ein.

Ein Gewand von blauer Seide,
Wogt in tauſend reichen Falten
Um die herrliche Geſtalt.
Und von funkelndem Geſchmeide
Wird der Schleier feſtgehalten
Welcher ſchneeig niederwallt.
Volle Locken, ſchatten glänzend
Um das blendende Geſicht,
Aus dem königlich das große
Dunkelbraune Auge ſpricht.

Wie von Zaubersmacht umfangen,
Stehet Adhel ſtarrend, ſchweigend,
Als er dieſen Reiz erſchaut,
Und mit hochergl[illegible]hten Wangen
Sanft ſich ihm entgegenneigend,
Flüſtert ſie mit leiſem Laut:
„Sei willkommen Zoraiden,
Edler, junger Mohrenheld!“
Und im Klange dieſer Stimme,
Schwindet ihm die ganze Welt.

Schnell vor ſeinem Blick verſunken
Iſt das Bild der erſten Liebe,
Und er ſieht und hört nur ſie.
Selbſtvergeſſen, wonnetrunken,
Folgend dem allmächt'gen Triebe,
Beugt der ſtolze Held das Knie.
„Jetzt verſteh' ich erſt der Liebe
Tiefe, nie gekannte Macht,

Nimm dahin das neue Leben
Das an Deinem Strahl erwacht."

Und ſie beugt ſich zu ihm nieder
Mit dem ſüßen Wort: „auf immer!"
Reicht ſie ihm die ſchöne Hand,
Und bei'm Schall der Jubellieder,
Mit des dritten Tages Schimmer,
Einet ſie ein ew'ges Band.
„Adhelm Heil!" ſchallt's tauſendfältig,
„Den der ſchönſte Lorbeer kränzt.
„Heil der hohen Fürſtin! welche
„Herrlich wie die Sonne glänzt."

Und Alima hört die Kunde
Still und ſtumm mit tiefem Bangen,
Preßt die Hände auf die Bruſt,
Und es tönt vom bleichen Munde:
„Als er fort von mir gegangen,
Hab' ich das ja ſchon gewußt!
Meine nicht, Du gute Mutter,
Zürne über Adhel nicht,
Ach, es iſt nicht ſein Verſchulden,
Daß ſo früh mein Leben bricht."

„Konnt' ich zu des Ruhmes Höhen
Folgen ſeinem Adlerfluge,
Fühlen das, was ihn durchglüht?
Kann der Kraft er widerſtehen,
Die ihn mit allmächt'gem Zuge
Zu der gleichen Größe zieht?
Darum will ich freudig dulden,
Innig flehen für ſein Glück,
Ihm des Herzens Liebe weihen,
Bis zum letzten Augenblick."

Und zu ihrer Lieblingsſtelle,
Wo im weiten Kreis die ſchlanken
Dunklen Myrtenbäume ſtehn,
Und in ſanftgebrochner Helle,
Mannichfache Blumen ſchwanken,
Sieht die Mutter ſie jetzt gehn.
Und ſie ſchauet auf ein Veilchen,
Das zu ihren Füßen ſprießt,
Und ein wehmuthsvolles Lächeln
Um die blaſſen Lippen fließt.

„Holdes Veilchen!“ ſpricht ſie innig,
„Meine ſüße Lieblingsblume,
Blühteſt hier ſo zart und ſchlicht.
Ach! auch ich blüht' ſtill und ſinnig
In der Kindheit Heiligthume,
Kannte noch die Stürme nicht.
Freundlich träumt' ich mir das Leben
Wie ein blühendes Gefild;
Du, in Deiner heitern Stille
Warſt mir ſtets mein eig'nes Bild.“

Doch von all' dem ſüßen Hoffen,
Iſt mir nichts zurückgeblieben,
Als ein bitterſüßer Schmerz;
Denn vom rauhen Sturm getroffen,
Sank dahin mein zartes Lieben
Und gebrochen iſt mein Herz.
Nicht mehr biſt Du jetzt mein Sinnbild,
Denn Du blühſt im Farbenſchein,
Dann erſt glicheſt Du mir wieder
Glänzteſt Du wie Schnee ſo rein.“

Schatten kommen angezogen
Und es wogen im Gefilde

Roſ'ge Nebel auf und ab,
Und auf lauen Dämmerwogen
Senkt ſich mit des Abends Milde
Die Erinnerung herab;
Träufelt ihren linden Balſam
In Alima's wundes Herz,
Und in heißen Wehmuthsthränen
Löſet ſich der ſtarre Schmerz.

Und umſpielt von Purpurwellen,
Grüßt bei friſcher Lüfte Koſen,
Wiederum der Tag die Flur,
Aber ſeine Strahlen hellen
Lilien ſtatt warmer Roſen
Auf Alima's Wangen nur.
Und ihr mattgeweintes Auge,
Schimmernd durch der Zähren Thau,
Sucht im dunklen Mooſe ihres
Lieben Veilchens feuchtes Blau.

Und noch ſteht's zu ihren Füßen,
Doch entſchwunden iſt die Bläue
Und es glänzt wie Schnee ſo rein.
Und ſie kniet, um es zu küſſen,
Flüſternd leiſe: „Jetzt auf's Neue
Sollſt Du auch mein Sinnbild ſein.
Meine heißen Thränen haben
Dich ſo todtenweiß geküßt,
Biſt mir lieber worden, ſeit auch
Du, gleich mir, erblichen biſt.“

Und zur Mutter, welche weinend
Nahet, wendet ſie ſich freundlich:
„Gute Mutter! wenn der Tod,
Mir mit Friedensgruß erſcheinend,

Alles löset, was mir feindlich
Hier das rauhe Leben bot,
Möcht' ich ruh'n an dieser Stelle,
Unter meiner Myrten Grün,
Und es soll an meinem Grabe
Dieses weiße Veilchen blühn."

Und mit hellverklärten Blicken,
Schaut der Sonne sie entgegen;
„Bald werd' ich hinüberziehn!
Alles möge ihn beglücken,
Meines Herzens letztes Regen
Sei noch ein Gebet für ihn."
In der Mutter treue Arme
Sinkt sie zu der letzten Ruh',
Seufzt noch einmal leise: „Adhel!"
Und schließt dann die Augen zu.

Tief, in ungestörter Stille,
Schläft Alima, wo die schlanken
Myrten stehen, immergrün;
Und verstreut in reicher Fülle
Schimmernd zwischen Epheuranken
Ringsum weiße Veilchen stehn.
Blaues Veilchen deutet Hoffnung
In dem frühlingsgrünen Hain,
Doch an **stilles Dulden** mahnet
Uns des **weißen Veilchens** Schein.

Druck der Teubner'schen Offizin in Leipzig.

J. Schmorr von Carolsfeld

Penelope.

Taschenbuch

für das Jahr 1848.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Mit Stahlstichen.

Leipzig,
Verlag der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

Capuchos.

rem Vater gezeigt hatte, immer mehr und mehr zu befestigen. Des Grafen und Sontheims gemeinschaftlicher Plan schien völlig gelungen. Man schrieb Albina's Blässe und Stille der Gewalt eines ungewohnten Zustandes zu, und erwartete von der Heirath selbst die glücklichsten Folgen. Gern wäre der Graf sogleich zu dem Feste geschritten. Allein Sontheim wünschte am Hochzeittage alle seine, zum Theil langentbehrten, Freunde bei sich zu sehen, und verwies daher Seelanden zu einer vierwöchentlichen Geduld.

Mit der Hoffnung, bald wiederzukehren, reisete letzterer ab, doch rückte ein Zufall nach dem andern die Hochzeit weiter hinaus. Zuletzt gesellte sich noch eine Trauer dazu, so daß darüber ein halbes Jahr verstrichen war.

Während dieser Zeit hatte die Baroneſſe nicht aufgehört, Albina's von Zeit zu Zeit erwachende Neigung zu Adelheim mit allen Waffen der Vernunft und Klugheit zu bekämpfen. Auch könnte man sagen, daß es ihr wirklich gelungen sey, wenn nicht die Stimmung, worein das Fräulein nun gerieth, eher Betäubung, als fester Entschluß, zu nennen gewesen wäre.

Penelope für 1848.

Inhalt.

Seite

Die Haideburg. Von L. Starklof 1

Ein Stillleben. Von Therese, Verfasserin der Briefe aus dem Süden 173

Swedenborg. Eine Novelle von A. v. Sternberg . 215

Ein paar Scenen vom Lande. Von Josef Rank . . 301

Die Offizier-Marie. Ländliche Novelle aus Unterösterreich. Von Antonin v. Wien 382

Zur Erklärung der Stahlstiche.

Julius Schnorr von Carolsfeld. Von Theodor Hell. 432

Orsanelle. Von Ritter P. 437

Joran, die Armenierin 441

Die Haideburg

von

L. Starkloſ.

I.

„Das nenn' ich doch einen ſchönen Octobertag! warm wie im Auguſt!" — rief Harko, als er aus dem Thorweg ſeines Göhlenhofs trat, um den Weg auf hohem Wieſenrand am Mühlbach hinzugehen. — Und umherblickend ſprach er, doch ohne lautes Wort, in ſich hinein: wie iſt der ganze Himmel ſo hell und ſo hoch! Wunderbare Wolken ſtehen dort, wo die Sonne niedergeht. Von ihren ſchrägen Strahlen brennen die Giebel meines Gehöftes und das Mühlendach drüben am See wie Flammen aus den Büſchen hervor. Eichen und Buchen ſchimmern in goldenen Herbſtkleidern; gleich blauen Nebelbänken ſtehen die langen Tannenwälder, ſo weit hinaus dämmernd. Der Abendſchein flackert über die Haide. Draußen hinter den Hügeln jagt die Meute mit lautem Geklaff. — Sieh! droben gegen die ſteile Höhe ſprengt ein rother Fuchsreiter hinan — hält ſtill — ſteht ſich um — fort iſt er. — Auf der weißen Sandwehe ſtöbern ein paar Bracken hin, die Köpfe am Boden, die Fahnen hoch — raſch in's

Gestrüpp hinein. — Und was für ein Weißrock kommt denn hier über die Mühlenbrücke gekleppert? Und gerade auf mich zu? — Sieht ja fast aus wie der Vetter!

Harko hielt beide Hände über die Augen und sah dem Reiter entgegen, welcher — auch zu jener Jagd gehörend — von der Mühle her aus der Landstraße in den Fußsteig einbog, nun zwischen den Stoppelfeldern herantrabte. — Richtig, es war sein Vetter Ary Loquart, der Lieutenant im Jägerregiment. — Beide begrüßten sich freundlich; Harko war nicht wenig verwundert, den Vetter in der fashionablen Kleidung einer Jagdreiterei zu erblicken, wie unsere Junker nebst andern Sitten und Regeln des „Sport" und „Turf" sie den Engländern nachzuahmen gelernt haben. Ary erklärte das dahin: Der Baron Gronegg, welcher drei Stunden von hier auf Rosenhorst wohne, habe Jäger und Hunde zu einem Hatzritt von allen Seiten zusammengetrommelt, auch seinen Major Telwag gebeten, Offiziers, fire Reiter mitzubringen; der habe ihm dann keine Ruhe gelassen, sonst finde er an der Jagd eigentlich keine Lust, und sei von dem Troß abgeritten, seinem Vetter guten Tag zu sagen und sich, wenn es ihm passe, als Abendgast in seinem Göhlenhof anzumelden. Harko hieß ihn mit kräftigem Handschlag willkommen und die beiden jungen Männer betrachteten sich gegenseitig genauer. Ary in seinem Jagdanzug mit leichter Kappe, flatterndem Reitrock, blanken Stulpenstiefeln, auf dem stolzen Braunen, machte freilich eine vornehmere Figur gegen Harko, welcher in schlichter langer Friesjacke, nach Schnitt der Matrosenkleidung, neben dem Pferde stand, auch

mit ſeinem ganzen Weſen nichts anders vorſtellen wollte, als was er wirklich war — ein Landmann. Aber wer in ſeine tiefblauen Augen blickte, ſeine edeln Geſichtszüge auffaßte, die feſte Haltung, raſche Bewegung ſeiner ſchlanken Glieder, der merkte bald, daß er es mit einem ungewöhnlichen Bauer zu thun hatte. — Und auch der Ton und die Wendung des Geſprächs war von einer Art, wie ſie zwiſchen Bauer und Offizier nicht eben häufig vorkommt. — Ary's Widerwille gegen den geſchäftigen Müſſiggang ſeines Standes, den Paraden- und Kamaſchenjammer, war ſchon oft das Thema ihrer Unterhaltungen geweſen. Er kam auch jetzt darauf, indem er dem Vetter ſeine melancholiſchen Grillen vorwarf, der doch in glücklicher Unabhängigkeit lebe und gar nicht zu ſchätzen wiſſe, wie gut der Bauer es habe, beſonders in heutiger Zeit, wo gegen den Staatsdiener das Ueberwachungs- und Beſchränkungsſyſtem täglich zunehme und ſchon befohlen werde, was man denken ſolle. „Unabhängig?“ — hohnlachte Harko — „ja! wenn keine Aemter, keine Steuereinnehmer und vor allem keine Geldwucherer wären! — Schöne Unabhängigkeit! — Bin eben, wie Du mich hier triffſt, unterwegs nach der Haideburg, um mit ſo einem Wolf zu verhandeln. Eigentlich ſind es ihrer zwei: der Junker Amtsaſſeſſor und der Weinhändler Dreigel. Der erſte hat mir dreitauſend Thaler gekündigt und der letzte hat ſie mir verſprochen. Aber er zieht mich bei der Naſe herum. Das Spiel iſt tückiſch gekartet. Die Junkers von Schlörenbeck haben ſeit jeher nach dem Göhlenhof geangelt, der ihnen ſo vor der Hand liegt, darum mir auch das Capital gekündigt. Es iſt

das letzte Geld darin. Kann ich es nicht anschaffen, seh ich den Hof nicht zu halten und muß es also theuer bezahlen, daß mein verstorbener Vater mit aller Gewalt und um jeden Preis die Hörigkeit ablösen wollte, die seiner friesischen Natur zuwider war. Ich selber hätte freilich auch nicht darunter leben können."

Zum Verstehen dieser Worte erfahren wir: Harko's Vater, Okko Friddag, ehemals ein reicher Marschbauer, war durch Unglücksfälle mancher Art, Deichbrüche, Prozesse, Feuersbrunst, Viehsterben und Abfindungen — so zurückgekommen, daß seine schöne Baustelle endlich im Concurs verkauft wurde. Er schlug sich ein Paar Jahre als Pachter mühselig durch. Da fiel ihm von seinem jüngeren Bruder, welcher die Erbin eines kleinen Haideguts geheirathet und solches von seinen vor ihm verstorbenen Kindern als Wittwer geerbt hatte, mit dem Tode desselben dieser Göhlenhof an. Die Abhängigkeit des Pachtverhältnisses war seinem Stolze eines früher unumschränkt waltenden Gutsbesitzers empfindlich zuwider. Mit Freuden begrüßte er das Wiedereintreten in die Stellung eines, wenn auch nur kleinen Eigenthümers, und eilig zog er in die Haide, sein neues Reich zu verwalten. Indessen fand er auch hier Zustände, welche ihm das freie Aufathmen beengten. Das Colonat war an das Gut Schlörenbeck eigenbehörig; es mußte Sterbfall und Gewinngeld bezahlt werden, die Last an Kornlieferung und Spanndiensten drückte schwer, störte den eigenen Betrieb, und da Okko's Anziehen auf den Hof eben in die Zeit fiel, wo ein neues Ablösungsgesetz den Ausspruch aus diesen Fesseln darbot, griff er schnell zu, einer der ersten,

ſich dieſes mittelalterliche Joch vom Halſe zu ſchaffen. Zwar ohne bedeutende Geldopfer ging das nicht ab. Die Junker von der Haideburg — ſo ward das Gut Schlörenbeck gewöhnlich genannt — rechneten ſcharf; gemeſſene und ungemeſſene Dienſte, Holzberechtigung, Geſindezwang, Rocken, Hafer, Schweine — Alles fiel ſchwer in die Wage, Alles ſtand genau zu Buch. Aber: ich muß und will heraus! ſagte der Frieſe Okko. Angefangen iſt es. — „Ick bin davör! ick mutt hendör!“ (ich bin davor! ich muß hindurch! — pla.tdeutſches Sprüchwort) — Der aus früheren guten Zeiten ihm bekannte Weinhändler Dreigel lieh ihm das nöthige Kapital. Okko zahlte und machte ſich frei. Es ward jedoch nur eine halbe Freiheit. Nach einigen Jahren cedirte der Gläubiger ſeine Forderung an den Beſitzer von Schlörenbeck — nun mußte Okko dieſem an Zinſen bezahlen, was er früher an Producten und Dienſten zu leiſten gehabt. Indeſſen brauchte er doch nun nicht mehr ſein beſtes Schwein mit dem verdrießlichen Gedanken anzuſehen, daß es im Herbſt nach der Haideburg wandern müſſe; der Herr Amtsaſſeſſor Murner von Schlörenbeck konnte nicht mehr in ſeinen Hof reiten, die Eichen auf dem Platze mit höhniſchem Blick meſſen und die ſchönſte zum Schlagen verurtheilen. Und, was das Wichtigſte, er konnte auch nicht die Jungens Harko und Folef begehren, daß ſie in ſeinem Stalle die Pferde ſtriegeln, nach ſeinem Commando die Hundezwinger fegen ſollten. — Freilich war die ſchlanke Hyma — die Tochter von Okko's Baſe, ein verwaiſetes Kind, mit ihm aus der Marſchgegend hieher gewandert — als Dienſtmädchen auf die Haideburg ge-

6.

Fackeln und Schellengeläute verkündigten einen neuen Gast. Graf Trautenitz, oder der Bräutigam, sonst wurde niemand mehr erwartet. Es war der letztere. Die Gesichter der Versammlung erheiterten sich. Der Hausherr eilte ihm entgegen. In die Entschuldigungen des Ankommenden mischten sich bittere Klagen über die schlechte Postverfassung des Landes. Ueberall war er auf das ungebührlichste mit den Pferden, dazu unterweges durch Schaden, welchen die Postillons am Wagen gemacht, aufgehalten und geärgert worden. Ueber dem Verlangen, das erfreuliche Bündniß endlich geschlossen zu sehen, vergaß er indessen gar bald, daß Ruhe ihm das Ersprießlichste gewesen seyn würde, und bat den künftigen Schwiegervater um Beschleunigung der Fahrt nach der Kirche, aus welcher seit seiner Ankunft die Orgeltöne sich vernehmen ließen.

Was fehlt Ihnen, Liebste? fragte der Graf, als auf der hellerleuchteten Treppe der Arm seiner Braut heftig in dem seinigen zitterte. Sie sind doch nicht krank?

Vielleicht nur aus Besorgniß der Folgen Ihrer heutigen Unfälle! antwortete das Fräulein ziemlich gefaßt.

kommen, wo sie durch Anstelligkeit und Treue schon zur Beschließerin emporgestiegen. Aber das war doch freier Entschluß und hauptsächlich Folge des Unfriedens, worin sie immer mit Okko's Frau, der streng herrschenden Foelke, gelebt hatte. Als diese gestorben, wollte Okko seine „mooje Deeren" (hübsch Mädchen), wie er sie immer nannte, zurücknehmen. Da gerieth er in heftigen Zank mit dem Amt über eine Wegepflichtigkeit, die er durchaus nicht gelten ließ. Ein Schlagfluß machte seinem Leben plötzlich ein Ende und Harko erbte die Last, sich auf dem verschuldeten Besitz weiter zu quälen. Eigentlich hätte Folef, der jüngere Sohn, nach der in dieser Gegend geltenden Successionsordnung in die Stelle einzurücken gehabt. Auch war Harko schon auf eine künftige sehr mäßige Abfindung gefaßt, und hatte nach Beendigung seiner Schulzeit bereits vier Jahre lang zur See gefahren. Da fügte das Unglück, daß Okko einem Rieselmeister für Anlegung einiger Wiesen sein Geld schicken, zugleich ein Paar ihm wegen Viehhandel ausgestellte Wechsel eincassiren und seinem Folef diese Gelegenheit bieten wollte, auch ein anderes Stück von Deutschland zu sehen. Den brachte nun sein Weg nach Pyrmont, sein böser Dämon an die Roulette. Am andern Morgen fand man ihn droben in der Dunsthöhle todt. Er hatte nicht gewagt, dem Vater wieder unter die Augen zu treten, welchem der Ausfall der verspielten Summen abermals einen häßlichen Riß in seine ohnehin nicht glänzende Bilanz am Soll und Haben hineinschnitt. Jetzt mußte Harko vom rührig unstäten „Fahrensmann" (Seefahrer) wieder eine an der Scholle klebende Landratte werden. Anfangs

ſchmeckte das zwar ſchlecht; er hatte ſich auf der Schule und während ſeines Seelebens mit unermüdlichem Fleiße viele Dinge zu eigen gemacht, deren Pflege ihn doch weit über den Stand eines Haideſaſſen hinauswies. Aber aus Liebe zum Vater, deſſen einzige Stütze er blieb, überwand er die Abneigung. Und mit eiſerner Willenskraft hatte er ſich durch einige Jahre voll Anſtrengung ſchon zum tüchtigen Landwirth herangebildet — — da kam jener Tag, wo er den Vater neben der vorangegangenen Mutter zur Ruhe beſtatten mußte, und ihm beim Heimgehen vom Kirchhof ſchwer auf's Herz fiel, wie er nun in der Welt doch ſehr allein ſtehe. Mit ſeinem Vetter Loquart — der auch in Folge jener Vermögenskataſtrophe vom Lande nach der Stadt verſetzt und aus der Schule in den Soldatenrock gekommen war — hatte er noch die einzige Verwandtſchaftsverbindung. Aber ſie ſtanden getrennt und ihre Lebenswege liefen nach ganz verſchiedenen Richtungen, obgleich jedesmal, wenn einzeln zuſammentreffend, ihnen die unverändert gebliebene Geſinnung und der friſche Muth aus der Knabenzeit auch jetzt noch manchen Strahl über das Grau ihrer heutigen Tageswolken hinblitzen ließ.

2.

Indem ſie nun dem Fußſteig auf dem Haiderande über der Wieſenniederung folgten, Harko neben dem Pferd gehend, hielt er plötzlich an, legte die Hand auf den Sattelknopf und ſagte: „Eigentlich könnteſt Du wohl abſteigen; es iſt gar nicht hübſch, daß Du mich ſo an Deinem Steigbügel laufen

läſſeſt, wie einen Knecht. Ich bin zwei Jahre älter als Du. Oder meinſt Du etwa, weil Du Offizier biſt?“ — Ary lachte laut auf: „Ein närriſcher Kerl bleibſt Du immer! — Aber haſt nicht Unrecht. — Da!“ er ſprang herunter — „nun reite Du zur Abwechſelung.“ — „Fällt mir nicht ein,“ — ſagte Harko — „ich will über keinen hinaus. Aber wer mit mir umgeht, muß auch nicht höher ſtehen wollen, als ich.“ — — „Und nun alſo“ — ſetzte Ary das abgebrochene Geſpräch fort, den Arm um Harko's Nacken ſchlagend — „gehſt Du nach der Haideburg?“ — „Um wo möglich Geld zu holen.“ — „Schätze graben in der alten Spelunke? Oder dem Junker Amtsaſſeſſor das Meſſer an die Kehle ſetzen? Den findeſt Du gar nicht zu Hauſe. Er iſt drüben bei der Jagd, blank angethan, im rothen Rock wie ein Sonnenkäfer.“ — „Hab' ihn vorhin ſchon drüben hinflitzen ſehen. Nein — der Sohn vom alten Dreigel, der jene dreitauſend Thaler hergeliehen, iſt drinnen. Als das Geld gekündigt war, fuhr ich zur Stadt, da machte er mir Hoffnung, die Summe anzuſchaffen. Wenn's nur keine Flauſen geweſen ſind!“ — — „Das iſt die Haideburg!“ ſagte Ary, blieb ſtehen und ſah die Gebäude an, welche jetzt vor ihnen am Rücken eines Hügels aus Gebüſch und Baumgängen heraustraten. — „Der alte Kaſten ſieht nicht aus, als wäre da viel zu holen. Das Ding iſt doch wunderlich zuſammengeſtoppelt.“

Wer das Haus Schlörenbeck kennt, wird einräumen, daß es ſich abentheuerlich, ja unheimlich genug darſtellt. Zwei Flügel ſind im rechten Winkel gegen einen alten, dicken Thurm hinangebaut. Treten wir auf den Platz, wo Harko

und Ary jetzt ſtehen, ſo blickt uns die ſchmale Seite des Haustheils entgegen, welcher der älteſte ſcheint. Schwarzgraue Mauern, kleine Fenſter, unregelmäßig vertheilt; hier und da eine zugemauerte Schießſcharte. Das ſteile Dach iſt mit blauen Pfannen gedeckt, einzelne ſchadhaft gewordene Stellen ſind mit rothen Ziegeln ausgeflickt. Uns gerade zunächſt iſt an dieſe Giebelfronte ein kleiner Anbau in Form eines Kapellchens angehängt. Zu ihm hinauf führt eine hohe ſteinerne Treppe, mehrere Stufen derſelben ſind ausgebrochen. Die Thür, an welche ſie oben hinanſtieg, iſt zugemauert. Unten in der uns zugekehrten Seitenwand dieſer Treppe iſt etwa zwanzig Fuß hoch vom Boden eine halbrunde Oeffnung, neben ihr die Vertiefung einer gleichfalls zugemauerten Thür. — Der dicke Mittelthurm, unten von grauen Felſen und Quadern, weiter oben von braunen glaſirten Backſteinen aufgebauet, hat keine Spitze, ſondern nur einen von Scharten durchſägten Zinnenrand. Von dieſem Thurm ſtreckt ſich im rechten Winkel auer vor uns hin der andere Flügel mit etwas jüngerem, doch nicht freundlicherem Geſicht. Die Fenſter ſind zwar regelmäßiger und größer, aber die oberſte Reihe iſt mit Sommerläden verblendet, die ſeit vielen Jahren keinen Farbenanſtrich erfahren haben; ſo dürr verolmt ſieht das Holzwerk aus. In der großen, dem Anſchein nach feſt verſchloſſenen Hausthür iſt ein vergittertes Guckloch — — nicht anders blickend, als wie ein argwöhniſches Auge, das jeden Anklopfenden auffordert, erſt Namen und Gewerb zu ſagen, bevor er eingelaſſen wird. Im Widerſpruch mit dieſer Feſtungsvorſicht liegt die Hofmauer, welche ſich in

schräger Richtung von dem uns entgegenstarrenden alten Giebel nach der Ecke jenes neueren Gebäudes hinüberzieht, zur Hälfte im ausgetrockneten Graben; der eine Pfeiler des Einfahrtthores ist umgefallen und die hölzerne Brücke so schadhaft, daß man es bedenklich finden mag, darüber zu fahren. Hinter dem Dach steigt ein spitzes Thürmchen auf. Wirthschaftsgebäude schließen sich an das Ende jener Mauer an, und neben ihnen weg zieht eine düstere Allee morscher Linden am Garten hinaus. — Rechts von dem Fußsteig, auf welchem Harko und Arp herangekommen sind, rauscht im Grunde der Bach, welcher vor der Mühle herläuft, und hier unweit des Hauses führt über denselben eine Drehbrücke, eben stark und breit genug, daß ein Pferd sie passiren kann. — Die tiefstehende Sonne mit ihren Licht- und Schattenwürfen auf die Dachspitzen, Erker und Vorsprünge der Häuser, in die Laubmassen der Büsche und über die Haidefläche dahinter, machte den Anblick zu einem trefflich zusammengehaltenen Bilde.

„Wer wohnt denn nun eigentlich in dem verzauberten Schloß" — fragte Arp — „seitdem der alte Murner todt ist?"

„Eigentlich", — versetzte Harko — „seine hochwohlgeborene Frau Wittwe, wegen deren vornehmer Geburt der alte Narr sich hatte adeln lassen. Sie sitzt im Niesbrauch da. Ferner eigentlich der Vetter Julian, Herr von Tagedieb oder auch „der barbarische Edelmann" genannt. Uneigentlich aber der Sohn aus erster Ehe, Junker Murner von Schlörenbeck, der Amtsassessor. Er steht drüben beim Amt Nohgard, ist

aber mehr hier auf seiner Burg, als dort zwischen den Acten zu finden.“ Das letzte sagte Harko mit einem Ausdruck des Grimms und zerknirschte einen nachgesetzten Fluch zwischen den Zähnen.

So der Burg näher gehend, fuhr Harko fort: „Der dicke Thurm ist das älteste Stück aus grauer Vorzeit, die andern Theile sind später daran gebauet. Und wenn hier das Haus die Haideburg genannt wird, so sagen dagegen andere: Heidenburg wäre der rechte Name. Und der paßte auch ganz gut zu den jetzigen Bewohnern. Obgleich die alte Dame äußerlich gar fromm thut — so leicht sie doch auf Pfänder und scharrt Thaler von der Armuth zusammen.“

„Ich bin mein Lebtage nicht in dem Nest drin gewesen,“ — sagte Arp — „der Ausbau mit der hohen Treppe, der uns so gerade entgegentritt — mit dem halbrunden Fenster und der vermauerten Thür daneben? — was ist das?“

„Sie nennen ihn die alte Wache; es mag wohl eine gewesen sein. Drinnen im Hause führt zu ihr eine Treppe hinab. — Ein wüstes Loch. Mitten steht ein großer steinerner Tisch, in den Mauern sind einige Sitze ausgehöhlt; an der Wand hängt das Bild von den zwei alten Raubjunkern auf einem Pferde — der Sage nach der Sauf-Jochen und der Kneif-Jochen. — Am Boden sind auf den Steinplatten dunkle Flecke, welche sich nicht wegwaschen lassen, wie oft man es auch versucht hat; es heißt: das Blut der Braut von Rivensolt, die da erschlagen wäre. Ihr Bild ist auch noch da. Ich hab' es gesehen, oben in dem Zimmer, aus welchem man in die alte Wache heruntersteigen kann — es wird danach die

Brautſtube genannt und ſtößt an die Wohnzimmer des Amtsaſſeſſors. Wenn Vetter Julian für ſich allein oder mit andern Cumpanen Trinkgelage hält, pflegt er es meiſtens dort zu thun; dann hält er ſpaßige Reden und freiet mit der todten Braut. Das iſt ein Kerl! — Heute werde ich ihn mit dem ſüßen Herrn Dreigel auch wohl da antreffen."

Arp wollte jenen Sagen, von denen er früher nur ſo beiläufig gehört, näher nachforſchen, da ward ihr Geſpräch geſtört durch die Ankunft von zwei Reitern, welche aus der Haidegegend herankamen, wo die Jagd noch immer an den Hügeln hinblies und bellte; — ſie zogen langſam auf dem hohen Damme her und ritten einer hinter dem andern über die Drehbrücke. — „Der eine" — ſagte Harko — „iſt Meinhard Bruff, der Kutſcher des Amtsaſſeſſors, ein grober wüthiger Kerl und rechter Knüppel für alle die Gewaltthaten ſeines Herrn." — „Und den andern" — bemerkte Arp — — „ſehe ich als den Förſter des Barons an; er ſtürzte vorhin über einen Wall herunter und das Pferd geht auch etwas lahm." — „Ich mag ihnen nicht begegnen!" — rief Harko. Zugleich ſah er in entgegengeſetzter Richtung auf der Landſtraße von der Stadt her einen Wagen ſtauben, der ihm bekannt ſchien. — „Sind ſie es? Ja. —. Die muß ich mir noch geſchwind abfangen." Dann zum Vetter: „Nun heut Abend kommſt Du doch gewiß? Und bleibſt bei mir zu Nacht? Wir haben noch Manches zu ſprechen." — „Wenn ſie mich loslaſſen," verſetzte Arp. — „Ich rechne darauf!" — ſagte Harko und lief dem Wagen zu. Arp trabte gegen die Reiter hin und hörte vom Förſter, die Jagd gehe noch luſtig fort,

werde wohl hier herüber kommen, doch könne er nicht mehr folgen, da sein Pferd ein Eisen verloren. Die Hunde hätten sich ein paarmal verschossen, schienen aber jetzt wieder an einem Hasen zu jagen, da sie kürzlich von neuem Hals gegeben. — — Ary ritt über die Brücke in die Haide hinein, wo ihm das Gelaut der Meute herschallte.

„Wer waren die beiden?“ fragte der Förster Gallien den Kutscher, welcher vor dem Offizier kaum den Hut gerückt hatte. — „Das sind eben die zwei hochnasigen Friesen, von denen wir vorhin sprachen,“ — antwortete Bruff, indem er sein häßlich rothes Gesicht zu einer Fratze verzog — „dieser vornehme Herr Lieutenant Habenichts rennt sich bald genug den rebellischen Kopf ein, aber dem andern dort wird sein letztes Brod noch eher gebacken. Der Bauer fängt jetzt offenen Krieg mit meinem Herrn an, das kann ihm nur morschlecht bekommen. Die Aemter haben lange Arme.“ — „Da ist die schöne Hyma wohl im Spiel?“ — lachte der Förster mit einem listigen Seitenblick. „Freilich“ — sagte Bruff — „aber die ist auch eine Närrin, weiß nicht, was sie will; heute thut sie mit dem Assessor ganz vertraut und morgen läuft sie wieder nach der Mühle zu der kreideweißen Almode, wo ihr Vetter seinen täglichen Verkehr hat. Hübsch ist sie wohl, nur begreif ich nicht, wie es der Junker aushält; sie spielt förmlich hiß! hiß! mit ihm, und seitdem sie Beschließerin ist, regiert sie im Hause wie eine Prinzeß. Das Friesenvolk hat einen unsinnigen Dünkel. Der Marschbauer taugt einmal nicht in die Haide. Da ist ihm Alles zu schlecht. Mit nichts weiß er sich zu behelfen, und wie er patzig einher pratzet,

ſtolpert er über ſeine eigenen Beine und Bauz! ehe er ſich's verſieht, liegt er auf der Naſe."

3.

Während dieſe unter ſolchen Geſprächen der Burg zuritten, hatte Harko jenen Wagen erreicht. Er fand, wie er vermuthet, ſeinen Nachbar, den Hausmann Arend Giſel, neben ihm den Pfarrer Brundal; auf dem zweiten Stuhle bei Giſels Hausfrau Hille ſaß ein blaſſes Mädchen, die nämliche, welche Bruff vorhin bezeichnet hatte, als die kreideweiße Almode von der Mühle; da wohnte ſie mit ihrer kranken Mutter Geſine, dem Ohm Gerhard Roſſe die Haushaltung führend. Hinten im Korb lag ein rothhörſiger Burſch, Martin Kralle, in der ganzen Gegend unter dem Spitznamen „der ſtrobelige Cigarrenjunge" bekannt. Als dieſer des Harko anſichtig wurde, ſprang er über die jenſeitige Wagenleiter hinab und brach durch einen Zaun ins nächſte Feld. — „Ja lauf nur, Du Schuft!" — rief Harko ihm nach — „ich breche Dir doch noch die Knochen entzwei, daß Du meinem Sultan das Bein abgeſchlagen!" — „Hat er es denn auch wirklich gethan?" fragte Almode im Ton leiſen Vorwurfs über die heftige Drohung. — „Alles, was mich ärgert und beſchädigt," ſagte Harko, „kommt von dem Buben, ſeitdem ich ihn aus dem Dienſt gejagt habe. Wer mir im Frühjahr den Schaffoven angeſteckt hat, das weiß niemand beſſer als er. Seit acht Tagen iſt ein Tiſchlaken aus der Bleiche weg, und die graue Gans iſt von der Weide auch nicht wieder nach Hauſe gekommen. Beide Stücke hat der Dieb in der Stadt vertrödelt, wett' ich — und nun legt er ſich wieder auf die Lauer bei

ſeinem Cumpan, dem lahmen Beſenbinder, hinter'm Hünengrab und heckt neue Streiche aus. Mich wundert nur, Arend, wie Du ſolch einen Gauner zu Dir auf den Wagen nimmſt.“ — „Er bat mich darum“ — verſetzte der Nachbar — „weil er ſo müde wäre. Hätt' ich die Geſchichte vom Hunde gewußt, wollt' ich ihm freilich eher ein paar mit der Peitſche übergeriſſen haben. — Nun höre, der Advocat Maun hat mir die Conceſſion für Dich mitgegeben von der Domänenkammer, die zwölf Scheffel Saat am Tannenbuſch zu verkaufen. Weil ſie aber früher zu einem ehemaligen Tafelgut gehört haben, muß Gebühr dafür bezahlt werden; es macht neun Thaler und was.“ — „Das ſoll wohl ſein!“ — brummte Harko — „wenn unſer eins mal etwas will, immer heißt es: Muſché Bauer muß bezahlen!“ — „Aber nun iſt es doch auch gewiß,“ — fuhr Arend fort — „ich bekomme das Stück? Ihr habt es mir verſprochen.“ — „Und werd' auch Wort halten,“ — ſagte Harko — „wie kannſt Du zweifeln?“ — „Ich meine nur, weil der Junker von der Haideburg ſo hitzig auf das Land iſt.“ — „Du haſt mein Wort!“ — rief Harko — „was frag ich nach dem Junker!“ — „Mir hat der Advocat auch einen Brief an Euch mitgegeben,“ — ſagte der Pfarrer — „er liegt hinten in meinem Reiſeſacke. Liebe Almode, kannſt Du mir ihn wohl herüberlangen?“ — Als ſie Anſtalt machte, ſich aufzurichten, entgegnete Harko: damit hab' es keine Eile, beſonders wenn der Herr Paſtor ihm die Ehre erzeigen wollte, heute Abend auf dem Göhlenhof vorlieb zu nehmen, ſein Schulfreund, der Vetter Lieutenant werde kommen und ſich freuen,

Seeland dankte herzlich und Albina wandte sich auf die Seite, um eine Thräne der Beschämung zu verbergen.

Die Baronesse, unmittelbar hinter ihnen, mischte sich in das Gespräch und suchte es durch eine fröhliche Wendung zu beleben.

7.

Bei der Ankunft in der Kirche komplimentirte der Pastor so lange und auf so erzwungene, für das Paar und die Uebrigen peinliche Weise, daß der Gutsherr endlich zu ihm sagte: er möchte doch die Trauung nur anfangen, auch die Rede bei derselben so kurz als möglich machen, weil der Bräutigam ohnehin von der Kälte unterweges genug gelitten habe.

Mit großer Verlegenheit gestand hier der Pastor, daß die Agende durch den Küster in die Nachbarschaft verborgt und daran im Augenblicke erst gedacht worden sey.

Nun wahrhaftig, versetzte Herr von Sontheim, Sie werden doch während Ihrer langen Amtsführung das zu einer Trauung wesentlich Nothwendige im Gedächtnisse haben?

Das wohl vielleicht, — erwiederte der Geistliche, und der aufgebrachte Gutsherr befahl die Trauung anzufangen.

ihn anzutreffen. Der Pfarrer sagte zu und Harko wollte sich schon entfernen, als Almode ihn noch mit dem Wort aufhielt, sie habe in der Stadt auch den Schiffcapitän Reslopp gesprochen, der ihn grüßen und benachrichtigen lasse, die „Fortuna" werde diesen Herbst nicht mehr in See kommen, sie müsse neu verzimmert werden, es könne wohl Frühjahr werden, bis er wieder nach Neu-York abgehe. — Harko vernahm es mit sichtlicher Theilnahme und fragte so genau nach einzelnen Punkten, daß Frau Hille lachend bemerkte: „Man sollte fast glauben, er wolle auch nach Amerika auswandern?" — „Das könnte wohl noch kommen!" — versetzte er ebenso, worüber Almode zusammenschreckte. — „Für diesmal frage er nur im Auftrage eines Freundes, der wirklich die Absicht hege. — Indem er den Pfarrer bat, sich bei dem Krankenbesuch, den er noch vorhabe, nicht überlang zu verweilen, sagte er guten Abend und schwang sich über das Heck des Kirchenpfads, der zum Hause Schlörenbeck führte.

Als Harko am Zaun des Burggartens anlangte — „Da kommt sie!" sagte er, und blieb stehen. Gewiß, jeder andere hätte das auch gethan, vor dem diese schöne Gestalt aus den Büschen hervorgetreten wäre. Ein rasches Mädchen von kräftigem Gliederbau, aber keineswegs derb; Schultern und Brust im vollkommensten Ebenmaaß und auf dem schlanken Halse ein Kopf, dessen Züge wahrhaft edel zu nennen waren. Ihre Kleidung, ein Mittelding ländlicher und städtischer Tracht; das bunte Tuch unterm Kinn zugeknüpft, schützte ihre Wangen gegen den herbstlich kühlen Abendhauch;

ſie war beſchäftigt, Wäſche abzunehmen, die zwiſchen den Obſtbäumen auf Schnüren hing, und bei dieſer leichten Arbeit zeigten ſich ihre Bewegungen in gefälliger Anmuth. „Wenn ſie nur nicht ſo verdammt hübſch wäre! daß ich ihr recht von Herzen böſe ſein könnte! Der ſtolzen Hexe!“ — flüſterte Harko in ſich hinein. Er konnt' es nicht von ſich gewinnen, ihr einfach freundlichen Abend zu wünſchen, ſondern rief ſpottend über den Zaun hinüber: „Mußt Du noch ſo ſpät im Dienſt des Hauſes regieren?“ — Einen Augenblick ſtutzend, gab ſie im nächſten die Antwort zurück: „O! ein Jeder hat es nicht ſo gut, daß er wie Du als Freiherr ſpazieren kann. Du kommſt wohl zum Beſuch bei der gnädigen Frau? — Sie wartet ſchon lang! Mach Dich nur geſchwind hinauf!“ — Damit wandte ſie ihm den Rücken und ſchritt den Baumgang hinunter. — Harko ſah ihr grimmig nach, doch konnten ſeine Blicke nicht von ihr laſſen. Er war überzeugt, ſie ſtrebe nach Rang und hohen Dingen, verachte ſeine Bedrängniß und ſeinen Bauernſtand. Sie dagegen reizte ſich ſelbſt auf mit dem Gedanken, er blicke auf ſie herab, ſeitdem er bei ſeiner Rückkehr von der Seefahrt ſie als Dienerin einer fremden Herrſchaft angetroffen. Beide hatten darüber nie ernſthaft geſprochen, aber ſich ſchon oft mit ſpitzem Schraubenwort feindlich verwundet. Der frieſiſche Stolz war es, der ſie auseinander hielt. Harko ging erbittert in's Haus hinein.

4.

Unten in der Ecke des Gartens am Mühlbach iſt eine mit Tannen bepflanzte Erhöhung, von wo man über Zaun

und Waſſer in die Wildniß hinausblickt, um — eben nichts zu erblicken, als höchſtens einen einſamen Wanderer, den Fußſteig zur Drehbrücke ſchleichend, ein armes Weib, das Haidekraut zu ſogenannten „Böhnern“ (kleine Haidebeſen) ſammeln geht oder eine Schafheerde draußen über die braune Fläche hinklingelnd. — Hyma jedoch traf es beſſer, als ſie hinanſtieg, nach der Jagd zu ſchauen, deren Gebell und Hörnerruf ſeit einer halben Stunde bedeutend näher gezogen war. Kaum droben, ſah ſie einen Haſen rennend, ſpringend in vollem Lauf gegen die Brücke herkommen. Weit hinter ihm jagten die Hunde ſchon auf ſeiner Fährte. Er hopſte über die Brücke herüber und dann im Graben unter dem Gartenzaune weiter. Seine Bewegung war ſchon matt, ſein Vorſprung vor den Hunden nicht groß. Kamen ſie über die Brücke, ſo hatten ſie ihn auch beim Fell. — „Das ſoll euch nicht gelingen! den armen Lampe rett' ich!“ ſagte Hyma, ſtieg haſtig über den Zaun und rief der kleinen Grete, welche die Wäſche in den Korb legte, zu, ihr beim Drehpoſten zu helfen. Friſch angepackt, war von den Händen der rüſtigen Mädchen der Steg in einem Ruck herübergebracht. — „Ja! nun kommt nur her!“ — hohnlachte Hyma zum Jagdgetöſe hin — „den haben wir euch aus den Zähnen-geriſſen! — Das ſag' ich Dir aber Grechten! wenn Du plauderſt! nimm Dich in Acht! Sonntag keinen Kuchen! Und Weihnachten iſt auch vor der Thür! Alſo!“ — Die Kleine aber fand ſelbſt viel zu großen Spaß an dem Schabernack, als daß ſie deſſen ſpätere Wirkung verpfuſchen wollte; auch war ſie ja mitſchuldig. Beide ſtiegen über den Zaun zurück. — Mit Lampes Rettung war es

höchſte Zeit geweſen. Zwei gelbe Bracken kamen kliff! klaff! weit vor den andern her auf der Spur des Haſen über die Haide geſtöbert. Jetzt waren ſie am Rande des Baches. Da ging ihnen die Fährte aus. — Geſtutzt — hin und hergelaufen — gewimmert — wieder geſucht — ſich dumm angeſehen — — darüber kam in dickem Haufen die Meute an, der es nicht beſſer ging — hinterdrein der Oberjäger mit dem halben Mond — „Was iſt da? — Donnerwetter! — Wer hat die Brücke abgedreht? — Da iſt der Haſe hinüber!“ — Zugleich, daherſprengend auf braunen, ſchwarzen, grauen Pferden, in weißen, grünen, rothen Röcken, mit ſpitzen und runden Kappen, hohen Kappen, niedrigen Kappen und Kappen, die gar keine Form hatten, — ein ganzer Troß Jagdreiter, junge, alte, dicke, dünne; alle in Haſt und Hitze, alle in heftiger Aufregung, alle voll „Himmelſakrament!“ und „Mordelement!“ und ganz verdonnert über die Frage: wie der Haſe ſeinen Schlupf über die Brücke genommen? und wie er die Brücke hinter ſich abgedrehet habe? — Die klügſten vom Haufen — unter ihnen Harko's Vetter — nahmen die Sache von der luſtigen Seite, behaupteten, der Haſe ſei ein verzauberter Haidekobold, und trugen darauf an, da hier nun der Spaß zu Ende, die Jagd abblaſen zu laſſen. Andere dagegen thaten ſehr ernſthaft und gefährlich, ſchimpften über Frevel und Miſſethat, die exemplariſch beſtraft werden müßten. Am wildeſten gebärdete ſich der Amtsaſſeſſor Junker Murner von Schlörenbeck. In ſeinem rothen Rock, auf dem großen Fuchs ſprengte er am Ufer hin und her, ſchrie hinüber: es ſolle jemand kommen — die Brücke zurückdrehen! — Auch verſuchte er und noch ein and-

rer durch den Bach zu reiten. Aber der Rand war hier sehr hoch und steil, die Pferde sträubten sich, und als sie doch hinabgespornt wurden, fanden sie unten einen Schlammgrund, in welchen sie sogleich bis über die Kniee versanken. Die schönen Jagdröcke, weißen Hosen und Stulpenstiefeln der Reiter wurden vom Stampfen und Spritzen arg beschmutzt — von oben hatten sie den Spott ihrer lachenden Gesellen auszuhalten; das Wasser zeigte sich tiefer als vermuthet und so waren sie froh, an einer andern Stelle wieder an das verlassene Ufer hinaufzuklettern. Die Jäger bliesen unterdessen ein Signal über's andre, die Herren riefen und tobten, es gab ein Halloh, als wäre groß Unglück geschehen — alles um einen entwischten Hasen.

Hyma war so klug gewesen, ihre Gehülfin mit der Wäsche ins Haus zu schicken. Gegen das Schauspiel dieser lächerlichen Scene hätte die Plauderlust der Kleinen wohl kaum widerstanden. Sie selbst hielt sich still in den Tannen, lachte herzlich über den wundersamen Tumult, und erst nach einer Weile trat sie heraus als käme sie eben vom Hause. Auf ihre Erscheinung, die sogleich eine Menge Lorgnetten in Bewegung brachte, schrie der Amtsassessor sie an: was das für eine Wirthschaft? — wer die Brücke abgedreht? ob Hyma sie nicht wieder herüberschieben könne? — „Ja! ich weiß von nichts! den schweren Drehpfosten kann ich nicht regieren! will aber den Gärtner holen!“ — Unterdessen war die Dämmerung hereingebrochen. Die Herren hatten unter sich überlegt, es sei nun doch mit der Jagd vorbei — was man drüben solle? — Vom Baron Gronegg alle zum Souper, Spiel

und Nachtquartier auf Rosenhorst eingeladen — er selbst trieb dringend zur Rückkehr — der Hase war nicht wieder zu erreichen, das Geschehene nicht zu ändern, man hatte noch fast zwei Stunden zu reiten — ergaben sie sich darein. Die Hunde wurden zusammengeblasen, gekoppelt, und der ganze Schwarm verzog sich wieder in die Haide, auf welche die Schatten der Nacht herabsanken. — Hyma lachte hinter ihnen her, bekannte sich aber doch, wenn sie vorausgeahnet, solch ernstlichen Aufruhr anzustiften, hätte sie ihren Schelmstreich wohl unterlassen.

5.

Wie Harko vermuthet, fand er den Vetter Julian mit dem Weinhändler Dreigel in der sogenannten Brautstube, einem hohen düstern Zimmer; sie saßen in der Mitte an dem großen mit Weinflaschen und Gläsern besetzten Tisch. Außer ihnen war aber auch Frau Regina von Schlörenbeck — Königin Mutter oder Wittwe Regentin genannt — zugegen; hatte ihren Platz in einer Fenstervertiefung der dicken Mauer genommen, vor sich ein Tischlein, worauf ein Gebetbuch und eine kleine Flasche süßen spanischen Weins nebst einem vergoldeten Stengelglase, an welchem sie dann und wann zierlich nippte. Der schöne Herr Dreigel war ein schlauer Handelsmann; er versäumte nicht, wenn er hier wegen seiner Lieferungen einkehrte, der regierenden Dame etwas ganz Extrafeines mitzubringen und die Gräfinnen und Baronessen der Residenz herzuzählen, an deren Tafeln diese Sorte Dessertwein nie ausgehen dürfe.

Harko war verdrießlich, daß man auf seine Frage

nach Dreigel ihn sogleich in das Zimmer hereingewiesen, er hätte seinen Geldmann lieber unter vier Augen gehabt. Uebrigens fand er eine huldreiche Aufnahme von Seiten des „barbarischen Edelmanns", der bei solcher Gelegenheit und in Weinlaune gern die Rolle eines herablassenden Großherrn spielte. Er bot ihm sogleich einen Stuhl und ein Glas an. Auch die Königin Mutter nickte ihm von ihrem erhöheten Fenstersitz einen gnädigen guten Abend. Dagegen mußte er mit herzlicher langer Weile das Gequängel des Händlers anhören, welcher eben einen Vortrag über den Charakter vorigjähriger Weine hielt und mit breiter Behaglichkeit in dieser edeln Flut herumruderte.

Während er nun solchen Brei rührte, hatte Harko genügende Muße, die Umgebung und die andern Figuren zu mustern. Die grauen Wände waren ganz kahl. Nur über der kleinen schmalen Thür, hinter welcher die Treppe zur alten Wache hinunterführte, hing das Bild jener Braut von Rivensolt, deren Blut drunten in dem Gewölbe die unvertilgbaren Spuren nachgelassen haben soll. — Eine junge Dame von üppiger Schönheit, mit freiem herausfordernden Blick, in reicher Kleidung etwa nach Art und Zeit des „galanten Sachsens." — Die Sage erzählt, der letzte Junker des ausgestorbenen Geschlechts von Schlörenbeck — auf welchen Namen der Vater des Amtsassessors Murner seinen neuen Papieradel gepfropft — hatte seiner Haushälterin die Ehe versprochen, später aber sich mit dem schönen Fräulein von Rivensolt verlobt — von der verlassenen Eifersüchtigen ward er vergiftet, die Nebenbuhlerin aber in die

Kellerſtube hinuntergelockt und dort mit einem Beil erſchlagen. — Sehr contraſtirend gegen dieſes Bild blühender Jugend wirkte auf Harko die alte, in der Fenſtertiefe hockende, von Haube und Hausmantille verhüllte Regentin mit ihren grauen lauernden Augen und der ſpitzen Naſe, welche von Zeit zu Zeit begierig den Duft des ſpaniſchen Weins einſchnüffelte. — Nicht minder troſtlos erſchien ihm Herr Julian, der es aber nicht beim Riechen bewenden ließ, ſondern unter Dreigels Weinrede ſeinem Glaſe ſo oft zuſprach, daß er gegen Ende derſelben ſchon zu einer andern Flaſche greifen mußte. Seine rothen Augen, die Gedankenzerfloſſenheit auf der kahlen Stirn und die weich hängige Unterlippe zeichneten ihn unwiderleglich als einen Gewohnheitstrinker, dem der frühere Genuß ſchon ein ſpäterer Tyrann geworden iſt. — Die Königin Mutter warf zuweilen ein Wörtchen an Harko hinüber. Als dieſer in halb verzweifelnder Ergebung immer wieder zu der Braut von Rivensolt hinaufſchauete, fragte ſie: ob er in dem Bilde — Puder und Putz weggedacht — nicht eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Hyma finde? Harko war überraſcht von der Frage, mußte aber die Richtigkeit einräumen und kam jetzt erſt dahinter, weßhalb ihn das Bild ſo angezogen. Herr Julian dagegen ſchrie laut auf, konnte davon nichts zugeben, und war höchſt empört, daß ſeine Frau Tante ein ſo echt adeliges Fräulein mit einer ſo durchaus bäuriſch hergekommenen, wenn gleich ſehr hübſchen Dirne vergleichen wollte. Regina aber ſagte: „das Fräulein von Rivensolt ſtand im Ruf der Freigeiſterei und Gotteslängnung. Wie es mit ihrem Tode zugegangen, weiß man nicht genau

aber der Abfall vom Glauben hat ſie ins Verderben geführt. Das iſt auch der Fall mit Hyma, darum komm ich auf ſie, darin ſteckt die rechte Aehnlichkeit. Die geht auch nicht zu Kirche und Gottestiſch — deßhalb iſt auch keine Beſcheidenheit und Demuth in ihr. Und wenn ſie nicht bald einlenkt, halt ich ſie für ein verlornes Schaf." — Harko verſetzte mit dem Phlegma, welches einen verſtändigen Landmann beſonders dann nicht verläßt, wenn ihm die ſchlimmen Folgen kirchlicher Unterlaſſungsſünden ſo recht furchtbar ins Schwarze gemalt werden — „na, ſie kommt noch wohl durch! ein Schaf iſt ſie aber gar nicht, weder ein verlornes noch ein wiedergefundenes. — Eher eine Katze!" ſetzte er lachend hinzu, und den Vorwurf des Demuthmangels wies er mit den Worten ab, zur Demuth haben wir in unſerm Hauſe von jeher keinen rechten „Schick" gehabt, und wenn die Kirche zu weiter nichts da wäre, als demüthig zu machen, dann ſollte man lieber ganz herausbleiben. Bei ſich dacht' er: was ſeid ihr alle ſo leidig Volk! — und ärgerlich über den zeitverderbenden Schnack ſagte er zum Weinhändler, der ihn bisher faſt ganz ignorirt hatte: er wünſche mit Herrn Dreigel ein Wort „apart" zu haben. Der zog ſein ſchönes Geſicht in eine „O weh!" Fratze; doch ſah er hier nicht loszukommen und ſtand auf. Das anſtoßende Wohnzimmer des Aſſeſſors war verſchloſſen. Julian zeigte auf die kleine Thür zur Wachſtube mit den Worten: „da drinnen ſind Sie ganz ungeſtört. — Wenn das ſchöne Fräulein (mit einer ſpaßhaften Verbeugung gegen das Bild) erlaubt, daß Sie ihr unterm Rock durchſchlüpfen, und wenn Sie keine Furcht haben vor ihrem Blut und

vor den beiden Junkern!" — Dreigel nahm ein Licht vom Tisch und stieg voran die steinerne Treppe hinab. — Ein seltsames Loch. — Harko war schon früher darin gewesen; doch machte ihm diese kleine grämliche Halle mit ihrer zwischen Hundezwinger und Zuchthausstall schwankenden Physiognomie einen so zurückstoßigen Eindruck, als beträte er sie zum erstenmal. — Den mittleren Raum derselben füllte eine viereckige Erhöhung aus, etwa drei Fuß hoch aufgemauert mit einer Platte von Thonschiefer bedeckt, anzusehen wie ein Grabstein. Die Wände rauh und grau, hatten manche Vertiefungen. In einer derselben hing jenes vorhin von Harko erwähnte Bild: zwei Reiter auf einem Pferde. Nicht etwa Tempelherren, sondern die Unholde einer alten Sage, welche im Volk der Haidegegend vom Kneiffochen und vom Saufochen erzählte. Das waren in uralt langverschollener Zeit zwei alte böse Junker, Bauernschinder, Raufbolde und Wegelagerer — der eine teuflisch gierig in Plage und Raub, der andre eben so unaufhaltsam darüber aus, das Erbeutete in Schlemmen und Zechen durchzubringen. Keine Schandthat, welche ihnen nicht nachgesagt wurde. Zuletzt war ihr Maaß voll, die ganze Grafschaft gegen sie erbittert, der Nachbaradel dieser Gesellen überdrüssig, allgemeine Fehde wider sie auf den Beinen. Ihr Schloß verwüstet, in Flammen aufgelodert, blieb ihnen nur Flucht — zuletzt da Saufochens Schimmel gefallen war, auf Kneiffochens Rappen. — Das ist unser Bild, roh und unschön gemalt, aber den Ausdruck des Charakters derb und tüchtig treffend. — Die zwei bösen Kerle wüthige Gesichter grinzend, traben über einen schmalen Damm

In demſelben Augenblicke jedoch nahte ſich der Küſter zitternd, und flüſterte dem Paſtor etwas in's Ohr, während Seeland und Albina zum Altare getreten waren.

Statt anzufangen hatte der Geiſtliche blos eine beſtürzte Miene.

Nach einer langen Pauſe, in der die ganze Verſammlung auf's höchſte geſpannt war, brach dem Vater der Braut die Ungeduld völlig aus, und er rief: Ich hoffe, Herr Paſtor, Sie werden nun ſogleich die Trauung zu Stande bringen.

Der Paſtor, durch dieſen Ungeſtüm gleichfalls erhitzt, ſagte hierauf mit finſterm Geſicht: Das würde wider meine Pflicht ſeyn, da ſo eben ein Einſpruch gegen dieſe Trauung gekommen iſt.

Der den Herrn Grafen angeht? fragte Herr von Sontheim.

Nein, das Fräulein.

Was? rief der Vater mit heftiger Bewegung nach ihr hin, faßte ſich jedoch noch, und ging dann im höchſten Zorne nach der Sakriſtei, wo der Mann ſeyn ſollte, der den Einſpruch gethan hatte.

8.

Statt vom Schrecken überwältigt zu werden, fing Albina an neu aufzuleben. Eine geheime Rei-

zwiſchen zwei Waſſern — bis vor einen Steg, wo der Hengſt hinüber muß, ausgleitet, hineinſtürzt. — Wir haben den Augenblick, wo er ſich bäumt. — Der Sage nach ſind Roß und Reiter verſunken, nie iſt aus dem Pfuhl wieder etwas von ihnen zum Vorſchein gekommen. Als Oertlichkeiten der Sage werden noch einige Burgwälle in der Haide und ein ſchwarzer ſtehender Sumpf gezeigt. — Das Bild dieſes Doppelritts paßte gut in die Höhle, welche noch manches Unheimliche bot. Zuerſt auf den weißgrauen Flieſen des Fußbodens die dunkeln Flecken jener unvertilgbaren Blutſpuren, in der Wand eine ganz roh zugemauerte Bogenthür, daneben hoch unter der Decke das halbrunde Fenſter, durch welches jetzt eben der Mond wie ein Geiſterangeſicht hereinblickte, oben in der Decke ſelbſt das mit Bretern vernagelte Loch einer Fallklappe. Ehemals hatte es zu der über der Wache ſtehenden kleinen Capelle geführt. An den Wänden zogen ſich braune Streifen wie von durchgeſickertem Regenwaſſer herab. Das Ganze trug den Charakter eines unfreundlichen Orts, zu tagſcheuen Dingen verdammt. Und was ihm eben jetzt in den Augen der zwei Beſucher ein vollends grauſliches Anſehen gab, das waren ihre eigenen Schatten, die von dem niedrig ſtehenden Licht ſchwarz rieſengroß an Mauer und Decke wankend hingemalt wurden. Beiden war nicht behaglich zu Sinn. Dreigel blickte verſtört um ſich her. — „Sprechen Sie nur geſchwind, Herr Friddag" — ſagte er, „ich mag keine Minute länger als nöthig in dieſem Mordkeller ſtekken." — Harko brachte auch kurzweg ſeinen Spruch an; wie der Weinhändler zu den dreitauſend Thalern, welche der

Amtsaſſeſſor gekündigt, ihm Hoffnung gemacht, und er nun, da der Zahlungstermin herbeikomme, an dies Verſprechen erinnern müſſe. — Verſprochen, entgegnete Dreigel mit anfangs verlegenem, bald aber trotzigem Ausdruck — habe er keineswegs, ſondern nur von Bemühung geredet, welche er auch verſucht, doch bis jetzt ohne Erfolg; aus der eigenen Handlung könne er nichts miſſen, Geld ſei bei jetziger Klemme rar, vorzüglich in ein ſolches Gut, auf letzte Hypothek — ſuchen woll' er noch ferner, hab auch hie und da wohl Ausſicht, indeſſen nichts gewiſſes, und wolle Herrn Friddag rathen, ſich nicht feſt darauf zu verlaſſen. — „Ein ſtarkes Stück das!" — fuhr Harko auf — „erſt mich ein Vierteljahr mit ſchönen Reden herumziehen — dann plötzlich abſpringen! — Noch vor ſechs Wochen lautete es ganz anders. Wollen Sie Ihren eigenen Brief ſehen? Hier iſt er!" — „Ja mein Gott! Umſtände verändern die Sache. Was vor ſechs Wochen wahrſcheinlich, iſt heut unmöglich. Bin ich überhaupt ein Geldverleiher? Ich habe mein Handelsgeſchäft. Was kümmern mich Ihre Sachen? Wenn Herr von Schlörenbeck Ihnen ſein Capital kündigt, müſſen Sie das mit ihm abmachen. Haben Sie ihn erzürnt, ſchlimm genug! Wer andre Leute braucht, darf ſie nicht vor den Kopf ſtoßen." — Harko fühlte, wie ihm das Blut aufſtieg. Er ballte die Fäuſte. Gern hätt' er den Schönredner an die Wand gequetſcht; doch bezwang er ſich, weil ja damit nichts zu erreichen. — Dreigel ahnte was in Harko vorging, er fürchtete den rüſtigen Bauer, der ihm ſo zornig gegenüber ſtand. Konnte der trotzige Frieſe nicht auf den tollen Gedanken kommen, ihn

in dieser Höhle todtzuschlagen?" — Was half es ihm, wenn der Mörder hinterdrein hingerichtet wurde? — Er verwünschte den albernen Julian, der ihn mit diesem hier heruntergeschickt hatte, lenkte nun selbst ein und versprach mit freundlichen Worten, den Assessor zur Rücknahme der Kündigung zu bewegen und wenn das nicht gelinge, sich recht ernstlich um Anschaffung des Geldes zu bemühen, worauf ja auch, wie er schon gesagt, noch Aussicht vorhanden sei; namentlich bei dem reichen Hopum Stern, den ja Herr Friddag selbst kenne. — Armer Wicht! — dachte Harko — bist Du so feige? — Sein Grimm war verflogen. Er machte eine Bewegung, die Wachstube zu verlassen. Dreigel flog wie ein gescheuchtes Windspiel vor ihm die Treppe hinauf, und athmete erst ruhiger, als er droben wieder bei Menschen war, gerettet vor dem groben Bauer, in dem er einen furchtbaren Unhold erblickte.

6.

Der Mond scheint hell auf die Haide und auch auf den Eichenbusch, worin Harko's Söhlenhof liegt. Für eine so öde Gegend ist die Umgebung des Guts hübsch zu nennen. Das Haus mitten im Holz, Obstgarten daran; gegen den Bach hinunter Wiesen, drüben zwischen Erlen und Ulmen die Mühle, wo Almode mit ihrer alten Mutter wohnt; und oberhalb derselben der Mühlenteich, so groß, daß die Leute ihn ihren See nennen. Von seinem fernen Ende blickt Brundals Pfarrdorf, Meglahde mit hohem Kirchthurm und einem großen stattlichen Wirthshause herüber. Es heißt zum goldenen

Schwan und iſt Reiſenden und Frachtfahrern als ein ſehr gaſtliches Dach wohlbekannt.

Das alles überſah Harko mit einem Blick, als er auf der Höhe von der Haideburg daher kam. Beim Wandern in der friſchen Nachtluft, durch die weitum ruhende Stille, wo nur einzeln fernes Hundegebell, auch wohl der Schrei hoch mit den Wolken hinfegender wilder Gänſe erklang, war ſein Blut ruhiger geworden. Er konnte ſchon lachen über die wunderſame Scene, welche er dort mit dem Weinmann aufgeführt. — Und doch — ſagte er zu ſich — war es ernſthaft genug. Er brauchte nur eine höhniſche Fratze zu zucken, ſo ſchlug ich ihn an den Hals, und wer weiß, was dann daraus wurde! — Es wär' auch gar kein Wunder geweſen, in der verfluchten Mordkammer. Dergleichen finſtre Löcher ſind ganz gemacht, den Menſchen auf böſe Gedanken zu bringen. Wo einmal ein Mord paſſirt iſt, da will das alte Blut immer durch neues aufgefriſcht ſein. Und als ob ein Geruch davon den Menſchen verrückt machte! — So was kann dem Beſten paſſiren. Gott bewahre jeden vor Verſuchung! — Der Kerl, welcher hier ſo langbeinig über die Haide ſteigt, los und frei — er ſchlug beide Arme aus einander, ſo daß die Schatten lang im Mondſchein hinflogen — läge jetzt vielleicht drunten im Loch, bewacht und gebunden, und droben ſäßen ſie um den Bauch mit zerſchmettertem Kopf. — Und aus der wüſten Koje iſt gar kein Entkommen — das Fenſter iſt zwanzig Fuß hoch über dem Boden!

Zwiſchen dieſe ernſten Betrachtungen mußte er doch wieder lachen über Dreigels verzagte Mienen, der ſich ſchon er-

würgt glaubte. — Als er aber an seinen Eichenkamp gelangte, über das Heck stieg und nun unter den hohen Bäumen hinging, ward ihm ganz weh zu Sinn. Der Mond blickte so freundlich durch das herbstgelbe Laub und die schwarzen Aeste herein — fernher rauschte das Mühlenwehr, und vor ihm stand sein Haus vom hellen Schimmer übergossen. Das alles sollte er verlassen? — Jetzt fühlte er erst recht lebhaft, wie fest es ihm ans Herz gewachsen war. — Und doch — wenn er das Geld nicht bekam — und durfte er von Dreigel noch etwas erwarten? — so blieb ja nichts übrig als Verkauf, so hieß es doch: nach Amerika! — Was ist zu thun? Muß es sein, dann nur den Kopf hoch und frisch hindurch! — Er nahm die Kappe ab, wischte die Sorgen von der Stirn und athmete laut auf. — Vom Hause her schlug Sultan mit tiefer Stimme an und hinkte auf drei Beinen herbei, seinen Herrn zu begrüßen. — „Armer Schelm!" — sagte Harko ihm den Kopf streichelnd — „du kommst wohl nicht mit, wenn ich nach Neu-York steure!" — — Er sah jetzt schon die Flamme auf dem Heerd seiner langen Diele; und in der offenen Hausthür am „Düssel" *) standen der Lieutenant und der Pastor, den Nachtschwärmer zu schelten, der so spät heimkehre.

7.

Im Göhlenhofhause geht ihr über die lange Diele, wo vorn links und rechts die Pferde ihre Köpfe nach euch um-

*) Düssel — der senkrechte Balken zwischen den Flügeln eines Einfahrthores.

wenden, dann weiter hin von beiden Seiten die Kühe euch anſtarren, gerade zur Küche; ſie iſt durch Glasfenſter vom Vorplatz getrennt. Hinterwärts nach dem Garten hinaus empfangen euch die Wohnzimmer, ſeitwärts blickt ihr in Geſindeſtuben und Vorrathskammern. Auf dem niedrigen runden Heerd brennt ein luſtiges Feuer, das ſich flackernd in dem umherhängenden Zinn- und Meſſing-Geſchirr abſpiegelt. — An dieſem behaglichen Platz ſaßen die drei Freunde um einen weißgedeckten Tiſch, der mit Schinken, Wurſt, Käſe und was eine gut verſehene Landhaushaltung ſonſt an kräftiger Koſt darbietet, reichlich verſehen war. An gutem Wein fehlte es auch nicht. Und während draußen auf der Diele Großknecht und Kleinknecht bei Pferden und Rindern mit Füttern und Streuen, die beiden Mägde am Heerd mit Kartoffelſchälen und Spinnen beſchäftigt waren, flatterte hier über die Teller und Gläſer ein lebhaftes Geſpräch, wozu jener vom Paſtor mitgebrachte Brief des Advokaten Maun den erſten Anſtoß gab. — „Es paßt vortrefflich zu dem übrigen, was ich erfahre!“ — rief Harko, nachdem er den Brief durchgeleſen. — „Ihr habt Euch“ — ſagte Brundal — „durch Eure Anzeige wegen der Vorſteherwahl, den Amtsaſſeſſor zum unverſöhnlichen Feind gemacht. Aber recht war es doch, und ich an Eurer Stelle hätte nicht anders gethan.“ — Auf Arys Frage nach dieſem Handel erzählte Harko die Geſchichte, welche ihn in ſeiner Stellung als Gemeindevogt nahe genug anging.

Bei einer Erwählung neuer Gemeindevorſteher waren die Wahlzettel auf eine verdächtige Weiſe unrichtig notirt

worden, nachher abhanden gekommen. Als ſich das in den Bauerſchaften herum ſprach, ergab Nachfrage und Vergleichung, daß zwei Männer des allgemeinen Vertrauens die meiſten Stimmen gehabt, wie auch nicht anders erwartet worden. Zwiſchen das Abgeben der Namen und ihr Anſchreiben hatte der Amtsaſſeſſor ein andres, nach ſeiner Behauptung höchſt dringendes Geſchäft eingeſchoben. Unterdeſſen nahm ſein Schreiber Krodel — im ganzen Bezirk „dat lüttje Krokodil" genannt — die Aufzählung vor, und mit Verwunderung erfuhren die Wähler den überraſchenden, ihnen ganz unbegreiflichen Ausfall: anſtatt jener geachteten Männer ſtanden zwei ſchlimm berufene Geldwölfe und Schraubendreher mit der größten Stimmenmehrheit im Verzeichniß. Es waren gerade die, welche der Amtsaſſeſſor ſchon vor einem Jahre an dieſen Platz zu bringen geſucht. Eben weil man genau wußte, wie er mit ihnen allerlei unreine Sachen verhandelte, war es ihm damals nicht gelungen. Jetzt hatte er ſeinen Willen. — Zuerſt gab es bei den Bauern lauter offene Mäuler, dann Kopfſchütteln, Forſchungen; zuletzt kam der Betrug heraus. Nun Geſchrei des Unwillens, Verlangen der Beſchwerdeführung und einer neuen Wahl. — Aber wer ſollte der Katze die Schelle anhängen? — Harko, der am meiſten über den Streich empört und zugleich als Gemeindevogt zum Reden verpflichtet war, unterzog ſich dieſem kitzlichen Geſchäft. — Sein frieſiſcher Trotz kam hinzu. Unbekümmert, ob und was er beweiſen könne, machte er eine Anzeige des Geſchehenen. Mit ſchlechtem Erfolg. — Bei dem Collegium ließ man ſeine Schrift als eine unerhebliche Sache

liegen. Auf ſeine Anfrage erhielt er vom Advokaten Maun die Antwort, ſie werde nur dann eine Folge haben, wenn die ganze Gemeinde in einer vom Amt zu dirigirenden Verſammlung ihre Beſchwerde zu Protokoll gebe. Davor fürchteten ſich die Bauern. Harko blieb alſo allein ſtehen. Und jetzt ſchrieb ihm derſelbe Advokat, wie er zuverläſſig wiſſe, habe ein Rath den Amtsaſſeſſor von der Schrift unterrichtet mit dem Anſinnen, ein ſcharfes Auge auf den Unruhſtifter zu haben, der ſich erdreiſtet, ſeine vorgeſetzte Obrigkeit ſo zu verläumden. — „Sie werden nichts ausrichten" — ſchloß der Brief — „wenn Sie nicht ganz ſchlagende juriſtiſche Beweiſe vorlegen und das wird Ihnen wohl unmöglich ſein. Man *will* die Sache nicht unterſuchen, weil man es in jetzigen Zeiten der Aufregung bedenklich findet, den Landleuten das Recht einer ſolchen Beſchwerde zu geſtatten, worin ſie am Ende den Sieg behalten könnten. Sie haben alſo nur Chikanen, Koſten und üble Folgen zu erwarten. Die Nachbarn werden Ihnen nicht beiſtehen; darum rathe ich, laſſen Sie die Sache liegen. Am beſten für Sie, wenn ſie in Vergeſſenheit geräth, was aber beim Amtsaſſeſſor nicht der Fall ſein wird."

„Da haben wir den Bettel!" — rief Harko, indem er den Brief heftig zuſammenlegte und dabei faſt zerriß. — „Der Bauer bleibt doch immer ein unglücklich verlaſſener Kerl! Wir ſelbſt wiſſen uns in ſolchen Dingen nicht zu helfen, weil wir die Geſetze und Verordnungen nicht kennen, womit alles umſtrickt iſt; und die Studirten laſſen uns im Stich, weil eben am Bauer wenig liegt. Selbſt wo wir ſo gewiß *Recht haben*, als zweimal zwei Vier macht, können wir zu un-

ferm Recht nicht kommen. Ich weiß doch kaum, Herr Paſtor, wie Sie ſagen mögen: Sie hätten ebenſo gethan."

— „Und doch wiederhol' ich das und hätte ſo gethan!" — verſetzte Brundal, über deſſen bleiche Wangen ein ſchnelles fieberhaftes Roth lief, was ſich bei dem jungen, leicht erregbaren Mann oft wiederholte. — „Kommt es denn bei unſerem Handeln auf den Erfolg an? Das recht thun bleibt doch am Ende das rechte."

„Wohl wahr" — ſagte Harko — „aber am Ende müßte doch auch was dabei herauskommen. Ich ſitze nun in der Patſche. Sie, Herr Paſtor, haben gut ſprechen."

— „Schwerlich!" rief Brundal — „denn vergleichen wir uns mit einander, möchte wohl meine Lage gerade nicht die beſſere ſein."

Brundal gehörte zu den Geiſtlichen, welche das eigene Forſchen nicht durch die Schranken der Tradition gehemmt wiſſen wollen. Wie Wiklicenus war er auf dem Punkt angelangt, die apoſtoliſchen Schriften nicht mehr für das zu halten, wofür er ſie erklären ſollte. — Was er lehrte, war in dieſem Sinn. Das hatten der Probſt und die Kirchenviſitation eifrigſt aufgefaßt, und er ſtand jetzt ſchon deshalb in Unterſuchung. — „Und zwar in einer Periode der Unterſuchung" — fügte er in ſeiner Erzählung, wie es ihm ergangen, hinzu — „wo ſich bald entſcheiden muß, ob ich in meinem Pfarramt bleibe oder austrete. Nach dem, was die Kirchengewalt verlangt, und nach dem, wie ich die Sache anſehe, kann ich gar nicht bleiben. Ich aber will meiner Freiheit der Forſchung mich nicht begeben, und folglich" —

— „Haſt Du den Kampf denn angefangen? — fragte Arx ſeinen Schulfreund — „und dem hohen Conſiſtorium den Handel aufgeſagt?"

— „Den Glauben und die Wahrheit, welche ich erkenne," fuhr Brundal fort, „darf ich in der Kirche nicht ausſprechen; alſo gehört er nicht hinein, und ich habe in der Kirche nichts mehr zu ſchaffen. Thu es wer kann und mag, ich verſtehe nicht mit meiner Ueberzeugung zu ſchachern, will nicht auf fremden Befehl und um in meinem Aemtchen zu bleiben, mich zum Heuchler ſchänden!"

— „Sondern lieber das Gewehr in den Graben werfen und abziehen!" — lachte Arx, der für die ernſthafteſten Dinge, die er auch ganz ernſtlich im Herzen erwog, noch immer ein luſtiges Wort übrig hatte. — „Nun iſt es doch aber merkwürdig — wie wir drei hier bei einander ſitzen — der da iſt mit ſeinem tyranniſchen Amtmann, Du biſt mit Deinem ehrwürdigen Conſiſtorium zerfallen und mir geht es mit meinem hochgebietenden Oberſten nicht anders. — Sind wir nicht leibhaftig die drei Männer im feurigen Ofen? Oder beſſer die drei Männer auf dem Rütli, die ſich gegen die Twingherren des Kaiſers verſchwören?"

„Mit Deinem Oberſten?" — fragte Harko — „Was hat es denn da gegeben?"

„Nun, das wundert mich gar nicht" — antwortete Brundal an ſeiner Statt — „Im Gegentheil mußte das ſchon lang kommen. Wer Deinen Baron von Strenump und Dich kennt, ſah ja weit voraus, daß ihr zuſammen nicht gut thätet."

gung redete dieſer Unterbrechung das Wort. Denn je näher ſie der Trauung gekommen war, deſto mehr hatte ihr auch vor derſelben geſchaudert. Ueberzeugt, daß niemand einen Einſpruch wagen könne, als Adelsheim, war ſie auf alles Unglück beſſer bereit, als auf das Glück, das ihr der Vater zugedacht hatte. Daß Adelsheim den Einſpruch wirklich wagte, zeugte zudem von ſeiner wieder erlangten Freiheit und beſtätigte ihr, was ſie immer geglaubt hatte, daß nämlich blos ein Mißverſtändniß ſeine Gefangennehmung habe veranlaſſen können. Selbſt die ſchrecklichſte Behandlung von ihrem Vater ſchien ihr noch erträglicher, als eine Verbindung mit Seeland.

Um weder von den vor Erſtaunen verſtummten Gäſten, noch von dem Bräutigam neben ihr einen Blick beantworten zu dürfen, ſchlug ſie die Augen nieder, und auf die erſten ſtürmiſchen Folgen der Sache ſchon gefaßt, bemerkte ſie kaum, daß die Baroneſſe, ihre Vertraute bei jenem Liebeshandel, bewußtlos nach Hauſe gebracht werden mußte.

Herr von Sontheim verweilte lange in der Sakriſtei. Nach einiger Zeit ward auch der Geiſtliche hineingerufen, und Seeland und Albina, die bis dahin noch am Altare geſtanden hatten, gingen nun endlich hinweg, um ihre verlaſſenen Plätze wieder einzunehmen.

„Aber was iſt denn los?“ fragte Harko neugierig weiter.

— „Und beſonders“ — fuhr Brundal fort — „ſeit Deiner Erzählung im Muſeum von dem militäriſchen Affenbegräbniß auf dem Felſen von Gibraltar“ —

— „Was für eine Schnurre iſt das?“ — fiel Harko ein.

— „Und da es herausgekommen, der lächerliche Vorſchlag im ‚Erzähler‘ zu einem Paradeplatz mit Couliſſen und Verwandlungen, ſei von Dir — Du ſogar, wenn ich recht gehört, Dich dazu bekannt haſt“ —

„Aber Herr Paſtor! liebſter Vetter!“ — ſchrie Harko ungeduldig auf den Tiſch klopfend — „denkt doch! — ich weiß ja von nichts! verſtehe kein Wort! — Wovon iſt denn die Rede?“

„Na ſo erzähle nur, daß er Ruhe bekommt!“ ſagte Ary, indem er ſein Glas leerte und eine Cigarre anzündete.

8.

An ſich hatte die Geſchichte wenig Bedeutung. — Auf Gibraltar ſitzen bekanntlich oben in den Felſen die einzigen wilden Affen in Europa, das heißt, die einzigen *vierhändigen*. — Ein Reiſebeſchreiber erzählt, ſo lang die Engländer auf dieſer Südſpitze von Europa horſten, habe man trotz alles Forſchens und Suchens noch nie eine einzige Affenleiche gefunden. Das hat man auf mancherlei Art erklären wollen und deßhalb ſogar den von Jahrhunderten her gefabelten Gang wieder aufgegraben, der zwiſchen Spanien und Afrika unter dem Meer durchgehe und auch für die Affen der ur-

ſprüngliche Tunnel geweſen ſei, mittels deſſen ſie ſich von einer Säule des Herkules nach der andern übergeſiedelt. Neuere Hypotheſe aber hat beſſeren Weg zur Löſung des Räthſels eingeſchlagen. Die meiſten Affenhöhlen befinden ſich in den Felſenwänden über dem Kirchhof für die Engliſche Garniſon. Da ſitzen nun die Affen oben, gucken herunter und ſehen wie die Rothröcke ihre geſtorbenen Cameraden begraben. — Und in einer grinſenden, plappernden, zähnefletſchenden, bockſpringenden Verſammlung haben ſie ausgemacht und beſchloſſen, dieſe würdige Feierlichkeit nachzuahmen. So beerdigen ſie alſo ihre Todten mit militäriſchen Ehren in den unzugänglichen Felſenklüften, und darum iſt es noch keinem Naturforſcher gelungen, die Leiche oder das Skelett eines Affen zu erwiſchen. — Das iſt die Geſchichte, welche Ary im Muſeum vorgetragen. —

— „Nun?“ — ſagte Harko erſtaunt — „Und wenn es ſo wäre? — Will man den Affen das verbieten? Wie fängt der Gouverneur das an? — Und darf einer nicht wieder erzählen, was er in einer Reiſebeſchreibung geleſen hat?“

— „Freilich, die Sache iſt nichts“ — verſetzte Brundal — „höchſtens eine wunderliche Hypotheſe, oder, ſchärfer beurtheilt, ein alberner Scherz. Aber hier unſer Freund hat ſie mit ſo unvergleichlicher Komik vorgetragen, hat ſo augenſcheinlich maleriſch geſchildert, wie Ober-Affen und Unter-Affen, Affen-Haupt- und Affen-Nebenleute ſich in die verſchiedenen Chargen beim Begräbniß theilen, wie ſie voran und hinterdrein ſpringen — wie ſie aus irgend einem Engliſchen Hauſe ein ſchönes ausgeſtopftes Rollpferd geſtohlen

haben, und ſolches nun beim Begräbniß eines hohen Stabs-Affen als Parade-Roß mitſchleppen — wie ſie am Schluß der Ceremonie ein lautes Geheul anſtimmen, welches die Ehrenſalve bedeutet und zuletzt nach einem vom ganzen Cortège ausgeführten Generalpurzelbaum alle plötzlich auf einmal in ihre Löcher verſchwinden — es gab ein ſo allgemeines wiederhallendes Lachen durch den ganzen Saal. — Ihr wißt ja, wie Arp zu erzählen verſteht — und wenig fehlte, ſo hätten einige der luſtigſten ſogleich die ganze Affencomödie mimiſch dargeſtellt."

— „Alles recht ſchön und ganz plaiſirlich! — ſagte Harko — „nur ſeh' ich immer nicht ein, wie man daraus irgend einem Menſchen einen Vorwurf machen will."

— „Einem Menſchen gewiß nicht!" — war Brundals Antwort — „aber dem Offizier haben ſie es hinterher ſtark aufgemutzt, daß er ſolch eine ernſte Sache ſo in's Lächerliche geſpielt, daß er ſo am Heiligthum des Dienſtes gefrevelt, ſeinen eigenen Stand verſpottet. Ein paar Stabsoffiziere, denen das hinterbracht wurde, hatten ſogleich Luſt, daraus Verbrechen, Dienſt-Unterſuchung, Ehrengericht, Gottweiß was all! zu machen."

„Ja, und zu den Hinterbringern" — ſagte Arp — „gehörten, wie ich nachher für gewiß erfahren, zwei, die Anfangs am lauteſten mitlachten. Als die Sache ein ernſthaftes Geſicht annahm, drehten ſie geſchwind um und fanden ſie unerhört. Einer von dieſen ſaubern „Cameraden" war es ferner, der mich auch treuherzig zu machen und mir das Bekenntniß abzuſchwatzen wußte: „der Paradeplatz mit

Coulissen- und Costüme-Veränderungen sei aus meiner Feder."

— „Wir sind einmal beim Geschichtenerzählen und beim Wein gehen sie glatt hinunter" — lachte Harko — „so gieb denn auch diese her. Dann sollst Du von einer Strafpredigt loskommen, die ich für Dich noch in der Tasche hatte."

— „Nicht so!" — rief Arp. — „Nur unter der Bedingung, daß ich die Predigt höre, thu ich meinen Guckkasten auf, und lasse ein hochverehrtes Publikum meinen Paradeplatz schauen, den ich Dir übrigens in der Nummer ‚des Erzählers' vollständiger präsentiren werde. Und nun sehen Sie hier zur Linken den großen Tambour-Major mit seinem weltregierenden Stabe, zur Rechten aber den Herrn General von Blank, der sich glücklich schätzt, daß ihm neulich beim Manöver ein Ladstock am Kopfe vorbeigeflogen, da er nun doch mit Wahrheit sagen kann, er habe sich wirklich einmal für's Vaterland in Lebensgefahr befunden, die er sonst stets klüglich vermieden, um seine theure Existenz dem Staat zu erhalten! — Rrrrrrr! — hier schauen Sie ferner — Du weißt Harko, wie mich der Friedensdienst und das Gamaschenwerk anwidert. — Nichts trostloseres aber kenn ich als unsre großen Paraden, worin doch manche stolze Männer den eigentlichen Kern und Zweck des Soldatenstandes finden. Ueberdies ist es noch ein kleinliches Spiel, wenn ich so ein paar hundert Mann drei Stunden, wie von der Drehkrankheit ergriffen, um mich her wirbeln sehe, und wir dazu die ernsthaftesten Gesichter schneiden. Da hab' ich mir das Ding

luſtig aufgeputzt und einen Paradeplatz von Couliſſen und Garderobezimmern umgeben, erdacht. Hier reitet eine halbe Escadron Huſaren hinein; drinnen geſchwind abgeſeſſen, andre Jacken angezogen, blanke Helme aufgeſetzt, kommen ſie dort von der andern Seite als Küraſſiere wieder zum Vorſchein — eine halbe Stunde ſpäter jagen ſie als Uhlanen höchſt fürchterlich mit eingelegten Lanzen über den Platz. — Da kommt eine Compagnie Jäger im Laufſchritt getrabt. Weg in die Couliſſe! verſchwunden für immer! — Aber drinnen Schnurrbärte angeheftet, Bärenmützen aufgeſtülpt, feiern ſie ihre Auferſtehung als Grenadiere. Sieh, wie ſie nun martialiſch daher triumphirt kommen, mit weltvernichtenden Blicken! — Napoleons alte Garde iſt dagegen nur ein Nachtwächtercorps. — Sieh, in ſolcher Art hab' ich das Ding behandelt, dabei nachgewieſen, wie ſich die Variationen mit Hülfe von ſteifen Stiefeln, ja ſogar angehängten Zöpfen ins Unendliche fortſpielen laſſen. Welche großartige Schauſpiele, Züge ſtundenlanger Colonnen, mit den gehörigen Intervallen — wegen des Hintenherumlaufens — man ſo aufführen und welche Geldſummen dadurch erſparen kann. Solche Maskerade wäre ein Triumph für die Finanzen, eine Wohlthat für das Land, und zugleich welche begeiſternde Augenweide! — entzückend, zu Großthaten aufſchwellend jedes tapfre Kriegerherz!"

— „Nun, mit dem Witz" — ſagte Harko — „wirſt Du Dich bei den Herren von den dicken Epaulettś ſchön empfohlen haben."

— „Bis jetzt rathen ſie nur noch auf mich" — er-

widerte Arp — „ich weiß nicht genau, wie weit der Spitzbube Losting mich verklatscht habe. Es mag ein dummer Streich von mir gewesen sein. Aber wozu bringt nicht Verzweiflung? Ich bin manchmal so wild über meine Sklaven-Existenz — möchte mich und den ganzen Kram in Stücke zerreißen."

Diese und andere ähnliche Gespräche wurden zwar, wie es bei jungen frischen Männern solcher Art nicht anders sein kann, mit gutem Humor und oft dazwischen blitzendem Lachen geführt, aber der Grundton war doch zu ernst, und jeder von ihnen fühlte seine Stellung in der Gegenwart so erschüttert, daß ihre Fragen an die Zukunft sich ihnen mehr in Gestalt schwerer Zweifel als heiterer Aussichten darbieten mußten.

„Ich kann nicht wie Wisliceнus" — nahm Brundal nach einer Pause das Wort — „mich der Hoffnung hingeben, die Geistesfreiheit werde sich innerhalb der Kirche verwirklichen, ohne außer ihr eine neue Stätte suchen zu müssen. Mein Schicksal steht mir also klar vor Augen. Ich werde meines Amts entsetzt. Und dann ist auch meines Bleibens nicht länger in Deutschland, nicht in Europa — ich gehe fort nach Amerika." —

Nach Amerika! — Das Wort fiel wie eine Leuchtkugel zwischen sie herein — und beschien mit strahlender Helligkeit den nämlichen Gedanken, welchen alle drei schon lange, schon oft durchgedacht, bis jetzt aber noch nicht ausgesprochen hatten. — Arp hielt dem Freunde sein Glas zum Anstoßen hin, mit den Worten: „gehst Du fort, Toy! ich gehe mit.

Die neue Zeit läßt in Deutſchland zu lang auf ſich warten. Ich will nicht alt werden in ungeduldigem Harren. Ich gehe mit nach Amerika. — Und Du, Harko?" — faßte er ſeinen Vetter an, der ſich gegen den Heerd gebückt hatte und in die Flamme hineinſtarrte — „willſt Du hier bleiben? Dich fort quälen in Deinem Zuſtande hier auf der Haide? wo der Frieſe doch nicht gedeihet? wo Du zu nichts kommſt?" — „Du haſt gut ſchwatzen!" — ſagte Harko — „Wenn Du morgen Deine Uniform ausziehſt, biſt Du frei wie der Vogel, und der Herr Paſtor ebenſo, wenn er den ſchwarzen Rock ablegt. Aber ich ſitze hier mit Grund und Boden feſt; freilich in der Klemme und nicht in der eigentlichen Heimath, wo ich an den Boden gewachſen war; doch kann ich mich nicht ſo ſchnell und nicht ſo luſtig davon losreißen. — Dagegen läugne ich nicht, Amerika ſteht mir ſchon lange vor den Augen, und vielleicht heller und näher als den beiden Herren. Denn ich habe auch ſchon zuviel Seeluft geſchmeckt — bin doch nur mit halbem Herzen zum Bauernſtande zurückgekehrt. Freilich, wenn ich hinkomme, ſetze ich wohl dennoch mein hieſiges Leben dort fort. Nur mit dem Unterſchied: ich quäle mich auch dort rechtſchaffen, aber ich thu es für mich, nicht um meine Zinſen für den Junker aufzubringen; und am Ende des Jahres ſteht es da, was ich vor mich gebracht habe. Du aber, was machſt Du drüben? Ziehſt wieder Uniform an und hilfſt Mexico erobern?"

— „Iſt eigentlich nicht mein Plan, obgleich es mich doch reizen und mir vorwärts helfen könnte. Aber eine beſ-

sere Aussicht finde ich wohl bei den großen Eisenbahnen. Wer so viel Geometrie und Trigonometrie gelernt und geübt hat wie ich, in Maschinenbau und Chemie nicht fremd ist, der macht drüben schon seinen Weg."

— „Und Sie, Herr Pastor" — fragte Harko weiter — „werden Sie Heidenbekehrer oder einer von den Methodistenpredigern, die so in den Wäldern herumziehen? bei deren Predigten so getanzt und geheult und gezittert wird?"

— „Zum letzten sag' ich nur ein einfaches Pfui! Aber Heidenbekehrer? Das wäre mir gerade die liebste, und welch eine würdige Aufgabe! — In großartiger Freiheit von Dogma, Symbol, Agende und wie alle diese mit gelehrtem und theologischem Anstrich überkleisterten Polizeifesseln heißen. Doch würde ich mich nicht sogleich einer Missionsanstalt verpflichten. Erst will ich den Zustand mit eigenen Augen sehen. Um in Amerika zu leben, muß man tüchtig arbeiten. Ich bin ein sehr guter Gärtner, verstehe den Obst- und Gemüse-Bau aus dem Grunde. In Städten wie New-York, Baltimore, Philadelphia würde ich mit einem mäßigen Capital vielleicht zum Anfang eine bescheidene Existenz finden. Nachher hilft Zeit und Gelegenheit weiter."

„Vivat hoch!" — rief Arp — „da wären wir ja alle herrlich untergebracht. Nun fehlt noch, daß Ihr jeder eine Hausfrau mit nähmet. Ich brauche fürs erste keine, weiß auch keine. Ihr aber müßt deutsche Weiber haben. — Was meinst Du Harko? Sollte unsre tapfre Hyma wohl mitgehen? — Und Dir, Freund Heidenbekehrer, möchte ich die kleine fromme Almode hier aus der Mühle vorschlagen.

— Nun? Ihr ſeht ja ſo beſtürzt aus als hätt' ich beiden recht den Nagel auf den Kopf getroffen?"

Harko nahm den Scherz leicht auf. Schmeckte auch für ihn — dem Hyma eben nicht freundlich begegnete — etwas Herbes daraus hervor! ſeine kräftige Natur überwand das bald. Dagegen war bei dem blaſſen reizbaren Pfarrer wirklich ein wunder Fleck berührt. Das Bild der feinen ſinnigen Almode ſaß ihm tief im Herzen und der Stachel ſchmerzte um ſo mehr, da er mit Augen der Eiferſucht bemerkte, daß ihre Gunſt ſich dem ſtattlichen Frieſen zuwendete, der übrigens nicht ſehr darauf zu achten ſchien.

Es gab eine Pauſe, in welche Ary die Frage hineinwarf, welche Strafpredigt Harko ihm denn zugedacht? er wolle ſie hören.

— „Die kannſt Du genießen! und zwar wie folgt. — Was haſt Du eigentlich bei ſolcher Jagdreiterei zu thun? Das iſt ſo ein hochmüthig junkerliches Treiben. Mit ſolchen Alfanzereien denken die Herren jene Zeit wieder aufzuwecken, wo ſie den Bauer nach Luſt cujonirten. Und bleibt doch ein armſeliger Spaß, ſo einen Haſen todt zu hetzen."

— „Hier biſt Du ganz auf dem Holzweg!" — ſagte Ary. — „Der Haſe iſt ein Nebending, der giebt nur die Gelegenheit zum Reiten. Auf das Reiten kommt es an, auf die Gewandtheit, ſich in ſchlimmen Fällen, in gebrochenem Terrain ſchnell herauszuhelfen. Das iſt für den Soldaten in Friedenszeiten wohl eine ſchöne Uebung, ein ſolcher Tag nützlicher als hundert auf dem Paradeplatz. Muth, Entſchloſſenheit, Geiſtesgegenwart gehört dazu. Vor allem

aber muß einer reiten können." — „Ja, und vor allem ein Edelmann ſein!" verſetzte Harko — „denn die ganze Geſchichte iſt doch ein adliger Jagdklubb, worin ſie Dich kaum für voll gelten laſſen. Denn Du bleibſt ſammt Deiner Lieutenantsuniform doch nur ein Bauernjunge."

Arp wurde zornig roth. — „Kannſt Du von mir denken, daß ich nur mit der Naſe da hinein ſchnupperte, wenn ich nicht in voller Gleichheit zu ihnen ſtände? Darauf bin ich als Frieſe ſo eiferſüchtig wie Du es nur ſein kannſt. Aber das geſtehe ich, ohne meinen Major Telwag wäre ich diesmal kaum herausgekommen. Der ließ mir keine Ruhe. Und da er von unſern Stabsoffizieren der einzige iſt, der ſich über die Flachheit des alltäglichen Dienſtes erhebt, ſo halte ich gern zu ihm. Er iſt mir gut, ein braver kluger Mann, der noch dafür ſorgt, daß nicht alles Denken in uns erſtickt werde. — Ueberdies aber, glaube mir, iſt es für einen Garniſon-Offizier eine Wohlthat, wenn er mal aus den Caſernen- und Wachſtuben-Gefängniſſen herauskommt, andre Menſchen, freie Wildniß ſieht und etwas andres hört, als das lederne Disciplinargewäſch und den ewigen Trommelſchlag. Wenn Du in jenes Leid einen Blick thun könnteſt, wahrhaftig Du würdeſt mir das bischen Freiheit und Reiterei von Herzen gönnen!"

— „Du ſollſt nur nicht glauben dadurch zum Ritter zu werden. Der bunte Rock macht euch alle mehr oder weniger abtrünnig von den übrigen Menſchen. Und da ihr euch beſſer haltet als die andern, findet ihr denn auch kein Bedenken gelegentlich auf ſie loszuſchlagen."

Der Zustand der ganzen Versammlung ward von Minute zu Minute peinlicher. Die fortdauernde Todesstille ward blos einigemal von einem wiederhallenden Husten unterbrochen.

Jetzt endlich kehrte Herr von Sontheim zurück. Albina konnte sich nicht enthalten, einen schüchternen Blick nach ihm zu werfen. Der Zorn in seinem Gesichte schien weniger Aufbrausen zu verrathen, als sie gefürchtet hatte. Es lag etwas, gleichsam Steinernes darin, was auf einen bereits gefaßten Entschluß zu Schlichtung der Sache hindeuten konnte.

Wirklich nahm Herr von Sontheim den Grafen auf die Seite, umarmte ihn, und bat, daß er's ihm nicht zurechnen möge, was vorgefallen sey. Späterhin, fuhr er fort, will ich mich ausführlich gegen Sie erklären, jetzt nur so viel, daß nach den Umständen diese unwürdige Tochter noch heute aus meinen Augen soll.

Zu Albinen sprach er hierauf, ohne den Blick nach ihr zu richten: der Bräutigam, den ich Dir gebe, wartet Deiner in der Sakristei. Hier kann ich aus Delikatesse gegen meinen Freund, den Grafen, und sämmtliche Gäste die Trauung nicht verrichten lassen.

„Nun, wie ich darüber denke, hab' ich gezeigt. Bunter Rock? — Ja, ſein Kleid muß man in Ehren halten. Aber mit dem wirklichen Reſpect vor ſeiner Zwingkraft iſt es nicht viel mehr. Und wie ich mich glücklich ſchätzen werde ihn auszuziehen, ſuche ich ja nur die Stunde herauf zu beſchwören, wo mir das gelingt."

Brundal war ſeit jenem Augenblick, wo Almode's Name ins Geſpräch hereinklang, nachdenklich ſtill geworden. Er ſchauete in die verlöſchenden Kohlen, nahm an der ferneren Unterhaltung nur noch kargen Antheil, und da überdies die Nacht tief hereingebrochen war, ſtand er bald auf und verließ den Göhlenhof.

.9.

Als der Amtsaſſeſſor früh Morgens aus dem Stall in den Garten hinaustrat, ſagte der Kutſcher hinter ihm drein gehend — den Streich mit dem Haſen damals verdanke er keinem andern als dem hochmüthigen Fridbag; er ſelbſt, Bruff habe ihn ja an jenem Nachmittag bei der Brücke gefunden; kein Menſch ſei ſonſt eine Stunde weit umher auf der Haide zu ſehen geweſen. — Dieſer Aufreizung bedurfte es gar nicht. Murner war zornig genug auf Harko wegen jener Denunciation, beſonders aber wegen des Ackers, der ihm ſo vor der Naſe weg, bei ſeinem Garten weg an den Bauer Arend Giſel verkauft werden ſollte. Jetzt eben ging er, den Harko, welchen er draußen wußte, zur Rede zu ſtellen und durch Drohungen noch herum zu bringen. — Sie bogen in den Tannengang ein, da kam Hyma ihnen von der Bleiche her entgegen. — Bruff horchte plötzlich nach dem

Stall zurück, als hörte er dort Lärm. — „Donner! hat ſich wieder der kleine Hengſt losgeriſſen? — Die ſchlagen ſich ja wie Polen und Koſacken! — Damit ſprang er fort, ein treuer Diener ſeines Herrn, dem er es gern gönnte, der ſchönen Hyma allein zu begegnen. — Und wirklich, eine Luſt war es, das Mädchen zu ſehen. Sie trug noch immer die gekniffene frieſiſche Haube, welche einem feinen Geſicht, die lange Schooßjacke, welche einer ſchlanken Geſtalt ſo vortheilhaft iſt. Nur die vergoldeten Bleche an den Schläfen (Oor-Jzger genannt), hatte ſie als in hieſiger Gegend zu auffallend, abgelegt. Doch putzte ſie ſich zuweilen Sonntags damit. Denn eitel war ſie, und deßhalb ließ ſie ſich auch die Huldigung des Junkers gefallen, der ihr im Grunde doch gleichgültig war. — Aber ein Junker! das ſchmeichelt den Landmädchen. Und für einen hübſchen Mann durfte Murner ſich überdies halten. Er that es auch und hatte Glück bei Damen. Geſtel ihnen ſchon ſein friſches vollwangiges Geſicht mit dem krauſen, etwas röthlichen Bart, ſo imponirte er ihnen noch mehr durch ſeine feiſt ausgepolſterte Geſtalt. Weil er gut zu Pferde ſaß, hielten ſie ihn für einen Ritter. Manche ſehr hochadelige Mama hätte gern über den Makel ſeiner nicht ebenbürtigen Herkunft weggeſehen, um für eines ihrer ſechs Fräuleins ihn als wohlhabenden Schwiegerſohn zu fangen. Um ſeine Lippen ſchwebte ein beſtändiges Lächeln. Er konnte die bitterſten Dinge ſagen, indem er freundlich ſeine weißen Zähne wies. Und in der Kunſt derbe Ausdrücke zu brauchen war er Meiſter. Das hielt er für geiſtreich und cavaliermäßig. So ſchnarrte er denn auch jetzt

Hyma mit dem Morgenſcherz an: ob ſie nicht geſtern genug gehabt an dem Bade, das ſie bei'm Sprung über'n Graben genommen? und heute ſchon wieder wie eine Fiſchotter durch das bereifte Gras rutſchen müſſe? — — „Warum denn wie eine Fiſchotter?" fragte ſie lachend. — „Weil ihr Mädchen wie die Fiſchottern nicht Fiſch noch Fleiſch ſeid! Man weiß ja nie, wie man mit euch daran iſt! hat ſchon Sir John Falſtaff geſagt." — Hyma verſtand dieſen Spaß nicht genug, um ihn witzig zu finden, die Auslegung des Fiſchottervergleichs fand nicht ihren Beifall, weil ſie ſich damit verhöhnt glaubte — was die Landleute gewöhnlich, oft mit Recht, annehmen, wenn ihnen die Redensarten und Späße der ſogenannten Vornehmen dunkel bleiben. — Der Junker machte Miene, ihr das näher begreiflich zu machen, dem wich ſie mit einer Seitenbewegung aus, und da zugleich die Frau Stiefmama von der oberen Gartenterraſſe her ſchrie und commandirte, mußte er für diesmal die trauliche Unterhaltung abbrechen. Als ſie nun dorthin ſprang, flüchtig wie ein Reh, ſah er ihr mit brennenden Blicken nach und ſagte: „die Hexe hat es mir völlig angethan! — Sie iſt ja nur eine Bauerdirne, das ſag' ich mir tauſendmal — aber ſie könnte mich zu den dümmſten Streichen bringen!" —

Seinen Widerſacher Harko fand er draußen, hinter dem Tannenbuſch auf dem hohen Eſch beſchäftigt, die Grenzſteine nachzuſehen, welche das fragliche Stück von dem Schlörenbecker Land ſcheiden. Die Begegnung war nicht ſehr freundlich, da der Junker ſogleich mit ſpitzen Worten angriff und Harko ſehr geneigt war, ebenſo zurückzuſchlagen. Die höh-

niſche Frage: „wer den Acker denn bekommen?“ brachte die kurze Antwort: „Der Käufer.“ — Wer das ſei? — Der ihn bezahle. — Ob Harko wohl bedacht, mit wem er hier zu thun habe? — Mit dem Junker von Schlörenbeck. —“ Und ſo ein ſchroffes Wort auf das andre, durch den bittern Ton erſt recht feindlich gemacht — und bald ſo widerwärtig, daß Harko, um dem widrigen Geſpräch ein Ende zu machen, ſich abwendete nach der andern Seite des Ackers zum Knecht hinzugehen, welcher unterdeſſen bis dorthin mit der Meßkette gezogen war. „Friddag!“ rief ihm der Junker herriſch nach. — „Was beliebt?“ fragte Harko, ſich nur halb umdrehend. — „Wiſt Ihr wohl, daß es ſich nicht ſchickt, fortzugehen, wenn man vor ſeiner Obrigkeit ſteht? Ich befehle Euch hier zu bleiben!“ — „Das können Sie nicht, und wenn Sie es thun, kehr' ich mich nicht daran. Sie ſind hier nicht Obrigkeit, ſondern der Junker da aus der Haideburg, der mich zwingen will, ihm ein Stück Land zu verkaufen. Aber ich kann und darf nicht, weil ich es ſchon verkauft habe.“ — Damit that er wieder ein paar Schritte. — „Hier bleiben ſollt Ihr!“ — ſchrie Murner ganz erhitzt — „hören, was mit Euch zu reden iſt!“ — „Herr Aſſeſſor“ — ſagte Harko barſch, ſeinen Stock über die rechte Schulter legend, als möchte er ſogleich drein ſchlagen — „wenn ich vor Amt etwas zu ſuchen habe, da muß ich warten und gehorchen; aber auch nur ſoweit Sie ein Recht, nicht ſoweit Sie Luſt haben, mich warten zu laſſen. Hier aber ſteh ich auf meinem Acker; Sie ſtehen auf meinem Grund und Boden — in einem Geſchäft, worin Sie mir nichts zu

befehlen haben. — Und damit adje!" — Er ging fort. — Murner war außer ſich: „Das ſoll Dir theuer werden!" — rief er ihm wüthend nach, warf noch ein paar überhaſtete Zornworte vom geſtrigen „Haſenſtreich" hinein, die Harko gar nicht verſtand, und rannte davon. — Umblickend ſagte Harko hinter ihm her: „biſt freilich ein böſer Satan! und ſchlimm, daß ich mich mit Dir verfeinden muß. Aber die Zeit iſt doch vorbei, wo der Herr Amtmann den Fuß ausſtrecken und dem Bauer hinſchnauzen konnte: ſchnüre mir den Stiefel zu!"

Auf dem Heimweg zum Göhlenhof holte er Hyma ein, die mit Gretchen nach der Schäferei hinüberging. — „Was haſt Du denn" — redete ſie ihn an — „wieder mit dem Herrn gehabt? Er kam ganz wild ins Haus und das Geſicht brannte ihm, als wenn man eine Zange roth glüht." — „Möcht' ihn damit kneifen und zwicken!" rief Harko, und erzählte was vorgegangen. — „Was kommt denn dabei heraus?" — verſetzte ſie — „Du biſt auch immer gar zu verwegen und ſtolz." — „Wohl bin ich ſtolz. Das iſt einmal unſre Frieſen-Natur. Er muß nicht glauben, daß er einen von ſeinen Haidſchnuckenkerls vor ſich hat." — „Wenn man es aber doch nicht durchſetzen kann? Weißt ja doch: gegen einen Backofen kann man nicht anfahnen." — „Nicht durchſetzen? — Mein Recht? — Wollen mal ſehen. — Du ſelbſt trägſt die Naſe auch hoch genug. Freilich, den rechten Stolz haſt Du nicht. Du freueſt Dich, Deine Füße mit der gnädigen Frau und den Junkern unter einem Tiſch zu haben. Aber das paſſirt doch nur, wenn keine Fremde

da ſind. Kommt Beſuch aus der Stadt, muſt Du ſein demüthig mit der Kammerjungfer im Hinterſtübchen vorlieb nehmen.“ — Ueber Hyma's Geſicht flog helles Roth. — „Geht es Dich an wo ich ſitze? — Bei Dir aber, ſag' ich vorher, kommt Hochmuth vor dem Fall! Und Du biſt nahe daran.“ — „Oho!“ — lachte er — „das hat gute Wege! Wer ſich nicht für einen Pfannkuchen ausgiebt, wird nicht dafür aufgegeſſen!“ — So folgte noch manches heiße Wort herüber, hinüber. Zuletzt gingen ſie in knitterndem Zank aus einander.

10.

Seitdem Almode's Vater, der Müller Luſthn geſtorben, hatte ihr Ohm Gerhard Roſſe die zur Haideburg gehörige Hofmühle in Pacht übernommen. Sie und ihre Mutter Geſine waren im Hauſe geblieben, um die Wirthſchaft des kinderloſen Wittwers zu führen, und bewohnten ein beſcheidenes Stübchen. — Die Mutter, kränklich und ſchwach, konnte wenig thun; ſo lag der ganze Haushalt auf Almode; ſie rührte ſich tapfer, und gewann überher noch das zur Pflege und Arznei für die Mutter Erforderliche durch fleißiges Handarbeiten. Früher, noch bei Lebzeit des Vaters, hatte ſie als Kindermädchen in der Stadt gedient, bei der Frau des reichen jüdiſchen Kaufmanns Hotum Stern. — Ihrer unermüdlichen Sorge bei Tag und Nacht verdankten die Eltern zum größten Theil die Rettung des einzigen Söhnleins aus einer langwierig gefährlichen Krankheit. Dafür ließen ſie auch ſpäterhin, als Almode aufs Land zurückgekehrt war, die treue Pflegerin nicht ohne Unterſtützung.

Almode hatte ſich während ihres Sitzens am Krankenbett manche Geſchicklichkeit erworben; jetzt ward ſie von der Frau Stern reichlich mit Vorräthen und Kundſchaften verſehen; ſie bekam Arbeit vollauf, und die Hüte und Hauben der Amtmannstöchter und Paſtorenfrauen in der Gegend gingen alle aus ihren kunſtfertigen Händen hervor. Selbſt von der Haldeburg gab es manche Beſtellung. Sie arbeitete ſorgfältig und mit Geſchmack. Durch die Begünſtigung der Frau Stern war ſie im Stande ſehr billige Preiſe zu ſtellen. Da ſie ſich mit einem mäßigen Gewinn begnügte, genoß ihre kleine Werkſtatt des beſten Credits und ſie erfreuete ſich des Bewußtſeins, ihrer Mutter eine kräftige Stütze zu ſein. — Ein feines Mädchen war Almode; aber trotz ihres jahrelangen Aufenthalts in der Stadt, trotz ihrer Beſchäftigung mit einer Arbeit, mehr dem Putz als dem Bedürfniß angehörig, war ſie doch keine Stadtmamſell geworden, ſondern ein Landmädchen geblieben, ein Bauermädchen. Ein feines Bauermädchen, fein in dem Sinn, wie der Schiffer ſein Schiff ein „feines" Schiff, wie er den günſtigen Hauch des hellen Oſtwinds eine „feine" Briſe nennt. — Mit ihrer Klugheit und Sitte, ihren beſcheidenen Anſprüchen hätte ſie ein fröhliches Daſein haben können, wäre nur der Nachbar Harko nicht geweſen. Der war das Bild ihrer Träume, das Licht ihrer Augen, obgleich die ſeinigen ſie nicht wieder ſuchten. Und das fühlte ſie mit dem ganzen Weh eines gekränkten Herzens, und doch konnte ſie ihre Gedanken nicht halten noch hüten; immer flatterten ſie wieder hinüber zum Göhlenhof. — Wer ſie da ſo ruhig bei ihrer Arbeit ſah, hätte nimmer

gedacht, welchen Schmerz das freundliche Kind niederzukämpfen hatte. Diese für ein Bauermädchen faſt zu zarte Gestalt barg in ſich einen ſtarken Willen, der ſelbſt ihren Hausgenoſſen, vorzüglich der leidenden Mutter ſorgſam verſchwieg, was im Innern vorging. — Ihr Ohm, ein kluger Mann, — der Müller zählte als ein Hauptpolitiker zu den Weiſen des Dorfs — ahnete wohl etwas davon, doch traf er diesmal den Nagel nicht auf den Kopf. — „Sehen Sie Herr Paſtor" — ſagte er zu Brundal, der auf den Wunſch der Wittwe gekommen war, ſie in ihrer Hinfälligkeit durch geiſtlichen Zuſpruch aufzurichten — „deswegen bleib' ich dabei, es thut nicht gut, wenn wir unſre Mädchen in die Stadt ſchicken; ſie lernen da wohl manches, was ſie nachher zu ihrem Fortkommen gut brauchen — das ſehen wir an unſrer Almode; und ſie iſt auch ein gutes Kind geblieben, gar nicht weitläuftig geworden, auch nicht geziert. Aber ſie ſetzen ſich da leicht was in den Kopf; und das hat ſie auch gethan — — wer weiß! irgend einen Schreiber oder glatten Handlungsdiener, vielleicht gar einen Lieutenant — ſeitdem läßt ſie die Flügel hängen wie ein krankes Huhn." — Wer weiß? — Ja, Brundal wußt' es nur zu gut. — Zwiſchen ihm und Almode beſtand ein ſeltſames Verhältniß. Als er, vor bald fünf Jahren, hier ins Pfarramt trat, war ſie, ein vierzehnjährig Mädchen — unter ſeinen Confirmationsſchülerinnen die ausgezeichnetſte, in jeder Hinſicht die beſte — ein ſolches Bauermädchen mit ſo feinem Verſtand und ſo tiefem Gefühl ihm eine auffallende Erſcheinung. Natürlich beſchäftigte er ſich vorzugsweiſe gern

mit ihr. In die Vorliebe des Lehrers für seine beste Schülerin schlich sich schon damals innigere Zuneigung ein. Auch während ihres Stadtaufenthalts ließ er sie nicht ganz aus den Augen, und ihr war es immer ein Fest, wenn der verehrte Lehrer sie dort aufsuchte. Bei ihrer Wiederkehr hatte er fast einen freudigen Schrecken, zu welcher Blume diese Knospe sich entfaltet hatte. Nun kam es aber wunderlich. Sie ihm gegenüber wollte seine Schülerin bleiben. Er nannte sie fortwährend Du, sie hatte ihn darum gebeten; und doch war ihm das Kind über'm Kopf und von da ins Herz hineingewachsen. Wie konnte er seine frühere Autorität über sie noch fortsetzen, da er in ihre tiefen dunkelblauen Augen seine Herrschaft über sich selbst verloren hatte? — Und nun Harko! — Wer weiß? sagte der Müller Ohm. Ja, Brundal wußte nur zu gut, daß Almode's Herz nicht in der Stadt geblieben war. Hier, ganz nahe, drüben unter den Eichen des Göhlenhofs saß der Vogelsteller, welcher das Rothkehlchen gefangen hatte, ohne es zu wollen, ohne es nur zu wissen; denn diesem standen die eigenen Gedanken ja wieder nach der Haldeburg zu der schönen stolzen feindlichen Hyma. Almode war ihm nach wie vor nur das Nachbarkind, Müllers „klooke Göhre" (kluges Kind), mit welcher er auf der Wiese, in der Scheune gespielt hatte, für die er noch heute durchs Feuer lief — aber innerlich von keiner Glut wußte.

„Was meinen Sie Herr Pastor?" — fragte der Müller, als Brundal von der alten Gesine heraustrat — „können Sie unserer Kleinen nicht auf die Spur kommen? War-

ten Sie einen Augenblick; ſie geht nach dem Göhlenhof hinüber, holt da eine Krankenſuppe für die Mutter — wenn Sie ein Stück mitgehen, vielleicht bringen Sie was heraus. Das Mädchen grämt ſich, und ich wollt' ihr gern helfen; es iſt ein gutes Kind." — Brundal ging langſam voran. Den Vorſchlag, das Viertelſtündchen mit Almode in der milden Herbſtſonne durch die Hecken hinzuwandern, vermochte er nicht abzulehnen. Zu der Frage: wie zu helfen ſei? — mußte freilich er mehr als ſonſt irgend Jemand den Kopf ſchütteln.

Ueber ihn ſelbſt aber ward auch der Kopf geſchüttelt, und zwar von der alten Frau Geſine Luſihn, die in ihrem Lehnſtuhl hinter'm Ofen ſaß. Vor ſich auf dem Tiſch hatte ſie eine Bibel, daraus beſſeren Troſt zu ſaugen als der Pfarrer ihr gegeben. — „Nein" — ſagte ſie zu ihrem Bruder, dem Müller — „er mag ein guter Mann ſein, aber den rechten Glauben hat er nicht. Das iſt es ja, was ich ſchon immer geſagt habe. So kann ich mich auch ſelbſt erbauen, und beſſer, aus Gottes Wort. Hat er wohl eine Silbe von Engeln und Teufeln geredet? Iſt das ein geiſtlicher Zuſpruch?" Die gute Frau wollte von Zeichen und Wundern hören. Brundal aber hatte nur auf Geduld und Vernunft hingewieſen; das, meinte ſie, könne ein Weltlicher auch. — „Warum nicht?" — verſetzte der Müller, den Zeigefinger an die dicke Naſe ſeines klugen Geſichts legend. — „Und es ſollte wohl auch eben ſo viel helfen. — Freilich ſo ein Betbruder nach dem alten Schnitt iſt unſer Paſtor nicht. Was er aber ſagt, das iſt gut, es macht uns warm, iſt ein ganz ander Werk,

9.

Auf einen Wink des Vaters erhob sich Albina von ihrem Sitze und schwankte in die Sakristei. Herr von Sontheim folgte ihr.

Dein Bräutigam! sagte er dann zu ihr, und deutete auf eine ihr völlig unbekannte, lange Gestalt in schwarzer Kleidung.

Albina warf einen Blick nach dem bleichen, geisterhaften Wesen und war so ganz im Innern vernichtet, daß sie der gebietenden Weisung des Vaters, neben ihn zu treten, fast ohne alles Bewußtseyn gehorchte.

Während des Trauungsakts befand sie sich wie im tiefsten Traume und befolgte nur mechanisch, was man ihr hieß. Der Prediger mußte ihr mehrere Mal sagen, daß alles vorüber sey, ehe sie eine veränderte Stellung annahm.

Ihr Vater war inzwischen mit seinen Gästen nach Hause gefahren. Vergebens ließ sie ihn noch um ein einziges Abschiedswort ersuchen; er verwies sie mit allem an ihren nunmehrigen Gemahl, welches kein anderer, als der so lange erwartete alte Jugendfreund des Herrn von Sontheim, der Graf Trautenitz, war.

Letzterer hatte seinen Schlitten schon vor der Kirche bereit stehen. Der Graf unterstützte die Wan-

als das gewöhnlich dünn abgekochte Pfaffengeplärr. — Und einen beſſeren für Schule und Kinderzucht und für die Armuth bekommen wir nie wieder."

Brundal ging unterdeſſen an Almode's Seite durch die Bachwieſe am Zaun entlang gegen den Haidhügel aufwärts. Die Mittagſonne ſchien luſtig in das falbe Herbſtlaub der Eichen und die grünen Tannenwipfel; ein leiſer Duft webte über die Ferne; doch war der Nebel nur wie ein dünner Schleier, man konnte die Schafheerden am Abhang, die Häuſer auf der Höhe mit ihren Giebeln und Dächern ganz deutlich erkennen. Hin und wieder blitzte ein Fenſter oder eine Wetterfahne wie ein Diamant; und der Rauch von allen Küchenfeuern ſtieg aufrecht-ſäulig empor und verkündete das Herannahen der Eſſſtunde. Auch kamen ſchon einige Knechte vom Felde geritten mit ihren Ackerpferden, um rechter Zeit im Hauſe zu ſein, hie und dort ſah man einen Wanderer, eilig den Gaſthof zu erreichen, wo er Mittag machen wollte. Die Luft war hoch und der Himmel hell. Geſchwätzige Elſtern meckerten in den hohen Fichten; Finken und Droſſeln ſchlüpften an den Zäunen umher, die Hausbühner weideten auf den Stoppeln. — Dem Pfarrer ging das Herz auf, wie er ſo neben dem hübſchen blaſſen Mädchen durch den kleinen Tannenkamp wanderte; es war hier ſo windſtill, warm und heimlich. — Nachdem er ihre freundlichen Sorgenworte über die kranke Mutter angehört, ſagte er: „es iſt nicht Krankheit allein, was die Mutter quält — ſie grämt ſich auch über Dich. Du biſt traurig und in Dich gekehrt; ſie weiß nicht warum und grübelt es herauszufin-

den. Haſt Du zur Mutter kein Vertrauen? Und möchteſt Du Niemandem ſonſt Dein Herz eröffnen?" —

Ihre Wangen glüheten ſchnell auf. Aber es war nur wie ein einziger Blick. Im nächſten Moment war ſie wieder bleich wie zuvor. Sie ſah ſtill vor ſich hin, ſtammelte ein paar Worte, verſicherte, es wäre nichts, wollte ausweichen. — Er drang eifriger in ſie; läugnen könne ſie es nicht, dürfe nicht, ſie ſei ja ein ſo redlich wahrheitliebendes Gemüth; das ſolle ſie auch jetzt zeigen. Er habe ſich ein Recht auf ihr Zutrauen erworben; ob ſie ihm das jetzt entziehen wolle, in ſo ernſthafter Sache? — Nun ſchlug ſie den Blick zu ihm auf. In jedem Auge ſtand eine Perle. — „Ich kann nicht — auch Ihnen nicht! Ihnen am wenigſten!" — Eine reizende und zugleich herzerſchütternde Verwirrung war es, worin ſie dieſe Worte ſprach. — Er faßte ihre Hand. Almode entzog ſie ihm, trat zur Seite, abgewendet, fing bitterlich an zu weinen. — Nach einer Pauſe drückender Verlegenheit wollte Brundal wieder das Wort nehmen. Da ſah er Hyma auf dem Fußpfad über die Haide herabkommen. Wie unangenehm auch dieſe Störung, ſo half ſie doch beiden aus der peinlichen Lage heraus. — „Ein andermal mehr. Wir ſprechen weiter davon. Ich muß eine beſſere Antwort haben." Damit drückte Brundal heftig Almode's Hand, und ging ſchnell den Heckenweg unterm Göhleñhof zum See hinab. —

Hyma war noch weit genug entfernt, ſo daß Almode ſich faſſen, ihre Thränen abtrocknen und ein ruhiges Geſicht zeigen konnte. — Die beiden Mädchen hatten von jeher

freundlichen Verkehr gehalten, ohne ſich gerade zu einander hingezogen zu fühlen. Dazu waren ihre Gemüther, ihre Stellungen zu verſchieden. Almode klagte Hyma des Hochmuths an; die freie raſche Frieſin fand dagegen das kleine Haidemädchen zu ernſt und zurückhaltend. Seit einiger Zeit war auch eine Ahnung von Eiferſüchtelei zwiſchen ſie geſchlichen; beide beobachteten ſich gegenſeitig. Harko hieß das Wort ihres Mißtrauens.

Hyma hatte den Zank, in welchem ſie von ihm geſchieden war, ſchon ernſtlich bereuet. Auch ſaß es in ihrem Herzen feſt, daß ſie beide doch nicht von einander laſſen konnten. Wie innig er ſie liebte, war ihr kein Zweifel. Warum ſuchte er nur ſo thörichten Krieg mit ihr, da er ja doch ihre Geſinnung gegen ihn auch kennen mußte? Durfte er denn ſo ſtörrig ſein? Nur beugen ſollte er ſich, nur ein gutes Wort geben, nur den erſten Schritt thun. Sie verlangte ja nichts beſſeres als in ſeine Arme zu fallen; dann gehörte ſie ihm an, mit Leib und Seele, für's ganze Leben. Hätte er das nicht längſt begreifen müſſen? — Nun fiel ihr noch die Beſorgniß wegen ſeiner Fehde mit dem Amtsaſſeſſor ſchwer auf die Bruſt. Ihre Pflicht war es, ihn zu warnen, zurückzuhalten. — Mit dieſen Gedanken hatte ſie gekämpft ſeitdem. Aber ſich ihm wieder zu nähern, das war ein Griff in die Dornen. Almode's Vermittelung ſuchen? — Anfangs erſchien ihr das unmöglich. — Bald aber ſah ſie hell: es ſei das Rechte, das Einzige. — „Sie liebt ihn; er liebt ſie nicht wieder, gewiß nicht! Sie thut alles, ihm zu dienen; durch ſie erfährt er, wie ich für ihn beſorgt bin. Das bringt

ihn zurück. Und doch bin ich es dann nicht gewesen, von uns beiden die erste Hand zur Versöhnung auszustrecken. Er muß kommen, mir zu danken!" — In diesem Sinn lief sie, Almode aufzusuchen.

„Modchen! Modchen! — Was läufst Du so im Feld herum? Wie ist Dir? — Was? Thränen im Auge? — Wer geht da von Dir weg? — Der Schwarzrock Pastor? — Und wohin springst Du auf Abenteuer? — Hast Du eine Zaubermaus in Deiner Schüssel? — Trägst sie ja so ängstlich, als fürchtest, sie wutschle heraus?" — Mit so närrischen Worten fiel sie ihre Freundin an, welche unfähig, Aehnliches zu erwiedern, einfach berichtete, weß Weges sie gehe. — „Nach dem Göhlenhof?" — rief Hyma — „das paßt ja wundervoll! Da kannst Du ein gutes Werk thun!" — erzählte nun, wie Harko und der Junker hart an einander gerathen, Letzterer seitdem wie ein Kobold im Hause rumore und böse Dinge drohe. Harko müsse ihn nicht weiter aufreizen; ein gutes Warnungswort zu rechter Zeit verhüte oft großes Unglück. — Almode sei die beste Vermittlerin. — „Ein Fingerzeig vom Himmel, daß ich Dich hier treffe, da Du gerade hingehst. Aber nun mußt Du auch gleich sprechen, keinen Augenblick verlieren."

— „Warum thust Du es nicht selbst?"

— „Nein, wir haben uns gezankt und sind überhaupt immer viel zu kurzköpfig mit einander. Von mir nimmt er es nicht so gut auf. — Aber was ist Dir? — siehst ja so verstört aus — so verweint."

Almode ſchob ihre Thränen, die ſie nicht wegläugnen konnte, auf die Sorge um die Mutter.

— „Ich will ſie doch beſuchen" — ſagte Hyma — „dann hör' ich auch, wenn Du zurückkehrſt, was er geſagt hat. Sollteſt Du aber zu lang ausbleiben, kannſt Du wohl morgen nach der Haideburg heraufkommen. Die Frau hat auch ſchon nach Dir gefragt."

„Ja" — verſetzte Almode — „das Rückenkiſſen und den Sammethut für die gnädige Frau hab' ich fertig, kann es morgen bringen. Nun, ich will nach Deinem Auftrag thun, und gern. Aber ich hoffe wenig davon. Er wird auf mich nicht hören. Und wie mein Ohm erzählt, hat der Junker es ſeit Kurzem recht darauf angelegt, ihn in Wuth zu bringen. Du weißt, wie er dann iſt."

— „Drum eben ſollſt Du zum Frieden ſprechen. Geh nur hin mein Puhß! — Du biſt ſo ein Seelchen, dem man nichts abſchlagen kann."

Almode kam nicht zur guten, aber deßhalb gerade zur rechten Stunde bei Harko an. Er hatte ſo eben ein Schreiben vom Amthauſe erhalten, worin ihm bei zwanzig Thaler Strafe eine Wegebeſſerung aufgegeben ward, die ſeit Jahren zwiſchen dem Gut Schlörenbeck und dem Göhlenhof im Prozeß ſchwebte. Das ſah unter gegenwärtigen Umſtänden, in dieſem Augenblick ganz aus wie rachſüchtige Selbſthülfe, Misbrauch der Amtsgewalt in eigener Sache. Zugleich war ein Brief vom Vetter Arp eingelaufen: er werde nun von ſeinem Oberſten ſo chikanirt und verdächtiget, daß er ſich faſt

gezwungen ſehe, den Abſchied zu nehmen, ehe es zum Aergſten komme.

„Sie wollen uns ruiniren — mit Gewalt!“ — rief Harko, ſtürmiſch ſeine lange Diele auf- und niedergehend, der treue Sultan hinkte unverdroſſen bald links bald rechts neben ihm her. Der Amtsbote, welcher den Befehl gebracht hatte, ſtand in militäriſcher Haltung des ehemaligen Unteroffiziers ſeitwärts an der Häckſelbank. Die Sonne glänzte hell in das große Einfahrthor herein auf dieſe heftige Scene und auf Almode, welche im Augenblick vom Garten her durch die Seitenthür eintrat. — „Aber der Herr Junker kann ſich ſehr verrechnet haben! So gutwillig geb' ich mich noch nicht! — Vorläufig könnt Ihr, Terhone“ — ſchnaubte er den Amtsboten an — „dem Aſſeſſor meinen Gruß melden; ſeinen Wiſch da!“ — er ſchlug mit umgewendeter Hand auf das verknitterte Papier — „acht' ich nicht ſoviel! und ihn ſelber ſoll noch der Teufel holen! heut oder morgen!“

— „Aber Harko!“ — trat Almode ängſtlich dazwiſchen:

— „Ne, Herr Fridbag!“ — ſagte der Amtsbote, der in ſeinem Dienſt zwar ſtreng und eifrig, aber ſonſt ein guter Geſell war — „das beſtell' ich nicht; denn ſehet, das iſt, was wir auf dem Amt zu deutſch eine Injurie und Amtsehrenbeleidigung nennen. Damit kämet Ihr nur in's Teufels Küche. Ihr habt ſchon genug Schinken im Salz, braucht nicht erſt neue hineinzulegen. Die Jungfer — Almode freundlich anſehend — ſpricht auch wohl ein Wort zum Frieden?“

Harko tobte aber fort und vergaß sich sogar zu ein paar Schimpfworten, in welche Sultan mit zornigem Knurren einstimmte. Terhone trat mit einem halb officiellen Gesicht an ihn heran und sagte: „für diesmal hab' ich nichts gehört. — Ihr seid der bravste Mann im Amt — darum hab' ich nichts gehört. Damit es aber nicht ärger wird, geh' ich fort. Meinen Auftrag hab' ich besorgt; hier steht die Insinuation. Nur eins will ich noch sagen, in Confidenz. Ihr habt manche Feinde — ich darf sie nicht alle nennen; aber unter Andern hütet Euch vor dem Schreiber auf dem Amt und vor dem Kutscher auf der Burg. Die hetzen jene Andern. Der Schreiber schwänzelt um die Haushälterin und weil sie ihn wie einen Hund tractirt, so läßt er seine Wuth an Euch aus. Mehr sag ich nicht. Guten Morgen!"

Nach dem Weggehen des Amtsboten trat Almode, doch etwas eingeschüchtert, mit ihrem Antrag hervor. Er ließ sie kaum ausreden. — „Was?" — rief er — „vor dem Schuft mich beugen? der seine Stellung benutzt um mich zu drücken? — Und das kann Hyma von mir verlangen?" —

„Eigentlich ist es auch meine Bitte" — sagte Almode, welcher es in diesem Augenblick einfiel, daß sie doch gar nicht klug thäte, mit der Botschaft einer andern vor ihm zu stehen — „für Dein eigenes Heil und auch für mich. Wie kann ich ruhig sein — Dich in offenem Hader zu sehen mit einem so bösen Mann, der so viele Macht hat? Thu es dann mir zu Liebe!" — — Sie ward bei diesen Worten feuerroth. Harko stutzte einen Augenblick. Dann aber brach sein Zorn wieder vor. Er bewies ihr eindring-

lich, wie er im größten Recht ſei, wie es ihm häßliche Schande wäre, ſich da zu ducken und klein zu zeigen, wo er als Mann auftreten, ſeinen Platz und ſeine Ehre verfechten müſſe. — Sie hörte aufmerkſam zu, Anfangs noch widerſprechend, dann ſchweigend, endlich überzeugt von ſeinen Gründen, vom Klang ſeiner Stimme, von der Macht ſeiner Blicke, von ihrem eigenen Herzen. Und als er zuletzt fragte: ob er nicht Recht habe? ob ſie ihn noch verdammen wolle? — da flogen ihr — ſie wußte kaum was ſie ſprach — die Worte aus ihrem Munde: „wie kann ich gegen Dich noch ſtreiten? — hab' ich einen andern Willen als den Deinigen? und einen andern Gedanken?" — Das Geſtändniß der innigſten Neigung war heraus. Sie ſchreckte zuſammen wie von einem Schlage. Er wollte etwas erwidern, aber verſtummte, als dieſe Empfindung — ein Zauberquell, dem lang und tief verſchloſſenen Felſen entſpringend — ſo mit Gewalt an's Licht brach.

11.

„Wenn ich der König wäre" — ſagte Frau von Schlörenbeck, und warf die Zeitung auf den Tiſch, an welchem ſie mit ihrem Stiefſohn beim Morgenkaffee ſaß — „ich ſchickte drei Regimenter tapfre Dänen nach Schleswig und Holſtein und ließ alle die Kerls über die Klinge ſpringen!" — „Was?" — rief der Vetter Julian, aus dem Vorſaal durch die Glasthür eintretend — „die Edelleute auch? — „Nein" — verſetzte ſie — „die müßten mir alle nach Copenhagen kommen, und da wollte ich ſie dermaßen durch Hofbälle und Herrlichkeiten taumelig machen, ſo mit Danebrogskreuzen

behängen, daß ſie den offenen Brief, ihr Schleswig-Holſtein meerumſchlungen und die ganze Comödie vergäßen." — „Ja, wenn es nur Comödie wäre!" — lachte Julian — „aber die Ritterſchaft und Gutsbeſitzer ſind unabhängige Leute, haben Haare auf den Zähnen und möchten am Ende eine Tragödie daraus machen." — „Iſt man eben Schnack!" — ſprach der Amtsaſſeſſor — „laß nur die Behörden und Landtagscommiſſarien ordentlich hart auftreten, dann kriechen die andern alle zu Loch, wie groß und vornehm ſie ſich auch ſtellen. Denn die Regierung hat doch das Heft in der Hand. Was wollen ſie dagegen?" — „Nichts als Comödie!" wiederholte ſie — „ſündliche Rebellen alle mit einander. Das kommt davon, weil keine Gottesfurcht mehr in den Menſchen! Seid der Obrigkeit unterthan, welcher die Macht gegeben über Euch — und gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt! Aber alle die weiſen Sprüche ſind vergeſſen; ſie haben kein Chriſtenthum mehr — wollen alle Freigeiſter und Volksredner ſpielen. Nichts als gottloſe Comödie!" — „Ach, am Chriſtenthum wäre wenig gelegen!" — meinte der Vetter, indem er nach dem Wandſchrank ging und ſeine Flaſche Portwein herausholte — „wenn nur der Adel ſich mit Bürgern und Bauern nicht ſo gemein machte. Das iſt von allem das Aergſte! — Darin ſteckt die rechte Revolution!" — „In der Atheiſterei ſteckt das Unglück!" — ſagte ſie — „weil die Menſchen nicht mehr den rechten Glauben haben und Gottes Wort nicht mehr in Ehren halten. Wenn ich Regent wäre, jeder Angeſtellte müßte mir alle Sonntage in die Kirche und alle Vierteljahr zum

Abendmahl." — „Oho!" — lachte der Amtsaſſeſſor — „das läßt ſich wohl ſagen, aber nicht ausführen. Wie wollten Sie das machen? — „Nicht ausführen?" — belferte ſie — „jeder müßte einen Schein vom Paſtor bringen, und wer den nicht hätte, ſo und ſoviel Abzug vom Gehalt! — da ſollten ſie ſchon hinſpazieren, Geſangbuch unterm Arm." — „Na Gott ſteh uns bei!" — lachte der Vetter, indem er das vollgeſchenkte Glas gegen das Fenſter hielt — „da kämen wir unter ein ſaubres Pfaffenregiment!" — „Und das würde erſt" — ſetzte der Aſſeſſor hinzu — „die rechte Rebellion geben. Nein, Frau Mama, allzuſcharf macht ſchartig!" — „Rebellion?" — rief ſie — „das wäre gerade mein Caſus! Aber kein Menſch verſteht heute mehr zu regieren. Ihr habt alle keine Courage. Laßt ſie mal rebelliren! — Dann erſt recht! dann wird dazwiſchen geknallt. Wofür hab' ich denn meine Soldaten?" —

Junker Murner und Vetter Julian lachten über die ſcharfen Regierungsmaßregeln der Königin Mutter. Sie aber nippte ihr Glas aus und verſetzte: „mich macht ihr nicht irre mit Eurem Gelächter. Ich ſollte nur commandiren. Aber ihr ſeid Haſenherzen! Und gerade hier der Herr Aſſeſſor mit ſeinem Großprahlen von Amtsgewalt und Bauernkuranzen iſt ein feiner Poltron. Läßt ſich Trotz bieten von einem lumpigen Bauer, den er nicht mal ſo weit zur Raiſon bringen kann, daß er ihm vor der Naſe weg ſeinen Acker an einen andern verkauft! — vor unſerm Garten weg! — ſo daß wir ihn nie wieder kriegen! — ſollteſt Dich ſchämen!" — „Nur nicht ſo geſchwind!" — rief der Amtsaſſeſſor, em-

kende auf dem Wege hinaus, welcher hier eine Wildschur umgegeben wurde.

Als sie schon ein Paar Stunden mit ihm gefahren seyn mochte, wußte sie noch immer nicht, ob die ihr so schreckliche Begebenheit nur ein Traum gewesen sey. Der scheinbare Mangel alles Zusammenhanges redete auch dieser Meinung gar sehr das Wort. Mit dem anbrechenden Tage erst überzeugte sie sich völlig, daß hier von keinem Blendwerke die Rede seyn könne. Der Graf, ihr Gemahl, der sich während der Nacht, wo sie meist in einer schlafähnlichen Betäubung gelegen, bei jeder Regung liebreich erkundigt hatte, ob sie irgend etwas wünsche, eröffnete ihr nun, daß nach der mit ihrem Vater genommenen Verabredung ein anderer Schlitten unfehlbar übermorgen nachkommen solle, der ihre Bedürfnisse mitbringe. Bis dahin werde sie zur Nothdurft versehen werden können, da während der Trauung ein Päcktchen mit Wäsche aus dem Schlosse angelangt sey.

10.

Je mehr Albina über diese Begebenheit nachdachte, desto räthselhafter ward ihr Alles. So auf einmal vom Vater selbst in die ihr gänzlich fremde Welt gestoßen, einem, ihr wenigstens völlig unbekannten Manne als Gattin übergeben zu werden!

pfindlich getroffen von der Erinnerung an Harko's barſchen Widerſtand — „Die regierungsluſtigen Damen bilden ſich immer ein, dergleichen Handel ginge ſo glatt ab, als wenn ſie ihre Küchentöpfe ans Feuer ſetzen. Mit dem Fridbag bin ich noch nicht zu Ende. Und eben morgen denk' ich ihn wieder vorzunehmen. Da iſt die Gemeindeverſammlung in Meglahde wegen Theilung der Twaaſter Haide. Bei der Gelegenheit will ich ihn ſchon zu Waſſer reiten. Wollen mal ſehen!" — „Ja, wollen mal ſehen!" — ſpottete der Vetter entgegen. — „Du wirſt uns rechte Kartenkünſte zeigen! Mit den Bauern iſt nichts mehr anzufangen. Die Zeiten ſind vorbei, ſeitdem man den Kerls erlaubt hat, ſich aus der Hörigkeit abzulöſen." — „Damit ſind freilich leider Gottes alle Zügel geriſſen!" — rief die Wittwe Regentin — „Früher, als die Jungens und Mädchens noch ein Jahr umſonſt auf dem Hofe dienen mußten, als der Bauer ſeinen Hans ohne unſre Erlaubniß kein Handwerk lernen laſſen durfte und das Holz auf ſeiner Stelle uns gehörte, da hatte man ihn noch in der Hand. Womit wollt ihr ihn jetzt kneifen?" — „Allerdings, die Ablöſungsordnung war ein ſchlimmer Strich durch unſre Rechte" — gab der Aſſeſſor zu — „und von den verfluchten Pariſer Julitagen war man ſo ins Bockshorn gejagt, daß überall klein beigegeben wurde. Aber ſie iſt nun einmal da." — „Und iſt eben ein Beweis" — triumphirte ſie — „daß man nicht mehr zu regieren verſteht. Ehemals mußte der Bauer von Garrenholt alle Woche einen Wagen mit vier Pferden und noch ein Sattelpferd dabei, von Sonnenaufgang bis Sonnenun-

tergang auf unſern Hof ſtellen. Wenn mein Vater wegreiſen wollte, ſo ließ er den Meier von Reemſche dazu anſagen; der mußte ihn mit vier Pferden fahren und die erſten drei Tage ſich und ſeine Pferde ſelbſt beköſtigen. Und wenn ſo ein Kerl widerſpenſtig war, da ließ man ihn einen halben Tag mit dem ſpaniſchen Mantel auf den Schultern unter den Fenſtern des Gutsherrn ſpazieren gehen. Das habe ich ſelbſt als kleines Mädchen noch mit angeſehen, wie der Colone von Grüſting bei uns ſo parabirte, weil er ſeine Catharine nicht zur Viehmagd hergeben wollte. Nachher wußte er ſchön Ordre zu pariren. Aber jetzt iſt alle Furcht und alle Zucht heraus." — „Das haben wir eurer Amtsweisheit zu danken" — ſagte der Vetter zum Aſſeſſor — „Ihr in euren Büreaus und Collegien habt euch viel zu ſehr mit den Gelehrten gemein gemacht und dadurch den Adel ruinirt. Das ſind lauter verkappte Demagogen und Jakobiner. Und wo ſie uns was abzwacken können, halten ſie es mit dem Pöbel. Hätteſt Du nicht die Amtsjacke angezogen, ſo ſtändeſt Du mit uns andern für unſre benagten Rechte, anſtatt daß Du ſelbſt jetzt nach Befehlen von oben herunter dazu helfen mußt uns zu chikaniren. Und mit Deinen Bauern kannſt Du doch nicht machen was Du willſt, mußt Dir doch von ihnen Schnippchen ſchlagen laſſen. Wir ſehen es ja am Fridbag." — „Ihr ſchwatzt wie ihr es verſteht, blind in den Tag hinein!" — fuhr der Junker verdrießlich auf. — „Ich will Euch ſchon zeigen, was ich kann. Der Fridbag giebt ſich, oder ich bringe ihn ſo gewiß von ſeiner Stelle, als ich hier meine Pfeife ausklopfe!" —

In diesem Augenblick erschien Hyma vor der halb offenen Glasthür, ohne daß der Junker es bemerkte; und er fuhr fort: „Was er im Sinn hat, weiß der Teufel, der ihn ja wohl holen wird. Warum will er zu Maitag unser Land nicht wieder pachten, das sein Vater die ganzen Jahre hindurch gehabt hat? Mit seiner elenden Stelle allein kann er ja nichts werden. Er geht zu Grund an seinem Hochmuth. Und nicht ihm allein, dem Bettelpack auf der Mühle helf' ich auch fort. Die feine Mamsell Almode, womit er zusammenhält, kann wieder nach der Stadt laufen, wo sie ihre Künste gelernt hat — mit sammt ihrer Mutter! — sie gehören hier nicht her, und dem Müller zeig' ich schon, daß er uns solche Einlieger nicht aufhalsen darf."

Unterdessen war Hyma mit ihrem Korb hereingetreten. Sie hatte die letzte Rede des Junkers ganz mit angehört, und mußte daraus schließen, daß leider ihr Friedenstiften am Göhlenhof nicht viel helfen würde, da auch hier der Himmel voll grauer Wolken hing.

12.

Die Gemeindeversammlung im goldenen Schwan zu Meglahde lösete sich auf. Sie war hinten im großen Tanzsaal gehalten worden, welcher von den angesehensten Landleuten, den Pastoren und Beamten der Gegend zu Festlichkeiten und Gesellschaften benutzt, auch zuweilen sogar von den Stadtbewohnern, namentlich bei guter Schlittenbahn, besucht wurde. — Es gab bei diesem Schlußhandel über die Twaaster Haidetheilung noch Hader genug. Der Bauer, von Natur und mit Recht mißtrauisch, zeigt sich besonders

dann am eigenſinnigſten und zäheſten, wenn es irgendwo an's Niederſchreiben und Abſchließen geht. Das plattdeutſche Sprüchwort: „wat ſchrifft, dat klifft" (was geſchrieben iſt, das klebt feſt), ſteht ihm dann wie mit brennenden Buchſtaben vor Augen. Er hat es zu oft von Vater und Großvater gehört, zu oft ſelbſt erfahren, daß der Bauer ſich gewöhnlich, wo etwas geſchrieben werde, vorſehe. Er hat das Geſchriebene nicht recht verſtanden, nach Jahren wird es ihm wieder vorgehalten, und dann muß er ſich oft zu ſeinem Schaden wundern, welche ungeahnte Folgen aus den früher ſo unſchuldig klingenden Worten gezogen werden.

Darum geht er ſchwer ans Unterzeichnen, und wenn dem gar nicht mehr zu entgehen iſt, wenn der langgefürchtete Moment kommt und er die Feder ſchon in der Hand hält, legt er ſie, kann es irgend ſein, gewiß noch dreimal wieder hin, fragt noch dies und jenes genauer nach, läßt ſich das eine noch einmal erklären, das andere noch einmal verſichern, und wenn der Amtmann ihn bedeutet, es ſei ja ſchon alles abgeſprochen, nichts dabei zu riskiren oder nichts mehr zu ändern; ſo ſetzt er doch wieder ſein Zweifelgeſicht auf, unterſchreibt mit einem Seufzer und ſagt kopfſchüttelnd, indem er die Brille einſteckt: „ja ja! wat ſchrifft, dat klifft."

So ging es auch hier zu. Dem einen war die Vertheilung des Feldmeſſers nicht recht, den andern verdroß es, daß der Weg zu ſeinem Stück für ihn höchſt unbequem, gerade dort hinaufführen ſolle, der dritte fand, die Kirche und Schule hätten zuviel bekommen; und was der Critiken mehr,

die doch zuletzt beim Abſchließen des Protokolls alle in ſich zuſammenfielen. — Harko erlebte ſeinen ungeduldigen Aerger an dieſer Schwerfälligkeit der Haidebauern. Seinen reſoluten Sinn widerte es an; er redete ihnen zu, doch ein Ende zu machen. Er ſah von Anfang ein und behauptete laut: das Theilungsgeſchäft ſei mit Umſicht und Verſtand angegriffen, durch alle Schwierigkeiten gut hingeführt, nun ſollten ſie auch nicht länger zaudern. Mit ſeiner Ueberlegenheit brachte er die Hartnäckigſten zum Schweigen.

Der Amtsaſſeſſor bemerkte dies genau. Er glaubte, Harko wolle ihm durch dies Benehmen ein Zeichen von Sinnesänderung, ja von Reue geben. — Ei, wenn das wäre, ließe ſich wohl in dieſer neuen Richtung ein andrer Verſuch mit ihm machen. Seine Habſucht und ſein Ehrgeiz ſtachelten ihn nun einmal, das Land am Tannenbuſch zu bekommen. Auch gegen den Hohn der Stiefmutter und des Vetters wollte er gern triumphiren. Und hätte er es nur erſt weg, ſo könnte er ja nachher gegen den hochmüthigen Bauer immer wieder das Rauhe herauskehren.

Als die Amtshandlung vorbei war, gingen die Landleute auseinander. Einige ſetzten ſich um das Heerdfeuer, in welches ſie ihre Kannen mit Eierbier hineinrückten. Arend Giſel nahm ſeinen Platz neben Harko und eröffnete das Geſpräch mit der Frage: ob es wahr ſei, daß er die Schlörenbecker Ländereien von Maitag an nicht wieder pachten wolle? und ob er das wohl bedacht habe? Der Göhlenhof allein ſei doch zu unbedeutend, um darauf eine ordentliche Wirthſchaft zu führen. — Harko verſetzte: „was ſoll ich mit dem

Lande? Der Boden ist zu mager, die Pacht zu hoch; der Junker will nichts ablassen. Mein Vater hat auch keine Seide dabei gesponnen; ich habe schon bei seinen Lebzeiten immer darauf gedrungen, es aufzugeben, und da nun die Pacht abläuft, will ich mich wohl hüten, sie zu erneuern." — „Aber dann hast Du ja gar zu wenig Weideland." — „Die Schlörenbecker Weiden taugen nichts; ich schaffe ein Gespann Pferde und ein paar Kühe ab, muß mich ohnehin kleiner einrichten. Die Lasten auf der Stelle sind zu groß." — Arend machte ein Gesicht, welches sagte: Du arbeitest Dich auch mehr zurück als vorwärts — und ging dann auf ihren Handel wegen des Ackers am Tannenbusch über, von dem doch Harko nicht zurücktreten werde? Ihm sei gesagt, der Junker wolle dazwischen kommen und habe schon mit Harko darüber gesprochen. — „Freilich will er; freilich hat er!" — sagte Harko — „aber dazu gehören zwei; ich will nicht, und Du hast mein Wort." — „Gewiß?" — „Hier noch mal meine Hand darauf." — „So ist es recht. Das hab' ich auch gesagt. Was Fridbag einmal versprochen hat, das hält er, und wenn es ihm an den Hals ginge." — „Nu!" — lachte Harko — „der wird bei dem, was ich thue, wohl geborgen sein." — „Ha! wer kann das wissen?" sagte Arend, indem er aufstand — „sieh, da drüben hinter'm Feuer sitzen gleich drei Bursche beisammen. Träfen sie Dich einmal allein auf der Haide, möchten sie Dich wohl schlimm verarbeiten. — Der Kutscher des Amtsassessors, sein Schreiber und der strobelige Cigarrenjunge." — „Was? ist der Schlingel auch da?" — fuhr Harko auf — „Na,

ich will hier keinen Streit anfangen. Aber wenn er mir in den Weg tritt, mag er zu seinen Knochen sehen!" —

Arend ging fort. Harko, der ihn bis ans Thor begleitet, kehrte ins Haus zurück, um den Pastor aufzusuchen, den er bisher im Gewühl nur flüchtig begrüßt hatte. — Am Eingange zur Wirthsstube kam ihm der Amtsassessor entgegen, und sagte im Ton eines vornehmen Mannes, welcher dem Geringeren durch sein Anreden besondere Ehre zu erweisen meint: er hoffe, Fridbag habe sich eines Besseren besonnen, und wenn er nun wegen des Ackers andre Antwort gebe, möchte die Einforderung der dreitausend Thaler noch auf ein Jahr ausgesetzt bleiben. Das sei doch ein Vorschlag, nicht von der Hand zu weisen? — „Es ist unmöglich" — erwiderte Harko — „und wenn Sie mir die dreitausend Thaler schenken wollten. So eben habe ich meinem Nachbar Gisel mein Versprechen wiederholt, und es muß dabei bleiben." — Der Junker sah ihn grimmig an. — „Ihr seid ein verrückter Mensch, der sich so lang aufbläht, bis er vor Hochmuth platzt!" — „O Herr Assessor, Recht thun und Wort halten ist eine feine Tugend. — Bei dem Hochmuth habe ich mich bisher ganz gut befunden!" sagte Harko, ging, um von ihm loszukommen, an den Tisch und suchte eine von den herumliegenden Zeitungen heraus. Jener kam ihm nach. Kaum hatte Harko das rechte Blatt gefunden und sich damit niedergesetzt, als der Junker über den Tisch langte und es ihm vor der Nase wegnahm mit den Worten: „mich anhören sollt Ihr, wenn ich rede; nicht weggehen und Zeitung lesen! Zeitungen sind nicht für den

Bauer." — „Herr, das ist zuviel!" — brach Harko los, blaß vor Zorn. — „Und wenn Sie zehnmal Amtsassessor wären! Ich bin nicht Ihr Knecht. Selbst gegen *den* wäre das häßlich. Was haben Sie zu sagen? Was soll ich hören? Lassen Sie mich in Frieden!" — Im Augenblick trat der Wirth herein, die Kappe in der Hand, mit der Meldung: der Wagen des Herrn Assessors sei angespannt. — Murner war froh hier herauszukommen. Er fühlte heimlich, daß er zu weit gegangen, daß er etwas Dummes gethan. Doch konnte er nicht fort, ohne dem Harko noch das Wort hinzuwerfen: „Wart nur! Du sollst mich erst noch kennen lernen!" — „Nun, Sie mich dann auch!" war Harko's Gegenrede.

Als er hinaus war, merkte er wohl, ihr Zwist hatte Aufsehen erregt. Die Bauern standen in Gruppen, sahen nach ihm hin, sprachen unter sich davon. — Er suchte den Pfarrer, der sich mit ein paar Schullehrern in ein anderes Zimmer begeben hatte, und wollte ihnen über die Diele nach, am Feuer vorbei. — Da ward er von einem Gespräch aufgehalten, worin er seinen und Hyma's Namen hörte, mit spöttischem Zusatz. — Der Schreiber Krodel und der Cigarrenjunge waren es, die sich auf Kosten des ersteren einen kleinen Schnappsrausch angetrunken hatten und nun ihre witzige Laune in schnöden Reden spielen ließen. — „Was hast Du über mich und meine Base hier am Feuer vor allen Leuten zu räsonniren?" — rief Harko, indem er ihn an der Schulter packte und in die Höhe riß — „Dich soll ja . . .!" — Der Schreiber zog aus, wie seinem Kumpan so eindringlich zugesprochen wurde. Martin Kralle

ſchrie und ſträubte ſich; aber Harko, aufgeregt von ſeinem vorherigen Zank und dieſem Lumpengeſchwätz, zerrte ihn über die Diele. Der Junge brüllte als würd' er abgeſtochen. Das Haus kam in Bewegung, alle ſprangen zu, einige wollten ſich des Burſchen annehmen; — Harko ſtieß ſie bei Seite, auf ihre Fragen antwortend: ſoll ich mich und meine Baſe von ſolchem Taugenichts hier öffentlich ſchimpfen laſſen?" — und warf ihn zum Hauſe hinaus. — Martin ſuchte wieder herein zu dringen; der Wirth aber verſchloß die Thür und rief ihm zu, er ſolle ſeine Schwelle nicht wieder betreten. — Man hörte ihn draußen heulen und drohen: das ſolle dem Bauer ein Freſſen werden, woran er Mund und Magen verbrenne! — Brundal war mit den andern herausgekommen und ſuchte die Leute zu ſtillen. Dieſe ſtrebten nicht eigentlich für den Buben, dem keiner hold war; aber Harko hatte durch ſein vorhin ſo entſchiedenes Auftreten manchen Schreier verletzt, und da er offenkundig mit dem Amtsaſſeſſor zerfallen war, dachte wohl einer und der andre, die Zeit ſei gekommen, wo man dem ſtolzen Frieſen den Hochmuth wett machen und zuraunen könne: da ſieh, was dabei herauskommt, wenn Du beſſer und klüger ſein willſt als wir! — Doch wie ſich bei „abgemachten Dingen" die öffentliche Meinung im Kleinen wie im Großen beruhigt, ſo auch hier. Einige hatten ihren Spaß an dem „Ulk" — die meiſten fanden, dem unnützen Lork ſei ganz recht geſchehen, alle aber ſagten, er werde die gedrohete Rache nicht ſchuldig bleiben, und Harko möge ſich nur auf einen ſchlimmen Streich gefaßt halten. Dieſer verließ das Haus mit Brun-

dal, der ihm auch ſeine Beſorgniß zu erkennen gab. — „Wer ſo gehetzt wird wie ich" — war Harko's Entſchuldigung — „verliert wohl endlich die Geduld. Man kann auch nicht alles über ſich ergehen laſſen." — „An Verdruß fehlt es uns allen nicht" — verſetzte Brundal, und erzählte nun von ſich, wie ihm vom Conſiſtorium bedeutet worden, er möge, da er von ſeiner Freigeiſterei nichts aufgeben wolle, das Pfarramt freiwillig niederlegen, indem er ſonſt die Entlaſſung zu befahren habe. — „Ich könnte den Kampf ſchon aufnehmen, ſollte es vielleicht, und ſcheue ihn eigentlich nicht. Aber was wird der Erfolg ſein? Wie die Sachen bei uns ſtehen, ſo oder ſo, ganz daſſelbe: ich werde ſuspendirt und entlaſſen. Wozu denn alſo noch unnütze Colloquia und am Ende eine Reſolution herbeiführen, die ich zum Voraus weiß? Es thut mir weh, die Gemeinde zu verlaſſen; ich habe ſie lieb gewonnen, und mir ihre Achtung erworben."

Unterdeß waren ſie vor das Dorf hinausgekommen auf die Höhe; ſahen den Wieſengrund, den See, die Haideſläche mit einzelnen Häuſern und Büſchen im Abendnebel verduftet weit umher unter ſich liegen.

„Und was denken Sie nun anzufangen?" fragte Harko. — „So ausgemacht als zwei mal zwei vier iſt, weiß ich es ſelbſt noch nicht. Aber zuletzt wird es wohl auf Amerika hinauslaufen. Bekannte und Freunde ſind ich' drüben ſchon genug. Ich habe eine kleine Erbſchaft gethan, welche mir die Reiſe und den dortigen Anfang erleichtert." — Mit einem tiefen Seufzer fügte er hinzu, und ſein Blick ſchweifte nach der Mühle hin: „wer ſo allein ſteht in der Welt wie

Dies mußte Strafe seyn sollen für den Adelsheimschen Einspruch. Eine unväterliche Strafe; und sie begriff am allerwenigsten, wie der Graf Trautenitz, der alte Freund ihres Vaters, sich dazu hatte hergeben können. Dies war ihr auch um so unerklärbarer, da in dem Gesichte ihres nunmehrigen Gemahls jetzt, da sie es zum ersten Male genau betrachtete, nichts weniger als Härte und Tücke lag. Die von ihrem Vater so oft gerühmte kräftige Natur sprach noch aus den edeln Zügen, obschon die Denklinien großen Unglücks ebenfalls tief hineingegraben waren, und die Blässe, welche es überzog, ein langes Leiden zu verrathen schien. Kaum ein Funfziger, setzte sein schneeweißes Haar ihn weit darüber hinaus. Sein zartes Benehmen machte übrigens, daß Albina sich ziemlich in ihr Schicksal fand, ja, selbst so viel Zutrauen zu ihm faßte, um ihn nach dem Worte des Räthsels zu fragen.

Zu seiner Zeit! sagte der Graf, ihr die Hand drückend. Bis dahin beruhige Sie der Gedanke, daß Sie mit einem rechtlichen Manne zu schaffen haben.

11.

Auf des Grafen Gute, wohin sie am vierten Tage gelangten, fand die Neuverheirathete die verlassenen Bequemlichkeiten des väterlichen Hauses sämmt-

ich, dem wird das Scheiden wenigſtens von der Seite nicht erſchwert." — „Nun Herr Paſtor" — ſagte Harko — „da kann es wahrlich Ernſt werden, daß wir zuſammen reiſen. Ich will noch einen Verſuch machen, ob ich in der Stadt mein Geld auftreibe. Iſt es nichts damit, ſo geb' ich die Stelle auf, um ein ehrlicher Mann zu bleiben. Und dann heißt es auch für mich: nach Amerika! — Bis Sie und ich los ſind, kommt wohl das Frühjahr, wo die Auswanderungen wieder anfangen. Alſo Zeit zum Ueberlegen haben wir noch, und dann gehen wir ſo Gott will im Bremer Hafen an ein und daſſelbe Schiff. Ich will noch heute Abend an meinen Freund den Capitän Reslopp ſchreiben, damit wir auf jeden Fall erfahren, wo er ſteckt und wie es mit der „Fortuna" ausſieht. — Komm' es wie es kann. Was ein rechter Mann und rechte Wahrheit iſt, bleibt doch oben. Hier oder jenſeit des Meeres."

Nach einem feſten Händedruck gingen ſie von einander, jeder ſeinen Weg durch düſtres Abendgrau, in ernſten Gedanken.

13.

Harko fand für ſeine Anleiheverſuche in der Stadt keinen günſtigen Boden. Durch Almode mit dem Handelsmann Hoyum Stern bekannt geworden, wendete er ſich auch an dieſen. — „Nein, mein beſter Herr Fridbag" — antwortete der kleine freundliche Mann — „das iſt kein Geſchäft für mich. Dreitauſend Thaler in eine ſolche Stelle — auf letzte Hypothek? Sehen Sie, ich ſpreche gerad' heraus. Allen Reſpect vor Ihnen; ich höre nur Gutes. Das liebe

Almodchen ſchreibt keinen Brief, worin ſie nicht über ſie rühmt — kenne Sie ja auch ſonſt. Aber wenn ich das Geld auch übrig hätte und wollte mich mit vier Procent begnügen — in meinem Handel mach' ich wohl ſieben und acht — es ſteht zu weit weg. Kann ich Ihnen ſonſt wo dienen, ſtellen Sie mich auf die Probe, Sie finden mich — aber hier....." er gab ihm achſelzuckend die Papiere zurück mit dem Hinzufügen, Harko werde ſchon ſonſt noch Caſſen finden, welche das Geld beſſer entbehren könnten. — „Ja, wo?" — Bei ein paar öffentlichen Fonds hatte er ſchon vergebens nachgefragt. Um ſich nichts vorzuwerfen, biß er ſogar in den ſauern Apfel, bei Dreigel einzuſprechen. Es gereichte ihm faſt zum Troſt, als er von einem Weinküfer die Antwort „verreiſet" bekam. Alſo nichts. — In ſolcher Verlegenheit traf er wieder mit ſeinem Vetter Arp zuſammen, der ihn nach der Parade auf ein Kaffeehaus am Markt beſtellt hatte. — „Schlag's Wetter drein!" — ſagte dieſer auf Harko's Erzählung — „wir leben noch immer in den Zeiten des hochſeligen Karl Moor, wenn er ausruft: das Gold verſchimmelt in den Kiſten der Wucherer, während der Mangel ſich wie Blei an die hochfliegenden Entwürfe des Genies hängt. — Doch ernſthaft geſprochen, das Schickſal meint es gut, da es uns aus unſern Neſtern auf die große Straße wirft. Du quälſt Dich auf Deiner Haidſchnuckenſtelle zu Grunde, und ich bin zu nichts anderem hier, als mit meinen Füßen ſoviel zu traben, daß vor unſrer Wache und auf dem Paradeplatz kein Gras wachſe. Wir können beide was Beſſeres thun." — „Mir iſt nur verdrießlich" — murrte

Harko — „daß der garſtige Amtsaſſeſſor hinter mir drein hohnlachte, er habe mich weggehetzt, oder ich ſei ein ſchlechter Landwirth, der auf dem Gut nichts zu machen gewußt. Und eigentlich treiben mich doch ganz andre Dinge fort.“ — „O, wenn man auf den Schnack hinterm Rücken was geben wollte“ — verſetzte Ary — „da dürfte man gar nichts thun. Mein Oberſt wird eine hochtrabende Rede halten über ſeine berühmten „Grundpfeiler des Offizierſtandes“ und die Nothwendigkeit, daß der Soldat eine Dampfmaſchine ſei, die gar nicht denke, ſondern nur rechts und links hinſtoße, gleichviel wen es trifft, und weiter nichts ſpreche als: „zu Befehl!“ — wird mir prophezeien, daß ich irgendwo in einer Steppe verhungern oder von Wilden ſkalpirt werde — und daran die Nutzanwendung knüpfen: das ſei die Folge, wenn man Bauerjungens zum Epaulett kommen laſſe. — Da geht der große Mann eben vorbei. — Er hat hereingeſehen. Nun wird es ein Fragen geben, mit welchem Communiſten, Socialiſten oder andrer Peſtbeule der Geſellſchaft ich wieder Verkehr gehabt?“ — „Wenn Du ihm ſagteſt, es wäre ein dicht vor dem Bankerott ſtehender Viehhändler geweſen“ — lachte Harko — „ſo würdeſt Du auf der Stelle caſſirt. Wie?“ — „Nach meinem geſtrigen Geſpräch mit ihm“ — ſagte Ary — „wäre ſolch ein Geſtändniß wohl der Tropfen, der zuletzt den Eimer überfließen macht. Wo er mich antrifft, rückt er mir auf den Leib, und wenn nicht gerade zu mir, ſpricht er doch wenigſtens ſo laut in meine Gegend hin, daß es immer klingt wie: Du! gieb Acht! — Dir gilt es! — Er will mich reizen, daß ich mal eine Tollheit gegen ihn her-

ausplatze; dann iſt mein Abſchied oder Gefängniß unterzeichnet. Aber ich habe nicht mit ihm allein zu thun; da ſind viele, welche die Subordination als das höchſte Meiſterſtück menſchlichen Witzes anbeten und ſich ſelbſt nur hochachten, weil ſie ihren ganzen Verſtand und Willen in die Dienſte eines andern gegeben haben. Eigene Gedanken fürchten ſie als Fallſtricke des Atheismus." — „Ich wollte nicht einen Tag länger in ſolcher Preſſe leben!" — rief Harko. — „Nicht wahr?" — verſetzte Ary — „auch fühlen wir Gleichgeſinnten uns ſehr unbehaglich. Je ernſter unſre Beſchäftigungen ſind, je weniger unſer Betragen einem Tadel unterliegt, für deſto gefährlicher werden wir gehalten. Man warnt die jüngeren Offiziere vor uns, unſern eigenen Schülern wird der Umgang mit uns verdacht, ja verboten; ein förmliches Syſtem des Aufhorchens und Angebens hat ſich ſchon um uns hergeſtrickt. Und das nennt man Kameradſchaft! — Hol' der Teufel ſolche Pflegeanſtalt des Knechtismus! — Ich hab' ein paar hundert Thaler von meinem Verleger zu erwarten. Von Schulden bin ich frei — ein großes Wort aus dem Munde eines Lieutenants! Mütze herunter vor ſolcher Curioſität! — ſobald ich das Geld habe, nehm' ich meinen Abſchied." — „Und?" fragte Harko erwartungsvoll. — „Nun wie wir es ja ſchon verabredet haben, fort nach Amerika! Da, wo freie Entwickelung aller Kräfte gilt, ein Mann nicht wegen eines Worts, wegen eines Buchs als ein Staatsverbrecher betrachtet, angefeindet, verdächtiget wird, wo das Leben nicht wie bei uns in Dienſtformen erſtarrt und zerknetet iſt, da will ich meinen Weg ſchon finden; und lache über alle

die hohlen Narrenköpfe!" — „Wundervoll! das iſt nun ſchon der dritte! — Einer wie der andre: fort nach Amerika!" — rief Harko, reichte dem Vetter beide Hände, und erzählte ihm ſein Geſpräch mit Brundal.

Wohin? Nach Cincinnati oder Illinois? Wisconſin oder Texas? Das müſſe nun der Gegenſtand näherer Berathung ſein. — Harko rechnete: wenn er ſeine Stelle nicht gar zu ſchlecht verkaufe und alles zu Geld mache, könne er vielleicht an tauſend Thaler übrig behalten. Damit laſſe ſich für einen Landbauer, der Arbeit nicht ſcheue und ſelbſt anfaſſe, drüben gewiß etwas Tüchtiges beginnen. — So kam alſo wirklich und ſo bald zur Erfüllung, was die drei Freunde halb im Scherz dort an Harko's gaſtlichem Heerd aus kniſternden Funken und züngelnden Flammen prophetiſch für ihre Zukunft herausgedeutet.

Als Harko einſam nach Hauſe fuhr und über den kahlen Hügelrücken her die Erker und Thürme der Haideburg ſah, rührte ſich die innere Stimme: — ja! wenn ſie nicht wäre — oder wenn ſie anders gegen mich wäre, dann blieb' ich wohl hier. Ich darf es Niemandem geſtehen; aber ſie treibt mich doch eigentlich fort. — Aber auch hier? Was kann ich ihr anbieten? — Meine Pfähle wanken. Sie iſt ſchon verwöhnt und verzogen. O, wenn die ein Herz zu mir hätte! — Nu, nach Amerika ginge ſie gewiß nicht mit. Und wenn ſie wollte, dürft' ich es ihr zumuthen? — Sie würde mich ſchön auslachen! Der Hochmuthsteufel im Schloß hat ſie ſchon verblendet! —

Jetzt wo der Weg ſich nach dem Göhlenhof hinun-

terbiegt, blickte ihm das Dach der Mühle aus den schon ganz entblätterten Büschen entgegen. — Und dagegen sie dort? — spannen seine Träume sich weiter. Nur zu winken brauchte ich, die ließe Mutter und alles im Stich, zöge mit mir, so weit ein Vogel fliegen kann. Arme gute Almode! — Ja, wärest Du Hyma!

Seit jener Morgenscene in seinem Hause, wo Almode von ihrem eigenen Herzen so erschütternd überrascht worden war, hatte er den Gedanken an sie, an ihre Verlassenheit, ihre Zukunft nicht wieder los werden können. Wie unschuldig er auch dazu kam, sah er sich doch als den Störer ihres Friedens an. Diese unerfreuliche Stellung zwischen den beiden Mädchen trug viel mehr, als er sich selbst bekennen wollte, dazu bei, ihm den Abschied von Haus und Hof, die Trennung von Besitz und Vaterland zu erleichtern.

14.

Zum gerichtlichen Versteigern des Göhlenhofs waren die nöthigen Einleitungen gemacht. Das gab zwar viel Gespräch, indessen hatte Jedermann dergleichen vorausgesehen, glaubte wenigstens gesehen zu haben. Harko war ein zu unruhiger Geist, als daß man sich darüber viel wundern konnte. Unter der Hand verkaufte er vorläufig einiges Vieh und Ackergeräth, soweit es der Stelle nicht schadete, deren Wirthschaft ja doch künftig einzuschränken war. Was als Inventar zu betrachten, sollte nach dem Verkauf des Hofs an Ort und Stelle aufgesetzt werden. — Der Amtsassessor rieb sich vergnügt die Hände. Nun endlich hoffte er das ihm so bequem gelegene Gut zu recht niedrigem Preise an sich zu

bringen. Denn wer wollte gegen ihn darauf bieten? — Hyma war doch etwas betroffen von Harko's Entſchluß und fühlte ſich gekränkt, daß er mit ihr gar nicht einmal vorher darüber geſprochen, da ſie doch ihm die Nächſte, ſeine einzige Verwandte war. Almode hatte, ſeit dies bekannt geworden, keine ruhige Stunde mehr; aber ſie durfte ihren Schmerz nicht ſehen laſſen und floh wo ſie nur konnte in einen Winkel, um ſich auszuweinen. — Harko ſprach mit Niemand als dem Paſtor über ſeine Zukunftpläne. Wenn er von ſonſt Jemand gefragt wurde, gab er Antwort, als wär' er darüber mit ſich ſelbſt noch nicht einig. Uebrigens trat er, den Kopf hoch, guter Dinge einher, wie Einer, der endlich zu ſchwerem Entſchluß durchgedrungen iſt, das Zweifeln überwunden hat und nun mit freiem Athem friſch in die kommenden Tage hineinlebt.

So war man bis zu Weihnacht vorgerückt. Nach Neujahr ſollte der Verkauf geſchehen. Der Winter hatte ſein weißes Tuch über das Land hingebreitet und ein raſch einfallender Froſt auch den See oberhalb der Mühle ſo erſtarrt, daß er den Eisläufern eine anziehend blanke Bahn darbot. Doch ſchien gegen die Feſttage ſelbſt die harſche Oſtluft in entſchiedenes Thauwetter umzuſchlagen.

Nur eine ſchwere Krankheit des Conſiſtorialpräſidenten hatte die Entſcheidung auf Brundals Entlaſſungsgeſuch verzögert. Sonſt wäre er ſchwerlich am Chriſtfeſt noch in Function geweſen. Ihn ſelbſt verdroß es am meiſten. — „Man iſt ſich und andern nichts werth in ſo falſcher Stellung!" — rief er aus, als er von der Kanzel über den beſchneieten

Kirchhof in ſein Haus zurückkehrte. — „Das war meine letzte Weihnachtpredigt. Gott ſei Dank, ein Joch los, das mir die Bruſt zuſammenpreßt! — Es geht ſo nicht länger!“ — Er ſah durch's Fenſter in die Wintergegend hinaus. — „Alle jene Geſtalten, wie der Schneemann, den die Jungens da vor meinem Hof aufgebaut haben, ſchmelzen ſie zuſammen, je heller es Tag wird und die Sonne der Wahrheit aufgeht aus den Dämmerungen des Wahns.“

Am Abend des erſten Weihnachttages pflegte alles, was in der Umgegend angeſehen und wohlhabend hieß, ſich zu Tanz und Nachtſchmaus im goldenen Schwan zu verſammeln. Viele fuhren ſchon Nachmittags im Schlitten nach Meglahde. Harko ſpürte keine Luſt, ſich den Fröhlichen anzuſchließen. Er ging nachdenklich an ſeinem Gehöft umher und malte ſich im Geiſt aus, wie es hier nach einigen Jahren zuſtehen möchte, während er jenſeit des Meeres — wer weiß in welchem Urwald das Dickicht an ſeinem Blockhaus wegrode, um neues Kornland zu gewinnen. — Da ſah er von der Haideburg her den Schlitten des Amtsaſſeſſors vorüberfliegen. Er ſelbſt ſaß im ſtattlichen Pelz darin und fuhr, Hyma an ſeiner Seite. Zwei ſchmucke Braune mit Schellengeläut und Federbüſchen, ein Knecht auf dem großen Fuchs voranſprengend, der Kutſcher Bruff in neuer Livrée hinten auf ſtehend — alles gar ſtolz und vornehm. Hyma blickte herüber, grüßte freundlich. — Harko brummte in ſich hinein: „o, ſo gnädig? Nein, Du gehſt gewiß nicht mit in die Wüſten der Hinterwälder?“ — Der Junker ſah ihn gar nicht an. Sie klingelten nach dem Dorf hinunter. Harko ſchüttelte den Kopf. Schon lange

hatte es ihn gewurmt, daß Hyma noch auf der Burg blieb, da ſie doch wußte, in welchem feindlichen Verhältniß er zum Junker ſtand. Und nun fuhr ſie mit ihm zum Tanz! Daß der Junker ſich ſo herabließ, mit der Haushälterin dorthin zu kommen, fiel ihm auch als faſt unbegreiflich auf. Aber freilich, ſie war das ſchönſte Mädchen weit umher. Adelige Geſellſchaft hatte er dort nicht zu befürchten. Die Tänzerin, welche er hinbrachte, ſpielte gewiß die erſte Rolle. Ihrer Eitelkeit ward auf's Höchſte geſchmeichelt. Was dachte er nicht etwa dadurch bei ihr zu erliſten? — Aber wie gab ſie ihren Namen Preis! — In welchem Licht erſchien ſie als ſeine Schlittenbeiſitzerin? — „Falſche Schlange!" — rief Harko ihr nach — „haſt Du mich nicht einſt glauben machen, Du wäreſt mir gut? Nun thuſt Du mir ſolchen Schimpf an?" — Und doch zwiſchen dieſem Gefühl des Grimms packte ihn plötzlich ein räthſelhafter Trieb, auch dorthin zu eilen. Er möchte doch ſehen, wie ſie dort ſich benähme? — wollte mit ihr tanzen, ſie dem Junker abwendig machen! — Die Eiferſucht wühlte ihm tolle Gedanken durch den Kopf. — Gährt bei ſolcher Aufregung in einem heftigen Gemüth nicht das Widerſprechendſte empor? Und behält nicht die Leidenſchaft das letzte Wort? — Indem er ſo mit ſeinen Gedanken haderte, kam der Nachbar Arend Giſel den Fußſteig am Eichenkamp daher, Schlittſchuhe unter'm Arm, und forderte ihn auf, mit nach Meglahde hinüber zu laufen, es ſei ja heute Weihnacht, man müſſe ſich doch einen vergnügten Feſtabend machen. — Harko zauderte. Arend bewies ihm, gerade er dürfe dort nicht fehlen, die Leute munkelten doch wegen des

Gutsverkaufs über ihn, bliebe er vom Weihnachtsball weg, so würd' es heißen: nun habe er wohl ganz den Muth verloren! — „Kopf in die Höh, Friddag! Laß uns noch mal recht luſtig ſein — wir kommen ſo jung nicht wieder zuſammen." — Die Luft war trübe, die Sonne ging faſt in Regenwolken unter. Harko machte wegen des Eislaufs Einwendungen, ob auch, da ſchon geſtern Thauwetter eingetreten, dem See noch zu trauen ſei? — „Poſſen!" — rief Arend — „wenn wir nur von der Seite wegbleiben, wo der Mühlbach durch den See zieht, will ich es wohl noch morgen und übermorgen wagen. Und über's Eis haben wir eine halbe Stunde näher."

Harko ließ ſich bereden. Die Ausſicht, den ganzen Weihnachtabend einſam zu verſitzen, war doch gar zu freudenlos. — Er lief hinein, die Schlittſchuhe zu holen, empfahl der Magd, welche allein das Haus hütete, wohl Acht zu haben und ging mit Arend an's Waſſer hinab. Als ſie auf die Mühlenbrücke kamen, ſtand Almode unter der Thür. — „Was? — bei dem weichen Wetter?" — rief ſie — „wollt Ihr noch über'n See laufen? Der Schnee regnet ja ſchon von den Dächern! Ihr ſeid wohl unklug?" — „Noch lange nicht!" — lachte Arend — „komm, ſetz Dich in den Schlitten, geh mit zum Tanz — ich ſchiebe Dich hin." — „Ja, giebt es für mich auch Tanz? Die Mutter liegt wieder krank im Bett. Aber ich bitte Dich, Harko, geh nicht auf's Eis! Wahrhaftig, es iſt tollkühn; laß Arend, wenn er durchaus will, ſeinen Hals allein wagen." — „So?" — lachte dieſer — „alſo an mir iſt nichts gelegen? Stehſt Du hier ſo unter'm Pantoffel,

lich wieder, auch trafen mit ihr zugleich die zurückgelaſſenen Sachen ein.

Da ihr Gatte durchaus keine Anſprüche auf ihre Zärtlichkeit zu machen ſchien, ſo wuchs ihr Vertrauen zu ihm mit jedem Tage, ſo daß ſie bald auf einen, zwar ganz entfernten, aber doch recht angenehmen Fuß mit einander geriethen.

Auf ſeine Frage, ob Albina verzeihen könne, daß er ihrer Ehe mit dem Grafen Seeland in den Weg getreten ſey, antwortete ſie, ſie fühle jetzt erſt, von welchem Unheil er ſie damit befreit habe, und würde ihr Geſchick noch leichter tragen, wenn nicht der Zorn ihres theuern Vaters und das Unglück ihrer Tante auf ihr laſteten.

Den erſtern verſprach der Graf gewiß, vielleicht bald, zu verſöhnen, über letzteres aber bat er ſich einige Aufklärung aus. Albina geſtand nun unverhohlen ihre Liebe zu Adelsheim und wie weit die Tante dahinein verflochten ſey. Sie fügte hinzu, daß der von ihrem Vater Abhängigen unſtreitig eine harte Behandlung warte, wenn der Einſpruch, wie ſie nicht anders glauben könne, von dem jungen Maler herrühre. Ihr Auge fragte dabei abermals an, ob ſie hierüber keine Aufklärung haben dürfe. Allein Graf Trautenitz brach gänzlich davon ab, und bat ſie, ſich auch hierin auf die heilende Zeit zu verlaſſen; ein Wort,

Friddag? und läßt Dich herumſchwatzen? das wußt' ich nicht." — „Sei kein Kind" — ſagte Harko zu ihr, die mit Bitten fortfuhr — „es iſt noch feſt genug. Sieh, da läuft ja noch ein ganzer Trupp!" — „O, das ſind unwiſſende Jungens! die fragen nach nichts, und laſſen ſich nichts ſagen. Aber von Euch wär' es eine rechte Schande!" — „Na, ſo habe Dich doch nicht ſo!" — verſetzte Harko, indem er von ihr weg dem Ufer zuging — „bange machen gilt nicht." — „Du biſt doch ein Trotzkopf, wie es keinen giebt!" — rief ſie zornig — „man mag es noch ſo gut mit Dir meinen!" — ſie brach ab, ging hinein und ſchlug die Thüre hinter ſich zu. —

— „Das Eis iſt noch billig gut" — ſagte Arend, als ſie darüber hinjagten — „aber es fängt doch ſchon an ſchlüpfrig zu werden." — Ein naſſer Weſthauch blies ihnen entgegen. Die Winterlandſchaft machte ein recht grämliches Geſicht. Die Häuſergiebel, grau und roth, ſahen ſchmutzig aus gegen die noch ganz weißen Dächer, wogegen der Wald traurig ſchwarz da ſtand, weil von allen Aeſten und Zweigen der Schnee ſchon heruntergeleckt war. Wie anders, wenn die Bäume im Silber und duftigen Federſchmuck des Rauhreifs prangen!

Mitten auf der Eisfläche ſegelte ein Schwarm Bauerburſche an ihnen vorbei. Der Cigarrenjunge war darunter. Als er ſo dahin ſchnurrte, warf er nach Harko einen Schneeball und ſchrie: „guten Abend Herr Baron! wünſche fröhlich Weihnachten! Fräulein Hyma beſcheert Euch ja wohl ein ſchönes Chriſtkind?" — „Verdammter Bube!" rief

Harko, und wollte ihn verfolgen, aber jener war ſchon weit weg, hinter dem hoch wehenden Reith (Schilf) und man hörte ihn nur noch aus der Nebeldämmerung mit den andern zurückſchimpfen und lachen. — „Seit der Schlingel in die Tabackfabrik gekommen" — ſagte Arend — „iſt er vollends ein Taugenichts geworden. Ich wollt', er bliebe ganz in der Stadt. So oft ich ihn jetzt ſehe, mein' ich, der Molch ſtiftet uns ein Unglück an."

Am Rande des See's angelangt, ſahen ſie die hellen Fenſter des goldenen Schwans über die Gärten und Zäune herblitzen; Muſik klang durch die rieſelſchauernde Nachtluft; am großen Gaſthof her trieben ſich die Dorfjungens, Knechte und Mägde herum. Hie und da kam einer aus dem Hauſe geſprungen mit der Flinte, um einen Weihnachtſchuß in die Finſterniß zu knallen; worauf dann immer ein Jubelgeſchrei der Menge antwortete. Drinnen ging es laut zu. Am Heerd und in der Seitenküche wurde gekocht und beſtellt, Aufwärter und Schenkmädchen rannten durch's Gedränge; im Saal wirbelten die Tanzpaare umher. — Die Nachbarſchaft von drei Stunden in der Runde war hier verſammelt, Mädchen und Frauen die Menge, Hyma ohne Frage die ſchönſte von allen. Harko ſah, wie ſie umdrängt und gefeiert ward, mit eiferſüchtigem Zorn; doch zugleich wieder mit Stolz; es war ja ſeine Baſe, und weil er ſie liebte, wollte er ſie von aller Welt hochgehalten wiſſen, mochte ſeine Neigung auch von ihrer Seite unerwiedert bleiben. — Auf ſeine Anrede war ſie recht freundlich. Ihre Frage aber: warum er ſich ſo lange nicht bei ihr habe ſehen laſſen? — ärgerte ihn. — „Soviel

begreifſt Du doch wohl, daß ich bei meinem jetzigen Stand gegen den Aſſeſſor nicht auf die Haideburg komme? Der ließe mich ja zum Hauſe hinauswerfen." — Bei dieſen Worten machte ſie ein betroffenes Geſicht, fand aber zur Gegenrede keine Zeit, da ein Tänzer kam, ſie in den Walzer abzuholen. — Er ſah ihr verwundert nach. Sollte ſie das alles nicht wiſſen? — Ihm war ſo natürlich zu denken, Jeder müſſe mit ſeinen Verhältniſſen beſchäftigt und bekannt ſein, daß ihm die Möglichkeit des Gegentheils noch gar nicht in den Sinn gekommen. Solche Gleichgültigkeit von Hyma hatte nun freilich auch ihr Bitteres. Er wollte darüber doch auf's Reine. Den dritten Tanz von dieſem an ſollte er mit ihr haben; da gab es hoffentlich hinreichende Sprechgelegenheit. Für jetzt trat er mit des Förſters Tochter in die Reihe. Die Mariane, ein luſtig ſchwatzendes Mädchen, fragte ihn, ob es denn wahr ſei, daß Hyma mit dem Amtsaſſeſſor verſprochen ſei? — Die ganze Geſellſchaft behaupte es, und da er ſie im Schlitten hergefahren, ſah' es ja faſt ſo aus. — Schlimm genug! dachte Harko — daß ich nicht ein helles Nein entgegenſchreien kann!

Als er nachher jenen verſprochenen Walzer begehrte, fand ſich: Hyma hatte Verwirrung gemacht. Drei Bewerber kämpften um ihre Anſprüche auf dieſe, jene Zuſage. Unglücklicher Weiſe ſtand auch der Junker mit vorn an; das Recht ſchien wirklich auf ſeiner Seite zu ſein; ihm gab ſie die Hand, er zog triumphirend mit ihr davon.

— „Aber der Tanz war ja mir verſprochen!" — rief Harko zürnend — „wie kann ich denn ſo plötzlich darum

kommen?" — „Ja!" — ſpottete ſie neckend zurück — „wenn ein Unglück ſein ſoll, kommt es wie der Blitz!" — Hin flog ſie mit dem Junker. Die Andern hatten das Nachſehen und durften ſich gegenſeitig auslachen. Aber Harko lachte gar nicht. Er war Gift und Wuth. — Teufliſch eitle Katze! knirſchte er, als ſie nun an ihm vorbeirauſchten, ſie ganz Freundlichkeit und Lachen, der Junker in hochmüthiger Geckerei ſich wiegend. Gern hätte Harko ſie beide zuſammengeſchlagen. Jedoch war er zu ſehr Mann und dachte zu edel, um über einen Tanz Streit zu erheben. — Zwei ſchnelle Tänze hinter einander, einige raſch ausgetrunkene Gläſer hatten ihm aber das Blut erregt. Nun kam dieſer Verdruß hinzu. Er glaubte überall höhniſche Geſichter zu ſehen. Es litt ihn nicht mehr im Saal.

Auf der Diele ſchlug ihm die kalte Luft, der Torfrauch entgegen; die Lichter flackerten trübe durch den Qualm, die Menſchengeſtalten huſchten mißfarbig ſchattenhaft durch einander, in das Getümmel quäkte die Muſik falſches Leiergedröhne, rohes Lachen meckerte dazwiſchen. Alles hatte ſich ſo unheimlich und widerte ihn an. Er ging in die Seitenkammer, unter einem Haufen von Mänteln, Pelzen, Kapuzen ſeine Schlittſchuhe hervorzugraben. Als er damit wieder heraustrat, kam Arend heiß und luſtig vom Tanzſaal. — „Was?" — ſchrie er — „Du willſt ſchon fort? Und über's Eis? Hörſt Du nicht wie es regnet? Ganz ſchlackriges Thauwetter! Nun ſag' ich auch wie vorhin Almode: Du biſt wohl toll?" — „Ho! bis morgen früh hält der See noch!" — „Ich ſage Dir, nicht eine Stunde! Jürgen Reland iſt

mit ſeinem Schlitten ſchon eingebrochen. Bleib hier! die Luſt geht ja nun erſt recht an.“ — „Für mich iſt ſie wohl vorbei. Ich mag nicht mehr.“ — „Na, wenn Du mit Gewalt ins Unglück willſt! — Ha! Du! Friddag!“' — rief er ihm noch nach — „wahre Dich wenigſtens vor dem Mühlbach durch den See! Und halte vom Gänſeloch mehr links hinüber!“ — „Was frag' ich nach Mühlbach und Gänſeloch!“ — zürnte Harko in ſich hinein, drang durch's Gewühl und war bald von aller Feſtfreude und Fröhlichkeit fern hinweg in's verödete Dorf, an einſam von trüben Lampen kaum erhellten Fenſterlein vorbei, zur wüſten Winternacht hinaus. — Wirklich ſchlug ihm eiſiger Regen ins Geſicht, der Boden weichte ſchon unter den Füßen und die Eisfläche ſah, der Auflöſung zuſchwindend, recht ſchwarz. Er aber ſtand auf ſeinem trotzigen Sinn. — Bah! was frag' ich danach! — und ſchnallte die Schlittſchuhe an. — Die Nacht war mehr grau als finſter; doch floß ein dichter Nebel, welcher Bäume und Hausdächer in geſtaltloſe Maſſen wirrte. — Die Welt lag ausgeſtorben in tiefſter Stille. Nur der Wind raſchelte im Schilf, hie und dort knackte das Eis mit feindlichem Klang. Harko lief raſch drauf los — ſein Sinn war verwildert. — Die Bruſt voll ſchwerer Empfindung laſtend, als wäre das Blut dick geronnen. Die Fläche dröhnte weit hin. — Mag es brechen! — Wenn ich ertrinke, wem iſt daran gelegen! — Sie hat mir's angethan! — Mag ſie denn auch vor meinem Geſpenſt erſchrecken, wenn um Mitternacht ein naſſer Schädel in ihr Kammerfenſter hereingrinſet!

15.

Obgleich Harko das Land um den See her genau kannte, ſo waren doch vom Schneeregen und Dunſtgerieſel alle Gegenſtände und Merkzeichen ſo ſchleierverhüllt und entſtellt, daß er nicht recht wußte, wo er war. Der naſſe Wind platſchte ihm ins Geſicht, er ſah kaum zehn Schritte voraus. Im Laufen hatte er doch Arends Warnung nicht außer Acht gelaſſen. Nach ſeiner Meinung war er ſchon am Gänſeloch, einer Einbiegung des See's, vorbei, und die Mühle mußte weit drüben rechter Hand, ſchräg hin liegen. So hatte er nur noch ein paar hundert Schritt an ſein Ufer und ſteuerte tapfer drauf zu. — Da murmelt plötzlich Waſſer unter ihm — der Boden knackt — er ſtutzt — die Eistafel, worauf er ſteht, bricht weg, ein ſchwarzes Waſſermaul gähnt ihn an — er ſtürzt hinein — ſchnappend, ſchreiend — gleich bis zur Bruſt, in die eiskalte Flut. — Er fühlte wohl Grund, aber er fühlte auch, wie dieſer wich und er mit den Schlittſchuhen tiefer hineinſchnitt. — Der Verſuch, ſich durch einen Sprung an's Eis hinaufzuwerfen, mißlang; beinahe wäre er nicht wieder aufrecht zu ſtehen gekommen. — In ſolchen Augenblicken erwacht dem, der kürzlich noch mit Todesverachtung vom Sterben geſprochen, eine plötzliche Lebensluſt — ſolch Ende im kalten See iſt gar zu grauſig. — Harko fing an mörderiſch zu ſchreien, und immer heftiger lauter, je dringender die Noth. Schon ging ihm das Waſſer an den Hals — der Moment war nah, wo er nicht mehr rufen konnte. — Alſo: Hülfe! — Hülfe! — Hülfe! — in die weite, wüſte, todte Nacht hinaus — und um ſich

ber geſchlagen, wüthend im Todeskampf — aber immer nur treuloſes Eis oder abknackendes Schilf gegriffen. — Die Füße fühlte er ſchon im Schlamm befangen. Nichts rührte ſich über den ſchwarzen, höhniſch kalt liegenden abſcheulichen See umher. Kein Menſch war zu erſchreien! — Er hier ganz allein — ſo am tückiſchen Erſaufen — und ſo nah am Ufer. — Wenn nur ein Menſch kam, war er gerettet. Aber ſchon fing er an zu erſtarren, und es kam niemand! — kam niemand! — In Angſt und Noth verſagte ihm faſt die Stimme. Noch einen Todesſchrei ſtieß er aus — den letzten Moment ſah er vor ſich — — da kam ein Menſch gerannt — plötzlich war er da — wie vom Himmel gefallen. Mit einer Stange kam er, und reichte ſie dar. Harko packte an — beinah riß er ſeinen Helfer zu ſich herein. Da kam noch einer, warf ihm einen Strick — hielt jenen — beide zogen — er brachte die Füße los — trieb hinauf — ſchwamm oben — erreichte feſtes Eis, glitt darauf hin — ſie ſchleppten ihn eine Strecke — griffen ihm unter die Arme — riſſen ihn empor. — Er ſtand, ſchauderte, dankte — das Eiswaſſer lief an Kopf und Schultern — an und in den Kleidern herunter. Er war gerettet. Von wem? — Almode war es.

Almode hatte ihn ſchreien gehört. — Nahe an der Mühle — ſo im Nebel verirrt — war er hineingebrochen — ſie ſprang hinaus, von der Nothſtimme gerufen, von Ahnung getrieben; ihr Herz führte ſie den rechten Weg. Der Ohm rannte ihr nach. So kamen ſie in dem Augenblicke — der nächſte wäre Harko's letzter geweſen. Und wie

ſie ihn nun erkannte! und er ſie! — Ihr Jubel, und Schelten dazwiſchen; und ſein Dank! — Das Mahnen des Ohms: nur vorwärts! nur gleich herein! — es gab eine verwirrte Scene — ſo wild und verrückt und nachtgrauſig wie zugleich freudenvoll — und in Worten und Bewegungen ſelbſt lächerlich — ſo daß Harko der erſte war, obgleich noch Waſſer ſchluckend und Athem jappend, ein lautes Lachen aufzuſchlagen.

— „Ja, nun kannſt Du wohl lachen!" — ſagte der Ohm — „was das für Streiche ſind!" — „Bei dem Wetter! — über'n See!" — rief Almode — „hab' ich es nicht geſagt? Aber mich ausgelacht — verhöhnt! — und nun ſo gerade in den Mühlgraben! — biſt Du denn ganz blind geweſen? — Hier herüber! — da iſt der Steg — geſchwind! gieb mir die Hand — daß wir nur ins Haus kommen! daß Du trocken Zeug auf den Leib ...".

Aber im Augenblick da ſie in die Mühle treten wollen, ſchreien alle drei wie aus einem Munde: Herr Jeſus! was iſt das? — — Drüben am Göhlenhof geht heller Schein in die Luft — Feuer läuft hinter'm Giebel auf — aus dem ganzen Dach ſchlagen Flammen empor. — „Waſſer und Feuer?!" ſo zugleich?" — ruft Harko — „das iſt zu toll!" — und reißt ſich los — ſie wollen ihn halten — — aber er reißt ſich los — rennt hin — über die Brücke — der Ohm hinterdrein. Almode ſpringt ins Haus, die Mutter über ihr vorheriges Weglaufen zu beruhigen — dann nachzukommen.

Wie Harko und der Ohm den Hof erreichen, iſt das

Strohdach ſchon meiſt ins Haus hineingefallen, ein anderer Theil vorn über den Giebel herabgeſchoſſen. — Die ſchwarzen Sparren und Latten flammen, flackern hoch in die Nacht, drunten im Hauſe praſſelt ſchon alles wogende Glut. Weißer Dampf, zuweilen von der Flamme hellroth durchleuchtet, wälzt ſich über die Zerſtörung hinauf, durch die nackten Aeſte der Eichen, welche traurig auf das ſo lang von ihnen beſchützte, nun im Sauſen dahin wehende Haus niederſtarren.

Vieh und Pferde waren gerettet, irrten auf dem Hof umher. Die Magd, allein im Hauſe geweſen, der Großknecht kurz vor dem Ausbruch heimgekehrt, wußten über das Entſtehen nichts anzugeben. — Mit ihrer Hülfe und dem Beiſtande des Müllers riß Harko noch einiges Hausgeräth, Koffer, Bett durch die Seitenthür heraus. An weiteres Retten war nicht zu denken, an's Löſchen vollends gar nicht. — Wie gewöhnlich auf dem Lande, fehlte es an Spritzen. Erſt allmählich kamen einige Nachbarn mit Feuerhaken, Eimern und Keſſeln gelaufen. Das Korn auf dem Boden ſtieg in einer hohen Flammenſäule empor. Funken und Feuerflocken flogen in die Baumäſte, zündeten dort auch hin und wieder. Man mußte ſich begnügen, brennen zu laſſen und das weitere Umgreifen zu verhindern. Alle Anſtrengungen gingen dahin, die Scheune, den Speicher und ein kleines an den Hof ſtoßendes Heuerhaus zu erhalten. Zum Glück ſtanden ſie entfernt, der Wind kam von dort und es fing an ſtark zu regnen. Mancher gefahrdrohende Sparren ward heruntergeriſſen und fortgeſchleift. Jetzt brachen die inneren Tragebalken, die Stubendecken — und ſtürzten ins Haus.

Der Schornstein über den Wohnzimmern wankte und kam bald mit einem mächtig donnernden Schlag herunter. Alle Fenster waren zersprungen und eingeschmettert — man stieß einzelne Wände ein, das innere Lodern unter ihrer Last und Wucht zu ersticken. — Harko arbeitete wie ein Riese, die Männer standen ihm treulich bei, immer mehrere liefen herzu, Frauen und Kinder hüteten das Vieh vom Feuer ab, trugen die geretteten Sachen weiter weg. Man war des Brandes wenigstens Herr geworden und ließ die in sich unaufhaltsame Verwüstung ihren Gang fortgehen. — Da verkündete fernes Getümmel den Heranzug vieler Menschen. Voraus hörte man helles Schellengeläut. Die Flamme war in Meglahde gesehen worden, alles hatte sich auf die Beine gemacht. Der Amtsassessor fluchte zwar über die Störung, doch rief ihn vor allen andern seine Pflicht an den Platz. So kam er in Begleitung des Försters und Amtsboten dahergejagt, das Klingeln seiner Schlittenpferde tönte seltsam höhnend in den traurigwilden Aufruhr herein. Andere Wagen folgten; Brundal und Gisel die ersten — bald erfüllte wirres Gedräng die Stätte, welche kurz zuvor unterm Wüthen des Elements noch so schauerlich einsam gewesen war.

Harko hatte sich, von dem Eisbade und dem unmittelbar folgenden Feuerkampf erschöpft auf einen geretteten Koffer niedergelassen. Almode saß neben ihm, trocknete den Schweiß von seiner Stirn und bat ihn wiederholt mit nach der Mühle zu gehen, um endlich die Kleider zu wechseln — er müsse ja sonst den Tod davon haben. Er stand auf, dem Junker entgegen. Haar und Augenbrauen angesengt, Gesicht schwarz

deſſen Unbeſtimmtheit ſie durch weitere Nachforſchungen umſonſt zu heben ſuchte.

12.

Nach einer Zeit von drei Monaten konnte Albina ſich nicht mehr enthalten, an ihren Vater zu ſchreiben. Sie ſagte ihm, ſie verſtehe zwar noch immer den Zuſammenhang des ſo ſonderbaren Begegniſſes an ihrem Hochzeittage durchaus nicht, ſey aber dadurch, daß er ihr in ſeinem geprüften alten Freunde einen zweiten Vater gegeben habe, am beſten noch für die harte Entbehrung des ſo ſehr geliebten wirklichen Vaters entſchädiget worden. Nichts drücke ſie, als ſein Unwille und die Abweſenheit der guten Tante. Sie bat, daß wenigſtens der erſte aufhören möchte. Sie ſchrieb ſpäterhin noch einige Briefe, die aber, gleich dem erſten, ſämmtlich ohne Antwort blieben.

Wäre das letztere nicht geweſen, ſo würde ſich das Fräulein — denn ſo konnte ſie immer noch genannt werden — noch mehr in dem neuen Verhältniſſe gefallen haben. Der Graf, ihr Gemahl, beſuchte ſie gewöhnlich nur Mittags, wo ſie gemeinſchaftlich ſpeiſeten, doch ſah er's gern, wenn ſie in der übrigen Zeit manchmal zu ihm kam, um ihn zu einem Spaziergange abzuholen, oder eine Par-

vom Dampf, Rock zerriſſen, Stiefel verbrannt — ſah er aus wie ein Wilder. — Murner ging auf dem Schreckensplatz umher, forſchte nach den Umſtänden, traf noch einige Anordnungen, bedauerte mit kühlen Worten das Geſchehene, lobte die bewieſene Thätigkeit, beſtellte eine Feuerwache für die Nacht und befahl das Nöthige, um ſogleich morgen die amtliche Unterſuchung über das Entſtehen der Feuersbrunſt vorzunehmen. — Hierbei ergab ſich, wie und wo man ſie zuerſt erblickt; Harko's Eisabentheuer kam zur Sprache. Das Zuſammentreffen von ſo doppeltem Unglück erregte allgemeinſte Theilnahme. Arend Giſel ſagte: „Hatte ich Dich nicht gewarnt?" Brundal bat ihn, für die nächſte Zeit und ſo lang er noch auf der Pfarre hauſe, bei ihm zu wohnen. Die Nachbarn beredeten, wie ſie Pferde und Vieh bei ſich aufnehmen wollten. „Ich bin der nächſte!" — rief Arend „und habe Platz für alles." — Manche waren jedoch, die unter ſich flüſterten und in dem Waſſer- und Feuer-Unglücke eine über den Frieſenhochmuth verhängte Strafe ſehen wollten. — — Das Volk ſtand in Gruppen, eine Maſſe ſchwarzer Geſtalten. Es brannte noch immer. Zuweilen ſchlug wieder eine Flamme auf und beleuchtete mit ihrem blendenden Schein alle die Geſichter umher. Der weiße Dampf wälzte ſeine Wolken in den finſtern Himmel der dafür Regenguß herunterſendete.

Plötzlich kam mit wehendem Mantel und Schleier Hyma durch das Gedränge geflogen. Sie hatte ſogleich auf das erſte Feuergeſchrei mitgewollt. Durch die Vorſtellung aber, daß Frauen da nicht an ihrem Platz, Männer nöthiger

wären, und ſie vom Tanz erhizt, doch jezt nicht hinaus dürfe, war ſie abgewieſen. Doch konnte ſie nicht zurückbleiben, verſchaffte ſich Wagen und Begleitung, und ſprang nun über Löſcheimer und Brandtrümmer zu Harko mit dem Ausruf: „armer Junge! was iſt Dir geſchehen!" — Ihr Kommen war ihm doch eine freudige Ueberraſchung. — — Klangen nun ihre lezten Worte noch in ſeiner Seele nach, oder kam er abſichtlos auf denſelben Ausdruck — „ja Hyma" — ſagte er — „wenn ein Unglück ſein ſoll, kommt es wie der Bliz."

Sie fuhr betroffen zurück, erſchüttert von dieſer Rede — ihrer Worte ſich erinnernd — als hätte ſie mit jenem dort hingeworfenen Scherz den Untergang ſeines Hauſes prophezeit, wohl gar hervorgerufen. Es war eine Empfindung des Entſetzens, die ihr durchs Herz flog. Sie erſchrak über ſeinen Anblick, faßte ihn an den Schultern — „Mein Gott! — naß durch und durch! das trieft ja alles!" — und mußte nun noch erfahren, wie er kaum dem Tod im See entriſſen, hier in die Flamme geſchleudert worden.

Eine Gruppe voll Schmerz, Leidenſchaft und verhaltener Empfindungen. — Harko zwiſchen den beiden Mädchen. Almode innerlich zerknickt im Schatten neben ihm hingeſunken. — Hyma aufrecht vor ihm ſtehend, ihr Geſicht hellroth vom Flackerſchein überſtrahlt. Murner, Giſel und Brundal ſeitwärts — die andern im Kreis umher, zum Theil neugierig, zum Theil gleichgültig. Hinter ihnen das niedergebrannte Haus, von dem jezt nur noch die Mauern ſtanden — weiter draußen ganz ſchwarze Nacht, durch welche hier und da ein Baumſtamm hervortrat, wenn irgend ein

ſchwacher Feuerblick über ſeine Furchen und Knorren ſtreifte. — „Hier iſt fürs Erſte nichts mehr zu thun" — nahm der Müller das Wort — „komm mit nach Hauſe." — „Ich kann ja den Unglücksort nicht verlaſſen" ſagte Harko. — „Du mußt doch in andres Zeug. Das iſt ja eine Geſchichte, zehn Pferde umzubringen. Willſt Du hier in der Nacht erfrieren?" — Alle redeten ihm zu. Für Bewachung des Feuers war geſorgt. Brundal und Giſel wollten ſelbſt hier bleiben. Die Haufen verliefen ſich allmählich. Ihr Geſchwätz über dieſe merkwürdige Unglücksgeſchichte murmelte durch die Finſterniß hinweg. Murner bot Hyma an, mit ihm nach Hauſe zu fahren. Sie zögerte, warf einen langen tiefen Blick auf Almode, faßte Harko's Hände in die ihrigen — „ich kann Dir ja doch zu nichts helfen! — ſoll ich bleiben?" — „Geh nach Hauſe, gute Hyma, ich danke Dir!" — ſagte er aus tiefem Herzen. — Sie ging zum Schlitten, der gleich darauf fortklingelte. Er ließ ſich von den andern nach der entgegengeſetzten Seite hinwegziehen zur Mühle. Doch kaum hatte er hier Kleider gewechſelt, einen Biſſen gegeſſen — ſo beängſtete ihn dieſe Ruhe. Er ging wieder hinauf zum Göhlenhof. Als ob ihm ein grauſiges Nachtgeſpenſt entgegenträte — er konnte das Plötzliche des Unglücks noch immer nicht faſſen — ſah er zwiſchen Bäumen und Trümmern den Rauch aufqualmen. Brundal und Giſel ſaßen mit andern Wächtern vor der Brandſtätte. Er trat an das glühende kniſternde Flammengrab ſeiner nun ganz verwüſteten Habe. Der tiefe Seufzer wand ſich aus ſeiner Bruſt: „Ein ſchönes Weihnachtsfeſt!"

15.

Die Unterſuchung, welche der Amtsaſſeſſor eifrigſt anfing, brachte keinen ſonderlichen Aufſchluß. Allgemein ward vermuthet, das Feuer ſei angelegt geweſen. Durch wen? — Der Verdacht galt dem Cigarrenjungen, den einige gegen Dämmerungszeit am Göhlenhof herum geſehen. — Den lahm geſchlagenen Sultan, die frühere Drohung gegen Harko hinzugerechnet, das Begegnen auf dem Eiſe mit dem hämiſchen Spottgruß daneben gehalten, fand man hier ſchon dringende Indicien. Sie wuchſen zur Wahrſcheinlichkeit, als man auf Nachfrage in der Stadt erfuhr, ſeit Weihnacht ſei er nicht wieder zur Tabackfabrik gekommen, niemand wiſſe von ihm. — Unter den im Brande verlorenen Sachen bedauerte Harko beſonders auch eine alte goldene Uhr, von ſeinem Vater geerbt — mit deſſen Namen „Okko Fridbag" bezeichnet — in das innere Gehäuſe gravirt. Sie hatte in der Wohnſtube nicht weit vom Fenſter an der Wand in einem eiſernen Käſtchen gehangen. Die Magd, welche beim Ausbruch im Hauſe geweſen, meinte, gerade als die Hühner zu „Wiemen" gingen, dort ein Geräuſch gehört zu haben, wie von einem geöffneten und wieder zugedrückten Fenſter — jedoch beim Nachſehen fand ſie nichts Verdächtiges. — Aber daß Sultan, der ſonſt ſo treue Wächter, gar nicht angeſchlagen? Und wo war er hin? Verbrannt? Seit jenem Abend nicht wieder zum Vorſchein gekommen. — Es löſete ſich bald. — Der Knecht, mit welchem er vom Hofe gelaufen war, hatte ihn zurückgejagt. Arends Georg ſagte: er habe vor Dunkelwerden einen Hund jämmerlich ſchreien gehört. —

Zwei Tage nach dem Brande ward Sultan in einem Graben gefunden mit zerschmettertem Kopf. — „Mein armer Sultan!“ — rief Harko, indem er ihn in einen alten Fuchsbau einscharren ließ — „ich wußt' es ja wohl, du kämst nicht mit nach Amerika!“

Durch eine seltsame Fügung war jene Wand der Wohnstube und das an ihr hängende eiserne Uhrkästchen unversehrt geblieben; die Uhr aber fehlte. Danach schien ein Diebstahl ausgemacht und mit ihm die hinterdrein verübte Brandlegung zusammenhängend. Wo das Feuer ausgekommen? — das war, wie fast immer beim Abbrennen von Landwohnungen, nicht zu ermitteln. In der Regel heißt es: das Feuer kam plötzlich wie aus dem Himmel gefallen überall zugleich vom Boden herunter!

Keinem Menschen fiel ein, wider Harko nur den Schatten entfernteſten Argwohns zu hegen. Der Amtsaſſeſſor aber fand nöthig, seiner Vor-Unterſuchung einige Bemerkungen über die letzten Haushaltveränderungen auf dem Göhlenhof anzufügen. Alles, wie ſich von ſelbſt verſtand, nur zum Zweck möglichſter Vollſtändigkeit! zur Ermittelung der Wahrheit! — — Harko hatte kürzlich einige Stücke Vieh verkauft — das war allerdings nur im Hinblick auf künftige Einſchränkung des Landweſens geſchehen; aber es konnte auch einen andern Grund haben. Er hatte Sachen von Werth, Leinen und Silberzeug in Koffer gepackt und dieſe in das leerſtehende Heuerhaus geſtellt — das war allerdings nur in Bezug auf ſeinen bevorſtehenden Abzug geſchehen, ſollte auch nur für ein paar Tage wegen häuslicher Arbeiten Raum ver-

ſchaffen; aber es konnte auch einen andern Grund haben. — Sein Haus ſtand ziemlich hoch in der Brandcaſſe verſichert, ebenſo alles „Inqut" bei der Gothaiſchen Verſicherungsbank, das war freilich nur das Thun eines vorſichtigen Hausmanns; aber es konnte hier auch einen andern Grund haben. — Daß er am Weihnachtabend vom Hauſe geweſen, und auch ſeinen Leuten bis auf eine Magd das Ausgehen erlaubt, war freilich nichts Ungewöhnliches; faſt die ganze Nachbarſchaft, der Amtsaſſeſſor ſelbſt hatte das nämliche gethan. Aber Harko's wunderliches Benehmen auf dem Ball, ſeine Unruhe, ſein plötzliches Fortrennen von dort erſchien doch ſehr auffallend. — Das Einbrechen ins Eis und die Rettung grenzten ans Fabelhafte. Almode und ihr Ohm waren freilich Zeugen dafür. Aber ſprachen ſie auch die Wahrheit? Standen ſie nicht mit ihm in Freundſchaft? Hegte Almode nicht etwa gar Wünſche eines näheren Verhältniſſes? — — Der Kutſcher Bruff — ein ſehr zuverläſſiger, ganz unparteiiſcher Mann! — wollte an jenem Abend im goldenen Schwan gar zweideutige Aeußerungen wie Zuckungen eines böſen Gewiſſens — von Harko gehört haben. Der Schreiber Krodel ließ ſich merken: wenn er nur erſt vernommen würde, da möchten wunderliche Sachen ins Protokoll kommen. — — Es iſt nicht ſchwer, den Namen eines ehrlichen Mannes zu beſudeln, wenn man den Mann ſelbſt durch irgend eine ihm nachtheilige Begebenheit nur erſt ſo feſt hat, daß er zu den Schmutzwürfen, womit man ihn beſchleudert, ſtill halten muß. Der Verläumdung untrüglicher Wahlſpruch iſt ja von älteſten Zeiten her: nur friſch zu gelogen! wenn

auch noch ſo unglaublich — es bleibt doch immer etwas hängen! — — So auch hier. — Mancher fing ſchon an zu munkeln: der Brand ſei doch bei Harko's jetziger Lage ein auffallendes Ding! — Durch ſeine Abſicht des Gutverkaufs und ſeinen Auswanderungsplan hatte er ſich bei den in ihrer Sinnesdumpfheit ſtreng am altgewohnten klebenden Haidebauern den Ruf eines Abenteurers erworben. Welche Sprünge konnte man nicht erwarten von ſolchem Projectmacher? — Andre ſagten dagegen zwar: dummes Zeug! gerade wenn er den Hof verkauft, bekommt er ja nichts vom Verſicherungsgeld. Das fällt ja dem Käufer zu! — Die Kopfſchüttler aber meinten: wenn einer Streiche im Sinne habe, könne er ja den Hof unter'm Vorwande eines zu niedrigen Bietens hinauftreiben, alſo wieder an ſich ziehen, Bauanſtalten treffen, wenigſtens einen Theil des Verſicherungsgeldes herauslocken, und dann! heidi! auf und davon! — So wurde viel albernes unreifes Zeug hin und her geſchwatzt, und Harko's guter Name in freundſchaftlichen Geſprächen auf Kirchpfaden und Wirthshausbänken geſchäftig zerriſſen.

Der Amtsaſſeſſor blieb dabei nicht müßig. Ihm lag ja ob, den Thatbeſtand zu ermitteln, den Verbrecher herauszubringen und gerade dadurch Harko's Unſchuld ins hellſte Licht zu ſtellen. Wenn ihm das nun nicht gelang, wenn im Gegentheile mancher Umſtand, manche Zeugenausſage ihm ein bedenkliches Achſelzucken entlockte — ja lieber Gott! ſo war es eben ein Zuſammentreffen überraſchender Thatſachen! — War nicht ſchon manches Verbrechen auf höchſt

verſchlungenen Wegen bei Menſchen, denen man das nie zugetrauet, langſam zur Reife gekommen? — und dann durch ebenfalls wunderſame Zufälligkeiten entdeckt worden? — Er wollte nichts geſagt haben! — am wenigſten über Harko, der ihn ja ohne allen Grund als ſeinen Verfolger anfeinde; aber die Zeit werde alles ans Licht bringen! — Die Geſchichte mit der Uhr ſchien dem Junker eine ſchielende Erfindung, an welche man allenfalls eine Hausſuchung anknüpfen möchte. Vielleicht ſpränge das alte, verloren geglaubte, angeblich entwandte Erbſtück dann plötzlich aus irgend einem Koffer ans Licht.

Harko ſelbſt hatte von all dieſem Schwatzen und Treiben gar keine Ahnung. Seit der Unglücksnacht ſaß er in dem kleinen Heuerhauſe, welches ſonſt von einer Taglöhnerfamilie bewohnt, jetzt aber zufällig ſeit Michaelis leer geblieben, zur Sicherheit durch den Großknecht behütet war. Seine Wirthſchaft richtete er hier ein, wie es nach den Umſtänden gehen wollte, kärglich genug. Das Vieh behielt größtentheils Giſel auf dem Stall; ein paar Stück brachte er in der Scheune unter. Die Futtervorräthe waren ihm geblieben, dagegen das ausgedroſchene Korn und zwei mächtige Strohdiemen von der Flamme verzehrt. — Es fehlte an Hausgeräth und Betten, an Lebensmitteln, an Geld — und vorzüglich an Credit. Mehr als *ein* Gläubiger, der ſonſt wohl noch lang ſtill geblieben wäre, kam ſchon mit Rechnungen und Mahnungen, nicht immer höflicher Art. So blickte er in ein trauriges Neujahr hinein. Dazu des innerſten Gemüths tief aufgerüttelte Bewegung. — In welchen Contraſten waren

Hyma und Almode ihm erſchienen!“ — Jene hatte ihn öffentlich gehöhnt, dieſe in dunkler Schauernacht ihr Leben daran geſetzt, das ſeine zu retten. War auch die Gefahr für ſie nicht ſo gar groß, wußte ſie auch nicht, als ſie aus dem Hauſe ſprang — wem zu Hülfe; — er mußte ihr doch den vollen Werth ihrer That anrechnen. Und rechnete auch ſo mit redlicher Anerkennung. Aber wie glücklich hätt' er ſich gefühlt, wäre er an Hyma ſolchen Dank ſchuldig geworden! — Schlug er es hier doch ſchon hoch an, daß ſie auf die Brandſtatt zu ihm gekommen war. — Dies kleine Liebeszeichen funkelte ihm wie ein heller Stern beſtändig in die Augen. Die vielen Beweiſe von Almode's treuer unbedingter Zuneigung dagegen mußte er ſich immer erſt von neuem zuſammenſuchen; ſchalt zwar ſelbſt dieſe ſchnöde Geſinnung und konnte doch ſein Herz nicht zwingen. — Der Kieſel, den die Liebe reicht, wird gleich zum Diamant. — Hier Dankbarkeit, dort überwiegende Leidenſchaft, ſtand er fortwährend zwiſchen den beiden Mädchen, wie ſie an jenem Brandabend ihn hin und her zogen. Auch dieſes unklare Verhältniß befeſtigte ihn in ſeinem Wanderbeſchluß. Doch trat der Ausführung jetzt das Unterſuchungsverfahren mit weit ausſehenden Hinderniſſen entgegen. — Aus dem erſten Angriff kam die Sache zwar bald in andre Hände; der Amtsaſſeſſor jedoch behielt durch manche an ihn gehende Aufträge noch immer Mittel genug, Verzögerung und Chikane hineinzuwerfen, beſonders aber ſeinen Feind unter der Verdachtwolke feſtzuhalten, die er über ſeinem Haupt anzuſammeln gewußt hatte und durch kunſtreich angebrachte Schattendrucke noch ver-

ſchwärzte. — Harko begriff endlich, wie tückiſch mit ihm geſpielt wurde. Seine innere Wuth brach nun in manchem Verhör aus; er pochte auf ſeine Unſchuld, gab ſchroffe Antworten, ließ ſich gar zum Spott hinreißen. Da er ſeine Reden nicht abmaaß, manches wild eigenſinnig durch einander ſchleuderte, wurden ihm Widerſprüche nachgewieſen. Er reizte die Richter und verhetzte durch eigenen Trotz ſeine durchaus gute Sache in ſolchem Grad, daß wirklich ſchon von Generalinquiſition, ja von Verhaftung geſprochen wurde, die er noch allenfalls durch Caution abwenden könne.

Auch der ſchöne Herr Dreigel benutzte Harko's ſchlimme Lage, um für die Angſt, welche dieſer ihm damals in der alten Wachſtube gemacht, kleinliche Rache zu nehmen. Er fabelte, der hochmüthige Frieſe hab' ihm dort ans Leben gewollt, und nur ſeiner tapfern Geiſtesgegenwart verdank' er das Vereiteln des Mordanſchlags. Dies Mährchen, welches man zu andrer Zeit verlacht hätte, fand jetzt manche Wiedererzähler. — „Freund' in Gefahr ſind ſeltene Waar'!" — Doch ward Harko in ſeinem Trübſal von einem nicht gehofften Sonnenblick freudig überraſcht. Er mußte jetzt oft in die Stadt zum Verhör. Als er einſt vom Gerichtshauſe herunterkam, begegnete ihm auf dem Markt der Jude Hoyum Stern. Anſtatt — wie jetzt mancher andre that — ſich abzuwenden oder höchſt geſchäftig vorüber zu eilen, rief dieſer ihn an, faßte ſeine Hand, ſprach theilnehmend über das Unglück und ſetzte hinzu: „ſehen Sie, Herr Fridbag, Geld in Ihr Gut leihen, wollt' ich nicht; aber Hülfe hab' ich verſprochen, wo ich dienen könnte, und bin gewohnt, Wort zu

thie Schach mit ihm zu spielen. Einigemal berührte er im Gespräche den jungen Maler, doch brach er ab, sobald er seiner Gemahlin Bewegung bei dieser Erinnerung merken konnte.

Als er eines Mittags eben wieder von Adelsheim gesprochen und sie bald darauf verlassen hatte, kam ihr der Gedanke, ob er vielleicht diese wiederholten Fragen nur darum thue, weil er hoffe, ihre Seele nach und nach minder bewegt dabei zu sehen, und auf diese Hoffnung eine künftige wesentliche Veränderung des jetzigen Verhältnisses zu gründen denke. Letzteres, wo möglich, zu vermeiden, nahm sie sich vor, niemals mehr der bei solchen Fragen überaus rege werdenden Stimme für Adelsheim Gewalt anzuthun, weil hier die Vorstellung höchstens eine augenblickliche Beruhigung für ihren Gemahl werden könnte, deren Folgen jedoch nicht zu berechnen seyn würden Sie äußerte daher sogar einmal auf einem Spaziergange den Wunsch sehr lebhaft, zu wissen, was aus Adelsheim geworden sey.

Zu ihrer größten Verwunderung antwortete der Graf: Vielleicht, liebe Albina, kann ich Ihnen recht bald gnügende Antwort hierauf geben, und die Bedeutung, mit welcher er das aussprach, erregte ihre Aufmerksamkeit nur noch mehr.

Sie hätten also wirklich Nachricht über ihn eingezogen? versetzte sie.

halten. Sie ſind ein braver Mann, jetzt in Noth, ſogar verfolgt. Ich weiß alles. Ihr Vetter hat mir erzählt und ich habe Briefe. — Von Caution iſt die Rede? Wie? Wollen Sie meine Hülfe? Hier biet' ich Sie Ihnen an; verbürge mich mit tauſend Thaler und mehr wenn es ſein muß. Sprechen Sie." — „Womit hab' ich ſolche Freundlichkeit verdient?" fragte Harko angenehm überraſcht. — „Weil Sie, wie geſagt, der bravſte Mann ſind. Ich wage dabei nicht einen Groſchen — halte große Stücke auf Sie und Ihren Vetter. Das iſt auch ein Lieutenant, wie er nicht alle Tage vorkommt. Ernſthaft, ſolid, aufgeklärt und darum vielen Leuten ein Dorn im Auge. O, ich weiß, wie es heut in der Welt zugeht. Sie wundern ſich über meinen Antrag? Nicht wahr?" — „Offenherzig, ja! — das hätt' ich von Ihnen nicht erwartet." — „Ich glaub' es ſchon. Sehen Sie, Herr Fridbag, es wird ſo viel geſprochen jetzt von Emancipation der Juden. Die Herren aber, welche darüber reden und ſchreiben, ſind meiſt auf dem Irrweg. Ich weiß beſſer, wo es ſitzt. Wir Juden, wohl noch bedrängt, niedergehalten, von Ehren und bürgerlichen Rechten ausgeſchloſſen, ſind doch ſchon eine Macht. Wir haben die Geldmacht, die Thätigkeit und den Credit. Das iſt unſre Armee, damit führen wir unſern Krieg und kommen zum Sieg. Klug ſind wir, das mögen Sie glauben!" — „O, das wiſſen wir nur zu gut" — ſagte Harko — „und ich meine, wir Chriſten ſind nicht ſo klug, indem wir euch noch immer einzwängen." — „Das iſt der Punkt! Wir beide verſtehen uns ſehr gut. Nein, ſie ſollten uns nicht länger zur Feindſchaft treiben.

Aus dieſer Unterdrückung machen wir unſre Emancipation. Die ſchleifen wir zu, ſcharf wie ein Meſſer, und ſchneiden damit unſern Drängern den Leib auf. Wir kommen über ſie, ſo wahr ein Gott im Himmel lebt. Wollen ſie es nicht glauben, ſollen ſie es erfahren." — „Die Hochgebietenden und Ueberklugen" — verſetzte Harko — „werden noch manches erfahren, wogegen ſie ſich ſtockblind machen. Aber ſie wollen es ja nicht beſſer haben." „Das avart!" — fuhr Hovum Stern fort — „Aber damit Sie auch ſehen, warum ich ſo beſonders portirt bin für Sie — ſagt' ich nicht, ich hätte Briefe? — Hier leſen Sie" — er gab ihm ein Blatt aus ſeiner Brieftaſche — „mir thut es leid, wenn ich einen wackern Mann verfolgt und verläumdet ſehe. Da kommt Ihr Vetter; überlegen Sie mit dem was Ihnen nöthig iſt, bringen mir zu Mittag den Brief wieder und eſſen die Suppe mit uns. Meine Frau hat noch Beſtellung an Almode mitzugeben. Das Mädchen iſt geweſen ein Engel für uns, und iſt es für Sie!"

Harko hatte kaum Zeit, Almodens Handſchrift zu erkennen, da ſtand Ary ſchon vor ihm mit fröhlichem Geſicht und der Neuigkeit: ſeine Entlaſſung ſei heraus. — „Und biſt Du nun erſt Deiner Verhörsketten ledig, ſo hindert uns nichts mehr nach unſrer neuen Welt hinüberzufliegen. Mag die alte zum Teufel fahren!"

Im Weitergehen las Harko den Brief. Es war eine ergreifende Schilderung ſeiner Lage, tief empfunden, einfach und überzeugend dargeſtellt. — „Wohl ein Engel!" — rief Harko — „Was hab' ich gethan, ſolche Lieb' und Treue

zu verdienen?" — „Ein bewundernswürdiger Jude" — ſagte Arp — „auf den ſolcher Brief ſolchen Eindruck macht. Hundert Chriſten thäten nicht ſo! Aber freilich weiß er auch von lang her, was Du werth biſt."

Harko geſtand ſich: er bedurfte ſo kräftiger Beweiſe inniger Theilnahme, um aus dem Trübſinn wieder empor zu wachſen, in welchen ihn jene Schmachverfolgung doch ſchon etwas hinabgedrückt hatte. Im Eiſe des See's und vor dem Auflodern ſeines Hauſes war ihm nicht ſo elend zu Muth geweſen, als beim Anblick der kleinen Zahnfletſcher, die ſich jetzt an ſeine Ferſen hängten, wie ein Pack Hunde an den Edelhirſch, der ſich im Sumpfe feſt gerannt hat.

17.

Einen andern nicht minder freuenden Troſt brachten die nächſten Tage, da auf die hinter'm Cigarrenjungen ausgeſendeten Steckbriefe Nachricht kam von einem in Münſter verhafteten Burſchen, der ſich nach einem längſt abgelaufenen Paß „Harko Fridbag" genannt und verdächtigen Benehmens den Verkauf jener goldenen Uhr verſucht habe. — Natürlich niemand anders als Martin Kralle. — Die Entwendung des alten Paſſes, gegen deſſen Signalement überdies der Strobeljunge mit Geſichtszügen und Geſtalt in ſchneidendem Widerſpruch ſtand, war von Harko nicht einmal bemerkt worden.

Dieſe Neuigkeit brachte er ſelbſt eines Abends aus der Stadt mit, und verkündete ſie in der Mühle, wo er bei den Hausgenoſſen auch Brundal antraf.

Wie hatte Almode ſeit der Feuersbrunſt ſich verändert! Die frühere Traurigkeit war einer ſtill in ſich begnügten

Ruhe gewichen. Mochte nun das Bewußtsein solcher That für den heimlich geliebten Mann ihr diesen Frieden gewähren — oder berechtigte der Stolz, daß seine Rettung gerade ihr geglückt, sie zum Vertrauen auf das Eintreffen innig gehegter Wünsche — — ihr Gesicht strahlte in Heiterkeit eines Sonnenmorgens, ihr Gespräch spielte mit Scherzworten, wie man es früher nicht an ihr gekannt. — Hyma hatte sich bisher nicht wieder sehen lassen. Fürchtete sie ein näheres Verständniß zwischen Harko und Almode? Und wollte das nicht entdecken? — Gegen Brundal war Almode fremder als zuvor. Er fühlte es tief; doch ihre Augen fesselten ihn an ihre Nähe mit Pein und Lust.

Die alte Mutter empfing die Kunde von Kralle's Verhaftung mit einem Dankgebet. Nun sei der Bösewicht und Harko's Unschuld doch hell am Tage! — Hier zeige sich recht der Finger Gottes! Daß die Wand des Wohnzimmers mit dem Uhrkästchen vom Feuer verschont geblieben, sei ja unverkennbares Wunder! — daraus sollten die Ungläubigen lernen, wie die Vorsehung in jedes Menschengeschick mit weiser Hand eingreife! —

Draußen sauſete der Nachtwind durch die hohen Bäume, und schlug ihre kahlen Aeste an einander. Vom Eis entfesselt rauschte der Mühlbach in die Räder. Das Zackeln des Mehlgangs klapperte zudringlich von dem Mühlenraum in das Wohnhaus herein — Gemisch verwirrter Töne, die unheimlich aus schwarzer Finsterniß zu Menschen flüchteten.— Desto behaglicher war die niedrige Stube, vom großen Ofen wohl erwärmt; die hohe Lampe goß mildes Licht umher,

eine alte Standuhr hackte mit ihrem eintönigen Pendelſchlag in die Reden der Geſellſchaft. Mutter Geſine hatte ihren Lehnſtuhl aus der Ecke an den Tiſch gerückt, ihr gegenüber ſaß am ſchnurrenden Spinnrade die Tochter, neben dieſer Harko und Brundal. Der Müller lehnte am Thürpfoſten. Sämmtliche Geſtalten ſpiegelten ſich hell in den Scheiben der mit äußeren Laden wohlverwahrten Fenſter.

Das Geſpräch ſchweifte auf wunderlich gekreuzten Bahnen umher — plötzlich hier und dort abſpringend — launiſch wiederkehrend — Spruch und Widerſpruch gegen einander. Die Gemüther waren von den neueſten Erlebniſſen noch fieberig geſpannt; über der kleinen Gemeinde webte ein Hauch tiefer Ahnungen. — Wer Unglück beſtanden hat, der fällt leicht in träumiges Denken. Das Hinhorchen nach tröſtenden warnenden Geiſterſtimmen wird ihm Bedürfniß und Beruhigung.

Almode verſicherte: den ganzen Weihnachtstag vom frühen Morgen an hab' ihr die Empfindung auf der Bruſt gelegen: es müſſe heute was paſſiren. — Die Mutter beſtätigte das. Schon beim Kaffee habe ſie geſprochen: wenn nur heute kein Unglück geſchehe! — „Darum auch" — ſagte Harko — „warſt Du ſo erſchrocken, als wir auf's Eis gingen?"

— „Ich hätte Dich an den Haaren zurückreißen, Dich ſchlagen mögen — für Deinen Eigenſinn!" — „Ja" — lachte der Ohm — „und die Thür warf ſie zu, daß der Kalk von der Wand fiel." — „Hatt' ich denn nicht Recht? Wir Mädchen hören ſo was voraus. Aber das Mannsvolk will

nur nicht glauben!“ — „Hinterher ſehen wir es wohl ein“ — ſagte Brundal — „aber wir beſſern uns doch nicht.“ — „Den Abend war ſie vollends wild“ — fuhr die Mutter fort — „dreimal rief ich: Almode, geh zu Bette! ja! konnt' ich ſie wohl hineindringen? Hier ſaß ſie und kuckte in die Lampe, als ſähe ſie Geſpenſter.“ — „Nicht zehn Pferde hätten mich ins Bett gebracht!“ — verſetzte Almode — — „ich hörte ja immer das Eis knacken und brechen, obgleich es draußen ganz ſtill war.“ — „Ja, und eine Stunde vorher, ehe Friddag kam“ — ſagte der Müller — „fuhr ſie vom Stuhl auf: da ſchreie einer um Hülfe! — Wir gingen vor die Thür. Es war nichts, und ich ſchalt, daß ſie mich in dem Wetter hinaus hetze.“ — „Und hatte ich nicht Recht?“ — rief ſie wieder triumphirend, und fügte gegen Harko, den Zeigefinger mahnend aufgehoben, hinzu: „Dir wäre auch mancher Verdruß erſpart, hätteſt Du bei Zeit auf mich gehört.“ — „Das kann ich nicht ſtreiten“ — war ſeine Antwort — „aber man will denn nicht ſo abergläubiſch ſein und unter'm Pantoffel ſtehen.“ — „Abſcheulicher Hochmuth! — Lieber ins Verderben rennen? Du weißt ja, daß ich es gut meine, wenn ich was vorausſage. Und jetzt ſag' ich Dir hier —“ — ſie ſetzte das Spinnrad bei Seite, ſtand auf, ſtemmte die Hand auf den Tiſch und beugte ſich gegen ihn herüber — ihre ſchlanke Geſtalt und das feine kluge Geſicht waren reizend beleuchtet — „hier ſag' ich! — inwendig hab' ich es gehört; Du magſt nun Deine Fahrt über See ausführen oder nicht — aber vom Göhlenhof ziehſt Du nicht ab, mit dem Junker von der Haideburg kommſt Du

nicht aus einander — — — was habt Ihr Ohm?" fuhr ſie gegen den plötzlich aufſchreckenden Müller herum. — — „O, nichts!" — lachte dieſer, ſich beruhigend — „ich glaubte eben, es ſähe von draußen ein Auge durch's Aſtloch im Fenſterladen herein; war aber nur Scheinung." — „Es iſt das Spiegeln des Lichts in den Scheiben" — ſagte Brundal, indem er die Lampe hin und her ſchob und nach dem Fenſter hinſah. — „Nun weiter Almode!" — „Mit der Haideburg" — fuhr ſie gegen Harko fort — „kommſt Du nicht aus einander —" hielt ihm dabei die Hand nahe vor's Geſicht, ſo daß er ſie freundlich zwiſchen ſeine beiden Hände faßte — „nicht aus einander, oder es paſſirt Dir noch erſt ein Schlag — — —"

Mit dem Wort fuhr draußen ein harter Streich gegen den Laden, daß die Fenſter zitterten. Die Mutter ſchrie laut auf. Almode ſtand bleich, ſtarrte hin als ſehe ſie einen Geiſt. Man hörte etwas am Hauſe wegrennen. — „Verfluchte Jungens!" — rief der Müller. — „Sind keine Jungens!" ſagte Almode leiſe, kopfſchüttelnd. — Die Männer ſprangen hinaus. Es war ſackſchwarzes Dunkel — doch glaubten ſie auf dem Mühlendamm gegen den Horizont eine Geſtalt huſchen — liefen nach. Vergebens! — Nichts war zu erwiſchen. Harko ſtrauchelte über eine Wurzel, Brundal ſtolperte in den Graben. Sie fluchten, horchten — alles ſtill! — Nur das Mühlenwehr rauſchte durch die Nacht — höhniſch pfiff der Wind über die Haide her in die Erlenbäume und das flüſternde Schilf am Teiche.

18.

Auf jene Neuigkeit von Kralle's Verhaftung folgte zwar bald als hinkender Nachbote die Anzeige: er ſei wieder entſprungen — doch blieb der wichtige Umſtand, daß man die Uhr und den Paß bei ihm gefunden, in ſeinem vollen Werth beſtehen. Beides ward eingeliefert. Wer noch Luſt gehabt hätte an Harko's Unſchuld und Wahrheit zu zweifeln oder Verdacht dagegen aufzuſtören, ſah ſich jetzt aus dem Felde geſchlagen. Die Kläffer verſtummten. Nach allen Umſtänden erſchien dem Gericht die Brandlegung durch jenen Buben ausgemachte Sache, und ſo blieb jetzt nichts übrig, als die Unterſuchung vorläufig ad acta. — — Harko trat aus jenem mißgünſtigen Schattendunkel hell und rein hervor; und dem Verkauf des Göhlenhofs — während der Unterſuchung ausgeſetzt — ſtand nun auch kein Hinderniß mehr entgegen.

Wie vorausgeſehen, blieb auf die letzte Verſteigerungsfrage: „Wer mehr?... Zum dritten und letzten! — Niemand mehr?" — Junker Murner von Schlörenbeck der Höchſtbietende. — Wer wollte auch gegen ihn ankämpfen? — Die Bauern wagten es zum Theil nicht, jenes Sprüchworts eingedenk: „wer vör de Höll waant, mutt den Düvel to'n Fründ hooben!" — und: wer ſick mit den Düvel good ſteit, kriggt den beſten Platz in de Höll!" — zum Theil hatten ſie kein Intereſſe dazu, am Ende kein Geld. Nur Arend Giſel ſtand eine Zeit lang auf dem Kampfplatz. Als dieſer ſchwieg, glaubte der Junker ſchon, ſeinen Handel mit einem wahren Spottpreis zu gewinnen — und Harko rechnete ſorglich: wo ſeine Reiſe- und Anſiedelungskoſten her-

kommen ſollten? — da ſchlug Hoyum Stern mit einem plötzlichen Mehrbieten „hundert Thaler!“ neues Leben hinein. Zu ſeinem bittern Verdruß ſah der Junker ſich allmählig um mehr als tauſend Thaler höher hinauf getrieben; — und brummte vor ſich hin: verfluchter Jude! — Zuletzt ließ dieſer auch ab, der Zuſchlag wurde dem Junker ertheilt und „Glück damit!“

Die Verſteigerung geſchah in dem nämlichen Gerichtsſaal, wo Harko manches unangenehme Verhör beſtanden hatte. — Die Halle, Gänge und Treppen wimmelten von Menſchen. — Harko Fridbag, der in einer Stunde am Weihnachtabend beinahe ertrunken, beinahe ganz abgebrannt war, hier ſein väterlich Erbtheil verſteigerte und nach Amerika ziehen wollte — — es konnte ja nicht fehlen, er mußte Ziel der allgemeinſten Neugier ſein. Viele hatten ihn ſich als einen aufgeblaſenen weinrothen halb verkommenen Wüſtling gedacht — von der Brandverläumdung her mußte doch noch ein weißlicher Schein um ſeine Geſtalt wanken — und ſahen nun erfreut, nicht wenig verwundert, einen ſo ſtattlich ehrenhaften Mann daher treten. — „Der iſt es? — Mit dem feſten Schritt, breiten Schultern, dichtgewachſenen Bart heller Stirn und blitzenden Augen? — Schon ganz wie ein tapferer Hinterwaldler! — Nun, wenn der nur halb ſo viel Luſt zur Arbeit hat, als er entſchloſſen drein ſchaut, dann ſoll er drüben wohl gedeihen.“ —

Vom Amtsaſſeſſor, der ihn vornehm anlächeln und niederblicken wollte, nahm Harko gar keine Notiz. — Arp und Brundal waren auch bei dem Act zugegen geweſen. Mit

ihnen ſtieg er die Treppe hinab. — Als ſie unten aus dem Hauſe traten, ſagte eine Stimme im Gedräng: „das ſind unſre Auswanderer" und eine andre antwortete: „wo ſolche Leute zum Fortziehen faſt gezwungen werden, da ſteht es zu Hauſe wahrhaftig nicht ſchön!" — Die drei Freunde ſahen ſich lächelnd an, blickten um; der Kaufmann Stern und Advocat Maun waren die Sprecher, ſie reichten die Hände, und Hoyum fragte lachend: wie viel Procent er von Herr Fridbag bekomme, daß er gegen Ende der Schlacht ſo tapfer dreingeſchoſſen und den Junker ſo unbarmherzig über noch ein ganzes Tauſend hinaufgehetzt? — „Der ſoll auch am Göhlenhof keinen Segen erkauft haben!" — fügte er hinzu, indem er an die Kornbörſe forteilte, ſich aber von Harko vor ſeinem Wegziehen noch einen ordentlichen Abſchiedsbeſuch verſprechen ließ.

Brundal ſagte im Weitergehen: „mit unſern zerſchlagenen Hoffnungen, an hieſigen Mißverhältniſſen geſcheitert, ſind wir eigentlich ſchon drei Wracks, und wollen doch erſt noch auf's hohe Meer hinaus." — „Oho!" — rief Arp — „wir haben höchſtens Anſtrich und Flagge verändert — — Rippen und Takelage ſind ja feſt und geſund." — „Aber eigen genug trifft es ſich" — fiel Harko ein — „wie durch uns jene drei Stände repräſentirt ſind, unter deren veralteten Namen Lehr-, Nähr- und Wehr-Stand man ſonſt die bürgerliche Geſellſchaft zuſammenfaßte. Und jeder von uns hat doch für ſeinen Theil gerechte Beſchwerde, daß ihm die Bedrückung gerade ſeines Standes ein freies Athmen nicht geſtattet." — „Das allein hätt' es uns übrigens nicht ange-

Werde auch, erwiederte er, ſobald ich etwas Beſtimmtes von ihm weiß, Ihnen ſolches gewiß nicht vorenthalten.

Zugleich aber machte er eine Bewegung, die ſein Verlangen nach Veränderung des Geſprächs zu erkennen gab.

13.

Einige Tage ſpäter ſagte der Graf, daß er nun ſein Verſprechen erfüllen könne. Der Maler Adelsheim ſey als Staatsverbrecher eingezogen worden, und ſchwebe noch immer in einiger Gefahr.

Albina's Herz bebte ihr in den Augen. Sie beſchwor den Gemahl, ihr zu ſagen, ob er wirklich nicht mehr wiſſe?

Ich hoffe, ſetzte der Graf hinzu, daß er ſich werde rechtfertigen können.

Dieſer Zuſatz minderte jedoch Albina's Beſorgniß nur wenig, weil ſie ihn einzig dem Mitleid zu verdanken glaubte. Deſto größer war ihre Freude, als ſie am folgenden Nachmittage auf einem einſamen Spaziergange im Walde dieſelben Flötentöne vernahm, welche die Einleitung zur Bekanntſchaft mit Adelsheim gegeben hatten, auch durch des letztern unmit-

than" — ſagte Brundal — „die allgemeine Unbehaglichkeit im Vaterlande, die Unfreiheit iſt es, welche mit ihrer Kralle uns ans Herz greift. Das große Feuer, welches vor uns aufgeht, ſpiegelt ſich aus dem kleinſten Knopf zurück." — „Nun, daran wollen wir kauen" — rief Ary — „wenn erſt die Segel über unſern Köpfen rauſchen, und die Schiffskoſt uns zu einerlei wird. Jetzt aber, nun auch Freund Brundal aus ſeinem Kampf gegen das Conſiſtorium ein glorreiches consilium abeundi davon getragen, ſcheint mir für unſern Wandercongreß der Moment gekommen

da er in ſich geht und denkt,
wo man einen guten ſchenkt
und ſein Leid im Glas ertränkt!

und ſo mein' ich, ſchreiten wir in dieſes gaſtliche Haus zum ſchwarzen Bären, um nach deutſcher Art beim Humpen zu berathen, wohin wir unſern Cours ſteuern wollen."

Mit dem Verſteigerungspreis für den Göhlenhof waren die ingroſſirten Schulden und die Koſten gedeckt. Durch den Verkauf des Inventariums beſtritt Harko die übrigen Forderungen. Alles berichtigt und abgethan, behielt er etwa ſiebenhundert Thaler. Das war der Reſt ſeines Erbtheils, war jetzt ſein ganzes Vermögen. Damit mußte die Ueberfahrt und jenſeit des Meeres ein neues Leben angetreten werden. Genug für einen rüſtigen arbeitstapfern Mann. Uebergenug, wenn ihm drüben das Glück entgegen kommen wollte, welches auf dieſer Seite des Meeres von ihm gewichen war.

Ueber dieſe Vorbereitungen bliesen die Sturmtage heran, welche den letzten Nachzug des Winters austreiben. An Gräben und Zäunen ſchmolz der Schnee weg, das Eis ſchwamm den Fluß hinab; weichere Luft wehete durch die Hecken; die Staare ſchwatzten ſchon in den Wipfeln der Eichen, als Harko zum letzten mal den Göhlenhof betrat, von ſeiner väterlichen Stelle Abſchied zu nehmen. Der Brandplatz lag noch in ſeiner Verwüſtung da, indeſſen hatte der neue Eigenthümer bereits mit Aufräumen begonnen, einige Balken und Steine waren zum Neubau herangefahren. Auf einem Stoß der letzteren fand Harko eine Frau ſitzen im weiten Mantel; ſie drehete ihm den Rücken zu und blickte in den Sonnenuntergang, deſſen Strahlen ihn anblendeten, ſo daß er ſie nicht gleich erkannte. — Auf das Geräuſch ſeiner Tritte wendete ſie den Kopf. Hyma war es. Seit jener Feuernacht hatte er ſie nicht wieder geſehen. — Während der ganzen Zeit, wo jener kränkende Verdacht um ihn her ſchlich, war von ihr kein Zeichen der Theilnahme gekommen. Um ſo mehr überraſchte es ihn, ſie jetzt hier zu finden in dieſer Einſamkeit. Sie waren ganz allein.

— „Willſt Du etwa ſehen" — fragte er mit bitterem Lächeln — „wo der jetzige Herr ſeinen neuen Palaſt hinbauet?"

— „Du ſollteſt nicht immer ſo ſchneidende Worte gegen mich führen!" — verſetzte ſie. — „Was geht mich das neue Haus an? Ich bin gekommen, die Stätte des alten zu ſehen, wo ich manche Tage zugebracht; obgleich es nicht immer frohe waren."

Dieſe Hindeutung auf den Unfrieden, worin ſie mit ſeiner Mutter gelebt hatte, kam jetzt wohl nur zufällig aus ihrem Munde. Er ſah aber wieder eine Abſicht darin, die ihn abermals reizte; und ſo antwortete er noch ſpitzer als zuvor: „Die Erinnerung wird Dich künftig weniger quälen, wenn die alten Mauern, wenn dieſe Trümmer erſt ganz verſchwunden ſind.“

— „Ich ſuche ſie doch hier auf. Zeigt das nicht meine Anhänglichkeit? Ich hätte mich wohl nicht mit ſo leichtem Herzen davon getrennt.“ — „Als ich! willſt Du wohl ſagen? und mir einen Vorwurf machen, daß ich den Hof verkauft habe? Lege mir lieber auch noch die Schulden zur Laſt, womit ich ihn angetreten! Oder ſtimm' in die Verläumdung Deines ſchönen Junkers ein: ich hätte den Brand geſtiftet!“

Es war ein eigenes, faſt tragiſch zu nennendes Verhängniß, welches die beiden immer durch ſolche zufällige aus ihren Reden hervorblitzende Stacheln gegen einander trieb. Sie ſtanden ſich durch Heimath, Verwandtſchaft, gleiche Geſinnung ſo nahe — er war ihr und ſie ihm durch innerlich tiefe Neigung zugethan; und doch kamen ſie nie zuſammen ohne Zank, nie von einander, ohne ein ſchwer verletztes Gefühl mit hinweg zu tragen.

Sie ſtand auf, ſah ihn kopfſchüttelnd an und ſagte: „ſo hätteſt Du nicht an dieſem Platz und nicht an dieſem Abend zu mir ſprechen ſollen. Ich komme wohl nie wieder hieher. Und wenn ich künftig einmal am Göhlenhof vorbei gehe, Du vielleicht weit und lange hinweg biſt — dann muß

ich ſchmerzlich denken.: damals hat er zum Abſchied noch mit mir gehadert!" —

Es ſchimmerte etwas wie eine Thräne in ihrem Auge. Wie ſtolz er auch war, das machte ihn weich; er wollte reden, ihre Hand faſſen, ſie verweigerte ſie. Mit einem trotzigen: gute Nacht! ging ſie raſch unter den Bäumen fort. Da zog auch ſein Herz erbittert zurück. Er ſah ihr nach, ſtampfte mit dem Fuß. — „Nicht auszuhalten! — Der Satanskerl hat ſie ganz verdreht! — Ermorden mögt' ich ihn! — Und darum auch iſt es gut, daß ich weg komme. — Je eher je lieber!"

19.

Bis zur Abreiſe hatte Harko ſich im Dorf eingemiethet. Brundal war nach einem tief ergreifenden Abſchied von ſeiner Gemeinde zu einem nachbarlichen Amtsbruder gezogen; Ary negozirte in der Stadt, um ſein Geld flott zu machen, und betrieb das um ſo eifriger, da ihm bei der Entlaſſung bedeutet worden war, man würde ſich um ſein künftiges Treiben genau bekümmern, auch nach Verlauf einiger Wochen eine Auskunft über ſeine Exiſtenzmittel erbitten.

In den Zeitungen waren ſchon die Abfahrten einiger Auswandrerſchiffe nach Baltimore, Neu-Orleans, Neu-York angekündigt. Die drei Freunde ſtrebten der Beſeitigung letzter Hinderniſſe entgegen, um dann ſogleich an die Weſer zu eilen. Dort würden Fahrpreiſe und andre Umſtände entſcheiden, ob ſie auf der Fortuna, deren wackeren Capitän Harko aus ſeinem früheren Seeleben kannte, unter Segel zu gehen oder mit dem neuen Amerikaniſch-Bremiſchen Rieſen-

dampfer Washington die erste Rückfahrt zu machen hätten. Neu-York war auf jeden Fall ihr nächstes Ziel. Am Ufer des Hudson mußte sich dann die Frage des weiteren Was? und Wohin? beantworten.

Harko hatte noch seine Rechnung mit dem Amtsassessor zu erledigen, einiges für Einsaat und überlassene Vorräthe zu fordern, Pachtrückstand zu zahlen, Papiere den Göhlenhof betreffend, abzuliefern; kurz, alles, was man bei solchen Geschäften den „letzten Kehraus" nennt — und was er bis jetzt noch immer aufgeschoben, zum Theil aus Widerwillen gegen den hämischen Feind, zum Theil aus Abneigung gegen die Haideburg, wo er Hyma zu begegnen scheuete. Ein Stückchen dunkle Ahnung, von Almode's Worten angeregt, flüsterte auch hinein. Nun aber meldete Arp: er sei mit Allem fertig, werde heut Abend mit dem Wagen kommen, so daß sie in der Nacht von Meglahde abfahren könnten. — Geld und Pässe lagen bereit, die Koffer standen gepackt, sie brauchten nur einzusteigen.

Da war denn freilich nicht länger zu zaudern. Auch hatte der Junker schon durch den Amtsboten sagen lassen, er müsse in diesen Tagen nach Briesenfleth auf eine Familienhochzeit — zu welcher die Hausregentin und Vetter Julian bereits voraus waren — wolle aber die Liquidation vorher aufkramen. So steckte Harko Brieftasche und Geldbeutel ein, trat seinen Gang an. Mit einem Umweg schritt er über den Kirchhof. — Er steht am Grabe seiner Eltern. — Nachdem er den Hof verkauft, ist dieser kleine Hügel das letzte Grundstück, woran er ein Recht hat, die einzige Scholle, von

der aus ſich ein Faden an ſein Herz hinaufſpinnt. — Mein ganzes Eigenthum im Vaterland, mein letztes, ein Grab! Und auch von dem muß geſchieden ſein! — Er pflückte von dem um das Kreuz aufgewachſenen Buſche ein Zweiglein, deſſen ungeduldige Knoſpen dem Frühling ſchon vorangeeilt waren, und legte es in ſein Taſchenbuch mit dem Gedanken: für mich wird es ja hoffentlich auch noch wieder Frühling! Hier hab' ich mich doch nur im Eiſe gequält! Als er am Glockenthurm über die eiſerne Barre in der Mauer ſtieg, warf er noch einen Blick auf die Gräber, auf den ſtillen Friedhof zurück. — „Nun, hierher komm' ich wohl in meinem Leben nicht wieder!" Dann ging er hinter'm Dorf herum den Weg zur Mühle hinab, und ſah die Stelle an, wo er dem Ertrinken ſo nahe geweſen. Jetzt war es hier ſchon ganz grün, das Waſſer blinkte hell und eine Zucht bunter Enten ſchnatterte luſtig am Schilf umher.

„Ja, ohne ihre Hand war hier mein naſſes Grab gewiß! — Gute Almode!" — Sie ſtand in der Mühlenthür, als er vorbeiging. — „Nun iſt es bald zu Ende!" war ſein Gruß, und ſagte, was er vorhabe. Sie ſchlug die Hände zuſammen, ſah ihn mit einem langen traurigen Blick durchdringend an. „Alſo wirklich fort?" — Ich muß! alles muß ja ſeinen gewieſenen Gang gehen!" — „Und willſt jetzt Abſchied nehmen?" — „Noch nicht. Jetzt geh' ich zum Junker, die Rechnung abſchließen. Wenn das vorbei iſt, komme ich noch her, bringe auch wohl Arp und den Paſtor mit. Wir reiſen dieſe Nacht zuſammen fort." — „Ach, wenn es ſein könnte" — ſie legte ihre Hand auf ſeinen Arm —

„wär' es mir lieber, Du kämeſt allein. Dein Vetter iſt mir zu fremd. Und der Paſtor? Ja, der Abſchied von ihm thut mir auch wohl leid, aber ſein Geſicht würde meinen Schmerz ſtören, den ich im letzten Augenblick nur mit Dir theilen mag."

Ihre Wangen blüheten bei dieſen Worten in holder Verſchämtheit wie zwei friſche Roſen; aber ſie ſah ihm doch gerade und hell in die Augen. — „Ich komm' allein", ſagte er im Fortgehen. — „Und nimm Dich mit dem Junker in Acht!" — rief ſie ihm nach — „denk' an meine Worte und das Nachtgeſpenſt damals am Fenſterladen!" — „Geſpenſt?" — lachte er zurück — „Schäfers Gottfried iſt es geweſen; Ohm Gord hat ja ſeine Mütze im Weidenbaum gefunden." — „Immer ungläubig?" — ſagte ſie warnend — „o, Du wirſt es ſchon erfahren! bitte Harko! nimm Dich in Acht!"

Es dämmerte ſchon, als er in die Haideburg eintrat. Das ganze Neſt war ſtill, wie ausgeſtorben. Er wartete eine Weile auf der finſtern Hausflur. Die alten lebensgroßen Bilder von geharniſchten Junkern und hermelinbepelzten Potentaten ſahen ihn ſo gräulich an. Nichts Lebendiges als eine Katze, ſcheu die Treppe hinanſpringend, und das Schrillen eines Heimchens im Küchenheerd, auf dem ein ſchwacher Kohlenreſt verglimmte. Harko klopfte der Reihe nach an alle die braunen Thüren, welche auf die Vorhalle führten. Nirgends eine Antwort. — Er wollte ſchon wieder gehen; da kam aus dem Keller der Kutſcher Bruff heraufgeſtiegen, in jeder Hand zwei Weinflaſchen. — „Der Herr Aſſeſſor?"

— verſetzte er unwirſch auf Harko's Frage — „allerdings zu Hauſe! — hat ſich ſchon ſehr gewundert, daß Ihr nicht längſt gekommen!" — „Es wird noch früh genug ſein!" war Harko's kurze Antwort. — „Ja, ſo heißt es immer bei euch Bauern!" knurrte Bruff, ſteckte zwei der Flaſchen in einen mit Schuhbürſten und Stiefeln angefüllten Wandſchrank, der zu ſeinem Departement gehörte, wiſchte die andern ab, ſetzte ſie auf ein Präſentirbrett und ging an die Stufen, welche zur ſogenannten Brautſtube führten. — „Na! kommt nur mit!"

In der nämlichen Brautſtube, wo Harko damals den ſchönen Herrn Dreigel mit der Haustyrannin und dem Vetter Julian gefunden, hieß der Kutſcher ihn warten und trug den Wein in das Wohnzimmer des Aſſeſſors, der auf die Meldung von Harko's Ankunft ein zorniges: „Nu — endlich?" herausſchallen ließ. — Harko behielt Muße genug, ſich in dem Raum umzuſchauen, welcher ihm ſtets einen unheimlichen Eindruck gemacht hatte. Heute ſah ihn die ſchöne Braut von Rivensolt mit ganz traurigem Blick an. Es war in der Dämmerung als bewegte ſie ſich. — Die ſchmale Thür unter dem Bilde, welche zur Wachſtube hinab und die noch ſchmalere daneben, welche in die über der Wachſtube ſtehende Kapelle führten, waren mit alten bärtigen Köpfen bemalt, und die ſchnitten eben auch ganz gefährliche Fratzen. — Harko lief ungeduldig an dem in der Mitte ſtehenden runden Tiſch auf und nieder. — Dieſe Geſichter, das Warten, die Oede des Hauſes — alles hauchte ihn mißlich an; er wünſchte, erſt wieder draußen zu ſein. — Endlich ging

die Thür; der Junker kam heraus — im bunten Schlafrock, Sammetkäppchen auf, mit langer Pfeife — hinter ihm der mürriſche Kutſcher, der auf einen Wink ſeines Herrn in die Kapelle — Harko wendete ihr den Rücken zu — hinüberſchritt.

Der Junker eröffnete das Geſpräch ebenfalls mit Vorwürfen über Harko's langes Zögern. „Ich hätte längſt nach Brieſenfleth geſollt — die andern ſind alle fort — ſeit drei Tagen ſitz' ich hier allein wie ein Uhu; und Ihr laßt mich warten!" — „Mußte doch erſt die Papiere und Rechnungen beiſammen haben; ſonſt wurden wir ja heute noch nicht fertig" ſagte Harko, ſchüttete den Inhalt ſeiner Brieftaſche und des Geldbeutels auf den Tiſch und zählte die Goldſtücke hin. — Der Junker gegenüberſtehend, beide Hände auf die Tafel geſtützt, ſah lauernd zu und brummte: „ich glaubte feſt, Ihr wäret ſchon fort nach Amerika." — „Das konnte Ihnen wohl nur im Traum einfallen, da Sie ja wußten, daß ich an Sie noch zahlen mußte." — „O! darum!" lachte der Junker. — „Was — darum?" — fuhr Harko auf, beſann ſich aber, zuckte die Achſeln und zählte weiter — „Und übrigens ſoll ich auch von Ihnen noch bekommen — was ich wohl nicht im Stich laſſen würde; ich bin wahrlich ſchon genug gerupft." — „Eure eigene Schuld! Ihr habt es ja nicht beſſer gewollt." — „Davon ließe ſich manches ſprechen; aber nicht viel Gutes — beſonders zu Ihnen nicht." — „Was ſoll das heißen?" — „Das ſoll heißen" — fuhr Harko abermals auf, dämpfte ſich aber wieder und ſetzte hinzu: „Das ſoll heißen — hier liegt das Geld — da

iſt die Abrechnung — nun ſehen Sie nach, wenn es beliebt."

Der Junker ſetzte die Brille auf, murmelte, rechnete — holte ſeine eigenen Papiere — verglich die Zahlen, rechnete wieder, krittelte an den Ziffern, mäkelte am Geld, wog ein Goldſtück auf der Spitze des Fingers. — „Leichte Waare!" ſagte er mit einem beleidigenden Ausdruck. — „Wollen Sie nicht lieber eine Goldwage zu Hülfe nehmen?" — „Ich verbitte mir ſolche Impertinenz." — „So wie ich mir das Verachten meines Geldes verbitten mag. Es iſt gutes richtiges Gold von Hoyum Stern — einen Theil hab' ich von Ihrem Freund Dreigel." — „Freund? — Naſeweis!" ſchnarrte der Junker und mit immer giftigeren Bemerkungen ſchnüffelte er die Rechnungsposten durch. Es ärgerte ihn ſichtlich, daß er nicht noch mehr Tadel herausklauben konnte. Indeſſen that er das ſeinige. Ein paarmal kam es zu heftigen Worten. Der Haderkram endigte damit, daß Harko erbittert, um nur zum Schluß zu kommen, noch ein paar Louisdor auf den Tiſch warf — und der Gegner die Abrechnung quitirte.

Murner ſtrich das Geld zuſammen; Harko ſteckte ſeine Brieftaſche ein und wollte ſchon gehen, als jener, mit aufgeblähter Manier eine große Tabackwolke durch die Lichter blaſend, noch die Frage hinwarf: „nun, morgen geht es nach Amerika? Ueber Bremen?" — Harko dachte: was haſt Du danach zu fragen? und ſagte raſch: „nein, über Hamburg. Haben Sie was zu beſtellen?" — „Mit ſolcher Gelegenheit nicht." — „Sie iſt doch wohl ſo gut als eine andere?" — „Sichert mir doch nicht, daß mein Auftrag vollzogen

telbar darauf folgende Erscheinung jeder mögliche Zweifel am Wiedersehen gehoben wurde.

Unstreitig würde in dem Fräulein der Schmerz gar bald die Freude verdrängt haben, wenn nicht sogleich der Graf dazu gekommen wäre.

Kinder, sagte er, überrascht von Albina's Erschrecken, gern hätte ich zwar meine Gemahlin geprüft, um zu sehen, wem sie den Vorzug geben würde, ob mir oder dem jungen Manne. Doch bin ich allzuweich in diesem Augenblicke zu solchen Kunststücken. Lebt daher ruhig und glücklich mit einander!

Der Graf, entzückt über Albina's Erstaunen, fuhr also fort:

Mein Einspruch geschah nur wegen dieses Malers. Er hätte zu spät kommen können, wenn einige Postoffizianten und Postillione nicht bestechlich genug gewesen wären, um des Grafen Seeland Ankunft, meinem Plane gemäß, aufzuhalten.

Und mein Vater? rief Albina besorgt.

Ist seit unserer sogenannten Trauung von allem unterrichtet. Sie sind da mit einem Grafen Heinrich von Trautenitz getraut worden und das ist Graf Heinrich von Trautenitz, mein Sohn. Unter dem angenommenen Charakter eines Malers war er auf Reisen gegangen. Er wollte aber eine Gattin suchen, von der er gewiß sey, daß sie ihn nicht

würde." — „Wie meinen Sie das?" — „Weil Ihr ſchwerlich ſo lang drüben aushaltet, um nur das Einſchiffen von einem einzigen Ballen Taback zu beſorgen. Ich ſehe Euch ſchon als Bettler zurückkehren. Das iſt mal ſo ein recht hirnloſes Unternehmen, das ja nichts Gutes bringen kann. — Ein abgeſetzter Paſtor, abgeſetzter Lieutenant und ein bankerotter Bauer! — ſchönes Kleeblatt, um in Amerika mit Glanz aufzutreten!" — „Sie ſollten dem Himmel danken, wenn man Ihnen die Ehre thäte, Sie in ſo wackre Geſellſchaft aufzunehmen." — „Saubere Geſellſchaft! Und Ihr ſeid am Ende noch der brauchbarſte darunter — habt auch bei Licht beſehen, den vernünftigſten Grund, Euch hier aus dem Staube zu machen." — „Aus dem Staube? So ſpricht man etwa von einem Dieb!" — „Das ſeid Ihr nun zwar noch nicht geweſen. Aber aus der Braudgeſchichte kommt Ihr doch nur eben mit einem blauen Auge heraus. Euer Credit iſt hin, und .." — „Herr Aſſeſſor! ich bin nicht mehr Ihr Untergebener, den Sie nach Gefallen cujoniren konnten! Meinen Auswanderungspaß hab' ich in der Taſche, und wenn Sie ſich unterſtehen, mir noch ein grobes Wort zu ſagen —!" — „Mich unterſtehen? — Dich ſoll ja!" —

Blindwüthig ſchlug der Junker den Harko gerad' ins Geſicht. Der aber, auch ſeines Zorns nicht mehr mächtig, packte im nämlichen Augenblick ihn mit beiden Fäuſten am Kragen, riß ihn über den Tiſch herüber — warf ihn vor ſich zu Boden, ſtieß ihm den Kopf gegen die Dielen. — Da ſprang auf den Lärm und des Junkers Schrei der Kutſcher

herein und faßte Harko von hinten. Er ſchlug und trat um ſich wie ein Raſender. Aber der Junker kam nun auch wieder auf — obgleich hinkend von ſeinem Fall — griff dem Gegner ins Halstuch, daß er ihn beinahe erwürgte. Die Uebermacht war zu groß. Harko erlag. — „Hinunter da! in die Wache!“ ſchrie Murner — ſie ſchleiften ihn an die Thür. „Zwei auf einen! Mörder!“ brüllte Harko. — „Mörder ſelbſt! — hinunter!“ tobte Murner. — Der rieſenhafte Bruff, ohne Harko loszulaſſen, drückte mit dem Ellbogen die Thür auf — Harko klammerte ſich an den Pfoſten, aber er glitt aus — halb zu Boden, konnte er nicht wieder in die Höhe — der Junker drängte ihn mit letzter Anſtrengung hinein — Bruff gab ihm noch einen Stoß — da ſchnurrte er die Treppe hinab. — Drunten lag er, vom Sturz betäubt, hörte nur mit halbem Bewußtſein, wie droben die Thür zuſchlug und das Schloß einſchnappte.

— „Verfluchter Satan!“ — ächzte Murner — „ich glaube faſt, er hat mir das Bein zerbrochen!“

Er verſuchte zu gehen, knickte aber zuſammen. Der Kutſcher faßte ihn unter den Arm und trug ihn faſt in ſein Zimmer. — „Weiter! in die Schlafkammer!“ — ſtöhnte Murner — „das Bein iſt ab! — hol' ihn der Teufel! Das koſtet ihm den Hals!“

Er ſtreckte ſich auf das Sopha, unvermögend, noch einen Augenblick zu ſtehen. Bruff unterſuchte das Bein. Gebrochen war es nicht, aber arg verſtaucht. Das Knie ſchwoll an, er litt Höllenpein. Doch blieb er beſonnen genug, ſogleich das Nächſte zu bedenken.

— „Geſchwind Bruff! ſattle den Fuchs! — jage hinüber auf's Amt — wenn's Pferd auch drauf geht — in einer Stunde kannſt Du dort ſein! Der Amtsbote ſoll kommen — der Schreiber und der Schließer! mit einem Wagen — der Gensdarm auch — Handſchellen nicht vergeſſen! Augenblicklich ſoll der Kerl in den Thurm! — Ich will ihm die Reiſe nach Amerika zeigen! — Mach fort — und ſchicke mir die Hyma herauf und den Gärtner! Joſeph ſoll die Flinte mitbringen — an der Thür Wache ſtehen! — O, ich werde wahnſinnig vor Schmerz!"

20.

Als Harko vom Schlag die Treppe hinunter wieder zu Gedanken kam, ſah er ſich mit Entſetzen in der Höhle, wo er einſt mit Dreigel jenes unerfreuliche Geldgeſpräch verhandelt hatte. — Er lag rückwärts ausgeſtreckt auf ſteinernem Boden, den Kopf an der unterſten Treppenſtufe. Gerade ſich gegenüber hoch unter der Decke hatte er die halbrunde Fenſteröffnung, durch welche dämmernder Abendſchein blickte. — Er raffte ſich auf. — An Kopf, Schultern, Ellbogen fühlte er das Nachweh des Ringens und Stürzens. Doch war er nirgends verwundet. — „Verdammte Hunde!" fluchte er vor ſich und wiederholte das Sprüchwort: Zwei auf Einen ſind Mörder!

Seine Lage war jetzt eine ganz heilloſe. Daß der Junker ihn ſogleich anzeigen, an's Gericht liefern werde, daran war kein Zweifel. Anſtatt der Seefahrt ſtand ihm ein Criminalprozeß bevor. Er hatte ſich an einem Beamten vergriffen — zwar nur in Nothwehr und Vertheidigung; jener

aber wußte es wahrſcheinlich ſo zu drehen, er ſei in officieller Thätigkeit geweſen. — Dann war Harko's Zukunft nicht ein freies friſches neues Leben, ſondern ein Hinſterben im dumpfen Kerker, Jahre lang. — Und das ſo nahe vor dem Auslaufen in die Freiheit! ſo unmittelbar vorher! — „O Almode! wie haſt Du Recht gehabt mit Deiner Warnung! Und doch bin ich faſt unſchuldig!" — Es ward ihm deutlich, wie von Anfang der Junker die Abſicht gehabt, ihn auf's Aeußerſte zu reizen. Und für den Ausbruch hatte er ja auch den Bruff in Hinterhalt gelegt. — Und nun keine Hülfe? keine Rettung? — Er ſtieg leiſe die Treppe hinauf, taſtete an der Thür. Die war von Eichenbohlen mit eiſernen Bändern beſchlagen, paßte ſo genau in die Wand, es blieb nicht die kleinſte Ritze. — Was wollte er auch da? Drinnen ſtand gewiß Mannſchaft genug. — Er ſtieg wieder hinab, ging unter das Fenſterloch, ſah hinauf. — „Ja! wenn ich droben wäre!" — Aber keine Möglichkeit. Die Wand glatt verputzt, ohne Mauerfugen, Spalten, Abſätze, wohl zwanzig Fuß hoch. Keine Leiter, kein Balken noch Gerüſt irgend einer Art. — Ganz hülflos, auf ſeine zwei leeren ohnmächtigen Hände beſchränkt. Es war um ſich den Kopf einzurennen! — Er kletterte auf den ſteinernen Tiſch. Von da aus gab es auch nichts zu ſehen, was einem Rettungsmittel gliche. — Er ſtand da, wie auf einer Schandbühne, am Pranger — ſprang herunter, lief wie ein Wahnſinniger, wie ein gefangener Löwe an den Wänden ſeines Kerkers umher — tauſend Geſpenſter liefen mit ihm die Runde — grimmige, heiße, wilde Gedanken, ſinnverwirrt,

ohne Folge und Zuſammenhang. — Jetzt ſchalt er ſich, daß er nicht eine Viertelſtunde Geduld gehabt, nicht früher fortgegangen — daß er des Junkers Worte nicht leichter genommen. — Dann zürnte er: wie das denn möglich geweſen? bei ſolchem Schimpf? — Schlag ins Geſicht! — freuete ſich, daß er ihn ſo niedergeſtoßen — bereuete, ihn nicht erſchlagen zu haben, hoffte faſt, er ſollte nicht wieder aufkommen.

Er zog die Uhr heraus — gegen das Halblicht ſah er, es ging auf acht. — Er fühlte nach ſeiner Brieftaſche, nach ſeiner Börſe — alles hatte er bei ſich, alles, was er zum freien weiten Ausfliegen bedurfte. — Und ſollte alles ins Gefängniß tragen? — Dieſen letzten Reſt ſeiner ganzen Habe, hatte er ihn zuſammengerafft, um damit die Criminalkoſten zu decken? — Unmöglich! Es müßte ja kein Gott im Himmel, keine Gerechtigkeit auf Erden ſein! Und ſeine Freunde würden ihn doch nicht ganz verlaſſen. Almode wußte ja, wohin er gegangen! Sollten ſie nicht kommen, ihn zu befreien? Sie mußten ja kommen. Wenn ſie nur nicht zu lang zaudern! — Aber was können ſie? — Die Bauern werden ihnen nicht helfen — ſollten wohl — aber wagen es nicht. — Und die zwei allein? — Almode? — Hyma? — Wo die nur ſein mag? — Ob ſie von dem Lärm gehört hat? — Die hätte mir zu Hülfe ſpringen ſollen! — Ja die iſt die rechte! — die Junkerdirne! — die erſte, mich mit dem Fuß in den Nacken zu treten! — Wenn Almode hier geweſen wäre! —

So, ein Meer von Gedanken! wilde toſende Flut! —

Er ſaß auf dem ſteinernen Tiſch — zu dem unerreichbaren Fenſterloch hinaufſtarrend, die Hände gefaltet, Füße über einandergeſchlagen. Nun ſank ihm der Kopf auf die Bruſt, ſchwarze tiefe Bilder ſinnend. — Plötzlich fährt er auf. — Horch! — Geräuſch! — Rettung? — O nein! — Ein Pferd klappert in fliegendem Galopp vom Hof — ſein Hufſchlag donnert über die Brücke, verliert ſich über den Steindamm ins Feld hinaus. — O glückliches Pferd! beneidenswerther freier Reiter! — Wär' ich an Deiner Stelle! — Und am Ende biſt du der Bote, der mein Verderben herbeiruft!

21.

Mit Entſetzen erfuhr Hyma vom Kutſcher, was droben geſchehen war. Als ſie in Begleitung des Gärtners zum Junker hinaufkam, lag er in halber Beſinnungsloſigkeit verdrießlich auf dem Sopha, den Kopf in die Kiſſen vergraben, wimmernd vor Schmerz. — Bei ihrem Eintreten fuhr er auf: „das hat Ihr ſaubrer Vetter an mir gethan! — Ein wahrer Banditenſtreich — aber ſoll ihm wenigſtens zwanzig Jahre Kettenſtrafe bringen — ins Zuchthaus auf Lebenszeit! — Joſeph, ſtell Dich an die Thür zur Wachſtube! — Die Flinte iſt doch ſcharf geladen? — Und wie er heraus verſucht, brenn' ihm auf den Schädel! — Ich bin d. Kommandant. — Mein Geld hat er auch drunten. Aber das thut nichts. Er ſoll mir keine Karpfen wieder aus dem Teiche ſtehlen!"

Hyma ſah und hörte ihn verwundert an. Er ſprach im Fieber. Ueberdies ſchien der Stoß auf den Kopf, womit

Harko ihn niedergeworfen, ihm die Gedanken zerrüttet zu haben. Doch für die ſichere Haftung ſeines Feindes zu ſorgen, das blieb ihm ein lichter Punkt. — Er hatte den Schlüſſel von der Wachſtubenthür abziehen laſſen, hielt ihn triumphirend empor mit dem Ausruf: „der verſchließt meinen Kammerherrn!“ — und ſteckte ihn in die Bruſttaſche ſeines Schlafrocks. — Hyma überſah die ganze Lage mit ſchnellem Blick. — Sie eilte hinunter, erzählte mit lebhaften Verwünſchungen Harko's Unthat an die Mädchen, gab ihnen Recepte zu einem erweichenden Verband für das Bein des Herrn, woran wenigſtens eine halbe Stunde zu kochen war, empfahl ihnen Sorgfalt und Stille, bereitete ſelbſt einen Erfriſchungstrank und flog mit dieſem wieder hinauf. Sie fand den Junker in ſtarrer Betäubung, drückte die Thür der Schlafkammer leiſe hinter ſich zu, ging durch ſein Wohnzimmer in die Brautſtube, wo der Gärtner mit ſeiner Flinte gegen die Kerkerthür ſtand wie ein Waidmann, der auf den Fuchs lauert.

— „Joſeph, drinnen ſteht es ſchlimm aus“ — flüſterte ſie — „wir dürfen den Herrn nicht ſo liegen laſſen ohne Arzt. Das könnte ihm ſchlecht bekommen, und auch uns. Er iſt ganz von ſich. Ihr müßt zur Stadt. Ich ſchreibe an den Doctor. Spannt den kleinen Jagdwagen an, fahrt ſachte zum Gartenthor hinaus, und dann, was die Pferde laufen können! — Wenn Herr Glaſche nicht zu finden iſt, holt den Medicinalrath Wombard. Einer muß heraus! Es geht ums Leben. In vier Stunden ſeid Ihr wieder hier. Unterdeſſen kann nichts geſchehen. Ich ſtehe für alles.

Joſeph, der über den Zuſtand des Junkers genug erſchrocken war, fand dies alles ganz richtig, ſtellte ſeine Flinte an die Thür und rannte hinunter. Nach einer Viertelſtunde ſchon rollte der Wagen durch die Allee fort. — Nun war die Haideburg ſtill wie ein Grab. — Der Junker lag in ſeinem Schlafzimmer; Harko drunten in der Wachſtube. Die Mägde waren am Küchenheerd beſchäftigt. Hyma berieth mit der kleinen Grete, ob es nicht gut wäre, einen Wundbalſam von der alten Geſine Luſihn zu holen, welche als erfahrene Helferin bei ſolchen Dingen ſich auf Meilen umher eines großen Rufs erfreuete. — Dann lockte ſie den Kettenhund von draußen herein und verſchloß die große Hausthür, damit Niemand in das einſame Caſtell eindringen könne, deſſen Beſatzung jetzt ganz aus Weibern beſtand.

22.

Arp und Brundal ſaßen ſchon ſeit einer Stunde in der Mühle, Harko erwartend, deſſen langes Ausbleiben ihnen mit jeder Minute unbegreiflicher ward. — „Die Sonne ſtand noch ziemlich hoch dort über dem Hünengrab, als er wegging" — ſagte Almode — „wie kann er da ſo lange zu thun haben?" — „Es muß wieder was paſſirt ſein!" verſetzte Brundal. — „Habt Ihr meine Prophezeiung an jenem Abend vergeſſen?" erwiderte ſie mit banger Stimme. — „Ach Thorheit!" rief Arp — „warum gleich das Aergſte glauben? Wer weiß, ob er nicht noch zu Giſel hinübergegangen iſt? Aber unrecht wär' es; denn wir haben verabredet, um neun Uhr zu fahren. Der Wagen iſt gepackt und die Pferde ſtehen davor. Das iſt mir ein pünktlicher Reiſe-

gefährte. Man ſieht wohl, daß er nie Soldat geweſen." — Brundal ſchüttelte den Kopf: „noch geſtern hat er mich ermahnt, auf den Schlag ſieben in Meglahde zu ſein. Würde er ſelbſt nun ſich ſo verſäumen — wenn nicht auf der Haideburg etwas geſchehen wäre? — „Nun, ſo will ich hin!" — brach Ary aus — „was hilft das längere Zaudern? Wir verfehlen ja die Poſt auf der Station!" —

Den Weg können Sie ſparen" — ſagte Ohm Gerhard, der von draußen eintretend, dies in der Thür vernahm — „ſo eben kommt Gretchen durch die Mühle, ganz außer Athem; die bringt gewiß Nachricht von der Haideburg." — „Na Gott ſteh uns bei!" ſtöhnte die Alte aus ihrem Sorgenſtuhl — „das wird wieder eine ſchöne Geſchichte geben!"

Alle ſtanden auf, geſpannt der Kleinen entgegen, welche wirklich noch kaum ſprachfähig, zur Verwunderung der Geſellſchaft Hyma's Gruß an Mutter Luſihn beſtellte, „um eine Büchſe mit ihrem Wundbalſam für den gnädigen Herrn, der von der Treppe gefallen, und am Kopf und Bein ſchwer verletzt ſei."

Sie umringten das Kind mit Fragen nach den Umſtänden dieſes Falles, mit Forſchungen nach Harko. — Den hatte ſie gar nicht geſehen, wußte nichts von ihm. — „Gar nicht auf der Haideburg geſehen? — Das ſoll nun ein Menſch begreifen! Wo iſt er denn hingerathen?" — Indem nun der eine mit dieſem, der andre mit jenem Wort auf Gretchen eindrang, zog ſie, von ſolchem Ungeſtüm faſt eingeſchüchtert, ein Zettelchen hervor: das ſei eine für Jungfer Almode aus der Stadt gekommene Beſtellung — gleich zu

leſen — es hab' Eile. — Almode zitterte, als ſie das Blatt nahm. Sie flog damit ans Licht — Ary und Brundal drängten ihr nach — konnt' es kaum öffnen — ſo bebten ihr die Hände — und fand mit Bleiſtift eiligſt geſchrieben folgende Worte:

„An ſeine Freunde. — Draußen vor der Wachſtube — kein Augenblick zu verlieren! aber vorſichtig und ſtill. — Es gilt Lebensgefahr und Rettung. Kommt ſogleich! Aber laßt die Kleine voraus. Zum Zeichen, daß ihr mich verſteht und kommen wollt, erwarte ich zwei Büchſen Wundbalſam. — Bringt einige feſte Taue mit, und kommt gleich!"

Almode hatte Kraft genug, ihren Schrecken, ihre innere gewaltſame Bewegung zu verdrücken. — „Wo iſt er? — Was ſchreibt ſie?" — fragten die Männer, und die Mutter hing mit gierigem Auge, die Brille in der einen, das Licht in der andern Hand — an dem Geſicht der Tochter. — „Nichts wichtiges!" zwang Almode hervor — „das heißt: nichts für Euch! nichts von Harko. — Aber der Wundbalſam — Mutter! geſchwind! zwei Büchſen!" — „Ich habe nur noch eine" — verſetzte die Alte. — „Es müſſen zwei da ſein!" — rief Almode, entriß der Mutter das Licht, blickte im Vorbeilaufen den Freunden einen Wink des Schweigens zu, ſtürzte an den Schrank, ſuchte, ſtörte — „Ich ſage Dir, Almode, es iſt nur eine da!" — „Nein! hier ſind zwei!" — „Aber himmliſcher Vater! die rothe iſt ja Lippenpomade!" — „Wundbalſam iſt es! ich hab' ihn ſelbſt eingemacht! — Gretchen, lauf was Du kannſt — es iſt große Gefahr

blos des Standes und Vermögens wegen ihre Hand gebe. Ein unvorsichtiges Bündniß, worein er kurz vor der Bekanntschaft mit Ihnen ganz zufällig gerathen war, verwickelte ihn in eine, allerdings gefährliche, Untersuchung. Bei seiner Verhaftung hatte er nur einen Augenblick Zeit, mir darüber, daß seine Neigung auf die Tochter meines alten Freundes Sontheim gefallen war, Nachricht zu geben, einige Billets und ein Porträt von Ihnen beizufügen und mich zu bitten, die Sache seiner Liebe zu besorgen.

14.

Meine große Freude — fuhr der Graf fort — erhielt durch den Kummer über die Ungewißheit des Ausgangs jener Untersuchung ein schlimmes Gegengewicht. Die Verhöre häuften sich und die Befreiung meines Sohnes war noch gar nicht abzusehen. Zudem glaubte ich in seiner damaligen Lage, die Sache seines Herzens ruhen lassen zu müssen.

Einen sonderbaren Zufall kann ich es nennen, daß Ihr Vater auf meinen früher geäußerten Wunsch, Sie, wenn nicht eher, doch am Hochzeittage zu sehen, sich besann, und mich zu Ihrer Verbindung mit dem Grafen Seeland einlud. Ihr Va-

— ſag' an Hyma, hier ſchick' ich zwei Büchſen — ſie will zwei! — Wenn Du in einer Viertelſtunde drüben biſt, ſchenk' ich Dir morgen eine Schürze! — da ſchlägt es neun Uhr. Spring fort!"

Gretchen fuhr hinaus. Almode horchte ihr nach. Als draußen die Thür zuſchlug, fiel ſie an einen Stuhl. Die bis dahin aufgeſpannte Kraft knickte in ſich zuſammen — ſie brach in gewaltſames Schluchzen, Würgen und Weinen aus. — „Um Gottes Willen! Was iſt denn? Was giebt es mit Harko? — So ſprich doch!" — „Da! leſet!" — ſtieß ſie heraus — „und fort! — keinen Augenblick warten! — nur fort!" — Die Männer hatten kaum geleſen, ſo waren ſie auch ſchon vor der Thür draußen. — Almode wollte mit. Doch begriff ſie nach kurzer Beredung, zu viel möchten dort nicht gut, und für mögliche Fälle ihr Lauern hier an der Mühle nützlicher ſein. — Jene eilten fort. Beim unſichern Schein des Mondviertels ſahen ſie Gretchen auf dem hohen Damm hinlaufen. — Um ihr nicht nahe zu kommen, bezwangen ſie ihre Ungeduld, gingen langſam, überlegten was zu thun ſei, konnten aber natürlich hierauf noch keine Antwort finden. — Harko in Gefahr und Eile, nothwendig. Das begriffen ſie. Weiter war nichts zu verſtehen. Aber nur vorwärts. Dort mußten ſie es ja erfahren. Was Teufel kann denn geſchehen ſein? — Der Fall des Junkers von der Treppe — ſoviel iſt klar — der kommt von Harko. Die mögen ſchön an einander gebrummt haben! — Ob er ihn todt geſchlagen hat? — Und an der Wachſtube ſollen wir ſein? — Haben ſie ihn da ſchon eingeſpundet? —

Den Platz kannten ſie alle. Arp dirigirte den Operationsplan ſo: der Müller muß in das Dorf zurück, den Wagen auf die Landſtraße hinausfahren laſſen — ein gut Stück Weges, damit niemand uns aufhält. Wir wiſſen ja auch nicht, in welchem Zuſtand wir unſern Freund antreffen. Am Schaafkoven ſtill halten. Von dort kommt Roſſe uns wieder nach, ſagt unterwegs Beſcheid an Almode — geht bis zur Drehbrücke vor. Wir beiden rücken ans Caſtell. Wenn etwas auf dem Fußpfade kommt, nur gleich geſchnaubt! — und zu uns herangelaufen! — „Na, ich will Gott danken, wenn das vorüber und der Wagen mit den Herren erſt fort iſt!“ ſagte der Müller und ging zurück, ſeine Inſtruction auszuführen. — Arp und Brundal vorwärts, lauſchend, gedankenvoll, wenig Worte wechſelnd. Zur Vorſicht hatte jeder einen tüchtigen Stock mitgenommen; Arp führte überdies einen Dolch. So kamen ſie gegen die Haideburg. Der Mond ging eben hinter derſelben unter. Von ihm gezeichnet, ragten die Umriſſe der Thürme und Dächer mit ihren ſteilen Giebeln, Erkern und hohen Schornſteinen grauſerlich und ſchwarz in den Nachthimmel hinauf. — „Wenn uns nur die Hunde nicht verrathen!“ flüſterte Brundal. Aber es ließ ſich keiner hören. — Vom Tannenbuſch kam ein Mann herauf. — Sie drückten ſich hinter die Ecke eines Kamps ins ſtruppige Binſenkraut. — Er ſtand. — „Hat er uns geſehen?“ — „Nein, er ſchiebt einen Karren und ruht aus.“ — „Na, ſo wollt' ich auch, du machteſt anderswo deinen Halt.“ — „Endlich kutſcht er wieder los.“ — „Wie das alte Rad über die Haide hin quiekt!“ —

Jetzt ſind ſie dicht vor'm Schloß — hart an dem Vorſprunge, worin die Wachſtube iſt — unter dem halbrunden Fenſterloch. — Sie lauſchen. Alles ſtill — ganz ſtill. — Im ganzen Hauſe kein Licht. — „Es rührt ſich auch gar nichts." — „Zeichen dürfen wir nicht geben." — „Ob der arme Teufel hier drinnen ſitzt?" — „Kein einziger Laut." — „Und es ward uns doch ſo eilig gemacht." — „Sollten wir angeführt ſein?" — „Unmöglich!" — „Halt! droben geht ein Fenſter auf." — „Nun kommt es."

Richtig — es kam. — Und zwar aus dem Kapellenfenſter über der Wachſtube, vorſichtig langſam geöffnet, ward eine Leiter herausgeſchoben, an einem Strick niedergelaſſen. Ary und Brundal griffen zu. Sie ſahen oben eine verhüllte Geſtalt — und herunter ward gezischelt: „noch eine!" — Sogleich kam des nämlichen Wegs an der Mauer niedergleitend eine kleine Leiter, und die Stimme ziſchelte! „ins Fenſter von der Wachſtube! — und dann fort! — Bruff iſt aufs Amt geritten!" — Oben ging das Fenſter zu. — Sie trugen die Leiter an das halbrunde Loch — die lange ſchoben ſie hinauf, den Strick voran, mit der kleinen halfen ſie nach.

Wie ein geſcheiterter Seemann, auf wüſter Düneninſel ins graue Meer hinſtarrend, mit Jubelſchrei und Mützenſchwenken das erſte Aufblicken des fernen weißen Rettungsſegels begrüßt — ſo jauchzte Harko, als ihm das leiſe Anlegen der Leiter draußen den helfenden Arm der Freunde verkündete. Er hatte nicht hoffen w o l l e n, und doch konnte er nicht denken, daß er ſo von Gott und Menſchen verlaſſen,

in dieſem Loch verſchmachten, daß er ſo ganz erbarmungslos in die Hände ſeiner Feinde fallen ſollte. — Und nun waren die Brüder da, die treuen, mit Rath und That! — Wie ein Zauberwerk kam es. Und da kam über ſeinem Kopf die Leiter herein — immer länger — und eine gedämpfte Stimme, Brundals Stimme ſagte: „es hängt ein Strick daran! zieh hinein!" — Er taſtete, griff, packte den Strick. — Und die Leiter kam — o eine prächtige liebe lange Leiter! — Von oben ward ſie nachgeſchoben, nachgelaſſen. Jetzt ſtand ſie drinnen, reichte herrlich gerade bis ans Loch. Im Augenblick war er inwendig hinauf, im nächſten Augenblick draußen hinab — in den Armen ſeiner Freunde. — „Harko! Arp! Brundal!" — Ein himmliſcher Moment! — des Entzückens, des Glaubens an Freundestreue, Männermuth, Gerechtigkeit, Freiheit! — „Nur nicht geplaudert und gezaudert!" — flüſterte Arp — „das Fragen nachher! jetzt fort!" — „Aber die Leiter muß auch wieder heraus!" verſetzte Harko — die Teufel müſſen gar nicht begreifen, wie ich herausgekommen." — „Recht!" — kicherte Brundal, der ſeinen inneren Jubel kaum bezwingen konnte — „ſie müſſen glauben, der Teufel habe Dich herausgeholt." — „Und wer uns geholfen" — ſagte Harko — „dem muß man es gar nicht nachweiſen können, ſoweit es von uns zu hindern iſt." — „Das iſt das Wahre!" lachte Arp. — Sie holten die Leiter heraus, und legten ſie auf die andre. — Als ſie eben den Schritt anſetzten zum Fortgehen, knarrte oben das Fenſter. Sie blickten hinauf. Niemand ließ ſich ſehen. Aber ein weißes Tuch flatterte herunter. Harko ſprang hin und griff es

auf. — Das Fenſter ging wieder zu. — Alles todt wie vorhin — Haus, Haide, Nacht, lautlos, als wäre nichts geweſen, als wäre nur Geiſterſpuk darüber hingeſchwebt. — Sie zogen fort. Am Bach traten ſie die Leitern in Stücke, warfen die Langhölzer, die Sproſſen hinein — die Wellen flutheten ſie weg. — Nun jauchzten die Freunde — und dann ſchwiegen ſie ſich wieder, daß ihre Luſt ſie nicht verriethe. Und Harko ſollte erzählen. — „Aber zum Teufelholen iſt es" — ſagt er — „daß ich ſo wegſchleichen ſoll wie der Fuchs vom Hühnerſtall, wie ein ertappter Dieb, ohne Rache. Und habe geſchworen, dort im Loch, ihm das Neſt über'm Kopf anzuzünden! — Und das muß auch geſchehen!" — „Biſt Du toll?" — riefen die beiden — „kaum gerettet wie durch ein Wunder? — Und willſt wieder ins Verderben hinein? und uns mit reißen? — haben wir das verdient? — Fort müſſen wir; das iſt die Hauptſache!" — „Ja, da habt Ihr recht!" — ſchlug er ſich vor den Kopf — „Euch darf ich nicht hineinbringen! und ſie nicht — die das beſte gethan. — O es iſt göttlich! — Aber doch verflucht, daß ich ihn nicht todt ſchlagen kann! Nach ſolchem Schimpf! — ſolcher Höllenteufelei!" — Und nun im Fortgehen erzählte er raſch, grimmig, lodernd — zuweilen wandt' er ſich wieder um, drohete nach der Haideburg — fluchte alle Rache und Strafen auf den Junker herab — und wie er es ihm doch noch in den Hals hineinſchmeißen wolle! — Dann drängten die Freunde wieder, trieben zum Eilen, fragten aufs neue. Glut flammte ihnen über die Herzen bei der Erzählung. Arp griff an ſeinen Dolch — „Das Meſſer möcht'

ich ihm umdrehen im Leib! Aber es kann nicht helfen! müſſen fort! — ſie werden uns bald genug auf den Hacken ſitzen — und iſt ſchon Zeit genug verloren!"

— „Wer da?" fragte Brundal, der voranging. Der Müller war es, meldete, der Wagen halte drüben, niemand ſei ihm begegnet. — „Nun dann!" — ſagte Arp — „nur gleich quer über's Feld an die Straße." — „Aber fort?" — zögerte Brundal — „ohne von Almode Abſchied zu nehmen?" — „Ja, wie es hier ſteht, wie ich die Sache anſehe" — verſetzte Harko — „muß auch das ſein. Wir dürfen nicht wieder in ihr Haus. Ein hartes Opfer! Aber es geht nicht anders. Lärm genug wird es geben. Wir gehen auf und davon, ſchlagen uns wohl durch. Sollen die unſchuldigen treuen Freunde für uns in Noth kommen? hinter uns her? — Lebt wohl, Freund Roſſe! grüßet die Mutter von uns und die gute Almode. — Leb wohl, Almode!" rief er zur Mühle hinüber. — „Lebe wohl, Harko!" — antwortete eine weiche Stimme, zwei Arme umfingen ihn — Almode lag an ſeiner Bruſt. — Die Angſt, die Unruhe hatten ſie nicht dort gelaſſen. — Das war ein Wiederſehen! das war ein Scheiden! — Heiße Küſſe brannten von Lippe zu Lippe. — „Und mir auch, den einzigen! letzten!" rief Brundal, riß ſie zu ſich; ſie duldete es ſchweigend, umklammerte Harko noch einmal — dann gewaltſam aus einander. Sie wankte ſchluchzend der Mühle zu. — Aus der Ferne ſchallte noch ein Ruf herüber — ſie hörte den Wagen durch die Nacht wegrollen.

23.

„Werft los!“ — rief der Schiffscapitän vom Räderkaſten herunter. Die Fangtaue ſchnurrten von dem Anlege-Slooper ab, Muſik begann, die Räder fingen an zu ſchaufeln und das Weſer-Dampfboot Roland brauſete an den Briggs, Schooners und Galioten auf der Braker Rhede vorbei, im langen Bogen wieder auf den Strom hinaus, abwärts dem Bremerhafen zu, die ſchwarzdicke Rauchfahne weit über Waſſer und Land zurückwälzend.

Im Gewühl der Paſſagiere auf dem Verdeck ſtanden drei Männer, denen nicht, wie ſo manchen andern vom belebten Kay aus ein Gruß nachgeſendet wurde. Und doch hätte ihnen wohl zunächſt der Abſchiedswink einer Freundeshand gebührt, da ſie dieſe letzten Uferſtrecken deutſchen Landes mit dem Entſchluß betrachteten, den verlaſſenen Boden nie wieder zu betreten.

— „Ich denke nicht daran, einen Augenblick deshalb traurig oder nur beklemmt zu ſein“ — ſagte Arp — „was uns ſelbſt betroffen hat, und was wir außerdem noch mit Millionen von Landsleuten erlebt und empfunden haben, macht den Abſchied von der Heimath nur leichter. Aber wie es hier nach zehn Jahren ausſehen wird, wenn die Sachen in dem jetzigen Gange fortwähren, das iſt es, was mir im Kopf herumgeht.“

— „Um das zu betrachten, hätteſt Du freilich hier bleiben müſſen“ — verſetzte Brundal — „wenn wir erſt drüben in unſern Wäldern hauſen, oder in den Prairien umherſchweifen, wird es uns wenig kümmern, wie dieſe

abgeſtandenen hinſchlotternden Bruchtheile über einander ſtolpern."

— „Ihr habt mir, ſeitdem wir unterwegs ſind" — fiel Harko ein — „nun ſchon ſo oft bewieſen, daß in Deutſchland eine Revolution nicht ausbleiben könne, ja daß ſie ſchon angefangen habe — ich möchte bald ein ander Geſpräch hören. Am Ende iſt es doch ſchon eine Art Heimweh, das Euch immer wieder auf dies Capitel bringt; und dabei ſchwört Ihr jedesmal, Euch liege nichts an dem aufgegebenen Vaterlande. Darin ſtimm' ich nun gar nicht mit ein. Mir iſt der Abſchied recht ſchwer geworden. Und hätt' ich nur ein bischen frei aufathmen können, ſollten mich zehn Dampfſchiffe nicht wegbugſirt haben."

— „Ja! freie Luft!" — rief Arp — „das iſt gerade auch unſer Caſus! und das allgemeine Bedürfniß aller, welche fortziehen. — O, winkt nur" — rief er gegen den Telegraphen, der am Ufer in Brake eben zu arbeiten anfing — „mich winkt ihr nicht wieder heran!"

— „Das kannſt Du mit ſolcher Gewißheit gar nicht behaupten" — ſagte Brundal, die geheimnißvollen Luftſpiele jener Hölzer nachdenklich beobachtend — „die verwünſchten Thürme ſchicken ihre Nachrichten von Bremen über Vegeſack, Brake, Deedesdorf zehnmal nach Bremerhafen ehe wir hinkommen. Durch ihre Signale iſt ſchon mancher Flüchtling verfolgt und dort angehalten worden."

— „Wäre der Teufel!" — rief Harko erbleichend, und dann mit finſterm Blick — „das iſt ja eine niederträchtige Erfindung."

— „So ſagen wir zu allem“ — lachte Arp — „was unſerm Intereſſe zuwider läuft. Aber nicht wahr, was uns nützt, das iſt immer vortrefflich und wunderſchön?“

— „Und wenn es wäre!“ — ſetzte Harko, den Strom anſehend, entſchloſſen hinzu — „mich ſollen ſie lebendig nicht wieder bekommen.“

Uebrigens, tröſtete Brundal, könnte die Verfolgung ihnen noch nicht ſo weit nachgekommen ſein, und rechnete den Freunden zum zehntenmale wieder auf, wie alles ſo glücklich eingeſchlagen ſei. — Auf der Poſtſtation waren ſie kaum eine Viertelſtunde vor dem Eilwagen eingetroffen; ſpäterhin mit Extrapoſt weiter geflogen, hatten ſie Bremen ſo rechtzeitig erreicht, daß bis zum Abfahren des Dampfboots nur noch zehn Minuten — kaum im Vorbeilaufen konnten ſie dort eiligſt im Comptoir des Schiffsmaklers anſprechen. Ihr Vorſprung von der Haideburg betrug reichlich drei Stunden. Vor zwölf Uhr kam Bruff nicht vom Amt zurück. Nun wurde das leere Neſt gefunden. Ueber dem Erſtaunen und Fragen: wie das geſchehen? was jetzt zu machen? — gingen noch Stunden verloren. Vielleicht auch lag der Junker ganz außer Stand etwas zu beſchließen und anzufaſſen. — — Sie aber ſchwammen bereits auf der Unterweſer, hatten ihre letzte Station faſt ſchon vor ſich. Der Wind war zum Auslaufen günſtig. Nach Verſicherung des Maklers lag die Fortuna ſegelfertig auf der Rhede; der Capitän, welcher noch Verwandte beſuchte, würde im Lauf ihrer Fahrt bei Deedesdorf oder Blexen zu ihnen ſtoßen, und dann mit abgehender Ebbe, alſo höchſtens eine Stunde nach

Ankunft im Bremerhafen, den Anker lichten. — Harko hatte ſich mit ſeinen Freunden ſchon vor drei Wochen bei ihm angemeldet und nach ſeiner Antwort bedurfte es jetzt nur noch der Beſprechung einer Viertelſtunde, um alles ins Reine zu bringen.

So konnte es ja faſt nicht fehlen. — „Und es wäre doch auch gar zu fabelhaft" — ſagte Brundal — „wenn ſo nahe vor dem Sprung in die Freiheit noch ein Schlagbaum niederfiele!" —

— „Mir iſt nicht bang!" — rief Harko fröhlich — „Fortuna iſt eine Jungfer, und ich habe Glück bei den Mädchen! Hat die eine mich aus dem Waſſer, die andre aus dem Keller gezogen — ſo läßt die dritte mich hier auch nicht im Stich!"

Bei dieſen Worten flog über Brundal's Geſicht ein plötzliches Roth. Er ging nach dem andern Ende des Schiffs.

Daß Hyma es geweſen, die Harko's Befreiung angeſtellt, galt den Freunden für eine ausgemachte Sache. Die Bleiſtiftmeldung, die Leitergeſchichte, das weiße Tuch, worin ihr Name gezeichnet, ließen ja keinen Zweifel, obgleich nichts erwieſen war. Der Schlauheit, womit ſie ihre Operation geführt, ward zum hundertſtenmal hochpreiſendes Lob geſpendet, und nur bedauert, daß man ihr den Dank nicht anders, als durch einen Brief ausdrücken könnte. — „Das ſoll aber auch ſogleich hier von Bord aus geſchehen; im Hafen möchte keine Zeit dazu bleiben" — ſagte Harko, und fügte hinzu — „es iſt gut, daß ich zwiſchen den beiden Mädchen weg bin; aber was wird nun aus den armen Din-

ter fügte hinzu, daß zwar Ihre Neigung zu dem Manne nicht außerordentlich scheine, dieses aber sich bei seinen vorzüglichen Eigenschaften gewiß finden werde.

Nun würde ich ihn durch einen Brief sogleich von meiner Absicht eines Einspruchs im voraus haben unterrichten können. Allein es blieb mir Zeit genug, die Sache mündlich abzuthun, ein Weg, den ich dem schriftlichen in jeder Hinsicht und um so mehr vorziehen zu müssen glaubte, weil ich dabei zuvor meinen Sohn in der Residenz, wo er gefangen saß, vielleicht sprechen konnte.

Die letztere Absicht erreichte ich nach einigen Schwierigkeiten. Jedoch meine vor Zeugen mit ihm gehabte Unterredung, war von diesen mißverstanden, verdächtig gemacht worden, so daß ich gleiches Schicksal mit meinem Sohne hatte.

Acht ganze Tage wurde ich mit so großer Strenge festgehalten, daß niemand zu mir durfte, ich auch auf die dringendsten Anregungen und Bitten kein Blatt Papier zum Schreiben bekommen konnte.

15.

Sie glauben nicht, so unterbrach hier der Graf den Fortgang der Geschichte, Sie glauben nicht, wie

gern werden?" „Die müſſen ſich tröſten wie ſie können!" zuckte Arp leichtſinnig die Achſeln. — „So dürft' ich nicht denken" — rief Harko — „ich wäre der undankbarſte Hund. Ging ich als ein reicher Kerl fort oder nur auf etwas gewiſſe Ausſichten, die Hyma hätt' ich gar zu gern mitgenommen; ſie zeigt mir doch, wie ſie es treu meint. Das möchte freilich der armen Almode vollends das Herz gebrochen haben. An die will ich denn auch ſchreiben." — „Und den Brief an ſie adreſſiren" — rief Arp ihm nach — „damit er nicht etwa dem Junker in die Hände falle." — „Richtig!" — lachte Harko aus der Cajütenkappe zurück — „fein politiſch! das iſt die Hauptſache!" — und verſchwand in den Salon.

Als er wieder herauf kam, waren ſie dem Oldenburgiſchen Deichort Großenſiel gegenüber. — Einzelnes großes Wirthshaus, deſſen Kramladen, Holzniederlage und Kalkbrennerei auf lebhaften Verkehr mit dem Marſchland hinweiſen. Der Weſerſtrom, hier ſchon anſehnlich breiter, wälzt ſeine trüben Wogen zwiſchen ganz flachen Ufern hin, die weit aus einander treten und nur noch ſpärliche Bäume zeigen; die Hausdächer blicken einzeln über die Deiche. — Das Revier war in dieſem Moment recht ſegelſchimmernd belebt. Zwei ſtolze Briggs gingen auch nach Bremerhafen hinab, und hinter ihnen ein Schwarm kleiner Fahrzeuge, alle auf einmal den günſtig gewordenen Fahrwind benutzend. — Von unten kam ein Dampfſchiff herauf. Die Matroſen ſagten: der Horſa ſei es, von Hull einkommend. Auch von Brake her dampfte noch eins herunter, den Paul Friedrich Auguſt von der Weſer-Hunte-Geſellſchaft nannten ſie ihn.

Kleine Dielenſchiffe und Jöllen zogen auf und ab oder quer über den Fluß. Eine der letzten kam von Großenſiel, um Paſſagiere an den Roland zu bringen. Ein ſtattlicher Mann war dabei, der ganzen Dampfbootbevölkerung auffallend, als er die Treppe heranſtieg und auf's Deck trat. — Breit und groß, in einen Seemannsrock von „blauem Feintuch" gekleidet, ſtand er mit geſpreizten Beinen, die Hände in den Hoſentaſchen, ruhig über den andern, als hätt' er ſie alle zu commandiren. Unter dem breitkrempigen Hut das friſche wetterharte Geſicht mit markigen Zügen, hellblitzenden Augen und röthlichem Bart; ein buntſeidenes Tuch unter dem überklappenden weißen Hemdkragen ſauber um den Hals geſchlungen — bis auf die Schnallenſchuhe herab war der Mann, jeder Zoll ein Schiffscapitän. So ward er auch von einigen Bekannten angeredet. Harko und er ſahen ſich kaum durch das Gewühl, ſo flogen ſie auch zu einander. „Guten Tag, Capitän Reslopp!" — Es war der rechte Mann; derſelbe, welcher früher als Steuermann auf jenem Schiff gefahren, womit Harko ſeine erſten Reiſen gethan. — „Sieh da! Harko Fridvag! Willkommen hier! Das trifft ſich gut. Sollen wir mal wieder einen Zug mit einander thun? Was willſt Du bei mir werden, mein Junge?" — lachte er aus feingeſchnittenem Munde, welcher zwei Reihen der ſchönſten Zähne ſehen ließ — „Koch oder Zimmermann? Du haſt die Wahl!" — „Für diesmal nur ein Stück von einer Wanderratte" — verſetzte Harko — „wenn Ihr noch eine Koje frei habt auf Eurer Fortuna. Das ſind meine Cameraden, wovon ich geſchrieben" — und zeigte auf Arp und

Brundal, die mit den andern Neugierigen um die beiden ſehenswerth kräftigen Männer herumſtanden. — „Werde ja doch mein Wort halten!“ — ſagte Capitän Reslopp — „der Agent hat mir in Euerm Auftrag das Angeld auf die Ueberfahrt gezahlt, und da wir nun beiſammen ſind, können wir das Uebrige hier ausmachen, dann giebt es keine Zögerung.“ — „Wann geht Ihr los?“ — „Bei dem Wind, eine Viertelſtunde nach meiner Ankunft. Da kommen wir mit einer „Tiede“*) zur Weſer hinaus. Die Fortuna liegt ganz parat, Fracht, Auswandrer, Mannſchaft — alles an Bord! ich habe nur noch ein paar Briefe zu empfangen; dann Anker gehißt und fort! Heut Abend ſind wir ſchon in See.“ — „Das wolle Gott!“ ſchloß Brundal halblaut, dem ſeit jenen Winkelzügen des Braker Telegraphen, die nun von ſeinem Deedesdorfer Collegen noch immer fortgeſetzt und weiter befördert wurden, nicht anders zu Muth war', als hätten ihn die nachſtoßenden Greifgeier der Polizei und Juſtiz ſchon am Kragen. — Sie gingen mit dem Capitän in die Cajüte hinab. Die Hauptſache war ſchon brieflich geordnet. Reslopp ſtand im Ruf einer reſoluten Rechtlichkeit, die von keinem Capitän, zwiſchen Deutſchland und Amerika fahrend, übertroffen werde. So zeigte er ſich auch jetzt. Da er Theil am Schiff hatte, war er zu jedem Abſchluß ermächtigt. Aus alter Freundſchaft für Harko bewilligte er dem Dreiblatt noch ganz beſondere Annehmlichkeiten für die Seefahrt. In einer halben Stunde lag der Accord fertig. Als

*) Schiffsausdruck für Ebbe oder Flut.

ſie wieder hinauf ſtiegen, ſagte Arp: „auch das in Ordnung! ich empfinde ſo, als fiele mit jeder Minute mir ein Stück Kette nach dem andern von Armen und Beinen herunter, und es ſetzten ſich mir ſtatt deſſen Flügel an.“ — Der Bremerhafen trat jetzt ſchon mit ſeinem Maſtenwald, ſeinen hohen Speichern, Wohnhäuſern, Bollwerken und dem Fort William aus den Nebeln hervor. — „Wenn nur der Telegraph nicht wäre, oder wir den vom Hafen auch erſt hinter uns hätten!“ — ſeufzte Brundal — „der dort vor uns hört auch gar nicht auf zu flügeln!“ — Arp verhöhnte ſeine Angſt; doch konnte er ſich ſelber auch nicht alle Beſorgniß hinwegreden. Ihm lag am ſchwerſten auf den Herzen: dieſe Luftſignale waren lange nicht das ſchlimmſte! — Noch im letzten Moment konnte der elektromagnetiſche Telegraph, der in einer Secunde von Bremen nach Bremerhafen ſchreibt, alle ihre Hoffnungen mit einem Ruck und Zuck vernichten. Von dieſer vollends dämoniſchen Correſpondenz hatten ſeine Freunde keine Ahnung und er ſchwieg darüber, um ihnen eine Sorge mehr zu erſparen.

— „Der „Paul“ ſcheint barbariſche Eile zu haben!“ — ſagte der Capitän vom Roland, indem er nach jenem andern Dampfboot zurückblickte — „er ſtaakt ja einen Qualm auf, als müßt' er uns mit Gewalt einholen.“ — „Vielleicht hat er noch Paſſagiere auf ein Seeſchiff an Bord“ — erwiderte Reslopp — „die ſchon bang ſind zurückzubleiben.“ — „Es müſſen auch wichtige Nachrichten unterwegs ſein“ — fuhr der andre fort — „der Telegraph hört ja gar nicht auf zu ſpielen.“ — „Wer weiß! — lachte Reslopp — „habt

Ihr vielleicht wieder mal ein paar Polen oder andere Rebellen mit, die man Euch noch abjagen will? — Und wenn ſie ſich noch ſchreiben wollen" — ſetzte der Dampfcapitän hinzu — „iſt auch Eile nöthig, denn in einer Viertelſtunde haben wir einen „Daak" (Nebel), daß kein Telegraph den andern mehr ſieht." — „Wäre der liebe „Daak" doch ſchon ſeit vier Stunden ſo gut geweſen!" dachte Arp, dem beim Anhören dieſes Geſprächs nicht ſehr behaglich zu Muthe ward. Er fragte, ob man nicht, ohne in Bremerhafen an Land zu gehen, direct vom Dampfboot nach der Fortuna fahren könne? erfuhr aber, was er auch ſchon vermuthet hatte: Auswandrer dürften nicht an Bord, als bis ihre Erlaubnißſcheine und Päſſe vom Hafenamt unterſucht wären. — „O Polizei bis ans Ende!" knirſchte Arp zwiſchen den Zähnen — „und der ſervile Telegraph hört gar nicht auf, die Luft entzwei zu ſägen!"

24.

Das Dampfboot ſchäumte nun vom Oldenburgiſchen Ufer, den hohen Thurm von Blexen links laſſend, quer über die Weſer zum Hannoverſchen Ufer hinüber. Auf der Rhede des Bremerhafens war lebendige Bewegung. Drei große Schiffe lagen hier draußen ſegelfertig vor Anker. Eines derſelben, das nächſte, zeichnete ſich durch ſeinen ſtattlichen Bau vor den andern aus. Ein ſtolzer Dreimaſter. Auf ſeinem Deck ſah man eine Menge Leute. —

— „Das iſt meine Fortuna!" ſagte Capitän Neslopp, ſtieg auf den Radkaſten und winkte mit einem rothen ſeidenen Tuch hinüber. Sogleich ward dort eine Flagge auf-

gezogen, und bald nachher ſah man eine Jölle mit vier Ruderpaaren davon abſtoßen. Kleine Fahrzeuge und Boote fuhren nach verſchiedenen Richtungen: flinke Lootſenkutter ſtrichen die Weſer abwärts, und weit draußen ſchimmerten weiße Segel, die ſchon zwiſchen „Lang lütjen Sand", „Meyers Legde" und „hohem Weg" durch's „Dwaß-Gatt" *) an der Doppelkreuz-Tonne vorüber, der Mündung zueilten.

Das Dampfboot lief zwiſchen dem Bollwerk des Vorhafens an ſeiner linken und dem neuen Hannoverſchen Kay an ſeiner rechten Seite, in den kleinen Geeſteſluß ein. Die Taue wurden ausgeworfen, der Dampfkeſſel ſchnaubte ſeine überflüſſige Kraft in die Luft empor. Alles ſtrömte vom Decke über die Anlegebrücke und den Deich am Telegraphenthurm vorbei (die Freunde ſahen ernſtlich beſorgt zu dieſen nie aufhörenden Ausrenkungen empor) nach dem Hafen. — Buntes Gewimmel. Bremiſche Kaufleute und Spediteurs, Schiffscapitäne und Matroſen deutſcher und fremder Flaggen, eilige Reiſende, müßige Gaffer, Bagagekarren mit Koffern und Hutſchachteln, Auswanderer mit Kiſten und blechernen Schiffsnagen durch einander kreuzend — das farbenfrohe Bild eines im Anhauch des großen Elements friſch aufblühenden Seefahrtplatzes. Zugleich mit dem Dampfboot war auch die Jölle von der Fortuna angekommen und hatte ſich vor die Treppe des Außenhafens ans Bollwerk gelegt. Ein Matroſe in blauer Jacke und dem Glanzhut mit aufſtehendem

*) Meyers Legde, hohe Weg: Weſerſände — Dwaß-Gatt: eine Durchfahrt.

Rand meldete ſich beim Capitän. Neslopp befahl ihm die Sachen der drei Freunde hinunter zu ſchaffen, führte ſie zum Amthauſe und verabredete, nach einer halben Stunde im Großiſchen Gaſthof an der Hafenſtraße wieder mit ihnen zuſammen zu treffen.

Das Geſchäft der Paßviſtrung ging ohne den geringſten Zwiſchenfall von Statten — der Telegraph hatte bis jetzt ſeine verderblichen langen Arme nicht hereingeſtreckt — es war nichts zu erinnern gefunden. — „Abermals abgethan!" — rief Brundal im Heraustreten und ſchlug Harko auf die Schulter — „ich geſtehe, nur um Deinetwillen haben mich die verzweifelten Telegraphenmanöver gequält. Denn am Ende, was konnte uns beiden geſchehen? Weiß ja doch kein Menſch, wer Dir herausgeholfen." — „Dennoch" — fiel Arp ein — „hätt' es, wie bei ſolchen Spielen alte ſchlechte Sitte iſt, für uns auch immer heißen können: mitgefangen mitgehangen. Beſſer ſo!" — „Und was in der Haideburg hinter uns geſchehen" — ſetzte Harko hinzu — „was ſie dort gefunden und vorgenommen, wie Hyma ſich aus der Sache herausgearbeitet — darüber bleiben wir ſo ganz im Dunkel! Mich quält es wie ein innerſter Herzkrampf!"

Sie gingen eine Strecke am Hafen hinauf neben den großen Schiffen, die hier in langer Doppelreihe hinter einander liegen. Arp und Brundal, welche nie an der Küſte geweſen, hatten ihre freudige Verwunderung über die mächtigen Gebäude. Die ſchöngeſchnitzten Spiegel mit den vergoldeten Namen, die hohen weißen Maſtbäume, die Raaen,

Strickleitern, Spiren, Nummerflaggen, waren für ſie lauter Gegenſtände der Neugier. Harko demonſtrirte ihnen alles im behaglichen Stolz eines mit allen dieſen Dingen genau bekannten Seefahrers. — In kurzer Strecke fanden ſie bei einander die ſchönen Bremiſchen Fregattſchiffe: Goethe, Schiller, Humboldt, Mozart — ſtolze Dreimaſter, jeder weit über dreihundert Laſten haltend.

„Das iſt doch eine rechte Herzensfreude" — rief Brundal — „ſo hochklingende deutſche Ehrennamen von ſolchen Prachtſchiffen getragen, über's Weltmeer hinſchweben zu ſehen. Allen Reſpect vor den Bremern! Kluge Leute, die ihren Seeroſſen dieſe Pathen zur Taufe gebeten haben." —

Weiter hinauf liegt die prächtige Leontine, eines der mächtigſten Bremer Schiffe, vierhundert und vierzig Laſten groß. Oben auf der höchſten Stenge wehet eine blaue Flagge mit dem Anfangbuchſtaben W *) des reichen Handelshauſes geſchmückt, welches funfzehn Seeſchiffe beſitzt, und, wie Harko erzählt, keine Verſicherungsanſtalt benutzt, ſie müſſen ſich unter einander aſſecuriren. —

Nicht weit davon halten „Bürgermeiſter Smidt" und „Theodor Körner" mit dem erſt kürzlich vom Stapel gelaufenen „Ihſtein und Welcker" **) freundliches Nachbargeſpräch.

„Aus ſolchen öffentlichen Ehrenbezeigungen" — ſagte Brundal — „tritt die Geſinnung des freien Bürgers recht

*) Das Haus Wätjen & Co. in Bremen.
**) Bremiſche Schiffe.

edel ans Licht. Dieſe Republikaner ſtellen Männer auf ihre Schiffe, nicht hohle Figuranten und eitle Würdenträger."

Die Königin Victoria, Matador, Franklin, Congreß und Nelſon und ſo noch eine Menge andre ſtolziren als Repräſentanten der Engliſchen und Amerikaniſchen Handelsflotten. — Lange Züge friſch angekommener Auswanderer, Männer und Weiber von der Oberweſer, aus Preußen und Heſſen, andere dem Rheinland und Schwaben angehörig, ſchlendern umher, dieſe Rieſen des Oceans anzuſtaunen und den Ort zu beſehen, der im Jahre 1827 durch Vertrag zwiſchen Bremen und Hannover begründet, im Jahre 1830 durch Einlaufen des erſten Schiffs ins Leben getreten, ſeitdem ſchon eine hübſche Schifferſtadt, ein bedeutender Hafenplatz, der thätige Vermittler zwiſchen zwei Welttheilen geworden iſt. — An einem Pfeiler der Hafenſchleuſe iſt folgende Inſchrift in Stein ausgehauen: „Der Freiſtaat Bremen ließ dieſen Hafen zu einem ſichern Ankerplatze für die Schifffahrt aller mit der Weſer verkehrenden Völker durch ſeinen Baumeiſter Jacob Johann van Ronzelen erbauen. Der Grundſtein ward unter der nordweſtlichen Ecke des Schleuſen-Baſſins gelegt am 12. Julius 1828. — Die Eröffnung der Schleuſe erfolgte am 30. September 1830."

An dem andern Pfeiler gegenüber iſt eine Steintafel mit dem Bremer Schlüſſel; Wappen der freien Hanſeſtadt Bremen.

Die armen Leute, welche ihre elenden Hütten verlaſſen und nun fürs erſte kein andres Obdach als das Schiffdeck

haben, betrachten wohl mit einigem Neid die ſchönen Wohnhäuſer und Gaſthöfe, die breiten Straßen mit Trottoirs, welche dem Ort ein reinlich wohlhabendes Anſehen geben — ſie gaffen am Hafen die Comptoirs und Speicher der Schiffsagenten, die vielen Kramladen an — deren Geſchäfte und Vorräthe alle auf Seefahrt geſtellt, und hauptſächlich für die Auswanderer bedacht ſind; und ſagen zu einander: ja hätten wir ſo viel Geld, um das zu kaufen, da wären wir nicht hier! —

Harko ging mit ſeinen Freunden unter den Linden hin, die ihre jungen Knospen ſchon der Frühlingsluft entgegenſchwelleten, da ſammelte ſich vor ihnen Menſchengewühl, Schimpf und Zank kreiſchte aus der Mitte heraus. Zwei Buben hatten ſich an den Haaren. Der eine entſprang, der andre rannte hinter ihm drein, ein rothköpfig langbeiniger Burſch, gerade auf die Freunde zu. — „Hund! wie kommſt Du hierher?" rief Harko ihm entgegen. Der Cigarrenjunge war es. — Entſetzt über Harko's plötzliches Erſcheinen machte er einen Seitenſprung, drehete kurz um, verſchwand im Gedräng. Harko ſtand betroffen.

— „Laßt uns den Capitän aufſuchen und an Bord eilen!" — ſagte er — „ſonſt geht es nicht gut. Jedesmal, daß ich dieſem Schuft begegne, geſchieht mir ein Unglück!"

Von ſeiner Ahnung angeſteckt, folgten ſie ihm. Der Telegraph fing auch ſchon wieder an, ſie mit ſeinem Bajonettfechten zu bedrohen. Als ſie die Ecke des Groß'ſchen Gaſthofs erreichten, kam ihm ein neuer Schwarm Dampfbootpaſſagiere entgegen. Der „Paul Friedrich Auguſt" war

traurig diese Zeit für mich verstrich. Zeither hatte ich immer gemeint, daß die Befreiung meines Sohnes sich nur verzögern könne, ohne irgend einem Zweifel mehr unterworfen zu seyn. Unter diesen Umständen aber mußte mir bange vor dem Schlimmsten werden. Zum Glück klärte es sich auf, daß ein falsches Zeugniß gegen ihn, das als solches bald erkannt wurde, die Veränderung bewirkt hatte.

Ich für meine Person ward auch nun sogleich mit vielen Entschuldigungen und der besten Hoffnung, meinen Sohn bald zurück zu bekommen, in Freiheit gesetzt. Allein bis zu Ihrer Hochzeit war nur noch ein Tag übrig.

Durch die frühere, wirklich wenig schonende Behandlung an Kräften zurückgekommen, wurde es mir unmöglich, den weiten Weg von unserer Residenz bis zu dem Gute Ihres Vaters in der kurzen Zeit zurückzulegen. Zum Glück ließ sich jedoch mein Verwalter, der zufällig eingetroffen war, willig finden zum Vorausritte, auf dem er die vorhin erwähnten Hindernisse erregen sollte, um den Grafen Seeland, dessen Reiseroute ich ausspürte, bis zum Abende von Ihnen fern zu halten.

Alles ging so erwünscht, daß ich Ihren Bräutigam eine Meile von Ihres Vaters Gute überholte. Als ich aber schon darüber frohlockte, da zeigte mir das Schicksal, daß hierzu gar keine Ur-

ſo eben eingelaufen und hatte ſeine Bevölkerung ans Land entlaſſen. — Arp und Brundal gingen ins Haus, den Capitän zu treffen. Harko von innerer Unruhe getrieben, ſchon beſorgt zwiſchen vier Mauern feſtgepackt zu werden, eilte vorwärts, dem Bollwerk zu, wo die Jölle angelegt hatte. — Da kam vom Deich herab, einſam hinter den andern her, doch ſchnellen Schrittes, eine Frau im ſchwarzen Mantel mit ſchwarzem Hut und grünem wehenden Schleier. — Sein Herz klopfte zum Zerſpringen, obgleich er ſie noch nicht erkannte. Auf ihn zu, ſchlug ſie den Schleier zurück — „Harko!“ Hyma war es.

Wenn aus wüſtem Moorboden plötzlich ein Roſenbuſch mit rother und weißer Knospenpracht vor dir emporſchöſſe, oder auf nordiſchem Eisfeld von ſchneegepuderter Birke eine Nachtigall auf dich herabſänge — da würd' es dir ſein wie dem Harko in dieſem Augenblick. — Für den erſten Ueberraſchungsſchrei hatte er nur Laute, keine Worte. Dann rief er: „daß ich hier bin, iſt Dein Werk! Aber wie kommſt Du hierher?“ — „Mußt' ich nicht ſehen, wo Du hin gerathen?“ — ſagte ſie freundlich — „und Abſchied von Dir nehmen?“ — „O, davon iſt nun gar keine Rede! In zwei Minuten fahren wir an Bord — Du gehſt mit nach Amerika! — Ja, liebſte Hyma — Du gehſt mit mir! — ich laſſe Dich nicht mehr los — für's ganze Leben nicht! — Wir müſſen zuſammen!“

Aus ſeiner ungeſtümen Umarmung, welche das Lachen und Stehenbleiben der Vorbeigehenden veranlaßte, ſich loswindend, ſagte ſie: „in zwei Minuten? — Das iſt für's

Abſchiednehmen ſehr kurz; aber gut iſt es doch. Denn wie ich mich auch freue, Dich noch getroffen zu haben, wollt' ich doch, ihr wäret erſt zur Weſer hinaus. Der Teufel könnte ſonſt noch ſein Spiel haben. Wunders genug, daß er es nicht ſchon hat."

Harko wollte eben die auf ſeine Entweichung gefolgten Begebenheiten erforſchen; da kamen Ary und Brundal, vorläufig ohne Capitän, vom Gaſthof daher. Nun fing das Staunen, Rufen, Jubeln und Fragen von neuem an. Jeder wollte zuerſt wiſſen, jedem ſollten ſie zuerſt antworten. „Zerreißt mich nur nicht!" — rief ſie — „und laßt uns hier aus dem Gedränge fort. Wir ſtehen ja zur Schau wie ein Hanswurſt auf dem Jahrmarkt. Jeder Junge guckt uns in den Mund. — Ich will meine Wunder doch nicht vor dem ganzen Hafen austrompeten."

Sie gingen über den auf den Thüren der Hafenſchleuſe angebrachten Steg. Hyma dachte an die Drehbrücke bei der Haideburg, an ihren Hafenſtreich und lachte. — Am Fort William vorbei, wanderten ſie das lange Bollwerk hin, welches weit in den Strom hinaustritt — ganz hinaus bis an ſeine Spitze, wo die Wellen ungeſtüm gegen ſeine Grundpfähle heranpeitſchen, wo man durch das Lattenwerk des Bodens, auf dem man ſteht, tief unter ſich den klatſchenden, ſchäumenden Aufruhr ſieht.

— „Ja, ein Wunder" — fing Hyma wieder an — „iſt es doch, daß ihr weggekommen ſeid, und es gehörten ſolche Glücksfälle dazu, ſonſt faßten ſie euch noch. So geſchwind als ich konnte nicht jeder nachfliegen, weil keiner ſo

Beſcheid wußte. Aber daß ich meine Leute hier erwiſcht habe, zeigt ja, wie nah die Gefahr iſt. Drum zittre ich bis zu dem Augenblick, wo ihr abſegelt.“ — „Wenn nur der Capitän zu finden wäre!“ — rief Arp ungeduldig. — Sie gingen zurück, und Hyma erzählte nun — obgleich auch von der Unſicherheit des gegenwärtigen Augenblicks innerlich gepeinigt, doch mit Lachen und Spotten die merkwürdigen Schlußſcenen der Tragikomödie auf der Haideburg. — Zu Harko's Glück hatte der Kutſcher auf dem Ritt zum Amt — in der Dunkelheit geſtürzt — das Bein gebrochen. Daraus entſtand Verzögerung einer Stunde. Als nun ſpät, um Mitternacht ein Amtscollege mit gehörigen Schergen und Häſchern anrückte, fanden ſie den Junker faſt beſinnungslos unter den Händen des eben auch eingetroffenen Arztes, welcher jede Störung verbot — der Zuſtand des Kranken ſei höchſt bedenklich. — Murner faſelte das albernſte Zeug von ſchwimmenden Haſen und Friddags Ochſen, die in ſeinem Garten eingebrochen wären. — Den Schlüſſel zur Wachſtube mußte man ihm faſt mit Gewalt entreißen. Nachdem er ihn hergegeben hatte, murmelte er noch einige unverſtändliche Laute; dann fiel ihm der Kopf auf die Bruſt — er ſagte kein Wort mehr. — Die ganze Armee ward an der Thür aufgeſtellt. Alle Piken und Flinten zielten gegen das Loch, aus welchem nun der Unhold wüthend herausſtürzen würde. — Aufgeſchloſſen — alles ſtill! — Hinunter geleuchtet — alles leer! — Eine ſolche Gallerie erzdummer Amtsgeſichter und officiell aufgeriſſener Indignationsmäuler hat man nicht leicht beiſammen geſehen! — Nun die Höhle ungefährlich befun-

den ward, faßten alle übermenſchliche Courage. Jeder wollte der Erſte drunten ſein. — Da liefen ſie alle hinter einander um den ſteinernen Tiſch herum, ſahen die Wände, ſahen das Bild der zwei Junker auf einem Pferde, ſahen das Fenſterloch an. — Dort mußte der Vogel hinaus ſein. — Das begriffen ſie einigermaßen. — Aber wie? — Geflogen wie ein anderer Vogel? — So verdummt waren ſie noch nicht ganz, um das unbedingt anzunehmen; doch auf gutem Wege zu ſolchem Glauben. Denn an der glatten Wand hinaufzuklettern, das ſchien doch auch unmöglich. — Drinnen ward geſucht, draußen geſucht — es war, als ob man eine Wegebeſichtigung bei Laternenlicht anſtellte — nichts gefunden, auch nicht die geringſte Spur. Sie leuchteten einander an, ſahen ſich gegenſeitig in die Augen. Zweite Auflage von dummen Geſichtern. — Endlich ward beſchloſſen, über dieſen merkwürdigen Hergang und Befund ein amtliches Protokoll aufzunehmen. — Sehr ſchön! — Aber was ſollte man da hineinſchreiben? — Der Junker ſtöhnte von geſtohlenen Teichhechten und verrückten Grenzſteinen; der Kutſcher Bruff lag zwei Stunden von hier mit gebrochenem Bein; Hyma wußte von gar nichts, hatte nur Sinn und Sorge für ihren halbtodten Herrn; und erklärte endlich dem Doctor Glaſche: er müſſe nothwendig hier bleiben, ſie aber halte es ſo nicht mehr aus, ſondern fahre nach Brieſenfleth, um die gnädige Frau zurückzuholen. — Der könne man dieſe Sache nicht länger verſchweigen; ſie müſſe her! — Das ward allgemein gebilligt. — So kam Hyma zum Hauſe hinaus. — Die Pferde waren vom Laufen nach der Stadt und zurück ermüdet. Un-

ter dem Vorwand; es gehe ihr zu langſam, ſuchte ſie im nächſten Dorfe von einem zur Haideburg gehörigen Pachter friſches Fuhrwerk zu bekommen. Das gelang; ſie ließ den Joſeph zurückfahren, und ſteuerte nun in ganz andrer Richtung der Landſtraße und Poſtſtation zu. — Was von da an hinter ihr auf der Haideburg weiter geſchehen, konnte ſie nur vermuthen. In Erwartung der Königin Mutter und in Verdruß über den Junker Faſelhans wird man noch einige Stunden mit Protokollſchmieren, Verhören der Hausgenoſſen und müſſigem Geſchwätz verloren — ſich dann etwas zur Ruhe verfügt, nachher etwas bei einem Frühſtück geſtärkt haben — ſehr verwundert, daß die Regentin ſo lang ausbleibe. Wenigſtens hätte man doch erwartet, den „barbariſchen Edelmann" wie ein Donnerwetter in Sturmeseile als Rächer ſeines Vetters über die Haide heranfliegen zu ſehen. — Aber nichts kam. — Wie im Blaubart! — Schweſter Annchen ſiehſt du nichts? — Ich ſehe nichts, meine Schweſter, als eine Heerde Schaafe!

— „Um euer Spiel vollends zu gewinnen" — ſchloß Hyma ihre luſtige Erzählung gegen Harko — „hatteſt Du glücklich im Anfang Deines Geſprächs mit dem Junker geſagt, Du würdeſt über Hamburg gehen." — „Gewiß!" — lachte Harko — „was brauchte er nach meinem Weg zu fragen? Darauf dachte ich gleich: nur dir ohne weiteres eine Naſe gedreht!" — „Das hatte er" — fuhr ſie fort — „dem Kutſcher noch geſagt. Zunächſt alſo, wenn ſie ſo weit gekommen ſind, jagen ſie euch auf jener Straße nach. Aber die Weſer werden ſie doch auch nicht ganz vergeſſen;

die nächste Stunde bringt ſicherlich Gefahr. Drum macht, daß ihr fortkommt." — „Aber Du gehſt mit? — Nicht wahr, liebſte Hyma, du ſegelſt mit?" rief Harko — der nun von der Klugheit, Liebe und Treue des ſchönen Mädchens mehr als je durch und durch entflammt war, der jetzt glaubte, aus dem bisherigen Dornengeflecht endlich ſeine Lieblingsroſe ſo recht friſch duftend entgegenblühen zu ſehen. — „Nun iſt alles herrlich und vortrefflich! Daß wir uns hier wieder gefunden, iſt ein Wink des Schickſals. Für ſolchen Paſſagier hat Reslopp gewiß noch eine recht ſchöne Cabine! — Friſch auf mit nach Amerika!"

Er umfaßte ſie mit glühender Freude. Arp und Brunda! ſahen erwartungsvoll ſchweigend auf ihre Lippen. — Hyma trat zurück und ſchüttelte den Kopf.

— „Glaubſt Du, ich ſei Dir nachgelaufen, um mitgenommen zu werden? — Da hätteſt Du mich ſchlecht gekannt. Dich noch einmal ſehen, deiner Abfahrt gewiß ſein, und von Dir ſcheiden; deßhalb bin ich hier. Von was andern iſt keine Rede!"

Harko erſchöpfte alle ſeine Ueberredungs- und Beſchwörungskünſte, meinte ſogar, ſie dürfe ſich nicht zurück wagen, er könn' es nicht zugeben. Da ſie ja keine Meldung nach Brieſenfleth gebracht habe, und ihre Anweſenheit im Bremer Hafen gewiß heraus komme, werde ſie als ſeine Mitſchuldige angeſehen, verhaftet, beſtraft werden.

— „Hat nichts zu ſagen!" — verſetzte Hyma — „was wollen ſie mir thun? — Wie Du entkommen biſt, das bleibt ein Wunder. Das Haus war leer; kein Menſch hat

geſehen, wie ich die Leitern zuſammengeſchleppt — ſie errathen es nimmer; alle die ſuperklugen Herren mit ihrem dummen Aktenverſtand!"

— „Aber wenn Du nun zurückkommſt" — rief Harko — „ſie werden Dich gleich ins Verhör nehmen!"

— „Und da geſtehe ich ganz gerade heraus" — ſagte Hyma — „unterwegs iſt mir der Kopf umgegangen; ich habe der Sehnſucht meinen einzigen Verwandten auf der Welt, meinen Harko, noch einmal zu ſehen, nicht widerſtanden und Dich auf gut Glück hier aufgeſucht. Das erzähl' ich ihnen haarklein mit allen Umſtänden, ſo genau, daß ſie gar nicht mal zu forſchen haben; daß ſie mit allen ihren Inquiſitionsfragen und Künſten ganz lahm und trocken da ſitzen wie Fröſche in einem abgelaſſenen Teich. — Was wollen ſie mir anthun? Hab' ich eine Pflicht Dich zurückzuliefern? Brauche ich zu glauben, daß der Junker von Dir angegriffen iſt? — Ich bin überzeugt, er hat Dich zuerſt gepackt. Laß ſie nur kommen! — Mich fangen ſie nicht. — Und alle Welt lacht ſie obendrein aus und ruft ihnen zu: Hyma hat recht gethan!"

Die Freunde mußten die Richtigkeit ihrer Worte anerkennen. — Aber Harko konnte ſein Glücksbild nicht ſo verlöſchen, nicht wie einen Morgentraum zerfließen ſehen; und gab ihr zu bedenken: dieſe Hafenfahrt vernichte ihren Ruf, auf der Haideburg könne ſie unmöglich bleiben, ihre ganze Stellung ſei erſchüttert.

— „Und wenn ich mit nach Amerika ginge" — verſetzte ſie lachend — „wie ſäh' es dann erſt um meinen Ruf

aus? Iſt es mir einerlei, ob ich den beſchmutzt hinter mir laſſe? — Nein, gerade um meines Rufes willen muß ich zurück! Ich muß auch noch Rechnung legen und abliefern. — Denn wenn Du ſagſt, ſie werden mich auf der Haideburg nicht behalten, ſo bin ich es, die nicht da bleiben will. — Ganz in der Stille ſchon einen andern Platz ausgemacht — komme in einen großen Gaſthof an der neuen Eiſenbahn, wo das ganze Haus unter meinem Befehl ſteht. Das bring' ich auf meiner Rückfahrt jetzt in Bremen zum Schluß. Du kannſt alſo für meine Zukunft unbeſorgt ſein, wie ich für die Deinige, wenn ich Dich nur erſt an Bord ſehe. Und dazu iſt ja nun wohl der Augenblick? Dort kommt ein Matroſe gelaufen, der euch zuwinkt und ſchreit."

— „Recht!" — ſagte Brundal — „und Reslopp hinter ihm. — „Nun, liebe Hyma, auf deutſcher Erde den letzten innigen Dank für alle Lieb' und Treue, die Du unſerm Freund und uns bewieſen! — Meinen herzlichen ſchmerzlichen Gruß an Almode!" — „Und" — ſetzte Arp hinzu mit einem Seitenblick auf Harko — „frohes Wiederſehen; denn wir ſehen uns gewiß wieder! drüben im Lande der Freiheit!"

25.

Reslopp rief den Freunden: zuzugehen! es ſei alles fertig! — Er gab unterwegs noch einigen Bekannten die Hand und ſtieg die Treppe hinab in ſeine Jölle, die mit dem Gepäck der drei Auswandrer ziemlich angefüllt war. Die Matroſen ſaßen ſchon über ihre Ruder gebückt und erwarteten nur den Capitänsruf: ſtoßt ab!

Harko und Hyma kamen ganz zuletzt; wohl zwanzig Schritte hinter den andern. Er blickte ſie traurig an und ſagte: „ſo hab' ich mich alſo wirklich betrogen? — Ich glaubte doch heimlich immer, Du hätteſt mich lieb?"

Im Augenblick des Scheidens ſchmolz Hyma's Kraft, die ſie bis jetzt mit Anſtrengung zuſammengefaßt und aufrecht getragen hatte. — „Und hab' ich Dich nicht lieb? Und hab' ich Dir es nicht bewieſen?" — Sie legte den Kopf auf ſeine Schulter und verbarg das Geſicht in ihre Hände. Dann erhob ſie den Blick zu ihm; in ihren Augen ſtanden zurückgehaltene Thränen. — „Harko! mein Leben hätt' ich daran geſetzt! Und Du fragſt und zweifelſt, ob ich Dich liebe? — Ich hätte Dir noch viel zu ſagen. Aber der Augenblick iſt da. — Die Gefahr kommt — wir dürfen nicht zaudern! — ſo geh!" — „Ihr ſitzt ja dort ſchon ſo eng!" — rief Harko von der oberſten Treppenſtufe hinab — „können wir beiden nicht in der andern Jölle nachkommen?" — ſchrie einen Rudersmann her, welcher nahe bei, müſſig in ſeinem Boot auf Verdienſt wartete, und flüſterte der Freundin in's Ohr: „biſt mir zwar nicht nachgelaufen, um mit nach Amerika zu fahren. Aber bis an Bord begleiteſt Du mich doch?" — Sie nickte ſchweigend ein trauliches Ja.

Ary und Brundal hatten nicht nöthig, dem Capitän das Verſtändniß über dieſe Scene zu eröffnen. — „Dergleichen Abſchiedjammer" — ſagte er — „ſehen wir oft genug. Das iſt hier ja der Ort für Lebewohl und Trennung. Was treiben ſie dort auf dem Bollwerk nicht für Heulen und Wehklagen und Tücherwinken! — Aber Wetter noch mal!"

— ſetzte er hinzu, indem er von unten herauf Hyma ins Auge faßte — „der Blitzjung hat ſich eine feine Dirn ausgewählt! Das iſt ein Augenſtecher, die einem ehrlichen Kerl unterm Kamiſol heiß machen kann. Wollen Sie nicht mit nach Amerika, ſchöne Jungfer? Für ſolche Waare haben wir immer noch Platz!“

Sie ſtießen ab; die Matroſen ſtelen im Takt auf ihre Ruder, das Boot glitt unter'm Bollwerk hinaus, um die Ecke hin und tanzte nun über die Wellen, der Fortuna zu, welche ſchon ungeduldig ihrer Löſung vom Anker entgegenſchaukelte.

Harko und Hyma fuhren langſamer hinterher. Dem Fährmann, welcher vorn in der Spitze ſaß, den Rücken zudrehend, er ſeinen Arm um ihren Nacken geſchlungen, ſahen ſich lange tief in die Augen. Eben ſo lang dauerte der heiße verſchlingende Kuß.

In ſolchen Augenblicken, wo das Herz ſo viel zu ſagen hat, findet ja der Mund ſo wenig Worte. Aber das innigſte Verſtändniß quoll aus dieſem letzten ungeſtörten Beiſammen, aus dieſem Verſinken in gegenſeitig gemeinſames Empfinden. Zugleich mit dieſem Gefühl ſchmeichelte eine tiefe Wehmuth ſich an ſie heran. Aber gegen dieſen Zauber machten ſie ihre Herzen ſtark, und aus hellem Zurückblicken in die Vergangenheit ſchöpften ſie Entſchlüſſe und Hoffnungen für die Zukunft.

— „Wir beide wiſſen ja nur zu genau“ — ſprach Hyma — „wie fortwährende Spannung uns beſtändig trennte, obgleich wir innerlich im Herzen eins waren. —

sache vorhanden war, indem mein Postillion, vom Schnee geblendet, den Weg verfehlt hatte, und wir noch weiter abwärts auf ein Licht zulenken mußten, um nur nicht gänzlich irre zu fahren.

Hier kam es denn an den Tag, daß wir einen Umweg von einer Stunde gemacht hatten, zudem von dem Orte, wo mein Verwalter auf mich warten wollte, ganz abgekommen waren, so daß auch das Vorausschicken dieses Mannes, worauf ich im Nothfalle immer rechnete, schwerlich noch ohne allzugroßen Zeitverlust bewirkt werden konnte. Es mußte über Hals über Kopf weiter gehen, und ich wäre doch zu spät gekommen, wenn nicht die glückliche Nachlässigkeit des Küsters in Ansehung des Kirchenbuches und die dadurch bewirkte Verzögerung mich begünstigt hätte, ein Umstand, der mir sichtbare Fügung des Schicksals scheint.

Ich darf hier alles übergehen, was Sie wissen.

Die Miene Ihres Vaters, als er auf den Einspruch in der Sakristei erschien, milderte sich bei meinem Anblicke nicht wenig. Da er mich von vorigen Zeiten als einen besonders aufgeweckten, zuweilen sogar zur Unzeit scherzenden Mann kannte, so glaubte er Anfangs sogar, daß mein Einspruch ein bloßer Scherz gewesen sey. Ich benahm ihm jedoch diesen Irrthum sogleich.

Hätte ſich das ſchon vor einem Jahre gelegt und geſchlichtet, dann wäre ich damals gern mit Dir über's Meer gezogen. Aber aus unſerm Trotz gegen einander konnte ja nichts Gutes für uns kommen."

— „Doch nun hat ſich ja alles gelöſet" — war ſeine Antwort — „ſolcher Zwieſpalt kehrt nicht wieder. Und gewiß haſt Du auch eingeſehen, wie Du mir Unrecht gethan mit dem, was Dich hauptſächlich gegen mich anreizte."

— „Und was für eine Hauptſache war das?" fragte ſie aufmerkſam.

— „In dieſem Augenblick darf und muß ich Dir es ſagen — Eiferſucht auf Almode. Und damit warſt Du von jeher im Irrthum."

Sie wollte etwas entgegnen. Doch ein Blick auf das Seeſchiff und den kleinen Wellenraum, welchen ſie bis zu ihm nur noch hatten, niederſchlug das Widerſprechen; — ſie blickte ſchweigend vor ſich hin. Plötzlich flog ein Schelmenlächeln über ihre Lippen. Er ſah ſie neugierig an.

— „Was habt ihr wohl gedacht?" — fragte ſie — „an jenem Abend, als ihr in der Mühle beiſammen ſaßet und plötzlich an den Laden gedonnert wurde?"

— „Das biſt Du geweſen?" rief er verwundert.

— „Freilich war ich es! — wollte Almode beſuchen, fragen, wie Dein Prozeß ſtände? — Da hör' ich Stimmen, gucke durchs Aſtloch im Laden und ſehe, wie Du auf's zärtlichſte Almodens Hand zwiſchen Deine drückteſt — und machteſt ſo verliebte Augen! — Das ſtach mich in's Herz!"

— „Und hätteſt wohl am liebſten durch die Fenſter zwiſchen uns hineingeſchlagen?“

— „Nachher, als ich euch laufen hörte und fluchen, und in den Graben fallen“ —

— „Das war Brundal. Und wir meinten, Schäfers Gottfried hätt' uns geneckt. Alſo ſiehſt Du, Deine Eiferſucht! —

— „Da mußt' ich doch lachen! — Was brauchteſt Du ſo ſchön mit ihr zu thun? — Ich hatte wohl Grund.“

— „Wahrhaftig nicht, Liebſte! ſo wahr der Himmel über uns und die Trennung nahe bevor iſt. — Weiß wohl, Almode iſt mir recht innig zugethan; ich hatte aber immer Dich im Sinn, und gerade damals dankte ich ihr nur, weil ſie mich mit ihren Prophezeiungen vor Zank mit dem Junker warnte. — Du weißt ja, ſie hat Ahnungen und ſieht Geſichte. — Und das iſt es hauptſächlich, was mir heimlich Grauſen machte; das würde mich immer von ihr zurückgehalten haben, auch wenn Du mir nicht ſo tief im Herzen ſäßeſt. — Solche Geſpenſterſeherin bleibt mir ein Angſtbild, mag auch noch ſo lieb und ſchön ſein. — Hab' ich nun Recht oder Unrecht? Warſt Du nicht eiferſüchtig?“

Sie erwiderte leiſe: „Du haſt Recht. Aber ſo wie die Sachen ſtehen, muß es bei dem bleiben, was ich vorhin geſprochen. — Das Geſchehene iſt nicht zu ändern. Laß uns dann auf die Zukunft bauen.“

— „Wenn ich da auf Dich rechnen kann“ — rief er „wie will ich ſchaffen, ſorgen und ſparen, daß ich drüben uns eine Exiſtenz gründe und die Trennung abkürze! — Die

letzten Tage haben tüchtig an mir gearbeitet. — Ich ziehe nicht davon wie ein feiger Bube, der ſich vor Kampf und Widerſtand fürchtet. Aber wenn ich geblieben wäre, hätte ich mich doch nur gegen die rohe Willkühr gequält, meine beſten Kräfte zugeſetzt und am Ende nichts erlangt. Da mag es denn ſo beſſer ſein, obgleich die Trennung von Dir noch eine harte Schule iſt. Du ſollſt aber ſehen, was für ein tapfrer Mann daraus hervorgeht, zu Deinem Heil! — Hier meine Hand darauf!"

— „So will auch ich mich überwinden" — ſagte ſie — „und dann ſteht uns gewiß ein recht friſches glückliches Leben bevor!"

Schön war es, wie das jugendliche Paar ſo mit ſich einig und verſtändigt, im leichten Kahn über die letzten Wellen hinſchaukelte, den Abſchied nicht durch weichliche Sehnſuchtsſpiele vertändelnd, ſondern mit ernſten Vorſätzen für ihre Zukunft beſchäftigt.

Die Fortuna ſtieg höher vor ihnen aus der Flut empor. — „Und Du bleibſt mein?" flüſterte Hyma an ſeine Wange hin. — „Sobald ich Dir drüben ein Haus und eigenen Heerd anbieten kann, komm' ich herüber, Dich zu holen!" — „Ich warte auf Dich!" — ſagte ſie — „dort auf der Spitze des Bollwerks ſeh' ich Dir entgegen!"

Des Capitains Jölle war unterdeſſen an der Fallreepstreppe angelangt. Alle ſtiegen hinauf. Die Sachen wurden an Bord geſchafft. Auf dem Verdeck lärmte das Getümmel des Abfahrtmoments. Ary rief, als er oben war, zum Ufer hinüber: „nun, jetzt will ich noch an mich halten und nicht

ſchelten. Der Weltgeiſt hat lange Arme — er könnte übler Laune ſein und uns dafür auf unſrer Waſſerparthie unangenehm ins Ohr kneifen! Aber wenn wir drüben in den Hudſon einlaufen, da laß ich einen Fluch los, den ihr mir in keiner deutſchen Zeitung nachdrucken werdet!" — „Sprich doch zum Abſchied nicht ſo läſterliche Zornworte!" — ſagte Brundal — „ſei froh, daß wir glücklich hieher gelangt ſind und einer freien Zukunft ins Auge blicken!"

Beide bückten ſich dann über die Reelingen des Steuerbords und ſahen herab auf Harko und Hyma, die jezt eben drunten anlegten. — Harko zog das weiße Tuch hervor, welches im Augenblick ſeiner Befreiung aus der Haideburg vom nächtlichen Fenſter geflattert war. — „Siehſt Du, Hyma? — Wenn ich wiederkomme, winke ich Dir damit entgegen!" — Er war ein feſter Mann; aber in dieſem Scheiden brauchte er das Tuch zu anderm Zweck. Sie faßte ſeine beiden Wangen und hing an ſeinem Munde. — „Steigſt Du nicht noch mit hinauf?" flüſterte er. Sie ſchwankte, hatte aber den Muth: „nein!" zu ſagen. — „Hier, mein Harko! Lebewohl und Wiederſehen!" — „Noch einen!" — Er riß ſich los. — „Leb wohl, Hyma! Gruß an Almode!" riefen Arp und Brundal von oben. — Harko ſtieg wie ein Träumender die Treppe hinan. — Hyma ſaß unter der hohen Wand des Dreimaſters allein in ihrem Nachen — ein Bild der Trauer, die ihr Haupt an einen vom Erdbeben wankenden Felſen lehnt. — Manche neugierige Geſichter von Auswanderern gafften ſie an; ſie achtete es nicht, ſchlug ihren Blick feſt gegen Harko empor, der wortlos nieder-

ſchauete. — Der Capitän grüßte ſie auch zum letztenmal, trat dann auf die vor dem Beſanmaſt ſtehende „Hütte", gab einige Befehle und ging dann in die Cajüte zu ſeinem Journal, um den Abfahrt-Beſtick zu machen. Die Matroſen liefen an das Gangſpill und Bratſpill, den Anker aufzuwinden. Unter ihrem eintönigen Geſang klapperte und klirrte die ſchwere Kette herauf. Allmählig ging das Schiff vor — nun ſtand es über dem Anker — er ruckte los, kam aus der Tiefe ans Licht. Die Fortuna zog durch die Wellen. Matroſen flogen an den Wanten empor, liefen an den Raaen auf den Paarden hin; die Hauptſegel flatterten im Wind, wurden unten von der Mannſchaft auf dem Deck angezogen, und ſchwellten auf. Vorn unter'm Boogſpriet brauſete ſchon der Schaum gegen den Bug. Der Coloß theilte die Flut. — „Marsſegel los!" rief der Lootſe. — Das Schiff neigte ſich leicht wie eine Tänzerin. — Der Lootſe rief wieder: „Bramſegel bei!" — Der Wind faßte in die ganze Leinwandmaſſe. Hin flog die Fortuna.

Hyma's Boot wurde von der abrauſchenden Flut hinweggeſchaukelt. — Gegen das Schiff zurückwinkend, beide Arme ausgeſtreckt, rief ſie ein Lebewohl nach dem andern hinüber. Harko antwortete, ſeine Stimme immer lauter anſtrengend, je weiter ſie wegtrieb. Nun verhallte ſein Rufen im lauten Hurrah der Auswandrer, im Knallen der Schiffkanonen. Nun hörte ſie ihn nicht mehr. Doch ſah ſie das weiße Tuch noch fliegen. Aber auch das verſchwand ihren Augen. Die einzelnen Theile des Schiffs wurden ſchon undeutlich — waren nur noch eine große Segelmaſſe über dem

ſchwarzen Rumpf. — Harko ſtand hoch auf dem Spiegel der Cajüte. Sie ſah ihn noch, erkannte noch ſeine Geſtalt. — Vor einer Viertelſtunde hatte ſie noch an ſeiner Bruſt gelegen — jetzt hingen doch ihre Blicke noch an einander — das letzte Band zwiſchen ihrem wirklichen lebendigen Leben — bald ſollten nur noch Gedanken und Gefühle zwiſchen ihnen herüber und hinüber fliegen. — Die Jölle bog um die Bollwerkſpitze in den Vorhafen hinein, legte an die Treppe. — Hyma ſtieg hinauf. Es war noch keine Stunde, daß ſie an Harko's Arm hinabgeſtiegen. — Jetzt ſtand ſie oben — allein — ganz allein. — Sie ging an's Ende des Dammes hinaus. — Da kamen haſtig vom Hafen her zwei Männer gelaufen. Der eine ſchien ein Beamter, der andre trug die Uniform der Hafenpolizei. Beide im eifrigen Geſpräch nach dem Schiff hinſtarrend. — „Da geht die Fortuna hin!" rief der eine — „Viertelſtunde zu ſpät!" lachte der andre. — „Verflucht! hat ſich der Telegraph diesmal doch verzögert! Könnte man ſie nicht noch einholen?" — „Ja! wer eine Schwalbe wäre! Da eil' einer mal nach! — — Und was geht es uns an? — Ihre Päſſe waren in beſter Ordnung. — In See ſind ſie frei." — „Wäre der Brief eine Stunde früher gekommen!" — „Nun mag das Amt ſehen, wie ſie aus Amerika wieder zu fangen. Glück auf die Reiſe!" — Die Männer gingen zurück, mit einem ſcharfen Seitenblick an Hyma vorbei, die ihren Worten ängſtlich zugehört — ihr Herz klopfte in Bangen und Freude; ſie ſchlug einen Blick des Dankes zu den Wolken empor. — So war es die höchſte Zeit geweſen!

Habt ihr wohl erlebt und gefühlt, was es heißt, wenn an einem dunkeln Regentage, wo Gewölke den ganzen Himmel ringsum in graue Netze einspinnen, ihr auf ödem Strande stehet, fern am Horizont einsam die Segel verschwimmen, welche eure Lieben hinwegführen — in der Nähe alles öd' und leer da liegt — und nun zum Spott eurer Schmerzen aus irgend einem Saal, wo Leute fröhlich sind, eine Walzermelodie durch eure Seufzer hinsidelt, oder böhmische Musikanten ein wehmüthiges Berglied blasen — habt ihr dergleichen gefühlt, so wißt ihr, wie es das Herz zerschneidet; und wißt, wie der verlassenen Hyma zu Muthe war.

Draußen zog das Schiff hin — ein weißer Schwan. Keine Gestalt war mehr zu unterscheiden. — Hyma stand und sah hinaus. Das Treiben des Hafens dröhnte um sie her; sie hörte es nicht. Ein leiser Regen tröpfelte nieder, sie fühlte ihn nicht. Der Wind riß den grünen Schleier von ihrem Hut und wehete ihn in den Strom hinaus. — „Schwimm hin!" — rief sie ihm nach — „grün ist ja Farbe der Hoffnung! und winke ihm noch einmal zu! Hyma's letzten Gruß an Harko!"

Die Luft wurde dunkel; schreiende Möven strichen über die Flut. Das Schiff verschwand in den Seenebeln der Wesermündung.

Ein Stillleben.

Von Thereſe,

Verfaſſerin der Briefe aus dem Süden.

Nicht weit von Breslau, in der Mitte bunter und reicher Berge, zwiſchen denen durch die üppigen Thäler laufen und ein Fluß ſich Bahn gebrochen hat, liegt auf einſamer Höhe, gleich einem Kronjuwel, ein weitläufiges Schloß, deſſen Hintergrund das blaue Rieſengebirge und deſſen Vordergrund kleine Hügelrücken mit ſchönen Wieſen bilden. Das Schloß, von grauen Quadern gebaut, beherrſcht die wunderlichen Formationen. Es hat etwas melancholiſch-Abgeſchiedenes, für das die wechſelnde Landſchaft und die Ausſicht ins Gebirg Erſatz bieten müſſen. Gern wird der Reiſende, der vorüberfährt, an der kleinen Kapelle ſeitwärts raſten, gern auch den Bach betrachten, der in dem parkähnlichen Garten zwiſchen Erlen behend und ſilberklar dahinſchlüpft. Zuerſt einem fein gegliedertem Bande mit Silber- und Goldflittern ähnlich, ſtürzt er plötzlich als Waſſerfall über eine jähe Felswand in die Tiefe nieder. Hier iſt die Scenerie äußerſt maleriſch. Einen Moment der Verklärung hat jede Landſchaft. Da wogt es reich, groß und bunt durcheinander

und dann kommt der tiefathmende Friede, die wonneverbreitende Ruhe. Das Verlangen ſchweigt; der Kampf um das Leben hat augenblicklich ſein Ende erreicht. Am Waſſer, dem Gebirg gegenüber, unter dem freien lichten Himmel, wehte eine reine bezaubernde Luft voll Arom und es zieht eine gewiſſe ſinnige Weisheit in die Landſchaft, die wie ein geheimnißvoller Gedanke als Abendſtern auftaucht.

Je tiefer heute die Sonne ſank, deſto weiter und größer ſchien das Schloß. Die Flügelthüren des Mitteleingangs waren geöffnet. Oben auf dem Balkon ſegte ein Mädchen im engen Spenzer und weißer Schürze. Unten auf der ſteinernen Bank ſaß der Haushofmeiſter mit rauchender Pfeife und einem ſchwarzen Käppchen.

„Siehſt Du nichts, Dora?" fragte er, zum Mädchen gewandt.

Dieſe blickte vom Balkon auf die tief unten hinlaufende Heerſtraße und ſagte nach einer Pauſe: „Herr Lambrecht, ich ſehe einen Wagen."

„Das werden Fremde ſein", murmelte Lambrecht, der gewohnt war, das Schloß oft mehr als einmal am Tage neugierigen Reiſenden zu zeigen, klopfte ſeine Pfeife an der Ecke der Bank aus, ſteckte ſie ein und machte ſich empfangfertig. Indem hörte man den Hufſchlag der nahenden Pferde und einen Augenblick darauf rollte eine zurückgeſchlagene Chaiſe in den Schloßhof. Der Poſtillon führte die Pferde vom Sattel. Auf dem Bocke voran war mäßiges Gepäck geſchnallt; ein Herr, ohne Dienerſchaft, ſaß im Wagen. Er hatte eine vornehme Haltung, fein ausgebildete Züge, ſchwar-

ges, glänzendes Haar und eine blasse, fast kranke Gesichtsfarbe. Wie die Equipage stille hielt und Lambrecht mit der Mütze in der Hand den Wagenschlag aufmachte, sagte der Fremde freundlich, aber kurz: „Der Graf Oran hat mir einen Brief für den Haushofmeister gegeben, da ich hier vorläufig bis zur Ankunft des Grafen wohnen werde."

„Der Haushofmeister bin ich, halten zu Gnaden", entgegnete Lambrecht, der die Hand nach dem Briefe ausstreckte.

Der Fremde achtete nicht darauf, war aus dem Wagen aufs Portal gesprungen und trat eiligst ins Schloß.

„Wollen Sie mir ein Zimmer anweisen?" sagte er hastig.

„Steh zu Befehl", entgegnete Lambrecht, dem es auf den Lippen brannte, nach dem angekündigten Brief zu fragen. Doch besann er sich, stieg die hohe, innere Treppe hinan, die mit Marmor bekleidet war und über der eine Reihe kleiner Bogenfenster hinlief, schloß im ersten Stock eine Seitenthüre auf und führte den Gast durch eine lange Reihe Gemächer, in ein kleines, sehr reizendes Zimmer, das die weiteste Aussicht in die Ferne bot. Das Glänzende war hier mit dem Lieblichen verschmolzen. Breite Sophas standen an den Wänden. Ein weicher, schöner Teppich bedeckte den Parkettboden. Am Fenster war ein Schreibtisch gestellt und davor stand ein Lehnstuhl.

„Ach hier wird es sich anmuthig wohnen lassen", bemerkte der Fremde, der anfing, es sich bequem zu machen, seinen dicken Flausrock ablegte und sich nach seinen Sachen umsah. Als diese nicht gebracht wurden und Lambrecht zö-

So sehr es ihn aber auch gefreut haben würde, meinen Sohn als Ihren Gemahl zu wissen, so zornig war er darüber, daß er früher nichts von Ihrer Verbindung mit ihm erfahren, und daher sein Wort an den Grafen Seeland gegeben hatte.

Ich entschuldigte Sie und Ihr Verhältniß zu Heinrich mit Ihrer Unerfahrenheit. Er behauptete, daß Sie es wenigstens ihm hätten entdecken sollen, damit die Sache mit Seeland nicht so weit gediehen wäre, um nun zum Mährchen in der ganzen Gegend zu werden. Ich führte dagegen Ihre sehr verzeihliche Furcht vor seiner bekannten Strenge an. Mit Einem Worte, ich that, was ich nur konnte, um Ihnen Verzeihung auszuwirken. Alles umsonst. Zwar meinte er, daß es Seelanden betrügen heiße, wenn er ihm unter solchen Umständen seine Tochter geben wollte. Doch sollten Sie vor der Hand nichts weiter als Verstoßung und Bestrafung sehen.

Daher wurde der Prediger instruirt, Sie mit mir auf eine ganz andere als die gewöhnliche Art einzusegnen. Man glaubte dabei auf Ihre Betäubung rechnen zu können, und man hatte sich nicht geirrt.

Weil Ihr Vater selbst fürchtete, daß sein Zorn gegen Sie zu Hause alles Maas überschreiten werde, wenn Sie sich bis zum andern Morgen

gernd an der Thüre stehen blieb, blickte der Fremde zerstreuet auf und fragte fast gedankenlos: „Ward ich erwartet?"

„Das Schloß ist jederzeit zum Empfang bereit, indeß sprachen der gnädige Herr von einem Brief..." erwiderte Lambrecht.

„Ach so, der Brief", lächelte der Fremde, suchte nach der Brieftasche, holte ein Blatt heraus, gab es dem Haushofmeister und sagte: „Hier ist meine Legitimation." —

„O bitte, bitte recht sehr", murmelte Lambrecht innerlich beruhigt, endlich das Papier zu haben, denn ihm war im Angesicht dieses Fremden ganz unheimlich zu Muth geworden. Im Vorzimmer schon riß er das Schreiben des Grafen auf: „Ich habe Herrn Müller das Schloß bis zu meiner Ankunft zur Verfügung gestellt und wünsche, daß er daselbst bestmöglichst gut aufgenommen werde", hieß es in den flüchtigen Zeilen. Die Unterschrift: Konrad von Oran war so unleserlich als das Ganze geschrieben.

Der Haushofmeister kratzte sich hinter die Ohren. „Also ist es ein simpler Herr, kein gnädiger", dachte er schmollend, indem er das Gepäck mit Verachtung die schöne Marmortreppe heraufstragen sah. Dann kamen ihm Zweifel, ob der Brief ächt sei, dann die Betrachtung: „Einem Bürgerlichen wird der Herr doch wohl nicht sein ganzes Schloß zur Verfügung stellen?" Endlich war er in seiner Weisheit so weit vorgerückt, daß er den Fremden für einen Betrüger, sich selbst für sehr klug hielt und spornstreichs einen Expressen nach Breslau an den Grafen Oran mit der Anfrage abschickte, ob der Brief an ihn wirklich von ihm geschrieben und der Herr

Müller identiſch mit dem Reiſenden, deſſen Signalement er beifügte, ſei?

Der Graf Oran lachte laut auf, als dieſe wunderliche Botſchaft zu ihm drang. „Da ſehe man die Race der Haushofmeiſter", ſagte er ſeiner Frau, die neben ihm am eleganten Frühſtückstiſch ſaß. „Zweifelt der Lambrecht, daß ich einen Bürgerlichen zum Freund haben könnte!"

„Haſt Du doch eine Bürgerliche geheirathet", erwiederte die Gräfin nicht ohne ſichtbare Beklemmung.

„Still, ſtill", rief Oran mit einem feurigen Kuß, „daß Du mir das Geheimniß gegen Niemand verräthſt. Du biſt von franzöſiſcher Abkunft, biſt eine Baronin, biſt, ich weiß nicht was, aber wahr und wahrhaftig mein treues, heißgeliebtes Weib."

Er warf ſich vor ihr nieder. Sie ſtrich ihm bedenklich die weichen blonden Haare von der Stirn, legte die Hand auf ſein Haupt und entgegnete weich: „Laß uns den Punkt nicht wieder berühren. Geh, ſchreib Lambrecht, er ſolle Deinen Freund gut beſorgen, bis — wir ſelbſt kommen." Sie ſtand auf, lehnte die Stirne an die Fenſterſcheiben und ſchien es nicht zu bemerken, daß Oran an ihren Tiſch getreten war und geſchrieben hatte.

„Ich bin fertig", ſagte er nach zwei Minuten. „Der Brief iſt geſchrieben."

„Schon?" antwortete die Gräfin, blickte auf den Brief, nahm ihn einen Augenblick aus der Hand ihres Mannes, wollte ſprechen, ſchwieg und gab ihm das Blatt zurück.

„Du biſt wunderlich", bemerkte er lächelnd.

„Mir iſt nicht wohl", entgegnete ſie freundlich, ſetzte ihren kleinen Strohhut auf die üppig rieſelnden Locken, wickelte ſich in ihren Shawl und ſchlug einen Spaziergang vor.

Indeß ſie gingen, ſprengte der Expreſſe nach dem Schloſſe zurück. „Hier die Antwort von dem Grafen", rief der Reitknecht dem horchenden Lambrecht zu. Dieſer las eiligſt den Brief. „Herr Müller iſt mein beſter Freund", ſchrieb der Graf. „Sorgen Sie für ihn, wie für mich ſelbſt."

„Es hat alſo doch ſeine Richtigkeit mit ihm", murmelte Lambrecht. „Wir ſind in einer kurioſen Zeit. Der Vater des jungen Grafen hätte ſich eher das Leben genommen, als einen Herrn Müller ſeinen Freund zu nennen. Der wußte noch, was er dem Adel ſchuldig war. Aber freilich, ſeit der franzöſiſchen Revolution. . . —"

Müller trat eben aus dem Schloſſe heraus. Er hatte vortrefflich geſchlafen, war heiter; die Sonne ſtrahlte ihm warm ins Geſicht; er rief ganz elektriſirt von der Schönheit der Landſchaft, die ſich vor ihm ausbreitete: „Guten Morgen, Herr Lambrecht. Sie leben hier in einem wahren Paradieſe. Sagen Sie mir, wo geht man in den Blumengarten, wo hinunter auf Fußwegen ins Thal? Ich will mir Alles anſehen und dann arbeiten. Orientiren Sie mich ..."

Er that ein paar Schritte vorwärts und Lambrecht folgte, indem er mit der Hand links auf den Garten und rechts nach dem grünenden Abhang zeigte. „Danke, danke ſchön", entgegnete Müller, rückte das Studentenkäppchen auf das Ohr, knöpfte ſich den ſchwarzen Sammtrock zu und eilte von dannen.

Müller war drei Jahre von Deutschland fortgeblieben, hatte sich den Naturstudien gewidmet, weite Reisen nach Afrika und Amerika gemacht und war mit reicher Ausbeute zurück in die Heimath gekommen. Vor fünf Jahren hatte er Oran auf einer Fußreise getroffen und mit ihm Botanik getrieben. Seitdem waren sie hie und da in Correspondenz geblieben. Ein Brief, den er nach seiner Reise, poste restante in Dresden fand, meldete ihm Orans Heirath, der ihm zugleich das Schloß bei Breslau zum Aufenthalt bis zu einer Anstellung anbot. Müller nahm dies Anerbieten dankbar an. Er hatte sich verpflichtet, mehrere wissenschaftliche Werke im Druck erscheinen zu lassen, bedurfte Sammlung und Einsamkeit und hielt es für einen Wink des Schicksals, daß Oran seiner freundlich gedacht und ihm seit anderthalb Jahren zum erstenmal geschrieben hatte. Von Dresden nach dem Schlosse war er theils zu Fuße, theils zu Wagen gelangt. Die drei Jahre mühevoller Reisen in entfernten Ländern lagen wie ein Traum hinter ihm. Er hatte so ernstliche Studien getrieben, hatte so verschiedenartig wissenschaftliches Material eingesammelt, daß er hoffte, es nun zu einem allgemeinen Zweck verschmelzen zu können. Er war in sich verschlossen, verlangte viel von sich, war ungebeugt und strebend. Nichts bildet den Verstand mehr aus als Reisen. Man ist auf sich und seine Kraft gewiesen; der Blick wird fragend, der Sinn bleibt offen. Dadurch, daß man sich selbst und den kleinlichen Familienverhältnissen entrückt ist, gewinnt man eine gewisse, grandiose Weltanschauung.

Müller hatte, was den ausgezeichneten Menschen eigen

iſt, eine beſeelte Phyſiognomie, einen anmuthigen Verſtand und eine beherrſchende Beredſamkeit; er beſaß auch die Eigenſchaft, mehr in der Tiefe als in der Breite zu leben und fühlte ſich wunderbar leicht, als er aus den deutſchen und franzöſiſchen Klatſchereien fort in die afrikaniſchen Palmenwälder verſetzt wurde. Eine neue Welt lag vor ihm. Er hatte in ſich die Fähigkeit, ſie aufzufaſſen und zu benutzen. Er dachte: „Die Naturkunde iſt der Schatz, in dem die guten Menſchen graben ſollen. Wen die da nicht edel macht, der iſt ſchlecht von Haus aus" — und in dem Gefühl war er mächtig ergriffen, als er auf dem orientaliſchen Boden, am Nil, in dem Lande wanderte, das der Genius durchfurcht hat. Er las fleißig Geſchichte; er ſtudirte die Wilden in ihrer Eigenthümlichkeit. Der bunte, farben- und bilderreiche Verkehr in der Geſellſchaft hatte ihn müde gemacht; hier, in der Wüſte, förderte er die Wiſſenſchaft, legte Hand an ſie, arbeitete an einem gemeinſamen Verſtändniß und dachte mit Wonne, wie viele neue Pflanzen und Thiere er mit in die Heimath bringen würde. Zum Ueberfluß gab es in der Wüſte keine geſellſchaftlichen Verpflichtungen, keine zeittödtenden, künſtlichen Genüſſe, wobei er erſt recht eigentlich die Ueberzeugung bekam, das Beſte gewählt zu haben. Aber es hatte ihm viel gekoſtet. Dieſe, ſeine ſelbſt gewählte Carriere, war nicht ohne große Opfer eingeſchlagen worden. Eine Geliebte hatte er aufgeben, eine Mutter verlaſſen müſſen, ja er hatte eine politiſche, wohl vorbereitete Carriere ſeiner Lieblingsſtudien wegen, nicht angetreten.

Die wilden großartigen Naturſchönheiten, das Eindrin-

gen in die unentweihten Wunder ergriffen seine poetische Seele dermaßen, daß eine Zeitlang jede Wunde verharrschte und er nur an das Resultat seiner Reise dachte. Jetzt aber wieder auf deutschem Boden, wachten die Erinnerungen wie Geister auf. Seine Mutter war ihm gestorben. Seine Geliebte war verschollen. So viele Mühe er sich von Dresden aus gegeben hatte, ihren Aufenthalt zu erforschen, so war es doch fruchtlos geblieben. Es war ihm, als lege sich bei diesem Verschwinden eine eiskalte Hand aufs Herz, augenblicklich war er wie zerschmettert. War er doch mit dem Gedanken an ein strahlendes Wiedersehen nach Deutschland gekommen! Statt dessen fand er Zerstörung, Schutt und Asche. Das mußte verschmerzt werden. So war es ihm lieb, aus dem Strudel von Schreck und Verwüstung in das stille, von Oran ihm angewiesene Schloß zu flüchten. Er wollte sich an der Arbeit, an den Früchten seiner Reise stärken; wollte wieder Herr seiner selbst werden. Die Erinnerungen an Sonst hatten ihn zu lebhaft ergriffen. Durfte er ihnen nachhängen? Mußte er nicht seinen Zweck unverändert verfolgen? Was sollte er mit den Bildern der Vergangenheit? Was mit einer Sensitivenseele in der Welt anfangen? Nein, er wollte hier auf dem Schlosse fleißig sein, ausruhen, Oran und dessen Frau erwarten und dann sich um die Vacanz einer Professur umsehen. Er dachte das, als er in den Blumengarten trat und sich auf eine zierliche Drathbank im Angesicht der lieblichen Blüthen setzte, die die kalte schwarze Erde mit Frühlingsfarben umwoben hatten. Wunderbar ergriff ihn ein Beet Veilchen, das sorgsam gepflegt, sich links

zum Hügel aufwand. Veilchen waren die Lieblingsblumen ſeiner verlornen Geliebten; nach Veilchen hatte ihr Zimmer, wenn er als Student bei ihr eintrat, geduftet, Veilchen hatte ſie ihm am Tage des Abſchieds ins Knopfloch geſteckt. Die ernſte, unſcheinbare Blume brachte ihm eine Maſſe ſchmerzlicher Erinnerungen; die Vergangenheit übte nochmals ihr dringendes Recht. „In dieſem Nebel werde ich nun durchs Leben gehen", ſeufzte Müller wehmüthig, ſtand auf und durchlief die wohlgeharkten Wege. Ueberall wehte ihm ein zarter, ordnender Geiſt entgegen; er bückte ſich einen Strauß Maiblumen zu pflücken und die Hand, die er ausſtreckte, hatte Luſt zu zittern. „Was habe ich denn?" rief er unwillig, ſich ſeitwärts wendend. Da traf er auf Lambrecht, der ein Kaninchen fütterte. „Wer hat die Gartenanlagen hier gemacht?" fragte er ihn haſtig.

„Unſere Frau Gräfin", entgegnete Lambrecht ſich aufrichtend. „Die Anlagen hier ſind nichts gegen die Einrichtung im Schloß. So lange der junge Graf unverheirathet war, ging Alles in Staub und Schutt auf. Seitdem er ſich verheirathet hat, ſind wir und das Schloß wie umgewandelt. Die Gräfin iſt ein Engel."

„Woher iſt ſie denn?" fragte Müller geſpannt.

„Aus Frankreich, glaube ich", entgegnete Lambrecht geſchwätzig. „Wenigſtens hat der Graf ſie da geheirathet. Sie iſt eine geborne Baronin, bildſchön und gut, mit Jedermann freundlich...."

„Ich will doch das Schloß ſehen", ſagte Müller und kehrte aus dem Garten um. Innerlich dachte er: „Ich will

Orans und ſeiner Gattin Leben aus ihrer Umgebung herauszufinden ſuchen, einen Anknüpfungspunkt für meine Phantaſie finden, mich vorbereiten auf die Ankunft und das Zuſammenſein."

Eine Eichenallee führte ins Schloß zurück. Es war Ende April. Die Gebüſche grünten. Müller ſchritt raſch vorwärts und Lambrecht ſchob keuchend hinterdrein. Die Vögel ſangen. Der Waldbach rauſchte. Die großen Gewächshäuſer waren von der Sonne gar lieblich beſchienen. Dora ſtand auf dem Balkon und fegte. Lambrecht winkte ihr und alsbald trat ſie ihm mit den Schlüſſeln entgegen.

„Die Zimmer des alten Grafen ſind noch ſo, als ſie damals, wie er ſie bewohnte, waren", bemerkte Lambrecht, der aufſchloß und eine Reihe kalter, öder Gemächer im Erdgeſchoß zeigte, die in einer prächtigen Bibliothek endeten. Doch war hier nichts Freudiges, Belebtes zu ſuchen, deswegen wandte ſich Müller ab und fragte nach den neueingerichteten Gemächern. „Die ſind im erſten Stock", antwortete Lambrecht, den es ärgerte, daß ſein Gaſt nicht mehr Reſpect vor den Fauteuils des alten Grafen zeigte. Dieſer ließ ſich jedoch nicht irre machen. Mit zwei Schritten hatte er das weitläufige Billardzimmer hinter ſich und war die Treppe hinaufgeeilt. Die traurige Oede unten hatte ihm das Herz beklemmt, oben, in den Wohnzimmern ſeines Freundes hoffte er auf fröhlichern Eindruck. Als Lambrecht aufſchloß, that Müller einen freudigen Athemzug. Vier in einander gehende Gemächer lagen vor ihm. Das eine war mit grünem Damaſt tapezirt und bildete die Ecke des Schloſſes. Hier war ein

einziges Fenster aus einer Scheibe mit einem kleinen Sopha davor und einem Tisch mit Büchern und Albums. Seitwärts stand ein Flügel. Das war das Cabinet der Gräfin, die sich dies Eckzimmer der Aussicht wegen gewählt und eingerichtet hatte. Auf den Büchern war die verschlungene Chiffer J. O.

„Wie heißt die Gräfin?" fragte Müller, indem er den Blick auf die Aussicht wandte und dem herzstärkenden Brausen des unten in die Tiefe sich stürzenden Wasserfalls zuhorchte.

„Sie heißt Jenny", entgegnete Lambrecht. „Hier neben an ist der Empfangssalon und durch diese Thüre geht man ins Schlafzimmer."

„Jenny?" ... wiederholte Müller träumerisch, indem er in das Schlafzimmer trat und sich langsam umsah. Es war von einfachem Zitz in Form eines Zeltes drapirt, mit bauschigen Portieren, einer Pompadourtoilette, einem breiten Fauteuil zu den Füßen des Bettes und zu den Häupten ein Betschemel mit einem kunstvoll gearbeiteten Kruzifix darüber. Auf dem Stuhl lag ein Gebetbuch. Müller nahm es beklemmt in die Hand. Als er es aufschlug, fielen ihm getrocknete Veilchen entgegen. „Kann ich denn nirgends diese Erinnerung beseitigen", seufzte er und trat in das Arbeitskabinet und von da in den Empfangssalon. Dieser war mit lilla Seide ausgeschlagen und hatte schöne Boulemeubels und Vasen von chinesischem Porzellan. „Alles ist still und doch voll Leben", dachte Müller, der über die blumigen Teppiche in die Zimmer des Grafen trat. Es überfiel ihn eine

nie geahnte Traurigkeit; er mußte ſich ſein eignes Leid, ſeine eigne Einſamkeit denken, mußte an die denken, die er geliebt und verloren hatte. Das Herz war ihm voll Sehnſucht, er fühlte ſich wie in einer Geiſterverſammlung. Indem ſtand er vor einer verſchloſſenen Thüre und Lambrecht ſagte: „In das Zimmer kommt kein Fremder. Das hat der Herr Graf ſtreng verboten. Nur, wenn er ſelbſt anlangt, ſchließe ich es, zum Reinigen auf. Es iſt das Arbeitszimmer, und gräfliche Gnaden haben darin viele ihm werthe Papiere und Bücher unverſchloſſen gelaſſen. Das kann ich Ihnen nicht zeigen.“

„Ich will es auch nicht ſehen“, entgegnete Müller und ſetzte ſich ohne Umſtände an ein Fenſter. Ein Gewitter hatte ſich im Gebirge aufgethürmt. Der Donner rollte langſam über die Höhen. Müller ſah in die Ferne. Es war ihm wunderlich zu Sinne; er ſuchte nach etwas, wie nach verlornen Träumen und fand nichts. Die Natur hatte einen grauen Anflug, die Bergkette, die ſich vor ſeinen Blicken hinzog, erſchien zuweilen in gewaltigen Lichtmaſſen und dann löſten dieſe ſich wieder auf hinter fliegenden Nebelflören. Eine Stunde mochte er ſo geſeſſen haben, da kam Lambrecht und forderte ihn auf zum Frühſtück zu kommen. Es war Müller im Garten bereitet worden. Als er es raſch genommen hatte, ging er, da das Thal wieder im hellen Sonnenſchein lag, den Fußweg entlang, kam eine ſanfte Höhe hinauf und dann in einen Tannenwald. Alles war ſtill geworden. Nur hie und da rauſchte es bisweilen in den Zweigen, wie wenn Vögel von einem Aſt zum andern hüpfen oder mit dem Schnabel ſich die Federn putzen. Plötzlich tönten Glocken zu

dort aufhielten, so drang ich auf die Abreise sogleich nach der sogenannten Trauung. Er nahm mir jedoch das Ehrenwort darauf ab, daß ich Sie nicht eher, als nach der erfolgten Befreiung meines Sohnes, die sich länger verzögert hat, als ich dachte, von der wahren Lage der Dinge unterrichten sollte. Dieser Zeitpunkt ist nun eingetreten. Kommt daher, meine Kinder. Der Geistliche wartet schon, um die wirkliche Trauung an Euch zu vollziehen.

16.

Sie gingen hierauf Arm in Arm zurück. Aber an Albina's Entzücken hing sich gar bald der Gedanke der Fortdauer des väterlichen Zornes. So deuteten wenigstens Vater und Sohn den schmerzlichen Zug, der jetzt in ihrem Gesichte zum Vorschein kam, und die Thräne, welche von keinem Freudenblicke erleuchtet wurde.

Auch er ist versöhnt! rief der junge Graf. Ich komme von seinem Gute und er hat mich hierher begleitet.

Indem Albina's Blick noch zweifelnd auf dem Auge des Geliebten verweilte, erschien wirklich Herr von Sontheim selbst, nebst der Baronesse, in der Thüre des Herrnhauses.

ihm auf. Er beſann ſich, daß es Sonntag war. Die Kirche lag an den Berg gelehnt. Ein paar Schritte weiter und Müller hatte ſie vor ſich. Die Kirchgänger, Frauen, Mädchen und Männer in blauen und rothen Röcken zogen mit dem Geſangbuch und dem weißen Schnupftuch ſinnend vorüber, ſtiegen die ſchmalen Pfade zwiſchen Felſen herauf oder kamen herab von noch ſteilerer Höhe. Auf dem kleinen Kirchhof verſammelten ſie ſich, wo neben hellem Moos ſich die dunkeln Kreuze erhoben. Dann traten ſie in das Gotteshaus. Als nun die Menſchenſtimmen in hellem Klange ſich begegneten, war es Müller, als müſſe ſeine Mutter hinter einem Baume hervortreten und ihn freundlich grüßen; er hatte ein Gefühl des Somnambulismus, das ihn eine große Harmonie in der Natur wahrnehmen ließ, den Geſteinen, Metallen und Pflanzen eine Seele verlieh und ihn endlich in ein rein idealiſches Reich trug, wo er ſich behaglich und ruhig befand. Gegen Abend ging er vergnügt in ſein Zimmer. Was er in dieſem und den kommenden Tagen gedacht und erlebt hat, zeichnete er nach alter Sitte in ſein Tagebuch ein.

Sonntag Abend.

„Ich habe mir ein Plätzchen am Fenſter zurecht gemacht. Das Stück Ruhe um mich iſt mir ſehr koſtbar. Möchte ſie lange andauern. Ich kann mich hier ausbreiten, meine Studien wieder vornehmen. Oran meinte es gut mit mir, als er mir ſein Schloß anbot. In der Geſellſchaft verſchleudert man unnütz ſein Leben; in der Einſamkeit kann man ſich ein Ziel ſtecken. Immer ſteigen, ſtreben, die Wiſſenſchaft durchſtöbern, ergreifen, was der Augenblick bietet, das Un-

wahre wegwerfen, entbehren, ſelbſt wenn Silberadern am Wege hinlaufen, das iſt die Aufgabe ſeit Jahren. Dabei habe ich freilich Manches eingebüßt.

Warum treibt es mich mit Gewalt zu wiſſen, wo der Traum meiner Jugend hingerathen iſt? Die liebe Geſtalt ſchwebt mir vor Augen, hier beſonders in dieſem Schloß, wo weibliches Walten vorherrſchend iſt. Aber wozu hilft's? Ich konnte ſie nicht heirathen. Ich mußte wählen zwiſchen der Wiſſenſchaft und ihr. Entweder, ein hausbackenes Schulmeiſterleben oder die weite freie Welt.... Ich habe lange in mir gewühlt, lange gefragt: „Darf ich?" Ich habe oft in heißen Thränen gelegen, bis die Ueberzeugung mich kalt und ſtark gemacht hat. Noch ſehe ich das liebliche Mädchen, wie es weinend von mir Abſchied nahm, mir Veilchen ins Knopfloch ſteckte, mich zu reiſen beſchwor. „Was ſollſt Du hier?" ſagte ſie. „Was bin ich Dir? Du mußt hinaus, mußt wirken. Wir dürfen uns nicht gehören. Es wäre thörigt von Dir. Sündig von mir. Ziehe in die Weite...." Und wie ſie ſo ſprach, ſauſte der Wind bald ferner, bald näher und der verhüllte Mond warf augenblicklich ein traumartiges Licht in die Stube. Die Uhr auf dem Kamin pickte. Die Mutter ſaß am Spinnrad. Die Lampe verbreitete einen dunkeln Schein auf die leidenden Züge. Ich trat ans Fenſter. Die Welt war mir helle im Entſchluß geweſen. Jetzt ſchwankte ich wieder. „Geh", bat mich das heldenmüthige Mädchen. „Brich mir nicht das Herz durch einen lang ausgeſponnenen Abſchied." Ich war heftig bewegt, aber ich ging. Das Haus lag am Ende einer ſchmalen Gaſſe. Als ich aus der

Hausthüre trat, mußte ich nochmals zurück ins Fenster blicken. Die Mutter spann weiter. Das holde entsagende Mädchen hatte sich an den Tisch gesetzt. Das schwarze Gesangbuch lag vor ihr. Ihre Züge hatten den Ausdruck tiefsten Weh's neben stiller Ruhe. Sie kam mir so verlassen, so einsam vor, daß ich zurück zu ihr wollte, da hob sie den Blick gen Himmel, stand auf, kniete neben der Mutter nieder.....

Dienstag.

Ich war heute im Gebirg. Ich hämmerte an dem grauen Gestein; ich suchte zwischen den Felsen nach Pflanzen. Es war mir wie in der Bibel, wo es heißt: „Gott sprach zu ihm," So weltfrei wie hier muß ich sein, um mit Lust einen begeisterten Blick in die Forschung zu werfen. Daß es dem Menschen gelang, positiv auszusprechen: „In dem Stein muß Metall, in diesem Crystallisation sein, das ist doch groß, das kräftigt, ermuthigt, das giebt mir ein Gefühl des Muths. Es erquickte mich, als ich heute eine Pflanze fand, die ich vergebens bis jetzt gesucht hatte. Den botanischen Namen wußte ich genau, aber die lebendige Anschauung fehlte mir. Hier in dieser starren, fast trockenen Gebirgsgegend stand sie einsam am Bach; sie war verkümmert, doch habe ich sie begrüßt, wie wenn sie vollkommen schön wäre. Jede Pflanze hat ihre Geschichte voll Selbstverläugnung und Aufopferung. In jeder ist die Sorge für das kommende Geschlecht; in jeder webt auch die Liebe, die Blüthe, Frucht und Samen treibt. Dazu gehört gar kein Scharfsinn, keine klügelnde Auffassung, dazu dient nur das Auge, das die Wege der Natur einfach verfolgt. Als ich heimkam, hatte Lam-

brecht mir eine blühende Narziſſe ins Zimmer geſtellt. Wohlgerüche, beſonders wenn ſie von Blumen kommen, haben etwas Bezauberndes für mich. Ich mußte an den Orient, an einen Ritt von Conſtantinopel nach den Belgrad'ſchen Waſſerleitungen denken, wo der Jasminduft am Wege faſt benebelnd wirkte; ich mußte auch denken, daß die Blume, ſo lange ſie unerſchloſſen iſt, nicht duftet und die geheimnißvolle Bekleidung ſie den Einwirkungen des Lichts entzieht. Hat ſie ſich einmal geöffnet, dann bilden die Blumenblätter gleichſam einen Heiligenſchein um das bedeutungsvoll junge Leben. Dieſes Aufſchließen des duftenden Kelches, dieſes Blühen und Verwelken, was ſind ſie anders als Symbole Eines Geiſtes, inhaltsvolle Winke der Natur? Die vollendete Blume zerfällt in Staub. Die Hoffnungen des Herzens gleichen der Blüthe. Sie verbleichen wie dieſe. Dennoch dürfen wir nicht klagen, wenn dies reiche Daſein voll Farbe und Duft vor uns und mit uns vergeht. Die Vernichtung einer Pflanze können wir denken, nicht die unſere. Ach, daß der Menſch ſo ſelten weiß, wie er in ſeiner unſichtbaren Welt ewige Frühlinge aus vergangenen Hoffnungen hervorrufen könnte! Das Leben bewahrt große Gedanken. Iſt mir das Herz, dem ich in heißer Sehnſucht entgegenflog, geſtorben, ſo iſt es doch ſchön zu glauben, daß das Andenken, wie ein Saamenkorn im Gemüthe ruht und der Sonne der Ewigkeit zur Entfaltung entgegenſtrebt. Vielleicht iſt es vermeſſen, zu denken, im Menſchen allein ſei Gefühl und Verſtändniß, in der Natur ſei nur ſtumme Hinweiſung, aber wie könnte er anders glauben? Wie er auf Erden, in dieſem Tempel Got-

tes wandelt, wie er betrachtend, ſtaunend, forſchend in dieſer Welt daſteht, immer wird er Andacht, Verklärung und Erhebung austheilen. Auch iſt die Natur dankbar, denn je länger man mit ihr umgeht, deſto mehr Friede haucht ſie in das Gemüth. In ihren Armen fühlen wir die ewige Beſtimmung; ſie tröſtet uns, ſie reicht dem Leidenden die Heilpflanze, dem Helden das Lorbeerblatt, dem Liebenden die Roſe.

Schon beginnt die Dämmerung. Ein Schmetterling hängt ſich ſchlaftrunken an die Narziſſe. Das Heimchen fängt an zu zirpen. Bald werden die Sterne in ewiger Ordnung hervortreten.... Wohin ich blicke, ſehe ich Ruhe. Mir iſt, als vernähme ich die leiſen Ahnungen, Wünſche und Seufzer, die ſich verſchlingen, ergänzen und auflöſen in das Lied der Liebe. Ach warum dauern dieſe Entzückungen nur Sekunden? Warum drängt der Verſtand die Gefühle zurück und zwingt mich zur Prüfung? Warum muß ich eingeſtehen, daß ich wahre Größe, unerſchütterliche Treue nicht gefunden habe? Dies Vorherrſchen des Egoismus, dies Rennen nach Ehrgeiz, dieſe geprieſene Glanzſucht beengen mich. Als wenn es nicht nöthig wäre, die Vorgänge des Lebens würdig aufzufaſſen, weder zu hart im Haß, noch zu weich in der Liebe zu werden, gerecht und gut, freudig in der Idee, kräftig im Helfen zu ſein! Möchte doch Jeder dem ihm angewieſenen Kreiſe genügen und von da hinab den heitern Blick in das Land der Zufriedenheit thun, das Daſein im Einklang mit dem Wollen und Thun bringen, die Zufälligkeiten würdigen, das eigne Verdienſt nicht überſchätzen.

Montag.

Wer möchte behaupten, die Wiſſenſchaft offenbare ſich nicht durch ernſte Arbeit? Das Fach, dem wir uns weihen, muß uns zum Eigenthum werden; es muß in unſer Blut übergegangen ſein, ihm müſſen wir ausſchließlich unſere Kräfte weihen, um uns vor Oberflächlichkeit und Schwärmerei zu hüten. Das ſage ich mir heute, wo ich nach drei Jahre langer Entbehrung zu einem Reſultat in der Wiſſenſchaft kommen muß, wo die Folianten ſich um mich häufen und ich mit der Lerche in die Luft, mit der Wolke zu der Sonne, mit der Sehnſucht zu der Liebe ziehen möchte. Wenn Du in mir biſt, ſchützende Ueberzeugung, wenn Du ausgehalten haſt im Ringen und nicht Erreichen, wenn Du das Vertrauen in die Wiſſenſchaft nicht verloren haſt, dann ſei auch ferner mit mir in dieſen Tagen, wo meine aufgeregten Kräfte mich zum Zweifel in meinen Handlungen drängen. Alle Opfer, die ich brachte, alle Thränen, die um mich geweint wurden, ſtehen vor mir wie mahnende Geiſter. Kann ich Dich laſſen, holde Gefährtin meines Daſeins, ernſte, mich wie ein ſympathetiſcher Nerv umfaſſende Wiſſenſchaft? Und ließe ich Dich, müßte ich nicht verzweifeln an Dir, an mir? Wo iſt die Stimme von Oben, die ausruft: „Bis hieher und nicht weiter?“

Der geheime Verkehr mit der Natur iſt wunderthätig. Sie beſchwichtigt die Aufregung des Verſtandes; ſie beſänftigt auch mich, wenn ich dem Erinnerungsſchmerz unterliege. Ich ſtehe am Fenſter. Es iſt ein trüber, dämmeriger Nachmittag. Der alte Lambrecht ſitzt auf der Bank. Seine zwei

kleinen Mädchen ſpielen auf der Erde. Die eine hält ihr blondes Haar mit den Fingern in die Höhe, die andere hilft ihr die Locken drehen. Ein engliſches Jagdhündchen hat die Vorderpfoten auf die Knie der Sitzenden gelegt. Zwei Truthühner gehen ſtolz vorüber. Einige Tauben folgen und picken Körner zwiſchen den Steinen hervor. Lambrechts Frau zeigt ſich in der Thüre. Mir iſt, als ſchwebten die Glockentöne der nahen Kirche über der Landſchaft. Die Schulkinder ſingen im Dorfe. Das Gebirg ſieht wie ein tiefblauer Rieſenkryſtall aus, über dem die warmen Purpurfluthen des Abendroths ſpielen .... Ich will ins Freie.

Mitternacht.

Es war ſchon dunkel, als ich in den Garten und von da an den Waſſerfall und in den Wald trat. Ich glaubte mich allein und war erſtaunt, als ich plötzlich Menſchenſtimmen in geringer Entfernung von mir vernahm. Wie ich ſtehen blieb, hörte ich, daß Dora zu einem Unbekannten ſagte: „Heinrich, laß mich nach dem Schloſſe zurückgehen. Es iſt nicht recht von Dir, mich hier in der Dämmerung zurück zu halten.“ Heinrich räuſperte ſich und antwortete: „Du biſt kindiſch, Dora. Niemand ſieht und ſucht Dich. Bleib, wir wollen plaudern. Erzähle mir von der Gräfin..“ „Wenn ich von der anfange, weißt Du ſchon, daß ich nicht aufhöre. Du biſt geſcheit, mich auf dies Kapitel zu bringen.“ Sie lachte. Aber Heinrich ließ ſich nicht irre machen. Er ſchmeichelte: „Erzähl, liebe Dora“ ... ich hörte, wie er ſich näherte, es raſchelte wie Küſſe, dann ſagte Dora: „Ich liebe die Gräfin. Aber zuweilen iſt es mir wunderlich,

daß ſie mitten im Glück, an der Seite des Grafen ſo traurig ſein kann. Vor einem Jahr, als mich der Graf nach Brüſſel kommen ließ, wo er mit der jungen Frau aus Paris angelangt war, hörte ich ſie Abends, als ich noch mit den Kleidern der Gräfin im Zimmer beſchäftigt war, auf franzöſiſch ſagen: ‚Du biſt gut, daß Du für mich ſorgſt, daß Du mich, eine arme Waiſe, geheirathet haſt, aber ſei nicht böſe, daß ich mich vor Deutſchland, vor Deinem Schloſſe, vor dem Gedanken fürchte, daß mich die Heimath unfreundlich begrüßen wird.‘ — Folglich iſt die Gräfin keine Franzöſin, ſondern eine Deutſche, folglich iſt ſie arm geweſen, folglich hat der Graf, was die vornehmen Leute eine Mesalliance nennen, geſchloſſen.“ „Du biſt erſchrecklich klug“, bemerkte Heinrich; „kannſt franzöſiſch und ſiehſt den Leuten ins Herz.“

„Dafür bin ich die Nichte des franzöſiſchen Koch und nicht von geſtern“, entgegnete Dora, nicht ohne Selbſtzufriedenheit. „Von Brüſſel nach Hauſe reiſend, habe ich manches Geſpräch zwiſchen dem Grafen und der Gräfin belauſcht und auch einmal unter den Sachen einige Gegenſtände gefunden, die die vornehmen Leute ſonſt nicht beſitzen.“

„Daß Dich“ ... murmelte Heinrich überraſcht.

„Ja“, flüſterte Dora, „eine Schürze von rothbaumwollenen Zeuge und ein deutſches Geſangbuch aus dem Erzgebirge. Später hat die Gräfin die Sachen in ein Käſtchen verſchloſſen. Da habe ich ſie nicht wieder geſehen. Ich glaube, ſie hatte eine Mutter, die ſie ſehr liebte, der zu Gefallen ſie den Grafen geheirathet und einen Andern aufgegeben hat. Deswegen weint ſie zuweilen wie ....“

Die Stimmen verhallten. Dora entfernte ſich. Ich blieb lange wie eingewurzelt ſtehen.

Es iſt thöricht von mir, daß ich an meine Verlorne denke und ſie und die Gräfin Oran mit einander in Eine Perſon verſchmelze. Ich ſchelte mich, daß die häusliche Kleidung, deren Dora erwähnte und das Geſangbuch aus dem Erzgebirge mir Anlaß zu Träumereien geben, und kann doch den Augenblick, wo Oran ankommen und ich von meiner fixen Idee geheilt ſein werde, nicht erwarten.

Mittwoch.

Dieſen Morgen, während ich am Fenſter ſaß und ſchrieb, flatterte eine zahme Taube hin und her und ſetzte ſich endlich auf den Rand des Tiſches. Sie hatte ſich lange auf dem Zweige einer Ulme vor mir gewiegt und mich mit mißtrauiſchem Auge betrachtet. Da ich abſichtlich mich nicht um ſie zu kümmern ſchien, kam ſie näher und näher und pickte zuletzt Brotkrumen von einem ſtehen gebliebenen Teller fort. Als ich aufſah, ſchien ſie zu erſchrecken und fortfliegen zu wollen, aber ſtatt aus dem Fenſter, flatterte ſie in der Verwirrung in die Tiefe des Zimmers auf und nieder, bis ſie einen Schrank als Ruhepunkt fand. Von dem aus betrachtete ſie mich im Gefühl ihrer Freiheit und ſchien durch Girren ein Geſpräch mit mir anknüpfen zu wollen. Da kam Lambrecht und als er die Taube ſah, rief er erſtaunt: „Ei ſieh, das iſt ja die Lieblingstaube der Frau Gräfin.“ Er ſtieg auf einen Stuhl, ſie ließ ſich gutmüthig von ihm greifen. „Das Thierchen iſt klug“, bemerkte er, „wenn gräfliche Gnaden hier ſind, kommt es Morgens ins Fenſter geflogen

und pickt ihr das Brod aus der Hand." Er war ans Fenſter getreten, ließ die Taube fliegen, nahm das Frühſtück und empfahl ſich.

Sonderbar, daß mich der Gedanke, daß dies eine Lieblingstaube ſei, ſeltſam ergriff. Ich kann hier arbeiten, ſtudiren, ich bin einſam, wie ich es liebe; ich habe eine herrliche Natur vor mir im Rahmen eines Fenſters und nichts hat mich bis jetzt ſo tief als der Beſuch der kleinen Lieblingstaube berührt. Giebt es etwa eine geheime Sympathie? Fühle ich einen Zuſammenhang? Wie iſt mir doch ſo wunderlich träumeriſch, ſo nichtsnutzig, daß ich nicht arbeiten kann ....

Dora fegte im Nebenzimmer. Ich machte mir etwas zu thun und öffnete die Thüre.

„Guten Morgen, Dora."

„Guten Morgen, Herr."

„So fleißig, Dora?"

„Nicht mehr, wie gewöhnlich. Das geht ſo einen Tag wie den andern ohne Unterbrechung."

„Seid Ihr nie vom Schloſſe fort geweſen?" fragte ich.

„O ja", entgegnete ſie geſprächig, „ich war einmal in Brüſſel. Der Herr Graf ließen mich kommen, um Kammerjungferndienſte bei der Frau Gräfin zu verſehen, als ſie ſich eben verheirathet hatten und die franzöſiſche Kammerfrau krank geworden war."

„Ihr kennt alſo die Gräfin?"

„Wie mich ſelbſt."

Ich lächelte und fragte: „Wie ſieht ſie denn aus?"

Alles vergeben und vergessen! rief er seiner Tochter entgegen. Die glückliche Albina stürzte ihm zu Füßen und der Geistliche sprach bald darauf über das Paar einen Segen aus, dessen Kraft sich an ihr und Heinrich, so wie an ihren glücklichen Kindern vollkommen bewährt hat.

Fr. Laun.

Dora blickte ganz verblüfft auf. „Herr Müller ſahen die Frau Gräfin noch nicht, ſonſt würden Sie ſo nicht fragen," entgegnete ſie empfindlich. „Sie iſt ſchön wie ein Engel und gut dazu; kohlſchwarze Haare und dunkelblaue Augen; eine großgewachſene Figur mit Händen wie aus Wachs, ſtill und ernſt wie der heilige Gabriel in der Schloßkapelle."

Sie fegte eifrig fort, putzte den Staub von den Möbeln und kümmerte ſich nicht mehr um mich. Als Lambrecht mir um zwei Uhr das Eſſen brachte, ſagte ich anſcheinend ganz ruhig, aber innerlich durch und durch gewühlt: „Kann ich die Zimmer der Gräfin wohl noch einmal ſehen?"

Er ſchüttelte bedenklich mit dem Kopf. „Ich ſchließe ſie ungern auf, indeß da Sie des Grafen Freund ſind..."

Ich verſchlang das einfache Mahl und ging mit Lambrecht quer über das große uns trennende Vorzimmer, durch den Corridor in die Zimmer. Welch ein Zauber in dieſer Stille, welche läuternde und erhebende Kraft in dieſer Umgebung. Ich glaubte die Gräfin vor mir zu ſehen und vertiefte mich in ihr Walten, Weben und Leben. Eine angefangene Arbeit lag ſorgfältig zuſammengelegt in einem japaniſchen Körbchen; ein Buch war nebenan mit einem Zeichen verſehen. Ob ich die Arbeit berühren, das Buch aufſchlagen darf? Ich ſchlug es auf. Es war Schubert's Reiſe nach dem Orient. Auf der Bibliothek ſtanden die orientaliſchen Briefe der Gräfin Hahn und Mehemet Ali vom Fürſten Pückler. Sonderbar, daß der Orient die Bewohnerin dieſer Zimmer ausſchließend zu beſchäftigen ſchien. Auch ein Bild, die ſüßen

Waſſer bei Conſtantinopel, war aufgeſtellt. Die hügelige, wenig bebaute Landſchaft mit einigen Pinien und cederartigen Bäumen auf nahen und fernen Bergen, lag vom zarteſten Schmelz übergoſſen vor mir. Ich hatte den Blick rückwärts auf die Vergangenheit gerichtet. Ich ſah den Morgen, an dem ich im Kaik über dieſe ſilbrige Fluth zum Kiosk des Sultans gefahren war. Ach, wie das ſtill war, wohlthat, wie der Wuſt all' dieſer geſchwätzigen Geſchäftigkeit ſich in Andacht auflöſte! Dort in dem kleinen Boot, nicht weit von den Anfängen des Chriſtenthums, am Geſtade des Meers, unter dem tiefblauen Himmel konnte ich ungeſtört von der Geliebten träumen. Ungetrübt durch die Trennung, frei und heiter habe ich da liebevoll der Heimath, im Gefühl recht gethan zu haben, gedacht. Und heute? Und jetzt? Ich konnte mich von den Zimmern nicht losreißen. Die Schreibmaterialien auf einem Tiſche hatten etwas wunderbar Zierliches. Das Fauteuil war auf dem Sitz abſchüſſig geworden, der blaue Streuſand flimmerte voll Goldpunkte, die Tinte war bis auf den Grund vertrocknet. Wozu dieſes heimliche Suchen und Sehnen? Wozu dieſe Unruhe, die mich bis zur Verzweiflung treibt? Wozu dieſe Wehmuth, dieſe Sehnſucht, dieſes Aufſchrecken als eine Thüre knarrte, dieſes Beben, als die Sonnenſtrahlen roſenroth und erwärmend durch die Gardinen brachen? Der Epheu, der äußerlich an dem Fenſter emporklimmt, droht die Zimmer in Schatten zu ſetzen, ſo groß und ſtark wird er. Er breitet ſich aus, er klammert ſich an. Glücklicher Epheu das, der die Luft und die Sonne und dies Fenſter ſucht. . . .

Donnerſtag.

Ich war den Tag über ſehr fleißig. Ich habe mir den Traumſtoff aus dem Blute geworfen, will nichts mehr als die Wiſſenſchaft, als die drei Jahre voll Muth und Ergebung denken, die hinter mir liegen. Der kleine Garten iſt mir lieb geworden mit den vielen Blüthen, die der Frühling darin ſäet; der grüne Waſſerfall, die hohen Schloßmauern, der Wald ſind bezaubernd. Auch die Nächte ſind heiter. Die Conſtellation des großen Bärs gewinnt an Umfang. Die Lerche ſingt, ehe der Morgen graut, die Hunde bellen in den entfernten Wohnungen. Meine Gedanken tauchen unter im Schlaf, den ich ein gefühltes, ein genoſſenes Nichts nennen möchte. Ich bin ruhig, weil ich ruhig ſein will. Jetzt iſt der Tag herunter. Lambrecht hat mir das Abendeſſen gebracht. Ich habe mir Bücher aus dem untern Stocke geholt. Dies Schloß iſt in Wahrheit eine Königswohnung des Reichthums, eine Künſtlerwohnung des Geſchmacks, ein Kloſter der Einſamkeit. Ich gehe viel ſpazieren und bin doch erſtaunt, ſtundenlang keinem menſchlichen Weſen zu begegnen. Deſto zahlreicher iſt das Wild in den Gebüſchen. Die Rehe und Hirſche kommen bis an das Schloß; ich werfe ihnen Brod aus dem Fenſter, beſonders im Mondenſchein zu, dazwiſchen denke ich an Plato, an dieſen Rieſen der Vorzeit, denke an meine Jugend, an die Entzückungen, die Dichtung und Philoſophie mir einflößten. Plato beſonders, dieſer Vorgänger Chriſti, dieſer Idealitätsphiloſoph, hat mich ſeiner vollendeten Kunſtform wegen angezogen. Seltſam, daß das Streben ſeines Geiſtes ſich von der Mythologie ab zum Monotheis-

mus neigte, daß er zwiſchen dem Endlichen und Unendlichen ſchwebte, das Materielle von ſich wies und eine körperliche Kaſteiungsmethode einzuführen ſtrebte, die ihn dann auch antrieb, die Lehre von den Göttern einrahmen zu wollen in verſchleierte Formen. Dieſer Olymp voll nackter Geſtalten war ihm unleidlich; er griff die Dichter, er griff Homer an, er zerfiel mit der nationalen Dichtkunſt, bloß weil er die Abſtraktion des Schönen mit Leidenſchaft ſuchte. Täuſchte er ſich? Sollen wir, deren Ideen vom Schönen entwickelter durch das Chriſtenthum ſind, dieſe nicht mit dem Begriff des Guten, des Wahren, der Tugend vermählen? Was ſind unſre Lehren von Selbſterkenntniß, vom Jenſeits, vom Lohne und der Strafe, wenn wir nicht den Grund derſelben, die Befolgung des einen Weges, der reinen Tugend annehmen? Nach Plato kam zwar Epikur mit ſeiner Glückſeligkeitslehre, aber es kam auch Zeno, der in der Stoa zu Athen gegen die Gewalt der ſinnlichen Eindrücke eiferte und auf leidenſchaftsloſe Ruhe antrug. Könnte ich mir dieſe aneignen und einen Prozeß in mir vornehmen, wo die Goldtheile ſich vom nutzloſen Kies trennten! Wäre ich weniger ſchwach, mehr meinem Beruf, der Zukunft inniger als der Vergangenheit geweiht.“ —

So weit war Müller in ſeinem Tagebuche vorgerückt, als Lambrecht auf einem ſilbernen Teller einen Brief vom Grafen Oran an ihn brachte. „Gräfliche Gnaden werden in drei Tagen auf dem Schloſſe eintreffen“, bemerkte er im Fortgehen. Müller lehnte ſich zerſtreut im Fauteuil zurück, ſchob die Schreibereien bei Seite, that einen Blick aus dem geöffneten Fenſter, löſte das Siegel und las:

Lieber Freund, wir werden uns in einigen Tagen ſehen. Morgen und übermorgen habe ich noch kleine Geſchäfte in Breslau zu beſeitigen. Am Montag treffe ich zur Mittagszeit bei Dir ein. Ich bin ungeduldig, Dich wiederzuſehen, glücklich Dir meine Frau zeigen zu können. Du wirſt ſie bewundern. Nicht allein, daß ſie ſchön iſt, ſie iſt auch gut, geiſtreich und gebildet. Sie hat ein tief ausgeprägtes Gefühl, ohne wie wir Männer philoſophiſch zu ſein. Wäre ſie ein Jahrhundert früher geboren, ſo hätte ſie ſich leicht dem Aberglauben hinneigen können; weil ihr Verſtand mehr durch das Herz als durch die Subtilitäten des Nachdenkens erleuchtet wird. Weniger unterrichtet als gebildet, wird es ihr ſchwer, ein ernſtes Buch mit Aufmerkſamkeit zu leſen, aber gieb ihr einen geiſtreichen Gedanken, wirf ihr eine flammende Sentenz in die Seele, ſie wird ſie aufgreifen, daran zehren, Kraft und Verſtändniß aus ihr ziehen, eine wirkliche ernſte Lehre ſich aneignen.

Wie ich Jenny kennen lernte? Ich habe Jedermann ein Geheimniß daraus gemacht. Ich will nicht, daß meine Frau unter dem Druck eines albernen Vorurtheils ſchmachte. Ich habe auf mich die Verantwortung einer Lüge genommen, habe Jenny für eine franzöſiſche Baronin ausgegeben, Du weißt, daß man in Frankreich das ſein kann, was man ſein will; Dir aber, dem treuen, verſchwiegenen Naturmenſchen, dem Jünger der edeln und beſſern Gefühle, dem Anhänger des Ideals, Dir darf ich ohne Erröthen geſtehen, daß Jenny nicht allein nicht adelig, ſondern ſogar von ſehr geringer Abkunft, die Tochter einer armen Wittwe aus Sachſen iſt.

Hier ſtrich ſich Müller die Haare von der Stirn, blickte vom Papiere fort, ſtand einen Augenblick auf, machte zwei Gänge im Zimmer auf und nieder, und las dann weiter:

Ich traf ſie im ſüdlichen Frankreich in einem deutſchen Hauſe, wo ſie ſich mit dem Unterricht kleiner Kinder beſchäftigte. Ihre ernſte Schönheit machte einen tiefen Eindruck auf mich. Du weißt, daß ich das Leben mit Frauen bis dahin leicht genommen und mir nicht ſonderlich viel aus ihnen gemacht habe. Hier war es anders. Jenny ließ Saiten in mir erklingen, die ſtumm im Gewirr der Welt geblieben waren. Ich fühlte, daß dies vom Egoismus umpanzerte Herz weich wurde, daß ich in Jenny nicht allein mich, ſondern ſie liebte, ſie mit allen ihren gerechten Forderungen ans Glück, ſie, die den ſegenvollſten Einfluß über mich kalten Weltmenſchen ausüben mußte. Nun hätteſt Du aber ihre jungfräuliche Schüchternheit beobachten, hätteſt ſehen ſollen, wie ſie mir auswich. Weil mir das noch nicht vorgekommen war, liebte ich ſie leidenſchaftlich, die mich, den Beneideten, den Reichen floh. Wenn ich kam, ging ſie. Frau von Fernheim, bei der ſie war, bemerkte das mißfällig. „Was hat das ſonderbare Mädchen?“ fragte ſie. „Warum iſt ſie ſo abſtoßend? Haben Sie ihr etwas zu Leide gethan?“ Ich verneinte heftig. Am andern Morgen fand ich ſie mit den Kindern im Garten. Sie wollte aufſtehen, als ſie mich kommen ſah. Ich faßte ſie bei der Hand, und ſagte nicht ohne tiefſte Bewegung: „Warum haſſen Sie mich?“ Sie blieb zitternd an einen Orangenbaum gelehnt ſtehen. Der Morgenwind wehte über das glänzende Laub, die Düfte

der Blüthen wiegten sich in den Lüften. „Sie müssen mir eine Gnade erweisen", sagte ich dringend, „Sie müssen mir vertrauen, müssen mir antworten. Glauben Sie, daß Sie mich . . . lieben könnten?"

Jennys Wangen flammten. Sie schwieg.

„Meine Frage ist zudringlich", entgegnete ich nicht ohne Schmerz. „Ich will aber die Wahrheit erfahren. Lieben Sie einen Andern?"

Sie sah mich mit einem unaussprechlich tiefen Blick an und entgegnete: „Ich liebe einen Andern."

Ich fuhr mit der Hand über die Augen. „Sie sind fürchterlich wahr", rief ich. „Wohlan, seien Sie es bis ans Ende. Ist Ihnen das Schicksal günstig?"

„Ich habe es von mir gewiesen", entgegnete sie mit heißen Thränen.

„Weinen Sie aus Reue oder aus Zärtlichkeit?" fragte ich leise.

Sie hob den Kopf auf und antwortete stolz: „Es ist eine sonderbare Qual, die Sie mir durch dies unberufene Fragen auferlegen. Sie haben kein Recht an mich. Lassen Sie mich, Graf Oran, ich bitte Sie dringend, lassen Sie mich!"

Sie that einige Schritte vorwärts, aber ich war nun einmal entschlossen, Jenny nicht loszulassen. Ich hatte im Gefühl für sie Augenblicke von Verzweiflung und Grimm gehabt, die ich enden wollte. Deswegen griff ich nach ihrer Hand und bat: „Beschwichtigen Sie meine Unruhe, geben Sie mir Hoffnung . . ."

„Hoffnung?“ wiederholte sie ernst. „Wofür?“

Ich war einen Augenblick wie vom Donner gerührt, denn ich fühlte, daß die Liebe zu Jenny ganz sinnlos war. Dann aber fluthete die Reinheit ihres Wesens so beseligend über mich, daß ich Alles vergaß und ihr aus der Fülle meines Herzens sagte: „Ich glaube an Sie, wie man an die Ideale glaubt. Gesetzt, ich wäre Ihrer Theilnahme völlig unwürdig, wäre ein Sünder, wäre es nicht belohnend, mich dem Guten zuzuführen? Versuchen Sie, mich zu sich zu erheben, mich zu belehren, ich, der unwissend, aber nicht rebellisch bin. Zeigen Sie, daß Sie geduldig sind.“ —

Sie lächelte nicht ohne Ironie und murmelte so etwas wie „Phrasen“ ...

Ich fühlte mich gereizt. „Welches wahrhaftige Gemüth ist der Liebe unwerth?“ rief ich. Und dann setzte ich sanfter hinzu: „Kann ich Ihnen nützlich sein, Jenny? Gebrauchen Sie mich; lassen Sie mich nicht die Last meines Unvermögens fühlen. Etwas in mir sagt mir, daß wir nicht von einander scheiden dürfen.“

Sie gab das zögernd zu. Sie hatte etwas Heiliges, Unsagbares in ihrem Karmeliteranzug, wie sie es nannte, etwas süß Bescheidenes, das die Frauen der Gesellschaft selten besitzen. Ich sagte ihr, was mein Leben bis jetzt ausgemacht, wie hohl und leer es gewesen, wie ich mich nach Wahrheit und Einfachheit sehne. Es lockt mich zu Ihnen“, flüsterte ich ihr zu, „zu Ihnen, die ich immer von melancholischen Erinnerungen umgeben wähne.“ „Ich habe auch freundliche Erinnerungen“, antwortete sie sanft. „Ich habe eine

Mutter, die ich liebe, für die ich Alles thun würde, für die ich Manches gethan habe ..."

„Was?" fragte ich haſtig.

„Sonderbare Frage das", entgegnete ſie lächelnd. „Als wenn ich die Beweiſe meiner Liebe wie Zahlen einregiſtrirt hätte. Doch ja, ich habe einen aufgezeichnet, hier im Herzen; ich habe meiner Mutter wegen auf eine Neigung verzichtet ..."

Jetzt war ich plötzlich da, wo ich längſt zu ſein gewünſcht hatte. „Ich will nichts von der Vergangenheit wiſſen. Ihre Vergangenheit gehört mir nicht", ſagte ich. „Aber darf ich fragen, ob Sie den Freund Ihrer Seele wieder zu ſehen hoffen?"

„Niemals", antwortete ſie wehmüthig. „Wir haben uns fürs Leben getrennt."

„Warum dies Extrem?"

„Unſere Verhältniſſe paßten nicht für einander."

„Sie ſind alſo frei?" fragte ich dringend. „Sie könnten alſo einem Andern gehören?"

„Gehören — ja. Lieben — nein", entgegnete das wunderliche Mädchen.

„Ihre Liebe iſt unvernünftig", ſagte ich. „Sie müſſen ſie bekämpfen."

„Ich habe keine Kraft."

„Aber doch den Wunſch?"

„Nicht einmal den", rief ſie ſtolz. „Ich würde meine Pflicht, wenn es Noth thäte, mit Schmerz, mit Verzweiflung thun und doch fühlen, daß Liebe frei iſt."

Du kannst Dir vorstellen, daß mich Jennys Sprache unruhig und immer leidenschaftlicher machte. Ich war endlich zu dem festen Entschluß gekommen, ihr meine Hand anzutragen. Ich dachte, daß ich mir erringen könnte, was fern lag, daß Jenny nicht halsstarrig bis ans Ende der Tage bleiben könne, daß ich etwas wie Glück und Glanz mit in die Wagschaale legen könne. Ich suchte sie am Morgen auf der Terrasse und war so gespannt, daß ich mir keine Einleitung erlaubte, sondern nur entschlossen sagte:

„Darf ich Ihrer Mutter schreiben, daß ich um Sie werbe?"

Sie sah mich mit blassen Wangen an.

„Was erschrecken Sie?" fragte ich sie freundlich. „Sie mußten meinen Entschluß ahnen, mußten wissen, daß ich Sie liebe."

Ich nahm ihre Hand. Sie ließ sie mir. „Ich will Ihnen nicht versprechen, was ich nicht halten kann", sagte sie leise.

„Heißt das, daß Sie mich nicht lieben können?"

Sie schüttelte traurig mit dem Kopfe. „Ich habe einen Freund geliebt, wie sich das nicht ausdrücken läßt; ich habe ihn täglich beweint. Das Gemüth ist mir still geworden, erstickt in seinen Wünschen, ergeben in seinen Anforderungen, klar in der Ueberzeugung, daß es hienieden entsagen muß."

„Sie trauen mir viel Großmuth zu", sagte ich bitter.

„Ich weiß nicht, was ich Ihnen zutrauen darf", entgegnete sie, „aber ich kann mein Inneres nicht verläugnen. Ich denke an den Verlornen, wie man an die Todten denkt, denn nicht ein Flecken haftet auf der Erinnerung an ihn."

Die gute Frau des Sees.

„Sieh, Georg, da hat die alte Hexe wieder ihr Licht angesteckt!“ sagte der alte Fischer Conrad zu seinem Sohne, mit dem Ruder nach der nordöstlichen Seite des Sees zeigend, von der ein flackerndes Feuer durch die schöne Mainacht herüber leuchtete; „gewiß ist ein Unwetter nicht weit!“

„Es kann auch wol ein Irrwisch seyn,“ sagte Georg.

„Ein Irrwisch, ja ein Irrwisch!“ spottete der Alte, „die tanzen auch wol auf den Steinen herum? und anders, als Felszacken und Seemuscheln auf dem Ufersand, gibt es da nichts: das hat mir noch der alte Großvater erzählt.“

Sie stiegen schweigend ans Land, befestigten Kähne, hingen die Netze zum Trocknen auf, und trugen die gefangnen Fische nach Hause.

„Aber, um auf meine Frage zurück zu kommen, wie sind Sie denn eigentlich für mich gesinnt?“ fragte ich schwankend vor Ungeduld.

Sie sah mich tief und innerlich an, faltete die Hände und antwortete mit gerührter Stimme: „Ich habe Ihnen immer die Wahrheit gesagt, ich will auch jetzt nicht zurückhaltend sein. Wie bei einem Bruder, so fühle ich mich im Schutz bei Ihnen, beruhigt und erfreut ...“

„Jenny“, rief ich, „bis jetzt hatte ich immer ein Ziel vor Augen, mich selbst. Ich wartete, bis ich gesucht wurde; ich begegnete wohl einer flüchtigen Neigung, einem aufwallenden und verlöschenden Gefühl, war aber unbefriedigt, übersättigt. Jetzt empfinde ich zuerst etwas, was nichts von dem ist, was mir früher unerläßliche Bedingung schien; ich stehe Ihnen beschämt, bittend gegenüber, unser Verhältniß kann meiner Eitelkeit nicht schmeicheln, Sie lieben mich nicht und dennoch haben Sie sich meiner, ich weiß nicht wie, bemeistert; ich bin von jedem Götzendienste geheilt, bin überzeugt, daß der der Glücklichste, der der Nützlichste ist, ich meine, der sich für Andere, in Andern vergißt. Sie haben mich gelehrt, in Ihnen meine Zufriedenheit zu schöpfen. Lieben Sie denn den Verlorenen, aber mit mir.“

„Ach“, entgegnete sie mild, „ich verdiene Sie nicht, Sie sind zu gut.“ Sie hielt inne, indeß ich ihre Hand an meine Lippen zog.

„Darf ich jetzt bei Ihrer Mutter um Sie werben?“ fragte ich dringend.

Sie nickte lieblich mit dem Kopfe. Ich war glückselig.

Ich ſchrieb nach Deutſchland, ich entwarf mit Jenny den Plan unſeres künftigen Lebens. Ich ſagte ihr, daß ich mich aus dem Oliven- und Weinlande in mein ernſtes Schleſien, in einen beſtimmten Wirkungskreis ſehne. Ich fühlte mich von der oberflächlichen modernen Bildung, die Reiſen geben, angeekelt; ich wollte arbeiten, an der Seite einer geliebten, geachteten Gattin arbeiten. Das Alles wird Dir wunderlich vorkommen; Du wirſt den Wandel der Gefühle kaum an mir begreifen. Du wirſt denken: Da hat die Liebe den Oran einmal in eine träumeriſche Extaſe verſenkt. Das Alles wäre gut, wenn kein Erwachen käme! Ich ſage Dir aber, lieber, theurer Freund, daß ich Dir wachend ſchreibe, wachend den ernſten Schritt gethan, wachend nach Deutſchland an Jennys Mutter geſchrieben habe. Die Antwort ließ ſich nicht erwarten. Die gute, alte Frau ſchrieb jubelnd im Glück, ganz unanſtändig froh, beſonders als ſie an das nahe Wiederſehen dachte. Jenny las den Brief mit feuchten Augen. „Meine Mutter iſt eins der wahrſten und beſten Weſen, die es giebt, Gott ſchütze ſie", ſagte ſie ſanft und trieb nun ſelbſt zur Heirath und zur Reiſe. Frau von Fernheim war ſo gütig, Jenny bis dahin unter ihren ſpeciellen Schutz zu nehmen. Die edle Frau war durch eine harte Schule des Unglücks durchgegangen, das hatte ſie tolerant gemacht. „Das Glück iſt relativ; am Ende kommt es weniger auf das Glück ſelbſt, als auf den Willen an, den wir ihm entgegentragen. Wollt zufrieden ſein, ſo werdet Ihr es ſein" — pflegte ſie zu ſagen. Sie hatte keine Schroffheit des Alters, kein Vorurtheil des Adels. Sobald Jenny meine Braut

ward, ſuchte ſie dieſelbe überall ins Licht zu ſtellen und mit einem erwärmenden Lächeln, mit einem ermunternden Worte ihre Theilnahme zu zeigen. Es war unmöglich, ſich etwas Anmuthigeres als das Verhältniß Jennys zu Frau von Fernheim zu denken, dieſen liebevollen Wettſtreit zarter Rückſichten und wohlthuender Wechſelwirkungen. Einige Wochen vergingen ſchnell, in denen ich großen Werth auf Ausbildung von Jenny's muſikaliſchen und ſprachlichen Kenntniſſen legte und unſere Tage merkwürdig überfüllt waren. Putz und Geſellſchaft lagen Jenny fern. Kaum daß ich ſie an unſerm Hochzeittage überreden konnte, feſtlicher als ſonſt geſchmückt zu ſein. Sie war weiß wie ihr Kleid, weich wie der Atlas, der ſie umfloß. Sie hatte ſich entſchloſſen mein zu ſein; ſie weinte nicht, zitterte nicht, aber es war mir doch, als ſei das ausgeſprochene Ja dem Kopfe, nicht dem Herzen entlehnt. Du ſiehſt, lieber Freund, ich bin ſehr aufrichtig, ſo aufrichtig, daß ich Dir geſtehen will, es überkam mich ein plötzlich überraſchender Schmerz, daß ich das Schönſte, die Liebe, entbehrte.

Wir reiſten nach Deutſchland. Je mehr wir uns der Gränze nahten, je unruhiger ward Jenny. Es überfiel ſie oft eine wahre Angſt, die wohl eine ſchmerzliche Ahnung geweſen ſein mag, denn wie wir ohne Dienerſchaft, uns allein dem Wohnort der Mutter nahten, klopften wir an ein Sterbehaus.

Nach dem erſten ſehr natürlichen Schmerz fühlte ich mich, ſo hart das klingen mag, nicht ganz unzufrieden mit dem Tode der Mutter. Nicht allein, daß dies mich aller Fa-

milienconflicte überhebt, ich habe nun auch das Bewußtsein, daß Jenny mir einzig und allein gehört. Sonderbar ist es, daß sie sich vor jeder neuen Bekanntschaft scheut und förmlich erschrak, als sie von Deinem Aufenthalt im Schloß in Kenntniß gesetzt wurde. Du wirst Dich zusammen nehmen, sehr liebenswürdig sein müssen, um ihre Schüchternheit zu überwinden. Doch, ich weiß, Du wirst es. Begegnest Du ihr doch in der Liebe zur Natur, in der Neigung für den Orient, zu dem sie eine scharf ausgesprochene Sympathie hat. Doch ich plaudere, als wenn ich Dich in Jahren nicht sehen würde, und sehe Dich in zwei Tagen! Ich kann Dir nicht sagen, wie heimisch es mich jetzt schon im Gedanken an unser Beisammensein anweht. Denke Dir die noch fröstelnden Apriltage, das prasselnde Kaminfeuer, die liebe freundliche Lampe am Abend in Jennys Zimmer, unsere Gespräche und Mittheilungen und freue Dich im Voraus auf dieses liebliche Leben zu Dreien. Auf Wiedersehen denn, mein Freund, mein Gefährte in der Botanik, mein Gast auf dem Stammschlosse. Eben sieht mir Jenny mit ihren schönen traurigen Augen über die Schultern, verklärt wie aus einer bessern Welt, in sich verschlossen, wie immer. Sie will mit mir ins Freie. Auf's Sehen denn, mein Freund. Konrad v. Oran.

„Träume ich oder wache ich", seufzte Müller von Frost geschüttelt. „Ist diese geschilderte Jenny meine verlorne Geliebte? Nein, nein", rief er schmerzlich, „das kann nicht sein, das wäre zu niederschlagend!"

Er sprang auf und lief über die Marmortreppe in den Garten und von da in den Wald. Die Welt war ihm

zu eng, der Himmel zu begrenzt geworden; er wollte Luft, er wollte Bewegung. Auf ein kaltes strenges Leben war plötzlich wie durch Magie ein Augenblick voll Glück, Glanz, voll Ueppigkeit und Erwartung gefolgt. Müller fühlte sich wie überstürzt. Er träumte, er, der sonst nur dachte; er rief sich mit wehmüthiger Wonne die zurück, die er geopfert und verlassen hatte. Wie eine Sonne durchwärmten ihn die Bilder der Vergangenheit; dann verfiel er in einen Zustand der Bangigkeit, der unerträglich wurde. „Ich kenne Orans Frau nicht, sie und meine Verlorne haben nichts mit einander gemein, können nichts mit einander gemein haben", dachte er von nervöser Traurigkeit bestürmt. Ein unentwirrbares Gemisch der bittersten und süßesten Gefühle durchkreuzte ihn. Zuweilen wie gelähmt, zuweilen heftig erregt, verbrachte er den Tag im Freien. Er wollte sich zerstreuen. Aber Alles, was er vornahm, ermüdete ihn. Der Himmel, das Schloß, die Natur, nichts wirkte belebend. Mit voller Zuversicht hatte er sich hier auf ein friedliches, genußreiches Leben eingerichtet. Und nun, und nun? Dieser wüste Traum mußte ein Ende nehmen, das fühlte er, seinet- und auch Orans wegen. Er mußte die Gräfin sehen, sich überzeugen, daß er im Fieberwahn gewesen, sich wieder zur Heiterkeit aufranken. Das stand endlich fest in ihm; hatte er doch Uebung, sich zu beherrschen, wollte er doch die Nerven und das Herz nicht erlahmen lassen. Zwei Tage brachte er so hin. Am dritten wurde Oran erwartet.

Indeß waren die Räume geputzt und überall gelüftet worden. Alle Zimmer sollten von Reinlichkeit glänzen, alle

Möbel geordnet, die Teppiche abgestäubt werden. Dora stand wieder, wie so oft schon, auf dem Balkon, die feine Leinwandschürze um die Taille gebunden, das enganschließende Mieder mit silbernen Ketten geschnürt. Das Schloß war wie mit einem Netz von Epheu umsponnen. Es rankte sich um den Balkon, um Jennys Fenster, um eine Säule, die aus der Ecke des Schlosses hervorsprang. In glanzvollen schrägen Strahlen fiel die Sonne über das Gebirg weg, das unter ihr glühte und lebte. Müller war früh aufgestanden. Er ordnete sein Zimmer, seine Sachen; bisweilen ließ er die Arme sinken und verlor sich in das vor ihm aufgerollte Naturbild, dann fuhr er über die träumerischen Augen und dann trat er über die Schwelle, um im Garten Luft zu schöpfen. Wie er das kleine Gemach öffnete, sah er vor sich die Studen im hellen Sonnenschein, die von Oran und die seiner Frau, von denen die Thüren weit aufgesperrt waren. Unwillkürlich that er einige Schritte über den Corridor und war in Jennys Zimmer, wie, wußte er selbst nicht. Der Gärtner hatte Blumen gebracht. Der Duft der Hyazinthen und Jonquillen quoll ihm im linden Zugwind entgegen. Der Flügel war aufgeschlagen; im Hintergrund des Zimmers zeichneten sich die Landschaften aus dem Orient scharf, wie auf Goldgrund ab. Alsbald dachte Müller an Jenny, an das üppige, glänzende Haar, das von der Stirne gestrichen sich hinten zum Knoten verschlang, an den seelenvollen, tiefsinnigen Blick, mit dem sie ihm ein Lebewohl gesagt hatte. Wehmüthig sah er auf die weltliche, ihn umgebende Herrlichkeit, auf diesen Prunk von Sammt und Seide, auf diese Fülle irdischer Wohl-

fahrt, die nicht zu seinen Erinnerungen paßte. Nun war er im Wohn-, nun im Empfangzimmer. Orans bis dahin verschlossen gewesenes Zimmer war offen; auch da hinein hatte der Gärtner, der eben heraustrat, Blumen gebracht. „Der Herr wollen in das Cabinet von gräflichen Gnaden", sagte er höflich, indem er Müller hinein ließ und sich entfernte. Dieser stand zögernd am Eingang; mit einem Blick hatte er das ihm unbekannte Zimmer durchflogen; an der Wand der Schreibtisch, daneben eine chaise longue, darüber ein Bild .... — Er blieb wie festgebannt; ein Blitz der Extase fiel vor ihm nieder, ihm schwindelte, er hob die Arme zum Himmel mit leidenschaftlicher Trauer empor. Denn er hatte sie plötzlich wieder, die Geliebte, gleichviel wie, gleichviel wo, aber hier in diesem Bilde hatte er sie wieder. In lichtvoller Sphäre war sie hingezaubert, ihr Auge nach Oben gewandt, demüthig, lieb, unendlich heilig, die Hände in einander gelegt, die Staffage eine südliche Landschaft, das Ganze lebend, athmend, reizend, in eine Glorie von Reinheit gehüllt.

„Jenny", rief Müller mit bebender Stimme, indem er auf die Kniee sank ....

Er blieb lange in dieser Stellung, bewußt- und gedankenlos, das Auge auf das Bild geheftet. Nach und nach kamen die Gedanken, die fürchterlichen, ihn wachschüttelnden Gedanken. Mit dem Schrei: „Das ist Orans Frau", sprang er auf. Eine namenlose Verzweiflung drohte ihm das Herz zu brechen; ein furchtbarer Schmerz durchschütterte ihn. Indem trat Lambrecht hinein. „Gelt, das ist ein schönes

Bild unſerer Frau Gräfin", ſagte er geſchwätzig, „iſt in Frankreich gemalt." ....

Müller hörte nicht mehr. Er war in ſein Zimmer geeilt; eine innere Stimme rief ihm laut: „Nur fort! fort! fort!" zu; er riß ein Blatt Papier heraus, er ſchrieb mit ſchwankenden Buchſtaben: „Ein dringendes Geſchäft ruft mich von dannen. Dank für Deine Gaſtfreundſchaft, Dank für Dein Vertrauen. Sei glücklich, Oran. Gott ſegne Dich und Dein Weib."

Er wollte weiter ſchreiben. Da ſchmetterte ein Poſthorn in der Nähe. „Sie kommen, ſie kommen", jubelte die verſammelte Dienerſchaft .... Müller ließ die Feder ſinken, griff ganz betäubt nach ſeinem Wanderſtab, flog außer ſich die Treppe hinab, kam in den Garten, in den Wald, lief zwei, drei Stunden abwärts ins Thal, wo er erſchöpft in einer Schenke übernachtete. Hier kam er zur Beſinnung, zur Ueberſicht ſeiner Lage. Hier ſagte er ſich, daß er das rechte gewählt. Er konnte, durfte Jenny nicht wiederſehen, ſie und den Freund nicht ſtören, er mußte fern bleiben und entſagen. Aus all' den zerſplitternden Fragen: „Muß ich? Darf ich?" behielt er nur die eine Gewißheit, daß er Jenny nicht wieder ſehen wollte. „Sie wird glücklich an Orans Seite ſein, ſie wird mich vergeſſen," ſagte er ſich beſchwichtigend, als er in der lauer werdenden Luft, in dem immer reiner werdenden Himmel das ferne Schloß dämmerig wie einen Amethyſt ſchimmern ſah. Er brach in dieſem Augenblick mit der Vergangenheit, er überwand die martervollen Nothwendigkeiten dieſes geknickten Wunſches, er fühlte ſich ſtark,

denn er hatte das Rechte gewählt. Ob Viele ihm nachgeahmt hätten? Ob Viele gegangen wären?

Als Oran aus dem Wagen sprang und Jenny ihm nach in das Schloß trat, war seine erste Frage nach Müller. Er sei in seinem Zimmer, hieß es. Oran war mit zwei Schritten oben, riß die Thüre auf, rief „Müller!“ ... Nichts antwortete ihm. Da fand er das Zettelchen. „Sonderbarer Mensch“, dachte er ungeduldig und trat damit zu Jenny, die den Hut auf dem Kopf in der Mitte ihres Zimmers stand.

„Da lies“, sagte er ganz aufgeregt.

Sie blickte auf das Blatt, auf Oran, zwei Thränen rollten ihr über die Wangen, dann lächelte sie und sagte mit gepreßter Stimme: „Dein Freund hat das Beste gewählt. Wir werden uns glücklicher fühlen, wenn wir allein sind.“

Swedenborg.

Eine Novelle

von A. v. Sternberg.

In einem alterthümlichen Saale zu Gothenburg war zu später Nachtzeit noch eine kleine Gesellschaft versammelt, die mit Musik und Geplauder sich die Zeit vertrieb. Die kranke Tochter des Grafen Waldencron war die Veranlassung, daß diese Männer und Frauen gegen ihre Gewohnheit die Nachtstunden durchwachten. Das junge Mädchen litt an einem unheilbaren Nervenübel, das ihr den Schlaf raubte und sie zu einer überreizten fortgesetzten Thätigkeit antrieb. Da sie leidenschaftlich die Musik liebte und auch trefflich ausübte, so machte sie der Gesellschaft, die ihretwegen wach blieb, durch ihre seelenvolle Kunstfertigkeit Freude; besonders ihrem Vater, der dies arme Kind, das von dem Himmel zu einem nur kurzen und peinlichen Dasein bestimmt schien, mit grenzenloser Liebe umschloß. Er saß auch jetzt ihrem Polsterstuhl zur Seite, und seine Blicke bewachten die schöne Gestalt, die in ein langes kostbares Gewand von weißem Atlas gehüllt, die zierlichen Hände auf der Brust gefalten, die Augen ge-

Groß-Wettingen, wo der Fischer Conrad wohnte, ist ein ansehnliches, von den lachendsten Fluren umgebenes Dorf, das nur durch ein kleines Buchengehege von dem großen Waller-See getrennt wird, der für einen der bedeutendsten Seen Deutschlands gilt, und einen mächtigen Fluß an der Südseite in sein großes Wasserbecken aufnimmt, der an der Ostseite kräftiger wieder ausströmt, und gestärkt, wie der Held nach dem Bade, seine Wellen dem Meere zuführt. Wie zwei verschiedne Elemente die Umgebungen des Dorfs zu gleicher Hälfte bilden, ist auch die Lebensart seiner Einwohner halb der Ceres, halb dem Neptun geweiht, wie der poetische Dorfschulmeister sich ausdrückt, oder mit einfachern Worten, die Hälfte von ihnen sind Bauern, und die andre Hälfte nährt sich vom Fischfang.

Der reichste Fischer ist Conrad, zu den wohlhabendsten Bauern gehört Sander, dessen blauäugige Christel für das schönste Mädchen im ganzen Dorfe galt. Ihr Vater hatte sie dem reichen Adam, seinem Vetter und Nachbar, bestimmt, aber wie die grüne Saat üppiger emporwächst, wenn reichlicher Regen die Erde nezt, so schien auch die Liebessaat, die der kleine Gott, der in Palläsien und Hütten gleich leicht den Eingang zu finden weiß, in Georgs und Christels Herzen ausgestreut hatte, von dem

ſchloſſen und die langen goldblonden Locken auf Schulter und Nacken niedergleiten laſſend, in die Tiefe der rothſammetnen Kiſſen gedrückt, wie ein auf purpurner Abendwolke ruhender Engel ſich darſtellte, der ermüdet, die Thorheiten und Verbrechen der Sterblichen zu ſchauen, die Blicke vor der Erde, die ihm mißfällt, geſchloſſen hält und ſich zurück in ſeine Heimath, den Himmel träumt. Das Licht der zwei hohen Kerzen ſpielte auf dem Lockengeringel und ſammelte ſich in einzelne Punkte auf den Perlen, die in loſen Schnüren um die ſchweren Flechten des Hinterhaupts gewunden waren, dann glitt es auf den ſchimmernden Nacken, auf die zierlich gerundeten Schultern über und überglänzte, nachdem es den feinen Contour der Wange bezeichnet hatte, ein Bouquet rother Nelken, das als einziger Schmuck der Taille in die Atlasfalten verſenkt war. Das glühende Licht dieſer ſchönen Blumen zeigte in der Umgebung des milchweißen Seidenſtoffes ein überraſchendes und faſt magiſches Feuer; es trat bald mehr bald minder hervor, je nachdem die kranke Bruſt ſich hob oder ſenkte. Bei einigen Stellen des ſeelenvollen Geſanges, der die hohen Wölbungen des Saales durchhallte, erglühten die Nelken in einer zitternden Bewegung, und dann war es auch, daß der Graf ſich beſorgt über den Stuhl beugte, die Hand der Tochter ergriff, ſie zärtlich in der ſeinigen hielt, und mit unruhiger Stimme flüſterte: „Du weinſt, mein Kind, Deine Bruſt bebt krampfhaft, ſoll ich das Zeichen geben, daß man aufhöre?“ — Die Frage wurde mit einer leiſen verneinenden Bewegung des Kopfes erwiedert. Sie blieb in ihrer Stellung, ſie öffnete nicht das Auge, ſie löſte die Hand leiſe aus der des

Vaters und legte ſie wieder auf die Bruſt. Wie eine ſchöne Bildſäule lag ſie wieder unbeweglich, ohne die leiſeſte Regung einer Miene.

Der Geſang, der die Gräfin ſo erſchütterte, kam von den Lippen eines nicht mehr ganz jungen Mannes, der durch ſeine geiſtliche Kleidung, mehr aber durch ſeine Haltung und Geberde etwas Starres und ſelbſt Finſteres zeigte, der jedoch, was ſeine Stimme und den Vortrag des einfachen Liedes, das er gewählt hatte, betraf, den geraden Gegenſatz zu ſeinem Aeußern bildete. Es war die edelſte Sanftmuth, die hingebendſte Glut einer reinen und liebenden Begeiſterung in dieſe friſchen und reinen Laute gelegt, es war eine Stimme aus einem Paradieſe, das durch Schuld verloren, durch Demuth und Liebe aber wieder gewonnen war. Man konnte kunſtreicher ſingen, aber man konnte nicht vollere und lieblichere Naturlaute anklingen hören. Der Mann, der ſein Talent anwandte, nicht um zu glänzen, ſondern um ſeine kranke Schülerin, ſeine junge Freundin und Vertraute zu erheitern, war ein Genoſſe des Hauſes, ein langjähriges Mitglied dieſes Freundeskreiſes. Er war als Gehülfe dem alten Pfarrer auf dem Gute des Grafen beigegeben. Diejenigen, die über ſeine Verhältniſſe in der Jugend zu gebieten hatten, waren entſchloſſen geweſen, den Jüngling als Künſtler im Geſange ſeinen Weg machen zu laſſen, allein Arwed Normann war dieſem Plane nicht entgegengekommen. Seine Begeiſterung trieb ihn, ſich dem Dienſte der Kanzel zu weihen. Eine ächte und tiefe religiöſe Wärme erfüllte die Seele und ließ Großes erwarten, wenn dem thätigen Geiſte vom

Geschick Jahre der Ausbildung und der Erkräftigung würden vergönnt werden. Er war jetzt ein Mann nahe an Vierzig, von einer schlanken Gestalt, von bleichem Aussehen und edlen Zügen, denen man die Nachtwachen und die Entbehrungen ansah. Nie hörte man ihn öffentlich, in großen Gesellschaften singen, er vermied es sogar, über Musik zu sprechen, nur an Abenden, wie der hier geschilderte, kam er mit seinem kleinen Notenbüchlein unterm Arm, und wenn die Andern ihre Musikleistungen gespendet hatten, erscholl plötzlich aus der dunkeln Tiefe des Saals jene himmlische Stimme, die bald klagend, bald in lieblichen Tönen freudig sich aufschwingend, den kleinen Freundeskreis in Entzücken und wonnevolles Träumen versetzte. Heute hatte Arwed Normann anstrengender und länger als je gesungen, als er jetzt endete, drängten sich die Männer und Frauen um ihn, um ihm Vorwürfe zu machen über die geringe Schonung, die er sich und Andern auferlegte, denn man ließ ihn merken, daß Eleonore, so hieß die junge Gräfin, Zeichen eines beunruhigenden Aufgeregtseins gegeben hatte. „Laßt mich" — entgegnete der Gescholtene leidenschaftlich — „weiß denn Eins von Euch, wie lange überhaupt die Zeit des Beisammenseins für uns Alle noch dauern wird? O gebt dem Geiste keine Schranken! Laßt brechen, laßt untergehn, was nicht länger halten will. Ein schöner Tod ist auch etwas: schlagt ihn ums Himmelswillen nur nicht zu geringe an."

„Was soll das?" riefen mehrere Stimmen; „welche seltsame Aeußerungen!" —

„Nicht so seltsam, wie Ihr wohl denkt. Kann ich dafür,

daß ich manchesmal den Wunsch in mir erstehen fühle, daß nur rasch der Tod mich dahin raffe. Es lebt und wogt so viel Geheimniß in uns und aller Glaube, alle Tugend sind zu Zeiten nicht hinreichend, um den scharfen Stachel dieser Todliebe zu stumpfen!" —

Er schwieg und eine lange Pause entstand. Man hörte einen seltsamen Ton, wie der Athemzug eines schlafenden Menschen, den Träume ängstigen, durch den Saal klingen. Es war allen Anwesenden, als liefe ein grauer Schimmer an den hohen Fenstern hin, und flüchtete sich hinauf unter die Gypsfiguren, die am Plafond angebracht waren, und altergrau und bestäubt ihre unförmlichen Leiber, ihre riesigen Flügel und vergoldeten Posaunen in die Tiefe niederstreckten. Ein Genius des Ruhms, mit einem abbröckelnden, goldenen Lorbeerkranz auf dem Haupte, der zur Seite des großen Familienwappens der Waldencron oben über dem thurmhohen Kamine Wache hielt, zeigte sein kolossales starres Gesicht und in diesem Augenblicke sahen Alle hinauf, denn es war als glitt der graue Schimmer oben über die breite Brust jenes Bildes. Aber es konnte der auflackernde Schein der Lampe sein, die einsam in der Vertiefung einer Thüreinfassung brannte und durch einen Luftzug erregt, oben hellere Strahlen von sich warf. Durch diesen plötzlichen Glanz wurde zugleich ein Gemälde erleuchtet, das die Königin Ulrike Eleonore darstellte, und das als ein kürzlich erst vollendetes Meisterwerk eines Stockholmer Künstlers, noch frisch in die Boiserie eingefügt war, und den vorzüglichsten Schmuck dieses alten Saales ausmachte.

Einer der Anwesenden, um dem Gespräch wieder aufzuhelfen, erwähnte die Vorzüge des Gemäldes, und sprach lebhaft von der Königin und ihren letzten Lebensaugenblicken. Ehe man sichs versah, war man aber auch hier wieder in dieselbe düstre Gedanken- und Bilderregion angelangt, und Einer der Anwesenden rief: „Weiß man denn noch immer keine passende Aufklärung über die sonderbare Geistergeschichte, die sich an den Tod dieser von uns Allen so wohl gekannten und vielbewunderten Fürstin knüpft? Ich, meinestheils, kann es nicht zugeben, daß ein unwürdiges Spiel mit ihrem Andenken getrieben wird, als es geschehen ist, indem man die Magier und Geisterseher in einen Vorfall mischt, der einzig dem Ernste der Religion, der Weihe des edelsten Andenkens und dem zarten Liebessinne angehört. Wie ist's nun mit der Erscheinung am Sarge der Königin? Hat die Leiche sich in der That aufgerichtet, um mit der Gräfin Ebba Sparre einige Worte zu flüstern? Es ist ja rein thöricht, dergleichen zu glauben, und doch will der wachhabende Offizier die Scene angeschaut haben, und dieser Officier ist ein Ehrenmann, und wir kennen ihn Alle, und er ist erbötig, einen Eid auf seine Aussage zu leisten."

„So ists", sagte der Graf. „An der Aussage Carl Guldenmarks ist nicht zu zweifeln." — Diese Worte wurden ruhig und sicher hingesprochen und die beiden Baronessen Sternhielm, Muhmen des Grafen, eilten an den Tisch, stellten sich zu beiden Seiten des Stuhls des Grafen und sich mit ängstlicher Geberde anklammernd, riefen sie: „O, mein theurer Vetter, also Sie glauben auch daran! Wie ist's aber nur

möglich! Die Königin lag auf dem Paradebett — funfzig große Kandelaber um ſie her — die Oberhofmeiſterin Eva Lindenjelling hat es mir genau erzählt — funfzig große Kandelaber mit Kreppflor umwickelt — es iſt Mitternacht — da hält unten vor dem Portal die Kutſche der Gräfin Sparre." —

„O nein, nein! Adelaide," rief die Schweſter — „nicht die Kutſche hält — im Gegentheil, man hat im ganzen Bereich des Schloßhofes keine Maus über das Pflaſter laufen hören — es iſt alles todtenſtill geweſen, ſo ſtille, wie es innerhalb eines eichenen Sarges ſein kann, der in drei Ueberſärge von Zinn, Kupfer und Silber geſchloſſen iſt — ſo einſam, ſo ſtill iſt's im Schloßhof zu Stockholm geweſen — da tritt plötzlich die Gräfin Sparre! — o Gott, Niemand wußte ja, wie ſie gekommen war — in den Saal, geht an dem wachhabenden Offiziere vorüber und geradeswegs in den Trauerſaal. Ihrem Range nach durfte ſie dies; ſie hatte das große Kreuz der Ehrendame am blauen Bande über den ſchwarzen Sammet ihrer Robe —"

„Vergieb, Annette, beſte, einzige Schweſter, vergieb. Sie konnte das blaue Band nicht tragen, denn ſie hatte es gleich nach dem Tode der Königin in das Oberhofzeremonienamt wieder abliefern müſſen. Ein altes Geſetz verordnet dies."

„Gleichviel, Adelaide, gleichviel. Mit oder ohne Band — kurz die Ebba Sparre geht in das Trauergemach zur Königin, die auf dem Paradebette liegt. Und wie ſie herantritt, ihre drei Verbeugungen gemacht hat, ſo erhebt ſich die Köni-

gin mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen, und aufrecht sitzend, neigt sie sich ein wenig, und flüstert" —

„Still, still, was rauschte dort oben aus jener Ecke hervor?" rief die Schwester des Grafen, eine alte Dame, die auf dem Sopha sitzen geblieben war, als die Andern gegangen waren, um sich das Bild der Königin Ulrike Eleonore anzusehen. Die kleine Gesellschaft eilte nach der bezeichneten Gegend, und während sie den weiten, dunkeln Saal durchschritt, faßte der Graf wieder die Hand seiner Tochter und sagte leise: „Willst Du nicht etwas singen? Normann hat Recht. Wer sagt uns, wie lange wir noch so beisammen bleiben? Es ist mir manchesmal auch so, als müßte bald geschieden sein."

„Das heißt ich, ich werde aus Eurer Mitte scheiden!", sagte die junge Dame fest und entschieden.

Thränen blinkten im Auge des Vaters, als er bittend rief: „Sprich nicht so, Kind. Du weißt, wie Du dadurch Deinem alten Vater Muth und Hoffnung nimmst."

„Es muß ja aber doch sein, Vater. Ich werde, ich kann nicht den Frühling erleben. Ihr wißt es ja Alle, was hofft Ihr nur noch."

„Swedenborg!" sagte leise der Vater.

„Auch er wird nicht helfen können", entgegnete das bleiche Mädchen mit einem Zug von Unwillen und Erschöpfung. „Es wäre besser gewesen, Du hättest den fremden Mann nicht her bemüht. Was soll er hier?"

„Dich retten."

„Das kann Niemand. Gott hat über meine Tage ent-

schieden. Laßt mich ohne Qual und ohne meine müde Seele zu peinigen, von hinnen gehen. Auch ich fühle etwas von dem, was Arwed eben sagte, auch mir erscheint der Tod wie eine süße Frucht, nach deren Genuß eine trockner Gaum verlangt."

Die kleine Gesellschaft hatte sich um den Tisch geordnet, und die Gräfin Truchseß rief: „Ich hörte eben, wie mein Bruder einen Namen nannte, der uns Allen wichtig sein muß, weil der Träger desselben bald in unsern kleinen Kreis treten wird, um uns, jenachdem nun unser guter oder böser Stern über seinem Eintritt waltet, Segen oder Unheil zu bringen. Wer weiß etwas Näheres über Swedenborg?"

Diese Frage war, obgleich sie an Jeden in der Gesellschaft gerichtet zu sein schien, doch nur Einem vorzugsweise vorgelegt; dies bewies der Blick der Gräfin, der auf den Landdrosten von Sture geheftet blieb, einem alten Herrn von einem würdigen Ansehen, der am wenigsten Theil genommen hatte, als man mit Musik sich beschäftigte, und kaum die Augenlider hatte offen halten können. Jetzt, da man Auskunft von ihm verlangte über eine bestimmte Persönlichkeit, erholte sich sein an Realitäten haftender Sinn, und sein juristisches Gedächtniß schickte sich sogleich an, eine Menge Fakta, wie sie zur Durchführung eines Prozesses würden erforderlich sein, aufzuzählen. „Meine Gnädigste", erwiederte er der corpulenten Dame auf dem Sopha, „über diesen Gegenstand ihrer Curiosität glaube ich Ihnen genügenden Respons ertheilen zu können. Unser Collegium, obgleich weder ein theologicum, noch philosophicum, hat doch mit besag-

tem Subjekt in vielfache Correspondenz ſich begeben, ſintemal er in Upſala ſich auf einige Zeit niederließ und daſelbſt um ein Zeugniß anhielt, welches unſere Behörde ihm ausſtellte. Es war in dieſem testimonio die Rede von —"

„Ich will das alles nicht wiſſen", ſagte die Gräfin eifrig. „Sagen Sie mir nur ihre Meinung, ob Sie ihn für einen Wundermann oder einen Betrüger halten?"

Der Gefragte riß die Augen weit auf, indem er ſtammelte: „Ha! ein Betrüger? — Gnädigſte — ein Mann, der von unſern Königen, von dreien an der Zahl, die ehrenvollſten Auszeichnungen und Grade erhalten, den die Univerſität zu Lund zum Doktor creirt hat, der bei Hofe und in der Stadt und im Ausland für ein Wunder der Gelehrſamkeit gilt, ein Mann, der die tiefſinnigſten Opera geſchrieben hat und auf den ganz Schweden ſtolz ſein ſoll und darf und iſt — ein Betrüger? O seculum insipiens et inficetum! ſagt Catull."

„Man kann falſch berichtet werden", bemerkte die Dame etwas verlegen. „Mir iſt geſagt worden, daß ſeine Viſionen, ſeine übernatürlichen Erſcheinungen, ſein Verkehr mit der Geiſterwelt ein Gewebe von Lüge und Täuſchung ſei."

„Was ihn als Viſionarius betrifft", ſagte der Landdroſt, „ſo hab ich darin kein Urtheil. Mir iſt nichts bekannt worden in Akten des Prozeſſes, den die Geiſterwelt mit unſerm irdiſchen Planeten führt. Ich ſage nur, was ich weiß, nehmlich daß der Freiherr von Swedenborg ein Gelehrter von gründlicher Erudition, ein wichtiger Mann im Staate und ein Liebling unſerer Fürſten, des Hofes und des Adels geweſen iſt und ſintemalen noch iſt."

„Vielleicht kann ich über den andern Punkt der Frage Auskunft geben", nahm Arwed Normann das Wort. „Mir ist manches über das geistige und mysteriöse Treiben jenes Mannes bekannt, was noch nicht möchte ins Publikum gedrungen sein, und wenn es gedrungen, doch entstellt. Ich muß jedoch bevorworten, daß ich Emanuel Swedenborg liebe und verehre, daß ich in ihm nicht allein einen der größten Männer Schwedens sehe, sondern überhaupt einen der ersten Geister, die gelebt, ja ich stelle ihn unmittelbar in die Reihe der Apostel, der Blutzeugen Christi, der heiligen Wunderthäter, die da gekommen sind, um der Menschheit ewiges, unveräußerliches Heil zu bringen. Emanuel Swedenborg wird es einst von tausend Zungen in Anbetung und Verehrung gestammelt heißen. Ja, meine Theuren, wollen wir es uns nur gestehen, der Mann, der bald in unsrer Mitte erscheinen wird, ist ein Helfer, ein Trostbringer, ein Erlöser, wie ihn die ewige Erbarmung alle Jahrtausende einmal auf unsre dunkle Erde sendet."

Alle schwiegen, als diese begeisternde Worte gesprochen wurden. Eben wollte Einer der Anwesenden seine Stimme erheben, als der Geistliche lebhaft dies verhinderte, indem er ausrief: „Ich weiß, was mir erwiedert werden kann: Enthusiasmus ist kein Beweis, ich habe also den letztern zu liefern, damit man meinen Worten traue. So wißt denn, daß unser großer Landsmann, als der Sohn eines berühmten Kanzelredners, des Bischofs von Westgothland, den Einige unter uns noch gekannt haben, sich nahe bis in sein vierzigstes Jahr nur mit den weltlichen und profanen Wissenschaften, wie sie

Wasser, das ihm täglich ihr Bild zeigte, reichlicher benetzt, und von der Erde, die ihr, wenn sie ihren Flachs wiedete, immer seine, die offne Stirn umfliegenden Locken in den Sinn brachte, üppiger gepflegt, bei ihnen recht fest eingewurzelt zu seyn. Zu einfach, um sich zu verstellen, hatten sie aus ihrer Liebe kein Hehl, und bald setzte die Neuigkeit, daß Conrads Georg und Sanders Christel sich in einander vergafft hätten, alle Zungen und Köpfe des Dorfs in Bewegung, denn seit undenklichen Zeiten war es in Wettingen Gebrauch, daß, wie die Bauern und Fischer in der Kirche abgesonderte Bänke hatten, auch das Bauermädchen nur den Bauersohn, die Fischertochter nur den Fischerburschen heirathete. Höchlich ward es gemißbilligt, daß Georg und Christel von dieser löblichen Regel eine Ausnahme machen wollten, und ihre beiderseitigen Väter, natürlich nicht die letzten, die die neue Zeitung erfuhren, thaten noch mehr, als es mißbilligen, sie untersagten den Kindern ausdrücklich, sich zu sehn, bei der harten Androhung ihres, sich etwas derb äußernden, Zorns. Auf dem Lande soll das vierte Gebot noch sehr in Ehren gehalten werden, und daß dieß wenigstens in Wettingen der Fall war, davon war der feste Vorsatz der beiden Liebenden, den elterlichen Willen zu befolgen, schon ein großer Beweis, obgleich sie mehr Thränen weinten, als sie

unſre Gelehrten treiben, abgab, daß aber plötzlich, als er eben ſein viertes Decennium überſchritten hatte, jene wunderſame Gabe in ihm ſich offenbarte, die Gabe Todte zu erwecken, Geiſter zu beſchwören, mit einer andern Welt in Verkehr zu treten. Er befand ſich in ſeinem Studierzimmer zu Stockholm, eben mit ſeinem berühmten Traktat beſchäftigt, mit dem Prodromus philosophiae ratiocinantis de infinito, et causa finali creationis, ein Werk, das die Gelehrten ſtaunen gemacht und die Bewunderung der Denker erregt hat, als ein Strom geheimnißvoller Stimmung plötzlich über ihn kam. Er lehnte ſich, die glühende Stirn auf die Hand geſtützt, zum offenen Fenſter hinaus und blickte in den Abendhimmel, der eben ſich wundervoll ſchön röthete und die Zimmer der Paläſte Stockholms in eine Glorie von Purpur hüllte. Der Blick des Gelehrten irrte weit ab von dieſen Wohnſtätten der Eitelkeit und der Pracht der Sterblichen, er verſenkte ſich in die Tiefe des erſchloſſenen Himmels und blieb endlich an einem ſeltſam geſtalteten Wölkchen haften, das aus der Klarheit des Abendſcheins langſam heraufgezogen kam, wie ein Nachen, den eine zitternde und ungeübte Hand lenkt auf der unermeßlichen Weite des Oceans. Die kleine Wolke kam näher, immer näher und jetzt erkannte der Beſchauer mit einem leiſen Schauer des Schreckens und der Anbetung, daß zwei menſchliche Geſtalten, in flatternde Gewänder gehüllt, Arm in Arm verſchlungen, durch den Himmel zogen, und ſich in kaum merkbaren Schwingungen, etwa wie Blumen, denen ein Frühlingswind entgegenbläſt, der Stadt und dem Fenſter näherten, an dem unſer Träumer lag. Wie ward ihm, als

er diese Bilder sich nun vor seinen Augen näher entwickeln sah, als er in den prächtigen, stolzen, königlichen Greisen die Apostel Petrus und Paulus erkannte, sie, die seine Phantasie mit Inbrunst erfaßt, die die Vorbilder des Muthes, der Weisheit, der Siegesstärke für ihn geworden — wie ward ihm, als er die Erhabenen, die Gottgeweihten, die in alle Ewigkeit mit der Priesterwürde Geschmückten, in Demuth begrüßen durfte. — Seit dieser Zeit erlebte Swedenborg viele Visionen. Eine ganz andre Welt hatte sich ihm aufgethan, er lebte als der Bürger anderer Zeiten, anderer Geschlechter. Seine früheren Beschäftigungen erschienen ihm jetzt unwürdig und nichtig; mit ganzer Seele umfaßte er das Reich Gottes, dessen Klarheit und Schönheit in seinem Geiste Platz gefunden. Er, der bisher irdische Maaße und Verhältnisse geordnet und erwogen hatte, schickte sich jetzt an, die Stadt Gottes, das himmlische Jerusalem seiner Phantasie zu vergegenwärtigen. Diejenigen seiner Freunde, die damals seines nähern Umgangs genossen, wissen nicht genug Rühmens zu machen von dem Feuer seiner Rede, dem Prunke seiner Phantasie, der Innigkeit seiner gläubigen Ueberzeugungen, wenn jene tiefgeheimnißvollen Wunder und Gebilde zur Sprache kamen. Auch ich genoß damals des Glückes, in die Nähe dieses außerordentlichen Mannes zu gelangen. Wie soll ich Euch beschreiben, Ihr Lieben, wie mir zu Sinne wurde. Anfangs, als man mir von seinem Thun und Treiben, von seinen Schriften und Reden gesprochen, hatte ich ungläubig und mißgestimmt das Haupt geschüttelt; ich verschloß mit Willen mein Gemüth allen den Ansprüchen und Winken, die

eine unbekannte Welt uns aus ihren Nebeln und Schatten herübersendet, der Schule skeptischer Weisheit und grübelnder Ungläubigkeit angehörend, glaubte ich ein Recht zu haben, die Offenbarungen der Frommen gering zu schätzen. Wie streng sollte ich gerichtet werden! Swedenborg, wie er zu Allen thut, die er noch nicht von seinen Geistern hat prüfen lassen, behandelte mich mit Kälte und Mißtrauen; ich hatte Gespräche mit ihm, die zu keinem Resultate führten, weil Eitelkeit der Born war, aus dem meine Behauptungen flossen. Eines Abends, als ich nach einem solchen Discurse, der mehrere Stunden gedauert, entschlummert war, sah ich an meinem Lager die Schatten meines Vaters und meines Bruders stehen, die mir schon seit Jahren durch den Tod geraubt waren. Sie führten einen dritten Schatten in ihrer Mitte, der sich gleichsam widerstrebend an mein Lager hinleiten ließ, dieses dritte mysteriöse Gebilde trug Swedenborg's Gestalt. Schnell wie der Traum erschienen, verschwand er auch wieder; als ich erwachte, fand ich den Meister an meinem Bette. Er hielt den Blick aufmerksam und forschend auf mich gerichtet, und stand gebeugt, gleichsam als lauschte er auf die Worte zweier Personen, die ihm zur Seite standen. — Von diesem Augenblicke an ward ich sein besonderer Schüler, ja ich darf sagen sein Freund. Ich wußte es, mein Vater, mein Bruder, beide verklärte und geläuterte Geister, hatten mich ihm empfohlen."

Der Erzähler schwieg, als er diese Worte mit Anstrengung ausgesprochen, er verhüllte sein Antlitz aus Furcht, die Mienen seiner Zuhörer würden jenes kalte Erstaunen, jenes

ungläubige Lächeln ausdrücken, das Bekenntniſſe dieſer Art zu begleiten pflegt, wenn ſie ſich aus der Tiefe der gläubigen und ſchwärmenden Bruſt, vor die kalte und frivole Welt wagen. Allein ſeine Befürchtung war ungegründet. In dem Weſen des Mannes, der dieſe Erfahrungen ausſprach, lag ſo viel Tiefe und Wahrheit, ſeine Sprache trug ſo ſehr das Merkmal gläubigen Ergriffenſeins an ſich, daß ſämmtliche Genoſſen des kleinen Kreiſes ſeine Gemüthsſtimmung theilten. Beſonders war der Graf von dem Inhalte der Mittheilungen ergriffen. Er erhob ſich, ſchloß Arwed in ſeine Arme und rief: „Junger Freund, Sie haben mir eine ſelige Stunde bereitet; es hat mir unendlich wohl gethan das Lob dieſes Mannes, den ich verehre, auf deſſen Kunſt und höheres Wiſſen ich meine theuerſten Hoffnungen ſetze, gerade aus Ihrem Munde zu hören. Ich weiß, wie ſcharf Sie prüfen, wie genau Sie erwägen und unterſuchen, ehe Sie ſich gläubig hingeben. Das Urtheil der Menge wäre für mich nicht leitend, allein das Ihrige iſt es. So wollen wir denn mit Vertrauen der Ankunft des Erleuchteten, des Erweckten, des himmliſchen Troſtſpenders entgegenſehen. Vielleicht naht er ſich ſchon dieſen Mauern.“

Die Gräfin verließ ihren Platz, und ſich zu ihrem Bruder wendend, ſagte ſie bittend: „Nicht wahr, mein Theurer, Du vergiebſt mir, daß ich vorhin jene unbeſonnenen Worte ſprach? Ich erkenne an, daß ich nach Weiſe der Weltkinder, zu denen ich nun einmal leider gehöre, voreilig und faſt gedankenlos jenes Urtheil fällte.“

„Mein Kind, wir irren Alle“, entgegnete der Graf;

„allein es ſei unſer Troſt, wenn wir zu den Beſſern gehören wollen, daß wir keinen Augenblick zögern, unſern Irrthum, ſo wie wir ihn erkannt, einzugeſtehen.“

Leonore hatte ihre Laute ergriffen und als Alle ſchwiegen, ſang ſie unaufgefordert und zum Entzücken Aller ein Lied, das einſt in beſſern Tagen, als ſie in voller Geſundheit geblüht und Glanz und Freude in dieſen Hallen geherrſcht hatte, zu ihren Lieblingsliedern gehörte. Es war fröhlichen Inhalts und enthielt die Geſchichte eines Liebespaars, das ſich gegenſeitig die kleinen ſüßen Geheimniſſe ſeiner Herzen verrieth. Die muntern Töne, über die Lippen einer Todtkranken gleitend, machten einen eigenthümlichen Eindruck, in welchem ſich Bewunderung, Schrecken und Mitgefühl miſchten. Plötzlich legte die Sängerin das Inſtrument hin, und ſich mit der Miene des Vorwurfs zu ihrem Vater wendend, ſagte ſie halbleiſe: „Du weißt, beſter Vater, daß ich nicht mehr vor Fremden ſingen mag; wie haſt Du es nun jenem Herrn erlaubt, der dort in der Fenſtervertiefung ſteht, ſich hier im Saal zu meinen Zuhörern aufzudrängen?“

Der Graf und die übrigen Anweſenden blickten in die bezeichnete Gegend; da ſie dort Niemanden erblickten, entgegnete der Erſtere lächelnd: „Du ſiehſt den König Guſtav Adolph, deſſen Bild dort hängt, für einen Zudringlichen an. Wiſſe aber, mein Kind, daß ich es Seiner Majeſtät nicht verweigern kann, dazuſtehen und zuzuhören.“

„Kein Scherz, mein Vater; wer war der fremde Mann, der ſich jetzt eben entfernt hat? Er trug die Tracht der Stockholmer Hofleute und zwar mit der Veränderung, daß er da-

mit eine rothe Unterweste verband, wie sie den Kammerherren der verstorbenen Königin erlaubt ist zu tragen."

Die Anwesenden sahen sich fragend und verwundert lächelnd an. Niemand antwortete, und die Kranke lehnte ihr Haupt in die Hand, indem sie leise die eben gesungene Melodie wiederholte und in diesem Momente auch schon den Inhalt der eben aufgeworfenen Frage vergessen zu haben schien.

Eine Stunde war vergangen, da hörte man das Rollen eines Wagens, den Huf der Pferde und rufende Stimmen im Hofe. „Sollte dies Axel's Ankunft bedeuten?" fragte die Gräfin, indem sie sich lebhaft zu ihrem Bruder wandte, der sich eben über die kranke Tochter hingebeugt hatte. „Es ist wohl kaum möglich", entgegnete dieser; „wir dürfen ihn erst morgen gegen Mittag erwarten. Die Ueberschwemmungen haben die Brücke zu Smaland zerstört, die Reisenden müssen daher den Weg über Odense und Nökeping nehmen."

„Aber Du weißt, wie Axel tollkühn und muthvoll ist. Wie er keine Gefahren scheut und wie es für ihn keine Hindernisse giebt", sagte die Gräfin. „Gewiß hat er trotz der abgerissenen Brücke den nähern Weg gewählt, er hat sich über den reißenden Strom übersetzen lassen. Sicherlich ist er es!"

„Ja, er ist es auch!" rief Arwed, der hinausgeeilt war und jetzt an der Seite eines jungen Mannes wiederkehrte, der vorsichtig eintrat, zuerst auf die Kranke im Polsterstuhle einen prüfenden Blick sandte und erst, als ihm das junge Mädchen die Hand zum Willkommen entgegenhielt, freudig in den Saal eilte, die Verwandten und Freunde begrüßte,

dem Vater die Hand drückte und vor dem Krankenſtuhle auf die Kniee ſank, indem er ſeine heiße Wange an die kalte Hand der Geliebten drückte. „Vergieb, vergieb, meine Leonore,“ rief er, „wenn ich Dich erſchrecke; ich hätte eigentlich die Morgenſtunde, wo Du Dich in der Regel wohler fühlſt, abwarten ſollen, allein willſt Du ein Herz zähmen, das wie das meinige nicht zur Ruhe zu bringen iſt, wenn es ſich in Deiner Nähe weiß und doch nicht an Deiner Seite ſchlagen darf? O vergieb, Mädchen! Ich ſah noch Licht hier oben, ich wußte, daß man nah bei Dir wachte, wie hätte ich bis Morgen warten ſollen! Auch dieſen würdigen Herrn überredete ich“ —

Er ſprach die Worte nicht aus, Leonorens Aufſchrei unterbrach ihn. Sie hatte dicht hinter dem Geliebten jenen fremden Mann erkannt, den ſie vor einer Stunde im Saale, an dem entfernten Fenſter ſtehend geſehen hatte. Auch die Andern erkannten ihn wieder nach der Beſchreibung. Der Freiherr von Swedenborg, unbekümmert um das Staunen und die Aufregung, die ihn umgab, verbeugte ſich auf eine förmliche und gemeſſene Weiſe vor den Anweſenden und ſchritt dann auf den Grafen zu, der ihn ehrerbietig und mit großer Herzlichkeit willkommen hieß. „Mein Herr Graf,“ hob Swedenborg an, „Ihr Herr Neffe hat bereits die Gründe genannt, die ihn bewogen, zu ſo ſpäter Stunde ſich und mich hier in dieſem Kreiſe einzuführen. Ich habe, meinestheils nichts hinzuzuſetzen als die Verſicherung, daß auch mein Wunſch, einem ſo geehrten Freundeskreiſe ſo bald als möglich nahe zu treten, zugleich das Verlangen, meinen geringen Rath der theuern Erkrankten hier ſo ſchleunig als möglich darzubrin-

gen, mich zu dieser Verletzung des äußeren Ceremoniels verführt haben. Lassen Sie uns Beiden gütigst Verzeihung angedeihen."

„Wie mag von Verzeihung die Rede sein," rief der Graf begeistert, „wo nur Dank, glühender, inniger Dank für so viel bereitwillige Freundschaft am Platze ist? O mein Herr, wenn wir bei Ihrem Erscheinen befremdet und seltsam erregt erschienen, so hat dies seinen Grund in einem wunderlichen Gebilde, das sich einige Zeit vorher meiner Tochter gezeigt hat, und das wahrlich ein Spiel der Phantasie ungewöhnlicher Art genannt werden muß."

Swedenborg erwiederte hierauf nichts. Er blickte mit einem Ausdruck finstern Gleichmuths im Kreise umher und seine Züge erheiterten sich erst, als er Arwed Normann gewahrte, der sogleich hervoreilte und sich in die Arme des Meisters warf. „Ich wußte, daß ich Dich hier treffen würde, bemerkte der Magier. Geh hinab an den Wagen, mein Freund, und sieh zu, daß man mein Gepäck mit Vorsicht behandle; besonders gieb Acht, daß vorsichtig vom Gestelle abgelöst werde der Globus mit den beweglichen Zeichen, und dann, vergiß nicht, im tiefen Raume des Wagens ruhe" — Er sprach die folgenden Worte so leise dem Ohr des Schülers zugewendet, daß Niemand der Anwesenden etwas hörte, selbst die Gräfin nicht, die sich in verzeihlicher Neugier so nah als möglich hinzugedrängt hatte, und sich die Miene gab, als ordnete sie die Locken einer ihrer Nichten, in Wahrheit aber sich übermäßig auf die Fußspitzen hob, nicht der Locken der langen hagern Dame wegen, sondern um zu erfahren, von

welchem geheimnißvollen Gepäck des Reisenden die Rede war. Sie erfuhr nichts und nahm mißvergnügt ihren Platz auf dem Sopha wieder ein. Axel kniete noch an dem Polsterstuhle und ein leises flüsterndes, zärtliches Gespräch vereinigte die beiden Liebenden, während der Graf mit seinem berühmten Gast im Saale auf und ab schritt, Arwed mit den Dienern hinauseilte und der Landdrost den beiden Nichten eine gelehrte Explikation gab, was ein Globus sei, und daß es dessen von zweifacher Art gebe, einen Erd- und einen Himmelsglobus. Die beiden magern Fräuleins hörten scheinbar aufmerksam zu, Adelaide fand jedoch Zeit, mitten in den Erklärungen und als eben vom Zodiakus geredet wurde, ihrer Schwester Annette zuzuflüstern: „Wahrlich, Axel ist der unbesonnenste und zudringlichste Bräutigam, den es giebt. Kann er wohl jetzt so viel Gewalt über sich gewinnen, daß er die arme Leonore in Frieden läßt? Wie lästig die Männer sein können, besonders wenn sie lieben! Sieh, mein Engel, jetzt wagt er sogar die arme Sterbende um einen Kuß zu bitten. Ich weiß nicht, ob wir nicht dazwischen treten sollen, um eine so arge Taktlosigkeit und rohe Unbesonnenheit zu verhindern?" — „Was mich betrifft, mein Engel," flüsterte Annette, „so laß ich die Welt küssen, so viel sie will. Was geht mich dies an? Wenn Leonore so wenig an ihre Gesundheit denkt, daß sie sich leichtsinnig solchen Aufwallungen überläßt, so mag sie es auf ihre Gefahr hin thun, ich werde keine Hand rühren, sie abzuhalten." — Adelaide zuckte mitleidig und geringschätzig über die Ansichten ihrer Schwester in Sachen der Liebe und Aufregung die Achseln, und gab sich Mühe,

dem Landdrost und dem Zodiakus ihre volle Aufmerksamkeit wieder zu schenken.

Die Familie Waldencron war eine der angesehensten im Reiche. Der Graf, wie seine Vorfahren hatten im Heere gedient und erst in späten Jahren sich zur Ruhe gesetzt. Der einzige Sprößling einer kurzen, allein sehr glücklichen Ehe war Leonore; ihr zu Liebe hatte der Graf das alte Stammhaus in Gothenburg bezogen, ein Wohnort, den er sonst nicht sehr liebte, weil manche schmerzliche Erinnerungen in diesen alterthümlichen und mit dem Schmucke der Feudalzeit noch prangenden Mauern eingeschlossen waren. Hier hatte er sein geliebtes Weib verloren, hier einen Bruder, der durch einen Sturz vom Pferde eines plötzlichen Todes starb, in einer der Galerien dieses Schlosses hatte der mörderische Anfall auf das Leben Carl XI. statt gefunden, ein ewiger Schimpf für die Familie Waldencron, die den Monarchen gastlich bewirthete, und nun ihr Familienschloß in den Annalen Schwedens als den Schauplatz eines für jeden Patrioten so gräßlichen Attentats bezeichnet sehen mußte. Leonore sah jedoch in diesen Räumen, die für ihren Vater so viel Abschreckendes hatten nur die Zeugen der frohen und glücklichen Jahre ihrer Kindheit, die einzigen in ihrem Leben, die für sie schmerzlos und in ungetrübter Heiterkeit verflossen waren. Zu Füßen ihrer schönen Mutter, die sich in Zärtlichkeit zu ihr niederbeugte, sitzend, hatte sie oft in diesem düstern Saale geweilt, und seine colossalen Bilder, seine fremdartigen Gestalten an Decke und

Worte sprachen. Selbst in der Kirche sah Christel nicht zu Georg hinauf, der sich auf dem Chor durch den feinern blauen Reck und die stattlichern blanken Knöpfe unter den andern Fischerburschen auszeichnete, und Georg drückte die Augen fest auf's Gesangbuch, um nicht zu Christeln hinunter zu blicken. Doch der Liebesgott weiß sich auch in ein Gesangbuch zu schleichen; Liebe, das Wort, das Georg in den Liedern des dort üblichen Gesangbuchs auf jeder Seite fand, war ihm in der Schule nur als eine Bezeichnung der ehrfurchtsvollen und andächtigen Gefühle gegen Gott erklärt worden, aber jetzt, wie er, trauernd über das elterliche Verbot, bei des Schulmeisters Wohnung vorbeiging, tröstete ihn dieser mit der Versicherung, daß er die Liebe noch wol besiegen werde. Georg forschte weiter, und erfuhr, daß sein Herzensbekümmerniß Liebe sey. Seit dieser Entdeckung schien ihm seine Leidenschaft noch stärker, als zuvor, und da er nun im Gesangbuche der Liebe als einer Tugend erwähnt sah, da meinte er, eine Sache könne doch nicht böse seyn, die in einem heiligen Buche so sehr empfohlen werde, und es schien ihm nicht mehr so sündlich, das elterliche Gebot zu übertreten. Doch unterdrückte der Gehorsam noch seine Zweifel, und da ihm das väterliche Haus zu eng und die Erde zu weit war, so begab er sich nach dem heimischen See. Hier,

Wänden waren ihr vertraut und lieb geworden. An jedes dieser Gebilde knüpfte sich die Erinnerung irgend einer, von der Mutter ihr erzählten, lieblichen oder wundersamen Geschichte. Als dieser Saal schwarz behangen wurde und in der Mitte die Leiche der Mutter auf dem Paradebette ausgestellt war, hatte man das kleine Mädchen die Stufen hinaufgeführt, sie über das bleiche Antlitz hingebeugt und den erstorbenen Lippen einen Kuß geben lassen. Auch dieses Bild war lebhaft in ihrer Seele geblieben und in den schwermüthigen Stunden, die sie jezt durchlebte, beschäftigte sie der Gedanke, der nichts Grausenhaftes für sie hatte, daß auch sie nun bald, wie einst die Mutter, in der Mitte des wundersamen Saales in sicherm Frieden ruhen werde, und daß die Bilder und Gestalten um sie her, gleichsam wie die verkörperten glücklichen Erinnerungen der Jugend und Mutterliebe, Wache halten würden an ihrem Sarge. Der Vater, die Freunde und Verwandten thaten ihr Möglichstes, diese düstern Träume aus der Seele des Mädchens zu verscheuchen; aber es gelang ihnen nicht. Der Graf hatte mit seinem Liebling öfters Reisen nach Stockholm unternommen, um die Freuden und Genüsse der Hauptstadt günstig auf das kranke Gemüth wirken zu lassen, doch immer wieder war er, auf dringende Bitten des Kindes, bald wieder zu dem alten Familiensitz heimgekehrt.

Einen Frühling der Hoffnung in der kranken Brust schien die Liebe entflammt zu haben. Der junge Axel Guldenstiern, ein weitläufiger Verwandter des Hauses, war mit Leonore zusammen aufgewachsen und in dem Herzen Beider

hatte sich anfangs eine kindliche Zuneigung, dann die reinste und glühendste Liebe festgesetzt. Des Jünglings schwärmerisches Gemüth, sein edler, ritterlicher Charakter fanden in Leonorens jungfräulichem Sinn, in ihrem reinen und festen Willen diejenige Stütze und den Anhaltspunkt, die kräftige Seelen suchen, um der Fülle ihrer raschen Leidenschaftlichkeit das ordnende und mild waltende Gesetz zum Gegengewicht zu geben. Arel's Liebe zu Leonoren war eine Art Gottesdienst; er verehrte in ihr alle die Schätze, die der Menschenbrust gegeben sind, um sie mit dem Himmel in Verbindung zu erhalten. Wenn es möglich gewesen wäre, daß er von der Bahn der Ehre jemals abgelenkt, Leonorens Auge, dieser ungetrübte Spiegel einer starken und tugendhaften Seele, hätte ihn wieder dahin zurückgeführt. Doch nicht allein die Schönheit der Geliebten, auch die Tugenden des Weibes überhaupt, bewunderte er an ihr, denn auch er hatte seine Mutter früh verloren, und bei manchem Anlaß, in ein wildes, zügelloses Jugendleben sich zu verlieren, war ihm die frühe Neigung zu der Gespielin seiner Kindheit auch in dieser Beziehung ein rettender Engel geworden. Leonore erwiederte seine Neigung, allein sie erweckte keine Hoffnung in seiner Brust, die sie zu theilen nicht im Stande war. „Ich sterbe," sagte sie, „hänge Dein Herz nicht an das meine, das bestimmt ist, bald in Staub zu zerfallen, nimm Dir aus dem frischen frohen Leben draußen die Gefährtin, dahin gehörst Du!" — Arel verschloß ihren Mund mit Küssen. „Wenn Du mich nicht tödten willst," rief er, „so sprich nicht so, Geliebte." Sein Auge wurde feucht, als er diese rührende Bitte aus-

ſprach, und Leonore, ſich zu ihm neigend, ſagte lächelnd: „Du biſt wie ein Kind; man ſagt ihm tauſendmal daſſelbe, es thut und denkt doch was es will. Nun, ſo glaube denn an mein fernered Leben; wenn ich aber eines Morgens von Dir gehe, dann klage nicht, gewußt haſt Du es ſchon lange, und geſagt hab ich's Dir oft."

Leonorens Vater ſetzte ſeine Hoffnung auf Swedenborg's Hülfe. Nicht, daß dieſer berühmte Mann, von dem man ſo viel Wunderdinge erzählte, ein Arzt geweſen wäre, er hatte ſich, dies wußte man, nie mit der Heilkunſt beſchäftigt, das was die Fakultät ſich mit dieſer Kunſt beſchäftigen nennt, allein der Glaube war in der Hauptſtadt und faſt im ganzen Lande verbreitet, daß der Mann, den die Fürſten ſo ehrten, und von dem die Gelehrten mit einer ſo geheimnißvollen Scheu ſprachen, mit übernatürlichen Kräften im Bunde ſei, und durch dieſe bewirkte, was auf dem gewöhnlichen Wege der Wiſſenſchaft zu vollbringen nicht gelingen wollte. Man ſprach von Heilungen ganz beſonderer und eigenthümlicher Art. Es waren dazu Kräfte der Natur, Einwirkungen der Geſtirne und Metalle in Anwendung gebracht worden, die in keinem Compendium der Heilkunſt geordnet, genannt und aufgezählt ſtanden. Der wunderſame Mann ſchöpfte all ſein Wiſſen, Wirken und Wollen aus einer und derſelben myſteriöſen Quelle, die nur für ihn zu fließen ſchien und vor jedem andern Blicke ſich mit Nebel umhüllte. Auf einem ſeiner Ausflüge nach Stockholm hatte der Graf den berühmten Gelehrten kennen gelernt und ihn bewogen, zu einem längern Beſuche nach Gothenburg zu kommen.

Noch war er nicht acht Tage im Hause seines Gastfreundes, als ein seltsames Ereigniß das andere drängte. Der Magus, so ließ sich Swedenborg von seiner Umgebung nennen, bewohnte im Hause eine abgesonderte Zimmerreihe und es war verboten, sich diesen Gemächern zu nähern ohne ausdrückliche Aufforderung des Bewohners. Zu diesen Zimmern führte ein langer Corridor, der selbst am hellsten Tage dunkel war und durch Lampenlicht fortwährend erleuchtet wurde. Eine alte Rüstkammer, ehemals in Gebrauch, jetzt jedoch schon längst verlassen, befand sich am Ende des Ganges; die Sage ging, daß aus dieser Kammer ein unterirdischer Gang in die Kathedrale St. Georg führe, allein Niemand im Hause war diesen Gang gegangen, selbst der Eingang war verschüttet, doch wies ein alter Bauplan des Hauses, der im Besitz des Grafen war, den versteckten Weg mit ziemlicher Gewißheit auf. Der Magus hatte sich diesen Bauplan geben lassen und mit Hülfe alter Dokumente und Scripturen hatte er sich eine genaue Kenntniß des Hauses und seiner Geschichte, in dem er jetzt weilte, erworben. Dem Grafen, der sich hierüber befremdet zeigte, erwiederte er: „Es ist nicht gleichgültig, wer vor uns ein Haus bewohnt hat. Die Existenz lebt sich hienieden nie ganz aus. Wie am Weltgebäude die Träume Gottes hängen bleiben, so daß noch manches nachzuholen ist von Weltperioden, die Millionen Jahre vor uns existirten, so läßt auch der Mensch, der ein Haus bewohnt hat, am Getäfel der Mauern, auf Treppe und Gängen, in den Falten der Draperien manches zurück von Traum, Gedanke, Willen und Bild, das der, der nach ihm kommt,

auffammelt, oft unbewußt, wie der Erbe ein ihm unverſtändliches Kleinod aus dem Schranke ſeines Vorgängers zieht und ſich damit ſchmückt, oft aber auch bewußt als ein köſtlich oder gefährlich Vermächtniß einer Seele, die da lebte und ſtrebte, angſtvoll kämpfte und ungläubig ſpottete, gerade ſo wie wir. Wie käme es denn ſonſt, daß uns manchesmal in alten Räumen in ſtillen Stunden ſolch ein ſeltſam Gefühl anfällt, gleichſam als ſprächen Stimmen zu uns, als wandelte vor uns hin ſichtbar irgend ein Gebild alter Zeit, ein gramvoll Antlitz, das der Staub des Grabes nicht hat überſchütten können, und das nun bittend, oder drohend, oder klagend zu uns ſich wendet? Das iſt die noch nicht ausgelebte Exiſtenz der frühern Bewohner dieſer Räume, der, wie man ein verloren Büchlein, ein Tuch, eine Doſe ſuchen geht, ſo nach einem einſt hier gehabten lieben Gedanken, an ein ſüßes Bild forſcht. Wir ſehen ihn nicht, den Suchenden, obgleich er oft mit ſeinem kühl athmenden Geiſtermunde dicht über uns ſich hinbeugt, wenn wir auf dem Lager liegen, um an der Tapete der Wand jene Stelle noch zu küſſen, an dem einſt ein geliebtes, mit Thränen genetztes Bild hing.“ Dieſe und ähnliche Reden ließ der Magus oft hören, allein nicht nur ſeine Worte, auch das, was um und neben ihm geſchah, war auffällig. Schon daß er ſich lange vorher, ehe er ſelbſt erſchienen, Leonoren gezeigt hatte in jenem ſeltſamen Geiſterbilde im Saal in der Fenſtervertiefung, fand keine Erklärung, ſo ſehr man ſich auch um eine ſolche mühte, es kamen jedoch bald noch andere unerklärliche Vorfälle hinzu. Das meiſte Aufſehen in der Stadt machte jedoch eine Angabe, die auf das

Pünktlichſte eintraf, nehmlich Swedenborg machte einen groſſen Brand in Stockholm bekannt, und zwar in derſelben Stunde, wo dieſer wirklich ſtatt fand. Es war unmöglich, daß er dies auf gewöhnlichem Wege der Mittheilung erfahren haben konnte; man mußte an den geheimnißvollen Geiſterverkehr glauben, deſſen er ſich rühmte. Dieſer Vorfall ſetzte die ganze Stadt in Schrecken und Bewunderung. Wo der außerordentliche Mann ſich zeigte, beeilte man ſich, ihm Zeichen der größten Ehrfurcht und der tiefſten Ergebenheit zu ſpenden. Der Rath ließ eine Deputation an ihn abgehen, die den Auftrag hatte, den berühmten Gelehrten und Wundermann zu bitten, ein wichtiges und hochgeſtelltes Amt zu übernehmen und es wurden ihm Geſchenke überreicht. Er wies die letztern zurück und gab beſcheiden ablehnende Antwort auf das Erſtere. Jedermann war jetzt von der Demuth, dem edlen Sinne des großen Meiſters entzückt; den Grafen ſchätzte man glücklich, daß er den geehrten Gaſt beherbergen dürfe. Im Hauſe des Grafen ſelbſt war Alles Liebe, Bewunderung und Ehrfurcht für ihn; nur ein Bewohner ſchloß ſich hartnäckig von dieſem Zolle der Ergebenheit aus, und dies war Leonore. Sie ſtimmte nie ein, wenn man den Magus pries, ſie widerſprach nicht, ſie ſchüttelte nur das Haupt, bei ihrem ſanften, liebevollen Weſen, dem jede Verneinung fremd war, konnte ſchon dieſes Merkmal ihrer Abneigung für auffällig gelten. Von Arwed und Axel mußte ſie oft hierüber Vorwürfe hören; beide junge Männer ſchwärmten für den Ankömmling, beſonders Arwed, der da laut behauptete, ſeitdem jener Herrliche in das Haus eingetreten, ſei gleichſam

alles Uebel, Krankheit, Thorheit und Sünde wie ein ſchwerer Mantel von ſeiner Schulter gefallen, er fühle ſich wieder leicht und glücklich, wie in den Tagen ſeliger Unſchuld und Kindheit. Der Magus hatte ſich dem jungen Manne beſonders gütig gezeigt, und Arwed ſchöpfte Hoffnung, daß er ihn bei der Geheimlehre als Schüler aufnehmen werde, in Stelle eines frühern Begleiters und Schülers, den er jetzt zu entlaſſen beabſichtigte. Dieſer Famulus war ein Schotte, mit Namen Mac-Olin; Swedenborg mit ihm entzweit, hatte ihm bereits verkündet, daß er nicht ferner in ſeinem Dienſte bleiben könne. Mac-Olin war faſt noch ein Knabe von einem finſtern und verſchloſſenen Weſen, das noch trüber ſich geſtaltete, da das Zerwürfniß mit dem Meiſter immer offenkundiger wurde.

Dem Grafen war von ſeinem Gaſte das Verſprechen gegeben worden, die Kranke, wenn auch nicht völlig herzuſtellen, ſo doch zu einer feſteren Geſundheit zu führen. Die Mittel, die dies bewirken ſollten, gab der Heilkundige nicht an; er ließ ahnen, daß es unmöglich ſei, ſie dem profanen Ohr zu nennen. Der Graf war völlig beruhigt; er ſuchte ſo oft als möglich ſeine Tochter in Geſellſchaft des Magus zu bringen, er ließ ihn mit ihr allein Stunden, ja Tage lang, ſo ſehr Leonore dagegen ſich ſträubte und ſo viel Thränen ihr der ſtete Kampf mit dem Vater, den Geliebten und den übrigen Freunden des Hauſes auch koſtete. Sie mußte die Zuſammenkünfte dulden, die immer häufiger wurden; zuletzt wich ihr Arzt gar nicht mehr von ihrer Seite. Die verſprochene Geneſung blieb jedoch aus; je näher der Frühling kam,

deſto ſchwächer wurde die Kranke; es hatte allen Anſchein, daß ſie den Beginn des Sommers nicht mehr erleben werde. Swedenborg verſank in Trübſinn. Er ſchloß ſich jetzt oft in ſeine Gemächer ein und arbeitete geheimnißvoll. Das ganze Haus war in Trauer verſunken.

Eines Abends trat Mac-Olin zu ſeinem Gebieter ein. Die Miene des jungen Mannes war trotziger und verwegener als je. „Was begehrt Ihr von mir?“ fragte er barſch. Der Magus erhob ſich, ſah ſeinen Zögling forſchend an und ſagte dann in einem gemeſſenen Tone: „In einem Lande und in einer Stadt, Mac-Olin, wo alles meinen Befehlen gehorcht, meinen Wünſchen lauſcht, biſt Du der Einzige, der den Empörer gegen mich ſpielt. Was haſt Du, Knabe?“

„Ihr wißt es,“ war die Antwort, „was fragt Ihr? Ich kann Euch nicht achten, denn ich kenne Euch! ich mag Euch nicht weiter dienen, denn Ihr habt mich um den Lohn betrogen. Sagtet Ihr nicht, mein Vater ſollte frei ſein, meine Mutter gerettet? Der Erſtere ſchmachtet noch im Gefängniß, die Andere iſt ſchmählich hingerichtet worden.“

„Konnte ich denn eine Giftmiſcherin, ein verruchtes Weib retten, das dem Könige nach dem Leben getrachtet hat? Deine Eltern, Deine Verwandte ſind Rebellen; danke dem Himmel, daß ich Dich ihrer Gemeinſchaft entzog.“

„Gleichwohl kam ich nur unter der Bedingung zu Euch, daß Ihr ſie rettetet; Ihr habt es nicht gethan, unſer Bund iſt aufgelöſt. Entlaßt mich in Frieden, oder ich gehe im Zorn und Ihr bereut es.“

„Du wagſt mir zu drohen?“

„Ich wage es.“

Die Miene des Magus ging von Zorn und Hohn schnell zu Freundlichkeit und Milde über. Er faßte die rechte Schulter des Knaben, blickte ihn lächelnd ins Auge und sagte: „Wohl, ich will Dich entlassen; ich will Dir Schätze geben, Du sollst es gut haben und es nicht bereuen, einem strengen aber gerechten Herrn gedient zu haben. Wenn der Mond sich erneut, sollst Du frei sein und magst in Deine Berge heimkehren. Jetzt jedoch hab ich Deine Dienste nöthig. Nimm ein Pferd, das schnellste und kräftigste, das Du finden kannst, und reite nach Stockholm. Es muß noch in dieser Nacht geschehn. Hier nimm den Schlüssel zu dem Schranke mit den drei Engelsköpfen. In dem untern Behälter findest Du das magische Kleinod. Bring es her; ich bedarf dessen. So ungern ich es thue, so große Gefahren auch für mich damit verknüpft sind, wenn ich auf diese Weise einen Rath erhole, ich muß es thun. Es bleibt kein anderes Mittel; alle meine übrigen Rathgeber haben mich verlassen. Geh, zaudre nicht! Mac-Olin, es ist der letzte Dienst, den ich von Dir verlange.“

Der junge Mensch stand einen Augenblick unschlüssig, dann rief er eilig: „Nun denn, auch das noch, weil ich doch nun einmal eine Creatur bin, die einfältig genug ist, sich beherrschen zu lassen. Gebt den Schlüssel.“

„Noch Eins,“ sagte der Magus, indem er das Geforderte hingab, „Du weißt, das Kleinod darf über keine Schwelle geführt werden, über die ein Ebengeborenes oder Ebengestorbenes getragen worden. Die übrigen Ausgänge dieses Hauses sind nicht sicher, wohl aber der Gang, den ich

Dir zeigen werde; durch dieſen mußt Du mir den Schatz in dieſes Zimmer tragen." — Nach dieſen Worten entfernten ſich beide leiſe und der Magus, die Rüſtkammer aufſchließend, gab ſeinem Diener die gehörige Weiſung.

In einer der folgenden Nächte war der Meiſter ſchon beſchäftigt das geheimnißvolle Orakel zu Rathe zu ziehen. Er hatte ſich eingeſchloſſen und ſtrengen Befehl gegeben, daß Niemand den Gang betreten dürfe, der zu ſeinen Zimmern leitete. Mitten in einem hohen Gemach, das durch ſieben Kerzen erleuchtet wurde, die auf eine myſtiſche Weiſe vertheilt waren, ſtand Swedenborg vor einem mit einem ſchwarzen Tuche behangenen Tiſchchen, auf welchem ein Käſtchen ſtand, das die Form eines Juwelenſchreins hatte, mit Gold und Perlen äußerlich reich verziert. Als der Magus das Käſtchen öffnete, drang ein betäubender Duft von Veilchen daraus hervor. Ein Silberflor verhüllte den Gegenſtand, den das Käſtchen einſchloß; ehe die Hand des Meiſters dieſen Flor lüftete, ſah man ihn ängſtlich und mit verſtörten Mienen im Zimmer umherblicken. Es war, als könne er ſich nicht entſchließen, dem Anblick, der ſich ihm jetzt zeigen ſollte, muthvoll entgegen zu treten; er zitterte, er ſchwankte, eine Leichenblaſſe bedeckte ſein Antlitz, und von Zeit zu Zeit entrang ſich ſeiner Bruſt ein Stöhnen, das grauſenvoll durch die Grabesſtille des Gemaches tönte.

Mac-Olin, der ſich im Winkel des Gemachs zuſammengekrümmt niedergeſetzt hatte, kam jetzt leiſe heran, machte die Flamme der Lichter helle brennend, und ſah dabei ſeinem Meiſter mit einem forſchenden Blick ins Geſicht.

so allein auf der klaren, von der Sonne beleuchteten Fluth herumkreuzend, wurde sein Herzweh noch größer; weit deutlicher, als zuvor, sah er Christels Bild in den Wellen, und wo er nur seine Blicke auf der weiten Wasserfläche umher schweifen ließ, von deren Ufern am Sonntage kein Zurufen der Fischer wiederhallte, die keine schnell fortschießende Menge kleiner Nachen durchflog, da stieg es gar aus den Wellen empor, und winkte ihm lächelnd. Ueberdrüßig der Tantalus-Qual, begab er sich endlich ans Land, und überlegte auf dem weichen Moose, unter den alten Buchen hingelagert, wie ganz anders es doch seyn müsse, Christeln zu sagen, „ich liebe dich," als, „ich bin dir gut," in welcher Zärtlichkeitsformel er ihr sonst immer die Empfindungen seines Herzens mitgetheilt hatte. Christel hatte den Tanz der Gespielen und Gespielinnen auf dem grünen Platze vor dem Dorfe vermieden, und ihr Liebesleid indessen mit sich ins Feld getragen. Sie wandte ihr Auge von allen Flachs- und Kornfeldern ab, um nicht an Georgs Locken zu denken, aber das Blaue des Himmels schien ihr sein blaues Auge zu malen, und die Sonnenstrahlen, sich in ihren Thränen spiegelnd, bildeten seine Züge. Sie streifte an dem Saum des Wäldchens hin, er trat daraus hervor, ihre stummen Blicke sagten einander, daß es nicht Un-

„Ich kann es nicht" — rief dieser stöhnend — „ich kann es nicht! — Der Anblick wird mich tödten!" —

„Ihr habt es doch früher gekonnt," sagte der Knabe.

„Ja, allein je öfter ich wieder komme, desto schlimmer wird mein Empfang. — Schon das letztemal brach mein Körper und meine Seele drohte zu entfliehn. Alle Schrecken des Grabes sind Kinderspiel gegen diesen Anblick. Und doch muß ich scharf meine Augen darauf richten, wenn ich meine Frage thue."

„So laßt es. Ich würde an Eurer Stelle das Mädchen sterben lassen, dieses Haus verlassen und diese ganze unangenehme Geschichte vergessen."

Der Magus seufzte tief auf: „Mac-Olin," rief er, „Deine glückliche Jugend kennt weder die Liebe noch den Stolz. Wie, ich sollte sie dem Grabe überantworten, sie, an die ich mit tausend Banden geknüpft bin? Sie dem Grabe? Eher betrete ich mich selbst hinein. Und dann sollte ich dieses Haus schmachvoll verlassen, mit dem demüthigen Geständniß, daß ich — von dem man Hülfe erwartet, nicht helfen kann? Nein — nein! Es komme das Schrecklichste über mich — nur diese Schmach nicht!" — Er trat eilig an den Tisch zurück und faßte den Flor. Nochmals zuckte er, wandte sich ab und rief dem Diener befehlend: „Wende Deine Augen weg, Knabe! Du sollst nicht schauen die Angst und die Kleinmüthigkeit Deines Herrn!" —

Der Flor war jetzt weggeschoben, und ein menschlicher Kopf wurde sichtbar von einer regelmäßigen Bildung, mit geschlossenen Augen, bleichen Lippen und einem wachsfahlen Co-

lorit. Das ſchönſte, blauſchwarze Haar umgab in Wellenlocken die eingeſunkenen Schläfe, die farbloſen Wangen; unten am Kinn lag ein Perlenbündel in einen Knoten geſchürzt. Dicht um das Haupt herum ſchloß ſich der Silberflor an.

Der Knabe ſah über die Schulter des in die Kniee geſunkenen Meiſters herüber und flüſterte: „Ein hübſcher Kopf! Man ſieht ihm ſeinen ſchauerlichen Urſprung nicht an. Wahrlich, es wäre das ſchönſte Mädchenantlitz, das ich geſehen, wenn der widrige Veilchengeruch nicht wäre, und die geſchloſſenen Augen. Ich könnte mich ſogar entſchließen ihm einen Kuß zu geben!“

„Entſetzlich!“ ſchrie der Meiſter auf. „Dem Kinde des Grabes einen Kuß! Weißt Du nicht, wo dieſes grauſenhafte Idol herſtammt?“

„Nun ja, vor vierhundert Jahren entdeckte ein junger Tempelritter ihn in der Höhlung eines Grabes,“ ſagte Mac-Olin. „Er nahm ihn, trug ihn zu ſeinen Brüdern, und der Kopf ſprach und weisſagte.“

„Die Geſchichte des Urſprungs dieſes Kopfes iſt noch viel ſchauerlicher“ — entgegnete Swedenborg. „Es iſt das Gräßlichſte darin enthalten, was die Phantaſie ſich nur träumen kann. Die üppigſte Sünde buhlt dabei mit den Schrecken des Grabes und der Verweſung. O Knabe, danke es Deiner blanken Unſchuld, daß Du unfähig biſt, hinter den Schleier zu ſchauen, der die Schöpfung dieſes geſpenſteriſchen Hauptes verhüllt. Es iſt ſo ſchön, aber es faßt alle namenloſe Schrecken, die nur je eine Seele peinigten, in ſich. Wie ich es auf unſerer Reiſe in Schottland von jenem alten Com-

thur zum Geſchenk erhielt, fühlte ich, wie hinfort die finſtern Mächte mich nie wieder frei laſſen würden. Einen Blick auf dieſe geſchloſſenen Augen gethan, und ich war dem dunkeln Reiche auf ewig verfallen. Meine guten Geiſter rauſchten mit erſchrecktem Flügelſchlag um mich, ſie warnten mich — allein ich Thor — immer nach vergrößerter Macht ſtrebend — ich hörte nicht. Ich legte den ſchweren Eid ab, den Jeder, der das Kleinod in Beſitz nimmt, ablegen muß, und nun war ich gebunden. Der alte Comthur, glücklich, daß ein Andrer ſich fand, der ihm die Bürde abnahm, ſtarb ruhig. Ich war jetzt der Hüter des Schatzes. Die entſetzenvollen und jede menſchliche Sünde überſteigenden Gräuel jenes Ordens, der in ſeinem Innern die ſchwarze Magie in ihrer ganzen Ausdehnung ausübte, hatten mich jetzt zu ihrem Mitwiſſer und Hehler. O, Mac-Olin — das iſt die Geſchichte, wie ich in Beſitz dieſes gefährlichen Reichthums kam."

Der Knabe hielt den Blick fortwährend auf das Haupt gerichtet, und plötzlich rief er: „Es bewegt die Lippen! Es will ſprechen." —

„Entferne Dich!" herrſchte der Meiſter mit erſtickter Stimme. „Laß mich allein. Kein lebendes Weſen darf außer mir die Laute vernehmen, die aus dieſem Munde gehen. Flieh, flieh, mein Sohn; aber kehre zurück, wenn Du die Silberglocke ertönen hörſt."

Mac-Olin ging eilig fort, und zog die Thüre des Nebenzimmers hinter ſich ins Schloß. Er konnte ſich's jedoch nicht verſagen, in der Nähe der Thüre ſtill zu ſtehen, um zu lauſchen. Es war lange Zeit ſtill drüben, dann tönten die

gepreßten Laute eines mit dem Tode Ringenden zu ihm herüber, dann ein heller Schrei, dann ein Fall und dann wieder tiefe Stille. Während des dumpfen Falles ertönte leise das Glöckchen. Mac-Olin trat herein, und fand den Meister am Boden liegend, in tiefe Ohnmacht begraben. Die eine umgeworfene Kerze hatte den Silberflor ergriffen, und er ſtand in Flammen. Mac-Olin löſchte raſch, ſchloß das Käſtchen und gab ſich Mühe, den ſtarr daliegenden Magus ins Nebenzimmer aufs Lager zu bringen.

Es war Mitternacht. Die Kerzen brannten im Saale, der ſchwarz behangen war und in deſſen Mitte ſich das Trauergerüſte erhob, das die ſchöne, in weiße Gewänder gehüllte Geſtalt Leonorens zeigte, die im Sarge ruhte. Tiefe Stille herrſchte umher. Die hohe Wölbung des Saals war in Dämmerlicht gehüllt, aus der Nacht der ſchwarzverhüllten Wände traten die Steingeſtalten der alten Helden und Ritter wie eine ſtumme, ehrerbietige Todtenwache hervor. Das Antlitz der Todten hatte etwas unbeſchreiblich Liebliches; ſie ſchien zu ſchlummern. Die Bläſſe war nicht auffallend, denn nie hatten dieſe Wangen Röthe gezeigt. Sieben Tage und ſieben Nächte befand ſich die Todte ſchon ausgeſtellt, der Tag der Beerdigung rückte heran. Die Hausgenoſſen, die abwechſelnd am Sarge gewacht hatten, genoſſen einer kurzen Ruhe, nur Einer war nicht zu bewegen geweſen, dieſe geweihte Stelle zu verlaſſen, es war dies der junge Axel, der zu den Füßen des

Sarges gebeugt, im Schmerz verſunken da ſaß, taub gegen alle Bitten, die ihn von hinnen riefen. Die Seele dieſes jungen blühenden Helden war bis in den Tod gebeugt; er litt unſäglich; für jeden der Angehörigen der theuren Todten, ſelbſt für ihren Vater gab es einen Troſt, für ihn keinen. Er hatte Alles verloren, was ſeinem Leben Werth und Inhalt verlieh, für ihn gab es keine Zukunft mehr, ſeine Träume ſelbſt hatten allen Glanz, alle Hoffnung verloren.

Er richtete ſich jetzt auf, trat an den Sarg, ergriff die Hand der Todten, bedeckte ſie mit Küſſen und ſagte mit einer ſchmeichelnden und ſanften Stimme: „So biſt Du denn doch von mir gegangen, Mädchen? Du ſagteſt es wohl, allein ich glaubte Dir nicht. Meine thörichte Liebe, die — o der Himmel iſt mein Zeuge — ſtark wie Wahnſinn auf meiner armen Seele laſtet — dieſe thörichte Liebe war immerdar Deinen Worten entgegen. Wenn Du ſagteſt: ‚ich gehe‘: rief mein Herz: ‚ſie bleibt.‘ Sie kann, ſie wird Dich nicht verlaſſen! Und nun biſt Du doch fort, und ich — allein! Siehe, mein Mädchen, der Frühling iſt gekommen und Du biſt fort? Iſt das recht? Geht man weg, wenn die Blüthen kommen? Hätteſt Du nicht warten können, bis der Schnee des Alters unſre beiden Scheitel deckt? Aber nein, zwei Frühlinge ſollten nicht bei einander wandeln, da mich der ſchönere, und ließ dem minder ſchönen den Platz. Aber was ſoll mein Herz nun, Theure? Gewohnt an der Blume Deines Antlitzes zu hängen, wie der Sommervogel am Kelch der Lilie, irrt er jetzt in der Oede des laub- und blumenloſen Gartens in trauriger Verbannung. Blume Gottes, Du wardſt beru-

ſen oben zu blühen, wo Engelaugen in die ſüße Tiefe Deines Kelches ſchauen, wo Engelherzen koſend die gewölbten Blätter zuſammendrücken, und Engelfittige Dir Kühlung fächeln! Aber Blume — Blume — weißt Du, was aus mir wird? Haſt Du bedacht, wo ich bleibe? Ich will es Dir zuflüſtern — ich gehe in die Tiefe des Waldes und lege mich unter einen Baum, und ſchlafe ein auf ewig, und träume von Dir, meiner Blume. O, wie ſüß war das Gekoſe, als wir hier in jener Saalecke zuletzt mit einander ſprachen, als Du Deine Hand über meine Stirn und Wangen hingleiten ließeſt und ſagteſt: ‚Bleib mir treu, Axel; werde ein großer Held, ein gewaltiger kräftiger Mann, es werden dann die Weiſeſten und Edelſten des Landes Dich ihren Bruder nennen, dann wiſſe, daß es Dein heimgegangenes Mädchen freut. Denn wo ich auch ſein werde, mit Dir in Verbindung werde ich ewig ſein.‘ So ſprachſt Du und Deine milden Worte fielen auf meine Seele, als ſtreute ein Engel Blumen darüber hin. Ach, ach — es iſt Alles hin — Alles todt! Du gingſt und Du kehreſt nicht wieder. Mich aber laß trauern.“

Er nahm nach dieſen Worten wieder ſeine frühere Stelle ein, denn ein Geräuſch zeigte ihm an, daß Jemand nahe. Die beiden Baſen traten ein, in den Händen einen weiten wallenden Trauerſchleier ausgeſpannt haltend, der mit Silberſternen geſtickt war, und den ſie, jetzt feierlich heranſchreitend und die Stufen des Gerüſtes beſtreigend, über die Leiche breiteten. Unter dieſem Sternenſchleier hatte auch Leonorens Mutter geruht, und die Baſen hatten während der letztvergangenen Nacht einige ſchadhaft gewordene Sterne neu ein-

geſtickt, und hatten aus eigner Machtvollkommenheit einen ſchönen ſilbernen Halbmond hinzugeſetzt, der, als der Schleier auf der Leiche lag, gerade über der jungfräulichen Stirn leuchtete, ſo daß die edle Entſchlafene dem Bilde der Göttin Diana ähnlich wurde, die oben vom Plafond herabwinkte, wie ſie auf ihrem Wagen, mit dem Lichtgeſpann am nächtlichen Himmel hinfuhr. Die Baſen beachteten den trauernden Jüngling nicht, der auch ihrer nicht achtete.

„Mein Kind," hub Annette an, „rücke doch gefälligſt den Flor etwas mehr zu Deiner Seite hinüber, ich ſehe, daß ich an dieſer Sargkante ſechs Sterne habe und es dürfen nur vier ſein."

„Ich weiß nicht, mein Engelchen, was Du willſt," entgegnete Adelaide unendlich ſanft, „ich habe auch ſechs Sterne."

„Sechs? Nein, vier."

„Nicht doch — ſechs!" —

Annette warf einen großen zürnenden Blick zu der Schweſter hinüber. Es lagen in dieſem Blicke die Worte: Aber ſoll denn die, die mit mir unter einem Herzen gelegen, immer Recht behalten? Werd ich denn ewig von einer Perſon tyranniſirt, die ſich meine Schweſter nennt? Es iſt hart. Aber ich will nachgeben: mir iſt vom Himmel die Sanftmuth und der edle Sinn geworden. Und indem ſie das dachte, griff ſie in die Taſche ihres Trauergewandes, brachte das Tabacksdöschen hervor, reichte es über die Leiche herüber der Schweſter und ſagte in einem unendlich ſanften Tone nichts weiter, als: „Spaniol! was Du ſo ſehr liebſt."

Adelaide nahm eine Priſe und ſeufzte, aber lächelte zu-

gleich. Beide fingen nun wieder an, am Sternenſchleier hin und her zu ziehen, Während dieſer Arbeit entſpann ſich folgendes Geſpräch: „Ma soeur, haſt Du in der geſtrigen Mitternacht das Treiben des Herrn von Swedenborg bemerkt? Er befand ſich hier im Saale wohl eine halbe Stunde allein mit der Leiche.“

„Ja, ma soeur: ich weiß in der That nicht, zu welchem Zwecke er ſich mit der Leiche einſchloß.“

„Zu welchem Zweck? O großer, gütiger Gott, wer das wüßte. Dieſer Mann ſteht mit der jenſeitigen Welt in Verbindung, die Todten gehören ihm an. Ich frage nicht — ich bewundere und ſtaune, ich liege im Staube, ich bete an.“

„Reiß mir nicht den Zipfel aus der Hand! Die Falte ſoll hier liegen. Ob er wohl Todte wieder auferwecken kann?“ —

„Nein; allein er hat behauptet, die Todte ſei nicht todt. Verſtehſt Du?“

„Nicht ganz.“

„Gleichviel; genug, deßhalb wird die Todte auch nicht beerdigt. Immer von einem Tage zum andern verſchiebt der Vetter die Trauerceremonie. Wenn ſie aber morgen nicht ſtatt findet, ſo wird ſich die Geiſtlichkeit ins Mittel legen.“

„Ich weiß nicht, Annette, ob die Geiſtlichkeit dies darf? Kann ich nicht einen geliebten Todten in alle Ewigkeit unbeerdigt in meinem Hauſe laſſen? Erinnere Dich des Beiſpiels König Kanut's des Erſten, der ſeine todte Gemahlin, die ſchöne Walpurgis überall mit ſich ſchleppte, auf der Jagd, zur Tafel, in die Kirche — Niemand nahm ein Aergerniß daran.“

„Niemand? Du vergißt, daß der Biſchof von Weſtgothland den König dafür in den Bann that. In Langgreen's Geſchichte der ſchwediſchen Könige, pag. 103, Vol. I. iſt dies zu leſen."

„O, Annette — wie Du heute mich wieder beſchämſt! Es gehört die ganze Zärtlichkeit eines Schweſterherzens dazu, wie das meine, um Dir Deine unleidliche Impertinenz, Deine Pedanterie und Vielwiſſerei zu verzeihen."

„Still! rief nicht Jemand?"

„Nein, es iſt der Sturm, der an den Fenſtern rüttelt. Sieh, wie der Mond durch die obern Scheiben blinkt! Die Wolken jagen über ſein Antlitz hinweg wie Träume über die Stirn eines Schlafenden. Die Gipfel der Bäume im Park fangen an zu rauſchen; es wird eine unruhige Nacht. — O, wie lieblich! da tönt eine Stimme aus der Tiefe des Gartens herauf: Es iſt Arwed, der das Lied König Harald's ſingt, beim Sarge der Tochter. Leonore ſang es einſt ſo gern. Laß uns das Fenſter öffnen. Leiſe, leiſe. — Still!" —

Und aus dem Schooß der Frühlingsnacht, mit Blüthenduft und Blättergeſäuſel gemiſcht drangen die Töne jetzt in den Saal. Die Kerzen wehten im Winde, ein Singen, ein Klingen, ein Flüſtern und Wiegen ging durch den hohen Raum. Hinausgebeugt aus dem Fenſter ſahen die beiden ältlichen Damen in die Nacht hinaus. Als ſie ſich wieder umblickten, ſaß Leonore im Sarge, hoch aufgerichtet, der Sternenſchleier um ſie wallend.

Mit einem Schrei ſanken beide Frauen in Ohnmacht.

Der Geſang verſtummte.

Nach einer Weile, als die Hausgenossen herbeieilten, fanden sie die Wiedererwachte in den Armen Axels, der sie, selbst bleich wie der Tod, schwankend hielt, und der von innerer Bewegung gereinigt, kaum noch so viel Kraft hatte, die Tochter die Stufen des Gerüstes hinab in die Arme des Vaters zu lenken. In der Entfernung stand Swedenborg, der diese Scene mit ruhiger ernster Aufmerksamkeit betrachtete. Als alle Blicke sich jetzt zu ihm wendeten, sagte er mit einem strengen, fast gebietendem Tone: „Hab ich's nicht gesagt; warum glaubter Ihr mir nicht? Meine Kunst hat sie vom Tode erweckt. Kleingläubige! Als ich den Ausspruch that, ward Ihr nahe daran, mich zu verhöhnen. Alle Aerzte, die gelehrtesten und kundigsten, sagten Ihr, haben sie für todt erklärt, wie sollte sie da noch leben? Aber Ihr seht nun, was den Meistern und den Wissenden nicht gegeben ist, das ist dem einfachen, ungelehrten Manne gegeben, der in Demuth sein Wissen dem Wissen Gottes unterordnet. Jetzt, Ihr Kurzsichtigen, fallt auf Eure Kniee und dankt und preiset den, der im Dunkel waltet, und der über Euch Segen gebracht hat."

„Lob und Preis ihm in der Höh!" rief der Graf und beugte sein Knie. Das blasse Kind lag noch in seinen Armen. Die übrigen Hausgenossen schlossen einen Kreis, indem sie auf die Kniee sanken und beteten. Während dieses stummen Auftritts war Swedenborg ans Fenster getreten und schaute hinaus in die Nacht. Der Sturm tobte. Ein Wetter war aufgezogen; falbe Scheine flammten an den dunkeln Schleiern hin; der Donner rollte.

„Um Gotteswillen, was ist geschehen?" rief eine Stimme

recht sey, sich ihren Kummer gegenseitig zu klagen, und Georg vor Begierde brennend, ihr seine Entdeckung aus dem Gesangbuch mitzutheilen, brach zuerst das Schweigen. Die Liebe machte ihn schnell zum Professor der Philosophie, er brachte ganz schulgerechte logische Schlüsse hervor, und fand an Christeln eine sehr aufmerksame Zuhörerin, die die Richtigkeit seiner Sätze einsah, so daß bald der Beschluß feststand, daß sie ihrer Neigung mehr gehorchen müßten, als den Eltern, und daß sie, da sie es am Tage nicht dürften, sich des Nachts sprechen wollten.

Die Liebe soll, wie große Dichter sagen, keine Riegel, keine Thüren, selbst nicht den Tod scheuen; in Wettingen bedurfte sie jedoch aller dieser Kraftanstrengungen nicht, denn Christels Hütte war nicht verpallisadirt, und Georg konnte gemächlich bis unter das Fenster ihres Kämmerchens schleichen. Leider war es aber zu klein, um ihn durchzulassen, und er hatte also doch Gelegenheit zu zeigen, daß seine Liebe rechter Art sey, denn er achtete späterhin nicht der ungewöhnlich starken Kälte, und ertrug gern den häufig fallenden Schnee, der zwar ihn einhüllte, aber auch seine Gegenwart den andern verhüllte. Christel nahm den frierenden Liebhaber gütig auf, und that, was sie konnte, um ihn zu erwärmen; sie rieb seine von der Kälte er-

und Arved stürzte in den Saal. „Ich sah von unten auf den Saal in Flammen stehen und dunkle, geflügelte Gestalten sich darin bewegen. Was giebts?"

„Sieh hier!" rief der Graf, indem er auf Leonoren wies. „Unser Engel ist wieder zurückgekehrt. Ihr Todesschlaf war nur eine lange Ohnmacht; der Meister, dem wir Alle unser Leben, unser Glück danken, hat sie erweckt."

Arved fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er die Nebel gewaltsam zerstreuen, die den Geist gefangen hielten; dann richtete er lange und durchdringend den Blick auf den Magus. Endlich stürzte er zu dessen Füßen, umschloß seine Kniee und rief: „Ich kenne Dich jetzt, Gewaltiger. O, viel größer, viel mächtiger bist Du, als die Welt Dich nennt. Meinem Auge ward eröffnet, was die Andern nicht gesehen; ich erblickte Dich mit den Dämonen der Tiefe kämpfend und sie besiegend."

Er bedeckte die Hände des Magus mit Küssen, der sich huldvoll zu ihm neigte. In der Thür des Saals sah man Mac-Olin stehn, finstre und höhnende Blicke auf diese Gruppe richtend. Leonore hatte ihr Antlitz an die Brust des Vaters gesenkt und weinte still.

Mehrere Wochen waren vergangen seit der wunderbaren Genesung Leonorens, der Frühling war in seiner ganzen Schöne erwacht; die kleine Hausgenossenschaft des Grafen befand sich an einem Lieblingsplätzchen im Garten versam-

melt, und genoß der herrlichen Kühle des Morgens. Die Schweſter des Grafen hatte Nachrichten aus der Reſidenz erhalten, und theilte dieſe mit, indem ſie geſchäftig einen Brief nach dem andern entfaltete. Der Graf hörte aufmerkſam zu, doch heftete ſich ſein Blick von Zeit zu Zeit forſchend auf das Antlitz der Tochter, die mit einer Arbeit beſchäftigt, ihm zur Seite ſaß, ohne Theilnahme für das, was um ſie her geſprochen und gethan wurde. Seit ihrer Geneſung war ſie in dieſen Zuſtand der vollkommenſten Ruhe übergegangen. Die Aerzte erkannten dies für ein günſtiges Zeichen, indem ſie behaupteten, der bisher allzuſtark wirkende Nervenreiz habe jetzt nachgelaſſen und gönne dem Körper die Kräfte, die die Geneſung ihm zugeführt, in ſteter Folge und in gleichmäßiger Ausbildung zu entwickeln. Es konnte jedoch nicht anders als befremdend auf die nächſten Angehörigen wirken, Zeugen dieſer faſt an Apathie grenzenden Theilnahmloſigkeit zu ſein, und beſonders der Vater wurde hierdurch ſchmerzlich berührt. Die beiden Baſen waren durch eine ſehr poetiſche Beſchäftigung, nämlich mit Kränzewinden, in Thätigkeit geſetzt. Die Familie wollte in den Nachmittagſtunden eine Landparthie unternehmen, um einem kleinen Feſte beizuwohnen, und hierzu waren die Blumenzierden aufgeſpart. Der Landdroſt mit einem andern Freunde der Familie war mit Schachſpiel beſchäftigt, es fehlte Niemand in dem bekannten Kreiſe als Arwed, der einige Arbeiten zu vollenden hatte, die ihm der Magus aufgetragen, der auf einige Tage verreiſet war, und baldigſt zurückerwartet wurde. Axel ſtand hinter Leonorens Stuhle, auf die breite Lehne deſſelben geſtützt; er ſah

zu der Geliebten hinab und ſchien den Bewegungen ihrer zarten bleichen Hände zu folgen, wie ſie über die Blumen der Stickerei hinglitten.

Die Gräfin hatte eben eine Stelle aus den Briefen abgeleſen, als ihr Bruder lebhaft ausrief: „Ah, ein Turnier! Alſo will der König wirklich dieſe alterthümliche Luſtbarkeit erneuen! Und alle junge Edelleute der Hauptſtadt ſind dazu berufen. Freueſt Du Dich nicht, auch daran Theil zu nehmen, Arel?“

Der Gefragte erwachte wie aus tiefem Traum: „Gewiß, theurer Vater,“ entgegnete er, „wenn Leonore mir die Erlaubniß giebt, dem Spiele beizuwohnen.“

Alle Blicke richteten ſich auf das junge Mädchen. Sie blickte auf, wandte ihr Haupt langſam zur Seite, und den Augen Arels begegnend, ſagte ſie mit einer ſchneidenden Kälte: „Reiſe, mein Freund; Du weißt, daß ich Deinen Wünſchen nie etwas entgegenſetze.“

Der Jüngling wandte ſich ab, indem ſeine Miene den lebhafteſten Schmerz ausdrückte; auch die Andern empfanden das Kränkende, das in dieſer Antwort lag. Der Vater fand nöthig, raſch hinzuzuſetzen: „So iſt's recht, mein Kind; laß es ihm nicht merken, wie ſchwer es Dir wird, ihn aus Deiner Nähe zu verbannen. Wenn Du unklug genug wäreſt, mehr Unruhe und Mißmuth zu zeigen, ſo würde er bleiben, und unſer Aller Bitten könnten ihn nicht vermögen, bei dem Feſte zu erſcheinen.“

Leonore blickte auf und ſagte mit dem Tone des Erſtaunens: „Und wie ſollte ich dazu kommen ihn zu hal-

ten? Iſt es mir nicht völlig gleichgültig, ob er reiſet, ob Ihr Alle reiſet?"

Die beiden Baſen ließen ihre Kränze fallen, nahmen ſie aber recht ſchnell wieder auf und arbeiteten convulſiviſch weiter, um die unangenehme Pauſe, die jetzt eintrat, nicht noch mehr auffällig zu machen. Axel trennte ſich von der Geſellſchaft und ging, das Haupt geſenkt, die Arme auf der Bruſt gekreuzt, den Bogengang hinab. Ihm kam Leonorens Zofe entgegen, die erſchreckt und bleich ausſah. „O gnädiger Herr," rief ſie, „theilen Sie dem Fräulein das Unglück mit, ich wage es nicht. Das hübſche Taubenpaar, das die Gräfin ſo liebte und pflegte, iſt vom Marder erwürgt worden." —

Axel antwortete nicht; die Klagelaute des Mädchens waren aber ſchon von der Geſellſchaft gehört worden. Der Graf ließ den Bericht nochmals abſtatten und die Ueberbringerin der Unglückspoſt wagte nicht zu ihrer Gebieterin aufzuſehen. Dieſe jedoch ſagte mit derſelben ruhigen Kälte, ja Schärfe im Tone: „Laß das, Marianne, das Unglück iſt nicht groß. Die Vögel waren mir ſchon längſt gleichgültig geworden. Du kannſt auch nun gleich den Papagei freilaſſen. Es ſoll kein Geſchöpf ſich zu beklagen haben, daß es bei mir gefangen gehalten werde."

Die letztern Worte ſagte ſie, indem ihre Stimme zitterte.

„Nun wohl," rief der Graf mit erſchütternder Leidenſchaftlichkeit, „wenn Du alle Deine Lieblinge ohne Schmerz ſterben oder ſich entfernen ſiehſt, wenn Du ſogar uns mit leichtem Sinne den Abſchied giebſt, an was — o Gott! —

an was, Du mein armes Kind, haſt Du denn Dein Herz gehängt?“

Leonore antwortete nicht, aber ſie ſah mit einem ſo unheimlichen Blick ihren Vater an, daß er, der ſtarke, furchtloſe Mann, das Auge ſenken mußte, weil er dieſen Blick nicht ertragen konnte. Nach einer Weile faßte er ſich und fragte mit gewaltſamer Anſtrengung: „Antworte; an was haſt Du Dein Herz gehängt, da Du nichts mehr liebſt, was Du früher geliebt haſt?“

Ein langanhaltendes Schweigen trat ein. Leonore, immer auf ihre Arbeit niederſehend, erwiederte kein Wort.

Arwed kam den Vorgang herab. „Ich bringe eine freudige Nachricht,“ rief er; „unſer allverehrter Meiſter und Freund kommt vielleicht heute noch, ja er iſt wohl ſchon in unſerer Nähe. Ich empfing die Nachricht ſo eben durch einen Boten, der ihm vorangeeilt iſt. Die Ungeduld, ſo ſchreibt mir mein edler Gebieter, hat ihn nicht länger in Stockholm weilen laſſen. Der König und die fremden Fürſten, die dort zum Beſuch ſind, haben ihn mit Ehrenbezeugungen überſchüttet, er hat einen neuen Orden empfangen und einen Rang, der ihn noch höher ſtellt, hinnehmen müſſen. Aber all dieſes Gepränge, dem ſein großer Geiſt ſo wenig hold iſt, konnte die Stimme des Herzens nicht übertönen, und dieſes Herz, das beſte und erhabenſte, das im Vaterlande ſchlägt, ruft ihn hierher. Doch wahrlich — da kommt er ſelbſt!“

Alle ſtanden auf, um dem Eintretenden entgegen zu eilen. Der Graf ſchloß ihn in ſeine Arme. Swedenborg ſah ſtatt-

licher und ſchöner aus als je; ſein Gang war leicht, ſein Haupt wiegte ſich in ſtolzer und kühner Haltung auf den breiten Schultern, ſeine Miene war voll Grazie und Lächeln, ſeine Stirn war die eines kühnen und muthvollen Mannes, der keine Schmach kennt und keine Gefahr ſcheut. Gegen ihn ſahen alle andern Männer unbedeutend und würdelos aus. Die erſten Zeichen von Theilnahme gab Leonore beim Erſcheinen Swedenborgs; ſie ging ihm ſogar einige Schritte entgegen, und blieb erröthend ſtehn, um ſeine bewillkommnenden Worte zu vernehmen. Als er ihre Hand erfaßte, zog ſie dieſe krampfhaft zurück, und ſie ans Herz preſſend, ſtieß ſie einen kurzen hellen Angſtſchrei aus. Zum Glück wurde dieſes neue auffällige Zeichen von Niemandem in der Geſellſchaft bemerkt, nur Swedenborg gab durch ein ſchnell vorübergleitendes Zucken in ſeiner Miene ſeine Aufmerkſamkeit kund, die er dieſem Vorfalle zuwandte.

Die Geſellſchaft vertheilte ſich nun zu einzelnen Gruppen im Garten. Der Graf und Swedenborg gingen zuſammen. Der Erſtere nahm das Wort, indem er auf das Herzlichſte die Hand ſeines Gaſtes drückte. „Wie ſoll ich Ihnen danken, Freund," rief er, „daß Sie meinem Hauſe den Glanz und die Freude wiedergegeben haben, die bereits daraus entwichen waren. Wir Alle ſehen immer mehr ein, wie nur Sie allein dieſes Glück über uns zu verbreiten im Stande waren. Es giebt leider keinen Dank für ſolche Dienſte; gäbe es einen, Sie, edler Mann, dürften fordern welchen Preis Sie wollten; die Hälfte meiner Habe ſollte Ihnen gehören."

„Ich habe nie nach weltlichen Schätzen geſtrebt," ent-

gegnete der Magus etwas empfindlich. „Auch beſitze ich ſelbſt reichlich, was ich irgend erwünſchen möchte.“

„So iſts,“ entgegnete der Graf; „ich weiß das. Mir bleibt keine andere Ausſicht, als ewig Ihr Schuldner zu bleiben.“

Der Gelehrte blieb ſtehen, ſah forſchend den Grafen an und ſagte dann nach einer Pauſe: „Wenn ich aber dennoch eine Gabe von Ihrer Seite in Anſpruch zu nehmen mich erkühnte?“

„Sprechen Sie, theurer Baron,“ ſagte der Graf mit der Miene freudiger Ueberraſchung. „Was könnte ich Ihnen anbieten?“

„Das Schönſte, was ein Vaterherz hat“ — entgegnete der Gefragte mit Feierlichkeit — „Ihren Segen. Der Empfang, der mir heute wurde, muß Sie nothwendig zum Theilnehmer meines Geheimniſſes gemacht haben; ich darf nicht länger wagen, es als das meine ausſchließlich zu betrachten.“

„Ich verſtehe Sie in der That nicht. Der Empfang? — Von welcher Perſon?“ —

„Von Leonoren. Sie liebt mich; ſie iſt die meine; es fehlt nichts als Ihre Einwilligung.“ Als der Graf ſchwieg, ſetzte der Magus mit Leidenſchaft hinzu: „Ich habe ſie dem Tode entriſſen, ſie hat an meiner Hand das Leben wieder betreten, kann es Ihnen ſo ſehr auffallend ſein, daß ſie dem, der ſie den Glanz der Sonne wieder ſchauen ließ, der ſie ans Herz des beſten Vaters, der treueſten Angehörigen zurückleitete, mit Liebe zugethan ward. Doch ſei es auch, ich bin ein

völlig Unwürdiger, aber ſie liebt dieſen Unwürdigen; ſoll ich da nicht den Muth haben, ſie mir als Lohn für meine That zu erbitten?"

Die Worte, die den Lippen des wunderſamen Mannes, der jetzt als Freiwerber vor dem Grafen ſtand, entglitten, führten einen gewiſſen unleidlichen Stolz bei ſich; wäre der Vater Leonorens weniger befangen und aufgeregt geweſen, als er es in dieſem Augenblicke war, er hätte ſich nothwendig von ihnen unſanft berührt fühlen müſſen; jetzt aber überwältigte die Ueberraſchung des Antrags jedes andere Gefühl. Die Ueberzeugung, den berühmteſten Mann des Vaterlandes, den Gegenſtand allgemeiner Verehrung und Achtung dem Kreiſe ſeiner Familie beigezählt zu ſehen, hatte für den eitlen Mann etwas Berauſchendes. Aber die Ehre gebot, daß er eines früher gegebenen Wortes eingedenk war, und der Name Axel tönte in ſeine Erwiederung.

„Ich weiß es," ſagte der Gelehrte ſtolz. „Dieſer junge Mann hat die Rechte eines Geſpielen der Kindheit, aber auch keine andern auf Leonorens Herz. Die ſchwache Neigung iſt völlig gewichen; davon hab ich mich zu überzeugen Gelegenheit gehabt. Doch wenn Sie irgend zweifeln an dem, was ich eben ſage, Graf, ſo wollen wir Leonoren ſelbſt entſcheiden laſſen. Sie mag zwiſchen ihrem frühern und ihrem jetzigen Bewerber entſcheiden."

„Das ſoll ſie, und zwar gleich!" rief der Graf, von einem augenblicklichen raſchen Gefühl hingeriſſen. „Ich kann dieſe welke Ruhe, dieſe Theilnahmloſigkeit, dieſe Stille, die in meinem Hauſe durch Leonore herrſchend geworden, nicht

länger ertragen. Axel, mein armer Knabe, ſollſt Du einmal aufgegeben ſein, ſo nimm Dein Schickſal jetzt gleich aus meinen Händen." Mit dieſen Worten befahl er den Jüngling zu rufen. Leonore kam, auf die Tante geſtützt, eben den Gang hinauf. Der Graf faßte Swedenborg an der Hand und ging den Frauen entgegen; Axel erſchien ebenfalls.

„Sollen wir nicht etwas noch zögern?" fragte der Magus, indem er einen forſchenden Blick auf die Ankommenden richtete. „Die Stunde iſt nicht ganz günſtig. Wir ſind Geſchöpfe der Zeit, die über uns gebietet und die ihre Launen hat."

„Kann ein ſo ſchöner Frühlingstag, wo jede Creatur Leben und Hoffnung ſchöpft ein übelgewählter Tag ſein?" fragte der Graf. „Selbſt was ſchon im Grabe gelegen, müßte, ſo ſollte ich meinen, an einem ſo glänzenden, Wärme und Leben ſchaffenden Tage neu zum Leben erſtehen."

„Was ſagteſt Du da, Vater?" rief Leonore, die jetzt an ſeiner Seite ſtand. „Sprachſt Du von mir?"

„Nein, mein Kind," entgegnete der Graf und ein leiſes Fröſteln glitt über ſeine Nerven. Unwillkürlich fiel ihm der Anblick ein, den die Tochter, im Sarge liegend, ihm einſt gewährt. „Wie wunderſam," ſagte er bei ſich ſelbſt, „verknüpft ſich Freude und Schrecken bei dieſen Vorfällen!" Er theilte jetzt den Beiden, die er als Kinder liebte, den Antrag Swedenborgs mit. Die Gräfin fing an zu weinen, und verhüllte ihr Antlitz mit dem Tuche. Leonore blieb ſtumm; Axel ſah mit dem Blick ſeiner dunkeln ſchönen Augen unverwandt die Geliebte an. Swedenborg ſtand gelaſſen und erwartend da.

„Nun, meine Tochter," begann der Graf aufs Neue. „Welche Antwort giebst Du? Entscheide Dich. Mein Wort hast Du, das ich nicht brechen werde. Liebst Du Axel wirklich, willst Du die Seine werden, so wird unser edelmüthiger Freund hier jeder Hoffnung entsagen, ohne dabei mir und meinem Hause seine Freundschaft zu entziehen. Hat aber Dein Herz eine Aenderung erfahren, und ist in seinen anfänglichen Gefühlen wankend geworden, so entschließe Dich schnell und gieb der Wahrheit die Ehre. Wir Alle werden Dich segnen, welche Entscheidung Du auch fassen mögest."

Leonore ging einen Schritt auf Swedenborg zu; Axel stürzte sich zu ihren Füßen, erfaßte krampfhaft ihre Hände und rief: „Nein, nein, es ist nicht möglich! Du kannst, Du darfst mich nicht aufgeben. Gott und Menschen haben uns zu einander geführt, Du bist mein. Wie Niemand mir meine ewige Seligkeit zu entreißen wagen darf, so soll auch Niemand wagen, Dich mir rauben zu wollen. Leonore, Leonore, Du bist mein!" —

Das Mädchen zitterte; aber sie blieb stehen, den Blick auf Swedenborg gerichtet.

„Erinnere Dich der Schwüre, der tausend und abertausend Schwüre" — rief der Jüngling mit wankender Stimme — „o Mädchen, erinnere Dich der süßen Gelübde, die wir gegen einander ausgetauscht! Bist Du denn verwandelt und geändert? Ist denn alles, alles dahin, was einst in Deinem Herzen geblüht und gelebt? Was ist Dir dieser fremde Mann? Wie kann er Dir so schnell Eltern, Geliebten, Erde und Himmel ersetzen? Willst Du plötzlich nur ihm angehö-

starrten Hände so lange zwischen ihre warmen, sie nahm seine eisigen Lippen so zärtlich zwischen ihre heißen, sie drückte seine von Kälte starrende Wange so fest an ihre glühende, wie es das enge Fensterchen nur immer erlaubte.

Doch der Verrath schlief nicht, der alte Sander lauerte, und entdeckte den nächtlichen Wanderer. Unter Schimpfworten wollte er die Hunde auf ihn hetzen, aber Georg war ihr zu großer Gönner, als daß sie das Gebot des Herrn hätten befolgen sollen, sie nahmen lieber heulend mit einigen Steinwürfen vorlieb. Wir schweigen von der schmerzlichen Röthe, die durch die unsanften Berührungen der väterlichen Hand, statt der Rosenfarbe der Liebe, jetzt Christels Wangen färbte und bemerken nur, daß Amor den Verrath erst zuließ, wie der schon weit vorgerückte Frühling ihm vergönnte, in den Laubgewölben des Buchenhains seinen Schützlingen einen schönern Zufluchtsort zu bereiten. Christel wußte von der Bleiche und aus dem Garten, Georg von dem Fischkasten und aus dem Kahne sich so manchen Augenblick in das Gehege zu stehlen; sie wußten sich, mochten die Waldstege auch noch so labyrinthisch sich durchschlingen, doch so geschickt zu finden, daß ihnen immer Zeit genug blieb, das, ich liebe dich! welches das: ich

ren und uns Alle böslich verlaſſen? Es kann nicht ſein, Leonore; es kann nicht ſein."

Es lag ſo viel rührendes Leid, ſo viel Kampf, ſo viel Verzweiflung in dieſen Bitten, daß alle Zuhörenden davon erſchüttert wurden, ſelbſt Leonore ſchwankte. In ihren Blicken glänzte wieder, zwar nur ſchwach, doch immerhin deutlich ſichtbar, jene ſüße Liebesflamme, die einſt ſo ſtrahlend aus ihren Zügen geleuchtet hatte, ihr Mund gewann wieder das frühere Lächeln, ihre Arme hoben ſich, um den Geliebten an ihr Herz zu ziehen, da trat Swedenborg unmerklich näher, umfaßte das Mädchen und preßte ſeine Hand an ihren Gürtel, in die Gegend des Herzens. Sogleich verſchwand das aufdämmernde Roth von ihren Wangen, ein Zucken der Glieder bekundete, daß ſie einen lebhaften Schmerz empfinde, und mit der Miene von Kälte und Mißbehagen, die man gewohnt war ſchon lange ihrer Phyſiognomie eingeprägt zu ſehen, wandte ſie ſich von dem Jüngling ab, indem ſie halb zu ihrem Vater, halb zu Swedenborg gerichtet die Worte flüſterte: „Ihr wißt ja ſchon, meine Theuren," welche Veränderung in mir vorgegangen; daß ich nur ihn lieben, nur ihm den Schwur der Treue ſchwören kann. Er beſitzt mein Herz, er iſt der Gebieter über mein Leben, laßt mich ſobald als möglich ganz die Seine werden."

Mit dieſen Worten neigte ſie ſich dem Magus zu, der ſie mit der lebhafteſten Zärtlichkeit in ſeine Arme ſchloß.

Axel verließ bald darauf das Haus und die Stadt.

Die Vermählungsfeierlichkeiten wurden angeordnet. Obgleich der Magus ſich alle lärmende Feſtlichkeiten verbeten hatte, als weder zu ſeinem Charakter noch zu ſeiner Lebensweiſe paſſend, fand der Graf es dennoch unumgänglich nöthig, ſeinem Stolz und ſeiner Freude über dieſes für ſein Haus ſo wichtige Bündniß äußere Zeichen zu geben. Der einzige Beweggrund, der ihn zu einer ſtillen Feier hätte veranlaſſen können, wäre der Geſundheitszuſtand der Braut geweſen, wenn nämlich dieſer ſich nicht noch im Verlauf der Wochen, die bis zum feſtgeſetzten Tage noch vergehen mußten, ändern würde. Es war dieſer Zuſtand ein ſehr ſeltſamer. Weder Schmerz noch Freude ſchienen auf den Geiſt und das Gemüth des jungen Mädchens die mindeſte Wirkung auszuüben. Sie brachte ihre Tage hin in dem vollkommenſten Gleichmuth. Ehemals glich ihre Seele dem Kelch der zarten Frühlingsblume, die von dem leiſeſten Windhauche bewegt wurde, jetzt glich ſie einer aus Marmor gebildeten Blüthe, die unerſchütterlich ſelbſt einem daherbrauſenden Sturme nicht weicht. Dieſe Unbeweglichkeit hatte etwas unbeſchreiblich Grauſenhaftes, gerade weil ſie ſo völlig allen Geſetzen, die Jugend, Leben und Gefühl vorſchreiben, entgegen war. „Sie lebt und lebt doch auch wieder nicht“ — ſagte oft der Vater; „ich habe ein Kind vom Tode zurückerhalten, deſſen beſſere Hälfte im Grabe zurückgeblieben iſt.“

Nur ein Mittel gab es, dieſe Apathie zu brechen, es war die Muſik; aber auch nicht jede. Für die meiſten Geſangſtücke, ernſten und heitern Charakters, die ſie früher geſungen und geliebt, war ſie jetzt eben ſo gleichgültig wie gegen

jeden andern Eindruck, nur ein Lied hob gleichſam die ſchwere Decke, die auf ihrem Geiſte laſtete, es war jener Abſchiedsgeſang des Königs Harald, der in der Nacht ihrer wunderbaren Wiedererweckung unter den Fenſtern des Saals ertönte. Dieſes Lied, das ernſt und ſchwermüthig ſich nur durch wenige Töne hinbewegte, enthielt dennoch eine Melodie von ungemeiner Wirkung. Die Klage um das vergängliche Loos der Sterblichen war darin vereinigt mit der rührenden Bitte, daß der Tod dennoch nicht der Welt entzogen werde, denn er ſei es, der die Schönheit ſchön, die Größe groß, die Liebe beglückend mache, denn — ſo endete ein Vers:

Wenn die Roſe nimmer bliche
Wär ſie minder roth;
Wenn die Welle nimmer wiche
Läg ſie ſtarr und todt. —

Dieſes Lied, das in der Familie das Auferſtehungslied genannt wurde, durfte auf ausdrücklichen Befehl des Grafen nur höchſt ſelten und dann auch nicht von Arwed geſungen werden, weil, als dieſer es einmal zu wiederholen gewagt hatte, die Kranke in einen ſolchen Zuſtand von Aufregung gefallen war, daß man von Neuem für ihr Leben gezittert hatte. Kein Ausdruck menſchlicher Leidenſchaften glich dem ihrigen, als ſie die Arme emporhob und gen Himmel ſah, als wollte ſie in der höchſten Qual, der eine ſterbliche Bruſt fähig iſt, ausrufen: „Warum haltet Ihr mich? Warum geſchieht mir ſo entſetzliches Unrecht? Dürft Ihr ein Geſchöpf ſo leiden laſſen?“ — Und dann hatte ſie jenen Schlußvers ſelbſt geſungen, mit einer Stimme ſo laut und kreiſchend, ſo fremd-

artig wild, als ſchrie ein dämoniſches Weſen aus ihr heraus, eine fremde Seele, die eine drohende unbekannte Sprache redete. Allen im Hauſe war dieſer Auftritt noch erinnerlich und Keiner wünſchte ihn erneuert zu ſehen. Wenn jedoch jemand Andres wie Arwed das bewußte Lied ſang, wurde zwar auch die Lebloſe belebt, doch nicht in ſtarker, gefährlicher Weiſe; nur eine Miene von Trauer und Sehnſucht und der Ausdruck von Kummer glitt alsdann über ihre Züge. Sie war wiederum fähig, die Zärtlichkeit ihrer Angehörigen zu verſtehen und zu erwiedern, und minutenlang hielt ſie den Vater umfaßt, ſeine Liebkoſungen duldend, ſeine Klagen anhörend.

Swedenborg war öfters abweſend. Seine Gemächer hatte er unter Obhut Arwed's geſtellt, nachdem Mac-Olin von ihm des Dienſtes entlaſſen worden war. Der junge Schotte war trotzig und unter Drohungen geſchieden. Der Magus hatte ihn reich beſchenkt; allein dies Mittel, den widerſpenſtigen Sinn des Jünglings zu beugen, war nicht zureichend; Mac-Olin haßte ſeinen frühern Herrn und hegte offenkundig den Wunſch, ihm zu ſchaden. Schon als er die Geräthe und Habſeligkeiten des Magus an Arwed abliefern mußte, und Beide beſchäftigt waren, die Bücher und Effecten zu überzählen und zu ordnen, hatte Mac-Olin verſucht, den neuen Vertrauten mit dem wahren Charakter ſeines ehemaligen Herrn, wie er ſich ausdrückte, bekannt zu machen; allein Arwed, voll Liebe und Begeiſterung für den großen Meiſter, hatte jede Aeußerung der Art, als böswillige Verläumdung, mit Empörung von ſich gewieſen. Auch war er

nahe daran geweſen, ſich in der Aufwallung gerechten Zornes an dem Jüngling zu vergreifen, als dieſer ihm zumuthete, vermittelſt eines Nachſchlüſſels den Behälter zu öffnen, wo die Geräthe und Inſtrumente zum Behuf geheimer Operationen bewahrt lagen, und wo ſich auch das magiſche Haupt befand. Von dieſem Myſterium wußte Mac-Olin manches Seltſame zu erzählen, und unter dieſen Berichten war beſonders einer, der eine grauſenvolle Wirkung auf die Seele des Zuhörers ausübte, obgleich er der Ausſage keinen Glauben ſchenkte.

„Wir machten einſt mit einander," ſo erzählte Mac-Olin, „eine Wanderung durch die Hochgebirge Schottlands. Der Meiſter war ermüdet und wir entſchloſſen uns in den Ruinen eines alten Kloſters einzukehren, die uns wenigſtens Schutz gegen das Wetter, wenn auch keine andere Bequemlichkeit verſprachen. Wie wir unter den Trümmern herumirrten, kam in der Dunkelheit ein Lichtſtrahl unſern Blicken entgegen, der aus der Spalte eines Gemäuers hervorbrach und einen Ort tief unter unſern Füßen kund gab, in dem ſich ein Bewohner aufhielt. Wer möchte es ſein, der in dieſem unwirthlichen Thale, unter dem Schutt der Jahrhunderte ſeine ſpärliche, und von den Gefahren der Wildniß bedrohte Exiſtenz friſtete? Mein Meiſter kennt keine Furcht, er ſchalt mich, da er mich zitternd und unentſchloſſen fand, in die Tiefe niederzuſteigen. „Wie," rief er, „Du willſt einſt der Gebieter über höhere Weſen werden, und zagſt, ein ganz gewöhnliches Abenteuer, das zu beſtehen jedem kecken Burſchen von der Landſtraße her gelingen würde, zu unternehmen?

Komm, folge mir! Wer hier unten auch weilt; in keinem Fall kann und darf er eine drohende Stellung gegen uns einnehmen, die wir nur kommen ihn friedlich um ein Aſyl zu bitten.“ Mit dieſen Worten kletterten wir eine verfallene Stiege hinab und öffneten eine angelehnte Pforte, in ein gewölbtes Gemach eintretend, das halb einem Weinkeller, halb einem Grabgewölbe glich. Die großen ſchwarzen Gegenſtände an den Wänden konnte man für Fäſſer oder auch für koloſſale Särge anſehen. Sie waren keines von beiden, ſondern, wie wir nachher ſahen, Behälter, um die Schätze aufzubewahren, die der Bewohner dieſer Räume der Habſucht und dem rohen Eifer ſeiner Verfolger entzog. Ein Greis von nahe hundert Jahren ſaß bei einer Lampe an einem Steintiſch und blätterte in einem ungeheuren Buche, deſſen ſchwere Pergamentblätter er nur mit Mühe umwendete. Als er uns eintreten ſah, erhob er ſich, und ein Kruzifix von der Wand nehmend, ſchritt er uns entgegen, indem er rief: „Wer Ihr auch ſeid, Gott beſchützt dieſe Räume, die nichts enthalten, als ein ſterbend Leben inmitten von Staub und Trümmern! Entweicht, verſündigt Euch nicht! Der Tag des Gerichts, der Untergang der Welt iſt nahe!“ — Dieſe Worte, wie eine myſtiſche Zauberformel, mit einer heulenden Stimme ausgerufen, ſollten uns Entſetzen einflößen, bewirkten aber nur, daß wir noch freundlicher und milder, als wir es ſchon anfangs beabſichtigt hatten, unſern Gruß und unſere Bitte um ein Nachtlager vorbrachten. Der Greis gewann Ruhe, uns näher zu beobachten, und das Ergebniß dieſer Forſchung war, daß er ſich zuletzt willig finden ließ, nicht allein den gefor-

derten Verbleib zur Nacht, ſondern auch ein ſpärliches Mahl uns zu gewähren, das er uns auftiſchte und mit ſeinem Segen einweihte.

Wir erfuhren nun, daß wir den letzten Ritter des aufgelöſten Templerordens vor uns hatten. Er war Comthur, und in jener ewigdenkwürdigen Nacht, wo das Ordensgebäude, dieſer Tempel der Myſterien eines wunderſamen Ruhmes und Glanzes, fiel, und die Häſcher Philipps des Schönen die letzten gefangenen Templer hinwegführten, war es ihm gelungen zu entfliehen, und einen koſtbaren Schatz, der dem Orden gehörte, mitzunehmen. Nach Schottland überſiedelnd, hatte er hier die geretteten Reichthümer des Ordens in einem geheimgehaltenen Gewahrſam aufgeſpeichert gefunden und zwar ſämmtlich auf eine Weiſe vor den Räubern geſichert, die eben ſo ſinnreich als der Phantaſie Schrecken erregend war. Im Beſitz des Ordens befand ſich noch eine Abtei, die hoch auf einem Berge gelegen war, und die eine Anzahl heiliger Leichname bewahrte, welche ſämmtlich durch die austrocknende Eigenſchaft der Luft in dieſen hohen Regionen, vor der Verweſung bewahrt worden waren. Der Glaube des Volks, unbekannt mit dieſem aus den phyſiſchen Geſetzen erklärbaren Grunde, ſah in dieſen Mumien eben ſo viele Wunder des heiligen Duncan, dem die Abtei ihre Gründung verdankte. Dieſe ausgedörrten Körper waren nun geöffnet, und mit Diamanten, Gold, Pergamentrollen mit Verſchreibungen gefüllt worden. Jeder dieſer todten Aebte, deren Regel es im Leben befohlen hatte, daß ſie nicht der Beſitzer eines Kupferpfennigs ſein durften, ſahen ſich jetzt in ihrem Tode mit allem,

was die Erde nur Kostbares hat, bis an den Hals hin gefüllt. Ich wußte um das Geheimniß und nahm meinen Aufenthalt in der Abtei, mit Sicherheit hoffend, daß man mich daselbst nicht beunruhigen würde, da nichts als nackte Mauer und eine Anzahl Leichen meine Umgebung waren. Ich hatte mich geirrt. Den Spähern Philipps, dieses unersättlichen Tyrannen, war das Dasein jener Schätze nicht entgangen; ich wurde zu rechter Zeit gewarnt und behielt nur eben so viel Muße, um in einer Nacht mit meinen sämmtlichen Leichen zu entfliehen. Ich hätte den Inhalt der Todten ausleeren können, allein ich hoffte, wenn ich sie selbst mitnahm, meine Flucht glücklicher zu bewerkstelligen, indem ich den Aberglauben und die Wundersucht der Landbewohner zu Hülfe rief. Ich hatte keinen Fehlschluß gethan. Es war eine schauerliche Nacht; der See, der den Felsen, auf dem das Kloster lag, bespülte, tobte in Aufruhr, schwarze Wolken hingen dicht nieder, Donner rollten und fanden tausendfachen Wiederhall in den Bergen, Blitze durchkreuzten die Finsterniß, Stürme tobten, als ich mich mit meinen Todten in den Nachen setzte und dem Steuermann befahl, keck durch die Brandung zu steuern. Auf der Mitte des See's angelangt, entdeckten wir die Böte unserer Verfolger dicht um uns her. Der Sturm hatte ein wenig nachgelassen, der Mond war sichtbar geworden und warf sein falbes Licht gerade in die schwarze Wogenmasse, die meinen schwankenden Nachen umtobte. Was war zu thun? Sollte ich die Schätze des Ordens, ich, ihr letzter Hüther, muthwillig preisgeben? Nimmermehr; ich beschloß, mich und meine Reichthümer in der Tiefe des See's

zu verbergen; bevor ich jedoch meinen Vorsatz ausführte, versuchte ich noch ein letztes Mittel. Die Todten standen im Kahne, dicht an einander gedrängt, durch Stricke und Pfähle gehalten. Der Sturm wühlte in ihren priesterlichen Gewändern, und ihre bleichen Antlitze, die als augenlose Schädel gebrochen im Nacken zurückhingen, sahen im Mondschimmer wie eine Schaar Beter aus, die in Extase versunken gen Himmel starrten. Als die Böte sich uns nahten, stimmte ich plötzlich einen Choral an, der einen Todtenpsalm enthielt. Ich sang, was die Brust nur aushalten konnte, und es mag wundersam klingen — allein es ist wahrhaftig wahr — kaum hatte ich einen Vers beendet und es mußte nun das Chor einfallen, als plötzlich zwölf tiefe Stimmen um mich das Miserere anhuben, so markdurchschütternd, so seelenauflösend, daß mein Gebein erzitterte und mein Herz zu brechen drohte. Der Steuermann fiel auf seine Kniee und bekreuzigte sich. So fuhr denn unser Nachen, ungeleitet, mit den singenden Todten auf dem dunkeln See dahin, und Niemand wagte sich in unsere Nähe. Als ich jenseits angelangt war, entfloh ich eilig, meine Todten auf einem schon bereitgehaltenen Wagen mit fortführend und in die Tiefe des Gebirgs mich rettend. So hab ich denn hier eine Stätte gefunden, doch auch nicht auf lange. Sichre Zeichen künden mir, daß die Verfolger auch hier schon meiner Spur nahen; allein sie werden, wenn sie kommen, die Stätte leer finden. Schon in der künftigen Nacht treffen Boten ein, die der Orden, der im fernen Orient einen Zufluchtsort gefunden, absendet, um sein Besitzthum in Empfang zu nehmen. Nur einen Schatz soll ich behalten, so

gebietet es der unbeugsame Wille des oberſten Beſchützers unſeres Ordens. Dieſer Schatz iſt ein magiſches Kleinod; jenes Todtenhaupt, das ſo viel Reden in der Welt ſchon gemacht hat, und deſſen Exiſtenz Einige bezweifeln, während Andre ſein Daſein ſogar vor Gericht in jenem denkwürdigen Prozeſſe, den unſere Richter über uns verhängten, beſchworen haben. Ja, es exiſtirt wirklich und mir — ſoll ich es ein Glück, ſoll ich es ein böſes Geſchick nennen — mir iſt deſſen Obhut anvertraut worden. Ich darf es nur in die Hände deſſen niederlegen, der mir den Beweis liefert, daß er mit den ſieben Geheimniſſen der großen Pyramide zu Memphis vertraut iſt, und daß er die geheimnißvollen Schriften der Gnoſtiker über die ſiebenzig Wandlungen geleſen hat."

„So habt Ihr, ehrwürdiger Vater," rief mein Herr begeiſtert aus, „in mir den Mann gefunden, dem Ihr Euer Kleinod anvertrauen könnt, wenn deſſen fernerer Beſitz Euch läſtig fällt, oder Ihr nichts mehr zu deſſen Sicherſtellung leiſten könnt."

Der Comthur war überraſcht und erfreut, doch ſchenkte er nur nach vorhergegangener ernſter Prüfung den Worten meines Herrn Glauben; endlich überreichte er ihm jenes Kleinod ſelbſt, indem er ihn mit deſſen Kräften und magiſchen Wirkungen vertraut machte. Ihr Geſpräch hierüber war unter vier Augen, ich habe deshalb den Inhalt deſſelben nie erfahren können, namentlich nicht, was der Comthur über den Urſprung des geheimnißvollen Hauptes ſagte; nur ſo viel weiß ich, daß mein Herr dadurch, daß er deſſen Beſitz erlangte, in den Stand geſetzt wurde, furchtbare Verbrechen zu

bin dir gut, ganz verdrängt hatte, sich einander zuzuflüstern.

Christels Vater war auch von Natur nicht argwöhnisch; da er die Tochter bei seinen nächtlichen Durchsuchungen immer in ihrer Kammer fand, so sah er endlich, des Schlafes froh, nicht weiter nach, und die im Sommer nicht verschloßne Hinterthür gab ihr oft Gelegenheit, durch den Garten in den Wald zu schlüpfen, und jene Worte stundenlang in Georgs Armen, in mannigfaltigen, aber doch stets sehr unschuldigen Variationen durchzuführen.

Der Wald, der mit seinen Blätterflüstern, das wie Wellenrauschen klang, dem Wasser, mit seinem grünen moosbedeckten Boden und seinen schlank zum Himmel emporstrebenden Bäumen der Erde angehörte, schien als ein Repräsentant beider Elemente, als Amors Residenz seit grauen Jahren, sich auch so treu der Liebenden anzunehmen, und sie lieblicher als die Schneeflocken im dichtesten Schatten einzuhüllen, daß kein Durchwandelnder ihre Gegenwart ahnte.

Das Jahr ist nun unter den Liebesscherzen und Liebesleid des zärtlichen Paars so weit vorgerückt, daß wir in jene sternhelle Nacht hineinblicken können, in der im Anfange unsrer Erzäh-

begehen. Das magiſche Haupt giebt, wenn es befragt wird, ſtets ein untrügliches Mittel an, um zu erreichen, was ſein Beſitzer verlangt. In den Händen eines tugendhaften Mannes kann es Größe, Herrlichkeit, ſelbſt Tugend und Gottesfurcht befördern helfen, denn die dämoniſchen Kräfte wirken blind; in dem Gewahrſam des Laſterhaften aber kann es nicht allein, ſondern muß Furcht, Entſetzen und Zerſtörung bringen. Zum Glück für die arme leidende Menſchheit kann der Verbrecher, der im Beſitz dieſes gefährlichen Schatzes iſt, nur mit Gefahr ſeiner eigenen Kräfte das Orakel befragen. Mein Herr, deſſen bin ich gewiß, hat nur höchſt ſelten das Haupt zu Rathe gezogen, die Schrecken, die ihn dabei überfallen, müſſen ſo grauſenhafter Natur ſein, daß ſie ihn ſtets mehrere Wochen aufs Krankenlager werfen. Nur wenn er ſich von allen ſeinen myſtiſchen Hülfsmitteln verlaſſen ſieht, greift er zu dieſem. Er hat es hier im Hauſe gethan, und zwar, um zum Beſitze der jungen Gräfin zu gelangen, zu der er ſchon ſeit lange eine eben ſo heftige als verzehrende Leidenſchaft im Buſen trug."

„Zu Leonoren?" fragte Arwed erſtaunt. „Wo hat er ſie zuerſt erblickt?"

„Bei einem Schauſpiel in Stockholm," entgegnete Mac-Olin. „Er befand ſich in der Loge des Königs, als er in nicht geringer Entfernung den Grafen und ſeine Tochter eintreten ſah. Es mögen zwei Jahre her ſein. Ich beſinne mich noch deutlich des Abends, als er verwildert, mit allen Zeichen eines zerſtörten Gemüthes zu Hauſe eintrat, und mir, da ich ihn verwundert fragte, zurief: ‚Ich habe das ſchönſte

Weib der Erde geſehn, aber ſie ſoll nicht mein werden! Sie gehört bereits einem Andern.' Sein Auge leuchtete in düſtrem Glanze, als er dieſe Worte ſprach, ſeine Stirn war beſchattet, ſeine Lippe zitterte. Seit jenem Abende bin ich überzeugt, hat er fortwährend geſtrebt, ſich mit dem Gegenſtand ſeiner Wünſche in Verbindung zu ſetzen, die klöſterliche Einſamkeit jedoch, in der die junge Gräfin hier im Schooße ihrer Familie lebte, hat lange ſeine Verſuche, ſich ihr zu nähern, fruchtlos gemacht. Da ihm gefährliche geiſtige Kräfte zu Gebote ſtehen, ſo iſt er oft unſichtbar der Gaſt in dieſen Räumen geweſen, bis es ihm denn gelang, ſich völlig hier feſtzuſetzen, ſeinen Nebenbuhler zu verdrängen und ſich in deſſen Rechte zu bringen."

„Halt ein!" rief Arwed zornig. „Er hat keine andern Mittel angewendet, um zu dieſem Ziele zu gelangen als diejenigen, die im Beſitz jedes Mannes ſind, der mit ehrlicher Abſicht um die Neigung eines Weibes wirbt."

„Meint Ihr?" rief Mac-Olin lächelnd. „Und wie erklärt Ihr denn, daß die junge Gräfin ihn anfangs gar nicht mochte, daß er ihr zuwider war, wie nur ein Menſch dem andern zuwider ſein kann? Erinnert Euch, was ſie oft Euch, uns Allen ſagte: ‚Verehrt ihn, betet ihn an,' rief ſie — ‚nur fordert nicht, daß ich desgleichen thun ſoll; mir iſt und bleibt der Mann ein Gegenſtand des Schreckens, des Abſcheus. Seine dunkeln Blicke, die mit einem wilden, unreinen Feuer auf mir haften, ſind mir ein Gräuel.' Ich war gegenwärtig, als ſie dieſe Worte dem jungen Grafen Axel zuflüſterte und ihn zugleich beſchwor, daß er mitwirken ſolle, den unheimli-

chen Gaſt aus dem Hauſe zu entfernen. Meint Ihr, daß die plötzliche Umwandlung, wie wir ſie jetzt bemerken, auf natürlichem Wege ſich geſtaltet hat? Nein, Herr, wenn Ihr irgend das Herz eines Weibes kennt, ſo müßt Ihr dergleichen nicht behaupten wollen."

„Gerade, wenn ich das Herz eines Weibes kenne", ſagte Arwed kleinlaut, „wenn ich weiß, wie wankelmüthig es iſt, ſo muß ich wohl denken, daß alles in gewohntem Geleiſe ſich ereignet hat." — Als er dieſe Worte geſprochen hatte, that es ihm gleich darauf bitter leid, denn in ſeinem edlen argloſen Herzen, das Niemand Unrecht zufügen mochte, am wenigſten dem geliebten jungen Mädchen, regte ſich der Vorwurf, daß er gegen ſeine Ueberzeugung geſprochen. Er kannte wenig Frauen, und wußte wahrlich nichts von ihrem Wankelmuth, er ſprach nur nach, was er von Andern hatte ſagen und mit einer gewiſſen eitlen Zuverſicht behaupten hören; in dieſem Augenblick erſchien ihm dieſes Nachſprechen wie eine recht frevelhafte Vermeſſenheit, und er brach, unwillig über ſich ſelbſt und über den Jüngling, das Geſpräch mit dieſem kurz ab.

Einige Tage darauf wurde er jedoch auf den Gegenſtand dieſes Geſprächs durch ein ſeltſames, unerklärliches Ereigniß zurückgelenkt.

Leonore pflegte ſeit ihrer Erweckung aus jener tiefen Ohnmacht regelmäßig täglich zwei bis drei Stunden in einen Schlummer zu ſinken, der viel Aehnliches mit dem ebengenannten Zuſtande hatte. Sie erſtarrte plötzlich, oft mitten in einem heitern Geſpräch, ihre Züge nahmen den ſchreckhaf-

ten Ausdruck des Todes an, ihre Lippen und Wangen wurden bleich, die Glieder kalt und unbeweglich. Der Magus hatte angeordnet, daß man diese Krisis ruhig vorübergehen lassen möge, indem die Natur sich dieses Mittel zur völligen Wiedererlangung der Kräfte zu gelangen, selbst gewählt habe. Leonore blieb also, wenn sie in diesen Zustand verfiel, in ihrem Gemache eingeschlossen, von einer treuen Dienerin bewacht, die im Vorzimmer weilte. Niemand als nur Swedenborg allein, hatte den Schlüssel zu dem Kabinet, in welchem die Kranke schlummerte. In einer Nacht, wo das ganze Haus in tiefer Ruhe sich befand, arbeitete Arved noch spät bei der Studierlampe an einer Schrift, die er vor der Ankunft des Meisters, der in den nächsten Tagen erwartet wurde, beendigen wollte. Die Stille, die um ihn herrschte, wurde unterbrochen durch einen langgedehnten schmerzvollen Laut, fast wie ein Schrei und fast wie ein Seufzer, der aus dem Gemache, das unter dem seinigen lag, empordrang. Dieser Ton hatte etwas unbeschreiblich die Seele mit Schrecken erfüllendes. Der einsame Arbeiter sprang auf, er öffnete das Fenster, er glaubte sich getäuscht zu haben und fürchtete, der Weheruf komme von der Straße her, allein jetzt, da er horchend still stand, drang der Ton nochmals und mit verdoppelter Stärke in sein Ohr. Sogleich war sein Entschluß gefaßt; er warf seinen Mantel um, ergriff die Lampe und den langen Gang hinabwandelnd, stieg er vorsichtig leise die Treppe hinab, die in den untern Stock leitete. Er näherte sich den Zimmern, die Leonoren und ihrer Dienerschaft eingeräumt waren. Wider Vermuthen fand er die Thür zu dem

Eingang des Krankengemachs nur angelehnt. Er ſetzte ſeine Lampe auf ein Tiſchchen im Corridor hin und trat leiſe in das Kabinet. Hier bot ſich ihm ein eigenthümlicher Anblick. Auf einem mit rothen Decken behangenem Lager ruhte, ſchön und bleich wie der Engel des Todes die Gräfin, und über ſie hinübergebeugt, in ſeinem gewohnten ſchwarzen Anzug war Swedenborg mit einem Gegenſtande beſchäftigt, der in der Nähe des Herzens der Schlummernden ſich befinden mußte. Schärfer hinblickend, erkannte Arwed, daß er einen Gürtel löſte und an dieſem Gürtel einen blitzenden Stein, deſſen Form und Geſtalt er nicht näher unterſcheiden konnte, befeſtigte. Wie dieſes Schloß, ein ſolches ſchien es zu ſein, in die Gegend des Herzens aufgedrückt wurde, entriß ſich dem Buſen der Schlummernden jener Schmerzenslaut, den Arwed oben ſchon vernommen hatte, und der hier noch erſchütternder klang. Das Kabinet war nur von einer einzigen, von der Decke herabhängenden Ampel beleuchtet, doch fiel das Licht, das aus dieſer ausſtrömte, gerade in vollem Strahl auf das Lager. Kein Laut, auch nicht der ſchwächſte, wurde rings im Umkreiſe dieſer nächtlichen Scene gehört. Wenn nicht die leiſe Bewegung der Hände des Magus geweſen wäre, man hätte die Beiden für eine aus Wachs gebildete Gruppe halten mögen.

Arwed zog ſich eingeſchüchtert und mit der größten Vorſicht zurück. Er konnte ſich das eben Erſchaute nicht erklären, er wagte kaum darüber nachzugrübeln. Daß der Magus zurückgekehrt ſei und daß im Hauſe dennoch nichts von ſeiner Anweſenheit verlautet habe, erſchien ihm auch wie ein

Räthſel. Die Nacht brachte er ſchlaflos hin. Bald dünkte es ihm Verrath an dem erhabenen Manne, dem er ſein ganzes Daſein in Liebe und Verehrung geweiht hatte, auch nur den mindeſten Zweifel an der Reinheit und Trefflichkeit ſeiner Beſtrebungen zu hegen, bald wieder war es ihm, als zwänge ihn eine unwiderſtehliche Macht zur Rettung eines geliebten Weſens hinzueilen, das ſich in der peinvollſten Lage und unter dem Bann einer deſpotiſchen grauſamen Macht befand. Leonore liebte er wie ſeine Schweſter, er verehrte in ihr die Tochter ſeines Wohlthäters und väterlichen Freundes, wenn ihr Gefahr drohte, mußten da nicht alle andern Rückſichten weichen? Durfte er an ſich, an ſeine perſönlichen Verpflichtungen denken, wenn die Unſchuld litt, die wehrloſe Unerfahrenheit einem böſen Zauber zu unterliegen drohte? Zum erſtenmal ſetzten ſich Zweifel an des Magus höherer Sendung in ſeiner Seele feſt, und das Ergebniß ſeines Kampfes und der Qualen, die er litt, war, daß er ſich entſchloß, dem Geheimniß forſchend nachzugehen, und die Mittel, die ihm zur Enthüllung deſſelben zu Gebote ſtanden, anzuwenden. In einer der folgenden Nächte, wo er wieder die Schmerzenslaute vernahm, ſchlich er ſich hinab, noch mit größerer Vorſicht wie das erſtemal, und es gelang ihm, vor die Thür des Cabinets zu gelangen, ohne daß ſeine Anweſenheit dem darin beſchäftigten Magus bemerkbar wurde. Noch ein Schritt weiter, und er befand ſich in dem Kabinette ſelbſt. Hier lauſchte er, indem er den Athem anhielt, hinter dem Vorhang am Fenſter verſteckt, bis der Magus ſein Werk vollendet hatte und das Zimmer verließ. Jetzt kam er her-

vor und — gute Geiſter, die über dieſe Stunde wachten, gaben ihm Muth — löſte den magiſchen Gürtel, der den ſchlanken Leib der Schlummernden umſchloſſen hielt. Kaum ſank dieſes Band, als die Kranke tief aufathmete und erwachte. Sie richtete ſich auf ihrem Lager auf und ſah mit ſtarrem, lebloſem Blick um ſich. „Biſt Du es, Arwed?“ ſagte ſie endlich — „und wo iſt er?“

„Wer?“ fragte Arwed, indem er das Grauſen bekämpfte, das ihm die ſtarre Haltung und die wildfremden Augen der Erwachenden einflößten.

„Ich will ihn nicht nennen;“ — flüſterte ſie: „Du verſtehſt mich. Wo iſt er? Hat er ſich irgendwo verſteckt, und wird er plötzlich hervortreten, um ſeine kalte Hand wieder an mein Herz zu legen?“

„Du biſt mit mir allein, Leonore,“ entgegnete der Freund. „Wie iſt Dir? Soll ich Deine Kammerfrau rufen, willſt Du hinab in den Saal kommen, wo der Vater noch wacht? Wir ſind Alle beſchäftigt, das nahe Feſt Deiner Vermählung einzuleiten.“

Leonore ſchauderte. „Sprich nicht davon,“ ſagte ſie leiſe. „Wenn Du mir jemals wohl gewollt, ſprich nicht davon. Ich werde nie die Seine werden, nie! Lieber will ich dieſes Herz, das doch nur gezwungen ſeine Pulſe zählt, durchbohren, ehe ich es an ſeiner Seite erwarmen laſſen werde. Oh — oh Arwed! Was iſt mit mir geſchehen! Welch eine Welt iſt das, wo ſo Grauſames, ſo Entſetzliches geſchehen darf! — O bleibe bei mir; geh nicht von mir. Wenn Du mich verläſſeſt, ſo kommt er wieder und ſeine Hände preſſen

mir wieder den Stein auf's Herz, der mich zwingt zu leben und ihn zu lieben."

„Welch ein Geheimniß, Leonore!" rief Arwed erbleichend.

„Ja, mein Trauter! Iſt die Nacht ſtill und heimlich, ſo ſei Du es auch. Verrathe mich nicht, wenn ich meine bange Seele Dir vertraue. Verſprich mir mit dem theuerſten Eide, den Dein Gewiſſen kennt, Du wolleſt mich nicht dem Schrecklichen überantworten: dann ſollſt Du Alles erfahren. Ach, mein armer Geiſt lechzt nach der ſüßen Koſt menſchlichen Gefühls, nachdem ich ſo lange unter dem Einfluß kalter, höhnender Dämonen gelebt."

„Ich verſpreche Dir unverbrüchliches Stillſchweigen!" rief Arwed. „Gott, was werde ich hören müſſen!"

„Eine böſe That!" rief ſie — „eine gar böſe That. Waffne Dich mit Geduld und Demuth, das Entſetzliche zu hören. Lieblich iſt der Schritt der Geiſter, die droben vor Gottes Thron wandeln, ihre Mienen ſind friedlich, ihr Gang iſt Triumphgang — ſchrecklich aber iſt das Treiben der böſen Mächte, die ihr Opfer in der Tiefe hin und herreißen, es zerfleiſchen und es neu erkräftigen, um es wieder zu zerfleiſchen."

Die Ermüdete hielt ein wenig inne, dann fuhr ſie fort: „Vor allem muß ich Dir ſagen, Arwed, daß der Mann, den Ihr wie einen Heiligen verehrt, dem Ihr Eure Achtung und Liebe zollt, ein Verbrecher iſt, der mit den heiligſten Gefühlen ſeinen frevelhaften Spott treibt, der die Macht anwendet, die nicht Gott ihm gegeben, um die Geſetze zu verletzen, unter

denen die Creatur ihr Daſein friſtet. Schon als ich unter Euch lebte, ſelber eine Lebende, ahnte ich dieſes Mannes unheimliches Weſen, und wenn Ihr Alle in ſeinem Lobe und Preiſe nicht genug Worte finden konntet, ſo fühlte ich mein Inneres in Tadel und Erbitterung erſtarren. Ich konnte ſeine Nähe nicht vertragen, und die Worte der Liebe, die er mir zuwandte, verletzten mich tödtlich. Wenn ich Jemand zu haſſen im Stande war, ſo war er es; und dennoch zwangt Ihr mich, ſtets in ſeiner Nähe zu ſein. Ich gehorchte dem Vater und Euch, weil ich meine Lieben, ſo kurze Zeit ich ihnen noch angehören ſollte, nicht durch Widerſpruch betrüben wollte. Die Gewalt, die der Frevelhafte über mich gewann, wuchs von Tage zu Tage; allein meine Hoffnung war der Tod. Ihm und jedem menſchlichen Hoffen und Streben entzogen, lag Wolluſt in dem Gedanken, daß ich bald jenen lichten Räumen angehören würde, wo das Erinnern ſüß, der Traum eine Labung, die Liebe ein ununterbrochenes Blühen des Herzens iſt. O Himmel, es ſollte anders kommen. Der Schreckliche, gerade als ich ihm auf immer zu entſchlüpfen hoffte, ſtreckte ſiegreich ſeine Hand nach mir aus, und erfaßte mich, hielt mich, feſſelte mich. Höre, was geſchah; bete zu Gott, daß er Dich meine Worte verſtehen lehrt, denn ihre Deutung iſt dunkel. Ich werde von jener fernen Küſte ſprechen, an die eine ſchwarze Flut ihre Wellen ſchlägt, zu der der Sterbliche erſt gelangt, wenn er in dem Nachen des Fährmanns die gefährliche Reiſe beendet hat.

Ich lag in dem ſchwarzbehängten Saale. Stille und Friede herrſchten um mich her. Gerade ſo, wie ich's ſtets geträumt,

hielten die alten Helden unſeres Stammes um mich Wache, und die Bilder von den Wänden blickten ſtumm zu mir nieder. Das Leben mit ſeinen Mühen und Sorgen, mit ſeinen dunkeln Träumen lag hinter mir. Eine geheimnißvolle Exiſtenz bereitete ſich vor. Geiſter gingen und kamen, Vorhänge wurden gelichtet, dunkle Schatten flogen an Wolkenwänden hin. Es war ein geſchäftiges Treiben um mich her. Aus weiter Ferne riefen Stimmen, und andere antworteten. Ich lag und in meiner Bruſt wehte kühl und befriedigt ein unbeſchreiblich angenehmes Gefühl. Was wird nun werden? rief es in mir; was wird nun kommen? Die hohe ſteile Wolkenwand vor mir wurde mit kleinen tanzenden Lichtflocken überſäet; ich beobachtete, wie dieſes anmuthige Geflimmer, gleich zerflatternden Blumen und Blüthen hin und her zerſtreut wurde, dann zuſammenfloß und an dem grauen Nebelgewande der Wolke niederglitt. Endlich zerriß der Schleier und ich ſah in ein Land, wo ein warmer Sonnenſchein auf weiten geſegneten Aerndteſeldern ruhte. Ein Geſang wogte hin und her und aus der Bläue des Himmels kräuſelte ein ſchimmerndes Funkeln, wie wenn eine Frühlingswolke, von der dahinterſtehenden Sonne beſchienen, feinen milden Regen niedergleiten läßt. Wer bewohnte dieſe herrliche Ebene? Indem ich noch ſo fragte, ward ich von unſichtbaren Händen erfaßt und ſanft durch die Luft getragen. Ich bebte vor Seligkeit. Das war es, was ich gewünſcht und gehofft hatte. In unſerm Saale hängt ein Bild der heiligen Catharina, die, nachdem ſie ihren blutigen und peinvollen Märtyrertod überſtanden, von Engeln durch die Lüfte nach dem Berge Carmel getragen wird. So auch ich. Durch einen wundervol-

lung Conrad und sein Sohn die Ausbeute ihrer Netze zu Hause trugen.

Der Alte suchte den still fortschreitenden Sohn von der Unstatthaftigkeit seiner Neigung zu Christeln zu überzeugen, und ihn zu einer andern Verbindung zu stimmen, und redete um so eifriger auf ihn ein, je weniger dieser, der an sein Mädchen dachte, auf die väterlichen Ermahnungen hörte. „Ja, wenn es noch des Schulmeisters Tochter wäre," so beschloß der Vater, wie sie vor der Hausthüre standen, seine Rede, „der ist so ein Mittelding zwischen Fischer und Bauer, und hält es mit beiden, auch ist er der einzige seiner Art im Dorfe, und seine Kinder müssen also schon in eine oder die andere Classe heirathen — wenn die es noch wäre — so wollt ich es allenfalls gelten lassen."

Georg ließ den Schulmeister und seine Tochter unbeachtet, und ging nur zur Hausthür hinein, um sich zur Hinterthür hinaus zu schleichen, mit schnellern Schritten in das Wäldchen eilend, denn ihm lag mehr als jemals die alte Hexe, deren Flammen in der Felskluft leuchten sollten, oder wie sie besonders die jüngern Leute im Dorfe auch wohl zuweilen nannten, die gute Frau des Sees, im Kopfe und am Herzen.

Indem ich von der Geschichte schon wieder abschweife, um den schönen Leserinnen zu erklären,

len Himmel von einer Klarheit, die kein menſchlich Auge je geſchaut, ging der Zug und ich — ſüß lächelnd im Arme meiner Träger, richtete den Blick, der mit der Inbrunſt des heißeſten Verlangens das ſüßeſte Gewähren vereinigte, in die ewige Tiefe des unerforſchten Himmels. O wie ward mir! Alles, was die Andacht Glutdurchſtrömtes, das Gebet Erhebendes, die Liebe, die ſich in Gott verſenkt, Seelendurchdringendes hat, war in meinem Herzen vereinigt in dieſen Momenten, wo ich einer höhern Exiſtenz entgegengetragen wurde. Ich weinte vor Freude. Nebenbei fiel mein Blick zur Erde und ich erblickte ſie voll Segen und Lieblichkeit. Engel wanderten durch wogende Kornfelder und führten Greiſe an der Hand, die ihren letzten Gang über eine Erde thaten, die ſie mit Spuren eines ſegenvollen Wandels zurückließen. Es war das Thal der guten Menſchen. Von hier aus ging die Reiſe in eine beſſere Welt. Wie wir ſo ſchwebten und durch die Lüfte hinzogen, löſte ſich bald hier, bald dort ein Menſchenherz von ſeiner Staubhülle und begann gleichfalls ſeine Reiſe, und wie eine Schaar Abendwölkchen den brennenden Sonnenaltar im Weſten nachzieht, ſo ſchwammen die Engelpoſten alle, in einem langen, unabſehbaren Zuge einem Ziele am weiten Himmelsdome zu. Ich erkannte einige meiner Lieben und voll jubelnder Freude winkte ich ihnen Grüße zu. Auch Du! — o auch Du! ſo rief ich, wenn ich in warme, weiche Wolkennachen gebettet, wie Kinder in Blumenkelchen, die befreiten Seelen durch das blaue Meer ſchiffen ſah. Es wurde dunkel; ich bebte. Sollte ich wieder zur Nacht, aus der ich emporgeſtiegen, heimkehren? Nein — o nein! Nur

das nicht! Ich ſah die geliebten Freunde an mir vorbeiziehen — mein Flug erlahmte; um Gott, was war der Grund dieſer grauſamen Verzögerung. Ein bitteres Gefühl neſtelte ſich in meinem Herzen feſt. Eine Stimme über mir rief mir zu: ‚Es ruft Dich Jemand auf der Erde.‘ ‚Wer ruft mich?‘ fragte ich zitternd. ‚Ich habe Niemand, der mir die Seligkeit mißgönnte; ich habe Niemand, der ſo grauſam und tyranniſch ſein könnte, mich aufhalten zu wollen, jetzt, da ich dem Siege entgegenfliege.‘ ‚Dennoch,‘ rief die Stimme, ‚ruft Dich Jemand; und zwar gebieteriſch, nicht mit dem Ruf der Liebe, ſondern mit dem Befehl der Macht.‘ — ‚Wir wollen auf ihn nicht achten;‘ rief ich. ‚Was wird es ſein! Kann irgend Irdiſches mich noch erreichen?‘ — ‚Es kann;‘ tönte die Stimme. ‚Noch biſt Du den Wünſchen auf der Erde erreichbar, Du haſt dieſes Thales Grenze noch nicht überſchritten.‘ — ‚O laßt mich nicht zurück!‘ flehte ich mit Seelenangſt. ‚Laßt mich nicht zurück. Ich bin ſo glücklich, da ich befreit bin, ſoll ich wieder in Nacht und Qual zurück! — ‚Du mußt,‘ entgegnete die Stimme. ‚Es iſt Macht gegeben dem dämoniſchen Willen, und dieſer iſt es, der Dich zur Erde zurückruft!‘

Und mit dieſen Worten fühlte ich, wie ich ſank — tief, immer tiefer. Kühle Schatten warfen ſich über mich und machten mich fröſteln. Noch immer ſchwebte ich aber dicht an der Oberfläche der Erde hin. Ganz fern, kaum meinem Auge ſichtbar ging der Zug der ſeligen Geiſter in der Höhe: vor wenigen Augenblicken war ich noch mitten unter ihnen geweſen. Wie ich der Erde ganz nahe war, ſah ich einen fin-

ſtern Schatten auf einem Berge ſtehn; es war die Geſtalt eines Mannes, der drohend in die aufgethürmten Wolken der Tiefe hinabſah, und die Stürme des Abgrunds beſchwor. Aus dieſen durcheinander wirbelnden Nebeln wurde ich ihm entgegengetragen. „Kommſt Du?“ rief er. „Hab ich Dich herabgezwungen? Gehorcht man oben meinem Befehle?“ Ich erkannte ſchaudernd den Mann. Zugleich dämmerten wieder vor meinen Blicken die Geſtalten des Saals auf, die Bilder, die ganze Umgebung. An meinem Sarge ſtand der Magus und war beſchäftigt, einen wunderthätigen Stein, einen in Form eines regelmäßigen Oktogon geſchliffenen Chryſolithen an meinem Gürtel, grade über dem Herzen zu befeſtigen. Ich fühlte, wie dieſem Talisman das Leben ſich beugte, und wieder in ſeine alte Wohnung zog. Meine Pulſe hoben ſich wieder, mein Athem weitete von neuem das Bruſtgewölbe aus. Ich lebte neu. Aber welch ein Leben war dies! Dem Gefangenen, dem man ſein Freiheitsurtheil ſchon verkündet, den man ſchon in die milde Luft des Frühlings hinausgeführt hat und den man jetzt zurück in die naßkalten Mauern des finſtern Kerkers ſchleudert, mag in ſchwachem Abbild zu Muthe ſein, wie es mir war. O entſetzlich, entſetzlich! wieder zurückgezwungen in ein Daſein, das man ſchon abgeworfen, wie der heimgekehrte Wanderer den ſtaubigen Mantel. Mit einem Widerwillen, deſſen Bitterkeit und Schärfe ſich mit keinem andern peinvollen Gefühle vergleichen läßt, nahm ich die gewohnte Gedankenfolge, den ſchon abgeſchloſſenen Gefühlsgang wieder auf. Ich taſtete herum an der Tafel der Empfindungen und erkannte jede an ihrem verblaßten Schmerz,

ihrem matten Freudenſchimmer wieder. Aber was mich einſt entzückte, wie kalt ließ es mich jetzt, was einſt mir Thränen der Andacht und Wonne erpreßt, wie fröſtelte es mich jetzt an, wie ſtößte es mir Ekel ſtatt Antheil ein. Wie einem Kinde, dem man einen Feenpalaſt gezeigt hat, und das man jetzt wieder in die enge Hütte zurückführt, ſo erſchien mir klein, dürftig und dunkel, was mir früher groß, glänzend und weit geſchimmert hatte. Ich ſollte meinen Vater wiederſehn — allein, Gott vergieb mir die Sünde, ich wäre lieber vor ſeinem Anblick entflohen, als daß ich geeilt hätte, mich in ſeine Arme zu ſtürzen. Er kam, ich lag wieder an ſeinem Buſen, doch, ſtatt Freudenthränen zu weinen, empfand ich nichts als den unleidlichen Druck der irdiſchen Atmoſphäre. Ich war todtmüde und konnte und durfte nicht ſchlafen. Ich ſah meinen Geliebten wieder, allein auch ſein Auge, das in gewohnter Liebe an mir hing, machte mein Herz nicht erwarmen. Ewig und einzig dachte ich nur an den Himmel, an den Zug der Seligen, die der himmliſchen Sonne nachziehen. Dahin! dahin!" —

Der Einzige, der mir ein Gefühl von Unterwürfigkeit und Anhänglichkeit einflößte, war der Mann, der mich, mit einer wunderſamen Stärke bewaffnet, zurückgerufen hatte. Ihm gehorchte ich, ihm folgte ich; aber auch nur ſo lange, als das Zeichen ſeiner Macht, der magiſche Stein, auf meinem Herzen ruhte; löſte er ihn auf einen Augenblick ab, ſo war ich nahe daran, den Schöpfer meiner Qual mit dieſen Händen zu erwürgen. Das wußte der Elende, und darum ſorgte er, daß nie der Stein von meinem Herzen wich. Jetzt,

da Du mich befreit haſt, darf ich Dir dieſe Geſtändniſſe machen; Du hätteſt nie ein Wort über meine Lippen gleiten hören, wenn Dir nicht gelungen wäre, das Siegel zu brechen. O, vollende nun Dein Werk. Zerbrich den Stein; ein Druck Deines Fingers genügt, meine Feſſel wird gelöſt ſein. Ich werde dann ſterben können. Ich bin todt; nur ſcheinbar lebe ich. Erlöſe mich von dieſem grauenvollen Zwiſchendaſein, das mir tauſendfache Marter bereitet. O Liebſter — Du mein Freund und Lehrer — gieb mir ein Zeichen Deiner Liebe, tödte mich, damit ich lebe. Vollbringe es raſch, denn die Zeit iſt koſtbar; jeden Augenblick kann der Entſetzliche wieder erſcheinen und dann warteſt Du vergebens auf einen günſtigen Moment, wie dieſer iſt."

Sie erhob ſich bei dieſen Worten und warf ſich händeringend Arwed zu Füßen. Dieſer fühlte Thränen ſeinem Auge entſtrömen; er war ſo heftig erſchüttert, daß er einer Ohnmacht nahe war. Mit einem Schlage war die Zuverſicht auf den Freund und Meiſter und die Gewißheit von dem Glück und der Ruhe des geliebten Mädchens zerſchmettert. Was ſollte er beginnen? Das bleiche Bild lag noch zu ſeinen Füßen, ihr bittendes Auge ſah in das ſeine, ihre Arme umſchloſſen ſeine Kniee. „Leonore!" rief er, „weißt Du, was Du forderſt! Ich ſoll an ihm zum Verräther werden, an ihm, den ich wie ein Weſen höherer Art bis jetzt verehrt habe? Bedenke, was Du geſprochen. Iſt's Wahrheit, iſt's Traum? O, wenn es nichts als ein lebhaftes Gebilde Deiner Phantaſie wäre und ich würde durch Dich zum Treubruch, zum Verrath verleitet. Leonore, könnteſt Du dies jemals verantworten?"

Sie ſah ihn ſtarr an und ſagte mit einer Stimme, die ſein Herz ſpaltete: „Es iſt wahr, Arwed; ich lüge nicht. Ich bin todt; ich lebe nur zum Schein. Brich den Zauber, befreie mich.“

„Kannſt Du dies auf den ewig heilgen Namen unſers Erlöſers ſchwören?“

„Ich kann es.“

Eine Pauſe entſtand. Arwed todtenbleich im Antlitz ſtützte ſich an den Stuhl, auf dem Leonore Platz genommen hatte. Man hörte Tritte im Gange.

„Du zauderſt noch?“ — fragte die Unglückliche flehend.

„Ich kann es nicht! — nein, ich kann es nicht!“ rief er händeringend. „Den Himmel klage ich an, der mich ſo weich, ſo unentſchloſſen und feig ſchuf. Da, nimm Deinen Gürtel, lege ihn wieder an. Wir wollen unſer Geheimniß vor dem Meiſter noch bewahren. Sei gewiß, ich werde für Dich wirken und thätig ſein. Nur jetzt, in dieſem Moment, wo alle Lebensgeiſter in mir in die Irre treiben, nur jetzt fordere keine Entſcheidung.“

Er half Leonoren den magiſchen Gürtel wieder umlegen, und als dies geſchehen war, und ſie ihren Platz auf dem Lager wieder eingenommen hatte, entfernte er ſich leiſe und vorſichtig, wie er gekommen. Am Tage darauf langte der Magus an, oder gab ſich wenigſtens den Anſchein, als wenn er eben in der Stadt erſchienen. Arwed begrüßte ihn düſter und verſchloſſen.

In die Arbeitsſtube Swedenborgs trat Arwed zu einer Zeit, wo er wußte, daß der Meiſter eben nicht beſchäftigt war. „Was begehrt Freund Normann?“ fragte dieſer, mit einem gütigen Lächeln aufſehend.

Arwed hatte ſich vorgenommen, ſeine Fragen ernſt und klug einzurichten, er wollte nur eine raſche Beſtätigung ſeiner Zweifel, die ihm faſt nicht mehr Zweifel waren; jetzt aber, der freundliche Ton der Stimme des angeſehenen Mannes änderten wider Willen ſeinen Entſchluß und er erbat ſich mit einem Ausdruck von Unterwürfigkeit die Aufklärung über Einiges, was ihm in den Lehren und Werken des Meiſters dunkel erſchienen war. Swedenborg richtete einen forſchenden Blick auf ſeinen Schüler und erwiederte dann mit umdüſterter Stirn: „Aufklärung? Kann ich dieſe geben, Freund? Bin ich nicht auch wie Du, ein Wanderer, der zur Nachtzeit einen Berg erklimmt, nicht wiſſend, wie hoch er zu ſteigen hat? Arbeite, und hoffe auf keinen Lohn! hab ich Dir geſagt, als Du zu mir kamſt.“

„Ich weiß es,“ entgegnete der Bekümmerte. „Nicht die Ungewißheit der Länge oder Kürze unſeres Weges iſt es, die mich in Sorge bringt, es iſt vielmehr die Beſchaffenheit des Ziels unſerer Wanderung. Iſt dieſes Ziel die Ruhe in Gott, der Frieden mit unſerer Seele, die Freudigkeit jenſeits des Grabes? oder ſind die Werke, die wir treiben, mit der Nacht näher verwandt als mit dem Tage?“

Swedenborg ſchwieg.

Arwed wiederholte ſeine Frage dringender; endlich ſagte der Magus: „Jeder, der eine Lehre vorträgt, fordert blin-

den Glauben von ſeinen Anhängern. So machten es vom Beginn der Zeiten an alle Propheten und Meiſter. Es kann und darf auch nicht anders ſein. Ob die Lehre und ihre Früchte heilſam und von einer ewigen Güte durchdrungen ſind, das zeigt erſt die Zeit, erſt kommende Jahrhunderte. So lange zu warten iſt dem Propheten nicht vergönnt; er wirkt und ſoll wirken in der kurzen Spanne Zeit, die ihm zugetheilt iſt; daher fordert er, daß das Volk ſich ſogleich für ihn entſcheide, für ihn kämpfe, blute, ſich hinopfre: alsdann erſt iſt die That geſchehen, die zu thun ihm auferlegt wurde. Bin ich ein Lügenprophet, ſo iſt das meine Sache, und dereinſt werd ich, aber nur ich allein über meine Lehre mich zu verantworten haben. Frage alſo nicht Freund, ob ich Gutes oder Schlimmes beabſichtige: ich kann es Dir ſelbſt noch nicht ſagen; denn manches, was ich jetzt als ſchlimm betrachte, iſt, von dem fernen Standpunkte künftiger Jahrhunderte angeſehen, eine Wohlthat. Meine einzige Abſicht iſt, gläubige Anhänger zu finden; biſt Du dies nicht, ſo entferne Dich von mir. Ich werde Dich darob nicht tadeln, nicht Dich verfolgen."

„So iſt alſo, was Du wirkeſt und lehrſt, nicht im Einklang mit den Geſetzen, die uns die Menſchenliebe und das Wort Gottes auferlegen?"

„Scheinbar nicht — jetzt noch nicht. Aber es kommt eine Zeit vielleicht, wo es ſich findet, daß auch ich beweiſen kann, daß ich nur ſcheinbar mich entfernte, daß ich eigentlich immer auf dem Wege blieb, der uns Allen vorgeſchrieben iſt zu wandeln, um zur Verherrlichung des großen Geiſtes zu dienen."

„Mein Verſtand faßt dieſe Deutung nicht,“, ſagte Arwed zögernd.

„Deshalb gerade verlange ich, daß Du mir vertrauſt.“

Arwed ſchüttelte das Haupt. „Vergieb,“ ſagte er; „ich ſehe, Du biſt mächtig und Deiner Sache gewiß. Du gehſt einen gefährlichen Weg; erlaube, daß ich in meiner ſtillen Zurückgezogenheit bleibe. Dich werden künftige Jahrhunderte preiſen — ich aber, der Dein Treiben und Schaffen in der Nähe geſehen, der beobachtet hat, auf welche dunkle Wand ſich die glänzende Geſtalt Deines Ruhmes abbildet, ich kann Dich nicht preiſen.“

„So thuſt Du ein gutes Werk,“ entgegnete der Meiſter. „Wer nicht wagen will und kann, mag auch nicht am Gewinne Theil nehmen.“

Hiermit trennten ſich Meiſter und Schüler.

Arwed's Exiſtenz war gleichſam vernichtet. Er floh das Haus, in welchem ihm Glück und Liebe geblüht; er mochte Leonoren nicht wieder ſehen, denn er vermochte ihr nicht zu helfen. Er fürchtete des Magus Zorn, er hoffte auch noch, daß ſich dieſer werde rechtfertigen können, er wankte ewig zweifelnd und ewig mit ſich kämpfend in der Irre umher. Als eine heilige Pflicht ſah er die Eröffnung des Geheimniſſes gegen Arel an. Der Jüngling hörte den Bericht mit der tiefſten Erbitterung, dem leidenſchaftlichſten Schmerze an. Sein Entſchluß war raſch gefaßt: noch war es Zeit, noch war die Unglückliche nicht die Beute des Verräthers, noch war der Bund nicht geſchloſſen worden.

Der Tag des Feſtes war erſchienen; das Haus des Grafen Waldencron war dem Glanze und der Fröhlichkeit wiedergegeben, der es ſo lange entzogen geweſen. Allein dieſer Glanz, wer ſchärfer hinblickte, täuſchte ſich nicht über ſeine nur erzwungene Erſcheinung, und dieſe Fröhlichkeit war eine rein äußerliche. Die Theilnahmloſigkeit der Braut, ihr fortwährendes ſtilles Hinbrüten lähmte den Schwung der Gemüther und theilte ſich unwillkürlich auch der Umgebung mit. Dennoch pries man die Glückliche, die nun bald den hochberühmten Mann den ihrigen nennen ſollte. Der Magus ſelbſt war ernſt und feierlich wie immer; nur wenn ſein Blick verſtohlen auf Leonoren weilen durfte, erglühte in demſelben ein Feuer, das der äußern Kälte Hohn ſprach und die ganze, verſteckte Leidenſchaftlichkeit eines eben ſo düſtern als räthſelhaften Charakters kund gab. Die beiden Baſen waren raſtlos beſchäftigt und ließen's ſich nicht nehmen, jeder Forderung in den Anordnungen zu genügen, die an ein Feſt von ſolcher Wichtigkeit geſtellt werden konnten. Man ſah ſie immer gemeinſchaftlich handeln, zuſammen die Gänge und Gemächer des alten Hauſes durcheilen und in nur ſelten geſtörter Einigkeit ihre Befehle ertheilen. Arwed's Gegenwart wurde in dieſer Zeit der Geſchäftigkeit und der Mühen nicht ſehr vermißt; die Einzige, die ihn hätte ſchmerzlich vermiſſen ſollen, wenn ſie in ihrem gewohnten Gemüthsleben ſich befunden, war Leonore, und gerade ſie ſchien am wenigſten Kenntniß zu nehmen von ſeinem Wegbleiben an ihrem Ehrentage. Sie erſchien nur als Automat, der Befehle erhielt von ſeinem Meiſter, und dieſer Meiſter war Swedenborg.

was es mit der guten Frau des Sees für ein Bewandniß hat, muß ich hier zuvor bemerklich machen, wie ärgerlich es mir und allen meinen beliebten und unbeliebten Collegen seyn muß, unsre treuen Liebespaare, die wir, wie gute Väter ihre Kinder, doch gern vorwärts bringen wollen, so oft verlassen und den Lesern dieß und jenes, das sie selbst verdrießlich über die Abweichungen von dem wahren Wege, doch wissen wollen und das ihnen zu wissen nöthig ist, mittheilen zu müssen. So geht es uns auch jetzt, wir möchten gern Georg und sein Liebchen in dem Laubgehege belauschen, und müssen von kalten gespenstischen Nixen erzählen und erzählen hören: doch Geduld, wir werden von der Nixe zum liebenden Paare, und mit ihnen wieder zur Nixe kommen.

Die westliche Seite des Waller Sees ist mit hohen steilen Felsen umgeben, die die Bewohnung seiner Ufer nicht zulassen, und da diese westlichen Gestade noch dazu einem andern Landesherrn gehören, so ist zwischen den Ortschaften, die an jene Felskette grenzen, und den Einwohnern der diesseitigen blühenden Ufer gar keine Verbindung. Vor mehreren Jahrhunderten vertraute indessen ein armer Fischer aus Wettingen, der die Tochter des reichen Pachters des dortigen Klosterguts entführt hatte, sich und sein Liebesglück, in einer finstern

Er lenkte jetzt das ganze Haus; nach seinem Willen geschah das Geringste wie das Größte.

Es war am Vorabend des Hochzeittages, als Leonore in ihrem Kabinette saß, allein und über ein Kästchen gebeugt, das die Perlen und Juwelen ihrer Mutter enthielt, die ihr als Vermächtniß der Verstorbenen von dem Vater an dem heutigen Tage waren übergeben worden. Theilnahmlos, wie sie alles betrachtete, was ihr vorgelegt wurde, ließ sie auch jetzt die reichen Perlenschnüre, die diamantnen Spangen durch die Finger gleiten. Ein leises Geräusch, durch das Oeffnen einer Tapetenthüre verursacht, bewog sie, den Kopf langsam nach dem Orte hinzuwenden, wo der Eintretende sich zeigte. Ihr Blick kalt und starr, veränderte sich nicht im mindesten, als sie ihren früheren Geliebten, den jungen Arel Guldenstiern begrüßte. Sie fragte nicht, wie er dazu kam, in dieser ungewöhnlichen Stunde und durch diesen Eingang bei ihr zu erscheinen; sie winkte ihm, den Platz neben ihr einzunehmen. Der Jüngling gehorchte und indem er den hohen Armleuchter, der auf dem Toilettentisch stand, wegrückte, hüllte er dadurch das blasse und starre Antlitz der Geliebten, das für ihn ein Gegenstand des Schreckens und des bittersten Leids war, in Schatten. Leonore hatte sich noch zu dem Schmuckkästchen hingeneigt, als Arels Hand mit einem raschen Griff den magischen Gürtel löste: alsobald entrang sich ein Angstruf den Lippen des Mädchens, sie preßte die Hand auf's Herz und holte tief und schwer Athem. Als sie die Augen, die sie auf wenige Sekunden geschlossen wieder öffnete, glitt aus ihnen ein so süßer, so inniger Strahl von Liebe auf den Jüngling, der

zu ihren Füßen kniete, daß in deſſen Bruſt die volle Seligkeit früherer glücklicher Zeiten erwachte.

„Meine Leonore," rief er; „erkennſt Du mich? Biſt Du mir wiedergegeben? O Gott, ſprich nur ein Wort, daß auch ich wieder neu belebt aufathme."

„Mein ſchöner Freund," ſagte ſie mit einem unbeſchreiblich anmuthigen Lächeln, „weßhalb kommſt Du ſo ſpät? Wo warſt Du während dieſer langen, langen Zeit? Ich hab von Dir geträumt, aber Deinen Namen durfte ich nicht nennen."

„Leonore!"

„Still, daß man uns nicht ſtöre. Du, mein Geliebter; komm, gieb mir einen Kuß. Meine Seele dürſtet nach einem Zeichen Deiner Liebe."

Der Jüngling ſchloß ſie in ſeine Arme und rief: „So biſt Du nun mein auf ewig!"

Sie entwand ſich mit ſanfter Gewalt ſeinen Armen: „Dein? — o nicht doch, Arel. Ich kann nicht Dein werden — nie — nimmer! Du weißt es."

„Ich werde den Zauber brechen. Ich habe den Muth dazu."

Ihr Auge glänzte in faſt überirdiſcher Freude. „Willſt Du das?" rief ſie, „und Du fürchteſt den Zorn des Schrecklichen nicht?"

„Ich fürchte ihn nicht."

„Nun wohl, ſo wirſt Du mich befreien. Ich werde Deiner Hand mein ewig Heil danken. Vergieb, wenn ich Dich jemals gekränkt habe, ich that es gezwungen. Mein

Herz war ewig Dein, und gehörte nie einem Andern. Der finstere Schatten, der sich zwischen uns gedrängt, er wird weichen."

„Das wird er, himmlisches Mädchen, und Du wirst mein sein. Ein langes Leben voll Glück und Freuden liegt vor uns!"

Sie schüttelte das Haupt; eine schwere Thränenperle rann über ihre Wange.

„Wie, Du willst nicht mir gehören?"

„Kann ich das? Ich bin eine Todte, ich gehöre nicht dem Leben."

„Unselige! also der starre Schlaf im Sarge ist Dir lieber als das blühende Glück in dem Arme der Liebe?"

Sie sah ihn an, und ein wundersames Leuchten, wie Verklärungsschimmer glänzte über ihre bleichen schönen Züge. „Wüßtest Du," rief sie, „wie süß der Tod ist, den Du eben so sehr geschmäht; hättest Du so wie ich das Land der Wonnen schon geschaut, Du würdest nie zurückverlangen in die dunkle enge Kluft, innerhalb deren sich das traurige Dasein hinschleppt, das Ihr Leben nennt. O Geliebter, ich kenne nur einen Wunsch, nur eine Sehnsucht, die ist, zurück, zurück in jene himmlische Wonne des Todes, die ich bereits gekostet. Wie eine Braut nach der Wonne des Brauttages, so seufze ich nach dem Schlummer im Grabe. Halt mich nicht auf; zeig' mir kein anderes Glück, ich kenne nur dies eine. Weißt Du, wie einer Seele zu Muthe ist, die alle und jede Fessel gelöst hat, und schon frei war, und nun wieder sich im Staube krümmen muß? Nein, nein, Ihr meine Lieben, Ihr habt nie des Liedes Sinn verstanden:

Wenn die Roſe nimmer bliche
Wär ſie minder roth;
Wenn die Welle nimmer wiche
Läg ſie ſtarr und todt. —

O der Tod iſt heilig; wenn er nicht ſchon unter den Erſcheinungen wäre, wir müßten ihn uns vom Himmel als das größte, heiligſte Geſchenk erbitten. Drum keine Bitte weiter, mein Geliebter, rette mich, und meine befreite Seele wird es Dir ewig danken."

Sie lehnte ſanft lächelnd ihr Haupt an ſeine Schulter; eine tiefe Stille herrſchte umher; unter der Schwere eines unbegreiflichen Geſchickes bebten zwei Herzen.

Vor dem Altar ſtand Leonore bleich und erſtarrt wie ein Marmorbild, ihr gegenüber Swedenborg in ſtolzer und gebietender Haltung. Der Blick der unglücklichen Braut ſuchte unter den Gäſten forſchend nach Einem, den ſie vermißte. „Er verſprach es mir," — ſeufzte ſie — „er hält nicht Wort!" — Sie neigte ſich ſtumm und ſchaudernd, um ihre Rechte in die des Mannes zu legen, den ſie haßte, da drängte ſich Jemand an das Paar am Altar heran; ehe es die Umſtehenden verhindern konnten, hatte der fremde Mann, der ſein Antlitz und ſeine Geſtalt unkenntlich gemacht hatte, den Arm um die Braut geſchlungen und ſeine Hand preßte ſich heftig auf einen Gegenſtand dicht unter dem Herzen des Mädchens. Ein heller ſchrillender Laut, wie von einem zer-

brechenden Kryſtall herrührend, durchtönte die Halle und in dem Augenblicke ſtürzte die Braut zuſammen, und lag leblos in den Armen der Frauen, die beſtürzt ſich herzugedrängt hatten. Der fremde Mann war verſchwunden. Die letzten Worte der Sterbenden waren geweſen: „Dank, Dank Dir Geliebter! So haſt Du alſo Wort gehalten!“ —

Das wunderbare Ereigniß in der Kirche zu Gothenburg fand ſeine verſchiedenen Deutungen; die eigentliche Beſchaffenheit des Hergangs blieb lange ein Geheimniß. Kein übeldeutendes Gerücht vermochte geradezu den Ruf und die Heiligkeit des gefeierten Mannes anzutaſten; erſt als Arwed, bald darauf erkrankt, auf dem Sterbebette ein auf das Sakrament abgelegtes Geſtändniß machte, erfuhr der Graf die nähern Umſtände des Todes ſeines geliebten Kindes. Er verfolgte Swedenborg, und da auf gerichtlichem Wege es ihm nicht möglich war, ein Reſultat zu erzielen, ließ er eine Schrift gegen ihn drucken, die eine ſchwere Anklage enthielt. Die Freunde und Bewunderer des zu immer größerer Berühmtheit gelangenden Mannes fanden jedoch Mittel, dieſe Schrift zu unterdrücken und der Vorfall in Gothenburg lebte hinfort nur als eine dunkle Sage im Munde der Bewohner der Stadt und Umgegend fort. Arel ſuchte und fand auch den Tod in dem bald darauf ausbrechenden Kriege, den die ſchwediſchen Heere gegen Rußland führten.

Ein paar Scenen vom Lande.

Von

Joſef Rank.

I.

Mutter Magdalene blieb vor jedem Baume und Bäumchen im Garten ſtehen und erklärte dem jungen Stadtherrchen, das ſie an der Hand führte, ununterbrochen bald dort, bald hier:

„Sehet Euch das auch an, Herr Studentl, das da, ſeh't Ihr's? Das iſt, wir nennen's halt nach unſerm dummen Brauch nur das Blasengelbirnbäumel, weil's ihre Birn übern Putzen hinaus wie die kleinen Blasengel in der Kirchen auftreibt und anröthelt, daß es eine Luſt über die andere iſt; das dort, das iſt das Sackelbirnbäumel, wiſſet Herr Studentl, Sackel heißt bei uns, ſo ein kleines Sackel für's Geld oder Anderes, wiſſet Ihr's jetzt? und weil die Birn von dieſem Bäumel dort ſo grad im Ausſehen ſind, wie ſo ein Geldſackel, heißen ſie Sackelbirn und die ſind die allerſüßeſten vom ganzen Garten, und wir haben viel genug zu wachen

und aufzupaſſen, daß uns die fremden Leut' nicht kommen, wenn die Sackelbirn zeitig ſind, und einſackeln, daß es gar kein Maaß und Ziel mehr hat!"

Das kleine Stadtherrchen lächelte bei dem letzten harmloſen Wortſpiele der Mutter Magdalene und blickte mit klaren blauen Augen zu ihr auf; Mutter Magdalene war entzückt, ſo gut verſtanden zu werden und fuhr fort, ſich der kindlichſt naiven Darſtellung zu befleißigen. Sie wußte nicht, daß ein Stadtknabe von ſieben Jahren ſchon viel ſchwierigere Dinge aufzulöſen bekommt, als ſie ſelber begriffen hätte, doch die gute Mutter meinte es herzlich, und weil ſie nicht rein nach der Schrift reden konnte, den bloßen Dialekt nicht reden durfte, ſo ſuchte ſie durch ein kindliches Mittelding das Stadtherrchen zu unterhalten, dem ſolche Mittheilungen jedenfalls wunderlich neu waren, durch den gemüthvollen Vortrag der Mutter Magdalene aber freundliche Theilnahme gewinnen mußten. So fuhr ſie fort:

„Das da iſt unſer Wurzgärtel, da haben wir unſere Wurzeln und Kräuter, Zeller und Salat und Schnittling und noch allerlei für unſere Suppen oder zum Fleiſch auf alle heiligen Zeiten, Weihnachten, Oſtern, Pfingſten, Kirdet, oder wenn der Alte, mein Mann, einmal einen weiten Weg macht, daß ich ihm ein Bröckle Rindernes mit Fleiſchbrüh' zubereit; dazu iſt dann ein ſo Wurzgärtel prächtig: man lauft nur geſchwinde wie man beim Herd ſteht, da hintern und haut und ſticht ſich was Mögliches zuſammen, man geht ſo ſeinen ganzen Sommer nicht umſonſt her, und man hat auch immer ſeine Beetle zu allerhand Blumen zwiſchen

Zeller und Salat und in den Ecken herum, und kann ſich bisweilen auch was helles an den Hals ſtecken.... Kennt Ihr unſere Blumen da drin, Herr Studentl? Ach, Ihr in der Stadt habt alles viel mehr und viel ſchöner und viel größer und viel theuerer, als wir ſo weit auf dem Land da draußen, o mein Gottl, ich denk' nur immer dran, was mir mein Sohn ſchon Alles verzählt und geſchrieben hat, man ſollt' meinen, die in der Stadt drinnen müßten grad alle wie im ſchönſten Paradies leben, weil ſie Alles ſo gut und in Menge haben. — Kennt Ihr, was das da gleich am Zaun für Blumen ſind?"

„Das ſind Nelken," ſagte der Stadtknabe, zuverſichtlich zur Mutter Magdalene aufblickend. „Neben unſerm Glashauſe in der Stadt haben wir eine ganze Nelkenflor, weil meine Mutter eine ſo große Freundin davon iſt; aber unſere Nelken ſind viel voller an Geſtalt und viel ſchöner auch von Farbe."

„Ja, das wird halt ſein, weil die Eurigen Nelken ſind, die unſrigen da heißen wir nur Nagerle."

Bei dieſen Worten griff Mutter Magdalene durch den Zaun und brach die ſchönſte Nelke für den Knaben ſagend:

„Dader, Herr Studentl, nehmet vorlieb mit einem Nagerl, es riecht gar lieblich, und ſtecket's dann auf Euer Studentenhüttel, gebet aber Acht, es verdrucken ſich gleich die feinen Haarle drauf, ſo ein Hütl muß viel ſchweres Geld koſten."

„Dieſen neuen Hut hat mir Euer Herr Walter gekauft, wie wir aus der Stadt abgereiſt ſind."

„Da hat mein Sohn recht gehabt, ich hab' ihm gleich ſagen laſſen, wie ich gehört hab', daß er Euch mitnehmen wird, daß er Euch was Ordentliches kaufen ſollt."

„Aber warum ordnet und pflegt Herr Walter nicht auch Euer Gärtchen da, wie unſern Garten in der Stadt, er könnte ja in dieſem großen Obſtgarten da ſo leicht ſchöne Wege und Blumenbeete und Lauben anbringen, wie in unſerm Garten in der Stadt?"

Die Bemerkung erſchütterte die Mutter tief.

„Er iſt halt in der Stadt jetzt mehr zu Haus als bei uns daheim, hier iſt er nur mehr wie in der Fremd'," ſagte ſie ſtillſchmerzlich vor ſich hin. „In der Stadt freut ihn einmal Alles, aber bei uns daheim geht er lieber, wenn er da iſt, halbe Tage lang zwiſchen den Feldern und im verhängteſten Wald umher, mit genauer Noth ſehen wir ihn beim Eſſen zu Haus, oder er ſteckt einen geſchlagenen halben Tag in Schriften und Büchern, dann denkt er den andern halben Tag drüber nach und ich hab' zu thun, daß er einmal hier unter einem Baum neben mir ſitzt oder gegen Abend vor dem Haus; dann iſt er freilich freundlich, wie ein liebes gutes Kind, aber was hilft das, es iſt doch nicht mehr mein Kind, ſo wie vor Jahren.... Er hat an Euerer Mutter in der Stadt auch eine andere liebe Mutter gefunden."

„O ja, Euer Herr Walter iſt wie der Herr in unſerm Hauſe, o Gott, wenn er etwas befiehlt und es geſchehe nicht auf der Stelle, meine Mutter wäre ſchrecklich böſe. Aber das wiſſen ſchon Alle und ſputen ſich, was ſie nur können, wenn er etwas ſagt. Wir ſind alle ungemein froh, daß Euer Herr

Walter zu uns gekommen iſt. Er verſteht alles ſo gut und denkt an Alles, ich und meine Mutter wiſſen oft ſelbſt nicht, weſſen ich und meine liebe Mutter bedürftig ſeien, auf einmal kommt er nach Hauſe und legt es hin und ſagt: ‚Nicht wahr, da habe ich diesmal das Rechte errathen?‘ Da giebt ihm meine Mutter freundlich die Hand und ſagt: ‚Ach mein lieber, guter, lieber Herr Walter, wie errathen Sie alle unſere Wünſche, wie denken Sie immer nur daran, uns eine Freude zu machen, Sie ſind wie ein guter Engel in unſerem Hauſe!‘ Einmal hat meine Mutter ſogar Du geſagt zu Euerm Herrn Walter, aber ſie hat gleich darauf geſehen, daß ich auch im Zimmer bin und hat gleich darauf wieder Sie zu ihm geſagt; unſer Kammermädchen hat aber aus dem Dienſte müſſen, weil ſie mich angeſtiftet hat, daß ich horche. Nicht wahr? Horchen iſt unerlaubt, ein Knabe darf nicht horchen? Jetzt frage ich immer bei der Zimmerthüre: Mutter, und Herr Walter, darf ich auch da bleiben? und ſie ſagen immer: ‚ja Guſti, komm her und ſetze Dich zu uns; und jetzt ſetze ich mich immer zwiſchen die Mutter und Euern Herrn Walter und da ſtreichelt mir die Mutter von jener Seite die Haare und Herr Walter von dieſer Seite und über meinem Kopfe reden ſie oft bis ſpät in die Nacht hinein, ich ſchlafe manchesmal mitten drin ein, aber es thut mir doch wohl, wenn es immer ſo lieb über mir brummt; o wir ſind Alle äußerſt glücklich — beati sumus — von beatus-a-um glücklich.“

Mutter Magdalene ſchlug ſich ſtill verloren die Schürze um das Kinn und zwei ſchwere Thränen rangen ſich langſam aus ihren Augen; ſie hatte nur halb gehorcht und dennoch

stürmischen Nacht, den spiegelglatten Wogen. Das Mädchen, das am andern Tage durch die Trauung auf ewig an die Hand eines Greises gekettet werden sollte, folgte willig dem lang erwählten Lieblinge ihres Herzens, der sich mit ihr nach der südlichen Seite des Sees flüchten wollte, dessen Wellen dort das Gebiet einer damals mächtigen freyen Reichsstadt bespülten; doch das Fahrzeug wurde durch widrige Winde nach der nordwestlichen Felsbucht verschlagen, wo die gerade empor steigenden Felsufer und die schäumende Gewalt der eingeengten Wogen, selbst am Tage, jedem Schiffer den Untergang drohten. Schon fing das Schiff an, sich einem heftigen Wasserstrudel, der alles in seine Tiefe hinabwirbelte, zu nähern, als ein plötzlich am Ufer auflodernde Feuer ihnen die einzige sandige Landungsstelle der ganzen Bucht zeigte, und eine unsichtbare wohlthätige Hand den mit der größten Anstrengung rudernden Liebhaber so unterstützte, daß er die Gewalt der Wellen überwand, und glücklich mit seinem Mädchen ans Ufer trat. Hier empfing sie ein schönes geistiges Weib, die sich ihnen als die Beherrscherin des Sees bekannt machte, ihre Schüchternheit bald in Zutrauen zu verwandeln wußte, und ihnen Schutz und Hülfe versprach. Sie führte die von Todesan.st Ermatteten in eine ohnweit des Ufers gelegne Grotte, ließ sie

wiederhallte in ihrem innerſten Weſen mehr und wundervolleres von dieſem Gegenſtande als der Knabe in redſeliger Unſchuld ausgeſprochen hatte.

Ein Spinnennetz mit dem Zeigefinger der linken Hand zerſtörend und eine glänzende Fliege befreiend, ſagte ſie wehmüthig vor ſich hin:

„Geh', flieg' fort, es ſollt' Niemand auf dieſer Welt gefangen ſein, ſuch' deine alte Mutter auf und bleib daheim bei ihr.“

„Wird dieſe Fliege ihre Mutter auch erkennen? Redibitne — wird ſie heimkehren zu ihr? Musca heißt die Fliege. Frau Mutter Walterin, wo hat wohl ſo eine Fliege ihre Heimath oder ihr Vaterland, patriam? — Patria, patriae heißt das Vaterland. Dieſes Fliegenvolk fährt ja immer nur hin und her in der Luft und ſetzt ſich bald auf Fenſterſcheiben, bald auf Wände, bald auf unſer Geſicht, und bald läuft es auf Tiſchen — mensa, mensae — oder Käſten herum; vielleicht bleiben die Fliegen auch nicht immer — semper — in dem nämlichen Hauſe, nicht wahr Frau Mutter Walterin? Wer weiß haben ſie eine rechte Heimath. Ich möchte nur einmal im Finſtern zuſehen können, wo ſie immer zuſammenſitzen und ob es immer die nämlichen ſind, auf derſelben Stelle. Nicht wahr, da müßte man ja ihre Heimath endlich doch errathen?“

„Nein, mein Herr Studentl, ſo eine Fliege hat doch keine Heimath, ſie iſt dort und da und vom Derkennen einer Mutter iſt doch auch keine Red! Sie vagiren am liebſten überall herum, wo es was zu naſchen giebt, die Menſchen

ſind viele auch ſo; wo es ihnen lieber iſt, da bleiben ſie, wo es mehr Schönes und Süßes gibt, da iſt es ihnen lieber. O in der Stadt, da halt' es unſere Kinder mit Eiſen und Banden, verſtehet Herr Studentl, da kommt keines mehr los, wenn es einmal recht darin iſt; ja ja, Herr Studentl, ich hab' halt auch ſchon was erlebt, und da redet man eben halt gerade ſo hin, ich weiß ſchon, was ich weiß... So eine „Impe" da, iſt ſchon wieder anders, ſehet Herr Studentl, wie ſie von einer Blüthen zur andern herumfahrt, in jedes Guckelöchl hineinſchießt und wieder heraus und hin und her, und wenn's ihr gerade am beſten geht und alle Händ' und Füß' voll Wachs und Honig hat, denkt ſie auf einmal an die Mutter zu Haus und fangt ein Geſchrei an und dreht ſich in der Luft wie ein Stein am Bändel und ſchnellt ſich dann ſchnurgrade dort hin, wo die Heimath iſt, wo der „Impenſtock" ihr Haus iſt, wo ihr Stüblein in dem Hauſe iſt, wo ihre Mutter iſt. O ſo eine Impen..."

„Frau Mutter Walterin — Impen, iſt das die Biene geweſen, welche da jetzt fortgeflogen iſt?"

„Ja," ſagte Mutter Magdalene, „das Impen iſt halt' wieder gut auf bäuriſch, wir leben halt ſo dahin unter ſolchen Worten; wiſſet, Herr Studentl, wir leben halt von Schwarzbrod auch in der Sprach' und ihr in der Stadt von lauter Mundſemmeln, wir ſind aber doch friſch und geſund dabei."

„Biene heißt auf lateiniſch apis; eine von ihnen, welche alle andern an Größe übertrifft und welcher alle andern folgen, heißt ihre Königin, regina..."

„Regina ist ja ein Frauenzimmername — wie z. B. die Regina Ertzlin da drüben. Bei uns heißt man die größte Impen den „Weisel," aber das ist halt wieder nicht auf städtisch."

„Regina heißt Königin und ist Königin der Impen — will sagen der Bienen; sie ist auch die Mutter von allen Bienen eines Stockes und legt immer an die vierzigtausend Eierchen, aus denen Würmchen entstehen, die von den Bienen vermittelst ihres Rüssels eine Zeit lang genährt werden..."

„Lernt Ihr das so in der Schule, Herr Studentl?"

„Ja, es steht in unserem lateinischen Schulbuche, wir müssen es erst übersetzen..."

„Aha, bis es auf deutsch auch menschenmöglich wird, daß man es verstehen kann. Das ist schön. Aber weiß man das nicht Alles auch im Deutschen schon, warum lernt Ihr es denn aus einem lateinischen Buch?"

„Haha, Frau Mutter Walterin, der Herr Verfasser, welcher dieses Buch geschrieben hat, der hat das Alles freilich zuerst deutsch gewußt, aber er hat es lateinisch aufgesetzt, damit wir es erst wieder deutsch machen müssen und uns in der lateinischen Sprache üben."

„Seht, seht, Herr Studentl, das ist grausam; ich hab' das schon meinem Sohn auch immer gesagt, wie er noch so lateinisch wie Ihr jetzt gelernt hat; das kommt mir grad vor, hab' ich gesagt, wie wenn Jemand einem armen Hundle ein Stück guten Bissen geben will, er gibt ihm's aber nicht gutmüthig hin und sagt: Da, lieber Bleß oder Scheckel, nimm's und laß' Dir's schmecken — nein, er wirft ihm's in's Was-

ſer und ſagt: Pfui, ſuch' und hol' dir's, dummer Hund; jetzt muß der Arme erſt um den Biſſen ſich rackern und hundsmüd verſchluckt er ihn mit einem Maul voll Waſſer und hat nicht Freud' und nicht Luſt daran. Seh't, warum müßt Ihr ſchwitzen und Euch den Kopf zerbrechen, daß Ihr Euch wieder deutſch herausfiſchet, was man Euch auf lateiniſch grad' wie in's Waſſer geworfen hat? Warum denn, wenn Ihr es ſo ſchon auf gut deutſch wiſſen könnt? Da ſolltet Ihr doch lieber wohl das Lateiniſch lernen, was man auf deutſch nicht weiß, wie z. B. das heilige Meßleſen."

„Ja, Frau Mutter Walterin, das iſt ja nur ſo..."

„Ja, ja, ich verſteh' ſchon; wenn es alsdann nur ſoſo iſt, warum iſt es alsdenn ſo?...

Aber hier unterbrach ſie ſich ſelbſt, indem ſie merkte, daß ſie bei einem Kapitel ſei, wo ſie eigentlich nicht mehr mitreden dürfe. In dieſem Sinne lenkte ſie daher ſchnell ein, indem ſie fortfuhr:

„Ah nichts da, iſt ſchon wieder vorbei mit der Suppen, gelt, ſo eine Bäurin red't einen Strumpf zuſammen, Ihr werdet Euch was Schön's von mir denken... Jetzt ſaget mir nur noch etwas weiter aus Euern Büchern, man ſoll nicht eher über eine Sach' reden, bis der andere Punktum Amen geſagt hat. Saget, was lernt Ihr denn noch aus Euren lateiniſchen Büchern, z. B. von den Impen?... Die Impenkönigin heißt alsdenn Regina, wie unſere Erdlin drüben und bedeutet Königin."

„Sie iſt die Mutter eines ganzen Schwarmes und kommt niemals in das Freie, außer wenn der ganze Stock ſchwär-

men will. Die arbeitſamen Bienen ſtreifen auf Wieſen und Feldern umher, Honig vom ſüßeſten Geſchmacke aus den Blumen ſaugend, und indem ſie aus denſelben ein zartes Pulver ſammeln, bereiten ſie daraus das Wachs. So mit Honig und Wachs beladen kehren ſie nach Hauſe zurück, welches ſie niemals, und hätten ſie auch eine noch ſo weite Reiſe gemacht, aus dem Gedächtniſſe verlieren. Aus dem Wachſe machen ſie ſechseckige Zellchen von der genaueſten Regelmäßigkeit und füllen in die meiſten derſelben Honig, in die übrigen legt die Königin ihre Eierchen..."

„Das iſt recht ſchön und gut, Herr Studentl, ich ſeh' ſchon, in Euerem lateiniſchen Buch ſteht vorerſt, was die Impen ſelber wiſſen und können, was ſie verrichten und wie ſie's treiben, nicht wahr? Nun daran liegt nicht viel dran, das dürft Ihr ſchon lateiniſch lernen, es liegt nicht viel dran, die Impen thun's auch in ihrer Sprach', fragt kein Menſch darnach, wie das heißt, was ſie brummen, höchſtens iſt's eine wahre Luſt, wenn man ihnen zuſchaut, was das für liebe, luſtige, fleißige Thierchen ſind — es iſt außer der Weiſ' wie geſchäftig und hitzig ſie ſchaffen, keine verſchnauft einen Augenblick, ſie ſprechen auf die Nacht im Schlaf noch mit einander, weil ſie bei Tag keine Zeit haben, daß ſie Alles mit einander verabreden könnten... Jetzt aber, Herr Studentl, was ſteht denn in Euerem lateiniſchen Schulbuch von allen den Regeln und Mitteln, wie man z. B. die Impen ſchön folgſam beim Haus halten kann, oder wie man ihnen ihren Honig nimmt und ob man ihnen allen Honig nehmen ſoll? Wißt Ihr das auch, Herr Studentl? Wenn aber ein ſchlech-

tes Jahr kommt, nimmt man ihnen da überhaupt einen Honig? Wie muß die Sach' erſt ſtehen, wenn man die armen Thierchen gar noch mit Honig füttern muß, anſtatt daß man ihnen nimmt? Wo thut man denn ſo einen Impenſtock am beſten hin und was für Stauden ſtehen dann am beſten rund herum? Herr Studentl, wißt Ihr auch, wenn ſo ein ganzer Impenſtock ſchwärmt, was man geſchwinde thun muß, daß Einem die guten Thierchen nicht zu weit oder ganz verfliegen? Wißt Ihr's, daß man geſchwinde hineinlaufen muß und eine Senſe holen und mit einem Schlüſſel oder Hammer dran klopfen muß, bis ſie wie eine ſchwarze Wolken durcheinander tanzen und niederer kommen und dann wie ein ſchwarzer Armverbund um einen Baumaſt herum hängen? Wißt Ihr das?"

„Nein, Frau Mutter Walterin."

„So wißt Ihr vielleicht — was will ich denn ſagen?... ja, was ich ſonſt noch gefragt hab'? Steht's in Euerem lateiniſchen Buch darin, was ich noch gefragt hab'?"

„Das auch nicht. Ich möchte überhaupt alles lieber ſehen als nur in Büchern leſen."

„O mein Gott, Du mein Gottl, das wär ja auch ſo ſchwer nicht, Ihr kommt halt eine öftere Oeften zu uns, Herr Studentl, immer wenn Ihr Vakanzen habt, aber ja immer. Euere liebe Mutter laß' Euch auch einmal ein Jährle aus der ſtaubigen Schulſtuben aus, daß Ihr einmal wie ein Hirſch da ſo herumtollen könnt. O mein Gott, ſo jung und ſchon Studentl ſein, iſt doch kein Sinn und Erbarmen. Möchtet Ihr alsdenn auch ein Jährle bei uns bleiben?"

„O recht gern."

„Eh nun ja, ſo bleibt, ſo bleibt! Euerer Frau Mutter will ich ſchon ſagen laſſen, ſie ſoll was anderes als magere Koſt für Euch fürchten. Das hätt' gar keine Noth nicht. Hühnerlen, Tauben, Enten, Gänſ' und Eier, Butter, Schmalz, gedürrtes Obſt und Waizenmehl, das Alles acht' ich nicht für ſo einen lieben, kleinen Gaſt — wer weiß, Ihr werdet leicht einmal Geiſtlich und Euch gut ſpeiſen, iſt auch jetzt ſchon ein gutes Werk und Präſentl, nicht? Ja, ja, Ihr bleibt. Ich laß' gleich heut' von meinem Sohn einen Brief an Euere Frau Mutter aufſetzen, ja mein Sohn muß ihn ſchreiben, er muß ihr ſagen, es ſollt' Euch gar nicht ſchaden, einmal ein geſchlagenes Jährle Lung (Luft) zu haben und in freier Luft alert herumzufahren, es ſollt' Euch gar nicht ſchaden, wenn Ihr einmal erfahrt, wie jedes Getreid ausſieh't, was Korn, was Raps, was Waizen oder Haſer iſt, wann man ſäet und wie man erntet, wie man vom grünen Flachs weiße Leinwand auf den Leib kriegt, und was für Müh und Plag' darzu gehört, bis wir ſchwarzes Brod und Ihr weiße Semmel in den Mund ſtecken könnet. Das iſt gewiß auch in die Schul' gegangen, wenn Ihr dann Herr Verwalter oder Herr Pfarrer werdet, Ihr werdet noch ſpäter dran denken, was ein Menſch auf dem Land für eine Laſt auf ſich hat, gewiß keine kleine, und daß es bei uns auch dann und wann eine Freude und Luſtbarkeit giebt. Das muß mein Sohn heut' noch ſchreiben, ja und das gleich..." Mit Wehmuth fuhr ſie fort: „Wenn wir einen Sohn ſtudiren laſſen, ſo verfliegt er uns nicht nur auf ein Jahr, o Herr Studentl, er verfliegt gleich auf

„Wer ſingt denn dort ſo hübſch?“ fragte der Junge.

„Das ſind unſere Leute, ſie kommen von der Arbeit heim,“ ſagte Mutter Magdalene. „Es iſt mein anderer Sohn, dem wir unſern Hof geben werden, und dann ſind auch Knechte und Dirnen noch dabei — wie gefallt Euch das Singen, Herr Studentl? Das könnt Ihr noch oft und oft, gar in der Nacht, Sommer und Winter hören, wenn Ihr bei uns bleiben wollt — aber wollt Ihr, wollt Ihr?“

„Ja!“

„O das iſt brav und ſchön, mit meinem Sohn werden wir noch Alles bereden ... Jetzt aber, Herr Studentl, Eins müßt Ihr mir dann noch verſprechen: wenn es Euch bei uns gefallt, müßt Ihr auch einen Brief an Euere Mutter ſchreiben, wiſſet, ſo einen Brief, wie mein Sohn einen geſchrieben hat: wie gut er es bei Euerer Mutter habe, wie es ihm ſo gut gehe wie im helllautern Himmelreiche — oder lieber gleich ganz ſo gut, wie einem unbeſcholtenen Engel. Werdet Ihr ſo einen Brief auch ſchreiben wollen?“

„Ja, Frau Mutter Walterin.“

„Wiſſet, Ihr müßt aber den Brief von meinem Sohn doch früher leſen, ſo werdet Ihr es beſſer treffen können.“

„Laßt mich den Brief leſen.“

„O das iſt ſchön, daß Ihr den Brief ſelber verlangt, daß ich Euch nicht lang darum bitten muß. Wiſſet, ich laß' mir den Brief noch immer gerne vorleſen und wein' mir gern wieder einmal genug. Ich kann nicht ſelbſt Schriftliches leſen, Ihr könnt es aber gewiß ſo gut leſen wie Gedrucktes — da iſt der Brief, nicht wahr, das iſt aber eine wahre Schand',

er iſt ſchon ganz verdruckt und verkrüpelt, er iſt halt ſchon zu oft verleſen worden ... Ach, leſet nicht ſtill, leſet laut, Herr Studentl, da gehen wir ſchön langſam weiter im Garten, ich will ja auch was hören ... Seht Ihr gut darzu? Gut, ſo fanget nur an, ich hör' ſchon zu."

Sie gingen langſam weiter im Garten und es dauerte nicht lange, ſo weinte Mutter Magdalene bitterlich über den traurigen Anfang des Briefes, darin ihr Walter vor vielen Jahren geſchrieben hatte, welchen Kummer und welche Noth er in der Stadt ertragen mußte, bis er unter ein menſchenfreundliches Dach kam und die ſchwerſten Lebensſorgen abwerfen konnte. —

Auf dem hölzernen Söller vor den Fenſtern des Oberſtübchens ſtand Walter eine gute Weile ſchon und ſah und hörte mit tiefer Bewegung dem Geſpräche ſeiner Mutter mit dem kleinen Guſtav zu. „O wunderholdes Mutterherz," ſagte er jetzt vor ſich hin, „Dir gleicht doch an Zartheit, Tiefe, Reinheit der Empfindung nichts mehr auf dieſer Erde, Du biſt einzig in Deiner Liebe für ein Kind und einzig in der Sorge für daſſelbe. Freudenthränen weinſt Du, daß Jemand Deines Sohnes ſich freundlich annimmt in der Fremde, aber Dich betrübt es zugleich im Tiefſten, daß es eine andere Mutter ſein darf, die ſich meiner annimmt ..." In allerlei Gedanken verſinkend kam er dann die äußere Söllertreppe herunter und entfernte ſich langſam über die Felder gegen den Saum des Waldes hin.

Es war ein ſchöner Juninachmittag, ein lieblicher Abendſchein fing an, die Berge, Wälder, Dörfer zu verklären; hie

hier den Morgen erwarten, sagte ihnen, daß sie jedesmal, wenn sie aus der Bucht Feuer leuchten sähen, anwesend sey, und daß sie sich dann in jeder bedrängten Lage an sie wenden könnten, und befahl ihnen, da der Tag graute, ruhig nach Wettingen zurückzukehren, wo die Eltern der Braut sie gut empfangen würden. Wie die Getrösteten sie verlassen wollten, verlangte sie, daß sie noch zuvor einen Muschelhaufen, der sich am Ufer angehäuft hatte, in den Nachen tragen sollten, um ihn als Erinnerung an ihren Aufenthalt auf der Felsküste mit sich zu nehmen. Denen Liebenden schienen zwar zur Erreichung dieses Zwecks auch weniger Muscheln hinlänglich, indessen befolgten sie aus Erkenntlichkeit die Befehle ihrer Beschützerin, und trugen den ganzen Haufen bis auf die letzte Muschel in das Fahrzeug. Die Wellen schienen bei der Rückfahrt den Kahn von selbst zum heimathlichen Ufer zu führen, so daß der Liebhaber das Ruder kaum brauchte, sondern, bei seiner Trauten sitzend, sie mit den Armen umschlingen und süß mit ihr tändeln konnte. Wie die Sonne die Fluthen des Sees beleuchtete, schienen ihnen die unscheinbaren Muscheln wie reines Gold zu schimmern, und bei schärferer Untersuchung fand es sich, daß ihre gütige Beschützerin sie wirklich in jenes geltende Metall verwandelt hatte. Mit diesem leider

und da erſcholl Geſang der Knaben und Mädchen, die hinter ihren Heerden nach Hauſe zogen, und ſonſt auch erhob ſich noch mancher frohe Lärm im Freien; ſommerfroh, konnte man wohl bemerken, waren auch die Gemüther rings erleichtert.

II.

Auf der ſanften Erhöhung eines Feldes an einem Baume lehnend, ſah' Vater Pfeiffer etwa eine Stunde ſpäter ſeinem wandernden ſtädtiſch gekleideten Sohne Walter zu, der den geheimſten Regungen ſeiner Seele folgend, jetzt am nahen Saume des Waldes auf und nieder ging.

Dachte Vater Pfeiffer, von der Milde des Abends eigenthümlich überkommen und während dieſer Gedanken immer am Baume lehnend:

„... Das möcht' ich wiſſen; ſpaßhaft iſt's — Was muß es ſein?... Ich meine: kein Wölklein heut' am Himmel, Geſang von Knaben nur und Mädchen hier und dort, ruhig wird allmälig Alles, daß Einem wohl und weh wird, und geht die Sonne ſo ſchön unter. Wie dort über's Kornfeld ganze Schaaren Vögel fliegen, man hört es bis herüber rauſchen. Ja wohl, der Abend iſt's, der Alles macht. Das Laub fällt ruhig, der Menſch wird ſtill und die Erde raſtet aus vom Segen... Muß ſagen, es wird mir auch viel ſtiller, traurig faſt, wenn ich das ſeh' und hör'; doch Dank für Alles ſei dem Himmel!... Das iſt's, was ich denken kann und ſagen. Das aber möcht' ich wiſſen, was mein Sohn dort denken mag und träumen?... Er hat ſtudirt ſo lange,

ſelten, daß er lacht mehr, iſt voll Ernſt und Denken immer — was weiß er mehr als ich, ſein Vater? Iſt's der Mühe werth noch mehr zu wiſſen? Woher kommen ſo viel Dinge, die er lernt und kann? Er muß doch auch ſeh'n und hören was ich, fühlen was ich. Wird der Abendſchein ſchöner, wenn ich darüber denk? und kann mein Denken den Herbſt zum Frühjahr machen? Nein. Was iſt's nun, was mein Sohn dort ſinnt und überlegt? Wenn's gar viel wäre und gar wichtig, was man lernen kann und denken, dann mein' ich, ließ' es Gott nicht zu, daß wir's vom Lande nicht auch noch lernen müßten. Was? Nun ja, das möcht ich wiſſen . . ."

In Vater Pfeiffers Hauſe begann ein Burſche jetzt zu ſingen; es war die einzige Stimme eines Erwachſenen, die man eben in der Gegend hören konnte:

„Weil jetzt die Straß' durch den
Wald iſt gemacht,
Hab ich zum Schatz' nicht ſo
Weit mehr bei Nacht.
Zirpt dort im Mäuerlein
Heimlich ein' Grill —
Wie hart iſt das Ding, wenn Ein'
's Mäderl nicht will, u. ſ. w."

Ohne den Text zum Geſange zu verſtehen, hörte Vater Pfeiffer doch von ferne zu und dachte bei ſich ſelbſt im Stillen:

„Hat doch Jener dort ſo viel geſehen, nachgedacht, erfahren — und hat ſeine Freuden verloren! Er iſt mein Sohn. Iſt der Andere hier doch niemals viel mit Gedanken und Nei-

ſen geplagt geweſen — und der iſt voll heiterer Dings da, voll Geſang und Luſtbarkeit! Auch der iſt mein Sohn. Kommts zum Guten, wenn man ſo viel denkt und ſteht — muß man deßhalb gleich ſeine Freuden verlieren? Führt's zum Uebeln, daß man wenig denkt und ſteht — warum hat man doch ſo viel unſchuldige Freuden? Das möcht' ich wiſſen. Da hab ich nun zwei Söhne und vergleich' ſie ſo zuſammen ...."

Während er ſo da ſtand und noch weiter dachte, ſang derſelbe Burſche wieder:

Zwei ſchneeweiße Täublein
Ein Mäderl dazu
Und zum Leben brav Geld
Iſt's eine Freud' auf der Welt!

Jetzt ließ Vater Pfeiffer dem ſtädtiſch gekleideten Sohne länger als zuvor ſein Auge folgen und bemerkte einen vornehmen Wagen, den zwei prachtvolle Schimmel unweit von ſeinem Sohne aus dem Walde zogen. Im Wagen ſaß ein ſchwarz gekleideter Herr, rückwärts auf dem Wagen ein glänzender Jäger mit Hirſchfänger und Federhut, und vorn der Kutſcher in Zinnoberroth und Hellgrün. Es ſchien, als ob der Herr im Wagen plötzlich, wie er den jungen Wanderer erblickt, befehle, daß der Kutſcher langſamer fahre. Die Schimmel hielten gleich darauf ganz und gar an. Vater Pfeiffer ſah, daß jetzt ſein Sohn in Gedanken gegen den Wagen hinſchreite.

„.... Wird doch mein Sohn den Wagen bemerken, den Herrn im Wagen, unſern Grafen!" ſagte er mit Sorglich-

keit. „Es iſt der Graf! Wird doch mein Sohn erſchrecken ein wenig oder ſo thun — und den Hut abnehmen? Er geht ja gerade auf den Wagen zu! Wird doch mein Sohn ſo klug ſein und das nicht unterlaſſen? Mir kommt ein Bangen, daß es ſein könnte, daß er's nicht thut. Solch' ein Herr, den wir ſo ſelten ſehen, nach Jahren erſt wieder einmal und der doch auch Niemand grimmig anblickt, wenn man mit ihm reden will... Es wär' von meinem Sohn ein ſchwer Vergehen!"

Nicht weit vom Wagen, der ſich mit ſeinem Prachtgeſpann und ſeiner glänzenden Ladung von Jäger und Kutſcher im Abendſcheine ganz überraſchend, ja faſt märchenhaft in dieſer Gegend ausnahm, wich unſer Wanderer ohne Zeichen der leiſeſten Beachtung oder Ueberraſchung auf einem Seitenwege ab, und ſchritt gegen das Dorf her. Vater Pfeiffer ſah das mit Kummer und Sorgen und ſagte lebhaft:

„.... Nein!... Nein!.. Er thut's nicht, weicht aus und läßt den Wagen ſein und halten, bricht auf einmal ſeine Wanderung ab und kommt da herüber; geht wie zuvor, nicht ſachter, nicht raſcher; thut, als ob das nichts wäre, der Wagen nichts, die Pferde nichts, der ſchimmernde Jäger und Kutſcher nichts und der Graf auch nichts, und ſieht nicht einmal um und geht ſo weiter! Warum keine Scham und keine Ehrfurcht im Herzen?"

Indeſſen war auf Befehl des vornehmen Herrn im Wagen der Jäger raſch abgeſtiegen.

„.... Jeſus! O Himmel! O Gott!" rief Vater Pfeiffer von den Dingen, die er ſah, immer lebendiger angeregt und

zu immer heftigeren Worten getrieben: „Ihr Heiligen, da iſt jetzt der blanke Jäger herunter und geht meinem Sohne nach; der geht aber weiter, und laßt den Jäger laufen und rufen und ſieht nicht um! Ich muß vergeh'n vor Scham; ich bin ſein Vater! Mich reißt's an allen Gliedern vor Schande und Verwirrung! Ein Graf laßt halten und ſchickt ſeinen Jäger nach und der Jäger muß laufen und rufen... O ſchaut nicht mehr hin, ihr alte kindiſche Augen! Das hat mir alle Vaterfreude erſchlagen, Vaterfreude und Hoffnung für jetzt und immer! Mein Sohn iſt nicht Prieſter, ſonſt müßt' ich glauben, er liebt und verehrt nur den Himmel; ſo muß ich aber im Boden verſinken vor Angſt und Noth. — Ach, muß der Jäger noch immer laufen und der vornehme Wagen halten — und nicht ſachter, nicht raſcher geht mein Sohn und blickt nicht um!... Seh' ich? hör' ich? Geht das jetzt ſo vor, daß auch der Herr Graf aus dem Wagen ſteigt und hinter dem Jäger herkommt? Ich muß meinen eigenen Sohn auffallen wie meinem Feind! wie kann da ein Wohlgefallen kommen, eine Neigung, und wenn ihn mein Sohn einmal braucht, eine Verwendung? Das iſt keine Art und Ehrfurcht, das iſt kein guter Anfang!..."

Dazwiſchen ſang der Burſch im nächſten Hauſe:

„Ha luſtige Zeit
Iſt jetzt nimmermehr weit;
Jetzt gehn nußbraune Aeuglein
Zu blau'n auf die Weid'!"

„.... O ſing'," wendete ſich Vater Pfeiffer zu dieſem, „zu Dir muß ich mich kehren! Sing'! Du biſt fertig, von

Dir weiß ich, was zu hoffen iſt. Du lebſt und ſinnſt und das zuſammen iſt Dein Denken. Sing', ſing, und ſteig' nicht höher und fall' nicht tiefer und Du wirſt verſtanden und geliebt von Allen und lebſt froh auf ebenem Wege fort; dieſes Denken und Sinnen im Andern iſt ohne Ehrfurcht... Ah, jetzt winkt Se. Excellenz den Jäger zurück und der Herr Graf folgt meinem Sohn' allein! Was macht mir dieſer Sohn für Kummer, für Angſt, für Scham! Geht immer noch nicht ſachter und nicht raſcher und ſieht nicht um!..."

Der wandernde Sohn Walter war jetzt näher gekommen; er mochte vierundzwanzig Jahre alt ſein, Geſtalt und Wangen waren in voller Blüthe und ſein mäßig langes, dunkles Haar floß in ſchöner, aber nicht erkünſtelter Ordnung um den Nacken. Seelenvoll waren ſeine ſanft melancholiſchen braunen Augen und die jugendlich männliche Erſcheinung vollkommen anziehend zu machen, trug nicht wenig der Ernſt des Gedankens bei, der die jugendliche Friſche auf liebliche Weiſe milderte.

„.... Da kommſt Du! da biſt Du!" rief Vater Pfeifer, den der Anblick des nachfolgenden Grafen auf das Heftigſte verwirrte. „Da biſt Du und machſt mir den Kummer, mein Sohn! Ich komme von Sinnen, Dein Vater! Du haſt keine Ehrfurcht im Herzen, läugne nicht, und keine Acht! Sag's, Du haſt Alles bemerkt und geſehen! Das hab' ich nicht gemeint, daß ich ſpare und Dich was lernen laſſe und nach freiem Willen werden laſſe, was Du willſt — daß Du jetzt ohne Ehrfurcht und Reſpect biſt und das nicht mehr achteſt und grüßeſt, was ich, ein guter Unterthan, Dein Vater! —

Jetzt hilf Dir ſelbſt! jetzt rede für Dich! Se. Excellenz kommt nach! Haſt ſo viel' Jahre dahin gethan, gelernt, ſtudirt, und machſt mir nun die Schande! Ich muß im Boden verſinken gleich da! Wollt' ich auch jetzt reden für Dich, ich wüßt' nicht was, ich wüßt' auch nicht warum, ich könnt' nicht reden! Biſt Du was? Biſt Du nichts? Keine Ehrfurcht im Herzen?... Da iſt Se. Excellenz! Mir iſt's nicht recht geweſen... Ich hab's getadelt!..."

III.

Die letzten Worte hatte Vater Pfeiffer offenbar ſo laut und heftig geſprochen, um ſie Se. Excellenz hören zu laſſen; aber der junge Wanderer winkte ſeinem Vater, daß er ruhig ſei und ging dem Grafen mit Anſtand jetzt entgegen.

„Fliehen Sie nur! fliehen Sie nur!" rief der Graf, „Sie entgehen mir doch nicht. Wie, alle Wetter, finde ich Sie ſo unvermuthet auf meinen Beſitzungen, beſter Freund? Das iſt ja eine Ehre, von der ich gar nicht einmal geträumt hätte, die ich mir aber um ſo angelegentlicher muß zu Nutzen machen... Wo ſind Sie denn? wo wohnen Sie? wiſſen Sie, daß ich Luſt habe, Sie, wie ich Sie da treffe, auf ein, zwei, drei Tage förmlich zu entführen? Wollen Sie? Seh'n Sie dort meinen Wagen bereit, dem Sie vorhin ſo unachtſam in Gedanken ausgewichen ſind. Wollen Sie zu meiner Entführung Ihre Stimme geben?"

„Nun, für heute wohl nicht ſo ganz," erwiederte Walter. „Ich will es gern annehmen, wenn Sie mich dann eine Strecke durch die Landſchaft führen wollen, aber bald will

ich wieder zurückkehren nach dieſem Dörfchen, das ich einmal lieb gewonnen habe wie eine freundliche Heimath. Morgen oder einen der nächſten Tage werde ich Sie dann gern ſelbſt in Ihrem Schloſſe aufſuchen."

„Sie haben ſich alſo ſchon förmlich zurecht gefunden und eingebürgert auf dieſem Grund und Boden und nicht ohne viele Vorliebe, wie es ſcheint?"

„Ich lebe nicht gern ohne Bekanntſchaft mit meinen Umgebungen. Dieſe kennen zu lernen, laſſe ich mir lieber eine Weile ſogar den Vorwurf der Unzufriedenheit machen, halte mich dann an das Gute und ziehe mich von dem Schlechten zurück... Ja... Es iſt eine ſchöne, einträgliche Gegend, viel prachtvolle Waldung, geſunde fleißige Menſchen... Nicht wahr?"

„Ja... Doch glaube ich, wird der Boden hier mehr benutzt als die Menſchen."

„Wie ſo?"

„Ich meine... Doch pflegen Sie dieſe Beſitzungen jährlich zu beſuchen?"

„Das nicht; aber alle zwei, drei Jahre einmal."

„So. Und nach dieſen zwei, drei Jahren wohl auch nur auf kurze Zeit?"

„Wie ſoll ich's ändern? Meine Gattin will mir nie folgen, ſie will die Reſidenz und deren Umgebungen nicht verlaſſen, ſie langweilt ſich hier; da findet ſie ihre Muſik und ihre Vergnügungen nicht, und indem ſie hier alle Launen aus langer Weile befallen, bin ich ſelbſt ihretwegen ſtets in Unruhe und Sorgen. Giebt es da ein Mittel, lange zu bleiben,

wenn mich eine unzufriedene Gattin begleitet? Und giebt es für mich ein Mittel, mich lange hier aufzuhalten, wenn ich ohne meine Gattin hier verweilen soll? Mein Beſuch kann auch deshalb ſchon nicht dauerhaft ſein, weil ich auf meinem Poſten in der Hauptſtadt nicht lange entbehrlich bin."

„Das ſind allerdings wichtige Gründe. Wie geſagt, der Boden Ihrer Beſitzungen hier iſt trefflich benutzt. Ihre Unterthanen, das habe ich auch im erſten Augenblicke bemerkt, beſitzen faſt alle muſikaliſches Talent, arbeiten fleißig und ſind nicht ohne Humor, wenn ſie Zeit gewinnen... und vieles Andere, was ich noch bemerkt habe."

„Nun, der Unterthan hier arbeitet fleißig, das iſt das Beſte; im Uebrigen mag er ſeine Eigenthümlichkeiten haben... Was ſagen Sie zur Lage meines Schloſſes, deſſen Stil Sie wohl überraſcht haben mag?"

„Ich habe mir noch kaum Zeit genommen außer einigen Beobachtungen Ihrer Oekonomie etwas Anderes als den Menſchen hier ins Auge zu faſſen. Ich kann Sie verſichern, Sie haben nichts Intereſſanteres hier auf Ihren Gütern als gerade dieſe Menſchen."

„Volk iſt Volk und überall gleich. Am beſten, wie geſagt, wenn es fleißig arbeitet und ſich um weiter Nichts bekümmert."

„Dieſer Anſicht kann ich nicht ſein und muß ſagen, daß es um die kerngeſunde Natur ſchade iſt, welche z. B. ein Talent aus dem Volke bei ſorgfältiger und wahrhaft erhebender Bildung mitbringen müßte, die Höhe der Zeit zu erſteigen und in voller Körper- und Geiſtesgeſundheit ureigen-

thümlich zu blühen. Sollten nicht einzelne Talente für Kunſt und Wiſſenſchaft auf Ihren Beſitzungen zu finden ſein, die es bei einiger Verwendung zu mehr als Gewöhnlichem brächten? Wie, und ſind Sie nicht auch der Meinung, daß in einem Lande, wo der Adel ſo viele Güter und Menſchen beſitzt, die Talente mit außerordentlicher Leichtigkeit entdeckt und befördert werden könnten, wollte man ſie nur halb mit jenem Eifer einem höheren Ziele zuführen, mit dem man z. B. die prächtigſten Geſtalten dem Waffendienſte zuführt? Sehen Sie, was würde Sie das koſten, ein aufmerkſames Auge zu haben auf eine Anzahl Menſchen, die Ihnen mit Händ' und Füßen unterthänig iſt, um auch zu ſehen, wie viel Weltgeiſt oder wenn Sie wollen, Geiſt der Menſchheit Ihnen nebſtbei zur Verfügung geſtellt iſt? Zwei, drei Knaben (ich ſchlage die Anzahl bedeutender Talente nicht höher an) wären für Ihre reichen Mittel eben keine empfindliche Zugabe, wohlverſtanden: Knaben, die vom Hauſe aus gewohnt ſind, mit trockenem Brode vorlieb zu nehmen. Von Ihrer Tafel fallen Biſſen ab, die für zwanzig Talente Nahrung gäben, aber Ihre Dienerſchaft darf ſie im Uebermuthe verſchleudern. Aber nicht einmal dieſes Opfer will ich am Ende verlangen, ich will annehmen, nur ſelten würden die Abfälle Ihrer Tafel von der Dürftigkeit eines unterthänigen Kunſtjüngers in Anſpruch genommen werden, da es manchen Ihrer Unterthanen giebt, der mit eigenen Mitteln ausreichen würde, die Künſtlerlehrzeit ſeines Sohnes zu beſtreiten; könnten Sie ſich nicht wenigſtens entſchließen, den Leuten guten Rath ertheilen zu laſſen, um durch die bloßen Mienen Ihrer Auf-

schwer zu findenden Talisman, der über den Zorn ergrimmter Eltern, wegen des eigenmächtig verschenkten Herzens ihrer Kinder, fast jedesmal seine besänftigende Kraft zeigen wird, wurden sie um so günstiger von dem erzürnten Vater empfangen, da wunderbare Träume ihn schon um vieles sanfter gegen sie gestimmt hatten. Die Hochzeitfeier blieb, nur der steinalte Bräutigam wurde durch den jugendlichen Entführer ersetzt, und die Glücklichen, von der Frau des Sees ganz besonders begünstigt, hatten guten Fortgang in allen ihren Unternehmungen.

Nun wurde es Mode in Wettingen und der umliegenden Gegend, daß alle unglückliche Liebespaare auf das Feuerzeichen aus der Nordbucht sehnlich harrten, und so wie es erschien, des gefährlichen Strudels nicht achtend, kühnen Muths nach der Grotte schifften, von deren Daseyn die ihr weit nähern Bewohner des Ufers, an dem sie lag, gar keine, oder wenigstens eine höchst mangelhafte Kenntniß hatten. Kein Liebespaar kam ohne Trost und Hülfe zurück, und während mehrerer Jahrhunderte gab es kein Herzensleid in Wettingen. Doch sey es, daß die Wassernymphe durch den nagenden Zahn so vieler Jahre, trotz ihrer halbgeistigen Natur, allmählig älter und also grämlicher wurde, oder daß sie, was noch wahrscheinlicher ist, selbst Liebesleid

merkſamkeit den Beſtrebungen für jede Art der Kunſt eine Wichtigkeit, einen Nimbus zu verleihen, den bisher ausſchließlich nur derjenige in Anſpruch nahm, welcher einer Kanzlei oder einer Kanzel zulief? Glauben Sie mir, das Volk hat auch einen offenen Sinn und merkt auf die Wege der Ehre; vielleicht würde Ihnen dieſe Theilnahme, dieſe Aufmunterung für die Kunſt nur einmal zur Laſt fallen, denn was vor den Augen des Volkes nur Einmal bewundernswerth dargeſtellt worden iſt, das bleibt bewundernswerth, ſo lange noch ein Augenzeuge lebendig übrig iſt und wirkt fort und ermuntert noch ein viel ſpäteres Geſchlecht... Haben Sie bereits hier gethan, wie ich ſo frei war, Ihnen vorzuſchlagen, und haben Sie keinen erfreulichen Erfolg Ihrer Mühe geſehen, ſo will ich auch kein Wort mehr darüber verlieren; haben Sie es aber noch nicht gethan, ſo verſuchen Sie es wenigſtens, vielleicht haben Sie ſpäter Gelegenheit, es nicht zu bereuen... Glauben Sie wirklich, daß Ihre Unterthanen hier wenig Erfreuliches an Talenten bieten würden?"

„Fleißige Hände, unglückliche Köpfe."

„Ich kann das nicht finden. Es iſt nicht ſchön, daß Sie die Fähigkeiten Ihrer Unterthanen ſo raſch und gleichgültig aufgeben."

„Ich habe das nicht gethan. Ich habe jeden guten Kopf meiner Unterthanen in Schutz genommen und ich kann Ihnen die Fälle in Menge aufzählen, daß mir höchſtens ein Sohn meiner Beamten anempfohlen werden konnte."

„Das iſt und bleibt freilich natürlich, ſo lange Ihre Beamten ein Stück von einem Sohne übrig haben werden."

„Und wie ſoll man auch Talente finden? Ein Bischen leſen und ſchreiben kann bald ein Junge lernen, ſoll deßhalb Alles ſtudieren und einander im Staatsdienſte noch mehr den Weg vertreten als es ſchon der Fall iſt?"

„Ja, da liegt's; das iſt der Punkt. Ich will die Frage ſchweigend umgehen, warum der arme Dorfjunge nicht zeigen kann, was er mehr leiſten könnte als blos das Bischen ſchreiben und leſen. Er lernt es ja nur, um es dann gründlich wieder zu vergeſſen, weil er keine Bücher hat, die ihm den Geiſt auch wahrhaft erheitern, nähren, ermuntern könnten; ſolche Bücher ſind entweder nicht vorhanden oder werden ihm mit Abſicht vorenthalten oder er hat die Mittel nicht, ſie ſelber anzuſchaffen; hat er aber die Mittel, ſo iſt doch Niemand, der ſie ihm anräth und zu leſen nachdrücklich ermuntert... Geſetzt indeſſen, Sie haben Recht, Herr Graf, das Finden der Talente ſei ſo ſchwierig (wie ich es keineswegs halte): läßt ſich denn nicht annehmen, daß unter Ihren Tauſenden von Unterthanen nicht wenigſtens ſo viele Talente zu finden ſein ſollten als unter den Söhnen einer Handvoll Beamter? und ſind denn nicht eben dieſe Beamten ſelbſt gradlinig aus dem Volke aufgeſtiegen? Muß man erſt zehn oder zwanzig Jahre Fürſten- oder Grafenbrod eſſen, um einen talentvollen Kopf an's Tageslicht befördern zu können? Und wenn Sie ein Talent begünſtigen, muß es gerade nur dem Staatsdienſte in die Schuhe geſchoben werden? Iſt keine freie Kunſt mehr auf der Welt? Iſt keine freie Wiſſenſchaft mehr auf der Welt? Herr Graf, und hierin wird das Untalent dem Talente ſicherlich die Wege nicht vertreten, hier

richtet allein nur das Verdienſt... O tauſend, tauſend nützliche Stellungen und Beziehungen des Geiſtes giebt es außer dem Staatsdienſte noch und viele dünken mich wohlthätiger noch und erhabener als dieſer! Solchen Kampffeldern führen Sie Kräfte nach gutem Gewiſſen zu!... Sie ſagen, der Staatsdienſt ſei ohnedies überfüllt. Wer überfüllt ihn denn? Etwa der Bauernſohn? Nicht wieder ein jeder andere Stand mehr als gerade dieſer? Und iſt der Bauernſtand ſelbſt nicht weit mehr als der Staatsdienſt überfüllt? Grund und Boden wächſt nicht zu, aber neue Aemter und neue Beziehungen und Stellungen des Geiſtes werden täglich erſchaffen. Vielleicht haben Sie ſich ſagen laſſen, daß jede Familie Ihrer Unterthanen durchſchnittlich mit neun bis zehn Kindern geſegnet iſt — was ſoll aus all den Knaben werden, wenn ohngefähr die Hälfte davon Knaben ſind? Einer wird für Haus und Hof aufbewahrt, einer wird Soldat, einige werden Handwerker; da bleibt aber noch eine kleine Anzahl übrig, aus denen ſich die wohlhabenderen Eltern gern einen vornehmen Liebling auferzögen, ein Prachtſtück von Kind, auf das die Familie und alle Verwandten mit Liebe und Hoffnungen zeigen könnten — was alſo ſonſt anfangen damit? Der Knabe ſtudiert, wird geiſtlich oder tritt in Staatsdienſte. Wie es ihm dort ergeht, iſt hier auch wieder nicht die Frage. Sie ſagen nur, der Staatsdienſt ſei überfüllt. Nun alſo, bei allen Heiligen! warum wird die große, ſchöne, ruhmvolle Ehrenbahn der Kunſt nicht öfter und muthiger eingeſchlagen? warum muntern Sie nicht auf und verſprechen im Falle der ärgſten Noth ſelbſt ein williger Retter ſein zu wollen? Dem

überfüllten Staatsdienſte werden weniger Geiſter zuſtrömen, wenn man für die Kunſt mit mehr Eifer Talente werben und dieſer immer friſche Jünger aus dem Volke zuführen will."

„...Sie würden mit weniger Eifer in dieſer Sache geredet haben, wenn Sie das Volk hier beſſer kennten."

„Weil ich dieſes Volk hier ſehr gut kenne, habe ich es ſo lebhaft in Schutz genommen."

„Ich kann Sie abermals verſichern, daß ich mir kaum mittelmäßige Beamte hier werbe."

„Das könnte für die Kunſt gerade eine gute Vorbedeutung ſein."

„Ich hätte kein Talent, welches mir empfohlen werden konnte, ohne Aufmunterung und Hülfe gelaſſen."

„Sie haben das erſte, welches ſich Ihnen zu nahen wagte, kurz und gut von ſich gewieſen — ich will nicht ſagen aus tadelnswerther Abſicht, Sie haben es in Ihrer Art vielleicht gut gemeint — aber es iſt doch nicht zu Ihrem Vortheile ausgefallen."

„Wie? Was meinen Sie?"

„Eben habe ich mir den Fall erzählen laſſen."

„Welchen Fall? Sollte man ſich hier unterſtehen, Sie als Fremden mit verleumderiſchen Mährchen von mir zu bedienen?"

„Nicht doch, nicht doch; ich bin hier kein Fremder und was ich mir eben aus dem Gedächtniſſe ſelber vorerzählt habe, iſt kein verläumderiſches Mährchen... Sie erinnern ſich vielleicht noch eines armen Knaben, der vor fünfzehn Jahren in der Reſidenz mit einem Bittgeſuche zu Ihnen kam

und zitternd eingeſtand, er ſei der Sohn eines Unterthans aus dieſer Gegend und dem Verhungern nahe; wenn man ihm nicht auf irgend eine Weiſe zu Hilfe kommen würde, müſſe er aufhören die Akademie zu beſuchen, wo er ein halbes Jahr her trotz aller Entbehrungen fleißig gezeichnet habe; er legte dabei die Beweiſe ſeines Fleißes und ſeines ſtaunenswerthen Fortſchrittes vor und ein akademiſches Zeugniß ſprach dem Kleinen überdies ſo eifervoll das Wort, daß es mindeſtens höchſt ſonderbar erſcheinen müßte, wenn man den Knaben unbeachtet ließ, um ſo mehr, als ihn Froſt und Hunger ſichtbar aufzureiben drohten... Herr Graf, was thaten Sie nun? Hier lag doch das Talent, das bewieſene und beſtätigte und abermals bewieſene Talent am Tage — und was thaten Sie? ‚Wenn Dein Vater ſelbſt kaum zu nagen hat und Dich nicht unterſtützen kann‘ ſagten Sie, ‚warum ſchickt er Dich in eine ſo große theuere Stadt, wo Du verhungern oder andern Leuten zur Laſt fallen mußt? Ich kann nicht dulden, daß mein Unterthan hier ſo nothleideriſch herumzieht; da, haſt Du Zehrgeld auf den Weg, mach' heim und lern' ein Handwerk, das iſt beſſer für Dich oder bleibe, was Dein Vater iſt; hier in der großen Stadt iſt nichts für Dich zu ſuchen.‘ Bitterlich weinend ging der Kleine über die Treppe hinunter und beſchloß doch lieber zu verhungern als heimzukehren, und ſiehe! kurz darauf wurde er als guter Kamerad eines Kaufmannsſohnes in deſſen Elternhaus genommen, wohl gekleidet und gepflegt und liebevoll warm gehalten, und nun ſtrebte er rüſtig weiter in der Kunſt, bis er öffentlich hervortrat und mit freudigem Erſtaunen allgemein

begrüßt ward... In Ihrem Zimmer, Herr Graf, hängt ein Bild, vorſtellend ein ſchönes, weites, auenreiches Stromgebiet, im Hintergrunde durch ein nebelhaftes Gebirge eingeſchloſſen; die Landſchaft iſt vom Künſtler aufgefaßt im Augenblick des Sonnenunterganges, der Landmann kehrt vom Felde heim mit ſeinen Heerden, alle Häupter ſind entblößt und alle Hände ſind gefaltet, denn es iſt die Zeit der heiligen Abendglocke und aller Lärm und alle Arbeit ruht; die Sonne ſendet nur noch zwei röthlich-goldene Flammen zwiſchen den Bäumen des Gebirgs herüber — mit Wehmuth füllen ſie das Herz, indem man ſie betrachtet, ſie deuten an, wie ſchwer die Sonne ſcheidet. Klar iſt der Abendhimmel und vom Abendſcheine wunderbar durchglüht, man kann kein Auge mehr davon verwenden, wenn man einmal hingeblickt, es iſt, als ſähe man ins Tiefſte aller himmliſchen Geheimniſſe und jetzt, und jetzt müſſe ſich etwas dort begeben, das uns vor Seligkeit die Sinne faſt vergehen und unſer Herz in Wonnen ſchwelgen mache, die nur die Heiligen des Himmels kennen; man ſieht hin und wieder hin und immer hin und wird nicht ſatt und wird darnach nur immer wärmer, ſehnſuchtsvoller. Nur ein leichtes Wölklein, golddurchglüht, ſchwebt einſam über dem Gebirge in der Abendluft wie ein Abſchiedsfähnlein von der Sonne losgelöſt und nun über allen Ländern flatternd; das Wölklein erleichtert das erſchütternde Ermeſſen, wie weit, wie endlos weit das Auge an ihm vorüber noch in die Tiefe eines heiligen, unnennbaren, ſeligen Abendhimmels dringt. Senkt ſich das Auge endlich thränenfeucht und ſelig von dieſem Anblick auf das abendliche Erdendunkel nieder,

ſo wird man mit andachtsvoller Wehmuth inne, dieſe Erde ſei doch die eigentliche Heimath nicht für unſer Herz, obwohl man eingeſteht, auch ſie iſt ſchön und ſchöner noch, als wir mit unſern Schwächen ſie verdienen. Betrachtet man ſie dann genauer, ſo ruft man aus, ſie iſt doch ein Paradies, ein dunkleres nur als über jenem Abendhimmel, man muß nur fromm empfinden wie dort und hier der andachtsvolle Landmann, der entblößten Hauptes heimwärts ſchreitet und lächelnd mit verklärten Blicken auf dem Abendhimmel ruht... An dieſem Bilde hängt Ihr ganzes Herz; zu dieſem Bilde kommen Sie, wenn Sie Andacht fühlen wollen, und Stunden lang können Sie in Betrachtung gegenüber ſitzen; ängſtlich halten Sie es verſchleiert, jedes Stäubchen wehren Sie mit Sorgfalt ab und daß ſich keine unberufene Hand damit zu ſchaffen mache, iſt Ihrer Dienerſchaft auf das Strengſte unterſagt, dem Bilde nur zu nahen. Sie haben dieſes Bild mit Golde aufgewogen und rührend iſt's, mit welcher Andacht Sie es dem Fremden als beſondere Gunſt enthüllen; iſt der Schleier weggehoben, dann ſtocken Ihre Worte, Ihre Blicke feuchten ſich und lange iſt es nicht gerathen, Ihr Sinnen und Betrachten dann zu ſtören. In einer ſolchen Stunde heiliger Bewunderung, ſagten Sie vor Kurzem noch zu mir: ‚Ja, es iſt doch wahr: Das Höchſte, was der Menſch hier leiſten kann, das geſchieht doch nur durch die Kunſt; ein Spiel nur ſcheint ſie und iſt Schöpferin — alles Andere iſt blos verſtändiges Trennen und Zuſammenfügen deſſen, was vorhanden iſt; ein Ebenbild Gottes auf Erden iſt doch der Künſtler nur....' Nun, Herr Graf, dieſes Bild, wel-

ches Sie ſo tief begeiſtern kann, iſt von jenem armen Jungen gemalt, welcher vor funfzehn Jahren über ſein Lebenselend weinend in der Reſidenz vor Ihnen ſtand... Sie ſehen alſo, auch dann und wann ein Meiſtertalent wäre auf Ihrem Gebiete zu entdecken, wenn man ſich nur die Mühe nehmen wollte, es aufzuſuchen und das gefundene mit Freuden zu ermuntern, zu unterſtützen...."

„... Wie ich von der Kunſt denke, haben Sie mir eben mit meinen eigenen Worten bewieſen. Gern geſtehe ich ein, ich bin erſchüttert, ein ſolches Talent nicht im Keime ſchon beachtet, ermuntert, unterſtützt zu haben; ich hätte mir den ſchönen Ruhm eines würdigen Mäcen's mit dieſem Einen Falle ſchon erwerben können... Doch wollen Sie unterſcheiden, daß die Einen die Kunſt verehren und befördern, indem ſie ihre Talente ſchon im Keime werben und pflegen, bis ſie blühen und Früchte tragen; die Andern, indem ſie die Schöpfungen der reifen Kunſt erſt lieben, würdigen und — kaufen. Habe ich nun das Eine auch verſäumt, ſo darf ich mit dem Andern mich wohl tröſten. Mit Golde im wahren Sinne habe ich ſein Bild dem Künſtler aufgewogen."

„Die Anſicht iſt zwar vornehm, doch find' ich ſie zu kühl, bequem, Herr Graf; dazu wäre übrigens nicht nöthig, daß Sie Gebieter über dieſes Land hier ſind und mit den Menſchen zu ſchaffen haben, welche es bewohnen. Als Sie das Gemälde mit Gold aufwogen, haben Sie vielleicht nicht daran gedacht, welche Wohlthat oder welche Freude Sie dem Künſtler mit Ihrem Golde machen wollten; man kann mit

ſeinem Angebote auch ſo hoch geh'n, um ſeine Mitbewerber ſchnell genug zu ſchlagen, bevor ein Fürſt mehr anbietet, als man ſelbſt, ein Mäkler aber mehr als der Fürſt, weil er auf einen König rechnet, der ihm ſeine guten Procente beim Wiederabkauf bieten wird. Ein Kunſtwerk aber (und das iſt die Anſicht jener, welche die Kunſt nicht bloß achten, ſondern auch innerlichſt erfaſſen) ſollte eigentlich nicht käuflich ſein und nicht verkäuflich; ein Kunſtwerk iſt ein unſchätzbares Stück der Künſtlerſeele ſelbſt und wie man Liebe, Freundſchaft, Treu' und Glauben nicht verkauft, ſo ſollte auch ein Kunſtwerk nur verſchenkt an jene werden, welche ohnedies des Künſtlers Herz im Voraus ſchon beſitzen."

„Der Anſicht wäre ich wohl auch, wüßte ich fromme Wünſche nicht von dem zu ſcheiden, was man Wirklichkeit, was man Leben nennt."

„Die Wirklichkeit, das Leben zu regieren, iſt der Menſch doch Meiſter dieſes Lebens; aber er liebt behagliche Gewohnheit mehr als Neuerungen, die ſein höchſtes Wohl betreffen ... und ſo muß denn auch im Leben ſo Vieles frommer Wunſch nur bleiben."

„Der Einzelne kann nicht für Alle; drückt die ganze Maſſe abwärts, ſo erheben ſich die Einzelnen vergebens."

„Denkt Jeder ſo, dann iſt Alles Eine träge Maſſe und verloren geht der Zweck der Welt. Ich aber ſeh das Uebel nur darin, daß nicht ein Jeder bei ſich ſelbſt beginnen mag, ſein eigener Hoheprieſter und König zu ſein in dieſem heiligen Reiche Leib, denn nicht gering ſind ſeine anvertrauten Unterthanen: die Gedanken und Gefühle; regierte ſich ein

Jeder weiſe, dann wären ja auf einmal Millionen rüſtig, die zum Höchſten ſtrebten, und näher ſtünden wir dem Zweck der Welt."

„Sie ſprechen eine Anſicht aus, die mich unerwartet von dem Vorwurfe befreit, als ſei es an mir allein gelegen, wenn mein Unterthan hier im Ganzen wenig des Erfreulichen bietet, denn Sie ſagen, es rege und rette ſich ein Jeder ſelbſt. Dabei fallen mir jene Weltverbeſſerer ein, welche nur immer Regierungen und ganze Staaten im Munde führen, als läge es an denen allein, daß es mit der Weisheit der Menſchen im Ganzen nicht recht vorwärts gehen, nicht recht werden will."

„Meine Anſicht geht Hand in Hand mit der, welche jene Weltverbeſſerer im Munde führen; denn wer vermag ſein eigener Lehrer zu ſein als der nur, welcher durch Umgebung, Leitung, Bildung eine gewiſſe Stufe erreicht hat? Und wer hat dieſe Mittel, Menſchen zu leiten und zu bilden, in den Händen als eben die Regierungen, die wohlgeregelten Staaten? Nur wahre Bildung führt zur Humanität und Humanität iſt aller Bildung Blüthe. Man leite Jeden gewiſſenhaft zur vollen Entwicklung, zur Freiheitsliebe und Freiheit an, ſtatt Jeden gewiſſenlos davon abzuhalten. Wenn jene Weltverbeſſerer nicht immer ſelbſt die Muſter alles Großen und Guten ſind, ſo wird man es doch loben müſſen, daß ſie für das Gute fechten und ich kann nicht umhin, meine freudigen Hoffnungen für die Zukunft gerade deßhalb auszudrücken, weil ich die Welt ſo weit fortgeſchritten ſehe, daß ſie es für Ehrenſache hält, für das Gute zu kämpfen, wenn ſie auch ſelbſt die gute noch nicht iſt... Was

erfuhr — das tröstende Feuer ließ sich immer weniger sehen, und wie es endlich vor einem Jahrhundert wieder matt aufflammte, und es ein sehr lange darauf harrendes Paar wagte, in einer rauhen Oktober-Nacht, nach der Bucht hinzusteuern, ergriff ihren Nachen der verderbende Strudel, und schleuderte sie und alle ihre Hoffnungen in die schäumende Tiefe. Ein ähnliches Paar, das Unglück des vorigen nicht achtend, hatte nach einigen Jahren ein gleiches Schicksal, und jetzt wollten die Liebhaber den täuschenden Lockungen der Nixe um so weniger folgen, und sich und ihre Geliebten in den Tod rudern, da ein beherzter Fischer, der in einer mondhellen Nacht sich der Nordseite des Sees näherte, vier bleiche Geistergestalten gesehn haben wollte, die, über den Wellen schwebend, ihn weg gewinkt, und den Eingang zur Bucht gehütet zu haben schienen. Die Bucht war seit jener Zeit verrufen, die Frau des Sees ebenfalls; niemand fischte in jener Nähe, und diese hieß überall nur die alte Hexe. Während vieler Jahre hatten die Feuersignale ganz aufgehört, und die alte Sage begann schon sich allmählig zu verlieren, wie das seit acht Tagen jede Nacht wiederholte Leuchten aus der Nordbucht ihr wieder volle Stärke gab, und jedermann die Herrscherin des Sees, mit ihrem Spott- und Ehren-Namen, den ihr die jün-

der Staat im Ganzen und Großen, das haben Sie hier im Kleinen und Beſondern zu erfüllen. Sie bilden einen Staat im Staate, Sie ſind hier ziemlich unumſchränkter Gebieter: Sie machen ſich Ihre Stellung auch ſonſt recht gut zu Nutze, warum gerade da ſo ängſtlich und bedacht ſein, wo es gilt, durch eine höhere Sorgfalt für das Wohl des Unterthans bei dieſem einen Zuſtand herbeizuführen, der wahrhaft menſchlich, der vernünftig genannt werden müßte? Mit dem Staate ginge auf dieſe Art daſſelbe vor wie mit der Menſchheit, wenn jeder Einzelne vernünftig, human geworden wäre; denn machten alle kleinen Herrſcher des Einen Staates ihre anvertrauten Seelen frei, der Staat im Großen wäre frei und gerettet und trotz der Sünden der Geſchichte eine Wohlthat derer, welche ihn bewohnen."

„Ich will eine Anſicht nicht tadeln, welche ſo ſchön und menſchenfreundlich klingt, ich will nur eine Antwort geben, die ſich mehr an das Mögliche, an das Wirkliche hält als an den wohlgemeinten Flug Ihrer eigenen Ideen. Anders ſieht bald Alles aus, wenn Sie betrachten wollen, was die Geſchichte dieſes Ländchens iſt und was für daſſelbe bis auf meine Tage nach und nach geſchehen iſt. Eine Gegend voll Sumpf und Wald, ganz Wüſte und Verwilderung empfingen ſie meine Ahnen als Lohn für wichtige Verdienſte und an ihnen lag es erſt, ein fruchtbar lichtes Land dem finſtern Urwald abzuringen. Fleißige Menſchen mußten erſt gerufen, unterſtützt und angeleitet werden, endloſe Koſten waren im Voraus nöthig ohne Ausſicht auf eine künftige Zurückerſtattung. Sehen Sie ſich um; von friedlichen Dörfern blinkt

es rings herum, die Arbeit iſt geregelt, das Land iſt wunderbar benutzt und wo kaum hundert Menſchen einſtens Nahrung fanden, da regen ſich jetzt Tauſende und haben was ſie brauchen und verdienen, was ſie mäßig wünſchen können. Erlauben Sie, — das habe ich ſo ſchon überkommen, ein raſtloſer Großvater und ein ſorgſamer Vater haben dieſe Güter hier ſo weit gebracht, ich will mich deſſen auch im Mindeſten nicht rühmen. Doch daß ich meiner Ahnen Fleiß als mein Verdienſt nicht brauche auszugeben, erwähne ich nur das: Seit ich mich hier Gebieter nenne, wähle ich meine Diener und Beamte nur aus meinen Unterthanen, zahle ich jährlich ein Bedeutendes für die Verbeſſerung der Schulen, helfe ich ſelbſt die Prieſter wählen und verpflanze jeden neuen Vortheil, den der Oekonom entdeckt, auf meinen Grund und Boden. Ich glaube, das iſt auch Etwas und ich darf's als etwas Gutes wohl erwähnen. Was aus dieſem Gebiete, das wir nun benutzt und fruchtbar ſehen, ohne meiner Ahnen Fleiß geworden wäre, überlaß' ich Ihnen zu bedenken."

„Ich bedenke nur, was aus jenen Länderſtrecken geworden iſt, die nicht ein edler Vorfahr angefangen hat zu nützen und zu pflegen. Man ſieht jetzt auch ſo gut wie hier die ſchönſten Dörfer blinken, findet Menſchen wohlhabender als hier, Geſetze minder drückend als die Ihren, Sitten freier und anmuthiger als hier. Indeß, was Sie erwähnen, verdient gelobt, gerühmt zu werden. Das iſt etwas, was Sie, gering gerechnet, ſchuldig ſind; es iſt auch nicht Ihr geringſter Nutzen. Anders aber, dünkt mich, würde der verfahren, der über Alles, was Sie beſitzen, als ein großer

Menſchenfreund und Künſtler, als Schöpfer verfügen wollte.... Sehen Sie, ein Beiſpiel liegt uns nahe. Wer in der Reſidenz Ihr Lieblingsbild betrachtet, der ſendet ſeine Phantaſie nach allen den ſchönſten Ländern aus, läßt ſie in Spaniens heitern Thälern ſuchen, dem auenreichen Donauſtrome folgen, auf den Rhein mit Ahnung blicken, meint in der Provence das ſchöne Land zu finden, welches auf dem Bilde unſer Herz mit Paradieſesfreuden füllt — wer ſollte glauben, daß dem Künſtler keine andere Landſchaft zum Muſterbilde gedient habe als — dieſe hier, des Künſtlers liebe Heimatherde mit dem kleinen Flußgebiet und jenem dunklen Waldgebirge dort? Und dennoch iſt es ſo... Blicken Sie um ſich, dort geht die Sonne eben nieder, wehmuthsvoll und lächelnd blickt ſie durch die Bäume des Gebirgs herüber und von Purpur und von Strömen Goldes ſtrahlt der ganze Abendhimmel; hören Sie, wie dort und hier das Abendläuten durch die Lüfte zittert, es iſt die Zeit der frommen Abendglocke und der Landmann kehrt ſtill betend heim an ſeinen Friedensherd, die ganze Heiligkeit des Augenblickes dringt mächtig auch in unſre Seele. Aber welch' ein kleines Bild legt dieſe Landſchaft uns vor Augen gegen jenes, von Künſtlers Meiſterhand erzeugt? Sehen Sie den kleinen Fluß durch die Landſchaft rinnen, kleine Auen nur umdämmern ſeine Ufer und das Gebirge liegt uns hier ſo ſtörend nahe! Was iſt unter Künſtlershand aus allem dem geworden! Mit welcher Kunſt und Liebe iſt dieſes Land in ſchönere Strecken ausgedehnt, das beengende Gebirge in nebelhafte Fernen hinausgerückt, der kleine Fluß in einen Prachtſtrom umgeſchaffen,

in deſſen königlichen Wogen ſich reiche Auen wiederſpiegeln? Heimathliebe! Heimathliebe und du, o Geiſt der ſchönen Künſte, der ſelbſt das kleine Sichtbare einer höhern ungeahnten Gröſſe ſtill, liebevoll, erſchütternd, entgegenwachſen läßt — ihr allein habt dieſes Wunder ſo vollbringen können! Weil der Künſtler nie vergeſſen konnte, daß ihn hier ein liebend Mutterherz an ſich gedrückt, daß er hier der Väter ſüße Sprache zum erſten Mal vernommen; weil er auf dieſer kleinen Heimatherde den erſten Lebenstritt verſucht und weil ihn hier die erſten Kinderſpiele unterhalten haben, kehrte er nach langen bittern Leiden ſeiner Künſtlerfahrt zurück, erneuerte den Göttereindruck früher Kinderjahre und verewigte dieſen Boden durch ein rührend hohes Meiſterwerk der Kunſt... Wie nun, Herr Graf? Auch Sie ſind hier geboren, auch Sie hat hier zum erſten Male ein Mutterherz in Liebe warm gehalten; Sie ſind in einem Hauſe des Glücks und Ueberfluſſes aufgewachſen. Ihr erſter Blick, den Sie umher gethan, zeigte Sie gleich reicher als tauſend Andere, zeigte Sie geehrt, geachtet, gefürchtet und geliebt, bevor Sie alles deſſen würdig heißen konnten. Wie viel mehr Grund alſo hätten Sie, dies Heimathland zu lieben, als jener Künſtler, den früh genug der Armuth ſchwerer Drang dem Vaterhaus entzogen hat? Wie kommt es aber, daß Ihre liebevolle Sehnſucht nicht wie des Künſtlers in dieſem Boden wurzelt? Wie kommt es, daß Sie nicht auch dies theure Heimathland verewigen durch ein Schöpfungswerk der Liebe, der höheren Idee? Der Maler hatte nur die todten Gegenſtände der Natur, des unbewußten Lebens für ſeinen Zweck zu nützen —

Sie aber haben hier den Menſchen zur Verfügung und das könnte ein Kunſtwerk geben, das Sie verherrlichte für alle Zeiten!"

„... Ich kann dies Beiſpiel nicht ganz gelten laſſen. Groß iſt die Kunſt zwar, Gegenſtände der Natur mit Meiſterſchaft zu ſchöner Einheit aufzufaſſen, und ſo die im Großen ſchon vorhandene Schöpfung im Kleinen nachahmend abzubilden; wie ich dieſe Art der Kunſt verehre, wiſſen Sie. Anders iſt es, mein' ich, Künſtler ſein am Menſchen ſelbſt, denn wer im Leben mit Menſchen künſtleriſch verfahren will, der muß ängſtlich erſt verſuchen; Ideen, nach denen er verfahren ſoll, die können ihn verwirren, er hat, um es kurz zu ſagen, noch kein Muſter für ſein Werk, wie der Maler, vor den Augen."

Ein leidenſchaftlicher Drang wollte hier Walter zu einer ſtürmiſchen Antwort hinreißen, doch wußte er ſich noch zu faſſen und ſagte nach einer Pauſe nur mit ernſtem Lächeln:

„... Zwiſchen deutſchem Himmel und deutſcher Erde iſt die Atmoſphäre von jeder Geiſtesherrlichkeit geſchwängert, die aus den weiſen und dichteriſchen Gemüthern aller Zeiten und Länder aufgeſtiegen iſt, aber wieder nur weiſe und gelichtete Gemüther reichen bis hinauf, jene Geiſtesdüfte, welche doch für jedes Herz beſtimmt ſein müſſen, einzuathmen. Was kann jetzt nöthiger und erwünſchter als Vermittlung ſein, die den hohen Geiſt der deutſchen Atmoſphäre in lebendig ſchöne Form verdichtet und wie ſanften Frühlingsregen niederfallen macht auf das geſunde Volksherz, daß er

es tief bewege und für eine große Zeit, die kommen wird, befruchte? freilich, um das zu können, iſt vor Allem nöthig, daß man den hohen Geiſt der Zeit auch ganz begreife, liebe und auf ſich ſelbſt im Tiefſten wirken laſſe. Wer aber dies an ſich erlebt, der fragt heut zu Tage nicht lange mehr, was ihm nun obliege, leicht werden ihm alle ſeine Pflichten klar...."

Der Graf ſchien auf keine Antwort vorgeſehen und ſo ſchwieg er denn, bis Walter mit demſelben Lächeln fortfuhr:

„Sehen Sie — ein Beiſpiel liegt auch hierin nahe.... Als ich Sie vor meiner Abreiſe aus der Hauptſtadt das letzte Mal beſuchte, traf ich Sie über den Inhalt eines Buches ſo in Theilnahme und Verwunderung befangen, daß es ſchwer hielt, Sie auch im ſpätern Verlaufe unſeres Geſpräches davon abzubringen; Alles, was angeregt und geſprochen wurde, ſchien Sie immer wieder auf den Inhalt jenes Buches zurückzuführen, Sie wurden nicht müde, ſich zu äußern: ‚Ja, wenn es im Leben wie in dieſem Buche um das Volksherz ſtünde, eine hohe Freude wäre es, Unterthanen zu haben, ihr Gebieter, ihr Lehrer, ihr Freund zu ſein; da ginge keine Mühe und keine Weisheit verloren, welche man dem Volke zuwenden möchte, und höchſte Pflicht wäre es, dem Volke in unſern Tagen wirklich alle Pflege und Liebe zuzuwenden. Aber,' fügten Sie hinzu, ‚das Volk iſt weit entfernt, ſo zu ſein und ſich äußerlich ſo zu geben; der Dichter greift aus ſeiner Bruſt ſeine verklärten Geſtalten und kümmert ſich wenig, wo der Leſer ſie im Leben wieder finde. Ich meinerſeits bedaure, nachdem ich dieſes Buch geleſen, daß mein Unter-

than ſo weit entfernt iſt, dieſem Ideal zu gleichen....' Noch viel Aehnliches fügten Sie hinzu und ich hielt damals nur mit Mühe eine Erwiederung zurück, welche ich beſſer auf dieſem Grund und Boden hier anzubringen hoffte. Der rechte Augenblick iſt da; hören Sie alſo, daß in jenem Buche Niemand Anderes als eben Ihr Unterthan dargeſtellt iſt, und daß der Darſteller ſelbſt einer Ihrer Untergebenen iſt. Nur was wirklich iſt, hat der Dichter zur poetiſchen Verklärung erhoben und hat damit gezeigt, wie das Volk auch ſcheinen könnte, wenn die Machthaber und Pfleger darauf ſehen wollten, den tiefen herrlichen Quell eines freien unverkümmerten Volkslebens durch die rechten Mittel an's Tageslicht zu locken, anſtatt ihn ewig durch tauſendfache Tyranneien der Befehlshaberei und des Unterrichtes in die ſtille Tiefe jeder einzelnen Volksbruſt hinabzuſcheuchen. Die Aufgabe iſt freilich nicht leicht, ſie würde mindeſtens eine große Umwandlung der gegenwärtigen Verhältniſſe fordern; vor Allem aber wäre dem Beiſpiele des Dichters zu folgen, der, ein Kind des Volkes ſelbſt, deſſen geheimſtes Thun und Denken mit ſtiller Liebe kennen lernt, erfährt, was es im tiefſten Herzen empfindet, was es ahnet, wünſcht, wie es ſich freuet und wie es weint. Kein Touriſten-Ohr und Auge merkt im eiligen Vorüberfluge, was ein Volksherz innerlichſt erfüllt; es verſchließt ſich ihm, weil es mit gutem Grunde argwöhnt; nur auf den Spiegel der eingebornen Poetenſeele fällt das reine Bild des Volksgemüthes, jede feinſte Regung zittert darauf wie in der Volksbruſt ſelber. Nun braucht er ſich nur die höheren Bedin-

gungen eines freiſtrömenden Volkslebens gewähret zu denken und vor ſeinem Dichterauge werden Geſichte wirklich, die niedergeſchrieben mit wunderbarer anheimelnder Macht den Leſer erſchüttern. Ihr, die Ihr blanke Schlöſſer mitten unter Euerem Volke bewohnt, ſchließt Euch da nicht vornehm ab oder entflieht nach den Mauern Euerer Hauptſtadt, bevor Ihr auch wie ein Kind der Heimath Euch zu Hauſe eingelebt und Alles mit warmer Theilnahme betrachtet habt; erreicht Ihr ſchon mit großer Leichtigkeit Aemter, Würden, Macht und Anſehen, ſo benutzt ſie auch mit einem Hinblick auf das höhere Wohlſein Eueres Volkes und ſucht ihnen freiere Blicke gen Himmel auszuwirken, edlere Haltung gegen übermüthige Erdenmacht zu gewähren, lehrt ſie für ihren eigenen Heerd reden und hört ſie an, zeigt ihnen Etwas, wofür ſie ſich mannhaft begeiſtern dürfen, verfahrt wie jener Maler Ihres Lieblingsbildes: erweitert vor dem Geiſtesauge Eueres Unterthans dies Heimathland zum großen Vaterlande mit breitern und auenreichern Strömen, mit höhern und ſchönern Gebirgen, bewohnt von blutsverwandten Brüdern von einem Ende zum andern! So werdet Ihr eines Tages Euer Volk finden — *geworden*, wie es Euch die Dichter zuerſt prophetiſch in ihren Büchern vorgeführt, und Ihr werdet Euch dann die echten, wahren Künſtler auf Erden nennen dürfen. Gern wird ſich der Dichter dann begnügen, die zweite Rolle zu ſpielen und aufzeichnen, *was iſt*, und der Zukunft zum Muſter aufbewahren, *was geweſen iſt*. Aber laßt ihn jetzt nicht allein mit ſeinen frommen Phantaſien, ſagt nicht, das helfe nichts, damit ſei nichts gethan! Soll der Dichter mehr thun

als ſeine Träume zeichnen, ſo tretet ihm auch Eure Macht ab, wollt Ihr aber Eure Macht nicht laſſen, ſo geſteht doch ein, daß er das Wort zu ſprechen, Ihr es ins Werk zu rufen da ſeid....“

Nach einer langen Pauſe erwiederte der Graf:

„.... Nun gut, ich möchte nicht, daß Sie umſonſt geredet hätten.... Wo aber nun beginnen? Wo find' ich jenen Maler, der mir mein Lieblingsbild gemalt? Ich will vergüten, weil ich ihn ſo ſehr gekränkt....“

„Das wird ſich ſchwerlich machen,“ erwiederte Walter, „denn im Herzen des Malers hat das einſtige Zuſammentreffen mit Ihnen und noch ſpätere Erfahrungen in der vornehmen Welt eine Herbheit erzeugt, die Nichts mehr verſüßen wird. Von dieſer vornehmen Welt will er nichts mehr wiſſen, er ſagt, es ſei ein herzloſes, eingebildetes, verzogenes Geſchlecht und tauge durchaus nicht, mit einem freientfalteten Künſtlerherzen zu verkehren, denn dieſes kenne und verehre nur den Adel der Seele und ſonſt keinen. Er ſagt, dieſes vornehme Geſchlecht meine, die Welt ſei nur ſeinetwegen da und der höhere Schwung der Künſtlerſeele, ſeine Begeiſterung und Schöpferkraft ergehe ſich nur in ſchönen Werken, um ſie ihren Blicken voll Kälte und Lüſternheit zur Kurzweile vorzuwerfen. Sie ſehen, wie einſeitig, aber doch vielfach mit Recht ſich der gekränkte Künſtler da ergeht und wie ſchwer es halten möchte, ihn milder umzuſtimmen.... Um *ihn* ſei Ihnen auch nicht weiter mehr zu thun; er iſt berühmt und wohl aufgehoben....“

„Aber der Poet? Was thu' ich ihm zu Liebe? Poeten

ſind ſonſt keine reichen Leute, wie glauben Sie, daß ich ihn erfreue? Er iſt doch auch ein Eingeborner, der mir das Völklein hier ſo verklärt geſchildert hat? Hätte ich auch ihn auf irgend eine Weiſe unſanft angelaſſen? Meines Wiſſens hat ſich nie ein Dichter bei mir melden laſſen."

„Erlauben Sie — das möchte ich ihm auch nicht gerathen haben. Wie hätte ſich der Poet wohl melden müſſen? ‚Ich bin Poet und komme, weil ich ein Buch im Herzen oder unter der Feder, oder auf dem Papiere habe... Wenn ich's Euer Excellenz wohl widmen dürfte, wie würde es an Werth, an Käufern, an Bedeutung gleich gewinnen!...' So einem Fuchsſchwänzer hätt' ich ſelbſt die Thüre gewieſen, denn wie kann ein wahrer Poet ſo unterthänig um Gunſt und Gnade flehen? Und wie hätten Sie einen ſolchen Bettler angeſehen? ‚Ein Poet? Sie? Ein Werk iſt unter Ihrer Feder? Welches Werk? Wozu? Weshalb? Haben Sie ſonſt zu leben? Zu was Ende ſchreiben Sie?...' O Herr Graf, ich höre Sie reden, ich höre Sie ſtaunen, daß er über Ihren Unterthan etwas wiſſen wolle, ich höre Sie ihn ermahnen, lieber fleißig zu ſtudiren und dann zu praktiziren und dann zu avanciren!... Oder hätte er ſich alſo melden ſollen? ‚Ich bin Poet und ich kann Sie verſichern, Excellenz, ein ganzer! Ich bin nur gekommen, um Ihnen das zu ſagen, und Sie auf mein Werk aufmerkſam zu machen; Ihr Unterthan iſt jetzt der Gegenſtand meines Werkes.' Die Schellenkappe einem ſolchen Nar-

gern Leute, sey es aus Furcht vor ihren bösen Einwirkungen, sey es aus leisen Hoffnungen, wohl noch zuweilen beilegten, wieder in jedermanns Munde war.

Auch bei Georgs und Christels nächtlichen Unterhaltungen im Buchenhain hatte die Frau des Sees in den letzten Tagen eine bedeutende Rolle gespielt. Oft hatte Georg die Lage jenes Liebespaars mit der ihrigen verglichen, hatte Christeln das Glück gemalt, das ihrer Todesangst folgte, und sie zum Seeufer hinführend, ihr die helle Flamme gezeigt, die gleich der Schlange des Paradieses in die Fluthen schillernd, zur Erreichung der lockenden Früchte winkte, die nur beim Todesstrudel vorbei gebrochen werden konnten. Das Glück, das sie erst nur als einen schönen, nie in die Wirklichkeit tretenden Traum betrachtet hatten, schien ihnen immer näher zu kommen, die grausige Fahrt verlor immer mehr von ihren Schrecknissen, immer heller trat das glänzende Ziel aus dem dunkeln Hintergrunde hervor, und bald dünkte ihnen das, was ihnen erst unmöglich schien, leicht und sicher zu erreichen. Christels beide Hände fassend, stellte ihr Georg diesen Abend ihre ganze unglückliche Lage vor, er bewies ihr, daß ihre Zusammenkünfte hier nicht ewig dauern, daß der Eltern Wille endlich durchdringen und sie beide zwingen

ren! Wie hätte er Ihnen ein Lächeln abgewonnen, vielleicht ein ironiſches: ‚Da muß ſich ja mein Unterthan bedanken!...‘ Nein, Herr Graf, der Poet, von dem wir reden, hat Sie ſtets vermieden, weder als armer Schlucker noch als Narr mochte er Ihnen kommen, am allerwenigſten fand er ſolche Aufwartung einem ehrlichen Poeten angemeſſen. Er ſchrieb ſein Werk und machte kein Geräuſch, und mit einem ‚Gott ſegne Dich, mein ſtilles Walten‘ trat er hinaus damit ins Leben vor den Leſer hin, der Stimme ſeines Volkes ſeine That und ſeine Hoffnung anvertrauend. Und der Segen war mit ihm! Wie herrlich iſt's, ſich frei und offen mit ſeiner That hinauszuſtellen und Tauſende von Herzen zu gewinnen, anſtatt ſich ſeinem Volke durch Mittler, Helfershelfer und Parteien aufzudrängen! Nun war ſein Glück gemacht; die Freude machte neue Dichterquellen rauſchen in ſeinem Herzen; der Gedanke, daß nun Tauſende begierig horchen, was er weiter Schönes und Gutes zur Menſchheit reden werde, hob und ſtärkte ſein Gemüth, befeuerte ſeinen Muth, ließ ihn wohl erwägen, was er der Menſchheit nützen oder ſchaden könne, wenn er Wahrheit oder Gleisnerei für ſeine Schöpfungen erwähle. Bald genug wurde es ihm deutlich, Charakter fordere man heut zu Tage vom Dichter und ein Charakter nur heiße der wahre Dichter; denn es iſt genug des weichlichen Gejammers, der gleisneriſchen Verfälſchung aller Wahrheit, jener ſklaviſchen Nachzirklung alter Muſter, die nur groß ſind, weil ſie Spiegel ihrer Welt bedeuten, aber übertragen auf unſere Zeit zum jammervollen Zwitterbilde werden und zuſammenpaſſen wie Pariſer-Hut

und Römer-Toga, wie Glacéhandſchuh und blanke Stahlrüſtung. Unſere Zeit hat ihren eigenen Inhalt und braucht ihre eigenen Formen auch; wer ſie noch nicht begreift oder nicht zu faſſen wagt, der warte ab, bis ihm größere Talente erſt die rechten Muſter aufgefunden haben, dann allenfalls helfe er den entdeckten Reichthum ans Licht befördern, ordnen, würdigen!... Doch wohin gerathe ich? Von dem glücklichen Poeten wollte ich erzählen, was ihm bei aller Freude des Erfolgs und Strebens doch gramvoll auf dem Herzen lag. Sollte man es glauben? Seine guten Eltern hier auf dem Lande wußten nichts aus ihrem Sohne zu machen, er war nicht Prieſter, nicht Beamter, er war Nichts, was in das Bereich ihrer Begriffe und Vorſtellungen paßte, und das betrübte ſie und ihretwillen auch ihn nicht wenig. Er ſchickte ihnen Geld, um zu beweiſen, daß er keinen Mangel leide und geſichert ſei, er ſuchte ihnen zu erklären, wie er doch ſelbſt ein Prieſter der Wahrheit, der Religion wie des Lebens ſei — vergebens; den Alten ſchwebte der Sohn wie zwiſchen Erd' und Himmel, ſie fanden keinen Boden, worauf er ſicher ſtand, ihre Klagen, daß er nicht ſei wie Andere, kehrten von Jahr zu Jahr in ihren Briefen wieder.... Ein einzig Wort aus Ihrem Munde hätte hingereicht, die ſchlaflosbeſorgten Eltern zu beruhigen. Ja, wenn ihnen Se. Excellenz beſtätigt hätte, daß ein Dichter von Talent und Charakter auch etwas ſei und daß er auch einer göttlichen Beſtimmung folge, wenn er ſeinem Talent nachgebe, dann wäre Alles gut und in erwünſchter Ordnung geweſen. Aber daran war nicht zu denken. Im Gegentheile drängten ſich Unberu-

ſene aller Art in das beſorgte Elternhaus des Dichters und ſchrieen von ‚ſchrecklich prekärer Lage‘ und von baldigem Selbſtmord oder Verderben. Manches Pfäfflein und manches naſeweiße Hundertachtziggulden-Schreiberlein erwarben ſich Unſterblichkeit um ſolche Wunderweisheit. Doch genug; der Poet hielt dieſe Stürme aus und weil doch immer und immer nicht eintraf, was jene Propheten verkündet hatten, ſo ergaben ſich endlich auch die guten Alten in ihr Schickſal, wie denn Gewohnheit am Ende Alles beſiegen kann... Und ſo, Herr Graf, iſt es auch bei dem Poeten zu ſpät, von Ihrer Protektorſchaft Gebrauch zu machen.... Wenn Sie aber dem Maler und dem Poeten doch eine Freude machen wollen, ſo laſſen Sie den Geiſt ihrer Werke auf Ihre Meinungen und künftige Beſtimmungen von wohlthuendem Einfluſſe ſein, vielleicht kommen ſie Ihnen, wenn Sie ſich als edler Künſtler Ihrer Unterthanen bewähren, freiwillig als gleichſtrebende Männer entgegen und reichen Ihnen ihre Freundeshände, die ſie dem hinwelkenden Ariſtokraten verweigert haben... Doch merke ich eben, daß ich Sie ſchon zu lange zurückhalte; der Abend bricht herein und Sie haben noch eine gute Strecke heimzufahren.... Erlauben Sie, daß ich Sie bis zu dem Wagen begleite....“

Faſt unwillkürlich folgte der Graf dieſer Erinnerung Walters, und Beide kehrten zum gräflichen Wagen zurück.

Nach einem langen Stillſchweigen beider begann endlich Walter wieder:

„... Herr Graf, Eines noch habe ich auf dem Herzen und möchte nicht, daß ich es Ihnen noch länger vorenthalten

müßte.... Es betrifft mich allein. Sie halten mich näm-
lich ſeit unſerem vorjährigen freundlichen Bekanntwerden im
Bade für einen Ausländer und haben mir deshalb viele Zu-
geſtändniſſe für unſern perſönlichen Umgang, ſowie für die
Aufnahme in Ihrem Hauſe gemacht, welche ich als Ihr Un-
terthan niemals erhalten haben würde. Ich habe das Alles
weder aus Eigennutz geſucht, noch habe ich Sie aus tadelns-
werthen Gründen über meine Herkunft in Ungewißheit er-
halten, ich habe es nur einem Augenblicke wie dieſem an-
heimgeſtellt, mein Geheimniß offenbar zu machen — daß
auch ich Ihr Unterthan bin. Nicht minder als jener junge
Maler an Jugendleiden reich, bin ich endlich in einen glück-
lichen Hafen meiner Zukunft eingelaufen und darf ſagen, daß
ich, was ich bin und weiß, mir faſt allein verdanke. So bin
ich denn der Dritte im Bunde, der weder Ihrer Hülfe noch
Ihres Rathes theilhaftig doch ſeinen Lebensweg gemacht hat
und ich muß bekennen, daß für Sie einiges Schmerzliche da-
rin liegen mag, daß nur fremde gute Menſchen uns Drei
in ihren Schutz genommen haben, während Sie von unſerer
Exiſtenz keine Ahnung hatten. Es ſtellt ſich immer mehr
heraus, wie ſehr ſich Ihr einſt durch That und edle Geſin-
nung blühender Stand den ſchönſten Pflichten nach und nach
entfremdet und einem unbehaglichen Schatten immer ähnli-
cher zu werden fortfährt, der nur mehr von blaſſen Erinne-
rungen und Rechten lebt. Es kann Niemand bekümmern,
wenn Sie ſelbſt auf dieſem Wege fortfahren wollen. Die
Weltgeſchichte findet auch immer neue Wege, wie das Gute
endlich vorwärts kommt. Indem ich mich als Unterthanen

melde, ſehe ich wohl voraus, trennen ſich unſere Wege und Ihre Schwelle bleibt für mich verſchloſſen. Laſſen Sie ſich deshalb nicht beirren, thun Sie ſich deshalb keinen Zwang an, denn behielte ich Ihre Freundſchaft auch — Ihrer Gemahlin darf ich als Unterthan mich nimmer innerhalb ihrer Gemächer zeigen. Ich gebe dieſe flimmernden Vortheile gern aus freiem Willen auf. So lange ich fremde Sprachen ſprach, ein Lied nicht ohne Stimme und Methode ſang, von alltäglichen Dingen und Verhältniſſen gefällig reden mochte und als Ausländer galt, war mir dieſe Gunſt zu Theil — ich ziehe mich gern zurück, um die Laſt ſolcher ausſchließlichen Beſchäftigung los zu werden.... Indeſſen danke ich Ihnen herzlich für Ihre Freundlichkeiten; wir unter einander werden hoffentlich noch manches ernſtere Kapitel verhandeln...."

So ſprach Walter noch länger fort, während ſie dem gräflichen Wagen entgegenſchritten. Der Graf begann erſt nach einer guten Weile wieder am Geſpräch Theil zu nehmen, und in einer Weiſe, die Walter nicht ohne Freude und Intereſſe bemerkte. — — —

IV.

Mutter Magdalene litt indeſſen wieder ſchweren Herzensjammer über den Brief ihres Sohnes. Es ſchien zu ihrer thränenreichen Wehmuth nicht wenig beizutragen, daß ihr heute das Stadtherrchen gerade den Brief vorlas. Bei manchen Stellen, welche die gute Mutter am heftigſten erſchütterten, wußte ſich der Kleine gar nicht zu helfen, er ließ

die eine Hand mit dem Briefe ſinken, die andere drückte er verlegen an die Wange und blickte gerührt-verwundert zu der leidenden Mutter auf; ſo bitterlich weinen und ſchluchzen hatte er keine Mutter noch geſehen. Eine niegekannte Wehmuth ſchwellte auch ſein junges Herz und mit ſtiller Ehrfurcht hielt er immer bei einer ſolchen Schmerzensſtelle inne, bis ihn Mutter Magdalene durch die Thränen lächelnd, ſelber fortzufahren bat.

„Ihr müſſet Euch nicht irre machen laſſen, Herr Studentl," ſagte ſie dann mit ſanfter Leidensmiene und noch oft dazwiſchen ſchluchzend: „Ich kann, ich kann mein Jammern nicht zurückhalten, wenn ich da erfahr', wie es meinem eigenen lieben Kind in der Fremde ergangen iſt. O ihr Kinder, ihr Kinder," fügte ſie hinzu, „was macht ihr uns für Kummer und Noth, wenn auch Alles ſchon vorüber und verwunden iſt!"

Als die Schilderung der Lebensſorgen Walters immer noch fortfuhr, düſterer und verhängnißſchwerer zu lauten, da rief Mutter Magdalene ſchmerzlich aus:

„Ich laß jetzt nicht ſobald wieder ein Kind von mir, das weiß ich, ich hätt' keine Nacht keinen Schlaf mehr und keinen Tag könnt' ich einen Biſſen ruhig eſſen. Nein, nein, ein gutes Kind ſagt Einem niemals gleich, daß es ihm übel geht und ſchreibt nur immer? ‚Ich bin Gott ſei Dank, geſund, und es geht mir, Gott ſei Dank, recht wohl' — und derweile läuft es vielleicht doch in einer wildfremden Stadt herum, hat nichts Warmes ſchon zwei Tage her bekommen können, weiß nicht recht, wo es ſich hinlegen ſoll, wenn es

finſter wird, und da am Ellenbogen fangt der Rock an und wetzt ſich durch und durch, und hat überall Flecken vom Herumliegen im Gras und wo anders und die Stiefel ſind ſteinhart und haben auf Wochen ſchon keine Fetten mehr geſehen und der Hut geht ein und alle Farb' und Haare gehen ihm aus — jaja, ſo ein Geſundſein auf Gottlob wiſſen wir jetzt ſchon auch, Gott ſei Dank, wie es iſt und haben ſchon auch manchen Handwerksburſchen durch unſer Dorf gehen ſehn, wo man nicht recht gewußt hat, ſinkt er oder ſein Hut mehr zuſammen, und wo er nur halbwegs angeſtreift iſt, hat er ein Trümmel Rock hängen laſſen und die Kinder haben es auf Stangen herumgetragen: Hier iſt Betteln und Fechten verboten! Geht, geht Kinder," fuhr ſie fort, „die Unruh' einer Mutter hat ſchon recht, wenn ſie Tag und Nacht ſinnt und doch lieber wünſcht, daß ſie euch gar nicht hätte verlaufen laſſen. Schreibt mir da nicht mein liebes Kind, mein Walter, daß es ihm in der großen wildfremden Stadt nicht viel beſſer ergangen iſt? Freilich hat er, Gott ſei Dank, doch an guten Kleidern niemals Noth und Elend gelitten, das wär' ja gar, daß Einem das Herz auf der Stelle brechen müßte — ſo viel haben wir ihm, Gott ſei Dank, noch ſchicken können, aber der Menſch lebt ja noch nicht von den Kleidern allein, er muß auch rechtſchaffen zu eſſen und zu trinken haben, ſonſt muß er draufgehen gutwillig oder nicht, mitten in ſeinen Kleidern wie das erſt' beſte Vögerle mitten in ſeinen Federn ohne Futter. Und das iſt's ja, Herr Studentl, das iſt's ja, was mir noch jetzt ſo viele Angſt und ſo vielen Kummer macht, daß mein liebes gutes Kind, mein Walter, einmal

wirklich zwei geſchlagene Tage keinen Biſſen zu eſſen bekommen hat, daß er von Hunger und Leiden ganz niedergebeugt durch die Stadt herumvagirt iſt, wo Alles groß iſt, und reich iſt und im Ueberfluß da iſt, und wie er einen Retter geſucht hat und keinen hat finden können; der beſte Speiſegeruch iſt ihm aus allen Häuſern entgegengekommen und aus allen Bäckerläden hat der größte Vorrath auf ihn herausgeſehen, aber kein Menſch hat geſagt: ‚Deine Mutter zu Hauſ' wird ſchönen Kummer haben, daß Du ſo voll Hunger da herumgehſt, komm herein und eſſ' Dich einmal ſatt.' Es hätt' ihm auch kein Menſch den Kummer angeſehen, dazu wäre mein liebes Kind, mein Walter, viel zu ſtolz und geſchämig geweſen. O, Herr Studentl, das iſt jetzt freilich vorbei für ihn — ſchon recht für ihn — aber ich erlebe es erſt jetzt von einem Tag zum andern recht in meinem Herzen, ſo was vergißt man nicht ſo leicht mehr, es iſt gerade manchmal zum Lautaufſchreien, und ich glaub' oft, ich muß vor Weh vergehen, daß mein liebes gutes Kind das in der Fremde hat erleben müſſen..."

Mutter Magdalenen's kummervolle Rede war hier jener Stelle des Briefes, worin Walter ſeine bitterſten Erlebniſſe erzählte, eigentlich vorausgeeilt und beſann ſich nun erſt wieder, den lieben Kleinen weiter leſen zu laſſen.

„Gelt', gelt', Herr Studentl," ſagte ſie, „ich halte Euch ſchön überall auf, und Ihr möchtet lieber gewiß gern weiter kommen, bis wo mein Walter in Eurer lieben Mutter ihr Haus gekommen iſt? Ich bin halt ein ſeltſames Weib, Herr Studentl, Ihr müſſet mir ſchon auch ein klein Bröſerle etwas

zu Gute halten. Leſet, leſet nur jetzt weiter! Das Alles iſt eigentlich nicht für Euch geſchrieben, Herr Student, ich mein', ſo was ſollet Ihr Eurer lieben Mutter von hier aus gewiß nicht ſchreiben können, Ihr ſollet gewiß bei uns nicht Hunger leiden und auch an ſonſt Nichts einen Mangel haben."

Das Stadtherrchen las nun weiter und es war in der That auf das allerſchmerzlichſte erſchütternd, einen jungen Menſchen ſo voll frommen Gemüthes, voll geiſtiger Begabung und beſten Willen äußerlich ſo gar verlaſſen und von jeder Menſchenhülfe abgelöſt zu ſehen. Das Stadtherrchen ſelber wurde während des Weiterleſens blaß wie eine Leiche und die Mutter rief in erneuerter Klage:

„.... Und das Alles hat er uns nicht eher beimgeſchrieben, als bis er es allein verwehtaget hat; das iſt's ja, und thut mir immer gar ſo weh. Es iſt von meinem lieben Kind recht ſchön, daß er uns den Jammer hat erſparen wollen, er hätte aber doch mehr Vertrauen haben ſollen, ach, im allerſchlimmſten Nothfall wär' uns noch Haus und Hof für ihn feil geweſen..."

Aber dem Aergſten nun entgegenſehend, brachen der guten Mutter jetzt die Kniee, ſie mußte ſich jetzt auf eine Zaunſchranke niederlaſſen und zog ſchwer erſeufzend auch das Stadtherrchen neben ſich nieder; nur durch einen Wink zeigte ſie dieſem an, daß er fortfahren und auf ſie gar nichts mehr achten möchte — dann drückte ſie ſtille ſchluchzend ſich die Schürze über die Augen und ließ den vollen ſchweren Kummer ihres Mutterherzens ſchweigend über ſich ergehen.

Das Folgende des Briefes lautete alſo:

„.... Jetzt, meine lieben Eltern, habe ich mir nicht mehr zu helfen gewußt, es iſt mir gar nichts mehr eingefallen, wie ich auf ehrliche Weiſe mein Leben erhalten könne und jetzt wäre es auch ſchon zu ſpät geweſen, mich aufzumachen und zu Euch, Ihr lieben guten Eltern, heim zu gehen; meine Kräfte ſind ganz erſchöpft geweſen, ich hätte ſchwerlich das erſte Dorf außerhalb der Stadt erreicht. So habe ich mich alſo in mein Schickſal ſtillſchweigend ergeben, habe einen letzten Brief an Euch geſchrieben und dabei viel geweint; den Brief habe ich auf den Tiſch in meinem Stübchen hingelegt, habe dann meinen Hut genommen und bin auf den freien Platz zwiſchen der Stadt und den Vorſtädten hinausgegangen und habe mich auf das Gras unter eine große Linde hingelegt, damit ich vor Hunger einſchlafe und im Schlafe leichter ſterben könne. Aber ich habe vor Kummer um Euch, liebe Eltern, nicht einſchlafen können, ich bin kaum im weichen Graſe da gelegen und habe mein Geſicht bitterlich weinend an den Erdboden gedrückt, ſo habe ich Euch leibhaftig vor meinen Augen geſehen und Euer Bild nicht mehr aus dem Herzen bringen können. Ihr, o liebe gute Mutter, ſeid mir vorgekommen, als ſitzet Ihr gerade dort an der Ecke des kleinen Tiſches in unſerer Stube, und habet gerade das kleine unruhige Schweſterlein auf dem Schoos und ſehet ſo unbeſtimmt in die Welt hinein, nicht recht traurig, nicht recht froh, wie Einem manches Mal ſchon iſt, wenn Einem Allerlei durch die Seele geht; ich habe mir gedacht, o liebe Mutter, Ihr denket gewiß gerade an mich und wünſchet, daß ich nur ſo alle Monat einmal bei Euch ſein könnte, man habe ja immer

würde, wider ihren Willen zu heirathen, und daß dann ein Leben voll Elend ihr Loos seyn werde. „Nein fürwahr," so endigte er seine Rede, „lieber wollte ich mit dir in der Tiefe des Nordstrudels liegen, als dich als Frau in den Armen eines Andern sehen! und wenn du mich so lieb hast, wie ich dich, so laß uns die Fahrt keinen Augenblick verschieben. Komm, der Kahn ist bereit!" Christel zeigte sich zwar eben so entschlossen, das Wagniß zu bestehen, indessen stimmte sie für einen Aufschub bis morgen; heute, meinte sie, sey sie nicht geputzt genug, um der stattlichen Dame unter die Augen zu treten. „Possen!" sagte Georg, „die gute Frau des Sees wird nicht auf das Kleid, sondern aufs Herz sehen; wer recht viel Leid hat, der hat nicht Zeit sich zu putzen, und gerade durch zu viel Staat mögen die Armen, die im Strudel versunken sind, den Höllengeistern, die seine Wellen drehen, Gewalt über sich gegeben haben. Das Wasser kann so nicht viel Blankes leiden, wer's an sich hat, den zieht's in die Tiefe. Du bist reinlich und tüchtig angezogen, und das wird da genug seyn.

Christel konnte seinen Gründen nichts entgegensetzen, und ließ sich zwar beängstigt, doch willig, von ihm zum Kahne leiten. Wie er ihn losgemacht hatte, wie er mit dem Ruder die Wellen

ſo viel zu reden, und es ſei doch keine rechte Freude, wenn man nicht recht vollzählig beiſammen ſein kann. Ich habe mir auch gedacht, Ihr werdet ſo nachſinnen, was ich denn gerade machen möge, ob ich vielleicht gerade bei Tafel ſein werde, und was ich wohl Gutes zu eſſen haben möge — und ob es denn auch wahr iſt, was ich Euch geſchrieben habe, daß ich ſo geſund bin und daß es mir ſo wohl ergehe. Bei dieſem Gedanken iſt mir vorgekommen, als werdet Ihr vor meinen Augen immer mehr betrübt und im Geſichte bleich; durch das Fenſter neben Euch iſt die Sonne breit hereingefallen und hat bis auf den Erdboden hinab einen blauen Streif gemacht, darin hat mein kleines Brüderlein geſpielt und ſein Geſchrei hat Euch, o liebe Mutter, aus Eurem Dahinſinnen aufgeweckt, wie Ihr gerade angefangen habt, um mich zu weinen. Meinen Vater habe ich vor mir geſehen, wie er ohne Ruh' und Raſt im Hauſe herumgeht, wie hinter ihm die Thüren zufallen, daß die Fenſter zittern, und wie er immer die Knechte verdrießlich ſucht und die Knechte ihn. Da reißt auf einmal ein großer Sturmwind Thür und Thor auf, wirft Schindel und Steine vom Dach, und die Fenſter ſchlagen ihre Flügel an die Wände, daß Millionen Scherben peinlich aus einander pfeifen und nieder rieſeln... Und mitten unter dieſen Traumgeſichten bin ich eingeſchlafen..." Nun ſtand in dem Briefe weiter, wie nach einem langen Schlafe Walter endlich erwacht, eine Weile verwirrt um ſich blickt und als er ſich wieder recht beſinnt, mit erneuertem Kummer ſeine Schmerzenstage überdenkt. Ein wunderliebes Hündchen liegt neben ihm im Graſe und ſieht ihn mit ſpiel-

luſtigen Aeuglein an und wedelt freundlich mit dem langbehaarten Schweifchen und ſcheint jede Regung Walters als eine Aufforderung zu verſtehen, ſcherzend im Graſe herumzuſpringen. Walter richtet ſich etwas auf und ſtützt den Kopf auf die rechte Hand; das Hündchen ſchlägt ſogleich ein luſtiges Gebell an und ſpringt ganz überfreudig um Walter rund herum und glaubt, jetzt werde ein rechtes Gaudium beginnen; allein Walter ſieht ihm eine Weile ſchweigend zu und ſagt dann: „Was ſuchſt du denn bei mir, o Kleiner! ich kann nicht mit dir ſpielen, weil ich müde bin und kann dir auch nichts geben, wenn Du etwas von mir willſt; geh' lieber und ſuche deine Leute auf, die werden mit dir ſcherzen und dich pflegen, bei mir iſt wohl kein Bleiben." Und wie er noch ſo redet, kommt eine junge Dame die nahe Allee daher, und die erblickt das Hündchen kaum, als ſie mit einem Freudenrufe auf daſſelbe zueilt, ſich nach demſelben bückt, es auf die Arme hebt und laut frohlockend hin- und wieder trägt. „Du undankbares Thier," ruft ſie dazwiſchen, „das iſt deine ganze Erkenntlichkeit für alle Lieb' und Pflege in meinem Haus, daß du dich bei erſter Gelegenheit davon machſt und jedem Fremden lieber als deinem Frau'chen angehörſt? So muß ich dich auf Gottes freier Straße einfangen, um dich endlich wieder heimzubringen? Wie ſoll ich dich ſtrafen? Biſt du es werth, daß man deinetwegen ſo viel Kummer und Noth erduldet, daß man ſo viel Geld hinauswirft, um dich überall ſuchen zu laſſen? Wer hat dir zueſſen gegeben, du liebes kleines Mäuschen du, und wie biſt du aller Todesgefahr ſo glücklich entgangen?" So in ihrer Freude plaudernd und vor Sorglichkeit faſt weinend ging die

junge Dame weiter; ein Diener folgte ihr. Walter legte ſich ſchwermüthiger als zuvor ins Gras zurück und blickte mit halbgeſchloſſenen Augen in das zarte Frühlingslaub der Linde empor und wenn ein raſchelnder Sperlingsſchwarm durch die Aeſte fuhr, ſchneite ein ganzes Blüthengeſtöber auf ihn nieder. „Warum iſt das Sterben nicht ſchmerzloſer," dachte er „und das Begraben nicht ſo freundlich als dies Niederfallen duftender Blüthen? Iſt's nicht gerade, als wäre für Alles in der Natur oft reichlicher und väterlicher geſorgt, als für das trefflichſte Geſchöpf derſelben, den Menſchen? Natur und Thiere ſelbſt rauben uns noch von der Liebe der Menſchen... Unter Schmerzen bin ich geboren worden, mit wenigen Ausnahmen habe ich unter fortwährenden Schmerzen gelebt, und hier wirft mich das herzloſe Daſein aus, grauweis unter Schmerzen mein Leben entweichen zu laſſen."

Zum erſten Male übermannte ihn aufkochender Unmuth gänzlich, er knirrſchte mit den Zähnen und wollte ſich eben ein Mittel raſcheren Todes erſinnen, als er plötzlich ein leichtes Drücken auf der Bruſthöhle ſpürte, ein leiſes Schnaufen hörte, und als er die Augen öffnete, das liebe Hündchen erblickte, welches mit den Vorderpfötchen auf ſeine Bruſt ſich ſtellte und freundlich wedelnd ihm mit luſtigen Blicken in die Augen ſah. Faſt erſchrocken richtete ſich Walter etwas auf und ſagte: „Sag mir doch, du wunderliches Thier, was biſt du ſchon wieder da bei mir? Biſt du deiner Herrin ſchon wieder entſprungen? Deine Herrin hat recht, du biſt ein leichtſinniges, undankbares Thier, verlaß mich, geh, ſonſt glaubt man am Ende, ich locke dich abſichtlich an mich, ich will nichts

mit dir zu ſchaffen haben, marſch!" Aengſtlich warf ſich jetzt das wunderliche Thier zu Boden, als ſuche es vor ſeiner zurückkehrenden Herrſchaft Schutz und Walter mußte ſich entſchließen aufzuſtehen, um dieſer entgegen zu gehen, wenn ſie wirklich zurückkehren ſollte. Es dauerte auch nicht lange, ſo ſah er die bekannte Feder auf dem Damenhute über dem niederen Gebüſche daherſchwanken, die junge Frau erſchien wieder in der Allee. Walter ging ihr entgegen und ſagte: „Ich dachte wohl, daß uns Beiden das kleine Thier noch einige Unruhe verurſachen dürfte; da iſt es ſchon wieder bei mir zurück, ohne daß ich es rufe, ich bitte, nicht mir die Schuld beizumeſſen, ich weiß nicht was es iſt, aber ich kann das wunderliche liebe Thier auf keine Weiſe los werden." Mit ſichtbarer Verlegenheit lächelnd erwiederte die junge Dame: „Ich habe meine liebe Noth mit dieſem undankbaren Thiere. Pflege und Gewohnheit hat es mir endlich lieb gemacht im Hauſe und da entſpringt es mir vor einigen Tagen ohne Gewiſſensbiſſe und iſt nirgends zu finden. Eben will ichs mit überflüſſiger Zärtlichkeit noch ſelbſt nach Hauſe tragen, da entſpringt es mir abermals von den Armen und eilt hieher zurück." Zu dem Hündchen niederſchauend, ſagte ſie: „Nun, haſt du dich beſonnen und willſt du mir jetzt freiwillig folgen?" Das Hündchen zog den Schweif ein, ſtellte ſich knapp hinter Walters Fuß und ſtreichelte dieſen mit dem ſammtnen Vorderpfötchen, als wolle es dem jungen Fremden ein bittendes Zeichen geben, daß er ſich ſeiner annehme und es bei ſich behalten oder mit ihm nach Hauſe gehen wolle. „Konrad, nimm Du das Hündchen auf," ſagte jetzt die Dame

zu dem Diener, „und bringe es nach Hauſe.“ Aber als habe das Thier dieſe Rede verſtanden, ergriff es knurrend die Flucht und zog mit eingebogenem Schweife ängſtlich einen weiten Halbkreis auf der Wieſe und blieb endlich, ein Männchen machend, im hohen Graſe ſitzen. Während Walter und der Diener ihre Augen dem Hunde folgen ließen, betrachtete die Dame den jungen Fremden eine Weile ſchweigend von der Seite, über deſſen ſchöne Jünglingszüge eine Wehmuth nicht zu ſchildern, ausgebreitet lag. Walter merkte, daß er ſo im Stillen betrachtet werde, ließ es aber unbekümmert geſchehen, nur den Augenblick erſehend, wo er wieder allein ſein konnte. Jetzt lockte der Diener auf allerlei Weiſe das launiſche Hündchen näher, allein das Thier ſchien trotzig und ängſtlich zugleich und machte keine Miene zu folgen, vielmehr entfloh es ängſtlich in einem Halbkreiſe weiter, als nun der Diener einige Schritte auf die Wieſe hinein machte, um es einzufangen. „Das wird nichts helfen, das verjagt ihn nur noch weiter,“ ſagte jetzt Walter, über den wunderlichen Ungehorſam des Thieres faſt verſtimmt. „Ich ſehe ſchon, ich werde da allein helfen können.“ Mit Lächeln winkte er den Diener zurück und ſagte: „Ich will nun ſuchen, das Thier an mich zu locken.“ Und wirklich; der Diener war in die Allee kaum zurück-, und Walter auf der Wieſe vorgetreten, als das Hündchen freundlich wedelnd und bellend Schritt für Schritt entgegenkam, ſich dann zu Walters Füßen unmäßig glücklich drehte und wälzte und an ihm voll Luſtgebell emporſprang. Ein Vorderpfötchen des aufwartenden Hundes in der Hand haltend, kehrte ſich Walter nun zur Dame zurück und ſagte

ernſt-freundlich: „Gnädige Frau, das einzige Mittel iſt nun wohl, daß ich Ihnen das Hündchen ſelbſt nach Hauſe führe; erlauben Sie es, ſo bin ich gern bereit.“ Die junge Dame war ganz ſtille und nachdenklich geworden, jetzt erwiederte ſie: „Sie erweiſen mir einen großen Gefallen, wenn Sie ſich zu dieſer Freundlichkeit verſtehen wollen. Doch betrübt es mich faſt, daß Sie eines ſo undankbaren Thieres wegen ſich bemühen ſollen.“ „Ich erfülle Ihnen einen Wunſch, gnädige Frau, und ſo werde des Thieres nicht weiter gedacht.“ Man ging dem Thore der innern Stadt zu; jedes ſchien lieber ſeinen eigenen Gedanken ſtille nachzuhängen, als ein Geſpräch gemeinſam anzuknüpfen. Zwar wurden dann und wann einige Worte gewechſelt, doch waren ſie nicht von Bedeutung. Vor dem Thore ihrer Wohnung hielt die Dame einen Augenblick ſtille und ſchien etwas Wohlgeſetztes reden zu wollen, es gelang ihr aber nicht nach Wunſche; „Ich danke Ihnen herzlich,“ war das Ganze, das ſie ſagen konnte. Walter zog, von ſtiller Wehmuth überfallen, nur den Hut und wollte gehen; ging auch mehrere Schritte, bis er merkte, daß das Hündchen wieder luſtig neben ihm herſpringe. Sehr unwillig ſtampfte er mit dem Fuße und rief: „Aber du unbegreifliches Thier, in welche Verlegenheit wirſt du mich noch bringen? Soll es denn durchaus ſcheinen, als habe ich dir's angethan, mir zu folgen? Geh' augenblicklich und verlaß mich, ſonſt muß ich noch Gewalt brauchen!“ Umſonſt; das Hündchen machte ein Männchen und erhob die Vorderpfötchen freundlich bittend. „Ei, was ſoll mir das?“ ſagte Walter, „mit ſolchen Höflichkeiten iſt uns keinem gedient;

komm wenigſtens, daß ich dich zu deiner Herrſchaft zurückführe." Er kehrte um. Schon vor dem Hausthore begegnete ihm der Diener und ſagte: „Die gnädige Frau läßt recht ſehr erſuchen, doch bis in die Wohnung hinaufzukommen, ſonſt werden wir das Thier in Ewigkeit nicht in unſere Hände bekommen." Noch tiefer verſtimmt und doch eiligern Schrittes als er gekommen war, folgte Walter dem Diener in die Wohnung, freudig bellend umhüpfte ſie das Hündchen. In dem großen Vorzimmer ſtand die junge Dame noch im vollen Anzuge und Walter in wunderbarer Unruhe erwartend; die Thüre nach der Vorhalle war zum ungehinderten Eintritt der Ankömmlinge angelweit offen geblieben. „Gnädige Frau," ſagte Walter während ſeines Hereintretens, „es iſt mir herzlich leid, Ihnen nur einen Augenblick dieſes Thieres wegen Unruhe gemacht zu haben." Die Dame erwiederte: „Von ihrer Unruhe könne gar nicht die Rede ſein, wohl aber müſſe ſie bedauern, Waltern eines ſo undankbaren Thieres wegen ſo ſehr bemüht zu haben. Ihre inſtändigſte Bitte wäre, daß Walter nur einige Augenblicke verweilen möchte, bis ihr Mann aus ſeinem Zimmer käme, um dem Wiederbringer des Hündchens, ſeines Lieblings, ſelber danken zu können. Walter wollte ſich eben dieſer Höflichkeit mit Entſchuldigungen entziehen, als der ziemlich bejahrte Mann der jungen Dame erſchien. Es war ein mittelgroßer bequemer Herr mit einem freundlich runden Geſichte und gutmüthigen blauen Augen. „So iſt er wieder da?" ſagte er ohne beſondere Lebhaftigkeit froh. „Er lebt noch und iſt friſch und geſund?" Er meinte das Hündchen, und klopfte

dabei deſſen Rücken einige Male mit luſtigem Behagen; dann vor Walter hintretend, nahm er mit ſeinen beiden Händen Walters Rechte und ſagte lächelnd: „Sie haben da mir und meiner Frau keine gewöhnliche Freude gemacht. Wollen Sie uns aber eine noch größere Freude machen, ſo bleiben Sie bei Tiſche hier. Sie werden zwar keine Tafel finden, aber was der gute Appetit behaglich verlangen kann, wird zur Genüge da ſein; ſagen Sie uns zu.“ Ueber Walters Angeſicht fuhr ein düſterer Ernſt, der Niemandem entgehen konnte, dann erwiederte er etwas heiterer: „Ich muß mich wohl länger und näher betrachten laſſen, ob ich nicht ein Menſch voll gefährlicher Kunſtſtücke und Zaubereien bin.“ Dieſe Antwort gefiel denn ausnehmend und man trat in die inneren Zimmer der Wohnung und ſetzte ſich, da eben aufgetragen wurde, gleich zu Tiſche. Der Genuß wohlzubereiteter Speiſen und eines Glaſes guten Weines verfehlten eine gewiſſe Stärkung und Ermunterung bei Walter nicht, er wurde, wenn auch nicht viel heiterer, doch wohlgefällig redſeliger. Als man aufſtand, hatte Jedes von den Dreien eine nachhaltige Bemerkung zu wiederholten Malen ſich zurückgelegt. Walter hatte den Blick des Herrn Gemahls der Dame auf eine Weiſe wunderbar gefunden, daß er ſich geſtehen mußte, nie etwas Aehnliches geſehen zu haben. Es lag etwas ſo rührend Stilles, ſo traumhaft Unbeſtimmtes in den freundlich blauen Augen des Mannes, daß es eben ſo gewann als leiſe ſchauern machte. Die junge Dame dagegen war gewiß, in Walters Seele ſtecke ein unſäglich tiefes Leid, und kein Wunſch war nun lebendiger in ihrer Bruſt, als dieſem Leide

auf die Spur zu kommen. Ihr Gatte fand den jungen Fremden werth, des beſten Mannes Freund zu ſein. Man ſaß nach Tiſche nicht lange beiſammen, als der Gatte aufſtand und freundlich ſagte: „Kinder, ich will ein wenig ruhen gehen; Gewohnheit überwältigt mich, ich bitt' Euch, plaudert nach Gefallen weiter, vielleicht ſtimm' ich nach einem kurzen Schläfchen ſelbſt wieder ein..."

Was nun zwiſchen Walter und der jungen Hausfrau in einem langen Geſpräche Liebes und Gutes, Freundliches und Ernſtes verhandelt wurde, kann hier nicht Alles Raum gewinnen; nur ſo viel darf behauptet werden: die Unterredung war entſcheidend für alle Zukunft Walters. Gegen Abend erſchraken Beide mitten im Geſpräche über ein ängſtliches Läuten im Nebenzimmer, die Dame eilte hinein und kam nach einer Weile mit naſſen Augen und der Botſchaft heraus, daß ihrem Manne plötzlich bedenklich unwohl geworden ſei. Walter wollte ſich entſchuldigen und die beſorgte Gattin nicht länger von der nöthigen Pflege und Sorgfalt für den Kranken zurückhalten, aber ſie erwiederte, daß ſie vielmehr von ihrem Gatten den Auftrag habe, Walter zu ihm ins Nebenzimmer zu führen, denn er habe eine wunderbare Vorliebe für ihn gefaßt. Der Kranke ſchien auf Walter ſchon mit einer gewiſſen Ungeduld zu harren, und ſtreckte ihm von Weitem ſchon die Hand entgegen. „Lieber Freund," ſagte er, „es iſt mir leid, daß ich Ihnen den Anblick eines Unpäßlichen nicht erſparen kann, ich ſag' es grad heraus, ich habe Sie lieb gewonnen, und möchte Sie noch ein Weilchen reden hören. Setzen Sie ſich ein wenig zu mir; nicht wahr, Sie

nehmen mir's nicht übel?" Indem er so sprach, wurde sein freundlich blaues Auge leicht umschleiert, und immer traumhaft ungewisser; er lächelte wohlgefällig, so lange Walter sprach, und lehnte sich dabei bequemlich in die weiche Ecke eines großen Divans zurück. Wie aber Walter eine längere Pause machen wollte, richtete er sich immer etwas und fast heftig auf, reichte ihm die Hand hin und sagte liebevoll: „O schön, das ist schön, daß wir uns kennen gelernt haben. Aber gehen Sie noch nicht, lieber Herr Walter. Sie müssen nun alle Tage mit uns speisen." Als er endlich nach seinem kleinen zweijährigen Knaben Gustav fragte und das Kind ihm gebracht wurde, ersah Walter den rechten Augenblick, um sich zu entfernen. Die junge Hausfrau begleitete ihn weinend bis an die Thüre. Tausend wunderbare Empfindungen bewegten sie. „Sie werden doch das plötzliche Kränkeln Ihres Gatten nicht für gefährlich halten, gnädige Frau?" sagte Walter draußen. „Der Himmel gebe es, daß es nicht gefährlich sei," erwiederte sie. „Ich will abwarten, was der Arzt sagen wird." Dann fügte sie hinzu: „Meines Mannes Neigung für Menschen, die er einmal lieb gewonnen hat, war von jeher ohne Grenzen. Sie haben sein ganzes Herz, Herr Walter, seien Sie für uns sichtbar, so oft Sie können — jedenfalls unser Gast, so lange Sie Wohlgefallen an unserer Gesellschaft finden..." Nicht minder als die junge Hausfrau von den wunderbaren Gefühlen überkommen und durchdrungen, verließ Walter das Haus, die Stadt, die nächste Umgebung derselben und schlief die Nacht auf dem Gebirge in einer Bauernhütte. Als er andern Tages in die Stadt zu-

schlug, und das Land von ihnen zurücktrat, wie ein treuer Freund vom dem Scheidenden, da wurden ihre Augen wohl naß, aber Georgs Zusprache, seine Versicherung, daß keiner in ganz Wettingen den Kahn so gut regieren könne, als er, und mehr noch der eben in Osten aufgehende Mond, der ihr Trost zuzulächeln schien, trockneten ihre Thränen. Die spiegelglatte, von keinem Lüftchen bewegte Oberfläche des Sees, aus der sich zuweilen ein Fisch wie ein Silberfunke aus einer flüssigen Silbermasse emporhob, um gleich wieder in die kühlende Fluth unterzutauchen. Der blaue Himmel, der aus der Höhe mit seinen funkelnden Sternen ihnen zuglänzte und den ihnen die Tiefe wiedergab, so daß es schien, als wenn sie zwischen zwei Himmeln auf dem dritten dahin schwämmen, tausend singende Nachtigallen, die ihnen aus dem Buchenwäldchen Brautahnungen nachriefen — Glühwürmchen, matt schimmernde Kreise ziehend, am sich immer mehr entfernenden Ufer — Glockenklang, Hirtenflöten, einzelne Töne in der Stille der Nacht; gleichsam spätes Nachsummen des Tages, das aus der reichen westlichen Landschaft matt zu ihnen herüber schallte — das fromme Lied eines fern von ihnen seine Netze auswerfenden Fischers, der Hauch der Andacht über den Wassern — die vom Mond erleuchteten kahlen Häupter der sich ihnen mehr nähernden Felsen, welche die Bran-

rückkehrte und ſich nach dem Befinden des unpäßlichen Gatten erkundigen wollte, kam ihm das Kammermädchen mit den Worten entgegen: „Unſer gnädiger Herr iſt heute Nacht geſtorben.“ Walter ſtand eine Weile betäubt und erſtarrt und konnte nicht ſprechen. Indem er noch unentſchloſſen daſtand, ob er ſich unberufen in den Schmerz des Hauſes mengen oder doch lieber ſich entfernen ſolle, löſte das Mädchen ſeine Zweifel, indem ſie ſagte, daß ſie von der gnädigen Frau den Auftrag habe, wenn Herr Walter komme, ihn nicht fort zu laſſen. Mit ſehr ſchwerem Gemüthe trat alſo Walter ein, und fand die junge Hausfrau faſt noch mehr in Jammer aufgelöſt als er ſich gedacht hatte. Sie empfing ihn mit lautem Weinen und führte ihn an das Todtenbette und ſagte unter ſchmerzhaftem Schluchzen: „Herr Walter, da ſehen Sie Ihren ſchnell gewonnenen und eben ſo ſchnell verlorenen Freund.“ Walter konnte ſich nicht enthalten, eine Thräne zu weinen. Alſo das lag in dem lieben freundlichen Auge des gutmüthigen Mannes angedeutet? ein ſo nahes Sterben kündete der traumhaft irre Blick deſſelben? Walter unterließ es, die junge Hausfrau mit leeren Worten zu tröſten, denn er fand, hier könne nur die Zeit allein mäßigen und heilen. — An demſelben Tage übernahm Walter noch den liebevoll erſonnenen Auftrag der jungen Hausfrau, in einer für ſich unbedeutenden Angelegenheit eine Reiſe von mehreren Tagen anzutreten. Hatte nun Walter erſt durch ein inniges Geſpräch von einigen Stunden ſich zwei gute Herzen für die Dauer gewonnen, ſo darf man von dieſer Reiſe ſagen, daß ſie die ſpätere Betheiligung Walters an allen Hausangele-

genheiten eröffnete. In Kurzem war ein junger liebenswürdiger Menſch wie durch ein Wunder an der Spitze eines ſehr wohlhabenden Hauſes, und eben ſo bald geliebt und beneidet, wo er erſchien... Und ſo ſtand nun der ganze Hergang ſeines wunderlichen Erlebniſſes in Walters Briefe einfach dargeſtellt und es folgte nur noch eine heitere Schilderung ſeines Glückes, das ihm von Tag zu Tag nun voller, reicher in dem Hauſe ſeiner Gönnerin zu Theil wurde...

„Und jetzt, o lieber Vater und liebe Mutter, bin ich wie das eigene Kind im Hauſe," ſchloß der Brief. „Meiner Aufſicht iſt faſt Alles übergeben, ich muß meiner zweiten Mutter in allen Dingen meinen Rath ertheilen, mein Wort gilt ihr über jedes andere und auch ihres gilt mir über Alles — o liebe, gute Eltern, mir iſt es in meinem ganzen Leben noch nicht ſo herrlich ergangen, ich lebe wie im lauteren Paradieſe, ja wie im Himmel. Ich ſage meiner lieben zweiten Mutter noch alle Tage: ‚Es iſt zu viel, viel zu viel, was Sie mir erweiſen.' Aber anſtatt, daß ſie nachlaſſen ſollte in dem vielen Guten, was ſie mir erweiſt, kommt ſie nur alle Tage mit einer neuen Freude daher und will ſich gar nicht abrathen laſſen. Ich habe ſo ſchon anfangs zwei wunderſchöne Zimmer zum freien Bewohnen erhalten, Alles hat geleuchtet und geduftet um mich herum, daß mir vor Freudigkeit das Herz wie eine Glocke hell geſchlagen hat, aber nein, jetzt ſind meiner ſeelenguten Stadtmutter auch dieſe zwei Zimmer noch nicht genug, Gott bewahre! geſtern iſt noch eine Thüre aufgemacht worden und wie ich frage: ‚Warum wird denn auf einmal dieſe lang verſchloſſene Thür aufgemacht?' kommt

meine liebe Mutter (o ich nenne ſie gar nicht mehr anders, wenn ſie auch kaum zwei Jahre älter iſt als ich) und nimmt mich bei der Hand und lächelt wie eine gute Schelmin und ſagt: ‚Walter, Sie ſind ja immer gar ſo glücklich, daß ich glaube, Ihr Glück hat nicht Platz in dieſen zwei Zimmern und ſo laſſe ich dieſe Thüre öffnen, damit ſich Ihr großes Glück noch breiter machen kann.‘ Gleich darauf hat ſie erfahren, daß ich Euch, o liebe Eltern, von meinem Einkommen dann und wann nach Hauſe ſchicke, gleich habe ich ein Paketchen auf meinem Tiſche gefunden mit Geld für Euch, liebe Eltern, damit ich von meinem Gehalte nichts herzugeben brauche. Ich ſag' Euch, liebe Eltern, mein Glück iſt gar nicht zu beſchreiben. Alles freut mich, Alles liebt mich, die ganze Welt, glaube ich, gehöret mir, ich darf immer um meine himmliſche Stadtmutter ſein, wir eſſen mit einander, wir fahren aus mit einander, ich bin immer aufgelegt als müßte ich die ganze Welt umarmen, ich liebe alle Menſchen, meine neue Mutter, mich, Alles, Alles! ...“

Mutter Magdalene hatte nach und nach die Schürze immer tiefer von den Augen in's Geſicht herabgerückt, je nachdem des Sohnes Schickſalswendung immer erfreulicher zu lauten anfing und die Thränen, die noch immer floſſen, wurden nach und nach aus Schmerzensthränen endlich Freudenthränen. Nur gegen den Schluß des Briefes mengte ſich nicht wenig Wermuth in Mutter Magdalenen's Freude.

„Seht, ſeht, Herr Studentl, was Ihr für eine prächtige Mutter habt,“ ſagte ſie. „O ich ſeh' ſchon, daß Ihr es bei mir keine vierzehn Tage aushalten werdet, zu ſo einer Mutter

lauft man über Hals und Kopf wieder zurück, wenn man kaum ein paar Tage von ihr verreiſet iſt. Ich ſeh' das ja auch an meinem lieben Sohn, meinem Walter, es iſt gerade, als wär' ich wegen Eurer guten Mutter gar nicht mehr auf der Welt vorhanden.

Das Stadtherrchen blickte mit träumeriſchen Augen über den Brief weg in die Luft hinein und war ganz ſtilles Verwundern über den romantiſchen Schein, in welchem der Brief ihn ſeine Mutter erblicken ließ; ſo faſt verklärt war ſie ihm niemals vorgekommen, es regte ſich wirklich jetzt in ihm ein ſtilles Heimweh nach der Mutter, die er mit einem lichten Schein um das Haupt zu finden hoffte.

„Ja, ja," ſagte er, noch immer mit unverwandten Augen vor ſich hinblickend: „Frau Mutter Walterin, ich werde doch für dieſes Mal wieder nach Hauſe reiſen, ich werde doch lieber ein anderes Mal kommen, ein anderes Mal hat es mir vielleicht meine Mutter ſelbſt erlaubt und kommt vielleicht ſelbſt mit mir auf Beſuch, Frau Mutter Walterin."

Mutter Magdalene erblaßte und lächelte zugleich und ſagte nach einer Weile: „O ich hab' es ja gewußt, Herr Studentl, ich will Euch auch nicht mehr bereden, daß Ihr länger bei mir bleiben ſollet als es Euch gefällt; es ſollte halt ein jedes Kind ſo gern wie Ihr, Herr Studentl, an ſeine gute Mutter heimdenken, dann wär' es beſſer, dann wär' es gut." Ihre Stimme zitterte, die Schürze rückte wieder vom Kinn bis zu den Augen hinauf, ein leiſes Schluchzen verkündete aufs Neue ihr bitterliches Weinen. — —

In dieſem Augenblicke kam ein dumpfes Lärmen nä-

her, welches ſich ſchon länger aus der Ferne hatte hören laſſen.

V.

Mehrere Dorfbewohner hatten kurz zuvor von verſchiedenen Seiten dem wunderbaren Ereigniſſe zugeſehen, wie ein gräflicher Wagen, von zwei Prachtſchimmeln gezogen und mit Kutſcher und Jäger in glänzender Livree darauf, angehalten hatte, wie dann der Jäger und hierauf der Graf ſelbſt abgeſtiegen und unſerm jungen Wanderer Walter nachgegangen waren. Man rief ſich zu: dahin zu ſehen, das anzuſchauen, das Wunder zu betrachten! Größere und kleinere Gruppen waren vor den Häuſern und auf Anhöhen zuſammen gelaufen, um den Schauplatz zu ſehen, wo der Graf dem jüngſt aus der Hauptſtadt heimgekehrten Sohne Vater Pfeiffers, als er ihn endlich eingeholt hatte, freundlich bei der Hand nahm und nun mit ihm ein langes vertrautes Geſpräch begann. Pfeiffer ſelbſt, als er dieſe freundliche Begrüßung ſah, lehnte ſich in einiger Entfernung wie träumend an einen Baum und konnte lange ſeine Sprache nicht finden. Es liefen die Leute um ihn zuſammen und beſtürmten ihn mit Fragen, die er nicht beantwortete oder gar nicht hörte. Ohne es ſelbſt zu wiſſen, hatte er den Hut feurig gegen das rechte Ohr gerückt und lehnte mit der Schulter am Baume, leidenſchaftlich vorgebeugt und ſchaute unbeweglich dem Grafen und ſeinem Sohne eine Weile zu, die im Geſpräche bald einige Schritte hin und wieder gingen und bald wieder ſtehen blieben. Plötzlich brach er auf und kehrte in ſein Haus zu-

rück. Alles folgte ihm lärmend, fragend, unter Ausrufungen nach. In der Stube erſt kam ſein Herz zum Sprechen, indem er leidenſchaftlich auf und nieder ging.

„.... Kinder, Freunde, Leutchen, wie Ihr da ſeid — laßt mich, laßt mich!“ rief er. „Es iſt anders, mir iſt doch vor einer Weil' nicht ſo geweſen. Jetzt verſteh' ich, was man ſein kann, was man werden kann, wie weit man's bringt, wenn man das Rechte wird. Pfarrer, Amtmann, kein Menſch hätte mir bewieſen, was mein Sohn iſt und kann — verſteht einen Vater! Jetzt könnte mir geſchehen, daß ich mich ſelbſt nicht mehr kenne. — O laßt, laßt mich eine Weile. Wenn ich anfang und geh' ſo auf und ab, ſo hitzig wie jetzt, wenn ich trommel' an den Fenſtern, hinausſtürm' in den Garten und wieder zurück und dabei Kluges und Alles rede — ſo verſteht einen Vater. Was thut nicht ein Vater für einen ſolchen Sohn? Wer hat einen ſolchen? Wer?...“

So wirkte eine blinde Ehrfurcht vor dem Grafen auf die Gemüther. Nach dieſem Vorfalle wäre jeder Stand, jede Beſchäftigung, die ſein Sohn gewählt, unſerm Vater Pfeiffer willkommen und heilig geweſen, denn die Auszeichnung, welche ſeinem Sohne von Seite des Grafen eben zu Theil wurde, machte ſein Vertrauen, ſeine Hoffnungen, ſeine Vaterfreude unſäglich.

Noch eine gute Weile überließ ſich Vater Pfeiffer in der Stube ſeinem lauten Herzensſturme, dann aber wurden ihm die vier Wände zu enge, er eilte mit dem ganzen Schwarm Menſchen hinterher wieder hinaus nach dem Garten. Hier erfuhr nun auch Mutter Magdalene, was vorgefallen war,

und im beſten allgemeinen Diskurſe kam auch Walter vom Grafen zurück. Alles ging ihm mit Neugier und Verwunderung entgegen; Vater Pfeiffer ſelbſt verlegen und faſt ehrfurchtsvoll voran. Seine rechte Hand war ſogar ſchon auf dem Wege, den Hut etwas zu lüften.

„Du ... Sohn ...“ begann er, „ſag' mir nur, was iſt denn das?“ Excellenz Graf ſteigt aus dem Wagen — allerliebſter Sohn — ſteigt aus und geht Dir nach und nimmt Dich bei der Hand und drückt ſie Dir auch, kann ſein, und diskrirt mit Dir wie mit einem Freund oder Bruder ... Sag', was haſt Du ihm zu Lieb' gethan oder er Dir? Wie ſeid Ihr ſo bekannt geworden? Oder woher biſt Du denn gar ſo was Großes oder Vornehmes, daß Du mit dem Excellenz Grafen ſo vertraut thun darfſt wie mit einem Bruder? Ich vermein' grad immer noch, ich muß mir über die Augen fahren und aus einem Traum aufwachen — o ein Traum wär' ja erſt nichts dagegen! ... Ich weiß gar nicht, wie Du mir vorkommſt — größer, luſtiger, friſcher, alert, Du biſt ja gar mein Sohn nimmermehr — den Hut könnt' ich völlig herunternehmen, wenn ich nicht wüßt', daß Du mein Sohn doch noch biſt ...“

„So habt Ihr mir zugeſehen,“ erwiederte Walter lächelnd, „Ihr, Vater, und Ihr, meine Mutter, und Ihr alle, liebe Leute?“

„Freilich, freilich, was denn ſonſt?“ rief Pfeiffer ... „Aber ſag' uns nur jetzt: wie hat denn ſo ein Wunder mit dem Excellenz Grafen geſchehen können? Ich vergeß' es mein

Lebtag nimmer... Sag, was biſt Du eigentlich, was haſt Du Beſonder's gethan?"

„Ich habe ein Buch geſchrieben," ſagte Walter nach einer Pauſe; die kleine Unwahrheit war ihm nicht ganz leicht geworden.

„Ein Buch?... Ein Buch haſt Du geſchrieben?" ſagte Pfeiffer. „Und wegen einem Buch hat Dich der Excellenz Graf ſo zu ſeinem Freund? Was iſt das für ein Buch? Etwa auch ein neues Teſtament oder ein Ritterbuch?"

„O nein. Ich habe ein Buch geſchrieben — darin kommt Ihr Alle vor!"

Eine allgemeine Bewegung entſtand und Jeder rief mit Verwunderung: „Wir?"

Walter weidete ſich eine Weile an dieſer allgemeinen Unruhe und Neugier und ſagte dann: „Ja, Ihr Alle!"

Man ſah ſich immer lebhafter an, Einige lachten, Einige erröthetеn, Einige drängten ſich vor, Einige zogen ſich zurück, je nachdem ſich das Bewußtſein eines Jeden meldete; denn in dieſem Augenblicke war den Meiſten nicht anders, als läge ihr geheimſtes Denken und Fühlen, Thun und Treiben vor aller Welt offen und preisgegeben da.

„... Nun ſo mein Sohn..." fragte Pfeiffer endlich nach einigem Zögern, „was verhandelt alsdenn Dein Buch von uns? Was ſteht darin?"

„Ja, wißt," erwiederte Walter, „ich kann Euch nicht auf einmal Alles ſo genau wieder ſagen, aber ſo viel könnet Ihr erfahren: ich habe Euch in meinem Buch vor der Welt ſehr gut und brav geſchildert. So z. B. habe ich in das Buch

geſchrieben, Ihr ſeid alle durch die Bank hübſche, ſtarke, geſunde Leute, kaum, daß Einem in zehn Jahren einmal ein Finger oder Zahn weh thut, und deßhalb, habe ich hinzugeſetzt, ſeid Ihr immer glücklich und ſeelenfroh, der Herr Graf ſelber könnte ſich ein Muſter an Euch nehmen, wie man mit Wenigem zufrieden und dabei wie ein Fiſchlein im Waſſer geſund ſein kann..."

Vielen verging das neugierige Lächeln etwas und Vater Pfeiffer ſagte mit verlegen ernſter Miene: „Mein Sohn, das iſt recht ſchön und gut... aber Du hätteſt nicht mit dem Finger auf Se. Excellenz zeigen ſollen, das wird uns jetzt als Uebermuth ausgelegt werden und wer weiß, ob Se. Excellenz nicht glaubt, daß wir Dir ſo was in die Feder diktirt haben... Mein Sohn, das hätteſt Du nicht ſchreiben ſollen. Und das Andere auch nicht: wir ſind nicht alle ſchnurgerad und hübſch und wie von Eiſen geſund; die viele Arbeit rackert uns doch auch bald zuſammen. Wie viel' alte Männer haben wir denn im Dorf, die nicht ihren Bug auf dem Rücken haben? Geht nicht der Wumſer Franz herum, daß es zum Erſchrecken iſt? So einen Buckel ſucht man ja auf dem ganzen Erdboden umſonſten. Und was giebt's noch ſonſt allerlei Uebel bei uns! Hör' nur einmal im Winter dem Huſten bei uns zu, wenn wir ſo alle Augenblick von der brennheißen Stube in die eiskalte Luft hinaus müſſen und oft nur mit bloßen Füßen in den Schuhen... daran haſt Du gar nicht mehr gedacht. Jetzt denk' Dir aber, der Herr Excellenz Graf will einmal durch unſere Ortſchaften fahren und unſere ſchnurgeraden ſchönen Geſtalten muſtern, aber es

begegnet ihm unglücklicher Weis' gerade des Wumser Franzen sein erschrecklicher Buckel — Sohn, Sohn, was wird sich Se. Excellenz, der Herr Graf dabei denken?"

Alles lachte laut auf, selbst dem Vater Pfeiffer zuckte ein Lächeln um den Mund, weil er fand, daß es doch eigentlich lustig ausgefallen war, was er sehr ernsthaft hatte vorbringen wollen. Doch gleich war Alles wieder stille und horchte besorgt, ob im Buche nicht noch Mehreres vorkommen würde, was übertrieben wäre und ihnen schaden könnte.

„Macht Euch keine Sorgen deßhalb," sagte Walter sehr erheitert durch die Rede seines Vaters, „ich glaube, ich habe in meinem Buche nicht gerade so auf Se. Excellenz hingezeigt, ich habe, glaube ich, nur so im Allgemeinen gesagt: es könnte sich mancher große und reiche Herr ein Muster nehmen, wie man mit Wenigem so glücklich sein kann, als er es ist mit Vielem. Auch das von Euerer Gestalt habe ich schon so herausgemeißelt, daß man noch ein Plätzchen findet, wo man sich Einen mit einem unglücklichen Buckel hindenken kann. Gebildete Leute wissen ja, daß es in Allem eine kleine Ausnahme giebt.... Dagegen wird Euch das freuen, was ich weiter von Euch in dem Buche geschrieben habe."

„Ja sag', was steht weiter in dem Buche?" fragte Pfeiffer.

„Ich habe geschrieben, daß Ihr Alle herzensgute liebe Leute seid, daß Ihr Euch einander lieb habet wie Bruder und Bruder, daß niemals unter Euch ein Betrug erhört werde und daß man viele Jahre lang hier leben müßte, um von einem Scheltwort oder sonst von einer Grobheit zu hö-

dung dumpf flüsternd zu beschwören schien, die steinernen Füße wegzuziehen aus dem Schmaragdbecken des Wassers — die deutlicher leuchtende Flamme aus der Nordbucht, ein magisches Symbol der Liebe und Hoffnung — das alles wirkte auf das hoffnungsreiche Paar, vielleicht nicht so deutlich, aber gewiß inniger, als auf einen schulgerechten Zergliederer der Naturschönheiten. Wo wahre Liebe ist, da hebt auch die Poesie die noch so eng gebundnen Psyche-Flügel, und macht das gemeine Auge empfänglich für die Harmonie der Natur, und im Herzen hallen ihre hehren Anklänge wieder. Ist die Poesie die Offenbarung des Himmels, so ist die Liebe der seine Hülle wegziehende Engel.

Sie liefen in der Nordbucht ein; kein Geisterdrohn schreckte sie, aber doch wurde Christeln so bange, wie sie nur das ihr jetzt so treulos scheinende Wasser unter sich, die wilden, gerade emporsteigenden Felsen, statt des freundlichen Ufers um sich, und den auf den Felsen ruhenden Himmel wie einen drohenden Riesen, der sich auf seine Sklaven stützt, über sich hatte. Verrätherisch drohend, tönten die nähern Wirbel des Strudels; wie ein flammender Dolch blitzte das räthselhafte Feuer am Felsen hinauf, und sein wilder Wiederschein dehnte sich weit in die dunkeln Fluthen. Georg sprach ihr Muth ein, mit kräftiger Hand wi-

ren. Vorzüglich habe ich gerühmt, daß Ihr alle mit einander treu seid wie das lautere Gold, Ihr sagt einander niemals was Unrechtes nach; wenn Ihr den Nächsten fehlen sehet, so sehet Ihr's gar nicht oder thut wenigstens so. Verzeihen, sagt Ihr, ist die allerschönste Sache, und einander in der Noth gutwillig aushelfen ist Gott wohlgefällig. Euer Allerbestes aber habe ich auf die Letz' gelassen. Das ist nämlich, daß unter Euch gar niemals ein langohriger Verräther gefunden wird, das ist ein Mensch, der überall herumhorcht und gerne hören möchte, daß Jemand etwas Uebles von der Herrschaft oder von den Beamten sagte, damit er dann geschwinde hinlaufen und es der Herrschaft heimlich stecken könnte. Und so habe ich Euch als gute, liebe, freundliche, fleißige, kluge, treue und fromme Leute geschildert, daß alle Welt ein förmliches Verlangen kriegen muß, Euch heimzusuchen, Einen von Euch zu sehen..."

Große Stille und Verlegenheit; nach einer erklecklichen Weile erst nahm Vater Pfeiffer den Hut herunter und wischte sich verlegen die Haare in die Stirne.

„.... Sohn," sagte er, „Respekt und viel Dank für Dein schönes Lob über uns Alle... Ich glaub' auch, wir sind keine schlechten Leut'! Aber höre, mein Sohn — ich weiß doch nicht — Du hast uns da zu viel Gutes angethan. Du lebst nicht mehr ganz unter uns, alles Böse von Deiner Kinderzeit her hast Du so viel als vergessen, kann sein, daß Dir nur mehr alles Gute vor den Augen steht und so hast Du Dein schönes Lob in das Buch geschrieben. Viel Dank noch einmal. Aber Du hättest doch auch sagen sollen, daß

wir da auch hie und wann einen wilden Streit oder einen grauſamen Unfrieden haben, daß es mit der geringen Aushilf' unter einander auch gar oft ſeinen Haken hat, ja daß auch manches Haus in beſtändigem Krieg iſt und Eltern mit den eigenen Kindern ſtreiten. Du mußt auch denken, ein ſo Einer, der Dein Buch geleſen hat, könnt' auf einmal daherkommen und unſere ſchöne Herrlichkeit ſehen wollen; könnt' ihm nicht gerade zuerſt ein Schreien und Raufen in den Weg fallen? Hör' auf, hör' auf, ſo eine Rauferei und der Wumſer Franz mit ſeinem erſchrecklichen Buckel könnte Dir Dein ganzes Buch in Verruf bringen."

Diesmal kam nur hie und da Einem ein unruhiges Huſten aus, oder Einer wagte es leiſe, Beifall zu nicken; man war auf Walters Antwort zu ſehr geſpannt.

„Nun ja," erwiederte Walter, „verſteht ſich, Vater, daß ich auch da nicht geſagt habe, daß es gar keine Ausnahm' unter Euch gebe. O ich hab' ſchon auch manche Anzeige fallen laſſen, daß es dann und wann z. B. doch Einen oder den Andern unter Euch giebt, der mit jeder dummen Geſchichte oder mit jedem Wort, das Einer im Rauſch manchesmal ausſagt, zur gnädigen Herrſchaft buckelt und es wie eine göttliche Verheißung ausplaudert — Ihr könnt Euch denken, daß ich über ſo Einen ſchwere Noth geſchrieen habe in meinem Buch. Gleich habe ich aber hinzugeſetzt: Ihr Andern habt den größten Abſcheu vor ſo einem Menſchen, und es weicht ihm Jeder aus wie Einem, der die Peſt mit ſich herumträgt!"

Vater Pfeiffer ſetzte ernſthaft ſeinen Hut wieder auf

und ſagte: „Das iſt recht.“ Die meiſten erhoben nun auch ihre Stimmen, um zu beſtätigen, was Vater Pfeiffer geſagt hatte. Dabei waren die meiſten Blicke auf den Haltauer Lorenz gerichtet, der ſich zwingen wollte, auch zu lächeln und Beifall zu nicken. Es gelang ihm aber nicht recht; indem er ſich verwirrt dehnte und fortſchlich, brachte er nur hervor: „Uhuu ... Es giebt derawelchene Leut' ſchon... O ja — wie man's nimmt, kann man's nehmen....“

Walter ſah den Unglückſeligen, der ſich davon ſchlich, eine Weile nach und ſagte dann, um dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben:

„Seht nun, ſo habe ich noch gar Vieles in das Buch geſchrieben und wenn Ihr es einmal leſen wollet, wird es Euch ſchon gefallen. Ihr, lieber Vater, laßt Euch keine Sorge kommen, daß ich Se. Excellenz damit beleidigt habe, Ihr habt ja geſehen, wie er mich freundlich behandelt hat.“

„Je nun,“ erwiederte Pfeiffer, „ich bin auch ſchon zufrieden mit Allem, was Du thuſt, Alles iſt mir jetzt recht.“

Jetzt trat ein hagerer, ehrwürdiger Mann von mittlerer Größe aus der Menge hervor und ſagte mit dem Hut in der Hand faſt gramvoll zu Walter:

„Wenn Ihr Bücher ſchreibet, Herr Walter — ſo ſaget mir doch auch, was wiſſet Ihr von meinem Sohn? Weiß Se. Excellenz auch von ihm? Hat Se. Excellenz auch einmal ein Wort von ſeinen Büchern fallen laſſen?“

Walter, dem es vorhin faſt darum allein zu thun geweſen, dieſen Mann durch ein ſolches Geſpräch anzulocken, ſagte nun mit großer Freundlichkeit zu ihm:

„Ja freilich kennt Se. Excellenz auch die Bücher von Euerem Sohne. Viele hundert Male hat er mich gefragt, ob ich ihn denn kenne, Euern Sohn, und warum er ſich nicht bei ihm ſehen laſſe? Solche Köpfe, wie Euer Sohn einen hat, hat Se. Excellenz oft geſagt, ſollte es mehrere geben, das ſind die rechten, die machen auch ihm Ehre."

Eine freudige Röthe überzog das hagern Mannes ehrwürdiges Geſicht, er ſchwieg ſtille, ſeine Augen gingen ihm über; er verließ dann das Gedränge und ſchritt nach Hauſe, um ſeinem Weibe zu ſagen, was er gehört habe.

„Jetzt wirſt Du doch nicht ſchon aufhören, Bücher zu ſchreiben, mein Sohn," fing Vater Pfeiffer wieder an. „Nun ja, wenn das eine ſolche Ehre iſt, wie Se. Excellenz meint, ſo muß man ſo was nicht gleich wieder ſtehn laſſen, was? Ich meine nicht. Iſt Dir ſeither nichts mehr eingefallen, was Du ſchreiben könnteſt? Ei doch ja! Das wär' nicht übel. — Was für ein Buch wirſt Du jetzt ſchreiben?"

Walter ließ einen ſanften rührenden Blick auf ſeiner Mutter ruhen und ſagte dann:

„Jetzt, Vater, will ich ein recht liebes frommes Buch ſchreiben. Es handelt von einer Mutter, die ihres Gleichen auf Erden nicht mehr haben wird. Von dieſer Mutter hat nämlich vor langer Zeit ein Söhnlein ſtudieren müſſen, aber weil Vater und Mutter nicht viel haben zuſetzen können, ſo iſt es dem kleinen Studenten immer ſchlechter und ſchlechter gangen, ſo daß er in der Hauptſtadt, wo man die letzten Schulen durchmachen muß, beinah verhungert wäre. Er hat aber ſeinen lieben Eltern davon kein Wort geſchrieben, bis

es ihm auf einmal mit Gottes Hülfe sehr gut ergangen ist und er in einem reichen Hause Aufnahme gefunden hat. Jetzt erst hat er sein Unglück heim geschrieben und — denkt Euch, weil er jetzt gar so freundlich ist von einer Stadtmutter aufgenommen und gepflegt worden, ist seine Mutter auf dem Lande eifersüchtig auf sie geworden und hat heimlich viel geweint und gar manche Nacht vor Wehklagen kein Aug' zumachen können... Denkt Euch, was das für ein liebes Buch werden wird, wenn ich das recht deutlich und rührend aufschreiben werde! Ich will Euch's gleich schicken, wenn es fertig sein wird."

Jetzt trat Walters Mutter lachend und schluchzend hervor und sagte:

„Hör' auf, hör' auf, mein Sohn, das bin ja ich — hör' auf, ich weiß schon, daß Du mich damit meinst!..."

Erschütternd und jubelnd fiel ihr Walter an den Hals und rief:

„O Mutter, Mutter, freilich seid Ihr's, die ich meine — es soll ein liebes, liebes Buch werden!"

„Nein, mein Walter," rief Mutter Magdalene, „schreib' so was nicht in ein Buch — es braucht das kein Mensch zu wissen — ich bin halt so ein seltsames Weib und kann nicht dafür. Schreib' es nicht!"

„Nein, nein, von so einer Mutter muß die ganze Welt erfahren, denn gute Mütter sind nicht viel.... Aber daß Ihr Euch nicht weiter wegen meiner Stadtmutter grämt, so wisset, sie ist jetzt mein liebes, gutes Weibchen — wir sind

ein glückliches zufriedenes Ehepaar. — Mein Weibchen wird in ein paar Tagen selber hier sein...."

Wie aus einem langen schweren Traume erwachend richtete sich Mutter Magdalene nun auf und ließ einen unbeschreiblichen verklärten Blick auf Walter ruhen, dann fiel sie ihm mit einem Seufzer der Erleichterung an den Hals und rief:

„Jetzt bin ich wieder zufrieden, jetzt ist es recht!..."

Die Offizier-Marie.

Ländliche Novelle aus Unteröſterreich.

von

Antonin von Wien.

Nichts iſt angenehmer in ſeiner Art, als im September, wenn ſchon die erſten Herbſtnebel einfallen, in aller Gottesfrühe auf einen Berg hinauf zu gehen. Da ſieht es drunten in der Ebene noch düſter und dunkel aus, denn die Sonne ſteigt erſt in einer Stunde herauf. Im Dorfe ſchläft noch alles, ſogar die Hunde, die die Nacht über bellen, werden jetzt ſtille und kriechen in ihre Hütten. Man hört ſeinen eigenen Tritt in den Gaſſen ſo laut als ob man hölzerne Sohlen an den Schuhen hätte. Vor der Kirchengaſſe aber, da wo die Felſen beginnen, ſchallt es nicht mehr ſo ſtark. Da ſtreift ein Luftzug über die Ecke und nimmt das Geräuſch mit ſich fort. Die Luft weht hier ſo angenehm von den Bergen herab und verjagt den Bett- und Schlaf-Dunſt, der einem noch anhängt. Ja es wird einem ſchier etwas kühl, aber hundert Schritte aufwärts über das Steinwerk bringen das Blut ſchon wieder in Wallung. Und höher und höher geht es hinauf zwiſchen den Birken und Fichten, die da in kleinen Schaaren auf den Felſen wachſen. Man wird immer muthiger und friſcher, verläßt endlich gar den Fußſteig und klettert luſtig geradeaus zum Gipfel hinauf, wo der furchtbare Klippenhang iſt, den ſie den Jungfernſprung nennen, weil, wie das Gerede geht, einſt ein Frauenzimmer, welches eher

Mutter als Frau war, dort auf eine voreilige Weise ihr Ende gesucht und gefunden haben soll, rechts von diesem Abhang dehnt sich die schöne wellige Hübel-Wiese gegen den Föhrenwald und links reiht sich Klippe an Klippe tiefer und tiefer zum Thal hinab, das vom heftig rauschenden Gadener Bach durchströmt wird. Und gerade wenn man oben ankommt und sich nach der Sonne umsieht, schallt die erste Glocke aus den Marktflecken herauf und es ist fünf Uhr früh.

Just an dem Septembermorgen, den wir hier meinen, war schon beim ersten Frühgeläute ein kräftiger Bursche von 26 Jahren zum Jungfernsprung gestiegen. Die Sense über seiner Achsel, der Kumpf mit dem Wetzsteine in seinem Schürzenband und der Dengelstock nebst einem Kruge Wassers zeigten an, daß er ins Mähen ging. Der Bursche war nicht so hübsch im Gesicht, daß er den Neid anderer erregt hätte, aber gutmüthig, still und nachdenklich sah er schon aus, gerade wie einer der kein Spinnweb unnöthig zerstört. Es war der Mauritsche Hans, des alten Vinzenz Maurer Brudersſohn, der mit seiner Stiefmutter ein Haus im Dorfe hat, aber sieben Kühe, drei Joch Wiesen und 17 Pfund Weingarten nebst etlichen Klee- und Rübenäckern vollkommen sein Eigen nennen kann. Er war heraufgekommen, um das Grummet auf der Hübelwiese umzuhauen und steckte jetzt schweigend den Dengelstock in die Erde, denn das Singen war ihm seit einem Jahre ganz vergangen und das höchste, worauf er es bringen konnte, war ein abgerissenes Pfeifen, das sich aber für den frühen Morgen gar nicht geschickt hätte. Er setzte sich daher stumm bei einer jungen Föhre nieder, schob das Senseneisen quer über seine Schenkel und wollte eben die Bergesstille durch sein Dengeln brechen, als er plötzlich und für die so frühe Stunde ganz unerwartet, eine verhüllte weibliche Gestalt rasch gegen den Jungfernsprung schreiten sah. Ihre ganze Haltung zeigte von Bangigkeit, sie schaute sich fortwährend um. Ihre Kleidung war halb bäuerisch, halb herrisch. Das Kleid war lang und von gestreifter Seide, es hatte eine Falbel,

wie es die Stadtfrauen tragen. Aber um Kopf, Bruſt und Arme hatte ſie ein großes grobwollenes Tuch geſchlagen, durch welches auch ihr Angeſicht faſt bis an die Naſenſpitze verdeckt wurde.

Hans hielt ſeinen eben erhobenen Dengelhammer wie erſtarrt und wagte nicht ihn auf die klingende Senſe fallen zu laſſen. Er blickte nur ängſtlich und in banger Erwartung deſſen was da kommen werde, zwiſchen den dichten Zweigen der ihn verbergenden Föhre hindurch, denn daß die Fremde ein ganz eigenes Geſchäft ſo früh und ſo einſam heraufgetrieben habe, ſchien ihm gewiß, und was er eigentlich thun ſollte, wußte er nicht. Es war ihm zuwider, daß er da wie auf der Lauer lag und doch hatte er nicht den Muth, den Hammer auf die Senſe fallen zu laſſen, da die Fremde, die jetzt kaum einen Fuß breit vom Abhange ſtand ſchon darüber ſo erſchrecken konnte, daß ſie hinabſtürzte, wenn ſie etwa nicht ſelbſt —

Doch nein, ſo etwas gottloſes, wie das was ſchon einmal auf dieſem Felſen geſchehen ſein ſoll, wird wohl nicht wieder geſchehen, dachte Hans, und die Fremde wird an dem Abhange und an meiner Föhre vorübergehen wie ſie ſchon an anderen Felſen und Bäumen vorüberging. Das Beſte iſt alſo Du ſtörſt ſie nicht. Und damit legte er die Senſe vorſichtig ins Gras.

Indeſſen ging ſie aber doch nicht vorüber, ſondern blieb ſtehen am Hang und ſah gegen Oſten, wo das Morgenroth ſchon im reinſten vollſten Feuer prangte. Und unter dem groben grauen Tuche ſtahlen ſich zwei Hände hervor, weiße kleine Hände wie ſolche keine Bauerndirne hat, und falteten ſich über der Bruſt wie zum Gebete. Da kam die Sonne herauf, glühroth golden—leiſe, leiſe, leiſe — kein Halm regte ſich, kein Blättchen ſchwankte, kein Windhauch zog über die Höhe, Alles feierte das Auferſtehen des hehren Geſtirns und die Fremde ſchien tief ergriffen. Ihr bisheriges Verhülltſein vergeſſend, breitete ſie die Arme aus, erhob das Haupt gegen Himmel und ſank auf das Knie. Das verbergende Tuch glitt langſam über die Achſeln und fiel zur Erde. Hans ſah ein zartes, ſchmachtendes — ihm ſehr bekann-

tes Antlitz und — daß Mutterfreuden der Betenden warteten. —

Da gab es dem Hans einen Riß durch den ganzen Leib und es däuchte ihm, als hätte ihn einer mitten ins Herz gestochen. Und wie er sich so im Schreck zurückbeugte glitt der Wetzstein aus seinem Behälter und fiel unglücklicher Weise gerade auf das Sensenеisen, das nun hell und schrillend erklirrte. Die Fremde war wie vom Blitze gerührt, raffte, leichenbleichwerdend das Tuch vom Boden auf, hüllte sich über und über drein, schmiegte sich, fest zusammengerollt an einen Felsen und blieb dort so bewegungslos liegen, daß man sie von ferne selbst für einen Stein gehalten hätte.

Hans konnte kaum Athem holen. Er verwünschte Wetzstein und Sense und dachte an seine Verlegenheit wenn er als Laurer entdeckt würde. Allein die Fremde mochte wohl eher eine Entdeckung scheuen als eine solche herbeiführen. Sie blieb lange, lange unbeweglich. Als sie sich aber durch die große Stille ringsum überzeugt zu haben glaubte, daß Niemand in der Nähe sei, erhob sie sich langsam und geräuschlos, wie eine Nebelgestalt, lüftete das Tuch vor den Augen, übersah mit einem schnellen Blicke die Gegend und eilte dann hastig, wie vom Winde getragen, über die Felsen hinab, zwischen denen sie schon verschwunden war, als Hans noch das graue Tuch flattern zu sehen glaubte.

Der Betroffene konnte sich lange nicht erholen. Sein erstes Gefühl, als er vom Boden aufstand, war Durst. Aber der Krug war umgestoßen und enthielt kaum eine Hand voll Wassers, das er nothwendig für seinen Wetzstein brauchte. — „Nun ja," sagte er vor sich hin — „was Wasser? Was Trinken? Je eher es gar ist, je eher ist's aus. Und wer lang dürstet und hart arbeitet, der wird keine hundert Jahr alt. —"

Sodann ging er ans Dengeln und klopfte zehnmal lauter darauf los als nöthig gewesen wäre. Hernach hieb er ins Grummet, daß die Sense sauste und als er zwei Reihen durchgemäht hatte, fing er sogar zu pfeifen an.

derstrebte er den hier unruhigen Wogen, die ihn zum Strudel hinziehn wollten, und steuerte gerade auf das Feuer los, dessen Schein ihn zu einer sandigen Uferstelle leitete.

Der Kahn hielt, mit bangem Herzklopfen traten die Liebenden heraus, eine ältliche Frau in einer ihnen fremden Tracht kam ihnen entgegen. Sie zweifelten keinen Augenblick, daß es die gute Frau des Sees sey, begrüßten sie mit der Ehrfurcht, die man mächtigen Elementargeistern schuldig ist, und Georg fing zwar einfach, aber herzlich an, ihr seine Liebesangelegenheiten vorzutragen, und indem er die etwas schüchtern rückwärts stehende Christel vorwärts zog, ihr seine Auserwählte vorzustellen. Sey es, daß der Vortrag des armen Jungen etwas verworren, oder daß die Wasserdame zerstreut war — genug sie schien nicht recht zu begreifen, was er eigentlich wolle, und erst nach mannigfachen weitläufigen Erörterungen sein eigentliches Anliegen zu verstehen. Sie sagte dem Liebespaar nur, das aus ihrem Munde den Ausspruch über Glück und Unglück ängstlich erwartete, daß sie selbst nicht die Frau des Sees sey, daß diese in einer mißmuthigen Stimmung in der nahen Grotte weile, und daß es sehr die Frage sey, ob sie die Hülfesuchenden überhaupt vor sich las-

Dem Mauriſchen Hans, des Vinzenz Maurer Brudersſohn, wollte es um eilf Uhr Mittags an dem breiten Ahorntiſche gar nicht behagen. Er hatte zwar ſeine Arbeit noch ſchneller als ſonſt gemacht und war tüchtig müde, aber weder die Knödel in der grüngeſprenkelten Schüſſel noch das Salzfleiſch auf dem Holzteller, noch das koſtbare hausgebackene Brot, das ſich ſchneiden ließ wie eine Leber, mundeten ihm wie ſonſt, wenn er vom Mähen heimkam, und der Mäher iſt wie bekannt noch hungriger als

„der Jäger und ſein Hund,
„die eſſen alle Stund'."

Da ſagte des Hans Stiefmutter, eine kleine, kugelrunde, ſcharfäugige Frau, welcher jeder gern aus dem Wege ging und von der es hieß, daß ihr Mann, ſeit er ſie gebeirathet hatte, zum erſtenmale wieder lächelte als er aufgebahrt im Sarge lag, da ſagte alſo die Frau Maurerin in einem eigenen biſſigen Tone:

„Was hat denn Hans, daß er ſich beim Eſſen nicht rührt? Soll ich wieder einmal umſonſt gekocht haben? Ein Pferd, das gut ziehen ſoll muß gut gefüttert ſein und wer zu Mittag nicht ordentlich ißt, giebt Nachmittags einen ſchlechten Arbeiter. Sitz nicht ſo lehmig da, Hans, Du weißt ich kann's nicht leiden."

Aber Hans antwortete nicht. Er merkte, daß die Frau auf irgend etwas anderes hinauswolle. Er nahm ſeinen Hut ab, warf ihn neben ſich auf die Ofenbank, ſtemmte die Ellenbogen auf die Tafel und ſtarrte vor ſich hin als hörte und ſähe er nicht.

„Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme"—murrte die Frau weiter. „Sein Vater iſt auch oft ſo dageſeſſen als plagten ihn alle Neune-Dreizehne. Aber ſo ſind ſie die Mannsbilder! Zuwider ſeid ihr mir, ihr Mannsbilder, in den Tod zuwider. Und über meine Thürſchwelle kommt mir keines wieder, und wenn ſelbſt der Verwalter unſer einem ſeinen Antrag machen wollte."

„Der wird ſich das wohl vergehen laſſen" — murmelte Hans mehr laut denkend als antwortend.

„Meinſt Du?“ ſchrie das Weib, die nun etwas gefunden zu haben glaubte, woran ſie ihren Faden knüpfen konnte — „Meinſt Du? Ja ich meine es auch. Mit der Heugabel wollte ich ihm den Heimweg zeigen, dem alten Sünder, der mir ein Pfund Weingarten abprozeſſirte. Ihm und jedem andern, wie ſie da ſind dieſe —“

„Jeden doch wohl nicht,“ — warf Hans kalt dazwiſchen — „Ihr und unſer Richter ſchnupft ja immer ſo viel Tabak zuſammen, wenn Ihr Euch begegnet.“ —

„Wer ſagt das? Wer hat das geſehen? Wer kann mir ſo nachreden?“ polterte die Heftige und ſprang dann nach der Art zänkiſcher Weſen auf ein anderes Thema über: „Und iſt etwa der Richter nicht ein Ehrenmann? Iſt Herr Steinl nicht ſchon im neunten Jahre Richter? Und hab' ich nicht meinen ſicheren Antheil am Hauſe hier? Und meine Gelder extra und kann ich mein Eigenthum nicht geben, wem ich will?“

„Allerdings könnt Ihr das“ — meinte Hans gelaſſen — „und wenn ich ſagte, ich wäre böſe darüber, wenn Ihr Frau Steinlin würdet, ſo wäre das wahrhaftig eine Lüge.“

„Alſo wär's ihm recht, dem Burſchen, wenn man ihm aus dem Wege ging?“ ſchrie die Erboßte, „freie Hand ſollte man ihm laſſen, daß ſeines Vaters Wirthſchaft binnen Jahr und Tag zu Grunde ginge wenn eine Andere hereinkäme, ſo *Eine* wie die gewiſſe —“

„Schweigt Frau!“ donnerte Hans, der plötzlich tief verletzt ſchien und mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, daß Meſſer und Gabeln klirrten. — „Schweigt, oder ich gehe noch heute zum Verwalter und zahle Euch Euern Antheil am Hauſe hinaus, damit endlich Friede werde in dieſer Hütte. Und wißt nur, daß ich einmal gerade vom Flecke weg heirathe und ſei es nur darum, daß Euer Getobe ein Ende habe.“

Damit ſtand er auf, nahm den Weinheber von der Wand und den Kellerſchlüſſel aus dem Kaſten und eilte zur Thüre hinaus, die er ſo heftig zuſchlug, daß ſie zu zerklüften drohte. Er

blieb bis Abends in dem Keller, wohin ihm, wie er wußte die Alte nicht zu folgen wagte, da er dort unumschränkter Herr war. Der Fleiß und die Aufmerksamkeit, die er seinen Weinen widmete, milderten einigermaßen die Stürme, welche seine Brust durchzogen.

Und mit diesen Stürmen hatte es seine eigene Bewandniß. Das weibliche Wesen mit dem weichen schmachtenden Antlitz war nämlich seine erste Liebe, deren Andenken ihm um so theurer blieb, als seine Stiefmutter, mehr als recht war, aufgeboten hatte um seine Annäherung zu verhindern, da diesem Weibe nichts schrecklicher vor Augen schwebte, als jener Tag, an dem sie die Schlüssel einer „jungen Frau" übergeben müsse. Aber ihre Pfiffe wären an Hansens Geradheit vielleicht dennoch gescheitert, wenn seine Angebetete ihr nicht selbst dadurch in die Hände gespielt hätte, daß sie vor etwas mehr als einem Jahre plötzlich aus dem Marktflecken verschwand.

Marie war die Tochter eines ehrenhaften Wachtmeisters der berühmten Hohenzoller-Kürassire, der sich durch Ordentlichkeit und, wie einige meinten, durch Beutemachen in den Franzosenkriegen, so viel zusammen brachte, daß er nebst seinem Invalidengehalte und der Pension, die ihm die goldene Tapferkeitsmedaille eintrug, ganz bequem leben und seiner Tochter Lesen, Schreiben u. s. w. vorzüglich aber seine Stickerei und Nähen lernen lassen konnte. Wachtmeister Mohr war ein Kernsoldat und liebte nächst seiner Tochter nichts mehr als seine weiße österreichische Uniform, die er für die schönste dieser Welt erklärte, weil sie tapfer und hell im Sonnenschein leuchte und nicht wie andere dunkelgefärbte dazu diene, sich länger vor dem Feinde verborgen zu halten. Er schlief nun seit fünfzehn Monaten im Friedhofe des Marktes, den er seit mehreren Jahren bewohnt und deßhalb zu seinem Aufenthalte gewählt hatte, weil hier die Lebensmittel wohlfeiler waren als in der Hauptstadt. Marie blieb nach des Wachtmeisters Tod bei ihres Vaters alter Mietherin, der gutmüthigen Frau Rosel. Sie arbei-

tete wie früher und verdiente ſich viel Geld, denn keine reiche Braut auf Stunden in der Runde, wollte ihre Hauswäſche von jemand anderm als Marien genäht haben, da man ſelbſt in Wien keine feineren Arbeiten finden konnte. Sie war ſehr hübſch von Angeſicht und wohl gebaut, hatte aber etwas Schmächtiges, faſt zu Zartes für ein Soldatenkind. So ſehr ſie bei den Frauen beliebt war, ſtellten ihr doch manche den Fehler aus, daß ſie wenig ſprach und weit lieber zuhörte als ihre eigenen Gefühle kund gab, was denn noch ſtrengere Richterinnen für Stolz auslegten und zwar um ſo mehr, als ihr Vater denn doch nur Wachtmeiſter geweſen wäre, ſie ſich aber ſo vornehm gebe als hätte er mindeſtens Generalsrang gehabt. So wurde ſie denn ſcherzweiſe die Offizier-Marie genannt, ein Name, der ſich ſchnell verbreitete und ſo allgemein gebraucht wurde, daß ſich ſelbſt Marie daran gewöhnte, ſich ſo nennen zu hören.

Daß dieſes Mädchen, welches bei den wichtigſten Ereigniſſen für die Nachbarinnen, den Hochzeiten, Kindtaufen u. ſ. w., die vorzüglichſte Rathgeberin in Linnenangelegenheiten war, auch bei den Burſchen ins Gerede kam, war natürlich, und Marie hätte nur „bäueriſche" Kleider anzuziehen gebraucht, ſo wäre ſie von Freiern umringt geweſen, denn ſie war ein braves und „ſauberes Leut" und wußte Geld in das Haus zu bringen. Aber die ſogenannten „herriſchen" Kleider erregen immer Zurückhaltung bei den Bauern. Nur Hans kümmerte das nicht. Marie gefiel ihm, weil ſie hübſch war und nicht reicher als er, und weil ſie gerade die entgegengeſetzten Eigenſchaften jener Frau zu haben ſchien, die er ſeine Stiefmutter nennen mußte und die kaum die Lunte roch, als ſie ſich in Trab ſetzte, um ſo viele Diſteln in's Korn zu ſäen als möglich.

Hans wollte auch nicht ſo geradezu darauf los rennen und wandte ſich daher zuerſt fragweiſe an die Frau Roſel, welche, obgleich ſie anfangs nichts verſtehen zu wollen ſchien, ihn doch endlich zur Geduld mahnte, da er, obwohl in jeder Rückſicht achtbar, einſehen müſſe, daß es für ein junges und friedferti-

ges Geſchöpf keine Kleinigkeit ſei in ein Haus zu heirathen, wo bereits eine Frau wäre, die durch das Dienſtvolk ſo verſchrieen würde u. ſ. f. Hans neigte damals traurig bejahend ſein Haupt und ging, um eine beſſere Zeit abzuwarten.

Bald darauf ſaß er einmal Sonntags im Wirthshauſe. Er war ganz in ſeine Gedanken vertieft, und merkte weder auf die Witze der jungen Burſchen, noch auf das klügelnde Geſchwätz der Alten, als plötzlich vom nächſten Tiſche herüber der Name: „Offizier-Marie" an ſein Ohr ſchlug. Es war der Richter des Dorfes, der ihn ausgeſprochen hatte und der mit zwei Geſchwornen die Köpfe zuſammen ſteckte, um, wie es ſchien, etwas ſehr Wichtiges zu berathen.

Der Richter, ein „Kapitalkerl," mit mächtigen Schultern, einem anſehnlichen, aber nicht hinderlichen Bauch und Schenkeln, die beim Niederſitzen noch einmal ſo breit wurden, ſah gerade ſo aus wie man das Leben malt. Auf ſeinem Angeſichte lag eine ewige Freundlichkeit. Die grauen Aeugelein glizerten luſtig zwiſchen den Wimpern hervor, und ſein breiter Mund konnte nichts

„als Lächeln, immer Lächeln!"

Und zu reden wußte der Mann, deſſen Haar ſchon ſilbern glänzte, zu reden in einem Athem, ja er konnte die Leute auf eine ſo gefällige Weiſe dumm reden, daß ſie am Ende glaubten, daß das Geſcheidte, was der Richter ſprach, eigentlich nur von ihnen herſtamme. Und machte Einer einen noch ſo dummen Einwurf, ſo klopfte ihn der Richter Steinl auf die Achſel, lächelte und ſprach ungefähr ſo:

„Ah', ſeht da her, der hat ſchon wieder eine gute Anſicht. Ja daran hab' ich nicht gedacht. Man muß halt Alles von allen Seiten anſchauen und Jedermann ſoll ſeine Meinung ſagen, denn wer ſeine Meinung hinter dem Zaune hält, der iſt nicht mein Mann, und wird keines Mannes Mann ſein, der es gut meint mit der Gemeinde und überhaupt eine Meinung hat, von dem was ein Mann für eine Meinung haben ſoll. Schlägſt Du

meinen Juden, ſo ſchlag ich Deinen Juden, ſagt das Sprüchwort, und eine Schwalbe macht noch keinen ganzen Sommer, aber Recht hat der Mann mit ſeinem Einwurf, und was Recht iſt gehört dem Gottlieb u. ſ. w.“

Durch ſolche Logik umſpann er jeden, der als ſein Gegner auftreten wollte, und überhäufte ihn dergeſtalt mit ſeinem Wortgewebe, daß dieſer ſeinen eigenen Faden verlor, und da unſere Bauern faſt alle Langſamdenker ſind, erſt des andern Tages darüber klar wurde, daß Richter Steinl am Ende doch wieder nicht das gethan habe, was die Gemeinde von ihm verlangte, ſondern was ihm zu ſeinem eigenen Beſten gutdünkte. Die Bauern hatten ſich es zehnmal vorgenommen, ihm ein Bein unterzuſchlagen und zehnmal war er ihnen unter den Händen durchgeſchlüpft. Merkwürdig war es, als er zum drittenmale zum Richter gewählt wurde. Der Richter darf in unſerem Flecken nur auf drei Jahre, und nur dann, wenn er ſich vollkommen zur Zufriedenheit der Gemeinde betrug, noch zweimal auf drei Jahre gewählt werden. Die Gemeinde wählt ihn aus den Geſchwornen und die Ortsherrſchaft beſtätigt ihn.

Steinl war alſo ſchon zweimal gewählt, aber bis zur dritten Wahl hatte man ihn ſchon genügend kennen gelernt, um einen andern an ſeine Stelle zu wünſchen. Das hatte er bald los und miſchte ſeine Karten darnach. Schon mehrere Wochen vor der Wahl ſah man ihn wenig und immer weniger vor die Thüre gehen, und wurde er ja ſichtbar, ſo blickte er ungewöhnlich ernſt, grüßte ſehr höflich, ſprach aber faſt kein Wort. Man ſah oft bis Mitternacht Licht in ſeiner Stube und ſeine tugendſame Haushälterin erzählte, daß ihr Herr jetzt ſo viel zu ſchreiben und nachzurechnen habe, daß er ſie oft um eilf Uhr noch wecke, damit ſie ihm Ziffer für Ziffer nachrechne, wenn er in der Irrung ſei, und nicht ſchlafen könne bis der Fehler beſeitigt wurde.

Das waren neue Erſcheinungen an dem Richter, der ſonſt alles mit Lächeln und unter Scherzen abzumachen pflegte, und

die Bauern glaubten, daß der Fuchs nun doch einmal in sein Gewissen ginge, weil Gefahr im Verzug wäre. Auch suchten sie die Zeit, die er ihnen dadurch gönnte, dazu zu benutzen, Berathungen zu halten und sich gegenseitig aufzustacheln um, gehe es wie es wolle, den ältesten der Geschworenen zu wählen, der sich bisher als ein vorzüglicher Ja-sager bewiesen hatte, und mit dem man also in kitzlichen Sachen keine Noth haben werde. Dieser Aelteste der Dorfjury sagte hier wieder sein „Ja" besonders weil sein „Gegentheil," (die Ehehälfte,) dazu ja gesagt hatte und so kam denn der große Wahltag heran, der dem Steinl einen Stein vor die Füße werfen sollte. Die Wahl geschieht im Hause des Richters, der dann seinem Nachfolger sogleich die Schriften, Rechnungen und Gemeindegelder zu übergeben hat. Diesmal war die Spannung im Dorfe ziemlich allgemein, und keiner der Nachbarn *) wollte zuerst in das Haus des noch immer gefürchteten Richters treten. Da schoben sie aber den Ja-Herrn vor, indem sie ihm bedeuteten, daß er als künftiger Richter den Anfang machen müsse, und traten in Masse in's Zimmer, wo Herr Steinl gegen ihre Erwartung noch nicht sichtbar war.

Sie hatten indessen Zeit die Stube zu betrachten, die mit ganz besonderer Sorgfalt gescheuert und aufgeräumt schien. Der große Ahorntisch stand glänzend gebohnt, mitten im Zimmer. Auf der Tafel lastete das dicke, hölzerne Dintenfaß und eine grüne Schaale mit Streusand. Daneben lag einiges Papier, Schriften und die nöthigen Bücher. Der Richter kam aber immer noch nicht. Das gab denn willkommene Gelegenheit zum Mißvergnügen, welches sich Anfangs durch ein dumpfes

*) Nachbar heißt in Unteröesterreich nur Derjenige, welcher Haus und Grund besitzt. Die übrigen Bewohner sind nur Inwohner (Zinsleute) und Tagelöhner, die bei den ländlichen Congressen gar nichts zu sagen haben.

Murmeln ausſprach, bald aber, da jeder in den Angeſichtern der Uebrigen den gleichen Unmuth las, in ein lautes Murren überging, das, da man noch eine Viertelſtunde warten mußte, bis zu kräftigen Ausdrücken ſtieg, denen bald ein immer ſchwellenderes Klopfen mit den Stöcken folgte, ſo daß endlich ein vollkommener Tumult auszubrechen drohte.

Da trat mit einem Male die mächtige Geſtalt des Richters in die Stube. Der Mann war ſo ruhig, als ob keine Fliege im Zimmer ſummte. Er trat gelaſſen zum Tiſche, nahm ſeine grünſammtne Tellermütze vom Haupte und ſtellte ſie mit Würde neben das Dintenfaß.

„Nun Männer" — ſo ſprach er dann, indem er wieder ſo ſüß zu lächeln begann als je „Ihr ſeid ja heute ſo laut wie am Kirchtag. Aber ich glaube —" und hier ſenkten ſich ſeine buſchigen Augenbrauen — „Ihr vergeßt, daß das Haus, in welchem Ihr ſeid, noch des Richters Haus iſt, wenngleich auch vielleicht nur mehr für eine Stunde, und daß das gar nicht in der Art von Männern liegt, an einem obrigkeitlichen Orte mit den Stöcken zu klopfen und daß ich, wenn ich der Mann dafür wäre jemandem einen Haken anzuhängen, Euch von der Herrſchaft einen derben Verweis über Ungebührlichkeit zuwege bringen könnte. Aber wir haben zum Glücke wichtigere Sachen abzuhandeln und wollen ſogleich daran gehen. Liebe Männer und Nachbarn! für's Erſte ſage ich Euch, daß ich ganz offen reden will, denn jetzt, Freunde, jetzt nützt kein Vorhang und kein Schleier mehr. Männer! — „hier nahm ſein Angeſicht einen Zug von Trauer an —" ich weiß, daß einige unter Euch ſind, die es nicht gern ſehen, daß gerade ich Derjenige bin, dem die wenigen Vortheile der Richterſtelle zu Gute kommen. Aber dieſe Wenigen bedenken nicht, was für Arbeiten, was für eine Verantwortung, was für Verdruß damit verbunden iſt, ein ſolches Amt zu verwalten, und ich ſehe nach vielem Vorhergegangnen ein, daß ich am beſten thue, wenn ich mich meiner voriger Ruhe und Zurückgezogenheit hingebe, und es einem Andern

überlaſſe, Undank einzuernten. Ich weiß, daß Ihr Euch abgeredet habt und habe Euch als ehrlicher Mann Zeit gelaſſen, Euch zu beſprechen, damit man nicht ſagen könne, ich hätte meinen Nutzen geſucht. Ja, Männer, Ihr ſeid geſcheidte, hausgeſeſſene Männer und Nachbarn, die wiſſen was Einer werth iſt, der ſein Haus und Gründe rein*) hat und Niemandem etwas kothig**) iſt, ich weiß, Ihr wißt auch mich zu ſchätzen, denn ich habe für Euch gewacht und gedacht —"

—„Und getrunken!" rief ein Verſteckter aus dem Hintergrunde. „Und auch getrunken —" fuhr der nicht außer Faſſung zu bringende Redner fort — „auch getrunken, aus chriſtlicher Liebe wenn ich ſah, daß einer mehr aufgießen wollte, als es ſein ſchwächerer Leib vertragen konnte. Getrunken und gegeſſen habe ich für Euch und für die ganze Gemeinde, wenn ich beim geſtrengen Herrn Verwalter zu Tiſche war. Aber jetzt, ſag' ich Lebewohl, Männer, ſage zuerſt Lebewohl, denn ich bin keiner von denen, die nicht wiſſen warum die Kreuzſpinne ihren Kopf hinunter hält, wenn ſie im Netze ſitzt; ja, ich ſage Lebewohl, damit mir nicht die Schande wird, daß Ihr mich hinabdrückt, das heißt, nicht Ihr Alle, ſondern vermuthlich nur Jene, die ſelbſt Richter ſein möchten. Damit aber dieſe meine wenigen und heimlichen Feinde ſehen was es heißt, Richter zu ſein, ſo werde ich nach Schuldigkeit meine Rechenſchaft legen! —"

Und nun griff er nach den Schriften und Büchern, erzählte von dem, was unter ſeiner Verwaltung geſchah und nicht geſchah und noch geſchehen ſollte, brachte hierauf Heiraths-Pupillar- und Erbſchaftsangelegenheiten, und einen ſchwebenden Prozeß mit der nächſten Gemeinde wegen Grenzſtreitigkeit hervor, und warf und wickelte dieſes alles ſo durcheinander und umwob es dergeſtalt mit dem endloſen Faden ſeiner Rede, daß ſeine ſämmtlichen Zuhörer von Minute zu Minute ſchwindlicher wurden. Als er aber zuletzt noch ein Pack bezahlter, nicht be-

*) d. h. ohne Schulden. **) ſchuldig.

zahlter und halbbezahlter Gemeinderechnungen hervorbrachte, und unter fortwährendem ſchnellen Addiren, Subtrahiren und Dividiren die ſchwierigen Ausgleichungsfälle auseinanderſetzte, ſank auch ſeinen ſtandhafteſten Gegnern das Herz, denn ſie ſahen ein, daß ſich in einem ſolchen Wirrwar nur derjenige zurecht finden könne, der ihn ſelbſt angezettelt habe und das war natürlich niemand Anderes als der nimmer lungenmüde Herr Steinl.

Der Sieg ſchien ſich alſo wieder auf die Seite des Richters neigen zu wollen. Aber vollkommen war er noch lange nicht, denn wenn die Nachbarn auch einſahen, daß ihr Ja-Herr ganz und gar nicht fähig ſei in ſo kritiſchen Verhältniſſen das Ruder zu übernehmen, ſo wollten ſie ſich doch zu nichts Beſtimmtem entſchließen, denn ein echter Bauer ſagt vor einer Stunde weder Ja noch Nein, wenn es ſeinem beſonderen Intereſſe gilt.

Allein Herr Steinl kannte ſeine Leute. Er legte die Schriften wieder zurecht, zählte mit Hülfe der zwei älteſten Geſchworenen die Gelder der Gemeindekaſſe, die übrigens nicht überfüllt war, und verſchloß den Kaſten wieder mit drei Schlüſſeln. Das alles geſchah mit Feierlichkeit und bei großer Stille. Dann nahm er ſein grünes Käppchen vom Tiſche, verbeugte ſich leicht und ging langſam und wie gekränkt nach ſeiner Kammer.

Als er nun bedächtig die breite Thüre derſelben öffnete, ſahen die Anweſenden, deren Blicke jeder ſeiner Bewegungen folgten, auf dem Tiſche der Kammer ſechs gewaltige Flaſchen, in denen der goldigſte Wein blinkte. Daneben befanden ſich zahlreiche Schüſſeln, auf denen kaltes Kalbfleiſch, Schinken, Zungen, Käſe und Gugelhupfſchnitte ſchier zu Bergen aufgehäuft waren. Steinl ſchien von dieſem Anblicke ſelbſt überraſcht zu ſein, denn er blieb wie unwillkührlich ſtehen, und öffnete die Thüre ſo weit als möglich.

„Seht Freunde!“ — rief er dann ſchmerzlich — „Seht Männer, was es mir für Freude gemacht hätte, Euch zu bewirthen, ſeht wie gern ich Euch gezeigt hätte, daß ich mir trotz allen Ver-

sen werde, daß sie ihr indessen ihr Anliegen vortragen und ihnen bald Bescheid bringen wolle.

Indem sie um die Felsen biegen wollte, die den Eingang zur Grotte verbargen, warnte sie die Liebenden noch, sich, wenn sie nicht den Zorn der Wasserfürstin empfinden wollten, nicht einen Schritt von ihrem jetzigen Standpunkt zu entfernen, und so ließ sie sie allein. Gewöhnlich geht der Mensch dem Augenblick, der über sein ganzes künftiges Schicksal entscheiden soll, mit Fassung entgegen; wenn aber die Entscheidung dann durch unvorhergesehne Umstände sich verzögert, so werfen ihn Hoffnung, Furcht und Angst so lange aus dem Himmel in die Hölle, legt der Muth ihm so oft einen Panzer an, den die Furcht ihm wieder abschnallt, gaukeln phantastische Ahnungen oder Träume ihm so lange die Lust- oder Schreckensbilder der nächsten Stunde vor, bis die Fassung, die Tochter der Kraft, von ihm weicht, und die dumpfe Ergebung ihm Willen und Wunsch geraubt hat — so ging es auch Georg und Christeln; die ziemlich lange Abwesenheit der Nixen-Kammerfrau führte sie, wie der Luftball den Aeronauten durch Regen und Sonnenschein und durch kalte und heiße Regionen, durch so verschiedne Seelenzustände, daß ihr Geist ganz abgespannt war, und daß sie sich in einer Stimmung befanden, in der sie sich alles hätten

läumdungen eine Ehre daraus gemacht haben würde, Euch ein Vergnügen zu bereiten. Aber ſo geht es: gerade wenn man es am Beſten meint, wird einem ein böſer Strich durch die Rechnung gemacht und aller gute Wille war umſonſt! — Aber wenn! Nein! — „fuhr er gerührt fort —“ Was einmal für Euch beſtimmt war das ſollt Ihr genießen. Soll ich mich jetzt, da Ihr Alle mich verlaſſen wollt, allein vor den Tiſch hinſtellen und den Wein anſchauen und die Schüſſeln betrachten, die ſo Vielen eine frohe Stunde hätten machen können? Nein Freunde, nein, ich bin ein alter Mann, bin ein verſtoßener Mann, aber —“ hier wiſchte er ſich eine Thräne aus den Augen — „kommt macht mir die letzte Freude und trinkt und eßt, alles was ich Euch als Freund, als Nachbar und als redlicher Mann bereitet habe! —“

Und damit brachte er Flaſchen und Schüſſeln mit rührender Haſt heraus, ſchenkte die Gläſer voll, belaſtete die Teller und ſprach und plauderte und ſchwätzte und fühlte ſich ſo glücklich, weil nun doch wenigſtens in Freundſchaft geſchieden werde, daß den Nachbarn nun ihrerſeits die Augen übergingen und ſie nicht mehr wußten wo aus und wo an. Kurz, nach einer Stunde war Steinl zum drittenmal Richter. — —

Und dieſer Mann, dem Hans von Herzen abgeneigt war, ſprach nun im Wirthshauſe von Marien, wie von einer deren Geſchick ihm etwas anginge, und der ſich in ihre Angelegenheiten zu mengen habe, denn der junge Maurer hörte deutlich die Worte: Einſchreiten, nicht geſtatten, ſich ausweiſen müſſen und andere dergleichen beunruhigende Aeußerungen, ſo daß er ſich höchſt unbehaglich fühlte und, da er hier, wenn er auch gekonnt hätte, doch nicht weiter forſchen wollte, weil er nur zu gut wußte, daß ſeine Stiefmutter die Hand im Spiele habe, aufſtand ohne auszutrinken, bezahlte und ging.

Auf dem Heimwege war es ſchon dunkel und trübe und ein feiner aber dichter Sprühregen machte den Abend noch düſtrer. Da hörte Hans als er an einem der ſchmalen Gäßchen

vorüberkam, die ſich in Dörfern ſo oft zwiſchen zweien Häuſern befinden, mit halblauter Stimme ſeinen Namen rufen. Er ſah ſich um und gewahrte zu ſeinem größten Erſtaunen die alte ehrliche Frau Roſel, die ihm winkte, ihr tiefer hinab in das Gäßchen nachzufolgen, was denn Hans auch ungeſäumt that. Hinter einem überhängenden Hollunderſtrauch hielt die Alte mit ihrem eiligen Trippeln inne, wandte ſich ſchnell zu ihrem Gefährten und lispelte:

„Hans, Ihr habt immer geſagt, daß Euch unſere Marie —“ ſie bediente ſich gerne dieſes Ausdruckes aus den Zeiten wo Wachtmeiſter Mohr noch lebte — „daß Euch unſere Marie ſehr viel werth ſei. Wollt Ihr das auch beweiſen und ihr einen Gefallen thun, an dem ihr ſehr viel liegt und den ſie von Niemand lieber annehmen würde, als eben von Euch?“

„Was kann denn unſer einer für ein ſo rares Mädel thun?“ war Hanſens beſcheidene und befangene Gegenfrage.

„Einſpannen, Hans —“ flüſterte die Alte. — „Einſpannen und ſie ſobald es Nacht iſt in die Stadt fahren. Marie wird Euch gern das Fuhrlohn bezahlen. Mit jemand Anderm, als mit Euch, möchte ſie um kein Grafenſchloß zu ſo ſpäter Zeit den langen Weg machen, denn ſie weiß, daß Ihr mit Niemand darüber reden werdet. —“

Der arme Hans, dem hier die kritiſchen Wörter, die er im Gaſthauſe gehört hatte, einfielen, ſchob unwillkührlich die Hand unter den Hut und kratzte ſich den Kopf. Aber gleich darauf war er doch feſt entſchloſſen, denn er fühlte, daß Marie nichts gethan haben könne, wodurch ſie zu einer Flucht genöthigt worden wäre und ſo bot er der Frau Roſel kurzweg ſeinen kräftigen Handſchlag und ſprach:

„Ein Mann ein Wort. Um neun Uhr bin ich mit meinen Braunen am Brünnel.“.

„Um zehn“ — ſagte die Alte — „denn Marie hat noch ihre Sachen zu ordnen.“

„Gut, um zehn Uhr alſo. Ich bin ziffer *) dort.“

Damit trennten ſich beide. Zur beſtimmten Stunde, war Hans bereit. Marie und Frau Roſel, beide über und über mit Schachteln bepackt, ließen auch nicht eine Viertelſtunde auf ſich warten, und ſo ging es fort, indem Frau Roſel ſo ſchnell als möglich zurückeilte, denn ſie hatte in der Haſt das Licht brennend im Zimmer gelaſſen.

Marie zeigte ſich während der Fahrt nach Wien ſchweigſam wie immer. Sie ſchien zwar durchaus nicht traurig, aber doch einigermaßen bewegt, aber Hans hatte doch nicht den Muth, Fragen zu ſtellen. Es fiel ihm nur auf, daß das Haus in der Stadt, vor deſſen Thor er ſie abſetzte, ſehr anſehnlich war, und daß es ſchien, als habe man die Ankunft der Reiſenden erwartet, denn die Fenſter des erſten Stockes waren noch alle erleuchtet, obgleich ſchon die Mitternacht vorüber war. Marie nahm kurzen, aber herzlichen Abſchied von Hans, ſagte ihm, daß Frau Roſel das Fuhrgeld berichtigen werde, und ſchlüpfte in's Haus, während eine Dienerin ihre Schachteln in Empfang nahm.

Seitdem hatte Hans Marien nicht wieder geſehen, als heute, eben beim Jungfernſprung. und zwar unter Verhältniſſen, die ihm ſeine ganze Hoffnung auf ihren Beſitz zu rauben ſchienen.

Am Morgen nach der damaligen plötzlichen Abreiſe Mariens, erſchien der Gerichtsdiener mit Säbel und Stab bei Frau Roſel und brachte eine richterliche Vorladung für Jungfer Maria Mohr. Die gute Alte empfingden Frohn mit jener Scheu, die rechtſchaffene Leute vor derlei Boten gewöhnlich haben, und ſagte ihm, daß er wohl werde ein anderesmal kommen müſſen, da die Jungfer nach der Stadt gegangen ſei und vor 12—14 Tagen ſchwerlich wieder zurückkommen werde. Der Büttel ſtutzte, legte die Vorladung auf den Tiſch und rannte zum Richter, um

*) ziffer, ſo viel als: genau wenn der Zeiger auf die betreffende Ziffer weiſt.

dieſem die Nachricht von Mariens Flucht brühheiß zu überbringen. Der kluge Herr Steinl ſchien etwas verdutzt darüber, daß er trotz ſeiner gerühmten Feinheit von einem ſimplen Mädel überliſtet wurde, nahm aber nach einigem Simuliren ſein Lächeln wieder auf, denn er ſah ein, daß es ganz paſſend für ihn war, daß Marie ſich heimlich entfernte, und befahl dem Frohn, alſogleich die Geſchwornen zuſammen zu holen, die denn auch binnen einer Stunde erſchienen.

„Männer!“ ſo rief ihnen Steinl heiter entgegen— „Männer, Freunde! Das Glück iſt uns günſtig — die Offizier Marie—“

„Hat ſie etwas ausgeſagt?“ warf einer der Geſchwornen dazwiſchen.

„Nein, lieber Vetter—“ erwiederte der Richter, der jetzt in ein Lachen ausbrach— „nein, nein. O die iſt pfiffiger als wir alle. Fort iſt ſie, fort über Nacht und das Neſt iſt leer. Dort ſteht der Gerichtsdiener, der die Vorladung hintrug, und der es geſehn hat. Ich ſage Euch, Männer, ſeid froh, daß ſie fort iſt, wie ich darüber froh bin, denn wir erſparen dadurch eine Menge Fragen, Reden, Schreiben, Zeugenſchaften und Zeit. Ich mache nur ein ganz kleines Berichtel an die Herrſchaft und wir ſind kaum ganz außer Verantwortung.“

Die Geſchwornen, ſo erſtaunt ſie anfangs über die Flucht waren, gaben ſich doch bald zufrieden über die Aeußerung ihres Richters, da dadurch Arbeit und beſonders Zeit erſpart wurde, da die Herrſchaftskanzlei faſt drei Stunden von dem Marktflecken entfernt und ſo durch jeden Gang dahin mindeſtens ein halber Tag verloren war. Sie trollten ſich wieder nach Hauſe, indem ſie bemerkten, daß der Steinl wohl gleich anfangs zu viele Wichtigkeit auf die Sache gelegt habe, denn die Offizier-Marie ſei ja kein hausgeſeſſenes Kind, und ſich wegen hergelaufenen Leuten zu plagen ſtünde wahrlich nicht dafür.

Der Richter aber, als er allein war, verfaßte folgenden Bericht, der ihm ſehr viele Schwierigkeiten machte, da er wie die meiſten Vielredner mit der Feder nicht gut umgehen konnte,

indem er hier weder ſein Lächeln noch ſein Wortgewebe anzubringen vermochte und ſo wurde er denn erſt nach einer ſehr heißen Stunde mit den folgenden Zeilen fertig:

„Löbliche Grundherrſchaft!

Es iſt ergebenſt zu melden, daß Marie Mohr, ledige Wachtmeiſterstochter und Weißnätherin, Afterparthei in Nr. 46 wegen heimlichen unmoraliſchen Lebenswandels verdächtigt, indem ſie mit Militärleuten Abends an einſamen Orten gehen geſehen, und von der Frau Eliſabeth Maurin, Wittib und Miteigenthümerin vom Hauſe Nr. 93, als muthmaßlich verführeriſche Abſichten auf ihren Stiefſohn und Mithauseigenthümer Johann Maurer hegend, angegeben; ihre Wohnung in Nr. 46, Nachts am 17. September plötzlich und ohne Meldung wohin, verlaſſen habe. Die Gemeinde wünſcht, ſich ſelbiger Perſon, obwohl noch keine beſtimmten Thatſachen vorliegen, bei ihrem allenfallſigen Wiedererſcheinen vorläufig verſichern zu dürfen, da ſolche Perſonen zum Verderben guter Sitten gereichen und die Gemeinde in üblen Duft der Wachſamkeit und Ordnung bringen könnten."

Mathias Steinl,
Ortsrichter.

Der Gerichtsdiener mußte mit dieſer Anzeige alſo gleich abtraben und brachte Abends, denn ohne ſiebenmal einzukehren, war es ihm unmöglich den Gang zu verrichten, da doch fünf Wirthshäuſer auf ſeinem Wege lagen, die verlangte Erlaubniß, welcher aber da der Verwalter Steinls Wichtigthun und Verwicklungskunſt bereits kannte, die unterſtrichenen Worte „iſt jedoch mit Rückſicht zu behandeln" beigefügt waren.

Wir müſſen nun doch auch die eigentlichen Veranlaſſungen zu der obigen Anzeige betrachten. Es geht uns bei unſerer ländlichen Erzählung überhaupt ſo, als wenn wir rücklings langſam eine Treppe hinaufſtiegen, wo wir Stufe für Stufe mehr Ueberſicht gewinnen. Richter Steinl hatte nämlich gleich vom erſten Augenblicke an einen entſchiedenen Widerwillen gegen den

Wachtmeiſter Mohr gefaßt, deſſen gerades ſoldatiſches Benehmen ihm alle ſeine Finten ungeſcheut durchhieb und der ihn einſt mit ſeinem hohen ſpaniſchen Rohre zum Wirthshauſe hinauszuprügeln drohte, als ihm der Richter ſo ganz im Spaße ſeine näheren Verhältniſſe herauslocken wollte; eine Kühnheit, die ein Menſch wie der Steinl nie vergeſſen konnte und die er ſchon längſt gerächt hätte, wäre der Wachtmeiſter nicht ſo ganz unverwundbar dageſtanden.

Dazu hatte der Richter wirklich eine Art von Einverſtändniß mit der holdſeligen Frau Eliſabeth Maurerin eröffnet, die noch in den ſogenannt beſten Jahren war, und, wie er aus der Verlaſſenſchaftsabhandlung bei dem Tode ihres Mannes wohl wußte, ein nettes Päckchen Staatsobligationen beſaß, die ſie dem ſeeligen Maurer anheirathete, und die der Steinl von Herzen gern zu den ſeinigen gelegt hätte.

Wie Frau Maurerin über die Neigung ihres Stiefſohnes zu Marien dachte, weiß der Leſer, und der zweite Hauptgrund nebſt dem, daß ſie, wenn Hans heirathete, das Hausregiment verlör, war der, daß ſie ſich ſofort eine Wohnung miethen, denn im Hauſe Nr. 93 blieb ſie dann auf keine Weiſe, — und von ihren eigenen Mitteln leben müſſe, indem ſie bisher auf Regimentsunkoſten lebte, worüber Hans, der ſo wenig als nur möglich mit ihr ſprach, bisher gar nicht reden mochte. Der Richter kannte die üblen Eigenthümlichkeiten dieſer Dame gar wohl, aber dachte ſich: Hat man den Iltis in der Falle, ſo kann man ihm das Beißen ſchon wehren, auch beſaß er, wie er ſagte, eine ſehr heilſame Medicin die neben ſeinem Schubladkaſten im Winkel lehnte und ungefähr drei Fuß lang und eines ſtarken Daumens, dick war und womit er ſchon manchem ſeiner Knechte die Schläfrigkeit vertrieben hatte.

Auch ſeine Art zu werben war merkwürdig. „Sieht ſie Frau Maurerin, — ſo ſprach er einſt, als ſie eben wieder Tabak ſchnupfte, — ich bin kein heuriger Haſe und weiß wo Barthel den Moſt holt. Warum ſoll ich nicht aufrichtig ſein? Was

nützte es mich anders zu reden, als ich denke, die Frau Maurerin hat ja auch schon die Kinderstrümpfe ausgezogen und ihr Hauskreuz gehabt, also sag' ich gerade heraus, mir ist eine Heirath genau so wie ein anderes Geschäft. Ob ich einen Ochsen oder einen Esel oder ein Pferd kaufe, oder ob ich beirathe, ich behandle es ganz gleich. Es ist ein Geschäft, von dem ich meinen Nutzen und meine gehörigen Procente haben will, und wenn mein Gegentheil auch damit zufrieden ist und einsieht, daß das Ganze mehr wird statt weniger, so ist die Sache abgethan. Uebrigens Frau Maurerin ist das nur meine Ansicht, aber sie sieht, daß ich offenherzig rede."

Und das war gerade der rechte Ton, denn Weiber wie die Frau Maurerin können es nicht vertragen, daß man sie durch Schönheiten-sagen überlisten wolle, die dann doch nur ihrem Vermögen gelten, und wie Spott auf ihre eigene Persönlichkeit klingen. Von dieser Stunde an war sie auch fest entschlossen, daß sie, wenn sie sich jemals ein neues Hauskreuz*) aufladen wolle, dieses nur Richter Steinl, aber kein anderer in der Welt sein dürfe. Um diesen Mann jedoch zu erproben und ihm zugleich kund zu thun, daß ihr Wille über Alles geachtet werden müsse, wenn das „Geschäft" vor sich gehen solle, sagte sie ihm geradezu, daß früher durchaus nichts daraus werden könne, bevor ihr nicht die saubere Mamsell Märie aus den Augen gebracht wäre, die ihren Stiefsohn verführen wolle, der, wenngleich nicht ihr eigenes Kind, so doch kein so hergelaufenes Ding sei, das in seinen alten Tagen am Ende noch der Gemeinde zur Last fallen könne.

Steinl wollte sich zwar nicht ködern lassen, es blieb ihm aber nicht viel anderes zu thun übrig, denn die Zunge der Frau Maurerin war ihm, so lange diese noch nicht Frau Steinl war, zu furchtbar. Auch hätte sie falls er zurückgetreten wäre, sicher

---

*) Hauskreuz, Ehemann.

bei der Herrſchaft Lärm geſchlagen und ihm einen Racheproceß auf den Hals gehangen. Ueberdieß war des Wachtmeiſters Töchterlein auch nicht ſein Augapfel, und in der Geſchicklichkeit, aus einer Mücke einen Elephanten zu machen, hatte er Uebung genug erlangt. Er beſprach ſich daher, Schweigſamkeit und Vorſicht gebietend, vorläufig mit den Geſchwornen. Dieſe mußten herumfragen und ſchnuppern und bald hatten ſie herausgebracht, daß der Weinhüter Marien ſpät Abends mit einem Soldaten im den abgelegenen Lattergraben habe gehen und eifrig ſprechen geſehen, und als auch der Nachtwächter erzählte, daß er eigenhändig ſchon mehrmals nach Mitternacht das alte Thor von Frau Roſels Hauſe zumachen mußte, da dieſes leichtfertig offen gelaſſen war, hatte Herr Steinl Stoff genug, um ſein Geſpinſt zu weben und gern hätte er noch einiges über die Verſchloſſenheit und Geheimthuerei des Mädchens, das faſt mit Niemandem rede, hinzugefügt, und ſelbſt dem todten Wachtmeiſter ein's angehängt, wenn er nicht den Verwalter gefürchtet hätte, der ihm ſchon einigemale Fuchseiſen legte, denen er nur mit Mühe entgangen war.

Daß Marie keine verführeriſchen Abſichten auf Hans hegte, läßt ſich ſelbſt nach dem Wenigen, was wir von ihr ſagten, wohl leicht errathen. Sie grüßte ihn nur freundlicher als die andern Burſchen, weil er ſich vor dieſen wirklich durch Ernſt und Ordentlichkeit auszeichnete, ließ es ſich aber, bevor die Frau Roſel endlich doch einige Winke fallen gelaſſen hatte, nicht im Traume beikommen, daß ſie auf irgend einen der jungen Dörfler einen tiefern Eindruck machen könne. Um aber ihre angeblichen abendlichen Spaziergänge mit Soldaten näher zu beleuchten, müſſen wir auf unſerer Treppe noch um eine kleine Stufe höher ſteigen, dann ſoll es aber damit zu Ende ſein.

Wir erwähnten wohl, daß Wachtmeiſter Mohr die Stadt allmonatlich zu beſuchen pflegte, um ſeine Penſion zu erheben, und daß er häufig ſeine liebe Tochter mitnahm, welches letztere hauptſächlich deßhalb geſchah, weil es die Wittwe ſeines ehe-

maligen Rittmeisters so wünschte, denn diese und Mariens Mutter hatten in den Kriegszügen gegen die Franzosen viele Angst und Noth miteinander getheilt, so daß zwischen beiden, wenn nicht ein freundschaftliches Band, denn dazu war der Rang der Männer zu verschieden, so doch ein vielleicht weniger wankendes Verhältniß alter Anhänglichkeit stattfand, durch welches sich die Frau Rittmeisterin bewogen fand, nach dem Tode der Frau Mohr Mutterstelle bei Marien zu vertreten, bis diese so weit heran gewachsen wäre, um sich unter dem Schutze ihres Vaters selbst hüten zu können; denn diese erfahrene Frau meinte nicht mit Unrecht, daß ein Mädchen wie Marie, die dann doch kein eigentliches Vermögen besäße, trachten müsse, sobald als möglich selbstständig zu werden. Und Dankbarkeit und Ehrfurcht waren es, die Marien an die Rittmeisterin fesselten, welche sich um so mehr über die bescheidene und treuherzige Aeußerung derselben freute, als sie, ziemlich bejahrt und kränklich, lieber in der Erinnerung an die Vergangenheit lebte, als daß ihr die gleichförmigen Tage der Gegenwart hätten Zerstreuung bringen können.

Deshalb wurde auch Wachtmeister Mohr, so oft er in die Stadt kam, zu ihrem Tische gezogen, denn der tiefe militärische Respect, welchen der ehrenfeste Wachtmeister vor ihr hatte, so wie seine oft wiederholten Erzählungen aus den Kriegszeiten, wo er stets an der Seite ihres Mannes war, thaten ihrem Herzen zu wohl, als daß sie sich hätte dieses Vergnügen versagen können. So war denn auch die rasche Abreise Mariens, von welcher der geneigte Leser gewiß etwas weit Interessanteres erwartete, nichts anderes, als die Folge einer schnell bedenklich gewordenen Erkrankung der Frau Rittmeisterin, die von theilnahmlosen Dienstleuten umgeben, ein Mädchen um sich zu haben wünschte, dessen Anhänglichkeit und stilles Wesen sie bereits erprobt hatte. Der Soldat aber, welchen der Weinhüter Abends mit Marien gehen sah, war niemand Anderes als ein alter Fourirschütze des seeligen Rittmeisters, der von der Erkrankten

eiligſt an Marien geſendet war, und welchem dieſe einen weit, kürzeren Rückweg nach der Stadt zeigte, auf welchem ſie ihn damit der Alte ja nicht irre gehen könne, bis zu dem einſamen Lattergraben begleitete, von wo aus er nicht mehr fehlen konnte. Daß Marie, die ſich beeilte die Wünſche der geachteten Kranken zu erfüllen, eben mit Hans zu fahren wünſchte, war ſehr natürlich, da ſie ihn als durchaus unbeſcholten kannte, und daher ihre nächtliche Reiſe unter ſeinem Schutze vollkommen ſicher war. Der gute Nachtwächter endlich mochte Frau Roſels verfallenes Hausthor wohl auch nur ein einziges Mal offen gefunden haben, wo es die Hausfrau vielleicht zufällig zu ſchließen vergaß, wenn nicht etwa der alte Riegel deſſelben, ſo lange durch den Wind gerüttelt wurde, bis das Thor von ſelbſt aufging.

Marie pflegte die Leidende mit all' jener Ausdauer, die dem zarten Geſchlechte in ſolchen Fällen eigen iſt. Die Unordnung, welche im Hauſe eingeriſſen war, und die ſich überall einſtellt, wenn das einſame Oberhaupt deſſelben erkrankt, wurde zu großer Beruhigung der etwas regelrechten Rittmeiſterin ſchon am andern Tage gänzlich gehoben und im Verlaufe von drei langen Monaten war die alte Dame durch die unabläſſige Betreuung, und beſonders durch die Klugheit und Geſchicklichkeit, mit welcher Marie alle Arten von unangenehmen Eindrücken von ihr fern zu halten wußte, wieder ſo hergeſtellt, daß ſie wieder ausfahren und einige hundert Schritte im Prater ſpazieren gehen konnte. Der Arzt, ein nachdenklicher junger Mann, war ehrlich und beſcheiden genug, die Heilung nicht ſeinen wenigen Arzneien, ſondern hauptſächlich der vorzüglichen Pflege zuzuſchreiben, und ſo ward beſchloſſen, daß Marie nicht mehr von der Seite der Rittmeiſterin weichen ſollte, bis dieſe im Stande wäre, ihr auf eine ſichere und dauernde Weiſe zu danken. Alle Hausleute waren der Meinung, daß ſie deren Erbin würde.

gefallen lassen. Endlich kam die Hofdame zurück, und meldete ihnen, daß die gute Frau ihre Bitten zwar gütig aufgenommen, daß sie aber, weil sie seit geraumer Zeit mit dem ganzen geistigen und irdischen Männergeschlecht schmolle, nur Christeln allein in die Grotte zu treten erlaubt habe, und daß also Georg auf dem angewiesenen Platz, unter nochmaliger Verwarnung, ihn nicht zu verlassen, ohne die unvermeidlich eintretende Strafe zu verschulden, ihrer Rückkehr harren sollte. Ungern zog Christel ihre Hand aus der Hand ihres Beschützers, ungern ließ sie dieser los, und langsam und zagend folgte sie ihrer Führerin, die sie zur Eile antrieb. In der That schien auch das Feuer, das, wie Georg bemerkte, aus trocknem, von dem See ausgeworfnem Treibholz genährt wurde, schon matter zu brennen, und noch war Christel nicht zurück, wie der Mond untergegangen war, und die Flamme ganz zu verlöschen drohte. Dieser Umstand trug dazu bei, seine Furcht noch zu vermehren, und mit jeder Minute des längern Ausbleibens der Geliebten stieg sie mit Riesenschritten. Hätte er noch herum laufen können, so möchte die körperliche Bewegung die Bewegung seines Innern geschwächt haben, so aber, still da sitzend, konnte er den peinvollen Ahnungen gar keinen Widerstand entgegensetzen. Aus den Wellen schienen jetzt die Geister

Als der gute Hans seine Geschäfte im Keller vollendet hatte, trieb es ihn wieder hinaus in's Freie und unwillkührlich betrat er heute zum zweitenmale den Felsweg zum Jungfernsprung. Als er dort ankam setzte er sich wieder an der Föhre nieder, wo der unglückliche Wetzstein auf das Senseneisen gefallen war und schaute nach den Felsblöcken, an welche sich Marie geschmiegt hatte, als sie so erschreckt wurde. Sie dünkte ihm so schön, viel schöner und feiner als früher, aber das Eine, was er noch an ihr erblickt hatte, nagte schwer an seinem Herzen. Sollte es denn wirklich wahr sein? — Sollte seine zänkische Stiefmutter wirklich die Hülle von Ruhe und Schweigsamkeit durchschaut haben, die ihm an Marien so gefiel? die nächtlich offene Hausthüre, die Soldaten, von denen Frau Maurerin erzählte, sollten das wirklich keine Lügen gewesen sein? Und das seidene Kleid, welches sie heute an hatte? Und ihr unerwartetes Erscheinen? Er konnte sich es nicht zusammenreimen. War die nicht wie sie sein sollte, so war es auch keine Andere auf dieser Welt! Hans hatte im Vertrauen auf Gott immer gehofft, daß die trüben Tage seiner Kindheit, wo er oft mehr Püffe als zu essen bekam, die sturmreichen Tage seiner Jugend und der fortwährende Zank in seinem Hause doch endlich einigermaßen vergolten, und er jenen Frieden finden werde, der ihm durch stäte Entbehrung desselben zur größten Sehnsucht geworden war. Je mehr er über dieses Alles nachdachte, desto lebhafter schlug sein Herz, welches endlich, wie bei allen guten Menschen, über alle Vorurtheile hinwegflog.

Ja, murmelte er vor sich hin, indem er sich mit seiner breiten Hand über die Augen fuhr — so wär's aus mit uns zweien. Aber wer kann's denn wissen? Es ist ja schon mancher ein Unglück passirt und sie war am Ende doch viel braver als viele Andere, die pfiffig genug waren, alle ihre Liebhaber um den Daum zu drehen. Die Gutherzigen sind immer am übelsten daran, denn sie glauben Jedem, weil sie selbst ehrlich sind, und sitzen dann auf. Gefehlt mag sie schon haben, die Marie, aber

die Zeit macht vieles gut und ein fremdes Kind ißt zuletzt auch nicht mehr als ein eigenes. Und ein Weib, dem man etwas nachzusehen hat, ist wohl dankbarer als ein anderes, das immer damit prahlt, daß ihr nie etwas passirt sei. Nun, wir werden sehen. Das Frühobst ist auch nicht immer das beste und was die Leute reden um das kümmere ich mich nicht. In unser Haus ist schon Uebel genug eingekehrt, seit mein Vater glaubte, das Geld, das Geld allein mache glücklich! Warum soll es denn nicht einschlagen*), wenn man einmal einen Fehltritt eines guten Menschen übersieht, und sich seiner in der Verlassenheit annimmt? Die alte Rosel muß es wissen. Zu ihr gehe ich. Dieser sag' ich's. Morgen früh. Nein, warten über Nacht hat zwar gescheidte Gedanken, aber selten warme Herzen gemacht. Kann es morgen sein, so kann es heute auch sein, und gleich wird gegangen.

Damit stand er auf, wischte die thränenfeuchte Hand an der Lederhose und schritt zum Dorfe hinab. Um am schnellsten zu Frau Rosels Hause zu kommen, mußte er an seinem eigenen Gehöfte vorüber gehen, aber wie war er erstaunt, als er das Thor desselben geschlossen, den Nachtwächter mit der Hellebarde davor, und einen großen Haufen von Männern, Weibern und Kindern erblickte, die durcheinander riefen:

„Sie ist's! Sie sitzt! Die ist gerade zurecht gekommen! Jetzt hat sie ihr Theil!"

Dabei lachten und spotteten sie und wiesen auf ein vergittertes Fenster, an welchem der Vorhang vorgezogen war.

Den Hans befiel ein ahnender Schrecken der ihn an allen Gliedern zittern machte. Ohne einer Frage, ja ohne nur eines Wortes mächtig zu sein, warf er die Menge auseinander und drang im Nu bis zum Wächter, der ihm mit einem patzigen „Halt wer da!" die rostige Pike vorhielt.

---

*) gelingen, sich zum Guten wenden.

„Ich bins!“ ſchrie Hans, dem in der ſteigenden Angſt das Herz aus dem Halſe herauszuſchlagen drohte — „ich bin's, der Herr dieſes Hauſes. Aufgemacht! Aufgemacht!“

„Es darf niemand hinein!“ prahlte der Dürrbeinige und ſchwang die Partiſane.

„Den will ich ſehen, der mir mein Hausrecht vorenthält!“ rief der Empörte und ſchleuderte die Pike und ihren Träger zugleich auf die Seite, ſo daß dieſer das Gleichgewicht verlor und in die Maſſe der Zuſeher taumelte, die nach der Weiſe des gemeinen Volkes helllaut lachten, und ſogleich die Parthei des Stärkeren ergriffen, indem ſie ſchrien: „Aufgemacht! Aufgemacht, oder er trägt das Haus beim Schornſtein davon!“ —

Hans donnerte indeſſen ſo wüthend an das Thor, daß es aus ſeinen Angeln zu gehen drohte. Endlich hörte man von innen den Schlüſſel anſtecken und aufſperren, und kaum war der eine Flügel des Thores nur handbreit gelüftet, als es Hans mit Rieſenkraft aufſchleuderte und hineinſtürzte.

Die Zuſchauer, noch weiteres Vergnügen von dieſem ſiegreichen Angriffe erwartend, wollten nach, ſtießen den armen Teufel von Wächter gänzlich über den Haufen und drängten jubelnd und kreiſchend in ganzer Maſſe gegen das Thor, welches ſie wirklich eingebrochen hätten, wenn es nicht den beiden Knechten des Hans gelungen wäre, den großen Eichenbalken einzuheben, der jede weitere Belagerung umſonſt machte.

Hans war indeſſen an der Thüre des Wohnhauſes angekommen. Hier bot ſich aber ein neues, weit furchtbareres Hinderniß als der jämmerliche Nachtwächter mit ſeinem roſtigen Eiſen, denn oben an der fünfſtufigen Schwelle ſtand die Frau Maurerin in höchſter Wuth. Sie hatte ihre dicken, faltenreichen Barchetröcke ſeitwärts mit den Händen erfaßt, hielt ſie ſo ausgebreitet, daß ſie die ganze Weite des Einganges verdeckten und empfing den Stiefſohn mit ſolchem Geſchrei, daß ſie ſogar von den Leuten auf der Straße mitten im Tumulte gehört wurde, und wollte ihm unter den empörendſten Schmä-

bungen den Zugang verweigern. Allein Hans war zu ſehr in Aufregung, als daß ihn weder Wort noch Körperkraft der allerdings nichts weniger als ſchwächlichen Zänkerin auch nur einen Augenblick hindern konnte. Er war mit einem einzigen Satze oben, faßte die Wüthende feſt um die Mitte, hob ſie wie einen Ball vom Boden, trug ſie ohne ein Wort zu verlieren in die Dirnenſtube, legte ſie dort — ſelbſt in der Leidenſchaft noch den Namen Mutter im Auge behaltend — in das Bett einer der Mägde, verſchloß das Gemach und ſtürmte dann in das Wohnzimmer.

Es war leer. Aber die Thüre zur Schlafkammer der Frau Maurerin iſt geſchloſſen. Ein Fußtritt und ſie iſt geſprengt. — Da liegt die zarte Marie ohnmächtig zu den Füßen des Bettes. Ihr Hut iſt zerknittert, das Umhangtuch vertreten, der Strickbeutel zerriſſen. —

Der arme Hans, noch ganz wirr von dem, was er eben geſehen, gehört und gethan, weiß ſich bei dieſem Anblicke nicht zu faſſen. Er kniet hin zur Bewußtloſen. Er fühlt, daß er helfen ſoll, aber es fällt ihm kein Mittel ein. Er will ſie aufheben und auf das hohe Bett legen, aber ſeine Hände ſind ſo ungeſchickt und er weiß nicht wie er es anfangen ſoll. Da reißt er die Kiſſen vom Bette herab, häuft ſie neben der Ohnmächtigen auf und rückt dieſe ſorgfältig darauf. Sie athmet wieder. — Es fällt ihm ein Stein von der Bruſt. — Noch ein tiefer Athemzug. — Sie ſchlägt die Augen auf. — Aber ſie ſcheint nicht zu ſehen. Sie wendet ſich auf die eine Seite wie Jemand der nicht gut liegt. Hans ſchiebt noch einige Polſter unter. Da fallen ihre Augen wieder zu und — ſie entſchläft. — Hans faltet die groben Hände und betet. — Drauf nimmt er die Federdecke vom Bett, ſchüttelt die Daunen gegen das eine Ende derſelben, damit ſie nicht zu ſchwer ſei und breitet ſie liebreich über die Schlummernde, die ſich, wie ihm ſein Gefühl ſagt, auf dieſe Weiſe wohl am Beſten erholen würde.

Dann läuft er hinaus nach einer der Mägde und befiehlt

ihr bei der Schlafenden Wache zu halten, aber ja auch nicht einmal laut Athem zu ſchöpfen, damit die Kranke durch nichts geſtört werde. Dann rennt er in den Keller, um eine Flaſche ſeines älteſten Weines zu holen, eilt drauf nach der Speiſekammer und bringt Butter, Gugelhupf, Trauben, Birnen, Aepfel und ſelbſt einiges Naſchwerk, heißt eine zweite Magd Kaffee machen, trägt dann alles ſo leiſe, als ob er auf Eiern ginge, in die Kammer und breitet es auf dem Tiſche aus, damit ſich Marie etwas zur Stärkung auswählen könne, wenn ſie aufwachen würde.

Als dieſes alles beſtellt war, ging er tiefaufathmend wieder in das Dirnenzimmer zur Stiefmutter um dieſe zur Rede zu ſtellen. Sie lag noch im Bette und hatte ihr Angeſicht ganz in die Kiſſen gewühlt und ſchien zu weinen. Hanſens unwiderſtehlicher Ueberfall ſchien bei der leidenſchaftlichen Frau dieſelbe Wirkung hervorgebracht zu haben, welche ſich zuweilen bei Wahnwitzigen zeigt, wenn dieſe in ihrer tobendſten Raſerei plötzlich einer unerwarteten Uebermacht unterliegen. Als ſie unter der Thür ſtand, war ihr Zorn aufs Höchſte entflammt, und in der Blindheit ihrer wüthenden Herrſchſucht hatte ſie keinen Raum für den Gedanken, daß ihr Jemand obſiegen könne. Aber die gänzliche Nichtbeachtung ihres bisher ſo gefürchteten Weſens, grade im entſcheidendſten Momente, der unwiderſtehlich ſichere Angriff Hanſens, welcher deſſen eherne Muskelkraft zeigte, als ſie ſich wie ein Kind in die Luft geboben fühlte, und ſelbſt das, daß ſie Hans wie eine Puppe ins Bett legte, hatte ihren Uebermuth ſo gebrochen, daß ſie nunmehr mit eben ſolcher Heftigkeit weinte, als ſie früher zürnte.

„Stiefmutter!“ rief Hans mit tiefer Stimme — „ſteht auf und gebt mir Antwort!“

„Du mein Himmel, ich bin krank! Ich kann nicht, Hans Du haſt mir meine Rippen eingedrückt!“ winſelte die Böſe.

„Lügt nicht, Frau! Oder, bei der Leiche meines gequälten Vaters, Ihr müßt mir noch in dieser Stunde aus dem Hause. Wie kam Marie hier herein? Warum geschah dieser furchtbare Auflauf? Wer versperrte mir mein Hausthor?“ —

Doch wir wollen nicht bei diesem Verhöre verweilen, in welchem Hans alle seine Ehrenhaftigkeit zusammennehmen mußte, um der unnatürlichen Frau nicht unnatürlich zu begegnen, sondern wie unser Gerichtschreiber sagt, den Sachbestand in Kürze darstellen.

Man behauptet, daß die Geier den Heeren zu ganzen Schaaren nachziehen, weil sie ihren häßlichen Fraß schon von vornhinein wittern sollen. Ein ähnlicher Instinct mochte auch die Frau Maurerin getrieben haben, ihrem Stiefsohn nachzuschleichen, als er heute ohne das Frühstück abzuwarten, ins Mähen ging, und sie war bei ihrem schweren Körper eben über die Hälfte des steilen Weges gekommen, als Marie an ihr vorübereilte, die von ihren Luchsaugen im Momente erkannt worden war. Hans hatte also wirklich geheime Zusammenkünfte, und der Groll der Frau Maurerin fand keine Gränzen, als sie die Gestalt der Flüchtenden erwog. Da durfte kein Augenblick gezögert werden, denn schon morgen war neue Richterwahl und Steinls Herrschaft ohne Zweifel zu Ende. Sie rannte so schnell sie konnte zum Richter, der aber war den ganzen Vormittag bei den Geschwornen herum, um diese jetzt selbst dahin zu bearbeiten, daß sie den bewußten Ja-Herrn wählten, auf daß er, wenn auch nicht dem Namen, so doch in der That, noch Richter bleibe. Sie konnte ihn also erst ziemlich spät nach dem Mittagsessen, bei welchem sie einen Sturm auf Hans machen wollte, auffinden, und ging dann aber nicht eher von seiner Seite, bis Steinl die bewußte Verhaftserlaubniß hervorgeholt hatte, und die nöthigen Anstalten getroffen waren, die nach dem Abendläuten jedoch mit solcher Rücksichtslosigkeit ausgeführt wurden, daß das Ganze mehr einem Ueberfall glich, zu dessen Willkürlichkeit die Schimpfworte und Stachel-

reden der Frau Maurerin nicht wenig beitrugen. Erst als die fast zum Tode Erschreckte schon hin und hergezerrt wurde, und man nicht wußte wohin man sie eigentlich bringen sollte, fielen dem Richter, der sich übrigens hütete persönlich dabei zugegen zu sein, und der seinen Kopf von Wahlintriguen voll hatte, die Worte „mit Rücksicht zu behandeln" ein, und er sandte einen Boten mit dem Befehle ab, daß die Gefangene indessen unter die Obhut einer der älteren Frauen zu geben, und eine Wache vor deren Haus zu stellen sei. Das war ganz im Geiste der Frau Maurerin gesprochen. Sie trug mit Freuden ihre eigene Kammer an, die ein wohlvergittertes Fenster hatte und führte ihre Beute unter dem Geleite der halben Dorfschaft triumphirend von dannen.

Marie wußte nicht, wie ihr geschah. Als sie aber in der Kammer des bösen Weibes war und dieses, nunmehr allein mit der von ihr Gehaßten in die schandvollsten Beschuldigungen ausbrach, verließen sie ihre Kräfte und sie sank zur Erde.

Fast in demselben Augenblicke donnerte Hans ans Thor und der weibliche Dämon mußte hinaus, um sich zur Wehre zu stellen.

So viel hatte Hans endlich aus ihren Antworten entnommen. Der Richter aber, dem besonders in Beziehung auf den kommenden Morgen ein Bangen aufstieg, war nach Hause geeilt, um einspannen zu lassen, damit die Gefangene noch heute an die Ortsherrschaft abgeführt werde und ihm die ganze Sache aus den Händen gerückt sei. Eben war Hans mit seinem Verhöre zu Ende, als auf Befehl des Richters das Hofthor geöffnet wurde und der Wagen hereinfuhr, auf dessen Bock der Hellebardenmann saß, der sich inzwischen wieder aufgelesen hatte.

Dem Richter, dem es leicht schien, das rauhe Benehmen gegen die Offizier-Marie mit dem allgemeinen Unwillen zu bemänteln, den ihr Wiedererscheinen im Dorfe hervorrief, und der zugleich die noch so spät erfolgende Absendung dadurch zu

entſchuldigen glaubte, daß er dem Herrn Verwalter melden ließ, daß er ſie nur deßhalb anordne, damit die Betreffende vor allen weitern Angriffen geſchützt ſei, trat nun heran und begehrte von Hans ihre Auslieferung.

Der aber nahm jetzt den Poſten an der Thürſchwelle ein, den früher ſeine Stiefmutter vertheidigen wollte und entgegnete dem Richter trocken, daß er ſich ſeiner Wege ſcheeren ſolle.

Da ſchrie dieſer über beleidigte Gerechtigkeit und befahl dem Gerichtsdiener und dem Hellebardenmann vorzuſchreiten. Dieſer aber ſaß allzu ſicher auf ſeinem Wagen, als daß er ſich gerührt hätte, und als ſich der andere den Stufen näherte hob Hans die Fauſt und rief: „Zurück! Oder wer ſich herannaht bekommt eine auf das Dach, daß er ſieben Wochen lang keine Sonn' ſieht!" und der dünnbeinige Frohn, mehr zum Laufen als zu Kämpfen geſchaffen, machte wie auf Kommando „kehrt euch" und flüchtete hinter die breite Geſtalt des Richters, der nun in aller Gravität herangeſchritten kam.

„Junger Freund," ſprach er, „Ihr wollt Euch der Obrigkeit widerſetzen? Wollt widerſpenſtig ſein als hausgeſeſſener Mann und ein ſchlechtes Beiſpiel geben wegen einer Perſon, die ſo — —

„Still, alter Betrüger!" fiel ihm Hans mit einer Stimme in die Rede, die ſelbſt den Richter überraſchte und augenblicklich zum Schweigen brachte. „Und Du Seppl und Du Michel" — ſo rief er zu ſeinen beiden Knechten, die ſchon hülfbereit in ſeiner Nähe ſtanden, „ihr beide geht hin und macht das Thor auf, uud laßt alle herein, die draußen ſind. Ich habe etwas zu ſagen, das Alle hören ſollen!"

Die beiden Knechte eilten zum Thor, und kaum war es offen, ſo ſtrömte die Menge, die ſich indeſſen verdreifacht hatte wie ein Waſſerwirbel in den Hofraum herein, den ſie ſo dicht anfüllte, daß ſelbſt der Düngerhaufen und der Holzſchoppen beſetzt waren.

Der Steinl war offenbar in der größten Verlegenheit, und wollte ſich dem jungen Mann nähern, um ihn zu beſchwichtigen. Hans verwies ihm aber jedes Wort, indem er ihm einen Tritt zu geben verſprach, wenn er auch nur eine Zehenſpitze auf die Stufen zu ſetzen wagen ſollte.

Es gab jetzt wirklich ein eigenthümliches Bild. Dort die dunkle neugierig bewegte Menſchenmaſſe im tiefſten Zwielichte, ſo daß man kaum die Angeſichter der etwas ferner Stehenden unterſcheiden konnte; in der Mitte des Hofes der Wagen, von dem eine Ueberzahl von Jungen Beſitz genommen hatte, im Vordergrund die mächtige Geſtalt des Richters, der nicht wußte, ob er den Großartigen ſpielen, oder ſich in einen Kampf mit Hans einlaſſen ſollte, und oben auf den Stufen der junge Mann, der noch am hellſten beleuchtet war, deſſen beide Knechte rechts und links an der Treppe ſtanden und voll Raufluſt nur auf einen Wink ihres Herrn warteten, um ſich mit einem einzigen Satze auf den bezeichneten Gegner zu werfen, boten einen Anblick dar, der ſowohl dem Aeußern nach, als auch in Rückſicht auf die Gemüthſtimmung jedes Einzelnen, ſobald nicht wieder in einem Dorfe zu finden ſein wird.

Als Hans gewahrte, daß niemand mehr zum Thore hereinkam, erhob er ſeine Rechte und ſprach ſo langſam und ſo laut daß ihn jeder verſtehen konnte:

„Männer und Nachbarn! Ihr wißt was heute in unſerem ſonſt ſo friedlichen Dorfe vorgefallen iſt. Ihr habt den Spektakel geſehen und zum Theile ſelbſt mitgemacht. Auch wißt Ihr, daß ich im vorigen Jahre, obgleich ich einer der jüngſten Nachbarn bin, als Beiſitzer zu Gericht ſaß und daher in dem was Rechtens nicht ganz mit Blindheit geſchlagen bin. Ich erkläre daher die Behandlung, welche man der wiedergekehrten Offizier-Marie angedeihen ließ — hört es Nachbarn und Männer!! — als einen ſchändlichen Mißbrauch der Amtsgewalt! ferner erkläre ich vor Gott und vor Euch allen, dieſen da, unter mir, den jetzigen Richter Steinl für einen Schuft

und nehme Euch zu Zeugen dafür! Hört! ich sage es noch einmal, ich erkläre ihn öffentlich für einen Schuft, der seine Amtsgewalt mißbraucht und zum dritten und letzten sage ich abermals vor Euch allen, daß ich die Offizier-Marie, welche über die schändliche Behandlung, die ihr widerfuhr, sogar in Ohnmacht fiel, nicht eher ausliefern werde, bis nicht von Seite unseres gestrengen Herrn Verwalters der schriftliche Befehl dazu gekommen ist. Ihr habt mich gehört, Männer und Nachbarn und auch Ihr Frauen und Nachbarinnen, die Ihr gewiß Theilnahme für ein armes gekränktes Geschöpf fühlt. Geht jetzt alle in Gottes Namen nach Hause. Morgen im Ortsgerichte werden wir das Weitere besprechen."

Noch einmal wollte der Richter eine Bewegung machen, aber Hansens beide Knechte hatten das kaum ersehen, als jeder von ihnen den einen Arm des Richters wie mit Zangen faßten und ihn durch die Menge aus dem Thore führten. Der Wagen auf den noch immer die Buben hingen, holperte mit dem Spießbewaffneten über die grobgepflasterte Einfahrt und die erstaunten Nachbarn zerstreuten sich als sie bemerkten, daß Hans verschwunden war und die Thüre hinter sich zugemacht hatte. Es gab für sie an diesem Abende mehr zu reden als sonst in drei Jahren, und der früher kaum bemerkte Hans war auf einmal eine bedeutende Figur geworden.

Kaum war das Gehöfte leer, so rief der Hausherr seinen getreuen Seppl und hieß ihn, den Satteligen aus dem Stalle ziehn. „Mach Dich auf," sprach er, „und jage über Hals und Kopf zum Herrn Verwalter, begehre ihn zu sprechen, wenn er auch beim Abendmahl wäre und sag' ihm, ich ließe ihn dringend bitten, morgen früh acht Uhr ja nur gewiß zu der Richterwahl zu kommen. Ich würde ihm schon entgegen gehn und ihm sagen warum. Sonst redest Du aber keine Silbe, hörst Du Seppl! Wenn Du dann nach Hause kommst, so findest Du auf dem Fenster ein Krügel heurigen Weines. Tummle Dich und sei gescheidt."

der auf derſelben Fahrt verunglückten Liebenden ihm zu winken, und die zuweilen noch auflodernde Flamme beleuchtete grell den ſchwarzen Felſenhintergrund, ſo daß er bald das Auge von den unholden finſtern Nachterſcheinungen abwandte, die ihm von dort wild zu drohen ſchienen.

Endlich kam Chriſtel mit der vorigen Begleiterin hinter dem Felſen hervor. Still, ängſtlich, das Geſicht mit einem großen Tuche umhüllt, trat ſie ihm näher. Er wollte ihr die Hand reichen, aber ſie vermied die ſeinige, und winkte ihm, indem ſie ans Geſtade trat, das Fahrzeug flott zu machen. Beſtürzt wollte er auf ſie zu eilen, aber ſie deutete, ihm eifrig zuwinkend, daß er zurücktreten ſolle, mit der Hand auf den Mund, und machte ihm durch Zeichen begreiflich, daß ihr unterſagt ſey, mit ihm zu reden, oder ihn zu berühren, bis ſie das heimiſche Ufer erreichten. Georgen war ſchon leichter ums Herz, da er ſeine Chriſtel nur wieder bei ſich hatte, und ſeine fröhlichere Stimmung ließ ihn bald einſehen, daß Chriſtels Stummheit, und ihr Entfernthalten von ihm, ihr von der guten Frau vorgeſchrieben ſey, um den Einfluß der Höllengeiſter des Nordſtrudels zu vernichten, und daß jene Unglücklichen, die ſeine wirbelnden Wellen in die Tiefe zogen, wahrſcheinlich jenem Befehl nicht pünktlich befolgt hätten. Be-

Die Aussicht auf den heurigen machte den Seppl geschwind wie der Wind, obwohl er auch sonst nicht gesäumt hätte. In einer kleinen Stunde war er bei der Herrschaft. Eine halbe Stunde mußte er warten und andere Dreiviertelstunden genügten zur Heimkehr, denn hier that auch der Sattlige das Seinige dazu, der nur allzugern seinem warmen Stall entgegen trabte.

Als der Seppl seinen Krug heurigen austrank war es ruhig im Dorf. Marie schlief wieder, nachdem ihr die wachende Magd etwas Kaffee gegeben hatte und auch im Hause des Richters war es finster und ruhig als stünde alles noch wie sonst. Selbst die Frau Maurerin war in dem Bette der Magd fest eingeschlafen. Nur Hans blieb auf. Er hatte sich seine Pergamentbibel geholt und las bei seinem Unschlittstumpfel, bis ihm gegen zwei Uhr die Augen von selbst zufielen. Nun war außer der Thurmuhr alles stille im ganzen Dorf, denn selbst der kühne Nachtwächter ruhte neben der Partisane auf seinen Lorbeeren.

Des andern Morgens dachte kein Nachbar an irgend eine Feld- oder Weingartenarbeit. Die Richterwahl und die Scenen von gestern Abend hatten eine Art von Feiertag eingeleitet. Die Männer, denen von ihren Weibern aufs Schärfste befohlen wurde auf alles was geschähe genau acht zu geben, damit sie es ausführlich wiedererzählen könnten, schlossen in ihre langeschößigen Sonntagsröcke, die eben weil sie fast bis an die Fersen reichen den Spottnamen der „Lakenwischer" erhielten, bürsteten ihre neuesten Hüte mit dem Aermel und wickelten die blauen Schürzen hinauf, so daß diese als wie Feiertagszeichen, gürtelähnlich um die Hüften hingen und trabten dann nach dem Ortsgericht.

Die große Stube des jetzigen Richterhauses füllte sich ungewöhnlich schnell. Der Richter saß am Ahorntisch und war

ganz vertieft in die Verfaſſung einer ellenlangen Klageſchrift gegen Johann Maurer vom Hauſe Nr. 93, von der er, ſo oft ihm ein bedeutender Hieb gelungen ſchien, aufſah und den Umſtehenden mit ſeinen beweglichen Augenbrauen einen Wink gab, als ob er ſagen wolle: dem da werden wir's tüchtig eintränken. Im Geheimen war es ihm aber ſehr gelegen, daß er durch dieſes Schreiben allen Fragen und einer dadurch leicht entſtehenden Verlegenheit zu entgehen vermochte. Die Geſchwornen nahmen alsbald ihre Bänke ein und bald war alles verſammelt, ja es hatten ſich ſogar einige Unberufene eingeſchlichen. Nur der von allen mit Neugier und Beklemmung erwartete Hans ließ noch warten.

Nun ſchlug es acht Uhr. Der Richter war mit ſeiner Schrift zu Ende, übergoß ſie mit einem Berge von Streuſand, putzte die Feder an ſeinem Stiefel aus und erhob ſich, um nunmehr auch ſeinerſeits den Feiertagsrock anzuziehen, denn er hatte in Hemdärmeln geſchrieben, da ihm, wie wir ſchon früher ſagten, das Coneipiren immer etwas heiß machte. Aber es war ihm nicht mehr wie ſonſt zu Muthe, und obgleich er wieder ſein Lächeln hervorſuchte, ſo ſchien ihm doch irgend etwas die Rede verſchlagen zu haben. Er kramte lange Zeit unter den Schriften herum ohne ein paſſendes Wort zur Eröffnung der Sitzung finden zu können. Auch die Beiſitzer ſchienen entweder nicht gelaunt oder ebenfalls zu befangen zu ſein, um den Anfang zu machen, und ſo verging eine volle Viertelſtunde, die ſelbſt für den Gleichgültigſten etwas Peinliches hatte, in voller Stille.

Da hörte man einen Wagen rollen. Dem Klange nach war es keine Bauernfuhre, ſondern ein herriſcher Wagen, eine Kaleſche, die ſchnell näher kam.

Vielleicht ein Beſuch des Herrn Doctors bei unſerem alterkranken Herrn Pfarrer? meinte der Eine.

Ei, nein, entgegnete ein Zweiter, er fährt nicht zur Kirchengaſſe, ſondern geradezu hierher. Merkt nur auf.

Der Wagen näherte sich wirklich dem Richterhause, vor dessen Thore die Pferde plötzlich stille standen. Die Leute im Gerichtszimmer waren sehr betroffen, besonders aber der Richter, der gern aus dem Fenster gesprungen wäre, wenn er es mit seiner Stellung verträglich gefunden hätte.

Es stiegen drei Männer aus dem Wagen. In der nächsten Minute traten der Herr Verwalter, dann ein weit jüngerer, ansehnlich gekleideter Mann und endlich Hans herein. Die überraschten Bauern bildeten eine Gasse, damit die Herren zu dem Tische gelangen konnten.

„Guten Morgen, Männer!" rief der Verwalter ohne den Steinl zu beachten. — „Guten Morgen. Schöne Sachen hört man von Euch. Ihr seid mir rare Leute. Ihr habt wieder etwas Sauberes angefangen."

„Gestreng' Herr!" riefen mehrere Nachbarn entschuldigend zugleich.

„S'Maul halten, Männer! Nicht so viel reden als Schwarz unter dem Nagel ist —" fuhr der Verwalter fort, der ein grosser Praktikus war und wohl wußte, wie er seine Untergebenen zurecht bringe — „Macht Euer Kompliment, der Herr, den ich Euch hier vorzustellen habe —" er wies auf seinen Begleiter — „ist unser neuer Herr Kreisphysikus, Doctor Winter."

„Wir gratuliren — Gesegne Gott! — Gehorsamer Diener" — sprachen die zunächst stehenden Bauern während sie mit dem einen Fuß hintenausscharrten, indessen sich die Zurückstehenden zuraunten: „der wird es wieder wichtig haben mit der Schutzpockenimpfung!" —

„Genug ists!" unterbrach sie der Verwalter — „Und jetzt haltet eine zeitlang Euren Mund, damit Ihr mich im Schreiben nicht irre macht. Setzen Sie sich, Herr Kreisphysikus. Und Du Hans diktire mir an. Schade daß ich meinen Gerichtsschreiber nicht mitnahm. Der Seppl hätte es mir aber auch gleich anders sagen können, daß es etwas zu schreiben gebe

„Ja gestreng' Herr, ich habe mich unserem Richter widersetzt." —

„Hättest etwas Gescheiderers thun können, Hans. Bist aber doch kein dummer Kerl" — bemerkte der hastig schreibende Herr Verwalter. — „Warum hast Du Dich widersetzt?"

„Weil der Richter seine Amtsgewalt nicht nach Recht gebrauchte."

„Ist dieses wahr, Richter Steinl?"

„Entschuldigen Ew. Gestreng'," sprach dieser, indem er sich trotz seiner Verlegenheit mild lächelnd verbeugte — „entschuldigen Ew. Gestreng' und gestatten mir Ew. Gestreng', daß ich ein Wort reden darf."

„Der Steinl wird auf das antworten, um was er gefragt wird. Hat er seine Amtsgewalt mißbraucht oder nicht?"

„Wollen gütigst erlauben Ew. Gestreng'" — sagte der Richter, indem er das betreffende Document vorwies — „Sie haben mir ja selbst die schriftliche Erlaubniß ertheilt die verdächtige Offizier-Marie in Verwahrung zu nehmen. Da ich aber nicht persönlich bei der Verhaftung sein konnte, wegen Vorbereitung der heutigen Geschäfte, so kann ich auch nicht dafür zu haften verpflichtet sein, daß die Leute, denen jene Person so allgemein verhaßt war, vielleicht etwas unglimpflicher mit ihr umgingen als sie sollten. Uebrigens dürfte auf die Angaben des jungen Mannes dort —" er wies auf Hans — „der sonst ein ausgezeichnet braver Mensch ist, in dieser Rücksicht nicht viel zu halten sein, da er nach der Aussage seiner Stiefmutter, die ebenfalls sehr achtbar ist, ohne allen Zweifel mit jener Person in einem gewissen Verhältniß steht."

„In was für einem Verhältniß? —"

„Nun Ew. Gestreng, ich meine so ein gewisses, welches die guten jungen Leute so blind zu machen pflegt, daß ihnen das Herz mit dem Kopfe davonrennt."

„Ist das wahr, Hans?"

bereits alles offen und ehrlich erzählt und glaube nicht, daß jener Theil meiner Erzählung, der allein mein Herz angeht, nicht für aller Leute Ohren sei."

„Du hast Recht, Hans. So geh denn und bringe das Frauenzimmer hierher und nimm auch Deine Stiefmutter mit."

„Die wird wohl schwerlich Lust haben" — meinte Hans.

„Sag' ihr nur daß ich da sei und daß ich will, daß sie binnen fünf Minuten hier sei. Geh! Hans, Du bist ein rechter Arbeitmacher, geh."

Hans ging fort. Steinl benutzte diese Gelegenheit und legte die eben verfaßte Klagschrift vor den Herrn Verwalter.

„Was ist das für ein Wisch?" rief dieser in seiner ämtlichen Barschheit.

„Es ist," antwortete Steinl mit tiefer Verbeugung, „nur meine unbedeutende Ansicht von dem was zwischen mir und dem Johann Maurer in Betreff der bewußten Person vorfiel. Wenn Ew. Gestreng lesen wollten." —

„Habe jetzt keine Zeit dazu. Wird zu den Acten gelegt und nach Umständen erwogen werden. Nun, Männer," so wandte sich der Verwalter jetzt zur Versammlung, „wie ich hörte so haltet Ihr heute Richterwahl. Habt Ihr Euren Mann schon ausgesucht?"

„So bei einem gleichen Ew. Gestreng" — antwortete einer der Geschwornen.

„Wollt Ihr etwa gar den Steinl zum viertenmal haben. Ihr wart ja immer schrecklich versessen auf ihn?"

„Das werden wir uns fast nicht recht getrauen Ew. Gestreng'," war die echtbäuerische Antwort — „da es nicht hergebracht ist, daß Einer und derselbe viermal nach einander Richter werde."

„Nun wen habt Ihr denn sonst im Sinne?"

wohl beinahe schier so fast ungefähr das Gescheidteste wäre" — sprach einer der Geschwornen, — „wenn wir hier meinen nächsten Nachbar nähmen, denn er ist ein gar so guter Mann und thäte nicht viel streiten, wenn man etwas von ihm wollte. Und der Steinl hat auch gemeint, daß er ihm schon alles einleiern wolle, damit alles schön im Gange bliebe."

„Also den Groisen Franz hat Euch der Steinl angerathen?" —

„Accurat diesen, weil er halt so viel gut ist und der Steinl —"

„Hat Euch öfter die Augen ausgewischt? — Und glaubt Ihr nicht, daß er Euch wieder die Augen auswische, wenn er Euch den Groisen Franz vorschlägt?"

„Gestreng' Herr," schaltete hier der Richter ein, „ich war neun Jahre Richter. —"

„Leider, leider," unterbrach ihn der Verwalter, „aber schreibt es Euch nur hinter die Ohren, Ihr sollt es nicht wieder werden und wenn Ihr neunhundert Jahre alt würdet. Und Ihr" — rief er zu den Bauern — „wenn Ihr Euch keinen Gescheiderern wählt als den Groisen Franz, so wird Euch wohl die Herrschaft einen Richter setzen müssen. Doch" — und er stand auf — „was kommt hier für eine Dame? —"

Hans führte jetzt Marien herein, die mit Hülfe der Magd Hut und Kleider vollkommen geordnet hatte. Hinterdrein folgte gesenkten Hauptes die Frau Maurerin. Aber wer beschreibt das Erstaunen aller der Anwesenden, als Marie, die kaum gehen zu können schien, plötzlich mit einem lauten Schrei auf den Kreisphysicus zustürzte und sich an seine Brust warf, indem sie hinterlist weinte.

Dem Verwalter blieb die Begrüßung im Munde stecken, der junge, aufs Höchste bestürzte Doctor preßte Marien im innigsten Mitgefühl an sein Herz. Hans, dem nicht der leiseste Zug dieser Bewegung entging, hielt sich an einem Stuhl,

die Frau Maurerin schien etwas wie ein Schlagfluß gestreift zu haben.

„Was habt Ihr vor mit Marien, Ihr erbärmlichen Leute!“ rief der Doctor entrüstet, der zwar von Hans die ganze Geschichte erzählen gehört hatte, der aber nicht das Mindeste davon ahnte, wer mit der Offizier-Marie gemeint sei, und dem nun auf einmal die ganze Sache ziemlich klar vor Augen lag. „Wo ist der schurkische Dorfrichter, wo das schändliche Weib, die Marien so frech mißhandelte? Herr Verwalter, ich verlange die vollste Genugthuung. Marie ist meine Gattin!“

„O mein Karl, mein Karl,“ — weinte diese — „laß uns fortgehen!“

„Nur noch ein Wort aus Deinem Munde, theure Marie, dann wollen wir alles dem Herrn Verwalter überlassen. Sage mir, denn der edle junge Mann dort, der Dich beschützte und Dich wer weiß vor was für weiteren Unbilden bewahrte, erzählte in seinem Berichte unter anderen, daß er Dich am frühesten Morgen, verhüllt an einem Felsenhang gesehen habe. Was bewog Dich dahin zu gehen?“

„Ich wollte die Gegend, wo ich so manches Jahr verlebte, und wo mein theurer Vater für immer schläft, wieder einmal bei Sonnenaufgang sehen, wollte Gott danken, Karl, daß er mir durch Dich auch eine Lebenssonne auferstehen ließ. Beten wollt' ich dort, für Dich, mich — und — —“

„Edles frommes Weib! —“

„An meiner Vermummung war die gute Frau Rosel schuld. Sie meinte, daß meine Kleidung für einen Septembermorgen viel zu kühl sei und gab nicht eher nach, als bis ich mich, um ihr zu Gefallen zu sein, ganz und gar in ihr Wintertuch einhüllen ließ. Ich glaubte mich ganz allein auf dem Felsen, und erschrak daher nicht wenig, als ich glaubte das Klirren eines Säbels auf dem Gestein zu vernehmen.“

„Und der Ueberfall im Hause der Frau Rosel? —“

ich am Rückwege von dem Felsenbang begegnete, und das mir von früher her bekannt war, schien das Ganze zu leiten. Aber komm' doch Karl! Nach alle dem was ich schon litt wird mir so bange in dieser Umgebung."

„Ich bitte," sprach hier der Verwalter, „nur noch einen Augenblick verweilen zu wollen. Ihnen und Ihrem verehrten Herrn Gemahl mag wohl alles so ziemlich klar sein, aber ich bedarf, um mich der gleichen Einsicht zu erfreuen, noch einiger Daten. Wie sind Sie denn, holde Frau, deren empörende Behandlung ich auf dem gesetzlichen Wege streng ahnden werde, wieder so unverhofft in das Dorf gekommen, welches Sie einst so pfeilschnell verließen?"

„Das ist kurz gesagt," nahm der Doctor das Wort, „Marie wurde damals durch einen alten Soldaten dringend eingeladen eine Freundin und einstige Beschützerin von ihr in einer schweren Krankheit zu pflegen. Mein vortreffliches Weib säumte keinen Augenblick und fuhr noch in jener Nacht nach Wien. Im Hause jener Frau, deren Arzt ich war, hatte ich das Glück, das ausgezeichnete Mädchen kennen zu lernen und ihre Treue und Sorgfalt zu bewundern. Die Frau Rittmeisterin von Greifeld glaubte, wie sie sagte, sowohl ihrer Pflegerin als ihrem Arzte nicht besser danken zu können, als wenn sie diese beiden für immer mit einander vereinigte, und so hatte ich das unverhoffte Glück, der Gatte des zärtlichsten, stillsten Weibes zu sein. Seit sieben Monaten nenne ich Marien mein, die mich bald durch ein süßes Geschenk neuerdings beglücken wird."

„Was ein sehr erschwerender Umstand für die Beschuldigten wird," schaltete der Rechtsmann hier ein.

„Nun hatte ich die Ehre" — fuhr Doctor Winter fort — „vor sechs Wochen zum Kreisphysikus ernannt zu werden, und mußte daher den Kreis bereisen, um mich von allen Verhältnissen zu unterrichten. Marie begleitete mich. Als wir

bei ihrer alten Mietherin zubringen zu wollen, ein Vorſchlag, dem ich um ſo lieber beiſtimmte, als ich ſah, daß das ſtete Fahren ſie ermüde und ich überzeugt war, daß ich bald wieder bei ihr ſein würde. Als mir geſtern Abend das Vergnügen ward, Sie, Herr Verwalter, kennen zu lernen, hatte ich bereits im Sinne herüber zu fahren. Ihre Einladung, mit Ihnen herüber zu fahren, um mich dieſer Gemeinde vorzuſtellen, war mir daher höchſt willkommen. Auch intereſſirte mich, ich geſtehe es offen, die Geſchichte, die uns der junge Bauer im Wagen erzählte. Wünſchen Sie noch mehr zu wiſſen, Herr Verwalter?"

„Ich bin Ihnen auf das Herzlichſte verbunden, ſchätzbarſter Herr Kreisphyſikus," ſprach der Geſtrenge, indem er dem jungen Manne warm beide Hände ſchüttelte. — „Sollte ich etwas Schriftliches bedürfen, ſo werden Sie die Güte haben, mir es mitzutheilen. Und Sie, meine verehrte Frau, laſſen Sie es dieſer Gegend nicht entgelten, daß Ihnen zwei böſe Menſchen in ihrer Thorheit Unbilden zufügten. Sie werden von nun an unſeren Mädchen als ein Muſter von Tugend und Reinheit gelten. Muß doch auch ich Ihnen danken, denn Sie haben mich einen Menſchen kennen gelehrt, der ſich immer verſteckt hielt, und der doch der bravſte Burſche in meinem ganzen Gebiete iſt. Nehmen Sie meinen Wagen und fahren Sie indeſſen nach dem Schloſſe. Wenn ich hier meine Geſchäfte vollendet habe, komme ich zurück, und dann wollen wir ſo heiter ſein, als es nach Ihren ausgeſtandenen Leiden nur möglich iſt."

Der Kreisphyſikus wollte ſich noch bei dem Beſchützer Mariens bedanken, aber Hans war fort. Bei der allgemeinen Aufmerkſamkeit hatte Niemand bemerkt, wie er aus dem Zimmer gekommen war.

„Macht nichts," ſagte der Verwalter, „ich werde ihm Ihren Dank ſchon überbringen. Alſo, zu Mittag im Schloſſe."

mit einer Art heiliger Scheu zurückwichen, und schon vor dem Donnerwetter zitterten, welches sie nun über sich hereinbrechen sahen. Als der Kreisarzt und seine liebe Marie abgefahren waren, kehrte der Verwalter zurück.

„Nun Männer," — rief er, wieder in seinen Amtston verfallend — „seht Ihr was Ihr für einen Schafskopf zum Richter gehabt habt? Da schaut es an, das alte wanstige Plappermaul. Da steht das Kalb, das vor lauter Gescheidheit die ganze Welt in den Sack stecken wollte. Ei ja wohl, Steinl ich hab' mirs immer gedacht, daß Ihr trotz Eurer Kniffe doch nur ein dummer Kerl seid."

„Um Gotteswillen, Ew. Gestreng!" — stotterte Steinl.

„Ja," — fuhr der Verwalter fort — „ein recht erzdummer, patschiger Schafskopf, ein Hauptesel, wie es keinen größern giebt."

„Gestreng' Herr" — schrie der Richter, dem es das Fürchterlichste war, daß er sich vor der ganzen Gemeinde, bei der er seit neun Jahren als unbesiegbar galt, dumm schelten lassen sollte — „Gestreng' Herr, ich bitte, machen Sie mit mir was Sie wollen, meinetwegen lassen Sie mich aufhängen, aber thun Sie mir um aller Barmherzigkeit willen die Kränkung nicht an, daß Sie mich einen — einen — —" er konnte das Wort unmöglich hervorbringen.

„Dummen Kerl heißen?" ergänzte der Verwalter.

„Nein, Ew. Gestreng', das kann ich nicht ertragen. Nennen Sie mich einen unglücklichen — einen entlarvten Pfiffikus, einen vom Geschick verfolgten — —"

„Hallunken?"

„Ja, Ew. Gestreng', lieber das, aber bringen Sie nur jenes Schreckenswort nicht wieder heraus. Wenigstens nicht in Gegenwart der Bauern," flüsterte er heftig.

„Genug. Packt Euch in Eure Kammer. Ihr habt hier

herzt ergriff er das Ruder, und arbeitete den Kahn mit Kraft und Gewandheit aus der Bucht; und warlich Kraft und Gewandheit war auch nöthig, denn die gute Frau schien ihnen die Rückfahrt nicht so leicht zu machen, wie dem ersten Liebespaar, das sich ihres Schutzes erfreut hatte; im Gegentheil drängten die Wogen das Fahrzeug so gewaltsam nach der steilen Küste hin, daß vielleicht nur seine Geschicklichkeit es vom Zerschmettern und so vom Tode zu retten vermochte.

Die Bucht lag hinter ihnen; im weitern Wasserspiegel tändelten mit dem Kahn die sanftern Wellen, und auch Georg bekam wieder Lust mit Christeln zu tändeln, und von ihr zu erforschen, was er denn eigentlich zu hoffen und zu fürchten habe, aber sie, ihn ernsthaft abwehrend, deutete heftig auf das östliche Ufer. Neugierde und Sehnsucht stärkten seinen nervigen Arm, bald hatte der Kahn die weite Fläche des Sees durchschnitten, schon empfingen sie die über dem Wasser wegragenden Zweige der Buchen, und jetzt landete Georg, jetzt trug er die Geliebte, ihres Sträubens nicht achtend, ans blumige Ufer, und ließ sie erschrocken aus seinen Armen, denn eine andre wohlklingende Stimme, aber verschieden von Christeln ihrer, wie Nachtigallenton vom Finkenschlag, verlangte, seinen Namen rufend, daß er sie loslassen

und geben bis wir ihrer des Weiteren bedürfen. Und wer kein Nachbar iſt, ſehe ebenfalls zu, daß er hinauskommt."

Steinl trat mit einer tiefen Verbeugung vom Verwalter zurück, legte die mächtige Hand auf den Bruſtlatz, blickte ſchwermüthig zum Himmel und verſchwand. Die Frau Maurerin, welche ihre Schürze über die Augen gezogen hatte und daher die Thüre nicht gleich finden konnte, wurde von den hinauseilenden Eindringlingen gelegentlich mit einigen wohlangebrachten Püffen beſchenkt, und kam murrend und greinend nach Hauſe, wo ſie die unſanft berührten Stellen ihres Leibes alſogleich mit Seifengeiſt wuſch, denn ihr Körper war ihr nebſt ihrem Gelde alles auf dieſer Erde, da von Herrſchſucht nunmehr keine Rede ſein konnte.

Als nun keine ſtörende Perſon mehr zugegen war, nahm der Verwalter wieder das Wort und ſprach zu den Nachbarn: „Habe ich Euch nicht ſchon vor ſechs Jahren vor dem Steinl gewarnt? Hab' ich's Euch nicht vor drei Jahren wiederholt, daß Ihr ihm nicht trauen ſollt? Was glaubt Ihr, was die Regierung von Euch allen ſagen wird, wenn ſie den Bericht über die Thatſachen mit der Frau Eures Herrn Kreisphyſikus bekommt? Und ich habe gute Luſt, meinen Aktuar dabei nicht zu ſchonen."

„Ew. Geſtreng"!" riefen mehre bittend.

„Still ſein! Und nicht betteln. Ihr wißt, daß ich das von Männern nicht leiden kann. Habt Ihr gefehlt, ſo müßt Ihr Euern Rippler *) aushalten wie ſichs gehört, und dann iſt es wieder gut. Jetzt aber wählt Euern neuen Richter. Was für eine Meinung hat denn der dazu vorgeſchlagene Greiſen Franz? Er iſt der älteſte hier."

„Ew. Geſtreng," antwortete der Ja-Herr, „mir iſt ein Jeder recht. Wenn ich nicht Richter werd', ſo wirds halt ein anderer ſein."

„Und was meint denn Ihr, Feichtinger?“

„Nun, Ew. Gestreng', ich meine, daß wir halt doch einen brauchten, der mehr als fünf zählen könnte.“

„Und wer sollte das sein?“ frug der Verwalter weiter.

„Ja,“ antwortete Feichtinger, „das wissen wir selber nicht. Der Steinl hat seit so vielen Jahren fast alles allein gemacht und so viel gesprochen —“

„Daß Ihr das Selbstdenken verlernt habt. Aber einer unter Euch wird ja doch ein tüchtiger Kauz sein? Was? Habt Ihr keinen unter Euch gesehen, der das Herz auf dem rechten Fleck hat? Und Rechtlichkeit und Muth, wenn es auf etwas ankommt? Hm? — Nun, wird's oder nicht?“

„Wir errathen wohl, wen Ew. Gestreng' meinen,“ antwortete der Feichtinger zögernd — „aber er ist halt noch etwas jung.“ —

„Jung? Und Ihr alten stockhaarigen schafledernen Schmalzgesellen laßt Euch vom ersten besten Plauderer eines hinaufheften, laßt Eure ganze Gemeinde durch ein boshaftes Weib in die Klemme kommen? Wir brauchen jüngere Leute, denn Ihr Alten seid verdorben und versessen.

„Wenn Ew. Gestreng' glauben, uns den Hans geben zu wollen?“ —

„Ich will ihn Euch nicht geben,“ — eiferte der Verwalter, dem das Zaudern und schwere Entschließen der Bauern von jeher zuwider war — „ihr sollt ihn wählen, wenn's Euch beliebt, und die Herrschaft wird ihn dann bestätigen. Stimmt unter Euch ab indeß ich hier schreibe. Ich will Euch nur einen Vorschlag gemacht haben.“ — Und damit setzte sich der Verwalter an den Tisch und begann seine Noten über den Vorfall mit Marien aufzusetzen.

Die Bauern traten jetzt in eine Gruppe zusammen, sich zu berathen. Sie murmelten unter einander, fragten sich dann und wann den Kopf, oder fuhren mit den hörnernen Händen

und im Verlaufe von fast einer Stunde schienen sie so halb und halb einig geworden zu sein, daß es vielleicht doch nicht ganz klug wäre, gegen den Vorschlag des Verwalters zu stimmen, besonders wegen des Berichtes über die fatale Geschichte mit der „Offizier-Marie," denn dieser Name war nicht mehr aus ihren Gehirnen zu löschen. Da nahmen sich denn ihrer zwei einen Rand an und traten zum schreibenden Verwalter, während ihnen alle übrigen Nachbarn die Angesichter nachwandten, ohne sich aber vom Platze zu rühren.

„Ew. Gestreng'! — Herr Verwalter!" sagten die beiden zögernd.

„Was giebts!" rief dieser rasch, ohne aber von seinen Schriften aufzusehen.

„Wegen des neuen Richters, Ew. Gestreng' —

„Habt Ihr schon einen gemacht?" frug der Verwalter, ohne sich stören zu lassen. „Wen habt Ihr denn dazu gemacht? Habt Ihr den alten Greisen dazu gemacht?"

„Nein, Ew. Gestreng." —

„Und wen denn?" fuhr der Verwalter plötzlich auf, so daß beide Abgesandte erschrocken einen Schritt zurücktraten.

„Wir haben halt doch geglaubt" — nahm der Feichtinger das Wort — „daß, weil Ew. Gestreng gemeint haben, ein Junger sollt' es sein, da denn doch noch der Maurerische schier fast der Gescheidteste wäre, und so wollten wir es indessen auf drei Jahre mit ihm versuchen."

„So gebt es zu Papier, und reicht es bei der Herrschaft ein. Und geht zu Eurem neuen Richter und sagt ihm's. Könnt ihm auch sagen, daß die Obrigkeit nichts gegen diese Wahl haben wird, und daß er mir seinen Wagen zum Nachhausefahren leihen soll. Und jetzt laßt mich allein bis der Wagen kommt." — Und ohne aufzusehen schrieb der Verwalter fort. Die Nachbarn schlichen fort, denn sie sahen, daß nun mit dem gestrengen Herrn nichts mehr anzufangen sei; als sie aber

Verwalter, noch mit ihrem neuen Richter zufrieden, denn der Steinl hatte im Grunde doch jeden der Mühe enthoben, viel herumzugrübeln, und so manchen leicht durchschlüpfen lassen.

Der Feichtinger und der Groisen Franz gingen also gar nachdenklich nach Nr. 93. um dem Hans dessen Erhebung zum Richter zu verkünden. Seppl, der rasche Reiter, der eben im Thorweg saß und mit seiner zweizinkigen Gabel zwischen Kartoffeln und Schweinfleisch herumstocherte, denn die wichtige eilfte Stunde hatte bereits geschlagen, wies die Abgeordneten nach dem Garten, wohin er seinen Herrn so eben mit der Obstschwinge gehen sah. Aber die beiden großen Geister mochten sich umsehen, wie sie wollten, und da und dorthin gehen, es war doch kein Hans zu erblicken.

„Wo mag er denn sein?" frug der Feichtinger bedächtig.

„Er muß doch irgendwo sein," entgegnete der Groisen Franz mit eben so vieler Weisheit. Und im nächsten Augenblick hörten sie einen Baumast schütteln, Birne auf Birne fiel dicht neben ihnen herunter. Jetzt fiel es ihnen ein, daß sie nicht nur im Grase herum, sondern auch auf die Bäume hätten schauen sollen, und wirklich stand Hans in den höchsten Zweigen des Birnbaums, bei dem sich die beiden Philosophen so eben befanden.

„Herr Richter!" rief der Groisen Franz — „kann der Herr Rich — —"

„Narr," unterbrach ihn der andere, „auf diesen Ruf wird er nicht gehen, er wird höchstens glauben, daß wir ihn foppen wollen, und dann läßt er uns zwei Stunden hier stehen und unser Essen wird kalt, und der Verwalter bekommt keinen Wagen. Hans!" — rief er nun seinerseits — „Komm doch ein Bißel herunter, wir haben einen Auftrag vom Herrn Verwalter."

„Vom Verwalter?" — entgegnete der Gerufene, der sie schon längst bemerkt hatte und sich blos stellte,

herunter, wir haben auch etwas von der Gemeinde auszurichten."

Hans stieg bedächtig vom Baume. In seinem Angesichte lag wirklich ein ganz eigener Ausdruck. „Wenn der Herr Verwalter meinen Wagen braucht," sprach er, „so hättet Ihr das eben so gut meinem Seppl sagen können."

„Wir haben ja noch einen Auftrag. Nun Hans, spürst Du denn nichts?" — Und sie stellten sich in Positur, indem sie die freundlichsten Gesichter machten und sprachen fast zugleich: „Es freut uns recht sehr, Herr Richter, daß wir die Ersten sind, die diese Nachricht überbringen, Herr Richter —"

„Wollt Ihr mich zum Narren halten?" rief der junge Mann. Aber da kamen schon der Seppl und der Martin, und die beiden Mägde und die Nachbarn rechts, und die Nachbarn links durch das Gras gerannt und wünschten ihm Glück, und es kamen endlich ihrer so viele, daß der Ueberraschte einsah, daß es wirklich Ernst sei. Die Blässe auf seinem Angesichte wich für einen Augenblick einer lebhaften Röthe. Er dankte den Anwesenden freundlich, und lud sie nach altem Brauch für den nächsten Sonntag zu einem Bescheidessen. Darauf führten ihn die Abgeordneten nach dem Hause des Steinl, wo ihm dieser, noch in Gegenwart des Verwalters, die Schriften und Gemeindekasse übergab.

Als der Verwalter nach Beendigung dieses Geschäftes dem Hans den Dank des Kreisphysikus und seiner Gattin ausrichtete, sprach der neue Richter, nachdem er sich umgesehen hatte, ob noch jemand im Zimmer sei, mit ungewöhnlicher Betonung: „Ew. Gestreng', ich war in einem großen, großen Irrthum über mich selbst. Die Unruhe, ich möchte sagen die Finsterniß, die in meinem Hause herrschte, nöthigte mich mir im Stillen ein Licht anzuzünden, damit mich das Leben nicht verdrieße. Und so habe ich mich dem einem Traume hingegeben. Herr

Himmel iſt! Im Gegentheile, ich fühle mich faſt krank. Aber was ſein muß, das muß ſein, und der Troſt bleibt nicht aus. Geſtreng' Herr, wenn's je einer ehrlich meint', ſo war ich es. Allein ich werde fertig werden mit mir. Meine Stiefmutter wird nunmehr nicht weiter in meinem Hauſe bleiben, und von dieſer Seite werde ich alſo Ruhe haben. Auch hoff' ich, Herr Verwalter, daß Sie mir viele Arbeit geben werden. Uebrigens bitt' ich, ſeien Sie gegen meine Stiefmutter nicht zu ſtrenge. — Der Wagen ſteht ſchon bereit."

Er ging langſam zur Thüre hinaus.

„Das iſt auch ſo einer" ſprach der Verwalter, indem er die Schriften zuſammenfaltete — „wie ſie alle fünfzig Jahre einmal in einem Dorfe vorkommen. Armer Junge! — Und doch iſt's ein Glück für ihn, denn Marie hätte vielleicht der Geſinnung nach zu ihm, gewiß aber nicht für die Lebensweiſe eines Bauers getaugt, ſo ehrenwerth dieſe auch ſein mag. Indeſſen machen ein ſchöner Tag und eine ſtürmiſche Nacht noch nicht das ganze Leben aus, und der Hans wird in wenigen Monaten ſchon einſehen, was ihm noth thut."

Hans überwand auch glücklich die Nachwehen ſeiner vergeblichen Neigung, und wurde, ſollte es meinen ſtädtiſchen Leſerinnen auch nicht romantiſch erſcheinen, ein eben ſo braver und biederer Ehemann und Vater, als er ein träumender Liebender war. Gott ſegne jeden wackern Burſchen! — -

Julius Schnorr von Carolsfeld.

Für den kargen Raum der hier angewiesen ist, würde ein näheres Eingehen in die künstlerischen Verdienste und ausgezeichneten Arbeiten dieses bereits mit Ruhm und Anerkennung gekrönten Meisters, wie eine ausführliche Darlegung seiner lebensgeschichtlichen Verhältnisse, welche doch nur hauptsächlich wieder eine Schilderung seiner Werke werden müßte, viel zu reichhaltig sein, und wir müssen uns daher nur mit einigen kurzen Andeutungen begnügen.

Julius Schnorr ist der dritte Sohn des 1840 als Direktor der Leipziger Kunstakademie verstorbenen braven Historienmalers Veit Hans Schnorr, dessen Ahnherr um das Jahr 1680 die Gemeinde Carolsfeld im Sächsischen Erzgebirge auf Veranlassung eines Hammerwerks begründete, in wahrhaft frommem Sinne dort Kirche und Schulhaus erbaute und für die zu Erhaltung eines Pfarrers und Schullehrers nöthigen Einkünfte sorgte. In späterer Zeit und ungesucht, erhielt derselbe den Adelstitel von Carolsfeld, aber nicht wegen jener Verdienste um die Gemeinde, sondern als ein auch in allen andern Beziehungen sehr verdienter Mann. Julius wurde 1794 in Leipzig geboren und zeichnete schon als siebenjähriger Knabe kleine Compositionen, namentlich Schlachten, mit Talent auf seine Schiefertafeln. Im Jahre 1810 ging er nach Wien zur Kunstakademie ab, wo bereits zwei ältere Brüder sich dem Studium der Malerkunst widmeten. Bald aber, da seinem individuellen Denken und Dichten dort nicht Genüge gethan ward, eilte er nach Italien. 1818 in Rom angekommen, schloß er sich besonders an Overbeck und Cornelius, so wie an Niebuhr auf innigste an, und sein erstes dort vollendetes Werk war ein Gemälde, die Hochzeit zu Kana darstellend. In gleicher Erkenntniß der Forderungen seines Genius ergriff er darauf mit Freuden die Gelegenheit zu einer großen Freskomalerei, als ihm der Marchese Massimo die Ausschmückung einer Bogenhalle seines Palastes übertrug.

aufs trefflichſte gelöſete Aufgabe. Hier lernte ihn auch, noch als Kronprinz, der jetzige König Ludwig von Baiern kennen und noch nicht hatte er jene Arbeit völlig beendet, als deſſen Ruf ihn bereits 1827 nach München zog, wo er theils als Lehrer an der Akademie nützen, theils durch Uebernahme einer großen Malerei die Kunſt verherrlichen ſollte. Die Bearbeitungen des Nibelungenliedes auf dieſem Gebiete wurden ihm übertragen und dazu fünf größere und kleinere Säle im Erdgeſchoß des neuen Königsbaues überwieſen. Während dieſer Beſchäftigung kam aber noch ein neuer Auftrag für den Saalbau der Königl. Reſidenz hinzu, wo drei Säle für drei Haupteyochen der deutſchen Geſchichte ausgewählt wurden. Wie glorreich er dieſe herkuliſchen Arbeiten ausführte, darüber hat ſich bereits die Kunſtgeſchichte ausgeſprochen und ihm den reichſten Lorbeerkranz ertheilt. Wie vielſeitig und unermüdet er aber auch außer dieſen genannten Werken nach allen Richtungen ſeiner hohen Kunſt thätig war, wie raſtlos er in Zeichnungen und maleriſcher Ausführung den Genius bewährte, der ihn auf ſeiner Laufbahn beſeelte, das muß ſpeziellern Mittheilungen und Schilderungen überlaſſen bleiben. — Unmittelbar vor ſeinem Eintritte in die Münchner Verhältniſſe, am 31. Oct. 1827, verheirathete ſich Schnorr mit der Tochter ſeines Freundes Olivier, und die glücklichſte Ehe iſt durch mehrere Kinder voll der trefflichſten Anlagen geſegnet. Im Herbſte des Jahres 1846 gewann den Meiſter endlich ſein Vaterland Sachſen wieder und er ward als Direktor der königlichen Gemäldegallerie und Profeſſor an der Kunſtakademie nach Dresden berufen, wo er nun unter den ſegenreichſten Einflüſſen wirkt.

Wer in zweckmäßiger Zuſammenſtellung Ausführlicheres über Schnorrs künſtleriſches Wirken mit näherer Angabe ſeiner weſentlichſten Arbeiten zu leſen wünſcht, den verweiſen wir auf Nr. 171 der Illuſtrirten Zeitung vom Jahre 1846, wo von einem unſerer erſten Kunſtkenner und ſeinem langjährigen Freunde tiefere Blicke in die innere ſowohl als äußere Werkſtatt dieſes Meiſters [illegible]

so halten wir es für eine Verehrern und Freunden des bewunderten Künstlers schuldige Pflicht, dieselben annoch in Nachfolgendem zur Vervollständigung dieses angezogenen Artikels mitzutheilen.

„Schnorr besuchte nur die untern Klaßen der Thomasschule in Leipzig. Außer der Geschichte wollte ihm nichts eingehen, am wenigsten Latein und Griechisch. Die pedantischen Lehrer wußten ihn nicht recht zu fassen und er lernte mit Widerwillen. Was er später sich aneignete, lernte er im Umgange mit gebildeten Freunden, oder aus Büchern, ohne Zuziehung von Lehrern. Er wußte es nie anders als daß er ein Maler werden wollte. Technische Fertigkeiten erlangte er spielend, namentlich als frühzeitig erwählter Gehülfe seines Vaters. Jene in Schiefer geschnittenen Figuren rühren aber wahrscheinlich nicht von ihm, sondern von seinem ältern, noch lebenden Bruder Ludwig her. Componirt hat er allerdings viel und bereits in sehr jungen Jahren, und vorzugsweise gern Schlachten, auch modellirte er ganz runde Figuren, von denen ein sterbender Fechter gar nicht übel gelang."

„Nach Wien ging Schnorr im Jahre 1811, wohin seine beiden ältern Brüder schon früher sich gewendet hatten. Stets auf umfassende Darstellungen ausgehend, unternahm er bald die Ausführung einer großen Composition in Oel. Der Gegenstand war die Sündfluth, den er vorher schon öfter in Zeichnungen bearbeitet hatte und den er nun erschöpfend darzustellen suchte. Oben Gott Vater, welcher hier seinen Engeln befiehlt die Bösen zu vertilgen, hier Noah und dessen Familie zu retten. In der Mitte, hie, eine eherne Schlange anbetenden Sünder, daneben der fromme Noah und die Seinen. Unten die hereinbrechenden, menschenverschlingenden Fluthen. Dieses die Sündfluth darstellende Gemälde endete im Feuer! Um es zu vernichten stellte Schnorr es in einen großen Ofen. — In den Jahren 1814 bis 1815 ging ihm die Herrlichkeit der alten Kunst auf, und seine frühern Arbeiten kamen ihm hochtrabend und schwülstig vor. Ferdinand Olivier

gen Aufenthaltes in Wien nahmen seine Arbeiten ein streng-ernstes Gepräge an. Herr von Quandt in Dresden besitzt noch ein Gemälde das kurz vor seiner Abreise nach Rom entstanden ist und einen Besuch des Zacharias und der Elisabeth bei der heiligen Familie darstellt. Die beste Arbeit aus dieser Zeit mag wohl die „Wallfahrt" sein, welche Weigel in Leipzig ihm abkaufte, und die nun als Schenkung an das Leipziger Museum übergegangen ist."

„Es fehlten Schnorr die Mittel, um sich 1815, wie er sehnlichst wünschte, zu dem Befreiungsheere zu begeben. Eine Schülerin, welcher er damals mehrere Zeichnungen zugestellt hatte, damit sie solche zu Herbeischaffung dieser Mittel verkaufen möchte, was sie leicht hätte bewerkstelligen können, hinterging ihn in guter Absicht. Sie hielt ihn hin, von Woche zu Woche den Erlös versprechend, verheimlichte aber seinen Plan und versteckte die Zeichnungen bis es zum Fortgehen zu spät war. Durch einen zu kecken Sprung hatte er sich übrigens an einem Knie stark beschädigt, so daß er schlecht zu Fuße war und ohne reichlichere Mittel daher nicht zum Heere gelangen konnte. So ging denn sein zweiter Bruder in's Feld, und Schnorr ward Bürge für die Zurückzahlung einer für diesen aufgenommenen Geldsumme."

„Nach Rom ging übrigens Schnorr zu Ende des Jahres 1817 mit selbsterworbenen Mitteln. In Florenz fand er Herrn von Rumohr, wurde freundlich von ihm aufgenommen und veranlaßt einen Monat daselbst zu weilen, so daß er erst Ende Januar 1818 in Rom eintraf."

„Niebuhr, dem er von Cornelius und seinem Vetter Platner zugeführt wurde, nahm ihn sehr freundlich in seinem Hause auf, das er denn an den Abenden, an welchen dieser seine Freunde zu erwarten pflegte, ziemlich regelmäßig besuchte. Bei Niebuhr, an einem solchen Künstlerabende, lernte Schnorr den damaligen Kronprinzen Ludwig von Baiern kennen, der den Winter von 1817 auf 1818 in Italien zubrachte und bei seinem späteren

ſolle. „Was iſt das!“ rief Georg, „Gott, was iſt das! hat die Hexe mich betrogen! — weg das Tuch!“ — „Stille, Georg“ — flüſterte die wohlklingende Stimme: „ich bins, deine Chriſtel iſts, nur dir und Allen unkenntlich auf neun Tage; das iſt uns zur Prüfung aufgelegt.“ „Prüfung!“ rief Georg, „ſchöne Prüfung! meine Chriſtel, mein Selbſt könnte man verändern! das glaub ich nimmermehr!“ „Um Gottes willen beruhige dich,“ erwiederte die veränderte Chriſtel, „wenn du zweifelſt, bekomme ich nie meine vorige Geſtalt wieder. Eine höhere Macht hat der guten Frau befohlen, uns durch ihren Schutz das Glück nicht ſo geradezu zu ſchenken, wir ſollen es durch Prüfungen erſt erwerben. Du mußt mich hinbringen zu den Ruinen des alten Kloſters, dort ſoll ich in der Geſtalt der reichen Pachterstochter, der ſie zuerſt zum Glücke half, neun Tage für ihre und ihres Mannes Seele beten.“ „Dort,“ ſagte Georg, „da hauſen ja nur Fledermäuſe.“ „Dort — weil ſie katholiſch waren, und hier keine katholiſche Kirche ſonſt in der Nähe iſt.“ „Das ſind mir Dinge!“ ſagte Georg, halb glaubend und halb zweifelnd; „doch zeige einmal, wie ſah denn die Pachterstochter aus? ich bin doch neugierig; du mußt viel häßlicher geworden ſeyn.“ Die neue Chriſtel ſchlug das Tuch zurück, und in dem erſten Schimmer des an-

früheſter Jugend. Sein Vater wohnte in Quandts Hofe (ſo heißt das Gebäude, welches der Familie Quandt ſchon ſeit lange gehörte) als Schnorr geboren wurde, und ſtand mit dieſer Familie fortwährend in lebhaftem Verkehr. Ehe Schnorr von Wien abreiſte, kam Herr von Quandt auch dahin und es knüpfte ſich ſchon damals ein nahes und inniges Verhältniß zwiſchen beiden, das allerdings während des gemeinſchaftlichen Aufenthaltes in Italien 1819 und 1820 noch feſter ſich geſtaltete."

„Die Berufung nach München erhielt Schnorr zu Weihnachten 1825, konnte ihr aber erſt im Jahre 1827 folgen, weil ſein Arioſt erſt vollendet ſein mußte. Im Herbſte 1827 trat er ſeine Stelle an der k. Akademie in München an. Anfänglich waren ihm Darſtellungen aus der Odyſſee zugedacht, und er unternahm die Reiſe nach Sicilien (im Herbſte 1826) hauptſächlich in Hinblick auf dieſe Aufgabe, wegen der der griechiſchen nahe verwandten Natur und der zahlreichen architektoniſchen Ueberreſte. Nach vollendeter Rundreiſe und im Begriff nach Neapel wieder über zu fahren, fand er in Meſſina Briefe, welche ihm melden, daß das Nibelungenlied ſein Gegenſtand ſein werde."

„Im Frühjahre 1835 begann Schnorr die Vorarbeiten zu ſeinem Werke, im ſogenannten Saalbaue der Reſidenz, die zunächſt im Studium der ſeinen Gegenſtand betreffenden geſchichtlichen Perioden beſtanden, dann in kleinen Entwürfen, bis er endlich zu den Cartons übergehen konnte, welche er in der Größe der auszuführenden Malereien verfertigte. Im Jahre 1837 im Juni konnte er mit ſeinen Gehülfen zu malen anfangen. Im Herbſte 1842 mußten die Säle fertig ſein, weil der König die Hochzeit des Kronprinzen darin feiern und ſie bei dieſer Gelegenheit einweihen wollte. Demnach hatte derſelbe im Ganzen nur 8 Jahre für ſeine Arbeit erhalt und nur 6 Jahre für die Ausführung in Farben. Seine Hauptgehülfen waren G. Jäger, Fr. Hiltmann (beide aus Leipzig und ehemalige Schüler ſeines Vaters, erſterer war auch von Michael

Orfanelle.

Zur Erklärung des Stahlstichs.

Rom hat ganz eigenthümliche Dinge in sich. Es ist nicht nur der Geist des klassischen Alterthums und der alten Geschichte, der uns dort von den Trümmern der Paläste, Tempel, Rennbahnen u. s. w. entgegen weht, es ist nicht nur der rauhe Hauch des Mittelalters, der die Erinnerung an die vielen Zwiste in den grossen Familien und an die stäten Kämpfe des deutschen Kaiserthums mit den Päpsten an uns vorüberführt; es ist auch das kirchliche Element, welches in seinem Eingreifen auf die weltliche Gegenwart so ganz eigene Formen, so ganz eigene Gestalten hervorruft. Wer erinnert sich da nicht gleich an die Bet-, Leichen- und Geißelbrüderschaften mit ihren sonderbar über den Kopf gezogenen Kapuzen, in denen nur zwei runde Löcher für die herausgrinsenden Augen geschnitten sind, die diesen Verbrüderten, besonders Nachts beim Fackellicht, wenn sie unter wildem Gesange einen Ermordeten aus der Campagna hereinschleppen, in der That den Anstrich von Dämonen geben. Wer erinnert sich da nicht an das sonderbare Recht (wenn man so sagen darf), welches den Mörder und Räuber für die Diener der Gerechtigkeit unantastbar macht, sobald er auch nur die äußerste Schwelle, die erste Stufe einer Kirche betritt; wem fällt hier nicht das Privilegium der „Sacconi" (der strengsten der erwähnten Brüderschaften) ein, einen Mörder dadurch für immer den Gerichten zu entziehen, wenn sie ihn in ihrer Mitte unter Gebeten und Gesängen durch die Stadt führen, eine Sache, die vor ungefähr 20 Jahren mit dem Koch des Cardinals *, welcher seine Ehehälfte im Zorn erstach, aber ein ganz außerordentlicher Koch für S. Eminenz war, am hellen Tage geschah?

Wir führen aber hier mit den „Orfanelle" dem freundlichen Beschauer ein liebliches Bild entgegen, welches, wenn gleich auch ebenfalls kirchlichen Ursprungs, den erst erwähnten Gestaltungen

Diese Kirche erhielt ihren sonderbaren Namen daher, weil sie auf und aus den Ruinen eines Tempels der Minerva hervorstieg, der einst zu Ehren der orientalischen Siege des großen Pompejus erbaut war. Das Aeußere der Kirche ist unbedeutend, desto reicher aber ist ihr Inneres ausgeziert. Was mich einzig und allein dahin trieb war, die dort befindliche Statue Michel Angelo's: „Christus mit dem Kreuze," welche daselbst den Hochaltar ziert, genau zu studiren, und womöglich sodann die Casanatensische Bibliothek zu besehen.

Ich war verwundert, bei meinem Eintritte in die Kirche eine so zahlreiche Versammlung von Gläubigen, besonders aber von Frauen aus allen Ständen zu sehen, da dieß doch an einem durch nichts ausgezeichneten Nachmittage geschah. Aber böse war ich in der That nicht darüber, denn wer einmal diese herrlichen römischen Köpfe mit dem klassisch geordneten rabenschwarzen Haare, den Feuerwangen und Gluthaugen, diese vollen stolzen Nacken, diese Büsten, diese junonische Haltung sah, der hat sich an diesem einem Male gewiß nicht satt gesehen und wäre er die kaltblütigste nordische Natur. Das Meisterwerk Michel Angelo's war bald vergessen; natürlich, hier hatte ich, Leben, Farbe, Hauch und Wärme dicht neben und vor mir, und das Werk Angelo's war steinern, kalt, alt und stand so weit von mir auf dem dämmrigen Hochaltare, daß ich gleich den reisenden Engländern eines Teleskops bedurft hätte, um den eigentlichen Zweck meines Hierherkommens zu erreichen. Gott dacht' ich, die Statue steht still, und wartet bis Du ein andermal kommst, aber eine solche Versammlung von frommen Seelen kommt nicht alle Tage vor Deine Augen; und so gebraucht' ich diese meine Augen in der Nähe, wo sie mir wirklich ganz vortreffliche Dienste thaten.

„Cosa c'è?" frag ich einst der üppig geformten Frauen, die drei kleine Töchter mit rehgroßen, rabenschwarzen Augen um sich geschaart hatte.

„È forestiero, Signor?" — antwortete sie erschreckend.

„Si," sagte ich, und sie nickte. Gegen Fremde sind die Römerinnen weit weniger streng und gern mittheilsam. Ich erfuhr also in Kürze, daß heute das Fest der Orfanelle, der unbemittelten Waisenmädchen sei, welche in Prozession zum Hochaltare zögen, um dort den priesterlichen Segen entweder zum Schritt in das eheliche, oder in das klösterliche Leben zu erhalten.

Jede von diesen armen, in Abgeschlossenheit erzogenen Jungfrauen, sprach die Dame, bekommt aus einer alten Stiftung eine Dote, das ist eine Aussteuer von sechzig Scudi. Jene die gar keine Anverwandten und Freunde haben, oder nicht schön sind, widmen sich dann dem Kloster und bringen ihre Dote dem Fonds des Nonnenhauses, und die andern treten in die Welt, um für die Erhaltung des menschlichen Geschlechtes zu sorgen wie wir anderen Frauen, und die Dote wird dann zu ihrer häuslichen Einrichtung verwendet.

Eine sehr schöne, nützliche Stiftung, Signora. Und werden diese Orfanelle bald kommen? Die Glocken tönen schon geraume Zeit. —

„Da tritt der Zug schon herein, Signor forestiere. Gebt acht wie eigenthümlich sie gekleidet sind. Jedes der Mädchen ist ganz in weißes Linnen gehüllt. Und weil wir Frauenzimmer uns immer gern mit etwas schmücken, so sind auch diese Mädchen geschmückt. — Seht Ihr, Signor? — Seht Ihr?" —

— Ich sehe nichts als daß sie ganz mit weißen Tüchern umschleiert sind, und daß hier und da eines derselben eine Flitterkrone auf dem Köpfchen hat und eine Wachskerze mit Blumen in der Hand trägt. —

„Jene mit den Kronen sind die gottgeweihten Jungfrauen, die weltlichen sind eines solchen Schmuckes nicht würdig." —

— Und ist das der ganze Schmuck, der eigenthümliche, von dem Signora vorher sprach? —

„Gewiß, gewiß, Signor forestiere, ich hätte nicht geglaubt

In der That, Signora, es nimmt ſich nicht übel aus, aber Sonderbares ſehe ich nichts daran.

Indeſſen kamen die Waiſen paarweiſe näher und ich ſah zu meinem größten Erſtaunen, daß die glänzende Stickerei ihrer Hüllen aus nichts weiterem beſtand als aus gewöhnlichen Stecknadeln, die zu zwei und zwei kreuzweiſe in die Tücher geſteckt waren.

Die Dame gewahrte mit Vergnügen meine Verwunderung und ſagte: „Seht Ihr was ich ſagte? Wir armen Frauen wollen uns ſchmücken ſo gut es geht. Und da nun dieſe Waiſen keine Mittel beſitzen ſich mit Gold und Edelſteinen zu putzen, benutzen ſie das Einfachſte, das Aermlichſte, Wohlfeilſte, was es giebt, um doch ein bischen Freude zu haben."

— Es liegt etwas Rührendes darin, Signora. —

„Ihr ſeid gewiß ein Deutſcher, Signor? Denn dieſe haben beſonders weiche Herzen."

— Habt Ihr das erfahren, Signora? —

Sie lächelte wieder und ſah mir tief in die Augen. Ich ſenkte den Blick zu Boden wie ein — Deutſcher, und holte ſchnell mein kleines Skizzenbuch aus der Taſche.

„Siete pittore?" ſagte ſie, und wollt auch ein Andenken von den Orfanelle mitnehmen. Gut, ſtellt Euch hinter mich und haltet Euer Büchlein hübſch tief, damit man Euch nicht zeichnen ſieht.

Ich gehorchte und wenn irgend etwas im Bilde nicht ganz richtig ſein ſollte, ſo vergieb mir lieber Leſer, und bedenke daß ich beim Zeichnen ſtets über einen Nacken wegſehen mußte, der dem Elfenbein an Glanz und Weiße nichts nachgab.

Ich hatte auch offen geſtanden ſo viel an der Skizze zu verbeſſern, daß ich mich, als ich endlich fertig war, mit der Statue des Michel Angelo ganz allein ſah.

Die Dame mit den drei kleinen Töchterchen wird wohl gelacht haben. —

Zoran, die Armenierin*).

Mit den Meinen bin ich fortgezogen,
Aus der Perser lastender Bedrückung
In die schönen russischen Provinzen
Wo seit lange schon die Glaubensbrüder
Schutz und gastlich Unterkommen fanden.
Dort wird uns ein neues Reich erwarten
Das Armenien auch wird geheissen,
Damit nicht verlösche und vergehe
Dieser alte uns so theure Name.
Und gleich wie die Braut sich freudig schmücket
Wenn dem Bräutigam sie geht entgegen,
Also nahm das köstliche Geschmeide

*) Bei dem Friedensschlusse zwischen Rußland und Persien im Jahre 1828 wurde unter anderm auch die freie, ungehinderte Uebersiedelung der christlichen Bevölkerung Persiens nach Rußland ausbedungen, und noch in demselben Jahre wanderten unter Leitung des russischen Obersten Kazarew einige Sprößlinge dieser von der ganzen armenischen Nation hochgeachteten Familie, der sie auch eine der ersten und wirksamsten Beschützerinnen verdankt, nach

Und die reichverbrämten Feſtgewänder
Ich auch aus der wohlverwahrten Truhe
Um zu ſchmücken mich bei dieſem Zuge
In das uns verheißne Land der Freiheit,
Wo wir wohnen werden unter Chriſten
Und den heilgen Glauben nie bedrückt ſehn. —
Bleib denn hinter mir Du alte Heimath!
Einer neuen eil' ich zu voll Hoffnung
Und Armeniens Tochter wird nicht länger
Eines Perſers frechem Blick begegnen.

Druck der Teubner'ſchen Officin in Leipzig.

In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig sind ferner erschienen:

Apel, Th., Melusine, Gedicht in 3 Gesängen. 1844. 8. geh. ⅔ Thlr. — Prachtausgabe in gepreßtem Einband mit Goldschnitt. 1⅓ Thlr.

Arnim, C. O. L. von, (K. Preuß. Oberschenk und Ritter), **Flüchtige Bemerkungen eines Flüchtig-Reisenden.** 3r, 4r Theil; auch unter dem Titel:

— —, **Reise nach Neapel, Sicilien, Malta und Sardinien,** zu Anfange des Jahres 1844. 2 Thle. Mit 2 Titelbildern. 1845. 8. geh. 2⅔ Thlr.

Briefe einer Hofdame in Athen. An eine Freundin in Deutschland 1837—1842. 1845. 8. geh. 1⅔ Thlr.

Dorow, Dr. Wilh., K. Preuß. Hofrath, Erlebtes aus den Jahren 1813—1820. 2 Thle. 1843. gr. 8. geh. 2½ Thlr.

— —, **Erlebtes aus den Jahren 1790—1827.** 3r, 4r Theil; auch unter dem Titel:

— —, **Aufzeichnungen, Aktenstücke und Briefe,** zur Begründung historischer Wahrheit und zur Berichtigung der Memoiren aus der neuesten Zeit. 2 Theile. 1845. gr. 8. geh. 3⅓ Thlr.

— —, **Reminiscenzen.** Göthe's Mutter; nebst Briefen und Aufzeichnungen zur Charakteristik anderer merkwürdiger Männer und Frauen. Mit Portrait und Facsimile von Göthe's Mutter. 1842. gr. 8. geh. 1⅔ Thlr.

Fryxell, Andr., Leben Gustav II. Adolfs, Königs von Schweden. (Mit Einleitung in seine Zeitgeschichte.) Aus dem Schwedischen nach der 2. Aufl. übersetzt und mit den nöthigen Anmerkungen versehen von L. Homberg. 2 Thle. 1843. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Gerstner, Clara v., Beschreibung einer Reise durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika in den Jahren 1838—1840. In Gesellschaft des Ritters Franz Ant. v. Gerstner unternommen. 1842. 8. geh. 1⅔ Thlr.

Griepenkerl, Prof. Dr. Wolfg. Rob., der Kunstgenius

Griepenkerl, Prof. Dr. Wolfg. Rob., die Oper der Gegenwart. Vortrag zur 1. Tonkünstler-Versammlung zu Leipzig am 14. August 1847 gehalten. 8. geh. 6 Ngr.

Hinrichs, Prof. H. F. W., Schillers Dichtungen, nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange. I., lyrischer Theil. 2., dramatischer Theil, 1., 2. Abtheil. 1839. gr. 8. geh. 4⅞ Thlr.

Inhalt. I.: Einleitung; Schiller und Göthe in ihrem Verhältniß zu einander. Liebe. Zweifel u. Resignation. Wehmuth. Weibliche Natur. Ideal u. Kunst. Wissen. Nemesis. Liebe u. Treue. Demuth. — II. 1. Einleitung; Schiller als dramatischer Dichter u. sein Verhältniß zur deutschen Literatur überhaupt. Die Räuber. Kabale u. Liebe. Fiesko. Don Carlos. — II. 2. Wallenstein. Maria Stuart. Jungfrau v. Orleans. Braut v. Messina. Wilhelm Tell.

Das Ganze, sich in der äußeren Erscheinung ganz der schönen Octavausgabe des Schiller anschließend, bildet einen vortrefflichen Commentar zum Verständnisse dieses Nationaldichters.

Kehrein, J., die dramatische Poesie der Deutschen. Versuch einer Entwicklung derselben von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart; ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 2 Bde. 1840. gr. 8. geh. 2½ Thlr.

An 1200 Dichter werden darin mit Angabe ihrer wichtigsten Lebensverhältnisse besprochen.

Marbach, Prof. Dr. G. O., der Zeitgeist und die moderne Literatur. Briefe an eine Dame. — A. u. d. T.: Ueber moderne Literatur. 1.—3. Liefer. 1838. 8. geh. 1⅔ Thlr.

Inhalt: Einleitung. Menzel. Börne. Heine. Gutzkow. Wienbarg. Laube. Kühne. Lenau. A. Grün. Hoffmann von Fallersleben. Chamisso. Uhland. Kerner. Rückert. Bettina. Rahel. Mundt. Tieck ꝛc.

Stägemann, Elisab. von, Erinnerungen für edle Frauen. Nebst Lebensnachrichten über die Verfasserin und einem Anhange von Briefen. 2 Bände. Mit Portrait und Facsimile. 1846. 8. geh. 2½ Thlr. — in engl. Einband 3 Thlr.

Sternberg, A. von, das Buch der drei Schwestern. Gesammelte Erzählungen, Mährchen und Novellen. 2 Bde. 1847. 8. geh. 3⅓ Thlr.

Vogel, Director Carl, Naturbilder. Ein Hausbuch zur

brechenden Tags lächelte ihn ein schönes, feines, sanft verklärtes Gesicht an. Es hatte Aehnlichkeit mit Christele Gesichtchen, und auch nicht; die Wangen glichen Christels ihren, so wie die Rosen des Morgensterns, die sich uns in der Morgenröthe spiegeln, unsern aufbrechenden Gartenrosen gleichen — die Augen ähnelten Christels ihren, so wie das Himmelblau dem Blau der Veilchen gleicht — Christels blonde Locken schwebten ein wenig dunkler schattirt, in schönern Schwingungen, um den Engelskopf — das freundliche Grübchen in den Wangen war geblieben, aber die Stumpfnase hatte der griechischen weichen müssen. Das ganze Gesicht forderte Zutrauen, und zwang zum Glauben. Aus Georgs Seele war auch jeder Zweifel entflohn: „der Tausend," sagte er, „du bist noch hübscher geworden, wie du warst, und das beste ist, daß die Pachterstochter deine Größe gehabt hat, denn deine Kleider passen dir noch so wie sonst — fast möchte ich wünschen, du bliebest immer so — aber nein, ich könnte dich doch nicht so lieb haben, wenn du nicht wieder die alte Christel würdest."

Christel lächelte anmuthig, und drang in ihn, sie zu den Ruinen zu begleiten. Sie hatte eine Hoheit des Blicks mit der Umgestaltung empfangen, die ihm jeden Widerspruch untersagte, und so mußte er denn, auf ihr ausdrückliches Verlangen

K o m u s.

E i n T a s c h e n b u c h

von

Th. Hell, Fr. Kind, A. F. E. Langbein,
r. Laun, Gustav Schilling, St. Schütze
und andern.

M. 2775.
BIBL. UNIVERS. LIPS.

Mit Kupfern nach Rambergschen Zeichnungen
von W. Böhm, Jury und Geißler.

Komus an die Leser.

(Zur Erläuterung des Titelkupfers.)

Ists vergönnt, Euch zu erfreu'n?
Darf ich aus dem Bauer steigen,
Und, die Falten zu zerstreu'n,
Mich mit meiner Truppe zeigen?

Lausch' ich gleich, wie Fallstaff, hier
Halb im weidnen Korb verborgen;
Nur heran, heran zu mir,
Ohne Arges zu besorgen!

Meine muntern Genien,
Schelme sind's, doch ohne Tücken:
Weilen doch die Grazien

Kinder hab' ich gnug im Haus,
Süße Knaben, Liebesgötter —
Wie so fromm sieht Mancher aus!
Alle sind darum nicht Spötter!

Klingle denn der Schellenstab,
Pritsch' und Geisel mag sich schwingen —
Andre pflücken Rosen ab,
Treiben Jagd nach Schmetterlingen.

War vielleicht die rauhe Zeit
Wenig günstig unserm Streben;
Nehmt es auf mit Heiterkeit,
Was wir heitern Muthes geben!

Guter Will' ist Dankes werth,
Scherz nicht immer leichte Sache;
Und vielleicht war's uns bescheert,
Daß ein trübes Auge lache.

Mag dann Unke und Insect
Gift nach unsern Gaben sprützen —
O wir bleiben unbefleckt,

Inhalt.

Komus an die Leser. Zur Erläuterung des Titelkupfers, von Fr. Kind.

I. Die große Parthie, von Fr. Kind, mit einem Kupfer. . . . . S. 1

II. Das Rendezvous, von Theodor Hell, mit einem Kupfer. . . . . S. 29

III. Die Haken, von Fr. Laun. . . . . S. 49

IV. Der Jahrmarkt zu Knoselingen, von Fr. Kind, mit einem illuminirten Kupfer. . . . . S. 69

V. Der Königsschuß, von Gustav Schilling, mit einem Kupfer. . . . . S. 79

VI. Bin ich's oder bin ich's nicht? Eine Novelle. Von Beauregard Pandin. . . . . S. 117

VII. Die Hofmeisterin: ein Mährchen von [illegible]

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER,K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18557/028

X. Schmetterlinge.

Guter Grund, von Fr. Kind. . . . . S. 245
Der kluge Ochse, von Demselben. . . . S. 247
Curiosa aus den D.....r Anzeigen. . S. 249
Der Bauer und der Amtmann, von Fr. Kind. S. 252
Die Empfehlung, von Demselben. . . . S. 253
Die Frage, von Demselben. . . . . S. 256
Konzert-Musik in Krähwinkel. . . . . S. 257
Der Reisende und der Fährmann, von Fr. Kind. S. 268
Glaubensbekenntniß, von Th. Hell. . . S. 269
Der Unterschied, von Fr. Kind. . . . . S. 272
Der Bauer in der Oper, von Demselben. . S. 273
Die poetische Wallfahrt, von St. Schütze. S. 277
Lesefehler, von Fr. Kind. . . . . S. 281
Ein italienisches Gedicht mit der treuen Uebersetzung von Sr. P. . . . . S. 282
Fünf Schmetterlinge aus Italien, von Th. Hell. S. 28[illegible]
Liebeserklärung eines Spielers, von Fr. Kind. S. [illegible]
Druckfehler. . . . . S. [illegible]

I.

Die große Parthie,

von

Friedrich Kind.

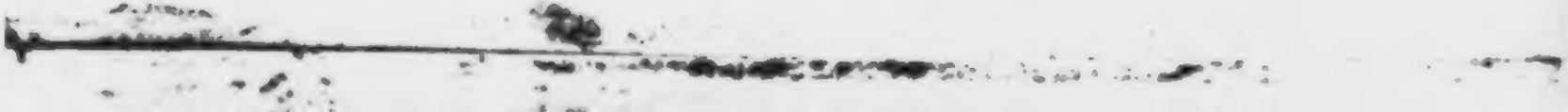

immer vorausgehend, sie zu dem alten Kloster führen, an dessen Eingang sie von ihm Abschied nahm. Besorgt fragte er, wovon sie denn während der Zeit leben wolle, und erbot sich, ihr Essen zu bringen; aber sie bewies ihm, daß die Einwohner von Wettingen seinen Gängen nachspüren, und also ihren Aufenthalt entdecken würden; sie erklärte ihm auch, daß er während der neun Tage nicht in ihre Nähe kommen dürfe, ohne daß ihr plötzlicher Tod die Folge davon sey, und indem sie mit der Versicherung endigte, daß die gute Frau schon für ihren Unterhalt sorgen würde, empfahl sie ihm nur ausdrücklich, sich in Wettingen, wenn die Bekümmerniß ihrer Eltern auch noch so groß sey, nicht zu verrathen, und sich überhaupt nicht merken zu lassen, daß er um ihr Verschwinden wisse. Nur einen Abschiedskuß verlangte er endlich als Pfand des Wiederkommens, aber auch diesen versagte sie ihm, indem sie ihn ermahnte, sich die kurze Zeit, die ihr ganzes künftiges Glück bewirken solle, doch zu gedulden. Die Sonne ging schon auf, sie winkte ihm schnell den Abschiedsgruß zu, und verlor sich in den Ruinen, während er den eiligen Rückweg nach Wettingen antrat, und durch Umwege unbemerkt ins väterliche Haus und in seine Kammer schlich.

Das Städtchen Meldingen war seit fünf Lustern in keine so lebhafte Unruhe gerathen, als jetzt in der Mittagsstunde, da zwei vierspännige Extraposten, mehrere Bediente und sogar einen Mohr auf dem Bock, eine Meerkatze auf dem Deckel, übrigens mit Coffern und einer Hünersteige bepackt, zum Madewitzer Thore herein rollten, und in vollem Trabe auf den Türkischen Kaiser, auch der graue Esel genannt, zufuhren. Mit dieser Doppel-Firma prangte nämlich der sonst einzige Gasthof, weil der Besitzer vor ungefähr fünf und zwanzig Jahren einen Türkischen Gesandten beherbergt, und nach dessen Abreise, stolz auf diese Ehre, das Sinnbild der Geduld mit dem Nevrâsenkanten des Despotismus vertauscht hatte. Kurz nachher errichtete ein pfiffiger Nachbar einen neuen grauen Esel, und zog durch diese Nachdrucker-Spéculation sämmtliche Scheerenschleifer und Fuhrleute an sich. Nun fand die Eifersucht des frühern Esel-Wirths es

gerathen, das neue und alte Aushängeschild mit einander zu vereinigen, und die Inschrift: Hier ist eigentlich der wahre graue Esel! darunter zu heften. — Doch zurück zu den dermaligen Bewegungen im Städtlein Meidlingen!

Die vier Stadtsoldaten in der Thorwache sangen eben aus voller Bierkehle das Schillersche Reuterlied, dessen Composition der schöngeistische Bürgermeister Männchen zu Befeuerung ihres Muthes eigenhändig aus Weimar verschrieben hatte, als das ungewohnte Schmettern zweier Posthörner, gleich der letzten, todtenweckenden Trompete, zu ihren Ohren drang. Verblüfft, und — auch der Tapferste hat seine schwachen Augenblicke! — beinahe schon zur Flucht sich anschikkend, faßten sie sich noch zeitig genug, ins Gewehr zu treten, und nur dem Tambour, einem Leineweber, begegnete der verzeihliche Verstoß, den Hut abzuziehen, und ihn, weil beide Hände beim Trommelrühren genug zu thun hatten, zwischen die Zähne zu nehmen. Dagegen durchsuchte der alte, halbblinde Thorschreiber nach seiner besten Staatsmütze den Kleiderschrank lange vergeblich, und schmückte endlich seinen kahlen Scheitel mit dem Zobelmüffchen seiner seligen Ehehälfte, ein Fehlgriff, den er erst am Wagentritt nicht ohne Entsetzen gewahrte.

Doch so drollig diese kleinen Verirrungen der niedern Behörden immer seyn mochten, so waren sie doch nur Kleinigkeiten gegen den Wirrwarr, der sich bald darauf im Kreise der höheren verbreitete. Der Türkische Kaiser war nämlich, gleich dem Hauptsteine eines Ringes, mitten auf dem Markte, folglich auch mitten unter den Häusern der Vornehmen gelegen. Nun konnte ab. eines Theils der ehrliche Leineweber im Thor vor allzugroßer Ehrfurcht mit Wirbeln gar nicht aufhören, so daß die guten Meidlinger es fast für Feuerlärm zu halten begannen, andern Theils aber ward gerade um diese Zeit die liebe Schuljugend, die eine Meerkatze noch gar nicht, einen Mohren aber nur im Conterfei vor der Apotheke gesehen hatte, von der geistigen Nahrungstafel zu der leiblichen entlassen. War es daher wol zu verwundern, daß das ganze friedliche Meidlingen von einem sonst unerhörten Auflauf, Gelärm und Gejubel wiederhallte? Die Väter der Stadt steckten, wie durstige Schnecken, ihre Häupter zu allen Fenstern des Gothischen Rathhauses heraus. Ihre Eheliebsten thaten dasselbe in ihren Wohnungen. Dem Herrn Oberpfarrer entfuhr ein Stoßseufzer, daß der Mohr noch ein stockblinder Heide seyn möge, weil er sich von dessen Bekehrung große Berühmtheit versprach. Sämmtliche Einwohner aber plat-

ten vor Neugier, Stand und Namen der angekommenen Herrschaft ehemöglichst zu erfahren.

„Nur ein wenig Geduld, hochgeehrteste Herren!" — rief der Bürgermeister, der sich übrigens lieber, nach dem von einem Gräflichen Hofe gegen Entrichtung der Gebühr erhaltenen Prädicat, Hofrath tituliren ließ — „nur ein wenig Geduld, und belieben Sie hier zu verziehen, wenn etwa eine Bewillkommungs-Deputation erforderlich würde! Die Thorwache muß baldigst rapportiren." — Er bewegte dabei seine kleine spindeldürre Figur queckſilbrig hin und her, und ließ von dem Thürsteher alle Augenblicke die Thür öfnen, ob der Unterofficier noch nicht im Anzuge sei. Doch es vergieng eine Viertelſtunde, während der kleine Hofrath eine Anrede in Stanzen zu entwerfen ſich abmühte, und der Rapport mangelte noch immer!

„Ich werde an dem Wachthabenden ein Exempel ſtatuiren, daß man zittern ſoll!" — begann er aufs neue, ſich zu der Rathsverſammlung wendend; aber ſeine Drohung verſcholl zwiſchen leeren Wänden; denn die Neugier und der Hunger hatte ſämmtliche Glieder des hochedlen Rathes ſeine poetiſche Geiſtesabweſenheit dazu benutzen laſſen, ſich leiſe davon zu ſchleichen.

Voll Gift und Galle über dieſen Ungehorſam, rannte auch er die Treppe hinab, und leider! ſo heftig

an den herauf keuchenden Unterofficier an, daß sie beide, einem Knauel nicht unähnlich, hinunterkollerten. Zum Glück lief jedoch der Sturz ohne Bein- und Halsbruch ab. Das gefallne Pärchen haspelte sich auf; der Hofrath glühte vor Zorn, vorzüglich wegen seiner in Unordnung gerathenen Frisur; der Corporal, glücklicher Weise der Perückenmacher des Städtchens, suchte den Schaden wieder auszubessern, und entschuldigte während dieser Verrichtung sein Ausbleiben damit, daß er auf dem Herwege von den Köchinnen der Frau Hofräthin, der Frau Oberpfarrerin, der Frau Gleitseinnehmerin, der Frau Stadtschreiberin u. s. w., aufgefangen, und so lange aus einer weiblichen Hand in die andere gespielt worden sei, bis er seine theure Pflicht allen Lockungen vorgezogen, und sich mit gezogenem Seitengewehr den Weg zum Rathhause gebahnt habe. Dann warf er sich, die Frisir-Nadel beseitigend, in kriegerischen Anstand, und machte die Meldung: Lady Fitzroy mit Fräulein Tochter und Gefolg sei eben zum Madewitzer Thor einpassirt!

Hofrath Männchen ward durch diese Nachricht in nicht geringe Bestürzung versetzt; denn ein dergleichen Engllscher Fall war ihm doch im ganzen Leben nicht vorgekommen. Er konnte daher nicht mit sich einig werden, zu welcher Gattung des hohen Adels die

fremde Dame eigentlich gehöre, und welche Art von Ehrenbezeugung ihrem Stande gebühre? Hin und her schwankend zwischen Begrüßung durch Abgesandte des Raths, durch weißgekleidete Blumenmädchen, oder Setzung einer Ehrenwache, zwischen allen dreien oder keinem, kam er durchaus nicht ins Klare, und trippelte endlich, fürchtend den Zorn der mit dem Essen harrenden Ehegenossin, ohne etwas anzuordnen, nach Hause. Nur bei dem Türkischen Kaiser zögerten ein wenig seine Schritte; aber weder ein Englisches, noch ein Afrikanisches Antlitz, ließ sich blicken.

Die Hofräthin, die ihn schon aus dem Fenster mit nicht eben huldreichen Mienen begrüßte, hätte füglich ihrem Eheherrn mehrere Zolle der Länge und Breite abgeben können, ohne deshalb selbst unansehnlich zu scheinen. Sie war von adlicher Geburt, und in ihrem ganzen Wesen lag recht viel Heroisches. Wie ihr Gemal das Stadtregiment, so führte sie das Hausregiment, und auf diese Art eigentlich alle beide. Auch blieb dießmal die Servietten-Predigt um so weniger aus, je ungeduldiger sie gewesen war, von dem Bürgermeister über die fremde Lady nähere Auskunft zu erhalten. Da nun aber der Consul hierüber selbst noch ziemlich im Dunkeln tappte, so gab es eine lebhafte Scene häuslicher Unglückseligkeit. Der Ehemann, der

es nicht wagte, sich mit Nachdruck zu verantworten, ließ seinen Zorn an den halb verbrannten Cottelets und an der Weinflasche aus. Je mehrere Gläser er leerte, desto höher stieg seine innere Verzweiflung, daß es nun zu irgend einer öffentlichen Respectsbezeugung gegen die hohen Fremdlinge zu spät werde. Erst der letzte Rest der zweiten Flasche ermuthigte ihn wieder in etwas, und so gelang es ihm endlich, seine über ihn spottende gestrenge Dame mit der Stelle einer von ihm vormals auf dem Meidlinger Privattheater gespielten Rolle zum Schweigen zu bringen. — „Sie umgürte sich!" — rief er aufspringend und am Busenstreif zupfend — „ha! sie umgürte sich mit dem Stolz ihres Englands; ich verwerfe sie, ein Gräflich Hollerbuschischer Hofrath!"

Diese Erkeckung des exaltirten Männchens, von der angekommenen Herrschaft keine Notiz zu nehmen, dauerte jedoch nicht lange. Denn kaum hatte die fremde Dame, die nebst ihrem ganzen Gefolg fast alle Europäische Sprachen, mithin auch die deutsche, ziemlich fertig sprach, ihre Kisten und Kasten abpacken lassen und mit dem Sultanswirth eine Unterredung gepflogen, als dieser von ihren Reizen sowol, als von ihrem unsäglichen Reichthum, sich nicht satt sprechen konnte. Auch war die Lady in der That, ihr Alter von

vierzig Jahren und eine bedeutende Corpulenz abgerechnet, von nicht übler Figur und ihre Haut wetteiferte mit den Lilien und Rosen. Die Perlen und Edelsteine, die sie mit der Zeit, wol nicht ganz unabsichtlich, zum Vorschein brachte, mußten durch ihre Menge nnd Größe allerdings Verwunderung erregen. In ihrem Charakter aber zeigten sich so mancherlei Widersprüche, z. B. hochfahrender Stolz gegen Fremde, und sehr weit gehende Vertraulichkeit mit ihrer Dienerschaft, pralende Verschwendung und kleinliche Knikkerei, eine schier Spanische Grandezza und auffallende Heftigkeit der Bewegungen, daß der Sultanswirth, und auf seinen Bericht alle Meidlinger, durch diese Dissonanzen von der vornehmen Brittischen Abkunft der fremden Dame nur noch mehr überzeugt wurden.

Ueber alles Erwarten erkundigte sich die Lady schon am nächsten Morgen, ob nicht im Städtchen ein hübsches Haus mit Garten feil stehe, und gab, da dieß glücklicher Weise zutraf, den Entschluß zu erkennen, das Städtchen Meidlingen eine Zeit lang mit ihrer Gegenwart zu beglücken. Alles beeiferte sich, ihr nicht Zeit zu lassen, diese huldvollen Gesinnungen zu bereuen. Der Hauskauf kam schnell zu Stande, und der Kaufschilling, der für eine steinreiche Engländerin freilich

Kaum lag er im Bette, so trat der schon lange wache Conrad zu ihm, ihm vorwerfend, daß die Neigung zu Christeln ihn noch dazu faul mache, und die Sonne verschlafen lasse. In Sanders Hause ward die Tochter indessen längst vermißt. Die Mutter rief sie, und da sie nicht antwortete, glaubte sie, daß sie früher aufgestanden sey, und schon im Garten arbeite. Auch da suchte sie sie umsonst. Man öffnete ihre Kammer, das Bette war unberührt. „Die ist gewiß mit Georg entlaufen!“ rief die Mutter, die Hände zusammenschlagend; der Vater stürmte nach Conrads Wohnung, und trat eben in Georgs Kammer, wie der Alte noch in seinen Ermahnungen begriffen war. Seine Bestürzung dämpfte Conrads Hitze über seine eigenmächtigen Nachforschungen, und stumm schlich er von dannen. Sein Zorn ging bald in Angst über, die der herbeikommende Schulmeister, der ihm versicherte, daß Christel sich wegen seiner Härte das Leben genommen haben würde, noch höher trieb. Vergebens wurden die Umgebungen Wettingens durchspäht, vergebens wurden mit Schaudern selbst alle Brunnen des Dorfs durchsucht; Christel war nicht zu finden.

Wenden wir unsre Blicke ab von dem Kummer und der Angst der Leute in Wettingen, und versuchen wir es, den geheimnißvollen Vorhang der

nur eine Kleinigkeit ausmachte, ward in blankem Golde ausgezahlt.

Sobald sich die Lady in ihrer neuen Besitzung einigermaßen eingerichtet hatte, fuhr sie bei den Vornehmsten des Orts, mithin auch bei dem Hofrathe vor, und es gewann nach ihren Aeußerungen das Ansehen, als ob sie in kurzem über den ganzen Umkreis des Städtchens eine neue Sonne herauf führen wolle. Die Vorläufer dieser glänzenden Epoche bestanden in einigen Theegesellschaften, wozu die Honoratioren Einladungskarten erhielten. Hätte hiebei auch vielleicht ein splitterrichtender Weltmann an dem bunten Gemisch der Livree, an dem Betragen der Bedienten, an der Ungleichheit der Geräthschaften, selbst an dem, aus Anmaßung und Gemeinheit gemischten Benehmen der Dame von Hause, ein Aergerniß genommen, so wurden doch die guten Meidlinger durch die Neuheit dieser Art von Gasterei, vorzüglich aber durch den stralenden Staat der Lady und ihrer siebzehnjährigen Tochter, die ihnen als Miß Cordelia vorgestellt ward, schier geblendet. Auch war die Miß bei weitem freundlicher und zuvorkommender, als die mit dem Stolz ihres Englands umgürtete Lady. Eine seltne Lebhaftigkeit und Gewandtheit schien sie zu Zeiten ihres hohen Ranges ganz vergessen zu lassen; alle Nachbarn, wel-

chen es vergönnt war, den Garten der Lady zu übersehen, sagten es sich bereits ins Ohr, daß die Miß, habe gleich die Lady eine standesmäßige Erziehung immer ums dritte Wort auf der Zunge, dennoch, oft nur gering und noch dazu männlich gekleidet, mit der Leib-Meerkatze um die Wette auf den Bäumen klettre, ja sogar mit dem Mohr auf einem Brete ziemlich halsbrechend schaukele.

Als Lady Fitzroy die erwählteren Stände Meidlingens mehreremal mit Thee und Zwieback bewirthet hatte, fand die Hofräthin, als Vorsitzerin des dortigen Damencirkels, es durchaus erforderlich, dieß auf irgend eine Art zu erwiedern. Sie befahl daher ihrem Männchen, seine Erfindungsgabe zu irgend einer ausgezeichneten Belustigung anzustrengen, und dieser war in kurzem so glücklich, einen Taschenspieler, eine Hundecomödie, und sogar eine wandernde Schauspielertruppe in der Nähe zu erwittern, welche man sämmtlich besprach, um den Engländerinnen darunter die Wahl zu lassen. Doch vergebens! So glänzend man diese Feierlichkeiten vorbereitet, so überraschende Huldigungen man dabei für die vornehmen Britinnen im Stillen ersonnen hatte; die Lady schlug nicht nur unter dem Vorwande, daß sie nur Vergnügungen höherer Art liebe, die Einladung aus, sondern äußerte auch mit Indigna-

tion ihr besonderes Mißfallen, daß man Vagabonden dieser Art die Stadtthore öfnen wolle. So mußten denn die harrenden Künstler, unverrichteter Sache, mit einem kargen Zehrpfennige abgespeißt, ihren Stavmeister setzen.

Man zerbrach sich nun sowol über diese unerwartete Weigerung, als über den Sinn des angegebenen Grundes, die Köpfe, und bald glaubte sowol der Hofrath, als die Hofräthin, den Nagel der Scheibe getroffen zu haben. Der Ehemann nämlich brannte schon längst vor Begier, seine seit mehreren Jahren insgeheim ausgearbeiteten Gedichte auf eine ausgezeichnete Art den guten Einwohnern Meidlingens mitzutheilen; was war daher natürlicher, als daß er sich blos an den Vorwand der Lady hielt, und mit den höheren Vergnügungen auf nichts geringeres, als auf ein Declamatorium, angespielt fand? Die aus altadlichem Blute entsprossene Dame von Hause aber suchte den Knoten tiefer; sie hielt sich für überzeugt, daß nur der Mangel an einigermaaßen ebenbürtiger Gesellschaft das öffentliche Erscheinen der Lady verhindert habe, und stützte diese Behauptung auf die mehrmals hingeworfenen Worte ihrer Herrlichkeit, daß Cordelia durchaus eine große Parthie machen müsse, wozu leider! in Meidlingen ganz und gar keine Aussicht sei.

Nach langer und oft sehr heftiger Berathschlagung trat ein bei diesem Ehepaar seltener Fall ein; man vereinigte sich in Güte dahin, daß Männchen eine declamatorische Akademie veranstalten, und der Baron Balzer nebst seinem Junker zu Ehrenrittern der Lady und Miß erkiest werden sollten. Nach einer diesfalls an die Lady, obwol schüchtern, ergangenen Anfrage, ertheilte sie hiezu ihre Einwilligung.

Der Baron Balzer hatte sich vor einigen Jahren ein benachbartes Ritterguth ziemlich wohlfeil erstanden und pflegte daselbst in philosophischer Ruhe seines wohlgenährten Leibes, vermied aber in der Regel allen vornehmeren, besonders allen adligen Umgang. War schon, wenn er sich sehen ließ, seine Perücke jederzeit stark gepudert, seine Kleidung von Atlas oder Sämmet und mit Tressen besetzt, so nahm er es doch, glaubwürdigen Versicherungen nach, daheim weniger genau, und schmauchte, wenn er zur Ergötzung mit majestätischen Schritten auf seinen Aeckern herum spazierte, obwol aus kostbarem, silberbeschlagenem Meerschaum, nichts, als den elendesten Kraustabak. Dagegen bewies er sich jederzeit, sobald die Namen öffentlich genannt wurden, als einen sehr vorzüglichen Menschenfreund und Mäcen, und setzte, weil er dieß bei seinem Stande für unerläßlich hielt, einen Stolz darauf ein Cabinet zu

sammeln, das aber — wie nun so mancher seine ganz eigne Liebhaberei hat — aus Mißgeburten, Eidexen, Schlangen, Krokodilen, und anderm dergleichen abscheulichen Ungeziefer bestand.

Für die Erziehung seines Söhnleins, Namens Tyriakus, schien er nicht allzu gewissenhaft besorgt gewesen zu seyn. Der Junker war ein derber, hoch aufgeschossener Pursche, und, wie man zu sagen pflegt, die ehrlichste Haut von der Welt. Er lebte mit den Hofknechten und Bauerjungen ohne allen Stolz in dem besten Verständnisse, ergötzte sie sogar zuweilen durch drollige Possen, aß und trank, bis die Schüsseln und Flaschen leer waren, und ließ sich übrigens die väterliche Versicherung, daß er nichts brauche, als nur reich zu heirathen, woran es ihm gar nicht fehlen könne, von ganzem Herzen gefallen.

Es bedarf kaum noch einer Erwähnung, daß der alte Baron zu den Glückskindern gehörte, die bei sehr mäßigen Geisteskräften gleichwol Verstand genug besitzen, den Werth des Geldes zu kennen, und die Gabe, bei sich darbietender Gelegenheit, sei es viel, sei es wenig, zu erwerben. Er hielt aber hiezu eine Heirath für die allerbequemste Gelegenheit, und hatte, durch das Gerücht auf die reichen Meidlingischen Ansiedlerinnen aufmerksam gemacht, schon längst darauf gedacht, noch

Befinden der Umstände für seinen Cyriakus bei der Miß das Netz auszuwerfen. Die Aufforderung des Hofraths, welche er nebst einem gedruckten Verzeichnisse der zu declamirenden Poesien erhielt, war ihm daher äußerst willkommen. Fragte er schon den als Staffette abgeordneten Rathsfrohn: Was denn eigentlich so ein Dings, so ein Declamatorium, auf sich habe? ob dabei mit Figuren, oder mit lebendigen Personen gespielt werde? so begnügte er sich doch leicht an dessen Antwort, „der hochedelgebohrne Herr Hofrath thun selbst allein agiren," und versprach, sich nebst seinem jungen Herrn zu rechter Zeit einzustellen.

Kaum hatte der Büttel, mit Speck und Branntwein reichlich regalirt, den stelzfüßigen Grünschimmel wieder bestiegen, als auf Balzershausen, wie der Baron sein Ritterguth aus erb- lehn- und gerichts-herrlicher Gewalt umgetauft hatte, Kutsche und Postzug, so wie die Garderobe des Vaters und Sohnes, in die glänzendste Verfassung gesetzt ward, und kaum tagte der nächste Morgen, als das hochfreiherrlich Balzerische Silber-Schild auf dem Aermel des Vorreiters den Meidlinger Tambour aufs neue ersuchte, den Hut zwischen die Zähne zu nehmen.

Wir übergehen das goldgestickte, sogar mit einem Bandschlitzchen im Knopfloch versehene Scharlachkleid

des

des alten, das zeisiggrüne Atlasgewand des jungen Barons, nebst ihrem Empfange im Hause des Bürgermeisters. Wir übergehen die auffodernden Blicke der alternden Hofrathin, welche sie bei der Mittagstafel, während der alte Baron und der sich Muth trinkende Declamator weiblich zechten, mit zuvorkommender Güte dem rüstigen, in dieser Art Briefwechsels noch unerfahrenen Cyriakus zuwarf. Wir übergehen die Diamanten und Rubinen, mit welchen überstät die Lady und Miß an die Göttin der Nacht in der Zauberflöte und ähnliche Feen erinnerten, die gegenseitige Begrüßung der alten und jungen Herrschaften, den Zudrang und die gespannte Aufmerksamkeit des Meidlinger Publicums, selbst die Langweiligkeit des langweiligsten aller Declamatorien. Nur so viel gehört unmittelbar zu unserer Geschichte, daß die Lady gegen den ältern Walzer sich in ziemlich kühler Entfernung hielt, Cyriakus und Cordelia aber, nach der sehr bald unter ihnen entstandenen Vertraulichkeit zu schließen, großes Behagen an einander fanden.

Der Baron bemerkte das Letztere mit stillem Vergnügen, und ließ sich daher das Erstere nicht im mindesten irren. Sehnte er sich schon während der für ihn ganz unschmackhaften Redübung zu Zeiten gewaltig nach seinem Meerschaumkopfe, so unterhielt er doch,

mit einstweiliger Verzichtleistung darauf, die oft gähnende Lady nach bestem Vermögen mit kunstrichterlichen Urtheilen, und benahm sich im Ganzen so ehrerbietig gegen sie, daß sie beim Abschiede nicht umhin konnte, ihm für die bewiesene Attention mit huldvollem Lächeln zu danken.

Zufrieden mit diesem Erfolg, späterhin auch ein wenig schwer im Kopfe, setzte er sich nach Mitternacht mit seinem Sprößling wieder in den Wagen, hieß diesen halb stammelnd gutes Muths seyn, und beantwortete dann dessen lebhafte Schilderungen von Cordelia's feurigen Augen und sonstigen Reizen mit lautschallendem Schnarchen.

Als er sich am folgenden Morgen gegen zehn Uhr behaglich von seinem Lager erhoben hatte, ward auf seinen Befehl ganz Balzershausen in Bewegung gesetzt. Man beschied alle Fröhner, um in Meidlingen mancherlei, zu einer Gasterei erforderliche Geschirre, theils zu leihen, theils zu kaufen, und die verwilderten Gänge des herrschaftlichen Gartens, ja selbst die auf Wiesen und Aecker führenden Fußsteige, mit gelbem Kies zu bestreuen. In den Ställen schwitzten Knechte und Mägde, um alles Lederwerk neu zu schwärzen, und sowol Pferde, als Kühe, auf das sorgfältigste zu striegeln. In den Scheuern wurden die leeren

Stellen mit Garben versetzt, und aus einem benachbarten Marktflecken, als befürchte man Hungersnoth, Vorräthe von Haber und Korn angefahren. Während einige, eiligst berufene Schneider Tag und Nacht nähten, eine Parthie Livreen anzufertigen und auszubessern, musterte der Baron die Drescher, um die wohlgestaltetsten darunter auszulesen, die in jene Livreen gesteckt werden sollten. Alle Spiegel und Fenster wurden geputzt, alle Gläser mit Mißgeburten und andern seltenen Creaturen abgestäubt und mit neuen Etiquetten versehen.

Sobald man mit diesen Vorbereitungen größtentheils ins Reine war, fertigte er einen stattlich herausgeputzten, einstweilen zum Kammerdiener beförderten Hofknecht als Courier an die Lady und Miß ab, und siehe! dieser kehrte mit einer zwar laconischen, doch erfreulichen Zusage zurück.

Tags darauf erschienen denn auch versprochener Maaßen die hohen Englischen Herrschaften, und zwar die Lady im Wagen mit zahlreicher Dienerschaft, die Miß aber, von dem Mohr und einigen Jokeys begleitet, der vaterländischen Liebhaberei getreu, zu Pferde. Man mußte gestehen, daß das Reitkleid ihr wie angegossen saß, daß der, reich mit Federn geschmückte Hut

ihr recht allerliebſt ließ, und daß ſie ſo gewandt und ſicher zu reiten verſtand, wie ein Huſar.

Nach eingenommenem Frühſtück kannte der alte Baron nichts Angelegentlicheres, als ſeine verehrten Gäſte allenthalben herumzuführen. So wenig Vergnügen dieß der jungen Miß zu gewähren ſchien, die ſich vielmehr ehemöglichſt an der Hand des heute ganz ausgelaſſen luſtigen Junkers in den Garten ſchlich; ſo deutlich konnte man bemerken, daß die Lady eine weit größere Liebhaberin der Landwirthſchaft, als der Naturgeſchichte, ſeyn müſſe. Selbſt die Klapperſchlange, ſelbſt das Kalb mit drei Köpfen, ſieben Beinen und zwei Schwänzen, durfte ſich nur wenig ihrer Bewunderung rühmen. Dagegen zogen die Kornböden und Ställe in ſo hohem Grade ihre Aufmerkſamkeit auf ſich, daß ſie, jeder Unbequemlichkeit trotzend, mit der größten Herablaſſung alles und jedes in Augenſchein nahm; man hätte nach ihren muſternden Blicken auf die Vermuthung gerathen können, daß ſie gelegentlich die Ritterguths-Oeconomie in Pacht zu nehmen gedenke!

Als die Lady und der Baron nun auch, obſchon, der Sommerhitze und der beiderſeitigen Corpulenz halber, etwas ſchwitzend, Holzung, Roggenärndte und Wieſewachs umgangen und auf das genaueſte beſichtigt hatten, und, nach Erholung lechzend, auf das Her-

Geiſtergrotte, aus der eine neue Chriſtel heraus trat, zu lüften, damit wir erfahren, wie es mit der wunderbaren Verwandlung zuging. Wird auch der Spiegel und der Liebhaber jeder meiner ſchönen Leſerinnen ſagen, daß ſie bei einem ſolchen Tauſch nur verlieren könne, ſo kenne ich, die Wahrheit jener Verſicherung vollkommen bekräftigend, doch kein ſichereres Mittel, die Beſtändigkeit der, Treue bis zum Tode; Schwörenden zu prüfen, und ich ſehe nicht ein, warum die Schönen, ſo wie ſie heute in einem hübſchen geſchmackvollen, morgen in einem vielleicht minder hübſchern Kleide auf dem Ball erſcheinen, auch nicht das Kleid der Seele, den Körper, täglich umtauſchen könnten. Die Sache würde unterhaltend ſeyn: abgerechnet die romantiſchen Mißverſtändniſſe und Ueberraſchungen, könnte man auch in der neuſten Mode der Körperformen wetteifern. Bald wären blaue Augen Mode, bald ſchwarze, bald kleine Stirnen, bald hohe, bald gerade, bald Adlernaſen. Da durch die Veränderung der Körper ſchon Abwechslung genug Statt fände, würden die neuen Kleidermoden vielleicht wegfallen, die Geldchatoullen der Männer würden dieß ſehr wohlthätig empfinden, und der Macrobiotik würde zugleich ein neues Licht aufgehn, denn alle Schnürleiber und Blanchets, alle Safranflöre und Schminkbüchſen könnten wegfallen.

renhaus zugiengen, vernahmen sie in der Ferne ein lautes Halloh, und bemerkten nicht ohne Erstaunen auf dem davor befindlichem Grasplatze einen weitgeschloßnen Kreis der laut jubelnden und lachenden Dorfjugend. Sie eilten, irgend ein lustiges Schauspiel vermuthend, darauf zu, und fanden dieß in der That, obwol nicht im mindesten zu ihrer Zufriedenheit. Denn die Künstler, die hier mit dem schallendsten Beifall ihre Fertigkeiten zeigten, waren niemand anders, als der, Burzelbäume schießende Junker Cyriakus, und Miß Cordelia, welche sich mit verbundenen Augen auf einem Beine herumdrehte.

„Sie ist ein kleiner, lieber, wilder Teufel!" — rief die Lady, und legte die größtmöglichste Zärtlichkeit in den Ton, obschon ihre Augen funkelten. Doch der Zorn siegte; sie durchbrach die gedrängten Reihen, und begrüßte den nichts ahnenden Amorskopf mit einigen wohlgezogenen Ohrfeigen. — „Sie sind für einander geschaffen; auch mein Bengel" — rief der Baron der entrüsteten Brittin nach, folgte jedoch dem gegebenen Beispiel, und riß seinen Cyriakus bei den Haaren in die Höhe. Die Dorfjugend, fürchtend, daß auch an sie die Reihe kommen möge, nahm eiligst die Flucht. Die Miß und der Junker traten zusammen, und heulten ein Duett. Die gnädigen Aeltern suchten ihren

Unwillen zu bekämpfen. Man erklärte sich gegenseitig, daß man die Kinder, um ihre Körper zu stärken, frühzeitig nach Gutsmuths Anweisung habe unterrichten lassen, und fand zuletzt den jugendlichen Leichtsinn, der sie zu Zeiten alle, ihrer Geburt schuldigen Rücksichten aus den Augen setzen lasse, äußerst verzeihlich. Bald vergaßen sowol die Strafenden, als Gestraften, bei Ceres und Bachus Gaben des ganzen, nur wegen der gemeinen Zuschauer etwas ärgerlichen Auftritts, und die Ertragung gemeinschaftlicher Leiden schien das junge Pärchen nur noch fester mit einander verbunden zu haben.

Man schied gegen Abend mit der herzlichsten Eintracht, und zwar durchgängig, Herrschaft wie Dienerschaft, ziemlich benebelt, weshalb denn auch Cordelia für dießmal das Fahren vorzog. Walzers Haushälterin konnte sich nicht sattsam verwundern, daß die Englischen Bedienten, obwol für sie, wie für eine ausgehungerte Armee, angeschafft worden sei, dennoch rein damit fertig worden wären; sie meinte, die Kerle hätten zugelangt, wie die Wölfe, und sich übrigens nicht viel besser, als eine Räuberbande betragen. In der That wurden auch einige silberne Löffel vermißt.

Als der Baron am andern Morgen dieß Alles erfuhr, kratzte er sich zwar ein wenig hinter den Ohren,

machte jedoch, da es einmal nicht zu ändern stand, zum bösen Spiel gute Miene, und hielt es für rathsam, das Eisen ehemöglichst zu schmieden, das heißt, nun ohne Weiteres um die Hand der reichen Engländerin für seinen Cyriakus anzuhalten.

Die Lady schien anfänglich über diesen vermessenen Antrag nicht blos erstaunt, sondern sogar entrüstet. Man brach von Zeit zu Zeit die Unterhandlungen ab, und knüpfte sie eben so oft wieder an. Hofrath Männchen und mehrere Damen des Städtleins wurden zu Vermittlern und Vorbittern gebraucht. Endlich war Miß Cordelia der geld- und rangstolzen Mutter zu Füßen gestürzt, und diese — wie kann ein Mutterherz unerweichlich bleiben? — gab zuletzt ihre Einwilligung.

Der erfahrenste Jurist der Gegend schmiedete nun eine, auf Zeit und Ewigkeit bein- und steinfeste Ehestiftung. Der Oberpfarrer, dem die Hofnung auf Bekehrung des Mohren vereitelt worden war, weil dieser schon längst dem Heidenthum abgesagt, tröstete sich mit Ausarbeitung einer mehr, als demosthenischen, Traurede. Der Bürgermeister sang ein hohes Lied. Braut- und Bräutigamsstaat wurde angeschafft, Braten und Torten in den Ofen geschoben — kurz, es gab ein Beilager, wie der Stand und Reichthum des zu vermählenden Paares dieß erheischte.

Während man am folgenden Morgen es noch gänzlich der Willkühr der jungen Eheleute anheimstellte, nun mit einander ungestraft Burzelbäume zu schießen und sich auf den Zehen zu wirbeln, ließ die Lady den Baron zu sich einladen. Doch beinahe hätte er sie beim Eintreten nicht erkannt; denn der seidne Schlumper, den sie trug, war gerade nicht glänzend zu nennen, und ihr, sonst mit Lilien und Rosen prangendes Gesicht erschien noch in der Original-Farbe, einem gar nicht blassen Citronengelb. Auf dem Tischchen vor ihr standen, als Frühstück für den Baron, Ueberbleibsel des gestrigen Mahles, und ein Weinreslchen; die Lady selbst schwang ein Aquavitflaschchen in der Hand, aus dem sie sich eben eingeschenkt hatte.

„Sind Sie auch eine Liebhaberin hievon, hochwertheste Lady?" — rief der Baron ihr etwas verwundert zu — „Ich meinerseits ziehe des Morgens einen aufrichtigen Kümmel dem kostbarsten Ungar vor!"

„So?" — erwiederte die Dame, etwas gezogen — „Ei! ei! so haben wir ja fast einerlei Geschmack!"

„Nun — und überhaupt" — fuhr sie dann kälter fort — „warum sollten wir Schwiegerältern uns nunmehr noch länger gegen einander geniren? Ich denke, wir müssen nun, unsers gemeinschaftlichen Vortheils

halber, aufrichtig mit der Sprache herausgehen, und vorzüglich deshalb habe ich Sie um einen Besuch bitten lassen."

„Nunmehr? — aufrichtig? — hm! hm! wie soll ich das verstehen? — O ja, ja! die Aufrichtigkeit ist immer zu recommandiren, nur begreife ich nicht — — Sie machen mir ordentlich bange!"

„Soll ich nicht ganz" — nahm die Dame wieder das Wort — „wie von Heuschrecken aufgezehrt werden, so muß ich gegen Sie die Maske fallen lassen; diese Blutigel, welche ich aus Furcht vor Verrath bis jetzt fütterte, mögen dann ohne mich sehen, wo sie bleiben!"

„Blutigel — Heuschrecken — meine allerwertheste Lady! — Maske — — hm! hm! nein! sagen Sie um des Himmels willen, was das auf sich hat?"

„Trinken Sie, trinken Sie, Herr Baron! Immer noch einen tüchtigen Schluck zur Stärkung, und hören Sie nun Alles, was Sie ja doch wissen müssen!" Sie erzählte hierauf des Breitern ihre ganze Lebensgeschichte, die wir, obwol in gedrängter Kürze, den Lesern mittheilen.

„Ich bin" — so versicherte sie hoch und theuer — „von äußerst honetten Aeltern erzeugt, aber in meiner Kindheit von Seiltänzern gestohlen worden. Von die-

ser Zeit an trieb ich mich bald mit diesen, bald mit Englischen Bereutern, bald mit ähnlichen Künstlern, herum. In meiner Blütenzeit war ich unter dem Namen der schönen Mailänderin sehr berühmt und hatte ganz erstaunlich vornehme Liebhaber —"

„Schöne Mailänderin! alle Teufel, war ich denn blind?" — rief hier Balzer und setzte sich so kräftig nieder, daß die Stuhlbeine krachten.

„In meinem dreißigsten Jahre legte ein alter, Tonnen Golds reicher Engländer, der wahr und wahrhaftig ein Lord war, meiner Tugend Fallstricke; hinterdrein wollte er mich zuverlässig heirathen, verstarb aber darüber im neunten Jahre unsrer Bekanntschaft. Nach seinem Tode kehrte ich nach Deutschland zurück, und fand es klüglich, meine Tochter vortheilhaft unterzubringen, um nicht im Alter darben zu müssen."

„Also die Miß — meine vielgeliebte Schwiegertochter —?" fiel der Baron wild ein.

„Ist die Tochter meines frühern, einzigen und wahrhaftigen Geliebten, eines berühmten, doch leider! bald nach ihrer Geburt verunglückten Bajazzo's!"

„Und Ihr großes Gefolge, diese unersättlichen Fresser, diese Löffeldiebe —?"

„Sind alte Bekannte — Versprengte meines ehemaligen Standes, Drahtkünzer, Affenführer, Stein-

fresser, genug eine Rotte, die meinen Wohlstand auswitterte, und sich mir, sollte sie schweigen, zu Pensionairs aufdrang!"

„Das Geld zu dem Hauskaufe? Ihr Silbergeschirr? Ihre Juweelen?"

„Ersparnisse, die ich bei dem Lord machte, die ich nach seinem Tode fand — vieles versilbert — böhmische Steine, Glasperlen!"

„Ei so schlage doch!" fuhr Valzer in halber Verzweiflung auf — „Nun denn! Lady, Madam, Signora, schöne Mailänderin! weil du denn allein so gar schlau gewesen zu seyn glaubst — erinnerst du dich vielleicht noch des Zahnarztes Melchior, der in L. gleich neben eurer Bude ausstand, und damals nicht selten das Glück hatte, mit der schönen Mailänderin in ihrer Blütenzeit einige Saaleier zu speisen?"

„Ja! so wahr ich lebe — du selbst, Doctorchen! Aber, liebster Freund, dein Ritterguth —?"

„Ich habe mit meinen Pillen und Pulvern wol einige tausend Thalerchen erworben, aber das Guth gehört größtentheils meinen Gläubigern —"

„Dein Ordensband?"

„Selbst verliehen!"

„Dein Baron —?"

„Dito!"

„Die Vorräthe auf Scheuern und Böden —?"

„Vieles auf Borg —!"

„Und Cyriakus, der hochfreiherrliche Schwiegersohn —"

„Mein eheleiblicher Sohn, hat jedoch in früheren Jahren als Hannswurst bei mir servirt —"

„Excellent! nun wahrhaftig, wir sind alle für einander geschaffen! — Hole der T— die große Parthie!"

II.

Das Rendezvous,

von

Theodor Hell.

Schüchtern folgte Christel ihrer Führerin um die hohen Felsen, schüchtern näherte sie sich der Grotte. Eine schöne junge Dame empfing sie liebreich, und ließ sich ihr Anliegen vortragen. Sie schien von der Noth der Kleinen gerührt zu seyn; die Thränen, die Christels Augen netzten, machten auch ihre naß, und die Rückwirkung war, daß Christel noch stärker weinte. „Du dauerst mich," sagte die schöne Frau des nassen Elements, und ich will dir helfen, gewiß helfen, obgleich es mir bei der jetzigen Ausartung der Menschen viel Umstände machen wird. — Ist denn Georg ein erfahrner Schiffer?" Christel, deren Muth schon gewachsen war, und der hatte bei ihr, wie es bei mehrern ihrer Schwestern der Fall seyn soll, eine genaue Verbindung mit der Zunge, ergoß sich in weitläufige Lobeserhebungen über die Geschicklichkeit des Geliebten, aber die Gönnerin unterbrach sie, und sagte: „das ist gut, denn ich darf aus der Ferne nicht mehr wirken, ich selbst muß in dieser Nacht in das Haus eurer Väter treten, und sie zur Einwilligung in eure Verbindung bewegen; doch zwingen mich höhere Mächte, auf der Reise meine Herrschaft ganz aufzugeben, und mich blos der Leitung deines Georgs zu überlassen. Wir müssen eilen, der Geisterkönig, der sich jetzt während einiger Tage in meinem Pallast aufhält, und nicht

„Um zwölf Uhr heut bei Mitternacht
„Begieb Dich, Trauter, flink und sacht
„Zu meines Gartens Pförtchen,
„Da führt Dich eine liebe Hand
„Zur blühenden Jasminen-Wand
„Ans still verborgne Oertchen.
„Verhöre die Stunde der Minne mir nicht,
„Sonst mach ich Dir nimmer ein freundlich Gesicht;
„Und laß in der Kühle im Garten
„Nicht lange, Geliebter! mich warten."

So klang der wonnesüße Brief,
Der zu dem höchsten Entzücken,
Herrn Moritz, der noch immer schlief,
Aus Traum und Schlaf und Bette rief.
Er dankte mit freundlichem Nicken
Dem weiblichen Merkurius,
Und unterließ nicht Kuß und Gruß

Der Schreiberin zu schicken.
Nun fuhr er wie ein Wind vom Oft
Aus seinem Federneste,
In Stiefeln, Rock und Weste;
Lief in dem Zimmer Extrapost
Und hauchte seiner Freude Braus
In Stanzen und Sonnetten aus.
Ihm schmeckte nicht das Mittagsmahl,
Weit von sich schob er Huhn und Aal,
Und malte, um bei seiner Qual
Des Wartens sich zu helfen,
Auf seinen Teller zwölfen.
Am Arbeitstische, wie behext,
Schob er in alles „Lieschen" — ein,
Und hatte ihr zum Heil'genschein
Nachdenkend rings das Blatt bekleckt.
Wie froh war unser Held, als nun,
Nach langem, harten Passen,
Herr Phöbus, um einmal zu ruhn,
Den Horizont verlassen,
Er schickte manchen Fluch ihm nach
Und ging, um bis zum zwölften Schlag
Sich zu besennuyren,
Im Städtchen noch spazieren. —
O hilf ihm Venus Aphrodite,

Denn

Denn ach! ein böser Dämon droht
Mit wunderlichen Tücken
In seiner schönsten Blüthe
Das ganze Concept zu verrücken;
O sieh, der treuen Liebenden Noth!
Was kann bei einem Rendezvous
Wohl schlimmer seyn, als wenn im Nu,
Wo Küsse sich glühend begegnen,
Die Wolken dazwischen regnen.
Doch keine Hülfe kommt. Unter ein weites Thor
Verbirgt der Held sich, den Hut von Kastor
Und die seidne Weste zu schonen,
Steckt manchmal nur sein Näschen hervor
Und hofft, der göttliche Cipripor
Werd' ihn dafür schon belohnen.

Weil, während er hier auf den Glockenschlag harrt,
Ihm unsre hohe Gegenwart
Nicht großen Nutzen kann bringen,
So wollen wir lieber mit geist'ger Natur,
Denn daran läßt der Regen nicht Spur,
Zu Lieschens Garten uns schwingen,
Und bis zwölf Uhr
Die Environs besingen.
Ein alter Vormund hielt das schöne Lieschen

In einem Hauf' der Vorstadt wie in einem Bauer,
Ein Garten nur voll Rüben und Radieschen,
Um den sich eine hohe Mauer
Zum Aerger für die Gaffer zog,
War zu besuchen ihr erlaubt,
Weil sie der Vormund dort ganz sicher glaubt.
Ein Thürchen blos, wohl kaum vier Spannen hoch,
Daß man zum Eintritt ja sich nicht verleiten lasse,
Ging an der Hinterwand auf eine schmale Gasse;
Doch lag in Dornen und Genist es halb vergraben,
Weil alle, die Pupillen zu bewachen haben,
Nur gern mit Einer Thür das Haus versehn.
Man durfte nur zwei Schritte weiter gehn,
So stand man abermals an einer solchen Pforte,
Sie waren einmal Mode dort im Orte,
Die auch nur Unkraut und Gestrüpp verzierte
Und die zum Nachbar-Garten führte. —

So gehe nun mein Held, — der Regen ist vorbei —
Wohin die Liebe Dich zu hoher Wonne ladet,
Die hat der Guß des Wassers nicht geschadet,
Sieh zu, ob gleiches Glück noch ferner hold Dir sei!
Er geht, doch hatte freilich schon
Die zwölfte Stunde ihren letzten Ton

Seit zwei Minuten ausgeschlagen,
Weil eher nicht die Regenschauer flohn,
Er geht, wohin ihn Glück und Liebe tragen.
Er wußte Weg und Steg, und auch das Gäßchen gut,
Wohin man ihn beschied, nur leider!
Das Thürchen selbsten nicht, ob enger oder breiter,
Ob am Beginn der Gasse oder hinten weiter,
Nach so etwas frug nicht das junge Blut;
Doch, dacht er, Liebe tappt ja oft gleich Blinden
Und weiß gerade dann den rechten Weg zu finden,
Sie leitet Dich, vertrau' nur ihr,
Gewiß zur rechten Gartenthür. —
Indeß stand Lieschen da und zählte
Voll Sehnsucht jeden Schlag vom Thurm
Bis keiner mehr von zwölfen fehlte,
Was kümmert Regen sie und Sturm,
Was, denkt sie, wirds auch ihn bekümmern;
Da sieht sie bei der Sterne mattem Flimmern, —
Die keusche Luna war heut nicht gefüllt, —
Einen Mann im Mantel gehüllt.
Er naht sich ihr,
Er kommt an die Thür,
Er steht still — wer kann es seyn? —
Nur er! — sie reicht die Hand ihm hin,
Er nimmt sie — und mit Liebes-Sinn

Zieht sie ins Gärtchen ihn vollends hinein.
Jetzt wird die Nacht noch dunkler, als sie war,
Die Sterne hüllen wieder sich in Wolkenschleier,
Beschränkter wird der Blick und nur die Wünsche freier.
Doch in den Armen des Geliebten ist Gefahr
Nur ein Phantom, ein Irrwisch, ein Gesicht,
Sie fürchtet furchtsam doch das tiefe Dunkel nicht.
Nur kommt's ihr seltsam vor, daß er noch gar nicht spricht,
Doch weil sie glaubt, er scheue Zeugen,
So achtet sie sein Schweigen,
Und führt ihn weiter an der zarten Hand,
Zur blühenden Jasminen-Wand,
Die sich zu einer Laube schön gezogen,
An ein Gemäuer lehnt,
Aus dem mit weitem Bogen
Der Eingang einer Grotte gähnt —
Noch immer stumm! — doch, kann die Liebe sprechen,
Wenn sie mit hoher Gluth entgegen brennt?
Erst wenn sich Mund von Mund nach langem Kusse trennt,
Wird er das tiefe Schweigen brechen.
Hier um die Laube zog den Sitz von weichem Moos
Des Künstlers Hand und die Natur herum,

Hier stehen beide still, doch er — bleibt stumm!
Sie läßt des Mannes Hände los.
Denn in der Brust wächst jetzt der Zweifel groß,
Er muß gekränkt seyn, muß mich hassen,
Wie könnt' er sonst wohl ohn' ein Wort mich lassen,
Sie denkt es, flüstert noch einmal, — mein Moritz! — leis,
Er hört's nicht, — schweigt — und ihre Thränen fließen heiß.

Allein indeß sie tief gebeugt von Schmerzen
Und Furcht und Liebe in dem bangen Herzen
An jene Rasenbank zu Boden fällt,
Geht unser Mann, als ob nichts in der Welt
Ihm gleicher wär', als dies, und ohne einen Blick
Auf die Ohnmächtige zurück:
Zuwerfen, mit demselben Schritt, den er
Vom Anfang wie bisher
So abgemessen steif, als ob er nur ein Bär,
Ein Chaisenträger oder Maulthier wär',
Gegangen, in die Grotte, die, wie schon gedacht,
Die Perspektive der Jasminen-Laube macht. —

Gleich hinter diesem kam mit schnellem Schritte
Ein andrer in des engen Gäßchens Mitte;
Er irrt umher und kann die Thür nicht finden,

Denn finſter war's zu ſehr; gleich einem Blinden
Tappt er umher und faßt
Am Ende eine Hand,
Die gleich, wie längſt bekannt,
Auch in die ſeine paßt.
Zwar iſt es nicht der Liebe Hand, ſo warm, ſo weich,
Ein neidiſch Leder iſt darüber hingebreitet,
Doch, denkt er, iſts die Hand, die mich ins Gärtchen leitet,
Sie legt, ſind wir an Ort und Stelle nur, ſogleich
Die böſe Decke weg, und zeigt ſich zart und frei;
Drum zweifelt er auch nicht, daß es die rechte ſei,
Faßt zuverſichtlich ſie, und zieht,
Wie Zephir eilt, wenn er an Florens Buſen flieht,
Die, der die Hand gehört, mit hinterdrein.
Doch nur mit Mühe folgt ſie nach.
Da ruft er: komm! denn bald zeigt ſich der Tag
Und dann entflieht der Schatz, der heute mein und Dein!
Nur leiſe liſpelt's, Mein!
Aus der Geliebten Munde.
Ja Dein, ja Dein, ruft er, auf ewig! Dieſe Stunde
Entſcheidet unſer Glück, ſie macht mich groß und reich!
Und wieder liſpelt es, wie Seufzer, doch noch leiſer,

Als sei vom kühlen Thau die Stimme heiser,
„Nein, mich allein!“ — O! Nacht, der keine gleich,
Beginnt von neuem er zu rufen,
Bis zu des Altars Stufen
Führst Du mit namenlosen Freuden
Den heil'gen Eingeweihten.
Doch da der Held Bescheid hier gar nicht wußte
Und in dem Nabendunkel dieser Nacht
Die Nase, die doch bei Verliebten auch Parade macht,
An einen Baum zu stoßen fürchten mußte,
So unterließ er selbst die Dame zu regieren
Und ließ sich nun von ihr im Garten weiter führen.
Wie stutzt er aber, als auf einmal in ein Haus
Sie aus dem Garten treten.
Aus Furcht, gehört zu werden, wagt er kaum zu
reden,
Doch endlich drängt die Frage sich heraus,
Als er zum Athmen wieder Muth gefunden:
Wo ist der Alte denn? — „Der ist schon ange-
bunden,“
Antwortet man ihm leiser noch als je.
Ja, wenn ich das versteh',
Denkt er, versteh ich auch noch mehr, als Brod zu
essen,
Den Vormund anzubinden! nein, sie ist besessen!

Doch was kann Liebe nicht! — Und was macht Margareth?
So frägt er fort. — „Der sind die Augen ausgestochen.“
Er bebt, zu Berge steht
Sein Haar, als diese Worte sie gesprochen.
Wie? ihrer Magd die Augen ausgestochen!
Schon will er fliehn, da schiebt in einen Keller sie
Den Helden, riegelt zu, und flieht, wer weiß es, wie?
In tiefer Finsterniß, in einem Keller,
Allein, nach dem, was Magd und Vormund schon erfuhr!
Das treibt das Blut doch etwas schneller
Und ist für Liebelei die beste Kur.
Nichts anders denkt er sich,
Als Lieschens Liebe sei in wilden Haß verkehrt —
Und wartet in Geduld, ob man mit Hieb, mit Stich,
Mit Strange oder Gift nun ihn beehrt.
Denn auch nicht eine Thür war rings umher,
Als er herumgetappt, zu öffnen oder offen,
Und wenn er dünner als ein armer Dichter wär',
Auch für die schmalste Taille war hier nichts zu hoffen.
Auf einmal hellet einer Fackel Schein
Die Nacht, und eine Dame tritt herein,
So häßlich, als noch niemals eine war,

zugeben will, daß ich den armen unglücklichen Menschen helfen soll, schläft. Wechsle mit mir die Kleider, und du, Benigna, führe sie statt meiner so lange in mein Schloß, damit seine Diener meine Abwesenheit nicht bemerken, und mir Verdruß zuziehn, den armen Leuten aber den Tod bereiten.“ Christel zitterte und bebte; sie fühlte, daß sie der Nymphe für die Gefahren, denen sie sich ihretwegen aussetzen wolle, und für die versprochene Hülfe Dank sagen müsse, und es war ihr doch gar nicht, als wenn sie Dankworte aussprechen könne. Sie hätte Lust gehabt sich zu weigern, und fürchtete nur den Zorn der Mächtigen. Willenlos ließ sie es also geschehen, daß Benigna, die eine vortrefliche Kammerfrau war, sie entkleidete, und statt der reinlichen Linnen in seidne Gewänder hüllte, während die Geisterfürstin in ein irdisches Bauermädchen metamorphosirt da stand. Die Nymphe liebkoste sie sanft, und verschwand mit der schnell zurückkehrenden Wasserzofe, von der die sinnend da stehende Christel zweimal zum Antreten der Reise in den Geisterpallast aufgefordert, und endlich fast wider ihren Willen am Arme fortgezogen werden mußte. Der Pallast der Wasserfürstin mußte natürlich unter dem Wasser seyn, und wenn ihr auf den Wellen schon Angst gewesen war, so hatte sie noch größere Furcht, unter die Wellen zu steigen.

Es hatte ſich ein jedes Jahr,
Und ſiebzig bot der Augenſchein gleich dar,
In einer Runzel über das Geſicht gezogen,
Der Rücken war in Wellenform gebogen,
Rechts ſprach das eine, links das andre Auge,
Und lag ſo tief als obs zum Selbſtbeſchaun nur tauge.
An einer Hand ging der Geſtalt ein großer Hund,
Und auf den Armen trug ſie eine ſchwarze Katze.
Nun denke man ſich Nacht, den Keller, dieſe Fratze,
Und alles wie es war, und ich will nicht geſund
An meinem Schreibepulte ſtehn
Und noch das Ende der Geſchichte ſehn,
Hätt' jeglicher ſich hier nicht für behext gehalten.
Doch auch der fürchterlichen Alten
War nicht ganz wohl zu Muthe,
Als ſie bei Fackelſchein des Mannes Züge ſah;
Mit wildem Grimme ſchrie die alte Drude:
„Was will denn der Verwegne da?
„Was dies für Bosheit iſt, mich ſo zu äffen!
„Ich ſchreie Feuer, kommt er mir zu nah!"
Kaum hörte ſo der Held die blauen Lippen kläffen,
So faßt' er Muth, denn, welches Qui pro quo
Auch ihn, anſtatt zu Lieschens liebeglühendem Buſen,
Zu dieſer Mutter der Meduſen,
Zu dieſem Knochenweib gebracht, er iſt nur froh,

Daß weder Trismegist
Der Kater, noch sie selbst, Fee Fanferlüsche ist.
Er blickt auf sie, gewahrt an ihrer Seite
Ein Schlüsselbund und greift darnach mit Hast,
Daß es aus Haus und Garten ihn geleite.
Doch kaum hat er es angefaßt,
So hält sie ihn auch schon beim Kleide
Und schreit und kreischt, er sei ein Bösewicht,
Der, um zu stehlen, sich hereingestohlen.
Allein er achtet alles nicht.
Hast du nur jetzo dich empfohlen,
Denkt er, mag sie dann schrei'n so viel sie will,
Und läuft davon. Doch sie steht auch nicht still,
Läuft hinterdrein und schreit aus voller Kehle,
Was sie nur brüllen kann, Dieb, Mörder, helft, herzu!
Und in dem Hause jede Seele,
Die eben erst in gute Ruh
Vielleicht nach schlechter Ruh gesunken,
Springt aus den Betten auf, und rennt, vom Schlafe trunken,
Und ohne Schmuck der Garderoben,
Nach dem Tumult, der sich erhoben.
Die Alte trägt die Fackel, ihre Funken
Erhellen das Revier, wohin der Flüchtling rennt,

Denn unſer Held, der das Terrain nicht kennt,
Läuft in dem Hauſe wie im Labyrinthe,
Stößt jeden um, der ihm entgegen tritt,
Ihm nachballt ſich der ganze Hauſe mit,
Und tobt und brüllt wie zwei und dreißig Winde.
So treiben ſie zum Garten endlich ihn.
Wohin nun hier entfliehn,
Und wie die hint're Thüre finden?
Allein der Zufall hilft auch manchmal überwinden.
Sie ſind nun ſchon ihm auf dem Nacken
Und vor ihm hin zieht eine Mauer ſich.
Nein, eh' ich mich von ihnen laſſe packen,
Entſchließ ich zu dem ärgſten mich;
So ſprichts in ihm, er wirft die Schlüſſel fort, und ſchnell,
Wie ſich einſt Wilhelm Tell
Dem Kerker-Bot entſchwungen,
War er die Mauer hinaufgeſprungen. — —
Auch in des Nachbars Garten gings ſo leis,
Als es begonnen hatte, nicht zu Ende.
Auf einmal klatſcht es in der Grotte in die Hände,
Und Lieschen, die, woher dies kommt, nicht weiß,
Springt auf. Da iſt es plötzlich hell um ſie,
Sie blickt zur Grotte hin. Ha! ſo erſchrak ſie nie!
Von blauem Lichte grell beſchienen,

Das aus der Grotte her von einem Altar strahlt —
Sonst muß er hier zum Kaffetische dienen —
Und mystischer nur die Gestalten malt,
Steht ein Beschwörer da, im schwarzen weiten Rocke,
Mit Karakteren ausgeputzt vom Kopf zur Socke,
In einer Hand den Stab, den er im Kreise schwingt,
Mit finsterm Angesicht, durch das kein Lächeln dringt,
Und ruft, als er sie sieht, mit einer Stimme,
Die Todte wecken kann: „wo ist der alte Hund?"
Mit fürchterlichem Grimme,
Begleitet von der Diener Bund,
Stürzt an des Geistes statt, der hier erscheinen sollte,
Der Vormund zur Jasminen-Wand.
Da mit Pupillchen längst er es nicht richtig fand,
War er's, der schon vor einem Weilchen sich
Mit den Bedienten in den Garten schlich,
Als ob er Diebe scheuchen wollte.
Da kam er eben zu der Grotte,
Als der Beschwörer drinn die ernsten Worte sprach.
Das, dacht' er, geht auf dich, du dienst ihm nur zum Spotte,
Dem saubern Seladon, und unaufhaltsam brach
Er aus dem Hinterhalt, um auch ein Wort zu brauchen.
Doch was macht er für Augen,

Als er ſtatt Werthern hier den Paracelſus ſieht.
Doch dieſer, ſo wie ſich der Vormund mit dem Haufen
Der Diener vor der Grotte Eingang zieht,
Denkt an die Polizei, durchbricht das erſte Glied
Und fängt auch an zu laufen.
Für's erſte freilich nur im Garten kreuz und quer
Und gleich der wilden Jagd die andern hinterher,
Doch als er endlich auch auf eine Mauer ſtößt,
Denkt er, gefangen oder hier erlöſt,
Faßt ſich ein Herz, und ſpringt im vollen Lauf
Die Mauer ebenfalls hinauf. —

Laß ich die Herr'n nun hier ein wenig auf der Mauer,
So thu ich nur was jener Heil'ge that vordem,
Der einen armen Bauer,
Der vom Gerüſte fiel, ſo lange auf der Lauer
Und zwiſchen Erd' und Luft, nun eben nicht bequem,
In Furcht und Hoffnung ſchweben ließ,
Bis ihm ſein Abt, der ihm das Wunderthun verboten,
Erlaubte, daß er ſanft zur Erd' ihn fallen hieß.
Jetzt löſt ſich, wie ihr ſeht, der Knoten,
Darum erfahrt nun auch, daß es nur Zufall war,

Was Schrecken und Gefahr
In beide Gärten brachte.
Die alte Nachbarin gedachte
Den Schatz zu angeln, den ein Charlatan,
Mit Schweigen, Katzenaugen, einem Hunde
Und anderm tollen Zeug, heut in der zwölften Stunde
Zu heben ihr verhieß; fing das Casteien an,
Stach ihrer Katze Margarethe,
So sehr das weiche Herz auch für ihr Leben flehte,
Die schönsten Augen aus und sperrte den Sultan,
Den man den Alten nur gewöhnlich nannte,
Den schwärzsten Pudel, den die Welt je kannte,
Im tiefsten Keller ein, wo wir ihn bei ihr sah'n.
Das Unglück wollte nun, daß von den beiden Thüren,
Die zu dem engen Gäßchen führen,
Die beiden Herr'n die falsche grad' erkühren,
Und so der Zauberer zu Lieschen sich,
Held Moritz aber zu der Alten schlich.
Nun sah man leider keinen Stich
Und weil die Situation sich glich,
Indem die Liebe auch als unser bester Schatz,
Wenn wir ihn heben wollen, stumm die Lippen
macht,
So hatte jeder sich und jede sich gedacht,
Es sei da, wo man sei, der rechte Platz. —

Doch zur Geſchichte, denn ſie fodert Endigung.
Der Augenblick, in dem Held Moritz ſeinen Sprung
Auf jene Mauer machte,
War eben der, der auch in ſeinem Schwung
Den Zauberer auf dieſe Mauer brachte,
So kam zwar jeder, nur nicht Zeit genung,
Zum rechten Ort, wohin er erſt gedachte;
Denn dieſe Mauer, die er vor ſich fand,
War zwiſchen beiden Gärten eine Scheidewand.
Doch während jeder ſo dem einen Troß entſprang,
Fiel er dem andern in die Hände,
Und daß es nun mit Laufen hier am Ende
Belehrt ihn gleich der ſichere Empfang.

Wie ſtaunte Lieschen, wie die Alte,
Daß man auf einmal nun den rechten feſt hier halte,
Und daß ſtatt durch die Thüre, wie durch Zauberei,
Er von der Mauer hoch herabgekommen ſei.
Der Alten ward es leicht, den Schwarm,
Der ihr gefolgt war, zu zerſtreuen,
Und mit dem wahren Zauberer am Arm
Nun die geſtörte Hebung zu erneuen,
Und Lieschen bat ſo lang' aus Moll und Dur,
Bis endlich nun der alte Vormund ſchwur:

Er leid' es nicht, daß durch die Hinterthüren
In fremdes Eigenthum Held Moritz fortan geh,
Drum mög' er Lieschen nur zu einer frommen Eh'
Recht bald zur Vorderthür in seine Wohnung
führen.

III.

Die Hafen.

von

Friedrich Laun.

Wer wußte denn, ob Nixen allemal Wort halten, und ob sie nicht bald den verunglückten Liebenden in der Bucht zugesellt wurde, ob sich Georg nicht schon in ihrer Gesellschaft befand. Indessen tröstete sie das Zutrauen einflößende Wesen der verschwundnen guten Frau, und der Umstand, daß die Kammerjungfer Benigna hieß, welches doch nach ihrer Ueberzeugung anzeigte, daß sie eine Christin sey — und also auch unter dem Wasser Christen leben müßten (vielleicht eine den Thomaschristen verwandte Sekte). Zugleich überzeugte sie sich, daß diese Benigna, trotz ihrer feuchten Residenz, doch einen Körper hatte, der ziemlich so beschaffen war wie der ihrige, und bemerkte mit Wohlgefallen, daß es nicht mit einemmal treppab, sondern doch noch eine Zeitlang durch Felspfade auf dem Trocknen fortging. Wie die ersten gewaltigen Schauer der Furcht ein wenig vorüber waren, traten zwei Empfindungen, Neugierde und Eitelkeit und eifersüchtelnde Besorgniß, so zugleich in den Vorgrund ihres Herzens, daß es bei der schwankenden Mondscheinbeleuchtung ihres geistigen Innern schwer zu entscheiden ist, welche die erste und welche die mächtigste war: sie hätte doch gar zu gern wissen mögen, wie ihr die Kleidung einer Wasserfürstin stehe, und Georg war so ganz allein mit der guten Frau auf dem See; man hatte wohl eher von Nixen ge-

Apropos, Kinder, vom Heirathen, ſo ſagte der drol-lige Herr Schwalbe einmal bei Gelegenheit, da kann ich auch ein Liedchen ſingen. Aber Ihr müßt mir hübſch reinen Mund halten. Denn ſonſt, ſeht, ſonſt heißt es, eh' Ihr Euch umſeht, der alte Schwalbe iſt über alle Berge gegangen. Und das müßte dem Brdut-chen dort gar empfindlich ſeyn, auf deſſen Hochzeit ich mitzutanzen verſprochen habe. Nun, Eure Hand, Kinder, daß Ihr ſchweigen wollt.

Und Alt und Jung reichte ihm lächelnd die Hand darauf und er fing an:

Es iſt eine alte weltbekannte Sache, daß jedes Ding ſeinen Haken hat, und wer daran zweifelt, der verdient, daß es ihm gerade ſo gehe wie dem — alten Gimpel, von dem ich Euch eben ein Stückchen erzäh-len will.

Daß ich, zum Exempel, vor zehn Jahren mich plötzlich von Leipzig weg und hierher wendete, das hatte natürlicher Weiſe auch ſeinen Haken. Denn ich

war dort so einheimisch gewesen, wie nun bei Euch, und auch recht lustig und guter Dinge. Besonders aufgelegt fühlte ich mich in einem Kreise wohlerzogener, junger Leute, Professoren und Studenten. Das frohe Gemüth der Jugend, das da um mich herum aufloderte, versetzte mich in meine eigene Jugend zurück und erweckte manchen Funken in mir, der lange unter der Asche geschlummert hatte. —

Für's Erste aber müßt Ihr Euch eine Vorstellung machen, wie ich vor zehn Jahren ohngefähr gewesen bin. Ich war Euch da ein Kerl, — ach, Kinder, die Thränen treten mir in die Augen — schon damals war ich ein Kerl, der seine acht und vierzig auf dem Rücken hatte. In frühern Zeiten hatte ich wohl auch, wie mancher Andre, nach einer ehrlichen Hausfrau herumgesucht. Aber die Eine war mir zu dick, die Andre zu dünn, die Eine zu vornehm, die Andre zu gering, die Eine zu klug, die Andre zu dumm gewesen. Kurzum, der liebe Herr Gott hatte mir einfältigen Menschen keine Einzige recht gemacht. So war ich denn, wie gesagt, acht und vierzig Jahr alt geworden, und die Sache fing mir an im Kopfe herumzugehen. Meine Freunde glaubten insgesammt, nun wär' es zu spät zum Heirathen, ich aber glaubte nur, es wäre fast zu spät.

Mein Aeußeres war auch wirklich schon etwas mangelhaft geworden. Im Gesicht kam beinahe alle Tage eine Falte mehr zum Vorschein, und die schwarzen Haare waren schon ziemlich stark mit grauen durchschossen. Dazu fing sich zusehends an auf dem Hinterhaupt der unzierliche Spiegel zu formiren; den das grobe Volk eine Glatze zu nennen pflegt. Indessen waren die Untertheile, das heißt, Beine und Waden, dem Anscheine nach, und wenn man das Podagra abrechnete, das in ihnen muckte, noch ziemlich wohl erhalten. Auch hatte ich noch das kräftige stämmige Wesen, welches in jüngern Jahren meine alte Tante mir nachrühmte. Ein Held war ich aber freilich nicht mehr; ich hatte schon häufig mit Schnupfen und Rheumatismen zu kämpfen. Mit Einem Worte, die Person, die mich heirathete, mußte allerdings fünfe grade seyn lassen.

Es fragte sich nur, ob mich eine wirklich noch haben wollte. Denn wenn ich auch so überdelikat nicht mehr war, wie vormals, so hatte ich doch meinen Sinn immer noch auf etwas Junges gerichtet. Vor Körben aber — so viele Millionen auch deren schon an die trefflichsten Leute ausgetheilt worden seyn mögen — vor Körben schauerte mir von jeher die Haut erschrecklich. Ob übrigens meine Zukünftige einheimisch oder fremd war, das war mir ziemlich gleichgültig. Fast

hätte ich eine Fremde vorgezogen, weil die jungen Leipzigerinnen mir meine Jahre allzugut nachrechnen konnten. Denn das empfiehlt gar nicht, wenn man sagen kann, liebes Mädchen, wie Sie noch in der Wiege lagen, da war ich schon grade so ein Mann wie heute.

Der Fremden halber geschah es auch, daß ich mich dem Hotel de Saxe gegenüber einmiethete. Und ich muß sagen, es kamen dort bisweilen ganz allerliebste Mädchen zum Vorschein. Aber selbst, wenn ich Gelegenheit erlangt hatte, mit ihnen zusammen zu kommen, so fehlte mir doch gemeiniglich das Herz, sie anzureden. Denn jeder verwünschte Spiegel zeigte mir meine grau werdenden Haare, und wenn mich, wie das oft geschah, zwei Spiegel vollends in die Mitte nahmen, so erblickte ich gar auch den dritten Spiegel auf meinem Hinterkopfe, die einzige Spiegelsorte vielleicht, welche die jungen Mädchen nicht leiden mögen. Daher brachte der bittre Gedanke an die Körbe, meine Sprachwerkzeuge vor den hübschen Personen sogleich zum Stillstand.

Manchmal war es mir grade, als ob der Himmel aus Rache an meiner frühern eigensinnigen Wählerei die allerhübschesten Mädchen nur darum in die Zimmer gegenüber einquartiere, um dem armen Tantalus den Mund recht wässerig zu machen.

Es rückte auch unter diesen Umständen keiner Einzigen meine Neigung etwas näher.

Einmal aber — es war grade an meinem acht und vierzigsten Geburtstage — da besuchte ich einen guten Freund. Und wie ich so am Fenster bei ihm stehe, da tritt Euch, liebe Kinder, an das Fenster gegenüber eine gar reizende Blondine. Wir zerbrachen uns alle beide die Köpfe über das scharmante Geschöpfchen, dem zu Gefallen ich wohl ein dreißig Jährchen hätte jünger seyn mögen. In's Haus von Kriegsraths gegenüber gehörte sie nicht, denn dort war mein Freund so gut bekannt, wie ich. Endlich geriethen wir noch auf den Gedanken, daß es ohnfehlbar eine gewisse Mamsell Henriette Boissier aus — n seyn möchte, die Tochter der vor Kurzem erst verstorbenen Schwester der Kriegsräthin. Wenigstens hatten Kriegsraths diese Henriette schon seit mehrern Tagen erwartet.

Sie war es auch richtig. Ohne Umstände ging ich nämlich selber hinüber in's Haus, und war Zeuge von der Freude der Kriegsräthin, in der lieben Nichte das vollkommene Ebenbild ihrer verstorbenen Schwester wieder zu sehen.

Sogleich sollte ich meinen guten Rath auch mit geben, auf welche Weise der Fremden ihr Aufenthalt in Leipzig recht angenehm zu machen seyn möchte.

Das war Euch aber, bei meiner Treu, keine Kleinigkeit, weil Mamsell Boissier sich als eine Feindin aller großen geräuschvollen Gesellschaften und Parthien zu erkennen gab, und bat, daß doch Kriegsraths ihretwegen auch nicht einen Schritt aus dem gewohnten Gleise treten möchten. Man stellte ihr vor, daß sie auf diese Weise Leipzig und das dasige Leben nicht würde kennen lernen. Sie versicherte aber, ihr Zweck sei einzig gewesen, ihre geliebten Verwandten kennen zu lernen, und diesen würde sie halb verfehlen, wenn sie sich durch fremde Umgebungen zu sehr zerstreuen ließe.

Wahrhaftig, in meinem ganzen Leben hätte ich in einem Mädchen von etwa achtzehn Jahren eine solche, fast übertriebene, Solidität nimmermehr erwartet.

Ueberhaupt machte Henriette eine Ausnahme von ihrem ganzen Geschlechte. Denn sie schien auch eine so abgesagte Feindin von allem Glanz und Putz, daß sie nur im äußersten Nothfalle aus dem tiefsten Negligé herausging. Bei alle dem erregten ihre Reize gar bald einiges Aufsehen. Mehrere junge Leute ersuchten mich, blos ihrethalber, sie bei Kriegsraths einzuführen. Ich that es auch, weil ich nichts weniger als eifersüchtig war, und durchaus keine Rechnung auf ein solches Mädchen machen zu können glaubte.

Inzwischen schienen einige von den jungen Leuten

äußerſt verliebt in Henrietten zu werden, und nun offenbarte ſich etwas gar Seltſames. Je mehr nämlich ſie es ihr zu erkennen gaben, und je erfreuter Kriegsraths darüber waren, daß ſich für ihre Nichte einige außerordentlich gute Parthien zeigten, deſto mehr zog ſich Henriette von den jungen Männern zurück. Bei Tiſche ſuchte ſie, wenn ſie irgend konnte, die Nachbarſchaft ihrer jungen Anbeter zu vermeiden, und — was in der That allen Menſchen auffiel — mich, mich den Achtundvierziger, zu ihrem Geſellſchafter auf.

Ich hatte darüber auch recht viel Neid und Spöttereien auszuſtehen. Meinethalben, dachte ich, ſpottet ſo viel ihr wollt, wenn ich nur die Gunſt des allerliebſten Mädels erangelt habe.

Woran ich Anfangs nicht im mindeſten gedacht hatte, das fing mir nun an recht klar zu werden. Das Mädel iſt in mich verliebt! ſagte ich. Es kann, ihrem ganzen Betragen nach, gar nicht anders ſeyn. Und, dachte ich, ſo gar ſonderbar und weggeworfen iſt ihre Liebe doch auch nicht. Ein Mädchen, das ſo aufs Reelle ſieht, wie die, das eine ſo treffliche Ausnahme von ihrem ganzen Geſchlechte macht, ein ſolches Mädchen kann ja wohl die Paar grauen Haare und Geſichtsfalten, denn bis auf ein Paar waren ſie in Verfolg meines etwas tumultuariſch betriebenen

Nachdenkens zurückgekommen — leicht übersehen, um der übrigen Eigenschaften willen. Diese aber hatten jetzt in meinen Augen solche Vorzüge angenommen, daß sich das junge Volk gar nicht mehr mit mir messen konnte.

Um indessen recht sicher zu gehen und nicht etwa doch einen Pudel zu schießen, nahm ich mehrere von meinen Freunden her, und sagte zu ihnen: Sprecht um Gotteswillen, Kinder, ob ich recht sehe oder nicht. Es kommt mir nämlich grade vor, als ob ich bei dem Mädel, das so viel Rumor macht in den Herzen der hiesigen jungen Leute, als ob ich bei Mamsell Boissier einen tüchtigen Stein im Brete hätte. Aber sprecht aufrichtig.

Und alle kamen sie darin überein, daß sie den Vorzug wohl bemerkt hätten, den mir Henriette vor ihren eifrigsten Bewerbern gäbe. Selbst Kriegsraths meinten dasselbe. Mein vertrautester Freund, ein gewisser Schreck, setzte hinzu, daß er sich schon mehr als einmal darüber verwundert hätte.

Verwundert! erwiederte ich etwas böse, Du kommst mir ganz kurjos vor. Aber ich würde noch kurjoser seyn, wenn ich meinen sichtbaren Vortheil nicht benutzte.

Wie denn, benutzte? fragte er.

Nun, wie man's eben benutzt, wenn einem ein

hübsches Mädel gut ist, das man selber gut leiden kann. Man hält um sie an. Man heirathet sie.

Heirathen, Du, Schwalbe, das Mädchen, das dreißig Jahre jünger ist?

Er lachte dazu wie ein Kobold, so daß ich auch erschrecklich falsch wurde und sagte: Schnickschnack! Es giebt Menschen, die sich vor tausend andern konserviren, und Mädchen, die das vor tausend andern einsehen, und die Reife eines wohlkonditionirten Mannes von meinem Alter zu schätzen wissen.

Die Reife, von der Du sprichst, erwiederte er hierauf grob genug, müßte ihr schon durch einen solchen Antrag allein, sehr verdächtig werden. — Laß Dir rathen, Schwalbe, und begieb Dich nicht in so große Gefahr. Denn schlägt sie Deine Hand aus, so wird Dich das zuverlässig ärgern, und nimmt sie sie an, so wird Dich das in der Folge gewiß noch weit mehr ärgern, weil dann die Sache unfehlbar irgend einen verwünschten Haken haben muß.

Voller Verdruß über seine Behauptungen, dachte ich auf der Stelle zu beweisen, wie wenig ich mir aus ihnen machte, und ging zu Henrietten.

Gut, daß Sie kommen, lieber Schwalbe, sagte diese. Sie sind grade der Mann, den ich mir herbei wünschte. —

Das klang allerliebst, nicht wahr? Aber wartet nur, wartet, es kommt gleich noch besser. Denn wie ich meine Freude darüber zu erkennen gegeben hatte, daß ihre Wünsche grade nach mir gegangen waren, da sagte sie:

Ja, ich bedarf Ihres guten Rathes. Die beiden Herren nämlich, die mir die Ehre anthun, in mich verliebt zu seyn, werden gar zudringlich. Ich soll mich durchaus für einen von ihnen entschließen, und es gefällt mir nun einmal keiner von beiden. Sagen Sie mir daher, wie ich's am besten anfange, diese Leute los zu werden?

Das war mir denn grade Wasser auf die Mühle und ich antwortete: Hm, dafür wüßte ich Rath, aber Sie müßten sich die Sache etwas kosten lassen.

Wie denn so? fragte sie.

Ja, sagen will ich's Ihnen wohl, wenn ich nur frei herausreden darf.

Allerdings dürfen Sie das.

Nun, so müssen Sie sich's Ihre Hand kosten lassen. Wenn Sie, zum Beispiel, mich heiratheten, so erhielte ich dadurch auch das Recht, Sie vor dem Ungestüm aller möglichen Liebhaber in der ganzen bekannten und unbekannten Welt zu schützen.

Henriette schlug die Augen nieder und gab keinen

hört, denen junge Fiſcher gefielen — das alles ging ihr ſchnell, halb deutlich, wie Träume durch den Sinn, und machte ihren Zuſtand noch befangner und unbehaglicher.

Indeſſen ſtiegen ſie durch ſteile abſchüſſige Steige, die mehr das Regenwaſſer als Menſchentritte gebildet haben mochten, und auf denen ſich Chriſtel bei dem ſchwachen Licht der Sterne, ſo geübt ſie auch im Klettern war, ganz Benignens Leitung überlaſſen mußte, nicht in den Meeresgrund, ſondern zu ebnem trocknen Boden hinab. Durch von der Kunſt in Wellenlinien gezogne Wildpfade traten ſie in eine große Allee von hohen Linden. Geräumige Baſſins, zu denen Raſentreppen hinabführten, ſchimmerten im Silberglanz der Sterne, und einige Meerjungfern, die Chriſteln zu winken ſchienen, noch mehr aber Löwen, aus deren Rachen zu ihrem Erſtaunen das Waſſer in Strömen floß, überzeugten ſie unwiderleglich, daß ſie ſich ſchon im Gebiet der Waſſerfürſtin befinde. Jetzt ſtanden ſie am Eingange eines großen Schloſſes; Benigna zog die Klingel, ein alter Diener öffnete verdrüßlich die Thür, indem er einige Worte, die eben keine Freundſchaftsverſicherungen zu ſeyn ſchienen, in den Bart brummte, und ein Mädchen brachte Licht. Benigna nahm dem Mädchen das Licht ſchnell aus der Hand, und führte Chriſteln eine große Treppe

laut von sich. Aber ihr Gesicht stand in der höchsten Glut.

Topp, schlagen Sie ein, rief ich, reichte ihr meine Hand, und — sie schlug wirklich ein.

Auf Ihre Gutmüthigkeit, sagte Henriette, rechne ich bei dem gewagten Schritte ganz besonders.

Und sollen Ihre Rechnung nicht ohne den Wirth gemacht haben, erwiederte ich.

Drauf schrieb sie an ihren Vormund, die Genehmigung erfolgte, und alle Menschen, die mich kannten, Kriegsraths eingeschlossen, schienen, wie wir uns als Brautpaar zu erkennen gaben, viel Mühe zu haben, ihre Verwunderung zu unterdrücken. Es fehlte wahrhaftig nur wenig, so hätte ich der Kriegsräthin darüber tüchtig meine Meinung gesagt. Ich dachte indessen, der Erfolg wird sie alle am besten beschämen, miethete sogleich ein schönes Gartenhaus, und ruhte nicht eher, als bis ich in aller Stille mit Henrietten getraut worden war.

Meine Vertrautesten, und also natürlich auch Freund Schreck, aßen den Mittag nach der Trauung bei uns. So sehr aber auch alle und selbst der seine Gesichtszüge zusammenraffen mochten, so sah er mir doch wieder just so aus, wie damals, als er mir von dem verwünschten Haken vorpredigte.

Am Abend wurde mir der im Ganzen ziemlich frohe Tag doch etwas getrübt. Meine liebe Braut entdeckte mir nämlich, daß ihr gar nicht wohl sei. Dabei verbat sie sich die ärztliche Hülfe, ersuchte mich auch, ich möchte nichts von ihrer Unpäßlichkeit gegen irgend jemand verlauten lassen, wegen der ungeschickten Neckereien, die so etwas veranlassen könnte. —

Ei, dachte ich da, was doch eine verständige Frau für ein Glück ist! Denn, das war gewiß, im Fall ihre Krankheit am folgenden Tage verlautete, so konnte es an albernen Neckereien um so weniger fehlen, da sie dreißig Jahr jünger war als ich, und obendrein wie eine Rose blühte. —

Das letztere aber fiel auch mir endlich gar sehr auf, als dieselbe Unpäßlichkeit mehrere Wochen lang fortdauerte, und sie von ärztlichem Beistand noch immer durchaus nichts wissen wollte, auch meine Hausmittelchen aufs ernstlichste ablehnte.

Jetzt fing ich wirklich an es ein wenig hinter den Ohren zu suchen. Denn unser Beisammenseyn war gar nicht so traulich, wie ich mir's immer in einer guten Ehe gedacht hatte. Da ich auch hiervon ihr und ihrer wunderlichen Sprödigkeit ganz allein die Schuld beimessen mußte, so ließ sich mein Mißvergnügen nicht lange verbergen. Daher traf mich bald nicht mehr

leicht einer von meinen Bekannten zu Hause an. Entweder ich ließ mich verläugnen oder ich war wirklich abwesend, und dann lief ich gemeiniglich durch Feld und Wald in der Irre herum.

Es war noch ein Glück, daß meine junge Frau andre Männer nicht mehr zu begünstigen schien als mich, aber, bewandten Umständen nach, doch immer nur ein sehr mageres und dürftiges Bischen Glück.

Als ich eben wieder einmal des Nachmittags mein häusliches Jammerthal verlassen hatte, bog ich schnell um eine Ecke, wie ich Freund Schrecken von weitem gewahr wurde, und lief vor ihm, wie vor meinem Todfeinde. Aber das half mir grade so viel wie nichts. Denn wohin ich auch mein Auge richten mochte, erblickte ich Haken über Haken und nichts als Haken. Die ganze Natur schien mir ein großer Haken an der Angel irgend eines bösartigen Wesens zu seyn, das die Neigung eines jedweden zu seinem Untergange zu benutzen sucht. Und meine Augen hatten diese Unart nicht allein. Die Ohren standen ebenfalls im Bündnisse mit ihnen. Es gab gar kein Geräusch mehr, in dem ich das hundsföttische Wort: Haken, nicht mitgehört hätte. Ja einigemal wollte ich schon auf Leute losfahren, deren gewiß schuldlosen Lippen meine Ein-

bildungskraft das ominöse Wort dienstfreundlich unterschoben hatte.

Bei meiner Rückkehr nach Hause hörte ich, daß meine Frau ausgegangen war. Ich würde das für ein gutes Zeichen gehalten haben. Denn da, meines Erachtens, ihre ganze Krankheit blos in der Einbildung beruhte, und sie, so lange wir nun einander hatten, auch nicht von der Stelle gekommen war, so schien durch diesen ersten Schritt aus der zeitherigen Einförmigkeit etwas über ihren krankhaften Zustand gewonnen zu seyn. Jedoch, als es Abend wurde, und sie immer noch nicht zurückkam, als sogar die Nacht eher da war, als sie, da mußte ich wohl die Sache wieder aus einem andern Gesichtspunkte betrachten. Ich fragte die Leute, was die Veranlassung zu ihrem Ausgange möchte gewesen seyn, und vernahm, daß sie einen Brief erhalten habe. Sogleich nachher war sie mit dem fröhlichsten Muthe fortgeeilt und hatte alle im Hause zuvor recht reichlich mit Gelde beschenkt.

Die Sache war mir außer dem Spaß. War meine Frau nicht recht bei Sinnen, oder war sie mit einem Liebhaber durchgegangen, oder fand, wie das oftmals der Fall seyn soll, auch hier beides zugleich statt? Das letztre schien mir das wahrscheinlichste, und ich war eben im Begriff, Veranstaltungen zu treffen, ihr auf

die

die Spur zu kommen, als ein reitender Bote folgenden Brief an mich abgab:

Wertheſter Herr Schwalbe!

Ob ich ſchon Ihre Frau keinen Augenblick länger heißen kann, ſo bitte ich Sie doch, mir darum Ihre Freundſchaft nicht zu entziehen.

Ich bin Lieutenant in ** Dienſten. Das Unglück, den Fürſten von —g im Duell gefährlich zu verwunden, ſetzte mich überall den Verfolgungen ſeiner mächtigen Familie aus. Nirgends konnte ich auf einige Sicherheit rechnen. Die Liſt meiner geliebten Zwillingsſchweſter allein hat mich gerettet. Sie ſtand eben im Begriff zu unſern Verwandten nach Leipzig zu reiſen. Sie erbot ſich, mir ihre Rolle zu überlaſſen, und indeſſen auf unſerm Guthe verborgen zu leben. Meine ungewöhnliche Aehnlichkeit mit ihr erleichterte mir den in mancher Hinſicht ſehr unbequemen Schritt. Jetzt wird ſich meine Menſchenſcheu ſo gut als mein Ausſchlagen zweier ſehr annehmlich ſcheinenden Parthien Ihnen von ſelbſt erklären.

Mein Mißbrauch Ihrer unverkennbaren Gutmüthigkeit kann lediglich in der größten Noth Entſchuldigung finden. Das Mädchen, das ich einige Meilen

von Leipzig erst in meine Dienste genommen hatte, schöpfte sichtbaren Argwohn gegen das Geschlecht, das ich affichirte. Sie hatte sich darüber gegen meine Tante ausgelassen, und ich glaubte das Grundlose ihres mir große Gefahr drohenden Argwohns am besten in's Licht zu setzen, wenn ich die Hand annahm, welche Sie mir grade damals darboten. —

So eben hat mich nun meine Schwester Henriette benachrichtigt, daß der verwundete Prinz, an dessen Aufkommen die Aerzte gänzlich gezweifelt hatten, wieder außer aller Gefahr ist, und sich selbst für mich bei dem Könige mit dem besten Erfolge verwendet hat. Nimmermehr, werthester Freund, werde ich den so wesentlichen Dienst vergessen, den Sie mir durch diese ungültige Heirath geleistet haben.

Friedrich Wolfsier.

Ja, lacht Ihr nur, lacht. Mir war nach diesem Briefe gar nicht zum Lachen. Denn ob mir schon meine sogenannte Frau im Postskripte sagte, daß ein ewiger Schleier über die Geschichte fallen sollte, so sah ich's doch im voraus, daß Kriegsraths und auch Andre nur zu bald hinter die Wahrheit kommen würden.

Es ist auch alles eingetroffen. Durch das Plaudermäulchen von des Leutnants Schwester, die freilich das größte Interesse hätte, diese Geschichte nicht zu ver-

heimlichen, war ſie in Kurzem unter die Leute gebracht worden.

Von Stund an las ich auf jedem Geſichte, das mich anſah, meine verwünſchte Heirath mit einem Leutnant, und das unſchuldigſte Nieſen andrer Leute kam mir jetzt immer vor wie das ſtrafbarſte Lachen über mein neckiſches Schickſal. Leiſe durfte nun vollends niemand mit dem Andern reden, wenn ich nicht denken ſollte, daß auch über mich, den armen Kreuzträger, losgezogen würde.

Am Ende wurde mir die Sache zu toll, daher begab ich mich denn hierher. Und nun lacht meinetwegen ſo viel Ihr wollt über des alten Schwalbens luſtigſtes Unglück, behaltet es aber hübſch bei Euch und vergeßt mir's nie in Euerm Leben, daß jedes Ding allemal auch ſeinen Haken hat.

IV.

Der Jahrmarkt zu Knofelingen,

von

Friedrich Kind.

hinauf, in ein hohes prächtig möblirtes Zimmer. Von dem Glanz geblendet, wagte Christel nicht vorwärts zu gehen, und Benigna mußte ihr sehr ernstlich zuwinken, ehe sie sich entschloß, den zierlichen Fußteppich zu betreten. Dann schloß die Kammerfrau die Thür, und warnte sie, sich durch ein solches schüchternes Betragen nicht zu verrathen, und dadurch ihre Gönnerin, die gute Frau, und sich unglücklich zu machen. Christel hörte nicht, was sie sagte; der große Spiegel befriedigte mit einemmal ihre Neugierde; sie sah sich vom Kopf bis zu den Füßen, und hatte, durch die ungewohnte Kleidung ihrem eignen Selbst entfremdet, der Christel, die ihr aus dem seidnem Hute und aus dem Cachemir Shawl entgegenblickte, einen bäurischen Knix gemacht. Gern hätte sie noch alle die herrlichen Geräthe bewundert, aber Benigna trieb sie ins Schlafkabinet, ihre geschäftigen Hände entkleideten sie, sie schlug die seidnen Bettgardinen zurück, nöthigte sie, von ihrem nächtlichen Lager Besitz zu nehmen, wünschte ihr eine gute Nacht, und verschwand mit dem Licht. Sanft schmiegten sich die Dunenpfühle, die sich sonst dem schönen Körper der Geisterfürstin anschlossen, an die niedlichen frischen Formen des Landmädchens; dunkle Ahnungen, halb klare, liebliche Bilder bemächtigten sich auf dem magischen Lager ihrer Seele; die wohlriechenden

Mag Britannia den Dreizack schwingen,
Mag voll Raubluſt Fez und Algier glüh'n,
Dennoch wird im lieben Knoſelingen
Frei und ungeſtört der Handel blüh'n;
Horch! kaum brummt mit dumpfigem Getöſe
Sich die Glocke auf dem Rathsthurm matt,
Und ſchon ziehen Ann'marie und Röſe,
Hanns und Lieb zum Jahrmarkt in die Stadt.

Nah am Thor gebieten die Choragen,
Halt zu machen, wie man ſtets gewohnt;
Während die Beſchuhten kau'n und nagen,
Schuht ſich an, wer Strumpf und Sohle ſchont';

Saubre Stiefeln zeigt der Großknecht Nickel,
Fett geschmiert mit Kienruß und mit Thran,
Und den blauen Strumpf mit rothen Zwickel
Zieh'n kokett des Schenkwirths Töchter an.

Laut Gelächter, auserlesne Späße,
Bieten sich fast allzufrei die Hand;
Doch zum Glück noch naht in schwerer Chaise
Frisch gepudert Gottes Wort vom Land;
Er, der Führer zu des Himmels Hallen,
Kutscht auch jetzt voran zum Jahrmarkt hin;
Alles schweigt, und Aller Augen fallen
Auf das Stoffkleid der Magisterin.

Doch kaum deckt den Scheitel Hut und Mütze,
Die den Hirten ehrfurchtsvoll begrüßt,
Als ihm nach, trotz Gassenkoth und Pfütze,
Sich die Heerde durch die Stadt ergießt;
Muthig vorwärts breitet sich die Masse;
Schon verliert sich schlendernd Schatz mit Schatz;
Diesem dient ein kräft'ger Stoß zum Passe,
Jenem macht der Tritt mit Zwecken Platz.

Töffel'n zieht zur Zwergin die Trompete,
Liese wandert zum Planetenmann;

Den Recruten ſucht die treue Grete,
Und erſchrickt, wie derb er fluchen kann;
Ein'ge fellſchen ſchon um Latz und Müſſe,
Während andre noch als Gaffer ſteh'n,
Und von hinten durch gewalt'ge Püffe
Der Gevattern ſich bewillkommt ſeh'n.

Anne Doren gräflich auszuſtatten,
Wählt den buntſten Schrank der Müller Lips;
Dieſer kauft ſich Gift für Mäuſ' und Ratten,
Jener Pillen, der den Mops von Gyps;
Chriſtlieb fellſcht um Friederich den Großen,
Ganz beblecht mit Schmelz und Silberſchaum;
Petern bringt das Proben ſtraffer Hoſen
Gelben Bockfells faſt zum Purzelbaum.

Pfiff'ge Burſche ſchachern von den Juden
Meerſchaumköpfe für ein Spottgebot,
Und die Bräute an den Bänderbuden
Finden allzu blaß das Roſenroth;
Richters Hanne dreht den Halsducaten
Recht verlegen an der ſchwarzen Schnur,
Denn zwei Städter loben Kreuz und Waden
Sehr galant, doch allzu loſe nur.

Die Bezwinger hoher Düngerhaufen
Kauft man dort, hier Tobak ellenweis,
Honigkuchen hier; um zu verschnaufen,
Schließt sich dort ein ahnungsvoller Kreis
Um den Redner, der mit Fuselfeuer
Manchen blut'gen Februar verübt, *)
Den Bericht vom Meeresungeheuer
Mit drei Rachen für zwei Heller giebt.

Doch um auch den Leib reell zu nähren,
Sind die Fleischerbuden aufgethan;
Fettgerüche, wie einst von Altären,
Wirbeln lieblich duftend himmelan;
Pfannen schmoren; glücklich wie die Fürsten,
Ohne Zwang, wie einst im Paradies,
Trägt man rechts den braunen Napf mit Würsten,
Trägt man links den grünen Gurkenspieß.

Auch der Pökling, schichtweis aufgefahren,
Reizt mit starkem Dunst die Leckergier;
Reiche Hechte, die das Geld nicht sparen,
Schmausen ihn zu Schnaps und Doppelbier;

*) Der 24ste Februar und seine Stiefbrüder sind hoffentlich dem geneigten Leser bekannt.

Andre folgen, scherzend wie die Fohlen,
Gar dem Ruf zum krachend-lautem Tanz;
Hinz, der Knauser, leckt indeß verstohlen
Des in Stroh gepackten Herings Schwanz.

Doch auch du, o Himmelstochter Muse!
Nimmst bei diesem Fest manch Opfer hin;
Nach dem Liederkram forscht Schöppens Suse,
Schmachtend nach dem „lieben Augustin",
Und sie findet bei der schwarzen Eve,
Auf dem Ständchen nah am Hühnerborn,
Magelone, Till und Genoveve,
Und Fragmente aus dem Wunderhorn.

Auch die Freundin jeder schönen Seele,
Göttin Tonkunst, schwingt den Zauberstab;
Eine sonnenbraune Philomele
Kreischt zum Leierkasten Hymnen ab,
Weiß Gewinn mit schöner Kunst zu paaren,
Eingeübt, indem sie paukt und schellt,
Mit dem Tamburin dahin zu fahren,
Wo aus hoher Hand ein Scherflein fällt.

Orpheus Söhne zieh'n durch jede Gasse.
Hier wird auf den Saiten 'rumgehackt,

Dort geſägt auf Violin' und Baſſe,
Und im Winkel gar gedudelſackt;
Hoffnungsvolle Dilettanten einen
Trommelnd ſich dem Virtuoſenchor,
Blaſen gellend auf den Töpferſchweinen,
Steckt das Pfeifchen gleich im Hinterthor.

Doch ſchon ſinkt das Sonnenlicht vom Himmel,
Luna winkt mit keuſchem Silberſchein;
An der Deichſel ſteh'n des Paſtors Schimmel,
Und der Knecht packt zwei Huſaren ein;
Auch die Heerde darf nicht länger raſten;
Aus dem Bierhaus wälzt der Menſchenſchwall;
Kaum beſchaut man noch im Guckekaſten
Werthers Leiden und den Sündenfall.

Reich betrachtet, Schuh' auf allen Stäben,
Wählt man gern die rechte, ohne Bahn;
Mancher holpert ſeitwärts in die Gräben,
Sieht den Himmel für den Backtrog an;
Mancher trägt zwei Hüte ſtatt des einen;
Manches Pärchen weilt in Wald und Feld;
Schwer im Kopfe, unfeſt auf den Beinen,
Sind die meiſten, alle leer an Geld.

Drum mag auf den Meeren Eurus blasen,
Und der Britte schließ' es, wie sein Haus,
Nimmer löschen sie mit ihrem Rasen
Doch das Lichtlein unsers Jahrmarkts aus;
Dich erheben, theures Knofelingen!
Soll die Muse, was sie weiß und kann,
Sollt' ich mir auch nichts damit ersingen,
Als den kleinsten Pfefferkuchenmann.

Essenzen, die im Zimmer reichlich vergossen waren, betäubten sie; die Amorinnen verließen die herrlichen Rosen, die in zierlichen Vasen im Zimmer umherstanden, und umflatterten kosend das Mädchen, wiegten sie mit Liebesliedern in den Schlaf, und drangen dann in Morpheus geheimstes Boudoir, um ihm mit schalkhaften unwiderstehlichen Bitten die süßesten Träume zu entführen, mit denen sie die hübsche Schläferin umgaukelten. Schon wollten die Träume des reizenden Naturkindes in festen Schlaf übergehn, da fühlte sie plötzlich einen leisen aber innigen Kuß auf ihre an der Bettdecke herabhängende Hand. Erschrocken erwachte sie. „Verzeihung," flüsterte eine schöne, sonore männliche Stimme, „ich finde die Thür Ihres Schlafzimmers offen, ich suche Benigna vergebens, der Drang der Umstände überwiegt alle Bedenklichkeiten, es sind die letzten günstigen Augenblicke, die uns übrig sind! — Ich gehe in Ihr Zimmer und bitte Sie, sich schleunigst anzuziehn, sonst ist keine Rettung mehr." Mit diesen Worten verließ der Fremde die erschrockne, eben aus dem Schlafe erwachte, Christel, die von allem nur so viel verstand, daß sie in Gefahr sey, und daß er sie daraus retten wolle. Die Stimme hatte ihrem Ohre so wohl geklungen, daß sie Vertrauen zu ihrem Inhaber faßte; sie überzeugte sich, daß ihr vom Geisterkönig

V.

Der Königsschuß,

von

Gustav Schilling.

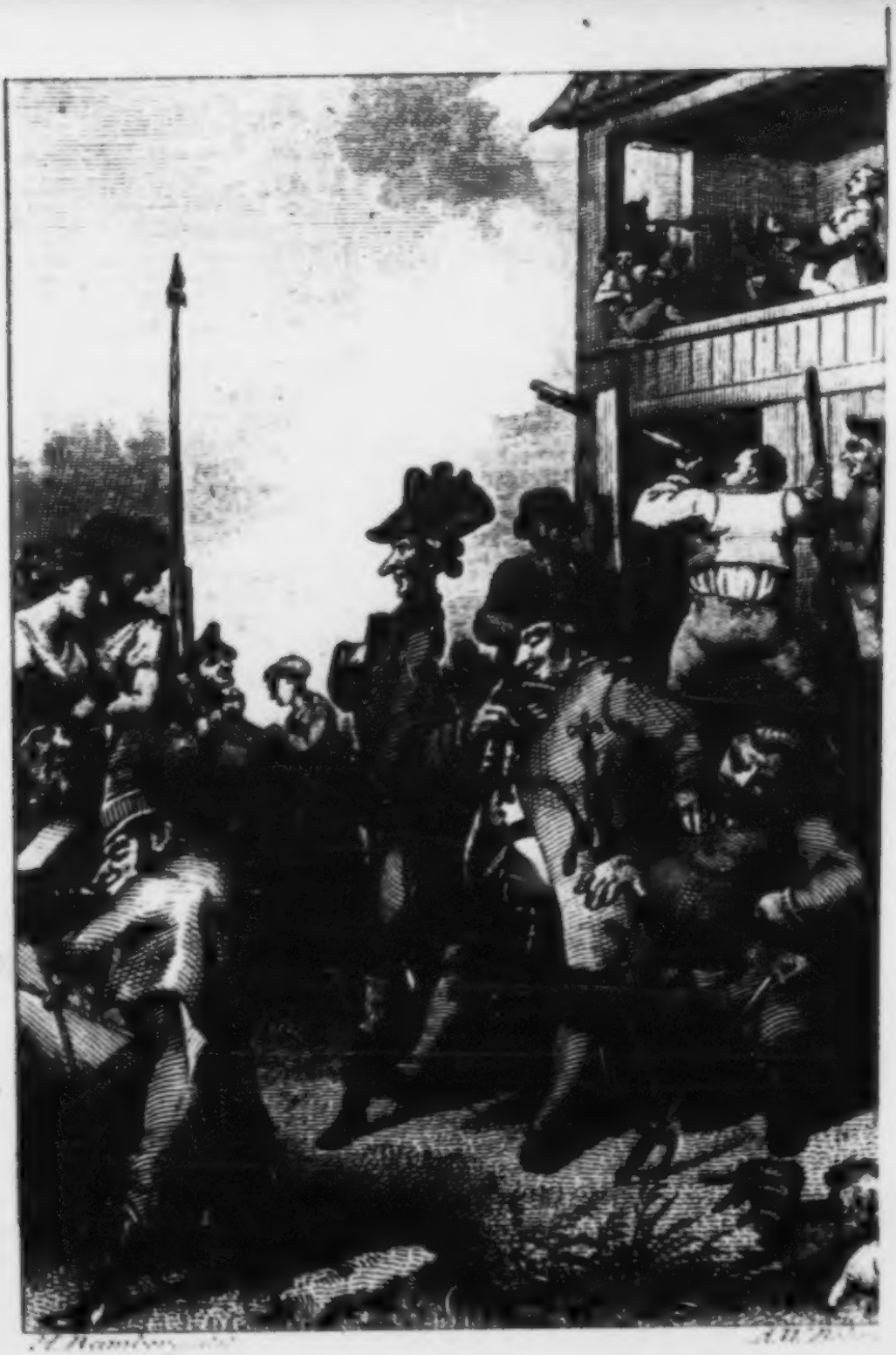

Willibald sprengte keck durch das Pappelauer Thor, auf das Schmätzlersche Haus los, doch statt der lieblichen Isidore, die in solchen Fällen gewöhnlich aus dem Fenster sah, trat Anzilla in die Thür und warf den Besen hinter sich. Der Reiter nickte ihr und fragte: Sind denn der Herr Prokurator zugegen? Die liebreiche Jungemagd erwiederte den Gruß und sprach mit Achselzucken: Nicht eine sterbliche Seele, Sie guter Herr Willibald! Wir haben ja das Königsschießen. Der Papa führte die Schützen hinaus, und mein Mamsellchen ward von der Frau Stadt-Adjutantin Ziborius nachgeholt. Die treffen Sie heut insgesammt auf der Vogelwiese.

Gott weiß sie zu finden! brummte er, Anzilla aber sagte mit einem tröstenden Lächeln: Es ist nur ein Katzensprung bis zu dem Schützenhause. Sie steigen gefälligst die Gasse hinauf, lassen den Herrn Superintendenten links liegen und schlagen sich dann nach

der stillen Musik hin, dort sieht man schon die Vogelstange und kann nicht mehr fehlen.

Mamsell Dorchen ist wohl? fragte Wilibald.

Es thut ihr kein Glied weh, am wenigsten heute, da draußen getanzt werden soll. Jetzt sprang er eilig von dem Pferde, drückte der Dienstfertigen ein Thalerstück und den Zaum in die Hand und bat sie, sich des Rappen anzunehmen. Anzilla küßte dankbar die seine, dann den Hals des ansehnlichen Klopphengstes, und sagte: Ich müßte nicht des alten Wachtmeisters Tochter seyn! Ein nettes Gäulchen, Gott behüt' es! Nur hinten etwas Köthenschüssig, aber das Vollkommene soll noch geboren werden. Wilibald bekannte sich zu derselben Meinung, und ging nun die Gasse entlang, bei dem Herrn Superintendenten vorüber, welcher eben, laut und langweilig, zu dem Fenster heraus gähnte und die leere Stadt zu bewachen schien, und sah sich bereits, ohnfern der stillen Musik, von einer Schaar geputzter Bürgerinnen umgeben, die, gleich ihm, nach der Vogelwiese zogen. Je näher sie ihr kamen, je dichter ward der Menschenhaufe: das Getöse der großen Trommel, das Geschrei der kleinen Kinder, das Evoe der Fernhin-Treffer und der Bratwürste Duft verkündigte den Geist und Zweck dieses Bivouacs. Zelter und Buden beschränkten das Marsfeld, seine

Helden machten sich breit, Willbald aber machte sich mager und einen langen Hals, um seine Huldin in dem Rathszelte zu erspähen. Er sah den Prokurator in der Glorie der Stadt-Hauptmännischen Herrlichkeit, seinen Hängebauch von der Schärpe gezügelt, den kleinen Treffenhuth, mit dem flatternden Bataillenbande, aufs rechte Ohr gedrückt; er hielt den abgeschossenen Zepter in der rechten Hand, und sich mit der linken an den nüchternen Vice-Stadtrichter Halenz. Vergebens strebte Wilibald, den seligen Erzeuger Isidorens zu begrüßen, der Strom der Menge, welche hier überdies von der Takelage des Rathszeltes eingeengt ward, trieb ihn unaufhaltsam fort nach der großen, von einigen Frauenzimmern umgebenen Glücksbude hin.

Hierher, Mosjeh! rief der schweisbedeckte Fortunatus und schüttelte die Würfel im Becher: immer heran, zu den Mamsellen da, gleich wird es losgehn. Munter ist die Hauptsache! Nun fehlt der Allerletzte noch. — Das tolle Gedränge nöthigte Wilibalden, der Einladung des Besessenen zu genügen; es warf den Mosjeh an das Herz der zunächst stehenden Jungfrau, welche sich zuvörderst nach Kräften gegen das stärkere Schicksal sträubte, dann, schnell erliegend, es gewähren ließ und, an des Jünglings Herz gepreßt, den Ueberraschenden erkannte. — Willkommen, Theure

stöhnte Wilibald, und sie, wehmüthig lächelnd: Ach, Bester! ich — ersticke. Er that ihr wider Willen weh, der Drang wuchs von Sekunde zu Sekunde. Es hatte nehmlich so eben eine diensteifrige Patrulle den Entschluß gefaßt, Stromauf zu schwimmen und diesen widerhaarigen Knäul nach der Zeit Weise, nehmlich mit dem Ober- und Untergewehr, zu entwirren. Zum Unglück für die schwache Truppe war der alte Mitesser ihr Sergeant; zweitens hatte sein Nebenmann, Meister Rammler, die Tollkühnheit, der Frau Johanna Bogenhardt, vulgo Bogen-Hanne genannt, das Bajonnet auf die Herzgrube zu setzen, welches denn diese, als die Pappelauer Jeanne d'Arc, ganz unverzagt von der Flinte zog und ihm damit den Kopf zurecht setzte. Da dieser Zweikampf, theils wegen des Mangels an Spielraum, theils wegen der Geschäftigkeit der Flintenkolben, die Rücken und Rippen der Nachbarn zur Mitleidenheit brachte, so nahm der Bürgerkrieg binnen wenigen Minuten überhand, und die besten Freunde und Gevattern zerschlugen sich, in sofern sie dazu freie Hand gewannen, nach Vermögen, je hageldichter aber jetzt die Streiche vor der Glücksbude fielen, je lauter und gellender schrie der tobende Kobold in dieser — Munter ist die Hauptsache! Nun fehlt der Allerletzte noch!

Wilibalds Lage ſchien indeß unbequemer als ſie war, ihm ſelbſt aber höchſt beneidenswerth. Der Ceder verglich er ſich, die der Weinſtock umrankt, die reichen Trauben dieſer Rebe pulſirten ſchwellend an ſeiner Bruſt. Gottlob, es wird Luft! flüſterte das verzagte Mädchen, denn die Vogen-Hanne, der alte Mitesſer, Meiſter Rammler, der Güter-Beſchauer Nachtigall und die unſchuldige Glöcknerin lagen eng verſtrickt am Boden, die ſiegenden Gevattern verfolgten den geworfenen Feind. Wilibald zog ſein Mädchen mit ſich fort, er rettete es in den anſtoßenden engliſirten Zipfel der großen Pappelauer Heide, welchen der bauluſtige, romantiſch geſinnte Kämmerer mit Tempeln von Baumrinde, mit Mühlern von Flugſand und einer Bierſchenke für die gemeinern Seelen ausſtaffirt hatte. Schöpf Odem, Veſte! rieth er ihr, und dann freue Dich! Du biſt für Zeit und Ewigkeit die Meine!

Iſidore ſtrich die Knitter, welche das Gedränge veranlaßte, mit beiden Händen aus dem Kleide; ſie ſteckte nebenbei ein losgetretenes Stück der Falbel feſt, und rief im Laufe des Geſchäftes, von der Nachricht verklärt: Wär's möglich? Wie? Dein Vater hätte ſich gefügt?

Gefügt! Er billigt meine Wahl, er tritt mir

Gründorf ab und ſchlug geſtern eigenhändig den Nagel ein, um Deinen Schattenriß in ſeinem Wohnzimmer aufzuhängen. Selige Folgen des Zeugniſſes, das Freund und Feind Dir gegeben hat. Iſidore ſah rund umher und ſich von dem Baumſchlage hinreichend verſteckt, um an Wilibalds Herz eilen zu dürfen, und brach an ihm, von Wonneluſt bewegt, in helle Thränen aus. Der Bräutigam freute ſich dieſer Perlen und erzählte kürzlich, was der Vater gethan habe, den Werth oder Unwerth der getroffenen Wahl zu erforſchen, und wie die öffentliche Meinung ihrer Unbeſcholtenheit, ihren häuslichen Tugenden, allen ihren ſtillen und ihren glänzenden Vorzügen habe Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Ein Wort gab das andre, und als der Bräutigam nun auch ihrer Wohlgeſtaltheit, ihres feinen Taktes in der Wahl und Form des Anzugs gedachte, und wie er dieſe Gaben dem Vater dargeſtellt habe, da ſah die Braut betroffen an ſich herab und rief: Ach Gott, wie ſtraft mein Ausſehen dieſes Zeugniß Lügen! Komm, Herzensmann! Geſchwind, eh uns die Leute ſehn; wir gehn zu Hegereiters.

Die Wohnung des Hegereiters befand ſich am Ende der engliſchen Anlagen, da wo der Park zur Wildniß ward; ſeine Frau hatte bei Schmälzlers gedient und ihm, durch des Prokurators geltende Für-

Gefahr drohen müsse, und zitternd suchte sie im Dunkeln die ungewohnten Kleider wieder ihrem Körper anzupassen. Noch fand sie die Strümpfe, noch wußte sie die elastischen Strumpfbänder zu befestigen, aber das zierliche Kleid zog sie verkehrt an, und band es vorn zu, und während der Unbekannte sie durch die Thürspalte leise beschwor zu eilen, hing sie sich das Kragentuch wie ein offnes Westchen um, steckte sie die Fraise als Busenschleife vor, ließ sie den Helm des Huts à la Chernicheff im Nacken fallen, nahm sie den Shawl als Schnupftuch in die Hand. So trat sie in das anstoßende Zimmer zu dem Fremden, der diesen sonderbaren Aufzug in der Dunkelheit der Nacht nicht bemerkte, sondern sie schnell mit sich fortzog. Er empfahl ihr leise aufzutreten, und führte sie durch lange Gänge, treppauf, treppab, durch Gewölbe und Keller, zu einer kleinen Pforte, die unverschlossen war. Nun empfing sie wieder dieselbe Allee, es schimmerten wieder im ruhigen Glanz der Sterne dieselben Bassins, es winkten dieselben Meerjungfern, dieselben Löwen spien noch Wasserströme, und dieselben Wald- und Berg-Pfade des Boskets und der Felsen leiteten sie wieder bei der Nixen-Grotte vorbei, zu dem Ufer der Nordbucht. Ein größeres Fahrzeug wie Georgs kleiner Nachen, mit einigen Schiffern bemannt, empfing

ſprache, dieſe Anſtellung zur Mitgift gebracht. Dort, meinte Iſidore, könne ſie ihren ganz verſtörten Anzug mit Bequemlichkeit ordnen, die Falbel annähen, ſelbſt in der Eil — denn die Hegereiterin thue ihr ſonſt was zu Liebe — einen Stahl heiß machen laſſen, um das zerknitterte Kleid auszuplätten, Wilibald möge ſich unterdeſſen den alten Schuhu und den jungen Fuchs beſehen, welche dort an der Kette lägen. — Er führte ſie im Doppelſchritte nach dem Ziel und zeichnete unterwegs das Bild der Zukunft mit dem Griffel des Minne-Dichters. Zwar, ſprach er ſtill begeiſtert, ſieht es jetzt in Gründorf wie überall in Deutſchland aus, aber die Liebe iſt ein Engel, der den Kranz der Entbehrung mit himmliſchen Aehren ſchmückt, der Dorfbach wird zum Freudenweine, wenn er an ihrem Ufer weilt.

Ach, Beſter! klagte ſie, mir fällt ein Tropfen auf die Naſe. Wilibald ſah empor und eine Wetterwolke über ſich, der Donner grollte dumpf im Hintergrunde. Dem Tropfen folgten Tauſende. Nun werd ich ganz zur Vogelſcheuche! fuhr das Mädchen fort, und lief davon, um das Jägerhaus zu erreichen, er aber lief ihr nach und hüllte ſie in ſeinen Ueberrock. Jetzt ließ der Regen plötzlich nach, man ſprach von neuem über den ſchönen Text, beſtimmte den Hochzeittag, die Gäſte,

das Brautkleid und ernstere Dinge, den Takt der ehelichen Lebensweise. O goldne, theure, werthe Stunde! rief er aus, wenn ich dann eines Abends, erstarrt und durchnäßt, oder von des Tages Last erschöpft, von der Flur, aus dem Forste zurückkehre, und Dorchen mir, weich wie die Wehmuth und von dem Geiste der süßen Gewißheit verschönt, an die Brust sinkt; wenn ihr Schaamroth, wenn eine halblaute Deutung und die heilige Thräne sie zum Verkündigungsengel macht, der liebenden Seele des Gatten die Ahnung der Vaterfreuden auferweckt! — Dorette blickte erglühend waldeinwärts und fragte plötzlich, hoch erfreut: Siehst Du das Hirschgeweih am Giebel? da ist das Haus! — Sie eilten hin, sie klopften, klinkten und klingelten ganz vergebens, denn die Hegereiterſche Familie saß, wie sich denken ließ, auf irgend einer Bierbank der Vogelwiese, der Dachs, das Windspiel, der Hühnerhund und ein gemeiner Wicht an der Kette, trachteten insgesammt nach den Waden des Brautpaares. Dort kömmt ein Sonnenschirm! sagte Dorchen auf dem Rückwege, nun weiß es morgen die ganze Stadt, daß wir hier selbander im Walde waren.

Was schadet das uns, entgegnete Willibald, die bald selbander durch dieselbe Kammerthür eingehen. —

Nun, endlich! unterbrach ihn ein heiseres Stimmchen, das unter dem Schirme hervorscholl, lieber wollte ich fast einen Irrwisch verfolgen, als zwei Verliebte. Es war die schon erwähnte Frau Stadt-Adjutantin Ziborius, welche unmittelbar aus dem Rathszelte kam und eine Neuigkeit mitbrachte, die den Gedrang und den Strichregen überwog und deren Mittheilung keinen Verzug duldete. Sie fand nach langem Suchen Dorchens Spur, eilte flugs dem Paare nach und rief sich vergebens heiser, denn die Liebenden hören nicht. Jetzt aber zischelte sie nach den ersten Begrüßungen einige Worte in des Mädchens Ohr, welche dieses veranlaßten, Willibalden mit den weichsten Tönen ihrer lieblichen Stimme zu ersuchen, daß er ein klein wenig vorausspaziere. Er folgte wehmüthig dem Gebote, die Adjutantin aber rief ihm noch die Verheißung nach, daß Dorchen dieses kleine Opfer zehnfach vergelten solle, und diese wendete sich nun zu der Freundin und sprach: Doch keine Hiobspost, liebes Malchen? Vor allem mußt Du wissen, daß ich am Ziele bin, daß Willibalds Vater gewonnen ist, daß er einwilligt!

Dein Vater auch, gute Seele?

Im Herzen längst, nur war er — zu stolz will ich es nennen, um jenem vorzugreifen.

Hoffe das nicht! Der Vice-Stadtrichter —

Der, denk ich, ward für immer abgefertigt.

So wenig, liebes Kind, daß Du leicht heute noch mit ihm verlobt werden dürftest. Pur Dir zu Trotz, wie ich ihn kenne, auch weißt Du ja, wie unentbehrlich er sich, als Geschäftsmann, Deinem Vater machte, und wie sehr er diesen zu blenden und zu verstricken wußte —

Ich weiß nur, daß ich viel eher den Tod, als diesen heimlichen Satanas umfinge.

Und dazu lockt den Papa das schöne Vermögen, das neue Haus —

O, Willbald bekömmt ein Ritterguth zur Mitgift —

Genug, mein Dorchen, ich bedaure Dich. Ach, der verwünschte Wein! Sie waren insgesammt nach Tisch ein wenig außer sich, und Dein Väterchen ist dann bekanntlich äußerst aufgeräumt und nebenbei auch wohl ein bischen seltsam und hoffärtig. Heute setzt er sich denn plötzlich in den Kopf, König werden zu wollen.

Ach Gott! seufzte Dorilis, und der Stadtrichter schießt für ihn.

Zum Unglück, ja! Und ich, mein Herzenskind, ich stand dabei, als er den Vater bei der Hand ergriff und ihn fragte: Wird mir Ihr Dorchen für den Kö-

nigsschuß? — Topp! sagte der Papa vor allen Rathsherren und Bürgeroffizieren, und setzte einen Trumpf darauf.

Dorchens Thränen wetteiferten an Fülle und Größe mit den Tropfen, die ihr vorhin den Busenstreif einwässerten. Ueberdem, fuhr Amalie fort, sucht Hallens als Schütze seines Gleichen, und ist heute, meinen Mann ausgenommen, den ich noch mit genauer Noth in Schranken hielt, fast der einzige Nüchterne. Es geht bereits aufs Ende los. Beide Flügel, der Zepter, die Krone und der Schnabel sind schon gefallen, das Corpus ist von trocknem Holze und die Spille zittert, so oft der Vice-Stadtrichter losbrennt.

O, ich auch! jammerte Dorchen und warf sich weinend an das Schwesterherz und beschwor die vielgetreue Stadt-Adjutantin um Rath und That. Gott, die sind theuer! klagte diese.

Ich fall ihm in die Arme, wenn er abdrückt! rief Isidore im Drange der steigenden Verzweiflung aus, ich bestoche den Büchsenspanner — ich schieße selbst für den lieblosen Vater — wenn uns der Himmel nur den Hegereiter in den Weg führen wollte! Die Jäger sind halbe Hexenmeister, der müßte ihm das Gewehr versprechen. Aber, der abscheuliche Mensch ist ja Dein Vetter! O, ich beschwöre Dich, rath' ihm doch ab!

Damit ist nichts gethan! Er kennt unser Verhältniß; er ist boshaft, also entschlossen; verliebt, also begierig; ehrsüchtig, also erpicht —

Wenn man ihn nur — Noth ehrt kein Gebot — wenn man ihn zu ärgern, aufzubringen, zu empören vermöchte — so recht aufs äußerste, daß ihm, wie eben mir, die Hände und die Füße zitterten —

Er ist von Eisen, liebes Kind, die Praxis hat ihn abgestumpft. Vor kurzem noch schlägt ihm die sogenannte Bogen-Hanne, mitten im Stadtgericht, ein Schnippchen unter die Nase und heißt ihn kurz und lang. Der Vice-Stadtrichter hört ihr zu, ohne ein Lineament zu verändern, bringt dann die Ehrentitel zu Papier und fragt hierauf in aller Gelassenheit: Hat Comparentin noch etwas weiteres zu bemerken? Ich denke, das reicht eben hin, sagt sie Odemlos. Vollauf, entgegnet er, um der Frau Meisterin Haus und Hof zu kosten.

Jetzt donnerten die Böller, Isidore erblich und hielt sich an den nächsten Baum. Der König ist fertig! stammelte sie, wir kommen zu spät.

Ach, nein doch! tröstete jene, das letzte Kleinod fiel, der Schwanz! Sieh doch nur auf, zur Vogelstange. Zagend erhob das Mädchen ihr gebeugtes Haupt und erblickte jetzt den kahlen verhängnißvollen

Rumpf, dessen letzter, armseligster Splitter sie vielleicht zu der unglücklichsten aller jetzt lebenden Königstöchter machte.

Willibald war indeß, von dem üppigen Behänge der Tannen bedeckt, den beiden Vertrauten nah genug zur Seite geblieben, um sie nöthigenfalls vor der möglichen Zudringlichkeit irgend eines Pappelauer Fauns zu bewahren. Er glaubte anfänglich, es sei ein Angebinde für seinen morgenden, Isidoren wohlbekannten Geburtstag im Werke, bald aber machte der Affekt sein Mädchen laut genug, um jedes ihrer Worte zu vernehmen. Sein Haarstrauß stieg gen Berge, der kalte Schweiß trat auf die Stirn, er stürzte von der Zinne des Heirathstempels in Satans Burg verließ, denn sein Verdränger war, wie er ihn kannte, als Mensch und als Jurist gleich gefährlich, und bei diesem von ihm selbst gekarteten Entwurf auf keine denkbare Weise zu überlisten. Es galt die einzige, wahrscheinlich unzureichende Probe, den Rittergeist im Prokurator aufzuregen, und dazu bot ja derselbe Haarbeutel, welchen Halenz für seine Zwecke benutzte, das Mittel dar.

Eben wandelte Vater Schmätzler, glühend wie Silen am Rebenfeste, und von den Offizieren der Schützen-Compagnie begleitet, längs den Ständen der Lebküchler hin und ließ sich einen Lanzenreiter schmecken, den er, sammt vielen Pfeffernüßchen, erwürfelte. Der Zepter ragte neben dem Pfeifenrohre aus seiner Rocktasche, er aber sprach von Dienstsachen, eiferte über die Tollkühnheit des alten Miteffers, der die Patrulle unnützerweise auf die Schlachtbank geführt habe, vernahm den Rapport des Barbiergesellen, der ihn mit dem Durchmesser der Löcher bekannt machte, die das ergrimmte Hannchen Meister Rammlern schlug, und wünschte nichts mehr, als an solchen Tagen Herr über Leben und Tod zu seyn, um diese höllische Fantippe statt des heiligen römischen Adlers dort auf der Stange füsiliren lassen zu dürfen.

Aber, sagen Sie selbst, meine Herren, unterbrach ihn Ziborius, ob es nicht toll und thörigt von den Deutschen ist, ihr eignes, ruhmbedecktes Wappenbild, das sie, gleich allen andern, selbst heidnischen Völkern, in Ehren halten sollten, so Jahr für Jahr zum Spott- und Spaßvogel zu gebrauchen und wie ein gemeines Raubbeest vom Stengel zu schießen?

Der Fähndrich war, als Inhaber der Lesebibliothek, ein halber Literat. Er stimmte seinem Kamera-

..en bei, und wollte wiſſen, daß unſere Voreltern dieſe Sitte von den rebelliſchen Schweizern entlehnten, welche dem römiſchen Adler allen Tort und Dampf angethan und ihn dahero auch zur Scheibe gebraucht hätten. Der deutſche Nachbar habe nun, zufolge ſeiner Nachahmungsſucht, daſſelbe Scheibenbild gewählt, die Einfalt den Mißgriff nicht bemerkt und die Gewohnheit ihn entſchuldigt.

Wer den Deutſchen zu nahe trat, faßte den Prokurator bei der Kehle, und dieſe Wohlthat mußte heute, wo der deutſche Wein ſeine Vaterlandsliebe beflügelte, zwiefach verletzen. Zum Glücke für den Fähndrich wandelten eben einige Freundinnen hier vorüber und verwickelten das Offizier-Corps in's Geſpräch. Es gab viel Neues, und dieſes Neue war meiſt komiſcher Natur, ſie mußten es mittheilen. Die bildſüchtige Kammer-Commiſſariuſſin habe ſich nehmlich mit dem ſchneeweißen Feierkleid in einen Kirſchenkorb geſetzt; der neue, hier noch wenig bekannte Guthsherr von Schwandorf, den Doktor juris, Herrn Ely, bei Seite gezogen, ihn in dem Wahn, daß er ein Doktor medicinae ſei, mit allen körperlichen Gebrechen der Seinigen bekannt gemacht und um ſein Gutachten gebeten. Der Herr Ober-Gensd'armes ſei ſo dudeldick, und zufolge der getrunkenen Geſundheiten in eine ſo

vollkommene Zerknirschung des Gemüths versunken, daß er in Thränen schwimme, alle Welt um Verzeihung und jeden Vagabonden, der ihm aufstoße, um christliche und freundschaftliche Nachsicht bitte. Der widerwärtige Notarius Türk endlich habe sich für heute schon den dritten Korb geholt, im Grolle des beschämten Dünkels elende Händel vom Zaun gebrochen und sie noch elender ausgeführt. — Die Damen ließen fernerweit, in Erwiederung auf die Glossen und Neckereien der Offiziere, noch einige Scherzreden und Fächerschläge fallen und gingen fürbaß. Vater Schmalzler schlug ein Kreuz hinter ihnen, nahm den beseitigten Rest des Lanzenreiters wieder zur Hand und wollte eben seinen undeutschen Fähndrich zurechtweisen, als der junge Wilibald vor ihn trat und sich auf's ehrerbietigste nach dem Befinden des Herrn Oberst-Wachtmeisters erkundigte. Das Honigwort entfaltete seine Stirn, er äußerte das Vergnügen, den Herrn Vetter bei guter Gesundheit zu sehn und machte ihm lebhafte Vorwürfe, daß er nicht früher gekommen und an diesem wohlhergebrachten Volksfest Antheil genommen habe. An solchen Tagen freue man sich noch, ein Deutscher zu seyn und schwelge gleichsam in den Ueberbleibseln der alten vaterländischen Sitte. Er solle doch geschwind zu dem Zechmeister gehen und sich einschrei-

die Eilenden, vorsichtig führte der Unbekannte Christeln ins Schiff, und dann in die Cajüte, indem er ihr in zärtlichen Ausdrücken sein Bedauern schilderte, sie noch allein lassen zu müssen, da seine Besorgniß für sie, so lange das Schiff sich noch in der engen gefährlichen Bucht befinde, ihn auf dem Verdeck festhalte. Die schaukelnde Bewegung des Fahrzeugs, und die unruhigen und überraschenden Scenen der vergangnen Stunden, führten bald den Schlaf, der Christeln erst vor kurzem verlassen hatte, wieder zu ihr zurück. Die Morgenröthe spiegelte sich in dem See, die Sonne, bald ihr folgend, verdrängte ihre Rosen durch strahlendem Goldglanz, und Christel erwachte noch nicht. Der Schlaf gefiel sich so wohl in der Umarmung des reizenden Naturkindes, daß er den jungen Tag nicht floh, sondern lächelnd zusah, wie jener die Rosen der Morgenröthe, die er eben aus den Wolken verscheucht hatte, auf Christels Wangen schöner erblüht, lächelnd begrüßte, und es gern zuließ, daß die reizenden Morgenhoren die Zofen der holden Träumerin machten. Sie ließen den entstellenden Hut von dem niedlichen Kopf sinken, und ordneten die reichen Locken so nachlässig und doch so malerisch, daß sie ein schöneres Ganze gewährten, wie die höchste Toilettenkunst durch die zierlichsten Haarschleifen nur hervorbringen kann. So, das locken-

ben lassen, es fehle ohnehin an Schützen und das Corpus habe bereits einen ansehnlichen Sprung, sei ihm das Glück günstig, so werde er als König zu Bette gehn.

Die Aussicht ist anziehend! entgegnete Wilibald mit einem Seufzer, aber wer giebt sich gern vor tausend Zeugen eine Blöße? Mein Ungeschick ist so ausgezeichnet, daß ich auf zehn Schritt das Stadtthor verfehlen würde.

Ich auch! ich auch! fiel der Papa ein, aber was thut das? Selbst Kaiser und Könige schießen je zuweilen fehl. Der Helfershelfer regiert die Welt, lieber Vetter, es würde sich auch für Sie einer gefunden haben.

Ei, wenn ein Andrer mich zum König schösse, fiel Wilibald wegwerfend ein, so wär' ich ja der Kinder Spott. Vater Schmätzler brummte verfinstert: Hm! wie versteh ich das? Und jener entgegnete:

Giebt es — ich frage Sie — einen heillosern Aufputz, als den Schmuck mit des Nachbars Federn? eine armseligere Kreatur, als Hans Jürgen, der mit dem fremden Kalbe pflügt? als einen Entrich mit dem Ordenskreuz, das ihm der Leopard erwarb? Setzen wir, zum Beispiel, den Fall: Kajus schieße für den Sempronius das Königsstück herab. Was geschieht? Nicht

diesem Kajo blüht der Kranz, wird der Ruhm und die Huldigung — dem trägen, oder ungeschickten, wohl gar das Feuer scheuenden Sempronio fallen die Königsrechte zu, er schmauſt die goldne Frucht, ihm werden die Schilder umgehangen, ihn führt man, gleich den Imperatoren der alten Roma, mit Sang und Klang durch die Straßen — Kajus, der Thäter, hällt sich in sein Verdienſt, während dem man dem Stümper und Nichtsthuer das dreimalige Lebehoch zujauchzt, und wenn Sempronius nicht der gefühlloſeſte Wicht iſt, ſo muß ihm die Schaam den Kehlkopf zuſchnüren und den Herzbeutel zerdrücken. Ich ſpreche da aus Ihrer Seele, verehrter Freund; Sie wollten mich wohl nur ein wenig in Verſuchung führen? Schützen-Hauptleute, die bei ſolchen und ähnlichen Waffentänzen einen andern für ſich eintreten ließen, dürften, mindeſtens in Pappelau, wo der Sinn für Pflichterfüllung und Berufstreue noch in Rath und Bürgern anſpricht, am längſten an der Spitze ihrer Mannen geſtanden haben. Ein Schmätzler aber lebt und webt für die Kronik; ich bin ganz ruhig, liebes Papachen!

Der Prokurator hatte während dem Laufe dieſer Rede beide Hände in die Taſchen verſenkt und knetete in ſeiner Verlegenheit die Maſſe der vorgefundenen Pfeffernüſſe zu einem Teig. Keine Regel ohne Aus-

nahme! sagte er, bedrängt und kleinlaut: jetzt wollen wir zuvörderst ein Gläschen Wein trinken.

Mein Hochheimer, dachte der Papa, wird ihm auch meine Ansicht geben; aber das aufgeregte Selbstgefühl verwarf diese geradezu und rief ihn zur That. Eben erscholl des Anrufers Löwenstimme von dem Schießhause her — Nummero Neunzehn! rief der Zeterschreier — Herr Königlicher Ober-Prokurator und Schützen-Hauptmann Schmätzler!

Der Vice-Stadtrichter Halenz schritt bereits an dessen Statt auf den Stand zu. Halt! keuchte der Papa und drängte sich mit Anstrengung durch die Menge, schlug jenen, der bereits im Anschlage lag, auf die Schulter und sagte, Odemlos aber mit Heftigkeit: Ich schieße selbst, Herr College!

Der Stadtrichter öffnete, ohne seine Stellung zu ändern, das linke, Katergraue, zum Behuf des Zielens geschlossene Auge, um den verwandelten Gönner zu fixiren, und sagte langsam aber mit Nachdruck: Sie scherzen zur Unzeit, Herr Vater! Der Vater stutzte, besann sich ein wenig, strebte jetzt wieder, ihn von dem Stande wegzudrängen und brummte gleich dem Bär am Pole.

Ich fürchte nicht, fuhr jener mit kaltem Gleichmuth fort, daß ein Mann Ihres Gepräges der Ihnen

anvertrauten Compagnie, daß das achtbare Rathsglied dem löblichen Collegio, daß der musterhafte Bürger dem ganzen, hier versammelten Pappelau, ein ärgerliches und entehrendes Beispiel der wortbrüchigen Treulosigkeit geben werde? Rund umher stehn die Ehrenwerthen Zeugen Ihres Versprechens, gleich mir befremdet und erstaunt, gleich mir in ihre Seele roth, gleich mir an einem Freunde irr geworden, der uns bis jetzt als Leitstern und zum Muster galt!

So schieß der Herr ins T.. Namen! rief unser unglücklicher, betäubter und entwaffneter Papa und rannte, ohne aufzusehn, an dem erblassenden Willibald vorüber, der Vice-Stadtrichter aber trat gemächlich auf den Standpunkt zurück, stellte sich fest und lag bei zwei Minuten im Anschlage. Wohl tausend Augen blickten jetzt zu dem durchlöcherten, wackeligen Neste des römischen Adlers auf, und ein freimüthiger Viktuallenhändler, der den Quell des Streites und den Preis kannte, welcher so eben auf dem Spiele stand, wünschte vernehmlich, daß des Stadtrichters Zündkraut zu Grütze und das Bley in seinem Rohre zur Mispel werden möchte.

Jetzt knallte es! Dem Schusse folgte ein einzelner, gellender Schrei, dem Schrei ein tausendstimmiger Jubel. Halens, der Glückliche, sah das Königsstück im

Falle, verneigte ſich ein wenig, blickte ſtolz umher und dachte: Sie iſt mein! Aber noch während dieſes Gedankens ward es plötzlich Mäuschenſtill. Vermochte auch Dorchens wachender Schutzgeiſt nicht, den Sturz des wohlgetroffenen Rumpfs zu hindern, ſo hielt er doch ein zähes Spänlein an dem Gewinde der Spille feſt, deſſen Anblick zuerſt alle Zungen lähmte und gleich darauf einen neuen, noch voller tönenden Ausbruch des Jubels veranlaßte. Halenz biß, ſanft lächelnd, aber ſtill ergrimmt in die Lippen, der verzagende Wilibald lebte neu auf. So kann ich's auch! rief Vater Schmätzler, der auch wieder aufzuſehen wagte, und ſeine Nachbarn bedauerten den Aufwand an Pulver, welchen dies Spänlein annoch verurſachen werde und meinten, es ſei im Grunde doch ein dummes Vergnügen. Der Anrufer aber, der bereits den Katheder verlaſſen hatte, um Seiner Königlichen Majeſtät ein gutes Biergeld abzujagen, ſchlich bitterbös auf den erhabenen Platz zurück, that, wie vorhin, ſeinen Leuenmund auf und rief:

Nummero Zwanzig! *Herr Premier-Leutnant und* Stadt-Adjutant Ziborius! — Den hatte ſeine Frau geſtimmt. Er ſah ſich nach Wilibalden um, welcher eben jetzt den Prokurator ein wenig abſeits führte und ihm einen Brief von ſeinem Vater einhändigte, in

welchem dieser selbst für seinen Sohn um Isidoren warb und sich im Gewährungsfalle zur Uebergabe des Ritterguths Gründorf erbot. Der Vater suchte, unter Lächeln und Seufzen, seine Brille zwischen der Dose, dem Zepter und den Pfeffernüssen hervor, als Siborius des Freiers Hand ergriff und lächelnd zu ihm sagte: Freund, ich habe mir vorhin, bei der Affaire an der Glücksbude, als wir die geworfene Patrulle souteniren mußten, die Hand verstaucht; wollen Sie nicht gefälligst für mich schießen?

Wilibald war nicht ungeübt. Aber wie konnte er bei diesem Gemüthszustande, bei diesem Sturmschlag seiner Pulse, bei dieser Gährung seines Innern, ein Ziel zu treffen hoffen, das kaum so lang als des Vice-Stadtrichters Nase und nicht viel breiter als Isidorens Daumlein erschien? Der Adjutant drang in den Zögernden. Die Nemesis wird dies Bley geleiten! betheuerte er, glauben Sie mir, jede Kugel gehört den Schicksalsmächten an; vom Vogeldunst bis zu der Bombe ist einer jeglichen ihr Ziel bestimmt.

Der wackre Krämer-Meister erschien ihm heute zum ersten Mal als Mystiker; die dunkle Deutung sprach ihn an, er fühlte sich von jenem fortgezogen. Mein Rohr ist treu! versicherte sein Freund, in eines Junggesellen Hand muß es Wunder thun.

Der bin ich! betheuerte Wilibald, die Augen des Vice-Stadtrichters sprühten Funken. Jener zielte jetzt, theils um den gottlosen Anschlag zu vereiteln, theils in dem wachsenden Glauben an die Wunderkraft des Junggesellenkranzes, ein feines Veilchen, und aller Augen ruheten, wie vorhin, bald auf dem Span, bald auf dem Schützen, und als er nun den Stecher drückte, und ihm die gelbgraue Dampfwolke für den Augenblick den Erfolg seines angsthaften Strebens entzog, da verrieth ein gutmüthiges, bedauerndes Brummen der Zuschauer, daß er, gleich allen übrigen unglücklichen Liebhabern, in's blaue Firmament geschossen habe.

Es fehlte keine Haarbreite! versicherte Halenz, dachte aber im Herzen: Ich lache nur! Ein Stümper überbietet hier den andern; alle sind voll des sauern Weines und sehen die Stange kaum. Da nahm er die Madam Ziborius wahr. Sie können Ihrem demüthigen Diener wohl im Vertrauen sagen, hob er an, wohin meine Zukünftige gerieth? ich sehe mich bereits seit einer Stunde nach ihr um und vergehe vor Ungeduld.

Auch ich vermisse Isidoren seit Ihrem letzten Schuß, erwiederte Amalie, da stand sie noch in meiner

Nähe und als ich mich zu ihr kehren wollte, war die kleine Zauberin verschwunden.

Aus jedem der neun offenen Fenster des Schützenhauses sah mindestens ein Frauenzimmer. Der Vice-Stadtrichter, der sich ohnedies bei den Damen gefiel und seine Braut dort zu finden hoffte, auch vor Verlauf einer halben Stunde nicht wieder an die Reihe kam, schlich jetzt dahin und glaubte, bei dem Aufblick an die neun besetzten Fenster, Isidoren zwischen seiner Frau Mutter und Stuhlschreibers Luzinden zu gewahren. Auf der Treppe aber begegnete ihm Constanzie, des Wirthes leichtfertige und gefällige Tochter, und fragte so angelegentlich, ob etwas zu seinem Befehle sei, daß Halenz als ein stiller und entschlossener Verehrer solcher Schmiegsamkeit, seine Zukünftige für einen Augenblick vergaß und sich bitterlich über die Nichtswürdigkeit des Bürschpulvers beklagte, mit dem ihn offenbar Ziborius angeführt habe. Bei jedem Schusse, fuhr er fort, verschleimt sich das Zündloch und meine Hände sind mit Schwefelleber bedeckt; ich gäbe gern ein Thalerstück für wenig Wasser und etwas Seife.

Die schönen Hände! rief Constanzie, welche es aus mehr als einem Grunde mit dem Beihaupte des Stadtgerichts nicht verderben mochte — aber es steht Ihnen beides ganz umsonst zu Dienst, bemühen Sie sich nur gefälligst auf mein Stäbchen.

Sie weisen mir hoffentlich den Weg? flüsterte Halenz und folgte der eilenden Verläuferin.

Madam Ziborius, welche den bösen Feind nicht aus den Augen ließ und ebenfalls dringenden Beruf fühlte, die kummervolle Freundin aufzusuchen, folgte Halenzen, ihm unbewußt, auf dem Fuße; sie sah ihn mit diesem, mehr als zweideutigen Geschöpf auf dem düstern, nach dem Hintergebäude führenden Gange verschwinden, sie drückte, schnell bestimmt, die Thür, welche es von dem Vorderhause schied, ins Schloß, jubilirte nun im Herzen, den Marder gefangen zu wissen, suchte dann Isidoren vergebens in allen Zimmern und eilte auf den Schießplan zurück, um ihr Männchen von dem, was sie gethan, zu unterrichten.

Noch ahnten die Versperrten nichts, schon aber rief ein Küper nach dem andern: Mamsell Constanzie! denn die Mamsell sollte Runkelrüben herausgeben. Stänzchen! krähte die Mama am Heerde, denn es war Schokolate bestellt worden und sie sollte das Mehl dazu brennen. Stanze! schrie der Vater endlich durch

Haus und Hof, denn es sollte Bischoff gemacht werden und sie hatte den Syrop im Beschlusse, doch Vater, Mutter, Küper und ein Dutzend theilnehmende Hausfreunde rief und schrie und suchte ohne Erfolg. Die alte Kinderfrau, welche ihr Herzblatt schon öfter in entfernteren Verstecken auffand, schlich jetzt nach diesen, sie wisperte ihr leises, lockendes Mamsell Stänzelchen! in alle Winkel und Verschläge, sie fand endlich mit Erschrecken die alte, immer offene Gangthür versperrt und die gesammten Schreier und Rufer suchten nun vereint und vergebens den längst vermißten Schlüssel zu dieser.

Nicht Eine Kugel hatte während dem getroffen, jetzt aber klopfte Willbalden und dem alten, unter Reu und Gram verstummten Papa das Herz von neuem, denn eben ward er wieder aufgerufen und sah sich angsthaft nach dem still verwünschten Usurpator um. Wie drinnen nach Constanzien, so verlangte hier alles nach ihrem Begleiter: Herr Vice-Stadtrichter! schrie der Büchsenspanner, Herr Vice-König-Halenz! rief ein Haufe von Zuströmenden, welche den Schuß des Meisters beobachten wollten; doch selbst das welt-

umwallte Köpfchen auf die Stuhllehne gelegt, den lieblichen Wiederschein der Träume auf dem frischen runden Gesicht, glich sie den Göttinnen, die sie schmückten, so sehr, daß der Unbekannte, der eben in die Cajüte trat, nicht wußte, was er sagen sollte. Doch ging seine Ueberraschung bald in schmerzliches Erstaunen über, so daß die plötzlich aus dem Schlaf von ihm erweckte Christel, bei dem unglückverkündenden Ausdruck seines Gesichts, in Angst gericth. Indessen sah sie ihn so schüchtern und so unschuldig an, daß er sie mit milder Stimme fragte, wie sie hierherkomme. Christel konnte aus seinen sich drängenden Fragen gar nicht zur Klarheit kommen, und ihm schien es nach ihren Antworten ziemlich deutlich, daß das artige Mädchen einem Tollhause entlaufen sey; denn wer hatte in unsern aufgeklärten Zeiten je von Nixen und ihren Grotten, von Zauberpalläſten und Geisterkönigen gehört? Während Christel ihn furchtsam betrachtete, maß er mit langen Schritten den Raum der Cajüte, doch bald wurden seine Schritte langsamer, und er blieb zuweilen nachdenkend stehn; es schienen leise Vermuthungen ihn etwas zu beruhigen, schwache Ahnungen eines zwar seltsamen, doch natürlichen Zusammenhanges der Dinge in ihm aufzudämmern.

Er setzte sich wieder zu Christeln hin, und fing an, sie über ihre frühern Verhältnisse genau

hin tönende Ha — Ha — Ha — Halenz der ausgelassenen jungen Herrschaften, brachte ihn nicht zurück.

Meines Bedünkens, sagte der regierende Bürgermeister, ein Freund der Ordnung und Feind der Säumniß, zu Schmätzlern: dürfen der Herr College nunmehro unbedenklich Ihr Näherrecht geltend machen. Ei, allerdings! riefen die Stimmführenden. Geschwind, Papachen! flehte Willbald, der Adjutant schob ihm die Waffe in den Arm.

Nun, wohlan! rief dieser aus und legte sie — es war sein erster Büchsenschuß — mit Zagen an den Backen, und als er jetzt das linke Auge schloß, fiel auch das rechte zu. Wie Gott will! dachte er in seiner Drangsalshitze und drückte los. —

Seht Ihr den weißen, flatternden Span, gleich der Taube Noah's herab schweben? Hört Ihr das Hosianna der Pappelauer? Das Donnern der Böller, das Wirbeln der Pauken, das gellende Geschnatter der Trometen und das dreimalige, bis zu der stillen Musik hinschallende Lebe hoch! mit welchem Jung und Alt die Königliche Majestät des Ober-Prokurators, Herrn Imanuel Schmätzlers begrüßte?

Ein zweites riefen jetzt die jüngern Herrn: Hoch lebe seine Königliche Tochter, die Kronprinzessin Isidore, Pappelaus Zierde! und alle, die nicht eben unter

den Augen ihrer Frauen oder Bräute standen, stimmten bei.

Der neue König war, als ein alter Ehrenmann, sehr beliebt und der Jubel daher um so gemeinsamer. Selbst die Vogen-Hanne, sonst aller Rathsverwandten geschworene Feindin, trank jetzt mit dem versöhnten Rammler und dem kleinmüthigen Mikesser auf sein Wohl, und der Besessene in der Glücksbude verkündigte mit dem letzten Rest seines Odems, daß Imanuel der erste, rechtmäßiger König der Vogelwiese, Munter aber immer noch die Hauptsache sei.

Vater Schmätzler stand gerührt in dem Kreise der Abgeordneten, die ihm den Cyklus der Schilder umhingen. Vom Schwindelgeist des Weins befreit, kehrte der bessere bei ihm ein, er dankte, mit seinem Bewußtseyn versöhnt, dem Himmel, der die Folgen des übereilten Versprechens von ihm nahm. Ihm war jetzt, wie Heinrich dem vierten bei dessen endlichen Einzug in Paris; wie einem ausgetretenen Potentaten, den der Generalpardon des Friedensschlusses heimkehren läßt. Nur der Vice-Stadtrichter und die Prinzessin fehlten noch. Wilibalds Wonnetrunkenheit ward durch diesen widrigen, seinen Argwohn aufregenden Umstand verkümmert, es fanden sich zudem Freiwillige genug, die vielgeliebte, allgemein vermißte Königstochter aufzusu-

chen. Zwar hätte ihm Ziborius einen beruhigenden Wink über seines Nebenbuhlers Aufenthalt geben können, dieser aber stellte jetzt, Kraft seines Amtes, die Compagnie und leitete den Triumphszug ein.

Als Halenz vorhin den Rumpf von der Spille schoß und auf einige Momente für den König galt, hörte jeder aufmerksame Leser einen gellenden Schrei. Es war Isidore, die ihn ausstieß und in dem Wahn, daß sie verloren sei und von der Last dieses Gedankens betäubt, durch das Volk, nach der Stadt eilte. Der Jubel, den ihr Ohr vernahm, half diesen quälenden Irrthum begründen, vor ihren Augen war das Königsstück gefallen und der Kranz ihrer Zukunft mit ihm.

Anzilla, welche treulich das Haus hütete, war erstaunt, ihre Mamsell so früh, mit verstörtem Anzug und noch verstörterem Gesicht, eilig und verstohlen heimkehren zu sehn; ein J, Herr Je! ein Ach, daß Gott! floh nach dem andern über ihre Lippen, die Jungfrau aber eilte schweigend auf ihr Kämmerlein sie warf sich auf ihr Bett und weinte laut. Des Wachtmeisters mitleidige Tochter weinte mit und sagt

schluchzend: Ich will nur einen kurzen Sprung in den Stall thun und Herrn Willibalds Rappen das zweite Futter vorschütten, und dann gleich wieder bei Ihnen seyn.

Sein Pferd ist hier? fragte Isidore, schnell ermannt und sprang von ihrem Lager auf. Anzilla bejahte und ging ab, und als sie bald darauf wieder kam, stand die Mamsell in einem Anzug ihres abwesenden Bruders vor dem Spiegel. Jetzt, sagte sie, jetzt wird sichs zeigen, ob Deine Thränen mehr als Wasser sind, ob Du mich wirklich lieb hast, ob Dich der selige Wachtmeister Schweigen lehrte. Ein widriger, bösartiger Mensch will mich ertrotzen, mein Vater, ach! hat mich ihm aufgeopfert, er hat mein Heil auf einen Büchsenschuß gesetzt, ich aber will und werde nur Willibalden angehören —

Wie sich versteht! fiel jene ein, ich glaube, ich sprünge selbst in's Wasser, wenn Sie den herrlichen Menschen von sich thäten.

Mir, fuhr Dorette fort, bleibt für den Augenblick nichts übrig, als eine schnelle Flucht zu der Tante, die ihre Erbin schützen wird; es sind nur drei Stunden bis Werlau und die Sonne steht noch hoch. Sattle, Kind! und hilf mir fort. Nur Willibald darf und soll

erfahren, wo ich mich hingewandt, dem Vater laß ich's durch die Tante wissen.

Das Mägdlein fand den Entwurf unvergleichlich, machte jezt die Frucht der väterlichen Lehren geltend, sattelte, zäumte, verkürzte die Bügel und führte das Roß durch die Hinterthür auf das Feld. Hier gab sie ihrer Gebieterin einige Winke über den Schluß und die Leitung, setzte sie fest und empfahl den werthen Flüchtling ihrem Heiligen, der Rappe aber fühlte kaum das Spiel der zarten Schenkel, als er sich tanzend erhob und die zagende Doris im sanften Galoppe davon trug.

O, schöner Tag, als Vater Schmäyler jezt
Vom Schießhaus heimkehrt' in die Menschlichkeit;
Zum frohen Zug die Fahne sich entwebte,
Und heimwärts schlug der sanfte Friedensmarsch!

Sie schlugen Rast, der sanfte Marsch begann. Zuerst die Kinder Israels, vier stattliche Ehrder, seit dem Friedensschlusse angesehene Bürger und Meister zu Pappelau: man hatte sie, der Bärte wegen, als Sappeurs angestellt. Dann die Musik gut zusammenblasend und hinter ihr Ziborius zu Pferde, mit gezücktem Schwert. Er gefiel als ein schöner Mann und tüchtiger Reiter

ganz besonders; seiner liebenden Frau schwoll das Herz bei dem Anblick. Ihm folgte der erste Zug; die wakkern, eingeübten Schützen marschirten stolz und hielten Schritt, die Fahne mit dem grünen Einhorn des Stadtwappens, war von Mitessern und dem verwundeten Rammler gedeckt. Hinter ihnen wallte der Büchsenspanner, doch als ein Flecken in dem Gemälde; das allerdings schlechte Pulver hatte ihn, während des langen Tagewerks, zum Halbmohr geschwärzt. Er trug die Mütze unter dem linken Arm, im rechten die königliche Büchse, welche den Wunderschuß that. Nun kam Imanuel, mit den Schildern belastet, den Huth in der Hand, das Haupt von dem Lorber umrauscht, mit lächelndem Gesicht und bekümmertem Herzen, denn noch fehlte sein Kind und er kannte Isidorens Heftigkeit und Charakterstärke. Den Zug beschloß die zweite Halbschied der Schützen, mit zärtlichen Frauen und kriegslustigen Kleinen untermengt. Ganz zuletzt aber kam der Ober-Gensd'armes, welcher eigentlich, Kraft seines Amtes, vor den vier hebräischen Sappeuren herreiten sollte, sich aber in seiner Wehmuth dieses Ehren-Postens erwehrt hatte und jetzt die tobende Menge der Nachzügler flehentlich um Friede bat, statt ihn zu bieten.

BIBL. UNIVERS.

Noch

Noch einen Blick auf die Vogelwiese.

Die Schwefelleber widerstand Constanziens leichter Schaumseife und Halenz wusch sich deshalb noch, als der Wirth mit der Art, die ihm zum Hauptschlüssel gedient hatte, in das Stübchen trat. Der Vice-Stadtrichter erblickte das Mordgewehr in der Faust des jähzornigen Griesgrams, der ihm damit das Haupt vor die Füße zu legen geneigt schien und ließ vor Schreck beide Hände in das Waschbecken fallen, Constanzie aber wich mit Hülfe ihrer Schmiegsamkeit der Weisung aus, die ihr eben zukommen sollte und lief aufs schleunigste davon.

Ein unschuldiges Waschfest! lispelte Halenz, der jetzt spaßhaft zu werden versuchte; der Wirth aber schwang das gewichtige Beil, unter welchem jener hindurch und pfeilschnell über den Gang, die Treppe hinab, zu der Hausthür hinaus schlüpfte. Hier ging es bereits wie bei jedem Krönungsfeste her. Die Böller knallten, der Pöbel juchheite, die Bürger bezahlten die Zeche uud hie und da burzelte ein's über das andere. Halenz erblaßte von neuem, als sein Blick auf die leere Spille der Vogelstange fiel, und sein Aerger ward zum Grimme, als die achtzehn Frauenzimmer an den neun Fenstern ihn allzugleich anriefen, fragend: wer denn den Vogel abgeschossen habe? Statt seiner ant-

wortete ein Küper, der so eben als Courier von dem Schießstand zurückkam und jedes seiner Worte stieß ein Schwert in Halenzens eiserne Brust. Er gab sich jetzt im Stillen selbst die Ehrentitel, mit denen ihn die Bogen-Hanne neulich im Stadtgericht überhäufte und schlich davon.

Wilibalden gelang es dagegen, bei der ersten Nachfrage um Isidoren, dem Mädchen auf die Spur zu kommen. Eben als Anzilla von dem Felde zurückkehrte, trat er in das Schmätzlersche Haus, vernahm mit Entsetzen, was die Braut im Sturme der Verzweiflung wagte und schalt des Wachtmeisters Tochter eine leichtsinnige Kreatur. Es möchte hingehn, fuhr er fort, wenn nicht das Pferd, mit dem mich ein guter Freund betrog, die verdorbenste Mähre unter der Sonne wäre. Der Rappe bockt, er steigt, er ist tückischer als ein Waldesel und geht zum Ueberflusse durch, sobald man ihn ein wenig antreibt. — Sie wußte, was das sagen wolle und war außer sich; Wilibald aber ließ sich sofort zu der Hinterthür führen, um der Entflohenen nachzulaufen. Da saß sein Mädchen weinend auf dem Rasen, der Klopphengst aber, der sie abwarf, grasete nebenbei wie ein Schaf und that, als ob er kein Wasser getrübt habe.

Dorette flog in des Lieblings Arm, er ward zum

Verkündiger. Der böse Feind ist gebannt, hob er an: Dein Völkerchen trat in sein Recht zurück und schoß Dich, Holde! zur Prinzessin. Hörst Du der Becken Klang? der Hörner Dudeldu? den Brummbär Eurer großen Trommel? Sie kommen schon! O, laß uns eilen, den besten der Könige zu bewillkommen. — Isidore glaubte zu träumen, doch die entzückende Wahrheit flammte in ihres Jünglings Augen, floß überredend von seiner Lippe. Anzilla schluchzte vor Theilnahme und Wonnelust, warf ihr die Saloppe über das Männerkleid und lief voran, den großen Thorweg aufzureißen. Eben reihete sich der Zug vor der Thür, der König neigte sich dankend und trat in das Haus, die jauchzende Prinzessin flog an sein Herz, der künftige Schwiegersohn schmiegte sich, still entzückt, an die Gruppe, die große Trommel und der halbe Mond, die Hörner und die Pickelpfeifen halfen die Freuden des Wiedersehns aussprechen.

Wilibald und Isidore führten das hohe Haupt nun die Schloßtreppe hinauf und empfingen in der Trankfleuer-Expedition seinen Segen. Die gesammte löbliche Schützen-Compagnie ward zu der Hochzeit geladen, sie erschien durch Bevollmächtigte; der gute Ziborius besang die Verbindung, seine liebe Frau vertrat der seligen Mutter Stelle und kleidete die Braut

an und aus. Auch Komus, der werthe Gast, kam zu dem Feste, und selbst im Torus vernahm das glückliche Paar noch einen Tusch, der offenbar dem Königsschusse galt.

zu befragen. Wie er nun ihre und Georgs gegenseitige Liebe, die Gründe, die sie zur Wallfahrt nach der Grotte in der Nordbucht bewogen, Benignas Erscheinung, die Unterhaltung mit der Nixe, und die Wasserfahrt derselben mit Christels Bräutigam, ihren Eintritt in den Geisterpallast, und ihr Entfliehen daraus an seiner Hand genau erfahren hatte, da lachte und ärgerte er sich abwechselnd, lief aus der Cajüte, um mit dem Schiffer zu reden, kam zurück, sann nach, ging wieder hinaus, um die Befehle, die er gegeben hatte, zu widerrufen, und versicherte Christeln endlich, sie könne ruhig seyn, die Nixe würde ihr Versprechen gewiß halten, und ihre Verbindung mit Georg ins Werk richten. Endlich schien ihm ihr verkehrter Anzug aufzufallen, er gab ihr einen kleinen Spiegel und Winke, wie sie ihn verändern solle, und während er sie verließ, hatte Christel Mutterwitz genug, das Schiefe und Unrechte in so weit zu verbessern, daß es dem ersten oberflächlichen Ueberblick nicht allzusehr auffiel.

Kaum war sie mit diesem Geschäft zu Stande gekommen, so landete das Schiff. Der Unbekannte rief sie aus der Cajüte, sie trat mit Herzklopfen heraus, denn jetzt mußte es sich ja entscheiden, ob die gute Frau ihr Wort gehalten und zu ihrem Besten bei ihren Eltern gewirkt hatte; in einer

VI.

Bin ich's oder bin ich's nicht?

Eine Novelle

von

Beauregard Pandin.

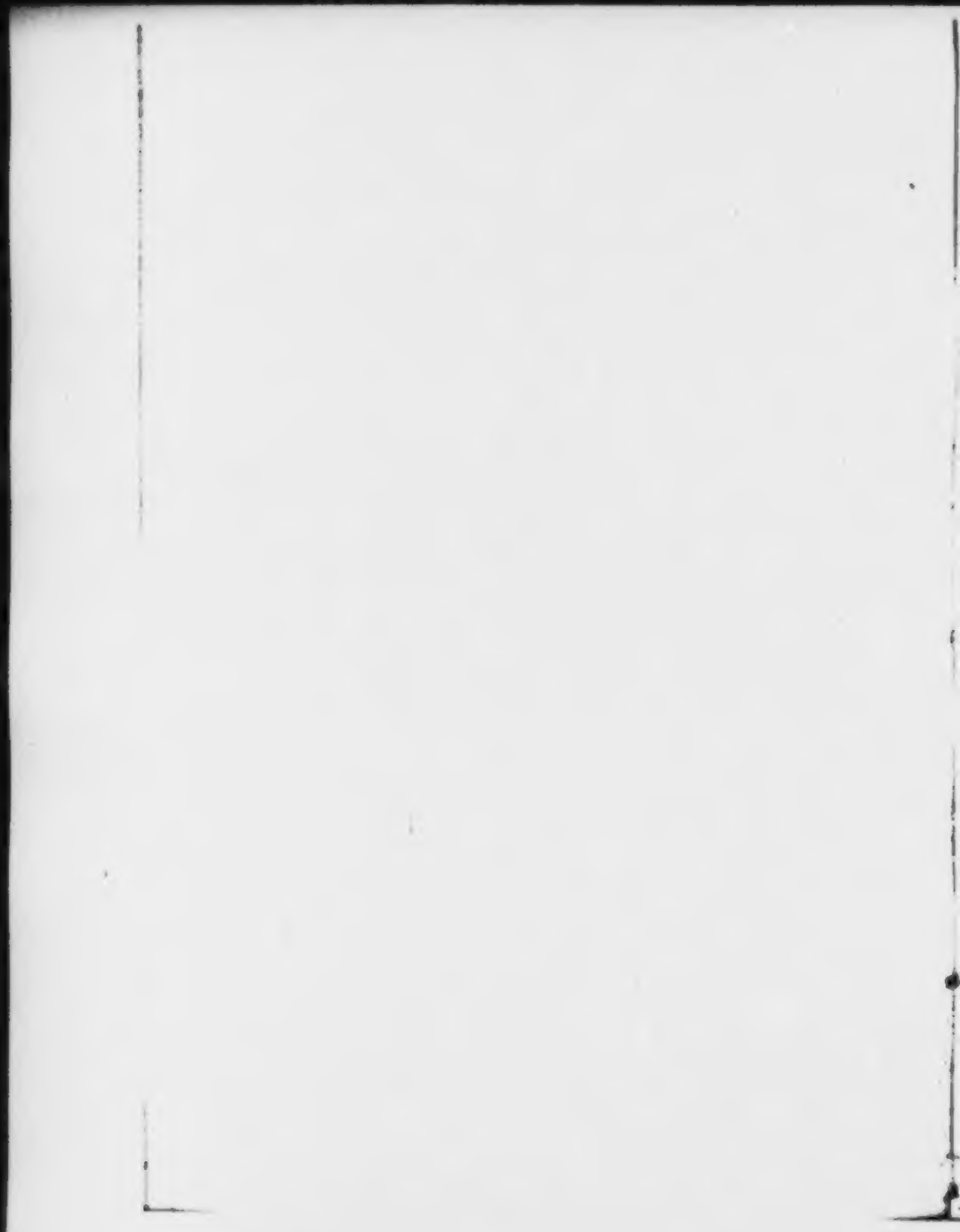

Bin ich's oder bin ich's nicht? *)

An einem Sonntage hatte in Florenz Tommaso de' Pecori auf den Abend einige junge Leute zu ſich eingeladen, wie er öfters zu thun pflegte; denn er liebte die Geſelligkeit und machte ſich unter guten Freunden gern einen vergnügten Tag. Nach dem Eſſen nun, als man, um den Kamin ſitzend, von allerlei Dingen ſprach, ſagte Einer: „Wie mag es denn kommen, daß Manetto Ammannatini nicht mit uns gehen wollte und

*) Dieſe italiäniſche Novelle, deren Verfaſſer unbekannt iſt, gründet ſich auf eine wirkliche Begebenheit, welche ſich im Jahre 1409 in Florenz zugetragen hat. Man ſehe: Novelle di alcuni autori fiorentini. Londra Baucker 1795. 8.

sich heute gar nicht eingefunden hat, da wir ihn doch alle so sehr gebeten haben?" —

Dieser Manetto war ein geschickter Kunstdrechsler, ein sehr freundlicher gutherziger Mensch von etwa acht und zwanzig Jahren, den man, weil er stark und breitschulterig war, gewöhnlich den Dicken nannte; er gehörte zu dem freundschaftlichen Kreise dieser jungen Männer, die alle den Scherz liebten und gern froh und guter Dinge waren. Diesen Abend hatte er wegen Geschäfte, oder vielleicht blos aus übler Laune, die zuweilen ihn wohl anwandelte, oder aus irgend einem andern Grunde, trotz alles Bittens und Zuredens, nicht mitgehen wollen. Man sprach nun hierüber, und da man sich von seinem Ausbleiben gar keinen Grund angeben konnte, waren sie alle der Meinung, nur eine eigensinnige Grille sei daran Schuld; und weil sie sich dadurch etwas beleidiget fühlten, sagte jener, der das Gespräch angefangen hatte: „Ich dächte, wir spielten ihm irgend einen lustigen Streich, damit er sich diese Grillenfängerei abgewöhne" — worauf ein Anderer erwiderte: „Was ließe sich wohl weiter angeben, als daß wir ihn eine Zeche bezahlen ließen oder sonst so ein Alltagsspaß?"

In der Gesellschaft befand sich aber auch der wegen seiner lustigen Schwänke wohlbekannte Filippo

. di ser Brunellesco, welcher den Dicken aus langem Umgange genau kannte.

Dieser, als er eine Weile nachsinnend da gesessen hatte, sagte nun: „Hört, Freunde! wir können, wenn wir wollen, unserm Dicken einen herrlichen Streich spielen, der uns obendrein viel Spaß machen wird, und ich müßte mich sehr irren, wenn es uns nicht damit gelingen wollte. Ich schlage vor, daß wir ihn glauben machen, er sei in einen Andern verwandelt, und nicht mehr der Dicke, sondern ein ganz anderer Mensch geworden." — Alle meinten, das lasse sich nicht möglich machen; der sinnreiche Filippo aber überzeugte sie bald aus mehrern Gründen vom Gegentheil, und nachdem sie nun die nöthige Abrede genommen, was jeder thun solle, um ihm den Glauben beizubringen, er sei nicht Manetto Ammannatini, sondern ein gewisser Matteo, der gleichfalls zu der Gesellschaft gehörte, so ward der Scherz den nächsten Abend folgendermaßen eingeleitet:

Filippo, der mit dem Dicken am genauesten bekannt war, begab sich um die Zeit, wo die Buden auf dem Markte gewöhnlich geschlossen werden, in dessen Laden, und nachdem er eine Weile mit ihm gesprochen, kam, abgeredetermaßen, ein Knabe in größter Eil gelaufen und fragte: „Ist vielleicht Filippo

di ser Brunellesco hier?" — worauf dieser hervortrat und sagte, er sei es selbst, und nun frug, was man von ihm wolle? — „Ihr müßt auf der Stelle nach Hause kommen," erwiederte der Knabe, „denn eure Mutter ist plötzlich sterbenskrank geworden: kommt also gleich!" — Filippo stellte sich sehr bestürzt über diese Nachricht, und nahm eiligst von dem Dicken Abschied. Dieser erbot sich, als sein treuer Freund, ihn zu begleiten, falls er ihm irgend behülflich seyn könne. Filippo lehnte seine Begleitung ab, er wolle aber, wenn er seines Beistandes bedürfen sollte, ihn rufen lassen.

Er that nun, als liefe er gradesweges nach Hause, eilte aber nach der Wohnung des Dicken, öffnete mit einem kleinen Messer die wohlbekannte Thür, ging dann hinein, und schob den Riegel vor, so daß keiner ins Haus kommen konnte. Der Dicke hatte eine Mutter, die nach einem kleinen Gehöfte bei der Stadt gegangen war, um dort die große Wäsche zu besorgen, und nun zurückerwartet wurde. Als er seine Bude zugeschlossen, spazierte er nach seiner Gewohnheit noch ein Paarmal den Markt auf und ab, und indem er, an Filippo denkend, zu sich selber sagte: er wird heute wohl meiner nicht bedürfen, da er nicht nach mir geschickt hat, machte er sich auf den Weg nach seinem Hause. Wie er nun die Thür nicht öffnen konnte, und sah, daß

sie inwendig verriegelt war, so pochte er an und rief: „Wer ist oben? Macht mir auf!“ er glaubte, seine Mutter sei zurückgekommen und habe den Riegel vorgeschoben. Filippo stellte sich nun an die Treppe, und rief, die Mutter des Dicken nachahmend: „Wer ist da unten?“ worauf der Dicke abermals rief: „Macht auf!“ Filippo that hierauf, als wäre der Anklopfende jener Matteo, in welchen sich Manetto verwandelt glauben sollte — und indem er sich stellte, als wäre er Manetto, rief er: „Lieber Matteo, geh' für dießmal mit Gott, denn ich bin heute nicht aufgeräumt: Filippo di ser Brunellesco bekam, als er in meiner Bude war, die Nachricht, seine Mutter sei plötzlich todtkrank geworden, und das macht mich so traurig, daß ich keinen sprechen mag,“ — und indem er sich rückwärts wendete, setzte er noch hinzu: „Mutter, macht, daß ich mein Abendessen bekomme, es ist nicht fein von euch, daß ihr so lange ausgeblieben seid und erst spät Abends nach Hause kommt.“

Wie der Dicke ihn so rufen hörte, und seine eigene Stimme zu vernehmen glaubte, sagte er zu sich selbst: „Was soll das bedeuten? Ist es doch, als wär' ich es selbst, der da oben spricht, und sagt: Filippo wäre in seiner Bude gewesen, als er die Nachricht von der Krankheit seiner Mutter bekommen —

und überdieß schmählt er mit meiner eigenen Mutter. Ich weiß wahrhaftig nicht, wo mir der Kopf steht?" — Indem er nun einige Schritte zurücktrat, um zum Fenster hinauf zu rufen, kam nach der Abrede der Bildhauer Donatello, einer seiner besten Freunde, unvermerkt in der Dunkelheit auf ihn zu, und redete ihn mit den Worten an: „Guten Abend, Matteo, suchst Du vielleicht den Dicken? Er ist eben ins Haus gegangen," — und damit empfahl er sich.

War Manetto vorher verwundert, so wußte er jetzt, als Donatello ihn Matteo genannt hatte, vollends nicht, wie er dran war, und er ging nun nach dem Markte zurück, um da so lange zu warten, bis ein Bekannter käme, der ihm sagen könnte, wer er denn eigentlich sei. Indem er nun so halb verwirrt da stand, kamen abgeredetermaßen vier Gerichtspersonen nebst einem Diener und einem Sechsten, welcher von dem Matteo, für welchen er sich schon halb und halb zu halten anfing, Geld zu fordern hatte. Dieser trat nun zu dem Dicken heran, und sagte zu Jenen: „Führt den Matteo hier fort, denn der ist mein Schuldner. — Lange bin ich Dir nachgegangen, und endlich hab' ich Dich gefunden!" Sie nahmen ihn hierauf in Verhaft und wollten ihn abführen, als der Dicke sich zu dem vorgeblichen Gläubiger mit den Wor-

ten wandte: „Was hab' ich mit Dir zu schaffen, daß Du mich willst festsetzen lassen? Du irrst Dich in mir, ich bin nicht der, für den Du mich hältst, und es ist schlecht von Dir, daß Du mir einen solchen Schimpf anthust, da ich Dir nichts schuldig bin. Ich bin der Drechsler Manetto, und nicht Matteo, und ich weiß nicht, von was für einem Matteo Du sprichst!" — und er wollte nun sich mit Gewalt losmachen; sie hielten ihn aber sogleich an den Armen fest, worauf der Gläubiger dicht auf ihn zutrat, und ihm ins Gesicht schauend sagte: „Wie? Du hast nichts mit mir zu schaffen? Glaubst Du denn, daß ich den Matteo, meinen Schuldner, nicht vom Drechsler Manetto zu unterscheiden weiß? Du stehst in meinem Schuldbuch angeschrieben und der Proceß ist gegen Dich anhängig gemacht. Und doch willst Du als ein Schelm läugnen, daß Du Matteo bist, aber die Verstellung wird Dir nicht vom Bezahlen helfen. Führt ihn nur fort, und es wird sich bald zeigen, ob Du nicht Matteo bist?" — Und so führten sie ihn unter beständigem Wortwechsel zum Handelsgericht, und da es schon spät war, begegnete ihnen keiner, der ihn gekannt hätte.

Im Gerichtshof angelangt, stellte sich der Notar, als trüg' er den Manetto unter dem Namen des Matteo ins Register der Verhafteten ein, und brachte ihn

darauf ins Gefängniß, wo ihn die andern Gefangenen, die ihn während des Wortwechsels, als er herbeigeführt wurde, mehrmals hatten Matteo nennen hören, den neuen Unglücksgenossen, den sie nicht kannten, mit den Worten begrüßten: „Guten Abend, Matteo, was bringt Dich hieher?“ — Wie sich der Dicke von ihnen allen Matteo nennen hörte, glaubte er wirklich es zu seyn, und sagte nach erwiedertem Gruße: „Es hat mich Jemand wegen einer Schuld festsetzen lassen, allein morgen früh werd' ich mich schon auslösen.“ Die Gefangenen luden ihn nun zu ihrem Abendessen ein, versichernd, wer einmal hier säße, käme nicht so bald wieder los, wie er glaube. —

Manetto aß nun mit ihnen; nach der Abendmahlzeit half man ihm mit einer schlechten Matratze aus, auf welche er sich zum Schlafen niederwarf, und nun über sein wunderseltsames Schicksal nachsann.

„Was soll ich thun,“ sprach er zu sich selbst, „wenn ich in den Matteo verwandelt bin, wie ich nach allem, was mir begegnet ist, kaum zweifeln kann? Schick' ich zu meiner Mutter, und der Manetto ist bei ihr, wird man meiner spotten und mich für toll erklären — und doch ist mir immer noch, als wenn ich Manetto nach wie vor wäre.“ — Mit diesen verwirrenden Gedanken, bald sich für den Matteo, bald

Viertelstunde mußte sie ja in Wettingen seyn. Halb sich schämend, halb vergnügt, dachte sie zugleich an die zwar schöne, aber auffallende Kleidung, mit der sie die Straße von Wettingen durchwandeln würde — da hob sie die Augen auf, und sahe nicht den stillen grünen Buchenhain, sondern von Menschen belebte, große Straßen vor sich. Ihr Schlaf, und weiterhin ihre Angst über das Benehmen ihres Führers, und endlich ihre lange Toilette, hatten sie nicht bemerken lassen, daß das Fahrzeug seinen Lauf nach einer ganz andern Seite des Sees, als nach der, wo Wettingen lag, zu der freien Reichsstadt L.. richtete. Jetzt äußerte sie dem Unbekannten sehr naiv ihr schmerzliches Erstaunen; indessen er tröstete sie mit der Versicherung, daß dieß gerade der Weg sey, den die gute Frau des Sees ihm vorgeschrieben habe, und daß sie auf diese Art ihrer Vereinigung mit Georg, also ihrem Glücke, immer näher komme. Während dieser Erklärung führte er sie in ein Wirthshaus, und stellte ihr dort einen ältlichen Mann, den er Jakob nannte, als ihren Beschützer vor, denn er selbst, fügte er hinzu, müsse sich sehr dringender Angelegenheiten wegen auf einige Tage von ihr trennen. Er empfahl ihr, über ihre Person und alle ihre Verhältnisse sehr verschwiegen zu seyn, und blos diesem Jakob zu vertrauen.

für den Manetto haltend, schlug er sich bis am Morgen herum, so daß er die ganze Nacht fast kein Auge schloß. Wie er nun des Morgens aufstand, trat er an ein Fenster des Gefängnisses, in der Hoffnung, einen Bekannten vorbeigehen zu sehen. Da kam ein gewisser Giovanni Ruccellai, der auch zu dem Complotte gehörte, und bei dem Dicken etwas in Arbeit hatte, und schaute ins Fenster hinein. Sobald Manetto ihn gewahr ward, sah er ihm, heimlich lächelnd, scharf ins Gesicht, was auch jener that, indem er, als wenn er ihn gar nicht kennte, fragte: „Was lachst Du, Freund?" — Manetto in der Meinung, er kenne ihn nicht, antwortete: „Ich lache über nichts; kennt ihr vielleicht einen gewissen Drechsler, Namens Manetto, der auf dem Markt eine Bude hat?" — „O den kenne ich recht gut, er ist mein guter Freund, und ich wollte eben zu ihm gehen, wegen einer Arbeit, die ich bei ihm bestellt habe." — „Nun so thut mir den Gefallen, weil ihr doch zu ihm gehen wollt, und sagt ihm: ein guter Freund von ihm sei ins Schuldgefängniß gesetzt, und lasse ihn ersuchen, ein gutes Wort für ihn einzulegen." Giovanni, nur mit Mühe das Lachen unterdrückend, sah ihn während des Gesprächs beständig an, versprach seinen Auftrag auszurichten und begab sich hierauf hinweg.

„Nun kann ich nicht länger zweifeln," rief der Dicke, „daß ich in den Matteo verwandelt bin. Ich Unglückskind! wenn ich mein Schicksal erzähle, wird man mich für toll halten und die Kinder werden hinter mir herlaufen — und sage ich nichts davon, so können noch tausend Irrungen daraus entstehen, wie erst gestern Abend, wo man mich gefangen nahm, so daß ich auf alle Fälle übel dran bin. Aber ich will doch sehen, ob Manetto kommt, und wenn er kommt, will ich es ihm sagen, und es wird sich dann zeigen, was es damit für eine Bewandniß hat." — Wie er nun lange vergebens gewartet hatte, verließ er das Fenster, um einem Andern Platz zu machen, und zog sich ins Gefängniß zurück, wo er, in Gedanken vertieft, die Steine des Fußbodens zählte. — Es befand sich in demselben Gefängnisse ein Stadtrichter, ein allgemein verehrter Mann, der, da er den Manetto, welchen er weiter nicht kannte, so überaus niedergeschlagen sah, ihn damit zu trösten suchte, daß seine Schuld ja, wie er selbst sage, nur gering sei, und daß er also leicht einen Freund finden werde, der für ihn Bürgschaft leiste. Wie der Dicke diesen Mann ihm so liebreich Trost zusprechen hörte, beschloß er, ihm seinen Vorfall zu erzählen; er nahm in also in einen Winkel, und sagte: „Wertheſter Herr, ich kenne euch recht gut,

ob-

obgleich ihr mich nicht kennt, und ich weiß, daß ihr ein sehr achtungswerther Mann seid. Drum will ich euch die Ursache meiner Betrübniß entdecken, denn ihr müßt nicht glauben, daß ich um die geringe Schuld mich so grämc: mich peinigt etwas ganz anderes." — Er erzählte ihm nun alles, was ihm begegnet war, und bat ihn mit Thränen in den Augen, er möchte den Vorfall vor allen Menschen geheim halten und ihm einen guten Rath geben, denn er wisse, er sei ein erfahrner und sehr gelehrter Mann, der ihm wohl sagen könne, ob wohl jemals einem Menschen solche Dinge begegnet seien.

Der Richter sah sogleich, daß nur zwei Fälle möglich waren: entweder war Manetto verrückt, oder man hatte ihn zum Besten; er antwortete also, ohne sich lange zu besinnen, er habe von solchen Verwandlungen viele Beispiele gelesen, und es ereigne sich dergleichen nicht selten — worauf der Dicke ihn begierig fragte, was denn aus dem wirklichen Matteo geworden, wenn Er jetzt Matteo sei? — „Der muß nothwendig das geworden seyn, was ihr erst waret." — „Nun so möcht' ich ihn wohl sehen, um über mich ganz ins Klare zu kommen und mich über mich selbst zu verständigen!" —

Indem sie so sprechen, kamen die beiden Brüder des wirklichen Matteo, die sich zum Scheine bei dem Notar meldeten, als wollten sie ihren Bruder durch Bezahlung seiner Schuld aus dem Gefängnisse befreien. Hierauf ließen sie den Dicken ans Fenster rufen, und der Aelteste überhäufte ihn nun mit heftigen Vorwürfen, daß er seine unordentliche Lebensweise noch immer nicht ändern wolle, so oft ihn auch die Mutter und die Brüder zur Besserung ermahnt hätten, man habe schon mehrmals ansehnliche Summen für ihn bezahlt, um ihn von seinen Schuldnern zu befreien; sie wollten es nun noch einmal thun, dieß sei aber gewiß das letzte Mal. Den Abend würden sie ihn, sobald es dunkel geworden, abhohlen, damit Niemand die Schande erführe, die er über die Familie gebracht habe. — Der Dicke gab die besten Worte von der Welt, und versicherte hoch und theuer, er wolle von nun an einen bessern Lebenswandel führen, und bat um Gotteswillen, ihn doch ja recht bald abzuhohlen. Dieß versprachen sie und begaben sich nun wieder hinweg. Manetto erzählte hierauf dieß alles dem Richter, und fügte hinzu, er wisse nicht, wo er sich nun hin begeben solle, denn nach Hause könne er nicht gehen, weil man ihn da für toll halten würde, wenn er behauptete, er sei Manetto; dieser mußte unstreitig dort seyn, sonst

würde ihn seine Mutter vermißt und haben aufsuchen lassen. Der Richter, der Mühe hatte, das Lachen zu unterdrücken, rieth ihm, nicht zu Hause, sondern mit den Brüdern zu gehen, wo er schon sehen würde, was er zu thun habe.

Die beiden Brüder stellten sich am Abend zur bestimmten Stunde ein. Der Notar ging nun mit dem Schlüssel vor das Gefängniß und rief: „Wo ist der Matteo?" — worauf der Dicke antwortete: „Herr, hier bin ich." — Der Notar sah ihm ins Gesicht und sagte: „Deine Brüder haben für Dich die Schuld bezahlt, Du bist also frei" — und nun öffnete er die Thür und ließ ihn herausgehen. Die Brüder nahmen ihn hierauf mit in ihr Haus, wo sie ihn einstweilen, damit er nicht der höchst erzürnten Mutter sogleich vor Augen käme, in ein kleines abgelegenes Zimmer brachten, bis das Abendessen fertig wäre. Der jüngere Bruder leistete ihm hier Gesellschaft, indeß der andere zu einem Pfarrer in der Nachbarschaft lief, bei welchem er folgendes Anliegen vorbrachte: „Ich komme im nachbarlichen Vertrauen zu euch, ehrwürdiger Herr. Wir sind unser drei Brüder, von welchen einer, Matteo mit Namen, gestern wegen Schulden verhaftet wurde. Diesen Schimpf hat er sich so zu Gemüthe gezogen, daß er sich selber nicht mehr ähnlich sieht;

er bildet sich nämlich ein, er sei nicht mehr Matteo, sondern — ihr werdet es kaum glauben — ein gewisser Drechsler Manetto, und diese närrische Einbildung können wir ihm auf keine Weise aus dem Kopfe bringen. Darum haben wir ihn aus dem Verhafte befreiet, und ihn nun in ein entlegenes Zimmer gebracht, damit seine Tollheit nicht bekannt werde, denn wer einmal in eine solche Narrheit verfällt, der bleibt sein Lebelang ein Gegenstand des Spottes, wenn er auch wieder zu Sinnen kommt. Und darum bitten wir auch inständigst, mit mir zu kommen, und zu versuchen, ob ihr dem armen Menschen diese Einbildung ausreden könnt, wofür wir euch stets unendlich verbunden seyn werden." — Der Pfarrer, als ein sehr gefälliger und dienstfertiger Mann, erklärte sich bereit, sogleich mit zu gehen und alle seine Beredsamkeit aufzubieten, um den Matteo von dieser seltsamen Einbildung abzubringen.

Als er nun ins Zimmer trat und den Manetto in tiefen Gedanken still da sitzen sah, redete er ihn mit den Worten an: „Guten Abend, Matteo" — worauf dieser antwortete: „Ich danke euch, ehrwürdiger Herr, was beliebt euch?" — „Ich habe euch etwas zu sagen," erwiederte der Geistliche, „ich bitte, setzt euch zu mir. Ich komme zu euch, weil ich mißfällig

vernommen habe, daß ihr euch aus Betrübniß über ein kleines Unglück in den Kopf gesetzt habt, ihr wäret nicht, was ihr seid, sondern ein gewisser Drechsler Manetto. Schämt euch doch, so schwachsinnig zu seyn, lasset die tolle Einbildung fahren, und seid vernünftig wie die andern Menschen und macht eurer Mutter und euren Brüdern nicht solchen Verdruß. Wenn die Leute von eurer lächerlichen Grille hörten, so möchtet ihr in Zukunft thun, was ihr wolltet, immer würde man euch für närrisch halten, und wenn ihr auch die alberne Einbildung längst hättet fahren lassen. Was habt ihr mit dem Manetto zu schaffen? Lasset euch rathen, ich bitte euch und hängt dieser Grille nicht länger nach." — Manetto wurde von dem herzlichen theilnehmenden Tone, womit der Geistliche zu ihm redete, so gerührt, daß er in allem Ernste versprach, er wolle seinem guten Rathe folgen, und fortan nicht mehr zweifeln, daß er Matteo sei, nur möchte er ihm den Gefallen thun, und ihn mit dem Manetto sprechen lassen, damit er von seinem Wahne gänzlich geheilt werde. — „Das wird euch nichts helfen, versetzte der Pfarrer, und ich sehe daraus, daß die Grille noch immer in eurem Kopfe spukt. Wozu mit Manetto reden? Was habt ihr mit ihm zu schaffen? Je mehr ihr darüber sprecht, und je mehr eure wunder-

liche Geschichte bekannt wird, desto schlimmer ist es für euch —." Der Geistliche redete ihm nun über diesen Punkt noch so viel vor, daß er endlich von seinem Wunsche zurückkam, und sich ruhig in sein Schicksal ergab.

Inzwischen hatte sich Filippo di ser Brunellesco heimlich eingefunden und sich von den beiden Brüdern alles Vorgefallene zu seiner Ergötzung erzählen lassen, worauf er ihnen ein Fläschchen mit Opium gab, das sie während der Abendmahlzeit dem Dicken beibringen sollten; sobald er in Schlaf verfallen, wollte er ihnen helfen, ihn in seine Wohnung zu tragen. Das Opium that seine Wirkung, sie trugen ihn schlafend fort, und legten ihn in sein Bett, doch so, daß er mit dem Kopf unten zu liegen kam. Hierauf gingen sie in seine Bude, wo sie alle Geräthschaften und Instrumente wild durch einander warfen, als wenn der Kobold da gehauset hätte, sie hingen dann den Schlüssel des Ladens wieder in die Stube an den gewöhnlichen Ort, verschlossen das Haus und begaben sich hierauf zur Ruhe.

Als nun der Schlaftrunk seine Wirkung gethan und Manetto beim Erwachen sah, wie er in seinem Hause sich befand, wußte er lange nicht, ob er träumte oder wachte — und ungewiß, ob er das, was ihm

begegnet war, wirklich erlebt oder nur im Traume gesehen, kleidete er sich eiligst an, und ging nach seiner Bude, wo er zu seiner großen Verwunderung das oberste zu unterst gekehrt sah. Indem er nun damit beschäftigt war, die Sachen wieder in ihre alte Ordnung zu bringen, kamen die beiden Brüder des Matteo, und boten ihm, sich stellend, als kennten sie ihn nicht, einen guten Morgen. Wie Manetto sie erblickte, entfärbte er sich ein wenig, und fragte, was sie wollten? worauf der eine sagte: „Ihr müßt wissen, wir haben einen Bruder, der vor ein Paar Tagen, weil man ihn Schulden halber hatte ins Gefängniß werfen lassen, in eine solche Schwermuth verfallen ist, daß er den Verstand verloren hat, und unter andern sich einbildet, er sei nicht mehr Matteo, sondern der Eigenthümer dieser Bude, der sich Manetto nennen soll; wir suchten ihm nun diese närrische Einbildung durch einen Geistlichen auszureden, dem er auch versprach, die Grille fahren zu lassen; wir aßen dann zusammen und er legte sich zu Bette. Heute Morgen aber hat er sich aus dem Hause geschlichen, und wir wissen nicht, wo er seyn mag; wir kommen deshalb, um zu sehen, ob er vielleicht hier ist, oder ob ihr uns über ihn einige Auskunft geben könnt." —

Manetto, über diese Erzählung ganz verwirrt, ant-

wortete hierauf: „Ich verstehe von dem, was ihr da schwatzt, kein Wort. Matteo ist nicht hieher gekommen, und wenn er sich für mich ausgiebt, so thut er daran sehr Unrecht; aber so wahr ich lebe, wenn ich ihn irgendwo treffe, so will ich es ihm schon fühlbar machen, ob er Manetto ist, oder ob ich es bin. — Was zum Teufel sind das für Geschichten seit zwei Tagen!" Und mit diesen Worten warf er seinen Mantel um, sperrte die Bude zu, ließ die Brüder stehen, und lief unter wüthenden Drohungen nach der Marienkirche.

Jene gingen ihres Weges, Manetto aber rannte in der Kirche umher wie ein brüllender Löwe, so höchst ergrimmt war er über die ganze Geschichte. Und als er so in seiner Wuth sich auf und abtrieb, stieß er zufällig auf einen alten Cameraden, welcher vor mehreren Jahren nach Ungarn gewandert war und dort sein Glück gemacht hatte. Jetzt war er nach Florenz zurückgekommen, um zu sehen, ob er irgend einen seines Handwerks bewegen könnte, mit ihm nach Ungarn zu kommen, um ihm bei seinen vielen Arbeiten, die er allein nicht bestreiten konnte, zu helfen. Hierüber hatte er schon mehrmals mit dem Manetto gesprochen, und ihm versichert, er könne in diesem Lande in wenigen Jahren ein wohlhabender Mann werden.

In Wettingen hatte man die Nachforschungen nach Christeln mehrere Tage ohne Erfolg fortgesetzt, und die Vermuthung, daß sie ihrem Leben, aus Schmerz über die Härte ihrer Eltern, im Wallersee ein Ende gemacht habe, gewann immer mehr Wahrscheinlichkeit. Georg war unstät und flüchtig, ihm fehlte sein Liebchen überall, und den Ort, wo sie war, durfte er nicht betreten. Oft führte ihn seine Sehnsucht bis in die Nähe der Ruinen, und nur die Furcht, das Glück seiner ganzen Zukunft und die Braut selbst zu verlieren, hielten ihn ab, in das Heiligthum einzudringen, wo Christels kräftige Gebete die Seelenruhe der längst Gestorbnen befestigen sollten. Oft stiegen auch Zweifel in ihm auf, ob die Sache sich wirklich so verhalte, wie die vermeinte Christel sie ihm vorgestellt hatte; da aber sein einfacher Verstand keinen andern Zusammenhang der Dinge ergrübeln konnte, so mußte er fest auf ihr Glauben forderndes Gesicht vertrauen, und nur in der Stille den langsamen Gang der Zeit verwünschen, der die Erscheinung des neunten Tages, der alle diese Räthsel lösen sollte, so lange aufhielt.

Die Hälfte der Zeit war schon verflossen, da kam der Nachbar des alten Sander von einer Reise, die ihn durch die Reichsstadt L.. geführt hatte, zurück, und brachte die Nachricht mit, daß wäh-

Wie nun der Dicke diesen antraf, beschloß er auf der Stelle, mit ihm fortzuwandern, und sagte zu ihm, er wolle sich nunmehr nicht länger weigern, seinem Rathe zu folgen, denn es sei ihm ein sehr widerwärtiger Unfall begegnet, der ihm Florenz verhaßt mache; doch müsse er gleich des folgenden Tages abreisen, weil sonst ein Hinderniß eintreten könnte. Der Freund suchte ihn zu bereden, noch einen Tag die Reise aufzuschieben, da er den folgenden noch mehrere Geschäfte abzumachen habe. Allein Manetto blieb fest dabei, daß er die Stadt schlechterdings Morgen verlassen müsse, und versprach, ihn in dem nächsten Orte zu erwarten. Hier trafen sie sich dann, und legten gemeinschaftlich die Wanderung glücklich zurück. Das Glück war ihnen in Ungarn so günstig, daß sie nach wenigen Jahren sich im besten Wohlstande befanden. Und als nun Manetto nachmals wieder nach Florenz kam, und Franzesco di ser Brunellesco ihn fragte, was ihn zu seiner plötzlichen Abreise veranlaßt habe, erzählte er ihm diese Geschichte, die ihn die Stadt zu verlassen bewogen hatte.

VII.

Die Hofmeisterin.

Ein Mährchen

von

A. F. E. Langbein.

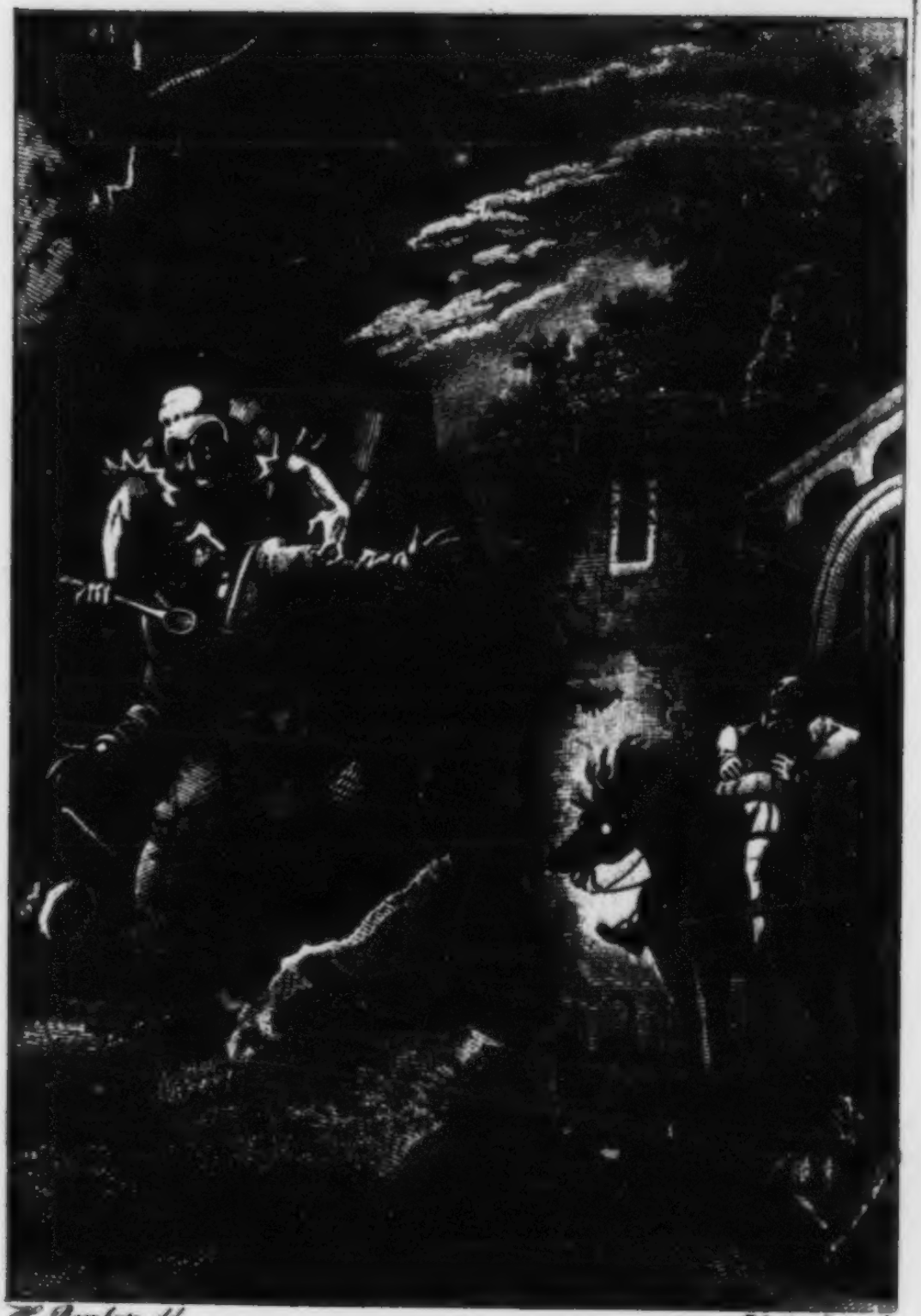

H. Rumbry del.

W. Ivory sculp.

Um dieselbe Zeit, als Doctor Faust aus Auerbachs Keller in Leipzig auf einem Weinfasse ritt, lebte dort ein sehr ansehnlicher Kaufmann, Namens Altmayer, dessen schlechteste Waare, die er im Hause hatte, sein einziger eheleiblicher Sohn war. Die väterliche Absicht, einen tüchtigen, Ordnung liebenden Großhändler aus ihm zu ziehen, schlug gänzlich fehl. Er widmete sich zwar dem Merkur, aber nicht dem Gott der Kaufleute, sondern dem Gott der Diebe: denn der Götterbote ist, wie bekannt, auch Schutz- und Schirmherr der letztern, und hat, wie alte Sagen von ihm erzählen, oft selbst lange Finger gemacht. Das that auch Valentin Altmayer. Doch verfuhr er dabei, nach seiner Meinung, mit einer gewissen Anständigkeit. Fremdes Gut war vor ihm sicher; er vergriff sich nur an dem Eigenthume seines Vaters, weil er sich schon als Mitbesitzer betrachtete, und heimliche Entwendungen für

weiter nichts als einen erlaubten Vorgenuß der künftigen Erbschaft ansah.

Was er auf solche Art wegkaperte, trug er nicht, wie jener Heilige, der Leder stahl, um Schuhe für die Armuth daraus zu bereiten, in die Häuser der Armen, sondern in andere Häuser, wo Leute seiner Gattung selbst so arm werden, daß sie endlich keine Schuhe mehr haben. Er vergeudete und verpraßte den Raub mit liederlichen Gesellen und Buhldirnen. Sein Vater, der diese Streiche bald erfuhr, schlug an dem verhofften Stabe seines Alters manchen Stab entzwei, und verschaffte ihm, da diese Schläge nicht anschlugen, eine Pfründe im Zuchthause, wo er sein durch starke Weine erhitztes Blut mit Wasser kühlte, und den von Torten und Pasteten verdorbenen Magen durch eine heilsame Hungerkur wieder herstellte.

Als er ein halbes Jahr lang so gebüßt hatte, und Reue und Leid bezeigte, nahm ihn der Vater wieder ins Haus und zu Gnaden an. „Aber was wird nun aus dir?" sprach er. „Zur Kaufmannschaft bist du zu dumm!" —

Valentin erröthete über diese Beleidigung, und murrte.

„Ja, ja, zu dumm!" wiederholte der Vater. „Denn es ist der Dummheit höchster Grad, wenn man

nicht sein ganzes Dichten und Trachten darauf richtet, etwas vor sich zu bringen."

„Nun, so laßt mich studieren!" rief Valentin trotzig.

„Da hast du Recht! Das ist der sicherste Weg, nichts vor sich zu bringen!" versetzte der Vater, und ließ sich dennoch den Vorschlag gefallen, weil er, wie Viele seines gleichen, der Meinung war, daß ein unnützer, zu allem Handel und Wandel unbrauchbarer Mensch immer noch klug genug sei, ein Gelehrter zu werden. Als sich aber Valentin auf die Frage, was er studieren wolle, für die Rechtswissenschaft erklärte, schüttelte Herr Altmayer den Kopf, und sagte: „Das ist nichts für dich! Die Geschäfte eines Juristen sind zu wichtig; sie betreffen Hab' und Gut; und hast du, als Advokat, einen Prozeß verfaselt oder verpfuscht, so mußt du den Bock bezahlen, und bist dir selbst ein unglücklicher Schad-Vokat. Drum wende dich lieber zur Medizin! Da ist weniger zu verderben. Alle Menschen müssen von hinnen! — Quacksalberst du auch einen und den andern Kranken zu früh aus der Welt hinaus, was thut das? Kein Hahn kräht darüber, und dein Fehler wird ehrlich begraben." —

Valentin, dem es nur um den Titel und die Freiheiten eines Studenten zu thun war, widersprach nicht,

und ward in die Liste der Musensöhne eingeschrieben. Er kostete auch Anfangs in verschiedenen Hörsälen ein wenig herum; aber die trockene Gelehrsamkeit wollte ihm nirgends behagen. Besser schmeckte ihm das edle Naß der Weinkeller, und er lebte nach wie vor mehr unter als über der Erde.

2.

So geschah es, daß er sich auch damals in Auerbachs Keller befand, als Doctor Faust den weltberühmten Ritt auf einem Weinfasse machte. Das bezeugt Göthe in seinem Faust. Unser Altmayer ist darin genannt und verewiget. Er gehörte zu den lustigen Gästen, die sich an dem Doctor muthwillig reiben wollten, und dafür durch ein Blendwerk der schwarzen Kunst lächerlich getäuscht wurden.

Ein Weinberg stieg um sie empor,
Mit goldnen Trauben reich behangen.
Sie zogen Messer schnell hervor,
Die Lese fröhlich anzufangen.
Sieh, da verschwand die Herrlichkeit,
Wie eine bunte Seifenblase,
Und Jeder hielt, zum Schnitt bereit,
In seiner Hand — des Nachbars Nase.

Bestürzt fuhren die Weinleser aus einander; Faust ritt auf einem Fasse davon. Das sah aber, nach

rend seiner Anwesenheit in jener Stadt Christel daselbst aufgehoben und ins Gefängniß geführt worden sey. Sie war, seiner Aussage zufolge, beschuldigt, und auch bereits so gut als überwiesen, daß sie einer reichen Gräfin Kleinodien von hohem Werth entwandt, und die Gräfin selbst ermordet habe. „Um ihre Helfershelfer, die man auch noch zu erwischen denkt, nicht abzuschrecken," so schloß er seinen Bericht, „sollte sie zwar heimlich eingesteckt werden, aber ich hatte bei dem Wirth Geschäfte, und erkannte sie aus einem Winkel trotz der prächtigen Kleider, die sie sich umgehangen hatte, recht gut, wie sie bei mir vorbei geführt wurde."

Diese Nachricht, die der rohe Gesell nicht blos dem alten Sander, sondern auch allen, die sie hören wollten, mittheilte, schien den Eltern im ersten Augenblick keinen Glauben zu verdienen; da aber seine lebhaften Betheuerungen sie endlich wider Willen zwangen, seine schreckliche Erzählung für mehr oder minder wahr zu halten, so löste sich der Schmerz über die Todtgeglaubte in noch bitterern wilden Zorn über die Ruchlose auf, die sich selbst durch ihre That zur Hinrichtung durch Henkershand und zur Hölle, ihre Eltern aber zur Mittragung ihrer Schande verdammte. Sanftere Vorstellungen eines nahen Verwandten überzeugten sie endlich, daß Christel, wenn auch wirklich verhaftet, doch

Göthe's Darstellung, niemand als Altmayer. Die übrigen Zechbrüder waren blind vor Entsetzen.

Ihm gefiel das Zauberstück ungemein. Er dachte, wer solche Dinge zu thun vermöge, der könne auch Sand und Steine in Gold verwandeln, und diese Kunst sei des Lernens wohl werth. Darum beschloß er auf der Stelle, sich bei dem Wundermann als Schüler zu melden. Er forschte Fausts Wohnung aus, und ging dahin. Im Vorgemache fand er den bekannten Famulus Wagner, und Fausts gewöhnlichen Begleiter, einen großen schwarzen Hund, in welchem, der Sage nach, ein mächtiger Geist, oder gar der Teufel selbst, wohnen sollte. Valentin machte ihm deshalb eine tiefe Verbeugung. Aber der Schwarze nahm diese Höflichkeit nicht sonderlich huldreich auf; er knurrte vielmehr, und fletschte die Zähne. Wagner beschwichtigte ihn, mehr bittend als befehlend. Dann fragte er Altmayern, was sein Anbringen sei.

„Ich habe Lust, die Goldmacherkunst zu lernen," antwortete Dieser, und wünsche deshalb mit dem Herrn Doctor zu sprechen."

„Wenn du bei meinem Meister nichts anders zu suchen hast," versetzte Wagner, „so findest du kein Gehör. Er giebt sich nicht damit ab, den Stein der Weisen unwürdigen Menschen mitzutheilen, die nur

darum reich werden wollen, um ein müßiges Schlaraffenleben zu führen. Und daß du des Sinnes bist, das steht dir an der Stirn geschrieben!"

„Nu, nu, scheltet nur nicht!" sprach Valentin. „Es ist ja kein Verbrechen, nach guten Tagen zu streben."

„Wenn nur nicht Milchbärte, wie du, von guten Tagen reden wollten!" eiferte Wagner. „Lerne doch erst ein Handwerk oder eine Kunst, und arbeite dich, bis du alt und grau wirst, durch die Welt; dann magst du mit Ehren das erworbene Gut in Ruhe genießen."

„So?" — spöttelte Valentin. „Mich dünkt's zu spät, dann erst Brod zu haben, wenn einem der Tod bald wieder vom Brode hilft. Warum soll ich — eben ich — so lange schmachten? Legen doch, tausend Andere, die keinen ältern Bart haben als ich, ihre Hände ruhig in den Schooß, und schwelgen und prassen. So gut will ich's auch haben!"

„Meine Erlaubniß hast du dazu," sagte der Famulus mit frostiger Gleichgültigkeit: „nur erwarte nicht hier bei uns Rath und That! — Doch ja, einen Rath will ich dir geben. Geh ins Riesengebirg zum Herrn Rübezahl, oder in den Schwarzwald, wo ein nicht ganz so bekannter, aber eben so reicher und

mächtiger Geist hausen soll. Das sind Patrone für dich und andere deines Gelichtes!"

Mit Rübezahl mochte Valentin nichts zu thun haben, weil es schon damals weltkündig war, daß dieses muthwillige Wesen gewöhnlich mit der einen Hand etwas spende, und mit der andern Schläge austheile, oder sonst auf irgend eine Art sein hämisches Müthchen kühle. Er fragte daher nach dem Namen des Geistes im Schwarzwalde. Wagner sagte: er wisse von diesem Kobold nichts, als daß er Mummart oder Mummelack heiße, in einer verfallenen Burg wohne, auf den Ruf seines Namens erscheine, und, wenn er gerade bei guter Laune sei, alles gebe und herbei schaffe, was man sich mit geziemender Höflichkeit von ihm ausbitte.

3.

Valentin dankte für die ersprießliche Nachricht, und rüstete sich zum Zuge in den Schwarzwald. Es gebrach ihm an Reisegeld; doch der Vater hatte eine volle Kasse, und der Herr Sohn einen trefflichen Nachschlüssel. Er bediente sich dessen jetzt unbedenklicher als jemals, weil er im Begriff stand, große Schätze zu heben, und sich dann die paar Hände voll Ducaten, die er heimlich entlehnte, zehnfach wieder ersetzen ließen.

Mit diesem redlichen Vorsatz nahm er Abschied hinter der Thür. Eine gemächliche Fußreise von drei bis vier Wochen brachte ihn an die Gränze des Schwarzwaldes. Er wanderte ins Kreuz und in die Quere darin herum, bis er eine halbzerstörte Burg fand, die ganz das Ansehen einer Geisterwohnung hatte. Voll Zuversicht, daß hier der rechte Mann wohne, trat er ans Thor, blickte hinein, und sah einen Wald voll Disteln, die sämmtlich die Köpfe schüttelten, als wollten sie ihn warnen, nicht weiter zu gehen. Das fand er auch selbst nicht für gut. Er blieb außerhalb der Pforte in Erwartung, daß man ihn einladen werde, näher zu kommen. Als er aber einige Stunden vergebens darauf gehofft hatte, und rings herum kein lebendiges Wesen zum Vorschein kam, ward er ungeduldig, und rief mit heller Stimme: „Herr Mummelack!“

Urplötzlich ward von unsichtbaren Händen
Ihm Backenstreich auf Backenstreich gesandt.
Er fuhr zurück, er schrie: „Verdammte Spenden!
Empfängt man so Besuche hier zu Land?
Womit verdient ich's, mich so grob zu schänden?
Hab' ich den Herrn des Orts nicht recht genannt?
Ich will mir aus dem Mund die Zunge reißen,
Hat Wagner ihn nicht Mummelack geheißen.“

Dieß kaum gesagt, flog mit des Blitzes Schnelle
Ein neuer Schlag ihm über Wang' und Ohr,
Und scheltend rief's, vermischt mit Hundsgebelle,
Tief aus der Mauern Hintergrund hervor:
„Besuche du den Teufel in der Hölle,
Mich aber nicht, du naseweiser Thor!
Und laß nicht mehr den Ekelnamen schallen,
Sonst wird auf dich ein Prügelregen fallen!"

Erschrocken erinnerte sich Valentin, daß ihm Wagner zwei verschiedene Namen genannt hatte: er konnte sich aber schlechterdings auf den andern nicht besinnen, und verwünschte sein Gedächtniß, das, wie ein Sieb, das brauchbare Korn durchfallen ließ, und die unnütze Spreu aufbewahrte. Was nun anfangen? Nach Leipzig zurück zu gehen, und den verlorenen Namen zu holen, das war ihm zu weitläuftig: es schien ihm bequemer, sich so lange, als er es ohne Speise und Trank aushalten könne, vor der Burg auf die Lauer zu legen, und ruhig abzuwarten, ob vielleicht der Geist ungerufen erscheinen würde.

4.

Aber es zeigte sich innerhalb vier und zwanzig Stunden weder Geist, noch Mensch, noch Thier, einen Raben ausgenommen, der bisweilen aus den Ruinen heraus kam, und an der Pforte herum spazierte. Va-

lentin machte aus langer Weile Jagd auf ihn. Er ließ sich ohne große Mühe fangen, wehrte sich aber dann mit Schnabel und Krallen, und, wie um Hülfe rufend, schrie er: „Mummart! Mummart!"

„Laß ihn los, du Bärenhäuter:"
Rief ein Reiter,
Sprengend aus dem wüsten Schloß.
Fürchterlich war sein Erscheinen,
Denn versehn nur mit drei Beinen
War sein katzengraues Roß,
Und er selbst, bewehrt' als Jäger,
Sah so wild aus wie ein Schläger,
Der sein Rauffschwert tapfer führt,
Und nach Streit und Händeln giert.

Angstvoll setzte Valentin seinen Gefangenen in Freiheit, und entfloh. Als er aber einige hundert Schritte gelaufen war, und hinter sich lachen hörte, schämte er sich seiner Feigheit, und bedachte, daß er durch Ausreißen wohl unmöglich sein Glück machen werde. Er ging also langsam zurück, verbeugte sich vor dem Reiter, und sagte: „Verzeiht, ich wußte nicht, daß Euch der Vogel gehörte; sonst hätt' ich nicht Hand an ihn gelegt."

„Es sollte dir auch theuer zu stehen kommen, wenn du das gewußt hättest!" versetzte Jener. „Du siehst mir aber aus, als legtest du gern Hand an fremdes

Gut, und ohne Absicht bist du auch gewiß nicht aus dem lustigen Leipzig, wo dir der Wein so gut schmeckte, in den öden Schwarzwald gezogen. — Was suchst du hier?"

„Glück;" sagte Valentin furchtsam und leise.

„Suchst du das Glück der Weisen oder der Thoren?" —

„Der Weisen, allerdings der Weisen!" antwortete der Student beherzter, da er sah, daß der wilde Jäger ein vernünftiges Wort mit sich reden ließ.

„Du sprichst sehr löblich, mein Sohn!" sagte der schalkische Geist. „Geh denn hin, sei ein grundehrlicher Mann, arbeite fleißig, beherrsche deine Leidenschaften, strecke dich nach der Decke, und bezeichne jeden deiner Tage mit einer guten That: so wirst du dein Leben lang glücklich, zufrieden, verehrt und geliebt seyn." —

Valentin zog ein schiefes Maul und sagte: „Herr, Eure Lehren sind ohne Tadel, ich habe sie aber längst an den Schuhen abgelaufen, und zum Ueberfluß hat sie mir auch neulich der Famulant des berühmten Doctors Faust eingeschärft. Doch ist's, frei gestanden, nicht meine Sache, immer zu arbeiten, und dabei die Erbsen und Linsen spärlich in den Topf zu zählen. Ich wünsche mir tüchtigen Reichthum, um aller Hudelei und Plackerei überhoben zu seyn, und ehrbar und

anständig leben zu können. Denn sitzt man bis über die Ohren in Gelde, so ist's ein Kinderspiel, ein ehrlicher Mann zu seyn." —

„Du hast sehr bequeme Gedanken! Führe sie aus, wenn du kannst. Ich menge mich nicht darein." —

„Ihr sprecht gerade so," murrte Valentin, „als hättet Ihr's mit dem pedantischen Wagner verabredet! — Was hab' ich von Eurem ruhigen Zusehen? Ihr sollt Euch, bitt' ich, recht thätig in die Sache mischen, sollt mir reiche Goldquellen öffnen, ein Mädchen von himmlischer Schönheit in die Arme führen, und mich überhaupt so ausstatten, daß mir nichts zu wünschen übrig bleibt." —

Rummart lachte hämisch, daß ein Mensch, der ihn durch Ausrufung seines Schimpfnamens beleidiget hatte, dergleichen ausschweifende Forderungen an ihn machte. Er schlug es rund ab, sie zu gewähren, und lenkte seinen Dreifuß nach dem Innern der Burg zurück. Aber Valentin vertrat ihm mit hartnäckiger Bettelei so lange den Weg, bis er mit einer etwas zweideutigen Miene eine Schenkung versprach. Er klatschte in die Hände, und rief einen unverständlichen Zauberspruch über den Hof hinüber. Da sprang in der Hintermauer eine Thür auf, und es schob sich, ohne Mitwirkung einer sichtbaren Bewegungskraft, ein läng-

licher Kaſten heraus, der dem tragbaren Kramladen eines Hauſirers ähnlich ſah. Er wackelte und taumelte durch die Diſteln und Dornen des Hofes, ſtand vor dem Dreifuß ſtill, und wartete auf weitern Befehl.

„Nimm dieſen Kaſten, junger Menſch!“ ſagte Mummart. „Er umfaßt alles, was dein Herz wünſcht.“

Valentin ſah das unſcheinbare Ding von oben bis unten an, ergriff es mit beiden Händen, prüfte ſein Gewicht, ſchüttelte den Kopf, und ſprach: „Verdammt leicht! — Wenn es nicht voll Heckthaler ſteckt, ſo werde ich nicht lange damit Haus halten. Und wo bleibt denn das ſchöne Mädchen, das ich mir ausbat? Das kann doch unmöglich in dieſem Käſtlein wohnen.“

„Einem geſchenkten Gaul ſehe man nicht ins Maul!“ erwiederte Mummart. „Nimm die Gabe oder nimm ſie nicht, es gilt mir gleich.“

Unentſchloſſen fingerte Valentin an dem Kaſten herum. Er hätte ihn gern geöffnet, gern einen Blick hinein gethan; doch der Waldgeiſt, des langen Zauderns und Mäkelns überdrüſſig, ſchlug ihn auf die Hand, und ſagte: „Pack' auf oder packe dich fort! Der Kaſten enthält mehr Gutes, als du denkſt. Haſt

du aber kein Vertrauen zu mir und meinen Worten, so geh' unbegabt zum Henker!"

Diese entscheidende Sprache drang durch. Etwas ist immer besser als nichts, dachte der Student, nahm den Kasten auf den Rücken, bedankte sich kaltsinnig, und ging mit flüchtigen Schritten davon, um dem Geiste, der ihm lauernd nachsah, bald aus den Augen zu kommen, und den geheimen Schatz ungestört beschauen zu können.

5.

Er ging und sang mit lustigem Sinn
Die Straße dahin.
Schnell ward inwendig
Der Kasten lebendig,
Es rummelte, polterte, hustete drin.
Der Deckel ward oben
Gelüftet, gehoben,
Und es stieg heraus mit halbem Leib
Ein altes Weib,
Mit krummer, schnabelförmiger Nase,
Und ganz von Bildung so widerlich,
Daß sie einer Vase
Des Teufels glich.
Sie bog mit lächelndem Frazengesichte
Sich traulich hinab zu dem jungen Wichte,
Der staunend, den Kopf zu ihr gewandt,

unter einem falschen Verdacht seufzend, die Folgen der Schandthat eines andern tragen und unschuldig seyn könne, und bewogen sie, sich in Gesellschaft des schon früher erwähnten Schulmeisters, des gewöhnlichen Dorfbeistandes in allen mehr oder minder verwickelten Angelegenheiten, auf den Weg nach der Reichsstadt zu machen, um dort der Sache auf den Grund zu kommen. Der alte Sander hatte schon, bald betend bald fluchend, mit seiner Frau, die stille schmerzliche Thränen weinte, und mit dem Schulmeister, der ihnen Trost zusprach, das Dorf aus dem Gesichte verloren, als Georg von dem See zurückkam, und kaum die Schwelle des väterlichen Hauses betreten hatte, als er schon von der Schandthat und von dem tragischen Ende seiner Geliebten unterrichtet wurde. Er wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen sollte, ging und blieb wieder stehn, hob die Arme und ließ sie sinken, wollte schwer Athem holend sprechen und schwieg wieder; kurz er machte alle jene körperlichen Bewegungen, die einen Seelenzustand verrathen, in dem der Mensch, von mehrern Leidenschaften zugleich bestürmt, nicht weiß, welche er zuerst befriedigen soll, und in dem er gewöhnlich verkehrt und thöricht handelt. Bald wollte er die Lästerer, die es wagten, Christels himmelreine Unschuld zu besudeln, zu Boden werfen, bald wollte er nach den Ruinen, um

Einen Augenblick, wie versteinert, stand,
Dann wettert' und fluchte,
Und mit Angst und Graus
Die Alt' und ihr Schneckenhaus
Vom Rücken zu werfen suchte;
Doch ward nichts daraus.
Die Tragbänder saßen wie angeschmiedet,
Und als er ein Weilchen umsonst sich ermüdet,
Droht' ihm das Gespenst
Mit einer hölzernen Küchenkelle,
Und sprach: „Halt Ruhe, du loser Geselle!
Es glückt dir nicht, daß du dich von mir trennst!
Wir sind, wie zur Ehe, zusammen gegeben,
Und wollen recht einig und fröhlich leben."

Tröstliche Worte, die ihm die Haare zu Berge trieben! Er strengte sich nun noch mehr an, seine Quasi-Gemahlin los zu werden: er sprang und bockte wie ein störriges Pferd, das den Reiter absetzen will, und rannte mit dem Rücken gegen Bäume, um den Zauberkasten zu zerschmettern oder von den Schultern zu streifen. Aber mit dem allen gewann er nichts, als daß ihm die Unholde mit ihrem Zepter rastlos auf den Kopf schlug, und der schadenfrohe Zuschauer, der Waldgeist, ein Gelächter ausbrechen ließ, das man eine halbe Meile weit hören konnte. Athemlos stürzte Valentin endlich mit dem Gesicht auf die Erde, und wünschte sich ächzend und stöhnend den Tod.

„Schäme dich!“ sagte die Alte. „Du geberdest dich wie ein geplagter Ehemann, der sein Hauskreuz schon zwanzig Jahre getragen hat. Ich bin zur Scheidung bereit; sie hängt aber von gewissen Bedingungen ab, die du erfüllen mußt.“

„Nenne sie mir geschwind!“ sprach Valentin. „Ich verstehe mich im voraus dazu.“

„Das ist so deine Art! Immer gehst du, wie blind und toll, ins Zeug hinein!“ sagte sie. „Nun, wir wollen im traulichen Kämmerlein einer Herberge weiter von der Sache sprechen. Es beginnt Abend zu werden; die Nachtluft im Freien möchte mir schaden.“

Valentin mußte, so betrübt er war, hell auflachen.

„Ha! findet sich die gute Laune wieder ein?“ rief das Gespenst. „Ja, ein lustiges Weiblein, wie ich, ist ein Kleinod, das du nicht wegwerfen solltest. Auch hab' ich hier noch etwas, das wenig Männer verschmähen.“

Das klang ihm wie ein frecher Scherz. Er sah sich nicht um, weil er einen widrigen Anblick befürchtete. Aber sie klirrte mit Weingläsern, als stieße sie zu einem Trinkspruch an. Da konnte der durstige Zecher seine Augen nicht länger im Zaum halten. Die Alte zeigte ihm eine volle Weinflasche, aus welcher sie

ein Glas füllte, und ihm zureichte. Er nippte scheu, und trank dann mit Lust und Begierde. Der dargebotene Wein war ihm, trotz seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit in diesem Fache, völlig fremd; doch hatte ihm nie ein anderer besser geschmeckt. Er forderte ein zweites Glas. Das verweigerte ihm die geizige Mundschenkin, mit der Ermahnung, sich hübsch zur Mäßigkeit zu gewöhnen. Indessen fühlte er sich schon durch den kärglichen Labetrunk gestärkt und mit Muth und Hoffnung beseelt. Er bat nun selbst um eilige Vorschlagung eines Nachtquartiers, weil er dort seiner Gefährtin zu entwischen dachte.

6.

„Ich habe hier in der Nähe eine Freundin, da wollen wir einkehren;" sagte sie, und leitete ihn zu einem elenden Hüttchen, das zwischen dichtverwachsenem Gebüsch versteckt lag, und sich kaum zwei Ellen hoch über den Erdboden erhob. Sie klopfte drei Mal mit der Kelle an die Thür. „Wer ist draußen?" rief eine unfreundliche Stimme. „Deine Freundin Trutta," antwortete die Kastnerin.

Das Pförtchen ward aufgethan, und es erschien ein zwerghaftes, braungelbes Mütterlein, das hielt in der Hand einen langen, schwarzen, brennenden Diebs-

finger, der ihr als Licht diente. „Ei, liebe Trutta!“ mumpfelte sie aus dem zahnlosen Munde hervor: „wie kommst du dazu, dich von einem jungen, hübschen Kerl herum hocken zu lassen? Und welcher Teufel hat dich so winzig klein gemacht?“

„Wer anders als mein Gebieter, der Waldgeist?“ versetzte Trutta. „Bald dehnt er mich zu einer Riesin aus, bald drückt er mich zu einer Zwergin zusammen: alles, wie's ihm beliebt und zu seinen Absichten paßt.“

Während dieses Gesprächs führte das Waldweib die Gäste ins Besuchzimmer.

Hier zeigte vieles Hexenwesen
Ganz offenbar der Wirthin Stand:
In langer Reihe hingen Besen
Und Ofengabeln an der Wand.
So ließ sie ihren Marstall prangen,
Reitfertig zur Walpurgisnacht,
Und tausend Drudenfüße schlangen
Sich zwischendurch in greller Pracht.
Auch saß ein Hofstaat schwarzer Katzen,
In großer Zahl, die Stub' entlang,
Und bot die sanft erhobnen Tatzen,
Wie Schranzen freundlich, zum Empfang.

Der Kasten rutschte jetzt freiwillig von Valentins Schulter herab, setzte sich auf eine Bank, und Trutta,

die immerfort, wie ein Schornsteinfeger aus einer Feueresse, heraus sah, forderte von ihrer Freundin etwas zu essen.

„Meine Küch' ist kalt, mein Keller warm, ich hab' eine Wirthschaft, daß Gott erbarm!" antwortete die spaßhafte Hexe.

Trutta machte ein verdrießliches Gesicht, und erklärte, daß sie, bei diesen klaglichen Umständen, vom Hunger genöthiget werde, ein besseres Unterkommen zu suchen.

„Bleib nur, bleib!" sagte Jene. „Es steckt ein herrlicher Katzenbraten am Spieß, und wird bald gar seyn."

„Ha, mein Leibessen!" rief Trutta. „Aber wie konntest du's über dein Herz bringen, aus deinem geliebten Volke ein Schlachtopfer zu wählen?"

„Ja, ich bin eine strenge Regentin!" versetzte Jene. „Es war ein Kater von unvergleichlicher Schönheit, aber ein liederlicher, ausschweifender Taugenichts, der immer außerhalb auf die Kreith ging, und sich weder durch Güte noch durch Strafen zur Ordnung gewöhnen ließ."

„Horch, Junker Velten!" fiel Trutta ein. „Du wirst auch endlich gebraten werden, so du dich nicht besserst!".

„Was habt ihr denn mit einander?" fragte die Hexe.

„Laß dir erzählen!" sprach Trutta. „Da kommt heute der junge Sausewind in unsern Wald, ruft keck meinen Herrn und Meister bei seinem Spitznamen, und fordert dann, als hätt' er sich bestens damit empfohlen, goldene Berge von ihm. Solchen Schimpf steckt aber Herr Rummart nicht ein, ohne sich zu rächen. Er beschenkte daher den zudringlichen Burschen, der sich gar nicht abweisen ließ, mit diesem Kasten, worin sich kein Schatz befindet als ich; und ich habe Befehl, den Faulenzer und Bettler so lange zu begleiten und zu züchtigen, bis er ein ordentlicher Mensch wird, und sein Brod durch Arbeit verdienen lernt. — Das merke dir, Bursch! Das ist zwischen uns der einzige Weg zur Scheidung." —

Valentin schwieg verstockt. Er sann darauf, sich mit leichterer Mühe frei zu machen.

7.

Der gebratene Verbrecher ward in seiner ganzen abschreckenden Gestalt, und sogar noch in seinem Balge, aufgetischt. Die Hexe zerlegte ihn mit den Fingern, und reichte dem Studenten einen Schenkel, den er mit Grausen verbat. „Der Dümmling weiß nicht,

was gut schmeckt!" sagte Trutta. „Wir wollen mit dem köstlichen Braten schon allein fertig werden." — Sie verschlangen ihn, wie Wölfe, und nach fünf Minuten war nichts mehr übrig. Valentin knaupelte indessen in einem Winkel an den Ueberresten des Backwerks, womit er sich vor seinem Eintritt in den Schwarzwald reichlich versorgt hatte, weil er, wie ein Kind, nichts lieber als Kuchen aß.

Nach aufgehobener Tafel bereitete die Hexe ihren Gästen ein Lager, das sie mit einander theilen sollten. Dem Studenten ward bange, daß Trutta nun aus dem Kasten heraus schlüpfen, sich neben ihn pflanzen, und ihn wohl gar mit Liebkosungen antasten würde. Doch wider alles Erwarten zog sie sich, wie eine Schnecke, in ihr Haus zurück. Die Hexe wünschte ihr und ihm eine gute Nacht, und verließ sammt ihrem ganzen schwarzen Hofstaate das Gastzimmer, um sich in ihr Schlafkämmerlein zu begeben.

Höchst ermüdet bedurfte auch Valentin zu seiner vorhabenden Flucht der Stärkung des Schlafs. Er streckte sich auf das ihm angewiesene Bett; Trutta und ihr Gehäuse blieben, wo sie waren. Indem er aber die Augen zudrückte, sprang der Kasten von der Bank, hüpfte wie eine Aelster über die Stube, und legte sich ihm zur Seite. Er knirschte leise mit den

Zähnen, denn er befürchtete nun jeden Augenblick, die widrige Schlafgeſellin leibhaft neben ſich zu ſehen. Sie verſchonte ihn jedoch mit der Erſcheinung ihrer Perſon, verhielt ſich in ihrem Futterale ganz ruhig, und ſchlief und ſchnarchte ſogar.

„Nun iſt es Zeit, nun ſei's verſucht,
Mich heimlich zu entfernen.
Es leuchtet mir zu meiner Flucht
Ein Heer von miden Sternen."
So ſagte Valentin zu ſich,
Indem er ſtill vom Lager ſchlich.

Er tappte ſacht zur Thür hinaus,
Sah alles trefflich glücken,
Der Hexe ſchauervolles Haus
Lag hinter ſeinem Rücken,
Und Pfade durch den wüſten Hain
Zeigt' ihm des Himmels Lampenſchein.

Raſch lief er über Stock und Block,
Mit jedem Schritte kecker,
Doch ſchreckt' ihn bald ein Ziegenbock
Durch nahendes Gemecker,
Und endlich hört' er gar mit Grau'n
Unſern ein Katzenvolk miau'n.

Er warf die Augen kreuz und quer,
Woher die Töne klangen,
Und ſah ſich von der Hexe Heer

Umzingelt und gefangen.
Sie sprengte selbst, um ihn zu fahn,
Auf einem schwarzen Bock heran.

„Wohin, wohin? du werther Gast!
Was läufst du wie besessen?
So warte doch, du Scheim, du hast
Bei mir etwas vergessen!
Frau Trutta kam dir aus dem Sinn;
Da ist dein Liebchen, nimm es hin!“

Er floh umsonst, sie schleudert' ihm
Den Kasten auf den Rücken;
Wild fuhr heraus das Ungethüm,
Um, strafend ihn zu zwicken.
Der Hexenschwarm zerstob im Hain,
Er war mit Trutta jetzt allein.

„Kein Auge darf man zuthun, wenn man einen solchen Wildfang zu hüthen hat!“ eiferte sie. „Nun magst du aber auch mit müden Beinen die ganze Nacht traben, und sollst mir überhaupt wenig ruhen, bis wir in Frankfurt am Main sind.“

„Was wollen wir denn dort aushecken?“ knurrte Valentin.

„Glück oder Unglück, nachdem du dich aufführst!“ antwortete sie. „Ich werde dich, da ich nun einmal zu deiner Hofmeisterin ernannt bin, ins Haus eines reichen Kaufmanns bringen, wo es auf dich allein an-

kommen wird, ob du durch Fleiß und Redlichkeit ein glücklicher Mann werden, oder als unverbesserlicher Taugenichts den Galgen zieren willst."

Valentin verschluckte den harten Ausdruck, machte jedoch gegen die Sache selbst den natürlichen Einwand, daß er, der weder einen Lehrbrief, noch empfehlende Zeugnisse aufzuweisen habe, wohl schwerlich das Vertrauen eines Kaufmanns, eines Mitgliedes der vorsichtigsten Menschenklasse, gewinnen werde.

„Das ist meine Sorge," sagte Trutta. „Ich habe schon die nöthigen Papiere für dich in Bereitschaft. Du übergiebst sie, und wirst als Handlungsdiener angestellt: denn du mußt schlechterdings von unten auf dienen. Auch mich wirst du nicht eher los, bis deine Besserung auf festen Füßen steht. Ich werde mich aber, sammt meiner Wohnung, unsichtbar machen, damit sich die Leute nicht über mich das Maul zerreißen, und dich meinetwegen fliehen und meiden."

8.

Die Reise ging stracks auf Frankfurt zu. Trutta hatte nun unter Weges keine Gastfreundin mehr, bei welcher sie das Handwerk begrüßen konnte; sie mußte, wenn ihr Träger einiger Ruhe bedurfte, in Wirthshäusern einkehren. Da war sie meistens so artig, sich

sich von dem Daseyn seiner verwandelten Christel zu überzeugen, bald wollte er keinen Augenblick versäumen, und der schuldlos in den L.. schen Gefängnissen Leidenden zu Hülfe eilen. Indem die heftige Gährung seines Gemüths eben einen kräftigen, aber unheilbringenden Entschluß erzeugen wollte, brachte eine Chaise mit prächtigen Braunen bespannt, die gerade auf Conrads Haus zufuhr, alt und jung in Wettingen in Bewegung, und gab seinem Ideengange eine neue Wendung, wie ein plötzlich aufsteigender Sturm die eben sich entladen wollende Donnerwolke noch weiter forttreibt, denn sein mechanisch sich auf die Chaise heftendes Auge erblickte darin Christel, die verwandelte Christel, die ihn bei den Klosterruinen verließ, in reicher vornehmer Kleidung, an der Seite eines schönen jungen Mannes. Schon hielt der Wagen, schon fragte sie mit mildem freundlichen Ton nach Georg. Er stürzte herzu, er rief: „Christel, bist du's? noch nicht wieder in der alten Gestalt!“ Die Umstehenden, fürchtend daß er seinen Verstand verloren habe, wollten ihn zurückhalten, aber er stieß sie fort, und die schöne Dame erwiederte lächelnd, „ich bin nicht mehr Christel, ich bin die Pachterstochter wieder, für die sie betete, und will dich zu ihr führen!“ „O, das ist wieder Spuk und Blend— —!“ rief Georg verzweifelnd: „Chri-

nicht zu zeigen. Als sich aber der liederliche Bursch in der einen Herberge in ein Würfelspiel einließ, in der andern sich betrank und mit den Wirthstöchtern buhlte, da kam der Zauberkasten wie eine Bombe geflogen, die Hofmeisterin fuhr heraus, und bestrafte den Ausschweifling mit Verweisen und Schlägen.

Dieser Zwistigkeiten ungeachtet beschenkte sie ihn im letzten Nachtlager vor Frankfurt mit einem neuen Kleide, übergab ihm die versprochenen Beglaubigungsschriften, und befahl ihm, sich damit bei dem reichen Großhändler Peter Lütkens, dessen Wohnung sie ihm bezeichnete, zu melden. Das Hauptstück der Empfehlungspapiere war — ein Brief seines eigenen Vaters, an besagten Kaufmann gerichtet, und so täuschend geschrieben, wie es dem ungerathenen Sohne nie gelungen war, wenn er bisweilen die väterliche Handschrift zu einem falschen Wechselchen nachzumahlen versucht hatte.

Herr Peter, ein alter deutscher Degenknopf, hatte eben einen treufleißigen Handlungsbedienten durch den Tod verloren, und wünschte sehr, den in seiner Schreibstube ledig gewordenen Stuhl recht bald wieder zu besetzen. Es gab zwar um ihn her dienstlose Leute genug; doch bei Allen war ein Aber: einer liebte die Mädchen, der andere den Wein, und so weiter. Ueber-

haupt hatte Herr Peter die Grille, daß er jungen Männern, die in ausgebreitete Stadtbekanntschaften verflochten waren, nicht gern Geschäfte und Gelder anvertraute. Er wollte sich deshalb einen Comptoristen aus der Fremde verschreiben. Indem er mit diesem Vorsatz zur Feder griff, erschien Valentin, und überreichte den Empfehlungsbrief seines Vaters. Herr Peter, der den angesehenen Kaufmann Altmayer in Leipzig dem Namen und Ruf nach kannte, freute sich höchlich, den Sohn eines so wackern Mannes vor sich zu sehen, und nahm den schlimmen Vogel ohne Bedenken in seine Dienste.

9.

Anfangs kehrte Valentin die gute Seite heraus; er war ordentlich und fleißig in seinen Geschäften, und verrichtete sie mit Geschick, woran es ihm gar nicht fehlte.

Trutta, die unsichtbar auf seinem Rücken in Herrn Peters Haus mit eingezogen war, und sich in einem Winkel des Stübchens, das ihr Zögling bewohnte, niedergelassen hatte, sagte ihm jeden Abend, wenn er zu Bette ging, ein freundliches Wörtchen. Außerdem blieb sie still, kam nie zum Vorschein, und hörte endlich ganz auf, die tägliche Belobung auszusprechen.

Als dieſes Verſtummen einige Wochen gedauert hatte, machte er ſich die angenehme Vorſtellung, ſie habe ſich in der Stille entfernt, weil ſie es nicht mehr für nöthig finde, ihn zu hofmeiſtern. Er legte das Ohr an den Kaſten, klopfte leiſe mit dem Finger daran, es regte ſich nichts darin.

Nun ſchien es ihm gefahrlos, ſeinen Untugenden wieder den Zügel ſchießen zu laſſen. Er fing damit an, daß er, als er ſich einsmals in der Schreibſtube allein befand, ſeinen von Leipzig mitgebrachten Dietrich an der eiſernen Geldtruhe ſeines Herrn verſuchte. Die Schlöſſer ließen ſich öffnen; als er ſich aber in den hohen Kaſten niederbeugte, um eine Hand voll Geld heraus zu langen, ward der Deckel mit Gewalt über ihm zugeſchlagen. Er ſteckte wie in einem Fuchseiſen; alles Ringen nnd Streben, ſich aus der Klemme zu ziehen, war vergebens.

Während er ſo in der größten Verzweiflung zappelte, kam ein neues Schrecken hinzu. Sein Plagegeiſt erſchien. — Er guckte, oben auf der drückenden Platte ſitzend, mit einem grimmigen Geſichte in die Oeffnung herunter, packte den Gefangenen beim Ohre, ſchüttelte ihn tüchtig, und ſagte: „Ha, Spitzbube! biſt du hier? Soll ich dich augenblicklich wie einen Wurm zerquetſchen? oder willſt du mir ernſtlich gelo-

ben, von nun an ein braver, ehrlicher Kerl zu werden? — Auf eine oder die andere Art müssen wir aus einander: denn ich bin's endlich satt, deinetwegen immer und ewig in meinem Gefängniß zu sitzen, und auf dich Galgenschwengel ein wachsames Auge zu haben."

In Todesnöthen versprach er, was die Furie verlangte. Sie begnadigte ihn nun zwar, drohte aber, ihm ohne Barmherzigkeit das Garaus zu spielen, sobald er sich wieder bei einem schlechten Streiche betreffen lasse. Meister Mummart, sagte sie, habe sich's nun einmal in den Kopf gesetzt, ihn entweder glücklich zu machen oder zeitlebens zu plagen. Er wolle damit dem übermüthigen Famulus Wagner beweisen, daß er nicht der unbedeutende Geist sei, dem man den ersten besten Abenteurer, mit eingeblasenen Schimpfnamen, auf den Hals schicken, und sich dabei vorstellen dürfe, daß weder Gutes noch Böses daraus entstehen werde.

10.

So bin ich doch neugierig, was mir für ein Glück blühen wird, wenn ich zu Kreuz krieche! dachte Valentin, da er sah, daß er in seiner alten Laufbahn durchaus nicht weiter fortkam. Er stieß nun seine Schooßsünde, die Trägheit, mit Ernst und Gewalt

von ſich, ward der fleißigſte Schreiber und Rechner in Herrn Peters Geſchäftsſtube, widerſtand jeder Verſuchung, womit ihn Bacchus und Venus unabläſſig verfolgten, gewann durch das alles bei ſeinem Herrn einen guten Stein im Brete, und erhielt von ihm, nach treuer und kluger Ausführung eines kitzlichen Handels, ein anſehnliches Geſchenk. Dieſer unerwartete Vortheil, der ihm auf rechtlichem Wege zufloß, that ihm wohl. Es ward ihm allmählich zur Gewohnheit, ſich ohne Kniffe und Pfiffe zu behelfen, und nach Verfluß eines halben Jahres beſtand er in einer entſcheidenden Probe, indem er die ſchönſte Gelegenheit, einen bedeutenden Unterſchleif, ohne Gefahr der Entdeckung, zu machen, entſchloſſen von ſich wies, auch ſich darüber nicht ſelbſt lobte, ſondern die Sache ſo anſah, als hätte ſie nicht anders behandelt werden können.

Der leidige Kaſten ſtand indeſſen unverrückt auf ſeinem vorigen Platze, verrieth aber auf keine Weiſe das Geheimniß, ob Trutta noch darin lauſchte oder nicht. Erſt am Abend des Tages, da der bekehrte Sünder einen unwiderſprechlichen Beweis ſeiner Beſſerung abgelegt hatte, hörte er zwiſchen den verhaßten Bretern eine leiſe Bewegung, die ihn aufmerkſam machte.

Und ihm war's ein Schreck und Gräuel;
Denn was konnt' er anders denken,
Als daß ihm der alte Scheuel
Seinen Anblick wolle ſchenken?
Lauernd und mit düſterm Sinne
Blickt' er nach der dunkeln Ecke,
Wo mit Netzen eine Spinne
Trutta's kleines Haus umfing,
Und er ſah, daß ſchon die Decke
Langſam in die Höhe ging.

Aber', Himmel! welcher Tauſch
Schuf ihm einen Wonnerauſch!
Wie ein Engel, ſchön und mild,
Stieg ein zartes Mädchenbild
Sanft hervor,
Hob ſich rebenſchlank empor,
Und im Nu
Warf's ihm lächelnd Küſſe zu.'

Liebewarm
Wollt' er's faſſen in den Arm,
Aber munter
Taucht' es plötzlich wieder unter,
Und die leer umarmte Luft
Hauchte Roſenduft.

II.

Doch die liebliche Rose war und blieb verschwunden. Valentin stand einige Minuten wie versteinert; dann hob er den Kasten, den er sonst mit keinem Finger berührte, auf den Tisch, beleuchtete ihn von allen Seiten, spähte durch Ritzen und Spalten hinein, und sah leider nichts als einen hohlen Raum. Daß er die ganze Nacht schlaflos zubrachte, versteht sich von selbst. Das schöne Luftgebild schwebte ihm beständig vor den Augen; wie war es möglich, sie zu schließen?

Auch in den folgenden Tagen war die holde Erscheinung sein immerwährender Gedanke. Er setzte sich's in den Kopf, sie sei die Vorläuferin eines wirklich lebenden Mädchens, das ihm der versöhnte Geist des Schwarzwaldes beschieden habe. Dieser angenehme Wahn belebte und spornte ihn, sich fort und fort gut zu betragen. Bei allem, was er that, stellte er sich vor, er werde von seiner lustigen Braut beobachtet. Es vergingen aber Wochen und Monate, ohne daß es ihr gefiel, sich zu verkörpern, oder sich nur in der vorigen wesenlosen Gestalt wieder sehen zu lassen.

Hierüber mißmüthig, machte es ihm wenig Freude, daß er zum Buchhalter befördert ward. Er dachte bei jeder Zahl, die er schrieb, an seine verdrießliche Glücks-

null, die sich noch durchaus nicht in eine gültige, gute Nummer verwandeln wollte.

Eines Tages, als er eben auch so kalmäuserte, fuhr ein Wagen am Hause vor; Herr Peter ward aus dem Geschäftszimmer abgerufen, und kurz nachher brachte ein Markthelfer die Neuigkeit: der Herr habe Besuch erhalten; seine Schwester aus Straßburg sei mit ihrer Tochter angekommen.

„Ei, das ist gut!" rief ein lustiger Handlungsdiener: „So sitzt uns der Alte nicht immer hier auf dem Dache, und wir lernen ein Mädchen kennen, das ein Wunder von Schönheit seyn soll." —

„Reicht aber dem Bilde, das ich im Herzen trage, gewiß das Wasser nicht!" setzte der schwermüthige Buchhalter in Gedanken hinzu, und folgte bald darauf ganz gleichgültig dem Ruf zu Tische, ungeachtet er wußte, daß er die schöne Straßburgerin dort finden werde.

Er trat ins Speisezimmer, sah die schlanke, blühende Fremde, und fuhr vor Schrecken zusammen: denn sie und das Luftmädchen glichen sich, wie ein Wassertropfen dem andern.

Auch die junge Straßburgerin wechselte bei seinem Anblick die Farbe, und war unruhig und verlegen.

Valentin, der, als Buchhalter, ein Wort am

Herrentische sprechen durfte, und sich auch zu andern Zeiten dieser Freiheit bediente, gab dießmal, wenn er über etwas gefragt wurde, nur ein leises, schüchternes Ja oder Nein von sich.

„Nun, was hat denn unser Altmayer für Mäusenester im Kopfe?" sagte Herr Peter. „Er ist ja heute so stumm wie ein Fisch!"

Käthchen von Straßburg ward roth, als fühlte sie, daß ihre Gegenwart daran Schuld sei. Der bestürzte Buchhalter wandte Kopfschmerzen vor. Es war ihm wohl und wehe, da die ängstliche Mahlzeit zu Ende ging. Er eilte nach seinem Stübchen, blickte scheu in den unheimlichen Winkel, und Trutta's Wohnkasten war verschwunden.

12.

Die Damen von Straßburg hatten sich darauf eingerichtet, einen Monat in Frankfurt zu bleiben, und indessen geschah, was der Leser schon vermuthet: die beiden jungen Leute wurden vertraut, und bekannten einander ihre Liebe.

Herr Peter und seine Schwester, die das Geheimniß bald erlauschten, zogen sie zur Verantwortung, brachten sie ohne viele Mühe zum Geständniß, und genehmigten, nach einigen Bedenklichkeiten und Ein-

wänden, die stille Verlobung. Der alte, wackere Herr ging in seiner Güte noch weiter, indem er den Bräutigam zu seinem Handelsgenossen erklärte. Freudetrunken schrieb der verlorene Sohn an seinen Vater, und meldete ihm, mit vorsichtiger Verschweigung der voran gegangenen Abenteuer, sein überschwengliches Glück.

Einige Tage vor der Hochzeit forderte Käthchen ihren Gesponsen scherzend auf, ihr seine bisherige Wohnung zu zeigen. Er führte sie hin. Sie stutzte auf der Schwelle, durchblickte geschwind mit großen Augen den engen Raum, und sagte: Das Stübchen, sammt allem Geräthe, sei ihr so bekannt, als wäre sie schon irgend einmal zwischen diesen Wänden gewesen, und hätte sogar ihn da gesehen. „Es sind einige Monate her," fuhr sie fort, „da fiel ich eines Abends in eine plötzliche, mit Abwesenheit des Geistes verbundene Erstarrung, und als ich wieder zu mir selbst kam, hatte ich die wunderliche Einbildung: ich sei in einem fremden kleinen Zimmer aus einem Kasten gestiegen, und ein Jüngling von Deiner Gestalt und Bildung, lieber Altmayer, habe vor mir gestanden. Darum erschrak ich nicht wenig, als ich Dich zum ersten Mal sah; und mein Traumgesicht wird mir nun doppelt merkwürdig, da ich auch das Stübchen hier völlig

stel sitzt ja des Mords beschuldigt in L... „Des Mords beschuldigt!“ riefen der Fremde und die Unbekannte zugleich. „Ja freilich, sie soll eine Grä-fin umgebracht, und ihr ihre Juwelen gestohlen haben, aber sie ist unschuldig wie die Sonne. Die Fremde schien zu erschrecken, sie sagte ihrem Be-gleiter etwas ins Ohr, der ihr beruhigende Worte zu erwiedern schien, und Georgen dann versicherte, daß das Gerücht falsch sey, daß sie eben jetzt nach L.. reisen und ihn mitnehmen wollten, wo er sich am besten von der Unwahrheit der Sache über-zeugen werde. Halb zweifelnd, ob er der räthsel-haften Unbekannten, die er jetzt für die Nixe selbst hielt, noch einmal trauen sollte, da ihre Gesell-schaft ihm bis jetzt kein Glück gebracht hatte, stand Georg schweigend da, gab endlich dem vereinten Zureden des fremden Paares nach, und stieg zu ihnen in den Wagen, der unter der Verwunde-rung und dem Kopfschütteln seines Vaters und der Einwohner von Wettingen pfeilschnell ver-schwand.

Christel hatte sich, nachdem ihr Entführer sie verließ, in einer ängstlichen Lage befunden. Seine Ermahnung befolgend, beantwortete sie die Fragen des geschwätzigen Wirths gar nicht, so daß dieser sie endlich für stumm erklärte, und sie mit ihrem zwar treuen, aber auch sehr wortkargen Begleiter

wieder finde. Es fehlt nichts als der Kasten! Hat wohl sonst einer in jenem Winkel gestanden?"

Valentin verneinte, etwas betreten, die Frage. Es schien ihm natürlicher Weise nicht rathsam, seinen Verkehr mit Kobolden und Hexen zu entdecken.

Die Hochzeit wurde glänzend und fröhlich gefeiert. Bei der Tafel weihte der dankbare Bräutigam im Stillen das erste Glas dem Freund im Schwarzwalde; und als er ein paar Monate später eine Geschäftsreise that, machte er einen weiten Umweg zu Rummarts Burg, und rief ihn freundlich beim Namen. Der Geist erschien. Valentin bedankte sich für das ihm geschenkte Glück. „Gut, gut!" sagte Rummart lachend. „Ich habe Dich mit lustiger Strenge zu einem ehrlichen Manne gemacht, und das ist besser, als wenn Dich Doctor Faust, der Teufelsbündner, mit Gold überschüttet hätte. — Geh' hin in Frieden!"

VIII.

Die Stimme des Herzens,

von

Friedrich Laun.

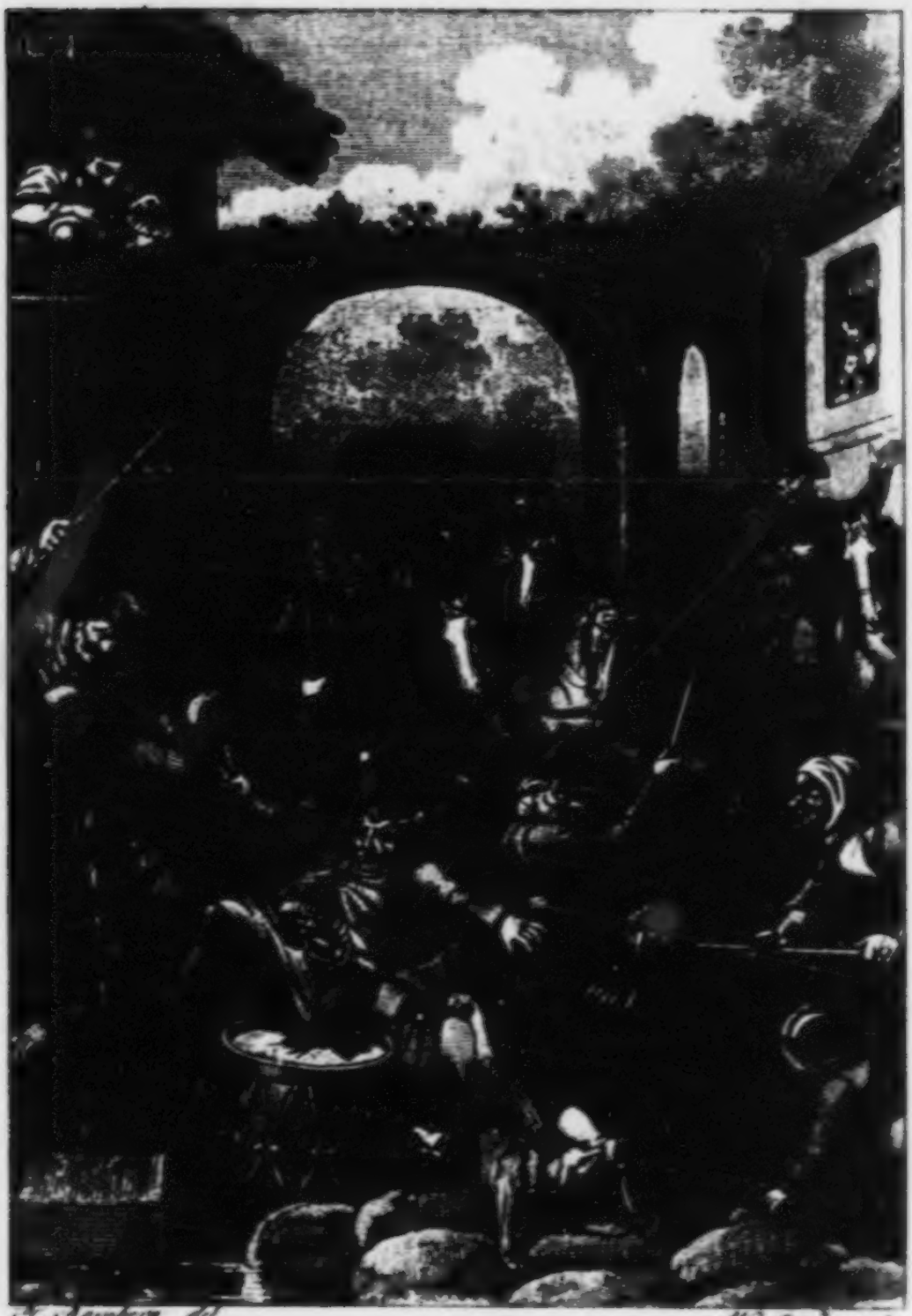

M. Stanberg del.

H. Jary sculp.

Vorzeichen.

In dem kleinen Knickshauſen ſah man einem groſſen Ereigniſſe entgegen; ſoviel mußte ein Blinder gewahr werden. Der längſt zum Futterboden zerfallene Raths-ſaal wurde auf Einmal wieder ball- und konzertfähig gemacht. Die alten Uniformen ſämmtlicher ſechs Stadtſoldaten prangten mit neuen Ellenbogen; ja ſogar den invaliden, hölzernen Eſel vor dem Rathhauſe, der vorm Jahre unter einem Raiſonneur zuſammengebrochen war, ſtellte man ſchleunigſt wieder her. Ein Schmidt mußte das morſche Thier mit eiſernen Rippen verſehen und ein Maler ſeine Wunden und Narben durch ein ſchwarzes Fell thunlichſt vermarkeln, welcher letztere, um ſeinen Namen bei dieſer Gelegenheit auch auf die Nachwelt zu befördern, ein ſehr leſerliches Gurke pinxit juſt unter dem Schweiſe in ſchönen, weißen Buchſtaben anbrachte.

Mit diesen öffentlichen Anstrengungen ging die Vorsorge der einzelnen, angesehenen Knickshausener Hand in Hand. Schneider und Nähterinnen, Putzmacherinnen und Perückenmacher waren mit Arbeit noch nie so überhäuft gewesen. Alle Häuser von einigem Belange wurden ausgefegt und erneut, ja einige, wie zum Exempel das Haus des Herrn Bürgermeisters Mittwoch, waren sogar neu abgeputzt und mit Farben verschönert worden, so hell, daß man sie ohne Thränen kaum ansehen konnte. Wirklich wurden auch das Mittwoch'sche Haus von dem bevorstehenden Ereignisse am meisten betroffen, und was hier geräumt und gerückt, gescheuert und polirt, geschniegelt und gebügelt wurde, das ist gar nicht zu beschreiben.

Die Bürgermeisterin.

Bürgermeisters Mittwochs selbst werden eher einer Beschreibung fähig seyn. Die Frau Bürgermeisterin zum Beispiel, war eine Dame zwischen vierzig und funfzig Jahren, die von einigen für halbverrückt, von andern für besonders gelehrt gehalten wurde. So viel war richtig, sie hatte in ihrer Jugend alle damalige Moderomane gelesen, auch wohl in's Praktische überzutragen gesucht. Sie hatte in ihrem ledigen Stande

unter dem angenommenen Namen Fanny Morgenthau, selbst ein Buch voller Mondschein und Thränen und Entführungen und Mißheirathen herausgegeben und damit das Herz ihres verstorbenen ersten Gatten, des Senators und Kaufmanns Kornitzky, bis zum Heirathen gerührt. Er hat es, wie manche behaupten wollen, hinterher bitter bereut. Auch sie pflegte zu sagen, daß sie thörig gehandelt habe, und die Stimme ihres Herzens besser hätte befragen sollen. Ueberhaupt hielt sie sehr viel auf die Stimme des Herzens und dachte, wenn es Gottes Wille ist, diesen Mann bei Zeiten zu sich zu nehmen, und ich heirathe noch einmal, so will ich gewiß nicht wieder so blindlings in die Ehe hinein tappen.

Herr Kornitzky starb auch wirklich noch im ersten Jahre. Allein die lange Wittwenschaft von sechs und dreißig Monaten mochte vielleicht die gute Frau bewußtlos zu mildern Gesinnungen bewogen, oder grade die Güte ihres Herzens sie verleitet haben, sich der Stimme desselben abermals zu begeben. Nach drei Jahren heirathete sie den damaligen Herrn Senator Mittwoch, bei welcher Verbindung, wie sie hinterher fand, ebenfalls ihres Herzens Stimme nicht zu Rathe gezogen worden war.

Der Bürgermeister.

So guten Anschein nämlich die neue Ehe drei ganze Tage lang gehabt hatte, so wollte es späterhin doch gar nicht recht mit ihr fort. Der Senator Mittwoch hatte, ihrer Aeußerung nach, viel zu wenig Sinn für geistige Größe. Die Frau Senatorin schriftstellerte, wenn sie ihres Mannes einfältiger Forderung zu Folge, die Augen auf Küche, Keller und Wirthschaft richten sollte. Ein Vers von ihrem schönsten Kaliber konnte diese thierische Natur durchaus nicht mit einem verbrannten Braten oder Weihnachtsstollen aussöhnen. Auch behauptete er, wenn sich im Sommer sein Magen und Gaum fast mit lauter Milch und Semmel und Radieschen zufrieden stellen sollte, daß er bei solchem Naturmenschenleben, wie die Frau Senatorin es nannte, noch am Ende zu einem durchsichtigen Mondscheinbilde einschrumpfen würde. Dazu wollte er anfänglich die Tintenspuren, welche sich häufig an ihren Fingern vorfanden, so wenig gelten lassen, als die Federn, die sie oft nicht Zeit hatte aus den Haaren zu kämmen.

Allein nach und nach wußte sie bei solchen Gelegenheiten Punkte zu berühren, welche ihm ebenfalls empfindlich waren. Sie erzählte ihm nämlich, was

allein ließ. Der Nachmittag bot schon dem Abend die Hand, der alte Jakob, der die Nacht auf dem Verdeck schlaflos zugebracht hatte, suchte in einem Hinterstübchen das Versäumte nachzuholen, und Christel, von Langeweile, Angst und Sehnsucht bestürmt, weinte bittre Thränen — da öffnete sich die Thür ihres Zimmers, und ein langer hagrer Mann mit hoher Frisur, einem reich mit Gold besetztem Kleide und einem Stern auf der Brust trat herein; hinter ihm schlich die Gaunergestalt des Wirths, tief gebückt und mit boshaft grinsenden Mienen. „Ah Gräfin Tochter!“ rief der besternte Herr mit gewaltsam zurückgehaltnem Zorn, der sich hinter einen scherzhaft seyn sollenden Ton schlecht genug verbarg, „so bald sehn wir uns wieder? In der That ein würdiger Aufenthalt für eine Dame Ihres Standes.“ Er war bei diesen Worten näher auf sie zugetreten, und sah der sich furchtsam und demüthig erhebenden Christel mit immer wachsendem Erstaunen, das die Fortsetzung seiner Rede unterbrach, gerade und lange ins Gesicht. „Que diable!“ sagte er endlich (er hielt es für unschicklich, deutsch zu fluchen, so wie Leute von Welt manche Dinge nur französisch ohne Verletzung des Anstandes sagen zu dürfen glauben), indem er seine Brille auf der Nase befestigte — „hat mein blödes Gesicht mich getäuscht? oder —

man im Rathe zu Zeiten ihres seligen Eheherrn von ihm gesprochen, und wie man ihn einzig durch ihre Protektion in das Rathskollegium aufgenommen hatte.

Das letztere war ihm besonders peinlich. Denn daß er bei den damaligen Rathsgliedern in übelm Rufe stand, das rechnete er sich darum nicht zur Schande an, weil die Ursache aus seiner Knabenzeit herrührte. In der mochte freilich manche Unfertigkeit durch ihn fertig geworden seyn, welche E. E. wohlweisem Rathe gegolten hatte. Dem Syndikus, einem sehr gravitätischen Manne, hatte er einst einen Hasenschwanz an die Staatsperücke gehangen, einen andern Senator, während des Mittagsschlafchens im Hause seines seligen Vaters, an den Stuhl gebunden. In den Teich des seligen Stadtrichters, der ihn einmal dort beim Angeln erwischt und etwas geschüttelt haben mochte, hatte er einige Hechte gesetzt, welche mit den Karpfen darin ein höchst unverträgliches Leben führten. Der Frau Stadtrichterin hatte er eines Nachmittags, wie sie seine Mutter auf ein Täßchen Kaffee besuchte, eine junge Maus unter die Dormeuse zu praktiziren gewußt und — was das Schlimmste war — Abends im Winter einmal gar den gestrengen Herrn Bürgermeister zum Besten gehabt. Während der letztere nämlich in

der Ressource den Gespensterglauben mit einem großen Aufwand von Eloquenz bestritt, lief der junge Mittwoch an sein Haus und setzte ihm einen riesenhaften Schneemann vor die Thüre. Der Bürgermeister Knoblauch, der diesen, wie er dort ankam, für einen wirklichen Abgesandten der Hölle hielt, und alles, was er gegen Gespenster und Teufel vorgebracht hatte, im Stillen widerrufen mochte, ohne daß das weiße Unthier vom Platze rückte, kehrte nach der Ressource zurück, widerrief dort öffentlich, und bat nur, daß ihn jemand begleiten möchte, um den Spuk zu sehen, den ihm die Hölle bereitet habe. Sämmtliche Anwesende gingen hierauf in Corpore mit dem Bürgermeister, und es fand sich zu dessen größter Beschämung, was der junge Thunichtgut angerichtet hatte, auf den sogleich jedermann dabei dachte. So exemplarisch aber auch dieser Muthwille bestraft wurde, so hatte ihn doch der Bürgermeister noch immer nicht vergessen, als viel später der junge Mittwoch von der Akademie zurückkehrte. Und obschon der Bürgermeister Knoblauch nachher durch einen seligen Tod hingerafft wurde, auch nach und nach die übrigen lebendigen Denkmale der Mittwochschen Jugendstreiche abstarben, so würde er doch, da der gegen ihn aufgebrachte Geist des Rathskollegiums sich darin erhalten hatte, ohne seine jetzige

Frau, wie gesagt, schwerlich jemals Senator gewor-den seyn.

Herr Mittwoch der Jüngere.

Der Prophet gilt nicht in seinem Vaterlande! so pflegte daher der Herr Senator Mittwoch zu sagen, und schickte seinen Sohn Karl sogleich nach Eintritt der ersten Symptome von den Flegeljahren, auf eine ziemlich entfernte Schule. Auch sollte er weder von dieser, noch spätershin von der Universität zum Besuch, sondern erst dann nach Knickshausen zurückkommen, wenn ihm bereits die dortige Senatorwürde vom Rathe zuerkannt und dessen Beschluß von der Regierung genehmigt war. Denn so weit auch sonst die Wünsche des Mittwochschen Ehepaares aus einander lagen, so trafen sie doch darin völlig zusammen, daß ihr lieber Karl einmal künftig eine Zierde der Stadt werden möchte.

Inzwischen hatten die Aeltern ihn auf Schule und Akademie eins um das andere alle Jahre einmal be-sucht und dabei immer die Größe seiner künftigen Be-stimmung in's Andenken gerufen.

Der Zufall schlug sich auch ganz auffallend in's Mittel. Herr Mittwoch der Jüngere wurde nämlich

auf der Akademie mit dem Erbprinzen genau bekannt, welcher bald nachher zur Regierung gelangte. Herr Mittwoch, welcher just damals im Amte der Residenz Aktuarius war, feierte das Huldigungsfest durch ein Gedicht, das in Knickshausen, wohin er es mit Staffete sendete, für das Höchste des menschlichen Geistes gehalten wurde.

Nicht gleicher Meinung hierin mit der Stadt Knickshausen war die Residenz. Hier hatte der Verfasser dadurch den Schein der Lächerlichkeit so sehr auf sich geladen, daß der Herzog den Umgang desselben, den er sich Anfangs, trotz des sehr verschiedenen Standes, gefallen ließ, nicht länger mit Anstand ertragen zu können glaubte. Und dieses grade gereichte dem jungen Mittwoch zum Glück. Die eben erledigte Justizamtmannsstelle zu Knickshausen verschaffte dem Herzoge den Ausweg, den überlästig gewordenen Freund mit der besten Manier aus der Residenz zu entfernen. Wenn aber auch Herr Mittwoch der Jüngere den richtigen Zusammenhang der Sache wohl merkte, so hatte man doch in Knickshausen keine Ahndung davon. Dort glaubte man vielmehr, einem von dem Fürsten so vorzüglich Begünstigten den ehrenvollsten Empfang schuldig zu seyn.

Der Herr Bürgermeister Mittwoch wußte freilich

nicht recht, ob er ſich über die Nachricht von der ausgezeichneten Beförderung ſeines Karls auch freuen ſollte. Als Senator hätte ſein Sohn einen geringern Rang gehabt, als er. Der Amtmann hingegen hatte den Rang vor dem Bürgermeiſter. Das war bedenklich. Junge Leute ſind bisweilen arrogant. Auf der andern Seite aber brachte es ſeinem Hauſe die größte Ehre, und ein Theil von des Amtmanns Anſehen fiel doch immer wieder auf den Vater zurück. Es that ihm daher auch recht wohl, wie ſich dieſes ſchon jetzt zu Tage legte, als ſein Kollege und Todfeind, der dermalen regierende Bürgermeiſter, Herr Spielkartenmacher Schundkönig ſelbſt, auf eine feierliche Bewillkommung des Herrn Amtmanns, im Rathhauſe antrug, und ſolche von E. E. Rathe bereitwilligſt genehmiget wurde.

Schisma.

Es wird hier Zeit, einer wichtigen Spaltung zu gedenken, welche im Rathe zu Knickshauſen erſt lange zu ahnden geweſen, nach dem Ableben des ſeligen Bürgermeiſters Raffzahn aber zum förmlichen Ausbruche gekommen war. Sonderbar genug hatte, wie einſt im Rathe zu Krähwinkel, auch hier ein Eſel beträchtlichen Theil daran. Nur daß in jener Stadt ein lebendiger

Esel, in Knickshausen hingegen der eingangserwähnte hölzerne die Gemüther E. E. Rathes so heftig gegen einander aufregte. Es gab nämlich in dem wohlweisen Kollegium einen Senator, Namens Zeiseler, welcher viel Miene machte, sich zum Bürgermeister aufzuschwingen, ob ihm schon fast alle Eigenschaften dazu fehlten. Denn erstens hatte er nicht die gewöhnlichen Jahre, zweitens hatte er nicht den gehörigen Leibesumfang, drittens ging ihm auch der Vorzug der Ancienneté ab, viertens — — doch warum die Ursachen häufen, da die Wichtigkeit der angegebenen schon mehr als hinreichen kann. Dieser Herr Zeiseler nun that, als das Unglück mit dem hölzernen Esel vorgefallen war, in allem Ernste den Vorschlag, daß man zu möglichster Kostenersparniß den Rathsboten, der schon so oft das Prädikat eines Esels erhalten habe, bei vorkommenden Gelegenheiten zum wirklichen Esel avanciren solle; eine Stelle, die dieser neben seinen übrigen Geschäften recht gut würde bekleiden können.

Die Hälfte des Rathes fand diesen Vorschlag sehr plausibel und der erschöpften Kasse der Kämmerei, so wie den Umständen überhaupt angemessen. Dagegen donnerte der Herr Senator Mittwoch um so stärker wider das Ungeschickte der Sache los, da er gewahr wurde, daß ein Theil seiner Herren Kollegen Willens

war, den Rathmann und Rathgeber auf den erledigten Bürgermeisterstuhl zu setzen. Er brachte auch hierdurch, und hauptsächlich durch eine Johannisbeertorte, welche seine Gattin der Gattin eines andern Senators zum Geburtstage schickte, die Mehrheit des Senats auf seine Seite, und wurde von dieser einmal, in Abwesenheit der Andern, wirklich zum Bürgermeister auserkohren. Allein die Andern, behauptend, daß die Sache ganz absichtlich ohne ihre Zuziehung, und zur Unzeit geschehen sei, traten ebenfalls, und zwar in der Wohnung des Herrn Bürgermeister Schundkönig, zusammen, um in Herrn Senator Zeisler einen Gegenbürgermeister zu erkiesen. Zum Glück für den Senator Mittwoch approbirte die Regierung seine Wahl, weil solche in der Rathsstube und mit der Mehrheit von Einer Stimme stattgefunden hatte; wodurch jedoch die Erbitterung des Kollegiums gegen einander auf den höchsten Grad steigen mußte.

Anstalten.

Daher war es ungemein erfreulich, daß jetzt, wie die Rede darauf kam, Anstalten zum Empfange des präsumtiven, herzoglichen Günstlings zu machen, die Gesinnung des Magistrats wunderbar übereinstimmte

und blos der hölzerne Esel abermals einen kleinen Anstoß gab. Als Herr Bürgermeister Mittwoch nämlich den Wunsch äußerte, diese Säule der Knickshausener Justiz und Polizei vor seines Sohnes Ankunft um deswillen wieder hergestellt zu sehen, damit der neue Amtmann doch gleich inne würde, daß in der Stadt Knickshausen die Ausübung des Rechts nicht vernachläßigt werde, hatte zwar kein Rathsmitglied etwas dawider, doch besaßen manche einen guten Anhang in der Stadt; daher kamen erst die Geistlichen dawider ein, daß der Esel schwarz angestrichen werden sollte, weil sie die Farbe ihrer Kleidung nicht mit ihm theilen wollten, dann kamen die jungen Elegants, die bei feierlichen Gelegenheiten auch schwarz gingen, und regten sich, weil sie die Resolution, dem Esel diese Farbe zu geben, für eine Anspielung auf sich ansahen. Doch wurden beide Einwendungen zurückgewiesen. Blos der Vorschlag ging nicht durch, daß, um die Knickshausener Justiz in ein recht helles Licht zu stellen, irgend ein Verhafteter am Tage der Ankunft den renovirten Esel als Reiter zieren solle. Man verwarf ihn aber nicht darum, weil dergleichen zur Feier eines Festes für unschicklich geachtet wurde, sondern lediglich des neuen Anstrichs wegen, welcher noch nicht ganz trocken war. —

Uebrigens hatte sich Herr Bürgermeister Schundkönig von dem Schulrektor eine Anrede machen lassen und Tag und Nacht gesessen, um sie in seinen für dergleichen Dinge etwas halsstarrigen Kopf zu bringen. Da die sechs Stadtsoldaten selbst ganz weit aus einandergestellt, nicht hinreichten, um eine Haye vom Thore bis an das Rathhaus zu formiren, so hatte die Schule etwas von ihrer jungen Mannschaft zugeschossen, die aber freilich nicht durchaängig mit Ellenbogen so gut versehen war, wie die Stadtsoldaten. Am Amthause standen sechs Mädchen in weißen Kleidern, deren Anführerin dem Gefeierten ein Gedicht überreichen sollte. Ueberhaupt hatte man alles so viel möglich gethan, um der getreuen Stadt eine Feierlichkeit zu geben, wie man damals in Zeitungen so häufig beschrieben fand. Da keine vornehmern Personen durchkommen wollten, so mußte die Stadt freilich mit einem Amtmanne vorlieb nehmen. Das war jedoch nicht die Schuld des Magistrats, der sogar schon in Begriff stand, die Böller vom Schießhause abfeuern zu lassen, als noch einer aus dem Rathe mit Glück behauptete, daß so etwas höchsten Orts übel aufgenommen werden könnten. Denn wenn auch der Amtmann ein Günstling des Fürsten sei, so pflege doch eine Ehrenbezeugung durch Feuerschlünde blos regierenden Herrschaften vorbehalten zu werden.

Ob übrigens der Rath, um doch etwas in der Sache zu thun, ein Corps von Gassenjungen, das mit Platzbüchsen vor den Thoren hin und her flankirte, dazu wirklich beordert gehabt, ist nicht auszumitteln gewesen, auch hat besagter Rath hinterher, als sich über das äußerst Lückenhafte ihrer sehr mannichfaltigen Montirung ein großer Lärm in der Stadt erhob, nicht Anstand genommen, die Anstellung der Jungen förmlich zu desavouiren.

Gleichwohl war dieses äußerst mobile Corps die einzige öffentliche Autorität, welche von des Amtmanns Ankunft sagen konnte. Während nämlich die Uebrigen mehrere Stunden lang vergebens gewartet und endlich, als mit der Dämmerung die Zeit zur Ressource gekommen war und ihnen ein Leben ohne Bierkrug und Tabackspfeife eine recht hundsfötkische Sache zu werden anfing, in der blinden Verzweiflung einen durchreisenden polnischen Juden für den neuen Amtmann gehalten und also angeredet hatten, kamen die Jungen mit der Nachricht herein, daß der Amtmann auf einem Schleifwege, und ohne ein Thor zu passiren, in die Stadt gekommen und bei seinen Aeltern bereits abgetreten sei.

Der regierende Bürgermeister war außer sich vor Zorn. Er hieß sogleich alles aus einander gehen.

Auch

so reden Sie doch Gräfin! Nein wahrlich — welch ein Irrthum!“ — fuhr er wüthend fort. „Aber wie kommen Sie in diese Kleider, Mamsell, oder wer Sie sonst sind?“ Hatte vorher treue Befolgung der gegebnen Vorschriften Christels Zunge gefesselt, so that es jetzt die Ehrfurcht, womit der Stern und das gebietende Wesen des Mannes sie erfüllte. „Sie ist stumm, Ew. Erlaucht!“ rief der Wirth mit boshaftem Lachen. „Stumm? ah, man wird Mittel finden, der Dame den Mund zu öffnen. Wo die Kleider sind, müssen auch die Juwelen seyn, he!“ Christel stammelte endlich schluchzend: „ich bin die Christel!“ „Christel! wer? Christel! ein gemeiner Name! Ist dieß Betragen Dummheit, oder Verstocktheit? Bewahren Sie das Zimmer, Herr Wirth, lassen Sie niemand mit dieser Person sprechen, ich bin bald wieder hier.“

„Nun werden sich wohl Leute finden, denen die Mamsell Rede stehn muß, die die höflichen Fragen eines anständigen Mannes nicht beantworten wollte,“ das waren die Eingangsworte von einer langen Folge drohender und spitziger Reden, mit denen der Wirth im Eifer, aus der von der Erlaucht vergeßnen Dose Prise auf Prise nehmend, seine Gefangne unterhielt, die, von dem Gallimathias nichts verstehend, abwechselnd weinte und betete.

Auch durfte auf seinen Befehl das Gedicht nun nicht übergeben werden. Zwar verfügte sich der Kollege Mittwoch selbst zu ihm, um sich mit den Vatergefühlen zu entschuldigen, über denen er vergessen hätte, seinen Sohn von der Feierlichkeit im Voraus zu avertiren. Aber Herr Bürgermeister Schundkönig ließ sich nicht ausreden, daß der Schleifweg eine abgekartete Sache gewesen sei, um ihn lächerlich zu machen, eine Vermuthung, die dadurch, daß sein Kollege sich der Feierlichkeit selbst entzogen hatte, allerdings einiges Gewicht erhielt. Im Grunde mochte es jedoch Herrn Mittwoch nur darum zu thun gewesen seyn, sich seinem Sohne nicht öffentlich als zweiten im Rathe zu zeigen, da er die erste Stelle dasmal doch dem regierenden Bürgermeister hätte lassen müssen.

Dem sei aber wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß die umsonst veranstaltete Empfangszeremonie die Erbitterung der beiden Rathshälften gegen einander von neuem anfachte, und es war noch ein Glück für die Ruhe des Herrn Bürgermeisters Mittwoch, daß sein Sohn am folgenden Tage bei dem Besuche, den er jedem einzelnen Rathsmitgliede machte, sich durch besondere Artigkeit sehr zu insinuiren wußte.

Der Paß.

Als der Herr Bürgermeister Mittwoch am andern Morgen eben noch zu Hause saß und den Kopf sehr voll hatte wegen der Art, wie in Zukunft der Einfluß seines Sohnes bei dem Herzog am besten zu benutzen seyn möchte, ohne seinem väterlichen Ansehen etwas zu vergeben, wurde ein Deserteur gemeldet und vorgelassen, der von selbst zurückgekommen und, seiner Aeußerung nach, im Begriff war, zu dem Regimente, bei dem er gestanden hatte, abzugehen, um sich der auf die Desertion gesetzten Strafe zu unterwerfen und hierzu um einen Paß bat.

Das Beste wäre nun freilich gewesen, wenn Herr Bürgermeister Mittwoch den Mann an seinen Kollegen, den regierenden Bürgermeister, verwiesen hätte. Allein der Reiz, seinen Namen von allen Obrigkeiten baldthunlichst respektirt zu wissen, war um so größer, da er noch nicht regierender Bürgermeister gewesen war und die Reihe erst nach Ablauf eines ganzen Monats an ihn kam. Er stellte daher dem Manne unter der Benennung eines herzoglichen Deserteurs einen Paß in der gewöhnlichen Form aus, worin alle Civil- und Militair-Obrigkeiten ersucht wurden, ihn sicher und ungehindert pass- und repassiren zu lassen. Er er-

wähnte übrigens nichts weiter beim Rathe davon und freute ſich ungemein über dieſen ſo glücklich anticipirten Akt ſeiner künftigen glorreichen Regierung.

Groſſe Plane.

Schon ohngefähr ſechs Wochen vor des Amtmanns Ankunft in Knickshauſen ſagte einmal der Bürgermeiſter Abends vor Schlafengehen zu ſeiner Gattin: Der Brief, den ich heute von unſerm Karl erhalten habe, verräth es deutlich, daß er noch keine Braut hat, ſondern ſich hier erſt ein Mädchen zur Ehe auszuſuchen denkt. Wir könnten ihm dabei wohl ein wenig an die Hand gehen. Die Frau Bürgermeiſterin fand das ebenfalls rathſam und es wurden ſämmtliche junge Mädchen der Stadt Knickshauſen eins nach dem andern gemuſtert. Kein einziges aber beſtand vor dem richtenden Auge der Frau Bürgermeiſterin, ſo daß die Gegend zu Hülfe genommen werden mußte. Am Ende verweilte das Ehepaar bei dem Pathchen der Frau Bürgermeiſterin, der einzigen Tochter eines benachbarten reichen Guthsbeſitzers, des Herrn Kauermann, einer korpulenten Perſon von ſiebzehn Jahren, die noch wenig oder gar keinen Verkehr mit der Stadt gehabt hatte. Ja, ſagte die Frau Bürgermeiſterin voll

Wärme, das ist das Kleinod, mit dem wir unsern Karl bewahren können; ein Schatz, wie er vielleicht im ganzen Herzogthume keinen zweiten antrefe.

Nur fürchte ich, versetzte der Herr Bürgermeister, daß ihre Unwissenheit und ihr linkisches Wesen einen übeln Eindruck auf Karln machen werden.

Was letzteres anlangt, so nehme ich es auf mich, ihr in Zeit von vier Wochen das abzugewöhnen. Und ihre Unwissenheit! o Männer, Männer, wie Ihr Euch in Euern Forderungen versündigt. Ist nicht die Seele eines solchen Mädchens ein unbeschriebenes Blatt, worauf Ihr bringen könnt, was Euch nur beliebt? Nein, lieber Mann, das kann keine Ausstellung seyn. Wir wollen auch morgendes Tages nach Kauermannsruhe hinaus, um die Sache mit dem Gevatter zu besprechen und vorläufig von unserer Seite in Richtigkeit zu bringen.

In Richtigkeit zu bringen? fragte der Herr Bürgermeister kopfschüttelnd.

Ja wohl! antwortete sie. Da wir unserm Sohne keinen Zwang auflegen können, so müssen wir ihn auf andere Weise unserer Wahl geneigt zu machen verstehen. Das ist eben der Punkt, auf den sich mehrere Aeltern verstehen sollten. Wir müssen die Stimme seines Herzens hervorzulocken suchen, und diese anscheinend große Schwierigkeit nehme ich ganz allein auf mich.

Der Herr Bürgermeiſter machte große Augen und ſeine Gattin fuhr lächelnd fort:

Ja, ſtaune Du nur. Aber ich denke über den Menſchen und deſſen Veredlung im Stillen mehr nach, als Du Dir einbildeſt. Bald ſollſt Du ſehen, daß es den Aeltern ein Leichtes ſeyn würde, ihre Kinder zu verheirathen mit wem ſie wollten, wenn ſie es nur nicht immer ſo verkehrt anfingen. Hinderniſſe! ſo heißt das große Wort, ſcheinbare Hinderniſſe! Durch dieſe muß hauptſächlich die Leidenſchaft in ein Paar Perſonen, die ihrer übrigen Verhältniſſe wegen zu einander paſſen und außerdem ſich vielleicht niemals geäußert hätten, künſtlich erweckt werden, und wie die Kuhpocken ein herrliches Mittel ſind, die natürlichen Blattern und ihre ſehr zweifelhaften Folgen aus der Welt zu ſchaffen, ſo wird vielleicht künftig meine Theorie von Erweckung der Leidenſchaft, die letztere mit allen ihren gefährlichen Abwegen ganz unſchädlich machen.

Die neue Methode.

Der Herr Bürgermeiſter war Abends zu ſchläfrig geweſen, um ſeine Gattin mit einigen Einwendungen gegen ihr Syſtem zu behelligen. Am andern Morgen aber konnte er ſich deſſen nicht enthalten. Doch be-

reute er diese Kühnheit gar bald, weil der gewaltige Strom ihrer Beredsamkeit darüber völlig aus seinen Ufern trat und lange nicht zu dämmen war. Er sprach daher am Nachmittage, als man hinaus zu Herrn Gevatter Kauermann ging, lieber kein einziges Wort, als hin und wieder ein Ja oder ein So, damit nur das furchtbare Rednertalent seiner Gattin sich nicht von neuem ergießen möchte.

Des väterlichen Ansehens wegen mußte er draußen, auf Kauermannsruhe, seinen Wunsch, den Amtmann mit Mamsell Katharinen verheirathet zu sehen, freilich selbst zu erkennen geben. Doch faßte er die Sache in wenig Worte, um nur seine Gattin, die ihre Ungeduld zu reden kaum mehr bezwingen konnte, das Uebrige hinzufügen zu lassen.

Herr Kauermann war seelenvergnügt über den Vorschlag. Er hatte einen Prozeß vor dem Amte, der etwas mißlich aussah. Ein Theil des Knickshausener Rathes war ihm obendrein aufsässig, welch ein Glück daher, seine Tochter dem neuen Amtmanne zur Frau zu geben, der ein Sohn des einen Bürgermeisters war. Um so mehr aber nahm es ihn Wunder, daß, als er seine Zustimmung bereits ertheilt hatte, die Frau Bürgermeisterin von künstlich zu erregenden Schwierigkeiten sprach. Indessen auch hierein ergab er sich. Denn er

verehrte die Frau Bürgermeiſterin ſchon darum als eine grundgeſcheute und weiſe Dame, weil er faſt gar nichts von den geiſtreichen und empfindſamen Herrlichkeiten verſtand, die aus ihrem etwas geräumigen Munde zu ſtrömen pflegten.

Von nun an verfügte ſich die Frau Bürgermeiſterin tagtäglich nach Kauermannsruhe, um Katharinen Unterweiſung in einem angenehm empfindſamen Betragen zu geben. Ob ſie ſich gleich in den erſten Tagen geſtehen mußte, daß es eine wahre Pferdearbeit mit dieſer Perſon ſei und daß auf dem unbeſchriebenen Blatt ihrer Seele eine in Thränen und Mondſchein getauchte Feder gar nicht anſprechen wollte, ſo glaubte ſie das Mädchen auf die letzt für den Augenblick recht gut zugeſtutzt zu haben, und nahm einige Tage vor der Ankunft ihres Sohnes in Knickshauſen ein Miniaturbild von ihr mit nach der Stadt, worin ein reiſender Maler ihr Geſicht etwas idealiſirt hatte, der gern ein reiches Mädchen zur Frau gehabt und Katharinen auch ohnfehlbar bekommen hätte, wenn Herr Kauermann nicht ein allzugroßer Feind von brodloſen Künſten geweſen wäre. Dieſes Bild hing ſie über ihren Nähtiſch, damit es hier ihrem Sohne ſchon am erſten Tage in's Auge fiele.

Einleitungen.

Leider aber übersah der Herr Amtmann das Porträt gänzlich. Und selbst am andern Vormittage, wie er seine Aeltern wieder besuchte, bemerkte er es nicht eher, als bis seine Mutter ihn fragte, ob es in der Residenz auch solche hübsche Malerei gebe, wie die auf dem Bilde. Bei dieser Gelegenheit erkundigte er sich denn nachher, ob die vorgestellte Dame zur Familie gehöre.

Ach, nein, antwortete seine Mutter. Ich habe mir nur darum ihr Bild zu verschaffen gesucht, weil es die trefflichste Person vielleicht in der ganzen Gegend ist. Leider aber hängt sie von dem wunderlichen Willen ihres Vaters ab, der sie durchaus blos einem Edelmanne zur Frau geben will.

Die Frau Bürgermeisterin brach immer mehr in das Lob dieses köstlichen Mädchens aus, rühmte ihre Stille, ihre Empfindung für die Schönheiten der Natur, bat ihn aber dabei, sich ja nicht in sie zu verlieben, wenn sie etwa nächstens gemeinschaftlich Herrn Kauermann besuchten.

Indem sie noch so sprachen, kam eine förmliche Einladung auf den folgenden Tag von Herrn Kauer-

mann, welche ſich auf den Amtmann mit erſtreckte, und angenommen wurde.

Stähle aber, ſagte die Frau Bürgermeiſterin, ſtähle und panz're dein Herz, das wiederhole ich, und der Amtmann lächelte bejahend.

Kaum war er wieder hinweg, ſo brach der Bürgermeiſter, der das alles mit ſtummem Verdruſſe abgewartet hatte, auf einmal alſo aus: Was das für Alfanzereien ſind! Ich meines Orts kann ſolche verwünſchte Winkelzüge und Unwahrheiten nicht billigen. Das Klügſte wäre wohl geweſen, wenn wir Karln geradezu geſagt hätten: Lieber Sohn, du willſt heirathen, und wir haben nichts dagegen, doch wünſchten wir, daß du dabei nicht hinter die Fichten geführt würdeſt. Nun hat der alte Gevatter Kauermann in der Nähe eine junge, gut ausgefütterte Tochter, die eine hübſche Parthie für dich wäre. Dann hätte man ihm das Mädel gezeigt, und es darauf ankommen laſſen, ob er ſie haben wollte oder nicht.

So? antwortete die Beleidigte. Der ſuperkluge Herr Bürgermeiſter ſollen Recht behalten. Nur bitte ich mir zur Gnade aus, daß Sie meinen einfältigen Plan durch Ihre hohe Weisheit nicht ſtören; das bitte ich mir nun, da ich mir ſo viel Mühe damit gegeben habe, recht ernſtlich aus.

Mit den letzten Worten aber verließ sie ihn und warf die Thüre dermaßen zu, daß Herr Mittwoch ihr den ganzen Tag weit aus dem Wege ging, und sein voreiliges Rechthabenwollen im Stillen bitter bereute.

Als am Abende noch eine strenge Gardinenpredigt glücklich überstanden war, dankte der Herr Bürgermeister dem Himmel recht inbrünstig und fügte sich den folgenden Nachmittag auf dem Wege nach Kauermannsruhe so geschmeidig in alle Launen seiner Gattin, daß diese, die am Thränenstoffe niemals Mangel litt, mit nassen Augen zu dem Amtmanne sagte: Möge Dir eine so gute Frau werden, als der Himmel mir einen guten Mann bescherte, und damit mein Wunsch eintreffe, so gehe vor allem der Stimme Deines Herzens nach, die Dich nicht irre führen wird.

Dieser Rath stand allerdings im Widerspruche mit ihrer gestrigen Aeußerung, nach der sie ihm rieth, der Liebe zur Kauermannschen Tochter gar nicht Raum zu geben. Allein auch der Widerspruch gehörte vollkommen mit in ihren Plan, denn eben durch das gestern gezeigte Hinderniß glaubte sie sein Herz für das Mädchen recht anzuflammen.

Der erlauchte Herr kam bald mit einem Mitgliede des Senats der jetzt kleinen und unbedeutenden Reichsstadt zurück, und wiederholte ihm in Christels Gegenwart, indem er sich als den regierenden Reichsgrafen von Z. zu erkennen gab, das schon früher vorgetragne Factum, daß seine Stieftochter, die junge Gräfin von S..., in der vorigen Nacht auf eine unbegreifliche Weise verschwunden sey, daß man, durch ein verlornes, von fernher schimmerndes Tuch aufmerksam gemacht, einen sonst gar nicht bekannten Steig durch die für unwegsam gehaltnen Felsberge zum Ufer des Walterssees gefunden, und dort Spuren von dem Anlanden eines Fahrzeugs entdeckt habe, daß er selbst, um die wahrscheinlich gewaltsam Entführte zu befreien, während er Leute nach den Ortschaften, die am nördlichen Theile des Sees liegen, ausgesandt, sich nach dieser Stadt begeben, und hier bei seinem Abtreten in dem Wirthshause, durch die Schilderung des Wirths aufmerksam gemacht, sich in dieß Zimmer habe führen lassen, wo ihm dieß Frauenzimmer in den Kleidern seiner Tochter entgegengetreten sey. Christel wurde nun vernommen, aber ihre Aussagen, die sich um eine gute Frau des Sees, von der hier niemand etwas wissen wollte, um ein Zauberschloß, das zwar unter dem Wasser liegen müsse, wohin sie aber trocknen Fußes gelangt sey

Der Mondscheingang.

Bei der Ankunft auf Kauermannsruhe war der Amtmann in der That recht neugierig auf Katharinen. Die aber war gar nicht zu sehen. Wo ist denn mein liebes Pathchen, Herr Gevatter? fragte daher die Frau Bürgermeisterin und winkte dazu Herrn Kauermann mit den Augen, grade als ob sie sagen wollte, jetzt, Herr Gevatter, ist es Zeit so zu sprechen, wie ich's mit Ihnen neulich verabredet habe.

Ja, antwortete Herr Kauermann, meine Katharine, das ist ein verwirrter Zwickel, der sich in die Natur ganz vernarrt hat. Bei so schönem Wetter ist sie nun gar nicht in der Stube zu halten, da läuft sie draußen jeder Kuhglocke und jedem Schöpse nach.

Ei, Herr Gevatter, sagte hierauf die Frau Bürgermeisterin, fast allzu viel Unwillen darüber zeigend, daß er ihre Lehren so von der Schattenseite gefaßt hatte, Sie machen da wahrhaftig eine schöne Beschreibung von ihrer liebenswürdigen Tochter. Mein Sohn muß eine ganz falsche Idee von ihr bekommen. Wenn Sie noch gesagt hätten, bald zieht das friedliche Geläute der Glöckchen meine Tochter magnetisch zu den heimkehrenden Heerden, bald wird sie von dem muntern Wollenviehe in's Freie gelockt. Und das ist wirk-

lich der Fall, fügte sie, ihr Wort an den Amtmann richtend, nunmehr hinzu. Stundenlang, mein Sohn, kann das liebe Kind ihren süßen Gedanken am Bache nachhängen und beim Mondschein ist sie nun vollends gar nicht in's Haus zu bringen, da sitzt sie gewöhnlich in einer Geisblattlaube, hört dem harmonischen Gesange der Frösche des benachbarten Teiches zu und versinkt so gleichsam ganz in die Wunder der großen Natur.

Ja, das ist wahr! Herr Amtmann, das thut sie! sagte der Guthsbesitzer recht ängstlich, und zog sogleich darauf den podagraischen Fuß, auf welchen die Frau Bürgermeisterin ihn, aus Furcht, daß er durch seine Reden leicht alles wieder verderben könnte, getreten hatte, laut wimmernd unter seinen Stuhl zurück.

Der Amtmann, der die seit zwanzig Jahren ganz verschwundene empfindsame Romanenart nicht einmal dem Namen nach kannte, und daher für die Vorzüge eines gefühlvollen Schlaraffenlebens gar keinen Maasstab hatte, suchte sein Erstaunen zu mäßigen und die Langeweile bei der fortgesetzten Erzählung von dem empfindsamen Wundermädchen thunlichst zu unterdrücken. Auch hatte er das Mädchen aus der bloßen Beschreibung schon so herzlich satt, daß er bald, zum größten Befremden der Frau Bürgermeisterin, gar nicht weiter nach ihr fragte.

Daher mußte sie denn auch Abends, wie der Mond aufgegangen und Katharine noch immer nicht zurück war, ihn selbst auffordern, heimlich hinaus in den Garten zu gehen, wo er sie unfehlbar in der Geisblattlaube antreffen würde.

Ob nun schon der Amtmann gar keinen sonderlichen Trieb nach diesem Abenteuer in sich verspürte, so glaubte er doch, seiner Mutter zu Gefallen, es versuchen zu müssen.

Um das Gespräch des künftigen Paares nicht im mindesten zu stören, begleitete die Frau Bürgermeisterin ihren Sohn auch nur bis an die Thüre und zeigte ihm sodann den Weg nach Garten und Laube, so daß er letztere, wie sie sagte, beim heutigen Mondschein nicht verfehlen könne.

Die Gespenster.

Der Amtmann ärgerte sich schon, daß er sein Wort auf die Bestehung des Abenteuers gegeben hatte, als ihm jetzt ein für die Jahreszeit sehr kalter Wind entgegen wehte. Mit einem Mädchen, das dieser empfindliche Wind von der Laubenparthie nicht zurückhielt, konnte er kaum ohne Gefahr allein bleiben, daher vermuthete er auch schon, daß er den Spaziergang ganz

vergebens machen würde und verfolgte ihn nur mit großem Verdruß. Er stutzte nicht wenig, als er bald im Garten ein Paar baumlange, weiße Gestalten vor sich hinwandeln sah. Für bloße Mondscheinflecke waren sie zu körperlich; da ihm jedoch der Glaube an übernatürliche Erscheinungen fehlte, so eilte er den Gestalten gutes Muthes nach und überzeugte sich, je näher er kam, immer mehr, daß er's mit nichts Furchtbarem zu thun hatte. Denn obschon sie seine Schritte in dem Sturme nicht hören konnten, so ward er doch recht gut inne, daß sie sich zuzischelten und leise zukicherten.

Die Schreie, welche sie jetzt zugleich ausstießen, als er seine Arme um beide schlang, überzeugten ihn, wenn er noch hätte zweifeln können, vollends, daß er's mit ein Paar leichtfertigen Frauenzimmerchen zu thun hatte, die in lange weiße, auf Borstbesen hoch über ihren Köpfen befestigte, Tücher gehüllt, irgend jemanden hatten zu fürchten machen wollen, und sich nunmehr in der eigenen Schlinge gefangen sahen.

Der anfängliche Schrecken der beiden Mädchen verschwand indessen, als sie durchaus kein feindliches, gespenstisches Wesen, gekommen um sie für ihren Eingriff in die Gespensterwelt abzustrafen, sondern einen

recht wohlgebauten und freundlichen jungen Mann vor sich erblickten.

Der Amtmann, der mit hübschen Mädchen umzugehen verstand, glaubte für's erste versichern zu müssen, daß jeder Verrath des Scherzes, den sie wahrscheinlich vorhätten, fern von ihm sei. Er gab sich für einen benachbarten Gerichtshalter aus, der im Vorbeigehen bei dem Garten die beiden langen Gestalten gesehen und seine Neugier, sie näher zu untersuchen, nicht habe bezähmen können. Das Zutrauen der Mädchen wuchs daher auch von Minute zu Minute dergestalt, daß sie ihm gar bald ihre Absicht eingestanden.

Es ward ihm sehr leicht, sie durch Beispiele der schon oft da gewesenen übeln Folgen solcher Scherze, von ihrem Vorsatze abzubringen. Er selber kam ebenfalls von seinem Zwecke gänzlich ab und begleitete die beiden, ganz in der Nähe wohnenden Jüngferchen in ihre Behausung. Hier hörte er, daß die eine, Röschen, die Tochter des Verwalters vom Guthe, und die andere, Minna, eine nahe Verwandte von ihr aus der Stadt war, die einige Monate auf dem Lande zubringen wollte. Da der Verwalter grade in Geschäften abwesend war, so hatten die leichtfertigen Kinder das Gespensterstückchen spielen wollen.

Der Amtmann erkundigte sich, wem es gegolten hätte und Röschen sagte:

Ach, mein Herr, einem überaus albernen, aufgeblasenen Dinge, der Tochter des Guthsherrn. Ihr Vater hat ihr nämlich befohlen, die schöne Natur in einer Laube zu bewundern und nun sitzt sie dort bereits mehrere Stunden in dem Winde ganz allein. Kein Mensch weiß warum; Herr Kauermann vielleicht selbst nicht. Die Bürgermeisterin Mittwoch aus der Stadt, eine verrückte Person, veranstaltet eigentlich das alles, und will, wie man hier auf dem Dorfe allgemein sagt, das gute Gänschen ebenfalls verrückt machen, um ihr dann ihren Sohn, den neuen Amtmann, aufzuhängen, mit dem wohl auch nicht viel seyn mag, wenn es wahr ist, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt.

Sonderbar!

Der Amtmann suchte diese Pillen so gut als möglich hinterzuschlucken. Es war ihm nur lieb, daß Minna keinesweges einstimmte, auch bei der Gespenstergeschichte, wie sich jetzt ergab, nur der Freundin zu Gefallen, mitgewirkt hatte. Denn für Minna faßte der Amtmann gar bald ein Interesse, wie ihm noch

viel-

vielleicht von keinem Mädchen eingeflößt worden war. Alle seine Gedanken schienen von ihren blonden Locken umstrickt, alle seine Gefühle von dem milden Glanze ihrer blauen Augen durchdrungen zu werden, zu denen seine Blicke immer zurückkehrten, wenn sie lange unsicht von dem netten Füßchen zur niedlichen Hand, von der schlanken Taille zum lieblichen Hals und Nacken gestattet waren.

Unter so manchem was gesprochen wurde, war auch seine Frage, ob die beiden Mädchen nicht zum Sonntage nach der Stadt auf den Ball kommen würden, den der Rath dem neuen Amtmanne dort geben wolle.

Ach, sagte Röschen, wer wird denn im Sommer tanzen?

Warum nicht? versetzte Minna.

Also könnte man Sie doch vielleicht dort sehen? fragte der Amtmann schnell.

Wenn es auf mich allein ankäme, gewiß! antwortete sie.

Röschen wollte es ihr verweigern. Allein Minna äußerte, daß das Tanzen nun einmal ihre Leidenschaft sei, und daß sie unfehlbar den Ball besuchen werde, wenn ihre Aeltern, wie sie hoffe, ihm beiwohnten.

Gegen die aufrichtige Freude, welche der Amtmann hierüber bezeigte, sah seine Bitte, daß Röschen doch auch mitkommen möchte, gar kalt und hölzern aus, daher wohl beide Mädchen merken mochten, wie sie mit ihm dran waren.

Um nicht gegenseitig von ihnen über seine Person mehr ausgefragt zu werden, unterließ er die Erkundigung nach Minna's Aeltern. Wenn sie ja nicht auf dem Balle erschien, so war es noch immer Zeit, sich über sie näher zu unterrichten. Ueberhaupt hatte er nun auch doppelte Ursache seinen Besuch abzubrechen, da man einerseits die Rückkehr des Verwalters alle Augenblicke erwartete, und er zudem, wie die Wanduhr ihm meldete, nun schon seit einer ganzen Stunde von seiner eigentlichen Gesellschaft sich entfernt hatte.

Nach einem, nicht ganz unbedeutenden Abschiede, überlegte er zwar einen Augenblick, ob er die Geisblattlaube noch aufsuchen sollte, konnte aber nun, da er so viel von Katharinen wußte, sich hierzu ganz und gar nicht entschließen.

Schlüsse.

Die Frau Bürgermeisterin hatte sich inzwischen an ihres Sohnes langem Ausbleiben nicht wenig ergötzt

und durch allerlei Vernunftschlüsse beide, den Gatten und den Gevatter von ihren gegründeten Ursachen zum Frohsinne zu überzeugen gesucht. Die Unterhaltung zwischen den jungen Leuten, sagte sie, muß ohne allen Zweifel wichtige Dinge betreffen, weil sie sonst gewiß viel kürzer ausgefallen seyn würde. Sie sehen daraus, Herr Gevatter, daß mein Plänchen wohl durchdacht gewesen ist. Unsere guten Kinder könnten vielleicht ein Jahr mit einander bekannt seyn, ohne so weit zu kommen, als heute in einer einzigen Stunde. Denn die Stimme des Herzens, die außerdem oft lange schlummert, wird zuweilen durch eine einzige reizende Situation so vernehmlich hervorgerufen, daß Aeltern und Erzieher in ähnlichen Fällen längst auf Veranstaltung von dergleichen Situationen hätten denken sollen.

Das muß wahr seyn, sagte Herr Kauermann, die Frau Gevatter wissen das alles kostbar aus einander zu setzen. Selbst der Bürgermeister, dem an dem guten Ausfalle dieser empfindsamen Manöuvres mancher Zweifel beigegangen war, wußte sich die lange Abwesenheit seines Sohnes nicht anders zu erklären.

Neue Schlüsse und ihre Folgen.

Jetzt endlich, jetzt kommen sie! rief die Frau Bürgermeisterin triumphirend, als sich Schritte auf dem

Saale hören ließen. Doch es war, wie sich bald zeigte, nur der Amtmann.

So allein? fragte sie, ihn sogleich auf die Seite nehmend, worauf er denn antwortete, daß er weder die Laube noch die Kauermannsche Tochter gefunden habe.

Das aber bestärkte seine Mutter in ihrer Vermuthung, daß es zwischen Katharinen und ihm schon zu einer Erklärung gekommen sey und ihr Sohn die Sache einzig darum verheimlichen wolle, weil sie selbst ihm solche als sehr verpönt vorgestellt hatte. Sie drang daher auch nicht weiter in ihn, sondern verfügte sich wieder zu ihrem Manne und dem Gevatter, um diesen vorläufig durch einige Winke den guten Erfolg ihrer weisen Vorkehrungen zu bestätigen.

Nach einer früher bereits statt gefundenen Verabredung stellte sich nunmehr Herr Kauermann an, als ob er ein argwöhnisches Auge auf den Amtmann richte. Er wollte von ihm wissen, wo er so lange gewesen sey. Er fragte, ob er mit seiner Tochter gesprochen habe. So natürlich aber auch des Amtmanns Verneinung hierauf war, so glaubte Herr Kauermann doch, zufolge der erhaltenen Instruktion, der Rede nicht trauen zu müssen und fing an, auf die ungehobeltste Weise von der Welt herumzuspringen, zu reden und

und worin sich der gegen die Menschen feindlich gesinnte Geisterfürst befunden habe, und um die Befreiung aus diesem Schlosse durch, sie wüßte selbst nicht recht, was für ein Wesen, drehten, gaben über die Sache so wenig Licht, da sie ihren Geburtsort und ihre Wallfahrt zur Nixengrotte, aus Furcht vor der Rache ihrer Beschützerin, verschwieg, daß der Graf und der Senator in Zweifel waren, ob sie sie für eine wirklich Verrückte, oder eine Gaunerin, die sich aus Verschmitztheit verrückt stelle, halten sollten. Des Grafen Behauptung, daß seine gewaltsam entführte Tochter nicht allein beraubt, sondern auch, um den Raub besser zu verbergen, ermordet sey, schien an Wahrscheinlichkeit zu gewinnen, und schon wurden die Gerichtsdiener gerufen, um die arme Christel, die nur weinend ihre Unschuld betheuerte, in Fesseln zu legen, als der alte Jakob endlich aus seinem Schlaf erwachte, und sich nach Christeln umsehen wollte. Man wollte ihn zwar, da er sich als einen Bekannten Christels zu erkennen gab, ohne ihn anzuhören, sogleich ihr Schicksal theilen lassen, indessen erklärte er ganz unbefangen, daß er der Kammerdiener des Grafen von F. sey, daß dieser selbst dieß Mädchen heute Morgen hierhergebracht, und ihn als ihren Beschützer hier zurück gelassen habe. Er bemerkte zugleich, daß der Onkel des Grafen

zu thun. Mit Einem Worte, er nahm ſeine Rolle ſchon wieder ſo plump und linkiſch, daß der Herr Bürgermeiſter ſeine Gattin einigemal heftig anſtieß, worauf dieſe ihn auch auf die Seite zog, und ihm den Kopf ſo viel als möglich zurechtſtellte.

Die Ohnmacht.

Während der Amtmann, der die Sache bereits halb und halb durchſchaute, ſtill am Fenſter nach Verwalters kleinem Hauſe hinüber ſah, und Herr Kauermann im Keller war, ſagte die Frau Bürgermeiſterin leiſe zu ihrem Gatten: Liebes Kind, ich fange Dir wirklich an zu fürchten. Wenn nun unſer Karl, wie das unfehlbar iſt, Katharinen gefallen, wenn die Stimme ſeines Herzens ebenfalls für ſie geſprochen, und das Mädchen ſich die Sache zu Gemüthe gezogen hätte! Nicht weit von der Laube iſt der Froſchteich; ach, du meine Güte, wenn ſich die arme Verliebte da hineingeſtürzt hätte.

Warum nicht gar! — antwortete der Bürgermeiſter verdrüßlich.

Nun, nun, verſetzte ſie, man hat Beiſpiele.

In Deinen verwünſchten Romanen vielleicht, ſagte der Bürgermeiſter, dem jetzt der Geduldfaden völlig

zerriß. Im Leben wartet man erſt ab, wie die Sachen gehen und fängt mit dem Selbſtmorde niemals an.

Ei, über die hohe Weisheit! erwiederte die Frau Bürgermeiſterin. Naturen freilich ſo wenig reizbar wie die Deinige — —

Nun, der Schlafmütze von Mädel ſind doch ſolche Dinge noch weniger zuzutrauen.

Schlafmütze! Großer Pſycholog! Weil der ſchlafende Funke in ihr auf den Wecker der Liebe wartet, darum iſt ſie noch kein fühlloſer Klotz, wie — manche andere Leute! —

Ich verſtehe, erwiederte der Beleidigte. Geſetzt aber, ſie hätte ſich wirklich in den Froſchtümpel geſtürzt, wer wäre denn Schuld als Du mit Deiner verwünſchten Zeterſtimme des Herzens! —

Ach! rief die Frau Bürgermeiſterin und ſank mit verſchloſſenen Augen auf den Stuhl, der daneben ſtand.

Der Bürgermeiſter und der Amtmann, der das am Ende ganz laut gewordene Geſpräch ſo wenig als das ach! überhört hatte, ſprangen beide hinzu, und letzterer fragte nach der Urſache der Ohnmacht.

Der Vater ſtammelte hierauf ihre finſtere Vermuthung dem Sohne zu, und dieſer rief: Aber mein Gott,

hört sie denn so schwer, die gute Mutter? Ich habe ihr ja ganz deutlich gesagt, daß ich diese Mamsell Kauermann mit keinem Auge gesehen habe, und kann darauf einen Eid ablegen.

Was? Also wirklich nicht gesehen? fragte die durch seine Worte ihrer Ohnmacht plötzlich entbundene Bürgermeisterin eben als der Herr Gevatter gleichfalls zurückgekehrt war.

Die Schnarcherin.

Die ganze Gesellschaft ging hierauf nach der Geisblattlaube, in welcher man schon von weitem schnarchen hörte. Dieses allerdings etwas unästhetische Geräusch wurde durch Katharinens Kopf, welcher aus dem Lattengitter der Laube mit weit offenem Munde rückwärts heraushing, um nichts gemildert, obschon mit Hülfe des Mondlichtes keine Linie von seiner ansehnlichen Breite und Höhe dem Auge des Zuschauers verloren ging.

Die Frau Bürgermeisterin mochte dies alles einsehen, denn sie eilte sogleich auf die Schnarchende zu und schob den wohlausgepolsterten Kopf mit Mühe durch die Oeffnung hinein, damit, wie sie sagte, das arme Kind nicht etwa gar das Genick bräche.

Diese nicht allzuzarte Operation war jedoch unzulänglich gewesen, um die von dem kalten Winde ganz Erstarrte wieder zur Besinnung zu bringen. Sie taumelte daher nur noch mit verschlossenen Augen, nachdem ihr der Amtmann den Arm geboten hatte, auch fragte sie unterweges einigemal weinerlich, ob sie in die verwünschte Laube zurück sollte.

Die Frau Bürgermeisterin fühlte das Unglück, die Frucht ihrer vierwöchentlichen Mühe so ausgeartet zu sehen, nur um so tiefer, da ihr Gemahl, trotz der Ungelegenheit, welche ihm daraus erwachsen mußte, sich des Lachens gar nicht enthalten konnte. Sie warf auch schon jetzt vor seinem eigenen Sohne und dem Gevatter die Frage nach ihm hin: Ob er denn ein Kind sei und lache, wo es gar nichts zu lachen gebe?

Alle Künste umsonst!

Ueber Tische ermunterte sich Katharine zwar nach und nach, auch that die Frau Bürgermeisterin alles, um ihren Sohn von des Mädchens empfindsamer Mondscheinnatur zu überzeugen, die ihrem etwas allzu robusten Baue sonst kein Mensch zugetraut hätte. Aber obschon Katharine auch, auf mehrmalige Anregung, alle ihre Künste durchmachte, das, was Verwalters Röschen

dem Amtmanne gesagt und was er späterhin selbst gesehen und gehört hatte, war hinreichend, um ihn über die Umstände völlig in's Klare zu setzen.

Auf dem Rückwege nach Knickshausen ging es deshalb ziemlich still und einsilbig her. Desto lauter aber wurde die Frau Bürgermeisterin zu Hause, als sie mit ihrem Mann allein war, wo er die ganze verunglückte Speculation und sein Lachen reichlich ausbaden mußte.

Zwar wollte er Anfangs Miene machen, sich zu widersetzen, je mehr sie aber fühlte, daß sie viel Werg am Rocken hatte, desto lauter wurde sie. Nach jedem Worte, das er sagte, wußte sie ihre Kehle immer stärker anzuspannen, so daß er auf die letzt gern keinen Laut vorbrachte, damit nur die Bürger auf der Straße nicht merkten, bis wie weit [redacted]em Meister, der immer viel Respekt von ihnen verlangte, dieser in seinem eigenen Hause verweigert wurde.

Der idealische Anzug.

Alle Hoffnung gab indessen die Frau Bürgermeisterin noch nicht auf. Wenn beim ersten Zusammentreffen Katharinens mit dem Amtmanne, des letztern Stimme des Herzens ohne Laut geblieben war, so hoffte sie solche doch auf den Sonntag beim Balle für ihre

Jungfer Pathe gewiß sprechen zu hören. Sie selber hatte dem Pathchen ein Ideal von Anzuge ersonnen, mit dem Katharine über alle andern Mädchen triumphiren sollte.

Dieser so sehr ersehnte Tag war endlich gekommen. Die Versammlung im Saale vergrößerte sich mit jedem Augenblicke. Der ganze, meistens schon etwas welk gewordene, weibliche Blumenflor der Stadt stellte sich nach und nach auf und die Frau Bürgermeisterin lachte um so mehr über die Plänchen, welche zum Theil die Tänzerinnen auf ihren Sohn gemacht haben mochten, und den Putz, den sie aufgeboten hatten, ihre Erscheinung zu verherrlichen, wenn sie an den Anzug dachte, in dem ihr Pathchen auftreten sollte.

Katharine erschien endlich an der Hand ihres Vaters. Allein der Eindruck war anders als ihn die Frau Pathe erwartet hatte. Alle Mienen verzogen sich zum Lachen über die unmodischen Blumenguirlanden, mit denen die wohlbeleibte Gestalt, vom ansehnlichen Kopfe an bis zu den nicht minder ansehnlichen Füßen, umwickelt war. In der Miene der Frau Bürgermeisterin, welcher die Geschmacklosigkeit der Gesellschaft nicht entging, äußerte sich der lebhafteste Unwille. Sie schrieb alles einer Kabale von Seiten des Senators Zeiseler, des vormaligen Gegenbürgermeisters, zu, der

vielleicht etwas von ihren Absichten mit Katharinen errathen hatte. Zwar fehlte Herr Zeiseler und dessen Familie auf dem Balle. Doch grade dieser Umstand bestärkte sie in dem Argwohne. Denn der Senator Zeiseler wollte sonach, wie sie glaubte, erst ihren durch diesen Ball geehrten Sohn absichtlich vernachlässigen und dann noch nebenher ihr Pathchen, seine Braut, verhöhnen lassen! Die Frau Bürgermeisterin theilte diese Meinung ihrem Gatten mit, welcher derselben ohne alles Bedenken beipflichtete und die Sache morgendes Tages genau zu untersuchen versprach.

Der Amtmann, dem die schlechte Aufnahme Katharinens ganz in der Natur der Sache gegründet schien, musterte inzwischen im Stillen die anwesenden Frauen und Mädchen. Er fand manches artige Gesicht und Figürchen, dahe[illegible]auch mit einer oder der andern ein Tänzchen gemacht haben würde, wenn er dann nicht Katharinen ebenfalls hätte aufziehen müssen, zu der sich, als einem Gegenstande des allgemeinen Lachens, sonst gar kein Tänzer finden wollte. Am empfindlichsten war es ihm, daß er seine neue Bekannte, Minna, überall vergebens suchte.

Nachdem er seiner Mutter und Katharinen lange und bisweilen recht künstlich ausgewichen war, wußte ihn diese endlich dennoch zu fassen und erzählte ihm

von dem abscheulichen Affront, welcher ihrem Pathchen widerfuhre, zugleich fragte sie, ob er nicht einmal mit dem liebenswürdigen Mädchen tanzen wolle?

Er nahm eine Unpäßlichkeit zur Entschuldigung, gestand auch, als seine Mutter ihn bat, mit der armen Verlassenen doch wenigstens ein Gespräch anzuknüpfen, daß er schon neulich Abends die Unmöglichkeit eines Gespräches mit ihr entdeckt habe, da sie durchaus von nichts zu reden wisse und es mit ihren ewigen Ja und Nein auf die Länge nicht auszuhalten sei.

Differenzen.

Ohnfehlbar wäre die Frau Bürgermeisterin über diese Freimüthigkeit in Ohnmacht gefallen, wenn das nicht allzu viel Aufsehen gegeben hätte. So aber verließ sie nur im höchsten Unwillen ihren Sohn, welcher unglücklicher Weise ebenfalls zum Unwillen Ursache zu haben glaubte. Indem jedoch die verstimmte Dame mit heftigen Schritten nach der andern Seite des Saales eilte, lief sie gradezu ihrer ärgsten Feindin, der Frau Senatorin Zeiseler in die Arme, welche so eben noch mit Gatten und Tochter hereingetreten war.

Ein kleines Skandal war unvermeidlich. Madame Zeiseler wehrte die Frau Bürgermeisterin mit vorgehal-

tenen Händen von sich ab, und diese, welche vor lauter Bosheit das Gift auf ihrer Zunge nicht herausbrachte, kehrte ihr so plötzlich und auffallend den Rücken, daß man wirklich ringsum zu zischeln und zu lachen anfing.

In seinem Unmuthe vor sich hinblickend, war jedoch der Amtmann von dem allen nicht das mindeste inne geworden. Desto größere Freude hatte er, als er jetzt auf Einmal Minna nicht weit von sich stehen sah. Er redete sie an. Minna wunderte sich, daß er nicht tanze. Er äußerte, daß er nunmehr gewiß tanzen würde, wenn es ohne Beleidigung anderer geschehen könne. Zwei junge Elegants näherten sich und sprachen die Neuangekommene um einen Tanz an. Sie antwortete, daß sie eines heftigen Katarrhs wegen nicht tanzen dürfe. Und wie eben ihre beiderseitigen Augen einander sagten, daß sie sich verstünden, trat die Bürgermeisterin Mittwoch auf das zufriedene Pärchen zu.

Ihr Unwille mußte höheren Rücksichten weichen. Mein Sohn! rief sie, und zog ihn, mit einem wüthenden Blicke nach Minna, auf die Seite. Weißt Du denn, mit wem Du sprichst und schön thust? flüsterte sie ihm zu.

Warum?

Nein, zu Deiner Ehre muß ich es glauben, Du weißt nicht, daß Du damit Deiner treuen Mutter einen Dolch in das nämliche Herz stößest, unter welchem sie Dich getragen hat. Es ist ja die Tochter der abscheulichen Senatorin Zeisler, die mich so eben erst wieder auf das gröblichste disiustirt und gemißhandelt hat.

Aber, mein Himmel, versetzte der Amtmann, was kann die gute Tochter dafür, wenn sie eine böse Mutter hat? Ja wäre sie nicht grade aus dieser Ursache um so mehr zu schätzen?

Jetzt konnte die Frau Bürgermeisterin ihren überwiegenden Hang zu Ohnmachten nicht länger unterdrücken, auch ließ sie sich, als sie durch den Lärm, der darüber im Saale entstand, wieder zum Bewußtseyn gelangt war, sogleich nach Hause bringen. Der sie begleitende Gemahl, der seinen Sohn ebenfalls beobachtet hatte, gab ihrem Unwillen vollkommen recht, und mißbilligte es, daß sie beim Weggehen noch den Amtmann ersuchte, er möchte seiner Gesundheit wegen doch ja ebenfalls bald den Ball verlassen. Ihr Zureden half auch um so weniger, da der Amtmann ihre, nun das zweite Mal schon wirklich etwas unvollkommen ausgefallenen Ohnmachten durchaus nicht von der rechten Seite ansah, und sich zudem noch bei Minna,

der Kaiserlich Oestreichische Feldmarschall, dessen Truppen sich jetzt in der Nähe der Stadt befänden, hinlängliche Macht besitze, um für Gewaltthätigkeiten, die Leuten widerführen, die sich unter dem Schutz seines Neffen befänden, oder in seinem Dienst ständen, Genugthuung zu fordern. Dieß letzte Argument schien den Senator um so mehr zu gelindern Maßregeln zu bewegen, da der Wirth auf genaueres Befragen nicht läugnen konnte, daß der Fremde, der Christeln in sein Haus gebracht, sich zwar nicht zu erkennen gegeben habe, jedoch seiner Kleidung, einer Uniform, und seiner Dienerschaft zufolge ein Mann von Stande gewesen seyn müsse. Bei dem Grafen schien der erste Zorn über die verfehlte Erwartung, seine Tochter hier wiederzufinden, der wohl mehr, als die ungereimt scheinende Vermuthung, daß Christel mit Helfershelfern die Gräfin beraubt, oder gar ermordet haben sollte, ihre harte Behandlung zum Grunde haben mochte, der Hoffnung zu weichen, die Spur des abgereisten Grafen F.., und also auch wohl die der Entführten zu entdecken; er leistete also dem Vorschlage des Senators, Christeln und Jakob bis zur nähern Ausmittelung der Sache, beide von einander abgesondert, in ein anständiges, für die Bürger bestimmtes Gefängniß, ohne Aufsehn zu erregen, zu bringen, nur schwachen Wi-

theils wegen seiner neulichen Pseudonymität, theils wegen des Betragens seiner Mutter zu entschuldigen hatte.

Neues Unheil.

Am folgenden Tage vergaß die Stadt den ganzen Ball und dessen große und kleine Ereignisse gänzlich über der Merkwürdigkeit, daß der Amtmann wegen Minna Weiler, der Stieftochter des Senators Zeisler, mit seinen Aeltern zerfallen und sogar in einem Wagen mit besagtem Senator nach Hause gefahren sei.

Außer Bürgermeisters Mittwochs war niemand unzufriedener mit dem gestrigen Balle, als der Gevatter Kauermann und seine Tochter. Beide hatten da gesessen wie verrathen und ver[illegible], und da der Herr Bürgermeister Mittwoch, in der Wuth, beim Fortgehen unbemerkt gelassen, daß sie seine Gäste wären, so forderte man nach der Tafel Herrn Kauermann obendrein die Zahlung ab, worüber dieser, der in Geldsachen keinen Spaß verstand, sich dergestalt gegen die Veranstalter des Festes ereiferte, daß er beinahe zur Thüre hinausgeworfen worden wäre.

Schon mit dem frühesten Morgen kam auch ein Brief vom Herrn Bürgermeister Mittwoch an seinen

Sohn, welcher diesem den Krieg auf so lange erklärte, bis er mit der Zeisslerschen Familie gänzlich würde gebrochen haben. In einer Antwort hierauf setzte der Amtmann höflich aus einander, bei welcher Gelegenheit er mit Minna bekannt geworden sei, und damals nicht geahndet hätte, daß sie dem Gegenbürgermeister angehöre. Zugleich aber fügte er hinzu, daß schon am ersten Tage der Bekanntschaft das Mädchen großen Eindruck auf ihn gemacht und er nach allem, was er nun von ihr gehört und gesehen hätte, fest entschlossen sei, sie zu heirathen.

Dieser Brief aber zündete die Flamme im Mittwochschen Hause selbst an. Der Herr Bürgermeister schob dem abentheuerlichen Plane seiner Gattin das ganze Unheil auf den Hals. Die mit diesem Plane zusammenhängende, so ganz verunglückte Szene im Mondschein, hätte, sagte er, dem Fasse den Boden ausgestoßen. Ohne ihre Lächerlichkeit mit der Stimme des Herzens hätte man dem Amtmanne, der eine solide Ehe und weiter nichts beabsichtigte, Katharinen vorstellen können als ein schlichtes Landmädchen, ohne Ansprüche und von ansehnlichem Vermögen, und vermuthlich würde die Sache gelungen seyn. So aber habe die künstliche Verkehrtheit alles Gute über den Haufen geworfen.

Gewiß lag manches Wahre in diesen Behauptungen. Eben so gewiß aber konnte die Frau Bürgermeisterin das nicht eingestehen, ohne ganz mit ihrem Charakter zu zerfallen. Daher zerfiel sie lieber mit ihrem Gatten und schrieb, seinem Willen zuwider, den herzbrechendsten Brief an ihren Sohn, mit der Bitte, in sich zu gehen und seine Mutter nicht durch solch eine abscheuliche Heirath zu kränken, und blos zu stellen.

Allein der Amtmann berief sich auf die Stimme seines Herzens und seiner Mutter eigenen Rath, dieser Stimme nachzugehen. Die Frau Bürgermeisterin suchte ihm nun zwar in einem neuen Briefe zu beweisen, daß das die Stimme seines Herzens nicht sei, was er dafür halte, allein er antwortete, daß er ja wohl sein Herz am besten kennen müsse und daß er nie von Minna ablassen werde.

Nach diesem Briefe wurde im Mittwochschen Hause alle Kommunikation mit dem Amtmanne aufgehoben und den Dienstleuten aufs strengste untersagt, ihn oder jemanden, den er schicke, über die Schwelle zu lassen.

Todesfall.

Die unglücklichen Folgen jenes Balles waren hiermit jedoch keinesweges erschöpft. Der regierende Bür-

germeister Herr Schundkönig zog sich bei demselben den Tod zu. Er hatte nämlich, in Betracht, daß der Aal ein Fisch sei, der nicht alle Tage auf seine Tafel kam, und daß es Lieblosigkeit verrathe, die Feindschaft auch auf die Lebensmittel und Delikatessen seiner Feinde zu extendiren, die beiden Aalportionen seines vor Tische fortgegangenen Kollegen und dessen Gattin nebst seiner Portion mit selbst eigenen Händen an sich genommen und genossen, hierauf aber eine solche Indigestion davon getragen, daß alle Künste des herbeigerufenen Arztes vergeblich waren.

So sehr auch Herr Mittwoch der Aeltere und sein verewigter Herr Kollege, der Spielkartenmacher, schon darum mit einander in Unfrieden gelebt hatten, weil Herr Mittwoch nicht nur niemals Karten zu kaufen pflegte, sondern auch die Spiele lieber ganz verbannt hätte, so schauerlich mußte dennoch dem nunmehr einzigen Bürgermeister dieser Hintritt seyn. Zwar hätte die Stadt Knickshausen, nach dem Beispiele größerer Städte, sich sehr gut mit Einem Bürgermeister behelfen können. Allein Herr Mittwoch sah voraus, daß der Stolz der Stadt, trotz der schlechten Zeit, über die man immer klagte, hiermit nicht zufrieden seyn und nächstens ein neuer Bürgermeister gewählt werden würde. Wenn nun etwa gar seinen Gegner, den

Senator Zeiſeler, dieſe Wahl traf? Eine ärgere Mortifikation glaubte er nicht erleben zu können.

Die neue Ceremonie.

Es folgte aber jetzt ein Unglück dem andern. Während der Bürgermeiſter und ſeine Gattin alles mögliche in Geheim aufbieten, um Zeiſelers Wahl zu hintertreiben, langt auf Einmal nebſt der Nachricht von des Herzogs Vermählung mit einer auswärtigen Prinzeſſin, der Befehl an, daß die öffentlichen Behörden dieſe bei ihrer morgenden Durchreiſe durch Knickshauſen gebührend empfangen möchten.

Das war ein Donnerſchlag aus dem heiterſten Himmel! Man hatte in der Vorausſetzung, daß dergleichen der Stadt nicht begegnen würde, dem Amtmanne zu Ehren, ſo große Veranſtaltungen gemacht! Was ſollte jetzt bei der Prinzeſſin Ankunft angegeben werden, zumal da man in Knickshauſen für die Anſtellung ſelbſt der geringſten Feierlichkeiten immer erſchrecklich viel Zeit haben mußte? Dem Amtmanne zu Ehren hatte man die Uniformen der Stadtſoldaten mit neuen Ellenbogen verſehen, daher wären jetzt ganz neue Uniformen für ſie nicht zu viel geweſen. Dem Amtmanne zu Ehren waren die Schüler mit aufge-

stellt werden, allein die Kleidung derselben sah gar zu despectirlich aus, um sie der Prinzessin unter die Augen treten zu lassen. Dem Amtmanne zu Ehren war ein Gedicht verfertigt worden, wenn man es auch nachher nicht abgegeben hatte.

Endlich that noch Herr Senator Zelseler den Vorschlag, daß man grade darum, weil der vielleicht etwas allzu ceremoniöse Empfang des Herrn Amtmanns vorhergegangen war, die Ceremonie möglichst vereinfachen, und da eine anständige, uniformirte Haye nicht wohl statt finden könne, die Stadtsoldaten am Thore lassen sollte. Vor diesem möchte der ganze Magistrat der Prinzessin entgegentreten, und der Bürgermeister die Schlüssel mit einer passenden Anrede überreichen.

Der Bürgermeister im Gedränge.

Herr Mittwoch erbleichte über den Beifall, den der gesammte Rath den Vorschlägen ertheilte, welche von seinem Todfeinde herrührten. Eine passende Anrede machen in so kurzer Zeit und diese dann auch halten! Dazu mit seinem Sohne zusammentreffen, welcher der Prinzessin bereits bis an die Gränze des Amtes entgegengereiset war, und dem er in der Stadt den Vorschritt lassen mußte! Nein, das ging über

seine Kräfte, und er schickte, sobald er nach Hause gelangt war, auf das Rathhaus, um wegen einer plötzlichen schweren Krankheit seine Theilnahme an der morgenden Feierlichkeit abzulehnen.

Dieses machte jedoch einen überaus übeln Eindruck auf den Senat und wandte besonders auch das Herz des ohnehin sehr ängstlichen Stadtrichters, dem nunmehr das Halten der Rede zur Last fiel, gänzlich von dem Bürgermeister ab, dessen Gegenparthie überdies geheime Kundschafter in sein Haus schickte, welche bald die Nachricht zurückbrachten, daß nach allem, was sie gesehen und gehört hätten, der Bürgermeister so munter und gesund sei, wie der Fisch im Wasser. Diese Aussagen wurden in aller Stille zu Protokolle gebracht, damit nach Befinden davon Gebrauch gemacht werden könnte.

Reskript.

Am andern Morgen, als der Senat schon in Gala auf dem Rathhause versammelt war, brachte der Briefträger noch ein höchstes Reskript, worin dem Rathe Verantwortung abgefordert wurde. Der Deserteur nämlich, welchem der Herr Bürgermeister Mittwoch die Vollmacht zum pass- und repassiren ausgestellt hatte,

war damit keineswegs, wie er vorgegeben, zum Regimente, sondern, nachdem er einige Schelmenstreiche verübt, wieder nach der Gränze gegangen. Dort hatte man ihn aber, zu seinem großen Leidwesen, noch erwischt, und die Regierung, welcher der Paß eingeschickt worden war, diesen sehr übel aufgenommen.

Des Bürgermeisters Feinde im Rathe frohlockten über die Sache. Er hatte bei Ausstellung des Passes auf der einen Seite einen ziemlichen Mangel an Ueberlegung, auf der andern die strafbarste Anmaaßung gezeigt, weil die Pässe immer nur von dem regierenden Bürgermeister ausgestellt zu werden pflegten.

Der Rath überschickte dem Bürgermeister das nicht allzu glimpflich abgefaßte Reskript, dem der Paß im Originale beilag, mit der Bemerkung, daß man über diese Sonderbarkeit den baldigsten Aufschluß erwarte, um sofort den Entschuldigungsbericht erstatten zu können.

Herr Mittwoch gerieth ganz außer sich über die Sache. Er theilte sie in der Angst seiner Gattin mit, um ihre Rathschläge zu vernehmen. Statt dessen aber verwies sie ihm seine Kopflosigkeit, wie sie es nannte, dergestalt, daß er sie am Ende um Gotteswillen bat, ihn nur dasmal ungeschoren zu lassen.

Noch ein Vorschlag.

Als der Zug schon vor sich gehen sollte, da fiel dem Stadtrichter auf Einmal ein Umstand auf's Herz. Blitz, sagte er, da haben wir doch alle etwas sehr Wichtiges vergessen, nämlich die Böller der Schützengilde. Wenn nun die Herzogin erfahren sollte — und heimtückische Nachrichtgeber finden sich überall — wenn sie erführe, daß wir Kanonen in der Stadt hätten, die bei ihrer Durchreise nicht abgefeuert worden wären! Es ist nun einmal eine regierende Herzogin und die unsrige dazu.

Diese Anregung aber lockte plötzlich die Flamme der Zwietracht in den Gliedern E. E. Raths wieder hervor. Senator Grützner behauptete, daß der Gedanke viel zu spät komme, um die Böller zu laden und loszubrennen. Senator Kohlhase meinte kurzweg und ohne alle Motivirung, daß eine solche Bemerkung abgeschmackt sei. Senator Mieslein sagte, daß dergleichen Scheinkanonen wohl zu Ehren eines kleinen Schein- oder Schützenkönigs abgefeuert werden könnten, eine große Prinzessin aber so etwas mit Recht krumm nehmen würde.

Seht doch, rief hier der Senator Eckkegel, als letzter Schützenkönig, das soll ein Stich nach mir seyn,

der aber zum Glück auf den unwissenden Angreifer zurückprallen muß, weil er die großen Privilegien und Freiheiten nicht kennt, deren ein hiesiger Schützenkönig sich rühmen kann.

Die Stadtsoldaten.

Der Streit über das Unmögliche und Unschickliche der Böllerabfeuerung erhitzte sich immer mehr und mehr, und der darüber schon allzu sehr verzögerte Zug würde gewiß noch lange in Vergessenheit geblieben seyn, wenn nicht die Nachricht eingetroffen wäre, daß die Stadtsoldaten am Thore sich so eben mit einander im Handgemenge befänden. Die Ursache war, daß man diejenigen, deren Uniformen mit den neuen Ellenbogen noch am besten harmonirten, vorangestellt hatte, welches die Andern, des Ranges wegen, den sie ihrer Ancienneté verdankten, nicht zugeben zu dürfen glaubten. Der Rathsfrohn, der zur Sühne zu reden versucht hatte, war ebenfalls hineinverflochten worden, und wer von den umstehenden Zuschauern einen Hieb oder Stoß bekam, der meinte auch ein Recht zu haben, mit einzuhauen. In diesem Falle befand sich unter andern auch Herr Kauermann, welcher vom Guthe hereingekommen war, um den Zug ebenfalls mit abzu-

derstand und reiste schnell ab, indem er erklärte, daß er in einigen Tagen wieder kommen und diese Sache dann ernstlicher betreiben werde.

Die Gefangnen wurden in der Dämmerung abgeführt. Der schadenfrohe Wirth konnte nicht unterlassen, sie dem eben anwesenden Frachtfuhrmann, dessen Bekanntschaft mit der Deliquentin er nicht ahnte, aus einem verborgnen Winkel der Hausflur zu zeigen, und ihm die unwahrscheinlichen Vermuthungen und Klagen des Grafen schon als erwiesene Thatsachen aufzuheften. Der furchtsame Bauer meinte, daß das Geständniß seiner Bekanntschaft mit Christein schon hinreichen könne, auf ihn den Verdacht eines Antheils an ihren Verbrechen zu werfen, und ihn der Angeklagten zuzugesellen, und verschwieg also weislich, daß sie ihm nicht fremd sey. Christel weinte und betete indessen in ihrem Gefängniß abwechselnd, dachte an Georg, und vertraute auf die gute Frau des Sees. Der alte Jakob rauchte sein Pfeifchen in guter Ruhe, und ließ der Mamsell durch den freundlichen Gefangenwärter sagen, sie solle nur gutes Muths seyn, ihr und ihm werde kein Haar gekrümmt werden, sein Herr werde sie beide bald befreien.

So standen die Sachen, als die Fremden in der glänzenden Chaise mit Georg in L.. ankamen und in dem bekannten Wirthshause abtraten.

warten. Am Ende wurde die Verwirrung immer grö-ßer und größer, so daß jeder, dem das Glück oder Unglück einen Stock in die Hände gab, auf den An-dern ohne Ansehn der Person losarbeitete, und von Freund und Feind gar nicht mehr, sondern blos vom ganz unpartheiischen Zuschlagen die Rede war.

Die Ankunft.

Indem nun E. E. Rath, um der Frau Herzogin einen so unschicklichen Auftritt zu ersparen, schon zum Rathhause hinausgetreten war, und man nur fürch-tete, daß der durch den Regen der vorigen Nacht verursachte Schmutz auf der Straße beim eilfen Fortschreiten den weißseidenen Strümpfen des Kollegiums gefährlich wer-den möchte, erscheinen mit Einem Male der Amtmann und andere Vorreuter in der Stadt und unmittelbar hinter ihnen die Wagen der Prinzessin.

Obschon bereits halb todt des Todes, hat der Stadt-richter doch noch so viel Fassung, um das Kissen mit den Thorschlüsseln zu ergreifen und den vorbeifahrenden Wagen halt! halt! zuzurufen.

Zum Unglück aber besinnt sich der Mann nun erst, wie die Wagen wirklich still halten, sowohl auf das Unschickliche seines Zurufs, als darauf, daß seine ein-

ſtudirte Rede einzig vor dem Stadtthore gepaßt hätte, und ſteht daher wie verſteinert vor ſeiner lachenden Landesherrin.

Glücklicherweiſe ſtößt ihn noch der Senator Zeiſeler auf die Seite, nimmt ihm die Schlüſſel aus der Hand und überreicht ſie der Herzogin mit den Worten: Die Schlüſſel zu den Herzen der Bürger des ganzen Landes ſind ſchon in Ihrer Gewalt. Hier, Durchlauchtigſte, auch die Schlüſſel dieſer Stadt.

Die Prinzeſſin antwortete, ſie zurückweiſend: Sie ſehen, daß ich keiner Schlüſſel bedurft habe, um hereinzukommen, obſchon mir letzteres auf eine Art erſchwert worden iſt, wie ich es am wenigſten erwartet hätte.

Der Amtmann erzählte hierauf von der Balgerei am Thore. Seiner Aeußerung nach, war dort die Ankunft der Herzogin ſo ganz vergeſſen worden, daß man ſogar die Peitſchen der Vorreiter überhört und nach dem erſten, der ſich blos durch Gradezureiten helfen gekonnt, den Stock aufgehoben hatte.

Senator Zeiſeler ſicherte ihr ſogleich die ſtrengſte Unterſuchung der Sache und die Beſtrafung der Schuldigen zu.

Der Joujou.

In diesem Augenblicke kam aus einem der beiden andern Wagen eine Kammerfrau heraus und herbei gesprungen, und rief zitternd an allen Gliedern: Gott im Himmel, der Joujou!

Der Joujou! wiederholte der Begleiter der Herzogin mit dem Tone der Verzweiflung, und die Prinzessin selbst rief außer sich, der Joujou? Der hat es mit mir zu thun, der ihn beleidigt hat.

Der Joujou war, wie sich nun fand, ein Leibaffe ihrer Durchlaucht. Er war mit der Mütze, die er einem Pfennigsupplikanten, der sich gedährt, aus der Hand genommen hatte, über den Schlag des Wagens hinaus und davon gesprungen.

Die Herzogin stieß einen durchdringenden Schrei aus. Senator Zeiseler ließ sich hierauf den Weg zeigen, den der Affe eingeschlagen hatte, und lief nun zu allgemeinem Erstaunen so entschlossen davon, daß die Pfützen zwar an seine weißseidenen Strümpfe mit der größten Frechheit hinauffahren, ihn aber dadurch doch nicht im mindesten irre machen konnten.

Bald nachher aber gewährte der Herr Senator einen noch erquicklichern Anblick. Man sah ihn nämlich, wie er war, in seinem großen Ornate, mit Degen

und schwarzseidenen Beinkleidern, den Chapeaubas noch unterm Arme, in einem benachbarten Garten auf einen Baum klettern, in dessen Wipfel der Joujou sich und seinen Raub sicher geglaubt haben mochte.

Der liebe Goldmann der! rief die Herzogin, als man sie darauf aufmerksam gemacht und sie den Affen bereits in der Gewalt des Senators gesehen hatte.

Um die durch das Baumklettern veranlaßten ärgerlichen Schadhaftigkeiten seiner Beinkleider so gut als möglich zu vermänteln, ließ er sich in der Eil einer Frau, die ihm gefolgt war, ihre durch Zeit und Umstände schon etwas mitgenommene Schürze verbinden und erschien also bald nachher vor der Prinzessin, die inzwischen seinen Namen und Stand sich hatte sagen lassen.

Die Herzogin verbat alles Lachen und reichte ihm, wie er den Affen übergab, ihre gnädige Hand, welche er tiefgebeugt an seinen Mund drückte. Sie äußerte dabei, daß sie seiner gewiß gegen ihren Gemahl bestens gedenken werde.

Ohngeachtet der Amtmann der Prinzessin gesagt hatte, daß es bereits Ein Uhr Nachmittags sei und im Saale des Rathhauses ein Frühstück für sie bereit stehe, so war sie doch nicht zum Aussteigen zu bringen gewesen. Auch hatte sie seine mannichfachen Versuche,

ſie angenehm zu unterhalten, höchſtens mit einem Kopfnicken beantwortet, weil all ihre Gedanken auf den entlaufenen Liebling gerichtet waren.

Selbſt der Senator Zeiſeler, der doch einen ſo großen Stein im Brete hatte, vermochte nicht, ſie zum Einnehmen des Frühſtückes zu bewegen. Uebrigens wiederholte ſie ihm beim Abfahren die Zuſicherung ihrer beſondern Gnade.

Rechtspflege.

Es lebe unſere geliebte Herzogin! ſprach hierauf der Senator und alles ſtimmte ein. Am herzlichſten rief es der Theil des Volkes aus den Fenſtern nach, der ſich, wie er hörte, daß das Frühſtück vergebens zubereitet war, hinauf in den Rathsſaal gedrängt hatte, um davon nach Möglichkeit zu profitiren.

Dieſer große Eingriff aber in die Rechte eines edeln und wohlweiſen Raths wurde von letzterm ſehr übel aufgenommen. Es half nichts, daß die Leute vorgaben, ihren Appetit blos auf die Geſundheit der Herzogin, mit Speiſe und Trank geſtillt zu haben. Vielmehr wurden die Rädelsführer davon ſo gut wie ſämmtliche Stadtſoldaten und wer in ihren Streit verflochten geweſen, eingezogen und deßhalb noch an

dem nämlichen Tage eine Session bei verschlossenen Thüren gehalten, zu welcher, da auch Personen aus der Nachbarschaft dazu gehörten, der Amtmann ebenfalls gezogen wurde.

Auf den Vorschlag des Senators Zeiseler, der durch die besondere Gnade der Herzogin ein außerordentliches Gewicht erhalten hatte, beschloß man, in Betracht, daß die Störung des Festes sowohl, als der Tafelfrevel eine exemplarische Bestrafung erfordere, und daß der hölzerne Esel, dessen Herstellung so viel gekostet, in der Folge ganz ungenutzt wieder einmal einstürzen könne, eine Parthie Leute auf dem Esel reiten zu lassen.

Seiner Aeltern halber, hätte der Herr Amtmann wenigstens einem davon, Herrn Kauermann, den das Unglück ebenfalls betreffen sollte, diese Reiterei erspart. Das war nicht möglich, da es herauskam, daß er derjenige war, der den Stock gegen den Vorreiter der Herzogin aufgehoben hatte.

Der Vermittler.

Den Herrn Bürgermeister Mittwoch, der ohnehin an einem sehr schlechten Humor laborirte, hätte beinahe der Schlag gerühret, als er aus seinem Fenster

entdeckte, daß Herr Gevatter Kauermann derjenige war, welcher den renovirten Esel einweihen mußte.

Er schickte auch sogleich auf das Rathhaus selbst ein fulminantes Billet, worin er gegen den heillosen Beschluß protestirte. Allein man schrieb ihm zurück, daß er nur darauf denken möge, wie er außer dem bewußten Passe, die vorgefallenen Unordnungen des Tages entschuldigen wolle, welche insgesammt auf ihn zurückfielen, da eine, blos vorgebliche, Krankheit des Bürgermeisters Abwesenheit nicht entschuldigen könne.

Schon daraus, daß man wagte, sich so gar kein Blatt vor den Mund zu nehmen, konnte er schließen, das es schlecht mit ihm stehen möge. Er entschloß sich deshalb in der höchsten Angst, seinen Sohn rufen zu lassen. So sehr nun dieser durch umständliche Erzählung aller Vorfälle seinen Vater betrübte, so brachte er ihn doch auch eben dadurch zu der richtigen Ansicht der Sache, und erhielt bewandten, betrübten Umständen nach, Auftrag, den Vermittler zwischen ihm und Herrn Senator Zeiseler zu machen.

Nimmermehr!

Trotz der heftigsten Widersprüche der Frau Bürgermeisterin geschah dieß auch. Herr Zeiseler, dessen

Stimme jetzt niemand mehr bestritt, brachte es dahin, daß der Rath die Unterschrift des Passes für falsch und des Bürgermeisters Scheinkrankheit für eine wirkliche erkannte. Dafür schlug auch Herr Mittwoch selbst, sobald er wieder im Senat erschien, seinen vormaligen Gegenbürgermeister zum Mitbürgermeister vor, welcher Vorschlag unter lautem Frohlocken angenommen, auch spätterhin von der Regierung genehmiget wurde.

Jetzt führte der Herr Amtmann seine Minna im väterlichen Hause ein. Ob nun schon gegen das liebe, stille Kind durchaus nichts zu sagen war, so sagte doch die Mutter am folgenden Tage zu ihm: Ach, mein guter Sohn, wenn Du nur die Stimme Deines Herzens nicht so sehr hättest verkennen wollen!

Der Bürgermeister aber rief aus: Verkannt, oder nicht verkannt, so viel ist ausgemacht, daß ich, der Bürgermeister, die Einwilligung in keine Heirath meines Sohnes mit einem Mädchen geben könnte, dessen Vater in hiesiger Stadt auf dem Esel hat reiten müssen.

Uebrigens, liebe Mutter, sagte der Amtmann, kann mein Herz nicht lauter für jemand sprechen, als für meine Minna.

Die

Die Frau Bürgermeisterin seufzte zwar, doch gab sie ihre Einwilligung, als sie sah, daß ihr Gatte die seinige gab. Sie fügte blos bedauernd hinzu, wenn das Kind nur nicht der Mutter so ähnlich sähe.

In der Folge aber kam es noch so weit, daß ihr diese Aehnlichkeit gar nicht mehr an Minna zuwider war. Ja, es entspann sich allmählig die genaueste Freundschaft zwischen den beiden Frauen Bürgermeisterinnen, so daß Madam Mittwoch, als sie die neue Freundin vor Minna's Kindbette umarmte, in die Worte ausbrach: Wie wir nur die Stimmen unserer Herzen so lange haben verkennen mögen! —

Der Entführer Christels befragte sogleich den Wirth, wo sich das Mädchen und der alte Mann, die er in seinem Hause zurückgelassen habe, befänden, und da dieser unter vielen Bücklingen versicherte, daß sie ein wenig eingesperrt seyen, so ließ er sich und seine Begleiterin nebst Georg sogleich zu dem derzeitigen Oberhaupt der Stadt führen, um ihre Befreiung zu bewirken. Er ließ Georg auf der Hausflur zurück, trat nebst der räthselhaften Unbekannten in das Zimmer des Burgemeisters, und machte ihm Eröffnungen, die den Erfolg hatten, daß der Senator sogleich berufen wurde, und sich entschloß, die Fremden selbst zu Christeln und Jakob hinzuführen, und ihnen in ihrer Gegenwart ihre Freiheit anzukündigen.

Christel war überglücklich, wie sie die Wasserfürstin und ihren Erretter aus dem Geisterpallast mit Georg herein treten sah, und nun aus ihrem Munde die Anerkennung ihrer Unschuld und die Freiheitsbotschaft vernahm. Sie wollte sich aus Georgs Armen reißen, um der guten Frau kniend ihren Dank zu bezeigen, aber Georg flüsterte ihr zu, sie möge nur stehen bleiben, er habe wohl bemerkt, daß es so gut Menschen seyen, wie er und sie, obgleich ihm all der Schwindel, den sie gemacht hätten, noch halb den Kopf verdrehe. Der alte Jakob wurde nun auch herein geführt, und

IX.

Schmetterlinge.

Guter Grund.

Ein Fremder kam zu einem Schneider
Mit einem tücht'gen Stücke Tuch
Und sprach: Ich liebe weite Kleider —
Ist dieß zu einem Rock genug?
Der Meister maß, und machte Zeichen,
Und rief bedächtig: 's will nicht reichen!

Erbittert durch dieß strenge Wort
Gieng ungesäumt der Fremde fort,
Zum nächsten Schneider gegenüber,
Und sprach zu diesem auch: Mein lieber,
Mein sehr berühmter Meister Mock,
Reicht dieß zu einem weiten Rock?
Und als Herr Mock das Maaß genommen,
Sprach er gar freundlich: O vollkommen.

Als drauf der Fremde wieder kam,
War meisterlich das Werk gelungen;
Doch sah er, was ihn Wunder nahm.
Zu gleicher Zeit des Meisters Jungen,
Der von demselben Stücke Tuch
Ein allerliebstes Wämschen trug.

Vergnügt sprach er: Ich bin zufrieden,
Und wende nichts dawider ein:
Was sich gebührt, das muß auch seyn —
Doch wär ich gern um was beschieden:
Zu wenig wars zum Rock da drüben,
Hier ist ein Wams noch übrig blieben.

Hm! sprach Herr Mock, da kann ich Ihnen
Gar leicht mit gutem Grunde dienen:
Ein Söhnchen nur hab' ich, doch — ei!
Der drüben hat der Schlingel zwei!

K.

Der kluge Ochse.

Beim reichen Bauer Hanns
Ward jüngstens requirirt;
Schwein, Hammel, Henne, Gans,
Der ganze Stall marschirt;
Schon streckt ein bärt'ger Grenadier
Die Faust nach dem Gemeindestier.

„Hochedler Herr! — Musje! —
Ich, Haus und Hof ist leer!" —
„Niks! niks! für gros Armee!
Is sik dem Ochs ein' Ehr'!" "
Droht gleich der Brömmer mit dem Horn,
Man schiebt von hinten, zerrt von vorn.

Fort geht die wilde Jagd
Mit jubelndem Halloh;
Laut heult die Großmagd,
Der Knecht wird nimmer froh;
Schon iſt manch trüber Tag entflohn,
Da brummts einſt früh mit dumpfem Ton.

„Na! na!“ — ächzt tief der Knecht —
„Was brummt denn, wie ein Bär?“
Marliese ſtöhnt: Ach recht,
Als wenns der Seel'ge wär!“
Die Hofthür knarrt — wer ſchaut herein?
Das vielbeweinte Ochſelein!

Er, den ein Schelm geraubt,
War ſchlauer noch, als er,
Trägt, aufgeſchnallt dem Haupt,
Ein Bündel voll und ſchwer;
Drin findet man zum Schmerzensſold
Zwei Uhren und ein Börslein Gold.

F. K.

Curiosa aus den D.....r Anzeigen.

In Nummer 199. der D.....r Anzeigen v. J. 1812. findet sich folgendes sonderbare Dienstgesuch eines verstorbenen Bedienten:

„Sollte ein Herr, oder eine Herrschaft einen „alten aber dußerst treuen Diener benöthiget seyn, „so erbiethet sich einer hierzu, welcher bei einem „Herrn 13 Jahre lang gedient hat, nun aber ge„storben ist, und seit der Zeit selbst in dem schlimm„sten Dienste ein Jahr ausgehalten hat, sucht recht „bald ein Unterkommen. Sein Logis ist ꝛc.“

N.

In der nämlichen Nummer

„wünscht ein äußerst geschickter junger Mann Unterricht im Französischen und Italienischen zu ertheilen, Arbeiten und Uebersetzungen darin zu fertigen, oder bei einem Herrn in Dienste zu gehen, „überhaupt sich auf eine Art brauchbar zu machen."

In Nummer 293. steht wörtlich:

„Unterzeichneter Portraitmaler wird die Winter„monate in D. bleiben, malt en miniature, in Sepia, „und zeichnet mit Kreide und Bleistifte zu verschiedenen „Preisen, deren frapante Aehnlichkeit voraus versichert „wird" u. s. w.

N.

Im Jahrgang 1813. Nummer 166. wird eine gestohlene sonderbare Repetiruhr gesucht:

„Den 30sten August früh ist mir eine goldene zwei„schüssige Repetir-Jagduhr entwendet worden. Das „erste Gehäuse ꝛc." (nun folgt die Beschreibung).

Dann heißt es wörtlich: „Sie repetirt Viertel und „Stunden, die Glocke woran es repetirt, ist von „weissem Metall, an einem schwarzen Zwirnschnür„chen mit einem Messingschlüssel. 27 Thlr. Deu„ceur" ꝛc.

N. N.

Der Bauer und der Amtmann.

Als Steffen jüngst beim Amtmann war,
Sprach dieser: „Du wirst täglich dreister,
Und fast wird mir die Sage klar;
Man spricht, du seist ein Hexenmeister —
Wär dies, so heischt es meine Pflicht,
Dir künftighin die Macht zu rauben" —
„ „Herr Amtmann, wer wird Alles glauben!
Weiß Er denn, was von Ihm man spricht?" " —
„Von mir? wie? was?" — „ „Er wär's halt nicht!" "

F. K.

bezeigte seinem Herrn seine ehrerbietige Freude über seine Rückkehr, und seiner schönen Begleiterin seine tiefe Ehrfurcht. — Die holde Fremde dankte dem Alten herzlich, und näherte sich Georg und seiner Geliebten, — da wurde die Thür des Gefängnisses hastig geöffnet, und herein trat der alte besternte Herr, der noch ganz erhitzt von der Reise, und stotternd vor Zorn, sich an den dem Eingange zunächst stehenden Senator wandte, und feierlich gegen die Befreiung der Gefangenen protestirte. Er war, auf eine falsche Spur geleitet, eben von seinen fruchtlosen Nachforschungen nach L.. zurückgekommen, als der neugierige Wirth, der durchaus wissen wollte, wie die Sache enden würde, deshalb die Fremden nicht aus den Augen gelassen hatte, und auch jetzt in der Nähe des Gefängnisses umherschlich, ihn erkannte, und schnell zu dem Schlage des langsam fahrenden Wagens laufend, ihm zurief, daß die Gefangenen eben losgelassen würden. Diese Nachricht war wichtig genug, um den Grafen sogleich halten zu lassen und, ohne auf die weitern Nachrichten des Wirths zu hören, sich zornig nach dem Gefängniß zu begeben, dessen Thür der Wärter seinem Stern sehr zuvorkommend öffnete, dem Herrn Wirth aber, der mit hineindringen wollte, vor der Nase zuschlug. Der Graf hatte bei seinem blöden Gesicht die mehr im Hin-

Die Empfehlung.

Max Frölich reiste — tralala!
Sich Welt und Mädchen zu besehen;
Auch, wenn er wo ein Weinschild sah,
Konnt' er nicht füglich fürbaß gehen;
Er war ein reicher Kaufmannssohn;
Wer Geld hat, nun das weiß man schon,
Dem stehen alle Herzen offen;
Drum war auch er mit einer hübschen Zahl
Von Briefen, wo ihn Hinz an Kunz empfahl,
In einer Reichsstadt eingetroffen.

Den wichtigsten, an Schmoll und Compagnie,
Beschloß er heut' noch abzugeben;
Doch schiens um Zwei noch fast zu früh.
Was war zu thun? Nun, weil er eben
Vor einem Haus vorübergieng,
An dessen Thür ein goldner Weinkranz hieng,
Beschloß er klüglich, nicht zu eilen,
Und hier ein Stündchen zu verweilen.

Der Wein war ganz nach seinem Sinn,
Bald kam auch mehr Gesellschaft hin;
Er dachte: Hat's doch Zeit bis Morgen,
Den Brief mit Anstand zu besorgen!
Und kurz, bei Scherz und Saitenspiel
Verfloß der Tag im Kreis der Bachusbrüder;
Schon schien der Mond ihm auf den Heimweg nieder,
Als er, im Haupte schwer, in einen Graben fiel.

„Was Teufel!" — ließ ein Fluch sich dumpf von unten hören —
„Wer ist der Schuft? potz tausend Element!
Das ist recht schlecht, das ist impertinent,
Hier Leute in der Ruh zu stören,
Die Ihm nichts thun, die Er nicht einmal kennt!
Der Weg geht oben — wird Er gleich marschiren! —
Ich sag's Ihm, Herr! ich laß ihn arretiren!
Ich bin hier Bürger — mach' Er mich nicht toll! —
Und Bürger-Lieutnant — bin der reiche Schmoll!"

„Ei, ei!" — rief Max, halb schlummernd, sehr vergnügt —
„Wie wunderbar es doch der Himmel fügt,
So recht zur besten Zeit was zu erfahren!
Da kann ich mir den Weg ersparen!

he Brüderchen! — da haſt du einen Brief! —
Wo ſteckſt du denn? — da — da —!“ Das edle
Paar entſchlief;
Bald kam ein Schwarm von einem frohen Schmauſe,
Erbarmte ſich, und ſchleppte ſie nach Hauſe.

Als Max am Morgen aus dem Bett erſtand,
War alles rein vergeſſen, und er fand
den Brief noch in demſelben Sacke,
in den er ihn geſteckt. Mit ſchön gekrauſtem Haar,
in ſeidnem Strumpf und nettſtem Fracke,
ieng er zu Schmoll aufs Comtoir,
er auch ſchon friſch auf beiden Füßen war.
Willkommen“ — ſchmunzelt Schmoll, als er ſich
präſentirt —
Sie ſind mir längſt recommandirt —
ſtecken Sie nur ein! Wozu den Brief? Wir haben
ſchon Brüderſchaft gemacht — Sie wiſſen ja, im Graben!“

F. Kind.

Die Frage.

Ein süßes Kind von nicht ganz sechzehn Jahren,
Gewohnt von je an Noth und Sparen,
Doch schön vom Scheitel bis zur Zeh',
Umwallt von blonden, seidenweichen Haaren,
Mit einer Brust, wie frisch gefallner Schnee,
Stand einst vorm Spiegel, und umschlug
Nicht allzufest das dürft'ge Busentuch.

Die Mutter rief: „Wer hat dich das gelehrt?
Für Damen mag es geh'n, für dich will sichs nicht schicken!"
„Ach!" — sprach das Kind betrübt — „Wenn Ihr auch
das mir wehrt,
So sagt mir selbst, womit soll ich mich schmücken?"

F. Kind.

Konzert-Musik in Krähwinkel.

aus der allgemeinen musikalischen Zeitung
Jahrgang 1807.

Unsre diesjährige Konzert-Musik war, der Drangsale ungeachtet, die ein feindlicher Genius auch über unsre gute Stadt verbreitete, nicht unbedeutend; denn im ersten Viertel dieses Jahres waren drei Konzerte, und im zweiten gar keines, weil eine brave Schauspielergesellschaft da unsere Muße hinnahm. Ich eile, die musikalische Welt mit unsern, hoffentlich nicht uninteressanten Neuigkeiten bekannt zu machen, und zugleich unsern trefflichen Anstalten, auch musterhaften Einrichtungen, den gebührenden Ruhm zu verschaffen, unbesorgt, ob wir nicht damit die Eifersucht mancher Großstädter reizen möchten.

Man erlaube uns zuvörderst eine kurze Schilderung der Hauptpersonen! Unser würdiger, gelehrter Cantor loci, (der zugleich als wirklicher geheimer Rumfordscher-Suppen-Vorsteher sich so viel Verdienste um unsre Armuth erworben hat,) ist bei allen musikalischen Aufführungen Dirigens, und hätte billig den Kapellmeistertitel verdient, auch selben beinahe erhalten, wenn nicht eine andere hohe Standesperson seine bescheidnen Absichten verhindert hätte. (Daraus sehen Sie, daß auch hier Kabale Pfeile schmiedet; besonders seitdem wir durch einen gewaltig berühmten Mann in die große Welt, oder diese eigentlich zu uns geführet worden ist!) Unsers wackern Dirigentis Eifer für Musik geht so weit, daß er, trotz seiner Natur, ein sehr fruchtbarer Komponist und Dichter geworden ist, der unsre gebildeten Kunstfreunde alle Vierteljahre mit Einer Hauptkompozition in allerlei Genre beschenkt. Da er zu seinen Singstücken die Texte selbst dichtet, so läßt sich die überaus glückliche Uebereinstimmung seiner Poesie mit seiner Musik einigermaßen begreifen. Sollte dieß nicht allen angehenden Komponisten ein lehrreicher Wink seyn, in müßigen Stunden selbst dichten zu lernen? Als praktischer Musiker will Herr Fabian (dieß ist der unbescholtene Name unsers Dirigentis) nur unter Andern gelten, ob er gleich bei der

Bratsche dirigirt; aber als Theoretiker sucht er seinen Maitre. Um auch den Schein einer Schmeichelei zu vermeiden, haben wir uns hier der eignen Worte des bescheidenen Mannes bedienen wollen. Seine Stimme (wie er sagt: Generalbaß,) ist in jüngern Jahren so schön gewesen, daß er ein vor den Mund gehaltenes, eben ausgetrunkenes Bierglas damit hat entzwei singen können, und noch jetzt sind seine gesungenen Zwischenspiele, womit er beim Gottesdienst aus einer Zeile des Chorals in die andere überleitet, so kräftig, daß sie mit dem Unisono der Männer der versammleten Kirchengemeinde die Wage halten.

Seine Zöglinge sind seiner würdig. Der erste Violinist ist zwar etwas taub, soll auch in der Applikatur nicht ganz rein greifen; ist aber übrigens ein sehr braver Spieler. — Der zweite Violinist ist ein nicht weniger wackerer Geiger; nur daß er die Noten hat, selten länger, als etwa acht Takte im Tempo zu verweilen: doch haben wir Exempel genug, wo er sich darüber hinein gekommen ist. — Die Viola ist erst durch Herrn Fabian hier bekannt und sein Leibinstrument geworden. — Den Baß kann bekanntlich ein jeder streichen. — Zum Contraviolon (einem neu erfundenen Instrumente, von tiefem, durchdringendem Ton,) wird bei großen Aufführungen ein

Stadtmusikus aus dem nächsten Orte verschrieben. — Blasinstrumente, (eine Flöte ausgenommen) werden selten in Natura besetzt, was aber auch gar nicht nöthig ist, da nöthigen Falls die Hörner auf Violinen, Trompeten und Pauken aber auf dem Flügel recht gut vorgestellt werden können.

Von einem solchen Orchester läßt sich nun alles erwarten. Finden sich indessen ja einige Unvollkommenheiten, so bitte zu bedenken, daß etwas ganz Vollkommnes in dieser Erdenwelt unter die pia desideria gehört und ein rastloses Streben nach Vollendung, wie es sich in unsrer guten Stadt zeigt, ja alles ist, was von Menschen nur immer verlangt werden kann.

Das erste öffentliche Konzert hatte am Neujahrstage Statt. Das Orchester bestand dießmal aus dreizehn Mann: der Effekt war folglich imposant und sehr kräftig. Den Anfang machte eine Sinfonie von Kammel, aus C dur. Sie wurde präcis exekutirt; nur die zweite Violin wurde einige Takte später fertig. Es folgte darauf eine Scene von Hrn. Fabian, durch dessen Jungfer Tochter gesungen. Komposition und Gesang gefielen außerordentlich. Schade, daß die meisten Anwesenden die Sängerin, ohngeachtet ihrer sonst starken Stimme, nicht hören konnten. Warum drängte

ſich aber auch heute die ganze Stadt in den Saal, ſo daß vielleicht die Hälfte der Zuhörer ſechs Schritt, und drüber, von der Sängerin entfernt ſtehen bleiben mußte! — Nummer 3. war ein Quartett mit Variationen, das Hr. Fabian vor drei und zwanzig Jahren für einen ſeiner Schüler ſchrieb und das deshalb nirgends in die Applikatur ging. Es iſt brillant gearbeitet, aber die Aufführung gelang dießmal nicht ganz nach Würden; denn ſchon im erſten Satze — den aber freilich der erſte Violiniſt auch gar zu raſch nahm — konnte die Viola (Hr. Fabian ſelbſt) nicht mit kommen. Es wurde Da Capo gerufen, und nun Fortissimo ſehr gut durchgearbeitet. Beim Andante vergaß der Violoncelliſt die Vorzeichnung, und ſing, ſtatt E dur, in Es dur an: er wurde aber nach einigen Takten darauf aufmerkſam gemacht, und verbeſſerte nun den Fehler mit löblicher Nachgiebigkeit und Bescheidenheit. Die Variationen gingen im Ganzen brav: nur daß am Ende der zweite Violiniſt die letzte Klauſe noch einmal ganz allein vortrug. Er war aber ganz unſchuldig dabei, denn nach genauer Unterſuchung fand ich, daß in ſeiner Stimme gleich Anfangs ein Wiederholungszeichen zu viel geſtanden hatte. Der letzte Satz, ein Allabreve, ging über alle Erwartung; wo ein jeder dachte auch nur auf ſeinen Antheil,

trat seinen Takt selbst, und die vom Hrn. Fabian kurz vor dem Schluß angebrachte Fermate war ein eben so feines, als sicheres Hülfsmittel, was sich etwa von dem andern entfernt hatte, wieder zu vereinigen, und so ein Ende, fast wie mit Einem Strich, herbeizuführen. Mit einem kräftigen Applaudissement endigte sich der erste Theil, und die Kritik gewann, während der Pause, gehörigen Spielraum. Sie fand aber dießmal freilich nur zu Lobeserhebungen Stoff. Selbst der Herr Vicekirchenvorsteher meinten, es sei ein wahres Wagestück, so ein Quartett; es vergehe Einem am Ende Hören und Sehen dabei. Der Herr Bau- Berg- und Weginspektorsubstitut Sperling, gaben demselbigen Recht, und machten uns die angenehme Hoffnung, einen Text dazu zu fertigen, den hernach unsre brave Fabian, die Spieler begleitend, absingen möchte. Die Sache kam bis hinauf zum Herrn Bürgermeister, auch Oberältesten allhier, welcher ihr seinen Beifall nicht versagen mochte; und während unsre jungen Herren der lieblich verschämten Sängerin noch die verdienten Lobsprüche zolleten, begann der zweite Theil.

Diesen eröffnete und beschloß ein malerisches Singstück: Der Streit des Erzengels Michael mit dem Drachen — gedichtet und komponirt von

tergrunde stehenden Hauptpersonen nicht bemerkt, und suchte noch immer, hastig und unverständlich auf den Senator einredend, nach seiner Brille, die er im Wagen hatte liegen lassen; da trat der Graf F. mit der jungen Dame auf ihn zu, und stellte ihm die entflohne Stieftochter als die jetzige Gräfinn F. und sich selbst als seinen Eidam vor. Der Graf wurde vor Wuth ganz blau im Gesicht, endlich löste sich sein Zorn in wortreiche Beschuldigungen auf, denen sein Gegner große Ruhe entgegensetzte, und ihm ihre Richtigkeit erwies. Während beide noch im Wortwechsel waren, trat der alte Sander mit seiner Frau und dem Schulmeister ins Zimmer. Sie hatten sich bei dem Präses des Raths gemeldet, um von ihm die auf ihrer Tochter lastenden Beschuldigungen zu erfahren, und waren, da die Identität der eben angekommnen Dame mit der Gräfin S., die Christel bestohlen und sogar ermordet haben sollte, bereits erwiesen war, von der Unschuld der Angeklagten und von ihrer eben befohlnen Befreiung unterrichtet worden. So wurden sie denn von einem Gerichtsboten nach dem Gefängnisse geführt, um die auf freien Fuß gesetzte Tochter wieder mit sich zu nehmen. Sie stürzten auf Christeln zu, umarmten sie, und vergaßen über der Freude, sie wieder zu finden und von keiner Schuld belastet zu sehen, ihren Zorn.

Hrn. Fabian selbst; und vielleicht dürfte man dieß das allergelungenste seiner Werke nennen. Wenn schöne, erhabne und grausende Gedanken, würdig dargestellt; wenn eine (so weit Töne reichen) vollständige Bezeichnung alles dessen, was im Himmel, auf der Erde, und unter der Erde ist, in diesen, der ernsten Muse, leider! so wenig günstigen Zeiten noch unsterblich machen: so ist es unser edler Fabian auf lange Jahre, schon durch dieß einzige Werk! Von dem Effekt auf unser gespanntes Publikum mag das Einzige zeugen, daß unsere alte, gute Frau Untersteuer-Einnehmerin — gerade wie vormals bei der berühmten Erkennung unsers gnädigsten Königs in jenem Portrait, so hier bei Hrn. Fabians (Michael) selbstgesungener, herzzerreißender Baßarie: Du mußt hinab zum Feuerpfuhl — ihren alten Schwindel bekam und aus der Versammlung gebracht werden mußte. (Doch ohne weitere üble Folgen für ihre Gesundheit!)

Da ich dieß Meisterstück zum ersten Mal hörte, so verspare ich mein Urtheil. Wie man spricht, werden wir es hören. Der Hr. Viceкirchenvorsteher läßt den Text sauber einbinden und in seiner rühmlich bekannten Leihbibliothek neben den beliebtesten Banditen aufstellen, wo man also darnach, zur vorläufigen Kenntniß, fragen und der Verabfolgung, unter den

gewöhnlichen Bedingungen, gewärtig seyn kann. Vierzehn Tage lang sprach man in unsrer Schlabberei (Resource) von nichts, als von diesem Konzert.

Am 2ten Februar kam ein reisender Virtuos, der am folgenden Tage ein Konzert gab, das wenigstens wegen seines Ausgangs merkwürdig geworden und hier anzuführen ist.

Eine Ouverture vom Hrn. Fabian machte den Anfang; da aber der Fremde selbst eine Espece von Komponisten seyn mochte, (denn wo trifft man jetzt wol einen Musikanten, der nicht selbst komponirte!) so brachte er durch ein stolz spöttelndes, neidisches Lächeln das ganze Orchester dermaßen aus der Fassung, daß die zweite Violin durchgängig zwei Takte zu spät kam, und die Bratsche, bei der, wie gewöhnlich, Hr. Fabian selbst dirigirte, zwei Blätter statt eines umwandte und bereits im Adagio spielte, als des ersten Satzes zweiter Theil anfing. Uebrigens ging dieß brillant und gros gearbeitete Stück vorzüglich; auch schwierigere Stellen gelangen, sogar Doppelgriffe, wie z. B. in der ersten Violin viele Takte hindurch:

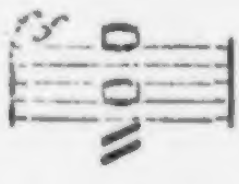

Darauf sang der Fremde eine italienische Scene von einem gewissen Cherubini *), die aus vielen Gründen nicht gefallen mußte. Abgerechnet, daß das Urtheil unsers würdigen Dirigentis, wenn auch leise ausgesprochen — das Urtheil, die Scene tauge nichts, denn doch anerkannt werden mußte: ist es nicht noch mehr, als wunderlich, in unserer guten Stadt, wo lauter biedere Deutsche wohnen, mit einer italienischen Aric unterhalten zu wollen? Sollte man dergleichen Unsinn wol in großen Städten anders, als im Spaß erdulden? Wir zweifeln! —

Es folgte ein Konzert von Mozart **), welches der Virtuos selbst spielte. Da dem eitlen Manne das

---

*) So gern wir den Lesern von diesem Ausländer einige Nachricht gäben, sind wir's doch nicht im Stande. Nur des einzigen Umstands erinnert sich unser braver S. T. Sperling, daß er vor Jahren in irgend einer Schrift eines gewissen Figaro gelesen habe, genannter Cherubini habe damals als Page im Hause eines Grafen Almaviva gelebt. Also wieder kein wahrer gelernter Musikus! und schreibt doch, und urtheilt wol auch über die Kunst!

**) Dieser Mann soll in Wien leben und daselbst sehr schöne Flöten verfertigen, die unter dem Namen Zauberflöten, (spaßhaft genug — wie um die Wiener sind!) vielen Beifall erlangt haben sollen. Wollte er uns nicht eine in Commission zusenden? Vielleicht weiß die Redaktion der musikal. Zeitung mehr von der Sache?

Orchester immer zu stark spielte, so war er ganz damit zufrieden, als es nach und nach aus dem Takt kam und aufhörte. Dennoch hätte sein Spiel beinahe den völligen Beifall der, nur immer nach Neuem geizenden Jugend erhalten, wenn nicht Hrn. Fabians Gerechtigkeitsliebe uns gesagt hätte, daß es unter aller Kritik wäre. Sobald wir nur das erst wußten, so wurde gar nicht mehr nach den Variationen gehört, die jetzt an die Reihe kamen, und Einer nach dem Andern empfahl sich lächelnd. Der Fremde soll ganz unverschämt über unsern braven Fabian und sein Orchester geschimpft haben: das ist nun die Sitte der Eitelkeit, die die Ueberlegenheit anzuerkennen gezwungen wird, überall; Humanität und Bildung aber befehlen, darüber nur zu lachen, was denn auch in unserm humanen und gebildeten Krähwinkel geschahe. Er aber, der Virtuos, soll hoffentlich noch lange an uns denken. Möchte doch, was er hier erfahren, zu seiner ästhetischen und moralischen Veredlung gereichen! Wir wenigstens wünschen es herzlich. —

Um ähnliche, ruhestörende Unfälle in Zukunft zu verhüten, ward beschlossen, keinem Fremden zu erlauben, sich hören zu lassen, der nicht ein schriftliches Zeugniß seiner Fähigkeit vom Hrn. Fabian zum Magistrat bringe. Dieser weisen Einrichtung zufolge kam

ein reisender Virtuos, Hr. Löwe, nebst seiner Frau, zum Hrn. Fabian mit folgendem Billet: „Ein hochedler und hochweiser Magistrat wünscht, daß der Herr Cantor und wirkliche geheime Rumfordsche-Suppen-Vorsteher Fabian den Ueberbringer dieses, nebst seiner Frau, vernehme, beide genau untersuche, und ein gewissenhaftes Zeugniß ausstelle, ob sie öffentlich zu gebrauchen, oder nicht ꝛc."

Wir machen dieses sogleich hierdurch bekannt, damit reisende Künstler bei Zeiten sich darauf einrichten; behalten uns aber vor, von diesem Konzerte, das ebenfalls ausgezeichnetes Lob verdient, vielleicht zu anderer Zeit ausführlicher zu seyn, gewiß aber baldigst über unsre Theaterneuigkeiten, Quartettmusiken und Singinstitute der kunstliebenden Welt vollständigen, unparteiischen Bericht zu erstatten.

Der Reisende und der Fährmann.

R. Die Fähre wird doch sicher seyn?
F. Da, Herr, tragt keine Sorgen!
Zwar gestern brachen Viere ein,
Doch fand man sie heut' morgen!

F. Kind.

Glaubensbekenntniß.

Immer scheint mir dieß Jahrhundert
och noch froh einherzuschreiten.
ß sich auch der Frömmler wundert,
aß in unsern bösen Zeiten
an noch lacht, mit Lust burgundert,
chöne Mädchen noch mag leiden,
nst und Wissenschaft betreibet
d den Freunden Freund verbleibet.

nn nicht leiden das Bekritteln
der freudenvollen Stunde,
eicht die Welt auch jetzt den Spitteln,
ebts mitunter doch Gesunde;

Müßt durch Luft die Seele rütteln,
Sonſten geht ſie vor die Hunde,
Durch das lebenslange Wimmern
Wird man beſſern nicht, verſchlimmern.

Stets die ver'gen Zeiten loben
Unſre grämlichen Geſichter,
Gegenwart wird blos erhoben
Höchſtens noch von einem Dichter.
Und doch gabs auf unſerm Globen
Sonſt auch gleiche Splitterrichter,
Darum denk' ich, mag dem Alten,
Wage wohl, das Neue halten.

Theurer iſt Kaffee und Zucker,
Wills nicht läugnen, weils am Tage,
Auch vom Soſier und Drucker
Hört man überlaute Klage;
Weidlich ſtöhnt ein Auſternſchlucker,
Denkt euch nur in ſeine Lage!
England kennen unſre Damen
Seufzend nur noch nach dem Namen.

Aber wächſt nicht Korn und Hopfen
Nach wie vor in unſerm Lande?

Gab der Rhein nicht Nektartropfen
Bei der Sonne heißerm Brande?
Muß man nicht den Quell verstopfen
Der zu vieles Wasser sandte?
Ists nicht Vossisch, feines Linnen
Selbst mit zarter Hand zu spinnen?

Ehe nicht versiegt die Wonne
An der schönen deutschen Rede,
Eh' es nicht in jeder Tonne
Aussicht grauenvoll und öde,
Eh' uns nicht verlischt die Sonne
Oder anstößt ein Comete,
Eh' nicht alle Mädchen sterben
Werden wir auch nicht verderben.

T. Hell.

Der Unterſchied.

Zu einem tapfern Prinzen kam
Ein altes Weib, ihr Söhnlein loszubitten,
Das jüngſt man zum Rekruten nahm.

Und als der Prinz nun lang mit ihr geſtritten,
Spricht er: „Nun fort! Soldaten braucht der Staat!
Frau! dünkt euch ein Soldat ſo wenig?
Ich bin ein Prinz; mein Bruder iſt der König,
Und Er und ich, wir Beide, ſind Soldat!“

„Das glaub' ich“ — ſpricht das Weib — „Sie lern-
ten auch nichts weiter;
Mein Chriſtlieb aber iſt ein Schneider!“

F. Kind.

Aber bald erwachte dieser, da Georg, den sie immer von ihr wegzudrängen suchten, sich durchaus nicht von ihr trennen wollte, und offen erklärte, daß er von den vornehmen Herrschaften mit ihr verlobt sey, und daß sie sich beide unter dem Schutz derselben befänden. So entstand denn hier ein neuer lauter Wortwechsel; Anzüglichkeiten in französischer, und derbe Ausdrücke in deutscher Sprache, ruhige, aber feste Widerlegung ungebührlicher Behauptungen, und naive, aber kräftige Widersetzlichkeit gegen rohe Gewalt, wurden so zugleich genäselt, getobt, gesprochen und geschrien, daß die ganze Stube von wildem Lärm wiederhallte. Der Senator bemühte sich indessen, die Gräfin artig zu unterhalten, die ganz mit dem Streit der beiden Herren beschäftigt, nicht hörte, was er sagte; und der alte Jakob suchte, mit ziemlichem Phlegma und wenigem Erfolg, die andre streitende Parthei zu vereinigen. Endlich gelang es dem Befreier Christels, den unaufhörlichen Redefluß des alten Grafen auf einige Augenblicke zu unterbrechen, und so viel Zeit zu gewinnen, daß er seinem Stiefschwiegervater ein Document vorlegen konnte, dessen Inhalt große Wirkung auf ihn zu machen schien. Sein Wortfluß stockte, die Flamme auflodernden Zorns verwandelte sich in das Heckfeuer verdrießlicher Ueberraschung, er sing leisere Vor-

Der Bauer in der Oper.

Als ich mir letzt die Stadt beſah,
War Abends große Opera,
Doch nur für noble Leute.
Ich dachte gleich: Die willſt du ſeh'n!
Nur pfiffig! — Nun, ich muß geſteh'n,
Ich bin ſonſt nicht von heute.

Im Bierhaus ſaß ein dicker Mann,
Der ganz gewiß was Großes ſpann,
Recht vornehm bei dem Glaſe;
Ich merkt's, es war ein Cavalier;
Er trug ein ſilbern Bandelier,
Und kupfrig war die Naſe.

Als ich mir auch Eins bringen ließ,
Da nieſt' er, und ich ſprach: Bonsdies!
Mir ſchien's, als wenn er lachte.
Er bot mir eine Priſe an —
Ich hatt's im Leben nicht gethan;
Drum nieſt' ich, daß es krachte!

Er rief: Nun Re-Bonsdies, Mosje!
Da dacht' ich: Ei, Herr Jemine!
Der Herr läßt mit ſich ſprechen!
Ich rückte 'ran vom Opergehn —
Er rieth mir, wollt' ich's auch mit ſeh'n,
Die Garde zu beſtechen.

Schlag fünf Uhr ſtand ich, wie ein Daus,
Die Hand voll Geld, am Opernhaus;
Da war euch ein Gequerle!
Ihr wißt's, ich führe meine Fauſt;
Doch kam ich ganz und gar zerzauſt
Zum erſten langen Kerle.

Ich gab bei Siſt' dem Grenadier
Acht Groſchen, und er winkte mir;
Huſch, war ich drinn im Hauſe.

Hier war's von neuem rappelvoll,
Doch drang ich bis zum zweiten Zoll
Mit halb zerrißner Krause.

Der Bär, der hier recht grimmig ſtand,
Ward zahm und machte krumme Hand,
Und ließ mich auch paſſiren;
Ich bohrte durch, recht wie ein Aal,
Und kam in einen langen Saal
Mit zwei verſchloßnen Thüren.

An jeder ragte, wie vorher,
Ein Herr Gardiſte mit Gewehr,
Mit Bart und rauher Mütze;
Doch nur zu einer drang der Schwarm,
Die andre ſtand, daß Gott erbarm!
Als wär ſie gar nichts nütze.

Das war mir doch ein närriſch Ding,
Wie's hier ſo drauf und drunter ging,
Faſt ſetzt' es, glaub' ich, Keile;
Der andre lange Goliath
Gieng auf und ab, und ſchien recht ſatt
Der lieben langen Weile.

„He! ſteht euch immer braun und blau,
Hans Töffel iſt vom Dorf, doch ſchlau,
Und hat den Rummel dicke" —
So dacht' ich — „Hier hat's Mucken, doch
Dort giebt's ja noch ein zweites Loch!"
Schnell griff ich in die Ficke.

Der Rieſe ſah mich ſchmunzelnd an,
Als hätt' ich viel zu viel gethan,
Als kriegt' er's nur zum Spaße;
Er ſchob mich durch, und nickte mir,
Schlug zu — und denkt, ich — Müllerthler! —
Stand wieder auf der Straße!

F. Kind.

Die poetiſche Wallfahrt.

Wo, Meiſter, führſt du uns hinauf!
Bald lehreſt du uns griech'ſche Weiſe,
Bald geht nach Indien die Reiſe,
Bald zum Romantiſchen der Lauf;
Werd' ich nach ſo viel Weihen
Die Heimath auch erfreuen?

Ich wünſche, — wär' ich nur ſchon da!
Es will das Herz in mir erbangen,
Daß ich's nicht lebend möcht' erlangen;
Am Zaun des Paradieſes ſah
Schon manchen Reiſeknappen
Die Welt nach Manna ſchnappen.

O nur durch's Gatter einen Blick,
Und gern will ich dann weiter reisen! —
Doch weh mir! in der Heimath weisen
Die eig'nen Leute mich zurück;
Viel hat mein deutsches Reden
Sich angewöhnt aus Eden.

He! Michel, Lise! kommt heraus! —
Umsonst! Sie hören fremde Töne,
Und schrei'n: es ist ein Saracene,
Ein Jud', ein Spanier, schließt das Haus! —
Nicht Michel kennt noch Lise
Mein Deutsch vom Paradiese.

Verschachtelt liegt mein Ideal
Gleich wie ein Schatz — wer will es heben,
Wer bringt den Todten mir ins Leben!
O weh! mich faßt des Hungers Qual,
Ich lieg' an Glückesrande
Gleich wie der Fisch im Sande.

Jüngst, als ich kam durch Schöppenstädt,
Ist mir ein Gleiches fast erschienen,
Es kann uns hier zur Lehre dienen.

Ich sah ein Grâslein — dächt', ich hätt'
Es nie so schön gesehn —
Dort auf dem Rathhaus stehn.

Da rief, der solches kaum geglaubt,
Der Burgermeister: seht die Schande!
Das schönste Gras im ganzen Lande
Zächst nahe über meinem Haupt;
Hier muß manch Thierlein schmachten;
Um Himmel müßt ihr trachten.

Es riecht wie fremde Grâserei,
Die Engel haben's dort genetzet;
Da bringt, daß sich mein Blick ergötzet
An schönen Fraß, den Stier herbei,
Der, unser Gut zu mehren,
Es dient in Zucht und Ehren.

Zusammen lief die ganze Stadt,
In neu Gedeihen soll entspringen
Im Himmel; doch — wie kann's gelingen?
Die lose Schaar der Engel hat
Des Thieres süß Verlangen
Ein wenig hoch gehangen.

Ein Thurmbau ging zum Glück voran,
Die Glocke ward hinaufgezogen,
Die mehr als dieſes Thier gewogen, —
Das geht, man legt die Flaſchen an,
Und ſchlingt ihm um's Genicke
Das Stirnband und die Stricke.

Zwar ſaß das Halsband ihm nicht recht,
Doch langſam flieg es zu den Lüften,
Und kam bis zu des Himmels Triften;
Der Burgermeiſter ſprach: ich dächt',
Es finge ſchon, ihr Herren,
Den Mund an aufzuſperren.

Seht! wie es ſchnappt! rief jedermann,
Und fremd und ſeltſam brüllt's von oben,
Der Schwarze wird die Grasung loben;
Jetzt iſt er da, jetzt beißt er an; —
Allein — er blieb von Stunde
Ganz ſtill mit ſtarrem Munde.

Drum, lieber Meiſter, zwing' uns nicht
So hoch in fremde Regionen,
Auf eig'nen Fluren laß uns wohnen;

Schon mancher ſtieg zum reinen Licht,
Ein Freund der fremden Lieder,
Und ging und kam nicht wieder.

St. Schütze.

Leſefehler.

„Das heut'ge Stück — von Schiller oder Leſſing —
Heißt doch curios" — Wie ſo? — „Die Braut
von Meſſina!"

F. Kind.

Nella pace ultimamente conchiusa fra le armi Imperiali della Francia e quelle della Sassonia: accompagnata dalla promulgazione del titolo di Re assunto da Federigo Augusto in tal circostanza.

Omai d'armati e d'armi
Sul Sassone confine
Tace il fragor: torna ai paterni lari
Stanco il guerrier: più per la patria e i suoi
Non palpita alcun seno: annunzia di Pace
Ogni bocca diviene; e fra gli eccessi
Di gioja, di stupor, di grato affetto,
L'inclito eccelso nome
Del Genoroso Vincitor risuona,
Del Magnanimo Eroe che a noi la dona:

stellungen an, ließ sich nachher auf Vorschläge ein, und endlich wurde ein Vergleich geschlossen, der dem Grafen F. die väterliche und vormundschaftliche Einwilligung in die heimlich geschlossene Verbindung, und ihm den fernern Besitz bedeutender Güter zusicherte, über die beide Familien einen langen Prozeß führten, und die nach dem eben vorgezeigten Document unwiderleglich dem unwillkommnen Schwiegersohn gehörten. Dieser trat hierauf zur zweiten Parthei, und versicherte, daß er von dem Besitzer des Klosterguts in Wettingen bereits dieß Eigenthum erstanden, und es zu einem Geschenk für Georg und Christel bestimmt habe. Der alte Sander wurde, wie diese Nachricht in seine Ohren klang, ganz freundlich, und erklärte, daß er unter solchen Umständen nichts gegen die Verbindung der jungen Leute habe, wenn anders Georgs Vater seine Einwilligung nicht verweigere. Der Schulmeister verbürgte sich für diese, und nannte den Grafen, ihn in den geistlichen Stand erhebend, mehrmals Eminenz, während Georg und Christel, von Dank durchdrungen, ihre Empfindungen nur durch abgebrochene Worte und durch sprechende Geberden äußern konnten. Die ganze Gesellschaft begab sich nun zu einem Notarius, bei dem die verschiednen Vergleiche und Bestimmungen sogleich niedergeschrieben werden sollten. Der Herr Wirth,

Treue Ueberſetzung
von einem Italiener.

Anjetzo von die Waffen und von die Gewaffneten
Auf die Sächſiſche Gränze, ſtille die Lärme,
Kommt zurück auf die väterliche Heerde
Müde der Krieger: nicht mehr vor die Vaterland
Und vor die Seine zittert keine Bruſt,
Courier von Friede jedes Mund wird:
Und inzwiſchen die Exceſſe von Wunderlichkeit
Und von Luſtigkeit und von dankbarer Affektion
Der höchſte Namen von großmüthiger Gewinner klingt,
Von ganz und gar großer heroiſcher persona, der uns ſie ſchenket.

Di lui che Marte eguaglia
In prodezza, in ardir, che il giovin crine
Di cento palme ha cinto,
Che sol dal suo gran Cuore esser può vinto.
Lieve non è quel don; ma pur bastante
Ai nobili pensieri
Del Donator non è. Voglio, egli dice,
Che un monumento eterno
Di Federigo alla virtù s'innalzi:
Voglio che il prisco onore
Degli Avi suoi, del suo non sia maggiore.
Vada Real Diadema
La sua fronte a coprir; si quella fronte
Di cui finor corona
Fur la pietà, l'amor del giusto, il senno,
E quel che tanto piace,
Fido candor d'un' alma ognor verace.
Così dicea; ma l'interruppe il grido
Del popolo fedel, che al suol prostrato,
Sull' ali amichi de' leggieri venti
Questi al cielo mandò supplici accenti.

Stelle, al più giusto voto
Se sorde in Ciel non siete,

ihn der vergleicht sich mit an Mars in Force in
Courage.
seine junge Haare von hundert Palmen hat herum-
gebindet,
nur von seines große Herze kann seyn gewonnen.
te ist nicht das Schenke; aber nur genug auf seine
noble
nke von Schenker ist nicht.
will, er sagt, daß eine ewige Monument
Friedrich fabriziren soll:
will der alte Ehre
seine Aeltern soll nicht größer seyn als seine.
gehen der königliche Diadema seine Stirn zu decken.
diese Stirn von wem bis zu jetzt Kranz war
Mitleiden, die Liebe von Gerechtigkeit, das Klug,
der so viel gefällt,
ie, weiße Unschuldigkeit von eine Seele immer wirklich
sagt; aber hat ihn gebrochen der Spectacle
einen treuer Pöbel, der an die Erde Knie sich gemacht,
er die Fliegen Freunde von die leichte Wind
ser an der Himmel schicket demüthige Gebete.

Sterne! an der gerechtigste Verlangen,
Wenn taube in Himmel seyn sie nicht,

Propizie riplendete
Oguora al nostro Re.

Rendiamo, deh rendiamo
I giorni suoi felici:
Voi cogli eventi amici,
Noi con l'amor, la fè.

Sie ſollen blitzen favorable
Immer unſern König.

Wir machen, — ach! — wir machen
Glücklich ſeine Tage,
Sie mit Freunde Geſchick,
Wir mit Liebe und Treue.

Fünf Schmetterlinge aus Italien.

1.

Geographie.

Im Giornale politico del Dipartimento di Roma, 23. Novbr. 1812. sorgt man äußerst gütig für die Vermehrung der Größe der sächsischen Besitzungen, indem man diesem schönen Lande noch eine neue kleine Stadt zutheilt, von der die Regierung bisher selbst nichts wußte. Es heißt nämlich dort: „Man schreibt aus Pleisse, einer kleinen Stadt in Sachsen, daß in Leipzig" u. s. w. (Si scrive da Pleisse, piccola città della Sassonia che per Lipsia etc.) Die Sachsen müssen sich in der That bei dem Herrn Redakteur bedanken, der ihnen aus einem Flusse so schnell eine Stadt schuf.

2.

2.

Sokrates Nase.

„Man sammelt Steine, Büsten, Schmetterlinge,
„Gemälde, Bücher, Holz und andre solche Dinge,
„Doch das ist zu gemein, ich will mir sammeln jetzt
„Was niemand noch bisher sich in den Kopf gesetzt;"
So sprach der Ritter Cra, der sich in allen Sachen
Die größte Mühe gab den Sonderling zu machen,
Und sammelte fortan, mit großer Müh und Fleiß —
Nun rathet mir einmal; ob einer es wohl weiß? —
Ihr rathet dies und das, bald ernstlich, bald zum spasen,
Und rathet doch es nicht; er sammelte sich — Nasen.
Ja Nasen! Aber nicht in Bildern, Gips und Stein,
Nein, Nasen in Natur, von Haut und Fleisch und Bein.
Je wichtiger sie war, die Nase, um so besser,
Man sah sie groß und klein, vom Helden und Professor,
Von Mädchen und von Frau, bald dumm bald voll Verstand,
Von alt und neuer Zeit, aus Rom und Griechenland,
Bald grad, bald krumm, bald breit, bald spitz sie einzusädeln,
Kurz, in verschiedner Art, wie Gall mit seinen Schädeln.

Ein jeder Fremder sah die Sammlung staunend an,
Nie ward noch solch ein Schatz von Nasen aufgethan,
Und hier nur lernte man mit Studium verstehen,
Wie Leuten etwas an der Nase abzusehen.
Einst kam ein Kenner auch zu der Collection
Und rief bewundrungsvoll beim ersten Hundert schon,
Daß etwas köstliches gleich diesem Kabinette,
Auf weiten Reisen selbst, noch nie gesehn er hätte.
Das schmeichelte gar sehr des Sammlers Eitelkeit,
Und stolz dacht' er bei sich: der Mann ist doch gescheidt!

Als nun der Fremde bald in staunender Extase
Mit trunknen Blicken stand vor der berühmten Nase,
Die vormals Sokrates, der weise Grieche, trug,
Und nur entzückensstumm, stets in die Hände schlug,
Da sprach der Ritter Cra, nach wenigem Bedenken,
„Entzückt die Nase Sie? Ich will sie Ihnen schenken."

Ists möglich, Ritter! rief der Andre ganz erstaunt,
Es ist wohl nur Ihr Scherz. Sie sind heut gut gelaunt.
Ein solcher Schatz für mich! Ich kann es nimmer glauben!
Nein, nein, behalten Sie, ich will Sie nicht berauben.

Doch Ritter Cra darauf: „O! nehmen Sie doch hin,
„Und fürchten Sie nur nicht, daß ich drum ärmer bin,
„Ich habe ja zum Glück, weil ich das Geld nicht spare,
„Von dieser Nase noch, — vier andre Exemplare."

3.

Die Springbrunnen vor der Peterskirche in Rom.

Reich und hoch steigen die Wassersäulen aus den beiden herrlichen Springbrunnen auf dem Platze vor der Peterskirche empor, als wollten sie wetteifern mit den Säulenmassen der Hallen, welche Bernini dort aufstellte. Schäumend fällt das Wasser wieder herab, umströmt die erhabenen Schalen, und füllt mit lautem Geräusch dann die Räume, die ihm am Fuße der Colossen ruhig vergönnt sind. Als die Königin Christine von Schweden zuerst die Peterskirche sah, und sich auch lange an diesen Springbrunnen ergötzt hatte, ließ sie, in der Meinung, man habe die große Wassermasse nur für kurze Zeit ihr zu Ehren springen lassen, Basta! und winkte mit der Hand, daß man nun aufhören solle, aber das schöne Rom ist in allem herrlich,

und die Fälle des Gewässers war nicht für Augenblicke, sondern strömt immer fort, erquickend dem müden Wanderer, und erfreulich für den sinnigen Beschauer.

4.

Immondezzaio.

Es herrscht in Rom nun einmal die löbliche Sitte, allen Unrath auf die Straßen zu werfen, die Polizei hat daher das Mittel ergriffen, auf allen Plätzen besondre Stellen anzuweisen, wo er aus den Häusern hingebracht wird, diese nennt man Immondezzaio, es sammeln sich dort oft fast Mannshohe Vorräthe, und es steht darüber stets angeschrieben: Immondezzaio in piazza. Eben so findet man auch an den Ecken die Namen der Straßen mit gleichen Buchstaben bemerkt. Ein Reisender, der nichts von der italienischen Sprache verstand, und der in einem Hause wohnte, an dem, wie oft an recht stattlichen Häusern, diese Inschrift prangte, hielt dies für die Bezeichnug der Gegend, wo dies Haus gelegen sei, und als ihm daher ein Landsmann gleich am ersten Tage auf der Straße begegnete,

der noch immer an dem Thor des Gefängniſſes lauerte, faßte den gravitätiſch daher ſchreitenden Hintermann, den Schulmeiſter — ſchöne Seelen erkennen ſich — ohne Umſtände beim Arm, und wußte, ihn durch die Lobpreiſungen ſeiner Weine, die er ihn umſonſt koſten laſſen wollte, von der Geſellſchaft abzuziehen und in ſein Haus zu locken.

Der Graf und die Gräfin, Georg und Chriſtel halten ſich zärtlich umfaßt, der alte Graf kaut verdrießlich an den Nägeln, Sander und ſeine Frau flüſtern ſchmunzelnd zuſammen, der Senator wiſcht ſich mehrmals die von der galanten Anſtrengung ſeiner Zunge feuchte Stirn zierlich mit einem bundſeidnen Tuche ab, der Notarius protocollirt, und der Schulmeiſter erzählt bei dem verfälſchten Moſler dem Wirth, was er von der Sache weiß, wobei ihnen noch manche Räthſel übrig bleiben, die ihnen viel Kopfbrechen machen — wir wollen indeſſen den Vorhang der Vergangenheit aufziehn, und die innere Zuſammenſetzung dieſer ombre chinoise genauer unterſuchen.

Der Graf von S.., aus einem der älteſten Geſchlechter Deutſchlands, ſtarb plötzlich in der Blüthe ſeiner Jahre, und hinterließ eine junge ſchöne Wittwe, und eine einzige Tochter, Emma, die noch in der Wiege lag. Die Gräfin war aus dem reichsgräflichen von Z..ſchen Geſchlecht, und auf

und ihn fragte, wo er wohne? so antwortete er mit stolzer Miene, er wohne im Immondezzaio della Piazza.

5.

Pasquino und Marforio.

Pabst Clemens IX. war bekanntlich aus Urbino, dem Geburtsorte des herrlichen Rafael. Er wendete ungeheure Summen an die Verschönerung seiner Vaterstadt und ihrer Umgebungen, die er freilich ähnlichen Anstalten in Rom entzog, das konnte den Römern nicht gefallen. Damals durften die beiden Statüen des Pasquino und Marforio noch sprechen. Bald also fragte Marforio den andern: Que fa Pasquino? (Was treibst du Pasquin?) Und Pasquino antwortete beissend: Guardo Roma, che non vada a Urbino. (Ich hüte Rom, daß es nicht vollends nach Urbino wandert.)

Liebeserklärung eines Spielers.

Wie rosig ist dein Mund, wie frisch dein Wangenpaar,
Wie feurig dieses Aug', wie schwarz dies seidne Haar —
Du bist ein leibhaft Rouge et noir!

F. Kind.

Druckfehler.

Der sechspfündige (ständige) Waffenstillstand.
Die Decimalbrühe (brüche).
Die Hochzeit (Hoheit) des deutschen Reichsadels.
Die dänischen (donischen) Kosaken.
Die Theilnehmung an den Lastern (Lasten) des Staats.
Frankfurt am Wege (Mayn).
Die sündliche (südliche) Halbkugel.
Die medicinische (medicäische) Venus.
Der Berliner Hanf (Hof).
Die philosophischen (physikalischen) Instrumente.
Der regulirte (relegirte) Student.
Die Mienen (Minna) von Barnhelm.
Römer (Romeo) und Julie.

Die Originalgemälde sind in der Sammlung des Herrn Barbier (Banquier) K. in R.

Diese Jesuiten (Insecten) legen ihre Eier in faules Fleisch.

Er versteigert (verweigert) sein Lob.

Die kühlende Westenluft (Westluft).

Die Aufklärung hat irre gefahren (ihre Gefahren).

Leipzig, gedruckt bei J. G. Neubert.

Folgende Schriften aus meinem Verlage,

die während der Unterjochung Deutschlands theils verboten waren, theils nur mit großer Vorsicht verkauft werden durften, sind nunmehr wieder in allen deutschen Buchhandlungen zu haben. Daß sie auch jetzt noch eine sehr interessante Lektüre gewähren, dafür bürgen die berühmten Namen ihrer Verfasser.

---

v. Gens, Friedr., authentische Darstellung des Verhältnisses zwischen England und Spanien vor und bei dem Ausbruche des Krieges zwischen beiden Mächten. gr. 8. 1806. broch. 2 Rthlr. 12 Gr.
Auf Velinpapier 4 Rthlr. 16 Gr.

— — Fragmente aus der neuern Geschichte des politischen Gleichgewichts in Europa. gr. 8. 1806.
1 Rthlr. 12 Gr.
Auf Velinpapier 3 Rthlr.

v. Herder, J. G., der deutsche Nationalruhm. Eine Epistel. gr. 8. geheftet. Auf Schreibpapier 6 Gr.
Auf Velinpapier 10 Gr.

v. Klinger, Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und der Literatur. 3 Theile. 8. 1802—1805. 4 Rthlr.

Körner, (K. S. Appellationsrath,) Deutschlands Hoffnungen. 8. 1813. 2 Gr.

v. Ouworow, Betrachtungen über das Concordat, aus dem Französischen von E. M. Arndt. 8. 1813. 2 Gr.

Reinhard, D. Fr. V., Predigt am Tage Johannis des Täufers im Jahr 1806. gr. 8. 4 Gr.

Rühle v. Lilienfeld, (Verfasser der Geschichte des Feldzuges des Prinzen von Hohenlohe im Jahre 1806,) Hieroglyphen, oder Blicke aus dem Gebiete der Wissenschaft in die Geschichte des Tages. 2te vermehrte Ausgabe, mit 1 großen illuminirt. Weltcharte. gr. 4. 1811. 4 Rthlr.
ohne die Charte 2 Rthlr. 20 Gr.

— — der Anhang besonders unter dem Titel: Der Wechsel der politischen Gränzen und Verhältnisse von Europa während der zwei letzten Jahrzehende, mit 9 illuminirten Chärtchen. gr. 4. 1811.
1 Rthlr. 4 Gr.

Seume, J. G., Spaziergang nach Syrakus. 3te sehr vermehrte Auflage in 3 Theilen. gr. 8. 1811.
3 Rthlr. 8 Gr.
Auf Velinpapier 5 Rthlr. 12 Gr.

— — der 3te Theil auch unter dem Titel: Apokryphen, nebst Seume's übrigen literarischen Nachlaß u. s. w. 1 Rthlr. 8 Gr.
Auf Velinpapier 2 Rthlr. 8 Gr.

Traduction d'un fragment du XVIIIe livre de Polybe, trouvé dans le monastère Ste. Laure au Mont Athos, par le Comte d'Antraigues. Nouv.

édition revue, corrigée et augmentée. gr. in 8. 1806. 16 Gr.

Dasselbe deutsch: Hannibal und Antiochus. Ein Bruchstück aus dem 18ten Buche des Polybius. Mit kritischen Anmerkungen. 8. 16 Gr.

Im Jahr 1813 und 1814 ist ferner in meinem Verlage erschienen:

Becker, W. G., Erzählungen. 1s bis 3s Bändchen. 8. 3 Rthlr.

Fink, G. W., Gedichte. 8. 1 Rthlr.

Hacker, D. J. G. A., Predigtentwürfe über gewöhnliche sonntägige und über freie Texte. 6te Samml. (oder: — neue Predigtentwürfe ꝛc. 3te Samml.) gr. 8. 14 Gr.

— — Predigt am Sonntage Quasimodogeniti (dem Siegesfest am 17ten April 1814) vor der Evangel. Hofgemeinde in Dresden gehalten und auf Verlangen dem Druck überlassen. gr. 8. 3 Gr.

Kind, Friedr., Roswitha (Fortsetzung der Tulpen), 3ter Band. Mit 1 Kupfer von Jury. 8. Auf Schreibpapier 1 Rthlr. 16 Gr.
Auf Velinpapier 3 Rthlr.

— — der gute Geist. Nach einem Gemälde von Gerhard von Kügelgen. Der allerhöchsten Geburtstagsfeier Seiner Maj. des Kaisers aller Reußen, Alexanders I. am Vorabende des Weihnachtsfestes 1813 gesungen. gr. 4. 3 Gr.

Körner, Theodor, poetischer Nachlaß. 1ster Band.

Laun, Friedr., die Gestalt auf dem Grabmale. Vielleicht Gespenstergeschichte. 8. 1 Rthlr.

— — drei Dukaten und ein Komet. 8. 20 Gr.

Reinhard, D. Fr. V., die Psalmen, (metrisch) übersetzt und mit kurzen, den Inhalt derselben erklärenden Einleitungen begleitet. Herausgegeben von D. J. G. A. Hacker. 8. 1 Rthlr. 4 Gr.

Schütze, St., der unsichtbare Prinz. Ein Roman. 2ter und 3ter und letzter Theil. 8.

Jeder Theil	1 Rthlr. 18 Gr.
Alle 3 Theile	5 Rthlr. 6 Gr.

Skizzen zu einer Geschichte des Russisch-Französischen Krieges im Jahr 1812. 8. 2 Rthlr.

Tiedge, C. A. Denkmale der Zeit. Mit 1 Vignette. 8. brochirt. 8 Gr.

Weber, D. C. G., historische Uebersicht der westlichen Gränzen von Deutschland, von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten. (Der Ertrag ist zum Besten armer Angehöriger der Landwehrmänner bestimmt.) gr. 8. 4 Gr.

H. Raemberg del.
A.W. Blum sc.

das Verlangen ihrer Verwandten aus diesem Hause wurde also der regierende Graf von Z.., Herr der reichsunmittelbaren Grafschaft gleiches Namens, Obervormund der kleinen Emma. Der Einfluß dieser Verwandten war auch groß genug, die junge Gräfin, die in der Jugend gewohnt gewesen war, ihre Beschlüsse als Befehle anzusehen, und die schwankend und ohne Rathgeber nach dem Tode ihres Gemahls wieder in die alte Abhängigkeit zurückfiel, zu einer Verbindung mit dem Reichsgrafen ganz gegen ihre Neigung zu bereden, um das bedeutende Vermögen, das sie als die einzige Tochter ihres verstorbnen Vaters geerbt hatte, in der Familie zu erhalten. Je mehr ihre vorige Ehe Wahl des Herzens gewesen war, je mehr die von ihr erwiederte Zärtlichkeit ihres verstorbnen Gatten sie an den süßen Glauben gewöhnt hatte, daß Liebe zum Lebensglück unentbehrlich sey, je mehr empfand sie jetzt die schwere Last einer Verbindung, worin steife veraltete Höflichkeit und ein vornehmer schwerfälliger Ton ihr die Stelle der Herzlichkeit ersetzen sollten, und wo sich in den täglich wiederkehrenden Formen der Etikette und in der Beobachtung unbedeutender, mit Wichtigkeit behandelter Verhältnisse ihr Leben traurig und gehaltlos sich hindehnte. Ein Universitätsfreund ihres verstorbnen Gatten, der zur Zeit seines Todes

Komus.

Zweite Gabe.

Ein Taschenbuch

mit Beiträgen

von

L. Germar, Fr. Kind, Friedrich Kuhn,
A. F. E. Langbein, Fr. Laun, Gustav Schilling,
St. Schütze, K. Streckfuß und andern.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Mit Kupfern nach Rayßbergischen Zeichnungen
von W. Böhm und Jury.

129 L. 46

Leipzig 1817.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Komus der Zweite an die Leſer.

(Zur Erläuterung des Titelkupfers.)

Da bin ich wieder angekommen,
Ihr Freundlichen, mit meinem Scherz;
Ihr hattet gern mich aufgenommen,
So laßt auch jetzt ans frohe Herz
Euch meine kleinen Gaben legen,
Mit Huld und Liebe ſie zu pflegen.

Seht hier die lächelndſte der Nymphen,
Die ſich zu euerm Dienſt geweiht;
Sie will nicht ſchmälen, will nicht ſchimpfen,
Nicht predigen von böſer Zeit,
Nicht declamiren ernſte Stanzen,
Sie will nur fröhlich vor euch tanzen.

Bald hüpft ſie gleich den Amorinen,
Bald wie die Well' im Silberbach,
Bald, leiſen Spott in frommen Mienen,
Ahmt ſie Pedanten ſpielend nach;
Ein Proteus in den frohen Scherzen
Trägt ſie kein Falſch in ihrem Herzen.

Doch, daß im jugendlichen Feuer
Nicht etwa sie ein Schrittchen macht,
Wobei Verschämtheit senkt den Schleier
Und nur der Faun ins Fäustchen lacht,
Hab' ich die Grazien gebeten,
Daß sie zu meinem Mädchen treten.

Das Rosenband der Charitinnen
Umschlingt nun schön mein frohes Kind;
Es kann das Lustigste beginnen
Und kindlich seyn, wie Kinder sind.
Doch, daß sie strauchle nicht, noch gleite,
Stehn ihr die Reizenden zur Seite.

Und wenn Ihr bei der Kleinen Tänzen
Vergnügen habt und herzlich lacht,
So wird von unsern bunten Kränzen
Euch bald ein neuer dargebracht.
Ob früh, ob spät dies Glück uns lache,
Das ist des Komus eigne Sache.

Th. Hell.

Inhalt.

Komus der Zweite an die Leser, zur Erläuterung des Titelkupfers, von Th. Hell. . . . . S. III

Das Turnier, von A. F. E. Langbein, mit einem Kupfer. . . . . S. 1

Das Steckenpferd, von Fr. Kind. . . . . S. 52

Allerneuste Muster zu Fertigung richtiger Adressen auf Briefe. . . . . S. 56

Zachäus und noch Jemand, von Zeisig. . . . S. 61

Die Pantoffeln, von Friedrich Kuhn. . . . S. 62

Der christliche Bär, von Th. Hell. . . . . S. 66

Das seltsame Brautgemach, von Gustav Schilling, mit einem Kupfer. . . . . S. 67

Das Trompeterschlößchen zu Dresden, von Th. Hell. S. 109

Die Gimpel, von P. Grill. . . . . S. 120

Regelrechte Anzeigen. . . . . S. 121

Hausfreund und Reisender, von P. Grill. . . S. 123

Gretchens Examen, von Th. Hell. . . . . S. 124

Anekdote, von G. S. . . . . S. 120
Die drei Nebenbuhler. Novelle von K. Streckfuß, mit einem Kupfer. . . . . S. 12[7]
Der Bauer und die Sternschnuppe. Eine Parabel von Fr. Kuhn. . . . . S. 16[1]
Die neueste Oper, von P. Grill. . . . . S. 16[5]
Lolos Leiden und Freuden, oder die drei Amaranthe, von Fr. Kind, mit einem Kupfer. . . . S. 16[9]
Die lange Dienstzeit, von H. . . . . S. 17[3]
Die sympathetische Kur, von St. Schütze. . . S. 17[5]
Tischlied, von F. Laun. . . . . S. 17[9]
Recht und Gewalt des weiblichen Reims, von Traugott Leberecht Feuerschold. . . . . S. 17[9]
Das Zollhaus. Eine Erzählung von Th. Hell, mit einem Kupfer. . . . . S. 18[3]
Belehrung, von P. Grill. . . . . S. 22[1]
Die großen Damenhüte, von K. . . . . S. 22[3]
Alles Streites Ende, von St. Schütze. . . . S. 23[1]
Die unsichtbare Prinzessin. Erzählung von F. Laun. S. 23[5]
Komus als Freiwerber, von Ludwig von Gernar, mit einem Kupfer. . . . . S. 28[1]

Das Turnier,

von

A. F. E. Langbein.

Wenn andre bärmlich sich beklagen,
Sollst schwankweis deine Sach fürtragen,
Frummkeit und Tugend bieder preisen,
Das Böse mit seinem Nahmen heißen.

Göthe, in Hans Sachsens poetischer Sendung.

und während ihres Wittwenstandes mit einem jungen Mann aus der F..schen Familie auf Reisen gewesen war, kam um diese Zeit zurück, und besuchte die zurückgebliebnen Angehörigen seines theuern Freundes. Er war ein Mann von seltner Rechtlichkeit, einer hohen Charakterstärke, mit der er ein fühlendes Herz verband, und einer Bildung und Menschenkenntniß, die er nur sich selbst verdankte. Mit einem Vermögen, das ihm mäßigen Lebensunterhalt gewährte, hatte er aus wahrer Neigung für das Heilige und Göttliche Theologie studirt; eine unglückliche Liebe hatte ihn späterhin von dem schönsten Lebensverhältnisse, vom Ehestande, zurückgeschreckt, und so hatte er die Stelle eines Hauslehrers aus besondrer Kinderliebe in einem angesehenen Hause übernommen, und den ältesten schon erwachsenen Sohn bald darauf auf Reisen geführt. Die Gräfin fühlte mit Schmerz, daß, wenn er anwesend gewesen wäre, sein Rath ihr Schicksal vielleicht anders entschieden hätte; sie wollte jetzt wenigstens noch aus dem Schiffbruch ihres Lebens retten, was zu retten war — einen treuen Freund, der ihr manche traurige Stunde erheitern konnte, und einen bewährten Erzieher für ihre Emma, und so bewog sie ihn, die eben erledigte Predigerstelle a dem Flecken W.., der Residenz ihres Gemahls, anzunehmen, dem sie seine Ernennung zu dieser

Unter dem Vorwand einer Luſtreiſe, eigentlich aber mit Heirathsgedanken, ritt ich im Sommer 1814 nach Eichenberg zum Gutsherrn Freimund, der von Jugend auf der innigſte Freund meines verſtorbenen Vaters geweſen war. Er nahm mich mit offenen Armen auf, und ſchickte ſogleich nach Paulinen, ſeiner Tochter, um ſie mir vorzuſtellen. Ich hatte ſie zuletzt als ein zwölfjähriges Mädchen geſehen, und das kleine niedliche Bild immer im Kopfe herum getragen; doch wie ward ich überraſcht, als eine hohe, ſchlanke Geſtalt, in voller Blüthe der Schönheit, herein trat, und mich, wie einen Fremdling, begrüßte. Das Blut ſtieg mir ins Geſicht; ich war um Worte verlegen. Glücklicherweiſe ließ ſich eben im Hofe ein Getrampel von Pferden vernehmen; Vater und Tochter eilten ans Fenſter; ich folgte ihnen.

Ein langer, starker, seltsam gekleideter Mann, der einen Reitknecht hinter sich hatte, schwang sich vom Pferde. Er trug eine schwarzsammtene, platte, pilzförmige Mütze mit einer Feder, ein gleichfarbiges kurzes Wamms mit einer breiten Leibbinde, einen großen weißen, ausgezackten Halskragen, und Halbstiefeln mit weiten, hinten zugespitzten Schnabelstulpen, die mit goldenen Fransen verziert waren.

„Wer ist der abenteuerliche Ritter?“ rief Freimund.

„Ei! kennen Sie ihn denn nicht?“ sagte Pauline. „Es ist ja der Herr Amtmann Flau von Teutlingen.“

„Wahrlich, er ist's!“ sprach der Vater. „Aber welche Tracht! Er scheint zu einer Maskerade zu reiten, und spricht wohl nur gelegentlich bei uns ein.“

Hiermit ging er ihm in den Vorsaal entgegen.

„Guten Tag, alter Freund!“ rief der Amtmann. „Ich komme zu Euch als Gesandter des ehrsamen Städtchens Teutlingen: ich soll Euch auffordern, gemeinschaftliche Sache mit uns zu machen.“

„Worin?“ fragte Freimund.

„In allem, was zur Wiederherstellung der alten Deutschheit gehört; vor der Hand in der altdeutschen Tracht. Man ließ mir nicht Ruhe, ich mußte mit

meinem Beispiele vorleuchten. Die ganze Stadt will mir nachfolgen, und ich hoffe, wir haben bald das Vergnügen, Euch eben so gekleidet zu sehen.“

„Schwerlich, lieber Amtmann!“ versetzte Freimund. „Sie wissen, ich bin ein Deutscher in Wort und That; doch Neben- und Außendinge sind mir gleichgültig. Eine Volkstracht ist übrigens in mancher Rücksicht löblich und gut. Man suche sie nur nicht in der Plunderkammer der Vorwelt, sondern erfinde eine, die unserm heutigen Geschmacke nicht widerstreht; sonst kommen wir doch aus dem Sclavenjoche der Nachahmung nimmer heraus.“

„Ich denke, wie Ihr!“ sprach der Amtmann. „Glaubt Ihr denn, daß ich mir in dem kurzen Käppchen gefalle? Ich sehe darin aus wie ein Wenzel in der deutschen Karte, das weiß ich; aber man ist nun einmal von Gottes Gnaden Amtmann im Städtel, und muß bei jeder Gelegenheit vortanzen.“

Jetzt ging er auf Paulinen zu, küßte ihr die Hand, und sagte mit möglichster Mäßigung und Anmuth seiner Donnerstimme: „Mein schönes Fräulein, wie befinden Sie sich?“

„Was Fräulein! was Fräulein!“ fiel ihr Vater ein. „Meine Tochter heißt Jungfer Freimund, und so ziemt sich's, wenn es unser rechter Ernst ist, der

neudeutschen Prahlsucht zu entsagen, und bescheidene Altdeutsche zu seyn. Jungfrau ist ein edles Wort; wer kann es tadeln? Hat aber eine junge Bürgerin daran nicht genug, sondern will durchaus Fräulein heißen, so ist sie ein eitles Wesen, und kein deutsches Mädchen, wie es seyn soll."

„Predigt das ja nicht auf dem Markte in Teutlingen, werther Freund!" sagte der Amtmann. „Ihr würdet gesteiniget werden. Ich befürchte ohnedieß nächstens einen Aufruhr, weil der edle Rath im Sinne hat, die Titel Madame und Demoiselle durch ein öffentliches Geboth abzuschaffen, und dafür Frau und Jungfrau in Gang zu bringen. Die Sache ist verrathen worden, und es entstehen schon merkliche Gährungen darüber. Unsere Frauenzimmer wollen zwar die französischen Titel mit Vergnügen aufgeben, begehren aber dafür Herrin und Fräulein zu heißen."

Wir lachten einstimmig, und der Amtmann am stärksten. Er wette darauf, fuhr er fort, daß sogar seine alte Haushälterin, die Tochter eines Kesselflickers und Witwe eines Sudelkochs, künftig werde Herrin genannt seyn wollen; wenigstens mache sie täglich Versuche, sich der Herrschaft über ihn zu bemächtigen: er werde sie aber bald vom Hausthrone stoßen, und

eine junge, schöne Gemahlin darauf setzen, die er mit Freuden als seine Herrin anerkennen wolle. — Er blinzelte dabei Paulinen mit kleinen, verliebten Augen an, und beunruhigte mich nicht wenig damit. Doch war es mir tröstlich, daß sie ernsthaft zur Erde sah, und sich ein Geschäft machte, um sich mit Anstand entfernen zu können.

Eine Flasche Wein, die ihm jetzt aufgetragen wurde, brachte ihn auf andere Gedanken. Er erzählte mancherlei Geschichtchen von Teutlingen, und fragte zuletzt, ob sich nicht bisher häufige Bettler auf dem Lande gezeigt hätten.

„Ja wohl!" sprach Freimund. „Ich bemerkte darunter besonders ein Paar höchst unverschämte Gesellen, die mich vier Wochen lang täglich, einer um den andern, heimsuchten, und nicht eher wegblieben, bis ich ihnen drohte, sie einstecken zu lassen."

„Und Ihr kanntet die Herren nicht?"

„Die Herren?" —

„Nicht anders! Denn es waren der Herr Kirchenvorsteher Lämmel und der Herr Rathmann Gimpel, die sich durch Lumpen und bepflasterte Gesichter unkenntlich gemacht hatten. Die guten Narren lasen in einem öffentlichen Blatte — wenn ich nicht irre, im allgemeinen Anzeiger der Deutschen — den Ver-

schlag eines Ungenannten: es sollten brave Männer, als Bettler verkleidet, Deutschland ins Kreuz und in die Quere durchziehen, und für ihre durch den deutschen Freiheitskrieg unglücklich gewordenen Landsleute — jedoch ohne Angabe dieser Absicht — Tag für Tag und von Haus zu Haus einen Pfennig sammeln, wodurch eine ungeheuere, allen Schaden ersetzende Summe gewonnen werden würde. Das schien den Herren Gimpel und Lämmel ein trefflicher Einfall. Sie machten sich also stracks auf den Weg, sind aber gestern Abend, nach vieler ausgestandenen Schmach, jämmerlich zerbläut, und mit zwei oder drei Gulden Kupfergeld in der Tasche, wieder nach Hause gekommen."

„Sie haben ihre Schläge verdient;" sagte Freimund. „Jeder Lug und Trug, wenn er auch den redlichsten Zweck hat, ist eines Deutschen unwürdig. — Ich erinnere mich, den weisen Rath gelesen zu haben Besonders lächerlich war mir des Erfinders Zusatz: es wäre gut, wenn man zu diesem Geschäfte wirkliche Bettler bekommen könnte. — Daran, dächt' ich, wäre kein Mangel."

„Nein, das weiß Gott!" rief der Amtmann. „Ich selbst kann aus meinen Amtsdörfern ein bedeutendes Heer stellen."

Die Flasche war leer; er nahm Abschied. Da bemerkte Freimund, daß er, anstatt einer Reitgerte, eine russische Knute in der Hand hatte, und fragte ihn, wie er zu dieser Kosakenpeitsche komme.

„Wißt Ihr nicht, daß es jetzt Mode ist, damit zu reiten?“ versetzte der Amtmann.

„O, wir Deutschen! wir possierlichen Deutschen!“ rief Freimund. „Wir sind und bleiben doch die Affen aller Ausländer.“

Als der Amtmann fort war, und ich meine Schüchternheit gegen Paulinen überwunden hatte, wollte ich gern ihr Gemüth gegen ihn erforschen, und sagte scherzend: der altdeutsche Ritter scheine Lust zu haben, ihr als seiner Herrin zu huldigen. „Daran denkt er wohl nicht;“ antwortete sie gleichgültig, und brach so geschwind davon ab, daß es mir nicht klar wurde, ob ich einen begünstigten Nebenbuhler hatte oder nicht.

In der Frühe des andern Tages stellte ich mich, als wollte ich mein Pferd satteln lassen, und weiter ziehen. „Nein, lieber Otto!“ sagte Freimund. „Sie haben Zeit, Sie müssen einige Monate bei uns blei-

ben. Sollte Sie auch hier auf dem Dorfe die Langeweile dann und wann anfechten, so wird Ihnen doch das Städtchen Teutlingen, das nur eine Meile entfernt ist, manche lustige Unterhaltung verschaffen. Man will dort, wie Sie vom Amtmann hörten, mit aller Gewalt der alten Deutschheit wieder auf die Beine helfen, und wenn solche Leutchen irgend etwas, das über ihren alltäglichen Gesichtskreis hinaus liegt, mit Eifer und Sturm unternehmen, so giebt es unfehlbar dabei zu lachen."

Ich ergab mich der gastfreundlichen Einladung vor der Hand auf acht Tage. Freimund führte mich nun in seinen Gebäuden und Gärten herum. Ueberall zeigte sich der denkende Haushalter, der ungezwungen das Nützliche mit dem Schönen verbunden hatte. Gegen Abend machten wir einen Spaziergang durchs Dorf. Es bestand aus lauter wohlgebauten und meistens mit heitern Farben angestrichenen Häusern, an deren Thüren und Fenstern uns frohe Menschen freundlich und traulich begrüßten. Freimund hatte alle Taschen voll kleiner Geschenke für sie. In dem einen Hause gab er eine Arzenei ab, im andern einen auf Verlangen gefertigten Aufsatz, im dritten Beckers Noth- und Hülfsbüchlein oder eine Kinderschrift, und so weiter. Paulinen, die mit uns ging, umringten

mehr als zwanzig kleine Landmädchen, und zeigten ihr, wie fleißig sie das von ihr gelernte Stricken und Nähen fortsetzten. Sie hatte, nach dem Tode ihrer Mutter, dieses Lehramt übernommen, und betrug sich wie ein Engel gegen die Kinder. Ich vergaß, daß sie schön war; ich bewunderte nur ihre Herzensgüte, und hätte sie anbeten mögen.

Des folgenden Tages ritt ich nach Teutlingen, um diese neue Wiege der alten Deutschheit in Augenschein zu nehmen. Ich kam früh um neun Uhr ans Thor. Ein kleines, säbelbeiniges Männchen, das mit seiner Flinte ohne Schloß eine Schildwache verstellen wollte, trat mir in den Weg und sagte: „Halt, der Herr ist ein Fremder; er muß sich sogleich vor dem Herrn Stadtrichter Ballhorn gestellen.“ Dann schrie er: „Unterofficier 'raus!“ und es erschien ein alter Bramarbas, dessen langer, schneeweißer Schnurrbart gegen seine drähterne Beutelperücke drollig abstach. Er sollte mich zum Stadtrichter führen; da er aber, wie er mir klagte, mit dem Zipperlein behaftet war, und deshalb Holzpantoffeln trug, so machte er mir das wunderliche Anßinnen, ihn mit auf's Pferd zu

nehmen. Ich erinnerte mich zwar, daß die Ritter der Vorzeit bisweilen schöne Fräulein hinter sich aufsitzen ließen; ich hatte jedoch zu einer so nahen Nachbarschaft mit dem gichtbrüchigen Männlein keine Lust, und antwortete daher: ich wolle ihm den Sattel allein überlassen, wenn er sich auf's Reiten verstehe.

„Das denk' ich!" sprach er stolz. „Ich war schon vor funfzig Jahren Husar, und der beste Reiter im ganzen Regimente. Der alte General Ziethen, der auf dem Wilhelmsplatz in Berlin, in Stein gehauen, zu sehen ist, nannte mich nicht anders als: mein liebes Söhnchen, oder mein kleiner Teufel."

So auf den Mund geschlagen, stieg ich ab. Er führte meinen Schimmel an eine Bank, und kam glücklich hinauf. Jetzt aber stieß er ihm, um sich als ein gewaltiger Reiter zu zeigen, die Holzpantoffeln heftig in die Seite, und das beleidigte Thier ging auf der Stelle mit ihm durch. Er verlor Pantoffeln, Hut, Perücke, und überhaupt alles, was nicht knopf- und bandfest an ihm war. Endlich flog er selbst auf einen der großen, weichen Düngerhaufen, die der wohlweise Rath auf der Straße zu dulden schien, um in solchen Fällen zu einem bequemen Ankerplatze zu dienen.

Stelle mit einer Energie abdrang, deren ihr sanfter, nachgebender Charakter sonst nicht fähig war.

Ihr Leben wurde jetzt erträglicher; manche Stunde, dem Kunstgenuß und der Lesung der deutschen Classiker in der Gesellschaft des Predigers geweiht, entschädigte sie für den traurigen Ueberrest des Tages, in welchem sie nur die schale Maske eines menschlichen Wesens vorstellen durfte. Emma wuchs lieblich heran, der jüngere Sohn aus der Familie von F.., mit der sie durch ihren verstorbenen Vater verwandt war, hielt sich besonders des Predigers, seines ehemaligen Erziehers, wegen bei ihrer Mutter auf, und gewährte ihrer Jugend den höchsten Genuß, der in dem Gebiete dieser glücklichen Zeit erblüht — den Genuß eines Theilnehmers an ihren kindlichen Beschäftigungen und Spielen. Sie spielte mit ihm in den großen Sälen des alten Schlosses, sie suchte ihn in den weiten Gewölben, wo er so bekannt war, wie vielleicht keiner der Hausbewohner, sie durchirrte mit ihm den weiten Garten, und folgte ängstlich zwar, doch treu dem kühnen Knaben, der in die von jedermann für unzugänglich gehaltnen Felsen eindrang, die den Garten begränzten, und sich mehrere Meilen weit forterstreckend, die Bewohner der fruchtbaren Ebene von dem Wallersee abschnitten. Durch Schluchten, die der Regen gebildet hatte, und an dem

Als sich mein Schimmel so gerächt hatte, blieb er stehen. Der beschämte Prahler drohte ihm mit geballter Faust, wies dann auf ein nahes Haus und krummte: „Dort wohnt der Stadtrichter!“ Ich gab ihm ein paar Groschen Schmerzengeld. „Großen Dank!“ sprach er. „Der Herr ist höflicher als sein Gaul.“

Das mir gezeigte Haus war himmelblau, und mit silbernen Sternen besä't. Oben unter dem Dache befand sich eine Mondscheibe, und auf derselben ein altes, finsteres Gesicht, das den so genannten Mann im Monde vorstellen sollte. Ueber der Thür hing eine Tafel mit der Inschrift: Ordnei-Amt.

Mit Ehrfurcht trat ich in diesen Himmel auf Erden, und klopfte an die mit goldenen Buchstaben bezeichnete Ordnei-Stube. Ein langer, kerzensteifer, feierlicher Mann öffnete mir. Ich erschrak; denn vor mir stand der leibhafte Mann im Monde, der sein vollkommen ähnliches Konterfei dort hatte anbringen lassen. Altdeutsch gekleidet wich er von seinem Musterbilde, dem Amtmann, bloß darin ab, daß er unförmliche, vorn abgestutzte Schuhe mit gelben Bandrosen trug.

Ich sagte ihm, daß ich, als Fremder, die Weisung erhalten habe, mich bei ihm zu melden.

Er klopfte bedächtig auf seine Tabaksdose, und fragte mit einem langsamen, gedehnten Tone: „Haben Sie eine Reise-Urkunde, oder, um mich kürzer auszudrücken, einen Bahnbrief?"

Ich sah ihn an und bekannte, daß ich ihn nicht verstehe.

„Ich meine einen Paß;" fuhr er fort. „Wir haben uns hier verbunden, durchaus reines Deutsch zu sprechen; folglich ward das Wort Paß, als ein ursprünglicher Ausländer und Sohn des lateinischen Passus, verwiesen. Daher lesen Sie auch an der Thür: Ordnei, statt Polizei, und ich heiße nicht Polizei-Inspector, sondern Ordnei-Obsichter, wie ich mich gern nennen höre, damit diese trefflichen Wörter in Umlauf gebracht werden."

Das alles lobte ich sehr, um ihn damit zu bestechen, weil ich keinen Bahnbrief aufzeigen konnte. Ich berief mich auf Freimunds Bekanntschaft. Er ließ das höflich gelten, und fing an, mir das Manuscript eines zum Druck bestimmten Handbüchleins vorzulesen, worin er, zum gemeinen Besten der Stadt Teutlingen, alle fremde Wörter, die nach und nach von Schulfüchsen und Zierlingen in unsere Sprache verpflanzt wurden, gedolmetscht hatte.

Diese Vorlesung ward aber, ehe wir das Ende des Werkleins erreichten, durch eine Hiobspost unterbrochen. Ein athemloser Eilbothe stürzte herein: „Um Gottes willen, Herr Stadtrichter, eilen Sie, kommen Sie! Die Weiber sind in Aufruhr; sie stürmen das Rathhaus; der regierende Herr Bürgermeister und die ganze hohe Obrigkeit steckt drin, wie eine Maus in der Falle, und begehrt sehnlich Rath und Hülfe von Ihnen.“ — Hiermit rannte der Bothe wieder fort.

„Der Satanas ist in die Weiber gefahren!“ sagte Herr Ballhorn, mit einem kreideweißen Gesichte. Er nahm (wie es in seinem Verdeutschbüchlein lautet) einen Griff aus seiner Schnupfbüchse, und fuhr fort: „Ich finde mich fast bewogen, dem Himmel dafür zu danken, daß meine Gattin wegen einiger Unpäßlichkeit das Zimmer hüthen muß; sonst wäre sie wohl auch von dem Strome der Empörung mit fortgerissen worden.“ Er erzählte mir nun, was ich schon muthmaßte, daß der Rathsschluß, die französischen Damen und Demoiselln in deutsche Frauen und Jungfrauen zu verwandeln, den Aufstand errege. „Reiten Sie doch ja auf's friedliche Dorf hinaus!“ setzte er hinzu. „Hier ist Mord und Todtschlag zu befürchten. Wir Obrigkeit geben nicht nach; wir lassen uns

eher unter den Trümmern des Rathhauses begraben."

Er machte sich jetzt mit groſsen Schritten auf den gefährlichen Weg, und ich ging ihm auf dem Fuſse nach. Der Markt war mit zahllosen, wild durch einander schnatternden Weibern und Mädchen bedeckt. Sie umzingelten sogleich den Herrn Ordnei-Obsichter, und wollten ihm den Kopf zurecht setzen. Hundert Hände faſsten und hielten ihn; er machte sich aber die langen Arme frei, streifte die Kletten, die sich an ihn hängten, links und rechts von sich ab, und erreichte das Rathhaus. Hier sah's kriegerisch aus! Zwanzig wüthende, mit Besen, Ofengabeln und Krauthacken bewaffnete Amazonen belagerten die Thür, und donnerten mit Holzärten daran. „Geliebte Frauen und Jungfrauen!" begann Herr Ballhorn in einem bittenden, kläglichen Tone, und wollte eine rührende Rede halten; aber eine alte, häſsliche, etwas vornehmer als die andern gekleidete Furie sprang auf ihn los, packte ihn am Kragen und schrie: „Sagen Sie meine Herrinnen und Fräulein, oder Sie kommen nicht lebendig von der Stelle!" — Er trotzte standhaft dem Tode, und sprach den geforderten Gruſs nicht aus, sondern drang mit Gewalt hin zur Thür, die von innen ein wenig für ihn geöffnet wurde. Da

so

ſie aber, weil die tollen Weiber mit hinein brechen wollten, ſo ſchnell als möglich wieder zugedrückt werden mußte, ſo gerieth ſein linker Fuß, den er nicht geſchwind genug nachzog, in die Klemme, und verlor den Schuh, den die Weiber ſogleich mit wildem Geſchrei auf einer Stange herum trugen.

Als nun alle Verſuche, die Rathhausthür aufzuſprengen, vergeblich waren, hielt die alte Rädelsführerin Kriegsrath, und eilte dann mit einigen ihres Gelichters ans nahe Spritzenhaus, deſſen offene Thür ein abgelebter Spießbürger bewachte. Sie warfen den armen Teufel, der ihnen den Eingang verwehren wollte, wie einen Kegel zu Boden, bemächtigten ſich einer Feuerleiter, und legten ſie ans Rathhaus an. Die Belagerten wurden darüber höchſt unruhig, riſſen die Fenſter auf, und ſchalten und wetterten grimmig. Daraus machten ſich aber die aufrühriſchen Unheldinnen ſo viel, als ob Gänſe ziſchten. Sie kletterten, wie Katzen, die Leiter hinauf. Die Rathsherren feuerten mit ſchweren Folianten in Holz- und Hornbänden auf ſie hinab, goſſen ihnen Tinte auf die Köpfe, und warfen ihnen Streuſand in die Augen; ſie achteten aber auch dieß Hagelwetter nicht und erklemmen das Fenſter, wo der ganze Rath, um den Sturm abzuſchlagen, in Schlachtordnung ſtand. Die jüngſten

Mitglieder waren vorangestellt und hatten, da es zum Handgemenge kam, das schlimmste Loos. Die Vorfechterin riß zweien derselben die undeutschen Perücken vom Haupte und warf sie unter das Volk. Bald darauf brachten die langen Borstbesen und Ofengabeln den Vortrab zum Weichen. Er drängte die hintern Reihen zurück; es entstand eine schimpfliche Flucht, und die Veste war erobert. Die Sieger hielten ihren Einzug durch's Fenster, öffneten dann die Pforte, und alle weibliche Schaaren, die sich auf dem Markte zusammengerottet hatten, drangen hinein.

Eine Viertelstunde nachher that sich die Pforte wieder auf; die Weiber strömten frohlockend heraus; ihre Hauptmännin hielt einen Bogen Papier in der Hand, stellte sich in der Mitte des Marktes auf eine Tonne und las mit lauter Stimme:

„Wir Bürgermeister und Rath der Stadt Teut„lingen thun hiermit kund und zu wissen: daß Wir, „um zur Vertilgung des leidigen Franzosenthums das „Unsrige beizutragen, einstimmig beschlossen haben, die „fremden Wörter Madame und Demoiselle im „gesellschaftlichen Leben zu verbieten, und die ehrhaf„ten Benennungen Herrin und Fräulein an de„ren Stelle zu setzen. Solches wird, auf geziemen„des Ansuchen unserer geliebten Mitbürgerinnen, hier-

„mit bekannt gemacht, und hat sich männiglich „darnach zu achten.

„Gegeben zu Teutlingen am zwanzigsten Tage des „Erntemonats im Jahr 1814.

„Leopold Zaunkönig,
„regierender Bürgermeister.“

Jauchzen und Händeklatschen erschallte; ich aber mußte über das geziemende Ansuchen, wovon ich Zeuge gewesen war, laut auflachen. Die Heroldin heftete die vorgelesene Verordnung an die auf dem Markte stehende Postsäule; die zufriedene Versammlung ging jubelnd aus einander, und die Herren des Raths schlichen, als der Weg rein war, beschämt in ihre Häuser.

Einige Tage darauf kam der Herr Bürgermeister Zaunkönig, ein kleines, geckenhaft behendes Männchen von ungefähr dreißig Jahren, nach Eichenberg zum Besuch. Er bewies seinen Reichthum, der ihn zum Abgott der Teutlinger machte, durch einen zierlichen Wagen mit trefflichem Gespann. Auch seine altdeutsche Kleidung war außerordentlich fein, und stand ihm nicht übel. Nur das gefiel mir nicht, daß

er Paulinen, wie ein Schmetterling, buhlerisch um-gaukelte, und ihr tausend Schmeicheleien versagte. Freimund, der eben so wenig damit zufrieden war, und seinen verliebten Uebermuth demüthigen wollte, neckte ihn mit dem Siege, den die Herrinnen und Fräulein von Teutlingen über ihn und seine Mitherr-scher davon getragen hatten. „Das Blättchen wird sich bald wenden;" gab er lachend zur Antwort. „Ich habe der Landesregierung den Vorfall berichtet, und die Aufwieglerin, Frau Spitzmaus, wird mit gebüh-render Strenge gezüchtiget werden."

Pauline fragte ihn, wer diese Person sey.

„Sie gehört zu einem erzfrechen Geschlechte;" antwortete er: „sie ist die Witwe eines Nachdruckers, der außer Landes, ich weiß nicht wo, sein Raubnest hatte. Erst vor einigen Monaten ließ sie sich hier nie-der, und machte seitdem lauter schlimme Hände. Ich habe darauf angetragen, sie an den Pranger stel-len zu lassen, damit ihr die Ehre widerfahre, die man ihrem seligen Gemahl schuldig geblieben ist."

Das Gespräch lenkte sich nun auf einen gewissen Hofrath Bär, und aus allerhand verblümten Red-reien, womit Herr Zaunkönig Paulinen anstichelte, errieth ich mit Verdruß, daß abermal von einem Lie-haber die Rede war. Der Bürgermeister beklagte sich

über ihn. „Wo er mich sieht," sprach er, „bewitzelt er meine Gestalt, weil ich kein so vierschrötiger Mensch bin, wie er; und geb' ich ihm zu verstehen, daß er sich Unhöflichkeiten erlaube, so schlägt er sich auf den Bauch und sagt: Ich bin ein Deutscher! — gleichsam als hätte er deshalb ein Recht, grob zu seyn. Aber er komme nur aus dem Bade zurück! Ich habe ihm eine scherzhafte Züchtigung zugedacht, und er soll sie bei einem Gastmahl erhalten, wozu ich Sie insgesammt vorläufig einlade."

Er verbeugte sich dabei auch gegen mich, und brach bald nachher seinen Besuch ab.

So standen also drei bedeutende Männer, ein Bürgermeister, ein Amtmann und ein Hofrath, als Nebenbuhler, mir gegenüber; mehrere solche Herrschaften lauerten vielleicht noch im Hinterhalte; und ich, der weder Amt noch Titelchen hatte, verlor dennoch den Muth nicht: denn daß mir Pauline ein wenig gut war, offenbarten mir wider ihren Willen tausend kleine Kennzeichen von Liebe und Huld. Ich übergehe jedoch das alles jetzt und künftig mit Stillschweigen, weil es gar nicht meine Absicht ist, eine empfindsame Geschichte zu schreiben.

Nach Verlauf einer Woche erhielt ich nachstehenden seltsamen Brief, den ich mit allen seinen Eigenheiten genau abdrucken lasse.

„Mein wertester Herr!

„Der neulich, wegen Abschaff der fransischen Be„nenne des Frauengeschlechts, entstandene Aufrur ver„kürste mir die Ere Jres Besuchs, und Si waren „Augenzeuge von dem Beschimpf, der mir und den „übrigen Herren Ratskumpanen wideifur. Daher „wünschte ich, Si wären auch Zeuge von dem Be„straf der Hauptemporerin, der Frau Spitsmaus, „welche morgen, gelibt es Gott, Vormittags um eilf „Uhr, auf Befel hochfürstlicher Landeswalte, am „Schandfal ausgestellt wird. Dise Melde bin ich mei„ner Ere schuldig. Sollte Si nun kein Hemnis von „Bedeut abhalten, und Jnen Tag und Stunde be„kwem sein, so finden Si Sich gefälligst ein, und „besuchen mich vor dem Schauspil in meiner Wohne, „wo ich bis neun Uhr ansutreffen bin.

„Mit Versichernis meiner besondern Hochacht

„Jr ergebenster Diner

„Johann Ballhorn."

In Erwartung lächerlicher Auftritte ritt ich nach Teutlingen, und war schon um acht Uhr im blauen Himmel.

ſchmalen Ufer ſchäumender Gießbäche fortkletternd, kamen ſie endlich zu dem Ufer des Sees, und zwar zu derſelben Stelle, die den Bewohnern des jenſeitigen Ufers als die Reſidenz der guten Frau bekannt war. Die ſtille Freundlichkeit der Grotte und die bunte Mannigfaltigkeit der von den Wellen des Sees am Ufer hingeſäeten Muſcheln zog die Kinder an, und ſie beſuchten, ihre Entdeckung weislich verſchweigend, weil die furchtſame Mutter ihnen den gefährlichen Spaziergang gewiß unterſagt haben würde, ſo oft die trauliche Stelle, daß ſie am Ende den labyrinthiſchen Weg, der dahin führte, ſelbſt bei Nacht würden haben finden können. Endlich wurde Albert, ſo hieß Emmas kleiner Vetter, von ſeinen Eltern zurückberufen. Seine Abreiſe erregte in dem Herzen der holden Geſpielin den erſten Schmerz, der ein ſchwacher Vorbote des wilden Grams war, der bald darauf ihre junge Bruſt zerreißen ſollte. Die ſchönen Anlagen des Kindes entfalteten ſich herrlich unter der pflegenden Hand ihres Lehrers, und gewährten der Mutter hohe Freuden, denen ſie leider bald der Tod entriß. Die letzten Stunden der unglücklichen Frau näherten ſich ſchnell. Die zehnjährige Emma kniete im heftigſten Schmerz an ihrem Bette, und der Prediger hatte ihren bald ſcheidenden Geiſt eben mit den Tröſtungen des Glaubens aufgerichtet, da

Der Herr Ordnei-Obsichter nahm mich sehr wohlwollend auf, und fragte sogleich: ob er mir mit einer Schale amerikanischen Fruchtkern-Trank dienen könne.

Ich begriff nicht, was er mir anbot.

„Ei, ei!" sagte er, „vergaßen Sie schon, daß ich in meinem Verdeutschbüchlein das französische Wort Chokolade so übersetze? — Ich könnte kürzer und bestimmter sagen: Cacao-Trank, denn Cacao ist wenigstens nicht französisch; aber ich hasse dieß Wort, weil es mich an die weiland beliebte Farbe Caca du Dauphin erinnert. — Es war eine hündische Kriecherei des Fransvolkes, sich in den Unflath seines Kronprinzen zu kleiden. Daß sich aber auch die Deutschen so bodenlos tief erniedrigten, und es ihm nachthaten, das ist uns eine ewige Schande. — Und fast eben so schimpflich wälzte sich auch einmal die ganze feine deutsche Welt im Pariser Straßenkothe, indem sie eine Farbe trug, die man Boue de Paris nannte." —

Ich stimmte lebhaft in diesen gerechten Tadel mit ein. Dagegen gestand ich ihm meine Verwunderung, daß er in seinem Briefe vielen Wörtern den Schweif gestutzt, und mehrere bedenkliche Neuerungen unternommen hatte. „Sollte diese Sprachumwälzung,"

fuhr ich fort, „weiter um sich greifen, so würden dadurch alle bisher geschriebene deutsche Meisterwerke, besonders die poetischen, vernichtet.“

„Fürchten Sie das nicht!“ sprach er. „Bei neuen Auflagen lassen sich alte Fehler leicht verbessern. Ich selbst erbiete mich, die Werke verstorbener Dichter, zum Beispiel Klopstocks, Bürgers, Schillers und so weiter, bei einer Pfeife Tabak umzuarbeiten, und die hier und da, nach Ihrem Ausdruck, gestutzten Schweife durch geschickte Füllwörtchen vollkommen zu ersetzen.“

Da war's Kunst, das Lachen zu verbeißen!

Unter solchen lehrreichen Gesprächen kam die zehnte Stunde heran. Herr Ballhorn mußte nun auf's Rathhaus. Ich begleitete ihn bis dahin, und erstaunte nicht wenig, kein weibliches Wesen auf der Straße zu sehen. In den Häusern rings um den Markt waren alle Fenster geschlossen, und die Vorhänge der meisten dicht zugezogen. An einigen andern zeigten sich zwar Frauen und Mädchen, kehrten aber der Ehrensäule, an welcher ihre Heldin den Lohn der Tapferkeit empfangen sollte, den Rücken zu. Diese verächtliche Stellung galt auch vielleicht dem an der

Postsäule angehefteten Rathsbefehle: daß künftig keine Herrinnen und Fräulein in Teutlingen herrschen, sondern nur Frauen und Jungfrauen bescheiden wandeln sollten. —

Auf Ansuchen des Stadtraths hatte der Amtmann den Landsturm seines Gebiets zu Roß und Fuß einrücken lassen, um die Weiber, wenn sie etwa aufs neue Sturm laufen wollten, im Zaume zu halten. Ein tüchtiger, gesetzter Forstbedienter befehligte die Reiterei; der Feldhauptmann des Fußvolks hingegen war ein vorwitziger und überthätiger Schulmeister, der sich mächtig in die Brust warf, entsetzlich viel Worte machte, und nicht aufhören konnte, sein ungelenkes und widerspenstiges Häuflein zu ordnen und zu richten.

Zur Abwechselung gab er auch einen lebendigen Beweis, wie leicht es in den jetzigen Zeiten ist, jemand in den Verdacht unvaterländischer Gesinnungen zu bringen.

Es lief ein ältlicher, hagerer Mann, den ich Magister Günther nennen hörte, schnell und scheu über den Markt. Er war mit einem verwitterten lederfarbenen Rocke bekleidet, trug einen platten Hut unter dem Arme, und einen ungeheuern Haarbeutel an seinem fast ganz kahlen Kopfe. „Seht, der ist französisch gesinnt; er trägt einen Haarbeutel!“ sagte

der naseweise Schulmeister zu einigen herumschwär
menden Straßenjungen. Sogleich verfolgte die Rott
den fliehenden Magister und schrie: „Haarbeutel
Günther! Französischgesinnter!“ Er fuhr in ein Haus
erschien bald darauf an einem Dachfenster, warf de
Haarbeutel auf die Straße und rief: „Da, ihr Bö
lialskinder! da zerreißt den Franzosen!“ — Und da
geschah auch sofort.

Indessen hatte die Glocke schon lange eilf geschla
gen, und die Feierlichkeit am Pranger verzog sich noc
immer. Da durchlief den Markt das Gerücht: di
Herrin Spitzmaus habe in der deutschen National
Frauentracht öffentlich ausstehen wollen; als es abe
der Rath nicht genehmiget, habe sie den trotzige
Entschluß gefaßt, im Reifrock zu prunken; und d
man ihr dieß, weil der Reifrock eine widrige französi
sche Erfindung sey, unbedenklich erlaubt habe, s
kleide sie sich jetzt um, und das verursache den Ver
zug ihres Auftritts.

Dieses Gerücht hatte Grund. Gegen zwölf Uh
erschien sie wirklich im Reifrock und Schleppkleide
und bestieg so mit kecken Schritten die Bühne, w
man, aus Furcht vor ihrer Lästerzunge, drei oder vie
Fellraßler (nach unsers Johann Ballhorns Dol
metschung des Wortes Tambour) aufgestellt un

ihnen befohlen hatte, aus Leibeskräften zu raſſeln, ſo bald ſie Schmähungen gegen die Obrigkeit ausſtoße.

Eine Minute lang ſah ſie frech umher; dann erhob ſie ihre Stimme, und ſagte zu dem ſie angaffenden Volke: „Denkt ihr, ich ſoll mich ſchämen? Nein, ich ſchäme mich nicht. Ich habe für eine gute Sache gekämpft; aber Undank iſt der Welt Lohn, ſagte mein ſeliger Mann. — Ach, lebte der edle Spitzmaus noch! Er hat's wahrlich nicht um die Welt verdient, daß man mit ſeiner Witwe ſo umgeht. Die vortrefflichſten Bücher gab er den Leuten um's halbe Geld, und Fürſten ſchützten ihn gegen ſeine Neider und Feinde. Aber meiner nimmt ſich kein Menſch an. Ich ſtehe hier wie eine Miſſethäterin, weil ich ein Paar einfältigen Rathsherren die Perücken — —"

Hier fielen ihr die Fellraßler mit einem ſo gewaltigen und anhaltenden Getöſe ins Wort, daß ſie, aller Anſtrengung ungeachtet, keinen vernehmlichen Laut weiter aufbringen konnte.

Als ſie die gehörige Zeit zur Schau geſtanden hatte, ward ſie zur Stadt hinaus geführt und bedeutet, ſich nicht wieder darin betreten zu laſſen. Sie wandte ſich, wie man ſagt, in ihre alte Heimath zurück, und heirathete dort wieder einen Nachdrucker, der durch ſeine Geſchäfte geübt war, ſich über Ehre

und Schande hinweg zu setzen, und folglich auch kein Bedenken trug, eine vom Pranger kommende Dame zum Altar zu führen.

Wenige Tage darauf kam der Hofrath Bär nach Eichenberg, um seine Rückkunft zu melden. Ich sah den breiten, wohlgenährten Mann aus dem Wagen steigen und über den Hof gehen. Sein trotziges Gesicht, plumper, schwer aufstampfender Gang, und noch mehrere Merkzeichen der ihm nachgesagten Ungeschliffenheit, machten mich nach seiner Bekanntschaft nicht lüstern, und ich nahm keinen Antheil an seinem Besuche.

Das ihm aufgehobene Gastmahl des Bürgermeisters ging bald darauf vor sich. Wir wurden, mittelst einer Karte, auf deutsche Hausmannskost eingeladen, und diese Worte waren dreifach unterstrichen Freimund und Pauline ahnten schon aus diesem Umstande eine gegen den Hofrath angelegte Neckerei; denn sie kannten ihn als einen Leckermund, der es sehr übel nahm, wenn man ihm nur Hausmannskost vorsetzte.

Der Saal war mit Kränzen von Eichenlaub geschmückt; alle Gäste erschienen in altdeutscher Tracht; nur wir, das Kleeblatt von Eichenberg, machten davon eine Ausnahme, und wurden deßhalb von allen Seiten gescholten. Der Amtmann, der Hofrath, der Obsichter, die übrigen Vornehmen, und noch acht oder zehn andere, mir unbekannte Personen, bildeten die Gesellschaft. Der merkwürdigste Mann unter den letztern war Doctor Matz, der Arzt des Städtchens, eine drollige kleine Kürbißgestalt, mit einem Kupfergesichte.

Als wir uns zur Tafel gesetzt hatten, ward ein Stück Rindfleisch, mit Meerrettig und anderer gemeiner Zukost, aufgetragen. „Keine Suppe?" — murrte der Hofrath. „Nein!" sagte der Bürgermeister. „Ich will heute meine werthen Gäste mit einer echt vaterländischen, kerndeutschen Mahlzeit bewirthen. Rindfleisch ist kräftig und derb, wie der ehrliche Deutsche; aber die flüssige Suppe gleicht dem immer schwankenden, unzuverlässigen Franzmann, und ward auch wahrscheinlich von ihm erfunden."

„Der Nahme ist unstreitig französisch;" sprach der Obsichter. „Doch läßt er sich bequem durch Gelöffel verdeutschen. Man kann sagen: Weingelöffel Biergelöffel, Milchgelöffel, und so weiter."

„Ich möchte nur," entgegnete der Bürgermeister, „kein junges, artiges Frauenzimmer auf ein Gelöffel einladen. Das würde sehr zweideutig klingen."

Es ward gelacht; der Hofrath allein blieb ernsthaft und knurrte: „Eine gute Brühsuppe, deutsch oder französisch, wäre mir lieber als all' die Wortklauberei."

Er rührte, in Hoffnung besserer Zeiten, das Rindfleisch wenig an. Aber auch die zweite Tracht entsprach seiner Erwartung nicht. Sie bestand aus Schinken, mit Erbsen, Klößen, und ganz alltäglichen grünen Gemüsen. Der unzufriedene Gast aß keinen Bissen davon, ungeachtet ihn der Wirth ermahnte: er möge sich versehen, daß er nicht hungerig vom Tische aufstehe.

Die dritte Schüssel brachte einen Hecht, der, nach seiner Größe, ein Fürst der Wasserwelt gewesen war. Aber der Hofrath hatte keine Achtung vor ihm. „Das verdammte Raubthier," sagte er laut, „hat wohl alle Forellen und Aale verschlungen, daß wir keine zu sehen bekommen."

„Der Fisch ist gut!" rief Doctor Matz. „Er will aber schwimmen, und ein Deutscher trinkt gern." — Damit stürzte er seinen Pokal aus; denn, statt der Weingläser, standen große Humpen auf dem Ti-

sche, und wurden fleißig mit köstlichem Rheinwein gefüllt.

Jetzt erschien ein Harfenspieler in einem langen Gewande. Er setzte sich unweit der Tafel, griff in die Saiten, und sang ein Lied zum Ruhm und Preis der alten deutschen Zeit, und ein anderes zum Lobe der Frauen. Das letztere, das höchst wahrscheinlich der verliebte Bürgermeister selbst gedichtet hatte, krönte Paulinen zur Königin des Festes, und bezeichnete sie, ohne Nennung ihres Nahmens, so deutlich, daß sie die Augen niederschlagen mußte, indeß ihre Verehrer dem Sänger Beifall zuklatschten, und auf ihr Wohl die Humpen leerten. Zu meinem Erstaunen mischte sich auch der Docter unter das lärmende Chor der Anbeter, und bezeigte sich sogar noch feuriger als die übrigen: denn er trank auf Paulinens Gesundheit zwei volle Humpen, und die andern weihten ihr nur Eine.

Hierauf sang der Harfner folgendes Spottlied.

An die Franzmänner.

Ei! wie habt ihr Ueberklugen
Mit den Deutschen es versehn,
Daß sie euch so tapfer schlugen,
Und sich drob nicht wenig blähn?

Denken denn die Undankbaren
Keinen Augenblick daran,
Was ihr seit viel hundert Jahren
Ihnen Gutes habt gethan?

Eure Sprache, eure Moden,
Gabt ihr ihnen, wie bekannt;
Sandtet auch vom Vaterboden
Große Künstler in ihr Land.

Kammerdiener, Gouvernanten,
Köch' und Tänzer zogen ein,
Und die deutschen Elephanten
Lernten leicht und zierlich seyn.

Und für diese reiche Spende,
Schmückend Körper, Geist und Haus,
Watet ihr euch nichts am Ende
Als die deutsche Freiheit aus. —

Ja, ein Weilchen gab man Proben
Treuer Dienstbeflissenheit;
Aber bald begann ein Toben
Ueber diese Kleinigkeit.

Alle Männer, alle Weiber,
Klagten über Zwang und Drang,
Und der Kiel der Bücherschreiber
Nannte frech euch kurz und lang.

trat ihr Gemahl mit allen ihren Verwandten ins Krankenzimmer, und nöthigte den Geistlichen, sich zu entfernen, unter dem Vorwande, daß sie noch wichtige geheime Familienangelegenheiten mit der Sterbenden abzumachen hätten. Sie redeten nun auf die schwache, schon halbbewußtlose Frau ein, und zwangen sie, ohne daß sie im Todeskampf beurtheilen konnte, was sie that, ein gerichtliches Instrument als Anhang zu ihrem Testament zu unterschreiben, wonach ihre Tochter ihr ganzes mütterliches Vermögen verlieren sollte, wenn sie nicht einen Gemahl aus den Händen ihres Stiefvaters annehmen würde. Die Gräfin hatte in ihrem in gesunden Tagen abgefaßten Testament bestimmt, daß ihre Tochter nicht vor dem achtzehnten Jahre heirathen, und daß der Prediger ihr Erzieher bleiben solle. Dieser grausame Zusatz, den habsüchtige Verwandte, um den Glanz ihrer Familie zu erhöhen, mit schamloser Frechheit von einer Sterbenden erschlichen, nahm mit einemmal allen Anordnungen, die die Kranke für das künftige Lebensglück ihrer Tochter gemacht hatte, die vollendende Kraft, und gab das ohnmächtig am Sterbebette der Mutter hingesunkne junge Opfer den Anordnungen eines Mannes Preis, der kein Herz hatte, und also auch den Werth eines Herzens nicht kannte. Zwar schien man die Verfügungen der Verstorbenen in Ehren zu

Und indeß man, wie beſeſſen,
In die Lärmtrompete ſtieß,
Schlug das Kriegsvolk euch vermeſſen
Bis ins heilige Paris.

Aber laßt die Donnervolke
Nur getroſt vorüber ziehn!
Euch kann doch beim deutſchen Volke
Neues Herrſcherglück erblühn.

Fährt es fort, euch nachzuahmen,
Bleibt es eurer Sprache treu,
So entſprießt aus dieſem Samen
Einſt ihm wieder Sclaverei.

„Das verhüthe Gott!“ rief Herr Ballhorn. „Wenigſtens an uns ſollen ſie dieſe Freude nicht erleben. Wir werfen ihre Sitten und Sprache zur Stadt hinaus, und ganz Deutſchland möge ſich an uns ſpiegeln.“

„Amen, das werde wahr!“ fiel der Doctor ein, und bekräftigte ſeinen Wunſch mit einem tüchtigen Trunke.

Dieſem poetiſchen Zwiſchenſpiele folgte der höchſt proſaiſche Auftritt eines Lammsbratens mit weißen Rüben. „Sehen Sie hier,“ ſagte der Bürgermeiſter, „ein merkwürdiges, echt deutſches Gericht! — Götz

von Verschlingen mit der eisernen Hand, der edle Kämpfer für deutsche Freiheit, ward mit Lammsbraten und weißen Rüben von seiner Hausfrau bewirthet, als er einsmals von einem glücklichen Zuge in seine Burg zurück kam, und einen gefangenen Gast, den Ritter Weislingen, mitbrachte."

„Ich durfte nicht Götz seyn!" rief der Hofrath. „Ich hätte das Weib meine schwere eiserne Hand fühlen lassen, wenn mir nichts bessers aufgetischt worden wäre."

Er wandte sich dann zu mir, den das Loos getroffen hatte, sein Nachbar zu seyn, und sagte vertraulich: „Nun haben wir, Gott sey Dank! die Vexiermahlzeit überstanden; nun wird unser spaßhafter Herr Wirth den rechten Schmaus anfangen lassen. Ich freue mich nur, daß ich so klug war, mich mit jenen gemeinen Philisterspeisen nicht anzufüllen."

Er ließ denn auch den ritterlichen Braten mit Verachtung bei sich vorüber gehen. Wir andern aßen ohne uns an sein Hohnlächeln zu kehren, unsern Theil davon. Hierauf kam ein Weinmuß für die Frauen und zugleich der Nachtisch, der nichts enthielt, als Butter und Käse, ein paar Teller Obst, und eine Schüssel mit gebratenen Eicheln, die der Bürgermeister für die Urkost unserer Altvordern ausgab, um

deutſche Kaſtanien nannte. Dennoch aber wies jedermann die herbe Frucht mit Lachen von ſich.

„Nun Scherz bei Seite, Herr Bürgermeiſter!“ rief mein Nachbar. „Laſſen Sie gefällig auftragen, was Sie uns im Ernſte beſtimmten.“

„Sie ſchweben in einem ſeltſamen Irrthum, beſter Herr Hofrath!“ verſetzte Jener. „Unſere einfache deutſche Mahlzeit iſt völlig vorbei.“

Er machte große Augen, und wollte das nicht glauben; als es ihm aber der Schalk nochmals verſicherte, ward er unbeſchreiblich grob, und forderte gebieteriſch die abgetragenen Speiſen zurück. Sie wurden gebracht, und er aß wie ein Wolf.

Aber auch dieſen Nothgenuß verbitterte ihm der Harfner durch den Geſang nachſtehender Romanze.

Zaunkönig und Bär.

Ein Zaunkönig und ein Zottelbär,
Das waren verwünſchte Prinzen.
Sie zogen vereint in der Welt umher,
Und hatten nicht Kleider, nicht Münzen.

Prinz Bär war grob, und bekam dafür
Mitunter tüchtige Prügel;
Allein das kleine geflügelte Thier
War ganz der Höflichkeit Spiegel.

Sie mußten, Kraft der Verzauberung,
Die Menſchheit ſo lange miſſen,
Bis eine Prinzeſſin, ſchön und jung,
Sich frei entſchloß, ſie zu küſſen.

Drum wanderten beide ſich müd' und matt,
Und ſchweiften nach allen vier Winden,
Um irgend in einer Königsſtadt
Entzaubernde Küſſe zu finden.

Einſt ſah'n ſie ein reizendes Fürſtenkind,
Umgeben von Zofen und Schranzen,
Im Grünen, umfächelt vom Abendwind,
Mit andern Prinzeſſinnen tanzen.

Prinz Bär, gleich verliebt bis über's Ohr,
Thät ſich nicht lange beſinnen,
Und brach, wie ein Sturm, aus dem Wald hervor,
Um Minneſold zu gewinnen.

Die Tanzgeſellſchaft hatte nicht Luſt,
Den wilden Beſuch zu erwarten:
Sie floh, mit Geſchrei und bebender Bruſt,
In einen ummauerten Garten.

Der täppiſche Wühler legte ſich kühn
Am Gitterthor auf die Lauer.
Da ſtürmte von allen Seiten auf ihn
Ein Steinregen über die Mauer.

Indeſſen hatte ſein kleiner Geſell
Sich in den Garten geſchwungen,
Und ſang ſo wunderlieblich und hell,
Als nie ſeines Gleichen geſungen.

Die ſchöne Prinzeſſin ſah empor;
Doch zitterte ſie vor dem Bären,
Und konnte jetzt kein ruhiges Ohr
Dem freundlichen Vöglein gewähren.

Es flog zu dem Brummer hinaus und ſprach:
„Du haſt dich übel empfohlen!“ —
„Was thut's?“ verſetzt' er. „In ihrem Gemach
Will ich nun Küſſe mir hohlen.

Und ſoll und muß in künftiger Nacht,
Ein raſcher Ueberfall glücken.
Ich dring' ins Schloß durch die fliehende Wacht,
Und trag' dich hinein auf dem Rücken.“

„Schön Dank!“ rief ſpöttelnd das Königlein:
„Da würd' ich zehnmal erſchlagen!
Denn ſchrecklich wird man den Buckel dir bläun,
Beginnſt du den Einbruch zu wagen.“ —

Es wurde Nacht, und der lüſterne Bär
Ging ſchnoppernd herum an den Thoren.
Er fand bald eins, wo Herz und Gewehr
Die feigen Wächter verloren.

Und als sie vor ihm mit Hasenlauf
Die Flucht ins Weite genommen,
Stieg er die Marmortreppen hinauf,
Um zu der Prinzessin zu kommen.

Ach! aber in den Trabantensaal
Von seinem Unstern gewiesen,
Umringten ihn, starrend von Erz und Stahl,
Wohl dreißig gewappnete Riesen.

Die Schwerter ziehend, mähten sie schnell
Ihm beide Ohren vom Kopfe,
Und mühsam bracht' er sein blutendes Fell
Durch schleunige Flucht aus der Klopfe.

Prinz Zaunkönig suchte während der Zeit
Sein Glück auf geschicktere Weise.
Er machte sich, unter des Mondes Geleit,
Behutsam und still auf die Reise.

Die warme, ruhige Sommernacht
Hielt ihm die Schloßfenster offen;
Die Zimmer durchhellte der Ampeln Pracht,
Und bald war das rechte getroffen.

Er sah die Prinzessin, schön wie ein Bild
Im süßesten Schlummer liegen,
Und zögerte nicht, von Lieb' erfüllt,
Aufs seidene Bettchen zu fliegen.

Er weckte ſie mit munterm Geſang;
Aufblitzten die Aeuglein, wie Sterne.
Doch lauſchte ſie ſtill drei Minuten lang,
Damit er nicht ſcheu ſich entferne.

Sein Schnäblein wagte, mit feiner Art,
Ihr Schwanenhändchen zu kippen.
Da faßte ſie ihn und ſtreichelt' ihn zart,
Und küßt' ihn mit roſigen Lippen.

Schnell wuchs das Vöglein ihr aus der Hand,
Warf ſich auf den Fußteppich nieder,
Verwandelte ſich im Hui, und erſtand
Als blühender Jüngling wieder.

Sie fuhr zuſammen, mit einem Schrei,
Doch war ſie ihm plötzlich gewogen;
Und kurz, kaum huſchten acht Tage vorbei,
So ward die Vermählung vollzogen.

Sein Unglücksgefährte vernahm die Mähr,
Und wollte ſich wüthend entleiben.
Er iſt noch bis heut' ein plumper Bär,
Und wird es ſein Leben lang bleiben.

Bei den letzten Worten ſprang der Hofrath haſtig auf; der Harfenſpieler ſah ſich erſchrocken um, und

machte sich schnell aus dem Staube. „Das rieth Ihm Gott, Herr Stadtmusikant!“ donnerte der Hofrath ihm nach, und setzte sich mit funkelnden Augen wieder an seinen Ort.

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte der Bürgermeister gelassen.

„Das will ich Ihnen morgen unter vier Augen — und allenfalls unter vier Händen — erklären;“ antwortete Jener, und that sich, durch die Romanze gezähmt, augenscheinliche Gewalt an, nicht mehr zu sagen.

Es entstand eine bängliche Stille, die jedoch der Amtmann nur eine halbe Minute dauern liess. Dann fing er an, die Güte zu pflegen, und es kam halb und halb ein Vergleich zu Stande.

Als wir vom Tische aufgestanden waren, wurde Warmbier in Kaffeeschalen dargeboten.

„Wieder ein neuer Eulenspiegelstreich!“ rief der Hofrath, mit gezwungenem Lächeln. „Warum denn kein Kaffee?“

„Weil wir wiedergeborene Altdeutsche sind;“ sagte der Bürgermeister. Wir enthalten uns daher eines ausländischen Getränks, das unsere Urväter nicht kannten.“

„Sehr wahr!“ fiel der Doctor ein. „Doch Warmbier tranken sie schwerlich nach Tische. Sie fingen's

da beim Becher wieder an, wo sie es bei der Mahlzeit gelassen hatten."

Der Bürgermeister verstand den Wink, und ließ frischen Wein bringen. Zugleich aber ward uns Eichenbergern, und den Frauenzimmern insgesammt, Kaffee gereicht.

„Nun, was für ein Vorrecht haben denn Diese?" brummte der Hofrath.

„Die Herren von Eichenberg," entgegnete der Bürgermeister, „zeigen durch ihre Kleidung, daß sie heute noch keine Altdeutsche sind, und mit dem schwächern Geschlechte, das sich ungern vom Kaffee trennt, muß man Anfangs einige Nachsicht haben."

Der Hofrath schüttelte den Kopf, und sagte zu den übrigen, vom Kaffee ausgeschlossenen Männern: „Kommt, wir wollen uns am Weine rächen." — Sie becherten nun weidlich. Das empfand der Trinktisch, um den sie sich gestellt hatten. Wer das Gleichgewicht verlor, schob ihn den gegenüber stehenden Zechern auf den Leib, und diese gaben taumelnd den Stoß zurück. Dabei ward der deutschen Freiheit manches Lebehoch gebracht. Aber indem sie so auf Freiheit pochten, waren einige von ihnen gefesselte Sclaven, die mit gläsernen Augen sehr demüthig um einen Gnadenblick von Paulinen flehten. Sie hatten auch mit Vater

Freimund viel abzumachen. Einer nach dem andern führte ihn in ein Nebenzimmer, und kam von der geheimen Unterredung mit heiterm Angesichte zurück.

Freimund, dem der Ton der Gesellschaft nicht gefiel, ließ zeitig anspannen. Da erhob sich, als es ruchtbar wurde, ein groſser Aufstand. Der Bürgermeister bat dringend, noch länger zu verweilen, und Paulinens Liebhaber brauchten Gewalt, indem sie unsere Hüte, Handschuhe und anderes Eigenthum in Beschlag nahmen, um uns zum Bleiben zu zwingen. Standhaft setzten wir aber unsern Willen durch und brachen auf. Der Abschied zog Paulinen viel ungeschickte Zärtlichkeiten zu; ihr Vater hingegen bekam zu gleicher Zeit neue derbe Verweise, daß er nicht in altdeutscher Kleidung erschienen war, und der Amtmann, des Strafens gewohnt, legte ihm sogar die Buße auf, nächstens ein deutsches Fest zu geben.

„Etwa ein Turnier!" sagte der Bürgermeister.

„Ja, ein Turnier! ein Turnier!" rief ein zehnstimmiges Echo.

„Turnei!" fiel der Obsichter nachdrücklich ein. „Turnier ist wegen seiner ausländischen Endung verwerflich."

„Nun, so gebt uns ein Turnei, lieber Freimund!" sagte der Amtmann. „Und der Preis des Sieges —

halten, und überließ dem Prediger die Erziehung des Mädchens. Was half ihr aber eine auf Liebe gegründete Erziehung, die ihr nur zu deutlich zeigte, was sie verlor, wenn sie liebelos, gezwungen, ihre warme Hand in die eines kalten fremden Mannes legen sollte, der mit seinen Blicken bei ihr vorbei, nur gierig nach dem Kasten hinschielte, der die Documente über ihr Vermögen enthielt. Indessen wurde dem Reichsgrafen doch endlich die Erziehungsweise des Predigers bedenklich. Es schien ihm, der in den veralteten Formen steifer Etikette versteinert war, als wenn der Lehrer dem Mädchen ketzerische Begriffe gegen die Heiligkeit des Ranges in den Kopf setze, und da er ihn nicht geradezu von ihr entfernen wollte, so sandte er seine Stieftochter zu seinem jüngern Bruder, dessen ältester Sohn Karl ihm einst in der Regierung der Grafschaft folgen, und mit der Grafschaft auch Emmas Hand gewinnen sollte. Hier sollte sie, nach seinen Absichten, ihre Begriffe, die ihr den Glanz des Standes als nicht allein hinlänglich zum Glück des Lebens vorstellten, berichtigen, in dem Umgang mit ihrer Tante, einer der anspruchsvollsten Frauen ihrer Zeit, ihre gesellschaftliche Bildung vervollkommnen, und den ihr bestimmten Bräutigam kennen und lieben lernen. Leider wollte dieß alles nicht gelingen; sie erkannte nach wie

oder, in der Ritterſprache zu reden, der Dank — ſey eine gewiſſe köſtliche Perle! — Ihr wißt ſchon!" —

„Das kann ich nicht verſprechen;" antwortete Freimund. „Doch eine, mit Schranken umzogene Rennbahn ſteht zu Dienſten. Da mag, wer Luſt hat, turnieren! —

„Turnen! turnen!" rief der Obſichter, und drohte ſträflich mit dem Zeigefinger.

Am folgenden Tage ſagte Freimund zu mir: „Ich will aus gewiſſen Urſachen die Narren in Teutlingen zum Narren haben, und ihnen ein Kampfſpiel veranſtalten. Die Herren Flau, Bär, Zaunkönig und Matz ſind beritten; ſie mögen ſich alſo auf ihre Streitroſſe ſchwingen, und Lanzen mit einander brechen. Es gehört aber in meinen Plan, daß keiner von ihnen am Ende Sieger bleibt, und auf den Ritterdank Anſpruch machen kann. Irgend ein Anderer muß zuletzt den tapferſten Kämpfer aus dem Sattel heben, und dieſe Rolle übertrage ich Ihnen, Freund Otto! Ihrer Jugendkraft und Gewandtheit iſt es ein Leichtes, mit den ſteifen Männern und Männchen fertig zu wer-

den, und der Ihnen bestimmte Dank wird Sie erfreuen.“

Die letzten räthselhaften Worte machten mich aufmerksam. Sollte wohl, sagte ich zu mir selbst, Pauline darunter gemeint seyn? Hat der Vater euer Verständniß belauscht? und will er das Mädchen lieber dir gönnen, als einem jener vier Herren, die vielleicht in der gestrigen Trunkenheit um sie warben? — Diese Möglichkeiten und Ahnungen bewogen mich sogleich zur Erklärung, daß ich die Posse mitspielen wollte. Es war mir auch nicht bange, den Sieg über meine Gegner davon zu tragen, weil ich mich in frühern Jahren, als ich die Reitbahn besuchte, im Ringelrennen fleißig geübt, und manchen pappenen Türken und Chinesen niedergehauen hatte.

Das Ausschreiben des Turniers, die Anschaffung der Harnische und andern Erfordernisse, die auf der Tummelbahn gehaltenen Vorübungen, und überhaupt alle vorläufige Anstalten, worüber ein ganzer Monat verfloß, übergehe ich mit Stillschweigen. Ich rüstete mich in geheim, und ließ niemand merken, daß ich mich mit den obgenannten vier Rittern messen wollte. Im Gegentheil stellte ich mich, in ritterlichen Turnkünsten ganz unerfahren zu seyn.

Am Kampftage erſchienen die Ritter folgendermaßen gerüſtet:

Ritter Flau ragte auf einem großen, ſtattlichen Rappen, wie ein Thurm, über die andern hervor. Sein ſtahlblauer, gefirnißter Harniſch war, gleich den Panzern der übrigen Ritter, von ſtarker Pappe zuſammengeleimt. Seinen Schild zierte ein ſinnreiches Gemählde. Es zeigte die Göttin der Gerechtigkeit, in Paulinens Geſtalt, mit einer Wage in der Hand. In der rechten Schale thronte ſehr kennbar der Ritter, und überwichtig ſank ſie mit ihm; in der linken Schale heckten ſeine drei Nebenbuhler jämmerlich auf einander, und ſchnellten hoch in die Luft.

Ritter Zaunkönig, goldfarben geharniſcht, ritt ein ſo hohes Roß, daß er es nicht anders, als mittelſt einer Leiter, erſtiegen haben konnte. Das Sinnbild ſeines Schildes war ein kleines Vögelchen, das auf einem Zaune ſaß, und eine im Schnabel haltende Roſe einem ſchönen Fräulein überreichte.

Ritter Bär ſtrotzte auf einem Karngaule, der ſo plump war, als er ſelbſt. Sein Harniſch war eiſengrau, und im Schilde führte er einen ſchwarzen Bären, auf welchem ein Liebesgott ritt, und ihn am Zügel lenkte.

Ritter Matz glich ganz dem alten Silenus. Be-

nebelt, wie Dieser, hing er schwankend auf einem kleinen grauen Rößlein, das einem Esel ähnlicher sah, als einem Pferde. Seine Rüstung hatte die Farbe der Nacht, und auf dem Schilde war er selbst, als Besieger des Todes, dargestellt. Der Tod kniete vor ihm, und schien um sein Leben zu bitten; aber der übermüthige Sieger schlug ihm eine große Arzeneiflasche am hohlen Schädel entzwei. Neben ihm stand Pauline, und setzte ihm einen Kranz auf.

Das waren die vier Ritter, die sich auf der Stechbahn einstellten. Außerhalb der Schranken hatte sich ganz Teutlingen gelagert. Pauline und die übrigen Frauen saßen auf einer erhöhten Bühne. Ich aber, mit einem Blechharnisch bekleidet, hielt zu Pferde hinter einem nahen Hügel, wo ich den Kampf sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden.

Trompeten forderten auf, das Ritterspiel zu beginnen. Zaunkönig sprengte zuerst hervor, und rannte, um das dünnste Bret zu bohren, mit dem dicksten Ritter an. Herr Matz ließ sich eine Weile necken, ehe er den Rückenhalt der Schranken aufgab. Als er sich endlich ins Freie wagte, rannte Zaunkönig, mit vorgestreckter Lanze, gegen ihn an, als wollte er ihn durch und durch stoßen. Das war nicht zu befürchten, weil die Lanzen, dem geschlossenen Vertrage ge-

mäß, keine Spitzen, sondern lederne, mit Baumwolle ausgestopfte Köpfe hatten; dennoch war dem feigen Matz vor dem drohenden grimmigen Stoße so bange, daß er sich rückwärts von seinem Grauchen warf, und eilig davon lief. Ein allgemeines Gelächter überschallte das Geschmetter der siegverkündenden Trompeten.

Der Ausreißer hatte seinen Helm verloren. Zaunkönig häkelte ihn mit seiner Lanze geschickt von der Erde auf, und wollte Paulinen dieß Siegeszeichen überreichen. Ritter Bär verrannte ihm aber den Weg, und legte die Lanze gegen ihn ein. Zaunkönig nahm die Aufforderung an; sie stürzten auf einander los; Bär bekam einen ohnmächtigen Puff auf die pappene Brust, und blieb unverrückt im Sattel. Aber beim zweiten Rennen ward Zaunkönig mit einem kräftigern Stoße begrüßt, und saß plötzlich, wie ein Frosch, im Sande. „Sehn Sie," sagte Bär, „diese Kraft meines Armes verdank' ich den kernhaften Speisen, die ich neulich bei Ihnen genoß." — Zaunkönig sprang mit Rachgier empor, und strebte hastig, seinen hohen Gaul zu erklimmen. Bei dieser vergeblichen Anstrengung platzte sein goldener Harnisch an verschiedenen Orten auf, und gab ihm das Ansehen einer von Kindern zerrissenen Puppe. Dadurch noch wilder gemacht,

zog er sein Schwert, um seinen hohnlachenden Feind damit zu züchtigen. Doch Freimund und einige andere friedliebende Männer eilten herbei, entwaffneten ihn durch freundliches Zureden, und führten ihn aus den Schranken.

„Nun machen wir unsern Tanz!" rief Flau dem Sieger zu. „Das versteht sich!" antwortete Dieser mit einem übermüthigen Tone, als sey er unüberwindlich. Sie stellten sich in möglichster Entfernung einander gegenüber. Bär schien entschlossen, Roß und Mann zu Boden zu rennen; so stürmend ritt er an. Plötzlich aber stolperte sein ungelenkes Thier über seine eigenen Beine, und er schoß mit der Nase in den Sand. Er raffte sich schnell wieder auf; doch sein Verhängniß hatte ihm diesen Platz bestimmt. Flau, stärker und geschickter als er, stach ihn beim zweiten Angriff vom Pferde, und er fiel eben dahin auf den Rücken, wo er zuvor die Erde geküßt hatte.

Ich flog jetzt hinter dem Berge hervor, und in die Stechbahn hinein. Die Zuschauer empfingen mich mit langen Hälsen und frohen Gesichtern; aber Herr Flau sah mich finster an, weil er schon den Kampfpreis gewonnen zu haben glaubte, und ihn nun wieder aufs Spiel setzen mußte. Ich ritt zu den Frauen hin, senkte den Speer vor Paulinen, tummelte dann mei-

meinen Schimmel, und erbat mir von dem schelsüchtigen Ritter die Ehre, eine Lanze mit ihm zu brechen. Wild begab er sich an den gehörigen Ort, und stürzte, wie ein Bergfall, auf mich los. Doch der Zorn machte ihn blind; er verfehlte mich, schoß bei mir vorbei, und sein Rappe, der halb und halb mit ihm durchging, hätte beinahe die Planken übersprungen. Die daran sitzenden Zuschauer stehen mit Schrecken, und purzelten im Getümmel über einander. Wir machten hierauf den zweiten Ritt, und gaben und empfingen beiderseits tüchtige Stöße, die jedoch den Wettstreit nicht entschieden. Erst beim dritten Rennen gelang es mir; den tapfern Kämpen so zu erschüttern, daß er die Bügel verlor, und nach fruchtlosem Ringen, sich auf dem Pferde zu erhalten, hinab mußte. „Hohl' der Henker das Kinderspiel!" rief er aus, und verließ den Schauplatz.

Ich sah mich um, ob jemand vorhanden sey, der des Amtmanns Niederlage rächen und mich aus dem Sattel heben wolle; aber die Rennbahn blieb leer, und bald erschien ein Herold, der ausrief: „Das

Turnier ist vorbei! Die Herren Ritter werden geladen, sich im hiesigen Schlosse einzufinden, und, nach erfolgter Austheilung des Dankes, ein Ehrenmahl zu genießen."

Mir klopfte das Herz: ich folgte zaghaft dem Rufe. Die andern vier Kämpfer stellten sich, ungeachtet sie keinen Dank zu erwarten hatten, ebenfalls ein. Auch die ganze vornehme Welt von Teutlingen war zu Freimunds Tafel geladen, und zog vom Turnplatze dahin. Freimund rief mich und meine vier Waffenbrüder in ein abgesondertes Zimmer, und sagte zu Diesen: „Meine Herren, Sie eröffneten mir neulich an Einem Tage und in Einer Stunde einen gleichstimmigen Wunsch, und eben denselben hatte ich schon lange vorher in den Augen meines hier gegenwärtigen jungen Gastfreundes gelesen. Da gedachte ich der biblischen Worte: Das Loos stillet den Hader, und stellte das heutige Turnier an, um die Entscheidung der Sache dem Waffenglücke zu überlassen. — Es begünstigte meinen Gastfreund, und er soll vor Ihren Augen den ausgesetzten Preis empfangen." —

Mit diesen Worten ging er in ein Nebengemach, kam sogleich, Hand in Hand mit Paulinen wieder zurück, und sagte: „Hier, Otto, ist Dein Dank! —

Ich hoffe, mir damit Euren Dank, meine Kinder, zu verdienen.“ —

Stumm vor Freude warfen wir uns ans väterliche Herz, und ich hörte, wie im Traume, daß die vier Herren hinter mir verdrießliche Worte ausstießen, und zornig fortgehen wollten. Schnell aber besann sich der Doctor eines Bessern. „Hört, ihr Korbgesellen!“ rief er, „wir wären Thoren, wenn wir Freimunds herrliche Weine im Stiche ließen. — Nein, wir wollen uns gütlich thun, und wer dann noch schmollen will, der schmolle!“

„Ein guter Rath!“ sagte Freimund. „Es war nicht möglich, daß Sie insgesammt meine Schwiegersöhne werden konnten. Wollen Sie deshalb aufhören, meine Freunde zu seyn?“

Die Herren gingen in sich und — zur Tafel, wo selbst der Hofrath, der seinen Mißmuth vorher am härtesten aussprach, durch einen Ueberfluß leckerhafter Speisen geschweigt und versöhnt wurde.

Ich wohne seitdem in Eichenberg, als Mitbesitzer des schönen Gutes, und mein junges, liebes Weib zaubert es mir zu einem Paradiese. Vater Freimund hat sich noch nicht zur altdeutschen Tracht bequemt, und im Sprechen und Schreiben entwischt ihm noch

manchmal ein Bankart oder Baſtardwort. Aber bei dem allen iſt er der biederſte Kernmann, den ich kenne, und es würde, auch ohne der Teutlinger wohlgemeintes Spiel mit der altdeutſchen Puppe, gut um Deutſchland ſtehen, wenn jeder deutſche Mann an Tugend ihm gliche.

Das Steckenpferd.

Der dickſte Seelenhirt vom Land,
Nicht juſt vom glänzendſten Verſtand,
Solle' einſt des Sprengels Oberhirten,
Der ihn noch nie beehrt, bewirthen.
Als nun, wie ſich's am Rand verſteht,
Wenn Superdenten Pfarr'n beſuchen,
Der Truthahn ſchon am Spieß ſich dreht;
Als auf dem Tiſch der Stangenkuchen
In Form des Kirchthurms ſich erhöht,
Und Torten und Roſinen-Beben,

vor die Nothwendigkeit der verschiednen Standesverhältnisse, aber sie blieb dabei, daß man auch glücklich seyn könne, ohne regierende Gräfin zu seyn, sie konnte so wenig die Manieren der Tante nachahmen, als es der bescheidnen Taube gelingen würde, stolz und gravitätisch wie der Pfau daher zu schreiten, und es war ihr eben so unmöglich, ihren Vetter zu lieben, als einer glatten Wachsmaske mit aufgeblasenen Backen ihr Herz zuzuwenden

Dagegen aber wurden bei dem Anblick ihres Jugendgespielen, den sie hier unvermuthet wieder sah, andre Gefühle in ihr rege. Er hatte in seinem ersten Feldzuge bei der kaiserlich östreichischen Armee gegen die Reichsfeinde eine schwere Wunde erhalten, deren bessere Pflege seinen Transport in diese Gegend, wo das Reservecorps des großen Heeres stand, nothwendig machte. Die Gegenwart dieses Reservecorps und die Ueberlegung, daß sein Onkel Chef der östreichischen Rheinarmee sey, bewogen den Grafen, ihm den Aufenthalt in seinem Schlosse dringend anzubieten, so wenig er auch sonst, ungeachtet der Verwandtschaft, ihn und sein Haus liebte, weil die ältere Linie desselben einen höchst wichtigen Prozeß gegen die Z..sche Familie führte, der, wenn er verloren ging, nicht allein den Verlust von Emmas ganzem Vermögen nach

Dem Rieſen nachzuwachſen, ſtreben,
Naht, noch vor dem Magnificus,
Sein Kammerherr, der Famulus.

Der Paſtor ſpricht viel feine Worte,
Er präſentirt ihm Wein und Torte,
Und tritt, doch heimlich nur ins Ohr,
Am Ende mit dem Wunſch hervor:
„Mein Beſter, woll'n Sie mir nicht ſagen,
Was dem Magnifico behagen,
Was ihm ein klein Vergnügen macht?“

Der Diener ſpricht nach kurzem Stutzen,
Auf gute Laun' des Herrn bedacht,
Indem er ſtill in's Fäuſtchen lacht:
„Sein Steckenpferd iſt — Lichterputzen!“

„Hm!“ — denkt der Paſtor hoch erfreut —
„Ein Kluger nutzt Gelegenheit;
Recht gern, Hochwürd'ger, will ich Ihnen
Mit dieſem Steckenpferdchen dienen! —
He, Schätzchen! was du nur im Haus
Von Leuchtern haſt, das gieb heraus;
Steck' Lichter drauf — hübſch mit Manſchetten —
Lichtputzen pflanze reichlich hin;

O ich bin fein — was woll'n wir wetten,
Daß ich bald Oberpfarrer bin?"

Als nun der Abend dämmert,' blenden
Des Lichtes Strahlen aller Enden,
Nicht minder, als beim heil'gen Christ;
Doch, dieß gebot des Pastors List,
Kein Mensch im Hause darf sich rühren,
Ob noch so hell der Räuber brennt,
Das Unschlitt in Kaskaden rennt,
Der Lichtscheer' Doppelschwerdt zu führen;
Genug, will Magnificus am End'
Nicht wie im Leichenhause sitzen,
So muß er selbst die Finger spitzen,
Just, als wär nur er auf Gottes Welt
Als Lampenputzer angestellt.

Die Nacht bricht an; es scheint mit Gähnen
Hochwürden sich zu Bett zu sehnen;
Der Pastor denkt: „Nun zeig' Verstand!"
Und eilt herzu, um nach Gebühren
Den hochgeehrten Gast zu führen;
Zwei Doppelleuchter in der Hand,
Mit Lichtscheer'n, weit heraus gewandt,
Mit Lichtern, deren hohe Schnuppen

Räuſplinge ganz und gar umpurpen,
Und bis zur Dill' herabgebrannt.
So bringt er ihn zum hohen Bette,
Wo Lichter brennen um die Wette,
Beut dort, ſich krümmend wie ein Aal
Ihm dar der Leuchter Doppelzahl,
Und ſpricht, mit ſchlauem Augenſpiele
Hindeutend auf der Putzen Stiele:
„Beliebt Hochwürden noch einmal?“

Fr. Kind.

Allerneuste Muster zu Fertigung richtiger Addressen auf Briefe, von den Jahren 1811 bis 1815. *)

(Mit diplomatischer Genauigkeit abgedruckt.)

An Hörren

Hörren Lostig
Kolanterrihenler In der Bute
zur Schlosgasen Ege

Trosten.

*) Da der Leser hier wirkliche Produkte der korrespondirenden Einfalt vor sich habe, verbürgt der Einsender. G. S.

An
den Johann Christoph Dehne
Als tomasch Dick bey den Herrn
Brimmerleidnan von Kamer
in
Zwickau.

Johann George Fickert Bäabschietner ober
Kann Nier in Freibergck auf der Kerckgasse.

An das DienstMädchen von Freyberg auf der
Willschengasse 2 Treppen hoch
in
Dresden.

An
den MoschQwübier brauGott morgenstern
bey den Königl. Sachen In Fanttri
Regemend bey der dritten Companie bey
den bebo
in Zittau

An
Die Weberß ekriſtdell
ihn Doesdor in der ſachſtab
an Maier G. in
Freyberg Abzugeben
Milderbrif

An
Ihrs Hoheiten dem Herrn
Fiſethater L.
in N. N.

An
Johann Traugott Engelten
den Regineret Trenckbatarlien Blau munthirung
ſchwarz ausgeſchlagen Auf den Dorfe Rathins
bey der Statt kohle in Wönſchen
den 11. Merz 1812.

An das 2te
Granadir Battallion Kompagin Major
Wolframsdorf stöht bey Galebus (Coblenz) seit
wärts beim Rein wenn du nicht nach
Hause komts So schreibe mir bald wieder.
Mei lieber Sohn.

---

nach Freyberg
an den Herrn Dohrschreiber und er wolle so gut
sein und durch die Mulltanischen boten Weiber
in Randeck diesen brif zu senden
ist Soldaten Brief.

An die
Frau N.
vo vergangenen Herbste
der Mann über die Gränze
gelaufen mit einer andern
Frau in
Freyberg

An
Joh. Gottlob Streul
Dreck Soltat
in
Spüttial
Freyberg

Dieser Prief
geht biß nach Leirzig auf die Post alda wirth
gebeten etliche Tage in Verwahrung zu
behalten, da wird ihnen ein Schäffiger
Drenck Soltate selbst Pörschönlich ab holen
Leipzig

An
den Herr meinen Gnedichen
Fon Kleis
Wirdchauze Hoteltener Fon die
schwarze Noze
in
Freyberg

An
Cäsrer Friedrich Lorenz zu
Dorfchemnitz bey Freyberg
Eilig zu beſtellen, ohne
aufenthalt.
Herr Boſt Meiſter in den
Brief iſt weiter nichts
als lerer Schlüſſel.

Zachäus und noch Jemand.

Der Kleine ſaß in Maulbeerzweigen,
Um Chriſtum, unſern Herrn, zu ſehn,
Den andern, um ſich ſelbſt zu zeigen,
Sieht man auf Bühn' und Kanzel ſtehn;
Alſo, wie Erd' und Himmel weit,
Trennt ſich die alt' und neue Zeit.

Zeiſig.

Die Pantoffeln.

Pantoffeln müssen seyn!
Das sagen große Kenner,
Das seufzen still die Frau'n,
Das seufzen laut die Männer!
Der große Apfelbiß,
Den Adam unternommen,
Gabs nicht Pantoffeln schon,
Ganz anders wärs gekommen!

Der gute Socrates,
Der alte treue Ritter,
Sah auch Pantoffeln schon,
In seinem Rosengitter;
Xantippe ließ sie oft,
Ich rühm' es unverhohlen,
Wenn sie nicht hielten mehr,
Vom Nadelgeld befohlen.

sich zog, sondern auch ihn und seinen Bruder, Emmas Stiefvater, ihrer sehr bedeutenden Allodial-Güter, die größtentheils den Reichthum ihres Stammes ausmachten, beraubten. Nachklänge aus der Kindheit dienten dazu, das Bild des verwundeten, für sein Vaterland blutenden jungen Helden tiefer in das Herz des Mädchens zu drücken. Die Liebe, die aus ihren Augen leuchtete, blieb bald ihren habsüchtigen Verwandten kein Geheimniß mehr, und sie eilten also, zu spät die Rücksichten verwünschend, die sie bewogen hatten, den Krieger in ihr Haus aufzunehmen, Emma zu ihrem Stiefvater zurückzuschicken. Emmas Leben war hier mit der Erinnerung an ihre Liebe geschmückt, die ihre sonst freudenlosen Tage, in denen der Graf mit offnem Hohn und stichelnden Spöttereien ihr Gefühl verwundete, mit einem blühenden Kranze umwand. Manchen Festtag gewährten ihr Alberts Briefe (der wieder völlig hergestellt und zur Armee zurückgegangen war), die er unter verschiednen Adressen in ihre Hände zu spielen wußte. Endlich erschien er selbst während der Winterquartiere, und trat bei seinem ehemaligen Erzieher und jetzigen Freund, dem Prediger, ab. Da er von dem Grafen bei seinem ersten Besuch nicht blos kalt, sondern sogar unhöflich behandelt wurde, so erschien er nicht wieder auf dem Schlosse, aber es gelang ihm, an andern Or-

Im heilgen deutſchen Reich,
Ach! auch zu unſerm Frommen
Ward die Erfindung bald
Mit Beifall aufgenommen,
Wenn die geſtrengen Herrn
Mit Schwerdt und Lanze ritten,
Kams innerhalb der Burg
Klip Klap daher geſchritten.

Doch der Pantoffeln Werth
Thät erſt ſich ganz bewähren,
Als man das Rauche gar
Anfieng herauszukehren.
Sanct Peter einſt zu Rom
Ließ den Pantoffel küſſen
Und alt und neue Welt
Fiel zu Sanct Peters Füßen.

Drum zieht Pantoffeln an,
Wollt ihr wie dieſer ſtrahlen,
Nennt Soccus und Cothurn
Sie oder nur Sandalen.
Aus dem, was ich erzählt,
Da läßt ſich leichtlich ſchließen,
Wer nicht Pantoffeln trägt,
Der muß Pantoffeln küſſen.

Die Lehre, die ich jetzt
Der Menschheit vorgetragen,
Die mög' in jeder Brust
Gedeih'n und Früchte tragen.
Was so im Innern spricht,
So in der Weltgeschichte,
Das macht der Hölle Bund,
Der Teufel nicht zu nichte.

Friedrich Kuhn.

Der christliche Bär.

Auf einer kleinen Bühne Italiens gab man in ein
zierlichen Uebersetzung die bekannte Operette: d
Milchmädchen. Der Bär ward wie gewöhnlich du
einen Schauspieler dargestellt, den man in ein F
jenes Thieres genäht hatte. Alles ging gut.
hatte sich unvermerkt ein starkes Gewitter gena
Als eben der Bär auf der Bühne war, erscholl
heftiger Donnerschlag, und ein leuchtender Blitz
hellte den Schauspielsaal noch mehr. Das kam
christlichen Bär zu unerwartet. Er stellte sich auf
Hinterbeine und schlug erschrocken ein recht fromm
Kreuz vor die beängstigte Brust.

Th. Hel

Das
seltsame Brautgemach,

von

Gustav Schilling.

Erfrischungs-Quartiere.

Auch der Fürst Kolibri mußte seine Leute zu der großen Armee schicken. Sie erfroren, gleich dieser, im Laufe des Rückzugs, und nur ihrem Befehlhaber, dem Hauptmann Sarras, gelang es, als sein Lebenslicht eben verlöschen wollte, das Pfarrhaus eines Ostpreussischen Seelen-Hirten zu erreichen. Der Prediger hegte und pflegte den Braven, versah ihn, aus Mangel an Pelzmützen, mit einer warmhaltenden Perucke, mit einem grauen Frack voll schwarzer Litzen, selbst mit dem alten Muffe der Frau Magisterin, welcher der Gichtkranken bis dahin zum Fußsack gedient hatte. So ausgestattet setzte Sarras, nach kurzer Rast, still und auf immer gerührt, den Wanderstab weiter, erreichte endlich das Städtchen Herzlingen und ging nach dem Quartieramt, um ein etapenmäßiges Unterkommen zu begehren. Der Stadtvogt sah befremdet

den seltsamen Pfarrherrn an, welchen die reichgestickten Beinkleider und ein Schnurbart von seinen Amtbrüdern unterschieden, und rief, ihn erkennend —

Ach, Gott! Sind Sie es, Trefflicher? Sie, der vor wenigen Wochen mit der Kolibrischen Compagnie hier im Quartiere lag und mich vor den Mißhandlungen der viehischen Elite schützte?

Allerdings! entgegnete er: die Stunde der Vergeltung ist gekommen. Ich fühle mich unpaß, wünsche in diesem freundlichen, versteckt gelegenen Städtchen zu verschnaufen und bitte Sie, Ihren Freund, wo möglich, weich und angenehm zu betten. Er ist der christlichen Liebe und der milden Hand einer mitfühlenden, gastfreien Wirthin bedürftig.

Der dankbare Stadtvogt sah hierauf in die Rolle und sagte: Man könnte Sie zu der Frau Kriegsräthin legen, wenn Ihnen nicht gegenwärtig bloß mit der christlichen Liebe gedient wäre — zur Frau von Belzen, wenn die obere, entstellende Halbschied Ihres Anzuges der unteren entspräche — zur Witwe Süssing, wenn sie nicht eben einen kleinen Posthumus geboren hätte — zu mancher andern schönen Seele, wenn die nicht bereits fast durchaus versehn wären. Ich muß demnach für dies Mal ein Uebriges thun und meinem Herrn Vetter, dem armen, miltzsüchtigen

ten Emma ungestört zu sprechen, und mit ihr Plane für ihr künftiges Lebensglück zu entwerfen. Der Argwohn des Grafen schlief indessen nicht, und der List seiner gut besoldeten Spione gelang es, die Zusammenkünfte seiner Tochter mit seinem Neffen zu entdecken. Er machte von seinem Hoheitsrechte Gebrauch, und verbot dem Liebhaber sein Land; eine Beleidigung, die diesen zu einer Ausforderung von der eine halbe Meile entfernten Gränze bewog. Dieser Schritt hatte für das Schicksal seiner Geliebten die härtesten Folgen, die nun den Zorn des Vaters, den ihr nicht die Natur, sondern die Verhältnisse gegeben hatten, doppelt fühlte. Bei der Begierde, mit der er sich nach Mitteln umsah, sie zu kränken, fiel er auch auf den Prediger, beschuldigte ihn, ohne jeden Beweis, die Zusammenkünfte der Liebenden nicht nur begünstigt, sondern auch veranlaßt zu haben, nahm ihm seine Stelle, und verwies ihn aus seinem Ländchen. Der gute Geistliche zögerte um so weniger zu gehn, da sich ihm ein neuer, höchst freundlicher Wirkungskreis anbot. Auf der Seite des Sees, wo Wettingen lag, verwaltete in einem Dörfchen, dessen Umgebungen die Natur mit allen ihren Reizen geschmückt hatte, ein Busenfreund von ihm das Pfarramt. Oft war er über L.. zu ihm gereist, oft hatte er Emma von der reizenden Lage

Einnehmer Achmann beschwerlich fallen. Der Mann hat zwei reitzende, ehrbare Töchter, Rosalien und Sibillen, und sträubt sich daher, wie der Dachs im Bau, gegen jeden ähnlichen Zuspruch.

Er fürchte nichts! tröstete Sarras: ich war seit Monaten der Krähen und der Wölfe Gast; Sie sehn, wie mir die Kniee zittern. Dazu meine Grundsätze!

Respekt vor den seltenen!

Und scheut er den Wehrstand, fuhr der Hauptmann fort, so tritt man als Feldprediger auf: meine Kleidung unterstützt die arglose Täuschung.

Ein herrlicher Gedanke! äußerte jener, denn der Herr Vetter neigt sich zu den Frommen und liebt deshalb vor Allem geistlichen Zuspruch. Hier ist der Quartierzettel und dort das Eckhaus, Ihre Wohnung.

Der Hauptmann dankte sehr; er schritt, im gemessenen Takt, darauf zu und dachte sich bereits im Geist Rosalien und Sibillen.

Der Einnehmer Achmann hatte so eben mit Gewißheit erfahren, daß ein Arm des ablaufenden Heerstromes das arme Herzlingen überschwemmen werde, hatte bereits zwischen Zittern und Zagen nöthige Maßregeln genommen und eilte von Minute zu Minute nach dem Fenster, aus welchem man das östliche

Thor zusammt dem Quartieramt übersehen konnte. Hinter ihm näheten die beiden Töchter auf sein Geheiß ihre Sparbüchsen und Feierkleider in versteckbare Pakete und beide fühlten, so oft sie sich ansahn, den Drang eines überschwenglichen Lachreitzes, welcher, in kindlicher Hinsicht auf des Vaters Zerknirschung, bezwungen und verbissen werden mußte. Dieser flisterte jetzt seufzend: Das Gott erbarm! Da kömmt schon ein Wolf in der Lammschur — und gerade auf das Haus zu.

Die Töchter machten lange Hälse, dann leise Glossen über den possierlichen Anzug und die gefällige Bildung des Fremden. Der Papa vermaledeite seinen Vetter, den Stadtvogt, und sprang hinaus, um die Thür zu verriegeln, doch eben trat der Hauptmann ein; er drängte den Wirth, unter holdseligen Worten, in das Stübchen zurück, erschrak vor den beiden schnell davon laufenden Mädchen und ärgerte sich über den undankbaren Schalksnarren, welcher vorhin diese beiden Ausbünde von Häßlichkeit für reitzend erklärte. Trotz ihrer übereilten Flucht entging ihm weder der blutrothe Struppkopf, noch das schwarze Pflaster auf Rosaliens feuriger Nase, und die hinkende, graugelbe Sibille schritt augenscheinlich nur darum rückwärts aus der Thür, um den Umriß des unbändigen

Höckers zu verkürzen, der sie zur Kreuzträgerin verdammte.

Vater Achmann hatte indeß den Quartierzettel überblickt und sich gefaßt. Unter allen diesen nothwendigen Uebeln war ja ein Feldprediger offenbar das erträglichste, auch nannte ihn der Einnehmer in seiner Erheiterung einen Mann Gottes, einen Gesegneten des Herrn, und eilte nach der Küche, wo beide Mädchen, lachend wie vorhin, hinter dem Heerde lauschten, um ein anständiges Abendbrot für den Gast zu bestellen. Bringt Wein und Meth und dazu eine geräucherte Gänsebrust, denn unser Gast ist ein Engel und hungerig. Der arme Feldprediger! wie ein gestiefelter Bußtag sieht er aus und versichert dabei, er sey noch einer von den fettesten, und durch die Nachkommenden scheine das Mondenlicht. — Die Töchter thaten, wie ihnen geheißen ward, sie deckten den Tisch, sie lachten daneben, wie vorhin, doch leiser; Rosalie vermied nach Kräften, den stillen Beobachter ihr abstoßendes Antlitz sehn zu lassen, und Sibille mit derselben Sorgfalt, ihm ihren unförmlichen Rücken zuzukehren.

Wie gütig ist die Natur! dachte der Hauptmann, von dem auffallenden Frohsinn der Entstellten gerührt. Selbst der Häßlichsten ward ein Zauberspiegel, in wel-

chem ihr Gebrechen untergeht oder sich wohl gar zum Reize verklären mag.

Jetzt verschwanden die Mädchen. Der Einnehmer legte vor, er kredenzte, entschuldigte die schmalen Bissen mit seiner Armuth und führte dann den gähnenden Gast in ein Kabinet, welches an das Wohnzimmer stieß.

Sie müssen fürlieb nehmen, sagte er, das obere Revier ward eben geweißt und ist deshalb noch unbewohnbar.

Die verwilderte Betstunde.

Des Hauptmanns Bett stand an der dünnen Bretwand, welche diesen Verschlag von der Stube schied; eine geräumige Spalte ließ ihn, vom Kopfkissen aus, hören und sehn, was drinnen vorging.

Vater Achmann hielt auf eine feine, äußerliche Zucht. Langwierige Betstunden beschlossen sein Tagewerk, und ihre Länge setzte, neben den alten, geistlosen Tröstern, aus denen geschöpft werden mußte, die Töchter um so öfter in Verzweiflung, da selbige des Abends entweder der Schlaf, oder die Mittheilungslust, oder ein anderer irdischer Gegenstand anfocht. Weil indeß der Papa in der Regel nach dem ersten Abend-

ied einzuschlafen pflegte, so hatten sich beide Mädchen
ine besondere Bet-Taktik angeeignet, die ihnen Mit-
el und Wege zum traulichen Wortwechsel verschaffte.
Sie lasen nämlich den Abendsegen und den ihm fol-
enden Psalter so schleppend und eintönig, daß selbst
in zuhörender Fisch im Wasser den Gähnreiz verspürt
aben würde — bemerkte nun die Leserin den Erfolg
hres Betäubungsmittels — nickte und schnarchte der
innehmer mit seinem hinter dem Ofen ruhenden
udel um die Wette, so legte sie sofort einen weltli-
en Text unter und theilte ihn der Schwester in
emselben Takte mit. Diese äußerte sich dagegen in
em nachfolgenden Abendlied, und die Uebung hatte
eide in den Stand gesetzt, sich, selbst der Melodie
mäß und mit Beachtung des Silbenmaßes, gehörig
verständigen.

Unser Kolibrianer ward jetzt ein stiller Augen-
b Ohrenzeuge des gedachten närrischen Treibens.
gähnte zuvörderst unwillkührlich mit dem Papa und
m Pudel um die Wette — er sah, mittelst der
palte, wie diese endlich das Haupt neigten — er
rte späterhin das Rauschen ihres Odems und ermun-
te sich, als Rosette, nach den Worten des alten,
em guten Lutheraner wohlbekannten Liedes:

Ich habe diesen Tag
Viel Eitelkeit getrieben —

überraschend hinzu setzte:

Der draußen, glaube mir!
Beliebt, sich zu maskiren;
An ihm ist offenbar,
Auch nicht ein geistlich Haar.

Der Schnurbart um den Mund
Die Form der Unterkleider
Macht den Soldaten kund —

(Sibille.) Der Vater regt sich! — weiter!

(Rosalie.) Ach, lehre meinen Geist
Nur träumen, wer Du seyst!

Dem Einnehmer hatte wahrscheinlich auch geträum
daß sich ihm Soldaten kund machten, doch nickte
bald nach der Bewegung wieder ein. Rosalie verse
daher, den Faden einer neuen Variazion anfri
nend:

Ein makelloser Mann,
Geformt aus Schönheits-Wellen,
Sogar die Apel kann
Den Engel nicht entstellen;
Der Anmuth Zauberschein
Gleicht dem Karfunkelstein!

Da lachte plötzlich der belobte Sarras, ganz wider Willen, doch vernehmlich, über den Eindruck, den er auf die grundhäßlichen Schwestern gemacht hatte. Diese sahn, erröthend und betroffen, nach der Scheidewand hin und verstummten; bald aber faßte sich Rosalie und äußerte mit gedämpfter Stimme:

Mein' Augen stehn verdrossen —
Ich bin doch, wie begossen,
Der wacht! er lacht! er horcht!

Nimm Sie zu Deinen Gnaden! fiel der ermunterte Papa ein, sang, unter Beistimmung der Töchter, das Lied, schön trillernd, zu Ende und schloß mit dem gewöhnlichen Stoßseufzer. Die Mädchen wünschten ihm eine geruhige Nacht und versicherten, noch die Linsen zu der morgenden Bratwurst lesen zu müssen; der Vater schalt ihre Nachlässigkeit, er gab für die möglichen Ereignisse während der Nacht allerlei Verhaltungs-Befehle und verfügte sich hierauf in den Alkofen.

Die Entpuppung.

Die Linsen wurden unter leisem, eifrigen Flistern gesondert, Vater Achmann schnarchte bereits wieder vernehmlich und Rosalie trat endlich vor den Spiegel und löste das Kopfband.

Was erlaubst Du Dir denn! sprach Sibille, wir sollten ja bleiben, wie wir sind!

Es ist mir ohnmöglich! fiel Röschen ein und zog mit rascher Hand die falsche, blutrothe Perucke von der Scheitel; ein goldner Lockenstrom wallte sofort über des Mädchens Schulter herab. — Erstaunt sah der Lauscher was geschah, und als das Mädchen sich bald darauf wieder nach der Wandseite hinkehrte, war das Pflaster verschwunden, das feurige Nasenbein erblichen und die Larve zu einem Grazien-Gesichte worden. Sibille sagte:

Gnade Dir Gott, wenn jetzt Lärm würde und der Vater erwachte. So lästig mir auch der Buckel fällt, ich leg ihn nicht ab, bis die Gefahr vorüber ist. Nun komm zu Bette!

Damit verließ Sibille das Stübchen, die Schwester aber weilte noch vor dem Spiegel und schien sich an dem entbehrten Anschaun ihrer Holdseligkeit zu weiden. Des Hauptmanns Augen theilten diese Weide, und sie war längst verschwunden und es tagte bereits, als Rosettens Bild noch seine erregte Phantasie beschäftigte. Es leuchtete ihm klärlich ein, daß Vater Achmann in seiner Angsthaftigkeit und Vatersorge dies seltsame Mittel ergriffen hatte, um die reitzenden Mädchen vor dem Sturm und Drange des nahenden

furchtbaren Schicksals alles Schönen zu bewahren, und der Werth der Schwestern ging aus dem rühmlichen Triumphe des kindlichen Gehorsams über die Gewalt der weiblichen Selbstgefälligkeit hervor.

Miles vult decipi.

Als der Einnehmer am Morgen mit dem scheinbaren Feldprediger frühstückte, sagte dieser:

Sollte Herzlingen, wider Vermuthen, von den Verfolgten und ihren Verfolgern heimgesucht werden, so möchte ich Ihnen rathen, den allgehaßten Napoleon, welcher dort über dem Sopha hängt, zu entfernen.

Ei und sogleich! erwiederte jener, sonst prangte mein König und der Kaiser Alexander hier, aber die hab' ich schon im letzten Krieg unter das Bett der alten Köchin versetzt, wo so leicht niemand hinkömmt.

Ist Ihr russischer Kaiser getroffen, fuhr Sarras fort, so dürfte Ihnen bei der Ankunft der Kosaken das Bild des Gefeierten gute Dienste thun.

Ach, allerdings! fiel jener ein und holte es. Die Rahmen beider Kaiser hatten dasselbe Maß, und Sarras sagte, nach kurzem Bedenken, zu dem Wirthe:

Freund und Feind, Russen und Franzosen werden sich vielleicht nicht selten hier auf dem Fuße folgen und fast zugleich im Orte hausen. Lassen Sie uns die Rückseite beider Monarchen zusammen leimen und das Doppelbild wieder aufhängen. Erscheinen die Franzosen, so drehen wir den Welt-Erschütterer nach außen, und so hinwiederum den Welt-Beglücker wenn sich Kosaken blicken lassen. Wer hinge nicht zu dieser Zeit den Mantel nach dem Winde?

Sie Weltkluger! rief Achmann aus. Die beiden Mädchen erhielten im folgenden Augenblicke Befehl aufs schnellste Leim zu kochen; nebenbei versichert ihnen der Vater, still verklärt: den Feldprediger habe Gott erleuchtet und ihm in demselben gleichsam einen Schutzgeist gesandt, weshalb sie denn, außer der Bratwurst mit Linsen, auch den gestrigen Gänserest auftragen und bei Fertigung seines Kaffees die Erbsen-Zuthat beseitigen möchten. Hierauf ergriff er vertrauensvoll den Huth und Stock, um sich nach dem Rathhause zu verfügen.

Der Fürsten-Verein.

Bald darauf trat Rosette mit dem Leimtiegel ein. Sie hatte das blutrothe Haar gleich nach des Vaters

des Dörfchens und von der maleriſchen Ausſicht, die man von den nahe dabei liegenden Kloſterruinen über das große Dorf Wettingen und die ſchönen Ufer des Wallerſees habe, unterhalten. Jetzt hatte das geringe Einkommen der Stelle, eine bedeutende Anzahl Kinder und Mangel an eignem Vermögen ſeinen Freund veranlaßt, ſeinen geliebten Wohnort zu verlaſſen und den Ruf zu einer beſſern Pfarre anzunehmen. Die Stelle war alſo offen, und da er auf die Vorſtellungen ſeines Freundes, zu dem er ſich begab, ſich entſchloß, ſie anzunehmen, und das Glück, das jener ausgeſäet hatte, ſorgfältig zu pflegen, ſo ſahen die Mitglieder der Gemeinde dieſe Einwilligung eines Mannes, deſſen fromme Reden, wenn er für ſeinen Freund predigte, ſchon oft die Gefühle hoher Andacht bei ihnen erregt hatten, als eine beſondere Gunſt des Himmels an.

Die Wuth des Grafen gegen Albert wurde wo möglich täglich größer, denn er hatte, da ſein älteſter Bruder geblieben war, die Güter der ältern Linie ſeines Hauſes, nach dem Tode des ſehr bejahrten Beſitzers, und zugleich alſo den Prozeß gegen das Z..ſche Haus mitgeerbt. Vergebens erbot er ſich, allen ſeinen Anſprüchen zu entſagen, und den Rechtsſtreit, wenn man ihm Emmas Hand bewilligen wolle, niederzuſchlagen; der Graf und ſei-

Ausgang unter einem gefälligen Häubchen versteckt, hatte ihr griechisches Näschen nur sanft geröthet und das schwarze, abstoßende Pflaster zu einer niedlichen Musche verkleinert.

Der Hauptmann faßte schmeichelnd ihre Hand, er führte selbige zum Mund und flisterte: Wie schön sind Sie!

Spötter! erwiederte Rosette zwischen dem Glauben und dem Zweifel, sie entzog ihm die lilienweiße Hand. Sarras griff sofort nach der andern und mit seiner Linken nach dem eigenen Scheitel. Er riß die entstellende Perücke herab, das Mädchen erblickte, angenehm überrascht, einen Apollonskopf, umringt von blonden Locken, die ihrem mühsam verborgenen Reichthum an diesen glichen, und duldete hierauf seine Freundschaftsbezeigungen. Was der dankbare Gast äußerte, bestand nur in einzelnen, aber gewählten und wohlthuenden Hauptworten; als er sich aber mehr und mehr zu der Sittlichen hinneigte und seine Lippen den ihren nahe kamen, sagte sie, beunruhigt und erröthend:

Der Leim wird kalt werden, Herr Magister! und als er derselben lachend gestand, daß sie eigentlich einen magister pedestrum, oder Infanterie-Hauptmann vor sich habe, versuchte Röschen davon zu lau-

sen. Da hielt er sie zurück, pries das Maß seiner Arglosigkeit, ergriff den Pinsel und seifte die hölzernen Kehrseiten der beiden Kaiser zu Gunsten der vorhabenden Verbindung ein. Jungfer Achmann sah in dieser schnellen Entsagungskraft einen rührenden Beweis der Ehrlichkeit, die er sich zuschrieb, sie faßte Zutrauen und stand ihm dienstfertig bei. Sie suchte selbst zwei nöthige Schraubenstöcke herzu, um die Widerspenstigen zu vereinen, und wagte endlich, dreist werdend, die Bemerkung, daß er dem göttergleichen Selbstherrscher aller Reußen sprechend ähnlich sehe. In welcher Angst, fuhr Röschen seufzend fort, wird gegenwärtig Ihre Frau Gemahlin schweben und wie entzückend die Freude des Wiedersehens seyn!

Beides wäre die Frage, entgegnete er, aber ich bin noch ein Junggesell, und es bleibt mir, nach der Heimkehr, die Wahl unter den Hof-Fräuleins des Fürsten Kolibri, meines Landesherrn, der mich erzogen hat und gern alle fünf an den Mann gebracht sähe. Zum Unglück war er der ersten ungemein gut und die zweite ihm, leider! gar nicht abgeneigt. Die dritte trug er auf den Händen und eine vierte ward um seinetwillen krank, weil sie sich über der fünften vernachlässigt glaubte. Der gute, vielgeliebte Fürst! Quintili Sarras! wird er jetzt ausrufen. — Gieb mir

meine Grenadier-Compagnie wieder und wähle dann eine von den Fünfen. O, fände sich doch irgendwo ein bergendes Dach und ein liebendes Herz für mich Armen — gern kehrte ich dann dem Hof von Kolibri und seiner Herrlichkeit den Rücken — ließe willig die fünf Damen sammt der Anwartschaft auf das Syrinen-Inspectorat, auf das Pagen-Hofmeisteramt und selbst auf den blauen Ehrenstern fahren und bauete von meinem wohlerworbenen Lorberstroh ein sicheres Nest für zwei Persönchen.

Sibille hatte, hinter der Thür weilend, das Paar behorcht. Sie trat nun ein, erstaunte mehr und mehr, als ihr in Röschens Augen die stille Gluth der Herzregung begegnete, als sie die Axel des Feldpaters am Boden, den edeln Lockenkopf des Gastes und den Eifer sah, mit welchem er, nach vollbrachter Arbeit, der Schwester wandelbar gewordenen Nähtisch leimte. Es drang sich nebenbei Sibillen die Ueberzeugung auf, daß der rothe Fleck auf Rosaliens Wange das Werk des Schnurbarts sey, dessen sie gestern im Laufe des Abendliedes gedachte.

Der Erlöser.

Unser Väterchen! rief jetzt Rosette, welche sich, als die Schwester so ganz zur Unzeit erschien, in das

Fenster zurückgezogen hatte. Sarras trat zu ihr, er sah den Einnehmer, gleich einem aufgeschreckten Strauß, über den Markt traben, nur daß er, statt des Flügelschlages, mit beiden Händen in der Luft vagirte. Er lief auf das Haus zu, stürzte in das Zimmer und sagte, taumelnd und odemlos: Sie kommen! Sie kommen, schwarz, wie ein Leichenzug, den Berg herein. Wo ist dein Pflaster, Rosine? Dein Buckel, Sibille? Pfui, Pfui, Ihr Eiteln! hebt Euch weg. In die Esse! auf den Hahnbalken! in den Brunnen!

In die Esse, Papachen? sagte Rose, da würden wir zu Mohren und erstickten im Rauch!

In den Brunnen? fiel Sibille ein, liebloses Mäterchen! soll uns der Schlag rühren?

Und auf den Hahnbalken vollends! fuhr jene fort, ich bin ja schwindlig!

Hierauf entgegnete der bedrängte Vater:

Habt Ihr nicht erst am Donnerstag in der Magdeburger Chronik gelesen, wie der Bluthund Tilly dort mit dem Frauenzimmer verfuhr, und daß die ehrbaren Jungfrauen zu Dutzenden freiwillig in die Elbe sprangen?

Fassen Sie sich, Bester! bat der Hauptmann, welchem das dienstfertige Röschen die Perucke wieder

auffetzte. Der Gleichmuth und die Entschlossenheit sind magische Waffen; nur mit diesen schlug einst Herkules den nemäischen Löwen, Theseus den Minotaur, Sankt George den Lindwurm, et caetera.

Sie haben gut reden! unterbrach ihn der Einnehmer, Sie sind gesund und stark, mich aber wirft ein Bandwurm um und um. Dazu, du großer Gott! sprach ich jetzt eben den Wehlendorfer Schulzen, der dem Gesindel entlaufen ist und nicht genug erzählen konnte. Hoch und theuer vermaß sich der Glaubwürdige, daß ein verhungerter Feldwebel im letzten Nachtquartiere die hölzerne Semmel eines Becker-Zeichens verschlang, daß zwei Kirgisen den dicken Raschauer Nachtwächter am Spieße brieten und die junge Schnäblinger Thürmerin von andern bis in das Durchsichtige über dem Glockenstuhle verfolgt ward. Darum macht Euch zum Scheul und Greul, liebe Kinder! damit sie Euch nicht ansehn, geschweige denn antasten mögen.

Plötzlich füllte sich der Markt mit Kalmucken. Achmann stieß einen Wehlaut aus, Rosine lauschte hinter den Vorhängen, Sibille hürfte auf den Stuhl, um den russischen Kaiser nach außen zu drehen, und ein Kalmucke trat in's Zimmer.

Willkommen! Willkommen! stammelte der erblas-

sende Einnehmer, mit offnen Armen auf ihn zueilend: ach, liebster, bester Freund, wie lange haben wir bereits nach unsern theuersten Erlösern geschmachtet! Was beliebt Ihnen denn? Sie sehn sich um, Würdigster? Ei, sehn Sie doch vor allen Ihren großmächtigen Landesvater an. Den Gnadenquell! Die Friedenssonne! Den Ausbund der Großmuth, der Gerechtigkeit, der Mäßigung. Den Schatz aller Schätze!

Die Schweinaugen des Kalmucken hafteten jedoch auf des Einnehmers Tintenflasche und Sarras nahm indeß einen russischen Dollmetscher vom Bücherbret und fragte den Erlöser barsch und kurz, was er begehre?

Was Du hast, Väterchen! entgegnete dieser, Butter und Käse, Fleisch und Braten, Branntwein und Taback, Rock und Hemde, Stiefeln und Rubel.

Der Hauptmann schüttelte lachend den Kopf und rieth dem zagenden Mädchen, ihn mit Brot und Korngeist zu vergnügen. Sie eilte zu dem Speiseschranke. Schicke nach Brätzeln! rief der Vater. Nach Kuchen und Zwieback! Schone kein Geld und bring eine Wurst mit. Den Preßsack, Rosalie!

Ei, Sie Bescheidener! Sie Auserwählter! fuhr er fort, der Kalmuck aber schnitt, zu seinem Entsetzen, ein grimmiges Gesicht und knüpfte den Kantschuh los,

um dieſes günſtige Vorurtheil zu widerlegen. Da warf ihn Sarras aus dem Hauſe. — Solche Tollkühnheit machte den Papa ſtarr und ſteif und Todesſchauer rieſelten durch ſein Gebein, als im folgenden Moment ein Piſtolenſchuß auſerhalb der nahen Stadtmauer fiel. Die Truppe verſchwand ſofort, der Einnehmer aber liſpelte weinerlich: Nun geht die Schlacht an. Nun iſt es aus mit uns. Nun, gute Nacht, Hab und Gut! Kind und Kegel! Leib und Leben!

Vivat Hurrah!

Sarras eilte auf den Markt, um ſich ein wenig um;uſehn. Die Bürger ſtanden dort in Gruppen, ſie verſicherten auf ſein Befragen, daß draußen die franzöſiſche Reiterei mit den Koſaken ſcharmuzire. Da ihn der Zufall nun ein Mal zum Kreuz- und Leidensgefährten der Achmanniſchen Familie gemacht hatte, ſo erkundigte ſich der Hauptmann bei Mehreren nach dem Zuſtand und den Verhältniſſen derſelben. Die Angeſprochenen beklagten insgeſammt den kranken, furchtſamen Mann, welcher übrigens jetzt, bei ſeiner Armuth, wenig oder nichts zu verlieren habe, belobten die Zucht und Ehrbarkeit der Töchter und Roſaliens treffliches Gemüth. Das Schieſen kam während dem immer näher, die fliehenden Franzoſen eilten im

vollen Laufe durch die Stadt. Sibille hatte indeß dem Vater ein Gläschen Wein nach dem andern eingenöthigt und seine Stimmung dadurch plötzlich zu dem andern Extrem übergeführt. Er sprach, wie Sarras vorhin, von dem Minotaur und dem Lindwurm, umhalste den zurückkommenden Hauptmann und riß das Fenster auf, vor welchem sich die Dragoner wieder sammelten und setzten. Der Einnehmer rief, um ihnen angenehm zu werden, aus vollem Halse das Vivat Napo — hinaus, hing aber, die Piken anreitender Kosaken gewahrend, ein schallendes lexander an jene Silben. Da der Kosakenschaar hinwiederum Franzosen auf der Ferse saßen, so ward sein nächstes Hurrah abermals in der Geburt verdreht und dem Alex ein leon nachgeschickt.

Bald darauf stürmte der Thürmer, schwarze Dampfwolken flogen über die Straße.

Retten Sie sich, bester Herr Vetter! rief der vorübereilende Stadtvogt in das Fenster, eine gesprengte Division wirft sich so eben in den Ort, der Vortrupp plündert bereits die Niederstadt und hat das Malzhaus angezündet.

Von dem Weine beflügelt, sagte der Einnehmer: Retten, Herr Vetter? Ach Gott, mit Freuden! — Nichts lieber! Wo selbst die Franzosen davon laufen,

da sag ich ebenfalls Ade! und empfehle mich bestens.

Das Selbander.

Die Habe war geborgen, ein Kober mit Efwaaren stand bereit, der Garten, dessen hintere Thür aufs Freie führte, begünstigte die Flucht, der Hauptmann versperrte, unter Beistand der Mädchen, den Hof, dann eilten sie dem nahen Walde zu. Fripon, des Hauses Pudel, beschloß den Zug. Der Einnehmer kannte dort die Schliche und ein Dickicht zwischen Moor und Sümpfen, wo er unter Gottes Beistand hoffen durfte, unentdeckt zu bleiben. Auf dem Wege gesellte sich der Stadtprediger zu ihnen. Dieser junge Witwer trug sein zweijähriges Töchterlein auf dem Arm und war, von dem Taufsteine herkommend, im völligen Ornat. Das Flugfeuer hatte die Pfarrwohnung bereits in Brand gesetzt. Sibille nahm ihm das Kind, trotz seines Sträubens, ab, denn sie hatte es lieb und die Kleine verlangte nach ihr; noch lieber hatte der Pastor Sibillen, und es erquickte ihn, sein Lottchen dieser zärtlichen Pflegerin anvertraun zu können und sie auf seinem Wege zu finden.

Eben hatten die Flüchtlinge den Saum des Waldes erreicht, als das erwähnte Reitergefecht sich plötz-

lich in diese Gegend zog. Es schien, als ob Kosaken aus der Erde wüchsen, auch hatten die Franzosen Verstärkung erhalten und immer näher kamen sie. Rosette war ein wenig zurückgeblieben, sie faßte zagend des Hauptmanns Arm, der ihrer geharrt hatte, und sprach: Weh uns, wir sind verloren!

Man wird die Wehrlosen achten! tröstete Sarras. Das Mädchen drängte ihn nach einer alten, hohlen Eiche hin und sagte: Hier verberg ich mich!

Es mußte heut auf dieser Höhe schon gefochten worden seyn, denn rund umher lagen sterbende Pferde und am Fuße des Baumes ein Mann von erhabener Gestalt, der durch die Brust geschossen, nur eben verschieden und mit einem Bärenfelle bedeckt war.

Auch der Hauptmann, der die Gefangenschaft ganz in der Nähe und Sibirien im Hintergrunde sah, fand es gerathener, in so lieblicher Gesellschaft dies heimliche Kämmerlein zu beziehen, als sich dem Feinde preis zu geben; er verbarg deshalb zuvörderst den Todten in dem Schilfe des nahen Weihers, er half dann der geschmeidigen, von der Angst getriebenen Gefährtin die Krone des Baumes zu erklimmen, von welcher aus sie wie in einen Schacht oder Brunnen hinabgleiten konnte; er nahm durch ein Loch der Höh-

ne Verwandten, in der Ueberzeugung, daß ihm durchaus die Beweise fehlten, würdigten ihn gar keiner Antwort. Emmas Tage wurden nun durchaus freudenleer. Benigna, die schon die Kammerfrau ihrer Mutter gewesen war, und ihr aus vollem Herzen anhing, während sie dem Grafen mit freilich sehr tadelnswerther Doppelzüngigkeit unbegränzte Neigung zu seiner Person vorzuheucheln wußte, wurde jezt ihr einziger Trost. Sie besorgte die Correspondenz mit Albert, und suchte ihre täglich betrübter werdende Gebieterin aufzurichten. Allerdings hatte diese auch Ursache, sich ihrem Gram immer mehr zu überlassen, denn die Zeit, wo das Testament ihrer Mutter es ihr gestattete, sich zu vermählen, kam mit raschen Schritten heran, von ihrem Stiefvater war der unerträgliche Graf Karl ihr bereits zum Gemahl bestimmt, und er verbarg ihr nicht, daß er die Rechte, die ihm der letzte Wille seiner Gattin und seine Vater- und Vormundswürde gaben, durchaus dazu anwenden würde, um sie dann sogleich zu der ihr so verhaßten Heirath zu zwingen. List und Gewalt von Albert fürchtend, schränkte er deshalb ihre Freiheit immer mehr ein, und ließ sie nur unter Benignens Begleitung in dem mit hohen Mauern umgebenen Schloßgarten, der hinten an die für unzugänglich gehaltnen Felsen stieß, spazieren gehen. In diesem,

lung ihre glückliche Ankunft in dem innern Raume wahr und folgte Rosetten.

Ach Gott! Auch Sie? klagte diese, als der treue Begleiter zu ihr hinab fuhr. O ich Unglückliche! — Nach diesen Worten weinte sie bitterlich.

Die Höhlung reichte nur eben für zwei verträgliche Personen hin; Sarras fühlte daher das Schlagen ihres bedrängten Herzens an dem seinigen, fühlte die Weste mit den schwarzen Litzen von ihren Thränen windelnaß werden und sagte schmeichelnd: Herzliebste, warum trauern Sie? Nur der Glaube an meinen sittlichen Werth vermochte Ihren Herrn Vetter, den Stadtvogt, mir das Achmannsche Haus aufzuthun: wie könnte ich dieß Vertrauen zu Schanden machen und eine frevelhafte Hand nach dem köstlichsten seiner Heiligthümer ausstrecken? Mein Wort reicht hin, Sie zu beruhigen!

Nein! Nein! bei weitem nicht! jammerte Röschen: denn der Herr Pastor, der Papa, meine Schwester, die Herzlinger insgesammt, dürften diesen Glauben schwerlich theilen, und ich Aermste hab auf Erden, außer der Unbescholtenheit des Rufes und einer unbedeutenden Sparbüchse, keine Mitgift; zudem empört sich mein Zartgefühl gegen dieses verstohlene, verwerf-

liche Beisammenseyn, das ein unseliger Zufall herbei führte.

Sarras entgegnete: So mögen denn die Herzlinger wissen, daß uns die Vorsehung hier vereinte. Sie mögen über dem Zwillings-paar dieser heiligen Eichenmutter erstaunen und meinetwegen selbst ein Aergerniß an ihm nehmen. Noth kennt fürs Erste kein Gebot! Zweitens pocht ein entschlossener Bräutigam wohl nicht zur Ungebühr auf herrliche, selbst von den Kirchenvätern anerkannte Rechte; drittens sagt uns ja der Richter im Busen so viel Schönes, als ich seit meiner Pagenzeit nicht von ihm vernahm. Und hat sich der Kriegstrom morgenden Tages verlaufen und suchen die Gefährten uns hier auf, so steckt meine Heilige — steckt die Dryas des Baumes den niedlichen Kopf durch dieses geräumige Loch und bittet den zärtlichen Papa: Segne Du! und den überraschten Pastor: Traun Sie uns! und Sibillen: Bereite das Nöthige! Ich unterstütze dann vom Gipfel aus die dringenden Gesuche, der Vater sagt Ja, der Prediger Amen! und die Schwester wünscht uns, zwischen verzeihlichem Neid und gerührter Freude Glück.

Röschen weinte noch immer, aber sie duldete den umschlingenden Arm des trostreichen Nachbars und verbarg ihr Gesicht an seiner Brust.

Ich bin ja blutarm! flüsterte das Mädchen, als der Hauptmann endlich auf geneigte Antwort drang.

Auch ich habe keinen Groschen! entgegnete er, und auf die Gunst meines Fürsten läßt sich, wenn ich die Hofdamen nicht heirathe, kaum ein Hühnerhaus bauen; aber neben manchem Talent erhebt mich auch der feste Glaube an den guten Geist, der uns in diesen Eichbaum spindete — ja, selbst die Rede einer greisen Zigeunerin, die mir diesseit Polozk in der Wildniß aufstieß und mich in ihrer Hütte barg und erquickte: Kind, sprach sie — bei dem Lebewohl in meine Hand schauend — sey Du getrost, bald hat die Widerwärtigkeit ein Ende. Manch Fräulein hofft bereits auf den Heimkommenden, doch nur um ihres Vortheils willen. Dich meint nicht eine! Blick unter Dich! Das Veilchen ist ehrlicher als die Nelke und blüht auf einem Schatz. Den magst Du heben! Du findest es am Wege und ganz unverhofft, und unter Angst und Bangen wirst Du's wählen! Und nimmer wird das Blümchen verwelken und veralten, wenn Du es liebend hegst und pflegst!

Ging diese seltsame Wahrsagung nicht zur Hälfte schon aus? Und ich werde Dich hegen, du süße, bescheidene Viole! Dich pflegen wie ein Götterkind. O, sey die Meine!

Die Jungfer Achmann wisperte hierauf, hoch erglühend: Weiß ich doch kaum, wer mich bedrängt?

Ein Biedermann, Theuerste! Ein Edelmann obendrein. Den Mädchen ist zwar bekanntlich nichts widriger, als sich nach der Hochzeit gnädige Frau genannt zu hören, doch das erträgt mein Röschen, mir zu Liebe. Ich weiß im Grunde so wenig als der Major von Walter, ob mein Wappenbrief älter ist als der Umriß zum unendlichen Weltbau, doch half er mir in's Pagenhaus. Dein Sarras, Beste! war erst vierzehn Sommer alt, unschuldig und nichts weiter; der Marschall theilte mich daher dem Hofstaat unserer Landesmutter zu. Denke Dir in der Fürstin von Kolibri eine Majestät aus der Drathpuppen-Zeit — eine langbeinige Riesin nebenbei, geeignet, unserm Zwergstaat nöthigenfalls im Lauf einer fünftheiligen Predigt zu umkreisen. Denke Dir die eifersüchtige, nur im Sturme dieser Passion weiblich werbende Donner-Göttin und in dem fürstlichen Gemahl den lebenslustigen, gelenksamsten, ihr fort und fort entlaufenden Tausendfuß, der selbst die jüngsten, unerfahrensten Hofdamen viel lieber als die graubärtigsten, gewiegtesten Hofräthe sah und hatte.

Das Residenzschloß wird von einem weitschichtigen Thiergarten umgeben, der dem Publikum offen steht, der das Stelldichein aller Lustwandler, aller Waldläufer und jeder Kolibrianerin ist, die auf Bewegung hält und der schönen Natur Geschmack abgewann. Beim Thorwärter findet man Thee und Kaffee, zu Gunsten der guten Wirthinnen Tassenweise, nebenbei selbst vorräthige Steckenpferde, Windeln und Zulpe, da die zärtlichen Mütter ihren Ehesegen hier auspacken und nebenbei einige Krüppelchen sömmern. Aber ich habe Ursache zu glauben, daß weder in diesen Erfrischungen des gedachten Thürhüters, noch in dem eigenthümlichen Reitze des Lusthaines, sondern bloß in dem Herkömmlichen die Veranlassung lag, welche Longinen, meine Fürstin, bestimmte, sich vom May bis zum Spätherbst alltäglich in dem Thiergarten zu ergehen. Voran zog dann der Hof-Fourier als Weisel- und Platzmacher; diesem folgte der Leib-Husar Zwiebler, ein dort beglaubigter Hunde-Doktor und guter Empiriker, der die kränkelnde Ismene am kolibrischen grün und blau gestreiften Nationalstrick geleitete. Ihm trat die Fürstin nach; ich aber trippelte, mit ihrer Schleppe in der einen, dem Shawl, dem Strickbeutel und dem Sonnenschirm in der andern Hand im Gleise der Gewaltigen, deren Riesen-

schatten denn zum Glücke mein entblößtes Haupt vor dem Sonnenstich schützte. Der Ehren-Stallmeister führte sie; ein Höllenbrand von Garde-Offizier schlich nebenher und hielt mich, neckend, bald am Rockschooß, bald selbst am Haarbeutel, um unsere Serenissima, mit welcher ich, mittelst der Schleppe, zusammenhing, plötzlich zu verankern, oder er entzog mir irgend ein Stück meines Ballastes, das ich dann wie im Flug auflesen mußte, da jeder Schritt der gnädigsten Frau zum mindesten ein halbes Dutzend der meinigen begriff. Hinten nach trollte Longinens steinalter, verschossener Kammermohr und ein kahlköpfiger Heyducke, die den beseitigten Abhub der Tafel aus der Tasche speisten, Nüsse knackten, den Marschall vermaledeiten und die bessere Vergangenheit zurück wünschten. In dem zweispännigen, von Isabellen gezogenen Hofwagen endlich äußerte sich die gichtbrüchige Ober-Hofmeisterin gegen das Kammer-Fräulein gewöhnlich über ähnliche Texte, das Fräulein aber bezeigte nur scheinbar ihre Andacht und sah den Waldläufern und den Reitern nach, von denen es in ihrem Rücken wimmelte. In ihrem Rücken sage ich; denn vorn — vor der feurigen Nase des Hof-Fouriers — entvölkerten sich, in dem Maß als er vorrückte, die Alleen, die Paare schlupften durch das Gebüsch, die Bänke wurden leer

und

und selbst die Hunde rissen bei dem Anblick ihres Arztes, des Leib-Husaren, aus, der die jungfräuliche Ismene bevaterte. Spottvögel nannten uns die Wander-Ratten. Mancher andern Monarchin würde diese gemeinsame und bekränkende Entfernung den Lustwandel verleidet haben, dem Stolz und der Hoffart der meinen that er wohl. Die Guten! äußerte Longina, wenn rund umher alle Kolibri's plötzlich auf und davon flogen, es sind schüchterne, kleinstädtische Wesen, die nur mit Zittern lieben. Der Geist der Ehrfurcht drückt sie nieder.

Ihr Gemahl dagegen hatte, bei seinen häufigen Wanderungen im Thiergarten, das Publikum gleichsam angekirrt, auch die weibliche, liebende Halbscheid desselben, wenn auch je zuweilen nicht ohne Zittern, doch fast durchaus ohne Zagen gefunden. Wehe uns, wenn Longina, wie zum öftern geschah, den Fürsten im Park und auf dem Wege zu ähnlichen Ueberzeugungen erspähete; wenn sein weißes, leuchtendes Windspiel ihn verrieth, oder ihr Falkenblick denselben wohl gar unter den Fliehenden, oder im fernen Hintergrunde zwischen den Liebenden ohne Zittern gewahrte. Schnell ward in diesem Falle der voran säuselnde Hof-Fourier einberufen, die riesengroße, den bekannten sieben Meilen-Stiefeln gewachsene Prin-

zessin warf sich, still erbost, in den Sturmschritt, ich auf den kurzen, eng beschränkten Beinen hüpfte ihr, mich an die Schleyre klammernd, gleich einer geängsteten Bachstelze nach; selbst die alten, obligaten Isabellen der Ober-Hofmeisterin begannen zu traben, und so brausten wir auf Fittichen der rücksichtlosen Eifersucht durch Korn und Dorn dem Ziel entgegen, und nur der Mohr und der Heyducke blieben, von Leichdornen und ähnlichen Leibesschäden gefesselt, dahinten.

Ich hohle jetzt ein wenig aus, um Dir, verehrte Braut! mein Schicksal während eines solchen Rennzuges zu versinnlichen.

Ohnfehlbar sahst Du ja in dieser flachsreichen Gegend oft genug das Treiben des Seilers auf der Reppelbahn. Sein Mädchen oder Weibchen sitzt in guter Ruhe, dem Verhängniß gleich, am Rad und dreht. Er hält den Faden, schreitet — rückwärts zwar und sie im Auge haltend, doch hastig fort, und wirkt und strebt, errafft und schafft, und immer länger, straffer, glätter wird die Leine. Jetzt endlich ist sie fertig, die ferne Parze schwingt nun gemächlich die Welle, welche sie aufrollt, der Spinner muß dem Zuge folgen, er muß zu ihr zurück, muß im vollen Laufe den heimkehrenden Bindfaden bis zu dem Sitze der geflohenen Meisterin verfolgen.

Mein Bindfaden, beste Rosalie, war die Schleppe der hochgeschenkelten, pfeilschnell dahin stürmenden Riesen-Prinzessin, die ich zwerghafter, kurzbeiniger Lehrling nicht fahren lassen durfte und also, gleich dem Seiler, laufen und nebenbei den eigenen Federhut, den Sonnenschirm, den flatternden Shawl und den schaukelnden Strickbeutel festhalten und zum Ueberschwang den Anfechtungen des Garde-Offiziers begegnen mußte, die der Satans-Engel, um mich lachen oder fallen zu machen, während dieser wilden Jagd verdoppelte.

Die Hexenfahrt trieb gewöhnlich eine Staubwolke auf, die dem verfolgten Kolibri unsere Ankunft bezeichnete. Er war verschwunden, wenn wir endlich odemlos eintrafen; mir aber bekam die oft wiederholte, ungeheure Bewegung über Erwartung. Zusehends streckten sich meine Gebeine, Longinens Schleppenträger war bereits im Herbste des zweiten Jahres der Fahne unsers Reichssturms gewachsen, den ich endlich zum Siege führte und dann zu meinem Schmerz den Wölfen überlassen mußte. Lob sey indeß meiner Attalante von Landesmutter, durch deren einübende Lauffucht es mir allein gelang, den Schaaren der verfolgenden Kosaken zu entrinnen.

Thalia im Trabe.

Ach, Bester! unterbrach ihn Rosalie, ich fürchte fast, daß die Angst, die Stickluft und der Schreck mir die Sinne verwirrten. Da kömmt ein Esel auf zwei Beinen den Berg herauf, ein seltsam verputztes Fratzenbild hält sich an seinen Schweif. Das sind Gespenster oder Truggebilde meines Bluts — ich bin wohl krank? Gott helfe mir!

Der Hauptmann lauschte betroffen dieser Rede, er blickte durch das Loch, er sah dieselbe unbegreifliche Erscheinung, doch in der Gefährtin des Esels, als dieser näher kam, ein reitzendes aber wunderlich genug gekleidetes Frauenzimmer. Die Dame watete in reich gestickten Halbstiefeln durch den Sumpf; sie trug zudem ein Amaranten blaues, mit Silber bedecktes Herrenkleid am Leib; im linken Arme einen samtnen Fürstenmantel und ihr edles Haupt beugte sich unter der Last des blinkenden Helmes, auf dessen Bügel ein Frauenhut, mit Blumen und Federn geschmückt, vagirte.

Ohnfehlbar sind das Comödianten, die der schnell einbrechende Rückzug von der Bühne vertrieb! bemerkte Sarras und er hatte Recht. Der weiland Neu-Ostpreussische Schauspiel-Unternehmer, Herr

meinte er spöttisch, könne sie den Bäumen und Felsen so viel ihr Leid klagen, wie sie wolle, denn eine Entführung aus ihm sey nicht möglich; und sie benutzte auch diese Erlaubniß in so vollem Maaße, daß sie oft mit Benignen halbe Nächte im Garten zubrachte, wo sie doch wenigstens unbehorcht ihre Leiden in den Busen ihrer Getreuen ausschütten, und von dieser, ohne Gefährdung des Vertrauens, das der Graf in sie setzte, aufgerichtet und getröstet werden konnte.

Der Friede zwischen Oestreich und Frankreich war indessen geschlossen, und Benigna wußte dem Grafen Albert einen Rettungsplan in die Hände zu spielen, den die Furcht vor dem nur noch zwei Wochen entfernten Tag, wo der Stiefvater völliges Recht hatte, über Emmas Hand zu verfügen, ersonnen und auch auszuführen beschlossen hatte. Albert sollte sich nach L.. begeben, in dessen Gegend noch ein Theil der Armee seines Oheims kantonnirte, er sollte dort ein Fahrzeug mit beherzten, des Sees kundigen Leuten bemannen, und gegen Mitternacht an der einzigen Stelle des Nordstrudels, wo es die Felsen erlaubten, landen, und Emma und Benigna, die seiner dort jeden Abend bis zwölf Uhr harren und ihm den Landungsplatz durch sorgfältig unterhaltenes Feuer bezeichnen wollten, zu retten. Emma betrat nun mit ihrer Begleiterin

Rautenkraut, waltete gegenwärtig in Kyau. Er brachte, um den dortigen Pietisten zu gefallen, sein eignes, neuestes Gemächt: „Bileams Wanderungen," auf die Bühne; er trat eben, als der Held des Stücks, in Eselsgestalt aus der Coulisse und that, Befremden erregend, den Mund zu Aeußerung eines körnigen Sittenspruchs auf, als des Stadtschreibers herbeistürzende Köchin die Nähe des Feindes verkündigte.

Der Feind war schon da! Er führte sofort ebenfalls ein alttestamentarisches Stück, voll Scheul und Greuel, auf, weshalb denn der schreckhafte Rautenkraut, vom Entsetzen betäubt, im Geist und in der Haut des Thieres, das er darstellte, davon lief. Seine besonnene Gattin dagegen belud sich zuvor mit den beweglichen Kleinodien der Kleiderkammer, und der Genius des Zufalls ließ sie den Frühling wieder finden. Das Paar verbarg sich nun fürs Erste in einem nahen Taubenhaus, es floh dann durch Gebüsch und Sümpfe und sank jetzt erschöpft am Fuße der eichenen Brautkammer nieder.

Laut seufzend sprach die junge Frau, auf ihre reiche, arg beschmitzte Fußbekleidung zeigend: Sieh an, Rautenkraut! doch dieser erwiederte mit Schillers Worten:

Haben wir an die Welt keine Foderung mehr,

warum denn ihren Beifall erbetteln? Mir gilt es nun vollkommen gleich, ob wir uns in der Schesuppe *) ersäufen, oder im baltischen Meer!

Mit Pathos fuhr seine Thalia fort: O, ich wollt', ich läg an der Mutter Brust — dort über der Milchstraße.

Larifari! fiel der Schein-Esel ein — viel lieber säß ich in Milch-Kaffee!

Sie. Ach, würden meine Wünsche zu Flügeln!

Er. Und meine Seufzer zu Bratwürsten! Aber hilf mir jetzt aus der Eselshaut.

Von seiner Prosaik geärgert, entgegnete sie: Ich wüßte nicht, weshalb? Sie spricht die Rohheit deines leeren Herzens, sie spricht die Schlaffheit deines Geistes aus, der feig und rathlos selbst die Theaterkasse vergaß, auch kann Dich nur des Schwagers Fell vor dem Erfrieren schützen.

Rautenkraut wühlte hierauf, still ergrimmt, in den Haufen der Eichblätter, um sich ein Lager zu bereiten, und seine Hand traf zufällig auf das Köberchen mit Lebensmitteln, welches Röschen vorhin hier verbarg. Er erblaßte vor Freude, er jauchzte laut auf, er

---

*) Ein Preussischer Fluß.

schwang die willkommene Weinflasche gegen die ersehnte Milchstraße seiner Thalia und trank der Erstaunten vergebend und vergessend zu. Auch diese vergaß ihrerseits über der Kalbskeule der seligen Mutter Schooß, sie neigte sich, nach der gesegneten Mahlzeit, schmeichelnd und kosend zu Bileams Esel hin, doch dieser sprang empor und rief, wie vorhin, doch in Jammer-Tönen — Kosaken, Schatz! dort jenseit des Bruches — komm! o komm!

Sie sah umher, brach, schnell gefaßt, einen dürren, länglichen Ast von der Eiche und sprach: Es dämmert schon. Dein Eselshaupt gleicht nun, im Zwielicht, einem Pferdekopfe, der Lanze dieser Zweig. Drum hocke mich, Freund! so halten sie uns dann für einen von den ihren, Du aber trabst in Gottes Namen dem Walde zu, an dessen Saum ich vorhin Flüchtlinge von deinem Schrot und Korn bemerkte.

Gesagt! Gethan! und der Esel trug die Frau Spektakel-Unternehmerin im kurzen Trabe davon.

Die Zwillinge lachten im Eichen-Leibe bei dem Anblick hell auf, sie überhörten, zu Folge dieser Ergießung, den Hufschlag eines bedeutenderen Gaules, und als die Jungfrau wieder durch das Guckloch in die einbrechende Finsterniß hinaus schaute, hielt ein Baschkire vor dem Baum und neigte das Ohr zu der

Oeffnung. Nun sank Rosalie ohnmächtig an des Freundes Brust und in die Oeffnung trat ein Pistollauf und die Mündung des Mordgewehrs traf kältend auf des Freundes Nase. Da schob er in seiner Bedrängniß den neulich überkommenen Bärmuff der Frau Magisterin durch die geräumige Spalte und der Baschkir entfernte sich und verschwand in einem viel sausenderem Galoppe, als vorhin Thalia auf ihrem Rautenkraut.

Der Hauptmann hatte jetzt seine Noth mit dem Mädchen, das immer schwächer ward und, allem Zureden widerstrebend, behauptete, der Reiter sey nur deshalb entflohen, um seine Amtsbrüder herbei zu holen. Aber es war ihr Genius, welcher der Reitzbaren diese überflüssige Angst machte, um den feurigen Nachbar während der Nacht zum heilsamen, seinem Anzug entsprechenden Tröster und ehrbaren Eichenbauch-Redner zu veredeln.

Veilchens-Mitgift.

Der Hauptmann dachte, von diesem ernsten und erschöpfenden Geschäft abgespannt, nun wieder an sich selbst und fühlte einen drückenden Schmerz in den Fußsohlen — er verkürzte sich deshalb, mit Röschens Erlaubniß, um den holperigen Boden zu prüfen und

ergriff — eine strotzende Geldkatze. Die Sonne ging eben auf, als sie ans Licht gezogen ward und der Finder gebehrdete sich, wie gestern Rautenkraut bei dem Anblick des Kobers, denn der unscheinbare Beutel strotzte von Gold, von guten Perlen und Juwelen.

Mein Veilchen! sprach er zu der still Entzückten, wirst Du noch an der Thätigkeit des guten Geistes, noch an der Seherkraft der alten Zigeunerin zweifeln, die er zu seinem Werkzeuge machte? Sieh! augenscheinlich war der Todte, den wir vor dieser Eiche fanden, einer von jenen Teufelsbraten, welche die Schätze der russischen Gotteshäuser entführten. Er warf, vom Feinde gedrängt, den Mammon in diesen Versteck und die Nemesis ereilte den Frevler. Nun — wohl bekomm er uns! O, freue Dich! Mein Schutzgeist macht den rauhen Baum zur Feenburg, den dürren Ast zum grünen Zweig, auf dem ich mich in Deinem Schooß von nun an wiegen werde. Herr Gott, dich loben wir!

Röschen umarmte hierauf den Bräutigam mit der Gesammtgluth des Feuers, das der Strahl dieses Goldes, der Diamanten und der Funkenmasse, welche von des Nachbars Augen in sie übersprang, entzündet hatte, und weinte von Neuem, aber vor Ueber

schwang der Wenne und über des Lebens seligsten Augenblick.

Vollziehung.

Es war noch mäuschenstill in der Gegend, der geschlagene Feind versprengt und gefangen, das Feuer in Herzlingen gelöscht, die Plünderung im Beginnen verhindert — unsre übrigen Flüchtlinge wagten sich, verstört und tief betrübt, aus dem Walde hervor. Sie hatten, erst nach der Ankunft im Dickicht, Rosetten sammt dem Hauptmann vermißt; sie harrten vergebens auf die Nachgebliebenen, es schien erwiesen, daß das Paar in Feindes Hand fiel, der Pastor sprach daher zu tauben Ohren und glaubte selbst, so wenig als jene, an den Trost und die Hoffnung, welche von seinen Lippen strömte. Nun aber führte der gute Geist, der seine Gunst so eben an den Vermißten erschöpfte, die leidtragende Gesellschaft auf dem vorhin betretenen Wege zurück an dem mystischen Eichstamme vorüber. Fripon, der Vorläufer, blieb vor ihm stehn, schlug an und wedelte. Das lauschende Pärchen vernahm Sibillens Weblaute, des Vaters Ach und O, welches fernhin tönte, und des Pfarrers Beruhigungsgründe. Da drängte schnell die Braut ihr Köpfchen durch das

eine Loch des hohlen Baums, der Bräutigam den seinen durch ein größeres, und beide jubilirten, zum frohen Erschrecken der Kommenden, und wollten getraut und gesegnet seyn. Des Vaters Antlitz verklärte sich, der Pastor erröthete, Sibille weinte vor Freuden, denn sie gönnte der Schwester, seit der Flucht nach dem Dickicht, den Hauptmann um so mehr, da ihr der junge, geistliche Witwer während der langen Nacht gestand, daß er in diesem Zusammentreffen einen Wink des Himmels sehe und bescheiden anfragte: ob sie wohl den Muth habe, Hand in Hand mit ihm durch das Leben zu gehn, wozu denn derselben keineswegs die Lust gebrach.

Vater Achmann hörte nun auch von der wohlthuenden Geldkatze, die der Kolibrianer seit gestern mit Füßen trat, und rühmte, neu belebt, des Himmels Fügung und Gerechtigkeit, das Paar aber streckte die vereinigten, gefalteten Hände durch ein drittes Loch und beschwor den ebenfalls verliebten Prediger, es auf der Stelle in den heiligen Ehestand zu versetzen. Ringe hatten sich in dem Beutel gefunden, es fehlte daher an keinem nöthigen Bedürfnisse zu Vollziehung der Weihe, denn selbst der Pfarrherr befand sich ja, wie erwähnt ward, im vollen Ornat

und hatte die Agende in der Tasche. Der Sturm und Wechsel dieser unsichern Gegenwart rechtfertigte zudem die Eile, und so entsprach er endlich, von Sibillen geschmeichelt und beschwatzt, der dringenden Bitte. Die Glücklichen zogen am Schlusse der rührenden Formel die Köpfe sammt den Händen nach innen, um sich, als Mann und Weib, andächtig zu umarmen, und der Einnehmer Achmann rief in seiner Verzückung aus hellem Halse: Vivat Alexleon!

Das Trompeterschlößchen zu Dresden. *)

Als ich Dasdorf jüngst und Haschen,
Topographen in den Taschen,
Dresden zu beschau'n begann,
Fand ich vor dem Thor vom See,
Steingehau'n an Hauses Höhe
Einen goldnen Reitersmann.

Wacker stößt in die Trompete
Er am Haus, als blas' er Fehde
Oder einen frohen Tusch,
Und es weht auf seinem Hute,
Schiefgesetzt in kräft'gem Muthe,
Ein gewalt'ger Federbusch.

Eilig zu den Ciceronen,
Die in meinen Taschen wohnen,

*) Ein vor dem Seethore zu Dresden in der Vorstadt gelegenes großes Gebäude führt diesen Namen schon seit langer Zeit. Auch ist an dessen einer Ecke ein Trompeter zu Pferde und sein Instrument blasend, in Stein gehauen und vergoldet zu erblicken.

Flücht' ich; ob mir einer sagt,
Was das Sinnbild doch bedeute?
Aber diese braven Leute
Haben Deutung nicht gewagt.

Ganz verdrüßlich sieh ich sinnend:
Sieh da naht sich, Muth gewinnend,
Eine alte Krückenfrau,
Schmunzelt: „Kanns zu wissen frommen,
Wie dies Bild hieher gekommen,
Ich erzähl' es Euch genau.

Seht, man nennt Trompeterschlößchen
Dieses Haus, von jenem Rößchen
Mit dem Reiter an der Wand;
Aber viele mögt ihr fragen,
Können es euch doch nicht sagen,
Wie das Haus und Bild entstand."

Und für eine kleine Spende
In der Alten Knochenhände
Sprach ihr wohlberedter Mund
Diese glaubliche Geschichte,
Welche — horcht ihr dem Gedichte —
Ich jetzt wieder mache kund. — —

jeden Abend den gefährlichen Felsenweg, und wartete jeden Abend vergebens der Ankunft des Geliebten. Schon hatte sie am fürchterlichen Vorabend des Tages, der ihrem Vater die schreckliche Gewalt über ihre Hand gab, sich fast verzweifelnd in die Grotte zurückgezogen, und nur Benigna spähte, selbst fast hoffnungslos, an dem Ufer, als Georg und Christel, die zur Hülfe aufforbernde Flamme für eine Hülfe versprechende ansehend, dort landeten. Wie Benigna aus ihren verworrnen Reden endlich ihr wunderliches Anliegen entdeckte, ersann sie mit Zofenschlauheit schnell den einzigen noch möglichen Rettungsplan, und trug ihn der Gräfin in der Grotte vor. Sie sagte ihr, daß in dem Kahne nur für zwei Personen Platz sey, daß also sie und Christel zurückbleiben, und sich Emma allein Georg anvertrauen müsse; sie schilderte ihr die auch ausgeführte Art, die Liebenden zu täuschen, als die einzige mögliche, um Christeln zum Zurückbleiben, und Georg zur Heimkehr ohne sie, indem er glaube mit ihr zurückzukehren, zu bewegen; sie bewies ihr, wie leicht es seyn würde, auf diese Weise ihre Entführung bis zum folgenden Tage gegen Mittag zu verhehlen, und Christeln, wenn sie sich nicht länger verbergen lasse, während alles mit dem Verfolgen der Entflohnen beschäftigt sey, unbemerkt aus dem Schlosse

Ein Trompeter kam geritten,
Als vor Zeiten dreißig Jahr
Sich die deutschen Fürsten ‚stritten,
Ganz verirrt von seiner Schaar,
Auf des Waldes finstern Wegen
An ein Wirthshaus abgelegen,
Suchend für die Nacht sich Schutz
Gegen Ungewitters Trutz.

Doch nicht gastlich war die Schenke,
Alles von dem Krieg zerstört;
Daß den Schritt er weiter lenke,
Wird er von dem Wirth belehrt.
„Nur dort oben im Gemäuer
„Ist noch Platz, doch nicht geheuer,
„Denn ein böser Geist bei Nacht,
„Drinn gewalt'gen Unfug macht."

„Wer dort oben übernachtet, —
„Manchen schon betraf dies Loos —
„Wird um Mitternacht geschlachtet,
„Und ein Geist steht riesengroß
„In der Stunde der Gespenster
„An dem hohen Bogenfenster
„Und trompetet dort heraus,
„Daß uns überläuft ein Graus."

Also warnt der Wirth. Doch muthig
Spricht darauf der Reitersmann:
„Focht in manchem Straus schon blutig,
Will doch sehn, ob ich nicht kann
Diesen Herrn Collegen bannen!“
Und eilt fröhlich flugs von dannen,
Spornend sein ermattet Roß,
Zu dem hochgethürmten Schloß.

Drinn ist gutes Unterkommen,
Alle Zimmer stehen leer,
Ruhig wird Besitz genommen
Von Geräthen groß und schwer;
Imbiß sich im Sack noch findet
Und ein Licht wird angezündet,
Das der Wirth ihm anvertraut,
Dem's im Finstern doppelt graut.

Alles still! Da wird auch müde
Der Trompeter, streckt sich hin,
Denkt ein frommes: Gott behüte!
Noch in seinem stillen Sinn,
Und vom Schlafe sanft umgarnet
Spricht er: „ob der Wirth auch warnet,
Mährchen ists, kein wahres Wort,
Will drum schlafen immerfort.“

MINERVA LPS.

Doch so wie auf fernem Thurme
Mitternacht die Glocke schlägt,
Wird von ungeheuerm Sturme
Schnell das ganze Schloß bewegt,
Es rumort auf Saal und Treppen,
Schwere Ketten hört man schleppen,
Und ein Geisterapparat
Sich mit allen Schauern naht.

Da erwacht der Herr Trompeter,
Aber furchtsam ist er nicht;
Rüstig zieht er gleich vom Leder,
Macht ein Heldenangesicht.
Doch es schallt mit wildem Grimme
Schon von weitem eine Stimme:
„Wehe dem, der hier verweilt,
Ihn hat schon der Tod ereilt.“

Und mit wüthender Geberde
Tritt herein ein Schattenbild,
In der Faust mit einem Schwerde
Und mit Augen grausig wild;
Jener haut mit seiner Klinge;
Doch was helfen solche Dinge,
Kaum hat sie der Geist berührt,
Als der Sturmwind fort sie führt.

Und der Geist mit beiden Händen
Hebt den Sarras blutig roth,
Plötzlich so das Spiel zu enden.
Da, in seiner letzten Noth,
Greift, gleich einer Zauberflöte,
Der Trompeter zur Trompete,
Zitternd wie ein Espenbusch,
Bläst er einen tücht'gen Tusch.

Stutzend tritt der Geist zurücke,
Und der arme Reitersmann,
Als er sieht, daß dieß ihm glücke,
Setzt sein Mundstück nochmals an,
Und, wie David ämsig spielte,
Als Herr Saul einst nach ihm zielte,
Bläst er rasch, bald kalt, bald heiß,
Alle Stückchen, die er weiß.

Immer freundlicher der Schemen,
Und jetzt sieht man von der Wand
Selbst ihn die Trompete nehmen
Statt des Schwerdes in die Hand,
Damit winket er und schwebet
Zu der Thür hinaus. Es bebet
Zwar des Herrn Trompeters Schritt,
Aber dennoch geht er mit.

An das hohe Bogenfenster
Tritt der Geist, wo manchesmal
In der Stunde der Gespenster
Er schon Schrecken blies ins Thal.
Neben ihn sich hinzustellen
Winkt er dann: Und Töne schwellen
Aus dem Geisterinstrument,
Wie kein Virtuos sie kennt.

Dann giebt ihm der Geist ein Zeichen,
Daß er secundiren soll.
Ach! unmöglich! Denn dergleichen
Töne, graus und wundervoll,
Hat er niemals noch vernommen:
Doch hier kann kein Zaudern frommen,
Die Trompete setzt er an,
Bläst Secunde was er kann.

Hu! Das klingt durch Wald und Auen,
Stört den Schlaf aus Nest und Bett;
Niemand hörte sonder Grauen
Noch ein ähnliches Duett.
Und so bläst's von Geister Munde
Eine ganze lange Stunde
Und der Secundant voll Graus
Bläst sich bald den Odem aus.

Endlich hört man Eins es brummen,
Da verstummt des Geistes Mund,
Auch der Reiter kann verstummen,
Trocken ist ihm Lipp' und Schlund;
Weiter mit ihm fort zu gehen
Winkt der Geist. Der folgt; sie stehen
Tief in eines Kellers Nacht,
Wo ein Schatz von Golde lacht.

Und der Geist: „Was hier verstreuet,
Nimm es hin, es bleibe dein,
Denn durch dich bin ich befreiet
Von der Strafe langer Pein.
Einst war ich ein böser Ritter
Und bei Sturm und Ungewitter
Lockt ich durch Trompetenklang,
Was da kam den Weg entlang."

„Wirthlich glaubten All' die Veste,
Hofften drinnen Schirm und Huth,
Aber ich erschlug die Gäste,
Raubte ihnen Geld und Gut.
Da ward mir zur Straf beschieden,
Eingehn sollt ich nicht zum Frieden,
Blasen, wie ichs sonst vollbracht,
Die Trompete jede Nacht."

„Bis zu meinen Jammertönen
Ein Trompeter secundirt;
Aber allen Erdensöhnen,
Welche Neugier hergeführt,
Und die nicht als Virtuosen
In die Heertrompete stoßen,
Oder furchtsam sind und bang,
Bringen Tod und Untergang.“

„Du hast endlich mich gerettet,
Nimm den Schatz zum Danke dir:
Ruhig ist nunmehr gebettet
Meine Todtenkammer mir.“
Da, wie Geister Abschied nehmen,
Duftig, luftig schwand der Schemen,
Und es klang ein Ton nur für,
Wie ein halbverstohlner Kür.

Doch als nur vom ersten Schrecken
Der Trompeter wieder frei,
Holt, das Geld hinein zu stecken,
Er den Mantelsack herbei,
Rührt gar fleißig seine Hände,
Und schon geht die Nacht zu Ende
Und die vierte Stund' erschallt,
Als der Sack voll Goldgehalt.

Da, ſtatt ſchauriger Geſpenſter,
Tritt er ſelbſt mit Hut und Buſch
An das hohe Bogenfenſter,
Bläſt ſich einen frohen Tuſch,
Daß es weithin herrlich klingt,
Legt den Sack aufs Pferd und ſchwingt
Selbſt ſich drauf und friſch herab
Gehts den Berg in vollem Trab.

Fröhlich ſchallet die Trompete,
Als er in das Dorf trottirt,
Eilig fragt ihn Hinz und Grete,
Ob er denn nicht maſſakrirt?
Doch er ſpricht: „In vollem Frieden
Bin ich von dem Geiſt geſchieden,
Ja, wir wurden Du und Du;
Gott geb ihm die ewige Ruh.“

Und nachdem der Krieg geendet,
Nimmt er ſeinen Abſchied gleich,
Hat nach Dresden ſich gewendet,
Wohl an Geld und Gute reich,
Hat dies Haus hier aufgebauet,
Wo man ihn noch immer ſchauet,
Steingehau'n mit gold'nem Schnitt,
Wie er von dem Schloſſe ritt. — —“

Also klang der Alten Sage:
Und ich seufze seit dem Tage,
Wenn man die Trompete nennt, —
Könnte man in allen Nöthen
BöseGeister forttrompeten,
Lernt ich gleich dieß Instrument.

Th. Hell.

Die Gimpel.

Ein Recensent — er war noch etwas simpel,
Las einst sein Machwerk seinem Gimpel,
Dem einz'gen, der es hören mußte, vor,
Sein Urtheil über *******s Lieder —
Gleich scholl ein schmetternd Echo wieder;
Betäubend drang des Gimpels Sang an's Ohr.
„O schweig! o schweig! kann mich dein Sang erfreuen?" —
Rief Er — doch keck der Gimpel sprach:
„Du kennst die Sitte schlecht; laß Einen von uns schreien,
„Gleich schreien hundert Brüder nach!"

P Grill.

zu bringen. Sie wußte die Gräfin so beredt zu überzeugen, daß sie selöst, die Befremdete über diese unbegreifliche Entführung spielend, der Rache des Grafen nicht nur entschlüpfen, sondern sich auch sein Vertrauen nach wie vor erhalten werde, bis ihr die Umstände erlaubten, sich wieder mit ihrer Gebieterin zu vereinigen, daß sie für Christels Unterbringung bei ihrer Schwägerin, die einen Meierhof nicht weit von der Residenz des Grafen besaß, sorgen werde, und daß Emma durch diese Flucht nicht allein ihr Glück, sondern auch das Glück der Liebenden gründen werde, die sie als Gemahlin des Grafen F.. leicht mit für sie hinreichenden Glücksgütern überhäufen, und so ihre Verbindung sichern könne, daß die Gräfin endlich nachgab, ihrem sich sträubenden Herzen die Täuschung der einfachen Menschen abgewann, und sich auf dem kleinen Nachen unter Georgs Leitung lieber den schäumenden Wellen der Nordbucht, als in den Prachtzimmern des gräflichen Schlosses der Umarmung des ihr bestimmten Bräutigams auszusetzen beschloß. Wir haben gesehen, wie sie nun Georg täuschte, und ihn bewog, sie nach den Klosterruinen zu führen, von wo man das Dorf, wo der Lehrer ihrer Jugend jetzt Prediger war, vor sich liegen sah. Bald traf sie nun bei diesem ein, und fertigte Eilboten nach allen den Orten ab, wo sie Albert ver-

Regelrechte Anzeigen.

I.

(Dresdner Anzeigen 1814. Nummer 156.)

Es wird resp. jedermann ergebenst gebeten, da nämlich von dem Klempnermeister Weichelt in der Frohngasse allhier eine von dem Maurer Bachmann bestellte Kochofenthüre von einer andern Person aus des Gesellen Hand diebischerweise abgeholt worden, worüber dem Maurer viel unerwartete Fatalitäten zugezogen worden, daß er 10 Thlr. Douceur auf den Dieb setzt. Zu melden in der Pfarrgasse No. 3. 1 Treppe hoch.

2.

Herrn ***s sel. Söhne sind zu verkaufen.
(S. Leipziger Zeitung 1814. No. 234. Beilage.)

Dem geehrtesten Publico machen ***s sel. Söhne aus *** hiermit bekannt, daß sie so eben mit einer Sammlung von Ost- und Westindischen Vögeln von verschiedener und seltener Gattung ꝛc. nebst einem Huthaffen aus England angekommen sind. Sie sind zu verkaufen in der ***straße No. etc. etc.

3.

Sonderbare Klage daß der Taback zu gut sey.

Empfehlung guter Rauchtabacke.

Da jetzt allgemein die Klage ist, eine gute Pfeife Taback zu finden; so glauben wir unsern Abnehmern einen wesentlichen Dienst zu leisten, wenn wir Ihnen die Rauchtabacke des Herrn **** in Leipzig, Petersstraße No. * aufrichtig, als gute leichte, wohlriechende Tabacke empfehlen. Man findet in dieser Handlung

Taback von 2 Thlr. das Pfund bis zu 4 Gr. und verhältnißmäßig gleich gut. Ein Verſuch wird dankbare Ueberzeugung geben.

N. N.

Hausfreund und Reiſender.

H. Sie wiſſen, daß Madam die Künſte ehrt?
R. Sehr wohl; mich freut's; das hör' ich gern.
H. Und daß die Muſe ſie manch herzig Lied gelehrt —
R. So melden Sie mich — nur dem Herrn!

P. Grill.

Gretchens Examen.

„Nun Grete ſag einmal,“ frug der Herr Paſtor Sylind,
„Was heißt denn das, daß Gott allgegenwärtig?“
Doch Gretchen war nicht gleich mit ihrer Antwort fertig,
Wie heut zu Tag' es wohl auch oft Erwachsne ſind.
„Du dummes Ding, das heißt, er iſt
Zugegen, wo ſich nur ein Ort befindet,
Er iſt bei dir, wo du auch immer biſt.“
Mein Gretchen iſt gar klug, das hat ſie bald ergründet.
„Nun Beiſpielsweiſe:“ fuhr der Herr Magiſter fort,
„Iſt er denn in der Kirche?“ „„Herr Magiſter freilich!““
„Iſt er denn auch in Euerm Hauſe dort?“
„„Das will ich meinen:““ ruft das gute Gretchen eilig.

„Und auf dem Boden?" „„Herr Magiſter, ja.""
„Und in der Scheune?" „„Warum ſollt er dort nicht ſeyn?""
„Und in der Küche?" „„Sicher iſt er da.""
„Und in dem Keller?" „„Herr Magiſter, nein!""
„Beſinne dich, im Keller?" „„Nein, mein Herr Magiſter!""
„Im Keller, Grete?" „„Nein!"" — Das war doch gar zu toll!
Die Kinder ſelbſt erhuben ein Geflüſter,
Dem Paſtor auch die Krauſe mächtig ſchwoll,
Es ging der Puls vor Aergerniß ihm ſchneller,
Er fuhr auf Gretchen los! „Nun ſag du Antichriſt,
„Warum er nicht bei dir im Keller iſt?"
Und Gretchen ſchluchzt: — „„Wir ha'n im Hauſe keinen Keller.—""

Th. Hell.

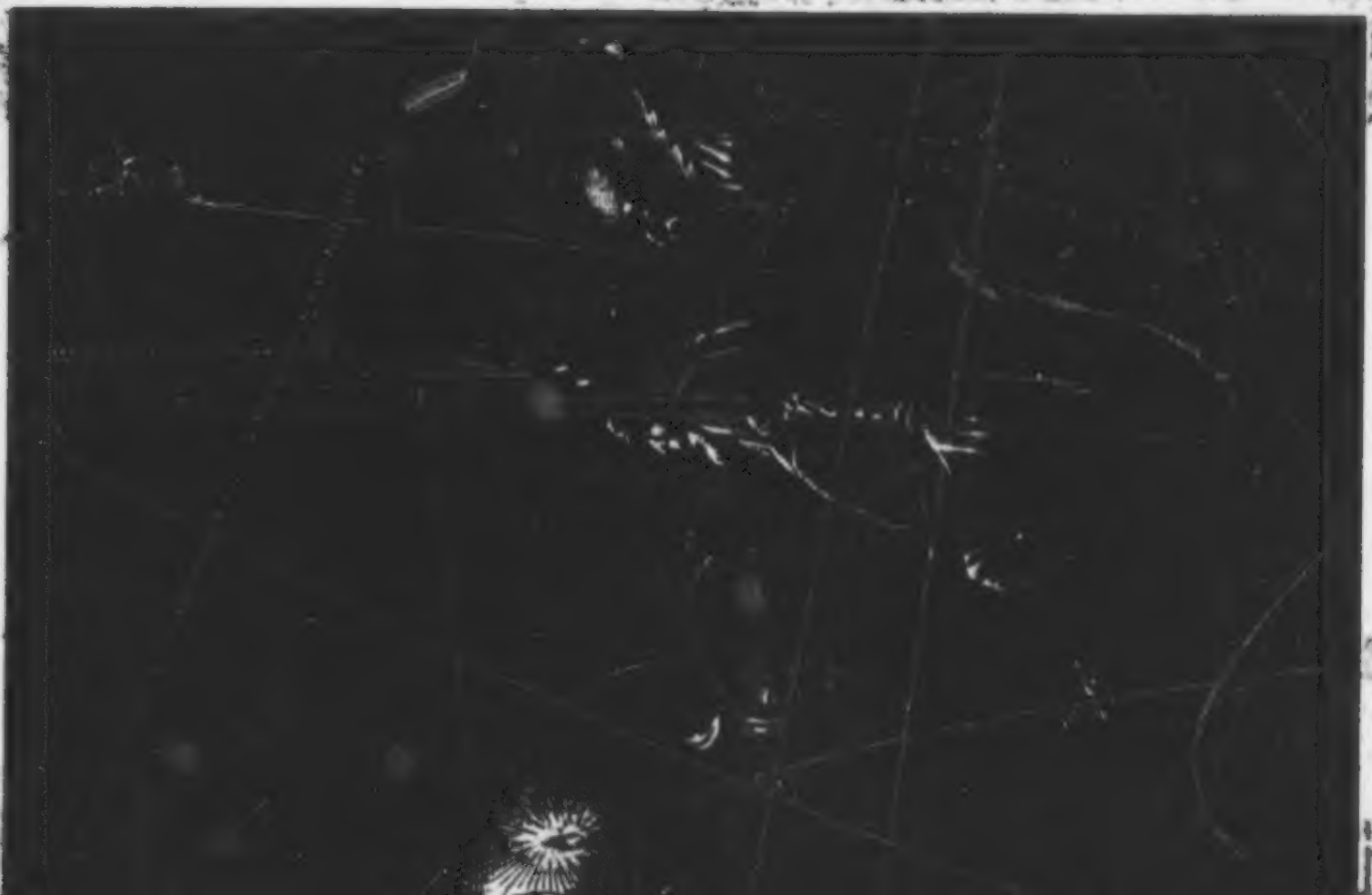

In Neapel lebte einſt ein Edelmann, Serviſi genannt, welcher bis in ſein dreißigſtes Jahr ſich allen Lüſten ergeben, mit Weibern und auf Gelagen einen großen Theil ſeines Vermögens verſchwendet, und tolle Streiche ohne Zahl ausgeübt hatte. In dieſem Alter brachte ihn die Erſchöpfung ſeiner Kräfte zur Beſinnung. Er überſchlug, was ihm an Vermögen übrig geblieben, und fand, daß es noch hinreiche, um zu leben, und bei ſtrenger Sparſamkeit auch das, was er vergeudet, wieder zu erſetzen. Er nahm ſich nun vor, ein ordentlicher Mann zu werden, und ward ein Geizhals und Murrkopf. Aus Bequemlichkeit heirathete er. Aber die üble Laune und Eiferſucht des Mannes brachte die Frau unter die Erde, nachdem ſie ihm zwei Töchter geboren hatte.

Dieſe zwei Schweſtern, Giulia und Bettina, wurden von Jahr zu Jahr ſchöner und ſo ſchön, daß ſie, obwohl noch nicht völlig erwachſen, in Neapel

großes Aufsehen erregten, und unter dem Namen der schönen Schwestern bekannt wurden. Dies gereichte nun zwar ihrem Vater zu großer Freude, weil er durch Verheirathung der Mädchen an reiche Männer nach seiner eigenen Auswahl, nicht nur das Heirathsgut zu ersparen, sondern auch sich selbst mancherlei Vortheile zu verschaffen hoffte. Indessen kam ihm doch wieder die große Schönheit seiner Töchter bedenklich vor, indem er, aus seinen frühern Jahren her mit den Neigungen des weiblichen Geschlechts bekannt, wohl wußte, daß, wenn es schwierig sey, zwei häßliche Mädchen zu hüten, die ihre Liebhaber erst selbst suchen müssen, es ganz unmöglich falle, zwei schöne zu bewahren, welche zugleich suchen und gesucht werden, und daher gewöhnlich längst gefunden haben und gefunden worden sind, ehe der Vater für sie gewählt hat Da nun auch zwei Mädchenköpfe, wenn sie sich gegenseitig unterstützen, einen solchen Reichthum von Listen, Ränken und Erfindungen erzeugen, und sich von Tage zu Tage mehr zu einer solchen Gewandtheit in deren Ausführung ausbilden, daß der klügste Mann, trotz aller Aufsicht und Strenge, seinem Schicksale, von Weibern betrogen zu werden, bei ihnen nicht entgehen kann, so fand Servis gerathen, als nun die älteste Tochter, Giulia, mannbar

muthen konnte, damit er sie zu schützen herbeieilen möchte. Dieser landete indessen unter Lebensgefahr auf der ihm von seiner Kindheit so wohl bekannten Stelle, die ihm nur noch die glimmenden Kohlen in der Nähe des Ufers zeigten, und so sein Schiff vor dem Anprallen an die Felsen bewahrten. Unvermeidliche Hindernisse hatten seine Ankunft so lange verzögert, und jetzt bewog ihn die Ueberzeugung, daß diese Nacht die letzte sey, wo Emmas Rettung noch gelingen könne, sich durch den Felsenweg, durch ein nur ihm aus seiner Kindheit her bekanntes unverschloßnes Seitenpförtchen in die Keller, und dann durch verschiedne Umwege in das Zimmer der Geliebten zu schleichen. Wir haben gesehen, wie er Christeln für diese hielt, und bemerken nur, daß er in der Eile Benigna mitzunehmen vergaß, deren Schlafzimmer nur durch einen schmalen Gang von dem der Gräfin getrennt war. Benigna, die durch allerlei Vorspiegelungen, selbst dann den Zorn des Grafen von sich abzuwenden wußte, wie Emmas gefundner Schleier den ungeahnten Felsenpfad und ihre Flucht auf diesem Wege verrieth, benutzte seine Abreise, und begab sich, während sie sich selbst über das unerklärbare Verschwinden Christels den Kopf zerbrach, zu dem Erzieher ihrer Gebieterin, wo ihr späterhin dieß Räthsel gelöst, und sie wieder mit ihrer Herrschaft ver-

zu werden anfing, die jüngste, Bettina, zur weitern Erziehung in ein Kloster zu thun, und sie dort so lange zu lassen, bis er Gelegenheit gefunden haben würde, die älteste nach seinem Sinne zu verheirathen. Diese setzte er unter die Aufsicht einer Duenna, auf deren Strenge er sich um so sicherer verlassen konnte, da sie von jeher zum Entsetzen häßlich gewesen, und die Stiefmütterlichkeit der Natur an allen denjenigen, welchen diese die ihr versagten Freuden der Liebe gewähren wollte, zu rächen geneigt war.

Kaum war Bettina ein Jahr im Kloster gewesen, als der Vater für Giulia eine Partie fand, die seinen Wünschen vollständig entsprach. Es war dies ein ältlicher reicher Mann, Buffolo mit Namen, der bis jetzt, wie Servisi in seiner Jugend, sich allen Lüsten ergeben, und jedem Gedanken an eine Heirath längst entsagt, bei Giuliens Anblick aber — wie es alten Wüstlingen gar häufig zu gehen pflegt — sich so in Liebe entzündet hatte, daß er jede Bedingung, die ihm der Vater vorschrieb, ohne Weigerung einging, um nur in den Besitz des herrlichen Madonnenbildes zu kommen. Der Handel, nach welchem Servisi eine ansehnliche Summe für sich selbst erhielt, war in Richtigkeit gebracht, und Servisi kündigte seiner Toch-

ter nun an, daß sie in nächster Woche den Buffolo heirathen werde. Aber wie sehr war er erstaunt, als Giulia erst mit süßem Bitten und Flehen ihn von dem Gedanken abzubringen versuchte, dann verzweifelnd weinte, stöhnte und die Hände rang; endlich aber, als dies alles nichts half, vielmehr der Vater unbeugsam auf seinem Sinne blieb, auch tobte und drohte und Neigung bezeigte, das zarte Töchterlein für ihre Widerspenstigkeit sofort thätlich zu bestrafen, plötzlich ganz ruhig wurde, sich in die Brust warf, und mit dem einen der kleinen Füßchen keck auf den Boden stampfend, kalt und spöttisch versicherte, sie **wolle** den ausgetrockneten Buffolo nicht heirathen, und **werde** ihn nicht heirathen.

Dieser Widerstand brachte den Servisi sogleich auf den Gedanken, daß eine andere Liebe sie so keck machen, und daß sie ihrer Sache vollkommen gewiß seyn müsse. Und wirklich war es der Schönen, ungeachtet der strengen Aufsicht des Vaters und der Duenna, in der Kirche und auf dem Wege zur Kirche, vom Balkon herab, und bei andern kleinen Gelegenheiten, aus welcher jedes Mädchen große Vortheile zu ziehen versteht, gelungen, zwei schöne junge Männer in sich verliebt zu machen, und sich in einen von ihnen wieder zu verlieben.

Der letztere, Garbati, war Hauptmann von der Königlichen Garde, ein sehr schöner Mann und tapferer Degen, von alter Familie, aber von so mäßigem Vermögen, daß er in den Augen des Vaters mit dem reichen Buffolo sich durchaus nicht messen konnte. Er stand wegen seiner Rechtschaffenheit in dem besten Rufe, außer daß er höchst jähzornig war, und daher mit seinen Kameraden und andern gar häufig in Händel kam, die er mit dem Säbel in der Faust zu schlichten jederzeit bereit war. Kaum hatte er Giulien erblickt, als er bis zur Raserei in sie verliebt ward. Und da auch auf sie der schöne Soldat einen gleichen Eindruck gemacht hatte, so geschah es, daß sie hinter dem Rücken der Duenna erst Blicke, dann Briefe, hierauf bei künstlich angelegten Zusammenkünften Worte, und zuletzt gar süße Blicke wechselten und sich ewige Treue gelobten.

Der andere hieß Cervaconte und war ebenfalls Hauptmann von der Garde. Er konnte für einen eben so schönen Mann gelten, als Garbati, und war dabei ruhiger und besonnener, daher er auch, obwohl er ebenfalls keiner Gefahr auswich, nur selten in Ehrenhändel gerieth. Bei einem leichten Blute und heiterm Sinne wußte er alles schnell zum Besten zu kehren. Obwohl er sonach liebenswürdiger seyn mochte,

als der wilde Garbati, so gefiel er doch, da die Liebe nun einmal blind ist, Giulien weit minder als dieser. Indessen wird kein Mädchen beleidigt, wenn außer dem Auserwählten, auch noch einige andere in sie verliebt sind. Giulia, welche zwar mit treuem Gemüthe lediglich ihren Garbati liebte, nährte daher demungeachtet durch die Blicke, die sie dem andern in der Kirche, und wo er sonst ihr zu nahen Gelegenheit fand, mit Bedeutung zuwarf, das Feuer der Liebe, das, die Wahrheit zu sagen, den Cervaconte ohnehin mehr angenehm wärmte, als lodernd durchglühte. Denn er kannte noch einige andere Damen, und fühlte, daß er, wenn er bei Giulien nicht glücklich wäre, bei jenen sich würde trösten können. Indessen gefiel ihm doch Giulia am meisten unter allen, und er würde, da er ebenfalls von guter Familie und sehr reich war, ohne Umstände sich um die Schöne beworben haben, wenn er nicht zuvörderst überzeugendere Beweise ihrer Liebe hätte erlangen wollen.

Beide, Garbati und Cervaconte, waren einst vertraute Freunde gewesen. Da sie aber seit einiger Zeit sich gar häufig auf Giuliens Wegen begegnet und gegenseitig ihre Blicke belauscht hatten, so fingen sie an zu ahnen, daß sie Nebenbuhler seyen. Je mehr diese Vermuthung sich bestätigte, um desto mehr erkaltete

ihre Freundschaft. Einige mal schon hatte der wilde Garbati an dem andern Händel gesucht, welchen jedoch dieser bis jetzt noch klug genug zu entgehen gewußt hatte. Indessen war es nun von ihm ein für allemal beschlossen, bei der nächsten Gelegenheit dem Streite nicht mehr auszuweichen, sondern ihn, sobald jener Neigung dazu bezeigen würde, mit dem Degen in der Faust auszumachen.

Auf die Spur beider Liebhaber wurde Serviſi durch einige zusammentreffende Zufälle geleitet.

Es hatte nämlich Cervaconte der Duenna, als sie ihm einmal Abends auf der Straße begegnete, nach gepflogener Verhandlung einen Beutel mit Gold und ein zärtliches Schreiben an die schöne Giulia in die Hand gedrückt, und von ihr das Versprechen erhalten, das Briefchen richtig zu übergeben. Da jedoch Serviſi ihr, wenn sie nicht binnen vier Wochen den Geliebten der Tochter entdecken würde, sie aus dem Hause zu werfen, gedroht, für die Entdeckung aber ihr eine ansehnliche Summe versprochen hatte, so fand das redliche Gemüth für gut, vor allen Dingen auf ihr Kämmerlein zu gehen, und den Inhalt des Beutels näher zu untersuchen. Das darin befindliche Geld entschädigte sie kaum für das, was Serviſi ihr für die Entdeckung zugesagt hatte. noch weniger aber

für den Verluſt ihres Dienſtes. Ihr Gewiſſen, das ihr übrigens den Beutel zu behalten rieth, trieb ſie daher, das Billet dem Vater zuzuſtellen, und ſich dafür das Verſprochene auszubitten.

Serviſi erbrach den Brief, und fand darin nichts weiter, als die zärtlichſten, jedoch ehrerbietigſten Liebesverſicherungen, und die flehentliche Bitte, Giulien nur einmal im geheim ſprechen zu dürfen, um ſie auch mündlich von der Größe ſeiner Liebe zu überzeugen.

Der erfahrne Serviſi ahnte ſogleich, daß dies nicht der Liebhaber ſeyn könne, der ſeinem übrigens ſo folgſamen Töchterlein ſo große Keckheit eingeflößt hatte. Dieſe konnte nur aus einer länger genährten und geſtandenen Leidenſchaft, aus einer entſchiedenen Verbindung entſtehen. Indem er der ſchnatternden Duenna, ungeachtet der gründlichſten Gegenvorſtellungen, den verſprochenen Lohn vorenthielt, und ſie zuvörderſt zur Entdeckung des beglückten Liebhabers aufforderte, leitete ihn ein anderer Vorfall, ohne Beihülfe der getreuen Dienerin, auf dieſe Entdeckung.

Es kam nämlich Buffolo außer ſich zu ihm ins Zimmer geſtürzt, von Straßenkothe ſtrotzend, und, da er gänzlich othemlos war, in abgebrochenen Worten mit großer Anſtrengung fürchterlich fluchend. Er

ſchwur, daß er nicht eher an eine Eheverbindung mit Giulien denken wolle, als bis der vermaledeite Bandit, der Räuber todt, oder doch lebenslänglich aus Neapel verbannt ſey. Dazwiſchen rieb er ſich auf dem Lehnſtuhle, auf den er ſich geworfen hatte, unter gräulichen Verzerrungen des Geſichts abwechſelnd Schultern und Arme, Ribben und Schenkel, und fing, wenn er eine ſchmerzhafte Stelle zu ſtark berührt und dazu laut aufgeſchrieen hatte, immer wieder von neuem zu fluchen und zu ſchwören an.

Die Sache war folgende. Es hatte Giulia, trotz aller Aufſicht, Gelegenheit gefunden, ihrem Geliebten zu melden, daß ihr Vater ſie zu einer Heirath mit Buffolo zwingen wolle. Garbati, der den ſchlotternden Nebenbuhler gut kannte, beſchloß ſogleich, ihm alle Heirathsgedanken auf eine zuverläſſige Art zu vertreiben. Ihm war es bekannt worden, daß Buffolo, ungeachtet er Bräutigam zu ſeyn glaubte, ſich regelmäßig alle Abende in einem engen Gäßchen einfand, wo zwei gutwillige Schönen und ein in jeder Hinſicht mit ihnen verwandter Bruder wohnten. Garbati fand ſich daher zu der Zeit, wo Buffolo zu kommen pflegte, an der Hausthür dieſer Schönen ein, und nahm dort den Nebenbuhler in Empfang. Mit der bedeutungsvollen Verſicherung, daß er etwas Wichtiges mit

ihm zu sprechen habe, führte er, halb mit Gewalt den bedenklichen Buffolo auf einen einsamen Platz vor der Stadt. Hier versicherte er ihm, nachdem er seinen Erklärungen als erläuternden Prolog einige derbe Ohrfeigen vorausgeschickt hatte, Buffolo sey ein Schurke, der sich auf der Stelle mit ihm schlagen müsse, weil er die Frechheit habe, ein Mädchen heirathen zu wollen, das er, Garbati, liebe. Umsonst ertrug der Unglückliche Ohrfeigen und Schimpfworte mit Eselsgeduld, umsonst legte er sich auf Entschuldigungen und flehentliches Bitten. Garbati blieb dabei, daß er sich auf der Stelle mit ihm schlagen müsse. Als Buffolo, seinen Armen weniger trauend als seinen Füßen, von weitem eine Laterne daher kommen sah, fing er an, wie ein Verzweifelnder: Hülfe! Hülfe! zu brüllen, und machte sich auf, dem Peiniger, welcher vor dem gellenden Tone auf einen Augenblick erschrocken war, mit großen Sprüngen zu entfliehen. Aber dieser hatte ihn bald eingeholt, faßte ihn wüthend beim Kragen, und warf ihn mit einer Hand zu Boden nieder, zog ihn dann bei den zappelnden Beinen in' ein daneben befindliches Kothloch, worauf er ohne Unterlaß mit dem Stocke auf ihn zudrosch, immer dazu ausrufend: Schurke, so soll dirs alle Tage gehen, wenn du dich unterstehst, auf die schöne Giulia Serviſi Anspruch zu

machen. — Erst als Buffolo nur ganz matt noch zappelte und schrie, ließ er von ihm ab, indem er glaubte, daß das Mittel nun stark genug applicirt sey, um durchgreifend zu wirken.

Als der unglückliche Geblaute dem Serviſi das Wesentliche dieſer traurigen Geſchichte nun erzählt und dabei ſeine Verwünſchungen wiederholt hatte, ſuchte ihn Serviſi durch die Verſicherung zu beruhigen, daß er den Feind beſtrafen und vollkommen unſchädlich machen werde. Während einige kaum das Lachen verbergende Bedienten beſchäftigt waren, den Buffolo in reine Wäſche und einen Schlafrock des Serviſi zu bringen, ging dieſer, nur zuweilen zerſtreut nach der ächzenden Jammergeſtalt hinblickend, die Stirn gedankenvoll reibend, in der Stube auf und ab. Er rief ſich alle die Streiche zurück, die er ehedem, als Liebhaber, den Männern und Vätern geſpielt hatte, und dachte darauf, wie er nun den Speer umkehren, und als Vater nunmehro beide Liebhaber ſeiner Tochter mit einer Liſt von der äußerſten Feinheit bedienen könne. Endlich ſchlug er ſich freudig an die Stirn, und rief ſo laut: Gefunden! — daß Buffolo, welcher von Mattigkeit eben ein wenig eingeſchlummert war, darüber erſchrocken auffuhr.

Serviſi theilte ihm nun ſeinen Plan mit, und machte ſich ſogleich an die Ausführung.

Er ging nämlich zu ſeiner Tochter, und ſagte ganz freundlich: Meine liebe Giulia, daß ein Kind immer Unrecht thut, wenn es ſeinem Vater kein Vertrauen ſchenkt, habt ihr aufs neue bewieſen. Wenn ihr mir eure Liebe geſtanden und eure Geliebten benannt hättet, ſo würde ich mit Vergnügen meine Einwilligung zu eurer Verbindung mit einem ſo rnhmwürdigen Edelmanne und ſtattlichen Offizier gegeben, und mich mit dem Buffolo in keine Unterhandlungen euretwegen eingelaſſen haben. Ich erkläre euch alſo hiermit, daß ich in eure Liebe einwillige. Nur muß ſolche keine leere Liebelei bleiben, ſondern ſogleich zur Heirath führen. Schreibt demnach eurem Geliebten, daß er morgen Abend um acht Uhr herkommen und mit mir das Weitere verabreden möge.

Giulia war über dieſe Rede, an deren Wahrhaftigkeit ſie keinesweges zweifelte, vor Freuden außer ſich, fiel ihrem Vater um den Hals, und küßte ihn tauſendmal, lachte und weinte abwechſelnd und wußte nicht, was ſie alles vor Liebe, Freude und Dankbarkeit beginnen ſollte. Sie ſchrieb daher auch ſogleich mit wenig flüchtigen Worten das Billet, welches ihr

einigt wurde. Albert hatte auf dem Schiffe seinen Irrthum entdeckt, Christels Aussagen hatten ihm die Spur der Braut gezeigt, und er war sogleich von L.. mit der möglichsten Eile zu dem Prediger gereist. Während dieser ihn nun mit der Geliebten verband, und die Neuvermählten in der Fülle ihres Glücks schwelgten, hatte der Graf von Z.., theils aus Wuth über seine vereitelte Hoffnung, in Christeln Emma zu finden, theils weil er sich nicht erklären konnte, wie sie in die Kleider seiner Tochter kam, und also wenigstens eine absichtliche, von den Entflohnen veranstaltete Täuschung bei ihr voraussetzte, um ihn im Verfolgen aufzuhalten, sie des Mordes beschuldigt und ins Gefängniß geschickt, und dann seinen Weg nach V.., der Hauptstadt des Herzogs, in dessen Gebiet die Güter des Entführers lagen, fortgesetzt, um dort die nöthigen Vorkehrungen zur Auslieferung seiner Tochter so eilig und kräftig als möglich zu machen. Albert hatte indessen von seinem neuen Archivar, dem er das Ordnen der Familienpapiere, die sich in großer Unordnung befanden, übertragen hatte, durch eine Staffette ein Document zugesandt erhalten, das auf eine unwiderlegliche Art sein Recht an die von seinen Vorfahren angefochtnen Besitzungen der Grafen Z.. bewies. L.. war der einzige Ort, den er sonst zu scheuen hatte, weil der Rath der Stadt

Vater unversiegelt und unüberschrieben an sich nahm, mit der Versicherung, daß er es selbst bestellen lassen wollte.

Wirklich schickte er es auch sogleich an den Garbati, ging aber eine Viertelstunde darauf zu Giulien zurück, und versicherte ihr bedauernd, er habe aus Versehen das Billet zerrissen, daher sie ein anderes ganz gleichen Inhalts schreiben, jedoch darin, weil er selbst vielleicht um acht Uhr noch nicht zu Hause seyn möchte, ihren Freund auf halb neun Uhr bestellen solle.

Giulia, im Uebermaaße ihrer Freude nichts Arges ahnend und über den Eifer ihres Vaters entzückt, that sogleich, wie er wollte; worauf denn Servisi das zweite Billet ebenfalls mit sich fortnahm, es versiegelte und überschrieb, und es an den Cervaconte überschickte.

Der Plan des alten Fuchses war folgender. Die beiden Liebhaber sollten, so wie sie ankämen, in zwei an einander stoßende, mit einer Thür verbundene Zimmer geführt werden. Damit sie nicht etwa vor der Zeit den Betrug merken und sich entfernen möchten, wollte er die auf den Vorsaal führenden Thüren sogleich nach ihrem Eintritte wieder verschließen lassen, wogegen die Thür, welche beide Zimmer verband,

unverschlossen bleiben sollte. Nun war vorauszusehen, daß einer oder der andere der beiden Liebhaber, wenn sie durch langes vergebliches Harren ungeduldig geworden, endlich versuchen würde, ob nicht durch das Nebenzimmer zu entkommen sey, wo dann beide sich treffen mußten. Hier kam es dann gewiß zwischen ihnen zu Erklärungen, über diese aber, da Garbati als ein äußerst hitziger Schläger, Cervaconte aber ebenfalls als ein tapferer Offizier bekannt war, zum Zweikampf. Bei der Wuth, in welche der Gegenstand sie versetzen mußte, war bestimmt zu hoffen, daß der eine getödtet oder doch gefährlich verwundet, der andere aber genöthigt seyn würde, aus Neapel zu entfliehen. Damit sie nun auch Gelegenheit fänden, den Zweikampf gleich in der ersten Wuth auf irgend einem freien Platze vorzunehmen, sollten an die Fenster von außen Leitern angelegt werden, so daß sie, um sich recht bemerklich zu machen, über die offenen Fenster in die Stube hineinschauten. Auf diesen sollten sie in den Garten kommen, dessen hintere Thür offen gelassen war, um sie ins Freie zu führen.

Serviši, welcher diesen Plan für ganz untrüglich hielt, bildete sich viel auf dessen Erfindung ein und konnte kaum den Abend erwarten, an welchem er beide

Nebenbuhler durch sich selbst ins Verderben bringen wollte.

Am selbigen Tage war Bettina, die jüngere Tochter, aus dem Kloster in das väterliche Haus zurückgekommen. Es hatte nämlich Servisi, sobald er die Verheirathung der Giulia mit Bussolo für gewiß hielt, sie zurückberufen, theils um die Pension zu ersparen, theils um auch sie, die unterdessen mannbar geworden, so schnell und so vortheilhaft als möglich zu verkaufen. Sobald er sie wieder sah, faßte er auch die bestimmteste Hoffnung, daß die Gelegenheit dazu nicht lange ausbleiben würde. Denn Bettina, welche im funfzehnten Jahre stand, war so außerordentlich schön geworden, daß sie Giulien nicht nur nichts nachgab, sondern sogar von Liebhabern, die das Sanfte mehr lieben als das Feurige, ihr noch vorgezogen werden mußte. Die Einsamkeit des Klosters, und die häufigen Gespräche, welche einige junge Nonnen über die Süßigkeit der Liebe mit ihr geführt, hatten ihr etwas so Schmachtendes gegeben, daß ihr ganzes Wesen, besonders ihr großes dunkelblaues Auge, in welchem Schüchternheit und Verlangen sich wunderbar vermischte, dadurch gleich auf den ersten Anblick einen ganz unwiderstehlichen Reiz gewann.

Serviſi beſchloß, ſie mit als Werkzeug zu Ausführung ſeines Plans zu gebrauchen. Denn weil er mit den beiden Liebhabern, beſonders mit dem immer ſchlagfertigen Garbati, aus Furcht, daß der Plan durch unglückliche Zufälle denn doch ſcheitern und die Wuth beider gegen ihn ſich richten könne, nicht ſelbſt zuſammentreffen, der Duenna aber, welcher er ſeit Verweigerung des verſprochenen Geſchenkes nicht mehr traute, nichts merken laſſen wollte, ſo trug er Bettinen auf, die Ankommenden unten an der Hausthür zu empfangen, jeden in das für ihn beſtimmte Zimmer zu führen, ſie dabei zu verſichern, daß Giulia gleich da ſeyn würde, die Thür ſelbſt aber dann wieder zu verſchließen.

Und ſo geſchah es. Garbati kam zuerſt, war aber, als ein bis zur äußerſten Heftigkeit Verliebter, mit ſich ſelbſt und der bevorſtehenden Zuſammenkunft viel zu ſehr beſchäftigt, als daß er die holdſelige Führerin, da es nicht ſeine Giulia war, weiter hätte betrachten ſollen. Cervaconte hingegen, welcher den Sinn für fremde Reize noch bei weitem nicht verloren hatte, faßte ſie, gleich allen andern Schönen, die ihm nahe kamen, ſcharf ins Auge. Da war ihm, als ob plötzlich, gleich einem Blitzſtrahle, das Licht der wahren

Liebe

Liebe in seine Seele fiele. Ihm schien, als habe ihn Giulia nur wegen der Aehnlichkeit mit dem herrlichen Wesen gereizt, das jetzt so kindlich und doch im üppigen Schmucke der reifen Jungfrau vor ihm stand. Der Eindruck, den beide Schwestern auf ihn gemacht, verhielt sich gegen einander wie der eines schönen Gemäldes zu dem, welchen das lebende schönere Original hervorbringt. Er konnte seine Blicke in ihrem Anschauen nicht sättigen. Der Mann, der die Weiber kannte und gewohnt war, ihnen zu gefallen, daher aber Schüchternheit gegen sie seit langer Zeit nicht gefühlt hatte, konnte nur mit abgebrochenen, aus gepreßter Brust mühsam hervorgebrachten Worten mit dem schönen Mädchen ein Gespräch anknüpfen, und erfuhr dadurch, daß Bettina Giuliens Schwester und heut erst aus dem Kloster zurückgekehrt sey.

Bettina ihrerseits, so jung sie auch war, bemerkte deutlich, welche Wirkung ihr Erscheinen auf den jungen Helden hervorbrachte, und freute sich darüber um so inniger, da sie auch in sich selbst die Gluth der Liebe bei seinem ersten Anblicke emporlodern fühlte. Sie ahnete, daß dem schönen Manne hier ein Betrug gespielt werden solle, und schwankte hin und her, ob sie ihn warnen solle, oder nicht. Die Furcht vor dem Vater behielt endlich die Oberhand, und sie

führte den Jüngling in das für ihn bestimmte Zimmer, aber so langsam und zögernd und mit so wenig verhehlter Theilnahme, daß er noch mehr Zeit und Veranlassung gewann, sich an ihren Blicken zu entzünden. Betrübt, ja mit Thränen in den Augen, sagte sie ihm, daß Giulia gleich hier seyn werde. Da ergriff er zum Abschiede ihre Hand und bedeckte sie mit vielen heissen Küssen, konnte auch lange sich nicht entschließen, sie von sich zu lassen, bis man endlich im Hause eine Thür gehen hörte, und Bettina sich von ihm losriß und verschwand.

Dem Jüngling war es wunderlich zu Muthe. Ihm graute vor der Zusammenkunft mit Giulien, welcher er vor wenigen Minuten noch so sehnlich entgegen gesehen hatte. Zum erstenmale in seinem Leben fühlte er, wie dem zu Muthe sey, dessen Herz ein einziges Bild vollständig ausfüllt. Giulia hatte für ihn keinen Reiz mehr. Er warf sich in den Lehnstuhl, die Hand vor Stirn und Augen gelegt, und dachte, tief verloren in frohen und ängstlichen Träumen der Erscheinung nach, die wunderbar hold bei ihm vorübergeschwebt war

Unterdessen wurde dem Garbati, welcher im Nebenzimmer bereits eine halbe Stunde voll Ungeduld gewartet hatte, von Augenblick zu Augenblick die Zeit

länger. Er war wenigstens schon einige Dutzend Male die Stube mit Heftigkeit auf und ab gegangen, hatte bald zum Fenster hinaus geblickt, bald an der Thür gehorcht, ob er nicht die Tritte der Geliebten vernehme. Als er sie leise zu öffnen versuchte, fand er sie verschlossen. Dies und die in die Stube hereinblickende Leiter liefen ihn irgend einen Betrug ahnen, welchen man ihm für die gestern an den Buffolo verschwendeten Liebkosungen zu spielen gedenke. Noch mehr wurde er in dieser Ahnung bestärkt, als er nun bei Cervaconte's Ankunft eine männliche und eine weibliche Stimme, im Nebenzimmer flüsternd, vernahm, nachher aber, obwohl er gehört hatte, daß jemand hereingetreten war, dort alles still wurde. Auch hörte er, daß jemand auf dem Vorsaale herumschlich und, wie es schien, an seiner Thür horchte.

Voll Zorn über seine Vermuthung, beschloß er, sich sogleich Aufklärung zu verschaffen. Mit dem Säbel in der Faust öffnete er die Thür des Nebenzimmers, und sah hier, bei dem Scheine des von Bettinen zurückgelassenen Lichtes, den Cervaconte, der ohne sein Eintreten zu hören, noch immer, die Hand auf Stirn und Augen gedrückt, auf dem Lehnstuhle saß. Auf Garbati's donnerndes: Wer da! sprang jedoch jener heftig erschreckend empor, und stand im

Augenblicke mit dem bloßen Säbel in der Faust, dem andern gegenüber.

Was habt ihr hier zu suchen? fragte Garbati, der durch den Anblick des Nebenbuhlers in den höchsten Grimm gerieth.

Das frage ich Euch! antwortete jener, zornig über die unwillkommene Störung und des andern verächtliche und harte Anrede.

Ich bin hier, weil Giulia mich hier sehen wollte.

„Ich auch, wie ihr aus diesen Zeilen sehen könnt."

Mit diesen Worten reichte Cervaconte dem andern Giuliens Billet hin. Garbati durchlief es mit blitzenden Augen und zerbissenen Lippen, und fand, daß es, bis auf die Bestimmung der Stunde, völlig dem gleich war, das er selbst bekommen hatte. Bei dieser Entdeckung, bei der Gewißheit, daß die Züge von Giuliens Hand seien, stieg Garbati's blinde Wuth aufs Höchste. Er zerriß das Billet und trat wüthend darauf herum. Dann drang er auf den andern mit dem Säbel ein, indem er ihm zurief, sich zu wehren.

Im Augenblicke war das Gefecht im Gange. Weil aber Cervaconte, wenn es galt, immer auch aus

dem höchsten Zorne zu klarer Besonnenheit schnell zurückkehrte, und sich daher auch hier geschickt vertheidigte, während der andere blind wüthend auf ihn losshieb, so geschah es bald, daß Cervaconte durch eine geschickte Wendung dem Gegner den Säbel aus der Hand schlug, daß er klirrend gegen die Wand flog.

Alles dies hörten Buffolo und Serviſi an der Thür, wohin ſie, um zu horchen, ſich geſchlichen hatten, deutlich mit an. Vom Anfange her freuten ſich beide, daß ihr Plan ſo gut gelang. Als ſie aber das Degengeklirr vernahmen, wurde Serviſi ängſtlich, weil es ſeine Abſicht nicht geweſen war, daß das Duell im Hauſe hatte vor ſich gehen ſollen, und er fürchtete, daß, wenn der Eine oder der Andere bliebe, ihm ſolches zu großer Verantwortung gereichen möge. Mit Schrecken hörte er, wie der Eine entwaffnet wurde, und glaubte nun gewiß, der Sieger werde den Andern tödten, ſich ſelbſt durch das Fenſter flüchten, und ihm den Leichnam im Hauſe zurücklaſſen. Aber er hörte, wie Cervaconte rief: Ich könnte dich nun zwar mit Recht tödten, aber ich verzeihe deinem unſinnigen Zorne, und ſchenke dir das Leben.

Ich mag kein Geſchenk von einem verſuchten Nebenbuhler, ſchrie Garbati. Tödte mich, ich will nicht leben.

Noch allerhand wilde und heftige Reden wurden zwischen beiden gewechselt, bis nach und nach das Gespräch gemäßigter und endlich so leise wurde, daß die Horchenden nichts mehr verstanden. Schon glaubten diese, die Nebenbuhler seien durch das Fenster entflohen. Aber plötzlich erneuerte sich im Zimmer der grimmige Streit. „Wenn Du denn nichts vom Vergleiche hören willst," rief Cervaconte, „so muß einer von uns hier auf der Stelle bleiben." Das Degengeklirr ging von neuem an, und wilder noch als zuvor. Nach kurzer Zeit hörte man, daß ein Säbel zur Erde sank, und Garbati matt sagte: „ich habe genug, ich bin ein verlorner Mann!" — worauf man ein Geräusch vernahm, wie wenn ein Mensch über das Zimmer geschleppt würde und mit den bestiefelten und bespornten Beinen schlotternd den Boden schlüge. Und gleich darauf ertönte auch Cervacontes Stimme, welcher laut und ängstlich: zu Hülfe! zu Hülfe! rief.

Serviß wußte bei dieser unerwarteten und gefährlichen Wendung der Dinge nicht, was er vor Angst thun sollte. Indessen wurde das Hülfegeschrei von innen immer ärger, Giulia, Bettina und das Hausgesinde kamen erschrocken herzugelaufen. Auch die Nachbarn mußten aufmerksam werden, und so

wegen mancher Begünstigungen, die den Bürgern auf dem anzrenzenden Gebiete des Grafen Z.. widerfuhren, sehr gut für diesen gestimmt, und aus Furcht, daß der Graf diese Freiheiten, von denen viele Einwohner fast allein lebten, einschränken möchte, gewiß stets bereit war, seine Wünsche, so viel als möglich, zu erfüllen; mit dem Talisman dieses Documents in der Tasche hatte er jedoch keine Ursache, noch Schwierigkeiten gegen seine Verbindung von einem Manne zu erwarten, den er seines Vermögens berauben konnte, und er beschloß daher, erst das Glück der Liebenden, denen er eigentlich seine Vereinigung mit Emma verdankte, in Wettingen zu gründen, und dann mit Georg nach L.. zu reisen, und ihn da in Christels Arme zu führen. Der Brief an den Stiefvater seiner Gemahlin, der diesen von der Auffindung des Documents unterrichtete, und die Niederschlagung des Prozesses zum Preis seiner Einwilligung in die Heirath setzte, war bereits nach W.. gesandt, wo er den Empfänger verfehlte; der Besitzer des Klosterguts in Wettingen, der, wie er von seinem Erzieher hörte, sein Grundstück gern verkaufen wollte, war nach der Pfarre beschieden, und der Handel abgeschlossen; der Prediger war beauftragt, alles für die Liebenden, so gut wie es die Kürze der Zeit erlaubte, in ihrem neuen Besitzthum einzurich-

war zu fürchten, daß, je länger das Geschrei dauere, die Begebenheit um so weniger zu verbergen seyn werde. Es blieb ihm daher nichts übrig, als die Thür von außen zu öffnen, worauf denn er und Buffolo, Giulia und Bettina, und mehrere Personen vom Hausgesinde eintraten.

Sie fanden hier den Garbati auf einem Sopha ausgestreckt. Sein Kopf war mit einem in der Eil abgebundenen Stuhlüberzuge verbunden, welcher das Gesicht zur Hälfte bedeckte und, so wie die andere sichtbare Hälfte des Gesichts, ganz mit Blute besudelt war. Er regte kein Glied, aber sein Athem röchelte, wie der eines Sterbenden.

Cervaconte lief wie ein Verzweifelnder im Zimmer herum, immer rufend: Wehe mir, ich habe meinen Freund erschlagen.

Als er aber unter den Hereintretenden den Servisi erblickte, lief er mit blosem Degen wüthend auf ihn zu, so daß dieser hinter dem ausweichenden Buffolo, und dann hinter einem Tische sich zu bergen suchte. „Ihr seid Schuld, Bandit, rief jener, daß ich diesen Mord begangen. Ihr habt uns Beide hierher gelockt, damit wir uns ermorden möchten, und damit ihr dann ohne Gefahr eure schöne Tochter an diesen elenden alten Wüstling verhandeln könntet.

Ich sollte euch beide ermorden, aber ihr seid nicht werth, von meiner Hand zu sterben. Sogleich gehe ich zum Richter, und hoffe, wenn Gott will, euch beide am nächsten Galgen hängen zu sehen. — „Ach, mein Garbati, mein Garbati!“ rief er von Wuth in Schmerz übergehend, „wie mußte ich mich von diesem Schurken betrügen lassen, um Dich zu erschlagen.“

Mit diesen Worten wollte er fort. Aber Servisi warf sich ihm, da er den Säbel in die Scheide gesteckt, in den Weg, bittend und flehend, daß er ihn nicht unglücklich machen möchte, und sich zu allem erbietend, was er nur fordern möchte, wenn er ihm behülflich seyn wolle, die Geschichte zu verbergen.

Indessen hatte Giulia, so wie sie von Terraconte Garbatis Namen hatte aussprechen hören, ihren unglücklichen, durch den Verband und das Blut ganz entstellten Geliebten wieder erkannt, und sich verzweifelnd auf den Sterbenden niedergeworfen. Sie war so außer sich, weinte und stöhnte so kläglich, daß man aus der Größe ihres Schmerzes deutlich die unendliche Liebe erkennen konnte, mit welcher sie ihm zugethan war. Bei Giuliens Berührung schien einiges Leben in den Halbtodten zurückzukommen, denn sie fühlte, als sie sich seinem Munde näherte, plötzlich

einen warmen und derben Kuß auf ihre Wange. Sogleich erhebt sie ein Freudengeschrei: „Er ist noch nicht ganz todt, holt schnell einen Wundarzt!“ Alles schwieg nun und wendete sich erwartungsvoll nach dem Verwundeten und nach Giulien hin, die ihn ohne Unterlaß umfaßt hielt.

Dem Garbati kehrte nun auch einige Bewegung und die Sprache zurück, und er sagte, matt und oft von Röcheln unterbrochen, folgendes:

Ich fühle, es ist aus mit mir. Nicht über eine Stunde kann ich noch leben, und kein Arzt vermag mir zu helfen. Du, Serviß, bist mein Mörder, nicht Cerraconte. Aber ich verzeihe Dir, und will keinen Groll mit in jenes Leben hinüber nehmen, wenn Du mir noch zwei Wünsche erfüllen willst. Erstlich wünsche ich dasjenige, was mir an mäßigen Glücksgütern vom Himmel bescheert worden ist, Deiner Tochter Giulia sterbend zu vermachen, damit sie immer meiner Liebe sich erinnern möge. Zweitens wünsche ich, als ihr Gemahl aus der Welt zu gehen, damit ich, wenn ich auch hienieden ihrer irdischen Reize nicht genießen konnte, doch mit der Hoffnung scheiden dürfe, dort oben ewig mit ihr verbunden zu seyn. Holt mir daher einen Notarius mit Zeugen, auf daß er

mein Testament niederschreibe, und einen Geistlichen, damit er uns ehelich einsegne.

Nach diesen Worten, die Garbati nur mit großer Anstrengung hervorgebracht, fiel er wieder in Ohnmacht, worauf denn Giulia, von dieser großen Liebe des sterbenden Geliebten gerührt, aufs neue beweglich zu weinen und zu wehklagen anfing. Servisi dachte indessen den Wünschen des Garbati nach und meinte, daß es gar vortheilhaft wäre, sie zu erfüllen. Denn wenn auch, wie er wohl wußte, Garbati's Vermögen nicht eben groß war, so konnte es doch für ein ansehnliches Geschenk gelten. Da Giulia nun dadurch mit einer Mitgift versorgt wurde, so glaubte er sich berechtigt, von dem Buffolo noch größere Vortheile für sich selbst zu verlangen. Um diesen Preis hätte er Giulien alle Tage mit einem sterbenden Bräutigam verheirathet. Außerdem aber glaubte er sich, wenn Garbati Giulien zur Erbin einsetzen und sich sterbend mit ihr verbinden würde, dadurch von jedem Verdacht einer Theilnahme am Morde, folglich von aller Verantwortlichkeit wegen seines Todes vollkommen befreit.

Indessen ging ihm das Bedenken bei, ob denn auch wirklich Garbatis Wunde so tief sey, daß er

unfehlbar daran sterben müsse. Er wünschte sich davon vor allen Dingen durch den Augenschein und durch das Zeugniß eines Kunstverständigen zu überzeugen, und sagte daher dem Cervaconte, daß er zwar nach Notarius und Priester, zugleich aber auch nach einem Wundarzte schicken wolle, um erst den Verwundeten kunstmäßig verbinden zu lassen. Kaum aber hatte er diese Worte gesagt, als Cervaconte in einen fürchterlichen Zorn ausbrach. Er beschuldigte den Servisi, daß er sich nur überzeugen wolle, ob der Unglückliche auch gleich nach der Heirath sterben müsse. Da ihm der Hirnschädel in tausend Stücken zerschmettert sey, so müsse er sterben, sobald der Verband abgenommen werde. Er schwur dabei, daß er, wenn Garbati aus der Welt gehe, ohne mit Giulien verehelicht zu seyn, er auf der Stelle zum Richter eilen und dort den Servisi bedienen würde, daß er seine Freude daran haben solle.

Da nun auch Garbati wieder so entsetzlich zu röcheln anfing, daß man sein Hinscheiden im nämlichen Augenblicke erwartete, und längere Verzögerung Giulien um die Erbschaft bringen mußte, so entschloß sich Servisi, sogleich nach Notar und Geistlichen zu schicken, die denn auch, weil ein Sterbelager dieser Art ein fruchtbringendes Feld für dergleichen Leute

ist, in weniger als einer Viertelstunde mit den ernstesten und heiligsten Gesichtern eintraten, und bei Garbati's traurigem Anblicke im Stillen überlegten, wie viel dessen Tod ihnen wohl einbringen könnte.

Der Sterbende sprach nun seinen letzten Willen dahin aus, daß er, dafern er vor seinem Tode noch mit Giulien ehelich eingesegnet werde, solche zur Erbin seines ganzen Vermögens einsetze. Der Notar aber setzte mit flüchtiger Hand darüber ein Protokoll auf, wozu jener auf Vorlesen als zu seiner Willensmeinung sich bekannte. Scrviß aber gab in Gegenwart aller Anwesenden seine Einwilligung zur Verehelichung seiner Tochter mit dem Garbati, und es erfolgte hierauf die Einsegnung des Paares unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten.

Dieser Segen schien eine ganz besondere Wirkung zu haben. Denn kaum war er ausgesprochen, als der Verwundete munter aufsprang, der Verband von der Stirn riß, und einen Bedienten, welcher mit gespreizten Beinen und offenem Munde das Wunder anstaunend dastand, forstieß, mit den Worten: Ein Waschbecken, du Maulaffe, damit ich mich abwaschen und meine schöne Braut anständig umarmen könne.

Giulia, welche, als sie sich verzweifelnd über ihren Geliebten geneigt, von ihm mit wenigen leisen

Worten unterrichtet worden war, daß alles nur eine Farce sey; Bettina, welcher während des Testaments und Trauacts Cervaconte das Verständniß eröffnet hatte, und Cervaconte selbst, brachen bei dieser Rede Garbatis in ein großes Gelächter aus. Der Geistliche und Notar, Servisi und Buffolo, die Zeugen und Bedienten standen dagegen starr vor Erstaunen. Servisi aber, als er nun wieder zu sich gekommen, fing an, unmenschlich zu schimpfen und zu toben und widerrief seine Einwilligung, weil sie ihm durch einen Betrug abgeschlichen worden. Der Notar erinnerte ihn jedoch, daß er diese Einwilligung ganz unbedingt gegeben, so wie der Geistliche ihm die Unauflöslichkeit des Sacraments der Ehe zu Gemüthe führte, worauf denn Servisi, sich betrogen und in seinen eigenen Schlingen gefangen sehend, einmal über das andere ausrief: O meine fünftausend Scudi! meine fünftausend Scudi!

Als man erfuhr, daß Buffolo ihm für die Heirath mit Giulien diese Summe versprochen hatte, trat Cervaconte hervor und sprach: Edler Herr, euer Verlust soll euch sogleich ersetzt werden, denn ich verspreche euch sechstausend Scudi, wenn ihr mir eure schöne Tochter Bettina zur Frau gebt.

Da nun der Notar, welcher von dem großen

Vermögen des Cervaconte hinreichend unterrichtet und selbst reich war, sich für die Erfüllung des Versprechens verbürgte, so willigte Servisi getröstet ein. Bettina ihrerseits gab ebenfalls ihr ja mit Freuden, und so wurde denn auf der Stelle von dem nämlichen Notar und Geistlichen auch die zweite Eheverbindung abgeschlossen.

Alles war nun vollkommen glücklich, bis auf Buffolo, der Anfangs nach Entdeckung des Betrugs gegen alles feierlich protestirt, aber auf eine drohende Bewegung, welche Garbati mit dem bewußten Stocke machte, sich eilig entfernt und, um einigen Trost zu holen, in das gewisse enge Gäßchen begeben hatte. Die andern blieben beisammen und feierten bei eilig herbeigeschafften Speisen und guten Weinen fröhlich das doppelte Hochzeitfest.

Ueber Tische fragte der Geistliche — indem Servisi nach der Art, wie er betrogen worden, sich zu erkundigen keinen Beruf fühlte — wie denn alles zugegangen und wie Garbati so schnell von seiner tödtlichen Wunde genesen sey?

Dieser antwortete: Hochwürdiger Herr, das ist lediglich Folge eures Gebets und eures Segens. Denn kaum fingt ihr diesen zu sagen an, wobei ihr wahrscheinlich für meine Genesung im Stillen gebetet

aben mögt, als mir ſchnell beſſer wurde. Am Ende ber war mein Kopf, den Cervacente mit einem chrecklichen Hiebe zerſchmettert, wieder ganz und al- er Schmerz verſchwunden.

Dem war nun zwar nicht alſo. Vielmehr hatten Garbati und Cervacente ſich leicht verſöhnt, ſobald erſterer verſicherte, daß er auf Giulien keinen An- ſpruch mache, und Bettinen ihr verziehe. Der Um- ſtand, daß die Aufſchrift beider Billets von männli- cher Hand war, hatte ihnen die ſichere Vermuthung gegeben, daß der Alte ſie habe betrügen und verderb- lich an einander bringen wollen. Zur ſchuldigen Ver- geltung ſchloſſen ſie nun ein enges Bündniß gegen ihn, und verſiegelten es mit ihrem Blute, indem ſie ſich einer dem andern eine leichte Wunde ritten und daraus Garbatis Geſicht und den Verband reichlich bemahlten. In dem Gefecht ſchlugen ſie dann, wie man dies auf den Bühnen oft lächerlich zu ſehen pflegt, blos die Säbel heftig an einander, worauf dann alles ſich begab, wie oben erzählt worden iſt.

Demungeachtet empfand der Geiſtliche, ſey es nun, daß er Garbatis Verzeihung, der Segen habe ihn hergeſtellt, ſelbſt glaubte oder nur zu glauben ſchien, darüber eine große Freude. Er verbreitete die Neuigkeit am andern Tage in der Stadt, der Notar,

welchen er allen Sterbenden zur Fertigung der Testamente zu empfehlen versprach, unterstützte ihn treulich, und so wußte denn in wenigen Tagen ganz Neapel, daß ein tödtlich Verwundeter durch des frommen Pater Paolo Gebet und Segen auf der Stelle völlig genesen sey. Krüppel, Aussätzige und alle, die an einem Uebel litten oder zu leiden glaubten, strömten dem frommen Manne zu, um seinen Segen zu holen, und alle, die gesund hingekommen waren, zogen genesen von dannen. Der Ruf dieser Wunder gelangte bald bis nach Rom, und als der fromme Pater Paolo bald darauf an einer Unverdaulichkeit starb, wurde er vom Pabste heilig gesprochen. Seine Gebeine werden noch gegenwärtig in der Kirche zu St. Nicolo in Neapel aufbewahrt, wo sie noch eben so große Wunder thun, als dasienige war, welches er bei Lebzeiten an dem Garbati verrichtet hatte.

---

ten, und der Graf fuhr mit seiner Gemahlin selbst nach Wettingen, um Georg abzuholen, und sich mit dem guten einfachen Menschen über ihr Glück zu freuen, da erfuhr er von Georg die Gefangennehmung Christels. In L.. wurde der Bürgermeister durch seine ruhige Auseinandersetzung der Sache und durch die Verzeigung des Documents, das den Grafen Z.. von ihm abhängig machte, um so leichter zur Befreiung der Unschuldigen bewogen, und der Graf selbst entschloß sich, um sich und seiner Familie die ererbten Güter zu erhalten, die zu ihrer politischen Existenz nothwendig waren, zur Einwilligung in Emmas Vermählung, und zur Herausgabe ihres Vermögens, dessen Glanz ihn zu so vielen harten und ungerechten Schritten vermocht hatte.

Während wir dieß alles hier erzählten, hat der Notarius seine Protocolle beendigt; es ist alles unterschrieben, und der Graf hat mit einem sauersüßen Lächeln dem jungen Ehepaare zu der Verbindung Glück gewünscht, und das unglückliche Document an sich genommen. Die stolzen Engländer tragen nun das glückliche Ehepaar und seine Schützlinge raschen Flugs nach Wettingen zurück; der alte Sander aber, dem die Bewegung der Chaise zu schwankend und der Trapp der Pferde

Der Bauer und die Sternschnuppe.

Eine Parabel.

Als einst auf hoher Sternenwarte
Ein Astronom die Himmelskarte
Bald mit den Augen übermaas,
Bald selbst im Buch der Sterne las,
Da thät vorbei ein Bauer gehen,
Der immer nach dem Thurm gesehen.

Und als der Mann der lichten Sterne
Das Fernrohr eben nach der Ferne,
Wie sichs gebühret, hingewandt,

Daß weit es ragt vom Thurmes Rand,
Da blieb der Bauer sinnend stehen,
Weil er auch das noch nicht gesehen.

Doch wollt er sehr nicht eben loben
Den auf dem hohen Thurme oben,
Der doch mit seinem Handwerkskram
Gar kluge Dinge unternahm,
Und stand und guckte in die Höhe,
Nachsinnend, was dort wohl geschehe.

Und endlich wird's ihm klar und helle,
Warum das Rohr der oben stelle,
Es ist ein Blaserohr fürwahr,
Gerichtet nach den Sternlein klar,
Doch wird's dem Pursch'n nicht gelingen,
Bis zu den Sternlein hinzudringen.

Schulmeister hat's mich früh gelehret
Und der Calendermann bewähret,
Daß weit von uns die Sternelein
Wohl über zwanzig Meilen seyn,
Drum kann's dem Jungen nicht gelingen
Mit seinem Bolzen hinzudringen.

Und als dem nun recht deutlich werden,
Wie eitel doch an allen Orten
Der Menschen Thun und Trachten sey,
Und wie er selber klug dabei
Und er schon weiter zieht behende,
Weil's dem doch nicht gelingen könnte.

Da schießt auf einmal hell herunter
Der Sternenschnuppe Himmelswunder
Und zündet an die Wissenschaft,
Die sich der Bauer angeschafft,
Und was er mühsam sich ersonnen,
Das ist in Einem Nu zerronnen.

Wie hätt's auch Einer glauben können,
Daß dorthin, wo die Sternlein brennen,
Und in die Sternlein selbst hinein
Der Bolzen könnte dringen ein,
Dort aus dem Rohr so klein und enge,
Wer dächte nur, daß das gelänge!

Und dennoch ist das Ding gelungen,
Weil selbst ein Stückchen abgesprungen,
Das eben jetzt mit hellem Schein

So fällt in unsre Welt hinein,
Vom Sterne dort, der heftig zittert,
So hat der Schuß den Stern erschüttert.

Wie nichtig ist des Menschen Wissen
Und wie umhüllt mit Finsternissen;
Wie wird man klüger jeden Tag,
Wenn man nur klüger werden mag;
Ich hatt' es wahrlich doch verstanden
Und so ein Junge machts zu Schanden.

Friedrich Kuhn.

Die neueste Oper.

In dieser Oper habt ihr mehr, als Fünftelsaft;
Aus mehr, als Zwanzigen, ist sie zusammgerafft.

P. Grill.

Lolo's Leiden und Freuden,
oder
die drei Amaranths.

Als ich einſt beim ſel'gen Tantchen
Spät bei düſtrer Lampe ſaß,
Und in Amaranth und Nantchen
Statt in Arndt und Schmolke las —
Minnelieder nannte Suschen
Lockung zu der Hölle Pfuhl —
O wie gönnt' ich ihr und Buschen
Sanften Schlaf im Krëpelſtuhl!

Süßer, als in Lenzgehägen
Wechſelſchlag der Nachtigall,
Tönte mir des Pärchens Sägen,
Ihres Schnarchens Doppelhall;
Denn zum eigner Zukunft Räume
Wob die Dichtung Tanz und Spiel,
Als — im ſchwärzeſten der Träume,
Buschen, plautz! vom Krëpel fiel.

Quiekend humpelte der Kater,
Und mit ängstlichem Geschrei
Rief Susanna: „Marsch! zum Bader!
Alle Pfötchen sind entzwei!“
Doch weil nur mit wenig Wanken
Büschen auf und nieder schlich,
Fiel auf mich der Schlag; es sanken
Tantchens Blicke wild auf mich.

„Was? Du glühst ja, wie die Rose!
War das Nachtgebet schon aus?“ —
Sprach die Tante, griff zur Dose,
Dem beliebten Nasenschmauß —
„Freche! wie? was muß ich schauen?
Unterm keuschen Corduan
Lauscht — o sünd'ge Welt! — o Grauen! —
Denkt, in Seide, ein Roman!“

„Weltkind! ha, beim Paradiese
Und beim heilgen Perlenschatz —
Tzi! Du hörst, daß ich's beniese —
Findet Satans Fallstrick Platz;
Doch, ich will den Frevel rächen;
Trotz des Argen List und Wehr,
Den Romanensinn dir brechen —
Buch und Kien und Blasbalg her!“

Ach, das Buch hört' ich verdammen,
Das mir Heinrich still verehrt,
Sah im Geist von Rauch und Flammen
Schon den liebsten Schatz verzehrt;
Streng, die eiferndste Sibylle,
Schwang das Buch sie in der Hand,
Buchstabirte durch die Brille:
„A — m — Ama — Amaranth."

Doch, o Wunder! statt der Runzeln,
Dräuend Bann und Glutgericht,
Ueberflog ein zärtlich Schmunzeln
Sonnengleich ihr Angesicht:
„Kleine! gelt, jetzt wär' die Rose
Auf mich selbst wohl angewandt;
Was der Tausend! — ei, der Lose
Macht mich gar im Druck bekannt."

„Sieh mal an!" — und auf im Schranke
Schloß sie das geheimste Thor;
Herzen, Täubchen, Blumenranke,
Nebst dem kleinen Cypripor,
Bunter Blättchen, goldner Bogen
Riesenstöße konnt' ich schau'n:
„Kind, nun ich dich 'rangezogen,
Will ich mich dir ganz vertrau'n"

„Morgen! — Neun und dreißig Jahre
Werd' ich dann, genau gezählt;
Du accommodirst mir schön die Haare,
Und das Moorkleid wird erwählt;
Morgen naht in sammtner Weste,
Der — so treu ward sich geliebt —
Jährlich mir zum Wiegenfeste
Neue Liebespfänder giebt."

„Denk, wir fanden uns auf Erden
Schon im Anfang meines Mai's,
Und bei dem Magisterwerden
Sandt' ich ihm ein Lorberreis;
Ach, wie stand die Drathperücke,
Ach, wie saß ihm Strumpf und Schuh!
Doch zu Bette jetzt, sonst drücke
Ich vor Schaam kein Auge zu!" —

Harrend seltner Wunderdinge,
Lag ich schlaflos nun die Nacht,
Und schon zog's am Pfortenringe,
Eh' die Tante aufgewacht;
Ich — was konnt' ich sonst beginnen?
Stürmend scholl der Klingel Zug —
Eilte, schnell verhüllt, von hinnen,
Ob mein Herz gleich mächtig schlug.

zu scharf ist, zieht es vor, mit seiner Ehegattin auf einem Leiterwagen nachzufolgen, auf dem sie auch den sehr benebelten Schulmeister aufnehmen. Der alte Conrad ist eben so leicht durch das schöne Klostergut gewonnen, wie Sander; der glückliche überraschte Georg und seine Geliebte werden bald vereinigt, und auf ihrer Hochzeit macht die Gräfin F.. mit dem Bräutigam, und ihr Gemahl mit der Braut den ersten Tanz. Jetzt da ich dieß schreibe, hat schon jeder Entführer bei dem ersten Kinde seiner Entführten, Georg bei dem jungen Grafen, und der Graf bei der ersten Tochter der Frau des Klosterguts Gevatter gestanden.

In Wettingen aber sind aus dieser Geschichte zwei wichtige Folgen entstanden; die erste ist die Vereinigung der Fischer und Bauern, die sich nun gegenseitig ihre Söhne und Töchter geben, und sich in der Kirche freundlich vermischen; die zweite ist ein großes Helden- und Schäfergedicht des Schulmeisters, wobei er Hübners Anleitung zur Reimkunst zu Hülfe genommen hat. Es besteht aus acht und vierzig Gesängen, und enthält die Liebesgeschichte des Grafen und der Gräfin, des Herrn Georg Conrad und seiner Gattin, und die alten Zwistigkeiten der Wettinger Bauern und

Lauschend, nur mit halbem Kopfe,
Guckt' ich, denkt, und Heinrich stand
Vor der Thür — im Beutelzopfe,
Ganz maskirt als Gratulant;
Um die Schläfe flog die Locke
Mehlbekleistert, schwunghaft, kühn,
Und am Changeant-Atlasrocke
Stritt Auror mit Schwalbengrün.

„St! Lolo! der Herr Magister,
Der mich die Aesthetik lehrt,
Hat mich" — scholl sein Liebegeflüster —
„Mit Gesandtenrang beehrt.
Bei des alten Pärchens Liebeln,
Das ich Nachts in Reim gebracht,
Holde! kannst du mirs verübeln,
Wenn ich auch an uns gedacht?"

„Weißt du's schon, vor funfzig Jahren
Einte sie ein Schäferspiel;
Doch — was kann ein Schöngeist sparen?
Drum blieb Suschen spröd' und kühl;
Denn ihr Mammon war ihr lieber,
Nur für Katzen schlug ihr Herz;
Dennoch funfzig Jahr und drüber
Singt er jährlich seinen Schmerz!"

Und eh' ich mich recht besonnen,
War der Liebe Genius,
Mit dem Beutelzorf, entronnen,
Doch ich fühlte noch den Kuß;
In der Hand hielt ich zwei Briefchen,
Den an Tantchen, den an mich,
Und um beide schlangen Riefchen
Deutungsvoller Blümchen sich.

Meinen barg ich scheu im Busen,
Schlich mich zu Susannen hin,
Schob das Weihgeschenk der Musen
Leis ihr unters Judenkinn;
Ach, mit welch verschämtem Wesen
Fiel darauf ihr Augenstrahl,
Während ich, auch meins zu lesen,
Mich zum Kaffeefeuer stahl.

Was erblickt' ich! All' ihr Götter!
Heinrich, lieb' und schlafberauscht,
Hatte siegelnd beide Blätter
Ob der Aehnlichkeit vertauscht;
Ach, wie ward mir alles helle,
Als ich auf dem Titel fand:
„Seiner werthsten Mad'moselle —
Dero Schäfer Amaranth."

Und nun weiter: „Rosge Horen
Kehren in verjährtem Strahl;
Was ich funfzig Jahr geschworen,
Hör' auch heute Berg und Thal!
Treu, ein Phylax an der Kette,
Hauch' ich heiße Seufzer aus" —
Huh! schon fuhr aus ihrem Bette
Suschen, gleich Erinnen, 'raus.

Wüth'gen Blicks, mit starren Haaren,
Warf des Festes Königin
An des Heerdes heilge Laren
Meine Heroide hin;
Und ich las: „Der alten Tante
Hab' ich sattsam kund gethan,
Wie ihr treuer Hirt stets brannte;
Hör' auch du, Lolo, mich an!"

Eiskalt lief mir's über'n Nacken,
Und, ein wahrer Schmerzenreich,
Fühlt' ich schon auf meinen Backen
Ahnend Knipp und Backenstreich,
Als in plüschner Weste Glanze,
Pelzbeschuht, Herr Amaranth
Selbst, mit Straus und Pomeranze,
Vor der zorn'gen Huldin stand.

Wie die Krone böser Tanten,
In des Friesrocks dürft'gem Staat,
Gleich der keuschen Namsverwandten
In der Bibel, spröde that,
Mag euch Rambergs Griffel mahlen;
Ich, mit stillbescheidnem Blick
Wend' ich mich von Idealen
Nur zum eigenen Geschick.

Der ästhetische Magister
War ein ehrlich, sanftes Blut,
Sprach zur Sühne, wie ein Küster,
Und beschwor bei eigner Glut;
Kurz, nach anderthalbem Jahre,
Oesterm Fasten und Kasteiʼn,
Ward am festlichen Altare
Amaranth, der Dritte, mein!

F. Kind.

Die lange Dienstzeit.

Bei einer Musterung fiel folgende Unterredung zwischen dem Muster-Inspektor und einem Soldaten vor.

Insp. Wie alt bist Du?

Soldat. Ein und zwanzig Jahre.

Insp. Wie lange dienst Du?

Soldat. Siebenzehn Jahre.

Insp. Wie ist das möglich?

Soldat. Nun, vom vierten Jahre bis ins achtzehnte bin ich Schweinejunge gewesen.

H.

Die sympathetische Kur.

Sie sagten, ich sollt' es dem Doctor nur klagen,
Die Angst in der Brust, und wie Schmerzen mich plagen,
Wie Unmuth mich treibet im flammenden Blut
Zum Eispol und wieder zur höllischen Gluth.

Da rief ich: Herr Doctor! er trippelt herüber,
Er schüttelt die Locken: ein grimmiges Fieber!
Trank, Pulver, mein Söhnchen, die helfen hier nicht,
Weil heimlichen Schmerzen die Wunde gebricht.

Doch mein' ich ein grünendes Sprößlein zu finden,
Das will ich verwunden, das will ich verbinden,
Und wie es nun strebet nach neuem Gedeihn,
So saugt es von dir auch die Schmerzen mit ein.

Gut, Doctor, das Mittelchen will ich erwarten;
Da lief er, doch nicht in den Wald oder Garten,
Nach Hause nur flog er wie Sturmesgebraus,
Und tobte, als trieb er den Teufel dort aus.

Mir schauert's so heimlich, als kömen Gespenster,
Doch wie ich noch lausche, da zeigt sich am Fenster
O wahrlich! ein Sprößlein, das neiget sein Haupt,
Als wär' es vom Sturmwind der Blätter beraubt.

Lieb Röschen, voll Schalkheit und lachender Freude,
Wie ward sie so plötzlich zur trauernden Weide!
Mein Unglück vernahm sie, ist reuvoll und denkt,
Welch Leiden sie lachend ins Herz mir gesenkt.

Getroffen, Herr Doctor! doch plagt sie nicht weiter;
Wie wird mir auf einmal so himmlisch, so heiter;
O grünendes Sprößlein, du leidest für mich,
Sieh, Gute, nun bin ich genesen durch dich.

St. Schütze.

Tischlied.

Die Heiden waren auch nicht dumm
Mit ihren tausend Göttern,
Ein schnurriges Kollegium
Von Gatten, Buhlen, Vettern.
Nur liebten viele allzusehr
Die krummen Nebenpfade
Und mancher Ehmann trug gar schwer
An ihrem Bischen Gnade.

Mit vielen kann ein' frohes Haus
Daher nicht wohl bestehen,
Doch suchen wir die besten aus,
Dann wird die Sache gehen.
Ihr, Jupiter und Mars, bleibt fern,
Euch wollen wir vergessen,
Denn mit so großen, gnäd'gen Herrn
Ist nicht gut Kirschen essen.

Herr Bacchus aber soll herein
Mit seiner Trauben Segen,
Und will Frau Venus artig seyn,
Kommt sie uns auch gelegen.
Und fände schon kein Plätzchen hier
Der Schadenfroh, Herr Momus,
So brauchen doch vor allen wir
Den guten Schmecker Komus.

Zwar ist er just kein großes Licht
Im hohen Götterrathe,
Auch weiß von ihm kein Teufel nicht,
Wer Vater oder Pathe;
Allein in unserm Kreise fragt
Niemand nach Rang und Ahnen,
Wer zecht und jubelt bis es tagt,
Der taugt zu unsern Fahnen.

Und solch ein wackrer Freudenmann
War Komus schon vor Zeiten,
Wo's Tafeln gab, da klopft' er an,
Um Jubel zu verbreiten.
Und das ist unser Element,
Laßt die Trompeten schmettern:
Herr Komus sey hier Präsident,
Vor allen andern Göttern!

Das ist ein Mann der Probe hält,
Zumal bei Lust und Zechen;
Mag draußen sich die halbe Welt
Ergrimmt die Hälse brechen,
Er denkt gescheut: Das muß nicht seyn,
Will ja der Tod mich haben,
So kann ein Uebermaas von Wein
Mich unter'n Tisch begraben.

Nehmt an dem Gott ein Beispiel drum,
Eh' euch der Tod erwische,
Wählt lieber frisch sein Symbolum
Vom Tode unterm Tische.
Denn dieser führt, früh oder spät,
Neu in des Lebens Hafen,
Weil solch ein Todter aufersteht,
Sobald er ausgeschlafen.

F. Laun.

Fischer, nebst ihrer Versöhnung ab ovo usque ad malum. Leider hat er bis jetzt noch keinen Verleger dazu finden können, obgleich er sehr bescheidne Forderungen macht.

Ludw. v. Germar.

Recht und Gewalt des weiblichen Reims.

Vor nicht gar langer wechselvollen Zeit
Erwarb im Vaterland sich weit und breit
Viel Ruhm und wenig Brot der Dichter Schaal.
Glückwünsche schrieb er nüchtern sonder Zahl;
Und hatt' er eines Guldens sich bemeistert,
So sang er Oden, hoch von Schnaps begeistert.
Er wußte Sinn mit Unsinn zu verknüpfen;
Er ließ das grellste Bild sich nicht entschlüpfen.
Sein Lied glich, wasserreich, dem wilden Park;
Im Reime war er ganz besonders stark.
Oft lagen die Gedanken überzwerg;
Doch alle zwang er in den Stanzenpferch.

In seiner Kammer — er besaß nicht Haus,
Noch Holz und Ofen — sah's poetisch aus:

Da grenzten oft an Dint- und Kaffeesümpfe
Streichriemen, Karten und zerrißne Strümpfe;
Dort zog der Kienölduft ins Briefpapier;
Ausländisch Kupfergeld ergrünte hier.
Wie lyrisch war ihm jeder Uebergang,
Wie malerisch des Stuhls und Tisches Hang!
Im Winkel trieben Spinn' und Maus ihr Wesen:
Denn weder Wischtuch kam dahin, noch Besen.

Herr Schaal — so schließt daraus der Leser schlau —
War jetzt noch Hagestolz: denn keine Frau
Läßt solchen Unfug je zur Ordnung werden;
Sie fegt und stäubt mit amtlichen Geberden.
Er rühmte gern sich laut des Freihernlebens:
Doch traf ihn Amors Pfeil; und nicht vergebens.
Nun fühlt' er selber, was er oft geschildert,
Den Herzensdurst, wobei der Kopf verwildert.

Die junge Witwe, deren Zähre floß,
Als er im Klaglied kläglich sich ergoß —
Sie zog ihn an: denn Geld und Haus und Hof
Begehrt doch auch der Lebensphilosoph;
Und daß ihr erster Mann am Aerger starb,
Durch den sie jede Mahlzeit ihm verdarb:
Das konnt' ein Argwohnloser gar nicht ahnen.

Durch Verse wußte Schaal sich bald zu bahnen
Den Eingang in der Witwe Herzensthür.
Er schmeichelte: „Dich preis' ich für und für!
Vor aller Welt, in Büchern fremder Zungen
Wirst Du als Weib von mir pompös besungen.
Du lernst vielleicht bei mir gar selbst noch dichten:
Dann werden unsre Werke hoch sich schichten!
Bedeutend fand man oft den Namen Schaal;
Das freut mich jetzt: es reimt sich drauf: Gemahl.
Du rufst mich künftig süß: Mein trautes Schaalchen!
Apollo will die Eh': schlag ein, o Malchen!"

Frau Malchen konnte dem nicht widerstehn.
Nur bat sie, die Bedingung einzugehn:
Daß er der Welt kein Lied mehr übergebe,
Worein sie nicht ein freundlich Echo webe.
Ihm war das lieb. „Es fließt ja oft mir nicht:
So gibt sie, dacht' er, mir im Finstern Licht.
Die Welt empfängt im wonnigen Gewühle
Gedankenschwung durch mich, durch sie Gefühle.
Die Ehe wird original-poetisch:
Das Schreibepult vermählt sich mit dem Theetisch."

Ich sage nichts vom Glanz des Hochzeitfestes;
Ich schildre nicht die Räumung jenes Nestes,

Wo, was man angriff, riß und brach und stob,
Als man es auf den Oberboden schob.
Auch laßt mich schweigen von den Flittertagen,
Die ihm ein nie empfundenes Behagen
Im seidnen Schlafrock bei der Chokolade,
Im Wiener Wagen auf der Promenade,
Und sonst, wer weiß noch wo und wie — gewährten:
Bis all' die Hochgenüsse schnell verjährten;
Und peinlich ward der reiche Müßiggang,
Wozu doch Dankbarkeit den Schlucker zwang.

Die Blumen welkten in des Gartens Hitze:
Er ward zum Sandweg sonder Schattensitze.
Ein giftig Kraut erwuchs: der Herrin Laune;
Ihr Stimmchen glich der schnarrendsten Posaune,
Womit sie widersprach, gebot und schalt,
Als hätte Niemand außer ihr Gewalt.
Je mehr er trug, je mehr ward sie erbos't.
„Ich hab's doch nicht verdient!" Das war sein Trost.

Sich ohne sie bei Andern zu zerstreuen,
Das ließen bald die Spötter ihn bereuen.
Man fand und nannt' ihn „schaal" und lächerlich;
Drum blieb er heim, und schluckt', und duckte sich.

„Du Dichtkunſt, rief er aus in ſeinen Nöthen,
Du ſollſt den Gram in meiner Bruſt ertödten!
Sey Balſam mir und Schild und Blitzableiter;
Und Steckenpferd und Polſter und ſo weiter.“
Er nahm nun, was bisher nicht mehr geſchah,
Beſtellung wieder an auf Carmina.

Schon war ein halb Schock Federn zugeſpitzt:
Da ruft Madam, die auf dem Sofa ſitzt,
In ungemein erwünſchter Fügſamkeit:
„Charmant, mein Schaalchen! Schreib, ich bin bereit!
Verfaſſe Du die männlichſtarken Lieder:
Mein weiblich ſanftes Echo tönt Dir wieder!
Damit ſich ja von Dir, dem Angelſterne,
Mein Flattergeiſt kein Haarbreit weit entferne:
So wiederhol' ich ſtets Dein letztes Wort,
Mit zarter Biegung nur: Du fährſt dann fort.
So muß ein ſchönes Ganze ſich geſtalten,
Das ſich empfiehlt bei Jungen wie bei Alten.“

Doch heimlich fügt ſie tückiſch noch hinzu:
„Mein Echo gibt Dir ſtets ein x für u!
Die zarte Biegung macht den Sinn zunichte,
Vereitelt Plan und Ordnung im Gedichte,

Damit vor Kennern dann das Werk beſtehe
Als Ebenbild von unſrer Ja-Nein-Ehe.“ —

Ihr wünſcht ein Pröbchen von der Hexerei?
Wohlan, ihr werthen Herrn, es ſey!

Er. Ha, ſchlürft getreſt! Es iſt ein edler Wein:
Er weckt den Geiſt, er heitert unſer Seyn.
Sie. Ach, ihr bedürfet Troſt! Die Edlen weinen;
Wer weckt ihn auf? Verwaiſet ſind die Seinen!

Er. Nimm ſchnell das Glas: der Trank wird matt und ſchaal!
Kling an: es leb' ein treues Ehgemahl!
Sie. Vergieße ſtill der Thränen Opferſchaalen;
Sein Bild, das in Dir lebt, laß treulich malen.

Er. Vom wilden Tanze ſchwankt des Saales Bau.
Man täuſcht: denn Nachts ſind alle Katzen grau.
Sie. Dort will ſich ganz die kranke Seel' erbauen.
Es rauſcht des Nachts die Halle: darf ihr grauen?

So trieb die Reimerin, Kopf gegen Kopf,
Ein ränkevolles Spiel mit dieſem Tropf.

Er sprach vom Stock, und Malchen vom Verstecken;
Vom Rocke sprang sie kurz und gut zum Rocken. —
Bei Wand gedachte sie der Anverwandten;
Den Stand vertrieb ihr höhnisches: „Verstanden?“ —
Ihm ward's zu kraus: da zupfte sie die Krausen;
Und ging er in das Haus, so stund sie haußen.

Was ihm gewiß war, schob sie in's Gewissen;
Das kahle „bis“ ward ihr zum fetten Bissen. —
Er rühmte Kant, und sie die Brüßler Kanten;
Was eclatant war, zog sie auf die Tanten. —
Den Wind verstund sie fein ihm zu entwinden;
Und was geschwind war, hieß sie gar verschwinden. —
Er brannte Licht: sie ließ die Anker lichten;
Den Bösewicht behing sie mit Gewichten. —
Ein Riß in's Kleid verschwand vor Schattenrissen;
Er spielte Cis: sie aber roch Narcissen. —

Jetzt schrie er: Halt! Da rief sie wienrisch: „Halter!
„Er droht Gewalt? Mich schütze mein Verwalter!“
Welch Herzleid für den Mann! Den Versebrei
Versalzte stets ihm ihre Witzelei.

Am Gallenfieber ſtarb er noch zuletzt.
Es ward ein Todtendenkmal ihm geſetzt,
Das unverſehrt im Sturm der Zeit geblieben.
Hier leſ't, wie viel er Ries Papier verſchrieben,
Wie friedlich und genügſam er geweſen,
Wie oft er von der Gelbſucht war geneſen,
Wie ſtandhaft er mit Noth und Schwermuth kämpfte,
Wie großmuthvoll er Zwiſt und Argwohn dämpfte.

Bedauert ihn, den welkenden Poeten:
Er ſtarb als Märtyrer in Dichternöthen.
Der weibiſche verrätheriſche Reim
Zerſtörte ſeines Geiſtes Lebenskeim.
Wie männlich er den Vers zu enden ſtrebte:
Sie war's, die weiblich doch den Schlußſatz webte.

Drum ſeht euch vor! Und läßt euch auch die Frau
Das letzte Wort, ſo weiß ich doch genau,
Und ſetze Thaler gegen eine Milbe:
Die Frau behält gewiß die letzte Sylbe!!

Trautſcholb.

Das Zollhaus.

Eine Erzählung

von

Theodor Hell.

Legende
von
der heiligen Lucia.

In der heiligen Christine
Kloster zu Bologna lebte,
Vor nun längst verstrichnen Jahren,
Lucia voll hoher Schönheit,
Und aus stolzem Stamm entsprossen,
Aber sittiger und reiner
Noch weit mehr als schön und edel.
Cherubino Malespina
Sah die Heil'ge, Gottgeweihte,
Und von Flammen ward ergriffen
Liebentbrennend sein Gemüthe,
Daß in seinem tiefsten Herzen
Nur allein ihr Bildniß wohnte.

Herr Fricks, Wegezoll-Einnehmer zu Eichthal, war selig verstorben. Gelebt hatte der gute Mann ziemlich lange, denn er zählte 77 Jahr, als Freund Hain ihn besuchte, und doch war es ihm nicht recht, daß dieser Gast ankam, denn er hatte erst seit Jahr und Tag seine Hand einem allerliebsten jungen Weibchen gereicht, damit sie ihn das Endchen seines Lebens vollends führe. Lisette war seiner verstorbenen Schwester Tochter. Das einzige Kind, das die Witwe hinterließ, und dem Bruder noch auf dem Sterbebette empfahl. Wie konnte er das blutjunge, allerliebste Kind sichrer versorgen, als daß er für baares Geld Dispensatien suchte und es heirathete. So war denn Lisette Frau Wegezoll-Einnehmerin, und jeder Vorüberreisende sah es lieber, wenn sich ihr schönes Köpfchen aus dem Fenster herausstreckte, um zu sehen, wer des Weges komme, und ihr zartes Händchen den Wegepfennig in Empfang nahm, als wenn der brum-

mende Herr Fricks seine rothe Nase aus dem Fenster spazieren ließ, und mit der dürren Hand und den langen Fingern nach der Abgabe langte. Das erstere geschah aber nach und nach immer häufiger, denn der Ehestand wollte Herrn Fricks gar nicht zusagen, er kränkelte und kränkelte, Lisette mußte ihn allerdings durchs Leben, das heißt über die Stube führen, und kaum war ein Jahr verflossen, so kams dahin, daß der Herr Wegezoll-Einnehmer bei seinem Kollegen Charon selbst sich anmelden mußte. Lisette hatte aber in diesem Prüfungsjahre so gut die Pflichten eines tüchtigen Wegezoll-Einnehmers begriffen, schrieb ein so niedliches Händchen, rechnete so kunstgerecht, und der Landrath, in dessen Distrikt Eichthal gehörte, hatte so oft am Zollhause sich von der freundlichen Wirthin mit einem Glase frischer Milch bedienen lassen, daß auf dessen Bericht ein hohes Kollegium kein Bedenken trug, der Frau Fricks dasselbe Vertrauen als ihrem Mann zu schenken, und sie in den Posten des Verstorbenen einrucken zu lassen. Lisette war nun also ein geborgenes und noch dazu ein allerliebstes Weibchen, und es war schon der Mühe werth, ihr die Stelle des guten Herrn Fricks wieder zu ersetzen.

Das Zollhaus lag recht angenehm. Von Eichthal war es ohngefähr eine halbe Stunde entfernt, so daß

man, von Gebüsch umgeben, nur noch den Glockenthurm des Städtchens sah. Dicht an dem Hause begann ein schöner Wald von Eichen und Buchen, durch welchen die breite Straße führte. Ein großer mit Obstbäumen und Blumenbeeten gezierter Garten umgab das Haus von drei Seiten, und hatte an der von der Straße entgegengesetzten einen grasigen Abhang, der ziemlich steil hinunter zu dem kleinen Flußchen sich senkte, das von Eichthal her hier vorbei floß, zwar keine Schiffe trug, aber dafür die köstlichsten Forellen und andre Fischarten in seinen Wellen barg. Wiesen streckten sich nach Eichthal hin, Heerden weideten friedlich darauf, und dicht an der Stadt klapperte eine schöne Mühle ihre fruchtbringenden Lieder.

Still und ruhig lebte Lisette in diesen Umgebungen; aber kaum war das erste halbe Jahr der Trauer verflossen, die Bestätigung der Stelle erlangt, und der Trauerkottun von dem bunt zierlich gestreiften Kleide verdrängt, als in den Herzen mancher Bewohner von Eichthal der Gedanke lebhaft ward, wie hübsch es sich für immer in dem Zollhause neben Lisettchen möge sitzen lassen. Unter allen denen, die solche Gedanken hatten, wurden sie am lebhaftesten in den Köpfen des magern Herrn Stadtschreibers Rosenpudel und des wohlbeleibten Herrn Stadtmullers Ober-

schlächtig, und ob gleich eben diese Köpfe in ihren Dimensionen sehr verschieden waren, so hielten doch die Gedanken an die schöne Bewohnerin des Zollhauses gleichen Schritt.

Man mußte Lisetten glücklich preisen, solche Eroberungen gemacht zu haben, denn ihre Liebhaber waren die Matadore von Eichthal in den zwei entgegengesetzten Punkten der Erscheinungen, nämlich der physischen und der psychischen Welt. War die Rede in Eichthal von Geld und Guth, so wurde jedesmal Herr Oberschlächtig zitirt, und unterhielt man sich, was jedoch viel seltner geschah, über geistige Vorzüge, so ward gewiß allgemein dem tiefdenkenden Rosenpudel der Vorrang zugestanden. Wie wird die arme Lisette, von zwei Glückssonnen beschienen, zwischen beiden wählen können? Gewiß sitzt sie deshalb so nachdenkend am kleinen Fenster, wo der Wegezoll und zugleich der Zoll für ihre Reize gegeben wird, weil sie bei sich überlegt, welchen der stattlichen Bewerber sie Herz und Hand geben will.

Wir wissens besser. Zu den zwei Stadtliebhabern gesellte sich noch ein dritter, der es freilich an Ansehn und Vermögen nicht mit jenen aufnehmen konnte, aber dafür durch andre Gaben der Gestalt und des Herzens einen gewaltigen Vorsprung vor jenen zu

haben

haben schien. Wenigstens bemerken wir, daß Lisette nicht aufsieht, obschon der Herr Stadtschreiber vorbeigeht und mit lauter Stimme ein selbstgedichtetes Liedchen auf die beliebte Melodie, „der Vogelfänger bin ich ja," singt, und daß sie nur so viel Zeit hat, als sie braucht, um von dem auf seinem stattlichen Gaule vorbeireitenden Herrn Stadtmüller, auch Versteher des leeren Kirchenkastens zu St. Ursula und den 11000 Jungfrauen, das Wegegeld einzunehmen, und ihm auf keine seiner übrigen Fragen antwortet, dagegen aber bei dem Tone eines Jägerhorns, das aus dem benachbarten Wald ertönt, sich bedeutend verfärbt, und dem jungen Mann, der mit seiner Jagdtasche vorbei wandert und nur schüchtern zu grüßen wagt, recht lange nachsieht. Und nach diesem Nachsehen trat eben der Zustand des Nachdenkens ein, den wir vorhin bemerkten, und der uns weniger wie eine schwierige Wahl, sondern mehr wie ein Versinken in angenehme Träume bei recht festem Entschlusse vorkommt.

Der zuletzt Vorübergehende aber war Wilhelm, der Jägerbursche auf dem Forsthause im angränzenden Walde. Lisette hatte mit ihrem vorigen Manne, zu dessen entfernterer Anverwandtschaft Försters gehör-

ten, einige Male dort einen Besuch gemacht, und dabei schon Wilhelm, den Neffen des Försters, recht hübsch gefunden. Er war auch damals so heiter, fröhlich und beredt, und scheute sich weder vor dem Zoll-Einnehmer noch seiner Frau, daß sich ein recht ergötzliches Gespräch unter ihnen entspann, wobei denn Wilhelm nicht zu zeigen vergaß, daß er es in der Stadtschule bis nach Prima gebracht, dann aber aus Neigung den Forstwissenschaften sich gewidmet habe. Jetzt aber, seit der Zoll-Einnehmer todt war, fand sein Brodherr und Oheim ihn weniger heiter als sonst, und statt daß er der Zoll-Einnehmerin recht aufrichtig sein Beileid hätte bezeigen sollen, wagte er es gar nicht die Augen gegen ihr aufzuschlagen, konnte es aber doch nicht unterlassen, seine besten Stückchen auf dem Waldhorn in der Gegend des Zollhauses zu blasen, und sich mehr als je fast täglich ein Geschäft in der Stadt zu machen, wo dann der Weg nothwendig beim Zollhause vorbeiführen mußte.

So standen die Herzensangelegenheiten in und vor dem Zollhause. Da faßten die beiden städtischen Bewerber, jedoch ohne daß einer etwas von dem andern wußte, den Entschluß, den eintretenden Jahrmarkt im Städtchen zu benutzen, um ihre Liebesflammen auf eine bezeichnende, aber doch sehr feine Weise Li-

setten kund zu thun, so daß die Geber wohl errathen würden, aber nicht selbst aufträten.

Die Buden waren aufgebaut, und die Verkäufer hatten sie mit mannichfacher Zier geschmückt; schon wallten die Dorfbewohner herbei, um sich ihren Luxusbedarf zu holen, und mancher Liese klopfte das Herz höher unterm Mieder, wenn sie Gürgen ein zierliches Haubenfleckchen oder ein prachtvolles, alle Farben spielendes Tuch kaufen sah, bei dem Gedanken, daß diese Schätze wohl für sie, und am Ende gar als Mahlschatz bestimmt seyn könnten.

Da schritt auch der wohlgenährte Müller aus seiner Thür, um zu schauen und zu wählen. Nachdem er nun vieles geprüft und verworfen hatte, trat er endlich in ein Gewölbe, wo man unter mehrern Kunstsachen auch witzige Attrapppen verkaufte. Vor allen zog seine Augen ein kleiner Mehlsack auf sich, einem größern Bruder aufs zierlichste nachgebildet. Man öffnete ihn, und plötzlich sprang, wie aus andern Vexierdosen ein Teufel, hier ein liebenswürdiger Amor heraus, der auf einer rosenfarbnen Tafel die Worte präsentirte: Ich liebe dich, selbst im Mehlsacke. Was konnte symbolischer für ihn seyn als dies? Das Kleinod ward sofort erkauft und sorgfältig verwahrt nach Hause getragen.

Weniger glücklich war der Stadtschreiber in seinen Nachforschungen. Er fand aller Mühe ungeachtet nichts, was seiner von Idealen genährten Phantasie genügt hätte, und verdrüßlich wollte er schon wieder in sein einsames Kämmerlein zurückkehren, als ihn ein Staatsgeschäft noch in die Stube eines Bäckers führte, den er an einige Gebühren mahnen wollte, welche der Pflichtvergessene noch von der Untersuchung einer kleinen Schlägerei im Wirthshause her schuldig war.

Als er nun in die Backstube trat, wurden eben mannichfach geformte Pfefferkuchen aus dem Ofen geholt, und die junge Familie des Bäckers war ämsig beschäftigt, die Contur derselben mit Rauschgold zu bezeichnen, und zu mehrerer Deutlichkeit die Augen der gebacknen Individuen mit Würzkörnern zu okuliren. Da stieg auf einmal ein Gedanke in der Seele des poetischen Stadtschreibers auf. Er betrachtete schnell alle die Gestaltungen, welche auf diese Art dem ausbildenden Ofen entrannen, und als endlich ein stattlicher Hirsch mit gewaltig weit hinausgestrecktem Geweihe zum Vorschein kam, da rief sein Genius auf dem ungestümen Meer seiner Wünsche: Land! und er selbst: Gefunden! der Hirsch ist mein!

Und so ging er alle Tage
Wenn die nahen Kirchenglocken
Zu der heil'gen Messe riefen
In Christinens stillen Tempel,
Stellte dort sich unters Fenster,
Wo aus ihrer kleinen Zelle
Lucia zum Tabernakel
Ihrer Heil'gen betend schaute.
Stille stand er dort und betend.
Doch wenn neben ihm ans Fenster
Trat die heißgeliebte Nonne,
Drang es ihn durch alle Nerven
Als ein Strom von Himmelswonnen,
Und von Reizen, zum Verblenden,
Konnt' er nicht die Blicke wenden.

Aber Lucia gewahrte,
Seine irdisch heißen Blicke,
Wenn sie sich dem Fenster nahte,
Und sie dachte jenes Wortes
Das der heil'ge Bischof sagte,
Als er ihr den Schleier reichte:
„Hierdurch trenn' ich dich auf immer
„Von der Männer schnöden Augen."
Und sie glaubte Gott es schuldig,
Sich des Jünglings Liebesblicken
Unerreichbar zu verbergen.

Er ward ihm auch sofort in Abschlag der Gebühren vom Bäcker eingehändigt, und der nöthige Apparat von Rauschgold und Eiweis überlassen, um die selbsterdachten Verzierungen darauf anzubringen. Daß natürlich Gewih und Halsband, so wie Klaue und Bürzel sehr reichlich vergoldet wurden, versteht sich von selbst; aber das war Kinderarbeit, und daran lernte gleichsam erst der junge Künstler sich ausbilden zum Höhern, nachdem er vorher zum großen Gelächter der Bäckerknaben drei Pfefferkuchendamen durch die ungeschickte und unschickliche Art, wie er sie nicht sowohl schminkte als an den nöthigen Punkten vergoldete, gänzlich verunstaltet hatte, so daß sie der Jugend unentgeldlich zum Verspeisen Preis gegeben werden mußten. Aber mit schon festerer Hand bearbeitete er das zierliche Halsband, und deutlich war darin Lisettens Name zu lesen, der jedoch aus Mangel an Raum in Lise hatte abgekürzt werden müssen.

Schöner noch als dies gerieth ein Herz, das freilich nicht ganz auf die wahre Stelle am Hirsche zu sitzen kam, aber sich doch von selbst aussprach, und worin sich die Anfangsbuchstaben des Namens Pankrazius Urian Rosenpudel in einem deutlichen P. U. R. befanden. Doch alles übertraf die nun schon das Höchste erstrebende Kunst in dem auf dem Hinterlauft

des Hirsches angebrachten Stadtwappen, welches sofort der Stadtschreiber kenntlich machen mußte. Es war dies aber sehr schwer nachzubilden, da es in einem fliegenden Schweinskopfe sich darstellte.

Dem Bäcker ward nach Vollendung dieses Gebildes tiefes Stillschweigen auferlegt, und der stattliche Hirsch in einem Papiersacke, dessen sich der Stadtschreiber überhaupt auf ächt litterarische Weise zum Einkaufe aller seiner Bedürfnisse bediente, mit nach Hause genommen. Hier aber spendete der Unerschöpfliche noch etwas daran, das dieses Kunstwerk vollends verherrlichte. Er beraubte sich nämlich seiner von den schönsten ins graugrüne spielenden böhmischen Steinen gefertigten Hemdeknöpfchen, und bildete daraus die Augen des symbolischen Hirsches, so daß sie strahlten in glühender Liebe, und man in der That es gar nicht verkennen konnte, daß dieser Hirsch das Glück genieße, den berühmten Stadtschreiber Rosenpudel darzustellen, dessen Augen durch einen kostbaren Zufall eben die graugrüne Farbe wie jene Steine hatten. Endlich ward noch, um jedem Zweifel an der Auslegung dieses Bildes zu entgegnen, auf dem Rücken des Hirsches ein rosenfarbnes Papier aufgeklebt und darauf geschrieben: „Wie der Hirsch dürstet nach frischem Wasser, so dürste ich nach dir.“

Wilhelm war wohl auch umher gegangen auf dem Markte, aber er hatte nur gehofft, Liſetten dort in der Ferne wenigſtens zu ſehn. Kaufen wollte er nichts, denn was er der Holden, deren Andenken nur zu ſehr in ſeinem Herzen lebte, heimlich als Geſchenk darbringen wollte, das hatte er ſchon ſeit mehrern Monden ſorgſam aufgezogen.

Des Nachmittags begegneten ſich der Stadtſchreiber und der Müller einige Male ohnweit des Zollhauſes. Obſchon die Witterung höchſt unfreundlich geworden war, und der Regen in Strömen ſich ergoß, ſo verſicherten ſie doch jedesmal einander beim Begrüßen, daß das ſchöne Wetter ſie zu einem Spaziergange herausgelockt habe, nämlich die Hoffnung, daß der Abend noch freundlich ſich zeigen werde. Eigentlich gingen ſie aber nur dort auf und ab, um Liſetten durch zärtliche, nach dem Zollfenſter gerichtete, Blicke gleichſam im Voraus auf ihre Werbegaben zu bereiten.

Als nun aber das Dunkel der ſtillen Nacht ſich herabzuſenken begann, da ſchlichen die Liebenden abermals herbei, um ihre Geſchenke der Geliebten heimlich in das Haus zu bringen, daß früh beim Erwachen ſie ſie finde. Der Stadtſchreiber wagte es, durch die Straßenthüre, die er offen fand, in das ſtille

Haus zu schleichen, immer sich nach dem Rückzuge jedoch umsehend. In der Hausflur, welche ein düstres Lämpchen erhellte, fand er einen Tisch, und auf diesem fand er eine große zinnerne Schüssel, welche ringsherum mit Vergißmeinnicht im Kranze geschmückt war. Wo hätte sein Hirsch besser ruhen können, als in dieser so ansprechenden Umgebung? Ein freundlicher Genius schien die Schüssel dazu bestimmt zu haben, seine süße Liebeswerbung aufzunehmen. Er legte den flüchtigen aber inbrünstigen Verkündiger seiner Liebe in den Kranz und eilte schnellfüßig zurück, wo schöne Träume ihn Lisettens Entzücken im Voraus malten, wenn sie nun erst früh am andern Morgen die wahre Bedeutung der von den Schönen so geliebten Blumen finden würde.

Der Müller hatte seine Spekulation auf die Laube begründet, welche in Lisettens Garten an den Zaun desselben sich anlehnte, und in die, wie er wußte, die Früherwachende an jedem schönen Morgen sich verfügte. Mit einer langen Stange hatte er seinen Mehlsack mit dem ätherischen Insaß auf den darin stehenden Tisch geschoben, und es war keinem Zweifel unterworfen, daß Lisette ihn früh sofort erblicken und gewiß auch beherzigen würde. Auch er ging daher mit frohen Hoffnungen in seine Mühle zurück und schlief

so fest, wie er nach jeder gelungenen Unternehmung zu thun gewohnt war.

Aber da schleicht von der andern Seite in die Waldesschatten noch eine Gestalt zurück. Es ist Wilhelm. Wir erkennen ihn an den schmelzenden Tönen seines Jagdhorns, die noch von fern aus den Gebüschen wiedertönen, so daß Lisette sie für Engelmelodien in ihren sanften Träumen hält. Auf einer Leiter ist er zu den Fenstern von Lisettens Wohnzimmer im ersten Stockwerk gestiegen, und hat einen köstlichen Rosenstock und eine in aller Reinheit blühende Lilie dahin gestellt. Was er noch dazu an dem Fensterpfeiler festgemacht hat, läßt sich noch nicht recht erkennen.

Jetzt aber wacht Lisette auf, denn die Strahlen der Sonne beleuchten schon einige Stunden die Flur. Sie hat, von den Tönen eingewiegt, schöner als seit geraumer Zeit und auch länger geschlafen. Da ruft es auf einmal vor dem Fenster: Lisette! Sie weiß nicht, woher der Laut kommt, und hält ihn für eine Folge der Einbildung durch ihre Träume geweckt, aber von neuem ruft es so. Da enteilt sie schnell dem Lager, und das erste, was sie erblickt, als sie in das an ihre Kammer stoßende Zimmer tritt, sind die duftenden Blumen vor dem Fenster, und als sie es öffnet,

um diese näher zu betrachten, tönt es wieder ihr entgegen Liserte! Da dreht sie das Lockenköpfchen seitwärts und gewahrt einen niedlichen Vogelbauer, aus dem sie ein Stieglitz recht lustig anblickt und immer dazu ruft: Lisette! Lisette! In dem Stieglitz aber und dem rothen Halsbändchen, das er trägt, erkennt sie einen alten Bekannten aus dem Försterhause unter Wilhelms besondrer Obhut, der aber damals, als sie ihn dort in früherer Zeit sah, nichts als ein ehrliches: Guten Tag! und ein unehrliches Spitzbube! rufen konnte.

Wars Lisetten wohl zu verdenken, daß sie bei den schönen Gaben, deren Darbringer sie nur zu gern und zu leicht errieth, sich länger als gewöhnlich aufhielt und im Stillen berechnete, wie oft wohl Wilhelm den Namen Lisette ausgesprochen haben müsse, bis Meister Stieglitz ihn mit den Spitzbuben vertauscht habe; denn dieser ging nun nicht mehr über seinen Schnabel, dagegen noch manchmal ein guter Tag Lisetten voranging oder nachfolgte, der für die Hörerin auch wirklich mit dem kleinen Plauderer erschienen war.

Dadurch trug sichs aber zu, daß sie viel später in die Laube kam als gewöhnlich, und Philax, der wachsame Haushund, der immer zur bestimmten Stunde früh durch die Magd von der Kette befreit ward, und

dann stracks seinen Weg zu der frühstückenden Herrin in die Laube nahm, jetzt schon dort angekommen war, ehe diese selbst noch Besitz von dem gewohnten Plätzchen genommen hatte.

Er wedelte ihr also diesmal bereits entgegen, als sie hinein trat, und trug in seinem Maule ein wunderbares Ding, das er ihr mit lustigen Sprüngen als ein Morgengeschenk anbot. Sie wollte erst gar nicht darauf achten, aber Philax sprang so zudringlich damit an ihr hinauf, daß sie es endlich näher ins Auge fassen mußte, und zu ihrer größten Verwunderung die Beine eines Püppchen zu Philax Maule herausragen sah, der ihr, als sie ihn streichelte, dann auch ohne Weigern die ganze Gestalt in den Schoos legte. Da lag nun der kleine Liebesgott, als ob er in Paphos Hainen bei seiner Mutter ruhte. Aber ach! der Kopf war ihm abgebissen, weil dieser von Zuckerwerk gewesen, und nur noch an den Flügeln und dem Köcher auf dem Rücken war er zu erkennen. Auch von der Inschrift, die er trug, und die Philax ebenfalls mit seiner Zunge zu dechiffriren versucht hatte, war nichts mehr zu erkennen, als mit Mühe das Wort „Mehlsack", welches freilich ohne die nähere frühere Umgebung ganz unbegreiflich schien. Von dem Miniatur-Mehlsacke selbst aber lagen nur Trüm-

mer umher, denn da der Theil, welchen Amor nicht ganz ausfüllte, — um Süßigkeit neben Süßigkeit zu stellen — noch mit Zuckerwerk angefüllt war, so hatte der schnoxernde Philax ihn unbarmherzig zerrissen, um die willkommene Füllung herauszuholen. Und so war das schöne Werk fruchtlos untergegangen. Da aber Lisette durchaus nicht wußte, was sie aus dem geköpften Amor zu machen habe, so gab sie ihn dem treuen Hunde wieder zum Spielen, und dieser sprang damit auf Besuch längst des Flüßchens hin in des Müllers Gehöfte, wo ihn denn eine Stunde später der Müller, als er eben ausgehen wollte, um sich nach dem Erfolge seiner schönen Idee zu erkundigen, vor seiner Schwelle im Schmutze liegend fand, und ob des armen schrecklich verstimmelten und mißhandelten Eros sowohl, als seines eignen verunglückten Plans die derben Hände malerisch über dem Kopfe zusammenschlug.

Gings denn aber dem kunstschöpferischen Stadtschreiber besser? Sobald er nur die zierliche Toilette gemacht hatte, begab er sich auch auf den Weg nach dem Zollhause zu, um in den Blicken der schönen Bewohnerin desselben hoffentlich den günstigen Erfolg seines ästhetischen Unternehmens zu lesen. In diesem schmeichelhaften Gedanken war er dem Zollhause schon

so nahe gekommen, daß er nur noch wenige Schritte zu dem Fenster hatte, hinter dem er die Augen der Liebe vermuthen konnte, als plötzlich die Hausthür sich aufthat, und die Magd aus einer Schüssel in den vorbeigehenden kleinen Wegegraben eine bräunliche Feuchtigkeit ausgoß, auf der ein röthlicher Papierstreif obenauf schwamm. Unwillkührlich richteten sich seine Blicke darauf, als die kleinen Wellen näher zu ihm kamen, und er entdeckte — o Schrecken, o Zerstörung des schönsten Traums! — sein rosenfarbnes Papier, das den Rücken des liebewerbenden Hirsches bedeckt hatte, und mitten in dem schmutzigsten Abzugswasser lag nun der aus dürstender Seele geschriebene Ausruf: „wie der Hirsch dürstet" u. s. w. Der Durst mußte sonach gestillt seyn, aber wie!

Und welches Schicksal mochte den weichen, süßen Hirsch selbst betroffen haben? Rosenpudel, der ärmste, konnte es nur aus dem Goldschaume ahnen, der noch hie und da, wie Säulenfragmente in Persepolis als Trümmern einer ehemaligen Herrlichkeit stehn, im Wegegraben dahin floß. Er wollte daher nicht seinen Schmerz vor Lisettens Augen entfalten, sondern kehrte lieber heim, um ihn den verschwiegenen Wänden auf der Baßgeige, denn dies war sein Lieblingsinstrument, vorzuseufzen.

Allerdings war es auch dem armen Pfefferkuchen sehr schlimm ergangen. Lisette hatte nämlich Abends vorher von einer Freundin einen großen Kranz von Vergißmeinnicht geschenkt bekommen, und ihn, wie man zu thun pflegt, um diese leicht welkenden Blümchen lange frisch zu erhalten, in eine große Schüssel legen, in diese aber bis auf eine gewisse Höhe Wasser gießen lassen. In diese Schüssel, nicht ahnend ihren löschenden Inhalt, legte nun der Stadtschreiber seine glühende Spende, und sie berührte, ihrer Natur entgegen, die Fluthen. Während der Nacht aber übten diese ihre Gewalt an ihr aus, der Pfefferkuchen schmolz gänzlich von der Feuchtigkeit, das durchnäßte Papier sank unter, ohne daß seine den Boden der Schüssel bedeckende Inschrift zu lesen gewesen wäre, und das Ganze bildete ein häßliches Gemisch, das die Hausmagd am andern Morgen mit Widerwillen auf die Straße goß.

Wilhelm, der einzige, der wohl den Dank für seine Gabe in den Blicken der schönen Lisette hätte lesen können, ging allein nicht darnach aus, sondern strich innig fröhlich im Forst herum; aber dafür besuchte heut Lisette gegen Abend zum erstenmale seit langer Zeit die Försterfamilie wieder. Ob es aber wohl Wilhelm an ihrer bewegten Stimme, wenn sie

Siehe! als am andern Tage
Cherubino kam zur Messe,
Zu dem lebensreichen Fenster
Wie zu seinem Himmel eilend,
Fand mit dichtem Gitterwerke
Er es dergestalt umsponnen
Daß selbst nicht das Aug' der Liebe
In das Innre dringen konnte,
Luciens Gestalt zu schauen.
Und so fand er's alle Tage,
Wann er kam zur heil'gen Messe.
Hin war, was er sonst genossen,
Ach! sein Himmel war verschlossen!

Da ergreift ihn tiefes Leiden,
Und er fleht, recht bald zu sterben,
Als auf einmal mit dem Kreuze
Kämpfer ziehen durch Bologna,
Salem wieder zu erobern,
Das in wilder Heiden Händen.
Ihre Hymnen tönen mächtig
In sein Herz von Gram durchdrungen,
Und empor aus dumpfer Trauer
Reißt er sich mit Männermuthe.
Lucia ist Gott verlobet,
Ruft er, o! ich will ihr folgen,
Und dem Kreuze mich geloben,

so recht freundlich mit ihm sprach, und an dem leisen Händedrucke beim Abschiede merken mochte, daß sie recht gut wisse, wer Blumen und Vogel gespendet habe? Dabei erfuhr sie denn auch, daß der alte Förster nun bald gesonnen sey, sich den rüstigen und recht geschickten Wilhelm adjungiren zu lassen.

Der freundliche Sommer verfloß, und noch hatten die städtischen Werber keine schickliche Gelegenheit gefunden, ihre Gefühle kund zu thun. Da bot auf einmal wieder der Winter eine treffliche dazu dar. Der Rittmeister eines kleinen Husaren-Commando's, das in der Stadt lag, kam auf den köstlichen Einfall, einen maskirten Ball zu veranstalten, um dadurch der Jungfrau Tochter des regierenden Bürgermeisters, welcher er besondre Aufmerksamkeit widmete, seine Huldigungen darzubringen. Da die Sache sonach von Obrigkeitswegen mit betrieben ward, fand sie überall Beifall, und bald hatten der dicke und dünne Liebhaber Lisettens erkundet, daß auch diese, von einer ihrer Freundinnen in der Stadt erbeten, an dem Feste Antheil nehmen werde. Hier nun sollte die Liebesbombe platzen; diese Gelegenheit durfte nicht versäumt werden, um des Herzens Innerstes zu entdecken.

Wer beschreibt alle die wunderbaren Gestaltungen, in welche die Bürger und Bürgerinnen von Eichthal

sich umgeformt hatten, um dem Komus heut würdig zu dienen; wußten doch manche nicht einmal, wo die Masken, welche ein Händler aus der Residenz, vom Gerücht dorthin gezogen, in Massen verkaufte, anzubringen seien, und hatten sich solche vor den Leib gebunden, während sie mit unverstellten Gesichtern einhergingen. — Nicht so unsre beiden Freunde. Sie kannten das Masken-Decorum sehr wohl und hatten weder Erfindungskraft noch Geld geschont, um die ihrigen so auszeichnend als nur möglich zu machen, und gelungen war es ihnen auch, zu erfahren, daß Lisette als Tyrolerin gekleidet seyn werde, so daß sie also das Ziel ihres Strebens nicht verfehlen konnten.

Als daher gegen Mitternacht sich in die Rathsstube — denn diese hatte in Ermangelung eines gleich großen Saales entheiligt werden müssen — eine große Korngarbe hereinschob, welche jedoch den Umfang von wenigstens vier Garben hatte, aus der oben, wo sie sich auseinanderbreitete, eine spitzige Mütze mit Mühlrädern bemalt herausragte, während ein schönes feuerfarbnes Band mit der Inschrift:

So viele Körner ich in meinen Aehren spende,
So viele Seufzer ich nach der Geliebten sende!

den Aehrenbündel umgab, so konnte jeder, der so in

die

die Herzensgeheimnisse des Herrn Oberschlächtig eingeweiht war wie wir, ihn sofort wieder erkennen.

Diese nahrhafte Maske fand vielen Beifall, blieb aber stumm und untheilnehmend gegen jedermann, der sich ihr nahte, und schob sich blos gravitätisch fort. Als aber die Aeuglein, welche, seinen Beobachtern nicht unbemerkt, zwischen den Strohhalmen an zwei Stellen hervorglotzten, die schöne Tyrolerin ansichtig wurden, da wandte sich die Garbe so eiligst nach ihr hin, daß sie das rechte Schrittmaaß überschritt und die zierliche Bergbewohnerin ziemlich unsanft an eine Wand andrückte, im Rückprellen aber dann wieder einen kleinen Husaren über den Haufen warf, welches die vorbesagte Jungfrau Bürgermeisterin war. Ein Glück, daß der als Herkules gekleidete Rittmeister mit seiner Keule nicht in der Nähe sich befand, sonst wäre vielleicht jetzt schon die Garbe gedroschen worden. Es lief jedoch alles noch friedlich ab. Die Garbe that sich aber in der Mitte etwas von einander, und siehe da, ein Semmelchen ward herausgeschoben, worauf geschrieben stand: verzehre mich in der Einsamkeit; und das Semmelchen fiel in der Tyrolerin Hand, welche es denn auch versprach, vorschriftsmäßig zu gebrauchen. Darüber sichtbar erfreut, machte die Garbe zwei unförmliche Sprünge,

die wieder einigen Umstehenden Leibesbewegungen verursachten, und zog sich auf eine andre Seite, wo sie sich ermattet an die Wand lehnte.

Kaum war aber dies geschehen, als eine neue Maske die Aufmerksamkeit erregte. Ein großer Leuchter, nicht allzudick, aber sehr hoch, trippelte in den Saal. Auf ihm stand eine starke Kerze, welche auch allerdings oben vermittelst einer kleinern darin angebrannten in hellen Flammen brannte. An der großen Kerze stand in brennenden Buchstaben geschrieben: Amore consumitur! d. h. auf deutsch: „Die Liebe verzehrt mich.“ An jeder der vier Ecken des Leuchters war ein Kopf mit offnem sehr verzerrten Munde angebracht, aus denen vernehmlich, so wie der Leuchter vorwärts schritt, herzbrechende Seufzer erschollen, welche schauerlich anzuhören waren und die innre Qual dieses von der Flamme Verzehrten klärlich darstellten. Als nun aber der Leuchter ebenfalls bei der schönen Tyrolerin angelangt war, stieß er einen so seelenerschütternden Seufzer aus, daß alle Umstehenden erschraken, und namentlich die reizende Maske, auf die er gerade losging, fast davon umgeweht wurde. Sie faßte sich aber doch in so weit, der seufzenden Kreatur gegenüber stehen zu bleiben, und sie recht in Augenschein zu nehmen. Das hatte der Leuchter nur gewollt, denn

in dem Augenblicke öffnete er die eine seiner Seiten, und es fuhr eine Lichtputze heraus, an der vorn ein versiegelter Fidibus befestigt war, mit der Aufschrift:

Willst du dich auch mit entzünden,
Mußt du dies allein ergründen.

Der Fidibus aber legte sich in der Tyrolerin Hand, und der Leuchter seufzte abermals so wehmüthig, daß sie erstern zu behalten und allein zu ergründen versprechen mußte. Da that auch der Leuchter einen Freudensprung mit Accompagnement der innern frohlockenden Stimme, verlor aber das Gleichgewicht und schwankte nach hinten über.

Unglücklicherweise hatte sich nun in demselben Momente die Garbe, welcher doch das seufzende Streben des Leuchters nach der Gegend, wo die schöne Tyrolerin sich befand, verdächtig vorgekommen war, genähert und, voll Eifersucht in ihrem Innern, dicht hinter denselben gestellt. Als daher der Leuchter wider Willen rückwärts sich zur Erde neigte, kam die brennende kleine Kerze auf der Spitze desselben dem oben auseinanderstehenden Aehrenbüschel zu nahe und entzundete es. Kaum war daher der Leuchter wieder mit Beihülfe einiger Umstehenden aufgerichtet, als die Garbe an ihrem obern Theile lichterloh brannte,

und der Insaß derselben, der dieses wohl verspürte, ein fürchterliches Geschrei erhob. Hoch schlug die Flamme empor, Alles erschrak und floh. Nur einige Beherzte blieben und rissen und zogen an der Garbe, deren Inwohner in der Angst die Haken nicht finden konnte, wo sie zu öffnen war, so lange bis sie borst und der gepeinigte Herr Müller Oberschlächtig in seinem Arbeitspelze herausgeschält ward. Zugleich war auch der Beleber des Leuchters, der durch seine Schallöcher dies Unglück entdeckte, im Drange des Rettungstriebes herausgesprungen aus seinem Versteck, und so stand ihm jetzt der Herr Stadtschreiber Rosenpudel, welcher der Bequemlichkeit wegen nur mit einem Nachtjäckchen und dergleichen Beinkleidern angethan war, erschrocken gegenüber. In den Leuchter war aber indeß ein lustiger Husarenlieutenant gekrochen und damit zur Thür hinausgelaufen.

Grimmig schauten sich die Nebenbuhler an, besonders wollte der hartverletzte Müller gewaltsam losbrechen, als beide einen Blick auf sich selbst warfen und bemerkten, daß sie keinesweges zierlich angethan seien und es daher für jetzt als das Beste betrachteten, sich den Augen des gaffenden Publikums zu entziehen.

Aber die Garbe lag zertrümmert, verbrannt und zertreten am Boden, und als der Stadtschreiber sich nach seinem Leuchter umsah, war auch dieser verschwunden. Der Müller schlich also brummend durch die Menge fort nach Haus, und nachdem der Stadtschreiber noch vergebens suchende Blicke nach seiner Maske umher geschickt hatte, erbarmte sich des hohen Vorgesetzten der Rathsfrohn, der sich ihm unter der Maske einer Vestalin zu erkennen gab, und führte ihn in sein benachbartes Stübchen, worauf der Innenbrennende und Außenverbrennende, mit dessen alten Mantel angethan, ebenfalls nicht in der besten Laune in seine Wohnung eilte, vor dessen Thüre er seinen Leuchter, jetzt nutzlos, wieder fand.

Auch Lisette fuhr, von ihrer, dann wieder zurückkehrenden Freundin geleitet, weit früher als die übrigen und noch vor Mitternacht zurück in ihr Zollhaus. Wilhelm war ja doch nicht auf der Maskerade erschienen und das übrige Getümmel hatte ihr keine Freude gemacht. An die Eröffnung der sonderbaren Geschenke dachte sie noch gar nicht, sondern eilte in ihr Schlafgemach, um sich den Gedanken zu überlassen, die ihrem Herzen die liebsten waren, und mit ihnen fröhlich einzuschlafen.

Aber bald wäre der friedliche Schlaf auf das fürchterlichste gestört worden, hätte nicht eben die Liebe, mit der er sich beschäftigte, auch über ihm gewacht. Lisette hatte ein feines Sümmchen unter ihrem Verschluß. Der Knecht, der ihre Wirthschaft führte, war in dieser Nacht auch heimlich zu einem Hochzeitgelage geschlichen, und Lisettens Rückkehr ins Haus gewiß erst gegen Morgen zu erwarten. Das wußten zwei verschmitzte Kerls der Nachbarschaft, die schon seit geraumer Zeit gewohnt waren, ihr Tagsbedürfniß sich des Nachts aus betriebsamer Menschen Scheunen und Geldkasten zu holen, und bauten darauf den Plan, während der Bewohner Abwesenheit im Zollhause einen Besuch zu machen, da man sie bei Anwesenheit derselben schwerlich würde aufgenommen haben. Dem armen Philax gings am schlimmsten, ihm ward schon Abends ein Pulver in einem Stücke Fleisch hingeworfen und vor Mitternacht hatte er schon sein kurzes Leben geendet. Es machte daher kein wachsamer Hund Geräusch, als sie eben um Mitternacht eine Leiter an die Seitenwand des stillen Hauses legten und sich anschickten, darauf recht be-

Schon ist der eine dieser ungebetenen Besucher eben auf der Leiter, zerschneidet geschickt die Scheibe des Fensters und ist im Begriff, den innern Fensterladen zu zertrümmern, der nach einem gewaltigen Schlage noch nicht aufspringen will, und Lisette, von dem fürchterlichen Schlage erwachend, plötzlich die Gefahr bemerkend, weiß sich nicht zu helfen, öffnet ihr Kammerfenster und ruft in Todesangst nach Hülfe in die menschenleere Gegend, als vom Walde her ganz nahe Waldhornklang sich vernehmen läßt, und Lisettens Klaggeschrei in die hellenden Töne, Wilhelm, Wilhelm, verwandelt.

Er war es. Spät aus der Stadt rückkehrend und nicht einmal erwartend, daß Lisette schon vom Maskenball sich entfernt haben würde, trieb es ihn doch unaufhaltsam durch den Wald noch einmal in die Nähe des lieben Hauses, wo sein Theuerstes weilte, und eine leise Hoffnung stieg in ihm auf, er könne vielleicht von weitem sehen, wie Lisette rückkehrte, und das Licht im einsamen Kämmerchen sollte ihm dann reizende Bilder strahlen in die Seele. So erklang ahnungslos der Ton seines Jagdhorns. Aber wie ward ihm, als er Lisettens ängstliches Rufen ver-

die einzige Waffe, die er an sich trug, auf den unten an ihr stehenden Mann zu. Dieser entfloh aufs schnellste, und der andre, welcher schon oben gestanden, hatte eben noch so viel Zeit, einen Theil der Leiter herabzueilen und sich durch einen gewaltigen Sprung retten zu wollen. Er fiel zwar nieder, und eben, als er sich aufraffen wollte, erreichte ihn Wilhelm schon mit der Schärfe seines Gewehrs, doch die Wunde nicht achtend eilte er seinem Kameraden nach, und obschon der ehrliche Wilhelm mehr Muth hatte, als zehn solche unredliche Nachtwandler, so lag doch in ihren Beinen eine solche Schnellkraft, daß es ihm unmöglich ward, einen oder den andern zu erreichen. Auch rief ihn Lisette mit süßem Tone ängstlich zurück, und er mußte gehorchen. Sie wollte ihm danken, doch er rief dringend herauf: Heute kein Wort mehr, Sie sind angegriffen, ruhen Sie, ich wache für Ihre Sicherheit Und ob ihn Lisette auch bat, er eilte doch viele Schritte weit vom Hause, bis er ihre Worte nicht mehr vernehmen konnte, und vom Saume des Waldes aus in den schmelzendsten und fröhlichsten Tönen blies er ihr das Nachtständchen. Ob Lisette wohl dabei ruhig mag eingeschlafen seyn? Es

Daß ich Gottes Werk vollende.
Sprichts, und folgt dem frommen Zuge,
Läßt dahinten ird'sche Schätze,
Daß er himmliſche gewinne,
Heilig wird nun ſeine Minne.
Und da liegt das Land der Sehnſucht
Vor dem Blick der frommen Schaaren,
Sie betreten mit Geſängen
Zu des Heilands Preis und Ehre
Den durch ihn geweihten Boden,
Vorwärts eilend zu dem Kampfe.
Bald erſcheint der Sarazenen
Ungeſtüme, wilde Menge,
Und in heilige Geſänge
Stürmt das rohe Kriegsgetöſe.
Schwerter klirren, Lanzen ſplittern,
Und der Mond kämpft mit dem Kreuze.
Hin ſtürzt in den dichtſten Haufen
Cherubino ſich, verachtend
Tod und zeitliches Verderben,
Denn ihm bringt den Sieg auch Sterben.

Ach! nicht Sieg konnt er erringen,
Nicht den heil'gen Kranz des Todes!
Uebermannt ſinkt er zu Boden,
Und man wirft ihn fort in Feſſeln,

gerhause entspann, daß man von dem ganzen Verfall gar nicht weiter sprach, daß aber Wilhelm seitdem in der Nähe des erstern mehr zu thun hatte, als es je vorher der Fall gewesen war.

Als nun aber gegen Mittag die Maskenkleider wieder in Ordnung gebracht werden sollten, da fiel Lisetten das Semmelchen, da fiel ihr der Fidibus wieder in die Hand, an welche sie bei den Herz und Leben wärmer ansprechenden Begebenheiten und Geschäften gar nicht mehr gedacht hatte. Die lächerlichen Erscheinungen der vergangenen Nacht standen ihr vor den Augen, und sie mußte selbst unwillkührlich lachen, indem sie, der erhaltenen Weisung zu Folge, das Semmelchen in der Einsamkeit nun, wenn auch nicht zu verzehren, doch zu zerlegen begann.

Wie wurde sie aber überrascht, als in seiner zartesten Mitte sich ein Papier entdecken ließ, worauf ein förmlicher, ziemlich lakonischer, aber doch ganz ehrenhafter Heirathsantrag des dicken Müllers sich befand, der dann, dem Hauptinhalte nach, eine genaue Beschreibung seiner Güter und werbenden Baarschaft in sich faßte. Ahnungsvoll eröffnete sie nun auch den Fidibus, auf dessen Papierchen sich ein ziemlich [illegible]

siehe da, auf diesem Fidibus hatte sich der dünne Herr Stadtschreiber in herzbrechenden halb gereimten, halb hexametrischen Liebesseufzern herausgelassen, und der schönen Inhaberin dieses Brennmittels seine Hand und mit ihr die Anwartschaft, nicht allein auf die Stelle als Bürgermeisterin, sondern auch als zehnte Muse, wenn er, Apoll Roseupudel, sie auf den Parnas führen würde, angebeten.

Daß Lisette tief gerührt war ob des Werbens von zwei so stattlichen Freiern, denen sie zwar manchmal, wenn sie nach dem Zollstecken schielten, etwas verdrehtes angesehen, nie aber vermuthet hatte, daß sie es sey, die ihnen die von Mehlstaub und Wissenschaft gleich weisen Häupter verdreht habe, läßt sich denken. Doch aber wartete die verunglückte Garbe, so wie der sich selbst gestohlne Leuchter drei Tage lang vergebens auf eine Antwort. Hätten sie gewußt, daß unterdeß die Korrespondenz ins Zorzheus gar nicht aufhörte, und daß sogar am zweiten Tage auch Fidibus und Semmelinsaß dahin, von manchem Schriftzuge Lisettens begleitet, gesendet wurden, so würde ihnen die Zeit noch peinlicher geworden seyn, als sie es ihnen

mit welchem der achtungswerthe Antrag ihr geschehen war, könnte sich aber noch nicht entschließen, da ihr von andrer Seite noch ähnliches Glück lächle, doch werde sie sich zu ihrem Geburtstage, am 24sten May, erklären, und bis dahin bitte sie, der bösen Zungen wegen, das Geheimniß zu bewahren. Es lag doch einige Hoffnung in dem Briefe. Kennte man den Nebenbuhler ausstechen, so war das Spiel wohl gar gewonnen. Die Nebenbuhlerschaft hatte sich am Maskenballe nur gar zu sehr verrathen; in ganz Eichthal sah daher kein Bürger den andern mit feindlichern Augen an, als der Müller und Stadtschreiber sich gegenseitig, und wünschte der erstre dem andern, daß ihm das Brodt gebacken sey, und dieser wieder jenem, daß er recht in die Tinte kommen möge. Man wagte sich aber doch, das Verbot der Holden achtend, nicht bis zu gewaltsamen Angriffen, sondern belauschte blos des andern geheime Bemühungen.

So nahte sich der verhängnißvolle Tag, da mußte gleich früh der Heurtstreich geführt und sich dargestellt werden mit aller Glorie und Herrlichkeit, um dem unnennten, aber doch wohlbekannten Mitwerber den Preis abzugewinnen. Und so geschah es auch

sich darstellen sollten. Glücklicherweise hatten die beiden Nebenbuhler sich die entgegengesetzten Seiten des Zollhauses zum Angriffspunkte auf Lisettens Herz gewählt, sonst wären sie einander in der Nacht ohnfehlbar in die Haare gerathen. So aber ließ jeder den andern ungestört auf der gewählten Seite walten, überzeugt, daß er doch jeden Falls den Sieg davon tragen werde. Was aber ins Geheim zum Ruin der feindlichen Pläne für Maasregeln getroffen waren, möge der entscheidende Augenblick enthüllen.

Und so brach er denn hervor der schöne Morgen des 24sten Mays aus der dunkeln Nacht, und gewiß keiner seiner Blicke ward so mit Ergötzen belohnt, als derjenige, welcher auf die Straße vor dem Wegezollhause vor Eichthal fiel. Links nämlich thronte Oberschlächtig in aller seiner soliden Herrlichkeit, und rechts lächelte in ätherischen Reizen der Eros des zierlichen Rosenpudel.

Mit großer Anstrengung hatte der Müller während der Nacht den Schlagbaum des Zollhauses in den appetitlichsten Triumphbogen umgestalten lassen. Denn statt der ungenießbaren Blumen und Kränze gewöhnlicher solcher Institute, hingen an diesem im

sich ein häusliches Glück hier darstellte, dem hungrige Magen kaum widerstehen konnten. Und unter dieser Ehrenpforte, aus den Erzeugnissen seiner eignen Wirthschaft gebaut, thronte Müller Oberschlächtig in seiner erfreulichen Stärke auf einem Mühlwagen, der gleichsam zum Throne für ihn mit den vollgepfropftesten Mehlsäcken beladen war. Von hier aus wollte er seine Anrede an Lisetten halten, sobald sie nur erschien, und ob sie auch kurz war, so sollten doch ringsumher die Zeugen seiner Herrlichkeit um so ausführlicher und unwiderstehlicher für ihn sprechen.

Doch um wie viel zarter sprach sich ihm gegenüber die sich selbst genügende Liebe des Stadtschreibers aus. Er wußte, der Menschenkenner von Eichthal, daß Weiberherzen besonders durch Musik gewonnen werden. In früherer Jugend hatte er einmal die Baßgeige gestrichen, die alten Anklänge, längst schon vor höhern Berufspflichten entschlummert, wurden also wieder geweckt, der Stadtpfeifer erhöhte die Kunst des Talentrollen, und so fühlte er sich, als der Maymond begann, würdig und geschickt, mit diesem Mauerbrecher der Musik auf das Herz seiner Gebieterin loszustürmen. Da stand er also, an der linken

fernt, mit seinem Instrumente, aber nicht in der gewöhnlichen Tracht des bürgerlichen armen Seyns, sondern angethan mit der idealischen Bekleidung eines Apolls. Fleischfarbene Tricots umgaben ihm Beine und Brust, und ein weißes musselinenes Gewand schlang sich in weiten Falten um seine Glieder. Sein Haupt schmückte ein Lorbeerkranz, und mußte auch die Baßgeige statt der Leier gelten, so war doch bei jedem Alterthumskundigen der Apoll nicht zu verkennen. Etwas runder waren wohl die Formen seines Abbilds von Belvedere, aber dafür glich er ihm fast an Colossalität, und das Abgemagerte seines Körpers konnte auf der andern Seite seine Liebesschmerzen andeuten, so wie das etwas bräunliche Gesicht ihn wieder dem ägyptischen Style als Mumie näherte. Und reiche Spenden fehlten auch hier nicht, denn drei Genien folgten ihm, welche Früchte trugen in Füllhörnern, wie man den Göttern sie reichte. Dazu waren freilich, des Geheimnisses halber, nicht leicht auf freien Fuß sich befindende Einwohner Eichthals zu nehmen gewesen, weil von diesen natürlich zu befürchten stand, daß sie herumlaufen würden in die Häuser, selbst in die Mühle und alles ausschwatzen.

thaler Gefängnisse. Ihre Strafzeit war nach einem geheimen Beschluß des Magistrats am nächsten Tage vorüber, diese ließ der über ihre Leiber noch gebietende Stadtschreiber am Abend zu sich bringen, und versprach ihnen für den nächsten Tag die Freiheit unter der Bedingung, daß sie ihm noch in dieser Nacht und am kommenden Morgen als Genien dienten. Als man ihnen eröffnete, worin der Dienst bestehe, waren sie es gern zufrieden; es wurden ihnen mit Beihülfe des Gefängnißwärters, des einzigen Vertrauten Rosenpudels, einige weiße Hemden des letztern angezogen, und, mit Feuereimern ausgestattet, als Füllhörner, in welche man die schönsten Feldfrüchte und dergleichen Blumen, welche die Jahrszeit hervorgebracht, gethan hatte, folgten sie dem Stadtschreiber, wobei noch dies der Wahrheit des nach der Antike gehaltenen Gemäldes zu statten kam, daß die Genien bereits gewohnt waren, halb nackend zu gehen, und daher keine Umstände machten, die Tricots zu entbehren. Unter diesen Umgebungen wollte nun Rosenpudel, der Erfindungsreiche, zu seinem weithin brummenden Basse eine Arie an Lisetten singen, welche ihr Herz rühren mußte, und wäre es unverwundbarer

Staunend sah nun wohl jeder der beiden Nebenbuhler den andern da stehen in seiner Größe, als die Morgensonne leuchtete, aber ohne Verzweiflung, denn es erwachte in ihm zugleich das eigne Selbstgefühl. Bereit hielt sich aber nun auch jeder zu der Anrede in Wort oder Gesang an Lisetten.

Und bald nach dem ersten Strahle des über die fernen Berge sich erhebenden Phöbus trat auch sie hervor, die Holdeste, mit allem Liebreiz geschmückt, der ' 'sche Morgenluft und ein höchst zierliches, sich zart anschmiegendes Nachtgewand ihr lieh. Da fuhr es dem Stadtschreiber in die Fingerspitzen, er ergriff den großen Bogen, mit dem er vorher nicht die Saiten berührt hatte, damit er seinen Gegner durch diese neuerlernte Kunst noch mehr verblüffe, um nun die Erscheinung mit dem vollsten Tone zu begrüßen, und der erste Strich geschah, ehe der Müller den Mund zu seiner Anrede aufthun konnte. Wär's dem schnellen Stadtschreiber diesmal gelungen, so war sein Sieg gewiß: das derbe Instrument hätte selbst den Brusttönen des starken Oberschlächtig übertönt und dessen Rede ging verlören. Aber, o Schrekken! der widerlichste aufstehende Ton ging über die Sai-

schreiber arbeitete vergebens gleich einem Rasenden mit dem Bogen über die unseligen Därme, es ließ sich keine Stimme im hohlen Bauche der Baßgeige hören, denn der boshafte Gefängnißwärter, im heimlichen Solde des Müllers, hatte des Bogens Haare fingerdick mit Unschlitt überstrichen, und so das schönste Werk der Tonkunst im Entstehn vernichtet.

Lisette sah eine Minute der vergeblichen Mühe des Stadtschreibers lächelnd zu, als plötzlich durch ein lautes Gekrach ihr Blick nach der Seite des Müllers gelenkt ward, denn auch ihn ereilte die Nemesis. Unmäßig war sein Gelächter über die unsägliche Anstrengung des Nebenbuhlers im Gefühl der Schadenfreude gewesen, und eben wollte er sich nun mit einem derben Aufschwung in die rechte Positur zu seiner Anrede stellen, als von dieser Erschütterung das Vorderrad seines Thronwagens abfuhr, dieser sich umlehnte, die darauf liegenden Säcke herabrollten und der Müller auf sie, wie auf das Bette der Ehren, zu liegen kam. Denn auch der Stadtschreiber war nicht müßig gewesen, hatte den ersten Mühlknappen gewonnen, und dieser, als Mitbesorger der Triumphbogen-Anstalt, hatte, sobald sein Herr auf dem Wagen stand, im

gebracht, daß es bei der ersten starken Bewegung herabrollen mußte.

Doch fast zu gleicher Zeit, als das Unheil geschah, ertönte ein helles Waldhorn, und zwischen den Verunglückten durch sprang rüstig aus seinem Versteck ein Jäger zu dem Zollhause. Lisette aber streckte ihm zwei blendend weiße Arme entgegen, und er warf das Waldhorn von den Lippen hinweg und sich in diese Arme, und zog die reizende Witwe dafür an seine Lippen. Als sie aber ein Weilchen so gestanden hatten, und der Müller sich wieder hervorgearbeitet unter seinen Säcken, und der Stadtschreiber wieder zurückgekommen war von der Jagd hinter den Vagabonden, die, als sie das Waldhorn hörten, die ihnen bekannen Hunde des Jägers fürchteten und davonliefen, nicht bedenkend, daß sie Genien im Dienste Apolls wären und dessen zierlichste Hemdenuniform trügen, da entzog sich Lisette Wilhelms Umarmungen, hielt ihn an der Hand fest und rief den Beiden zu, die wehmüthig auf den Trümmern ihres Glücks standen: „Meine Herren von der Garbe und dem Leuchter, ich danke Ihnen für die Ehre Ihrer Werbung und für die Freude der heutigen Ueberraschung; aber

Führt ihn fort als Kriegsgefangnen.
Doch die wilden Sarazenen
Rührt des Jünglings edler Anstand,
Und sie dringen bittend in ihn,
Seinen Glauben abzuschwören.
Er verwirft dieß Wort mit Grausen.
Da versuchen sie durch Martern
Ihm den festen Sinn zu beugen,
Daß er seinen Christ verläugne
U- zu Mahomed sich wende.
Standhaft sieht er, fest im Glauben,
Sie zum Marterwerk sich rüsten,
Denn die Palme winkt dem Christen.

Aber als die wilden Henker
Ihn ergreifen, und, die Glieder
Zu zerfleischen, schon die Zangen
Aus dem glühen Brande reißen,
Hebt er Hand und Blick zum Himmel,
Der Geliebten jetzt noch denkend,
Ruft mit lauterhobner Stimme:
„Lucia! Du heil'ge Jungfrau!
Unbefleckte, reine Tugend!
Wandelst Du noch hier auf Erden,
O! so halte durch Gebete
Deines gottgeweihten Mundes

und morgen feiern wir die Hochzeit im Forsthause, das er jetzt durch die Gnade unsers guten Fürsten, der den alten Oheim in Ruhe setzte, als das seinige bewohnt, und wo ich von nun an bleibe. Sie sind beiderseits zu dem frohsten Tage meines Lebens eingeladen."

Damit aber gingen beide Arm in Arm ins Zollhaus, die Hausthür schloß sich und niemand kam wieder zum Vorschein, ob auch die beiden Kronprätendenten die verschlossene Thür noch eine Viertelstunde unverwandt anstarrten. Darauf ließ sich der Stadtschreiber einen großen Mantel und steife Stiefeln von dem vorsichtigen Gefängnißwärter reichen, welcher dafür die stumme Baßgeige nebst dem lautlosen Bogen, die beide jetzt dem armen Herrn Stadtschreiber glichen, über den Rücken nahm, die Vagabunden suchten die schon ausgeschütteten Früchte für ihre Küche wieder zusammen, und der Zug schlich seitwärts durch den Wald nach der Stadt zu. Der Müller aber zog sich, nachdem er durch Befühlen am ganzen Leibe ergründet hatte, daß, Dank sey es den weichen Säcken! nichts an ihm verletzt sey, auf der andern Seite der Straße in seine Mühle zurück, und bald darauf sah

Ausschmückung beraubten, wobei freilich der Müller um manches Würstchen gekommen seyn soll. Sichern Nachrichten nach sind aber weder er, noch der Stadtschreiber auf der Hochzeit erschienen, die des andern Tags höchst fröhlich im Forsthause gefeiert ward.

Belehrung.

Frau Muhme, sagen Sie mir, warum
Spricht man Declamatorium? —
„Wie? hörtest du nicht im Wallenstein
Die arme Thekla jammern und schrein?
Kind, sey auch nur nicht gar zu dumm —
Nun, drum heißts Thekla-Matorium."

P. Grill.

Die großen Damenhüte.

Die ihr um die Roſenfülle
Junger Wangen Dämm'rung webt,
Und mit trügeriſcher Hülle
Falbes Gelb zu Schnee erhebt,
Treuer Liebe Blicken wehret,
Schöne Augen ſchielen lehret,
Jugendſchein dem Alter leiht,
Auf! zu offnem Kampf und Streit!

Redlich will ich zwar geſtehen,
Alles Zarte welkt gar leicht; -
Klugheit lehrt, ſich vorzuſehen,
Selbſt die ſchönſte Roſe bleicht.
Ja, der Maienſonne Strahlen,
Die den Kelch der Lilie malen,

Drum erfand Cytherens Zofe
Zu der Herrin Schutz den Hut,
Und es ſtand am Götterhofe
Jedes Herz in neuer Glut;
Amor ſtahl die Tracht geſchwinde,
Gab ſie einem Hirtenkinde,
Und bald trug die Königin
Selbſt den Schmuck der Schäferin.

O wie ſchalkhaft und beſcheiden
Damals euer Rand ſich bog;
Kronen mußten euch beneiden,
Die nur Blum' und Band umzog;
Amor nannt' euch ſeine Helme,
Und man glaubt' es gern dem Scheine,
Sein gehelmtes Kriegsheer fand
Nirgends, nirgends Widerſtand.

Sieg auf Siege! Die Blondinen
Winkten feuriger aus euch;
Glühende Brünetten ſchienen
Sanft und ſchwärm'riſch, zart und weich.
Welch ein Lächeln! welch ein Schmachten!
Weiße Perlenzähnchen lachten

Lang beneidete die Gabe
Alter Jungfern Häßlichkeit;
Sie auch ſuchten unterm Stabe
Feldherrn Amor's Kampf und Streit;
Doch man ſah die Runzelſtirne,
Sah der Adern Blau, mit Zwirne
Nachgeahmt auf Kremnitz-Weiß,
Und den gelben Augenkreis.

Da rief bei der Toilette,
Trauernd um den letzten Zahn,
Eine alternde Coquette
Hekate, die Alte, an;
Und die Hexe Jener Gleichen
Schickt' ihr aus des Orkus Reichen
Ein Gerüſt von Spahn und Drath,
Groß, wie Pluto's Kutſchenrad.

Froh empfing die dürre Alte
Ihrer Göttin Gnadenpfand;
Schlau verbarg ſie Glatz' und Falte
In den ellenbreiten Rand,
Sah entzückt in ihren Spiegeln,
Wie in dieſen Mühlenflügeln

Wehe! auch die jungen Schönen
Wählten diese Hexentracht;
Der Verändrung Trieb zu fröhnen,
Ward nun Alles grau bei Nacht;
Aug' und Mund, und Hals und Locke —
Wie in Hennings Zauberglocke,
Wurden Mädchen ganz und gar,
Schön und häßlich, unsichtbar.

Doch die Laune ist verschwunden,
Und der Taumel ist entflohn;
Was mit Jugendreiz umwunden,
Spricht dem Dach der Scheuer Hohn.
Wangen nur, die Schminke brauchen,
Stirnenfurchen, Katzenaugen,
Grollend auf die arge Welt,
Wählen solch ein Halmenzelt.

Drum, ihr Männer, die ihr Blüten
Holden Jugendlenzes sucht,
Schielt nicht mehr nach grosen Hüten;
Denn dort gibts nur welke Frucht!
Sah man je mit solchen Reizen
Selbst die reinste Unschuld geizen?

Alles Streites Ende.

Des Markts Getümmel füllt den Saal,
Ein Streit von Jungen und von Alten
Scheint poln'schen Reichstag hier zu halten;
Doch traf ein and'res Ziel die Wahl:
Am Boden glänzt ein Weinpokal,
Zwei Trinker sitzen auf der Erde,
Und wer von beiden Sieger werde,
Das schürt den Streit; schon zwanzig an der Zahl
Sind angestaunt den glatten Weg hinunter,
Und noch reicht jeder glühend-munter
Ihn blinkend-voll dem andern zu.
O Rinsky wird's; doch nein, im Nu
Möcht' ich mich fast zu Ronsky wenden;
Er hebt die Last mit straffen Händen,

Er stockt; doch nein — er trinkt mit gleicher Zahl
Den Becher aus — vielleicht zum letztenmal,
Mühselig schiebt er ihn am Boden fort,
Und viele rufen: Ronsky, halte Wort!
Und dieser tappt und kommt auf halben Wegen
Dem Bundesbecher brüderlich entgegen,
Und beide halten fest an ihm.
Nun schweigt des Saales Ungestüm,
Von Lust entbrannt, wie sich der Sieg entscheide;
Wird's Rinsky oder Ronsky seyn? —
Sie hoffen — harren — sieh! da neigen beide
Still Haupt an Haupt, und schlafen ein.

St. Schütze.

Die unsichtbare Prinzessin.

Erzählung

von

Friedrich Laun.

Den der bis zum Tod Dich liebte,
Daß er nicht dem grauſen Drängen
Der Verſuchung unterliege.
Aber biſt Du ſchon im Himmel,
O! ſo magſt Du für mich bitten
Den, der einſt am Kreuz gelitten.“

Und kaum hat er ausgeredet,
So verfällt er wunderbarlich
Schnell in einen tiefen Schlummer;
Und als er erwacht, ſo findet
An dem Kloſter St. Chriſtinens
In Bologna er ſich wieder,
Noch die aufgehobnen Hände
Mit der Feſſeln Laſt beſchweret.
Lucia, von Schönheit ſtrahlend
Und im reinſten Himmelsglanze,
Sieht er ſtehn an ſeiner Seite.
„Lucia! ſo ruft er, lebeſt
Du noch, Heilige?“ „Ich lebe,
Giebt des Engels Stimm' ihm Antwort,
Aber in dem wahren Leben.
Geh und leg' auf meinem Grabe
Deine ſchweren Feſſeln nieder,
Und die hohe Gnade preiſe,
Die der Herr an Dir erwieſen.“

I.

Räthsel.

Kein Mensch in der ganzen Residenz wußte, was er aus Herrn Massenberg machen sollte. Daß er mit Stumpf und Stiel höchstens fünf und zwanzig Jahr alt seyn mochte, das schien sich freilich aus dem Ansehen zu ergeben. Allein er war im Gasthofe zum goldenen Schlüssel abgetreten und wagte seitdem, als ganz simpler Herr, ohne von und sonstigen Titel, in einer Stadt zu existiren, wo zwar hoffentlich viele, so gut wie er, einen ehrlichen Namen hatten, aber nur gar wenige gern bei diesem sich nennen ließen.

Er sah es, wie man auf öffentlicher Promenade sowohl, als in den Ressourcen, über ihn die Köpfe zusammensteckte. Ein arabisches Pferd, so schön wie das seinige, fand man nirgends in der ganzen Res-

ten hatte, und jedem seiner Subalternen schauerte die Haut, als der simple Herr sich erkühnte, des Hochgebietenden Gebot unbedingt von sich zu weisen. Manche geriethen auf den Einfall, ihn für einen privatisirenden Fürsten zu halten; hauptsächlich vielleicht darum, weil er, trotz seiner Titellosigkeit, ein Paarmal im Schauspielhause seinen Platz nicht verließ, auf den doch die verdrüßliche Miene eines später gekommenen Ordensbandes, das neben ihm stand, sichtbar große Ansprüche machte. Aus gleichem Grunde hielten Andere ihn für eine Art von Millionär. Denn reiche Personen, meinten sie, dächten gemeiniglich, daß mit Gelde Alles zu zwingen sey. Noch Andere glaubten, er sey der geheime Abgesandte irgend eines vornehmen Hofes, oder das, was man im gemeinen Leben schlechtweg einen Spion zu nennen pflegt. Die Existenz dieses Glaubens schien besonders daraus zu erhellen, daß die Polizei seinen Paß zu zwei verschiedenen Malen zu untersuchen für gut fand. Auch bewies sich der Räthselhafte wirklich so einsilbig und sonderbar in Gesellschaften, daß er selber vielleicht auf den Argwohn gerathen wäre, wenn er's nicht besser gewußt hätte.

Am leichtesten wäre man wohl durch eine Frage

aus purer Höflichkeit, weil ich dieser Massenberg selber war.

Statt dessen wendete man sich in der Regel an meinen muntern Reitknecht, der den guten, wißbegierigen Menschen nach und nach so viel tolles Zeug aufheftete, daß sie am Ende den Bösewicht und alles Erkundigen bei ihm gänzlich aufgaben.

2.
Die Schönheit.

Man hätte auch mir selbst bald nach der Ankunft mit der Frage kommen müssen. Denn die Ungewißheit so vieler Neugierigen über meine Wenigkeit fing nach und nach an, mir außerordentlich zu gefallen. Je wichtiger die Mienen waren, die das Zischeln über mich begleiteten, desto wichtiger kam ich mir selber vor.

Beiläufig gesagt, war der ganz zufällig entstandene Zweck meines hiesigen Aufenthalts auch nicht weit her. Aus zwei, den Merkwürdigkeiten der Stadt gewidmeten Tagen hatte nämlich die Leihbibliothek, meiner Wohnung gegenüber, schon vier Wochen gemacht, und es war schwer abzusehen, wann die Gewalt dieser Bibliothek über meinen Willen aufhören

Ich muß bemerken, daß die größtentheils sehr unscheinbar gewordenen Bücher der Anstalt so wenig Schuld daran hatten, als ihr Besitzer und dessen weibliche Angehörigen. Aber das Portrait eines Mädchens, als Vestalin gekleidet, sah ich am Tage meiner Ankunft im Wohnzimmer des Bibliothekars, wie meines Erachtens kein einziges mehr auf der ganzen weiten Welt existirte.

Um Gotteswillen, so redete ich den Mann an, wer ist diese Schönheit?

Ja, antwortete er, geheimnißvoll lächelnd, Sie sind nicht der erste, mein Herr, der eine solche Frage an mich richtet. Ich kann Ihnen nur so viel sagen, daß es eine sehr vornehme Person ist. — Und eine Person, fügte er hinzu, die sich für die Mühe, welche ich mit ihrer Lektüre habe, überaus erkenntlich beweißt.

Er schien auf letzteres so viel Gewicht zu legen, daß ich die Worte: Nicht mehr als billig! die ich ihm zurückgab, durch einen Griff in meine Tasche mit Musik zu begleiten suchte. Die Heiterkeit, welche hierauf sein Gesicht verklärte, sagte mir, daß der Mann ein recht zartes musikalisches Gehör und über-

weichen Gefühle ordentlich ein, indem ich um Nachrichten von der Schönen anſuchte.

Aber der Bücherverleiher zuckte die Achſeln. Die Dame, ſagte er, laſſe immer ihren Leſebedarf durch ihre Kammerdienerin holen, und dieſe habe ſogleich vom Anfange ſtatt des Namens, blos ein N. N. angegeben, dabei den vierfachen Werth der Bücher eingeſetzt. Späterhin wären noch andere Geſchäfte zwiſchen ihm und der Dame auch durch iene Mittelsperſon vorgefallen. Den Namen aber habe er doch nicht erfahren können, ob ſie ſchon ſonſt fortdauernd überaus freigebig gegen ihn ſich beweiſe, auch zum Zeichen ihres beſondern Zutrauens eben jenes Bild jetzt, da ſie verreiſet ſey, ihm zur Aufbewahrung überſchickt habe. Das Geheimniß, ſo ſagte er, das ſie hier zu beobachten für gut hält, erlaubt mir jedoch kein öffentliches Aufhängen, auch würden Sie ſchwerlich dazu gekommen ſeyn, es zu ſehen, wenn ich nicht eben damit beſchäftigt wäre, ihm ein Plätzchen anzuweiſen, wo kein Menſch es gewahr werden ſoll. — Sehen Sie hier, dieſe blanken Thaler ſind alle von ihr. Ich lege ſie apart, weil ich hohen Werth auf die großmüthige Dame ſetze.

Meister der Töne, die ihn schon vorhin aus meiner Tasche so lieblich angesprochen hatten. Sein dankbares Gemüth floß über. Er erzählte mir, daß seine Gönnerin übermorgen zurückkommen werde und versprochen habe, sich dann zum ersten Male selbst in seiner Behausung einzufinden. Vor der Hand sey ihm jedoch durchaus nicht gelungen, etwas Näheres von ihrem Herkommen zu erfahren. Sie muß, sagte er, ihrer Kammerdienerin die gemessensten Befehle zum Schweigen gegeben haben, weil dergleichen Personen sonst einer gewissen Art von Beredsamkeit, die er angewendet hätte, selten widerstünden. Vielleicht, fügte er noch tröstend hinzu, vielleicht gelingt meiner besonders wohllautenden Art des Ausdrucks ein glücklicherer Angriff auf Linchens Verschwiegenheit.

3.

Die armen Schriftsteller!

Ich bat den Gefälligen, mir für den unendlichen Zeitraum bis übermorgen wenigstens ein Paar Bücher mitzugeben, welche unter den Händen der schönen Dame das höchste Ziel ihrer Verfasser erreicht hätten.

Da dürfen Sie nur, sagte er, nach dem ersten

zum Buchbinder geschafft, und wenn es zurückkommt, überdies noch acht Tage lang in die freie Luft gehangen, damit, wie Linchen sich ausdrückt, die Bücher von neuem angreifsbar, und die unsaubern Geister der Kinder- Spinn- Wach- und sonstigen starkriechenden Stuben daraus vertrieben würden. Alles auf Kosten der großmüthigen Dame, bemerkte er lobpreisend.

Zufolge des Fingerzeiges nahm ich einige Bändchen unbesehen zu mir. Aber eh ich schon zu Hause inne ward, daß ich zwei Bücher ergriffen hatte, die zu lesen längst mein Vorsatz gewesen war, so kam es doch nicht ordentlich dazu. Die Schöne und den übermorgenden Tag, nichts weiter, fand ich auf allen Blättern. Die armen Schriftsteller hatten gut geistreich seyn, an meiner tiefen Befangenheit gingen ihre herrlichsten Gedanken verloren. Von der Hälfte des einen Buchs, die ich, so zu sagen, gelesen, wußte ich, als ich es endlich voller Verdruß zuschlug, grade so viel, als von der Hälfte, die ich noch nicht gelesen hatte.

4.

Muntre Augen.

vernünftigen Idee für heute beraubte, und es schien mir das rathsamste, diese Gegenstände selbst zu meiner Beschäftigung zu wählen. Die großartige Ansicht der Jugend von den romantischen Freiheiten, welche jede unüberwindliche Leidenschaft sich nehmen kann, leiteten nicht sowohl meine Gedanken, als die Surrogate, welche meine Phantasie ihnen untergeschoben hatte. Wer wagt, gewinnt! hieß es, und ich nahm mir vor, gradezu einen Brief an die Dame abzufassen, der ihr übermorgen eingehändigt werden sollte. —

Das Nothwendigste zur Ausführung dieses Vorhabens waren die Schreibmaterialien. Allein des Gastwirths Federn und Papier schienen mir dem Gegenstande so wenig angemessen, daß ich mich in eine benachbarte Handlung weisen ließ, um nach würdigerm Darstellungsstoffe für die Gefühle meines Herzens selbst zu suchen. Ich weiß nicht, ob meine Person grade der, in ihrem Gewölbe mit tiefer Trauerkleidung angethanen Verkäuferin besonders auffiel, oder ob vielleicht der Anblick jedes jungen Mannes ihr zum Balsam für die Wunde dienen konnte, welche vor Kurzem der Tod des Gatten ihr geschlagen hatte, genug, ihre muntern

Strahlen dieses Auges nach dem eigenen Busen der Erröthenden zurückzuweisen.

5.

Staub.

Mein trocknes Verlangen des Bedarfs verwandelte auch mit Einemmale den schmachtenden Ton ihrer Frage nach dem, was ich beliebe, in einen blos glatten und höflichen. Briefpapier? sprach sie, das können Sie nirgend besser finden, als in meiner Handlung.

Dessen ungeachtet äußerte ich, daß das vorgezeigte mir nicht zart und schön genug sey.

Ich verstehe, sagte sie hierauf, mich und meine Umstände, wie es schien, völlig begreifend. Auch hierin würde vielleicht niemand in der ganzen Stadt Ihrem Bedürfnisse besser abhelfen können, als ich. Erst gestern ist mir die neueste Erfindung für eine gewisse Gattung von Briefen aus England zugekommen. Man hat dort neuerlich die Blumensprache der Indier, in Ansehung der Farbe des Papiers, gewissermaßen nachzuahmen gesucht.

So viel Staub schon, rief ich verwundert, auf einer erst gestern eingetroffenen Waare!

Ja, mein Herr, sagte sie, das ist eben der Nachtheil der sonst recht vorzüglichen Lage meines Gewölbes. Ich selbst würde es schwerlich glauben, wenn ich es nicht mit eigenen Augen sähe. Jeder Wagen und jeder Reiter prägt meinen Vorräthen sein Andenken auf unangenehme Weise ein. Aber sehen Sie nur hier dieses köstliche Fabrikat!

Zugleich legte sie mir verschiedene Sorten geglättetes, buntes Briefpapier vor und sprach: Ich brauche Sie gewiß nicht erst darauf hinzuweisen, daß dieses Grün auf Hoffnung — sie seufzte dabei so tief, als ob etwas Aehnliches ihr an mir zu Grunde gegangen sey — so wie das Blau auf die leider höchstseltene Eigenschaft der Beständigkeit deutet.

Roth wurde sie nicht bei der Erläuterung der blauen Farbe, aber es schien doch, als ob ihr etwas tiefliegendes Auge mehr als zuvor sich nach dem blassen Gesichte zurückziehen wollte.

Daß Rosa, fuhr sie kräftiger fort, die zarte Liebe im Allgemeinen aussprechen soll, weiß ziemlich jedermann. Wer aber den Grad der Liebe ausdrücken will,

Zu dem Himmel kehrte wieder
Die Geſtalt der heil'gen Jungfrau,
Denn zur Stunde, da der Ritter
Hatt' Europia verlaſſen,
Thät auch Lucia erblaſſen.

Th. Pell.

als diese der Flamme so überaus glücklich entlehnte Farbe? —

Sie rühmte hierauf das feuerfarbene Papier, von dem jetzt die Rede war, aufs anhaltendste und heftigste, so, daß sie auch damit besser ihren Zweck erreichte, als Anfangs mit dem Feuer ihrer Augen. Ich kaufte von diesem Papiere, nahm zugleich Federn und wollte damit zurück in meine Wohnung.

6.

Keiner!

Fallen Sie nicht! rief die Papierhändlerin mir nach, als ich bereits, über die Thürschwelle hinausstürzend, im Straßenkothe lag. Wirklich war die Schwelle, die ich bei meiner Rückkehr betrachtete, so hoch, daß ich sie lieber gar für einen Kunstgriff angesehen hätte, um das Doppelte der Waare an Personen meines Schlages abzusetzen. Der Gedanke trug vielleicht dazu bei, daß ich in diesem Augenblicke die Sorgfalt, mit welcher die hübsche Witwe alle unverfängliche Stellen meines Leichnams zu säubern suchte, nicht zur Gnüge würdigte, sondern meinen Dank lediglich darauf beschränkte, daß ich nach einem

Als ich endlich, ziemlich mißvergnügt über den Vorfall, nach Hause kam, so wollte sich der innere Feuerstrom lange nicht recht auf das Papier leiten lassen. Zwar schrieb ich fünf ganze Briefe nach einander. Aber jeder davon befriedigte mich grade so, wie die übrigen, das heißt mit andern Worten: keiner stand mir an, keiner that meinem Ideale von einem würdigen Briefe an die hehre Vestalin Gnüge, keiner fiel so glühend aus, daß man die Farbe des Papiers als seinen natürlichen Wiederschein hätte betrachten können.

7.

Kulminationspunkt.

Das wird eine schöne Nacht werden! dachte ich beim Schlafengehen. Damit aber die Leserinnen und Leser ihr Mitleid nicht ohne Noth an meinen Zustand verschwenden, will ich ihnen nur gestehen, daß ich, unbegreiflicher Weise, aufs herrlichste schlief, auch überdies am folgenden Tage einen Appetit hatte, der mein empfindsames Herz ordentlich niederbeugte. —

Endlich schlug die längst ersehnte Stunde. Jetzt werde ich sie sehen! rief ich, und steckte, da ich

lichkeit, einen sechsten bessern hervorzubringen, mich den ganzen Vormittag inkommodirt hatte, sie sämmtlich zu mir, um der Dame in der Leihbibliothek wo möglich den ersten, besten in die Hand zu praktiziren.

Wirklich hatte der Leihbibliothekar alles aufgeboten, um die Schöne in seinem Institute recht würdig zu empfangen. Er hatte die Treppe mit weißem Sande bestreuen, auch im Vorsaale eine Menge Räucherkerzen anzünden lassen. Dazu roch es nach frischgebackenem Kuchen, der wahrscheinlich ebenfalls ihr gelten sollte. —

Um nicht als ein Unwürdiger vor der Herrlichen zu erscheinen, unterwarf ich dicht vor der Thüre der Bücherstube die Ordnung meines Anzuges noch einer kleinen Revision. Da fliegt mit eins die Thüre selbst mir an die Nase. Ein Leser stürzt nämlich auf das stürmischste heraus. Vor Heißhunger nach dem schönen, geistigen Bissen, den er eben erwischt, hatte er vermuthlich vergessen, daß hinter dem Berge auch Leute, oder eigentlicher zu sprechen, hinter der Thüre fremde Nasen seyn könnten. Das herzliche Bedauern, mit dem er davon hürfte, war schlechte Entschädigung für meinen Schreck und das Pusten des Elie-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53192-3
WINKLER,K.G.T. FN. 18558/029

hatte, durch rothe Flecken auf Wäsche und Kleid Lügen strafte.

Alles das aber hätte seyn mögen, wenn meinem Blicke sonst die nöthige Befriedigung geworden wäre. So aber mußte ich, nach dem höchst unfruchtbaren Mitleid des Bücherverleihers, vernehmen, daß meine feuerfarbenen Briefe sammt und sonders umsonst geschrieben waren. Das Ideal meiner Sehnsucht hatte sich nämlich, niemand wußte, ob aus eigenem, oder aus fremdem Antriebe, zu einer plötzlichen Reise entschlossen. Erst in einigen Tagen versprach sie in einem Billet zurückzukehren, legte auch schon im Voraus auf eine Partie Bücher für diesen Zeitpunkt Beschlag.

In der Verzweiflung über ein so grausames Verzögern der wichtigsten Angelegenheit meines Lebens wußte ich nichts Besseres, als mir einige der bestellten Schriften geben zu lassen, wobei ich feierlich gelobte, sie auf das erste Schicken darnach, gelesen oder ungelesen, wieder auszuhändigen.

8.

Das glückliche Eiland.

Leider hatte der Mann solches ganze vierzehn Tage lang nicht Ursache. Tagtäglich besuchte ich ihn indessen, um mich gewissermaßen immer tiefer in das Bild

der Westalin hineinzusehen und nebenbei von ihr durch den Leihbibliothekar zu hören. Obschon dieser sie, wie ich, nur vom Bilde her kannte, so wußte er doch theils aus ihren Briefen, theils durch den Mund der Kammerdienerin so viel von diesem achten Weltwunder zu rühmen, daß ich immer mehr bezaubert wurde, und die glückliche Zeit gar nicht erwarten konnte, in der es meiner Liebe vergönnt werden sollte, Leib und Leben für sie zu wagen. Dahin aber kam es nach allem, was ich hörte, wahrscheinlich. Denn die Dame war aus einem überaus vornehmen Hause und meine Situation nicht gemacht, ihr auf dem gewöhnlichen Wege beizukommen. Das indessen behagte mir eben, und wenn meine Figur, wie ich hoffen zu können glaubte, der Holden gefiel, dazu die Glut meiner Liebe ihr, vermuthlich noch ganz neues Herz in Flammen setzte, so mußte nun bald von einer Entführung die Rede seyn, der es nicht an Verfolgern fehlte. Was endlich daraus werden sollte, schwebte mir zwar nicht sonderlich klar vor Augen. So viel jedoch war gewiß, daß meinem geistigen Blicke im Hintergrunde manches gräulichen Blutbades, wobei die kräftige Verzweiflung meiner endlosen Liebe niemals den Kürzern zog, ein wüstes Eiland hervordämmerte, auf dem wir, die Dame und ich, im eigentlichen Verstande

von der Luft lebten, weil es durchaus nichts weiter dort zu leben gab; ein Zustand, den zu überdauern allerdings mehr als eine zähe Katzennatur erforderlich war, der mir aber außerordentlich natürlich und beneidenswerth erschien.

9.

Quintessenz.

Die Zeit, die indessen übrig blieb, wendete ich theils an, um den mitgenommenen Büchern hier und da verliebte Ausrufungen und Anreden an die Einzige in gebundener Rede einzuverleiben, theils die feuerfarbenen Briefe noch zu vermehren. Mit letzteren war ich indessen wie behext: so viel ich deren auch zusammenschrieb, so hatten sie doch, beim Lichte besehen, alle ihre schwachen und ihre guten Seiten, und die Idee, auf die mich dies leitete, aus ihnen eine Quintessenz von einem einzigen Briefe zu machen, mißlang ebenfalls. Denn weil ich das meiste in denselben für gut achtete und nicht umkommen lassen wollte, so wurde der Auszug so voluminös, daß er schlechterdings nicht zu übergeben war. Darum blieb es bei der frühern Manier, wenn der glückliche Zeitpunkt erschien, sämmtliche Briefe durch einander ge-

mischt einzustecken, und einzig dem Zufalle die Direktion der Sache anheim zu stellen.

Endlich ließ mein Engel, der Bücherverleiher, mich eines Morgens wissen, daß meine Pönitenzzeit um war. Die Dame war nämlich angekommen und wollte ihn diesen Nachmittag zur gewöhnlichen Stunde selbst mit einem Besuche beehren.

10.

Unzeitiger Antheil.

Da stand ich beim Leihbibliothekar und hörte die süßen Töne einer weiblichen Stimme, ohne Zweifel meiner Huldin. Aber obschon die Dämmerung schon so stark war, daß der Bücherverleiher erschrecklich auf seine Leute loszog, die mit dem Lichte so lange ausblieben, so konnte sich doch meine durch die lange Erwartung vermehrte Liebe nicht einmal zu einer Annäherung, geschweige gar zu einer Anrede entschließen. An die Briefe in meiner Tasche war vollends nicht zu denken, sie blieben unangetastet.

Das war auch recht gut gewesen. Wenigstens hielt ich's dafür, als jetzt beim Hereinkommen der Lichter sich entdeckte, daß das Frauenzimmer zwar eine recht angenehme, aber doch eine ganz andere Person, als das Original jenes Gemäldes war.

Bald ergab es sich vollends, als eine Bekannte von ihr hereintrat, daß ich in derselben die Kammerdienerin meiner unbekannten Geliebten vor mir hatte, welche letztere von einer ihr zugestoßenen schnellen Krankheit zurückgehalten wurde.

Nach dieser Nachricht war meine Mäßigung völlig erschöpft. Um Gotteswillen, rief ich, was fehlt ihr, ist ihr Zustand gefährlich. Die großen Augen der beiden Frauenzimmer über ein so plötzlich hervorbrechendes hohes Interesse störten mich weiter nicht. Ich drückte der Kammerdienerin eine Entschuldigung in die Hand und erfuhr dafür von der überaus Artigen, daß die Krankheit zwar, nach ärztlichem Gutachten, nichts auf sich habe, aber ihre Gebieterin doch leicht ein Paar Tage im Zimmer halten könne.

Gern wäre ich dem artigen Mädchen gefolgt, doch sah mir ihre Begleiterin so finster aus, daß ich Anstand nahm und schon die Aeußerungen meines Antheils gar sehr zu bereuen anfing.

II.

Linchen.

Am folgenden Morgen ziemlich früh stand, nach leisem Thürklopfen, Linchen zu meiner großen Freude bei mir im Zimmer.

Ihr Wohlwollen gegen mich, sagte sie — und das ohnehin recht feine Gesichtchen verfeinerte sich dabei noch zusehends — Ihr unverdientes Wohlwollen drängt mich, Ihnen den Dank abzutragen, den meine Gesellschafterin gestern verstummen machte. Nun aber, mein Herr, ist dies geschehen, und ich gehe wieder. Ein unbegränztes Zutrauen zu Ihnen verführte mich, der Dankbarkeit das Herkommen aufzuopfern. Jetzt, da jene sich ausgesprochen hat, tritt dieses wieder ganz in seine Rechte.

Ein einziges Wörtchen noch, rief ich, sie zurückhaltend. Ihre Gebieterin, wer ist sie?

Sie zuckte die Achseln.

Nun, mein Kind? —

Mein Herr, fing sie an, ich weiß aus dem Munde des Verräthers selbst, daß Dinge vorgefallen sind, Dinge, die durchaus nicht hätten vorfallen sollen. Ihr gestriges Benehmen trieb mich später noch einmal in die Leihbibliothek, um mir dort Aufschluß zu holen. Da muß ich denn hören, daß der untreue Bücherverleiher, den meine Gnädigste mit Wohlthaten überhäuft, sich so weit vergessen hat, um das Porträt, das sie seiner Geheimhaltung anvertraute, unbesorgt, was daraus für schreckliche Folgen entstehen können, den Blicken anderer Personen Preis zu geben. Schwerlich

Isabella de Ponce-Leon.

Eine spanische Novelle

nacherzählt

von

dem Verfasser des Romans Heliodora.

Isabella war siebzehn Jahre alt, als sie ihren Vetter, den Marquis von Ponce-Leon, heirathete. Sie gehorchte ohne Zuneigung, ohne Liebe der letzten Verordnung ihrer sterbenden Aeltern, welche durch diese Verbindung alle Güter ihres edlen Geschlechts in einem Hause zu vereinigen wünschten. Don Fernando würde dennoch leicht das Herz seiner jungen Gattin gewonnen haben, wenn er nur ein wenig Achtung und Zärtlichkeit ihr bewiesen hätte.

wird sie nun jemals einen Schritt über die Schwelle des Strafbaren setzen! —

Bester, rief ich aus, diesmal verschwenden Sie Ihr Geheimniß weder an einen Undankbaren, noch an einen Geschwätzigen; mein Wunsch, mein einziger Wunsch heißt, den Namen Ihrer Gebieterin zu wissen und — sie kennen zu lernen.

Linchen zuckte ernstlicher die Achseln.

Mein Herr, sagte sie, denken Sie sich, wie schwer nach den Verpflichtungen, die Sie mir auferlegten, die Zurückweisung eines so bescheidenen Wunsches meinem Herzen werden muß. Was aber müßten Sie von der Person halten, die einer Herrschaft untreu würde, so gut und himmlisch wie keine?

Linchen! rief ich. Aber sie nahm nur mit vieler Mühe das an, was ich ihr in die Hand drückte. Und auch dann sagte sie noch: Wüßte ich, daß Sie mich der Bestechlichkeit fähig hielten, so würde meinem Schritte über diese Schwelle eine ewige Reue folgen.

12.

Aussichten.

In derselben Manier ging unser Gespräch so lang fort, daß ich dem Leser zu Liebe hier des nach und nach daraus abbröckelnden Resultats sogleich auf Ein

mal gedenken will. Ich wußte am Ende so viel, daß ihre Gebieterin, Heliodora mit Namen, eine fürstliche Person war, deren Verhältnisse jedoch ein dichter Schleier bedeckte. Es schien, als ob die Bewerbung einiger regierenden Häupter um ihre Hand der Anlaß zu dem Inkognito sey, das Heliodoren in dieser Stadt festhielt und vor Kurzem auf ein Paar Wochen daraus vertrieben hatte.

Wenn dies meine Erwartungen ziemlich spannte, so mußte der Umstand, daß Heliodora mich gestern aus ihrem Fenster auf der Straße gesehen, und meiner gegen die Zofe recht vortheilhaft gedacht habe, den Hoffnungen, die ich nährte, noch mehr schmeicheln. Erhöht wurden letztere abermals dadurch, daß Linchen mir von ihrer Gebieterin gewöhnlichem Abendspaziergange im benachbarten Hölzchen Nachricht gab.

So lange sie da war, fiel mir kein Zweifel an der Wahrheit ihrer Geheimnisse ein. Später aber glaubte ich letzteres durch die pomphaften Stäbe, in denen es verwahrt wurde, ziemlich durchscheinen zu sehen. Vermuthlich, dachte ich, ist diese Heliodora nicht viel mehr, als eine schöne Abentheurerin. Denn nach solchen Einleitungen eine Bestellung auf den Abend in ein Wäldchen!! —

Wahrlich, ich mußte hochauflachen, doch ist es mir

entfallen, ob aus Spott über sie, oder aus Aergerni
daß ein so schön angefangenes Gewebe von ewiger Lie
durch den ersten Windstoß wieder vernichtet werden soll

13.

Glückswechsel.

Ich hatte aber doch zu früh gelacht, als Nachm
tags, wie ich in der Leihbibliothek war, Linchen athem
herbeieilte, um mich zu benachrichtigen, daß auf
Abend an eine Zusammenkunft mit Heliodoren gar ni
zu denken sey. Wollte ich nicht alles und sie mit verderb
so dürfte ich um des Himmels Willen nicht in je
Wäldchen kommen. Ihre Gebieterin, durch das Frau
zimmer, die neulich mit ihr in der Leihbibliothek ge
sen, aufgereizt, argwohne ihr Einverständniß mit
daher sie denn auch nicht mehr wagen könne, in m
Wohnung zu kommen. Bei meinen eigenen Hoffn
gen müsse sie mich beschwören, daß ich mich vor
Hand ganz leidend verhalten möchte.

Hierauf entschlüpfte sie, doch nicht, ohne mich
den folgenden Morgen in einen fernen, einsa
Garten zu bescheiden.

Mit diesem Hindernisse gerieth meine zuvor e
kälter gewordene Liebe wieder in neue, helle Gluth.
chens Beistand war mir zu nöthig, als daß ich die
nung wegen des Abends hätte in den Wind schlagen so

14.

Ladenhüter.

Aber ob ich schon meine Vertraute am Morgen
tig in dem Garten traf, so war sie doch nur da

zu gestehen, daß sie durchaus keine Hülfe wisse und alle Stunden des Befehls zur Abreise gewärtig sey. Fast fürchte sie, daß der Zusammenhang, den Heliodora zwischen ihr und mir argwohne, sie zu dem Entschlusse, die Stadt auf immer zu verlassen, vermögen werde. Nicht aus Abneigung gegen mich, sondern aus Furcht, entdeckt zu werden, oder auch wohl gar aus Besorgniß vor ihrem eignen Herzen, das mir, sie schließe das aus manchen Dingen, gewiß sehr zugethan sey.

Letzterer Umstand entflammte meinen Muth. Ich hatte die feuerfarbenen Zeugen des Vulkans, den ich in mir herumtrug, in der Tasche und zeigte sie Linchen mit der Frage, ob nicht bei dieser Lage der Dinge ein plötzliches Hervortreten meiner Liebe, es verstehe sich, ohne sie zu kompromittiren, am rechten Platze seyn werde. Ein solcher Brief zum Beispiel, sagte ich, vom Briefträger ihr zugestellt?

Allein, nachdem sie sämmtliche Briefe ein wenig durchgesehen hatte, mißbilligte sie diese insgesammt, ließ sich auch nachher, als die Rede auf die feuerfarbene Aussenseite kam, ziemlich aufrichtig darüber aus, und meinte, daß die gescheutesten Menschen oft die schlechtesten Einfälle hätten und die Papierhändlerin recht gelacht haben müsse, als ein solcher Ladenhüter, wie das feuerfarbene Papier, noch an Mann gebracht worden sey.

15.

Der Drache.

Recht hatte sie vermuthlich damit, wie mir jetzt auf Einmal erschien. Auch vermehrte diese ihre Aufrichtigkeit

mein Zutrauen zu ihr ungemein. Ich begriff gar nicht, wie ich nur einen Augenblick den schlechten Rath der beleidigten Witwe zu diesem, gewiß unverkäuflich gewesenen, Waarenartikel hatte berücksichtigen können. Der Staub von der Straße, über den die Frau klagte, war offenbar nur darum von ihr erdacht, um mir einen weit empfindlichern Staub in die Augen zu streuen und so ihr warmes Herz für die Kälte, welche es bei mir fand, einigermaßen schadlos zu halten. Ich gab auch, als späterhin des Wirths kleiner Knabe mich besuchte, dem das gelbrothe Papier in die Augen stach, dem Jungen sämmtliche Briefe, ohne lange zu überlegen, daß der Schreiber, wenn man ihn muthmaßte, dadurch lächerlich werden könne.

Erst am folgenden Tage fiel mir dieser Gedanke auf's Herz, als ich unter großem Jubiliren der Straßenjugend vor dem Fenster einen papiernen Drachen aufsliegen sah, in dessen Farbe ich meine Liebesbriefe wieder erkannte. Sogleich schickte ich nach dem Knaben, um gegen Ersatz durch den Rest der noch übrigen Bogen die verhaßte Lufterscheinung wieder an mich zu bringen. Allein umsonst. Das Unthier hatte bei dem großen Winde, der eben ging, sich von dem Faden, an dem es gehalten wurde, losgerissen und war nicht wieder zu erlangen gewesen.

16.

Hoffnungen.

Nur in dem bewußten Garten sah ich Linchen noch, in die Leihbibliothek kam sie gar nicht mehr zu der sonst

gewöhnlichen Stunde. Vor allen Dingen, behauptete sie, als ich sie deshalb zur Rede setzte, müsse sie ihre sehr scharfsichtige Gebieterin zu überzeugen suchen, daß zwischen mir und dem Mädchen kein Einverständniß obwalte. Es wäre ihr vor der Hand schon meinetwegen sehr erwünscht, daß der Gedanke, die Stadt zu verlassen, weniger ernstlich in ihr geworden sey. Sie wünsche sogar, daß ich, um nicht auf's neue demselben Eingang zu verschaffen, den Besuch der Bibliothek völlig aufgeben möchte.

Der Entschluß dazu faßte sich von meiner Seite um so leichter, da es mir um die dortigen Bücher wenig oder gar nicht zu thun war. Nur äußerte ich den Wunsch, nun endlich doch einmal das Licht meines Lebens, das mir bis dahin nur im Bilde geleuchtet hatte, in der Wirklichkeit, sey es auch vor der Hand nur von weitem, zu sehen.

O Ungeduld und kein Ende! rief Linchen aus. Tag und Nacht mühe ich mich ab, Ihre Wünsche endlich noch um so gewisser zu befriedigen. Aber statt zu bedenken, daß das Große und Herrliche dem Menschen nicht so leicht in die Hand fällt; statt sich im Vorgefühle des Ihnen von mir zugesicherten, künftigen Genusses selig zu fühlen, überlassen Sie sich Ihrem Ungestüm, um das Ihnen vorbehaltene Glück, vielleicht in der schönsten Blüte, selbst zu zerstören! — Doch — so fügte sie lächelnd hinzu — da die Sehnsucht der Verliebten zuweilen ganz unüberwindlich seyn soll, so habe ich schon darauf gedacht, Ihren Wünschen morgendes Tages Gnüge zu leisten. Sie sollen

Heliodoren sehen. Nur bitte ich, bei allem was Ih
nen selbst theuer und werth ist, sich die Schranken ge
fallen zu lassen, die ich Ihnen setzen muß. Eilen Si
morgen früh bei Zeiten in den berühmten, englische
Park zu *, vier Stunden von hier. Der Aufseh
versteht die Forderungen verliebter Ungeduld zu begün
stigen. Stecken Sie eine Maske mit langem Bart
zu sich und tragen Sie darauf an, daß Ihnen de
Mann dazu die Kleidung des hölzernen Eremiten an
zulegen erlaube. Damit setzen Sie sich hierauf in d
Einsiedelei. Besser als dort werden Sie die Prinze
sin, das Urbild des Porträts, für den Augenbli
nicht zu sehen bekommen. Unfehlbar sind wir gege
Mittag, oder doch bald nachher ebenfalls in jene
Park.

Aber, fügte sie hinzu, daß Sie sich ja nicht
der Reise Ihres schönen Pferdes bedienen. Denn de
ist allzubekannt. —

Köstliches Mädchen! rief ich, ihr meinen Dank
die Hand drückend. Auch war ich den ganzen Ta
so fröhlich, daß es vielleicht gut war, wenn der Abend
wie es wirklich geschah, meine Ausgelassenheit etwa
abdämpfte.

17.

Demüthigung.

Durch einen der vielen Jedermannsfreunde, die
großen Städten überall zu finden sind, war ich schu
am zweiten Tage meines Hierseyns in eine Ressour
eingeführt worden, in der man sich nach und na

daran gewöhnt hatte, einem unbetitelten Fremden eine Stimme einzuräumen. Denn eine Stimme wirklich zu haben, das läßt sich ein junger, eitler Mensch, wie ich, mit Ehren zu melden, damals war, durchaus nirgends nehmen. Am Abende aber versagte sie mir doch. Nach langer Einleitung über die komischen Ausbrüche jugendlicher Tollheit, versprach ein ausgetrockneter Herr Domänenrath der Gesellschaft eine Parthie toller Originalbriefe zum Besten zu geben, die in seinem Hofraume sich gefunden hätten.

Wie der Blitz kam mir der Gedanke an meine verunglückten Versuche in dieser Art von Briefstellerei. Und richtig, der Mann zog zu allgemeinem Gelächter sehr langsam und zeremoniös den ganzen feuerfarbenen Drachen aus der Tasche. Sein boshafter Vortrag der Briefe trug vielleicht dazu bei, ihre Lächerlichkeit zu vermehren. Wenigstens erinnere ich mich, daß meine Hand schlechterdings der Dollmetscher meiner Gefühle werden wollte und ich zu thun hatte, um den heftigen Krampf niederzudrücken, welcher in ihr wüthete. Unter diesen Umständen konnte die beste Parthie, nämlich in das fortdauernde Lachen der Uebrigen einzustimmen, wohl schwerlich auch die leichteste für mich seyn. —

18.

Das Uhrwerk.

Ein Fiaker brachte mich am folgenden Morgen in den Park. Mein Antrag fand günstige Aufnahme bei dem Aufseher und, um ja nichts zu versäumen, nahm

ich schon zwei Stunden vor dem Mittage meinen Platz in der Eremitage ein.

Je unangenehmer es war, bei der drückendsten Sonnenhitze, die Maske über dem Gesicht, in einem dicken Flausrocke da zu sitzen, desto mehr sehnte ich mich nach der baldigen Ankunft der Prinzessin. Auch hörte ich gegen Mittag wirklich eine kleine Gesellschaft auf die Einsiedelei zukommen. Leider! andere Fremde, von denen der eine zum Unglück Bewegung in meinen Augen bemerkt. Er äußert dies und der gewandte Aufseher versichert, daß eben eine solche Bewegung des Augapfels, die von einer Seite zur andern gehe, sobald er's wolle, das Non plus ultra der Natürlichkeit in der Figur zu erreichen suche. Man verlangt nun von ihm, was er als abhängig von seinem Willen dargestellt hat, und sogleich greift er in meine Seite, als drücke er an einer Feder, worauf mir nichts zu thun blieb, als grade so die Augen hin und her zu wenden, wie ich es vor Kurzem an ein Paar Wachsfiguren gesehen hatte.

Was mich beunruhigte, war, daß einer von der Gesellschaft die Hervorbringung dieser Wirkung selbst zu versuchen wünschte. Allein der Aufseher meinte, dergleichen nicht gestatten zu dürfen, weil die Sache eine sehr geübte Hand erfordere, wenn an dem Uhrwerke nichts verdorben werden solle.

Man wird leicht glauben, daß ich herzlich froh war, als die lästigen Gäste der Einsiedelei den Rücken kehrten.

19.

Der Bramarbas.

Mein Frohseyn erreichte seine Endschaft nur allzubald. Die dumpfe, durch keinen Luftzug gemilderte, Hitze, in der ich zwei Stunden lang da saß und wegen der draußen jetzt entfernt, jetzt wieder ganz nahe, erschallenden Menschenstimmen nicht wagte, auch nur ein wenig die Larve zu lüften, brachte mich fast zur Verzweiflung.

Endlich erklang in der Nähe eine weibliche Stimme, welche mein Ohr für Linchens erkennen wollte. Leider kein Gedanke von ihr in der ältlichen Weibsperson, die am Arme eines mit lautklirrenden Sporen gezierten Tölpels hereintrat. Letzterer schien der Flasche nicht mäßig zugesprochen zu haben. Nun, rief er, seine Reitgerte nach mir gekehrt, kann Er nicht aufstehen, wenn Damen kommen? Ein Bursche, wie Er, der Tag und Nacht auf der faulen Bärenhaut liegt, sollte doch der Höflichkeit so viel schuldig zu seyn glauben! Zugleich näherte er sich mir.

Kaum aber daß seine Peitsche mich wirklich getroffen hatte, so sprang ich, meiner nicht mehr mächtig, in die Höhe. Erschrocken eilte der Bramarbas mit seiner Dame davon, während der Aufseher mir, der nachwollte, in den Weg trat.

Mein Herr, sagte er, kein Skandal! Benutzen Sie vielmehr den ersten Augenblick der Furcht dieser Erschreckenen, um sich zu entfernen. Ich muß allen Schein des Mitwissens um ihren Betrug um so mehr vermeiden, weil ich eben ein Billet erhalten habe,

Ihre Schönheit, ihre Anmuth, ihr gebildeter Geist konnten wohl Liebe erwecken, aber Fernando war gleichgültig gegen ihre blühende Jugend, gegen ihre Sanftmuth, gegen die fromme Achtung ihrer Pflichten, welche in ihrer jungen, für andere Regungen noch unempfänglichen, Seele wohnte. Er sah nur auf die reiche Erbschaft, die Isabella nun keinem andern Hause bringen konnte. Durch Neigung und Gewohnheit dem Spiele und den Ausschweifungen ergeben, war er abgestumpft für den Genuß häuslicher Freuden, und Isabella konnte sich glücklich preisen, wenn er im Rausche, oder in den Anwandlungen heftiger Stimmung, welchen seine unruhig bewegte Seele unterworfen war, sie nicht mißhandelte.

Was hätte der Unglücklichen Trost geben können! Sie hatte keinen Freund, keinen Vertrauten, um das gedrückte Herz, das nur in heimlichen Thränen Erleichterung fand, auszugießen; aber ungeachtet der strengen Abgeschiedenheit, worin sie leben mußte, blieb sie doch nicht verschont von dem Argwohne des ungerechten Mannes. Er machte ihre stumme Trauer ihr zum Verbrechen, er beschuldigte sie, daß sie über die Trennung von einem Geliebten seufzte, den sie nicht hatte, oder über die Entbehrung von Liebeswerbungen, die nicht einmal ihrer Eitelkeit geschmeichelt haben würden. Oft

nach dem mein gnädiger Herr noch diesen Abend hie
eintreffen wird.

Was zu thun, als seinem Rathe gehorchen, wen
ich Linchens Vertrauen nicht mißbrauchen und mein
schönsten Hoffnungen nicht ganz auf's Spiel setze
wollte?

Höchst unmuthig veränderte ich die Kleidung un
ließ anspannen. Der umsonst und um nichts so trau
rig zugebrachte Tag wurmte mich unterweges unge
mein. Jeder Wagen, der dem meinigen begegnet
meinte ich, müsse das ferne Ziel meiner Hoffnunge
enthalten. Aber ich scheute mich sogar, einen Bli
danach aus meinem Wagen herauszuthun, weil in je
nem Park unstreitig den ganzen Tag von dem Vo
falle in der Einsiedelei die Rede war, und die Muth
maßung der mir als überaus schlau geschilderten Prin
zessin auf meine Person hätte fallen können, wenn s
mich diesen Weg herkommen sah.

20.

Mein Porträt.

Ewig Schade! rief Linchen, als ich am folgende
Morgen in dem bewußten Garten auf sie zuging, g
stern haben Sie viel versäumt. Der verwünschte Tru
kenbold! Ich weiß alles vom Aufseher; auch habe
Sie, unter diesen Umständen, die klügste Parthie e
griffen. Indessen, wie gesagt, ewig Schade war'
Den ganzen Tag bis in die Nacht sind wir im Pa
gewesen. Die Schönheit des leztern hatte die Prin
zessin so gefühlvoll, so weich gemacht, daß ich Sie i

gewiß vorgestellt hätte, und, ich möchte es verbürgen, mit dem besten Erfolg. Ich brachte sogar auf Sie die Rede und lobte Sie so, daß sie wünschte, Sie in der Nähe zu sehen. Leider! nahm sie den Wunsch diesen Morgen wieder zurück. Doch gab ich vor, Ihr Miniaturbild bei einem Maler zu wissen, und erhielt die Erlaubniß, es ihr zu zeigen. Sagten Sie nicht neulich, daß Sie sich hätten malen lassen?

Das hatte ich wirklich nicht nur gesagt, sondern es war auch geschehen. Theils vielleicht aus Langerweile, theils um das Bildchen gelegentlich an die Prinzessin zu bringen. Junge Personen bilden sich nun einmal auf ihr bischen Figur, auch wenn sie's gar nicht Ursache haben, etwas ein, und so glaubte ich ebenfalls, einmal durch mein Porträt, der Einzigen in die Hände gespielt, einen Hauptcoup auf ihr Herz zu machen.

Um dem Bilde einen, ihres Standes und ihrer Reize würdigen Glanz zu geben, hatte ich viel auf die Fassung verwendet, so daß auch Linchen, als ich es jetzt vorzeigte, ganz ausser sich gerieth und sagte: Ja, das Bild nehme ich sogleich mit. Nie habe ich etwas Aehnlicheres gesehen. Morgen früh um diese Zeit sollen Sie von dem Erfolge hören.

21.

Billet.

Da, lieber Herr, rief Linchen am folgenden Tage meiner Sehnsucht entgegen, und gab mir das Bild

zurück. Der Drang der Gefühle schien ihrem Munde die weitere Rede zu verweigern.

Unfehlbar, rief ich erschrocken, unfehlbar alles für mich verloren.

Gewonnen vielmehr! fuhr sie bald darauf fort. Ach, was kostete es meiner Gnädigsten, sich von dem Bilde zu trennen! Gleichwohl mußte es geschehen, wegen meines Vorgebens, es dem Maler nur abgeborgt zu haben. Das Bild hat den seltsamsten Eindruck hervorgebracht. Kaum daß die Prinzessin es betrachtete, so versteinerten sich ihre Züge völlig, um bald darauf in das heiterste, glänzendste Leben überzugehen. Ihr Glück ist gemacht, Herr Massenberg. Sie haben jetzt nichts zu thun, als der Prinzessin das Bild in einem Umschlage zuzuschicken, welcher ihr sagt, daß es für ihre Hände bestimmt sey.

Ich fragte, ob Linchen das für so leicht halte, nachdem sie eine ganze Menge ungeschickter Briefe von mir gesehen habe?

Kinderleicht! Heliodorens Stimmung für Sie ist anjetzt so, daß Sie blos Worte, kaum einen Sinn brauchen, um ihr für den ersten Briefsteller in der ganzen Welt zu gelten. Sie empfahl mir, nur sogleich das erste, beste Blatt zu nehmen und gab mir selbst einen Bleistift in die Hand.

Aber — versetzte ich, ein etwas zerknittertes Blatt aus meiner Tasche betrachtend.

So schreiben Sie doch! Das Auge, mit dem die Prinzessin dieses Blatt ansehen wird, macht es von selbst zu Velinpapier und verwandelt die schlech-

testen grauen Buchstaben in die glänzendsten eines Didot.

Scharmant! rief sie aus, als ich ihr den Zettel mit dem Porträt gab, dasmal haben Sie sich selbst übertoffen.

Ich bat, ich beschwor sie um die baldigste Antwort und sie versprach damit in zwei Stunden auf derselben Stelle zu seyn. Denn — fügte sie hinzu — nimmermehr würde die für ihren Ruf äußerst besorgte Prinzessin es ihr erlauben, mich in meiner Wohnung aufzusuchen.

22.

Kassenmangel.

Ich war ausser mir vor Entzücken, als die Antwort ankam. Einzig klein gehörte das Herz der Prinzessin. Sie brannte vor Verlangen nach einer Zusammenkunft, die sie selbst für den Abend in dem bewußten Garten festsetzte.

Jetzt fehlte meinen Wünschen nichts mehr, als — etwas Kasse, um die geschickte Unterhändlerin noch reichlicher, als zeither schon geschehen war, belohnen zu können. Das drückte mich aber ausserordentlich. Linchen schien für die vielen mir geleisteten Dienste auch in diesem Punkte mein Vertrauen zu verdienen, daher entdeckte ich ihr die Gründe, aus denen meine dankbaren Gefühle den angemessenen Ausdruck auf bessere Zeiten verschieben müßten. Die Uneigennützige erwiederte, daß sie mit Freuden alles von mir so unverdienter Weise Empfangene zurückgeben würde, wenn

nicht diese Geschenke bereits zu einem wohlthätige
Zwecke verwendet wären, den sie mir herzlich ger
entdecken möchte, müßte durch fremdes Mitwissen ih
geringes Verdienst dabei nicht gänzlich vernichtet wer
den. Uebrigens weise sie, eben dieses Zweckes halber
meine milde Hand auch in Zukunft nicht von sich
und verspreche mir, eine kräftige Hülfe sowohl durch
einen Vorschuß als andere vortheilhafte Aussichten zu
zuweisen.

23.

Rendezvous.

Mit dem Abende erschien die verschleierte Gestal
meines Glückes. Der Schleier schien wirklich von ei
ner allzugroßen Besorgniß herzurühren. Denn es
war so finster, daß das zwischen Linchen und mir ver
abredete Wort dazu gehörte, uns einander zu erken
nen zu geben. Die Prinzessin blieb noch einen Au
genblick an der Dienerin Arme vor mir stehen. Dann
machte sie sich los und ergriff stumm und höchst feier
lich meinen Arm. Bald, sagte sie, bald sollen, hoffe
ich, alle diese leidigen Rücksichten bezwungen, bald
dem Tage erlaubt seyn, mich und sie vereinigt zu se
hen. Heute thue ich noch jeden Schritt hier mit Za
gen. Meine Familienverhältnisse sind daran Schuld.
Sie dürfen jedoch um so weniger beleidigt werden, je
gewisser das mir so Gehässige derselben in Kurzem
völlig abgestreift seyn wird. Bis dahin, Theurer, sey
Du im Stillen mein, damit ich Dir einst die jetzige
Genügsamkeit mitten im Kreise meiner staunenden
Verwandten verdanken könne. —

Zwischen jedem Worte dieses trösilichen Orakelspruchs blickte sie schüchtern umher, drückte dann auf das heftigste meine Hand und entfernte sich an Linchens Arme.

24.

Sympathie der Herzen.

Mein Gott! rief die Kammerdienerin am folgenden Morgen auf demselben Platze, was werden Sie von der schönen Fürstentochter geliebt! — Sie müssen es gestern Abend selbst empfunden haben. Wahrlich, wie leblos stürzte sie auf mich bei der Trennung. Nimmermehr hätte ich diese Stolze solcher Liebe für fähig gehalten. Und nun so plötzlich! Zu einem Unbekannten! — Da komme einer noch und läugne mir die ewige Sympathie der Herzen! — Denn daß Ihr Bild, so sehr ich auch den Reizen desselben Gerechtigkeit wiederfahren lasse, daß ein todtes Bild solche Wirkung hervorbringen könnte; daß die Zeilen, Ihre zwei Zeilen nachher es erklären sollten, daß die Prinzessin seitdem nichts als diese lesen will, und die Lektüre so oft wiederholt, daß mir ganz bange werden möchte, so etwas wird mir niemand weiß machen! — Je schmeichelhafter aber Ihnen die Aufnahme des Bleistiftbillets seyn muß, desto stärker dürfte ihre Verpflichtung werden, alles aufzubieten, um meiner Gebieterin ein länger dauerndes Vergnügen dieser Art zu verschaffen. Als Heliodora vorhin einen ganzen Arm voll Bücher, die ich ihr zustellte, eines nach dem andern von sich wieß, da äusserte sie, daß niemand

als Sie jemals ein Buch wieder schreiben würde, ihr angenehm seyn könne. Wie wäre es, Herr S senberg, wenn Sie darauf dächten? Die jetzige schenzeit scheint mir recht geschickt dazu. Der danke, die Stunden, welche Sie noch nicht in Gesellsc der Liebenswürdigsten zubringen können, wenigs für sie zu verleben, muß er nicht die Stelle kräftigsten Begeisterung übernehmen? Und lei habe ich das hinzuzufügen, Ihnen selbst wird solche Beschäftigung noththun, da in den näch vier Wochen zwischen Ihnen und meiner Gebiet nur schriftliche Unterhaltung statt finden kann. sen Morgen mit dem Frühesten nämlich, kam durchlauchtigster Vater, sie abzuholen. Vier Wo aber ist — dafür stehe ich — die längste Zeit i Abwesenheit, obschon in diesem Augenblicke nichts ringeres, als — — die Verheirathung Ihrer Angebe mit einem regierenden Fürsten vorbereitet wird. erbleichen — erstarren? Fassen Sie Muth. Von cher Liebe, wie der Prinzessin zu Ihnen, sind die g ten Entschlüsse zu erwarten. Dieser Brief, hoffe soll Ihnen jeden Argwohn an der Einzigen benehm

Wirklich enthielt der Brief von ihr so viel Trös des und Liebliches, daß ich kaum Linchens Ent nung erharren konnte, um ihn im ersten Feuer beantworten.

25.

Schriftstellereiversuch.

Die Korrespondenz dauerte ununterbrochen fort ging durch Linchens Hand. Mein Enthusias

wuchs mit jedem neuen Briefe. Aber grade desto schlechter gedieh das Buch, welches ich auf Linchens Rath abzufassen dachte. Es blieben meiner Liebe durchaus keine Buchstaben übrig für das, was sie nicht selbst war.

Endlich gab ich der Unterhändlerin noch ein Märchen, das bereits vor einiger Zeit meiner Langenweile im Gasthofe sein Daseyn zu verdanken hatte.

Linchen brachte mir dafür bald darauf den angenehmsten Brief von ihrer Gebieterin und sagte zu gleicher Zeit: Ich weiß, daß ein Buchhändler, dem ich Ihr Märchen in die Hände spielte, davon ganz bezaubert ist. Ich soll ihn melden und Sie auf seinen Antrag vorbereiten. Mein Rath dabei wäre, wenn Sie mir erlauben, nicht wenig zu fordern und sich einen guten Vorschuß machen zu lassen.

So erwünscht auch letzteres für meine Umstände war, so stellte ich ihr doch vor, daß ausser dem Märchen schwerlich etwas meinem unfruchtbaren Kopfe abzudringen seyn möchte.

Auf das Märchen, versetzte sie, hat er freilich gerechnet, nur ist es, da hauptsächlich in Leihbibliotheken, welche mit berücksichtiget werden müssen, die meisten Leser weit mehr auf die leibliche, als auf die geistige Größe der Bücher sehen, zu wenig Masse für ein besonderes Werk. Daher sollen Sie denn noch etwas dazu thun.

Woher nehmen? rief ich achselzuckend.

Aber, was ich dagegen vorbringen mochte, sie behauptete, daß sich das finden werde.

26.

Der Buchhändler.

Jetzt pochte es an der Thüre. Herein! Der Buchhändler erschien. Der niedliche Mann war die Ehrfurcht selbst. Er versicherte, meine Bekanntschaft und Jugend und was er sonst von mir vernommen, gebe ihm erst den rechten Aufschluß über die Möglichkeit, daß ein gewisser berühmter Schriftsteller in seinem hohen Alter noch solche Kraft und Anmuth in seinen Werken darlegen könne.

Doch, verzeihen Sie, mein Herr, fügte er, wie es schien, in Folge einer überaus finstern Miene von Linchen hinzu. Ich wollte keinesweges indiskret seyn, darum auch durchaus nicht in Sie dringen, sich und das Geheimniß Ihrer übrigen vortrefflichen Schriften bei Gelegenheit der neuen, die meinen Verlagskatalog zieren soll, zu verrathen. Ein Geist, gleich dem Ihrigen, bedarf nicht lange eines fremden großen Namens, um sich geltend zu machen. Er wird gar bald die Nebel des eigenen dergestalt erleuchten, daß die Nation sich vor ihm beugen und ihm mit unverwelklichen Lorbeern umkränzen wird.

Versteinert über den Mann und sein mir völlig unverständliches Deutsch, sah ich bald ihn, bald Linchen an, bis diese nun ziemlich unwillig zu ihm sagte: Ich dächte, mein Herr, Sie ließen Ihre langen Vorreden, auf deren Sinn Herr Massenberg schwerlich sich einlassen wird. Zur Sache, wenn Ihnen am Verlage des Werkes liegt.

Der Buchhändler wollte hierauf eine Entschuldigung vorbringen, aber Linchens Unmuth darüber machte, daß er sogleich mit einem sehr starken Gebote anfing, auch auf Abschlag eine nicht unansehnliche Summe in Gold auf den Tisch zählte.

Bei so vortrefflichem Willen war das Geschäft im Nu mit einem Empfangsbekenntnisse und dem schriftlichen Versprechen von meiner Seite abgethan, die vollständige Handschrift in einer bestimmten Zeit einzusenden.

Als der Mann mich verlassen hatte, bat ich Linchen, mit der ich mein Gold sogleich theilte, um des Räthsels Lösung.

Nur Geduld, sagte sie freundlich, zu seiner Zeit wird Ihnen alles von selbst klar werden. Vor der Hand mag Ihre Verwunderung noch ein wenig steigen. — Vielleicht geschieht das in diesem Augenblicke, setzte sie hinzu, als abermals jemand an die Thüre pochte.

27.

In Arabien?

Linchen hüpfte selbst nach ihr, um das Hereintreten des Pochenden durch Anhalten derselben zu verzögern. Dabei flüsterte sie: Ihrer Kassenumstände halber werden Sie wohlthun, sich die Anträge des Kommenden gefallen zu lassen. — Herein!

Ein alter Mann, der Geiz und Reichthum nicht verläugnen konnte, dankte, nachdem sein Auge Linchen gefragt hatte, ob ich es wohl sey, mir aufs de-

zwar suchten reizende Jünglinge, die Wachsamkeit des eifersüchtigen Quälers täuschend, den Blick der schönen Bedrängten auf sich zu ziehen, aber sie wies alle diese Bewerbungen kalt und gleichgültig zurück, ohne sich aus dieser standhaften Treue ein Verdienst machen zu wollen. Ihr Herz war noch nicht erwacht.

Aber der Augenblick kam, wo das Herz erwachte, der unglückliche Augenblick, wo sie fühlen sollte, welcher glühenden Empfindungen, welcher verzehrenden Leidenschaft es fähig war. Der Bruder ihres Mannes, Don Alvaro, ward in Madrid erwartet. Fünf Jahre hindurch hatte er wacker die Pflichten erfüllt, welche den Rittern des heiligen Joannes von Jerusalem obliegen, und sich, so jung er war, großen Ruhm erworben durch die Tapferkeit, die er, bei der Vertheidigung der Insel Malta gegen die Osmanen, unter dem Großmeister La Valette erprobte.

Er kam. Isabella sah ihn zum ersten Male. Sie begriff nicht, wie zwei Brüder sich so unähnlich seyn konnten. Beide waren von hohem Wuchse, aber Fernando störte den Eindruck dieses Vorzugs durch einen nachlässigen Gang, während Alvaro sich durch die edelste Haltung auszeichnete. Eben so ähnlich, und eben so unähnlich waren ihre Stimmen; mit einem Worte, so auffallend bei bei-

müthigste, daß ich ihm wirklich die Gnade erzeig
wollte, das kleine Kapitälchen von zweihundert Lou
d'or gegen Wechsel anzunehmen? Linchens seltene G
schicklichkeit strahlte aus dem so befremdenden,
mir willkommenem Erbieten, und als schon mei
Unterschrift mit seinem Gold ausgewechselt war,
kundigte er sich, ob in Arabien die Geschäfte au
auf diese Weise betrieben würden?

In Arabien, fragte ich staunend, während Linch
ihren Unwillen durch einen heftigen Ruck an sein
Arme ausließ. —

Verzeihen Sie, sagte er hierauf, ganz beschä
von dannen scheidend.

Aber, mein Himmel, rief ich nun Linchen zu,
gen Sie mir nur, ob die Tollheit, die heute hier
Zimmer grassirt, meine oder die Eigenschaft der H
ren ist, die Sie mir zugeführt haben?

Zu seiner Zeit, Herr Massenberg! wiederholte
lächelnd. Uebrigens dächte ich doch, daß Sie
allen diesen Tollheiten vor der Hand höchst zufrie
seyn könnten.

23.

Die Reise.

Ich unterließ nicht, Linchen meinen Dank f
dauernd zu bezeigen, wofür sie mich posttäglich
den zärtlichsten Briefen der Prinzessin versorgte.
grade die große Zärtlichkeit darin machte, daß mir
Trennung von Heliodoren immer schmerzlicher
unerträglicher wurde.

Auch mir, Herr Massenberg, sprach Linchen, als ich's ihr eines Tages klagte. Ich muß nun meine Gebieterin nächstens selbst sprechen, mag daraus werden, was da will. —

Der Wunsch der letztern kam Linchens Sehnsucht bald zu Hülfe. Am nächsten Posttage zeigte sie mir einen Brief vor, worin die Prinzessin ihr ein Rendezvous in einem der Residenz ihres Vaters nahgelegenen Orte gab, weil sie ihr Sachen, mich und meine Liebe betreffend, mitzutheilen habe, welche einem Briefe nicht anzuvertrauen wären.

Zugleich äusserte Heliodora den Wunsch, daß Linchen in männlicher Kleidung und möglichst geräuschlos kommen möchte. Zu Fuße würde, meinte sie, darum das beste seyn, wenn der Weg nicht zu weit wäre. Auf Linchens Aeusserung, daß sie mit Pferden umzugehen und am liebsten zur Prinzessin reiten würde, bot ich ihr meinen Araber an.

Sie ließ sich diesen sowohl, als Kleider zum männlichen Anzuge von mir gefallen.

Des sehr raschen Pferdes wegen, bat ich sie, auf ihrer Hut zu seyn und war fast böse, als sie darüber in lautes Lachen ausbrach. Zu meiner großen Verwunderung aber sah ich bei ihrem Ritte selbst, mit welcher Kunst und Gewandtheit sie hinweggalloppirte, und sich dazu noch so, als sey sie auf dem Pferde ganz zu Hause, freundlich grüßend nach mir zurückwendete.

29.

Sorgen.

Mit einem Briefe, der noch desselben Tages von der Prinzessin unmittelbar an mich ankam, war meine gröſte Sorge gehoben, nämlich, ob auch ihre Korrespondenz, in Ermangelung der Zwischenperson, den rechten Weg zu mir finden werde.

Kurz nachher aber wuchs eine Menge neuer Sorgen plötzlich auf. Gegen Abend kam der bewuſte Leihbibliothekar ganz athemlos in meine Wohnung. Herr Massenberg, fing er an, legen Sie's nicht übel aus, wenn ich komme, mich bei Ihnen Raths zu erholen. Ich weiß aus sicherer Quelle um das Geheimniß Ihrer Verbindung mit der Prinzessin Heliodora.

Ich fuhr erschrocken auf und staunte ihn an.

Er sprach weiter: Blos darum, weil ich überzeugt bin, mit Ihnen so gut, wie mit der abwesenden Prinzessin selbst, von der Angelegenheit sprechen zu können, wende ich mich an Sie. Die Kammerdienerin kommt mir verdächtig vor. Bei der Prinzessin erster Abreise habe ich ihr das Kapital geborgt, von dem diese Verschreibung ein Mehreres besagt.

Heliodoren? rief ich.

Ja!

Und es ihr auch selbst eingehändigt?

Das nicht. Aber das Unterpfand, zwei sehr kostbare Ringe, für die ein in meiner Bibliothek grade anwesender Juwelier, wie sie ankamen, 12,000 Louisd'or zahlen wollte, bezeugte, daß alles seine Richtig-

keit hatte. Auf einen Brief der Prinzessin ist seitdem noch eine Summe von derselben Höhe ihr durch Linchen zugekommen. Der Zahlungstag aber ist schon seit acht Tagen verstrichen. Die Prinzessin schreibt keinen Buchstaben, und ich habe der Kammerdienerin gesagt, daß ich heute durchaus einen Theil der Summe haben müsse. Nun höre ich jedoch, sie ist mit Hinterlassung vieler Schulden abgereist. Ich fürchte, sie hat das Geld unterschlagen. Wenn dies aber auch zu anderer Zeit mich nicht im mindesten beunruhigen würde, da ich mehr als hinlänglich mit Unterpfande gedeckt bin, so ist mir doch solches für den Augenblick, wo ich zur Messe Geld brauche, wenn mein Kredit nicht leiden soll, überaus empfindlich. Daher wollte ich denn bei Ihnen anfragen, ob Sie sich vielleicht geneigt finden ließen, mir gegen das Unterpfand die darauf erborgten Summen auszuzahlen? —

Mit Vergnügen würde ich dem Manne unter diesen Umständen geholfen haben, wenn ich Linchen weniger Theil an den beiden Vorschüssen vom Buchhändler und dem andern Herrn hätte nehmen lassen. Denn so viel befand sich gar nicht mehr in meinen Händen.

Als ich eben mein Bedauern darüber äusserte, trat mein letzter Gläubiger mit solcher Hast herein, daß der Ehrfurchtsvolle von neulich in ihm sich gar nicht wieder erkennen ließ. Er eiferte über die Maßen wegen des in unsern Tagen herrschenden Betrugs und erklärte mir im Beisein des Bibliothekars ohne alle Schonung, daß, wenn ich nicht augenblicklich sein Geld herbeischaffe, er mich werde verhaften lassen.

Mein gerechter Unwille über eine solche Sprache vor des Wechsels Verfallzeit bewirkte nichts, als ein noch heftigeres Auffahren und ein Herauspoltern von Dingen, die mir völlig unbekannt waren. So sprach er unter andern von einem arabischen Prinzen, dem man schon ein gehöriges, mit Gittern wohlversehenes, Residenzschloß anweisen werde. Dazu sah er mich dermaßen an, daß meine Lust, ihn zur Thüre hinauszuwerfen, sich schwerlich würde haben zügeln lassen, wenn nicht so eben der Buchhändler hereingetreten wäre.

Auch der fing sogleich an, von seinem Vorschusse zu sprechen und ihn zurück zu verlangen.

Oho, sagte ich entrüstet, wenn die Herren etwa gekommen sind, hier ihren Scherz zu treiben, so sollen Sie ihren Mann an mir finden. Sie, mein Herr Wucherer, packen sich, um die Zahlung zu rechter Zeit einzufordern, wenn Sie solche dann nicht erhalten sollten; und Sie, mein Herr Buchhändler, haben gar keinen Anspruch auf mein Rückzahlen in Gelde, die bewußte Handschrift aber soll Ihnen nicht entgehen.

Dazu machte ich Miene, mich von beiden mit Gewalt zu befreien.

Hier erhob nun der Buchhändler einen ungeheuern Lärm, sagte, daß ich meine Manuscripte verkaufen möchte an wen es sey, er verlange sie nicht umsonst. Doch sein Geld verlange er.

Ich rückte sodann einen Stuhl vor die Herren hin,

und setzte mich darauf, um sie recht bequem betrachten zu können.

30.

Lauter lange Nasen.

Nach einer wahren babylonischen Sprachverwirrung, in der die Partheien sich gar nicht verstanden, kam es endlich heraus, daß wir insgesammt die Ehre gehabt hatten, uns von Linchen recht ordentlich anführen zu lassen. Der alte Wucherer, wie der Buchhändler, hatte die Liebe der Gaunerin einzig zu besitzen geglaubt. Auf solchen, von ihr stündlich genährten Irrthum dieser närrischen Leute hin, war die Listige bemüht gewesen, ihren zwiefachen Nutzen zu bauen. Die Ungewißheit der Stadt über meine Person, und die Wichtigkeit, die man derselben hier und da beilegte, hatte Linchen bewogen, mich dem Buchhändler, als einen jungen Schriftsteller anzurühmen, dessen Werken ein seitdem verstorbener, berühmter Dichter seinen Namen vorzusetzen pflege. Dem Wucherer aber war gar von ihr eine sehr verwickelte Fabel aufgeheftet worden, nach welcher ich ein arabischer Prinz von ungeheuerm Vermögen seyn sollte.

Seufzend gedachte ich hierbei, daß das einzige Arabische an mir, mein Pferd, wie so manche hübsche Geldsumme, die mir gehörte, ebenfalls die Beute der treulosen Kammerdienerin möge geworden seyn.

31.

Ich.

Vor allen Dingen mußte ich mich jetzt vor mein
Gläubigern zu entschuldigen suchen. Ich gestand
nen daher, daß ich eigentlich nichts mehr und nic
weniger, als ein — Student sey, welcher, da i
der Hofmeister im zweiten Jahre der akademisch
Laufbahn gestorben, die für das ganze Jahr bestim
te Geldsumme auf Einmal in die Hände bekomm
und sie für so ungeheuer groß geachtet hatte, daß
Universität ihm nicht hinreichend geschienen, sol
durchzubringen, und dem daher eine Reise dienlich
dazu vorgekommen war. Jedoch sogleich auf der
sten Station meiner Laufbahn hatte ich das Ungl
sitzen zu bleiben und, wie bereits erzählt worden, ni
nur mein ganzes Geld zu konsumiren, sondern a
die erwähnten Summen vom Buchhändler und W
cherer schuldig zu werden.

Hm! rief letzterer kopfschüttelnd aus, in Ihr
Jahren noch Student?

Allerdings! antwortete ich und bewies durch ein
Brief von meiner Mutter an meinem letzten Gebur
tage, daß ich — ohngeachtet meines braunen, mä
lichen Gesichts, dem man fünf und zwanzig Ja
schon zutrauete, vor drei Monaten erst zwanzig ge
sen war. Der Umstand, daß sonach meinem Wech
noch die gehörige Kraft fehlte, hieß dem Wuche
um so mehr gelinde Saiten aufziehen, da der Bu
händler aus meiner Mutter Unterschrift und andern U

ständen im Briefe entdeckte, daß der Name Massenberg nur mein Inkognito beabsichtigte und ich Luchs heiße, dessen Vater der bekannte reiche Kaufmann dieses Namens ist.

Auf solche Weise kam ich denn noch ganz erträglich bei meinen beiden Gläubigern durch, die mir, auf mein inständiges Bitten, auch versprachen, niemandem mein Einverständniß mit der Prinzessin Heliodora zu verrathen, welches Linchen, das leichtsinnige Ding, so gewissenlos blosgestellt hatte.

32.

Reise.

Des Leihbibliothekars Angst vermehrte sich mit jedem Tage. Am Ende fand sich, daß seine beiden Ringe, nach der Aussage mehrerer Juweliere, ganz werthlose Dinge waren. Unfehlbar glaubte er, möge die betrügerische Person sie den ächten untergeschoben haben. Da so viel Nachtheiliges von ihr bekannt war, so fürchtete ich, daß sie auch wohl mich bei der Prinzessin auf irgend eine Weise anschwärzen könne. Seit drei Wochen war mir wirklich kein einziger Brief zugekommen.

Nichts schien mir daher nothwendiger, als eine Reise zu Heliodoren selbst. Irgend eine Gelegenheit sie zu sehen und zu sprechen, hoffte mein Nachdenken auszuklügeln. Um wenigstens ihr Porträt nicht in fremden Händen zu lassen, setzte ich beim Leihbibliothekar eine ansehnliche Summe dafür ein und nahm es zu mir.

33.

Gefangenschaft.

Meinem Vorsatze nach sollte die Fahrt Tag und Nacht gehen, weil unter andern auch keine Zeit zu verlieren war, die arme Prinzessin vor einer so gewandten Spitzbübin zu warnen.

Allein ein heftiges Ungewitter nöthigte mich doch am Abende in dem Gasthofe einer kleinen Stadt zu übernachten.

Unter den Honoratioren, die ich hier in einem Saale beisammen fand, fiel mir ein Mann auf, der mich selten aus dem Gesichte ließ. Ich erinnerte mich nicht, ihn je gesehen zu haben, und vernahm, daß er der Stadtrichter des Ortes war. Er trieb seine Aufmerksamkeit auf mich endlich so weit, daß ich schon Lust hatte ihn über das Unanständige derselben zur Rede zu stellen. Ehe ich aber noch dazu kommen konnte, ward ich verhaftet. Die Ursache, hieß es auf meine Frage, sey eine hinreichende, das Uebrige werde der folgende Tag ergeben.

Ich verlangte wenigstens bis dahin, wenn schon bewacht, im Gasthofe bleiben zu dürfen. Umsonst. Ohne mir auch nur darauf zu antworten, führte man mich unter ansehnlichem Volkszulauf in ein dumpfes, häßliches Gefängniß.

34.

Das Sprichwort.

Es giebt ein Sprichwort, das fast zu gemein ist, um es vor allen Menschen herzusagen. Allein, wenn

ich bekennen muß, daß mir solches die ganze schlaflose Nacht in allen Gliedern lag, und es sonach zur getreuen Schilderung meines Zustandes mit gehört, so werde ich das auffallend grobe Wort kaum übergehen dürfen! Es heißt: Wenn dem Esel zu wohl ist, geht er auf's Eis tanzen!

Einfältig schien mir jetzt schon die Reise von der Universität. Auf letzterer konnte ich, wenn ich wollte, wie ich sollte, Beschäftigung vollauf haben, und wäre gewiß nicht aus Langerweile, auf die zwar vor einiger Zeit in Romanen sehr gewöhnliche, aber deshalb nicht allzu gescheute Manier gerathen, mich in das Bildniß einer Unbekannten zu verlieben. Ohne diese Liebe nun hätte ich mir alle die verwünschten Teufeleien durch das betrügerische Linchen erspart, und würde gewiß nimmermehr auf den absurden Einfall gerathen seyn, Zärtlichkeiten mit einer Prinzessin anzufangen. Denn das schien mir entschieden, daß blos die Entdeckung meiner geheimen Verbindung mit Heliodoren mich in's Gefängniß geschleppt hatte. Der unterbrochene Briefwechsel, den ich Anfangs Linchen Schuld gab, wies auf eine Entdeckung desselben von Seiten ihrer Verwandten hin und gab mir viel Licht über meine Verhaftung. Wer wußte, wann man mich wieder auf freien Fuß stellte, oder ob man nicht gar aus mir einen ewigen Gefangenen zu machen gedachte, wie den, der unter dem Namen des Mannes mit der eisernen Maske so großes Aufsehen erregt hat.

den Männern die Familienähnlichkeit sich ausdrückte, die Züge des Ritters waren einnehmend, während die Züge seines Bruders einen widrigen Eindruck machten. Isabella war nicht die letzte, welcher diese, ihrem Manne immer nachtheiligen, Vergleichungen sich aufdrangen.

Und diesen Jüngling sah sie alle Tage! Er war der einzige Mann, den sie achtete, der einzige, den Fernando achtete, und gegen welchen er kein Mißtrauen hegte. Und das mit Recht. Alvaro suchte die Leidende zu trösten, aber nicht anders, als daß er ihren Muth aufrichtete, und sie ermahnte, sorgfältig über ihr Betragen zu wachen, um einem Manne zu gefallen, dessen seltsame Aufführung er als Sonderlingsstreiche, dessen argwöhnische Eifersucht er als einen Beweis inniger Liebe entschuldigen wollte. Er suchte die Wirkung ernster Vernunftgründe durch fromme Betrachtungen zu verstärken, wenn Isabella zu lebhaft ihren Gram ausbrechen ließ, sie aufmunternd, Gott ihre Leiden als ein Sühnopfer darzubringen, und diese, in jedem andern Munde so strenge Ermahnung hatte in dem seinigen einen Reiz, den die rührendsten Tröstungen kaum würden gehabt haben.

Isabella war in frommer Grundsätzen erzogen, aber nicht anders, als es zu jener Zeit bei allen ihren Landsmänninnen der Fall war. Wo

Wahrlich, eine so arme, genußlose Liebe, wie die zwischen der Prinzessin und mir, wäre durch dergleichen Drangsal theuer bezahlt gewesen!

35.

Ein alter Bekannter.

Diesmal hatte ich doch die ganze lange Nacht falsch gerathen. Beim Verhör am folgenden Morgen ergab sich das. Nicht die Prinzessin, sondern das saubere Linchen allein war die Ursache meiner Verhaftung. Schon lange zuvor nämlich war die Polizei ihr, dem vormaligen Mitgliede einer Reitertruppe, das neuerlich einträglichere Nahrungszweige ergriffen, auf der Spur gewesen, bis man sie in der nämlichen kleinen Stadt, wo ich mich jetzt so sehr wider Willen befand, zur Haft gebracht hatte. Mein für Heliodoren bestimmtes Porträt, das man bei ihr fand, war von ihr für ihres Gatten Bild ausgegeben worden. Der Stadtrichter glaubte daher um so gewisser, ihren Mitschuldigen in mir zu erblicken, da er mich ganz in demselben Anzuge sah, in dem der Maler mich dargestellt hatte.

Bei der gerichtlichen Untersuchung meiner Sachen sprach besonders das Bild der Prinzessin gegen mich, weil man in diesem ein aus einem daßigen Kunstkabinette entwendetes Meisterwerk entdeckte.

Zum Glück dauerte der Verdacht nicht lange. Linchen, zu tief verwickelt, um sich durch Verläumdung

meiner retten zu können, gestand sogleich, daß ein Mitgefangener, den sie für ihren Bruder ausgab, das Gemälde auf unrechtem Wege an sich gebracht hatte. Ich erkannte in diesem Bruder den nämlichen, der mich in jenem Park durch unartige Behandlung, unfehlbar absichtlich, zum plötzlichen Aufgeben der Einsiedlerrolle bewog, auch kam bald an den Tag, daß er Eine Person mit dem Juwelier war, der, von der Listigen angestellt, dem Leihbibliothekar jene falschen Pretiosen gerühmt hatte.

36.

Die Prinzessin.

Uebrigens erfuhr ich bei dieser Gelegenheit, daß das bewußte Bild schon vor funfzig Jahren gemalt und die Prinzessin, die es vorstellen sollte, nichts weiter war, als eine poetische Fiktion, um erst den Leihbibliothekar und dann — da die Gelegenheit sich fand — auch mich zu prellen.

Die Person, welche Linchen einmal Abends mit mir zusammenführte und als ihre Gebieterin vorstellte, war nichts mehr und nichts weniger als ihre Helfershelferin gewesen. —

Obschon unter so manchen Dingen, die ich durch die Listige einbüßte, auch endlich noch mein Araber mir, und die unrechtmäßige Verkäuferin gar keine Auskunft von seinem Aufenthalte geben konnte, so tröstete ich mich doch, nach dem letzten Vorfalle, glück-

lich, meinen Namen Massenberg noch so wohlfeilen Kaufes los werden zu können. Ich eilte in die Heimath, ließ mir die langen Leviten über meine unsinnige Finanzverwaltung, welche das Haus Luchs und Compagnie ausbaden mußte, von meinen Aeltern gefallen, und habe seitdem nie wieder dran gedacht, mich in eine Prinzessin, geschweige gar in eine unsichtbare Prinzessin zu verlieben.

Komus als Freiwerber,

von

Ludwig von Germar.

Die equilibristischen Darstellungen der Kunstreitertruppe waren längst vorbei, die schöne Jenny schlummerte bereits süß, Bajazo ruhte von seinen kühnen Sprüngen, Philippo, der Starke, taumelte eben betauscht von dem Feuerpunsch, den ihm einige leckere Musensöhne zu freigebig gereicht hatten, seinem Lager zu, und das Pferd, das durch seine Geschicklichkeit die Müssiggänger ernährte, suchte vergebens der unebnen Krippe die Ueberbleibsel des sparsam gebotnen Hafers zu entziehen, als die Frau Landkammerräthin von Wenderöhr an der Seite des Kammerjunker von Herzer den Gasthof zum getauften Juden verließ und mit ihm in einer eleganten Chaise, deren Räder sich in schwankender Bewegung, bald links bald rechts den Rinnsteinen zuneigten — denn der Kutscher und die Bedienten waren mit Philippo in Einem Zustande — zum Thore hinaus fuhr. Und schon störte das Erlöschen des Lichts den Actuarius Grunzer in der Vollendung des mystisch wahnsinnigsten Sonnets, das er den Reizen der schönen Jenny weihte; schon erwachte seine hochkämmige Gattin aus süßen Träumen, die den trefflichen Philippo ihr nahe gezaubert hatten, und rief klagend mit der Pope-Bürgerschen Heloise aus:

„Ich erwach! aus Arm, aus Aug und Ohre
„Quillt das Traumbild, liebleer wie du."

Da unterbrach die Gewalt, mit welcher der Wagen an einen Meilenzeiger anprallte, das Stillschweigen des tiefnachdenkenden Paars. Ach sie hatten beide viel nachzudenken! vor fünf Olimpiaden hatten sie sich geliebt — was man so im gemeinen Leben lieben nennt — aber die Armuth des Fräuleins hatte den damals reichen Kammerjunker bewogen, in der brennenden Lampe, die sie nach dem Beispiel der klugen Jungfrauen sorgfältig leuchten ließ, nur Amors Flamme und nicht Hymens Fackel erkennen zu wollen; er hatte den Höcker des Fräuleins von Froschberg als den Morgenschatten ihres Geldkastens betrachtet und sich mit ihr vermählt, während seine verlaßne Geliebte dem für reich gehaltnen Landkammerrath von Wenderdöhr ihre Leuchte auf seinem schon sehr bergab gehenden Lebenswege vortrug. Der Herr von Wenderdöhr stolperte über das Podagra, fiel jählings ins Grab und ließ seiner Ehehälfte statt der Staatsschuldscheine nur selbst ausgefertigte, statt der Banco-Obligationen nur eigenhändig geschriebene und eine recht ungestüm Brod fordernde Tochter nach, mit der sie sich in eine ferne Gegend begab. Herr von Hoeger leerte indessen, auf ein einträgliches Hofamt wartend, den Geldkasten seiner Gemahlin immer mehr, bis endlich der letzte Inhalt nur noch hinreichte, die Kosten ihres Begräbnisses zu bezahlen. Das Hofamt blieb aus, und er sah mit Schrecken im Spiegel seinen kahlen Scheitel, den nur noch einzelne ergraute Haarbüschel schmückten, die auf ein kummervolles Alter hindeuteten — wie viele in einer Kornflur hoch emporstehende Aehren theure Zeit anzeigen sollen — und hinter sich sein jugendli-

cheres Ebenbild, den Herrn Sohn, der in dem Forste denselben Posten einnahm, den er in der Kammer bekleidete, und dem, wie keck er ihm auch über die Schulter kuken mochte, doch seine, das Vatergefühl kränkende, Erfahrung ein ähnliches Schicksal weissagte.

Diese traurigen, alle Tage wiederkehrenden Betrachtungen unterbrach die Nachricht, daß Frau von Wenderdöhr sehr reich geworden sey. Ein alter Onkel von ihr war gestorben und hatte sie, ihre Tochter und eine in der entgegengesetzten Himmelsgegend lebende Nichte zu Erbinnen zu gleichen Theilen eingesetzt, doch unter der Bedingung, daß sie sämmtlich zusammenleben, Frau von Wenderdöhr als Respectsperson die Hausherrschaft führen, und alle drei sich in einem Jahre vermählen sollten. Herr von Hoeger hätte den Sohn nun gern theils als bunten Wimpel seines Eheschiffs, theils als zweiten Adler in dem Wappen, womit vielleicht doppelte Verlöbnisse untersiegelt werden konnten, mitgenommen, aber dieser war leider entfernt und sein eignes enthaartes Haupt erinnerte ihn zu lebhaft an das Kahle der Gelegenheit, als daß er seine Equipage nicht schleunigst hätte in den Stand setzen und grade nach dem Gute hinreisen sollen, wo Frau von Wenderdöhr wohnte.

Er konnte es dem Liebesgott, mit dem er während seiner Ehe noch immer Versteckens gespielt hatte, nicht genug danken, daß ihm die Darstellungen der Kunstreitertruppe die schaulustige Frau von Wenderdöhr in einem von ihrem Schlosse nicht weit entlegnen Städtchen entgegen, und zwar nicht von der Tochter und Nichte, sondern blos von einer Zofe begleitet, entgegen-

die Leidenschaften mit heftiger Gewalt wirken, ist die Religion gewöhnlich nur ein Vergleich der Leidenschaften mit der Gottheit, welche die Menschen durch leere Gebräuche zu bewegen glauben, ihren Begierden geneigt zu werden. Sind sie unglücklich, so wissen sie nicht aus den Grundsätzen ihres Glaubens Geduld und Ergebung zu schöpfen; sie werden unmuthig, und Empörung gegen den Himmel ist in ihrem Herzen, wie auf ihren Lippen. Von dieser so gewöhnlichen Stimmung verleitet, beklagte Isabella ihr Schicksal mit Bitterkeit, immer murrend gegen die Vorsehung, welche sie, nach ihrer Meinung, nur zum Unglücke oder zum Verbrechen vorher bestimmt hatte. Alvaro bekämpfte diese heftigen Regungen, und Isabella hörte ihm begierig und folgsam zu, aber ihn allein hörte sie, er allein erfüllte schon ihre ganze Seele, ihr ganzes Herz.

Was war natürlicher, als daß sie dem mächtigen Zuge der Leidenschaft folgte! Alvaro's Seele war noch schöner, als seine Gestalt. Seine Frömmigkeit ging aus einem reinen edlen Gemüthe, aus innerer Ueberzeugung hervor, aber sie verdammte weder die unschuldigen Unterhaltungen, noch die unschuldigere Zuneigung zwischen gleich gestimmten Seelen. Es sind freundliche Blumen, sagte er, die des Himmels Güte auf die rauhe Erde streut, um

führten. Auch nahm sie ihn gütig genug auf; die vorjährige Bekanntschaft wurde wieder angeknüpft; sie lud ihn zu sich ein und bat ihn sogar, ihren Wagen mit ihr zu theilen, aber sie that dies doch alles auf eine fremdvornehme Art, die von ihrem sonstigen Betragen eben so verschieden war, wie ihre damalige reizende Fülle von ihrer jetzigen unverhältnißmäßigen und unförmlichen Stärke, und die ihn ahnen ließ, daß sie ihm wohl den Triumph ihres Reichthums zeigen, aber nicht alte zärtliche Bande mit ihm anknüpfen wolle. Vergebens suchte er auf Schlangenwegen der Schmeicheley und höfischer Galanterie sich ein Recht auf ihre Vertraulichkeit zu erwerben, Gleiches wurde ihm nur mit Gleichem vergolten.

So hatte er denn freilich reichlichen Stoff zum Nachdenken und Grübeln; doch welchen Herzensschlüssel er auch aus der bestaubten Schatzkammer seiner Jugend hervorholen mochte, keiner wollte zu dem Thore der von ihm belagerten alternden Schönheit passen. Frau von Wenderdöhr wurde ihrerseits durch den Stoß, den der Wagen erhielt, ebenfalls aus tiefem Nachdenken über die unwiederbringlich verlorne Jugend und ihre schönen Hoffnungen aufgeschreckt; sie bemerkte mit Staunen und Angst die Trunkenheit ihrer Leute, die die Chaise nur mit Mühe unter Flüchen wieder ins Gleis brachten, um mit ihr die Landstraße stets in schiefen Richtungen, bald rechts, bald links zu durchkreuzen. Die Furcht machte sie gesprächiger, und dieß, vereint mit der tiefen Dunkelheit, die die Nacht mit einem gewitterschwangern schwarzen Wolkenschleier über die

Erde und den Sommer ausbreitete, brachte den Kammerjunker zu dem Entschluß, etwas zu wagen. Wie oft auch ein Wechselbalg der Schaam — nicht ihr mit der Unschuld erzeugte Tochter, sondern die von der entfliehenden Kraft, dem Kukuk gleich, ihr ins Nest gelegte verlegne Schwäche — seine Hand wieder zurückzog, wenn sie die korpulenten Finger seiner Nachbarin fassen wollte, die auf dem Klavier immer zwei Tasten zugleich anschlagen mußten, so wagte er doch endlich eine leise Berührung, aber die Landkammerräthin zog ihre Fuhlhörner so kalt zurück, daß er sich beschämt überzeugte, daß Amor und die Nacht nur in schadenfroher Laune ihn neckten.

Indessen hatten neue ungestüme Annäherungen des Wagens an feste Gegenstände seine Achse endlich gesprengt und eins der Hinterräder zerbrechen; mühsam rollte sich die Frau von Wenderoth aus dem Schlage, langsam stolperte ihr der Kammerjunker nach und leicht schwang sich die Dienerin von dem sich immer mehr senkenden Sitz. Da stand nun die bequeme Frau, die wegen ihrer Wohlbeleibtheit nicht gern tausend Schritte ging, an der Seite des ermüdeten, die unerwartete Nachtpartie heimlich bitter verwünschenden Liebhabers, auf offner Straße, unter dem dunkeln sternlosen Himmel. Indessen machte er aus Noth eine Tugend und zum bösen Spiel: sie weinte, er tröstete sie, und die Trostbedürftige wurde trostempfänglich. Mit den betrunkenen Leuten war nichts anzufangen, kein Dorf war in der Nähe, und überdies waren sie von der großen Straße abgekommen

und auf einem unbekannten Seitenwege. Mit Mü
spannte also der Kammerjunker das Sattelpferd aus u
führte es der Kammerräthin vor, wie sonst der König v
Neapel dem Payst, sie bestieg es aber nicht mit gleich
Anmaßung, sondern nur nach vielem Zureden furchtse
und zögernd. Wirklich blieb auch kein andrer Ausw
übrig, denn der Gewitterregen fiel in Strömen und ma
te es ihnen unmöglich, an der Stelle, wo sie waren, d
Morgen zu erwarten. Der ermüdete Engländer schl
geduldig genug auf dem Wege fort, der sie doch endl
zu einem Dorfe bringen mußte, der Kammerjunker füh
ihn am Zügel, die Kammerräthin, deren kurze Füße n
den halben Umfang des Thiers umspannten, hielt sein
Hals fest umklammert und glich einem Waarenpack, d
einem Kameel aufgeladen ist, und die Zofe, die je
eben über den von ihrer Gebieterin verlornen Sha
stelperte, schwur, sich heulend aufraffend, hoch und theue
daß der Böse selbst auf diesem Wege sein Wesen treib
Die Reiterin wurde wider Willen vom Sattel gedrück
der Kammerjunker mußte sie halten, damit sie nicht vo
Pferde fiel, und sie beschwor ihn endlich, ihre Lage z
ändern, die sie durchaus nicht länger ertragen könn
Er bestieg nun selbst das Pferd, das er von dem Mäd
chen führen ließ, nahm die alte Geliebte vor sich un
setzte so, den Zügel mit beiden Händen haltend, seine
Weg fort. Die Nachwehen zwangen sie jetzt zu den Thrä
nen, deren Erguß die Verzweiflung vorher erstickte; d
drückte sie, kühn durch ihr Mißgeschick, an sich, redet
ihr sanft zu und leitete seinen morschen Liebeskahn au
ihren Thränenfluthen in ihr Herz.

Bald kamen sie um eine Anhöhe und ein ganz nahes Licht glänzte in ihre sich erheiternden Augen. Der Weg wurde schmutziger, das Mädchen ließ das Pferd los und ging hinten. Sie waren dicht bei einem Gehöft, das Pferd schreckte sich vor einem Zaun und machte einen Seitensprung. Noch hielt sich der Kammerjunker. Das Mädchen, bei der schnellen Bewegung des Pferdes fürchtend, von den andern abzukommen, faßte es am Schweif, das Pferd trabte einen Hügel hinauf und der Kammerjunker glitt hinab. Er fiel sanft, denn er fiel in Schlamm, aber jetzt stürzte die Kammerräthin, die sich nicht mehr halten konnte, auf ihn, wie ein Mondstein auf die Erde, und es wurde ihm zu Muth, als wenn das Leben von ihm schiede. Der Kopf sank zurück, die Hand, die selbst vorher bei allen Liebesversuchen das Pueschen festgehalten hatte, ließ es fahren, so daß es einem Frosch sehr ungelegen auf die Nase fiel; er bekam heftiges Ohrenbrausen, und seinen irrsehenden Augen schien es, als wenn seine verstorbne Frau wie ein riesenhafter Sumpfbewohner auf ihn zuhüpfe. Die Kammerräthin erhob indessen ein gellendes Geschrei; das Wasser war nie ihr Element gewesen und sie fürchtete zu ertrinken; das Mädchen, das die gnädige Frau schreien hörte, wollte ihr helfen, sie sprang hinzu und stürzte auf sie hin. Sie kreischte, Frau von Wenderöhr schrie Zetermordio, der Kammerjunker stöhnte leise bei der neuen Last.

Dies alles war das Werk eines Augenblicks; jetzt erhellten Fenerbrände und eine Laterne das Theater. Der Wirth kam mit zwei Knechten den auf festem

Lande Schiffbrüchigen zu Hülfe; die oberste Sch
wurde abgehoben, die zweite abgewälzt und endlich
dritte aufs Trockne gebracht.

Man führte die Durchnäßten in die Stube;
bei dem Anblick einer Zigeunergesellschaft, die mit lau
Jubel um einen Kaffeekessel tanzte, der an einem
gen, an der Decke befestigten Haken hing, und den
starkes Feuer im Kochen erhielt, hätte sich die Kamm
räthin fast in die vorige Lage zurückgewünscht. Die wi
Gestalten umringten sie neugierig und zudringlich. V
gebens bat sie den Wirth um eine abgesonderte Stube,
sie ruhen und sich umkleiden könne; endlich erhielt sie
Mühe eine Kammer, die dicht an das Gesellschafts
mer stieß. Halbtodt vor Angst, durchnäßt, mitten
Sommer vor Frost mit den Zähnen klappernd, ließ sie
von ihrem Mädchen, von der sie während der Zeit
allen Mordthaten, welche jemals Zigeuner began
hatten und begangen haben sollten, unterhalten wu
die trocknen Sonntagskleider der Wirthin statt ihrer
sen Musselinhullen anlegen. Ihre Furcht stieg mit
senfbrüten, es war ihr, als wenn ein Zigeuner sie s
im Nacken faßte, ihr mit dem blut'gen Messer dreh
und sie beschwor alle den, nach der vollendeten An
dung eintretenden Kammerjunker, sie zu retten. Umsu
suchte der Erschöpfte sie von der Gefahrlosigkeit i
Zustandes zu überzeugen und sie zu bewegen, daß sie
was ausruhe; sie wagte es nicht einmal mehr durch
furchtbare Stube zurück zu gehen, sondern beschloß, d
das zu enge Fenster die Flucht zu nehmen. Schon
net sie es, schon drängt sich der dicke Kopf durch, n

schieben sich die breiten Schultern nach, aber der gewichtige Rumpf vermag nicht zu folgen, sie kann nicht mehr vorwärts, nicht mehr zurück und bleibt, eine verunglückte Kopie der Harlemmer Wirthin, mit dem Kopf und den Füßen in der Luft hängen. Leise bittet sie den Kammerjunker, ihr zu helfen. Doch jeder Versuch ist erfolglos, die Oeffnung ist zu eng, und inniger fleht sie und heftiger beschwört sie ihn, doch zu schieben. Er wagt es endlich, er sucht die unförmliche Masse zu bewegen und drängt sie endlich, aber auch mit ihr den schlecht befestigten Fensterrahmen aus der Oeffnung. Wie ein Schuppenthier, wie der Saturn mit seinem Ringe in den astronomischen Kupfertafeln, sinkt die Kammerräthin — ein guter Genius waltet über sie — wieder ins weiche Gras. Aber schon hört sie die Stimme der Zigeuner, die Angst verdoppelt ihre Anstrengungen, es gelingt ihr, den durch den Fall erschütterten Rahmen zu zerbrechen. Rasch schiebt sie sich fort, und bald birgt sie sich in dem die Herberge in Osten begrenzenden Walde.

Das Mädchen sprang behend aus dem offnen Raum, der vormals das Fenster einfaßte, verfehlte jedoch ihre Gebieterin und irrte allein umher; der Kammerjunker aber, der ihr mit den steifen Knien nicht so rasch folgen konnte, wurde von dem durch den Lärm herbeigerufnen Wirth festgehalten. Das zerbrochne Fenster mit seiner Einfassung, noch mehr aber die Flucht der Kammerräthin mit den Sonntagskleidern seiner Frau, setzte den Wirth in Wuth. Er verlangte von dem Kammerjunker die Bezahlung der verschwundnen Garderobe, für die er einen außerordentlichen Preiß forderte. Vergebens rieth

ihm der Kammerjunker, der nur mit wenig Silbermün
versehen war, die zurückgelaßnen Sachen der Frau vo
Wenderdöhr als Aequivalent anzunehmen. Der Ung
stüme schlug dies rund ab und blieb dabei, da das Pfe
gleich nach dem unglücklichen Fall entlaufen war, de
Herrn von Hoeger selbst als Pfand behalten zu wolle
Der Kammerjunker mußte der Gewalt nachgeben, un
da man ihn, aus Besorgniß, daß er entfliehen könn
nicht allein ließ, war er gezwungen, den seltsamen Tän
zen der Zigeuner während des Restes der Nacht zuzuse
hen. Alle Geschichten seiner Jugend kamen nun auc
ihm in den Kopf, besonders die preiswürdige Erzählun
aus Meidingers Grammatik wurde ihm ganz gegenwär
tig, und wenn er gleich einen Liebesantrag von der Zi
geunerhauptmannin nicht zu besorgen glaubte, so fürch
tete er doch alle Augenblicke zum Tanz aufgefordert un
mit einem Löffel voll Buttermilch oder gar mit gebratnen
Katerfleisch erquickt zu werden. Die Müdigkeit über
wand endlich alle Besorgnisse, er schlief ein und ver
mißte blos am Morgen seine plattirte Dose.

Am Waldesrand schlief ein schöner blühender Jüng
ling. Leicht athmend hob sich die Brust und leichte Träu
me führten ihm die Scenen des verflossnen Tages zurück
Ein hübsches Mädchen hatte er gesehen, ihm schien es
lieblich, wie der Sommerabend, der die Nachtigallen zu
Liebesliedern einlud: sie hatte ein Gemälde verloren und
er zweifelte keineswegs, daß es ihr eignes Bild war; er
hatte es ihr nachgetragen und sie hatte ihm gedankt.
Dann hatten sie zusammen gesprochen, was — wie —

wo — das wußte er selbst nicht — genug, sie hatte ihm zuletzt eine Rose geschenkt und er hatte das feinste Papier, auf das er seine Lieder schrieb, zu einer Hülle für den Schatz zusammengebogen, der ihm zu kostbar schien, um an seinem Herzen zu verdusten. Das war Glück genug für einen Jüngling, der, in einer heitern ländlichen Gegend aufgewachsen, die Welt nur aus Schäfer- und Heldenromanen kannte, selbst ein erträumtes Heldenleben in seine Universitätsumgebungen gelegt hatte und jetzt zu Fuß, kein Geld in der Tasche, aber viel Heiterkeit im Herzen, seiner Heimath zuzog, wo ihm, seiner Ueberzeugung nach, eine Pfarre in arcadischen Gefilden nicht fehlen konnte. Daß auch er aus der Quelle trank, die einst durch den Hufstritt des Pegasus hervorsprudelte, haben wir bereits verrathen, und niemand wird sich also wundern, wenn es ihm in dieser Nacht schien, als ob ein Seraph eine Schaale voll Himmelswonne in die Quelle gösse, und als wenn er frisch daraus schöpfe und sich begeistre mit Sternengluth und Aetherglanz. So wurden seine Träume Gedichte; die Blitze, die am Horizont zuckten, spiegelten sich in seinem Geist wie Titans Strahlen, und wie Luna bald darauf an dem entwölkten Himmel hinaufstieg, schien es ihm, als wenn sie ihn zärtlich anblicke und ihm das Mädchen zuführe, das ihm gestern die Rose schenkte und das ihm jetzt im Traume aus der Rose, wie Anadyomene selbst, zu lächeln schien.

Die Rose verschwand, eine Centnerlast fiel auf ihn, vergebens suchte er sich zu bewegen, es fesselte ihm alle Glieder, er mußte Alpdrücken haben. Endlich schlug er die Augen auf und sah in ein Gesicht, das er in der er-

sten Betäubung wirklich für eine Nachbildung von Kali
ban und Puk halten mußte. Es war die Frau Land
kammerräthin, die in ihrer Angst im Walde die nach
setzenden Zigeuner hinter sich glaubte und, durch Busch
und Moor sich mühsam fortwälzend, endlich am entge
gengesetzten Ende des Gehölzes dem schlafenden Musen
sohn betäubt und außer sich auf den Leib stürzte.

Das Mitleid gewann über den Schreck bei dem gut
herzigen Gesellen die Oberhand, er besprengte die Dam
mit Wasser aus dem nahen Graben und brachte sie s
zum Bewußtseyn zurück. Sie verständigten sich nun
bald: die Kammerräthin war, ehe von die Morgenröth
bereits in Osten flammte, noch immer voll Angst, die sie
hier durchaus nicht ruhen ließ, und doch war sie nich
im Stande weiter zu gehen. Der ehrliche Musensohn
entschloß sich also, sie auf seinem Rücken fortzutragen.
Doch der Wille war stärker, als seine Kräfte; der gute
Junge ermüdete endlich unter seiner Last und sah sich
genöthigt, sie, wie er eben die große Straße gewonnen
hatte, abzusetzen. Es blieb jetzt, da sie sich in der Gegend
umsehen konnte und sich überzeugte, daß ihr Schloß gleich
hinter dem Berge, nur eine Viertelmeile weit entfernt
liege, nichts übrig, als daß er sich dahin auf den Weg
mache, um mit einem Wagen zurückzukommen und sie
heimzuführen. Schon hatte er sich zu diesem Zweck in
Bewegung gesetzt, als Trompetenklang aus dem Walde
tönte und gleich darauf ein Trupp Reiter sichtbar wurde.
Es war der Kammerräthin keineswegs zu verdenken, daß
sie sich in diesem Aufzuge keinem Menschenkinde einzeln,
vielweniger einer ganzen Gesellschaft zu zeigen wünschte;

sie rief also ihren forteilenden Beistand zurück und beschwor ihn, sich vor sie zu stellen und mit seinem Körper die Blicke der Neugierigen von ihr abzuhalten, wozu er sich denn auch gutmuthig verstand. Aber die schwellende Weintraube aus Canaan, die von einer Pfirsich verborgen werden sollte, reizte den Blick der Neugierigen, sie zogen langsam vorwärts, machten dann gar Halt und betrachteten diese Früchte des gelobten Landes. Der Musensohn, verlegen über seine Stellung und beschämt über das sonderbare Aussehn seiner Gefährtin, glich dem Pegasus im Joche; bei der Kammerräthin aber machte, wie die Zudringlichen immer näher kamen, die Beschämung dem Zorne Platz, sie öffnete ihre Augen mit dem zuversichtlichen Stolz des Reichthums und Ranges und richtete sie auf die unwillkommenen Zuschauer, in denen sie mit Erstaunen die Kunstreitertruppe erkannte, die gestern durch ihre Talente ihre Schaulust so sehr befriedigt hatte. Der Prinzipal der Gesellschaft hatte ebenfalls die dicke Dame, die von den Anwesenden mit so viel Auszeichnung behandelt worden war, recht gut bemerkt und kam jetzt, durch die Anerbietung seiner thätigen Hülfe, den Ausbrüchen ihres Zorns zuvor. Die Kammerräthin überlegte, daß die höher steigende Sonne mehr Wanderer auf die Straße rufen könne, sie entschloß sich also, aus der Noth eine Tugend zu machen und die Hülfe von Castors entarteten Söhnen anzunehmen. Da sie sich keinem Pferde mehr anvertrauen wollte, so nahm sie auf dem Wagen, der die Habseligkeiten der Truppe trug, neben dem Bajazzo Platz, der ihr jetzt mit unerwiedertem Vertrauen entdeckte, daß der Prinzipal nur mit Mühe

zarte Seelen für die Leiden zu trösten, welchen der gefühlvolle Mensch nicht entgehen kann

Die Tugend übt ihre Gewalt selbst über Gemüther, die sie nicht verehren. Fernando's Laster zeigten sich jetzt weniger offen, als sonst, seine Gemüthsart weniger rauh, sein ungerechter Argwohn wagte es weniger, sich zu verrathen. Isabella wußte, wer diese unerwartete Veränderung hervor gebracht hatte, und ihre lebhafte rechtmäßige Dankbarkeit verhüllte ihr selber ein minder rechtmäßiges, aber weit lebhafteres Gefühl, das sie sich noch nicht gestanden.

Und wie tief ward sie bewegt, als sie bemerkte, oder vielmehr ahnete und fühlte — denn ein solches Geheimniß offenbart sich nur dem Gefühle — daß die zärtliche Neigung, welche sie dem Ritter eingeflößt hatte, die erste war, die er je empfunden. Seine fromme Stimmung hatte ihn bisher gegen die Verführungen der Liebe geschützt, und er war zu ernst und in sich gekehrt, als daß er für die gewöhnlichen Jugendfreundschaften Sinn hätte haben können. Die Zuneigung, welche er gegen seinen Bruder empfand, war bei der Verschiedenheit des Alters und der noch größern Verschiedenheit der Gemüthsart, ganz unähnlich der sanften und lebhaften, durch Mitleid und Achtung erhöhten, Freundschaft, welche noch niemand, als seine Schwä-

den Händen ungestümer Gläubiger, die ihn mehrere M
len weit von E—— her verfolgt hätten, um ihn
nehmen zu lassen, durch seine Flucht in dieser Na
entkommen sey und jetzt im B—schen, wo die Gere
tigkeit nicht so zuschlage, wie einst der Bär, der sein
schlafenden Herrn die Fliegen abwehren wollte, s
Wesen treiben werde.

Ihre Ankunft vor der Umzäunung von Keilchen,
hieß der Wohnsitz der Frau von Wenderöhr, setzte
nen Eröffnungen ein Ziel, und der trompetende Ste
meister übertönte das schon erschöpfte Schreiorgan
Grundherrschaft, die den Prinzipal flehentlich bat,
halten zu lassen, damit sie nicht zum Gelächter der Do
jugend einen so traurigen Einzug in ihr Schloß hal
sondern sich in dem Hirtenhause umkleiden könne. W
der Trompeter endlich schwieg, war Alt und Jung sch
herbeigeeilt und rief sich erstaunt zu: daß die gnädi
Frau unter die Puppenspieler gegangen sey. Diese v
ließ indessen das Schaugerüst und sank in die Arme d
ihr herabhelfenden Schulmeisters, der mit einer Schm
chelei, die der groben Schminke auf den Wangen d
Bajazo ähnelte, den Einzug der gnädigen Frau eine
Triumphzuge verglich, während der Musensohn mit gu
müthigem Spott nur eine Ovation darin erkennen wollt

Die hülfreichen Flüchtlinge setzten ihre Reise zu eil
fort, als daß sie die Einladung, in der Offizin d
Schlosses zu frühstücken, hätten annehmen können;
versprachen blos die Dankesversicherungen der Kamme
räthin künftig einmal zu benutzen und schieden. D

Kammerräthin entfloh eiligst der sich immer mehr verdichtenden Gruppe ihrer Unterthanen und nahm auf dem Bette der Frau Schulmeisterin Platz, während sie ihren Begleiter nach dem Schlosse sandte, um ihr Kleider und einen Wagen zu besorgen.

Wir lassen sie unter den reinigenden, bähenden, glättenden Händen der Schulmeisterin und folgen dem Kandidaten, der rasch dem Schlosse zugeschritten ist und jetzt leise an jede Thür klopft, vergebens hoffend, daß ein Herein! ihn zur Oeffnung auffordern werde. Endlich tritt er ungerufen in ein Zimmer, er durchirrt es und eine Menge angrenzender, ohne auf ein menschliches Wesen zu treffen, und behält jetzt die Flügelthür des letzten erstarrt und fast leblos in der Hand — denn in dem großen Wandspiegel, der ihm gegenüber hängt, erblickt er das sprechende Ebenbild des Gemäldes, das die Verschleierte als das ihrige annahm; sie selbst also. Aber das Original hat einen Zusatz, der der Kopie fehlte, der es aber wahrlich nicht verschönert — eine ungeheure Nase.

Der Verfasser dieses hat mehrere ansehnliche Nasen gesehen, unter andern die eines französischen Capitains, deren Größe einigen Leuten seiner Compagnie in der Sommerhitze immer den Vortheil gab, im Schatten zu exerziren, aber er weiß keine, die er mit dieser vergleichen könnte, und er muß sich also begnügen zu versichern, daß nie eine Nase, die eine junge Frau einem alten Manne, ein durchtriebner Schulknabe seinem blödund kurzsichtigen Präceptor, ein verschmitzter Diener einem Hagestolzen, ein heuchlerischer Rath seinem trägen Fürsten, eine alternde Kokette ihrem achtzehnjähri-

gen Anbeter, ein Weinschenk seinen Kunden und e
Doctor reichen hypochondrischen Patienten drehte, gr
ßer war. Die lieblichen Gesichtszüge des Mädche
wurden durch dies unbescheidne Riechorgan so verun
staltet, wie ein Blumenbeet durch einen in seiner Mit
errichteten Federviehstall, und die schönnasigen Leseri
nen werden es daher dem verliebten Schäfer nicht ve
denken, daß seine Liebe schnell bis zum Gefrierpunkt he
absank und die Zunge mit einem sprachlähmenden Ei
bedeckte, das sich nur nach und nach löste und ihm en
lich Töne erlaubte, die an die Sprachenverwirrung z
Babel sehr lebhaft erinnerten. Die Schöne aber, so e
schrocken wie er, hatte noch nicht den täuschenden Schlei
herabgelassen, da hörte er hinter sich Tritte und ei
dunkles Gefühl bewog ihn, sich umzudrehen. Aber –
war er in einem Zauberschlosse? ein junges Mädche
mit einem gleichen Nasungeheuer hüpfte ihm entgegen
War jenes dem Sattelknopf des trojanischen Pferde
ähnlich, so glich dieses der Nähnadel, mit der ein Schnei
der, nach einer morgenländischen Fabel, die kunstreiche
Stiche durch hundert Kleider zugleich führte. So vo
beiden Nasen gleich bedrängt, trippelte er ängstlich einig
Schritte vor- und rückwärts, während die Damen, ver
legen darüber, daß das Uebermaß, womit sie die Natu
in einer Eulenspiegellaune zu freigebig beschenkte, so un
erwartet fremden Blicken Preis gegeben wurde, unbe
weglich da standen, bis er endlich in eine Ecke flüchtete
und dort, sich etwas sammelnd, in abgebrochnen Worten
sein Anliegen vortrug.

Diesem wurde nun genügt, er selbst folgte mit dem

Wagen den Dienerinnen, die der Kammerräthin alle Garderobebedürfnisse zutrugen, und hielt dann an ihrer Seite den festlichen Einzug ins Schloß, wo die wieder verschleierten Schönheiten seine Begleiterin als Tante und Mutter begrüßten.

Zur Abholung des Kammerjunkers wurde sogleich ein Wagen ausgesandt, die Kammerräthin begab sich zur Ruhe, und alles hielt sich, um den ihr so nöthigen Schlaf nicht zu verscheuchen, still in seinen Zimmern.

Der Kammerjunker war angekommen, leise an einem Seitenpförtchen abgestiegen und pflegte die zerschlagenen Glieder in den weichen Gastbetten seiner alten Geliebten, die in tiefem Schlafe lag, obgleich die Sonne schon mittägliche Gluthen auf die Erde herabsandte. Da nahte sich der wohlbeleibte Herr von Schmelzofen dem Schlosse. Er wohnte nicht weit von Keilchen, hatte von seiner reichen Nachbarin gehört, war so begierig nach Geld, wie Cyrus nach Blut, und recht sehr geneigt, sein Vermögen durch das ihrige zu vermehren. An diesem Morgen, als er seine häuslichen Geschäfte besorgt und sein Herz durch ein Gläschen Korngeist gestärkt hatte, nahm er als Zugabe auf einem mit Dünger beladnen Wagen Platz und setzte, da dieser im Felde sein Ziel erreicht hatte, seine Reise auf die Freite zu Fuße fort. Den künftigen Gewinn, den er aus der Morgengabe seiner Erwählten ziehen wollte, überrechnend, trat er in die Pforte des Schloßhofes, in den ihm eben, von einem schnellen Windspiel verfolgt, ein dort nicht geduldetes Schwein nachstürzte. Herr von Schmelzofen war schwerfällig,

das Rechnungsexempel verwirrte ihm ohnedem den Kopf, er wich also nicht schnell genug aus und die Feindin des jüdischen Volks, von demselben Geist geplagt, der einst ihre Vorfahren in das todte Meer trieb, fuhr ihm zwischen die Beine und stürzte mit dem Reiter dem Schlosse zu. Mit Ungestüm prallte sie an die Hausthür, durch die Erschütterung fiel der Freier hinab und meldete auf eine originelle Art seine Ankunft. Die herbeieilenden Diener halfen dem Unbeschädigten auf, der sich, während sie ihn säuberten, schnell faßte und ihnen versicherte, daß die Keilchenschen Schwkine nach der Probe, die er eben gesehen, von guter Art und mit einem starken Kreütze versehen seyn müßten. Die Diener hörten diese Auseinandersetzung lächelnd an und führten ihn in das Tafelzimmer.

Hier vermißte er mit Schrecken den Talisman, durch den er besonders auf das Herz seiner Erkohrnen wirken wollte, nämlich eine Probe seiner feinen spanischen Wolle, die er sonst gewöhnlich bei sich trug, um sie jedem Tuchhändler zu zeigen. Oft pflegte er wohl mit zu vieler Anmaßung zu sagen, daß er nicht spanische, sondern bessere, nämlich rohrdommelsche Schaafe habe (sein Guth hieß Rohrdommel) und auch jetzt wollte er mit ähnlichen Aeusserungen ein solches Wollpröbchen, in saubres Papier gewickelt, zierlich überreichen. Ein Billet an seinen Wirthschafter sollte die vergeßne nachbeordern; aber es fehlte ihm an Schreibmaterial und dies war bei seiner Unkenntniß des Lokals um so schwieriger herbei zu schaffen, da sich die Diener, ihm die größte Stille empfehlend, entfernt hatten. Endlich fand

er eine alte Feder, die er gewöhnlich als Zahnstocher gebrauchte, auch ein Stückchen Papier gab auf seine eifrigen Nachforschungen noch eine der Taschen her und siehe da, auf dem Tafeltisch stand eine Flasche, deren Etikette den Inhalt verrieth. Er buchstabirte mit einigen Schwierigkeiten das Wort Tinto heraus, es war also richtig Dinte, und nach der Zierlichkeit der Flasche zu schließen, wahrscheinlich englische Patentdinte, also ein willkommner Fund. Nach einigen Schwierigkeiten entpfropfte er die Flasche und tunkte bedachtsam ein. Aber die Feder wollte nicht schreiben, er wollte sie nässen, um sie zur Aufnahme der schwarzen Feuchtigkeit geschickter zu machen, führte sie zum Munde und siehe da, die Dinte schmeckte süß. Sonderbar, dachte er, aus der Flasche kostend, und die Dinte blieb feurig, wohlschmeckend und süß. „Wer nicht lesen könnte, sollte glauben Wein zu trinken," sagte er schmunzelnd zu sich selbst; „aber unser einer weiß es nun besser," und that einen starken Zug aus der Flasche. „Das schmeckt nach mehr;" meinte er und führte sie von neuem zum Munde. „Aber die Engländer sind doch Teufelskerl, sie machen Dinte wie Wein, wie muß nun erst der Wein seyn, der bei ihnen wächst." „Ja freilich," fuhr er wieder trinkend fort, „wo der Zucker so wohlfeil ist, da können sie wohl die Dinte versüßen, wer weiß, ob sie's mit der Wolle nicht eben so machen; die mag da auch eßbar seyn; das wäre mir recht, ich wollte manches Wollpröbchen auskosten. Aber die Flasche ist aus, ich muß doch suchen, sie wieder zu füllen, sonst möchte die Braut meinen, ich trinke

immer Dinte und das übel vermerken.“ Unter solchen Ueberlegungen, dreister durch den Geist, den er in sich aufgenommen hatte, entschloß er sich, die Diener aufzusuchen, doch zog er, um ja kein Geräusch zu machen, wohlbedächtig die Stiefeln aus und schlich auf den Strümpfen hinaus. Ein glücklicher Instinkt leitete ihn zum Bedientenzimmer, er fand es leer, aber eine Flasche mit Dinte auf dem Tisch und schlich, nachdem er sie gekostet und sich überzeugt hatte, daß diese nicht von der süßen Art sey, in den Eßsaal zurück. Kaum hatte er die ausgeleerte Flasche wieder gefüllt und die, welche das Surrogat enthielt, in das nächste Ofenloch verborgen, so hörte er nahe Thüren öffnen und lief spornstreichs zu seinen Stiefeln. Hatte ihn die wohlschmeckende Dinte etwas gedankenlos gemacht, oder war es süße Verwirrung bei der Annäherung des unbekannten Gegenstandes seiner Zärtlichkeit — genug, er konnte den Fuß nicht in den Stiefel hineinbringen, und wie es ihm endlich mit Mühe gelang, fühlte er, daß ihn etwas Lebendiges die Sohle kitzelte, bestürzt zog er den Fuß zurück, doch in dem Augenblick hörte er den Schall weiblicher Stimmen im Vorsaal und sogleich brachte er ihn vollends hinein und stampfte mit der Kraft der Verzweiflung auf die Diele, das unbekannte Leben erdrückend. Auch den zweiten Fuß wollte er nun schleunigst bestiefeln, aber es übereilte ihn die Dame seines Herzens, der er nun in gebückter Stellung, die Strippen mit beiden Händen fassend und kräftig, aber vergebens, an dem schief angezognen Stiefel ziehend, entgegenhüpfte. Den Fuß, an dem er noch arbeitete, hielt er voraus, als wollte er

ihn wie einen cyclopischen Liebespfeil gegen ihr Herz schleudern, die verbrannte Stirn war mit tausend Runzeln bedeckt und zwischen den starren Augenbraunen flossen große Schweißtropfen herab, wie bei Thauwetter aufgelöste Eiszapfen von einem verwitterten Strohdach herabtröpfeln. — War es also ein Wunder, daß Frau von Wenderöhr vor dieser komisch schrecklichen Erscheinung halb ängstlich, halb lachend zurückfloh und bei diesem übereilten Rückzuge dem Herrn von Hoeger auf den linken Fuß trat, der ein Sammelplatz von Hühneraugen und Leichdornen war? — War es ein Wunder, daß sich die lächelnden Züge des kammerjunkerlichen Gesichts in schmerzerfüllte verwandelten und daß er, zurückprallend, den rechten Arm des Kandidaten so heftig berührte, daß dieser das in seiner Nähe befindliche Fenster zerstieß? Der Papagai der Frau von Wenderöhr, dessen Käfich während ihrer Abwesenheit aus Unvorsichtigkeit geöffnet war, flog hinaus, seine Herrin stieß einen Schrei des Schmerzes aus und wollte zu Boden sinken; da sie aber sah, daß Herr von Schmelzofen, die alte Wahrheit des Satzes bewährend, daß man auf einem Fuß nicht gut stehen könne, schon auf der Erde Platz genommen hatte, so blieb sie wohlbedächtig stehen, der Kammerjunker hinkte fort, den Vogel wieder einzufangen und der Kandidat folgte ihm.

Endlich war der Vogel wieder da, Herr von Schmelzofen hatte durch Hülfe der Diener seinen Anzug hergestellt und die Gesellschaft ging zur Tafel, an welcher die jungen Damen zu erscheinen nicht für gut gefunden hat-

ten. Frau von Wenderdöhr sprach mit Präzision von Poesie und Philosophie, Mystik und Aesthetik, Magnetism und Föderalism. Sie gefiel sich immer mehr in den hochtönenden Phrasen und bildete sich am Ende selbst ein, etwas von den Dingen zu verstehen, während der Kammerjunker, der sie laut bewunderte und zugleich that, als sey er ein Eingeweihter, sich selbst gestand, daß er eigentlich nicht wisse, wovon sie rede, und gar nicht begreifen konnte, wie aus der kleinen runden Gertrud eine so respectable Gelehrte geworden sey. Der Kandidat baute indessen heimlich an dem zertrümmerten Pallast seiner Liebe; schon war der Grund wieder fertig, die Phantasie, von Amor umtändelt, feilte einen Bogen nach dem andern von der Riesennase seiner Dame ab, so daß am Ende die schöne griechische Nase, die ihr Konterfei schmückte, in ihre vor Kurzem erworbnen Rechte trat, und sie selbst wieder in voller Glorie ihren Einzug in sein Herz hielt. Hatte Bacchus bei ihm im Stillen durch einige Gläser Wein Oel in seine Liebeslampe gegossen, so hatte er das Redeuhrwerk des Herrn von Schmelzofen noch kräftiger eingeschmiert und den Afteramor, den der Habsuchtsteufel ihm eingezaubert hatte, zu raschen Sprüngen angetrieben. Zum Ueberfluß hatte ihm ein Diener ins Ohr gesagt, daß er das Nachgesandte (nämlich das Wollpröbchen) auf den Spiegeltisch gelegt habe, und so selig vergnügt, sprach er von Schinderhannes, wie die Landkammerräthin Napoleon rezensirte, und kam ihr bei einer Abhandlung über die Mystik mit der Schwein- und Schaafzucht in die Quere. Frau von Wenderdöhr bemerkte mit einer Kennermiene, daß auch diese Gegen-

stände durch eine rein wissenschaftliche Behandlung ästhetisch werden könnten, daß sie jetzt damit umgehe, eine Wohnung für die grunzenden Quadrupeden zu erbauen, in der das Nützliche dem Schönen die Hand bieten und eine Stalldienerin, nach neu pädagogischen Grundsätzen erzogen, durch angemeßne Behandlung die Sitten und durch passende Romanzen vielleicht auch die Stimme des noch rohen Thiergeschlechts veredlen solle.

„Doch zu etwas anderm, lieber Kammerjunker," fuhr sie zu diesem gewandt fort, „ich habe einen trefflichen Tinto und ich weiß, Sie sind ein Kenner. Bringe er einmal andre Gläser, Johann." Sie schenkte ein; dem Herrn von Schmelzofen ging ein Licht auf, er dankte verbindlichst, der Kammerjunker aber führte das dargebotne Glas schmunzelnd zum Munde und that einen vollen Zug. Die Zunge und der Gaumen waren bereit, mit dem africanischen Nectar die Geschmacksnerven zu kitzeln, aber nicht eine gallige widerliche Tinktur von der Rückkehr aufzuhalten, welche denn auch zum höchsten Schrecken der Anwesenden pfeilschnell erfolgte. Wer schildert das zornige Erstaunen der Landkammerräthin? Sie schleuderte einen Augenblitz auf den Kammerjunker und stand auf, um sich zu entfernen; aber er, durch die Vorstellung, daß jede Hoffnung verloren gehe, zum schnellen Entschluß gestählt, eilte ihr nach, warf sich ihr zu Füßen und beschwor sie, den angeblichen Wein zu kosten und dann über sein Verbrechen gegen die ersten Grundlinien der guten Lebensart zu richten, wozu ihn eine Ueberraschung, die seine Muskeln zum Widerstand unfähig gemacht, verleitet habe. Frau von Wenderöhr ließ sich endlich bewegen und ward,

gerin in ſeinem Herzen erweckt hatte. Iſabella konnte ſich darin nicht täuſchen, und welchen Werth hat dieſe Jungfräulichkeit der Seele für ein fühlendes Herz! Welche Frau, die ſelber Liebe verdient, könnte ihr Herz gegen den verführeriſchen Zauber verſchließen, der darin liegt!

Iſabella ward anfangs unmerklich hingeriſſen, und dann ſuchte ſie ſich ſelber zu täuſchen. Aber dieſe abſichtliche Täuſchung konnte nicht dauernd ſeyn. Als ſie einmal den Zuſtand ihres Herzens erkannt hatte, ward ſie von ihrer bewegten Einbildungskraft, von ihrer glühenden Empfindung hin und her geriſſen. Bald betrübte ſie ſich über die Ruhe, welche Alvaro noch immer zu bewahren ſchien, bald ward ſie unmuthig, daß er ſo wenig Scharfblick hatte. Wie konnte auch ein Geheimniß ihm entgehen, das man ihm ſo gern verrathen wollte und nicht wagte auszuſprechen! Noch öfter aber wußte ihre bewegte Seele, ſinnreich genug, über ihre eigene Schwäche ſich zu beruhigen. Alvaro, ſagte ſie, iſt zu tugendhaft, als daß er ſein Auge auf die Frau ſeines Bruders werfen könnte. Sie hatte alſo nichts von ihm zu beſorgen, und durch dieſen Gedanken gern ſich beruhigend, fand ſie die zärtliche Freundſchaft, welche ihr Schwager ihr zeigte, nicht im Widerſtreite mit der Kälte, die er gegen zuvorkommende zärtliche Aufmunterungen

da auch ihr Mund den widerlichen Trank nicht behalten mochte, etwas weniger unanädig gegen den Frevler, weil sich die gröſste Stärke ihres Zorns auf den unbekannten Eulenspiegel warf, der diesen bubenhaften Fastnachtsstreich angerichtet hatte. Der gute Kandidat hatte, mit seiner Liebe beschäftigt, indessen sein Gläschen halb geleert und in seiner Unschuld geglaubt, der Wein musse so schmecken, eben so aber in seiner Unschuld davon ein schwarzes Bärtchen uber der Oberlippe gewonnen, das ihm ein martialisches Ansehn gab.

Kaum hatte Frau von Wenderdöhr ihre Toilette von neuem gemacht, so erschien Herr von Balzer mit zwei Söhnen. Er besaß nahe bei dem Städtchen, wohin sie sich nach dem Tode ihres Mannes zurückgezogen hatte, ein verschuldetes Guth und war bei christlichen und jüdischen Menschenfreunden, die auf allerlei Pfänder den Bedrängten verhältnißmäßige Summen gegen geringe Zinsen und noch geringern Abzug von vier Groschen für jeden Thaler vorstrecken, so oft mit ihr zu gleichem Zweck zusammengetroffen, daß sich endlich ein freundschaftliches Verhältniß zwischen ihnen entsponnen hatte. Kaum hatte sie Plutus aus der Verborgenheit gerufen, kaum hatte sie, berauscht von ihrem Glück, ihren Freund ohne Abschied verlassen, so setzte dieser, gleich dem Astronom, wenn ein neuer Irrstern in der Erdnähe erscheint, alle Kräfte in Bewegung, um die neue Bahn dieses Glückskindes zu berechnen und seinen Kerninhalt an liegenden Gründen, so wie die Schweiflänge an geltenden Papieren, Mobilien und Kleinodien zu ermessen. Die Nachrichten waren so günstig, daß er sogleich

daran dachte, sich mit seinen beiden, ihr noch unbekannten Söhnen, deren Lage ihnen reiche Frauen sehr wünschenswerth machte, als Ballast in ihr und der Tochter und Nichte Lebensschiff einzudrängen und die Triple Alliance baldmöglichst abzuschließen. So trat er denn mit einem würdigen Auscultator, der blos, weil ihm eine Kleinigkeit fehlte — Kenntnisse — im Beginnen seiner juristischen Laufbahn verabschiedet war, und mit einem eiteln Lieutenant, der wegen seiner zu großen Liebe zum Frieden ohne Abschied entlassen wurde, vor sie hin und wußte die durch den Glückssturm ausgelöschte Freundschaftsflamme um so schneller wieder bei ihr anzublasen, da die Sottisen des Exjuristen von ihr — wie dies bei beschränkten, anmaßenden und gefallsüchtigen Frauen von gewissen Jahren immer der Fall ist — als Galanterien aufgenommen wurden und die schnell erwachte Neigung also selbst die Schwefelhölzer zu dem neuen Bundesfeuer zutrug.

Der Kammerjunker wußte, daß man bei den Weibern jeden neuen und heftigen Eindruck nur ungehindert wirken lassen muß, um sie bald wieder gleichgültig dagegen zu sehen, er schlich also leise fort. Herr von Schmelzofen gähnte und ging auch, um sich eine Schlafstelle zu suchen, und der Kandidat wollte ihm folgen, zuvor aber seine Rose, die durch die schnell gestiegne Liebe von ihm wieder zum Rang einer vom Pabste geweihten goldnen Rose erhoben war, mit sich nehmen. Er suchte vergebens auf dem Tische, wo er sie am Morgen bei dem Anblick der weiblichen Nashörner in der Ueberraschung hatte liegen lassen, bis ihm endlich ein Diener zuflusterte, daß Herr von Schmelzofen ein Paket fortgenommen und sich damit entfernt

habe. Sorge um sein Heiligthum trieb ihn hastig fort, um den Räuber zu suchen, und er fand ihn endlich auf einer Bank an der einen Seite des Hauses, die an den Garten stieß, nachläßig hingestreckt im süßen Schlummer. Das schwere Haupt war an die Lehne zurückgesunken und lag grade unter einer Blechröhre, die bestimmt war das Regenwasser vom Dache des Gebäudes abzuführen und da es vor Kurzem geregnet hatte, so fielen die letzten Tropfen in schneller Reihenfolge in den geöffneten Mund des Schnarchenden und bewogen ihn zu seltsamen Tönen, die dem Prasseln siedenden Wassers zu vergleichen waren. Trotz seines Unwillens suchte der Kandidat den Schläfer zuerst durch leise Berührungen zu erwecken, doch bald ging er, da diese nichts fruchten wollten, zu stärkern über, bis daß er ihn endlich durch vielfaches Rütteln bewog, die Augen zu öffnen. Schmelzofens Geist, der so eben gewaltsam dem Gespinnst, in das ihn der Schlaf eingesponnen hatte, entrissen war, konnte das von dem Jüngling hastig vorgebrachte Verlangen nicht begreifen. Da jener immer auf der Herausgabe des Papiers bestand, so glaubte er endlich, daß von der Wollprobe die Rede sey, versicherte ihm, daß er ein zu alter Fuchs sey, um seine Waare in unbekannte Hände zu geben, die sie vielleicht verfälschen könnten, und drehte ihm verdrießlich den Rücken zu, um wieder fortzuschlafen. Durch diese Wendung entdeckte der Kandidat das Papier in der Rocktasche des Widersachers; rasch zog er es heraus und betrachtete mit Wehmuth und Zorn das zerknitterte Kleinod; eben so rasch drehte sich Schmelzofen um und wollte es ihm entreissen, ließ aber die Hände schnell sinken, da er die Ueberbleibsel der Rose erblickte, sagte:

„was Teufel, wie komme ich zu dem Dinge?“ und suchte in seinen Taschen nach der Wollprobe. Der Kandidat ging ihn indessen mit heftigen Worten an, jener versetzte aber gelassen: „pflücke sich der Herr eine andere, da stehn sie in Menge.“ „Solche Rose!“ rief der Kandidat. — „Ei was,“ rief Schmelzofen, ihn unterbrechend, „sie wird nicht vom Himmel gekommen seyn, meine Schaafe aber kommen aus Spanien; jede Blume ist sich gleich, aber nicht jede Wolle.“ So ging er eilig fort, um die vermißte Probe zu suchen, sie der Frau von Wenderdohr anzubieten und ihr zu sagen, daß sein Herz durch ihren Anblick so weich geworden sey wie diese Wolle, und daß er ihr, wenn sie seine Frau seyn werde, immer die feinste zu Unterröcken spinnen lassen wolle, wobei er heimlich schmunzelnd dachte, „ich werde doch nicht Wort halten.“ Wir überlassen ihn aber seinem Schicksal, das um so ungünstiger ausfallen wird, da Frau von Wenderdohr eben über das Verschwinden einer ihr gestern geschenkten weißen Maus sehr mißmuthig ist, und sehen uns nach dem armen Kandidaten um, der traurig die Ueberreste seiner entblätterten Rose betrachtet und die Schreibtafel entfaltet, um seine Klagen über ihre Zerstörung in einem Sonnet auszusprechen.

Bei dieser Arbeit überraschte ihn Herr von Balzer, und da der Dichter in der Verzückung die Augen etwas verdrehte, so fragte er, ob er Krämpfe habe? „Ach nein,“ sagte der Kandidat, „das Drängen und Wehen!“ —

„Also haben Sie das auch?“ fragte Balzer verwundert.

„Allerdings,“ rief der Kandidat, „es ist, als wenn sich Flügel im Innern regten!“

„Nun wahrhaftig, das fühle ich ja eben immer und das will mir niemand glauben! Nicht wahr, es schlägt ordentlich mit den Flügeln?"

„Also auch bei Ihnen wohnen die Musen?"

„Nein, bei mir nicht im Busen, sondern im Magen, eigentlich hier, mehr rechts," erwiederte der Mißverstehende, mit der Hand nach der rechten Seite zeigend.

„Im Magen!" dachte der Kandidat befremdet; „indessen die Begriffe sind verschieden. die Alten redeten da von der Leber, wo wir ans Herz denken, und in der Schrift wird viel von den Nieren gesprochen."

„Aber sagen Sie mir, mein Bester!" fuhr Herr von Balzer fort, „seit wann fühlen Sie die Flügel?"

„Schon in meiner frühsten Jugend lauscht ich dem Rauschen im Innern!"

„Es ist Ihnen also angeboren? — Sonderbar!"

„Ja! bald wuchs dem Knaben der Fittig, der jetzt den Jüngling zu den Wolken trägt."

„So hoch! Was? Sie müssen wirklich fliegen? das ist ja schrecklich! Nein, Gott Lob, ich fühle blos die Beschwerden im Gehen. Sehen Sie, ich war in meiner Jugend ein starker Esser und habe auch noch passablen Appetit, nun, da aß ich einmal ein bebrütetes Gänseei und nach Jahren fühlte ich erst, daß es mir im Leibe zu einem Gänschen geworden war. Das ist nun immer gewachsen, beschwert mich recht und schlägt mit den Flügeln, besonders wenn ich viel esse."

Der Kandidat sah ihn an.

„Ich habe viele Doctores gebraucht, aber die Leute verstanden alle nichts. Manche hielten es für einen Polypen

und fuhren mir mit langen Dingern von Gummi Elasticum bis in den Magen; andre kurirten auf die Wassersucht, und das war möglich, da die Gänse das Wasser lieben. Doch die Herren verstanden alle nichts; ich habe eine Gans, das fühle ich, denn sie schnattert, wenn ich Gänsen begegne, darum nehme ich mich sehr davor in Acht."

Der Kandidat zweifelte keinen Augenblick, daß sein Gesellschafter toll sey, machte ihm ängstlich eine tiefe Verbeugung und lief spornstreichs durch mehrere Gänge, bis er um eine Kirschhecke bog und plötzlich auf weichem Rasen der Abgott seines Herzens ohne den entstellenden Nasenzierrath vor ihm saß. Zwar lächelte sie Komus aus seinem Tintenbärtchen an, doch er kam nur als ein vertraulicher lieber Freund, um dem Amor die Last der Schüchternheit abzunehmen, und da wir bei den Blicken und Seufzern, dem Lächeln und Flüstern überflüßig sind, so lassen wir das angehende Liebespaar und sehen uns weiter in der Gegend um.

Frau von Wenderdöhr hält etwas späte Nachmittagsruhe und hat die jungen Herren von Balzer, die ihr Herz gewonnen hatten, zu ihrer Tochter Lucia geschickt, die den unerwarteten Besuch etwas spröde empfängt. Doch was schadet das den beiden jungen Herren, die, wie Narcissus, in sich selbst verliebt, keineswegs zweifeln, daß auch jedes weibliche Wesen gleiche Gefühle für sie hegen müsse, und jene Sprödigkeit für den Schirm halten, womit die Schöne das schnell in ihrem Herzen entzündete Liebesfeuer verdecken will. Ein Diener ruft bald den Auscultator ab, weil zwei Fremde ihn sprechen wollen, der Lieutenant bleibt also mit Lucien allein und benutzt die schnell entfliehende Zeit zu einer Liebeserklärung, in der Sprachfehler mit

Unsinn wetteifern. Er hält ihren höhnenden Spott für eine gewährende Antwort und will, erfreut über den schnellen Sieg, davon eilen, um den Papa mit seinen raschen Fortschritten bekannt zu machen. Dieser hat bei einem Spaziergange mit Schmelzofen genaue Kenntniß von dessen Vermögen erlangt und sucht ihn eben zu einem Darlehn von einigen tausend Thalern zu bewegen, wovon der letztere nichts wissen will, obgleich ihm Herr von Balzer seinen Stammbaum zum Unterpfande anbietet, und nun kommt der unwillkommne Sohn und unterbricht das Gespräch. Schmelzofen läuft davon, ehe der Alte sich aus der Umarmung seines Erzeugten losmachen kann, der ihm sein Glück zuflüstert. „Schon gut," keuchte Balzer, „du bist ein Rasender und drückst mir die Gans, daß sie ganz wild wird; überdies hast du durch deinen Ungestüm meinen Plan gestört, denn der reiche Knauser sollte mir Geld leihen." Herr von Schmelzofen, froh, dem Zudringlichen entgangen zu seyn, läuft in das nahe Gebüsch, um einen Gegenstand, den er in der Tasche hat und der ihm Angst verursacht, weil Frau von Wenderdöhr über sein Verschwinden sehr bekümmert ist, heimlich fortzuschaffen; er zieht ihn heraus und wir wenden unsre Blicke fort von dem Leichnam der weißen Maus, die von seinem cyclopischen Huf platt gedrückt ist. Wer sich erinnert, daß ihm am Morgen beim schleunigen Anziehen der Stiefeln etwas Lebendes entgegen sprang, daß er es aber gewaltsam erdrückte, wird leicht errathen, daß das Thier, schüchtern in den fremden Umgebungen, das offne Glas verließ und sich einen Versteck wählte, der sein Tod wurde, und daß der Mörder dann, wie er seinen Anzug im Nebenzimmer in

Ord-

Ordnung brachte, den Stiefel noch einmal heimlich auszog und das erdrückte Mäuschen in die Tasche steckte. Aber die Rache folgt ihm auf dem Fuße; Frau von Wenderdöhr ist aus dem Schlafe erwacht, in den Garten gegangen und wird hier, mit dem Kammerjunker lustwandelnd Zevain, wie der Mörder seinen Raub hervorholt. Schnell springt sie auf ihn zu, reißt das todte Thierchen aus seiner Hand und sagt ihm die härtesten Sachen; aber alle Knaeln ihres Zorns prallen an seiner Stirn ab, die mit einer Nilpferdshaut überzogen zu seyn scheint; er steht kalt und ruhig da, noch immer hoffend, daß seine Wollfäden ihr Herz gewinnen werden. Frau von Wenderdöhr beschwört indessen den Kammerjunker heimlich, sie von diesem lästigen Menschen zu befreien, wird durch seine Versicherung getröstet, daß sein Sohn Mäuse ausstopfen könne, und begiebt sich ins Schloß.

Hier schallt ihr wilder Lärm aus dem Eßsaal entgegen. Sie eilt dahin und sieht den Auscultator mit zwei ihr unbekannten Männern, die in rascher Folge die Gläser leeren, am Credenztisch sitzen. Die Männer sind von rauhem Ansehn und nicht einnehmenden Sitten, der Auscultator aber stellt sie ihr, eilig aufstehend, als den Oberexecutionsdirector Packan und den Burggrafen *) Haltfest vor und macht sehr wortreiche Entschuldigungen, daß er seine beiden Freunde, die von ihrer Liebenswürdigkeit gehört und, um ihr ihre Herzen zu Füßen zu legen, eine weite Reise unternommen hätten, in ihrer Abwesenheit durch einen Labetrunk aus ihrem Keller erfrischt habe. Obgleich es

---

*) So hießen im ehemal. Herzogthy. Warschau die Lanciers.

der Frau von Wenderöhr nicht entgeht, daß die Fremden grobe, fast pöbelhafte Manieren haben und daß sie von ihr selbst gar keine Notiz nehmen, so wirken doch die Schmeicheleien des Aftersohns der Themis so sehr auf sie, daß sie nicht allein über dies eigenmächtige Eindringen in ihre Hausrechte keinen Zorn verspüren läßt, sondern sogar in der unpassenden Gesellschaft verweilt. Der junge Balzer sucht auch durch manchen Handkuß ihre gute Laune zu erhalten und flüstert ihr zu, daß die etwas kräftige Sprache seiner beiden Freunde alten Militairs wohl zu verzeihen sey. Diese gerathen endlich über die Frage: ob der Pallasch dem Säbel vorzuziehen sey, in einen lebhaften Streit, der Tisch wird erschüttert von ihren kräftigen Handschlägen, der Boden erdröhnt von dem Aufstampfen der mit Eisen beschlagnen Stiefeln; Ausdrücke, wie sie vielleicht noch vor einem halben Jahrhundert dann und wann in einigen Wachstuben gehört wurden, entfliegen nur dem Munde des einen, um schnell von dem des andern gesteigert wiederholt zu werden, und schon zeigen drohende Annäherungen, bei denen ein Leuchter schüchtern das Feld räumt, den baldigen Ausbruch des Handgemenges an, als der Auscultator sich zwischen sie wirft und sie beschwört, diesen Zorn, der einen edlen Stolz auf ihre vor Zeiten verrichteten Kriegsthaten beurkunde, zu mäßigen; da aber seine Vorstellungen nichts fruchten, so schlägt er ihnen vor, durch die That auf eine würdige Art den Kampf zu schlichten. Er erzählt ihnen, daß er vorher zufällig in einen Saal im obern Geschoß gekommen sey, wo alte Rüstungen aus der Ritterzeit und verschiedene Waffengattungen aufbewahrt würden, dort möchten sie gepanzert, damit nicht der allzugroße Muth ihrem Leben Gefahr drohe, einen Gang im Scherz

oder vielmehr im Schimpf, nach dem eigentlichen Ausdruck, wagen, und je nachdem sich dem Verfechter des Pallasches oder des Säbels das Kriegsglück zuneige, den Vorzug der einen oder der andern Waffengattung als entschieden ansehen. Er selbst erbot sich, zugleich Knappe und Kampfrichter zu seyn, Frau von Wenderdöhr aber sollte ihr hochrothes Haubenband als Preisvertheilerin dem Sieger überreichen und diese hohe Gunst ihn berechtigen, immer einen Rock von dieser, als ihrer Leibfarbe, zu tragen. Die Kämpfer, streitlustig und trunknen Muths, nahmen den Vorschlag an, und auch die Landkammerräthin wurde, wie sie sagte, von dem bezaubernden Gedanken, auch einmal die hohe Vergangenheit in das gemeine Leben der Gegenwart einzuführen, so sehr ergriffen, daß sie ihren Beistand nicht versagen könnte. Der Auscultator ließ also einen der Kämpfer mit zwei Lichtern vorangehen, folgte dann selbst, die edle Dame am Arm führend, und lud den andern ein, den Zug zu beschließen. Im Saal zündete er mit großer Schnelligkeit die Lichter auf den Wandleuchtern an und führte dann die Preisvertheilerin zu einem alten, mit rothen Dammast überzognen Lehnstuhl, nachdem er ihr einen verwitterten Mantel umgehangen hatte, der dem Erbinsser, einem Raritätenfreund, einmal als der Mantel der Kaiserin Kunegunde verkauft war. Frau von Wenderdöhr hing den kaiserlichen Mantel um und nahm mit Würde auf dem bestimmten Sessel Platz; der Auscultator wappnete nun die etwas taumelnden Helden, umstellte, statt der Schranken, mit Stühlen den Kampfplatz, gab jedem ein gewichtiges Schwerdt in die Hand und ließ sie tapfer auf einander loshauen. Die Dame sah starr auf

bewiesen hatte. Dieß war ihr genug, um sie zu versichern, daß der fromme Jüngling die Pflichten der Ehre, die Pflichten seines Standes und seines Glaubens immer heilig achten werde, aber er war doch auch nicht unempfindlich, und mehr als diese Gewißheit glaubte sie nicht zu bedürfen.

Sie irrte sich nicht. Die Unterhaltungen zwischen Alvaro und Isabella wurden mit jedem Tage länger, mit jedem Tage inniger und vertrauter. Ihre Blicke, ihre Seufzer, ihre stummen Thränen, alles verrieth ihnen die gleiche Stimmung der Seele. Was konnten zwei Herzen, beide rein und gut, mehr begehren!

Fernando's zerstreute Lebensweise machte diese gefährlichen Unterhaltungen nur zu häufig und zu leicht. Die Gegenwart seines Bruders war ihm lästig, und er wagte es nicht, sich vor dem edlen Jünglinge den unwürdigen Neigungen zu überlassen, die ihm schon zur Gewohnheit geworden waren. Um den beschwerlichen Zeugen zu fliehen, dessen Anblick ihm ein stummer Vorwurf zu seyn schien, blieb er fast den ganzen Tag von Hause abwesend, und empfahl seiner Frau, den Ritter zu unterhalten. So geschah es, daß er immer schlüpfriger den Pfad zu dem Abgrunde machte, worauf die Liebe sie hinab riß.

die Kämpfer, die arimnia die Klingen niederfallen liefen: doch da dem einen ein Hieb zu schmerzen schien, so senkte er das Schwerdt und rief dem andern zu, sie wären doch Narren, wenn sie sich nunmr die Haut zerfetzten, sie wollten lieber Acht auf den Arrestanten geben. So liefen sie beide von einander ab, sahen sich überall im Saal um und rannten, da sie den Auscultator nicht fanden, beide zugleich nach der Thür. Diese war aber von außen verschlossen, und nun liefen die Pferdeknecht zu der erschrocknen Preisvertheilerin, die, nicht wissend, wovon die Rede sey, ihnen vergebens das hochrothe Band entgegen hielt, und warfen ihr vor, sie habe den Auscultator, den sie fälliger aber unbezahlter Wechsel wegen auf Requisition des Juden Levi hätten einfangen sollen, entwischen lassen und sie, um dies ungehindert ausführen zu können, zu diesen Narrenstreichen verleiten helfen. Vergebens schwor die Bedrängte, daß sie von der ganzen Sache nichts wisse; die Trunknen liefen sich nicht bedeuten, versicherten ihr, daß sie für den Entlaufnen haften müsse und daß sie sie sogleich zu dem Juden Levi bringen würden, der im Dorfe auf seinen bösen Schuldner warte. Umsonst waren die Seufzer, die Thränen, die Schmähungen der armen Frau, die es tausendmal verwünschte, eine Rolle in dieser modernen Ritterscene übernommen zu haben; der eine Executor hob sie unsanft in die Höhe und schleppte sie keuchend fort, der andere sprengte mit Gewalt die Thür und half dann seinem Gefährten die schwere Beute tragen. Ihr Hülferufen durchschallte das Haus, aber es verhallte ohne Wirkung, denn die Dienerschaft, deren größter Theil in einem entlegnen Flügel wohnte, war abwesend, und die Gäste noch Gruppenweise im Gar-

ten zusammen. Schon durchstrichen die Entführer mit der Zaunruthen den Schloßhof, schon kreischte ihre ermüdete Kehle martier hülfeerufende Töne und der kaiserliche Mantel flatterte wehmuthig im Abendwinde, da trat ein junger Mann in das Thor. Zwar erstaunte er über das Schauspiel, zwei Ritter mit geschloßnem Visir eine halb modern, halb alterthümlich gekleidete Frau entführen zu sehen, doch hielt er sogleich die Frevler an, die aber nicht bereit waren, die Dame entmüthig fahren zu lassen. Es begann ein heftiger Wortwechsel, die Executoren stießen mit ihren Eisenhandschuhen nach dem Gast, der die Gefangne zu befreien strebte, da kamen durch den Lärm endlich herbeigerufen Herr von Hager, der den Herrn von Schmelzofen bewogen hatte, sich fürs erste zu empfehlen, und sein Nebenbuhler, der alte Balzer, zu Hülfe. Nur schwach war ihr Beistand, aber der Kandidat, der mit der Nichte, dem Idol seines Herzens, und mit Lucien folgte, brachte den Sieg auf die Seite der Wenderdöhrschen Parthei. Jetzt stürmte auch der Koch mit dem Bratspieß, seine Gehülfen mit Zangen und Wafeleisen, die Jungfern mit Haar-, die Mäade mit Birkenbesen, die Dienerschaft mit Stäben und Stangen, die Knechte mit Knütteln, der Gärtner und seine eben entlassnen Arbeiter mit Schaufeln und Spaten herbei. Die Landreiter wurden umringt und mit ihnen Levi, der, wie er den Lärm hörte, herbeigeschlichen war, um die Rechtmäßigkeit der Gefangennehmung zu bekunden, und dem jetzt der Rückzug abgeschnitten wurde. Der Tumult war groß. Frau von Wenderdöhr hielt die braun und blau gedrückten Arme zu den Sternen empor und beschwor sie heulend, in poetischen Reminiscenzen, die Frevelthat zu rächen; die Tochter

weinte aus kindlicher Theilnahme; die Herzensgebieterin des Kandidaten aus ihrer Sympathie, die gewöhnlich die Augen der Frauen naß macht, wenn sie eine ihres Geschlechts in Thränen sehen; die Landreiter stammelten mit lallender Zunge unverständliche Flüche, das männliche Gesinde schimpfte und zankte, das weibliche schwamm auch in Thränen; Herr von Hoeger suchte die Geliebte zu beruhigen; Balzer hielt sich die Seiten und beschwor jedermann, ihn nicht zu stoßen; der Lieutenant blieb aus Liebe zum Frieden in der Ferne; der neue Gast und der Kandidat bestanden auf der Einsperrung der Verbrecher; Levi protestirte, sagte unablässig den Wechsel her, den er auswendig wußte, schrie dazwischen, wenn er gedrängt wurde, „o weh!“ und betete in jüdischer Sprache. Im Dorfe hörte man den Lärm und glaubte, es sey Feuer, der voreilige Schulmeister läutete die Sturmglocke, und ein alter, halb tauber, halb blinder Dorfdiener schlug unaufhörlich die Lärmtrommel dazwischen.

Endlich war die Ruhe hergestellt. Die Landreiter wurden ins Gefängniß geführt, Herr von Balzer bat sich die Bewachung des Levi aus, den er in sein Zimmer verschlossen halten wollte, weil er ihm das Wechselchen des Herrn Sohns und noch einige eigne abzulocken hoffte, und nahm keine Notiz davon, daß ihm diese Erlaubniß sehr leichtsinnig zugestanden wurde, so wie er harthörig gegen die verblümt ausgesprochnen Wünsche seiner Wirthin blieben, sie bald von seiner Gegenwart zu befreien. Der ganz ermatteten Kammerräthin bot Herr von Hoeger den Arm, um sie ins Schloß zu führen, nachdem er ihr im Fluge in dem neuen Gast seinen Sohn, den Jagdjunker,

vorgestellt hatte. Sie reichte diesem dankbar die Hand, und trug ihrer Tochter auf, bei ihrem völlig erschöpften Redeorgan die Dollmetscherin ihres Dankes zu seyn. Lucien schien dieser Auftrag nicht unwillkommen, da sie mit lebhafter Freude in ihm einen frühern Bekannten begrüßte, mit dem sie auf dem Landsitz einer Freundin einige frohe Tage verlebt hatte. Der gute Kandidat und Agnes — so spät kommt erst der Name der Nichte an den Tag — hatten sich unterdessen bei dem Lärmen in der Dämmerung zusammen, oder vielmehr sie sich aus Angst zu ihm gefunden. Er war jetzt kühner, sie bei dem Gefühl ihrer Schwäche und Schutzbedürftigkeit anschmiegender geworden; die Dunkelheit entführte den Rest der Blödigkeit, der Sternenschimmer fiel ihnen so liebelockend in die Augen, und weiß der Himmel, wie es zuging, daß sie sich nicht ins Haus fanden, sondern in den Garten gingen, daß er vor ihr kniete, daß sie ihre Arme um ihn schlang, wir wissen nur, daß er die Trommelschläge des alten Dorfdieners, der in der Taubheit immer forttrommelte, obgleich alle Leute wieder zu Hause gekommen waren, in der Begeisterung der Liebe für die fernen Töne einer Aeolsharfe hielt, von Geisterstimmen sprach, die ihr Bündniß billigten und sich dadurch sehr erhoben fühlte. Woran er im Liebesrausch nicht mehr dachte, das hielt sie für Schuldigkeit ihm zu verständigen; sie entdeckte ihm also, daß die Rasen, womit er am Morgen sie und Lucien geschmückt gesehen habe, aus des verstorbnen Onkels Raritätenkammer herstammten, daß Lucie in einer ausgelaßnen Laune sich eine angeheftet und sie auch dazu beredet habe, daß sie im Schreck über seine unerwartete Erscheinung, da sie schon viel für ihn gefühlt, vergessen

habe, sie wieder abzunehmen, und daß beide nachher aus Schaam nicht bei Tische erschienen wären. Der glückliche Geliebte antwortete nur mit Küssen.

Der Lieutenant hatte indessen eingesehen, daß für seine Familie durch den Streich des Bruders das Spiel fast ganz verloren gegangen sey, daß, wenn auch die Neigung der Tochter für ihn spreche, doch die Mutter nie einwilligen werde, und daß also nur ein kühner Schritt ihn zum Besitz der reichen Braut verhelfen könne. Er beschloß also eine Entführung und drückte Lucien den Vorschlag dazu in einem unorthographischen Briefe in die Hand. Sie theilte ihn dem jungen Hyperer mit, und er erhielt eine von diesem geschriebne einwilligende Antwort. Der alte Balzer war indessen früh zu Bett gegangen, hatte dem Levi, der die Zeit, ehe sein Schuldner und Gefangenwärter erschien, dazu verwandt hatte, die Wechsel auf den bloßen Leib fest zu binden, die Papiere durch die Verstellungen von allerlei Schrecken abzujagen gesucht und, da dies nichts helfen wollte, ihn in eine anstoßende Kammer geführt, sie sorgfältig zugeschlossen und sich dann mit der süßen Hoffnung dem Schlaf überlassen, daß er am Morgen noch zum Ziel kommen werde. Eine unbekannte Tapetenthür, die von der andern Seite in die Kammer ging, öffnete nun, nach Luciens Anweisung, der Feuerfunker um Mitternacht, besänftigte den erschrockenen Levi, versprach ihn zu retten, wenn er folgen wolle, hing ihm den benuhmten kaiserlichen Mantel um, zog ihm Damenhandschuhe an und leitete ihn, seines Schweigen empfehlend, zu dem Ort, wo der Lieutenant Lucien erwartete. Der Anbeter empfing

empfing den Juden mit einigen Handküssen, führte ihn dann schnell zu dem leichten Wagen, in dem er mit dem Papa gekommen war, half ihm einsteigen und setzte sich dann neben ihn, selbst die Pferde lenkend. Er versuchte seine Dame zu unterhalten, doch da diese stumm blieb und zu schlafen schien, so überließ er, den Pferden, die gewöhnlich im Gleise blieben, vertrauend, auch sich dem Schlaf, den er ungern zurückzuweisen pflegte.

In der Morgendämmerung erwachte er und sah mit Erstaunen in das bärtige Gesicht seines Gefährten, der ihn mit hohlen, angsterfüllten Augen anstarrte und schon längst vom Wagen gesprungen seyn würde, wenn er sich nicht vor dem Alleinsein im Walde noch mehr gefürchtet hätte, als vor dem Beisammensein mit seinem Widersacher. Ehe der Lieutenant seinen Zorn noch äußern konnte, erscholl Trompetenklang; das war ihm unangenehm, denn seine Ohren konnten die militärischen Signale so wenig vertragen, wie die Nase des Hasen den Geruch des Pulvers; auch fürchtete er das Zusammentreffen mit seinen ehemaligen Kameraden, die ihm seine friedlichen Gesinnungen nicht verzeihen konnten und sich daher seine Gegenwart für immer verbeten hatten; er befahl also dem Juden abzusteigen, und fuhr schleunigst von dannen. Wir haben alle gewiß bereits die wohlbekannten Töne der Kunstreitertrompete wieder erkannt und erfahren mit Bedauern, daß eine ähnliche Gesellschaft in dem Städtchen, wohin die Truppe flüchten wollte, schon ihr Wesen trieb, und diese also ohne Verzug weiter wandern mußte. Leri stand am Wege, zitternd und zagend, der Prinzipal hielt ihn, seinem Anzuge nach, für einen Hanswurst, und war

bereit, da dem Bajazzo am Abend ein Pferd an den Fuß geschlagen und dadurch für jetzt unbrauchbar gemacht hatte, ihn an dessen Stelle zu engagiren. Sie werden sich schon verständigen, wir aber kehren nach Keilchen zurück.

Frau von Wenderdöhr bot dem Kammerjunker aus Dankbarkeit ihre Hand, Lucie nahm aus zärtlichern Neigungen die dargebotne seines Sohnes an, der Kandidat und Agnes machten das doppelte Kleeblatt vollzählig.

Der alte Balzer glaubte am andern Morgen, daß der Böse in Person den Levi geholt habe, und blieb hartnäckig im Schlosse, wo er ungern gesehen wurde; aber auch sein Herr Sohn, der Lieutenant, kam von seiner vergeblichen Entführungsreise zurück und stellte sich mit eiserner Stirn der Braut, die ihn verhöhnt hatte, gegenüber. Bei der dreifachen Hochzeit, die bald darauf vollzogen wurde, aßen Vater und Sohn mit gutem Appetit, und der Lieutenant machte sich wenig daraus, daß der unzarte Forstjunker ihm Luciens lange Nase über sein einsames Bett gehangen hatte. Der Kammerjunker sammelte glühende Kohlen auf die Häupter der Uebelwollenden und schenkte dem alten Balzer und dem Lieutenant ein beträchtliches Schmerzengeld für ihre getäuschten Hoffnungen, mit dem sie ihren Stab weiter fortsetzten und wohl auch dem Auscultator aus der größten Noth helfen konnten.

Die Ehen, bei denen Fonnis den Brautwerber gemacht hat, sind glücklich, wie so viele in der Welt, doch ist die des Kandidaten mit Agnes im höhern Stil. Die Söhne und Töchter Adams sind verträglicher Natur und ziehen den Ehestandswagen im gewöhnlichen Geleise gemächlich fort, wenn sie sich erst eine Weile zusammen eingefahren haben. Will denn auch zuweilen der Eine rechts, der Andere links ausbiegen, so kommen sie doch bald wieder in die rechte Bahn zurück.

K o m u s.

Dritte Gabe.

E i n T a s c h e n b u c h

mit Beiträgen

von

J. F. Castelli, Friedr. Kuhn, A. F. E. Langbein, Fr. Laun, Gustav Schilling, Et. Schütze, Trautschold und andern.

Herausgegeben

von

T h e o d o r H e l l.

Mit Kupfern nach Rambergischen Zeichnungen von W. Böhm und Jury.

Lgenus.
Hell.

Leipzig, 1818.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Eines Abends, als Isabella sich die oft gehörte Geschichte der Belagerung von Malta noch einmal wiederholen ließ, kam Alvaro in seiner Erzählung auf ein Ereigniß, wovon er beinahe Augenzeuge gewesen war. Eine junge Italienerin, die mit einem eroberten Schiffe in die Gewalt der Türken gerieth, ward wunderbar durch einen französischen Ritter gerettet. Sie hatte alles verloren, ihren Vater, ihren Gatten, alles, was ihr theuer war, vor ihren Augen umkommen seyn, und der Schmerz, der ihre Seele zerriß, stürzte sie in eine gefährliche Krankheit. Ihr Retter pflegte sie mit treuer Sorgfalt und suchte sie durch seine Tröstungen aufzurichten, er sorgte für alle ihre Bedürfnisse, er sicherte ihre Unabhängigkeit mit einer desto edleren Aufopferung, da ein warmes Gefühl sein größter Reichthum war. Durchdrungen von der feurigen Dankbarkeit, die so leicht zur Liebe führt, sah sie mit tiefem Schmerze, daß der Mann, zu welchem ihre ganze Seele gezogen ward, nur aus Großmuth, nur aus Mitleid ihr gedient hatte. Sie verzweifelte daran, seine Kälte, oder vielleicht eine mächtigere Zuneigung, die seine ganze Seele erfüllte, zu besiegen, und nahm Gift. Es war eine unglückliche Täuschung. Der Ritter hatte die glühendste Liebe gegen sie gefühlt, aber seine Empfindungen in seiner Brust verschlossen, um den

Inhalt.

Wiegenlied für Komus den Dritten, von Th. Hell. S. 1
Der Sprung, von Gustav Schilling. . . . . S. 3
Die Buchwahl, von Trautscholb. . . . . S. 23
Die Kriegslist, von D. W. . . . . S. 29
Das Zaubermädchen in der Pfarre, von St. Schütze. S. 31
Wie man suchen muß, von Th. Hell. . . . S. 73
Farbensinn. . . . . S. 74
Lied vom Weine, von Fr. Kuhn. . . . . S. 75
Anecdote. . . . . S. 77
Klopstocks Grab, von Th. Hell. . . . . S. 78
Die Haarringe, von Gustav Schilling. . . . S. 79
Epigramme auf Blasius Knasier, von Castelli. S. 89
Der Christ und der Jude, von Th. Hell. . . S. 94
Anecdote. . . . . S. 96
Das friedliche Paar, von St. Schütze. . . . S. 97
Trefflicher Geschäftsbrief. . . . . S. 98
Man wird sie Männin heißen, von Trautscholb. S. 100
Der Geisterbanner, von W. Prey. . . . . S. 110
Hannsens Schicksale, von F. Laun. . . . . S. 111
Abbitte und Ehrenerklärung, von Th. Hell. . S. 144
Der große Bär, von Fr. Kuhn. . . . . S. 145
Der Traum des Doct. Medardus, v. A. F. E. Langbein. S. 149
Wer ist tootfest, von W. Prey. . . . . S. 205
Die Sorgsame, von demselben. . . . . S. 205
Der Doctorhut, von W. Prey. . . . . S. 206

Neueste Sorte von Schriftstellern. . . . . S. 206
Der erste Quäker, von — ll. — . . . . . S. 207
Des Menschen Wille, von S — d. . . . S. 207
Lakonische Antwort, von demselben. . . . S. 208
Guter Rath, von M. Bondi. . . . . S. 208
Die Hochzeitfeier, von Fr. Kuhn. . . . . S. 209
Eheherrliche Bitte. . . . . S. 212
Prompte Antwort, von Th. Hell. . . . . S. 213
An einen musicirenden Nachbar, von M. Bondi. S. 215
Engagements-Gesuch. . . . . S. 216
Ueble Zerstreuung, von H. . . . . S. 222
Wein und Wasser, von S — d. . . . . S. 223
Gute Reime, von demselben. . . . . S. 224
Die Brezel-Mährte, von Gustav Schilling. . S. 225
Eisernes A B C, von Tr. . . . . S. 243
Der Polyhistor, von J. F. O. . . . . S. 255
Harpagons letzter Wille, von M. Bondi . . . S. 256
Abdruck eines Probestücks neuer deutscher Dichtkunst. S. 257
Die ledern. Hosen, eine steyrische Sage, v. J. F. Castelli. S. 262
Das Gegentheil. . . . . S. 267
Die Orangen, von S — d. . . . . S. 268
Anecdote. . . . . S. 271
Der Lampenfabrikant. . . . . S. 272
Rosine, Erzählung von K. G. Prätzel. . . . S. 273
Der Nußknacker u. d. Nuß, v. Th. Hell. m. e. ill. Kpfr. S. 332
Aufforderung. . . . . S. 335
Die Stelle als Dromedar, von Th. Hell. . . S. 336
Die Seelenwanderung, von demselben. . . . S. 337
Resignation, Sonett, von demselben. . . . S. 372

Wiegenlied für Komus den Dritten.

Lächle fröhlich, liebes Bübchen,
In dem kleinen Weidenstübchen,
Das Dich jetzt umschließt,
Während Scherz und frohe Weise
In dem Laubenbogen-Kreise
Heitern Sinn's entsprießt!

Ist man klein, so ist man artig,
Aelter wird man oft wohl schartig,
Freu Dich Deiner Zeit,
Denn noch stehn an Deiner Wiege
Grazien zum Schutz, drum liege
Still und sey gescheit.

Doch nicht schlafen sollst Du — wachen,
Und nur recht von Herzen lachen
So nach Kindes Art,
Wenn Dein Blick mit froher Helle
Neben Dir die Polcinelle
Mannigfach gewahrt,

Sollst das kleine Köpfchen schütteln,
Daß die Glöckchen sich fein rütteln
An dem Doktorhut.
Brauchst ihn wohl als Kindermütze,
Daß er vor Erkältung schütze,
Und er steht Dir gut!

Rosen kommen auch von oben;
Fein die Händchen aufgehoben,
Eingefangen sie!
Allenfalls ein wenig ritzen
Sollen ihrer Dornen Spitzen,
Stechen aber nie.

Doch der Satyr, wie ich glaube,
Mit der aufgehobnen Traube,
Macht's ein wenig stark!
Nun, ein Räuschchen wird vergeben;
Muster ist nicht jedem Leben
Laura und Petrark.

Aber, Komus! merk die Lehre,
Mache deinem Vater Ehre,
Fall' vom Stamm' nicht weit,
Daß man — trefflich! Du erwägst es —
Sich im Voraus auf Dein nächstes
Brüderchen schon freut!

Th. Hell.

Der Sprung,

von

Gustav Schilling.

Grazian, der gebildete Landwirth, unterrichtete, seitdem der Schulmeister unter die Freipartie gegangen war, seine beiden Mädchen persönlich. Die Englein saßen eben, eifrig strickend, am blanken Tische, den die Morgensonne vergoldete; der Vater schlürfte, als Professor der Weltkunde, Ostende rauchend, auf und nieder, verweilte jetzt vor der sechsjährigen Rosalie, und sie erwiederte, auf sein bezeichnendes Bra — — Bra —

Brasilien!

Endlich! rief er: nun, wem gehört dies Königreich? Mit Zuversicht erwiederte die Kleine —

Dem Herrn Vetter Fabian.

Wollte doch Gott! brummte der Vater — Nein, liebes Kind! mein Bruder wohnt nur dort und bleibt, am besten unerwähnt, da er der zeitlichen Güter wegen katholisch ward. — Darauf deutete derselbe, der Berichtigung gewärtig, mit dem Pfeifenrohr auf

die sechzehnjährige Florentine. Diese rief alsbald — Postmichels Gottlieb! und stand auf.

Da erblaßte Grazien, denn die ungereimt schei nende Antwort der Tochter, welche sein Fragzeiche nicht bemerkt hatte, weil ihre Augen eben ins Frei sahen, verkündigte ihm, daß das Söhnlein des Post boten im Hofe sey, und dieser war für ihn heut' ei Schicksals-Bote, denn verlängerte der Gläubiger dessen Zuschrift er erwartete, den fälligen Wechse nicht, so kam der arme, durch den Kriegslauf ru nirte Mann, um den Rest der Habe und an den Bettelstab. Er legte demnach, laut seufzend, di Pfeife von sich, lispelte mit verzagendem Herzen: Got helfe doch! und suchte die Brille, welche er bereits auf der Nase trug, um zur Durchsicht seines End Urtheils bereit zu seyn.

Jetzt erschien der kleine, bidere Gottlieb, grüßte sittlich, nahm die Mütze zwischen die Knie und sprach, den Postbeutel öffnend —

Zwei Briefe und ein Päckchen — das Letztere gab ein durchreisender Kaufmann in der Post zur Be stellung ab.

Rosalie hüpfte, guter Dinge, um den wohlbe kannten, niedlichen Briefträger her, den sein Vater

in ein zierliches Postiächchen gesteckt hatte, das ihn noch um Eins so hübsch machte. Florentine aber las die Aufschrift des überbrachten Kästchens und sagte verwundert — Preziosen, Vater! doch dieser hörte nicht, weil ihn der Inhalt des geöffneten Briefes vernichtete, welcher jede Verlängerung der Frist für unstatthaft erklärte und ihn mit Verhaft und Auspfändung bedrohte. Tinchen führte nun den Gottlieb nach der Küche, um das erschöpfte Läuferchen mit ihrem noch ungenossenen Frühstücke zu erquicken.

Dein Wille geschehe! dachte Grazian, gen Himmel blickend, nur von dem Geist des guten Bewußtseyns aufrecht erhalten, und öffnete die zweite Zuschrift. — Sie kam aus der Hauptstadt Brasiliens, kam von dem Bruder, welcher seit zehn Jahren nichts von sich hören ließ. Fabian meldete, daß er an den Folgen einer ansteckenden Krankheit die Gattin, welche sein Glück gemacht, bald darauf auch seine drei liebenswerthen Kinder und damit Alles, was ihm die Welt verschönerte, eingebüßt habe. Entschlossen, den Rest dieses betrüglichen Lebens als Karthäuser Gott und den Heiligen zu widmen, sende er ihm, als seinem einzigen Bluts-Verwandten, drei Viertheile des wohlerworbenen Vermögens, und um es durch Freundes Hand sicherer an die Behörde zu bringen, in

Schein zu meiden, als ob er seine Wohlthaten mißbrauchen und Dank von ihr verlangen wollte. Er überlebte sie nicht lange.

Isabella hörte die traurige Geschichte mit tiefer Rührung. Sie setzte sich an die Stelle der unglücklichen Frau, deren Schmerzen sie so lebhaft nachempfinden konnte. Es wäre natürlich, es wäre unvermeidlich gewesen, meinte sie, daß sich die Dankbarkeit der armen Verlassenen in glühende Liebe gegen den Mann, der ihr alles ersetzte, verwandelt hätte. Alvaro tadelte die Unglückliche zwar, aber er bedauerte sie auch, daß sie sich in den Gesinnungen ihres Freundes hatte irren müssen. Konnte sie denn nicht ahnen, wie verführerisch Schönheit und Tugend werden, wenn sie mit Unglück vereint sind? So schilderten beide, ohne es zu wollen, in ihren Aeußerungen den Zustand ihrer Herzen. Aber plötzlich schwiegen sie still; sie hatten sich nichts mehr zu sagen, sie sahen kaum sich an. Ein unaussprechlich süßes Schweigen, das tausendmal beredter war, als die stärksten Schwüre! Ihre Seelen waren in einer Entzückung vereint.

Ein Besuch unterbrach die Unterhaltung. Am folgenden Morgen kündigte Alvaro seinem Bruder und seiner Schwägerin an, er wäre entschlossen, sogleich nach Malta zu reisen, das die Osmanen von neuem bedrohten. Sein Entschluß hatte ihm einen

preiswürdigen Diamanten — Die schuldige Dankbarkeit gegen Gott und das Wunder, welches dieser, zu Folge des gefaßten Entschlusses, sichtlich an ihm thue, werde hoffentlich Grazian bestimmen, seinem früher gegebenen Beyspiel zu folgen und in dem Schooß der wahren Kirche ein Heil zu suchen, das weder Gold noch Edelsteine, noch alle Güter dieser Welt zu gewähren vermöchten.

Grazians thränenschwere Augen fielen eben vom Himmel auf die Erde zurück, als der kleine Postlieb, durch Tinchens Warmbier und Röschens Butterbrod begeistert, wie ein lachender Engel eintrat. Der Glückliche sah einen solchen in ihm, er nahm — nur eben noch mit weniger Scheidemünze versehen — den Wildenmanns-Gulden der Florentinischen Sparbüchse in Anspruch, verhieß ihm des nächsten noch neun und neunzig solcher Geldstücke und verkündigte den Kindern und der alten, Freud' und Leid theilenden Marlise, sein Heil. Die liebenden Kinder flogen jauchzend an sein Herz, Marlise betete, Postmichels Gottliebchen jubelte mit dem Chor und den Hänflingen um die Wette, und lief endlich, der Pflicht eingedenk, davon und nach der Schenke, wo der Schulze eben die Gemeinde versammelt hatte, um dem Wirth einen Lotterie-Plan einzuhändigen.

Liebchen ward seiner Staatsjacke wegen von den Bauern geneckt und sagte, diese Späße zurückgebend: Wer lang hat, läßt lang hängen! Mit hundert Gulden in der Tasche kann man dergleichen an sich wenden. Die hat mir eben Herr Grazian verehrt.

Der Bettelmops! rief der Schulze, roh auflachend. Gesammte Bauern lachten unterthänig mit; Lieb aber sagte:

Gewiß, Herr Schulze, Sie würden das Botengeld nicht zu hoch finden, wenn ich so frey seyn dürfte, Ihnen den bloßen Rücken zu weisen. Er muß braun und blau seyn, denn ein halber Centner Diamanten, die ich dorthin trug, ist, meiner Sixen! kein Federwisch. Herr Grazian darf nun kecklich an des Königs Stubenthür klopfen, und wenn der aufmacht, fragen: Wie theuer das Königreich? Und muß ich nicht selbst ein ganzer Kerl seyn, da mich das Postamt ohne Convoy, und wie ich da bin, mit acht bis zehn Millionen am Werthe, nach Stopplingen schickt? Ja, sans Spaß! meine Herrn, Grazian ist nun reicher als manches Bergwerk; so und so verhält sich die Sache.

Die Bauern horchten auf, ihre Pfeifen erloschen, das Schnapsglas verweilte ungeleert an Söffels Wurstlippe, Matz schlug, vom Erstaunen vernichtet, mit beiden Fäusten auf den Tisch. Hinz und Kunz,

die guten Seelen, zerdrückten eine Thräne des Antheils im Auge, der Schulze rief, von der Mißgunst und dem Haß gezwickt: Schnacken! Wischwasch! Larifari! — Sein alberner, verarmter Schwiegersohn, dem das Weibchen die Hölle heiß machte, beschloß auf der Stelle, morgenden Tages davon und nach Brasilien zu laufen, die Diamanten-Berge aufzusuchen und täglich eine Mütze voll nach Hause zu tragen. Grazians Nachbar, der Müller, welcher ihm während der letzten Einquartierung das letzte Schwein stahl und den Raub auf die Soldaten schob, krümmte bereits die Finger in der Tasche; in den Augen des Restes ward er zum Quell des Heils, der ihnen nun, bey seinem guten Gemüthe, neue Häuser bauen und ihre alten Schulden bezahlen werde, und Alle machten sich auf, um aus der Quelle zu schöpfen und derb und tüchtig Glück zu wünschen.

Bald darauf konnte kein Apfel in Grazians beschränkten vier Pfählen zur Erde fallen. Der Schulze, noch immer zweifelhaft, stand an der Spitze und äußerte: er komme eigentlich bloß als polizeiliche Person, um Ihm zu berichten, daß Postliebs Narren-Deutung dem Herrn Gevatter böse Gläubiger ja Räuber und Mörder über den Hals ziehen könne,

denn das und das wolle der Junge beſchwören, und er wolle ihn in die Brezel ſperren, falls es, wie die geſunde Vernunft bezeuge, erlogen ſey.

Grazian ärgerte ſich über des Knaben Geſchwätzigkeit, las aber, da ſein Glück nun einmal ruchbar war, des Bruders Brief mit lauter Stimme vor und ergötzte ſich an den dummen Geſichtern und den offnen Mäulern der Hörer.

Jetzt ſchlich der Schulze fort, Pathe Chriſtian dagegen gebehrdete ſich, als ob er vor Rührung nicht ein Wörtlein betonen könne, und küßte bald Grazians Schultern, bald Tinchens ſchönen Arm und ſelbſt die Thränen aus Marliſens Runzeln. Der Schweindieb ward deſto lauter und meinte, ehrlich währe doch am längſten, das erlebe er an ſich und ihm.

Gönn' ich's Einem! rief Hanns Adam, ſo iſt's der Gevatter! und wäre mir auch aller Welt Herrlichkeit in's Haus gefallen, ich trüge ſie ihm zu und ſagte: Gevatter, wißt Ihr was? Halb Part! — Die Andern ſprachen ſich allzugleich in demſelben Geiſt aus; dazwiſchen ſtieß der Nachtwächter draußen, um ſich bemerkbar zu machen, in das Horn, der Bettelwächter aber, der ebenfalls nicht zutrittsfähig war, ſang vor dem Fenſter, ſo gellend er's vermochte, ein Danklied und gaffte unverrückt zu dem Fenſter hinauf,

meinend, der gottesfürchtige Grazian werde ihm in seiner Erbauung eine Handvoll Edelsteine auf den Kopf werfen, denn er dachte sich in den angekommenen einen Haufen, wie sie der Sträßen-Commissär längs dem Wege hatte aufthürmen lassen.

Grazian, der bisher, der örtlichen Verhältnisse wegen, oft genug mit diesen Wölfen heulen mußte, machte jetzt das Recht des Reichthums-geltend, er dankte kalt und befahl anzuspannen, denn es schien ihm nicht gerathen, für einen Krösus gehalten, ohne den Schutz eiserner Fensterstäbe und Thüren, ohne sattsames Pulver und Blei unter dem brennbaren Strohdach in Stoppligen zu übernachten. Die Gratulanten gingen demnach theils kleinlaut, theils brummend davon, indem selbigen, außer dem Korngeist und dem Kümmelbrode, weder eine Gabe, noch Verheißung geworden war, und haderten jenseit der Hofthür mit dem Himmel, der ihnen Steine genug auf die Felder geworfen, aber nicht Ein edles Sandkorn durch die Post übermacht habe. Der Schulze machte sich heute zum ersten Mal gemein, er mischte sich unter sie, er versicherte sogar, daß einer, welcher wie er, die Nase in Fausts Höllenzwang gesteckt habe, gar wohl einsehe, wie man über Nacht zu dergleichen Schätzen gelangen könne; für solchen Preis aber huste

er auf die ganze Welt. Hans Adam meinte sofort: der Herr Schulze treffe da den Nagel auf den Kopf. Grazian sey geprellt und werde ehestens die theuern Flinkersteine zu höllischen Schmiede-Funken werden sehn und, wie Faust am Sonntag im Puppenspiele, parlatschen und abfahren.

Grazian fuhr bereits, doch freudig wie ein Siegreicher, mit Florentinen nach der Residenz, denn er hatte erst gestern in den Zeitungen gelesen, daß der Hof-Juwelier großes Steingut suche, und die geringsten Diamanten seines Schatzes waren von dem Durchmesser eines Pfefferkorns, einige glichen am Umfange den Kirschkernen. Fabian war so gütig gewesen, auf dem Umschlag eines jeden den Preis anzudeuten und die Addizion ergab den Werth von einer Tonne Goldes und mehr.

Dem reichen Manne liefen deshalb noch immer ähnliche, aber noch viel köstlichere Diamanten, die den Retter lobten, aus den Augen, und Tina weinte um die Wette mit ihm, so oft sie zu seinem still verklärten Antlitz aufblickte, in dem sich, seit dem Ausbruche des Krieges, die Freude selten oder nie gespiegelt hatte. Auch gewahrte die still beseligte Tina, zu Vollendung ihres Glücks, im Schatten, den der Wagen warf, einen blinden, auf dem Packbrete

stehenden Passagier und in ihm die Form des vie
geliebten Jacobs, des Förstersohnes. Sie war sei
Herzblatt, er ihr Abgott, und doch bis heute, w
gen der bittern Armuth beider Väter, die Verwirkl
chung ihres beiderseitigen Göttertraums nicht zu hoffe
gewesen. Marlise mußte daher dem Vertrauten i
wenigen Zeilen die Verkündigung der göttlichen Hul
und Hülfe überbringen, welche ihn zugleich mit de
nahen Abreise bekannt machten. Da nun der Vate
den Jüngling eben auch in Dienst-Geschäften nac
der Stadt gehen hieß, so kam, dem Sprüchwort ge
mäß, ein Glück mit dem andern, und Jacob hüpft
jenseit des Dorfs auf das Packbret der Grazianischen
Triumph-Karrete und fühlte sich bey jedem Um
schwunge der Räder versucht, laut aufzujubeln
Florentine sah am Schatten, wie das Entzücken mi
ihm spielte — wie er, in der Voraussetzung, von ih
bemerkt zu werden, bald Küsse zuwarf, bald den Hu
schwenkte und mit Bangigkeit dem Augenblick entge
gen sah, in dem das Väterchen, Trotz seiner Kurz
sichtigkeit, dies Schattenspiel bemerken werde. Selt
sam genug, sagte Grazian jetzt, als habe die Besorg
niß sich bestätigt — Nun wird es Dir auch nicht an
einem Bräutigam gebrechen. Grafen und Herren,
fürchte ich, werden Sturm laufen.

Florentine neigte ſich lächelnd und erglühend an ſeine Bruſt und liſpelte: ach Väterchen — was das betrifft — den Grafen hätte ich ſchon —

Der Vater fuhr zurück und rief, ſchnell verdüſtert: Ey, wie? was? wo?

Er ſitzt auf dem Packbrete! ſprach ſie zagend und zeigte nach dem Schattenriß auf der Straße. Grazian aber blickte bereits durch das Guckloch in der Rückwand des Wagens und in Jacobs Geſicht, der eben dieſer Scene lauſchte. Er rief entrüſtet: den dummen Jungen da? — Nimmermehr!

Florentine ſah, wie ihr Leibjäger, durch die tödtlichen Pfeile dieſer Schimpfworte im Innerſten verwundet, vom Packbrete glitt und auf das nahe Dickicht zuſtürzte und rang ihre Händlein unter dem Tuche, denn das Mädchen kannte des Jünglings Stolz und ſeine ungezügelte Heftigkeit.

Grazian ſagte hierauf im Baſſe des Straftons: Laß Dir die Thorheit vergehn, ich rathe es Dir! Du haſt von heut an die Wahl zwiſchen den Beſten der Vornehmen, denen ein ſolcher Jacobus Habenichts kaum zum Liverei-Jäger gut genug iſt. Der ſpringt dann, wie jetzt, vom Wagen, wenn irgendwo vorgefahren wird und hilft der gnädigen Herrſchaft beim Ausſteigen.

Tina weinte nun bitterlich und immer inniger, j
lauter und grämlicher der Vater sich äußerte. D
holte das Fuhrwerk Hinzen und Kunzen ein, welche
als Kirchen-Vorsteher, zu dem Herrn Superintenden
ten nach der Hauptstadt gingen, auch vorhin bey den
Glückwunsch fehlten. Die lud jetzt Grazian höflich
ein, auf dem Rückstze Platz zu nehmen. Sie bezeigten
ihm von diesem aus gerührt und rührend ihre herz
liche Theilnahme, und der eisgraue Kunz sagte mi
Sirachs Worten: Gott gesegne es Euch! Reichet den
Armen Eure Hand, laßt die Weinenden nicht ohne
Trost und was Ihr thut, so bedenket das Ende!

Grazian trat, wie sonst, im Seekrebs ab und
nahm sofort mit Tinen an der Wirthstafel Platz.
Die Gäste lästerten insgesammt über die neue, schwere
Kopf-Steuer, deren Ertrag zu Anschaffung einer
Krone verwandt werden sollte, an der es gefehlt hat
te, denn die Landes-Regenten behalfen sich bis dahin
mit einer stattlichen, aus Sammt und Hermelin be
stehenden Ehren-Pelzmütze, und es leuchtete nun
jenem ein, zu welchem Zweck der Juwelier die Steine
suchte.

Wir bemerken nur, daß Grazian, gleich nach er
folgter Sättigung, diesen heimsuchte, und mit Gold
und

und goldeswerthen Anweisungen versehen, in den Seekrebs zurückkam, um die betrübte Tochter nach dem Schauspiel zu führen, denn sie dauerte ihn.

Tina, die noch kein solches je gesehen, vergaß über dem Anschaun des Hofes, der geschmückten Damen und der prächtigen Löwen und Löwenhäute — des neuen Vorhangs und des glänzenden Hauses die ganze Welt und für Augenblicke sogar ihren Jakobus. Im Stücke selbst erbauete den Vater, gleich dem Töchterchen, ein alter schlichter Mann von Grazians Gepräge, der fernher kam, seine Familie theils verarmt, theils verwildert und die wenigen bessern Mädchen und Jünglinge derselben in Verhältnissen fand, die der Lage Tina's und ihres Jakobi aufs Haar ähnelten. Selbiger äußerte nun eine seltsame, genienartige Gewalt über die ganze mitspielende Christenheit; er veredelte den verblendeten, verdorbenen Fürsten, welcher ihm zufällig in den Weg kam, nach einigem Hin- und Widerreden zum Hellseher und Salomo; half den liederlichen Vettern und verbuhlten Muhmen im Laufe des zweiten Aktes zu neuen Adamen und im dritten zum Lohn der Buße, und dem Bettler-Chorus der übrigen Sippschaft zu Acker und Vieh, Haus und Hof, Ehren-Aemtern und vollen Beuteln. Im letzten Auftritt strotzte, mit einem Worte, die

schmerzlichen Kampf gekostet, den er vergebens zu verbergen suchte. Blaß, zitternd, sprach er das Abschiedswort zu Isabella und wäre fast besinnungslos zu ihren Füßen niedergesunken. Fernando bat ihn, seine Abreise wenigstens noch aufzuschieben. Isabella wagte es nicht zu reden, aber ihr Blick sagte genug, und endlich ließ Alvaro sich bewegen, bis zu Ende des Tages zu bleiben. Fernando, der seinen Bruder aufrichtig liebte, widmete ihm den ganzen Tag, und Alvaro schien den Augenblick, wo er mit Isabella allein seyn sollte, mehr zu fürchten, als zu wünschen.

Endlich kam der Augenblick. Isabella drang in ihn, seine Reise aufzugeben. Alvaro schwieg. Sie beschwor ihn, ihr wenigstens den wahren Beweggrund seines raschen Entschlusses zu entdecken. Keine Antwort. Endlich stürzte sie, außer sich, zu seinen Füßen nieder. Er hob sie auf, schloß sie feurig an sein Herz, und wagte es dennoch nicht, einen Kuß auf ihre bebenden Lippen zu drücken. „Eine unwillkührliche Liebe, sprach er mit erstickter Stimme, macht uns vielleicht noch nicht strafwürdig. Aber um es nicht zu werden, muß ich die angebetete Frau fliehen, die ich lieben werde bis zum letzten Athemzuge — einzig lieben und ohne Hoffnung!“

ganze Gesellschaft von Glück und Zucht und Ehrbarkeit.

Dem guten Vater brach das Herz vor Wonne und Rührung, und er dachte — Holla Grazian, so ein Gnadenschlüssel und Schutzpatron mußt du auch werden; dein Lohn wird groß im Himmel seyn. Damit leckte er verschämt die Thränen ab, welche ihm über den Mund rollten, Tinchen aber zerlief fast vor Wehmuth, das Tüchlein sammt dem Busenschleier war windelnaß. Da fiel der Vorhang und schnitt die Beseligten für heute von der Anzahl ab, die mit wässerigem Mund und zum Theil des Wieder-Gutmachers würdiger als Jene, in das alte Labyrinth zurückkehren mußten.

In der Halle des Schauspiel-Hauses traf Hinz und Kunz auf den Papa, und beide fragten, ob er nicht das Brückenfest mit feiern wolle?

Der prachtliebende Monarch hatte nämlich den kleinen Fluß, in soweit er die Stadt berührte, eindämmen, längs dieser Strecke schiffbar machen und eine gewaltige Brücke im neusten Geschmack darüber werfen lassen. Unter ihr hindurch sollte nun der Ober-Stadtschmücker mit den Vollführern beider Werke in einer Prachtgondel und von vielen andern, für diesen

Zweck gebauten und erleuchteten Schiffchen unter Trompeten- und Paukenklang gefahren werden. Grazian fand eben noch in der letzten für sich und die Seinen an einem gedeckten Tische Platz, denn die Gondel war, gleich den übrigen, nebenbei eine schwimmende Wirthstafel und dem Eigenthümer des Seekrebses gehörig.

Die Mitte des Tisches schmückte der Kopf eines wilden Schweins vom ersten Range, welches, wie der Admiral des Schiffs betheuerte, von der selbsteignen Hand des Allerhöchsten den Todesstoß empfing und deshalb durch den Ober-Hofdichter Leckering sonnettirt worden war.

Unter dem jubilirenden Volke, das die Brücke bedeckte, wandelte jetzt der arme Jakobus als eine sterbefertige Nachtgestalt. Er war, ohne selbst darum zu wissen, in der Hauptstadt angekommen, denn Stolz und Liebe, die beiden Hauptthebel seines Wesens, wurden auf dem Packbret unheilbar verwundet, und der Geist einer Flasche Wein, die er im Seekrebs hinterstürzte, brachte den Verstörten um den Rest aller Haltung, da Jakob in der Regel bis jetzt nur Wasser trank.

Um so mehr empörte und erbitterte ihn das Lichtmeer und der Lärm um Nichts, das Wirbeln der Pauken und der Freudentaumel, der rundum den süßen Pöbel entzügelte.

Hinaus! Hinaus in den Frieden — in die Nacht, in den Strom der Vernichtung! riefen die bösen Geister des Rausches und des gährenden Blutes, und den Entschluß reifte der Anblick Grazians und seiner Tina, die so eben der Brücke zuschwammen, auf deren höchstem Bogen er brütete.

Die Phantasie und dies täuschende Spiel der Beleuchtung zeigte ihm nämlich in Hinzen und Kunzen zwei der Edeln und Vornehmen, deren der Vater im Wagen gedachte, und da sein Mädchen eben ihr Glas an Kunzens Glas erklingen ließ, weil Hinz des Väterchens Gesundheit ausbrachte, so sah er sich vergessen und verrathen und sprach, die glühenden Augen zu den Sternen emporwerfend: An Ihrer Seite will ich sterben! Sie soll mich sinken sehn!

Näher und näher kam die letzte Gondel; der Schiffer ruderte lässig, sie verspätigte sich. Florentine vernahm des Wassers Brausen an den Bögen und barg ihr Gesicht, aufschauernd, mit den kleinen Händen, denn nie war sie noch am Bord eines Fahrzeuges.

Nun, rief der furchtlose Grazian, nun, Flore, Hinz und Kunz, paßt auf! Jetzt fliegen wir gleich zwischen durch —

Da prasselte es, gleich dem Getös eines reißenden Blitzschlages, über ihnen, und es brachen durch die Decke des Schiffchens zwei gestiefelte Beine und knapp behoste Schenkel, welche den wilden, noch unangerührten Schweinskopf unwillkührlich in die Mitte nahmen und gleichsam zum Steckenpferde machten.

Tina ließ, geisterbleich und des Untergangs gewiß, die Hände sinken, sie starrte das Mährchenbild an, sah ein wohlbekanntes, von ihr selbst gefertigtes Uhrband von dem Rüssel des Ebers herab baumeln und rief: was seh ich? — Das sind Jakobs Beine! Vater, träumt mir's denn?

Sie hatte nicht Unrecht. Jakob war von der Brücke gesprungen, aber statt in die Tiefe zu stürzen, führte ihn der Genius auf die Decke der Gondel, die sein Liebstes enthielt. Sie brach unter dem Kräftigen. Er saß unbeschädigt zwischen den Kirchen-Vätern und der Erwählten auf dem Schweinskopf und wußte nicht, wie ihm geschehen war.

Grazian schlüpfte, fast betäubt, unter den Trümmern hervor, er sah zum geborstenen Dache auf, sah die obere Halbschied und das todtengleiche Angesicht

des versteinerten Jünglings, das plötzlich, wie vor Winde weggeblasen, verschwand, da Hinz und Kun ihn bei den Beinen vollends unter das Deck zogen wo er in Tina's Arme fiel.

Vater Grazian gedachte jetzt des alten Helfers in Schauspiel und beschloß im Herzen, sein verliebte Mädchen dem noch verliebtern, kenntnißreichen, rund um geachteten Jäger zuzutheilen.

Das Volk und die Gesellschaft im Schifflein wußte — wegen des noch fehlenden Geländers in den Bögen der Brücke nichts anders, als daß der junge Mann hinabgedrängt worden sey, und Jakobus bestä tigte, nach gewonnener Besinnung, was Tina, Gra zian, Hinz und Kunz fragend voraussetzten.

Diese machten sich, nachdem der zärtliche Vater, gleich dem Comödien-Engel — Amen, Ja! gesagt und die Breter der Decke beseitigt hatte, über den Schweinskopf her; die beglückte Tina aber bewirthete im dunkeln Hintergrunde den still entzückten Sprin ger mit Feen-Speise.

Die Buchwahl.

Ein litterarischer Schwank.

„Sich mitzufreuen am fröhlichen Tage,
Geziemt wohl Freunden. Doch ist die Frage:
Wodurch soll sich das Gefühl aussprechen,
Wenn deutungsvollere Spenden gebrechen?
Dich trägt zum Geburtsschmauß jetzo der Schritt;
Welch Angebinde denn bringest du mit?
Was soll man Geistigen Geistiges suchen?
Da paßt nicht Flitter, nicht Zuckerkuchen!“
So sprach ich zu mir auf offener Straße
Und folgte, verlegen und zweifelnd, der Nase.
Man wies mich zum Krämer der Bücherwelt,
Der Nahrung für Kopf und Herz ausstellt.
Es sollten die allerneuesten Schriften
Dem Fest ein papiernes Denkmal stiften;
Ich musterte hastig die Legionen,

Davon, ach! viele das Lesen nicht lohnen
Verbrannter Poeten gewässerte Reime.
Verschimmelnde Weltumschaffer im Keime.
Erziehungskünste mit Stolz' und mit Schraube.
Ansichten für Blinde, Gesänge für Taube.

Aus allerlei Werken, die ich nicht kannte,
Empfahl man mir einiges Interessante:
„Regentengemälde von Unterthanen.
Die Reise zum Himmel mit Charten und Planen.
Bescheidene Flüche, vermessene Bitten.
Berichte von Mädchen, die männlich gestritten.
Beweise, daß Besser nicht übel ist.
Des Wolfs Lob, daß er nur Schaffleisch frißt.
Beschreibung der neulichen Wasserhose.
Princip der Verdaulichkeit für Zahnlose.
Entscheidungen über das künftige Jahr.
Gespenstergeschichten, so neu als wahr.
Komödienzettel mit stehenden Lettern,
Politischer Fallschirm, nöthig beim Klettern.
Virgils Georgica, deutsch für Bauern.
Bewahrung der Gurken vor dem Versauern.
Neun Phantasieen der Mathematik.
Generalbaßlehre der Sphärenmusik.
Zergliederte Lungen der lautesten Schreier.

Specifisch Gewicht der Strauſswindeier.
System des ergiebigſten Leugnens und Meinens.
Mechanik des Lachens, des Gähnens und Weinens.
Muſeen der kläglichen Alltagswelt.
Der Kopf mit dem Fuſse zuſammen geſtellt.
Annalen der heimlichen Almoſengabe.
Der Voltigeur für Greiſ' am Stabe.
Zeichnungen des Gellertſchen Fabelbutes.
Das Weſen des feindlichen Heldenmuthes.
Entwurf, frühzeitige Pilze zu ziehn.
Die Mittagszeitung für Schmauſer in Wien.
Verſuch im Sündigen und im Bereuen.
Methode, ſich Staub in die Augen zu ſtreuen.
Handbücher für allerlei Handarbeiter.
Berliner beliebteſte Hitzableiter.
Rathſchläge für Schlucker, ein Rad zu ſchlagen.
Die Praxis, zu nehmen, ohne zu fragen.
Miscellen aus fremdem, verbotnen Gebiet.
Nachrichten von Allem, was nicht geſchieht.
Vollſtändige Regeln zum Schwärmen und Raſen.
Vorzüge maſſiver Seifenblaſen.
Homeriſch-horaziſcher Fünftelſaft.
Aufruf [illegible]unguiſiſcher Geiſteskraft.
Beiſpiele des Unverſchämten und Frechen.
Gefäße der Griechen zum Speien und Brechen.

Critic der bekanntesten Schleifsteinarten.
Anleit zu täglichen Luftschifffahrten.
Bonbons und Pillen für Söhne, die reisen.
Das Ja-Nein Aller, die Alles beweisen.
Ein kräftiges Wort von Pulver und Blei.
Vermuthungen über das Dotter im Ei.
Beschwerden der Finger über die Ringe.
Schwerd, Feder und Gold, drei mächtige Dinge.
Vorschläge, den Karr'n aus dem Sumpfe zu holen.
Dekrete des Thierreichstags in P — —.
Empfindungen einer entsetzlichen Magd.
Antworten für Jeden, der naswcis fragt.
Das Schild für moralische Seitenhiebe.
Abmahnung von der platonischen Liebe.
Charakteristik der Menschenhyänen.
Geordnete Folge von Hobelspänen.
Südfrüchte, gezogen im eisigsten Norden.
Gesetze für rechtliche Räuberhorden.
Organische Glieder der Gartenerde.
Der Farben Gesäusel; der Töne Geberde.
Vorletzter Bescheid an die, die mich necken.
Fragmente zum Riesen und zum Erschrecken.
Die Logik des Raben, die Metrik der Lerche.
Culturgeschichte der Lämmer im Pferche.
Erdkunde für jeglichen Tag im Jahr.

Grammatik nach Papagei, Elster und Staar.
Ragout für Denker, die lichtlos speisen.
Achtstimmige Lieder in einsamen Kreisen.
Erfahrungen für Gevattern und Pathen.
Betrachtungen über den Krampf in den Waden.
Ein Doppelprocess der Justiz und Chemie.
Heftpflaster auf Lippen bei Menschen und Vieh.
Archiv für Geschmackskehricht und Trebern.
Empfehlung genießbarer Spitzmauslebern.
Des Knaben Ermahnungen an die Alten.
Copieen von Bildern ohne Gestalten." —

So vielerlei machte den Geist mir trunken;
Fast wär' ich, bestürzt, bleich umgesunken.
Allein, mein Genius flüsterte: fleuch!
Der Onkel verschmäht solch wunderlich Zeug.
Die Bände gefielen durch Titel und Form;
Doch ging ich, und ärgerte mich enorm.
Durch Gäßchen lief ich die Kreuz und die Quer:
Wer weiset mir innern Gehalt zu? Wer?

Nun, wenn mir der Ernst die Dienste versagt,
So sey's einmal mit dem Scherze gewagt!
Ich will vom glänzenden Lager des Leeren
Dem freundlichen Onkel ein Stückchen verehren.

Nach diesen Worten eilte er fort und ließ Isabellen außer sich, zitternd, in Thränen schwimmend, zurück. Sie wußte nicht, ob sie lebte, ob sie wachte, ob diese wechselnden, tief ergreifenden Regungen Traum, Wahnsinn oder Wirklichkeit waren.

Die angebetete Frau, die er lieben wird bis zum letzten Athemzuge, einzig lieben und ohne Hoffnung. Süße Worte! Entsetzliche Worte! Wie oft wiederholte die Unglückliche diese Worte, die ihr Schicksal entschieden hatten! Und der letzte Ausruf: ohne Hoffnung! blieb wie ein lastendes Gewicht auf ihrem trauernden Herzen liegen.

Don Fernando hatte seiner Gemahlin eine Andalusierin, die sich ihm durch ihre hohe Andacht empfahl, zur Dueña gegeben. Die fromme Aufseherin wünschte schon lange, die Gunst und das Vertrauen der Gebieterin zu gewinnen, und um desto sicherer dahin zu gelangen, stellte sie sich, als ob sie das zärtliche Verständniß zwischen Isabella und Alvaro nicht bemerkte. Nach des Ritters Abreise ließ sich Isabella durch die Andeutungen der Dueña und durch das Bedürfniß, ihr zerrissenes Herz, das sich jetzt noch nicht strafbar fühlte, zu ergießen, nach und nach verleiten, sich der zuvorkommenden Frau, die so tugendhaft und so theil-

Lichtbürftige Leuchter, zerbrechliche Taſſen
Und Kaffeebreter möchten nicht paſſen.

Halt! hier. Der Buchform bleib' ich getreu;
Der Witz ſey alt; Der Titel iſt neu.
„Der Spieler,“ (ſo las ich) als Rauchtabaksdo
Beut lieblichen Duft ihm vor Relk' und Roſe!
Und läßt ſich der Titel nicht ſchicklich erklären,
Ei, deſto mehr Denkſtoff wird er gewähren!

Ja, Stoff, Luſt, Kraft, Zeit, Mittel zum Denken
Dieß alles vermaaſt du. Tabak zu ſchenken.
Drum wird mir verziehen die Spielerei;
Die herzlichen Wünſche verſtehn ſich dabei.
Sich laut mitfreuen hat heute gewollt
Der Verskunſt-Spieler allhier,

Reimbold.
(Trautſchold.)

Die Kriegslist.

Der alte Jeremias litt schon lange Jahre
Auf seinem linken Aug' am grauen Staare.
Er hatte eine hübsche, junge Frau
Und noch etwas — sein Staar und Haar war grau. —
Luischen, sprach im Frühjahr er, herzinniges Luischen,
Wirst du dich trösten können, Schatz? ich muß ein Bischen
Verreisen, liebes Kind! — Er reiste ab, Luischen blieb allein.
Die langen Frühlingstage soll sie einsam sein?
Unmöglich; dazu ist sie zu gesellig,
Dazu der Nachbar Leutnant zu gefällig.
Deshalb vertrieb der ihr die lange liebe Zeit,
Versteht sich nur aus Dienstbeflissenheit,
Und hatte sie in manchen Schäferstunden
Der gute Mond beisammen still gefunden.
So war denn unser Kriegsmann einmal auch
Nach wochenlangem eingeführten Brauch

An seinen stillen Posten hingetreten, —
Wir wissen nicht genau, zum Wachen oder Beten? —
Da stürzt die treue Dienerin
Zu unserm frommen Pärchen hin
Und rief: Der Herr ist da! zu fröhlichem Erstaunen.
Der Herr ist's! tönten laut des Postillons Posaunen!
Es macht der Leutnant eine Tugend aus der Noth
Und räumt das Feld mit stummem Sackerlot,
Doch ließ er das Gepäck im Stiche.

Jetzt trat Herr Jeremies herein.
Luischen stellte sich — wie konnt' es anders sein? —
Als wenn nichts ihrer Freude gliche. —
O süßer Jeremies, dein Auge? — Auge? Wie? —
Der Staar ist weg! Nicht wahr? O sieh nur, sieh! —
(Die Schelmin hielt das rechte Auge zu,
Herrn Jeremies gefiel aus Eitelkeit die Frage,)
Die Dienerin benutzte diesen Nu,
Trug fort den Säbel sammt Gepäck am lichten Tage,
Und alles lief so fröhlich, friedsam ab,
Daß Jeremies, der vielgekrönte Gatte,
Um Weihnacht schon die seine Freude hatte,
Daß er die längsterflehte Kindtauf gab.

D. W.

Das

Zaubermädchen in der Pfarre,

oder

die Revolution im Sacke,

von

St. Schütze.

Da sitzt nun der schwarze, und da sitzt der weiße Kerl, sagte der Ackermann Bäufeld, der eine will mein Gretchen, und der andre mein Lieschen heirathen; aber ihr wißt, wie ich aus den alten Kiefern mich herausgearbeitet, wie ich in dies wüste abgelegene Land zuerst einige Menschlichkeit gebracht, wie ich allmählig vom Esel auf den Ochsen, vom Ochsen mich auf das Pferd geschwungen und endlich ein ziemlich großes urbares Ackerland gewonnen habe, und also könnt ihr es mir nicht verdenken, wenn ich mich vor allen Dingen nach einem Nachfolger umsehe, der das Wesen fortsetzen kann. Mein Sohn Wilhelm hätte dazu das erste Recht, aber der ist vor sieben Jahren den Soldaten nachgelaufen und nicht wieder gekommen. Nun kann ich doch ohne ihn den Hof nicht vergeben; wir müssen also noch warten, ob er nicht vielleicht noch lebt. Ihr seyd die klügsten Kerls in hiesiger Gegend, das ist wahr; aber womit wollt ihr beweisen, daß ihr deshalb schon ein Recht habt, um meine Töchter zu werben? Redet!

Darauf sprach der weiße Kerl, der Müller Jac
Ihr wißt ja, daß ich das ganze deutsche Reich dur
wandert bin, daß ich Grauxen machen, schroten und fei
Weizenmehl machen kann wie kein Stadtmüller, d
mir mein Vater alle Tage die Mühle übergeben w
und daß ich folglich mein eigener Herr bin. Gesch
bin ich sonst noch, schnitze Husaren und spiele
Flöte so schön, daß sich alle Esel im Dorfe darü
freuen. Lieschen will mich; und wenn ihr es verlan
so verkaufe ich die Mühle und bebaue mit euch d
Acker. So viel ist gewiß, daß wir uns beide ge
heirathen möchten. — — Und ich, fing darauf
schwarze Kerl, der Schornsteinfeger Peter an,
auch nicht ganz zu verachten. Ich habe mich viel
her geschwungen, wie mein Vater, der nur in
Tiefe fuhr, denn er war ein Bergmann Ich se
seine Lebensart fort, aber in einer andern Richtu
Und so weit in die Provinz hinaus die Häuser i
Hälse strecken, könnt ihr nach mir fragen, man w
mir überall das beste Zeugniß geben. Wie das La
in die wüsten Bergwälder hinein immer mehr bel
wurde, die Menschen mehr Verstand, und die H u
mehr Schornsteine bekamen, bin ich immer wei
und weiter gelangt, bis der König in Gnaden
schloß, mir über die Berggegend, die ich nur mit d

Wesen gleichsam schon selbst erobert hatte, das Privilegium zu ertheilen, wo ich denn fleißig lehre, daß der Rauch die Augen zerfresse, und daß der Mensch keine Rauchschwalbe sey, so daß ich nun schon sieben Dörfer unter meinem Scepter habe, und hier mit Freuden sehe, wie der Rauch, der sonst elend durch die Hausthür kriechen mußte, immer gestreckter und vornehmer gen Himmel steigt. Auch hab' ich mir Batzen gesammelt, so daß ich mir ein Wesen bauen kann, reich an Schornsteinen wie ein Edelsitz; bin auch sonst nicht ungeschickt, flechte Binsenkörbe und Strohstühle, und spiele die Geige so schön, daß alle Katzen im Dorfe mir ihren Beifall schenken. Gretchen will mich, und wir können alle Tage Hochzeit machen. Soll es nun seyn, so geb ich die Schornsteine auf, und bebaue den Acker, denn was thut die Liebe nicht!

So, entgegnete Bärwald; das Ackerbauen denkt ihr euch also als eine so leichte, gemeine Sache? Redet mit Respect davon, wenn ich bitten darf! Du, Müller, weißt wohl, wie du das Korn zermahlen mußt, aber wie es in die Erde und wieder heraus kommt, davon verstehst du so viel, wie die Laterne vom Mondschein. Und du Essenkehrer, vollends, wie der Rauch, der von Essen aufsteigt, zu behandeln sey,

das magst du wissen; aber was dazu gehört, ehe d
Pflanzen in die Töpfe kommen, davon weißt du
viel, wie der Kukuk vom Schatzgraben. Du, We
ser, kannst deinen Vater nicht verlassen; und d
Schwarzer, mußt dein Privilegium festhalten. U
wollte nun auch der Ackerhof mit der Mühle sich v
tragen, so liebt der weisse Mensch ja meine jüng
Tochter, und der jüngsten kann ich doch den H
nicht geben. Und gäb ich meine Töchter beide so w
und mein Sohn wäre wirklich todt, so hätte ich
nachher Keinen zum Nachfolger. Warum liebt ihr
über's Kreuz? Ihr müßt warten, ich kann euch ni
helfen!

Die Töchter wollten eben mit Bitten auf
Vaters Güte losstürmen, als sich das Geräusch
einer dumpf rollenden Kutsche hören ließ, die
vielem Gepäck sich durch die Dämmerung herbew
und nach dem Pfarrhofe zuschwankte. Alle fuh
an's Fenster. Eine grüne Gardine hob sich eben,
sie sahen neben einer altmütterlichen Dame ein jun
braungelocktes Mädchen sitzen von einer solc
Schönheit, daß der Glanz ihrer Reize wie ein B
strahl in das Haus und Allen durch die Augen in
Herz zuckte. Was ist das? Was war das? stamm
Einer zu dem Andern. Schwarzer Freund, hast d

ein so schönes Gesicht gesehn? Nein, weiser Kamrad, entgegnete der Schwarze. Um die Augen her zog sich ein ordentlicher Triumpfbogen von Klugheit, und darunter lauschte so etwas Schalkhaftes hervor, wie wenn beim Versteckspiel der Kinder aus dem Busche ein rothbäckiger Knabe hervorlacht. Aber sie sah so ehrlich, so gutmühtig dazu aus, fügte der Müller hinzu, wie ein armes Mädchen, wenn es in der Christenlehre vor dem Pastor steht und sagt: es ist je gewißlich wahr, und ein theures, werthes Wort. Und habt ihr denn den hübschen Jäger nicht bemerkt, fragte Lieschen, den jungen Menschen, der neben dem andern Frauenzimmer sich hervorbog? Ja, Schwester, so etwas Schönes hab' ich in meinem Leben nicht gesehn, sagte Gretchen. — Nun, werdet nur nicht Alle närrisch, brummte Bärfeld, ihr thut ja, als ob das lauter wunderthätige Bilder wären! Aber wer, riefen Alle, wer mag es denn seyn? Und indem Gretchen ihm den Sonntags-Rock, Lieschen ihm den neuen Hut brachte, baten sie, daß er sogleich zum Pastor gehen und sich nach den Fremden erkundigen möchte.

In einem Stündchen war er wieder da, setzte den Hut auf den Stock und sagte: ja, wahrlich, sie ist schön! Ich sah nur ein wenig durch das Schlüsselloch; aber es war, als wenn ich in eine Capelle ge-

nehmend zu seyn schien, zu eröffnen. Bald hatte sie kein Geheimniß mehr für Elvira, die einzige Vertraute, die sie finden konnte. Sie erzählte ihr oft Alvaro's letzte Worte und die Andalusierin, die wenigstens Rührung verrieth, weinte mit der Gebieterin, ermahnte sie zur Geduld, lobte Isabella's Tugend, aber verdammte nicht die unglückliche Liebe.

Einst wiederholte sie im Gespräch Alvaro's Worte: Ohne Hoffnung! und schwieg dann, wie von einem plötzlich erwachenden Gedanken ergriffen. Neugierde und vielleicht noch ein dringenderer Beweggrund trieben Isabellen, die Dueña zu fragen. Elvira zögerte, sie stellte sich verlegen, sie betheuerte ihre Aufrichtigkeit und die Reinheit ihrer Wünsche für das Glück ihrer tugendhaften Gebieterin. Dann äußerte sie zum ersten Male den Gedanken, daß Isabella, wenn sie einst Wittwe seyn sollte, von ihren Angehörigen würde vermocht werden, den Ritter zu heirathen, damit die Güter, die nach dem Ehevertrage mit Fernando ihr zufallen sollten, nicht an ein anderes Geschlecht kämen.

Isabella wies unwillig diesen Gedanken ab, und gebot der Dueña Schweigen. Die listige Frau aber zeigte ihr, daß jene Voraussetzung eben so wenig unerlaubt, als unwahrscheinlich war. „Ist nicht euer Gemahl weit älter, als Ihr? Wird er

schaut hätte, worin die lieben Engel mit dem heiligen Christus angekommen sind, so herrlich glänzte es vor meinen Augen. Sie packten eben die schönen Sachen aus. Ich labte mich aber nur an dem himmlischen Gesicht. Ein Sausen fuhr mir durch den Kopf, als hätte mir meine selige Marthe eins um die Ohren gegeben. Ich hätte gern noch länger geschaut, wenn nicht an der andern Seite auch jemand an das Schlüsselloch gekommen wäre, der wieder zu mir herüber schauen wollte. Es war der Jäger. — Nun? — der Jäger —, schrien die Töchter, wie sah der Jäger aus? — Das weiß ich selbst nicht, entgegnete Bärfeld, denn mir war schon ganz blümerant vor den Augen. Auch trat nun der Pastor wieder ins Zimmer, rieb sich die Hände und sagte: mein Bruder, der Oberjäger, starb vor einem Jahre, nun kommt seine Frau mit der Tochter zu mir, mich in meinem Alter zu pflegen. Niemals hab ich zwar gehört, daß der alte Pastor noch einen Bruder hätte; und als ich jetzt über seine Worte nachdachte, war mir, wie wenn jemand ein Licht hereinbringt, und der Wind es wieder ausweht; indeß — er sagt's, und wir müssen's glauben.

Jacob, der Müller, und Peter, der Schornsteinfeger, tappten augenblicklich in der Dunkelheit fort, der eine rechts, der andere links; aber an der Pfarr-

ecke trafen ihre Spürnasen wieder zusammen. Nicht wahr, sagte der Eine zum Andern, du möchtest sie auch gern sehen? Da ist ein Fenster. Laß mich auf deine Schultern steigen, und dann steig du auf meine! Siehst du nichts, fragte Peter? Ja, antwortete Jacob, es flimmert mir gewaltig vor den Augen. Engel mit Flittergold regen sich, in der Mitte sitzt eine Königin, hat eine blitzende Krone und Silberband, viele Köpfe neigen sich vor ihr, und ein funkelndes Scepter streckt sie aus, ach! und nicht so freundlich zu mir her; aber alles scheint so klein und so weit weg, wie wenn ich in die Offenbarung Johannis schaute. Nun laß mich, sagte Peter! Was? Wo wäre denn die Prinzessin? Weißer Kerl, was hast du gesehn? Ein großer kupferner blanker Kessel steht uns ja gegen über, in den ein armseliges Lämpchen hineinschimmert. Meine Fledermausaugen sehen besser in der Dämmerung; die Kammer ist es neben der Küche, und alle deine Herrlichkeit ist das Flimmern im Kessel. O über die Offenbarung Johannis! Zeig doch, sagte Jacob! Nein, schwur er, ich sehe wirklich eine Menge Köpfe, ein ganzes Volk ist im Aufruhr. Sie winkt mit dem Scepter, und alle sinken auf die Knie. — Indem klang der kupferne Kessel, eine Hand streckte sich darnach aus, und Jacob fiel hinab von den Schul-

fern wie unter krachendem Donner der Zweig einer Eiche. Wenn du nicht gewesen wärst, versicherte der Müller darauf, hätte ich ganz herrliche Dinge gesehn. Und sieh, mein Kleid; alles hast du mir schwarz gemacht, entgegnete Peter; mag künftig jeder für sich schauen! — Indeß den andern Tag begegneten sie sich schon wieder, umherspürend, wiewohl mit vergeblichem Bemühn; denn des Pastors Haus war wie ein ödes Schloß so still, daß kaum die Schwalbe sich in ihrem Neste regte. Jacob und Peter meldeten sich darauf beim Pastor zum heiligen Abendmahl, hoffend, daß sie bei dieser Gelegenheit einen Blick in das neue Himmelreich würden thun können; aber alles war umsonst. — Bald darauf wurde es indeß unruhig im Pfarrhause, ein verschleiertes Gesicht flog bald nach diesem bald nach jenem Fenster, gleich einem gefangenen Vogel, der sich an das neue Gefängniß nicht gewöhnen kann. Jetzt war Jacob so glücklich, zum Kuchen Weizenmehl für den Pastor zu mahlen. Er trug es selbst über den Pfarrhof. Alle, die es sahen, verwunderten sich. Als er sich aber im Hause der Last entledigt hatte, blieb er sitzen auf dem Sack, wie wenn er nicht Athem genug schöpfen könnte. Mich durstet, sagte er darauf zur Magd; und als diese fort war, schlich er horchend an der Wand hin wie ein

Iltis. Plötzlich that sich eine Thür auf, und — in einem grünen Jagdkleide stand die Zauberin leibhaftig vor ihm da. Sie winkte, daß man einen Becher mit Wein bringen möchte, und dann sagte sie freundlich zu ihm: trinkt es auf mein Wohlseyn! Sie hatte schon lange um's Haus her die irrenden Ritter bemerkt, und schien nicht übel geneigt zu seyn, sich mit ihnen die Langeweile zu vertreiben. Deshalb sprach sie recht holdselig mit dem Müller und fragte zuletzt, wer denn des Abends die Flöte so schön spiele? Das bin ich, antwortete der Müller. Ihr solltet das schöne Talent weiter ausbilden, versetzte sie drauf; ich bin eine große Freundin der Musik.

Das klang fast wie ein Auftrag; und von Stund' an blies Jacob die Flöte auf der Mühle aus allen Leibeskräften und suchte auch die bestaubten Noten hervor. Heda! du weißer Kerl, rief der Schornsteinfeger hinauf, was lärmst du denn da? Du pfeifst wohl schon auf dem letzten Loche? Ach höre, ich habe sie gesehn, rief Jacob zur Antwort zurück; sie hat freundlich mit mir gesprochen, hat mir sogar Wein eingeschenkt, und ich habe ihr außerordentlich gefallen. Musik will sie, nichts als Musik — Recht vornehm sieht sie aus; aber ich denke: sie ist ja doch nur eine Jägerstochter.

Eine Mühle ist kein Reh, und ein Müller trifft sicherer, als ein Jäger.

Was du dir einbildest! entgegnete der Schornsteinfeger und er ging halb ärgerlich nach Hause und stimmte seine Geige. Und als Jacob dem Pfarrhofe gegenüber unter der großen Linde den Abend an zu flöten fing, ließ sich hinter dem dicken Baume auch die Geige hören. Still mit deiner Geige, rief Jacob, du verdirbst mir mein Flötenspiel; sie schreit ja, wie ein hungriger Rabe! Hindere du mich nur mit deiner jammernden Flöte nicht, entgegnete der Schwarze; sie heult ja, wie der Nordwind im Schornsteine; alle Hunde in der Nachbarschaft werden schon rebellisch! Ha, wie meine Geige himmelan steigt; das mach' mir einmal nach! — Gleich machte auch Jacob einen Lauf auf der Flöte. Wenn du oben hinauf kommst, wirst du kläglich, wie ein pfeifender Wetterhahn, erwiderte Peter; meine Geige spinnt sich dagegen oben erst recht aus. Höre den Strich! Feiner bringts kein Seidenwurm hervor; reiner schießt kein Sonnenstrahl. — Du hast die Katzen, ich die Hunde auf meiner Seite, versetzte Jacob drauf; ich bitte dich, Kamrad, laß uns stille seyn, es wird ein Mordspectakel; oder zwitschere wenigstens nicht dazwischen wie eine Schwalbe, und halt hübsch Tact mit mir! Indem kamen Gretchen

und Lieschen mit dem Jäger dahergegangen, und sie schlugen ein lautes Gelächter auf, als sie die beiden Burschе mit einander in einem so unmelodischen Wetteifer sahen. Aber Lieschen und der Jäger winkten dem betroffenen Jacob zu, daß er mit seiner Flöte folgen möchte; und Alle gingen in den Pfarrhof. Peter blieb draußen mit langer Nase stehen. Was ist das? sagte er. Hätte mir mein Gretchen nicht auch winken können? Sie schien ja mit dem Jäger schon ganz vertraut zu seyn! Was soll das bedeuten? — Indem erhob sich Musik im Pfarrhause; ein Flügel klang, eine Harfe, die Flöte dazu, und die zitternden Mädchenstimmen folgten hinterdrein. Was! rief Peter, mich schließen sie aus? Ist der Jägerin meine Geige, oder mein Gesicht zu schlecht? Aber das soll euch alles nichts helfen; ich will sie doch sehen, und will euch dabei Eins aufspielen, daß euch Hören und Sehen vergehen soll. Und er rannte in des Nachbarn Haus; und im Nu saß er auf dem Rand des Schornsteins und strich die Geige. Alle seine Blicke gingen auf das hellstrahlende Antlitz der Jägerin. Ihm ward zu Muthe, als wenn er in das Haus hätte hinüberfallen sollen. Jetzt sah sie zu ihm her, und ein freundliches Wohlgefallen verschönerte ihr Antlitz noch mehr. Alle Gesichter lachten; es sah aus, als wenn

der Wind durch einen Rosengarten führe, und Knospen sich gegen einander neigten. Der Jäger aber schien wenig auf ihn achten zu wollen; er streckte seine gefällige Hand immer näher nach Gretchen hin, und der Schwarze hätte gern rufen mögen: Diebe, Diebe sind in meinem Garten! wenn er nicht gefürchtet hätte, dadurch den freundlichen Blick der schönen Jägerin zu verscheuchen. Darauf wandten sie ihm Alle den Rücken zu, und Gesang und Spiel begann aufs neue. Der Jäger kam immer näher an Gretchen an. Das ist nicht auszuhalten, schrie Peter! und er bestürmte seine Geige so fürchterlich, als wenn Apoll und alle Musen in ihn gefahren wären. Er ging wimmernd hinauf bis in den höchsten Ton und dann wieder krächzend hinab bis in den tiefsten. Jetzt hielten Spieler und Sänger wieder inne und kehrten die lachenden Gesichter zu ihm. Die Leute standen auf den Straßen und lachten über des Schwarzen Tollheit. Indem aber lief Jacob in des Nachbars Haus und zündete in der Küche ein so helles Feuer an, daß Peter augenblicklich vom Schornstein wie der Deckel von einem siedenden Topfe sprang und auf dem Dache wie ein Seiltänzer umherwanderte, bis Hulda, die Jägerin, sich an diesem Auftritte genug ergötzt hatte und mit einem Wink das Feuer wieder auszulöschen

befahl. — Am folgenden Tage ſandte Hulda dem Schwarzen ein Paar Handſchuh. Peter wollte ſich darüber freun; aber Jacob entgegnete, merkſt du wohl, was ſie damit anzeigen will? Ein Lohgerber und ein Schornſteinfeger ſollten nie die Geige ſpielen; ſie haben keine Hände dazu. Und wirklich mag auch der Schwarze wohl ſchändlich genug geſpielt haben, denn Hulda lud ihn niemals zu den muſikaliſchen Verſammlungen, die ſie des Abends zu halten pflegte. Zum Henker! fluchte der Schwarze, iſt eine weiße Müllerjacke mehr? Er ſoll mich nicht übertreffen. Beide wetteiferten nämlich in allen Dingen mit einander und hatten wegen ihrer Bildung und Keckheit keine Nebenbuhler weiter in der ganzen Gegend. Ich will mich ihr nähern, ſagte Peter. Wenn ſie auch mit den Handſchuhen auf meine ſchwarzen Hände ſticheln, ſo iſt es doch immer ein Geſchenk, und kein Menſch kann mir es verwehren, wenn ich hingehe und mich dafür bedanke. In der That ſchien es auch die Abſicht der ſchalkhaften Hulda zu ſeyn, ihn gleichfalls an ſich zu locken; aber plötzlich ging eine groſſe Veränderung im Pfarrhauſe vor. Peter fand alle Thüren verſchloſſen, kein Menſch wurde mehr eingelaſſen. Nur die Thür nach dem Garten blieb offen; doch der Prediger wohnte dort im Gartenhauſe und hütete den

nicht durch sein ungestümes Wesen oft in gefährliche Zwiste verwickelt? Ist er nicht schon lange durch seine unordentliche Lebensweise erschöpft, und hat nicht das Podagra schon zweimal sein Leben bedroht? Nach dem gewöhnlichen Gange der Natur könnt Ihr, müßt Ihr ihn überleben, und vielleicht werde ich Euch noch glücklich sehen.“

Isabella verbot der Dueña sehr ernstlich, je wieder solche Aeußerungen sich zu erlauben, aber es war ihr nicht so leicht, dieselben zu vergessen. Von nun an wiederholte sie sich Alvaro's Worte nie ohne innere Verwirrung, und sie schämte sich, daß sie die Worte: ohne Hoffnung, nicht aussprechen konnte, ohne die unüberwindliche Regung einer strafbaren Hoffnung.

Und war sie denn schon strafbar, diese Hoffnung? Konnte nicht das Uebermaaß des Unglücks, unter welchem sie seufzte, es entschuldigen, daß sie sich dem Gedanken an eine minder traurige Zukunft überließ? Während Alvaro's Anwesenheit hatte ihr Mann sie milder behandelt, nach der Abreise des Ritters aber kehrte seine ganze Rauhheit wieder. Unwürdige Mißhandlungen, beleidigende Anklagen wurden immer häufiger und folgten sich ohne Unterbrechung. Isabella's Gefangenschaft ward so hart, daß sie niemand als ihren Beichtvater sah, und selbst diesen Mönch traf Fernando's eifersüchtiger

Weg. Kein Geſicht zeigte ſich mehr am Fenſter, das Haus ſah noch öder und einſamer aus, als im Anfange. Man ſagte: Hulda ſey krank; aber niemand wollte es glauben.

Nun ging Peter zu Bärfeld und verlangte Licht in der Sache. Was fragſt du noch, entgegnete Bärfeld? Beträgſt du dich nicht ſchon albern genug? Wie wunderſt du dich nur, daß auch die Andern närriſch werden? Das ganze Dorf wird ſie noch in Verwirrung bringen. Wer ſie angafft, verliebt ſich in ſie, und ich werde bald zu euch ſprechen: ſchert euch zum Teufel! Aber es geht bei mir auch nicht ganz geheuer zu. Da hat ſich der junge Jäger bei meinen Mädels eingefunden, und ich weiß nicht, welche in ihn verliebter iſt, ob Gretchen oder Lieschen. Und er ſagt, er fühlte ſich zu beiden hingezogen; doch ſobald ich ins Haus trete, ſchlüpft er zur Hinterthür hinaus. Wenn er nun ehrliche Abſichten hätte, warum läuft er vor mir? Und wer iſt er eigentlich? Der Bruder von der Fremden! Ja, er ſoll ja manchmal erſchrecklich höflich gegen ſie ſeyn, und das ſind doch Brüder gegen ihre Schweſtern in der Regel nicht. Der Vetter! Ja, ein ſchöner Vetter, vielleicht noch etwas mehr; der Henker mag daraus klug werden! Ich denke, der Paſtor hat Raubbienen in ſein Haus genommen, und

ehe wir es uns verſehen, kommen die Häſcher und fangen ſie ein. — Ei, das wollt' ich mir doch verbitten, entgegnete der Schwarze; ſie hat ſich unſerm Schutz vertraut, und widerführe ihr etwas, würde es uns wenig Ehre bringen. — Indem ſtürzten die Mädchen herein und riefen: lieber Peter, ſag doch, was das heißt, der Jäger iſt ſchon in zwei Tagen nicht bei uns geweſen, und keine Seele läßt ſich aus der Pfarre ſehen! Du biſt ja ein kluger Menſch; bring doch heraus, was das mit den Leuten iſt! — So! entgegnete Peter, ich ſoll euch den Grünrock wohl noch ordentlich herführen? Ihr ſeyd mir ſaubere Mädels, ſich mit einem Jäger einzulaſſen, der wildfremd iſt. Iſt euch der weiße und der ſchwarze Rock nicht gut genug? Muß es nun ein grüner ſeyn? O ihr wäret im Stande, durch alle Farben hindurch zu lieben, wenn es nur immer etwas Neues gäbe. Ihr ſolltet euch ſchämen. — Was lärmt doch der Peter, entgegneten die Mädchen; kennſt du etwa die Jägerin beſſer? Und doch kletterſt du auf den Dächern umher, ſie zu ſehen. Nimm an dir ſelbſt ein Beiſpiel Wir könnten eiferſüchtig auf euch ſeyn, aber wir denken: ſie macht ſich den Kuruk aus euch, dazu iſt ſie viel zu geſcheut und zu vornehm. Was wollt ihr nun von dem Mädchen? Warum treibt ihr ſolchen Spuk? —

Darauf wußte Peter kein Wort zu erwiedern, und g
still fort. Jacob suchte ihn aber eben mit einer w
tigen Neuigkeit auf. Höre, was ich bemerkt ha
sagte er! Es war zwischen zwölf und ein Uhr v
gestern in der Nacht, als ich zufällig aus der Mü
schaute und einen Menschen still vom Pastor
aus der Hinterthür des Gartens kommen sah. E
weder war es ein Liebhaber, oder ein heimlicher Bo
wenigstens lief er ganz entsetzlich. Und nun kommt n
das Haus wie verhext vor, kein Mensch geht da aus u
ein, und die Krähen setzen sich drauf, als wenn es e
verfallnes Kloster wäre. Was das nur alles bedeut
mag! — — Peter sah sich das Revier näher an u
dachte: du mußt der Sache auf den Grund komme
es koste, was es wolle. Er bemerkte, wie er von e
nem benachbarten Hause auf das Haus des Paste
kommen könnte; und sobald die Dämmerung ihre
grauen Mantel über das Dorf zog, kletterte er hinau
stieg von einem Dach auf das andere und gelang
so bis zum Schornsteine des Pastors. Hier ließ er si
so weit hinab, bis er in den Kamin kam, der zu
Zimmer der Fremden führte. Hulda war eben m
ihren Leuten in einem lebhaften Gespräche, und Pet
vernahm Folgendes in abgebrochenen Sätzen: A
einem Thron zu sitzen, das Scepter zu führen über ei

solche

solches Volk! schöne Herrlichkeit! — Mögen sie da liegen auf ihren Knien und schreien, bis der jüngste Tag anbricht! Zwingen laß ich mich nicht, so ganz und gar nicht. Schöne Geschenke! Ich weiß, was mir gehört. Der schönste Schmuck einer Königin ist die Treue des Volks. Fort mit einer solchen Krone, die vom Blut trift! Nimmermehr! Still davon, still, ich will nichts weiter davon hören! — Peter dachte: nicht still davon, ich möchte gern noch mehr hören. — Und es währte nicht lange, so fing eine männliche Stimme an — es schien der Jäger zu seyn: „Aber wenn man den Nachrichten trauen darf, so ist unser Aufenthalt nun entdeckt, ob wir gleich den tiefsten Schlupfwinkel im Gebirge gewählt haben. Der verdächtige Mensch, der jetzt um uns her schleicht, könnte doch wohl endlich Gelegenheit finden, das Antlitz ihrer Hoheit zu sehen — und es schallte bis in die Hauptstadt, und wir wären hier keinen Augenblick mehr sicher. Ich fürchte auch, daß Ihre Hoheit die Einsamkeit nicht länger ertragen. Wie beschränkt ist hier die Bühne des Vergnügens! Mein Rath ist, den Menschen, der auf uns lauert, einzulassen, und ihn fest zu halten, damit er uns nicht verrathen kann. — Peter zitterte bei diesen Worten an Händen und Füßen, glaubend, daß er gemeint,

daß er entdeckt sey, und daß man das vorige Gespräch nur so geführt habe, ihn zu verspotten. Er war schon im Begriff, sich hinabzustürzen und der zauberischen Hulda, Gnade flehend, sich zu Füßen zu legen, als eine Seitenthür des Zimmers sich aufthat, und eine weibliche Stimme fragte, ob's gefällig sei. — Es schien, daß sie zu Tische gingen. Das Zimmer blieb still und leer. Da wagte sich Peter aus dem Kamin hervor, und in der Besorgniß, bei der Nacht auf den Dächern den Hals zu brechen, ließ er sich an einem Tuche durch das Fenster auf die Straße hinab. — Jacob war nicht wenig verwundert, als er ihn diesen Weg kommen sah. Beide setzten sich unter die Linde und Peter sagte: ach, was hab' ich gehört! „Auf dem Throne sitzen, das Scepter führen, eine Krone tragen — Alle auf den Knieen — eine Königin seyn, von Blut triefen — Hoheit mit Langeweile — Bühne — Ueberfall — einlassen, festhalten" — Gott, ich weiß nicht, ob es rappelt in meinem Kopfe, oder ob ich wirklich richtig gehört habe! Was! antwortete Jacob, das klingt ja, als wenn du auch in den kupfernen Kessel geschaut hättest. Oder träumst du mit den Ohren wie ich mit den Augen? — Ich weiß es selbst nicht, entgegnete Peter. Vielleicht ist es nur eine Spiegelfechterei, und sie haben so gesprochen, weil ich

im Kamine saß. Die Jägerin ist eine verschmitzte Person, eine Zauberin wohl gar, ich trau' ihr nicht über den Weg. Indeß, ich ruh' und raste nicht; ich muß wissen, was es mit ihr für eine Bewandniß hat. Künftige Nacht klettere ich wieder zu ihr. — Ich sage dir, das laß bleiben, entgegnete Jacob, oder du kriegst es mit mir zu thun! Was hast du bei ihr zu suchen? Es schickt sich gar nicht, daß ein junger Bursche zu den Mädchen steigt. — Dich will ich fragen, versetzte Peter; thust du doch, als ob sie dir allein gehörte. Und brummend ging er fort.

Die Sache ist mir verdächtig, sprach jetzt Jacob zu sich selbst. Daß sie ihm ein Paar Handschuh geschenkt hat, das ist eben kein schicklicher Anfang. Nun entfernt sie uns, und Peter allein ist ihr Hausnarr — denn ich glaube doch, daß sie ihn nur zum Besten hat. Da kommt nun der schwarze Kerl und macht mir solchen Rauch vor, und denkt, mich so irre zu führen. Offenbar hat er die ganze Herrlichkeit aus meinem kupfernen Kessel genommen, und es ist kein wahres Wort daran. Aber warte, ich will dich schon fassen! Am folgenden Tage sah er einen Musikanten um das Haus des Pastors schleichen, die Thür that sich auf und er ging hinein. So! also den können sie einlassen, sagte Jacob; sicher giebts hier eine Zusam-

menkunft. Schwarzer Kerl, wenn du dich unterstehst, so will ich dich zwicken, daß du Ach und Weh schreien sollst! — Und als es Abend wurde, nahm er einen grosen langen Sack mit sich und stellte sich an das Pastorhaus unter das Straßenfenster. Deine Zusammenkünfte, mein lieber Peter, sollen schlecht ablaufen, sprach er bei sich selbst; hier fang ich dich ein, wie eine Maus, oder wie einen Kater, den man ins Wasser trägt. — Oben war sehr helles Licht; eine Zither erklang, und eine männliche Stimme begleitete sie mit der Melodie eines Liedes. Darauf wurde es still; das Licht brannte schwächer, Jacob merkte auf jedes leise Geräusch. Plötzlich flog eine Zither über sein Haupt weg. Wirf nur, Kobold, sprach Jacob bei sich selbst; mich bringst du nicht von meinem Posten! Jetzt fächelte ein langer Strick um seine Nase, der aus dem Fenster herab kam. Kützle mich nur, du Satan, dachte Jacob, ich will dich schon wieder kützeln! Indem stieg eine dunkle Gestalt heraus, ließ sich am Strick zur Erde nieder, streckte die Beine, und sprang — in des Müllers Sack. Jacob schnürte gleich das obere Ende zu; der Teufel zappelte gewaltig, ächzte und flehte mit dumpfer Stimme: aber Jacob kehrte sich an nichts. Er nahm den Sack auf seinen breiten Rücken und trug ihn fort. Und so oft er ihm

zu unruhig wurde, setzte er ihn nieder, ihn etwas abzukneipen. Sey still, du Nachtwandler, gebot er, oder ich trage dich gleich in den Weiher! So beladen kam er zum Ackermann Bärfeld, stöhnte und sagte: nun will ich euch zeigen, wie sich Peter aufführt. — Nun, wie führt er sich denn auf? fragte eine Stimme. Es war Peter, der hinter den Mädchen zum Vorschein kam. Es war ihm gar nicht eingefallen, den gefährlichen Weg zum zweitenmal zu machen, er hatte nur aus Großsprecherei so gethan. Nun, wen hast du denn in dem Sacke? fragten Alle. — Jacob war erstaunt, öfnete den Sack und siehe, eine klägliche Figur stieg heraus! Alle schrien: der Musikant! der Musikant! denn sie hatten einen solchen Menschen schon vorher im Dorfe gesehn, der die Zither spielte und dabei sich fleißig nach des Pastors Familie erkundigte. Ein Dieb, ein Spitzbube, sagte Bärfeld; und der Schelm lag vor ihm auf den Knieen. Ich bin ein ehrlicher Mensch, versicherte dieser, ich bin ein Virtuose, ein Musiker. Man hatte alle Thüren verschlossen; ich mußte den Ausweg durchs Fenster suchen. Ich weiß nicht, was man mit mir vor hat; aber es ist schändlich, mit einem Sohne Apollo's so umzugehen! Was? fragte Bärfeld, Apollo heißt sein Vater? Wo wohnt er? Was treibt er? In hiesiger

Gegend ist mir Keiner dieses Namens bekannt. — N
Gott! entgegnete der Musikant in einem kläglich
Tone, das ist nur so eine Redensart; aber wir betrac
ten ihn als unsern Beschützer, er spielt alle Instr
mente. — Ich will ihn mit Redensarten, donner
Bärfeld auf ihn los! Durchsucht ihm die Tasche, se
zu, ob er schon was gestohlen hat! Ja, sagten Jac
und Peter lächelnd, Apoll ist eine Redensart; ab
eine Betrügerei steckt gewiß dahinter. Und sie durc
suchten seine Kleider, betasteten ihn, und kamen a
etwas Hartes. Was hast du denn auf deiner Brust
schrien Beide. Hernus damit! — Da langte er ei
Bild hervor, das nichts anders, als Hulda's Gesic
zeigte. Nun geriethen Jacob und Peter ganz auße
sich. Was! sagten sie, ihr Bild auf seiner Brust —
ihr Bild bei einem fremden Menschen! Kerl, wa
willst du mit diesem Bilde? — Ach! junge Herren
liebe Herren, stammelte der Musikant, ich sag es nic
gern; aber wenn ihr so in mich dringt, muß ich e
doch bekennen: ich liebe des Pastors Mühmchen. Ic
habe beim vorigen Erntedankfeste, als sie noch b
ihrem Vater war, in der Jägerei mit ihr getan
und dies Bildniß hab' ich mir verschafft als einen Bal
sam für meine Sehnsucht. Ich bin umher geirrt, bi
ich sie hier wieder gefunden habe. Aber der Paste

schalt gewaltig auf; und so mußte ich heimlich aus dem Fenster springen. Ich möchte nicht gern, daß sie meinetwegen noch mehr Verdruß hätte; deshalb bitte ich euch, macht einen unglücklichen Liebhaber nicht noch unglücklicher und laßt mich fort! Hat sich denn die ganze Welt in sie verliebt? rief der Müller aus. O ich habe noch mehr Säcke in der Mühle; aber ich kann mich nicht alle Abend hinstellen und einen Liebhaber einfangen. Schrecklich, wie es in der Welt zugeht! Ich meine, den schwarzen Teufel im Sacke zu haben, und ziehe da den braunen Musikantenrock hervor. Wir werden endlich noch eine ganze Garderobe von Liebhabern bekommen. Ei was! entgegnete Bärfeld, ihr jungen Kerls denkt nur immer an Liebeshändel. Der Mensch führt zweierlei Sieben, man muß ihn einsperren, bis seine Sache sich ausweist. Und sogleich band er ihm die Hände und sagte: nun will ich doch sehen, ob Herr Appollo dich beschützen wird. Darauf brachte er ihn in eine finstere Kammer und legte Fesseln an seine Füße so, daß der Musikant wohl merkte, daß er nun nimmermehr würde entwischen können. Deshalb legte er sich auf Versprechungen und sagte: ich will euch einen Schatz zeigen von tausend Thalern, wenn ihr mich frei laßt. Und wie auch dies nicht half, versicherte er, die Regierung

Argwohn. Pater Rafael ſtand in hohem Anſehn, und ſeine Beredſamkeit auf der Kanzel, ſeine ſtrenge Sittenlehre im Beichtſtuhle, hatten ihm zahlreiche Bewunderer erworben, aber ſelbſt dieſer glänzende Ruf konnte den Marques nicht zu Achtung oder zu Schonung bewegen. Vergebens ſuchte die Dueña den Mönch, dem ſie ganz ergeben war, zu vertheidigen; Fernando mißhandelte ſie mit Worten und hob ſogar die Hand gegen ſie auf. Sie ſchwieg, aber ſchweigend ſchwur ſie ihm unverſöhnliche Rache.

Fernando blieb nicht bei dieſen Unvorſichtigkeiten, und erlaubte ſich ſogar öffentlich beleidigende Äußerungen, welche, wie es hieß, ſo nachtheilig wirkten, daß Pater Rafael um einen Biſchofshut kam, den man ihm zugedacht hatte. Das Aufſehn, welches dadurch erregt ward, blieb der unglücklichen Iſabella nicht verborgen, und lieber hätte ſie den Tod, als dieſe Schmach ertragen. Elvira benutzte Iſabella's Stimmung, um bald das Feuer der Liebe, bald die Regung des Unwillens in der Bruſt der Gebieterin zu nähren. Iſabella machte ſich ſelber Vorwürfe, daß ſie der Dueña zuhörte, und doch hörte ſie ihr zu. Und iſt es für eine tief verwundete Seele ſo leicht, taub zu bleiben gegen Klagen, die ihre eigenen Klagen wiederholen?

würde gern zehntausend für seine Person bezahlen; und endlich rief er: er wolle ihm ein Geheimniß entdecken, er wolle ihm einen Weg zeigen, wie er sich ums Vaterland große Verdienste erwerben könnte; an dieser Stunde hänge das Wohl des ganzen Reichs. — Nichts da! entgegnete Bärfeld, du willst mich nur bestricken; hier bleibst du sitzen, bis wir über dich Erkundigung eingezogen haben.

Als Bärfeld in der Pfarre von dieser Einsperrung Anzeige machte, äußerte man eine große Freude darüber und bat, den verdächtigen Menschen, der hier schon eingeschlossen und nur durch ein hohes Fenster entsprungen sey, ja festzuhalten. Ueber seine verbrecherischen Absichten herrschte noch Dunkelheit.

Nun möcht' ich auch wohl noch wissen, seufzte Jacob, wer der eilfertige Mensch ist, den ich des Nachts öfters aus der Hinterthür des Gartens kommen sehe! Topp! sagte Peter, indem er ihm die Hand reichte, wir wollen mit einander gemeinschaftliche Sache machen. Laß uns beide wachen, ob wir nicht abermals einen Liebhaber erwischen! — Und beide musicirten den folgenden Abend friedfertig in der Mühle mit einander, und wenn die Nacht kam, stellten sie sich auf die Lauer. Einen Boten sahen sie zwar nicht, aber sie kamen bald einer noch größern

Entdeckung auf die Spur; denn als es einst schon um Mitternacht war, und Peter eben die Wache hatte, kam vom Gebirge ein Wagen herab, der vor dem Garten still hielt und auf einmal ein großes Kommen und Gehen verursachte. Peter gab mit seiner Geige ein Zeichen, und Jacob stürzte sogleich von der Mühle herbei. Sie sahen deutlich, wie man einige Sachen in den Wagen trug. Ihnen folgten einige Personen, und endlich nahte ein großer Mensch, der auf seinen großen Händen ein Frauenzimmer zu tragen schien. Es ist Gewalt, es ist Entführung, flüsterte Peter dem Jacob zu; heran, und laß uns über sie herfallen! Der große Mensch hatte seine Beute eben im Wagen abgeliefert, als Jacob und Peter ihn von hinten ergriffen und zu Boden werfen wollten. Aber statt dessen faßte sie der Riese und schleuderte sie so kräftig von sich, daß sie über den Hügel herab rollten und bis in einen Graben taumelten; und indem fuhr der Wagen fort. Beide waren über ihren neuen Zustand sehr verwundert. Jacob, bist du da? rief Peter. Peter, wo bist du? fragte Jacob. Räuber, verfluchte Spitzbuben sind es, sie entwischten uns. Hörst du wohl den Wagen rollen? Er geht wieder ins Gebirge; wie sie dort durchkommen wollen, weiß ich nicht. Laß uns sehen, wo sie bleiben; auf Richtwegen

holen wir sie leicht wieder ein! — Und Jacob, die Geschäfte der Mühle seinem Gesellen überlassend, lief mit Peter in der Nacht hinter dem Wagen her, und indem sich Beide seitwärts durch die Waldung wandten, folgten sie, durch das Räthselhafte der Erscheinung angezogen, dem donnernden Geräusche der Räder bis gegen Morgen, wo sich der Wagen in eine alte, verfallene Burg verlor, und zukrachende Thore sie weiter nachzudringen hinderten. — Nun möchte ich ganz und gar an Hexerei glauben, sagte Jacob, denn in ein solches Gespensterneſt bei Schlangen und Eulen einzukehren, das vermag nur eine Hexe oder eine Zauberin. — Und furchtsam schlichen sie um die verfallene Burg her, zu sehen, ob nicht eine menschliche Spur zu entdecken sey. So kamen sie an eine Mauer und an eine verschlossene Thür, die hoch hinter einem Steinhaufen halb verborgen lag. Die Sonne ging eben auf. Während Peter unten sitzen blieb, stieg Jacob über die rasselnden Steine, bückte sich und sah durch ein Loch in der Thür. Sein Blick fiel in einen groſsen verwilderten Garten, und er wurde darin folgende seltsame Erscheinungen gewahr. Ein langer Mann von ehrwürdigem Ansehn schritt in einem purpurrothen Mantel durch die Gänge, blieb stehen, streckte seine Hände gegen die Bäume und wilden

Gesträuche aus und sagte mit gerührter Stimme: habt Dank für euren Schutz! Drauf bückte er sich nach einem Gefäß mit Wasser und wandte sich zu einem Rosenstrauch, ihn zu begießen. Indem trat ein Anderer, der in einen blauen Mantel gehüllt war, hinzu und sagte: o! was thun Ihre Majestät! — Lassen Sie mich, Herzog, war die Antwort; diesen Rosenstock, der seine Dornen gegen mich kehrt, pflegt' ich schon manchen Morgen! Ich habe keine Blüthe an ihm gesehn; dennoch ist er mir lieb geworden, und ich trenne mich ungern von ihm. O undankbares Volk, das ich dennoch liebe! — Sehen Sie unsern Marquis dort, wie er die Nelken bethaut? Dies Unkraut verdient ihren Zorn! Herzog, lassen Sie durch Undank sich nicht schrecken! Glauben Sie, daß aus dieser Verwilderung noch ein herrlicher Garten hervor gehen kann! O mein verführtes Volk, es kehrt zur Besinnung wieder! — Peter! rief Jacob, ich sehe hier Könige und Fürsten, die einen Garten bauen, eine Majestät, die Rosen begießt, eine Durchlaucht, die Unkraut wegjätet, einen Marquis, der Nelken befeuchtet. — Du siehst gewiß wieder in den Kessel entgegnete Peter. — Nein, komm und schau selber Und nun legte Peter ebenfalls Aug' und Ohr an di Thür und sah und hörte. Entweder träumen hie

Gärtner von Königen, sagte er, oder die Stammherrn der Burg sind aus ihren Gräbern gestiegen; es verlautet hier nichts, wie „Durchlaucht und Majestät.“ Indem kam ein junger Mann in den Garten in einem blitzenden Kleide und sprach mit lauter Stimme: Die Prinzessin ist herein. Da hoben Alle Gebehrden des Danks gen Himmel und schritten eine steinerne Treppe hinauf. — Gott, sagte Peter, ich glaube, wir haben den Verstand verloren, oder es bringt der hungerige Magen uns alle den Spuk vor die Augen! — Kaum hatte er dies aber ausgesprochen, so fuhr ihm eine Hand ins Genick, und eine donnernde Stimme rief: was kriecht ihr hier auf dem Boden und spionirt? Marsch! fort mit euch in den Thurm! — Fort ohne Widerrede! — Sie waren auch eben nicht willens, zu widersprechen, denn sie sahen sich von fünf bewaffneten Leuten umringt, deren Anblick ihnen auf der Stelle große Folgsamkeit einflößte.

Darauf wurden sie durch viele Schlangenwege in das alte Schloß geführt und daselbst in ein kleines Zimmer gebracht, das im Erdgeschosse lag. Ein kalter Schauer überlief sie, und Peter sagte: entweder wir liegen noch zu Hause im Bette und träumen, oder wir wachen und sind sehr schlimm dran. Horch, welch ein Geräusch! — Man hörte Fußtritte von Pferden,

dann ein Klingen von Gewehren, die man auf den Boden stampfte. Zwischendurch ließ sich eine kommandirende Stimme hören, Thüren gingen in der Burg auf und zu, wie wenn Gespenster gleich Sturmwinden sich darin auf und abjagten; und nicht lange, so dröhnte die Erde von einem dumpfen Schall, wie wenn entfernte Kanonen donnerten, oder Trommeln wirbelten. Immer wieder trat eine verdächtige Stille dazwischen, und Jacob und Peter wagten kaum zu athmen. — Doch jetzt kamen Fußtritte die Treppe herab, die Thür that sich auf, und beide Gefangene glaubten, daß die bösen Geister nun an ihnen die letzte Tücke ausüben würden. Aber es war ein ganz freundlicher Bursche, der einen Tisch deckte und ihnen ein Frühstück auftrug. Eßt und trinkt, sagte er mit lächelnder Miene, gebraucht euren Hals noch einmal, ehe er euch abgeschnitten wird. — — Jacob und Peter wußten lange nicht, was sie thun sollten. Es ist Hexengut, sagten sie, der Tod sitzt in diesen Speisen. Indeß der Hunger nach der langen Nachtwanderung war gar zu groß; sie kosteten, und es schmeckte ihnen ganz vortrefflich. Ich fühle ordentlich, versicherte Peter darauf, wie mit jedem Tropfen mein Muth zunimmt; am Ende finde ich mich noch in die Zauberwirthschaft und tanze, wenn es verlangt wird, mit

allen Hexen herum. Horch, Musik! — Sprich doch lieber gar kein Wort, entgegnete Jacob, denn es ist hier, als ob die Worte gleich Dinge hervorbrächten, und ich fürchte mich vor meinen eigenen Gedanken! Du lieber Gott, wenn man Leuten von Spukerei erzählt, sagen sie immer: es sind Ratten und Mäuse gewesen; ei vortrefflich! da müßte es hier eine große Sorte geben! — Freilich, versetzte Peter, sieh nur den kleinen Menschen, der uns den Schinken gebracht hat, darauf an; es ist eine recht artige Spitzmaus! Wie gesagt, ich bin nun auf alles gefaßt; und spräche Einer: setze dich auf diesen Drachen, du sollst zum Schornstein hinausfahren, ich führe. — Hast du schon eine Maskerade gesehn? Hier ist es jetzt so. Ich sehe Schlösser und Klöster in langen Colonnen mit einander tanzen, und die Dörfer laufen ihnen zwischen den Beinen umher wie Kinder. Bald fallen die Schlösser über die Dörfer und beschädigen sich die Stirn, oder sie zertreten die Dörfer. Horch, die Berge musiciren! Pauken und Trompeten! Ach, ich bitte dich, flehte Jacob, sprich doch nur kein Wort mehr, denn es geht ja gleich alles in Erfüllung! Ich habe meine Augen nach innen gekehrt und will nichts mehr sehen und hören. So kämpften sie noch zwischen Traum und Wachen, als ein langer Heiduck herein trat und trotzig sagte:

Burſche, ihr kennt mich! Ach ja, wir kennen Sie, antworteten Beide mit bebender Stimme! und ſie zweifelten in der That keinen Augenblick daran, daß es derſelbe ſey, der ſie in der Nacht in den Graben geſchleudert hatte, wenn ſie auch eben kein großes Verlangen in ſich verſpürten, ſeine Bekanntſchaft jetzt zu erneuern. Folgt mir! war ſein zweites Wort; ich will euch aus der Dummheit an das Licht führen! Gleich! ſagten ſie; und ſie gingen und kamen auf eine lange Hausflur, wo viele Soldaten in Waffen blitzten. Sie wußten aber immer noch nicht, ob ſie ſich unter Menſchen oder Bildſäulen befänden. Indem rauſchten ein Paar Flügelthüren auf, und die Prinzeſſin ſchwebte im königlichen Schmuck mit einem langen Gefolge vorüber. Die Soldaten ſperrten die Hälſe auf und riefen: die Prinzeſſin lebe hoch! Auf Jacob und Peter warf ſie einen freundlichen Blick und ſchien zu winken. Ach! das iſt ja unſere Hulda! flüſterten ſie einander zu. Beide ſchloſſen dem Zuge ganz gehorſamſt ſich an und gelangten ſo in einen großen baufälligen Saal, worin viele Perſonen mit Sternen und Ordensbändern ſich auf und ab bewegten. Sie erkannten hier den König, den Herzog und den Marquis aus dem Garten wieder, ſo ſehr dieſe auch in der neuen Herrlichkeit ſtrahlten. Hulda und den König umringten

Alle mit ehrerbietiger Freude. Die Andern aber erhoben die Stimme und riefen: es lebe das königliche Haus! Wieder öfnete sich die Thür eines Seitengemachs, und ein stattlicher Jüngling in kriegerischer Kleidung trat heraus, und Alle riefen wieder: der Sieger lebe! es lebe das königliche Haus! Drauf erblickten sie den König auf einem Throne, der Held kniet mit Hulda nieder, und der Regent setzte eine Krone auf sein Haupt, indem er den Sieger seinen Neffen nannte, zum Nachfolger erwählte und zugleich mit Hulda, seiner Tochter, verlobte. Darauf erfolgte die Huldigung: Schwüre mit hochgestreckten Händen, lange Reden und lange Antworten. — Als Jacob und Peter sich jetzt umschauten, wurden sie hinter sich auch Bärfeld mit seinen beiden Töchtern gewahr. Die Blumen in ihren Händen zitterten von der Angst, womit ihr Herz schlug. Seyd ihr denn auch hier? fragte Peter. Ja, antwortete Gretchen, man hat uns ja kommen lassen, um der Prinzessin Blumen zu streun. Husaren flogen durch das Dorf; es ist ein Lärm wie zum jüngsten Tage. — Indem wandte die Prinzessin das Antlitz zu ihnen; die Mädchen wagten einige Schritte vorwärts, blieben aber voll Staunen zitternd stehn, da sie das Zaubermädchen aus der Pfarre erkannten. Indeß Hulda nahm freundlich die

Kränze

Kränze aus ihren Händen; und sagte: ja, ich bins, erschreckt nicht, fasset Muth! Ich danke dem Himmel für die Zuflucht, die euer Dorf mir gewährt hat; die rauhe Einsamkeit eurer Gegend hat mir das Leben gerettet. Ich danke euch, werthe Gespielinnen, für die Unterhaltung, die ihr in der Verbannung mir gewährt habt. Und ihr, die ihr die Geliebten dieser Mädchen seyd, nehmt die Scherze nicht übel, womit ich die traurigen Tage mir ein wenig aufhellte! Verzeiht einander, was jugendlicher Uebermuth verschuldete! Bald wird noch ein anderes Räthsel sich vor euch aufthun. Weilet hier und seyd meine Gäste! — Jacob und Peter neigten sich bis zur Erde. Sie wollten noch weiter reden; aber viele Abgeordnete des Landes drängten sich in den Zimmern, dem neuen Regentenpaar zu huldigen. — Da trat der Jäger hervor, der nämliche, der die Prinzessin in das Dorf begleitet hatte und führte Bärfeld und seine Töchter mit ihren Freiern in ein besonderes Gemach, wo sie ihr Herz freier ausschütten konnten. Bärfeld heftete stumm seine Blicke auf den jungen Mann. Dieser aber wandte sich zuerst zu den Mädchen und sagte: nehmt nicht übel, daß ich euch beide liebte; ich mußte mich wohl zu beiden hingezogen fühlen, denn ich bin euer Bruder! Da fiel Bärfeld ihn von hinten an

Endlich wagte es die treulose Andalusierin, eine Rache, die für immer ein Geheimniß bleiben, und woran ihre Gebieterin nicht einmal unmittelbaren Antheil nehmen sollte, als das einzige Mittel zu schildern, die Unglückliche von einem Ungeheuer, das ihr Verderben geschworen, zu befreien und sie in die Arme eines treuen Geliebten zu führen. Empört über den entsetzlichen Gedanken, wollte Isabella die treulose Rathgeberin bei ihrem Manne angeben. Aber Elvira, die wohl wußte, wie sehr Isabella schon in ihrer Gewalt war, hielt sie auf, und drohte ihr kühn, ihr Geheimniß, ihre Liebe, ihre strafbaren Hoffnungen zu enthüllen, wenn sie es wagen wollte, die Anklage auszusprechen. Die Unglückliche schwieg bestürzt. Und wie hätte sie auch einen solchen Schritt wagen dürfen! Ihr Mann würde sie nicht angehört haben, und da er der beleidigten Dueña sein ganzes Vertrauen schon zurück gegeben hatte, so würde er in Isabella's Anklage nur das Verlangen gesehen haben, sich von einer lästigen Aufseherin zu befreien. Und wem sonst hätte Isabella das furchtbare Geheimniß entdecken können? Sie sah niemand, als ihren Mann und die Andalusierin, keinen ihrer Verwandten, keinen Freund, nicht das unschuldigste, unverdächtigste Wesen.

und sagte: du bist mein Sohn; ich erkannte dich, so bald ich dir ins Auge sah. O mein verlorner und wieder gefundener Sohn! Warum bist du mir so lang ausgewichen; warum konnt' ich nicht eher diese Freud haben?

Es war bisher noch zu früh, lieber Vater, erwi derte Wilhelm; aber jetzt vernehmt, wie sich alles bis her begab und wunderbar sich zugetragen hat! Au Kriegslust, wie ihr wißt, zog ich mit den Soldate fort. Das größte Glück für mich war, daß ich ein gute Hand schrieb, und daß der Feldwebel mich z seinem Gehülfen gebrauchen konnte. Durch ihn war ich dem Hauptmann, durch diesen dem General bekannt der mich noch in vielen Dingen unterrichten ließ Durch die Gunst des Generals stieg ich bald noch höher, so daß ich endlich bis zum Amte eines Kabi netssekretairs gelangte. Die Bedrängniß, worein da mals der Hof gerieth, und mancherlei Zufälle brach ten mich den fürstlichen Personen selbst näher; Muth und Entschlossenheit in Gefahren erwarben mir ih Zutrauen. Eine Empörung war ausgebrochen; ein Theil träumte von Freiheit, ein anderer wollte statt des Königs seine Tochter auf dem Thron haben, unter deren Scepter jeder seine eigene Macht zu sichern glaub te. Deshalb aber droheten von der andern Partei

der Prinzessin die gefährlichsten Nachstellungen, und es blieb kein besserer Rath für sie, als sich zu verbergen, bis der Ungestüm sich gelegt hätte. Ich wußte einen solchen Zufluchtsort, nämlich das Dorf in der rauhen, entlegenen Provinz, wo ich geboren und wohin selbst kaum ein Gerücht von der Empörung gedrungen war; beim ehrwürdigen Pfarrer daselbst durfte ich einen schicklichen Empfang und Verschwiegenheit hoffen. Um unsern Plan auszuführen, war Verkleidung und Entäußerung aller königlichen Zeichen nöthig, worein sich auch die Prinzessin um so lieber fügte, da sie für das Abenteuerliche und Theatralische von jeher eine große Vorliebe hegte. Von ihrer Oberhofmeisterin, einer dienenden Kammerfrau und von mir, als ihrem Wegweiser, begleitet, kam sie zum Prediger unter dem Namen einer Verwandtin desselben, deren Verhältniß mein Kopf leicht erfinden konnte. Bald wurde ihr aber die strenge Eingezogenheit zu lästig, und ein Spiel von Scherz und Neckerei mußte um sie her angeknüpft werden, um aus ihren finstern Stunden die Langeweile zu verscheuchen. Ihr, lieben Schwäger, Peter und Jacob, habt uns recht wacker ausgeholfen. Ihr, meine Schwestern, habt auch nicht wenig dazu beigetragen. Das Antlitz meines lieben Vaters mußte ich meiden um unsers Geheimnisses

willen. Ein Bote überbrachte uns öfters in der Nacht geheime Nachrichten. Durch ihn erfuhren wir denn auch bald darauf, daß eine Menge Spione in die Provinz ausgesandt wären, um den Aufenthalt der Prinzessin zu erforschen. Ein solcher fand sich auch im Dorfe ein und umschlich unser Haus. Die Partei, welche die Prinzessin zur Regentin verlangte, hatte sich jetzt ein großes Uebergewicht verschaft, und es fehlte ihr weiter nichts mehr, als die persönliche Gegenwart der Prinzessin. Sie hielten das Volk mit Hoffnung hin bis auf den bestimmten Tag, wo sie die Prinzessin als das Haupt ihrer Partei zeigen wollten. Sobald sie in der Gewalt dieser Partei erschien, war die Revolution vollendet. Ihrer habhaft zu werden, darauf beruhte jetzt alles, das Schicksal des ganzen Reichs hing davon ab. Ich hielt nun für das rathsamste, den Kundschafter, der das Antlitz unserer Hulda mit dem Bilde der Prinzessin zu vergleichen wünschte, dreist zu uns einzulassen, dann aber ihn fest zu halten und so seine Rückwirkung abzuschneiden. Wir baten uns Proben von seiner Kunst aus; doch kaum hatte er ein Paar Lieder zur Guitarre ausgesungen, als wir uns von ihm entfernten und alle Thüren hinter ihm verschlossen. Indeß, auf diesen Fall vielleicht schon vorbereitet, sah er sich nach einem

andern Ausweege um und ließ sich vermittelst eines Stricks, den er bei sich führte, von oben auf die Straße hinab; und nun erst wäre ihm sein Vorhaben völlig gelungen und jede Stunde darauf ein mächtiger Ueberfall für uns zu fürchten gewesen, wenn nicht in der Verwebung der Liebesneckerei die Versehung mit einem schwachen Faden unsere Errettung und des Reiches Wohlfahrt miteingeflochten hätte. Die Falle, welche die Eifersucht in ihrem Wahne dem Nebenbuhler aufgestellt hatte, diente jetzt dazu, den Reichsverräther aufzufangen. Die ganze Revolution blieb im Sacke des Müllers. Denn da die prahlerische Partei mit dem Erscheinen der Prinzessin dem Volke nicht Wort halten konnte, erhob sich eine große Macht gegen sie, und während die Uneinigkeit sie schwächte, eilte der Neffe des Königs mit den treuen Anhängern seines Oheims herbei, fiel über die Streitenden her und unterwarf sie alle wieder dem Scepter des Königs. Wir wurden, ohne noch von diesem glücklichen Erfoge unterrichtet zu seyn, in der Nacht im Namen des Königs aus unserer Verbannung plötzlich hieher berufen, wobei die Forttragung der Prinzessin, der eine leichte Ohnmacht anwandelte, dem Auftritte vollends den Schein des Gewaltthätigen geben mußte. Nehmt nicht übel, lieben Schwäger, daß ihr

für die Hülfe, welche ihr der geraubten Prinzessin wolltet angedeihen lassen, so unsanft in den Graben geschleudert wurdet! Wenn der Staat in Gefahr ist, darf man ein Paar Saiten auf der Violine und ein Paar Rippen mehr oder weniger nicht achten. Seyd auch nicht über euch selbst verwundert, daß ihr der Prinzessin, trotz aller Schmerzen, so treulich nachgelaufen seyd; denn wisset, Jeder im Reiche, der sich ihr naht, dessen Blick und Herz ist ihr auf ewig zugewandt; und es war billig, daß auch in der Verbannung das Dorf ihr ein Paar Herzen zum Tribut brachte! So dürft ihr auch nicht glauben, daß es mit Hexerei zugehe, wenn in einem so alten verfallenen Schlosse Könige und Fürsten sich versammeln! Zu einem Zufluchtsorte bot das halb verwitterte Dach Schutz genug; wer sein Leben retten will, dem ist auch eine Hütte, eine Höhle nicht zu klein. Hieher strömten nun die Vasallen, sobald des Königs Recht wieder erstritten war; und um das Glück des Reichs noch fester zu begründen, hat jetzt der König, wie ihr gesehn habt, die Krone auf das Haupt seines siegreichen Neffen gesetzt, und er hat ihm die Hand seiner Tochter gegeben, deren Herz er schon früher besaß. Wie aus Ruinen sich neues Leben hervordrängt, so geht hier dem Reiche zum neuen Leben nun ein neuer Tag

auf. Und ihr, Jacob und Peter, könnt stolz darauf seyn, daß ihr zu dieser großen Umwandlung auch etwas beigetragen habt. Der König, daß ihr es wißt, will euch für eure Freundschaft den Sack mit blanken Thalern füllen; und, ich sag es euch zum voraus, daß Jacob zum geheimen Schloß- oder Hausrath und Peter zum Oberfeuerinspector wird ernannt werden. Mir schenkt der König das Dorf; dort will ich mit euch leben, mein Vater. Und nun bitt' ich auch, daß ihr Lieschen dem Schloßrath und Gretchen dem Oberfeuerinspector gebt. — Indem schollen Pauken und Trompeten im Schlosse. — Mädchen, Kinder, wie ist euch, rief Bärfeld? Es lebe das königliche Haus! riefen Alle. Ich habe zwar mit keinem Gedanken an den König gedacht, sagte Jacob, als ich an der Pfarre den Sack aufhielt, aber wenn er nun blanke Thaler will hinein fallen lassen, ist mir es recht; ich theile mit dem Oberfeuerinspector. Gretchen, söhne dich nun wieder aus mit dem Inspector! Lieschen, gieb mir deine Hand; es kommt nicht alle Tage eine Prinzessin ins Dorf: und so werden wir künftig die treusten Ehemänner werden! Die Mädchen lächelten holdselig dazu, und in ihren freundlichen Mienen spiegelten sich Rath, blanke Thaler und Inspector. Ein Tisch stand gedeckt; Alle schmausten wie die Götter.

Drauf wurden sie noch einmal vor das Antlitz der Prinzessin gerufen, die ihre ländlichen Freunde und Gespielinnen, alle sehr reich beschenkt, entließ. So endigte sich das königliche Abenteuer. Jauchzend kehrten sie ins Dorf zurück; und Wilhelm, dem die Prinzessin zum Dank für ihre Rettung ansehnliche Güter verlieh, und welcher sich künftig Herr von Rettberg nennen mußte, ließ nach dem Willen des Königs an der Stelle des Pfarrhauses ein hohes, stattliches Schloß sich erheben und über dem Eingange desselben zum Andenken der Begebenheit eine Schilderei in Stein hauen, worin Geschichtsforscher und Staatskundige, wenn sie einmal des Weges kommen sollten, noch heut zu Tage das Abenteuer abgebildet erblicken können, wie der Abgeordnete der Revolution in den Sack fällt.

Wie man ſuchen muß.

Ein Bauer hatte ſeine Pferde in den Wald auf die Weide getrieben. Als er ſie am Abend wieder heim holen wollte, fehlte ihm eins. Er ſah ſich bang darnach um und rannte ängſtlich in der Gegend umher. Endlich fand er einen Reiter, den er fragte, ob er nicht ſeinen Grauſchimmel geſehn habe? Nein, antwortete der; aber habt ihr Euch auch recht darnach umgeſehn? — Das will ich meinen, entgegnete der Bauer, überall! — Ueberall? Nun, habt Ihr auch in das Krähennest dort oben auf dem Baume geſehn? — Nein; aber wie ſollte denn das Pferd da hinauf gekommen ſeyn? — Thut nichts; ſteigt nur hinauf, man muß ſich nach verlornen Sachen überall umſehen, wo ſie nur imme in der Welt ſeyn können! Wären ſie da, wo man ſie vermuthet, ſo brauchte man ſie ja nicht erſt zu ſuchen. — Der Bauer wußte darauf nichts einzu-

wenden, sondern stieg getrost den hohen Baum hino
Kaum war er bis in die Hälfte gekommen, so rie
freudig aus: „Ich hab' es! Ich seh' es.“ — N
das habe ich mir gedacht, sagte der Reiter u
trabte fort. Nun hatte zwar der Bauer sein Pf
nicht in dem Neste gefunden; da aber die Krä
ihre Nester immer auf den höchsten Bäumen anleg
so konnte er von dort aus den ganzen Wald überse
und erblickte sein Pferd nicht weit von sich unt
ganz ruhig grasend.

H.

Farbensinn.

Ein Jude kam mit der Probe eines rothseidnen Ze
ges in ein Ausschnitt-Gewölbe und fragte sehr emsig
ob se de Kulör nich ach in blau hoben?

Lied vom Weine.

Der Wein, der wird geboren
Auf Bergen hoch und schön,
Drei milde Frühlingshoren
Bei ihm zur Taufe gehn.
In Gottes freien Lüften
Schwebt seine Wiege dann;
Umhüllt von Balsamdüften,
Fängt er zu leben an.

Wer einst die Hand erheben
Zu Werk und Thaten will,
Der samml' im Jugendleben
Zu Kraft und Kunst sich still!
So übt auch seine Kräfte
Der Jüngling still, — der Wein,
Und sammlet Zaubersäfte
Auf seinen Bergen ein.

Ihr Beichtvater selbst wagte es nicht anders, als mit der größten Vorsicht und Heimlichkeit, sie zu besuchen. Sie glaubte sich ihm entdecken zu können, aber der Mönch, von wilder Rachsucht verblendet, verdammte den Entwurf nicht, dessen heimlicher Urheber er war, sondern bot alle Hülfsmittel verführerischer Beredsamkeit auf, um die Gräßlichkeit des Gedankens zu verschleiern. Als er bald gewahr wurde, wie schwer es war, Isabella zu überreden, suchte er sie zu schrecken, und drohte ihr, wenn sie nicht verschwiegen wäre, sich furchtbar an ihr zu rächen. Es war keine ohnmächtige Drohung, denn der Mönch hatte, zum Ersatz für den verlorenen Bischofshut, sich die Stelle eines Beisitzers der Inquisition verschafft, und war durch seine unermüdete Thätigkeit, durch seine unbeugsame Strenge, durch seine Geschicklichkeit die Angeklagten in unauflösliche Schlingen zu verwickeln, eine der ersten Stützen des furchtbaren Glaubensgerichts geworden.

Isabella's Lage war schrecklicher, als die Lage eines verurtheilten Verbrechers. Während der verbrecherische Gedanke ihre Seele mit Abscheu erfüllte, boten zwei Menschen, die aus mehr als einem Grunde große Gewalt über sie hatten, ihr eine Rache an, welche seit langer Zeit herausgefordert war, eine Rache, wozu derjenige, der das

Nie darf der Mann erliegen
Bei schwüler Tage Leid?
Die Zeit muß ihm sich fügen;
Er macht ja selbst die Zeit.
So steht im schwülen Strahle
Der Wein, der Mann und Held;
Die Blume sinkt im Thale,
Er wird von Kraft geschwellt.

Und hat er nun errungen
Des Lebens steile Höh'n,
Und hat er nun erzwungen
Die Reife mild und schön,
Wird kühler schon die Sonne,
Er zieht in unser Haus
Und strömt in unsre Tonne
Sein reiches Füllhorn aus.

Wenn lange schon die Reben
Der Erde Staub umhüllt,
Ist noch sein schönes Leben
Von Götterkraft erfüllt.
Er ruht bei unsern Todten
Tief in der Erde Nacht;
Doch hat er Lebensoden
Und er, wie sie, erwacht

Und breitet dann die Flügel
In seiner Freunde Haus
Wie einst auf seinem Hügel
Noch einmal duftend aus,
Erfüllt mit Gluth die Herzen,
Die seine Kraft umweht
Und endet ohne Schmerzen,
Wie Harfenton vergeht.

Friedrich Kuhn.

Anekdote.

(Aus mündlicher Ueberlieferung.)

Ein alter eifriger Jäger zog im Winter bei starkem Winde, mit einer Pelzmütze auf dem Kopfe, über Feld. Der Wind nimmt die Mütze und führt sie querfeld ein. Athemlos läuft er nach, kann sie aber nicht erreichen. Endlich, auf's äußerste gebracht, reißt er die Flinte von der Schulter mit den Worten: warte, Bestie, du sollst nicht weit laufen! Er legt an; die Haare stieben. Zufrieden mit seiner Rache geht er baarhaupt nach Hause und überläßt sein Wild den Winden.

Klopstocks Grab.

Ich stand am Klopstocks Grab' in tiefem Schmerz,
Denn jeder Ton der gottgeweihten Leier
Klang mir noch hochbeseligend durchs Herz;
Da rief ich bei der tiefen Rührung Feier,
Denn meine Lippe schwieg in Gluth nicht länger,
„Hier, hier ruht Deutschlands groser Sänger!"
Ein Herr, der neben mir auch bei dem Grabe stand
Und, als er mich so tiefergriffen fand,
Pflichtschuldig that, als sey er auch vom Schmerz durchwühlt,
Fragt' hier: „Hat er denn auch ein Instrument gespielt?"

Th. Hell.

Die Haarringe,

von

Gustav Schilling.

Fräulein Lorchen ſaß neben der Frau von Flammen der Kanzel gegenüber, auf welcher ſich der Herr Magiſter ſo weitläuftig über die Gefahren der Gegenwart äußerte, daß den gefährdeten Zuhörerinnen zuerſt ganz bange und dann die Zeit ungemein lang ward. Röschen neigte ſich deshalb zu der Freundin und fragte ſchalkhaft — Wie ſich ihr Herr Oberſtleutnant befinde. Sie hatten nämlich, gleich der übrigen Chriſtenheit, fremde Truppen im Quartier. Die Frau von Flammen entgegnete hierauf in demſelben Geiſte — Wie wohl es Deinem Hauptmanne geht, ſieht man Dir an den Augen an.

Weißt du denn auch, fuhr Lorchen fort, daß ſie ſtündlich den Befehl zum Aufbruch erwarten, und daß Du eben jetzt wie ein Schmerzenbild ausſiehſt? Die Frau von Flammen widerſprach der loſen Behauptung und ſagte dann leiſer: — Darum dringt mein Gaſt mit ſolcher Heftigkeit auf ein Andenken.

Lorchen. Ach, liebe Eliſe, meiner auch!

Elise. Er will eine Locke; aber am Ende s
man kahlköpfig da, und mein guter Mann musiert
täglich.

Der Prediger eiferte jetzt dergestalt, daß das pl
dernde Paar plötzlich verstummte, aber weit weni
dieser laut bezeichneten Gefahren der Gegenwart,
der Reitze derselben gedachte, denn ihre beiden Gö
waren jung, waren schön und höchst gebildet. S
verdienten, zur Ehre der Gönnerinnen sey es gesa
die erworbene Gunst, und die Mehrheit ihrer Kam
raden das Wohlwollen der Schönen des Ortes, wel
unter sich seit vier Wochen nicht aufhören konnte
von der allerliebsten Einquartierung zu erzählen. D
Eine hatte mit in Spanien gefochten und vertrieb de
wißbegierigen Papa durch Mittheilung glaubwürdig
Abenteuer die Zeit, der Andre machte durch Mitthe
lung seiner Kochkünste die Köchin klug, der Drit
war mäßiger, als ein Zaunkönig, ein Vierter so eh
bar, daß ihn die Tochter des Hauses ganz unbeden
lich beim Vortrage der Doppel-Sonaten zum Mita
beiter brauchte, — kurz, das Regiment schien, nac
aller Damen Versicherung, eine Landwehr der himm
lischen Heerschaaren zu seyn. Zudem stand in diese
Stadt, wo noch der gute Geist reiner Sitte vorherrsch
te, die Jugend beider Geschlechter in sehr freundlichen

aber gleichsam geschwisterlichen Beziehungen; die fremden Gäste traten unwillkührlich in dasselbe Verhältniß zu den vorgefundenen reitzenden Schwestern und erschienen sich in diesen Familien wie die Söhne des Hauses.

Frau von Flammen eilte nach dem Amen des Warners aus der Kirche, denn sie wollte zwölf Freundinnen für den Nachmittag zum Thee bitten lassen, da ihr guter Mann für zwei Tage verreist war, sie daher eben freie Hand hatte, und es, hinsichtlich auf den nahen Abmarsch der Landwehr, so Manches zu besprechen gab. Das werthe Dutzend sagte ohne Ausnahme einer Einzigen zu; doch war das erste Wort jeder Eintretenden eine wehmüthige Verkündigung des Befehles, welcher das Regiment mit dem kommenden Morgen ab- und ausziehen hieß.

Wie vorhin im Betstübchen, vertraute jetzt Eine der Andern, daß ihr Freundchen um dies oder jenes Erinnerungsmahl gefleht, daß sie die Bitte gewährt und dasselbe leider noch nicht fertig sey, und Alle zogen nun die zugedachten Pfänder aus den Beuteln. Sie webten, um das Mögliche zu versuchen, höchst emsig an dem Strick- und Perlwerk und versanken daneben so gänzlich in den schmerzlichen Trennungs-Gedanken, daß man oft Minuten lang kaum Fünf

bis Sechs gleichzeitig laut werden hörte. Sie spr
von dem Regimente.

„Haarringe! Haarringe!“ scholl es jetzt von
Gasse herauf. Ohnfehlbar bot ein wandernder Ga
terie-Krämer, das Bedürfniß der Zeit kennend,
unten seine Waare aus. — „Haarringe“, riefen
zwölf Theetrinkerinnen, schnell aufhorchend! „H
ringe“? wiederholte Frau von Flammen. —
ganz neuer Erwerbszweig! Die kaltherzige Chri
deren Perlenbeutel überdies mißrathen war, ve
te: — Wenn der Mensch billig und die Arbeit ert
lich ist, so finde ich unsern Adjutanten mit einem
chen Machwerk ab.

Ringe binden, fiel Lorchen ein.

Und das Haar ist gewöhnlich von armen G
dern, bemerkte Elise. Eine einfältige Mamsel s
darauf — Wir geben es aber für das unsere aus!
ihre Nachbarin, welche das Uhrband für den alt
den Major ebenfalls nur ehrenhalber fertigte und
kein Ende ihrer Arbeit sah, versicherte gleicherma
einen solchen Ring für ihn kaufen zu wollen;
daure sie das schöne Geld.

Jetzt klopfte man; die Thür flog auf; es
ein baumlanger Mann in leinenem Kittel und in
rissenen Unterkleidern herein, dessen Dunstkreis

gespannten Dutzend auf der Stelle den Odem versetzte. Es war derselbe Krämer; nur hatten ihn die Damen mißverstanden. Er grüßte kopfnickend, nahm das unsaubere Tuch von dem Korbe weg, der ihm am Halse hing, zog, wählend unter vielen, statt der Haarringe einen spiegelnden, gewaltigen Häring heraus und wanderte, die Sorte rühmend, von Einer zu der Andern. Ein herrliches Vergißmeinnicht!

Die Guten gebehrdeten sich, als ob der böse Feind ihnen beikomme; sie hielten, wie die Nasen, so die Mäulchen zu, und wiesen den erpichten Verkäufer schreiend ab. Elise aber, die Ekle, Feinsinnige, welche fürerst gleich dem Dutzend gethan hatte, neigte sich jetzt, zum Erstaunen des Kreises, wie von einer magischen Gewalt überwunden, nach dem Korbe, blickte den großen Probe-Häring so vielsagend und wohlwollend an, als ob derselbe zum Oberstleutnant worden sey, und schien mit allen Sinnen in dem Anschaun seiner Brüder und in dem Duft, den sie verbreiteten, zu schwelgen.

Junge Damen, welche die Erfahrung bereits mit den mystischen Vorzeichen und Erscheinungen des Mutterstandes vertraut machte, dürfen aus diesem seltsamen Gelüste der Frau von Flammen mit Recht folgern, daß sich die Glückliche im Aufgange der frö-

Opfer seyn sollte, sie unaufhörlich reizte. Mehr als einmal öffnete sie den Mund, um ihrem Manne alles zu entdecken, aber ehe sie reden konnte, ward sie mit Verachtung, mit Wuth zurückgestoßen, und der Unsinnige, als wäre er gegen sein eigenes Leben verschworen gewesen, behandelte sie mit jedem Tage grausamer. Der Mißbrauch geistiger Getränke, der sonst unter den Spaniern so selten ist, hatte ihn in ein wildes Thier verwandelt. Zweimal wollte er, fast seiner Besinnung beraubt, einen Angriff auf Isabella's Leben wagen, und als er nachher diese strafbaren Anschläge nicht läugnen konnte, erklärte er ihr mit furchtbaren Verwünschungen, daß er sie, bei dem geringsten Versuche, seinem grausamen Joche zu entfliehen, um jemand ihre Leiden zu entdecken, unerbittlich dem Tode weihen würde.

Die Unglückliche gab dennoch nicht ihre ausdrückliche Zustimmung zu der Ausführung des Verbrechens, aber in einem Augenblicke unseliger Verirrung hörte sie doch auf, sich dem Entwurfe zu widersetzen, und den Rächerarm aufzuhalten, der ihrem Quäler drohte. Sie ließ es geschehen, daß die Andalusierin und der mitschuldige Mönch ihr eine schwache Gabe Gift reichten, um, wie man sagte, die Welt zu überreden, daß der Genuß einer, in einem vernachlässigten Kochgeschirr bereite-

lichsten Hoffnung befand und von dieser, dem gedach
ten Zustande entspringenden Sehnsucht getrieben, nac
dem Genusse des Fischleins mit krankhaftem Ungü
stüm verlangte. Wir sehen sie daher, ‚Trotz der
Schelten und dem Gespött des eifernden Thee-Zir
kels, dem Manne winken, sehn sie, von ihm begleitet
zur Küche gehn, wo Elise den Handel schloß und der
Häring mit Heißhunger verzehrte. Eben wollte di
Befriedigte der nöthigen Reinigung halber an der
Nachttisch ihres Schlafgemachs eilen und Hand und
Mund in duftenden Essenzen baden, als ihr werther
Gast, der Oberstleutnant, eines brennenden Lichtes
bedürftig, in die Küche trat und hier der schönen
Wirtin begegnete. Wir wissen schon, ‚wie hoch sie
ihn hielt; ihm war die Holde noch viel werther; nun
war es demselben bis jetzt nicht geglückt, sie unter
vier Augen zu begrüßen. Er wollte heute eben
eine Sache von Wichtigkeit ihrer Entscheidung unter
werfen. Sein General stellte es nehmlich dem Leicht
verwundeten frei, als Platz-Commandant hier zurück
zu bleiben, oder das Regiment in den neuen Quartier
stand zu führen; und erklärte sich nun die gütige
Wirtin geneigt, ihn nach wie vor im Hause zu be
halten, eya! so blieb er mehr als gern. Der Oberst
leutnant begann demnach, sich zu der freudigen Be

gegnung Glück zu wünschen. Er brachte seine Worte an. Er streckte nebenbei, von dem Wein eines eben geendigten Schmauses ermuthigt, die Arme aus, um den goldenen Flügel des Moments zu erfassen und die Einsame an sein Herz zu ziehn. Aber kaum hatte Elise ihn erblickt, als sie, der widrigen Wirkung eingedenk, welche der Genuß und Geruch der uns bekannten losen Speise auf den Verehrer äußern mußte, seine Hand ungestüm abwies und schamroth und angsthaft, — mit einem heftig betonten „Fort! Fort! reisen Sie!" — an ihn vorüber schlüpfte und die Thür des Alkovens hinter sich in das Schloß warf.

Stolz und Empfindlichkeit, des Oberstleutnants schwache Seiten, vermochten den Beleidigten, der zudem so plötzlich aus dem Himmel stiller Erwartungen gefallen war, auf der Stelle packen und satteln zu lassen, und so führte er nach einer Stunde den bereits marschfertigen Vortrab, ohne der gütigen Wirtin nur einen Dank, oder das schuldige Lebewohl zu sagen, aus dem Thore. Elise aber sagte, als sie vorhin dem Arme des Begünstigten entflohen und vor ihrem Waschtische angelangt war —

„O, der verwünschten, unseligen Lüsternheit, die mich anfocht! Was muß der liebe, zärtliche, gutmeinende Mann von mir denken? Und wie viel widriger

noch müßt' ich in seinen Augen geworden seyn, wenn er mich fest gehalten, mich umfaßt, mir einen Kuß geraubt und dieser abscheuliche Geruch den Feurigen entzaubert hätte!

Die zwölf Freundinnen empfingen jetzt die Zurückkommende mit einem lauten Gelächter; sie scherzten bis zur Heimkehr über den lustigen Mißverstand und neckten die Wirtin: aber diese blieb düster und zwang dem verfinsterten Gesichte nur aus Rücksichten ein bittersüßes Lächeln ab. Während der schlaflosen Nacht aber prüfte Elise ihr Herz, und es schien ihr gegen das Morgenroth hin, als ob in demselben eine strafbare Neigung zu dem verschwundenen Hausgenossen bereits Wurzel gefaßt hätte. Die Ehrbare erschrak vor dieser Entdeckung, sie brach in Thränen aus, sie bat im Geist und in der Wahrheit dem lieben, abwesenden Manne und dem lieben, allgegenwärtigen Gotte die sündliche Verirrung ab, sie sah in dem gestrigen, drängenden Gelüste das heilbringende Weben des Schutzengels und war die Einzige des gestrigen Kreises, welche am Morgen beim Abzuge nicht am Fenster erschien und sich von dem Wirbel des General-Marsches zu einem Dankgebet veranlaßt fühlte. Als Tags darauf Elisens Gatte von der Reise zurück kam und die Entbehrte mit doppelter Zärtlichkeit um-

fing, machte ihn Eliſe weichmüthig und dankbar mit dem Geheimniß ihrer Schwäche bekannt, und durch dieſe Beichte ward ihm das fromme Weibchen um ſo werther.

„Haarringe! Haarringe!“ flüſterte Herr von Flammen ſpäterhin in Eliſens Ohr, wenn der Kriegsſtrom ähnliche, gefährliche Gäſte unter ſein Dach, oder Asmodi auf Bällen und anderwärts zweideutige Geſellen herbei führte; und dieſe Looſung bedeckte das Antlitz der Gattin theils mit dem Schamroth der Erinnerung, theils mit dem verklärenden Lächeln des guten Bewußtſeyns und hielt den zarten Geiſt ihres Buſens wach.

Epigramme auf Blaſius Knaſter, den großen Tabaksraucher.

I.

Im Hauſe von Knaſters Eltern entſtand
Durch eine Tabakspfeife ein Brand;
Die Mutter wurde von jähem Schreck
Von einem Knaben zu früh entbunden:

Da hat unser Knaster dem Schoos sich entwunden
Und trug auf der Stirne den Feuerfleck.

2.

War fleißig der Knab' und von guten Sitten;
Und durft er sich eine Gnade erfleh'n,
So war es die größte von all seinen Bitten:
„O Vater, laß mich deine Pfeifen sehn!"

3.

Cupido's Macht konnt' er niemals begreifen:
„Er hat ja nur Pfeile und keine Pfeifen!"

4.

Man sagt' ihm, die Küsse,
Sie wären so süsse; —
Er küßt' und sprach lächelnd: Wozu soll das taugen?
Kann man doch nicht Rauch aus den Lippen saugen.

5

Und wenn er sich doch bis zum Küssen verlor,
So küßt' er nur Magre; da stellt' er sich vor,
Er bring' an die Lippen sein Pfeifenrohr.

6

Vor allen Gänsen hat er Respekt,
Weil man ihm Viele an's Pfeifenrohr steckt.

7.

Gehört' er zur Mineralogenklaſſe
Er ſammelte gar nichts als Rauchtopaſe.

8.

M.

Seht, einen guten Kopf hat Klaus!

? Knaſter.

Wie lange raucht er ſchon daraus?

9.

Das ſchönſte Loos dünkt Knaſtern hier auf Erden:
Daß jeder Menſch einmal muß Aſche werden.

10.

Sein Leben muß ihm ſchnell verſchwinden;
Ein Sechstheil braucht er, um zu ſtopfen,
Ein Sechstheil dann, um anzuzünden,
Die Hälfte braucht er, um zu rauchen,
Das letzte Sechstheil wird er brauchen,
Um ſeine Pfeifen auszuklopfen.

11.

Vier Elemente, innig geſellt,
Bilden ſein Rauchen, bau'n ſeine Welt:
Der Kopf ſeiner Pfeif' iſt von Erde,
Luft muß haben das lange Rohr,
Das Feuer bewirkt, daß der Rauch ihm werd',
Aus dem Mund lockt ihm dieſer das Waſſer hervor.

12.

Für Schauspieler ist er sehr fürchterlich;
Hat stets im Theater ein Pfeifchen bei sich.

13.

Ein schlechter Autor nur beut ihm Genuß;
Er liefert Papier ihm zu Fidibus.

14.

„Viel Köpfe, viel Sinne!" Dies Sprichwort ist wahr;
Doch nur bei Knastern allein nicht zu brauchen:
Er hat zwar viel Köpfe; doch immerdar
Nur Einen Sinn, und der steht nach dem Rauchen.

15.

Mag die Welt auch wie sie will verderben,
Nichts macht Knaster sich daraus;
Nur die Sündfluth macht' ihm Graus:
Diese löscht sein Pfeifchen aus,
Und da müßt' er ohne Rauchen sterben.

16.

Willkommen ist ihm trübes Wetter;
Es däucht' ihn, als rauchten im Himmel die Götter.

17.

Hanns stürzt ins Zimmer todtenbleich
Und ruft: Herr stehn Sie schnell doch auf;

Es brennt!„ — Da ſpricht Herr Knaſter drauf: —
Es löſcht nicht aus, ich rauche gleich.

18.

Die Hölle ſcheint Knaſtern ſo fürchterlich nicht,
Da es mindeſtens dort nicht am Feuer gebricht.

19.

A.

Die Ehre iſt ein bunter Rauch.

Knaſter.

Ganz recht; — gibt's etwas Schöners auch?

20.

Knaſters Wirtſchafterin.

Der Ofen raucht doch gar infam,
Es ſchmerzen mich die Augen beide;
Der muß hinaus!

Knaſter.

Der bleibt Madam;
Man laß' dem Ofen ſeine Freude!

21.

Wenn einſtens Knaſters Auge bricht,
So wird die Redensart nicht trügen,
Mit welcher man ſo paſſend ſpricht:
„Er liege in den letzten Zügen.“

22

Knasters Grabschrift.

Es schließet dieser Grabesstein
Des größten Rauchers Reste ein.
Zur Asche macht' er Alles hier auf Erden
Und mußte dann auch selbst zur Asche werden.
Willst, — Wandrer, ehren diesen Mann,
So zünd' an seinem Grab' ein Pfeifchen an!

J. F. Castelli.

Der Christ und der Jude.

Ein Christ und Jude kamen einst in Streit:
Wer wohl an Seelen, voll von Heiligkeit,
Dem Himmel größre Anzahl zugesendet,
Das Christen- oder Judenthum?
Einjeder pries des eignen Glaubens Ruhm;
Und so ward nicht der Streit geendet.
Da sprach der Jude, um dies klärlich zu erweisen,
Will ich bei jedem Heiligen aus unsrer Schaar,
Ein Härchen dir von deinem Scheitel reissen,
Und du raufst aus dem Barte mir ein Haar

Bei jedem Heiligen der deines Glaubens ist.
Der Christ nahm's an. Es ward der Kampf begonnen
Mit Adam, und ein Haar verlor der Christ;
Für Petrus ward von dem ein Haar gewonnen
Aus Juda's Bart, und so gings immer fort,
Und Haare kostete ein jedes Wort.
Mit Einem Streich vermeint's der Jude da zu enden,
Er nennt die zwölf Erzväter allzumal,
Und bei des Dutzends böser Zahl
Muß einen tüchtgen Busch von Haar der Christ ihm spenden.
Doch dieser nun auch nicht mehr schonen kann.
Er packt den Bart des Juden kräftig an
Wie Simson einst das säulenfeste Haus,
Ruft wuthentbrannt und ob des Schmerzes eilig,
„Sanct Ursula mit den 11000 Jungfrau'n heilig!"
Und reißt fürwahr den ganzen Bart ihm aus.

Th. Hell.

ten, Speiſe beide Gatten in Gefahr geſetzt hätte, aber nur dem erſchöpften Manne tödlich geworden wäre.

Als Iſabella wieder zu ſich gekommen war, und ohne zu wiſſen wie, von der Gegenwart der beiden Ungeheuer ſich befreit ſah, eilte ſie in das Gemach ihres Mannes. Er athmete noch und ſie war Zeugin ſeiner Todesangſt. In einem der heftigſten Krämpfe verwundete er ſich an den Schläfen. Der Anblick des Blutes, der Anblick des entſetzlichen Schauſpiels erſchütterte ſie auf das heftigſte, und ſchon geſchwächt durch die Wirkung des erhaltenen Giftes, fiel ſie von neuem ohnmächtig nieder. Man trug ſie hinaus, man wollte ihr Beiſtand leiſten, aber heftig ſtieß ſie alle Bemühungen zurück. Sie fiel in eine Art von Betäubung, die lange widerſpenſtig gegen alle Heilmittel war, und ſie fiel jedesmal wieder in dieſen Zuſtand, wenn ſie ſo viel Beſinnung erhielt, daß ſie des Vergangenen ſich erinnern konnte.

Die Aerzte wurden unruhig, und gaben den Rath, ſie auf das Schloß Ponce-Leon zu bringen, wo die reine Landluft, und die Entfernung von allem, was ſchmerzliche Erinnerungen in ihr erwecken konnte, zu ihrer Herſtellung beitragen ſollten. Eine heftige Krankheit brachte ihr Leben in Gefahr, und ihre langſame Geneſung ward noch oft geſtört

Anekdote.

Auf der hohen Karlsschule zu Stuttgart, wo auch Schiller erzogen wurde, war die strengste militairische Disciplin eingeführt. Wenn ein Zögling sich auf irgend eine Weise verging, so erhielt er eine Karte, auf welcher sein Vergehen bemerkt war. Diese Karte mußte er dem Herzog Karl von Würtemberg, der täglich zur Essenszeit in den Speisesaal kam, selbst übergeben, worauf ihm die verdiente Strafe zuerkannt wurde. Einer der Zöglinge gerieth einst mit einem der Aufseher, einem Lieutenant, in Streit und bediente sich in der Hitze des Ausdruks: „Einen Lieutenant wie Sie kann ich aus jeden Stück Holz schnitzen!“ Die natürliche Folge war, daß er eine Karte erhielt, die er am folgenden Mittage dem Herzog übergeben mußte. Nachdem der Herzog die Karte gelesen hatte, ließ er sich ein Stück Holz und ein Messer reichen und gab es dem Angeklagten mit den Worten hin:

„Nun

„Nun schnitze Er mir einmal einen Lieutenant daraus!“ Verlegen nahm dieser Beides und schnitzte ein Weilchen zitternd drauf los. Einer seiner Cameraden, der nicht weit von ihm stand und der sonderbaren Arbeit zusahe, rief unwillkührlich aus: „Ich müßte doch lachen, wenn er einen heraus brächte!“

Das friedliche Paar.

Man hilft dem Junker auf das Pferd;
Er tobt und flucht und zieht das Schwerd:
„Nun fort; das Vaterland zu retten!“ —
Zu Hause weinen sie und wetten
Schon um die Thaten, die er ficht;
Allein am andern Morgen früh
Da wiehert's laut; das alte Vieh
Steht vor dem Stall, der Junker spricht:
Weiß Gott, gern thät ich meine Pflicht,
Allein der Schimmel wollte nicht

St. Schütze.

Trefflicher Geschäftsbrief.

(Wörtlich nach dem Originaldruck copirt.)

Hannover, den 15. Oct. 1797.

Herrn Gebrüder N. N.
in Leipzig.

Hochgeehrteste Herren!

Dem längst geäußerten Wunsch meines Vaters
befolgen, so Pflicht und Achtung gebeut, gab Anl
das Handlungshaus des Herrn N. N. in Hessen Cass
wo ich 9 Jahre meinen schuldigen Dienst leistete
verlassen, und dem Willen dessen einzuräumen, d
Geschäft in Expedition, Commission und mit dies
vorkommende Beschäftigung fortzusetzen, zugleich d
hierinn erlangte Kenntnisse mit mehrern Fleiß auszu
üben.

Das Zutrauen unſerer Gönner durch einen gröſsern Fond zu erlangen, bietet ſich die Verbindung eines Freundes als Aſſocie dar, wo dann das Geſchäft von Spedition vor alleinige Rechnung gehet.

Unſere ergebenſte Bitte, begleitet mit Thätigkeit, Fleiſs, und das Beſtreben nach äuſserſter Billigkeit zu handeln, erlaubt uns die Freiheit unſern Gönnern, den ſchuldigſten Dienſt zu eröffnen, äuſserſt werden wir uns beſtreben, iedes anvertraute Geſchäft mit dem eifrigſten und unermüdeſten Willen zu befolgen, die Zufriedenheit zu ſchätzen und zu erhalten ſuchen, damit das geſchenkte Zutrauen unſere Freunde erhalte, und täglich ſich vermehre.

Gnedigſt erſuchen wir! von der am Fuſs bemerkten Firma gütige Bemerkung zu nehmen, und keiner andern Glauben beizumeſſen, unſern nochmaligen Beſuch zu bewürken, damit wir mit vollkommenſter Achtung und ſteter Ergebenheit zeichen, wie ſehr mit aller Hochſchätzung ſind

ergebenſte Diener
N. N.

„Man wird ſie Männin heißen."

(Eine Disputation von fünf Fakultäten.)

Es fanden ſich beim Punſchpokal
In eines Kaffeehauſes Saal
Vier Städter jüngſt zuſammen;
Wohl jeder meinte, ganz allein
Der Weisheit Sprachorgan zu ſeyn
Im Loben und Verdammen:
Das Kannegießern ließ in Kurzem nach,
Weil man einander hitzig widerſprach.

Von etwas Beſſern ſollte nun,
Um alle Fehden abzuthun,
Der Dialog beginnen.
Der Punſch ging ein, das Wort ging aus;
So konnte man im Doppelſchmaus
Für Leib und Geiſt gewinnen.
Blos Männer, rief der Eine, ſitzen hier;
Ich dächte, von den Weibern ſprächen wir!

Die Andern lächelten ein „Ja“!
Als würden alle Stimmen da
Unfehlbar harmoniren;
Allein die Frage trat nun ein:
„Was ist ein Weib? Was soll sie seyn?“
Da kam's zum Debattiren.
Das Sprichwort, das beim Thurm zu Babel galt:
Quot capita, tot sensus! } wird nicht alt.
Viel Köpfe, viele Sinne }

Ein vielgereister Officier,
Der stets das doppelte Panier
Von Marsch und Venus ehrte,
Der lang' im Morgenlande gar,
Doch nie im Ehestande war,
Und lockre Sitten lehrte,
Der hub den Becher schmunzelnd jetzt empor
Und trat mit seinem Spruch zuerst hervor:

„Ihr Herren fragt: „„Was ist ein Weib?““
Bei meiner Ehr', als Zeitvertreib
Ward sie dem Mann gegeben!
In ihren Arm', an ihrer Brust,
Dem Sitze hochentzückter Lust,
Soll er in Freuden schweben.
Im Uebrigen versteht es sich dabei,
Daß sie uns, Herrn der Schöpfung, dienstbar sey

War nicht zur Zeit des ersten Weins
Bettnachbarin und Sklavin Eins?
Das sind bekannte Sachen.
Um ihrer recht gewiß zu seyn,
Sperrt man in ein Serail sie ein,
Wie's kluge Türken machen.
Das Herrscherrecht gebührt dem freien Mann;
Die Siege zähl' ich kaum, die ich gewann." —

Zunächst an diesem Zwingherrn saß
Ein Elegant, der solchen Spaß
Durchaus nicht dulden wollte;
„Herr", rief er, „wo bleibt Menschenrecht,
Wenn sich das schönere Geschlecht
So unterwerfen sollte?
Und da das Schöne stets das Edle war,
So müssen wir ihm dienen. Das ist klar!

Drum, Türkendespotismus, bleib
Entfernt von mir! — „ „Was ist das Weib?" "
So fragen wir aufs Neue.
O, känntet ihr die Huldgöttin,
In deren Dienst ich selig bin
Durch Unterthanentreue;
Ihr sprächt vereint mit mir: „ „der Mann ist ja
Zur Huldigung der holden Engel da!" "

Ihr Beifallslächeln, welch ein Glück!
Man trinkt aus dem Madonnenblick
Die höchste Wonn' auf Erden.
Sogar ihr Zürnen macht sie schön;
Ihr Schelten ist ein Hochgetön
Bei Majestätsgeberden.
Drum wird, wer rein Gefühl im Busen trägt,
Zu Ehrfurcht und Bewunderung bewegt."

„Den Schönen macht ihr zwar den Hof,"
Begann der Nachbar Philosoph;
„Doch sind das hohle Köpfe,
Und werden dann in Schmeichlerluft,
Betäubt von stetem Weihrauchduft,
Verächtliche Geschöpfe.
Die süßen Herrn verderben erst das Weib,
Als wär sein höchster Ruhm ein schöner Leib.

Groß war sie freilich nie, die Zahl,
Die euch das Weiberideal
Verwirklicht offenbarten;
Was anders als der Musen Gunst,
Apollo's Wissenschaft und Kunst
Gehört für diese Zarten?
Schnell faßt ihr Blick, und ihr Gefühl dringt tief,
Wo oft des Mannes Grübelei noch schlief.

Drum nicht zum eitlen Liebesrausch, —
Zum bildenden Gedankentausch,
Zum Wechselschwung der Geister
Erscheint dem Denker, wie ich bin,
Die seelenvolle Denkerin:
Ihr Umgang schafft den Meister.
Verklärung ist in Wort und Schrift und Ton
Und hebt vom Staub' empor den Erdensohn." —

„Ei," rief der feiste Krämer, „ei,
Ihr hegt gar arge Schwärmerei!
In mir erweckt es Grauen,
Wie Häuser ganz zu Grunde gehn,
Und Mann und Kind verlassen stehn
Durch hochgelehrte Frauen.
Ihr großes Wissen ist doch eitel Dunst:
Es fehlt dabei die wahre Wirtschaftskunst.

Ein Muster ist, ich sag' es kühn,
Durch rastlos emsiges Bemühn
Mein Weib in ihrem Fache:
Um drei Uhr Morgens steht sie auf
Und ordnet alles oft im Lauf
Vom Keller bis zum Dache.
Sie kehrt, sie kocht, sie wäscht, sie spinnt, sie webt;
Dies alles, weil sie nicht nach Schimmer strebt." —

Der Philoſoph, noch hoch entzückt
Von ſeinen Geiſtesſchweſtern, drückt
Dem Stutzer jetzt die Hände
Und ſchwört: „zur Magd, wie ſolch ein Wicht,
Nähm' ich und Du die Hohe nicht,
Die ſich mit uns verbände!
Zur Koch- und Waſch- und Spinnmaſchine nur
Erniedrigt Geiz die edelſte Natur.“ —

So brachte Seitenhieb und Spott
Das Viergeſpräch vom Schritt zum Trott,
Ja, bald zu wilden Sätzen,
Die Mienen zuckten wunderlich,
Die erſten Drei erhoben ſich
In Haſt von ihren Plätzen;
Man ſah, ſo ſcharf, wie man ihn ſelten ſieht,
Der Temp'ramente grellen Unterſchied.

Der Krieger zog choleriſch raſch,
Um mit dem blanken Schlachtpallaſch
Im Geiſt der Zeit zu ſchlichten.
Sanguiniſch weich, dem Schwerd' abhold,
Beſchwor den Held der Schmückebold
Mit Stellen aus Gedichten.
Die Kolleradern ſchwoll bei jenem auf;
Bei dieſem hatten Thränen freien Lauf.

durch Anfälle einer Betäubung, worin ihre geängstigte Seele sich und ihre Leiden vergaß.

Eines Tages endlich ward sie durch eine süße Stimme, bei deren ersten Tönen ihr Herz aufbebte, durch Alvaro's Stimme, für immer aus diesem dumpfen Schlummer erweckt.

Fernando war zu allgemein verachtet worden, als daß sein Tod großes Aufsehn hätte erregen können, und da Pater Rafael bei dem unglücklichen Vorfall in dem Trauerhause gewesen war, so setzte jedermann voraus, daß der verehrte Mönch dem Sterbenden in der letzten Stunde beigestanden hätte. Die Verwandten meldeten dem Ritter den Tod seines Bruders als ein ganz natürliches Ereigniß. Er eilte nach seiner Heimath, um mit seiner Schwägerin den Verlornen zu beweinen. Wie wechselten, als sie ihn wiedersah, Freude, Scham, Liebe und Entsetzen in ihrem bewegten Herzen! Alvaro aber schrieb die auffallende Verwirrung, welche sie verrieth, der Erinnerung an die Vergangenheit zu, und fand in ihrer Traurigkeit nur den Schmerz einer tugendhaften Wittwe. Unter allen Qualen aber, die Isabella's Herz zerrissen, war ihr nichts so schmerzlich, als das Gefühl, daß er sich täuschte, und daß sie seiner nicht mehr würdig war.

Und dazu kam der unablässig ängstigende Gedanke an die Züchtigung, welche sie verdiente, und

Der Bücherwurm mit trocknem Hirn
Rieb melancholisch sich die Stirn
Und schalt auf die Verblendung,
Die niemals unter einen Hut
(System genannt) sich duckt und ruht —
Mit längst verbrauchter Wendung.
Gemächlich sitzen blieb Phlegmatikus,
Den „Wicht" verschmerzend, ohne Gegengruß.

Die Hände — das war stets sein Brauch —
Umklafterten den breiten Bauch
Auf rothbeblumter Weste;
Der Unterkehle Brandung schlug
Nur schwappelnder an's Busentuch
Zur Kurzweil' aller Gäste;
Er ließ die Herrn sich dreifach überschrei'n
Und sprach (wie sie) zu sich: „Der Sieg ist dein"!

Und lachend drängte sich rundum
Das ganze Trinkhauspublikum
Im hellsten Durakkorte:
„Ha ha! He he! Ho ho! Hi hi!"
Von der Terquinten-Harmonie
Verstummten alle Worte.
Auch hier im Lachlaut offenbarten sich
Die vier Temperamente sonderlich.

Das Phlegma lachte derb in *a*,
In *o* der Freund der Cholera,
Sanguiniker *h i h i t e n*.
Wer dazu hektisch keucht' in *e*,
Der lachte melancholice,
Das ist nun leicht entschieden;
Und dem Vokalchor fehlte weiter nichts,
Dumpf brummten *u* die Helden des Gedichts.

Ein Landbewohner trat hinzu —
In seinem Auge wohnte Ruh'
Und Freudigkeit im Herzen —
„Erlaubet mir am heitern Ort,"
So sprach er mild, „ein ernstes Wort
Im Lichtglanz dieser Kerzen!
Ihr Alle habt die Wahrheit nicht erreicht,
Daher denn Einer vor dem Andern schweigt.

Wozu der ungestüme Streit,
Ob Herrschaft oder Dienstbarkeit
Allein der Frau gebühre?
Wer Eins behauptet, kennt die Welt
Und Weiberwerth nur halb, und fällt
In's Haus gleich mit der Thüre.
Ihr geht nun unten oder oben an,
Sie steht ja immer *n e b e n* ihrem Mann.

Gefährtin auf dem Lebenspfad,
Ein Schutzgeist, wenn sich Unmuth naht,
Erleichterin der Bürde,
Theilnehmerin des Mißgeschicks
Und Mitgenossin jedes Glücks,
So zeigt sie ihre W..rde.
Das Leben zu verschönern, schuf Gott sie;
Es zu genießen, wehret er ihr nie.

Mir wenigstens wär's niemals recht,
Als ihr Gebieter oder Knecht
Die Freundin zu verweisen.
Euch widerlegt der alte Spruch
Bedeutungsvoll und klar genug:
„„Man wird sie Männin heißen.“
Ihr Wort, ihr Blick, ihr Druck der Hand, ihr K
Gibt unserm Seyn den reinsten Vollgenuß.“ —

Dem Fremdling nahm die Innigkeit,
Den Zechern die Verlegenheit
Minutenlang die Sprache;
Mit Mitleid in der Miene stand
Noch sinnend jener da, und wandt'
Sich schnell ab vom Gelage,
Und unvermerkt wich Streitlust, Spott und Scher
Ein leises Amen sank in jedes Herz.

Der Hauptman ſtrich den Backenbart
Und trank ſogleich, nach Zecher Art,
Auf's Wohſeyn hübſcher Frauen.
Der Stutzer ſtieß mit an; jedoch
Das Machtſyſtem erweckte noch
In ihm ein heimlich Grauen.
„Seht," rief der Denker, „ich behalte Recht:
Was Mann? was Weib? der Geiſt hat kein Geſchlecht!"

„Ernen're nicht den eitlen Streit!"
Sprach, halbentſchlummert, Kramer Veit;
„Des Fremdlings Spruch gibt Frieden.
Der Männin Schaale ſinkt und ſteigt,
Denn, je nachdem der Mann ſich zeigt,
Erſcheint auch ſie verſchieden.
Nur Eins ſey Mann und Weib! Das iſt mein Wunſch.
Auch wir ſind eins, ihr Herrn, hol't friſchen Punſch!"

Trautſchold.

Der Geiſterbanner.

Der Gaſtwirt Schwamm
Im bunten Lamm
Iſt ſtark in Geiſterkunde.
Fühlt er die Spur
Des Geiſtes nur
Im wohlgeübten Munde,
So weiß die Kraft
Und Eigenſchaft
Des Geiſtes er zu ſchätzen,
Den ſtarken Geiſt, der oft berückt
Und ſchwäch're Geiſter niederdrückt,
Mit Waſſer zu verſetzen.

W. Pro

Hannsens Schicksale.

Ein Holzschnitt in der gröbern Manier.

Von

F. Laun.

BIBL.
UNIV.
LIPS.

I.

Unterſchied unter den Amtleuten.

Das Pulver hatte der junge Hanns Feiſt freilich nicht erfunden, er war aber auch ein abgeſagter Feind vom Pulver, ſowohl von dem, womit ihm ſein Herr Pathe, der Apotheker, zuweilen den verdorbenen Magen curiren wollte, als von dem, womit die Soldaten im Kriege einander Leben und Geſundheit wegcuriren. Und als einmal Rekruten geſtellt werden ſollten, ließ er ſich aus den großen Scheffelſäcken, welche ſein Vater mit harten Thalern angefüllt ſtehen hatte, eine tüchtige Hand voll geben. Mit denen ging er zum Amtmanne und ſagte, juſt wie ſein Vater ihm geheißen hatte: „Hochedelgeborner Herr Amtmann, hier ſchickt Ihm der Richter in Puſſendorf ein Pröbchen von dem, was er hat, und was ich, ſein einziger Sohn, einſt haben werde. Er wird daraus leicht abnehmen, daß es mir kein Spas iſt, im Kriege

umzukommen und wird lieber Einen zum Rekruten machen an meiner Statt, der solche Proben nicht ablegen kann."

Weil nun der Amtmann ein einsichtsvoller Mann war, so geschah das auch. Allein, wie es endlich einmal herauskam, daß er die Leute nach solchen Proben oder Nichtproben beurtheilte, so nahm man ihm unbilliger Weise den Dienst und setzte einen Nachfolger hin, der gar kein Einsehen hatte. Denn wie eine Hausfrau in die Hühnersteige greift und die fettesten Hühner, ohne Ansehn der Person, beim Kopfe und unter das Messer nimmt, so griff auch der neue Amtmann bei der Rekrutirung nach den Köpfen der jungen Burschen ohne Ansehn der Person. Wer ihm am tauglichsten schien zum Kriegsdienste, den nahm er auch dazu, und mochte er hunderttausend Thaler Geld, oder hunderttausend Thaler Schulden haben. Der junge Feist aber paßte vermöge seiner Leibesconstitution so gut zum Rekruten, daß alles zu verwetten war, der Amtmann werde ihn nun nächstens von der Ofenbank wegholen und nach der Stadt auf den Exerzirplatz schicken. Denn das Reskript, wodurch eine neue Aushebung anbefohlen wurde, war schon unterwegs, wie Hannsens Herr Pathe, der Apotheker in der Stadt, seinem Vater geschrieben hatte.

2.

Anne-Lise.

Hanns wußte seiner Angst kein Ende, denn er hatte, außer der Abneigung vor dem Leben und vor dem Tode im Kriege, noch eine andere Ursache, kein Soldat zu werden. Es war nämlich vor ohngefähr vierzehn Tagen einmal sein anderer Pathe, der Richter Veit Gansauge aus Rübsenderf zum Besuche nach Puffendorf gekommen und hatte seine Tochter Anneliſe mitgebracht. Wie nun unser Hanns Anneliſen sah, so dachte er: „Fickerment, ist die hübsch!“ Und das Wort: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey, hatte ihn in seinem Leben noch nie so vexirt, als dasmal Weil nun grade Sonntag war, so führte er Anneliſen abends zum Tanze.

Da hätte man sehen sollen, wie bei ihrer Ankunft die Dorfjungfern neben einander dastanden, kerzengrade, wie die Orgelpfeifen, und wie sie die Augen aufriſſen und die Röcke so ausspreizten, als ob sie deren nicht sechs, sondern zwölf auf dem Leibe hätten, und wie eine jede sich so gern anstellte, als wäre sie nicht sechs- oder zwölfmal, sondern hunderttausendmal hübscher, als die Fremde, die der dumme Hanns mitbrachte, dessen Vater bekanntlich die harten Thaler in

die der Himmel, wie sie meinte, nur aufschob, um den Schlag, der sie treffen sollte, desto furchtbarer zu machen. Immer fürchtete sie, den Geist ihres Mannes einst erscheinen zu sehen, um Alvaro zuzurufen: „Edler Bruder, entferne Dich von diesem entsetzlichen Weibe! Entferne Dich von meiner Mörderin!“

Bald scheuchten diese Schreckbilder den Schlaf von ihren Augen, bald mischten sie sich in ihre Träume und störten sie plötzlich aus dem Schlummer auf. Selbst am Tage verfolgte sie das Bild ihres Mannes, und in manchen Augenblicken wäre das entsetzliche Geheimniß der gedrückten Brust beinahe entflohen. Nirgends fand sie Ruhe, als an Alvaro's Seite, dessen fromme Tröstungen, dessen freundlich ernste Ermahnungen, dessen reine immer wachsende Zärtlichkeit ihr ein neues Leben gaben.

Als die Trauerzeit vorüber war, dachte Alvaro eifrig an die Ausführung des Gedankens, sich mit Isabellen unauflöslich zu verbinden, wie es seine Verwandten wünschten. Wie lange dauerte seiner zärtlichen Ungeduld der Aufschub, den die Unterhandlungen wegen der Entbindung von den Ordensgelübden und wegen der Erlaubniß, seine Schwägerin zu heirathen, herbeiführten! Wie oft machte er während dieser Zwischenzeit seiner Geliebten Vorwürfe über ihre Kälte, ihre Gleichgültig-

Scheffelsäcken stehen hatte. Die harten Thaler fiel
nämlich einer Jeden ein, sobald sie an Hannsen dach
und daher kam es auch, daß bei Hannsens Anbli
einer Jeden auch das Heirathen einfiel

Hätte Hanns Augen und Ohren gehabt für d
Uebrigen, so würde er bald vernommen haben, w
das für ein dummer Streich gewesen sey, die Frem
zum Tanze herzuführen; denn die Puffendorfer Jun
fern zogen so lästerlich über Anneliſen her, als ob
in den glänzendsten Zirkeln der Residenz ihre Leh
jahre bestanden hätten und ließen kein gutes Ha
sowohl an ihrer Schönheit, als an ihrer Tugend. I
Hannsens Augen aber hatte Anneliſe einen einzig
Fehler, und das war der, daß sie ihn nicht leid
konnte. Er argwohnte das schon beim Tanze. U
sich jedoch vom Ungrund dieses Argwohns auf Einm
zu überzeugen, versuchte er beim Nachhauseführ
einen Kuß. Das brachte ihm aber einen solchen Strei
ein, daß ihm alle Zähne im Munde wackelten u
er's, wie die Anneliſe mit ihrem Vater wieder fe
war, dem seinigen bitterlich klagte.

Der aber lachte nur darüber und sprach: „Gut
Hanns, manch vornehmer Mann hat schon gar Zäh
eingebüßt auf solche Weise. Das ist keine gro
Sache. Unfehlbar liegt die Schuld hauptsächli

daran, daß sie noch nichts von meinen Scheffelsäcken weiß; aber, wart nur, wart, ich gehe in diesen Tagen nach Rübsendorf, oder schreibe wenigstens, und da soll deine Geschichte mit ihr gewiß richtig werden! Das Mädel muß partut dein seyn, denn sie ist gar nicht blos, und Gevatter Gansauge mein Special."

3.

Der Pfiff.

„Hanns," sagte sein Vater eines Morgens, „meine schönen Spezieéthaler gelten in der ganzen Welt, nur, wie du weißt, bei dem dummen Amtmanne nicht. Ich werde dir daher noch heute des Tages ein Häuschen kaufen; da setzest du dich hinein. Und Morgen mit den Früheſten nimmst du den Wanderstab und gehest zu deinem Herrn Pathen, dem Apotheker, in die Stadt. Bei dem wirst du gut aufgehoben seyn für den Mittag. Dann aber machst du dich weiter bis nach Rübsendorf zu deinem andern Pathen, dem Richter Veit Gansauge. Zu dem sagst du: „Schönen guten Abend, Herr Pathe, und einen schönen Gruß von meinem Vater, den mir Gott lange, lange beim Leben erhalten möge! Er wäre gerne selbst gekommen zum Herrn Pathen Gansauge und hätte ihm gesagt, daß ich und des Herrn Pathen Anneliſe

wohl ein schmuckes Paar abgäben und hätte für mi
um die Anneliſe angehalten; es liegt aber jetzt vi
fremdes Volk in der Gegend herum, und wenn vi
Hunde der Haſen Tod ſind, ſo ſind viel Leute d
Ruin der Geldſäcke. Daher dachte er, es iſt Ein
beſſer, als das Andere und gab mir den Brief hi
mit. In dem ſteht alles mit klaren Worten. Hie
Hanns, haſt du den Brief! Brauchſt auch keine Ang
zu haben, daß du deine Worte vergebens anbringe
möchteſt, denn ich muß dir nur ſagen, es iſt ſcho
neulich, als der Gevatter hier war, alles richtig gewo
den. Ich redte nur nicht davon, weil ich dir ein
heimliche Freude machen wollte. Seitdem weiß i
nun zwar aus einem Briefe vom Gevatter Gansaug
daß du ſeiner Anneliſe zu rund gewachſen biſt, un
daß du ihr die Kleider nicht knapp genug trägſt, un
daß du, wie ſie ſagt, zu viel von einem groben Baue
lümmel an dir haſt; das ſind aber alles Einwendun
gen und Flauſen, die nichts heißen wollen und di
ſich, wie er auch ſelber meint, mit einer Hungercu
von ein Paar Tagen werden heben laſſen. Kurzum
du geheſt hin und heiratheſt ſie. Und kommſt d
dann mit der Frau wieder hieher und ſetzeſt dich i
dein neues Haus, dann muß dich der Amtmann un
geſchoren laſſen mit der Rekrutirung."

Der Richter Feist lachte, wo er ging und stand über seinen Pfiff. Er konnte sich auch nicht enthalten, ihn dem Gevatter Schöppen und der Gevatter Schulmeißerin heimlich mitzutheilen. Die hatten denn nun wieder Gevattern, und diese Gevattern gleichfalls Gevattern, alle so gevatterhaft und mittheilungslustig, daß der Pfiff bald in einem gevatterschaftlichen Umkreise von einigen Meilen verlautbarte.

Uebrigens ärgerte es Hannsen doch, daß Anneliſe erſt durch die Hungercur zum wahren Glauben an ihn und seine Art und seine künftigen Geldsäcke gebracht werden sollte, denn Hanns war in der That herzlich gut, und ihr war er auch herzlich gut.

4.

Der Abmarsch.

Als daher Hanns am folgenden Morgen in aller Frühe, recht stattlich angethan und eine Katze, mit eitel Spezies-thalern gefüllt, um den Leib gebunden, seine Reise antrat, da fand er die Marliſe, und die Evedore, und die Annerose, und was sonst von Mädchen im Dorfe war, auf seinem Wege. Alle wollten sie den Erben der Hartenthalersäcke noch als Junggesellen sehen, und Manche mochte dabei denken: „Wer weiß denn, ob's nicht Gottes Wille ist, daß der reiche

Hanns es noch vor Thorſchluſſe wegkriegt, wie thöricht es iſt, ſo weit nach der garſtigen, dummen Anneliſe zu gehen, wenn ſolche Mädchen wie ich im Dorfe ſind?"

Hanns aber grüßte wie immer, auch dasmal die hübſcheſten Mädchen am freundlichſten und ließ es hierbei bewenden. Und wenn ihm beim Ausgange aus dem Dorfe ſein linkes Ohr nicht ganz erſchrecklich geklungen hat, ſo iſt's ein Beweis, daß dergleichen zuweilen doch wohl unterbleibt, wenn auch die Menſchen noch ſo ſehr auf Einen losziehen.

Hanns pfiff um ſo vergnügter ſein Stückchen, je furchtſamer er ſchon vor der Rekrutirung geweſen war; nur wenn ihm Anneliſe'ns Hungercur einfiel, ward er etwas kleinlaut. Dann aber dachte er doch wieder, daß er das Bischen Hungern der Anneliſe einſt reichlich belohnen wolle, wenn ſie nur erſt mit ihm vor dem Altare geweſen ſey.

5.

Mißgriffe.

Als nun der junge Herr Pathe vom Dorfe zum alten Herrn Pathen, dem Apotheker, in die Stadt kam, da war großes Jubiliren, erſtens über das zum Hannſe herangewachſene Hännslein und dann über des alten Hannſen Einfall wegen der Rekrutirung. Mit-

tags ging es besonders hoch her; und weil der junge Herr Pathe auf das Gläschen: „zur schuldigen Dankbarkeit!“ immer wieder ein neues, unschuldiges setzen mußte, so ward er am Ende so wohlgemuth, als ob es gar keine Rekrutirung in der Welt gäbe.

Beim Aufstehen fing die Welt an, sich um ihn herumzudrehen. Auch behauptete er, daß er den Himmel für einen Dudelsack ansähe. Das hielt man freilich für eine Uebertreibung seiner lustigen Laune; so viel aber war gewiß, das er den Stößer, ohngeachtet der weißen Schürze, für den Herrn Pathen ansah und ihn statt dessen in seine Arme schloß. Das wußte er aber doch noch, daß er beim Fortgehen zu sagen hatte: „Nichts für ungut, Herr Pathe! Und wäre irgend etwas vorgefallen, was nicht recht passend und schicklich gewesen, so wird der Herr Pathe gebeten, fünf gerade seyn zu lassen!“

In dergleichen angenehmen Sprüchen hatte nämlich der alte Hanns den jungen am Abende zuvor so eingeübt, daß der junge Mensch nunmehr, wie er sagte, damit fortkommen könnte bis zum großen Mogul.

Der Herr Pathe Apotheker gab ihm das Geleite bis an's Stadtthor, reichte ihm hier noch ein Fläschchen Magentropfen auf den Nothfall, welches Hanns in

die Rocktasche steckte und dann gar zärtlich vom Herrn Pathen Abschied nahm.

6.

Maximen.

Der erste Kreuzweg ward ein wahres Kreuz für den armen Wanderer. In seinem Leben war er noch nicht weiter, als bis zum Herrn Pathen, dem Apotheker, in die Stadt gekommen und wußte daher nun nicht, welcher Weg nach Rübsendorf führen möchte. Denn die Erdkunde, die nahe und die ferne, welche der Schulmeister auch zu lehren pflegte, hatte der junge Hanns gewöhnlich verschlafen, oder sonst unbeachtet gelassen. Als nun einsmals der Schulmeister darüber erboßt, zu Hannsens Vater, dem Richter, gelaufen kam und den Jungen verklagte, und der sich verantworten sollte, da sagte er: „Ich weiß gar nicht, warum ich mir mit solchem Zeuge den Kopf anfüllen und das Herz schwer machen soll? Komme ich einmal künftig an die Orte, von denen die Rede ist in der Schule, so habe ich ja Augen, um selber zu sehen, was darinnen ist. Und komme ich nicht hin, nun, so brauche ich auch nicht zu wissen, wie sie aussehen!“

Da ſagte der Vater zum Schulmeiſter: „Hört Er wohl, Herr Schulmeiſter, wie der pfeifen kann? Ja, binde Eins nur mit dem Pfiffikus an!“

Dazu ging der alte Hanns nach einem ſeiner Säcke, um dem Schulmeiſter mittelſt eines Speziesthalers ſeine Freude über Hännschens Verſtand auszudrücken.

Bei der Gelegenheit kann bemerkt werden, daß er die Geſchichte, welche der Schulmeiſter gleichfalls lehrte, gerade ſo vernachläßigte, als die Erdbeſchreibung. „Denn,“ ſagte Hanns: „Was gehen mich alle die Kerls und Zeiten an, welche vor mir geweſen ſind?“

Und mit den übrigen Wiſſenſchaften machte er's um kein Haar anders; ja er würde dieſe Maximen bis auf's Leſen und Schreiben erſtreckt haben, wenn's der Vater zugelaſſen hätte. Der aber hatte ihn beſtimmt, einmal Dorfrichter zu werden, wie er war, und wenn auch der Dorfrichter zu Puffendorf nicht grade ein Hexenmeiſter zu ſeyn brauchte, ſo mußte er doch leſen und ſchreiben können, was man nun ſchon ſeit vielen hundert Jahren für keine Hexerei mehr gehalten hat.

Im Allgemeinen aber lachte Hanns immer mit Rückſicht auf die Hartenthalerſäcke ſeines Vaters.

7.

Der Fingerzeig.

„Hm," — sagte Hanns, die drei vor ihm lie-
genden Wege mit dem Auge messend und findend,
daß der eine gerade so breit war, wie der andere: —
„Wäre ich der Landesherr, so dürften mir die ver-
trackten Wege nicht so auseinander laufen; denn blie-
ben sie friedlich beisammen wie zuvor, so ginge man
seinen Stiefel drauf hin bis zur Annelise, statt daß
man sich nun darüber den Kopf so gräulich zerbrechen
muß! Und wäre ich der liebe Gott, so wüßte ich's
noch besser Da ließe ich die Menschen, die zu einan-
der wollen, alle so nahe beisammen wohnen, daß sie
gar nicht erst weit gehen dürften, denn das Gehen
ist eine Blitzerfindung. Da setzt man immerfort ein
Bein vor das andere hin, bis man müde ist zum Um-
sinken. Das sieht man am allerbesten ein, wenn man
in der Stadt beim Herrn Pathen gegessen hat."

Drauf kamen mehrere Leute, die er alle fragte,
welches der Weg nach Rübsendorf sey. Weil nun
Keiner ihm Auskunft geben konnte, so hielt er's für
das Beste, von den dreien Wegen denjenigen einzu-
schlagen, der auf den stärksten Schornsteinrauch hin-
führte. „Denn," philosophirte Hanns, „dergleichen

iſt immer ein guter Fingerzeig. Wo viel Rauch iſt, da pflegt auch viel Feuer zu ſeyn, und viel Feuer macht man bei der heutigen Holztheurung nicht gern umſonſt. Vermuthlich ſtehen allerlei Töpfe und Tiegel dort, welche wieder allerlei annehmliche Dinge enthalten. Denn wenn man beim Herrn Pathen, dem Apotheker, gegeſſen hat, ſo iſt man zwar dicke zum Platzen; allein man hat ſich an das Gutеſſen gewöhnt und denkt, daß eine Zeit kommt, wo man auch wieder hungrig wird wie ein Wolf.“

Der Geſellſchafter.

Das Haus aber lachte ihn mit ſeinem neuen Ziegeldache immer freundlicher an, je näher er drauf zukam, zumal als er aus den Frachtwagen im Hofe und aus den Krippen vor den Fenſtern wohl merkte, daß er eine Schenke vor ſich hatte.

In der Thüre ſtand ein junger, flinker Mann, der ſich eben Feuer für ſeine hörnerne Tabakspfeife anſchlug und dabei vielleicht weniger mit dem Stahle an den Stein hätte picken dürfen, hätte er dazwiſchen nicht ſo eifrig herüber nach dem näher keuchenden Wanderer geſchielt.

keit! Wie oft verrieth er die Besorgniß, daß ein anderes Gefühl ihm ein Herz geraubt haben möchte, das er allein zu besitzen geglaubt hätte!

Nein, nein, nimmermehr! schwur sie ihm dann mit bewegter Stimme.

Isabella, fuhr er fort, habt Ihr die Tage der Vergangenheit vergessen? Oder ist unsre Liebe Euch minder theuer, seit sie rechtmäßig geworden ist?

Aber statt ihm zu antworten, warf sie sich schluchzend in seine Arme, und drückte sich an seine Brust, wo sie allein den Vorwürfen ihres Gewissens zu entfliehen hoffte.

Und wie konnte sie, von diesen Vorwürfen gequält, in die neue Verbindung willigen, die ihre Angehörigen verlangten? In der ersten Heftigkeit ihres Schmerzes hatte sie geschworen, sich in ein Kloster zu begraben, aber ihre Verwandten widersetzten sich diesem Entschlusse und riefen sogar das königliche Ansehn zu Hülfe. Der strenge König, Philipp der zweite, ließ sich durch die Bitten des edlen, um das Vaterland verdienten, Geschlechts bewegen, sich in diese Angelegenheit zu mischen, und der trauernden Wittwe entbieten, sie würde sich sein Mißfallen zuziehen, wenn sie die vorgeschlagene Verbindung einzugehn sich weigern wollte. Alvaro's Liebe verstärkte diesen mächtigen Beweggrund zur

„Willkommen, Freund!“ rief er Hannsen entgegen. „Er kommt mir, straf mich, vor, wie ich selber. Das Maschiren scheint Ihm auch nicht recht von der Hand zu gehen!“

„Da hat Er Recht!“ antwortete Hanns.

„Es ist noch eine Wohlthat,“ sagte der Andere, „daß es Schenken gibt in der Welt wie diese. Ein himmlischer Ort! Man lebt hier wie ein Fürst, wenn man Geld hat. Ich sollte auch schon lange, lange weiter seyn, aber dazu ist's Zeit gegen Abend, wenn's kühl geworden. Bin ich doch ohnehin auf der Strase nicht sicher vor den verwünschten Zetersoldaten, die Unsereinem Fallen stellen, wo sie können. Ich will nicht hoffen, daß Er auch etwan einer ist? denn das sind heutzutage Vögel, denen mann's nicht immer an den Federn ansieht!“

Dieses Wort erwarb dem Fremden grosses Zutrauen bei Hannsen, und sie gingen Beide zusammen in die Wirtsstube, wo Hanns seine Pfeife gleichfalls aus der Tasche nahm und dem andern die Luft verfinstern half.

„Zu ihm gesagt,“ sprach der Fremde, „ich bin eigentlich der Rübsendorfer Bote.“

„Er?“ antwortete Hanns erfreut; „Und geht vielleicht eben nach Rübsendorf?“

„Nein, mein Freund; ich soll noch Einen aus

Puffendorf holen zu einem hübschen Mädchen bei uns."

„Ih, wie heißt denn der, den er holen soll?"

„Ja" versetzte der Fremde, „das habe ich leider vergessen. Er wird aber leicht auszukundschaften seyn. Sein Vater ist nämlich der Richter Feist und weit und breit bekannt durch seine Scheffelsäcke voll harter Thaler."

„Und den soll er holen?" fragte Hanns erstaunt.

„Eben den; nämlich nicht den Vater, sondern den Sohn."

„Und zu einem hübschen Mädchen soll er ihn holen?"

„Ja wohl!"

„Mein Freund" versetzte Hanns, „damit kommt Er zu spät."

„Wie so? Sollten ihn die Teufelssoldaten beim Kragen genommen haben?"

„Nein! aber er geht schon selbst aus, um sich eine Frau heimzuholen. Und wenn dann der gestrenge Herr Amtmann kommen wird, um ihn unter die Soldaten zu stecken, wird er dem gestrengen Herrn ein Schnippchen schlagen. Ha, ha, ha!"

„Alles recht gut!" sprach der Bote. „Ich weiß wohl, daß die Sache zwischen den beiden Vätern schon

verabredet gewesen; allein Anneliſens Vater iſt auf die Hinterfüße getreten und will nun ſeine Tochter einem Andern geben, als dieſem."

„Aber," wendete Hanns ein, „die Anneliſe hat ja ſelber den Hanns nicht gewollt!"

„Das weiß Er alſo auch ſchon? Freilich hat ſie ihn nicht gewollt. Aber wie die Mädel ſind; heute ſo, morgen anders. Seitdem der Vater ihr ihn nicht mehr geben will, hat ſie den dummen Kerl ganz entſetzlich lieb gewonnen und mag durchaus nicht von ihm laſſen. — Er ſtarrt mich aber wahrhaftig ſo an, als ob ihn die Sache wunderwas anginge! Es iſt wirklich, wie ich ſage! Und die arme Anneliſe, die ganz thöricht verliebt iſt in den Hanns, heult und ſchreit ſo, daß ſie der Vater ſchon auf den Oberboden bei Waſſer und Brod geſperrt hat."

Hannſen wurden davon die Augen faſt ſo groß als der offene Mund.

„Höre Er," ſprach der Andere, Er nimmt mir ſolchen Antheil, daß ich glauben muß, Er kennt den Hanns! Und da kann ich Ihm zum Troſte ſagen, daß Anneliſe mich eben nach Puffendorf ſchickt, um ihren Bräutigam zu ihr zu holen und mit ihm davon zu gehen; wenn ſie nur einmal fort ſind, dann wird ſich die Sache ſchon machen."

„Aber

„Aber der alte Gansauge — —“ erwiderte Hanns.

„Dem soll keine Einwendung helfen; verlasse Er sich auf mich! Hätte ich nur erst den Weg zu Hannsen nach Puffendorf hinter mir; das ist mir der einzige Knoten!“

„Den Weg,“ antwortete Hanns, „den kann ich Ihm ersparen“ und entdeckte ihm, daß er selbst der Aufzusuchende sey.

„Victoria,“ sprach da der Andere, in die Hände klatschend, „das nenne ich ein glückliches Zusammentreffen für uns alle Beide! darauf muß ein Gläschen gesetzt werden.“

Hanns ließ sich das so sehr gefallen, daß ihm der gute Ausgang des frommen Betrugs, wie der neue Bekannte die vorhabende Entführung hies, auf die letzt so klar wurde wie die Mondnacht, die sich inzwischen eingefunden hatte.

9.

Die Weiterreise.

„Nun wird's wohl Zeit zum Aufbrechen,“ sagte der Freund zu Hannsen. Und obschon diesem alles zentnerschwer geworden war, Herz, Kopf und Beine, so ließ er sich doch den Vorschlag gefallen.

Unterweges fragte Hanns einmal, wie es nur zuge-

gangen sey, daß seine Braut ihn auf Einmal so lieb gewonnen habe?

„Ach," versetzte der Andere, „die Liebe, muß er wissen, ist das unvernünftigste Ding von der Welt! Sie kommt zuweilen so von heiler Haut, wie meiner Grosmutter die bösen Finger, zumal wenn Hindernisse eintreten: dann ist sie just wie die ungezogenen Kinder, die nach nichts lieber greifen, als nach verbotenen Sachen."

„Apropos! Hanns," fuhr der Gefährte fort, „Er führt doch wohl einen Paß bei sich?"

Hanns verneinte das.

„Blitz," sagte der Andre, „da hätten wir uns nicht so lange verweilen sollen! der Rübsendorfer Gensdarmes ist ein gar zu böser Kerl, der immer die Straße auf- und abpatrouillirt. Bei Tage läßt er dann und wann einen Wandersmann durchschlüpfen. Abends aber fragt er jeden, den er nicht kennt wie mich, nach dem Passe; und wer keinen hat, den hält er fest Das könnte eine recht verdrüßliche Geschichte werden, besonders der Werbung halber; denn wer in solchen Zeiten das Maas nur halbwege hat, der ist mich angeworben, wenn er Einmal arretirt wird. Was fangen wir nur an?

„Ob wir vielleicht wieder umkehrten?“ versetzte Hanns sehr ängstlich.

„Bewahre der Himmel! Was würde da aus Seiner Braut? die fände man gewiß morgen an einem Nagel baumeln. Und wenn Er auch herzhaft genug wäre, es darauf ankommen zu lassen, so könnte uns doch der Gensdarmes eben so gut auf dem Rückwege, wie auf dem Hinwege begegnen, denn das ist ein Kerl, allgegenwärtig, wie der Teufel nimmermehr. — Aber, halt, ich weiß ein Mittel, das mir schon oft durchgeholfen hat! Ich führe immer ein Feldzeichen bei mir, um im Nothfalle davon Gebrauch zu machen. Hier hat Er's! das steckt Er auf seinen Hut. So hält der Gensdarmes Ihn für einen Rekruten und thut den Mund nicht auf gegen Ihn.“

Hanns ließ sich diesen Rath gefallen und befestigte das Feldzeichen an seinem Hute.

10.

Dorf ist Dorf.

Unterwegs kehrten sie noch in ein Paar Wirthshäusern ein, so daß Hanns am Ende vor lauter Seligkeit sich fortdauernd die Hände rieb und nur mit Hulfe seines Führes sich gerade auf den Beinen erhielt. So erreichten sie ein Dorf.

„Nun," sagte der Andre, „nun sind wir an Ort und Stelle und müssen sehr still und behutsam gehen. Ich will immer voraus, um zu sehen, ob der Weg auch rein ist."

„Ach, Gott!" rief Hanns, wenn nun indessen —?"

„Ich bin den Augenblick wieder hier," rief der Andre, davon eilend.

Inzwischen fiel Hannsen die Tafel auf, welche vom Mondscheine erleuchtet, den Namen des Dorfes aussprach, und er stellte sich davor und brachte nicht ohne die größte Anstrengung aus den vor seinen feurigen Augen herumtanzenden Buchstaben heraus: „Kirlitz!"

Als nun der Andre zurückkehrte, äußerte Hanns, daß ja der Ort Kirlitz und nicht Rübsendorf heiße.

„Ei, was Kirlitz, was Rübsendorf!" sagte sein Rathgeber; wenn man ein Glas mehr, als gewöhnlich, trinkt, dann kann man in verfluchte Irrthümer gerathen. Uebrigens ist Dorf ja Dorf, wie Stadt Stadt ist."

Hanns blickte ihn mit großen Augen an.

„Blitz und der Hagel," rief da der Andre, „wenn auch der Mensch gar nichts capirt, so läuft Einen die Galle über! Ich, der Rübsendorfer Bote, ich werde ja wohl wissen, wo ich zu Hause bin? Ver-

muthlich hat irgend ein Spaßvogel den Namen vom Dorfe Kirlitz weggenommen und hierhergehangen, die Leute irre zu führen. Bei Ihm wär's gelungen, denn Er, meiner Treu, er ließe sich weiß machen, ich weiß nicht was! Sey er froh, daß Er Einen um sich hat, der für Sein Bestes besorgt ist! Und nun rasch vorwärts!"

Hiermit nahm er Hannsen beim Arme und führte ihn durch einen Baumgarten in einen Bauerhof. Da zeigte er auf ein Fenster des Oberbodens und pfiff sodann. „Das ist sie!" flüsterte er ihm zu; „und dort haben wir eine Leiter, die nehmen wir und steigen zu ihr hinauf. Das Uebrige oben! Nur kein Besinnen! — Hier dürfen wir uns nicht saumselig finden lassen. — Doch halt, er erwähnte vorhin ein Fläschchen Magenwasser, das ihm sein Herr Pathe mitgegeben. Dergleichen stärkt Muth und Bewußtseyn zum Erstaunen.

II.

Wer ist denn das?

Keine fünf Minuten, und das Fläschchen war leer. Hannsen war wirklich die Furcht verschwunden, und sein Gefährte holte die Feuerleiter herbei.

„Nur frisch, immer frisch! rief er dem Zögernden zu und drängte ihn, der trotz der geistigen Hülfemittel,

welche er zu sich genommen, gar nicht begriff, wie die Anneliſe, welche droben im Fenſter lag, in der kurzen Zeit zu einer ganz andern Perſon hatte werden können, auf die Leiter, die er unter das Fenſter geſetzt, ſtieg auch ſelbſt hinter ihm hinauf, um dem ſchwer im Gleichgewichte zu Erhaltenden den böſen Fall hinunter zu erſparen.

Auf der Mitte der Leiter blieb Hanns mit Einem Male ſtehen wie eingewurzelt. „Aber," ſagte er, „wer iſt denn das?" Anneliſe hat ja viel größere Augen, als die droben?"

„Von vielem Weinen ſind ſie ihr zuſammen geſchrumpft," lautete die Antwort.

„Und," fuhr Hanns fort, „ſo ſchwarz ſah ſie doch auch gar nicht aus."

„O über den Menſchen!" rief der Andre. „Hat Er denn in ſeinem Leben noch nicht gehört, daß man ſagt: „der möchte vor Aergerniß ſchwarz werden?" die iſt's geworden, da ſieht Er's. Nur hinauf, immer hinauf!"

Mehr hinauf geſchoben, als durch eigene Bewegung, war Hanns ſchon bis auf die oberſte Sproſſe der Leiter gelangt; da erhob ſich auf Einmal ein ſchreckliches Hundegebelle im Hauſe. Nun warf ihn ſein Führer plötzlich eben in das Dachfenſter hinein und

eilte dann lachend herunter und nahm die Leiter mit sich hinweg, während droben auf dem Oberboden das Weibsbild, eine Art von Mißgeburt, und keineswegs die hübsche Anneliſe, ein jämmerliches Hülfsgeſchrei anſtimmte.

„Ach, du mein Himmel,“ rief Hanns, ſich aufraffend, „ſo erhebe Sie doch keinen ſo gottleſen Lärm; der Bote iſt ja an allem Schuld! Das ſey ferne von mir, daß ich zu Ihr gewollt hätte; der Bote hat mich ja zu Richters Anneliſen führen ſollen!“

„Faule Fiſche!“ ſagte das Weibsſtück, „wer ehrlichen Frauenzimmern auf Leitern ſo beikommen will, wie Er, der verdient nichts Beſſers, als Schande und Spott.“

In demſelben Augenblicke traten zwei Männer mit Licht in die Bodenkammer, in Paar Knackeſöhne, dabei gewaltige Baſſiſten, die, im Verein mit den immer mehr ſich erhebenden Geiſtern der gebrannten Waſſer Hannſen, ſo weit brachten, daß er kaum wußte, wie ihm geſchah, als ſie ihn die Treppe hinabführten und unten im Hauſe auf ein Strohlager wieſen.

12.

Unterhandlungen.

Ehe Hanns zum Bewußtſeyn zurückgelangte, hatte die Müdigkeit ſich ſeiner ſo bemächtigt, daß er

Nachgiebigkeit, und bald war die Angelegenheit so weit gediehen, daß Isabella sich nicht mehr weigern konnte. Und wenn sie es vermocht hätte, würde sie's je gewollt haben?

War nicht ihr ganzes Wesen so innig vereint mit dem Geliebten, daß sie glauben konnte, sich selber wieder zu heiligen, wenn sie seine Frömmigkeit und die Uebungen seiner Andacht theilte? Sie hoffte, ihr künftiges Leben könnte eine Sühne des vergangenen werden. Diese Täuschung gab ihrer Seele wieder eine so ruhige Stimmung, daß sie sich ungestört dem Genusse des Glückes überlassen konnte, welches sie an Alvaro's Seite fand, und durch diesen mächtigen Zauber ließ sie sich fast bis zu den Stufen des Traualtares führen.

Aber in dem entscheidenden Augenblicke erwachte von neuem die Stimme des inneren Vorwurfs, und ihre Seele ward wieder von allen Schrecknissen ergriffen, die sie so oft geängstigt hatten. Sie wollte alles abbrechen, oder wenigstens neuen Aufschub haben. Alvaro war so heftig bewegt, als er seine Geliebte unschlüssig sah, daß er fast besinnungslos an ihrer Seite niedergesunken wäre. Da ward sie tief erschüttert; sie wollte nicht länger widerstreben, und ihn umfassend, von einer wunderbaren seligen Trunkenheit hingerissen, zog sie ihn fort,

erst wieder vom Schlafe aufwachte, als am folgenden Morgen der helle Tag schon durch das Fenster brach.

Im nämlichen Augenblicke schloß man auch die Thüre des kleinen Behältnisses auf, und es trat ein Unterofficier herein, der ihn zur Rede setzte wegen seines unsittlichen Ueberfalls eines Landmädchens.

„Possen!“ hies es, als Hanns sich auf den Rübsendorfer Boten berief; „erstens gibt's keinen besondern Boten in Rübsendorf, und zweitens sind wir hier nicht in Rübsendorf, sondern in Kirlitz, wohin die Rekruten geliefert werden.“

„Ih, Er ist ja schon geworben!“ rief der Unterofficier, Hannsens Kokarde bemerkend.

Bebend erzählte dieser hierauf, wie das zugegangen sey und schob abermals die Schuld auf den Rübsendorfer Boten.

„Kein Wort weiter,“ rief der Unterofficier, „von einem Boten, der gar nicht existirt, oder ich muß andre Maasregeln ergreifen! der Brief, der gestern in seiner Trunkenheit bei Ihm gefunden wurde, sagt ohnehin, daß sein Vater im Sinne hat, unsern allergnädigsten Landesherrn durch eine schleunige Verheirathung um seine ihm schuldigen Kriegsdienste zu betrügen. Sein Ueberfall eines Mädchens in hiesigem Dorfe sagt, daß Er ein lockerer Zeisig ist. Sein Mis-

brauch der Kokarde zu Unterstützung schlimmer Streiche endlich sagt, daß es am besten seyn wird, ihm zu zeigen, was solch ein Ehrenzeichen zu bedeuten hat."

„Ach, lieber Herr Unterofficier" flehte Hanns, „lasse Er doch nur diesmal die Sache gut seyn und mich nach Rübsendorf! Er muß wissen, daß mein Vater, der Richter in Pussendorf, ganze Scheffelsäcke voll harter Thaler hat."

„Und Er muß wissen," erwiderte der Unterofficier, „daß ich eine noch weit härtere Münzsorte auszuprägen weiß. In hiesigem Lande läßt kein ehrlicher Unterofficier sich so handhaben mit den harten Thalern Seines Vaters, wie der abgesetzte Amtmann."

Hanns fing erst wieder an, freier Athem zu holen, als der Unterofficier mit seinem Prügelstocke ihm aus dem Gesichte war.

Uebrigens wußte er noch immer nicht recht, ob ihm die wunderlichen Begebenheiten nur geträumt hätten. Als er aber zur Thüre hinaus wollte, merkte er wohl, daß ein Vorlegeschloß es verhinderte.

13.

Trost im Unglück.

Inzwischen war mit dem Werbungsreskripte auch zugleich die Nachricht von dem bereits unterzeichnet

zurückbehaltenen Hanns an den Amtmann gelangt. Da nun Hanns unter der Voraussetzung, daß die allzugroße Fülle, welche er auf der Ofenbank gewonnen, ohnfehlbar bald eine Beute der Bivouaks und der Märsche werden würde, alle Erfordernisse eines wohlconditionirten Rekruten hatte, so wurde er auch dazu auf- und angenommen.

Während er sich allmählig in sein Schicksal ergab, hatte sein Vater, der zur Strafe für den Vorsatz, den Sohn der Muskete zu entziehen, gar keine Nachricht von ihm erhielt, Hannsen schon in Zeitungen zur Rückkehr auffordern lassen. Alles umsonst.

Eines Tages, als der Alte eben seine Säcke mit den harten Thalern traurig betrachtete und gar nicht wußte, für wen er sie gesammelt hatte, weil sein einziger Sohn verschollen war, so hörte er mit Einem Male einen frühreifen Fähndrich sein „Aufmarschirt!" draußen krähen. Da warf er einen Blick zum Fenster hinaus, und siehe da, sein Hanns stand mit in Reihe und Glied. Der aber wagte nicht den Kopf nach dem väterlichen Hause herüberzuwenden, aus Furcht vor dem Prügelstocke.

Der Schreck über das Verhältnis, in welchem der Vater den Sohn erblickte, ward durch die Freude

gemäßigt, ihn doch nicht ganz verloren zu haben, wie er anfangs gefürchtet hatte.

14.

Die Jungfer.

Es ging besser, als Hanns geglaubt hatte, viel besser. Während sein Vater um der Geldsäcke willen, die er nicht gutwillig hatte hergeben wollen, von den Dieben, die sie einmal in der Nacht mitgenommen, erschlagen worden war, machte Hanns den Feldzug mit und kam dann als Feldwebel in sein Vaterland zurück. Da er von allen seinen frühern Eigenschaften fast keine einzige, als die Liebe zur Anneliesen beibehalten hatte, so dachte er darauf, baldmöglichst Rübsendorf aufzusuchen, um zu sehen, ob sie wohl noch ledig sey, und was sie jetzt von seiner Person halten möchte. Wo er hinkam, traf er auf Kammer- Stuben- Küchen- und andere Mädchen, welche hübschen Feldwebeln nicht gram waren; er aber hatte noch keine Einzige gefunden, welche mit Anneliesen zu vergleichen gewesen wäre.

Endlich kam er nach Funkenhain und wurde hier in den Edelhof einquartirt. Da hatte die gnädige Frau eine Jungfer, die wenigstens noch Einmal so hübsch war, als sie. Als er die ansichtig wurde, dachte

nun endlich der Feldwebel: „Hier iſt mehr als Anneliſe!“ denn die Jungfer ſah aus ſo knapp und blank und ſchön, grade wie er. — Obendrein glich ſie der Anneliſen nicht wenig. Und der Feldwebel ſagte bei ſich ſelbſt: „Wenn die dich haben wollte, dann ſetzeſt du dich gewiß keiner abſchlägigen Antwort von der Anneliſe aus.

Drauf that er die bekannte Frage an ſie, herzhaft wie ein Soldat; und Jungfer Liſette antwortete zwar jüngferlich wie eine Jungfer, aber doch ſo, daß man deutlich merkte, ſie wolle ihn wirklich haben.

15.

Fernere Fragen.

Es war natürlich, daß nach der Beantwortung dieſer einen Frage, die Fragen ſich jagen mußten. Wie aber Verliebte nicht ſelten die Sachen gerne verkehrt anfangen, ſo hatten ſie einander Beide noch gar nicht nach ihren Zunamen gefragt. Er wußte blos, daß ſie Jungfer Liſette, und ſie wußte blos, daß er der Herr Feldwebel geheißen wurde. Unnöthiger Fragen aber, das heißt ſolcher, die gewöhnlich keine reellen Antworten zur Folge haben, kam ein ganzer Haufe zum Vorſchein. So fragte zum Beiſpiel der Feldwebel die Jungfer, ob ſie noch niemals geliebet habe? —

„Nein," antwortete sie. Darauf fragte er ferner, ob sich auch noch nie ein Liebhaber zu ihr gefunden? „Ja," antwortete sie, „sogar ein Bräutigam. Mein Vater nämlich und der Vater dieses Bräutigams hatten mich ihm zugesagt. Ich aber hätte lieber den Tod geheirathet, als diesen Faullenzer, und weinte daher immerfort. das dauerte nun meinen Bruder, den sie unter die Husaren genommen hatten, und der jetzt Fourier geworden ist. Der sprach daher zu mir: „Weißt du was? ich kenne deinen Bräutigam vom Ansehen und will ihn dir vom Halse schaffen. Das Militär ist ihm ohnehin auf der Spur. Nun hat sein Vater schon ausgelaudert, wenn er hier in's Dorf herkommen soll, dich zu heirathen. Da will ich ihn erwarten. Dumm ist er entsetzlich, daher werde ich ihm schon etwas weiß machen und allenfalls die Flasche zu Hülfe nehmen. So führe ich ihn, statt nach unserm Dorfe, nach Kirlitz und will ihn hier zu einer Albernheit verleiten, die ihn sicher unter die Soldaten bringen soll." — Das ist denn auch alles so eingetroffen." — „Nun" — fügte sie hinzu — „hat mir's zwar manchmal recht leid gethan, daß ich darauf mich einließ; allein vor Kurzem hörte ich, daß unter den Soldaten ein recht wackerer Mann aus ihm geworden seyn soll, und da habe ich mich wieder ganz beruhigt."

16.

Ende gut, alles gut.

Der Feldwebel konnte lange vor Staunen nicht zum Worte kommen, da Liſette ſonach niemand anders, als die Anneliſe in veredelter Geſtalt war.

In dieſem Augenblicke trat der Fourier, ihr Bruder, herein. „Guten Tag, Kamerad!“ rief er Hanſen zu. „Hätte ich's nicht ſonſt erfahren, ich könnte Euch ſchwerlich wieder. Ihr ſeyd jetzt ein ganz anderes Kerlchen als damals, wie ich Euch auf der Leiter hinan zu eurer Braut führte!“

Liſette wollte gar nicht an die Möglichkeit glauben, daß aus einem ſolchen Hanns ein ſolcher Feldwebel hätte werden können.

Als nun nach einigen Wochen die Truppen in ihre Standquartiere zogen, ſo trat der Feldwebel, welcher inzwiſchen ſeinen Heldenſinn an den Nagel gehängt und die wichtige Stelle eines Viceunterſteuereinnehmerexpectanten erhalten hatte, mit Liſetten zum Altare.

Wenn auch damals noch Vater Gansauge das meiſte thun muſte zur Einrichtung des Pärchens, ſo gewann doch der Viceunterſteuereinnehmerexpectant mit der allmählig erfolgenden Verkleinerung ſeines mächtigen Titels immer mehr Einnahme, bis er end-

lich als wirklicher Steuereinnehmer seinen Militär- und Civilkursus mit Wohlbehagen überschaute. —

Als er einst nach Tische mit seiner Frau behaglich im Fenster lag, und eben wieder von seinen Schicksalen die Rede gewesen war, da sagte er: „die Welt ist doch wirklich ein wunderliches Nest. Ich habe schon viele Geldsäcke darin gekannt, denen es so gegangen ist, wie den Geldsäcken meines armen Vaters. Auch gescheide Leute habe ich recht viele gekannt, die alle untergegangen sind, während ein gewisses Sprichwort, das meinen Taufnamen an der Spitze führt, seine Wahrheit fast jederzeit bewährte.

Wer weiß, ob auch ich auf gewöhnlichem Wege so weit gekommen, wäre ich nicht durch den Versuch, mich vom Militärdienste zu befreien, in deines Bruders Hände und durch den an einen Unterofficier gerathen, dessen Virtuosität in der Korporalistik vielleicht einzig dazu gehörte, das aus mir zu machen, wozu ich endlich geworden bin!

Abbitte und Ehrenerklärung.

Ein Appenzeller, weit und breit bekannt
Als wohl verschmitzt, ward hart verklagt,
Daß die Gerichtsperson zu schimpfen er gewagt.
Hier half kein Läugnen; Zeugen waren bey der Hand;
Drum muß ers lassen bei dem Richterspruch beruhn,
Abbitte dem Beleidigten zu thun.
Der wartet nun recht freudenvoll,
Wie solche Ehr' ihm werden soll.
Der Appenzeller spricht darauf: „Herr Nachbar Veit,
Daß Ihr ein Schurk' und Spitzbub' seyd,
Das hab' ich jüngst gesprochen, das ist wahr;
Daß Ihr ein Ehrenmann, erklär' ich offenbar,
Weil's das Gesetz befiehlt: es thut mir herzlich leid!"

Th. Hell.

Der große Bär.

In einer Stadt, ich weiß nicht wo?
Schlug oft für Bruder Studio
Der Herr Professor Lobesan
Astrologie am Brete an,
Weil dort auch Nachts ein Himmel war;
Drei Thaler nur das Honorar.

Drei Thaler? nun, das ist nicht viel,
Denn Sterne sind kein Kinderspiel,
Und aller Himmel weiter Plan
Wird dort auf einmal aufgethan.
Da sieht man erst am Firmament,
Was man da eine Jungfrau nennt,
Sieht Scorpionen ohne Zahn
Und Wagen ohne Räder dran
Und Ziegen und viel andres Vieh,
Das gar nicht frißt, wie unsres hie,

und ohne zu wissen, was mit ihr vorging, was sie versprach, knüpfte sie das unauflösliche Band.

Welche Allgewalt hat eine glückliche Liebe! Zwei Monate waren verflossen, und Isabella hatte ihre ganze Heiterkeit wiedergewonnen, und die Vergangenheit dünkte ihr nur ein ängstlicher Traum.

Aber wie furchtbar sollte sie aufgestört werden aus dieser strafbaren Ruhe! Die Wirkung des Giftes, welches man ihr gegeben hatte, war so heftig gewesen, daß sie hätte vermuthen können, es wäre die Absicht der Andalusierin und ihres Mitschuldigen gewesen, sie zugleich mit Don Fernando aufzuopfern, entweder um das Geheimniß zu sichern, oder um sich in der allgemeinen Verwirrung einen Theil ihrer Kostbarkeiten zuzueignen. Man hatte ja wirklich an dem unglücklichen Tage die Dueña fest gehalten, als sie ein Kästchen mit Edelsteinen davon trug, aber dreist hatte die Verrätherin behauptet, daß es auf Befehl ihrer Gebieterin geschehen wäre. Isabella wagte es nicht, sie Lügen zu strafen, sie fühlte, daß sie nicht mehr das Recht hatte, jemand anzuklagen.

Aber dieser Umstand, und der unbezwingliche Schauder, den Isabella von nun an bei dem Anblicke der Verführerin sichtbar verrieth, erweckten in dem treulosen Weibe selber den Wunsch, sich zu entfernen, und mit den Geschenken ihrer Gebiete-

Und Leyern, die nicht klimpern mehr;
Wenn's doch auf Erden auch so wär'!

Zwillinge, wo nicht Einer ist,
Und einen Schützen, der nicht schießt,
Und Sphärenton und Harmonie,
Daß Einem wird, man weis nicht wie?
Und wenn sich das so webt und flicht,
Da denkt man an drei Thaler nicht.

So ging es nun auch dem Student.
Des Nachts war er am Firmament
Und dacht' im himmlischen Gewühl'
An Erdenthaler gar nicht viel,
Und Tags, wo keine Sternelein
Am Himmel mehr zu finden seyn,
Da dacht' er auch daran nicht mehr;
Und das ging ganz natürlich her.

Doch Herr Professor Lobesan,
Der dachte desto mehr daran,
Weil eingerichtet wunderbar
Sein Auge für die Sterne war,
Daß immer eins auf Erden blieb,
Wenn's andre dort herum sich trieb.

Und war nun vom Collegium
Ein Monat nach dem andern um,
Und's noch an allen Ecken hing,
So griff er ſtärker an das Ding
Und fragte manchmal fein verblümt,
Wie Profeſſoren es geziemt,
Den, der etwa im Neſt noch wär',
Vornehmlich nach dem großen Bär;
Denn das weiß jeglicher Student,
Was der Philiſter Bären nennt.

Und das geſchah nun eben ſo
Mit unſerm Bruder Studio,
Er fragt ihn nach dem großen Bär.
Das fällt dem jungen Herzen ſchwer;
Doch weil vom letzten Wechſel gar
Geringer Vorrath übrig war,
Und ſich kein Stern es kümmern läßt,
Wenn man auch etwas bleibt im Neſt,
So dacht' er: bei dem Sternenmann
Hab' ich doch wahrlich auch verthan,
Wenn ich ihm jetzt zwei Thaler geb'
Und auf für ihn den dritten heb'.
Und wie geſagt, ſo auch gethan
Bei dem Profeſſor Lobeſan.

Wie war nun Bruder Studio
In seinem Herzen leicht und froh,
Wie sah' er muthig um sich her,
Als gäb's gar keine Bären mehr!

Doch Herr Professor Lobesan
Tritt abermals zu ihm heran,
Fragt wieder viel vom Firmament,
Und wie man dort die Sterne nennt
Und fragt am Ende seiner Mähr
Schon wieder nach dem großen Bär.

Da reißt dem Bruder Studio
Aus die Geduld, dem doch so froh,
So selig schon zu Mute war,
Daß er gezahlt zwei Thaler baar,
Und spricht erzürnt: Der große Bär,
Nun, der ist doch so groß nicht mehr,
Und geht nur erst mein Wechsel ein,
So soll der Bär, groß oder klein,
Bald abgethan auf immer seyn.

Friedrich Kuhn.

Der

Traum des Doctors Medardus.

Erzählung

von

A. F. E. Langbein.

I.

Das Erwachen.

„Ach, ich war in Arkadien!“ rief Doctor Medardus, und richtete ſich am Bettzopfe empor. „Und da bin ich nun wieder in Memel und in meinem öden, ſtaubigen Bücherwinkel, wo kein Engel mir lächelt, und nur mein Perückenſtock mich anſtarrt. — O, ſüßer, ſeliger, unvergeßlicher Traum! Wärſt du mir doch, wie mancher deiner Brüder, ein Herold der Wahrheit! — Ja, nicht umſonſt erſchienſt du mir in einer ſo wichtigen Stunde! — Ich werde ſie finden, die ſchöne Hirtin, und ſie wird mein altes Leben auf grüner Aue weiden.“ —

Aus dieſer poetiſchen Schwärmerei fiel er plötzlich in die nüchternſte Proſa, als er die Kaffeemühle in der Küche ſchnarren hörte. „Paul,“ rief er hinaus, „nimm ein halbes Loth mehr, als gewöhnlich, und laß die Cichorie weg!“

Mit vorgebundener Küchenſchürze trat der Grau-

kopf herein und fragte: „Warum wollen Sie den heute so hoch leben?“

„Aus zwei Ursachen, mein Freund!“ antwortet Medardus. „Ich hatte diese Nacht einen himmlischen Traum, und heute ist mein Geburtstag.“

„Dazu wünsch' ich Gottes Segen;“ sagte Paul und zog sein Mützlein ab. „Aber für den himmlischen Traum geb' ich kein zerbrochenes Hufeisen.“

„Immer spricht doch der alte Dragoner aus Dir!“ zürnte Medardus. „Was versteht Dein Hirnkasten voll Heu und Stroh von der Traumwelt!“

Paul zog mit Kopfschütteln ab und machte den Kaffee. Indessen trat der Doctor vor den Spiegel und sagte: „Nun, beim heiligen Aeskulap! für einen Funfziger bin ich noch blühend genug. Volle, rothe Wangen — kein graues Haar — nur die verfluchte Perücke. — Doch, was seyn soll, schickt sich wohl.

Indem er den Kaffee trank, und seinen lieblichen Traum noch einmal träumte, erschien der Licentiat Skrupel, ein kleines, steifzierliches Männchen, in festlicher Kleidung, legte mit hochtrabenden Feiertagsworten seinen Glückwunsch ab und brachte, als Besitzer einer Apotheke, ein Opfer von Räucherpulver und allerhand köstlichen Essenzen. „Haben Sie Dank für Wunsch und Geschenke!“ sprach Medardus. „Ich

durchräuchere zwar meine Wohnung nur mit Tabak; aber mir träumte vor einigen Stunden von einem schönen Kinde, das vielleicht bald bei mir einziehen und sich Ihrer süßen Gaben erfreuen wird."

Skrupel spitzte die Ohren, rieb freudig die Hände und sagte: „So sind wohl unmaßgeblich mein hochverehrter Herr Doctor gesonnen, die Mönchszelle der Hagestolzenschaft zu verlassen, und sich ins Paradiesgärtlein des Ehestandes zu begeben?"

„O, mein guter Herr Licentiat," entgegnete der Doctor, „in diesem Paradiesgärtlein befand ich mich schon fünf Jahre lang; aber mir war's eine Hölle."

„Ich erstaune, mit Dero Erlaubniß!" rief der Apotheker und schlug die Hände zusammen.

Erstaunen Sie ohne Umstände, mein allzu höflicher Freund!" sagte Medardus. „Und haben Sie etwa Lust, mein sauberes Ehegeschichtchen zu hören, so will ich's Ihnen unter der Bedingung, daß Sie es nicht ausschwatzen, erzählen."

Skrupel legte, Verschwiegenheit angelobend, die Hand aufs Herz.

2.

Des Doctors Ehegeschichte.

Ich ließ mich, als ich in Leipzig den Doctorhut empfangen hatte, in einer nicht weit davon entlegenen

Mittelstadt als ausübender Arzt nieder. Es gab A
fangs wenig für mich zu thun. Ein alter Quacksa
ber war Hahn im Korbe, hatte jedoch selbst kaum se
nothdürftiges Futter. Die Leute dort lebten m
fig und machten sich fleißig Bewegung; daher wurd
sie selten krank. Ich gönnte ihnen ihre Gesundhe
ten Stahl und Eisen, weil ich damals Silber un
Gold genug hatte. Eine Base vermachte mir gerad
zu rechter Zeit ein feines Sümmchen, und ich nahm
mir nicht die Mühe, es auf Zinsen auszuleihen, son
dern lebte herrlich und in Freuden davon.

Unter andern Vergnügungen machte ich eine Reis
ins Lauchstädter Bad. Dort sah ich im Tanzsaal
ein allerliebstes Mädchen, und ein zündender Blit
fuhr mir ins Herz. Ich durchbrach den dichten Zaun
von Anbetern, der die Schöne umgab, forderte sie
zum Tanze auf, setzte mich, als er vorbei war, an ihr
Seite, und begann ein Gespräch, worin ich erfuhr,
daß sie Lucinde Dorn hieß und eine kranke Mut-
ter hatte, die in der Hoffnung, gesund zu werden,
nach Lauchstädt gekommen war, aber noch keine Bes-
serung spürte. Schnell gab ich mich als Arzt zu er-
kennen, und betheuerte mit Feuer der Liebe, daß ich,
wenn mir Zutritt gestattet würde, meine ganze Kunst
aufbieten wolle, die Kranke zu heilen. Lucinde ver-

ſicherte, mein Beſuch würde ihrer Mutter willkommen ſeyn. Gleich darauf verließ ſie, nach kaum gekoſteter Tanzfreude, den Saal, um Nachtwache bei der Kranken zu halten.

Es verſteht ſich, daß ich dieſe des folgenden Tages ſehr früh beſuchte. Sie nahm, von der Tochter ſchon vorbereitet, meinen ärztlichen Beiſtand höflich an, und ich behandelte ſie mit ſo glücklichem Erfolge, daß ſie nach vierzehen Tagen völlig genas. Indeſſen war aber mein Herz immer kränker vor Liebe geworden. Es erſchreckte mich daher, als mir Lucinde jetzt mit niedergeſchlagenen Augen entdeckte, daß ſie, von Armut und Neigung bewogen, eine Anſtellung beim Theater in Leipzig geſucht und erhalten habe und nächſtens mit ihrer Mutter dahin abgehen werde. Ich that den lebhafteſten Einſpruch, warf mich; ihr zu Füßen, geſtand ihr, daß ich ſie anbete, und trug ihr Hand und Herz an. Gerührt ſank ſie in meine Arme; wir verlobten uns auf der Stelle, der Handel in Leipzig ward aufgeſagt, und ſie und ihre Mutter begleiteten mich nach meiner Wohnſtadt, wo ſie ſich aber noch vor der Hand eine eigne Haushaltung einrichten mußten, weil meine Diogenes-Tonne zur Theilung mit ihnen zu klein war.

Wir machten ſchleunig Anſtalt zur Hochzeit und

rin, dem Mörderlohne, beladen, nahm sie Abschied. Sie genoß nicht lange die Früchte ihres Verbrechens. Eine Räuberbande überfiel sie in ihrer Wohnung, und ließ sie unter entsetzlichen Qualen umkommen, um ihr das Geständniß abzuzwingen, wo ihre Schätze verborgen wären.

Alvaro erzählte seiner Frau dieß Ereigniß, als er Nachricht davon erhalten hatte. Isabella verrieth eine so heftige Bestürzung, daß jeder andre auf den Argwohn gerathen seyn würde, diese lebhafte Bewegung möchte einen andern Grund haben, als die schmerzliche Theilnahme an dem grausamen Schicksale einer Unglücklichen, die so lange in Isabella's Diensten gewesen war.

Von diesem Augenblicke an war ihre Ruhe dahin. Die furchtbare Züchtigung, welche ihre Verführerin endlich ereilt hatte, war ihr ein Wink, daß der Richter über den Sternen nicht vergißt, und daß auch an sie die Reihe kommen sollte. Alvaro war untröstlich über ihre tiefe Schwermuth, die er sich nicht anders als durch die Voraussetzung erklären konnte, daß der Aufenthalt auf dem Schlosse, wo sie seit den ersten Tagen ihres Wittwenstandes wohnte, ihr langweilig geworden wäre. Er wollte sie nach Madrid bringen, und sie willigte ein, ja sie trieb so eifrig zur Ausführung des Ent-

hatten uns schon Einmal ausbieten lassen, als mir träumte, daß ich in der abgeschmackten Tracht eines alten Philisters in einem Spiegelzimmer auf und ab spaziere. Ich trug eine runde schwarze Perücke, einen plattgedrückten Hut mit drei langen, spitzigen Schnäbeln, und einen altväterischen braunen Rock mit bretsteifen Schößen. Und indem ich mich so hundertfach in den Spiegelfeldern der Wände sah, kam Lucinde von hinten, stieß mir den Hut vom Kopfe, und — da hatte der Traum ein Ende, und ich erwachte.

In der Frühe des folgenden Tages erhielt ich vom Stadtmagistrate eine schriftliche Ladung, mich sogleich auf's Rathhaus zu verfügen und einer wichtigen Eröffnung gewärtig zu seyn. Neugierig, was ich erfahren würde, ging ich hin. Das erste, was mir in der Rathsstube in die Augen fiel, war ein Perückenstock, mit einer runden schwarzen Perücke und einem dreizackigen Hute auf dem Kopfe; und nahe dabei stand ein Kleidereisel, der einen breiten braunen Rock auf dem Leibe hatte. Stutz, Hut und Kleid glichen denen, die ich im Traume trug, wie ein Wassertropfen den andern, und ich starrte sie deshalb mit solcher Verwunderung an, daß ich schier vergas, der werthen Obrigkeit meinen Bückling zu machen.

Der Bürgermeister eröffnete mir: mein Oheim,

Balthaſar Medardus in Amſterdam, ſey verſtorben und habe mich in ſeinem Teſtamente mit ſechstauſend Stück Dukaten bedacht. — Das war mir eine höchſt angenehme Ueberraſchung, die mir auch eben nicht durch Traurigkeit verkümmert wurde, da ich den Ehrenmann gar nicht gekannt hatte. Als mir aber der Stadtſchreiber das Teſtament vorlas, erſchrak ich über die ſeltſame, dem Vermächtniß angehängte Bedingung. Ich ſollte nämlich die im Rathszimmer aufgeſtellte ſchwarze Haarmütze und den ungeſtalten Hut ſtehendes Fußes aufſetzen, das braune Spiesbürgerkleid anziehen und mich dann durch einen Eid verbindlich machen, dieſe Tracht mein Leben lang, nach jenen von Amſterdam hergeſandten Muſtern zu tragen, damit ſie mir immerdar ein Harniſch gegen Eitelkeit und Modeſucht ſey. — Wäre mir aber — ſetzte das Teſtament faſt ſpöttiſch hinzu — die Perücke ſammt Zubehör nicht beliebig, ſo falle das mir beſtimmte Vermächtniß einer frommen Stiftung anheim. —

Sie können ſich vorſtellen, mein Herr Licentiat, wie ich durch dieſe Clauſel zwiſchen Thür und Angel gerieth. Ich, damals erſt fünf und zwanzig Jahre alt, war unter den Zierlingen und Götzendienern der Mode keiner der Geringſten und hatte eine junge Braut, von welcher ſich vermuthen ließ, daß ihr die

holländische Philistertracht, die mich zeitlebens entstellen sollte, äußerst mißfallen würde. Ich hielt es darum für nöthig, mich vor allen Dingen mit ihr darüber zu berathen, und erbat mir einige Stunden Bedenkzeit. Diese schlug mir aber der Bürgermeister rund ab, weil er das Testament im strengsten Sinne auslegte: daß ich mich entweder auf der Stelle umkleiden oder dem Vermächtniß entsagen müsse. „Stehn Sie denn schon als Bräutigam unter dem Pantoffel?“, fuhr er mich einiger Maßen an. Mich dünkt, es wird Ihrer künftigen Frau Eheliebste nicht übel gefallen, wenn Sie ihr Wagen und Pferde halten können.“ — Er schüttelte mit diesen Worten die Dukatenbeutel, die schon auf dem Tische bereit standen, und die Sirenenstimme des Goldes bezauberte mich dergestalt, daß ich mich, um meiner Geliebten ein angenehmes Leben zu bereiten, zur äußerlichen Umwandlung in einen Philister entschloß.

Sie war bald geschehen. Der Rathsdiener, ein verdorbener Haarkräueler, stutzte mir mit einer Papierschere Zopf und Locken, setzte mir die Stutzperücke kunstmäßig auf, und ich leistete den im Testamente vorgeschriebenen Eid, mich nun und nimmermehr von ihr und ihrem Anhange zu trennen Dann ließ ich einen Miethwagen holen, fuhr zu Lucinden, und

erſann mir unter Weges eine ſcherzhafte Einkleidung der Sache.

Zuſammengeduckt wie ein Greis, den Hut in die Augen gedrückt, und Geldſäcke in den Armen und Händen, trat ich mit krummen, ſchlotternden Knieen in ihr Zimmer und ſprach huſtend und mit verſtellter Stimme: „Schönes, tugendbelobtes Frauenzimmerchen, da kommt ein ehrbarer Freier!“ — Sie kannte mich nicht, ſprang erſchrocken vom Nähtiſch auf, lief in ein Nebengemach und ſagte ſo laut, daß ich's hörte: „Mutter, um Gottes willen! ein alter, verrückter Mann ſteht drinn in der Stube.“ — Die Mutter kam. „Nu, Mamachen,“ ſprach ich mit der vorigen hohlen Stimme, „wollen Sie einen reichen Schwiegerſohn?“ — Sie ging ſchnell auf mich zu, ſah mir mit der Brille ins Geſicht, und ſchrie auf: „Ach! Docter, Sie ſinds? — Was machen Sie für Streiche!“ — Lucinde kam nun auch wieder zum Vorſchein, und beide fragten mich lachend: wie ich auf den Einfall gerathen ſey, mich ſo zu vermummen und mit Steinen zu ſchleppen; denn nichts anders würden doch, meinten ſie, meine Beutel enthalten. — Schnell riß ich einen auf und ſchüttete tauſend Dukaten auf den Tiſch. Mutter und Tochter ſtanden wie verſteinert. Ich erzählte meine Erbſchafts-

geschichte, und zitterte vor Lucindens Untröstlichkeit über meine Verunstaltung. Aber ich hatte mich ohne Noth gefürchtet. Sie war nicht im geringsten darüber betreten, lobte vielmehr, mit den Dukaten spielend, meinen vernünftigen Entschluß, und äußerte die Hoffnung, daß die warme Perücke meinen häufigen Klagen über Kopfweh abhelfen würde.

Das gefiel mir nicht sonderlich; doch war ich froh, daß ich so leicht davon kam. Auch die Stadt gewöhnte sich augenblicklich an meinen häßlichen Anzug sobald sie nur hörte, daß ich dadurch reich geworden war. Meine Dukaten erhielten von Jedermann so tiefe Verbeugungen, als mir vorher Niemand gemacht hatte.

In den Flitterwochen meiner Ehe war Lucinde ein recht gutes Kind. Doch bald entwickelte sich bei ihr manche Untugend, besonders Leichtsinn und Verschwendung, Gefallsucht und Herschbegierde. Sie war unersättlich in Putz und Pracht, schmeichelte mir Wagen und Pferde und Diener ab, ließ sich die verliebten Grimassen jedes Narrren in Gnaden gefallen, und alles im Hause sollte und mußte nach ihrem Kopfe gehn. Aber sie herrschte mit listiger Anmut. Es war mir und ihrer Mutter nicht möglich, ihr den

Zepter,

Zepter, den sie unter beständigem Lachen und Scherz fest hielt, aus den Händen zu winden.

So vergingen drei Jahre, und die Hälfte meiner Erbschaft war vergeudet. Jetzt starb die gute Mutter, die noch manchmal vor den Riß trat, wenn die Tochter gar zu übel wirthschaften wollte. Ich empfand es bald, daß mich mein Schutzengel verlassen hatte. Lucinde zog nun die Larve der Freundlichkeit ab, sagte mir täglich ins Gesicht, daß ihr meine Schustertracht — in die ich mich doch hauptsächlich ihretwegen gesteckt hatte — unerträglich sey, und machte mir, mehr befehlend als bittend, den Antrag, unsern Wohnsitz in Leipzig aufzuschlagen. Ich trug gerechtes Bedenken, den Spielraum ihrer Verschwendung und Coquetterie zu erweitern; aber alles, was ich einwändte, war in den Wind gesprochen, und Schmollen und Keifen, Krokodillsthränen und künstliche Ohnmachten wechselten mit einander ab, um mich mürbe zu machen. Ich bereuete jetzt bitterlich, daß ich die gebornte Schauspielerin abgehalten hatte, ihrem Berufe zu folgen. Am Ende ward ich der täglichen Trauerspiele auf meinem Haustheater überdrüssig und zog mit der Närrin nach Leipzig.

Dort fand sie ihren Hofstaat noch nicht groß genug: sie mußte ein Gesellschaftsfräulein haben, das

zugleich den Dienst einer Kammerjungfer versehen sollte. Dazu verschrieb sie sich aus Erfurt eine arme Verwandte. Es war ein wunderhübsches, blondes, sechzehnjähriges Mädchen, in dessen blauen Augen sich ein Himmel voll Unschuld und Gutherzigkeit aufthat. Röschen Schwan gefiel mir beim ersten Anblick, und nach und nach begegnete mir etwas Menschliches: ich verliebte mich in die Kleine. — Das war freilich nicht in der Ordnung; aber die Schuld fiel auf meine ausgeartete Frau, die ich nicht mehr lieben konnte. Mein verwaist'tes Herz fühlte sich zu einer neuen holden Verwandtschaft unwiderstehlich hingezogen. Denken Sie sich aber nichts Arges dabei, Herr Licentiat! Wir liebten rein platonisch; und das erste Mal, als ein Fünkchen Sinnlichkeit in uns aufglimmen wollte, bekam es uns übel.

Eines Nachmittags, als sich Lucinde, wie gewöhnlich, in Gesellschaft befand, las ich Röschen einen Roman vor. Da ward mir auf Einmal gar seltsam zu Mute. Ich rückte näher zu ihr, legte das Buch aus der Hand, und küßte sie recht brüderlich. Meine Perücke kam dabei so stark ins Gedränge, daß sie sich verschob, und mir beinahe vom Kopfe fiel. Das mochte wohl ganz komisch aussehen, und plötzlich erschallte von der Thür her Gelächter und Händeklat-

schen. Himmel, da stand meine Frau! — mit den gemeinsten Schimpfworten stürzte sie auf mich los, und wollte Röschen ins Gesicht schlagen. Ich sprang dazwischen; das Mädchen entfloh. Nun ging die Furie mir zu Leibe; aber mit Donnerworten, dergleichen sie noch nie von mir gehört hatte, hielt ich ihr bei dieser Gelegenheit alle ihre Unarten und Vergehungen vor. Sie gelobte Besserung und versprach, dem Mädchen nichts zu Leide zu thun.

Bald darauf mußte ich verreisen. Als ich nach acht Tagen zurück kam, fehlte Röschen. Ich fragte nach ihr. „Sie ist entlaufen, die liederliche Dirne!“ sagte Lucinde. „Du lügst!“ fuhr ich auf: „Du hast sie fortgejagt!“ Sie läugnete verstockt. Die Köchin und das Hausmädchen, die ich verhörte, sagten aus: Röschen sey eines Morgens weinend fortgegangen und nicht wieder gekommen. Das war alles, was ich erfuhr. In Erfurt, wohin ich schrieb, wußte man nichts von ihr. Alle andere Nachforschungen waren eben so fruchtlos. Kurz, sie blieb verschwunden, und ich habe bis den heutigen Tag nichts weiter von ihr gehört.

Erbittert gegen Lucinden, die sich von dem Verdachte, das arme Mädchen auf eine harte Weise entfernt zu haben, nicht überzeugend befreien konnte, trennte ich mich von ihr, aber ohne Geräusch. Wir

bezogen in unserer geräumigen Wohnung abgesonderte Zimmer und sprachen nur in Nothfällen, so kurz als möglich, mit einander. Sie schwärmte jetzt weniger, als zuvor, in Gesellschaften herum; aber es ward mir verrathen, daß sie oft abends den Besuch eines Liebhabers annahm, der sich, als eine ehrbare Matrone verkleidet ins Haus schlich. Es war ein fremder Abenteurer, Namens Rauschling, der sich für einen Baron ausgab. Eines Abends hatte ich ihn in dieser Verkleidung auf eine etwas derbe Art mein Hausrecht fühlen lassen, da meldete mir am Morgen meine Frau schriftlich: daß sie, um der frischen Luft zu genießen, ein Gartenhaus vor dem Thore beziehen werde. „Madame ziehe meinetwegen nach Amerika!" sagte ich zu dem Dienstmädchen, das mir den Brief brachte und warf ihn unter den Tisch.

Der Gartenzug ging noch denselben Tag vor sich. Des folgenden Morgens kam das Mädchen wieder zu mir, und sagte: sie halte sich gegen mich, als ihren Brodherrn, verpflichtet, mir ein verdächtiges Briefchen, das sie bestellen solle, zu zeigen. Ich sah es an; es war von Lucinden an den Baron und so ungeschickt zusammen gefaltet, daß ich es, ohne des Siegels Erbrechung, lesen konnte. Sie lud ihn auf den Abend zwischen neun und zehn Uhr ins Garten-

haus ein, und versicherte: der bewußte Perückenstock werde dort ihr Vergnügen nicht stören.

Dieser Spitzname machte mir gerade Lust, es zu thun. Ich befahl dem Mädchen, den Einladungsbrief bei dem Baron abzugeben; aber nachmittags schrieb ich, in Rauschlings Namen, mit verstellter Hand an Lucinden: sie möge aus gewissen Ursachen die Güte haben, auf den Abend um acht Uhr zur Kriegsräthin Rümmel zu kommen. — Das Haus dieser Frau glich einem Taubenschlage, wo immer verliebte Tauber und Täubchen aus- und einflogen. Auch Lucinde und der Baron hatten dort Bekanntschaft gemacht. Ich konnte folglich darauf rechnen, daß sie meiner Lockpfeife folgen, und ich die Absicht erreichen würde, ein ungestörtes Selbander mit ihrem Buhlen im Gartenhause zu gewinnen.

Gegen neun Uhr ging ich hin. Sie war richtig fort. Ich nahm Besitz von ihrem Zimmer, und hatte den ganz gewöhnlichen Vorsatz, den Herrn Baron mit einem tüchtigen Stocke so zu empfangen, daß ihm die Lust vergehen sollte, sich jemals wieder in mein Gehäge zu wagen. Indem ich aber auf ihn lauerte, sah ich auf dem Kamin eine Zange liegen und stellte mir vor, es müsse spaßhaft seyn, des Buben lange Nase damit zu zwicken. Sogleich verschloß ich die

schlusses, als ob sie gehofft hätte, ihrem Gewissen zu entfliehen.'

Die Veränderung des Aufenthalts gab ihr auch eine augenblickliche Zerstreuung. Sie kam Vormittags in Madrid an, und während die Diener beschäftigt waren, die Wohnung einzurichten, ging sie mit Alvaro in die nächste Kirche, und mit gleicher Inbrunst, aber in ganz verschiedener Seelenstimmung beteten beide zu Gott, die Stunde ihrer Rückkehr in die Heimath zu segnen.

Da stieg ein Prediger auf die Kanzel und seine laute Stimme schallte durch das hohe Gewölbe. Isabella war überrascht, und ihre Bestürzung war unbeschreiblich, als sie Pater Rafael erkannte. Der Gegenstand seiner Predigt war die Gefahr einer zärtlichen Regung, die weder göttliche noch menschliche Gesetze billigen. Er zeigte, wie von den unschuldigsten Gedanken, von den unverdächtigsten Freiheiten, der Uebergang zu Unordnung, zu Verbrechen, zu Greuelthaten so natürlich, so rasch, so unvermeidlich wäre. Seine eindringenden Gründe, seine furchtbaren Schilderungen ergriffen alle Gemüther, aber niemand unter allen Zuhörern ward so heftig bewegt, als Isabella. Sie würde ihre Verwirrung nicht haben überwinden können, wenn nicht die Besorgniß, sich ihrem Manne zu verrathen, ihr die Fassung wiedergegeben hätte. Alvaro

Haus'thür, setzte mich in der Stube, die auf ebner Erde war, ans Fenster, öffnete den einen Flügel ein wenig und befestigte ihn oben mit einer Schnur, daß er nicht weiter aufgestoßen werden konnte. Kaum war ich mit diesen Anstalten fertig, so kam ein schlanker Mann mit flüchtigen Schritten den mondhellen Garten entlang, und klinkte an der Thür. Da sie nicht aufging, lief er an das Fenster, wo ich hinter dem Vorhange lauschte, und stekte eine gewaltig große Nase herein. Ich faßte sie schnell mit der Zange; er fuhr zurück, rannte wild davon, und ich — denken Sie sich den verwünschten Streich! — ich sah mit Entsetzen, daß ich ihm die Nase abgeknipsen hatte. — Sie fiel zu meinen Füßen nieder.

Indem ich sie aufheben wollte, hörte ich einen heftigen Wortwechsel, der sich bei der Gartenthür erhob. Als er ungefähr eine Minute gedauert hatte, kam eine andere Mannsgestalt im Garten hergelaufen, schoß wie ein Pfeil auf mein Fenster zu, und guckte mit einer noch längern Nase, als die vorige war, in die Stube. Da sitzt der Teufel drin! dacht' ich, und packte sie wüthend mit der Zange. Der Eigenthümer fluchte, riß sich los, und schrie: „Ha, Schlange! ward ich deswegen her beschieden?" — Ueberzeugt, daß ich nun erst den rechten Mann vor mir hatte,

ſtürzte ich durch die Thür hinaus; er entfloh aber ſo ſchnell, daß ich ihn nicht einholen konnte.

Als ich in die Stube zurück kam, hob ich die abgezwickte Naſe vom Fußboden auf. Es war, wie ich ſchon vermuthet hatte, eine papyene Masken-Naſe. —

Einige Tage darauf erfuhr ich, wie ſie in meine Zange gekommen war. Der edle Freiherr rühmte ſich der von Lucinden erhaltenen Einladung ſogleich, als er ſie empfing, gegen einen Bekannten, einen gewiſſen Herrn von Flach. Dieſer lockere Junker hatte ein winzig kleines Stumpfnäschen; aber deſto größer war ſein Gelüſt nach meiner Frau. Er leimte ſich deshalb eine Kunſtnaſe an und ging früher, als ſein begünſtigter Nebenbuhler, zum Stelldichein, um den Minneſold, der dieſem zugedacht war, im Dunkel zu erhaſchen. — Als ich ihm den falſchen Haken abgeriſſen hatte, kam er an der Gartenthür dem Baron in den Wurf. Dieſer zog ihn zur Rechenſchaft, was er hier ſuche? Darüber entſtand ein Gezänk, das ſich mit einer Ausforderung ſchloß. Den folgenden Tag ſchlugen ſie ſich. Herr von Flach, ein guter Fechter, nahm ſich des Barons beneidete Naſe zum Ziele und hieb ſie ſo kurz und klein, als die ſeinige war.

Dieſe Geſchichten wurden in ganz Leipzig bekannt. Alt und Jung zeigte mit Fingern auf mich. Das war

mir ungelegen; ich machte geschwind Anstalt zur Scheidung. Aber kaum hatte mein Sachwalter die Klage dem Gerichte überreicht, so ging Lucinde mit ihrem Ritter durch die Larven. Wer war froher, als ich! Die Ruchtbarkeit ihrer Flucht zog mir jedoch allerhand verdrüßliche Besuche auf den Hals. Putz- und Juwelenhändler, Schneider und Zuckerbäcker, Spielgläubiger und Wucherer stürmten mit Rechnungen und Schuldscheinen auf mich ein. Ich war nicht verbunden, diese Manichäer, mit welchen Lucinde ohne mein Vorwissen bedeutende Geschäfte gemacht hatte, zu befriedigen; doch ich that es, um die Schreier zu beschwichtigen. Nun war ich aber auch mit der holländischen Erbschaft rein fertig, und nichts als die widrige Tracht, die ich mir deshalb aufgeladen hatte, blieb mir zum Andenken übrig. Meine ausgetretene Gemahlin machte mir jedoch das Vergnügen, daß sie der öffentlichen Ladung, sich vor dem Ehegerichte zu stellen, kein Gehör gab. So ward sie denn für verschollen erklärt und förmlich von mir geschieden.

3.

Der Arkadische Traum.

Ich verließ hierauf — fuhr Medardus in seiner Erzählung fort — den mir verhaßt gewordenen Schau-

plat jener ärgerlichen Auftritte und machte, einem nun schon längst verstorbenen Freunde zu gefallen, den weiten Sprung hierher, wo ich bereits zwanzig Jahre als Ehverächter und Weiberfeind lebe. Nur Röschens holdes Bild blieb mir theuer und werth und umschwebt mich noch immer. Ausser diesem Umgange mit einem geliebten Schatten — denn meine Freundin ist wahrscheinlich todt — glaubte ich meine Rechnung mit dem schönen Geschlechte abgeschlossen zu haben; aber ein Traum, den ich am heutigen Morgen — in meiner Geburtsstunde — hatte, scheint mir zu weissagen, daß es noch in meinen alten Tagen einigen Anspruch an mich zu machen gesonnen sey. — Nun, ich habe nichts dagegen. Des Traumgotts Zauberstab hat mich ganz verwandelt; das Eis des Weiberhasses ist in meinem Herzen geschmolzen, ich sehne mich wieder nach dem Frühling der Liebe, und es wird mir recht behaglich seyn, wenn mir ein schönes, freundliches, gutes Kind, wie weiland Röschen, die bösen Stunden meiner ersten Ehe zärtlich vergutet. — Hören Sie jetzt meinen Traum!

Ich befand mich in einer reizenden Landschaft, die dem Arkadien der Dichter nichts nachgab und mich selbst sahe ich in einen Arkadischen Hirten verwandelt. Stellen Sie sich, werther Freund, den possierlichen

Seladon vor! Ich breiter, wohlbeleibter Mann saß, mit Stutzperücke, dreieckigtem Hute und altväterischem Rocke im Schatten eines Baumes, hatte einen bunten, zierlichen Schäferstab im Arme und spielte, von schneeweißen Lämmlein umgeben, auf der Hirtenflöte. Es war ein Meister vom Himmel gefallen, denn ungeachtet ich zeitlebens keine andere Pfeife, als die Tabakspfeife, an den Mund setzte, so fand dennoch mein erster Versuch im Fache der Tonkunst ausserordentlichen Beifall. Meine Lämmlein vergaßen der süßen Weide und sahen mich mit Verwunderung an; Phylax, der treue Wächter der Heerde, trat an mir in die Höhe, und wedelte mit dem Schwanze; Schaaren von Vögeln kamen von allen Seiten geflogen, versammelten sich über mir auf dem Baume und neigten die Köpfchen herunter, als wollten sie von mir lernen; sogar der Wind, der zuvor die Zweige durchrauschte, ward plötzlich still und hörte mir zu. Allein das war noch nicht genug. Meine Zaubertöne lockten auch einen Engel herbei. Ja, wahrlich! es war ein Engel, der in der Gestalt einer jungen, bildschönen Hirtin aus einem nahen Rosengebüsche trat und mir freundlich zunickte. Frohbestürzt sprang ich auf und machte der himmlischen Erscheinung, die mit meinem unvergeßlichen Röschen viel Aehnlichkeit hatte, eine tiefe Ver-

benaung. Lächelnd über meinen steifen Bückling und Scharrfuß, die sich freilich in Arkadien lustig ausnehmen mochten, winkte sie mir, mich wieder zu setzen und fort zu flöten. Sie nahm Platz an meiner Seite, legte die alabasterne Hand vertraulich auf meine Schulter, und ich spielte so meisterhaft, so süß, so rührend, daß ihr die Augen übergingen. Da entbrannte mein Herz vor Liebe, und mit anständigen Worten gestand ich es ihr. Erröthend schlug sie die Augen nieder, drückte mir leise die Hand und lispelte: „Ich bin Dein. — Wir finden uns wieder.“ — Und indem sie das sagte, war sie wie ein Luftgebild verschwunden.

4.

Fanny.

„Ein anmuthiges Träumchen!“ rief Skrupel. „Aber das Ende vom Liede, das plötzliche Verschwinden, will mir nicht gefallen. Hätte die schöne Nymphe nur wenigstens ihre Addresse zurück gelassen! Der Herr Doctor können doch nicht ihretwegen, wie ein zweiter Don Quixotte, die Welt durchziehen und würden auch keinen Nutzen davon haben; denn Sirach sagt: „„Wer auf Träume hält, der greift nach dem Schatten und will den Wind haschen!““

O, er sagt noch derber: „Narren verlassen

sich auf Träume." fiel Medardus ein. „Aber ich kehre mich nicht daran. Berichtet uns nicht selbst die Bibel — unter deren Verfasser der gute Sirach nur eine Person vom zweiten Range ist — mehr als zwanzig merkwürdige Träume, die vollkommen in Erfüllung gingen? Und traf nicht mein eigner Perückentraum auf's Haar ein?"

In der homerischen Dichtung von den Träumen haben, wie Penelope sagt, die Träume Ausgang durch zwei Pforten: eine ist von Elfenbein, die andre von Horn. Durch jene gehen die falschen, durch diese die wahren Erscheinungen. — Und so glaub ich fest, daß mein schönes Traumbild aus der hörnernen Pforte kam. Darum will ich es im Reiche der Wirklichkeit aufsuchen, ohne mich jedoch vor der Hand vom Stuhle zu bewegen."

Wie das möglich sey, war dem Apotheker ein Räthsel. Medardus erklärte sich nicht weiter darüber, und das höfliche Männlein, das sich keiner unbeschelbenen Frage erkühnen wollte, ging mit unbefriedigter Neugier nach Hause.

Kaum war der Doctor allein, so entwarf er folgenden Aufsatz:

„Ein rechtlicher, sein gutes Auskommen habender Mann, der sich bescheidentlich enthält, sein eigner

Löbrebner zu seyn, hatte in den Morgenstunden des ersten Aprils einen Wonnetraum, der ihm ein holdes, doch leider ihm ganz unbekanntes weibliches Wesen als Braut zuführte. Er wendet sich deshalb an Deutschlands schöne Töchter mit der Frage: ob vielleicht einer von ihnen zu gleicher Zeit etwas Aehnliches träumte? — Ist das der Fall, so ward dadurch offenbar eine Ehe im Himmel geschlossen, und der Bräutigam fliegt in die Arme seiner Braut, sobald sie ihren Namen und Wohnort, unter der Aufschrift: D. M. v. M. an die Expedition des allgemeinen Anzeigers versiegelt einsendet."

Diese Aufforderung schickte er mit der nächsten Post zum Druck dahin ab, und von dorther empfing er nach vier Wochen ein kleines, mit D. M. v. M. bezeichnetes Briefchen. Hastig riß er den Umschlag auf, fand darin eine Karte und auf derselben wie eine Kriegslosung die zwei Worte:

Fanny — Heidelberg.

Bestürzt über diese unfruchtbare Kürze, wandte er das Blatt um, und zu seinem Troste war noch auf der Rückseite die Gasse, das Haus und das Stockwerck benannt, wo er nach Fanny fragen und weitere Auskunft erhalten solle. Nun hing bei ihm der Himmel voll Geigen, die nur dadurch etwas verstimmt

wurden, daß er eine Minnefahrt in ferne Lande beginnen mußte. Er lief auf die Post und fragte, wie weit es von Memel bis nach Heidelberg sey. „Einhundert vier und achtzig Meilen, und eine halbe," war die Antwort. „Alle Wetter!" brummte er in den Bart. „Wer doch Meilenstiefeln hätte!"

Auf dem Rückwege sprach er bei dem Apotheker ein. Dieser brach über die angekommene Brautpost und des Doctors Entschluß, die weite Reise nach Heidelberg unverzüglich anzutreten, in die weitschweifigste Verwunderung aus. Doch am Ende erbot er sich selbst zum Reisegefährten, denn er hatte Verwandte in Frankfurt am Mayn und war schon längst gesonnen gewesen, sie zu besuchen. „Welche Ehre für mich!" rief er aus, „mit einem so gelehrten Manne zu reisen! Welches Glück, auf dem langen Wege von ihm zu lernen!"

„Wenigstens will ich mir Mühe geben, Ihnen das leidige Complimentiren abzugewöhnen," versetzte Medardus. Hierauf ging er nach Hause, machte seinem Heber und Leger die vorhabende Reise bekannt und fragte ihn, welche Art des Fortkommens wohl die beste seyn würde?

„Zu Pferde! zu Pferde!" rief Paul.

„Das dacht' ich!" sagte der Doctor. „Dieser

Rath wär von einem Exdragoner zu erwarten. Aber ich, der kaum zweimal in seinem Leben einen frommen Miethgaul bestieg, und bis auf's nächste Dorf schneckte, ich danke für einen Ritt von zweihundert Meilen, und mein Reisekompan, der Apotheker, würde ihn noch weniger aushalten."

„Ja, das glaub' ich selbst!" sagte Paul verächtlich. „Dergleichen Zuckerpüppchen muß man in einen Wagen einpacken, um sie unzerbrochen an Ort und Stelle zu bringen."

„Es ward beschlossen, die Reise mit einem eigenen Fuhrwerke zu machen. Dessen Anschaffung überließ der Doctor seinem Hauswebel, der seit vielen Jahren sein Bedienter, sein Koch, sein Alles in Allem war, und nun auch die Bestallung als Kutscher erhielt. Paul wußte, daß des folgenden Tages ausgemusterte Dragonerpferde in der Nähe versteigert werden sollten, und nach seiner Meinung war ein Kriegsroß das brauchbarste Thier von der Welt. Er ging daher auf den Markt, erstand ein Paar gleichfarbige Klepper, und kaufte dazu einen kleinen russischen Wagen. Die alten Bursche, die verschiedene Feldzüge mitgemacht hatten, hielten es anfangs unter ihrer Würde, den Karren zu ziehen, und weigerten sich dessen; aber Paul sprach vernünftig mit ihnen,

sah, daß sie litt, und bat sie, sich mit ihm zu entfernen. Sie folgte ihm willenlos, und tief versunken in schmerzliche Gedanken, bemerkte sie nicht einmal, in welches Zimmer man sie führte. Ermüdet von den Beschwerden der Reise, sank sie bald in einen Schlaf, den sie lange nicht genossen hatte.

In bangen Träumen hörte sie noch einmal Rafaels Worte, und sie sah in dem Mönche einen feindseligen Geist, welcher, nachdem er sie zum Verbrechen verleitet hatte, im Namen der göttlichen Gerechtigkeit als seine Beute sie zurück foderte. Fernando's Grab schien sich zu öffnen, und sie glaubte den wüthenden Gatten zu erblicken, wie sie ihn in seiner Sterbestunde gesehn hatte, und er schien sie unter gerechten Vorwürfen an den Rand eines Abgrundes schleppen zu wollen.

Diese quälenden Traumbilder bewegten sie so heftig, daß sie sich leichter fühlte, als sie mit der Morgenröthe erwachte. Kaum hatte sie sich beruhigt, da sah sie unwillkührlich in dem Zimmer sich um, und betrachtete das Bett, wo sie ruhte. Es war Fernando's Gemach, es war sein Bett; da hatte er gewohnt, da war er vergiftet gestorben. Und nun fiel ihr starrer Blick wieder auf den Mann, den sie beim Erwachen mit dem süßen Namen Alvaro begrüßte, den Mann, der an ihrer

stellte ihnen sein eigenes Beispiel vor, und sie fügten sich gehorsam ins Joch.

5.

Die Reise.

In der Mitte des Maimonds begann die grose Fahrt. Medardus, der seit zwanzig Jahren in keinem Wagen gesessen hatte, und indessen bequem und unbehülflich geworden war, befand sich sehr übel in dem engen Gehäuse, das weder auf Federn noch Riemen schwebte. Grimmig verzog er sein Gesicht, so oft er Stöße bekam, die ihm gemeinlich seinen breiten Zackenhut, der immer mit den Kastenwänden im Streite lag, vom Kopfe warfen. Er betheuerte schon auf der ersten Meile: er würde stracks zu seinem Grosvaterstuhle zurückkehren, wenn er nicht dieses Märtyrerthum eines Engels wegen erduldete. — Paul hatte kein Mitleiden mit ihm. „Was hilft das Wehklagen?“ rief er lachend: „Nun müssen Sie im Nothfall aushalten. Warum ritten Sie nicht! Da säßen sie frank und frei, wie ein König auf seinem Throne, stießen mit den Windmühlflügeln Ihres Hutes nirgend an, und würden nicht so geradebrecht.“ — Desto mehr zärtelte Skrupel mit dem Murrkopfe. Er hob ihn, so gut es seine schwachen Kräfte vermochten, in den Wagen

Wagen und heraus, drückte sich in seine Ecke, damit der breite Nachbar mehr Raum habe, und bediente ihn in den Wirthshäusern wie der aufmerksame Kammerdiener. Allein er konnte die schlechten Speisen nicht verbessern, das harte Lager nicht weich machen, und die unverschämten Forderungen der Gastwirthe nicht mindern. Darum ächzte und krächzte Medardus immerfort und seufzte manchmal sogar bei einem Trunke sauern Bieres: „O Fanny, Fanny! was leid' ich für dich!" —

Uebrigens stieß unsern Reisenden kein besonderes Abenteuer oder Unglück in den ersten vier Wochen auf. So viel Zeit brauchten sie bei Pauls sorgfältiger Schonung der Pferde bis Berlin. Es war schon später Abend, als sie dort in einem ansehnlichen Gasthofe abtraten. Am folgenden Morgen ging Medardus, um einen Universitätsfreund zu besuchen, schon um vier Uhr aus, weil man ihn wegen seiner auffallenden Tracht vor der berüchtigten Berliner Straßenjugend gewarnt hatte. Er wollte lieber seinen Freund im Schlafe stören, als sich von den Rangen beunruhigen lassen. Sie machten auch wirklich den Weg noch nicht unsicher, als er um sechs Uhr wieder nach seinem Gasthofe zurück eilte.

Hier aber bekam er unerwartete Händel. Er fand

den Gang, der zu seinem Zimmer und einigen andern führte, mit Israeliten und andern Leuten angefüllt, und kaum gewahrten sie ihn, so sagte ein Hebräer ziemlich laut zu seinen Nachbarn: „Schaut, do kümmet noch äne Figur, die ebbes will hoben!“ — Alle sahen den Ankömmling flämisch an, spreizten sich mit Armen und Beinen und sperrten ihm so den Paß. „Mit Erlaubniß!“ sprach er höflich, und wollte hindurch. „Bleiben sie ruhig hinten!“ gebot ein diker Weinhändler aus der Mitte hervor. „Wer eher kommt mühlt eher; das haben wir unter uns ausgemacht.“ — „Wie? was?“ entgegnete Medardus. „Mahlen sie meinetwegen beim Teufel, nach der Reihe oder außer der Reihe! Aber der Weg hier muß frei seyn. Also Platz da, ihr Mauschel!“ — Damit warf er die Vorposten, ein Paar langbärtige, schmuzige Juden, auf die Seite und drang vorwärts. Da brüllte der ganze Haufe: “Halt, halt!“ Und vor ihm erhoben sich drohende Fäuste und Stöcke, und hinter ihm ermannten sich die schon überwältigten Juden und zerrten ihn am Rocke zurück. Muthig durchbrach er dennoch die zweite Lienie und stürmte schon die dritte, als der zornige Weinhändler seinen Stock, der fast so dick als ein Weinpfahl war, gegen ihn schwang, und ihm derb auf den Hut klopfte. „O Fanny, Fanny,

was leid' ich für dich!" seufzte Medardus in seinem Herzen, und fuhr nun auch mit seinem Knüttel empor. Die dazwischen stehenden Juden und Christen duckten sich furchtsam; ein hitziges Gefecht begann über ihren Köpfen, und der Weinmann hieb so toll ins Zeug hinein, daß er eine über seinem Haupte hängende große Laterne in tausend Stücke zerschlug.

Das Klirren des Glases und das Geschrei der Zuschauer, die zum Miterſatz des Schadens gezogen zu werden besorgten, durchgellte das Haus, der Gastwirth und einige Küper kamen gelaufen, und mit krampfhaftem Zittern schrie ein Hebräer ihnen entgegen: „Ich bin's nit gewest, ich gebe niks derzu, der Harr Weinhändler hot zerschmeißt dos Loternche."

„Ja, ich ersetze den Schaden;" sagte der dicke Mann: „aber du rothbärtiger Judas bist ein Blaustrumpf!"

„Blaustrumpf! wos ist dos?" rief der Jude. „Würd' ich bald hebben gor keene Strümpf uf de Gebeine, sollt' ich büßen und zohlen für fremde Leut. — Nä, nä, dos gaiht nit!"

„Aber was wollen die Herren insgesammt hier?" fragte der Wirth.

„Geld holen," antwortete der Weinhändler. „Wir

wurden gestern bestellt, uns diesen Morgen hier einzufinden und Zahlung zu empfangen."

„Von wem denn?"

„Vom Herrn Baron Rauschling," rief das ganze Chor, und zeigte auf die nächste Thür.

Medardus erschrak; aber der Wirth lachte laut auf, und sagte: „Da hätten Sie früher aufstehen sollen! Der Herr Baron ist schon gegen Mitternacht abgereist."

„Wai! ah wai! wos sind mer geworden betörkelt!" kreischten die Juden, und rauften sich Bart und Perücken; die Christen wünschten christlich: der Baron möchte auf der Reise den Hals brechen; kurz, die ganze Gesellschaft verließ mit lautem Verdruß den Platz, wo sie beinahe zwei Stunden vor einem leeren Neste gelauert, und sich um das Vorzugsrecht der Befriedigung gestritten und geschlagen hatte.

„Wer ist dieser Baron Rauschling?" fragte Medardus ängstlich den Gastwirth.

„Ich weiß nichts von ihm, als seinen Namen;" antwortete dieser. „Er wohnte nur acht Tage bei mir. Aber seit einigen Jahren kommt er dann und wann nach Berlin, hält sich Monate lang hier auf, und hat denn da die Bären angebunden, die eben die Treppe hinab brummten."

Der Doctor forschte, um sich nicht in der Person zu irren, nach der Gestalt der freiherrlichen Nase.

„Sie soll einmal lang gewesen seyn," antwortete der Wirth: „doch ein Duell, wie man sagt, hat sie verstümmelt."

„Er ist's, er ist's!" sprach Medardus für sich, und fragte mit Bangigkeit: ob der Baron ein Frauenzimmer bei sich gehabt habe? Das verneinte der Gastwirth. „Gott sey Dank!" sagte der Doctor, der seine vormalige Frau weder in dieser noch in jener Welt wieder zu sehen wünschte. Er beruhigte sich noch mehr, als er hörte, daß der Baron seinen Weg nach Norden genommen hatte. Dennoch hielt er es für möglich, daß der Abenteurer auf der nächsten Station umkehren, nach Berlin zurück kommen, und wohl gar die vielleicht in der Nähe sich aufhaltende Lucinde mitbringen könnte; er stöberte deshalb den Apotheker, der den Tumult verschlafen hatte, aus dem Bette, ließ geschwind anspannen und zog weiter nach Süden.

Indem er in den Wagen stieg, fuhr ein Reisender vorbei. Dieser setzte sich flugs in den Kopf, der wunderlam gekleidete Mann sey der bekannte Bauer, Johann Adam Müller aus der Gegend von Heidelberg, der eben damals seinen fruchtbringenden Pflug verlassen und sich nach Berlin begeben hatte, um dort

den todten Saamen seiner Weissagungen auszustreuen. Unglücklicher Weise machte der irrgläubige Passagier gerade denselben Weg, den Fanny's Bräutigam vor sich hatte, und verbreitete, ohne weitere Untersuchung, in allen Gasthöfen, der berühmte Prophet sey ihm auf den Fersen, um in seine Heimath zurück zu kehren. Als nun unsre Reisenden hinter Potsdam in ein Städtchen kamen, wo sie übernachten wollten, umringte den Doctor vor dem Wirthshause eine Anzahl von Menschen und fragte dringend: ob bald wieder Krieg werden würde? „Was weiß ich's?" schnurrte er sie an, und wollte ins Haus gehen. Aber die Ringmauer der Neugierigen umschloß ihn immer enger; und da er nicht über Krieg und Frieden mit der Sprache heraus wollte, hielt ihm ein Dutzend alte Weiber die flachen Hände vor's Gesicht, und bat flehentlich, daß er ihnen daraus wahrsagen möchte. „Zum Teufel! ich bin ja kein Zigeuner," rief er wild, und setzte sich mit solcher Gewalt in Freiheit, daß einige der Mütterchen, die ihn traulich umklammert hatten, zu Boden fielen. Darüber gerieth das Volk in Aufruhr. „Grober Bauer!" schimpften hundert Stimmen, und Erdschollen und Steine flogen ihm nach. Die meisten Bomben aber trafen den Apo-

theker, der ihm wie ein treuer Schildknappe den Rücken deckte.

„Iſt das Volk hier närriſch?“ ſagte der Doctor, als ſie in der ihnen geöffneten Stube eine Freiſtätte gewonnen hatten. „Wären wir doch bald, wie der heilige Stephanus, geſteiniget worden! O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!“ —

Der Wirth brachte ihnen Abendeſſen und dazu ein Paar kleine weiße Brode. Hungrig brach der Doctor eins auf; es war beinahe ganz hohl. „Das wird mich nicht ſatt machen,“ ſprach er.

Der ſchalkiſche Wirth, der als ein Ungläubiger und Freigeiſt im Städtchen verſchrien war, ſah lächelnd hin und ſagte: „Es iſt doch wunderbar, daß gerade Ihnen dieſes Prophetenbrod zufiel!“

„Prophetenbrod? — Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Nun, ich meine, weil es ſo hohl iſt, wie die Weiſſagungen der neuen Propheten.“ —

„Was gehn die mich an?“ fragte Medardus; und da kam es denn endlich heraus, daß ihn jener Reiſende, der einige Stunden vorher im Gaſthofe geweſen war, als den Propheten Müller angemeldet hatte. Das verdroß ihn höchlich, und er ſeufzte wieder: „O Fanny, Fanny, was leid' ich für Dich!“

Er richtete ſeine Reiſe nun ſo ein, daß er am

hellen Tage den Wagen so wenig als möglich verließ, und erst nach eingebrochener Dunkelheit in den Nachtherbergen eintraf. Dessen ungeachtet fand er noch hier und da Leute, die an der Thüre des Gasthofes auf den ländlichen Propheten lauerten. Er war aber immer gleich beim Aussteigen sein eigener Herold, und rief mit starker Stimme: „Ich bin Doctor Medardus von Memel!“ da ließ man ihn unangefochten.

So kam er glücklich bis in die Gegend von Erfurt, wo er einige Tage ausruhen und versuchen wollte, ob er vielleicht von Röschen Schwan, die ihre frühste Jugend dort verlebt hatte, etwas erfahren könnte. Aber es war kein gutes Vorzeichen, daß einige hundert Schritte vor dem Thore der alte russische Wagen plötzlich der langen Reise überdrüssig ward, und mit gewaltigem Krachen zerbrach. Die beiden Einwohner, die gegen hundert und funfzig Meilen friedlich zurückgelegt hatten, stießen so fürchterlich mit den Köpfen zusammen, daß ihnen schier Hören und Sehen verging. Am übelsten kam der arme Apotheker dabei weg. Der Wagen zerfiel auf seiner Seite; sein schwerer Nachbar schoß ihm, wie ein Bergsturz, auf den Leib, und dennoch wandte der freundliche Mann den wenigen Athem, der ihm in dieser Presse zu Gebote stand, zu Höflichkeitsbezeigungen an. Er betheu-

erte, daß er sich sehr glücklich schätze, nicht auf den verehrten Freund gefallen zu seyn, sondern ihm vielmehr zu einem weichen Polster gedient zu haben. Der gute Narr wollte sich auch, da sie den Wagen ausräumen und zu Fuß in die Stadt einziehen mußten, des Doctors Gepäck aufladen; er sank aber fast schon unter dem seinigen zusammen: der Arkadische Schäfer mußte daher seinen Mantelsack selbst tragen. Es war noch heller Tag; und obgleich das Gerücht von des Propheten Ankunft nicht bis nach Erfurt geflogen war, so erregte doch des braunen Pilgers abenteuerliche Tracht viel Aufsehen. Die liebe Jugend zog in Schaaren neben ihm her und machte sich mit deutscher Freimüthigkeit und Derbheit über ihn lustig. Er enthielt sich, durch Schelten in das Wespennest zu stören und sang nur innerlich sein altes Lied: „O Fanny, Fanny, was leid' ich für dich!"

Der kranke Wagen ward von allen herbei gerufenen Wagenärzten für unheilbar erklärt, und um einen billigen Preis war kein gesunder zu haben. „Ein Nimmersatt überbietet den andern!" sagte Paul, als er die Stadt durchlaufen hatte. „Wer wird so viel Geld für einen Kasten hinwerfen, der uns vielleicht morgen wieder unter dem Leibe zerbricht! Ich schaffe für die Hälfte ein drittes Pferd, nebst den nöthigen

Bruſt geruht hatte und noch in ſanftem Schlummer lag. Was ſeh' ich! ſprach ſie außer ſich. Iſt's auch Fernando? Das ſind ſeine Züge. Er iſt's Am linken Schlafe die blutende Wunde!

Heftig bewegt, an allen Gliedern zitternd, ſtürzte ſie ſich aus dem Bette, ſank auf ihre Knie und heftete ihre Blicke auf die furchtbare Erſcheinung. Da bewegten ſich ſeine Lippen, er wachte auf aus dem Schlummer, oder aus dem Tode, um Iſabellen zu rufen. Ja er war's, es war ja ſeine Stimme! Du kommſt, Fernando! rief ſie, mit wahnſinniger Gebehrde ſich auf ihn ſtürzend: Du kommſt, dein Opfer zu holen. Ziehe es hinab in die Hölle! Ich wollte deinen Tod, ich bin die Verbrecherin, und das Gift...

Da ſchwand das Schreckbild, das ihre geängſtigte Einbildungskraft vor ihre Sinne gerufen hatte, und Alvaro war der Mann, deſſen ausgebreitete Arme die Unglückliche bald abſtießen, bald anzogen, deſſen unruhige Blicke auf ſie geheftet waren. Welcher ſchreckliche Traum bewegt Dich ſo heftig? ſtammelte er mit bebenden Lippen.

Es iſt kein Traum! rief ſie mit dem Tone der Verzweiflung. Tödte mich! Ich habe deinen Bruder vergiftet, weil ich anders nicht dein Weib werden konnte. Hier, hier ſah ich ihn ſterben! — Dann drückte ſie heftig ſeine Hände an ihren Hals,

Sätteln, und so reiten wir gemächlich die dreißig oder vierzig Meilen, die noch vor uns liegen. Unsere zwei Pferdchen gehen sanft wie eine Wiege und sind so verständig und fromm, daß sie ein Kind an einem Faden lenken könnte. Also werden sich doch die Herren nicht fürchten, sie zu besteigen."

„Was fürchten!" versetzte der Doctor. „Ich fürchte mich mehr vor dem theuern Wagenkauf, als vor dem Reiten. Aber wie steht's mit Ihnen, Herr Licentiat?"

Skrupel entfärbte sich zagend, war aber aus angeborner Höflichkeit sofort willig, zu Pferde zu dienen. „So gefallen mir die Herren!" sagte Paul und eilte fort, den Roßhandel zu schließen.

Während der Zeit forschte der Doctor nach Röschens Pflegeältern; sie waren aber schon vor vielen Jahren gestorben, und man erinnerte sich ihrer kaum noch in dem Hause, wo sie gewohnt hatten. Traurig über den Verlust seiner letzten Hoffnung, eine Spur seiner Jugendfreundin zu finden, kam er in den Gasthof zurück. „Grämen Sie sich nicht, theuerster Gönner!" sagte Skrupel. „Denken sie an die schöne Fanny und an die Worte eines berühmten Dichters:

Es küßt sich so süße die Lippe der zweiten,
Als kaum sich die Lippe der ersten geküßt."

„Sie sind ein schlauer Tröster!" schmunzelte Me-

dardus. „Ich kann freilich das liebe Mädchen, das mir von meinem bösen Weibe entrissen wurde, nie vergessen, aber Fanny wird mir's ersetzen."

Und mit ritterlichem Muthe bestieg er am nächsten Morgen seinen Gaul. Der Apotheker, dem kein Liebchen entgegen sah, kletterte verdrießlich, doch mit einer heitern Maske, in den Sattel. Paul rieth ihnen, den ersten Tag nur zwei Meilen im sanften Schritte zu reiten, und sie selbst waren auch nicht gesonnen, ein weiteres Ziel zu erjagen. Sie zogen Anfangs äußerst bedächtig und stumm neben einander her, oder lispelten nur einzelne Sylben: denn sie schienen zu befürchten, daß sie sich durch lautes Sprechen aus dem Gleichgewichte bringen möchten, wie in den Alpengegenden bisweilen ein schwacher Schall den Sturz einer Lawine bewirkt. Als sie aber sahen, daß sie leidlich fortkamen, ließen sie der Zunge freien Lauf. Skrupel rühmte des Doctors gute Haltung zu Pferde; Medardus war durch Gegenlob erkenntlich: sie glichen verbrüderten Schriftstellern, die einander wechselsweise in gelehrten Blättern weidlich heraus streichen. Wie aber mancher Unverbrüderte darüber lächelt, so lachte auch der kunsterfahrene Paul ins Fäustchen und dachte: Schweigt doch, ihr Schächer! — Dagegen genossen sie einige Verehrung von den ihnen begegnenden Land-

leuten, die den ernsthaften Medardus für einen berühmten Wurm-Doctor und den freundlichen Licenciaten — der ein Kleid von gelbem Nankin und eine rothe Mütze trug — für seinen lustigen Diener ansahen und sich freuten, sie beim nächsten Jahrmarkte auf einer Schaubühne zu finden.

Am folgenden Tage hatten die Ritter ihre Herberge noch nicht lange verlassen, als sie auf einem Flachfelde neben der Heerstraße eine zu Waffen- und Roßübungen ausgerückte Reiterschaar erblickten. Sie freuten sich weniger darüber, als ihre Klepper, die alsbald die Köpfe muthig hoben, die Ohren spitzten und ihre ehemaligen Kriegskameraden wiehernd begrüßten. Das Regiment, das Anfangs in einzelne Haufen getheilt war, verschiedene Schwenkungen machte, zog sich, als sie näher kamen, plötzlich zusammen, die Trompeten schmetterten, und donnernd flog es über die Ebene hin. Da fuhr der Satan in die Rosse der lateinischen Reiter. Unaufhaltsam gingen sie durch, setzten über den Graben und stürzten den Reisigen nach. Des Doctors Hut und Perücke und Skrupels Mütze verließen, wie abtrünnige Freunde in der Noth, schon diesseits des Grabens ihre bedrängten Herren, die sich muth- und bügellos Gott und ihren Sattelknöpfen empfahlen. Vorwärts liegend und gespreizt

wie Frösche folgten sie dem Stummflug der Reiterei, bis „Halt!“ gerufen ward. Indessen hatten die beiden tollköpfigen Renner das Regiment eingeholt und schlossen sich, als ob sie dazu gehörten, an den linken Flügel an. Der nächste Officier bemerkte den sonderbaren Zuwachs und sagte lachend: „Sieh da, ein Paar Freywillige!“

„Ja, wenn Sie unsere Pferde meinen, da haben Sie Recht!“ murmelte Medardus.

Jetzt kam Paul, mit den verlorenen Kopfdeckeln in der Hand, keuchend zu Fuß, weil sein dummes, weder von Muth noch Ehrtriebe beseeltes Bauerpferd den ihm zugemutheten Rittersprung über den Graben hartnäckig verweigert hatte. „O, du Unglücksmensch!“ fuhr ihn der Doctor an. „Versuchs nur noch einmal, mich zum Reiten zu beschwatzen! Wir haben auf den Mähren, die Du uns als fromm und verständig anrühmtest, fast den Hals gebrochen, und nun stehn sie hier wie eingewurzelt. Hilf uns von dannen!“

Paul schob sich rasch zwischen die beiden alten Sünder, faßte sie rechts und links an den Zäumen und zerrte sie wieder nach der Straße hin. Diese Heimführung, bei welcher sich die Ritter von der traurigen Gestalt ganz unthätig verhielten, ward von den lustigen Kriegsmännern laut belacht und bewitzelt; aber

Medardus stöhnte leise: „O Fanny, Fanny! was leid' ich für Dich!"

Als sie am Graben abgestiegen waren, sprach er zum Apotheker: „Wir wollen uns nun vom Pferde auf den Esel setzen, nämlich auf die öffentliche Post, die ich darum so nenne, weil ihre schmalen, bretternen Sitzbänke mit dem harten Rücken eines hölzernen Strafesels viel Aehnlichkeit haben."

„Wohl wahr!" erwiderte Skrupel. „Das bedächtige Fuhrwerk geht aber nicht mit uns durch. Es dünkt mich daher sehr weise, davon Gebrauch zu machen."

Sie wanderten nach dem nächsten Städtchen. Paul folgte mit den Packpferden und erhielt Befehl bis auf weitere Verordnung daselbst zu bleiben. Nach einigen Ruhestunden begaben sich die Herren ins Posthaus, bestiegen die eben abgehenden hölzernen Esel und ritten darauf bis Frankfurt. Hier wollte sich der Licentiat trennen; der Doctor bat aber um seine Gesellschaft bis Heidelberg, weil er ihn dort als Gesandten an Fanny — er wollte nicht sagen: als anmeldenden Bedienten — zu brauchen wünschte. Der gefällige Mann weigerte sich keinen Augenblick. Er that nur, indem umgespannt wurde, einen Sprung zu seinen Verwandten und setzte dann die Reise mit fort.

In den Morgenſtunden des folgenden Tages kamen ſie in Heidelberg an und traten im Badenſchen Hofe ab.

6.

Ausgang des Traumes.

„Gott ſey Dank!“ rief Medardus. „Da ſteh' ich denn endlich an der Himmelsthüre, wo mir der Verluſt eines geliebten Mädchens, die Foltern einer unglücklichen Ehe, und die Drangſale einer langen, mühſeligen Reiſe vergütet werden ſollen.“

„Ich wünſche von Herzen, daß es geſchehe!“ ſprach der Apotheker. „Wenn nur nicht etwa — —“ Er verſchluckte, was er noch ſagen wollte.

„Hm, Sie wollen mir wohl einen Floh in's Ohr ſetzen?“ ſagte der Doctor. „Sie denken, weil Sie Skrupel heißen, müſſen Sie ſich einmal ſkrupulös zeigen. Leiten Sie doch lieber Ihren Namen von dem Apothekergewicht Skrupel her, und haben Sie einen ſo leichten Drittelquentchen-Sinn, als ich! — Der Traumgott iſt mein alter Freund; ich weiß, wie ich mit ihm ſtehe. Er hat mich noch nie getäuſcht und wird nicht erſt heute damit anfangen. Rüſten Sie ſich alſo, wenn ich bitten darf, zur Geſandtſchaft an Fanny.“

Der Licentiat legte ſein gelbes Schmetterlingsge-

wand, das auf dem Postwagen sehr unscheinbar geworden war, hurtig ab, und bekleidete sich mit einem feinen schwarzen Rocke. Während der Zeit schrieb der Doctor mit möglichster Zierlichkeit auf eine Karte: D. M. v. M. meldet seine glückliche Ankunft und bittet um Bestimmung der Stunde, wenn er der schönen Fanny aufwarten darf." — Skrupel, indessen fertig geputzt, bat um Verhaltungsbefehle. „Geben Sie dieses Blatt," sagte Medardus, „in der auf Fanny's Karte bezeichneten Wohnung ab und erwarten Sie Antwort! Nennen Sie aber meinen Namen nicht, und ziehn Sie mit guter Art den Kopf aus der Schlinge, wenn man Sie etwa über meine Gestalt oder mein Alter ausfragen will!" —

Um der Gesandtschaft mehr Glanz zu geben, fuhr der Licentiat in einem Miethwagen aus. Er klopfte säuberlich an die rechte Thür; sie ward ihm von einem Dienstmädchen geöffnet. Er fragte, ob er das Vergnügen haben könne, Fräulein Fanny zu sprechen? Da kam eine alte, dicke Dame, die das Anbringen im Zimmer gehört hatte, eilig gewackelt, nöthigte ihn hinein und sagte: „Hab' ich vielleicht das Vergnügen, den längst von Fanny erwarteten Herrn D. M. v. M. vor mir zu sehen?" — „Ich bin's nicht selbst," erwiderte Skrupel, „aber ich komme von ihm." — Also wahr-

wahrſcheinlich ſein Kammerdiener?" — Er antwortete mit einer zweideutigen Verbeugung. Die Alte zog ihm die Anmeldungskarte haſtig aus der Hand, las ſie und ſagte: "Der Engel wohnt nicht hier: aber mein Mädchen ſoll ſchnell hinlaufen und Antwort zurück bringen. Nehmen Sie indeſſen Platz!"

Das Mädchen ſchoß fort. Die Alte war mit dem vermeinten Kammerdiener allein. Sie ſetzte ihm Wein vor, bot ihm aus ihrer Schnupftabaksdoſe, der ſie ſelbſt fleißig zuſprach, eine Prieſe um die andere an, und als ſie ihn mit allen dieſen Höflichkeiten ſattſam beſtochen zu haben glaubte, nahm ſie ihn über den Herrn v. M. — denn ſie vermuthete hinter dieſen Buchſtaben einen tüchtigen Edelmann — ſcharf ins Verhör. Der ehrliche Licentiat war gezwungen, ſich gegen das Heer von Fragen, das auf ihn einſtürmte, mit einer Nothlüge zu verſchanzen. Er gab vor: er ſey erſt in Frankfurt am Mayn in des Herrn D. M. v. M. Dienſte getreten, und ihm ſey daher nicht einmal deſſen Name, geſchweige die Zahl und Lage ſeiner Güter bekannt. Damit mußte ſich die fragſelige Matrone abſpeiſen laſſen.

Nach einer ängſtlichen Viertelſtunde kam das Mädchen mit der Antwort zurück: Fanny ſey über des Herrn v. M. glückliche Ankunft höchſt erfreut und er-

warte Nachmittags um fünf Uhr seinen Besuch in ihrem freundlichen Garten vor dem Manheimer Thore. Strupel ließ sich den Weg dahin genau bezeichnen, warf sich wieder in den Wagen und erstattete im Badenschen Hofe seinen Gesandtschaftsbericht.

„Sehen Sie, wie alles eintrifft:" jubelte Medardus. „Der Garten, wo mich Fanny empfangen will, ist die Arkadische Landschaft, die ich im Traume sah. Nun leb' ich und sterb' ich darauf, daß auch Fanny ganz das Engelsbild seyn wird, das mir dort erschien. — O Licentiat, was bin ich für ein glücklicher Mann!" —

Aber im Momente dieser Entzückung fielen ihm sein Hut und Stutz in die Augen, und mit finsterm Gesichte fuhr er sie an: „dürft' ich euch doch vernichten, ihr Scheuel und Gräuel; — ihr widrigen Andenken eines verhaßten Weibes! — Aber ein Eid bindet mir die Hand, und ich muß mich am schönsten Tage meines Lebens von euch verunstalten lassen. — Ach, was wird Fanny vor mir erschrecken!" —

„Glauben Sie, das glaub' ich nicht:" sprach der Licentiat. „Fanny saß ja schon im Traume neben Ihnen, und Sie waren damals nicht anders gekleidet."

„Herr, rief Medardus, „Sie wollen mich schrauben;

doch wider Ihren Willen hatten Sie einen recht tröstlichen Einfall. Es ist allerdings so, wie Sie sagen. Ich rief von Deutschlands schönen Töchtern diejenige auf, der in den Morgenstunden des ersten Aprils etwas Aehnliches wie mir geträumt habe — Fanny trat hervor — also sah sie mich unstreitig eben so klar, als ich sie. — Nun bin ich ruhig.“

Gegen fünf Uhr ging er mit dem Licentiaten nach Fanny's Garten. „Spazieren Sie ein Weilchen hier herum,“ sprach er vor der Thüre; „ich werde Sie wenn die ersten Begrüßungen vorbei sind, hinein rufen.“

In der linken Hand den Hut, in der rechten Fanny's Karte, trat er mit ziemlichem Anstand in den Garten. Zwei Frauenzimmer, deren Gesichtszüge seinen schwachen Augen nicht deutlich waren, kamen ihm aus einer etwas entfernten Laube entgegen. Sie hatten aber kaum zehn Schritte gethan, als eine derselben plötzlich, mit einem lauten Schrei der andern in die Arme fiel. Er eilte hin, wollte hülfliche Hand bieten, und fuhr mit Entsetzen zurück, denn die Ohnmächtige war — Lucinde.

„Was ist Ihnen mein Herr?“ sagte die uns schon bekannte dicke Dame, die Lucinden in den Ar-

und wiederholte außer ſich: Gieb mir den Tod! Um Gotteswillen, gieb mir den Tod!

O Gott! ſprach darauf Alvaro, das naſſe Auge zum Himmel erhebend, vergieb ihr, vergieb uns!.. Theure Iſabelle! fuhr er nach einer Pauſe fort, zweifelnd an der furchtbaren That, deren ſie ſich anklagte, beruhige Dich, faſſe Dich! Gewiß hat ein böſer Traum Dich verblendet.

In Scham und Schmerz verſunken, kniete Iſabella mit geſenkten Blicken, ſtumm und unbeweglich. Iſabella, hob Alvaro endlich wieder an, könnte denn unſer Bund, dieſer ſchöne Bund, die Frucht des entſetzlichſten Verbrechens ſeyn?

Kurze Antworten auf wenige Fragen und dann ein beharrliches Schweigen bekräftigten die furchtbare Wahrheit, die er vergebens bezweifeln wollte. Er wandte ſein Auge ab. Gott wollte mir alſo nicht meinen Irrthum laſſen! ſprach er. Seine Gerechtigkeit konnte uns nicht länger unſer Glück in einer Verbindung finden laſſen, die uns beide vor ihm gleich ſtrafbar macht. O mein unglücklicher Bruder!.. Iſabella, fuhr er fort mit unſicherer Stimme: Wir dürfen uns nicht wiederſehn... wir werden uns nicht wiederſehn, als in der Ewigkeit!

In der Ewigkeit! rief ſie verzweiflungsvoll. O Gott, den Mördern iſt die Hölle verheißen!

men hielt? „Kommen Sie doch her, und helfen Sie mir die arme Fanny nach der Laube bringen.“

„Wie? das soll Fanny seyn?“ — rief er wild, und drückte den Hut auf den Kopf. „Diese alte, jugendlich gemalte Buhlerin wollte das Himmelsmädchen vorstellen, das ich im Traume sah? — Welch dummer Versuch, einen ehrlichen Mann zu betrügen!“ —

Indessen war es der dicken Dame gelungen, die verstellte Kranke, die sich ihrer Füße recht gut hätte bedienen können, in die Laube zu tragen. Kaum war sie der Bürde los, so trat sie mit eingestemmten Armen vor den Doctor und sagte heftig: „Schweigen Sie von Betrug mein Herr, und greifen Sie in Ihren eigenen Busen! Ich ahne, wer Sie sind; ich erinnere mich sogar, Ihre merkwürdige Figur vor Zeiten gesehen zu haben. — Aber nach Ihnen, mein Herr, hat meine Freundin gar nicht geangelt! — Ihr träumte vor einigen Monaten, daß sie mit einem schönen, jungen Edelmanne den Bund der Liebe schließe. Mußten wir also nicht glauben, daß er es sey, der kurz darauf unter den Buchstaben D. M. v. M. eine geträumte Braut suchte? — Folglich waren Sie es, mein alter, unschöner Herr, der uns täuschte, indem sie sich anmaßten, sich durch diese Buchstaben ein adeliches Ansehen zu geben.“

„Das lügt der Teufel aus Ihnen!“ fuhr er auf. D. M. v. M. heißt Doctor Medardus von Memel, und das ist mein Name und mein Wohnort.“

Sie machte ihm eine höfliche Verbeugung, deren Erwiderung er schuldig blieb. Dennoch zwang sie sich zu einer holdseligen Miene und sagte: „Was streiten wir über eine geschehene Sache? Da Sie nun einmal hier sind, mein werther Herr Doctor, so läßt sich meines Bedünkens der verworrene Handel am besten schlichten, wenn sie Lucinden die begangenen Fehltrittchen verzeihen und sich auf's neue mit ihr verbinden.“

Er lachte grimmig und belegte die Friedensräthin mit so empfindlichen Namen, daß sie darüber ganz außer sich gerieth. Sie sprang wie ein Tiger auf ihn los, und mit allen zehn Fingern, die sich zu Krallen krümmten, fuhr sie ihm nach den Augen. Er zog sich mit vorgestrecktem Stocke zurück; sie verfolgte ihn Sprung auf Sprung, jagte ihn so aus dem Garten und warf die Thür hinter ihm zu.

„Himmel! was begab sich?“ fragte der Licentiat. „Warum wurden Sie aus Arkadien vertrieben?“

„Ein schönes Arkadien!“ rief Medardus. „Ich reis'te zweihundert Meilen, um hier unter dem Namen Fanny die schändliche Lucinde zu finden.“

Der Licentiat erstarrte dermaßen, daß ihm die Stimme versagte. Desto redseliger schalt Jener auf dem Wege nach der Stadt seinen Unstern, daß ihn der Traum am ersten April so heilloß in den April geschickt hatte.

Sie waren nicht mehr weit vom Thore, als zwei junge Frauenzimmer, denen ein kleiner Jokei folgte, bei ihnen flüchtig vorbei huschten. „Gott! mein Traumbild!" — rief Medardus, und eilte den Frauenzimmern nach. Er holte sie schnell ein, grüßte sie, und bat das schönste der beiden Mädchen, das ganz das Abbild seiner Arkadischen Geliebten war, um Gestattung eines Besuchs, den er, wegen einer höchst wichtigen Angelegenheit, je eher je lieber abzulegen wünsche. Die junge Schöne erschrak, sah ihn mit großen Augen an, ergriff ihre Freundin am Arme, und floh mit Angst und Zittern, weil sie ihn wegen seiner groteßken Tracht und seltsamen Anrede, für einen Wahnsinnigen hielt. Er, dadurch nicht abgeschreckt, trabte frisch neben ihr her. Der Jokei, ein muthiger Junge trat als Beschützer seiner Herrin auf, und gebot ihm sich zu entfernen, und da er nicht Folge leistete, versuchte der kleine Mann, seine Worte durch Rippenstöße geltend zu machen. David und Goliath kämpften mit einander durch's Thor, die nächste Straße

hinauf, und bis vor das Haus, wo die Frauenzimmer hinein schlüpften. Hier aber behielt der Stärkere die Oberhand, und stürmte, ungeachtet ihn Davidchen aus Leibeskräften am Rocke hielt, ins Haus hinein, die Treppe hinauf und mit den fliehenden Mädchen zugleich in ein Zimmer.

„Mutter, Hülfe, Hülfe!" schrie die Verfolgte.

Schnell erschien, aus einem Nebenzimmer kommend, eine junge, wohlgebildete Frau, der man kaum ein Alter von dreißig Jahren ansah. Sie hob beim Anblick des braunen Mannes mit Erstaunen beide Hände empor und rief mit bebender Stimme: „Ist's möglich? — Seh' ich recht? — Herr Doctor Medardus!" —

Er starrte sie einen Augenblick an, trat näher und schrie auf: „Röschen! — Röschen Schwan! —

„Ja, ich bin's!" sagte sie weichmüthig, und er drückte sie mit stürmischer Freude an seine Brust.

Als die heftig bewegten Herzen etwas ruhiger geworden waren, begegneten sich von beiden Seiten Fragen auf Fragen nach den erlebten Schicksalen, seit der Trennung in Leipzig. Es erhob sich ein freundlicher Streit, wer zuerst die Neugier des Andern befriedigen solle. Medardus bequemte sich dazu. Er bat nur um Erlaubniß, daß er zuvor seinen abhanden gekommenen

Reisegefährten, der vermuthlich an der Hausthüre schildern werde, herauf rufen dürfe. Das ward zugestanden. Er ging hinab, fand den verlorenen Mann und rief: „Hier herein, mein wackerer Kompan! Hier ist Arkadien!“

Nachdem der Licentiat eine überflüssige Menge von Reverenzen oben gemacht hatte, erzählte Medardus seine Abenteuer drollig genug, und bereitete damit seiner Freundin ein herrliches Lachfest.

Er fragte nachher: ob sie von Lucindens bisherigem Lebenslaufe unterrichtet sey?

„Nur Stückwerk weiß ich davon,“ antwortete sie. „Baron Rauschling verließ sie nach einigen Jahren; sie hatte dann verschiedene flüchtige Verbindungen mit andern Männern, zog auch lange Zeit als wandernde Schauspielerin in der Welt herum. Jetzt ist sie — in Gesellschaft der ebenfalls von ihrem Manne geschiedenen Kriegsräthin Kümmel, die Ihnen heute die Augen auskratzen wollte — eine irrende Glücksruterin und machte daher bei Gelegenheit des von Ihnen erlassenen Aufrufs an Deutschlands Schönen rasch den Versuch, einen neuen Verehrer — oder wenigstens Ernährer — zu erobern. Es wundert mich nur, lieber Doctor, daß Ihre Handschrift, auf der Anmeldungskarte die verschlagene Frau nicht stutzig gemacht und

abgeschreckt hat, die Komödie bis zum letzten Auftritte zu spielen."

„Meine Hand hat sich seit zwanzig Jahren ganz verändert, antwortete Medardus. „Ich hatte mich überdieß wider meine Gewohnheit der Schönschreiberei befliſſen, um mich dadurch der vortrefflichen Fanny zu empfehlen. — Doch kein Wort weiter von der Landstreicherin! Ich bitte nun, liebe Freundin, um Ihre eigene Geschichte."

„Die Hauptbegebenheiten derselben kann ich mit wenigen Worten umfassen," sagte sie. „Lucinde verhandelte mich, während Ihrer Abwesenheit, an eine Frau von Wieden aus Frankfurt am Mayn, die sich damals in Leipzig aufhielt und mit zur Genossenschaft der Kriegsräthin Kümmel gehörte. Ich erfuhr diesen Sclavenhandel erst am Morgen des Tages, an welchem sie nach Frankfurt zurück kehrte. Da mußte ich meine Kleider schnell zusammenpacken; und eine Stunde nachher saß ich schon neben ihr im Wagen, und das gute Leipzig lag hinter mir.

Sie behandelte mich gütig; sie ging mit mir wie mit einer Freundin um; doch ließ man mich bei Tag und Nacht keinen Augenblick allein. Ich ward, wie ich bald merkte, mit Vorsatz so scharf beobachtet, um mir die Absendung eines Briefes unmöglich zu machen.

Darum konnte ich Ihnen, so oft ich es auch versuchte, keine Nachricht von mir geben.

Als ich mich ein halbes Jahr in dieser Gefangenschaft befunden hatte, bewarb sich Emmerich, ein braver junger Mann, um meine Gunst und ward nach Ueberwindung vieler Hindernisse, die uns theils seine Verwandten, theils Frau von Wieden in den Weg legten, mein Gatte. Wir bezogen sein schönes, vier Meilen von hier liegendes Landgut und lebten häuslich froh. Die Geburt meiner Emma, die vorhin Ihr Leitstern in dieses Zimmer war, erhöhte unser Glück. Aber es dauerte leider, nur zwei Jahre; dann ward ich Witwe."

„Witwe?" — rief der Doctor, und ein Strahl der Freude flog etwas unschicklich über sein Gesicht. „Haben sich aber wohl wieder verheirathet?„ setzte er zaghaft und leise hinzu.

„Nein!" antwortete sie.

„Das freut mich!„ sprach er schnell, und ward nach dieser Uebereilung blutroth.

Sie stellte sich, als hätte sie weder seinen Beifall, noch sein Erröthen bemerkt.

„Ich und meine Tochter," fuhr sie fort, „bewohnen im Sommer das uns vererbte Gut und besuchten jetzt nur auf einige Tage unser Winterhaus,

um verschiedene kleine Geschäfte zu besorgen. Es ist daher ein sehr glücklicher Zufall, daß dieser Ausflug in die Stadt gerade mit Ihrer Anwesenheit in Heidelberg zusammentrifft; sonst hätten wir uns wohl in dieser Welt nicht wieder gefunden."

„Gelobt sey das gütige Schicksal, das meinen liebsten Wunsch erfüllte!" sagte Medardus.

Während dieser Gespräche hatte Emma in einem andern Zimmer den Abendtisch bestellt und meldete jetzt ihrer Mutter, daß er bereit sey. Frau Emmerich führte ihre Gäste zur Tafel und füllte die aufgestellten grünen Römer mit köstlichem Rheinweine. Der Licentiat kostete mit Andacht davon, und sagte: „Ach! dieser Nektar erinnert an das Sprüchlein:

„Vinum Rhenense
Est decus et gloria mensae."

„Ja, mein Freund," fiel der Doctor ein, „hier ist ein anderes Leben, als in Memel."

„O, scheiden Sie doch nicht unfreundlich von der guten Stadt!" entgegnete Skrupel. „Denn Sie werden sich doch nicht wieder dahin."

„Ha, ein neuer Prophet!" sagte der Doctor. „Hanns Adam Müllers Nachbarschaft steckt Sie an. Ich wünsche nur, daß Ihre Weissagung nicht so hoh

sey wie das Prophetenbrod im Städtchen bei Potsdam." —

Die junge Witwe sah bei diesem dunkeln Wortwechsel, dessen Beziehung sie aber leicht errieth, schweigend auf ihren Teller. Sie lenkte das Gespräch auf andere Gegenstände, und des Doctors Loos war noch unentschieden, als er sich, nach aufgehobener Tafel, mit seinem Gefährten in den Gasthof begab.

Am folgenden Morgen ging er allein auf die Heirath und kam nach einigen Stunden höchst vergnügt zurück. „Skurel, Sie sind ein wackerer Prophet!" rief er aus: „Ich gehe nicht wieder nach Memel. — Die alte Liebe hat nicht geroſtet; Röschen wird meine Frau. — Sie ist freilich seit dem Tage da sie in Leipzig auf meinem Schooße saß, zwanzig Jahre älter geworden; aber sie gefällt mir noch wie damals und schickt sich fein für meine Jahre. — Sehen Sie Freund, so hat mich mein Arkadischer Traum am Ende doch nicht betrogen. Ich bin nun mehr als jemals ein gläubiger Träumer und schuſſfest gegen allen Spott, denn die jetzige Welt, die selbst so viel von übersinnlichen Dingen träumt, wird mich mehr loben, als tadeln."

Wer iſt tactfeſt?

Beim Dreſchen hört man hell und klar
Auch ohne Noten Tact entſtehen;
Wer dreſchen kann, der iſt fürwahr
Auch tactfeſt, denn er weis ſogar
mit Flegeln ſicher umzugehen.

W. Proß.

Die Sorgſame.

Roſaura's Frühling iſt ſehr heiter,
Auch fehlt es ihr an Freiern nicht;
Sie ſteigt allmälig auf die Leiter
Zur Jahrszeit, wo die Sonne ſticht.
Im Lenz hat ſie ſich Müh' gegeben,
Zu lernen, was im Herbſte nützt;
Mit Frucht wird ſie zu füllen ſtreben
Das, was ſie jetzt in Vorrath ſchnitzt.
Im Herbſt bewährt ſich ihr Gewerbe,
Wenns Früchte giebt, — denn — ſie flicht Körbe.

W. Proß.

Nach diesen Worten fiel sie mit dem Gesichte auf den Boden nieder. Alvaro ging hinaus, und als er nach einigen Augenblicken zurück kam, hob er sie auf, und mit seinen Thränen sie benetzend, ermahnte er sie, an Gottes Barmherzigkeit nicht zu verzweifeln. Er nannte ihr das Kloster, wo sie Zuflucht suchen sollte, und versprach ihr sogar, sie wiederzusehn, wenn es je ihm möglich seyn würde.

Alvaro reisete sogleich ab, und eilte zu den Schiffen der christlichen Seemacht, welche unter der Anführung des tapfern Joann von Oesterreich den Unternehmungen der Osmanen ein unbezwingliches Bollwerk entgegen stellte. Isabella erfuhr es, und die Besorgnisse über den theuren Mann erhöhten noch die Qualen, die das strafende Gewissen über sie verhängt hatte.

Die Botschaft von dem herrlichen Siege bei Lepanto beruhigte und erfreute ganz Europa. Isabella allein überließ sich bangen Ahnungen. Sie theilte ihre Zeit zwischen Andachtsübungen und dem Vergnügen, oder der Qual, Briefe an Alvaro zu schreiben, die er vielleicht nicht lesen mochte. In dem letzten, worin sie alle Ereignisse der Vergangenheit zurück rief, schilderte sie ihre Empfindungen in dem fürchtbaren Augenblicke des Abschieds. „O er war für mich tausendmal schmerzlicher, als

Der Doctorhut.

Für Schlemm war wenig noch zu hoffen;
Entharrt schien ihm sein Haupt zu offen:
Da griff der Kluge in den Säckel
Und kaufte sich dafür den Deckel.

W. Proß.

Neueste Sorte von Schriftstellern.

Die Handlung N. N. hat in ihrer Preiß-Courant folgende Artickel:

Alle Arten Auteurs
englische und französische Parfümericen.

Der erſte Quäker.

Es wurde gefragt, wer der erſte Quäker geweſen ſey? Mardocheus, war die Antwort: denn der wollte vor Haman den Hut nicht abnehmen.

— u. —

Des Menſchen Wille.

Mein guter Vetter Grille
Macht' einen tollen Streich;
Und nahm die Frau Sibylle;
Er wollt' einmal. — „Wohl euch!"
Sprach ich, „des Menſchen Wille,
Er iſt ſein Himmelreich."
Bald ſah ich Vetter Grillen,
Wie war der Menſch ſo bleich!
„Ich nahm," ſeufzt' er, „Sibyllen,
Ich habe meinen Willen —
Wo blieb das Himmelreich?"

S — b.

Lakonische Antwort.

Es schossen die Kanoniere,
Es standen wohl zehn Officire
Und sahn dem Probeschießen zu;
Bei ihnen stand der Höfinde Schmuh.
Von den Zehnen waren schier neune
Dem letztern schuldig. Der Eine
Fragt neckend und zupft ihn am Ohr:
„Du kannst wohl auch schießen, du Jude?“
Und Schmuh ertheilt ihm die gute
Und kurze Antwort: „Vor —.“

S — b.

Guter Rath.

Nur Streit und Zank will X. behagen
Und Wortgekämpf mit allen Leuten;
Drum, wollt Ihr Euch mit ihm vertragen,
So hört nicht auf mit ihm zu streiten!

M. Bondi.

Der

Die Hochzeitfeier.

„Ach nein, es wird Sie nicht gereuen,
Drum rasch in meinen Schlitten nur:
Sind wir nur draußen erst im Freien,
So lächelt uns die ganze Flur!
Zwar Flocken ziehn, und Winde pfeifen,
Die Wege sind auch fast verschneit
Doch kann ich nur die Hand ergreifen,
So bin ich selbst die Freundlichkeit."

„Wie könnt' ich schöner doch begehen
Das Fest, das heute uns verband,
Als daß ich ließ die Schule stehen
Und weit wir führen über Land!
Und selber will ich sie entführen,
Die liebe Braut, die holde Last;
Drum, volle Schellen, laßt euch rühren,
Und derb die Zügel angefaßt!"

So sprach in Kaltenborn, erfahren,
Schulmeister zu der lieben Braut —
Von noch nicht sechs und funfzig Jahren,
Die seinen Sechzigen angetraut.
Und da in Schlitten er gehoben
Die schöne Beute hatt' und fuhr,
Da ging's nun — daß nicht Funken stoben,
Das lag doch an den Pferden nur.

Die wußten von des Festes Feier
Zu wenig, um sich ganz zu freun,
Und Hafer, ja der war zu theuer,
Um ihn den Pferden vorzustreun;
Drum fielen sie aus mattem Trabe
In Schritt schon vor dem Dorfe ein:
Der Liebesgott fuhr wie zu Grabe
Und ließ die Pferde Pferde seyn

Und nahm, Gelegenheit macht Diebe,
Die liebe Hand der lieben Braut
Und that, als wenn er Kurzweil triebe,
Und küßte sie erschrecklich laut
Und nannt' auch Taube sie und Schäfchen
Und wußte bald nicht, was er sprach,
Und nickte bald sein Mittagsschläfchen,
Und seine Taube nickte nach.

So saßen sie in ihrem Glücke,
Als, ach! des Schlittens Nagel brach.
Drum blieben Korb und Paar zurücke
Und kamen nicht den Pferden nach;
Und diese, weil sie leichter waren
Und keine Zügel fühlten mehr,
Die thäten ihres Weges fahren,
Als käm sonst Alles hinterher.

Doch eben gähnt der alte Knabe,
Sieht blinzelnd fern die Pferde gehn
Und ruft: „wenn ich geträumt nicht habe,
So kann ich dort auch Pferde sehn;“
Und rüttelt sanft an seinem Bräutchen
Und spricht:“ Da, gucken Sie, mein Kind!
Dort fahren auch noch andre Leutchen,“
Und nickt dann wieder ein geschwind.

Doch weil der Bauer das gesehen
Vom Dorfe, deß der Schlitten war,
So thät er nach den Pferden gehen
Und kam zuruck zum lieben Paar
Und spannte wieder vor die Thiere
Und lenkte sacht den Schlitten um;
Und diese weiter thun das Ihre;
Und die im Schlitten bleiben stumm

Bis ſie im Hofe wieder halten,
Den ſie verlaſſen kürzlich nur.
„Ach, ſpricht er zu der guten Alten:
„Wie herrlich ſichs im Schlitten fuhr!“
Und ſie, die Worte nicht zu ſparen,
Sie lächelt, ach, ſo hold und ſpricht's:
„Nein, wahrlich, über Schlittenfahren,
Sie, Lieber, Loſer, geht mir nichts!“

Friedrich Kuhn.

Eheherrliche Bitte.

Wenn Hauben, Hüte Dich beglücken,
Ich gebe Geld Dir gern zum Kauf;
Du magſt Dein Haupt mit Allem ſchmücken:
Nur ſetze nie dein Köpfchen auf!

Prompte Antwort.

Es ſas ein Mann am Tiſche da
Mit kupferfarbner Naſe, —
Ob's ſo nun von Natur geſchah,
Ob weil zu viel im Glaſe
Er nach dem Grund' und Boden ſah,
Es bleibe unentſchieden! —
Genug, in ächtem Frieden
Sas unſer Mann, ein Ehrenmann,
Der ſonſt in manchem Streite
Des Witzes wohl den Sieg gewann,
Ganz ſtill dort eben heute.
Da dacht' ein Andrer, ſich ſo recht,
Sein Müthchen jetzt zu laben,
Der ſich's wohl ſonſten nicht erfrecht,
Den Muth dazu zu haben;
Weil aber jener ſtille ſas,
Glaubt dieſer, heut' vertrag' er Spas,

Und geht zu ihm und bietet an
Ein Priesgen ihm, dem Schnupfer,
Und sieht dabei dem Ehrenmann
Recht auf der Nase Kupfer
Und spricht: „Ihr seyd recht glücklich doch,
Will Gold und Silber schwinden,
Ist doch auf Eurer Nase noch
Ein Kupferschatz zu finden.“
„Glaubt Ihr?“ so sagt der andre drauf
Ganz ruhig und bescheiden;
„Ja wenn's nur wahr wär, solchen Kauf
Möcht' ich gar gern wohl leiden;
Doch höret nur, wie's mir erging,
Und wie ich ward betrogen!
Ich glaubte anfangs auch das Ding,
Was man mir vorgelogen,
Und ging zum besten Kupferschmied,
Der in der Stadt zu treffen,
Nahm meine liebe Nase mit
Und sprach: „Herr Nachbar Steffen,
Ihr seyd ein Mann doch bey der Stadt,
Hofkupferschmied geworden,
Der von der Kunst viel Einsicht hat,
Gerühmt an allen Orten;
Sagt offen mir und ohne Scheu,

Im Ernſt, nicht blos im Spaſe,
Ob das denn wirklich Kupfer ſey,
Was glänzt auf meiner Naſe?“
Da ſah der Kupferſchmied mir an
Die Naſe durch die Brille
Und ſprach: „Mein lieber Nachbarsmann,
Ei, ei, welch eine Grille!
So wenig Kupfer, meiner Treu!
Iſt dies, als Gold der Stöſel;
Wer ſagt, daß dieß da Kupfer ſey,
Der iſt und bleibt ein Eſel.“

Th. Hell.

An einen muſicirenden Nachbar.

Du flöteſt Tag für Tag uns vor
Und zwingſt zum Hören unſer Ohr;
So übſt Du dich am Notenpult
Und deine Nachbarn in Geduld.

M. Bondi.

unſere erſte Trennung! Wer weiß, ob ich eines Tages würdig ſeyn werde, ihn wiederzuſehn. Und wird er's können!.. O Gott, er iſt umringt von Gefahren. Um unſre Liebe abzubüßen, wagt er unaufhörlich ſein Leben, und ich, die Strafbare, lebe noch!"

Gleich darauf folgten zwei kaum leſbare Zeilen: „Er iſt nicht mehr. Auch ihn habe ich gemordet, wie den Andern. O daß der Schmerz nicht tödtet!"

Dieſe Worte ſchien ſie geſchrieben zu haben in dem Augenblicke, wo ſie die Todesbotſchaft empfangen hatte. Man fand ſie am folgenden Morgen entſeelt, kniend vor dem Tiſche, worauf ſie geſchrieben hatte, und halb gebeugt über einen nahen Stuhl. Der Schmerz hatte ihr den Tod gegeben, der ſie allein von ihren Leiden erlöſen konnte.

Engagements-Gesuch.

(Wörtlich abgedruckt.)

Den 20. Thermidor II.

Wohllöbliche Direction.

Da ich aus nicht ungegründeten Ursachen gerne mein Engagement changiren möchte, so bin ich so frei, mich bey Wohllöbl. Direction (zwar unbekannter Weise:) hiemit anzufragen, ob ich nicht bei Wohlselber samt meiner Frau engagirt werden könnte?

Ich bin 18.jähriger Schauspieler, alle Fächer durchgangen — spiele seit 6 Jahren zärtliche Väter — Polternde — comische Alte — alte Chevaliers — alte militaerische Rollen —

Bauern — Greiſe und intriguant mit gleichem Glück; was überhaupt ins Characterfach einſchlägt — Singe einen ſtarken reinen Baß (zwar nicht musicaliſch) aber mit dem beſten musicaliſchen Gehör, geſchwinder Faſſungs- und langer Erhaltungskraft der Töne. Bin nebſt dieſem zum Soufliren brauchbar, wozu ich ſchon von mehreren Geſellſchaften aufgefodert und verlangt worden, im Fall ich wegen gänzlich guter Beſetzung meiner obbenannten Fächer als Acteur nicht employrt werden konnte (wie wohl ich nur im höchſten Nothfall mich zum Soufliren verſtehe). Und ſo war ich durch die 18 Jahre meines Theaterlebens noch nicht eine Woche ohne Engagement. Spreche vollkommen latein — ſoviel franzöſiſch, was man zu Chevaliers und im gemeinen Leben bedarf — gut Slawackiſch — etwas böhmiſch und mehr pohlniſch, vermög deren Weltgegenden, wo ich ſchon Engagement hatte, nebſt meiner Mutterſprache, bin bei reiſenden Truppen von denen respve Directionen ſehr oft zu Erwirkung der neuen Permissionen meiſtentheils entweder perſöhnlich abgeſchickt, oder durch Verfaſſung ſchriftlicher Aufſätze ſolche zu erwirken, zu Verfaſſung der Antritts — Abſchieds, und ſonſtigen Feyerlichkeits Prologen gebraucht wor-

den, womit ich mir Ehre einärndete. Ich ſpielte auf folgenden Theatern: als in der

Kreisſtadt	Teschen	im kaiſerl.	Schleſien.
Comitatsſtadt	Preſsburg	"	Ungarn.
Hauptſtadt	Peſt u Ofen.	"	ditto.
Comitatsſtadt	Caschau	"	Oberungarn.
ditto	Leutschau	"	ditto.
Hauptſtadt	Cracau	"	Westgalizien.
ditto	Lemberg	"	Ostgalizien.
ditto	Troppau	"	kaiſerl Schleſien.
Kreisſtadt	Znaim	"	Mähren
Hauptſtadt	Ollmütz	"	Mähren.
Kreisſtadt	Chorneiburg	"	Oeſtreich
ditto	Stockerau	"	ditto.
ditto	Schwechat	"	ditto.
Hauptſtadt	Wien	"	ditto.
Kreisſtadt	Bruck	"	Steuermark.
ditto	Loeben	"	ditto.
Hauptſtadt	Gratz	"	ditto.
Kreisſtadt	Hollitsch	"	Mähren.
ditto	Salsin an Ungarns Gränze.		
Hauptſtadt	Linz	in	Oberöſtreich.
	Wallerstein	im	Reich.
	Ellwangen	"	Neuwürtenberg.
	Dillingen	"	" Bayriſchen.

Durch 18 Jahre und Iteſ

Speyer.
Neüstatt } in der Republick, und jetzt
Landau } dato hier in der Republick.

Carlsruhe im Neübadiſchen.

Ich bin ein gebohrner Mainzer und im Mainz — Erfurt — Bonn — Heidelberg und Wien hab ich ſtudiert, mit einer reinen Deutſchen Sprache, ohne in fremden Ländern fremde Dialecte auſſer zum localiſiren angenommen zu haben. Meine Frau iſt eben aus dem Reich gebürtig, 19 bis 20. Jahr alt, iſt 2½ Jahr mit mir beim Theater, wozu ich ſie in Peſt in Ungarn bekommen, und wurde von meiner Hand abgerichtet. Spielte bis dato naiv — und Soubretten — hier 2te Liebhaberinnen. Soll nach Verſicherung anderer mit empfehlendem Wuchs und Figur begabt ſeyn, (ohne daß es der Mann ſelbſt will geſagt haben:) Ich bin 36. bis 37. Jahr. Ich bin, ohne zu bramarbaſiren, in jedem Lande noch auf jedes Debüt engagirt und oft verſchrieben worden. Wir können uns mit einer groſſen Anzahl gedruckter Zetteln über unſere Rollenfächer ausweiſen, wünſchen aber nur durch das Debüt unſere Stärke oder Schwäche in der Kunſt darzulegen. Bei allenfalls möglichen Engagement dortſelbſt erbitte ich mir alle erſte in meine benannte Fächer, oder wenn ich nur für eines derſelben ſollte en-

gagirt werden sollte, die erste Rollen dieses Fachs au
so wie ich bisher und dato spiele, sollte ich für keine
besonders bestimmt werden Können, alsdann unte
meinen Fächern die erste Rolle, oder denn auffallen
sten Character der Fächer. Z. B. Ist der alte Komi
sche auffallender und besser als der zärtliche, also er
steren u. s. f. meine Frau ihre benannte Fächer eben
so.. Beide alle mögliche Routine in Opern, da ich
zwar schon in einigen Opern in den alten einstudiert
bin, sie aber nur noch bis dato in Chören gesungen
hat. — Bestimmung einer der Direction gefälligen
Gage zusammen, eines — auch allenfalls, ausser der
gewöhnlich 6wöchentlichen theatralischen Aufkündigungs-
zeit beiderseits — beliebigen längeren Contracts zum
Aviso. auch einer Benefice Einnahme, wenn ein hal-
bes Jahr kontrahirt werden sollte. oder auch wir ein
ganzes Jahr beisammen bleiben Könnten; wofür ich
mich denn **ausser der Theatralischen Schul-
digkeit** nach Kräften zu arbeiten anheischig mache,
so wie ich es gewohnt bin.

(Theaterbau — Dirigirung dessen — Rollenschreiben
und Soufliren gänzlich ausgenommen:) ausser in der
höchsten Noth) so wie auch alle Cassengeschäfte. Dann
wünschen wir uns letztlich eine Direction und Gesell-
schaft, wo Ordnung — Friede und gegenseitige Ach-

tung herrschet, wo keine Partheilichkeiten ohne Verdienst vorwalten, indem ich gewöhnt bin, Ruhe — Liebe — und Accuratesse.

Heute spiele ich hier den Gouverneur im Benjowsky, die meinige Feodora. Sollten allenfalls Glieder bei Ihrem Theater seyn, die mich kennen, und der so sehr üblichen Verläumdungssucht geneigt seyn aus verschiedenen Nebenursachen, die in einem gemeinschaftlichen Engagement gar nicht selten entstehen und sich in solchen Herzen manchmal aus Eifersucht oder schändlicher Rache einwurzeln, und dann nur auf Gelegenheit, schaden zu können, warten, so wünschte ich, meine mich engagirende Direction wolle nicht drauf reflectiren, sondern mich erst Kennen lernen.

In meinen Musenstunden habe ich mich seit einigen Jahren auch mit etwas Dichten beschäftigt, und habe 4 Stücke geschrieben, wovon eins unter dem Titel: das verliebte Bauernmädchen, oder Weiber curiren eifersüchtige Männer vor 3. Monathen zum erstenmal ist aufgeführt worden, und meine Frau drinne debütirte, aber noch im Manuscript sind, theils im Sujet liegen.

Uiber Ihre Meinung je eher so lieber eine Antwort anhero zu erhalten, ist unser Wunsch.

Mein Quartier ist beim Sattler Willinger in der öbern Gasse dahier. Mit vieler Achtung

Ihre

dienstbereitwillige

R.....

Ueble Zerstreuung.

In einer grosen Gesellschaft beschäfftigte man sich mit dem Erzählen kleiner Geschichten. Eine Dame, welche nebst ihrem Ehegemahl zugegen war, erzählte, als die Reihe sie traf, wie ein junger Mann sich alle Mühe gegeben habe, das Herz einer Frau zu erobern, und wie er endlich sich in einer Nacht, wo der Mann abwesend sich befunden, in das Haus und Zimmer dieser Frau eingeschlichen habe. „Zum Unglück," fuhr sie fort, „klopfte, eben als sie bei einander und ziemlich mit einander im Einverständniß waren, der Mann an die Thüre. Denken Sie sich da meinen Schrecken!" Schwer mochte es der offenherzigen Dame werden, ihre Zerstreuung wieder gut zu machen!

H.

Wein und Waſſer.

Einem fieberkranken Zecher
Ward von ſeinem Arzt ein Becher
Wein mit Waſſer untermengt
Zugeſtanden. — „Eingeſchenkt!“
Ruft er aus; „Doch tränk' ich lieber
Erſt den Wein und dann“ — „Darüber
Wollen wir uns nicht entzwein;
Trinkt das Waſſer hinterdrein!“
Sagt der Arzt und ſchenkt ihm ein.
Als der liebe Wein verſchlungen,
Wird vom Doctor ihm nach Pflicht
Auch das Waſſer aufgedrungen;
Doch, er dreht ſich um und ſpricht:
„Nun iſt's gut, mich dürſtet nicht.“

G — b.

Gute Reime.

Förſter.

„Herr Müller könnt Ihr auch wohl gute Reime machen?

Müller

„Warum denn nicht? Ich darf ja nur zum Beiſpiel ſagen:
„Ihr ſeyd ein braver Mann, das ſprech' ich unverholen;
„Ihr habt dem gnäd'gen Herrn ſchon manchen Baum — gezogen."

Förſter.

„Nun hört auch mich: Wo bleibt die brüderliche Liebe?
Die ganze Welt iſt heut zu Tage voller — Müller."

G — d.

Die
Brezel-Mährte,

von

Gustav Schilling.

Die Blumen.

An der Gränze des Landes, wo sich die Sane von Sanetsch wildschäumend herabstürzt und durch das verworrene Labyrinth lieblicher oder unzugänglicher Thäler hinirrt, nahe an den weltalten Eisfeldern des Geltengletschers, nahe am einsamen Pfade, der an finstern Abgründen nach Wallis führt, liegt in einem einsamen Thal die Burg Mont-Salvans, wo in heiliger Stille, fast im klösterlichen Geschäft, nur ohne Schleier, abgesondert von der Welt, durch mehr als Mauer und Gitter, durch das wilde Gebirg, Emma, das Fräulein von Mont-Salvans, lebte.

Die Einsamkeit und der Anblick der großen Natur, die hier unbeweglich fest und ewig scheint, wie das Gewölbe des Himmels, erniedrigt den Stolz

Die gute Mutter hielt mich gleich den Herren Stabs-Officieren im Auge und ſah es daher ſehr ungern, daß mich der Feldmarſchall zum Leib-Regimente in die Hauptſtadt verſetzte; dort lebte aber zu ihrem Troſte eine ſteinalte und ſteinreiche Tante, welche mich, falls ich ihr zu gefallen verſtanden, im Teſtamente bedenken konnte, — vielleicht ſchon bedacht hatte: es wurden mir demnach im Bezug auf die Mittel, ſich einer ſolchen angenehm zu machen, allerlei mütterliche Rathſchläge ertheilt, derſelben auch ein Brief aeſchrieben, der das liebe Söhnchen als einen Ferdinand, wie er ſeyn ſolle, ſchilderte, und ich ging wohlgemuth dahin ab. Wir hatten die Frau von Beſenfeld ſeit zehn Jahren nicht geſehn, und ſie war während dem gleichſam zu einer ſpaniſchen Reuterin geworden. Ein ſpaniſcher Reuter aber iſt ein, mit ſogenannten Schweinsfedern oder Zwerg-Palliſaden oder Rieſenpfeilen ge-

spickter Balken, dessen sich die Kriegskünstler bedienen, für den ersten Anlauf gut, weil er unbesonnene Spahi's und Voltigeurs, die darüber wegsetzen wollen, zu spießen pflegt. Die Schweinsfedern, welche meiner gnädigen Tante während des erwähnten Jahrzehents zuwuchsen, bestanden in einer um Eins so lang und spitzgewordenen Storchnase, und in dergleichen Hüften, Schultern und Fingern, weshalb mir denn wie dem Julius Cäsar beim Empfange der zweiundzwanzig Dolchstiche zu Muthe war, als dieselbe mich an ihr knackerndes Herz drückte.

„Du Fleisch von meinem Fleisch!!! rief sie ergriffen; also gefiel ich der Gnädigen. Dich laß ich nicht, fuhr Tantchen fort, denn die Mutter bindet mir ihren Ferdinand auf die Seele! Zeuch ein zu meinen Thoren und mache Dir's bequem! Du riechst nach Wurst und hast ohnfehlbar schon gegessen. Das hatte ich im letzten Dorfe gethan, denn meine Wohlthäterin war nach der Mutter Schilderung nicht die Großmüthigste; dies zeigte unter andern auch die mir zugedachte Wohnung, deren Thore sie so eben erwähnte, ein dunkles Hinterstübchen mit dem Gerille ausgestattet, welches ihr im Nachlaß einer ähnlichen, hundert und fünf Jahre alten Großmuhme zufiel.

Holz und Licht sind deine Sache, fuhr mein Tant-

chen fort! und wie gern ich dir das tägliche Brod gäbe, ist Gott bekannt, aber mein elender Magen beschränkt mich auf Fastenspeisen. Du gutes Kind, du dauerst mich, denn es wird dir hier schmähliches Geld kosten; aber ein junges Blut muß sich einschränken, und der Mensch vermag alles, wenn er nur klug ist, gut zu essen, zum Beispiel, ohne daß es ihm nur ein Hellerchen kostet! Ich führe dich in vierzehn wohlhabende, vornehme Familien ein, die bitten dann mein Ferdinandchen insgesammt zu Tische, wenn es sich zu empfehlen weiß, und zum Ball obendrein, denn hier wird, leider Gottes, viel öfter und eifriger gesprungen, als gebetet! Die bösen Bälle, die, sie raffen Schuh und Strümpfe hin, das liebe Leben ungerechnet! Aber da hilft man sich in deiner Lage. Da giebt es lockre, leichtsinnige Kameraden, die dir mit dem Beinwerk aushelfen, wenn du zu dem Einen sagst: — Herr Bruder, mir fehlt es heute an seidenen Strümpfen, und zu dem Andern: — Leihe mir gefälligst ein Paar Schuhe, und wohl auch zu dem Dritten: — Mir sind die Höschen aufgeplatzt, „ei laß mir doch auf eine Nacht die deinigen zukommen!“ Ich weiß den Fall, daß mich mein erster unvergeßlicher Mann, vom Fuß bis auf den Kopf in fremden Feigenblättern steckend, zum Balle führte.

Das war ein Wirth, Gott habe ihn selig! der brachte was vor sich.

Ich hörte mit Schauern zu und fragte, um die Worte der Weihe zu unterbrechen, ob heute Schauspiel sey?

Taatäglich, entgegnete die Tante, und auch das sollst Du gratis sehn, wenn die Hoffahrt dir nicht im Wege steht. Das Komödienspiel war meines seligen Papachens einzige Passion, der ich denn auch als eine vernünftige, nachgiebige Frau nicht selten den Zügel schießen ließ. Gab es nun eine recht sehenswerthe Haupt- und Staats-Action, so zog mein Männchen die alte Livrey an, welche ein Officiers-Bedienter im ersten Schlesischen Kriege hier vergaß, hielt ein Tuch vor's Gesicht und spazirte so ganz unerkannt für zwei Groschen in das Paradies hinauf, wo man am besten hört und fast die Vogel-Ansicht hat. Willst Du das nicht, so weiß ich ein Astloch in der Thür der Loge, wo mich die guten Sternaus bisweilen als Trollgast aufnehmen. Dahin führst Du mich denn, in Dein Mäntlein gewickelt, — verweilst vor der Thür gleichsam wie ein dienstbarer Geist, der die Herrschaft erwartet, siehst dann durch das offene Astloch wie seine Majestät durch den Opern-Gucker, und genau so viel

als der ärgſte Verſchwender, der ſichs einen Gulden und drüber koſten läßt.

Ein engelſchönes Jungfräulein, das mir beim Eintritte kaum danken konnte und am Nähtiſche im Hintergrunde fort und fort emſig arbeitete, kicherte während dieſer Vorſchläge zur Güte faſt vernehmlich in das Hemdchen, welches ihre zarte Hand fertigte, und ihre lieben, geiſtvollen, ſchalkhaften Augen verweilten jetzt zum erſten Male drei Sekunden lang auf dem geſchmückten Soldaten. Tante ſah die meinen gefeſſelt und ſagte, ſchnell verdüſtert: — Die geht Dich gar nichts an! das iſt eine Waiſe, Chriſtiane Roſamunde von Nelkenberg, die mir zur Laſt fiel und nun zu Gottes Ehren groß gezogen wird. Noch ein halbes Kind und ein unartiges obendrein; du aber biſt ein erwachſener, gewiegter Menſch und ſiehſt es, wie ich hoffen will, über die Achſeln an. Roſemunde erglühete dann; meine Blicke belobten das Kind; ich verbeugte mich; ich ging, mich dem neuen Oberſten vorzuſtellen und traf dort auf bekannte Kameraden, die den guten Freund ſofort im Elephanten einführten, wo Bank gehalten wurde und ich im Laufe von

dreißig Minuten — vierzig Dukaten und damit fast die gesammte Baarschaft verlor, — den Mutterpfennig.

Wer je ein ähnliches Mißgeschick erlebte, kennt die Stimmung, in der ich nach Hause zurück kam. Die Tante hatte Besuch; es saßen nämlich zwei uralte, verdorrete Blumenstöcke auf Rohrstühlen neben ihr. Die Eine strickte an einer Mütze, die andre zeichnete ihr v. in ein geblümtes Sacktuch, das nicht Farbe hielt und ihr die Finger geblaut hatte. Sie tranken nebenbei auch Thee und bissen nicht ohne Anstrengung mit ihren letzten Zähnen, den Zucker, um sich der gütigen Geberin durch diese Mäßigung zu empfehlen. Röschen von Nelkenberg nähete wie vorhin im Hintergrunde und wartete nebenbei den drei Parzen mit auf. Die Tante stellte mich beim Eintritte vor; und die Freude war groß, denn jene Beiden wuchsen ihrer Versicherung nach, mit meinem Grosvater auf und erklärten mich für sein Ebenbild. Vetterchen! sagte Jene: Du kömmst erwünscht und wie gerufen; nun spielen wir das l'hombre mit dem Mohr; nicht zum Ruine, fuhr sie fort, nur blos zum Passeltant, zwei Fische einen Pfennig und ohne Block und andre sündliche Schikanen. Großer Gott, welch Verhängniß!

Nur Röschens himmlische Erscheinung, ihre Gegenwart, ihr köstliches Lächeln, der stille Gedanken- und Gefühlswechsel, welcher bereits augenscheinlich unter uns Statt fand, hielt mich aufrecht. Sie ordnete den Spieltisch; ihr Fuß traf im Vorübergleiten an den meinen, mein leiser Seufzer an ihr Ohr; und auch der keuschverhüllte Busen der Holden hob sich jetzt, erregt von Ahnungen der Wahlverwandtschaft, die mir bereits ins Auge sprang.

Da saßen wir nun; ich gab die Karte. Lockre nur nicht, warnte die Tante, sonst bist du baar Geld, denn diese Damen haben so viel Glück als Geschick, und zudem waltet, auch im geringsten Spiel ein böser Geist, der den Frevler verblendet und heimsucht.

Ich mußte laut auflachen, ob mir gleich die gedachte Erfahrung eben erst geworden war, denn bei den tollsten Wagstücken und dem geschworensten Hasse dieses Dämons ließ sich höchstens ein Achtgroschenstück hier verschleudern; die beiden Meisterinnen lachten mit und erklärten sich bescheiden für Lehrlinge. Sie trieben Scherz, sie sagten mir die schönsten Dinge, sie sahen mir nebenbei sammt der Tante gleich Falken in die Karte, drückten aber die eigenen Blätter, um nicht

Gleiches mit Gleichem vergolten zu sehn, bald an das knöcherne Herz, bald verbargen sie selbige zusammengeschoben in den Fliegenklatschen ihrer Hände und wurden nun allmählig still, finster und knurrig, denn Satan, der Schadenfrohe, bescheerte mir unbändiges Glück, und was ich mir versuchte, um mich in die Bäsen zu stürzen, schlug wie durch ein Wunder zu meinem Vortheil aus. Die Frau von Schachteln fiel bald nach einander drei Mal Cotille, die Frau von Hurrbusch ward Remis so oft sie fragte, und Tantchen nahm im Laufe jedes Spieles eine Prise, denn es hatte sich bis jetzt fast noch kein Bild geschweige denn ein Matador bei ihr eingestellt.

Unerträglich! Mein altes Malheur! Ja, das kenne ich schon, rief die Schachteln von Minute zu Minute und gelobte, von nun an bis zum nächsten Frühling zu pausiren. Die Frau von Hurrbusch aber fragte mit himmelblauen, bebenden Lippen, ob es ihr denn etwa besser gehe und erklärte der Freundin Jammer für ärgerlich und ungerecht, da dieselbe ja bekanntlich, Jahr aus Jahr ein von dem unverschämtesten Glucke verfolgt werde. Mein Tantchen aber ließ den Groll getäuschter Hoffnung an dem bedauernswerthen Röschen aus, die ihr die trübe Brille gab, auf welche jetzt die Schuld des falschen Abstechens geschoben wur-

de, das eine große Bête über sie brachte und die ergrimmte Hurrbusch zu einem Hohngelächter hinriß. Dieser Feuerbrand aber fiel natürlich in das Grobpulver-Magazin der Tante, veranlaßte eine erschütternde Explosion und das Nachstück eines polnischen Reichstages, welches dem Spiel ein Ende machte. Großmüthig füllte ich mit dem Hügel der genommenen Marken die geleerten Schatzkammern der drei kriegführenden Mächte und legte damit den Grundstein zum endlichen, meiner Ueberredungskraft entspringenden Friedensschlusse. Die Frau von Schachteln aber sah gleichsam nur einen Tilsiter in demselben, sie packte ärgernd ihre Mütze in den gewaltigen Stricksack, nahm ohne Kuß Ade und ging von dannen.

Gnade ihr Gott! Die Hurrbusch und die Tante vergaßen alsbald den Zwist und Hader, welcher beide gegen einander antrieb, um über die verschwundene Potenz den Stab zu brechen, um ihr Kartengucken, ihre Pudel, ihre Hab- und Klagesucht ihre Schadenfreude und Tolldreustigkeit im Glücke, ihren jämmerlichen Kleinmuth im Mißgeschicke schwarz und gelb auszumahlen und zu verschreien, ja sie machten mir, des eigenen Vortheils uneingedenk, die bittersten Vor-

des vergänglichen Menschen, und giebt ihm zugleich den Muth, den Adel der Seele der todten Größe der Natur entgegen zu setzen: so war Emma früh entschlossen, in Val-Sant, das ihre Ahnmutter gestiftet, den Schleier zu nehmen, und ihr Leben in unbeweglicher Stille Gott zu weihen.

Ihre Mutter, die eine glückliche Mutter war, seufzte nur darüber, und sagte nur zuweilen mit sanfter Stimme: Emma, des Himmels Königin, die heiligste Jungfrau, war ja selbst Mutter, und du nennst sie Mutter, wenn du zu ihr betest. Liebe ist die Pflicht einer Klosterfrau; aber, Emma, fast scheints mir, als liebte eine Mutter feuriger und uneigennütziger! Das bedenke! Und hast du nicht oft geträumet, Emma, Graf Rudolph reichte dir seine Blumen?

Emma lächelte lieblich; aber sie drückte die Hand auf das Kreuz, das auf ihrem Herzen hing, und auf das Herz, das den schönen Traum wiederholte.

Graf Rudolph von Greyerz herrschte weit im Gebirg in alter Fürstenmacht seiner Ahnen, geliebt von dem Hirtenvolk, und hochgeehrt von seinen Rittern und freien Dienstmannen, obgleich sie ihn jetzt nicht kannten; denn er wurde nach dem Willen seines verstorbenen Vaters von seinem Ohm, dem Bischof von Sitten in Wallis, erzogen;

würfe, daß ich derselben die abgenommenen Fische unentgeldlich wieder in den Teich geworfen und den grechtesten aller Ansprüche in den Wind geschlagen hätte; darauf aber faßte Tantchen die Frau von Hurrbusch an dem spindeldürren Arme und sagte: Nun, Herzliebe, laß dir nur das neue, spottwohlfeile Häubchen zeigen, von dem wir vorhin gesprochen haben; ich schwöre drauf, daß sich die Pitzlerin verrechnete; die Federn sind ja kaum bezahlt! Nein, man begreift nicht, wie sie's hat geben können. Die Hurrbusch äußerte sich hierauf in süßen Schmeichelworten und belobte Tantchens Fähigkeit im Handel und Einkaufe, die allerdings ihres Gleichen suchen möchte. Damit verschwanden sie im Nebenzimmer; ich blieb mit dem lieblichen Berge voll Nelken und Rosen allein.

Meine Kameraden im Elephanten fragten vorhin, wo ich wohne, und lachten gemeinsam auf, als ich den Namen der theuern Schutzpatronin nannte; aber sie priesen dagegen auch einstimmig das holde Röschen als ein makelloses, hinter den sieben unauflösbaren Schlössern der Tante aufblühendes Himmelsblümchen und ihren Hausgenossen drei Mal selig. Der war ich ja, Gott Lob! und that demnach, um mir

die gedachte Seligkeit anzueignen, den Mund in etwas auf und wünschte mir mit dem mildesten Tone, dessen das Sprachwerkzeug des Jünglings fähig war, zu diesem hellen Punkte in meinem Lebenslaufe Glück. Aber die Zeit seiner Dauer war dem Anscheine nach so kurz — denn Tantchen hatte uns offenbar nur aus Vergessenheit beisammen gelassen, und Röschens Erwiderung war so feierlich, mir endlich soviel daran gelegen, des baldigsten in ein trauliches Verhältniß mit derselben zu treten, daß ich den Soldaten geltend machte und mit folgenden Worten Sturm lief:

Göttliches Mädchen, ich weiß, daß Sie hier unverschuldet im Fegfeuer brennen und Pein leiden; aber der Herr sendet Ihnen in mir seinen Engel, oder seinen Lieutenant vielmehr, der ein solcher zu werden bestimmt ist, sobald ihn zwei Loth Bley, oder vier bis zwölf Pfund Eisen, oder der Typhus, oder eines Feldscheers Kunst und Wissenschaft, von dem Ehrenbette in das Heldengrab geschleudert haben. Vertrauen Sie mir! Ist auch die Uniform nicht durchaus ein Vollmachtsbrief zur Herzens-Oeffnung geheiligter Jungfraun, so darf ich mich doch mit Fug und Recht, als die ehrlichste aller Löwenhäute des königlichen Leibregiments empfehlen, und obendrein aus Ritterpflicht.

Ich habe, erwiderte Rosamundens Rosenmund

mit reizender Betroffenheit, — ich habe, aufrichtig gestanden, soviel bestätigende Zeugnisse Ihrer Versicherung gehört, daß Sie auf mein Zutraun rechnen dürfen.

Ach, rief ich tief bewegt, was kann der treue Freund wohl thun, Ihr Schicksal zu verbessern?

Sein Erscheinen, versetzte sie, leis seufzend, sein Aufenthalt in unserm Hause muß es meinem Erachten nach sichtlich verschlimmern.

J. Verschlimmern, theures Fräulein? Wie? Noch heute verlaß ich es in diesem Falle.

Nein, Nein, Sie müßen bleiben! fiel der Engel erglühend ein. Mein Herz schwoll, von dem lieblichen, wohlthuenden Gebote beflügelt.

J. Ach, wie gern! Und welcher Nachtheil konnte Ihnen durch die Nähe des arglosen Gefährten zuwachsen?

S. Die Qual des Verdachtes, mit dem die Tante mich von nun an verfolgen wird. So mancher Nachtheil überdem, dessen nähere Bezeichnung Sie mir erlassen wollen! Da faßte ich Röschens zarte, schneeweiße Hand, ich drückte sie voll Liebessinn an meine Brust und lispelte: — Ich soll ja bleiben!

O ja, erging es in Antwort; doch kaum vernehmbar wisperten die süßen Lippen. Ja bleiben,

bleiben, ginge es mir auch noch so schlimm! — Und Busch, entriß sie mir die Hand, denn Tantchen und die Hurrbusch schnatterten rückkehrend vor der Thüre. Ich riß das Fenster auf und gaffte scheinbar, mit offenem Munde und weit hinaus gelegt, voll Andacht einer Wolke nach, die von Hespers Abendlichte verklärt, wie ein Herold des Heils über den Himmel flog.

Vetterchen, sagte die Tante, ich gebe der guten Hurrbusch das Geleite, und du bist so galant, uns zu führen! — Entsetzliches Geheiß! Ich dachte mich in der vollen Uniform, an jedem Arme eine überputzte, zu den Vogelscheuchen und Schreckbildern der hauptstädtischen Spatzlinge gehörige Matrone, und die sinkende Sonne schien so hell, und der göttliche Abend erfüllte die Straßen mit Lustwandlern; aber der Kelch mußte geleert werden, und Röschens himmlischer, verbittender Blick stärkte den Dulder.

Beide Damen fühlten sich an meinem Arme sichtlich erquickt, wackelten vor Lust, als die Schildwachen angriffen, sie drängten mich nach dem Gedränge der Hauptstraße hin, ich trollte wie das Kalb an des Fleischhauers Stricke, doch blökte ich nicht und schloß, so oft die Gruppen der Begegnenden mich spöttisch

maßen, das Kleeblatt fixirten, ihm gloſſirend nachſahn, die Augen. Aber ſechs Damen und fünf Herren und wohl dreiſſig andre im Hintergrunde lachten jetzt gleichzeitig laut auf und mit Recht und zu meiner Verzweiflung denn es zog ein Brezeljunge hinter uns drein und ſchrie aus hellem Halſe von Schritt zu Schritt:

Neubackne! — die ſeyn noch warm!

Jene Spötter und Lacherinnen bezogen die Verkündigung ganz augenſcheinlich auf den Zuſtand meiner beiden Gefährtinnen und ſahen gleichſam in mir den Funken und die glühenden Stahlſpähnen, die den Zunder dieſer Ahnfrauen entflammt haben.

Zum Ueberfluße drehte ſich nach dem erfreulichen Valet der alten Hurrbuſch mein Tantchen plötzlich zu dem heilloſen Schreier, hielt ihn an und ſprach: Iſt's denn auch wahr; ſind ſie denn neu gebacken, warm und praſſelnd? Jener hielt ihr den Schatz hin und vermaß ſich hoch. Tantchen prüfte, wählte, ließ endlich ein halbes Dutzend in den Strickbeutel fallen, beſtand auf der Zugabe einer verkrüppelten ſiebenten, und vertraute mir, der ich ergeben und abgeſtumpft neben ihr herſchwankte, innig vergnügt, daß ſie den Schlingel mit demſelben falſchen Sechſer den er ihr neulich beim Wechſel aufgehangen vergnügt habe.

Wir fanden bereits von Rosamundens Hand den Tisch gedeckt; ich sollte und mußte dies Mal Tantens Gast seyn, und Röschen den Rest des Zuckers stoßen, welchen die bescheidenen Theegäste übrig ließen: „Sechs Stücklein — sie reichen," tröstete die gütige Wirthin „denn der Zucker verschleimt die Drüsen, und ich nehme den gesünderen Syrup zu Hülfe." Der kam und half — in das Wasser gequerlt. — Sie kostete und sprach erquickt: — „Wie Malaga!" Und Röschen brockte ein und sah dazwischen zu mir auf, biß in die küssenswerthen Lippen, und ich — ich lachte laut und schob die Schuld des Ausbruchs auf das Treiben der Frau v. Schachteln während des Spieles. Das Tantchen stimmte ein; wir griffen zu den Löffeln: und immer lauter lachte sie, um den Komus herbei zu locken, und mich zu neuen Ausfällen gegen die Kartenguckerin zu begeistern. — Siehe, da verirrte sich plötzlich ein Brezelstück der köstlichen Mährte in der Kehle der gütigen Wirthin, und sie ward blau, ward braun und sank in Rosamundens Arme, und da das Mädchen die Erstarrte nicht zu erhalten vermochte, in die lederne Bergere. Und das Brezelschränzchen wollte nicht weichen, und der Luftröhren-Deckel nicht zuschnappen, und immer brauner ward sie, immer blauer. Aus war der Schmaus.

Eiſernes ABC.

Bruchſtück aus einem humoriſtiſchen Converſations-Lexiken. *)

A. Affe des Sekretairs — der Copiſt; des Geheimen-Rathes — der Secretair; des Premierminiſters — der Geheime-Rath; Affe des Fürſten — vacat.

B. Brod. Gebackener Getreideſtaub, der Ge-

*) Das eiſerne A B C bittet um eine poſitirliche Aufnahme in dem Komus, denn es ſcheint billig, daß auch die Denker lachen und die Lacher auch denken. Ueberhaupt würde ich in Beziehung auf den Komus die Menſchen unſerer Zeit in dieſe 4 Kategorieen vertheilen: 1) Menſchen, die blos lachen, ohne zu denken — Ueberkomiſche. 2) Die blos denken, ohne zu lachen; — Antikomiſche. 3) Die weder lachen noch denken; — Tragikomiſche. 4) Die denkend lachen und lachend denken — philoſophiſchkomiſche, oder humoriſtiſche Menſchen.

genstand der Bitte, die nach dem Urtheile aller Exchristen als der Kern der Gebete unter den 7 Bitten nothwendig den mittelsten Ehrenplatz einnimmt. Sein Brod, alles Genießbare, Wein und Wildpret ja nicht ausgeschlossen. Brodstudien würden nach dem Wortklange das Ganze der Bäckerkunst umfassen, bezeichnen aber Beschäftigungen, für welche diejenigen, die nichts weiter hinzuthun, kaum das trockene Brod verdienen.

C. Complimente. Kleine Turn- und Sprachübungen beim Kommen und Gehen; Surrogate der Menschenliebe; Umschlagtücher des Tadels; Vakatscheine der Bemühungen; Larven der Abneigung und der Begierde; Giftpülverchen der Schadenfreude.

D. Dieb. Ein Erwerbsleißiger, reich an Liebe wie am Geschmacke: am Geschmacke — er weiß den Werth der Dinge zu schätzen und greift nach dem Besten; an Liebe — er nimmt dir die Sorgen und Bürden des Besitzes ab, und beladet sich selbst damit. Noch aus Barbarenzeit stammt die Sitte oder Unsitte, bei solchen, die ihr Gewerbe ohne Feinheit treiben, die Verbindung zu hemmen zwischen Kopf und Herz oder zwischen Gau-

men und Magen oder zwischen Zunge und Lunge, und zwar mittelst eines hanfnen Halsbandes. Doch rathen neuere Criminalisten, keinen eher zu hängen, als man ihn habe. Bücherdiebe sind von Taschendieben weniger zu unterscheiden, als Herzensdiebe, die eigentlich nur geheimen Tauschhandel treiben, und darum mit dem Halseisen der Ehe begnadigt werden.

E. Einnehmen. Wird bewerkstelligt mit Schluckmuskeln, mit Bomben, mit krummen Händen, mit Redekünsten, mit Dehnungen, je nachdem die Rede ist von Räumen, von Herzen, von Geldern, von Festungen oder von Arzneien. Welch eine Mannichfaltigkeit also von Einnehmern in Schlafpelzen und in Uniformen, auf Comptoiren und in Gesellschaften! Welch eine bunte Collegenschaft für jene Schlagbaumwächter, die durch das Schubfensterlein von jedem Ei, das stadteinwärts geht, ein Werththeilchen hereinzunehmen befugt und beflissen sind.

F. Fülle der Gedanken. Kommt nur selten vor, siehe dafür: Wortreichthum, Gewäsch, Confusion Verschrobenheit.

G. Gasthof. Eine öffentliche Schluck- und Schnarch-Anstalt, deren Mitarbeiter jedoch nicht bezahlt

aber der Ruf pries ihn als den muthigsten und edelsten Mann im Gebirge. In Mailand hatte er sanftere Sitten gelernt, unter dem Heer des tapfern Grafen Peter von Savoyen hatte er mit großen Thaten den Ritterschlag erworben. Bald war er mündig, so lange regierte das Land der Abt von Hauterive, ein heiliger Mann, und der Busenfreund seines Vaters.

Das Volk harrte mit Ungeduld des Tages, an dem der junge Graf, von seinen Vasallen und Dienstmannen umgeben, den Stuhl seines edeln Vaters besteigen würde; aber noch ungeduldiger war jeder zu wissen, welch ein Fräulein von seinen Vasallen er zu seiner Gemahlin wählen würde. Viel Wunderbares und Unglaubliches wurde erzählt von den letzten Stunden des verstorbenen Grafen in den Hütten der Hirten und auf den Burgen der Edlen: der Jüngling hatte dem sterbenden Vater bei dem Schutzheiligen seines Stammes zuschwören müssen, in Gegenwart des Abtes von Hauterive und des Bischofs von Sitten, nie einem andern Mädchen die Hand zu geben, als dem er die Blumen geben würde, die der Vater ihm reichte.

Der Vater erhob sich von dem Lager, warf den halberloschenen Blick auf den Sohn, der am Bette kniete, und sagte: ich war nicht glücklich, Rudolph. Ich war ein Jüngling, wie du seyn wirst;

werden, sondern selbst bezahlen; ein Menschentaubenschlag, wo unaufhörlich fremde Tauben ab- und zufliegen, um actüttert zu werden und sich rupfen zu lassen. (Was die Eier betrifft, so kommt es wohl zum Legen, aber nicht zum Ausbrüten. Anmerkung des Hausknechts.)

II. Haus und Hof. Pflegt man in Verbindung zu nennen, statt es einander entgegen zu setzen. Ist der Hof nur um des Hauses willen da, „warum erheben sich denn die Hofleute so sehr über die Hausleute? Häuslichkeit oder Höflichkeit, welche ist höher? wichtiger? liebenswürdiger? segensreicher? Uebrigens ist sowohl Haus als Hof etwas so Theilbares, daß es sogar den engen Weg durch die Gurgel passiren kann.

I. Ich. Erst komme ich, dann komme ich noch ein- oder einigemal, hernach sollst auch Du kommen; vielleicht bleibt etwas übrig, das ich nicht mag. Gehen aber Ich und Du zusammen, so verschmelzen beide zu einem theilnehmenden Wir, und wir gestehn dann auch jedem andern Ich-Du-Paare gleiche Rechte zu. Das heißt Conjugiren.

Friedlich grüßt sich wer?
Ich, Du, Er; —

Wir, Ihr, Sie
kränken einander nie.

K. **Katzenbuckel:** 1. Bei Katzen — eine Fülle träger Behaglichkeit; 2. Bei Geizhälsen — ein unzugänglicher Felsenwall gegen Bittende; 3. Bei Beleidigten das Schwangergehen mit Rache; 4. Bei Feigen die Verrichtung zum Prügelempfange.

Kopf. Die herkömmliche Ausfüllung des innern Hut- Mützen- und Perückenraums, ein Knochenrund mit fleischernen Stahlfedern, Bändern und Klappen. **Köpfe** sind die Eier, woraus die Küchlein der Thorheit und Rechthaberei des Eigensinnes und des Aberwitzes hervorgehen, die gar wunderlich durch einander pipen. — **Gute Köpfe** sind Bombenkugeln der gelehrten Welt; um die Festungen der Finsterniß zu beschießen und das Reich der Wahrheit erobern zu helfen. **Offene Köpfe** der Knaben sind in der Philosophie erwünschter als in der Chirurgie. Während die **Tabacksköpfe** den Magen der Pfeifen in sich fassen: tragen viele arme und reiche Schlucker umgekehrt ihr ganzes Bischen Vernunft und Lebensklugheit, den Kopf im Magen. Die **unschädlichsten Köpfe**, werden bei Kraut und Salat angetroffen.

L. Leicht. Die schwierige Lehre vom Leichten gehört zu den begünstigten Lieblingsstudien unsers Zeitalters. Warum wird so viel verzehrt? versprochen? befohlen? getadelt? erbergt? eingerissen? geschwelgt? Rache verübt? ja, gemordet? weil man die tiefe Weisheit erforscht hat, daß dieß alles leichter sey, als: Erwerben, Erfüllen, Gehorchen, Bessermachen, Bezahlen, Aufbauen, sich Beherrschen, Dulden und ins Leben rufen. Ists doch auch leichter, daß 30 oder 300 Gelehrte ein Buch schreiben, etwa ein Conservationslexicon (sic!), als daß Einer 30 oder 300 Schriften verfaßte. Was Hans nicht weiß, weiß Kunz; was aber die Hänse und Kunze zusammen nicht wissen, braucht Niemand zu wissen.

M. Maul. Ein unentbehrliches Wort, so wenig es die Feinlinge in den Mund nehmen wollen. Wer das Maul nicht zu halten versteht, den schlagen Andere darauf. Thust du es gar nicht auf, so verdienst du keins zu haben. Sperrst du es weit auf, so fliegen, nicht gebratne Tauben, nein, Beschämungen hinein. Macht dir jemand das Maul wässericht, so geh' ihm um's Maul herum. Ein loses Maul behandle wie ein leeres: es werde, nicht angebunden, sondern ge-

stopft. Mysticismus, in der Kunst: Wirkung des Tarantelstichs auf ungeleckte Bären.

N. Nase. Das immer offene Lebensventil der menschlichen Luftpumpe; der Polizeiwächter am äußersten Magenthor, um die eingehenden Waaren zu beschnobern und Contrebande anzuhalten; das Schönheitsgebirge im Seelenspiegel, woran man Römer und Griechen, Neger und Kalmucken unterscheidet; ein Blitzableiter der Tadelsucht, woran man fleißig zupfen soll; die Werkstätte der Gedankenreinigung und Geistbelebung, vermittelst eingezogenen Beizekrautstaubes. Niemand mag seine Nase gern hergeben; dagegen bekommt Mancher von höherer Behörde Nasen, die nicht in's Auge fallen, aber desto widriger in's Ohr, desto schwerer aufs Herz, die sogar die Galle aufregen.

O. Ohne. Ein Vexirwörtlein, das, indem es leugnet und hinwegwirft, doch gemeinlich den Klöppel zum Hunde herbei bringt. Eine Ehe ohne Liebe, ein Buch ohne Staben, ein Soldat ohne Sold und Waffen, ein Reiter ohne Pferd, ein Lustspiel ohne Lust, ein Fürst ohne Land, ein Schatzmeister ohne Schatz — welche Sonderbarkeiten, gleich dem hölzernen Eisen.

P. Philosophie. Hat das Eigene, daß sie einen bestimmten Sitz liebt und wählt. Wer sie immer im Munde führt, bei dem vermißt man sie im Gehirne. Wer ihr den Magen zum Wohnort und Wirkungskreise angewiesen hat, dem läßt sie das Herz leer; und wer sie zusammenbetteln will mit Phantasie und Gefühl, bei dem setzt sie sich zwischen zwei Stühlen nieder. Die beste Philosophie im geschäftigen und geselligen Leben ist nicht zu philosophiren.

Q. Quer. Heißt bei Thoren die Länge, bei Sonderlingen die Höhe und Tiefe. Querköpfe haben Mühe, passende Hüte für sich zu finden, und stoßen beim Durchgehen durch schmale Thüren wechselnd an jeder Seite an. Wie verhalten sich Querkopf und Genie gegen einander? Die Beantwortung dieser Preisfrage verdiente mit einem Exemplar der Schriften aller genialen Querköpfe oder mit den Kunsterzeugnissen aller querköpfigen Genies belohnt zu werden.

R. Rand. Des Bechers ist mehr beliebt, als Rand des Grabes; wird aber dieser wohl so oft ein Rand des Abgrundes und des Verderbens als jener? Am unschädlichsten ist er beim Kuchen.

S. Steller. Ein Wesen, das, gleich dem Golde, ohne

Zusatz nicht wohl gehandhabt werden kann. Der Anſteller erwirbt ſich oft da ein Verdienſt, wo unter zehn Narren keiner der erſte ſeyn will. Ein Briefſteller (Briefſchreiber) würde Niemand zu ſeyn brauchen, wenn Jeder ſeiner Länge 2 Buchſtaben zuſetzen, und ſelbſt zum Briefbeſteller werden könnte. Ein gedruckter Briefſteller verwandelt die Feder in einen wunderlichen Krückſtock, der mir heute bis hoch über den Kopf, und morgen nur bis an die Kniee reicht. Ein Uhrenſteller hat das beneidenswerthe Geſchäft, die Zeit zu verlängern oder zu beſchleinigen. Hielt er nur alle Tage die Uhr um 1 Stunde auf: ſo könnte man jährlich 365 Stunden profitiren, das iſt in 12 Monaten einen halben! — Der Vogelſteller wäre wörtlich: einer, der die Vögel gehörig ſtellt, wie ſie ſtehen und gehen ſollen; ſtatt deſſen ſorgt er, wie ſie weder ſtehen noch gehen können, ſondern hängen müſſen. Er iſt alſo von der gefährlichen Nachſtellerzunft, die auch mit unſichtbaren Schlingen und Netzen umherſchleicht.

Streuſand. Grober, wird auf den Dielen mit Füßen getreten; feiner beſchwichtigt das Fließende der Schreibart mit Dinte; allerfeinſter, wird den Leuten in die Augen geworfen.

T. Triller. 1. Der ſtämmige Kohlenbrenner, der dem ſtörrigen Ritter Kunz von Kaufungen den Rücken zu kühlen bereit war; 2. ein Ohrenkitzel aus dem Nachbarſtreit von zwei Tönen, die einander in ½ Minute 30 mal von ihren Plätzen verdrängen, bis ſie beide auf dem Grunde und Boden eines tieferwohnenden Nachbarn zuſammen niederfallen. In dem muſikaliſchen Reliquienſchranke einer berühmten unmuſikaliſchen Stadt ſoll ſich ein Mollpralltriller der Sängerin Catalani in Spiritus geſetzt befinden.

U. Uhu. Einer von denen, die große Augen machen, und doch ſo wenig ſehen; ein Selbſtgefälliger, der ſein liebes Ich immer im Munde führt, ohne eigentlich einen Mund zu haben; ein Vogel, der von hinten wie von vornen tönt; ein Sinnbild des Nachtſtudirens, das alſo meiſtens egoiſtiſcher Natur iſt; eine Zielſcheibe für unduldſame Verfolger, die zugleich, ohne es zu begreifen, die Verfolgten ſind. Uhu iſt endlich auch die Bravourarie ungezogener kleiner Kinder und großer Haſen.

V. Vergeben. In dieß Geſchäft theilen ſich Sanftmüthige, Präſidenten, Spieler, Marktleute und Giftmiſcher. Es ſetzt alſo eine Welt voraus, wo es an Beleidigungen, an vakanten Aemtern, an

Karten, an Acciszetteln und an verſtockten Seelen nicht fehlt. Die ſich ſelbſt nichts vergeben, machen mit ihrer Perſon entweder zu viel oder gar keine Umſtände, laſſen ſich entweder zu wenig Nachſicht oder zu viel Ehre angedeihen.

W. Wald. Etwas, das Manche vor lauter Bäumen nicht ſehen; ein Menge Bände von vielen Blättern, die jedoch kein einziges Buch ausmachen, oder auch ein Magazin von unzähligen Nadeln, die von Menſchen weder in die Kleider noch in die Haare geſteckt, wohl aber dem lieben Vieh als Betten dargeboten werden. Indem ich ihm das Gerippe meiner Wohnung und die meiſten Bequemlichkeiten darin verdanke, danke ich doch dafür, ihn als Wohnort mit jenem Kleeblatte von R zu theilen, dem er als Schlupfwinkel oft zu Statten kommt (Reh, Räuber, Remanheld). Im Winter wallfahrten die Armen täglich zu ihm hinaus, und nöthigen ſeine Söhne, zu ihnen hereinzukommen. Auch die jüngſten und ſchuldloſeſten werden da ohne Erbarmen geviertheilt und den Flammen geopfert. Setzt man einen Mann daran, ſo wird gewöhnlich ein Hund daraus. Setzeſt du aber hinten das an, was der Ziegen-

beck vorn hat! so gibt es bei geschicktem Hineinblasen einen Dudelsack.

X. Y. Z. Eine Raste auf der Schriftsteller-Redoute. Herr Xyz ist demnach ein Alter überall und nirgends auf dem Papier, der sich weder für die Nasenstüber der Recensenten, noch für die Fangeisen der Censurpolizei hergeben will.

Z. Zug: Ihr findet ihn in allerlei Form an Beuteln, Oefen und Kutschen, in Characteren und bei Prunkfesten; ihr befindet ihn für gut bald mit Fischnetzen oder Schreibfedern, bald aus Pokalen oder Tabackspfeifen; ihr empfindet ihn, jetzt wohlthuend im Herzen, dann feindselig in offenen Thüren und Fenstern. Möchte jemand ihn noch erfinden für die fühllosen Seelen schadenfroher tuendhöhnender Erdsüchtler! Das Verkleinerungswort, den Zügel, seh ich lieber in den Händen eines Pferdeknechts, als daß ich ihn (auch den Zügel der Regierungs- und Amtsgeschäfte nicht,) einer Frau anvertrauen möchte.

Tr.

Der Polyhistor.

(Dresdner Anzeiger: 1812. No. 280.)

Dienst-Gesuch.

1) Ein Mitarbeiter an gröſsern, vortheilhaft rezensirten Werken und öffentlichen Blättern, Verfasser mehrerer kleiner Schriften, Gedichte und Uebersetzungen; Lehrer der teutschen, französischen, lateinischen und anderer Sprachen, der Naturgeschichte, Erdbeschreibung, der Rechnungskunst und Kalligraphie, der Anfangsgründe im Zeichnen, so wie der meisten andern sogenannten Schulwissenschaften; Konzipient kurialer Aufsätze; Schreiber im weitesten Sinne des Wortes (so daſs er 16 bis 20 Bogen des Tags mundiren und in dem Umfange eines Silberpfennigs 1000 Buchstaben darstellen kann,) Verfertiger mannichfaltiger Kleinigkeiten aus Pappe und zugleich tüchtiger Fuſsgänger, sucht Verdienst in irgend einem der eben erwähnten Fächer, durch Schriftstellerei oder durch Unterricht, durch Kurial- oder Kanzleiarbeiten, durch Gelegenheitsgedichte und Weihnachts- und Neujahrsgeschenkklemig-

da wählte mein Auge und eine blinde, wilde Leidenschaft die Gesellin meines Lebens, und — ich habe mein Leben verloren. Es thut mir weh, es zu sagen; denn es war deine Mutter. Sie gab dem Gräfen ihre Hand, dem Manne das Herz nicht. Ach, sie war nichts als schön

Der Vater seufzte. Dann öffnete er ein Schmuckkästchen, und zog eine Lilie von dem feinsten Golde hervor, der Natur an Gestalt und Farbe so ähnlich, als wäre sie eben erst gepflückt.

Das ist die Blume der unbefleckten heiligen Unschuld, mein Sohn. Zieht dein Herz dich zu einem Mädchen, so reiße dich los, wenn sie nicht so rein unschuldig ist, wie diese Blume. Hier ist ein Veilchen, Rudolph. Gieb es einem Mädchen, das eben so demüthig in verborgener Stille blüht, wie diese Blume, die ungesehen das Leben mit ihrem Duft erfüllt.

Und dann — hier zog er eine Rose hervor — dann gebe der Himmel, mein Sohn, daß sie dich liebt, daß du ihr der Liebe schöne Blume schenken darfst, diese Rose.

Ist sie unschuldig, demüthig, und liebt sie dich, o dann, dann wird sie dir treu seyn. Gott gebe es! dann setze ihr mitten unter deinen Lehnsmännern und Unterthanen dieses Kleinod auf das gesegnete Haupt, diesen goldnen Kranz von Korn:

keiten, oder durch Aufträge, mit Reisen verbunden. Den vollständigen Namen des Mannes nennt das Königl. Sächs. priv. Adreſscomptoir.

J.. F.. O..

Harpagons letzter Wille.

„Wenn ſich das letzte Blättchen wendet
Zum Tod' in meinem Lebens-Buch,
Daß Ihr des Geldes nicht verſchwendet
Für Sarg, Geläut' und Leichentuch;
Auch ziere nicht ein theurer Stein
Den Hügel über dem Gebein!
Braucht man im Leben doch genug!
Im Tod verthun, iſt gar nicht klug.
Des Menſchen einz'ger Troſt beim Scheiden
Von Welt und Geld und ihren Freuden
Iſt ja, daß er das herbſte Leiden, —
Ausgaben — kann fortan vermeiden.“

M. Bondi.

Abdruck
eines Probestücks
neuer deutscher Dichtkunst.

Allen
ihren Höchst- und Hochzuverehrenden Gönnern
zum
Neuen Jahre 1810
in tiefster Ehrfurcht gewidmet
von
Daniel Leberecht Michaelis
Königl. Legemeister im vierten Range

Weil es ein bedenklicher Jahrgang war,
Will ich doch auch was machen,
Als wir vom Monat-März aus
Schon fingen an zu zagen.

April-Monat der kam heran,
In Furcht und Zittern man hin sah,
Und sprachen bei uns selber auch:
Was wird jetzt mit uns werden?

Sprich, o du Mensch, in deinem Herzen,
Was will ich denn verzagen;
Wir haben einen Schöpfer, der uns hat
Aus mancher Noth geholfen.

Das unser Landes-Vater sich entfernte,
Das war ja nicht aus Furcht und Schrecken,
Sondern aus Liebe und weisen Herzen
Zu seinen Kindern, Stadt und Land.

Doch Deine Kinder sahn Dir nach
Mit thränenvollen Herzen;
Ach, guter Vater, bleib nicht lang
Und thu uns nicht vergessen!

Du weiser Vater warfst noch einen Blick
Auf Deine Kinder noch zurück,
Rufst aus im Mitleids vollen Herzen:
Ich werde gewiß Euch nicht vergessen!

Deine Kinder wünschten nach:
Gott sey mit unserm Landes-Vater,
Und unsrer Landes-Mutter auch,
Auf allen ihren Wegen.

Wir kehrten in die Häuser zurück,
Ein jeder in seine Zelle,
Befohlen uns dem Höchsten an,
Zu thun was Ihm gefällt.

Wir blieben in der Stille dann
Und hoften dann das Beste,
Wir ruften Gott dem Herren an,
Er möchte es lenken zum Besten.

Der Lenz-Monat brach dann herfür,
Mit seinen schönen Farben,
Da Niemand das hervor bringen kann,
Als nur der Weltregierer.

Der große Tempel der freyen Natur
Stand wieder in seiner Schönheit da:
Blick hin, o Mensch, wie die Natur
Sich deinethalben ausbreiten thut.

Der eilfte Juni kam heran,
Wo da ein ſchöner Tag anbrach,
Deiner Kinder gingen viel hinaus,
Um ſich ein wenig zu zerſtreun.

Als aber dann der Mittag kam,
Kam eine Dunkelheit über die Berge,
Es zog ſehr ſchnell nach Dresden zu,
Man dachte, es würde ein Gewitter.

Es ſagte ein Freund zu dem andern:
Ich weis nicht, ob wir noch weiter gehen,
Was denkſt du Freund in deinen Gedanken?
Ich denke, wir wollen lieber nach Hauſe gehn.

Du guter Vater, warſt gewiß beſorgt
Um deine Dresdner Kinder,
Und alle, die um und neben Dresden waren,
Lagen dir gewiß am Herzen.

Nun, du großer Welt-Regente,
Der du alles ſchlichten kannſt,
Haſt nunmehro alles Uebel
Von Stadt und Lande abgewandt.

Mit großem Verlangen warten deine Kinder,
Bis nun der eilfte Auguſt heran kam,
Gott Lob und Dank! riefen deine Kinder,
Heute kömmt unſer Landesvater und Landesmutter wieder.

Nun, du großer Welt-Regierer,
Erhalte unſers Königs Thron,
Gieb Muth und Stärke und Weisheits-Triebe
Die an dem Ruder mit regieren.

O, du Vater aller Menſchen,
Gieb Glück und Segen im neuen Jahr,
In jedem Amt und jedem Stand,
Und laß auch alles wohl gerathen.

Nun pfleg ich auch noch eins mit anzuſchließen
Da wir an Logen zu öffnen ſiehn,
Daß wieder zu dem neuen Jahr
Im Friede und Freude ein jeder in ſeine Loge gehe.

Die ledernen Hosen.

(eine Steyerische Sage.)

Der fromme Kaiser Ferdinand
Gewahrt' es mit heil'gem Erbeben,
Daß so viele Edle im Steyerland
Sich der Lehre Luthers ergeben:
„Wer der Väter Glauben verlassen kann,
„Der ist mir, beim Himmel! kein wackerer Mann;
„Doch sie sollen es theuer mir büßen!" —
So sprach er, und stampft mit den Füßen.

„Es sollen's die Herren, — ich schwöre darauf, —
„Gewiß nicht zum Aergsten mir treiben. —
„He, Knabe, — ruf mir den Kanzler herauf,
„Er soll an den Landvogt mir schreiben,
„Daß er mir die Ritter in's Auge faßt,
„Sie ihr Seelenheil nicht so vergeuden laßt;
„Am Ende, — würd' ich das leiden, —
„Regiert' ich wohl gar über Heiden! —

„Sie ſollen am Freitag zur Faſt ſich verſtehn,
„Die Gewaltigen können's vertragen,
„Sie ſollen am Sonntag zur Meſſe hübſch gehn,
„Und nicht panketiren und jagen;
„Wer wider die Regeln der Kirche mir fehlt,
„Der werde geſtrafet an Gut und an Geld,
„Und darf mir im Lande nicht bleiben:
„Gebt her, ich will ſelbſt unterſchreiben!"

Des Kaiſers Mandat wurde kund gemacht,
Allüberall ließ man's verkünd'gen;
Die Ritter nahmen genau ſich in acht,
Dagegen ſich nicht zu verſünd'gen. —
Der Erſte, welcher dawider gefehlt,
War Ritter von Göſting,*) ein wackerer Held,
Der hatte am Sonntag 'nen großen
Vierendigen Hirſchen geſchoſſen.

Der Landvogt entbot ihn vor ſein Gericht;
Der Ritter von Göſting ließ fragen,
Was dem Landvogt beliebt? — doch erſchien er nicht.
Der erwidert: „Es ſey ob dem Jagen,

*) Dieſen Namen führt noch eine Ruine auf einem Felſen in der Umgegend von Graz.

Er habe verletzt des Kaisers Mandat,
Drob er hundert Dukaten zu zahlen hat:
Woll' er heut noch die Summe ihm senden,
Mög' er bleiben in seinen vier Wänden."

Der Gösting sendet gehorsam das Geld;
Doch däucht' ihm die Summ' unermessen:
„„Weiß, bei meinem Schwert! nicht warum ich gefehlt;
„„Man will ja am Sonntag auch essen.
„„Die Büchse, womit ich den Hirschen erschoß,
„„Brannt' ich oft auf des Kaisers Feinde schon los:
„„Darf ich keinen Hirschen mehr schießen,
„„Soll auch Feindesblut nicht mehr fließen.""

Nicht lange nachher kam der Kaiser von Wien
Nach Gratz, dort die Seckten zu einen;
Man beschied alle Edlen des Landes dahin,
Sie sollten im Glanze erscheinen.
Die kostbarsten Kleider, sein reichstes Gewand
Soll Jeder anziehn, zu ehren sein Land:
So heißt es ganz deutlich am Ende
Des Umlaufschreibens der Stände.

Und alle Wege bedecken sich bald
Mit den prachtvollsten Zügen der Ritter,

Es erglänzt ringsum von Speeren ein Wald,
Und Blitze schleudert der Flitter;
Gehüllt ist der Eine in blankes Gold,
Der Andere, dem eine Dirn' ist hold,
Prangt sittsam im sammtenen Kleide,
Das sie schön ihm gestücket mit Seide.

Die Bammette schimmern von Edelstein,
Auf welchen die Federn sich schwingen,
Die Schwerder werfen den hellsten Schein
Umher, und die Schellen erklingen
Am Schmuck der Rosse wie Zauberton —
Von den Damen schweig' ich; die wußten schon
Zu jenen Zeiten im Putzen
Den Männern allen zu trutzen.

Und wie sie versammelt waren zum Mahl
Im niegesehenen Kranze,
Da trat der Kaiser in vollen Saal
Und überschaute das Ganze
Und freut sich des Wohlstands, in welchem er ja
Nur seine eigene Schatzkammer sah;
Denn braucht er den Schmuck in der Ferne,
Die Edlen opfern ihn gerne.

blumen und Myrthen, die Farben der Treue und der Hoffnung, und sey glücklich! Reich mir deine Hand, und vergiß nicht, was du mir versprachst, mein geliebter Sohn, keinem Mädchen diese Blumen zu geben, das sie nicht verdient, und keinem deine Hand, das diese Blumen nicht hat. Prüfe, ehe du eine giebst, prüfe wieder, ehe du die zweite giebst, mein Sohn.

Der Jüngling nahm das Schmuckkästchen, drückte es an sein Herz, benetzte es mit Thränen, und legte dann die zitternde Hand wie zum Schwur darauf.

Der Vater starb, und Graf Rudolph ging mit seinem Ohm nach Sitten.

So erzählten die Ritter in ihren Burgen, noch wunderbarer erzählten die Hirten, daß der Graf nicht mit dem Mädchen, das er liebte, eher reden dürfte, als in der Versammlung seiner Mannen vor dem Altare. Die Töchter der Edlen wünschten, das schöne Mährchen möchte wahr seyn; denn das Gerücht, wie schön er sey, wie unschuldig selbst; wie treu, wie muthig, so daß er alle seine Blumen selbst verdiente, kam aus Wallis über das Gebirg, mit jedem, der in Sitten gewesen war. Ach, es träumten mehr Mädchen als Emma von den Blumen, die ihnen der Graf reich-

Jetzt starret der Kaiser auf einen Fleck,
Und seinem Blick folgt ein jeder;
Laut fragt er: „Wer ist, der dort steht im Eck,
„Mit den einfachen Hosen von Leder?
„Ist das Alles, was ihm Fortuna beschcert,
„Oder bin ich des besseren Rocks ihm nicht werth,
„Daß ich so hier im Glanze ihn sehe?
„Ich will, daß er Rede mir stehe!“

Und es nähert der Ritter von Gösting sich,
Und im Saale wird's leiser und leiser,
Er beuget ein Knie ganz bescheidentlich
Und entgegnet also dem Kaiser:
„„Herr Kaiser, es ward hier im ganzen Land
„„Bedeutet, wir sollten im reichsten Gewand,
„„Im kostbarsten Kleide erscheinen,
„„Und das hab' ich gethan, will ich meinen.

„„Die ledernen Hosen, so wie Ihr sie seht,
„„Kosten hundert Ducaten im Baaren,
„„Und an Keinem, der hier in dem Saale steht,
„„Wird man theurere Hosen gewahren!
„„Die Summe bezahlt' ich dem Landvogt dafür,
„„Weil ich schoß einen Hirschen in meinem Revier;
„„Die Haut ließ zu Hosen ich gerben,
„„Meine Nachkommen sollen sie erben!““

Der Kaiſer ſprach lächelnd: „Geſtehn muß ich Euch,
„Ihr könnt mit den Hoſen ſchon prahlen.“
Er ſandte zum Säckelmeiſter ſogleich,
Ließ die Summe zurück ihm bezahlen;
Dann wandt' er ſich zu dem Ritterverein
Und ſprach: „Ihr Herren hütet Euch fein!
„Ich will nicht, daß hier in dem Steyer
„Das Leder je werde ſo theuer!“

J. F. Caſtelli.

Das Gegentheil.

Der nun verewigte Eſchke ſchrieb einſt bei einer Prüfung ſeiner taubſtummen Zöglinge das Wort, „Geheimer Rath,“ an die Tafel und foderte nun durch Zeichen einen ſeiner Zöglinge auf, ihm das Gegentheil davon darunter zu ſchreiben. Dieſer beſann ſich nicht lange, ſondern ſchrieb:

Oeffentlicher Unrath.

Die Orangen.

Sage aus dem Morgenlande.

Plötzlich glühn der Rache Triebe
In dem Busen Zulecha's,
Daß der Fremdling ihre Liebe
Zu verschmähen, sich vermas.

Das ihr eigene Verbrechen
Dichtet sie dem Keuschen an,
Drängt den Gatten, das zu rächen,
Was nicht er, was sie gethan.

Und der junge schöne Sklave
Widerlegt die Herrin nicht;
Leicht wird ihm des Kerkers Strafe,
Er wird Opfer seiner Pflicht.

Schwanenweiß ſteht war vereinigt
Zulecha vor dem Gemahl,
Aber ihr Geheimniß peinigt
Mirjam, der ſie es anvertrahl.

Bald verbreitet die Geſchichte
Ihrer Lieb' in Memphis ſich,
Und die Frauen im Gerichte,
Zulecha, verdammen Dich.

Jede, ſtolz auf ihre Tugend,
Bricht der Sünderin den Stab,
Keine war, die ihrer Jugend
Bei des Jünglings Reiz vergab.

Zulecha erhält die Kunde
Von dem Spruch der Schweſterſchaft
Und befreit auf eine Stunde
Den Gefangnen aus der Haft.

Jene tugendreichen Frauen
Ladet ſie zum Gaſtmahl ein;
Und ſie kommen zu der Schlauen,
Doch nicht, um ihr zu verzeihn.

Liebenswürdig im Bewirten
Ist die schöne Geberin;
Fast verzeih'n sie der Verirrten
Um des Göttermahls Gewinn.

Und Orangen matter Seelen
Labsaal, reichet man zuletzt,
Eifrig werden, sie zu schälen,
Alle Messer angesetzt.

In dem Augenblick' erscheint
Jusuf mit Sorbet — Die Frau'n
Sind bezaubert — jede meinet,
Einen jungen Gott zu schaun.

Jeder steckt im Mund' die Rede,
Jeder Herz schlägt wenniglich;
Sich vergessend schneidet jede
In die Rosenfinger sich.

Da spricht Zulecha: „Ihr Guten,
Schmält ihr noch auf mich? — Genung!
Eurer Finger stilles Bluten
Spricht für mich Entschuldigung."

S — d.

Anecdote.

Ein Schriftſteller, der gewöhnlich für das Odeontheater in Paris ſchrieb, las ohnlängſt eines ſeiner Producte dem genialen Picard vor. Beim Eintreten ſchon hatte er geſagt, daß er zwei neue Stücke mitbringe, ein Trauerſpiel für das Haupttheater, und ein Luſtſpiel für das Odeon. Als nun beide durchgeleſen waren, fragte ihn nicht ohne Verlegenheit Picard, der Unternehmer des Odeon's: „Haben Sie doch die Güte, mir nun auch zu ſagen, welches von den beiden Stücken, die Sie mir geleſen haben, Ihr Trauerſpiel, und welches Ihr Luſtſpiel iſt!“

H.

Der Lampenfabrikant.

Leipz. Zeitung 1816 No. 185. Beilage.

* * Lamrenfabrikant aus * * empfiehlt sich wieder mit seinen Siberischen Lampen, der schon seit 14 Jahren die Leipziger Messen bezogen hat, und nie ein anderer mit meinen Lampen hier gewesen ist. Sorten und Preise der Lampen sind ꝛc. ꝛc. ꝛc. Wer in die umliegenden Gegenden von diesen Lampen zu haben wünscht, beliebe sich gefälligst unter obiger Adresse an mich unter der pünktlichsten und reellsten Bedienung zu wenden. Mein Logis ist ꝛc. ꝛc.

Rosine.

Roſine.

Erzählung

von

K. G. Prätzel.

Nun laß ich mich wahrlich nicht länger mit leeren
rsprechungen hinhalten!" rief Gottfried Lerche eines
nntags mit steigendem Unmuth, nachdem er wäh-
d des Mittagsessens das Gespräch wieder auf das
rathen gelenkt und der ihm gegen übersitzende Alte
Kopf dabei wie gewöhnlich zu schütteln angefangen
e. „Erinnert Euch nur an das Versprechen, das
mir im Frühjahr gegeben habt! Im Vertrauen auf
r Wort habe ich den ganzen Sommer hindurch
sen im Felde mit unsern Ochsen um die Wette
beitet. Die Ernte ist über alle Erwartung ausge-
n; tagtäglich vermehrt sich unser Wohlstand; die
ner legen, und die Kühe kalben, daß es eine
e Lust ist! Besinnt Euch nur, Vater! Nach der
, hieß es immer, nach der Ernte soll es Dir
ehen, Dir ganz nach Deinem Geschmack eine
auszusuchen; und nun zieht Ihr mir jedesmal,
ich mit meinem Anliegen herausrücke, ein grän-

te; aber der Graf war in Mailand, dann in Rom, und das Blumenmährchen war fast vergessen.

In Emmas Brust hatte es der Klosterschleier schon längst ausgelöscht, ehe die Hand der Liebe es that. Sie wallfahrtete zweimal die Woche nach der Kapelle der heiligen Anna, die in einem Felsen gehauen war, in einem Thal, durch das der Pfad nach Wallis lief. Die Heilige war begabt aus ihrer Mutter Burg, und aus Marsan, dem Gütchen eines freien Lehnsmannes des Grafen.

Emma ging eines Tages in klösterlicher Kleidung, den Schleier über dem schönen Haupt, und das Kreuz auf der Brust zum Gebet zu der Kapelle, da hörte sie eine Stimme ängstlich Hülfe rufen. Sie eilte schneller, und sie sah einen Mann mit einem Jüngling beschäftigt, der am Boden lag. Blut strömte aus seiner Schulter hervor. Der Jüngling hatte den näheren Pfad über die Felsen gesucht. Er war herabgestürzt, verwundet und schien ohnmächtig zu seyn.

Während sein Begleiter mit der Wunde beschäftigt war, löste Emma das Helmband auf, erhob das Visir, nahm den Helm ihm vom Haupte, und ein blasses, aber schönes Jünglingshaupt sank hinten über in ihren Schooß.

Hole du Wasser im Helm aus dem Quell, rief sie mitleidig, und legte das Haupt bequemer.

liches Gesicht. Das geht aber nicht länger; ich sag es Euch frei heraus! "

„Närrischer Junge!" begann der Alte; „so nimm doch nur Vernunft an! Mit dem Heirathen ist es eine gar kützliche Sache! Es muß dabei mit große Vorsicht und Ueberlegung zu Werke gegangen werden sonst entsteht eitel Unheil daraus. Ich dächte, Du könntest es wohl noch einige Zeit mit ansehen; hast ja kaum das zwanzigste Jahr im Rücken, bist ja noch ein blutjunger Kerl! "

„Nein, das thue ich nicht, Vater! Nimmermehr thue ich das!" eiferte Gottfried. „Jung gefreit, hat niemand gereut! So heißt das Sprichwort, das ich Euch selbst wohl hundertmal habe beten hören. Mutter, so steht mir doch nur bei! Als Ihr und der Vater Hochzeit machtet, wie alt waret Ihr da?"

„Ich achtzehn Jahr, und der Vater in Deinen Alter, Gottfriedchen!" erwiderte die Befragte mit gefälligem Lächeln, indem sie nicht ohne günstigen Erfolg dem Hausherrn mit der flachen Hand die Falten von der Stirn zu streichen bemüht war.

„Na, da habt ihr die Bescheerung!" jauchzte der Heirathslustige. „Jung gefreit, hat niemand gereut! das Sprüchlein hat sich ganz an Euch bestätigt; denn nur höchst selten habt ihr Euch recht ge

deutlich mit einander gezankt; und gerade so soll es sich mit mir und meiner Zukünftigen auch verhalten: darauf könnt Ihr Euch verlassen!"

„Hast Du Dich denn," fragte der Alte mit gutmüthiger Neugierde, „unter den Mädchen des Dorfs schon in dieser Absicht ein wenig umgesehen?"

„Umgesehen wohl, erwiderte Gottfried," aber nichts Rechtes herausgesehen! In unserm Dorfe giebt es, frei von der Leber zu reden, keine Einzige, an der ich ein besondres Gefallen finden könnte. Das hat aber so viel nicht zu bedeuten! Heute ist Kirmeß in Zeidelheim, wo sich alles junge Volk aus der umliegenden Gegend zum Tanz in der Schenke versammelt. Dort will ich in aller Ruhe und Gemüthlichkeit ein wenig Musterung halten."

„Daß mir nur keine dummen Streiche dabei herauskommen!" warnte der Vater. „Mustre so viel Du willst; vergiß aber nicht, daß zuletzt Alles einzig und allein von meiner Entscheidung abhängt!"

„Laßt mich nur machen!" beschloß der Sohn. „Sicher sollt Ihr von meiner Wahl, wenn es anders dazu kommt, keine Schande haben!" — Ungesäumt verfügte er sich jetzt nach seiner Schlafkammer, ergriff die dort an der Wand hängende Tabakspfeife, rieb den Silberbeschlag des Meerschaumkopfes, damit

er der Tanzgesellschaft hellern Glanzes ins Auge stralen möge, mit Kreide und Brantwein und schritt bald darauf, prunkend im Sonntagsstaate und das spanische Rohr wohlgemuth in der Luft schwenkend, zum Dorfe hinaus.

Nach Verlauf zweier Stunden hielt er, in den Zweck der angestellten Wanderung vertieft und dicke Rauchwolken von sich blasend, seinen Einzug in Zeidelsheim und fand auf dem freien, grünen Platze vor der Thür des Wirthshauses eine unzählbare Menge Volks, gaffend und staunend um ein daselbst aufgeschlagenes Gerüste versammelt, auf welchem ein privilegirter Feuerfresser die Schaulust der Anwesenden durch Ausübung seltsamer Kunstfertigkeiten zu ergötzen und zu unterhalten beeifert war. Mit eilfertigem Ungestüme drängte Gottfried sich hindurch und schaute, nachdem er in williger Empfangnahme verschiedener Fußtritte und Rippenstöße sich einen vortheilhaftern Standpunkt verschafft hatte, dem unerklärlichen Thun und Treiben des fremden Wundermannes auf den Bretern mit einer so gespannten, schier an Andacht grenzenden Aufmerksamkeit zu, daß ihm die Pfeife darüber erlosch.

Nachdem der Künstler, unter andern schwer zu ergründenden Zauberwerken, zwei Biergläser in Split-

ter zerschrieen, ein blankgewetztes Eisen sich durch die Ohren gestoßen und einen verschluckten Flachsknäuel in lichtlodernden Flammen durch Mund und Nase wieder von sich gegeben hatte, wurde quer über dem Gerüste ein Seil aufgespannt, auf welchem bald darauf eine schlanke weibliche Gestalt von etwa sechzehn Jahren, die Gottfried zuvor noch gar nicht bemerkt hatte, sich erblicken ließ. Vom Kopf bis zu den Füßen in hellgrünen, hin und wieder ins Goldgelbe spielenden Atlas gekleidet, eine rosenrothe Schärpe um die Hüften, und die nußbraunen Locken von einem prächtigen, mit funkelnden Edelsteinen besetzten Diadem umgeben, sprang und tanzte sie vor den Augen der überraschten Menge mit einer Sicherheit und Gewandtheit das Seil hinab und herauf, als ob die Möglichkeit, Hals und Beine zu brechen, für sie ganz und gar nicht vorhanden sey. Gottfried wußte nicht, ob er zuvörderst der Besorgniß, die bei Wahrnehmung der gefahrvollen Kunstübungen ihn unwillkührlich zu beschleichen anfing, oder dem ergötzlichen Behagen, welches er, abwechselnd mit derselben, bei den anmuthigen Bewegungen empfand, in seinem Innern Raum geben solle; so sinnbestrickend hatte der Anblick der reizenden Seiltänzerin auf ihn gewirkt. — „Das wäre ein Weib für dich!“ würde er sicher ge-

dacht haben, hätte die feste Ueberzeugung, daß nur ein Wesen höherer Art im Besitze so zauberischer Schönheit und so übernatürlicher Kunstfertigkeiten seyn könne, einen so kühnen Gedanken in seiner Seele aufkommen lassen. Erst als sie, nach Beendigung des Tanzes, von den Bretern zur Erde herabstieg, und mit einer zierlich geformten Schaale, klingenden Ehrensold einsammelnd, unter den Zuschauern umher zu gehen anfing, gerieth er allmählig auf die Vermuthung, daß sie denn doch wohl, trotz des sie umgebenden ätherischen Glanzes, auch an die Befriedigung gewisser irdischer Bedürfnisse gebunden sey. Mit frohgeschäftigem Eifer zog er, indem sie sich ihm näherte, ein blankes Achtgroschenstück aus der Tasche, und ein freundliches Lächeln, das in seelenvoller Innigkeit seinen Blicken begegnete, pries und lohnte seine überschwenglich Großmuth und Freigebigkeit.

Gottfried schwelgte in einem Meer von Wonne. Gleich einem Zauberschlage hatte dieser Blick die innersten Tiefen seines Gefuhls getroffen und in Bewegung gesetzt: auf ein so beneidenswerthes Merkmal der Huld und Güte, auf einen solchen Vorzug war er nicht vorbereitet gewesen! Ohne daher auf den Feuerfresser, der während des Einsammelns die Anwesenden durch neuangestellte Proben seiner Geschicklichkeit

zur Verwunderung hinzureißen suchte, nur im mindesten weiter zu achten, stellte der glückliche Gottfried sich auf die Zehen und verfolgte mit trunknen Blicken unabläßig den durch die Versammlung sich drängenden, braunen Lockenkopf der reizenden Künstlerin, bis sie endlich, nachdem sie ihre beschwerliche Wanderung vollendet und der Tausendkünstler auf dem Gerüste zu gleicher Zeit sich dankend gegen die Anwesenden verneigt hatte, mit ihm innerhalb der Thüre des Wirthshauses verschwand.

Jung und Alt drängte sich jetzt nach der Wirthsstube hinein, durch deren geöffnete Fenster bereits die zu minder gefahrvoller Tanzbelustigung einladende Festmusik sich rauschend vernehmen ließ. Auch Gottfried folgte dem gegebenen Beispiel, konnte aber, wie eifrig und angelegentlich er auch allenthalben umherspähte, von dem niedlichen Mädchen, das seine Aufmerksamkeit vor allen Andern in Beschlag genommen hatte, keine Spur weiter entdecken. Statt an dem Tanze Theil zu nehmen, in welchem das junge Volk lustig aufjauchzend sich zu tummeln anfing, während die Alten an die Tische sich pflanzten und in vergnüglichem Kartenspiel freie Zeche zu gewinnen trachteten, stopfte er sich eine frische Pfeife und wählte seinen Standpunkt in der Nähe der Stubenthür, mit

hoffnungsvollem Verlangen dem Augenblick entgegen harrend, wo die Huldgeſtalt hereintreten und mit wiederholten Zeichen heimlicher Gewogenheit ihn beglücken werde. Seine Erwartung ſchien jedoch nicht in Erfüllung gehen zu wollen; denn wohl eine Stunde lang ſtand er wie feſtgewurzelt auf der Lauer, ohne dieſe rühmlich ausdauernde Beharrlichkeit mit dem gewünſchten Erfolge gekrönt zu ſehen. Endlich riß ihm die Geduld; er begab ſich forſchenden Blickes nach der Hausflur und war, mit geſchäftiger Fortſetzung der angeſtellten Entdeckungsverſuche, ſo eben im Begriff, durch die Hinterthür in den Garten hinaus zu treten, als plötzlich ein, vom Geheule und Schluchzen begleiteter heftiger Wortwechſel, der in einer ſeitwärts befindlichen Kammer ſich erhoben hatte, zu ſeinen Ohren drang. Gottfried trat näher hinzu und erkannte die Stimme des Feuerfreſſers, die in donnernde Flüche und Scheltworte ſich ergoß, während zu gleicher Zeit in abwechſelndem Zwiſchenſpiel ſich ein Geräuſch vernehmen ließ, das mit dem Toben und Schelten in ſehr genauem Zuſammenhange zu ſtehen und von ausgetheilten Ohrfeigen herzurühren ſchien. Dem erſchreckenen Späher erſtarrte ſchier das Blut in den Adern, als er, indem er lauſchend ſein Ohr zum Schlüſſelloche hinabneigte, jetzt klar und

deutlich vernahm, daß von seinem Achtgroschenstück die Rede sey, welches der hellgrüne Engel bei Auslieferung des gesammelten Ertrages für Privateigenthum erklärt und zurückbehalten hatte. Eine an der Thür bemerkte Spalte ließ die bangen Ahnungen und Zweifel, die Gottfried's Gemüth ergriffen hatte, bald zur unerträglichsten Gewißheit werden; denn es bedurfte nur eines flüchtigen Blickes nach dem Innern des Gemaches, in welchem der Auftritt sich ereignete, um sogleich die schlanke Seiltänzerin zu erkennen, wie sie das in Verwahrung genommene Geldstück mit ritterlich ausdauerndem Trotz gegen die wüthenden Angriffe des Feuerfreßers zu vertheidigen suchte, der mit der linken Hand ihr die braunen Locken zerraufte und zerwühlte, mit der rechten aber ihr fort und fort die eifrigsten Beweise unerschöpflicher, fast an Verschwendung grenzender Freigebigkeit zu Theil werden ließ. Gern wäre Gottfried, den der Anblick so schnöder Mißhandlungen nicht minder tief erschütterte und empörte, als ihm der Zustand der Leidenden, die selbst in ihrem Schmerz noch so reizend sich ausnahm, zu Herzen ging, ihr zu Hülfe gesprungen; eine unüberwindliche Furcht und Scheu vor dem gewaltigen Manne, der verschlucktes Werg in knisternden Feuerfunken wieder von sich zu speien vermochte, hielt ihn

jedoch von Ausführung eines so tollkühnen Gedankens zurück. Den schonungslosen, in steigender Erbitterung fortgesetzten Bestürmungen erliegend, warf die Bedrängte ihrem Peiniger endlich das in geheime Sicherheit gebrachte Geldstück vor die Füße, worauf dieser sogleich die Fehde beendigte und mit kaltblütiger Gelassenheit einen Schluck aus der auf dem Tische befindlichen Flasche that, während die Ueberwundene sich auf einen alten hölzernen Sessel warf und bitterlich weinend sich das Gesicht mit der seidnen Schürze verhüllte.

Der Grund, zufolge dessen Gottfried vor wenigen Augenblicken Bedenken getragen hatte, sich zu ihrem Beschützer und Vertheidiger aufzuwerfen, hatte auch jetzt, da er sich geneigt fühlte, sie durch Ertheilung einer neuen, noch reichlichern Spende über den erlittenen Verlust zu trösten und zu beruhigen, seine Eiligkeit noch nicht verloren. Er hielt sich daher fortwährend in ehrerbietiger Entfernung, ward aber zuletzt durch eine Bewegung, die der Feuerfresser gegen die Thür zu machen schien, von seinem Beobachtungspunkte verdrängt und zog sich wieder nach der Gaststube zurück, hoffend, daß im Laufe des Abends vielleicht eine günstigere Gelegenheit zu Ausführung seiner gutgemeinten Absichten sich ihm darbieten werde.

Wirklich sah er auch bald darauf den gefürchteten Schwarzkünstler zur Thür hereintreten, sich durch das Gewühl der Tänzer und Zuschauer nach einem entfernten Tische in der Ecke hindrängen und nach Aufzählung verschiedener Münzsorten, unter welchen Gottfrieds Falkenblick auch das verhängnißvolle Achtgroschenstück zu erkennen glaubte, an dem daselbst stattfindenden Kartenspiel Theil nehmen. Der Himmel sey euern Geldbeuteln gnädig! dachte Gottfried und hatte, so bald er jenen erst in gemächlichem Frieden zwischen den Mitspielern sitzen sah, binnen Minutenfrist dem Tanzgelage wieder den Rücken zugekehrt. Von einer dunklen Gewalt getrieben und durch die Erinnerung an das wohlwollende Lächeln, dessen er draußen vor allen Andern sich zu erfreuen gehabt hatte, mit dem dazu erforderlichen Grade von Muth und Kühnheit ausgerüstet, suchte er sogleich durch ein leises Klopfen an die Thür des Gemaches, vor welchem er zuvor nur als müßiger Beobachter verweilt hatte, das in Gram und Betrübniß zurückgelaßene Mädchen von seiner trostbringenden Gegenwart zu benachrichtigen. Die darin herrschende Todtenstille dauerte jedoch, wie oft er auch diesen Versuch wiederholte, ununterbrochen fort und Gottfried merkte wohl, daß der biblische Spruch: „Klopfet an, so wird euch

Das Wasser kam, und der Jüngling, erfrischt mit dem kalten Wasser, schlug die Augen auf, eben da Emma sich über ihn gebeugt hatte, um zu sehen, ob der Mund nicht wieder athmete. Sie hatte dazu ihren Schleier über das Haupt zurückgeschlagen. Er sah, und auf seine Wangen kehrte die Röthe, in sein Auge, das sich auf ihr Auge fest heftete, das Feuer zurück. Er richtete sich empor, gerade so als sie ihr Gesicht zurückzog, sie immer ernst betrachtend, bis sie den Schleier fallen ließ, und vom Boden aufstand.

Sein Blick, ernst, erstaunt, und sanft, verfolgte sie. Seyd Ihr eine Heilige? sagte er leise, sich langsam emporrichtend, oder ein Engel? denn hier weit umher weiß ich kein Frauenkloster.

Seyd Ihr hier der Gegend kundig, edler Ritter? fragte sie abwendend, und da er nicht antwortete, fragte sie seinen Begleiter: ist etwa hier Eure Heimath?

In Marsan, antwortete der. Es ist der freie Eigner des Gutes, des Grafen von Greyerz Dienstmann.

Der Verwundete hörte das alles nicht. Er hielt seinen Blick sanft, aber unbeweglich fest, auf Emma. Eine Klosterfrau? sagte er sehr leise, wie zu sich selbst, sich vergessend. Eine Klosterfrau? sagte er noch einmal noch leiser, aber die Augen

aufgethan!" nicht immer in seiner buchstäblichen Bedeutung sich bestätige. Seine Begierde nach einer vertrauten Unterredung mit der Liebenswürdigsten ihres Geschlechts hatte übrigens bereits zu tiefe Wurzeln in seiner Seele gefaßt, um durch die erste fehlgeschlagene Erwartung sich sogleich von Ausführung seines Vorhabens abschrecken zu lassen. Auch fand er in der Hoffnung, die sein mit unermüdlichem Eifer fortgesetztes Nachspähen begleitete, sich keineswegs betrogen; denn kaum war er durch die Thür des Hintergebäudes in den Garten hinausgetreten, als er sogleich seine Vielgesuchte in der Nähe eines Schwengelbrunnens ansichtig ward, allwo sie, den künstlerischen Pomp und Glanz durch Ausübung häuslicher Tugenden in den Schatten stellend, über einen grosen Milchnapf hingebückt, für den nächstfolgenden Paradetanz sich die Strümpfe wusch.

„So einsam? so allein? mein schönes Kind!" rief Gottfried, indem er, vor Ueberraschung bis an den Wirbel erröthend, sich ihr näherte, und es sich selbst nicht zu erklären vermochte, wie er bei seiner sonstigen Blödigkeit und Scheu hier plötzlich zu einer so kecken Anrede habe den Muth gewinnen können.

Das schöne Kind, an welches diese Worte gerichtet waren, mochte jedoch darin keinen so gar beson-

dern Verstoß gegen Zucht und Sitte bemerken; denn es schaute, den freigebigen Spender des Achtgroschenstückes auf den ersten Blick wieder erkennend, mit einer Miene zu ihm empor, in welcher gutmüthige Verzeihung seiner Kühnheit und behagliches Vergnügen über seine Nähe so unverkennbar sich ausdrückten, daß der Glückliche, indem sein Auge dem ihrigen begegnete, einen Blick in den Wohnsitz der Seligen zu thun glaubte.

„Es ergeht Ihnen wohl mitunter recht schlimm?“ fuhr er, von Mitleid bewegt, zu fragen fort, um für die Gabenspende, die er ihr zugedacht hatte, eine schickliche Einleitung zu finden. „Ich habe, mit Verlaub zu reden, schon so etwas davon gemerkt!“

„Ach, wie sollte es nicht!“ erwiderte die junge Künstlerin. „Was ich Tag für Tag von dem abscheulichen Menschen leiden und dulden muß, ist mit Menschenzungen nicht zu beschreiben! das ist ein gar grundböser, tückischer Mann!“

„Ey, ist es denn nicht Ihr Vater?“ fragte Gottfried befremdet, indem er schüchtern und ängstlich sich umsah, ob der Gefürchtete auch vielleicht bei Ertheilung dieser Lobsprüche sich lauschend in der Nähe befinde.

„Der Himmel behüte!“ war die Antwort. Jung,

sehr jung hat er mich irgendwo gestohlen und mich seitdem die Kreuz und Quer in der weiten Welt mit sich umher geschleppt. Seine Tochter bin ich, Gottlob! nicht; muß aber wohl bei ihm aushalten, denn wo soll ich armes, verlassenes Geschöpf sonst wohl hin?"

„Wo Du hin sollst, Schätzchen, das will ich Dir sogleich sagen!" rief der fröhlich begeisterte Gottfried." Nach Bruchfeld sollst Du! dort wohnt mein Vater, der reiche Vollbauer Lerche, wenn Du vielleicht schon von ihm gehört hast — der Dich mit offnen Armen aufnehmen wird. Was dann aus uns Beiden mit der Zeit etwa werden könnte," setzte er mit pfiffigem Lächeln hinzu; „nun, das wollen wir der Zeit überlassen! Wenn ich Dich nur vor allen Dingen erst in Sicherheit gebracht habe. Wie ist denn Dein Name, wenn ich fragen darf?"

„Florabelle!" versetzte die holde Wäscherin, indem sie mit sich selbst nicht einig zu seyn schien, ob sie zuerst ihre Verwunderung über diesen Antrag, oder die in ihr aufsteigenden, mißtrauischen Zweifel gegen den Ernst seiner Rede an den Tag legen solle. Gottfried wußte jedoch mit seiner Beredtsamkeit das treuherzigste Mienenspiel zu vereinen, die obwaltenden Bedenklichkeiten siegreich aus dem Wege zu räumen und ihr den Empfang, deßen sie in Bruchfeld sich zu

verse-

verſehen habe, in ſo reizenden Bildern vor die Seele zu führen, daß ſie dem preiswürdigen Anerbieten des ſchlanken, ſtattlichen Burſchen, der in immer vortheilhafterem Lichte ihr zu erſcheinen anfing, je näher ſie ihn betrachtete, nicht länger zu widerſtehen vermochte. Voll Freude über den Wink der ſchon längſt gewünſchten, jetzt auf ſo unerwartete Weiſe ſich darbietenden Gelegenheit, von dem Joch ihres verhaßten Tyrannen ſich für immer losreißen zu können, verſprach ſie dem Befreier, den ihre Nachgiebigkeit mit den wonnigſten Behagen erfüllte, nach Verlauf einer Stunde, wenn die Nacht völlig hereingebrochen ſey, mit geſchnürtem Bündel hier im Garten ſich einzuſtellen und ſodann bis an das Ende der Welt ihm zu folgen, hoffend, daß er ſie glücklich nach Bruchfeld geleiten und ihr daſelbſt ein wünſchenswerthes Loos verſchaffen werde.

Nach Verabredung dieſes Entwurfes nahm Gottfried, um nicht etwa von dem alten Gaukler hier am Brunnen überraſcht zu werden, ſeinen Weg wieder nach der Gaſtſtube und fand denn auch gar bald Urſache, ſich zu der gehabten Vorſicht Glück zu wünſchen. Schon auf der Hausflur drang nämlich ein ſo lärmvolles Toben zu ſeinen Ohren, daß die Liebe ihn bereits des freien Gebrauchs aller ſeiner Sinne hätte beraubt haben müßen, wenn er es nur einen

Augenblick lang für Tanzmuſik hätte halten ſollen. Er nahm es vielmehr, durch die Mithülfe früherer Erfahrungen in ſeiner Vermuthung unterſtützt, ſogleich für das, was es war, für einen unter den fröhlich verſammelten Gäſten ausgebrochenen, vollſtändigen Fauſtkampf und es war ihm jetzt nur noch darum zu thun, mit den eigentlichen Beweggründen zu dieſer ſeltſamen Beluſtigung ſich ein wenig näher bekannt zu machen. Auch hierüber ſollte ihm bald der gewünſchte Aufſchluß zu Theil werden; denn kaum hatte er ſich der Stubenthüre bis auf wenige Schritte genähert, als der Feuerfreßer ihm mit einer Haſt und Eilfertigkeit entgegen flog, die unmöglich ein Probeſtück der eignen Gewandtheit, ſondern nur das Werk mehrerer zu Einem gleichen Zweck hinarbeitender Kräfte ſeyn konnte. — Um den feindlichen Launen des Glücks, das ſeinen heutigen, mühevollen Erwerb ihm hier am Spieltiſche wieder bis auf den letzten Heller ſchmählern zu wollen ſchien, eine veränderte Richtung anzuweiſen, und vielleicht in der Hoffnung, daß die Mitſpielenden, die früherhin an ſeinen, draußen auf den Bretern angeſtellten Kunſtübungen ein ſo auch nehmendes Behagen gefunden hatten, auch jetzt, ohne die Urſache durchſchauen zu können, nur auf die dadurch hervorgebrachte Wirkung ihre Aufmerkſam-

keit lenken würden, hatte er seinen Fingern insgeheim eine Rolle zu spielen aufgetragen, von welcher er für die Wiederherstellung seiner dahin schwindenden Baarschaft sich den glücklichsten Erfolg versprechen zu dürfen glaubte, war aber, der Aufbietung aller seiner Geschicklichkeit zum Trotz, über den heimlich unternommenen Glücksverbeßerungen ertappt, und nachdem er der Versammlung einige Minuten lang zum Fangball gedient, auf eben erwähnte Weise zur Thür hinaus befördert worden.

Gottfried verwunderte sich anfangs nicht wenig, daß der Mann, dem, seiner Meinung nach, alle Elemente zu Gebote standen, statt über seine Widersacher eine Ladung verwüstender Feuerflammen sich ergießen zu laßen, mit nur schwach abwehrender Kraft sich vertheidigte und mit der Geberde eines ängstlich-zagenden Flüchtlings nur auf die glückliche Rettung nach seinem ferngelegenen Gemache sein ausschließliches Augenmerk gerichtet zu haben schien. Eben dieser letztere Umstand erfüllte ihn aber auch zugleich mit den qualvollsten Besorgnißen, in Bezug auf den verwegenen, draußen am Brunnen mit Florabellen entworfenen Plan, bei deßen Verabredung auch sie auf die Ausdauer des Alten am Spieltisch, dem Anscheine nach, so zuversichtlich gerechnet hatte. Den ganzen

Abend schlich er daher, so mißmuthig und nied
schlagen, als ob er selbst an den jüngsten Th
und Schicksalen des Feuerfressers zu seinem Sch
Theil gehabt hätte, bald in der Wirthsstube, wo
Hinwegräumung des Störenfrieds die Ruhe sog
wieder hergestellt worden war, bald auf der dun
Hausflur umher, auf welcher er, so oft er lausch
und horchend dem Wohngemache der beiden Kün
sich näherte, ein mit abwechselnd steigender und
kender Heftigkeit geführtes Gespräch vernahm,
in kurzabgerißenen Sätzen über die Undankbarkeit
verminderte Achtung der Welt gegen die Kunst
ihre Jünger sich zu erstrecken und, mit Hindeut
auf mehrfache schmerzliche Erfahrungen dieser
der ruchlosen Verderbtheit des gesammten Mensch
geschlechts ohne Gnade und Barmherzigkeit den S
zu brechen schien. Erst gegen Mitternacht trat e
Stille ein, an welcher die fast aufgegebene Hoffnu
des Schmachtenden sich allmählich wieder zu beleb
anfing, da er sie dem Schlummer zuschrieb,
die müden Augenlieder des Dulders jetzt endlich
schloßen habe, und welcher, zu Folge der voran
gangenen starken Leibesbewegung, denn auch so
und fest zu werden versprach, daß Florabelle,

einigem Aufwand an Muth und Schlauheit, ihre Zusage wohl vielleicht noch werde erfüllen können.

Ohne Zeitverlust begab der Reisefertige sich jetzt hinaus in den Garten, wo er, von rabenschwarzer Dunkelheit umringt, sich in der Nähe des Brunnens auf die Lauer stellte, und zitternd vor Unruhe und Ungeduld, dem Augenblick entgegen harrte, da die Hinterthür sich öffnen und Florabelle sich seiner leitenden Obhut überliefern werde. Endlich, nachdem er wohl eine Stunde lang, unbeweglich wie ein Meilenzeiger, auf seinem Posten gestanden und kaum zu athmen gewagt hatte, knarrte die Thür, und geflügelten Schrittes eilte die Ersehnte, ein Bündel unter dem Arm, übrigens aber ganz in der Kleidung, in welcher sie das Herz des Jünglings zuerst mit den Banden der Liebe umstrickt hatte, dem stillharrenden Befreyer entgegen. Mit stürmischer Eilfertigkeit ergriff dieser sie bei der Hand, und im Nu war die Hecke übersprungen, welche den Garten von der daran hinlaufenden Landstraße trennte. Beide schlugen jetzt, ohne ein Wort mit einander zu wechseln, ihre Richtung nach derjenigen Seite des Dorfes ein, auf welcher die rundherum sich erstreckende, ungeheure Waldung am geschwindesten zu erreichen war. Als sie aber in trabendem quer über die Stoppeln und Gräben

gehenden Laufe die Feldfläche durcheilt und bereits einen Theil des jungen Kiefergebüsches, mit welchem die Waldgegend begann, glücklich im Rücken hatten, brach Gottfried das Stillschweigen und gestand, daß er jetzt vor allen Dingen erst ein wenig zu Athem kommen müße, bevor seinerseits an die weitere Fortsetzung ihrer nächtlichen Wanderung zu denken sey. Auch war er überdies der Gegend, in welcher sie sich befanden, so ziemlich unkundig und mußte daher erst eine geraume Zeitlang in angestrengtem Nachsinnen den Finger an die Nase legen, um die muthmaßliche Richtung angeben zu können, welche sie zu Erreichung ihres Ziels von nun an zu beobachten hätten. So schritten sie denn, nachdem Gottfried von der gehabten Anstrengung sich einigermaßen erholt und seiner Begleiterin das Bündel abgenommen hatte, Arm in Arm von neuem quer durch die Waldung hindurch, indem sie durch traulichflüsterndes Gespräch sich für die Unmöglichkeit, einander in der stockfinstern Nacht klar und frei ins Auge schauen zu können, schadlos zu halten und darüber zugleich die Beschwerden ihres pfadlosen Umherirrens zu vergeßen suchten.

Wohl merkte Gottfried, daß von dem leichten, seidenen Reisegewande seiner reizenden Gefährtin an dem wildwuchernden Gezweige, durch welches sie von

Zeit zu Zeit sich hinwinden mußten, so manches Bruchstück zurück bleibe, ließ aber, ob ihm dabei gleich jedesmal ein Stich durchs Herz ging, seine in mitleidiger Theilnahme sich regenden Empfindungen nicht eher laut werden, bis Florabelle immer stiller wurde und am Ende, auf sein wiederholtes, zärtliches Befragen, in wehmüthigem Seufzen erklärte, daß sie ihm nun bald nicht weiter werde folgen können, weil sie auf dem scharfen Wurzelwerke und Dorngestrippe, über welches er sie geführt habe, sich die Füße bereits wund gegangen habe. Zum Glück strahlte ihnen bald darauf zwischen den hohen Baumstämmen ein Lichtschimmer entgegen, auf welchen sie, von der Noth des Augenblickes gedrängt, um so getroster losſteuerten, da sie gegenwärtig sich von Zeidelheim weit genug entfernt glaubten, um vor jedem unwillkommenen, der glücklichen Beendigung ihres abenteuerlichen Umherwanderns Gefahr drohenden Ueberfalle gesichert zu seyn. Nur weniger Schritte bedurfte es noch, und sie gelangten jetzt zu ihrer großen Freude auf die breite, durch den Wald führende Heerstraße, an welcher ein ansehnliches Gebäude sich befand, das Gottfried, zufolge der auf dem Hofe stehenden Frachtwagen und des im Innern herrschenden regen Getümmels, nicht mit Unrecht für ein Wirthshaus hielt, ob-

auf den Boden heftend. O vergebt mir, heilige, fromme Jungfrau, aber ich wußte nicht, wie mir war, da ich aus der Mitternacht des Todes mein Auge aufschlug, und Euer Gesicht voll Leben und Mitleid, und Euer blaues Auge, wie der schöne Stern der Hoffnung am Himmel, über mir hing — ich werde das nie vergessen — nie — aber vergebt mir, heilige Klosterschwester, ich weiß noch nicht, was ich rede.

Ich habe noch nicht das Gelübd abgelegt — sagte sie sanft zurücktretend.

Noch nicht? rief er hastig: noch nicht? und aus seinen Augen blitzte Freude hervor. Er breitete die Arme aus, als wollte er jemanden umfangen. Emma trat noch weiter zurück. Wenn Ihr nicht ein Engel seyd, fuhr er fort: so seyd Ihr das Fräulein von Mont-Salvans, und so wäre ich Euer Nachbar Rudolph Marsan aus dem jüngern Hause der Herren von Frutigen. O Fräulein! Fräulein!

Und Ihr lebtet immer jenseits des Gebirgs? denn Euer Haus stand lange verödet.

Von heute an nicht mehr. Denn was sind die warmen Rebengefilde, was der reichen Städte Prucht, was selbst die gebenedeiete Majestät des heiligen Vaters, gegen dieses wilde Thal, wo du betest, frommes Mädchen? Was —

gleich er sich nicht erinnerte, jemals in diese Gegend gekommen zu seyn. Da der bemitleidenswerthe Zustand, in welchem Florabelle, ihrer Aussage nach, sich befand, und sein eignes Verlangen nach einem erquickenden Labetrunke den letzten Rest von Bangigkeit und Besorgniß in seiner Brust erstickt hatten, trat er ohne Bedenken mit ihr in den Hofraum, wo er den Wirth des Hauses antraf, dem er es frei stellte, von dem zur Beschönigung der nächtlichen Wallfahrt in der Geschwindigkeit ersonnenen Mährchen so viel zu glauben, als ihm beliebe, nach deßen Anhörung dieser den beiden Flüchtlingen schelmischlächelnd voran ging, um ihnen die Gaststube zu öffnen und daselbst die begehrten Erfrischungen zu reichen. Zwar stutzte Gottfried nicht wenig, als er jetzt auf sein nachläßig hingeworfenes Befragen erfuhr, daß Zeidelsheim nur eine halbe Stunde Weges von hier entfernt liege, und daß er mithin, statt dem ersehnten Ziele der Wanderung merklich näher gekommen zu seyn, in nutzloser Anstrengung an der Seite seiner Geliebten nur einen ziemlich bedeutenden Halbcirkel um das nämliche Dorf beschrieben habe, von wannen ihre Flucht unternommen worden sey; doch suchten Beide ihren Verdruß über einen so unangenehmen Bericht möglichst geheim zu halten, und folgten, in Erwägung der zu-

nächſt zu beherzigenden, dringenden Umſtände ihrem Führer mit anſcheinender Gemüthsruhe nach dem Innern des Hauſes. Sie fanden hier nur einige, in Tabakqualm gehüllte Fuhrleute, die, in lautlärmender Unterredung über Krieg und Frieden verhandelnd, um den Tiſch ſaßen und ſich munter zutranken, übrigens aber um die Eintretenden ſich wenig zu bekümmern ſchienen.

Still geleitete Gottfried die Ermattete, die ſich kaum noch auf den Füßen zu halten vermochte, und in ihrem, vom häkelnden Dorngeſtrüpp jämmerlich zerfetzten Gewande ganz das Anſehn hatte, als ob er im hartnäckigen Kampfe ſie recht eigentlich aus den Krallen reißender Thiere befreit habe, nach einem ferngelegenen Winkel, ſetzte ſich hier an ihre Seite und begann mit dem ganzen Aufwande zärtlicher Theilnahme, der ihm nur immer zu Gebote ſtand, ihr ſein Bedauern an den Tag zu legen und ſie auf die baldige Beendigung aller Beſchwerden und Widerwärtigkeiten zu vertröſten. Nur gering war indeſſen der Erfolg ſeiner redlichen, mit unverdroßenem Eifer angeſtellten Bemühungen. Große Thränentropfen, bei deren Anblicke dem Geängſtigten das Herz zerſpringen wollte, rollten ihr fortwährend über die blühenden Wangen hinab; nur durch wiederholte Seufzer ſchien

ihre hochklopfende Brust sich Luft machen zu können, und das krampfhafte Zittern, mit welchem sie den Händedruck des Geliebten erwiederte, zeugte von der stürmischen Bewegung, in welche ihr ganzes Wesen gerathen war.

„Herzenskind, so sage doch nur, wo es dir fehlt und was du verlangst!“ fragte Gottfried, den bei Wahrnehmung ihres trostlosen Zustandes der Gedanke an die weitere Fortsetzung ihrer Reise mit Schaudern und Entsetzen erfüllte.

„Ach ich bin so hungrig! so sehr hungrig!“ jammerte sie. Und mit Pfeilesschnelle schoß Gottfried jetzt auf den bereits mit Herbeiholung des schon früher bestellten Imbißes beschäftigten Wirth los, um mit angelegentlichem Ungestüme die schleunige Anförderung des Verlangten ihm zur Gewißenssache zu machen. In der That wirkten denn auch die bald darauf herbeigebrachten Teller mit Lebensmitteln weit sichtbarer und wohlthätiger auf den Gemüthszustand der Schmachtenden, als es alle, mit überströmender Beredtsamkeit vorgetragene Trostgründe zuvor vermocht hatten; denn es versiegten, wie von unsichtbarer Hand getrocknet, jetzt ihre Thränen, mit ihnen zugleich ließ auch das schmerzliche Stöhnen und Seufzen nach, und mehr begann das Antlitz, sich zu erheitern,

das noch vor wenigen Augenblicken, nur von Kummer und Betrübniß erfüllt, keines freundlichen Lächelns mehr fähig zu seyn schien. Mit innigem Vergnügen weidete Gottfried sich an der exmplarischen, fast an Heißhunger grenzenden Eßlust, die seine Angebetete zu Tage legte, und den Himmel dankend, daß er seiner zuvor gehegten Besorgniß so leichten Kaufs überhoben sey, folgte er alsbald ihrem Beispiele und verzehrte sehr gerührt ein großes Stück von dem Schinken, den sie ihm, indem er in zweifelhafter Wahl die aufgetragenen Gottesgaben musterte, als besonders wohlschmeckend angepriesen hatte.

„Du mußt aber doch auch Etwas dazu trinken, liebes Schätzchen!“ unterbrach er nach einer Weile das Stillschweigen. „Was soll ich denn auftragen laßen? Weißbier oder“ — „Doppelnelken oder Goldwaßer, wenn es seyn könnte!“ lispelte sie mit verschämter Sehnsucht. Und kaum hatte sie den Wunsch geäußert, als Gottfried auch schon auf Befriedigung deßelben bedacht war. Mit den Pflichtgesetzen der guten Bewirthung hinlänglich vertraut, schenkte er ihr nunmehr so fleißig ein, daß es, zufolge des daraus entstandenen zarten Wechselspiels fast den Anschein gewann, als hege er einen eben so entschiedenen Abscheu gegen die leeren, wie sie gegen die vollen Gläser.

Er selbst hielt sich mittlerweile an den von ihm zuerst in Vorschlag gebrachten Erquickungstrank, deßen geringere geistige Kraft aber keineswegs ihn abhielt, den Frohsinn zu theilen, welcher an Florabellen, indem sie gemüth'ich schmausend und zechend neben einander saßen, von Minute zu Minute bemerklicher ward und mit unter schier in offenbare Ausgelaßenheit überzugehen schien.

Da erhob sich plötzlich draußen auf dem Hofe ein lärmendes Getöse, das ihnen gleich einem unerwarteten Gewitterschlage zu den Ohren drang und sogleich allem Scherz und Vergnügen ein Ende machte. „Gott steh uns bey!" kreischte Florabelle, welche in dem lauten, mit wilder Heftigkeit und Erbitterung geführten Wortwechsel klar und deutlich die Donnerstimme ihres bisherigen Brodherrn zu unterscheiden glaubte; „er hat uns nachgesetzt! wir sind entdeckt! wir sind verloren!" — Gottfried wußte nicht, ob er unter den Tisch kriechen oder vor denselben sich stellen solle, um die Geliebte gegen die Angriffe des Wüthenden zu vertheidigen; die Zähne klapperten, die Kniee schlotterten ihm, und betäubt vor Entsetzen griff und wühlte er mit der Hand in der vor ihm stehenden Butter umher. Seine Nachbarin aber stieß, alle ihre Geistesgegenwart zusammenraffend, den hin-

ter ihnen befindlichen Fensterflügel auf, und kaum daß Gottfried den eindrigenden Luftstrom verspürte, war sie auch schon mit der Gewandtheit und Schnelle eines Vogels hinausgeschlüpft. Rasch schwang er, da dieser Anblick ihm die Besinnung sogleich zurückführte, sich empor, um ihrem Beispiele zu folgen; war auch, in peinlicher Eilfertigkeit sich hindurch zwängend, mit dem halben Leibe bereits im Freien, als er zu seinem tödtlichen Schrecken sich plötzlich bei den Beinen gefaßt und, alles Sträubens und Stoßens ungeachtet, von einer so überlegenen Gewalt rückwärts gezogen fühlte, daß er, unfähig, etwas dagegen auszurichten, schon in wenigen Augenblicken sich wieder, ob wohl anfangs in umgekehrter Ordnung, auf der Bank innerhalb des Fensters befand.

„So haben wir nicht gewettet, Patron!“ rief der Wirth, gegen dessen vorige Dienstgefälligkeit der jetzt angenommene, gebieterische Ton gewaltig abstach. „Bei uns zu Lande geht der Weg nicht zum Fenster, sondern zur Thüre hinaus! Wird er jetzt gleich bei Heller und Pfennig die gemachte Zeche bezahlen, oder soll ich ihn windelweich“ —

„Bester Freund!“ unterbrach ihn Gottfried, indem er, sehr erfreut, statt des Feuerfreßers nur den Wirth des Hauses vor sich zu sehen, sogleich den Beutel zog

und den Betrag der verlangten Summe auf den Tisch hinzählte, „wenn es weiter nichts ist! Mit den Paar lumpigen Groschen wäre ich ihm wahrlich nicht davon gelaufen. Oder sehe ich denn etwa aus, wie ein Spitzbube?“

„Ei, behüte der Himmel!“ versetzte der Besänftigte. „Es ist nur so eine Art von Krampf, den ich zu manchen Zeiten in die Finger bekomme; da muß ich denn alles, was mir den Rücken kehren will, festhalten, ich mag wollen oder nicht. Nein, arge Gedanken habe ich dabei nicht weiter gehegt!“

„Was war denn das aber,“ fuhr jener zu fragen fort,“ für ein gräulicher Lärm, der sich so eben von der Hofseite her vernehmen ließ?“

„Hatte nicht sonderlich viel zu sagen!“ entgegnete der Wirth mit kaltblütigem Gleichmuth; „eine Prügelei unter den Fuhrleuten, wie sich fast tagtäglich ereignet, so daß man für alle die blutigen Köpfe, die man hier zu sehen bekommt, nicht Essig genug in Bereitschaft halten kann.“ —

Beide drückten hierauf mit altdeutschem Biederwesen sich die Hand zum Abschiede, und nach Verlauf einiger Augenblicke befand Gottfried sich wieder zwischen den Bäumen des Waldes, wo er, das Bündel unter dem Arme, mit zärtlicher Sehnsucht nach

der Verschwundenen umherzuspähen anfing und ihr seine Gegenwart durch Husten und Räuspern bemerklich zu machen bemüht war. Der im letzten Viertel stehende Mond war während deßen aufgegangen und erhellte mit mattem Schimmer den schauerlichen Forst; von Florabellen aber war nirgends eine Spur zu entdecken.' Schon stieg die grauenvolle Besorgniß in ihm auf, daß sie in der Angst sich zu weit von dem Hause entfernt und in der unwirthbaren Wildniß sich verirrt haben möchte; da vernahm er plötzlich ein leichtfertiges Kichern, das seinen Scherz mit ihm zu treiben und ganz aus der Nähe zu kommen schien. Mit gespannter Aufmerksamkeit schaute Gottfried, um die Urheberin deßelben zu entdecken, nach allen Seiten umher, bemerkte aber mit Verdruß, daß keine der auf ebner Erde angestellten Nachforschungen von gewünschtem Erfolge sey. Da richtete er endlich, fortwährend gefoppt und genärrt, seinen Blick in zweifelhaftem Befremden nach der Höhe empor, und ein eiskalter Schauer durchlief ihm Mark und Bein, als er auf dem Gipfel einer thurmhohen Fichte Florabellen von Ast zu Ast, gleich einem Eichhörnchen, umherklettern und mit tändelnder Leichtigkeit mehrere der halsgefährlichen Kunststücke wiederholen sah, bei deren Verübung er ihr schon gestern, obgleich noch

nicht durch so innige Bande mit ihr verstrickt, nicht ohne banges Herzklopfen hatte zuschauen können.

„Komm herauf zu mir, Schätzchen!“ rief sie schökernd ihm zu; „hier oben soll uns kein Mensch etwas zu Leide thun!“ — Gottfried aber, der, vom Schwindel ergriffen, kaum auf dem sichern Grund und Boden aufrecht zu stehen vermochte, hielt sich beide Rockschöse vor das Gesicht und beschwor sie bei allen Heiligen des Kalenders, ihn durch schleunige Beendigung des gräßlichen Scherzes von der Todesangst zu befreien, die mit zermalmender Gewalt mehr und mehr in seinem Innern überhand nehme. Es währte jedoch, indem sie an der Herzenspein und gekrümmten Stellung des Bedrängten sich weidlich zu ergötzen schien, geraume Zeit, bevor sie seinem fortgesetzten Bitten und Flehen nachgab und an dem zweiglosglatten Baumstamme endlich zu ihm herabgerutscht kam. Beide setzten hierauf, er gutmüthig brummend und schmollend, sie lachend und possentreibend, ihre Wanderung fort und hatten den Ausgang des Waldes schier erreicht, als Florabelle plötzlich unter der Versicherung, daß sie jetzt vor Ermüdung nicht weiter könne und nothwendig erst einige Augenblicke ausruhen müße, an einem, mit weichem Moos bewachsenen Abhange des Gebusches sich der Länge nach niederwarf.

arf. „Nur ein kleines Viertelstündchen noch, lie-
es Herz, dann sind wir in Bruchfeld!“ rief Gott-
ied, indem er erschrocken sich zu ihr hinabneigte
nd ihr die Wange zu streicheln anfing. Sie aber
ieb taub bei seinen Vorstellungen, denn mit unwi-
rstehlicher Gewalt hatte der Schlaf ihr bereits die
gen geschlossen.

Was war zu thun? Gottfried mußte sich in ein
chicksal finden, dessen Abänderung nun einmal nicht
seiner Macht stand; denn zu Anwendung ermun-
nder Gewaltemittel konnte sein weichgeschaffenes
ri sich durchaus nicht entschließen. Er war daher,
al da er bemerkte, daß die Entschlummerte in
r leichten Bekleidung heftig zu zittern anfing, jetzt
darauf bedacht, sie vor dem verderblichen Ein-
e des kalten Herbstnebels so viel als möglich zu
hen und sicher zu stellen. In der Hoffnung, daß
Inhalt des Bündels ihm zu Erreichung seiner
emeinten Absicht förderlich seyn werde, öffnete er
lbe und erblickte hier allerlei glänzendes Geschmei-
das, dem Ansehen nach, zwar von sehr kost-
n Werthe, für den gegenwärtigen Bedarf aber
und gar nicht geeignet war, bis er endlich nach
m Herumwühlen eine Art von Mantel hervor-
der einen sehr abenteuerlichen Anblick gewährte

So wart Ihr also in Rom? Sagt mir doch, ob wirklich des heiligen Peters Münster —

So heilig, so groß ist, als hier die kleine Annenkapelle? Seht, Fräulein, die Mauern dieser Kapelle sind unsre weltalten Berge; der Himmel ist ihre Decke, und am Altare betet ein frommer Engel, gewiß nicht wie zu Sankt Peter, um Sünden zu büßen, sondern in der Glorie frommer Unschuld. Vor diesem Altare will ich künftig beten: in Sankt Peter mußt ich verstummen.

Ihr spottet mit dem Heiligen; das ist nicht gut, Marsan.

Ich hasse den Schein, Fräulein, und kniend verehre ich die heilige Unschuld. Ich fand in Rom nichts, was ich nicht vergessen könnte. Hier fand ich, was ewig in dieser Brust leben wird. O versinkt einst mein Auge in des Grabes Nacht, so begleite ein Blick so sanft, so mitleidig wie deiner, Mädchen, die aufschwebende Seele!

Ihr habt in Rom schmeicheln gelernt.

Die reichste Schmeichelei machst du zur Wahrheit.

Das redeten sie; aber das Fräulein wünschte ihm Glück zur Heimkunft, und ging, die Hand auf Kreuz und Brust gelegt, in die Kapelle, Rudolph den Weg nach Marsan.

und, nach dem Kniſtern zu urtheilen, aus zuſammengenähtem, mit gleiſender Oelfarbe überſtrichenen Zuckerpapier verfertigt zu ſeyn ſchien. Gottfried warf mit ſorgſamer Hand ihn über die Schlummernde hin. Die luftigloſe Bedeckung hatte jedoch nicht den gewünſchten Erfolg; das röſtelnde Zittern dauerte fort, und vor dem merklichen Klappern mit den Zähnen, das ſich ihm allmählig beigeſellte, verſtummte der letzte Zweifel, daß das wunderliche Gewand ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach mehr auf die Prackt, als auf die Bequemlichkeit berechnet ſey. Jetzt vermochte Gottfried dem Drange des in ſeiner Bruſt ſich regenden Mitleids nicht länger zu widerſtehen: raſch zog er ſeinen, mit weichem Flanell gefütterten Sonntagsrock ab, und hatte denn auch bald Gelegenheit, den entſchiedenen Triumph zu bemerken, den derſelbe über ſeinen Vorgänger davon trug.

Mit ſtarken Schritten und emſig die Hände reibend, trabte Gottfried, um nach der entſchloßenen Selbſtberaubung von innen heraus ſich zu erwärmen, jetzt vor dem ſchlummernden Mädchen auf und ab, während der Nordwind rauh und ſcharf die einſame Waldung durchpfiff, und der ſteigende, am Backenbarte des Wandrers zu Tropfen ſich geſtaltende Frühnebel ihm munter zwiſchen die Halsbinde hinab lief.

Des eignen Ungemachs über dem harmlos ruhigen Schlummer vergessend, in welchen er jetzt die Geliebte seines Herzens versenkt sahe, warf er, so oft er der Stelle sich näherte, schmunzelnde Seitenblicke auf seinen Sonntagsrock und weidete schon im Voraus sich an dem dankbar wohlwollenden Lächeln, mit welchem Florabelle beim Erwachen ihn für das stillbescheidne, aus zärtlicher Fürsorge ihr gebrachte Opfer belohnen werde.

So begann denn der Morgen allmählig zu dämmern, und Gottfried, dem es, nach reiflicher Ueberlegung der obwaltenden Verhältnisse, nicht eben gerathen schien, seinen Einzug in Bruchfeld am hellen Tage zu halten, näherte sich jetzt der Schlummernden und suchte durch sanftes Rütteln sie zu ermuntern. Sie schlug die Augen auf; schien aber auf den, ihr unbewußt zu Theil gewordenen neuen Beweis der zärtlichen Sorgfalt ihres Geliebten weit weniger zu achten, als dieser sich vorgestellt hatte, sondern fing statt deßen sogleich mit Verdruß und Unmuth sich über ein heftiges Reißen im Kopfe zu beklagen an. Unter fortgesetztem Bitten und Zureden, gelang es ihm jedoch, sie auf die Beine zu bringen, und glücklich und unbemerkt gelangten sie auf dem Umwege, welchen einzuschlagen Gottfried für rathsam

hielt, endlich am Ziele ihrer beschwerlichen Wanderung an. Beunruhigt durch den Gedanken an den zweifelhaften Empfang, dessen sie sich zu versehen habe, schmiegte sich Florabelle, je näher sie dem Wohngebäude kamen, immer ängstlicher an ihren Gefährten; dieser aber, seiner Sache gewiß, sprach ihr Muth ein und führte sie durch die Hinterthür nach einem in der Nähe der Wohnstube befindlichen Winkel der Hausflur, allwo er in flüsternden Worten sie ersuchte, hier still und ruhig seine baldige Wiederkehr abzuwarten. Er selbst öffnete jetzt leise die Thür der Wohnstube und steckte behaglich lächelnd den Kopf hinein; ward aber von nicht geringem Befremden ergriffen, als er die Mutter in Thränen schwimmen und den Vater, beide Hände in den Rocktaschen, zornig auf- und abschreiten sah.

„Wo hast du so lange gesteckt, liederlicher Nachtschwärmer?“ donnerte ihm der Alte entgegen. Gottfried aber ließ durch diesen Zuruf, wie gering auch die Aufmunterung war, die für jeden Andern darin gelegen hätte, sich nicht irre machen, sondern ertheilte sich rückwärts wendend, Florabellen sogleich einen verstohlenen Wink.

„Da seht, die mag Euch sagen, wo ich so lange gesteckt habe!“ rief er aus, indem er heimlich trium-

rhirend sie hereinführte und mit feierlichem Geberdenspiele dem Vater als die Braut vorstellte, die er, der erhaltenen Erlaubniß zufolge, unter den Töchtern des Landes sich auserkohren und mit welcher er nur deshalb nicht früher in Bruchfeld habe eintreffen können, weil ihre Entführung aus der Nähe des Unmenschen, der bisher sie in Verwahrung gehalten, durchaus nicht anders als bei nächtlicher Weile ins Werk zu richten gewesen sey.

Der erstaunte Alte schien bei Anhörung dieser Botschaft den Gebrauch der Sprache gänzlich verloren zu haben; in zweifelhaft forschendem Verstaunen lief sein Blick minutenlang bald an dem Berichterstatter selbst, bald an der zitternden Gefährtin desselben, die vor Angst und Verwirrung in den Boden sinken zu wollen schien, auf und nieder, als ob er durch irgend ein betrügliches Blendwerk, dessen nähere Beschaffenheit er für den ersten Augenblick nicht zu enträthseln vermöge, sich bethört glaube. Als Gottfrieds geschwätziger Eifer jedoch von neuem darauf hinzuarbeiten anfing, ihm die Wirklichkeit alles dessen, was er sahe und hörte, so begreiflich zu machen, daß er unmöglich länger den zuvor gehegten Zweifeln Raum geben konnte, ward auch ihm endlich die Zunge gelöst.

„Mensch! bist du von Sinnen?“ schrie er mit

muthfunkelndem Blicke, und bevor Gottfried noch über ein so höchst seltsames Benehmen sich nähern Aufschluß zu erbitten im Stande war, hatte der Ergrimmte das erschreckene Mädchen mit kräftiger Faust bereits am Sammetkragen gefaßt und aus dem Hause geworfen. Von namenlosem Schauer ergriffen, wollte Gottfried der fortgeschnellten Geliebten nachsetzen, der Alte aber vertrat ihm den Weg, riß ihm das Bündel aus der zitternden Hand, schleuderte es hinaus auf den Hof und verschloß die Thür. „Keinen Schritt aus dem Hause, wenn nicht ein unfehlbares Unglück daraus entstehen soll!“ fuhr der Erbitterte zu toben fort. „Glaubst Du, Grützkopf, daß ich mir von Dir auf der Nase herumspielen und mir die erste beste, von der Straße aufgegriffne, zerlumpte Landstreicherin als Schwiegertochter aufheften lassen will? das wäre mir eine saubre Wirthschaft! Vom Morgen bis in die späte Nacht verdiente ich ja durchgeprügelt zu werden, wenn ich mir so etwas gefallen ließe!“ — Der Vortrag dieser Rede geschah mit so eindringlich bestimmter Haltung des Tons und Mienenspiels, und die Kraftanstrengung, mit welcher er zu gleicher Zeit den Betäubten in die Wohnstube zurückdrängte, war von so heftigem Ungestüm begleitet, daß Gottfried weder auf die erstere ein Wort zu erwidern, noch der

letztern nur im mindesten sich zu widersetzen vermochte, sondern mit der Geberde eines verurtheilten Missethäters, verblüfft und betreten, hart an der Innenseite der Thür in der Ecke stehen blieb und, ohne in seiner Zerknirschung zu irgend einem Entschlusse kommen zu können, mit den Fingernägeln heimlich und leise den Kalk von der Wand kratzte, bis endlich der kochende Ingrimm des störrischen Alten zu verrauchen und das über seinem Haupte ausgebrochene Ungewitter allmählich sich zu verziehen anfing. Dann schlich er in dumpfer Verzweiflung hinaus nach der Hausflur und fing daselbst mit einem Geschäfte sich zu befassen an, bei welchem er jedoch von dem mistrauischen Alten, der als unberufner Wächter sich den ganzen Vormittag hindurch in seiner Nähe aufhielt, fortwährend auf das strengste belauscht und beobachtet wurde. Erst spät am Nachmittage gelang es ihm, sich auf einige Augenblicke vor die Thür hinaus zu stehlen und seine unmuthig düstern Blicke auf Kundschaft auszusenden. Wie emsig und ängstlich er aber auch nach allen Richtungen umherspähte, die Gegend war und blieb wie ausgestorben; in der Nähe trieb der Herbstwind vertrocknete Blätter vor sich hin, aus der Ferne trauerten die öden Stoppelfelder ihm entgegen — von Fiorabel-

len war weder dort noch hier die mindeſte Spur weiter zu entdecken! —

Statt aber in wild aufſprudelnder Leidenſchaft ſich zu verzehren, nahm die Liebe, die in Gottfrieds treuer Bruſt bereits ſo tiefe Wurzeln geſchlagen hatte, daß ſie, aller ihrer Hoffnungsloſigkeit zum Trotz, durchaus nicht zum Wanken und Weichen zu bringen war, einen ſanftern, obwohl darum nicht minder bedenklichen Charakter an. Still in ſich ſelbſt verſunken, ging er ſeit dem verhängnißvollen Tage, an welchem fröhlicher Gewinn ihn zum Gott erhoben und qualvoller Verluſt ihn von der Höhe des Glückes in den tiefſten Abgrund des Elends zurückgeſchleudert hatte, im Hauſe und im Felde umher, verrichtete zwar die ihm obliegenden Geſchäfte mit gewohnter Treue und Ausdauer, ließ aber kein Merkmal der lebensfrohen, regen Betriebſamkeit, die früherhin in ſeinem ganzen Weſen ſich verkündigte, mehr an ſich wahrnehmen. Sein Schlaf von beängſtigenden Traumbildern verkürzt und verkümmert, glich dem unruhigen Halbſchlummer eines auf Wache ſtehenden Kranichs, und an Mäßigkeit im Eſſen und Trinken wetteiferte er mit dem Stieglitze, der während der Mahlzeit ihm gegenüber im Bauer ſas. Sogar die Lieblingsgerichte deren bloßer Anblick ihn ehedeſſen in den Zuſtand

lustvoller Begeisterung zu versetzen vermochte, hatten ihre Reize für ihn verloren und einen gallenartigen Beigeschmack angenommen. Kein Wunder also, wenn er im Laufe der Zeit so sichtbar dahinschwand und abmagerte, daß man eher den spukenden Schatten eines verhungerten Schneiders, als den einzigen Sohn des reichen Vollbauers Lerche in ihm erkannt hätte! Alles, was er am Leibe trug, ward ihm zu weit; in mehr und mehr überhand nehmender Geräumigkeit klafften und schlotterten die Stiefeln ihm um die Waden; an den Unterkleidern mußte durch neu angebrachte Bänder und Riemen für geziemendern Anschluß gesorgt werden; in den Sonntagsrock hätten zwei, nur einigermaßen verträgliche Gottfriede von seiner Leibesbeschaffenheit sich einknöpfen können. Statt an Sonn- und Festtagen, seiner frühern Gewohnheit gemäß, die Kegelbahn zu besuchen, saß er in melancholischer Abgeschiedenheit stundenlang in irgend einem einsamen Winkel des Gartens oder unter dem Thorwege der Scheune, hielt die Hände über das Knie gefaltet und starrte mit einer Miene vor sich hin, die ein Unkundiger leicht für den Abdruck des Stumpfsinnes und der Gedankenlosigkeit hätte nehmen können. Der Mutter ging dann bei diesem Anblicke immer ein schneidend Schwerd durchs Herz: selbst der Vater

runzelte bedenklich die Stirn, und man sahe es ihm an, daß er gern sein halbes Bauergut darum hingegeben hätte, wäre dadurch jener unglückselige Besuch des Kirmeßfestes zu Zeidelsheim ungeschehen zu machen gewesen. Gottfried aber verharrte in dem schwermüthigen Trübsinne, welcher mehr und mehr zur dauernden Gemüthsstimmung werden zu wollen schien; aus seinen Zügen sprach fortwährend ein düsterer, jede fröhliche Regung unterdrückender Ernst, und weder durch die fließenden Thränen der Mutter noch durch die wiederholten Vorstellungen des Vaters war etwas über ihn auszurichten. „Laßt mich nur still und ruhig meinen Weg gehen; es wird mit der Zeit sich alles fügen und schicken, wie es das Schicksal beschloßen hat!" Das war der leidige Trost, mit welchem er alle ihn bestürmende Bitten und Ermahnungen von sich zurückzuweisen pflegte.

„Wenn ich ihn," dachte der Vater: „doch nur zu dem einzigen Schritte überreden könnte, der dem ganzen Unheile auf einmal ein Ende machen würde! Es giebt so viele hübsche und wackre Dirnen in unserm Dorfe; wenn er doch nur an einer, meinethalben an der ärmsten unter ihnen, Gefallen fände! mit Freuden wollte ich Ja und Amen dazu sagen, um nur endlich einmal der Angst und Unruhe los

zu werden, die mir der vertrackte Junge durch sein duckmäuserisches Umherschleichen auf den Hals ladet!" — Das waren nun freilich Gedanken, die weit leichter sich faßen als in Ausführung bringen ließen, denn es hatten die Farben, mit welchen das Bild der reitzenden Seiltänzerin dem Liebenden sich in das Herz geprägt hatte, dem vertilgenden Hauche der Zeit viel zu hartnäckig getrotzt, als daß unter so bewandten Umständen nur im Entferntesten an eine zweite Wahl von seiner Seite zu denken gewesen wäre. — „Es ist vergebliche Mühe!" entgegnete er, wenn der Alte bisweilen dieß Capitel zu berühren und seine Ansichten und Meinungen darüber in hingeworfenen Bruchstücken ihm mitzutheilen anfing. „Ihr habt damals Euren Willen durchzusetzen und zu behaupten gewußt; redet mir also nicht weiter zu, Vater; sonst habt Ihr es Euch selbst zuzuschreiben, wenn ich mit zu vielem Trotze und Eigensinne jetzt auch auf dem meinen beharre!" —

Zum drittenmal war so eben, seit jener abentheuerlichen Nacht, da Gottfried die Seiltänzerin aus der Machtgewalt des Feuerfreßers entführt und die öde Waldung mit durchkreuzt hatte, das Kirmeßfest in Zeidelheim nach hergebrachter Sitte gefeiert werden; da begab es sich, daß der alte Lerche eines

Auf dem Heimwege bedachte noch einmal Emma das Gespräch mit dem Jüngling und jetzt erst erröthete sie vor Beschämung, daß des Jünglings schönes Haupt in ihrem Schooße geruhet. Sie wurde unruhig, daß sein funkelndes Auge sie so lange betrachtet, und welche schöne Worte die klingende, bewegte Stimme ihr gesagt.

Sie vertrauete ihrer Mutter die erste Unruhe ihrer stillen, reinen Seele, und fragte eifrig: ob sie Recht gethan hätte? Die Mutter drückte sie lächelnd an ihre Brust, und nannte sie ihre unschuldige Emma.

Nach drei Tagen besuchte Rudolph die Burg Mont-Salvans, und, was Emmas Mutter bewunderte, in der einfachen Kleidung eines Landmannes. Emma sah nicht, wie er gekleidet war; seine Gestalt hätte ihr nicht erhabener geschienen, und hätte ein Fürstenmantel sie bedeckt. Das edle Gesicht, die stolze Stirn, die furchtlose Ruhe des Blicks gab seiner Kleidung Würde. Emma nahm wenig Theil am Gespräch. Sie achtete ämsig auf ihre Spindel; aber seine Stimme, und alle seine Worte drangen mit leiser Gewalt in ihre Seele.

Ich dachte Euch in Ritterschmuck wieder zu sehen, Rudolph, sagte die Mutter. Wir hörten, Ihr wäret in des Grafen Gefolge, und sein Freund.

Morgens früh mit einem Fuder Roggen von Bruchfeld abfuhr, um es in eigner Person dem Müller zu überliefern, der es von ihm erhandelt und seinen Wohnsitz in der, einige Meilen entfernt liegenden Stadt hatte. Der Weg nach dem Ziele seiner Bestimmung führte durch einen Theil des Waldes, durch welchen vor drei Jahren die nächtliche Flucht des verliebten Pärchens gegangen war; ein seit mehrern Tagen anhaltendes Regenwetter hatte die Straßengleise in einen so schlimmen Zustand gerathen laßen, daß der Alte jetzt, trotz seines ehrsamen Berufes, mit nicht geringern Beschwerden und Widerwärtigkeiten zu kämpfen hatte, als seinem Sohne, während der damaligen lichtscheuen Wallfahrt, fort und fort zugestoßen waren. Mit unsäglicher Mühe und Anstrengung durch den grundlosen Morast sich hindurcharbeitend, hatte er endlich gegen Mittag das Ende des Waldes fast erreicht, als das eine Vorderrad plötzlich in eine Vertiefung gerieth, welcher Umstand sogleich den unaufhaltbaren Umsturz des schwer befrachteten Wagens zur Folge hatte. Der Alte flog mit den Knieen heftig gegen eine aus dem Boden hervorragende Baumwurzel und fühlte einen so durchdringenden Schmerz an der getroffenen Stelle, daß er, unfähig, sich aus eigner Kraft auf die Beine zu hel-

sen, mit Schrecken daran dachte, was nun hier in der einsamen Waldung weiter aus ihm selbst und seiner Ladung werden solle.

Da raschelte es seitwärts im Gebüsche, und bald darauf erschien ein fremder Mann vor ihm, durch dessen Beistand es ihm gelang, wieder eine aufrechte Stellung zu gewinnen, obwohl ihm auch dabei des fortwährenden stechenden Schmerzes wegen der Arm des Unbekannten zur Stütze dienen mußte. Ohne Zeitverlust aber setzte dieser jetzt den gekrümmten Finger an den Mund und pfiff dreimal in den Wald hinein, daß der Klang von allen Seiten gellend wiedertönte. „Es soll Euch sogleich die nöthige Hülfe werden!“ fing er hierauf zu sprechen an. „Ich bin der Hegereiter Lindmann; meine Wohnung liegt nur ein Paar hundert Schritte waldeinwärts von hier entfernt; dort wollen wir, wenn mein Knecht nur erst hier ist, zusehen, wie es um den genommenen Schaden steht und was dabei zu thun ist. Auch der Wagen kann einstweilen dorthin gebracht werden.“ — In der That währte es nicht lange, so zeigte sich, dem gegebenen Merkzeichen gehorchend, ein rüstiger Bursche zwischen den Bäumen, dem der Hegereiter die Obhut des Wagens bis zu seiner Wiederkehr anempfahl, während er selbst in trostreicher Dienstgefälligkeit mit dem

hülflosen Alten quer durch das Holz den Weg nach seiner Wohnung einschlug. Sie traten hier in eine, von Ordnung und Reinlichkeit zeugende, freundliche Stube; Lindmann geleitete seinen Gast nach einem am Ofen befindlichen, bequemen Lehnstuhl und gab ihm, nachdem er das, zufolge der erlittenen, heftigen Quetschung entzündete und angeschwollene Knie sorgfältig untersucht hatte, zu erkennen, daß hier zuvörderst weibliche Hülfe vonnöthen sey und er zu diesem Behuf sogleich seine Tochter herbei rufen wolle. „Rosine, komm hurtig herein!" rief er jetzt mit starker Stimme durch das nach der Gartenseite hinausgehende Fenster; und wenige Augenblicke darauf trat eine junge rüstige Dirne in die Stube, die mit Verwunderung und Befremden bald das Gesicht des Leidenden, bald sein, der Beschauung ausgestelltes, geschwollnes Knie in Betrachtung zog. „Gaffe nicht lange," rief Lindmann, „sondern mache warme Umschläge von Weinessig und Wasser, damit wir nur der Geschwulst erst Einhalt thun!" Mit Windesschnelle traf Rosine sogleich die zu Vollziehung dieses Befehls erforderlichen Anstalten, und binnen wenigen Minuten hatte Lerche den schmerzstillenden Verband um das Knie. „Jetzt gehe ich hinaus," sagte der Heereiter, „und helfe den Wagen an Ort und Stelle befördern.

Du fährst indessen fleißig mit den Umschlägen fort, Rosine; so wird die Gefahr hoffentlich bald gehoben seyn!"

Lerche sahe sich nun mit seiner Pflegerin allein und weidete, so viel ihm der Schmerz dies verstattete, sein Auge mit stillem Wohlgefallen an dem reggeschäftigen, sorgfältigen Eifer mit welchem sie ihre Theilnahme an seinem Zustande ihm an den Tag zu legen bemüht war. Ohne, mit Verletzung der geziemenden Bescheidenheit, durch neugieriges Ausfragen und Nachforschen ihrem Pflegebefohlnen beschwerlich zu fallen, wußte sie das mit ihm angeknüpfte Gespräch doch mit so ungekünstelter Leichtigkeit fortzuführen und ihn auf so angenehme Weise zu unterhalten, daß er sein erlittenes Ungemach vielleicht ganz darüber würde vergessen haben, wenn sie nicht selbst durch die unermüdliche Emsigkeit, mit welcher sie auf alles dasjenige bedacht war, was nur irgend ihm zur Bequemlichkeit und Erquickung zu gereichen versprach, ihn fort und fort daran erinnert hätte. Auch der zwar prunklose aber reinliche Anzug, in welchem Lerche sie erblickte, mußte das; durch ihr ganzes Benehmen ihm eingeflößte Wohlwollen gegen sie erhöhen und vermehren helfen; denn obgleich der Vater sie unmittelbar von der Feldarbeit abgerufen hatte, war sie doch

so nett und sauber aekleidet, als ob sie bereits darauf vorbereitet gewesen wäre, daß drüben auf der Landstraße heute ein Wagen mit Getreide umwerfen und der verunglückte Eigenthümer desselben ihrer pflegenden Hand anvertraut werden würde. "Ei, wenn du doch nur ein wenig hier an meiner Stelle säßest, Gottfried, und so vernünftig wärest, wie ich!" dachte der Alte, indem Rosine, mit Anordnung eines neuen Verbandes beschäftigt, vor dem Kamine stand und der Widerschein der lodernden Flamme die blühenden Wangen des Mädchens mit noch höherer Röthe überzog.

Nach Verlauf einer halben Stunde kehrte der Hegereiter mit der Botschaft zurück, daß der Wagen mit dem Getreide jetzt glücklich nach der Scheuer gebracht und daselbst für seine Sicherheit vollkommen gesorgt sey. Innig gerührt über die güterolle Behandlung, die ihm als einem Fremden hier in so hohem Grade zu Theil ward, machte Lerche den Versuch, seine dankbaren Empfindungen durch Worte auszudrücken; Lindmann aber achtete nicht darauf, sondern wandte sich zu Rosinen und deutete ihr an, daß sie jetzt den Tisch decken und sodann die draußen mit der Kartoffelernte beschäftigten Geschwister herbei rufen möge. Diesem Auftrage zufolge, erfüllte sich die Stube bald darauf mit der Familie des Hegereiters; es fan-

den

den ſich, auſer Roſinen, noch ein Mädchen, von etwa vierzehn Jahren, und drei muntre Knaben von jüngerm Alter ein, welche dem Fremden in freundlich-treuherziger Begrüßung die Hand boten, auf einen Wink des Vaters ihn ſammt dem Lehnſtuhle behutſam nach dem Tiſche hintrugen, und, nachdem der jüngſte von ihnen ein kurzes Gebet geſprochen, der Reihe nach Platz nahmen.

Nach gehaltener Mahlzeit, während welcher Lerche in dem Kreiſe dieſer liebenswürdigen Familie mehr und mehr einheimiſch zu werden, ja ſogar in Verſuchung zu gerathen anfing, das Mißgeſchick, welches ihm die Bekanntſchaft ſo wackrer Menſchen verſchaft hatte, von ganzem Herzen zu ſegnen, ward er wieder mit der nämlichen Sorgſamkeit nach dem Platze hingetragen, den er zuvor eingenommen gehabt hatte. Die Kinder, und mit ihnen auch Roſine, gingen hierauf wieder an ihre Arbeit; der Hegereiter aber ſetzte ſich, ſein Mittagspfeifchen rauchend, an die Seite des Alten und fuhr über die ſchon bei Tiſche in Anregung gebrachten Gegenſtände traulich mit ihm zu ſchwatzen fort.

„Wenn ich in aller Welt doch nur wüßte,“ rief Lerche im Fortgange des Geſpräches, „auf welche Weiſe ich Euch meine Erkenntlichkeit für die mir be-

wiesene Freundschaft an den Tag legen könnte! Ihr scheint mir aber ein so glücklicher Mann zu seyn, daß es mir wohl schwer fallen wird, die Gelegenheit zu einem recht thätigen Gegendienste auszukundschaften."

„In Wahrheit habe ich alle Ursache," versetzte Jener, mit meiner Lage zufrieden zu seyn; vollkommen glücklich indeßen könnte ich mich nur dann nennen, wenn meine selige Anna noch lebte; die ist aber — es wird nun nachgerade zwei Jahre — die ist in den Himmel eingegangen!"

„Wenn eure Rosine das Ebenbild ihrer verstorbenen Mutter ist," sagte Lerche, „so glaub ich wohl, daß Ihr durch das Absterben Eurer Hausfrau einen gar großen Verlust mögt erlitten haben; denn das ist ein so liebes, wackres Mädchen, wie es ihrer wohl nur wenige geben mag."

„Nun, mit Rosinen hat es freilich seine ganz eigne Bewandniß" fiel ihm Lindmann ins Wort. „Ich brauche übrigens jetzt kein Geheimniß mehr daraus zu machen, und kann es Euch daher ohne Bedenken gestehen, das Rosine nicht meine Tochter ist, obgleich sie, wie ihr selbst gesehen habt, ganz als Kind des Hauses von mir behandelt wird. Es mögen nun gerade drei Jahre verfloßen seyn, als ich sie eines Tages nicht weit von meiner Wohnung im Walde

fand, wo sie zerlumpt und verhungert in der Irre umher lief. Ich führte die hülfles Jammernde nach meinem Hause, und nachdem ich durch mildthätige Bewirthung ihr Vertrauen gewonnen hatte, erzählte sie mir, das sie auf Zureden eines ihr unbekannten, jungen Menschen, welcher sie nach dem Hause seiner Eltern zu bringen versprochen, einem umherziehenden Seiltänzer entsprungen, jetzt aber, nachdem die ihr eingeflößte Hoffnung unerfüllt geblieben, lieber umzukommen, als zu ihrer vorigen Lebensweise zurückzukehren, entschloßen sey. Was war zu thun? Sie ihrem Schicksale zu überlassen, wäre hart und unmenschlich gewesen! Vielleicht rettest du, dachte ich, das arme verirrte Geschöpf vom zeitlichen und ewigen Verderben, wenn du ein Werk der christlichen Barmherzigkeit ausübst! Auf der Stelle mußte sie den phantastischen Lumpenkram, den sie am Leibe trug, von sich werfen und sich ehrbar bekleiden; ihr bisher geführter Name klang mir gleichfalls zu locker und luftig, ich nannte sie daher schlechtweg Rosine; und, statt in schnöder Kunst mit den Füßen auf dem Seile umher zu gaukeln, mußte sie am Spinnrocken und Waschfaße die Hände zu rühren anfangen.„

Erstaunend und verstummend vor den wunderbaren Schickungen des Himmels, faltete Lerche die Hände

und ſtarr und unbeweglich hing ſein Blick an dem Auge des Erzählers.

„Aber Künſte hat es gekoſtet!“ fuhr dieſer fort, indem er mit zwar flüchtigem, aber ſehr bedeutenden Winke nach einem an der Thürpfoſte hängenden Inſtrumente, das faſt wie ein Kantſchuh ausſah, ſein Geſicht wandte. „Künſte hat es gekoſtet, die saubern Sitten und Gewohnheiten, die ſie während ihres Vagabundenlebens angenommen und ſich zu eigen gemacht hatte, ihr auszutreiben und ſie allmählich zur Zucht und Ordnung zu gewöhnen! Gottlob, daß meine Bemühungen nicht ohne Erfolg geblieben ſind! Roſine iſt ein braves, wirthſchaftliches Mädchen geworden, und von dem leichtfertigen Weſen, welches ſie mit hierher brachte, iſt jetzt kein Schatten mehr an ihr zu bemerken.“

„Und wiſt Ihr denn auch,“ rief Lerche,“ wie der junge Menſch heißt, mit welchem Roſine ſich auf die Flucht begab? Der heißt Gottfried Lerche, und iſt der eheleibliche einzige Sohn des nämlichen Mannes, den Ihr hier neben Euch ſitzen ſeht!“ — Umſtändlich berichtete er jetzt dem Hegereiter, der über ein ſo ſeltſames Zuſammentreffen der Umſtände gleichfalls in nicht geringe Verwunderung gerieth; wie Gottfried ihm damals die mit ihm geflüchtete Seiltän-

;erin, nachdem er ſich die Nacht hindurch mit ihr im Walde herum getrieben, am frühen Morgen ins Haus gebracht, und ſie flinkweg habe heirathen wollen; wie er aber in der Hitze des Zornes ſie ohne Weiteres fortgejagt, und wie ſein Sohn mit unveränderter Geſinnung noch immer an dem Mädchen hange und ſeit jener Zeit ſich vor Gram und Kummer faſt zum Schatten abgezehrt habe. Er beſchloß ſeine Mittheilung mit dem angelegentlichen Wunſche, daß doch jetzt, nachdem die Verhältniße ſich auf ſo vertheilhafte Weiſe verändert hätten, zu Stande kommen möge, was er unter den damaligen Umſtänden zu hintertreiben für gut befunden habe.

„Ei nun, wenn es des Himmels Schluß und Wille iſt,“ ſagte Lindmann, nachdem er den Bericht des Alten mit ruhiger Aufmerkſamkeit angehört hatte, „ſo werde ich meinerſeits, bei ſo bewandter Lage der Dinge, keinen Widerſtand thun. Ob übrigens Roſine Eurem Sohne noch geneigt iſt, wollen wir bald in Erfahrung bringen.“ —

Von beiden ward hierauf der in Verhandlung genommene Gegenſtand in allen ſeinen Beziehungen noch beſprochen und überlegt, bis Roſine ſelbſt, die zu Beſorgung des Veſperbrodes aus dem Felde zurückkehrte, der Unterredung ein Ende machte.

Ich war es, des Grafen Busenfreund. Uns entzweite ein Wortwechsel, den Neid und Verläumdung vergifteten. Wir trennten uns. Er hat mich vergessen; die Macht findet Freunde und Schmeichler. Ich — kann seiner entbehren.

Ihr seyd arm, Rudolph.

Vergebt, edle Frau, arm nicht. Ich bin nur nicht reich. Was der genügsame Wunsch begehren darf, ist mein. Mein Gut, was mich nährt. Hohe Mauern hat meine Burg nicht, nicht Gold; aber Unterthanen, die mich lieben werden, weil ich gütig bin; ehren, weil ich gerecht bin Ich bin frei wie der Graf. In meinem Saal hängt Kriegsbeute, und hängen Ehrenzeichen, die ich in Schlachten erwarb. Mein Vater war arm und mit Frau und Kind glücklich. Gott gebe mir sein Loos!

Die Mutter seufzte. Sie dachte an den alten Glanz ihres väterlichen Hauses, an Emma, an die Zukunft, an ihre jetzige Armuth. Aber Emma erhob ihr schönes Auge; denn ihr schien Rudolph jetzt der reichste Ritter im Gebirg. Rudolph fuhr fort mit niedergeschlagenen Augen und weicher Stimme sein Paradies auszumalen, das er im Arm einer geliebten Hausfrau zu finden hoffte. Ich habe heute, setzte er hinzu, zu Sankt Annen andächtig um nichts gebetet, als um dieses höchste Glück des Lebens.

„Faße doch einmal unſern Gaſt recht genau ins Auge, Roſine!“ ſagte Lindmann nach einer Weile. „Sollteſt Du ihn nicht vielleicht ſchon früher einmal geſehen haben?“

Roſine ſtutzte und ſchien, mit ihren Gedanken und Vermuthungen ſogleich auf den rechten Weg zu gerathen. Das damalige Zuſammentreffen war indeßen von viel zu flüchtig vorübergehnder Art geweſen, als daß ſie ſich der Geſichtszüge des Alten noch deutlich zu erinnern gewußt hätte.

„Beſinne dich nur, liebes Kind!“ ſagte Lerche. „Ich habe Dich in frühern Zeiten einmal gar hart und unfreundlich behandelt! daß Du mir die rauhe Strenge, mit welcher ich Dich von mir ſtieß, drei Jahre ſpäter durch freundliche Liebesdienſte vergelten würdeſt, konnte ich damals freilich nicht vermuthen.“

Betreten und überraſcht ſchwieg Roſine einige Augenblicke lang, faßte ſich aber ſogleich wieder und ſagte: „Ich erſchien damals freilich in einen Aufzuge vor Euch, der nicht eben viel Gutes von mir erwarten ließ und mich daher auch in Euren Augen nicht ſonderlich empfehlen konnte!

„Iſt Dir denn aber,“ fuhr der Alte zu fragen fort, „auch mein Sohn, in deßen Geſellſchaft Du den Weg nach Bruchfeld gemacht hatteſt, nunmehr

ganz aus dem Gedächtniß gekommen? oder denkst Du noch zuweilen an ihn?"

„Er war es ja," erwiderte sie mit sittsamer Geberde, „der den ersten Grund zu meinem nachherigen Glücke gelegt hat. So undankbar bin ich nicht, daß ich seine hülfreiche Theilnahme an meinen Schicksalen jemals sollte vergessen können."

„Auch Dich haben weder Zeit noch Entfernung aus seinem Gedächtniß zu bringen vermocht," rief der erfreute Alte. „Mit ganzer Seele hat er bis auf diesen Augenblick fortwährend an Dir gehangen, und von Deiner Erklärung allein wird es jetzt abhängen, ob er noch länger in Kummer und Betrübniß sich abhärmen soll. Aufrichtig, liebe Rosine! soll ich meinen Sohn hieher bescheiden, oder soll ihm Dein Aufenthaltsort auch für die Folge ein Geheimniß bleiben?"

„Vater Lindmann!" sagte sie, indem sie mit kaum hörbar zitternder Stimme und hocherglühendem Gesicht zu dem Hegereiter sich wandte; „auf Eure Entscheidung allein muß es ankommen!"

„Schon gut! Rosine," versetzte dieser; „ich weiß nun schon, wie ich mich dabei zu verhalten habe. Besorge jetzt nur wieder deine Geschäfte; ich denke, das Weitere wird wohl zu unsrer allerseitigen Zufriedenheit in Ordnung zu bringen seyn!" —

Am andern Morgen in aller Frühe ließ der Hegereiter, dem verangegangenen Entwurfe gemäs, die Pferde seines zurückbleibenden Gastes vor den Wagen spannnen und fuhr nach Bruchfeld. Mit der Kniegeschwulst des Alten hatte es sich durch Rosinens fortgesetzte sorgfältige Pflege merklich gebessert; auch wurde sein Gemüth durch den Gedanken an die bevorstehende Ueberraschung viel zu anhaltend und angenehm beschäftigt, um der körperlich schmerzhaften, an den erlittenen Unfall ihn erinnernden Empfindungen, nur im Mindsten weiter zu achten. Mit frohbehaglicher Erwartung spähte er des Nachmittags, als die Zeit, wo die Rückkehr des Hegereiters muthmaßlich erfolgen konnte, allmählig heranrückte, durch das geöffnete Fenster nach der Windung hinaus, und, munter zwischen den hohen Baumstämmen daher rollend, näherte sich endlich der Wagen, auf welchem der Harrende nicht allein seinen Sohn, sondern, wie er im Stillen bereits vermuthet hatte, auch seine Hausfrau erkannte, welche in ihrer ängstlichen Besorgniß um den Alten, durch kein Betheuern, daß die Verletzung, die er erlitten, nur unbedeutend sey, in Bruchfeld zurückzuhalten gewesen war.

Nachdem die Eintretenden sich durch den eignen Anschein überführt hatten, daß Lindmann ihnen die

Lage der Dinge ganz der Wahrheit gemäs geschildert und daß es um den Alten weiter keine Gefahr habe, begann der letztere sogleich, den Seinigen über die freundliche Wartung und Pflege, die ihm hier zu Theil geworden sey, Bericht zu erstatten und dabei hauptsächlich der unermüdlichen Sorgfalt rühmlich zu gedenken, mit welcher Rosine sich seiner angenommen und ihm seine Schmerzen zu lindern und zu erleichtern gesucht habe. — „Du kennst meine Wünsche und Absichten, lieber Gottfried!" redete er seinen Sohn an. „Schon mehrmals habe ich Dich auf diese oder jene hübsche Dirne in unserm Dorfe aufmerksam zu machen gesucht; Du hast aber deßenungeachtet noch immer zu keinem Entschlusse kommen können, und das ist mir, frei zu gestehen, nunmehr auch recht lieb, denn eine Schwiegertochter, wie diese, hätte ich darunter doch wohl nicht finden können. Ich habe daher in der Dankbarkeit meines Herzens und Kraft meiner väterlichen Gewalt die Wahl für Dich übernommen und dir Rosinen zur Frau bestimmt!"

Gottfried war wie vom Blitz getroffen, als er diese unerwartete Redewendung vernahm; innmuthsvollem Verdruß über ein so thöricht voreiliges Geschwätz kniff und preßte er die Lippen zusammen, und, nur aus schuldiger Rücksicht gegen die Anwesenheit

des Hegereiters, unterdrückte er die beißende Bemerkung, wie wenig ihm daran gelegen sey, die nähere Bekanntschaft einer Braut zu machen, die er einem geschwollenen Knie zu verdanken habe.

„Du sollst sie sehen!“ fuhr der Alte fort, indem er dem Hegereiter einen verstohlnen Wink gab.“ Sogleich sollst du mit eignen Augen Dich überzeugen, daß ich Dich zum glücklichsten Menschen unter der Sonne zu machen gedenke!“

Gottfried stampfte vor Aerger und Ingrimm mit dem Absatze gegen den Boden; Lindmann aber hatte mittlerweile die Thür geöffnet, und in lieblicher Verwirrung züchtig erröthend, trat jetzt Rosine herein. „Florabelle!“ schrie der Ueberraschte, indem er augenblicklich sie erkannte und in schwindelndem Entzücken auf sie zustürzte. — Herr Jemine, die Luftspringerin!“ rief die erstaunte Mutter. — „Nein doch; Keins von Beiden mehr!“ setzte mit behaglichem Lächeln der Alte hinzu.

Es währte lange, bevor Gottfried von der Betäubung, in welche der überraschende Anblick der so lange betrauerten und jetzt auf so unverhoffte Weise wiedergefundenen Geliebten ihn versetzt hatte, sich zu erholen und in sein Glück zu finden vermochte. Noch den nähmlichen Abend ward in der Wohnung des Hege-

reiters die Verlobung des liebenden Pärchens feierlich vollzogen. So eifrig man es dem überseligen Gottfried aber auch einzuschärfen suchte, daß seine Braut gegenwärtig weder auf dem Seile mehr tanze, noch Flerabelle, mehr heiße, will man doch wissen, daß er bis auf den heutigen Tag sie zuweilen in traulichen Augenblicken noch bei dem Namen zu rufen pflege, der an dem Brunnen in Zeidelsheim so lieblichen Klanges seinem Herzen sich eingeschmeichelt, und bis zur Wiedergewinnung im Hause des Hegereiters, mit so unbezwinglicher Gewalt den eingenommenen Platz zu behaupten gewußt hatte.

Der Nußknacker als Husar, und die Nuß.

Der Nußknacker.

Liebes Nüßchen!
Nur ein Küßchen!
O! wie find' ich Dich so niedlich,
Unbezwingbar appetitlich:
Laß durch meinen zarten Mund
Meine Lieb' Dir machen kund.

Die Nuß.

O Husare!
Meine Haare
Sträuben sich, muß ich Dich schauen,
Mich befällt ein mächt'ges Grauen,
Und ich möchte schnell entfliehn,
Thät es mich nicht an Dich ziehn.

Der Nußknacker.

Galvanismus!
Magnetismus!
In die muthigen Soldaten
Ziehen an durch Heldenthaten,
Werben stürmend Liebessold,
Alle Mädchen werden hold.

Die Nuß.

O Gebieter!
Gleich der Hyder
Fesselst du durch Deine Blicke;
Ach! ich kann nicht mehr zurücke!
Preisen würd' ich doch mein Loos,
Wär Dein Maul nicht gar zu groß!

Der Nußknacker.

An das Große
Dich nicht stoße!
In des Ruhmes goldnem Schimmer
Haben wir Soldaten immer,
Sitzend auf dem hohen Gaul,
All' ein solches großes Maul.

Die Nuß.

Welch ein Beben!
Widerſtreben
Nun nicht länger kann ich Arme!
Daß der Himmel ſich erbarme!
Schon verſchlingt der Rachen mich,
Und die Zähne nahen ſich.

Der Nußknacker.

Knack! knick! knack! knick!
Hohe Taktick
Gleich den größten Generalen
Soll aus meinen Thaten ſtralen,
Erſt gelockt mit ſüßem Wort
Dann zerbiſſen immerfort.

Merk Dir's Datum!
— Ich bin's Fatum!
Nichts kann jemals mir entgehen,
Was geſchehn ſoll muß geſchehen,
Und freiwillig ſelbſt die Nuß
In Nußknackers Zähne muß.

Doch auf Erden
Auch nur werden

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Von des Schickſals ſtrengem Willen
Wild zerſtört die äuſſern Hüllen,
Und ſobald der Kern ſich zeigt,
Höherem Gebot es ſchweigt.

Alſo wacker
Der Nußknacker
Auch die Schale nur zerſtöret,
Doch den Kern verſchonend ehret,
Den, zu Süſſerem beſtimmt
Aus dem Mund mir Hulda nimmt.

Th. Hell.

Aufforderung.

Dresdner Anzeiger 1816. No. 70.

Da ich im groſſen Garten ein ſchwarzes Hündchen ſah, ſo bitte ich, mir wenige Nachricht zu geben von der Nr. des Hauſes. Dresden, am 22. Juni 1816.

Diese Worte mit seiner bewegten Stimme erregten Emmas Herz wundersam. Sie beschloß in reiner Unschuld für ihn zu beten, daß er es finden möchte. Aber sie erröthete nicht.

Aber bald erröthete sie; denn des Mannes Edelmuth, seine Güte, sein unbezwinglicher Muth, womit er seine Hirten gegen den wilden Uebermuth seines Nachbars, des Ritters Saley, beschirmte, die Kunst des Saitenspiels, das er in Rom erlernt hatte, womit er sein einsames Leben verschönte, und seine Jugend; das alles drang immer tiefer in Emmas Herz. Sie horchte mit seligen, unruhigen Herzschlägen seinen Gesang zum Saitenspiel im Thal, das seine Liebe sang, die fern von ihm im Kloster seiner Liebe vergessen. Ach, sie errieth nur zuweilen, daß sie es gar seyn könnte, die er meinte, die er sang.

Mit zitternder Hand hing sie den Nonnenschleier über ihr Haupt; mit zitternder Hand hing sie das Kreuz auf die Brust voll heißer, sehnsüchtiger Träume. Eifriger horchte sie jetzt auf der Mutter Reden, daß die heilige Jungfrau selbst Mutter gewesen. Das Kreuz stieg und sank auf der unruhigen Brust.

Mit ungewisser Freude sah die Mutter ihren langen Wunsch erfüllt, die Liebe in Emmas Herzen keimen. Rudolph war ihr zu arm; aber ringsum

Die Stelle als Dromedar.

Ein Dromedar ward krank. Man pflegte sein
Und gab ihm täglich, seine Kraft zu stärken,
Zwei Flaschen guten alten Wein;
Doch war gar wenig Besserung zu merken
Und nah' der Tod. — Da kam der Wärter dieser Thiere
Dem wohl die Lust nach solchem Futter zu verzehn,
Mit einer unterthängen Bittschrift ein:
Man möchte doch, wenn ja das Dromedar crepire,
Die Anwartschaft auf dessen Stelle ihm verleihn.

Th. Hell.

Die

Seelenwanderung.

Erzählung

von

Theodor Hell.

Nun, bist Du endlich wieder da, mein Bienchen? Hast heute recht lange auf Dich warten lassen! So rief der alte Blacher seinem holden Töchterlein zu, das eben vom Spazirgange zurückkehrend, und den Strohhut am rosenfarbnen Band um den Arm geknüpft, in die Stube zu ebner Erde trat, in welcher bei Sommerabenden ihr Vater seine beiden letzten Pfeifen vor Schlafengehn rauchte.

Phi'ipine war aber auch allerdings länger ausgeblieben als gewöhnlich, ja, länger, als sie es anfangs selbst im Sinn gehabt hatte, als sie mit der alten Nachbarin auf das unserne Dorf ging, um dort einen Krug gute Milch zu trinken, in der Jasminlaube der freundlichen Pachterin, die diesen Bedarf immer dem Blacherschen Hause in die Stadt zu bringen

pflegte. Wer hätte aber auch denken sollen, daß diese plötzlich krank geworden, und daß der junge artige Doctor, der seit einigen Wochen sich in Wartenhausen angesiedelt hatte, auf des Pachters Bitten zu ihr geeilt sey und den sonderbaren Einfall bekommen habe, sich, als er die Krankheit der guten Frau untersucht, nicht eben gefährlich gefunden und gar keine Heilmittel verschrieben hatte, von dieser Arbeit in derselben Laube ausruhen zu wollen, wo eben Philippine angekommen war, und schon anfing, recht emsig an dem kleinen Strickstrumpfe zu arbeiten.

Die Höflichkeit erforderte es; dem Herrn Doctor doch ein wenig Platz zu vergönnen; man konnte es nicht abschlagen, die Milch mit ihm gemeinschaftlich zu trinken, und er hatte sich so viel nach den Honoratioren des Städtchens zu erkundigen, die alte Nachbarin so ausführlich und mit eben so viel Vergnügen als Weitschweifigkeit darauf zu antworten, daß nach und nach der Abend herankam, ohne daß man ihn allerseits erwartet hatte, und nun doch der artige Herr die Damen das halbe Stündchen bis zur Stadt zurück begleiten mußte. Da schien er denn nachholen zu wollen, was er vorher in der Laube versäumt hatte, und sprach so liebe und kluge Worte mit Philippinen, wie sie seit langer Zeit oder wohl niemals noch gehört

hatte, daß durch Stehenbleiben und Langsamgehn aus dem halben Stündchen ein Stündchen ward, und noch etwas darüber, und der alte Blacher schon seine zweite Pfeife zu stopfen anfing, ehe Goldtöchterlein kam, die doch gewöhnlich von solchen Spaziergängen sonst schon bei den Anfangszügen aus der ersten einzutreffen pflegte.

Sie hatte in der kindlichen Unschuld ihres Herzens, dessen, was sie so lange aufgehalten hatte, gar kein Hehl, und erzählte so herzlich und warm davon, daß der Vater selbst seine wahre Freude daran hörte, und gutmüthig äußerte, wie er es gar nicht ungern sehen würde, wenn der junge Herr Doctor auch ihn einmal besuche.

Es war aber, als ob dieser eine solche Aeußerung gehört oder wenigstens geahnet haben müsse, denn schon des nächsten Vormittags klopfte er an des alten Blachers Thüre, ward freundlich hereingenöthigt, und die Unterredung gewann bald so lebhaften Fortgang, daß Philippinchen nicht genug lauschen konnte, um alle schöne Sachen zu vernehmen, die der Herr Doctor Eßland, denn so hieß der junge Aeskulap, sagte, und darein so vertieft war, daß sie kaum Zeit hatte, noch von der Thür hinwegzueilen, als dieser an die Klinke griff, um fortzugehen. Es war aber wahr-

haftig das Erstemal in ihrem Leben, wo sie ein wenig gehorcht hatte, und sie war daher noch nicht eben sehr geschickt in dieser Kunst.

War aber der Doctor nun Einmal gekommen, so unterlies er nicht, es auch öfter zu thun, und da konnte es nicht fehlen, daß er bald des guten alten Blachers Lieblingssystem und seine häuslichen Geheimnisse erfuhr. Diese bestanden aber darin, daß er steif und fest und mit einer Beharrlichkeit, die trotz aller ihm gemachten Widersprüche unerschüttert blieb, an die Seelenwanderung glaubte und nach diesen Ansichten auch fast alle seine Handlungen und Gefühle modelte.

Es gab daher auf der einen Seite gleich dem egyptischen Cultus der gefeierten und gepflegten Thiere mehrere im Hause und Hofe, während er auf der andern es sich nicht abstreiten ließ, daß auch mehrere Menschen, mit denen er in Gemeinschaft lebte, früherhin Thiernatur gehabt hätten und ihm zum Theil als solche schon bekannt gewesen wären. So sah man nach dem ersten Grundsatze stets zunächst an Blachers Großvaterstuhle oder Bette, je nachdem er nun den einen oder andern Ruheplatz wählte, einen alten Pudel liegen, von welchem er behauptete, daß in diesen die Seele eines seiner treusten Freunde gefahren sey, der

ihn auch unter dieser Gestalt nicht verlassen wolle, und der daher eben so gut als der Hausherr selbst gepflegt und gewartet werden müsse. Im Hühnerhofe stolzirte so schon seit langer Zeit ein großer Truthahn, welchem er zur Auszeichnung noch eine Medaille umgehängt hatte. Blacher war überzeugt, in diesem rothnäsigen, hochbeinigen Thiere hause jetzt die Seele des Herrn Oberdomänialraths Blacher von Blachenfeld, seines hochseligen Oheims, der, da er als Hagestolz starb, ihm sein Vermögen hinterlassen und dadurch den Grund zu seinem jetzigen Ruhestande gelegt hatte, obgleich der gute Mann bei Lebzeiten ebenfalls die Nase truthahnmäßig hoch trug, sich vor seinen Untergebenen gewaltig spreizte und vor Freude starb, als ihm die neue Ehrenmedaille überreicht wurde, welche den ältesten Mitgliedern des landwirthschaftlichen Ausschusses vom Fürsten zu tragen erlaubt worden war. Dagegen war auch Blacher überzeugt, daß er in seinem alten Bedienten Jeremias das treue aber sehr magre und von der Last der Jahre gedrückte Rößlein wieder habe, worauf er, als sein Handel noch sehr im Beginnen sich befand, von Jahrmarkte zu Jahrmarkte geritten war, und das damals eben so ruhig und gelassen seinen ganzen kleinen Kram getragen hatte als jetzt der Jeremias die Tabackspfeife

und den grofen Tabaksbeutel, wenn in dem Garte vor der Stadt einmal ein Nachmittag zugebracht od der Nachbar, der Bürgermeister, auf einen tüchtige Schafkopf besucht, und dabei mit diesem und de zwei Skabinen, wie man sich auszudrücken pflegte burschenmäßig geplatzt werden sollte.

Von allem hatte Estland bald Kunde, da e ihm daran gelegen war, die Gemüthsart des Vater zu erforschen, um sich ihm gefällig zu machen, und sich dadurch den Weg zu Philippinens Herz und Hand zu bahnen. Daß er in dem erstern schon ziemlich weit vorgeschritten sey, fühlte er wohl, und das Mädchen fühlte es mit ihm, denn es war Keinem mehr wohl ohne den Andern, und Blicke und halbe Worte und ein leiser Druck der Hand hatten bald das Geheimniß verrathen, das sich ja nur leise versteckt hatte, um desto eher und schöner enthüllt zu werden; aber mit dem Wege zur Hand sah es noch bei weitem nicht so gut gebahnt aus.

Eins war ihm jedoch noch unbekannt geblieben, vor allen fremden Leuten ward es geheim gehalten, und Philippinchen, welche doch etwas davon ahnete, hatte ja noch nicht einmal drei Worte mit dem Doctor ohne Zeugen sprechen können, um ihm ein so wichtiges Familien-Arcanum mitzutheilen, das für

ihn jetzt wenigstens eben so viel Werth haben mußte, als sey es die nächste Anweisung zu Fertigung des ächten und probaten Lebenselixirs.

Bienchen hatte nämlich vor 8 Jahren bereits ihre Mutter verloren. Sie war damals noch ein Kind, und ihr daher das ganze Wesen und die Gemüthsart ihrer Mutter ziemlich fremd geblieben. Desto mehr ruhte es noch im Andenken des friedliebenden Vaters Blacher. Denn bei manchen andern guten Eigenschaften seiner verstorbenen Ehehälfte, wohin besonders eine große Reinlichkeit gehörte, die aber dann und wann etwas ins Holländische ausartete, hatte sie besonders die weniger freundliche besessen, den ganzen Tag zu knurren und zu zanken, und es oft selbst bis in die Nacht hinter den Bettgardinen fortzusetzen. Es war nicht stets böse gemeint sondern nur eine häßliche Angewohnheit, daher sie nicht selten ihr Männchen recht zärtlich streichelte und doch dabei so unwillkührlich knurren und schelten konnte, daß nichts natürlicher war, als ihre Gemüthsart ein wenig katzenartig zu finden. Kein Wunder also, daß Blacher, nachdem der Tod sein Eheband getrennt hatte, nach seinem Grundsatze der Seelenwanderung die selige Gattin in einer Ciperkatze wiederfand, die sich eben um jene Zeit ganz unverhofft in seinem Hause einfand

war kein junger Ritter, außer der wilde, rohe Saley. Er schien Emma zu lieben. Er hatte sie einmal im Kloster zu Val Saint gesehen. Die Mutter liebte den wilden Mann nicht, Emma verabscheute ihn. Aber die fromme Mutter wollte auch dem stillen Glück der Tochter nicht entgegen stehen. Sie sagte ihr: mich dünkt, Emma, Rudolph liebt dich, und du bist die Hausfrau, die er meint.

Da senkte Emma das glühende Gesicht tief auf die Brust, und da ihre Mutter fragte, ob auch sie den edlen Mann liebte, da verhüllte sie ihr Auge in Thränen, und die glühende Farbe in ihren Schleier, und antwortete nicht. Sie betete zu Sankt Annen, und da legte sie den schwarzen Schleier der Heiligen zu Füßen. In ihrem Busen erhob sich die Ruhe des Himmels, und das Entzücken der ersten Liebe. Ja, du Heilige! rief sie betend: ich liebe ihn! Und als sie sich umdrehte, kniete hinter ihr Rudolph. Er hatte ihr Gebet, er hatte das Wort der Liebe gehört.

Aber er ehrte der Jungfrau zartes Gefühl, die ihm sogar verbergen wollte, daß sie den Nonnenschleier nicht mehr trug. Er redete nicht von Liebe, nicht von Hoffnung mit ihr. Nur sein Saitenspiel sang seine Entzückungen, und ihre stille Sehnsucht. Ihre Seele öffnete sich ihm im schönen

und ohne Weiteres so knurrig und doch auch schnurrig an den Hausherrn anschloß, daß eine Gemüthsverwandtschaft hier ganz unverkennbar vorleuchtete.

Diese Katze ward also gar hochgehalten im Hause, ohne daß Blacker es für nöthig hielt, sich in nähere Erörterungen deshalb einzulassen, wie er wohl bei andern Thierindividuen zu thun pflegte, indem er es doch dem Nachruhme seines Ehegesponses nach den beschränkten Ansichten des großen Haufens nicht ganz für vortheilhaft hielt, daß ihre Seele gerade in ein solches Thier gefahren sey, das bei Manchem nicht eben in dem freundlichsten Credit steht. Die alte Liebe trug sich aber doch in so weit auf die Katze über daß sie sich eine Menge Freiheiten mit dem alten Herrn erlauben durfte, wie sonst kein andres seiner Pfleglinge, und daß dieser in manchen Stücken sie gleichsam um Rath oder Zustimmung zu fragen pflegte, wie er denn bei Lebzeiten seiner Gattin redlich zu thun gewohnt gewesen war.

Eben um diese Zeit, wo Estland in seinem Herzen Philippinens Bild trug und sie das seine, hatte auch ein in dem Städtchen wohnender reicher Gutsbesitzer, Herr Krack von Krackendorf, welchem das schöne Bienchen gar sehr in die Augen stach, sich dem alten Blacker nicht ohne Erfolg genähert, denn von

seinem frühern Stande her, wußte dieser noch Geld und Geldeswerth sehr gut zu schätzen, hatte auch von jeher die kleine Schwachheit gehabt, sich gern an die höhern Stände anschliessen zu wollen, und ein so begüterter und hochadlicher Schwiegersohn schien ihm sehr annehmbar, mochte er auch ein wenig häßlich, ein wenig dumm und ein wenig geizig seyn, Eigenschaften die der Herr von Krackendorf selbst bei seinen Bewerbungen nicht verbergen konnte und daher wohl in recht hohem Grade besitzen mußte.

Seit einigen Tagen sprach Vater Blacker aber so viel zu Gunsten dieses Philippinen in tiefster Seele verhaßten Freyers, daß sie sich genöthigt sah, die mädchenhafte Schüchternheit für einen Augenblick bei Seite zu setzen, und Estland durch ein hingeworfenes Wort von der Gefahr Nachricht zu geben, in der sie stehe, wenn es ihm nicht glücke, des Vaters Herz ganz für sich zu gewinnen.

Mit Freuden, der Liebe seines Mädchens vollkommen gewiß zu seyn, that daher Estland den letzten Schritt zum Ziele seiner Wünsche, und trug dem Vater Blacker die Gefühle seines Herzens und die Bitte um die Hand seiner Tochter vor. Der Zufall wollte es, daß an demselben Tage, der Herr von Krackendorf auch ein Gleiches gethan hatte, und so

Blacher sich in der halb erfreulichen halb unangenehmen Verlegenheit befand, welchem von beiden Werbern er sein holdes Töchterlein geben sollte, indem ihn zu dem einen dessen Reichthum und Adel, zu dem andern aber sein besseres Gemüth und die Zuneigung seiner Tochter, die ihm doch nicht ganz entgangen war, hinzog. Er beschloß daher in einer Aufwallung des Herzens, das ihm doch Vorwürfe zu machen begann, wenn er hier nur allein auf irrdische Güther sehe, nach seiner Art und Weise durch die untrüglichste Methode den Character der beiden Mädchen-Prätendenten zu prüfen, und nach dem Ausfall dieser Untersuchung die Wag-Schaale des einen oder des andern steigen oder fallen zu sehn. Bei seinem festen Glauben an Seelenwanderung nämlich war es kein Wunder, daß die Idee ebenfalls in ihm Wurzel gefaßt hatte, jeder Mensch müsse sich durch sein Gesicht verrathen, welch eine Art von Thier in ihn gefahren sey, dessen Gemüthsart ihn nun bei seinen Handlungen zu leiten pflege. Lavater war nach seiner Meinung der Sache etwas auf der Spur gewesen, jedoch nicht ganz, und er hatte sich in Gedanken sein System weit folgerechter ausgebildet, als dieser, betheuerte auch, es in einer unzähligen Menge von Fällen durch die Erfahrung bestätigt gefunden zu haben. Nur durch das

Auge, den Spiegel der Seele, die Stirn, als den Wohnplatz des Pſychiſchen, und die Naſe, als die Hauptbezeichnung der Thierwelt, ſpreche ſich aber die Anverwandtſchaft des Menſchen mit dieſer untergeordneten Claſſe am ſicherſten aus, dagegen Mund und Kinn wieder zu ſehr an die menſchliche Bildung erinnerten und den reinen Begriff verwirrten. Man müſſe daher, um die Prüfung genauer anzuſtellen, ſtets dieſe untern Theile des Geſichts verbergen, wodurch alles ſodann viel klarer ans Licht trete. An ſich ſelbſt hatte er die Probe mehr, als hundertmal gemacht und war überzeugt, daß in ihm eine Biberſeele wohne, dagegen er in ſeiner Tochter eine Taubennatur vermuthete, wie ſich denn dieſes auch durch ihre beſondere Vorliebe zu dieſen freundlichen Geſchöpfen noch mehr beſtätigte.

Dieſer Probe ſollten ſich daher die beiden Liebhaber Philippinens auch unterwerfen, und ſie wurden eines Tages beide zu dieſem Zwecke eingeladen. Gern ſah es der Alte, wenn er Sicherheits halber die Thiere, in deren Geſchlecht die Aehnlichkeit die Geprüften ſetzte, zugleich mit ihnen confrontiren konnte; es ward daher beliebt, in dem geräumigen Garten ohnweit des Hofraumes dieſesmal den Kaffee einzunehmen, damit aus Blachers zahlreicher Menagerie ſogleich die fragli-

chen vierbeinigen oder beficderten Gegenstände herbeigeschafft werden könnten.

Von großen Einleitungen war Blacher kein Freund; er kam daher nach den ersten Begrüßungen und Entschuldigungen, daß er größerer Traulichkeit wegen, in seiner Bequemlichkeit des Hausanzuges geblieben sey, bald auf den Hauptzweck den er beabsichtigte, nahm jedoch das, wohinter er allerdings ernstere Rücksichten verbarg, blos als einen Scherz und sonderbaren Zug von Liebhaberei an. Estland war gleich bereit, dem Willen des Alten gefällig zu seyn; der Herr von Krackendorf machte aber anfangs mehr Umstände, indem er es für unanständig hielt, sein hochadliches Gesicht auch nur im Spaß mit einer gemeinen Thiernatur vergleichen zu sehn. Da er sich jedoch überlegte, daß die adlichen und selbst fürstlichen Wappen ja meist irgend ein Thier im Schilde führten, das Thierreich daher nicht so entfernt von der Ahnentafel zu seyn schien, als man wohl anfangs glauben möchte, und es daher vielleicht ehrenvoller für ihn sey, irgend einer solchen Natur als einer gemeinen bürgerlichen ähnlich zu sehen, so verstand er sich endlich dazu, in der That höchst neugierig, ob nicht etwa das Rhinozeros, das er im Wappen führ-

te, durch eine wunderbare Ideensyncraſie ſich noch in ſeinen eignen Zügen verherrlicht wiederfinde.

Auch Bienchen war mit zu der Confrontation gezogen worden, ohne jedoch ſo recht genau die Abſicht ihres Vaters dabei zu erfahren, doch ſchlug ihr das Herz recht ängſtlich, als ob es ahne, daß hier etwas auch für ſie Wichtiges und keine bloße Liebhaberei des Vaters verhandelt werden ſolle.

Herrn von Krackendorf gebührte wie billig der Vorrang. Blacher ſetzte ſich in einen Lehnſeſſel, ſteifte die Brille auf die Naſe, und bat nun dieſen, ſich vor ihn hin zu ſtellen, die Hand unter die Naſe zu halten, um Mund und Kinn zu bedecken, und ſo zu dem Studio der Thierähnlichkeit ſein Geſicht darzubieten. Es geſchah. Der alte ſchüttelte bedenklich den Kopf, denn in dieſer Iſolirung trat das hochrothe, borſtenartig ſich aufſträubende Haar, die Dummheit der Stirne, die Gemeinheit der Naſe, aber auch die Bösartigkeit der halbſchielenden Augen, um ſo greller hervor. Er dachte nach, was für ein Thier ſich wohl hier zeige; da fing der alte Eſel an zu ſchreien, welcher ſein Gnadenbrod in Blachers Stalle erhielt, weil dieſer überzeugt war, die Seele eines alten getreuen, aber höchſt albernen Markthelfers, der ihm bis in die ſpäteſten Jahre beigeſtanden, ſey

in dieſen Langohr übergegangen, und kam herbei um wie es manchmal geſchah, eine Brodrinde aus ſeines vorigen Brodherrn Hand zu erhalten. Zu gleicher Zeit ward ein ängſtliches Geflatter im Taubenſchlage hörbar, und ein Marder kroch daraus hervor, der ſich ein junges Täubchen dort geholt hatte. Philippine ward es gewahr, nahm es ihm ab, und traurig es auf ihren Schoos nehmend verſank das Mädchen in ſo trübes Nachdenken, daß ſie von der weiſen Entſcheidung ihres Vaters gar nichts mehr vernahm. Dem Marder durfte aber kein Leid geſchehen, denn er gehörte auch mit zu der Seelenwanderungsmenagerie, da Blacher in ihm einen ränkevollen, rabuliſtiſchen Advocaten vermuthete, den er zwar nie hatte leiden noch achten können, der ihm aber durch ſein Kniff- und Pfiffgenie manchen bedenklichen Prozeß gewonnen und manche höchſtgefährlich ſtehende Summe freilich mit Hinterziehung andrer Gläubiger, gerettet hatte. Nun ward's dem Phyſiognomiker auf einmal klar, daß des Herrn von Krackendorf auf dem Geſicht ausgedrückte thieriſche Gemüthsart ein Mittelding zwiſchen Eſel und Marder ſey. Mit dieſem Ausſpruche wollte er ſich aber doch, aus Furcht, den reichen Freyer zu ſehr zu beleidigen, nicht beſtimmt herauswagen, ſondern erklärte nur ſo viel, daß der Herr

von Krackendorfs Geſichte ſchwer zu enträthſeln ſey, welches wohl von deſſen hoher Geburt herrühren möchte, wo das Reinthieriſche gleichſam untergegangen ſey, daß aber doch allenfalls in ihm etwas Erhabenes von einem Königstieger und etwas Sanftbeſcheidenes von einem Maulthiere ſich vorfinde. Herr von Krackendorf wußte noch nicht recht, ob er dies als Schmeichelei aufnehmen, oder ſich darüber ärgern ſollte, als ſchon der Alte zu der zweiten Unterſuchung fortſchritt, deren Reſultat er doch erſt abwarten wollte, um den Werth der ihm ertheilten Sentenz darnach zu prüfen.

Mit Vergnügen hielt der wackre Eſtland ſeine Hand unter die Naſe, um auch dieſe kleine Grille des ihm ſonſt ſo theuern Vaters ſeiner Philippine zu befriedigen. Und er hatte Urſache, mit ſeiner Bereitwilligkeit zufrieden zu ſeyn. Denn ohne daß Blacher ihn lange zu beſehen brauchte, rief er ſogleich: Bringt mir einmal meinen Jacob her! Und auf das Wort, kam der ehrliche, treue Pudel, auf den Blacher ſo große Stücke hielt, denn er wußte ja genau, daß dies derſelbe Pudel, nur in der zehnten Generation war, der ihn als Kind einmal aus dem Waſſer gerettet, und dann ſeinem Vater den Geldſack wiedergebracht hatte, als dieſer ihn in der Herberge

Vertrauen, aber ihr Herz verhüllte noch immer die schönen Flammen der Liebe. Ihre Hände berührten sich nur, wenn sie neben einander herginzen; ihre Lippen nicht. Nur in Träumen sah die erröthende Jungfrau sich als Hausfrau an der Brust des geliebten Mannes.

An einem Morgen stand Emma auf dem Balkon, und schaute weit hinaus ins Thal, und dann seitwärts mit lächelndem, sehnsüchtigem Blicke nach der Burg Marsan, und nach dem Pfade, der zu ihr ins Thal führte; da, horch! hörte sie aus weiter Ferne die leisen Töne der Harsthörner dann und wann, die jetzt, wie das Thal sich wendete, vernehmlicher klangen. Zugleich gab von der Burgwarte das Horn das Zeichen der Vorsicht.

Die Brücken wurden aufgezogen, und nun schmetterten nahe die Hörner, und die Tritte der Pferde. Es ist ja keine Fehde ringsum! rief die Mutter. Und Saleys Zug kommt von Mittag. Die Hörner schallen von Rübli herüber aus Norden.

Da erschienen am Eingange des Thals vier Ehrenherolde in Greyerz Farben gekleidet. Die Fahnen mit des Grafen Wappen flatterten im Morgenwind. Ihnen folgte eine Reihe Knappen. Die Herolde stießen ins Horn, und kündeten laut die

hatte liegen lassen, wo der Wirth schon im Begriff stand, ihn heimlich sich anzueignen, als der treue Hund den Dieb anpackte, den Sack in die Zähne faßte und wieder zu seinem Herrn trug.

Richtig! ein Pudel, rief der alte Blacher recht freudig aus, dabei Estland mit freundlich treuherzigen Blicken ansehend. Der alte Jeremias, welcher den vierbeinigen Pudel zur noch bessern Vergleichung im Arme hielt, hatte selbst seine ehrliche Freude daran, der Herr von Krackendorf fühlte aber nun recht lebhaft, daß er sich hier ärgern müsse, da die Entscheidung über seine Thiernatur gar nicht mit so vieler Freude erfolgt sey, weshalb er sich denn grimmig zurück zog und ein noch häßlicheres Gesicht zu schneiden anfing, als er schon vorher gehabt. So schien es also bereits, als ob sich die Wage ganz auf die Seite des biedern Estlands neigen wolle, als der Satan auf einmal die Katze des alten Blacher herbeiführte, welche, da sie sonst stets am Tage auf Böden und in Kellern nach Mäusen herumsuchte, oder allenfalls in der Küche ihrer Natur nach sich verweilte, vorher noch nie in Estlands Gegenwart sich hatte sehen lassen, und dadurch für den jetzigen Augenblick wenigstens alle günstige Aussichten des jungen Arztes zerstörte.

Von Kindheit auf hatte dieser nämlich den höchsten Widerwillen gegen Katzen gehabt, ihn in reifern Jahren zu besiegen gestrebt, es aber nie dahin bringen können, der gleichsam angebornen Abneigung Meister zu werden. Wo er also noch jetzt eine Katze sah, ergriff es ihn so unangenehm, daß er in einen der Ohnmacht-nahen Zustand gerieth, wenn er nicht, ehe dieser eintrat, entweder sich oder den Gegenstand seiner Abneigung aufs eiligste zu entfernen suchte. Wie zur ungelegensten Zeit trat daher diese häßliche Alternative bei ihm ein, als er jetzt auf einmal auf die Schulter des alten Blacher, also recht in seinem Gesichtspunkte, eine große schwarze Katze springen, sich traulich an dessen Hals schmiegen und ihn selbst, als witterte sie den Erbfeind in ihm, mit großen, glotzenden Augen anstarren sah. Erregter als je fühlte er auch heftiger als jemals seine Katzenscheu. Schon war es zu spät, der Gefahr zu entrinnen, und er wollte das auch nicht, da ja Blacher eben so heilbringend mit ihm beschäftigt war. Ohne zu ahnen, welchen hohen Rang die Katze in diesem Hause einnehme, beschloß er, den Gegenstand seines Abscheues selbst zu entfernen, griff daher hastig nach der Katze, riß sie dem alten Blacher von der Schulter und schleuderte sie weit von sich hinweg über den Gartenzaun

hinaus. Die Katze biß und kratzte um sich, und erhob dann ein jämmerliches Geschrei, als sie von dem Luftfluge wieder auf der Erde angekommen war. Blacher sprang ganz bestürzt von seinem Stuhle auf, eilte seiner so hart behandelten Katzen-Ehehälfte nach, und der Herr von Krackendorf, der nichts Besseres zu thun wußte, lief mit ihm. Philippine hatte wenig von dem ganzen Vorgange gesehen, da sie mit ihrem Täubchen noch beschäftigt war, erhob daher, nur neugierig fragend, den Blick zu Estland und entdeckte mit Schrecken, daß dieser mit bleichen Wangen, wie von Fieberfrost zitternd, und doch unbeweglich starr da stand. Denn heftiger als je hatte seine unglückliche Angewöhnung diesesmal auf ihn eingewirkt; und er war von dem Vorfalle so ergriffen, als ob er die gewaltsamste Anstrengung gehabt habe und unter ihr fast erlegen sey. Mit einem Schrei des Schmerzes eilte Bienchen auf ihn zu, führte ihn auf des Vaters verlassenen Stuhl und setzte sich sorglich neben den Halbohnmächtigen, dessen sinkendes Haupt an ihre hochklopfende Brust lehnend.

Blacher hatte indeß seine geehrte Katze noch bei leidlichem Wohlseyn gefunden, nahm sie auf den Arm, streichelte sie liebkosend, und Herr v. Krackendorf that ebenfalls das letztere mit hämischen Redens-

arten gegen den Verüber des Greuels, wodurch nicht nur die Katze veranlaßt ward freundlich knurrende Bewegungen zum Besten dieses Mitbewerbers zu machen, sondern der alte Blacher auch den schlechten Erfolg der physiognomischen Untersuchung vergessend, sich von neuem sehr liebreich zu diesem neigte. Das ganze Ungewitter brach aber über Estland los, und wüthend rief der alte Herr über den Gartenzaun hetüber, der Katzentödter soll gefälligst sogleich seine Grenzen zu verlassen und wo immer möglich so gütig seyn, sich nie wieder um sein Haus oder die Seinigen zu bekümmern, damit der Hausherr nicht etwa selbst befürchten müsse, auf gleiche Art behandelt zu werden, wie eine Person, die so gerechte Ansprüche auf seine Ehrfurcht und Hochachtung habe. Diese harten und heftigen Redensarten vertrieben schnell Estlands Schwäche, der er vielleicht sonst in der angenehmen Lage, in welcher er sich zufällig befand, noch länger würde nachgehangen haben, er sprang auf, stellte dem alten Blacher seine unglückliche Antipathie, seine Reue, seinen Wunsch der Besserung, kurz alles vor, was ein Liebhaber, der im Begriff steht um den Besitz seiner Geliebten zu kommen, nur vorstellen kann, aber alles vergebens. Blacher war nicht zu rühren, nicht zu bewegen. Und als Bienchens Thränen und Bitten unverhohlen, durch

den Drang der Noth an den Tag gelegt, nun sich mit Estlands bringenden Vorstellungen vereinten, da platzte er am Ende, von zu vielen Seiten bedrängt, gar mit dem ganzen Geheimnisse heraus und beschwor seine Tochter, wie sie doch ihrer eignen Gewissensruhe wegen nicht einem Manne ihre Hand würde reichen wollen, der ihre geehrte Mutter, die jetzt freilich die etwas sonderbare Katzennatur angenommen, über den Gartenzaun geworfen und so gleichsam sträfliche Hand an seine leibliche Schwiegermutter gelegt habe.

Als nun, darob erstaunt, beide anfangs still schwiegen, jedoch nachher sich in Betheuerungen der Unschuld und neuem Vorbitten ergossen, da ward Blacher immer wilder, und Bienchen bat endlich Estland selbst, jetzt nur zu gehn und für den Augenblick jedes weitere Eindringen aufzugeben, aber deshalb doch noch nicht alle Hoffnung für die Zukunft zu verlieren. So entfernte sich denn Estland mit tief gebeugtem Gemüthe, der Herr von Krackendorf trat triumphirend mit dem Vater Blacher auf das von seinem Nebenbuhler geräumte Schlachtfeld, und Bienchen wäre vielleicht in diesem kritischen Momente ihm zugesagt worden, wenn nicht, ehe die Geister sich so weit gesammelt hatten, um darüber ruhig zu verhandeln, sich plötzlich eine Schaar von Flüchtenden dem

an der Heerstraße liegenden Garten genähert und im Vorbeieilen durch den Schreckens-Ausruf: „der Feind kommt! er wird gleich hier seyn!“ alles verstört und in ganz andre Sorgen versetzt hätte.

Herr von Krackendorf vergaß Braut und Schwiegervater auf der Stelle und eilte nur pfeilschnell nach Hause, um sein Geld, seine Juwelen und andre Sachen von Werth zu verstecken, auch so viel als möglich dafür zu sorgen, daß sein Grundstück von aller Ungebühr und allen Lasten verschont bleibe. Philippine mußte sich zu der Frau Gerichtshalterin flüchten, die ihr in der wohlverwahrten und feuerfesten Gerichtsstube ein Unterkommen versprochen hatte, und Blacher trieb alle seine Freunde und Verwandte aus dem Thierreiche vor allen Dingen in das Haus, damit sie nicht im Garten ganz unbeschützt sogleich dem Feinde in die Hände fielen.

Es war kein blinder Lärm gewesen. Die feindlichen Schaaren, aus einer Abtheilung Italiänischer Truppen bestehend, waren durch eine schnelle Wendung ganz unerwartet in diese Gegend gekommen, wo sich nur ein kleines Detaschement Landestruppen befand, das gänzlich außer Stande war, der andringenden Mehrzahl sich zu widersetzen, und sich daher nur fechtend auf sein Hauptcorps zurückzog. So hörte

man denn bald den Donner des Geschützes und der Kleingewehrfeuers. Die freundlichen Soldaten wollten sich in dem kleinen Städtchen zu halten suchen, wurden aber bald hinausgedrängt, die gröſſere Masse der Feinde verfolgte sie, und nur einige hundert Mann blieben in dem Orte zurück, den sie nun nach Kriegsmanier so ansahen, als ob sie ihn durch die Gewalt der Waffen erobert hätten.

Des Herrn v. Krackendorfs Haus war das stattlichste im Orte; dorthin wendete sich also zuerst die feindliche Schaar und verlangte eine gewaltige Summe, wenn das Haus nicht sogleich geplündert und dann der Erde gleich gemacht werden solle. So viel verstand Herr von Krackendorf wohl aus dem halbgebrochenen Deutsch, mit welchem die Italiäner es ihm demonstrirten, noch mehr aus den Geberden, die sie dazu deutlich genug machten. Er protestirte und betheuerte, daß sie bei ihm weder Geld noch Gut finden würden, daß er ein armer Teufel sey, daß es aber ganz andre Leute im Städtchen gebe, wo etwas zu holen seyn werde. Das verstanden denn die Fremden, durch eine besondere Kunst des Errathens bei solchen Gelegenheiten wieder recht gut und deuteten ihm an, daß wenn er sie wohin führe, wo sie hinreichend für ihre Mühe belohnt würden, sie seinem

Hauſe eine Sauvegarde geben, außerdem aber, wenn er ſie betrüge, ihn aufknüpfen wollten. Da hielt es denn der treffliche Herr von Krackendorf doch für das Beſte, ſeine eigne Haut der eines Andern vorzuziehen; und da es im ganzen Städtchen außer ihm niemand weiter als den alten Blacher gab, wo es ſich für ſo feine Kenner, wie dieſe Herrn ihm ſchienen, der Mühe verlohnt hätte, einzuſprechen, ſo ſah er ſich, trotz der Liebe zu Philippinen, die wirklich noch ein Quentchen Bedenklichkeit in die ſchon hochſchnellende Wagſchale der Rechtlichkeit legen wollte, genöthigt, die Soldaten zu Blachers Grundſtück hinzuweiſen. Nun glaubte er zwar, daß ſie den Weg auch ohne ihn finden würden, dieſe Herrn nahmen aber ihre Maasregeln gern gewiß, packten ihn alſo an, und zwangen ihn, ganz gegen ſeinen Willen ſelbſt mit ihnen dahin zu gehen, wo der verſprochene reiche Fiſchfang geſchehen ſolle.

Unterdeß war aber auch ſchon ein andrer Hauſe Feinde in Blachers Wohnung eingedrungen und hatte dort bereits angefangen, ohnerachtet der nicht verſtandenen Bitten Blachers, in Kiſten und Kaſten zu wühlen, ja es war eben, als dieſer von den unnützen Bitten zu Drohungen übergegangen war, dahin gekommen, daß drei ihn feſthielten und ihn mit den Spitzen der

Säbel bedrohten, wenn er nur noch eine gegen sie gerichtete Bewegung mache. In dieser Lage kam Estland herbeigeeilt, gern seine kleine Habe der Plünderung Preis gebend, wenn er nur für seine Geliebte oder ihren Vater etwas thun könne. Denn wie hätte er wohl noch da, wo es vielleicht das Leben galt, an den Groll denken können, den wohl die schnöde Begegnung Blachers von vorhin in ihm hatte aufregen mögen! Zum größten Glucke war Estland, der vor 2 Jahren selbst in Italien gewesen war, mit der Sprache dieses Landes vertraut und konnte folglich schon von fern den erhizten Soldaten in ihrer eignen Sprache zurufen, auf ihn zu hören und alles gütlich beilegen zu lassen. Tausend Beispiele der lezten Kriegsjahre haben gelehrt, wie leicht die unangenehmsten Dinge beseitigt wurden, sobald die Deutschen mit den fremden Kriegern in ihrer Sprache reden konnten; so auch hier. Estland vermittelte es schnell dahin, daß gegen eine nicht allzubeträchtliche Geldsumme Blachers Haus unter Sauvegarde genommen, und aller Unordnung Einhalt gethan ward.

So weit war er eben, als ein andrer Hause Soldaten unter des Herrn von Krackendorfs Anführung sich dem Hause näherte und Einlaß begehrte. Da ging Estland wiederum zu diesen, sprach italiänisch

mit ihnen, und erfuhr dabei auf der Stelle die Niederträchtigkeit des gnädigen Herrn, der sich im Gefühl seiner Schande hinter den Soldaten zu verbergen suchte, aber bald von ihnen vorgerissen und als überführter Delinquent vor Blachers und Estlands Augen gestellt ward. Dieser übte noch die Großmuth an seinem Nebenbuhler, dessen aufs heftigste erzürnte Begleiter ebenfalls durch Tractaten zu beschwichtigen, und sie nahmen so den niedrigen Denuncianten nicht eben sanft wieder mit sich fort, damit er ihnen zu Hause die bedungenen Gelder auszahle, während Blacher seinen Zorn über ein so schändliches Benehmen in lauten Worten auslies, dabei aber immer damit schloß, daß ja so einer verwünschten Physionogmie von Esel und Marder eigentlich gar nichts Besseres zuzutrauen gewesen wäre.

Jetzt hörte man auf einmal die allerkläglichsten Jammertöne, die nur eine Katze jemals auszustoßen im Stande ist. Blacher erkannte die Stimme sogleich und eilte nach dem Hofraume, woher sie erscholl. Auch Estland faßte alle seine Kraft zusammen und sprang ihm nach und mit jugendlichern Beinen noch vor. Da sah er dann, wie zwei Trommelbuben, die sich unbemerkt in den Hof geschlichen hatten, die arme verkatzte Frau Blacher auf's schrecklichste zu mißhan-

Ankunft des Lehnsherrn, des Grafen Rudolph von Greyerz.

Die Zugbrücken fielen, und Frau von Mont-Salvans machte sich mit ihrer Tochter bereit, den Grafen im Thale zu empfangen. Da tönten von Berg zu Berg die Alphörner der Hirten, und im Thal das Harsthorn, das Gejauchz der Männer, und das Wiehern der Pferde.

Emma und ihre Mutter standen am Fuß der Burghalle, den Grafen erwartend, verwundert, was hier an der Gränze des Landes er wollen könnte. Da erschien der Banner des Landes, und hinter ihm die Banner der großen Vasallen. Dann ritt auf einem milchweißen edlen Hengste der Graf Rudolph von Greyerz, sein Harnisch halb von Gold, halb von Stahl, den die Majestät des Kaisers seinem edlen Vater zum Andenken eines großen Siegs zu tragen befahl. Ein goldner Helm mit dem blutrothen Helmbusch verhüllte sein Haupt und sein Gesicht. Seine Hand führte die schwere Lanze, die kein anderer Ritter so leicht führte. Der Graf Rudolph sprang vom Pferde, sobald er die beiden Frauen sah. Seine Vasallen gingen hinter ihm. Aber Emma sah nur auf den Grafen, auf seine große, in Gold und Stahl glänzende, edle Gestalt. Er näherte sich schweigend dem Fräulein, dessen Herz in süßer Beklemmung schlug,

deln im Begriff ſtanden, ihr ſchon Nußſchalen an die Pfoten befeſtigt und eine Blaſe mit Erbſen angehängt hatten, und eben ihr auf einem daſtehenden Hackeklotze den Schwanz abhauen wollten, nachdem ſchon, leider, eins der niedlichen Katzenöhrchen dieſes grauſame Schickſal erduldet hatte. Sich ſelbſt ermannend, und als ob die Ueberzeugung, daß er hier keine gewöhnliche Katze, ſondern eine ihm ſehr theure Perſon nur in einer andern Verpuppung wiederſehe, ſeine ganze Natur umgewandelt, und ihm jene Kraft des Ueberwindens ſeiner Abneigung gegeben habe, nach welcher er lange ſich vergebens beſtrebt, eilte er auf die beiden ſchwarzen Tambours los, lies ihnen ſeine gewichtige Rechte ſo an den Ohren fühlen, daß ſie in der Ueberraſchung ſogar vergaßen, nach den Trommelſtöcken, geſchweige denn nach dem Pallaſch zu greifen, und über Hals und Kopf davon liefen. Er ergriff dann zwar mit noch halb zitternder aber doch hülfreicher Hand, das arme cypriſche Schlachtopfer, riß ihm die Nußſchalen von den Pfoten, zog ein Büchschen mit Wundbalſam, den der ſorgſame Arzt und Wundarzt immer bei ſich zu führen pflegte, aus der Taſche, beſtrich ihr damit das verwundete Ohr, und fuhr ihr dann ſo mitleidig über das ſeidne Haar — ſo wunderbar von dieſer erſten Berührung ergriffen,

wie ein Liebender der zum erstenmale der sammtnen Hand der Geliebten mit der seinen sich naht — daß sie ihn mit dem vollsten Blicke der Liebe und Zärtlichkeit, deren nur eine Katzennatur fähig ist, ansah, und einen so dankbar krummen Buckel machte, wie wohl nie ein Supplikant, dem eben der Präsident en Chef die vakante Supernumerarkopistenstelle huldvoll zugesprochen hat.

Staunend hatte das Blacher mit angesehen, von Verwunderung zu Rührung, von Rührung zu Entzücken übergehend. „O, du treuer Pudel!“ rief er endlich, von seinen Gefühlen übermannt aus, und schloß dabei Estland so fest in die Arme, daß der Katze, welche in der Schnelligkeit der Umarmung zwischen die Beiden kam, ob sie eigentlich wohl nach Blachers System in das Kleebatt mitgehörte, doch der Druck der Herzen an einander zu stark ward, und sie mit den lebhaftesten Aeußerungen ihres Beifalls davon sprang. „Ja, Du wirst mein Sohn und kein andrer!“ rief Blacher fortfahrend. Die Natur hat es ausgesprochen, und deine letzte That hat es bestätigt. Dankbar lag Estland in des Alten Armen, keine Worte finden könnend für seinen Dank, bis er endlich fragte: Aber wo ist meine Philippine? „Im Amthause, antwortete Blacher, in der Gerichtsstube

unter Schloß und Riegel recht gut aufgehoben. Mein Gott, ergegnete Eſtland, glauben Sie das nicht! dort eben wird man nach Caſſengeldern ſuchen, wird ſie finden, ſie vielleicht — fort, fort; ich muß ſie ſchützen, nur in ihrer Nähe kann ich ruhig für ſie ſeyn. Bleiben Sie hier, ich eile zu ihr!" Und damit flog er fort um die Ecke nach dem Amthauſe.

Es war aber auch die höchſte Zeit, daß er kam. Alles hatte ſich ſo ereignet, wie er es befürchtet. Der Beamte, ein furchtſamer Menſch, hatte ſich verſteckt, die Familie deſſelben mit Philippinen glaubte ſich in der verriegelten Gerichtsſtube ſicher, die Dienſtboten waren in den benachbarten Wald geflüchtet. So ſtand das ganze Haus leer, und um ſo wilder ward von den Kriegern darin gehauſet. Bald hatten ſie auch den Eingang zur Gerichtsſtube entdeckt, ihn gewaltſam geſprengt, waren hineingedrungen, und eben ſtand einer der Zügelloſten, den die ſchöne Philippine die vor Schrecken und Furcht ihrer ſelbſt nicht mehr mächtig war, das reizendſte Kleinod ſchien, das er ſich aus dieſen Aktenrepoſitorien holen könne, im Begriff, das holde Mädchen, das er bereits umſchlungen hielt, mit ſich fortzuſchleppen, ungerührt von dem Angſtgeſchrei der Armen, als Eſtland wie ein ſchützender Engel in das Gemach trat.

Von dem Anblicke in tiefſter Seele getroffen, aber mit männlicher Beſonnenheit ſich faſſend, um durch Uebereilung nicht die Feinde noch mehr zu erbittern, und dann doch endlich der Mehrzahl zu unterliegen, rief er dem, der die ſchöne Beute hielt, feſt und gebieteriſch, aber ſcheinbar kalt auf italiäniſch zu: Halt, mein Herr! es iſt meine Braut! die Töne der Mutterſprache wirkten auch hier, verbunden mit dem edlen Anſtande des Jünglings, deſſen ganzes Weſen Liebe und Ehrgefühl erhöhten, wunderbar auf den feindlichen Soldaten. Unwillkührlich lies er Philippinen los, und dieſe benutzte den Augenblick der Freiheit, um ſich in Eſtlands Arme zu flüchten. Aber der erſte Eindruck währte nicht lang, und als der Soldat ſich faßte, und ſeine Erbeutete nun in den Armen eines andern erblickte, glühte er um ſo wilder auf und ging mit Schmähworten auf Eſtland zu. Dieſer ſuchte, Philippinen ſeinem Angriff entziehend, durch milde Worte ihn zu begütigen und durch Anerbieten einer Geldbörſe die Sache auszugleichen; aber vergebens. Die ſinnliche Luſt erwachte immer ſtärker in dem Italiäner, und er ging endlich mit gezogenem Säbel auf Eſtland los, um ſich ſein vermeintes Recht mit Gewalt zu erkämpfen. Da rief Eſtland deſſen Came-

raden auf. Sie traten hinzu, und ihr Ausspruch war, daß beide mit einander um das Mädchen redlich — wie sie es nannten, mit dem Säbel sich schlagen sollten, außerdem würden sie ihrem Kameraden bis auf das Blut beistehen. Estland ergriff das letzte Mittel, das der Augenblick darbot, wohl auch auf seine Fechtkunst vertrauend, die er auf der Universität gut geübt hatte. Von einem Soldaten ward ihm ein Säbel gereicht, und der Kampf begann. Welche Gefühle bei den Umstehenden! Estland hatte es mit dem geschicktesten Fechter zu thun und konnte sich nur mit Mühe schützen. Ein Hieb streifte seinen Oberarm; er achtete es aber nicht, sondern fuhr im Zweikampfe fort. Er verwundete auch seinen Gegner; aber dieser endete ebenfalls nicht den Kampf. Doch quoll das Blut aus Estlands Wunde, und sein Arm ward sichtlich matter. Bebend gewahrte es Philippine, des Sieges gewisser drang der feindliche Krieger auf ihn ein.

Da erscholl plötzlich die Lärmtrommel auf der Straße, von allen Ecken ward zum eiligsten Abmarsch geblasen, einzelne Kanonenschüsse ließen sich unfern hören, es war deutlich, daß der Feind wieder angegriffen werde, und das schnellste Zusammenrücken der Truppen dringend nothwendig sey. Mitten im Zweikampfe

kampfe warf daher der Italiäner sein Schwerd in die Scheide, stürzte mit den andern Soldaten fort zu dem angewiesenen Versammlungsplatze und rief nur noch Estland in seiner Sprache zu: bist ein braver Bursche, der das Mädchen wohl verdient hat. In einem Augenblicke war das Gemach von Feinden frei, Philippine sank mit dem Jubelgeschrei des Entzückens an Estlands Herz, und dieser drückte die Gerettete, nun auf ewig die Seine, mit gleicher Wonne an sich. Noch hatte er nicht Zeit gehabt, ihr die günstige Wendung der Gesinnungen ihres Vaters zu erzählen. Da trat dieser, den die Soldaten bisher zurück gehalten hatten, selbst herein, schloß beide geliebte Kinder in seine Arme, und überließ sich ganz der Freude, auch den Retter der Ehre seiner Tochter, in dem, der ihm sein Hab' und Gut und seine theuern Thier-Anverwandten erhalten hatte, zu umarmen.

Aber nach den ersten Stürmen der Freude gewahrte er das Blut an Estlands Arme! Aengstlich fragte er die aus ihrem Freudenrausche erwachte Philippine, und schnell ward nach einem Wundarzte gesendet, indeß aber selbst, so viel es sich in der Eile thun ließ, hülfreiche Hand angelegt. Blacher half Estland den Rock ausziehen, das Hemd ward aufgestreift, und eine tiefe Fleischwunde am Oberarme mit

Bienchens Busentuche verbunden, der Verband mit Blachers Taschentuche verstärkt. Bei dem Alten aber schwand vor Entzücken alle Besorgniß, als er nun vollends auf Estlands entblößtem Arme einen braunen Fleck eben von der Gestalt und Größe erblickte, wie ihn der Pudel, dem er so vieles verdankte, und dessen Ururenkel in Jakob ernährt ward, am rechten Vorderfuße gehabt hatte. Da war kein Zweifel mehr, daß die treue, edle, freundliche Seele jenes trefflichen Gefährten, in all ihrer Thierglorie nun durch menschliche Tugend noch erhöht, in Estland übergegangen sey, und laut aufschreiend sprang Blacher umher, jubelnd: Ich Glücklicher! ich habe meinen ganzen alten Jokob wieder! Ja, Junge, Du mußt morgen schon mein Schwiegersohn werden!

Und da die Feinde noch in derselben Stunde die Stadt verlassen hatten, befreundete Truppen dafür eingezogen, lange Ruhe versichernd, Herr von Krackendorf auch das Fest nicht stören konnte, da er im Gefühl seiner Schande sich für immer auf seine Güther aus der Stadt hinweg begeben hatte, Estlands Arm aber in acht Tagen schon meist geheilt war, so ward, wenn auch nicht am folgenden, doch vierzehn Tage drauf die frohe Hochzeit der beiden Liebenden gefeiert, der Katze eine Ehrenstelle bei der Braut am

Tische vergönnt, der ganzen Menagerie ein ländlicher Festtag bereitet, und heute macht sich der alte Blacher schon bereit, zu untersuchen, welchem Thiere wohl der kleine Enkel ähnlich sehen wird, mit dem ihn seine Tochter, die Frau Doctorin, zu beschenken im Begriffe steht.

Resignation.

Sonett.

Ja, ich will dem Trinken nun entsagen;
Es geziemt sich nicht für einen Mann:
Nach der Ehre streb' ich nur fortan,
Und nach Geiste will ich jetzt nur fragen.
Halbe Nächte will daran ich wagen,
Freunde seh' ich nicht mehr dann und wann,
Alle Mädchen thu' ich in den Bann,
Will zu keiner nun noch Liebe tragen.
Statt des Trinkens nämlich will ich zechen,
Ehre finden, Bachus Sohn zu heissen,
Den Burgunder-Geist nur selig sprechen,
Nicht die Nacht soll mich von Freunden reissen,
Jubeln will ich bis zum Morgengrau,
Und statt eines Mädchens — nehm ich eine Frau.

Th. Hell.

und in verwirrendem Erstaunen über die Pracht, die um sie her glänzte.

Da beugte er ein Knie zu Boden vor Emma, und hinter ihm knieten seine Vasallen. Die blitzenden Banner senkten sich über des Grafen Haupt. Da reichte Graf Rudolph dem erblassenden Mädchen schweigend eine Lilie von Gold, schneeweiß, wie ihre Wange jetzt wurde. Die zitternde Hand des Mädchens nahm sie, überrascht von Erstaunen. Der Graf beugte sein Haupt tief. Dann stand er auf. Seine Lehnsmänner erhoben sich. Sie saßen zu Pferde, als Emma noch nicht die ausgestreckte Hand mit der Blume zurückgezogen hatte. Sie stand noch da, den Fuß in den Boden gewurzelt, erblaßt, bebend, und die Ritter verschwanden, und die Musik verklang in den Felsen des Thals.

O Matter! rief sie mit zitternder Stimme: war es ein Traum? Sie hielt die Blume weit von sich.

Besinne dich, Emma; es war der edle Graf, es war der edelste Mann im ganzen Uechtland. Es war der junge, edle Graf Rudolph von Greyerz, unser Lehnsherr. Was erblasset, was zitterst du? Siehe, die freundliche Heilige, zu der du immer betest, Sankt Anna, erfüllt einen schönen Traum deiner Kindheit.

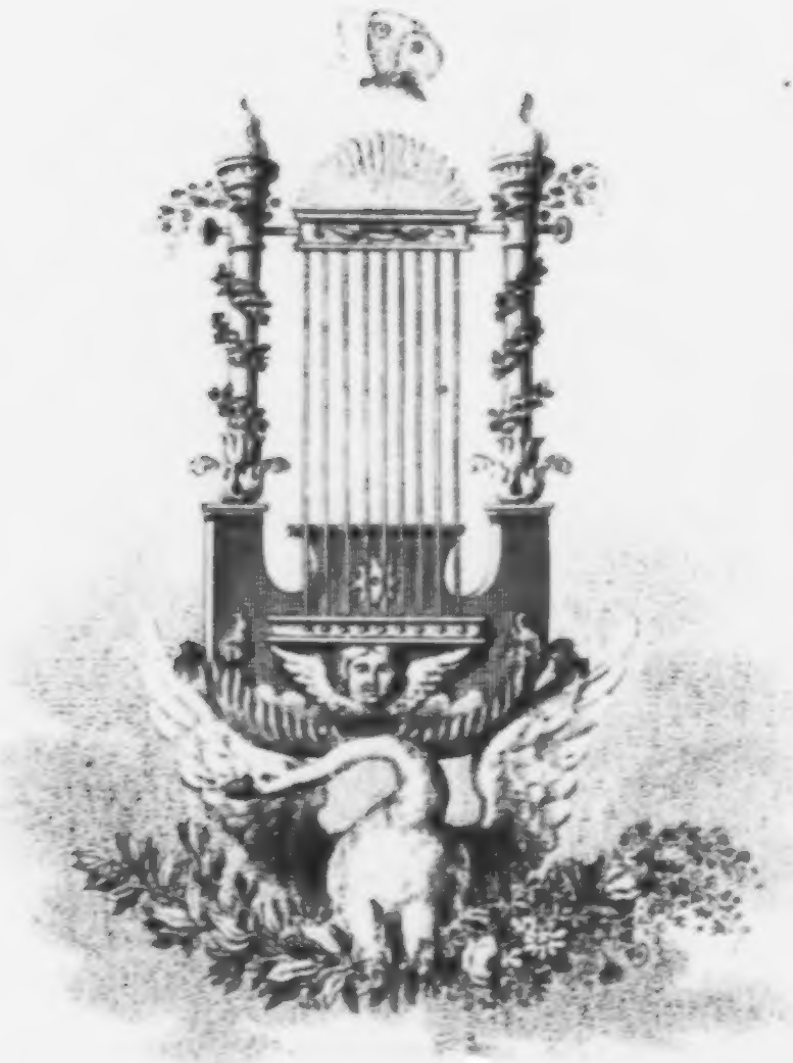

Lyraklänge

von

Theodor Hell.

Erste Sammlung.

Mit 3 Kupfertafeln.

Dresden, 1821.
in der Arnoldischen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Den

Keimen der Vergangenheit,

der Blüthe der Gegenwart,

den Früchten der Zukunft

geweihet.

Meine Lyra.

Seit mich mit frischerm Athem hat
das rege Leben angeweht,
entwickelnd manches Blüthenblatt,
aus dem vielleicht noch Frucht entsteht,
erklang auch stets die Lyra mir
zu Freud und Leid, zu Ernst und Zier,
und was in Geist und Herz mir kam
sich das Gewand des Liedes nahm.

So sang' ich aus der Knabenzeit
mich in das Jünglings-Alter fort,
und aus dem Meer der Trunkenheit
nun in der Männer-Jahre Port,
und immer scholl der Lyra Klang
den frohen Erdenweg entlang,
und wenn die trübe Stunde schlug,
ein Lied sie sanft vorübertrug.

Und was ich ſang, zwar erſt nur mir,
Und einem treuen Freund etwa,
Und Dir, des Herzens Traute, Dir,
Die wachend mir und träumend nah,
Es ſcholl doch manchmal auch hinaus,
In weite Welt aus ſtillem Haus,
Und fand dort unter Schmerz und Luſt
Den Wiederklang in andrer Bruſt.

Wohl aber kenn' ich Schön'res nicht,
als wenn, was iezt aus uns entſpringt,
durch fremden Stoff ſich Bahnen bricht,
und in verwandte Seelen dringt,
daß durch des Echo ſanfte Macht
dann wieder Ton auf Ton erwacht,
und reiner ſtets die Lyra ſchallt,
wenn reiner dort es wiederhallt.

Das war des Lebens Silberblick,
wenn unſer Lied ein Herz gewann
das ihm kein wechſelndes Geſchick
nun wiederum entreißen kann:
denn feſt're Bande giebt es nicht,
als dieſe, weil aus Ton und Licht
die Dichtkunſt ſie ſich webt ſo lind,
und alſo ſie die zart'ſten ſind.

Drum ſchalle jetzt, Du Lyra, nur
mit aller Deiner Saiten Schwung,
hinaus, zum Preiſe der Natur,
zu reiner Tugend Huldigung,
vereine muthig was Du ſchon
geſungen, finde neuen Ton,
und hoffe doch auf Einen Geiſt,
Ein Herz das Dich willkommen heißt.

Denn Eins nur iſt's, worauf Du ſtolz
in Deinen ſchwachen Tönen biſt:
wenn auch kein Erz Dein Feuer ſchmolz,
dein Klang nicht hoher Hymnus iſt,
du haſt die Saiten nie entweiht
durch frecher Töne Lüſternheit,
noch ſchlugſt Du ſie für ſchnödes Gold
in eines Unterdrückers Sold.

Der Andacht klangen ſie ſo gern,
die Liebe war ihr Gluthgeſang,
die Freundſchaft ihrer Rythmen Stern,
Betrachtung weckte oft den Klang,
Mittheilung gab vergang'ne Zeit,
dem Scherze ward ein Lied geweiht,
und Mannichfaches wohl erſcholl
wenn noch der Töne Köcher voll.

VIII

So nehmt denn, Freunde! mild es hin
der Lyratöne kleines Chor,
es sagt Euch was ich war und bin,
was ich gewann, was ich verlor.
Und wenn sich mir der Abend naht,
so mög' aus dieser Töne Saat,
in Eurer Brust ein Keim entstehn,
der nicht mein Bild läßt untergehn.

Inhalt.

I.

Töne der Andacht.

	Seite
Der Blick ins Gotteshaus.	3.
Der Engel in der Bruſt.	4.
Das lebendige Wort.	7.
Das Glück der Vorausgegangenen.	10.
Das alte fromme Lied.	11.
Die Erwählten.	13.
Mein Gebet.	16.
Der Glaube.	17.
Vertrauen auf Gott.	17.
Der ewige Frühling.	19.
Hoffnung.	22.

O Mutter, Mutter, in dieser Brust wohnt jetzt ein schönrer Traum, als jener Traum! die schönste Wahrheit: die Liebe! Ja, Mutter, höre es, was ich keiner anvertraute, als der heiligen Anna: ich liebe ihn, Rudolph von Marsan. Was soll mir die Blume?

Also weiß Rudolph noch nicht, daß du ihn liebst? fragte hastig und eifrig die Mutter. O so hüte dich ja, liebe Emma, es ihm zu sagen. Emma starrte die Mutter an, die jetzt anhob des Grafen Tugenden, seine Schönheit, seinen Muth, seine Liebe zu Emma zu erheben. Sie malte ihrer Tochter seine Macht, seinen Reichthum aus. Sieh, Emma, sagte sie schmeichelnd, und dennoch stolz sich erhebend über der Tochter Glück: du sizzest da neben ihm auf seinem Fürstenstuhl, seine Vasallen, der edle Corbieres, der stolze Maugrenant, der, ohne uns zu grüßen, an uns in Banel wegging, die Rausoneri, die alten reichen Estavajels knien dann vor meiner demüthigen Emma, auf deren schönem Haupte die Fürstenkrone schimmert. —

Und in deren Augen dann die Thränen eines langen, unbezwinglichen Grames hingen. — O was der reichste Wunsch begehren darf, ist mein, das Herz eines edlen Mannes.

II.

Töne der Liebe.

	Seite.
Das ſüße Leid.	25.
Nähe des Frühlings.	26.
Ihr!	28.
Untreue.	29.
Die ferne Geliebte.	30.
Verſcherztes Glück.	32.
Aufruf um Liebe.	34.
Vorbedeutung.	39.
Mein Liebesleben von einem Monat.	41.
Unverloren.	61.
Die Immortelle.	66.
Noch — doch.	67.
Andenken an die Geliebte.	68.
Der Abend.	70.
Die neue Wohnung.	72.
Frage.	74.
Hoffnung.	76.
Beruhigung.	77.
Darf ich ſie lieben?	78.
Unwandelbar.	80.

III.

Töne der Freundschaft.

	Seite.
Die Freundschaft.	83.
Die Freunde.	83.
Der Verein.	84.
An meines Bruders Geburtstage.	87.
An meines Ludens Geburtstage.	89.
Meinem biedern Wilh. Herrmann gesungen.	91.
Des Dichters Auszug.	96.
Meiner Freundin Hartwig.	100.
An Quandt.	102.
An Frau von Racknitz.	103.
Amalien v. Unruh.	104.
Meinem theuern Freunde, Hofrath Weisel.	106.
Die akademischen Jahre. An K. Freih. von Manteuffel.	108.

IV.

Töne der Betrachtung.

Erwachen vom Traume.	117.
Licht und Genius.	120.
Die Macht der Harmonie.	122.

Seite.

Der Schmerzen Luſt. . . 124.
Die Welt des Gefühls. . . 126.
Des Lebens Aſchermittwoche. . . 128.
Glockenweihe. . . . 131.
Die Wonne der Thränen. . . . 133.
Der Garten des Lebens. . . 135.
Erſatz. . . . . 137.
Die Leidenſchaften. . . . . 139.
Die Geſelligkeit. . . . . 141.
Der Moment. . . . . 144.
Das Geheimnis. . . . 145.
Mein Sinn. . . . . 147.
Der helle Punkt. . . . 148.

V.

Töne der Mittheilung.

Der Organiſt. . . . 151.
Die Treue der Dienerin. . . . 156.
Bonifacio und Imelda. . . 160.
Die Tochter auf dem Grabe der Mutter. 170.
Das Grübchen. . . 172.

Seite.

Biton und Cleobis. 175.

Okeanos und seine Töchter. 180.

Nuß und Clara. 183.

Epaminondas Tod. 188.

VI.

Töne des Scherzes.

Häusliche Zwiegespräche. 1. Lebensmüde und Himmelssehnsucht. 195.

— — 2. Das Roß und das Spiel. 203.

Amor's Weg in's Leihhaus. 208.

Klärchens Ansichten von der Seelenwanderung. 211.

Herrn Urian's geographische Prüfung. 215.

Der Selbstmörder. 219.

Fortuna's Füllhorn. 222.

Das Lob der Großen. 225.

Hippokrene in Krähwinkel. 228.

Feurige Kohlen. 232.

Kunstansichten des Antiken-Auswärters. 235.

Die Gesundbrunnen. 236.

Seite

Der Blinde auf der Ausstellung. . 239.
Tafelgesang. . . . . 243.

VII.

Variationen.

Badelied. . . . . 249.
Abbitte und Ehrenerklärung. . 251.
Gretchens Prüfung. . . . . 251.
Als ich Luisen zu Michaelis die Almanache des folgenden Jahres schickte. . 253.
Erinnerung. . . . . 253.
In Aranjuez. . . . . 254.
Jünglingslied. . . . . 256.
Einfluß des Klima. . . . 258.
Der gute Wirth. . . . . 258.
Psyche. . . . . 261.
Gefahr der Gevatterschaften. . . 261.
Berg und Thal. . . . . 262.
Der Ton. . . . . 263.
An Friederiken. . . . . 264.
Das Ende der Unruh. . . . 264.
Neujahr. . . . . 265.
Glosse. . . . . 269.
Wein und Leiden. . . . 272.

I.

Töne der Andacht.

Der Blick in's Gotteshaus.

Ich sah das Meer! Es war des Ew'gen Zeuge
in seines Ungestümes wilder Kraft,
daß jeder demuthvoll die Knice beuge,
vor dem der tödten kann, gleich wie er schafft.

Ich sah das Land! Es war des Vaters Segen,
der es geschmückt mit jedes Reizes Glanz,
mit jeder Gabe, daß im Thau und Regen
es blüh' ein düftereicher Friedenskranz.

Ich sah den Himmelsbogen. Unermessen
ist er gespannt zu seiner Schöpfung Dach;
er der den Wurm im Staube nicht vergessen,
lenkt dort die Welten miriadenfach.

Und Höh'res glaubt' ich sehen nicht zu können,
das hin mich flügle zu der Gottheit Sitz,
in Flammen der Verehrung zu entbrennen,
entzündet von des Geistes Aetherblitz.

Da trat ich in des Gotteshauses Hallen,
und sah die Menge, gläubig im Gebet,
im Schauer der Erhebung niederfallen,
vor ihres Gottes hoher Majestät;

Und sah die Seelen von der Erd' enthoben,
den Blicken folgen durch der Wolken Thor,
und auf sich schwingen zu dem Glanz von oben,
zu reiner Engel lichtumfloss'nem Chor;

Und sah nicht mehr, was, irdisch und erniedrigt,
gemeinem Staube noch die Macht gewährt,
und sah nun jedes Geistes Wunsch befriedigt,
und jedes Herz gereinigt und verklärt.

Da rief ich aus: Ob Sterne, Meer und Erde
Dich künden, Gott, in Größe, Kraft und Zier,
Ein Höheres entströmte Deinem Werde!
Es ist der Geist, erhebt er sich zu Dir!

Der Engel in der Brust.

Badete in heißen Thränen
sich nicht oft Dein Auge schon,
wenn bei unnennbarem Sehnen
Du der Außenwelt entflohn?

Wenn Dich andre glücklich wähnten,
war's da nicht, wo Dir im Schmerz
oft die müden Augen thränten,
als zerdrücke man Dein Herz?

Mußteſt ſelbſt Dir oft es ſagen,
daß Dein Leben ſonder Harm,
und doch in der Blüthe Tagen
fühlteſt Du Dich krank und arm,
mitten in den Feſtgeſängen
hörteſt Du in Deiner Bruſt
Töne, die mit grellen Klängen
gellten durch die Erdenluſt.

Doch Du haſt auch wohl empfunden,
daß mit ſüßem Tröſtungs-Wort,
in den trübſten Lebensſtunden
Dir ertönt iſt ein Akkord,
der auf unnennbare Weiſe
Deine Schmerzen überklang,
und im Nachhall lind und leiſe,
Dir zum ſtillen Buſen drang.

Konnteſt dann, wenn andre klagten,
recht gefaßten Muthes ſeyn,
wenn die Kräftigſten verzagten,
ihnen neuen Troſt verleihn.

Die Mutter erröthete; aber sie fuhr dennoch fort, Emma zu bitten, ihre Liebe jetzt nicht dem Nachbar zu entdecken, sondern erst weise zu überlegen. Sie meinte, sie hätte ihre Tochter überredet, da diese die Lilie an ihrem Busen befestigte. Emma hatte ihren Entschluß gefaßt. Sie ging dem armen Rudolph in dem dunkeln Thal entgegen nach Sankt Annen zu.

Sie fand ihn an der reinen Quelle sitzen, und sie setzte sich dichter zu ihm, als sonst; sie hatte die goldne Lilie in ihrer Hand. Er fragte, und sie erzählte ihm lächelnd alles; denn sie war fest entschlossen.

Aber wißt Ihr, Fräulein, was dieses Geschenk aus des Grafen Hand bedeutet? fragte er unruhig.

Aber wißt Ihr, Rudolph, was dies bedeutet? Sie zog einen Ring von ihrem Finger, und gab ihm den, hoch erröthend, und in ihren Taubenaugen hingen die unschätzbaren Perlen der Liebe, Thränen.

O meine Emma! rief er vor ihr kniend: wie arm ist der reiche, mächtige Graf gegen mich! O des Vertrauens heiligste Gabe! Weiß deine Mutter, Emma? —

Eben sie, Rudolph, bat, mein Herz dir noch nicht zu öffnen. Aber, Rudolph, dacht ich, muß

Blickteſt durch der Wolken Schleier
in das reine Himmelsblau,
über nackte Felſen freier
zu der Blumenreichen Au'.

Was dies ſey, das bald die Zähren
in das müde Auge gießt,
bald, Dich höher zu verklären,
Dir ein ſchön'res Seyn erſchließt?
Ob Du's wollteſt auch ergründen,
was den Buſen wechſelnd ſchwellt,
nimmer magſt Du es doch finden
in der kalten Auſſenwelt.

Denn von Deinem höhern Leben
ſoll Dir dieſe Luſt und Qual,
ein untrüglich Zeugniß geben,
als ein Morgenſonnen-Strahl.
Ja, was Dir im Buſen lebet,
iſt nicht ganz des Körpers Sklav',
zu der Gottheit Höhen ſchwebet
oft es auf im Stärkungsſchlaf.

Aber auch in wachen Stunden,
wird der Engel in der Bruſt
ſeiner Feſſeln wohl entbunden,
und dann fühlt er Himmelsluſt

mitten unter Erdenleiden,
oder ſehnt an Gottes Herz
ſich aus kargen, armen Freuden,
und zur Thräne wird ſein Schmerz.

Das lebendige Wort.

Das Wort war That, die That war Wort,
reich aus der Gottheit Quelle
floß einſt der volle Strom noch fort,
nicht in getrennter Welle,
Gewährung war die Rede ſchon
die Sache ſelbſt des Namens Ton,
und unzertrennt gegeben
auch dem Geſang das Leben.

Lebend'ges Wort, ſo nannte man
die Kraft, im innern Waſten
das, was man immer wollen kann,
auch wirklich zu geſtalten,
verloren ward's im wirren Klang
der durch der Sinne Thore drang,
vereinzelt und verloren,
Als wär' es nie geboren.

Doch als es ſcholl, da galt noch nicht
die Sprache Menſchendingen,

zu Gott nur, Quell vom ew'gen Licht,
erhob sie Adler-Schwingen,
zum Lobe, zum Gebete nur
erschollen Töne der Natur,
nur in des Dankes Flammen
aufströmten sie zusammen.

Wohl aus dem Innersten allein
entsprangen alle Namen,
nur Eins mit jedes Dinges Seyn,
mit seiner Frucht, und Saamen;
in Tönen lebte was geschah,
kein fremd Geklingel störte da
die mächtig ernsten Worte:
der Mund war Thaten-Pforte.

Noch lebt in manchem höhern Geist
ein solches innres Ahnen,
das weit ihn aus der Menge reißt
auf unbetretenen Bahnen:
er wandelt oft verkannt dahin,
denn innen wacht allein der Sinn,
was außen mag geschehen,
er kann's nicht hören, sehen.

Wer, — hat nun dieser sich entfernt,
zu höhern Welten-Stufen, —

hat dann den Namen eingelernt
und mag ihn dabei rufen?
Aus seinem Gleise schnell verrückt
stürzt schrecklich er herab, zerdrückt
beim Fallen wohl die Klugen,
die nach dem Namen frugen.

Nur einer war von Gott gesandt,
der Mann des ew'gen Wortes.
Wohl denen, die ihn recht erkannt
im Wirken seines Hortes.
Er gab zurück, was war geraubt,
den Willen, der sich mächtig glaubt,
des Herzens eignes Streben,
des Lebens frei'stes Leben.

Und wieder ward das Wort zur That,
zwar arm und kraftlos scheinend,
gleich ihm der zu den Menschen trat,
selbst Gott, sie Gott vereinend,
doch wem es recht im Herzen schafft,
in dem entfaltet's hohe Kraft,
und wächst aus Nachtumhüllung
zur herrlichsten Erfüllung.

Das Glück der Vorausgegangenen.

Heil Euch, die Ihr vorausgegangen
in's Gottesland der Ewigkeit,
Ihr mögt uns drüben einst empfangen
wenn unsre Todtenglocken klangen,
und unserm dürstenden Verlangen,
nun endlich sich die Labung beut.

Heil Euch! wir stehn hier an der Schwelle
wir streben und erringen's nicht;
Ihr schöpft aus des Entzückens Quelle,
in Gottes Anschaun, Well' auf Welle,
und fliegt mit Aether leichter Schnelle
von Strahl zu Strahl, von Licht zu Licht.

Heil Euch! uns hüllt in dunkle Schleier
des Schicksals ferne Zukunft sich;
Euch ist nichts älter oder neuer,
in Gottes Lenkung seht Ihr freier,
und jubelt in die hohe Feier,
wenn uns die Thräne hier entschlich.

Heil Euch! wir stehen hier verwaiset,
und Lieb' und Freundschaft läßt uns blos·
in einem Himmel eingekreiset
seyd Ihr, die Schwestern Ihr Euch heißet;
in Eurer seel'gen Eintracht reißet,
kein Herz sich von dem andern los.

Heil Euch! durch milde Grabeslieder
längſt einwiegt in ſtille Ruh;
Ihr ſenkt mit kühlendem Gefieder,
auf Eure Lieben einſt Euch nieder,
und führt als Gottes Boten wieder
ſie früherm Mutterlande zu.

Das alte fromme Lied.

Wohl hat manch altes Lied mich oft
erfreut, wie's kaum zu ſagen,
und in das Herz mir unverhofft,
den Saamen eingetragen,
zu rechter Seelenfreudigkeit:
drum, mag die neue kluge Zeit
verſchmäh'n die alten Weiſen,
ich will im ſtillen Kämmerlein
gar oft mit ihnen froh noch ſeyn
und ihre Sänger preiſen.

Das floß ſo recht aus tiefer Bruſt,
ging vor aus innerm Leben,
man war ſich nicht der Müh' bewußt,
der Herr hatt' es gegeben,
es ſang der fromme Mund das Lied,
ſo ſonder Wahl und Unterſchied,

wie's in dem Herzen tagte,
ob's regelrecht, da wahrlich nicht
der Dichter, nur ob's gut und schlicht
der fromme Beter fragte.

Da kam die reiche Blüthenpracht,
im Treibhaus jetzt erzogen,
nur aus des inne n Triebes Macht,
der erst in sich gesogen
die Keime hatte, aus der Saat,
der Gotteslieb' und reinen That,
die nun im Herzensgrunde
entsproßten, und im vollen Duft
sich drängten an die Himmelsluft,
aus frommer Sänger Munde.

Und w e n in seiner Jugend Tag
viel glänzten solcher Lieder,
der hängt an ihnen fest, und mag
stets sie und sie nur wieder,
dem weckt ihr leiser Anklang schon,
in tiefer Brust den gleichen Ton
zu seeligen Akkorden,
der ist, wie Schall und Wiederhall,
wie's Sonnenbild im Wasserfall,
mit ihnen Eins geworden.

Drum mokelt mir an ihnen nicht!
sie sind mir ja Vertraute:
ob auch der Freund nicht zierlich spricht,
ich kenn' doch seine Laute.
Sie sprechen nur zum Herzen stets,
in stiller Sunde des Gebets
bei Freuden wie bei Pflichten.
Müßt erst, wie sie, voll Demuth seyn,
voll Inbrunst in des Herzens Schrein,
dann könnt Ihr auch so dichten.

Die Erwählten.

Nicht in Zahlen kannst Du's fassen,
nicht in Worten es benennen,
aber tief im Herzen brennen
fühlst Du seine Gluthenmassen,
wenn Dich Lieb' und Glaube stählet,
die das Herz Dir neu erschufen:
denn — gar viele sind berufen,
aber wenig auserwählet.

Müßt Ihr denn mit Händen greifen
alles was im Geist empfangen?
Kann im sehnenden Verlangen
denn nichts keimen, wachsen, reifen,

kund ſich thun nur in Momenten,
wo uns Engel näher treten,
mit uns lieben, mit uns beten,
einend was die Körper trennten?

Seyd Ihr denn ſo tief geſtiegen
in die Werkſtatt Eurer Seelen,
daß ſie nichts Euch mag verhehlen,
daß ſie vor Euch offen liegen
alle Kräfte, alle Gaben,
alle Ahnungen von oben?
Wollt denn Schleier Ihr gehoben
denn von jedem Wunder haben?

Euern Erdenleib erkunden
mag des Anatomen Meſſer,
aber wißt Ihr es drum beſſer
wie er mit dem Geiſt verbunden?
Hat Euch ſchulgelehrt Geklügel
jemals noch den Weg gebahnet,
den ein kindlich Herz nur ahnet
jenſeits ſtiller Grabeshügel?

O! berufen ſind zwar viele,
aber wenig nur erwählet!
Ob Ihr auch die Schritte zählet
ſorgſam bis zum fernen Ziele,

bei dem Zählen fliehn die Jahre,
immer neu müßt Ihr beginnen,
und Ihr könnt doch nicht gewinnen
dort am Ziel das Aechte, Wahre.

Doch, in wem der Geiſt von oben
rein bewahret, ſonder Mängel,
o! den führt ſein Lebensengel
wie er nur den Fuß erhoben,
dorthin ſchon im ſeel'gen Ahnen;
mag den Erdenweg auch dämmen
Selbſtſucht, mag ihn Neid auch hemmen,
jenſeits gehen ſeine Bahnen.

Heil'ge, ſelige Minuten,
wo von dieſer Welt vergeſſen,
um uns ſtrömen unermeſſen
der Unendlichkeiten Fluthen,
wo bei himmliſchen Akkorden
uns ertagen die Geſtalten,
die wir längſt ſo lieb gehalten,
wo das Ahnen Schauen worden:

Wer Euch hat verlebt im Glauben
in der Liebe ſtillem Hoffen,
o! der ſah den Himmel offen,
dem kann nichts ſein Erbtheil rauben!

nicht einen Augenblick über Emma ungewiß seyn. Da beschloß ich — sie legte das glühende Gesicht verbergend auf seine Schulter.

Da beschlossest du großmüthig, den Himmel, um den ich betete, mir zu schenken, ehe ich dich bat. O rede weiter!

Sieh, da erzählte meine Mutter, wie die reichen, stolzen Ritter vor der demüthigen Emma knien würden; o Rudolph, da beschloß ich noch fester, dir meine Liebe zu sagen. Denn keiner kniend vor mir —

Als ich, du heilige Demuth, und alle Engel des Himmels mit mir. Er lag kniend vor ihr, und weinend.

Aber ich begreife nicht, wie der Graf mich kennt; er hat mich nie gesehen.

Gesehen gewiß, Emma; er ging von Sitten aus oft als Landmann gekleidet in sein Land. Hierdurch führt der kürzeste Fußpfad aus Wallis. Er hat dich gewiß hier gesehen, und sah er dich? Wem sollte er die Blume frommer Unschuld geben, als dir? als dir, Emma!

Die besorgte Mutter begegnete ihnen auf dem Heimwege. Emma sagte ihr offen, was geschehen war. Gott segne Euch denn, meine Kinder! sagte sie. Aber ich sorge vor der Zukunft. Der Graf ist unser Herr, und er liebt dich, Emma. Wenn

ob sein auch die Menge spotte,
ob vor kalten Erdensorgen
auch sein Daseyn nicht geborgen,
Er ist froh in seinem Gotte.

Mein Gebet.

Sonett.

Ein Blick nach oben, der die Hoffnung kündet,
ein Schlag an meine Dankerfüllte Brust,
das bin ich mir als mein Gebet bewußt,
das nur Gefühle, doch nicht Worte findet.
Der Gott, der sich im Donnersturm verkündet,
wie in der Töne wonnemilden Lust,
weiß was Du willst, ob Du auch schweigen mu
ist Dein Gebet nur auf Vertraun gegründet.
Wie mag ich auch in Worten sie gestalten
die Wünsche, leis und halbgewagt und kühn,
die in des Herzens stillem Raume walten,
und im Moment des Flehn's oft erst entblühn
Er kennt sie ja! — Mich fest an ihn zu halten
in Leid und Freud, soll mein Gemüth erglühn

Der Glaube.

Wohl dem Herzen, wo der Glaube
mit der Freude fest sich eint,
wo in jeder Frühlingslaube
eine Gottheit hell erscheint,
wo in jedem Morgenglanze
eines Engels Antlitz lacht,
und der Ewige im Kranze
einer sternenhellen Nacht.

Schwelge Herz im Hochgenusse,
Göttlichem verwandt zu seyn,
laß Dich mit des Glaubens Kusse
zu der ew'gen Freude weihn,
jede Deiner Erdenwonnen,
trage Dich zu Gott hinauf;
Ausfluß aus dem Quell der Sonnen!
Dorthin geht zurück Dein Lauf.

Vertrauen auf Gott.

Ich bau' auf ihn, der ewig, unerschaffen!
auf Menschen nicht, die sein Gebild:
er giebt zum Kampf mir meines Glaubens Waffen
und meiner Hoffnung ehrnes Schild.

Was mag die Welt mir rauben und versagen,
kann ich sein Wort in meinem Herzen tragen.

Ich bau' auf ihn: auf Fürsten nicht, noch Große,
ihr Wille steht in seiner Hand,
ist er nicht eins mit meinem Erdenloose,
so gilt nicht Kronen-Widerstand;
er bleibt und lebt, ob Reiche untergehen,
wer ihm vertraut, des Haus wird fest bestehen.

Ich bau auf ihn: nicht auf der Ehre Glänzen,
die Nacht nur ist, wenn er sich naht,
der Trug, den Menschen oft mit Lorbeern kränzen,
zerstaubt in Nichts vor seinem Rath.
In ihm nur ist der Ehre wahre Krone,
wer ihm vertraut, dem wird auch sie zum Lohne.

Ich bau' auf ihn: mag nicht der Erde Schätzen
mein innres beff'res Heil vertraun,
sie wandeln oft in Grau'n sich und Entsetzen,
wenn reine Blicke darauf schaun.
Wem er das Herz mit hoher Lieb' durchdrungen,
der hat den Schatz, den herrlichsten errungen.

Ich bau' auf ihn: nicht auf des Geistes Wissen,
das Thorheit ist vor seinem Licht,
die Engel selbst, zum Staunen hingerissen,
ermessen seine Weisheit nicht.

Ein Funke, den er mir im Geiſt entzündet,
hat leuchtend mehr als Menſchenwitz ergründet.

In ihm iſt Fürſtenmacht, Gewalt und Stärke,
in ihm der Ehre reinſter Glanz,
der Schätze Strom iſt jedes ſeiner Werke,
Allwiſſenheit ſein Strahlenkranz.
Was mir die Erde bieten kann und geben,
in ihm nur hat es Daſeyn erſt und Leben.

Drum nur auf ihn vertraut des Kindes Hoffen,
denn Vater darf's ihn nennen ja!
Dem frommen Flehn iſt ſtets ſein Himmel offen,
dem Glauben ſtets die Hülfe nah.
Ja, was ich auch mir Seel'ges mag erdenken,
iſt es mir gut, wird mir's der Vater ſchenken.

Der ewige Frühling.

Wann ſchon auf die Erdenlenze,
die doch ihre Blüthenkränze
kargen Tagen nur vertraun,
wir mit hoher Wonne ſchaun,
ach! welch' höheres Entzücken
muß die Seele dann durchglüh'n,
wenn ſich Himmelslenze ſchmücken
in dem nie verwelkten Blüh'n.

Auf die Erde wird gebreitet,
wenn der Winter drüber schreitet,
Still das Baartuch, weiß wie Schnee,
daß sie d'rin zur Ruhe geh',
doch, indeß sie schläft, die Müde,
sammelt sich die neue Kraft,
und es waltet Gottesfriede
bis sie vorbricht aus der Haft.

Wenn das Herz sich nicht mehr reget,
wird das Baartuch auch geleget
so darauf, recht sanft und still,
weil's zur Ruh' entschlummern will,
Doch, wenn es nun ruht da unten,
hat sich schon ein neuer Keim,
schöner, herrlicher entbunden,
Wallt die Seele fröhlich heim.—

Lerchen kommen angezogen,
neu entfesselt sprudeln Wogen,
Bäume bilden Blumendach,
alle Schläfer werden wach,
Gräser sprossen auf den Auen,
Saat ergrünt am Blüthenrain,
und aus lichten Wolken thauen
Freudenthränen warm darein.

Gottesſtimme tönt hernieder,
ruft die Kinder zu ſich wieder,
Himmel wölben ihr Gezelt
endlos über ihre Welt,
Sterne ziehen als Gefährten
mit den Seligen im Licht,
und es ſchauen die Verklärten
ewig Gottes Angeſicht.

Denn der Frühling über'm Grabe
iſt nicht eine flücht'ge Habe,
ſchmilzt nicht in des Sommers Gluth,
ſtirbt nicht in des Herbſtſturms Wuth,
ſinkt nicht wieder in die Arme
eines Winters hin zur Ruh;
nein, es weht der lebenswarme
Hauch aus ihm uns ewig zu.

Ewig, ewig iſt ſeine Blühen,
Sonnen können eh'r verglühen,
Erden ändern ihre Bahn,
der Comet zerſtörend nah'n,
Einer Seele ew'gen Frieden,
die zu dieſem Lenz erſtand,
iſt kein Wechſel je beſchieden,
denn ſie ruht in Gottes Hand.

Hoffnung.

Von jenseits strahlt auf Grabeshügel
der Morgensonne goldner Schein;
es führt des Todesengels Flügel
uns in das Land der Seel'gen ein.
Da öffnet sich in Vaterarmen
dem Dürstenden der Liebe Quell,
da heilen alle Wunden schnell
bei unaussprechlichem Erbarmen.

Hinauf!: hinauf zum Sonnenglanze,
den noch die Gegenwart verdeckt!
Dort steht das Ziel im Siegeskranze,
das allen Hoffnungen gesteckt.
Dies Licht ist wahr, nicht Trug, nicht Blendung,
nicht sinnerzeugter, eitler Wahn;
es geht des Tugendhaften Bahn
dahin zu herrlicher Vollendung.

Was auch im Schattenthal der Thränen
uns unerklärlich dunkel blieb,
was auch mit ungestilltem Sehnen
uns bang in ferne Weiten trieb;
dort oben wird's im Lichte tagen,
das Lösung jedem Räthsel beut —
da wird im Schoos der Ewigkeit
die fromme Sehnsucht Blüthen tragen.

II.

Töne der Liebe.

Das ſüße Leid.

Einſam bin ich in der Welt,
weit ſpannt ſeinen blauen Bogen
über mir des Himmels Zelt,
und der Menſchen Schaaren wogen;
aber wo die Menſchen walten,
kann mein Leid ſich nicht geſtalten

Und ich hange doch ſo feſt,
an dem bitterſüßen Leide,
wie den nahen Bach nicht läßt
hangend eine Thränen-Weide,
ob er ſchon den Grund durchwühlet,
bis entwurzelt ſie ſich fühlet.

Alſo ſeh' ich wohl voraus
mein Vergehen in den Schmerzen,
und des Todes welker Strauß
ruhet ſchon auf meinem Herzen;
aber doch bis zum Erblaſſen
kann ich nie mein Leiden laſſen.

er dir, wie man ſagt, noch eine Blume bringt? das Veilchen der häuslichen, beſcheidenen Demuth?

Verdient es Emma nicht, edle Frau?

Und bringt er ihr die Roſe der Liebe, Rudolph? Er iſt Herr —

Er iſt ein Mann, ein edler Mann, und ich bin arm, aber frei wie er.

Die Leidenſchaft iſt ſtärker, als alles im Leben. Ich bin beſorgt. Wenn alle Edeln im Uechtland es wollen —

Die Liebenden lächelten zu der Sorge der Mutter; aber nach einem Monate tönte im Thale herauf das Harſthorn, und die Ehrenherolde rittenhervor und verkündeten die Ankunft des Lehnsherrn, und von ſeinen Großen begleitet, im halbgoldnen und ſtählernen Harniſch, den goldnen Helm über das Geſicht gedeckt, ritt heran Herr Rudolph Graf von Greyerz, und da er Emma ſah, ſtieg er ab. Er beugte ſein Knie zu Boden vor Emma. Er reichte ihr das goldne Veilchen. Ach, eben ſo erblaßt, eben ſo zitternd, als das erſte Mal, ſtand Emma, und nahm die Blume. Ihr Herz ſchlug furchtſamer vor einer dunkeln Zukunft.

Thränen ſtürzten aus ihren Augen. Sie erhob zitternd die Hände, als wollte ſie reden. Aber der Graf beugte tief das Haupt vor ihr; die Banner, ſenkten ſich vor dem erblaßten Mädchen. O Gott!

Denn es weht Erinnerung
mir entgegen aus den Thränen,
und des Himmels Einigung
aus dem nie gestillten Sehnen;
also in des Leides Schooße
Blüht der Wehmuth weise Rose.

Unter Zähren tritt ihr Bild
mir so wunderschön entgegen,
will die Hände sanft und mild
auf die nassen Augen legen,
und die Tropfen werden Strahlen,
die die Göttliche mir malen.

Süßes Leid, verlaß mich nicht,
Dir nur kann ich angehören;
wenn das Auge sterbend bricht
führe mich zu Engel Chören,
harrend dort bei Stern-Akkorden,
bis auch Engel sie geworden.

Nähe des Frühlings.

Der Frühling naht! Es drängt sich aus der Hülle
der grünen Blätter zarter Keim,
das Gras entsproßt in reger Lebensfülle,
verkündend kehrt die Schwalbe heim;

nur mir allein naht ſich der milde Segen
des langerſehnten Frühlings nicht,
mit Wolluſt ſchlägt ihm jedes Herz entgegen,
und nur das meine bricht.

Der Frühling naht! Es ſchmelzt von fernen Hügeln
den kalten Schnee ſein warmer Hauch,
er ſchwingt einher ſich mit des Maies Flügeln
und alle Vögel flattern auch;
nur meiner Bruſt ſcheint keine milde Sonne,
auf ihr ruht ſchwere, finſtre Nacht;
ſie floh von mir, ſie meines Lebens Wonne
und nur die Trauer wacht.

Der Frühling naht! Es ſtrömen Regenſchauer
herniedrer aus der warmen Luft,
und grüner wird die Saat, der Himmel blauer,
und würziger der Blüthenduft.
Doch meinen Augen nur entſtrömen Thränen,
und fallen ſengend heiß auf's Herz,
und glühender wird immer nur mein Sehnen,
und brennender mein Schmerz.

Ihr!

Es tritt ein Engel strahlend in mein Leben,
so schön, so gut, so jugendlich und mild!
O fliehe nicht Du reines Himmelsbild,
laß mich zu Dir, ein Seel'ger, mich erheben!

Bin ich es werth, daß Du mit milden Wehen
herab Dich neigst zu meiner stillen Brust?
Ich bin es nicht, des bin ich mir bewußt;
doch soll Dein Anschaun edler mich erhöhen!

Wohl bist Du wie der guten Gottheit Engel:
sie suchen nicht den Glanz; ein fühlend Herz
erheben sie zum Vater himmelwärts,
durch eigne Unschuld reinend seine Mängel.

So trittst auch Du mit Deinem Friedens Auge
Mit Deinem Lächeln, Deinem Kindessinn,
zu meinem Leben, theures Wesen, hin,
daß mir Dein Athem Himmelsdüfte hauche.

Ach! wenn Du wieder grausam mir entschwindest,
das Paradies zerstörst, das Du gebaut,
wie trag' ich es! — O süßer Wonnelaut,
der Du die Herzen an einander bindest,

O töne, töne aus des Engels Munde,
daß er verweil, mein Lebensglück, mein Heil!
Dann wird mir hier ein Himmel ſchon zu Theil,
und Dank und Segen krönet jede Stunde.

Untreue.

Nimmer kann ich untreu werden,
gute Götter, warlich nie,
denn im Himmel und auf Erden
ſeh' ich ſtets nur ſie, nur ſie.

Bei dem Reize jeder Andern,
— müßt ich ſelbſt ihn eingeſtehn, —
würd' ich kalt vorüber wandern,
glaubt ich nicht ſtets ſie zu ſehn.

Jede Lippe, ſchön geröthet,
ſcheint die ihre mir zu ſeyn,
wann ein Stimmchen ſilbern flötet
Fällt ihr Stimmchen nur mir ein.

Ihrer muß ich ſtets gedenken
bei der ſchwarzen Locken-Nacht,
wenn ſich Grübchen lieblich ſenken
ſeh' ich wie ſie ſchelmiſch lacht.

Wo zwei Augen strahlend leuchten,
blickt aus ihnen sie mich an,
und wenn Thränen sie befeuchten,
rinnen ihre Thränen dann.

Wo die Grazie nur waltet,
ist ihr Bildniß eingedrückt,
alles ist gleich ihr gestaltet,
was der Schönheit Gürtel schmückt.

Kann ich's hindern, wenn nicht selten
mir das Blut dann schneller fließt,
weil das Schönste aller Welten
sich in ihre Formen gießt?

Nein! im Himmel und auf Erden
wird kein andrer Reiz mir neu:
könnt ich selbst ihr untreu werden,
blieb ich ihr doch immer treu.

Die ferne Geliebte.

Wenn der Morgen glorreich wieder
aus der dunklen Nacht ersteht,
wenn des Mondes Scheibe nieder
auf die goldne Sonne geht,

da erwacht zu neuem Leben
jede frohe Kreatur,
freut ſich in dem regen Streben
roſtlosſchaffender Natur;
ach! es ſprach zu meinem Herzen
auch der neue Tag ſo gern,
doch es hört nur ſeine Schmerzen:
denn die Geliebte iſt fern!

Alles freut ſich zu genieſſen,
und die Arbeit fliegt dahin,
kann ſich Herz in Herz ergießen
ſich ergehen Sinn in Sinn.
Jedem reichet zum Erſatze
die Natur mit milder Hand
aus dem großen Lebensſchatze
einer Hoffnung Unterpfand,
und in bittrer Schaale finden
wird er dann den ſüßen Kern.
Mir nur muß die Hoffnung ſchwinden:
denn die Geliebte iſt fern.

Hoffnung! hohe Himmels-Leuchte
einer ſel'gen Ewigkeit,
durch dies trübe, nebelfeuchte,
rauhe Thal der Endlichkeit,

Du, genährt mit trauten Plänen,
die das Herz sich sorgsam zog,
angefacht vom heißen Sehnen
das an Seufzern groß sich sog,
Allen, allen andern funkelt
Deiner Strahlen lichter Stern:
mir nur hat Dich Nacht verdunkelt:
denn die Geliebte ist fern.

Verscherztes Glück.

Die Stunden fliehn, mit ihnen flieht die Wonne,
des Lebens schönstes Glück,
es flieht auf ewig hin, und keine Sonne
bringt es zurück.

Wo seyd ihr hin, ihr Tage, wo mein Leben
an ihrer Seite ging,
wo noch ihr Arm, zu ihr mich zu erheben,
den Freund umfing?

Warum mußt ich der Gegenwart vergessen,
und in die Zukunft schaun?
Warum nicht liebend an mein Herz sie pressen,
und ihr vertraun?

Warum nicht jedes ſchöne Glück genießen
in der Gefühle Gluth?
Warum in Sehnſuchts-Thränen nur zerfließen
nach höherm Gut? —

Sie flohn dahin die himmliſchen Minuten,
nicht brachten ſie Gewinn,
und ihnen nach muß nun das Herz verbluten,
denn — hin iſt hin!

Giebt's eine Qual, die ſo wie dieſes Leiden,
in tiefſter Seele ſchmerzt?
Aus eigner Schuld muß ich vom Glücke ſcheiden:
es iſt verſcherzt!

O! Welche Pein! Ich konnte glücklich werden,
mir glühte Himmels Licht,
es winkte mir die Wonne der Verklärten, —
ich nahm ſie nicht.

Ich Thor! Nun iſt auf ewig mir verſchloſſen
der Liebe Paradies!
Ich Thor! der, von der Hoffnung Blüthen-Sproſſen
ſich täuſchen ließ!

Ach! überhört, iſt ewig auch verloren
der frohen Stunde Schlag,
und nie wird noch einmal für uns geboren
derſelbe Tag.

Aufruf um Liebe.

Welche Stürme fühl' ich rasen,
durch mein zitterndes Gebein,
und in taumelnden Extasen
welch' vergebens Ruhe schrei'n!
Meine Pulse schlagen stärker,
meine Augen deckt ein Flor,
schon zersprengt mein Geist den Kerker
und drängt lechzend sich empor.

Süßes Ahnen, sanftes Wähnen
kühlet mich mit Rosenduft,
und ein Strom von Wonnethränen,
macht dem bangen Herzen Luft.
Eingewiegt in frohe Träume
faßt mich eine Lilienhand,
führt mich durch azurne Räume
in der Geister Vaterland.

Ha! wie nenn ich dich, Entzücken!
das mein trunkner Geist sich mahlt,
das bei leisem Händedrücken
flammend in dem Auge strahlt,
dem ich lange nachgestrebet,
nachgeseufzet, nachgewacht,
dem mein Herz entgegen bebet,
Sonnenstrahl in Mitternacht.

Liebe! Liebe! Diesem Tone
hat die Gottheit sich vermählt,
ihn begabt mit Himmelslohne,
und mit Freuden ungezählt.
Ach! Von stiller Ruhe Kissen,
aus der treuen Freundschaft Arm,
hat er mich empor gerissen, —
aber nur zu Schmerz und Harm!

Soll ich nun mit Händeringen
meinen Kummer mir gestehn,
selbst mein Sterbelied mir singen,
und im Jammer untergehn?
Soll ich hier gleich einer Pflanze
einsam in der Wüste blühn,
mit erhörter Liebe Kranze
nimmer im Triumphe glühn?

Nein! mit Muth und Kraft gestählet
Tret' ich in die Schranken ein:
wenn mich nimmer Eine wählet,
will ich selbst mein Werber seyn;
Laut und frei will ich's verkünden
was mein Flammen-Odem strebt,
und doch Eine wird sich finden,
die für meine Liebe lebt.

o Sankt Anna! seufzte sie leise. Da tönten die Hörner, da flatterten die Banner durchs Thal, da verschwand alles, der Hörner Klang verschallte, nur Emmas Seufzer füllten noch den stillen Thalgrund.

Was bist du so bleich? Was zitterst du so? fragte Rudolph den Nachmittag Emma.

Ich zittre vor der dunkeln Zukunft Schreckensgeiste, vor einer innern Stimme Weheruf! Ach Rudolph, krank bin ich. O, wenn er noch einmal vor mir kniet, und bietet mir der Liebe wunderbares Unterpfand? O Rudolph, welche Schreckensmacht zieht meine Hand seiner entgegen, seine verhaßten Geschenke zu nehmen? O Geliebter, laß mich ihn nicht wiedersehen; wenn er das Haupt vor mir beugt, und der blutige Helmbusch unheilverkündend vor mir wallt, und die Banner mich und ihn wie ein Zelt, flatternd, einschließen — O Gott! — Ich hätte heute die Rose aus seiner Hand genommen, bot er sie mir. O weh, daß seines sterbenden Vaters allmächtige Worte mir, mir, und dir, Rudolph, zu Zauberſprüchen werden mußten. O ich werde nicht aufhören zu zittern vor dem schrecklichen Ton des Horns, wenn er durch mein stilles Thal wie des Todes Stimme herauf tönt.

Rudolphs zärtliche Worte tröſteten und die Zeit beruhigte Emma; aber es blieb eine Unruhe

Was ich gebe will ich singen,
was ich fod're, stolz und kühn.
Seht ihr mich die Flügel schwingen,
seht ihr meine Wangen glühn?
Ströme Lied mit vollen Tönen
glühend wie das Meteor,
zu der Edlen, Treuen, Schönen,
die mich endlich auserkohr.

Ha! Du kommst, mich zu beglücken,
prangend in der Schönheit Glanz;
edle Huld in Deinen Blicken,
in dem Haar der Unschuld Kranz.
die ihr diesen Engel schufet,
Götter! laßt ihn mir sich weihn!
All mein ganzes Leben rufet:
Ja, Du mußt die Meine seyn!

Müßt' ich, Dich mir zu erringen,
über Aetna's Gluthen gehn,
um an Deinen Hals zu dringen,
unter tausend Dolchen stehn;
meine Freudenthränen fallen,
und des Feuers Gluth verkühlt,
und der Dolche Spitzen prallen
von der Brust, die Liebe fühlt.

Nennen will ich Ewigkeiten
jubelnd Deinen Namen dann,
dem Unſterblichkeit bereiten
was von meinen Lippen rann;
zwiſchen Meten und Amanden
einen goldnen Thron Dir baun,
wo nur Herzen Lieb empfanden,
auch als Königin Dich ſchaun.

Dich auf meinen Armen betten
würd' ich dann im Luſtgefühl,
ſchlingen um Dich Roſenketten,
fächeln Dir die Wange kühl,
mit Dir ſcherzen unter Lauben
die des Gatten Hand Dir bog,
mit Dir koſten ſüße Trauben
die des Gatten Fleiß Dir zog.

Und mit Dir, Du nun Gefundne!
unter Tauſenden nun mein!
und mit Dir, Du feſt Umwundne
nach des langen Strebens Pein,
würde Löwen-Muth und Stärke,
mir, dem erſten Sohn der Zeit,
und durch himmelhohe Werke
dräng ich zur Unſterblichkeit.

Ha! Wenn Du mit Taubenflügeln
meine heiſe Flamme ſchweigſt,
um den Lechzenden zu zügeln,
ſchamhaft mir die Wange reichſt,
wenn mit Küſſen aufgefodert
zu der Liebe Freudenmahl,
glühender mein Geiſt verlodert,
bei des Sehnens ſüßer Qual:

Wenn Dein Blick mit Strahlenfeuer
Deine Liebe mir geſteht,
und Dein Athem, wild und feier,
endlich, endlich mich umweht;
wenn ich in den Arm Dir ſinke,
und in einem langen Zug,
all die Liebe wieder trinke,
die ich Dir entgegen trug:

Wenn zu Deines Herzens Sonne
ſich das Meine ſchmachtend neigt,
und das Auge glüht in Wonne,
und die trunkne Lippe ſchweigt,
wenn ſich jubelnd unſre Seelen,
nicht vom Zweifel mehr durchtobt,
zu Entzückungen vermählen
Liebeglühend, einverlobt:

Dann — o! finde bald Dich Eine,
der mein Herz entgegen fliegt,
nenne, nenne Dich die Meine
von des Sanges Macht beſiegt, —
winke! Mein ſind Adler Flügel,
und des wilden Roſſes Lauf!
Bald drück' ich des Bundes Siegel
ringend Deinen Lippen auf.

Vorbedeutung.

Ich lag auf grünen Matten
am kühlen Wieſenquell.
Bald gaben Wolken Schatten,
bald ſchien die Sonne hell,
bald um den Himmel zogen
Gewitterwolken ſchwer,
bald glänzte in den Wogen
der Sonne Wiederkehr.

Ach! dacht' ich, unter Thränen,
dies iſt dein Lebenslauf,
bald ſteigt dir nach dem Sehnen
des Glückes Glanz herauf,

bald wiederum verlaſſen,
von dem was dich entzückt,
ſcheint dich der Gott zu haſſen
der vörher dich beglückt.

Und dichter, immer dichter
ward nun der Wolken Heer,
der Sonne goldne Lichter
erglänzten mir nicht mehr,
und Donner hallten wieder
ein ungeheures Chor,
und Blitze ſtürzten nieder,
die Flamme ſchlug empor.

Da rang ich meine Hände
hinan zum Quell des Lichts,
und rief: o! wende, wende!
die Deutung des Geſichts!
Wenn Schmerzen mich durchbeben,
das Herz nicht Rettung weiß,
gieb alſo nicht mein Leben
Gott! der Verzweiflung Preis! —

Entflohn war das Gewitter,
die Schöpfung lag in Ruh,
und dankend gieng der Schnitter
der ernſten Arbeit zu. —

So ſchweigt der Stürme Toben,
die Sonne kehrt zurück.
Und Friede kommt von oben,
des Herzens reinſtes Glück.

Mein Liebesleben von einem Monat.

Sonetten-Kranz.

I.
Am 30. März 1819.

Petrarka, Taſſo und viel andre Leiern
Italiens, erhuben in Sonetten
die Minnige, in deren Roſenketten
ſie ſchmachteten, die Herrin hoch zu feiern.
Auch ich will meine Gluth nicht mehr verſchleiern,
und ſie auf vierzehn ſchöne Federn betten,
wo ſie umſchwärmt von leichten Amouretten
ausflammen kann, als ſey ich ein Lord Byron.

Doch wenn nur jene ordnungslos, in's Blaue,
von ihrer Holden hohen Reizen ſangen,
und den Comentatoren es erſchwerten,
lieb' ich das Gründliche und das Genaue,
und chronologiſch wird es angefangen,
daß man im Dichter ſchaue den Gelehrten.

II.

Am 31. März 1819.

Das Schlimmste nur ist bei der ganzen Sache,
daß ich, um endlich doch auch zu beginnen
eh' mir das Alter selbst verwehrt das Minnen,
der Liebe Rechnung sonder Wirth jetzt mache.
Denn nur gesiehn will ich's, ob man auch lache,
noch trat mir nicht zu Geist und Herz und Sinnen
das Wesen, werth, die Ehre zu gewinnen,
daß der Petrark in mir für sie erwache.

Doch geh' ich morgen aus, so wie's nur grauet,
zu suchen, die mir Laura möge werden,
und wie ein Mädchen reizend an Geberden
mein Auge, sey es wo's auch sey, erschauet,
probier ich gleich mit des Sonnet's Kapelle,
ob sie die Rechte sey, flugs, auf der Stelle.

III.

Am 1. April 1819.

Schlag sieben gieng ich aus im größten Regen,
denn innen drängt und schrob' mich's aus dem Hause.
Die Schönheit macht im Koth auch keine Pause,
weil frei und rein ihr göttergleicher Segen.

Schon Wirthinnen sah ich auf guten Wegen,
um einzukaufen zu dem Mittagsschmause.
Vielleicht, dacht' ich, tritt aus der stillen Klause,
ein wirthlich Kind dir jetzt auch hold entgegen.

Und siehe da! Das Röckchen zart gehoben,
sah ich vor mir ein holdes Mägdlein wandeln,
sie trat zum Korb um etwas einzuhandeln.
Wie wußt ich das im heißen Busen loben!
O! dacht ich! Was die Zarte wird erkiesen
muß Blumen gleich bei der Berührung sprießen.

IV.

Und näher trat ich, lauschte ungesehen,
wie dort Apoll bei Daphne hinter Buchen,
so ich an einem Stand mit Pfefferkuchen,
gewiß, es werde himmlisch mich umwehen.
Doch als die Blicke näher sich ergehen,
und ihres Strebens Ziel im Korbe suchen,
da mußt ich meinem herben Schicksal fluchen,
und weg die Liebe mit der Nase drehen. —

Ist wohl ein Maaß, das meinen Jammer mäße?
Ein Senkblei, daß die Tiefe sein ergründe?
Ein Chimborasso, der die Höh' erreiche?!
Sie kaufte! O! Fast ward ich da zur Leiche!
Sie kaufte, o! Verzeih mir Gott die Sünde! —
Sie kaufte, o! Apoll! Sie kaufte — Käse!

V.

Am 2. April.

Wie mocht ich auch nur gestern gleich verzweifeln?
Bedacht ich nicht des Schicksals mächt'ges Walten,
ob's nun im Ahnenfluch sich mag gestalten,
im Kartenschlagen, Bleiguß oder Häufeln!
War auch durch's Riechorgan zu allen Teufeln
des ersten Eindrucks kräftiges Entfalten,
so muß Besinnung doch mich aufrecht halten,
und Balsam in die tiefe Wunde träufeln.

Dann dacht' ich denn in meinem Erstversuche
nicht an das Blatt im großen Schicksalsbuche,
worauf als sichern Looses Unterpfänder
die Tage stehn im ewigen Kalender,
und daß, weil consequent es bleiben will,
das Datum mich auch sandte zum — April.

VI

Heut' aber blühn aus Sturm und Regenströme
vielleicht mir Rosen auf in reichen Spenden,
die durch das ganze Liebesleben senden
der geistigen Düfte würzige Arome.
Zum Thee bin ich bei meinem klugen Ohme,
an den sich alle Musen traulich wenden,

und heut wird ſich ſein liebes Haus vollenden
nun vollends zu der Dichtkunſt heil'gem Dome;

denn was die Leyer nur vermag zu ſchlagen,
ob es die Grazien in Seide hüllen,
ob's eine Kurtka und Boret mag tragen,
es wird die hohen Leſezimmer füllen,
und, ſeitwärts laſſend alle Eichenſeelen,
will ich mir aus den Roſen eine wählen.

VII.

Am 3. April.

Sie iſt's! Sie iſt's! Es iſt das Loos gefallen,
gefunden iſt das ſchönſte Lebensziel.
Der Zufall treibt nicht mehr ſein wirres Spiel,
ſie hab' ich mir erwählet nun aus allen.
Noch hör' ich ihre Zauberſtimme ſchallen,
noch ihrer Rede ſiegendes Gefühl,
noch wog' ich in der Regungen Gewühl'
die meine Bruſt mit Gluth und Fluth durchwallen. —

Doch werde ſtiller, Aufruhr im Gemüthe!
daß ich ſie nenne den verſchwiegnen Wänden,
der ich fortan mein Leben will verpfänden,
ſie, aller Mädchen tadelfreiſte Blüthe,
entſproſſen wohl nur himmliſchen Gefilden,
den Wendepunkt des Lebens, ſie, — Mathilden!

---

tief in ihrer Seele, der sie nicht Herr wurde. Sie sah nie ohne ein geheimes Beben in den Eingang des Thals, woher die Hörner ertönten. Aber sie sah nicht links, wo hinter den Bergen die Rhone ihre Fluthen wälzt, wo aus dunkeln Wald die Burg Saley die schwarzen Thürme erhebt. Da wohnte der wilde Saley. Er liebte lange die schöne Emma, mit doppelter Gewalt der Liebe und des ungezähmten Willens. Er hoffte noch immer die Frau von Montsalvans zur Einwilligung zu bereden. Aber da hörte er, daß schon zweimal der Graf Greyerz in Montsalvans gewesen, der reizenden Emma seine Blumen zu bringen. Er haßte den edlen Grafen, und Haß und Eifersucht schlugen ihre Flammen der Hölle unter die Flammen seiner Liebe.

Er beschloß sein Leben an — die Zerstörung des Glückes seines Feindes zu setzen. In finstrer Eile versah er seine feste Burg mit Waffen und Speise. Er ritt hinauf an der Rhone schönen Gestaden, und warnte mit dunkeln Worten seine Mannen vor der Zeit unsicherer Ruhe, und hieß auf alle Hochwachten Holzhaufen zum Feuer errichten.

Ach, Emma wußte von nichts. Sie ging alle Tage an Rudolphs Hand in den schönen Gewinden von Thälern in unschuldiger Freude. Da brach aus einer dunkeln Felsenschlucht auf einmal

VIII.

Der Kreis war reich an Geistern schön und häßlich,
und jeder gab was Musen ihm verliehen,
da sah ich Eine bei den Harmonien
in Regungen zerschmelzen unermeßlich.
Gleich zarten Seelen war sie etwas bläßlich,
doch fühlt' ich schon mein Herz hin zu ihr fliehen,
und es so schnell aus seiner Ruhe ziehen,
daß selbst mir ward aus Hochgefühl unpäßlich.

Doch wie nur Rauch das Athmen kann erschweren,
doch wenn die Flamme kommt, die Pein verschwunden,
so gieng mir's auch in diesen Wonnestünden:
genesen war ich, schwebt in Engelchören,
als sie nun sich erhob, der Grazien Vierte,
und selbst — o Gott, wie ward mir — deklamirte!

IX.

Ich habe wohl gar viel Deklamatoren
gehört, die mir das Herz erwärmt, gehoben,
und kann mich selbst ob meines Kunstsinn's loben,
wo was zu hören war, hatt' ich die Ohren.
Doch sey auch Solbrig ganz dazu geboren,
beflügle Sydow künstlich nur nach oben,

sey Frau Professor Bürger dicht gewoben
aus einem Stoff, der nie den Glanz verloren,

was hier mein Herz gefühlt, mein Geist geahnet,
was mir den Weg zum Himmel selbst gebahnet,
was schau'n mich ließ in des Gemüthes Tiefen,
was tausend Stimmen mir melodisch riefen,
was staunend mir den Athem fast genommen,
das — — ist mir doch noch niemals vorgekommen!

X.

Was sie gesprochen, kann ich zwar nicht sagen,
ob's Elegie, Romanze oder Ode:
die Worte sind ja nur das Leere, Todte,
die Harmonie des Ton's hat mich getragen
dahin wo Sonnen sich um Sonnen jagen,
zu einem nie gekannten Morgenrothe.
Das nenn ich doch noch Rythmus und Methode,
da darf kein andrer sich zu messen wagen.

Ich stürzte fort, als sie nunmehr geendet.
Die Fülle der Empfindung war zu mächtig,
der Kreis zu kalt, zu trocken zu bedächtig,
ich allzusehr nach Himmlischen gewendet.
Nun sitz' ich hier in meiner stillen Zelle,
und lass' abdampfen des Gefühles Welle.

XI.

Am 4. April.

Es ist nun stiller worden mir im Herzen,
da hab' ich's denn erst bei mir überdacht,
daß ich zu schnell mich aus dem Staub gemacht,
und so noch manches Schöne mocht' verscherzen.
Auch, wer sie sey, die Quelle süßer Schmerzen,
hab' ich noch in Erfahrung nicht gebracht,
doch wissen muß ich's warlich noch vor Nacht,
sonst würde sie noch dunkler sich mir schwärzen.

Mathilde rief man sie; das wiedertönet
allein in meiner Brust gleich Lerchenschlag,
doch welchen Stand ihr hohes Seyn verschönet,
ob sie noch frei, ob? — Ha! mit Martern dröhnt
mir der Gedank' durch's Seyn — ob Lieb' gekrönt
sie schon in eines andern Armen lag?

XII.

O! brecht zusammen all ihr Himmelsbogen,
die ihr die Sterne haltet in den Gleisen!
Zum Mittelpunkt magst Erde du zerreissen,
aufstürmen zu der Sonne sollt ihr Wogen!
Und Du o Herz! Daß Du in Dich gesogen
den Liebesthau aus ihren süßen Weisen,
Du sollst nicht Herz mehr, Schmerz sollst Du nu
heißen.
denn ach! Ich bin betrogen! bin betrogen!

O daß ich könnt an dieſer Qual verbluten,
ich hätt' gelebt drei glückliche Minuten,
und läg' dann in dem ſtillſten aller Särge:
ſo muß gepeitſcht mit des Geſchickes Ruthen,
austoſen ich's gleich Niagara's Fluthen;
ſie iſt vermählt; — und — über alle Berge!

XIII.

Am 5. April.

Es iſt für mich kein Liebesglück beſchieden,
es will nur ſtets mit bittern herben Qualen,
das Schickſal mir die Schuld des Daſeyns zahlen,
und mordet mir des Lebens ſtillen Frieden.
Wohl ſtrebt' ich nach dem höchſten Heil hienieden,
und ſetzt' an's große Loos des Idealen
mein ganzes Seyn zu wiederholtenmalen,
doch immer zog ich nur am Ende — Nieten.

Nun wohl! Ich will des Herzens Drang vernichten,
will einſam wandeln bis zum ſtillen Grabe,
das Höchſte nicht, was Daſeyn giebt, erwerben,
nur Schade, daß von ſo viel Gluthgedichten,
die ich noch in dem vollen Köcher habe,
nun jedes muß im Vaterleibe ſterben.

XIV.

Am 8. April.

Zwar wird kein Weſen mich wohl mehr entzücken,
wie ſie gethan die ſchnell verſchwundne Holde,
zwar iſt mein Herz gleich einer Blüthen Dolde
die ſchnell verwelkt, weil Nebel auf ſie drücken.
Doch wenn ein Mädchen mich mit milden Blicken
nun liebevoll durchaus betrachten wollte,
wüßt' ich doch nicht, warum ich's wehren ſollte;
ſo etwas würde ſich nicht einmal ſchicken!

Wer wollte wohl den holden Charitinnen,
wird man einmal in ihren Kreis gebeten,
die Achtung, die der Schönheit ziemet, weigern?
Doch ſuchen ſie vergebens mich zu minnen,
Ihr Bild wird zwiſchen jedes andre treten,
und die Vergleichung nur den Werth ihr ſteigern.

XV.

Am 11. April.

Wohl möcht' ich — nur aus reiner Neugier — wiſſen,
wer doch das Köpfchen ſey, daß gegen über,
am Fenſter ſich gezeigt, als ich in trüber
Melancholie das meine aufgeriſſen?

Ein einziger Blick! — dann mußt ich's wieder miſſen,
doch war mir das Verſchwinden um ſo lieber,
denn noch durchzuckt mich wild der Trennung Fieber,
und Thränen netzen oft mein Ruhekiſſen.

Allein der Menſch iſt ſelbſt bei ſolchen Fällen,
mag tief im Herzen ihm die Wunde brennen,
auch der Geſellſchaft äußre Pflichten ſchuldig.
Drum trage, o mein Herz! Dein Leid geduldig!
Doch werd' ich's morgen nicht verweigern können,
beim Ball der Harmonie — mich einzuſtellen.

XVI.

Am 12. April.

Ich flog dahin durch all die bunten Reihen,
wie man durch bunte Tulpenbeete ſtreift, —
mit ſeinem Blick bald hie bald dorthin ſchweift,
doch ohne Einer Blume ſich zu weihen.
Wie konnt' ich auch Beherzigung verleihen
den Schönen, da mein Lied ſo ſchnell gereift,
und ſtets mit neuen Schmerzen um ſich greift,
zerſtörend jeder Hoffnung Träumereien.

So eilt' ich bald nach Haus. Horch! Da ertönte
von gegenüber durch die nächt'ge Stille
ein Lied, das mild mich mit mir ſelbſt verſöhnte
und ſüße Wehmuth goß mir in die Seele.

Das Ohr zu ſchließen war zwar erſt mein Wille,
allein wer widerſteht der Philomele?

XVII.

Am 14. April.

Sie wohnt bei ihrer hochbejahrten Tante
ſeit ein paar Tagen erſt hier eingetroffen.
Das ſagte mir ein Freund, dem ich ganz offen
der Neugier reges Treiben heut bekannte.
Ohnſtreitig etwas Linkiſches vom Lande.
Doch hat der Blick von neulich mich getroffen,
auch ließ die Stimme viele Bildung hoffen.
Was kümmert's mich? Nicht ſchließ' ich neue Ban

Den Schmerz will ich ſo recht im Herzen nähr
er ſoll, je hoffnungsloſer er auch ſchreitet,
mich Trauernden zum Seraph noch verklären,
der nur nach oben ſeine Flügel breitet.
O fließet, fließet ſanft ihr Wehmuthszähren,
ich bin ſo recht zum Weinen vorbereitet.

XVIII.

Am 15. April.

Herabgelaſſen tief ſind die Roulleaux
im Zimmer, wo ich jüngſt ihr Köpfchen ſah.

Ich will nicht hoffen, daß etwas geſchah!
Vorgeſtern noch ſang ſie ſo friſch und froh.
Man weiß doch gern fürwahr das wie und wo?
Wohnt man einmal einander ſich ſo nah;
und, Gott! Wie bald iſt eine Krankheit da,
mir ſelbſt iſt es auch heute nur ſo ſo!

Drum will's auch gar nicht ſüdlich in mir klingen.
Mit Mühe bring' ich's nur zu dem Sonette,
das männlich anfängt gegen alle Regel!
Gottlob! Nun kommen Reime à la Schlegel:
wenn ich nur erſt von drüben Nachricht hätte,
die Bronnen des Gemüthes würden ſpringen.

XIX.

Am 19. April.

Wie ſonderbar hat ſich doch das geſtaltet!
Noch weiß ich ſelbſt nicht was davon zu denken!
So wiſſen es die Götter wohl zu lenken,
daß aus dem Schmerz die Freude ſich entfaltet.
Und jene Gluth, die tief im Buſen waltet,
das herrlichſte von göttlichen Geſchenken,
ſie muß ſich wieder in die Seele ſenken,
ob ſie auch ſchon verzweifelnd faſt erkaltet.

Die Krankheit muß zu der Geneſung führen,
zum Wiederfinden bringen das Verlieren.

Aus trüber Nacht ein heller Tag erſtehen,
daß Sterne auf, wenn andre untergehen,
die Wiſſenſchaft muß Amors Wiege werden,
das Krankenbett zum Paradies auf Erden.

XX.

Ja, ſie war krank; ein böſes Fieber brannte
in ihren Adern, und Beſinnung wich;
da war's, als ſie im lichten Zuſtand mich
als ihren Arzt, den ſie ſich wünſchte, nannte.
Es war Gebot für die beſorgte Tante,
die ſelbſt noch fremd in Dresden fühlte ſich,
und nach dem Ruf ſo ziemlich ſäuberlich
den Gegenüber in der Straße kannte.

So rief man mich in's Haus, das ich ſeit Tagen
mit unerklärter Sehnſucht angeſehn;
ich trat hinein, ach! Wohl mit bangen Zagen,
ich ſollte Hülfe bringen, Rettung wagen,
und wußte nicht, wie ſich's wohl zugetragen,
ob's nicht dabei um mich ſey ſelbſt geſchehn.

XXI.

Ich trat hinein, sie schlummerte, ich blickte
voll Lieb' und Schmerz in ihre Engelsmienen.
So sind nur Heilige dem Blick erschienen,
wenn Glaube bis zum Schauen selbst entzückte.
Und bald erwachte sie. Ein Lächeln schmückte
noch mehr die Wange, glühend gleich Rubinen.
Mit leisem Ton sprach sie: ich danke Ihnen,
den mir zum Arzt die theure Tante schickte.

Und ich — o Gott! Wie hätt' ich sprechen können?!
Ich nahm den Puls mit kunsterfahrnen Prüfen,
doch fühlt' ich meine Hand noch mehr entbrennen
als ihre, und aus meines Herzens Tiefen
fleht' ich zu Gott, nur hier mich zu begnaden,
daß ich sie führ' zu der Genesung Pfaden.

XXII.

Und Heil! Ich hatte fragend bald ergründet,
daß nicht Gefahr dem holden Leben drohe,
es war im Sinken schon die wilde Lohe,
die sieberhaft in ihrer Brust entzündet.
Mit Jugendkraft ward nun die Kunst verbündet
mir heute mehr als je, die Theure, Hohe,
und schon am nächsten Tage sah der Frohe,
die Besserung aus ihrem Aug' verkündet.

eine Schaar Männer hervor, da eben Rudolph und Emma vorübergingen. Rudolph wurde zu Boden gerissen, in eben dem Augenblick, da er die Räuber erblickte. Emma wollte ihm helfen; aber man hob sie empor, und sie wurde verschleiert auf ein Pferd gehoben, und schreiend verschwand sie in den Felsen.

Gefesselt lag Rudolph am Boden, lag, bis am Abend die heimkehrenden Hirten ihn befreieten. Rudolph brachte der trostlosen Mutter die entsetzliche Nachricht. Sie riethen beide auf den wilden Saley, obwohl die Räuber weder Saleys Farbe, noch Feldzeichen getragen.

Die Räuber führten Emma auf öden, gefährlichen Pfaden, über Höhen, durch Abgründe, bis die Nacht anbrach. Sie kam über einen breiten Strom zu Nacht, und zurück, über Rebenhügel, um sie irre zu machen; aber am andern Morgen sah sie hinter sich die hohe Stirn des Rübli, und seitwärts den schönen Genfersee, und am dunkeln Abend trugen die Männer sie auf steilen Pfaden die Felsen hinan, über schmale Brücken, welche über Abgründen lagen, bis vor das feste Thor einer Burg. Das Thor öffnete sich, und verschlang das zitternde Mädchen in seine lange Nacht. Erhellende und verirrende Fackeln leuchteten ihr durch Gewölbe, Wendeltreppen hinan, immer höher in

Ich wohnte ja so nah' der lieben Kranken,
daß Pflicht gebot, in jeder freien Stunde
zu suchen von der Heilung Fortschritt Kunde,
ja selbst auch Nachts in schweifenden Gedanken.
So daß wohl mir, je besser sie sich fühlte,
im eignen Herz die Krankheit stärker wühlte.

XXIII.

Am 22. April.

Wer mag sie auch in ihrer Engels-Milde,
halb leidend noch und halb genesen schauen
und nicht die reinste aller Erden Frauen,
zu sehen glauben in dem zarten Bilde?
Herab zu uns aus himmlischem Gefilde
scheint sie gekommen; zarte Rosen thauen
schon ihren Hauch auf Wangen, und die blauen,
hellfrommen Augen zähmen jede wilde

Begier, die auf sich wollte sträflich regen
im Herzen, das von ihrer seidnen Haare
Gelock' in Fesseln lieblich wird geschlagen.
So wird der Sinn nach oben nur getragen,
kommt uns das unaussprechlich' Schöne, Wahre,
in Bildniß oder Harmonie entgegen.

XXIV.

Noch weilt sie in dem weißen Schwanenbette,
Verhüllt mit züchtig jungfräulicher Weise,
ich nah' mich ihr auch schüchern nur und leise,
ls ob ich Hei'gen mich zu nahen hätte.
uch Kranke haben ihre Etiquette;
heut war geschmückt sie mit besonderm Fleiße,
und in der Schleifen fromm geweihtem Kreise,
erbarg sich Amor in Person, — ich wette! —

Wie wird mir seyn, wenn ich zum erstenmale
die reizende Gestalt nun ganz erblicke,
ertraut ihr durch des Arztes treue Nähe?
Ich wünschte nur, es fügten's die Geschicke,
aß es mit einem kräft'gen Stärkungsstrahle
us ihrer Augen Sonnenlicht geschehe.

XXV.

Am 23. April.

Was mir geschehn, ich muß es Dir entdecken,
Du treu verschwiegenes freundliches Papyier,
das nie so lieb und reizend liegt vor mir,
als zu der Dichtung gern verfolgten Zwecken,

Es war ein süßes, himmlisches Erschrecken,
und doch auch wieder eine Gluthbegier
noch einmal so beseliget von ihr,
die holde Angst mir in der Brust zu wecken.

Wer kann es denn wohl auch dem Arzt verdenken
wenn sich der Kranke vor dem Mittel sträubet,
den Löffel selbst zum Munde ihm zu lenken?
Doch daß elektrisch solcher Weg betäubet,
hab' ich in meiner Praxis, seit fünf Jahren,
wie heute wahrlich nimmer noch erfahren.

XXVI

Wohl macht's auch nicht des Löffels Silber machen,
daß so galvanisch gleich dem Zitter-Aale
es mich durchzuckte recht mit einemmale,
ich kenne ja schon lange diese Sachen.
Das Händchen war's, daß ich geführt der Schwachen
zu trinken Hygiäens Silberschale,
das wohl mit seinem heißen Lebensstrahle
vermocht' solch Feuer in mir anzufachen.

Umschlossen ward von meiner Hand dies Händchen;
Ob ich's gedrückt? Ich will es nicht beschwören,
doch das Gefühl schien gar nicht aufzuhören,
das mir noch rauht der Ruhe letztes Endchen.

O dieses Händchen! Ja, ein ganzes Bändchen
Sonate schrieb' ich ihm allein zu Ehren.

XXVII.

Am 26. April.

Gottlob, Gottlob! Es ist nun überstanden,
ich hab' im vollen Reize sie geschaut,
verkünd' es nun Gedicht im Jubellaut,
wie meine Augen die Gepriesne fanden.
Doch thu' es nicht, Du würdest nur zu Schanden,
denn ob Dir gleich die höchste Gluth vertraut,
Kannst Du, zu singen diese Himmelsbraut,
Dich ja nicht lösen von der Worte Banden.

So reizumflossen ist das ganze Wesen,
der Wuchs so zart, so schön Gestalt und Haltung,
kurz alles so, aus Einer Himmelstinte,
als jeder Ton gesungen und gelesen,
der zu beschreiben wagte die Gestaltung
von Reize würde und zur falschen Aussage.

XXVIII.

Am Fenster saß sie, als ich eingetreten,
begrüßend mich mit einer holden Bitte:
ob — ja, ich sage zu dem kühnen Schritte?
Ach Gott! Da war ja längst schon vorgebeten!
am zarten Weißzeug ihre Händchen nähten
beschäftigt gleich nach deutscher Jungfrau'n Sitte,
doch nahm ich dies aus der zehn Rosen Mitte,
es möchte die Genesung ihr verspäten.

Ihr gegenüber ward ein Platz gewählet
und innig froh sah ich ihr Antlitz leuchten,
und eine Freudenthräne selbst befeuchten
die Wange, als sie freundlich mir erzählet
von ihrer Tante Trauer, Sorg' und Pflege. —
Ein Fußfall war bei mir schon auf dem Wege.

XXIX.

Am 27. April.

Ich eile fort, sonst muß' ich mich entdecken.
Zu Haus da sammelt sich's schon etwas besser. —
Ah! Blick ich bin auf den Spaziergängen gewesen,
da sah ich denn den hochedlen Obrist mit Schrecken.

Es will die Gluth sich gar nicht mehr verstecken,
es löscht sie nicht Goulardisches Gewässer,
der Liebe Most zersprengt der Klugheit Fässer,
und Vorsicht kämpft als Zwerg nur gegen Recken.

Es sey gewagt: ward sie mir nicht vom Fatum
zur Liebe gleichsam deutlich angewiesen,
da noch mein Herz in bangen Sorgen krankte?
Ich will ergreifen was ich ihm verdankte.
Der acht und zwanzigste April, gepriesen
sey morgen er, als meines Glückes Datum.

XXX.

Am 28. April.

So zieht der Krieger aus zum blut'gen Streite,
nicht wissend, ob das dunkle Loos ihm falle;
so steht im Wettkampf bei Trompetenschalle
der Läufer noch des Zieles ferner Weite; —
so reißt sich los von seiner Freunde Seite
der Schiffer, daß ins wilde Meer er walle; —
so fährt hinauf mit gasgefülltem Ballo
der Aeronaut, nicht kennend Länge noch Breite; —

so — welches Bild soll ich mir nur erlesen,

als mich zu einem Lebensschritt wie diesen
der Liebe wildes Ungestüm gezwungen?
Kein Bild genügt; so hört den ohne Gleichniß: —
es war ein ganz erstaunliches Ereigniß.

XXXI.

Ja, wollt ihr wissen, wie es zugegangen,
daß ich zuletzt an ihren zarten Finger
den Ring gesteckt, des Eheglücks Bedinger?
Ich kann's nicht sagen, wie ich's angefangen.
Ich sah das Roth auf ihren schönen Wangen,
da ward der Muth mir immer nur geringer,
und doch, als sey ich ein Titanenzwinger,
mußt ich zuletzt zum schönsten Ziel gelangen.

Erst als ein Ja! Ein Wort wie Seraphsklänge
der Mund enthauchte, und ein Blick mir strahlte,
wie Mengs ihn nicht und Raphael nicht mahlte,
und Wieland nicht, ja Göthe nicht besänge,
da ward mir's weit um's Herz, wo's erst so enge,
und Wirklichkeit, wo ich sonst Ideale.

XXXII.

Und siehe da! ich merkt' es mit Entzücken,
daß ich gesiegt im himmlisch schönen Streite,
daß mein das Ziel, vorher noch in der Weite,
das nun mit hohem Lohn mich wird beglücken,
daß mich getragen auf der Wogen Rücken
das Glück zum Hafen neu an Freundes Seite,
und in des Himmels rich'ger Läng' und Breite
die Sterne mir des Lebens Teppich schmücken. —

Vertraut der Liebe! Selbst den Tiefverzagten
geh Muth sie ein, schlägt nur die rechte Stunde,
was Lehrbuch und Compendium nicht sagten,
erfuhr man bald aus ihrem schönen Munde,
und ofmals selbst, wo keine Lichter tagten,
Gab Händedruck die allerbeste Kunde.

XXXII.

Am 29. April 1819.

Das ist wohl alles gut, allein wo bleiben
nun die Seufzer von der Liebe Leiden
hin, — und fürwahr, die Rechnung war beschieden, —

Was soll ich denn nun künftig noch beschreiben,
da ruhig an der Lieb' ich mich kann weiden,
und wie mir's scheint wohl bei uns allen Beiden,
die Liebe wird in Frieden auch beleiben?

Ja, eins, das seh' ich, muß man sich versagen,
der Liebe Segen, oder ihre Leiden,
nur wo man nichts bekennt will Dichtkunst walten,
um tröstend ihren Arm um uns zu schlagen,
doch wo geküßt man wird, da küßt man wieder,
da will ich's lieber mit dem Letzten halten.

Unverlorenes.

Unverloren bleibt es mir,
was im Herzen ich erwerben:
meines Lebens schönste Zier,
unbefleckt, unverderben,
unverloren bleibt sie mir.

Tief in meines Busens Schrein
halt' ich so recht eingeschlossen,
was in neuer Liebe hier
in mein Leben sich ergossen,

Nicht gebunden an die Zeit,
ist was lebt in Lieb' und Glauben,
nicht die Mißgunst, nicht die Gier,
nicht die Bosheit kann mir's rauben,
unverloren bleibt es mir.

Mag mich trennen auch der Raum
von dem Quell, dem es entronnen,
dem Gemüth' doch für und für
hab' die Labung ich gewonnen,
unverloren bleibt sie mir.

Wahre Liebe altert nie:
mag der äußre Reiz auch schwinden,
ew'ge Jugend blühet ihr
in den Herzen, die sich finden,
unverloren bleibt sie mir.

Und so kann ich ja recht froh
wandeln durch das dunkle Leben,
meine Leuchte dank' ich Dir,
Der mein Herz ich hingegeben,
unverloren bleibst Du mir.

ein Gewölbe, wo sie eine alte Frau fand, die mit einem grinsenden Lächeln sagte: willkommen hier, schönes Kind, auf Luzens.

Da zitterte Emma, denn Luzens war ein Thurm jenseits des Stroms der Rhone im finstern Wald, auf steiler Höh, unangreiflich, dem Grafen von Savoyen gehörig. Wer sollte sie hier retten? Wer konnte nur wissen, daß sie hier war? Sie rang die Hände, sie gab sich verloren. Am andern Morgen trat sie an das vergitterte Fenster, und schaute umher. Da sah sie vor sich den heimischen Rübli und seitwärts die Rhone, und sie erkannte, daß sie in Saley seyn mußte.

Nun trat Saley zu ihr ins Gemach, mit finsterer Stirn und mit ungewissem Blick. Ich liebe dich, Emma, sagte er heftig: du bist in meiner Gewalt. Vergebens siehst du nach Hülfe aus; denn du bist auf Luzens. Ich lache der Macht des Greyerzers. Keine seiner Blumen, womit er dich bethört, keine Wünschelruthe wird dich hier finden. Gieb mir deine Hand, und du bist die Königin meiner Burgen. Bedenk es wohl! Drei Tage gebe ich dir, und sagst du nein! so schwöre ich dir, so bist du mein ohne den Segen der heiligen Kirche, ohne Sakrament, ohne geweihte Kerzen, ohne geweihtes Wasser. Du kennst mich!

Die Immortelle.

Blume des Herbst's, wie deutungsvoll
mit der goldnen Strahlenkrone!
wie aus Sonnenschein entquellt
sie der Erde dunklem Throne,
und ob auch die Schwestern welken,
Veilchen, Rosen, Tulpen, Nelken,
trotz des harten Winters Eis
fort zu blühen sie doch weiß.

Darum genannt mit schönem Ton
hat man sie auch Immortelle,
daß wenn Flora längst entflohn
sie noch bleib' an ihrer Stelle,
Blume sey an zartem Baue,
sanft genährt von Licht und Thaue,
doch an Dauer, Sonnenlichte,
das auch flieht im Winter nicht.

Verbild geworden ist sie mir,
höherer Vollendung Glauben
bei der Erdenmenge Zier,
wie sie holde Frauen haben,
Blumen ähnlich ist ihr Blühen,
doch wenn Himmelsfunken glühen
in der Seele zart und rein,
werden sie unsterblich sein.

Glücklicher! den ihr eignes Bild
  so die Holdeste gegeben,
immer soll es hell und mild,
  wie sie selbst ist, in mir leben,
Soll den Zweig aus Erdennächten
in die ew'gen Kränze flechten,
  die voll Immortellen blühn,
  wo die Sterne Gottes glühn.

Noch — Doch.

Noch steht die ganze Welt mir offen,
noch darf ich lieben, darf noch hoffen
  geliebt zu seyn von ihr.
Doch wenn ihr Herz sich von mir wendet,
der schöne Himmelstraum sich endet,
  dann wehe, wehe mir!

Noch kränzet mich der Kranz der Musen,
noch lieg' ich ihr am vollen Busen
  und Wonne trinken wir.
Doch wenn des Kranzes Blätter fallen,
mir nicht mehr gilt des Busens Wallen,

Noch darf ich singen, darf noch lieben,
es hat der Lorbeerzweig getrieben,
der Liebe schönste Zier;
doch wenn, so wie die Liebe scheidet,
auch der Gesang den Armen meidet,
dann wehe, wehe mir!

Andenken an die Geliebte.

Stets denk' ich Dein! — Ach! könnt' ich die vergessen,
die meiner Brust so tief sich eingeprägt,
Die meine Arme träumend an sich pressen,
der Huldigung in jedem Pulse schlägt?
Von dem Gefühl, das ewig in mir lodert,
der Gluthempfindung Dein zu seyn,
zu immer neuen Flammen aufgefodert,
Luise denk' ich Dein!

Stets denk' ich Dein! — Dort, wo an meinem Fuße
die Quelle rinnt, wo ich zuerst Dich sah;
da wähnt' ich in der Hoffnung Schmeichel-Kuße,

da fühlte sich zuerst zu hohem Fluge
mein Geist gestärkt, mein Busen rein,
da zog's zu Dir mich mit Magnetenzuge,
dort denk' ich ewig Dein!

Stets denk' ich Dein! — In jenen Rosenlauben,
wo ich aus Deinen Blicken Muth mir trank,
dort am Gebirg, umrankt von süßen Trauben,
wo ich zuerst an Deinen Busen sank,
ha! sollt' ich dieses Tag's nicht ewig denken,
sollt' er nicht jede Kraft erneun,
mit neuer Lebenslust den Müden tränken? —
Ja, ewig denk' ich Dein!

Stets denk' ich Dein! — Zwar ist der Traum verschwunden,
der einst entzückend meine Seele band,
der in der Liebe schönen, sel'gen Stunden
mit seinem Kranze meine Stirn umwand;
nur heiße Thränen gab mir das Erwachen,
flocht Dornen jenen Rosen ein;
doch nennes kann mich selbst Dein Fluch nicht

Stets denk' ich Dein! An meiner Seite stehe
Erinnerung in stiller Himmelskraft,
so leite mich mit Schwesterhand, und wehe
mir Kühlung zu beim Kampf der Leidenschaft.
Zwar ungeliebt, wird doch nicht Liebe wanken,
Dein Herz nicht, doch Dein Bild ist mein,
und meines Lebens einzige Gedanken,
sind nur, Luise! Dein.

Der Abend.

Stille Ruhe
deckt die Flur,
es entschlummert
die Natur,
nur in meinem Herzen
ist die Qual noch wach,
unter herben Schmerzen
zittert mein klagend Ach!

An den Schlummer
empfindungsvoll,
wie von allen

nur von meinen Augen
flieht des Schlummers Luft,
und nur Seufzer hauchen
aus der wunden Bruft.

Sterne ſchauen
her zu mir,
ach! ſie leuchten
jetzt auch ihr,
ſehn hier meine Thränen
dort ihr frohes Herz,
hier mein ſchweres Sehnen,
dort den leichten Scherz.

Jedes Tagwerk
iſt vollbracht,
und es tönet
Mitternacht,
mein Beruf ſind Leiden,
Schmerzen enden nie,
mag die Sonne ſcheiden
wiederkehren ſie.

Denn ich liebe,
liebe an,
was nicht wieder

ohn' Erwiedern glühet
meines Buſens Brand
keine Myrthe blühet
mir in ihrer Hand.

Ach! vergeſſen
hat ſie mein,
dieſes Kummers,
dieſer Pein.
Einſam nun verſchmachten
muß ich ungeliebt,
denn ſie will nicht achten,
was den Tod mir giebt.

Die neue Wohnung.

I

Der erſte Ton der Saiten
im neuen Aufenthalt
ſoll Dir, Geliebte! tönen,
und Deiner Allgewalt,
Du ſollſt mich hin begleiten,
in dieſer Räume Rauh,
denn allen zu verſchönen

Ja, wo ich bin und walte,
da bist auch Du mit mir,
ich fühle, athme, lebe
allein, allein in Dir,
daß, wenn ich so Dich halte,
mir nie Dein Bild entwankt,
und ihren Stab die Rebe
nicht inniger umrankt.

Ich trage Dich im Herzen,
Du folgst mir überall,
frohlockend meinen Wonnen
mitweinend meiner Qual,
könnt' ich Dich je verscherzen
verlör' ich selbst ja mich,
des Lebens milde Sonnen
durchglühn mich nur durch Dich.

Sie kann nicht altern, schwinden
der Liebe hohe Lust!
fortströmend mit dem Leben
dahin aus meiner Brust,
werd' ich sie wieder finden
in jener Ewigkeit,
sie wird zurück mir geben

So ziehe denn, Du Traute!
in diese Wohnung ein,
durch Dich ein Tempel werden,
soll Dir sie heilig seyn.
Die Töne meiner Laute
erklingen drinn nur Dir,
in lieblichen Akkorden
erscheinest Du dann mir.

Fragen.

Denkst Du noch mein?
wenn sich andere Gestalten
zu Dir drängen, Dich umgeben
mit Armen Vater walten,
wie Blüthen sich entfalten
Deinem jugendlichen Leben:
wandelnd unter andern Sternen,
nicht zurück dem Herzen ruft
die Erinnerung an den Fernen;

Bleibst Du mir hold?
bald vergessen sind die Stunden
der vergangnen frohen Zeiten,
wenn mir frischerm Laub umwunden
neue glückliche Sekunden
freudenreich vorüber gleiten,
wenn mit schönern Huldigungen
Freunde nah'n, Dein hohes Lob
herrlicher dann wird gesungen,
bleibst Du mir hold?

Liebst Du mich noch?
einmal hab' ich ihn gemessen
Deiner Liebe Himmels Segen,
Eden war mir aufgeschlossen,
der Erinnrung Blumen sprossen
duftend nun auf meinen Wegen;
aber wenn nun Geist und Scheine
in der Ferne sich Dir nahe,
seufzend Dir der Liebe Laute,
liebst Du mich noch?

Siehst du, du schändlicher Mann, siehst du dort den Rübli, und links den See. Ich bin in Saley und meine Freunde werden mich finden, und dir auf deinen Kopf vergelten.

Drei Tage! rief Saley wüthend, und verließ das Gemach. Sie sah nach dem Rübli, nach allen Wegen, die daher führten, aber alle waren sie menschenleer. Die Sonne senkte sich in den schönen See, da hörte sie aus der Tiefe von Rudolphs Saitenspiel das Lied an die Geliebte; sie hielt ihre brennende Wachskerze aus dem offnen Fenster, und sang mit zitternder Stimme eine Zeile von ihrem Gesange von Sankt Anne, und jauchzend klang aus dem Thal die Stimme: Nun bist du mein! Im Tod und Leben mein! Da wurde alles still.

Am andern Morgen suchte ihr Auge, und sie sah Rudolphen in der Kleidung eines Meistersängers unten. Sie warf ihren Schleier hinab, mit den Farben Montsalvâns weiß und blau. Der Wind trug ihn spielend über Höh und Thal, hinab in einen Grund. Sie sah Rudolphen in den Grund hinabsteigen. Sie mußte das Fenster verschließen; denn Saley schloß die Thüre auf.

Folge mir, rief er und ergriff ihre Hand. Gehend sagte er: dieß ist Saley, ja! aber dennoch ist morgen der dritte Tag. Er führte sie in die Burgkapelle. Der Altar war geschmückt mit den

Hoffnung.

Die Wolken zerreissen,
die Nebel entfliehen,
und fröhlich erscheinet das Blau,
die Sonne beglänzet,
die Wiesen und kränzet
mit Strahlen das düstere Grau.

So geht auch aus Thränen
hervor das Entzücken,
aus Schmerzen der Seligkeit Glück,
so giebt es kein Scheiden
auf immer, das Leiden
bringt endlich die Freude zurück.

Auch mir ist verschlossen
der Himmel nicht ewig,
sie drückt mich noch liebend an's Herz,
es enden die Qualen,
der Seligkeit Strahlen
verjagen den tödtenden Schmerz.

O! fröhliche Hoffnung,
des Trostes Gefährtin,
entfleuch' aus dem Busen mir nicht,
Dein Bild nur erwähl' ich,
es heitre mein [illegible]

Beruhigung.

Was auch zu lesen in den Sternen,
ich trag' es ruhig jetzt und still,
ob was dort dunkelt in den Fernen
beglücken oder quälen will;
ich seh' ihm entgegen mit freudigem Muthe,
ob finster es nahe, ob herrlich und licht,
ich bebe den kommenden Stürmen nun nicht,
und dankend empfang' ich das Gute.

Und wenn der Schmerz mit wildem Wüthen,
an meines Lebens Seite tritt,
und jeder Hoffnung zarte Blüthen
zerstört des Schicksals rauhet Schritt;
ich trage sie muthig die kommenden Leiden,
sie können — dies Einzige bleibt mir ja treu —
nie von der Erinnrung, die täglich mir neu,
vergangener Tage mich scheiden.

Ja, wenn ich nimmer, nimmer wieder
mich schmiegen sollt' an ihre Brust,

dann wär' es doch Eines, was nimmer sich trübet,
dann bliebe mir immer der Trost noch zurück:
ich habe genossen das irdische Glück,
ich habe gelebt und geliebet.

Darf ich sie lieben?

Ob ich lieben darf das Gute,
das mit süßer Engels-Huld
heget himmlische Geduld,
das mit sanftem Wohlgefallen
Freuden theilet allen, allen,
das mit milder Liebe Hauch
Blumen lockt in unsre Stunden.
Das den Haß noch nie empfunden,
fragt ihr mich darnach wohl auch?

Ob ich lieben darf das Schöne,
aufgeblüht in solcher Pracht,
mit den Haaren schwarz wie Nacht,
mit der Augen Strahlen Glanze,

mit der Zähne Perlen-Reihn,
und des Nackens Silber-Weiße,
aufgeblüht zu Gottes Preise,
fällt euch wohl die Frage ein?

Ob ich lieben darf das Hohe,
jenen Geist voll innrer Kraft,
der sich selbst das Bessre schafft,
Diese Phantasie voll Bilder,
höher, lieblicher und milder
als sie Dichter je verklärt,
dieses Reine, Edle, Große,
und doch Sanfte, Anspruchlose
ist das wohl der Frage werth?

Und ich dürfte sie nicht lieben?
Sie, die edel, schön und gut,
die mir tief im Herzen ruht,
die voll Milde meinem Leben
jedes süße Glück gegeben,
die mit hoher Schönheit Kuß
zu Gesängen mich entflammet,
deren Geist vom Himmel stammet?
Nein, ich darf nicht blos, ich muß.

Unwandelbar.

Ich liebte Dich!
Es waren Wonne-Tage,
wo unsrer Liebe Bund sich schloß,
wo bei der Herzen höherm Schlage
uns Seel' in Seele floß,
ein neues Daseyn ward uns da geboren,
mein Leben war in Deinem ganz verloren,
Du warst des meinigen Genoß.

Ich liebe Dich!
Mein einziger Gedanke
bist Du, um deren Bild ich mich
mit Armen heißer Sehnsucht ranke,
ich fühle nur für Dich,
und in die Stunden, die mir jetzt vergehen,
theilt Hoffnung auf ein frohes Wiedersehen
und Deine süße Liebe sich.

Noch lieb' ich Dich!
Was auch die Zukunft bringe
Entsagung oder Vollgenuß,
in meines Daseyns Ketten-Ringe
bist Du Beginn und Schluß,
und wär' mir auch ein frühes Grab beschieden
Tönt Dir aus besserer Welten Himmels-Frieden
Es drüber leise noch mein Gruß.

III.

Töne der Freundschaft.

Die Freundschaft.

Gnome.

Die Freundschaft ist ein Kind an Liebe und Vertrauen,
ein Jüngling an Gemüth, an Kraft und Wirksamkeit,
ein Greis an Weisheit, und einst bei des Todes Grauen
ein Engel, der uns mild den Kelch des Todes beut.

Die Freunde.

Ob auch Alpen hoch sich thürmen,
ob mit ungestümer Wuth
die Lawinen niederstürmen,
und des Fe'sbach's wilde Fluth;
Freunde nahen Hand in Hand,

Ob bei wilden Sturm's Geheul
auch die Meere brausend tosen,
bald das Schiff erheben steil,
bald es in den Abgrund stoßen;
Freunde schiffen Hand in Hand,
und erreicht wird doch das Land.

Ob mit Hinterlist und Macht
sich die Bösen auch verbinden;
ob der Hohn aus ihnen lacht,
Haß und Neid sich um sie winden;
Freunde nahen Hand in Hand,
es zerreißt der Bösen Band.

Denn wie Gold im Feuer nur,
immer reiner sich erprobet,
hat der Freundschaft die Natur
gleichen Segen angelobet.
Noth ist Freunden Hand in Hand
des Gelingens Unterpfand.

Der Verein.

Hebt den blinkenden Pokal
hoch empor, Ihr Freunde!
die der Neigung sanfte Wahl

wie an Trepfen, Tropfen ſich
freundlich darin reihen,
wollen wir auch brüderlich
uns zuſammen freuen.

Nur verbunden wachſen groß,
Tugend, Freude, Liebe,
was wohl wär' des Menſchen Loos
wenn er einſam bliebe?
In des Bundes Heiligthum
werden wir geläutert,
nur durch and'rer Mitgefühl
wird das Herz erweitert.

Durch die ganze weite Welt
ſchlingt ſich Eine Kette,
von des hohen Himmels Zelt
zu des Stromes Bette.
Ihrer Sonne folgen treu
der Planeten Heere,
und erröthend ſelbſt vermählt
ſie ſich mit dem Meere.

Ströme fließen zum Verein
einer in den andern,
und kein Vogel will allein
aus der Heimath wandern.

Gebeinen der Heiligen, die geweihten Kerzen brannten, die Weihrauchwolken dufteten. Am Eingang blieb er mit ihr stehen. Sieh, sagte er leise: der Altar ist bereit. Der Pfaff erwartet uns mit dem Segen der Kirche. Zögre nicht; denn bei den heiligen Reliquien schwöre ich, läßt du den morgenden Tag verfließen, so bist du die Nacht mein. Kennst du Saley? Kennst du seinen Willen? Kennst du dieses? Er zog einen Dolch aus dem Busen. Und müßte dieses Eisen deine schöne Brust zerschneiden, und dann mein Herz: ich habe geschworen!

Emma griff rasch nach dem Dolche, rufend: und müßte das Eisen meine Ehre retten! Ich bin nicht dein, Bösewicht!

Mädchen, du hoffst auf Hülfe. Aber in Einem Tage erobert man Saleys Burg nicht. Bei dem Altar dort, du bist mein! und dann finde der verhaßte Greyerz dich unter den brennenden Trümmern der Burg!

Emma riß sich von ihm los, und ging wieder in ihr Gemach.

Aber da sah sie von dem Gipfel des hohen Rübli eine Rauchwolke empor steigen, und weit in der Ferne stiegen Rauchwolken empor, und von der Burgwarte schmetterte Saleys Heerhorn in die Thäler, und ringsum auf den Höhen brannten die Hutfeuer, und von Berg zu Berg tönten die Hör-

ihre Zweige neigen auch
Bäume gern zusammen,
und in Einer Spitze selbst
einen sich die Flammen.

Was des Schöpfers Hand erschuf,
trägt der Liebe Zeichen,
soll sich bei der Freude Ruf
froh die Hände reichen,
Jeder geb' ein Körnchen nur,
der da lieben lernte,
aber aus dem Körnchen reift
reiche Saat zur Erndte.

Wer auch möchte sich allein
froh zu seyn erheben,
Freundschaft fühlen nur ist Seyn,
lieben nur ist Leben.
Wenn wir alle Brüder sind
wird die Welt vergehen,
denn wir werden dann in ihr
nur den Himmel sehen.

An meines Breuers Geburtstage 1819.

I.

Noch seh' den Schwan *), mit Lust umrauschten Schwingen
im treuen Bund der Sterne festgehalten
dem Neuen lächelnd, treu dem biedern Alten,
hin durch die Luft im raschen Flug' ich dringen,
ich höre neben ihm die Lyra klingen,
Asträa seh' ich strahlend sich entfalten,
und alle hohen waltenden Gestalten
ihm Kuß und Gruß am Sternen-Himmel bringen.

Voran im mindern Glänzen Albireo **)
und Deneb folgend in der Strahlengröße,
daß er das Ganze funkelnder vollende;
so ziehen sie vom Anfang bis zum Ende,
daß nie der Bund in seinem Kitt sich löse,
selbst bei dem allgemeinen Schluß Laus Deo.

II.

So steht's am Himmel! — Aber auf der Erde!
Ach Brüderchen: da giebts oft Schwanenfedern!

---

*) Die Freunde wählten sich vereint die Sterne des Schwans zum Sinnbilde.

**) Albireo der Stern am Kopfe, Deneb der Stern im Schwanze des Schwans.

Wohl manchmal fühl' ich's, daß ich etwas ledern
trotz meiner geistigen Natur schon werde?
Glaubst Du, man zwingt das mit dem Dichters Pferde,
mit Linkens und mit andern Stärkungsbädern,
ja selbst mit Freund Ficinus flücht'gen Aethern!
Fast fürcht' ich, unheilbar ist die Beschwerde.

Und wenn Du nicht im treuen Bund verwachsen
mit Geist und Kraft mich halten wirst recht oben,
ein Stamm, an den sich Epheusprossen ranken,
so möchte wohl das Ganze einmal wanken,
die Stricke reissen an dem alten Kloben,
und ungeschmiert verbrennen gar die Achsen.

III.

Drum ist Dir's Doppelpflicht, Dich hoch zu heben
in Muth und Kraft in jugendlichem Feuer,
und Doppelwunsch für meinen lieben Breuer,
muß heut des Bruders treue Brust beleben.
Du weißt ja selbst wornach das wahre Streben,
was scheinbar nur, und was wahrhaftig theuer,
was uns verläßt, und was stets fester, treuer

Die Stürme wehten auch um Deinen Nachen
Du schifftest kühn, der Hafen war errungen,
das Meer nun still, Du konntest freudig landen.—
Der Stunde Heil! als wir uns wieder fanden!
Doch sind von Einem Beide wir durchdrungen;
die Ruhe soll uns stärken, nicht verflachen.

An meines Kuhn's Geburtstage. 1819.

I.

Einen goldnen Reif auch Dir zu dichten,
wie Du meinem Tage jüngst gebracht,
steht, ich fühl' es, nicht in meiner Macht,
sey es auch die schönste meiner Pflichten.
Was Du gabst, es war ein Strahl aus lichten
Wunderhöh'n, wo die Vollendung lacht,
da sich mir zu einer trüben Nacht
manchmal jetzt die Wolken riesig schichten.

Darum in des Neugebornen Wiege

von dem Glück, das guten Kindern lächelt.
Hat ihn auch schon mancher Wind durchfächelt,
ist ihm doch auch kühne Fahrt gelungen
Argonauten gleich, nach Kampf zum Siege.

II.

Und so geh' für immer unser Leben,
vorwärts muthig nach dem goldnen Vließe,
ob nun der sich dies dafür erkiese,
jener jenes, gilt es doch Ein Streben.
Wenn wir so die starken Ruder heben
daß der Kiel durch wilde Wellen schieße,
aufgethürmt der Mast, ein mächt'ger Riese,
mag uns wohl die innre Kraft beleben.

Und es geht dahin mit Aether Fluge
durch die unbekannten Weltgestade
in dem Schoos castalischer Najade,
aufwärts, höher, mit Magnetenzuge,
daß der Lyra helle Saiten klingen
Göttertöne von den Lippen ringen.

III.

Kühner Schiffer! Laß mich an Dich drängen
meine Kraft bei rascher Wogenfarth,
wenn Du ernstgehaltnen Ton gepaart
mit so lieblich wundersüßen Klängen.
Laß die Kränz' uns an die Segel hängen,
die errungen Du nach Sänger Art;
aus der Liebe blüht die Myrthe zart,
Lorbeer stolz aus herrlichen Gesängen.

Mag sich Ungeheur im Meer' dann regen,
und erheben draus die neid'schen Branken,
wir sind treu verbundne deutsche Degen,
die beim Kampf nicht weichen oder wanken.
Frisch drauf los! Was Sang nicht hat bezwungen,
sey mit Mannsinn in den Grund gerungen.

Meinem biedern Wilhelm Herrmann gesungen, an seinem Vermählungstage mit Charlotte Kuhn.

„Wem der große Wurf gelungen
eines Freundes Freund zu seyn,
wer ein holdes Weib errungen,

Nun so töne denn, o Leier,
mit des Jubels stolzem Laut,
denn dem Freunde gilt die Feier,
und sein Weib ward nun die Braut.

Auf des Lebens irren Wogen
schweift nun nicht mehr sein Gemüth,
zu dem Lande hingezogen,
wo der Wonne Blume blüht,
wo von Liebe treu umfangen,
jede andre Sehnsucht schweigt,
und Erhörung dem Verlangen
ihre Nektarschale reicht.

Wo die Träume Wahrheit worden,
die den Jüngling oft berauscht,
wo mit lieblichen Akkorden,
jeder Mißton sich vertauscht,
neben Blumenreichen Schranken
nun der Pfad des Lebens geht,
und den leisesten Gedanken
ein verwandter Sinn versteht.

Bruder! Laß Dich glücklich preisen,
treues, bruderliches Herz!
Liebe führt den Biedern, Weisen,

auf die ſturmbewegten Wellen
gießt das Oel des Friedens ſie,
und verläßt die heil'gen Schwellen
ihres ſtillen Hauſes nie.

Oft hat wohl in frohen Stunden
der vereinten Jugendzeit,
Ahnung ſchon den Kranz gewunden,
den Dir heut die Liebe beut,
bei des Liedes Feierklängen
ſangen wir der Liebe Glück,
was wir prieſen in Geſängen
bringt Dir Wirklichkeit zurück.

Ewig im Gedächtniß leben
wird uns dieſer Jahre Kreis,
wo der Freunde reges Streben
rang vereint nach gleichem Preis,
wo beim frohen Abendmahle
manches hohe Wort erklang,
und nach der Vollendung Strahle
ſich des Geiſtes Fittig ſchwang.

Eins geworden, gleich im Sinne,
ſchloſſen wir der Freundſchaft Bund,
ſie und Wahrheit und die Minne,

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53192-3
WINKLER,K.G.T. FN. 18559/030

einſt zu wirken frei und bieder
für der Menſchheit beſtes Heil,
ſtrebten unſers Bundes Glieder,
und uns ward dies Loos zu Theil.

Schau herab, der über Sternen
höheres Du jetzt vollbringſt,
in dem Tempel ſelbſt zu lernen,
aus des Lebens Vorhof gingſt,
ſchau herab mit Engel-Freude,
reife Frucht trug der Verein,
und ein Glied von ihm wird heute
unausſprechlich glücklich ſeyn.

O! es mag der Zeiten Schwanken
bringen Tod und Untergehn,
laß uns nicht in Freundſchaft wanken,
feſt den Männerwillen ſtehn,
daß das Gute reg gedeihe
in Beruf und Wiſſenſchaft,
und der Jünglingsjahre Weihe
zeige ſich in Männerkraft.

Du haſt treu den Pfad gewandelt,
viel gewirkt durch Kraft und Fleiß,
als ein Edler ſtets gehandelt,
der den Lohn in ſich nur weiß;

ner, und riefen Saleys Dienstmannen zusammen. In der Burg hörte sie das Gerassel der Waffen, das Geschrei der Männer. Steine und große Schleuderpfeile wurden auf die Mauer gebracht. Im Thale zogen die Bannerheere zum Schutz der Burg.

Ihr Herz schlug. Sie betete zu Sankt Annen für ihre Freunde, für ihre Feinde, und der Abend verhüllte die Thäler. Roth brannten am Himmel die Feuer auf den Bergen in der stillen Nacht. Der Mond ging still über die unruhige Erde, und freundlich glänzte er in Emmas nassen Augen. Hinter ihm kam still die Morgenröthe und bestreuete die Gletscher mit Rosen; dann stieg die Sonne auf hinter dem Sanetsch. O, rief Emma, die gefaltenen Hände aus dem Fenster emporstreckend: o ihr schönen Himmelskörper, warum schaut ihr so ruhig auf die Verbrechen volle Erde?

So rief sie, da sah sie es in der Ferne schimmern, und aus dem Walde tönten leise die Hörner. Da brach hervor ein Ehrenherold in des Grafen Feste von zwei Knappen begleitet. Er ritt bis am Fuß der Burghalle. Er stieß in sein Horn, und Antwort kam von der Burg. Sie verstand nichts als die Worte des Herolds: blutige Fehde dann, du ehrloser Mann! Er ritt zurück. Da brach aus dem Walde hervor ein gewaltiger Heer-

ſieh, da ſtand mit ihrem Kranze
Unſchuld ſchon und ſchmückte Dich,
und zum reinſten Lebensglanze
gab ſie Deiner Liebe ſich.

Wenn von ernſten Tagesmühen
nun zu ihr Dein Fuß ſich lenkt,
ſiehſt Du Roſen um Dich blühen,
die Dir ihre Anmuth ſchenkt,
ſiehſt der Mutter Freudenzähren
ſegnen Deiner Liebe Wahl,
und ihr Leben ſich verklären
durch des Deinen Sonnenſtrahl.

Einen Himmel baut hienieden
Gott durch Gatten Seligkeit;
glücklich der, den innrer Frieden
zum Genuß des Himmels weiht!
Glücklich Ihr, — O! was verbunden
Herz in Herz, ſich nimmer trennt,
hat ſchon hier ein Glück gefunden,
das kein Lied, kein Name nennt.

Des Dichters Auszug.

An Friedrich Kind.

Was ist's denn nur, was dort in Lüften
Einherzieht wunderbar und kraus,
gleich Strahlen, Schatten, Wehen, Düften
vom kleinen in das große Haus?
Ein wunderbar ätherisch Völkchen
unzählbar warlich allzumal,
wie jener zarten Stäubchen Wölkchen
im lichtgebrochnen Sonnenstrahl.

Ich trete näher! Welche Töne!
Ist's eine Brücke denn von Klang?
Wie viele trockne Erdensöhne
gehn ruhig fort den Weg entlang,
und keiner ahnet was ich höre,
und keiner ahnet meinen Blick:
ein Fürstensohn zu seyn ist Ehre,
ein Musensohn zu seyn ist Glück.

Da denken sie, die Stühl' und Tische,
die Kisten, Kasten, Bücherbret,
die Töpfe, Tiegel, Federwische
und andres solches Hausgeräth,

das sey des Dichters wahre Habe,
ja, groſsen Dank, da irrt Ihr Euch.
Was ich gehört, gesehen habe,
das macht allein ihn groß und reich.

O könntet Ihr mit mir beschauen,
was glänzend wogt in dieser Fluth,
besonders Ihr, geliebte Frauen,
die ohnedem ihm herzlich gut,
Ihr fändet: daß ein Dichterweibchen,
vorzüglich wenn's gleich uns'rem hold,
in diesem schönen Sonnenstäubchen
weit mehr besitzt als Schmuck und Gold.

Und während Sie mit regen Sorgen
Geräthe schafft in's neue Haus,
und wohl sich müht vom frühen Morgen
bis Nachts Geduld und Zeit geht aus,
so zieht dem Manne sonder Mühe
selbst hinterdrein das bunte Heer,
daß es dort wieder um ihn blühe
ein unerschöpflich Sonnenmeer.

Ja, ja, ich habe sie gesehen,
in magisch ätherleichtem Tanz
von Haus zu Haus sich wirbelnd drehen,
in Phöbos schönstem Sonnenglanz,

Sonette, Stanzen und Terzinen,
Trochäen, Jamben, Taktilus,
und Reime wie sie je erschienen
bei einer Muse Feuerkuß.

Nicht ahnend ging durch diese Wogen
ein ehrenfester Finkelthaus,
da kam ein Epigram geflogen,
und stach ihm in die Nase kraus,
der Mann gewohnt allein an Prieſen,
wußt' nicht, wes Geistes Kind dies sey,
verzog den Mund und mußte nieſen,
da stob das arme Ding entzwei.

Ich aber, öft'rer schon in Lagen,
wo auch zu mir ein Reimchen kam,
ich konnte mir es nicht verſagen,
griff in das bunte Heer und nahm
auf gutes Glück beim Psychenſittig,
mir ein's davon, recht frank und frey,
und fand, daß es gar fein und ſittig
ein niedliches Sonettchen sey.

Das kommt nun nicht zur neuen Wohnung,
geliebter Freund, o zürne nicht!
Erst bat es flehend um Verſchonung,
dann macht's ein grämliches Geſicht,

und endlich ließ es ſich vernehmen:
„nun wohl, kann es nicht anders ſeyn,
ſo will ich mich für Dich bequemen,
doch halte hübſch die Reime rein.“

Das geſtohlne Sonett.

Der Dichter trägt ſein Paradies im Buſen,
Er ſchafft den Ort, ihn wandelt nicht die Stelle,
es ziehen Götter über ſeine Schwelle
und baut' er ſie im Lande der Tonguſen.
Darauf mögeſt Du, geliebter Dichter fußen,
im neuen Haus! Dir rinne hier die Quelle
der Lieder, ſtrömend Well' auf Welle,
denn alles Glück kommt mit der Gunſt der Muſen.

auch hält die Liebe Dich ja ſchön umſchlungen,
und Weib und Kinder kränzen Deine Stunden,
das iſt Dein Haus; da heimiſch ſich zu wiſſen,
iſt mehr als aller Großen Huldigungen,
und ſelig iſt, wer dieſes Glück empfunden — —
— da hatt' ich dem Sonett das Schwänzchen abgeriſſen.

Meiner Freundin Hartwig nach einer Darstellung der Ariadne.

Theseus, und Du konntest fliehen,
und mit magischer Gewalt
mußte diese Lichtgestalt
Dich nicht ewig an sich ziehen?
Und es sprach der Liebe Ton
Dir mit himmlisch süßen Lauten,
und von allen Felsen schauten
Liebesgötter nieder schon,
Theseus, und Du warst entflohn!

Ach! es fesselt unsre Herzen
ewig Creta's Königin,
und sie reißt uns zu sich hin,
mit zu fühlen ihre Schmerzen.
Wenn ihr holdes Auge lacht,
ist das Licht uns aufgegangen,
herrlich blühen ihre Wangen
Morgenröthe durch die Nacht,
und Du höhntest ihre Macht?

Eden wird die wilde Wüste,
Bäume streben stolz empor,
zartes Moos drängt sich hervor,
Blumen keimen an der Küste,

ewig bleibt der Himmel blau,
Vögel tönen aus den Zweigen,
fröhlich hüpft das Meer im Reigen,
und mit Odem ſanft und lau
küßt hinweg der Weſt den Thau.

Denn es lacht auf Naxos Felſen
reiner Liebe Himmels Luſt.
Wonne hebet ihr die Bruſt,
will das reine Herz zerſchmelzen.
Himmelskraft iſt ihr verliehn,
Götter Gluth dem ſchönen Auge,
und mit Melodien Hauche
ruft ſie an den Buſen ihn,
Theſeus! und Du konnteſt fliehn?

Ja, der Donner ſoll's verkünden,
daß ſich Dein Triumph nun naht.
Königin! hin auf den Pfad
über wilden Meeres Gründen.
An des ſteilen Felſens Rand,
wo die Blitze röther lodern,
wird zurück der Himmel fodern
was er an Thaliens Hand,
uns nur einmal ſo geſandt.

Wie sich senkt am Himmels Bogen
stolz ein goldnes Meteor
sinkt sie, durch des Sturmes Flor
in die offnen dunklen Wogen.
Doch ein lichter Blitz erhellt
ihres Falles Götter Scene.
Ihrem Scheiden keine Thräne;
denn es hebt, indem sie fällt
sie der Ruhm zum Sternenzelt.

An Quandt, der mich zum Thee im altdeutschen Kunststyle gebeten hatte.

Leipzig 1815.

Wie gern hätt' ich, Du wackrer Bild-Erfinder,
mit Dir den Trank der Britten heut genossen
zu Ehren aller Werke, die entsprossen
von Lukas Kranach oder Albert Dürer;
wie gern gepriesen Dich als weisen Führer
durch's Kunstgebiet, das Dir sich aufgeschlossen,
und treu vereint den Spühlnapf ausgegossen,
auf jene Schaaren der modernen Schmierer.

Allein mein Mitgehülf' iſt mir entflohen
zum Kirchenrath, zu Venus Richterſtuhle,
ich ſteh' allein vor dem Parterr, dem Hohen,
mein ſchöner Gaſt ſpielt in der Läſterſchule,
ſchon hör' ich ob Verſäumniß mich bedrohen,
drum komm' ich heute nur als Federſpuhle.

An Frau von Racknitz, mit Thomſons Jahrszeiten.

Hier ſend' ich Dir des Britten Meiſterſtück
an einem Tage voll der reinſten Freuden,
es bringe jegliche der Jahreszeiten
auch Dir, und ſtets, ein ungetrübtes Glück,
auf Blumen führe Frühling Deinen Blick,
der Erndte Schatz mög' Sommer Dir bereiten,
mit Früchten Herbſt im Traubenſchmuck ſich breiten,
und Winter bringen Tanz und Spiel zurück.

Dem Wechſel iſt die Zeit einmal ergeben,
es kommt und geht was von ihr wird geboren,
und ungewiß ſind ihres Thuns Gebilde,
doch ſtets ſich gleich iſt Deines Herzens Milde,

nie hat den Glanz Dein hoher Geist verloren,
so sey auch wechsellos Dein schönes Leben.

Amalien von Unruh.

Die Rose sank am 5. März 1807.

Schlummre, Freundin schlummre!
Engel wehten an der Wiege
Dir des Lebens Odem zu,
Engel stehn am Sterbelager,
führen Dich zur stillen Ruh.

Früh bist Du am Ziele!
In der Blüthe Deines Lebens
pflückte Dich des Todes Hand,
reihte Dich dem Kranz der Geister
den der Ewige sich wand.

Fließet, heiße Thränen!
Schon auf Erden war sie Engel,
wie Verklärte hold und rein,
o! warum für wenig Jahre
durfte sie nur unser seyn?

haufen wohl gerüsteter Ritter, und Fußvolk, mit Armbrüsten bewaffnet, Morgensternen, Streitäxten, Hellebarden, nach Schweitzersitte, und zog links von Höhe zu Höhe in den Wald. Dann sprengte daher auf wildem Streithengst in Gold und Stahl gewappnet, die goldne Lanze in der starken Faust, Herr Rudolph Graf von Greyerz. Der rothe Helmbusch flatterte hoch in der Luft.

Emma zitterte nicht, da sie ihn sah. Sein goldnes Heerhorn tönte nicht wie des Todes Stimme durch das Thal, nein, wie der frohe Ruf der Erlösung, wie der lösende Segen des Priesters am Altar. Seine Banner flatterten triumphirend ihr entgegen. O sey mir willkommen, edler Graf! sagte sie froh. Da suchte ihr Auge den Geliebten. Sie sah ihn nicht, und der Graf zog rechts nach dem Aufgange der Burg hinter dem Felsen weg.

Da sah sie endlich den Geliebten. Sie erkannte ihn an dem rothen Kreuz auf dem weißen Harnisch, und an der schwarzen Schärpe, die ihre Hand ihm geschenkt, ein Andenken an ihren Nonnenschleier. Er steckte das Banner der Nachhut in den Boden, und vertheilte die Wachen.

Sie hörte das Geschrei der Kämpfenden. Sie zitterte, und sie wurde wieder ruhig; denn sie sah ihren Geliebten im Eingang des Thals auf dem

Fließet, heiße Thränen!
Vater, Mutter, Schweſtern, Brüder!
Wer ſie liebte, ſeufze laut!
Ach! es iſt der Zoll des Dankes
der in Thränen nieder thaut.

Sieh auf uns, Verklärte!
Die mit Dir verbunden waren,
faſſen ſich in Thränen nicht!
Engel! gieb uns Troſt im Schmerze,
gieb den trüben Augen Licht.

Deine Leiden ſchwanden!
Zarte Herzen faßt das Leben
immerdar verwundend an;
Du auch warſt es, die wir dulden
ſanft den Schmerz ertragen ſahn.

Dir iſt wohl geworden!
Aus dem Lenz zum ew'gen Frühling
trugen Engelhände Dich,
oben nimmer ſich zu enden,
ſchloß Dein Erdenmorgen ſich.

Schlummre, Freundin, ſchlummre!
Sehnend folgen unſre Blicke,
gern bei Dir wär' unſer Herz;
eine Brücke iſt das Leben
zu der Wonne aus dem Schmerz.

Droben Wiederſehen!
Nicht im Sinne der Geſtalten,
ſich erkennend Geiſt in Geiſt!
Wer iſt's, der verwandte Seelen
dann, dann von einander reißt?

Meinem theuern Freunde, Hofrath Karl Weigel.

Rom, am 1. Dezember 1818.

Da ſitz' ich einſam hier am Colliſeo,
und denke Dein, indeß zu Deinem Feſte
die Freunde heut ſich ſammeln, frohe Gäſte,
wohl mancher iſt Dir ſchuldig ſein Laus Deo.
Mein Preis auch tönt im weiten Empireo,
und hier an alter Tage großem Reſte,
wünſch ich Dir Segen, beſſern als der Beſte
der Päbſte vor und nach dem zehnten Leo.

Hab' ich Dir doch nächſt manchen frohen Stunden
auch die zu danken, die ich hier verſchwelge
im Anſchaun alles Großen, alles Schönen.
So mög' auch Dich das Leben liebend krönen,
und jeder Trunk aus ſeinem Tageskelche
recht lang noch und recht lieblich ſtets Dir munden.

Dresden, am 1. Dezember 1817.

Fünf Jahre ſind's, ſeit ich mit meinem Rufe
aus Roma Dich begrüßt am frohen Tage,
nun ſuch' ich ſelbſt Dich dort, daß ich Dich frage,
iſt nun erreicht erſehnten Glückes Stufe?
Vielleicht noch ſitzeſt Du auch am Veſuve
im Golfo plätſchernd mit dem Ruderſchlage.
Wo Du auch ſeyſt, dies kleine Blättchen ſage
Dir Gruß und Kuß von vaterländſcher Hufe.

Wenn wiederum fünf Jahre ſind verfloſſen,
hoff' ich von neuem wieder da zu wandeln,
wo Du jetzt weilſt, doch ſtets mit gleichem Sinne,
als Freund Dich liebend, preiſend hohe Minne,
der Wahrheit treu im Sprechen wie im Handeln,
drum ſind wir ächte Leid- und Freud-Genoſſen.

Die akademischen Jahre.

An Karl Freiherr von Manteufel.

So sollte Lauf in höhern Gleisen
das schöne Freundschafts-Band zerreißen,
mit dem die Jugend uns umgab?
so flöh' die frühgesproßte Holde,
die uns durch's Leben führen sollte,
schon jetzt an's fern geglaubte Grab?
So senkte, wenn wir fremd uns worden
der Blick nach unsers Sachsens Norden
nur schüchtern künftig sich hinab?

Doch nein, indem ich Deiner denke,
naht sich mit labendem Geschenke
heran zu mir Vergangenheit,
und bringt mir jene Stunden wieder
die unsers Kreises beste Glieder
der reinen Menschlichkeit geweiht,
die unter Musen und Getändel,
bei Göthe, Schiller, Kant und Händel
zur Jahre Dreiblatt sich gereiht.

Hast Du die Abende vergessen
wo uns bei Patriarchen Essen,
bei Butterbrod und Quellen-Trank

gelehnt umher, wie es am beſten,
entblößt von Halstuch, Rock und Weſten,
ſo mancher heitre leichte Schwank,
ſo manches Wort zu frohem Lachen,
von klugen und von luſt'gen Sachen,
aus unbezwung'nem Geiſte ſank.

Kannſt Du mich um den Wall geleiten,
wo über lange Wäſche-Breiten
der oft gehemmte Gang uns führt,
wo Ihr auf Eure Schönen wartet,
und fein es zum begegnen kartet,
und mich der Schweizer oft verführt,
wo Ihr gar wunderlich geſtaltet,
Euch ſelbſt die Leichenpredigt haltet,
und nach Zuhörerinnen ſpürt.

Weißt Du ſie noch die Mondſcheinnächte
wo über's hölzerne Geflechte,
an Deinem Hinterhaus ich ſtieg,
wo ſelten Houwald's Clarinette
zur Nachtmuſik für uns im Bette
mit ſanft geſtöhnten Tönen ſchwieg,
wo oft wir noch die Stadt durchliefen,
und munter unſ're Freunde riefen,
und ſtritten Fledermäuſe-Krieg.

Herauf, herauf, ihr Weihe-Stunden,
wo fester wir uns dann umwunden
im engern, innigern Verein,
wo trauter Hand in Hand gehalten,
die Worte unsern Kreis durchschallten:
auf ewig, ewig, ewig Dein!
Herauf, herauf, ihr sollt die Leuchte,
durch dieser Tage nebelfeuchte
Gewitterschwere Luft mir seyn.

Vergessen sollst Du sie nicht haben,
die Stunden, die wir denen gaben,
die unsre Liebe näher zog;
wie dann ich wohl, wenn alle Laute
zu Ehren einer jeden Traute,
mit dreimal umgekreißten Hoch,
in Liebetrunkner Wuth erklangen,
nur heimlich ihr Idol umfangen,
das ich mir da noch günstig log.

Denkst Du nicht gern der Wanderungen,
die wir mit durstversiegten Zungen,
nach Wörlitz fröhlich angestellt!
Des Bruders Bad am Nymphenplätzchen,
der Juden hochgeputzte Schätzchen,
und wer uns alles dort geprellt,

und jener Nacht der Retirade,
durch Freundes Noth berühmte Pfade,
als Deſſau's Fürſt ſein Bad erhellt.

Wie perlete mit den Pokalen
der Witz bei jenen hohen Mahlen
wo feſtlicher die Sitte war,
verging ein Feſttag irgend eines,
wohl ohne Humpen edlen Weines,
und ohne ſeiner Freunde Schaar,
und wußten unſrer Thüren Schlieſſer
nicht jedes Wiegenfeſt gewiſſer
als der, dem es zu Ehren war?

Wenn ſing' ich Euch, Ihr frohen Lieder
mit ſolcher hohen Inbrunſt wieder,
als ich und jeder Euch da ſang;
wenn tönet öfft'rer meine Harfe,
als da, wo jedem Feſtbedarfe
mit neuem Schwunge ſtets ſie klang.
wenn ring' ich mehr ſo ſüße Kämpfe,
als dort ich über Punſches Dämpfe
mit unbeſiegtem Muthe rang?

Ja, wenn wir ſo beim Dampf der Bowle
mit Gluth, vom Kopfe bis zur Sohle
durchgoſſen, weidlich uns gepflegt,

wie ward da manches Herz erweitert,
Gedanken, herrlich und geläutert
im aufgeweckten Geiſt erregt,
wie quollen friſch vom Jugend-Munde
Ergießungen, zu ferner Kunde,
von andern mühſam hingelegt.

Sind Dir die Stunden ſchon entfallen,
wo unſers Oertchens Nachtigallen
die Zaubertöne ausgeſtöhnt,
wo beide wir auf Flöt' und Geige
allwöchentlich durch's mädchenreiche
Concert, mit vielem Takt getönt,
und alle jene Winterbälle,
wo Dich Gewandheit, Schmuck und Schnelle
zum erſten Tänzer oft gekrönt?

Denkſt Du noch jener Hörer Säle
wo Ulpian und Schmidt und Bayle
zu unſ'rer Lehr' ſich aufgethan,
wo wir bei ſchnell geführter Feder,
zum weiſen Herrn auf dem Catheder
mit Augen voll Bewund'rung ſahn,
und kannſt Du Deine Syllogismen
nach meinen Oponenten-Prismen,
als rüſtiger Verfechter nahn.

BIBL. UNIVERS.

Fühlst Du, — sey jetzt auch Philosophe, —
nicht oft, wie manches Sanges Strophe,
uns tief ergriff im Druck der Hand,
wie uns die Nacht bei unsern Liedern
bei ihren Loben und Zergliedern,
und bei des Tadels Feile fand,
was oft bei Otto's Energieen,
und Kuhn's gefühlten Harmonieen,
das treue Bruder-Herz empfand?

Und endlich, als nun hoch zusammen
die wilden geistgenährten Flammen,
der Wind mit vollern Backen trug,
als auf Apollens kahlem Berge *)
nun über unsrer Lieder Särge
die Lohe ihre Zunge schlug,
wir stärker uns die Hände drückten,
noch in die Gluth den Römer schickten,
bei unsrer Lieder wildem Flug?

Ja, dessen denkst Du noch, und immer
begleitet Dich der milde Schimmer
von jener frohen Jugendzeit,

*) Der Apollensdorfer Berg bei Wittenberg.

und hält für's Herz die Strahlen-Arme
daß es an seiner Brust erwarme,
bei manchem kalten Nord bereit.
Und so bleib' uns, wie's da geschlagen,
auch noch in jeder Zukunft Tagen
das Herz für alles Gute weit.

Rasen liegen, und für die Verwundeten sorgen, die ihm gebracht wurden.

Da kam der Burgpfaff zu ihr. Er winkte ihr freundlich zu. Du hast tapfere Freunde, Fräulein. Graf Rudolph ist wie tausend. Sein Arm hat die Unsern schon in die Burg getrieben. Wo er steht, ists, als ständen zu seinem Schutz Engel neben ihm. Saley versuchte es, ihn zu stechen; aber des Grafen gewaltiges Schwert trieb ihn in die Flucht, wie ein furchtsames Reh. Saley erwartet noch von dorther, wo der tapfere Rudolph von Marsan steht, Hülfe. Er ist des Grafen Busenfreund, drum hat er ihm auch die Nachhut gegeben, die einen Mann fordert, der das Leben nicht achtet. Sieh, dort liegt er am Boden, der mit dem rothen Kreuz auf weißem Harnisch.

Er war sein Freund, würdiger Vater. Er wars. Sie sind entzweit.

Wie Männer denn, die sich als Feinde auch achten. Sonst gäb er ihm nicht die gefährliche Nachhut. Sieh hin! sieh hin! Jetzt wirst du sehen, wie tapfer er ist, dieser Marsan, tapfrer sogar wie der Graf, der für seine Geliebte kämpft, der da ficht für die Ehre. Sieh hin! sieh hin!

Da sah Emma, wie Rudolph zu Pferde stieg, wie er den Eingang des Thals gegen den mächtigen Feind vertheidigte, welcher der Burg zu Hülfe

IV.

Töne der Betrachtung.

Erwachen vom Traum.

Es hatte jeder einen Traum
  wohl ſchon in einer ſchönen Nacht,
der ihm den beſſern Himmelsraum
  recht innig nahe hat gebracht,
wo er ſo recht aus freier Bruſt
  nicht mehr beengt von Erdennoth,
in ſich geſogen ſel'ge Luſt,
  die ſich in geiſt'gen Strömen bot!

Und wenn er dann vom Traum erwacht,
  auch an dem frühen Morgen war,
hat er doch gern des Traums gedacht,
  und ſeiner Sonnen hell und klar,
und ſich recht innig des erfreut
  was ihm darin hat Gott geſandt,
der höhern Sinnes Blüthen ſtreut
  wohl herrlich auf der Träume Land.

Und ihn getragen treu und gern,
in seinen Bildern ewig jung,
bis zu den spätern Tagen fern,
in fröhlicher Erinnerung,
daß oft, als sey er heut noch da,
so frisch die Farben ihm gestrahlt,
und manches, was ihm trüb' geschah,
ihm hell und lieblich übermalt.

So ist's auch wohl mit manchem Traum,
den wachend unser Geist sich schafft,
wohl Lieb'res trägt im Herzen kaum,
und darnach ringt mit aller Kraft,
und die Gestalten schön und hold
sich bildet in dem regen Geist,
daß mehr als Ehre, mehr als Gold,
er sie sein einz'ges Wünschen heißt.

Wir leben in der reinen Gluth,
die unser Herz so ganz durchdringt,
an ew'ger Liebe Busen ruht
die Seele, die hinauf sich schwingt,
ein geist'ges Leben blüht empor
in stiller, sehnsuchtsvoller Brust,
und webt uns einen Blumenflor
mit unaussprechlich sel'ger Lust.

Dann wohl erwachen wir auch oft
aus dieſem Traum des reinſten Glücks,
und es zerſtört, was wir gehofft,
die kalte Hand des Augenblicks,
allein wer raubt die Seligkeit
uns aus dem innigſten Gemüth,
die, —Veilchen der Verborgenheit, —
uns dann in der Erinn'rung blüht?

Da weht der Hauch vom Blüthenbaum,
den wir ſo lieb und treu gepflegt,
und oft noch bis zum Lebensſaum
den Duft, wenn Sehnſucht ihn bewegt,
es tönt in manche ſtumme Zeit
ein milder Ton uns tröſtend ein,
wir wiſſen's kaum was ihn uns beut!
wird wohl aus jenem Traum noch ſeyn.

Darum iſt das Erwachen nicht
vom ſchönen Traume bang und trüb',
wie Abendroth nach Sonnenlicht
uns ja E[illegible]n'rung übrig blieb,
und was recht [illegible]ig unſer war,
nicht blos in Erdenwahn und Schein,
das bleibt uns je und immerdar,
ſollt's dort auch erſt von neuem ſeyn.

Licht und Genius.

Ob er sich auch in sieben Farben
im Prisma der Verwandlung bricht,
ist einfach doch der Strahl vom Licht
mit seiner Aernte Wundergarben;
so auch der Strahl des Genius
der einfällt in des Menschen Seele
gleich in der Brust der Raphaele,
und Homeriden ist sein Gruß.

Von oben kommt er, Einer Quelle
entströmt er, Eins ist seine Kraft,
was sie auch Herrliches erschafft,
daß sich der Mensch zu Göttern stelle.
Nur wie durch des Gemüths Gewalten
er Weg sich bricht und freie Bahn,
so will er mannigfach fortan
in den Gebilden sich gestalten.

Hier hebt er in der Dichter Liede
empor sich zu der Sterne Höhn,
schafft Welten, läßt sie untergehn,
senkt sich herab, ein Himmelsfriede,

auf Herzen die der Sturm durchwühlte,
thut mit begeiſtert kühnem Mund
der Seele hohes Wirken kund,
und was der Buſen liebend fühlte.

Dort bildet er des Marmors Seiten,
und leitet heißen Erzes Fluß,
daß aus dem Steine, aus dem Guß
Geſtalten hoher Götter ſchreiten,
der Weltenſonne geiſt'ger Sproſſe,
ein Bildwerk ſchaffe ſonder Fehl
im Erzgegoſſnen Mark-Aurel,
in der Athene Prachtkoloſſe.

Ihm baut von hellen Zaubertönen
ſich eine Brücke um das All,
ihm muß im Harmonieen Schall
ſich Widerſtrebendes verſöhnen,
und von den Klängen fortgetragen,
ſchwebt über Erdenleid der Sinn
zum ſchönen Land der Wunder hin,
wo Sonnen ···s Akkorden tagen.

Seht ihr die Wände ſich beleben
in Farbenſpendender Magie?
Er rief in's lichte Daſeyn ſie,
die uns im Glanz entgegen ſchweben,

die Vorzeit ſenkt ſich zu uns nieder,
die heil'ge Mutter mit dem Sohn:
nichts iſt der Gegenwart entflohn,
der große Bildner giebt es wieder.

So ſchafft in dem, was dargeboten
von der Natur, der Genius,
und weckt mit Liebes-Flammenkuß
in's geiſt'ge Leben ihre Todten;
und Eins iſt er, wie auch geſpalten
der Strahl im Seelenprisma ſey,
nur Eins, doch ewig feſſelfrei,
von keiner Erdenmacht gehalten!

Die Macht der Harmonie.

Allmächtig iſt die Harmonie,
im Sphärenklange rollt die Erde,
es ruft mit himmliſcher Magie
ihr Ton durch alle Welt das Werde!
Zu jedem Buſen ſteigt ſie nieder,
entzückt eilt jedes Herz ihr zu,
ſie flötet es in ſüße Ruh,
und hebt zu hoher Kraft es wieder.

Durch ſeiner Lieder Kunſt bezwang
einſt Salems Dichter die Gorgone
die um des Königs Bruſt ſich ſchlang,
und ihre Wuth entfloh dem Tone;
ſo ſchmetterte wie Donnerwetter
der Heerpoſaune Sturmes-Hall
danieder einſt der Städte Wall,
im Zorngericht des Gott's der Götter.

Es drang hinab zur Höllen-Nacht,
hinab in des Cocytos Feuer,
einſt Orpheus durch Geſanges-Macht,
und durch den Ton der goldnen Leier,
es ſiegten ſeine hohen Lieder,
nur durch den himmliſchen Geſang,
nur durch der weichſten Töne Klang
erhielt er die Geliebte wieder.

Heil ſey dem Sohn der Harmonie!
Heil ſey Polymniens Vertrauten!
Dem Leben giebt den Rythmus ſie,
und milden Wiederhall allen Lauten.
Wohin der Glückliche ſich wendet,
ſchmiegt jedes Herz ſich gern ihm an,
denn des Gefühles Talisman
iſt ihm vom Himmel zugeſendet.

Der Schmerzen Lust.

Ist mir doch so weh und bang
in dem tiefsten Herzen,
fühle wunderbaren Drang
nie gekannter Schmerzen,
will den Blick, so trüb und matt,
nur in Thränen tauchen,
und was mich bekümmert hat
aus in Seufzern hauchen.

Und doch wieder auch so süß
ist dies Leid, dies Bangen,
daß, gleich einem Paradies,
ich daran muß hangen,
und doch wieder auch so traut
schließt sich's an mein Leben,
daß ich ihm gleich einer Braut
ganz mich hin muß geben.

O! Du süßes, süßes Leid,
sag' woher Du kommen,
wie Du so das Trauerkleid
hast an Dich genommen,
und mit Freudenaugen klar
doch in's Herz mir leuchtest,
daß Du es mit Zähren zwar
selig doch befeuchtest?

kam. Sie sah ihn in den dicken Haufen der Feinde hineinstürzen. Er trieb sie zurück. Er verfolgte sie. Dann legte er sich wieder auf den Rasen.

Emma sah jetzt den Grafen zu dem Geliebten hinsprengen. Sie redeten einige Augenblicke. Dann besetzte Rudolph einen Felsen. Der Graf kam zurück.

Sieh, liebes gutes Kind, fuhr der Mönch plaudernd fort, wie dein Schleier mit Blute geröthet —

Mein Schleier? Aber sie sah mit Erstaunen, der Graf trug den Schleier, den sie am vergangenen Morgen ihrem Geliebten hinab geworfen hatte. Sie konnte es nicht begreifen. Es machte sie unruhig.

Der Mönch verließ sie; denn Saley, mit Blut und Schweiß bedeckt, kam. Er warf einen sinnenden unheilverkündenden Blick auf Emma, und verschloß von außen ihre Thüre.

Das Geschrei der Kämpfenden nahm zu, und drang durch die verschlossene Thüre Emmas. Sie sah Getümmel auf der Höhe, auf der Marsan lag. Sie war überall mit Schrecken umringt. Jedes laute Geschrei drang wie ein Schwert durch ihre Seele. Stunde um Stunde verging. Sie war ohne Nachricht, wer siegte, wer lebte, wer un-

Sieh! Du ziehſt mir aus der Bruſt
alles Sehnen, Streben,
hoch hinauf zu Himmelsluſt
zu dem neuen Leben,
doch erreichen kann ich's nicht,
Herz iſt noch gebunden,
banger wird es dann, und bricht
wohl in ſolchen Stunden.

Doch ein milder Balſam ſchließt
alle Wunden wieder,
der wie Frühlingsregen fließt,
ihm von oben nieder,
und was auch der Schmerz verſengt,
aufblüht's, fröhlich, heiter,
und was auch das Herz beengt,
freier wird es, weiter.

Mag der lauten Freude Glanz
andern herrlich glühen,
mögen in des Lebens Kranz
Roſen ihnen blühen,
laßt mir ſüßes Leid nur mir
mit dem ſtillen Lohne,
Paſſionenblumen Zier
webt es mir zur Krone.

Die Welt des Gefühls.

Habt ihr sie wohl je ermessen
des Gefühles Wunderwelt,
habt ihr jemals ihre Tiefen
mit dem Grubenlicht erhellt,
jemals ihre Riesenberge
kühn erstiegen, himmelan,
euch versenkt in ihre Meere,
die kein Blei ergründen kann?

Arme Sterbliche, ihr haschet
eine Hand voll flucht'gen Staub,
und ein Reich aus ihren Reichen
nennt ihr diesen kargen Raub,
einen Tropfen ihrer Fluthen
faßt ihr in ein schimmernd Glas,
und nennt trügrisch diesen Tropfen
des Gefühles Uebermaaß.

Nein, Du Welt in unserm Busen,
Du Gefühl, das, reich belebt,
von des Abgrunds tiefsten Tiefen
bis hinauf zur Gottheit hebt,
Dich hat noch kein Sinn ergründet,
der mit kaltem Wissen naht,
noch kein Maaß hat sie gemessen
Deiner Erndten Wundersaat.

Wer will Deine Fluth erkennen
muß in ihr erſt untergehn,
wer will Deine Berge ſchauen
muß auf ihnen glaubend ſtehn,
wer in Deinen Schoos will bringen,
ſey wie in der Wieg' ein Kind,
wer will Deine Früchte koſten
prüfe nicht, wes Stamm's ſie ſind.

Denn Vertraun iſt Deine Loſung,
Abthun alles Dünkelwahns,
alles ſchulgerechten Grübelns,
alles fein durchdachten Plan's.
wer Dich klügelnd will umfangen,
endlos dehnſt Du dem Dich aus,
wer ſich fromm Dir hingegeben,
deſſen Buſen wird Dein Haus.

Drinn, in dieſem kleinen Raume,
waltest unermeſſen Du,
ſtrömſt aus allen Freudenquellen
ihm die [illegible] Perlen zu,
deckſt vor Erdennoth ſein Auge
durch der Himmel Wiederſchein,
und führſt alle Freudenengel
in ſein ſtilles Kämmerlein.

O Du Herz in dem verschlossen
der Gefühle Wunderwelt,
mag Dich selten auch verstehen
was sich klug und weise stellt,
zage nicht, was sie ergrübeln,
bang in vieler Jahre Lauf,
schließt sich Dir in Einer Ahnung
sel'gen Himmelsblüthen auf.

Des Lebens Aschermittwoche.

Vorüber ist der Fastnachtstag
mit seinen ungebundnen Possen,
das leichte Spiel, es ist genossen,
wie's nimmer wiederkehren mag,
des Lebens bunte Wechselgruppen,
wo jede gleich uns an sich zog,
und ohne Schmerzen neckt, und trog,
sie fliehen mit den Kinderpuppen,
und ernst und still und feierlich
naht schon die Aschermittwoch' sich.

Was iſt's auch mehr, es galt ja nur
für kurze Zeiten dies Getümmel,
und Wetterleuchten gleich am Himmel,
entflieht es ohne weitre Spur.
Hab' ich's genoſſen als ein Weiſer,
trieb ich mich fröhlich auf und ab,
ob's Mönche oder Narren gab,
ob Harlekine oder Kaiſer,
ſo hat's erfüllt was es geſollt,
ſo hab' ich das was ich gewollt.

Nun kommt herbei die milde Ruh,
und will mit ihrem ſanften Frieden
mir einen andern Segen bieten,
und nickt mit frommem Aug' mir zu.
Zwar iſt ihr Haupt beſtreut mit Aſche,
doch nur vom eitlen, loſen Tand,
durch ihrer Wahrheit Gluth verbrannt,
und Liebe nicht, noch Sang und Flaſche,
verbietet ſie dem müden Mann,
der jetzt in ihr ſich ſtärken kann.

Ich ſchließe innig Dich an's Herz
Du Aſchermittwoch meines Lebens,
beim Klange Deines Niederſchwebens
entflieht zwar wilder Taumelſcherz,

doch frohe Luſt im heitern Kreiſe,
wo ſich der Geiſt am Geiſt ergeht,
und Herz und Herz ſich einverſteht,
liegt ganz in Deiner milden Weiſe,
und weil die Faſtnacht ausgegährt,
wird nun ein reiner Wein gewährt.

So läuteſt Du mit weicher Hand
nun ein die ſtillen Friedens Wochen,
wo Herzen nicht mehr krampfhaft pochen,
wo über unſers Daſeyns Land
der Lenz ſchon liebevoll beginnet
in mildrer Luft herab zu wehn,
die Bäume ſchon in Knoſpen ſtehn,
der Fluß nun ohne Feſſel rinnet,
und höheres dem ſtillen Geiſt,
der leiſen Ahnung Traum verheißt.

Bis Du zu jenem Tag gebracht,
wo bei der Chriſten frohen Pſalmen
die Kirche ſchmücken Sieges Palmen,
und Klarheit bricht aus dunkler Nacht.
Wer bis dahin nur ſtill kann warten,
dem reichſt Du alles wieder dar,
was früher ihm verloren war,
und gleich den Weibern dort im Garten

begrüßt den frommen Pilgersmann
der Auferstandne freundlich dann.

Glockenweihe.

Es ist die Erde des Herrn überall!
so tönt der Wesen lobpreisender Schall
seit jenem erschaffenden Werde!
er waltet verborgen im grundlosen Meer,
ihm sind die Gestirne ein strahlendes Heer
sein Schemel der Gürtel der Erde.

Drum wählt die Glocke man dankend ihm aus
zum Ruf der Frommen in's irrdische Haus
das Menschen dem Ewigen bauen,
geboren in Tiefe der finstersten Schacht
hinauf zu dem Reiche der Lüfte gebracht
erhebt sie zu Glaub' und Vertrauen.

Die Elemente vereinen sich ihr,
das Erz, erzeugt in der Erde Revier,
befreit durch des Wassers Gewalten,
entfesselt durch Feuer und wieder vereint,
bis hoch in den Lüften es tönend erscheint,
so will sich die Glocke gestalten.

Hoch oben tönt der metallene Mund,
er thut die Wunder des Ewigen kund,
es sausen die preisenden Lüfte,
und weit hin erschallt es von Ohr zu Ohr
zu Wolken und Sternen und Himmeln empor,
und wieder in Thäler und Grüfte.

Und wer's vernimmt mit regem Gemüth,
in dem ist der Funken der Andacht entglüht,
es ruft ihm zum frommen Gebete,
und wie den Piloten der flammende Stern,
so leitet der Klang aus dem Hause des Herrn
den Frommen zur heiligen Stäte.

So steigt denn majestätisch empor
und tönt ein herzerschütterndes Chor,
ihr Glocken, vom Tempel Gebäude,
wer reine Empfindung im Innersten hegt
und höher die hoffenden Blicke noch trägt,
dem deutet ihr Segen und Freude.

Und Eintracht möge und sanfter Verein,
durch Euch die Stimme des Ewigen seyn,
den Euer Getöne verkündet,
der Vater des Vaterland's reicht Euch die Hand,
daß all seine Kinder ein liebendes Band
wie Brüder und Brüder verbündet.

Und wenn die Ruhe, des Friedens Genuß,
mit ſanftem, innig erſehntem Gruß
der Erde immer ſich gattet,
dann töne von allen Geläute der Ton,
und ſchalle zum Segenverſpendenden Thron
den herrlich der Oehlbaum umſchattet.

Die Wonne der Thränen.

Wenn mit harten kalten Händen
mich die Gegenwart berührt,
und in Labyrinthe führt
wo die Sorgen nimmer enden,
wenn mit innigſten Gefühlen,
nur die Menſchen grauſam ſpielen;
o! dann rinnt der Thränen Quell
und des Schickſals Nacht wird hell.

Durch der Thränen trüben Schleier
wird die Ausſicht ſanft und mild,
dunkler zwar der Zukunft Bild,
aber auch die Hoffnung freier,

der Ergebung sanftes Schweigen
eilt sich zu mir hin zu neigen;
wenn die letzte Zähre fließt
ist des Schicksals Kelch versüßt.

Oft auch tritt ein heißes Sehnen
unnennbar mir an die Brust,
daß sich mitten in der Lust
Geist und Herz verloren wähnen,
unbewußt, wornach zu streben,
webt es mächtig sich ins Leben,
bis der Thränen Quelle rinnt
und das Schwache Kraft gewinnt.

Mir, dann selbst so hingegeben,
fühlt das stille, trübe Herz,
mitten sich in seinen Schmerz
zarte Menschenliebe weben,
möchte alles glücklich wissen,
und den Kuß des Friedens küssen,
und mit Zähren der Geduld,
löschen auch der andern Schuld.

Laßt mein Aug' die Thränen füllen
unbelauscht und ungestört,
laßt die Gluth, die mich verzehrt,
diese Tropfen kühlend stillen,

terging. Ach sie konnte nur beten. Es war tiefe Nacht.

Da donnerte es die Treppe herauf, und über das steinerne Pflaster, im gewölbten Gange, nach ihrem Gemach. Schnaubend stürzte Saley in das Gemach. Dennoch ist der Sieg mein! rief er mit einer höllischen Lache. Folg mir! rief er, und ergriff Emmas Hand. Sie wehrte sich. Da setzte er den Dolch auf ihre Brust, und mit der andern Hand umfaßte er sie, und zog sie die Treppen hinab, in ein unterirdisches Gewölbe. Er schloß hinter sich zu.

Jetzt ists noch Zeit, rief er, sie mit blutrothen grimmigen Blicken betrachtend, und den Dolch emporhebend. Ich hole den Pfaffen. Du willst!

Laß mich sterben, Ungeheuer! schluchzte sie, sich von ihm losreißend.

Mein sollst du seyn! schrie er, und er umfaßte sie, sie fortzuschleppen. Pocht! Teufel, pocht! die eiserne Thüre spottet Eurer. Er trug Emma, die laut um Hülfe schrie, in ein zweites Gewölbe. Auf einmal wurde die Thüre zerschmettert, und Saley zückte seinen Dolch, und rief: Lebend soll er dich nicht haben!

Emma sank zum letzten Gebet auf die Knie; aber da stand der Graf bei ihr; und Saley lag mit gespaltenem Haupte todt am Boden, und das

bis des Friedens Regenbogen
durch des Herzens Nacht gezogen,
und was Schmerzen eingeflößt
sich in Wehmuth hat gelößt.

Der Garten des Lebens.

Im Garten des Lebens entfaltet
manch Blümchen der Keich es gestaltet,
manch Bäumchen die lieblichste Frucht,
wohl dem, der sie wartet und pfleget,
vor Stürmen und Räubern sie heget
und fleißig die Lieben besucht.

Das Veilchen, es blühet verborgen,
im Schleier nur küßt es der Morgen
es ist der Bescheidenheit Bild,
es weilt nicht von andern gepriesen,
nur leis' will das Leben es süßen,
und [illegible] so lieblich und mild.

Wie sanft sind der Pfirsiche Wangen
von kühlenden Blättern umfangen,
die Sanftmuth entblühet ihr gleich,

sie waltet mit freundlichen Händen,
weiß jeglichen Kummer zu enden,
und bettet auf Ruhe uns weich.

Die Unschuld im Lilienkleide
entblühet in Tagen der Seide,
in lieblicher Jugend Magie,
doch ewig beschirmt sie die Herzen,
erhöhet die Seele bei Scherzen,
und opfert der Reue uns nie.

So drängen sich Beeren an Beeren,
die Hoffnung von jubelnden Chören,
wie Freude an Freude sich drängt.
Das Herz nur für Gutes stets offen!
dann ist zum Genießen und Hoffen
der Blumenpfad nimmer beengt.

Doch blühet der Erde vom Schooße
vor allen die himmlische Rose
in höherer, stolzerer Pracht;
so ward uns vom Himmel zum Segen
vor allen auch herrlich entgegen,
die heilige Liebe gebracht.

Erſatz.

An Wilhelmine G.

Oft in Stunden heil'ger Weihe
hört' ich ferne Töne klingen,
geiſtig waren ihre Schwingen,
klangen nicht nach Erden Weiſe,
ſprachen ſtill, vertraut und leiſe
von dem unbekannten Lande,
das ſie mir zum Troſte ſandte.

Fühlen mocht' ich, was ſie ſagten,
aber niemals könnt' ich's künden,
Worte würden ſich nicht finden,
ſelbſt Gedanken es nicht faſſen,
dem Gemüth nur muß ich's laſſen,
und die Stunden ſtill erwarten,
wo ſie tönen die Erharrten.

Alſo iſt's auch Dir ergangen,
denn ich ſah Dich oft umwunden,
von Erinn'rung ſolcher Stunden,
ſah in Lebens Marktgedränge
Dir die volle Bruſt zu enge,
ſah Dich blicken in die Ferne,
wo die Töne, wo die Sterne.

Aber haſt Du nicht empfunden
wenn die Töne himmliſch klangen,
auch ein Enden alles Bangen,
einen Troſt aus höhern Räumen,
Lichtgeſtalt aus ſel'gen Träumen,
eine Kraft die hilft beſtehen,
ein Vertraun zum Ziel zu gehen?

Tönten nicht geliebter Todten
Stimmen, innig, freundlich nieder,
als ſey vor'ge Zeit es wieder?
Wurde hell nicht manches Trübe,
wie vom Strahl der ew'gen Liebe?
ſchwebten nicht Erinnerungen
aus der Urzeit Dämmerungen.

War's nicht wie ein ſtiller Abend,
voller Duft und Sang und Kühle,
nach des Mittags banger Schwüle,
der auf glühen Sonnenbahnen
wieder Morgenroth läßt ahnen,
und die Nacht als Sternenreigen
wo wir jubelnd aufwärts ſteigen.

Ja, wenn Gott in hehre Seelen
legte ſchmerzliche Gefühle
für des Erdenmittags Schwüle,

hat er ihnen auch gegeben
Ahnung für ein ſchön'res Leben.
Was von dorther Töne ſagen,
hilft das Dieſſeits ſanft ertragen.

Die Leidenſchaften.

Es wogt ein Meer in uns empor,
und ſeine Wellen ſind Vulkane,
es bricht im Flammen-Ozeane
durch des Gemüthes Ufer vor,
das Herz verliert die ſchwache Stimme
bei ſeiner Donner wildem Klang,
auf ſeiner Fluthen finſterm Grimme
ſchwankt es zu ſeinem Untergang.

Es thürmt dies Meer gen Himmel ſich
bedeckt die letzten Rettungsſterne,
und ſpaltet zu der Hölle Ferne
den tiefſten Abgrund fürchterlich.
Dann ruft's aus Gräbern Auferſtehen,
aus Dunkelheiten Frühlingslicht,
aus Nordgeheule Geiſterwehen,
Aus Satan, Engelsangeſicht.

Bald ringt auf seiner Wellen Fluth
Verstand als führender Pilote
ohnmächtig mit dem Blei und Lothe
und stürzt vernichtet in die Fluth,
bald trägt vom schroffen Klippenstrande,
verzweifelnd schon im innern Sinn,
zu dem ersehnten Blüthenlande
im Flug' uns seine Woge hin.

Dies ist der Leidenschaften Meer,
für uns zum Segen oder Fluche,
es flutet bis zum Leichentuche
um unsern stillen Busen her.
Aus ihm ist jede That entsprungen
zur Schande für der Zeiten Lauf,
was Dichter herrliches besungen,
stieg nur aus seinem Schoos herauf.

Auf seinen Wogen schwamm Orest,
als er der Mutter Blut vergossen,
von seinen Strömen wild umflossen
ging Tereus zu dem Höllenfest,
es höhnte seiner Dämme Zügel
in Frankreichs wilder Mördernacht,
und strömte über Leichenhügel
bei des Tyrannen letzter Schlacht.

Es kühlte wild in Feuersgluth
dem Scävola die Heldenrechte,
gab bei Termopylä's Gefechte
den Spartern ihren Heldenmuth,
Columbus rief's nach Indens Fernen
es stärkte Luthers reine Lehr',
es hob die Herschel zu den Sternen,
und sang aus Klopstock und Homer.

Denn nichts gedeiht was schön und groß
in dumpfer Trägheit trübem Lande,
nur Leidenschaft reißt uns vom Bande
der schläfrigen Gemeinheit los.
Und ob auch manche stille Blüthe
vor ihres Sturmes Odem fiel,
ist doch im Geist und im Gemüthe,
ihr auch zu hoch, zu fern kein Ziel,

Die Geselligkeit.

Gesell: [illegible], Du Tochter zarter Sitte,
mit mildem Reiz strahlt Deine Lichtgestalt,
Du führst den Menschen in der Menschen Mitte,
entreissest ihn der Einsamkeit Gewalt;

es ist nicht mehr die dicht verlaubte Hütte,
der Kreis der Häuser ist sein Aufenthalt,
dort giebt und nimmt Empfindung er und Liebe,
und edelt so die ersten wilden Triebe.

Dein Zauber hat mit niezerrissnen Banden
gekettet fest des Menschen alt Geschlecht,
so wie sie sich in Deiner Obhut fanden,
entfloh der Trotz, der sonst sich wild erfrecht,
nicht macht der Stärk're, Schwache nun zu Schanden,
die wahre Freiheit ist allein das Recht,
es blühet nur in Deinem reichen Schooße,
und ihm verschwistert ist das wahre Große.

Der schönen Künste Mutter bist Du worden,
Du brachtest sie zum Lebensglück hervor,
Du tönest in harmonischen Akkorden
bei froher Tänze bunt verschränktem Chor,
Dir öffnen sich der Dichtkunst goldne Pforten,
Dir steigt der Baukunst schlanke Säul' empor,
gedeihend unter Deiner sanften Milde
verschönern sich zu Gärten die Gefilde.

Und aus den großen Kreisen sondern wieder
sich Kleinere zu Deines Namens Preis,
da hüpft der Scherz, da tönen muntre Lieder,
da pflanzt die Lust ihr schönstes Blüthenreis,

da ſchwebt die Zeit auf Roſenſchwingen nieder,
froh ſchlägt das Herz, zum Jüngling wird der Greis,
und neben Ceres, neben Bachus Gaben,
glückt's nur der Lieb', den Vorrang noch zu haben.

Vergeſſen ſind des Tages trübe Falten,
die heitre Stirne ſchmückt ein friſcher Kranz,
kein Unmuth kann ſich unter Freuden halten,
des alten Streits vergißt das Herz ſo ganz,
es weckt die Luſt die Jungen wie die Alten,
und Jugendzeit entblüht im Strahlenglanz,
mit Herzen Herzen freudig ſich verſchwiſtern,
daß traulich alle ſingen, ſchwatzen, flüſtern.

So lenkeſt mit dem Thyrſusſtab der Freude
Geſelligkeit! der Menſchen Herzen Du,
ie ſind nicht mehr der böſen Sorgen Beute,
denn Freunde führſt Du ihnen freundlich zu,
nd auf ein froh durchlebtes ſchönes Heute,
giebſt Du des Morgens ſüße, holde Ruh,
Du löſeſt ſanft mit muthigem Erheben
ie Diſſonanz in jedem Menſchenleben.

Der Moment.

O! in jedem Leben glänzet
ein beglückender Moment,
der dem innern Seyn verkündet,
daß es mit der Gluth verbündet,
die am Thron des Ew'gen brennt.

Weit verschwunden ist die Erde
dann vor unserm innern Schaun,
und ein Himmel ist uns offen,
unser Leben wird zum Hoffen,
unser Sterben zum Vertraun.

Alles hat sich dann veredelt
in der sel'gen Menschenbrust,
und das Herz ist keiner Klagen
keines Kummers, keiner Plagen,
keiner Schwäche sich bewußt.

Und der Geist vom Licht erstarket,
löst vom Aug' des Körpers Band,
Ahnen ist dann wirklich werden,
aufgehn der Verklärung Pforten,
glorreich winkt das Vaterland.

helle Licht von hundert Fackeln, die in das Gewölbe drangen, machten alles sichtbar: das kniende Mädchen und den Grafen, mit dem blutigen Schwert in der Hand, aus dessen Schulter ein Strom Blut floß, denn Saley hatte den Dolch in seine Schulter gestoßen.

Emma gerettet! rief der Graf, und Emma umfaßte seine Knie: edler Graf, Retter meines Lebens, Retter meiner Ehre! Der Graf hob sie empor. Da schlang sie die Arme um seinen Nacken, und schloß den Lebensretter, den Ehrenretter an ihre Brust, und sein Blut strömte über ihre Brust.

Da scholl es laut draußen: Sieg! Sieg! und des Grafen Vasallen, und die Knappen mit Fackeln, und die Banner mit den eroberten Bannern drangen in das Gewölbe. Sieg! rief der Ehrenherold, und die feindlichen Banner wurden dem Grafen zu Füßen gelegt.

Stille! gebot der Herold. Dann hob er an: Sieg, Graf Rudolph! Gott ist zu Gericht gesessen! da liegt der Verbrecher im blutigen Staube! das edle Fräulein Emma von Montsalvans ist gerettet. Der edle Graf Rudolph hat sie mit seinem Blute erkauft! Ihrer Ehre Retter, ihres Lebens Retter! so sagte sie selbst.

Emma hing an des Grafen Halse, außer sich vor Dankbarkeit und Entzücken. Dann wollte sie

Liebe, die Du mich durchdrungen
mit des Aetna Ungeſtüm,
Du biſt beſſrer Himmel Funken,
dem Geſchlecht, das tief verſunken,
Bürge, daß noch Gott in ihm.

Das Geheimniß.

Was iſt's, das Euch ſo feſt verbindet,
Ihr Maurer, in der ganzen Welt,
mit Demant-Ketten Euch umwindet,
Ungleiches innig gleich doch ſtellt?
Iſt's das Geheimniß nicht, das hohe,
das dieſes heil'ge Wunder ſchafft,
durch das der Weiſe wie der Rohe,
geknüpft ſich fühlt in gleicher Kraft?

Was iſt's, das in der Jugend Blüthen
am innigſten zwei Herzen eint,
ob auch Verhältniſſe gebieten,
ob auch kein Glück für ſie erſcheint?

Iſt's das Geheimniß nicht, das ſüſſe,
das über alles hoch ſie hebt,
das in die flüchtigſten Genüſſe
die Wonne ſel'ger Freuden webt?

Was iſt's, das an das karge Leben
den Menſchen kettet, reifen Sinn's,
da hier doch Hoffnung nie gegeben
zum Schöpfen reineren Gewinn's?
Iſt das Geheimniß nicht das ſchwere,
was jenſeits doch des Grabes ſey,
ob böſer Traum den Schlaf nicht ſtöre,
ob dann die Seele ewig frei?

An das Geheimniß iſt gebunden
das Räthſel in der Menſchenbruſt,
das Siegel iſt's der Weiheſtunden,
das nimmer Du erbrechen mußt;
Sonſt ſtürzen die gebannten Geiſter
mit Unheil durch Dein ſtilles Haus,
Du biſt dann ihrer nicht mehr Meiſter,
wild ſcheuchen ſie Dich ſelbſt hinaus.

Mein Sinn.

Einſam?
Nein, das bin ich nicht!
Denn die Geiſter meiner Lieben.
die in ferner Heimath blieben,
ſie umſchweben mich.

Traurig?
Nein, das bin ich nicht!
Denn ich weiß daß in Gedanken
meine Theuern mich umranken,
und mir nahe ſind.

Glücklich?
Nein, das bin ich nicht!
Denn bei ſtill geweinten Thränen
fühl' ich wehmuthsvolles Sehnen
nach der Heimath hin.

Hoffend?
Ja, das iſt mein Sinn!
Einſt mit den geliebten Meinen
Wiederum mich zu vereinen,
das erfüllt mein Herz.

Der helle Punkt.

Das Kind.

Lieb' Mutter, ſieh doch nur dort hin,
da iſt ein Licht, das ſcheint ſo hell,
o bring das Licht nur her mir ſchnell,
weil ihm doch gar ſo gut ich bin.

Die Mutter.

Mein Kind, Du irrſt, das iſt kein Licht,
das iſt ja nur ein heller Punkt,
der blos mit fremden Glanze prunkt,
doch durch ſich ſelbſt Dir ſcheinet nicht.

Das Kind.

Kann mir's nicht denken, Mütterlein,
bring mir den hellen Punkt nur her.

Die Mutter.

Da haſt Du ihn.

Das Kind.

Das wäre der?!
Der hat ja nun gar keinen Schein!

Die Mutter.

So täuſcht oft Licht von einem Thron,
und giebt allein den Dingen Glanz:
Nimm weg das Licht: — Ungnade kann's —
was bleibt? — — ein dunkler Erdenſohn.

V.

Töne der Mittheilung.

Der Organiſt.

Romanze.

Am hohen Dom der Orgel Spiel
  verſorgte gern der wackre Hesper,
es gab wohl oft der Arbeit viel,
  und früh zur Hora, ſpät zur Vesper
erſcholl der Klang durch's Gotteshaus,
doch hielt er fromm und freudig aus.

Denn für der Töne Wunderkraft,
  iſt all' ſein Leben nur geboren,
ſie nur ſind ſeine Wiſſenſchaft,
  in ihnen ſchwelgt er ſüß verloren,
und was in Gottes Schöpfung ſchön,
wird ihm melodiſches Getön.

Und wie mit mildem Geisterwehn
die Töne liebend ihn durchdringen,
bei Sonnen Auf- und Untergehn
ihm nur die Himmels-Harfen klingen,
so trägt er auch in stiller Brust,
nur Gottesfurcht und Klangeslust.

Der Wohnung engbeschränkter Raum
liegt angebaut am weiten Dome,
D'raus schallt's ihm wohl in manchen Traum
mit reiner Melodieen Strome,
doch wenn er es recht fassen will,
erwacht er, schnell ist alles still.

Dann sitzt er traurig da und trüb'
gleich einem, der nach dem sich sehnet,
was ihm wohl über alles lieb,
und schmerzlich ist sein Aug' bethränet,
bis wieder er die Orgel schlägt,
und ihn der Klang zum Himmel trägt.

Da wird's ihm stiller im Gemüth,
es trösten ihn die heil'gen Klänge,
das Herz in frommer Andacht glüht,
und gern ihm aus dem Busen spränge,
dann sinnt er wohl daheim mit Fleiß,
doch nicht er's zu ersinnen weiß.

Was ihm die Schule künſtlich lehrt,
es iſt nur menſchlich Thun und Sinnen,
was aber er in Träumen hört,
was lebt und ſich geſtaltet innen
im Herzen, in der frommen Bruſt,
iſt göttlich, iſt des Himmels Luſt. —

Und Chriſti Feſt war wieder da,
wo Gott für uns das Heil erworben,
wo er gewallt nach Golgatha,
und iſt am Kreuzesſtamm geſtorben,
da wandelten in's Haus des Herrn
der Beter viel von nah' und fern.

Und Hesper goß in's fromme Herz
mit ſeiner Orgel Feiertönen,
den Gläub'gen reuevollen Schmerz,
und ſel'ge Tröſtung durch Verſöhnen;
wohl keiner aus der Kirche ſchied
als tief bewegt vom Orgellied.

Der aber ſolche Rührung ſchuf,
war ſelbſt in tiefſter Bruſt durchdrungen,
es war, als ſey ein Abſchiedsruf
ihm aus der Töne Strom erklungen:
und an dem Oſterabend matt
er ſich zur Ruh begeben hat.

Und wieder kam der sel'ge Traum,
und laut erschollen Himmelstöne
zu seinem Ohr, vom Kirchenraum,
in hoher Gluth, in reiner Schöne,
doch als er sehnsuchtsvoll erwacht,
da klingt es fort, sanft durch die Nacht.

Und eben bricht der Morgen an,
der Auferstehung Ostermorgen,
da zieht's ihm fort zum Chor hinan,
er muß dem sel'gen Ruf gehorchen;
die Töne ziehen als Magnet
mit Milde und mit Majestät.

Er tritt hinein in's Orgel Chor
und blickt zu ihr mit süßem Bangen,
und sieh, ein Knabe sitzt davor,
von Lichtglanz silberhell umfangen,
und spielt und weckt der Töne Strom,
der mächtig flutet durch den Dom.

Und blickt dazu so süß und mild,
wie ganz in Seligkeit versunken,
und Hesper sieht das Engelsbild,
und hört die Töne wonnetrunken,
und weiß nicht mehr von Erdensinn,
sein Geist schwimmt auf den Klängen hin.

das Knie vor ihrem Retter beugen. Aber da kniete der Graf stumm vor Emma nieder, zog von seinem Herzen die goldne Rose hervor, die von seinem Blute bespritzt war, und reichte sie Emma hin, und alles Volk rief: Heil dem Retter! Heil der Geretteten! und die Banner beugten sich über das edle Paar.

Emma erblaßte, erbebte, sie wollte reden; aber, Heil! Heil! rief das Volk unablässig. Emma nahm die Rose nicht, die des Grafen Hand ihr geduldig vorhielt. Der alte Korbieres nahm den Helm von seinem grauen Haupte, und sagte zu Emma: Fräulein von Montsalvans, es ist die Blume der Liebe; es ist unser und Euer Lehnsherr, der sie Euch bietet. Aber das Herz ist frei. Aber er hat Euer Leben, er hat Eure Ehre gerettet! Er hat Euch mit seinem edlen Blute erkauft. Euer Retter soll vergebens vor Euch knien? vor seinem Heer, vor seinen Vasallen, vor seinen edeln Rittern wollt Ihr sein edles Haupt mit Schmach bedecken? Wie? die gerettete, aus den Händen der Schmach gerettete Jungfrau —

Da zuckte Emmas Hand, sie nahm die Rose, auf deren Blättern noch Tropfen seines edlen Bluts hingen. Sie hielt die blutige Rose mit starrem Arm zum Himmel, ihr Blick war erstarrt, ihr Gesicht weiß wie Marmor. Der Graf beugte sich

Und als er so recht selig ist,
ist nicht der Engel mehr vorhanden,
und Glocken tönen, daß der Christ
aus Grab und Todesnacht erstanden;
und fromme Christen, nah und fern,
zieh'n freudig ein in's Haus des Herrn.

Er aber, seiner nicht bewußt,
setzt sich zu seinem Orgelwerke,
und spielt aus Himmelsvoller Brust
das Lied der Huld, das Lied der Stärke,
was unerreichbar in ihm lag,
das hohe Lied des Engels nach.

Und Staunen herrscht im Gotteshaus,
wie dieser Töne Wunder schallen,
sie sprechen Unnennbares aus;
und alle Beter niederfallen,
und alle Herzen heben sich
zu Gott im Fleh'n andächtiglich.

Da schweigt der Ton, still wird's umher. —
Verwaiset ist die Orgel worden.
Der treue Meister ist nicht mehr,
er schied auf himmlischen Akkorden,
ihm war das höchste aufgethan,
der letzte Ton rief ihn hinan.

Die Treue der Dienerin.

(Wahre Geſchichte.)

Wer hat die Flammen dort angeſchürt,
die dem Holzſtoß glühend entlodern?
Wer iſt zum Opfer dort auserkührt,
von der das Leben ſie fodern?
Es ſchweiget ringsum jede Stimme;
die Menge ſteht in finſt'rer Ruh,
und ſieht dem grauſen Schauſpiel zu,
mit niedergekämpften wildem Grimme.

Das that Don Pedro, der Henkersknecht; —
die Nachwelt hat ihm gegeben
den Namen nach ſeiner Thaten Recht,
den Grauſamen ihn nennend mit Beben.
Er kämpfte um den Thron, den alten,
der Traſtamare's Erbtheil war,
und ſiegend ſcheut er doch Gefahr
von der Gegner männlichem Walten.

Und was nur gehörte zum alten Stamm
von Heinrichs erlauchten Ahnen,
das blutete. Leichen wurden zum Damm
gegen der Rache drohende Bahnen.

Ob Frau, ob Mann, ob Kinder, Greiſe,
das Blutgerüſt' empfing ſie all',
daß des Geſchlechtes tiefer Fall
des Herrſchenden R ht und Macht beweiſe.

Nur übrig noch eine Wittwe war,
verborgen in Stille, vergeſſen,
es war ſchon in Ehren ergraut ihr Haar,
nicht Reichthum hat ſie beſeſſen,
nur eine Magd mit treuer Seele.
Da findet ſie auch Henkers Blick;
und theilen muß ſie das Geſchick,
daß Keiner von dem Geſchlecht mehr fehle.

Ihr gilt die Flamme, die angeſchürt
dort dem Holzſtoß glühend entlodert,
Leonore Gußmann wird hingeführt
zum Tod, der ſein Opfer ſich fodert,
Doch ruhig ſieht ſie ihm entgegen,
ſie trug nun ſechszig Jahre faſt,
des kargen Lebens Erdenlaſt,
ſie kann ſie getroſt jetzt nieder legen.

Doch wehe! — Ob auch der Flamme Gluth
ihr entgegen ſtreckte die Zungen,
ſie hat es ertragen mit chriſtlichem Muth,
ein Loblied dem Herrn geſungen;

doch als die Lohe jetzt mit Hohne
ergreift und senget das Gewand,
da sie fast unbedeckt nun stand,
da ruft sie laut: o Ewiger schone!

„Und laß' mich hier nicht noch stehn zur Schmach!"
und die Hand zu befrei'n sie sich mühet,
doch als die eherne Fessel nicht brach,
und die Schaam mehr als die Flamme glühet. —
Da theilt sich plötzlich das Gedränge,
und die getreue Dienerin
stürzt athemlos sich zu ihr hin,
durch die stumme, staunende Menge.

Und achtet des Feuers Gewalten nicht,
und drängt zu Leoneren sich liebend
im Tode, im Flammentode, die Pflicht
der treuen Gefährtin noch übend;
und mit den eigenen Gewanden,
in Mitten dieses Strom's von Gluth,
deckt sie Leneren sorglich gut,
daß die Gebiet'rin nicht werde zu Schanden.

Da hat mit der Treue, dem hohen Sinn,
die Flamme, der Tod selbst Erbarmen,
und die Frau und die edle Dienerin
umfängt er mit brünstigen Armen.

Denn plötzlich bricht in ſich zuſammen
der Bau: zu einem Feuermeer
wird um die Beiden alles her,
und die Seelen enteilen den Flammen.

Das Volk in tiefem Erſtaunen ſteht,
und Thränen entſtrömen wohl allen. —
Die Zeit der Bedrückung vorübergeht. —
Da tretet hinein in die Hallen
des Dom's, wo treu im Todesbunde
die Aſche ruht von beiden Fraun,
und hoch ſollt ihr ein Denkmal ſchaun,
das giebt von der herrlichen That die Kunde.

Entflohne kehrten in's Land zurück
von Lenorens altem Geſchlechte,
da war keiner, der nicht mit feuchtem Blick
den heißen Dank der Getreuen brächte.
Und heut noch, wo ein Gußmann wohnet,
wird jeder, der vordem entſproß
von Iſabella Davalos,
im Dankesempfinden der Ahnen belohnet.

Bonifacio und Imelda.

Welch ein langer Zug voll Jammer
drängt ſich aus Bologna's Thoren,
Händeringend, laut erklagend,
und im ſtummen Schmerz verlohren?
Ach, ſie wenden nicht den Blick
auf die Vaterſtadt zurück,
denn nur ihrer Häuſer Trümmer
ragen aus dem Schutte dort.
Als ſie draus von dannen zogen
herrſchte drinnen Brand und Mord.

Wißt! Es ſind die Lambertazzi,
an zwölf tauſend Männer, Frauen,
Kinder, Greiſe, die die Heimath
ihrer Jugend nicht mehr ſchauen,
denn der Gieremei Wuth,
rang mit ihnen Blut um Blut.
Unter Pfeilen, unter Schwertern,
auf den Straßen wohnte Tod,
und es färbten ſich die Nächte
von den Flammen grauſend roth.

Vierzig Tage wilden Kampfes
währte ſo der Bürgerkrieg,
ganz Bologna ſchwamm im Blute
während Dampf zum Himmel ſtieg.

bis der Gieremei Kraft,
ſich die Uebermacht verſchafft,
und wer von des Feindes Namen
in der Stadt dem Tod entrann,
nur die ſchreckensvollre Weiſung
der Verbannung ſich gewann. —

Aber woher iſt entſprungen
der Geſchlechter tiefes Haſſen,
daß ſie ſich das Untergehen
nur allein verſöhnen laſſen?
Ach, der Liebe zarte Hand
ſchleuderte den wilden Brand,
ſie, in deren ſtillen Hainen
man nur Nachtigallen hört,
hat zu ſolcher wilden Zwietracht
jene Herzen einſt empört.

Zwar es haßten ſich die Glieder
beider Häuſer ſchon ſeit Jahren,
aber öffentlich entgegen,
ſie ſich nie getreten waren.
Achtet Liebe das wohl auch?
Alldurchſtrömend iſt ihr Hauch,
weckt Gefühl in jedem Buſen,
adelt jede Männerbruſt,
iſt ſich keines Hinderniſſes
keiner Feindſchaft ſich bewußt.

Bonifacio Gieromei
war ein Jüngling sonder Tadel,
Mannsinn schmückte ihn und Freimuth
nicht nur seines Hauses Adel;
aber offen war sein Herz,
für der Liebe süßen Schmerz:
und er sah Bologna's Blume, —
schöner war ein Mädchen nie, —
sah Imelda Lambertazzi,
und sein Herz erwählte sie.

Und sie sah den schönen Jüngling,
und aus Tausenden erwählte
ihn ihr Herz mit heißer Liebe,
welche nicht Gefahren zählte.
Heimlich und verstohlen nur,
tauschten sie der Liebe Schwur,
denn der Häuser altes Grollen
hätte nimmer solches Band
zwischem seinem Haß geduldet,
es zerstört mit wilder Hand.

Selten nur gelang es beiden
Liebesworte sich zu flüstern.
Hoffnungsstrahl aus finstern Wolken
die den Horizont umdüstern: —

„Einmal nur gewähre mir,
„daß allein ich ſey mit Dir,
„einmal nur Dir ganz zu ſagen
„wie mein Herz Dich einzig liebt;
„mag ſie kommen dann die Stunde,
„die den Tod mir Sel'gen giebt." —

So der Jüngling; doch Imelda
wehrte ſeinem wilden Dringen:
„„ach, ſo gern wollt' ich Dich hören,
„„doch es wird uns Jammer bringen."" —
„Nein, die Liebe ſchützt und wacht,
„ſie kann mehr als Menſchenmacht." —
„„Aber wenn ſie Dich entdeckten!"" —
„Liebe birgt mich ihrem Blick." —
„„Meine Brüder — ſie ſind grauſam"" —
„Dann wär' mir der Tod ſelbſt Glück!

Ach, das arme ſchwache Mädchen,
konnte ſeinem heißen Flehen,
ſeinem Aug' voll Sehnſuchts-Thränen
nun nicht länger widerſtehn.
„„Wenn der frühe Morgen graut,
„„und die Lerche noch nicht laut, —
„„tief im Garten ſtill verborgen,
„„ein Gebäude nicht bewohnt"" —
„Da iſt's, wo mein Leben anfängt,
„wo für mich der Himmel thront!" —

Und es graute kaum der Morgen,
  und die Lerchen all noch schwiegen,
o, da fand er die Geliebte,
  trank das Glück in durst'gen Zügen.
Liebes-Worte, Aug' in Aug',
süßer Seufzer zarter Hauch;
  reiner Liebe Himmelsfreuden,
die der Unschuld Hand gewährt,
  hielten über Erden-Räume
hoch die Liebenden verklärt. —

Aber wehe, wehe! Leise
  hören der Verräther Ohren.
Rettet, rettet Euch ihr Theuern,
  oder ach! Ihr seyd verloren!
Lauscher überlisten Euch;
fleuch, Du biedrer Jüngling, fleuch!
  Ihren Brüdern hat verrathen
Euer Glück ein Böserwicht.
  Eile! — Ach, zu spät, Du rettest
vor den Mördern Dich nun nicht.

Denn sie stürzen schon voll Grimmes
  in's entlegne stille Zimmer,
und zu Boden fällt Imelda
  leblos, doch sie achtens nimmer,

tief. Dann erhob er sich. Seine Vasallen mit ihm. Heil dem edlen Paar! rief alles, wie der Graf das Gewölbe verließ.

Die Erde schwankte unter Emmas Füßen, das Licht wurde in ihrem Auge zur Mitternacht. Sie sank an den Rusen des alten Korbieres, in der tödlichen Erstarrung noch immer die Blume emporhebend. Sie wurde an die freie Luft getragen. Da sah sie, wie der Graf das Thal verließ. Der Morgen dämmerte erst hervor. Man legte sie auf ein Ruhebett, und so trugen sie Krieger aus Montsalvans die Höhen hinab und hinauf der Burg zu. Im Thale begegnete ihnen Marsan, der ihnen zuvorgeeilt war.

Emma! rief er. So hole ich dich noch ein! o meine gerettete Emma!

Emma stieg ab, und ging an Rudolphs Hand weiter, das Auge niedergeschlagen, ohne zu reden. Was bist du so bleich? was zitterst du so? Emma, geliebte Emma, so rede!

Sie schwieg noch immer. Dann hob sie die Hand, worin sie die blutige Rose trug, schnell wie in Zuckungen empor und fragte: Kennst du die Rose? Ich nahm sie, Rudolph! — O ich hatte Recht, eine Geisterstimme verkündete mir ein dunkles Weh! — O ich sagte dir ja, daß eine geheime Macht meine Hand nach seinen Blumen

zu dem Jüngling treibt die Haſt;
eh' er noch ſein Schwert erfaßt,
wühlt in ſeinen Eingeweiden
ſchon ihr Dolch in Gift getaucht,
daß er ſchnell den letzten Odem
ſeines Lebens von ſich haucht.

Eilig ſchleppen ſie den Leichnam
in ein einſames Gemäuer,
und bedecken ihn mit Schutte
in der nie beſuchten Scheuer.
Ob die Schweſter auch verblich;
Bruderſinn von ihnen wich,
denn ſie konnte Herz und Liebe
dem verhaßten Feinde weihn.
Und ſie gehen kalt von dannen,
ohne Beiſtand ihr zu leihn.

Doch aus ihrer Ohnmacht Dunkel,
wacht Imelda auf zum Leben. —
Wollt' ein Traum nur ihren Sinnen,
fürchterlich vorüber ſchweben? —
Aber Himmel! — Wo iſt er? —
Aengſtlich blicket ſie umher.
Ha! da ſeh'n des Blutes Spuren
von dem Boden graß ſie an,
und ſie ahnet mit Entſetzen
was der Brüder Wuth gethan.

„Nicht im Tod will ich ihn laſſen!“
ruft ſie unter Schmerzensſeufzern,
und ſie folgt des Blutes Spuren
bis zu jenen alten Trümmern.
Dort im Schutt! — Die zarte Hand
achtet nicht den Widerſtand,
ringet blutend mit den Steinen,
bis die theuern Züge nun
wieder ihrem Aug' erſcheinen,
nicht mehr unter Trümmern ruhn.

Dann wirft über ſeinen Leichnam
ſie ſich hin und ringt die Hände:
„Bonifacio! Du mein Alles!
„Dies Dein ſchreckensvolles Ende?
„Ha! was iſt das? Loſch noch nicht
„Deines ſchönen Lebens Licht?
„Wärme fühl' ich noch am Herzen! —
„O, vielleicht! — O Götter gebt
„mir Gedeihn! — daß noch mein Odem
„den Geliebten neu belebt!“ —

Und ſie ſucht die tiefe Wunde,
die der giſt'ge Dolch geſchlagen.
Ach, ſie kennt die grauſen Waffen,
die die wilden Brüder tragen.

Hülfe kann nur Eins verleih'n,
Eins nur kann hier Rettung ſeyn!
Aber wird die Lieb' es wagen,
wenn Gefahr des Tod's ſie trifft?
Ja! Die zarten Lippen ſaugen
aus der Wunde ſchnell das Gift. —

O! Gefühl, wie keins auf Erden,
das nicht achtet eignes Leben,
um Errettung dem Geliebten
aus der Todesnacht zu geben,
was iſt mächtiger als Du?
Strömt nicht jede Kraft Dir zu?
Dieſes Lebens dunkle Nächte
hellet nur Dein ſtrahlend Licht,
und das Herz hat dort Dich wieder,
wenn es hier auch einſam bricht. —

Aber ihm kehrt nicht das Leben!
Täuſchung war der Hoffnung Funken!
Selbſt hat ſie nun Todesſchmerzen
mit dem Gifte ſich getrunken.
Immer matter wird der Blick,
immer mehr ſinkt ſie zurück,
und die bleichen Lippen ſchließen
küſſend nun den Todesbund,
denn das Gift dringt unaufhaltſam
ſchon bis in des Herzens Grund.

Und sie fühlt den Tod sich nahen,
fühlt's im Innern sonder Bangen,
kann sie nicht den Einen retten,
mag sie Leben nicht verlangen.
„Dein im Tode!“ — lallt sie leis,
ach! da bricht das Blüthenreis. —
Durch die Liebe hoch und herrlich,
wie durch Schönheit und Gestalt,
neben ihm herabgesunken
liegen beide bleich und kalt. — —

Doch aus ihren Häusern schlugen
wild und offen nun die Flammen,
und es balleten alle Bürger
um die Häuser sich zusammen.
So vermehrte fürchterlich
wilden Ruf's die Fehde sich,
bis die Lambertazzi fielen
vor der Geremei Macht;
und Bologna mußte meiden,
was nicht sank in wilder Schlacht.

Seht, da zieh'n sie hin die Armen!
an zwölf tausend Männer, Frauen,
Kinder, Greise, die die Heimath
ihrer Jugend nicht mehr schauen,

denn der Gieremei Wuth
rang mit ihnen Blut um Blut,
unter Pfeilen, unter Schwertern,
auf den Straßen wohnte Tod,
und es färbten sich die Nächte
von den Flammen grausend roth.

Aber still in ihren Gräbern,
schlummerten, dem Kampf entnommen,
Bonifacio und Imelda,
Auferstehungsschlaf der Frommen.
Liebe deckt mit Gottes Ruh'
beider Augen friedlich zu,
bis der Tag der reichen Erndte
ihnen auch die Garben bringt,
und dort oben über Sternen
Engel sich um Engel schlingt.

Die Tochter auf dem Grabe der Mutter.

Spanische Romanze.

„Fallet bei des Herzens Klopfen,
fallet, fallet sanft herab,
des geweihten Wassers Tropfen,
auf der theuern Mutter Grab;
löscht mit Euren milden Fluthen,
wie den Durst die Labung kühlt,
bald der strengen Läutrung Gluthen,
die der Mutter Seele fühlt."

„Schon seit vielen Monden brachte
ich Euch vom geweihten Ort,
tropfte, eh' noch jemand wachte
auf das Grab Euch fort und fort.
Eine löscht von jenen Flammen
jeder Tropfen aus dem Dom;
o! so werdet bald zusammen
Tropfen, ein Entsünd'gungsstrom!"

Also sprach die gläubig fromme
Ines, sprengend Weihefluth,
daß der Mutter Rettung komme,
die im stillen Grabe ruht,

und ob ſie viel Tropfen ſprengte,
mehr als dieſe doch auf's Grab
weinet Thränen das bedrängte
töchterliche Herz hinab.

Und die Tropfen, heilig beide,
durch des Prieſters Segens-Hand,
wie durch treues Herz im Leide,
löſchten mild der Prüfung Brand;
und als eh' die Sonn' erſchienen,
Ines kam zum Grabes-Rand,
mit der Engel ſel'gen Mienen
ihre Mutter vor ihr ſtand.

Zeigte mit der Hand nach oben,
heb die Rechte ſegnend auf,
nahm von Düften dann gehoben
zu dem Himmel ihren Lauf,
und im ſtrahlenden Verklären
ſah ihr Ines ſelig nach,
bis das Knie bei Freudenzähren
der beglückten Tochter brach.

Auf das Grab ſank ſie von neuem,
doch ihr Fleh'n war Lob und Preis,
wie ein Herz in ſel'gen, treuem
Glauben nur zu beten weiß. —

Darauf ist sie still gegangen
in des Klosters fromme Huth,
wo sie, wie sie's angefangen,
nun vollendet hat und ruht.

Das Grübchen.

Nach Böttiger.

Endlich, endlich überwunden,
ist der Zweifel lange Qual,
Eros hat sie nun gefunden
die Geliebte seiner Wahl,
und auf Rosensittig nahet
sich der seligste Moment,
wo mit Strahlengluth der Sonne
nun des ersten Kusses Wonne
auf der Nektarlippe brennt.

Und sie schlingt um ihn die Linke,
und die Rechte hält sein Haupt,
daß der Dürstende nun trinke
was ihm Juno nicht mehr raubt.

Aber er mit weiſem Zögern,
wie der Zecher lüſtern hin
nach dem goldnen Glas erſt blicket
eh' er ſich zum Trinken ſchicket,
hält ihr ſanft das zarte Kinn.

Und mit Augen hochentzücket,
blickt er in das Himmelsblau
ihrer Augen, und es drücket
ſich ſein Finger gleich dem Thau,
in den Blüthen-Schoos der Blume,
in des Kinnes weichen Sammt,
daß es ſchnell gleich dunklern Roſen,
halb vom Druck und halb vom Koſen
in des Purpurs Gluth entflammt.

Pſyche fühlte leichte Schmerzen,
aber ſie vergaß ſie ſchnell,
denn im Vollgenuß der Herzen
rann der Seligkeiten Quell,
doch als nun auf Eros Augen
ſie, ſich ſelbſt beſchauend, weilt
in dem Himmelskuß der Minne,
ſieht ein Grübchen ſie im Kinne,
das ſonſt voll und ungetheilt.

Aengſtlich ruft ſie: Eros, ſage!
ſiehſt Du auch dies Grübchen hier?
Und er nickt. Da ſchallt die Klage:
ach! ich Arme! wehe mir!
Juno that mir dieſe Tücke,
daß ich nicht mehr reizend ſey.
Eros! Wirſt Du mich verlaſſen,
Eros! Wirſt Du mich nun haſſen,
da mein armes Kinn entzwei?

Doch der holde Fackelſchwinger
küßte ſcherzend in's Geſichn:
„Siehe! Das that Eros Finger,
und Du biſt drum doppelt ſchön;
denn ein ewig junges Lächeln,
ſoll umwehen dieſes Rund,
und dies ſüße, zarte Grübchen,
mache künftig, holdes Liebchen!
meine Macht auf Erden kund.“

hebt! — Rudolph, ich nahm die Rose! Weißt du, was sie bedeutet?

Beruhige dich, meine Emma.

Die Blume der Liebe ist es. So sagte ein aus dem Grab Erstandner, oder ein Geist, der mit einem grauen Haupte neben ihm stand. Und ich nahm die Blume, Rudolph. Ich that noch mehr. Diese Arme, Rudolph, haben ihn umfangen. — Verstehst du mich? — Umfangen! Vor allem Volk! — Ich — o hörst du zu, Rudolph? — Ich habe ihn an diese Brust gedrückt, mit der Liebe warmer Innigkeit. Da erst bat er mir diese Blume, da erst, da alles Volk uns Heil rief. Da erst! Und ich nahm sie. —

Beruhige dich nur, gute Emma. Er war dein Retter; deine Dankbarkeit —

Nein, nein! er war mehr. Er hielt mir die Blume hin. Ich nahm sie nicht, obwohl — o Rudolph — er meiner Ehre Retter war. Aber da flüsterte die Gestalt mit dem weißen Haar, das auf seinen goldnen Harnisch fiel, mir leise zu, und befahl mir die Rose zu nehmen. Da griff ein kalter Geisterschrecken in meine Seele. Ich nahm die Blume, und sieh, sie ist mit Blut bespritzt. Ich drückte ihn an meine Brust, und sieh, Blut hat meine erste Umarmung geweiht, meine Liebe erkauft. Da verlor ich die Besinnung. Da —

Biton und Cleobis.

Herrlich iſt das Feſt bereitet,
bald nun ſich der Zug bewegt
und zum ſtolzen Hügel ſchreitet,
welcher Here's Tempel trägt.
Denn die Königin der Himmel
wohnt im prächtigſten Gebäu,
und es drängt ſich das Gewimmel
zu dem Feſte froh herbei.

Flöten ſchallen, Leyern tönen,
Hymnen ſingt die fromme Schaar,
Args holde Mädchen krönen
ſich das goldgelockte Haar,
Weihgefäße ſieht man tragen,
Blumen ſtreuen auf die Bahn,
und der Krieger Speere ragen
dicht gedrängt dem Zug voran.

In den goldnen Wagen ſteiget
Argia, die Prieſterin,
und vor ihrer Würde neiget
ſich das Volk zur Erde hin,
ſie, vor allen hochgeehret,
denn ſo lang als am Altar
ihr der Opferdienſt gehöret,
mißt das Volk nach ihm ſein Jahr.

Aber vor dem Wagen fehlet
noch der Stiere Viergespann,
sorgsam aus der Heerd' erwählet,
daß kein Fehl sie schänden kann.
Kehrten sie vom Feld nicht wieder?
Irren sie im Wald herum?
Warf ein Unfall sie darnieder?
Alles harret bang und stumm.

Und es wogt bestürzt die Menge,
gleich dem sturmbewegten Meer.
Sieh! Da stürzen durch's Gedränge
Biton und Cleobis her,
eilen zu der Mutter Wagen
mit dem flügelschnellem Lauf,
selbst der Stiere Joch zu tragen,
zu dem Tempel hoch hinauf.

„Mutter, unsre Bitte krône!"
also flehn sie auf den Knieen,
„laß durch Deine treuen Söhne
„Dich hinauf zum Tempel ziehn."
Und nicht kann's die Mutter wehren,
vorwärts schen der Wagen schwebt,
während man mit hohen Ehren
frommer Söhne That erhebt.

Unermüdet ſind die Brüder
in der froh erkohrnen Pflicht,
Kindesliebe ſtärkt die Glieder,
ihre Kraft erſchöpft ſich nicht;
und ſo ziehen ſie den Wagen
bis, wo hoch, wie Rieſen ſtehn,
Here's Tempelſäulen ragen,
fünf und vierzig Stadien.

Da beginnt des Feſtes Weihe,
Argos ſah es ſchöner nie!
durch der Prieſterbilder Reihe
zu der Halle ſchreiten ſie.
Prangend ſtehn die Charitinnen
dort in voller Lieblichkeit,
und die Schilder hangen drinnen,
die manch frommer Held geweiht.

Aber dort, in heil'ger Zelle,
thront die hohe Königin,
Ehrfurcht ruhet auf der Schwelle,
Ahnungsſchauer leiten hin,
denn das Höchſte hat vollendet
hier der kühne Poliklet,
hat der Göttlichen geſpendet
Himmelshuld und Majeſtät.

In erhabner, reiner Schöne
thront die Herrscherin der Welt,
wie den Zeus einst in Athene
Phidias hat aufgestellt;
Hebe, Jugendauserkohren,
strahlet neben ihr voll Glanz,
und die Grazien und Horen
flehn in ihrem goldnen Kranz.

In der Hand das Scepter haltend,
das der Vogel deutend schmückt,
zeiget sie, daß mächtig waltend
Erd' und Himmel sie beglückt,
und mit schöner Deutung lachet
der Granate goldnes Rund
in der andern Hand, und machet
herrliche Bestimmung kund.

Und es schlingt die üpp'gen Ranken
um der Göttin Thron der Wein,
unten liegen Haut und Branken
von Lyäos starkem Leun,
ihre Hoheit zu bezeugen
welche Uranos verlieh,
daß selbst Götterfeinde beugen
vor der Herrlichen das Knie. —

Als die Feier nun vollendet,
und die Beter weiter gehn,
ruft zur Göttin noch gewendet
Archia, mit heißem Flehn:
„Mutter! O, Du ſahſt der Söhne
„edlen, frommen Kindesmuth;
„kröne, Göttliche, o kröne
„ſie mit Deinem höchſten Gut!“

Und die Königin der Himmel
ſcheint Erhörung zu verleihn. —
Es verliert ſich das Gewimmel,
und die ſtille Nacht bricht ein,
da zum Götter-Bild noch wallen
Biton und Cleobis ſpät,
treten in des Tempels Hallen,
ſinken ſtill hin, zum Gebet. —

Freudig geht am andern Morgen
Argia zur Göttin hin.
Ihre Söhne ſind geborgen,
denn es flehte Mutterſinn,
und als in die heil'ge Schwelle
ſie nun tritt mit hoher Luſt,
ruhn die Söhn' an ſelber Stelle,
Arm in Arm, und Bruſt an Bruſt.

Wo sie betend sanken nieder,
sanken sie in Here's Schoos,
und erwachten hier nicht wieder.
Also war ihr schönstes Loos.
Aber die Argiver stellten
Bilder ihnen auf im Hain,
ewig That und Tod so selten
der Erinnerung zu weihn.

Okeanos und seine Töchter.

In meinem Schooße fromm geborgen,
lagt Ihr gebettet still und weich,
Euch leuchtete kein junger Morgen,
doch auch kein Sturm durchtobte Euch,
es wölbten meiner Liebe Wogen
eh Euch ein wundervolles Zelt,
Ihr hattet tief in Euch gesogen
die Kräfte einer alten Welt.

Da drang der Sehnsucht Wunderwalten
hinab in Euer stilles Herz,
Euch konnte nicht mein Arm mehr halten,
Ihr strebtet mächtig Himmelwärts.

Denn zu der Liebe goldnen Thoren
rief Euch der Bräutigam, das Licht,
Euch war ein neues Seyn geboren,
mein ſtilles Dunkel gnügt' Euch nicht.

Und in dem Brand der innern Gluthen
rangt Ihr aus meinem Arm Euch los,
hobt Euch empor aus meinen Fluthen,
empor aus meiner Liebe Schoos,
und mit den unnennbarſten Schmerzen,
in Zuckungen von Sturm und Graus,
ließ ich Euch los von meinem Herzen,
aus meinem alten Vaterhaus.

Was habt Ihr nun im Licht errungen,
im Streben nach dem Himmelszelt?
befruchtend hat es Euch durchdrungen,
und aufgieng eine neue Welt,
doch, Töchter! iſt's dort oben beſſer
in heißer, wilder Sonnengluth,
als hier im kühlenden Gewäſſer,
wo ſonſt Ihr friedlich ausgeruht? —

Noch hab' ich manchmal von Euch Kunde,
ich ſende meine Boten aus,
die ſtrömend mit gewalt'gem Munde
erzählen von der Töchter Haus;

auch wogen immer meine Wellen,
bald ungestüm, bald leis und mild,
an Eurer neuen Wohnung Schwellen,
der Vaterliebe treues Bild.

Schon einmal wolltet Ihr wohl wieder
zurück mir kehren in mein Reich,
statt Strahlen träufte Ströme nieder
der Himmelsbräutigam auf Euch,
es schwoll das Herz mir hoch, ich streckte
schon über Euch die Arme weit,
und meine kühle Fluth bedeckte
Euch in dem ungeheuern Streit.

Doch als er endete das Grollen,
der, dem Ihr liebend zugethan,
als Ihr ihm sahe im segensvollen,
im sonnenhellen Antlitz nahn,
da hobt Ihr wieder Eure Wangen
aus meiner Wogen stillen Lust,
und schloßt mit glühendem Verlangen
ihn wieder neu an Eure Brust.

Und er versprach im Schwur der Treue
Euch immer seiner Liebe Gluth,
und ihm entgegen stiegt auf's neue
Ihr aus der alten, wilden Fluth.

Doch hütet Euch vor seinem Feuer,
vor seines-Glühens Ueberschwang,
womit er schon, ein wilder Freyer,
den zarten Busen Euch durchdrang.

Ihr saht nur seines Auges Blitzen,
wenn es in Wollustthränen schwamm,
doch nicht auf seinen glühen Sitzen
den lohen Flammen-Bräutigam.
Weh Euch! wenn er in wildem Triebe
an seine Sonnenbrust Euch schließt,
und Ihr im Brand der Feuerliebe
als ein geschmolznes Erz zerfließt.

Ruf und Clara.

Fröhlich geht der Gemsenjäger
auf gefahrenvolle Jagd,
wenn noch kaum auf hohen Alpen
rosenroth der Morgen tagt,

achtend nicht der breiten Schlünde,
nicht der tief gesenkten Gründe,
im Geleit' der schweren Pflicht,
steiler, schrosser Klippen nicht. —

Immer höher floh die Gemse,
schneller stets floh Rusi nach,
als die trügerische Decke
leicht gefrornen Schnees brach.
Weh! er kann sich nicht erhalten!
Und hinab in Felsenspalten
stürzt der Jüngling mit Gewalt,
in das Grab so öd' und kalt. —

Auf der Domletsch hoher Alpe
Clara bei der Heerde saß,
lieblich, wie die Abendröthe,
zart, wie kaum entsproßtes Gras,
und ein Böcklein von den vielen
war entflohn bei frohen Spielen,
und sie flieg, um es zu sahn,
höher schnell die Alp' hinan.

Aber bis zum ungebahnten
Pfade auf des Gletschers Schnee,
sprang das scheugewordne Zicklein
immer schneller in die Höh.

Beruhige dich, Emma. Was dir so wunderbar scheint, ist nichts als Schrecken, Angst, Dankbarkeit und Liebe. Sieh um dich her, Emma! da bist du wieder im stillen Thal deiner Mutter. Sieh, da ist Sankt Annen Kapelle, dort ist —

Laß mich allein hier beten; das wird mich beruhigen, Rudolph. Verkünde der Mutter, wo ich bleibe.

Rudolph ging zu der Mutter, welche die Ankunft ihrer Tochter schon wußte. Er erzählte ihr, daß Emma die Rose von dem Grafen genommen, und wie alles so wunderbar sich gestaltet, daß es fast ein Wunder schiene. Er hielt die Mutter ab, Emma zu stören. Glaubt mir, ihr Herz findet sich im Gebet am sichersten wieder.

Da kam endlich Emma. Auf ihrem Gesicht lag ein heiliges Lächeln, eine ernste, himmlische Ruhe. Sie umarmte ihre Mutter, sie reichte dem Geliebten zärtlich die Hand. Ich habe zu Sankt Annen Ruhe gewonnen, Rudolph. Sieh, im klaren Quell habe ich die Rose von Blut rein gewaschen, und meine Brust. Es ist alles, alles gut!

Sie erzählte nun die ganze Begebenheit, und schloß mit den Worten: glaubt mir, so mußte alles kommen! damit wir alle besser würden. Ich bin ruhig; denn ich bin meiner gewiß.

Und sie folgte sonder Zagen,
ob auch Eises Spitzen ragen!
Da, am tiefen tiefen Spalt,
macht das Thierchen plötzlich Halt.

Sie erreicht es, und enteilen
will sie schon zur Trift damit,
als auf einmal leises Wimmern,
hemmt den schon gewandten Schritt.
Woher mag die Stimme kommen?
Hat hier Schaden wer genommen,
hat ein Jäger sich versteckt,
ist's der Berggeist, der sie neckt?

Aber klagend sind die Töne,
und sie hört ein Hülfsgeschrei,
näher zu dem tiefen Schlunde
eilt sie wiederum herbei.
Horch! aus seinem Abgrund ringen
diese Laute, ach! sie dringen
tief in ihr bewegtes Herz
mit des Mitleids bangem Schmerz.

Und sie ruft hinab: „wer weilet
„in der grausen Tiefe hier?"
Und die Antwort: „Es ist Rusi!
Ach! der Schnee brach unter mir!

Noch an eines Eises Spitze
hang' ich ob des Abgrunds Sitze;
kommt nicht schnell mir Hülf hinab
stürzt sie mit mir in das Grab!"

Clara ruft: „sey muthig, Jüngling!
Hat Dich Gott so wundergleich
über'm Abgrund selbst erhalten,
ist er noch an Gnade reich."
Und sie löst die bunten Bänder,
manches Hirtenfestes Pfänder,
selbst des Busens Fesselband
emsig mit der zarten Hand.

Reichlich schmücken Schweizer-Mädchen
sich mit bunter Bänder Zier,
und es ward der Schmuck zur Hülfe
einem biedern Jüngling hier.
Denn die Bänder, festgeknüpfet,
sind schon tief hinabgeschlüpfet,
und, o Heil der Helferin!
reichen bis zu Rust hin.

Mitleid gab dem Mädchen Kräfte,
Gott dem Jüngling seinen Schutz,
fast verzweifelt sie an Rettung,
doch sie beut dem Kleinmuth Trutz.

In die schwache Hand kommt Stärke,
Wie bei jedem guten Werke,
und die Bänder reissen nicht,
und er kömmt empor an's Licht. —

O! welch inniges Empfinden,
als die Retterin er sah,
o, welch dankbar Niederknieen,
Himmel dort und Himmel nah.
Der nur kann den Jubel wissen,
den ein Engel hat gerissen
aus des Todes finsterm Grau'n
in des Paradieses Au'n.

Und aus Dankbarkeit ward Liebe,
aus der Wohlthat, Zärtlichkeit.
Bald sind hier die stillen Hütten
für ein liebend Paar geweiht.
Rettend hatte sie ihm Leben,
liebend er ihr Glück gegeben;
und es strahlt nun Beider Blick;
„Nur durch Lieb' wird Leben Glück."

Epaminonda's Tod.

Leuktra's Schlacht war längst geschlagen,
und vom Siegesflug getragen
thronte Theben hoch und hehr,
denn besiegt war nun der Parther,
und in's Joch der stolzen Sparter
bog es nicht den Nacken mehr.

Aber Mantinea wankte,
das doch Theben nur verdankte
seiner neuen Blüthen Glück.
Früher stand vor seinen Thoren
Sparta's Macht, doch fest verschworen
wie's der Bürger sie zurück.

Da verdrängt aus alter Stätte
in das neugegrab'ne Bette
Sparta den erzürnten Fluß,

und gleich tauſend von Balliſten,
ſtürzt, die Mauern zu verwüſten,
auf die Stadt der Fluthen Guß.

Und die Mauern ſanken nieder,
aber Leuktra's Sieg hob wieder
Mantinea's alten Glanz,
und es reihte ſich von neuen,
kräft'ge Dauer ihm zu leihen,
in Böotiens Städtekranz.

Doch das Locken Sparta's ſiegte,
und den eignen Bund bekriegte
Mantinea nun mit ihm.
Wilder wiederum entbrannte
in der Griechen ſchönem Lande
innern Krieges Ungeſtüm.

Muthig führte Thebens Krieger
Leuktra's edler, großer Sieger
jetzt nun wieder in den Streit,
denn Epaminonda's Leben
war mit vollem Seelenſtreben
nur dem Vaterland geweiht.

Ohnweit dort von Martinea,
an dem Wege nach Tegea
schallt der Tuba Krieges-Ton,
zwischen Mamalus Gebürgen
und Pelago's Wäldern würgen
sich die beiden Heere schon.

Und Epaminonda's Blicke
fliegen rings, und sind dem Glücke
eine schnell benutzte Bahn,
Lacädämon's Schaaren wanken,
wo, beseelt von dem Gedanken:
er ist mit uns! Theber nahn.

Da beschließen sie vor allen,
nur den Helden anzufallen,
der des Kampfes Seele scheint;
und es dringen alle Schaaren,
die vorher vereinzelt waren,
auf ihn ein, nun fest vereint.

Ruhig steht der Held, es schwirren
die Geschosse, doch ihn irren
kann Gefahr des Todes nicht.

Deckt ſich auch das Feld mit Leichen,
nie wird Einen Schritt er weichen,
dorthin wies ihn ſeine Pflicht.

Doch ein Speer ziſcht aus der Weite,
dringt ihn mörd'riſch in die Seite
und bleibt haftend tief darin;
ſeine Streiter ſehn's mit Beben,
denn mit ihres Führers Leben
ſchwände auch der Sieg dahin.

Er gewahrt's: da ruft er heiter:
„auf zum Kampfe, Thebens Streiter!
Seht! die Sparter wanken ſchon.“
Und ſie ſtürmen gleich Orkanen
brechen ſich des Sieges Bahnen,
bis der Feind mit Schimpf entflohn.

Doch Epaminondas fühlet,
daß dem Leben, tief zerwühlet,
nur der Speer den Ausgang hemmt,
und er läßt ihn in der Wunde
daß die Kraft noch eine Stunde
gegen Untergang ſich ſtemmt.

Bis die Botschaft ihm erklungen:
„unsre Feinde sind bezwungen!
Lacedämon unterliegt!“
Da reißt er ihn aus der Seite,
ruft: „ich lebte genug bis heute,
denn ich sterbe unbesiegt.“

VI.

Töne des Scherzes.

Sie kehrte dann mit Rudolph nach Sankt Annen zurück. Sie setzten sich an den Fuß des Altars. Dich liebe ich, Rudolph, hob sie lächelnd an: du weißt, wie treu. Er rettete mir Leben und Ehre mit seinem Blute. Ich nahm die Rose, und du nahmst mein Herz. Kannst du das dunkle Räthsel lösen? Er wird mich in drei Tagen — ich sage dir es zuvor — nach Greyerz entbieten lassen. Treu bin ich dir, Rudolph. Zweifle nicht, obgleich er mich mit Blut gewonnen hat. Verlangst du mehr?

Nein, Emma, sey mir treu, und dann thue, was dir gut dünket.

Und du willst gut heißen, alles, alles, was ich thue, Rudolph?

Er sah ihr unruhig ins bittende Auge; aber er sagte ja, und schwor es bei der Heiligen Altar. Nun, so laß uns diese drei Tage glücklich seyn, mein Rudolph.

Sie waren es, o sie goß einen ganzen Himmel voll Seligkeit über des Geliebten Herz in den drei Tagen. Niemand wußte ihren Entschluß. Am Ende des dritten Tages bat sie ihn, am andern Morgen ganz früh und bewaffnet zu kommen. Du sollst mich begleiten; aber was ich auch thun mag, du heißt alles gut!

Häusliche Zweigespräche.

I.

Lebensmüde und Himmelssehnsucht.

Sie.

Ach!

Er.

Was seufzest Du, mein Engel?

Sie.

Ach! mir ist das Herz so schwer!
Hier in dieser Welt voll Mängel
giebt es keine Freude mehr.

Er.

Lieber Gott! das wär' entsetzlich!

Sie.

Jenseits streb' ich einzig hin!

Er.

Sag' mir nur, was hat so plötzlich
umgewandelt Deinen Sinn?

Sie.

Hör' nur, hör', wie ganz geschrieben,
mir aus tiefbewegter Brust:
„Irdisches mag ich nicht lieben,
„Himmlisches nur ist mir Lust.
„Kleinlich sind der Erde Freuden,
„Staub ist ihrer Wonne Glanz,
„ach! hinunter möcht' ich scheiden."—
Dichter! Du verstehst mich ganz!

Er.

Horch, die Köchin ruft zur Küche,
weil die Suppe überläuft!

Sie.

Weg, ihr irrdischen Gerüche!
Nur von oben Nektar träuft.
Dort im großen Azurbecken
perlet nur der Morgenthau. —

Er.

Willst Du nicht den Tisch jetzt decken?
Denn mich hungert, liebe Frau.

Sie.

Wie der groben Speisen Masse,
uns zur Erde niederzieht!
Wie ich dieses Thierwerk hasse
im begeisterten Gemüth!

Erſt wenn von den groben Schlacken
wie gereinigt, ſonder Joch. —

Er.

Nun, ſo laß um Deinen Nacken
meinen Arm mich ſchlingen doch.

Daß ich dann im trauten Kuſſe
meinen Durſt und Hunger mir —

Sie.

im ätheriſchen Genuſſe
leben nur in Liebe wir.
Keinen Kuß darf ich Dir weihen,
denn das Irrdiſche iſt Staub. —

Er.

Hörſt Du nicht den Kleinen ſchreien?
Liebes Weibchen, biſt Du taub?

Sie.

Ach, wohl will zum Mutterherzen
drängen ſich das ſüße Kind;
doch auf Erden giebt's nur Schmerzen,
Feſſeln, ob ſie golden ſind.
Untergehn im Allgemeinen
muß das einzelne Gefühl,
will ich mich zum Engel reinen,
ſchwingen über's Weltgewühl.

Er.

Weh, mein Weibchen iſt beſeſſen
von äſthetiſcher Manie,
will nicht küſſen, trinken, eſſen,
ſelbſt ihr Kind wird Poeſie.
Ach! ich armer Mann, wie heile
dieſe Himmelsſucht ich nur?
Und fürwahr, es hat wohl Eile,
ſonſt verengelt die Natur.

Horch, es klopft! — Es iſt der Schneider!
Trefflich! — das vielleicht kann gehn. —
Liebe Frau, man bringt Dir Kleider,
ſieh doch zu, ob ſie Dir ſtehn?

Sie.

Was, die Kleider? — Ach! — o hänge
ſie nur hin — es thut mir leid!
Wenn ich bald den Kerker ſprenge,
braucht man eins als Sterbekleid.

Er.

Half noch nicht! — „Mein Lieber nehmen
Sie nur wieder mit den Schawl,
des ſich Fürſtinnen nicht ſchämen, —
kauft ihn gern, — mein Eh'gemahl
will ihn aber nun nicht haben.“

Sie.

Wie? — den Schawl! — o ja, ich — will!
— Nein — wenn ſie mich bald begraben,
lieg' ich ohn' ihn kühl und ſtill.

Er.

Hm! 's iſt Ernſt! — Doch ſieh, da ſchreitet
in das Haus der Juwelier. —
„Ey, was Sie uns da bereitet!
Wie die Steine glänzen hier."
Sieh nur her! Um Hals und Locken —
wie ſich das in Strahlen bricht! —
Aber, ach! — Du biſt erſchrocken,
nein, mein Kind, ich zwing' Dich nicht.

Sie.

Willſt Du nicht?

Er.

O ja, von Herzen,
aber ſieh nur, dieſer Tand
mehrt Dir noch die Erdenſchmerzen. —

Sie.

Ja — hinweg — er ſey verbannt!
Ach, ich muß es ſchwer bezwingen,
was mich an den Staub noch hält!
Laß ihn aus dem Aug' mir bringen,
dieſen Schmuck der Erdenwelt.

Er.

Hör', wir werden eingeladen
Morgen in des Fürſten Schloß,
Erſt Diner an den Cascaden,
dann die Reiherjagd zu Roß,
endlich Ball im neuen Saale,
alles in dem höchſten Glanz,
und nach frohem Abendmahle
Feuerwerk und Maskentanz.

Sie.

Gut, wir kommen.

Er.

Was? mein Engel?

Sie.

Wenn der Fürſt es uns gebeut —

Er.

Aber dieſe Welt voll Mängel!

Sie.

Man erträgt ſie wohl noch heut.

Er.

Aber ach! zum Sterbehemde —

Sie.

Sind die Kleider doch zu ſchön.

Er.

Und der Schawl aus weiter Fremde —

Sie.

Muß doch ſehn, wie er wird ſtehn.

Er.

Und der Schmuck, aus Staub geboren,
fesselnd himmlisches Gemüth.

Sie.

Sieh nur her, hier in den Ohren,
in den Locken, wie es glüht!
Ach! da bringt man mir den Kleinen;
Er und Du, an meine Brust!
wieder mit der Welt vereinen
sollt ihr mich durch Lieb' und Lust.

Er.

Und die Suppe?

Sie.

Läuft nicht über.

Er.

Und der Tisch?

Sie.

Ist gleich zur Hand.

Er.

Und die Laune?

Sie.

War wohl trüber
als sich's ziemt im Ehestand. —

Doch wenn ihr oft brummt und tobet,
sey uns Schwärmen auch erlaubt.

Er.

Drum sey denn auch Gott gelobet,
daß man beides — nie recht glaubt.

Am andern Morgen war er da, bewaffnet mit dem rothen Kreuz auf weißem Harnisch. Emma hatte ihr schönes Haar mit Blumen gekränzt. Sie empfing ihn mit einem Engellächeln, unten an der Burg.

Da tönte es weit her aus dem Thale — sie lächelte ihm zu — wie der Hörner Ton, und von den Höhen her der Hirten Alphörner. Da blitzten aus dem Walde die Lanzen, da flatterten in der Morgensonne schon die mit Blumen bekränzten Banner, und ein langer prächtiger Zug der Ritter zog ein ins Thal.

Rudolph reichte Emma die Hand. So leb wohl, Emma. Ich steige zu Pferde, dich zu begleiten. Treue! Treue!

Ewige Treue, Rudolph! Er stieg zu Pferde, schlug das Visir nieder, und ergriff die Lanze. Er sprengte zu den Rittern und schloß sich an. Näher kam der Zug. Aber der Graf war nicht bei dem Zuge. An der Spitze ritt der edle Korbieres. Er stieg ab, und kniete vor Emma, die ruhig lächelnd dastand. Er schlug das Visir empor, und sagte laut: mich sendet Herr Rudolph Graf von Greyerz, mein und dein Lehnsherr, dich Fräulein Emma von Montsalvans auf seiner Väter Burg zu entbieten, den Thurm Vanel, mitten in den Kreis seiner Ritter und Dienstmannen. Wir

Häusliche Zweigespräche.

II.

Das Roß und das Spiel.

Er.

Kurt, ſattle mir mein Dänenroß!

Sie.

Willſt Du ſo ſpät noch reiten?

Er.

Es wird mir hier zu eng —

Sie.

im Schloß —

ganz wie zu Ritters Zeiten.
So bleib doch lieber jetzt zu Haus,
und jag' nicht in der Nacht hinaus,
kannſt Dich zu mir ja ſetzen.

Er.

Zu Pferd nur iſt Ergötzen.

Da jagt man über weite Flur
hin durch die Lüfte ſchwirrend,
gleich Windesbraut läßt man nicht Spur,
bald da bald dorthin irrend
geht jetzt in ſtolzem Schritt das Pferd,
dann courbettirt es wohl gelehrt,
jetzt macht der Trott ihm Ehre,
dann fliegt's in Carriere.

Sie.

Weit ſchöner ſitzt ſich's doch daheim
im ſtillen Abendkreiſe,
da ſprießt der Freude zarter Keim,
aus der gewohnten Weiſe,
es fließt ſo reich des Lebens Quell,
und drinnen ſpiegeln ſich ſo hell
die blanken goldnen Fiſche —

Er.

Wo denn?

Sie.

Am L'hombre-Tiſche.

Er.

Hinweg mit Euerm Kartenſpiel
wo man die Zeit nur tödtet,
wo um Gewinn, das ſtete Ziel,
vor Liſt man nicht erröthet,

wo man mit angeſtrengter Kraft
die bunten Blätter nur begafft,
vom Stich und Werfen plaudert,
bei keinem Beinbruch ſchaudert.

Sie.

Hinweg mit Euern Roſſen all,
wenn ihr ſo weit es treibet,
daß länger wohl ihr in dem Stall
als in dem Zimmer bleibet.
Wenn mehr als Phidias Gebild
ein unvernünft'ger Ramskopf gilt, —
und Luſt es iſt Euch Frechen,
im Sprung den Hals zu brechen.

Er.

Sieh nur den Braunen, wie er bäumt.

Sie.

Der L'hombre-Tiſch, wie prächtig!

Er.

Wie wild voll inn'rer Kraft er ſchäumt.

Sie.

Spatille bleibt allmächtig.

Er.

Das wird beim Ritt ein Götterfeſt.

Sie.

Zehn ſchöne Beete blieben Reſt.

Er.

Könnt' ich mich auf gleich ſchwingen.

Sie.

Könnt' ich ſie an mich bringen. —

Was iſt's? — Das iſt doch ärgerlich,
der Graf läßt ab mir's ſagen

Er.

Was giebt's? — Potz Blitz, mein Pferd hat ſich
urplötzlich lahm geſchlagen.

Sie.

Verlieren wollt' ich noch ſo viel,
nur heut nicht bleiben ohne Spiel.

Er.

Zu Fuß wollt' ich ſtets ſchreiten,
um heute nur zu reiten. —

Sie.

Du reiteſt ja nicht, lieber Mann?

Er.

Dein Spiel kommt nicht zu Stande?

Sie.

Ich ſeh's wohl heute ſo mit an.

Er.

Es wär ja doch Schande,
könnt' ich nicht auch zu Hauſe ſeyn,
ſobald es gilt Dich zu erfreun.

Sie.

Das Spielen kann ja bleiben,
die Zeit Dir zu vertreiben.

Er.

Hier iſt der Muſenalmanach,
der neu'ſte, ſoll ich leſen?

Sie.

Es iſt wohl ſonſt manch ſchönen Tag
ſo Brauch bei uns geweſen.
So lies —

Er.

Was denn?

Sie.

Das Erſte gleich.

Er.

Doch wenn es an Beziehung reich?

Sie.

So muß man Dichterwalten
für Wink von oben halten.

Er.

„Das Roß, das Spiel; zur Leidenſchaft,
„laßt beide niemals werden,
„ſonſt kommt für immer ihr in Haft,
„von Karten und von Pferden.“

Sie.

Das Roß —

Er.

Das Spiel —

Sie.

Das Lied, es scheint —

Er.

Als hab' der Dichter uns gemeint?

Beide.

Er soll nicht Recht behalten,
nur Liebe soll hier walten.

Amor's Weg in's Leihhaus.

(Nach einer antiken Bronze in Gori's Werke.)

Seht nur seht, mich armen Wicht,
wie ich fast der Last erliege;
mehr fürwahr ertrag' ich nicht,
selbst kein Bein von einer Fliege,
denn behangen haben mich,
ganz gleich einem Schacher-Juden,
alle Götter jämmerlich
heut mit ihren Attributen.

Noth iſt's im Olympos dort,
nirgends Geld, und Ball doch morgen,
drum muß ich in's Leihhaus fort,
auf den Plunder was zu borgen,
denn nur ich hab' nichts zu thun,
wenn zu ſolchem Feſt man rüſtet,
Liebe muß da müßig ruhn,
wo die Eitelkeit ſich brüſtet.

Nun, wer bietet? Seht, vom Zeus
trag' ich hier die Donnerkeile,
machen mir gewaltig heiß;
eh' ſie ausgehn, kauft! 's hat Eile!
Oder lieber vom Vulkan
hier den ungeheuern Hammer,
Deutſche! ſchwer trag' ich daran,
wie ſonſt ihr an euerm Jammer.

Auch die Leier vom Apoll,
möchte gern bald los ich werden,
doch ſind, leider, leiervoll
alle Winkel jetzt auf Erden,
deſto mehr hoff' ich, im Preis
wird hier Venus Gürtel ſteigen;
doch der iſt — ſo viel ich weiß —
allen Mädchen jetzt ſchon eigen.

Aeskulap's Spazierstock hier
mit der wunderbaren Schlange!
Will ihn niemand? Glaubet mir
Mesmer trug ihn selbst einst lange.
Und Dianens Bogen; o!
den wird sicher niemand kaufen,
denn die Weiber sind jetzt froh,
wenn die Männer nur nicht laufen.

Ja, wär' Tiche's Füllhorn da
nur nicht leer, so möcht' man's lieben. —
Ihre Kugel hier etwa? —
Viel zu groß zum Kegelschieben.
Nun so nehmt den Dreizack an,
Silber, wie's Neptun gebühret. —
O, da wagt sich niemand dran:
Englisch — also wohl plattiret.

Schafft vom Freund Merkur den Stab
mir nur fort, der will ja fliegen. —
„Leg' in Deutschland ihn nur ab,
da soll ja der Handel — liegen."
Nun, das kauft ihr wohl geschwind!
Pallas Aegis mit Medusen! —
„Gilt nichts mehr, seit Turner sind
alle unsre deutschen Musen."

gebot er, dich als seine Braut zu begrüßen, und dich zu geleiten. Heil dem Grafen Rudolph! Heil dem Fräulein Emma! Da tönte das Thal von dem Rufe: Heil! Heil!

Emma verbeugte sich. Erlaubt, edler Korbieres, daß ich mich schmücke, wie mirs geziemt. Ein weißer Zelter wurde herbei geführt, und Emma ging nach Sank Annen.

Die besorgte Mutter fragte: Warum kommt der Graf nicht selbst und wirbt um meine Tochter?

Er hat geworben mit den Blumen, mit seinem Blut. Ein Schwur am Sterbebette seines Vaters bindet seine Zunge. Stumm sollte er werben mit dem Helm auf dem Haupte, mit Thaten sollte er werben. Er meint, er habe seinen Schwur gehalten.

Emma kam zurück, und alle erstaunten. Auf dem Haupte trug sie den schwarzen Nonnenschleier, den sie von Sankt Annens Altare zurückgenommen. Auf der Brust hing ihr Kreuz, und an ihrem Herzen waren die drei Blumen, die Lilie, das Veilchen und die Rose befestigt. Ein langes schwarzes Nonnengewand verhüllte die schönen Glieder. An ihrem Gürtel hing ein großer Rosenkranz. Ihre Füße waren bloß.

Was ist das, Fräulein? Ist das der Schmuck einer Braut?

Ach! ich unterliege faſt;
und kein Geld doch, troß der Schätze! —
Ha! wie wär's, wenn ſtatt der Laſt
ich mich ſelbſt an Euch verſetze?
Und ihr ſollt mich dann als Pfand
eher wieder los nicht geben,
bis ich Sicherheit Euch fand,
feſt für Euer ganzes Leben. —

Seyd barmherzig, ſteht mir bei!
Und wollt Ihr's allein nicht wagen,
ſchließt den Kauf je zwei und zwei,
leichter wird's Euch dann zu tragen. —
„Nun, was glaubt Ihr wohl? — ob ſich
Wagehälſe dazu fänden? —
Wenn er mich drum früg' — nun? — ich —
ließ ihn nicht mehr aus den Händen."

Klärchens Anſichten von der Seelenwanderung.

Hab' ſtets gelacht, wenn Nachbar Veit,
mir ſprach vom Seelenwandern,
und dachte, der iſt nicht geſcheid,
das mach' er weiß doch andern,

wie kann die Seele denn sogleich
in einen Leib spazieren?
Es wär' doch ein verwünschter Streich,
und müßte sehr geniren.

Allein ich armes Kind, ich muß
am Ende doch es glauben
daß man durch einen einz'gen Kuß
uns kann die Seele rauben,
und eine andre dann dafür
sich in die Brust uns schleichet,
die unsrer wahren Seele schier
wie Nacht dem Tage gleichet.

Denn ach! am letzten Kirchweihfest,
da hat — ich will's nur sagen,
weil das Geheimniß, das mich preßt,
nicht länger mehr zutragen, —
da hat — nicht wieder soll's geschehn,
in meinem ganzen Leben,
da hat — — doch niemand hat's gesehn —
mir Fritz ein'n Kuß gegeben.

Erschrocken bin ich gleich recht sehr,
und hab's ihm hart verwiesen;
doch ach! zu ändern war's nicht mehr,
da mußt' ich mich entschließen

und endlich wieder ihm verzeihn:
— je nun ſo ziemt es Chriſten!
wenn ſie nur auch, was hinterdrein
dann folge, immer wüßten.

Denn ſeit ich dieſen Kuß erlaubt,
bin ich ganz wie verdrehet.
Ach, Gott! wer hätte nur geglaubt,
daß ſolche Straf' d'rauf ſtehet!
Ich fühle gar nicht mehr nun mich
ſo froh und leicht gleich andern;
es mußte dabei ſicherlich,
die Seele aus mir wandern.

Und eine andre Seele ſchnell
iſt eingewandert wieder!
Ach, lieber Gott, nun wird's mir hell,
mir beben alle Glieder.
Das iſt die ſeine ganz gewiß!
Ach! daß ich's nicht erkannte,
als er ſo heuchelnd zuckerſüß
mich „ſeine Seele" nannte.

Ja, ja, das war zuletzt ſein Brauch,
wie jetzt in mir ich's fühle,
er klagte über Hitze auch,
wie ich jetzt über Schwüle,

ſo unſtätt lief er her und hin,
wie ich kann nirgends bleiben,
und wie ich ſtill und traurig bin,
ſo ſah ich's ihn ſonſt treiben.

Er wollte nur mit mir beim Tanz
gern in den Reihen ſtehen,
ich möchte auch beim Erndtekranz
mit ihm nur gern mich drehen.
Sein Auge war ſo feurig da,
als ob ihm etwas quäle,
mir zeigt der Spiegel — ach! ja, ja,
ich habe ſeine Seele.

Die Seelenwand'rung iſt geſchehn,
wie Nachbar Veit es nennet,
ich muß mit ſeiner Seele gehn,
die gar gewaltig brennet,
und er hat meine ganze Ruh,
mit meiner Seel' bekommen;
ach Gott! wie komm' ich nur dazu,
daß er ſie mir genommen?!

Und wie nun ſtell' ich es denn an,
ſie wieder zu erhalten?
es kann damit der böſe Mann
ja nach Belieben ſchalten,

indeß mit ſeiner Seele ich
nicht weiß was anzufangen? —
Ei! — richtig! — nun beſinn ich mich,
wie dazu zu gelangen.

Der Doktor Raps, der ſich verſteht
auf Kauf, Prozeß und Erben,
ſagt: „wie etwas verloren geht
kann wieder man's erwerben." —
Gezwungen hat durch einen Kuß
die Seele wandern müſſen;
damit ſie wiederkomme, muß —
mich Fritz noch Einmal küſſen.

Herrn Urian's geographiſche Prüfung.

Von Reiſen war zurückgekehret
Herr Urian, wie jeder weiß,
und im Erzählen ward gewähret
ihm reiches Lob und hoher Preis,

denn überall wo er gegeben
der Reiſe Abentheuer kund,
ließ man den neuen Sindbad leben
und rief, als wie aus einem Mund:
„Da hat er gar ſehr wohl d'ran gethan,
erzähl er nur weiter Herr Urian.“

Jetzt aber ſprach er: „Meine Damen,
man lernt fürwahr Geographie
auf Reiſen nicht blos nach dem Namen,
recht aus dem Grunde lernt man ſie,
drum möge auch ſogleich ergehen
die Prüfung über meine Kunſt,
dann ſollen Sie mir wohl geſtehen
mit vollem Recht, nicht blos aus Gunſt:
Da hat er gar ſehr wohl d'ran gethan,
erzähl' er nur weiter Herr Urian.“

„Ich laſſe nämlich mir im Kreiſe,
die Augen feſt verbinden, dann
fang ich mit einfach ſchlichter Weiſe
die Damen zu befragen an,
und aus der Antwort, die mir jede
ertheilt, ſey ſie auch noch ſo klein,
ſoll flugs ohn' alle Widerrede
ihr Vaterland errathen ſeyn;
ſo daß man ſagt: er hat d'ran wohl gethan,
erzähl' er nur weiter Herr Urian.“

Man nahm es an: er wird geblendet,
worauf er ſich mit ſeinem Spruch
gleich an die erſte Dame wendet:
„Hat Ihnen Fouqué's Taſchenbuch
von dieſem Jahre wohlgefallen?“
Und die: — „„Es gefiel mich ſehr!““
„Ha! aus Berlin!“ ſo läßt erſchallen
Herr Urian: „das war nicht ſchwer.“
Und alle rufen: „„recht wohl gethan,
errath' er nur weiter Herr Urian.““

Die zweite kommt, ſie nimmt zuſammen
ſich gar gewaltig, wiſſen ſoll
er nicht, woher die Töne ſtammen.
Er aber fragt, ganz liebevoll:
„Nicht wahr? Es ſollten doch nicht ſtreben
die Männer nach der Herrſchaft ſo?“
und ſie antwortet eifrig: — „„Eben!““
Und — „eine Sachſin!“ ruft er froh.
Die andern aber: „„recht wohl gethan,
errath er nur weiter Herr Urian.““

Die dritte naht: noch etwas ferne
fragt er bei ſeiner Blindheit Band:
„was für ein Inſtrument ſie lerne?“
vermeinend, daß ſie näher ſtand.

Sie hört's nicht recht, und zu dem Ende,
befragt ſie näher tretend ihn:
„„was ſchaffen's?““ — Er klopft in die Hände
und ruft: „das iſt mein liebes Wien.“
Die andern aber: „„recht wohl gethan,
errath er nur weiter Herr Urian.““

„Verzeihung, ſpricht er, meine Schönen!
der dreimal ſtreng Geprüfte ſchweigt. —
Denn ob auch bald in Ihren Tönen
verſchiednes Erdenland ſich zeigt,
ſo ſtimmen dieſe Klänge wieder
doch auch ſo rein in Wohllaut ein,
daß ſie nur können Seraphlieder
aus Einem Himmelslande ſeyn.“ —
Verſchämt die Holden zu Boden ſahn,
doch zog nicht den Kürzern Herr Urian.

Der Selbſtmörder.

Ein ſchauerliches Selbſtgeſpräch.

Nein! das kann ich nicht ertragen!
Sie hat mich verſchmäht, verlacht!
Augen, Wort und Handlung ſagen:
armer Werber, gute Nacht!
Darum in die Nacht mich betten
will ich, doch in Nacht des Grab's.
Aber wie des Lebens Ketten
ſchmerzlos brechen? — — Gut! — ich hab's!

Dieſer Degen, einſt zur Seite
mir beim rühmlichen Gefecht
in dem akadem'ſchen Streite
über das Pandecktenrecht,
ſoll mich nun hinüber ſchiffen
in des ew'gen Friedens Meer.
Ha! — wie iſt er ſcharf geſchliffen —
aber nein — das ſticht zu ſehr.

Hängen dort ja die Piſtolen
aus der Schießſtatt weitem Plan.
Dieſe will zum Werk ich holen,
bald iſt's damit abgethan.

Alſo ſpreng' ich weg die Laſten,
die mich drücken bang und ſchwer.
Kommt — befreiet den Gehaßten —
aber nein — das platzt zu ſehr.

Gift! Jo, in das Reich der Schatten,
ferd're dies des Dulders Lauf;
einſt verſchrieben für die Ratten,
hob ich dort Arſenik auf.
Wohl ging's mit Blauſäure ſchneller,
doch ſie iſt nicht im Verkehr:
komm, Du Kränkungsſicherſteller —
aber nein — das wurmt zu ſehr.

Beſſer iſt es doch zu enden
mit der feſten ſeidnen Schnur,
die mit ihren eignen Händen
ſie mir gab beim Liebesſchwur.
Um den Hals ſollt' ſie ſich ſchlingen,
als des Schmerzes Gegenwehr;
Größ'res ſoll ſie jetzt vollbringen;
doch — das kitzelt gar zu ſehr.

Nun, ſo will ich aus der Hitze
dieſer Leidenſchaft hinab
ſpringen von dem Brückenſitze
in das kühle Fluthengrab.

Der Schmuck, der mir gebührt. Geleitet mich, edler Korbieres! Und sie fing an, vorwärts zu gehen. Unter dem Visir rannen Rudolphs Thränen; aber er sprach nicht ein Wort.

Da sprangen sie alle von den Pferden, und begleiteten in stummen Erstaunen die Heilige, und wo der Zug durchging, ertönten die Alphörner, und die Hirtinnen und Kinder streuten der frommen Pilgerin Blumen auf den Weg.

So kamen sie in Vanel an. Sie stiegen hinauf. Ein Theil der Ritter war vorgeritten, um dem Grafen Emmas Ankunft zu melden. Emma ging ruhig, als wäre sie heute die Kaiserin, die hohen Treppen hinan, die großen Thüren des Fürstensaals flogen auf. Wehmüthig trat sie über die Schwelle. Die Töchter der Ritter empfingen sie, links vom Thron standen die edlen Frauen und Fräulein, rechts in schimmernden Waffen die Edeln. Der Graf saß auf seinem Fürstenstuhl. Rechts und links saßen der fromme Abt von Hauterive und die geheiligte Macht des Bischofs von Sitten.

Emma stand, die schönen Augen auf den Boden geheftet, sich sammelnd; da stieg vom Thron der Graf, das Gesicht verhüllt im goldnen Helm, gewappnet halb in Gold, halb in Stahl. Er beugte ein Knie vor Emma, und seine Hand woll-

Oft mit ihr auf flucht'gem Kahne
  ſprach ich: wer dort unten wär!
Iſt mir's doch als ob mich's mahne —
  fort! doch nein, — das näßt zu ſehr.

Oder von dem hohen Thurme,
  wo ihr Haus gleich vor mir liegt,
ſtürzen, im Gewitterſturme,
  wie der Blitz zerſchmetternd fliegt.
Noch im Tode ihr zu Füſſen
  fallend, — fürcherliche Ehr'! —
auf — und dann herabgeriſſen —
  doch — die Luſt verſetzt's zu ſehr.

Ha! in keines Todes Armen
  Rettung alſo von der Pein!
Die Natur hat nicht Erbarmen? —
  Nun — — ſo mag ſie grauſam ſeyn!
Seht! ich höhne jetzt Euch alle,
  Liebe, Schmerz und Dich Natur;
und ich will — ſo ſchwer mir's falle —
  nun vor Alter ſterben nur.

Fortuna's Füllhorn.

Fortuna mit der Gaben Fülle,
in Amalthea's Horn vereint,
ſtand im Olimp. Der Wolken Hülle
verſchwand. Wie hell die Sonne ſcheint
ſo leuchtete auch ſie zur Erde,
und warf nachläſſig kleines Gut
herab, daß Jeder inne werde,
was Größ'res noch im Horne ruht.

Und wohl verſtand's der Menſchen Menge,
die ganze Erde ſah empor,
da war kein Einz'ger im Gedränge
der aus dem Auge ſie verlor,
und flehend hoben alle Hände
ſich zu ihr auf, und alles ſchrie!
O holde Göttin, ſpende, ſpende! —
Jetzt gilts zu haſchen oder nie!

Und ſieh, da ſenkte ihres Hornes
gefüllte Mündung ſie herab.
So wie der Rinnquell eines Berges,
dem Dürſtenden wohl Labung gab,

so floß herab was drinn enthalten,
unregelmäßig, bunt und frei,
daß es nur einzig den Gewalten
des Zufalls überlassen sey.

Welch Jubelschrein im Menschenkreise
als nun die Gabe niedersank,
und Jeder schon nach seiner Weise
im Vorgenuß sich Wonne trank.
Die Hände strebten zu erhaschen,
die Finger spreizten weit sich aus,
man räumte von Ballast die Taschen,
zu tragen seinen Theil nach Haus.

Doch welch Gemisch! — Hier fiel die Krone
auf eines Bettlers kahles Haupt,
dort ward die alternde Matrone
mit einem Myrthenkranz umlaubt.
In eines Mönchs Kapuze sanken
zwei Turteltauben, liebevoll,
und auf zwei Weiber, die sich zanken
gesammte Schriften von Apoll.

Ein Bischofstab kam einem Knaben
als Steckenpferd so eben recht,
der Gürtel mit der Venus Gaben
fiel um die Hüften einem Knecht.

ein Schwert, das Riesen konnte spalten
erdrückte fast ein Jüngferlein,
und eine Spindel, zart zu halten,
muß Insaß steifer Stiefeln seyn.

Die Beutel, schwer von goldnen Barren,
sie wurden Kranken nur zu Theil,
Spielkarten kamen an die Pfarren,
an keusche Nonnen Amors Pfeil,
kurz alles war ganz unzufrieden
mit dem, was es von dannen trug,
und rief: „hast Beß'res nicht beschieden,
Fortuna! war Dein Schimmer Lug!"

Da lachte schalkhaft sie, des Glückes
erhabne Göttin, sanft und mild,
und sprach: „des menschlichen Geschickes
sey dies Euch ein belehrend Bild:
auf dem nur, was Ihr selbst im Leben
mit Fleiß erringt, der Segen ruht;
was Euch des Zufalls Launen geben,
ist selten auch ein wahres Gut.

Das Lob der Großen.

Gegenstück zu Castelli's Lob der Kleinen.

Versprochen hab' ich's, und ich darf
mich dessen nun nicht weigern,
wenn man auch wollte noch so scharf
die Strafe für mich steigern,
weil ich das Lob der Kleinen hier,
auf Kosten wohl der Großen,
gesprochen habe nach Gebühr: —
der Dorn ist stets bei Rosen.

Euch also soll ich heut empor
in meinen Worten heben,
die in der Schönheit Blumenflor
gleich Tulpen aufwärts streben. —
O weh, das war' ein Fehler gleich,
Euch Tulpen zu vergleichen,
den Lilien vergleich ich Euch
in Florens Blüthenreichen.

Den Lilien in ihrer Pracht,
die Salomo der Weise
schon zu des Glanzes Sinnbild macht,
und sagt zu ihrem Preise:

„ſie ſäen nicht, ſie ärnten nicht,
und" — doch reiß ab. mein Fädchen —
Was er von Feldes-Lilien ſpricht
paßt nicht auf Lilien-Mädchen.

So ſteht ihr ſtets im erſten Glied,
und flechtet Lorbeerreiſer,
Ihr ubergebt des Dichters Lied,
an Könige und Kaiſer,
indeß die Kleinen allenfalls
im Hintergrunde ſtehen,
und ſich mit einem langen Hals
nach ſolchen Sonnen drehen.

Wenn mimiſch plaſtiſch jetzt die Kunſt
auf allen Bühnen waltet,
ſo kommt Ihr ganz allein in Gunſt
die ihr fein groß geſtaltet,
giebt's eine Königin, ihr ſeyd
geboren hoch und edel,
uns braucht man dann, erlaubt's der Neid,
vielleicht als Aſchenbrödel.

Ein Götterwuchs! Was heißt denn das?
Gewiß etwas recht Groſſes!
Ja, Eva ſelbſt im Paradies
ſo ſagt uns Vater Moſes,

war lang, ſonſt konnte ſie ja nicht
hinauf zum Baume reichen,
der Mann den Apfel ſich nicht bricht,
die Frau langt nach den Zweigen.

O Größe! Deine Macht iſt groß,
weil alles klein daneben,
Dir iſt der Herrſchaft ſchönes Loos
ſchon von Natur gegeben.
Du ſchauſt herab wie Sonnenglanz
herab uns glänzt auf Erden,
wir ſind recht froh, wenn nur nicht ganz
dann überſehn wir werden.

Drum freut Ihr Großen immer mehr
Euch in der Kleinen Mitte,
zum Ziele kommt Ihr ſicher eh'r,
denn Ihr macht größre Schritte,
und was ein Andrer nicht gewann,
der klein war zum Erbarmen,
erreicht — wie oft man ſehen kann,
Jemand mit langen Armen.

Hippokrene in Krähwinkel.

Langweilig war Krähwinkels Thee,
kein Genius flog in die Höh,
es war nur Reim und Waſſerbrühe
und nüchtern alles wie ganz frühe,
man hörte zu, und prieß wohl auch,
doch deshalb nur, weil's ſo der Brauch.

Da gieng mit Zucker und mit Rum
zum Zeitvertreib der Thee herum,
und jeder nippte ſeine Zeche,
daß er nicht leſe bloß und ſpreche,
und dachte: iſt die Waſſerfluth
doch mindſtens wenn ſie warm iſt, gut.

Doch ſiehe da, kaum nahm zu ſich
den Thee ein Jeder ſäuberlich,
ſo fühlt er innen ſich begeiſtert
Ein Feuer aller ſich bemeiſtert
von einer unbekannten Kraft,
nicht wie es Rum und Theeblatt ſchafft.

Und wie zu der Apoſtel Zeit
der man die heil'gen Pfingſten weiht,
ſcheint Jedem Hohes eingeflößet
die Zunge wunderbar gelößet,

und was er ſonſt ſogar nicht ſchrieb,
das ſpricht er jetzt aus innerm Trieb.

Sonette klingen voller Sinn
nicht blos im Reimgeklingel hin,
es tönt in Harmonie die Stanze,
in Kraft erſtarket die Romanze,
das Lied will Bild des Innern ſeyn,
verweilt nicht blos auf Bäumelein.

Der Witz bezeht ein Faſchingsfeſt,
Gedanke nicht vom Reime läßt,
die Bilder werden neu geboren,
kein falſcher Ton verletzt die Ohren,
und die Grammatik ſelbſt behält
ihr Recht von keinem Sprung vergällt.

Ein überſchwenglicher Genuß
ſenkt nieder ſich wie Geiſterkuß,
und bei dem hohen Dichterleben
empfinden All' ein frohes Beben,
das an Gefühl Gefühle drängt,
und Brüder brüderlich umfängt.

Da brauſt's mit einemmale laut,
gleich einer wilden Windesbraut

in der vergeßnen Theemaſchine.
Die Geiſte ſtehn mit ernſter Miene,
denn ſchauerlich, wie Geiſtergraus,
tönt eine Donnerſtimme draus.

„Verirrt aus meinem reinen Quell
hatt' ich zu dieſer Stadt mich ſchnell,
und wiederum zurückzurinnen
war ſchon mein eifrigſtes Beginnen,
da ſchöpfte mich ein Eimer ab,
und trug mich her in dieſes Grab."

„Ich hörte, wie gemeine Fluth
für mich man anzuſehn geruht,
und wie bei Waſſergleichen Klängen
man glaubte, daß ſie mir entſprängen,
da wollt' ich einen Vorſchmack Euch
doch geben auch von meinem Reich."

„Lies Einen Flammen-Tropfen blos
Euch ſtrömen in des Geiſtes Schoos,
und wenn ihr Andres habt vernommen,
als Euch bisher zu Sinn gekommen,
ſo zieht Euch draus die Lehre fein:
nicht Geiſt kann jedes Waſſer ſeyn.

te ihr den Kranz von Kornblumen und Myrthen auf das Haupt setzen.

Hört mich zuvor, Herr! sagte Emma ruhig. Dort unter Euren Edeln steht der Mann, den ich unendlich liebe, dem ich mein Herz, meine Treue gab: Ulrich von Marsan. Da kamt Ihr, edler Graf, und brachtet mir diese goldne Lilie. Ich nahm sie, denn ich war fromm und unschuldig. Aber das Geschenk beunruhigte meine Seele. Ich nahm das goldne Veilchen; denn ich war ja demüthig, Herr. Da botet ihr mir die Rose, das Zeichen der Liebe. Ach, ich liebte schon längst, edler Graf. Ich schlug es aus. Aber eine Geisterstimme riß dennoch meine Hand hin nach Eurem Geschenk. Sollte meines Lebens Retter, meiner Ehre Retter vor mir knien, und vergebens bitten? So redete die Stimme, und mich umflossen Geisterschauer. Da nahm ich die Rose, und ich halte Wort, mein Retter! Soll ich dich nicht lieben, edler Graf, der sein Blut für mich hingab? Ewig will ich dich lieben. Aber meine Treue und mein Herz hat Marsan. So stehe ich zwischen den beiden Männern, beiden verlobt, von dir mit Thaten und Blut erkauft, von Marsan mit unendlicher Liebe. Welche menschliche Hand kann diesen Knoten lösen? Welcher Mund darf mich lossprechen von dem doppelten Bande meiner Liebe und Eurer? Mein Herz wählt

„Doch jetzo halt ich's nicht mehr aus
in diesem engen Kupferhaus,
ich spreng's und kehr zum Brunnen wieder
der wahren hohen Götterlieder,
dort trinken die Geweihten mich,
denn — Hippokrene heiße ich."

Und damit borst der Deckel auf,
nach oben nahm die Fluth den Lauf,
zerstob, wie Regenbogen malen,
in siebenfarbne Aetherstralen,
und unten blieb statt aller Spur,
ein Häufchen trockner Blätter nur.

Sie gossen zwar in großer Hast,
nun Wasser drauf, zwei Eimer fast,
und immer neues Wasser wieder,
und trankens in dem Thee der Lieder,
es reinend durch die Macht des Siebs,
doch Wasser war's, und Wasser blieb's,

Feurige Kohlen.

Lieschen, ich weiß es,
nicht mehr des Preises
bist Du jetzt werth,
hast Dich für Fritzen,
Kuß zu stibitzen,
freundlich erklärt.
Könnte wohl sagen:
thust Du das mir?
Nun Gott befohlen!
Aber nein, nein!
Feurige Kohlen
sammle ich Dir.

Freund! Ist das rechtlich?
Sprichst so verächtlich,
hinter mir her;
führtest mich neulich,
meint es so treulich,
Kreuz und die Queer,
Könnte gleich brechen!
Hast Du doch schier
bös mich bestohlen!
Aber nein, nein!
Feurige Kohlen
sammle ich Dir.

Das heißt gefrevelt!
Jüngst war geschwefelt
schändlich Dein Wein,
Jetzt deputiret
soll dem der schmieret
Richter ich seyn;
könnte Dich strafen
tüchtig nun hier!
Zehn auf die Sohlen!
Aber nein, nein!
Feurige Kohlen
sammle ich Dir.

Hast einst genommen,
als ich beklommen,
funfzig Prozent,
jetzt auf die Nägel,
schäbiger Flegel!
Dir es auch brennt.
Könnte Hepp heppen
jetzt auch wohl vier-
fach wie in Polen.
Aber nein, nein!
Feurige Kohlen
sammle ich Dir.

Krittſcher Drache
der in die Mache
neulich mich nahm,
jetzt gilt mein Sprüchlein
über Dein Büchlein
ärmlich und lahm.
Könnte Dich müllnern
ganz nach Gebühr!
Zum Teufelholen!
Aber nein, nein!
Feurige Kohlen
ſammle ich Dir. —

Ihr Pflichtvergeſſer,
werdet ihr beſſer
denn in der Brunſt? —
Pfui, mich bedünket,
daß es recht ſtinket
nach Kohlendunſt;
und ſeine Häupter
hebt das Gezücht
ganz unverholen,
mehr als zuvor,
achtet der Kohlen
wahrhaftig nicht!

Hab' was recht Kluges
mit des Verſuches
Kohlen gethan!
Wärmen ſich gütlich,
braten gemüthlich,
Hühner ſich dran!
Kohlenſtoff ſtärket,
ihn hat Chemie
neulich empfohlen.
Drum ſtatt der Kohlen
Stickluft für ſie.

Kunſt-Anſichten des Antiken-Aufwärters über Reſtauration.

Begreif es warlich nimmermehr,
was mein Inſpektor doch ſo ſehr
ſchimpft Reſtaurationen,
hat doch ein jeder alte Stein,
durch ſie erſt Kopf und Arm und Bein,
oft Scepter gar und Kronen.

Ich dächte solch ein großer Mann
der Kopf und Glieder machen kann
sey immerdar zu loben,
und elend sey ein solcher Stumpf,
hätt' ihn der neuern Kunst Triumpf
zum Menschen nicht erhoben.

Ich bin's, der drin Erfahrung hat,
denn sind mir Arm und Beine matt
als solle' ich sie verlieren,
preiß ich gar sehr die große Kunst,
kann ich durch eines Trinkgelds Gunst
mich wieder restauriren.

Die Gesundbrunnen.

Ilias post Homerum.

Im Herzen war mir's matt und schwer,
der Odem fehlte mehr und mehr,
konnt' nimmer Ruhe mir erwerben
und wähnte wahrlich schon zu sterben.

Ich trank des Sprudels heiſe Gluth,
ich trank der Spaer Nymphe Blut,
ich gieng zu Selters Heil-Gewäſſer,
ward immer kränker nur und bläſſer.

In Meeres-Fluthen ſucht ich Heil,
doch nimmer ward es mir zu Theil,
vergebens war Pyrmont und Baden,
nur dünner wurden meine Waden.

Nicht Lauchſtädt in der Heimath Flur,
nicht Egers herrliche Natur,
nicht Embs am Strom der deutſchen Reben
nichts konnte meine Krankheit heben.

So wollt' ich eben ſchwach und bang —
des Dichters letzten Schwanenſang,
— ſchon knickten meines Lebens Schwingen —
der Krankenwärterin noch ſingen.

Da trat ein Engel zu mir ein,
die Schönheit war ſein Heil'genſchein,
Geſundheit blühte auf der Wange,
der ſprach: „viel Glück zum Schwanenſange!"

Und küßte mir den blaſſen Mund,
da war ich faſt ſchon halb geſund,
und trieb noch einmal dieſes Weſen,
da war ich plötzlich ganz geneſen.

Und ſeit ich ſo den Brunnen fand,
dem mir zu helfen nur bekannt,
ſo hing ich an der Wunderquelle
mit feſtem Glauben auf der Stelle.

Und trank von ihrem Roſenmund,
mich mehr als einmal flugs geſund,
und trank, in mehr als tauſend Jahren,
vor jedem Schmerz mich zu bewahren.

Dies iſt der rechte Wunderquell,
er hilft gewiß und ſüß und ſchnell.
Doch, — laßt das Fragen und das Winken —
Ich ganz allein nur darf ihn trinken.

Der Blinde auf der Ausstellung in Dresden.

Da laß ich armer blinder Mann
mich so herum denn führen,
um, weil ich nicht mehr sehen kann,
von andern Sinnen dann und wann
etwas zu profitiren.
Denn ob's zwar selten lohnt die Müh
zu schauen was geschehen,
ist's doch langweilig spät und früh
nur in sich selbst zu sehen.

Weiß oftmals nicht wohin mich so
mein muntrer Führer leitet,
bin nur in meiner Blindheit froh,
wenn es lebendig irgendwo
rings um mich tönt und schreitet,
entnehme dann mit Scharfsinn mir
aus meinen andern Sinnen,
was sie denn wohl in dem Revier
worin ich bin, beginnen.

Doch gestern ist ganz wunderbar
es mir dabei ergangen;

da führt mich hinten Beliſar,
mich ſchwarzen Staar, mein junger Aar,
mit eilendem Verlangen
von Brühl's Terraſſe, wo ich oft
mich fröhlich that ergehen,
noch Stufen aufwärts, unverhofft,
und läßt dann ſtill mich ſtehn.

In einem Saal, das merk' ich ſchon,
bin ich hier eingetreten,
auch rauſcht um mich ſo mancher Ton,
doch wieder iſt er ſchnell entflohn,
verſtehe nicht die Reden,
jetzt aber tritt es nah an mich,
ich höre Seide rauſchen,
und Frauenſtimmen einen ſich;
da fang' ich an zu lauſchen.

„O dieſes milde, ſüße Wehn
das an das Herz mir dringet,
in ſüßer Luſt möcht' ich vergehn,
wenn mir der Genius ſo ſchön
Hesperiens Blüthen bringet,"

ihn, meine Dankbarkeit wählt den Retter meines Lebens, Euch! Zwiefach von Menschen hiehin gerissen, dort hin, fliehe ich, wohin der schwankende Mensch fliehen soll, zu dem Heiligen. Einen Augenblick lang schmücke dieser goldne Kranz mein Haupt. Sie warf den Schleier ab, und setzte den Kranz auf. Ich war Eure Braut, edler Graf. Ich bin deine Geliebte, o theurer Ulrich. Jetzt entsage ich allem Irdischen, der Welt, der Liebe, und fliehe zu Gott! Er möge meinem Herzen einen sanften Kummer geben!

Sie verhüllte ihr Haupt in den Schleier, sie drehete sich um, und rief: Mein Weg geht nach Valsaint. Mutter, Ihr gebt mir das Geleit.

Da stand der Abt von Hauterive auf von seinem Sitz, und rief: Bleib, Emma, und höre auch mich. Der Graf schwor seinem Vater, nie einem Mädchen seine Hand zu geben, das nicht alle diese Blumen verdiente. Du hast mit deiner frommen Unschuld die Lilie verdient, mit deiner Demuth das Veilchen.

Die Rose nicht, hochwürdiger Abt? sagte Emma leise.

Auch die Rose, Emma von Montsalvans. Auch den Kranz, du edles Mädchen. Rudolph von Greyerz, du theurer Sohn meines Busenfreundes, du hast deinen Schwur gehalten, hast dein

So tönt's: ich halt' die Wange hin
das Wehn ſollt' ſie berühren;
allein ſo wahr ich ehrlich bin,
ich konnte gar nichts ſpüren.

„Ach, dieſer Ton, ſo zart, ſo hell,
in zaub'riſchen Gewalten!
es rinnet gleichſam Well' auf Well',
die Uebergänge ſind nicht ſchnell,
und alles ſo gehalten."
Ich horche hin, kein Ton erſchallt,
mich zaub'riſch zu bethören,
von zart und hell und von Gewalt,
weiß Gott, giebt's nichts zu hören. —

„Welch ein Geſchmack! ſo ächt, ſo rein,
in Einfachheit ſo rühmlich,
dies giebt Italien allein,
hier kann dies nie zu Hauſe ſeyn,
dem Land iſt's eigenthümlich."

Giebt's Feigen, giebt's Maronen hier,
sind zarte Pommesinen?
so dacht' ich: ey man könnte mir
damit gar trefflich dienen.

Dies denkend, wollt' ich sie herbei
sogleich mir lassen holen,
da rief's im Baß bei mir! „ei, ei,
mit dem Geschmack ist's Narretei,
es ist ja nur gestohlen.
Hier riecht's nach Burg-Brand offenbar.
nach Knaben, der besessen" —
Wie mir dabei zu Muthe war
kann Jeder leicht ermessen.

Ich roch mit Angst umher — doch nichts
zu riechen noch zu spüren! —
Am Sehen nur allein gebricht's, —
soll beim Verlust des Augenlichts
sich jeder Sinn verlieren?
Man spricht vom Wehn, kein Lüftchen weht,
vom Ton, nichts hor' ich schallen! —

Geſchmack, Geruch, — wer das verſtehe!
Nichts giebt es von dem allen!

Wie iſt mir denn? Es wollte ſchier
die Ungeduld ſich finden,
da trat mein Führer hin zu mir:
„ſo ſage nur, wo bin ich hier,
wo alle Sinne ſchwinden?“
„„Verzeihung, daß ich Sie verließ,
und Sie ſich ängſtlich quälten:
der Saal der Ausſtellung iſt dies,
man ſprach nur — von Gemälden.“

Tafelgeſang.

Gute Götter geben heute
Tanz, Geſang und Wein,
laſſet offen drum der Freude
Thür und Angel ſeyn.

Freundlich glänzen alle Augen
und kein Mund iſt ſtumm,
wo nur grade Menſchen taugen
nimmt man nichts ſich krumm.

Zwar wir lieben ſanften Frieden,
und den Oelzweig grün,
aber laßt uns Krieg entbieten
jedem finſtern Spleen.

Gläſer ſollen muthig klingen,
Blicke Flammen ſprühn,
Amors Pfeil das Herz durchdringen,
und die Wangen glühn.

Wehe dem, der dann noch grillig
allem widerſtrebt,
dem nicht Freud' und Liebe willig
hier das Herz erhebt.

Mögen andre Geld ergeizen,
wir thun's ihnen gleich,
an der Nachbarinnen Reizen
sehen wir uns reich.

Mögen andre Titel preisen,
kommt's auf Namen an,
kann man herrlicher wohl heißen
als — ein froher Mann?

Laßt die immer Glossen machen
die nicht mit uns sind,
unser Scherzen, unser Lachen
macht sie flugs zu Wind.

Leicht wird fröhlichen Gemüthern
jeder Tugend Lust,
doch spitzfindig sie zergliedern,
scheucht sie aus der Brust.

Mag der Grämler dann ſich dünken
ſuperklug zu ſeyn,
laßt beim Küſſen uns und Trinken
zehnmal kluger ſeyn.

Variationen.

Badelied.

Himmels-Luft!
Willſt Du mich locken
ſüße Najade,
ſoll ich zum Bade
netzen die Socken?
Und um die Locken
wehen Zephyre
Deine Geſandten.
Schnell von den Banden
löſ' ich die Glieder,
ſenke mich nieder
Dir an die Bruſt.

Wogenſpiel!
Wie ſich die Wellen
dicht um mich reihen,
Perlen mir ſtreuen

wenn ſie nun ſchwellen
und ich die Wellen
höher noch ſprütze,
wie ſie, die Loſen,
freundlich mich koſen,
ſpielend mit Scherzen
bis zu dem Herzen
ſtärkend und kühl.

Winkeſt Du mir
Nymphe der Wogen?
haſt Du mein Leben,
ganz es zu geben,
in Dich geſogen?
Wohek dies Wogen
ſtrömend nach Innen? — —
Laß es zerrinnen
hier dieſes Klopfen,
einzeln in Tropfen
ewig zu Dir.

Wort gelöst. Ich spreche dich frei von deinem Gelübd! Ich spreche dich im Namen unsers gnädigen Kaisers mündig. Ich übergebe dir heute das Glück deiner edlen Vasallen, und dein eigenes Glück. Edler und seliger Mensch, zeige Emma, zeige allen den Deinen dein Antlitz.

Da warf der Graf den goldnen Helm vom Haupte zu Boden, und er rief mit des Entzückens höchster Wonne: Emma, erkenne mich. Ich bin ja dein Rudolph. Ich bin ja dein seliger Rudolph.

Emma schrie auf, und sank in Ohnmacht in des Geliebten Armen; denn Marsan war der Graf, ihr Rudolph von Greyerz, und alle schrien empor vor Freude und Rührung, und Schluchzen und frohes Rufen erfüllte den Saal, und der Graf führte den wahren Marsan zu Emmas Füßen, den Marsan, dessen Namen der Graf so lange führte, weil Niemand im Uechtland sie seit Jahren gesehen hatte. Und da drückte der Graf auf Emmas Haupt die goldnen Blumen, und führte sie empor auf den Fürstenstuhl. Da knieten die Ritter und Herren vor dem Grafen und Emma, und schworen dem neuen Herrn die Lehnseide, und dann trat Emma, die noch immer den Grafen mit Rudolph verwechselte, vor den Altar, und ihr Ohm, der Bischof, gab den Liebenden den Segen der Kirche.

Abbitte und Ehrenerklärung.

Ein Appenzeller, weit und breit bekannt,
als wohlverschmitzt, ward hart verklagt,
daß die Gerichtsperson zu schimpfen er gewagt.
Hier half kein Läugnen, Zeugen waren bei der Hand.
Drum mußt' er's lassen bei dem Richterspruch beruhn:
Abbitte dem Beleidigten zu thun.
Der wartet nun recht freudenvoll
wie solche Ehr' ihm werden soll.
Der Appenzeller spricht darauf: „Herr Nachbar Veit,
daß Ihr ein Schurk' und Spitzbub' seyd,
das hab' ich jüngst gesprochen, das ist wahr.
Daß Ihr ein Ehrenmann, erklär' ich offenbar,
weil's das Gesetz befiehlt; es thut mir leid."

Gretchens Prüfung

Nun, Grete, sag' einmal, frug der Herr Pastor Splind,
Was heißt denn das, daß Gott allgegenwärtig?

Doch Gretchen war nicht gleich mit ihrer Antwort fertig,
wie heut zu Tag' es wohl auch oft Erwachs'ne sind.
„Du dummes Ding, daß heißt, er ist
zugegen wo sich nur ein Ort befindet,
er ist bei Dir, wo Du auch immer bist."
Mein Gretchen ist gar klug, das hat sie bald ergründet.
„Nun Beispielsweise," fuhr der Herr Magister fort,
„ist er denn in der Kirche?" „„Herr Magister freilich!""
„Ist er denn auch in Euerm Hause dort?"
„„Das will ich meinen," ruft das gute Gretchen eilig.
„Und auf dem Boden?" „„Herr Magister ja.""
„Und in der Scheune?" „„Warum sollt' er da nicht seyn.""
„Und in der Küche?" „„Sicher ist er da.""
„Und in dem Keller?" „„Herr Magister, nein!""
„Besinne Dich, im Keller?" „„Nein, mein Herr Magister!""
„Im Keller, Grete?" „„Nein!"" — Das war doch gar zu toll!
Die Kinder selbst erhuben ein Geflüster,
dem Pastor auch die Krause mächtig schwoll,
es ging der Puls vor Aergerniß ihm schneller,
er fuhr auf Gretchen los: „Nun sag, Du Antichrist,

warum er nicht bei Dir im Keller iſt?"
Und Gretchen ſchluchzte: „„ach! wir haben keinen Keller!""

Als ich Luiſen zu Michaelis die Almanache des folgenden Jahres ſchickte.

Du fragſt! — Warum doch Almanache nur
zum Leſe-Zeitvertreib für mich erküren?"
Ich will in dieſem Jahr — vorgreifend der Natur —
Dich ſchon zum ſchönſten Glück des nächſten Jahres führen.

Erinnerung.

Durch ſanftes Abenddunkel lauſchet
der Quell mit ſeiner Melodien-Klang,
man ſieht ihn nicht, doch freundlich lauſchet
den Tönen man, am grünen Raſenhang.

So die Erinnerung. Sie webet
uns Töne zu aus ferner, ſchöner Zeit,
man ſieht ſich nicht, doch man verſtehet
verwandte Seelen bis in Ewigkeit.

In Aranjuez.

Die Raute und die Sonne am 28. Auguſt 1819.

Die Raute.

Welche Gluth durchſtrömt mein Leben,
welch ein reiner Himmelsglanz
ſtrahlet durch der Blätter Kranz
daß ſie höher aufwärts ſtreben?
Wie die Strahlen mich umweben
als ein ätherlichter Tanz,
und die vollen Bluthen ganz
zu dem Blau der Lüfte heben?
Nimmer noch o Sonnenlicht,
haſt Du ſo mich angeſchienen,
ſo aus liebeſel'gen Mienen
ſprach mir noch Dein Auge nicht,
Azurbaldachin zu breiten.
Sprich, wie ſoll ich dies mir deuten?

Die Sonne.

Wie Du blüheſt in dem glühen
Hesperiden Garten hier,
ſah ich heute auch, gleich Dir,
einen Rautenzweig erblühen.
Ihn beleucheten die frühen
Strahlen meiner höchſten Zier
dort, wo durch ein Luſtrevier
ſegnend Albis Wellen ziehen!
Heut' vermähl' ich ihn als Braut
dieſem Lande, das mein Auge
bis ſich's in die Wogen tauche
noch vor allen froh erſchaut.
Wenn ich Dich mit Liebe küſſe,
bring' ich heimwärts ſeine Grüſſe.

Die Raute.

Des Vermählungstages Strahlen,
ſeyd gegrüßt im lichten Schein!
Wonne ſollt ihr uns verleih'n
in des Tajo ſchönen Thalen,
und mit Liebe wieder zahlen
Wollen wir im Gluthverein. —
Führt die Braut gen Weſten ein,
den euch Abendröthen malen.

Einen Morgen künd' ich laut,
wie er nur auf hohe Seelen,
die für Ewigkeit sich wählen,
Segenträufe'nd niederthaut.
Und mein Zweig, der hier sich hebt,
und die theuern Rautenzweige,
deren dort im Sachsenreiche
jeder zur Vollendung strebt,
wölben hoch den Friedensbogen
über Strom und Land gezogen.

Jünglings-Lied.

In der Freunde frohes Mahl
schwebe Freude nieder,
leere mit uns den Pokal
jauchz' in unsre Lieder,
höre unsern Hymnus laut
von den Lippen ringen,
laß von jedem Dich als Braut
jubelvoll umschlingen.

Wohl uns, daß noch Jugendkraft,
unsre Wangen röthet,
und der Rebe goldner Saft,
jeden Trübsinn tödtet.

Noch iſt uns die Welt zu klein,
und das Herz zu enge,
das zum ewigen Verein
gern das All umſchlänge.

Eine Flamme nähren wir,
Eins iſt unſer Streben,
Brüder ſind wir alle hier,
treu für Tod und Leben,
höher gilt dies Bruderſeyn,
als Diplom und Orden,
mit dem großen Worte, Dein!
ſind wir gleich geworden.

Freiheit nennt ſich unſer Schild,
unſer Harniſch Tugend,
in der Fahne weht das Bild
unbefleckter Jugend.
Laßt uns ſprechen ohne Scheu
vor des Geiſt's Tyrannen,
und trotz Liſt und Heuchelei,
unſern Bogen ſpannen.

Laßt uns in der vollen Bruſt,
Edelſinn nur hegen,
kühn geht, wer ſich des bewußt,
ſelbſt dem Tod entgegen.

Laßt uns wirken gut und frey,
ohne Raſt, ihr Brüder!
unſer ſteter Wahlſpruch ſey:
wirken fiel und bieder.

Einfluß des Klima.

Der Süden wie ſo mild, ſo rauh der böſe Norden,
dort Blumen an dem Bach, hier nur der Weide Zweig,
drum ſind die Mädchen auch, dem Clima nur zu gleich,
für uns aus Blumen-, Körbe-Flechterinnen worden.

Der gute Wirth.

Wer ſich in Einſamkeit vergräbt,
und da ſein Geld verthut,
wer nicht für andre Menſchen lebt,
der iſt nicht froh, nicht gut.

Doch wer im Freundes Kreis allein
mit Innigkeit ſich freut,
dem ſey bei frohen Schmauſerei'n
ein volles Glas geweiht.

Und wer nun gar mit Schwelger Koſt
die guten Freunde leßt,
und ihren Gaum mit goldnem Moſt
und andern Bacchen netzt.
Dem weiht ein jeder braver Mann,
mit fröhlichem Geſchrei
ſo voll man ſie nur ſchenken kann,
der vollen Gläſer zwei.

Ein guter Wirth ſeyn, iſt fürwahr
ein ſchwieriges Geſchäft,
dazu hilft weder graues Haar,
noch Foliant und Heft.
Gleich Dichtern zeugt ihn die Natur,
dann bringt ſein ſchönes Loos
ihn auf die regelrechte Spur,
und Uebung macht ihn groß.

Als ſolltet ihr, der Sündfluth gleich,
im Weine untergehn,
ſo läßt er volle Flaſchen euch
zu Hunderten entſtehn.

Dann bringt so bald nicht, wie es scheint,
die Taub' ein grünes Blatt,
nur herrlich, daß ein jeder Freund
hier seine Arche hat.

Er wüthet wie der Tartar Chan
durch seinen Hühnerhof,
es stirbt Kapaun, und Taub' und Hahn,
und Gans als Philosoph.
Von Hekatomben raucht der Heerd,
und Milch und Honig fließt,
und wüthig haut das Küchenschwert
zerstücket, köpft und spießt.

Ein guter Wirth hat schöne Pflicht,
und wahren Helden Lauf,
zwar stört er unser Gleichgewicht,
doch hilft er wieder auf.
Belohnet ihn durch frohen Scherz,
durch Lust und Energie,
und trinket Euch ein Heldenherz
aus seiner Batterie.

Ein reiches Geschlecht sproßte hervor aus der Liebe des Grafen und Emmas. Es blühete lang in der Liebe seiner Hirten, und der fürstlichen Tugenden, und die dankbaren Enkel krönen den offnen Helm noch jetzt mit einer Krone von Lilien, Veilchen, Rosen und Kornblumen, in Myrthen gemischt.

August Lafontaine.

Pſyche
auf den Buſen der weiblichen Statüen.

Ein Schmetterling auf eines Mädchens Bruſt
bedeutet: daß in Frieden ſie verſchieden.
Ach, Gott! wie mancher Fall iſt mir bewußt,
da ſieht den Schmetterling man auch an Mädchens Bruſt,
allein er giebt ihr nicht, o nein, er raubt ihr Frieden.

Gefahr der Gevatterſchaften, cum exorcismo.

Gevatterſtehn mit einem ſchönen, holden Weibe,
Ihr Freunde, glaubet mir, es iſt fürwahr kein Scherz!
Der Teufel fährt dabei zwar aus des Pathchens Leibe,
doch oft gerade zu in des Gevatters Herz.

Berg und Thal.

Lobt immerhin die Berge nur,
ich rühme ſtets die Thäler,
bequemer iſt d'rin die Natur,
ſey ſie auch etwas ſchmäler,
zwar iſt die Ausſicht nicht ſo groß,
doch ſitzt man ihr dafür im Schoos,
was man dort fern ſteht prangen,
kann man hier gleich erlangen.

Habt oben Ihr wohl Fluß und Strom?
mit Quellen ſeyd zufrieden,
zwar wölbt ſich dort des Himmels Dom,
doch hier ein Dom von Blüthen,
dort ſteigt man athemlos hinan,
hier geht man leicht auf eb'ner Bahn,
dort über Fels und Steine,
hier über Wieſenraine,

Auf Bergen ſelten ſteht ein Haus,
im Thal ſind viel empfohlen,
dort geht uns bald der Athem aus,
hier kann man ſanft ihn hohlen,
im Thale geht man ſtetig fort,
doch mit dem Berg iſt's anders dort,

erſtieg man ihn auch munter,
muß wieder man hinunter.

Wenn Freiheit auf den Bergen wohnt,
bleibt in den Thälern Frieden,
drum ſey der Berg mit Dank belohnt,
doch mir das Thal beſchieden.
Auch las in der Mythologie
von Edens Bergen ich noch nie,
doch hört' ich vielemale
von Edens ſchönem Thale.

Der Ton.

Schöne, reiche Himmelsſpende,
Du, der Stimme Flötenlaut;
daß des Buſens Schmerz ſich ende,
wenn Dein Balſam niederthaut,
ſchöner als aus Philomelen
tönſt Du aus der Sänger Kehlen.

Ungekannt zwar ſind die Worte,
doch ſie dringen in's Gemüth,
wo aus jeglichem Akkorde
neuer Freude Blume blüht,

daß in ihrem Blüthenkelche,
lange noch der Hörer ſchwelge.

An Friederiken.

Mit einer Pſyche.

Pſyche ſucht verwandte Seelen,
rein und engelgut gleich ihr.
Sieh, da fliegt ſie hin zu Dir,
will im Geiſt ſich Dir vermählen.
Soll ich ihr die Flügel binden?
Nein, ſie mag die Beſte finden.

Das Ende der Unruh.

Raſtlos in dem Leben
iſt des Menſchen Streben,
nimmer mag er ruhn;
von der Kindheit Lallen,
bis die Blätter fallen,
macht er immer ſich zu thun.

Baut ſich luſt'ge Schlöſſer,
will es immer beſſer,
ob's auch kaum gebricht,
ſtrebt nach Glanz und Ehren,
will die Habe mehren,
und genießt ſie dennoch nicht.

Ach, die ſpanne Stunden
ſind ihm hingeſchwunden
als in einem Nu,
wenn noch nichts vollendet,
wird die Uhr gewendet,
und der Tod ruft: komm zur Ruh!

Neujahr.

Mel. Auf, auf, ihr Brüder, und ꝛc.

Wohlauf, ertöne Feſtgeſang,
durch dieſen frohen Kreis!
Ertöne, lauter Jubelſchall,
und überall, all überall
dem guten Geber Preis!

Aus ſeinen Händen rinnt der Tag,
und Wochen ketten ſich,
und Monden wechſeln ihr Gewand,
und Jahre ſchenkt die Vaterhand,
er waltet ewiglich.

Der Frühling glänzt im Blumenkranz,
dem Sommer reift die Saat,
auf Trauben geht des Herbſtes Spur,
im Winter ſchlummert die Natur:
er wacht mit Rath und That.

Die Sonne ſteiget ſtolz empor,
der Mond ſchwimmt ſanft herauf,
und mit des Unzählbaren Pracht
durchglühen Sterne unſ're Nacht:
er ordnet ihren Lauf.

Er ordnet auch der Menſchen Thun,
und ihren Lebensgang.
Daß wir noch ſind, wem danken's wir?
Ihm ſey des Herzens Dank dafür
und unſer Preisgeſang.

Ein neu erſtand'nes Jahr beginnt,
aus Gräbern geht's hervor,

aus mancher Freude Untergehn,
aus vielen das wir ſcheiden ſehn,
ſteigt es im Glanz empor.

So manches Leid drang in die Bruſt,
durch tiefe Wunden ein,
ſo manche Thräne ward geweint,
ach! ſchlafen ging ein treuer Freund,
und ließ uns hier allein.

Den Blick hinauf zum Sternenzelt!
Es glänzt ein neues Jahr!
Im Frieden mag das alte ruhn,
die frühern Wunden heilen nun,
der Blick wird wieder klar.

Und überall gehn Sonnen auf,
verkündend neuen Tag.
Laßt ſtrahlen ſie in Euer Herz,
und fliehen mög' der alte Schmerz,
der düſter in ihm lag.

Sey uns willkommen neues Jahr,
willkommen uns Dein Licht,

wir ſehen froher auf Dich hin,
Vertrauen hegt Dir unſer Sinn,
trüg' unſre Hoffnung nicht!

Entfalte Deine Tage all'
in Segen und Genuß,
Dein Haupt umſpiele frohe Zeit,
Dein Gurtel bringe Fruchtbarkeit,
auf Freuden ruh' Dein Fuß.

Laß Dir zur Seite ſchweſterlich
die ſchöne Eintracht gehn.
Kein Seufzer hebe mehr die Bruſt,
es möge nur der Ton der Luſt
durch Deine Locken wehn.

So töne Dir der Feſtgeſang
und der Pokale Laut.
Die ew'ge Güte waltet ſtill;
wenn Kummer auf uns ſtürmen will;
nur muthvoll aufgeſchaut!

Gloſſe.

Mit einem Päckchen Pfefferkuchen, bei einer Auslosung.

Thema.

„Es gibt viel kleine Kläffer,
die nur aus Hunger bellen;
drum mußt Ihr Brod beſſ'rn:
da liegt der Haas im Pfeffer."

Nicht große Hunde ſchaden,
die laut und kräftig klaffen,
mit angebornen Waffen,
ſie fahren nicht nach Waden
ſo heimlich hinterm Rücken,
nein, ſondern fallen offen
den Feind an; nicht betroffen
braucht man ſich dann zu bücken,
man geht gerad' entgegen,
und hat ſich bald verſtanden;
doch jene Winkelbanden
die ſich auf's ſchleichen legen,
Nachahmer, Schmeichler, Aeffer,
ſie können mehr wohl kränken.
Drum hat man zu bedenken:
es gibt viel kleine Kläffer.

Und nimmer iſt's was Groſes,
weshalb die Lärmen macken,
meiſt ſind's gar arme Sachen,
nicht werth des Schlag's und Stoßes.
Wir kennen ja die Buben,
die ſonſt nichts in ſich haben,
als ſolche Kläffergaben,
in Klatſchgevatterſtuben,
ſie ſind es gern zufrieden,
will man das Maul nur ſtopfen,
mit Theef' und ſüßen Tropfen
kann man es auch verbieten,
denn viel giebt's ſolcher Stellen,
wo jene Schwachen hauſen,
bei giftgem Ehrzerzauſen,
die nur aus Hunger bellen.

Doch ſind's ſtets Diſſonanzen,
die dieſe Töne geben,
und ſchlecht iſt's da zu leben
wo ſolche Kläffer tanzen.
Ob man auch ſie verachte,
und drüber ſey erhoben,
giebt's doch ein Schrey'n und Toben
das niemals Luſt noch bracht.
Wohl beſſer iſt's man breche

Der Triumph der Eitelkeit.

Skizze nach der Wahrheit.

Vom

Verfasser des Sieges der Treue (Penelope 1813).

Wo die Mosel zwischen romantischem Weingebirg herabschwebt, wurde Annette in einer kleinen, aber lebhaften Uferstadt geboren. Ihre Eltern hatten sich durch ein Glück des Handels, welchen die wohlthätigen Fluthen jenes Flusses in so hohem Grade befördern, von dem Standpunkte unbemittelter Bürger zur Höhe eines unermeßlichen Reichthums emporaeschwungen, und sahen mit Freuden einer Zukunft entgegen, wo ihre he anwachsenden Kinder zwischen den Früchten ihrer rastlosen Thätigkeit einen ruhigern Lebenssommer, als sie selbst, durchwandeln würden. Annette wuchs neben ihren Brüdern

etwas für kranke Hunde,
ob man damit gesunde
auch nicht vom Ofen locket,
wenn sie von Gift auch schwellen,
sie werden doch wie Tauben,
Ihr könnt fürwahr es glauben:
drum müßt Ihr Brod bestellen.

Doch bäckt man Pfefferkuchen,
so sind's ganz and're Sachen,
denn Freunde sich zu machen,
will man alsdann versuchen.
Im süßen Teig zergehen
läßt man des Herzens Säure,
es ist so mild das Eure,
Ihr mögt Euch nur verstehen,
und wie die bitt're Mandel
doch süßes weiß zu spenden,
so trägt in Liebeshänden
auch Raub und Gab' der Handel.
Doch ist's ein wahrer Treffer,
wenn dieses Päcktchen kömmet
an's Herzchen, dem es frommet:
hier liegt der Haas im Pfeffer.

Wein und Leiden.

Nur durch mächtige Last entrinnt den Trauben der Nektar,
also drücken auch sie, Leiden, das edle Gemüth,
jeglicher Tropfen ist Geist, und jegliche Thräne wird Freude,
wenn des Ewigen Hand endlich den Becher uns reicht.

Lyratöne

von

Theodor Hell.

Zweite Tonreihe.

Mit 3 Kupfertafeln.

Dresden, 1821.
in der Arnoldischen Buchhandlung.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

I.

Töne der Andacht.

	Seite
Hinübergehen.	3.
Fromme Freude.	4.
Engelschmerz und Engelfreuden.	6.
Der Pilgerpfad.	8.
Schlummerlied für's eigne Herz.	10.
Hauch Gottes.	11.
Die Thräne der Andacht.	13.
Der hohe Werth.	15.

Seite

Das Grab. . . . . 17.
Luthers Kampf mit dem Bösen. . 20.
Beim Cäcilienfeste. . . . 25.

II.

Töne der Liebe.

Das Leben der Erinnerung. . . 29.
Liebesruhe. . . . . 30.
Die entflohene Liebe. . . . 32.
Treue in der Ferne. . . . 34.
Verlust. . . . . 36.
Das Schönste. . . . . 37.
Der Schutzgeist. . . . . 39.
Ständchen aus der Ferne. . 41.
An die Chaisenträger die Elisen trugen. . 43.
Liebchens „so oder so.“ . . . 45.
Die Gefahr des Höchsten. . . 48.
Ihr Wiegenfest. . . . 51.
Sehnsucht im Frühling. . . 52.
Stets bei ihr. . . . . 54.

Seite

Liebe ohne Vertrauten. . . 56.
Zephirion. . . . . 47.
Der Schmerz der Erinnerung. . . 60.
Leichter Sieg. . . . . 61.
Sterben. . . . . 64.
Das ſtille Lottchen. . . 66.
Entzückung. . . . . 67.
Das Band der Geſchlechter. . 69.
Die letzte Liebe. . . . 72.
An Luiſen. . . . . 75.
Ueber den Tod. . . . . 76.
Der Anfang des neuen Jahrhunderts. 79.
An eine Lerche. . . . 82.
Ihr Lenz. . . . . 83.
Häuslichkeit. . . . 85.

III.

Töne der Freundſchaft.

Der Kuß der Freundſchaft. . . 93.
Die Kindheit. . . . 91.

Seite

An Thereſe von Winkel. . . 98.
Mater dolorosa. . . . 99.
Das Abendmahl des Herrn. . . 100.
Rösiers eignes Familienbild. . . 102.
Bei der Verbindung des Prof. Herrmann mit Fräul. Schäfer. . . 105.
Als ich ſah daß mein Freund geliebt ward. 107.
Dem 21. Juni. . . . 109.
Bei der Verbindung des Hofſchauſpieler Schirmer mit Fräul. Fried. Chriſt. 111.
An Friederike von Bülow. . . 113.
An Amalien. . . . 114.
Meinem Freunde Herrmann. . . 116.
Gnomen. . . . 118.
An K. M. von Weber. . . 119.

IV.

Töne der Betrachtung.

Dresden, in Natur und Kunſt. . . 123.
Des Lebens Summa. . . 144.

hoffnungsvoll heran, und erfreute sich einer Erziehung, welche sie — zwar nicht nach Maßgabe des Reichthums ihrer Eltern zur Dame der großen Welt, wohl aber in der Einfalt und Reinheit der Sitten, die damals unentweiht die Rebenthäler der Mosel heiligte, und noch jetzt nicht ganz von ihnen geflohen ist, — zur treuen Hausfrau und zärtlichen Mutter zu bilden bezweckte.

Mit ihren immer mehr und mehr aufblühenden Reizen entfaltete sich ein gefühlvolles Herz und ein Feuergeist, wodurch schon das zwölfjährige Mädchen Aufmerksamkeit erregte. Diese Aufmerksamkeit aber, so wie das allgemeine Lob, welches man schon dem Kinde zollte, wirkten entscheidend auf ihren natürlichen Hang zur Eitelkeit, und legten den ersten Grund dazu, daß dieselbe späterhin die Mörderin aller schönen Anlagen und — eines edeln Jünglings wurde.

Diesen Schattenzug in dem Charakter Annettens immer mehr zu vervollkommnen, dienten die Glücksumstände ihrer Eltern, welche dem bittenden Mädchen keinen Putz versagten, während jene sophistischen Grundsätze, die mit den siegenden Republikanern die stillern Thäter der Mosel überschwemmten, einen tiefen, bleibenden Eindruck auf ihr jugendliches Gemüth machten. Mit den süßen Schmeicheleien der triumphirenden Sieger fanden auch de-

Seite

Der freie Geſang. . . 147.
Verdienſt um Menſchheit. . . 148.
Mein Held. . . . 149.
Des Liedes Lockung. . . . . 150.
Mutterſorge an der Wiege der Einzigen. 153.
Friedensglück. . . . 156.
Beruhigung. . . . 159.
Lied in der Fremde. . . 161.
Partheienwuth, . . . 164.
Wir ſehn uns wieder. . . 166.
Die Kraft wächſt im Kampfe. . . 167.
An Juliane. Lehrgedicht. . . 168.
Licht und Schatten. . . . 176.
Der Nichtweg des verirrten Herzens. . 179.
Der Schmerz. . . . 183.
Des Dichters zweites Leben. . 184.
Dem Beginn eines neuen Jahres. . 186.
Und das Leben doch ein Traum. . 189.
An die Muſe. . . . 191.
Die Wohllaute. . . . 193.

V.

Töne der Mittheilung.

	Seite
Die Sinnpflanze. . .	199.
Rettung. . . .	217.
Tempeſta. . .	222.
Reiſe auf den Veſuv. . .	227.
Geſang des armen Knaben. .	241.
Bei dem feſtlichen Einzuge der Erzherzogin Karoline. . .	244.
Der Gemſenjäger und die Alpenhirtin.	247.
Das Waiſenkind. . .	253.
Das Wort für die Ewigkeit. .	255.

VI.

Töne des Scherzes.

Häusliche Zwiegeſpräche. 3. Der Strickſtrumpf und die Tabackspfeife. .	261.
— — 4. Geſpräch beim Eſſen.	266.

Seite

Auf einen Dachziegel. . 273.
Meine Voliere. . . 276.
Nein und Nein. . . 278.
Da liegt der Hund begraben. . 284.
Die Ueberraschung. . . 284.
Der Einkauf. . . . 286.
Der Ueberfluß. . . 290.
Die neue Pandora. . . 293.
Oder auch nicht. . . 299.
Der getäuschte Sänger. . . 301.
Hannchens Geisterglauben. . 306.
Der Zug gen Westen. . . 309.

VII.

Variationen.

Der Himmelswagen. . 313.
Winter. . . . 315.
Das Dichter-Kleeblatt. . 317.
Ehrenrettung der Eidechsen. . 318.
Der Genius. . . 319.

	Seite
Am Vorabende der Vermählungs-Jubelfeier des Königs und der Königin von Sachsen. . .	322.
Archimime Hellwig. . .	324.
Gottes Engel. . .	325.
Das Taschbad bei Meißen. .	326.
Columbinen-Entdeckungsreise am Andreastage.	329.
Trinkers Ruhe. . .	336.
Die sieben Schwestern. .	337.

I.

Töne der Andacht.

Hinübergehen.

Ein Bothe Gottes kam, sie abzurufen,
zu der Vollendung lichtbekränzten Höhn.
„O Gott! das Leben ist ja doch so schön!
„Die Freuden, die mir Lieb' und Freundschaft schufen,
„sie glänzen reich und herrlich meinen Stunden,
„ich halt im Arme den geliebten Mann!
„von euch, ihr Kinder! ich nicht lassen kann!
„und Eltern hat die Tochter eng umwunden."

Doch näher trat, und näher, strahlensendend,
der Engel der die Hand ihr liebend bot.
„Ist dies denn Sterben? Diese Freiheit Tod?
„Welch eine Aussicht! Wonnen nimmer endend,
„und unter mir im dichten, dunkeln Schatten

„die Erde und die Spanne Lebenslauf:
„komm, holder Engel, flügle mich hinauf,
„ im Geiſte trag ich Eltern, Kinder, Gatten!“

Und Erdenfeſſeln ſanken ſeinem Wehen,
und die befreyte Seele ſtieg empor.
„O Gott! der mich ſo früh ſchon auserkohr
„dich ganz und Deinen Willen zu verſtehen,
„ſenk' einen Strahl des Troſts auf ihre Schmerzen,
„daß ſie hinauf wohl liebend, ſehnend ſchaun,
„doch Dir in Demuth hoffnungsvoll vertraun!“
da war ſie ſchon an Gottes Vaterherzen.

Fromme Freude.

Wie bin ich doch recht ſtill und froh
im dankendem Gemüthe,
als ob ein Himmelsgarten ſo
mir in dem Herzen blühte!
zwar wüßt' ich mir kein äußres Glück,
das mich erhöh, zu nennen,
und fühle doch den freyen Blick
in hoher Luſt entbrennen!

Ach! iſts doch auch nicht auf die Welt
daß dieſer Blick ſich richtet,
hinan, hinan zum Himmelszelt
ſtrebt er, in Gluth gelichtet.
Von dort aus ſanken in die Bruſt
die Blüthen die ich meyne,
von dort aus kam die ſanfte Luſt
mit ihrem milden Scheine.

Ja, mags doch außen um mich ſeyn
wie immerhin es wolle,
es dringt nicht in mein Herz hinein
ins ſtille, andachtsvolle,
das iſt ja ſeine Wonne heut
daß von der Welt geſchieden,
es ſich nur an dem Himmel freut
in ſeinem ſeel'gen Frieden.

Bin ich auch arm, bin ich verkannt,
floh mich der Lieb' Entzücken,
in meines Herzens ſtillem Land
kann ich doch Blumen pflücken,
da bin ich reich an heiterm Sinn,
da kennt mich der dort oben,
da hat mich Liebe zu ihm hin
mit Mutter Arm erhoben.

O fromme Freude in der Bruſt,
mögſt nimmer mich verlaſſen!
Nur wer ſich Deiner tief bewuſt
kann deine Wonne faſſen.
Ein ſtiller Freitag, ziehſt du ein
in das Geräuſch des Lebens,
und alle Segnungen ſind Dein,
des Liebens, des Vergebens.

Engelſchmerz und Engelfreuden.

Badete in heißen Thränen
ſich nicht oft Dein Auge ſchon,
wenn bei unnennbarem Sehnen
du der Außenwelt entflohn,
wenn Dich andre glücklich wähnten,
wars da nicht, wo Dir im Schmerz,
oft die müden Augen thränten,
als zerdrücke man Dein Herz?

Mußteſt ſelbſt Dir oft es ſagen,
daß Dein Leben ſonder Harm,
und doch in der Blüthe Tagen
fühlteſt Du Dich krank und arm.

ren Gesinnungen Eingang in ihr Herz, dem die Greuelscenen des wilden Freiheitskrieges die zarte Weiblichkeit entwandten.

Schon so früh weggeleitet vom reinen Tugendpfade, trat sie in das Alter, wo jene namenlose Sehnsucht die Entzweiung der menschlichen Natur bezeichnet, wo ein banges Entzücken nach dem unbekannten Etwas strebt, und der jugendliche Geist, von seliger Ahnung erhoben, des Lebens süßeste Einheit sucht. Es blühte Annettens siebenzehnter Frühling. Vom verödeten Bergschlosse herab wiegte sich zwischen grauen Felsenritzen das jugendliche Rebengrün bis in die Gärten des Städtchens, und wurde von duftenden Blüthen begrüßt. Nachtigallen hauchten ihre schmelzenden Melodien in den Zephir, von welchem leicht bewegt die Mosel durch die romantischen Krümmungen des Rebengebirgs ihre bewimpelten Bürden trug. Alles athmete Liebe, Leben, Freude. Annette wallte auf einsamen Pfade. Liebend vereinte sich der sanfte Zauber der sie umgebenden Natur mit den namenlosen Gefühlen im Innern. Ein banges Entzücken durchbebte sie; sie sehnte sich nach einem gleichfühlenden, gleichgestimmten Herzen.

Da kam von einsamer Wandlung der düstre, schwermüthige Otto auf seinem steilen Lieblingspfade herab. Er sah das Mädchen, deren Bild längst in

mitten in den Festgesängen
  hörtest Du in tiefer Brust
Töne, die mit grellen Klängen
  gellten durch die Erdenluft, —

Doch Du hast's wohl auch empfunden,
  wie mit süßem Tröstungswort
in den trübsten Lebensstunden
  dir erklungen ein Akkord,
der auf unnennbare Weise
  deine Schmerzen überklang
und im Nachhall lind und leise
  dir zum stillen Busen drang.

Konntest dann, wenn andre klagten
  recht gefaßten Muthes seyn,
wenn die Kräftigsten verzagten
  ihnen neuen Trost verleihn.
Ob Du's wolltest auch ergründen
  was Dir so den Blick erhellt,
nimmer möchtest Du es finden
  in der kalten Außenwelt.

Denn von Deinem höhern Leben
  soll Dir diese Lust und Qual
ein untrüglich Zeugniß geben,

Als ein Morgensonnenstrahl.
Ja, was Dir im Busen lebet
ist nicht ganz des Körpers Sklav,
zu der Gottheit Höhen schwebet
oft es auf im Stärkungsschlaf.

Aber auch in wachen Stunden
ist der Engel in der Brust
seiner Fesseln wohl entbunden,
und dann fühlt er Himmelslust
mitten unter Erdenleiden,
oder sehnt an Gottes Herz
sich aus kargen, armen Freuden,
und zur Thräne wird sein Schmerz.

Der Pilgerpfad.

Wir wandeln hier durchs Land der Schmerzen
und Herzen reißen sich von Herzen
mit unnennbaren Qualen los,
uns zieht des Unerreichten Heischung,
uns ziehen Stolz, Verrath und Täuschung,
und Thränen, heiße Thränen groß.

Uns findet arm und blos der Morgen,
des Mittags brennen heiſe Sorgen,
am Abend ſind wir krank und matt,
der Schmerz pflückt in des Lebens Traume
von unſrer Hoffnung Blüthen-Baume
mit kalten Händen Blatt vor Blatt.

Nur Augenblicke glänzt die Freude,
dann fällt von Roſen ihr Geſchmeide,
von Lilien ihr Kranz herab,
auf Blumen geh'n wir nur Sekunden,
dann iſt ihr bunter Schmelz verſchwunden,
und aus dem Eden wird ein Grab.

Doch Pilger ſind wir nur hienieden,
von unſrer Heimath abgeſchieden
geh'n jetzt wir durch ein fremdes Land,
das uns auf dieſem Pfad begegnet,
nur Prüfung iſt's, Er ſiehts und ſegnet
dafür mit treuer, voller Hand.

Ja, nur wenn dieſer Pfad ſich endet
und zu der Heimath wieder wendet
umfängt uns wahre Seelenruh.
Heil Euch! die früh vorausgegangen,
ihr habt das Ziel nun ſchon umfangen
wir pilgern ihm noch weinend zu.

Schlummerlied für's eigne Herz.

Schlumm're Herz recht sanft und still,
gehts doch nur, wie Gott es will,
nicht nach Menschen-Denken,
ob die auch von andern Rath,
kann Dein Gott es durch die That
doch ganz anders lenken.

Darum kannst Du still ja seyn,
schlummern süß im Frieden ein,
wenn Du ihm ergeben,
wenn ein Spiegel seines Lichts,
würdig seines Angesichts,
war Dein inn'res Leben.

Laß Dich nicht die Außenwelt
ob sie trügend Urtheil fällt,
bringen um den Schlummer,
leg' an Deines Vaters Brust,
dessen Liebe Dir bewußt,
allen Deinen Kummer.

Und dann schlaf recht ruhig fort,
deine Rettung wacht ja dort,

wo die Engel ſtehen;
der dort thront im Sonnenſchein
wird auch in Dein Kämmerlein
hülfeſpendend gehen.

Und vielleicht, wenn aus der Nacht
wiederum Du biſt erwacht,
half Dir ſchon ſein Lieben.
Schlumm're denn recht ſtill und' gut,
er, der große Dinge thut,
iſt zur Wacht geblieben.

Hauch Gottes.

Formlos lag die Mutter Erde
in des Chaos Nachtgeſtalt,
bis ſie Gottes Hauch umwallt,
und das ſchöpferiſche: Es Werde!
durch die weiten Räume ſchallt.
Da umſchlang die rohen Maſſen
reicher Bildung Himmelsform,
Fremdes ſah man ſich verlaſſen,
das Verwandte ſich umfaſſen
es entſtand die ew'ge Norm.

Gottes Hauch! Er weht noch immer
durch der Zeiten Wogendrang
eine Ewigkeit entlang,
sein Erschaffen endet nimmer!
Preis ihn dann mein Hochgesang!
Daß sich jede höh're Seele
ihres Ursprungs sei bewußt,
daß die Gluth der Raphaele
sich mit Klopstocks Ernst vermähle
in der tief bewegten Brust.

Ist nicht überall verschlossen
Stoff zu reicher, hoher Gluth,
wenn er unbemerkt auch ruht?
dann erst wird er ausgegossen
wenn ihn weckt der kühne Muth.
Also wohnt die Kraft in allen,
schlummert wohl, doch ist nicht todt,
bis die Hauche Gottes wallen,
Nebel träger Ruhe fallen,
glorreich steigt das Morgenroth.

O! Du Hauch der höhern Gluthen,
wehe stürmend uns durch's Herz,
daß wir achten nicht den Schmerz,
für der Menschheit Rechte bluten,

schauen immer heimathwärts.
Laß die Trägheit uns verschwinden,
und bewahren ächtes Gut,
laß uns Kraft zum Sterben finden,
Männer Männern sich verbinden,
in der Treue festen Huth.

Die Thräne der Andacht.

Ich trat mit bangem Herzen
in Deinen Tempel, Gott der Huld,
der Du mit Erdenschmerzen
trägst unaussprechliche Geduld,
und hob zu Dir die Blicke,
aus wildem Meer zum sichern Port,
daß mir das Herz erquicke
dein heil'ges, trosterfülltes Wort.

Da kam auf Orgelklängen,
herab der erste Hoffnungston,
die mir das Herz beengen,
die bangen Sorgen, schwiegen schon,

und freudiger vereinte
ich meinen zagenden Gesang,
dem Liede der Gemeinde,
das wogend durch den Tempel klang.

Und wie er immer lauter
anschwoll im hohen Glaubensmuth,
ward er auch mir vertrauter,
ward mir's um's Herz so leicht, so gut,
und frei von allem Bangen,
brach sich der Trost die rechte Bahn,
als sie nun freudig sangen:
„Was Gott thut das ist wohl gethan!

„Es ist gerecht sein Wille!"
so rief ich mit ins volle Chor.
Und aus des Herzens Stille
drang durch das Aug' die Thräne vor,
und mit ihr von dem Herzen,
entströmte jedes Erdenleid,
verwandelten die Schmerzen
sich mild in Glaubensfreudigkeit.

Und als in's Aug' die Zähre
mir so in hoher Rührung quoll,
da war's als ob verkläre
sich alles um mich wundervoll,

gleich als im Spiegel strahlen
  sah' ich des Himmels Glanz und Licht;
ach, Wort' und Farben malen
  mir diesen seel'gen Anblick nicht.

Das ist der Andacht Thräne!
  wer sie geweint hat, fromm und still,
der, weiß, was er euch sehne,
  daß Gott das Sehnen stillen will,
dem bringt sie Trost im Leiden,
  erfrischt den welken Blüthenstraus,
und löscht, wenn er soll scheiden,
  des Lebens Fackel sanft ihm aus.

Der hohe Wirth.

Ich kenne einen weiten Tisch,
  der deckt sich immer wieder neu,
und das Getränk rinnt kühl und frisch,
  ob es auch heiß in Lüften sei,
und nie verstummt die Musika,
  die um ihn tönt zu Preis und Lob,
und Kerzen sind gar herrlich da,
  wenn's bis zum Abend sich verschob.

Den Tisch hat Gott der Herr gedeckt,
mit seinem Teppich grün und schön,
und reich die Lust in uns erweckt.
daß wir daran mit Freuden gehn:
er ist der große, güt'ge Wirth,
der allen spendet reichlich aus,
und selbst wenn einer sich verirrt,
ihn wieder freundlich führt in's Haus.

Der Erde hat er aufgethan
den Schoos zu Gaben tausendfach,
da darf der Mensch nur frei sich nahn,
und laben sich am Perlenbach,
und sätt'gen sich an Frucht und Halm,
und nichts verlangt der Wirth dafür,
als einen stillen, frommen Psalm,
ein herzliches: Wir danken Dir.

Und aufgeschichtet auch ein Bett,
für alle Gäste treu und gut,
mit Decken, blumenreich und nett,
ach! unter denen wohl sich's ruht,
hat dieser gute Wirth recht still
und wer sich satt und müde fand,
und nun in Frieden schlummern will,
den führt er hin an Vaterhand.

seiner Seele herrschte; er sah ihren verklärten, seelenvollen Blick, und der letzte Strahl der Abendsonne fand in ihm einen Seligen in den Armen, an dem wallenden Busen der Heißgeliebten. Ewige Lieb' und Treue, innige Vereinigung oder gemeinschaftlichen Tod gelobten sich die selig Berauschten im heiligen Tempel der Natur.

Otto war ein liebenswürdiger Jüngling. Unverdorben an Körper, Geist und Herz war jene düstre Schwermuth, die so oft seine offne, männliche Stirn umwölkte, lediglich eine Folge seines reinen und richtigen Gefühls; eine Folge der Ungerechtigkeiten dieses Lebens, die er, ohne dagegen wirken zu können, ruhig mit ansehen mußte. Von Talenten kräftig unterstützt, hatte ihm Fleiß tiefe Kenntnisse erworben; doch er war ohne Amt und Titel, weil es wider die Natur seines Geistes war, sich zu kriechenden Bitten und Schmeicheleien, oder zu Bestechungen herabzuwürdigen. Festigkeit war ein Hauptzug in seinem Charakter; sein offner Blick sprach stets seine Gesinnungen aus, während er jedes Wort so heilig als einen Schwur hielt. Ruhig sah er das Heer der Anbeter, welche sich um die schöne und reiche Annette bewarben. Er vertraute dem heiligen Versprechen des Mädchens so fest, als dem seinigen.

Und jene Erde, die zuvor
mit Speiſ' und Trank das Herz erfreut,
nun dem, der ſich vom Tiſch verlor,
den kühlen Schoos der Ruhe beut;
ſo wie aus Mutterbruſt das Kind
der erſten Nahrung Segen trinkt,
und eingewiegt, recht liebend lind,
auch wieder dran in Schlummer ſinkt.

Noch einen höhern Himmelsſaal
hat aber ſich der Wirth erbaut
der hier der Erde ſtilles Thal
den Gäſten freundlich anvertraut,
da zieht er einſt mit ihnen ein,
ſobald gekommen ihre Zeit;
da wird die Freude ewig ſeyn
im Anſchaun ſeiner Herrlichkeit!

Das Grab.

Auf Erden, in des Staubes Thalen,
gedeiht der wahre Friede nicht;
hier, wo von unnennbaren Qualen
das Herz im innern Buſen bricht,

wo ewig mit sich selbst im Streite
der Mensch die rauhen Wege geht,
und, ein Gespenst, an seiner Seite
die unerfüllte Hoffnung steht,
wo Leidenschaften um ihn toben,
und wechselnd, wunderbar verschürzt,
das Schicksal, das ihn erst erhoben,
ihn wieder stürzt.

So lange noch in seiner Seele
die Außenwelt den Anklang weckt,
und seines bessern Geist's Juwele
der Hauch des Irdischen befleckt,
die Liebe mit dem heißen Sehnen
den schönern Himmel ihm verheißt,
und dann mit sich in bittern Thränen
hinunter zu der Hölle reißt,
kann sich der Friede nicht gestalten,
genießen nicht des Menschen Herz,
da müssen Kampf und Unruh walten
mit blut'gem Schmerz.

Nur wenn die Leidenschaften schweigen,
wenn sich die Genien der Ruh
hernieder zu dem Herzen neigen,
ihm wehend sanfte Kühlung zu,

wenn Liebe nicht mehr aufgewiegelt
unrein in Erdenflammen brennt,
nur Geiſt in Geiſt ſich liebend ſpiegelt,
genießend ewig, ungetrennt,
wenn zu des Friedens Regenbogen
das Leben ſeine Farben leiht,
dann iſt ſie bei uns eingezogen
die goldne Zeit.

Doch ach! nicht aus der Erde Blüthen
entkeimet dieſe Himmels Frucht.
Dem iſt nicht dieſes Heil beſchieden
der es auf Erdenbahnen ſucht.
Nur Einen Tempel hat erbauet
der Ruhe unſers Gottes Hand,
aus ſeinen ernſten Hallen ſchauet
der Fromme in das Vaterland,
da ſtört kein Ton die heil'ge Stille,
da ſchweigt, was ſtürmend uns umgab.
„Dort ruhet ſanft!" ſpricht Gottes Wille. —
Das iſt das Grab.

Luthers Kampf mit dem Böſen.

Der Luther ſaß in ſeiner ſtillen Zelle
auf Wartburg da, und ſchrieb am Bibelbuch,
daß es des Irrwahns dunkle Nacht erhelle
durch ſeinen hohen lichterfüllten Spruch,
und rein verdeutſcht es dar zur Tröſtung ſtelle
wo ſich ein Herz belaſtet fühlt vom Fluch;
Er wog das Wort, in ſinnenden Gedanken,
oft kühn erweiternd ſeiner Sprache Schranken.

Und als er einſt ſo ſaß mit hohem Fleiße
und nahe ſchon an der Vollendung war, —
es treff die Stirn ihm von der Arbeit Schweiße
denn eine ſchwere Stell' ward ihm nicht klar,
wohl ahnet er wie es im Buche heiße
doch war das Wort verſchloſſen wunderbar, —
da ward auf einmal ihm ſo bang zu Sinne,
als ob er jetzt ſein Wirken erſt beginne.

Und zu ihm trat an's ängſtliche Gemüthe
der böſe Feind in dieſer Einſamkeit,
daß Furcht er in des Lehrers Seele brüte,
bisher ſo kühn dem freien Muth geweiht;
Und zagend, ob ihn ferner der behüte,
der ihn geführt durch manche rauhe Zeit,

fühlt Luther sich die Brust so schwer beklommen,
als sei ihm Centnerlast darauf gekommen.

„Kann ich's vollführen was ich angefangen,
ein schwacher Mensch ankämpfend gegen die,
die mit der Kraft und Macht des Ansehns prangen?
Mit welchen Waffen sieg' ich über sie?
Wohl bin ich keck und muthig ausgegangen,
doch meinen Weg vollenden werd' ich nie,
und untergehn muß ich in den Gefahren,
die sich wie Heere drohend um mich scharen."

So denkt der Luther unter bangen Sorgen,
und seiner Hand entsinkt die Feder schon.
Doch unterdeß bricht an der junge Morgen,
es ist die Nacht mit ihrer Qual entflohn
und bald muß er dem Ruf des Wächters horchen
der anstimmt mit recht zuversicht'gem Ton:
„Ein' feste Burg ist unser Gott!" da nahen
sich Muth und Hoffnung, mild ihn zu umfahen. —

Doch ob sie auch entfliehn die bangen Zweifel
und gute Engel treten zu ihm hin,
mit des Vertrauens thauendem Geträufel
zu stärken seinen schier verlechzten Sinn,

sucht doch in anderer Gestalt der Teufel
an dessen Seele schändlichen Gewinn,
und läßt in ihr Gedanken sich erheben
die wild herauf wie Höllengeister streben.

Und als nun wiederum in nächt'ger Stunde
der Luther geht zu Arbeit neugestählt,
geschieht es durch die Macht vom finstern Bunde,
daß abermals des Wortes Ausdruck fehlt,
kein Strahl des Lichts bringt ihm die rechte Kunde,
ob er sich auch mit treuem Sinne quält,
und Unmuth faß ihn plötzlich wild und wilder,
und vor ihm dunkeln ungewisse Bilder.

„Was ist's auch," denkt er, „daß ich mich bemühe
mit einem Fleiß der keine Ruhe kennt,
daß von dem späten Abend bis zur Frühe,
das Lämpchen noch des äms'gen Forschers brennt,
daß ich in Flammen, mich verzehrend, glühe,
mein Wirken mich von der Gemeinde trennt,
was hab' ich's Dank? umstehn mich nicht die Schergen?
muß ich mich nicht auf dieser Burg verbergen?

Ist nicht mein Leben sonder Glanz und Prangen
ein Opfer nur, kein wohlerworbner Lohn?

Hab' für mein Mühn ich Großes schon empfangen?
Verfolgt mich nicht der Menge Haß und Hohn?
Zu wieviel andern könnt' ich nicht gelangen,
blieb ich der alten Kirche treuer Sohn?
Was werd' ich mir durch festen Sinn erpochen?
Ist nicht dem schwanken Hohes schon versprochen?

„Es winken Ehrenstellen, Lob und Würde,
ein Leben sonder Fahr, in stetem Glück.
Was hilfts daß ich des Glaubens Schwert umgürte,
ein fernes, dunkles Ziel liegt vor dem Blick.
Wegwerfen kann ich noch die schwere Bürde
noch steht er frei der kühne Schritt zurück,
ich kann ihn sonder Fahr und Müh vollbringen:
wenn ich ihn thu', werd' ich nur Ruhm erringen."

Und schon zum Bibelbuch streckt er die Hände
zu schließen so sein Werk, für immerdar —
da ist's als ob mit Flammenzügen stände
darin der Spruch der vorher dunkel war,
als ob die Binde ihm vom Auge schwände
und wieder er nun schaue hell und klar.
Er heißt: „Drum sei getrost bis zu dem Tod, im Streben,
so will ich Dir des Lebens Krone geben."

Da faßt' ein tiefes, schauervolles Grauen
den frommen Mann, ob sträflichem Gelüst,
und mit Entsetzen glaubt' er den zu schauen
der aller Sünden böser Urquell ist,
und rufte laut: „Stärk' mich in dem Vertrauen
zu dir, mein großer Gott, durch Jesum Christ!
Hinweg du Satan der mich will bestricken,
mein Gott ist mit mir, nicht soll dir es glücken!"

Und warf im Ingrimm was ihm war zu Handen
nach den Gebilden, die mit Heucheltrug
vor seinen Augen falsch verlockend standen,
ihn zu bestricken mit der Hölle Lug. —
Und als er drauf erlöst von ihren Banden
zerknirrscht und flehend an die Brust sich schlug,
da sandte Gott den Engel seiner Gnade.
Daß er in der Vergebung Quell ihn bade.

Und über ihn kam neue Kraft und Stärke,
verjagt auf immer war des Bösen Macht,
fortfahrend freudig an dem Bibelwerke
ward's noch in dieser Nacht zu Stand gebracht,
daß jeglicher aus diesem Beispiel merke
wie Gott in der Versuchung mächtig wacht,
und Keinen, der ihm fest vertraut, läßt fallen,
möcht ihn auch schon der Hölle Wuth umkrallen.

Am Cäcilien-Feste.

Du Herrliche in Himmels Räumen!
wohl schöner als in sel'gen Träumen,
dich Carlo Dolce's Auge sah,
Erweckerin der holden Töne,
wir grüßen Dich in Deiner Schöne,
erhabene Cäcilia!

Dir rollen Sphären-Harmenien
und reine Himmels-Klänge ziehen
gleich Engeln sich um Deinen Mund,
und Töne die den goldnen Saiten
die Du berührst wie Licht entgleiten,
thun Deine Seeligkeit uns kund.

Da sinkt ein Strahl davon zur Erde,
daß zur Musik für uns er werde,
die aus den höhern Welten stammt;
und wer durch ihn erwärmt sich findet,
in dem ist jene Gluth entzündet,
die zur Unsterblichkeit entflammt.

Und was in Harmonie gestaltet,
in uns und durch uns mächtig waltet,
die Herzen hebt, der Gottheit nah,
was Kummer stillt und Freude wecket,
was Unerforschliches entdecket,
es ist Dein Werk, Cäcilia!

Und was die Händel uns geboren,
die Hayden, Mozart auserkohren,
was Cherubini liebend sah,
was mächtig in Spontini rühret,
Beethoven hocheyentrisch führet,
es ist Dein Strahl, Cäcilia!

Was aus den Saiten vielfach rinnet,
im Flötenton das Herz gewinnet,
Clarinen stimmt zu mildem Weh,
im Hörnerklang zu Muth erhebet,
und ernst in dem Fagott erbebet,
es ist Dein Athem, Heilige!

Und wenn beim Ton der Menschenstimmen
wir sehnsuchtsvoll in Wehmuth schwimmen,
nicht wissen wie's der Brust geschah;
wenn Harmonien uns umringen
und Frieden wehn mit Engelsschwingen,
es ist Dein Werk, Cäcilia!

So sei bei frommen Huldigungen
dein Lob und Preis und Ruhm gesungen,
am heut'gen Tag, Cäcilia!
Und hoch die Gläser denn geschwungen,
und laut und kräftig angeklungen:
in luns, mit uns, Cäcilia!

Unter allen Anbetern Annettens wurde von den Eltern, seines einschmeichelnden Wesens und seines Vermögens wegen, ein gewisser Alberti vorzüglich ausgezeichnet. Annettens Herz stimmte für Otto, doch ihre Eitelkeit neigte sich zu Gunsten des Erstern. Albertis einnehmendes Aeußere hatte durchaus nicht den geringsten Reiz für sie, aber über die Idee: als vornehme Dame in einer großen Stadt zu glänzen, vermochten sich ihre besseren Gefühle nicht emporzuschwingen, und bereiteten ihre Uebereinstimmung mit den gutgemeinten Wünschen der Eltern vor. Diese bestimmten die Verbindung mit Alberti. Annette lag trostlos in Ottos Armen, und verschwieg ihm nichts in Bezug auf ihr Verhältniß zu jenem, während sie sich in der Eltern Hause und auswärts in Gesellschaft als Albertis glückliche Braut zeigte.

Auf diese Weise rückte der Tag der Vermählung immer näher. Es war ein wilder stürmischer Abend des Spätherbstes. Annette und Otto gingen Arm in Arm. Sie leitete ihn nach dem Gottesacker. Wild tobte die nahe Mosel vom Herbststurm bewegt, verwesendes Laub rauschte auf dem welken Grase, ihrer Zierde beraubt standen wie Gerippe Bäume und Weinranken. Die ganze Natur erschien als ein grauses Bild des Todes. Sie standen zwischen Grabhügeln. „Hier," sagte

II.

Töne der Liebe.

Das Leben in der Erinnerung.

In der Erinnrung lebt mein Geiſt
die Gegenwärt iſt öd' und leer,
mir giebt ſie keine Freuden mehr,
denn längſt ſchon iſt mein Herz verwaiſt.

Ich lebe nur in ferner Zeit,
in jenen Tagen wonnevoll,
nur ihnen rinnt der Thränen Zoll,
denn dort wär meine Seeligkeit.

Dort lebe' ich wohl, jetzt bin ich todt
geſtorben bin ich für die Welt,
Erinn'rung nur mich noch erhält
an jener Zeiten Morgenroth.

Da ging die Sonne strahlend auf,
die Liebe bot den schönsten Lohn,
mein Leben war ein Flöten-Ton,
ein Silber-Bach der Stunden Lauf.

Vergangen ist der Liebe Glück,
und sengend brennt der Sonne Strahl,
das Leben ist ein Meer von Qual,
nichts bringt die Seeligkeit zurück.

Nur du Erinn'rung bleibst mir treu,
es blüht in Dir die alte Lust,
ein mildes Weh durchdringt die Brust,
und süße Thränen werden neu.

So leb' ich denn allein in Dir,
der Gegenwart gehör' ich nicht,
dein Ton nur aus der Ferne spricht
des Lebens sanften Trost zu mir.

Liebes-Ruhe.

Seelig, seelig, wem gebettet
Liebe hat sein Kämmerlein,
wen, vom Lebenssturm gerettet,
schließt ihr stiller Hafen ein,

wer der Reiſe Wanderſtab
legt in Weibchens Armen ab.

Wohl hinaus in's milde Leben
ſtürmt der Jüngling muthig fort,
Thatendurſt ward ihm gegeben.
kund thun ſoll ſich Bild und Wort,
Fremdes will er prüfend ſchau'n,
eig'ner Kraft ſich anvertrau'n.

Aber mit dem Engelsfittig
ſteht am Ziel der Liebe Bild,
und ein Mädchen zart und ſittig
macht den kühnen Kämpfer mild,
windet, unter Küſſen, leis,
Myrthen in das Lorbeerreis.

Seelig, ſeelig! Aus den Saaten
ſprießt der Liebe gold'ner Keim!
Lohn und Urquell neuer Thaten
führt geprüft der Jüngling heim.
Was das Leben ſchmücken kann,
es gehört ihm ewig an.

Die entflohene Liebe.

Aus meinem Herzen flieht
der milde Schein der Liebe
und dunkle Nacht umzieht
es kummerſchwer und trübe,
kein einzig Lächeln giebt's
das noch dem Armen bleibe
da ſo der Schein der Liebe
aus ſeinem Herzen flieht.

Mit Thränen füllen ſich
die halbgebroch'nen Augen,
nichts mag zum Troſt für mich
ſey's noch ſo lockend, taugen,
nur Qualen will die Bruſt
erfinderiſch in ſich ſaugen,
bis wieder meine Augen
mit Thränen fullen ſich.

O Liebe! Himmels Licht!
warum biſt Du verſchwunden?
Es heilt die Zeit ſelbſt nicht
des Herzens tiefe Wunden,

von neuem bluten ſie,
ich kann ja nie geſunken,
denn ewig iſt verſchwunden
der Liebe Himmels-Licht.

Mich ſtärket nicht die Nacht
mich kühlet nicht der Morgen,
vor der Verzweiflung Macht
hält mich kein Troſt geborgen,
es ſtürzen wild auf mich
des Lebens finſtre Sorgen,
ſie ſcheuchet nicht der Morgen,
ſie lindert nicht die Nacht.

Kein Weſen ſpricht mich an
mit ſanftem, biedern Gruße,
laut heulet der Orkan,
vor meinem irrem Fuße
thut ſich der Abgrund auf:
Ach! fern ſtets vom Genuße
ſpricht mich mit ſanftem Gruße
kein liebend Weſen an.

Die Liebe flieht von mir
und jeder beſ're Segen;
Er ſtreut allein aus ihr
wie milder Frühlings-Regen.

Verdürſtet welk' auch ich.
Wer mag des Armen pflegen?
Denn Gottes ſchönſter Seegen
die Liebe flieht von mir.

Treue in der Ferne.

Glaubſt Du daß der Trennung Schmerzen
ich verlängre ſonder Noth?
Ruft zurück verwandte Herzen
nicht der Liebe Machtgebot?
Wohin auch Dein Fuß ſich wende,
bald begleit' ich dieſes Blatt,
dann hat Trennung ſchnell ein Ende
Wenn die Liebe keines hat.

Denk' nur an den Patriarchen
der zuerſt die Trauben las.
Als er in der weiten Archen
einſt mit allen Menſchen ſaß,
prüfend ob von Fluth umfangen,
ſei noch rings der Erde Haus,
hielt das Täubchen er gefangen
und den Tauber ſchickt er aus.

Noah hier, man muß ihms laſſen,
deutlich ſein Genie bewies,
lange hätt' er können paſſen,
wenn er beide fliegen lies.
Doch der Tauber mit dem Zweige
kehrte ſchnell zur Arche Rand.
Denke d'ran daß ich ihm gleiche,
und daß er Belohnung fand.

Verluſt.

Mit dieſen Armen hab' ich ſie umſchlungen,
und ſie geweiht mit dieſem Feuer-Kuß,
von Götterkräften fühlt ich mich durchdrungen
in ſel'ger Freuden ſtolzem Vorgenuß,
da ward es heller Tag in meinem Leben,
der trägen Ruhe düſtre Nacht verſchwand;
Nach dem Unendlichen ging nun mein Streben,
ihr Kuß war mir des Sieges Unterpfand.

Und gleich den Sonnen ſtiegen die Gedanken
in meiner Seele, größer ſtets, empor,
und muthig überflog mein Geiſt die Schranken
an denen ſonſt er ſeine Kraft verlor;

Es schien nur mir die Erde zu gehören,
in meinem Arm lag meine ganze Welt,
und selig ward ich schon der Engel-Chören
in himmlischer Begeist'rung zugesellt.

Da riß die Theure sich von meinem Herzen,
es floh die Wange meinen heißen Mund,
allein stand ich, ein Ziel der herbsten Schmerzen,
zerrissen war des Lebens schönster Bund.
Mein Genius, war nun von mir gewichen,
mein hoher Muth entflohn mit ihr dahin,
und jeder Aussicht Farben-Glanz verblichen,
und jeder bessern Freude todt mein Sinn! —

Vergebens kommt Erinn'rung mich zu trösten,
sie reißt die Wunden nur von neuem auf,
vergebens zeigt dem Muth- und Kraft-Entblößten
die Zukunft besserer Gestirne Lauf:
für den, der aus der Liebe Freuden-Schale
die reinsten Tropfen, selig, selig! soß,
giebts keinen Nektar mehr beim Götter-Mahle,
wenn Treue nur ihm die Geliebte log.

Annette, „hier erinnere ich Dich an das Verſprechen unſerer erſten Umarmung. Heute über acht Tage will man mich mit Alberti vermählen. Ich darf nicht mit Dir leben, ich muß daher mit Dir ſterben.“ Otto ſank an ihren Buſen; er beſchwor ſie, zu leben, und ihn ſeinem Schickſale zu überlaſſen; doch alles vergebens. Da bat der Jüngling ſie, den Todestag zu beſtimmen. Es geſchah. Sie reichte ihm das Ende eines weißen Tuches; und beide zerriſſen es über einem Grabhügel. „Wie dieſes Tuch, ſo reiße mit vereinter Kraft auch unſers Lebens Faden.“

Otto eilte mit ſchmerzlichem Entzücken nach Hauſe. Auch ohne die Geliebte wäre er, ſeinem Charakter treu, geſtorben; doch die Feſtigkeit, mit welcher auch ſie ſich ihrem Vorſatze treu zeigte, legte ihm Wonne in den Gedanken an die nahe Todesſtunde.

Er ſchrieb an den einzigen wahren Freund ſeiner Univerſitätsjahre, in deſſen Umgange ihm die reinſten Freuden der Geſelligkeit während der Bildungszeit entflohen waren:

„Ich danke Dir herzlich, lieber Wilhelm, für Deine mir erwieſene Freundſchaft. Ein Lebensalter würde dazu nicht hinreichen, aber Freundſchaft und Dankbarkeit wird mit meinem Geiſte jenſeits des Grabes fortleben.

Das Schönste.

Das Höchste ſucht' ich was im Glanz
der Schönheit blüht,
ihm wollt' ich flechten einen Kranz,
gefühldurchglüht,
der Pieriden froher Sohn,
von Lyra-Klang und Liedes-Ton.

Ich ſah der Roſe milde Zier,
Seg ihren Duft
gehaucht am blühenden Spalier
durch Lenzesluft;
Doch trägt ſie heimlich und verſteckt,
den Dorn auch, der die Schmerzen weckt.

Dann blickt' ich auf den ſchlanken Baum,
der hoch ſich hebt,
ein Stolzer, in des Himmels Raum
vom Weil durchbebt;
Doch wenn der Herbſt geendet hat
entfallt dem Dürſt'gen Reiz und Blatt.

Iſt es die Welle, wenn der Schein
vom Abendſtrahl
in's Kräuſeln fällt ſo golden ein,
und glänzt durch's Thal?
Doch ſelbſt hegt ſie den Schimmer nicht,
iſt Spiegel nur vom fremden Licht.

So iſt's der Sternenhimmel wohl
mit Augen klar,
dem Unbegrenzten ein Symbol
und Weihaltar?
Doch bleibt ein jeder milde Stern
für meine Sehnſucht ſtets ſo fern.

Iſt's nun die Roſe nicht, ſo hold,
des Baumes Pracht,
der Wellen abendliches Gold,
die Sternennacht,
ſo ſuch' ich ämſig wohl und bang
umſonſt das Schönſte lebenslang?

O laß, o laß Dein Suchen ſeyn,
beglückter Mann,
das Schönſte iſt ja doch ſchon Dein,
gehört Dir an,

umſchlingt Dich mit der Liebe Kuß
zu nimmer endendem Genuß.

Auf ihren Wangen Roſen ſtehn,
doch dornenlos,
ihr Wuchs iſt reizend ſtets und ſchön
nicht wechſelnd blos,
und jedes fremden Schmuckes baar
wegt ihr gelocktes goldnes Haar.

Die beiden Sternlein aber da
voll Seelenlicht,
ſie leuchten Dir ſo freundlich nah,
und jeder ſpricht:
Woll' einzeln nicht das Schönſte ſchau'n,
Gott gab's vereint den holden Frau'n.

Der Schutzgeiſt.

Mir auch ward ein Genius gegeben,
Deſſen treue Seraphs-Flügel mich
Freundlich ſchirmend ſtets umſchweben;
Sanften Fluges naht er ſich,

Seiner Worte Melodien
wollen mir das weiche Herz
ſchmachtend aus dem Buſen ziehen.

Und ich weiß wie ſich der Engel nennet,
der ſo mild ob meinem Leben wacht,
dem das Herz entgegen brennet
mit der Sehnſucht ganzer Macht,
und bei deſſen zartem Walten,
wie der Blume Kelch im Licht,
ſich die Tugenden entfalten.

Du Geliebte! biſt der Engel werden,
der mich ſchützend an den Buſen nimmt,
der zu lieblichen Accorden
meines Lebens Harfe ſtimmt,
Einklang bringt in all' mein Wollen,
und mich auf dem Pfade ſtärkt,
den wir pilgernd gehen ſollen.

Stehſt du freundlich nicht an meiner Seite,
wenn des Morgens Roſen-Wangen blüh'n,
führt dein freundliches Geleite
mich nicht durch des Tages Mühn,
lönſt du nicht aus Abend-Glocken,
ſinkeſt dann im ſchönen Traum,
lieblich auf des Schläfers Locken?

Wenn das Herz von Liebe ſich entzündet,
wenn die That des Edelmuthes reift,
wenn die Treue ſich verbündet
und des Freundes Hand ergreift,
dein Werk war des Herzens Regen;
wo du gehſt, da blüht empor
jeder Tugend milder Seegen.

Frommer Geiſt, zum Schutze mir beſchieden,
wende nie dein Himmels Angeſicht,
dir verdankt mein Herz den Frieden,
raube mir ihn, ſcheidend, nicht!
Doch du kannſt mir nicht entſchwinden,
denn ich eil' auf ewig dich
an mein Schickſal feſt zu binden.

Ständchen aus der Ferne.

Traget linde Lüftchen! traget
meiner Harfe leiſen Klang,
meiner Stimme Abendſang,
zu der Holden die ich meine,
ſagt ihr wieder was ich hier,
ach ſo weit getrennt von ihr,
ſtöhne, weine.

Was ich ſelbſt mir nicht erloubt,
bei der Abend-Kühlung Wehn
ſeufzend einen Kuß zu flehn,
bitte jetzt mit ſanfter Klage.
Harfe! daß der Abendwind
noch den Ton, ſo leis und lind
zu ihr trage.

Dort durch ihre Locken liſple
was ihr Trauter ſeufzend meint
jede Zähre, die er weint,
jedes Schmeicheln ſeiner Lieder,
jedes Hoffen das er hegt,
jeden Wunſch der ihn bewegt
ſag' ihr wieder.

Traget, linde Lüftchen! traget
meiner Harfe leiſen Ton
zu der Holden, die ich ſchon
im entflammten Geiſt umſchließe,
liſpelt wenn die Stimme ſchweigt,
und der letzte Ton entweicht,
noch Luiſe! —

An die Chaisenträger, die Elisen trugen.

Verdammtes Volk mit euerm Kasten,
wer euch erfand, der hat's zu thun mit mir.
Tragt fetter Bäuche schwere Lasten,
nicht diesen blühenden Zephir.

Seit zu der Mädchen Glück die Klöster
Verbannte Luthers Ehstandsfrohe Lehr',
So tragt ihr, strenger Eltern Tröster,
in Wandelzellen sie umher.

Gleich jenem Schloß in Wielands Mährchen
lauft ihr auch mit den Fensterkasten fort,
und nicht einmal ein dünnes Härchen
führt helfend hier hinein, wie dort.

Ihr trabt gleich Eseln vorn und hinten,
könnt nicht die Glücksminute die jetzt schlug
gleich euerm Namens-Vetter finden,
der einst das Bild Madonnens trug.

Den Kasten auf! — Nun bin ich's müde
daneben her zu traben und zu schreien,
und diese Polizei-Aegyde
für strenge Zucht zu maledein.

Gleich werd' ich in die Scheiben schlagen!
macht auf! ich schwur und schwör' es täglich noch
auf meinen Händen sie zu tragen,
und das ist besser Tragwerk doch.

Was red' ich noch zu euch Gottlosen!
Verhieß nicht Gott den Guten — Wie ihr rennt! —
daß sie an keinen Stein sich stoßen;
Was greift ihr ihm ins Regiment?

Gottlob! — Sie springt heraus — Im Eilen
Noch ein verstohlner, halber, süßer Kuß! —
Ich will mit euch die Arbeit theilen
gebt mir nur täglich den Genuß.

Liebchens „ſo oder ſo.“

Klein oder groß!
Was kümmert mich die Länge,
iſt nur das Herz für Hohes nicht zu enge,
ſchlägt's nicht für Eitelkeiten blos.
Zur Größe will ich mich ſchon auch erheben,
mit Kleinen läßt es ſich gemüthlich leben.
Klein oder groß!
Iſt Liebe nur mein Loos.

Blond oder braun!
Ich liebe alle Farben,
und blondes Haar, wie ſchwarzes Aug' erwarben
ſich gleichen Reizes mein Vertraun.
Ertönen nur die frohen Hochzeit-Glocken,
der Liebe Kranz ſchmückt herrlich alle Locken.
Blond oder braun!
Nur herzig anzuſchaun.

Rund oder ſchlank!
Wer möchte denn wohl mägen
in welche Form ſich gießt des Himmels Segen,
für jede ſei ihm heißer Dank.

Schön sind wohl Cedern, die zum Himmel
bringen,
Doch kann ein voller Arm auch hold umschlingen.
Rund oder schlank!
Nur träg' nicht oder krank.

Reich oder arm!
Ich frage nicht nach Schätzen,
es bringen ja des Reichthums taube Götzen
nur frohen Herzen Angst und Harm.
Es soll uns stille Häuslichkeit bereichern,
die Eintracht Freude häufen in den Speichern.
Reich oder arm!
Ist nur das Herz recht warm.

Schön oder nicht!
Die Blüthen welken eilig,
das Inn're nur ist jedem Sturme heilig
ein Fels an dem die Wege bricht.
Nicht ein Modell will ich als Maler kaufen,
nach Schönheit kann nur toll die Menge laufen.
Schön oder nicht!
Strahlt nur im Auge Licht.

Hoch oder tief!
Das Herrlichste und Beste,
es tragen's nicht allein des Stammbaums Aeste,
urkundet staubig kein Archiv.

Mein Schicksal ist entschieden: ich sterbe — mit der Herrlichen, die die Glückseligkeit meines Lebens war, wie sie die Seligkeit meines Todes ist. Ich habe sie beschworen zu leben, habe ihr alles mögliche vorgestellt, doch treu der seligen Stunde, welche auf Leben und Tod uns verband, wird sie vereint mit mir dem letzteren sich geben.

Guter Wilhelm, ich weiß, wie viel Du in der Welt gelitten, aber Gott behüte Dich für ein Schicksal wie das meinige, so viel auch dessen blutige Entwickelung Süßigkeit und Trost für mich enthalten mag.

Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich todt, aber auf ewig vereint mit der Geliebten. Er wird Dir und allen, die ihn lesen, beweisen, daß ich nicht der Mörder der Vortrefflichen wurde, sondern daß Convenienz uns beide tödtete.

Zeige diese Zeilen meiner Mutter, und suche sie durch alles, was sie nur einigermaßen beruhigen kann, zu trösten. Tief schmerzt mich die Verehrungswürdige, die es so herzlich gut stets mit mir meinte. Grüße alle Bekannte. Nun Gott befohlen, mein theurer Wilhelm, jenseits siehst Du wieder Deinen

Otto."

Die bestimmte Stunde näherte sich. Mit gesenktem Haupte, aber festen, männlichen Ganges

Am Boden dicht oft wächst die goldne Traube,
dem Adler nach fliegt nicht die holde Taube,
Hoch oder tief!
Wenn's nur die Liebe rief.

Still oder laut!
Ob sich der Geist Altäre,
daß er sich dran im hohen Glanz verkläre,
ob nur ein Blumengärtchen baut.
Wohl mag Verstand und reiche Suada schmücken,
doch liegt auch viel in stummen Feuerblicken.
Still oder laut!
Nur mit Gefühl vertraut!

So oder so!
Ich bin ja stets zufrieden.
Nur Eins sei unerläßlich ihr beschieden,
weh mir, wenn dieses von ihr floh.
Die Güte, die nie wechselt, nie veraltet,
die fromm und heiter in dem Hause waltet.
So oder so!
Nur innig gut und froh!

Die Gefahr des Höchsten.

Wer nur nach dem Höchsten strebte,
wer mit kühnem Geistesfittig
nach dem fernsten Ziel nur flog,
für das Herrlichste nur lebte,
nur aus seinem Anschaun Wonne
in den heißen Busen sog,
der kann nimmer Ruhe finden,
alles drohet ihm Gefahr,
alles andre muß verschwinden,
nur dies Eine bleibt ihm klar.

Und er möcht' es aus der Menge
reißen mit gewaltgem Zuge,
bis vom Niedern unereilt,
nur wie himmlische Gesänge
in dem Herzen der Vertrauten
seines Lebens Daseyn weilt;
Und in jedem fremden Auge
ließt er schaudernd Hochverrath,
und er knirscht bei jedem Hauche
der dem Reinen unrein naht.

Aber ſtehn muß er von ferne
und mit halb verbißnem Grimme,
ſich verzehren ſtill in Gluth,
und von ſeines Lebens Sterne
ſtärken ſeltne karge Strahlen,
ſelten, karg nur ſeinen Muth,
denn im wilden, raſchen Toſen,
ſchwindet auch des Höchſten Glanz,
und er findet ſtatt der Roſen
Dornen nur im Lebens-Kranz. —

So auch ich. Mir ſelbſt gegeben
ſtrebt ich nach der ſchönſten Blume,
und ſie beg ſich hin zu mir:
in die Kränze für mein Leben
webte ſich ſie ſanft erröthend,
dieſer Kränze ſchönſte Zier.
Nimmer wagt' ich dies zu hoffen;
Doch die Götter riefen mich,
ließen ihren Himmel offen
und ihr Mitgenoß ward ich.

Sollt' ich nun nicht ängſtlich wahren
dieſes Kleinod meines Lebens? —
Bebt, mit Perus Gold beſchwert,
doch der Schiffer vor Gefahren

wenn der wildeſte der Stürme
hoch das tiefe Meer empört,
wenn Corſaren um ihn kreiſen
und er, was er reich gewann,
nicht der Uebermacht entreißen,
nicht der Liſt verbergen kann.

Und ich ſollte nicht erzittern
wenn an Geiſt und Reizen mächtig
Männer um mein Kleinod ſtehn?
Und es ſoll mich nicht erbittern,
wenn dann Schmeichel-Worte lieblich
an das weiche Herz ihr wehn?
Gilt es hier doch mehr als Kronen,
mehr als Gold. Den höchſten Preis!
Ach! ein Herz das zu belohnen,
ſeelig, überſchwenglich weiß.

Sie nur hat mich hoch erhoben
der ich unter ihr geſtanden
tief an jedem Menſchen-Werth.
Doch, wie Gottes Strahl von oben
der herab in Liebe ſchwebte
wohl Geringes hoch verklärte,

fühlt' ich mich von ihr gehalten,
schwebend in der höhern Welt,
und mein Streben und mein Walten
nur nach Ewigem gestellt.

Wenn sie mich nun sinken ließe
wieder in den Staub der Menge,
und ich hätte doch nun schon
hochgeschwelgt im Paradiese,
stolz herabgesehn auf Alle,
heis gefühlt des Höchsten Lohn!
Ha! den Dolch ins Herz mir drücken
würde solcher Qualen Macht! —
Ach! das strahlendste Entzücken
Gränzt an der Verzweiflung Nacht.

Ihr Wiegenfest.

Ob ich auch schwieg, hab' ich doch nicht vergessen
den Tag den ich stets feierlich beging,
mag jetzt sie auch im selbst gewählten Ring
ein Anderer an seinen Busen pressen,
den Tag den ich stets feierlich beging
werd' ich doch nie so lang' ich leb' vergessen.

Oft hab ich wohl an ihm bei ihr gesessen,
wo ich den Dank von ihrer Hand empfing,
von ihr, beglückt und doch auch trostlos ging,
und eb's wohl heut mir anders zugemessen
werd ich den Tag den ich stets froh beging
doch nimmermehr in treuer Brust vergessen.

Sehnsucht im Frühling.

Wenn die Blätter sprossen,
sproßt der Sehnsucht Keim.
Kehrt die Schwalbe heim
ist in sanftem Weh
auch das Herz erschlossen.
Unbestimmt Verlangen
hält es mild befangen.

Wenn die Blätter dehnen
aus der Hülle sich,
und schon nachbarlich
bei einander stehn,
wächst das bange Sehnen,
leise Wünsche kommen,
ängstlich und beklommen.

Wenn mit Blüthen Duft
alles ſich erfüllt,
weis das Grün verhüllt
und der Wohlgeruch
weget in den Lüften,
muß das Herz erglühen
und die Sehnſucht blühen.

Wenn ſich nun zu Lauben
wölbt der Blätter Dach,
wird's im Buſen wach,
will uns Raſt und Ruh
fernhinſtrebend rauben,
und es wölbt dem Herzen
ſich ein Grab von Schmerzen.

Dann wenn alles girret
in der Liebe Luſt,
trägts nicht mehr die Bruſt,
und ein wilder Wahn
uns den Sinn verwirret,
bis von Lieb' umwunden
wieder wir geſunden.

Stets bei ihr.

Ja, vergessen hat sein eignes Leben
nun der liebende Gedank von mir,
will nur unablässig Dich umschweben,
weichen nimmer von der Seite Dir,
jeden Odemzug mit Liebe tränken,
Liebe in das kalte Herz Dir senken.

Schleichen will er sich an alle Orte
wo Dein Geist in Träume sich ergießt,
da belauschen jedes Deiner Worte
das aus unverstellter Seele fließt,
sich zu jedem Deiner Blicke drängen,
wonnereich an Deinem Munde hängen.

Wenn nun am bekannten Elbgestade
Dich der Neidenswerthe wandeln sieht,
streut er zarte Blumen Deinem Pfade,
an der Brust des Frühlings aufgeblüht,
daß in ihres Namens Angebinde
sich mein Wunsch zu Deinen Füßen finde.

Wenn Du Abends bei des Lämpchens Scheine
emsig an dem kleinen Strümpfchen strickst,
mit der lieben Mutter im Vereine
schon dem holden Schlaf entgegen nickst,

und es flimmert rings wie Funken-Regen,
eilt mein Geiſt dem Deinigen entgegen.

Wenn ein lindes Lüftchen Dir die Wangen
von des Sommers Hauch erhitzet, kühlt,
wenn Dich Zephiretten rings umfangen,
in den Locken Dir der Kühnſte wühlt,
ſo umfängt Dich meines Geiſtes Wehen
will auch hier Dir ſein Gefühl geſtehen.

Träume gaukeln mit azurnen Schwingen
in dem Morgenſchlummer zu Dir hin,
und in abertauſend Wunderdingen
findeſt Du verſteckt mein Bild darin;
Ha! mein Geiſt hat mich ſo bunt verkleidet,
er, der nimmer, nimmer, von Dir ſcheidet.

Ja er ſoll Dich nimmer, nimmer laſſen,
ſeine Herrſcherin allein biſt Du,
ſoll Dir angehören, Dich umfaſſen
feſt und innig ohne Müd' und Ruh.
Seeliger, o! ſeelig ſonder Ende,
wenn er endlich in ſich ſelbſt Dich fände.

Liebe ohne Vertrauten.

Soll ich denn allein es tragen,
was mein ganzes Herz erfüllt,
und ich darf es niemand ſagen,
was den Buſen mir verjüngt,
ſich empor zu Worten drängt?

Wenn Dein Bild vor meiner Seele
lieblich in Erinn'rung ſteht,
willſt Du daß ich es verhehle
was dann mit des Sturmes Macht
in der innern Bruſt erwacht?

Und ich ſoll die Sehnſucht' ſchließen
in das eigne Herz nur ein,
einſam dürften ſie nur fließen,
meine Thränen Dir geweint,
trocknen darf ſie nicht ein Freund?

Und das Glück, das ich genoſſen,
rein und ſelig, göttlich groß,
bleibt im Herzen mir verſchloſſen,
und bekennen darf ich's nicht;
was der Dank der Liebe ſpricht?

erreichte Otto den einsamen Platz an der Kirche, wohin ihn Annette beschieden. Krampfhaft hielt er in der Rechten die von ihr bestimmten Todeswerkzeuge: zwei Pistolen. Matt leuchtete der Mond durch fliehende Wolken. — Mit schwankendem Tritte nahte sich Annette im weißen Gewande. Beide umfingen sich in einer langen stummen Umarmung; dann ergriff Annette ein Pistol und wendete die Mündung nach ihrem Herzen. Beide drückten zu gleicher Zeit ab, und Annette sank blutend, während Ottos Pistol versagte. Er sah die Geliebte sinken, und ein zweiter Druck des nun mit wilder Verzweiflung ringenden Jünglings stürzte ihn mit zerschmettertem Haupte entseelt zu Boden. — Aufgeschreckt durch die Schüsse eilte man herbei, und fand ohnweit Ottos Leichnam — Annetten lebend mit einer leichten Streifwunde an der linken Brust.

Es war der vollkommenste Sieg der Eitelkeit, die, um zu glänzen, auch das Theuerste opfert. Sey es, daß nur Liebe zum Leben Annettens Hand mit dem Pistol geleitet hatte; ihrer Eitelkeit wurde durch die Sage: Otto habe sich aus Liebe für sie entleibt, und habe sie aus Eifersucht mit sich zugleich tödten wollen, — unendlich geschmeichelt. Wenig nahm sie sich des treuen Jünglings Tod zu

Was die Augen himmliſch ſchauten,
was der Mund entzückt genoß,
muß ich bergen dem Vertrauten,
keinem darf ich es geſtehn,
mit mir muß es untergehn? —

Eins iſt dennoch mir geblieben —
kann der Menſch das Göttliche
ohne laut zu beten lieben? —
An der Muſen treue Bruſt
leg' ich meines Lebens Luſt.

An der Muſen treuem Herzen
will ich jubeln, will ich klagen
meine Wonnen, meine Schmerzen,
bis aus liebendem Gemüth
ſtill der Dichtung Kranz entblüht.

Zephirion.

Welche leichte Schwingen
die mir Kühlung bringen,
lindern mir die äußre Gluth
und gleich einer Nektar-Fluth
mir in's Innre dringen!

Her durch Rosenblätter
fliegen sie wie Götter,
  scherzen mir mit süßer Lust'
  leicht die schwerbedrückte Brust
und die Stirne glätter.

Ihr Entathmen Nelkendüfte,
ihre Wangen Rosenlüfte,
  goldnem Crokus gleich ihr Haar,
  Veilchen ihrer Augen Paar,
Pfirsichblüthen ihre Hüfte.

Ueberall wehn ihre Flügel,
ihr Genuß kennt keine Zügel,
  sie umschärmen nie geschreckt,
  was des Neides Flor versteckt,
selbst des Busens Lilienhügel.

Seht, sie baden sich in Küssen,
schwelgen stets im Honigsüßen,
  kühlen und entflammen doch,
  daß in ihrem Hauche noch
selbst die Greise lieben müssen.

Wie sie flattern hin und wieder,
horchen auf der Liebe Lieder

lauſchen auf des Seufzers Ton,
legen ihn zu ſüßem Lohn,
vor der Holden Füßen nieder.

Wie ſie wieder von der Schönen
ſtrömen her in zarten Tönen,
und in froher Emſigkeit,
von der Neugier unentweiht,
willig Lenz und Liebe krönen.

Habt ihr mir denn nichts zu ſagen?
Keine Antwort meinen Klagen?
Keine ſüße Antwort mir?
Wollt ihr nicht dann auch zu ihr
meine ſtummen Wünſche tragen?

Ja! ich fühl's an dieſem Leben
das mir Euer Hauch gegeben,
ja, Ihr ſeyd von ihr geſandt!
Laßt in der Empfindung Land
mich mit Euch hinüber ſchweben.

Der Schmerz der Erinnerung.

Warum muß ich Dein gedenken,
ach! zu früh verlornes Glück!
warum kann kein Augenblick
meinem Herzen Ruhe schenken?
Ach! zu früh verlornes Glück!
Warum muß ich Dein gedenken?

Ueberall muß ich begegnen
Deinem Bilde schön und mild.
Dich verlor ich! ach! Dein Bild
kann mich nun fortan nicht segnen:
und dem Bilde schön und mild,
muß ich immer doch begegnen.

Aus dem Innersten verweisen
will ich der Erinnrung Schmerz!
Ach! vergebens! denn das Herz
müßt' ich aus der Brust mir reißen.
Nie kann der Erinnrung Schmerz
aus dem Innern ich verweisen.

Und so sterben unter Zähren
Gegenwart und Folgezeit,
keines kann in diesem Leid

mir den kleinſten Troſt gewähren;
Gegenwart und Folgezeit
ſteht in der Erinnrung Zähren.

Leichter Sieg.

Hab' mir nicht erklären können,
daß mir's glückte nimmermehr
mich von ihrem Dienſt zu trennen,
war ihr Dienſt auch noch ſo ſchwer. —
Sind's die Augen die beſtricken?
Iſt es dieſer Quell des Lichts?
Willſt in andre Augen blicken!
That's auch, — doch es half mir nichts.

Iſt's der Mund den wie Korallen
zarte Lippen ſchließen ein?
Andrer Mund kann auch gefallen!
Ich verſucht' es — aber nein!
Liegt's in goldner Locken Ringen,
die mich binden immerdar?
Such' dir andre ſolche Schlingen!
That's, — doch blieb es wie es war.

Thut's der Wuchs, der zum umspannen
und doch voll am rechten Ort? —
Flog zu Gleichem schnell von dannen!
Blieb dasselbe immerfort.
Sind's die zartesten der Füßchen
denen ich entrinne nie?
Andre auch verdienen Küßchen,
doch ich sehe stets nur die!

Ist's ihr Witz? die frohe Laune?
Auch bei Andern zeigt sich das.
Siehst Du dort die muntre Braune?
Ja; — ihr' Spaß ist doch nur Spaß.
Oder gilts der Herzens-Güte
die recht oft dir wohlgethan?
Nein! beim trotzigsten Gemüthe
zieht sie mich am meisten an. —

Lang hab' ich mich sonst zersonnen
ohne Aufschluß, dieser Sphinx
keine Lösung abgewonnen,
schaut ich rechts und schaut ich links,
Plötzlich aber hab' ergründet,
ich's in einem alten Buch,
wo aus Plato's Lehr sich findet
folgender gar weiser Spruch.

„Jedem Menſchen beigegeben
ist ein Genius der ihn
leitet durch das Erdenleben
bis die Seelen heimwärts fliehn.
Mächtiger der eine, minder
kraftbegabt der Andre dort,'
also gehn der Menſchen-Kinder
Geiſter an ſeinander fort.

„'Weſſen Geiſt nun mächtger, kühner
der beſiegt den mindern Geiſt,
und ſo wirſt du andrer Diener
ohne daß du ſelbſt es weißt.
Magſt du ringen, gegen jenen
nichts iſt doch damit gethan:
alſo mußte Sieg bekrönen
ob Anton, Octavian."

Soll es mich nun wohl noch ſchmerzen
daß ich Freiheit nicht gewann
daß ſie ganz in meinem Herzen
unumſchränkt gebieten kann?
Ach? es wurden gleiche Looſe
uns wie Jenen auf dem Thron!
Sie Octavius der Große,
ich der dienende Anton.

Nun, wenns so ist, so regiere
mich ihr Genius nur fort,
gegen Schicksalsspruch verliere
fatalistisch ich kein Wort.
Mag ihr Genius dem Meinen
immer überlegen seyn,
wann sich Herz und Herz vereinen
tritt doch wieder Gleichheit ein.

Sterben.

Wenn mir einst die hohe Stunde schlägt,
wo ein Engel mich auf Fittigen des Friedens
sanft hinauf in beßre Welten trägt,
wird beim Scheiden mir dein Bild begegnen,
wie beim Leben stets es vor mir stand,
und ich werde mit der matten Hand,
sprachlos schon, es dann noch seegnen.

Tragen werd' ich es mit mir empor
in Gefilde jenes bessern zweiten Lebens,
zu der Seeligen entzücktem Chor

und verklären wird in jenen Auen
schöner sich der Reiz, der es umfloß,
und, der Himmel seliger Genuß,
werd' ich selbst dich dann als Engel schauen.

Und umschweben werd' ich immerdar
deines Lebens Weg, dein tugendhaftes Wirken,
deine Seele stets so rein und klar,
werde reichen dir in trüben Stunden
innern Trostes Labebecher oft,
festen dich in dem, was du gehofft,
stärken dich in dem, was du empfunden.

Einst flicht jeder schönen Tugend Kranz
der Verklärten Chor im seeligen Genusse,
den Azur durchzuckt ein höhrer Glanz,
von den Harfen tönen Jubel-Lieder,
und ich fühle, was ich nie empfand; —
da kömmst du an deines Engels Hand,
und vereint sind unsre Seelen wieder.

Das ſtille Lottchen.

Lottchen! immer ſo ſtill?
ob aus dem roſigen Munde,
nimmer ein Wörtchen entſchlüpfen will?
ob in der köſtlichen Stunde
wo Dir ein Liedchen von mir gefällt,
Amor der Loſe mit Weisheit im Bunde,
über den Worten ſtets Wache hält?

Stille Waſſer ſind tief!
Lottchen! wenn hinter der Stille
etwa der Schalk Dir im Nacken ſchlief? —
Daß mich dies Schweigen nur trille
ſprechen die niedlichen Lippen nicht,
daß ich die Lüfte mit Klagen erfülle,
neckt mich der liebliche Böſewicht.

Alſo Vorſatz iſt's nur?
Bin ich dem Schelmen-Beginnen,
bin ich der Loſen nun auf der Spur?
Weiß man ihr Herz zu gewinnen,
ſpricht ſie ſo munter und ernſt und klug,
aber kein Wörtchen für mich ward ich innen,
als ich nach Freundſchaft die Böſe frug.

Herzen; denn bald nach demselben wurde sie Alber-tis Gattin.

Noch jetzt lebt sie mit diesem in einer äußerst ungezwungenen Ehe; nicht wie Werthers Lotte die edle Würde teutscher Hausfrauen behauptend, wohl aber in den Zirkeln der großen Welt nach Glanz und Triumph strebend.

Wer sie sieht, wird scheu von ihrem Herrscherblick sich wenden; doch wer vorüberwallt an Ottos frühem Grabe, weiht sicherlich dem Andenken des edeln Jünglings eine Thräne innigen Mitgefühls.

Warte, warte Du mir!
Stets nur für mich ſolch ein Schweigen,
andern manch freundliches Wort von Dir! —
Himmel! Du läßt Dich erweichen?
Hältſt Du die Worte auch noch zurück, —
Lottchen, erkühn' ich zu deuten das Zeichen? —
Spricht doch ſo freundlich Dein holder Blick.

Entzückung.

Ein Schmeichelraum umgaukelt mich
mit lieblichem Gefieder,
und ſenkt auf meine Schläfe ſich
mit leiſem Rauſchen nieder.
Unſterbliches dringt an mein Herz
an alle meine Sinne,
daß Erdenluſt und Erdenſchmerz
in Himmelsglanz zerrinne.

Ich ſeh' im Regenbogen-Strahl
ſich goldne Bilder weben,
und mir entgegen ohne Zahl
auf Purpur-Wolken ſchweben,

aus einem hellen Azur Meer
  stets neue Schönheit saugen,
herwogend gleich dem Sternen-Heer
  zu meines Geistes Augen.

Enträthsle mir, entflammter Geist,
  die prangenden Gebilde,
was lebt und fluthet, wogt und kreißt
  in diesem Lichtgefilde.
enträthsle meinem Herzen frei
  des innern Ahnens Töne,
und jene süße Schwärmerei
  bei dieser Götter-Scene. —

Sie kömmt! die Ahnung sagt es mir
  mit zitterndem Entzücken,
sie kömmt! mit tödtender Begier
  sie an mein Herz zu drücken,
sie kömmt! mit Götter-Seligkeit
  ihr ewig zu gehören
und meiner Treue Felseneid
  der Herrlichen zu schwören.

Zum Feste schmückt die Schöpfung sich,
  zu unsers Bundes Seegen
und führt mir groß und feierlich
  die holde Braut entgegen.

Mir näher goldnes Meteor!
die Meine Dich zu grüßen,
und Dir, die Gott mir auserkohr,
den Gattenkuß zu küßen.

Mir näher ſchöne Wolkenbraut
den Arm um Dich zu ſchlagen,
und Dir vor allen Welten laut
das freche Ja zu ſagen.
Ihr nach! ihr nach! nichts feſſelt mich,
ich fühl' die Erde ſchwinden! —
Ha, ſpröde Braut ich werde dich
in andern Welten finden.

Das Band der Geſchlechter.

Kräftig, ſeines Willens Meiſter,
mächtig im Gebiet der Zeit,
mächtig im Gebiet der Geiſter,
gegen Welt und Schickſal dreiſter,
ſteht der Mann, in Herrlichkeit.
Muth entflammt das Herz ihm nur,
ſeine Stirne iſt ein Felſen;
und ſein Jawort iſt ein Schwur.

Aber Freuden-Thränen fließen
von den ſtolzen Augen nie,
nie kann er das Glück genießen,
Herz in Herz ſich zu ergießen,
nie der Wehmuth Sympathie,
Mitgefühl für andrer Schmerz,
Mitgefühl für andrer Freuden,
kennt ſein Kopf nur, nicht ſein Herz.

Und ſo, gleichend dem Orkane,
ſtürmt er, wo er fordern will,
in den Abgrund mit dem Kahne,
denket hohe, laute Plane
für dies Leben, klein und ſtill,
glüht für einer Welt Idee,
will das Ganze nur umfaſſen
und zerdrückt das Einzelne.

Doch, da tritt mit leiſem Schweben
Liebe näher hin zu ihm,
und er fühlt ſein Inn'res beben,
ſeine Bruſt ſich ſanfter heben,
ſchwinden ſeinen Ungeſtüm,
was er nie vorher gedacht
fühlt er nun mit frohem Staunen;
der Empfindung Uebermacht.

Sie entblüht in ſchönen Blüthen
an der Roſe, Weiblichkeit,
ſie nur giebt dem Auge Frieden,
ſie nur iſt's, die Aphroditen
zu der Schönheit Muſter weiht,
dann entfaltet ſeinen Glanz
jede ſtill entkeimte Knospe,
in der Pflichten Blumen-Kranz.

Und von ihrem Duft durchdrungen
fühlt der Mann ein neues Ich,
von der Milde ſanft umſchlungen;
in des Muthes Huldigungen
webt der Sanftheit Lächeln ſich,
aus des wilden Meeres Fluth
wird ein Spiegel-Strom; er handelt
nicht mehr groß allein; auch gut.

Ja! im Bande der Geſchlechter
wird erſt jedes groß und klar,
denn des Mannes Sinn wird ächter,
prüft der Dinge Werth gerechter,
ſchön wird auch was kräftig war,
und was fruchtlos ſonſt zerſtreut,
ſammelt ſich zu vollem Seegen
in dem Kreis der Häuslichkeit.

Die letzte Liebe.

An Conſtanzen.

Biſt meine erſte Liebe nicht,
nein, nein!
Wohl manchmal ſchon im Himmelslicht
trat Amor freundlich zu mir ein,
doch — höre was mein Herz verſpricht, —
doch, meine letzte ſollſt du ſeyn.

Iſt denn dir lieber wohl ein Herz,
o ſprich!
Das nie gekannt der Liebe Scherz
und all ihr Sehnen inniglich,
als, das geprüft in Freud' und Schmerz
ſich ſelbſt nun kennt, und liebt nur Dich?

Der erſten Liebe Rauſch vergeht
geſchwind!
weil ſie ſich ſelbſt oft nicht verſteht,
geblendet ihr die Augen ſind,
die letzte Liebe nur, verweht
kein Lebensſturm, kein Flatterwind.

Was Gluth nur war im erſten Hauch
gar ſchnell,
zuweilen wohl mit dichtem Rauch,
wird nun für alle Zeiten hell,
verliſcht nicht mehr und wärmet auch
wie Strahlen aus der Sonne Quell.

Die erſte Liebe legt den Keim
ins Land,
die letzte bringt die Früchte heim
und wahret ſie mit Hausverſtand,
die erſte, iſt nur netter Reim,
die letzte, Lied in Gluth entbrannt.

Drum meine letzte Lieb', biſt Du!
Ja, ja!
Dies Herz eilt keiner wieder zu
ſeit Dich mein Auge liebend ſah.
Nur Du giebſt ihm des Lebens Ruh
und noch im Tode bleibt's Dir nah.

An Luiſen.

Und ich wünſchte nicht Luiſen
an das heiße Herz zu ſchlieſen,
wenn die Blumen wieder ſprießen,

wenn durch Thal ſich und Gebüſch
Bäche lieblich koſend gießen,
wenn der bunte Schmuck der Wieſen
wenn der Bäume grün Gewand,
mit dem Perlenthau beſtreuet
wieder herrlich ſich erneuet?

Und es ſtrebte mein Verlangen
nicht die Schöne zu umfangen,
wenn von Jugendroth die Wangen
in der Götterlüfte Hauch
himmliſch ſonder Gleichen prangen,
wenn mit wolluſtvollem Hangen
an der neu belebten Welt
ihre Augen heller ſtrahlen,
ſüß bewegt von Idealen?

Und mir ew'ge Treue ſchwören
ſollt' ich nicht die Theure hören,
wenn von jubelvollen Chören
rings die ganze Schöpfung ſchallt,
wenn, dem jungen Lenz zu Ehren
ſich Adonis mit Cytheren
zu der neuen Erde ſenkt,
und mit glänzendem Gefieder
Amor ſchwebet auf und nieder?

Und des ſchönen Buſens Wogen,
wenn der Flor ſich halb verzogen,
näher zu ihr hingebogen,
fühlen ſollt' es nicht die Bruſt,
wenn von Gluthen eingeſogen
was mit Aſche ſie betrogen
nun zum ſchönen Feuer flammt,
und bei unnennbarem Sehnen.
Lächeln miſchet ſich mit Thränen?

Und mit heiſſen Wechſelküßen
ſollt' ich nicht die Liebe grüßen,
wenn zu zärtlichen Genüßen
Lauben jedes Wäldchen baut,
wenn die Früchte ſich verſüßen,
wenn der Schmerz mit leichten Füßen
zu der Wieſe Reigen tritt,
und des Himmels Azur-Bläue
wölbet das Symbol der Treue?

Und auf ewig ſo verbunden
ſollten ſchwinden nicht die Stunden,
wenn des Herzens tiefe Wunden
nun der Liebe Odem heilt,
wenn die Heimath nun gefunden,
wo genoſſen und empfunden

jede Wonne nimmer welkt,
und in einer schönen Ferne
winken der Verklärung Sterne?

Ach! ich wünsche wohl und sehne,
aber statt der Himmels-Pläne
zieh' ich schrecklich die Hyäne
der betrognen Hoffnung auf,
denn von der ich Liebe wähne, —
fließe, fließe heiße Thräne! —
Wird mir kaltes Mitleid nur.
Würde sie bei meinen Klagen
nicht sonst muthig alles wagen?

Ueber den Tod.

An Mina.

Laß Dein Zagen, laß Dein Bangen,
Holde, die mein Herz erkohr,
von des Todes blassen Wangen
zieh, mit hoffendem Verlangen,
heiter, der Verwesung Flor.

Lazarus Hoche.

Geboren zu Montreuil, einer Vorstadt von Versailles, schwang sich Hoche vom überzähligen Stallbuben im königlichen Marstall stufenweise, größtentheils durch seine eigene Energie und Talente, bis zum General en Chef empor, um mehr als einmal die Republik zu retten und die Vendee zu besänftigen und zu besiegen.

Einem Liebling des Glücks, den die launige Göttin schnell auf eine hohe Stufe der Macht und Würde gestellt hat, fehlt es nie an Neidern, die heimlich und öffentlich die Tigerzähne fletschend und mit Hyänenwuth grollend sonder Rast bemüht sind, dem Angefeindeten eine Fallgrube zu graben. So erging es auch Hoche'n. Mehrmals schon hatten seine Gegner ihm, doch vergebens, Schlingen gelegt, die ihn in die Sphäre ihrer eigenen Niedrig-

Von der Unſchuld Grabes-Hügel
hebe ſich der helle Blick
zu der Ewigkeiten Glück,
zu der Lebens-Sonne Spiegel,

Wie die Blüthe ſich erſchließet,
freundlich wie der Sonnenſtrahl
der auf Blumen ſich ergießet,
ſanfter als der Bach entfließet,
führt der Tod in Edens Thal,
mit des Jünglings Huld und Milde
beut er Trauernden die Hand
knüpfet neu der Frohen Band
in des Wiederſehns Gefilde.

Schön iſt Liebender Entzücken
wenn ſich Wang' an Wange ſchmiegt,
Buſen ſich an Buſen drücken,
Augen ſich mit Flammen ſchmücken,
ſich der Kuß auf Küſſen wiegt,
Worte zittern, halb getönet,
vollgefühlt im heißen Herz,
und der Liebe ſüßer Schmerz
in der Liebe Glück verſöhnet.

Aber wenn im Morgenrothe
  das die Schöpfung neu belebt,
nun der Auferstehung Bote,
brüderlich umarmt vom Tode,
  uns empor zu Engeln hebt,
wenn aus ungemeßnen Weiten
  Liebe sich entgegen brennt,
  was der Raum, die Zeit getrennt
Eins nun ist für Ewigkeiten.

Wenn die Seelen sich nun finden,
  und den Geist der Liebenden,
Himmels-Ketten fester binden,
Engel-Arme sich umwinden
  in der Gottheit Wohnungen,
Aether sich mit Aether einet,
  Geist in Geist zusammen stürmt,
  Wonne sich auf Wonne thürmt,
wo des Urlichts Gluthmeer scheinet. —

Winket so bei Sternen-Glanze
  Dir der Tod nicht hold und licht?
Denn die Braut im Rosen-Kranze
führt er zu des Aethers Tanze
  der sich durch die Welten flicht,

mild, wie auf des Sees Welle
  Lunens nächtlich Bildniß ſchwebt,
  hold, wie ſich der Krokus webt
um Blanduſens Silber-Quelle. —

Und mein Arm ſoll Dich umfaſſen,
  bis der Engel Dich umſchlingt,
bis die Roſen ſanft erblaſſen
und Dein Geiſt ſich freigelaſſen,
  zu dem Thron der Gottheit ſchwingt.
Ja! ich will Dich innig halten!
  Bis mein Herz auch endlich ruht,
  ſoll von meiner Liebe Gluth
nie Dein ſchöner Mund erkalten,

Der Anfang des neuen Jahrhunderts.

An Liſilis.

Wenn ſich dies Jahrhundert ende?
  Willſt Du wiſſen, Liſilis! —
Wenn ich küßen dürfte, fände
  Edie Erklärung ſich gewiß.

Was? Du nickſt! — nun gut, ſo wiſſe,
zählen mußt Du! — Was es ſei,
ob es Jahre oder Küße,
das iſt alles einerlei.

Nun, von dieſem erſten Kuſſe
fang' ich mein Jahrhundert an,
Zähle fort im Hochgenuſſe
wie's kein Rechenmeiſter kann.

Jetzo ſoll der Kuß beginnen
dieſer erſte Probe-Kuß!
Zögert ihr berauſchten Sinnen,
kommet nimermehr zum Schluß.

Während ich, ein Gott ſo ſchwelge,
Unbewußt und ſelig doch,
Trink' ich aus dem Roſenkelche
dieſes erſten Kuſſes noch. —

Nun erſt, wo ſich Lippen trennen
iſt der erſte Kuß vorbei,
muß dir noch im Herzen brennen
Voll und heis, und liebend frei.

Wie der Kuß auf Deinen Wangen
also auch des Jahres Lauf,
dann iſt erſt das Jahr vergangen
hört der letzte Tag nun auf.

Will ich höchlich mich erheben,
daß du hundert Küſſe mir,
wie der erſte ſchön, gegeben,
ſchenk' ich dann wohl einen Dir?

Nein, eh' hundert nicht geſpendet
laß ich Dich nicht wieder los. —
Wohl! das Hundert iſt beendet,
doch mit hundert Küſſen blos.

Wie des Säkulums der Wonne,
eben ſo der Zeiten Gleis,
nur der volle Lauf der Sonne
und der Küſſe ſchließt den Kreis.

An eine Lerche.

Fliegen möcht ich mit dir,
lieblicher Vogel zu ihr
und in gefälligen Liedern
Liebe mit Lieb' ihr erwiedern.

Und sie drückte wohl dann
zärtlicher mich an sich an,
Küsse wollt' ich ihr stehlen,
köstlich und nimmer zu zählen.

An dem Busen lag' ich,
zärtlicher wallt' er für mich,
inniger wollt' ich mich schmiegen,
auf dann und nieder zu wiegen.

Von den Lippen so rund
aus dem rosigen Mund,
wollt' ich das Futter mir picken,
freundlichen Dank ihr dann nicken.

Und ins stille Gemach
flög' ich der Lieblichen nach,
lauschte vom Vorhang gebergen,
neckend vom Abend zum Morgen.

Wenn in Träumen ſie nun
glaubte gewieget zu ruhn,
wollt' ich zu ſanftem Erröthen
ihr meinen Namen dann flöten.

Doch, erwachte ſie froh,
nennte mich wiederum ſo,
möcht' ich — o Himmel auf Erden! —
wieder der Vorige werden.

Ihr Lenz.

Ich weiß einen Lenz, der nie verblüht,
der immer in Farben der Lieblichkeit glüht,
nicht welket im Wechſel der Zeiten;
auf welchen den Teppich von Blumen geſtickt,
mit Sternen und Ranken voll Früchte geſchmückt,
die Jahre nur reizender breiten.

Und ſprech' ich von dieſes Frühlings Pracht,
der glücklich und ſelig mich immerdar macht,

und ſchau' ich dabei ihr ins Auge,
da meint man mit Recht denn, ich ſuche darinn,
des ewigen Lenzes beglückten Gewinn,
aus dem ich voll Wonne mich ſauge.

Doch iſt's nicht der Lenz der Jugendgluth,
der über den Tagen der Reizenden ruht,
auf den ich die Zuverſicht baue:
es wechſeln die Jahre, hin eilet die Zeit,
auch ihr iſt die Blüthe der Jugend geweiht,
die jetzt faſt noch knospend ich ſchaue.

Auch iſt es der Lenz der Schönheit nicht,
der über ſie breitet ſein himmliſches Licht,
den ewig und dauernd ich glaube:
wohl weiß ich, wie Roſen der Wangen vergehn,
wie Lilien welken und Veilchen verwehn,
den Stürmen des Lebens zum Raube.

Der Lenz der in innrer Bruſt ihr wohnt,
wo Liebe bei Güte und Innigkeit thront
im nimmer getrübten Vereine,
dies Herz das in Lilien makellos prangt,
der Geiſt der nur Hohes und Edles verlangt
iſt das was ich Glücklicher meine.

Da breitet sich stets ein Teppich aus
von Blumen, gewunden zum lieblichsten Strauß
des Scherzes, im fröhlichen Walten,
daß selbst des Beschwerlichen düsteres Grau,
zum hoffenden Grün und zum treulichen Blau
der Zaub'rin sich froh muß gestalten.

Da webt sich die Ranke ungesucht
mit sanften Ertragens beglückender Frucht,
mit Gaben des Wohlthuns, der Milde,
daß alles verschmelze zu sanftem Accord,
und jedes geflügelt gesprochne Wort,
zu Sängern des Lenzes sich bilde.

Da stehen auch Sterne glänzend drinn
durch höher gehobnen, begeisterten Sinn,
geschossen aus tiefem Erkennen,
daß keiner der Strahlen das Auge verletzt,
und doch von dem Thaue der Liebe benetzt
im heiligen Feuer sie brennen. —

Wer raubt mir den Lenz der so erblüht?
den Lenz in der Seele, dem hohen Gemüth?
Nicht Stürme, nicht Wechsel, nicht Zeiten!
Er strahlt mir in Ihrem beglückenden Bund
thut hier mir die Gnade des Ewigen kund
und soll mich nach Jenseit geleiten.

Häuslichkeit.

Stern, der Du aus trüben Wolken lächelst,
West, der Du mir kühl die Wangen fächelst,
wenn des Lebens Mittags-Sonne glüht,
Veilchen, das Du auf der Wiese keimest,
süßer Wahn, der Du mich seelig träumest,
letzte Hoffnung die mir blüht:

Häuslichkeit! Du heil'ger Friedensbogen
um des Lebens letzten Sturm gezogen,
Bürge für des Busens stille Ruh,
ach, es sehnet sich mit heisem Sehnen
mit der Wehmuth stillgeweinten Thränen
dieses müde Herz Dir zu.

Es ertönen mir in dem Gedränge,
Deiner Abendglocken sanfte Klänge,
und Dein milder süßer Heimaths-Ruf,
und es winken Deine kleinen Freuden,
und die unbelauschten Seeligkeiten
die Dein Lebens-Odem schuf.

keit herabreißen sollten. Durch die Liebe, durch die Allgewalt dieser Leidenschaft, die auch den hochherzigsten und riesenhaftesten Helden zum girrenden Schwächling macht, hofften seine Feinde ihr langersehntes Ziel zu erreichen und seinen Lorbeerkranz welkend zu machen.

Da er sich bei der schnellen Einnahme der Pfalz selbst an die Spitze der Avantgarde gestellt hatte, so blieb das Hauptquartier zurück. Man erwartete ihn zum Abendessen in einem kleinen Dorfe und hatte ihn durch einen seiner Generale dazu einladen lassen.

Hoche kam und fand ein herrliches Mahl bereitet. Wie von Ungefähr traf bei diesem Schmaus auch ein Frauenzimmer von seltner Schönheit ein, die noch durch den sorgfältigst ausgewählten Putz erhöht ward. Mit ungezwungener Miene wies der Hauswirth der himmlisch reizenden Schönen ihren Platz neben dem Obergeneral an. Keine schmeichlerischen Buhlerkünste, keine verliebten Tändeleien waren denkbar, welche nicht die holde Nachbarin während des Essens, mit dem Flor der Unschuld und Naivität verschleiert, anwendete, um den siegbekrönten Krieger zu elektrisiren. Mehrere Bekannte von Hoche durchschauten bald das Plänchen und lächelten zum voraus über die Ueberwindung des scheinbaren Misogyn's.

ſtröme meiner Liebe Fülle hin!
Alles! — daß ich aus den wilden Wozen
wie mit Götterkraft hervorgezogen,
wieder neu geboren bin;

Daß ich dieſes Lebens Segen kenne,
und in heil'gen Gluthen nur entbrenne,
nicht in wilden Flammen der Begier,
daß nach Deinem Beifall nur ich trachte,
und von Dir geliebt mich ſelbſt nun achte, —
alles, alles dank' ich Dir.

Einer Linde Schatten, eine Laube,
wo ich, Dir im Arm, ein Gott mich glaube,
ſind mir mehr als jeder Prunk der Welt,
und mit Dir würd' ich mich glücklich preiſen
wären harte Wurzeln meine Speiſen
und der Himmel nur mein Zelt.

Denn bedarf ich mehr als Dich zu lieben?
Eine Zeder hat der Keim getrieben,
den Dein Herz dem meinen einſt vereint,
und ſie trotzt mit Kraft den Ungewittern,
gleich iſt's ihr, ob Stürme ſie erſchuttern,
ob die Sonne wieder ſcheint.

Gattin, wenn Du ſtill im Hauſe walteſt,
jede Stunde mir ein Herz entfalteſt,
das der Sitz der höchſten Tugend iſt,
wenn umſonſt es war Dir nachzuſtreben,
fühlſt Du nicht, daß Du mein ganzes Leben,
und daß Du mein Himmel biſt?

Ja! in Dir iſt mir mein Kreis geſchloſſen
hier nur leb' ich, hier nur ſproſſen
meiner Tage ſchöne Blüthen auf,
hier nur ſoll mich Lohn und Ruhm begaben,
und, geliebt von Dir gelebt zu haben
ſei mein ganzer Lebenslauf. —

O! wenn hat der träge Fluch der Stunden
mir das kleine Plätzchen aufgefunden
wo ich ſo verborgen leben kann,
o! wann land ich an dem ſtillen Strande
an dem lang' erſehnten Blüthen-Lande
meiner ſchönſten Hoffnung an!

Häuslichkeit! wann werd' ich Dich erringen,
wann dir dann das leichte Opfer bringen
jeder Luſt, die mich bisher betrog,
jedes Glücks, das auf der Wahrheit Waage
nicht den ſchlecht'ſten meiner Lebens-Tage,
nicht den kleinſten Seufzer wog.

Aber Du! der, dahin mich zu leiten,
meine Arme ſich entgegen breiten,
hat ein guter Gott Dich mir erwählt?
Oder gab er mir zu ſteten Thränen,
nur dies rege, nie geſtillte Sehnen
das mich raſtlos ewig quält.

III.

Töne der Freundschaft.

Der Kuß der Freundschaft.

An Julie.

Wenn sich der Freund ihn heis erbeten,
warum verweigerst Du den Kuß? —
Von Seelen, die sich näher treten,
ist er der ahnungsvolle Gruß,
ihm ist das Irdische verschwunden,
die Sinne nicht, es schweigt der Geist,
als Mittel ist er nur erfunden
das diesen aus dem Schlummer reißt.

Es liegt im näheren Berühren
der Lippen das Symbol allein,
der Körper soll die Zeichen führen
das Wahre will im Geiste seyn.

Des Kusses Ursach' wird bestimmet,
von eigner Regung im Gemüth,
ob er aus wilden Flammen glimmet,
ob er aus Freundschaft ruhig blüht.

So kannst Du nicht den Kuß verweigern
Den Freundschaft achtet für Gewinn,
Verweig'rung würde nur ihn steigern
und gäb ihm erst der Liebe Sinn. —
Dich hat wohl, ohne mehr zu wollen
ein Veilchen manchmal angeblickt,
doch wird das Blümchen auch nicht grollen
wenn Deine Hand ans Herz es drückt.

Die Kindheit.

An Hasse. (damals in Waldenburg.)

Wohl Dir, Du lebst in jenem Lande,
wo meiner Kindheit Traum verfloß,
wo mir zu einem Rosenbande
so manche Knospe schon entsproß,

wo ich mit Herzens Innigkeit,
der lieben, holden Fröhlichkeit,
bey manchem jugendlichen Schwank
süß in die Arme sank

O Freund! das Bild von jenen Jahren
möcht' ich mit nimmer müdem Geiz,
so gern in meinem Herzen wahren,
für dieser Tage falben Reiz,
dies Bild das in der trüben Nacht,
mit reiner jugendlicher Pracht,
vom goldnen Sonnen-Licht durchglüht
vor meinem Auge blüht.

Die Flur, die jetzt in Edens Schöne,
Dein edler Fürst den Edlen weiht,
erfüllten sonst des Knabens Töne
in lärmender Geschäftigkeit,
da baut ich einen Schauplatz mir,
und wähnte der Monarch mich hier,
bis mich mein Lehrer rufen ließ
und barsch vom Throne stieß.

Da wollt' es schon, von Theorien
mit kalter Stoa nicht getäuscht,
zu jenen Lieblichen mich ziehen
die jetzt mein Jünglings-Feuer heischt,

da saß ich schon, wer weiß wie gern,
von den Gespielinnen nicht fern,
und lächelte auf Du und Du
den lieben Kleinen zu.

Da lief ich frei durch Wald und Wiese
und muthig über Stock und Stein
und schien gar oft ein großer Riese
im Abendschatten mir zu seyn,
ich dachte weder ernst noch tief,
und schlief und aß, und trank und schlief,
und daß die Zeit nicht wiederkehrt
war mir viel zu gelehrt.

Ins alte mosige Gemäuer,
das übers Schloß sich drohend beugt,
erschuf ich mir die Ungeheuer,
wie sie die Zauber-Mähr erzeugt,
und jener Linde Dunkelheit,
die Kühlung Deinem Fenster streut,
sah oft vom Scherz und Aemsigthun
den müden Knaben ruhn.

Aus einer räumigen Kapelle,
die der Altar Dir halb versteckt,
hat mich das Bild der Feuerhölle
am Kirch-Gewände oft erschreckt,

Der junge Cyrus ſchlug es dem Araspes ab, die Gemahlin des Abradates zu beſuchen. „Ich müßte befürchten, ſagte er, daß ihre Schönheit mich verleitete, zu oft wiederzukommen, um ſie zu ſehen, und daß ich, der ich keine Zeit zu verlieren habe, meine Geſchäfte vernachläſſigte, um immer bei ihr zu ſeyn.“ —

Hoche kannte ſeine unerſchütterliche Feſtigkeit zu gut, um ſich vor einer ähnlichen Zuſammenkunft zu fürchten. Keine Reize waren vermögend, ihn zur Hintanſetzung ſeiner Pflichten zu verführen. Er hatte eine ernſte und tiefſinnige Miene angenommen und ſich geſtellt, als wenn er nicht die Abſicht der Nachbarſchaft, die man ihm zugetheilt hatte, errathen hätte. Er war kälter als ein nordiſcher Eisfels geblieben; dennoch glaubte die wunderſchöne Nymphe noch nicht, ihr Spiel verloren zu haben. Inzwiſchen hatte die Nacht die ganze Gegend in ein ſchwarzes Dunkel gehüllt. Hoche wurde aufs dringendſte erſucht, in dem Hauſe zu übernachten. Alsdann hoffte man ein zärtliches Tête à Tête zu bewerkſtelligen. Wie groß war daher nicht das Erſtaunen des Wirths und des ganzen Zirkels, als man ſah, daß er um zwei Uhr Morgens ſeine Roſſe ſatteln ließ, ſich bald darauf empfahl und ſich trotz der entſetzlichſten Ermüdung entſchloß, noch einen Weg von acht Stunden zu-

doch war mir's unbefangnem Blut
ſchon damals immer ſo zu Muth,
daß wenn ich neben Minna ſaß
ich Kirch' und Furcht vergaß. —

Ach! kehrten noch einmal die Stunden
der Kindheit ihren Enkeln nach,
empfänd ich, was ich dort empfunden
wo die Natur nur zu mir ſprach,
wo ich noch nicht nach frohem Spiel
heckweiſe mit mir ſelbſt zerfiel,
und hinter dunkler Zukunft Flor
die Gegenwart verlor. —

Das Alter webt ſich Seifenblaſen
aus Arbeit, Thränen, Kraft und Zeit,
die Kindheit ſitzt auf Blüthen-Raſen
und küßt die leichte Fröhlichkeit.
Das Alter ſpürt mit weiſem Blick
nach einem fernen, fernen Glück,
die Kindheit liegt entzückt und warm
der nahen Luſt im Arm.

An Therese von Winkel.

Nach ihrem Harfenspiel.

Sind es milde Geisterstimmen
Die mir Wonne lispelnd tönen,
durch das Meer der Lüfte schwimmen,
und in Sehnsucht sanft versöhnen?

Oder stieg von dem Parnasse
Polyhymnia hernieder
daß sie freundlich uns umfasse?
Kehren uns die Götter wieder?

Jetzt in wilderen Akkorden
rauschen hin der Töne Wogen,
denn ein Sturm sind sie geworden,
und hinein sind wir gezogen;

Doch mit leichtem frohen Leben
tönen tändelnd nun die Saiten,
und es löst der Wogen Streben
sich in sanftes, mildes Gleiten.

Welch ein Füllhorn ſüſer Laute
wird ſo vor mir ausgegoſſen,
jedem Ton der niederthaute
iſt ein Blumenkelch entſproſſen.

Und die Blumen, ſie verbinden
lieblich ſich im Strahl n-Glanze.
Wozu erſt ſie Dir noch winden?
jede drängt ſich ſelbſt zum Kranze.

Mater dolorosa.

Gemälde von Hartmann.

Du Schmerzensreiche! Mutter aller Gnaden!
O bitte auch für mich den Sohn dort oben
zu dem Dein Blick in tiefem Leid erhoben,
ob auch die Thranen heil'ge Wimpern baden.

Rein wandelteſt Du auf den Dornen-Pfaden,
doch kennſt Du wohl der Menſchheit arges Toben,
die Beſſerung und Reue weit verſchoben,
zu der ſie doch durch Gottes Huld geladen.

O! kann ich so in diese Augen schauen
voll Schmerz und Leid um all' der Menschen Schulden;
und doch auch stark im gläubigen Vertrauen,
wie mild in Demuth und ergeb'nem Dulden,
dann flieht die Nacht voll Lüste und voll Sorgen
und aufgeht in der Brust des Glaubens Morgen.

Das Abendmahl des Herrn.

Grosses Altargemählde von Matthäi.

Leonardo da Vinzi zu Matthäi.

Kühn mein Zögling, hast Du es begonnen,
mit mir selbst zu treten in die Schranken,
und es sollte Dir der Muth nicht wanken
bei der Fülle trefflicher Gedanken,
bei des innigsten Gemüthes Brennen;
durch den Muth wird auch die Kraft gewonnen,
wer sich Hohes kann zum Ziele wählen
darf schon deshalb auf Erreichung zählen.

„Einer unter Euch wird mich verrathen!"
Alſo ſprach der Heiland zu den Seinen,
die um ihn zum Abendmahl ſich einen,
tief ergriffen nannte er doch keinen,
aber alle ängſtlich fragend nahten
ſich dem milden Chriſto, oder traten
unter ſich zuſammen, zu bedenken
wer doch ſo den Höchſten möchte kränken.

Nur der Judas mit den ſcheuen Blicken
ſitzt allein, wagt keinem zu vertrauen
keinen in das fromme Aug' zu ſchauen,
wohl faßt ihn ein inn'res, banges Grauen,
unruhvoll muß er das Linnen rücken,
dann den Beutel krampfhaft an ſich drücken,
nur mit ſich beſchäftigt, ſcheu betreffen,
da die andern gläubig lieben, hoffen.

Aus der Fülle meiner Andachtſtunden,
angeweht von heil'ger Wehmuth Schauern
goß ich's aus dort in Milano's Mauern,
achtend nicht, ob mich's mög' überdauern;
wiedergeben mußt' ich was empfunden
ſich in mir zu Form und Bild entbunden,
ſo wie Seher ihre Worte ſagen,
mögen nicht, ob man ſie höre, fragen.

Alſo Dich zu gleichem Künſtlerwerke,
rief der innern Stimme lautes Mahnen,
und Du trat'ſt mit Kraft in meine Bahnen,
darzuſtellen was im heil'gen Ahnen
Dir verliehen höh're Kraft und Stärke,
daß ein Jeder, der es ſchaue, merke,
wie nur das im Aeußern mag gelingen
was im Innern tief uns will durchdringen.

Und ſo reich' ich Dir, ein alter Meiſter,
väterlich die Hand ob Deines Strebens,
denn, obſchon Genoß des höhern Lebens,
fühl's ich's doch, auf Erden nicht vergebens
ſchuf ich Freude für die reinen Geiſter.
Darum geh' auch Du den Pfad nur dreiſter.
Was mit frommem Sinn in Kunſt wir ſpenden,
wird von oben Gottes Hauch vollenden.

Rösslers eignes Familienbild.

Wär' ich Dir gleich, Du Künſtlersmann,
der ſelbſt ſein Haus ſich malen kann,
nicht lieblicher wollt' ich es zeichnen,
um mir's recht herzig anzueignen.

Ich malte mir am Schatten-Baum
hold Weibchen, halb im Liebes-Traum,
und auf der Mutter zartem Schooße
der Gattenliebe jüngste Roſe.

Das blonde Mädchen neben ihr,
ein Engelchen an Schönheit ſchier
und dann die beiden ält'ſten Kinder,
zwar ſinniger, doch hold nicht minder.

Und Blumen, und des Frühlings Frucht,
die Kinder hätten ſie geſucht,
und ſpielten fröhlich mit der Kleinen,
daß Blumen alle ſo vereinen.

Ich aber käm' von hinten her,
huſcht' Weiblein, „Gruß Dich Gott!" in's Ohr,
und freute ſtill mich im Gemüthe
der holden Frucht, der zarten Blüthe. —

Doch wär' ich auch ein Künſtlersmann,
der ſo ſein Haus ſich malen kann,
und hätte Deine braven Gaben,
ich könnt' es doch gemalt nur haben!

Bei der Verbindung des Professor Hermann mit Fräulein Schäfer, im Style der ersten Gottschedschen Zeit gesprochen.

Der Mann.

Als Herrmann hat zur Frau die Schäferin genommen
ist die Begeisterung schnell über mich gekommen,
und eingetaucht den Kiel hab' ich in Hypokrene,
daß heut' mein schlechtes Lied so schön wie Lenau's töne.
Denn welch erfreulich Licht ist plötzlich angebrochen.
Da muß ja wohl das Herz gleich einem Hammer pochen!
Die Hochzeit-Fackel glänzt, mit Hymen kämpft Cupide,
treu war Aeneas hier, verließ nicht seine Dido
und nie hat Phöbus noch ein solches Band beschienen,
als hier, wo Kraft sich eint mit wunderschönen Mienen.

Ja, werther Bräutigam, so mag ich ihn noch nennen,
da wenig Tage erst von diesem Stand ihn trennen.

er hat ein Schäflein ſich in ſeinen Stall geführt,
das mehr als goldnes Vlies, das Reiz und Schönheit ziert.
Betrachtet er's genau, von außen und von innen,
ſo muß es immerdar an Werth nur noch gewinnen.
Die Tugend die es ſchmückt, iſt Perlen zu vergleichen,
die ſich den Gaffern nicht, nur Auſ'gen Suchern zeigen,
bei ihres Geiſtes Werth, wird Er entzückt gewahren
wie ſich Beſcheidenheit und das Verſtändniß paaren.

Ja, hochgeehrte Braut, auch ſie darf ſich ergötzen
daß nun die Weiberhaub' man kommt ihr aufzuſetzen,
denn ob der Eheſtand auch gleich bringt viel Beſchwerden
iſt doch das Mädchen ſtets beſtimmt zur Frau zu werden,
und da den Herrmann ſie zu ihrem Mann erkohren
iſt gleichſam Kraft für Mild und Schwerdt für Stab geboren.
Ihr blond geſtrehltes Haar erninnert an Thusnelden,
da mußte ſich für ſie ja ſolch ein Herrmann melden,
und da die letzte Sylb' durch ſie er thät ereilen,
mög' er die erſte nun, hinkünftig mit ihr theilen.

Zeuch, ungemeines Paar! nun an dem Ehstandswagen!
Du wirst am leichten Joch mit treuem Sinne tragen.
Doch daß kein Steinchen Dir auf diesem Gange schade,
So pflastert Liebe schon mit Blumen deine Pfade.
Das schönste Paradeis eröffnet seine Pforten,
die Zukunft glänzt im Schmuck von Liebes-Mandel orten,
und Vieles was sich noch vor meinem Blick will zeigen,
muß, weil die holde Braut erröthet, ich verschweigen.
So bring' denn Du, Gemahl! noch jetzt die kleinen Gaben
die Amouretten uns für euch vertrauet haben.

Die Frau.

Empfanget, theures Paar, hier den Pandoren-Beutel,
wohl schmücket Frauen er, die sämmtlich etwas eitel.
Hier dieser Rechenknecht, im neusten Styl gedichtet,
bewahrt vor Irrthum den, der wohl darnach sich richtet.
Der Fächer kühle Dir die Liebesgluth der Backen,
hier auch etwas, um Ehstandsnüsse drauf zu knacken.
Dies nimm als Symbolum der Küchenregimentes
und damit rühr' den Brei des Schmachtens, sonst verbrennt es.

rückzulegen, um in seinem Hauptquartier zu schlafen. Welche Enthaltsamkeit, eines Scipio's würdig! — Welch ein Sieg, erfochten durch die Herrschaft über sich selbst, weit überwiegend alle Triumphe, errungen durch die Gewalt der Waffen! —

Hoche war übrigens keinesweges von Marmor, wie seine absichtliche Kälte anzukündigen schien. Mutter Natur hatte ihn mit einer für Sinnengenuß sehr empfänglichen Organisation begabt. Allein verschieden von Karl XII., der, indem er sich die Freuden des Rebensafts gänzlich versagte, und die Weiber wie Gespenster floh, eben dadurch ihre magische Kraft anzuerkennen, und seine eigene Schwäche zu fürchten schien, scheute sich Hoche vor der Liebe nicht. Er kannte sie, er leerte ihren myrtenbekränzten Kelch; ohne sich doch je ihr durchaus hinzugeben, ohne je durch ihren süßen Rausch seine Vernunft umnebeln zu lassen. Er unterwarf sie nicht nur seinen Pflichten; sondern bediente sich ihrer sogar als eines wirksamen Mittels, diese zu erfüllen. Das Weib, das einen Augenblick wähnte, ihn auf immer in seine Netze verstrickt zu haben, fand öfters, daß es in seiner Hand nur ein biegsames Werkzeug war, die Plane seiner Feinde zu entdecken und zu zertrümmern.

Welcher Mann fühlt sich nicht durch einen edlen Stolz erhoben, wenn er sieht, daß ein junger

Du aber Bräutigam, nimm dieſes Einſchlagmeſſer,
und ſchlage ſelbſt gut ein, ſo — wie mein Herr
Profeſſer.

Als ich ſah, daß mein Freund geliebt ward.

Ja, Dein iſt ſie die holde Traute,
die jedes Wünſchen überfliegt,
gleich ihres Sängers goldner Laute
in jedem Kampfe glorreich ſiegt,
und Dein iſt ſie mit jeder Gabe,
mit jeder hohen Tugend Dein,
und Dein iſt ſie, und bis zum Grabe
und in der Ewigkeit noch Dein.

Denn tapfer haſt Du ihn errungen,
den ſchönſten Preis der Liebenden,
hat ſie mit ſtolzem Ton' erſungen,
wie Orpheus einſt Euridicen,

Du rangst' mit ungezähmten Streben
nach dieses Kampfes hohem Dank',
bis sie zu einem neuen Leben
an Deinen heißen Busen sank.

Bis sie mit heiß geküßten Füßen
den Arm um Deinen Nacken wob,
und von der tiefen Trauer Flüten
zu einer Gottheit Thron Dich hob,
bis im Gefühl daß sie Dir werden
ein jeder andre Wunsch entschlief,
und sie zu höhrer Geister-Orden
empor den Neugeschaffnen rief.

Daher Dein Stolz, Dein kühnes Auge
das rings mit frohem Muthe blickt,
wenn Dich in ihres Odems Hauche
ein reiner Nectarstrom erquickt,
daher der Harfe volles Rauschen
im Spiel der Allzufriedenheit,
wenn Dir, — umsonst, — mit ihm zu tauschen
ein König seine Krone beut.

Daher des Liedes hohe Flüge
daß aus berauschter Seele floß,
wenn sie der Schönheit Engelzüge
in Deiner Töne Fülle goß.

daher durchs Meer von Hindernissen,
der edle männerfeste Gang
wenn von der Rose Flaumen-Kissen
auch sie sich zur Vollendung schwang.

O nimm von mir, von dem hienieden
der Liebe Freuden, ach! so früh
und ohne Wiedersehen schieden,
dies Herzens-Lied für Dich und Sie.
Laß Deines Freundes letzte Thränen
die Perlen Deiner Krone seyn
und fasse sie mit warmem Sehnen
im Gelde Deiner Freuden ein.

Den 21. Juni.

Am Geburtsfeste.

Von Regen triefften noch die Locken
des jungen Tag's als er erstand,
er kam einher mit leichten Socken,
die Sonnenfackel in der Hand.

Da grüßten ihn Geſang und Tänze
und froher Herzen Morgengruß
und auf die buntgeſchlungnen Kränze
trat leisberührend ſchon ſein Fuß.

Und mit der Freude hellem Auge
ſah er der Freundſchaft ſchönes Feſt,
da wachte ſchon mit ſanftem Hauche,
auf ſeinen Scheitz der milde Weſt.

Und in dem reinſten Strahlen-Flimmer,
zog er durchs hohe Azurblau,
und auf dem Bach lag goldner Schimmer
und voll Schmaragden war die Au'.

Ihm jubelten die frohen Laute
aus ſanft bewegter Menſchen Bruſt,
und höher ſtieg noch die Traute
den Gegenſtand der heut'gen Luſt.

Da wollt' er länger noch verweilen,
der Tag mit ſeinem goldnen Schein,
früh erſt durft ihn die Nacht ereilen
und hüllen ſanft in Dämmrung ein.

Bei der Verbindung des Hofschauspielers Schirmer mit Fräulein Friedecike Theist.

Freund Schirmer wußte wohl den Weg zum Herzen,
der Bräutgam in der Irre war er nicht,
wie kennt' er auch den schönsten Ring verscherzen,
der ihm des Lebens höchstes Glück verspricht,
und unsre Freundin mit dem leichten Sinne,
gewohnt bisher nur an das Vaterhaus,
erkennt den Magnetismus nun der Minne,
und giebt sich nicht als stolze Spröde aus.
Was seyn soll, schickt sich wohl, das wissen Alle,
die Künstler eint Beruf, da tritt denn auch
die Lieb' und Freundschaft in Thaliens Halle
nach alter Zeit und neuer Zeiten Brauch.
Aus Scherz wird Ernst, die Liebe keimt aus Lobe,
der Puls klopft laut, so wird mit einemmal
Theaterprobe eheliche Probe,
Und schön getroffen ist des Herzens Wahl.

Der feltne Mann wird hier die Hand ihr bieten,
sie wird erfüllen treu den Frauenſtand,
ſo dachten wir, und fromme Wünſche glühten,
als das Gelübd' Euch am Altar verband.
Da nehmt ſie hin: Kein Mißverſtändniß ſtöre
Euch je des Lebens ſchöne Eurythmie,
der Liebe Roſenkelch beut Euch Cythere,
Verſiegend bis zur goldnen Hochzeit nie.
Kein Wirwar trübe Eures Hauſes Frieden,
die Vaterfreude ſei der Mutter Glück,
Prüfung der Treue ſei Euch nie beſchieden,
im ſtillen Kreiſe blühe Euer Glück!
dann ſcheucht ein jedes traute Morgenſtündchen
die üble Laune ſchnell aus Eurer Bruſt,
der Mann küßt froh des Weibes Roſenmündchen,
und ſie umarmt in Ihm des Lebens Luſt.
ſo ſeyd Ihr Erben hier von allen Erdengaben,
und Fürſtengröße gegen Euch iſt klein,
und wenn in Eurem Herz ein Plätzchen wir noch haben,
ſo laßt uns ferner Eures Hauſes Freunde ſeyn!

BIBL. UNIVERS. LIPS.

An Friederike von Bülow.

Zeiten-Welle!
Rinne helle,
führe der Freundin, voll süßer Ruh,
Heitre Gebilde des Lebens zu.

Sei, ihr gleich,
Segensreich,
lächle Gewährung für jedes Flehn,
träufle den Segen von Himmels-Höhn.

Wo sie waltet,
da gestaltet
alles sich festlich im Dankesglühn,
sieht man die Rosen der Heiterkeit blühn.

Sanft und mild,
steht ihr Bild
freundlich in jeglicher klopfenden Brust,
die sich des höhern Gefühles bewußt.

Lebensschimmer,
reiner immer,
strahle beglückend auf jegliche That,
edler Empfindungen wucherndste Saat.

Daß ſie ganz
in den Kranz
häuslicher Tugenden fühle, wie ſchön
Lorbeern der Pflichten die Schläfe umwehn.

An Amalien,

bei der Geneſung ihrer Schweſter.

Es entblüht auf Einem Blumenbeete
Lilie und Roſe ſchweſterlich,
alſo ſah' ich an dem Krankenlager
Deiner guten Schweſter Dich.
An der Roſe Wangen lehnte
ſanft ihr Haupt die Lilie,
und nach der Geneſung ſehnte
ſtiller ſich die Leidende.

Wie der frühe Thau hernieder thaute,
und den Blumen neues Leben gab,
fielen Deines Mitleids heiße Thränen
auf der Schweſter Schmerz herab,

und des jungen Lebens Pforten
öffneten ſich noch einmal,
und aus Deinen Tröſtungs-Worten
brach der Hoffnung erſter Strahl.

Muß nicht der das Leben wieder lieben
den die ſchönſte Freundſchaft ſo umfängt?
Der geneſen, der der Heilung Balſam
aus der liebſten Hand empfängt?
Und in Deinen Armen fühlte
Deine Schweſter neuen Muth,
und Dein Nelken-Odem kühlte
ihres Schmerzes wilde Gluth.

Nun entfloh des Todes trübe Wolke
und des Lebens Sonne trat hervor,
und die reine Lilie hob wieder
hoch und kräftig ſich empor.
Herzen lagen froh an Herzen,
wiederkehrten Freud' und Ruh. —
Unter Thränen unter Schmerzen,
reift der Menſch dem Engel zu.

Meinem Freunde Herrmann.

Zum Geburtstage 1820.

1.

Zwei Keime *) sproßten dort vereint zusammen
wo sich Metall erzeugt im tiefen Schacht,
wo in der Grubengänge stiller Nacht
des Erzes helle Silberlilien flammen. **)
Bald aus dem Ort, dem Freuden jetzt entstammen,
die hier am Tafelrund uns angelacht,
ward noch ein Keim voll Kraft dazu gebracht, ***)
und so vereint gen Elbathen sie schwammen.
Und wurzelten dort gut, und noch ein Keimchen
gesellte ihnen sich zum Vierblatt da, ****)
daß man darauf mit Stolz und Freude sah,
ob auch der eine nährte sich mit Reimchen,
indeß die andern fest in Themis Garten
aufsproßten unter treuer Lehrer Warten.

---

*) Der Besungene und der Dichter Fr. Kuhn.
**) In Freiberg.
***) Der Sohn des jetzigen Hofraths und Bürgermeister D. Heyme.
****) Der Sänger dieser Sonette.

Heros die allgemeinherrschende Schwäche verläugnet, den ungewöhnlichsten Sieg über sich selbst davon trägt, dem anmaßungsvollen schönen Geschlechte die Stelle anweist, die so selten seiner stets regen Eifersucht, seiner emporstrebenden Eitelkeit Genüge thut, und gleichsam im Namen des unsrigen den Rang wieder einnimmt, den es so oft, durch die Zauberkünste der Liebe verblendet, verscherzte? — Nur eine mit der höchsten Selbstüberwindung ausgestattete Seele war eines solchen Triumphs fähig.

Für ihn, der sein Herz gegen fast unwiderstehliche Angriffe stählen konnte, war es dagegen Bedürfniß, in einem zweiten Ich den Verein seiner Kraft, die Fülle seiner zärtlichen Gefühle niederzulegen. Aehnlich jenen tapfern Kämpen der Vorzeit, die nach siegreich überstandenem Turniere die Rüstung ablegten und ihrem treuen Waffenbruder zur Verwahrung übergaben, mußte er eine liebevolle Seele finden, der er sein Herz mit Sicherheit anvertrauen konnte.

Die Wahrheit und Zartheit seiner Empfindungen bestimmten ihn für die geräuschlosen Freuden des Hauses und der Ehe. Bei einem feierlichen Feste, welches zu Thionville im Tempel der Vernunft begangen wurde, heftete er seine Blicke auf ein funfzehnjähriges Mädchen. Die Miene der Unschuld und Tugend, die ihn bezaubert hatte, mach-

2.

Und wieder ward verſetzt nach Dresdens Thalen
der Stamm, und blieb nun treu im Boden ſtehn;
Doch ach! Ein Keim erlag des Herbſtes Wehn
und einer heißern Sonne Lebensſtrahlen. *)
Da, wo die Pforten Morgenröthen malen,
befahl ihn Gottes Stimme einzugehn,
dort blüht er reich in der Vollendung Höhn,
entronnen allen herben Erdenqualen.
Und wenn ſich enger jene drei umranken
wo mancher Zweig verſchwiſtert noch ſich hob,
ſo ziehn ihn zu ſich oft noch die Gedanken
und ſtimmen ein in ſeiner Treue Lob,
und was ſich ſpäter ihnen angeſchloſſen,
es iſt vertraut mit dieſem Frühgenoſſen.

3.

Es pflanzten einſt der Gottheit Segenshände
den Einen Zweig an dieſem Tag im Jahr,
da eint ſich denn der Wunſch vom andern Paar
am gleichen Feſt, bei neuer Sonnenwende,
und fleht, daß ſeinen vollen Seegen ſpende
der Gott, der ſtets ſo gnädig ihnen war,
für den, des Kern ſo reich und rein und klar,
und jeden Wuchs den er begann vollende.

---

*) Der frühgeſchiedene Heyme.

Er hebe hoch empor die frischen Zweige
ins Blau des Himmels, in das frohe Licht,
und nieder zu dem Quell die Wurzel steige
der aus Bewußtsein treuen Wirkens bricht.
In seinem Mark ruht so viel Lieb' und Güte,
sie sproß empor und trag des Frohsinns Blüthe.

Gnomen.

Freundschaft.

Die Freundschaft ist des Daseyns schönster Glanz,
sie bleibt uns treu auf unsern Lebenswegen,
und kommt uns einst im Sternenkranz,
verklärt, doch stets sie selbst, entgegen.

Den edeln Freund zu finden, welch' ein Glück!
Die Freundschaft ist des Lebens Sonnenschein
sie wird selbst bei der Trennung Mißgeschick
die Morgenröthe, Hoffnung! uns verleihn.

Kennst Du das Land, wo sanft und stille,
der Bach des Lebens unter Blumen fließt,
wo eines Wille stets des andern Wille,
wo Seegen nur aus jeder That entsprießt,

wo Leidenschaft nicht tobt, nicht Wahn berücket,
wo uns umgiebt die gold'ne Himmelsruh,
und Trost auch den Betrübtesten beglücket!
Kennst Du's? Die Freundschaft ist der Weg
dazu.

An K. M. von Weber, nach Anhörung seiner Cantate auf das Regierungs-Jubelfest des Königs von Sachsen.

Sonett.

Es war ein Zauberhain, in den ich eingegangen,
wohin es mich gelenkt mit wundervollem Zug,
wo innig Baum um Baum die treuen Aeste
schlug,
wo Quellen rings umher mit mildem Rieseln sprangen,
und Nachtigallen durch die hohen Wipfel sangen
die Eich' und Zeder zu den goldnen Sternen trug,
und schwirrend Lerchen in dem ätherleichten Flug
sich über reiche Saat von Demantkörnern schwangen.

Wie mag ich doch die Luſt, den heitern Ernſt beſchreiben
der weihend mich ergriff, in dieſem Hain der Lieder?
Es ſenkte ſich der Geiſt des Himmels zu mir nieder,
um immer ſo vereint der Menſchenbruſt zu bleiben. —
Mein Weber! Zauberer! Woher Dir dieſe Spenden?
Das kann nicht ſchwarze Kunſt, nur Tonkunſt kann's vollenden.

IV.

Töne der Betrachtung.

Dresden,

in Natur und Kunst. *)

1.

Schmückst du dich zu deinem schönsten Feste,
Königsstadt! an alter Elbe Strand?
Weither strömen fröhlich deine Gäste,
Liebe führt sie an der treuen Hand,
denn der Baum, der lang schon seine Aeste
hat gebreitet über Sachsenland,
bringt heut' eine wundervolle Blüthe,
wie sie keinem seiner Zweige glühte.

---

*) Bei der Feier des Regierungs-Jubelfestes des geliebten Königs Friedrich August von Sachsen gesungen.

2.

Manches Jahr ist dir vorbei geschwunden
seit du Dich im klaren Fluß beschaut;
einsam ward die Stelle einst gefunden,
nur von Fischerhütten karg bebaut,
bis zur Wallfahrt Fromme sich verbunden
zur Madonnä, welcher Kraft vertraut,
und sich hob ein Kirchlein aus dem Schatten,
den hier Tannen weit verbreitet hatten.

3.

Sieh! da ward der Name dir verliehen
Trasi, von der Fähre die hier war,
doch bald sah man schöner dich erblühen —
Meißens Krummstab bot sich schützend dar —
und die Brücke steinern schon sich ziehen
über dein Gewässer tief und klar:
und die Grafen von den Meisner Marken,
nahmen dich in den Besitz, den starken.

4.

Markgraf Otto, zubenannt der Reiche,
gab dir eines Schlosses frohe Zier,
daß dein Schmuck den andern Städten gleiche,
und — erfreut vom blühenden Revier, —
daß der Sitz des Herrn nie von dir weiche
gönnte Heinrich der Erlauchte dir,
also blieb es bis zu unsern Tagen
die den Blüthenkranz der Wonne tragen.

5.

Und ſo ſeh' ich dich in deiner Schöne,
denke nicht was dir ſeitdem geſchah.
Oft durchhallten dich der Freude Töne,
oft ſchien auch dein Untergang ſchon da,
dich durchtobten wilde Kriegesſöhne,
und Zerſtörung war dir ſchreckend nah,
doch aus Graus und Trümmern dich gehoben
hat der Gott, den alle preiſend loben.

6.

Hat dir, wenn dein ſchönſter Stern entſchwunden,
ihn zurück mit Vaterhand gebracht,
daß die hellſten, reinſten Strahlenſtunden
ſich erheben aus der Trennung Nacht,
daß ſelbſt das Gefühl der Schmerzenswunden
dich nur kräftiger, nur treuer macht,
und der Rückblick auf vergangne Zeiten
nur der Hoffnung mag die Bahn bereiten.

7

Denn wohl neben Deutſchlands Erſte ſtellen
darfſt du dich in Kunſt und in Natur.
Ziehen nicht der alten Elbe Wellen
durch die freundlichſte, begabt'ſte Flur?
Muß das Herz nicht freudig höher ſchwellen,
denkt der Geiſt der reichen Schätze nur,
die für ihn aus jeder Zeit errungen
hier ſich bieten ſeinen Huldigungen?

8.

Anſpruchlos an deines Stroms Geſtade
liegſt du in der ſanftbewegten Ruh,
daß die Woge deinen Buſen bade
ſchlingſt um ihn die Arme freundlich du,
und es bringt dir Segen die Najade
aus der Fern und' Nahe liebend zu,
ſelten nur in ihrer Liebe Steigen
will ſie allzukühn ſich zu dir neigen.

9.

Wo die Sonne früh auf Bergen ſtehet,
ragen Hügel auf, im Rebengrün,
wo ſie Abends ſcheidend untergehet,
andre, denen reiche Erndten blühn,
ſanft nur ſind die lieblichen erhöhet,
ſie beſteigt der Wandrer ſonder Mühn,
daß er drauf bis weit ins ferne Blaue,
das geſchmückte Elbthal überſchaue.

10.

Aber ſüdlich ragen die Coloſſen
majeſtätiſch in die Luft empor.
Dort wo dieſe Rieſenfelſen ſproſſen,
iſt Bohemiens altes Felſenthor.
Wild hat ſich der Strom durch ſie ergoſſen,
bis er ſich das breitre Thal erkohr,
Königſtein beut da die kühnen Werke,
ſchützend mit Natur und Menſchenſtärke.

te ihn sogleich in der Wahl unerschütterlich, und verscheuchte alle Bedenklichkeiten. Er ließ um das Mädchen bei dessen Familie durch einen seiner Freunde anhalten. Der Brief, den er in dieser Absicht an seinen Freund schrieb, trägt das sprechendste Siegel der unbefleckten Lauterkeit seines Herzens.

Im Hauptquartier der Mosel-Armee zu Bouffonville, den 28. Pluviose im 2ten Jahr der Republik.

Lazarus Hoche an seinen Freund Privat.

„Erwäge, theurer Privat, daß es dringendes Bedürfniß für mich ist, mich enger an eine liebeathmende Seele anzuschließen. Ich begehre ein Herz und keine Reichthümer. Dieß muß Dir bei Deinen Schritten zur Richtschnur dienen. Meine künftige Gattin kann versichert seyn, daß ihr nur das fehlen wird, was sie nicht verlangt. Der General Hoche, Du glaubst es ohne Mühe, würde Weiber genug finden; aber der Republikaner Hoche hängt zu fest an den Grundsätzen der Natur, um die Liebe eines Weibes zu erzwingen, das dazu erkohren ist, ihn glücklich zu machen.“ —

Hoche war weit entfernt, an die Kluft zu denken, die das alltägliche pöbelhafte Vorurtheil

11.

Milder führt der Weißritz Silberſtreifen
in das Thal, das Tharands Feſte ſchließt,
wo an Bergen reiche Saaten reifen
oder fromm ein ſtilles Dörfchen grüßt,
ohnweit fährt der Bergmann in die Teufen
und die Quelle heilend ſich ergießt,
über der auf altem Burggemäuer
nebelnd oft ſich zeigt Sidonicus Schleier.

12.

Welche Reihen hoher Lindenbäume
ſchatten an der Elbe Krümmung dort?
Gleich am weißen Tuche grüne Säume
führen ſie auf ſtillen Pfaden fort,
Annen kannten wohl einſt dieſe Räume
und ihr ſtreng gebietend Fürſten-Wort,
wenn ſie hier zur Bauerfrau gewandelt,
Oſtra's reichen Fruchtertrag verhandelt.

13.

Wie ſo freundlich lacht mit Schattenwegen,
mit dem viel verzierten Haus am Teich,
dort der Pork an Pirna's Straß' entgegen,
einem großen Garten iſt er gleich,
denn ihn ſchmückt Pomona's ſchönſter Segen,
oft an Tönen iſt er voll und reich,
nicht der Sänger nur im Blattorcheſter,
auch Euterpens, der Erato Schweſter.

14.

Mag ich jeden Reiz denn wohl benennen,
der um deinen Gürtel, Dresden! schwebt?
Mag doch kaum die nahen Zierden kennen,
selbst wer manches Jahr in dir gelebt.
In dem reichsten Farbenprisma brennen
deiner Landschaft Zauber, Glanzdurchwebt,
vor dem Blick stets reizender und milder
wechseln im Kaleidoskop die Bilder.

15.

Doch ich wende mich in deine Mauern,
Königsstadt! — nein, Mauern nun nicht mehr! —
nein, sie drohen mit des Krieges Schauern
nun nicht fürder, finsterhoch und schwer,
keine tückischen Geschosse lauern
auf den Wällen, von Besuchern leer,
niedersanken sie; für deine Güste
bist du nicht die Veste mehr, die Veste.

16.

Doch wo früher schon zum schönen Garten
hat gestaltet Zeit und Gunst den Wall,
steht er noch mit seinen grünen Warten
Lust und Freude bietend überall.
Die der Feierstunde mühend harrten,
eilen hin, ertönt ihr froher Schall,
daß auf schnell erreichter frischer Freie,
fröhlicher das Abendbrod gedeihe.

17.

Und noch manche grünende Oasen
hegest du in deinem Friedensschoos:
über kindlich froh durchspieltem Rasen,
glühen die Orangen zahlenlos,
die Kastanie überwölbt die Straßen,
in den Königsgärten, weit und groß,
wandelt duftentzückt die bunte Menge,
unter Linden fluthet das Gedränge.

18.

Aber wer betritt ihn, jenen stolzen Bogen,
der auf siebzehn Pfeilern fest und kühn
herrlich über deinen Strom gezogen,
daß nicht frohe Schauer ihn durchglühn?
Strömen sieht er die kristallnen Wogen,
und umher die schönste Landschaft blühn,
während Kirchen und Paläste ragen
aus der Vorzeit wie aus jungen Tagen.

19.

In die nahe Kirche will ich eilen
wenn die Messe klängereich erschallt,
wo mein König betend pflegt zu weilen,
wo der Umgang ernst vorüberwallt,
will gerührt mit frommen Betern theilen
diesen heil'gen stillen Aufenthalt,
manches hohe Bild strahlt von den Wänden,
Glauben in's bewegte Herz zu senden.

20.

Dann nimmt feyerlich mich auf der Tempel
dem den Namen die Madonna gab,
alles trägt in ihm des Ernstes Stempel
von der Kuppel bis ins weite Grab.
Petrus Haus in Rom war sein Exempel,
groß, selbst in des mindern Maaßes Stab,
blieb er stets ein Hafen Sturmbedrängten,
die oft glaubend seine Pforten engten.

21.

Auch zu dem aus grauser Trümmer Staube,
jüngst gehobenen heil'gen Haus des Herrn
tret ich, denn aus finstrer Zeiten Raube
geht zuletzt doch wieder auf ein Stern,
und zu allen Stätten wo der Glaube
sammelt die Gemeinde oft und gern,
daß du Königsstadt es wo[illegible] magst sagen,
viele Christum hier im Herzen tragen.

22.

Heil sey dir, es hat die äußre Glätte
nicht das innere Gepräg verstellt,
ob sie Sitte auch gegeben hätte,
raubte doch Gemuth dir nicht die Welt,
viele wallen noch zur heilgen Stätte,
weil ihr Geist vom hohern Licht erhellt,
daß nicht unfruchtbar das Bessre bliebe:
Sind Geschwister denn nicht Kunst und Liebe?

23.

Ja sie sind's, und tief davon durchdrungen
wall ich hin, ein Pilger andachtsvoll,
wo die Kunst den schönen Sieg errungen,
den die Hehe stets erringen soll,
ihr zu bringen meine Huldigungen,
der Gefühle gern gewahrten Zoll,
in die Hallen wo die Werke prangen
hoch in denen einst sie aufgegangen.

24.

Preis den Fürsten, die mit weisem Sinne
ihn gesammelt diesen reichen Schatz,
daß, ob Zeit und Leben auch verrinne,
überdauernd er ihm sei Ersatz,
Preis dem Fürsten der zum Hochgewinne
angewiesen ihm den schönsten Platz,
wo er würdig steht dem innern Werthe,
ehrend wer ihn schuf und wer ihn ehrte.

25.

Blickst du auf mich, reinste der Madonnen,
Raphaels erhabnes Ideal,
Soll ich mich in deinem Glanze sonnen
an dem milden, himmelslichten Strahl?
Führst du ein mich in das Land der Wonnen,
wo die Freuden sonder Maas und Zahl,
Sixtus! Barbara! von Licht umgeben,
mich, auch mich umströmt ein schönres Leben!

26.

Ha! so steh' ich schon in jenen Hallen
die der Kunst der Farben aufgethan!
Wohin soll ich, wunderschauend, wallen
welchem Bilde mich erglühend nahn?
Zwar ich wählte aus den Hohen allen
schon das Höchste das die Blicke sahn,
aber reich und weit ist rings ergossen,
was dem Quell erhabner Kunst entflossen.

27.

Welche Nacht, von heil'ger Gluth gelichtet,
die Correggio's Kindessinn erschuf!
Wie er den Sebastian gedichtet,
den Georg, ein glühender Vesuv!
Magdalena nur zu Gott gerichtet
hörend nicht mehr ird'scher Lüste Ruf,
und Franziskus vor die Jungfrau tretend,
kniegebeugt inbrünstig zu ihr betend.

28.

Doch wie mag ich all' die Schätze nennen,
die hier wuchern jeglichem Gemüth?
Jeden werden wieder ihr erkennen,
den der Weihe hohe Kraft durchglüht;
Angelo in seinem milden Brennen,
Titian, in Farben kaum erblüht,
die Caracci und den hohen Sarto,
Julio, und Mailands Schmuck, Lenardo.

29.

Carlo Dolce in dem Himmelsbilde
von Cäcilien beim Orgelspiel,
Franz Albani mit der zarten Milde
in der Kinder fröhlichem Gewühl,
Spagneletto, streifend in das Wilde,
Guido mit bezauberndem Gefühl,
und Guercin, Giordane, Solimenen
und die andern, welche Lorbeer krönen.

30.

Denn auch aus der Kunst der Niederlande
reiht sich Bild an Bild in voller Zahl,
Rubens, Vandyk seine Gaben sandte,
nähernd sich Hesperiens Ideal,
Teniers scherzt im frohen Bauerstande,
zu dem Dunkeln schreitet Rembrandts Wahl,
Ruisdael, Wouvermann und Berghem geben
auf der Leinwand reicher Landschaft Leben.

31.

Und auch aus dem deutschen Sinn entsprossen
mangeln nicht die Bilder brav und schlicht.
Albrecht Dürer, seiner Zeitgenossen
Muster, männlich seine Bahn sich bricht,
und wer sah von seltnem Glanz umflossen
Holbeins herrliche Maria nicht?
Wohl ist dieses seiner Werke Krone,
hofft' er doch dafür auch Lieb' zum Lohne. —

32.

Aus der zweiten Halle weiten Thoren
grüßt mich nun das graue Alterthum,
Was in Hellas schönster Zeit geboren
zu des Meisels unerreichtem Ruhm,
reiche Gaben jener seltnen Horen
stehn hier als der Mitwelt Eigenthum.
Auch Egypten gab und Rom das Seine,
Mumien sprechen statt der Leichensteine.

33.

Doch verklungen sind sie meist die Namen
jener Bildner, die den Stein belebt.
Ist das Wort doch auch nur bloßer Rahmen
der ein schlechtes Bild doch nicht erhebt!
Ausgestreut ist hier ein reicher Saamen
der, in junger Künstler Busen, strebt
aufzuschwingen sich zu diesen Formen,
aller Zeiten kunsterhabnen Normen.

34.

Und so wuchert in dem Stein das Leben,
das in jedem ächten Kunstwerk wohnt.
Die Gestalten, die sich hier erheben, —
hat die Zeit sie meist auch nicht verschont, —
müssen doch ein herrlich Zeugniß geben,
wie die Kunst ob jedem Wechsel thront,
wie, was je mit hohem Geist vollendet,
ewig seines Wirkens Segen spendet.

35.

Mag die Wuth der Neurung auch verſtellend
fügen an das Alte ihren Tand,
wahre Kunſt geht ſtets, ſich ſelbſt erhellend,
mit Natur vertraulich Hand in Hand,
ihrer Linien, ſich ſenkend, ſchwellend,
ihrer Stellung waltender Verſtand,
ſtrahlet ſelbſt aus niedriger Umgebung
mit vorherrſchend mächtiger Erhebung.

36.

Doch vereint mit dieſen ächten Zeugen
einer alten kunſtbegabten Zeit,
ſeh ich dort noch Meiſterwerke ſteigen,
jeder andern Sammlung Herrlichkeit,
treuer Guß macht ſie auch jetzt uns eigen,
ſei ihr Urbild von uns noch ſo weit,
Mengs rief formend doppelt ſie ins Leben,
uns hat Friedrich Auguſt ſie gegeben.

37.

Ungern trenn' ich mich von den Geſtalten,
von dem Pantheon das hier gehäuft,
wo der Schönheit reichſte Kräfte walten
da die Hülle von ihr abgeſtreift,
wo das Aug', von keinem Fehl gehalten,
von Vollendung zu Vollendung ſchweift,
bis ihm, tiefgetränkt vom einfach Hohen,
mit dem Tag noch nicht das Schaun entflohen.

38.

Welche Fülle geistigen Genusses
beut sich noch in andern Räumen dar!
Aus dem Füllhorn ihres Ueberflusses
legt Natur dort auf dem Weihaltar
ihre Gaben, unerschöpften Grusses
zeigt sie zahllos ihrer Kinder Schaar,
was sie rief in ihren Reichen allen,
bieten diese duftumfloßnen Hallen.

39.

Was entströmte aus des Wissens Quellen
ist dort aufbewahrt in Schrift und Wort.
Wie sich Wellen drängen stets auf Wellen
wuchert auch Erkenntniß ewig fort:
Welch Verdienst! dem Schatz hier aufzustellen
einen sichern, anmuthsreichen Port,
wo der Geist sich freudig kann ergehen,
täglich mehr zu lernen, zu verstehen.

40.

Im Pallast, der diese Fülle wahret —
wohl ein fürstlich prächtiges Gebäu, —
hat sich Raphael auch offenbaret,
zeichnend für des Teppichs Weberei,
auch der Münzen Schatz ist dort geschaaret
und von ihrer Bildung alt und neu,
was Japan und China bunt versenden
und was Meissens Oefen kunstreich spenden.

zwiſchen dem Range eines Generals en Chef und der unbedeutenden Stelle eines Proviantmeiſters annehmen könnte.

Bürger Dechaux (dieß iſt der Name des Vaters der holden Dirne) erſtaunte höchlich über die vornehme Parthie, die ſich ſeinem anſpruchloſen Töchterchen darbot.

„Erſchrocken, wie er ſagt, über die ausgezeichnete Ehre, die ihm ein groſſer General erzeigen wolle,“ geht er eines Morgens zu ſeinem künftigen Schwiegerſohn. Man meldet den Bürger Dechaux. Hoche läßt ihn ſogleich vor ſich und umarmt ihn zärtlich. — Die kurze Unterredung, welche ich hier mittheile, begreift ſeine ganze Heirathsgeſchichte.

B. Dechaux. Die Ehre, welche Sie uns erweiſen wollen, überſteigt bei weitem meine und meiner Frau Hoffnungen. Unſere Tochter iſt nicht für einen Obergeneral geſchaffen; ſie iſt nur für einen Freiwilligen, einen Lieutenant oder höchſtens einen Kapitän beſtimmt.

L. Hoche. Jetzt bin ich Obergeneral der Republik; vor kurzer Zeit war ich noch Unteroffizier.

B. Dechaux. Die äußere Anſtändigkeit, mit der wir leben, könnte auf den irrigen Gedan

41.

Auch was Kupferplatten eingegraben,
was gebar der Nadel leichter Flug,
was geschaffen hohe Künstler haben
mit dem Stift, der kühnen Umriß trug,
der Mechanik wundervolle Gaben,
der Modelle Hebelkraft und Zug,
und manch künstlich Schnitzwerk, Rüstzeug, Kleidung
schauet man in lehrender Verbreitung.

42.

Schüchtern tret' ich endlich in die Säle
wo der Schatz bewahrt im grünen Raum.
Ueberfliegend was ich draus erwähle
zur Beschreibung, dünkt mich's Feentraum;
diese Steine, Perlen und Pokäle,
Gold- und Silber-Arbeit, nenn' ich kaum,
denn Geschmack mit Kostbarkeit verbunden
hat hier einen Wohnplatz aufgefunden.

43.

Aber daß in jugendlicher Seele
aufblüh', Liebe für der Künste Reich,
pflegen das Gebiet der Raphaele
Lehrer in den Herzen jung und weich;
daß der Fortschritt keinem sich verhehle,
jedem sei die offne Prüfung gleich,
stellen jährlich Zöglinge und Lehrer
ihre Werke aus dem Kunstverehrer.

44.

Doch auch euch, ihr wunderholden Blüthen
eines Baums der Kunst im Silberblick,
will das Aug des Gärtner mild behüten,
dich o Schauspielkunst, dich o Musik!
Herzen die für euch in Lieb' erglühten,
gebt ihr hier ein tiefgefühltes Glück,
denn in einem reichen Kranz verbunden,
schaffen hohe Meister Wonnestunden.

45.

Und ob auch der Dichtkunst heilge Flammen
nicht ein Tempel wahrt, kein Aeußres nährt,
weil sie gern aus stillem Herzen stammen,
von dem Augenblicke nur gewährt,
strömen sie doch freudig hier zusammen
in der kräftgen Spitze lichtverklärt,
lieben, stärken, rühren und erheitern,
wärmen, wecken, züchtigen und läutern.

46.

Also stehst du da im Schmuck der Schöne,
die Natur und Kunst dir anvertraut,
Königsstadt! Laß dich ein Nome krone
Mit uns innig liebgewordnem Laut,
und es froh von allen Lippen töne:
wie die Medicis Florenz erbaut,
haben die Auguste, kunstverbündet,
hier ein anderes Florenz gegründet.

47.

Und es blüht im jugendlichen Prangen
immerdar, wenn Alter nur erneut,
weil vom milden Fürstenarm umfangen
jedes Jahr ihm neue Reize beut,
und wie sich an ihren goldnen Spangen
eine Braut am Hochzeittage freut,
freut sich Dresden heut am Jubeltage,
daß den Goldring, Königshuld, es trage.

48.

Darum schmücke dich zum schönen Feste
Königsstadt! das jemals du erlebt!
Denn es ist der Treflichste der Beste,
dem sich heut dein Jubel hoch erhebt,
ob er auch nicht König wär, es näßte
doch die Wonnethräne, Gluth durchbebt,
deine Wangen, strahlte stolz dir heute
Seines Jubelamtes hohe Freude.

49.

Und es ist dein König, dein Entzücken,
deiner Schöne höchster Strahlen-Glanz,
der sein Leben um dich zu beglücken
widmete! — O welchen würd'gen Kranz
magst du ihm zu seinem Schmucke pflücken?
gab er dir doch alle Blumen ganz,
daß umblühet von den reichsten Auen,
seine Segnungen dir niederthauen.

50.

Helden mögen sich des Lorbeers freuen,
mehr als Held war er, im Unglück Mann!
Rosen mag man Neuvermählten streuen,
o! ein halb Jahrhundert fast verrann,
seit als Gattenmuster man die treuen
hohen Beide seelig rühmen kann;
Erdenblumen können ihn nicht kränzen,
da unsterblich seine Thaten glänzen.

51.

Einen Kranz nur hat er sich gewunden
der nie welkt, der ewig Blüthen trägt.
Goldreif, sind die pflichtgeweihten Stunden,
Diamant, das Recht, das ruhig wägt,
Onix, was für Kunst er tief empfunden,
Hyacinth, die Gluth die Gottwärts schlägt,
Perlen, zahllos, reiner stets und linder,
jede Freudenzähre seiner Kinder.

52.

In dir weilt er, von dir ausgegangen
ist das Glück, das nun schon funfzig Jahr
seiner Seele innigstes Verlangen
für die Herzen seines Volkes war,
und was er mit Gott hat angefangen
stellt sich schon in der Vollendung dar,
und sein Walten wird doch nimmer müde,
daß es Segen spende Heil und Friede.

53.

In dir weilt er, hin zu dir auch schauet,
jedes Auge das den Vater sucht,
jede Hoffnung, die auf ihn gebauet,
aus dir reift ihr der Gewährung Frucht,
ob es ängstlich einem Herzen grauet,
ob es drückt der bangen Sorgen Wucht,
zu dir kommts, wird seinen König finden,
und die Angst, die Sorge werden schwinden.

54.

Schmücke dann dich mit des Dankes Gluthen
Mit der Wünsche heißerhobnem Flehn,
Laß aus der Erinnrung Wohlthatsfluthen
feste Hoffnung glorreich auferstehn,
heb' das Herz zu dem, dem gleich Minuten
die Jahrhunderte vorübergehn,
daß er in des Jubelfestes Wage
leg' das Gleichgewicht der künft'gen Tage.

55.

Daß er neige sich von ew'gen Throne
zu dem König, dem sein Volk vertraut,
dem er selbst gegeben seine Krone,
ihm den Sitz auf Huld und Recht gebaut,
Aller Liebe ward ihm schon zum Lohne,
Ruhm tönt ihm in jeder Zunge laut:
Was von Vätern stammet zu den Söhnen,
soll auch noch der Enkel Leben krönen.

Anmerkungen

für diejenigen Leser, denen Dresdens Umgebungen und Kunstschätze nicht gleich in allen ihren Beziehungen gegenwärtig sind, oder die das treffliche „Neue Gemälde von Dresden, in Hinsicht auf Geschichte, Oertlichkeit, Kultur, Kunst und Gewerbe, Dresden, Arnoldische Buchhandl. 1820. oder die gediegene Uebersetzung davon unter dem Titel: Nouveau tableau de Dresde et un nouveau Plan de cette ville etc. welche so eben erschienen sind, nicht gleich zur Hand haben.

Stanze 10. Die sogenannte sächsische Schweiz mit ihren Sandsteinformationen und Nachbarn, den böhmischen Gebirgen, wie sie das wackere Taschenbuch, Albina, Pirna und Dresden. 1820. genauer beschreibt.

St. 11. Zeile 2. Der plauensche Grund.

St. 11. Z. 4. Die reichen Ackerumgebungen dieser Gegend.

St. 11. Z. 6. Das Tharander Bad mit seiner Ruine, dem Wittwensitze der sächsischen Herzogin Sidonie. Von der herrlichen Bergparthie von Tharand und der Umgegend ist jetzt ein musterhafter Situationsplan vom verst. Major Lehmann in der Arnoldischen Buchhandlung erschienen.

St. 12. Z. 1. Die Ostra Wiese, nebst den sogenannten kleinen Gehege, wo sich auch das Ostra-Vorwerk befindet, welches Kurfürst August I. Gemahlin Anna selbst bewirthschaftete. s. das Taschenbuch, Penelope auf 1816.

St. 13. Der große Garten in seiner neuen Umgestaltung, in welchem wöchentl. mehrere Concerte gegeben werden.

St. 16. Die schöne Brühlsche Terrasse mit dem Belvedere, zu welcher mitten aus der Stadt eine breite Steintreppe führt.

St. 17. Z. 3. Der sogenannte Zwinger, mit seiner großen treflichen Orangerie.

St. 17. Z. 5. Die Ostra Alle, die nach Friedrichstadt führt.

St. 17. Z. 6. Der sogenannte Palaisgarten, so wie die Gärten der Prinzen Anton und Maximilian, Königl. Hoheit.

St. 17. Z. 8. Die Linden-Allee in Neustadt.

St. 18. Auf der Dresdner Elbbrücke ist unstreitig eine der reitzendsten Aussichten in Deutschland.

St. 19. Die römischkatholische Hofkirche.

St. 20. Die Kirche zu Unſrer Lieben Frauen.
St. 21. Die Kirche zum Heil. Kreuz.
St. 24. Die Könige von Polen Auguſt II. und Auguſt III. ſammelten an dieſen Schätzen beſonders, der regierende König aber vermehrte ſie nicht nur, ſondern ſorgte auch für zweckmäßigere und ſchönere Aufſtellung derſelben, wofür vor allen die Antiken-Gallerie und das Naturalien-Cabinet Zeugniß geben.
St. 25. Raphaels ſixtiniſche Madonna, neuerdings durch des zu früh geſchiedenen jüngern Müllers unnachahml. Grabſtichel im treflichen Kupferſtich vervielfaltigt.
St. 26. Ueber die Schätze dieſer Sammlung giebt das Neue Sach- u. Ortsverzeichniß der K. S. Gemälde-Gallerie in Dresden. 1817. Auskunft.
St. 32. Die Antiken-Gallerie, oder wie es Becker in ſeinem ſchönen Werke beziehungreicher genannt hat, das Augusteum.
St. 36. Die Sammlung Mengſiſcher Gipsabgüſſe.
St. 38. Das Naturalien-Kabinet.
St. 39 Die öffentliche königl. Bibliothek.
St. 40. Z. 7. Die Tapeten nach Zeichn. v. Raphael gewebt.
St. 41. Z. 5. Das Münz-Kabinet.
St. 40. Z. 7. Die Porzellan-Sammlung. Alle dieſe letztgenannten 4 Sammlungen, befinden ſich nebſt der Antiken-Gallerie im ſogenannten japaniſchen Palais.
St. 41. Z. 1. Die Kupferſtichſammlung.
St. 41. Z. 5. Die Sammlung mathematiſcher und phyſikaliſcher Inſtrumente.
St. 41. Z. 6. Die Modellkammer, Gewehrgallerie und Rüſtkammer.
St. 42. Das ſogenannte grüne Gewölbe.
St. 43. Die Akademie der bildenden Künſte u. die jährliche öffentliche Ausſtellung ihrer Kunſtwerke.
St. 44. Das deutſche und italieniſche Schauſpiel ſo wie die Königl. Hofkapelle.

Des Lebens Summa.

Nicht nach Jahren miß das Leben,
nicht nach langgedehnten Stunden;
ob es deren viel gegeben,
ob Du bald das Ziel gefunden,
alles das hat keinen Werth
in der Rechnung Deines Glücks,
wo der Flug des Augenblicks
oft das Daseyn mehr verklärt
als ein langer Lauf von Jahren,
die nur Pausen ohne Klang
in dem stürmenden Gesang
Deines Lebens Hymnus waren.

Wägen mußt Du Deine Tage,
wägen Deines Lebens Summe,
daß im Dankgefühl verstumme
Deine laut gestöhnte Klage,
wenn vielleicht Dein Lebensziel
nicht bis fern hinaus gerückt.
Hat Dich doch der Lauf beglückt,

der Dir hier zum Erbtheil fiel.
Hast Du reich gewinkt durch Thaten
rings um Dich mit Kraft und Muth,
so kann war die Summe gut,
ist die Rechnung wohl gerathen.

Oder sind es die Minuten,
die des Lebens Rechnung geben?
Wassertropfen, leere Fluthen,
die umsonst vorüber schweben,
wenn nicht drauf des Lebens Boot
eine reiche Ladung trägt,
sich in ihm es kräftig regt,
und das goldne Morgenroth
auf die heitern Wimpel glänzet
die den frohen Festen wehn,
Lieb' und Treu' am Borde stehn
mit der Dichtkunst Schmuck umkränzet.

Mag es früher dann auch landen,
dieses Schiff voll reicher Gaben,
die sich glücklich d'rauf befanden,
werden des Genüge haben,

denn sie schifften froh und frei
durch des Lebens Stromgebiet.
Ob das Ufer schneller flieht,
gilt ja gleich, sie sind im Hafen,
haben ihre Pflicht vollbracht,
frisch gewirket, nichts verschlafen
und die Zeit so wett gemacht.

Darum kann des Lebens Länge
nie des Lebens Summe geben,
nur der Thaten volle Menge,
nur ein edles freies Streben,
nd der höhere Genuß
der auf Geister-Fittig weht,
auf Erwählte übergeht,
selig im Verklärungs-Kuß. —
Nur das inn're Mark vom Baume
es ist, was Bestehn verspricht,
denn sonst lebt Ihr nur im Raume,
nicht in Wahrheit, Kraft und Licht.

ken bringen, daß wir mehr Vermögen besäßen, als wirklich gegründet ist. —

— L. Hoche. Sie kränken mich. Ich will keine reiche Mitgift, sondern eine liebenswürdige Gattin heirathen.

B. Dechaux. Verzeihen Sie, Bürger General, die Bemerkung, die ich jetzt machen werde. Es ist herkömmlich, daß, wenn ein Mann sich um eine Tochter bewirbt, ihre Eltern vorher Erkundigung einziehen. —

L. Hoche. Diese Nachforschung wird kurz und einfach seyn. Sie wird Sie belehren: daß ich zu Versailles geboren bin, daß meine Mutter starb, indem sie mich zur Welt brachte, daß ich Lazarus Hoche heiße und seit dem sechzehnten Jahre Soldat bin.

B. Dechaux. Allein meine Tochter ist noch überaus jung, nicht einmal funfzehn Jahre alt.

L. Hoche. Ich sehne mich nach einer jungen Seele, die ich selbst bilden kann. Ihre Tochter vereinigt in sich alle die Eigenschaften, die ich suche. Ich schließe, Bürger Dechaux, aus allen Ihren Aeußerungen, daß ich Ihr Eidam seyn werde.

B. Dechaux. Bürger General, Sie haben sich Ihren Schwiegervater erstürmt.

L. Hoche. Nachdem ich alle Ihre Fragen angehört habe, bleibt mir für meinen Theil nur

Der freie Gesang.

Frei singt die Nachtigall
im buschigen Gehege,
es trinkt der Wiederhall
entzückt der Kehle Schläge;
sie singt ihr Leben all,
und sorget nicht der Pflege,
es gnügt der Sängerin,
was die Natur ihr bietet,
durch's schöne Leben hin.

Doch ach! gefesselt singt
der Dichter seine Lieder,
was aus der Harfe klingt
das hallt kein Echo wieder,
zu lichten Höhen schwingt
sich zwar des Geist's Gefieder,
allein der Körper zieht
am Joche des Berufes,
bis Ton und Leben flieht.

Verdienst um Menschheit.

Verdienst um Menschheit! Hohe Worte
in einer thatenarmen Zeit!
Oft Inschrift nur an einer Pforte,
zum Dienst der Selbstsucht eingeweiht:
erwirbt Dich der, aus dessen Hirne
ein neues Staats-System entspringt,
der Klügler, der der eitlen Dirne
Philosophie nur Opfer bringt?

Liegst Du in des Erob'rers Händen,
dem Menschenblut ein Wonnestrom?
Willst Du dem Frömmelnden Dich spenden,
der müßig steht im öden Dom?
Kann Deiner sich der Kaufmann rühmen,
deß Geiz das weite Meer durchschifft,
und folgest Du dem Ungestümen,
der wild verstreut des Aufruhrs Gift?

Im stillern Kreise nur gedeihen
kannst Du, erhabene Gestalt,
Dein Glück nur sanftem Wirken leihen,
nicht wildem Streben der Gewalt.

Im Herzen von der Selbſtſucht Triebe
und von dem feilen Ehrgeiz rein,
haſt Du, o Ausfluß höhrer Liebe,
den Wohnplatz immer und allein.

Mein Held.

Einen Helden möcht' ich ſingen,
ſingen durch mein ganzes Leben,
ihn nur, ihn allein erheben
ganz der Dichtung hingegeben;
und ſo herrlich es vollbringen,
daß mein Werk ein Denkmal ſei,
ſeiner Größe treu.

Doch wer in des Krieges Gluthen
ſeinen hohen Namen findet,
Beile in die Faſces bindet,
blut'ge Lorbeer nur ſich windet
unter heiſer Thränen Fluthen,
pries ihn auch die ganze Welt,
Er iſt nicht mein Held.

Aber der zum Ziel sich wählet
Dank beglückter Nationen,
groß im Geben, reich im Lohnen,
dem des Friedens Götter wohnen, —
wenn sich Recht mit Huld vermählet, —
in dem verwurfsfreien Busen,
dessen Schild ein Aehrenfeld
der, der ist mein Held.

Des Liedes Lockung.

Nach Göthe's Tasso. Akt 2. Scene 1.*)

Was ist es, das so rein und hell,
als ob ein milder Wiesenquell
durch Blumen über Kiel rinne,
erschallt zu meinem innern Sinne?

---

*) „Es lockt uns nach und nach, wir hören zu,
wir hören und wir glauben zu verstehn,
was wir verstehn, das können wir nicht tadeln,
und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt."

Es lockt mich an so hold und traut,
und immer näher muß ich gehn
und immer lieber wird der Laut,
und immer süßer das Getön,
das sanft erquickend niederthaut.

Das ist das Lied, ich hör' es jetzt,
das mir die Seele liebend letzt,
ich muß mich hörend zu ihm neigen,
denn Köstliches will es mir zeigen,
es dringt so schmeichelnd an das Ohr,
daß es sich innig dessen freut,
es ist ein Melodieen-Chor,
der inn're Ahnungen erneut;
O horch! ob sich ein Laut verlor.

Ja, ja, ich glaube zu verstehn,
was mir die Töne mild und schön
zu meinem stillen Herzen tragen,
was sie dem Geiste flüsternd sagen:
es wird der Sinn mir offenbar,
der in der Worte Schalen liegt,
die schöne Perle beut sich dar,
in glatte Hüllen eingeschmiegt,
vom Wiederschein der Farben klar.

und was ich so verstehe tief,
was mir das Lied zur Seele rief,
was mir getagt aus seinen Klängen
so rein erschien in den Gesängen,
wie kön n' ich's tadeln; nein es steht
als Wahrheit mir vor Herz und Geist,
und was es rühmet und erhöht,
und was es mir so herrlich preist,
im Busen nie mir untergeht.

Ja Liedesklang, ja Liedeston,
den Sieg hast Du errungen schon!
Wie keiner Kraft es noch gelungen,
hat mich Dein Blumenschmelz durchdrungen;
Du lebst im tiefsten Herzen hier
in Deiner Melodieen Hauch,
es raubt Dich niemand wieder mir,
versuch' es kalte Weisheit auch,
ich bin nur Eins, nur Eins mit Dir.

Mutterſorge an der Wiege der Einzigen.

Du meines Lebens reinſtes Glück
mein Kind mit Deinem Engelblick,
ich wach' an Deiner Wiege;
O! ſchlafe nur recht ſanft und gut,
wie Unſchuld unter Blumen ruht,
indeß ich mich in Mutter-Huth
an Deine Wange ſchmiege.

Du liegſt ſo fromm und ſelig da
als wären alle Engel nah
Dich treulich zu bewahren.
O ſchütze, Gott! das ſüße Kind,
in dem all' meine Wünſche ſind,
und führ' es väterlich und lind
durch jeder Zeit Gefahren.

Noch liegt es in der Unſchuld Schooß,
erhalt' es drinn mit ſtillem Loos,
gieb ihm Gedeih'n und Leben,
haſt ihm ja jetzt Geſundheit ſchon,
und in des frohen Lallens Ton
der Mutterliebe ſchönſten Lohn
mit Vaterhuld gegeben.

Es lächelt froh vom Schlaf versöhnt —
doch horch! — mein liebes Kind! — es stöhnt,
bewegt so bang die Hände!
O Gott, die Augen starren wild! —
Was ist Dir liebes Engelsbild?
komm an mein Herz! es sei Dein Schild,
daß es das Unheil wende.

Sei still! sei gut und weine nicht! —
Allmächtiger! das Auge bricht!
So bleich die Rosenwangen!
Barmherzigkeit! die Hand so kalt!
kein Ton den Lippen mehr entschallt!
Es athmet nur noch mit Gewalt,
und läßt die Aermchen hangen!

Barmherzigkeit! mein Kind! mein Kind!
O Hülfe! Hülfe nur geschwind!
Es stirbt in meinen Armen! —
Und alles schläft, und ist so weit!
will sich denn keins voll Herzeleid
die Mutter, die nach Hülfe schreit,
in ihrer Angst erbarmen?

O wehe! — Ha! da schaut mich's an,
das Aug' ist wieder aufgethan,

es lächelt mir entgegen:
die Händchen werden wieder warm!
um meinen Nacken ſchlingt's den Arm!
O Gott! vorbei iſt Schmerz und Harm,
mein wieder Mutterſegen.

Du böſes Kind! Was war denn Dir? —
Nein holder Engel, bleib nur mir,
ich will gern alles tragen.
Die unter Schmerzen Dich gebar,
nimmt Dein mit banger Liebe wahr,
und ahnet oft zu leicht Gefahr,
mit Angſt die nicht zu ſagen.

Das iſt in einer Mutterbruſt
der Wechſel ja von Schmerz und Luſt
bei dem geliebten Kinde,
daß ſie in ihm ihr höchſtes Glück,
das neidenswertheſte Geſchick,
doch auch in Einem trüben Blick
die bängſte Sorge finde.

Doch trägt ſie ja die Sorge gern,
wenn ihr des Kindes Augenſtern
mit Lieb' und Freude leuchtet,
und jede Thräne wird zum Strahl

vom Himmelslicht ins Erdenthal,
die ihr vorher in banger Qual
das Mutterherz befeuchtet.

Friedensglück.

Friede! Ton aus beſſern Welten,
Der in unſ're Herzen dringt,
und den Lorbeerkranz der Helden
mit des Oelzweigs Grün umſchlingt,
dem in jubelnden Akkorden
Wonne ſonder Maaß vertraut,
endlich biſt Du uns geworden
und Entzücken grüßt Dich laut.

Heil Dir Friede! Heil und Segen!
Jeder Schmerz iſt nun verbannt,
und es tönt durch's ganze Land,
auter Jubel Dir entgegen.

die einzige übrig: Ist das Herz Ihrer schönen Tochter noch frei? —

B. Dechaux. Ich glaube es.

L. Hoche. Ich erbitte mir eine Stunde zur Unterhaltung mit ihr, um mich selbst davon zu überzeugen.

Die Stunde ward bewilligt. Sie reichte für Hoche hin, um sich zu versichern, daß das Herz des reizenden Geschöpfs noch frei und daß dieses Herz sogar sehr geneigt sey, seine Liebe aufs innigste zu erwiedern. Einige Tage der nähern Bekanntschaft entschieden seine Heirath, und er sah sich auf ewig mit dem Weibe verbunden, welches den Pfad seines Lebens mit Rosen bestreuen sollte.

P. F. Brede.

Alle Blumen blühen wieder
die des Krieges Fuß zertrat,
und es tönen Freuden-Lieder
wo Dein Zauberglanz sich naht,
neu vereint sind alle Seelen,
mannichfach getrennt zuvor,
und es steigt aus tausend Kehlen
Lobgesang zu Gott empor.

Dank Dir Ewiger! dort oben
daß den Frieden Du verliehen;
jedes Herz beglückt durch ihn,
Fühlt sich näher Dir gehoben.

Dem Regierer über Sternen,
tönt der Erde Lobgesang,
er ließ uns Ergebung lernen
bei der Zeiten ernstem Gang,
aber nach dem Grau'n der Nächte
sendet er der Sonne Glück,
und mit seegensreicher Rechte
giebt den Frieden er zurück.

Laßt die Vorsicht ruhig walten
über'n hohem Sternenzelt,
denn sie wird das Glück der Welt
nach erhab'nem Plan gestalten.

Ja, ſie gab dem Vaterlande
ein beneidenswerthes Loos
durch das ſchönſte aller Bande,
einen Fürſten gut und groß,
der mit treuer Sorge Armen
ſeine Kinder all' umſchließt
und mit hohem, liebewarmen
Herzen ihnen Vater iſt.

Ja, laßt uns ihn Vater nennen
Seines Landes höchſte Luſt,
unſern Friederich Auguſt
dem in Liebe all' entbrennen.

Welch ein Staat! wo er die Zügel
feſt und nimmer müde führt;
glücklich Ihr, der Elbe Hügel,
wo den Wohnſitz er erkührt,
heut' erſchall' an dieſem Strande
ſeiner Kinder Jubelton.
Ihn verehrt in jedem Stande
ſtill ja längſt ein Jeder ſchon.

Deiner treuen Kinder Schaaren
flehen laut zum Himmel auf
Segen Deinem Leben Lauf!
Möge Gott Dich uns bewahren.

Auf denn Jubel! töne freier
im Gefühle hoher Luſt
bei der ſchönſten Friedensfeier
aus der neubelebten Bruſt.
Hoffnungen entfaltet alle
euern Kelch voll Seeligkeit,
niederſchweb' im Jubelſchalle
wiederum die goldne Zeit.

Heil der Zukunft! daß auf Erden
Immer jung des Friedens Grün!
Seegen ſoll aus Wüſten blüh'n,
und die Erd' ein Himmel werden.

Beruhigung.

Warum ſchmäht Ihr doch vermeſſen
über Sturm und wilden Brand,
und verkennt die Weisheit deſſen,
der die Welt trägt in der Hand!

Seid Ihr denn allein auf Erden
ist denn diese Zeit nur Zeit,
soll denn nichts mehr künftig werden
giebt's nicht Unermessenheit?

Enges Herz, das nicht die Schranken
seiner Ichheit überfliegt,
nicht mit schwelgenden Gedanken
sich im All der Schöpfung wiegt,
wie so schwer ist Deine Bürde
wie so bang quält Dich der Schmerz,
der zum stolzen Aufblick würde
schautest Du nur himmelwärts.

Und Du willst den Ew'gen meistern
der die rechte Waage hält,
dem verehrt, von seel'gen Geistern
unbekannt kein Haar hier fällt,
und Du willst mit Stunden rechten
wo Jahrtausende ein Raub,
willst Dich an die Spanne flechten
wo der Weltball nur ein Staub?

Schmähe nicht; im Welten-Plane
giebt es nie nur leeres Spiel,
hoffe, dulde, wirke, ahne!
alles strebt zum hohen Ziel,

nicht ein Augenblick entſcheidet
Dein Kreis iſt das All ja nicht,
doch als Ring der Kette leitet
er auch aufwärts in das Licht.

Und wenn in den Schoos der Klarheit
widerkehrt Dein Funkchen Seyn,
ſiehſt Du, Glücklicher! die Wahrheit,
„was nur iſt, iſt gut,“ wohl ein,
ſiehſt aus Stürmen Frühlingswehen
ſich entfalten, Licht aus Wahn,
und aus Sterben, Auferſtehen,
ſiehſt es froh, und beteſt an.

Lied in der Fremde.

Es wechſeln Geſtalten,
es fliehen die alten
und treten die neuen hinzu,
ſie feſter zu halten
vermag ich nicht!

Ach! schöne Festigkeit wo bin bist Du geschwunden,
hab' ich denn in der Heimath nur gefunden,
was bleibend mir zum offnen Herzen spricht?

Wie Bilder im Schatten,
sich trennen und gatten,
erscheinen und wieder vergehn,
die Schimmer ermatten,
das Licht verlischt,
so seh' ich alles hier dem Blick vorübereilen,
nichts will verwandt dem nähern Anschau'n weilen,
nichts wird von der Erinnrung aufgefrischt

Es ist in der Menge
die hier im Gedränge,
sich wechselnd und mannichfach dreht,
nicht einer, den enge
mein Herz umfaßt!
Zu keinem Wesen fühl' ich mich getrieben,
nichts ist der Seele nah zu heilsem Lieben,
nicht einmal ihr ein Gegenstand verhaßt.

Die Augen nur sehen
das Kommen und Gehen,
das Herz ist geschlossen und kalt,
die Ohren verstehen,

nicht das Gemüth.
Du buntes Gaukelſpiel der neubewegten Sinne,
ich fühl's daß bald auch Dein Genuß verrinne,
weil des Gefühles Kranz nicht in Dir blüht.

Ich ſtehe verlaſſen,
auf wimmelnden Gaſſen
im wilden Geräuſche des Saals,
kann treu ja nicht faſſen
des Freundes Hand.
Es kommt kein Blick dem meinigen entgegen,
und den Gefühlen die ſich in mir regen,
iſt in dem wüſten Kreiſe kein's verwandt.

Mit Augen voll Thränen,
ermüdet vom Wähnen
enteil' ich dem fremden Gedräng',
es ſtehet mein Sehnen
der Heimath zu.
Dort bin ich nicht allein, verwandte Seelen ſchließen
mich feſt an ſich, und unſ're Geiſter fließen
vereint und ſeelig in den Strom der Ruh. —

Partheienwuth.

Laßt dem friedlichen Gemüthe
ihr denn nie sein stilles Glück,
muß denn seine zarte Blüthe
in den wilden Sturm zurück?
Kann ich nimmer denn mich retten
zu der freien Phantasie,
lösen sich die Demantketten
eures finstern Wühens nie?

O du arme kleine Erde,
die die Kinder all' erzeugt,
daß sie deren Mutter werde,
die sie mühsam groß gesäugt;
kannst du nimmer Frieden haben,
muß, wenn auch der Krieg nun still,
doch Partheiwuth untergraben
was sich neu erheben will?

Sind denn eure Herzen alle
gar so arm und eng und klein,
daß dem Bruder, ob er falle
nimmer kann Verzeihung sein,

daß ihr neben Euerm Glauben
keinen andern dulden könnt,
und was Zeiten euch nicht rauben
selbst mit eigner Hand zertrennt?

Ewiger im Himmelsraume!
der die Wesen alle hält,
von des Empyräums Saume,
bis zum Mittelpunkt der Welt,
alles ist in dir nur Liebe
aufgelöset jeder Streit,
und im ewigen Getriebe
strebt das All zur Seeligkeit.

Dort einst werdet ihr Euch finden,
Freund und Feind, im Gottes-Reich,
wollt ihr Euch denn hier umwinden
Giftgeschwellnen Drachen gleich?
Könnt ihr auf dem kurzen Pfade
euch nicht sühnen, still und wahr,
da doch eures Gottes Gnade
dort Euch eint auf immerdar?

Hadre drum nur, blinde Meinung!
die sich Opfer auserkohr,
zu der ewigen Vereinung
blick' ich ruhig doch empor.

In die friedenvolle Seele
leuchtet mild der Gottheit Strahl,
aber aus des Zornes Höhle
steigt nur Nebel finstrer Qual.

Wir sehn uns wieder.

Wir sehn uns wieder!
Süßer Trost für wunde Herzen,
die der Sehnsucht Flamme brennt,
froher Gruß, wenn unter Scherzen
sich das Mahl der Freunde trennt.

Wir sehn uns wieder!
Himmelston, wenn treue Liebe
so den Scheide-Becher kränzt,
wenn das Auge Thränentrübe
von der schönen Ahnung glänzt.

Wir sehn uns wieder!
Was mit Thränen sich geschieden,
sinkt sich wieder Brust an Brust,
in das Herz kehrt neuer Frieden
in die Seele Götterlust.

Die Beterin.

Still lag sie da, das Aug' empor gerichtet
Zum Gnadenbild, in reiner Himmelsschöne.
An dunkler Wimper perlt der Sehnsucht Thräne,
Nur wenig ist des Schleiers Flor gelichtet.

Was Heil'ges je ein Sänger hat gedichtet,
Wenn ihn begeisternd nahet die Kamöne,
Die Brust sich hebt voll zauberischer Töne,
Von allen Erden-Schlacken rein gesichtet:

Dieß fühlt' ich jetzt, da sie mein Aug' erblickt,
Dem niedern Leben wähnt' ich mich entrückt
Und in der Geister flüchtig Reich gezogen.
So staunte Tellus und der Lüfte Bogen,
Als himmlisch schön, entzückend und entzückt,
Idalia entstieg den klaren Wogen.

Fr. Gleich.

Wir ſehn uns wieder!
Perlen werden unſ're Thränen,
die der Trennung wir geweint,
Freudenjubel unſer Sehnen,
denn wir ſind vereint! vereint!

Wir ſehn uns wieder!
Laßt uns froh die Zeit genießen
wo wir traulich Du und Du,
aber bei den Scheideküſſen
ruft die Hoffnung noch Euch zu:
wir ſehn uns wieder!

Die Kraft wächſt im Kampfe.

Es läutert Gold die Gluth,
die Freiheit zeugt der Bann,
in Stürmen keimt der Muth,
durch Kämpfe wird der Mann.

Das Unglück bricht herein;
was kümmert ihn es auch?
iſt er doch ganz nur ſein,
nicht Spiel vom fremden Hauch.

Wenn Schrecken um ihn brüllt,
und andrer Muth erſchlaft,
da zeigt er unverhüllt,
des Mannes Rieſen-Kraft.

Sein Weg iſt grad und feſt.
Umziehn ihn Schlangen dort;
ha! er zertritt das Neſt
und wandelt ruhig fort.

Der Palme treibt die Laſt,
den vollern Wuchs hervor;
wenn Du zu kämpfen haſt
wächſt erſt die Kraft empor.

An Julianen.

Lehrgedicht.

Herrlich in der Jugend-Blüthe
ſtrahlet jetzt Dein Lebenslauf,
und es gehn Dir im Gemüthe,
aller Freuden Sonnen auf.

Leichter werden Deine Pflichten,
denn ihr Werth wird Dir nun hell,
und gleich lieblichen Gedichten
rinnet jetzt der Tage Quell.

Von drei schönen Huldgöttinnen
wird Dein Jugendtraum bewacht.
Ihre Gunst Dir zu gewinnen
sei mit allem Ernst bedacht.
Freude, heißt die erste Holde
Freundschaft nennt die Zweite sich,
und zu ihrem schönen Solde
ruft die dritte, Liebe, Dich.

Mit der Freude, Freundschaft, Liebe,
fühlt nur wahres Glück die Brust,
sonst im Danaiden-Siebe
haschest Du die Lebens-Lust.
Nicht der stolzen Ehre Prangen
nicht der Wollust Zauber-Wein,
nicht der Schätze goldne Spangen,
jene, geben es allein.

Ja, den schönen, frohen Glauben
an der Menschheit stetes Glück,
laß' ihn nie dem Herzen rauben,
nimmer Dir den heitern Blick.

In des dunkeln Schickſals Schooße
liegt zwar Leiden auch und Schmerz;
doch, wie auch der Fall der Looſe,
immer hab' ein frohes Herz.

Mit dem Frohſinn im Geleite
trägt ſich leicht die Erden-Laſt,
jedes Glück an ſeiner Seite
wird ein doppelt lieber Gaſt,
und mit ſeinem muntern Auge
blickt er dankbar ſelbſt zum Schmerz,
daß er daraus Ergebung ſauge,
für ein Gottvertrautes Herz.

Leichter wird uns jede Mühe
waltet froher Muth dabei,
lachender wird dann die Frühe
und der Abend ſorgenfrei,
nimmer kann das Herz verwildern
dem die Freude offenbar,
denn allein in ſchönen Bildern
ſtellt ſich ihm die Schöpfung dar.

Kleine Freuden aufzufinden,
ſeelig, wer die Kunſt verſteht!
Veilchen in den Kranz zu winden
der uns unſ're Schläfe weht,

leicht zu miſſen was beſchieden
uns nicht iſt, noch unſ'rer harr't,
das verſpricht der Zukunft Frieden
und beglückt die Gegenwart. —

Freundſchaft heißt die zweite Holde.
Herrlich wohnt ſie in der Bruſt
ſchon beim ſchönen Morgen-Golde
unſ'rer erſten Lebens-Luſt.
Eltern, Schweſtern, Brüder, leitet
ſie uns früh ſchon an das Herz,
und mit zarter Hand bereitet
Troſt ſie für den erſten Schmerz.

Dann, aus eigner Wahl erkohren,
Freunde die vom Anbeginn
für einander ſind geboren
eint die Freuden-Geberin,
und es lecket zum Vertrauen
uns der Jugend-Sonne Strahl;
in des Freundes Augen ſchauen
wir uns ſelbſt dann noch einmal.

Wähle bald Dir Deine Freunde
auf der Jugend Morgen-Bahn:
wem das Herz ſich früh vereinte
voller, heißer hängt's ihm an.

und auf unſ'rer langen Reiſe
trübt wohl oft ſich das Gemüth,
wo man auf die Frühlings-Kreiſe
gern vereint zurück dann ſieht.

Folge Deines Herzens Rathen
bei der Freunde Wahl allein,
oft kann Gott die ſchönſten Saaten
auf der Armuth Acker ſtreu'n,
nicht in eines Körpers Schöne
wohnt auch ſtets ein edler Geiſt,
ſchön iſt, wen der Himmels Töne
Einklang, Schweſter, Bruder heißt.

Nicht die Trennung der Geſchlechter
ſey's die Dir Geſetze giebt,
oft liebt Dich ein Freund wohl ächter
als Dich eine Freundin liebt.
Wenn Du in der Seele Tiefen
Deiner Freundin leichter ſchaust,
muſt Du ſtreng' den Freund erſt prüfen
eh' Du ihm Dein Herz vertraust.

Aber die Du treu gefunden,
und bewähret in Freud' und Schmerz,
öffne dieſen unumwunden
immerdar Dein ganzes Herz.

Offenheit ſey bei der Freundſchaft
heiliges Geſetz für Dich,
denn eſt wandelt ſie zur Feindſchaft,
durch ein leiſes Mißtraun ſich.

Und die dritte Göttin — Gute!
ſoll ich ſprechen auch von ihr?
Sag'! wie kän' ich zu dem Muthe,
und dies noch dazu mit Dir?
Doch Du willſt, — ich bin geborgen!
Und die Furcht iſt mir entflohn
Mißverſtändniß zu beſorgen,
denn — Du kennſt die Liebe ſchon.

Ja, Du kennſt ſie, — immer grolle,
weil Dein Freund die Wahrheit ſpricht —
ja, Du kennſt die Sorgenquelle,
aber — darum liebſt Du nicht.
Noch iſt frei Dein Herz geblieben,
von der Gluth die niemand nennt;
nein, man muß nicht immer lieben
wenn man auch die Liebe kennt.

In dem bunten Weltgewühle
wohin früh wir ſchon verbannt,
wird uns jedes der Gefühle
im Entſteh'n ſogleich bekannt,

unſre Dichter ſingen Liebe,
jedes Schauſpiel giebt nur ſie:
eh das Herz auch frei wohl bliebe,
dennoch bleibt ſie fremd ihm nie.

Darum magſt Du immer wiſſen,
wie ſich regt der Liebe Geiſt,
daß der Erden Band zerriſſen,
wenn der Liebe Band zerreißt.
Aber nütze auch die Kenntniß
wenn Dir Deine Stunde ſchlug,
und zu höherem Verſtändniß
Dich der Liebe Odem trug.

Hüte Dich vor allem, hüte
Dich vor frühem, feſten Band.
Zwar es ſträube ſich das Gemüthe
doch befiehlt es der Verſtand.
Hat der Jüngling den Du wähleſt
noch ein fernes Ziel vor ſich,
mit dem langen Sehnen quäleſt,
raſtles Du dann ihn und Dich.

Noch ſieht er nur an den Schranken,
und Du hälteſt ihn doch zurück,
Dich nur ſuchen die Gedanken,
Dich nur ſieht ſein Flammen-Blick,

und dahin geht er gebunden,
Jahrelang umſonſt bemüht,
und wenn nun das Ziel gefunden
biſt vielleicht — Du ſchon verblüht.

Zwar die frühe Liebe reichet,
früher uns das ſchönſte Glut,
doch nur wenn die Sorge weichet
und ſich legt der Wünſche Fluth.
Aber wer zu bangem Sehnen,
fernem Bunde hin ſich gab,
der gräbt oft mit frühen Thränen
ſeines ſpätern Glückes Grab.

Was Dein Geiſt vom Freunde heiſchet,
fodre vom Geliebten auch,
daß Dich nicht der Glanz nur täuſchet,
nur betäubt der Ehre Hauch.
Edle müſſen Edle finden,
hänge nicht an Prunk und Schein,
eher laß' Dein Aug' erblinden,
als Dein Herz ein Opfer ſeyn.

Biedern Eltern iſt Entzücken
ihrer Kinder Seligkeit,
und ſie eilen zu beglücken
wenn ſich Herz dem Herzen weiht,

aber wenn ſie dem Verſprechen,
ihren Seegen nicht vermählt, —
laß das Herz Dir lieber brechen,
als daß dieſer Seegen fehlt.

Nutze Deines Freundes Lehre
für Dein Herz ſo ſchön und weich,
Brave werden dann Dich ehren,
und an Freuden biſt Du reich —
Doch — ich denke nach — und ſchweige —
denn — wozu der Lezer Ton?
Was ich Dir im Bilde zeige,
Juliane, — biſt Du ſchon.

Licht und Schatten.

Wo des Lichtes goldne Welle
ihre Strahlenarme breitet,
ſtrömt des Lebens reiche Quelle,
ſprießet Daſeyn aus der Helle,

Italien.

Jenseits der Alpen, in den reinern Lüften,
Wo blühend die Orang' und Pinie stehen,
In eines sanften Windes lauem Wehen,
Aus ewig quell'nden, blüthenschweren Düften

Entstieg auf grauer Vorwelt heil'gen Triften
Das Große alles, was wir je gesehen
Mit Riesenschritt an uns vorübergehen,
Die Geister aus den moosumwachs'nen Grüften.

Sie sind verstummt, und all' ihr kühnes Streben,
Das mit dem Blut des Herzens sie begossen,
Ist wie die Well' im leichten Sand verronnen;
Doch ew'gen Ruhmes Kränze sind gewonnen;
Aus Saitenklängen sind sie schön entsprossen,
Die That versinkt, doch nie des Dichters Leben.

Fr. Gleich.

Blühet Alles jugendlich,
dränget Fülle ſich an Fülle,
ſprengt der Keim die dunkle Hülle,
öffnet jede Blüthe ſich.

Aber in des Dunkels Reichen
ſchlummern alle Lebenskeime,
alle hellen Farben bleichen,
der Belebung Kräfte weichen
und der Puls der Schöpfung ſteht,
und es ſitzt auf finſterm Throne
Schweigen nur mit nächtiger Krone
von des Schauders Hauch umweht.

Alſo in des Herzens Tiefen
wirken auch des Lichtes Strahlen
wenn zum neuen Seyn ſie riefen,
wecken Kräfte die entſchliefen,
leuchten alle Freuden wach,
laſſen aufblüh'n jedes Gute,
was noch ſtill im Keime ruhte
Früchte bringen tauſendfach.

Während knechtiſch feſtgehalten
in des Herzens finſtern Tiefen
von dämoniſchen Gewalten
alle wilden Nachtgeſtalten

Böſes drinn nur brüten aus,
und in unbeſonnte Räume,
wirr, wie bange, wilde Träume,
eindringt ungeheures Graus.

O! du Licht, das in dem Herzen
ausgegoſſen unter Segen,
gleichend Gottes Sonnenkerzen,
das verſchmilzt die herbſten Schmerzen
in der Wonne heil'ger Gluth;
geuß, o geuß auch durch das meine
deine engelsmilde, reine
ungetrübte Strahlenfluth!

Denn er iſt ja unvergänglich
dieſer Born der reinſten Liebe,
ewig dauernd, unfänglich,
unerſchöpft und überſchwenglich
dem der Herzen Licht entfließt,
das zu ſeligem Vergeſſen,
das zu Freuden unermeſſen,
ſich in fromme Herzen gießt.

Und wer dürſtet nach dem Tranke
dem iſt er auch ſchon gewähret,
der ſog ſchon in's matte, kranke
Herz um unnennbarem Danke

ewiger Liebe Licht und Glanz.
Du dem alle Macht gegeben,
o! durchdringe mich für's Leben
hier und dort mit Wonne ganz.

Der Nichtweg des verirrten Herzens.

Das Herz.

Ha! wohin bin ich gerathen?
Ueberall nur finstres Grauß!
Stürme die mit Hagel-Saaten
peitschen mich in Nacht hinaus!
Nackte Felsen, keine Quelle
die dem Durste Labung bot,
keine gastfreundliche Schwelle,
alles einsam, starr und öd.

Aus den üpp'gen Blumenbeeten
wie verirr hierher ich mich?
Aus den gluhen Abendröthen
wie gebar das Dunkel sich?

Aus der Schwelgereien Mitte
wie verſtieß man mich in Noth;
wie führt jeder meiner Schritte
jetzt zum Untergang und Tod?

Wehe, wehe! wohin retten
mich aus dieſem Labyrinth?
Dieſer Abgrund! der mit Ketten
jeden weitern Schritt umſpinnt!
Dieſer Fels! der blitzumwettert
über meinem Haupte ſteht; —
jetzo wanket er, — zerſchmettert! —
Alle Hülfe iſt zu ſpät.

Der Engel.

Zage nicht! o Herz! noch wachen
Gottes Engel über dir!
Nahe iſt ſein Schutz dem Schwachen;
fürchte nichts, und folge mir.
Wenn's am bängſten Dir will ſcheinen,
wenn kein Ausweg mehr ſich zeigt,
ſucht der Vater auf die Seinen,
iſt ſein Blick auf ſie geneigt.

Nagſt die Hand nur traulich faſſen
die ich dir jetzt biete dar:

werde nimmer dich verlaſſen
nahm ja keiner immer wahr.
Ob du auch von mir gewichen
ging ich doch mit Treu dir nach,
treuig haſt du ausgeglichen
was der Uebermuth verbrach. —

Siehſt du wie ſich uns die Brücke
über dieſen Abgrund baut?
Die Verzweiflung bleibt zurücke
wo Vertraun nach oben ſchaut.
ſchon entſprießt uns eine Blume
an des Felſens ſteiler Wand,
in der Veß'rung Heiligthume
wird die Treue ſie genannt.

Ebner werden dieſe Pfade,
nicht mehr ſtrauchelt nun der Fuß;
keines ew'gen Vaters Gnade
gab dies Zeichen dem Entſchluß.
Auch der Stürme Toben endet,
und die Morgenröthe lacht,
denn durch Hoffnung iſt gewendet
jener finſtern Wolken Nacht.

Hörſt du dort die Quelle rauſchen?
Labung beut ſie rein dir dar,

denn den Irrthum willſt du tauſchen
mit Erkenntniß mild und klar.
und wohin der Pfad dich leitet,
dieſer Hütte gaſtlich Dach,
hat Entſagung dir bereitet
die der Wolluſt Feſſeln brach.

Blick um dich! es nahen leiſe
wieder Lieb' und Freundſchaft ſich,
in des Lebens edle Kreiſe
laden ſchöne Pflichten dich,
alle Blumen blühen wieder
neben dir in ſeelg'er Luſt,
und der Himmelston der Lieder,
zieht von neuem in die Bruſt.

Du! wohl ſchon in Nacht verloren
und gerettet nun zum Licht,
daß du wieder neu geboren
o vergiß, mein Herz, es nicht.
Einmal kann Dein Engel rathen
ob auch Hülf' unmöglich ſcheint,
doch bei neuen finſtern Thaten
wendet er ſich ab und weint.

Das Herz.

Nein, o nein! zum Heil gerettet
bleib ich nun auf rechter Bahn,
bin vom Irrthum losgekettet,
kann mich um so froher nahn,
da ich weiß, daß Freud' dort oben
über einen der vermißt
doch gefunden und erhoben,
ewig, überschwenglich iſt.

Der Schmerz.

Wenn der Schmerz uns wild umkrallet,
so mit rechter Henkers Luſt,
daß die Hand ſich zuckend ballet,
faſt zerſpringt die wunde Bruſt,
flößt nur Eins uns Troſt ins Herz;
ewig währt kein Erdenſchmerz.

Ewig brennen keine Gluthen
deren Stoff der Staub erzeugt,
ewig kann das Herz nicht bluten,
ewig wird kein Geiſt gebeugt,

Eins iſt das gewiß befreit,
Ihr nennt's Tod, ich, Seeligkeit.

Wer nicht zagend darf der Wage
des Gerichts entgegen ſehn,
dem muß aus der Erden-Klage
Himmels-Jubellaut entſtehn,
Stürme reinigen die Luft,
Gott durch Schmerzen Engel ruft.

Mag den auch kein Glück beſtehen
das der Erde Schoos entkeimt,
doch der Schmerz auch muß vergehen
iſt der Lebenstraum verträumt.
Sind wir eben dann erwacht,
hat es Gott gar wohl gemacht.

Des Dichters zweites Leben.

Der Dichter lebt in ſeinem Liede
ihn bindet nicht die Zeit, der Ort,
unſterblich wie der Maenide
tönt er in Melodieen fort,

In jedes Herzens Heiligthume
bewahret ſich ſein treues Bild,
es geht der wahre Weg zum Ruhme
durch ſanfter Rührung Lenz-Gefild.

Der Dichter lebt in den Geſängen,
die ſeiner Harfe Feier tönt,
von ihren zauberiſchen Klängen
iſt ſtrahlend ſeine Stirn gekrönt,
ſein Leben iſt aus ihm gezogen
mit der Gefühle regem Meer,
und in der Töne vollen Wogen
rauſcht es entzückend um ihn her.

Wen nun bei ſeines Liedes Laute
ein höheres Gefühl durchglüht,
in deſſen offne Seele thaute
er auch ſein Leben und Gemüth:
mit allen die ſein Ton entzündet,
zu Thaten kräftiget ſein Wort,
iſt er vereinet und verbündet,
mit ihnen lebt er ewig fort.

Dem Beginn eines neuen Jahres.

Mächtiges Getrieb der Zeit
unermüdet und gewaltſam,
und zerſtörend unaufhaltſam
was der Sterblichkeit geweiht!
Wie ſich die Minuten rollen,
ihre Stunden Dir zu zollen,
und der Tage lange Schaar
Dir verkettet Jahr an Jahr!

Weſenlos, doch fürchterlich,
in der Augenblicke Schnelle,
ſah' ich heut' auch an der Schwelle
dieſes neuen Jahres Dich,
und wie deine Räder heben
aus und ein in ſtetem Streben,
fühl' ich mich dahin gerafft
von der ungeheuern Kraft.

Doch ein höh'res Weſen hält
mich, der ſich verloren glaubte,
ohne welches uns vom Haupte
nicht das kleinſte Härchen fällt,

Der Tochter Harfe.

Durch Nacht und Dunkel kehrt mit mattem Schritte
Der greise Luitprand vom heitern Mahl;
Fromm grüßt sein Herz die grünumrankte Hütte,
Die friedlich winkt in stiller Sterne Strahl;
Das Mondlicht wankt; des Klosters spitzer Bogen
Hat fern im Grund den Schattenkreis gezogen.

Und als der Harfner, ob des Sturmwinds Toben,
Sich schauernd in des Mantels Falten hüllt,
Gewahrt sein Aug', zum lieben Haus erhoben,
Ein Schimmerlicht, das durch ein Fenster quillt:
„Wer wagt es doch, das Zimmer zu berühren,
Das Bertha's Bild und ihre Harfe zieren?"

Doch kaum gedacht, da schweift auch durch die Räume,
Im Sturm verhallend, süßer Saitenton;
Laut ruft sein Herz, daß er nicht länger säume,
Er küßt im Geist die theure Bertha schon;
„O Wonnenacht! die Tochter werd' ich finden;
Sie weckt den Ton, mir's freundlich zu verkünden."

und durch ſeine Vaterliebe
hält im raſenden Getriebe
es mit Retterarm mich feſt,
der mich nimmer ſinken läßt.

Ewigkeit ſo heißt ſein Wort,
das mich wahret vor den Stürmen
die vom Flug der Zeit ſich thürmen,
als in einem ſichern Port,
und vorüber ziehn die Schrecken
die Vergängliches bedecken,
und die Wolken fliehen ſehen,
die dem Staubgebornen drohn. —

Freuet euch, ihr, Geiſt von Geiſt,
denen Ewiges gegeben,
das im niederblühnen Leben
ſeinen hohen Schöpfer preiſt,
Eins ſeyd ihr mit jenem Quelle,
der in ſeel'ger Strahlenhelle
durch Aeonen ſich erneut,
ſtrömend ſonder Raum und Zeit.

Keine Grenze beut euch Halt
in dem geiſtigen Entfalten,
keine Zeit, wie ſie mag walten,
übet über euch Gewalt,

Aeußeres mögen ſie berühren
und in ihre Feſſeln ſchnüren,
dieſe Bande ſind euch Spott,
Euer Innres ruht in Gott.

Und ſo nahe Dich denn nun
Zeitenform im Kleid der Ihre.
Laß das Gute, laß das Wahre
immer leiten unſer Thun,
laß in Lieben und Vertrauen
uns am innern Tempel bauen,
laß der Gottheit Segenlicht
leuchten auf vollbrachte Pflicht.

Schlinge Roſen um Dein Haar,
Myrthen für getrennte Herzen,
ſei uns ſelbſt in Deinen Schmerzen
noch ein mildes Friedenjahr,
daß an Deinem frohen Ende
ſich der Blick zum Himmel wende,
wie, wenn Herrliches gewährt,
mild ihn Dankgefühl verklärt.

Und das Leben doch ein Traum.

(S. Abendzeit. 1818. Nr. 231. und 1819. Nr. 49.)

Rathlos iſt es mir erſchienen
und vernichtend allen Muth,
müßten wir dem Traum nur dienen
der auf höherm Auge ruht,
und es dünkte mich Verbrechen
an der Kräfte Blüthenbaum,
mit Verzichtung es zu ſprechen:
„Unſer Leben iſt ein Traum.“

Und ich hörte gern die Lehre,
Traum ſei nicht dies Erdenſeyn,
daß mit ihr der Friede kehre
in den Buſen wieder ein,
und mit Freude rief ich, blickend
in der Sterne hohen Raum,
jenes Wort ſo ſanft erquickend:
„Nein, das Leben iſt kein Traum.

Aber als nun in mein Leben
finſter trat der Zeiten Schritt,
ſtatt mir feſten Halt zu geben,
von dem Fels der Anker gilt;

da bedacht ich wohl im Herzen,
selbst mir's noch gestehend kaum;
Wär es nicht ein Trost in Schmerzen,
wenn das Leben nur ein Traum?

Und der Liebe Qualen drangen
tiefer in des Busens Ruh,
und ein ungestillt Verlangen
drohte mir Verzweiflung zu;
da erhob mich der Gedanke,
wurde Morgenrothes Saum;
Jeder Schmerz hat seine Schranke,
denn, das Leben ist ein Traum.

Ja, in trüber Sorge Nächten,
wenn um Wunden sonder Zahl,
Dornen sich in Dornen flechten,
leuchtet, gleich der Sonne Strahl,
das Bewußtseyn rettend nieder:
alles dieses ist nur Schaum,
bald erwachen wirst Du wieder,
denn das Leben ist nur Traum.

So mag denn, der nur sein Leben
nach der Freude Stunde mißt,
es der Dauer Hoffnung geben,
daß kein Traum das Leben ist,

doch für den, der rückgehalten
wird von der Entſagung Zaum;
kann d'es dieſes Troſt entfalten,
daß das Leben nur ein Traum.

An die Muſe.

O! wende nicht die holden Blicke,
die mir gelächelt ſonſt ſo ſüß,
jetzt wo bei drohendem Geſchicke
mich jedes andre Glück verließ.
Bleibſt Du mir treu mit Deinen Gaben,
mit Deiner Stelle, Deinem Muth,
mag ich dann auch kein andres haben
es blieb mir doch mein reichſtes Gut.

Wenn Du Dich nahſt zu meinem Herzen,
ſo wird es innig, froh und weit,
Du gießeſt Balſam in die Schmerzen
durch Deiner Töne Lieblichkeit,
Du ziehſt vor dieſe Welt den Schleier
daß ich ihr arges Thun nicht ſchau,
und hin nach Jenſeits, offen, freier,
den Blick erhebe ins Himmelsblau.

Wo Deine Blumendüfte wallen
da wachſen Neſſeln nicht empor,
durch Deiner Lieder weite Hallen
zieht ein der Charitinnen Chor,
der Glaube wächſt, die Hoffnung ſieget,
die Liebe baut ihr Taubenneſt,
und ob das Aeußre auch erlieget,
das Innre hält an dir doch feſt:

Und fühlt ſich frei in der Bedrängniß,
und fühlt ſich hoch, ob es bedrückt,
ihm wird zum Altar das Gefängniß
den es mit Dankesroſen ſchmückt,
und bei der Lyra Wonnelauten,
von der Begeiſtrung voll ertönt,
dünkt ſich's im Kreiſe der Vertrauten
der ſeines Wirkens Kraft verſchönt.

Hinüber in die goldnen Auen
wo jedes Herz ſich wieder fand,
wo Freudenthränen niederthauen
bei Freundesdruck von Männerhand,
baut ſich die Brücke hoher Lieder
die feſtlich ſtets Gewerbte trug,
und alles einet dort ſich wieder
was hier der Zeiten Drang zerſchlug.

O! laß auch mir die Irisbogen
der mildumſtrahlten Brücke ſtehn,
laß nicht der wilden Fluthen Wogen
bis über ihre Pfeiler gehn,
daß, ob auch außen mich's bedränge
ob ich auch hier nicht Raſt gewann,
ich doch auf ihr ins Reich der Klänge,
zur ew'gen Schönheit flüchten kann.

Die Wohllaute.

Verleihe mir der Melodieen Ton,
den du, Natur! ins Leben aufgezogen,
der auf der Lüfte ſanftbewegten Wogen
von eines Engels Harfenſpiel entflohn,
der alle Herzen ſchmelzend ſich gewinnet,
den Kummer ſtiller Sehnſucht heilt,
und wenn im Nebelduft das Ziel zerrinnet,
mit Feenſchlag die Wolken theilt.

Denn jedem Wohllaut tönt jetzt mein Geſang
der ſich in Deinem weiten Reich entfaltet,
ein Götterkind, das geiſtig ſich geſtaltet,
der Sphären Töne leiſer Wiederklang:

Dem Wohllaut tönt er, der in Kirchenglocken
wohlthätig fromme Herzen rührt,
und uns zum ſtillen Grab in Silberlocken,
im Myrthenkranz zur Hochzeit führt.

Dein Odem iſt's, belebende Natur,
wenn ſich mit innig ſehnendem Entzücken
die Blatter näher an einander drücken
zu eines Augenblicks Umarmung nur,
wenn ernſt der Deutſchen ſtolze Bäume rauſchen,
die Linde ſanfter Hauch durchtönt,
im Myrthenhayn die Weſte ſcherzend lauſchen,
der Laut im Roſenbuſch verſöhnt.

Ihn trägt ſein Fittig in der Wolken Schoos,
er ballt ſich Felſen aus der Dünſte Meere,
und führt ſie wie zwei wildentbrannte Heere,
zu lauten Kämpfen auf einander los.
Nun ſtürzt der Donner rollend durch die Wetter,
es rollt ihm nach im Wiederhall,
die Eiche ſinkt mit praſſelndem Blitzwetter,
der Boden dröhnt von ihrem Fall.

Gefühlter doch erbebet dort im Thal
ein Fluthen aus Saatenfeld und Wieſen,
läs durch die Ähren [illegible] ergießen,
geſtaltet ſich den Wald zum Opernſaal,

baut uns auf jedem Hügel ein Orcheſter,
Odeum uns in jedem Hain,
verſteckt Adagio's in alle Neſter,
und jauchzt am grünen Wieſen-Rain.

Schön iſt der Laut, den blos Natur erzog,
doch ſchöner iſt's, wenn kunſtvoll Menſchenlippen
die Töne ſingen, die aus Aganippen
der Dichter erſt mit langen Zügen ſog;
wenn hohe Worte auf den Klängen ſchweben,
das Herz verſchmilzt, der Geiſt erglüht,
die Augen nach dem Munde Wohllaut geben,
die Roſe neben Tönen blüht.

Ja! du biſt gütig, Mutter-Erde, du!
es ſtrömt aus jedem Deiner Elemente
uns eine reiche, nie verſiegte Spende,
von Tönen ſtark, und ſtolz, und lieblich zu!
Du öffneteſt die lechzend regen Sinnen,
gabſt uns Gefühl für Harmonie
die ſüßen Klänge lieber zu gewinnen,
und ſchließeſt Deine Quellen nie.

Was aus Natur in ſanften Lüften ſpricht;
was unter Sturm und Donner ſie verkündet,
was ſich mit Murmeln durch Gebüſche windet,
zum lauten Chore traute Neſter flicht,

was uns aus ſchönem Mund entgegen hallet,
was hohen Sinnes Fülle hält,
durch ernſter Weisheit goldne Pforten wallet,
zu Thaten uns den Buſen ſchwellt?

Es ſtrömt in mannigfachem Wohllaut hin,
doch — hat es uns der Erde noch entriſſen,
uns angeweht mit hoher Geiſter Küſſen,
und in ſich ſelbſt verſenkt den trunknen Sinn,
konnt' es in uns auf ewig wiedertönen,
in Herzen wecken gleichen Ton,
zum Guten führend und zum Einzig-Schönen,
ſich ſelbſt Beſtreben, Ziel und Lohn? —

Das kann der Ton nur, der das Unterpfand
des höchſten Glücks in unſre Seelen leget,
bei dem der Gott in uns ſich freier reget,
dem Erdenton die goldnen Flügel band.
Er tönt, er tönt! mit unnennbarem Klange,
begeiſternd tönet er um mich,
wenn Blick in Blick, und Wang' an Wange,
Amanda ſpricht — ich liebe Dich.

Beſchleunigend mit Jünglingshaft die Schritte,
Klopft er mit Macht an's Schloß der niedern Thür:
„Thu' auf, o Knabe, laß die träge Sitte;
Ich weiß es längſt, mein frommes Kind iſt hier!“ —
„„Was ſagt ihr, Herr? Im öden Haus alleine
Harrt' ich auf euch bei dieſes Lämpchens Scheine.““

„Wohl, Knabe! wohl!“ — Der Greis eilt nach der Stiege,
Gebeut dem Diener lächelnd: Geh' zur Ruh!
Nicht zweifelnd, daß er auf Geheiß ihm lüge;
Er ſchleicht dem ſtillen Heiligthume zu,
Und lauſcht gebeugt; von ſel'ger Luſt beklommen,
Vernimmt er Klänge, wie er nie vernommen.

Nicht ſätt'gen kann ſein Ohr ſich an den Tönen,
Und ſelbſt die Ungeduld der Sehnſucht ſchweigt;
Das Laſter mit der Tugend zu verſöhnen,
Den Leu zu zähmen ſcheint der Säng'rin leicht;
Der Saite Ton erhebt zu jenen Sphären,
Wo Ird'ſches einſt ſich himmliſch ſoll verklären.

Er öffnet leis, und ſchaut mit innerm Beben
Der Ahnung durch der Thüre ſchmalen Spalt;
Von mildem Roſenglanze rings umgeben
Erblickt er eines Engels Lichtgeſtalt,
Herabgebeugt zur Harfe — Saiten hallen,
Obſchon die Finger leis nur drüber wallen.

V.

Töne der Mittheilung.

Die Sinnpflanze.

Wie sich im Fluß die fernen Berge spiegeln,
als ob sie noh, dem, der am Ufer steht,
so mögst Du mir Vergangnes jetzt entriegeln,
o Phantasie, die treulich mit mir geht,
laß, dunkler Zukunft Bücher zu entsiegeln,
die Bute seyn, mit der ein andrer flieht,
mir sollst Du jetzt nur Deine Farben mischen
der Jugend Bilder wieder aufzufrischen.

O schöne Zeit! wo in der reichsten Blüthe
das Leben stand, ein Lenz voll Blumenduft,
wo jeder Stern im höhern Glanze glühte
und frei der Geist sich schwang in freie Luft,
wo zu dem jungen, hoffenden Gemüthe
sich noch nicht Sorgen drängten, ungerufen;
auch ich verlebte Dich im Musenhaine;
was Du mir gabst, gab spätrer Stunden keine.

Oft wenn der Tag im Lernen hingeschwunden,
wo ernst, doch mild die Weisheit zu mir trat
zu deren Dienst der Jünger Schaar verbunden,
und nun der Abend stiller war genaht,
geschah es wohl, daß in den letzten Stunden
wo noch das Abendroth die Rosensaat
hinstreute auf des Himmels Azurbogen,
zu einem nahen Garten ich gezogen.

Dort einten in dem duftdurchströmten Raume,
wo Blumen standen, von des Indus Strom
bis zu des Nordens eisbedecktem Saume
erlesen reich für Flora's Blüthendom,
sich frohe Menschen, bei des Rahmes Schaume
gewürzet mit Erdbeerfrucht Arom,
ein ländlich Mahl zu feyern unter Blüthen,
bis Sterne von den Himmel niederglühten.

Und mehr als Duft und Mahl und selbst der Sterne
erfunkelnd Licht entzückte mich oft da
ein holdes Mädchen, ob ichs aus der Ferne
auch immer nur mit scheuem Blicke sah,
denn ihm genaht hätt' ich mich wohl gar gerne,
allein ich wußte nicht wie mir geschah,
denn beim Versuche schon es nur zu grüßen,
rann Feuer mir vom Kopf bis zu den Füßen.

Eliſe war's das hatt' ich wohl erfahren,
des Freiherrn Werdag einz'ges theures Kind
und mit einander ſtets die Beiden waren,
wie Väter gern mit lieben Töchtern ſind.
Er ſchien ein Mann tief vorgerückt in Jahren,
ſie, eine Blüthe; jugendlich und lind;
noch ſteht ſie vor mir in der Schönheit Bilde,
doch ſchöner noch durch reine zarte Milde.

Einſt war ich in Gedanken ganz verloren
vor einer Pflanze in des Gartens Raum,
die zur Betrachtung ich mir auserkohren,
und ſah was um mich her geſchah wohl kaum,
ich träumte ſo beim ſchnellen Tanz der Horen
mir einen ſtillen, anmuthsvollen Traum,
als eine Stimme neben mir erſchallte,
die magiſch mir im Innern widerhallte.

Es war die ihre: ach! wie Silberglocken
vom fernen Dom in ſtiller Feiernacht,
ſo klang der Ton; und wie ich nun erſchrocken
mich wende, ſchaut' ich in der Augen Nacht
und ſeh die vollen goldnen Ringellocken
und ihres Götterwuchſes hohe Pracht
und fühle ihres Athems Nelkenwehen,
weil er und ſie ganz nahe vor mir ſtehen.

Elise sprach: „Sie haben Recht zu weilen
bei dieser Pflanze so bedeutungsvoll;
auch ich mag diesem Garten nicht enteilen
eh' ich ihr dargebracht des Dankes Zoll.
Wie seltsam doch, daß gleichsam mit uns theilen
der Einsamkeit Gefühl sie, leblos, soll,
daß sie den Glanz der Frische schnell verliere,
wenn, flüchtig selbst, sie Irdisches berühre."

Und als sie so die ernsten Worte sagte,
da war's, als würde offen mir das Herz,
da war's als ob ein neues Licht mir tagte,
und untergeh' der Sehnsucht dunkler Schmerz,
so daß ich, selbst ein Räthsel mir, es wagte
zu sprechen, doch die Augen erdenwärts:
„Wie lieblich doch Ihr Mund im Wort gestaltet,
„was lautlos längst in meiner Seele waltet."

Der Vater aber sah mit gütgen Blicken
auf mich, und sprach: „Dies Sinnbild ist so zart;
warum hat, sinniger es anzudeuten,
kein Dichter es im Lied uns aufbewahrt?"
Und fröhlich sie: „Wie würde mich entzücken
auch nur die kleinste Dichtung dieser Art!"
Da sprang mir auf der Phantasieen Bronnen,
und schon war das Gedicht im Geist begonnen.

„Ist mirs erlaubt," ergegnet' ich — noch heute
weiß ich es nicht, woher der Muth mir kam,
allein der Liebe ward die Furcht zur Beute,
in Wonne unter ging die blöde Scham, —
„ist mir's erlaubt, daß ich mir dieses deute
„als einen Auftrag den ich jetzt bekam,
„so leg' ich, was die Muse mir gewährte,
„zu Füßen der, die mir mich selbst erklärte."

Und eingeladen ward ich von dem Biedern,
und einen Blick des Dankes gab sie mir:
ich konnte überselig nichts erwiedern,
mein Blick hing, sich verlierend, nur an ihr,
bis nun der Gärtner kam, um zu zergliedern
gekehrt und breit des Gartens schöne Zier,
da schlich ich fort, den Himmel in der Seele,
daß ich ihn scheu vor Menschenblick verhehle.

So war noch nie mein Innerstes erglommen
in hoher Gluth, in reiner Seligkeit!
Was ich für Himmelsglück bisher genommen,
ich fühlt' es, war ein flücht'ges Kind der Zeit;
jetzt war das Leben in mein Dasein kommen,
mein Herz dem Dienst des Göttlichen geweiht,
und Lieb' und Dichtkunst, Strahlen Einer Sonne,
fühlt ich verschmolzen in der Brust voll Wonne.

Die Nacht — die glücklichste von meinem Leben —
sie ward zum Dom mit ihrer Sternenpracht,
ich fühlte meinen Geist auf Bildern schweben,
der Dichtkunst Gluth im Innern angefacht,
es riß mich fort, nicht galt es eignes Streben;
und so entstand in Einer seligen Nacht,
dem Ungeübten, als der Ahtung Zeichen
was sie vergönnt ihr schüchtern darzureichen.

Die Entstehung der Sinnpflanze.

(Mimosa pudica.)

Hold und reizend war Myrine,
keuscher, reiner als der Schnee
daß sie Phöbos Schwester diene,
folgend Wort und Wink und Miene,
jagte sie durch Thal und Höh,
und wenn mit dem Pfeil und Bogen
sie bewehrt den Wald durchstrich,
nur dem Waidwerk schien gewogen,
nie von milderm Trieb gezogen,
freute des Diana sich.

Aber in Myrinens Buſen
wohnte nicht der Blick in Stolz
gleich verſteinernden Meduſen,
und beim ſüßen Sang der Muſen
oft ihr Herz in Wehmuth ſchmelz.
Drang dann in die Bruſt ein Wahnen
höhern Glückes, ſanfter Ruh,
und ein unerklärlich Sehnen,
floh ſie unter ſüßen Thränen,
einem ſtillen Thale zu.

Dort an Bachesufer liegend
und ſich in dem dunkeln Hain
auf dem weichen Mooſe wiegend,
an der Blumen Buſen ſchmiegend,
wünſcht ſie Blume ſelbſt zu ſeyn,
unbekannt zu blühn in Düften,
mit dem ſtillen Reiz geziert,
an des Blumenhügels Hüften,
nur geküßt von Lindenduften,
bis ſich Duft und Seyn verliert.

Und wenn ſo ſie hingegeben
dieſem Blumenbilde war,
fühlte ſie ſich leiſ' erheben
linde Lüftchen, und durchbeben
ihr gelöſet goldnes Haar,

und es rauschte in den Zweigen
inniger, gleich Melodien,
daß mit sanftem Niedersteigen
sich ein süßer Thränenregen
in das Thal zu senken schien.

Wie so wohl ward ihr's im Herzen,
wenn dies schöne Spiel begann,
wenn bei dieser Lüfte Scherzen
jeder trübe Quell der Schmerzen
in der Wonne Strom verrann;
es umspielte ihre Wangen,
ihren Nacken blond und weiß,
linder West, und Töne sangen,
und die kleinen Veilchen sprangen
lustiger dazu im Kreis.

Und so floh sie oft zum Thale
aus Dianens lautem Chor,
blieb wohl viele, vielemale
bis zum Abendsonnenstrahle,
selbst bis Luna trat hervor.
Doch, je länger sie verweilte,
desto zauberischer war
jener Hauch; den Busen theilte
Schmerz und Lust, und sie enteilte
als befürchte sie Gefahr.

Doch als er nun, die Wahrheit zu erkunden,
Sich nähern will dem lieblichen Gesicht,
Da ist die himmlische Gestalt entschwunden,
Der Dunkelheit gewichen jenes Licht;
Durchs Fenster nur blickt mild der Mondenschimmer:
Noch hallt die Harf', doch öd' ist Saal und Zimmer.

Der Greis erseufzt, und hebt die schwachen Hände
Fromm im Gebet zum Sternenzelt empor,
Erkennend, wer ihm diese Botschaft sende,
Und sie, die Botin aus der Engel Chor.
Will Sehnsucht schon ihn zu der Harfe führen,
Er wagt's nicht mehr, die Saiten zu berühren.

Bald naht der Eidam mit der Trauerklage;
Doch Luitprand schaut ihn getröstet an:
„Sey muthig, Sohn! — und trag' es, wie ich's trage;
Sie selbst, die Sel'ge, hat mirs kund gethan —
Ich schaute sie in der Verklärung Schöne;
Sie lebt beglückt im heil'gen Reich der Töne!"

Fr. Kind.

Einſt, von wilder Jagd ermattet,
flieh ſie auch in's ſtille Thal,
wo ſich Blum' an Blume gattet
und der ſtille Hain beſchattet
vor der heißen Sonne Strahl,
und das Lüftchen kam ergoſſen
linder, milder, noch als je,
wunderbare Töne floſſen,
und es hob die Blumenſproſſen
ſanfterquickend in die Höh.

Und auch ihr Erquickung wehte
es an's glühende Geſicht,
das in Jugend Zauberröthe
ſelbſt erblüht zum Blumenbeete,
Wo ſich Roſ' um Lilie flicht,
und es ſank des Schlummers Schleier
ihr auf's Auge mild und leis,
und zu ihrer Ruhe Feyer
bog die Luft, hinſtrömend freier,
über ſie ein Blüthenreis.

Aber in des Traumes Bildern
wehte fort das Lüftchen lind,
ach, mit tief empfundnen, mildern
Wonnen, als ſie nicht zu ſchildern,
nur im Traum zu fühlen ſind,

und wohl ihrer ſelbſt vergeſſend
brennt in Liebe ſie dafür,
nicht die ſtrenge Pflicht ermeſſend,
und es an den Buſen preſſend
ſeufzt ſie: bleibe ewig mir!

Da erwacht ſie: mit Entſetzen
hält in ihren Armen ſie
einen Jüngling! — Ach! Verletzen
droht den heiligſten Geſetzen!
Dies verzeiht Diana nie!
Auf ſpringt ſie, doch rückgehalten
wird ſie von des Jünglings Kraft.
„Laß, o laß die Liebe walten,
die durch eines Traums Entfalten
dieſen Sieg mir hat verſchafft."

„Zethis bin ich, und den Lüften
iſt mein Vater Furſt und Herr.
Hier in dieſen ſtillen Triften
ſah ich Dich bei Blumendüften
jeden Tag ſtets reizender;
und in Lieb' mußt ich vergehen,
denn ich kannte Deinen Sinn,
doch in milden ſanften Wehen,
im verſchwieg'nen Liebesflehen
ſchlich ich leis mich zu Dir hin."

„Welche himmelsel'ge Stunden
hab' ich da, Dir nah, gelebt,
und Du hast mein Wehn empfunden,
und die Locken losgebunden,
die ich liebeheiß durchbebt,
und so bist Du mir vermählet
und von Deiner frühern Pflicht
hat der Traum Dich losgezählet.
O! vergiß, was noch Dich quälet,
wehre meiner Liebe nicht."

Doch aus ihren Augen rannen
Thränen bitt'rer Reue voll:
und sie sucht sich zu ermannen,
sucht den Bogen selbst zu spannen,
der sie retten, lösen soll;
aber fest steht er und flehet:
„Theure! heil'ge den Verein!
Oh's Dein Mund jetzt nicht gestehet,
sprachst zur Luft, die Dich umwehet,
doch so süß: o bleibe mein!"

Und sie fühlt sich Schuld beladen,
und es mag kein Reuequell
rein sie vom Verbrechen baden,
hörten es doch die Dryaden,
flüstert's dort doch Well' auf Well'!

Und es faßt mit kalten Händen,
die Verzweiflung ihr an's Herz,
und den Pfeil auf sich zu wenden
eilt sie, also zu beenden
ihr Vergehn und ihren Schmerz.

Und sie sinkt vom Pfeil getroffen
nieder in des Jünglings Arm!
Ach! vergebens ist sein Hoffen,
aus der Wunde tödtlich offen
quillt das Blut des Herzens warm.
Da ergreift des Pfeiles Spitze
selbst er in des Jammers Wuth,
daß er in die Brust ihn blitze,
und es strömt aus tiefem Sitze
hin auch seines Lebens Blut.

Doch es sproßt aus ihrem Grabe
eine Pflanze hold und zart,
daß sie von den Göttern habe
deutungsvoll verziehn die Gabe,
zeugend von Myrinens Art.
Schön ist ihrer Blätter Prangen,
wenn nur Lufthauch sie erquickt,
doch wenn Hände darnach langen,
unsanft sie berührend, hangen
sie herab, wie losgeknickt.

Stets noch haucht in sanftem Wehen
Zephis um der Pflanze Blatt,
will sein Unrecht ihr gestehen,
will sie um Verzeihung flehen,
die er hart getödtet hat.
Wohl Vergebung nickt die Pflanze
seinem wilden Ungestüm,
doch, nicht in der Jugend Glanze,
nur im grünen Todtenkranze
steht sie traurig jetzt vor ihm.

Wie man zu Göttern tritt mit kleinen Gaben,
daß sie sich gnädig wenden zu uns hin,
wie schüchtern man sich naht, wenn uns erhaben
entgegenstrahlt der Thron der Königin,
so mag auch ich zu ihr getragen haben
was mir entströmt aus hochentflammtem Sinn. —
und freundlich ward es von ihr angenommen, —
der frohe Dichter durfte wiederkommen.

Und kam, und kam! — O! all' ihr sel'gen Stunden,
laßt untertauchen noch einmal in euch
Erinnerung! die, fesselos entbunden,
an Freuden, wie an süßen Schmerzen reich.

Ihr strömtet hin, genossen und empfunden,
von spätern Horen war euch keine gleich,
denn was sie ausgedehnt in's karge Leben,
das habt ihr allvereint zugleich gegeben.

Was war die Welt für mich, was waren Thronen?
in ihrem Auge war mein Himmel ja!
den regsten Fleiß, ein Blick konnt' ihn belohnen,
der Zweifel schwand, wenn ich sie wiedersah.
Wer mißt ein Herz, wo Lieb' und Treue wohnen?
Es ist der Gottheit wie den Menschen nah,
und jede Tugend, jedes hohe Streben
hat seinen Keim darin, sein inners Leben.

Sie wußt' es nicht, wie sehr ich für sie glühte.
Könnt' ich erkühnen je zu solchem Wort;
doch wozu dies dem liebenden Gemüthe?
an seiner eignen Flamme zehrt es fort,
dies stille Selbstbewußtseyn ist ihm Blüthe,
Vertraute hat es nur am Himmel dort,
beim Sternen Aufgehn nannt ich ihren Namen,
und Antwort ward mir wenn sie wiederkamen.

Ich durft' ihr nahn, sie kam mir hold entgegen.
annehmend meiner Huldigungen Gruß,
ich fühlte ihren unsichtbaren Seegen
für jeden höhern geistigern Genuß,

ſie blickte freundlich oft zu meinen Wegen,
wohl ſchweſterlich berathend auch den Fuß,
was gab es mehr, das ich verlangen konnte,
als ſo in ihrem Glanz mein Kelch ſich ſonnte?

Bald durft' ich leſen ihr, was deutſche Sänger
geſungen in dem ſchönen kräft'gen Laut,
bald ſaßen am Klavier wir eng und enger,
zu ſpielen, was der Doppelhand vertraut,
bald, — wurden nun die Tage wieder länger,
und ſchmückte die Natur ſich uns als Braut —
begrüßten wir im Hain, am Gartenbeete,
den Morgenſtrahl, die Gluth der Abendröthe.

Da ward ich zu der Heimath abgerufen:
das erſtemal: gehorchen war mir Pflicht.
Doch ſtatt der Freuden, die ſich hier mir ſchufen,
fand ich ja dort ſelbſt ihren Schatten nicht!
Herabzuſteigen von des Tempels Stufen
zur Hütte, der das Heilige gebricht,
ich fühlte wie mein Inn'res es durchbebte!
doch mußt' es ſeyn, ob ich auch widerſtrebte.

So ſtürzt' ich hin, den tiefen Gram im Herzen,
zu ihr, zu ſagen ihr den Scheideton —
? unterlag Beſinnung denn den Schmerzen,
da ſie beim Glück ſtillwaltend nicht entflohn!?

Muſte ich mir ſelbſt den reinen Sinn verſcherzen,
der nur die Liebe will, nicht ihren Lohn!
Nicht meiner mächtig war ich mehr geblieben,
ein Stürmen war es, nicht ein mildes Lieben.

Und jetzt erſt mochte ſchaudernd ſie gewahren,
daß meinem Herzen alles, alles ſie,
und beben vor den drohenden Gefahren,
die dieſer Gluth mein Ungeſtüm verlieh.
Ich drang in ſie; zwar mich zu offenbaren,
das wagte ſelbſt der Liebe Flamme nie,
doch lag ſie nur in Aſche noch verborgen,
und wollte kaum dem Bebenden gehorchen.

Da gab ſie mir dieſelbe zarte Pflanze, —
im Blumentopf gehegt mit treuem Sinn —
die uns belohnt mit ſchöner Stunden Kranze,
für die Entfernung als Begleiterin,
und ſprach: „Sie ſtrebt in ihrem reinen Glanze,
nur unberührt zu der Vollendung hin,
gern giebt ſie Freuden allen, die ſie ſehen,
doch darf es nur in Blick und Geiſt geſchehen.“

Und ihren Händedruck fühl' ich noch brennen —
viel Jahre flohn ſeit dem — auf meiner Hand;
und wieder mag ich das Gefühl erkennen,
das damals ich in meiner Bruſt empfand,

es war wohl tief zerstörend zu benennen,
doch auch gleich einem, der sich wiederfand,
als er schon in des Abgrunds Nacht gebettet,
von einem Engel, sanft und fromm gerettet. —

Ich zog nach Haus, ich sah die theuern Meinen,
doch mein Gemüth war in der Heimath nicht,
im Dunkel wollte alles mir erscheinen,
denn in der Ferne war das Lebenslicht.
Womit ich sonst gestrebt mich zu vereinen,
das floh ich mit gewandtem Angesicht,
und nur die Blätter meiner zarten Pflanze
flocht ich zum Freuden- wie zum Leidenkranze.

Zwei Monden schwanden, hoffend kehrt' ich wieder,
gereinigt war mein besseres Gemüth,
ich sank an jenem Blumenbeete nieder,
an dem zuerst das Höchste mir entblüht,
es wehten sanfter Rührungen Gefieder
mir um die Stirn von innerm Kampf erglüht,
und würdig fühlt' ich selbst mich ihr zu nahen
und Gegengruß der Freundschaft zu empfahen.

Doch ehe noch der nächste Tag vergangen,
hielt Schwermuth mich in tiefes Weh gehüllt,
und Thränen rannen über bleiche Wangen,
von keines Wiedersehens Hauch gestillt;

es hatte sie der Liebe Band umfangen,
das jeden Wunsch der Herrlichen erfüllt,
denn alles sprach zu Allwills hohem Preise,
daß er ein Edler sei, nicht nur so heiße.

Ihm war sie liebend an das Herz gesunken,
und Priesterseegen einte schon dies Band. —
Doch bald erwacht' in mir der Götterfunken,
der in der Theuren Glück sein eignes fand,
nicht aus der Lethe hatt' ich Trost getrunken,
er ward mir aus dem theuern Unterpfand,
aus jener Pflanze, die sie mir gegeben:
in geist'ger Liebe durft' ich ja noch leben!

Und immer hat ihr Bild mich so begleitet,
und war der Dichtkunst hohes Ideal,
sie hat mir Weihestunden oft bereitet,
wenn ich aus lautem Kreis zu ihr mich stahl,
und schützend ihre Hand auf mich gebreitet
hat sie bei meiner Freuden streng'rer Wahl.
Ich durft' ihr nahn im geistigen Befragen,
tief in der Seele Antwort mir zu sagen.

Noch trag' ich hier im kleinen Heiligthume,
das still mir folgt wohl an der Brust verwahrt,
ein Blatt der Pflanze, mir die schönste Blume,
denn keine blüht mir mehr so rein und zart.

Die Nachbarskinder.

Manch schöner Abend ward vertändelt,
Manch Stündchen müßig zugebracht,
Und das dem Lehrer fein bemäntelt,
Wie's so die liebe Jugend macht.
Stets hatt' ich etwas ihr zu sagen,
Sie hatt' ihr Spielzeug gar bei mir,
Sie hatte mich so oft zu fragen,
Und ich! — antworten mußt ich ihr!

Weil Nachbarsleute unsre Alten
Und so gebaut die Häuser nun,
So mußten wir's wohl auch so halten
Und so wie Nachbarskinder thun.
Wir hatten nicht Kartel und Schriften,
Doch wenn mein Ball, der Deserteur,
Zu ihr flog in den blauen Lüften,
Sie gab den Deserteur mir her.

Und was uns noch zu Freuden und zum Ruhme
des Himmels reiche Güte aufzespart,
gleich dieſer Pflanze ſchenken es die Götter:
berühret es unzart und es ſenkt die Blätter.

Rettung.

Wem die Muſen ſich ergeben,
den erwählen ſie ſchon früh,
und es wird ſein ganzes Leben
Plaſtik oder Harmonie.

In Dolcinos ſtillem Thale
wuchs empor Gregorio,
in der Farben buntem Strahle
war nur ſeine Seele froh.

Und bald wußt' er nachzuahmen
ein Gebild auf Blatt und Wand,
die Gelungenſten doch kamen
dem nicht gleich, was in ihm ſtand.

Da erblickt sein Aug' Theresen,
durch die Liebe wirds ihm klar.
sie nur kann das Räthsel lösen,
das so lang' ihm dunkel war.

Lieb' und Glaube schließen heilig
einen unzertrennten Bund,
und er thut der Welt ihn eilig
durch Gemäld' und Bildniß kund.

Nur Madonnen mahlt er immer,
so recht mütterlich und mild,
denn ihm strahlt aus ihrem Schimmer
stets zurück der Gattin Bild.

Und am Hause, wo er wohnet,
stellt er auch Maria dar,
daß für sie, die in ihm thronet,
werde jeder Ort Altar.

Mahlt sie mit dem heil'gen Kinde
an der treuen Mutter Brust,
daß darinn' sich wieder finde
seines eig'nen Lebens Lust.

Und Johannes, der dem Chriſte
liebend bringt ein Lamm herbei,
als ob er im Geiſt ſchon wüßte,
daß das Gottes-Lamm der ſei.

Eben iſt das Bild vollendet,
und mit Weib und Säugling bleibt
er im Haus, zu Gott gewendet,
weil der Föhn es furchtbar treibt.

Und herab der Bergſtrom brauſet,
plötzlich fluthend angeſchwellt;
wie des Meereswoge brauſet,
ſtürzt er über Huth und Feld.

Steine rollen fort die Wogen
breiten immer mehr ſich aus,
und ſchon haben ſie umzogen
heißer Andacht ſtilles Haus.

„Laßt uns fliehen!“ ruft der Gatte,
Mit dem Säugling eilt ſie fort,
aber ach! der Bergſtrom hatte
ſie umbrauſt ſchon hier und dort.

Immer wilder wird ſein Stürmen,
nirgends eine Rettungs-Bahn,
und die Todes-Wogen thürmen
nahe ſchon an's Haus hinan.

Vor das Bildniß der Madonne
Eilt er endlich rettungslos.
„Mutter in der Liebe Wonne!
Nimm uns auf in Deinem Schoos!“

Alſo ruft er: ihm zur Seite
kniet, den Säugling an der Bruſt,
auch Thereſe, glaubend Beide,
Beide keiner Schuld bewußt.

Immer wilder wälzt die Welle
ſich herbei im Sturm-Gebraus,
ſchleudert Felſen an die Schwelle
daß zerberſtend bebt das Haus.

Aber wo die Beter knieen,
netzt kein Tropfen ihren Fuß,
und vorbei die Wogen ziehen
liſpelnd, wie mit heil'gem Gruß.

Krachend ſtürzt in Schutt und Trümmer,
jetzt des Hauſes Hälfte ein;
wo das Bildniß ſtrahlt, weicht nimmer
aus der Fuge nur ein Stein.

Und die Heil'ge ſcheint zu lächeln
auf die Beter fromm und gut,
um ſie ſpielt, wie Zephyrs Fächeln,
Ungeheuern Sturmes Wuth. —

Endlich iſt die Fluth verronnen,
wieder ruhig die Natur,
doch was Fleiß vorher begonnen
zeiget jetzt Zerſtörung nur.

Alles im Verwüſtungs-Grauſe
liegt zertrümmert weit und breit,
nur das Bildniß an dem Hauſe
glänzt in voriger Herrlichkeit.

Und in ſeeliges Umſchlingen
ſinket das erhaltne Paar,
bis ſie Dankes Opfer bringen
der Gebenedeyten dar,

Heilig iſt die Rettungs-Stäte,
nicht bewohnt mehr wird ſie zwar,
doch zu brünſtigem Gebete
eint ſich dort der Frommen Schaar.

Und ſo ſteht des Hauſes Trümmer
noch der Wanderer bis jetzt,
und das Bildniß bleibet immer
wie der Glaube unverletzt.

Tempeſta

Terzinen.

Tief unter mir hör' ich die Meeres-Fluthen,
kein Lichtſtrahl dringt in meines Kerkers Nächte,
nach ihrem Ton nur zähl' ich die Minuten.
O! ihr gewalt'gen, ew'gen Himmels-Mächte!
Warum hierher ſo ſchuldlos mich verbannen,
daß ich wohl lieber ſelbſt den Tod mir brächte?
Es eilten ja die Tage mild von dannen,
bei heitrer Kunſt und treuer Liebe Sorgen,
die beide mir des Lebens Fäden ſpannen.

Ich Thor! warum wähnt ich mich geborgen?
Muß nicht der Mensch des Schicksals finstern Walten
ob er auch stark, doch als ein Kind gehorchen?
So hat's mit mir das Strenge auch gehalten;
es hat sein Schwerd mit einem einz'gen Streiche
mir doppelt all' mein Lebensglück gespalten! —
Clarissa war mein Weib. Eins das ihr gleiche
fand ich noch nie; wie Raphaels Madonnen
und hold und liebend war die Wonnereiche.
Ich wußt' es nicht wodurch ich sie gewonnen,
doch fühlt' ich's tief, welch Glück sie mir gewähre,
mein Leben war bestrahlt von allen Sonnen,
daß es mir jedes höh're Ziel verkläre,
und oftmals dankte Gott für solchen Seegen
in stiller Seeligkeit die Freudenzähre.
Auch einen Freund führt' mir das Loos entgegen,
das glücklich mir zu dieser Zeit gefallen,
Rinald, dem Geist und Herz sich muthig regen.
Da kam hierher ein Weib wohl schön vor allen,
Blandina von Rotario geheißen,
dem alle Herzen flugs entgegen wallen.
Wohl mocht' ich sie ob ihrer Schönheit preisen,
wie Künstler oft Gemählde und Modelle
doch nicht mein Herz von meiner Gattin reisen.
So trat ich ruhig über ihre Schwelle,
als sie mich rief, dem damals viel gelungen,
daß ich als Amors Mutter dar sie stelle.

Mich hatte nicht ihr Zauberreiz bezwungen,
doch neidend sah auf mich die Schaar der Werber,
ihr weihend stets die wärmsten Huldigungen.
Auch in Rinaldo's Brust zog der Verderber,
die Freundschaft wich der Eifersucht Gewalten,
sein Ton ward täglich herber stets und herber.
O! hätt' ich doch gekannt sein finst'res Schalten
wie jetzt, wo deutlich alles ich durchblicke,
ich konnte leicht das Herz ihm da entfalten;
Doch weil ich ganz vertraute meinem Glücke
hatt' ich ihm damals neckend vorgespiegelt,
als ob mich auch Blandinens Fessel drücke.
Und somit war der Hölle Thor entriegelt,
und länger konnt' er nicht den Ingrimm binden,
den nur bis jetzt das früh're Band gezügelt.
Doch mein Herz soll sein scharfer Dolch nicht finden,
er will mich tiefer, tödtender verwunden,
das Leben nicht, doch mehr als dies, soll schwinden.
Und eben als vor wenig Himmels-Stunden
Clarissa mir entdeckt mit halber Stimme,
daß sie der Mutter süßes Weh empfunden,
und vor Blandinen ich in Wonne schwimme,
die als durch sie mir worden er betrachtet,
da stürzt er fort in wildem Satansgrimme.
Man hat uns stets im Aeußern gleich geachtet,
nur daß mir blond die Locken niederwallen,
und ihm ein schwarzes Haar die Stirn umnachtet;

Auch gleiche Kleidung hat uns stets gefallen,
darauf nun baut er seine Höllenplane,
im Herzen das die Furien umkrallen.
Als ich nun froh, weil ich nur Freuden ahne,
beim Abend-Dunkel heim geh durch die Gassen,
da läuft er mir voraus des Mordes Bahne.
Von meinem Diener wird er eingelassen,
weil tief er hat das Angesicht beschattet,
die Kleider ihm, als ob's die meinen, passen.
Es war die Zeit, wo Tag und Nacht sich gattet.
Clarissa saß in ihrem stillen Zimmer
von mancher Müh' im kleinen Haus ermattet.
Noch brannte nicht der Kerzen goldner Schimmer,
da tritt er ein. Für mich muß ihn sie halten,
denn diese Stunde bringt zurück mich immer.
O! all' ihr heil'gen himmlischen Gewalten,
war denn von Euch kein Schutz für uns zu hoffen?
ließt ihr die Hölle denn allein nur schalten?
Ein tritt er, ihre Arme sind ihm offen,
ich soll an ihrer Schwanenbrust erwarmen,
und nieder sinkt sie von dem Stahl getroffen.
Nur Ein Laut noch ertönt dem Munde der Armen,
nur Ein Laut, doch der mich als Mörder nennet,
Pietro ruft sie, hast du kein Erbarmen?
Denn eben tritt, als Leib und Seel' sich trennet,
die Märterin herein, noch wohl gewahrend,
wie schnell hinweg der wilde Mörder rennet;

sieht mich in ihm, Schmerz mit Entsetzen paarend,
und holt die Diener her, die Hülfe rufen,
die grause Mordthat schaudervoll erfahrend.
Und in dem Augenblick steig' ich die Stufen
herauf, nicht ahnend, welche Höllenschmerzen
des Mörders Hände meinem Leben schufen.
Da schau ich bei dem hellen Glanz der Kerzen
mein theures Weib in Blut am Boden liegen,
und einen Dolch in ihrem treuen Herzen.
Entsetzen mahlet sich in Aller Zügen,
als sie mich schau'n; ich stürze zu der Leiche,
noch wähnend daß mich nur Phantome trügen;
doch leblos lag sie da die Wonnereiche,
und als mein Blick fällt auf die Todeswunde,
da seh' ich, daß der Dolch dem meinen gleiche.
Und irr' ward mirs im Haupt zu selben Stunde,
es schwirrt' um mich wie stygisches Gefieder,
mir war's als sey ich mit der Höll' im Bunde.
Im Kerker erst fand ich mich selber wieder.
Ich dachte nach, wie Alles sich ereignet,
da fiel vor meinem Aug' die Binde nieder.
Doch war als Gattin-Mörder ich bezeichnet.
Man glaubte nicht, was vor Gericht ich sagte,
als ich die That, die gräßliche geläugnet.
Rinaldo war's, der selbst mich peinlich fragte;
ihn hatt' ich Tags vorher den Dolch geliehen,
der zeugend aus der Gattin Busen ragte.

Und öfter fiel der Ball hernieder
In Lottens Garten wunderbar,
Als daß er zu mir kehrte wieder,
Wo ich der Spieler selber war.
Sie gab ihn dann mir durch die Planken
Und plauderte so weit und breit,
Und ich nun freilich mußte danken,
Und so verging auch wieder Zeit.

Und als sie vierzehn Jahr geworden —
Ach! wie uns nur die Zeit verging! —
Und schon des Gürtels zarter Orden
Charlottens schlanken Leib umfing,
Da meinten wiederum die Alten:
Den Kindern fehlt der Anstand noch,
Wir könnten ja zusammen halten
Und tanzen müssen sie nun doch!

Tanzmeister kam nun angezogen
Mit Violin und Sechsteltakt,
Und manchmal noch im Tanz wir flogen,
Wenn er schon lange eingepackt.
Kein Streiten war auf unsrer Zunge,
Und ach! es war so süß und lieb,
Wenn Lottchen mir nach Hops und Sprunge
Beim Lüdern gar im Arme blieb.

Und Wehe wurde über mich geſchrieen:
es war des Teufels Bubenthat gelungen.
Ihm werde ſie dort oben nie verziehen! —
Mich aber hat des Kerkers Macht bezwungen;
nichts iſt von allem, was nachher geſchehen,
als Kunde bis in dieſe Nacht gedrungen. -
So muß ich mich in ew'gen Feſſeln ſehen,
und mein Gedächtniß iſt mit Schmach beflecket,
indeß die Teufel ſich in Ehren blähen.
Du dunkle Nacht, die meine Tage decket,
wird denn, aus Dir und meinem Schmerz geboren,
kein Rächerblitz, kein Wetterſtrahl erwecket? —
In die Verzweiflung iſt mein Seyn verloren,
und nur der Fluch, der ſelbſt die Teufel ſchrecket,
zum einzigen Begleiter mir erkohren —

Reiſe auf den Veſuv.

1813.

Hoch in die Wolken ſtreckt den Kegel,
der Berg mit dem Munde voll Gluth,
ſenkt den Fuß in's Gebiet der ſchwellenden Segel,
in die alte campaniſche Fluth,

hat begraben wohl Städte und Fluren
und von der brennenden Lava Erguß
zeigen sich schaudernd die dunkelnden Spuren,
bis zum Meere hin stürzte der donnernde Guß.
Doch, wie er auch drohend in Rauch sich mag zeigen,
ich will ihn mit kühnerem Muthe besteigen.

Und durch reich belebte Gassen,
flieg ich auf dem leichten Wagen,
von zwei Rädern nur getragen;
murrend theilen sich die Massen
die am Molo gaffen, handeln,
Lasten tragen, müssig wandeln.
Längs dem schönen Meeresstrande
geht es hin auf glatten Steinen
aus des Berges altem Brande.
Portici seh' ich erscheinen,
durch des Schlosses weite Bogen
hat der Weg sich fortgezogen.
Und weiter geht's im raschen Trabe
daß der leichte Renner rase,
und auf Herkulanums Grabe
steh' ich in Resina's Straße

Hier floß herab in Feuerbächen
die Lava einst auf Herkulan;

als Zeuge mag die Erde sprechen
in der wir seine Trümmer sahn,
es floh das Volk aus Haus und Tempel,
es stand der Schauplatz schnell allein,
es prägte hier Natur den Stempel
der höhern Macht dem Boden ein.

Doch ewig zürnt sie nicht, sie heget
noch stets den treuen Mutter-Sinn,
selbst auf Verwüstungs-Trümmer leget
den Blumenteppich reich sie hin.
Die Stelle wo die Stadt gestanden
bedeckte bald ein grüner Flor,
und wo sonst glühe Lava brannte,
hob hold die Rebe sich empor.

Das alte Unglück ward vergessen,
man kannte selbst den Platz nicht mehr,
zum neuen Bau ward abgemessen
und neue Siedler zogen her.
Auf Herkulanums dünner Decke
stand in Resina Haus an Haus,
nicht ahnend daß der Grund verstecke
ein Monument von Gluth und Graus.

Wie staunten sie, als Forscher-Fleiße
Der Fund der alten Stadt gelang;

als nun herauf in ihre Kreiſe
der Unterwelt Geheimniß drang,
als ſich Theater neu enthüllten
und Tempel mit der Säulen Pracht,
nicht Lavamaſſen mehr erfüllten
die Räume in der Gräber Nacht.

Als Kunſtgebilde aufwärts ſtrebten,
der Schauplätz nicht mehr einſam ſtand,
die Häuſer wieder ſich belebten,
vom Fleiß der arbeitſamen Hand,
und, — daß auch Wiſſenſchaften zollten
den Dank der ſchützenden Natur, —
ſelbſt alte Schriften ſich entrollten,
dem Auge todte Kohlen nur.

Doch, bang beſorgt um ihre Hütten,
es möchte ſie, nicht mehr vertraut,
nun ſelbſt der Boden jetzt verſchütten
auf den ſie ehemals gebaut,
begruben ſie mit neuen Laven
nun wiederum die alte Stadt;
und lang' wird die nun wieder ſchlafen,
die ſpät die Zeit erwecket hat.

Aber unſchuldige,
ach! und geduldige

Eſelein bringen
eilig die Bauern,
auf ſich zu ſchwingen
auf deren Rücken,
und ſie zu drücken,
ohne Bedauern,
wie ſelbſt die Bauern,
auch die Geleiter
kommen daher;
fort nun ihr Reiter,
eilt nicht zu ſehr!

Denn mit langſam ſichern und bedächtigen Schritte
gehn die Eſel den gewohnten Gang,
ob man ſchlage, ſporne, ſteche, lärme, bitte,
ſchneller geht es nicht auch nur fünf Schritte lang,
Gebt Euch drum nur drein und laßt ſie wallen,
langſam kommt zum Ziel wohl auch, und ohne Fallen, —

Herlich ſind des Berges Seiten
auf dem alten Lavagrund!
Bachus und Vulkanus ſchloſſen
hier den einz'gen Liebes-Bund.
„Gieb mir an der Reben Füße
Gluth, wie Phöbus helles Licht
ihrem Arm und Haupte ſpendet,
und Du neideſt Nektar nicht."

Rüstig geht in seiner Schmiede
Arbeit fort bei Tag und Nacht,
hie und da hat er auf Erden
für den Schornstein Platz gemacht.
Immer qu'llt in dichten Wolken
Rauch hervor, doch unten ruht
tief versenkt die Schlackenmasse
in der ungeheuern Gluth.

Was ihm Bachus angeboten,
fand Vu'kan ganz angenehm;
„„Macht es Euch, Ihr Schmiedeburſche
einmal unten recht bequem,““
ruft er zu den Arbeitsrieſen,
„„ſäubert mir das Schmiedehaus,
werft die Schlacken dort zum Schornstein
auf die Erde nur heraus.““

Sie gehorchten: und vom Munde
des Veſuves, weit ins Thal,
ſtrömten mächt'ge Feuermaſſen,
Schlackenberge ſonder Zahl,
ſtrebten, eh ſie niederſanken,
hoch hinauf im wilden Schwung;
bis der ſchöne Gott der Reben
rief: „Es iſt nun ſchon genung!“ —

Was den Göttern Augenblicke
sind für Menschen hundert Jahr.
Und die Schlacken wurden Erde,
feurig wie der Urstoff war;
und es pflanzte seine Reben
Bachus auf den Feuergrund,
einge um die gewalt'gen Seiten,
fast bis hoch zum Schwefelmund.

Phöbus schenkte seine Strahlen,
oben Gluth und unten Gluth,
reicher wuchsen da die Trauben
selbst zur Flamme ward ihr Blut,
und als Bachus sie credenzte
dem Vulkan beim frohen Mahl,
rief der Alte: „„mehr als Nektar
schmeckt mir wahrlich der Pokal,""

Welch ein Bund wär' dies geworden,
zu der Wonne schönstem Ziel,
wenn's dem alten Gott der Schmiede
nicht noch dann und wann gefiel,
macht Frau Venus ihm die Stirne
manchmal gar zu ernst und kraus,
daß er Gluth und Schlacken würfe
aus der Werkstatt neu heraus.

Wein soll ihm dann Bachus schaffen,
daß er stille den Verdruß,
denn der vor'ge will nicht reichen,
da gar oft er trinken muß.
Nach Jahrhunderten schenkt Bachus
ihm wohl auch von neuem ein,
doch wir sehen nur die Schlacken
und erleben nicht den Wein.

Kennt Ihr den Mann, der an dem größten Heerde,
im Winter doch ohn' alle Wärme sitzt,
den oft die Gluth mit rother Zung' umblitzt,
daß Heil'genschein ihm schon im Leben werde?
Man naht sich nie dem Mächtigen zu Pferde,
ein andres Thier allein den Müden nützt,
langt ihr nun an, ermattet und erhitzt
ist er euch Ziel, wie Anfang der Beschwerde.

Habt ihr geweint? Bei ihm gewahrt ihr Zähren
die mitleidsvoll, gleich treuer Freundschaft Küssen,
in Eurer Brust das tiefste Leid versüßen.

Habt ihr gelacht? wohl Lust wird es gewähren
wenn Thränen selbst die Freude würzen müssen.
Nun mögt Ihr mir dies Räthsel fein erklären.

Nur nicht zu lang' verweilt beim Eremitten. —
denn daß ich den gemeint, wißt Ihr ja gleich —
es öffnet sich den mühevollen Schritten
nun schon der Lava schwarzes Reich.
Da keimt kein Gras, da schatten keine Bäume,
es hebt kein Busch das krause Haupt empor,
Verwüstung fließt herab auf diese Räume;
was noch nicht ganz bedeckt zuvor
das übergießt die nächste Lava wieder,
nicht Raum gewährend für der Erde Fruchtbarkeit,
sie strömt bald hie, bald dort hernieder,
zerstörend schnell das kaum versuchte Werk der Zeit.
Gleich Tafeln die den Gang der Jahre künden
stellt jeder Ausbruch hier ein dauernd Denkmal auf,
bald stürzt er nieder sich zu tiefen, finstern Gründen,
bald hemmt ein Hinderniß den Lauf,
und zu Gebirgen thürmt er hoch sich in die Lüfte,
bald fällt er steil herab in finstre Klüfte,
und füllt sie aus mit ungeheuern Massen,
bald hat der Abgang ihn tief unten frei gelassen,
bald wirft ihn mit des Donners Graus
des Berges Spitze wild hinaus.
Der Führer nennt Euch der Verwüstung Streifen,
mit Jahr und Tag, ihr seht sie immer mehr
mit jedem Schritt im Trümmergraus sich häufen,
und keine Stelle blieb von ihren Schrecken leer.
Da steht Ihr endlich an der schwarzen Pyramide

die steil und hoch sich über Euch erhebt,
um die, entströmt aus ungeheurer Schmiede,
in dichten Wolken Rauch von allen Seiten schwebt.
Ein Aschenmeer hat sich hier aufgethürmet,
vom Schlund des Bergs in Wuth herabgestürmet,
es weicht dem Fuß der schüchtern es betritt
und nimmt im Fall die schwarzen Schlacken mit.
Doch hemmen soll es nicht das Streben nach der Höhe:
ein langer Stab erleichtert das Erklimmen,
weicht auch der Boden oft auf dem ich wankend stehe,
schein' ich herab im Aschenmeer zu schwimmen,
ein neuer Schritt bringt doch mich vorwärts wieder,
und manchmal giebt die Schlacke festern Grund,
ich ruh' auf ihr, es stärken sich die Glieder,
und näher, näher gehts zum alten Schlund.
Ich fühle schon vom Rauch die Brust beklommen,
der aus dem Krater wallend sich erhoben,
noch einmal frischen Athemzug genommen,
hoch aufgeschwungen sich, — und ich bin oben.

An den Himmel gränzt die Hölle,
an Elysium Tartarus,
auf der furchtbar schönen Stelle
jetzt berührt von meinem Fuß.
Ueber mir der Glanz der Lüfte
unter mir die Nacht der Grüfte,

Nur wenig hatt' uns zu gebieten
Der Meiſter, o! wie freut er ſich,
Wie waren wir mit ihm zufrieden,
Wenn er auch manchmal unrein ſtrich.
Und als wir Anſtand nun bekommen
Und wohl noch etwas anders gar,
Da ward der Lehrer abgenommen,
Doch blieb ſonſt Alles, wie es war.

Sie war des Gartens ſchönſte Roſe,
Wie Veilchen ſanft: das ſagt' ich ihr.
Sie hörte mich und ſchalt mich loſe,
Und kam doch an die Gartenthür.
Noch immer ſtanden unſre Planken,
Doch wohl hinüber konnt ich ſehn,
Und manche Traube, manche Ranken
Nach ihres Gartens Seite drehn.

„Die ſcheinen juſt ſich nicht zu haſſen,"
So machten's nun die Alten aus:
„Drum könnten wir's beim Alten laſſen,
Wir ſind ja Nachbarn ſchon von Haus!"
Ein Maientag wird ausgewählet,
Die Nachtigallen ſchlagen laut,
Und Lottchen ward mir anvermählet,
Sie, ſchon des Knaben Luſt und Braut.

weiter vor mir Edens Au'n,
näher an mir Todes-Graun,

Welch ein Kampfplatz der Gewalten
auf dem Gipfel des Vulkans!
Schluchten tief herabgespalten
bis zum Grund des Felsenplans.
Thürme, hochgebaut aus Schlacken,
stehen da mit tausend Zacken,
und ein schnell versteintes Meer
scheint der Boden um mich her.

Finster starret seine Strecke,
schwarz, zerborsten jeder Stein,
in die dunkle Gräberdecke
webt sich Schwefelgelb nur ein,
schauerlich durchblinkt's die Oede,
ist des innern Brands Prophete,
der mit heissem Odem schuf,
diese Blume dem Vesuv.

Aus dem tiefen Krater steiget
dichter Dampf im Wirbeltanz,
er umgiebt mich, schon erbleichet
mir der Sonne holder Glanz,
in die Brust dringt Schwefel-Brodem
immer schwerer wird der Odem,

vor dem Auge wird es Nacht
mich ergreift des Todes Macht.

Fort vom Rand des Sarkophages,
aus des Todes finſterm Graun!
Unter mir im Licht des Tages
iſt ein Paradies zu ſchaun.
Schöner ſpühlt die Meereswelle
an kein Ufer, keine Stelle
bietet mannichfach're Zier
als die Gegend unter mir.

Dort Neapels weiſe Brüſte,
und des Poſilippo Höhn,
hier Reſinas Lavaküſte,
Portici ſo reich und ſchön,
dort Sorento's Fruchtgeſtade,
hier die rebenreichen Pfade,
hier Caſtello's Wimpelport
Capris Riegelfelſen dort.

Welch ein Anblick! welche Fülle
Früchte bringend Berg und Thal,
als ob Ceres hier enthülle
ihren Buſen hundertmal,
und vom mildeſten der Strahle
reife Nektar dem Pokale,

und das hellbeglänzte Meer
Amphitritens Gürtel wär.

Schönes Land, in deſſen Schooſe
jede Frucht des Südens ſproßt,
blühender in Päſtums Roſe
glühender in Torre's Moſt,
Götter haben Dich erkohren,
daß dem Menſchen, hier geboren,
in beglückter Zauberei
nah' ein irdiſch Eden ſei.

Aber es bebet die Erde, es kreiſet
ſchwanger mit Schrecken der Schoos dem Vulkan,
donnernd die Seiten er ſelbſt ſich zerreißet,
hoch mit zuckenden Blitzen hinan,
ſtrebet die Säule voll wallender Gluth,
Felſen ſchleudert gigantiſche Wuth,
und im wilden Zerſtörungsgetümmel,
zürnet die Erd' und das Meer und der Himmel.
Wohin entfliehen dem ſchrecklichen Graus?
Aſchen und Steine regnen die Lüfte,
aus den Schranken tobet das Meer hinaus,
Erde zerſpaltet in gähnende Klüfte,
und aus des Berges geöffneter Hüfte
ſtrömet der Lava feuriger Guß;
Tod und Verderben wohin ich nur wende

Schrecken bestürmet den bebenden Fuß;
Väter und Jünglinge ringen die Hände,
Mütter und Mädchen bejammern ihr Ende,
gegen den Menschen verschwor sich Natur,
Wohnplatz des Jammers die blühenden Auen,
Trümmer bedecken die liebliche Flur,
wohin die brennenden Blicke schauen
Jammer, Verderben und Untergang nur!!

An den Himmel gränzt die Hölle,
an Elysium Tartarus!
An des Morgens lichter Schwelle
wecket uns der Freude Gruß,
und wenn Abenddämmerungen
senken sich ins stille Thal,
hat der Schmerz uns schon umschlungen
mit des Herzens herbster Qual.

Klimme hoch hinauf die Berge,
Ew'gem bist Du drum nicht nah,
steig' herab in Schachtensärge
Untergang droht Dir auch da.
Was geschossen ward hienieden
ist dem Wechsel unterthan,
Kriege folgen feel'gem Frieden,
Städte decket der Vulkan.

Nur das inn're, seel'ge Leben
jener Strahl vom höhern Licht,
darf vor Untergang nicht beben,
fürchten sich vor Wechsel nicht.
Hast die Seele Du erhalten,
ursprungswürdig, edel, rein,
laß die Elementkräfte walten
Götterkräfte sind ja Dein.

Nichts mag diese je besiegen,
ist ihr Quell doch Ewigkeit,
sie nur dauern, unterliegen
nie dem wilden Sturm der Zeit;
Gotteshauch hieß sie entstehen
jeglicher ein Cherubim:
Erden können untergehen,
sie, sie leben fort in ihm.

Gesang des armen Knaben.

Vater war in Krieg gegangen,
Mutter saß zu Haus und spann,
wenig sie sich nur gewann.

Da erbleichten ihre Wangen;
mich und unſern blinden Ohm
netzte ihrer Zähren Strom.

Lange durfte ſie nicht leiden,
die Madonna nahm ſie bald
hin zum ſeel'gen Aufenthalt,
aber was ward aus uns Beyden?
Als die Mutter fort man trug
niemand nach uns Armen frug.

Ihm da fehlt das Licht der Augen,
ich war noch ſo klein und ſchwach,
ohne Brod und ohne Dach,
wer mocht' Hülfe nöth'ger brauchen?
Heilige im Himmelslichte!
Ihr verließt uns Arme nicht.

Oheim ließ die Saiten tönen,
die er lang' nicht mehr berührt,
und ich hab' ihn hergeführt
Zu Milanos edlen Schönen,
ſinge, wie's ein Kind vermag,
unſer Elend Tag für Tag.

Und manch Herz fühlt dann Erbarmen,
giebt uns gern, was uns gebricht.
Ja, wir hungerten noch nicht;
freundlich war man stets uns Armen,
Ob manch Unglück auch geschah,
gute Menschen helfen ja. —

Und als der Knabe noch rührend sang,
da kam ein Regiment gezogen,
im reichen Schmuck mit Fes'es Klang,
es theilten sich des Volkes Wogen
und machten Platz den Weg entlang.
Weit aus der Ferne kamen die Streiter,
Begrüßend die Heimath fröhlich und heiter.
Siehe da stürzt der Knabe herbei,
durch der Krieger gedrängte Glieder
und auf einen der Führer zu,
und ruft: „Vater! Vater! ich habe Dich wieder!"
Und der Vater erkennt ihm im Nu,
hebt entzückt ihn an die männliche Brust,
küssend und rufend: „mein Albert, Du!
Mein Sohn! mein Sohn! o unendliche Lust!" —
Es breitet die Freude die lichten Schwingen
über Alle, welche die Frohen umringen,
und der Greis, mit den Augen blind,
faltet die Hände und betet still:

„Den Vater fand das geliebte Kind:
Nun geschehe mir, wie der Ewige will."

Bei dem festlichen Einzuge

Ihro K. K. H. der Erzherzogin Caroline von Oestereich zur Vermählung mit Se. K. H. Friedrich August, Herzog von Sachsen.

Sie naht! sie naht! — Eintritt sie in die Stadt,
die sich gesehnt es freudig zu empfangen
am Rautenzweig das neue schöne Blatt,
das uns das Kaiserhaus gegeben hat,
an dem mit festen Banden wir schon hangen.
Sie naht, sie naht und alle Herzen brennen
entgegen ihr in ehrfurchtsvoller Gluth,
sie wird sich nie nun von dem Fürsten trennen,
den wir mit liebevoller Ehrfurcht nennen,
auf dem der Blick mit hoher Freude ruht.

Wohlauf mein Lied und tön' in den Gesang
der ihr erschallt aus allen Harfen Saiten,
streu' Blumen auch dem Siegespfad entlang,
misch frömm dich in der hohen Glocken Klang,
die zu der frohen Feyer festlich läuten,

und wenn, wo alles Jubellieder singet,
dein Tönen in der allgemeinen Lust
auch überhört und unbekannt verklinget,
so singe doch, was dir das Herz durchdringet,
was aufwärts strebt aus glutherfüllter Brust.

Denn wenn von ihr die Lyra wiedertönt,
erschallt sie auch von kessen hohen Preise
den sie mit ihrer Liebe Zauber krönt;
das Herrliche, was sie so reich verschönt
es spiegelt wieder sich in seinem Kreise.
Du singst nicht sie, ohn' ihn auch zu erheben,
des Geistes Strahlen, himmelsrein und lind.
Die Tugenden die dem Gemüth gegeben,
sie sind nur Eins in zwei geliebten Leben,
wie diese Leben selbst ja Eins nur sind.

O! welch Entzücken, wenn im Jugendganz
zwei edle Herzen liebend sich vermählen,
um Sternendiadem im Sphärentanz
wird dann der heitre hochzeitliche Kranz,
zum Wonnequell der gleiche Bund der Seelen;
e kleidet in Azur sich jede Stunde,
ein milder Strahl wird jeder Augenblick
er Blumen weckt in der Geliebten Bunde,
nd aus dem Quell naht sich dem seelgen Munde,
nie ausgeschöpft, der Becher voll von Glück.

Ihr, unsre Väter, Mütter, habt geschaut,
vor funfzig Jahren was wir heut erblicken,
und wie dort Seegen ist he abgethaut,
der Häuser hat den Kindern schön erbaut,
und fest und stark zu dauernden Entzücken,
so sinkt er heut auch aus dem Himmel nieder,
und in der liebenden Verwandten Kreis
im milden Thau der feuchten Augenlieder,
und baut die Häuser abermals nun wieder
die Sturm und Zeit nicht zu erschüttern weiß.

Gegrüßt, gegrüßt sei denn im Jubel-Schall
du Tag wo sie uns ganz nun angehöret
begeisternd strömst Du in die Herzen all',
die fernste Zeit sei noch Dein Wiederhall,
der unsre Lust den späten Enkeln lehret, —
So zieh denn ein, und zieh in dessen Arme
der wie er steht verdient so hoch zu stehn,
daß nach der Festsylphiden bunten Schwarme,
Dich himmelausgesandte, liebeswarme
Huldengel stiller Häuslichkeit umwehn.

Die Häuser werden durchgeschlagen
Und Thüren freundlich aufgethan;
Die Planken werden fortgetragen —
Was nicht ein guter Nachbar kann!
Die Nachbarschaft ist ausgeflogen
Und Nachbarskinder giebts nicht mehr,
Und doch ist Niemand ausgezogen
Und doch sind nicht die Häuser leer.

Friedr. Kuhn.

Der Gemsenjäger und die Alpenhirtin.

Aufwärts zu den wilden Klippen,
ſonder Fußpfad, ſonder Steg,
in das Reich der ernſten Stille
führt des kühnen Jägers Weg:
mit dem Rohre ſteigt er muthig
immer weiter, hoch hinan,
und die Füße ritzt er blutig
bis er feſtern Raum gewann.

Es donnert im Abgrund des Stromes Erbrauſen,
die mächtigen Schwingen des Sturmes erſauſen,
den Muthigen nichts erſchüttern kann. —

Auf den Matten ſtill und friedlich,
unter Kräutern, ſtärkend, ſchön,
läßt die Hirtin ihre Heerde
wandeln auf der Senne Höh'n,
wie ein Teppich ausgegoſſen
liegt die Eb'ne unter ihr,
ſilbern von dem Strom durchfloſſen
iſt das blühende Revier.

Und liebliche Töne erſchallen von weiten,
vom Zephir gleich Bräuten geküſſet, verbreiten
die Blumen der duftenden Kelche Zier.

Immer steiler wird die Klippe,
immer höher gehts hinauf,
sieh! da hemmt ein Schlund, ergähnend,
des verweg'nen Jägers Lauf.
Aber mit geschärften Blicken
sieht die Gems er jenseits stehn.
Jetzt muß, oder nie es glücken:
soll er muthlos wieder gehn?

Doch fürchterlich streckt sich der Tod aus dem Schlunde,
es steigen die Schrecken vom klaffendem Grunde
und Grausen bedeckt die nackten Hoh'n. —

Unter Blumen sitzt das Mädchen
Alpenrosen blühn umher,
duftge Enzianen wogen
wie ein sanftbewegtes Meer,
und zum Kranz will sie sie winden
dem noch keiner jemals glich,
ein Empfänger wird sich finden. —
Ha! da schaut sie über sich:

Und bangend erblickt sie den Jüngling dort oben,
den Fuß schon zum gräßlichen Sprunge gehoben:
er schwebt in den Lüften fürchterlich.

Denn entſchloſſen iſt der Jüngling,
den Gefahren trotzt ſein Muth:
Zwar er findet nicht, wo drüben
nach dem Sprung die Ferſe ruht,
breiter noch als er noch geſprungen
gähnt der ungeheure Spalt,
hat den Strom in ſich geſchlungen
der von unten donnernd hallt.

Da fleht er zu Gott, daß er rette und ſchütze;
es hebt ſich der Fuß von der einzigen Stütze,
und er ſtürzt ſich hinüber mit wilder Gewalt.

Und die Hirtin blicket ſchaudernd
zu dem Felſen himmelwärts,
und der Odem ſtockt, die Pulſe
fliegen, ängſtlich bebt das Herz
doch als mächtig jetzt hinüber
ſich der kühne Jäger ſchwingt,
wird das dunkle Auge trüber,
ſie von Todesangſt umringt.

Und eh' ſie noch ſieht ob das Wagniß gelungen,
da hält ſchon die Ohnmacht ſie angſtvoll umſchlungen,
das Schrecken ihr tödtend zum Herzen dringt. —

Furchtbar thürmen ſich die Alpen
in erhab'ner Majeſtät,
der Coloß ruht auf Coloſſen
über Wolken hoch erhöht,
finſter ſtarren rauhe Felſen,
blendend ſtrahlt des Gletſchers Licht,
Sonnen, durch Aeonen, ſchmelzen
ſeine kalten Seiten nicht.

Dort rollt die Lavin' ihre Todte hernieder,
da ſtürzt in die Tiefe der Jüngling, ſo bieder,
wenn die trügende Decke verrätheriſch bricht.

Aber wo die Heerden weiden,
an der Alpe grünem Hang,
tönen heimathstraute Reigen
ſchallet fröhlicher Geſang:
vor der niedern Sennenhütte
ſtreckt die Au' ſich freundlich hin,
und bei treuer Schweizerſitte
wohnet ſanfte Ruh darinn:

Und roſig erblühen den Mädchen die Wangen,
und kräftig die Söhne, die muthigen, prangen
und ſtill und heiter iſt der Alten Sinn. —

Nun erwacht aus langer Ohnmacht
blickt das Mädchen wieder auf,
blicket fürchtend, hoffend, zagend
zu dem Felsen hoch hinauf.
aber keinem ihrer Blicke
wird des Jünglings Leben kund;
retteten ihn die Geschicke
oder — stürzt' er in den Schlund!? —

Mit Thränen beginnt sie zur Heimath die Schritte,
sie tritt in der Ihrigen fröhliche Mitte,
das Herz ihr so blutend, ihr Leben wund.

Horch! da tönt Gesang von Ferne
durch der Abendröthe Schein;
näher kommts, klopft an die Thüre,
und ein Jüngling tritt herein,
grüßet freundlich in dem Kreise
der ihm Gegengruß gebracht,
bittet nach der Schweizer Weise
um ein Lager für die Nacht.

Zur Wonne sich wandelt des Mädchens Empfinden,
er ist es, er lebt noch, sie sollten sich finden,
Verklärung im liebenden Auge ihr lacht.

Da erzählt der kühne Jüngling,
von der Alpenjagd Gefahr,
wie er bei dem kühnen Sprunge
nah dem grausen Tode war;
doch des Himmels treues Walten,
das aus Felsen Quellen schlägt
hatte schützend ihn erhalten,
und die Gems hat er erlegt.

Das Mädchen verhehlt es nun jubelnd nicht länger:
sie hat es gesehen und bänger und bänger
den Sturm es im Busen ihr hat erregt.

Da begegnen sich die Blicke,
beider Augen sieht man glühn,
und aus einem Herz ins andre
süß der Liebe Wonnen ziehn.
Ohne Worte schon verstanden
ist die Sprache der Natur:
stumm, je mehr sie ihn empfanden,
wechseln sie der Treue Schwur.

Und eh' sich am Morgen die Blumen entfalten,
da hat er vom Vater das Ja! schon erhalten,
und führt zu der Mutter errethend die Schnur.

Und der glücklich frohe Gatte
nun mit kühnerm Muthe wagt,
ob die sanfte, weiche Gattin
auch wohl furchtsam bebend klagt,
denn ein Spiel sind ihm Gefahren
seit ihn Liebe hoch erhebt,
ihn mit ihrem wunderbaren
mächtigem Gefühl belebt. —

Es waltet das Weib wohl mit liebenden Sorgen,
und wünscht den Geliebten des Herzens geborgen,
doch der Mann nach dem Kühnsten ewig strebt!

Das Waisenkind.

Nach dem Celtischen.

Novembers Schloßen-Wolke schwand,
Novembers Sonne bleich
schien auf des Schlosses graue Wand,
da kam Frau Anna gleich.

Ein Waislein an der Eiche saß,
die Arm und Füße blos,
vom Hagel noch das Haar ihm naß,
das dunkelnd sank zum Schooß.

„O Frau, bei jedem schönen Band,
das Kind und Mutter eint,
hilf mir! die keine Mutter fand,
um die kein Vater weint.“

Frau Anna sprach: „Die Waislein klein
wohl zu beklagen sind,
doch mehr hat noch die Mutter Pein,
die trauert um Mann und Kind.“

„Zwölf Jahre sind's seit ich entrann
der grimmen Feinde Wuth,
mein Kind mit mir, doch abgewann
mir dies des Stromes Fluth.“

„Zwölf Jahre sind es nun,“ so sprach
das arme Mädchen drauf:
„Als Fischer am Brigittentag
die Netze zogen auf.“

„Bei Camsin gab das Netz nicht Beut',
ein Kind nur, nah dem Tod,
das zogen sie denn auf bis heut',
wo's anfleht euch um Brod."

Da küßt' das Waislein Anna heiß;
„du gleichst dem Gatten mein;
Der heiligen Brigitta Preis!
Du sollst mein Erbe seyn."

Das Waislein, einst so arm und matt
trägt Samm't nun, Silber gar,
und Perlen an der Schlozen Statt,
sie schmücken nun sein Haar.

Das Wort für die Ewigkeit.

Terzinen.

Aus Castello's edlem Blut entsprossen
war Clorinde lieblich anzuschauen
und von unnennbarem Reiz umflossen.

Aber die gefeiertste der Frauen
war auch kalt und wechselnd wie die Welle,
nicht erwiedernd Liebe noch Vertrauen.
Dennoch drängten über ihre Schwelle
sich die Trefflichsten von Roma's Söhnen,
daß doch Einem sich ein Blick erhelle.
Keinen doch sollt' Gegenliebe krönen:
ob sie heiß und liebend auch erflehern,
nur ein Spiel sind sie der kalten Schönen.
Sieh! da will das Schicksal Rache fodern
und Francesco spricht: „Sie wird die Meine,
oder tief im Grabe will ich modern."
Hoffnung gab sie wohl mit Heuchel-Scheine,
daß dem Jüngling ihre Hand sie reiche;
darum fleht er, daß sie werd' die Seine,
fleht, daß wohl ein Tieger sich erweiche.
Aber kalt bei Seufzern, Thränen, Klagen,
schroff und eisig blieb die Felsengleiche.
„Nun so mögst die Schuld des Mords Du tragen,"
ruft er bei verschmähter Liebe Beben,
„nur ein Wort noch hab' ich Dir zu sagen.
Doch nicht hier will ich des Kunde geben,
in der Ewigkeit will ich Dirs nennen."
und sein Schwert durchbohrt des Jünglings Leben.
Ha, da fühlt sie plötzlich tief entbrennen
ein Gefühl, das nie vorher sie kannte,
fast als ob sich Leib und Seele trennen.

Die Einquartierung.

Ich muß es, Minchen! Dir erzählen,
Was lange schon den Busen drückt,
Du weißt, ich kann Dir nichts verhehlen,
Was mich bedrängt, was mich beglückt!
Du bist an meinen treuen Händen
Die Eine Freundin und mein Franz,
Und nur in diesem Kreis vollenden
Die Stunden meines Lebens Kranz.

Ein langes Jahr ist schon verronnen,
Denn Heinrich rechnete schon brav
Und Lieschen hatte schon gesponnen,
Als es auch unser Städtchen traf;
Es zogen hin und her die Truppen,
Die wilden Menschen ein und aus,
Und lagen manchmal noch im Schuppen,
Wenn Raum gebrach im Doppelhaus.

Und das Wort, das nicht sein Mund ihr nannte,
stand vor ihr in wild verwor'nen Zügen,
deren jeder bang' die Nerven spannte.
Mag sie immerhin sich selbst belügen,
durch die Seele zucken Liebes-Flammen,
doch den Todten kann sie nun nicht gnügen.
Also muß sie stets sich selbst verdammen,
sehnen sich nach dem was sie verachtet,
weil nur Qualen aus Verbrechen stammen.
Von der Trauer wird ihr Geist umnachtet:
immer nach dem schweren ernsten Worte
ihre angstbefangne Seele trachtet,
das ertönt an jener Welten Pforte.
Betend wendet sie sich zu dem Heile,
doch es ist ihr fremd mit seinem Horte.
Und so ward ihr stete Pein zu Theile,
bis der Körper in der Schönheit Prangen
wird getroffen von der Krankheit Pfeile.
Todesbleichen überzieht die Wangen
und des Wahnsinns irre, wüste Bilder
halten sie mit starker Faust gefangen.
Immer wilder werden sie und wilder,
denn es decken vor des Pfuhls Gestalten
nicht Clorinden frommer Engel Schilder.
Plötzlich kann kein Arm zurück sie halten,
auf springt sie, in Wuth, emporgerissen
von den finstern strafenden Gewalten.

Und sie schleudert fort die Sterbekissen,
horcht, geöffnet weit der Augen Bogen,
und es ruft das marternde Gewissen,
und sie ruft es schrecklich nach: „Betrogen!
Ha! das Wort, der Ewigkeit gesprochen,
zur Verdammniß hat mich's hingezogen.“ —
Doch ihr Leben ist nun auch gebrochen
und sie sinkt zurück in Schlafes Arme:
ihre schwere Schuld ist nun gerochen.
Und es sendet Gott nach langem Harme
in den Schlaf ihr seine Engel wieder,
daß er liebend ihrer sich erbarme.
Und es weht der Glänzenden Gefieder
milden Trost der ewigen Vergebung
aus des Himmels Auen auf sie nieder.
Da noch einmal mit des Blicks Erhebung,
wie Verklärte zu dem Himmel schauen,
kehrt zurück des Erdenleib's Belebung,
Und sie faßt die Hände frommer Frauen,
die das Schmerzenslager ihr umstehen,
mit der Liebe gläubigem Vertrauen.
Und von ihren Lippen flüthend wehen
Scheide-Worte bei der Sehnsucht Zähren.
„Gott wird ins Gericht nicht mit mir gehen,
Gnade will mir seine Huld gewähren.
Laßt die Seele sanft zum Himmel schweben,
denn ein Seraph ruft das Wort: Vergeben!“
Und geheiligt scheidet sie vom Leben.

VI.

Töne des Scherzes.

Häusliche Zweigespräche.

III.

Der Strickstrumpf und die Tabakspfeife.

Der Mann.

Nein, was zu viel ist, bleibt zu viel!
Legt sie denn nimmer aus den Händen
den Strickstrumpf? Soll dieß Nadelspiel,
das immergleiche, niemals enden? —
Wenn man, weil Geist und Herz sich regen,
nach seiner Frau voll Wonne blickt,
und hofft, ihr Blick komm' uns entgegen
so sitzt sie da die Frau — und strickt!

Die Frau.

Mir wird mit jedem Tage mehr
die Tabakspfeife doch zuwider!

Gibt's etwas Schlimm'res, als ein Heer
in Rauch gehüllter Tabaksbrüder?
Wenn man, zum Trost für manche Schmerzen,
vom Mann ein freundlich Wörtchen braucht,
und hin sich sehnt zu seinem Herzen,
so sitzt er da, der Mann — und raucht!

Der Mann.

Ich bitte, schön die Simphonie,
die neu erschienen, mir zu spielen,
wie herrlich mahlte Blumen sie,
die Rosen lebten auf den Stielen!
Ich bitte sie mit Liebesqualen
zu üben, was so sehr entzückt:
sie will nicht spielen, will nicht mahlen,
nein, sie sitzt da, die Frau — und strickt!

Die Frau.

Konzerte hör' ich gar zu gern,
ein gutes Schauspiel kann mich rühren,
da bitt' ich denn den strengen Herrn,
in eins von beiden mich zu führen,
ich bitte, brauche Weiberkünste,
in Thränen selbst den Blick getaucht:
verläßt er wohl die blauen Dünste?
nein, er sitzt da, der Mann — und raucht!

Der Mann.

Ich les' ihr vor so manch Gedicht,
das mir die Musen eingegeben, —
denn ihr Geschmack ist übel nicht, —
ich denk', sie soll in Wonne schweben,
aufspringen, sich nicht halten können,
bis sie ans Herz den Dichter drückt,
im Geist fühl' ich den Kuß schon brennen:
nein, sitzen bleibt die Frau — und strickt!

Die Frau.

Ich putze mich recht schön und nett,
— ich weiß, er hält das sehr in Ehren —
und schleich' mich in sein Kabinet,
mein Löbchen dort von ihm zu hören,
ich denk', er wird weit von sich legen
die Pfeife, wenn er eben schmaucht,
und eilen mir entzückt entgegen:
nein, sitzen bleibt der Mann — und raucht!

Der Mann.

Aufs Pfeifchen schmälet meine Frau:
da hat sie Unrecht; sonder Frage;
die blauen Wölkchen machen blau
den Himmel mir doch alle Tage.

wenn sich aus manchen trüben Stunden
Gemüth und Geist nur Galle saugt,
so wird ein stilles Plätzchen funden,
und alles freundlich, schnell — verraucht!

Die Frau.

Der Strickstrumpf ärgert meinen Mann:
da hat er Unrecht, kann nicht fehlen!
Oft säh' ich andre Augen an,
müßt' ich am Strumpf nicht Augen zählen.
Ja, wenn's zum kleinen Streit gekommen,
— wie's in der Eh' sich doch wohl schickt —
so wird alsbald der Strumpf genommen
und alles freundlich — neu verstrickt!

Der Mann.

Ja freilich, oft trieb' ich's zu arg:
ich weiß, es kamen manchmal Stunden,
wo ich mich ganz im Rauche barg,
weil etwas übel ich empfunden.
Doch — bleibt mein Weibchen immer heiter,
des Friedens Spiegel unbehaucht,
so wird — und wären's Himmelskräuter —
kein Blattchen künftig mehr geraucht.

Die Frau.

Den Strickstrumpf nahm' ich wohl zu oft:
auch hat mein Männchen wenn ich schmollte,

Der Gast hat Abschied bald genommen,
Nie hab ich wieder ihm genaht,
Doch mir ist bang und mir beklommen
Am Morgen früh, am Abend spat;
Du, Liebe! mußt es Alles wissen,
Du, meine Freundin! räthst mir wohl,
Ob ich es Franz mit tausend Küssen,
Was ich gethan, bekennen soll?

Friedr. Kuhn.

umsonst auf ein en Blick gehofft,
weil ich ihn nur den Nadeln zollte.
Doch — runzelt Männchen nie die Stirne,
wird freundlich stets sein Ja!, genickt,
so wird — und wär's vom feinsten Zwirne —
kein Maschgen künftig mehr gestrickt.

Der Mann.

Belauscht hab' ich, was Du gesagt.

Die Frau.

Ich merkt's, und Du hast laut gesprochen.

Der Mann.

So sey's in Zukunft denn gewagt.

Die Frau.

Dein Weib hat nie ihr Wort gebrochen.

Der Mann.

Doch nein, Du kannst wohl manchmal stricken,
nur — blick' auf mich zuweilen auch.

Die Frau.

Ich will Dir selbst das Pfeifchen schicken,
nur sei Dir Liebe mehr — als Rauch.

IV.

Gespräch beim Essen.

Sie.

Liebes Männchen! einen Löffel
von der guten Suppe noch.

Er.

Salz ist drinn, ein ganzer Scheffel,
Du versalzest alles doch!

Sie. (für sich.)

Hui! was ist denn böses Wetter!
Tobt er doch wie Skanderbeg!

Er. (für sich.)

Kommt da der verwünschte Vetter,
schnappt die ganze Erbschaft weg.

Sie.

Heut ist große Maskerade
im Cassino.

Er.

Narren die!
Hielten sie ihr Geld zu Rathe
strebten nicht nach fremdem sie. —

Sie.

Lieber! magres oder fettes?
Sieh, das Rindfleisch ist recht schön.

Er.

Hart und trocken! Stunden hätt' es
noch am Feuer sollen stehn.

Sie. (für sich)

Nur Geduld.

Er. (für sich)

Ich bin so böse!

Sie.

Frau von Mild trifft man dort an.

Er.

Wenn sie doch zu Hause säße,
Strümpfe strickte für den Mann.

Sie.

Willst Du denn heut gar nicht trinken.

Er.

Auf den Aerger schadet Wein.

Sie.

Ich schenk ein!

Er.

Wie für die Finken
sind die Gläser; laß es seyn!

Sie.

Nimm Forellen, liebes Männchen!
wie die Hechte groß und schön!
hier ist auch das Essigkännchen:
nun, die lässest Du nicht stehn.

Er.

Lieber eß ich Lachsforellen.
— Schenk doch nicht das Glas so voll. —
(für sich) Mich so ganz infam zu prellen,
nein, das ist fürwahr zu toll.

Sie.

Liebes Männchen heut vorm Jahre
warst Du auch beim Mardigras.

Er.

Mag wohl seyn, doch, Gott bewahre,
heuer sieht kein Mensch mich da.

Sie.

Willst Du von dem Wein von zwanzig?
(für sich) Hilft sonst nichts, so hilft doch der!

Er.

Pfui, das Oel hier schmeckt ja ranzig —
meinetwegen, bring ihn her,

Sie.

Lange wünschtest Du Dir Schnepfen.
Endlich fand ich sie. — Ists recht?

Er. (für sich.)

Solche Burschen sollt' man köpfen. —
(halb für sich.) Hm! Die Thiere sind nicht schlecht.

Sie. (für sich.)

Gut es schmeckt ihm nun. (laut.) Ich wette,
jeder glaubt wir kämen auch.

Er.

Schlag eilf Uhr gehn wir zu Bette,
das ist doch der beste Brauch.

Sie.

Freilich hätt' ich — noch ein Keilchen?

Er.

Appetit bekomm ich fast.

Sie.

Blieb man nur ein kleines Weilchen.

Er. (für sich.)

Freilich eine große Last
von Legaten ist zu zahlen.

Sie.

Sieh! Dein Glas steht wieder leer!

Er.

Leert' es schon zu dreienmalen.

Sie.

Wenn es aus ist, hol' ich mehr.

Er.

Sieh einmal! in Schalen Mandeln!
Nun, daß paßt zum Wein recht gut.

Sie. (für sich.)

Bald läßt er nun mit sich handeln.

Er.

Hin ist hin, den freyen Muth
soll man sich nicht rauben lassen.

Sie.

Lieber Fritz! Tokaier noch?

Er.

Ei! ich ſchwimme ſchon im Naſſen.

Sie.

Nun, ein Gläschen trinkſt Du doch?

Er.

Ja, ſtoß an mein liebes Mienchen.

Sie. (für ſich.)

Nun benutzt die rechte Zeit.

Er.

Lippeſt Du doch wie ein Bienchen.

Sie.

Ja, ich dachte mir ſo heut, —
enn ich dort nun —

Er.

Liebe Seele
es iſt doch nunmehr zu ſpät.

Sie. (für ſich.)

chnell von Tockays Lebensöhle
noch ein Gläschen — und es geht.

Er.

Welch ein Weinchen! — Nun mein Liebchen,
wenn's Dir Freude macht. —

Sie.

O nein,
sitzen bleib bei Dir im Stübchen
ich heut Abend. — Mag es seyn
daß sie sprechen, Du vergönnest
mir's nicht, besser ich's doch weiß.

Er.

Aber Mienchen, —

Sie.

Nein, Du kennest
Mich ja schon, mein Herz! Drum sey's?

Er.

Liebes Weibchen, sieh, ich bitte:
geh zum Maskenball mit mir! —

Sie.

Nun, Gehorsam heißt die Sitte,
drum gehorch' ich jetzt auch Dir.

Erklärung der fünf Landschaften.

Wenn sich die Ebenen um Leipzig durch Fruchtbarkeit und das schöne Gemisch üppiger Wiesen mit herrlichen Wäldern von Laubholz auszeichnen, so ergreift dagegen die sogenannte sächsische Schweiz durch ihre himmelanragenden Felsen und die pittoresken Ufer der majestätisch durch sie fluthenden Elbe das Gemüth des Schauenden. Wir glauben daher Dank zu verdienen, wenn wir fortfahren, von beiden Punkten des alten Sachsenlandes ferner gutgearbeitete und gewählte Ansichten diesem Taschenbuche beizulegen.

1. Schleussig.

Eine Stunde ohngefähr von Leipzig liegt ein freundliches Dörfchen, mitten unter Wiesen, Fel-

Und sie gingen. — So gehts allen!
Nicht der Strom, der Dämme brach,
hebt den Stein; der Tropfen Fallen
thut's nur langsam, nach und nach.

Auf einen Dachziegel.

Parodie nach Horaz Od. II. 13. ad arborem.

Wer Dich gestrichen, Höllenziegel!
der mit vom Fall verstärkter Wucht,
heut meine Nase hat besucht
und aufgedrückt ein blut'ges Siegel,
der sei mit Haut und Haar verflucht.

Der hat gewiß auch seiner Mutter
gespielt schon manchen Schabernack,
der mischte Ruß in Schnupftabak, (*
stahl Bauerweibern Milch und Butter,
schnitt Löcher in den Hafersack.

*) Ille venena Colcha etc.

Ja, jeden Frevel hat begangen,
der einst Dich mir zum Schaden strich,
und g'eiche Schuld lud der auf sich,
der Dich auf dieses Haus gehangen
zu stürzen mensklings über mich.

Mag man sich noch so sehr bewachen
man stößt die Nase doch sich ein. [1])
Das Podagra scheut sich vor'm Wein,
der Hagestolz vor Ehedrachen,
das Mädchen tête à tête zu seyn.

Es fürchtet sich der Dieb vor'm Hangen
der Geizhals vor der Diebe Noth,
bei Lieschen Hanns vor'm Morgenroth;
was hilft's! das Schicksal kommt gegangen [2])
und Vorsicht stolpert — in den Koth!

Bald hätt' ich an des Himmels Pforten
Thürsteher höflich heut erblickt,
und — weiter dann hineingerückt, —
auch Zeitungsschreiber mehr in Worten,
und Mädchen die der Schuh nicht drückt.

Novellendichter die nicht stehlen,
Gesichte sonder Eifersucht,
und Moralisten voller Zucht,

---

1) Quid quisque vitet etc.
2) Sed improvisa leti etc.

und Richter die das Geld nicht zählen — [1])
und einen Hauptmann der nicht flucht.

Und Dich mit Deinem Leyerkaſten
zu früh verſtorb'ner Hänſelmann, [2])
der ſtets auf neue Schnurren ſann
und ſelbſt beim oft gezwungnen Faſten, [3])
uns noch ein Lächeln abgewann.

Noch weiß ich wie mit hundert Ohren
der ganze Kreis gehört auf Dich,
wie jeder dann ergötzte ſich,
ſangſt Du das Lied vom tauben Mehren
und Kunz die Haare glatt ſich ſtrich. [4])

Da paſten auch die alten Väter, [5])
die Mütter horchten Deinem Wort,
ihr Blick hing nur an Deinem dort,
und ich, — o ſeel'ger Wunderthäter! —
Und ich, — lief huſch mit Hannchen fort.

---

1) Judicantem Aeacum.
2) Et c. Alcaeae etc.
3) Mola diva felli.
4) Inserti capillis angues.
5) Prometheus et Pelopis parens.

Meine Voliére.

Ich habe, Freunde! mir erbaut,
die schönste Voliére
drinn tönt es immer hell und laut,
als ob's stets Frühling wäre.
Vom einfach lust'gen Waldgesang
bis zu den höchsten Tönen
lebt alles drinn, mit Sang und Klang,
mein Leben zu verschönen.

Wohl sitz' ich dann so manchen Tag
und manche liebe Stunde,
und freue mich am hellen Schlag
in diesem Sänger-Bunde,
nehm' einen nach dem andern mir,
und laß' ihn lieblich singen,
und dann, so wie im Waldrevier,
vereint die Töne klingen.

Da heben Nachtigallen an,
so süß und sanft zu klagen,
da fühl' ich mich zum Himmelsplan
durch Lerchenlied getragen,
da tönt die Grasemücke zart,
da jubeln die Pirolen,
da pfeift der Finke hochgelahrt
den Reutzug in Trielen.

Canarienvögel ſingen dort
in ſpaniſchen Cadenzen,
es ſpricht der Staar wohl gar ein Wort.
das ausſieht wie Sentenzen,
der Gimpel pfeift nach neu'ſtem Schnitt
und bläht ſich gar gewaltig,
Rothkehlchen nimmt das beſte mit
und ſingt gar mannigfaltig.

An Futter niemals es gebricht,
in meinem Vogelhauſe,
denn meine Vögel freſſen nicht:
und will ich eine Pauſe,
ſo laß' ich ſie nur ruhig gehn,
da flötet keiner länger.
Nun, bin ich nicht — ihr müßt's geſteh'n —
der wahre Vogelſänger?

Kommt her und ſchauet ſelbſt hinein
in meine Volière;
da ſtehen ſie im Bücherſchrein,
die Sänger, die ich nähre.
Da ſingt mir jeder, was er ſchrieb,
in ſchönen Wechſelchören,
da iſt mir mancher, ach! ſo lieb,
daß ich ihn ſtets möcht' hören.

Der ſingt im ernſten Rhythmus nur,
der trällert leichte Achtel,
der folgt ganz einfach der Natur,
der variirt als Wachtel,
Spottvögel ſelbſt, die's allen nach
und doch nichts Ganzes machen,
ſind' ich, — woran's noch nie gebrach —
in manchen Almanachen.

Beliebt mir fröhlicher Geſang,
kann ich nach dieſem langen,
will Melodien ich ſanft und bang,
wird jener angefangen,
und wann ich müd' von allen bin,
ſei's Waldgeſang, ſei's Triller,
greif' ich, und neu erglüht mein Sinn,
nach Göthe oder Schiller.

Nein und Nein.

Kann ich Dir je behagen,
Dir etwas näher ſeyn,
wird mir Dein Mündchen ſagen:
ich bin Dir gunſtig? — „Nein!“

Wirſt Du in meine Hände
mit Freuden ſchlagen ein,
daß Sorg' und Zweifel ende
in der Gewißheit? — „Nein"

So darf ich nimmer hoffen
auf Gegenliebe? — „Nein!"
Und meinen Wünſchen offen
iſt nicht Dein Herzchen? — „Nein!"
und all' mein ſehnend Werben
giebt kein Erhören? — „Nein!„
Sieh Liebchen! ich muß ſterben!
Willſt Du mich retten? — „Nein!"

Nein, nein! und ſtets daſſelbe
mir ſo verhaßte Nein!
Viel lieber in die Elbe
ſpring' ich, um taub zu ſeyn!
Doch halt! ſtimmſt in dem Herzen
auch ſtets damit Du ein?
Und kannſt Du ohne Schmerzen
es immer ſagen? — „Nein!"

Ja! Hoffnungsfunken glühen
mir auf im Herzensſchrein!
Wird es Dich ſehr bemühen
fragʼ ich noch weiter? — „Nein!"

Von Banden wirſt umſchlungen
Du ſonder Zweifel ſeyn:
ſagſt Du auch ungezwungen
ſtets dieſes Wörtchen? — „Nein!“

Wohl mir, wohl mir, es endet
des bangen Herzens Pein!
Wenn ſich die Frage wende
antworteſt ſtets Du — „Nein!“
So wirſt bei keiner Frage
Du eine Antwort ſcheun,
und was ich nun auch ſage,
mich nicht belügen? — „Nein!“

Es wird Dir nie behagen
ein andrer Jüngling? — „Nein!“
Wirſt keinem andern ſagen
daß Du ihm günſtig? — „Nein!“
Ziehſt Du die ſchönen Hände
aus meinen Händen? — „Nein!“
Willſt Du der Liebe Ende
in meinem Herzen? — „Nein!“

Iſt Dir der Wunſch zu eilig
der Dich begehret? — „Nein!“
Zürnſt Du, daß ich Dir heilig
Hier Liebe ſchwöre? — „Nein!“

Wirſt Du Dein Herz verſagen
dem heißen meinen? — „Nein!“
Soll ich verzweifelnd zagen?
mich tödten? — „Nein, nein, nein!“

O, Nein! Du köſtlich Wörtchen,
mir über alles werth,
jetzt wird am rechten Oertchen
erſt Deine Kraft verklärt. —
Ob man's der Liebe heiße,
nur immer Nein! zu ſchrein,
iſt ſie erſt recht im Gleiſe,
wird doch zum Ja, das Nein.

Da liegt der Hund begraben.

Es wacht das Herz ohn' Unterlaß,
ſich ſelbſt nicht zu betrügen,
es glaubt bald könne dieß, bald das
für alles ihm genügen:
Doch, wird es auch, wenn Schönheit lacht,
in ihrer hohen Himmelspracht
Enthaltſamkeit noch haben? —
Da liegt der Hund begraben.

Mit Wenigem auch froh zu seyn
ist unser stetes Streben,
das wahrhaft Nöth'ge ist so klein,
so bald erreicht im Leben:
Doch, locken uns zu Wunsch und Lust, —
es schl'ag' ein jeder an die Brust —
nicht auch des Reichthums Gaben?
Da liegt der Hund begraben.

Wir überheben uns wohl nie
des Wissens, das uns schmücket,
weil es das ärmere Genie
zur Ungebühr bedrücket:
Doch, pflegen wir, wenn einer neckt,
und so die Galle in uns weckt,
nicht auch wohl hoch zu traben? —
Da liegt der Hund begraben.

„Ich bin nicht stolz," spricht Freiherr X,
„wir sind ja gleich uns alle,
und Brüder einerlei Geschicks
seit Adams Sündenfalle:"
Doch, wird's bei Hof, im Prunkgemach,
wenn der Lakei, Herr Bruder! sprach,
ihn auch noch sehr erlaben? —
Da liegt der Hund begraben.

dern und köstlicher Waldung, das diesen Namen führt. Ein gutbedienendes Wirthshaus ladet die Besucher ein, und besonders in den Morgenstunden heitrer Sonntage wallen Tausende der Bewohner Leipzigs ihm zu. Denn der Weg hinaus führt über die freundlichsten Auen, und dann empfängt die Waller das Laubdach von Eichen und Buchen, vor den Strahlen der Sonne sie schützend. Weniger interessant ist der Weg, den Wagen dahin nehmen müssen, und der über Lindenau führt. Aber wohl thun die Müdern, welche nicht zu Fuß gehen wollen, sich der Elster anzuvertrauen, und traulich im schwankenden Kahne vereint, auf ihr neben Blumen-Ufern vorbei, die Schiffahrt zu vollenden. An mehrern Tagen der Woche sieht man in Schleussig Gesellschaften, welche mit Stern- oder Vogelschießen ohnweit davon sich unterhalten.

Wir sangen dort im dichtern Dunkel des Waldes nicht selten:

Seyd mir gegrüßet im Lied, ihr freundlichen Schatten der Eichen,
Kühlet die glühende Stirn, gönnt mir dieß Plätzchen der Ruh.
Hoch wohl strebet ihr auf, zum blauen Gewölbe des Himmels,

„Wir lieben uns, wie Schweſtern nur
ſich immer lieben könne,
die Wahlverwandtſchaft der Natur
iſt nie bei uns zu trennen!“
Doch, bleibt die Schweſterſchaft auch dann,
wenn dieſe ſich den Schatz gewann
den jene wollte haben? —
Da liegt der Hund begraben.

Es ſpricht der Dichter Kunz: „ich bin
nur auf dem Lande ſelig,
kann ich einmal nach meinem Sinn,
den Bauernſtand erwähl' ich:“
Doch wird er preiſen auch den Stand,
wenn Pflug ſtatt Feder führt die Hand,
die Axt ſtatt der Buchſtaben? —
Da liegt der Hund begraben.

Das elegante Kochbuch lieſ't
gar ämſiglich Mathilde,
ſie excerpiret und durchſchießt
es, nach Eliſens Bilde:
Doch, wenn es nun zum Heerde geht,
fragt ſie einmal, ob ſie verſteht
auch Rübchen nur zu ſchaben? —
Da liegt der Hund begraben.

Ich wollte jedem in's Gesicht,
es jetzt recht keklich sagen,
was er sich von sich selbst verspricht,
und nie doch wird erjagen!
Doch, sprach ich ganz wie mir's um's Herz?
verbrämt' ich nicht den Ernst mit Scherz,
das Salz mit Honigwaben? —
Da liegt der Hund begraben.

Die Ueberraschung.

Es scheint der Mond so lieblich durch die Bäume
die Wolken gehen still am Himmel hin,
es wieget sich mein seel'ger Sinn,
im Feen-Reich der wollustvollen Träume,
den Garten durchflötet die Nachtigall,
die Kiesel küßt des Wassers plaudernder Mund,
in Liebe schlingt sich der ewige Bund,
und Liebe fühlen die Wesen all.

Der stillen Nacht liegt meine Seele offen,
vor ihrem Frieden schweigt mein liebend Herz,
sie kennt mein Glück und meinen Schmerz,
ihr sanftes Auge giebt mir Trost und Hoffen;

dem Sehnen verheißet ſie ſüße Ruh:
wenn leis durch ſchwankes Laub mein Seufzer verhallt,
da tritt im Traum die ſchöne Geſtalt,
der hohen Einzigen auf mich zu.

Ich will entzückt die Arme nach ihr ſtrecken,
mein Odem ſtockt und nur mein Herz noch lebt!
da iſt ſie grauſam mir entſchwebt,
wenn Wolken wiederum den Mond bedecken. —
Von neuem das Täuſchen der Phantaſie?
Es wandelt die Geſtalt den Laubengang her.
O Herz! verzweifle nun nicht mehr!
Sie iſt's, ſie iſt's, und entflieht Dir nie.

Ja, nicht ein Trugbild iſt's, das mich bethöret.
So ſchlug mir nie das Herz, ſo voll, ſo laut,
Ja, mir entgegen kömmt die Braut,
vom Glanz des blaſſen Mondenlichts verkläret.
So bin ich der Göttlichen endlich nah,
es brennt mein Mund, daß er die Herrliche küßt,
ich hebe den Schleyer — ihr Götter! es iſt —
die alte Tante Frau Urſula.

Der Einkauf.

Ich wollt' nach Leipzig gehn
zu kaufen viel schöne Waar',
das Schauspielhaus zu sehen,
und Küstners Mimen-Schaar,
ich steckte in die Taschen,
den Beutel von Gold gar schwer,
man braucht's wohl auch zum Naschen
und zu manch Anderm mehr.

Hoch saß ich auf dem Pferde
wie Könige auf dem Thron,
mit stattlicher Geberde
und vorwärts ging es schon,
da wollt' das Pferd 'mal trinken,
ich hielt an dem Wirthshaus still,
thät rufen dann und winken
ob jemand kommen will.

Ein Mägdlein kam gegangen
so hold wie nur Mägdlein sind,
mit Rosen auf den Wangen
ein herzig, liebes Kind,

und brachte ſelbſt den Eymer
Und füllt' ihn mit Waſſer an;
ich ſtand da wie ein Träumer,
als ſei mir's angethan.

Und als zum Pferd es nahte
ihm haltend den Eymer hin,
ſah's aus im ſchlechten Staate
gleich einer Königin,
ich aber trat dazwiſchen,
wollt' laſſen es nicht geſchehn,
wollt ſelbſt mein Pferd erfriſchen,
dabei in Durſt vergehn.

Das Mägdlein aber ſagte,
„es ziemt der Dienſt für mich;"
und in den Augen tagte,
ihr's ſo recht wunderlich,
es ſtahl ſich durch die Wimper
ein Thränchen ſo ſanft, ſo ſtill.
Ach ich bin nur ein Stümper,
wenn ich's beſchreiben will.

„Du weinſt?" ſo fragt' ich eilig,
es ward mir das Herz ſo weich;
„zu helfen iſt mir heilig,
ſag Deine Noth mir gleich.

Und reicher floſſen Zähren
es ward mir das Herz ſo wund;
„wollſt mir Vertrauen gewähren
und thun Dein Leiden kund.“

„„Ach Gott“ ſo ſprach ſie, „ſehet
den Vater nur dort am Zaun,
wie er an Krücken gehet
und nicht das Licht kann ſchaun,
zu ſchwach ſind meine Kräfte,
nur kärglich ich ihn ernähr',
gern thu ich Magd-Geſchäfte,
thät ja mit Freuden mehr.

„„Mein Hoffen wohl ich baute
auf Robert den Bräutigam,
doch als der Tag heut' graute
man als Soldat ihn nahm; —
da möcht' ich nun vergießen
der Thränen ſo viel als hier
im Eymer Tropfen fließen,
es hälf' kein Menſch doch mir.““

„Doch, doch; Du Kind voll Treue,
es helfen die Menſchen noch,
vertraue nur auf's neue
und hoffe, hoffe doch!“

So sprach ich, warf mit Freuden
den Beutel voll Gold ihr zu,
thät noch am Staunen mich weiden,
und ritte zurück im Nu.

Sie rief wohl, „Herr! o haltet!
Das kann ich ja nehmen nicht!“
Ich sah noch die Hände gefaltet
das strahlende Angesicht,
allein ich sprengte weiter
nicht kehrend an's Rufen mich.
Gab's wohl auf der Welt einen Reiter
so überselig als ich!?

Erst als ans Thor ich kommen
ging's wieder mir bei im Sinn
daß ich mir vorgenommen
zu ziehn nach Leipzig hin,
zu kaufen schöne Sachen,
zu sehen das Schauspielhaus,
zu naschen und zu lachen —
ja, damit war's nun aus.

Da dacht' ich, laß dich nicht reuen
den Einkauf den du gemacht,
ein Herz voll Lieb' und Treuen
ist mehr als Schmuck und Pracht,

die Thräne die du erblicket
voll Sorgen und dann voll Glück,
hat mehr dein Herz entzücket
als Schillers Meisterstück.

Der Ueberfluß.

Freudenströme rinnen wieder,
und es thaut die Himmelsluft
und der Wonne Nektarduft
neue Tropfen in sie nieder,
und sie treten aus den Gleisen
überströmen jedes Herz,
wollen jeden alten Schmerz
in die tiefen Fluthen reißen.

Mehr als meine Wünsche kannten,
in die Endlichkeit bekraißt,
mehr als Körper sich und Geist
glühend zu erstreben brannten,

bieten ſie dem trunknen Zecher,
und es ſprudelt zum Genuß,
ſeinen milden Ueberfluß
mir der hochbeſchäumte Becher.

Nur Ein Herz wollt' ich gewinnen,
ſtill und einſam es für mich,
— mehr erkühnt' es nimmer ſich, —
ohne and'rer Blick zu minnen,
und es bieten ſich drei Mädchen
meinem freudetrunk'nen Blick,
jede hält des Herzens Glück
an der Liebe zartem Fädchen.

Und die Braune kann ich küſſen,
und die Blonde will mir wohl,
und die Aſchenfarb'ne ſoll
mir das ſchönſte Mahl verſüßen,
und dann wieder alle Dreie
in der Ordnung umgekehrt!
o! der Liebe Rechnung lehrt
mich die ſchönſte bunte Reihe.

Nur zwei Becher wollt' ich trinken,
und da ſeh' beim Bachanal,
ich die Becher ſonder Zahl
alle mir entgegen blinken,

Nur zwei Stunden wollt' ich lärmen,
und da ladet mich der Reihn
himmlischer Genüsse ein,
durch die ganze Nacht zu schwärmen.

Landwein wollte nur ich schmecken,
und da seh mit Ungar ich
und mit altem Rheinwein sich
köstlich das Büffet bedecken,
und das Cap giebt seine Traube,
und das heiße Malaga,
und der Cyprer auch ist da,
und die Frucht von Frankreichs Laube.

Also strömt mir froh entgegen
voller, schöner Ueberfluß,
und ich kann in dem Genuß
kaum die Zunge stammelnd regen.
Geh' ich in dem Strome unter,
so verlier' ich drum kein Wort,
denn ich werd' im sichern Port
auferstehen frisch und munter.

Aber ihr senkt auch den Zweig tiefer zu Teppichs Grün
Also der treffliche Mann, ihm näher sind himmlische Güter,
Aber mit mildem Gemüth sprudet auch Niedern er Heil.

2. Wachau.

Dieß schöne Dorf, ohngefähr eine Stunde von Leipzig gelegen, hat durch die Völkerschlacht des Jahres 1813, welche besonders in dessen Umgebungen am heftigsten und entscheidendsten wüthete, eine weltgeschichtliche Berühmtheit, aber leider nicht zum Vortheil seiner Bewohner und seines Gutsherrn, deren Häuser und Gärten dabei furchtbar zerstört wurden, erhalten. In den französischen Berichten wird ohnweit davon einer Mühle von Fa als des Brennpunktes des Kampfs erwähnt. Eine solche existirt gar nicht, und man sieht aus dieser Angabe das große geographische Studium der Franzosen. Es liegt die Tabaksmühle bei Wachau; diese war ohnstreitig auf Napoleons Charte mit Fa. Mühle abgekürzt bezeichnet, und er schuf daraus die berühmte Mühle von Fa.

Die neue Pandora.

Die Götter zürnten abermal,
wie damals als ihr Feuer
Prometheus ihnen trügriſch ſtahl,
denn ſieh! es ſtand ein neuer,
noch kühnrer Frevler gar nun auf,
der Jovis Blitz im Feuerlauf
unſchädlich abwärts lenkte.

„Dem Franklin ſoll's doch wahrlich nicht
ſo ausgehn, ungenoſſen.
Das iſt ja gegen alle Pflicht,
und hat mich bas verdroſſen:
jüngſt wollt' ich blitzen' voller Wuth
auf einen großen Mädchen Hut,
da fuhr der Blitz daneben.“

So ſchimpfte Zeus, und ihm ſtand gleich
die Götterſchaar zur Seite.
Wie ſelten wohl im Himmelreich
war alles einig heute,
und der Beſchluß ward ſchnell gefaßt
gleich jenen, den man einſt gehaßt,
auch dieſen zu beſtrafen.

Und eh die Hand man um nur dreht,
und ein paar Handschuh wechselt,
auch fertig schon ein Püppchen steht
nett von Vulkan gedrechselt,
die der Pandora Glied vor Glied
wie Ey dem Eye ähnlich sieht,
nur Zeitgemäß viel kleiner.

Drum war denn statt des Fäßchens auch,
das jener ward verpfändet,
nur dieser nach dem neusten Brauch
ein Ridicül gespendet,
da thaten denn die Götter fein
was es nur schlechtes gab hinein,
und schnaps flog zu der Deckel.

Jetzt aber galt's vor allen doch
Pandoren auszustatten,
daß Franklin in das Ehejoch
sie spannen mög' als Gatten.
Da war ein jedes auch bereit
zu leihn, wodurch in neuster Zeit
ein Mädchen kann gefallen.

Zeus gab von seinem glühsten Bliß
ihr Funken in die Blicke,

das Zünglein machte Juno ſpitz,
daß fein ſie damit zwicke,
Diana gab ihr Sprödigkeit
die nur zum martern iſt bereit,
und ſchnell vor Gecken ſchwindet.

Minerva ſpendete ihr dann
etwas aus jeder Sprache,
blies Littratur und Kunſt' ihr an,
was nöthig heut zu Tage,
und zur Guitarre ſingen ließ
Apoll ſie ſchnörkelnd ſchön und ſüß,
und lehrt' ſie declamiren.

Vulkan bracht' ihr das Tanzen bei,
auf einem Bein zu ſpringen,
und Aeolus, mit Raſerei
im Walzer ſich zu ſchwingen,
der Venus Tändeln fehlte nicht,
im Splitterrichten Unterricht
gab Pluto ihr nach Minos.

Was etwa noch vergeſſen war
an modiſcher Erziehung,
das ſtellte Hermes vollends dar
mit philantrop'ſcher Mühung.

se, daß von Allen ausgeputzt
von ihm zuletzt noch zugestutzt,
sie war im neusten Style.

Und nun zu Franklin führt er sie
und ließ sie dort im Stiche. —
Doch man' betrog den Weisen nie,
er kannte schon die Schliche.
„Hinweg rief er, vom fr ien Land,
die Götter die dich hergesandt
sind mir gar sehr verdächtig."

Und eingepackt ward sie sogleich
und weiter transportiret,
aus der vereinten Staaten Reich,
fort übers Meer geführet.
Das Schifflein aber das sie trug
beim Sturm sich bald drauf überschlug,
sie wär' beinah ertrunken.

Doch was im Ridikül sich fand
mocht' auch Neptun nicht haben,
drum schwamm sie glücklich an das Land,
mit ihren Göttergaben,
und trat ans Ufer, madennaß,
doch schön noch, wenn auch etwas blaß,
im Lande der Franzosen.

Galant lief man alsbald herbei
ihr ſeine Cour zu machen,
ſie war ſo reizend, klug und frei,
dort gelten ſolche Sachen,
eh' noch der andre Morgen kam,
ein Duc ſie mit Entzücken nahm
zur Herrin ſeines Herzens.

Ein andrer Tag verſtrich, da blieb
der Ridikül vergeſſen,
doch an dem dritten Tage trieb
die Neugier wie beſeſſen,
und, ob ſie bittend widerſtand,
hoch doch Seigneur mit eigner Hand
jetzt den fatalen Deckel.

Nun, das beſchrieb ein Andrer hier,
wie draus die Uebel ſtoben,
ſobald mit ſträflicher Begier
der Deckel war gehoben,
da gab's kein Unglück, keine Qual,
die fort nicht ſtürmte, allzumal
in tauſendfachen Arten.

Der Haß, die Eiferſucht, der Neid,
die Zwietracht, das Verderben,

die Pest, die Hungersnoth, der Streit,
Verzweiflung, Mord und Sterben,
kurz alles, was die Welt verheert,
was Heil vernichtet, Glück zerstört,
fuhr aus der Teufelsschachtel.

Und fuhr und fuhr von da umher
weit weg in alle Lande,
und wüthete in Kreuz und Quer
mit Dolch und Schwerdt und Brande,
daß man bis jetzt es noch nicht weiß,
ob dies verderbliche Geschmeiß
hat völlig ausgewüthet.

Am Boden aber blieb diesmal
nicht wie vordem, das Hoffen,
das doch zum hellen Himmelsstrahl
noch ließ die Wolken offen,
nein, bei Pandorens neuer Fahrt,
blieb an den Boden aufbewahrt
nur noch die eigne Täuschung.

So daß wie sonst zu Göttern nicht
den Blick man flehend wendet,
und im Gefühl verletzter Pflicht
Gebet um Rettung spendet,

nein, durch der Täuſchung Ueberreſt
zum Wahn ſich jetzt verleiten läßt,
man ſei wohl ſelbſt ein Halbgott.

O! wer im innern Selbſtgefühl
nicht trägt ums Aug' die Binde,
der rüttle an dem Ridicül,
daß draus die Täuſchung ſchwinde,
dann nennt man doch, was ſchlecht iſt ſchlecht,
und dann wohl widerfährt ihr Recht
der neuen Frau Pandora.

Oder auch nicht.

Wenn ich die zierlichen Bücher erhalte,
welche der Herbſt aus den Füllhorn gießt,
Neujahr gewährend noch ehe das alte
ſich mit dem frohen Silveſter ſchließt,
freu' ich mich innig der herrlichen Stunden,
welche die freundliche Gabe verſpricht,
habe darin oft viel Schönes gefunden,
ſind' es nun wiederum — oder auch nicht.

Lieschen hat gestern mir zögernd entdecket,
das sie bald schließe ein festeres Band,
hat mich mit dieser und jener genecket,
da mein Gefühl ihr recht gut doch bekannt,
konnte nicht enden mit herzlichem Lachen
als sie gelesen mein Minnegedicht;
deuten nicht klärlich all' diese Sachen,
daß sie mich liebe — oder auch nicht.

Als den Minister ich offen erkläret,
daß ich zum Rathe wohl tauglich nun sei,
hat er mir ruhig Gehör jüngst gewähret
und mir geheißen, zu sitzen dabei,
auch als ich rücklings die Thüre verfehlte
mir sie geöffnet mit heiterm Gesicht;
zeigt dies nicht klärlich, ich sei der Erwählte,
sicher bald Hofrath — oder auch nicht.

Solch einen Traum hab' ich nie noch erlebet;
hat mir die Nummer vom glücklichen Loos
nicht vor den Augen ganz deutlich geschwebet,
bald nur wie Mücken, bald Kirchthurmgroß,
scholl sie dann nicht in die Ohren mir sausend,
stand sie nicht endlich im funkelnden Licht?
Ja, ich gewinne die dreißigtausend
Thaler gewiß nun — oder auch nicht.

Tüchtig gerührt hab' die Leier ich immer,
ſprang mir die Saite, gleich zog ich ſie auf,
habe bei jeder Gelegenheit nimmer
kargend geſchwiegen im Dichterlauf:
Oden, Idyllen, Sonette und Dramen,
Epopäen von Centner-Gewicht,
ſichern, ſo hoff' ich, nun wohl meinem Namen
einſt die Unſterblichkeit — oder auch nicht.

Der getäuſchte Sänger.

Da ſing' ich nun ohn' Ruh' und Raſt,
bald lauter und bald leiſer,
ich armer Sänger baue faſt
auf Phöbos Wunder Häuſer,
und ſtehe doch auf dürrer Maſt
wenn andre Auſternſpeiſer,
erſticken an der Thaler Laſt,
ſich brüſtend wie ein Kaiſer,
die doch Apoll von Herzen haßt,
weil ſeine Lorbeerreiſer,
in Saucen nur ihr Gaum verpraßt.

Ach! verſucht hab' ich's in allen Metern
um die wahre Dichterkraft zu ködern,
welche, wie ich tauſendmal geleſen,
ein allmächtiges erhabnes Weſen,
ſchafft und wirkt, und mehr als Menſchen fodern,
in der Gluth der Dichtung läßt entlodern.
Aber ach! vergebens war mein hoffen,
dieſen Dichter-Brama hab ich nie getroffen.

„Glühender, funkelnder Wein
Gabe der Himmliſchen droben,
ſtrömeſt entzückend herein,
wo die Pokale gehoben!
Wie deine Gluth
ſtählet den Muth,
wie deine Genien alle
ſchaffen zum Tempel die Halle!"

So ſang ich durſtig, hoffte nun,
es ſollte mir ſo gütlich thun,
als tränk ich wohl Tokaier,
doch ach, die Kehle vor wie nach
blieb trocken mir, zu Spott und Schmach.
Den Sing-Wein hol' der Geyer!

„Was kümmert mich der Ehre Schall,
ich bin ein freier Dichter,

Wachau gehört dem Kaufmann Quandt in Leipzig, welcher hier einen schönen englischen Garten angelegt hatte, welchen aber leider die Schlachtscenen völlig verwüsteten. Es wäre Schade, wenn er nicht wieder hergestellt würde, und der hoffnungsvolle Sohn des Besitzers, der neuerdings durch das Auffinden mehrerer trefflicher Gemälde von Albert Dürer und andern alten deutschen Meistern in den Vorrathskammern der Leipziger Kirchen einen neuen Beweis seines Kunstsinnes und Eifers gegeben hat, wird ohnstreitig zu Erfüllung dieses Wunsches beitragen.

3. Aussicht nach dem Winterberge, nebst dem Försterhause von Postelwitz.

Auf welchem Punkte man auch den Theil der Elbufer besucht, welcher von Böhmens Gränze bis über Meißen hinunter sich zieht, überall bietet er die mannigfachsten Ansichten, bald in wilden Felsengestaltungen, bald mit allen Reizen höherer Cultur, bald mit Dörfern und Städten besäet, bald mit hohen, schattenreichen Bergen umgränzt. Auch

die Welt für mich iſt überall!
Ihr ängſtlichen Geſichter!
wenn ihr zu Hauſe keucht und ſchwitzt
und ſorgſam an den Federn ſchnitzt,
laß ich die Lyra klingen,
und weit, weit über euch dahin,
wo ich mit Göttern heimiſch bin,
lüpf' ich die goldnen Schwingen."

Ich ſang's, als ein hochweiſer Rath
mich fragte, wer ich wäre?
doch als er ſich darauf verbat
die allzugroße Ehre,
mich länger in der Stadt zu ſehn,
ich ſchnöde mußt' von dannen gehn,
da hätt' ich all' das Götterleben,
gern um ein ſich'res Plätzchen hingegeben.

„An Götter-Tafeln ſitzen ſie,
die Dichter, froh und heiter,
Ambroſia fehlt ihnen nie,
noch reiche Ehrenkleider,
verächtlich auf der Erde Mahl
ſchaut dann ihr Auge nieder,
Gewänder nach der ſchönſten Wahl
umſchmücken ihre Glieder."

Und als ich's sang da kaute längst ich schon
an meinen letzten Rindchen,
und hungerte bei kargem Dichter Lohn
ach! seit so manchem Stündchen,
und als ich's sang, durchstieß
den dünnen Rock von Frieß
bereits der Ellenbogen,
und durch den Strumpf
kam im Triumph
manch mildes Lüftchen angeflogen.
Ja, für das Sitzen in dem Rund der Götter
hätt' ich getauscht mit einem Gasthaus Sitze;
ob auch ihr Aetherkleid von Sternen blitze,
es schützte leider nicht mich gegen Sturm und Wetter.

„Einzige die mich erkohren
in des Herzens heißer Wahl,
du, für mich allein geboren,
bessrer Welten lichter Strahl,
Lydia, wie deine Wangen
glühen von der Liebe Schein,
wie mit brennendem Verlangen
ich dich nenne, ewig mein!
Laß in Deinem Feuerkusse,
mich in Wonnen untergehn,

ach! ich fühl' mit seelgem Grusse
Engelathmen mich umwehn."

Wild sprang ich auf in dichtender Extase
und glaubte Lydia schon in den Arm zu schließen,
da trat herein; o weh! mit blauer Nase,
mit Augen die ein wenig überfliessen,
mit einem Mund voll schwärzlicher Ruinen,
die siebzigjährige Barbara in ihrer Schöne,
das einz'ge Mädchen, das auf meine Harfentöne
noch hört, kommt es mit Dünnbier mir zu dienen.
Weg war die schöne Lidia!
der Traum entfloh, die Wirklichkeit stand da. —
Drum sprecht nur nicht mehr von den Paradiesen,
in denen stets der freie Dichter lebt,
wo Liebe, Ehr' und Freiheit ihn erhebt,
und durch Orangenhaine Milch und Honig fließen,
so wie ich's stets an Durst und Hunger spüre,
am Kämmerlein im fünften Stock,
an Bärbchens spitzem Kinn, und dem zerrißnen Rock,
dies Dichter-Paradies blüht nur auf dem Papiere.

Hannchens Geisterglauben.

Noch hatt' ich keinen Geist gesehn,
und glaubte immer auch
wie's der Magister mich gelehrt,
es sei ein bloßer Hauch
und habe weder Fleisch noch Bein,
er hat ganz recht, nun seh' ich's ein.

Ich saß unlängst im Birkenbusch,
von Arbeit müd' und matt,
der Abend war so still und schön,
es rührte sich kein Blatt,
und weil's so mild und heimlich war,
entschlummerte ich endlich gar.

Da weckte mich ein sanfter Hauch
und dunkel war's um mich,
ich sah und hörte nichts umher
der Hauch nur regte sich,
er war so sanft, er war so leis,
daß ich's nicht zu beschreiben weiß.

Ach lieber Gott! so rief ich aus,
das ist wohl gar ein Geist!
und leise tönt's: Süß Hannchen, ja,
es ist Dein guter Geist. —

Und als ich furchtſam wollt' entfliehn,
fühlt' ich zurück es ſanft mich ziehn.

Die Hand die ſo zurück mich zog,
wie war ſie zart und weich!
das war kein Fleiſch! das kam gar nicht
den Menſchenhänden gleich,
und was an meiner Wange lag
war mild und lind, wie Frühlingstag.

Von Bein bemerkt ich auch fürwahr
nicht die geringſte Spur,
es ſchmiegte ſich zwar dicht an mich,
wie Wellenbad doch nur,
und wie hat mich oft ungeſchickt
ein Menſch mit Fleiſch und Bein gedrückt.

Und mehr als zehnmal kam der Hauch
auf Lippen, Hals und Mund,
und eine Engelsſtimme ſcholl;
„du biſt im Geiſterbund!"
ich ſah zwar nichts, doch fühlt' ich gleich,
ſolch Glück ſei nur im Geiſterreich.

Doch plötzlich kam mein Ohm daher,
der mich ſchon lang geſucht,

da nahm mein guter guter Geist
im Augenblick die Flucht.
Das dacht ich wohl, denn Nachbar Kraft
ist ganz und gar nicht geisterhaft.

Nun glaub' ich daß es Geister giebt,
kann man sie gleich nicht sehn,
doch fürcht' ich mich vor ihnen nicht,
weil mir kein Leid geschehn:
spricht einer wieder bei mir ein,
so werd' ich gar nicht böse seyn.

Der Zug gen Westen.

Nach Westen hin und immer fort
nach Westen, sprach des Lehrers Wort,
  sei nach Elisium die Straße.
Das klinge gar so übel nicht,
so dacht' ich, und nach Schülers Pflicht
  ging westlich ich, grad nach der Nase.

Versteht sich nicht in der Natur,
nein, auf dem großen Globus nur,
  doch ist's am Ende ganz dasselbe.
So dreh' ich ihn denn westwärts hin,
den Finger haltend wo ich bin,
  am Lustgestad der alten Elbe.

Und als ich so, durch Land und See,
mit meinem Zeigefinger geh,
  will's nirgends doch mir Eden dünken,
und selbst nicht das was so beim Drehn
vom Erdball ich mir angesehn,
  zur Rechten, wie zu meiner Linken.

Und als ich immer so gedreht,
auf einmal unterm Finger steht,
  der Punkt von dem ich ausgegangen,

ich war nach Weſten immerdar
gewandert, um die Erde gar,
und ſtand jetzt wo ich's angefangen.

Da dacht ich; warum geh' ich weit
zu ſuchen Edens Seeligkeit,
komm ich zum ſelben Punkt ſtets wieder?
Nach Oſt und Weſt umſonſt ihr zieht,
nur in ein liebendes Gemüth
ſenkt ſich Eliſium hernieder.

VII.

Variationen.

in Postelwitz, einem Dörfchen bei Pirna, jedoch auf dem rechten Elbufer gelegen, ist die Gegend keine der uninteressantesten. Besonders gewährt das wirthliche Försterhaus, dicht am Flusse gelegen, einen schönen Punkt, von wo aus der Blick, den Strom in ziemlicher Ferne verfolgend, zuletzt an ihm heraufgewendet bei dem Winterberge, der höchsten unter den Erhöhungen der sächsischen Schweiz, verweilt. Dem Försterhause gegenüber jenseits hebt sich der Boden nur allmählig, und fruchttragende Fluren gewinnen dort Platz; hinter diesem Hause aber ragen schon die schroffen Felsen in die Höhe, mühsam sind dem Ufer einige Gärtchen und Feldstücke abgewonnen, und enge Pfade führen dann und wann auf eine sich besonders auszeichnende Parthie dieser Sandsteingebirge.

4. Der Singestein bei Postelwitz.

Eine solche ist der Singestein in der Nähe jenes Försterhauses, den man ohne große Beschwerde ersteigen, und von oben die herrliche Aussicht genießen kann. Vorsicht hat den höchsten Punkt seiner kegelförmigen Gestalt, der eine ziemlich geräumige Platte bildet, mit einem Geländer umge-

Der Himmelswagen.*)

An D. E.

Wohl schmückt manch' schönes Sterngebild,
den Himmel, wenn er sanft und mild,
aus goldnen Augen niederschaut,
wie nicht der Edelsteine Glanz
im golddurchflochtnen Hochzeitkranz,
kann schmücken eine Königsbraut.

Doch unter allen Sternen sind
mir keine doch so lieb und lind,
und stehn so treu die ganze Nacht,
in ihrem Schimmer rein und klar,
als welche stellen freundlich dar
des Himmelswagens goldne Pracht.

*) So nennt man auch oft das Sternbild des großen Bären.

Als führ' auf den vier Rädern hell,
die Liebe durch den Himmel schnell,
und in drei Sternen zög' voran
die Hoffnung mit der Sehnsucht Blick,
der Glaube und der Treue Glück,
so eilt er durch den Himmelsplan.

Da schau ich manchmal denn empor,
such' mir aus aller Sterne Chor
den Himmelwagen sehnend auf,
und denke: fahre nur dahin,
wohl mancher zarten Minne Sinn
geleitet Dich bei Deinem Lauf.

Und hebst den Körper Du auch nicht,
wie dem Prophet gesch'h, zum Licht,
so schwebt doch zu der bessern Welt
auf Dir der Geist, der Hohes sinnt,
und meiner Wünsche Sturm gewinnt,
die Ruhe dort am Himmelszelt.

Winter.

Tafelgesang.

Der Winter ist ein Ehrenmann,
er giebt der Freuden viel,
ein frohes Tänzchen dann und wann,
Pokal, Gesang und Spiel.

Was kümmert uns die Blumenflur,
mag sie auch bald verblühn,
wenn wir der Freude Blumen nur
aus vollen Bechern ziehn.

Verstummet auch die Nachtigall,
uns stört das wahrlich nie,
es tönt der Tafellieder Schall
weit lieblicher, als sie.

Streicht auch nicht mehr durch Thal und Hain
mit Freunden unser Fuß,
es giebt der Tanz in bunten Reihn
uns köstlichern Genuß.

Hüllt auch sich in ein trübes Grau
des Himmels Bogen ein,
in schönen Augen schwarz und blau,
lacht er uns doppelt rein.

Weht auch nicht mehr ein Zephyr hin,
auf unſ're Pilgerbahn,
der Athem unſrer Nachbarin
weht lieblicher uns an.

Erwacht die Sonn' auch ſpät uns heut,
und endet ſchnell den Lauf,
die Nacht iſt unſre ſchönſte Zeit,
da geht die Sonn' erſt auf.

Und wenn der Nordwind um uns ſchwärmt,
und Kälte wölbt den Fluß,
was ſchadet's uns? von innen wärmt
das Herz uns Wein und Kuß.

Hier jubeln wir aus voller Bruſt,
ein frohes Völkchen, laut,
und ruhen nicht, bis Scherz und Luſt
in Jedem aufgethaut.

Und wenn der Strom der Fröhlichkeit
ſo durch das Herz uns zog,
dann tönt es: — was ſich liebt und freut,
es lebe dreimal hoch!

Das Dichter-Kleeblatt.

Drei luſt'ge Brüder aus Pleis-Athen
wollten einſt in die Heimath gehn,
nahmen die Ränzchen auf den Rücken
und wanderten fort, ſie nennen's, — ſich drücken. —
Wohl ward da getrieben manch heit'rer Schwank,
denn alle waren jung, und keiner war krank.
Da lag vor ihnen ein Städtchen nicht weit,
drein wollten ſie wandern zur Mittagszeit,
und ob ſchon ſie niemand dort würde kennen,
beſchloßen ſie doch ſich falſch zu benennen,
und wählten zu größern und luſtigern Spaß
ſich Namen der Helden auf deutſchem Parnaß.
Als nun der Sergant tritt ernſt hervor,
und, wie jeder heiße? befragt am Thor,
antwortet der Erſte: „ich nenne mich Göthe.“
Drauf wendet der Kriegsmann zum Andern die Rede,
und dieſer, „ich nenne mich Wieland, zu dienen;“
und ziehet dabei gar ernſtliche Mienen.
Das will dem Serganten ſchon ſonderbar dünken,
und wendet ſich fragend zum Dritten zur Linken,
der aber, ein mächtiger Bierbaßbrüller,
giebt Antwort; „mein Herr, ich nenne mich Schiller.“
Doch der Sergant wohl merkend die Sache,
ruft, „meine Herren Dichter, nur herein in die Wache,

dort ſteht zu ſolcher Poeten Lohn,
auch an der Thüre der Klopfſtock ſchon."

Ehrenrettung der Eidechſen.

(Lacerta.)

Ihr zarten, flüchtigen Lazerten,
wie lockt der erſte Sonnenſtrahl
euch an das Mauerwerk der Gärten,
wenn er ſich durch die Wolken ſtahl,
da ſchweift ihr fröhlich, ohne Harm
im Sonnenglanz ſo mild und warm.

Warum vor Euch denn nur erſchrecken?
Ihr ſeid ſo wohlgemuth und ſtill,
und pflegt den Schläfer zu erwecken
dem eine Schlange nahen will,
befreundet mit der Menſchen Wohl,
ſeid ihr ein ſchönes Kunſt-Symbol.

Laßt uns den Namen nur verbannen
der nicht einmal in's Metrum paßt,
dann zieht wohl auch die Furcht von dannen
die ſchon den Knaben ängſtlich faßt,
und jeder fühlt mit Göthe dann,
daß man recht gut euch werden kann.

Der Genius.

Wer kann dem Genius gebieten
wer feſſeln ſeiner Flügel Schlag?
Ob Süd und Nord in Brand geriethen,
ob um das Bett von Amphitriten
auch Oſt und Weſt ſich ſtreiten mag,
er hebt ſich frei zu heitern Lüften,
wo ew'ger Frieden himmliſch thront,
baut ſich ein Haus, wo Liebe wohnt,
aus Sonnenſchein und Roſendüften,
von jedem Erdenſturm verſchont.

Jetzt aber ſenkt er ſein Gefieder,
und dringt in eine fromme Bruſt,
beim Klange ſüßer Andachtslieder,
und wunderlieblich hallt ſie wieder,
die Zauberklänge ſel'ger Luſt.

Bis rieſenhoch die Laute ſchwellen
und ſich als ſieggekrönte Schaar
um ew'ger Wahrheit Weih-Altar,
zum Kampf mit Vorurtheilen ſtellen,
und Licht und Wärme bieten dar.

Bannt immerhin in enge Kreiſe
die That, vom Augenblick erzeugt,
daß ſie nach hergebrachter Weiſe,
fortſchleichend im gewohnten Gleiſe
den Nacken folgſam niederbeugt,
der Genius, der Gott entſproſſen,
kennt Eurer Kräfte Feſſeln nicht,
er ſchaut der Sonn' in's Angeſicht,
ſucht unter Engeln Mitgenoſſen
und Vaterland im ew'gen Licht.

Ob er verſtanden ſei im Drange
der grübelnden Geſchäftigkeit,
ob das Syſtem ihn klug umfange,
ob nicht, wenn mit erglühter Wange
er dem Unſterblichen ſich weiht;
ihm gilt es gleich, in leichten Sphären
liegt ſein uraltes Lehrbuch da,
dem Thron' des Unerſchaffnen nah,
den, ohne rein ſich zu verklären,
noch nie das Menſchen-Auge ſah.

Habt ihr ihn jemals festgehalten
den Freien, den die Zeit nicht schuf?
In tausend wechselnden Gestalten,
im regen, niegeschloßnen Walten
erkannter Ihr wohl seinen Ruf;
doch, ob ihr schnürtet auch die Bande
und weit die Netze stellet auf,
ihr fingt Euch Irrwahn nur zum Kauf,
er selbst floh längst zum Himmelslande
in freier Herrlichkeit hinauf.

Drum ist's wohl etwas wahrhaft Großes
um dieß Geschenk aus Gottes Kraft,
das aus dem Keim des Erdenschooses,
wie aus dem Blüthenhauch des Mooses,
sich all' sein Unermeßnes schafft,
und weil sein ächtes Seyn und Leben
ist in des Geistes weiter Welt,
so fliegt er frei zum Himmelszelt,
so lang nur noch mit Schöpferstreben
Gedanke am Gedanken hält.

Am Vorabende
der
Vermählungs-Jubelfeier
des
Königs und der Königin von Sachsen.

Noch in ſeiner Wiege Schleier
liegt der Tag der hohen Feier,
der uns morgen glänzen ſoll;
aber ſeiner Bluthen Regen
duftet heut' uns ſchon entgegen,
himmliſch rein und wonnevoll,

Wie, wenn Ambeinas Küſten
ſich auf weiten Meeres-Wüſten,
nun der Schiffer endlich naht,
ihm entgegen die Arome
in der milden Lüfte Strome,
wehn aus der Gewürze Saat. —

Ja, das Eiland heil'ger Treue,
ſonder Eines Tages Reue,
in dem funfzigjähr'gen Lauf,
dieſes ſtille Thal voll Frieden,
dieſer Himmel ſchon hienieden
thut ſich unſern Blicken auf.

ben, welches jedoch oft der Erneuerung bedarf! Woher der Singestein seinen Namen habe, weiß man nicht genau, doch erzählt die Sage Folgendes:

Robert und Maria liebten
Sich mit treuer Liebesgluth,
Hirtin sie, und er ein Hirte
Trennte sie der Elbe Fluth,
Doch er war ein wackrer Schwimmer
Und bei sanftem Mondesschimmer
Kam er manche stille Nacht
Dorthin, wo die Liebe wacht.

Denn auf hohen Felsensteinen
Stand Maria dann und sang,
Und bei ihrer Stimme Tönen
Glücklich mit der Fluth er rang,
Aufwärts zu dem Felsen eilte
Dann sein Fuß, und liebend weilte,
Bis der Sterne Kranz verschwand,
Er dort liebend, Hand in Hand.

Also sang sie manche Nächte.
Aber Robert nicht mehr kam,
Nicht an seines Herzens Schläge
Ihres Busens Wogen nahm.

Myrthen ſpiegeln ſich in Wogen,
und von Baum zu Baum gezogen,
blühen Roſen in der Luft,
und von jeder Lebensblume,
ſteigt aus dieſem Heiligthume
des Entzückens reiner Duft.

In dem Meere der Geſchichte
ſtrahlt im hellen Jubellichte,
ſelten, ſelten nur ein Land
wo des halben Säkuls Zone,
Fürſt und Fürſtin auf dem Throne,
mild regierend ſo verband.

Und im Glanz der Morgenfrühe,
daß gleich ihr das Herz erglühe,
wird erreicht ſeyn dieſer Port,
und von Millionen Zungen,
wird ein Jubellied geſungen,
in des Königspaares Hort.

Heil uns! denen ſolche Stunden,
in den Lebenskranz gewunden,
Gottvertrauen geben ſie.
Wie er dieſes Paar erhalten,
wird er ferner ſchützend walten;
er verläßt die Seinen nie.

Und im Jubel der Empfindung
ſtrahlt die goldene Verbindung,
weit hinaus noch in die Zeit,
wenn die Wonne dieſer Tage,
ſich mit gleichem Herzensſchlage
noch an viele Jahre reiht.

Archimime Hellwig.

Franzöſiſch ſei verbannt, drum nennet Regiſſeur,
Das Bühnen-Oberhaupt der Künſtlerſchaar nicht mehr,
Es ſagt Euch Griechenland, wie ſich der Name zieme.
So preis ich denn hinfort Dich, Hellwig-Archimime,
Und ſo wie dort man den beim Leichenzug erkohr,
ſo tanzeſt Du wohl auch bei mancher Leiche vor.

Gottes Engel.

Wenn das Herz recht trüb' und ſchwer,
und die ganze Welt ſo leer,
und kein Troſt zu finden,
treten Gottes Engel ſtill,
zu dem Herzen, das nur will,
gern ihr Nahn empfinden.

Du, der Engel mit dem Grün
ſtiller Haine, mit dem Blühn,
zarter Blumenwieſen,
o Natur! Dein Hauch erweicht,
Eiſesrinde ſommerleicht,
Troſt ins Herz zu gießen.

Engel Freundſchaft! Du auch ſchwebſt
zu dem Matten, und belebſt
ihn im Händedrucke,
dem der ſonder Stütze war
beut'ſt Du Deine Rechte dar,
in der Treue Schmucke.

Doch wenn beider Engel Nahn,
noch nicht ſcheucht den finſtern Wahn

bangendem Gemüthe,
trittſt, o dritter Engel Du,
mit dem ſanftem Blick hinzu
und der Wangen Blüthe.

Hebſt ihn auf an Deine Bruſt,
den Verlaßnen, nun bewußt
neuer Lebenstriebe,
und er wendet froh im Licht,
hin zu Dir ſein Angeſicht,
und erkennt Dich — Liebe!

Gottes Engel! bleibt vertraut,
hört des Herzens Klagelaut;
daß ihr Hülfe bringet,
bis ihr alle drei vereint,
wenn der Aerntetag erſcheint,
ewig uns umſchlinget.

Das Buſchbad bei Meißen.

Wo der Geneſung Nymphen,
aus voll gefüllten Schaalen,
den Quell der Kraft ergießen,
und ſprudelnd, den Pokalen
die Segens-Tropfen fließen,

da ſchmücken ſie die Gegend
zu ihrer Wohnung ſchön,
und laſſen Blätterlauben,
den Sonnenſtrahl zu rauben,
aus ihrem Schoos entſtehn.

Auch Du, der Nymphen Jünaſte,
die Du, aus Eiſen-Schlünden,
den Stoff der Kraft gewinneſt
und tief in Meißens Gründen
mit reichem Naſſe rinneſt,
die Du der Bäume Rauſchen,
den Schmelz der Wieſ' liebſt,
und von dem Thal der Büſche,
im lieblichſten Gemiſche,
Dir Deinen Namen giebſt:

Auch Du ſei mir gegrüßet!
auch Du biſt ſchön und reizend
und anſpruchlos beſcheiden,
mit keinem Segen geizend,
und hold den kleinen Freuden.
Um Deine Schläfe ſchlinget
ſich nur ein Veilchenkranz,
Dein Schmuck ſind nur Cyanen,
doch ſtiller Freude Bahnen
erfodern keinen Glanz.

Und um die Quelle reihen,
sich ländlich frohe Spiele,
die Schaukel hebt die Stolzen,
hin zu des Vogels Ziele
eilt rasch der schnelle Bolzen,
es mischen ihre Karten
Geselligkeit und Scherz
beim Spiel der bunten Blätter,
bei dem der Liebesgötter,
Gelegenheit und Herz.

Denn lieblicher als alles,
sind freundliche Gestalten,
die hier mit holden Mienen,
das schöne Amt verwalten,
und Hygiäen dienen.
Durch sie erhält das Todte
ein Leben schön und jung,
und jedes Baumes Schatten,
und jeder Schmelz der Matten,
des Herzens Huldigung.

So ruhe, jüngste Nymphe,
denn gern auf Deiner Urne,
von Freunden nur besungen,
bis auf des Ruhms Cothurne
Du höher Dich geschwungen.

Ich will Dein Sänger werden,
daß hell aus Meißens Flur,
die goldne Harfe töne,
und ſinge froh die ſchöne,
die herrliche Natur.

Denn ſchön ſind Meißens Berge,
ſo reich bekränzt mit Reben,
durchtönt von Philomelen:
doch ſchöner iſt das Leben,
hier unter edlen Seelen.
Hier wohnt die biedre Treue,
hier glänzt des Geiſtes Licht.
Wozu nicht Worte tauchen,
da ſagen's ſchon die Augen,
wie ſchön man meißniſch ſpricht.

Columbinens Entdeckungsreiſe am Andreastage.

„Jenſeits irdiſcher Erfahrung
in der Ahnung ſtillem Meer,
zwar für ſinnliche Gewahrung
oftmals unerreichbar ſchwer,

aber doch den Auserwählten,
den mit Muth und Kraft Gestählten
nicht für ewig unbekannt,
liegt ein wundervolles Land.

„Dort wird offen ihren Blicken,
künftiger Bestimmung Loos,
für die Hoffnung bau'n sich Brücken,
Wünsche ziehn Erfüllung groß.
Hin zu ihm durch Nacht und Grauen!
In die Ferne will ich schauen,
will entdecken, was verhüllt,
mich mit heißer Sehnsucht füllt."

Also am Andreastage
Columbine mit sich spricht,
daß sie hohen Muth's es wage,
wenn nun sanft der Sonne Licht
hinter Bergen sich verloren
und die stille Nacht geboren,
an den Kreuzweg hinzugehn,
und das Wagstück zu bestehn.

Denn wer kennt sie nicht, die Weihe
in der Sankt Andreasnacht,
wie sich da dem Blick verleihe
eine wunderbare Macht

und der künftige Gefährte,
den Heroen ohne Bärte,
wenn sie trotzen der Gefahr,
wird im Bilde offenbar? —

Und es deckt ein heil'ges Schweigen
schon umher die ganze Flur,
und die Augenlieder neigen
sich der schlummernden Natur,
und die dunkle Decke breitet
sich als Himmelbeet ihr aus,
und der stille Frieden schreitet
leisen Trittes in ihr Haus.

Da ermannt sich Columbine, —
eilf Uhr schlug die Dorfuhr schon —
daß sie Heldenruhm verdiene,
und auch Heldenruhmes Lohn;
weit wohl ist der Weg und öde,
doch sie spricht mit kühner Rede:
„Was Columbus hat vollbracht,
Columbine möglich macht."

Seht ihr sie dort vorwärts wallen? —
ob man Schwereres noch sah!?
Nicht ein Laut darf ihr entfallen,
bis der Ort, die Stunde da.

Kämpft der Schiffer mit den Wellen,
darf er doch ſein Wort noch ſtellen,
aber ſtumm in dieſem Graus!
hält ein Mädchen das wohl aus?

Doch ſie zähmt den Trieb der Zungen
geht in ſtummer Kühnheit fort. — —
Iſt hier nicht ein Laut erklungen?
War das nicht ein Echo dort?
Ja! es ruſet: „Columbine!!“
Und das Echo hallt: „lumbine“
„Bine“ „ine“ „ne“ und „e;“
ſeufzend leis, als ob's vergeh'.

„Ruhig Herz! Andreas iſt es,
der die Kühne prüfen will.“
und zum zweitenmale grüßt es,
und dann wird es wieder ſtill.
Aber lange Arme ſtrecken
aus dem Weg' gewalt'ge Recken,
nach der armen Wandrerin,
jetzt mit dumpfen Tönen hin.

Schaudernd naht ſie; da entfalten
ſich zu Bäumen hoch und breit
dieſe rieſigen Geſtalten,
und der Kreuzweg iſt nicht weit.

Einſam blieb des Harrens Stunde,
Jenſeits her kam keine Kunde,
Und vergebens ſcholl ihr Sang
Durch die Nacht, den Fluß entlang.

Endlich, als beim Schein des Mondes
Einſt ſie auf dem Felſen ſtand,
Regt es weiß ſich auf dem Strome,
Kommt es zu der Felſenwand,
Unten ſteht ſie Robert ſtehen,
Doch nur als ein geiſtig Wehen,
Nur vernehmbar ihrem Ohr
Ruft es ſanft zu ihr empor:

„Singe mir mit Liebes Stimme,
Treue, ſüß mein Sterbelied,
Denn zum höhern Leben heute
Von der trüben Erd' ich ſchied:
Krankheit hielt mich ſchwer befangen,
Doch zum Heil ſollt ich gelangen,
Dort auch biſt Du bald bei mir,
Lebe wohl, auf ewig, hier.“

Und es ſchwand das Licht am Felſen,
Und Maria ſang ſo ſchön:
Sang hindurch die Nacht zum Morgen.

Zwar aus einem nahen Weiher
ſteigen Flammen ungeheuer,
doch die Kühne bebt nun nicht,
denn ſie kennt das Irrwiſchlicht.

Endlich iſt ſie an der Stelle,
zwölf Uhr ſchlägt es dumpf vom Thurm,
aus des Geiſterreiches Schwelle
fährt des Herbſtes wilder Sturm,
ſchnell, ob auch die Eichen dröhnen,
läßt das Sprüchlein ſie ertönen,
das zu ſolcher grauſen Fahrt
ward von Alters aufbewahrt.

Sprüchlein hat nun ausgeklungen,
in das Dunkel ſchaut der Blick,
ob der große Wurf gelungen,
ob ſich zeigt der Zukunft Glück?
Hu! ſtatt milder Sehnſucht Funken
aus den Augen liebetrunken,
gloßen ſie mit ſcheuem Nah'n,
nur zwei Eulenaugen an.

„Weg, Du Spuk!" ruft die Beherzte,
und als ob im feſten Sinn
ſie mit der Gefahr nur ſcherzte,
tritt zum zweitenmal ſie hin,

ſpricht den Weiheſpruch von neuen,
der ihr, wenn's gelingt, vom treuen
Bräutigam ſo liebevoll,
ſich're Kunde bringen ſoll.

Und ſie ſchaut in's weite Leere!
Ach! kein einz'ges Weſen, das
einem Bräut'gam ähnlich wäre. —
Schon wird ihr das Auge naß,
da ermannt ſie ſich; „zum dritten
Rufe werde nun geſchritten,
nicht verläßt Andreas mich —
darauf bau' ich ſicherlich."

„Und wenn noch kein Herz erkohren,
wär' für mich zur holden Wahl,
würd' es im Moment geboren,
flammt es auf mit einemmal;
felſenfeſt ſteht mein Vertrauen,
daß ich muß den Meinen ſchauen;
ob auch ſchon die Hoffnung ſchwand,
endlich ruf' ich dennoch Land!"

Und zu drittenmale klinget
zu Andreas Wunſch und Fleh'n; —
Horch! ein lautes Hüfthorn klinget,
und ein Jäger wird geſehn,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ſchlank und hoch, wie ſtolze Fichten,
aber fort ſchlüpft in die dichten
Sträucher Columbine ſchnell:
ihre Zukunft tagt ihr hell.

Robert war's, ihr lang' ergeben,
haltend ſeiner Runde Gang.
Er ließ ihren Namen leben
in des Echo's Wiederklang,
und ſo muß er vor ihr ſtehen,
ohne dennoch ſie zu ſehen,
die nun, da noch alles ſchlief,
frohen Muths nach Hauſe lief.

Und es hatte Wort gehalten
ihr Vertrau'n, das nicht erſtarb.
Tages drauf bei ihrem alten
Vater Robert um ſie warb,
und nach Jahresfriſt, zum Preiſe
gläubiger Entdeckungsreiſe,
ſie am Sankt Andreastag
ihm als Frau im Arme lag.

Trinkers Ruhe.

Ein Trunkner lag recht seelenfroh,
an Leipzig's schattenreichen Büschen.
Er pflegte oftmals wohl sich so,
bei heißen Tagen zu erfrischen,
drum war's ihm ganz behaglich da,
denn als ich im Vorübergehen,
ihn dort verlassen liegen sah,
— die Nachtluft schon begann zu wehen —
und ihn befragte, wo sein Haus,
daß ich dahin, weil guter Dinge
er allzu voll, ihn sorgsam bringe,
so rief er halb ermuntert aus:
O! haben Sie nur keine Sorgen,
ich liege hier recht wohl geborgen,
indem es keine Eile hat;
es dreht sich mir die ganze Stadt,
wie ich mit großer Lust verspüre,
vor meinen Augen jetzt herum,
kemmt nun, wie's endlich doch muß seyn,
die Reihe auch an meine Thüre,
so tret ich ganz gemächlich ein.

Die sieben Schwestern.

Eine so benannte Baumgruppe im großen Garten bei Dresden.

Sieben Schwestern vordem — so meldet die freundliche Sage —
pflanzten jegliche hier nahe zusammen ein Reis. —
Ach! es war die Zeit des blutig schreitenden Krieges
welcher dreißig Jahr Deutsche ließ kämpfen mit Deutschen;
aber noch hatte Bellona nicht betreten den stillen,
schattenden Linden-Hain, ohnfern gelegen der Stadt,
doch nur selten besucht, im Schirme des eignen Besitzers,
welcher das kleine Gehöft nahe daran sich erbaut.
Da, zum Zeichen des Bunds der treuen Schwestergesinnung,
pflanzte der Linde Reis jede mit liebender Hand,
daß, ob einst das Geschick sie zerstreu' nach Osten und Westen,
unter dem Blättergeheg wieder sie fänden sich traut,
wenn der Abend des Lebens genaht mit sinkender Sonne,
allen im Abendroth kündend ein reineres Licht.

Kaum noch wölbten jedoch den Wipfel die Nahegepflanzten,
als auf dieses Gefild, nieder die Furie stieg,
welche die Schwerdter erhebt, das Erz läßt Todte versprühen,
und im schwarzen Gefolg führet Verwüstung und Pest.
Und es flohn die Bewohner des Landes, es zogen die Schaaren
stampfender Rosse nunmehr über das nährende Feld,
raubten die Zierden dem Wald, die bergenden Hütten den Dörfern,
trieben die Heerden hinweg; öde wurde die Flur.
Auch die liebenden Schwestern entflohen mit zagenden Eltern,
kehrten zur Heimath nicht mehr, und ihr Gedächtniß verschwand.
Aber es wuchs empor, verschont durch schützenden Zufall
was sie dem Boden vertraut, höher und kräftiger stets,
jener Linden Reis. Schon boten sie Schatten und Obdach,
breiteten weiter sich aus, dehnten die Krone, den Stamm,

reihten sich näher und näher, als ob, gleich liebenden Schwestern,
Sehnsucht ziehe herbei unter der Rinde ein Herz.
Und wie friedlich im Schoos der Erde sich wieder verbindet,
harrend der Stimme des Herrn, was sich im Sturme, der wild
über der Bergenden weht, nicht finden, umfassen nicht konnte,
ob im äußern Seyn auch es getrennt noch erscheint,
also wuchsen zusammen im Schoos der zärtlichen Mutter
auch die Bäume umher, Einen verbreiteten Stamm bildend am Boden, in Eins vermarkt nun in lieben-der Eintracht,
gleiche Kraft und Gedeihn saugend vom nährenden Quell.
Aber nach oben noch breiten sich aus die mächtigen Aeste,
sieben Säulen wohl gleich, tragend das grünende Dach,
und es freuet sich des, wen senget die Schwüle des Tags,
oder wer gern sich ergeht in der Beschattungen Grün,
und gedenket mit Lust der Sage, die, freundlich berichtend,

sieben Schwestern genannt, blühender Linde Gezweig. —
Friedlich ist's nun umher, es haben die Stürme des Krieges
ausgetobet die Wuth, kehren wohl nimmer zurück:
unter dem schützenden Dach der siebengeästeten Linde,
ruhet im Schatten der Greis, denket der kraftige Mann,
schwärmet von Liebe der Jüngling, weckend die flötende Echo,
spielet das lächelnde Kind, nähret der Säugling sich süß. —
Geht das Herz Euch nicht auf, erwägt ihr die heil'ge Bedeutung
welche der Vorsicht Hand diesem Gebilde verlieh?
O! ihr wandelt wohl nie dem schönen Baume vorüber,
daß Euch das frohe Symbol höher nicht hebe die Brust.
Sieben Aeste vereint im herrlich kräft'gen Stamme,
welcher die Wurzeln streckt tief in der Erde Herz,
daß von ihm aus weit sich ergieße die Fülle der Freuden,
Leben und jedes Gedeihn, Aeste durchrinnend und Blatt:
Sieben Aeste vereint! Geschwisterlich innig verbunden,

Blüthenzweige hinauf ſtreckend zum ſtärkenden
icht,
und nach Weſt und nach Süd, und jeglicher glänzend
in Fülle,
und der Athem des Herrn lispelnd durch alle ſo
hehr. —
Sachſen! Du treffliches Land, das Vaterland zu
begrüßen
auch der Himmel mir gönnte mit ſegnender Huld,
freue Dich, Sachſen! Dir ſteht die Gegenwart herr-
lich begründet,
und die Zukunft erhebt Bluthen gekränzet ihr
Haupt.
Welch ein ſeeliges Loos! es trägt Dich am Herzen
ein Vater,
und ſein inniger Blick weidet ſich liebend an
Dir.
Schau vertrauend auf ihn; es blühen der Kränze ihm
viele,
Deiner Liebe Kranz, iſt ihm der theuerſte doch.

[illegible]

Süßes, geiſtiges Getön,
Bis die Sonne aufgegangen;
Da die letzten Laute klangen. —
Wo ſie ſchlief zum Jenſeits ein,
Nannte man's den Singeſtein.

Th. Hell.

5) Schooters Hill. (Schützenhügel.)

Dieſer Hügel liegt in der Grafſchaft Kent, acht Meilen von London, an der Straße nach Dover. Man hat von dieſer Anhöhe eine ſchöne Ausſicht nach London, über Eſſex, Surry und ſelbſt einen Theil von Suſſex. Die Themſe bietet einen köſtlichen Anblick dar. Ein ſchönes Wirthshaus und treffliche Gärten erquicken und unterhalten die Beſucher dieſer reitzenden Gegend. Auf dem Gipfel des Hügels iſt ein Schloß, das man aus allen Punkten der Umgegend bis in die größte Entfernung erblickt. Lady James baute es zum Andenken der Eroberung von Severndroog (1756), eines bedeutenden Forts, welches der Seeräuber An-

Dramatisches Vergißmeinnicht

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutschland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Erstes Bändchen.

Enthält:

Der Unschuldige muß viel leiden!
Lustspiel in drei Aufzügen, aus

Clementine,
Schauspiel in einem Aufzuge.

Hoffmann.

BIBL

Dem

Königl. Sächs. Geheimen Rathe

Herrn H. H. von Könneritz

Generaldirektor der Königl. Sächs. musikalischen Kapelle und Hoftheater, Komthur des Großherzogl. Weimarischen Falkenordens u. s. w.

als

innigst Verehrung

erweist

Drei Jahre sind im Strom der Zeit verronnen
Und manch Gebild der schönen Kunst der Bühne
Hat während des, — daß es im Kranze grüne, —
Durch Dich Gestalt für unsern Kreis gewonnen.

Auch diese Blüthenkuospen fremder Sonnen
Hast Du mit Huld gepflegt, darum erkühne
Ich mich, daß sie des Dankes Schuld

Mög' ferner Dir die Kränze des Gelingens
Die ernste wie die heitre Muse winden,
Mög' der Genuß des fröhlichsten Vollbringens
Am Ziele sich von jedem Streben finden,
Und gönne mir, daß mit der Achtung Treue
Ich mich am Segen Deines Lebens freue.

Th. Hell.

Der Unschuldige muß viel leiden!

Lustspiel in drei Akten

nach dem Französischen

bearbeitet

von

Theodor Hell.

Dresden.

Personen:

Flittner, Bankier.
Clementine, dessen Frau.
Stiller, dessen Compagnon.
Amalie, Stillers Gattin.
Constanze.
Frau Truiller, eine Trödlerin.
Ein Commis.
Ein Bedienter.

. Die Scene ist Flittners und Stillers gemeinschaftliche Wohnung in Berlin.

Erster Akt.

Erster Auftritt.

(Ein elegant meublirtes Zimmer.)

Klittner.

(sitzt an einem Schreibetische und schreibt: er liest das Ende seines Briefes:) „Und so, gnädige Frau, zerstören Sie nicht den letzten Schein der Hoffnung, die mir noch übrig ist, und fassen Sie Vertrauen zu der Reinheit meiner Gesinnungen wie zu der unbegränzten Verehrung, mit der ich bin — Adolph von Bartau." — Das ist ein guter Gedanke, daß ich mir den falschen Namen Bartau gegeben habe! — Aber soll ich denn den Brief nun wirklich absenden? Wird man darauf antworten? — Ich weiß

ter Thu-nicht-gut. Habe eine allerliebste Frau die ich anbete, befinde mich in meinem Hause wie im Himmel, und alles das stehe ich im Begriffe vielleicht jetzt aufzuopfern, und weshalb? Um eines Abentheuers willen, dessen glücklicher Ausgang mir fast ganz unmöglich scheint. Das ist es ja aber eben, was mich dabei so sehr anzieht. Die ersten Schritte sind einmal geschehen, und meine Eigenliebe ist nunmehr im Spiele. Uibrigens will ich sie ja auch nur sehen, nur sprechen, denke an gar keine Untreue gegen meine gute Clementine. Aber Frau von Linden ist doch auch gar zu hübsch. — Rasch genug ist die Sache gegangen. Ich sehe im Theater eine Dame, die den tiefsten Eindruck auf mich macht, ich gehe ihr nach, erfahre daß es Frau von Linden, die Wittwe eines Staabsoffiziers ist, stelle mich ihr unter dem Namen Barton vor, biete ihr meine Dienste bei der Angelegenheit an, die sie wegen irgend einer Anforderung hier betreibt, sie nimmt mich kalt auf, ihre Strenge raubt mir alle Hofnung, ich trübe mich daher endlich

T. Hodel ad Lapr. 1811

Thorton Hall

meine Leidenschaft zu neuen Flammen, und ich, der ich meinen Stolz darein setze, das Muster aller vortrefflichen Ehemänner zu seyn, habe die Schwäche, oder begehe vielmehr die Indiscretion mir eine Copie davon machen zu lassen. (er zieht sein Taschenbuch heraus, in welchem ein Portrait ist) Kann ich mich denn da selbst anklagen? Ist's nicht offenbar das unwiderstehliche Fatum, das hier seine Hand mit im Spiele hat?

Zweiter Auftritt.

Flittner. Ein Commis (mit Papieren).

Commis.

Herr Flittner!

Flittner.

(verbirgt schnell das Taschenbuch) Nun, was giebt's schon wieder?

Commis.

Herr Denterlein, der dicke Pomadenfabrikant hier neben an, will tausend Thaler geborgt haben, um die Kosten der Scheidung von seiner Frau damit zu bestreiten.

Commis.

Aber der Mann ist übrigens solid.

Flittner.

Nun, meinetwegen, gehen Sie zu meinem Comyagnon, zu Herrn Stiller, ist der in solchen Fällen weniger gewissenhaft als ich, so mag er's in des Himmels Namen thun. Mag er die 1000 Thaler verleihen, ich will nichts damit zu schaffen haben. Ich habe jetzt dringend zu thun, Herr Ferber.

Commis.

Ich gehe zu Herrn Stiller. (ab)

Dritter Auftritt.

Flittner. (allein)

(er sieht sich um, ob ihn niemand bemerke, und zieht dann das Taschenbuch wieder heraus) Da ist es! Welche Augen! Welche Frische! — Ich habe da ein geheimes Fach in meinem Taschenbuche anbringen lassen, wo mir diesen Schatz gewiß niemand entdecken soll. Uibrigens ist es

sel-Course, und ich wollte darauf wetten, daß Herr Stiller, trotz seiner überschwenglich zärtlichen Liebe zu seiner Frau, auch deren so gut schreibt als ich. — Da ist er eben, ich will ihn darüber ein wenig ausholen.

Vierter Auftritt.

Flittner. Stiller.

Stiller.

Gute Nachrichten, lieber Flittner, die Staatsbank hat uns einen neuen Credit bewilligt.

Flittner.

Wirklich? Desto besser.

Stiller.

Dank sei es unsrer Thätigkeit, und unsern geschickten Operationen. Wir können uns jetzt rühmen, daß unsre Unterschrift eine von denen ist, die hier auf dem Platze das meiste Vertrauen besitzt. Welch' ein Glück für unser Geschäft!

Flittner.

Stiller.

Nicht wahr? Unsere Compagnonschaft hat unsere alte Schulfreundschaft nur noch enger verschlungen.

Flittner.

Nun, ohne Stolz, wenn wir glücklich sind, so können wir uns sagen, daß wir es verdienen. Ganz in unsre Exekulationen versenkt, denken wir an nichts, als an unsre Geschäfte.

Stiller.

Jeder von uns findet sein Glück in seiner Familie, ohne thörichte Ausgaben, ohne Luxus.

Flittner.

Bei weiser und verständiger Wirthlichkeit.

Stiller.

Keine Intriguen, eine exemplarische Aufführung, vermählt ein jeder an ein allerliebstes Weibchen, das jeder wie sich selbst liebt, und eben so wieder geliebt wird.

Flittner.

Und was das Seltenste ist, auch unsre Weiber lieben sich wechselseitig.

Stiller.

Vorzüglich ist Deine Frau ein Muster der Offenheit und Milde, und hängt an Dir mit der größten Zuversicht. Meine Frau hat allerdings auch ihre sehr großen Vorzüge, und es wäre Unrecht von mir, ihr nicht volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, aber, was das Kapitel der Eifersucht anbelangt, so ist sie doch ein wenig empfindlicher.

Flittner.

Allerdings ist es mir so vorgekommen, als ob Deine Frau einen kleinen Ansatz zur Eifersucht hätte. Aber, höre einmal, lieber Stiller, vielleicht hast Du ihr einige Veranlassung —

Stiller.

Ich? — Niemals.

Flittner. (frottend)

Niemals! Du?

Stiller.

Nein, nein, nein, lieber Freund, ich schwöre

daraus zu machen, — unter Männern nimmt man das nicht so genau, und wenn denn nun auch — wäre denn das ein so großes Unglück?

Stiller. (lebhaft)

Wie? Ob das ein Unglück wär'?

Flittner.

Mach' mir doch nicht weis, daß wenn ein Mann, der übrigens seine Frau liebt, im Weltleben so eine unschuldige Gelegenheit finden sollte, sich zu zerstreuen, er sich so sehr geniren würde, um es sich nicht zu erlauben, auch nur ein klein wenig —

Stiller. (sehr lebhaft)

Nein, nein, mein Herr, ein rechtschaffener Ehemann soll nirgends Zerstreuung suchen als in seinem eig'nen Hause, er genirt sich daher, mein Freund, und erlaubt sich nichts.

Flittner. (bei Seite)

Alle Wetter, da habe ich's klug gemacht, daß ich mich ihm nicht entdeckte.

Grundsätze. Diese muß durchaus gegenseitig seyn. Ein Ehemann ist wie ein Bankier, er muß seine Verpflichtungen redlich erfüllen; nun habe ich aber Madame Stiller versprochen, ihr stets treu zu seyn, mein Wort gilt so gut wie meine Unterschrift, und es ist eben so gut, als ob ich eine Tratte von 100,000 Thalern unterzeichnet hätte.

Flittner.

Nur mit dem Unterschiede, daß man beim Handel um desto leichter seine Zahlung leisten kann, je länger der Termin ist, in der Ehe es aber manchmal umgekehrt seyn soll. — Uibrigens aber, theurer Freund, freue ich mich sehr über Deine soliden Grundsätze, sie sind auch die meinigen, und was ich Dir so eben sagte —

Stiller.

War wahrscheinlich eine Probe, auf die Du mich setztest.

Flittner.

Errathen.

Stiller.

der Galanterie gewesen. Für Spekulationen und Handel bin ich gleichsam allein geboren. Schon in meinem 18ten Jahre, wenn andre junge Leute meines Alters nach Charlottenburg fuhren, oder im Thiergarten sich erlustigten, schloß ich mich zu Hause ein, um mich so recht ungestört dem Studio der fremden Wechselverhältnisse, dem Decimalkalcül und der auf die Algebra angewandten Arithmetik hinzugeben. In meinem ganzen Leben habe ich nur eine einzige Geliebte gehabt, und die hat mir ein junger Student der Rechte weggefischt, indem er mir ganz klar bewieß, daß er das blos um meines eignen Bestens willen thue, weil Liebe und Mathematik sich nicht mit einander vertrügen.

Flittner.

Gut dann, lieber Freund! Was haben wir heut' Morgen noch für Geschäfte?

Stiller.

Nichts eben dringendes. Bereits gestern Abends habe ich unsern Bankiers in Amsterdam

Flittner.

Schön, ist Dir's recht, so gehn wir jetzt ein Stündchen spazieren.

Stiller.

Das geht nicht. Du mußt da bleiben, um die Tratte von 12,000 Thaler auszuzahlen, ich aber will indeß auf die Börse gehn, wo ich mit jemand zu sprechen habe.

Flittner.

Ist denn die Tratte heut' gefällig?

Stiller.

Noch diesen Morgen wird man sie präsentiren.

Flittner.

Den Henker auch, daran dachte ich gar nicht. Nehmen wir denn das Geld aus dem currenten Fonds?

Stiller.

Nein, den wollen wir nicht angreifen. Da hast Du aus einem andern Fonds. (er nimmt Staatspapiere aus der Tasche, und giebt sie Flittner, der sie in sein Taschenbuch legt) Ich

Flittner.

Was meinst Du damit? (für sich) Sollte er etwa Verdacht haben — ?

Stiller.

Hast Du es schon vergessen, wie ich dort zweimal habe Schildwache stehen müssen, während Du, weiß Gott zu wen hinauf gestiegen bist, und mich gebeten hast an der Hausthüre auf Dich zu warten? Zum Henker, wenn ich daran denke, möchte ich noch jetzt wieder anfangen böse zu werden.

Flittner.

Bin ich denn so lange ausgeblieben?

Stiller.

Über eine halbe Stunde bin ich fast vor Ungeduld unter dem verwünschten Thorwege vergangen — bald gieng ich auf und nieder, bald blieb ich wieder stehen. — Was hast Du nur in dem Hause zu thun?

Flittner.

Stiller.

Du fürchteſt wohl, etwas dabei zu verlieren?

Flittner.

Das nicht, aber ich werde vielleicht lange warten müſſen.

Stiller.

Deſto ſchlimmer — nun, ich werde auch lange an die Commandantenſtraße denken.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Clementine.

Clementine.

Ihre Dienerin, meine Herrn.

Flittner.

Guten Morgen, liebe, theure Clementine! Nun, mein holdes Frauchen, haſt Du für heute Abend etwa eine kleine partie de plaisir angedacht? Wie hat Dir es denn geſtern im Theater gefallen?

Flittner.

Du gute Clementine, ich bin so glücklich, wenn ich weiß, daß Du ein Vergnügen genießest. Wie leid thut es mir, daß meine häufigen Geschäfte mir es nicht erlauben, immer um Dich zu seyn, Dir jeden Wunsch vom Auge abzustehlen, und Dein Leben mit allen den Reitzen zu schmücken, die die Zärtlichkeit eines treuen Geliebten einer geliebten Gattin nur verschaffen kann, denn Du weißt ja, meine süße Clementine, daß, ob wir schon verheirathet sind, ich doch noch immer Dein schmachtender Geliebter bin.

Clementine.

Wie danke ich Dir für Deine zärtliche Liebe! Ich theile sie innig, und bin so die glücklichste Frau auf der Welt.

Stiller. (einfallend)

Die glücklichste? Da bitte ich doch um Verzeihung, meine Amalie dürfte wohl auch Ansprüche —

Clementine.

Lieber Fritz, es wird heute Mittag eine gute

Flittner.

Wer denn, liebe Clementine?

Clementine.

Constanze, mit der ich in der Pension war. Acht Tage nach mir ist auch sie herausgekommen, und hat einen Edelmann im Elsaß geheirathet. Gestern, als ich aus dem Theater komme, eben als ich in den Wagen steigen will, höre ich mich von jemand bei meinem Mädchennamen rufen. Ich drehe mich um, und sehe, zu meiner größten Freude, meine gute Constanze! Wir waren aber beide mit andern Damen zusammen, konnten uns also nur ein paar Worte zuflüstern, aber heut' Mittag will ich mich recht mit ihr ausplaudern. Herr Stiller, Sie erzeigen uns doch auch die Ehre —

Stiller.

Sehr gern, wenn Sie befehlen.

Clementine.

Ihre gute Frau ist noch nicht herunter gekommen?

da könnten wir wieder alle beisammen seyn. Lieber Flittner, wollen wir jetzt unsre Sortenjedbei besorgen?

Flittner.

(umarmt seine Frau) Adieu, liebe Clementine, adieu! — Bald bin ich wieder bei Dir.

Stiller.

Nun, bist Du bald fertig? Wir haben keine Zeit zu verlieren. Ist man einmal verheirathet, hat man noch dringenderes zu thun, als seine Frau den ganzen Tag zu umarmen. Geschäfte gehen allem vor!

Flittner.

Ach, lieber Freund, Du siehst; Du bist stärker als ich — ich kann nicht widerstehen! — (Beide gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Clementine. (allein)

Ja, ja, ich fühl' es, ich bin doch das glück-

aber ich — o! ich habe ihn auch ganz überschwenglich lieb. Morgen ist sein Geburtstag. Noch ist niemand dahinter gekommen, was ich alles für Anstalten getroffen habe, um ihn recht festlich zu begehen! Ach! ich bin schon ganz außer mir, wenn ich denke, welche Freude ihm diese Ueberraschung machen wird.

Siebenter Auftritt.

Clementine. Amalie.

Amalie.

Guten Morgen, liebe Clementine. Ich habe Dich ja gestern Abend gar nicht wieder gesehen! Du bist sehr spät aus dem Theater gekommen, Stiller hatte zu thun, und so habe ich denn ganz einsam zu Hause gesessen, während Du Dich amüsirtest.

Clementine.

Nun, dafür sollst Du auch heut vollkommen entschädigt werden. Wir speisen Mittag zusammen, und gehen Abend in die neue Oper. Dein

Clementine.

Und Du mußt ihm um so dankbarer dafür seyn, da Du recht gut weißt, daß er die Vergnügungen außer dem Hause eben nicht sehr liebt.

Amalie.

So sagt er wenigstens, und ich glaube es ihm, aber dennoch geht er oft aus.

Clementine.

Du bist doch nicht etwa eifersüchtig, kleines Närrchen?

Amalie. (lebhaft)

Eifersüchtig?! Ei, bewahre, ganz und gar nicht. Da behüte mich der Himmel davor, und ich habe auch gar keine Ursachen dazu, aber ich wünschte nur so, daß Stiller etwas weniger Eifer für seine Geschäfte, und etwas mehr Aufmerksamkeit für mich besäße, kurz, daß er gerade so wär', wie Dein Mann.

Clementine.

Höre nur, liebe Freundin, alle Männer sind

merkſamer, kurz, er ſpielt noch mehr den Liebhaber.

Amalie.

Ich bin auch gar nicht in Unruhe deshalb, — o, ganz und gar nicht, — aber —

Clementine.

Aber — was iſt denn das noch für ein Aber? — Wie Du doch ſo geſchickt darinn biſt, Dich immer ſelbſt zu quälen.

Amalie.

Ich mich quälen? Wer hat Dir denn das geſagt? — Ich verſichere Dir es noch einmal, daß ich gar nicht eiferſüchtig bin. Du wirſt mich doch nicht für ein ſo albernes Weſen halten? Aber ich habe mich doch ein wenig in der Welt umgeſehen, und dabei ſo manche Bemerkungen gemacht, die mir manchmal Stoff zum Nachdenken geben. Sieh' Dich nur ſelbſt einmal um. Wie viele vornehme und angeſehene Männer wirſt Du da finden, die ihre Weiber recht hoch verehren, und ihnen doch untreu

nun noch dazu, wie sehr das Urtheil der Welt gegen uns Weiber streng richtet, und wie nachsichtsvoll es jene abscheulichen Sünder durchschlüpfen läßt, ist das nicht Ursache genug, daß einem der Kopf manchmal ein Bischen wirbelnd werden möchte.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Bedienter.

Es ist eine Frau Truller draußen, welche an Madame von einer Freundin empfohlen worden ist.

Clementine.

Sie mag hereintreten.

Bedienter. (ab)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Truller (mit Cartons unter'm Arme).

Frau Truller.

Meine Damen, Ihre unterthänige Dienerin.

Fr. Truller.

Madame, mein Name iſt Truller, ich bin von Madame Willner an Sie empfohlen, welcher ich ſeit längerer Zeit die Ehre habe, viel und mancherlei zu verkaufen. Sie hat mir geſagt, daß ich vielleicht das Glück genießen könne mit Ihnen auch in kleine Handelsverhältniſſe zu gelangen, und ich bin daher ſo frei geweſen, mich Ihnen hiermit unterthänig vorzuſtellen.

Clementine.

Ich danke Ihnen, aber ich bin gewohnt nur neue Sachen zu kaufen.

Fr. Truller.

Ei, da habe ich ja gerade was ſie brauchen, Madame, ganz herrliche Sachen, die faſt noch gar nicht getragen worden ſind, in Shawls, in Spitzen, in geſtickten Kleidern, in Beſetzungen. Da, ſehen Sie nur ſelbſt. (ſie iſt im Begriff ihre Cartons zu öffnen)

Clementine.

Incommodiren Sie ſich nicht, ich brauche vor

auf, meine Damen, nur einen ganz kleinen Blick, das Ansehen kostet ja nichts.

Amalie.

Nein, nein, wir wollen uns nicht verführen lassen.

Clementine.

Uibrigens bin ich auch jetzt gar nicht bei Gelde.

Fr. Truller.

Ach, das ist immer das erste, was ich hören muß, wenn ich in ein Haus komme, aber das schadet nichts, hat gar nichts zu bedeuten, erschreckt mich ganz und gar nicht. Damen von Stande kann ich stets mit einem Credit von wenigstens vier Monaten aufwarten, das ist meine Pflicht und Schuldigkeit, und geschieht auch mit Vergnügen. Geniren Sie sich also ganz und gar nicht, ich bitte unterthänig, denn ich weiß sehr wohl, daß es mit Damen von Ihrer Extraktion gar keine Noth hat.

gria auf einer Insel ohnweit Bombay inne hatte. Daher heißt auch dieses Schloß Severndroog Schloß, und ist nach dem Plane des Herrn Jupp im Dreyeck mit einem Thurme an jeder Ecke erbaut.

Der Dichter Bloomfield besang in dem neusten Bändchen seiner Gedichte, Feldblumen betitelt, Schooters Hill, und wir heben folgende Stanze aus:

Dieß Schloß, das weit im Land man schauet,
Bezeugt des Braven Heldenmuth,
Der Angria's Gewalt gebrochen,
Des Räubers in des Ostens Fluth.
Nicht wünscht' ich, daß mit solchen Thürmen
Man meinen Landsitz Fremden wies,
Wenn nicht zugleich ein Barde, wandernd,
Auch seine kühlen Schatten pries.

Die Aussicht ins Land ist auf der Zinne dieses Schlosses in der That entzückend, besonders wenn sich der Blick auf die große Hauptstadt mit ihren hohen und zahllosen Thürmen, auf die Schiffe, die die Themse bedecken, und die lange Reihe der Berge von Sussex richtet.

Auf dem Hügel, dessen größte Höhe 410 Fuß über das Wasserzeichen zu Woolwich beträgt, entspringt eine gute mineralische Quelle.

Fr. Truller.

Und wird um die Hälfte des Preises verkauft. — Dreißig Louisd'or! es ist gar kein Geld. Die Geliebte eines Liescranten, der sich ein halbes Milliönchen verdient hat, muß ihn verstoßen, weil der alte Herr von dem armen Mädchen nichts mehr wissen will. Ach! da möchte einem das Herz bluten.

Clementine.

(hat ausgesucht) Ey! welch' ein allerliebstes Spitzenkleid!

Fr. Truller.

Nicht wahr, Madame?! Ja, die Frau eines Buchhändlers hatte es auf Credit gekauft, der Mann hatte versprochen es von dem Profit zu bezahlen, den er aus einem Romane im Geschmack der falschen Wanderjahre verhoffte, aber die abscheulichen Journale haben den neuen Roman herunter gerissen, die Exemplare sind als Krebse zurückgekommen, und die liebe Frau muß

Fr. Truller.

Bitte um Verzeihung, der ist schon bestellt. Ich erhielt ihn von einer Schuhmachersfrau, die das Unglück hatte, ihren Wohlthäter zu verlieren, und trage ihn jetzt zu eines Bierbrauers Wittwe, die damit die siebenzigjährige Blüthe ihres Leibes schmücken will, um einem jungen Dichter zu gefallen, dessen Wohlthäterin sie nun ist.

Clementine.

Aber, Frau Truller, wir verlangen ja diese Familienverhältnisse gar nicht zu wissen.

Fr. Truller.

Ei, verzeihen Sie, Madame, daß mir das Herz so übergeht; das ist nun einmal eine schwache Seite von mir, und übrigens muß eine Frau meines Standes mit jedermann sich zu benehmen wissen. Ich hätte Ihnen schon gestern meine Aufwartung gemacht, Madame, aber ich wartete bis heut, weil ich noch zugleich eine Anweisung in Ihrem Hause zu erheben hatte, die

Fr. Truller.

Ja, Madame. Ich bin erst seit ein paar Tagen in die Commandantenstraße gezogen, aber gleich am ersten Tage, als ich den Fuß in meine neue Wohnung setzte, hatte ich schon die Ehre eine ganz superbe schöne Spitzengarnitur an eine sehr schöne, junge Dame zu verkaufen, die ich vorher noch gar nicht gesehen habe, und die mir statt der Bezahlung eine Anweisung auf Herrn Stiller gab.

Amalie. (für sich)

Eine Anweisung auf meinen Mann! Eine sehr schöne, junge Dame! O mein Himmel!

Fr. Truller.

Der Name Stiller ist Ihnen wahrscheinlich nicht unbekannt, meine Damen?

Clementine. (bei Seite)

Was wird daraus werden? (absichtlich laut) Ja, ja, wir kennen ihn allerdings.

Amalie. (leise zu Clementinen)

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53192-3
WINKLER,K.G.T. FN. 18560/031

in einer groſsen Stadt zu kennen pflegen. — Aber Sie, Frau Truller, Sie kennen ihn wohl recht gut?

Fr. Truller.

O nein, blos vom Ansehn.

Amalie.

Ohnstreitig haben Sie ihn bei der jungen Dame getroffen?

Fr. Truller.

Nein, Madamchen, nein; ich müſste lügen wie nicht rechtschaffen, wenn ich sagte, ich hätte ihn bei ihr getroffen, aber wenn es auch geschehen wäre, würde ich's doch nicht sagen, — denn da bin ich viel zu diskret dazu, und spreche von so etwas gar nicht, aber nein, ich habe ihn blos zweimal hinter der Hausthüre stehen sehen, so halb versteckt, als ob er jemanden belauschen wolle, und ihm dabei die Geduld ausrisse. Er schien ordentlich böse, ohngefähr so wie jemand der gewaltig eifersüchtig ist. Das erstemal gab ich auf den Herrn nicht eben groß Acht, aber das zweitemal kam mir die Sache doch etwas verdächtig vor. Doch hatte ich noch gar keine argen Gedanken dabei, und machte nur so meine

ſtillen Gloſſen für mich, aber ganz erſtaunt war ich doch, als ich vorhin meine Anweiſung an der Caſſe hier mir auszahlen laſſe, und meinen eiferſüchtigen Patron dabei im Comtoir wieder erkenne.

Amalie. (für ſich)

Großer Gott! was muß ich hören!

Clementine.

Sie erzählen uns da Dinge, Frau Truller, die wir gar nicht zu wiſſen brauchen. Kurz und gut, wir kaufen nichts.

Amalie. (ſehr unruhig)

Und Sie haben wirklich den Mann an der Caſſe wieder erkannt?

Clementine.

Ei, das iſt ja ganz einerlei, ob ſie ihn wieder erkannt hat oder nicht. Was geht denn das uns an? Ich ſage es Ihnen nochmals, wir brauchen nichts, und Sie können in des Himmels Namen gehen.

Fr. Truller.

Nun, ſo bedaure ich recht ſehr, daß ich Sie geſtört habe. Wenn Sie aber etwas benöthigt wären, ſo haben Sie nur die Güte ſich an mich

zu wenden, Frau Truller, No. 74. in der Commandantenstraße, drei Treppen hoch, vorn heraus, ich kaufe und verkaufe, und bin mit einem ganz kleinen Profitchen zufrieden. Ich habe die Ehre mich unterthänigst zu empfehlen. (geht ab)

Zehnter Auftritt.

Clementine. Amalie.

Amalie.

Nun, Clementine?!

Clementine.

Nun, Amalie?!

Amalie.

Hatte ich Unrecht, wenn ich so eben behauptete, daß keine Frau sich auf ihren Mann verlassen solle?

Clementine.

Ei still, bis jetzt beruht die ganze Sache noch lediglich auf dem albernen Geschwätz einer Trödelfrau, und der Verdacht ist noch höchst unbedeutend.

Amalie.

Und das kannst Du bloßen Verdacht nennen? Nun, so erkläre mir doch, wie es zugeht, daß

jene Dame aus der Commandantenstraße eine Spitzengarnitur kauft, und sie mit einer Anweisung von Herrn Stiller bezahlt?

Clementine.

Nichts einfacher und natürlicher auf der Welt als das. Stiller, welcher in unserer Bank allein unterzeichnet, hat zu einem Geschäfte eine Menge Anweisungen auf sich gestellt, diese gehen von Hand zu Hand in alle Privatverhältnisse, und so ist es denn gar nichts wunderbares, daß auch eine Dame, das, was sie kauft, mit einem Bon Deines Mannes bezahlt. Du hast also eben so wenig Ursache Deinen Mann in Verdacht zu haben, als ich es bei meinem Manne thun würde.

Amalie.

Aber man hat ja nicht Deinen Mann, sondern den meinigen an der Casse heut' wieder erkannt. Man hat ja Deinen Mann nicht zweimal hinter einer Hausthüre im Hinterhalte gesehen, wie er jemand belauscht, und ihm die Geduld ausreißt, als ob er gewaltig eifersüchtig wäre. — Das sind die eig'nen Ausdrücke der Frau Truller, und diese Art von Weibern ist

an solche Intriguen gewöhnt, und betrügt sich selten.

Clementine.

Sei doch nur ruhig, liebe Amalie, gieb Dich nur für jetzt zufrieden, es wird sich alles bald aufklären, und Du wirst gewiß die erste seyn, die dann über ihre Sorge und Noth lacht. Vor allen Dingen aber sprich mit niemand von der Sache, und laß' es Deinem Manne ja nicht merken. —

Amalie.

O! da bin ich selbst dabei zu sehr interessirt. Ich muß das, was ich schon weiß, verbergen, um auf diese Art nur noch mehr zu erfahren. Sorge nicht, ich will mich schon geschickt benehmen, aber hörst Du, Du darfst Deinem Manne auch nicht ein Wörtchen davon sagen, und wenn mein Mann schuldig ist, so gebe ich Dir mein Wort, daß ich ihn in zwei Tagen so klein gemacht haben will, so klein, daß er keine Sylbe mehr dagegen aufzubringen wagen wird. Der Verräther! Ich möchte weinen für Unwillen und Aerger.

Clementine. (für sich)

Die arme Amalie, sie dauert mich wirklich.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Stiller.

Stiller. (zu seiner Frau)

Du hier, mein Schatz? Das freut mich herzlich. Nun, Gottlob, unsere Sortenzeddel sind paraphirt, und jetzt bin ich einmal ganz Dein. Ich muß es wahrhaftig nur auch Freund Flittner nachmachen, und meine Frau unabläßig umschwärmen, wie ein Schmetterling.

Amalie. (trocken)

O, bewahre der Himmel, habe ich Dich doch nie so galant gesehen!

Stiller.

Das ist wahr, aber ich habe mir vorgenommen, von heut' an, meinen Fehler wieder gut zu machen.

Amalie.

Es scheint mir in der That, als ob Du nicht übel d'ran thätest, manchen Fehler wieder gut zu machen, und Dich zu bessern, Du könntest in der That nur dabei gewinnen.

Stiller.

Still, still, keine Vorwürfe, liebe Amalie. Von heut' an sollen meine Mußestunden Dir ganz ge-

Gefällt den Lesern diese erste Darstellung von Londons schönsten Umgebungen, so sollen auch künftig, neben unsern sächsischen Gegenden, die der ernsten Britten folgen, und von zweckmäßigen historischen Erläuterungen begleitet werden.

Th. Hell.

Neueste Muster, welche in Seide oder Garn, in Canavas, in Silber oder Gold gehäkelt, wie auch in bunten und einfarbigen Perlchen gestrickt werden können.

Zu No. 1. (Tab. A.) wählte ich deshalb eine leicht hingeworfene Fruchtschaale als Mittelstück, weil in dieser Art wenig vorhanden ist. Sie läßt sich bei vielen Gegenständen anwenden, z. B. Strickbeuteln, Tabakstäschchen, Geldbörsen, Brieftaschen,

weiht seyn, ich werde wieder Dein Liebhaber werden.

Amalie.

Es ist doch sonderbar, mein Herr Gemahl, daß diese Veränderung so schnell eingetreten ist. (zu Clement.) Ja, so sind die Männer, manchmal wissen sie nicht mehr, daß sie eine Frau haben, und manchmal werden sie auf einmal ungemein zärtlich, ohne daß wir wieder wissen weshalb.

Stiller.

Aber, so laß mich doch immer. Ich bin zufrieden, unsre Angelegenheiten gehen gut, und das Glück kommt uns von allen Seiten entgegen.

Amalie.

Von allen Seiten, mein Herr! O! ich mache Ihnen meinen herzlichsten Glückwunsch dazu.

Clementine. (leis zu ihr)

Bezwinge Dich doch!

Stiller.

Nun, sage mir aber in aller Welt, was das zu bedeuten hat. Immer mein Herr, und mein Herr Gemahl, und dieser kalte, herzlose Ton? Spricht man so in einer guten Ehe mit einander? Was hast Du denn? Woher kommt denn das alles?

Amalie.

Fragen Sie sich selbst, mein Herr! Verstellen Sie sich nur nicht länger. Gehen Sie in sich, und alles wird Ihnen klar vor Augen stehn. (für sich) O, ich glaubte mehr Herr über mich zu seyn.

Clementine. (zu Amalie)

Gieb doch Acht auf Dich, liebes Kind!

Stiller.

Wie? — In mich selbst soll ich gehn? — Alle Wetter, da finde ich nichts als Zärtlichkeit, Liebe und Achtung für Dich.

Amalie. (zu Clementinen)

Der Betrüger! Wie er mich zu hintergehen sucht.

Stiller.

Aber Dich, Dich habe ich noch nie so gesehen; so hast Du noch nie mit mir geschmollt. (zu Clementine) Sagen Sie mir doch, liebe Freundin, was in dem Köpfchen meiner Frau seit heut' früh zu spuken angefangen hat.

Clementine.

Ich glaube gar nicht, daß Amalie so bös auf Sie ist, wie es Ihnen scheint. (zu Amalie) Ich

bitte Dich recht sehr, nimm den Verstand nur ein bischen mehr zusammen.

Stiller.

Liebe Freundin, Sie haben einen guten, offnen, ehrlichen, aufrichtigen Mann, der Sie wahrhaft glücklich macht, verlangen Sie nie mehr von ihm. — Komm, liebe Frau, wir wollen auf unser Zimmer gehen. Nun, gieb mir die Hand, und sei fein artig.

Clementine. (leis zu Amalie)

Ich bitte Dich nochmals, verrathe Dich nicht.

(Stiller und Amalie gehen ab.)

Zwölfter Auftritt.

Clementine. (allein)

Ich kann mich von meinem Staunen noch gar nicht erholen! Ich habe zwar allerdings versucht, meine Freundin auf and're Meinung zu bringen, aber unglücklicherweise ist ihr Verdacht nur zu sehr gegründet. Ach! du mein Himmel, wenn der Herr Stiller mir etwa meinen Mann verderben sollte! Nichts ist so ansteckend, als böses Beispiel! Ich muß nur Fritz fragen, und es geschickt heraus zu bekommen suchen, ob ihn

Stiller mit in's Vertrauen gezogen hat. Da kommt er eben.

Dreizehnter Auftritt.

Clementine. Flittner.

Clementine.

Nun, lieber Mann, weißt Du ſchon, was vorgefallen iſt?

Flittner.

Nein, liebes Kind. Was hat's denn Neues gegeben?

Clementine.

Ach, Du weißt es ſo gut wie ich.

Flittner.

Auf Ehre nicht, mein Schatz.

Clementine.

Es iſt alles entdeckt.

Flittner. (erſchrocken)

Wie? Alles entdeckt? —

Clementine.

Stiller —

Flittner.

Nun?

Clementine.

Seine Frau weiß alles.

Flittner.

Wie? Seine Frau weiß es?

Clementine.

Ja, man ist hinter seine Schliche gekommen.

Flittner.

Hinter was denn für Schliche?

Clementine.

Nun, mache nur jetzt kein Geheimniß mehr d'raus. Das hilft alles nichts. Wir haben so eben erfahren, daß er eine Geliebte hat. Still doch, Du weißt es schon lange.

Flittner.

Wie? Stiller! Eine Geliebte? Er, der den Philosophen spielt! Geschwind, liebes Weibchen, erzähle mir das alles. (setzen sich)

Clementine.

O, mein Fritz, wie glücklich Du mich machst! Ich sehe nun deutlich an Deiner Unbefangenheit, daß Du noch nichts davon wußtest. Ich fürchtete erst, Du würdest seine Parthie nehmen, und dann hätte ich Dich für seinen Vertrauten gehalten, und aufrichtig gesprochen, das würde mich sehr betrübt haben.

Flittner.

Ich, sein Vertrauter?! Ja, da kennt er mich zu gut, da weiß er, daß ich ihn tüchtig das Kapitel würde gelesen haben. (für sich) Wenn's mir nur nicht noch selbst so geht.

Clementine.

Denke Dir nur! So eben gieng eine Trödelfrau von hier fort, eine gewisse Frau Truller, welche unsern Stiller nicht kennt, und die also, ohne zu wissen — Doch nein, ich thue Unrecht daran, Dir alles das zu erzählen, Stiller weiß selbst noch von nichts, und ich und seine Frau sind übereingekommen —

Flittner.

Aber, liebe Clementine, so erzähle es mir doch vollends.

Clementine.

Nein, nein, ich habe versprechen die Sache geheim zu halten, und ich bin schon böse auf mich, daß ich Dir nur so viel gesagt habe. —

Flittner.

Ich verspreche Dir es aber, niemand weiter ein Wörtchen davon zu sagen.

Clementine.

Nein, und nochmals nein, und abermals nein, ich habe mein Wort gegeben, und Du erfährst nichts weiter. (steht auf)

Flittner.

Also wirklich, dieser Stiller — da frage ich Dich selbst, liebe Clementine, wem man in Zukunft nun noch trauen soll.

Clementine.

Wer Euch Beide kennt, hätte eher glauben sollen, daß Du so etwas im Stande wärst, denn Du bist unbesonnen, leicht — ich will nicht sagen, unbeständig.

Flittner.

Nun, da siehst Du, wie man sich irren kann. Aber wahrhaftig — jetzt fällt mir's ein — eben jetzt stritten sie sich dort oben. — Stiller wollte sein Weibchen umarmen, aber sie stieß ihn mit Unwillen zurück. Kurz, der arme Stiller muß sein Frühstück in Reue und Buße einnehmen. — (affektirt) Das ist nicht wie bei uns, meine süße Clementine, da giebt es nie auch nur das kleinste Wölkchen! (er küßt ihr die Hand)

Clementine.

Mein lieber Fritz! — Aber höre, lieber Mann, ich habe eine Bitte an Dich — Herr Stiller iſt gewiß übrigens ein Ehrenmann, und ich hoffe, daß er ſein Unrecht erkennen, und ſeinen Fehler ſchnell wieder gut zu machen ſuchen wird, aber ich bitte Dich doch — geh' nicht ſo oft mit ihm aus, halte Dich ein wenig von ihm entfernt, ich bin ſo ſehr in Angſt, er möchte Dich etwa auch zu ſolchen Dingen verleiten.

Flittner. (ſchnell)

O, mein liebes Weibchen, da ſey ganz ruhig; nein, davon haſt Du nichts zu fürchten.

Clementine.

Du biſt ein wahrer Engel! Nun, ich gehe zu Amalien, um ſie ein wenig zu tröſten. Leb' wohl, mein Geliebter. Ach! ſo ein Muſter von einem Manne giebt's auf der ganzen Welt nicht mehr. (ab)

Vierzehnter Auftritt.

Flittner. (allein)

Bravo! bravo! Alſo der Herr Stiller hat auch ſeine Liebſchaftchen! Das ſoll ein Feſt wer-

den! — Es ist aber auch abscheulich von ihm. — Ei, mit mir ist das ein großer Unterschied. Ich liebe meine Frau, und die flüchtige Zuneigung, welche Frau von Linden mir eingeflößt hat, ist ohne alle Folgen für meine Ruhe! — Und übrigens brauche ich mich auch vor gar keiner Entdeckung zu fürchten. — Frau von Linden kennt mich blos unter dem Namen von Bartau. — O, da bin ich ein wenig vorsichtiger als er, ich verstehe mich schon auf solche Abentheuer. —

Fünfzehnter Auftritt.

Flittner. Stiller.

Stiller. (sehr verdrießlich)

Der Henker hole die Weiber, welche üble Launen haben, und aus denen nicht ein Wort herauszulocken ist! Seit heute früh bringt meine Frau mich noch zum rasend werden, und frage sie einmal weshalb?

Flittner. (ironisch)

Du mußt doch das besser wissen, als sonst jemand.

Stiller.

Ich? Soll mich auf der Stelle der Schlag rühren, wenn ich den Grund errathen kann.

Flittner.

Höre mich an, lieber Stiller, ich bin Dein Freund, in allen schwierigen Lagen habe ich auf Deine Freundschaft rechnen können, wie Du auf die meinige; ich habe zwar meiner Frau versprochen, Dich nicht zu warnen, aber das brüderliche Band das uns verbindet, macht es mir zur Pflicht. (geheimnißvoll) Brüderchen, Deine Sachen stehen schlecht — alles ist entdeckt.

Stiller. (staunend)

Was heißt das? Alles ist entdeckt!

Flittner.

Nun, Deine Frau weiß alles, und die meinige auch.

Stiller.

Nun wohl, da wissen sie mehr als ich selbst.

Flittner.

Frau Truller ist heute morgen hier gewesen, und hat mit unverzeihlicher Schwatzhaftigkeit alles ausgeplaudert.

Stiller. (wie oben)

Wer ist denn die Frau Truller?

Flittner.

Die bewußte Trödelfrau.

Etuis und Strumpfbändern; auch in das Innere einer jeden Bekränzung oder Kranzes kann man sie setzen.

No. 2. ist eine blaue Asterkante, welche sich oben unter dem Zug in einem Strick, oder Tabaksbeutel, wie auch Geldbörschchen anbringen läßt. Sie kann in Garn und Seide, wie auch in vielals einfarbigen Perlen ebenfalls gestrickt oder genäht werden. Auch läßt sich diese Kante in alle beliebte Farben setzen, indem es der Astern von allen Farbenspielen giebt. Als fortlaufende Kante würde sie sich besonders in Hosenträgern, Leibgürteln, Shawls, Kissen und andern Besetzungen gut ausnehmen.

No. 3. ist der beliebte Bienengrund oder Fond. Er macht sich freilich in Gold oder Silber gehäkelt am schönsten; wählt man aber vorgeschriebene Farbe, so kann derselbe auch in Seide und Perln gebraucht werden; er besagt Fleiß und Thätigkeit, und läßt sich besonders in Arbeitsbeuteln und vielen andern Dingen anbringen.

Tab. B. enthält 7 Desseins zum Weißsticken in Garn, welche zu Herren- und Damen-Chemisetten, Halskragen, Halstuchzipfeln, Strickbeuteln, Einsetzestreifen, Kindermützen und Strumpfbändern geeignet sind. Man hat sie jedoch nur zu dem gewöhnlichen geraden französischen Stich einge-

Stiller.

Hat denn hier jedermann den Kopf verloren?

Flittner.

Nein, nein, mein sauberer Herr, niemand hat hier den Kopf verloren, und die Frau Truller, die Sie nicht zu kennen, Belieben tragen, kennt Hochdieselben gar sehr gut, sie hat alle Ihre kleinen Intriguen an den Tag gebracht, und Ihrer Frau gestanden, daß Sie eine Geliebte haben.

Stiller. (wüthend)

Eine Geliebte? Ich! Was soll das heißen? Was ist das? Ich bin kein Liebhaber von Spaßchen dieser Art?

Flittner.

Sagtest Du mir nicht noch heut' früh mit gehöriger Salbung: „ein rechtschaffener Ehemann soll nirgends Zerstreuung suchen als in seinem eig'nen Hause, er genirt sich daher, und erlaubt sich nichts." Es scheint jedoch, als ob Dieselben sich ganz und gar nicht genirt, und sich einige kleine Zerstreuungen zu erlauben geruht hätten.

Stiller.

Geh' zum Henker, Du und Deine Trödelfrau!

Flittner.

Höre, lieber Stiller, alle Menschen sind Schwächen unterworfen, darum muß man auf die welche Dir zugestoßen ist, kein allzugroßes Gewichte legen. Vor Deiner Frau magst Du immer Deine Unschuld betheuern, daran thust Du recht, vollkommen recht, ich würde es auch so machen, aber bei mir ist eine solche Zurückhaltung am unrechten Orte.

Stiller.

Flittner, ich bitte Dich, laß uns davon abbrechen. Oder willst Du Dich etwa auch auf meine Unkosten lustig machen?

Flittner.

Du wirst böse, nun gut, so brechen wir ab. Ich bin aber nun quitt gegen Dich, denn ich habe meine Pflicht als Freund redlich erfüllt. Nur ein einziges Wort laß mich Dir noch sagen: man spürt Dir nach, man belauert alle Deine Schritte, und weil Du hartnäckig darauf bestehst Deinen Fehler zu läugnen, und Deinen besten Freund nicht mit in Dein Vertrauen zu ziehn, so fliehe ich Dich, und übergebe Dich Deinem bösen Schicksale, mit dem großen Ba-

ſtarb ſprechend: „Du haſt Dich ſelbſt verlaſſen, ſo verlaß ich Dich.“

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Bedienter. (zu Stiller)

Dieſen Brief hat man ſo eben gebracht. Es ſoll dringend ſeyn. (ab)

Stiller. (entſiegelt den Brief)

Er iſt von unſerm Senſal. „Der kleine Bröd-ling ſteht im Begriffe zu fallen, und Sie um die 20,000 Thaler zu bringen, die er Ihnen noch ſchuldig iſt. Mehrere Gläubiger ſind in dieſem Augenblicke bereits bei ihm, um den Schlag der ſie bedroht, abzuwenden. Auch Sie haben keine Minute zu verlieren. Vielleicht iſt es ſogar ſchon zu ſpät.“ Welch ein unangenehmes Ereigniß!

Flittner.

Ei, das iſt ſchändlich, uns ſo mit einemmale um 20,000 Thaler zu bringen.

Stiller.

Das fehlte nur noch.

Flittner.

So ſpielt man nicht mit Treu und Glauben! Heda! Johann! Franz! — Geſchwind einen Fiaker geholt — doch nein, er wohnt ja ganz in der Nähe, ich komme eher zu Fuß. — Sei ruhig lieber Stiller — ich werde in ihn dringen — ich weiß, daß ich etwas über ihn vermag. Bleib hier, in einer Viertelſtunde bin ich wieder da. (will gehn)

Stiller. (ruft ihn zurück)

He! Flittner! Haſt Du denn die Tratte von 12000 Thaler vergeſſen, die man heut noch realiſiren will? Ich hatte Dir die Summe bereits gegeben.

Flittner.

(giebt ihm in höchſter Eil das Taſchenbuch) Da nimm, nimm, und bezahle, die Papiere ſind hier in dem Taſchenbuche. (eilt ab) Großer Gott! wer hätte das denken ſollen?!

Siebenzehnter Auftritt.

Stiller. (allein)

Nun, der Tag fängt ſich gut an! Ein häuslicher Zwiſt mit meiner Frau und ein Bankerott.

Ich merke wohl, daß in der Ehe wie im Handel nicht alle Tage gut geschrieben werden kann. (ab)

Ende des ersten Akts.

Zweiter Akt.

Erster Auftritt.

Stiller. Amalie. Clementine.

Clementine.

Nun, Gott Lob und Dank, daß Ihr endlich wieder versöhnt seid. Ich mache Euch meinen herzlichen Glückwunsch dazu, und hoffe, daß sich der heutige Tag nun besser enden wird, als er anfieng.

Stiller.

Jetzt aber, liebes Weibchen, kannst Du mir auch wohl sagen, woher Deine üble Laune von heut früh kam.

Amalie.

Lassen wir das, lieber, theurer Freund, der Friede ist geschlossen, und das ist die Hauptsache,

alles and're sei vergessen. Künftig soll kein finst're Wölkchen mehr unsern Himmel trüben. Und nun, lebe wohl, lieber Mann, lebe recht herzlich wohl, lieber, lieber Mann. Du bist doch auch nicht mehr böse auf mich? O nein, nicht wahr? Ich gehe jetzt nur hinauf, um noch einiges zu besorgen. (für sich, abgehend) Ich lasse ihn nicht aus den Augen, und will der Sache schon auf den Grund kommen!

Zweiter Auftritt.

Stiller. Clementine.

Stiller.

Wahrhaftig, liebe Freundin, ich bin Ihnen den größten Dank schuldig. Ohne Sie war ich verloren, denn es ist doch ohnstreitig das größte Unglück, mit seiner Frau in Mißverständnissen zu leben. Kennt man nur wenigstens die Ursache davon, so tröstet man sich noch leichter, aber so wohl ist mir's nicht einmal geworden.

Clementine. (mit Ernst)

Herr Stiller, ich freue mich recht sehr, daß wir jetzt allein sind, denn ich habe etwas sehr dringendes mit Ihnen zu sprechen.

Stiller. (verwundert)

Mit mir?

Clementine. (wie oben ſtets)

Ja. Haben Sie doch die Güte, nachzuſehen, daß uns niemand belauſche.

Stiller. (thut es)

Sehr gern. (für ſich) Wo will das hinaus?

Clementine.

Ich liebe Ihre Frau, als ob ſie meine leibliche Schweſter wäre, wir haben keinen andern Umgang als in unſern beiden Familien, ganz natürlich iſt es daher, daß wir an allem was Sie betrifft, den innigſten Antheil nehmen — und ſo hoffe ich denn, daß der Gegenſtand der Unterhaltung, die ich mit Ihnen zu haben wünſche, Ihnen weder unzart noch am unrechten Ort erſcheine.

Stiller.

Sprechen Sie, liebe Freundin, ſprechen Sie, ohne Scheu. (für ſich) Wieder etwas Neues!

Clementine.

Dank ſei es dem beſondern Vertrauen, deſſen mich Ihre Frau würdigt, daß es mir endlich

gelang, Sie beide wieder mit einander auszusöhnen. Jetzt muß ich Ihnen nur noch einen guten Rath geben, dessen Befolgung Ihnen sehr nützlich seyn, und die Wiederkehr der Unannehmlichkeiten verhindern wird, an welchen Ihr Betragen Schuld ist.

Stiller. (lebhaft)

Mein Betragen? — Aber, Madame, ich schwöre Ihnen, daß alles, weshalb man mich anklagt, falsch, total falsch und erdichtet ist, daß nur die schwärzeste Verläumdung —

Clementine.

Ich weiß schon im Voraus, was Sie mir sagen wollen. Verschonen Sie mich also damit, aber seyen Sie in Zukunft besonnener, kehren Sie auf den rechten Pfad zurück, lassen Sie sich das, was geschehen, zur Warnung dienen, und nehmen Sie in allen Dingen besonders meinen wackern Mann zum Vorbilde und Muster. Ihrer Frau habe ich das freilich nicht gesagt, gegen die habe ich ganz anders gesprochen, habe Sie vertheidigt, aber mir dabei doch im Stillen es zur Pflicht gemacht, Sie zu bekehren.

Stiller. (heftig)

Mich bekehren?

Clementine.

Und sollte mir das aller Mühe ohnerachtet nicht gelingen, so habe ich nur noch eine einzige Bitte an Sie. — Ich liebe meinen Mann zärtlich, und er liebt mich eben so wieder. Unsre Ehe hat bis jetzt zu den glücklichsten gehört. Ich bitte Sie also, ich beschwöre Sie, verderben Sie mir meinen Mann nicht, geben Sie ihm keine bösen Rathschläge, machen Sie ihn nicht von seiner Pflicht abtrünnig!

Stiller.

Nein, das geht zu weit! Das ist wahrhaftig zu stark! — Ich? Ihren Mann verderben?! — Madame, wenn Sie nicht wollen, daß mir die Geduld vollends ausreißt, so erklären Sie mir endlich den ganzen Zusammenhang, sagen Sie mir —

Dritter Auftritt.

Dieselben. Amalie. (in größer Bewegung)

Amalie.

(mit trocknem Tone) Ei, mein Herr, ich mache Ihnen meinen aufrichtigsten Glückwunsch.

Stiller. (erstaunt)

Wozu?

Amalie. (wie oben)

Sie ist in der That allerliebst, o! Sie konnten keine bessere Wahl treffen.

Stiller.

Schon wieder! — Also noch einmal auf dem alten Flecke. (für sich) Mein Gott, sollte ich denn etwa gar zufällig, ohne es selbst zu wissen, meiner Frau untreu geworden seyn.

Amalie.

Zwanzig Jahre höchstens, köstliche blaue Augen —

Stiller.

(im höchsten Zorne) Nun ist's aus. Madame! welche Rolle lassen Sie mich hier spielen? Ist es erlaubt, sich auf meine Kosten ein Späßchen zu machen? (für sich) Wenn ich nur die leiseste Idee von der Sache hätte! (laut) Seit diesen Morgen hat sich jedermann verschworen, mich zu ärgern. Die eine hält mir eine moralische Vorlesung, die and're überhäuft mich mit Vorwürfen. Das muß ich mir verbitten. (für sich) Ich habe gestern bei unserm Sensal gefrühstückt, seine Frau war dabei, aber die ist ja 56 Jahr alt.

richtet. Da in den genannten Gegenständen es jetzt die neueste Mode ist, die Kantchen sehr schmal zu tragen, so hoffe ich, daß solche nicht mißfallen werden. Auch habe ich ein paar Bogen Ecken mit angebracht, in Fall eine oder die andre Kante zu einer Languette genommen würde, wozu sie auch alle gebraucht werden können. Die 3te, 5te und 7te lassen sich auch bunt sticken.

Schlüßlich muß ich noch bemerken, daß nach vollendeter gestrickter und gestickter Arbeit alle diese Muster weit schöner ausfallen werden, als die Zeichnung besagt; denn man hat ja in Seide, Garn und Perln die brennendsten und lebhaftesten Farben.

Eckert.

Amalie.

O! suchen Sie nicht so lange nach Vorwänden, nach Entschuldigungen, es wird Ihnen doch nicht gelingen.

Stiller.

Nun wird mir's zu arg. Ich will nichts mehr wissen, ja, ich gebe mir nicht einmal die Mühe mich zu vertheidigen. Jetzt beklagen Sie sich so viel Sie wollen, nennen Sie mich einen Undankbaren, einen Treulosen, einen Bösewicht, mir ist's einerlei. Weil Ihre tolle Eifersucht nun einmal mit Ihrer Vernunft davon gelaufen ist, so ist's das Beste was ich thun kann, Ihnen freies Feld zu lassen, um sie wieder einzuholen. (stürzt ab)

Vierter Auftritt.

Clementine. Amalie.

Clementine.

Aber, mein Gott, Theure! erklire mir doch diese schnelle Verwandlung.

Amalie.

O! Clementine, mein Mann ist ein Verräther, ein Ungeheuer! Vor ein paar Minuten

kam ich auf den Einfall ſein Taſchenbuch zu unterſuchen. Das muß doch wohl einer Frau erlaubt ſeyn, und es war überdies das erſtemal, daß ich ſo etwas that. Ich mache es alſo auf, und finde nichts als Staatspapiere und Wechſel darinn. Schon will ich die wieder hineinlegen, als ich an einer Ecke deſſelben ein goldnes Knöpfchen bemerke. Das ſcheint mir verdächtig. Ich drücke darauf, es will nicht aufgehen, endlich nach vieler Mühe ſpringt die Feder, und — was erblicken meine Augen? —

Clementine.

Briefe?

Amalie.

Das Porträit eines reitzenden Mädchens.

Clementine.

Wahrhaftig!? Nun, das iſt abſcheulich! (für ſich) Nein, nicht einen Schritt ſoll mein Mann mehr mit dem Menſchen gehen.

Amalie.

Du kannſt nicht begreifen, wie ich außer mir war. Wenn man ihn ſo reden hört, ſo hat er nur Augen für mich, iſt der zärtlichſte, der treuſte Ehemann, aber mein Herr, wir kennen Sie

jetzt ganz. Hätte ich ihn über das Portrait zur Rede gesetzt, so würde er nicht ermangelt haben, mir zu sagen, daß es das Gemälde einer entfernten Verwandten oder gar eines Mädchens sei, das er vor unserer Verheirathung geliebt habe.

Clementine.

Du hast wohl daran gethan, es nicht zu thun. Die Männer sind so pfiffig, so klug, besonders Dein Herr Gemahl.

Amalie.

Ich will ihn auf eine Art überraschen, die ihm keine Ausflucht mehr übrig lassen soll. Ich habe das Taschenbuch in dem Schreibepulte gelassen, wohin er es gelegt hatte, aber ich will schon noch dahinter kommen. Ganz gewiß hat er mit der Person, die ihm ihr Portrait geschenkt hat, auch im Briefwechsel gestanden, das will ich bald erfahren; dann hoffe ich auch noch diese Briefe zu finden und so steht er zuletzt ganz vernichtet da.

Clementine.

Ich, an Deiner Stelle, liebe Amalie, würde, statt mit meinem Manne mich auf diese Art ganz zu entzweien, ihn lieber durch Zärtlichkeit

auf den rechten Weg zurück zu führen suchen. So vieler Liebe würde er gewiß nicht widerstehen.

Amalie.

Ich sehe da Deinen Mann kommen! Ich verlasse Euch, denn der Anblick eines treuen Mannes würde mich gegen meinen treulosen Gemahl nur noch mehr erbittern. Der Abscheuliche! Ich liebte ihn so von ganzer Seele, und, ach du lieber Gott, seit ich weiß, daß er noch eine andere Geliebte hat, kommt er mir, trotz seiner Schlechtigkeit doch noch liebenswürdiger vor als je! Wenn sie nur wenigstens häßlich wäre! (geht auf der entgegengesetzten Seite ab)

Fünfter Auftritt.

Clementine. Flittner.

Flittner.

Das hat geholfen! Dank sei es meiner Thätigkeit und Schnelle, es ist noch alles zum Besten gekehrt.

Clementine.

Ach, mein Fritz, wenn Du wüßtest, was unterdeß hier vorgefallen ist?!

Flittner. (unruhig)

Doch nicht wieder etwas mit Stiller?

Clementine.

Errathen, Du kommst eben ganz zur rechten Zeit, denn ich rechne auf Dich, um unsre beiden Freunde mit einander wieder auszusöhnen.

Flittner.

Du rechnest auf mich? Weißt Du auch, Liebe! daß der Auftrag sehr delikat ist? —

Clementine.

Du kannst mehr wirken, als irgend ein anderer. Stiller ist Dein Freund, er wird am liebsten Dir sein Herz öffnen. Und überdies ist unter allen Mitteln, um jemand zur Vernunft und Tugend zurück zu führen, gewiß ein gutes Beispiel das allerwirksamste. Du wirst ihm unser häusliches Glück schildern, wirst ihm Deine exemplarische Aufführung vorhalten, —

Flittner. (verlegen)

Meine Aufführung — recht gern — aber, würde das nicht wie Eitelkeit aussehen, liebes Weibchen? Ich bin in der That in einer kleinen Verlegenheit — was soll ich ihm nur eigentlich sagen?

Clementine.

Was Du ihm ſagen ſollſt? Höre, Fritz, die Aeußerung von Dir macht mich ſtutzig. Du biſt doch nicht etwa ſchon der Vertraute Deines ſaubern Freundes, beſtärkſt ihn etwa gar in ſeinen Tollheiten?

Flittner. (ſie unterbrechend)

O, bewahre! Ich? Was denkſt Du Dir da? (für ſich) Alle Wetter, geſchwind wieder eingelenkt! (laut) Nein, ſein Betragen iſt abſcheulich, iſt ſchändlich, unerhört! Ja, meine Clementine, ich bin bereit alles zu thun, was Du nur haben willſt.

Clementine.

(geheimnißvoll) Wir haben jetzt übrigens auch den ſicherſten Beweis in den Händen, daß er eine Geliebte hat.

Flittner. (ſchnell)

Iſt ſie hübſch? (für ſich) Wie, zum Henker, kann ich nur jetzt nach ſo etwas fragen?

Clementine.

Sie ſoll ganz herrliche blaue Augen haben.

Flittner. (für ſich)

Gerade wie Frau von Linden. (laut und abſichtlich) Das iſt doch wirklich zum Erbarmen,

kann der saubere Patron denn nicht mit den schwarzen Augen seiner Frau zufrieden seyn? Ja, so sind die meisten Männer. Aber ich — (für sich) ich bin doch etwas verlegen dabei, und will mich daher aus dem Staube machen. (laut) Ich will zu Stiller, ich habe ohnedies über eine Angelegenheit, aus der wir uns aber noch glücklich herausziehen werden, mit ihm zu sprechen, da will ich mit ihm reden, will ihn gehörig bearbeiten, und trotz seiner Zurückhaltung, soll er mir doch sein Geheimniß bekennen müssen. (ab)

Sechster Auftritt.

Clementine. (allein)

Ich fürchte sehr, daß er es dahin nicht bringen wird, denn ich habe noch nie einen verschlossenern Menschen gesehn, als diesen Stiller.

Siebenter Auftritt.

Clementine. Bedienter.

Bedienter.

Frau von Linden.

Clementine.

Frau von Linden? Die kenne ich nicht!

(wird Constanzen gewahr, die unterdeß hereintrat) Ach! das ist ja meine geliebte Constanze!

Achter Auftritt.

Clementine. Frau von Linden.

Fr. v. Linden.

Nun, guten Morgen, liebe Clementine! Wie bin ich glücklich, daß ich Dich endlich einmal wieder sehen, wieder umarmen kann. Wie viele tausendmale habe ich an Dich gedacht, seit wir aus der Pension sind.

Clementine.

Endlich, endlich habe ich meine gute, liebe Constanze wieder! Ich bin vor Freuden ganz außer mir. Laß Dich tausend und aber tausendmal umarmen.

Fr. v. Linden.

Weißt Du auch, daß wir uns nun seit drei Jahren nicht gesehen haben?

Clementine.

Jetzt sind wir wieder bei einander, und nun verlassen wir uns nie wieder! Nicht wahr? meine Constanze! Ach! wir waren stets so zärt

zuſammen, hatten einander von klein auf ſtets ſo lieb!

Fr. v. Linden.

Nein, nein, wir verlaſſen uns nicht wieder.

Clementine.

Was werden wir uns alles ſeit den drei Jahren, wo wir uns nicht ſahen, zu erzählen haben. Und unſre alten Jugendfreundinnen, weißt Du, was aus denen geworden iſt? Iſt denn Louiſe noch ſo hübſch? Hat denn Emilie endlich ihren Couſin geheirathet? Und Madame Wachtelbach, unſre Vice-Gouvernante, präſidirt ſie noch immer in der gelehrten Damengeſellſchaft, ſchreibt ſie noch immer Romane in poetiſcher Proſa?

Fr. v. Linden.

Ich habe kein Wörtchen mehr von unſern alten Bekannten gehört. Als ich aus der Penſion kam, gieng ich nach Colmar und heirathete den General von Linden, den ich vor anderthalb Jahren das Unglück hatte durch einen Sturz mit dem Pferde zu verlieren.

Clementine.

Du biſt alſo Wittwe?

Fr. v. Linden.

Leider, ja! Das Andenken meines trefflichen Gatten wird mir stets theuer seyn. Er war so gut, so edel, o! ich kann nicht an ihn denken, ohne daß noch der Schmerz —

Clementine.

Du arme Constanze! Laß uns von etwas ander'm sprechen, es thut mir weh, daß ich Deinen Schmerz erneuert habe.

Fr. v. Linden.

(sie umarmend) Meine Clementine! — Aber Du, Du bist auch verheirathet. — Weißt Du noch, wie wir sonst einander alles vertrauten? Laß uns auch jetzt kein Geheimniß für einander haben. — Was hast Du für einen Mann? ist er jung, hübsch, geistreich, gut? Liebst Du ihn sehr? Macht er Dich glücklich?

Clementine.

Ich will Dir ihn gleich vorstellen. Er wird Dir gewiß auch gefallen. Nur den einzigen Fehler besitzt er, daß er für niemand Anderes Augen hat als für seine Frau.

Fr. v. Linden.

O, den Fehler laß ihm ja! in diesem Punkte sind so viele Männer jedes Tadels überhoben.

Nachricht.

Wer die vier frühern Jahrgänge dieses Taschenbuchs nicht besitzt, kann selbige durch jede Buchhandlung um den billigen Preis von 2 Thaler erhalten, jedoch auf keine neuen Exemplare Anspruch machen.

Nützliche Werke fürs weibliche Geschlecht.

Neuestes Toilettengeschenk der vorzüglichsten Strick-, Stick-, Näh- und andern weiblichen Arbeiten auf das Jahr 1815. Angefangen von J. F. Netto und fortgesetzt von F. L. Lehmann. Oder: Neueste Modemuster in Garn, Seide, Perlen und Canavas, bunt oder mit Plattstich, anwendbar auf Guirlanden mit und ohne Bogen, Meubles, Kleider, Westen, Mützen, Strick- und Tabaksbeutel, Etiquets in Wäsche u. s. w. Nebst mehreren Aufsätzen, sowohl über die Anwendung der höhern Kunst auf die feinern weiblichen Arbeiten, als auch über einige wichtige Gegenstände des wahren weiblichen Berufs und der Verwaltung des Hauswesens von G. E. Claudius. Mit 32 sauber colorirten und schwarzen Kupfertafeln. Neue so-

Clementine.

Du hast vollkommen Recht, nicht alle Männer gleichen meinem Fritz. Ich habe nun einmal kein Geheimniß vor Dir, so höre denn, — unser Associé, zum Beispiel, der Herr Stiller —

Fr. v. Linden.

Herr Stiller! Den Namen kenne ich, man hat mir vor einigen Tagen eine Zahlung von 12,000 Thaler an einen Herrn Stiller in verschiedenen mit seinem Namen unterzeichneten Bons angewiesen.

Clementine.

Seine Frau ist in einer traurigen Lage. —

Fr. v. Linden.

Er ist ihr wohl nicht treu?

Clementine.

Ich thue alles was ich kann, um sie zu trösten, wenn aber die Beweise so deutlich sind —

Fr. v. Linden.

O! über die Männer! Hab' ich doch neulich erst selbst eine Eroberung gemacht.

Clementine.

Darüber wundere ich mich nicht.

Fr. v. Linden.

Ein Herr von Bartau, ein junger recht hübscher Mann, der die Keckheit gehabt hatte, mir unter dem Vorwande, als wolle er mir seine Dienste bei'm Kriegs-Collegio anbieten, seine Aufwartung zu machen.

Clementine.

Wahrhaftig!

Fr. v. Linden.

Ich habe alle Mühe von der Welt gehabt, mich vor seiner Zudringlichkeit zu retten. Solltest Du es wohl glauben, daß er sich unterstanden hat, mir zu schreiben, und daß er seit vierzehn Tagen mich unaufhörlich im Schauspiel und auf der Promenade verfolgt?

Clementine.

Der ist gewiß tüchtig geschossen!

Fr. v. Linden.

Das glaube ich nicht, ich halte ihn vielmehr für einen von den jungen Leuten, die nun einmal daran gewöhnt sind, kleine Abentheuerchen zu haben, die keines tiefen Gefühls fähig sind, und sich daher darauf beschränken, den Damen als Liebhaber, wie sie selbst sagen, die Cour zu ma-

chen. Dem ist man nun leider als Wittwe einmal ausgesetzt! Da bist Du viel glücklicher, Du bist verheirathet, und aller solcher faden Liebeserklärungen überhoben.

Clementine.

Glaube das ja nicht, liebe Freundin, verheirathete Frauen erhalten deren eben so gut wie alle andere. Jedesmal wenn ich auf den Ball gegangen bin, hat man mich mit zwei oder drei von der Art beehrt. Die saubern Herrchen dieser Gattung behaupten, daß wenn sie eine verheirathete Dame lieben, der Ehemann kein Hinderniß sey, sondern im Gegentheile die Intrigue noch pikanter mache.

Fr. v. Linden.

Das ist ja abscheulich!

Clementine.

Apropos, liebe Constanze, morgen ist meines Mannes Geburtstag. Dazu habe ich heute Abends ein allerliebstes kleines Fest veranstaltet, und ich rechne dabei auf Dich, um die Überraschung, mit der ich meinen Mann anbinden will, noch vollständiger zu machen.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Amalie und Stiller.

Stiller.

(im Eintreten zu seiner Frau) Und damit gut, liebe Frau, halte es nach Deinem Belieben, und laß uns nicht mehr davon sprechen.

Clementine. (zu Amalie)

Erlaube mir, liebe Freundin, Dir hier Frau von Linden vorzustellen, eine Jugendfreundin, die gewiß auch bald die Deinige werden wird.

Amalie.

(Frau von Linden betrachtend) O, meine gnädige Frau, ich hoffe, daß — Gott, was seh' ich?!

Clementine.

Was ist Dir denn?

Stiller.

Du wirst ganz blaß!

Fr. v. Linden.

Sie scheinen so erschüttert!

Amalie.

Es ist nichts, gar nichts, blos eine heftige Uiberraschung! (auf ihren Mann absichts-

voll blickend) Es giebt freilich gewisse Leute, die an heftige Erschütterungen gewöhnt sind, und sie ertragen können, ohne daß sie auch nur eine Miene dabei verziehen. Nicht wahr, mein lieber Mann?

Stiller. (unbefangen)

Ja, das findet sich zuweilen.

Clementine.

Aber was konnte denn Dich bei dem ersten Anblicke meiner Constanze so sehr erschüttern?

Amalie.

Die Züge dieser schönen Dame sind weder mir noch Herrn Stiller ganz unbekannt.

Stiller.

Ich? Ich erinnere mich nie des Glücks, die gnädige Frau gesehen zu haben.

Fr. v. Linden.

Auch mir sind die Züge von Herrn und Madame Stiller ganz fremd. Haben Sie doch die Güte mir zu sagen, wo ich die Ehre gehabt habe, Ihre Bekanntschaft zu machen?

Amalie.

(mit Beziehung) Das ist eine Frage, die mein Mann am besten wird beantworten können.

Stiller.

(leiſe zu ſeiner Frau, mit verhalt'ner Heftigkeit) Ich bitte Dich um alles in der Welt, nimm Dich nur etwas vor fremden Perſonen zuſammen, es iſt nur um Deinetwillen, denn was mich betrifft, mich ſtörſt Du nicht, ich habe meinen Entſchluß gefaßt, und wund're mich von nun an über nichts mehr.

Clementine. (für ſich)

Sollte ſie etwa Verdacht hegen —

Amalie.

(zu Frau von Linden) Haben ſich die gnädige Frau nie malen laſſen?

Fr. v. Linden.

Aha, ich bitte um Verzeihung, jetzt wird mir alles klar. — Einer der hieſigen beſten Künſtler hat mich ohnlängſt gemalt, und mein Bild auf die letzte Ausſtellung gegeben. Es war mir ſehr ähnlich, und ich kann mir nun leicht die Verwunderung erklären, die mein Anblick Ihnen verurſachte. Ich bin in einem ſchwarzen Sammtkleide dargeſtellt, das von Künſtlern vorzüglich bewundert wird.

Amalie. (für ſich)

Ganz recht, in einem ſchwarzen Sammtkleide.

O! es ist alles richtig! (laut) Und doch glaube ich kaum, daß ich auf der Ausstellung das Glück gehabt habe, Ihr Portrait zu sehen. War es nicht ein Miniaturgemälde?

Fr. v. Linden.

Um Vergebung, es war in Lebensgröße.

Clementine. (für sich)

Jetzt errathe ich! Wie doch die Eifersucht verblenden kann! — (laut zu Amalie) Ich weiß, was du sagen willst, liebe Amalie, aber Du irrst Dich gewiß. Das ist ja ganz unmöglich!

Fr. v. Linden,

(für sich) Mein Gott, sollte irgend etwas Nachtheiliges für mich —?

Stiller,

Was mich betrifft, so begreife ich freilich noch nicht das mindeste, aber seit diesem Morgen spricht man nun einmal hier blos in Räthseln, und so fange ich denn an mich nach und nach daran zu gewöhnen. Mit der Zeit und einigen natürlichen Anlagen, hoffe ich jedoch noch dahin zu gelangen, um — —

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Flittner.

Flittner.

(seine Uhr bei'm Eintreten herauszieh end, ohne Frau von Linden zu sehn) Es ist schon halb vier Uhr. Liebe Clementine! wir warten blos noch auf Deine Freundin, um zur Tafel zu gehen.

Clementine.

(auf Frau von Linden zeigend) Hier ist sie schon, mein Fritz.

Flittner.

(Frau von Linden erkennend) Großer Gott!

Clementine.

(es nicht bemerkend) Liebe Constanze, ich stelle Dir hier meinen theuersten Herrn Gemahl vor.

Fr. v. Linden.

(staunend) Dieser Herr —

Flittner.

(schnell und absichtlich) Ist der Gemahl dieser trefflichen Dame. (für sich) Jetzt wird ein schönes Donnerwetter losgehn.

Fr. v. Linden.

Mein Herr, ich wünsche Ihnen dazu das beste Glück! Wir sprachen erst vor einem

Augenblicke von Ihnen. Meine Freundin rühmte mir Ihre Liebe zu ihr — Ihre beifrielose Treue — sie konnte sich an niemand besseres als an mich wenden, um für einen so schönen Lobspruch den vollsten Glauben zu finden.

Flittner.

(sehr verlegen) Gnädige Frau, ich fühle zu sehr, wie wenig ich ihn verdiene. — O, die Treue ist allerdings eine Tugend — eine Pflicht, — welche man nie ohne Gefahr verletzt.

Amalie.

(zu ihrem Manne) Nie ohne Gefahr! Hörst Du? Herr Gemahl!

Stiller.

(mit verhaltner Ungeduld) O ja, Frau Gemahlin, ich thue es, denn wenn ich auch seit heute früh nichts von allem begreife, so höre ich doch alles, aber meinem Versatze treu, antworte ich nichts mehr, und so wollen wir doch sehen, wer von uns beiden am ersten dessen überdrüssig werden wird.

Clementine.

(zu Flittner, mit Beziehung auf Stiller) Lieber, guter Mann, hier muß man Nachsicht haben.

Flittner.

(in der größten Verlegenheit) Nachsicht — wie so? — Ja, ja, das ist auch mein Rath. Wir sind Menschen, bedürfen folglich deren alle. — (immer unruhiger werdend) In den Jahren wo die Leidenschaften noch toben, verläßt man sich manchmal zu sehr auf seine Kraft, nun aber — behaupten die Lehrer der Moral selbst, daß der Weise siebenmal in einem Tage sündigt, und — so weit haben wir's doch noch nicht gebracht, nicht wahr? Stiller.

Stiller.. (wie oben)

Ha, ha, jetzt fängt Flittner an! Es ist auch nicht mehr als billig, daß die Reihe nun an ihn komme, damit meine Frau ausruhen kann.

Clementine. (zu Flittner)

Mit Vergnügen sehe ich, lieber Mann, wie schlecht Du eine schlechte Sache vertheidigst.

Fr. v. Linden.

Um ein Gespräch zu unterbrechen, das hier jemand in Verlegenheit setzen könnte; so haben Sie doch die Güte, mir zu sagen, Herr Flittner, Sie, der Sie mit den Geschäften so vertraut sind, ob Sie etwa zufällig einen Herrn von Bartau kennen?

wohl mit Text als Kupfern vermehrte Auflage des Jahrg. 1813. 4. geb. 2 thlr. 12 gr.

Desſelben 11 Jahrg. auf 1811 und 12. mit 29 illum. und ſchw. Kupfern. 2 thlr. 12 gr.

Frau von Genlis Mythologie in Arabesken, durch 54 von ihr ſelbſt gezeichnete Kupfer erläutert a. d. Franz. von Th. Hell. 1 thlr. 8 gr.

Daſſelbe mit franzöſ. Text zur Seite. 1 thlr. 20 gr.

Naturgeſchichte des Weibes, ein Handbuch für Aerzte, und gebildete Leſer und Leſerinnen aus allen Klaſſen von J. C. Moreau, für Deutſche bearb. von D. Rink und D. J. K. F. Leune 4 Bände mit Kupfern. 4 thlr. 16 gr.

Neue und vollſtänd. deutſche Kochkunſt für vornehme und mittlere Hausbaltungen, beſonders in Sachſen, Preußen und Weſtphalen, auf alle Monate und Tage im Jahre, 4 Bände mit 12 Kupfern zu geſchmackvoller Servirung der Tafel in allen Jahreszeiten. Neue mit einem vollſtändigen Regiſter vermehrte Auflage. 8. 2 thlr. 8 gr.

Philoſophie der Toilette, von G. C. Claudius mit Vignetten. 8. 21 gr.

Hygiea als Mutter, oder die Kunſt, das Leben der Kinder zu erhalten und ſie geſund zu erziehen, a. d. Franz. des Leroy, von D. C. T. Hirſchmann. 2 Bde. N. Ausg. 8. 1 thlr. 12 gr.

Flittner.

(leise zu Frau von Linden) Gnade, gnädige Frau, Barmherzigkeit! (laut und verlegen) Ja, gnädige Frau, ich kenne ihn — wir haben manchmal an der Börse mit einander zu thun gehabt.

Fr. v. Linden.

Was ist es denn für ein Mensch?

Flittner. (lebhaft)

Ein Mann von Ehre.

Fr. v. Linden.

O! daran zweifle ich gar nicht, — Er hat mir vor einiger Zeit seine Aufwartung gemacht, und scheint sehr verbindlich gegen Damen zu seyn.

Clementine.

Ja, ja, lieber Fritz, mache mein Compliment an Deinen Herrn von Bartau, denn Constanze hat mir von ihm eine gar merkwürdige Anekdote erzählt.

Flittner. (für sich)

Nun ist's aus! Sie wird es entdeckt haben, und ich bin hin! Es giebt doch Menschen, die zum Unglück geboren sind.

Fr. v. Linden.

Wissen Sie, ob er noch Verhältnisse mit der Kriegs-Canzlei hat?

Flittner. (absichtlich)

So viel ich weiß, gnädige Frau, stehen seine Beziehungen in dieser Angelegenheit auf dem Punkte zu enden. (sehr lebhaft, um das Gespräch abzubrechen) Aber, meine Damen, vergessen Sie doch ja nicht, daß wir noch heut' Abend in die Oper gehen wollen, und so dächte ich, wir verfügten uns zur Tafel.

Stiller.

Ah, das ist etwas anderes, da darf ich auch mit reden, ohne dem Systeme, das ich jetzt zu befolgen entschlossen bin, etwas zu vergeben, wenn meine Frau Gemahlin die Güte haben will, mir wenigstens für die Tischzeit einen Waffenstillstand zu bewilligen.

Clementine.

Meine Herren, mir verdanken Sie die Bekanntschaft dieser schönen Dame, ich rechne also darauf, daß Sie sie angenehm unterhalten werden.

Flittner. (Heiterkeit affektirend)

Du befiehlst, und Deine Sklaven gehorchen. Also, Stiller! Scherz, Heiterkeit, Witz und gute Laune. Ein leibliches Mittagsessen, und drei schöne Frauen! welchen entzückenden Augenblicken sehen wir entgegen. (für sich) Der Henker soll mich holen, wenn ich bis jetzt noch weiß, wie ich mich da herausziehen soll. (laut) Gnädige Frau, erlauben Sie? (er giebt Frau von Linden den Arm und geht mit ihr und seiner Frau, welcher er den andern giebt, in's Speisezimmer)

Amalie.

(zu Stiller, ihm den Arm gebend) Herr Gemahl, Sie haben doch Unrecht.

Stiller.

(ihren Arm nehmend) Frau Gemahlin, nein, Sie haben Unrecht! (Beide ab, den andern nach.)

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

Erster Auftritt.

Fr. v. Linden. (allein)

Ich kann mich von meinem Staunen noch gar nicht erholen. Wer hätte mir sagen sollen, daß ich den sogenannten Herrn von Bartau in dem Gatten meiner Freundin wiederfinden würde? Und nun habe ich, ohne im mindesten so etwas erwarten zu können, der armen Clementine alles haarklein erzählt! Nun, wahrhaftig, eine beß're Wahl einer Vertrauten konnte ich nicht treffen! Was ich aber nicht begreifen kann, ist das Vergnügen, das Madame Stiller darin findet, nicht allein meiner sich zu bedienen, um ihren Mann zu plagen, sondern mir auch während der ganzen Tafel spöttische Redensarten zukommen zu lassen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Clementine.

Clementine.

Verzeih', daß ich Dich einen Augenblick allein lassen mußte, aber einige nothwendige Vorberei-

tungen zum Geburtsfeste meines Gemahls, foderten unumgänglich meine Gegenwart. Aber jetzt laß uns noch recht vertraut zusammen schwatzen, und nun zuerst die Frage: hast Du, ehe Du heut hieher kamst, schon vorher Herrn Stiller gekannt?

Fr. v. Linden.

Nein, ich sah ihn vorher nie.

Clementine.

Nun, dann sage mir, wie es zugeht, daß er Dein Portrait in seinem Taschenbuche hat?

Fr. v. Linden. (lebhaft)

Mein Portrait! Was? Mein Portrait? Abscheulich! Nein, das ist ganz unmöglich!

Clementine.

Ich habe es mit eig'nen Augen gesehen, und die Aehnlichkeit ist so sprechend, daß man es durchaus nicht dem Zufalle —

Fr. v. Linden.

Wie? Das hat man sich unterstanden? O! nun wundert mich die Art gar nicht mehr, wie Madame Stiller sich gleich im ersten Augenblicke gegen mich benommen hat! — Aber was will

der häßliche Mensch mit meinem Gemälde machen? Wie hat er sich's zu verschaffen gewußt?

Clementine.

Er wird Dich gesehen haben, ohne daß Du ihn bemerktest, und dann hat er sich Dein Gemälde auf der Ausstellung in's Kleine copiren lassen.

Fr. v. Linden. (für sich)

O, mein guter Gott! Muß ich denn allen verheiratheten Männern auffallen? (laut, mit Beziehung) Irrst Du Dich aber auch nicht? Weißt Du gewiß, daß Herr Stiller im Stande seyn könnte —

Clementine.

Liebe, gute Constanze, solche schlechte Subjecte sind alles zu thun im Stande. Jetzt soll mich von dem Herrn Stiller gar nichts mehr wundern. — Still! ich hör' ihn kommen, unstreitig glaubt er, Du seyest noch allein, und will Dir seine Leidenschaft bekennen.

Fr. v. Linden.

Um des Himmelswillen, bleibe bei mir; in Deiner Gegenwart soll sich das ganze quälende Geheimniß enthüllen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Stiller.

Stiller.

Wahrhaftig, ich that wohl daran, davon zu gehn, denn ich glaube, meine Frau setzte sich schon in Bereitschaft die Feindseligkeiten wieder anzufangen.

Clementine.

Sie kommen sehr zu rechter Zeit, Herr Stiller. Meine Freundin und ich haben mit Ihnen zu sprechen. — Pfui, schämen Sie sich, Sie führen sich abscheulich auf.

Stiller. (für sich)

Nun, was habe ich gesagt, der Waffenstillstand ist schon gebrochen.

Clementine.

Eine achtungswerthe Dame so zu compromittiren!

Stiller.

Madame Flittner, es ist hier gar nichts compromittirt, als meine Ruhe. Dem Himmel sei Dank, ich habe mir nicht den geringsten Vorwurf zu machen, denn ich habe nie in meinem

Leben die schändliche Rolle eines Verführers gespielt, das sollte meine Frau besser wissen, als irgend jemand.

Fr. v. Linden.

Nun, so antworten Sie wenigstens aufrichtig auf die Fragen, die ich an Sie richten will.

Stiller. (für sich)

Allerliebst, nun wird gar ein peinliches Verhör daraus! — Und Frau von Linden ist auch mit im Complotte! — Sollte man etwa gar — da muß ich in der That auf meiner Hutz seyn. — (laut) Ich sehe also, meine Damen, daß ich hier förmlich in den Anklagestand versetzt werden soll. Nun, meinetwegen, sprechen Sie, fragen Sie, ich werde mich zu vertheidigen wissen. Es fehlt mir zwar gänzlich an Beredsamkeit, vielleicht aber flößen mir sie Ihre schönen Augen ein.

Fr. v. Linden.

Mein Herr, keinen Scherz nun weiter.

Stiller. (scherzend)

Nun, so muß ich Ihnen denn vor allen Dingen sagen, daß ich gestern Abends noch der häus-

lichſte und treuſte Ehemann war, den es in der ganzen Stadt gab, und daß, wenn man meiner theuern Ehehälfte Glauben beimeſſen will, ich, ſeit heute früh, mich plötzlich in einen leichtſinnigen, undankbaren, treuloſen Taugenichts verwandelt habe. Indeſſen kommt, wie man zu ſagen pflegt, das Glück im Schlafe, und es iſt niemand ſo vollkommen dazu geeignet, um den Männern einen guten Ruf zu bereiten, als die hochverehrten Frauen.

Clementine.

(zur Frau von Linden) Er ſucht unſern Fragen auszuweichen.

Fr. v. Linden.

Wenn ich Sie bitten darf, mein Herr, ſo verſchonen Sie mich mit jedem Scherze, und antworten mir ſtatt deſſen ernſtlich: Sind Sie mit mir, ehe Sie mich hier bei meiner Freundin ſahen, ſchon in irgend einer Geſellſchaft zuſammen gekommen? Hat Ihnen jemand anderes geſtanden, daß er beſondern lebhaften Antheil an mir nehme?

Stiller. (für ſich)

Es iſt ſicher ſo. (laut) Nein, gnädige Frau,

nein, ich habe vorher weder die Ehre gehabt, Sie zu sehen, noch von Ihnen sprechen zu hören.

Fr. v. Linden.

Nun, so setzen Sie mich nicht länger in Verlegenheit, und geben Sie mir mein Portrait wieder.

Stiller. (staunend)

Ihr Portrait? Ihr Portrait! (für sich) Ha! nun habe ich's; die ganze Sache ist abgekartet, man will meine strengen Grundsätze über eheliche Treue lächerlich machen.

Clementine.

(leis zu Frau von Linden) Er geht mit sich zu Rathe.

Stiller. (für sich)

Ich muß die Sache als Scherz nehmen, und die Damen mit ihrer eigenen Münze bezahlen. (laut) Nun wohlan, es sey! Man kann in Gegenwart dieser schönen Frau (auf Clementinen deutend) offen sprechen. Weil man nun einmal das entdeckt hat, was ich gern vor mir selbst verbergen wollte, so sehe ich, daß ein offenes und freies Bekenntniß das einzige Mittel ist, mir Verzeihung zu erwerben. Ich begreife

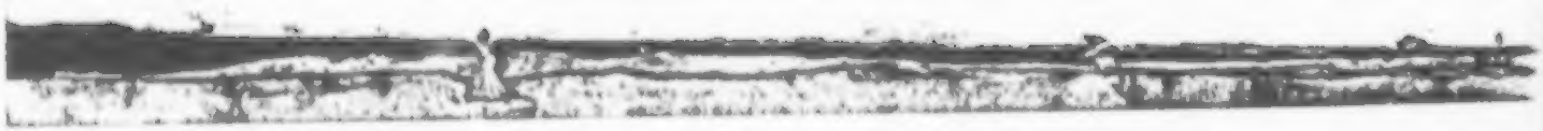

nun die ganze ungeheure Größe meines Fehltritts. (für ſich) Daß ich auch die Sache nur einen Augenblick für Ernſt halten konnte!

Clementine.

Ha, Sie geſtehen alſo endlich. Das iſt auch das Einzige, was Ihnen übrig blieb. Ihre Frau iſt ein herrliches Weib, ſie liebt Sie viel zu ſehr, und ich bin überzeugt, daß ſie Ihnen vergeben wird.

Fr. v. Linden. (für ſich)
Wie? Sollte es möglich ſeyn?

Stiller.

Ich hoffe, edle Freundin, daß Sie mir helfen werden meine Frau zu erweichen, und iſt dies geſchehen, ſo verſpreche ich Ihnen wieder einzulenken auf den Pfad der Tugend und der Treue. Dann rechne ich auf Ihren treuen Rath, um Meiſter meiner Schwachheit zu werden. Auch bin ich übrigens noch kein verhärteter Sünder, ich gebe noch einige Hoffnung zur Beſſerung, und unter Ihrer Leitung und mit einem feſten Willen von meiner Seite verzweifle ich gar nicht an meiner Bekehrung. (für ſich) Das habe ich al-

lerliebſt geſprochen: dieſen Winter ſpiele ich mit Sprichwörter.

Clementine. (für ſich)

Ich glaube wahrhaftig, er will gar noch Spas daraus machen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Amalie.

Stiller.

(ſtets ſcherzend) O komm, komm meine theure Geliebte! Nein, nein, verzeihe mir, dies Wort entſchlüpfte nur unwillkührlich meinem tiefen Gefühle! ich fühle es eben ſo zerknirſcht auf der andern Seite, daß ich nicht mehr werth bin, es auszuſprechen.

Clementine.

Liebe Amalie, Dein Gatte hat uns eben ſein Unrecht eingeſtanden.

Amalie.

Endlich alſo, mein Herr, bekennen Sie Ihre Untreue! Und Sie werden nicht einmal darüber roth?!

Stiller.

Nein, ich werde nicht darüber roth., (mit tragischem Pathos) O, möchten doch im Gegentheil, die Gewissensbisse die ich empfinde, alle Ehemänner auf immer abschrecken, solche Unbesonnenheiten zu begehen, und mir nachzuahmen. (heiter) Aber, verzeihe mir, holde Amalie, wenn ich noch keinen Versuch mache, Deinen Zorn zu besänftigen, ich muß erst mit dieser Dame hier vollends zu Ende seyn. (zu Frau von Linden) So eben verlangten Sie Ihr Portrait von mir zurück. Das ist nicht mehr als billig, weil ich Ihnen hiermit auf ewig entsage.

Amalie.

Und solche Demüthigungen für mich muß ich selbst mit anhören.

Stiller.

Doch, ehe ich ein so kostbares Gut aus meinen Händen gebe, setze ich noch eine Bedingung fest.

Fr. v. Linden.

(erstaunt) Eine Bedingung?

Stiller.

Ja, gnädige Frau! Nämlich die, daß auch Sie mir mein Portrait zurückgeben.

Fr. v. Linden.

Wie?

Stiller.

Von meinen Briefen will ich gar nicht sprechen, ohne Zweifel haben Sie diese zerrissen.

Fr. v. Linden.

(sehr betroffen) Nein, das ist zu arg!

Clementine. (eben so)

Welche Sprache erlauben Sie sich, Herr Stiller! Ich kenne Frau von Linden, und ich stehe dafür —

Stiller. (für sich)

Der Spaß geht herrlich, die Frauen sollen an mich denken. (laut) O, ich will nicht mit dem mindesten Hauche das Zartgefühl der gnädigen Frau verletzen. Nur ich allein, nur ich bin der Strafbare. Ich gab mich für unverheirathet aus. Man sagt, dies sei ein feines Verführungsmittelchen, dessen sich viele verheirathete Männer oft bedienen sollen. (zu seiner Frau) O, meine theure Amalie, nenne mich mit den verhaßtesten Namen, aber klage nur nicht die gnädige Frau an, und wenn ihre Tugend

ohnerachtet aller meiner verabscheuungswürdigsten Hinterlist, dennoch —

Amalie.

Welch' ein fürchterliches Geständniß!

Fr. v. Linden.

(mit Würde) Nein, das ist zu viel! Ich entferne mich. Mich selbst erniedrigen würde ich nur, wenn ich länger bliebe.

Clementine.

(hält sie zurück) Um des Himmels willen, theure Freundin —

Stiller.

(lacht aus vollem Halse) Bravo! bravo! herrlich gespielt! (zu seiner Frau) Sieh' nur, wie die Miene der gnädigen Frau ganz den Unwillen, die Verachtung ausdrückt, die sie gegen mich haben muß! Aber, Du, liebes Kind, Du mußt Deine Rolle noch mit etwas mehr Feuer spielen. Bedenke, daß die gnädige Frau Deine Nebenbuhlerin ist, und daß Du wüthend seyn, und mit dem heftigsten Ausdrucke des Zornes ausrufen mußt: „Welch ein gräßlicher Auftritt!"

Fr. v. Linden.

Was bedeutet dies alles?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Flittner.

Stiller. (ſehr heiter)

Da biſt Du ja auch, lieber Flittner. Nun denn, mein Freund, auch Du wirſt jetzt mit mir zufrieden ſeyn. Ich habe endlich alles geſtanden, und ich rathe Dir, nun daſſelbe zu thun!

Flittner. (erſchrocken)

Wie? ich ſoll daſſelbe thun?

Stiller.

Ja, mein Freund! Bekenne meiner Frau, daß ohne Dich mein häusliches Verhältniß weder jemals geſtört, noch Frau von Linden compromittirt worden wäre, daß ich nur durch Deinen Rath, durch Dein böſes Beiſpiel verführt worden bin, kurz, daß Du nur allein Schuld an allen meinen Fehltritten biſt. (für ſich) Nun, wahrhaftig, ich glaube es doch wenigſtens eben ſo gut zu machen als die andern.

Flittner. (heftig)

Ich Dich verführt haben? Was hat denn

das zu bedeuten? Jeder stehe hier für seine eignen Fehler Rede.

Clementine.

Nein, das ist doch zu arg! Wie? mein Herr, eben erst hatten Sie meine Freundin verläumdet, und jetzt beschuldigen Sie meinen Mann der abscheulichsten Dinge. Das ist —

Stiller.

(immer noch scherzend) Ihren Mann, ja, ja, wertheste Freundin, Ihren Mann. Wenn ich Ihnen alle seine kleinen Intriguen erzählen sollte, so würde ich gar nicht fertig werden. Seinen Briefwechsel mit der jungen Wittwe auf der Alexanderstraße —

Flittner.

Wie? Du wagst es —

Stiller.

Sein Duell mit dem Manne, dessen häusliches Glück er erst zerstört, und ihn dann schwer verwundet hat, weil das Schicksal die unglücklichen betrogenen Ehemänner nun einmal stets verfolgt.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Bedienter.

(leise zu Clementinen) Madame, sie sind da, der Tapezier, der Maler —

Clementine.

(leis zu ihm) Schon gut, ich komme gleich. (Bedienter ab.) (laut) Verzeihen Sie, meine Freunde, ich komme gleich wieder. (zu Frau von Linden) Ich bitte Dich dringend, bleibe noch jetzt hier, es muß sich alles aufklären. (zu Stiller) Nein, Herr Stiller, das hätte ich nicht in Ihnen gesucht! Ihre Frau zu hintergeh'n, und Ihrem besten Freunde Böses nachzureden! Seit diesem Morgen sind Sie gar nicht mehr zu erkennen! (ab)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Clementine.

Flittner.

Aber sage mir, Stiller! ist's mit Dir im Kopfe nicht recht richtig?

Amalie.

Noch einmal, mein Herr! Spielen wir hier Comedie?

Stiller.

Und das fragst Du noch, liebes gutes Weib? Ich bin Ihnen allerseits vielen Dank schuldig. Sie kannten meine Abneigung gegen alle galanten Abentheuer, und haben meine lächerliche Seite mit aller nur möglichen Geschicklichkeit zum allgemeinen Ergötzen ins gebührende Licht treten lassen.

Flittner. (für sich)

Ich hole wieder Athem! Er hatte mir gewaltige Angst gemacht.

Fr. v. Linden.

Aber ich begreife noch immer nicht —

Stiller.

Und ich, der ich so gutmüthig war böse zu werden und mich fast zu vergessen! — Nun, ich habe den einzigen Trost, daß jeder an meiner Stelle von so geschickten Künstlern eben so hinter's Licht geführt worden wäre.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Commis.

Commis. (zu Stiller)

Herr Stiller, es ist jemand unten an der Casse, der die 12000 Thaler in Empfang nehmen will, welche auf Sie gezogen sind.

Stiller.

(zieht das Taſchenbuch heraus, welches Amalie mit verhaltener Wuth betrachtet, nimmt Papiere aus demſelben und giebt ſie dem Commis) Da, hier iſt die Summe in Papieren. Geben Sie es nur Wallmann, er möchte die Sache in Ordnung bringen.

Commis.

(geht mit den Papieren ab.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Commis.

Stiller.

(Das Taſchenbuch an Flittner gebend) Da, lieber Freund, haſt Du Dein Taſchenbuch wieder.

Amalie.

(nach dem Taſchenbuch greifend) Wie? dieſes Taſchenbuch —?

Stiller.

Nun? —

Amalie.

Gehört nicht Dir?

Stiller.

Nein, Flittnern.

Hildegard.

Amalie.

(stürzt ihrem Manne in die Arme) O, mein guter, theurer, lieber Mann! Wie sage ich Dir nur alles? Ich bin so froh, so glücklich, so außer mir! Ach! noch nie habe ich ein solches Entzücken gefühlt.

Fr. v. Linden.

(für sich) Guter Gott! Mein Verdacht war nur zu sehr gegründet!

Stiller.

Nun, endlich! Ich wußte wohl, daß das Ganze blos ein Scherz war. Aber Du hast es mir sauer gemacht, bis Du endlich zum Geständnisse gekommen bist.

Amalie.

(zu Frau von Linden) Gnädige Frau! wie sehr habe ich Sie um Verzeihung zu bitten!

Flittner. (für sich)

Nun wird's über mich hergehen!

Amalie.

Verzeihe auch Du mir, mein guter, bester Freund! Ich habe Dich tüchtig geplagt, aber sei mir deshalb nicht böse, ich bitte Dich darum,

ach! und ich habe mehr dabei gelitten, als Du selbst. — Also Herrn Flittner gehört das Taschenbuch?

Stiller.

Freilich. Er hatte es mir nur einstweilen gegeben, um die 12000 Thaler zu berichtigen, die heut ausgezahlt werden sollten.

Amalie.

(giebt Flittnern das Taschenbuch zurück) Es ist allerliebst! Wie geschmackvoll! Wie sauber gearbeitet!

Flittner.

(verlegen) O nein, es ist sehr einfach.

Amalie.

Das dächte ich nicht. Es muß für Sie gewiß von sehr großem Werthe seyn; je genauer man es untersucht, je mehr verborgene Schönheiten entdeckt man.

Fr. v. Linden. (ernst)

Ich glaube in der That, daß Herr Flittner viel zu viel Sorgfalt darauf gewendet hat.

Stiller.

Und ich habe doch wahrhaftig nichts beson-

res daran gesehen! Es ist ein ganz einfaches Taschenbuch von rothem Marokin.

Amalie.

Mein lieber Freund, man muß nicht stets nach der Außenseite urtheilen.

Stiller.

Nach der Außenseite! Da hast Du Recht. Darnach verstehe ich wenigstens sehr wenig, und man muß wirklich eine Divinationsgabe, einen Wahrsagergeist besitzen, um —

Flittner.

Unglücklicherweise, lieber Freund, ist die ganze Sache für mich deutlicher als Du glaubst. — Ja, meine Freunde, meine theuern Freunde, ich fühle es, daß ich die unglückselige Ursache Ihres gegenseitigen Mißverständnisses war. O, gnädige Frau, könnten Sie doch Ihre Großmuth so weit erstrecken, dem zu verzeihen, der die unbegreifliche Indiskretion beging, ohne Ihr Wissen Ihr Portrait auf der Ausstellung exponiren zu lassen. (er nimmt das Gemälde aus dem Taschenbuche und giebt es ihr.)

Stiller. (ſchnell)

Gnädige Frau, nur ein einziges Wort: wohnen Sie nicht in der Commandantenſtraße?

Fr. v. Linden.

Ja, Herr Stiller.

Stiller.

Ich dachte mir es wohl. — Nun dann, gnädige Frau, habe ich die Ehre gehabt vor Ihrer Thüre bei einer Kälte von 20 Grad Schildwache zu ſtehen. (zu Flittner) Aber, mein Herr! Iſt ſo etwas wohl erlaubt? Soll ich ohne Unterlaß das Opfer Ihrer unüberlegten Streiche ſeyn? Ja, gnädige Frau, ſo iſt es leider ſtets zwiſchen uns der Fall geweſen. Auf der Schule ſchon war er es immer, der in den Obſtgarten des Nachbars ſtieg, und ſich's weidlich ſchmecken ließ, der Verdacht fiel jedesmal auf mich, und während er die Pflaumen verzehrte, bekam ich die Prügel.

Fr. v. Linden.

Die Zeit iſt koſtbar. Ich mache Ihnen, Herr Flittner, keine Vorwürfe, wegen des Unrechts deſſen Sie ſich gegen mich haben zu Schulden

kommen lassen, aber leider steht die Sache so, daß ich nicht damit zufrieden seyn kann, blos in den Augen von Madame Stiller gerechtfertigt zu erscheinen, sondern auch —

Flittner.

Seyn Sie ruhig, gnädige Frau, auch gegen meine Frau sollen Sie's werden, nur darum bitte ich, betrüben Sie mich nicht noch mehr durch Ihre Verachtung. Wo wäre der Mann, der, wenn er Sie sieht, nicht von einem Augenblicke der Schwäche überrascht würde. Sie sind zu liebenswürdig, um fühlende Herzen gleichgültig zu lassen. (sich fassend) Doch was sage ich, mache ich nicht jetzt sogleich wieder alberne Streiche; und doch liebe ich meine herrliche Frau wahrhaftig von ganzem Herzen —

Stiller.

Das können Sie ihm in der That glauben, gnädige Frau! Es ist ein wackrer Bursche, der seine Frau wirklich so aufrichtig liebt, als er Ihnen so eben gesagt hat. Nur von Zeit zu Zeit erlaubt er sich so kleine Zerstreuungen, Gedächtnißschwächen, die —

Fr. v. Linden.

Was ſollen wir aber Clementinen ſagen? Giebt es ein Mittel?

Stiller.

Ich weiß keins.

Amalie.

Ich auch nicht.

Flittner.

Es giebt nur eins, das iſt — alles zu bekennen. Ein Ehemann muß immer aufrichtig gegen ſeine Frau ſeyn; (bei Seite) beſonders wenn er nicht anders kann. (er wird Clementinen gewahr) Großer Gott, da iſt ſie.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Clementine.

Clementine.

(zu Stiller) Nun, Herr Stiller, iſt mein Mann immer noch untreu, und werden wir bald erfahren, woran wir uns bei Ihnen zu halten haben?

Stiller.

O, theure Freundin! es hat ſich manches

gar gewaltig geändert, seit Sie nicht da gewesen sind.

Flittner.

Ja, meine Clementine, und Du bist weit davon entfernt, den Straßaren zu errathen, aber es ist Zeit, daß Du ihn kennen lernst, — es ist —

Fr. v. Linden.

(ihn schnell unterbrechend) Herr von Bartau.

Clementine.

(mit der größten Verwunderung) Herr von Bartau!?

Flittner. (bei Seite)

O Weiberklugheit!

Fr. v. Linden.

Ja, der junge Herr, von dem ich heut früh mit Dir sprach.

Stiller.

Nun, da sieht man's, wie die ehrlichsten Leute durch solche schlechte Subjekte in Schaden und Aerger gestürzt werden. — Aber der Herr von Bartau, den Flittner und ich recht gut kennen, soll es mit mir zu thun bekommen. —

Man soll nicht sagen, daß ich so ruhig Sünden ausgebadet, die ich nicht begangen habe.

Clementine. (zu Stiller)

Aber als wir heut von ihm sprachen, sagten Sie ja kein Wörtchen? —

Stiller.

Weil ich mich gar nicht gern seiner Bekanntschaft rühmen wollte. —! Ein verheiratheter Mann, der noch den leichtsinnigen Wüstling spielt, ist ein Subjekt, mit dem man gar nicht umgehen muß. (leise zu Flittnern) Nun, ich hoffe, Du sollst mit mir zufrieden seyn.

Clementine.

(leise zu Frau von Linden) Aber wie ging's denn zu —?

Fr. v. Linden. (leis zu ihr)

Still!

Clementine. (bei Seite)

Ha! ich errathe —!

Amalie. (eben so)

Wenn die arme Clementine wüßte! —

Clementine. (desgleichen)

Die arme Amalie, wie man sie hinter's Licht führt! (laut) Weil also jedermann wieder aus-

gesöhnt ist, so wollen wir uns von heute an nur mit dem Vergnügen beschäftigen, das uns morgen bevorsteht. (sie giebt ihr Portrait en medaillon an Flittner) Fritz, mein guter, süßer, lieber Fritz, Du weißt, daß morgen Dein Geburtstag ist. Laß Dich schon heut von mir anbinden, nimm dieses kleine Geschenk, mein Bild, das ich für Dich habe malen lassen. Möchtest Du es stets als ein Pfand unsrer Liebe, unsrer unerschütterlichen Treue, unsres Glücks bewahren! — (leis zu Flittner) Ich sage Dir das letztre recht absichtlich, damit Dein Freund Stiller sich eine Lehre daraus nehme.

Flittner.

(das Gemälde zärtlich und gerührt küssend) Dein Bild! — Ist es möglich, meine Clementine!? — O, nie, nie soll es mich nunmehr verlassen. — Ach, Du kannst Dir keinen Begriff von der Rührung, von der innern Bewegung machen, die ich empfinde. (für sich) Dieser Zug ihrer Liebe ist für mein Herz der größte Vorwurf, soll aber auch die sicherste Schutzwehr werden.

Stiller. (leis zu Flittner)

Du kannst es in Dein Taschenbuch legen, der

Platz ist vakant. — (laut) Und jetzt in die Oper, es ist nun Zeit dazu. Wenn wir etwa Herrn von Bartau begegnen, wollen wir uns auf seine Kosten lustig machen. Du Flittner, da Du so gelehrte Reden halten kannst, sollst ihm begreiflich machen, daß ein Lebenswandel wie der seine sich nicht für einen Kaufmann schicke, sollst ihm sagen, daß er sich um seinen Wechselcours, seine Correspondenz und seine Cassenbücher bekümmern, und künftig nur diese allenfalls, aber nicht mehr seine Herzens-Angelegenheiten doppelt führen solle.

Ende des letzten Akts.

Penelope.

Taſchenbuch
für das Jahr 1817
der
Häuslichkeit und Eintracht
gewidmet.

Mit Beiträgen
von
L. v. Germar, Fr. Gleich, L. v. Häfely,
Aug. Lafontaine, Fr. Laun u. a.

Herausgegeben
von
Theodor Hell.

Mit dem Bildniß der Hildegard, neun Kupfern und Landſchaften von Böhm, Jury, Rosenbuſch, Rosmäsler, Schnorr v. K. u. a. nebſt zwei Tafeln mit den neueſten Deſſeins zur Modeſtick- und Strickerei.

Leipzig,
bei J. C. Hinrichs.

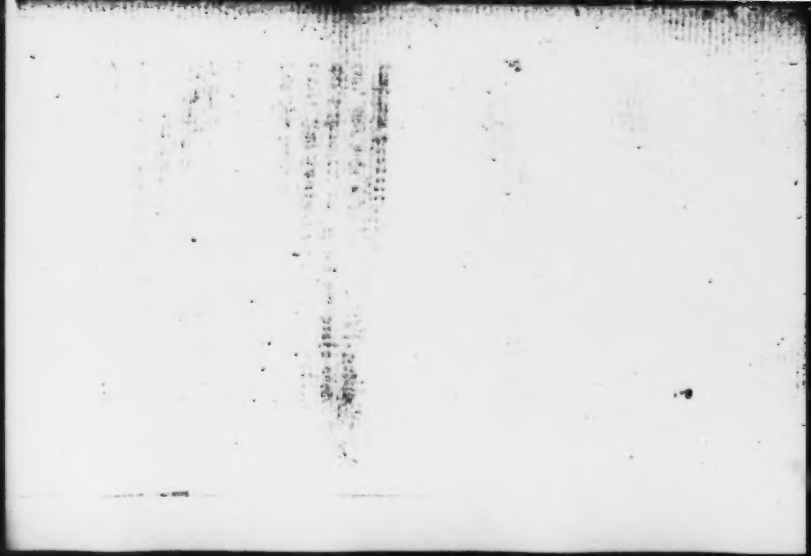

Clementine.

Schauspiel in einem Akte

nach dem Französischen

bearbeitet

von

Theodor Hell.

Personen:

Caroline von Blumenfeld, eine junge Wittwe.
Clementine, ihre Freundin.
Ernst, Graf von Halburg.
Müller, Hofrath.
Benedict, ein alter Diener Carolinens.
Ein Bedienter.

Scene: eine kleine Stadt in Deutschland.

(Die Bühne stellt ein Zimmer zu ebener Erde vor, das in einen Garten führt. — Mittelthüre und zwei Fenster im Hintergrunde, zwei Seitenthüren.)

Erster Auftritt.

Caroline und Müller.

Caroline.

Welcher Zufall führt denn Sie schon hieher, lieber Müller? Ich hatte gedacht, Sie müßten den ganzen Morgen auf der Canzlei schwitzen.

Müller.

Freilich sollte ich dort seyn, gnädige Frau, aber den Tag über machen Sie Besuche, Abends ist stets Gesellschaft bei Ihnen, wenn kann man also sonst ruhig mit Ihnen sprechen, als früh?

Caroline.

Gestern Abend zum Beispiel. Da waren wir ja ganz allein, oder wenigstens so gut als

allein, denn es war niemand dabei als meine Cousine, und ein Mädchen das nicht sieht, kann Sie doch wohl nicht stören.

Müller.

Wohl wahr, aber ich wagte es dennoch nicht. Der Gegenstand, über den ich mit Ihnen zu sprechen wünschte, ist — ist — man findet so schwer einen schicklichen Eingang —

Caroline.

Ach, ich errathe, lieber Müller, ich errathe! Sie wollten mit mir über meine Vermögensverhältnisse sprechen. — Ja, freilich — lieber Müller, ich kenne Ihre Einsicht, Ihre Rechtlichkeit, die innige Freundschaft die uns von Kindheit auf verband, ich erkläre Ihnen im Voraus, daß ich Ihre Meinung höchst gründlich, Ihren guten Rath vortrefflich finden, aber — ihn doch nicht befolgen werde.

Müller.

Und doch ist dieser Gegenstand nicht der, über welchen ich Sie zu sprechen wünsche. — Nicht von Geschäften will ich Sie unterhalten —

Caroline.

Nicht? O, Sie allerliebster Herr Hofrath,

seyn Sie mir tausendmal willkommen! — Sie haben mir wohl am Ende gar etwas zu vertrauen?

Müller.

Errathen, gnädige Frau!

Caroline.

Herrlich! Haben Sie Zeit? Sind Sie pressirt? — Nicht! — Kommen Sie, setzen Sie sich zu mir! Ich habe auch ein Geheimniß, und wem könnte ich es wohl lieber vertrauen, als meinem besten Freunde? — So! — Nun denn! — Wissen Sie es denn noch nicht? — Ich will wieder heirathen!

Müller.

Mein Gott! Seit wann haben Sie sich denn dazu entschlossen?

Caroline.

Seit heute früh, so viel ich mich besinne.

Müller. (für sich)

O, warum erklärte ich mich nicht gestern schon!

Caroline.

Aber nun, Müller! Ihr Geheimniß!

Müller.

Nach einem so wichtigen wie das Ihre ist, würde es kein Interesse mehr haben. — Wir schwatzen schon ein anderesmal darüber.

Caroline.

Aber, sagen Sie mir nur, was ist Ihnen denn?

Müller.

Nichts — ganz und gar nichts! — Sprechen wir nur weiter von — von Ihrem Glücke, ich höre Ihnen mit — mit Vergnügen zu.

Caroline.

Sie wissen mehr als zu gut, mein theurer Herr Curator, daß mein lieber verstorbener Mann mir 6000 Gulden jährliche Zinnsen hinterlassen hat. Das wäre nun an sich recht schön gewesen, wenn sich nicht über den ganzen Nachlaß der häßliche Prozeß entsponnen hätte.

Müller.

Ein abscheulicher Prozeß, den Sie leider verlieren müssen, und der Sie zu Grunde richten wird.

Caroline.

Glauben Sie das auch?

Müller.

Ich kann nicht anders.

Caroline.

Nun, ſehen Sie, das ſagt jedermann — und doch hätte es nur von mir abgehangen, ihn zu gewinnen. Der alte Rath, der hartköpfigſte aller Hartköpfe, gegen den ich prozeſſirte, und der mich durchaus heyrathen wollte —

Müller.

Glücklicherweiſe iſt er geſtorben.

Caroline.

Das hilft mir nur nichts. Man hat gar keinen Begriff von einer ſolchen Verſtocktheit. Denken Sie ſich nur, daß er einen Neffen hat — den Grafen Halburg, von dem Sie gewiß gehört haben werden —

Müller.

Ich entſinne mich nicht.

Caroline.

Beſinnen Sie ſich nur. Er war der Jüngſte von einer zahlreichen Familie, hatte alſo kein Vermögen zu hoffen, und ſollte Geiſtlicher werden. — Gewiß fällt er Ihnen nun ein — der

Mann, der vor vier Jahren plötzlich verschwand, ohne daß man wußte, was aus ihm geworden sey —

Müller.

Ja, ich bekomme jetzt so eine dunkle Idee —

Caroline.

Nun denn, Müllerchen, während der Zeit hat er nach und nach zwei Brüder, und ich weiß nicht wie viel Cousins verloren, so daß er jetzt Millionen besitzt, und überdies ist ihm auch noch die ganze große Erbschaft des alten Raths unter der Bedingung zugefallen, — hören Sie wohl, unter der Testamentsclausel, — wie Ihr Gelehrten Euch auszudrücken pflegt — daß er den Prozeß zu Ende bringen, und — mich heyrathen soll. Diesen Morgen hat mir's mein Advokat gemeldet, und nun wollte ich deshalb mit Ihnen guten Rath pflegen. Was rathen Sie mir also zu thun?

Müller.

Hm! — Nach den ersten Worten Ihres heutigen Gesprächs zu urtheilen, sind Sie schon entschlossen.

Caroline.

Ja, bis auf einen gewissen Punkt. Man

ſagt vom Grafen viel Gutes, aber vielleicht iſt er deſſen ohnerachtet doch der Mann nicht, wie er ſich für mich paßt. O, ich kenne meine Fehler nur zu genau. Ich bin lebhaft, ungeduldig, voreilig, heftig — ich brauche daher einen ruhigen, geſetzten, verſtändigen Ehegemahl — ſo einen — kurz — nun lachen Sie nur nicht — ſo einen Mann von Ihrem Character, notabene, wenn Sie mich zugleich auch liebten.

Müller.

Wie? Wär's möglich?

Caroline.

Es kann aber auch ſeyn, daß Graf Halburg alle dieſe Eigenſchaften beſitzt — und dann, wenn ich ihn heirathe, thue ich es ganz beſtimmt weniger um meinetwillen, als wegen derer die um mich ſind, und deren Glück zu machen mir eine ſo große Freude ſeyn würde. Beſonders meiner Clementine Glück! Sie iſt ſo gut, ſo ſanft, ſo liebenswürdig! Arm, wie wir beide ſind, müßten wir uns trennen, werde ich aber reich, ſo verlaſſe ich ſie nie, dann ſoll ſie alles, alles haben, was ihr trauriger Zuſtand fodert. Ach! es iſt ſo ſchrecklich, nicht ſehen zu können,

a
357 5/2

Goethe-Schiller-
Archiv
Weimar

allein zu seyn mitten in der Gesellschaft, todt für alle Freuden, immer eine befreundete Seele suchend, und doch selbst in deren Nähe noch von ihr getrennt! — Wahrhaftig, lieber Herr! — Ich nun vollends, ich könnte das gar nicht aushalten!

Müller.

Ja, Sie ganz gewiß nicht. Aber Clementine; die seit ihrem dritten oder vierten Jahre des Lichts beraubt war, kann Vergnügungen nicht vermissen, von denen sie keine Idee hat, und gewiß würde —

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Benedict.

Benedict.

Gnädige Frau, hier ist ein Brief, den ein gar stattlicher Jäger an Eure Gnaden gebracht hat.

Caroline.

Geb' Er her.

Benedict.

Ich hab' ihn höflichst gebeten, sich noch ein wenig zu verpatientiren. Er gieng gar zu schmuk

angezogen: einen schönen Rock, gewiß drei Thaler Tuch, und galonnirt auf allen Nähten.

Caroline.

(hat den Brief geöffnet) Der Brief ist vom Grafen. — Er ist hier in der Nähe, und bittet um die Erlaubniß sich mir vorstellen zu dürfen. — Gewiß will er mit mir über die Testamentclausel des närrischen Onkels sprechen. — Nun, der Brief ist sehr artig, sehr achtungsvoll. — Was meinen Sie dazu, Müllerchen?

Müller.

Ich — ich meine eigentlich gar nichts, — wenigstens fürchte ich, daß meine Meinung nicht mit der Ihrigen übereinstimmen werde — denn ohnstreitig nähmen Sie es sehr übel, wenn ich Ihnen den guten Rath gäbe, den Herrn Grafen — nicht anzunehmen.

Caroline.

Aber das wäre ja unartig — und dann in meinen Verhältnissen — nein, ich kann es wirklich nicht vermeiden —

Müller.

O! suchen Sie keinen Vorwand auf, sagen Sie lieber geradezu, ich wünsche es.

Caroline.

Nun, meinetwegen, ja, auch das! Aus Neugierde! Wahrhaftig, sonst aus keiner Ursache, — das verpflichtet mich ja noch zu nichts. — Benedict, sag' Er Clementinen, daß der Herr Hofrath hier ist — und allein! (zu Müller) Sie wird Ihnen einstweilen Gesellschaft leisten. Ich muß dem Grafen doch antworten. Nicht wahr, das erlauben mir doch der gestrenge Herr Curator? (mit Benedict in's Nebenzimmer)

Dritter Auftritt.

Müller. (allein)

Ja, ich that doch wohl daran, daß ich mich gestern ihr noch nicht entdeckte. Es wäre nur ein Triumph mehr für sie gewesen. — So mag sie denn nie erfahren, daß ich sie liebte. — Welcher Leichtsinn! Welche Unbesonnenheiten! — O, warum besitzt sie nicht Clementinens Herz und Sinn? — O, Clementine, meine einzige Freundin, kommen Sie, stehen Sie mir gegen mich selbst bei.

Vierter Auftritt.

Müller, Clementine, von Benedict geleitet.

Clementine.

Müller! Sind Sie es?

Müller.

Ja, ich bin's, theure Clementine! o! wie sehnte ich mich nach Ihnen.

Clementine.

(streckt die Hand nach Müller aus) Guten Morgen, guten Morgen, lieber Freund! Ich ließ Sie warten, aber ich konnte nicht dafür, es geht immer nicht so geschwind mit mir als ich gern möchte.

Benedict.

Oho, gnädiges Fräulein, Sie gehen immer noch einen recht raschen Schritt, wenigstens für mich. Wer hätte mir es aber auch je sagen sollen, daß ich in meinem siebenzigsten Jahre noch Führer eines so jungen, hübschen Mädchens werden sollte, wie Sie sind.

Clementine. (heiter)

Das ist gerade wie in dem Romane der Frau von Genlis, Darmance und Hermine, den mir

meine Couſine geſtern vorlas, Du biſt mein Darmance.

Benedict.

Ja, aber ein ſehr gebrechlicher Darmance.

Clementine.

Laß das gut ſeyn, deſto beſſer. Da kann ich mich auch dankbar gegen Dich beweiſen. Du führſt mich, und ich ſtütze Dich.

Benedict.

Ach, wenn Sie nur wollten, ſo könnten Sie lange ſchon ohne Führer gehen. Sagen Sie was Sie wollen, ich habe noch gar nicht alle Hoffnung aufgegeben.

Clementine.

Guter Benedikt, laß das, ich ſtreche nicht gern davon. Du weißt ja, daß die geſchickteſten Aerzte unſrer Gegend mein Uibel für unheilbar erklärt haben.

Benedict.

Gut, das mag ſeyn, aber es giebt anderswo vielleicht noch weit geſchicktere Leute. In Paris, zum Beiſpiel. Nun ich will Ihnen nur erzählen, wie es mir ſelbſt ergangen iſt.

Müller.

(leise zu Clementinen) Schicken Sie ihn doch fort, Clementine! Ich habe nothwendig mit Ihnen zu sprechen.

Clementine.

Nein, lieber Müller, lassen Sie ihm doch erst seine Geschichte erzählen. Der Alte erzählt so gern, und — ich bin arm, ich kann ihm ja sonst keine and're Freude machen, als daß ich ihm zuhöre. — Nun? Benedict!

Benedict.

Ja, ja, sehen — hören Sie nur. Es gieng mir doch eben so wie Ihnen. Vor zwei Jahren hatte ich mein Augenlicht ganz und gar verloren, und sah' nicht ein Fünkchen mehr. Wir waren gerade in Paris, der selige Herr, der Mann von der gnädigen Frau, und ich. O! es war gar ein erschrecklicher Zustand für mich.

Clementine.

Armer Benedict!

Benedict.

Mein Herr war gut, und wandte alles an mich, aber es wollte nichts helfen. Da hörte

ich von einem berühmten Doktor, der Wunderkuren verrichten sollte. Das wollte ich doch auch noch versuchen. Ich sagte aber meinem Herrn nichts davon, sondern ließ mich so für mich zu ihm hinführen. Nun, da konnte mir mein Führer keine Beschreibung genug machen, von dem großen Pallaste, von der Menge Wagen, von dem ungeheuern Vorzimmer. Drei und eine halbe Stunde mußte ich warten, man hätte denken sollen, man wär' bei einem Minister.

Müller. (dringend)

Nun ja, und der curirte Dich.

Benedict.

Bewahre der Himmel! Ich war ja ein armer Teufel — als endlich die Reihe an mich kam, hörte er mich gar nicht bis zu Ende, so kurz ich's auch machte, und gieng fort. Das wollte ich nun eben auch thun, als mich ein junger Mensch, den ich, seinen Reden nach, für dessen Schüler halten mußte, ansprach, und fragte, ob ich nicht ein Deutscher wäre? Das bejah'te ich denn ganz natürlich, und, können Sie denken, da fieng er auch an, deutsch mit mir zu sprechen, und fragte mich, woher ich sey? „Aus

Schwaben" antwortete ich. — „„Ist Er in Weinsheim bekannt,"" fragte er weiter. — „I, Herr Je! da bin ich ja geboren!" — „„Was, Er ist aus Weinsheim? Nun, das freut mich innig."" — Und was für eine Freude ich hatte, das können Sie sich leicht denken. In Paris jemand, der unser gutes Weinsheim kannte!

Müller. (dringend)

Nun, und der hat Dich curirt?

Benedict.

Ja, Herr Hofrath! das hat er gethan! Ach! was war das für ein schöner, junger Mann — so ein vornehmes, nobles Ansehn — und seine Kunst! — und seine Kunst! — Nun, ich bin ein lebendiger Zeuge davon. — Ach — und so gut war er, der konnte mir ordentlich mit Vergnügen zuhören, und ich konnte bei ihm so meine Sachen recht förmlich und gehörig auseinander setzen.

Müller. (lächelnd)

Verstehe — verstehe — aber bei dem schönen, jungen Manne, mit dem vornehmen, noblen Ansehn, wie viel hat Dich die Kur da gekostet?

Benedict.

Das kann ich Ihnen so genau nicht angeben — denn nach der Operation hat er mir ein Röllchen mit 25 Louisd'or in die Hand gedrückt, und eine glückliche Reise gewünscht.

Clementine.

Wie?

Müller.

Das ist ja fast unglaublich!

Benedict.

Aber doch buchstäblich wahr.

Clementine.

Ich danke Dir, lieber Benedict, für Deine Erzählung, sie hat mich tief ergriffen, aber leider geschehen bei uns nicht solche Wunder.

Benedict.

Sie denken wohl auch, ich sage Ihnen eine Unwahrheit?

Clementine.

Nein, gewiß nicht — aber gehe nur, lieber Freund, geh' — ich brauche Dich jetzt nicht.

Benedict.

Nun, das ist mir lieb, denn der Herr Graf von Halburg wird kommen, und da wird's alle

Hände voll zu thun geben. Man sagt ja, daß der Herr unsre gnädige Frau heirathen wolle — nun, da weiß ich nicht, wie ich fertig werden soll! (ab)

Fünfter Auftritt.

Clementine. Müller.

Müller.

Endlich ist er fort!

Clementine.

Nun, so sagen Sie mir nun schnell, was Sie von mir wünschten.

Müller.

Sie hörten es ja so eben — man erwartet den Grafen Halburg, einen der reichsten Grafen Deutschlands, einen Millionair — und ich — der ich blos einen anspruchslosen Posten habe, der — —

Clementine.

Was kümmert Sie denn das?

Müller.

Was es mich kümmert? — Er will Caroline gefallen, sie gar heirathen, und ich — der

Berechnung

der

Einnahme und Ausgabe

im Jahr 1817.

sie liebt, sie anbetet — dessen Empfindung noch niemand kennt —

Elementine.

Außer ich.

Müller.

Wär's möglich? — Sie?

Elementine.

Ja, guter Müller, — Sie sind seit einigen Tagen so traurig, so still — nehmen an keinem Vergnügen Theil — da überlegte ich mir so — (sie scheint selbst in tiefes Nachdenken zu versinken)

Müller.

Nun dann — war jemals irgend ein Mensch unglücklicher als ich? Wenn Caroline nur wenigstens wüßte, daß ich sie liebte, — ich hätte dann gleichsam ein Recht, meine Liebe zu vertheidigen, um ihr Herz zu kämpfen. — Des Grafen Ankunft könnte vielleicht nur zur glücklichen Entscheidung führen. Aber, was soll ich jetzt thun, wie soll ich ihm den Namen eines Gatten streitig machen, da ich noch nicht einmal als Liebhaber anerkannt bin? Und Zeuge sollte ich seyn seines Glücks, das — nein, ich will Carolinen

vergessen, will sie fliehen, fliehen von hier auf ewig!

Clementine.

Sie fliehen? — Nein, lieber Müller, glauben Sie mir, das ist kein gutes Mittel — über wahre Liebe vermag Abwesenheit nichts! Sie werden sie doch nicht vergessen, und nur um so unglücklicher seyn.

Müller.

Clementine! was ist das? — Sie sprechen von diesem Unglücke, als ob Sie es selbst empfunden hätten? — Wäre jemand, den Sie lieben, fern von Ihnen?

Clementine. (bewegt)

Lassen Sie uns davon abbrechen. — Es ist jetzt nur von Ihnen die Rede.

Müller.

Woher diese Unruhe — diese Bewegung? — Meine Worte haben schmerzliche Erinnerungen in Ihnen erregt! — Ja, Sie leiden, und Sie scheuen sich es mir zu vertrauen. Hat denn Caroline allein ein Recht, Ihr schönes Herz ganz zu kennen?

Clementine.

Caroline weiß von nichts. Sie konnte ja nicht einmal Ihren Kummer errathen, wie hätte sie Sinn für den meinigen gehabt.

Müller.

O, so lassen Sie wenigstens mich es werth seyn, ihn zu theilen. Clementine! nur diese Hoffnung kann mich noch hier zurückhalten. Schlagen Sie mir dies ab, habe ich sonach auch Ihre Freundschaft, Ihr Vertrauen verloren, so reise ich auf der Stelle fort.

Clementine.

Sie reisen? Und auch Sie sollte ich verlieren, Sie, der jetzt mein einziger Freund ist? — Was fodern Sie? Doch um diesen Preis — Ich habe keine Wahl. — Nun, so hören Sie! Doch, was soll ich Ihnen denn sagen? Von Kindheit an mit dem, was um mich her vorgieng, unbekannt, kann ich nur meine Empfindungen erzählen, und die Geschichte meines Lebens, ist nur die meines innern Herzens, meiner tiefsten Gefühle —

Müller.

O! verbergen Sie diese dem gleichen Gefühle des Freundes nicht.

Clementine.

Nun, so sey es. — Von meiner früh'sten Kindheit an verwaist, ist mir nur eine dunkle, sonderbare Erinnerung meiner ersten Lebensjahre übrig geblieben. Ich besinne mich nur so viel, daß ich vor langer Zeit gleichsam eine andere Welt bewohnte, von der ich jedoch keine bestimmten Ideen übrig behalten habe, als daß wir damals mehrere zusammen waren, und daß ich mich dann plötzlich allein fand. — Seitdem habe ich nichts mehr empfunden, was diesem ersten Gefühle gleich gekommen wäre. — Ich ward in Weingheim erzogen, im Schlosse der Gräfin von Rheinsberg, mit deren Tochter Emilie, die ohngefähr von gleichem Alter mit mir war. Die ersten Worte, welche meine Aufmerksamkeit erregten, waren die, welche ich so oft wiederholen hörte: „Armes Kind! Wie ist's doch Schade um sie!" Daraus schloß ich, daß ich doch wohl unglücklich seyn müße, denn bis dahin fehlte mir nichts, sehnte ich mich nach nichts. — So war ich etwa 18 Jahr alt geworden, als bei einem öffentlichen Feste in Weinheim ein Zufall mich und Emilien von der übrigen Gesellschaft trennte, und uns in die

Nähe von jungen Leuten brachte, die uns unartig zu behandeln anfiengen. Emilie war außer sich vor Schrecken, und ich selbst war sehr ergriffen, als plötzlich ein junger Mann herbeieilte, und uns gegen jene Rohen vertheidigte. O Gott! wie sanft klang seine Stimme in mein Ohr, als er uns Muth einsprach. Wie stolz und kühn erscholl sie wieder, als er unsern Gegnern befahl uns in Ruhe zu lassen. Ich hörte Beleidigungen von diesen — eine Herausforderung, — dann wieder trat ein langes Stillschweigen ein. Mein Herz bebte. Plötzlich ward dies Schweigen von einem mir bis dahin noch ganz unbekannten Geräusche unterbrochen — eine Art von Geklirr, das mich mit Schauder erfüllte. — Da schien eine geheime innere Stimme mir zuzurufen, daß unser Vertheidiger in großer Gefahr sey — ich hielt mich nicht länger, — ich sprang zu ihm hin, streckte die Arme nach ihm aus — da empfand ich einen stechenden Schmerz, daß es mir kalt durch alle Adern rieselte — und darauf fühlte ich gar nichts mehr.

Müller.

O Gott! Sie wurden verwundet!

Clementine.

Gefährlich, wie ich nachher erfuhr. — Ach, er selbst hatte es gethan, ohne es zu wollen. — Aber, wie glücklich war ich, denn dieser Unfall hatte den Kampf schnell geendet, und ihm vielleicht das Leben gerettet. — Einige Wochen nachher, als ich wieder außer Gefahr war — kam Ernst — denn er hieß Ernst der junge Mann — in's Schloß. Er gab der jungen Gräfin Emilie Unterricht im Französischen und Italienischen. Ich durfte auch daran Theil nehmen. O! mit welchem Entzücken sprach er von den schönen Künsten und der Liebe zu den Wissenschaften. Das Feuer seiner Rede, der Strahl seiner Phantasie öffnete mir eine neue Welt. — Jetzt fieng mein Daseyn erst an. — Diese, bis dahin für mich unbekannten Gegenstände, deren Bild er mir malte — lebten, waren in mir. — Ja, dieser ewig heit're Himmel, diese rieselnden Bäche, diese grünenden Wiesen, von denen er mit mir sprach, — ich habe sie gesehen, — ich sah' sie wenigstens so lange ich bei ihm war.

Müller.

Und weiter?

Elementine.

Drei Jahre lang — war er mein Führer, — mein Freund! Während seine herrlichen Worte meinen Geist bildeten — meine Seele erhoben — wachte seine Freundschaft ohne Unterlaß mit inniger Sorge über mich. — O! ich kannte ihn schon am Schritte, am Geräusche seines Kommens. — Trat er in das Gemach, so ahnete ich schon seine Gegenwart. — Ohnstreitig erschraken die andern vor einer so innigen Theilnahme, denn die Gräfin und Emilie verließen mich nun nie mehr. — Ach! da konnte ich nicht wie sonst so ganz aus voller freier Seele mit ihm sprechen. — Nur an jedem Morgen gab er mir, zum Zeichen seiner Freundschaft einen Blumenstrauß, und ich gab ihn ihm jeden Abend wieder, nachdem ich ihn den Tag über getragen hatte. — Das war unsre einzige traute Unterhaltung. — Da sagte er mir endlich eines Tages: „Elementine, ich verlasse das Schloß; die Ehre gebietet es mir so. Aber, ich komme wieder, ich schwöre es Dir, denn Dir gehört ja, Dir, mein ganzes Leben. —" O! da glaubte ich zu sterben; da fühlte ich

erſt recht ſchmerzlich die ewige Nacht, welche meine Augen deckt! — So_reißte er ab. —

Müller.

Arme Clementine!

Clementine.

Vergebens irrte ich in denſelben Baumgängen umher, wo wir zuſammen gewandelt hatten — unter denſelben Blüthenbäumen, an denſelben Quellen — ach! ich ſah' nun nichts mehr! Nach dieſer Zeit kam meine gute Couſine Blumenfeld nach Rheinsberg. Unſ're Gemüther befreundeten ſich, ſie nahm mich mit hieher, wo ich die Ruhe der Seele wieder zu finden hoffte, und doch nur wieder den alten Erinnerungen, der vorigen Sehnſucht begegnete. — Ach, glauben Sie mir, theurer Freund! das Unglück heißt — Trennung!

Müller.

Und hat er Ihnen denn ſeit ſeiner Abreiſe nicht ein einzigesmal geſchrieben?

Clementine.

Ich hätte ja den Brief nicht leſen können! — (ſich links wendend) Doch ſtill — man kommt!

Müller.

Gott! wenn es Caroline wär'!

Clementine.

Nun, dann? — O! zittern Sie nicht so! — Jetzt ist der Augenblick der Entscheidung da! Erklären Sie sich gegen sie.

Müller.

O, ich möchte — nein, das wage ich nie.

Clementine.

So will ich, lieber Müller, es statt Ihrer thun. Ich werde schon ein Mittel finden, den Grafen fortzubringen, denn nach dem was Sie mir gesagt haben, bin ich ihm schon recht gram, und ohne ihn zu kennen, aufs Wort, seine erbittertste Feindin.

Müller.

Wie gut Sie sind!

Clementine.

Sie reisen also nicht?

Müller.

Nein, nein, ich bleibe.

Clementine.

Müssen Sie aber nicht selbst mitlachen, daß wir hier eine förmliche Intrigue anspinnen, und

daß ich armes blindes Mädchen die Nädelsführerin bin? — Doch, ich höre Carolinen kommen, entfernen Sie sich.

Müller. (geht schnell ab)

Sechster Auftritt.

Clementine. Caroline.

Caroline.

(in die Scene sprechend) Laßt die Blumen in den Salon bringen, und macht vor allen Dingen den Platz im kleinen Hofe frei, es ist ja unmöglich, daß ein Wagen dort anfahren kann.

Clementine.

Ei, ei, liebe Cousine, Du erwartest also Leute zu Wagen?

Caroline.

Freilich, meinen Gegner.

Clementine.

Deinen Gegner?

Caroline.

Nämlich im Prozesse.

Clementine.

Und die Ursache seiner Ankunft?

Januar.		Einnahme.				Ausgabe.		
den								

Caroline.

Ein gütlicher Vergleich! — Wer weiß, was noch. Er hat allerdings das Recht auf seiner Seite, — aber ich bin jung — hübsch —

Clementine.

Hübsch! — Sag' mir doch, Cousinchen, was heißt denn eigentlich hübsch?

Caroline.

Je nun — wenn — wenn man gefällt.

Clementine.

So? Bin ich denn da auch hübsch?

Caroline.

Gewöhnlich räumen das Frauenzimmer einander nicht ein, aber bei Dir kanns keine gefährlichen Folgen haben, und ich will Dir es also nur gestehen: Du bist recht hübsch.

Clementine. (freudig)

Desto besser. — Ich weiß zwar nicht warum, aber was Du mir da sagst, macht mir doch Vergnügen. — Nun, fahre nur fort in Deinen Angelegenheiten.

Caroline.

Denke nur, es ist sogar schon vom Heyrathen die Rede — und weißt Du was, so gewaltig

abgeneigt bin ich gar nicht. Ich mache mir selbst kein Geheimniß daraus, daß ich nun einmal eine Schwachheit für den Reichthum habe, nicht um seiner selbst willen, sondern wegen des Ansehns das er giebt, und besonders wegen des Neids den er erregt. — Ich kann es durchaus nicht leiden, wenn man mich beklagt, und wenn ich die Leute immer so mit einem recht lebhaften Mitleiden sagen höre: „Ach! die arme gute Blumenfeld! — wie ist sie doch so schlimm dran! — ohne Beschützer — ohne Vermögen — es ist recht Schade um sie! —" Ja, wenn ich das so denke, so möchte ich eine Million im Vermögen haben — und wär's auch blos ihnen zum-Possen.

Clementine.

Und um solcher Gründe willen willst Du Dein Glück verkaufen?

Caroline.

Das nicht, — aber das Deinige sicher stellen. Sieh' nur, liebe Clementine, wenn ich den Grafen heyrathe, so kann uns nichts auf der Welt mehr trennen, nichts mich hindern Dich Zeitlebens um mich zu behalten. Du siehst

also, daß ich dann glücklich seyn werde, möge es auch mit der Ehe gehen wie es wolle.

Clementine.

Gute Caroline, ich bin Dir schon so vielen Dank schuldig — aber Du irrst Dich, liebe Freundin, denn, im Gegentheil, wenn Du den Grafen heyrathest, müssen wir uns auf der Stelle trennen.

Caroline.

Und warum denn?

Clementine.

Wenn ich es nun über mich genommen hätte, für einen Freund zu sprechen — für einen Freund, der Dich wahrhaft liebt — wär' es dann rechtschaffen von mir gehandelt — wenn ich die Hauptursache seines Unglücks würde?

Caroline.

Je, mein Himmel! — für wen interessirst Du Dich denn so sehr? — Das ist ja etwas ganz neues! — Ha, ich habe es! — Oberst Saaldorf?

Clementine.

Nein!

Caroline.

Amtsrath Kolmann?

Clementine.

Noch weniger.

Caroline.

Nun, so warte doch — ach, ich sehe so viele Leute bei mir.

Clementine.

Da bin ich denn also sehr glücklich, sie nicht zu sehen, denn ich habe von allen diesen Leuten gleich auf der Stelle den erkannt, der Dich aufrichtig liebt. Und wer anders könnte denn das auch seyn, als der gute, der liebenswürdige Müller?

Caroline.

Ach! der arme, gute Mensch! Eben ihn habe ich zum Vertrauten genommen, eben ihm vor wenig Minuten alles entdeckt. Nun, das habe ich schön gemacht. — Wie leid ist mir das! — Ich habe stets so viele Freundschaft für ihn gehabt.

Clementine.

Ach! die Freundschaft hätte er Dir jetzt gern erlassen.

Caroline.

Aber, wie konnte ich auch nur denken, daß der mich liebte? Er hat ja nie ein Wort davon mit mir gesprochen, mir nie etwas schönes gesagt, immer gezankt. Er kam mir stets weniger als ein Freund, geschweige gar als ein Liebhaber, nur immer wie ein ehrenfester Hofmeister vor —

Clementine.

Ja, ja, das ist er eben auch — ein Führer — ein Beschützer — ein Freund! — O, ich hätte ihn gewiß gleich herausgefunden. — Und siehst Du nun, diesen mußt Du lieben und heyrathen. — Bei Euch Beiden werde ich glücklich seyn, und mein Leben frey beschließen. — Was bedarf denn ich des Ueberflusses, der Schätze, des Schmucks? — mir ist ja das alles unnütz. Nur Deine Freundschaft brauche ich und die seinige. — Ach! mein einziges Bedürfniß ist es, glückliche Menschen um mich zu haben, die mich Theil nehmen lassen an ihrem Glücke! — Wenn Du es nur wüßtest wie er Dich liebt — wenn Du nur seinen Schmerz, seine Verzweiflung gehört hättest —

Caroline.

Iſt es möglich?

Clementine. (Pauſe)

Biſt Du denn gar nichts gewahr worden? — Ich, ich konnte ihn zwar nicht ſehen, — aber (ergreift Carolinens Hand) auch ohne daß er ſprach, verſtand ich ihn — ich fühlte wie ſeine Hand in der meinen zitterte. O Gott! — gerade ſo wie jetzt die Deine. — Du biſt bewegt — gerührt. — Wie gut, daß ich es ihm verſprochen hatte. — Nicht wahr, theure, liebe Schweſter, Du liebſt ihn, Du giebſt ihm Deine Hand, und ich darf hineilen ihm zu ſagen, daß ich ſeinen Prözeß gewonnen habe?

Caroline.

(hält ſie zurück) Nur noch einen Augenblick! — (bei Seite) Es iſt ſchrecklich — man glaubt ſich bei ihr ſo ſicher — man läßt ſich überraſchen — (laut) Ich geſtehe Dir, daß ſeine Empfindungen mir Freude machen — daß ich vielleicht in meinem Herzen ein Gefühl hege, das ich bis jezt ſelbſt nicht kannte, daß ich wohl einmal künftig hoffen darf —

Clementine.

Nein, nein, das ist nichts, das ist nichts! Du mußt ihn auf der Stelle lieben.

Caroline.

So warte doch nur Clementine, nur einen Augenblick! — Ich könnte ihn wohl lieben, wenn ich's auch nicht gestünde, und — weil — doch was ist das für ein Geräusch?

Clementine. (horchend)

Es ist ein Wagen. Er fährt in den Hof.

Caroline. (an's Fenster eilend)

O! was für eine köstliche Equipage! Was für herrliche Pferde! — Sieh' nur, die elegante Livree! Wahrhaftig, das ist ein Whisky!

Clementine.

Ein Whisky! Was ist das?

Caroline.

O! wie beklage ich Dich! (immer am Fenster)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Benedict.

Benedict.

Der Graf von Halburg steigt schon die Stufen vom Perron herauf.

Clementine.

Graf Halburg! Das hätte ich denken ſollen!

Caroline.

Er? ſchon; — O, du mein Himmel, ſo geſchwind erwartete ich ihn nicht. Ich hatte das im Geſchwätz mit Dir ganz vergeſſen. — Und ich bin noch im Morgen-Anzuge — ich muß mich doch ein wenig beſſer kleiden —

Clementine.

Um ihn zu verabſchieden — —

Caroline.

Wenn auch das nicht, aber die Höflichkeit fodert doch — Clementine, Du mußt ihn empfangen, bis —

Clementine.

Ich? — Nein, Liebe, das erlaß' mir, ich gehe auf mein Zimmer, und komme nicht eher wieder bis er fort iſt.

Caroline.

Es wäre doch aber höchſt unartig, ihn allein warten zu laſſen.

Clementine.

Das ſollſt Du auch nicht — ich gehe, und Du ſprichſt mit ihm, ſprichſt wie Dein edles

Herz Dir die Worte in den Mund legt. — Komm, Benedict, führe mich auf mein Zimmer. — Und Du, Caroline, vergiß nicht, was ich Dir gesagt habe. (im Abgehen von Benedict geführt) Ach, ich war so gut im Zuge, da hat der verwünschte Whisky mein ganzes Gebäude wieder schnell über den Haufen geworfen.

Achter Auftritt.

Caroline. (allein)

Nicht vergessen soll ich — o nein, das werde ich nicht — aber wenn — o Gott, daß der abscheuliche Mensch mir nicht schon vor acht Tagen alles gestand — dann — dann —

Neunter Auftritt.

Caroline. Graf Halburg. Bedienter.

Bedienter.

(öffnet die Thüre und ruft herein) Herr Graf Halburg!

Halburg.

(tritt ein, halb reisemäßig angezogen) Gnädige Frau, vergeben Sie, daß ich in Reisekleidern vor Ihnen zu erscheinen wage. Ich bin aber

die ganze Nacht gefahren, ſo ſehr ſehnte ich mich hieher.

Caroline.

Da müſſen Sie ſehr ermüdet ſeyn.

Halburg.

Anfangs war ich es allerdings — aber ſeit einigen Stunden — je näher ich hieher kam, je weniger ward ich's — das köſtliche Land — die herrlichen Wege —

Caroline.

Was ſagen Sie? herrliche Wege! Nun, das muß ich geſtehen: Straßen, nicht zum fortkommen, Abgründe, Steinbrüche. — Faſt jeden Tag geſchieht auch ein Unglück.

Halburg.

Wahrhaftig? — Sie erſchrecken mich! — Da werde ich Sie erſuchen müſſen, mich in Ihr Gebet einzuſchließen, weil ich meine Reiſe noch weiter fortſetzen muß.

Caroline.

Fortſetzen? — Wie? Sie reiſen weiter?

Halburg.

Ja, gnädige Frau — unaufſchiebliche Geſchäfte. — Noch heut Abend muß ich in Weingheim

Die Abtheilung II. Kl. 1

seyn; vorher aber nehme ich mir die Freiheit Sie um eine kurze Unterredung zu bitten, um mit Ihnen wegen des Testaments sprechen —

Caroline.

Und das werde ich eben gerade gar nicht zugeben. Wenn man die ganze Nacht im Wagen zugebracht hat, muß man vor allen Dingen daran denken, auszuruhen, und ich will also gleich Befehl ertheilen, daß man Ihnen ein Zimmer vorrichte. (will gehen)

Halburg.

(hält sie zurück) Aber, gnädige Frau, ich habe die Ehre Ihnen zu sagen —

Caroline.

Bin von allem unterrichtet — die tollste Idee — doch davon nachher. Morgen reisen Sie nach Weinsheim, und heut' Mittag speisen Sie mit uns. Entweder Sie fügen sich darein, oder ich spreche mit Ihnen kein Wort über Geschäfte, dann müssen Sie es mit meinem Advokaten abthun, und, wenn Sie eilig sind, so beklage ich Sie, denn der hat noch nie weder einen Prozeß noch eine Unterredung bis zum Ende bringen können.

Halburg.

Das iſt freilich eine ſchrecklichere Ausſicht als die Abgründe und Steinbrüche, mit welchen Sie mich eben bedrohten. — Nur mit Ihnen allein, gnädige Frau, würde es mir ein Vergnügen ſeyn, mich über unſre Angelegenheiten zu unterhalten, Sie allein möchte ich ſogar zur Schiedsrichterin darinn annehmen. Gönnen Sie mir alſo nur ein Geſpräch von zehn Minuten unter vier Augen. — Sie wiſſen, daß es ſich darum handelt —

Caroline.

Zu prozeſſiren, oder mich zu heyrathen. Das iſt der Status causae, wie mein Advokat zu ſagen pflegt. Aber ich ſage Ihnen nochmals, daß Sie von mir heute über dieſen Gegenſtand auch nicht ein einziges, kleines Wörtchen hören werden. Was Ihre Anſichten und Abſichten betrifft, Herr Graf, ſo giebt es ein ſehr einfaches Mittel, mich davon in Kenntniß zu ſetzen. Willigen Sie ein, heute hier zu bleiben, ſo werde ich dieſes als die Präliminarien zu einem vollſtändigen Friedenstraktate anſehn; wenn Sie aber, ohnerachtet meiner Bitten, durchaus noch

heute nach Weinsberg reisen wollen — nun, so muß ich glauben, Herr Graf, daß Sie die Prozesse lieben, und werde Ihre Abreise als eine förmliche Kriegserklärung betrachten. (macht ihm eine Verbeugung, und geht ab.)

Zehnter Auftritt.

Graf Halburg. (allein)

Das ist ein sehr freundliches, aber mich in Verlegenheit setzendes Ultimatum. Eine liebenswürdige Frau, diese Frau von Blumenfeld, und ich möchte in der That nicht gern, wie sie sich auszudrücken beliebt, die Feindseligkeiten beginnen. — Aber auch nichts in der Welt soll meine Ankunft in Weinsheim nur um eine Stunde länger verzögern. Je mehr ich mich dem Ziele meiner Reise nähere, je mehr fühle ich eine innere Bewegung — eine Ungeduld. — Also abgebrochen — ich reise — und riskire die Kriegserklärung. — He da! ist niemand hier? — Morgen oder übermorgen komme ich wieder hieher, und arbeite dann an dem Friedensgeschäfte? — He! kommt denn niemand?

Eilfter Auftritt.

Der Graf. Benedict.

Benedict.

Da bin ich, da bin ich schon. — (für sich) Die großen Herren haben doch immer eine recht vernehmliche Stimme. — Aber der Bräutigam sieht gar nicht übel aus. (laut) Das Zimmer für den Herrn Grafen steht parat.

Halburg.

Ich danke Dir. — Ich kann keinen Gebrauch davon machen. — Sag meinen Leuten, daß ich auf der Stelle wieder abreise.

Benedict. (für sich)

Nun, das verlohnte sich der Mühe nach der Arbeit, die er uns erst gemacht hat. (laut) Ich soll also die Equipage des Herrn Grafen wieder vorfahren lassen?

Halburg.

Ja, ja, lieber Mann!

Benedict. (im Abgehen)

Es ist doch hübsch, wenn so vornehme Herrn in Equipagen angefahren kommen. Unser ganzer Hof sieht schon voll Bettelgesindel aus der Nachbarschaft.

Halburg. (etwas ungeduldig)

Nun, so sagt sie fort.

Benedict.

Ja, das ist leicht gesagt, aber schwer ausgeführt. — Da ist vorzüglich ein blinder Mann darunter, der macht einen Lärmen —

Halburg.

Ein Blinder, sagst Du? Da, da, dem gieb diese Börse. (giebt ihm eine Börse)

Benedict. (staunend und die Börse ansehend)

Was hat denn das zu bedeuten? (näher gehend und den Grafen betrachtend) Ach, Du mein Himmel — nun — die Aehnlichkeit — Gnädiger Herr Graf, wenn Sie nicht der gnädige Herr Graf wären — so glaubte ich meiner Seele — aber nehmen Sie mir es nicht für ungut, — so glaubte ich, Sie wären der brave junge Mann — der vor drei Jahren in Paris — bei dem Doktor Forsano —

Halburg. (mit Würde)

Alter! Was fällt Dir ein?

Benedict. (zurückgeschreckt)

Ach, nehmen Sie es nur ja nicht ungnädig

auf, — ein alter Mann kann ſich ja leicht irren — ja, ich bitte tauſendmal um Vergebung — aber bei dem erſten Blicke hätte ich ſchwören wollen — doch nein, nein — ach! da iſt ja ein himmelweiter Unterſchied — die ſchöne Equipage — die Bedienten mit den Treſſenröcken — Sie ſehen auch viel geſünder und ſtärker aus — und, nun vor allem, der vornehme Anſtand von Euer Gnaden —

Halburg.

Aber, ſage mir nur, närriſcher, alter Kauz, was Du eigentlich willſt?

Benedict.

Was ich will? Ach, gar nichts, gnädiger Herr Graf — ich glaubte nur, wenn ich Sie ſo anſah, die Züge — (ſieht ihn nochmals näher an) ja, und wenn's mein Letztes wär', es iſt doch ſo eine Art Aehnlichkeit darinn, — ja, die Züge eines jungen Mannes, den ich in Paris ſah, und der mit mir von meiner Vaterſtadt Weinsheim ſprach.

Halburg.

Wie? Du biſt aus Weinsheim? Du kennſt Schloß Rheinsberg?

Benedict.

Ob ich's kenne? — Die vier groſsen dicken Thürme —

Halburg.

Ach, was Thürme — von ſeinen Bewohnern will ich etwas wiſſen. — Wie ſteht es mit der Gräfin Rheinsberg? mit ihrer Tochter Emilie, mit — mit der jungen Perſon die bei ihnen war — mit — Clementinen?

Benedikt.

Fräulein Clementine — Je, Du mein Gott, die iſt ja hier — bei ihrer Couſine, Frau von Blumenfeld —

Halburg. (voll Freude)

Hier, — hier iſt ſie? — Hier im Hauſe?! (ſich beſinnend) Ganz recht, guter Freund — danke ſchön — ich bleibe nun — ja, ja, ich bleibe. Geh' und ſage der Frau von Blumenfeld, daſs ich das Zimmer annehme, das ſie ſo gütig war mir anzubieten. Ich muſs dann auch noch mit ihr ſprechen, — aber vorher — hörſt Du? Giebt's hier nicht ſo eine Art von Advokaten — einen Notar —

Benedict.

Nicht ſo gerade bei der Hand — denn, ſehen Sie nur, wir haben für das Städtchen hier, und die drei Dörfer in der Umgegend, nur ein einziges Stück der Art, ſo daß, wenn an demſelben Tage ein Ehecontrakt aufzuſetzen und ein Teſtament zu machen iſt, der rechtſchaff'ne Mann nicht weiß, wo er zuerſt anfangen ſoll.

Halburg.

Gut, gut — ſchicke nur auf der Stelle zu ihm — er ſoll hieher kommen, ich will mit ihm ſprechen, aber ganz in's geheim, hörſt Du, ganz in's geheim. Und Du, daß Du auch niemand ein Wort davon ſagſt!

Benedict.

Verſtehe, verſtehe! — Diesmal giebt's wenigſtens kein Teſtament zu machen. (die Börſe wiegend) Nun denn, gnädiger Herr Graf, weil Sie nun einmal ſo eine Vorliebe für die Blinden haben, will ich das da meinem alten Kameraden geben; (für ſich) aber doch auch noch ein wenig für die andern aufheben; denn was können denn die dafür, daß ſie nicht auch ſo ein ſchönes Gebrechen an ſich haben. (ab)

Zwölfter Auftritt.

Halburg. (allein)

O! nun bin ich der glücklichste Mensch auf der Welt! Gott gebe nur, daß mich die Freude nicht tödtet. (nach links sehend) Dort kommt jemand! — Mein Himmel! Sie ist es — es ist meine Clementine!

Dreizehnter Auftritt.

Halburg. Clementine.

Clementine.

(aus ihrem Zimmer kommend) Benedict! — Benedict! — Ich möchte doch gern wissen, ob der Graf wieder fort wäre. — Benedict hatte versprochen, mich wieder zu Carolinen zu führen, und wenn man mich vergißt, ach, da — (sie hört den Grafen, der einige Schritte auf sie zu geht) Bist Du da? — Nun, so komm, — gieb mir die Hand! — (Halburg naht sich, und ergreift ihre Hand) Doch nein, das ist ja nicht Benedicts Hand! (mit innerer Bewegung) Mein Gott! — was ist das? (ihre andere Hand auf's Herz legend) So fühlte ich, so schlug mir das Herz gerade sonst, wenn — (zu dem Grafen)

Mein' Herr! — Wer Sie auch sind — wenn Sie nicht Er sind, so — so antworten Sie nicht — lassen Sie mich in meinem süßen Wahne, — Ernst! bist Du es?

Halburg.

Clementine!

Clementine.

Gott — o Gott! er hat mich also nicht vergessen!

Halburg.

Ja, Clementine, es ist Dein Ernst! — Treu seinem Versprechen kehrt er zurück, um Dich zu beschirmen — Dich zu beschützen. — Willst Du mir meine alten Rechte wieder einräumen — willst mir verstatten, wieder Dein Führer, Dein Freund zu seyn? Clementine! willst Du das?

Clementine.

(immer auf ihn hörend) O rede, — rede, sprich immer fort! Ich muß, ich muß Dich hören! Ach! so lange ist's nun her, daß Deine Stimme nicht in mein Ohr tönte!

Halburg.

Ich wollte Dich in Weinsheim, auf dem Rheinberger Schlosse, an allen Orten suchen,

we ſo himmliſche, und auch ſo ſchmerzliche Erinnerungen —

Clementine.

(zur Ruhe ſich zwingend) Wie iſt es Ihnen denn ergangen? Was iſt aus Ihnen geworden? Ach, wie viel werden Sie mir zu erzählen haben! — Von Ihren Leiden, Ihren Sorgen, Ihren Gefahren. — O, bedenken Sie, theurer Freund, daß ich alles, alles wiſſen will.

Halburg.

Und Sie! Clementine! wie gieng es Ihnen denn in dieſen vier Jahren? Was thaten Sie?

Clementine.

Ich wartete! — Und wenn Sie wüßten, Ernſt! wie langſam mir die Augenblicke verſtrichen! — Sie, ja Sie konnten ſie wenigſtens doch zählen. — Aber ich! — ich weiß ja nicht was das iſt, was Ihr Tage, Wochen und Monate nennt — ſeit Sie fort waren gab es für mich nur Nacht. — Doch ſtill, reden wir nicht mehr davon! Mich dünkt, die Nacht ſei nun vorüber, und ich ſei erwacht. — Sie ſind ja da!

Halburg.

Ja, süße Freundin! Der Tag bricht wieder an, ich hoffe es wenigstens.

Clementine.

Und um meinetwillen sind Sie wieder nach Weinsheim gekommen?

Halburg.

Ja, Clementine — um — um mich mit Ihnen zu vermählen.

Clementine.

Wie? Was sagen Sie? — Ich! Ernst! ich Ihre Gattin?

Halburg.

Ich bin frei und Herr über mich und mein Schicksal. Welches nun auch dies seyn möge, wollen Sie es mit mir theilen?

Clementine.

Ach, wenn ich nur auf die Stimme meines Herzens höre, würde ich vielleicht eigennützig genug seyn es anzunehmen, aber es ist wohl auch billig, daß ich nicht blos an mein, daß ich auch an Ihr Glück denke. (ihn mit der Hand suchend) Ernst! mein Freund! wo sind Sie?

— Hören Sie mich! — Als Sie von mir schieden — wußte ich noch nichts von den Ideen, von den Meinungen einer Welt, die mir ja fremd war. Seitdem hat alles was ich gehört — was ich zu verstehn geglaubt habe, mich zum Nachdenken über Sie, über mich selbst veranlaßt, und so werde ich denn in dem unglücklichen Zustande, in welchem ich mich befinde, nie einwilligen, Ihr Schicksal auf ewig an das meinige zu ketten.

Halburg.

Clementine!

Clementine.

Uiber meine Armuth erröthe ich nicht. — Sie sind edel genug mir diese zu verzeihen. — Aber ich will Ihnen nicht als Mitgift das Unglück in Ihr Haus bringen, das mein trauriges Loos ward, den Mann den ich liebe, nicht zu immerwährenden Sorgen und Aufmerksamkeiten verdammen, die Ihnen — o! ich weiß es, nichts, der aber, welche sie von Ihnen annehmen muß, alles kosten würden. — Ja, Ernst, seyen Sie ferner noch mein Führer, mein Freund! verlassen Sie mich nicht, denn das könnte ich

nicht überleben, aber wählen Sie ein anderes Wesen zu Ihrer Gattin, zu Ihrer Lebensgefährtin, und ich werde den Muth, ich werde die Kraft dazu haben — ja, eher als jede andere kann ich diesen Gedanken ertragen, denn ich werde es wissen, daß Sie glücklich sind, aber es doch nicht sehen.

Halburg.

O, Clementine, wenn Sie mich wahrhaft liebten, sprächen Sie gewiß nicht so.

Clementine.

Und eben weil ich Sie wahrhaft liebe, muß ich dies. Ernst — ich will Sie nicht betrüben, aber — wir würden nicht glücklich mit einander seyn. Alles könnte doch dann nicht mehr gemeinschaftlich unter uns seyn. Sie genössen Freuden, die ich nicht theilen könnte, und, bedenken Sie nur, lieber Freund, wenn ich nun gar eifersüchtig würde! Ei, und das könnte leicht geschehen, das fühl' ich tief in mir, — sehr leicht! O! ich stürbe ja dann für Schmerz. Sie sehen also, Ernst! daß es zu unserm beiderseitigen Glück durchaus nothwendig ist, daß ich immer nur Ihre Freundin, Ihre Schwester bleibe.

Halburg.

Ist dies Ihr fester Entschluß?

Clementine.

Ja, — unerschütterlich, wie meine Liebe zu Ihnen.

Halburg.

Und wenn Sie durch Zufall Ihr Gesicht wieder erhielten?

Clementine. (lächelnd)

Was das betrifft, lieber Freund, so wissen Sie ja, daß es unmöglich ist.

Halburg.

Und doch, wenn man Ihnen noch einen Versuch vorschlüge.

Clementine.

Ich glaube fast, daß ich ihn ablehnen würde.

Halburg.

Und warum?

Clementine.

Weil ein solcher Versuch Gedanken in mir erregen würde — Hoffnungen, die, wenn sie getäuscht würden, mein Daseyn mir unerträglich machen müßten, statt, daß jetzt, so wie ich

bin — ich ja weiter nichts verlange — mich ja glücklich fühle — wenigstens seit einigen Augenblicken.

Halburg.

(sie betrachtend) O! und um wie viel mehr würden Sie es seyn, wenn Sie, gleich mir, das Glück kennten, das zu sehen, was man liebt.

Clementine.

Glauben Sie nur, daß ich weit weniger zu beklagen bin, als Sie sich vorstellen, denn, lieber Freund — ich sehe Sie.

Halburg.

Sie, Clementine?

Clementine.

Ja, lieber Ernst, alle Ihre Züge stehen hier in meinem Herzen. Meine Phantasie malt Sie mir, und da sehen Sie, welchen Vortheil ich vor Ihnen voraus habe! Ich habe Sie vom Alter, von der Zerstörung der Zeit sprechen hören. — Für mich ist das alles nicht da. Sie bleiben stets für mich derselbe. Ich werde den Kummer nicht empfinden, Ihre Züge sich ändern, Sie verblühen zu sehn — Sie werden

immer jung wie meine Freundschaft bleiben — nimmer werden Sie altern! —

Halburg.

Und die Wunder der Natur, welche Sie umgeben, und die Sie alle noch nicht kennen, — und das noch süßre Glück sich durch einen einzigen Blick zu verstehen, in den Augen eines Freundes zu lesen, die theuern Schriftzüge niederschreiben zu können, welche Zeit und Ort einander näher bringen. — O! Clementine, wenn man sich schreibt, giebt es keine Abwesenheit mehr.

Clementine.

Ach! das fürchtete ich eben! Warum mich so versuchen?! Warum denn Ideen eines Glücks in mir erwecken, dessen ich doch nie theilhaftig werden kann?

Halburg.

Und wenn nun nichts leichter wär' als das? Wenn dieses Wunder nur von Ihnen abhinge? von Ihrem Muthe?

Clementine.

Von mir?! — O, sprechen Sie.

Halburg.

Nun, wohlan denn! — Ich habe einen Freund — der Ihnen sehr ergeben ist, — und wenn der Himmel meine Hoffnungen nicht trügt — wird er Ihnen das Augenlicht wieder geben können. — Uiberlassen Sie sich seiner Sorgfalt, vertrauen Sie sich seinem Eifer an, und noch heut' führe ich ihn zu Ihnen. — Wie? Sie zaudern?

Clementine.

Nein, aber schon bei dem bloßen Gedanken zittere ich. — Ernst! Bedenken Sie wohl, was ich Ihnen gesagt habe. Nichts kann meinen Entschluß ändern, und wenn jener Versuch nicht gelingt, so muß ich für immer auf die Hoffnung verzichten, Ihnen anzugehören.

Halburg.

Enden Sie nicht! Nicht diesen schrecklichen Ausspruch! Sagen Sie mir nur, daß Sie einwilligen.

Clementine.

Lassen Sie mich einige Augenblicke allein — dann —

Halburg.

Wohl! dann verkünden Sie mir mein Glück! — Und nun, Clementine! erinnern Sie sich noch des Schlosses zu Rheinsberg, und werden Sie mir heute auch Ihren Blumenstraus geben?

Clementine.

Wie? Ernst! Sie haben dieses ehemalige Zeichen unserer Freundschaft nicht vergessen?

Halburg.

Erhalte ich es heute, so sehe ich es als ein Zeichen Ihrer Liebe, als eine Einwilligung in unsre heilige Verbindung an. Doch, man kommt. Leben Sie wohl, leben Sie wohl, Clementine! —

Clementine.

Sie verlassen mich? —

Halburg.

Nur auf wenige Augenblicke. — Ich bereite indeß alles vor. — Mein Freund ist in einigen Minuten hier, und — nicht wahr, Clementine, Sie willigen ein? — (er geht, indem er Müller begrüßt, der durch dieselbe Mitteltür eintritt.)

Vierzehnter Auftritt.

Clementine. Müller. (dem abgehenden Grafen nachſehend)

Müller. (für ſich)

Er geht, das iſt erwünſcht, ſo kann ich mit Clementinen allein ſprechen! (laut) Sie ſuchte ich, Clementine! — Das Unglück, das mich verfolgt, iſt ohne Gleichen.

Clementine.

Wie dauert mich das! Und ich, ich bin ſo glücklich, daß ich wollte, alle Welt wäre es auch! — Alſo geſchwind, geſchwind Ihren Kummer.

Müller.

Ich ſah' Carolinen, ich ſprach mit ihr, und faßte mir endlich das Herz ihr meine Liebe zu bekennen.

Clementine. (lächelnd)

Nun, das iſt gut! da ſind Sie weit vorwärts! Das hatte ich ihr ja ſchon geſagt.

Müller.

Ich weiß es, aber bei alle dem hatte ich doch den Muth es ihr noch einmal zu ſagen.

Februar.		Einnahme.			Ausgabe.		
den							

Clementine.

Und? —

Müller.

Erſt lachte ſie — aber doch ſchien ſie gerührt — ich bat um Antwort, drang darauf zu wiſſen, ob ſie mich wieder liebe — da verſprach ſie endlich, mir dies nach der Abreiſe des Grafen zu ſagen.

Clementine.

Nun, das, dächte ich, wäre doch ſchon etwas.

Müller.

Aber der Graf reißt nicht ab, er wird nie abreiſen! Er liebt Frau von Blumenfeld — er will ſie heyrathen! — Sie geſteht ſelbſt, daß er durch ſein Dableiben ihr dies förmlich erklärt habe. — Das Abſcheulichſte dabei aber iſt, daß er ſehr liebenswürdig ſeyn ſoll — wenigſtens behauptet ſie das.

Clementine.

Wirklich?

Müller.

Aber Sie müſſen es doch auch eben ſo gut wiſſen, als Caroline.

Clementine.

Ich? nein! Ich habe noch nicht mit ihm gesprochen.

Müller.

Er gieng ja eben von Ihnen! der junge Mann, denn ich vor wenigen Augenblicken hier herauskommen sah —

Clementine, (freudig)

Den kannten Sie nicht? — Das war ja Ernst!

Müller.

Das war der Graf von Halburg.

Clementine.

Unmöglich!

Müller.

Ich bin davon vollkommen überzeugt, denn ich war ja bei seiner Ankunft zugegen.

Clementine.

Er?! — Nein, nein, da irren Sie sich! der hat weder Titel, noch Vermögen. — Das hätte er mir gewiß gesagt.

Müller.

Mag er es Ihnen gesagt haben oder nicht,

kurz, das war der Graf Halburg. — Wie? Und diesen liebten Sie?

Clementine.

Ja, und wer und was er auch sei, er ist meiner innigsten Liebe werth. Er ist der edelste, der trefflichste aller Menschen. — O, wenn Sie wüßten, was ihn hieher geführt hat! — Nur um meinetwillen ist er gekommen, ich nur zog ihn hieher.

Müller.

Wollte doch Gott, daß dem so wäre, aber unglücklicherweise bin ich überzeugt, daß er wegen Frau von Blumenfeld hieher kam, — denn — liebe Clementine — er konnte ja gar nicht wissen, daß Sie jetzt hier wären, er mußte Sie ja noch immer in Weinsheim vermuthen.

Clementine.

Er hätte Carolinen gekannt — und mir nichts davon gesagt?! — und diese Liebe, diese Verbindung — nein, das ist unmöglich, denn noch eben jetzt hat er mir seine Hand angeboten.

Müller.

Ich begreife Sie nicht, theure Freundin! Wie könnten Sie nur noch zweifeln? — Wissen Sie

denn noch nicht, arme Clementine, was ein Mann, der reich ist, und sich über alle Verantwortlichkeiten erhaben glaubt, für Absichten haben kann? Warum verbarg er Ihnen seinen Namen und seinen Stand, da er ihn der Frau von Blumenfeld nicht verhehlte? — Ich habe also offenbar Recht, und diese ist es um deren Hand er wirbt.

Clementine.

O, grausamer Mann, verschonen Sie mich mit so vielen Beweisen!

Müller.

Verzeihen Sie — aber da Sie nicht, gleich mir, im Stande sind, alles zu beobachten, so — er soll sehr hübsch, sehr angenehm seyn. — Nun, auf mich hat er nicht dieselbe Wirkung hervorgebracht. — Hübsch ist er mir nun gleich gar nicht vorgekommen, und dann hat er in seiner Miene so etwas Verstecktes, Geheimnißvolles — o! das ist gar nicht abzuläugnen, und Sie würden gewiß meiner Meinung seyn, wenn Sie selbst darüber urtheilen könnten. —

Clementine.

Warten Sie doch! — Als er mich verließ,

zögerte er — ja, ja, ich erinnere mich, daß er zitterte — gewiß, o gewiß, unruhig war er. — Aber wie hätte ich mir so etwas denken können? — Der Ton seiner Stimme war ja noch derselbe — ich fühlte noch dasselbe Entzücken ihm zuzuhören wie sonst. — Nein, nein, mein Freund, was Sie mir auch sagen, beruhigen Sie sich, er hat mich nicht betrügen wollen — das wäre ja auch gar zu leicht.

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Benedict.

Benedict.

Ist der Herr Graf Halburg nicht hier?

Müller.

Was will Er denn bei ihm?

Benedict.

Der Notar, den er in der größten Eile hat holen lassen — ist angelangt.

Clementine.

Ein Notar! — Was? — Wozu?

Benedict.

Und das errathen Sie nicht? — In unsrer

kleinen Stadt ist's ja schon kein Geheimniß mehr. — Es ist auch ganz natürlich — eine so feine Parthie!

Müller.

Nun, da haben Sie's! Schon der Heyraths-Contrakt. — Es ist alles richtig, und er will auf der Stelle die Sache zum Schluße bringen.

Clementine. (zu Benedict)

Hat er denn deshalb den Notar rufen lassen?

Benedict.

Ach, Du mein Gott, er hatte mir es zwar verboten, davon zu sprechen, aber — je nun, mit Ihnen Beiden kann man wohl schon ein vertrautes Wörtchen reden; Sie sind ja die Hausfreunde, da hat es ja nichts zu bedeuten.— Aber, Potz Blitz, der Notar wartet ja! (läuft ab)

Müller.

Es ist alles klar — sie waren zusammen einverstanden. — Frau von Blumenfeld suchte nur einen Vorwand, um mich hinter's Licht zu führen, zu entfernen. — Aber das dulde ich nicht! — ich muß mit dem Grafen sprechen —

Clementine.

O Gott! Carolinen unglücklich zu machen — sie in die peinliche Lage zu setzen ihn oder mich — nein, Müller, dazu haben Sie kein Recht!

Müller.

Nein. Das habe ich freilich nicht. — Aber es geschieht nicht um Carolinens willen, um Ihretwillen nur geschieht es, edle Clementine, um Ihretwillen, deren Schützer, deren Vertheidiger zu seyn, ich gelobt habe. Mein ganzes Leben hindurch müßte ich mir es vorwerfen, wenn ich Sie so ungestraft hätte beleidigen lassen! Nein, das darf ich nicht dulden. Mein eig'nes Glück, vergessen sey's, dahin gegeben, aber für Tugend und Unglück, für Sie, mit ihm in die Schranken zu treten, das fodert die Ehre von mir. (stürzt ab)

Sechszehnter Auftritt.

Clementine. (allein)

Ach! was habe ich denn noch zu hoffen? — Bleiben Sie! — Er ist fort! — O Gott! mögen doch nun auch sie mich verlassen! — beide, beide — mögen sie mich fliehn — ich

liebe ja nun nichts mehr in der Welt, nichts als die Nacht die mich umgiebt, und von ihnen trennt! — Und ich ſollte das Licht je wieder erblicken? Ich! — Nein, nie, nie! — ich ſähe dann doch nur, wie unausſprechlich unglücklich ich wäre, da ich ihn — und ſie — und alles mit ihnen verlor.

Siebenzehnter Auftritt.

Clementine. Caroline.

Caroline.

Aber, wo biſt Du nur, liebe Clementine! Immer noch hier? Ich glaubte, Du würdeſt Dich auch auf mein Zimmer führen laſſen. O! ich habe Dir ſo viel, ſo viel zu ſagen.

Clementine.

Caroline — iſt er noch hier?

Caroline.

Wer denn?

Clementine.

Er — Dein Beſuch — Graf von Halburg.

Caroline.

Wahrſcheinlich noch — und liebe Seele, ich befinde mich in keiner kleinen Verlegenheit.

Clementine.

So liebt er Dich also wirklich?

Caroline.

Bis jetzt beweißt es mir jede seiner Handlungen — (sieht auf Clementinen) Aber, — mein Gott! — Was ist Dir?

Clementine.

Nichts — gar nichts! (für sich) Ich fühle ihr gegenüber ein Mißtrauen, wovon ich mir keine Rechenschaft ablegen kann. — O Gott! das sind Qualen, welche ich bis jetzt noch nicht kannte! (laut) Er liebt Dich — o! — er hat es Dir auch — gesagt?

Caroline.

Nun, gesagt nicht geradezu — aber —

Clementine.

Nun denn, aber! — so fahr doch fort — was fehlt Dir denn da noch? — worüber bist Du denn noch bekümmert?

Caroline.

Weil nun auch Dein Schützling, der Hofrath sich endlich erklärt hat. —

Clementine.

Ich weiß es.

Caroline.

Und ich — von ſeiner Liebe ergriffen — von ſeinen Bitten gerührt — ich weiß gar nicht ſelbſt, wie — aber, kurz und gut, ich habe am Ende mir's ſelbſt geſtehen müſſen, daß ich ihn wirklich unendlich lieb habe.

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Hofrath. (kommt langſam im Hintergrunde zum Vorſchein.)

Caroline.

Einige Augenblicke nachher begegnete ich dem Grafen im Garten. Er ſprach mit dem Notar. Als er mich gewahr ward, brach er ab, nahte ſich mir mit einer Miene, mit einem Ausdrucke, den ich Dir gar nicht beſchreiben kann, und bat mich, ihm ſobald als nur möglich ein Geſpräch unter vier Augen, hier in dieſem Saale zu bewilligen.

Müller. (ſich nähernd)

Wie? — unter vier Augen!?

Caroline.

(lächelnd, als ſie ihn bemerkt) Ah — Sie waren zugegen?

März:		Einnahme.			Ausgabe.	
den						

Müller.

Ja, gnädige Frau, ich kam eben, aber ich hörte noch — „unter vier Augen hier in diesem Saale!“ Also deshalb giengen Sie hieher?

Caroline.

Ei, nun freilich.

Clementine.

Wie? Caroline! Du willigtest ein?

Caroline.

Man muß doch hören was er will.

Müller. (tief bewegt)

O! ich werde es noch eher hören als Sie, gnädige Frau! denn ich werde ihn hier empfangen.

Caroline.

Müller! — Um des Himmelswillen! — Was haben Sie vor? — Solch einen Auftritt. — Wohl, so erkläre ich Ihnen denn, Herr Hofrath, daß, wenn es zwischen Ihnen und dem Grafen zu der mindesten Erklärung kommt — ich mich gänzlich zurückziehe — noch habe ich nichts versprochen —

Müller.

Aber, gnädige Frau, das ist doch nichts anderes als ein Rendezvous —

Caroline.

Allerdings, mein Herr, ein Rendezvous, das ich ihm zugesagt habe — um — ihn zu verabschieden, denn ich begreife gar nicht, wie ich, die ich doch wahrhaftig auch im geringsten nichts Eroberungssüchtiges an mir habe, auf einmal zwischen zwei Anbeter gerathen bin. (nach dem Hintergrunde rechts gehend) Still! hör' ich ihn nicht schon? (sie sieht furchtsam durch die Mittelthüre)

Müller.

(leis, indem er sich Clementinen nähert) Nun?

Clementine. (eben so)

Ich kann es doch noch nicht glauben — und wenn ich es nicht aus seinem eig'nen Munde höre! — Sagen Sie mir, Freund, ist es unrecht zu horchen?

Müller. (schnell)

In ähnlichen Fällen — ist es die löblichste, die gesetzmäßigste Handlung.

Clementine.

Nun denn, so führen Sie mich in das Cabinet dort — links. (als sie dahin kommt, bleibt sie stehen, und fragt Müller:) Kommen Sie nicht selbst mit?

Müller.

Wie? Ich! — (auf Carolinen zeigend) Die Achtung — das Vertrauen — hören Sie statt meiner mit zu, und verlieren Sie kein Wort. (Clementine tritt in das Cabinet rechts vom Zuschauer, Müller geht durch die Mittelthüre ab)

Neunzehnter Auftritt.

Caroline. (allein)

Eine solche Abschieds-Audienz hat doch etwas sehr Beängstigendes, und ob ich gleich fest entschlossen dabei bin, so ist es doch immer sehr unangenehm. — Nun, geschwind, zum mindesten die süßesten, verbindlichsten Redensarten vorgesucht. Er soll uns verlassen! gut! aber soll er denn auch noch Kränkungen mit auf den Weg nehmen? Nein, gewiß nicht.

Zwanzigster Auftritt.

Graf Halburg. Caroline.

Caroline.

Sie werden ohnstreitig glauben, Herr Graf, daß ich meinen Entschlüssen nicht sehr treu sei, denn ich habe mir eigentlich das Wort gegeben, daß heut' unter uns von Geschäften nicht die Rede seyn solle. — Doch jetzt frage ich Sie, Herr Graf, wozu haben Sie sich also entschlossen, und was wünschen Sie von mir?

Halburg.

Kaum wage ich, gnädige Frau, es Ihnen zu sagen. Haben Sie aber nur die Gnade, mich ruhig anzuhören, und nach dem, was ich Ihnen entdecken will, mögen Sie dann selbst das Urtheil fällen.

Caroline. (für sich)

Mein Gott! Was wird das werden? — Ich bin ganz verwirrt.

Halburg.

Sie wissen bereits, daß ich, als letzter Sprößling einer sehr zahlreichen Familie, nie darauf hoffen konnte, den Rang und die Reichthümer

zu erwerben, deren ich mich jetzt erfreue. — Meine Weigerung, Geistlicher zu werden, hatte mich mit meinen Anverwandten entzweit, aber ich hatte wacker studirt, war voll Muth und Enthusiasmus, und, gleich allen jungen Leuten meines Alters, hoffte ich in meinen Träumen von Unabhängigkeit, mein Glück nur mir selbst verdanken zu können. So gieng ich, ohne jemand ein Wort zu sagen, von Hause fort, um Europa zu durchreisen. — Aber, meine Reise dauerte nicht lange. Kaum war ich zehn Meilen entfernt, als ich mich schon verliebte.

Caroline. (lächelnd)

Ei, so hielt Ihre Philosophie nicht einmal den Glanz von ein paar schönen Augen aus! Und Ihre Geliebte —

Halburg.

Sie irren sich, gnädige Frau, sie war blind!

Caroline. (für sich)

Mein Gott! Welche Aehnlichkeit!

Halburg.

Mit Gefahr ihres eigenen Lebens hatte sie das meinige gerettet. — Ich weih'te ihr nun dieses! Ich lebte nur noch um sie zu lieben!

Der einzige Gedanke, der mich von nun an beschäftigte, war der, ihr das Augenlicht wieder zu verschaffen, ihr die Wonnen des Tages alle theilen zu lassen, die ich nur noch durch sie genoß. — Warum besaß ich damals noch nicht die Schätze, die jetzt mein sind? Ach, ich hätte sie alle dafür hingegeben, ich hätte geglaubt eine so große Wohlthat damit noch zu karg zu bezahlen. — Aber noch wußte ich selbst nicht, ob ärztliche Kunst ein Wunder dieser Art würde hervorbringen können! Ich war arm, ich besaß nichts, an wen mich also wenden? — So zählte ich denn nur auf mich selbst und reiste ab. — Zu Fuß durchstrich ich Deutschland, Frankreich. Ich kam nach Paris. Ein Arzt vor allen war dort wegen der Wunderkuren, die er an Blinden verrichtete, berühmt. Welches Entzücken für mich! Ich eilte zu ihm, ich bot ihm meine Zeit, meine Mühe, meinen Fleiß an, — ich bat ihn um nichts, als mich einzuweihen in seine Kunst, und so ward ich denn nicht sein Zögling, nicht sein Schüler — sein Diener — sein Knecht.

Caroline.

Sie! Herr Graf!

Halburg.

Ja, und glücklich wäre ich noch gewesen, wenn der, dem ich mich auf dieſe Art freiwillig zum Sclaven hingab, meine Dienſte nur noch mit dem Lohne vergütet hätte, um welchen ich mich ihm verkaufte. Aber, himmelweit verſchieden von jenen edlen Gelehrten, welche die Sache der Menſchheit zu verrathen glauben würden, wenn ſie ihr eine nützliche Entdeckung vorenthielten, ſpeculirte mein Herr nur mit ſeinen Talenten, wie ein gewinnſüchtiger Kaufmann, hatte nur den Blick auf Schätze und Reichthum gerichtet, geizte mit der Kenntniß, welche ſie ihm verſchafften, und hätte, durch Mittheilung derſelben an einen andern, ärmer zu werden geglaubt. Es galt alſo — rauben mußte ich ihm ſeine Kunſt, heimlich abſtehlen. In der Stille der Nacht ſtudirte ich in ſeinen Büchern, ſeinen Manuſcripten, am Tage war ich ein unermüdeter Zeuge der Wunder ſeiner Kunſt, folgte mit geſchärftem Blick ſeiner geſchickten Hand, und entriß ihm ſo, durch die angeſtrengteſte Mühe, wider ſeinen Willen, ſein Geheimniß. Weder ſeine ſchlechte Behandlung, noch das niederbeugende Joch ſeiner Tyranney. —

nichts ſcheuchte mich zurück. Endlich — nach zweijährigen Kunſtgriffen aller Art und unermüdeter Arbeit — war ich meiner Sache gewiß. Da kam ein Greis — es war einer von Ihren Bedienten, gnädige Frau! ein Deutſcher, ein Landsmann — er war zu arm, als daß mein Meiſter ſich die Mühe genommen hätte, ihm zu helfen —

Caroline.

Wie? — Sie waren es alſo, der —

Halburg.

Wie tief war ich da ergriffen. Mein Herz ſchlug, meine Hand zitterte. Endlich, gnädige Frau, gelang es mir. Seitdem haben hundert neue Verſuche, alle mit Erfolg gekrönt, mir das eig'ne Zeugniß für meine Kunſt gegeben. Voll Vertrauen und Hoffnung reiſ'te ich ab, und wie ich nach Deutſchland zurückkam, erfuhr ich erſt die Anſprüche, die reiche Erbſchaft, die meiner wartete. Ich hätte jetzt meinen Lehrer können herbei kommen laſſen, denn ich konnte ihn reich belohnen, — aber ich war ſtolz genug, auf mich ſelbſt zu vertrauen. — Ja, gnädige Frau, ich wäre eiferſüchtig darauf geweſen,

wenn das Mädchen, welches ich so unaussprechlich liebte, eine solche Wohlthat aus einer andern Hand als der meinigen empfangen hätte. — Ich glaubte, ein solcher Lohn gebühre mir.

Caroline.

Ja, ja, Sie haben ihn verdient!

Halburg.

Nun denn, gnädige Frau, der Gegenstand so vieler Liebe, das Wesen in dem mein Leben, mein Glück beruht, es ist hier — ich habe es gesehen, — es ist Clementine!

Caroline.

O Himmel!

Halburg.

Und jetzt entscheiden Sie. Bin ich frei, und darf ich um Sie werben?

Caroline.

(ihm die Hand zustreckend) Bedürfen Sie noch einer Antwort?

Halburg.

Nein, denn ich lese sie in ihren Augen — und was den Rechtsstreit betrifft, von welchem Ihr Vermögen abhängt, so glaube ich ihn fal-

len lassen zu können, ohne dem Andenken meines Onkels etwas zu vergeben. Ich lasse eben jetzt von dem Notar, den ich herbeirufen ließ, in aller Form Rechtens meine Verzichtleistung auf Ansprüche aufsetzen, die zum mindesten sehr zweifelhaft sind.

Caroline.

Nein, Herr Graf, das sind sie keineswegs.

Halburg. (lächelnd)

Ich verstehe Sie, gnädige Frau! Sie gönnen mir die Freude, daß meine Klugheit wenigstens scheinbar das Verdienstliche einer Aufopferung habe. — Wenn Sie befehlen, so mag dem so seyn — aber dann müssen auch Sie mir nachahmen. — Bringen Sie auch ein Opfer, nämlich das, Ihres Stolzes, nehmen Sie mein Anerbieten an, und schenken Sie mir Ihre Freundschaft.

Caroline.

Besitzen Sie die nicht etwa schon?

Halburg.

Wohl mir, dann nehme ich in diesem Augenblicke meine Zuflucht zu ihr. — Sie müssen

Commewitz

mir helfen Clementinen zur Operation zu überreden. — Noch schwankt sie! — Ich sprach mit ihr von einem Freunde, den ich zu ihr bringen wollte —

Caroline.

Wie? Sie haben ihr also nicht gesagt, daß Sie —?

Halburg.

Verrathen Sie ihr das ja nicht. Wüßte sie, daß ich es wäre, so hätte ich vollends keine Hoffnung mehr. — Ein solcher Augenblick erfodert Ruhe — die höchste Gemüthsstille — die geringste Beunruhigung der Seele könnte alles verderben — und sie würde nie den Muth haben — —

Ein und Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Clementine.

Clementine.

(für sich, indem sie aus dem Cabinet kommt) O, wie strafbar war mein Zweifel! (laut) Ernst! Sind nicht Sie da?

Caroline.

(während Ernſt zu Clementinen geht) Ja, da iſt er — er kommt zu Dir.

Clementine.

O! das wußte ich wohl. (zu Ernſt) Nun denn, mein theurer Ernſt — ich habe mich anders beſonnen — ich bin nun entſchloſſen, laſſen Sie uns zu Ihrem Freunde reiſen, geſchwind!

Halburg. (für ſich)

Was höre ich?

Caroline. (desgleichen)

Welches Glück!

Halburg.

Eine Reiſe wird nicht nöthig ſeyn — er iſt hieher gekommen, er iſt ſchon da.

Clementine. (lächelnd)

O! das iſt ja herrlich! Wie ſich das alles ſo treffen muß.

Halburg.

Wahrlich, ich bewundere Ihren Muth!

Caroline.

Du fürchteſt Dich alſo nicht?

Clementine.

Fürchten? — Nein, ich bin ruhig — (sie bei der Hand nehmend) ganz ruhig — da fühle einmal. Und dann bleiben Sie bei mir, lieber Ernst! Nicht wahr?

Halburg.

Ja, o ja, ich bleibe. — Benedict! — Benedict wird Sie in den kleinen Saal führen.

Clementine.

Recht schön. (zu Ernst mit innigem Lächeln) Sie kommen doch auch! — Nicht wahr?

Halburg.

Ja, ich folge Ihnen.

Clementine.

(geht, von Benedict, der unterdessen hereintrat, geführt, ab.)

Zwei und Zwanzigster Auftritt.

Halburg. Caroline.

Caroline.

Gott! was ist Ihnen denn?

Halburg. (tief bewegt)

O! ich kann Ihnen nicht ausdrücken, wie mir

ist! — Da bin ich nun an dem Augenblicke, nach dem ich mich so lange gesehnt habe, aber ich kenne mich gar nicht mehr — meine Entschlossenheit hat mich verlassen — ich zitt're —

Caroline.

Um des Himmelswillen, Freund! beruhigen Sie sich.

Halburg.

Wo soll ich die Kraft hernehmen —?

Caroline.

Ernst! theurer Freund! — Muth! Besonnenheit! Kommen Sie zu sich — denken Sie an unsere Freundschaft — denken Sie an Clementinen.

Halburg.

An Clementinen! — O, Sie haben Recht — dieser theure Name giebt mich mir selbst wieder. Ich fühle mich wieder stark und geschickt, ich stehe für mich ein, edle Freundin! — und Gott wird helfen. (er eilt dahin ab, wohin Clementine gieng, nachdem er vorher Carolinen die Hand küßte)

Drei und Zwanzigster Auftritt.

Caroline. Müller (ist kurz vor dem Schlusse der letzten Scene eingetreten, und hat noch des Grafen Handkuß gesehen).

Müller.

Vortrefflich!

Caroline.

Ah, sind Sie da, mein lieber Müller!

Müller.

Ja, gnädige Frau, aber ich komme wahrscheinlich zu zeitig. — O, Caroline! mußten Sie denn bei mir, bei Ihrem wahren Freunde zu den Kunstgriffen der Koketterie Ihre Zuflucht nehmen?

Caroline.

(immer links sehend, macht mit der Hand Müller ein Zeichen zu schweigen) Still — seyn Sie ruhig.

Müller. (fortfahrend)

Was kann es für ein Sieg seyn, mich zu hintergehen? War nicht mein Vertrauen, meine Ehrfurcht eben so groß als meine Liebe?

Caroline.

(macht dieſelbe Bewegung)

Müller.

Caroline! Nicht einmal anhören wollen Sie mich! — Sie beſchäftigen ſich mit andern Dingen, und Ihre Gedanken ſind weit von mir!

Caroline.

(immer dahin ſehend, wohin der Graf abgieng) Ja, ich geſtehe es — ich bin ſo unruhig —

Müller.

Um ſeinetwillen?

Caroline.

Allerdings — der Erfolg iſt ſo ungewiß —

Müller.

Nun, ſo erfahren Sie denn — und ſollte dies auch noch die Unruhe, die Bewegung, in welcher ich Sie finde, verdoppeln, aber ich bin es Ihnen, bin es mir ſchuldig — erfahren Sie denn, daß der Graf Sie hintergeht, — daß er Clementinen liebt.

Caroline. (kalt)

Ja — er liebt ſie zum Raſendwerden — das weiß ich.

Müller.

Wie? das wissen Sie, und lieben ihn noch?

Caroline. (sieht ihn zärtlich an)

Fast so sehr — als Sie! — Und, nehmen Sie sich in Acht, denn es kostet mich nur ein einziges Wort, und Sie theilen die Vorliebe, die ich für ihn habe.

Müller.

Das möchte ich doch wissen.

Caroline.

Nun denn, mein Herr Hofrath, so erfahren Sie denn vor allen Dingen, daß es ihm nie eingefallen ist, jemand andern zu lieben als — Clementinen, und daß er nur deshalb hieher kam, um diese — zu heirathen.

Müller.

Wär' das möglich! — O, der treffliche, der großmüthige Mensch! Ich muß ihm danken, muß ihn umarmen. (will ab, kommt jedoch zurück) Sie sind doch aber auch Ihrer Sache ganz gewiß? Er heirathet Clementinen wirklich?

Caroline.

Sie müßte denn seine Hand ausschlagen.

Aber könnte Sie das wohl, da sie seiner edlen Vorsorge, seinem unermüdeten Fleiße, seiner unendlichen Liebe vielleicht in diesem Augenblicke das Licht der Augen verdankt.

Müller.

Was sagen Sie?

Caroline.

Da ist er selbst.

Vier und Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Graf Halburg.

Caroline. (ihm entgegen eilend)

Nun? — Freund! — was haben Sie mir zu verkünden? — Um Gotteswillen, reden Sie!

Halburg.

Noch kann ich Ihnen keine bestimmte Antwort geben — ich selbst weiß noch nicht — —

Caroline.

Was ist denn geschehen?

Halburg.

Ein Augenblick — und ich hoffte auf den glücklichsten Erfolg.

Caroline.

Nun?

Halburg.

Da stieß sie einen lauten Schrei aus — er durchbebte mich ins Innerste — ich floh —

Fünf und zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Clementine, hinter ihr Benedict.

(So wie Clementine heraustritt, ziehen sich die andern in den Hintergrund zurück.)

Clementine.

(stürzt aus der Seitenthür) Laßt mich! laßt mich! Ich sehe! Gott! ich sehe! (sie geht einige Schritte nach der Mitte der Bühne zu, bleibt dann schwankend, und wie von dem auf sie fallenden Lichtstrahl geblendet stehen) Wer rührte mich an? — Wer hielt mich zurück? (sie öffnet von neuem die Augen, und streckt die Hand aus, wie um Licht und Luft zu berühren) Wo bin ich? — welche neue Welt? — Was ist das alles, was mich da umgiebt — das mich berührt — und das ich doch nicht fassen kann? — (Pause, sich betrachtend, und

dann um ſich her ſchauend) Gott! — ich bin nicht mehr allein! — Wunder! unbegreifliches Wunder! — O, blendender Anblick, der mir den Geiſt verwirrt. — Ja, ja, das iſt der Tag — das iſt das Licht — das iſt das Leben! — (ſie faltet die Hände auf die Bruſt, und fällt auf die Kniee. Pauſe) O, mein guter, gnädiger Gott — Dein Kind dankt Dir, preiſet Dich — ich ſchreite aus meinem Gefängniſſe — ich lebe!

Caroline. (zu ihr tretend)

Clementine — meine theure Freundin!

Clementine.

Gott! welche Stimme! — Biſt Du es? ja, Du biſt es, Caroline! Laß mich Dich kennen, laß mich Dich betrachten! — O, wie biſt Du ſchön! — o, eben ſchön als Du gut biſt! — (ſie wendet ſich, und erblickt Müller und den Grafen, die neben einander ſtehen) Ha! (ſie betrachtet ſie beide genau, zögert einen Augenblick, und geht dann gerade auf Halburg zu. Als ſie ganz nahe bei ihm iſt, ſteht ſie ſtill, nimmt den Strauß vom Buſen und giebt dieſen ihm) Da haſt Du ihn, Ernſt!

Halburg.

(ſich ihr zu Füßen werfend) O! ich bin überſchwenglich belohnt!

Benedict.

(zu Clementinen mit einer ſchwarzen Binde tretend) nein, nein, gnädiges Fräulein — das geht nicht — noch ein paar Tage müſſen Sie — der Herr Doktor hat's befohlen.

Clementine.

Wie? Schon wieder blind werden?

Halburg.

Und vor einer Stunde, Geliebte, fandeſt Du doch, daß es ein ſo angenehmer Zuſtand ſei!?

Clementine.

(ihn mit voller Liebe anblickend, und in ſeine Arme ſinkend) Ach! da hatte ich Dich noch nicht geſehn!

Der Vorhang fällt.

Dramatisches Vergißmeinnicht

für das Jahr 1824

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutschland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

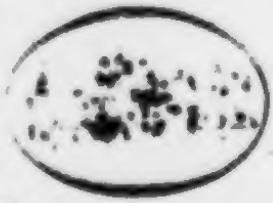

Zweites Bändchen.

Enthält:

Die beiden Galeerensclaven, oder die Mühle von St. Alterone,
Melodrama in drei Aufzügen, und

Der Hofmeister in tausend Aengsten,
Lustspiel in einem Aufzuge.

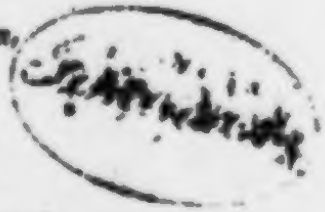

Dresden,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1824.

Dem

Herrn General von Leyſer,

Ritter mehrerer hohen Orden, Erb-, Lehn- und Gerichts-Herrn auf Gersdorf ꝛc.

mit

inniger Verehrung und Dankbarkeit

geweiht

von

Theodor Hell.

Zum schönen Sitz dort an der Böhmen Gränze
Hast oft Du Dir die Musen eingeladen;
Sie kamen gern, denn stets zu ihnen traten
Der Grazien willkommne Feyertänze.

Dort wand sich auch Thalia ihre Kränze,
Du streutest aus des Ruhmes reiche Saaten,
Daß, was Dir selbst, dem Meister, wohlgerathen,
Bei anderm auch im milden Schimmer glänze.

Den Dank, den ich in ſtiller Bruſt getragen,
Laß ihn Dir jetzt in dieſen Zeilen ſagen,
Die Freundſchaft Dir und hohe Achtung weihn;
Das Glück, das andern Du ſo voll gegeben,
Es folge ſtets Dir ſelbſt durchs reichſte Leben;
Das Herz von jedem Biedern bleibt ja Dein!

Die beiden Galeeren-Sclaven,

oder:

Die Mühle von Saint Aldevon.

Melodrama in drei Akten.

Nach dem Französischen

bearbeitet

von

Theodor Hell.

Dresden,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1824.

April.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Personen:

Thereſe, eine junge Wittwe, Beſitzerin einer Mühle.
Antoine Perrot, ihr Bruder.
Louis, ihr kleiner Sohn.
François, Müller.
Martin, Poſtmeiſter.
Deville, Offizier.
Ein Unbekannter.
Jean Leblanc, Müllerburſche.
Claude, ein Bauer.
Margot, eine Bäuerin.
Bauern und Bäuerinnen.
Soldaten der Marechauſſee.
Müllerburſche und Mädchen.
Kinder. Poſtillons.

Schauplatz: Das Dorf St. Albervon in Auvergne.

Erſter Akt.

(Gegend vor der Mühle, dieſe liegt an der Seite. Hinten Hügel.)

Erſter Auftritt.

(Bei'm Aufziehen des Vorhanges kommen unter marſchartiger Muſik Landleute beiderlei Geſchlechts, worunter Claude und Margot, mit Sträußern in den Händen über die Hügel herab. Vor der Mühle angelangt, begrüßen ſie ſich, und beginnen dann folgenden Geſang.)

Wir kommen her mit frohem Sinn
Als treue Nachbarsleute,
Den Müller und die Müllerin
Froh zu begrüßen heute:
Die Sträußchen alle ſind parat,
Sobald der Bräutigam ſich naht,
Reicht Jeder ihm das ſeine hin
Mit wahrer Herzensfreude.

Es giebt ein frohes Hochzeitfeſt,
Wo hoch man alles leben läßt.
Ja, hoch, hoch, hoch!

Jean. (tritt aus der Mühle)

Ei, ſeht einmal: da iſt ja ſchon die ganze Nachbarſchaft da! Nun, herzlich ſchön willkommen!

Mehrere. (ihm die Hände reichend)

Schönen Dank, ſchönen Dank!

Jean.

Nun, habt Ihr denn dem Bräutigam ſchon Eure Sträußchen gebracht?

Claude.

Wie Du ſiehſt, noch nicht.

Jean.

Da hättet Ihr auch früher kommen müſſen, wenn Ihr ihn noch zu Hauſe finden wolltet, denn er iſt ſchon mit Tagesanbruch in die Meierei zu Candor gegangen, um dort nachzuſehen. Ja, das läßt ihm keine Ruhe. Wenn's nur für Frau Thereſe iſt, da treibt's ihn fort, früh und ſpät. Jetzt laſſe ich mir das nun wohl gefallen, ſeit er weiß, daß er das hübſche Weibchen zur Frau bekommen wird; aber ſonſt, als er nur noch Mühlburſche war, ſo wie unſer einer, da war's doch etwas anders, und doch that er's.

Claude.

Das hat ihm nun auch der Himmel durch das nette Weibchen gesegnet.

Jean.

Ja, wenn's nur allen Mühlburschen auch so gut würde; aber unser einer bekommt nichts zu schlucken, als höchstens — Mehlstaub.

Claude.

Nun sage mir aber einmal; gestern Abends bei der Verlobung wenigstens hat er doch seinen Familien-Namen genannt?

Jean.

Bewahre der Himmel! — François ganz kurz, kein Sterbenswörtchen weiter. Ja, seinen Familien-Namen, da hat's gute Wege; er hat am Ende nicht einmal eine Familie. Doch was geht's mich an? Hat er auch keinen angesehenen Namen, so wie unser einer, so hat er doch wenigstens and're gute Eigenschaften.

Mehrere.

Ja, ja, die hat er, das ist wahr.

Jean.

Das mußte auch wahr seyn, und noch dazu mußte er gar rare Qualitäten haben, daß sich unsre mack're

Frau Müllerin entſchließen konnte, ſich mit einem ganz Unbekannten zu verheirathen.

Margot.

Unbekannt oder nicht, das iſt einerlei: es iſt und bleibt doch ein braver Mann, den wir alle lieb haben zehn Meilen im Umkreiſe.

Jean.

Er hat ſich auch um die ganze Nachbarſchaft gar gewaltig verdient gemacht. Alle Wetter! wenn man Prämien für den ausſetzte, der auf der Wolfsjagd das meiſte leiſtete, wer bekam ſie? — Meiſter Franzois, kein anderer Menſch. Ich bin doch auch ein tüchtiges Stück von einem Helden; aber ob ich auch zehnmal mit ihm lief, wenn's zum Treffen kam, hatte er doch mehr Courage als ich. Nun, und vor'm Jahre, als der arme alte Bertrand in's Waſſer fiel, und eben erſaufen wollte; wer ſprang da gleich ſelbſt hinein und zog ihn glücklich wieder heraus? Wer anders, als wieder Meiſter Franzois; und doch hatte er ſogar ſeinen Sonntagsrock an.

Claude.

Und wie er mit den Räubern fertig wird, wenn's den Burſchen einmal einfällt, ſich hierher zu bemühen. Hat er mir nicht auch mein Bischen ſauer erſpartes Vermögen erhalten, das ſonſt das ſaub're Gelichter

mit fortgeschleppt hätte? Nein, nein, es ist Schade um den wackern Franzos, daß er immer so niedergeschlagen einhergeht.

Jean.

Nun das kann ich Euch jetzt wohl sagen, woher das kam. Seht, da steckte die Liebe dahinter. Seit dem ersten Augenblicke, wo er die Frau Müllerin gesehen hatte, war er auch in sie geschossen: da hat es ihm denn so mitgespielt, bis endlich die hübsche Frau sich dadurch hat rühren lassen, und ihm nunmehr, nachdem sie seit zwei Jahren den Wittwenstand auch satt haben mochte, sogar wider den Willen ihres Bruders, des Herrn Perrot, ihre Hand schenkt, damit die Mühle wieder einen Herrn, und der kleine Louis wieder einen Vater habe.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Louis. (festlich gekleidet)

Louis.

Nun, bin ich denn hübsch genug angezogen, um auf Mütterchens Hochzeit zu gehen?

Jean.

Ei, allerliebst! Nun, das wird eine Lustbarkeit geben! Du bist noch bei keiner Hochzeit gewesen, nicht wahr? Du warst nicht bei der von Deinem Vater!

Louis.

Närrischer Mensch — da war ich ja noch nicht auf der Welt.

Jean.

Ach ja, da gieng's freilich nicht — aber laß es nur gut seyn, dafür wird's heute desto schöner werden. Vor allen Dingen aber mußt Du den Glückwunsch fein auswendig wissen, den ich — das heißt der Herr Schulmeister und ich — Dir zur Hochzeit der lieben guten Mutter mit dem lieben guten Franzeis gemacht haben.

Louis.

Nun, den kann ich am Nagel hersagen. Laß einmal sehen! (deklamirt mit Pathos)

Geehrteste Frau Mutter! Heut'
Wo Hymen seine Fackel beut,
Sey Dir mein Glückwunsch auch geweiht.
Wie Thau die Fluren tränkt und netzt,
Der Regen unter Wasser setzt,
Die Sonne ihre Strahlen netzt,
So bringe Regen, Sonne, Thau
Des Eheſtand's, in's Wittwengrau,
Verehrte, neu vermählte Frau,
Auch Dir ein stetes Himmelblau,

Und laſſe — —
Doch das wird mir wahrhaftig viel zu lang.

Jean.

Wie? dieſe herrlichen Redensarten zu lang?

Louis.

Ja, denn ich hätte mein Mütterchen während der Zeit zehnmal umarmen und recht herzlich abküſſen können, und das wäre am Ende doch weit beſſer geweſen. — Hätte ich mir's recht überlegt gehabt, ſo hätte ich lieber den Onkel Perrot um einen Glückwunſch für Mütterchen bitten ſollen; der iſt zehnmal klüger als Du und Dein alter Schulmeiſter.

Jean.

Dein Onkel Perrot? (für ſich) Ja, weil er ſo viel Vergnügen an der ganzen Heirath hat.

Dritter Auftritt.

Vorige. Perrot.

Perrot. (nach der Scene zu)

George, es bleibt dabei; die ſchönſten Weintrauben, die im Garten ſind, und zwei Eimer von meinem beſten Ausbruche. Für meiner guten Thereſe Hochzeit iſt mir nichts zu koſtbar. (für ſich, ſeufzend) Wenn nur der Mann ihrer Wahl auch ihrer würdiger wäre!

May.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Jean.

Herr Perrot, wir haben die Ehre — (er und alle Anweſende begrüßen ihn)

Perrot.

Guten Morgen, Kinder, guten Morgen! (zu Louis, der ihn umarmt) Iſt Dein Freund Franzois noch nicht wieder nach Hauſe? — Ein Bräutigam, der auf ſich warten läßt. Wahrhaftig, der Menſch macht's immer anders als andere Leute.

Jean. (zu den Landleuten)

Wißt Ihr was: ſtatt noch lange hier zu warten, wollen wir nach der Meierei zu ihm entgegen gehen; ein viertel Stündchen etwa, das iſt ja nicht weit. Uibrigens muß ich auch noch für Blumengewinde und dergleichen ſorgen, und da könnt Ihr unterwegs mir Feldblumen pflücken helfen.

Louiſe.

Macht Euch nur nicht gleich früh zu müde, dabei. Bedenkt, daß wir die ganze Nacht durch tanzen wollen.

Jean.

Da ſey nur ganz ruhig, Kleiner, ich will dem Tanze eben ſo viel Ehre machen, als dem Abendeſſen. Nun, marſch, fort! Bei der Meierei von Livecourt wollen wir ein paar Minuten anhalten; denn da ſtehen ein

Weinchen, hört, ein Weinchen — na, Ihr ſollt ihn ſelbſt koſten.

Louis.

Und ich will die beiden Anfangsbuchſtaben von meinem Wunſche, Du weißt ſchon welche, noch vollends recht ſchön auszeichnen. (geht in die Mühle)

Jean.

Ja, thus das. Und nun, friſch vorwärts. (geht mit den Bauern auf die entgegengeſetzte Seite ab)

Vierter Auftritt.

Perrot. (bald darauf) Thereſe.

Perrot.

Der Himmel gebe, daß mich meine bangen Ahnungen diesmal trügen mögen.

Thereſe (aus der Mühle.)

Louis ſagt mir, daß Du da ſeyſt, lieber Bruder! das freut mich ſehr: denn ich habe nothwendig mit Dir zu reden.

Perrot.

Auch ich wollte gern ein paar vertrauliche Worte mit Dir ſprechen, liebe Schweſter.

Thereſe.

Du biſt geſtern ſo unfreundlich fortgegangen. Alle Welt freut ſich über meine Wahl, und mein lieber Bruder allein iſt unzufrieden damit.

Perrot.

Dein Bruder ſähe Dich ſo gern glücklich, und fürchtet, daß der Mann, welcher Dein Gatte werden ſoll — ich thue Dir weh, liebe Thereſe; aber Du kennſt ja meine Liebe zu Dir: ſollte mir ein Wort entſchlüpfen, das Dir mißfiele, ſo rechne es nur auf dieſe Liebe, und auf meinen heißeſten Wunſch, Dich recht glücklich zu ſehen.

Thereſe.

Und, glaube mir, Bruder, Franzois wird mich gewiß auch glücklich machen. Seine gute Aufführung, die Achtung in welcher er in der ganzen Umgegend ſteht, ſeine Liebe zu mir, ſeine Zärtlichkeit für meinen Louis, alles das hat mich beſtimmt, ihm meine Hand zu reichen.

Perrot.

Aber auf der andern Seite hat er kein Vermögen, keine Anſtellung — und wie iſt er hierher gekommen? Sieben Jahre ſind es nun, daß er mitten in der Nacht bei dem fürchterlichſten Wetter Zuflucht in unſerer Mühle ſuchte. Dein ſeliger Mann und Du, Ihr thatet damals alles an ihm, was der ſchreckliche Zuſtand, in welchem er ſich befand, foderte. Seine einzige Empfehlung war die, daß er unglücklich war. So gieng es fort, er iſt ſeitdem nicht aus Euerm

Hause gekommen, und in wenigen Augenblicken wird er sogar Dein Mann. Therese, ich habe Dir's nicht verhehlt, daß ich eine mir selbst unerklärbare, aber unüberwindliche Abneigung gegen diese Verbindung habe. Noch gestern, ehe der Ehe-Contract unterzeichnet ward, wiederholte ich's Dir; aber Du hast nicht hören wollen, und so muß ich mich drein ergeben und gute Miene zum bösen Spiele machen.

Therese.

Du bist sonderbar mit Deinen Vorurtheilen. Ich dächte, das Unglück eines Menschen, der mehr zu beklagen als zu verdammen ist, sollte Dich milder gestimmt haben.

Perrot.

Ein Mensch, der seinen wahren Namen verbirgt, und sich in einen undurchdringlichen Schleier hüllt, hat nicht immer die rechtlichsten Bewegungsgründe zu einem solchen Inkognito. Es ist ja gar keine Schande, sein Unglück zu gestehen, vorzüglich, wenn man ein gutes Gewissen dabei hat.

Therese.

Er hat es uns ja hundertmal gesagt, daß die Entdeckung seines Geheimnisses seine Familie in die peinlichste Lage versetzen würde. Was er uns von sei-

nem Schickſale angedeutet hat, ſollte Dir doch jeden Zweifel rauben. Du weißt ja ſchon von ihm ſelbſt, daß er Soldat war, — deſertirte —

Perrot.

Das iſt's ja ſchon! Seine Fahne verlaſſen!

Thereſe.

Er bereut es nur zu ſehr, und dies iſt ja der Grund der tiefen Schwermuth, die nie von ihm weicht und ihm keinen Augenblick Ruhe vergönnt.

Perrot.

Und doch hat ihn dieſe tiefe Schwermuth nicht abgehalten, recht fein auf ſeinen Vortheil bedacht zu ſeyn, eine junge, hübſche Wittwe zu heirathen, und Eigenthümer einer artigen Beſitzung zu werden: das finde ich doch nicht ſo ganz ungeſchickt.

Thereſe.

Wie Du ungerecht biſt! Er und Eigennutz! — Du weißt ja, daß er den Zeitpunkt, den ich zu unſerer Verbindung beſtimmte, mehr als einmal ſelbſt weiter hinausgeſchoben hat.

Perrot.

Meinetwegen denn! Möglich, daß ich mich irre: wenigſtens wünſche ich es vom Grunde meiner Seele.

Um meiner guten Schweſter Thereſe willen, will ich mir alle Mühe geben, ihm auch gut zu ſeyn, und wenn er durch eine freimüthige Erzählung — doch, wenn auch ich ſeines Vertrauens nicht würdig wäre, ſollte er nicht gegen Dich ſich ganz aufſchließen, Dir alles, alles vertrauen, Dir, der er ſein Glück, ja ſelbſt ſein Leben dankt? — Nun, ich ſchweige ſchon. Gott gebe, daß Dich der Schritt, welchen Du thun willſt, nie gereue. Müßteſt Du ihn aber, was der Himmel verhüte, dennoch einſt mit Thränen und Seufzern bezahlen, ſo weißt Du, daß Du einen Bruder haßt, der ſtets Dein treu'ſter Freund war, und es ewig bleiben wird.

Fünfter Auftritt.

Vorige. Jean. (herbeilaufend)

Jean.

Er kommt — er kommt! Uff! ich habe keinen Athem mehr — ich bin ſo gelaufen — ſo geflogen — ich wollte gern der Erſte ſeyn, der Ihnen die Nachricht von des guten Herrn François Ankunft brächte. Ich habe ihn auch zuerſt auf der großen Straße geſehen, etwa einen Flintenſchuß von dem Poſthauſe. Er gieng ſo raſch, daß ich überzeugt bin,

er wird gleich auch hier seyn. Nun, da sehen Sie, da kommt er um die Gartenecke herum. Heida!

Perrot.

Narr, das ist ja Herr Martin.

Jean.

Herr Martin? — Der Postmeister? J, das wäre! — Ja, meiner Treu! — Nun, zum Glück habe ich den Andern nichts von meiner Entdeckung gesagt: die würden mich schön ausgelacht haben.

Sechster Auftritt.

Vorige. Martin.

Martin.

Schöne Frau, ich bringe Ihnen meine gefühlteste Huldigung. Papa Perrot, Sie wissen, was Sie mir sind, was ich für Sie fühle. Aber wo ist denn der vortreffliche Herr Francois, daß ich auch ihm die Blüthen meiner Glückwünsche weihe? — Sie sehen, meine Theuern, ich habe Ihre liebenswürdige Einladung ohne Umstände angenommen. Es gehört freilich ein hoher Grad von Philosophie dazu, um selbst noch jetzt Zeuge und sogar glückwünschender Zeuge der Wonne eines Nebenbuhlers zu seyn — ich sage Nebenbuhler, weil es nicht an mir gelegen hat, liebliche Frau Müllerin, daß Sie nicht schon seit langer

Zeit Madame Martin geworden ſind, und ohne Jemand zu nahe zu treten, ſollte ich doch meinen, daß dieſer Name leicht eben ſo viel werth ſeyn dürfte, als ein anderer.

Perrot.

Wenigſtens weiß man, wer Sie ſind.

Martin.

Süßeſter Freund! ob man das weiß! Poſtmeiſter ſeit ſechzig Jahren, das heißt, vom Vater zum Sohne; wohlverſtanden: hiernächſt verwandt mit den angeſehenſten Häuſern der Provinz; Neffe des Herrn Probſt, welcher ein wahrer Quell und Abgrund alles Wiſſens iſt; Pathe des vortrefflichen Herrn Präfekt, deſſen Rechtſchaffenheit rings umher zum Sprichwort geworden, und zuletzt drittes Geſchwiſter-Kind mit dem erſten Kammerdiener Sr. Königl. Hoheit, Monſieur, welcher allerdings wegen ſeines enormen Einfluſſes eher verdiente bedient zu werden, als daß er ſelbſt dienen muß. — Uibrigens habe ich mich auf Reiſen zu bilden geſucht, und zu dem Ende die weit entlegenſten Provinzen Deutſchlands in unſrer Nachbarſchaft zu durchreiſen und zu perluſtriren gewagt, alsdann aber mich beſtrebt, deren beſten Sitten und Gebräuche in mein theures Vaterland einzuführen; wie ich denn unter andern damit angefangen, die trefflichen wohl-

tönenden deutschen Posthörner meinen Postillons statt der übel klingenden Peitschen anzuzeigen, und daher vor allen andern Postmeistern Frankreichs zuerst eine schöne und melodische Horn-Post-Musik vorzuzeigen im Stande bin. — Fügen Sie nun zu allen diesen in meiner Bescheidenheit stets verschwiegen bleibenden Vorzügen noch ein ganz leibliches Vermögen, ein recht passables Ansehen, und, wie bereits beiläufig erwähnt, einen hohen Grad von Philosophie dazu, so werden Sie eingestehen müssen, daß ich ein Ehemann ohne Gleichen, ein wahrer Muster-Ehemann würde geworden seyn. Da aber Madame geruhet haben, mit ihrer Wahl einen Andern zu beglücken, so wollen wir nicht mehr davon sprechen.

Perrot.

Vielleicht sprechen And're desto mehr.

Martin.

Wollte höflicherweise diesen kitzlichen Punkt nicht berühren. Aber, ich bitte um Verzeihung, tausendmal um Verzeihung; ich bin wieder ein wenig spät gekommen. (sieht nach der Uhr) Musen und Grazien, schon zehn Uhr! Da hat man wahrscheinlich mit der Trauung blos auf mich gewartet. O, ich bin zerknirscht, tief gebeugt darüber; aber wenn man einmal

vom Hauſe weggeht, hat man an ſo viele Sachen zu denken, für ſo viele unvorherzuſehende Zufälle zu ſorgen, daß — und dann ſind die Poſtillons ſo nachläſſig, und die Reiſenden ſo begehrlich — o, da muß ich Ihnen gleich etwas erzählen, es wird Ihnen gewiß höchſt intereſſant ſeyn, und noch vielmehr ohnſtreitig dem Herrn François, der als nunmehriger Hausherr —

Thereſe. (kalt)

Herr Poſtmeiſter, ich erlaſſe Ihnen dieſe Mittheilung, und bitte Sie vorzüglich, ſich aller Bemerkungen über einen Mann zu enthalten, der in wenigen Augenblicken mein Gatte ſeyn wird.

Martin.

Erlauben Sie, erlauben Sie, holde Braut; aber meiner pflichtſchuldigen Rechtfertigung und Entſchuldigung wegen muß ich noch ein paar Worte ſprechen. — Denken Sie nun alſo: es hatte eben acht Uhr geſchlagen — nein, bei meiner Ehre, es ſchlug eben noch; ich war bereits raſirt, gepudert, angezogen, und ſchickte mich gerade an, zum Hauſe hinauszugehen, als —

Jean. (der bisher immer auf der Lauer ſtand)

Nein, diesmal irre ich mich nicht — er iſt's! er iſt's!

Siebenter Auftritt.

Vorige. François.

Martin.

Ja, da iſt er ja, der vortreffliche, der theure Herr François! — O, laſſen Sie ſich umarmen! (Francois küßt ihn kalt) Ich mache dem glückſeeligen Herrn Bräutigam, der allerliebſten Braut, mein tiefſtes Compliment. — Aber wie? Immer ſo verſtimmt — immer traurig — und das ſogar an einem Tage wie der heutige? — Was ſoll ich denn da thun, ich unglückſeeligſter aller Nebenbuhler?

Thereſe. (zu François)

Du bliebſt ſo lange aus, ich war ſchon ganz unruhig darüber.

François.

Thereſe, es war nicht meine Schuld, daß ich nicht eher zu Dir zurückkam, da Du mir ja das Theuerſte auf der Welt biſt.

Martin.

Alſo auch Sie haben ſich verſpätigt? — Nun, da ſehen Sie, grade ſo iſt es auch mir gegangen. Ich wollte eben die Urſache davon erzählen, als uns Ihre überaus angenehme Ankunft unterbrach. Nun, Sie können, ja Sie ſollen es auch mit hören. Ich ſagte

Ihnen alſo, daß ich mich eben anſchickte, fortzugehen, als auf einmal ein zwanzig Mann von der Marechauſſée mit ihren Roſſen bei mir Halt machten.

François. (bei Seite)

Von der Marechauſſée?!

Martin.

Die Pferde konnten nicht weiter fort und die Mannſchaft kam vor Hunger bald um. Man mußte alſo natürlich jenen Haſer, und dieſen Brod und Wein vorſetzen, und beide ein wenig verſchnaufen laſſen: und das hatten ſie auch ſammt und ſonders ſehr nöthig: denn ſeit drei Tagen waren ſie bereits unterwegs. — Nun, kurz und gut, endlich ritten ſie nach einer Stunde, nachdem ſie mein Haus von unten bis oben unterſucht hatten, wieder fort, und vertheilten ſich auf die benachbarten Dörfer, um dort neue Nachſuchungen anzuſtellen. Sie werden daher auch noch vor Einbruch der Nacht hier ſeyn, und gerade zu rechter Zeit, wie ich glaube, ankommen, um den Ball mit eröffnen zu helfen.

François. (mit möglichſt erzwungener Kälte)

Und wem gilt denn das Alles?

Martin.

Wem's gilt? — das haben die Herren mir freilich nicht geſagt; aber aus den wenigen Worten, die

ſie ſo hinwarfen, aus den Fragen, die ſie an mich thaten, habe ich doch ſo Einiges — Wenn man das Glück beſitzt, mit etwas Scharfſinn und einer gehörigen Portion Neugierde verſehen zu ſeyn, ſo entdeckt man ſtets — (heimlich) Im Vertrauen, wenn ich mich auf Ihre Verſchwiegenheit verlaſſen kann —

François.

Reden Sie — reden Sie!

Martin.

Es iſt eine ſehr wichtige — hochwichtige Sache. — Um des Himmelswillen, bringen Sie mich nicht in Ungelegenheit. (ſcheu um ſich ſehend) Man iſt hinter einer Menge Deſerteurs und einigen Verbrechern her, die während des Transports, der ſie auf die Galeeren bringen ſollte, und ehe ſie mit den abſcheulichen beiden Buchſtaben T. F. gebrandmarkt werden konnten, entſprungen ſind.

Therese. (François anſehend)

Deſerteurs!

Perrot. (François anſehend)

Verbrecher!

Martin.

Man glaubt — ja, man will es ſogar gewiß wiſſen, daß mehrere derſelben ſich ſeit einiger Zeit in dieſen Bezirk geflüchtet haben. Alle Maßregeln ſind

daher ſchon genommen, und ohne ein Wunder können ſie ſich nunmehr dem überall wachſamen Auge der heiligen Gerechtigkeit nicht mehr entziehen. Wen aber die einmal fängt, deſſen letztes Stündchen hat wohl bald geſchlagen.

François.

Die Unglücklichen!

Martin.

Sie beklagen ſie noch?! Da denke ich ganz anders. Ich bin eine loyale Seele, ich habe kein Mitleid mit ſolchen Taugenichtſen, und würde mir nicht das geringſte Bedenken daraus machen, ſo einen —

François.

Mein Herr, ſelbſt Strafbare haben noch ein Anrecht an das Mitleid fühlender Herzen. Und wer wollte wohl behaupten, daß es unter ihnen nicht auch irgend ein Opfer der Launen des Schickſals, oder der Ungerechtigkeit der Menſchen geben könne?

Martin.

O, Sie zartfühlender Mann! Geht es mir denn anders? Ich meine dies ja auch ganz und gar nicht: ich bemerke blos beſcheidentlich, daß jeder Soldat, welcher ſeine Fahne verläßt, ein Verräther iſt, und daß man in Frankreich, wie überall, nicht die Gewohn-

heit hat, die rechtſchaffenen Staatsbürger zu brandmarken und in die Häfen zu ſenden, um dort den ganzen Tag auf den Galeeren ſich mit Rudern zu beluſtigen.

Achter Auftritt.

Vorige. Louis mit den Landleuten, worunter Claude und Margot.

(Letztere kommen mit Blumengewinden und Sträußern, gruppiren ſich um Thereſe und Francois, und bringen ihre Glückwünſche. In dem Augenblicke hört man das Hochzeit-Geläute der Dorfglocke.)

Louis.

O, Mütterchen! Mütterchen! Nun geht's gleich in die Kirche; ſie lauten ſchon.

Françoiſe. (tief bewegt)

Meine geliebte Thereſe! Nur noch wenige Augenblicke, und wir gehören einander auf ewig an. Der Himmel iſt mein Zeuge, daß dieſe Verbindung mit Dir meine kühnſten Hoffnungen überſteigt, und alle meine heißeſten Wünſche erfüllt. Aber bei dem Allmächtigen ſchwöre ich es Dir: noch bin ich bereit, was es mir auch koſten möchte, mein ganzes Lebensglück mit Freuden dem Deinigen aufzuopfern. Ein unglücklicher Ball des Schickſals, ohne Vermögen, ohne and're Stütze in der Welt, als Dich allein, der ich alles, alles verdanke: was kann ich Dir anbieten,

um Dir alle die Wohlthaten zu vergelten, mit denen Du mich überhäuft haſt. Nur ein Herz, das Deine Tugenden entzückten, Deine Reize bezauberten; aber das doch vom Schmerz zerriſſen, zerſtört iſt. O, Thereſe! noch iſt es Zeit, noch iſt es nicht zu ſpät; denke nochmals nach, prüfe, entſcheide! — Ich will lieber den unausſprechlichen Schmerz erdulden, Dich noch an der Schwelle des Tempels zu verlieren, als einſt Deine Vorwürfe anhören, einſt Zeuge Deiner Reue ſeyn.

Thereſe. (ſanft)

Ich habe ſchon lange nachgedacht und — entſchieden. (zu den Andern) Kommt, kommt!

Perrot. (für ſich)

So ſpricht kein ſchlechter Menſch! — das ſöhnt mich wahrhaftig wieder mit ihm aus. (laut) Freund Franzois, wack'rer Schwager, was Du da ſagteſt, macht Dir Ehre, und beſiegt die Art von Abneigung, die ich bisher gegen Dich hatte; Dein künftiges Benehmen wird Dir, das hoffe ich nun gewiß, meine Freundſchaft und Achtung vollends erwerben. Drum gehe hin, mache meine gute, theure Schweſter recht glücklich; ſey ein zweiter Vater für meinen braven Louis, und Du ſollſt dann auch ſtets einen liebenden und treuen Verwandten in Deinem Schwager Perrot finden.

(Franzis iſt tief gerührt, ergreift Perrot's dargebotne Rechte und drückt ſie innig an's Herz. Thereſe und Louis umarmen Beide. Jean wiſcht ſich die Thränen aus den Augen. Martin ſucht ſeinen Verdruß zu verbeißen.

Franzis.

Ja, Bruder meiner angebeteten Thereſe, ich bin Deiner Freundſchaft, Deiner Achtung nicht unwerth. Lange war ich zwar verfolgt vom Unglücke; aber nie hat das Laſter mein Herz befleckt. In Eurer Nähe wird Glück und Ruhe mir wieder lächeln. (Auf einen Wink von Louis beginnt die ländliche Muſik aufs neue. Die Mädchen gehen paarweiſe voraus, dann Thereſe, von Perrot geführt, Franzis mit Louis, Jean und Martin zuletzt die Männer.)

Neunter Auftritt.

(Bei'm Beginnen des Zuges ſieht man den Unbekannten mühſam den Hügel von der andern Seite erklimmen. Angſt und Furcht ſprechen ſich in ſeinen Zügen aus, als er oben iſt und den Zug bemerkt, eilt er wieder zurück. — Der Zug ſelbſt geht auf der Seite hinter der Mühle ab. — Der Unbekannte kommt von der entgegengeſetzten Seite zurück.

Der Unbekannte.

Sie ſind fort! — Niemand iſt mehr zugegen. — Nur einen Augenblick Ruhe! (ſinkt auf eine Bank) — Ach! — ich bin bis zum Tode erſchöpft. (um ſich blickend) Wo bin ich hier? — Noch in Auvergne! —

Aber bald — in vier und zwanzig Stunden habe ich die Gränze im Rücken, und nichts mehr zu fürchten. — Horch! Man kommt! (aufſpringend) Nein, es war nichts. Meine Angſt täuſchte mich! (ſetzt ſich wieder) Die unſeelige Maréchauſſée! überall glaube ich ſie zu ſehen, zu hören. Nur mit der größten Mühe entgieng ich den Reitern — ſchon ein paarmal ſchoſſen ſie bereits auf mich, und nur der Zufall war mein Retter. — Schrecklicher Zuſtand! Seit geſtern irre ich in dieſen Gebirgen umher, und noch kein Augenblick der Ruhe war mir vergönnt. Doch, bin ich denn nicht wieder frei? und für einen Menſchen, der das höchſte Elend der Sklaverei erduldete, iſt Freiheit auch das höchſte Glück! Was für ein nettes Haus! Wie glücklich ſind doch die, welche es bewohnen! — Und ich — als Flüchtling irre ich umher, muß mich verbergen vor Aller Augen, und nur dem Mitleide die Friſtung meines Daſeyns verdanken. Welch grauſames Schickſal! — Doch es wird Zeit mich wieder auf die Flucht zu begeben — alſo fort! — O weh mir! Ich kann nicht — meine Kräfte ſind erſchöpft — der Muth ſchwindet, und der wüthendſte Hunger zerreißt meine Eingeweide. — Ich will noch einmal verſuchen. — Unmöglich! — Unmöglich! — Hat ſich denn die Hölle gegen mich verſchworen? — Muß ich hier um-

kommen in meinem Elende? — Allmächtiger Gott! ich höre Leute — ſie kommen hieher. — O, lieber ſterben, als in ihre Hände fallen! (er rafft alle Kräfte zuſammen um zu fliehen, vermag es aber nicht; die Kniee brechen, er fällt zu Boden; noch verſucht er es, ſich fortzuſchleppen, aber eine Ohnmacht wirft ihn ganz nieder.)

Zehnter Auftritt.

Der Unbekannte. Jean. Louis. Landleute.

Jean. (zu den Landleuten)

Geſchwind, geſchwind an's Werk! damit ſie, wenn ſie aus der Kirche kommen, ſich gleich zur Tafel ſetzen können.

(Die Landleute zerſtreuen ſich in die Gegend der Mühle und in die Mühle ſelbſt. Als Jean und Louis, die Letzten, auch hineingehen wollen, bemerken ſie den Unbekannten, der am Boden liegt.)

Jean.

Was iſt denn das? Gott ſtehe mir bei! — Das iſt ein todter Menſch, oder einer, der wenigſtens nicht weit davon iſt.

Louis.

Können wir ihm denn nicht mehr helfen?

Jean.

Ei, freilich müſſen wir das! Hat man ja vor ſieben Jahren den guten Herrn Franzois faſt in demſelben

Zustande und auf derselben Stelle hier gefunden! Heda! Landleute! Hieher! hieher!

(Einige Landleute kommen und helfen mit Jean dem Unbekannten auf.)

Der Unbekannte.

(kommt nach und nach zu sich und wirft irre Blicke umher) So konnte ich ihnen doch nicht entrinnen?!

Jean.

Fürchtet Euch doch nicht, hier wird man Euch nichts zu Leide thun.

Louis. (bringt aus dem Hause einen Becher)

Da trinkt einmal, armer Mann! das wird Euch stärken!

Der Unbekannte. (für sich)

Bald hätte ich mich verrathen. (trinkt) Tausend Dank für Eure Wohlthat. Ich bin so weit gegangen — die Hitze — meine Kräfte verließen mich. Jetzt ist mir schon wieder besser, und ich werde nun wohl wieder fort können. (versucht aufzustehen)

Louis. (hält ihn zurück)

Wo denkt Ihr denn hin? Ihr könnt ja noch kaum sitzen. Bleibt lieber hier. Es giebt eine Hochzeit hier in der Mühle: da könnt Ihr auch mit dabei seyn und schmausen, und dann erzählt Ihr mir Eure Geschichte, und das wird mir Spaß machen, oder wenn sie recht

ſchauderlich iſt, werde ich mich fürchten, und das iſt auch was Hübſches.

Jean.

Mein Seel, der Kleine hat Recht. Ja, ja, lieber Mann, Ihr bleibt heute bei uns.

Der Unbekannte.

Nun wohl, ſo will ich bleiben. (für ſich) Schlüge ich's ihnen ab, ſo könnte das Verdacht erregen, und während des Tumults bei'm Feſte kann ich mich ja leicht aus dem Staube machen.

Eilfter Auftritt.

Vorige. François nebſt einigen Landleuten (von der Seite her, wo ſie vorhin abgiengen.)

Louis. (läuft François entgegen)

Mütterchen, Du mußt nicht böſe ſeyn. Wir haben da einen armen Menſchen halbtodt am Hauſe gefunden, und da habe ich ihm Wein gebracht, und ihn gebeten, daß er hier bleiben und ſich vollends erholen ſoll. Ich weiß ja, daß Du und Mütterchen auch Niemand in Noth ſehen könnt, ohne gleich zu helfen.

François.

Du guter Junge! (zum Unbekannten, dem er indeß näher trat) Armer Mann! ſeyd mir willkommen. Pflegt Euch in meinem Hauſe, bis Ihr ganz wieder herge-

ſtellt ſeyd. Unglücklichen und Verfolgten ſoll es ſtets ein Zufluchtsort ſeyn.

Der Unbekannte. (für ſich)

Der Ton ſeiner Stimme iſt mir nicht fremd.

Franzois. (nach näherem Betrachten für ſich)

Dieſen Menſchen ſollte ich kennen. Wär's möglich?

Der Unbekannte. (für ſich)

Irre ich mich nicht? — Nein, nein, er iſt es.

Franzois.

Oder täuſcht Erinnerung auch heute meine Sinne?

Der Unbekannte. (ſteht auf)

Kamerad, wir ſehen uns heute nicht zum erſtenmale.

Franzois. (voll Staunen)

Glaubt Ihr wirklich?

Der Unbekannte.

Ich weiß es gewiß.

Franzois. (bei Seite)

Großer Gott! — er iſt's — und kennt mich wieder.

Der Unbekannte.

Seine Freunde ſo zu vergeſſen — das iſt nicht fein.

Franzois.

Seine Freunde?

Der Unbekannte.

Du erinnerſt Dich alſo nicht mehr, weder meiner Züge noch meines Namens? — Was mich betrifft, ſo habe ich ein beſſeres Gedächtniß. (ſehr laut) Dein Name iſt —

Françoiſ.

(ergreift ihn im höchſten Schrecken bei der Hand und drückt dieſe heftig und mit Bedeutung) Schweig, oder Du machſt mich unglücklich.

Zwölfter Auftritt.

Vorige. Thereſe. (kommt mit zwölf jungen Landmädchen, worunter Margot, welche Blumengewinde tragen, ebenfalls daher, wohin ſie vorhin abgieng.)

Thereſe.

(eilt auf Françoiſ zu und ſinkt in ſeine Arme) O, mein theurer Gatte! Nun iſt unſer Glück unwandelbar!

(Die jungen Mädchen umgeben in derſelben Zeit die beiden Neuvermählten, und umwinden ſie mit den Blumengewinden.)

Der Unbekannte.

(zieht ſich auf die andere Seite zurück, und ruft mit halber Stimme, die glücklichen Menſchen betrachtend) Er muß mich retten, oder er iſt mit mir verloren!

(In dieſem Augenblick hört man einige Schüſſe hinter der Bühne, und die Töne mehrerer Waldhörner, der Unbekannte hebt zuſammen.)

Jean.

(tritt an ihn an, und ſucht ihn zu beruhigen) Was erſchreckt Ihr denn? Es iſt ja nichts — es ſind ja nur Freudenſchüſſe der jungen Burſche.

(Eine rauſchende Muſik tritt ein. Von Perrot geführt, erſcheinen die jungen Burſche, worunter Claude, auf den Anhöhen der einen Seite, und feuren ihre Flinten nochmals ab, während unter Martins Aufführung auf den andern Hügeln 24 Poſtillons in netter Livree erſcheinen und eine Fanfare blaſen, in welche die Muſik vor der Bühne einſtimmt. Die Mädchen bilden im Vorgrunde eine neue Gruppe, welche Thereſen und Francois in's Haus begleitet. Louis folgt. Jean und die Landleute auf der Bühne, werfen die Hüte in die Höhe, und bringen ein lautes Lebehoch. Bei'm Eintritt in's Haus blickt Francois ſich um, und macht dem Unbekannten ein gebieteriſches Zeichen zu ſchweigen, während dieſer mit Grimm und Neid ihm nachſieht.)

(Ende des erſten Akts.)

Zweiter Akt.

(Ein im Hintergrunde offener Saal. Rechts und links mehrere Thüren. Es iſt dunkel; nur eine Lampe brennt auf einem kleinen Tiſche.)

Erſter Auftritt.

(Bei'm Aufziehen des Vorhanges ſieht man den Unbekannten auf einem Sopha ſchlafen, ihm gegenüber ſteht François, ihn betrachtend.)

François.

Er ſchläft! — Iſt's möglich? Er, deſſen Daſeyn von Laſtern befleckt iſt, dem in jedem Augenblick das Schaffot droht, er ſchläft! Und ich, deſſen Gewiſſen rein iſt, ich, der ich ohne Vorwurf aufblicken kann zum gerechten Himmel — ich kann keine Ruhe finden! — O, wie ſchrecklich iſt mein Geſchick! Schon ſah ich nach den fürchterlichſten Stürmen die mich umhertrieben, die Morgenröthe des Glücks mir wieder leuchten, als dieſer Elende durch ſein Erſcheinen den

Unfrieden auf's neue in mein Herz ſchleuderte, und die Ruhe ſtörte, die ſchon heimiſch werden wollte in dieſem Hauſe. Wenn er ein Wort ſagt, ſo iſt Thereſe auf immer für mich verloren, Schande mein Theil — Tod meine einzige Rettung. — O, mein Gott, laß dieſe drohenden Wolken wieder verſchwinden! — Die Liebe eines angebeteten Weibes hat mir das Leben wieder theuer gemacht. (die Thurmuhr des Dorfs ſchlägt Acht) Acht Uhr! — Es iſt die höchſte Zeit, daß er geht! — Seine eigne Gefahr und der Zauber des Geldes ſollen mir ſeine Verſchwiegenheit ſichern. (geht zum Unbekannten und weckt ihn) Auf! es iſt Zeit zur Weiterreiſe!

Der Unbekannte.

Reiſe?

François.

Willſt Du etwa Dein Verſprechen wieder zurücknehmen? Die Nacht begünſtigt Dich, und ehe noch eine Stunde vergeht, ſind die Reiter der Marechauſſée ſchon hier.

Der Unbekannte.

Mögen ſie immerhin kommen. Seit ich das Glück hatte, Dich wieder zu finden, flößen ſie mir weit weniger Furcht ein. Es liegt ja auch Dir gar viel daran, mich vor ihren Nachforſchungen zu verbergen.

Denn, wenn ſie mich fangen, ſo könnte ich leicht plaudern, und dann — Weißt Du auch, daß es die höchſte Zeit war, als Du mich batest, ſtill zu ſchweigen? Ich war eben im Begriffe alles auszuſchwatzen, und dann adieu Frau, und was noch ſchlimmer iſt, adieu Hab' und Gut! — Das nette Weibchen ſoll eine wackre Mitgift in's Haus gebracht haben! — Du dreimal Glücklicher! — Wer zum Henker hätte das wohl vor ſieben Jahren denken ſollen! — Nun, thut nichts, ich tauſche doch nicht mit Dir: denn ich habe nichts zu verlieren, und Du biſt in meiner Gewalt.

François.

Welche Demüthigung!

Der Unbekannte.

Nun, das dächte ich doch nicht! Sey nur ruhig, ich werde gehen, werde ſchweigen; aber Du weißt, unter welcher Bedingung.

François.

Die ich erfüllen werde.

Der Unbekannte.

Ich mag ſo wenig als möglich Unannehmlichkeiten mehr mit der Juſtiz haben, und dazu iſt Geld unumgänglich nothwendig.

Zweiter Auftritt.

Vorige. Thereſe.

Thereſe.

Ich ſuchte Dich, mein Freund!

François. (für ſich)

Gott! Sie! (leiſe zum Unbekannten) Geh' in jene Kammer dort; ich bin bald wieder bei Dir.

Der Unbekannte.

Genire Dich nicht, ich bin gar nicht preſſirt mit meiner Reiſe. (zeigt ſein Wohlgefallen an Thereſen, und geht dann in die Kammer)

Dritter Auftritt.

François. Thereſe.

Thereſe.

Ich komme Dir ungelegen. — Es ſcheint mir überhaupt, daß Du, ſeit jener Mann im Hauſe iſt, mich vermeideſt, wohl gar mich fliehſt.

François.

Thereſe!

Thereſe.

Siehſt Du: Thereſe glaubte Anſprüche auf größeres Vertrauen machen zu können. Sie bereut nie, was ſie für Dich that, daß ſie, ohne Dich zu kennen, Dich

aufnahm, Deine Leiden theilte, milderte, Dein Geheimniß ehrte, aber jetzt, da ſie Deine geliebte Gattin geworden iſt, hofft ſie auch auf ein vollſtändiges Zutrauen ohne allen Rückhalt. Drum rede, mein theurer Freund, rede, ich beſchwöre Dich, oder: wenn Du mir Dein Herz nicht ganz öffnen kannſt, ſo gieb mir mindeſtens die tröſtende Hoffnung, daß Dir keine Gefahr droht.

François.

Das Wiederſehen eines Unglücklichen, mit dem ich lange Zeit gemeinſchaftliche Leiden erduldete, brachte eine Gemüthsbewegung in mir hervor, deren ich nicht Meiſter werden konnte. Er wollte gern allein mit mir ſprechen, — abſchlagen konnte ich ihm das doch nicht.

Thereſe.

Wer iſt aber der geheimnißvolle Menſch? — wo will er hin? — warum läßt er ſich vor niemand ſehen? — und Du ſelbſt, warum verbirgſt Du Dich denn auch?

François.

Ich darf ſein Geheimniß nicht enthüllen.

Thereſe.

Und ich glaube es zu errathen. Die Maréchauſſée, die in dieſem ganzen Bezirke die ſtrengſten Ausſuchun-

gen hält, des Poſtmeiſters wahren oder falſchen Muthmaßungen über die Unglücklichen, welchen ſie nachſpürt — ſelbſt ein paar Worte, die Dir entſchlüpft ſind, alles beſtärkt mich in meiner Ueberzeugung.

François. (für ſich)

Gott! wenn ſie es erriethe!

Thereſe.

François! — der Mann iſt ein Deſerteur.

François. (für ſich)

Ich ſchöpfe wieder Athem.

Thereſe.

Du biſt in derſelben Lage geweſen, und fürchteſt nun dieſelbe Beſtrafung. (François bebt unwillkührlich zuſammen) Ja, mein geliebter Freund, ſo iſt es. Du haſt Dir denſelben Fehler zu ſchulden kommen laſſen; falſche Scham und die Furcht mich zu betrüben, hielten Dich zurück, mir es zu geſtehen. Aber ſey ruhig, faſſe Dich; ſchon lange las ich ſo etwas in Deiner Seele; aber ich kannte auch Dein Herz, die ganze Trefflichkeit Deines Wandels unter meinen Augen, und ſelbſt ein ſolches Geſtändniß würde meinen Vorſatz nicht wankend gemacht haben.

François. (für ſich)

Und ich muß ſie noch ferner im Irrthume laſſen.

Juny.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Thereſe.

Jetzt iſt mir Alles klar. Denken kann ich es mir, wie peinlich Dir ein ſolches Zuſammentreffen ſeyn mußte. Aber Du haſt nichts davon zu befürchten. Wollte dieſer Menſch Dich verrathen, ſo verriethe er ſich ja ſelbſt, und ich kann mir es nie denken, daß Jemand die Schändlichkeit ſo weit treiben könnte, ſich ſelbſt aufzuopfern, blos um einem Andern damit zu ſchaden. Uibrigens können dieſe jetzigen Nachforſchungen ja auch Dir gar nicht gelten. Seit Du zu uns kamſt, ſind ja ſchon ſo viele Jahre verſtrichen; darum beruhige Dich, lieber François. Du ſiehſt ja, daß ich ruhig, vollkommen ruhig bin, und ſo muſt Du es auch ſeyn. Die Zukunft kann nichts Drohendes mehr für Dich haben, und wenn ich mich auch darinn täuſchen ſollte, ſo ſey überzeugt, daß mir kein Opfer zu groß ſeyn würde, um es für die Rettung des Mannes, den ich liebe, darzubringen.

François. (tief bewegt)

Thereſe! mein einziges Glück! (er ſinkt in ihre Arme, und Thränen feiern den Augenblick.)

Vierter Auftritt.

Vorige. Perrot.

Perrot. (weinfröhlich)

Was, zum Henker, macht Ihr denn da? — Was

lauft Ihr denn fort? Drinn wird geſungen und gelacht, daß es eine Luſt iſt — die Alten ſchwatzen, die Jungen ſingen, die Violinen kratzen, der Wein fließt, die Lebehochs nehmen kein Ende, alles iſt fröhlich und guter Dinge — das iſt ein Lärmen, ein Spektakel! — Aber daß Ihr nicht da ſeyd, das iſt nicht recht — man fragt nach Euch, man ſehnt ſich nach Euch — Ihr ſollt das Zeichen zum Tanze geben. — Aber was iſt denn das? — Ihr habt geweint! — Ich will doch nicht hoffen! — Am Hochzeittage! Nun, das wäre was Schönes. (leiſe zu Thereſen, ihr die Hand drückend) Thereſe! Thereſe!

Thereſe. (ausdrucksvoll)

Lieber Bruder, alles iſt nun am Tage — alles aufgeklärt, und wir ängſtigten uns ohne Urſache. (ſie lächelt ihm zu und entfernt ſich langſam, mit zärtlichen Blicken auf Franzik.)

Fünfter Auftritt.

Franzik. Perrot.

Perrot.

Nun, mein hochverehrter Herr Schwager, da wir jetzt einmal allein ſind, ſo laßt uns recht ausführlich mit einander reden. Ihr müßt mir eine Erklärung geben.

François.

Erklärung? Worüber?

Perrot.

Ei, zum Henker, über Euer sonderbares Wesen, aus dem ich nicht klug werden kann. Ihr müßt wohl bemerkt haben, Schwager, daß ich ein bischen übler Laune, gewaltig übler Laune bin, ob ich mir gleich alle Mühe gegeben habe, in Gegenwart Thereſens mir es nicht merken zu laſſen, denn ich wäre außer mir, wenn ſie auf meine Gedanken käme.

François.

Auf Ihre Gedanken?

Perrot.

Ja, mein ſchöner Herr, und Sie werden mir erlauben, daß ich Sie für einen ſehr kalten Liebhaber halte, wenn Sie mir nicht gehörigen Aufſchluß über das Betragen geben, das Sie nun, ſeit ſie mit meiner Schweſter vor'm Altare ſtanden, gegen dieſe beobachtet haben. Bis zu dem heutigen Tage konnte ich Ihre Traurigkeit nur auf Rechnung des wehmüthigen Gefühls und der Angſt ſetzen, Ihre Thereſe wieder zu verlieren. Jetzt aber, wo alle Ihre Wünſche erfüllt ſind, wo die heiterſte Zukunft Ihnen lacht, iſt es doch mehr als ſonderbar, von ſeiner jungen hübſchen Frau

davon zu laufen, und sich den Glückwünschen der braven Leute zu entziehen, denen Euer beiderseitiges Glück wahrhaft am Herzen liegt. Das heißt eine Frau nicht lieben, der Sie doch vor Gott ewige Liebe geschworen haben.

François.

O Gott! Ich Thereſen nicht lieben!

Perrot.

Nun, wenn Sie ſie wirklich lieben, ſo ſagen Sie mir die wahre Urſache Ihres ſonderbaren Benehmens. — Heraus mit der Sprache! — Sie kommen hier wahrhaftig nicht von der Stelle bis ich von allem vollkommen unterrichtet bin, oder ich ſchwöre Ihnen, daß ich keinen Fuß wieder über Ihre Schwelle ſetze!

François.

Lieber Schwager, Sie waren nie meinen Wünſchen geneigt, das weiß ich; aber Sie wiſſen auch, daß es nicht meine Schuld war, wenn ich mir Ihre Freundſchaft nicht erwerben konnte. Geſtern bei der Verlobung glaubte ich nun endlich Ihre Abneigung überwunden, und Ihre Freundſchaft erworben zu haben, und freute mich darüber; aber Ihr heutiges Geſpräch zeigt mir, daß ich darauf Verzicht leiſten muß.

Perrot.

Nein, mein Herr, nein! Sie ſollen nicht Verzicht darauf leiſten; aber würdig ſollen Sie ſich derſelben zu machen ſuchen.

François.

Ich bin zu jedem Opfer bereit.

Perrot.

Opfer? Ei was, hier ſprechen wir nicht von Opfern, ſondern blos davon, daß Sie einmal mit der Sprache herausgehen ſollen. Wem wollen Sie denn ſonſt anvertrauen, was Sie drückt, als denen, die ſelbſt das größte Intereſſe dabei haben, Ihnen die Laſt vom Herzen wegzunehmen.

François.

Lieber Schwager, denken Sie nur an Thereſens letzten Worte: „Alles iſt nun aufgeklärt, und wir ängſtigten uns ohne Urſache.“

Perrot. (für ſich)

Nun, da bin ich gerade ſo weit als ich vorher war.

Sechster Auftritt.

Vorige. Louis. Jean.

Jean.

Lieber Herr François, nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich Sie ſtöre; aber wir können die Leutchen nicht länger zurückhalten.

Louis.

Ja, Du läſſeſt Dich aber auch gar nicht ſehen.

François.

Nun, was habt Ihr denn?

Jean.

Sehen Sie nur, es ſind eine ganze Menge Müllermädchen und Müllerburſche aus der Nachbarſchaft da, und wollen der guten Frau Thereſe und Ihnen ihren Glückwunſch bringen, und da mögten ſie denn gern, daß Sie ſie recht freundlich empfiengen.

Louis.

Thu das doch ja, liebes Väterchen! Die jungen Leute haben mich recht gerührt. Sie ſagten: mein Mütterchen und Du, Ihr wäret ſtets ſo gut gegen ſie geweſen, und hättet Ihnen immer alles zu Gefallen gethan, was Ihr nur gekonnt, und da kämen ſie nun, und wollten ſich alleſammt recht ſchön bedanken.

François.

Laß ſie nur noch ein kleines Weilchen warten, und dann hier herein kommen. Ich würde ihnen gleich ſelbſt entgegen gehen, wenn ich nicht noch etwas für ein paar Augenblicke vorher zu beſorgen hätte, wobei ich allein ſeyn muß.

Perrot.

Recht ſo, mein Herr Schwager, o, ganz allerliebſt! Gehen Sie nur ſo fort den Leuten die Sie ſprechen wollen, aus dem Wege, und bleiben Sie fein traurig, wenn alle Andre fröhlich ſind; ich will mir auch gar nichts d'raus machen; ich will wieder zu unſern lieben Hochzeitgäſten gehen, will ſie zuſammt den fremden jungen Leuten hieherführen, und in einer Viertelſtunde ſoll der Tanz losgehen, und wenn Sie auch noch ſo mürriſch d'rein ſähen. Kommt mit, Louis und Jean, Ihr ſollt mir helfen die Sache in Ordnung bringen. (will ab)

François. (für ſich)

Wie blutet mein Herz!

Perrot. (zurückkommend)

Aber apropos, was iſt aus dem Manne geworden, dem Ihr heute Vormittag beiſprangt, und der ſo erſtaunt war, als er Sie ſah?

François.

Dieſer Mann — Sie werden ihn nicht mehr ſehen.

Perrot.

Nun, das iſt mir beſto lieber; denn der Kerl hatte eine Phyſiognomie, der man nicht gern zweimal begegnet. (mit Jean und Louis ab)

Siebenter Auftritt.

François, dann der Unbekannte.

François.

Ein Feſt — und Freude — und Glückwünſche — während die Schande auf mir laſtet! — Er muß ſchnell von hier fort, ſchnell! (öffnet die Kammer)

Der Unbekannte. (tritt heraus)

Ha! Du biſt es!

François.

Es iſt kein Augenblick mehr zu verlieren. Nimm dieſe Börſe, ſie wird Dein erſtes Bedürfniß decken, und mit jedem Jahre will ich Dir dieſelbe Summe ſenden, wenn Du mir auf's heiligſte verſprichſt, verſchwiegen zu ſeyn wie das Grab.

Der Unbekannte.

Ja, ich verſpreche es Dir! (für ſich) Er weiß noch nicht, wieviel ihm mein Schweigen koſten wird, und daß nur die Mitgift ſeiner theuern Ehehälfte —

François.

Aber fort, fort! Nichts ſteht Deiner Abreiſe mehr im Wege. Verbirg Dich in einem ſtillen abgelegenen Orte; ſchwöre Deine Laſter ab, und ſühne Deine Verbrechen durch eine ernſte Reue.

Der Unbekannte.

O, ich fühle ſchon Reue, (für ſich) daß ich meine Zeit hier nicht beſſer benutzt habe; aber Geduld! wenn ich unbemerkt wiederkommen könnte —

Françoiſe.

(ſieht ſich überall ſchüchtern um, und führt ihn dann an eine kleine Thür) Es liegt mir ſehr viel daran, daß Du fortkommeſt, ohne daß Dich Jemand ſieht.

Der Unbekannte.

Das weiß ich.

Françoiſe.

Dieſe Thüre führt in einen Gang nach dem Hofe: dort brauchſt Du dann nur die kleine Gartenmauer hinauf zu klimmen, und im Garten über eine Hecke zu ſpringen, ſo biſt Du im Freien.

Der Unbekannte. (für ſich)

Und kann auch auf demſelben Wege wieder zurückkommen. (laut, indem er Françoiſe Hand ergreift, der unwillkührlich zurückſchaudert) Adieu, Kamerad! adieu! — Nun ſey nicht böſe auf mich, daß ich Dir ein wenig Angſt gemacht habe! In ein paar Tagen ſollſt Du erfahren, wohin ich mich geflüchtet habe; dann rechne ich auf Deine Pünktlichkeit. (entfernt ſich durch die ihm von Françoiſe angewieſene Thür.)

Francoli. (allein)

Er iſt fort. — Gott ſey gedankt, ich athme wieder freier.

Achter Auftritt.

Francoli. Thereſe. Perrot. Jean. Louis. Landleute beiderlei Geſchlechts, worunter Claude und Margot.

(Landleute mit Jean und Louis beſchäftigen ſich, Blumengewinde, welche ſie bringen, im Saale aufzuhängen, und dabei den nachfolgenden Geſang zu ſingen. Zuletzt hängen ſie zwei größere Transparents oder Medaillons im Hintergrunde auf, auf welchen mit großen Buchſtaben L. J. ſtehet. Indem ſie marſchmäßig eintreten, erſcheinen zugleich Dorfmuſikanten, und an den Wandleuchtern werden Lichter angezündet.)

Geſang.

Laßt zum frohen Feſte,
Wack're Hochzeitgäſte
Blumenkränze bringen,
Und dem jungen Paare,
Das der Himmel wahre,
Weihelieder ſingen.
Tugend, Herzensgüte,
Und der Schönheit Blüthe
Einten ſich zum Bunde.
Segen ſtröme nieder,
Singt Ihr frohen Lieder,
Segen dieſer Stunde!

Juli.		Einnahme.				Ausgabe.		
den								

Louis. (zu François)

Mein liebes gutes Väterchen: an diesem Tage, wo alles sich herzudrängt, nur Dir seinen Glückwunsch zu bringen, habe ich Dir auch einen Beweis meiner Liebe und eine Probe meiner kleinen Talente überreichen wollen. Da, nimm dieses Blatt hier, und lies es mit Freundlichkeit: ich habe es selbst geschrieben, und die beiden großen Buchstaben, die Du da oben mit Blumen umwunden siehst, habe ich selbst gezeichnet. L. F. Du wirst schon wissen, was das zu bedeuten hat.

François. (wendet sich erschrocken ab)

Großer Gott! welche Erinnerung! Gräßliche Buchstaben, müßt Ihr denn stets mir vor Augen stehen!?

Therese. (die seine Bewegung bemerkt)

Mein François!

François. (sich fassend)

Es ist nichts — die Idee des Kleinen — —

Therese.

Hat Dich ergriffen, das glaube ich: mich auch. Sieh nur, lieber Mann, wie weit unser Louis die zarte Aufmerksamkeit getrieben hat. Sieh' um Dich her: überall wirst Du diese ihm so lieben Buchstaben L. und F. wieder finden.

François. (für ſich)

Und in ihnen überall das ſchreckliche Zeichen der Schmach und Entehrung.

Thereſe.

Seine Idee iſt ſo kindlich und doch ſo wahr! — T. und F. Thereſe! François! dieſe Namen, welche die reinſte Liebe neben einander ſtellte, ſollen immerdar vereint bleiben.

Perrot. (für ſich)

Der Menſch iſt mir immer unbegreiflicher.

Jean. (zu den Landleuten)

Seyd Ihr nun fertig, ſo ſtellt Euch in Reihe und Glied; ich will meine andern jungen Leute hereinholen.

(er ſtellt die Landleute in Ordnung, die Muſik zum Tanz beginnt, und er will eben abgehen, als man einen Wagen hört. Alle wundern ſich — die Muſik ſchweigt plötzlich.)

François.

Ein Wagen? — Wer kann denn noch ſo ſpät —?

Jean. (hat hinausgeſehen)

Eine Poſtchaiſe ſteht vor'm Hauſe: Zwei Herren, ſteigen heraus; es iſt der Herr Poſtmeiſter und ein Militair.

François.

Ein Militair?

Jean.

Ja, ein alter Offizier.

Neunter Auftritt.

Vorige. Martin. Deville. (in militairischer Kleidung.)

Martin.

Nun, da sehen Sie, meine Theuern, wie ich Wort halte. Nur ein Stündchen bin ich fort gewesen, um meine Pflichten gegen den Staat nicht ganz hintenan zu setzen, habe meine Berufs- und häuslichen Angelegenheiten geordnet, und nun bin ich wieder da. Aber in welcher überaus angenehmen Begleitung! Wie konnte ich mir, als ich fortgieng, eine so große Ehre träumen lassen! Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen hier einen gewiß höchstwillkommenen Gast vorstelle: dieser Herr kommen weither, um die treffliche Herrschaft zu acquiriren, von welcher Ihr Pachthof zu Candor allerdings den trefflichsten Theil mit ausmacht. Der Herr wünschte noch einige Erkundigungen über jene Besitzungen einzuziehen, welche ich, trotz meines bereitesten Diensteifers doch außer Stande war, ihm zu ertheilen, und so hielt ich's denn für's gerathenste, denselben Ihnen gleich mit hieher zu bringen, im Voraus überzeugt, daß Sie meine Freiheit gütigst ver-

zehen würden. Der Herr boten mir einen Platz in seinem Wagen an, ich acceptirte aufs dankbarste, und bin nun wieder hier zu Ihrem allerseitigen Befehl.

Deville.

Ich sehe hier festliche Anstalten —

Martin.

O, nichts, gar nichts; nur eine höchst glückliche Hochzeit zwischen Herrn François und Mad me Therese.

Deville.

Eine Hochzeit? — Hätte der Herr Postmeister mir eher etwas davon gesagt, würde ich nicht beschwerlich gefallen seyn. Ein solcher Moment ist gar nicht dazu passend, um von Geschäften zu sprechen, und wenn meine Anwesenheit Ihnen im geringsten lästig fällt —

Perrot.

Nein, nein, mein Herr, die Gegenwart eines so wackern und erfahrnen Offiziers, wie Sie zu seyn scheinen, kann uns nur Freude und Ehre gewähren.

Martin.

Das habe ich auch gleich gedacht.

Deville.

Ich danke Ihnen herzlich, aber ich will nicht stören.

François.

Gönnen Sie uns doch das Glück Ihrer Gegenwart.

Kann unbefangene Luſt freyer Landleute, können ihre Tänze und Spiele Ihnen die Zeit angenehm verkürzen, ſo bleiben Sie bei uns, ruhen Sie dieſe Nacht hier aus, und morgen können wir ja dann recht mit Bequemlichkeit von Allem ſprechen, was Ihnen zu wiſſen nöthig ſeyn kann.

Thereſe.

Laſſen Sie auch mich bitten, wie es mein Mann und Bruder thaten.

Martin. (zu Deville)

Nun, habe ich's Ihnen nicht geſagt? — Die herrlichſten Menſchen von der Welt, und ſo gut, ſo zuvorkommend —

Deville.

Ich nehme Ihr freundliches Anerbieten an, weil ich die Wahrheit deſſelben in Ihren Augen leſe, und es mir Freude macht, unter ſo braven Menſchen zu verweilen. Noch giebt es einen weit wichtigern Grund, als den Ankauf jener Herrſchaft, der mich zur Reiſe hieher nach Auvergne beſtimmte, und vielleicht können Sie mir auch darinn hülfreiche Hand leiſten. Doch laſſen Sie ſich jezt nicht ſtören, laſſen Sie das Feſt der Liebe und Freude immer beginnen, und mich einen theilnehmenden Zuſchauer deſſelben ſeyn.

(Man ſezt ſich, mit Ausnahme der jungen Mädchen und Burſche, die beim Feſte beſchäftigt ſind.)

(Alles geräth in die größte Bestürzung noch während der Musik, wodurch sich mit dem Schinkakkorde eine pittoreske Gruppe für einen Moment bildet, bis

Zehnter Auftritt.

Vorige. Jean. (der sich früher entfernt hatte, plötzlich hereinstürzt)

Jean.

Diebe! Spitzbuben! — Es hat sich Jemand hereingeschlichen, ist bis in die Schlafkammer gekommen, hat den Schreibtisch aufgebrochen, alles herausgenommen, Schmuck, Pachtgeld, alles was darinn war. — Als ich von ohngefähr dazu kam, lief er davon; aber ich fieng gleich so gewaltig an zu schreien, daß ich darauf wetten wollte, er wäre noch nicht aus dem Hause hinaus.

François. (für sich)

Mein Gott, wenn er —

Perrot.

Nun, so kommt und laßt uns das ganze Haus durchsuchen.

(Alle auf verschiedenen Seiten ab.)

François.

Wenn sie ihn finden, so ist er verloren.

Eilfter Auftritt.

François, dann der Unbekannte.

François.

Hat der Elende den Diebſtahl verübt, ſo wird er durch dieſen Weg, den ich ihm ſelbſt zeigte, ſich zu entfernen ſuchen. Welche Lage für mich! — Ich ſelbſt muß die Flucht des Abſcheulichen befördern, der mich beraubt, mir alles genommen hat, was nicht einmal mir, ſondern Thereſen gehört, was Jahre langer Fleiß erwarb, da ich doch mit einem Worte — Ha, was vermag ich gegen ihn? Bin ich nicht in ſeiner Gewalt?

Der Unbekannte.

(ſchleicht zu einer Seitenthür herein, und will durch den Hintergrund fort)

François.

Gott! er iſt es wirklich! (ihm entgegentretend) Unſeeliger, halt' ein! Du rennſt in Dein Verderben! Da hinaus (ihm eine kleine Seitenthür bezeichnend) mußt Du fliehen!

Der Unbekannte

(bleibt ſtehen, und ſcheint durch dieſe Handlung betroffen).

François.

Du ſiehſt, Deine Schandthat iſt entdeckt, und Dein Leben liegt in meinen Händen. Aber ich will Deine

ſchreckliche Lage nicht mißbrauchen. Gieb heraus, was Du raubteſt, und ich ſich're Deine Flucht.

Der Unbekannte. (ſich faſſend)

Schönen Dank für Deinen Schutz; aber dann wär' er zu theuer bezahlt.

François. (hält ihn auf)

Du nimmſt mein Anerbieten nicht an, willſt meinen Untergang? Iſt dies der Dank für meine Wohlthaten?

Der Unbekannte.

Ich mache es wie Du, ich benutze die Gelegenheit.

François. (ihn noch feſthaltend)

Gieb heraus, ſag' ich Dir; oder ich überliefere Dich den Gerichten.

Der Unbekannte.

Und ich Dich auf ewig der Schande und der Entehrung.

François.

Sey es; ich bin Deiner Drohungen müde, und will lieber ſterben, als —

Der Unbekannte.

Sterben? — Ja, ſterben, aber auf dem Schafot.

François.

Auf dem Schaffot! — Ungeheuer! ſo ſtirb denn Du zuerſt. (ergreift eine daliegende Hacke)

Der Unbekannte. (zieht ein Piſtol)

Halt! Ich ſpotte Deiner ohnmächtigen Wuth!

François.

Ich kenne mich nicht mehr! — Rache an einem Böſewichte wie Du! (ſtürzt auf den Unbekannten zu, dieſer drückt das Piſtol ab. Man hört Geräuſch von Menſchen, welche von allen Seiten herzuſtürzen. Der Unbekannte entflieht; François, der nicht getroffen iſt, eilt ihm nach)

Zwölfter Auftritt.

Thereſe. Perrot. Deville. Martin. Louis. Jean. Landleute.

Alle.

(ſtürzen mit Geſchrei herbei) Hier war's — hier muß er ſeyn!

(man hört einen zweiten Piſtolenſchuß)

Thereſe.

Gott, ſchütze meinen Gatten!

Alle.

(ſtürzen nach der Gegend des Schuſſes ab)

Aussicht von Pirna nach dem Lilienstein.

Dreizehnter Auftritt.

Alle Vorige. (kommen gleich zurück. Landleute und Jean bringen den ohnmächtigen François hereingetragen)

Jean.

Der Spitzbube entkam.

Thereſe.

Gott! ſein Blut! Er iſt verwundet. (auf François eilend)

Martin.

Nur am Arme, Vortrefflichſte!

Deville.

Die Wunde kann nicht gefährlich ſeyn.

Martin.

Bin ich auch einmal ſo ein Stückchen von einem Chirurgus geweſen, will ſehen, was ich noch kann: will mit Dero Erlaubniß den erſten Verband anlegen. Hat vielleicht viel Blut verloren das arme Freundchen; darum iſt er ein wenig ohnmächtig geworden.

(Deville und Andre haben ſich indeß mit François beſchäftigt, und ihn in's Kabinet gebracht, wohin ihn nun auch Martin folgen will, als Deville mit dem Ausdruck des Schreckens herausſtürzt und ruft)

Deville.

Schauderhaft! — gräßlich! Lieben Leute, kommt, ſeht ſelbſt — (ſinkt erſchöpft in einen Seſſel)

Thereſe.

Mein Gott! Was iſt das? — Gefahr? — Ja, hin zu ihm! (ob man ſie gleich zurückhalten will, eilt ſie doch in's Kabinet, kommt einen Augenblick darauf mit Entſetzen heraus, und ſinkt bewußtlos auf der entgegengeſetzten Seite der Bühne nieder.)

(Alle ſind um ſie beſchäftigt.)

François.

(kommt in dieſem Augenblick aus dem Kabinet; er iſt am obern Theil des Körpers entkleidet, und ſein Hemde mit Blut befleckt, der Aermel aber am linken Arm aufgeſtreift, auf deſſen obern Theil nach der Achſel zu man das Brandmal T. F. ſieht; er ſtreckt die Hände flehend nach Thereſen aus und ruft) Thereſe! Thereſe! Verzeihe mir!

(Schlußgruppe.)

(Der Vorhang fällt)

Ende des zweiten Akts.

Abänderung des dreizehnten Auftritts. *)

Dreizehnter Auftritt.

Alle Vorige (außer Deville und Martin) kommen gleich zurück. Landleute und Jean bringen den ohnmächtigen Franzeis hereingetragen.)

Jean.

Der Spitzbube entkam.

Therese.

Gott! sein Blut! Er ist verwundet. (auf Franzeis zueilend)

Claude.

Nur am Arme, die Wunde kann nicht gefährlich seyn.

Perrot.

Laß mich mit ihm gehn. Verhalte Dich ruhig. Ich werde für alles sorgen. (geht mit den Landleuten, welche Franzeis in's Kabinet bringen, ab)

Therese. (will folgen)

Claude. (hält sie zurück)

Nein, liebe Frau, Sie müssen hier bleiben. Die erste Untersuchung der Verwundung könnte Sie zu

*) Auf mehreren Bühnen ist die Schlußscene dieses Akts nach dieser Abänderung aufgeführt worden.

ſehr angreifen, dann würde der arme Franzois ſelbſt noch mehr darunter leiden.

Thereſe.

Aber ich kann ja dieſe Ungewißheit nicht ertragen — o, laßt mich!

Claude.

Ich ſagte es Ihnen ja ſchon, daß es keine Gefahr haben wird. Der Schuß hat ja nur den Arm getroffen, vielleicht nur geſtreift. Aber der Schrecken, dieſer ſchändliche Überfall mag dem armen Franzois wohl noch mehr geſchadet haben, als —

Perrot. (kommt aus dem Kabinet)

O, der Unglückſeelige! (ſchlägt die Hände ſchmerzlich vor die Augen und ſinkt auf einen Seſſel.)

Thereſe.

Gott, er iſt todt! (ſtürzt, ſich von Claude losreißend, in's Kabinet.)

Claude.

Um des Himmels willen, was iſt geſchehn?

Perrot.

Der Unglückliche! Als wir den verwundeten Arm ihm entblößten, da zeigten ſich die Buchſtaben T. und F. — Er iſt — gebrandmarkt. —

Thereſe.

(kommt zurück, und ruft mit dem Ausruf des Entſetzens) Gebrandmarkt! (ſtürzt bewußtlos an der entgegengeſetzten Seite der Bühne nieder. — Alles iſt um ſie beſchäftigt.)

François.

(ſchwankt aus dem Kabinet, ſich von denen die ihn halten wollen, losreißend) Thereſe! Thereſe! Verzeihe mir!

(Schlußgruppe.)

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

(Ein Theil des Gartens an der Mühle, welcher mit einer Vergitterung nach der Landstraße, die daran hinläuft, geschlossen ist, hinten offene Gegend, seitwärts ein Theil des Mühlengebäudes.)

Erster Auftritt.

Jean.

(kommt traurig aus der Mühle geschlichen) Das war doch eine recht traurige Nacht! — Gottlob, daß man wieder die liebe Sonne sehen kann! — Kein Mensch im Hause hat ein Auge zugethan; Alle haben geweint und gejammert, und da muß man ja mit, man mag wollen oder nicht. Wenn's nur nicht g'rade am Hochzeitabend gewesen wäre! Alles war so lustig und guter Dinge, und nun wollten wir uns erst noch recht herumschwenken. Ja, profit die Mahlzeit! Da führte der Himmel das Unglück in's Haus, und aus war's mit Schmaus und Tanz. Die Gäste, die Tänzer, die

Bauersleute, alles ſchlich ſich eins nach dem andern fort, der Herr Peſtmeiſter am allererſten, und im Hauſe blieb nichts als Sorge und Jammer. Nun, ich bin nur froh, daß ich einmal wieder hier friſche Luft ſchöpfen kann! (man hört von weitem einen Trauermarſch) Was iſt denn das aber? das klingt ja gar wehmüthig! (er geht nach der Gittertür)

Zweiter Auftritt.

Jean. Landleute beiderlei Geſchlechts, kommen langſam und beſtürzt mit Muſik an der Spitze die Straße herauf, unter ihnen Claude, Margot. Vor dem Gitter bleiben ſie ſtehen. Die Muſik endet.

Claude.

Heda! Jean!

Jean.

Was wollt denn Ihr mit Eurer Leichenprozeſſion?

Claude.

Je nun, Du weißt ja wohl, daß es im Dorfe ſo gebräuchlich iſt, daß man den Neuvermählten am Morgen nach der Hochzeit einen Glückwunſch und eine Morgenmuſik bringt. Und da wir nun alle die Frau Thereſe noch jetzt ſo ſehr lieb haben, und den — nun den — Du verſtehſt mich ſchon — ſonſt doch auch

recht lieb gehabt haben, so konnten wir's nicht über's Herz bringen, bei ihnen eine Ausnahme von der alten Gewohnheit zu machen, gleichsam als ob's wildfremde Menschen wären, um die wir uns gar nicht bekümmerten, und da haben wir uns denn heute früh wie gewöhnlich unter der großen Linde versammelt, und dann sind wir langsam hieher gegangen, weil es uns doch so ganz wehmüthig um's Herz war, und da ist auch kein lustiger Ton aus der Musikanten ihren Schalmeien gekommen, weil's ihnen auch nicht besser gieng, und da hast Du's für eine Leichenprozession angesehen, 's ist aber eigentlich eine Hochzeitgratulation.

Jean.

Ja, das müßt Ihr den Leuten erst sagen, wenn sie es merken sollen. Nun, da kommt nur herein, (öffnet das Gitterthor und läßt Alle herein) alle herein, wie Ihr da seyd. Hochzeit ist nun einmal gewesen, die Frau Therese verdient's mehr als irgend Jemand in der Welt, und da muß ihr auch an ihren Ehren und Würden nichts abgehen.

Claude.

Aber, aber — Nein, sage mir, Jean, wer hätte sich das denken sollen, daß der rechtschaffene Herr François nichts anders wäre, als ein Spitzbube, der schon einmal gebrandmarkt, und auf den Galeeren —

Jean.

Halt das Maul, und rede nicht solche Sachen.

Claude.

Wenn man sich freilich so manches überlegt —

Jean.

Du brauchst Dir gar nichts zu überlegen.

Claude.

Wißt Ihr noch, daß er nie mit uns gehen wollte, wenn wir das Schifferstechen auf dem Flusse hatten, und daß er sich immer ganz allein des Abends hinter den großen Ulmen badete. Da hat man freilich seinen bloßen Arm nicht sehen können.

Jean.

Ei, ich wollte, Ihr hättet ihn auch jetzt noch nicht gesehen.

Claude.

Was ist denn aber aus dem andern Spitzbuben geworden, der den François verwundet hatte?

Jean.

Der ist in der Finsterniß der Nacht entwischt. Aber es sind schon mehr als fünfzig Reiter von der Maréchaussée hinter ihm drein, denen entgeht er gewiß nicht.

Margot.

Und wie steht es denn mit der armen Therese?

Jean.

Ach, die arme Frau, die hat zwiſchen Leben und Tod gerungen, bald weint ſie; bald ſitzt ſie ſtill für ſich; bald ſpringt ſie wieder auf und läuft herum. An ein bischen Schlaf iſt nun gar nicht zu denken geweſen.

Margot.

Sie iſt alſo ſchon wach?

Jean.

Nun, das wollt' ich meinen; wenn man gar nicht zu Bette geht, da kann man leicht frühzeitig wach ſeyn. Die redliche Seele!

Margot.

Wißt Ihr was? damit ſie ſieht, daß wir es doch gut mit ihr meinen, wollen wir ihr das fromme Morgenlied ſingen, das uns der Herr Cantor machte, als vor drei Jahren uns der Hagel die Felder verwüſtet hatte; hat er doch auch hier ihre ganze Freudenſaat zerſchlagen; das wird ihr gewiß im Herzen wohl thun.

Alle.

Ja, das wollen wir, das wollen wir. (ſingen)

Eine Stimme.

Der Morgen graut,
Mit Jubellaut,

Begrüßt ihn Flur und Hain;
Nur meine Bruſt
Füllt nicht die Luſt;
Nur ich kann fröhlich nicht ſeyn.

Chor.

Vertrau' auf Gott, heg' friſchen Muth;
Der Himmel macht noch alles gut.

Einer.

Was ich geſä't,
So früh als ſpät,
Mit Fleiß und Sorg' und Müh'n:
Ein Augenblick
Zerſtört mein Glück;
Mir wird kein Seegen erblüh'n.

Chor.

Vertrau' auf Gott ꝛc.

Einer.

Ja, Vaterhand
Hat oft gewandt
Das Unglück ſelbſt zum Heil.
Er iſt noch nah',
Was ſag' ich da,
Wird mir ſein Seegen zu Theil.

Chor.

Vertrau' auf Gott ꝛc.

Dritter Auftritt.

Vorige. Thereſe iſt während des letzten Verſes aus der Mühle getreten, und ſteht in Wehmuth aufgelöſt, Louis an der Hand haltend, auf der Schwelle, zu der einige Stufen führen.)

Thereſe.

(breitet die Hände zum Himmel auf, blickt dankbar auf die Landleute, und ruft noch während des ſanften Schlußritornells)

Ich bau' auf Gott mit feſtem Muth:
Was er uns ſendet, iſt ja gut.

(Nach dieſen Worten bleibt im Schlußakkord die Gruppe einen Moment, dann fährt Thereſe fort, zu den Landleuten, deren Blicke vorher wehmüthig auf ſie gerichtet waren, herabſteigend)

Freunde! Freundinnen! gute wack're Menſchen! Wie rührt mich Eure Theilnahme! — O, es iſt für Unglückliche ſo ſüß, in andern Herzen den Troſt des Mitgefühls zu finden. Ihr kennt meinen Jammer — fragt mich nicht weiter, — ich bitte Euch; aber verdammt auch den nicht, der die Urſache davon iſt. Ich ſage es mir ſelbſt ſo gern, daß er Eures Mitleids nicht unwerth ſey. Ihr heßt es ja für alle Unglückliche, gönnt es alſo auch ihm, und laßt mir die

Hoffnung, daß, wenn sein Leben gerettet ist, er auch die Freundschaft wackerer Menschen wieder gewinnen könne.

Louis.

Seyd gut mit Mütterchen, lieben Leutchen, sie ist ja selbst so gut, und ich habe sie so lieb.

Therese.

Du bist auch mein einziger Trost, mein geliebtes Kind! Lebt wohl, Ihr wackern Leute! Gebe Gott, daß eine Zeit komme, wo ich Eure Liebe noch vergelten kann.

(geht in die Mühle ab)

Vierter Auftritt.

Vorige. Martin. (zur Gitterthür hereinstürmend)

Martin.

Was? Wie? Ihr seyd noch hier? Bedenkt Ihr denn nicht?

Jean.

Nun, was ist denn da zu bedenken?

Martin.

Schande — Spott — Schimpf — Gefahr! In so einem Hause — gleichsam in einem verpesteten Hause — wo solche Leute wohnen — Leute, deren gottlose Gesellschaft —

Louis.

Herr Martin, was reden Sie denn da für närrische Sachen?

Martin.

Das geht ja Dich nichts an, mein Kleiner!

Jean.

Also vielleicht mich?

Martin.

Dich? Auch nicht! Obschon nach dem alten Sprichwort: Wie der Herr, so der Knecht —

Claude.

Hören Sie nur, Herr Postmeister, Sie müssen das nicht so alles in eine Brühe werfen; es giebt auch noch rechtschaffene Leute hier.

Martin.

Kann seyn, kann seyn, aber doch sehr melirt — und wenn ich mich selbst hier so betrachte, finde ich mich auch ganz und gar nicht am rechten Orte.

Louis.

Nun, Sie können in Gottes Namen wieder gehen; es hält Sie hier Niemand zurück.

Martin.

Seht doch einmal den kleinen Burschen! Selbst die Kinder! — Ach Gott, in welchem Zeitalter leben wir!

ſelbſt die Säuglinge fangen ſchon an zu raiſonniren! — Marſch, fort, Monſieur Vorlaut! Geh Er in die Schule, wo Er hingehört!

Louis.

Bin ich denn hier nicht bei meiner Mutter? Von der gehe ich nicht fort, und auch nicht von meinem Freunde François.

Martin.

Seinen Freund nennt ihn das ungerathene Kind! Nun, das ſind ganz ruhmwürdige Zugehörige.

Louis.

Und jetzt will ich ihm ſagen, wie ſchlecht Sie von ihm ſprechen, da Sie doch geſtern Abend ſo ſchön mit ihm thaten.

Martin.

Jean, halt' ihn auf, daß er nicht wieder zu ihm geht.

Louis.

Nun, das will ich doch ſehn, wer mich da zwingen wird. Als ich krank lag, war François immer auch bei mir, jetzt muß ich auch wieder bei ihm ſeyn; denn nun iſt er krank, und ich verlaſſe ihn gewiß auch nicht. (Martin will ihn aufhalten, er entſchlüpft aber ins Haus.)

Fünfter Auftritt.

Vorige ohne Louis.

Martin.

Laßt ihn nur laufen, den kleinen Böſewicht. — Aber, Ihr guten Leutchen, ich bitte Euch, was wollt Ihr denn noch hier? — Nicht einmal herkommen hättet Ihr ſollen. Das heißt ſich gemein machen mit ſolchem Geſindel. — Jetzt aber hoffe ich, daß Ihr verſtändig ſeyn und gleich auf's Gericht gehen werdet: dort wartet der Richter auf Euch — Ihr ſollt den andern Spitzbuben mit aufſuchen helfen. Nun, geht Ihr noch nicht? — Wartet nur, nicht lange wird es dauern, ſo wird die Maréchauſſée die Mühle hier umzingeln, damit der ſaubere Vogel nicht entwiſche, und wenn ſie Euch hier finden, ſo werdet Ihr Alle als Zeugen abgehört, und könnt in ſchöne Umſtände und Keſten verfallen.

Claude.

Da hat er freilich Recht. Kommt, Kinder, kommt: wir können den Leutchen doch nichts mehr helfen, und wollen lieber unſre eig'ne Haut in Sicherheit bringen.

Alle.

Ja, ja, das wollen wir. (gehen durch die Gitterthür auf verſchiedenen Seiten ab)

Sechster Auftritt.

Martin. Jean. dann Perrot (unbemerkt).

Martin. (für ſich)

So recht! Sie wären am Ende im Stande und bäten für den Böſewicht vor, und meine neu erwachten Hoffnungen auf Thereſens Hand würden wieder zu nichte. (ſich zu Jean wendend) Und Du? biſt als ein ſo braver Burſche bekannt, Du wirſt doch nicht hier bleiben wollen?

Jean.

Oho! würde denn das meiner Reputation etwas ſchaden?

Martin.

Das wollt' ich meinen, Dummkopf!

Jean.

Was? Sie würden mich nicht mehr für das halten, was ich bin?

Martin.

Uiberlege nur: wenn nun Jemand fragte: „wo diente denn der hübſche Burſche, der Jean Léblanc?" — „„Bei dem Müller François.““ — „Bei dem? Das iſt nicht möglich!?" — „„Freilich!““

Jean.

Sehn Sie einmal an!

Martin.

Ich meine es gut mit Dir. Komm mit, ich habe noch Platz für Dich.

Jean.

Wahrhaftig?

Martin.

Ja, in meinem Korbwägelchen.

Jean.

Ah, wenn's weiter nichts iſt: ich dachte in Ihrem Hauſe.

Martin.

Nun, wenn's ſeyn muß, und ich Dich auf keine and're Art von hier fortbringen kann, auch in meinem Hauſe. Du bekommſt hier jährlich dreißig große Thaler, nicht wahr?

Jean.

Ja.

Martin.

Komm zu mir, Du genießeſt dann den Vortheil unter Menſchen zu leben, die, ich darf es wohl ſagen, Muſter der Tugend ſind, und ſollſt außerdem noch zwanzig Thaler Lohn haben.

Jean.

O, geniren Sie ſich nicht. — Muſter der Tugend? — dafür laſſe ich mir nicht zehn Thaler abziehen.

Martin.

Unglückseeliger! Du weißt also nicht, welchen Gefahren Du Dich hier aussezest?

Perrot. (vortretend)

Nun ist's genug, mein Herr Postmeister! Hören Sie endlich einmal auf, den zu beschimpfen, der sich nicht vertheidigen kann.

Martin.

Wie, mein verehrtester Herr Perrot! Sie waren da? Hätte ich das Glück gehabt, Sie zu sehen, so glauben Sie gewiß, daß —

Perrot.

Schon gut. Ihr Benehmen ist in keinem Betrachte edel. Sie können wohl einen Unglücklichen bedauern, aber Sie sind nicht zu seinem Richter bestellt.

Martin.

Erlauben Sie doch, Vortrefflichster! meine Absicht war gar nicht — ich wollte ja gar nicht —

Perrot.

Sie vergessen, daß der Mann, gegen den Sie beleidigend sprachen, der Mann meiner Schwester ist.

Jean.

Ja, und daß es unrecht ist, Jemand so in Versuchung zu führen, wie Sie es mit mir gemacht haben.

Denn ſehen Sie nur — man hat ſeine Herrſchaft lieb — ſehen Sie — man iſt ihr treu — und — und — (für ſich) zehn große Thaler weniger: da denke einmal einer!

Martin.

Herr Perrot, der Burſche ſagt mir Dinge, weshalb ich Sie bitten muß, ihn zurecht zu weiſen.

Perrot.

Warum haben Sie ihm Veranlaſſung dazu gegeben?

Martin.

Mein Herr, Sie ſprechen aus einem Tone, der mir auffallend iſt —

Perrot.

Ich kann Jedermann dreiſt in's Geſicht ſehen, und laut vom Herzen weg ſprechen, Herr Poſtmeiſter, vorzüglich wenn es darauf ankommt, gewiſſen Verläumdungen ein Ende zu machen, die —

Martin.

Gäbe nur der Himmel, daß es keine Wahrheiten wären!

Perrot.

Geduld! Sie ſollen es nachher erfahren. — Doch warum ſind Sie ſelbſt wieder hieher gekommen, wenn Sie glaubten, daß unſre Nähe entehre?

August.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Martin.

Hm, ich wollte der jungen Frau meine Theilnahme —

Jean.

Ja, und dann miethet man die Dienstboten nicht so mir nichts dir nichts aus; verstehen Sie? und noch dazu um zehn Thaler weniger.

Martin.

Beruhigen Sie sich, Herr Perrot, ich gehe, o, ich gehe, und keine menschliche Macht wird mich bewegen, wieder einen Fuß in dies Gehöfte zu setzen — ich will nur in einem Weilchen wiederkommen, um unsre kleinen Rechnungsangelegenheiten in Ordnung zu bringen. (nach der Thüre gehend)

Jean.

O, daran thun Sie wohl, und versuchen Sie es nicht wieder — hören Sie — mich meiner Herrschaft abtrünnig zu machen — denn ich liebe meine Herrschaft — hören Sie — und bin ihr treu ergeben — verstehen Sie — und werde sie nie verlassen, wenn ich zehn Thaler weniger bekomme. (geht hinter ihm brummend ebenfalls ab)

Siebenter Auftritt.

Perrot. (unruhig auf und abgehend) dann Thereſe.

Perrot.

Ich kann dieſe Phraſenmacher nicht leiden, die deſto leerern Herzens ſind, je voller die Worte aus dem Munde ſtrömen. Und, zum Henker, wenn das Unglück einen Menſchen niederdrückt, ſo muß man ihm nicht noch einen Mühlſtein auf den Kopf legen. — Da kömmt meine arme Schweſter! (ihr entgegen)

Thereſe.

O, mein Bruder! faſt ſcheue ich mich, Deinen Blicken zu begegnen. Hätte ich Vertrauen in Dich geſetzt — hätte ich Dir geglaubt — doch ich bin ja grauſam genug beſtraft.

Perrot.

Arme Thereſe! ich mache Dir keine Vorwürfe — Du verdienſt ſie auch nicht — und überdies wären ſie jetzt unnütz. — Du folgteſt Deinem Herzen, und es war das erſtemal, wo Du dies zu bereuen hatteſt. — Laß uns alſo das Vergangene vergeſſen, und nur an die Zukunft denken. Biſt Du darüber entſchloſſen, was nun zu thun ſey?

Thereſe.

Ach!

Perrot.

Du weinst?

Therese.

Uiber ihn, nicht über mich. Ich kenne meine Pflicht, und so schmerzlich ihre Erfüllung für mich auch sey, ich werde sie erfüllen, denn es würde mir doch noch mehr kosten, sie zu vergessen.

Perrot.

Nun, so laß mich Deinen Vorsatz wissen, und sey überzeugt —

Therese.

O, mein edler Bruder kann ihn nur billigen. (faßt sich und spricht mit festerer Stimme) Ich bin fest entschlossen, dem, den ich nicht mehr meinen Gatten zu nennen wage, so viele Sorgfalt zu widmen, und ihn so treu zu pflegen, als es in meinen Kräften steht, und seine Lage erfodert. Wenn dann, wie ich wohl hoffen darf, sein Leben nicht mehr in Gefahr ist, wenn meine Gegenwart und meine ängstlichste Sorge für ihn nicht mehr nöthig sind, dann — werden wir — aufgehört haben, — eines für das andere zu leben, und nur Gott allein wird uns dort eben wieder vereinigen.

Perrot. (bewegt)

Wohl, liebe Schwester, wohl; ich gestehe Dir, daß ich nicht den Muth gehabt hätte Dich darum zu bitten.

Thereſe.

Und ich wohl auch kaum die Kraft es zu wollen: aber der Anblick meines Sohnes hat mir Alles wieder in's Gedächtniß zurückgerufen, was ich ihm, was ich dem Urtheile der Welt ſchuldig bin — und doch' mein Bruder, wenn ich trotz deſſen, was mir die Vernunft ſagt, trotz meines feſten Entſchluſſes nicht im Stande wäre ein ſolches Opfer zu bringen, ſobald der entſcheidende Augenblick naht, wenn Liebe ſtärker wäre als Mutterpflicht und Ehrgefühl, und ich unterläge der Schmach um der Liebe willen — o, ſo ſchwöre mir, mein Kind nie zu verlaſſen, ihm Vater zu ſeyn, da es ſeine Mutter verloren hat, ihm zu erſetzen, was ich ihm nicht gewähren konnte — o, verſprich es mir, wenn auch nicht aus Freundſchaft für ſeine Mutter, die ſich ſelbſt vergeſſen konnte, doch aus Achtung für den Mann, der ſein Vater war, und nie vom Pfade der Tugend wich.

(Heftiges Schluchzen raubt ihr die Stimme, Perrot will antworten, iſt aber ſelbſt zu bewegt dazu, und ſo ſinken ſie ſich mit Thränen in die Arme.)

Achter Auftritt.

Vorige. Deville.

Deville.

Verzeihen Sie, Madame Francois —

Thereſe.

(ſchaudert bei dieſem Namen zuſammen, reißt ſich aus Perrots Armen, wirft ſich auf eine Bank am Hauſe, und bedeckt weinend ihr Geſicht mit beiden Händen) Großer Gott! So iſt es denn um ihn geſchehen!

Perrot.

Was wünſchen Sie, mein Herr? Meine Schweſter iſt nicht im Stande, Ihnen Rede zu ſtehen.

Deville.

Ich bin nur wieder hieher gekommen, um etwas Näheres von dem armen François zu erfahren. Wie geht es mit ihm?

Thereſe. (ſich von ihrem Schrecken erholend)

O, mein Herr, wir hoffen, daß er außer Gefahr ſey.

Deville.

Die verſchiedenen Erkundigungen, die ich über ihn eingezogen habe, ſcheinen alle zu beweiſen, daß ſeine Aufführung, während er in dieſer Gegend lebte, ſtets untadelhaft war.

Perrot.

Seyn Sie überzeugt, daß wenn dem nicht ſo geweſen wäre, weder Anton Perrot noch ſeine Schweſter ihn je in ihre Familie würden aufgenommen haben.

Thereſe.

O ja, ja, mein Herr: wenn er früher jemals gegen die Geſetze der Ehre ſündigte, ſo iſt ſein unſträflicher Lebenswandel ſeit ſieben Jahren ein vollſtändiger, ein hinreichender Erſatz dafür.

Deville.

Alſo ſeit ſieben Jahren hält er ſich in dieſer Mühle auf?

Perrot.

Ja, mein Herr! (für ſich) Warum fragt er uns ſo aus?

Deville.

Man ſagte mir, Sie hätten ihn auf eine ſonderbare Art hier gefunden, und ihm hülfreiche Hand geleiſtet.

Perrot.

Ja, das iſt wahr.

Thereſe.

(ſieht Perrot unruhig an, und macht ihm Zeichen zu ſchweigen)

Deville.

Und man ſetzt ſogar hinzu, daß man nie, weder ſeinen wahren Namen, noch welcher Familie er angehöre, erfahren habe. Indeß iſt das gar nicht glaublich: Sie mindeſtens werden ſich gewiß nach dieſen Umſtänden genau erkundigt haben.

Thereſe. (für ſich)

Gott! Ich zitt're!

Perrot.

Nein, mein Herr. Wir ſind auch noch bis jetzt davon nicht unterrichtet.

Thereſe. (für ſich)

Man iſt ihm ſchon auf der Spur! O, barmherziger Himmel!

Deville.

Er ſoll aus Paris ſeyn! Nicht wahr? — Er hätte einen Bruder — hat er Ihnen denn auch davon nie etwas geſagt?

Perrot. (mit Mühe an ſich haltend)

Mein Herr, ich verſichere Ihnen, daß ich von alle dem, was Sie mir da ſagen, nicht das mindeſte weiß. Ich bin ſelbſt oft ſchon verdrüßlich darüber geweſen, beſonders da mir (mit Beziehung) Leute, die ſich verſteckt und geheimnißvoll benehmen, und aus denen man nicht recht klug werden kann, von jeher zuwider geweſen ſind.

Deville.

Ich verſtehe Sie, Herr Perrot; aber Sie verkennen meine Abſicht ganz.

Perrot.

Das ſollte mich doch ſehr wundern.

Deville.

Uebrigens giebt es noch and're Mittel, die Wahrheit zu erforſchen, und dieſe will ich jetzt anwenden.

Perrot. (beſtürzt)

Wie, mein Herr?

Thereſe, (halbleiſe und haſtig zu Perrot)

Um Gotteswillen, er iſt verloren. O, erſpare ihm wenigſtens den Schimpf, die Entehrung: Laß ihn auf der Stelle abreiſen!

Perrot. (eben ſo zu ihr)

Und wenn das Schickſal wollte, daß er von neuem in die Hände der Juſtiz fiele, ſo (für ſich) werde ich ihn wenigſtens lehren, wie ein Mann zu ſterben.

Neunter Auftritt.

Vorige. Louis. (eilig aus der Mühle)

Louis.

Mutterchen, liebes Mutterchen! Ach Gott, was bin ich froh! — Mein lieber guter Franzois wird bald wieder hergeſtellt ſeyn. Es hat gar keine Gefahr mit ihm.

Thereſe.

Kind! Mein Sohn! woher weißt du das?

Louis.

Vorhin, als der Doktor da war, wartete ich bis er wieder fortgieng; er mochte mir es gleich anmerken, der gute Mann, daß ich ihn um etwas fragen wollte, da sagte er selbst zu mir: „Louis, Dein guter François wird bald wieder mit Dir spielen können!“ da war ich mit einem Sprunge bei François in der Kammer, und da erkannte er mich und küßte mich, und sagte, daß er hieher kommen wolle um mit Dir zu sprechen.

Perrot. (auf Deville blickend)

Hieher! Welche Unbesonnenheit!

Therese.

Geh' hinein, lieber Bruder, und sage ihm, daß er im Hause bleiben soll, und daß ich gleich selbst komme.

Perrot.

Ja, ja, die Luft könnte ihm hier schaden. (geht in's Haus)

Zehnter Auftritt.

Therese. Louis. Deville.

Therese.

O, mein Herr, ich bitte, ich beschwöre Sie, wenn das Schicksal des armen François in Ihren Händen liegt, so —

Deville.

Sie irren ſich, meine Gute!

Thereſe.

Nein, nein, verſtellen Sie ſich nur nicht länger; Alles, alles zeigt ja doch deutlich an, daß Sie dem unglücklichen François nachſpüren.

Deville.

Ja, das thu' ich allerdings; aber —

Thereſe.

Nun denn, ſo haben Sie Mitleid, hören Sie die Stimme der flehenden Gattin, laſſen Sie ihn der Schande, die ſonſt ſeiner wartet, ſich durch die Flucht entziehen. — Um Gotteswillen, laſſen Sie uns nur einen Augenblick unbeobachtet, dann mag er fort, mag fliehen bis in den fernſten Welttheil und ſo ſein Verbrechen büßen; aber nur nicht dieſe Schande über ihn. O, hier zu Ihren Füßen liegt ſeine troſtloſe Gattin: erbarmen, erbarmen Sie ſich ihrer.

Deville. (ſie aufhebend)

Stehen Sie auf, liebe Frau! Sie irren ſich. Stände es in meiner Macht, Ihren Mann wieder glücklich zu machen, ich würde mit der höchſten Wonne Ihre Thränen trocknen.

September.		Einnahme.			Ausgabe.		
den							

Thereſe.

O Gott! ich höre ihn ſelbſt — es iſt vielleicht die letzte Unterredung, die ich auf Erden mit ihm habe.

Deville.

Und ich will dieſe nicht ſtören. Ich gehe, und gebe Gott, daß, wenn ich wieder komme, ich frohe Bothſchaft mitbringe. (geht durchs Gitterthor ab)

Eilfter Auftritt.

Thereſe. Louis. Perrot. François. Jean.

(François iſt bleich, trägt den Arm in einer ſchwarzen Binde und ſtützt ſich auf Jean.)

Thereſe.

Gott! Da iſt er!

François.

(wird vom Gefühl übermannt, ſchwächer) Edles, treffliches Weſen!

Jean.

(ſetzt ihn auf eine Raſenbank)

Thereſe.

Schone Dich!

François.

Welchen Dank bin ich Dir ſchuldig: — Du willſt mich noch einmal ſehen — mich — der Dir —

Perrot.

(nimmt Louis bei der Hand, und ſagt zu Jean) Kommt mit, es giebt im Hauſe mehr zu thun. (zu Thereſen) Denke an Dein Kind! (geht mit Beiden ins Haus ab)

Zwölfter Auftritt.

François. Thereſe.

François.

Gute, theure Thereſe! Kannſt Du mir je verzeihen?

Thereſe.

Dir verzeihen? Und warum nicht? Ach, Dein Unglück iſt ja eben ſo groß, als das meine.

François.

O, hundertmal größer. Ich habe hier an der Erde keinen Theil mehr. Ehre und Menſchlichkeit rufen mir gebieteriſch zu, daß jedes Band zwiſchen ihnen und mir zerriſſen ſey. Aber bis zu meinem letzten Augenblicke werde ich eine Gattin wie Dich beweinen, während Du, Thereſe, einen Elenden nicht vermiſſen kannſt, den das Brandmal der Schande gezeichnet hat, der mit ewiger Schmach bedeckt iſt.

Thereſe.

Die Zukunft ſoll Dir zeigen, wie ich fühle.

François.

Wie? und es wäre möglich? Dein Haß träfe den nicht, der Schuld iſt an allen Deinen Leiden?

Thereſe.

Wenn auch ich Dich haßte, wer würde dann Dich lieben?

François.

Gütiger Gott! wie mild iſt dennoch Deine Hand, wenn ſie auch ſtraft! — Und Du, Thereſe, Du ſagſt mir dies, Du, der ich bis jetzt mein unglückliches Geheimniß verſchwieg!

Thereſe.

Die Augenblicke ſind gezählt, mein Freund; überall umgeben uns Späher. Noch eine Stunde, und Du kannſt ihnen wahrſcheinlich nicht mehr entgehen. Wenn Du mich alſo noch liebſt, ſo fliehe, flieh'; denn Dein Untergang iſt geſchworen. Lebe fern von mir, verborgen und ungekannt; aber rechne ſtets auf das Weib, deſſen Herz Dein gehört bis in die Ewigkeit.

François.

Ja, Du haſt Recht, ich will fliehen, weil Deine Ruhe, weil Dein Wille es heiſcht; aber nicht, ohne Deine Achtung, ohne Dein Herz mir zu erhalten.

Thereſe.

François, könnteſt Du das? O, ſprich! eile! mache mich glücklich: aber — täuſche mich nicht.

François.

Nun, so wisse denn, und bei Gott schwöre ich es Dir zu, daß ich nie schuldig war.

Therese.

Mein François! (sinkt vor ihm in freudigster Bewegung auf die Knie, streckt die Arme zu ihm empor, und ihre Augen drängen ihn zu schneller Erzählung)

François.

Acht Jahre sind es nun, als ich, bestimmt, einst der Associé eines reichen mir aber ganz unbekannten Oheims zu werden, von meinem ältern Bruder auf dem Comtoir eines der ersten Bankiers in Paris angestellt ward. Mein Bruder war in demselben Hause erster Kassirer, und ich half ihm in seinen Geschäften. Schon seit mehrern Jahren verheirathet, war er Vater zweier Knaben. Was ihm seine Anstellung eintrug, wäre hinreichend gewesen für sein und der Seinigen Bedürfniß, aber eine strafbare Eitelkeit hatte ihn der Leidenschaft des Spiels in die Arme geworfen. Er befriedigte diesen Vampyr anfangs dadurch, daß er seiner Familie so viel als möglich entzog, so daß schon seit einiger Zeit Verzweiflung und Elend in seinem Hause heimisch waren. Um diese schreckliche Lage nicht verrathen zu sehen, hatt' er den Schritt

gewagt, mehreremalen Geldsummen aus der uns anvertrauten Kasse zu entfremden. Lange konnte dies aber nicht unbemerkt bleiben, und man faßte Verdacht, ohne doch zu wissen, wem von uns Beiden man die Schuld beimessen sollte. So trat er endlich eines Abends in mein Zimmer, außer sich selbst, blaß, im höchsten Grade der Zerstörung: er gestand mir die Ursache und die Folgen seines Verbrechens. Ein Pistolenschuß sollte seinem Leben noch an demselben Abende ein Ende machen, und Frau und Kinder ihrer einzigen Stütze berauben. Schrecken ergriff mich, ich warf mich ihm zu Füßen, ich beschwor ihn, sein Leben zu erhalten, und seine unglückliche Familie nicht zur Verzweiflung zu bringen. Schon hatte das Handelshaus die Sache bei der Obrigkeit angezeigt, und einige Minuten später erschien die Gerichtsfolge, um uns Beide in Arrest zu bringen. Mein Bruder sank erschöpft in Ohnmacht: ich bekannte mich als schuldig. (Athem schöpfend)

Therese.

Edler, guter Mensch! (sinkt ihm weinend auf die Schulter)

François.

Meines Bruders Erzählung seiner Lage hatte mich in den Stand gesetzt, alle die kleinen Umstände anzu-

geben, welche mich für schuldig erkennen lassen konnten. Er wollte es nicht zugeben, wollte beweisen, daß nur er allein strafbar sey; aber nichts konnte mich bewegen, die Wahrheit zu bekennen; sein Geständniß hielt man für den Edelmuth brüderlicher Liebe. Er ward gerettet, gepriesen, und ich — verurtheilt, gebrauntmarkt, auf die Galeeren geschleppt. Aber mit dem Opfer meiner Ehre hatte ich zwei unschuldige Kinder, seine Gattin und meinen Bruder gerettet.

Therese. (fällt auf die Knie)

O, mein Gott! wie danke ich Dir! (stürzt sich François in die Arme, hält ihn lange umfaßt, und ruft dann aus:) Mein Herz hatte mich also doch nicht betrogen?! Aber fahre fort, mein Geliebter, fahre fort! Nichts also konnte Deinen Muth beugen, nicht der Ernst des Gerichts, nicht die Schande der öffentlichen Bestrafung?

François.

Ich ertrug alles mit einer Stärke, die ich mir selbst nicht zugetrauet hätte, die aber aus dem innern Bewußtseyn, aus der innern Zufriedenheit mit meiner That entsprang, die mir selbst den Tod leicht gemacht haben würde. — Nein, die Strafe ist nur für den schrecklich, der sie verdient hat.

Thereſe.

Durch welches Wunder aber erlangteſt Du Deine Freiheit wieder?

François.

Der Zufall ließ mich in einem der Offiziere des Detaſchements, welches die Verworfenen zu dem Orte ihrer Verbannung eskortirte, einen Menſchen finden, den meine Jugend, den mein Schickſal rührte. Er erleichterte mir die Mittel zum Entkommen, und ich wagte während des Transports die Flucht mit dem Böſewichte, welcher mich dieſen Morgen wieder erkannte. Ihn hatte man nachher wieder ergriffen, und erſt nach mehrern Jahren längerer Sklaverei hat er aus ſeinen Feſſeln wieder entfliehen können.

Thereſe.

Aber warum entdeckteſt Du uns nicht eher —

François.

Einige Zeit nach meiner Verurtheilung erfuhr ich, daß mein Bruder nicht in dem Handelshauſe hatte bleiben können, wo ihn alles an mein Unglück erinnerte. Seitdem habe ich keine Kunde mehr von ihm gehabt, und ich mußte fürchten, daß, wenn ich meine Unſchuld öffentlich an den Tag legte, das verfolgende

Gericht ihn nun doch noch ereilen und der Strafe überliefern würde, welcher ich ihn entzogen hatte.

Thereſe.

Theurer, lieber Mann, ſo iſt ja das Glück noch nicht von uns geflohen; denn ich darf Dich lieben, ohne daß mein Gewiſſen dieſes Gefühl verdammt.

François.

Ja, theure Thereſe, ich bin es noch werth, daß Du mich in Deine Arme ſchließeſt.

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Deville. (herbeieilend, und das Thor hinter ſich ſchließend)

Deville.

Fort, fort, Unglücklicher! auf einem andern Wege fort!

Thereſe.

O, mein Herr, er iſt unſchuldig — er iſt ein Opfer ſeiner Tugend — Gott, wo wollen Sie ihn hinführen?

Deville.

Ich fürchte das Schrecklichſte für ihn. Die Maréchauſſée iſt in's Dorf gerückt: die Landleute ſelbſt

haben ſich bewaffnen müſſen, ſie nehmen den Weg hieher, und ich zitt're —

François. (mit Würde)

Mein Herr, ich weiß nicht, was Sie veranlaßt, ſo viel Theilnahme für mich zu zeigen; was aber auch die Abſicht immer ſey, welche Sie hieher führte, ſo bin ich doch ſtolz darauf, Ihnen ſagen zu können, daß ich die Achtung des Theuerſten, was ich auf der Welt beſitze, mir wieder erworben habe, und nun dem Unglück trotze. —

Deville.

Haben Sie Vertrauen zu mir! Ein einziges Wort kann Sie retten.

Thereſe.

Wie?

Deville.

Geſtehen Sie, wer Sie ſind, und ich bürge für alles. (man hört einen Piſtolenſchuß) Hören Sie?!

Thereſe.

Gott, ſchütze Du ihn! Er iſt ſchuldlos!

Vierzehnter Auftritt.

Vorige. Der Unbekannte. (Er erſcheint im weiteſten Hintergrunde mit einer Piſtole in jeder Hand.

Einige bewaffnete Landleute, worunter Claude, verfolgen ihn, als ſie ganz nahe an ihm ſind, ſchießt er unter ſie, und klimmt über das Gitter, welches den Garten umſchließet.)

François. (dieß erblickend)

Was ſehe ich? der Schändliche, der mich ſo niederträchtig hintergieng?

Der Unbekannte.

(iſt unterdeſſen über das Gitter gekommen, und eilt vor auf die Bühne) Rette mich, oder wir ſind Beide verloren!

François.

Nimmermehr! die Gerechtigkeit finde uns Beide.

Fünfzehnter Auftritt.

Vorige. Jean. Perrot. Louis aus der Mühle.

(Vom Hintergrunde und den Seiten her Landleute und Soldaten der Maréchauſſée. Sie ſprengen das Gitterthor, dringen ein, ſtürzen ſich auf den Unbekannten, und werfen ihn nieder.)

Der Unbekannte. (zu François)

Du haſt's gewollt, ſo ſtürze denn mit mir in's Verderben! — (zu den Soldaten) Auch dieſen hier haltet feſt. Er iſt reif zum Schaffot. Gebrandmarkt gleich

Griseldis oder Treue und Treue.

mir, war er auf ewig zu den Galeeren verurtheilt. Seht an ſeinem Arme das T. F. — Travail forcé. Es iſt Paul Deville.

Deville.

Paul Deville! — (zu den Soldaten) Haltet ein! berührt ihn nicht! Ihr kennt mich. (die Soldaten treten ehrfurchtsvoll zurück) O, alle meine Wünſche ſind erhört, und das Ungeheuer, das ihn verderben wollte, iſt durch Gottes Hand das Werkzeug, das ihn ſeiner Familie, das ihn dem Glücke wiedergiebt.

Thereſe.

Gott, was iſt das?

Deville.

Ja, Thereſe, Dein Gatte iſt Deiner Zärtlichkeit, (zu den Landleuten) iſt Eurer vollen Achtung und Freundſchaft werth. Komm an meine Bruſt, mein verlorener, mein wiedergefundener Neffe!

Alle.

Sein Neffe?

Deville.

Ja, das biſt Du. Fühle es, wie das Herz Deines liebenden Oheims an dem Deinen ſchlägt. Nun fort mit dieſem!

Jean.

Sein Neffe! das muß ich gleich im ganzen Dorfe ansagen; und — ja, ich weiß schon, was ich thue. (läuft ins Dorf ab.)

François.

Ich vermag es nicht zu fassen — das Schrecken — die Wonne —

Deville.

Beweine Deinen Bruder; er starb vor mehr als einem Jahre; aber er starb unbefleckten Rufs in meinen Armen. Vorher entdeckte er mir alles. Seitdem war es mein einziges, mein höchstes Bestreben, Dich der bürgerlichen Gesellschaft, deren Zierde Du zu seyn verdienst, zurückzugeben. Das Urtheil, das Dich zu den Galeeren verdammte, ist auf meinen Antrag revidirt und vernichtet worden, und in diesem Augenblicke muß der Abolitions-Befehl in den Händen des Präsidenten sich befinden. Gottlob, ich habe Dich endlich, ich weiß Dich glücklich, und das ist der seeligste Tag auch meines Lebens.

François.

Oheim! Mein theurer Oheim! (ihm in die Arme fallend.)

(Alles drängt sich um Deville. Perrot schüttelt ihm die Hand; Therese umschlingt ihn, alles ist im freudigsten Aufruhr. — Der Unbekannte wird indessen abgeführt.)

Thereſe.

Gott! ich danke dir!

François.

Ja, ihm allein die Ehre!

(Alle knieen in betender Stellung. Indeſſen haben ſich im Hintergrunde die Landmädchen, worunter Marget, eingefunden, auch ſie knieen in reizenden Gruppirungen. Die Dorfglocke ertönt, und

Der Vorhang fällt.)

Der Hofmeister in tausend Aengsten.

Lustspiel in Einem Akt.

Nach dem Französischen

bearbeitet

von

Theodor Hell.

Dresden,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1824.

Personen:

Freyherr von Altfach.
Heinrich, sein Sohn.
Magister Lassenius, Heinrichs Hofmeister.
Julie von Saltern, heimlich mit Heinrich vermählt.
Lieschen, ein Bauermädchen.
Jacob, Lassenius Pathe.

Scene: Altfach's Landgut.

Erſter Auftritt.

(Die Bühne ſtellt ein kleines Studier- und Bibliothekzimmer vor, in welchem man auch Landcharten, phyſikaliſche Inſtrumente, Globen, Rechentafeln u. ſ. w. erblickt. Links im Vordergrunde führt eine Thür in des Hofmeiſters Zimmer, weiter hinten eine andere, und zwar eine Glasthüre, in den Garten. (Man ſieht natürlich durch dieſe Thüre den Garten nicht, ſondern es wird angenommen, daß eine beſondere Treppe von da hinab zu ihm führe.) Vorn, rechts, geht eine Thüre in ein Kabinet. Im Hintergrunde eine Mittelthüre)

Jacob. Lieschen.

Jacob.

(Bringt die Geräthſchaften in Ordnung. Er hat eine Schürze vor, und einen Federbeſen in der Hand.)

Lieschen.

(Läßt ſich an der Seitenthüre nach dem Garten, mit einem Körbchen in der Hand, ſehen.)

Jacob.

Nun, das nenne ich doch aufräumen. — In meinen Meublen kann man ſich beſpiegeln. — (Er erblickt Lieschen.) Ha! biſt Du's, Lieschen!? — So komm doch herein!

Lieschen.

Ey, bewahre, Monsieur Jacob, das unterstehe ich mich gar nicht! — Wenn man uns zusammensähe! — Und wenn mich nun vollends der Hofmeister im Studierzimmer fände, er, der die Weiber durchaus nicht leiden kann, und allemal ein Gesicht zieht, als ob er Rhabarber gegessen habe, wenn er mir nur von weitem begegnet!

Jacob.

Ey, so komm doch nur, ich würde Dir es ja nicht sagen.

Lieschen.

Nun! wenn Er denkt?

Jacob.

Immer frisch d'rauflos.

Lieschen. (tritt herein)

Nun, da bin ich!

Jacob.

Schön willkommen, holdes Lieschen!

Lieschen.

Wenn aber —

Jacob.

Aber ich sage Dir ja, daß Du Dich nicht fürchten

ſollſt. Heute hat's gar keine Gefahr. Höre nur! für's erſte iſt unſer alter gnädiger Herr noch nicht aus der Stadt, wohin er wegen einer Prozeßangelegenheit geritten iſt, wieder zurück; für's zweite ſteckt der junge Herr Heinrich oben auf ſeiner Stube, und ſtreckt ſich ein bischen auf dem Kanapee aus, bis er nachher in ſeine krähgemetriſche Stunde geht; für's dritte hat Dein Onkel, der Gärtner, im Dorfe unten zu thun, und für's vierte und wichtigſte, iſt der Herr Magiſter Laſſenius in den Park gegangen, um dort, wie er mir geſagt hat, die Auflöſung von einem mademodeſchen Probehehme zu ſuchen, und da kann er lange darnach herumlaufen, denn mir iſt ſo ein Ding von einem Probehehme, ſo lange ich nun ſchon auf dem Schloſſe bin, noch nicht im Parke vorgekommen.

Lieschen.

Aber man muß ſich doch vor ihm in Acht nehmen.

Jacob.

Fürchteſt Du Dich denn vor dem Herrn Hofmeiſter ſo gewaltig?

Lieschen.

Ob ich mich fürchte? — Nun, das wollt' ich meynen! es iſt aber auch ſo ein garſtiger Menſch mit ſeiner Eiſenfreſſer-Miene, ſeinem alten braunen Rocke

und gelben Geſichte. Er ſchmält und zankt ja den ganzen Tag. Schwatzt man ein Wörtchen, ſo iſt's nicht recht, ſieht man jemand freundlich an, ſo iſt's wieder nicht recht, tanzt man nun vollends gar, nun, da geht der Spektakel ganz los, und da möchte ich doch wiſſen, wie ein junges Mädchen zu einem Manne kommen ſollte, wenn ſie weder ſchwatzen, noch freundlich ausſehen, noch tanzen darf, und kurzum, d'rum kann ich den Sauertopf nicht leiden.

Jacob.

Haſt aber vollkommen Unrecht —

Lieschen.

Seht einmal an, Er vertheidigt ihn wohl noch ordentlich?

Jacob.

Ganz natürlich, bin ich denn nicht ſein Pathchen, hat er mich denn nicht aus der Taufe gehoben? und dann iſt er auch im Grunde des Herzens gar nicht böſe, und hat ſeinen Zögling den jungen Herrn Baron ſo lieb, ſo lieb — o! er liefe für ihn durch's Feuer.

Lieschen.

Eine ſchöne Liebe — der junge Menſch iſt ja ſo unglücklich, daß es einen Stein in der Erde erbarmen möchte. — So hübſch und ſo klug, und ſchon

24 Jahr alt, und muß ſich immer noch am Gängelbande führen laſſen — darf keinen Augenblick machen wozu er Luſt hat — nun, Er wird ſehen, daß das noch übel abläuft.

Jacob.

Ach!

Lieschen.

Ja, ja, ſage Er was Er will, Monſieur Jacob, ich bin nicht ſo hochſtudirt wie der Herr Magiſter, aber ich weiß doch beſſer als er wie's in der Welt zuzugehen pflegt. Wenn man den Vackan dort im Hofe manchmal von der Kette losmacht, und ihn frey herumlaufen läßt, ſo iſt's gut, o! da iſt er folgſam und ſanft wie ein Lamm, wenn man ihn aber gar zu lange eingeſperrt hält, und ihm nicht ein einzigesmal die Freiheit ſchenkt, ſo zerreißt er am Ende die Kette, und dann, gute Nacht Lamm, dann iſt er ein wahrer Tiger, und ich rathe jedem, ihm aus dem Wege zu gehen. — Wartet nur einmal, wenn der junge Herr es satt bekommen, und auch ſeine Kette zerreißen wird, nun, da wird's ſchön d'rüber und d'runter gehn. Aber, ich wollte, er thät's, ja, ja, wär's auch nur um den abſcheulichen Hofmeiſter recht zu ärgern, der nun einmal nichts taugt, und nichts taugt, und nichts taugt.

Jacob.

Biß Du endlich einmal fertig, Du kleine, wilde Katze? Ich sage Dir aber, daß er wahrhaftig nicht so böse, ja vielmehr recht gut iſt, und nur einen einzigen großen Fehler hat, der Herr Pathe.

Lieschen.

Und der wäre?

Jacob.

Daß er mich mit aller Gewalt lateiniſch machen will.

Lieschen.

Lateiniſch?

Jacob.

Ja, ja, das bringt man ihm nicht aus dem Kopfe. Lateiniſch ſoll ich lernen, lateiniſch muß ich lernen, ich komme nicht davon los, ich mag dem Herrn Pathen ſo viel gute Worte geben, als ich will.

Lieschen.

Iſt denn das Ding ſo gewaltig ſchwer?

Jacob.

Nun, das will ich meynen. Da iſt's Deutſche gar nichts dagegen; das habe ich gelernt, ich weiß gar nicht wie, aber mit dem Lateiniſchen will's durchaus nicht vom Flecke. Sieh' nur, da habe ich meine Gramma-

tik, ſo nennen ſie das Ding, immer bei mir. Wenn ich einmal einen Aermel ausgepocht habe, huſch, guck' ich wieder da hinein. (er zieht ein Buch aus der Taſche) Da, ſieh' nur einmal! Nun, das iſt allerliebſt langweilig. Höre nur, wie das Ding ſchnurrig klingt. — Rosa, die Roſe; Musa, die Muſe. — Nein, nein, was will ich denn, da habe ich falſch queer über geleſen; ja, die lateiniſchen Buchſtaben quirlen einem vor den Augen wie Klöschen in der Suppe. Alſo warte nur — richtig; Musa, — die Muſe — Rosa, — die Roſe — ſieh' einmal, wie ſich das hübſch trifft. Merkſt Du's denn nicht, Du kleines Gärtnermädchen; Rosa, das biſt Du, he! he!

Lieschen.

Rosa — Rosa — ey, hör' Er Monſieur Jacob, das Latein'ſche iſt ja gar ſo übel nicht.

Jacob.

Ja, wie's trifft, ſo mitunter, wenn man ſchon ein bischen den Comment dabei weg hat. — Nun, warte nur, wir wollen da gleich noch tiefer in den Text hineinkommen. Da, da ſteht's, mitten auf der Seite — amo.

Lieschen.

Amo —

Jacob.

Nun, weißt Du denn auch, was das heißt?

Lieschen.

Amo? — Nein, das weiß ich nicht, aber es klingt so allerliebst, daß ich es mein ganzes Leben über nachsagen möchte — amo — amo —

Jacob.

Nun warte, damit Du doch auch was vom Lateinischen profitirst, will ich Dir's gleich übersetzen. Siehst Du, das heißt amo — (er küßt sie.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. M. Lassenius. (aus der hintern Seitenthür)

M. Lassenius.

Vach! Miseri! Was ist das?

Lieschen. (schreit laut)

Ach!

Jacob. (läuft davon)

Der Herr Pathe!

M. Lassenius.

Wie? — unter meinen Augen? — in dem Schlosse

des Herrn Barons von Altſach — unterſteht Ihr Euch! — (zu Lieschen, welche davon laufen will.) Halt, da geblieben, Perſon! Da geblieben!

Lieschen. (beſtürzt)

Herr Magiſter — ich kann's beſchwören!

M. Laſſenius.

Kleine Schlange. — Kann Sie es wagen, Ihr Verbrechen zu läugnen? Habe ich's nicht geſehen, mit dieſen meinen Augen geſehen, wie er Sie — geküßt hat?

Lieschen.

Ja, — das iſt wohl wahr — aber er hat mich auf lateiniſch geküßt.

M. Laſſenius. (wüthend)

Auf lateiniſch — ſo benutzt er meine Lehren! — O, Du kleiner Dämon, Du argliſtiges feminimum! ſolch ein armes, junges Blut zu verführen!

Lieschen.

Nun, ich ſollte doch denken, wenn jemand hier verführt worden wäre, ſo wäre ich's hoffentlich geweſen.

M. Laſſenius.

Nein, unmöglich kann er es gethan haben — aber ich, ich bin an alle dem Schuld. Ich hätte nicht ſo

nachsichtig seyn, hätte es durchaus nicht erlauben sollen, daß eine Frauenszperson mit meinen beiden unschuldigen, jungen Zöglingen unter Einem Dache wohne. — Aber es ist noch Zeit Sie zu retten, und von Morgen an, befehle ich Ihr, das Schloß nicht wieder mit einem Fuße zu betreten.

Lieschen.

Wie? Herr Magister! Was hätte denn das zu bedeuten?

M. Lassenius.

Daß ich Sie bitte sich fortzupacken.

Lieschen.

Fortschicken wollen Sie mich?

M. Lassenius.

Ja, Kraft der unbeschränkten Gewalt, welche mir der Herr Baron während seiner Abwesenheit übertragen hat.

Lieschen. (weinend)

Ach, du lieber Himmel! — Das ist ja gar nicht möglich! — Was würde denn da mein Onkel dazu sagen? — und meine Mutter nun vollends, die zehn Meilen von hier wohnt. (zu ihm gehend) Nein, mein lieber, gütiger Herr!

M. Laffenius. (zurücktretend)

Frauensperſon — weiche von mir — komme mir nicht zu nahe!

Lieschen.

Kann ich denn dafür, wenn Jacob in mich verliebt iſt?

M. Laffenius.

Ver — liebt! — will Sie gleich ſtill ſeyn! — Ver — jetzt packe Sie ſich auf der Stelle fort.

Lieschen. (ſchluchzend)

Verzeihen Sie mir nur dieſes einzigemal, liebſter, allerſüßeſter Herr Magiſter, ich bitte Sie auf den Knieen darum, ich will mich von Jacob niemals wieder weder deutſch noch lateiniſch küſſen laſſen. Sie werden doch ein armes Mädchen nicht unglücklich machen wollen, das Ihnen ja gar nichts zu Leid gethan hat.

M. Laffenius.

Nein, ſage ich Ihr, ich bin unerbittlich — gehe Sie!

Lieschen.

Nun gut, ich will gehn, ja, ich will gehn, aber Sie Feſſenherz, Sie Eiſenſeele, Sie Büchermurm, Sie werden auch noch zeitig genug für Ihre Härte und Grau-

ſamkeit beſtraft werden. — O, ja, ja, brüſten Sie ſich nur — jedermann kann ſehlen, und Sie werden mit Gottes Hülfe wohl auch noch in denſelben Fall kommen, und wenn Sie dann anderer Leute Hülfe nöthig haben, ſo ſoll Ihnen auch niemand helfen, und Sie ſollen da ſtehen, ſo klein, ſo klein, und Ihre unmenſchliche Feſtigkeit ſoll zerlaufen wie Butter an der Sonne. Und deſſen genöſſen Sie billig und von rechtswegen. Und nun leben Sie fein wohl, ich habe Ihnen Ihr Päckchen aufgehangen, tragen Sie's geſund, jetzt will ich gehn und das meinige ſchnüren. (geht ab.)

Dritter Auftritt.

M. Laſſenius. (allein)

Du kleiner Galgenvogel! — nun, ſie that wohl daran, daß ſie gieng, am Ende hätte ich mich doch noch zeitgert — ich mußte die äußerſte Strenge anwenden, damit mein theurer Zögling künftig nicht etwa auch in die Nähe dieſes gefährlichen Geſchöpfes kommen möchte. — Der arme Junge! — Glücklicherweiſe iſt er ſo unſchuldig und unbefangen, daß ihm ſo etwas nicht einmal ſehr ſchaden würde. Ja, das iſt mein Stolz, meine Ehre, mein Triumph! So habe ich ihn erzogen, und Gott gebe nur, daß ich ihn noch

lange vor dieſer ſchrecklichen Krankheit, welche die unbeſonnenen Menſchen die Liebe heißen, verwahren kann. Bis jetzt wenigſtens weiß der junge, wackre Mann auch noch nicht das Geringſte davon, und lebt deshalb ſo ſtill, ſo ruhig, ſo beglückt — wie ein griechiſcher Weltweiſer. — Ah, da höre ich ihn ſchon kommen. Richtig, es hat geſchlagen, die griechiſche Stunde geht an! Was der gute Heinrich für einen Eifer im Studio hat. Es iſt ein wahres Muſter von einem jungen Mann!

Vierter Auftritt.

M. Laſſenius. Heinrich. (unruhig eintretend)

M. Laſſenius.

Sind Sie da, lieber Heinrich?

Heinrich.

Ja, Herr Magiſter, es drängte mich, zu Ihnen zu eilen.

M. Laſſenius.

Ja, das glaube ich, mein theurer Sohn. Die griechiſche Stunde ſoll auch gleich angehn.

Heinrich.

Nein, nein, die kann ich heute nicht halten!

October.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

M. Laſſenius.

Nicht? — Nun, das hat auch nichts zu bedeuten. — nehmen wir etwas and'res vor, wenn Sie dazu nicht recht aufgelegt ſind. Wie wär's denn, wenn wir unſre phyſikaliſche Vorleſung fortſetzten. Ja, ja, kommen Sie, holen Sie mir da aus meiner Stube nur die Electriſirmaſchine her, die Ihr Herr Vater aus der Stadt hat kommen laſſen.

Heinrich.

Ach, davon iſt jetzt gar nicht die Rede — ich bin in Verzweiflung —!

M. Laſſenius.

Was? In Verzweiflung! — Ey, lieber Sohn, bedenken Sie doch —

Heinrich.

Mein Vater wird morgen wiederkommen — ja, vielleicht heute noch — das überlebe ich nicht!

M. Laſſenius.

Was muß ich hören — mein Gott, Sie erſchrecken mich!

Heinrich.

Es bleibt mir kein Ausweg mehr übrig, und ſo empfangen Sie denn jetzt mein letztes Lebewohl.

M. Laſſenius. (voll Schrecken)

Um des Himmels Barmherzigkeitwillen — gerade jetzt, wo Ihr Herr Vater nicht da iſt — warten Sie doch wenigſtens bis er wieder zurückkommt. — Mein Gott, Sie ſetzen mich ja einer ſchrecklichen Verantwortung aus!

Heinrich.

Ich kann nicht warten.

M. Laſſenius. (gerührt)

Und Ihr philoſophiſcher Curſus iſt ja noch nicht einmal beendigt.

Heinrich.

Für mich iſt alles zu Ende.

M. Laſſenius.

(ſchließt ihn tiefbewegt in die Arme)

Lieber Heinrich, mein theurer Freund, mein guter Sohn — faſſen Sie ſich nur — beruhigen Sie ſich nur etwas — ſehen Sie mich an, Sie wiſſen, wie ſehr ich Sie liebe, wie gerne ich mich ſelbſt aufopferte, um Sie glücklich und zufrieden zu machen — vertrauen Sie ſich alſo mir — ſagen Sie mir, was Sie ſo beunruhigt.

Heinrich.

Das kann ich nicht, denn Sie würden es dann mei-

nem Vater wieder ſagen, und das wäre ſchrecklicher als der Tod.

M. Laſſenius.

Nein, nein, ich ſage es ihm nicht wieder.

Heinrich. (zögernd)

Nun dann — ſchwören Sie mir.

M. Laſſenius.

Wie? — Ey, ey, Heinrich!

Heinrich.

Verzeihen Sie mir, aber ich kann nicht anders! Mein Leben hängt davon ab. — Wohlan, lieber Herr Magiſter, ſchwören Sie mir es aufs heiligſte mit einem römiſchen Eide.

M. Laſſenius.

Heinrich! ich ſollte es nicht thun, aber — ich habe Sie ſo lieb, daß Sie alles mit mir machen können. Nun denn: (ſtreckt die Arme gen Himmel) Per Jovem, per mare, per terras, juro et adjuro, testor et attestor — Und nun friſch heraus.

Heinrich.

So hören Sie denn — (für ſich) alles ihm zu geſtehen, dazu fehlt mir der Muth. — (laut) Lieber — theurer — ich — bin verliebt.

M. Laſſenius.

Ver — liebt!

Heinrich.

Still, ſtill!

M. Laſſenius.

Verliebt! (für ſich) O Schickſal! — o ſchreckliches Schickſal! — Der ſaub're Burſche, der Jacob, macht den Anfang — und nun kommt auch ſchon der Heinrich hinterdrein. — (laut) Wie? Herr Baron — Sie haben ſich unterſtanden — in Ihrem Alter! — erſt 24 Jahr, und — verliebt! O Gott, und noch dazu ein junger Menſch, der griechiſch und lateiniſch ſo gut verſteht wie ich; verliebt!

Heinrich.

Beruhigen Sie ſich! ich bitte Sie um des Himmelswillen!

M. Laſſenius.

Verliebt! — Sie, den ich zur höchſten Höhe aller Wiſſenſchaften geleiten wollte, verliebt. — Glauben Sie denn, junger Mann, daß Pythagoras, weil er verliebt war, das Quadrat der Hypothenuſe gefunden hat?

Heinrich.

Ach, wenn Sie erſt alles wiſſen werden — aber ich

höre kommen. — Mein Himmel! es iſt mein Vater, eben ſteigt er ab.

M. Laſſenius.

Der Herr Baron — und in dieſem ſchrecklichen Augenblicke! —

Heinrich.

Denken Sie an Ihr Verſprechen! Halten Sie Ihren Schwur! Wo nicht, ſo halte ich den meinigen.

M. Laſſenius.

Still doch — nur ſtill — ich will ja ſchweigen — aber nur beſonnen — ach! welch ein Jammer!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Baron. (im Reiſekleide) Jacob. (der deſſen Mantel trägt)

Baron.

Gut, gut, recht ſchön! Mit Vergnügen ſehe ich, daß im Schloſſe noch alles in guter Ordnung iſt. (zu dem Magiſter) Guten Tag, lieber Magiſter, guten Tag, mein wackrer, braver Magiſter. (zu Heinrich) Komm, lieber Sohn, laſſ' Dich umarmen.

M. Laſſenius. (noch unruhig)

Verzeihen Sie ja, Herr Baron, wir waren noch nicht ganz — wir erwarteten Sie erſt geſtern —

Baron.

Morgen, wollten Sie ſagen. Ey, es war mir lieb, daß ich meine Geſchichte recht ſchnell abthun, und Euch überraſchen konnte, um einmal nachzuſehen, wie's während meiner Abweſenheit zu Hauſe zugehe — nicht etwa, lieber Freund, als ob ich im mindeſten in Sorge geweſen wäre. Gott bewahre, ich hatte ja Ihnen alles übertragen, und ich kenne Ihre Wachſamkeit, Ihre Klugheit, Ihre Sorgfalt. Vollkommen überzeugt bin ich, daß indeſſen nichts vorgefallen iſt, was ich nicht im Voraus genehmigen könnte.

M. Laſſenius. (huſtend)
O, — gewiß — gewiß — hm, hm!

Jacob.

Lieber Herr Magiſter, Sie haben ja einen gewaltigen Huſten!

M. Laſſenius.

(Leis zu ihm und die Augenbraunen ziehend) Halt's Maul, Tölpel!

Baron.

Aber, lieber Heinrich, laß Dich durch meine Ankunft ja nicht in Deinen Arbeiten ſtören. Geh' nur wieder hinauf auf Dein Zimmer bis zum Abendeſſen, ich will nur noch, ehe ich mich in mein Kabinet be-

gebe, hier ein paar Worte mit Deinem wackern Lehrer ſprechen.

Heinrich. (ängſtlich)

In Ihr Kabinet, im kleinen Garten-Pavillon?

Baron.

Nun ja, ganz recht.

Heinrich.

Aber, lieber Papa, es iſt ganz feucht.

Baron.

Wird nicht ſo ſchlimm ſeyn. Uebrigens iſt's ein ſo köſtlicher Abend; ſo will ich denn nur noch ein paar Briefe darin ſchreiben, einige Biſſen mit Euch eſſen, und dann zu Bette gehn.

Heinrich. (für ſich)

Gott! in dem Pavillon habe ich — ich darf nicht zaudern — ſie muß fort — (eilt ab.)

Baron.

Du, Jacob, ſorge dafür, daß das Abendeſſen punkt neun Uhr parat iſt.

Jacob.

Zu Befehl, Herr Baron. (leiſe zum Magiſter) Herr Pathe, ſagen Sie ja nichts von dem Benaßten! Ich kann wahrhaftig nicht dafür, da iſt blos das Lateiniſche d'ran ſchuld.

M. Laſſenius. (für ſich)

Ich muß wohl ſchweigen. (zu Jacob) Aber unterſtehe Dich's nicht wieder!

Jacob.

Schönen Dank, Herr Pathe! Es mag künftig bei'm Deutſchen bleiben. (geht ab.)

Sechster Auftritt.

Der Baron. M. Laſſenius.

Baron.

Sagen Sie mir aber nur, Herr Magiſter, was vorgefallen iſt? Ihr macht alle ſo ſonderbare Mienen.

M. Laſſenius.

Was? — wie? — wir machten Mienen? — O, bewahre, Herr Baron, es iſt gar nichts außerordentliches hier geſchehen, alles nur wie gewöhnlich.

Baron.

Hahaha, ich begreife nun: Sie hatten meinem Sohne ein wenig den Text geleſen. Da thut es mir leid, daß ich Sie unterbrochen habe. Schonen Sie ihn ja nicht, ſeyn Sie ſo ſtreng als Sie nur immer wollen. — Außerdem giebt's alſo wirklich nichts Neues im Hauſe?

M. Lassenius.

Nein, gar nicht. — Doch ja, ich wollte Ihnen nur melden, daß ich mich unterstanden habe, das kleine Mädchen, die Nichte des Gärtners, Lieschen, fortzujagen.

Baron.

Gärtners Lieschen? Da haben Sie wohl d'ran gethan.

M. Lassenius.

Ich hatte so meine eig'nen Gründe dazu, die —

Baron.

Brauchen mir sie gar nicht zu sagen, ich will sie gar nicht wissen. Alles was Sie thun, ist gut.

M. Lassenius.

Und doch, wenn ich jetzt ruhiger darüber nachdenke, scheint mir ihr Vergehn nicht so unverzeihlich, und wegen einer elenden Kleinigkeit —

Baron.

Nein, nein, bleiben Sie nur fest bei Ihrem Vorsatze. — Was hatte sie denn aber gethan?

M. Lassenius.

Je nun, — sie hatte — (für sich) Du lieber Himmel, seit Heinrichs Geständnisse ißt mir's mein Gewissen gar nicht zu, sie anzuklagen.

Baron.

Sie wollen es nicht ſagen. — Sie ſchlagen die Augen nieder — eine Kleinigkeit! — verſtehe, verſtehe! Nun, zum Henker, das wär' etwas Schönes! Magiſter, Sie haben's vollkommen recht gemacht, daß Sie ſie fortgejagt haben. — Doch jetzt zu etwas anderm. Ich kann Ihnen nun die wahre Urſache meiner Reiſe ſagen. Während meiner Abweſenheit von acht Tagen habe ich mich — nun rathen Sie, mit was, beſchäftigt? — Mit einer Heyrathspartie für meinen Sohn.

M. Laſſenius.

Heyraths — partie?

Baron.

Ja, ja. Ich kann mir leicht denken, wie Sie das in Staunen ſetzt. Ich denke auch darüber ganz wie Sie, ich weiß wohl, daß Heinrich noch ein Kind iſt, und daß es ganz und gar nichts taugt, die jungen Leute ſchon ſo zeitig in die Welt hinein zu ſtoßen, daß wir ſonſt da weit vorſichtiger zu Rathe giengen bis zum dreißigſten Jahre gehörig einen Hofmeiſter hatten, dann im vierzigſten endlich einen Heyrathsgedanken faßten, und ſo uns erſt bei gehöriger Reife der Jahre unſrer Jugend freuten, alles das weiß ich,

November.		Einnahme.			Ausgabe.		
den							

aber hier hat's eine ganz eig'ne Bewandniß. Sehen Sie nur, da iſt jetzt eine Nichte meiner Schwägerin in der Stadt, Fräulein von Bilefeld, die reichſte Erbin zehn Meilen in der Runde, eine junge hübſche Waiſe, und da wär' es doch wohl Thorheit, eine ſo vortheilhafte Parthie für meinen Heinrich ſich entgehen zu laſſen.

M. Laſſenius.

Nein, nein, Herr Baron, da haben Sie vollkommen recht, auch ſcheint es mir bei näherer Ueberlegung gar nicht ſo übel gethan zu ſeyn, junge Leute frühzeitig zu verheirathen, denn der Eheſtand iſt ein guter Zügel gegen wilde Leidenſchaften —

Baron.

Goldmagiſter! Das meynen Sie alſo auch? — Nun, das iſt mir lieber als zweitauſend Thaler. Ich will Ihnen nur geſtehen, ich fürchtete mich ein wenig vor Ihnen, ich glaubte Sie würden ganz andere Anſichten in der Sache haben, aber da wir, Gott ſey gedankt, über dieſen Punkt abermals ſo ganz einſtimmig denken, ſo will ich nun in des Himmel Namen an meine Schwägerin ſchreiben, und die Sache in Richtigkeit bringen. Und das ſoll auch auf der Stelle geſchehen. Leben Sie indeß wohl, Sie Perle von ei-

nem Hofmeiſter, Sie Beiſpiel und Muſter meines Soh-
nes, Sie Krone aller Magiſter! (geht ab.)

Siebenter Auftritt.

M. Laffenius. (allein)

Das war ein ſchöner Auftritt — ich war ſo ver-
legen, daß ich glaubte der Baron würde alles gleich
auf der Stelle errathen. — Indeſſen hat nun der
Himmel aber ſelbſt geholfen! — Dem Geſtändniſſe
meines Zöglings zu Folge, daß er — verliebt — ſey,
muß er ja auf's allerheftigſte wünſchen, ſich zu ver-
heyrathen — und da der Vater das nun auch will,
ſo trifft ſich das ganz herrlich zuſammen, und ich gebe
vom Grunde des Herzens meine Einwilligung dazu. —
Freilich hat er mir noch nicht geſagt, in wen er ei-
gentlich verliebt iſt, aber das hat ja nichts zu bedeu-
ten, wenn er nur heyrathet, mag's dieſe oder jene
ſeyn, das kann ihm ja einerley ſeyn, da kommt er
doch aus dem Verliebtſeyn heraus — oder erſt recht
hinein? das weiß ich ſelbſt nicht, denn ich habe in
meinem Leben ſolche arge Künſte nicht getrieben. —
Nun, ich will ihm nur die frohe Botſchaft gleich ſelbſt
hinterbringen.

Achter Auftritt.

M. Laſſenius. Heinrich.

Heinrich. (noch unruhiger)
Iſt mein Vater endlich fort?

M. Laſſenius.
Nun, mein lieber Sohn, es geht ja alles ganz vortrefflich.

Heinrich.
Ey, im Gegentheil, es geht ganz ſchrecklich.

M. Laſſenius.
Wie denn ſo?

Heinrich.
Die unerwartet ſchnelle Rückkehr meines Vaters hat mich in die gräßlichſte Verlegenheit geſtürzt! — O, lieber Freund, Sie wiſſen mein Geheimniß noch nicht zur Hälfte.

M. Laſſenius.
Ach, Du lieber Himmel! und habe doch ſchon in dem übergenug, was ich weiß.

Heinrich.
Ich ſcheue mich, Ihnen die ganze Größe meines Fehltritts zu geſtehen, und doch bleibt mir kein Mit-

tel übrig, als Ihnen alles zu bekennen — die Noth, die Gefahr die uns bedroht —

M. Laſſenius.

Nur Muth, Muth, junger Mann! wenn es einmal nicht anders ſeyn kann.

Heinrich.

Nun, ſo erfahren Sie denn — daß ich das Unglück gehabt habe, eine junge Perſon zu verführen.

M. Laſſenius.

Wer — führen! — Wie? Sie abſcheulicher Menſch, Sie ſind ja ganz vom Himmel verlaſſen geweſen, eine junge Perſon zu verführen, ſie zu einer unerlaubten Verbindung zu bereden.

Heinrich.

So hören Sie mich doch nur vollends an.

M. Laſſenius.

Nein, ich will nichts mehr hören, ſo etwas iſt unverzeihlich, ſo etwas iſt unchriſtlich — ſo etwas iſt — Ja, meinetwegen, wenn es noch eine geſetzmäßige Verbindung geweſen wäre, dann — ich will damit nicht geſagt haben, daß —

Heinrich.

Wie? wenn ich ſie geheyrathet hätte, ſo würden

Sie mir vergeben, mich vertheidigt, und mir die Verzeihung meines Vaters bewirkt haben?

M. Laſſenius.

Ich würde mich vielleicht dazu entſchloſſen haben, weil die Ehe doch ſtets ein geheiligtes Band bleibt, aber ſo —

Heinrich.

Nun denn, ſo beruhigen Sie ſich, denn — ich bin verheyrathet.

M. Laſſenius.

Verhey — rathet!

Heinrich.

Ja, ja, lieber Magiſter, ich habe heimlich geheyrathet, und da, wie Sie ſo eben ſelbſt geſagt haben, die Ehe ein heiliges Band iſt, ſo dürfen Sie mir Ihren Beiſtand nicht entziehn.

M. Laſſenius.

Ey, das iſt hier nun etwas and'res — ſeht doch, die kleine Schlange, wie ſie mich verlocken will — Sie! Heinrich! verheyrathet! — hoho, mein junger Herr, das werde ich ſogleich Ihrem Herrn Vater melden.

Heinrich.

Und Ihr Schwur?

M. Laſſenius.

O weh, mein Schwur!

Heinrich.

Es handelt ſich hier um mein und meiner Gattin Leben! — Und iſt es denn nicht auch Ihr eig'ner Vortheil, der Sie verpflichtet, uns beizuſtehen? Erfährt mein Vater meinen Fehltritt, ſo fällt alle Schuld davon auf Sie zurück. Sie waren ja dazu verbunden, alle meine Schritte zu bewachen, nur von Ihnen wird er Rechenſchaft über mein Benehmen fordern.

M. Laſſenius.

(Ihm mit Vergnügen zuhörend) Recht brav, recht logiſch entwickelt — Heinrich, das haben Sie doch von mir. So einen Schluß gegen den nichts einzuwenden iſt, macht mir nicht jeder.

Heinrich.

Die Zeit drängt, entſcheiden Sie ſich. Wenn Sie uns beiſtehen, ſo werden wir Sie als unſern Freund, unſern Retter, lieben und verehren. Ihnen, nur Ihnen werden wir alles zu verdanken haben, wir werden Sie in Ihren alten Tagen pflegen, wir werden Sie nie verlaſſen, Sie werden noch der Führer unſ'rer Kinder werden, und, wie ſüß, wie tröſtend wird der Gedanke für Sie ſeyn, wenn Sie ſich noch in Ihren

Greiſenjahren werden ſagen können, ich, ich war der Schöpfer des Glücks des Vaters, ich bin auch der des Glücks ſeiner Kinder geworden.

M. Laſſenius.

(Sich gerührt die Thränen trocknend) Seiner Kinder — ſeine Kinder ſoll ich erziehn — o! das iſt ja das Höchſte, was ich nur noch zu erleben wünſchte! (er ſchließt Heinrich in die Arme) Komm! mein Sohn! Ich kann Dir nicht widerſtehn. Da haſt Du mich ganz, mach' mit mir was Du willſt. — Aber ſagen Sie mir nur, wie wir uns aus der Sache herausziehn! — Und Ihre Frau?

Heinrich.

Sie iſt hier.

M. Laſſenius. (erſchrocken)

Hier! — immer ſchöner! — Im Schloſſe?

Heinrich.

Seit acht Tagen halt' ich ſie in dem Gartenpavillon verborgen, worin das Kabinet meines Vaters ſich befindet, aber jetzt, wo er zurückgekehrt iſt, müſſen wir nothwendig an einen andern Zufluchtsort denken. Ich habe ſie daher ſo heimlich als möglich, und ohne daß uns jemand bemerkt hat, in das kleine Gewächshaus geführt, aber auch da kann ſie nicht bleiben, und ich

bin nicht im Stande, ſie irgend jemand ander'm anzuvertrauen, als Ihnen.

M. Laſſenius.

Mir?

Heinrich.

Ja, Ihnen. Ihr Studierzimmer iſt das ſicherſte Aſyl für ſie. (er geht an die Thür nach dem Garten zu) Julie, Julie, komm hierher.

M. Laſſenius.

Aber — Du lieber Gott — nur einen Augenblick. — Wo ſoll ich ſie denn nur hinthun — Ach! Du mein Himmel! Da iſt ſie ſchon! — Barmherziger Gott — eine Frauensperſon in meinem Studierzimmer! (er zieht ſich bis an die and're Seite der Bühne zurück.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Julie von Saltern. (ſie iſt ſehr einfach angezogen, und trägt einen ungeputzten Strohhut.)

Heinrich.

Komm, meine theure Julie, fürchte Dich nicht, hier iſt unſer beſter Freund, unſer Schutzengel.

Julie.

Wie? Herr Magiſter! wär' es möglich? O! wie vermag ich's Ihnen die Gefühle auszudrücken, die meinen Buſen —

M. Laſſenius. (ſehr verlegen)

Mein Himmel — meine ſchöne Dame — es verlohnt ſich nicht der Mühe — ſchon gut, lieber Heinrich — man muß aber doch wiſſen — wie kommt es denn aber — daß — daß ich — nie die Ehre gehabt habe — etwas davon zu verſpüren, — daß —

Heinrich.

Meine Frau wird Ihnen alles ſagen, — ich will nur indeß hinaus gehn, und Schildwacht ſtehen, denn ich fürchte ſehr, mein Vater möchte wieder hieherkommen und uns überraſchen, und dann wär' alles verloren. — Lieber Herr Magiſter, ich vertraue Ihnen das an, was mir das Theuerſte auf der Welt iſt, meine Julie!

M. Laſſenius.

Aber man muß doch erſt —

Heinrich.

(Ohne auf ihn zu hören, indem er ſeiner Frau die Hand küßt) Muth, meine Julie, nur Muth: Gott wird uns helfen! (geht durch die Seitenthür.)

Zehnter Auftritt.

M. Laſſenius. Julie.

M. Laſſenius. (ſehr verlegen, für ſich)

Nun, das iſt gut — er läßt mich da — mit ihr — ganz allein — ganz allein mit einer Frauensper-ſon!!

Julie.

Mein Herr, Sie ſind ſo gütig gegen uns, — o! wie kann ich Ihnen nur meinen Dank ausſprechen?

M. Laſſenius.

(Immer zurück weichend) Vade retro! — O, ver-zeihen Sie, meine geehrte Dame, es war nur ſo eine Zerſtreuung —

Julie. (furchtſam und innig)

O! ſehen Sie mich nicht ſo finſter an — mein Heinrich hat mir ja immer geſagt, daß Sie ſo gut, daß Sie ſein wahrer Freund wären — o! verlaſſen Sie uns auch jetzt nicht, werden Sie unſer Beſchützer, unſer Retter, unſer Vater.

M. Laſſenius. (bei Seite)

Was ſie für eine ſanfte, melodiſche Stimme hat — ja, eben damit verführen dieſe Schlangen die armen unſchuldigen Knaben! — (laut) Ich verheimliche es

Ihnen gar nicht, gnädige Frau, daß das, was Sie gethan haben, nicht recht — nein, ganz und gar nicht recht iſt. — Meine Anſtellung verpflichtet mich, Ihnen — (er bemerkt, daß ſie traurig zur Erde blickt) Ich ſage Ihnen das gar nicht zum Angehör, mein Kind — o nein — ich kann mir wohl denken, wie unter gewiſſen Umſtänden — darf ich um Ihren Familien-Namen bitten?

Julie.

Julie von Saltern.

M. Laſſenius.

Von Saltern? — Irre ich mich nicht, ſo gab es einen wackern Oberſten dieſes Namens in unſern Dienſten.

Julie.

Das war mein Vater.

M. Laſſenius. (ſtreng)

Ihr Vater! — Ey, und den konnten Sie verlaſſen, ihm auf ſeine alten Tage das Herzeleid zufügen —

Julie.

Ach, ſchon ſeit fünf Jahren raubte mir ihn der Tod, der mir ſchon früher meine Mutter entriſſen hatte, — und mit ihm verlor ich alles, da begann

mein Unglück! Ich war ohne Führer, ohne Stütze, ohne —

M. Laſſenius. (kommt näher)

Armes, gutes Kind! — Nun, nun, meinen Sie nur nicht mehr — Sie haben ja noch einen Troß — einen Gatten, der Sie zärtlich liebt. (wieder im ſtrengen Tone) Nicht etwa, als ob eine Heyrath wie die Ihrige nicht ein Fehltritt wäre, der — (weicher und näher) Aber Sie ſind noch ſo jung — das entſchuldigt ſehr — wenn nur der Baron, der gar ein hitziger Mann iſt —

Julie.

Ach, das hörte ich auch, und zitt're daher, vor ihm zu erſcheinen.

M. Laſſenius.

Und ich erſt! — Ich habe eine Furcht vor ihm. — Aber ſagen Sie mir doch nur, wie haben Sie denn meinen kleinen Heinrich kennen gelernt? Ich habe ihn doch mit einer Sorgfalt geführt, ihn gehütet, ihn bewacht, daß —

Julie. (furchtſam)

So viel ich weiß — hat er den Thürſteher gewonnen — und während Sie glaubten, daß er ſich auf ſeine Stunden vorbereite, ſchlich er ſich zu einer klei-

nen geheimen Thüre hinaus, und brachte eine oder zwei Stunden in dem Dorfe zu, das am Ende der Schloßallee liegt.

M. Laſſenius.

Eine geheime Thüre! — Der Spitzbube! Nun, wenn ich ihn wieder dabei erwiſche! — O, verzeihen Sie, ich vergaß, daß ich von Ihrem Herrn Gemahl ſprach.

Julie.

In jenem Dorfe wohnte ich, ſtill und eingezogen bei einer bejahrten Verwandtin — der Zufall lehrte mich Ihren Zögling kennen — (die Augen niederſchlagend) Was ſoll ich Ihnen noch ſagen, Ihnen, ſeinem Lehrer? Sie kennen ja ſeine Liebenswürdigkeit, Sie bildeten ja ſelbſt ſeine glücklichen Anlagen aus —

M. Laſſenius.

O, was ſeine Anlagen betrifft, da ſtehe ich Ihnen dafür, er verſteht griechiſch, lateiniſch, Phyſik, Geometrie, bis zu den Curven der zweiten Claſſe. Das kenne ich wohl. Nun, und was ſagte er Ihnen denn da?

Julie.

Was er mir ſagte — ach! er ſprach ſo ſüß, ſo zärtlich, er ſagte mir nicht, daß er mich liebe, aber

mein Herz verstand nur zu bald den Ausdruck seiner Augen.

M. Lassenius.

Wenn ich nur wissen sollte, wo er das hergehabt hat, da ich es ihm doch nie gezeigt habe.

Julie. (die Augen senkend)

Ja, und doch verstand er das ganz vortrefflich.

M. Lassenius.

Ich muß ihn nur selbst darüber fragen. — Und wie lange sind Sie nun — vermählt?

Julie.

Seit vier Jahren.

M. Lassenius.

Seit vier Jahren!

Julie.

Ich gab seinen dringenden Bitten, dem Verlangen jener guten Verwandtin, die mich zu jener Zeit verlassen mußte, endlich nach. Ach! wie viel habe ich seitdem gelitten. Wie schwer habe ich diesen unbesonnenen Schritt gebüßt! Wir konnten uns nur verstohlen sehen, immer waren wir dem beleidigenden Verdachte unsrer Nachbarn ausgesetzt; zuletzt wußte ich nicht mehr, wohin ich meine Zuflucht nehmen sollte,

da hatte Heinrich die unglückliche Idee, mich während der Abwesenheit seines Vaters hier zu verbergen, und —

(man hört läuten.)

M. Lassenius.

Ach, du lieber Himmel — man läutet zum Abendessen — ich muß jetzt hinunter und mit an den Tisch, um keinen Verdacht zu geben.

Julie. (unruhig)

Und Heinrich kommt noch nicht wieder!

M. Lassenius.

Sein Vater wird ihn aufgehalten haben — aber hier darf man Sie nicht sehen! — (zeigt ihr das Zimmer links) Gehen Sie da hinein, mein liebes Kind, das ist das einzige Zimmer, das mir angehört — wenn alles zu Bett seyn wird, werde ich schon Gelegenheit finden, Sie aus dem Schlosse zu bringen, ohne daß es jemand gewahr wird.

Julie.

Ich verlasse mich ganz auf Sie, aber sagen Sie es ja Heinrich, daß —

M. Lassenius.

(führt sie nach links) Seyn Sie ohne Sorge, aber

geſchwind nur da hinein, alles wär' verloren, wenn man Sie hier ſähe! Schließen Sie ſich nur ein. (er ſpricht mit ihr noch in der halboffnen Thüre, während Lieschen rechts hereintritt, ſo daß ſie wohl hört, was der Magiſter ſagt, aber die Perſon nicht ſehen kann, mit welcher er redet — halb-laut) Vor allen Dingen, laſſen Sie ſich vor niemand ſehen, und machen Sie nicht eher auf, als bis ich dreimal mit den Händen klatſche, meine Theure!

Lieschen. (aufſchreiend)

Meine Theure!

M. Laſſenius.

(Wirft voll Schrecken die Thüre zu und wendet ſich um) Was iſt denn das?

Eilfter Auftritt.

M. Laſſenius. Lieschen.

Lieschen. (ihn muſternd)

Ich bin's, mein ehrwürdiger Herr Magiſter, und bringe Ihnen die Schlüſſel zu meinem Kämmerchen, weil ich denn nun doch einmal fort muß — aber, was ſagten Sie denn dort?

M. Laſſenius. (unruhig)

Nichts — gar nichts — ich ſprach ſo vor mich hin —

Lieschen.

Ganz recht — indem Sie jemand in Ihr Zimmer einſchloſſen: — „Laſſen Sie ſich vor niemand ſehen, meine Theure!“

M. Laſſenius. (für ſich)

Das Unglückskind hat gehorcht!

Lieschen.

Ha, ha, mein Herr Hofmeiſter! Sie predigen da Moral und Weisheit, ſagen die Leute aus dem Hauſe, die ſich ſo in allen Ehren lieb haben, und während deſſen verſtecken Sie ein Frauenzimmer dort in Ihrem Schlafzimmer! (ihn nachahmend) Kleine Schlange! — ſchämt man ſich nicht? — Das ſoll der Herr Baron erfahren!

M. Laſſenius.

Lieschen — höre Sie doch!

Lieschen.

Herr Baron! Herr Baron! geſchwind, geſchwind —

M. Laſſenius.

Aus Barmherzigkeit! —

Lieschen.

Sie haben auch keine gegen mich gehabt. Nein, nein, Herr Baron! Herr Baron!

M. Laffenius.

Ich bitte, ich beſchwöre Sie!

Lieschen.

Das ſoll ein Lüſtchen für mich ſeyn, wenn der geſtrenge Herr Magiſter fortgejagt werden —

M. Laffenius.

Sie ſoll hier bleiben, ſoll bleiben — ich will mit dem Herrn Baron ſprechen —

Lieschen.

Ja, nun möchte ich eben hier bleiben, in einem Hauſe, wo es ſo abſcheulich zugeht. Nein, nein, nun will ich fort, aber vorher — Herr Baron! Herr Baron!

M. Laffenius.

So ſchweige Sie doch — ach, es hilft nichts — es iſt alles verloren.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Baron.

Baron.

Was iſt das nur für ein Rufen und Lärmen? — Und haben Sie denn heut gar keinen Hunger, Magiſter? Ich habe ſchon faſt das ganze Abendeſſen hinunter.

Lieschen.

O! der Herr Magiſter haben hier ein ganz and'res Abendeſſen.

Baron.

Was will denn das alberne Mädchen?

Lieschen.

O! nicht ſo albern als es ausſieht, damit will ich nämlich ſagen, daß ich, ehe ich von hier fortgehe, Ihnen noch zum Danke einen Freundſchaftsdienſt erweiſen will.

M. Laſſenius. (heimlich zu ihr)

Lieschen! — Lieschen!

Lieschen.

Geben Sie ſich keine Mühe, ſage ich Ihnen. — Ja, gnädiger Herr, da iſt der Herr Magiſter hier, der nicht zugeben will, daß ſich die Mädchen küſſen laſſen, aber es für viel bequemer hält, ſie in ſein Zimmer zu verſtecken.

Baron.

Freche Dirne! Was ſoll das heißen?

Lieschen.

Das ſoll heißen, daß in dem Zimmer da jemand verſteckt iſt, und daß ich die Hand darauf in's Feuer lege, daß es ein Frauenzimmer iſt.

Baron.

Ein Frauenzimmer!

M. Laffentus. (bei Seite)

Mir brechen die Kniee!

Baron.

In meinem Schloſſe — ein Frauenzimmer verſteckt — und in Ihrem Zimmer — wenn ich das glaubte, ſo —

M. Laffentus. (zitternd)

Ich — ich weiß in der That nicht — was ſie damit ſagen will — mich ſo in Verdacht zu bringen —

Liechen.

Ja, ja, Herr Baron, ein Frauenzimmer! — Geſehen habe ich es freilich nicht, als ich aber vorhin hier hereintrat, machte der Herr Magiſter die Thüre ſehr vorſichtig zu, und da hörte ich ihm noch die Worte ſprechen: „Vor allen Dingen, meine Theure, laſſen Sie ſich vor niemand ſehen!“ Nun, ich dächte, das wäre deutlich genug.

Baron.

(Mit verhaltenem Zorn den Magiſter anſehend) Wär' es möglich! — Aber in der That — Ihre Unruhe

bei meiner Ankunft — und jetzt — Sie sind verlegen, zittern —

M. Laffenius. (wie oben)

Ja, das glaube ich wohl — der Zorn über so eine Verläumdung —

Baron. (ungeduldig)

Antworten Sie! wer ist dort eingesperrt?

M. Laffenius. (immer unruhiger)

Es ist — es ist — es ist Jacob, glaube ich, — ja, Jacob, den ich zur Strafe eingeschlossen habe, weil er seine Lektion nicht gekonnt hat.

Baron.

Jacob!

M. Laffenius.

(Laut redend, gleichsam um sich selbst ein Herz zu fassen) Allerdings, Jacob, Herr Baron, und wenn ich sage, daß Jacob darin ist, so dächte ich, sollte man mir wohl auf's Wort glauben, daß Jacob darin wäre.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Jacob. (der von der entgegengesetzten Seite eintritt)

Jacob.

Sie rufen mich, Herr Pathe.

Baron und Lieschen.

Ha!

M. Lassenius. (für sich)

O, Du Esel!

Lieschen.

Ey, da ist ja der Jacob, aber auf der andern Seite.

Baron.

Nun? Herr Magister!

M. Lassenius.

Nun? (sucht sich zu fassen)

Baron.

Jacob also hatten Sie dort in Ihr Zimmer eingesperrt, wie kommt's denn aber nun, daß er von dort —

M. Lassenius.

Er wird sich aus meinem Zimmer fortgemacht haben,

Lieschen.

Es ist ja aber ein Stockwerk hoch, und keine Thüre weiter d'rin, als diese.

M. Lassenius.

(Stellt sich, als ob er zornig wäre, und macht Jacob immer Zeichen) So wird er sich fortgemacht haben — nun, durch's Fenster — fragen Sie ihn nur. — Aber

so viel ist gewiß, daß ich ihn dort eingesperrt hatte, und daß jetzt niemand mehr in meinem Zimmer ist.

(Man hört in diesem Zimmer plötzlich ein großes Getös von zerbrochenem Glase. — Alles sieht sich staunend an.)

(für sich) Jetzt ist's aus mit mir!

Lieschen.

So? — also niemand darin? — Sehen Sie doch! Ihre Meubles machen Ihnen wohl den Spaß, sich selbst zu zerbrechen?

Jacob.

Ach, du lieber Himmel, Herr Pathe! Es wird Ihre neue elektrische Maschine seyn, die man da drin zerbrochen hat.

Baron. (wüthend zum Magister)

Zum letztenmale jetzt, mein Herr! Den Schlüssel her zu diesem Zimmer!

M. Lassenius.

Herr Baron — ich — ich — hab' ihn nicht.

Baron.

Nun wohl, wenn man nicht gutwillig öffnen will, werde ich es mit Gewalt thun. (nach der Thüre zu gerichtet) Aufgemacht! aufgemacht! Wer auch darin seyn! Ich befehle es.

M. Laſſenius. (für ſich)

Ich habe keinen Tropfen Bluts mehr in meinen Adern.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich.

(Die Thüre öffnet ſich, Heinrich tritt heraus, und ſchließt ſie ſchnell wieder hinter ſich zu.)

Heinrich.

Liebſter Vater! Seyn Sie doch nur ruhig!

Baron. (ſtaunend)

Heinrich!

Lieschen und Jacob. (zugleich)

Der junge Herr!

M. Laſſenius. (bei Seite)

Mein Zögling! —

Baron.

Wie? Heinrich! Du biſt's —

Heinrich.

Ja, lieber Vater, ich. Leider hatte ich ſo eben mit vollem Rechte den Unwillen meines guten Hofmeiſters wegen eines Fehlers verdient, der an ſich gewiß ſehr ſtrafbar iſt, der aber doch die Güte dieſes

wackern Mannes vor Ihnen verheimlichen wollte, d'rum hatte ich mich hier in dieses Zimmer geflüchtet.

Baron.

Und warum erschienst Du nicht gleich bei den ersten Worten die Du hörtest?

Heinrich.

Ach, lieber Vater! Ihre Stimme klang so zornig, so bös, daß ich ganz den Muth verlor. Ich fürchtete, Sie wüßten alles, und wollten mich eben deshalb zur Rede setzen — und in der Verlegenheit, in welche ich darüber gerieth, habe ich sogar etwas zerbrochen, das —

Baron.

Nun, das haben wir übrigens gehört. (zum Magister, der stumm und unbeweglich da steht) Also Ihr Zögling steckte darin, Herr Magister?

M. Lassenius.

Ich — ich — urtheilen Sie selbst, gnädiger Herr!

Baron.

Nun, das war wohl der Mühe werth, so einen Lärmen deshalb zu machen. Und das alberne Mädchen hier mit ihrem Geschrey und ihren lächerlichen Geschichten —

Lieschen.

Wahrhaftig, gnädiger Herr, es geſchah in guter Abſicht, und ich wollte noch ſchwören —

Baron.

Halt' Dein Maul, Närrin! (zum Magiſter) Was hat denn aber Heinrich verbrochen, daß Sie ſich genöthigt ſahen, ihn einzuſperren?

M. Laſſenius.

Was er verbrochen hat?

Heinrich. (leis zum Magiſter)

Denken Sie an Ihren Schwur.

M. Laſſenius. (zum Baron)

Ja, Herr Baron, was er verbrochen hat — das kann ich Ihnen nicht ſo geradezu ſagen. Ich habe ihm geſchworen es zu verſchweigen, wenn er ruig in ſich gehen wollte, und unter der Bedingung, daß es das Letztemal ſeyn ſollte, daß er ſo etwas ſich unterſtehe.

Baron.

Da darf ich nichts dagegen ſagen; d'rum kommt jetzt, Kinder, und laßt uns zu Tiſche gehn, der Herr Magiſter hat ohnedies noch nicht einen Biſſen gegeſſen.

M. Laſſenius.

O! ich werde nun heut Abend auch gar nicht eſſen.

Baron.

Sie ſind doch nicht unwohl?

M. Laſſenius.

Nein, nur etwas ſehr angegriffen, und da will ich lieber hier bleiben, und noch etwas ſtudiren.

Baron.

Wie Sie wollen, nach Ihrer Bequemlichkeit.

Jacob.

(Hat unterdeſſen Licht gemacht, und damit eine Kerze auf des Magiſters Tiſche angezündet) Nun, da haben Sie auch Licht.

Baron.

(Auf die verſchloſſ'ne Thür blickend) Aber die Thür iſt ja zu! Wo iſt denn der Schlüſſel?

Heinrich.

Ach Gott, der liegt drin in der Stube, und ich habe wieder abgeſchnappt.

Baron.

Hat nichts zu ſagen, ich habe noch einen Schlüſſel dazu bei mir liegen, und will den Jacob herſchicken, damit er ihn dem Herrn Magiſter bringe, ſonſt kann der wahrhaftig nicht einmal zu Bette gehn.

Heinrich.

Ich will ihn selbst bringen.

Baron.

Nein, bleib Du nur bei mir am Tische, ich muß sonst ganz allein essen, da der Herr Magister so große Lust hat noch zu studiren. Gute Nacht denn, Herr Magister. (sie gehen ab. Jacob leuchtet mit einem Handleuchter vor.)

Funfzehnter Auftritt.

M. Lassenius. (allein)

Luft! — Luft! — Das Herz ist mir ganz beklemmt — da muß ein böser Geist darin stecken, wenn ich bedenke, was mir alles heute schon begegnet ist! — Die Frauensperson, die hier war, und die sich nicht mehr vorfindet, und mein Zögling, der nicht da war, und doch gerade zur rechten Zeit dort herauskam! — Das ist unerhört — unbegreiflich — nun, mag's meinetwegen erklären wer Lust hat, ich bin nur froh, daß ich aus der Angst bin — ich bin auch ganz wie zerschlagen, und will mich auf der Stelle niederlegen — denn in meinem Leben habe ich noch nicht so der Ruhe bedurft als heut. (man hört Geräusch von Riegeln und Schlössern außerhalb) Ha, ha, sie machen die Schloß-

thore zu, weil's finster wird. Es ist doch ein wahres Glück, daß die arme Julie noch vorher Mittel und Wege gefunden hat, davon zu kommen, ob ich freilich nicht recht begreife, wie? (die Zimmerthüre wird leise geöffnet, und Julie tritt heraus) Lieber Gott! da ist sie ja noch!

Sechszehnter Auftritt.

M. Lassenius. Julie.

Julie. (geht vorsichtig näher)
Sie sind doch allein?

M. Lassenius.
Mein Himmel! Wo kommen Sie denn daher?

Julie.
Nun, aus dem Zimmer, in das Sie mich führten, und das ich seitdem nicht verließ.

M. Lassenius.
Das Zimmer hier? — Und wie ist denn Heinrich —?

Julie.
Er war im Garten, sah mich durch's Fenster, konnte dem Drange nicht widerstehn, mir Muth zuzusprechen, und kletterte am Weingeländer herauf hier in den ersten Stock in mein Fenster.

M. Laſſenius.

Lieber Himmel! — er hat ſich doch nicht etwa Schaden gethan?

Julie.

Bewahre! Sie haben ihn ja ſelbſt geſehn.

M. Laſſenius.

Das Unglückskind! Funfzehn Fuß Höhe! Er hätte des Todes ſeyn können — ich kenne den jungen Menſchen gar nicht mehr — aber, was wollen wir jezt anfangen? — hier können Sie unmöglich bleiben!

Julie.

Ach Gott, wo ſoll ich denn jezt noch mich hinflüchten?

M. Laſſenius.

Wohin Sie wollen, meine gute, liebe Dame, aber nur nicht hier bleiben! — Ich will Sie ſelbſt irgend wohin führen, aber hier, nach dem Verdachte, der ſchon auf mich gefallen iſt — barmherziger Himmel, daran dachte ich gar nicht! Die Schloßthore ſind ja ſchon zugeſchloſſen worden — und eine Frauensperſon — die Nacht über in meinem Zimmer!

Julie. (unruhig)

Was wird man von mir denken?

December.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

M. Laſſenius. (außer ſich)

Und von mir erſt!

Julie. (wie oben)

Mein guter Ruf —

M. Laſſenius. (ebenſo)

Und der meine — das überlebe ich nicht!

Julie. (ſehr ſchwach)

Mir wird ſo unwohl —

M. Laſſenius.

Nun, das fehlte noch — um Gotteswillen, werden Sie mir nur nicht ohnmächtig — ſie ſchwankt — ſie wird ganz blaß! — (er unterſtützt ſie und führt ſie zu einem Seſſel, der am Tiſche ſteht. — In dieſem Augenblicke verliert ſie den Hut, der unter den Tiſch fällt.)

Julie. (halb ohnmächtig)

Ich ſterbe!

M. Laſſenius.

(Ganz außer ſich) Liebe Freundin! — theure Freundin! — Ach, du mein Gott! wenn jetzt jemand käme! (er ſchließt die Mittelthüre zu und kommt dann wieder zu ihr) Mein liebes Kind! — ich bitte — ich beſchwöre Sie — ich flehe Sie fußfällig an — werden Sie nur nicht ohnmächtig! — Bedenken Sie nur,

daß ich von ſolchen Sachen auch nicht das geringſte verſtehe! — Gott ſey Lob und Dank! ſie kommt wieder zu ſich! — Hören Sie nur, beruhigen Sie ſich! Wir haben noch ein einziges Rettungsmittel. — Zum Glücke habe ich hier noch einen Schlüſſel zu der kleinen Gitterthüre, die vom Park aus in's Dorf geht — mehr kann ich nicht thun — ich will Jacob ſagen, daß er die Vorſaalthüre offen läßt, die nach dem Garten zu geht, will den Vorwand brauchen, daß ich, weil mir nicht wohl ſey, noch Abends ein wenig friſche Luft im Garten ſchöpfen wolle — und wenn er dann fort iſt, ſo will ich Sie bis in's Dorf führen, — ich kenne da eine brave Bäuerin, die ſich ein Vergnügen d'raus machen wird, Sie bei ſich aufzunehmen.

Julie.

Gern und mit vielem Danke werde ich dahin gehn, doch nicht ohne meinen Sohn.

M. Laſſenius. (ſtotternd)

Ihren — Sohn — Sie haben — einen Sohn?

Julie.

Wir wagten es nicht, Ihnen dies zu geſtehen, weil wir Ihre Verlegenheit zu vermehren fürchteten — ach! das arme Kind iſt im Gewächshauſe geblieben, wohin ich es ſchnell mit mir genommen hatte, — aber

ich bebe vor Angſt, daß meine längere Abweſenheit —

M. Laſſenius.

Nun, jetzt gar auch noch ein Kind! — O Schrecken! — O Angſt! — aber ein Kind meines guten, lieben Heinrich — Mein Himmel! wer hätte denken ſollen, daß ich vorgeſtern noch einen Familienvater habe kuriren laſſen!

Julie.

Könnten wir ihn nicht im Vorbeigehn mitnehmen?

M. Laſſenius.

Unmöglich! Das Gewächshaus liegt dem Schloſſe gegenüber, und von den Fenſtern aus könnte man Ihr weißes Kleid ſehen. — Nun denn — auch das noch! — es bleibt kein and'res Mittel übrig, als — daß ich das Söhnlein ſelbſt hole!

Julie.

O, unſer Schutzgeiſt, unſer Retter!

M. Laſſenius.

Ich will meinen Mantel übernehmen. — Großer Gott, was für ein Tag! — Sie können ſich rühmen, daß ich Sachen gethan habe, von denen ich Zeitlebens — (man hört klopfen) Was iſt das?

Jacob. (von außen)

Herr Pathe! Herr Pathe!

M. Laſſenius.

Still!

Jacob.

Haben Sie ſich denn eingeſchloſſen?

M. Laſſenius.

Wieder etwas!

Lieschen. (von außen)

Wir bringen Ihnen den Schlüſſel.

Julie.

(Will in's Zimmer des Magiſters) Schicken Sie ſie geſchwind wieder fort.

M. Laſſenius. (leiſe)

Nicht da hinein, ſie haben den Schlüſſel zur Thüre.

Julie. (gegenüber gehend)

Nun denn, hier! (ſchlüpft in's Kabinet)

M. Laſſenius.

Wie wird das enden? (leis zu ihr) Schieben Sie den Riegel vor, und geben Sie keinen Laut von ſich, bis ich wiederkomme. (er geht nach der Mittelthüre und öffnet ſie) Kommt nur herein!

Siebenzehnter Auftritt.

M. Laſſenius. Jacob. Lieschen. (Arm in Arm)

Jacob.

Nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Pathe, aber der Herr Baron hat den Schlüſſel nicht eher finden können. Da haben Sie ihn.

M. Laſſenius.

Schon gut. (zu Liechen) Aber, was will denn die Frauensperſon wieder hier?

Lieschen. (verſchmitzt)

Ich wollte nur fragen, ob der Herr Magiſter etwa meiner Dienſte bedürfen, um das aufzuräumen, was in Ihrem Zimmer vorhin zerbrochen ward?

M. Laſſenius.

Das iſt gar nicht nöthig.

Lieschen.

(Die Thür des Nebenzimmers bezeichnend, welche Julie offen gelaſſen hat) Je nun, man weiß doch nicht — (leis zu Jacob) Sieh nur, die Thür dort iſt von ſelbſt wieder aufgegangen.

Jacob. (leis zu ihr)

Ja, ſieh einmal, es iſt wahr, die Thür iſt wieder offen.

Lieschen. (eben ſo)

Folglich hatte der Magiſter den Schlüſſel.

Jacob. (eben ſo)

Richtig, er hatte den Schlüſſel.

Lieschen. (eben ſo)

Oder, es war jemand darin verſteckt!

Jacob. (eben ſo)

Wahrhaftig, es war jemand darin verſteckt!

Lieschen. (heuchleriſch zum Magiſter)

Und dann wollte ich auch das Haus hier nicht verlaſſen, ohne Sie erſt wegen meiner Unart um Vergebung gebeten zu haben. — Ach, wenn Sie wüßten, wie leid es mir thut! (hier erblickt ſie, indem ſie ihm um einige Schritte näher kömmt, den Hut, welchen Julie unter den Tiſch fallen ließ, für ſich) Was ſeh' ich! — Ein Damenhut!

M. Laſſenius.

Es iſt ſchon gut.

Lieschen.

Nein, nein, ich kann mich gar nicht zufrieden geben: es war ſo garſtig von mir, einen ſo ehrwürdigen Mann in Verdacht zu haben, und das ſehe ich nun jetzt immer mehr ein, (auf den Hut blickend) je deutlicher mir die Beweiſe Ihrer Unſchuld in die Augen leuchten.

M. Laſſenius.

Nun, meinetwegen — weil Sie es denn ſo ſehr bereut — ich verzeihe Ihr — ich verzeihe Ihr von ganzem Herzen — laſſe Sie mich nur jetzt ungeſchoren. — Meinen Mantel, Jacob, gieb mir Deine Laterne!

Jacob.

(Bringt ihm den Mantel, während Lieschen die Laterne anzündet) Wie? So ſpät wollen Sie ausgehen, Herr Pathe!

M. Laſſenius.

Mir iſt ſo heiß, ich will noch ein wenig friſche Luft ſchöpfen. — Ich habe einen ſchrecklichen Kopfſchmerz laß nur die Thüre zum Vorſaale offen, damit ich wieder herein kann, und mach', daß Du zu Bette kommſt.

Jacob.

Soll geſchehn.

M. Laſſenius. (für ſich)

Man darf keinen Augenblick verlieren. — Das arme Würmchen! — Ich will es nur geſchwind erlöſen!

(geht ab)

Achtzehnter Auftritt.

Jacob und Lieschen.

Jacob. (ſieht ihm nach)

Ein kurioſer Geſchmack, — jetzt friſche Luft ſchöpfen zu wollen! — Nun, friſch iſt ſie genug, denn es regnet draußen, als ob's mit Kannen göſſe.

Lieschen.

Das wundert Dich? — das beweißt nur, daß es hier mehr als Ein Schelmenſtückchen auf einmal giebt.

Jacob.

Ach, ſey doch ſtill, Du biſt auch gar zu ſehr gegen meinen Herrn Pathen eingenommen.

Lieschen.

Ich muß ja wohl — und glücklicherweiſe habe ich nun die deutlichſten Beweiſe vor mir. (auf den Hut ſchielend) Rufe mir nur jetzt den Herrn Baron her.

Jacob.

Was?

Lieschen.

Sie iſt hier!

Jacob.

Wer?

Lieschen.

Je nun, das Frauenzimmer.

Jacob.

Nimm Dich in Acht — Du wirst wieder einmal alberne Streiche machen.

Lieschen.

Ist dort nicht die Thüre offen?

Jacob.

Nun, so frage ich Dich, was für eine Beziehung zwischen einem Frauenzimmer und einer offenen Thüre ist?

Lieschen.

(Hebt den Hut unter'm Tische auf, und hält ihn ihm vor die Nase) Und der Hut da?

Jacob.

Nun, das ist ein Hut.

Lieschen.

Das ist ein Frauenzimmerhut, Schafskopf!

Jacob.

Alle Wetter! — wirklich? — nun, ich verstehe mich nicht d'rauf, denn ich kenne blos meines Herrn Vathen Hut, den ich alle vierzehn Tage einmal ausfehre.

Lieschen.

Begreift Du nun endlich?

Jacob.

Das wohl. Aber ſie iſt ja nicht mehr da.

Lieschen.

Fort kann ſie aber auch nicht ſeyn, weil alles zugeſchloſſen iſt.

Jacob.

Nun, wo ſoll ſie denn da ſtecken?

Lieschen.

Warte nur. (ſie geht leis an das Kabinet rechts, und macht ſacht die Thüre auf) Die Thüre da — ſie geht auf — darin ſteckte ſie.

Jacob.

Glaubſt Du wirklich?

Lieschen. (leis zu ihm)

Ich beſinne mich, daß er ihr vorhin ſagte, ſie ſolle nicht eher aufmachen, als bis er dreimal in die Hände klatſche, das wollen wir denn auch thun, ſobald nur der Herr Baron erſt da iſt, und da wollen wir ſie gleich herausciliren. D'rum geh' nur.

Jacob.

Ja, aber nachher geht's über meinen Herrn Pathen her, und das will ich doch auch nicht.

Uebersicht
der
Einnahme und Ausgabe
im Jahr 1817.

Monäte.	Einnahme.	Ausgabe.
Januar		
Februar		
März		
April		
May		
Junius		
Julius		
August		
September		
October		
November		
December		
Summa		

Ueberschuß:

Deficit.

Lieschen.

Mich aber willſt Du?

Jacob.

Ey, ja wohl, und das recht ſehr.

Lieschen.

Nun, da ſiehſt Du, wenn wir es dem Herrn Magiſter beweiſen, daß er ſelbſt kein Feind von Frauenzimmern iſt, ſo wird er auch gegen unſre Heyrath nichts mehr einzuwenden haben.

Jacob.

Nun, meinetwegen, der Herr Pathe predigt zwar immer, daß die Liebe zu einem Frauenzimmer der Weg zum Abgrunde des Unglücks ſey, wenn er ſich aber einmal, wie figura zeigt, ſelbſt in das Unglück geſtürzt hat, da wär's doch von einem treuen Pathen ſchlecht, wenn er ſich nicht auch mit hineinſtürzen wollte. — Ich laufe und hole den Herrn Baron. (ab)

Neunzehnter Auftritt.

Lieschen. (allein)

Warte nur, Du ruhmwürdiger Magiſter! — Du Störenfried — ich will Dich ſchon kriegen — in Deiner eignen Schlinge will ich Dich fangen. — Ich

wollte nur, das ganze Schloß könnte Zeuge meines Triumphes seyn! — Gut, da kommt schon der junge Herr — nun, der wird auch nicht böse darüber seyn, den hat der alte gestrenge Herr auch immer so kurz gehalten, und ihm so böse Dinge von den Mädchen vorerzählt —

Zwanzigster Auftritt.

Heinrich. Lieschen.

Heinrich. (für sich)

Ich kann meine Unruhe nicht länger ertragen, ich muß doch selbst seyn — (er bleibt stehen, als er Lieschen erblickt) Wie? Lieschen! Du hier?

Lieschen. (fröhlich und halb leise)

Ja, zum Glück für Sie, Herr Baron! — Freuen Sie sich, freuen Sie sich, Sie werden endlich den Murrkater, den abscheulichen Magister los werden, der Ihnen immer das Leben so sauer gemacht hat.

Heinrich.

Was sagst Du da?

Lieschen.

Es ist alles entdeckt, — ich, ich bin es gewesen, die Ihnen diesen Dienst erwiesen hat — ja, ja, es

iſt nun ausgemacht, die ſchöne Unbekannte iſt da drin verſteckt.

Heinrich. (beſtürzt)

Die Unbekannte?

Lieschen.

Freylich, freylich. Der Magiſter hat ſie da hineingeſperrt, aber Ihr Herr Vater wird gleich hier ſeyn, Jacob holt ihn eben, und da wird ſich alles entdecken. Nun, das ſoll eine Luſt ſeyn.

Heinrich.

Mein Vater! — o, was haſt Du gethan?

Lieschen.

Nun? was iſt's denn? lieber, junger Herr!

Heinrich.

Was haſt Du angeſtiftet! — Nicht mein Hofmeiſter iſt ſchuld — ich ſelbſt — er wollte mir beiſtehen — die Dame, die er dort verſteckt hat — ſo höre denn — ſie iſt meine Frau!

Lieschen. (betroffen)

Ihre —?

Heinrich.

Ja, meine vermählte Gattin! Und mich opferſt Du alſo auf, ſie und mich, und Deine abſcheuliche

Neugier iſt es, Dein ſchlechtes Herz, das uns unwiederbringlich in's Verderben ſtürzt.

Lieschen. (weinend)

Ach, du mein Gott! Du mein lieber Gott! Was habe ich da angerichtet! Ich habe Sie ja ſo lieb, Sie ſind ſo gut, wir geben alle unſere letzten Blutstropfen für Sie her — nein, lieber, junger Herr, das wäre mein Letztes, da wollte ich doch lieber auf der Stelle ſterben, als Ihnen etwas zu Leide thun — vielleicht geht's noch, ich laufe geſchwind, hole Jacob noch ein, halte ihn zurück —

Jacob. (von außen)

Nur hier durch, Herr Baron!

Lieschen.

Ach! ich unglückliches Mädchen!

Einundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Der Baron. Jacob. (leuchtet ihm.)

Jacob.

Ja, Herr Baron, Sie ſollen es jetzt mit Ihren eigenen Augen ſehen.

Baron. (erblickt ſeinen Sohn)

Wie? Heinrich! Du hier?

Heinrich. (verlegen)

Ich hörte Geräusch, und fürchtete, es möchte meinem Hofmeister etwas zugestoßen seyn —

Baron.

Schon gut, bleib nur da, es kann auch Dir zur Lehre dienen. (zu Jacob) Du aber, bedenke, daß wenn es wieder ein falsches Gerücht wie vorhin ist, Dir —

Jacob.

Diesmal bin ich meiner Sache so gewiß, Herr Baron, daß, wenn es sich nicht so verhält, wie ich Ihnen gesagt habe, ich mir den Rücken will ausbläuen lassen wie ein Mehlsack, und Lieschen in meinem ganzen Leben nicht heyrathen. Nun, das ist doch viel auf einmal. (zu Lieschen, ohne deren Zeichen gewahr zu werden) Er wollte gar nicht mitkommen, ich hatte die größte Mühe von der Welt ihn hierher zu bringen. Du hast Du ihn aber, und nun fang' an.

Lieschen. (mit Kaltblütigkeit)

Warum bemühst Du denn aber nur den Herrn Baron hierher?

Jacob.

Je nun, wegen des Frauenzimmers.

Lieschen.

Was für ein Frauenzimmer?

Jacob.

Mein Gott, Du weißt ja wohl!

Lieschen.

Was denn?

Jacob.

Je nun, die da drin verſteckt iſt.

Lieschen.

Wer hat Dir denn das geſagt?

Jacob.

Wer mir's geſagt hat? Nun, das iſt allerliebſt! Du haß mir's ja ſo eben ſelbſt geſagt.

Lieschen. (kalt)

Ich? das iſt nicht wahr.

Jacob. (erſtaunt)

Das wäre nicht wahr? — Wie? — Du haß mich wohl auch nicht zu dem Herrn Baron geſchickt?

Lieschen.

Ich? Gott bewahre.

Jacob. (hitzig)

Nun, das muß ich ſagen! Und der Strohhut da, den Du noch in der Hand haſt?

Lieschen.

Das iſt mein Hut.

Jacob.

Der — der? — Und Du haſt mir wohl auch nicht geſagt, daß, wenn wir dreimal in die Hand klatſchten, ſie herauskommen würde?

Lieschen.

Kein Sterbenswörtchen.

Jacob.

O, Du abſcheuliche Lügnerin!

Lieschen. (für ſich)

O, Du abſcheulicher Einfaltspinſel! (ſie kneipt Jacob in den Arm, um ihn zum Schweigen zu bringen.)

Jacob.

O weh, o weh! (weinerlich) Wird Sie einmal aufhören, Mamſell? — O, was das häßlich von Dir iſt — ja, ja, die Weiber, die Weiber! Jetzt bin ich mit dem Herrn Pathen ganz einverſtanden.

Lieschen und Heinrich. (zuſammen)

Glauben Sie ihm ja nicht — denn er iſt —

Baron. (der ſie beobachtet hat)

Still! — (für ſich) Das Mädchen ſcheint ſo unruhig. — Nun, ich will doch wohl noch erfahren,

wer mich denn eigentlich hier zum Besten hat? (zu den andern) Bleibt alle hier auf dieser Seite stehen, — und sprecht nicht ein Wörtchen! (er geht nach der Thüre zu.)

Heinrich. (für sich)

Was will er thun?

Lieschen. (für sich)

Ach, du mein Himmel, nun bricht's los.

Baron.

(klatscht dreimal in die Hände)

Julie. (von innen)

Sind Sie es? mein Freund?

Baron. (mit halber Stimme)

Mein Freund — eine Weiberstimme! — o, der Abscheuliche!

Jacob. (triumphirend)

Nun, da habt — (Lieschen stößt ihn derb) Oha!

Lieschen. (leis)

Wirst Du Dein Maul halten?

Baron. (wüthend)

Mein Haus entehren! Seinen Spott mit mir treiben! Das geht zu weit! Ich will ihn auf eine Art — doch ich höre von derther jemand kommen! das

muß er ſeyn! (er geht zum Lichte, bläſt es aus, und nimmt Heinrich, Lieschen und Jacob mit auf die andere Seite der Bühne) Rühret Euch nicht, das ſage ich Euch.

Heinrich. (für ſich)

Ich ſtehe Todesangſt aus.

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. M. Laſſenius. (tritt zur Gartenthüre herein, eine Blendlaterne in der Hand, und ein kleines Kind unter dem Mantel verborgen.) Später Julie. (M. Laſſenius geht, ohne jemand zu bemerken, nach der Thüre rechts.)

M. Laſſenius. (leis durch die Thüre ſprechend)

Machen Sie geſchwind — ich bin's, ſage ich Ihnen — ich fürchtete mich halb todt, ich möchte etwa unſerm verwünſchten Argus begegnen.

Baron. (auf ihn zu tretend)

Hier iſt der Argus, Herr Magiſter!

Julie.

O Gott!

(Im Augenblicke, wo der Baron verräth, öffnete ſich die Thüre, ſo daß Julie ſchon auf der Bühne iſt, wenn dieſer zu ſprechen anfängt. Jetzt eine Pauſe, während welcher ſich die Perſonen erſtaunt einander anſehen. M. Laſſenius trägt noch immer das Kind unter dem Mantel.)

Baron.

Was verbergen Sie da ſo ängſtlich unter Ihrem Mantel? — wie? — Ein Kind? (er ſchlägt des Majors Mantel zurück und erblickt das Kind.)

M. Laſſenius.

Jetzt iſt's aus mit mir!

Julie.

Mein Kind! mein theurer Paul!

(zuſammen)

Baron.

Auch ſogar ein Kind!

M. Laſſenius.

Nun ja, allerdings ein Kind, ich kann das Gegentheil nicht behaupten.

Baron.

Elender Menſch! So hintergehn Sie mein Vertrauen. Sie verſtecken ein Weib bei ſich! Hegen in meinem Hauſe eine ſtrafbare Verbindung! —

Heinrich.

Theurer Vater, nein, das darf ich nicht zugeben, nicht dulden, daß —

Baron.

Schweig' Du, mit Dir hab' ich nichts zu thun.

M. Laſſenius.

Ich will Ihnen ſogleich erklären —

Das Wahrzeichen der Liebe.

Baron.

Kein Wort mehr, mein Herr! das erklärt ſich alles nur zu ſehr von ſelbſt. — Aber ſeyn Sie überzeugt, daß es damit keinesweges ſein Bewenden hat — ich bin auf eine fürchterliche Art beleidigt, die Ehre meines Hauſes iſt gebrandmarkt, und Sie kommen hier nicht von der Stelle, mein Herr! bis Sie dieſe junge Perſon geheyrathet haben.

M. Laſſenius.

Wie? — ich! — ſie heyrathen? — Nein, lieber Heinrich, ſo weit, dächte ich, könnte doch meine Gefälligkeit ohnmöglich gehen!

Baron.

Wie? mein Herr! Sie beſinnen ſich?

M. Laſſenius.

Ich muß Ihnen aber doch dabei bemerklich machen —

Baron.

Nichts von Bemerkungen. Iſt es nicht die erſte Pflicht eines rechtſchaffenen Mannes ſeinen Fehler wieder gut zu machen.

M. Laſſenius.

Allerdings.

Baron.

Seinen ehrlichen Namen dem Mädchen zu geben, das er beſchwatzte?

M. Laſſenius.

Vollkommen einverſtanden.

Baron.

Seinem Kinde einen Vater, einen Platz in der bürgerlichen Geſellſchaft?

M. Laſſenius.

Nicht zu bezweifeln! Aber die Familie?

Baron.

Die Familie, mein Herr, muß in alles willigen, ſobald es kein and'res Mittel weiter giebt, um die Ehre zu retten.

M. Laſſenius.

Da bin ich ganz Ihrer Meynung.

Baron.

Nun denn! — Worauf warten Sie noch länger?

M. Laſſenius.

Ich warte — ich warte, bis Sie die Güte gehabt haben, alles das Ihrem Herrn Sohne zu wiederholen.

Baron.

Meinem Sohne?

Heinrich.

Ja, mein Vater, mir! Hier umfasse ich Ihre Kniee, und dort steht — meine Frau!

Baron.

Deine Frau!

M. Lassenius.

Mein Freund, mein armer Freund! Muth! Muth! Je unerwarteter der Schlag ist, um so mehr muß man Philosophie dabei zeigen.

Baron.

Lassen Sie mich! — Ungerathener!

Heinrich.

O, mein Vater, ich fühle es tief, daß ich Ihrer Verzeihung unwürdig bin, aber Sie haben es selbst gesagt, die erste Pflicht jedes rechtschaffenen Mannes sey es, seinen Fehler wieder gut zu machen. Sehen Sie meine Julie an, blicken Sie auf dieses Kind.

Baron.

(Blickt auf Paul, den man zu ihm bringt) Dieses Kind!

M. Lassenius.

Nun, frisch d'rauf los, lieber Herr Baron. Sie wollten ihn ja ohnedies verheyrathen, nun, er ist Ihnen blos zuvorgekommen. — Das ist ein Fehler, ein

großer Fehler — aber zum Glück iſt auch wieder ſeine Wahl nicht zu verwerfen, eine junge Dame von Familie —

Heinrich.

Die Tochter des Oberſten Saltern.

M. Laſſenius.

Ein anſtändiges Vermögen.

Julie.

Kindliche Liebe und Dankbarkeit, die nie enden wird.

Jacob.

Keine Hochzeitskoſten.

Lieschen.

Und ſchon ſo ein hübſches Enkelchen.

Baron.

(Sieht Paul innig bewegt an) Sein Kind! — mein Blut! — (er umarmt Paul) Heinrich! — Julie! — kommt und umarmt mich beide.

Heinrich und Julie.

(Fliegen in ſeine Arme) O, mein Vater!

Die Uebrigen. (voll Freude)

Herr Baron!

M. Lassenius. (sich die Stirne trocknend)

Nun, Gott sey Lob und Dank! Das war ein Problem, dessen Lösung mir gewaltige Mühe gekostet hat.

Baron.

Aber für das ganze Haus bleibt es doch immer ein sehr böses Beispiel.

Jacob. (vortretend)

Ja, das ist wahr, Herr Baron, und damit so etwas nicht noch einmal vorfalle, so bin ich und Lieschen schon da, und bitten um Ihre Einwilligung.

Baron.

Heyrathet Euch, aber heyrathet Euch geschwind, damit ich nicht wieder solche Auftritte zu erwarten habe. (leis zum Magister) Lieber Magister, ich fürchte nur, das Kind da, (auf Paul zeigend) wird's uns dereinst auch wieder so machen.

M. Lassenius.

Ey, wohin denken Sie? Wozu wäre ich denn da? — Lassen Sie mich nur sorgen, und seyn Sie ganz ruhig — das liebe Kindchen hier wird gewiß ganz anders gerathen, denn — ich werde es erziehn!

(Der Vorhang fällt.)

Dresden,
gedruckt in der königl. privilegirten Hofbuchdruckerei von
C. C. Meinhold und Söhnen.

373.

Dramatisches Vergißmeinnicht

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutschland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Drittes Bändchen.

Enthält:

Die beiden Serenaden.
Schauspiel in drei Aufzügen, aus

Der Herr Gevatter.
Lustspiel in einem Aufzuge.

Ofenn.

Dresden,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1825.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Herrn

Wolf Adolph August von Lüttichau

Generaldirektor der Königl. Sächs. musikalischen Kapelle und Hoftheater, Kammerherr und Ritter des Königl. Sächs. Civil-Verdienst-Ordens u. s. w.

mit

inniger Verehrung

geweiht.

Es ficht so gern auf mildbestrahlten Auen
Von Fürstenhuld und hoher Frauen Glanz
Melpomene sich einen Lorbeerkranz
Und ihre Rosen will Thalia schauen.

So ward auch Dir mit ehrendem Vertrauen
Die treue Pflege beider Schwestern ganz
Und fröhlich sieht der Horen flüchtger Tanz
Für beide Dich den Tempel ehrend bauen.

Von Steinchen, die zum Bau ich manchs
mal trage,
Laß hier mich zwei Dir anerkennend
weihn,
Zwar, weiß ich, werden sie für künft'ge Tage
Kein Eckstein, doch auch nicht verworfen
seyn.
Und willst Du freundlich Dich zu ihnen
neigen,
So wird mein Dank selbst bis zur Kuppel
steigen.

Th. Hell.

Die beiden Sergeanten.

Schauspiel in drei Akten

nach dem Französischen des Aubigny

von

Theodor Hell.

Personen:

Felix, } Sergeanten in einem der Regimen-
Robert, } ter, welche den Gesundheitscordon gegen Spanien bildeten. Robert besitzt den Orden, und ist jünger als Felix.

Morazzi, Adjutant in demselben Regimente.

Gustav, ein junger See-Cadet.

Sophie Derville, Gattin eines vormaligen Regimentsquartiermeisters.

Adolph, ihr Sohn.

Valentin, vormals Soldat, jetzt deren Diener.

Mad. Bertrand, Schwester des Schließers im Militärgefängnisse zu Port-Vendre.

Laurette, ihre Nichte.

Sans Regret, diensthabender Corporal.

Ein Lieutenant.

Eine Bäuerinn.

Ein Bauer.

Ein alter Baske.

Jacques, ein Matrose.

Ein anderer Matrose.

Basken und Bewohner der Insel De Rosé. — Soldaten von Felix und Roberts Regimente. — Matrosen. — Einwohner von Port-Vendre.

Der Schauplatz ist im ersten und dritten Aufzuge zu Port-Vendre, im zweiten auf der Insel De Rosé, drei Stunden davon.

Erſter Akt.

(Die Bühne ſtellt einen Saal in einem Militairgefängniſſe vor.)

Erſter Auftritt.

Robert und Felix. (ſitzen an einem Tiſche, auf dem eine Flaſche nebſt zwei Gläſern ſteht.)

Robert. (ein Glas ergreifend.)
Du ſollſt leben, Felix!

Felix. (eben ſo)
Und Du, Robert!

Robert.
Du ſollſt leben! Gut geſagt! Nie beſſer angebracht als jetzt, in dem Augenblicke, wo das Kriegsgericht über uns abſtimmt, und wir in wenigen Minuten unſer Schickſal erfahren werden.

Felix.

Es bleibt uns keine Hoffnung übrig, Bruder! wir sind strafbar, und der Dienst bei'm Gesundheits-Cordon ist eben so streng als der im Felde.

Robert.

Dagegen ist freilich nichts zu sagen. Wir haben ihn verletzt, und unsre strenge Pflicht als Vorposten-Commandanten zugleich. Der verwünschte Spanier wird Schuld an unser'm Tode seyn. (halb für sich) Meinetwegen, ohne meine holde Laurette machte ich mir wenig daraus. Nun, Gott sey Dank! sie ist seit zehn Tagen mit ihrer Tante Bertrand abwesend, und kommt erst morgen wieder. Das arme Kind! wenn sie wieder hier eintrifft, wird's mit ihrem Robert schon lange aus seyn.

Felix. (eben so)

Ach! und ich! mein Weib, mein Sohn! — So nahe bei ihnen, und sterben, ohne sie gesehen, ohne sie noch zum letzten Male umarmt zu haben!

Robert.

Wenn ich mir's so bedenke, daß ich mich nun so fast mit allen Nationen Europa's herumge-

ſchoſſen habe, und daß jetzt ein Kamerade mir — ſo thut mir's doch im Innerſten weh.

Felix.

Da ich älter bin als Du, hätte ich die Aufwallung Deines guten Herzens mäßigen, Dich zurückhalten, die Folgen gehörig überlegen ſollen; ich mache mir jetzt die bitterſten Vorwürfe —

Mad. Bertrand. (außerhalb der Scene)

Já, lieber Freund, unſre Reiſe gieng vortrefflich.

Robert.

Mein Gott! Madame Bertrand ſchon wieder zurück! Welche Qual! Wie werde ich nun Lauretten mein Unglück verheimlichen können?

Zweiter Auftritt.

Robert. Madame Bertrand. Felix.

Mad. Bertrand. (eintretend)

Herr Robert hier? Ja, das konnte ich mir einbilden. — Ihre Dienerinn, Herr Felix.

Felix.

Ihr Diener, Madame.

Robert. (lebhaft)

O, ſagen Sie mir, wo iſt Laurette?

Mad. Bertrand.

Bei ihrem Onkel, der das Podagra hat, und nicht von der Stelle kann.

Robert. (halb für ſich)

Gott ſey gelobt! Vater Bertrand weiß alles, und wird ſchweigen.

Mad. Bertrand.

Mein lieber Herr Robert, Sie ſind ein braver Soldat, Jedermann lobt Ihren Muth und Ihr gutes Herz, und ich habe Sie recht lieb, aber für mein Laurettchen paſſen Sie doch nicht. Sie werden alſo die Güte haben, und ſich ſo einrichten, daß Sie ſich nicht ſo oft hieher in's Gefängniß ſetzen laſſen.

Robert.

O, liebe Madame Bertrand, ich wollte wohl darauf wetten, daß es jetzt das letzte Mal wäre.

Mad. Bertrand.

Nun, deſto beſſer, denn wahrhaftig, ſeit den ſechs Monaten, wo Ihr Regiment nun hier bei'm Geſundheits-Cordon ſteht, iſt nicht eine einzige Woche vergangen, daß Sie ſich nicht hätten in den Saal hieher bringen laſſen, nur um Laurettchen zu ſehen, und ihr ſo das alberne

Köpfchen dergestalt zu verdrehen, daß sie nun keinen andern Mann will als Sie, und gerade den am wenigsten, den ich doch für sie ausdrücklich ausgesucht habe. — Der Sache muß ein Ende gemacht werden, der Herr Adjutant Morazzi ist in Laurettchen verliebter als je, und da ich ihm mein Wort gegeben habe, so —

Felix.

Si, liebe Madame, daran haben Sie aber eben nicht sehr wohl gethan. Sagen Sie mir nur, was Sie mit Ihrem Herrn Morazzi haben? Wer ist er denn? Ein Fremder, der, man weiß nicht wie, in französischen Diensten geblieben ist, der sich durch Hinterlist in unser Regiment gedrängt hat, den Jedermann verabscheut, ein falscher, boshafter, rachsüchtiger Mensch, mit dessen Bravour es noch überdieß sehr zweideutig aussieht, und dem wollen Sie Ihre liebe holde Nichte geben?

Mad. Bertrand.

Nun, das muß ich sagen, Herr Felix, Sie machen da ein ganz allerliebstes Bild von Ihrem Herrn Adjutanten. Zum Glücke aber kennt man die Beweggründe, warum Sie den Pinsel so

Inhalt.

Hildegard, Kaiser Karls des Großen Gemahlin. Von Th. Hell. . .	Seite	1
Das Wahrzeichen der Liebe. Eine Erzählung von Louis v. Häfely. . .	—	1
Der Unglückswagen. Von Fr. Laun.	—	19
Temudschin Dschingis-Chan und seine Nachfolger. Eine historische Skizze von Fr. Gleich.	—	57
Lieschen. Von Aug. Lafontaine. .	—	92
Griselda oder Frauentreue. Eine Novelle von Fr. Petrarcha dem Boccaccio nacherzählt. Aus dem Lateinischen von A. Wendt.	—	131
Die Section. Von L. v. Häfely. .	—	182

in Gift und Galle tauchen. Sie thun es aus Liebe zu Ihrem sauberen Freunde hier, und dieß freundschaftliche Gefühl macht Ihrem Herzen gar keine Schande, aber mich geht es nicht so viel an, und mein Entschluß wird dadurch nicht um eine Linie breit verrückt. Es ist mir nur lieb, daß ich alles das weiß, und ich werde nun meine Maßregeln nehmen, damit Herr Robert der Heirath, die ich nun einmal beschlossen habe nicht etwa ein Hinderniß in den Weg lege.

Robert.

O, Madame Bertrand, Sie werden bald von Robert gar nichts mehr zu fürchten haben.

Felix.

Ja, liebe Madame, morgen werden wir wohl beide —

Mad. Bertrand.

Nun?

Felix und Robert.

Erschossen seyn.

Mad. Bertrand. (höchst erschrocken)

Allmächtiger Gott! Was ist das? Ach, Ihr armen guten Leute, was habt Ihr denn gethan?

Felix.

Uns eine ſehr ſtrafbare Uebereilung zu Schulden kommen laſſen.

Mad. Bertrand.

Contrebande, nicht wahr?

Robert.

Contrebande! Wo denken Sie hin? Zwei brave Sergeanten!

Mad. Bertrand.

Nehmen Sie's nur nicht übel, lieber Herr Robert, es war ja nicht ſo böſe gemeint. Aber was iſt Ihnen denn widerfahren?

Felix.

Geſtern hatte mein Freund und ich die Wache auf einem vorliegenden Poſten des Geſundheits-Cordons. Er kommandirte den ſehr weit vorausgeſtellten, unter dem Fort Bellegarde, ich den in der zweiten Linie an der Nazarethbrücke. — Es war ſechs Uhr Abends, ich brachte ihm die Parole zu, und wir ſchwatzten da eben zuſammen, und wanderten ſo etwa hundert Schritte vor der Schildwacht voraus. Da erblicken wir mit einem Male einen Spanier auf einem Maulthiere reitend. Als er uns ſieht, ſteigt er ab,

und giebt uns durch Zeichen zu verstehen, daß er gern durch den Cordon gelassen seyn wolle, indem er uns zugleich einige Hände voll Doublonen hinhält. — Robert ruft ihm zu, sich zu entfernen. Statt aller Antwort aber breitet der Spanier auf dem Sande alles Gold aus, das er in seinem Gürtel bei sich trägt. — Zweimal ruft ihm Robert nun zu, sich davon zu machen, als er es aber doch nicht thut, legt dieser an, und droht Feuer auf ihn zu geben. Da brummt der Spanier vor sich hin, rafft sein Geld wieder zusammen, besteigt sein Maulthier wieder, und verschwindet bald darauf zwischen den Felsen. Nicht lange nachher, und als es schon anfing dunkel zu werden, hören wir ein klägliches Gestöhn. Wir sehen dahin, woher es zu kommen scheint, und unterscheiden bald eine arme Frau, die auf uns zukommt, indem sie uns um Mitleid anfleht. Ach, Madame Bertrand, welch' ein trauriges Schauspiel bot sich da unsern Blicken dar!

Robert.

Zwei Kinder von fünf und sechs Jahren schleppten sich neben ihr her, und hielten sich an den Kleidern der Armen an, und ein ande-

res viel jüngeres trug ſie auf dem Arme. Ich gab ihr ein Zeichen ſtill zu ſtehen. Sie gehorchte, und ſagte uns mit einer von Schmerz und Elend gedämpften Stimme, daß ſie aus einer Gegend komme, wo die Anſteckung noch nicht um ſich gegriffen habe. Ich fragte ſie nach ihren Papieren, ſie hatte aber keine. Die troſtloſe Mutter, die unglücklichen, unſchuldigen Kleinen rührten mich gar zu ſehr, ich wendete den Kopf weg, um nichts mehr zu ſehen, und gab ihr das traurige Zeichen, daß ſie nicht paſſiren könne. Bei dieſem, ach, nur zu wohl bekannten Zeichen, ſtieß die arme Mutter einen Schrei aus. Ach, Madame Bertrand, es war das Geſchrei der Verzweiflung. Außer ſich ſtürzte ſie zu unſern Füßen, ihre beiden Kinder mit, und alle ſtreckten die Arme bittend nach uns aus, und flehten uns um Mitleid. Ich blickte auf Felix, Thränen rannen ihm die Backen herab.

Felix.

Und Du, lieber Robert, Du konnteſt vor Schluchzen nicht ſprechen. Wir ſahen ſtillſchweigend auf dieſe herzzerreißende Gruppe, und ſtürzten dann, von gleichen Gefühlen übermannt, einander weinend in die Arme.

Robert.

Ich lief zu der unglücklichen Mutter, ich hob sie vom Boden auf, sie mußte mir noch einmal sagen, daß sie aus Saragossa komme, bis wohin das gelbe Fieber noch nicht vorgedrungen war. Sie beschwor mir es bei dem Leben ihrer halbverhungerten Kinder; wie konnte ich noch daran zweifeln; das Mitleid war stärker als die strenge Pflicht, ich führte die Unglücklichen auf einem Seitenwege bei meinem Wachtposten vorbei, und Felix half ihnen durch die zweite Linie.

Mad. Bertrand.

Und weil Ihr einen Augenblick die Stimme der Menschheit hörtet, wollte man Euch jetzt zum Tode führen? — Nein, das ist nicht möglich! Wie nur aber —

Robert.

Erfuhr man unsre That? — O! der Schändliche, dessen Gold wir verschmäht hatten, der Spanier, hatte hinter einem Felsen gelauert, und war so im Verborgnen Zeuge von allem gewesen, was vorgefallen war. Von Rache entbrannt, gab er uns an. Wir wurden heut' früh arretirt und gleich vor ein Kriegsgericht gestellt.

Man hat unſre Vertheidigung angehört, berathſchlagt ſich jetzt — (man hört einen Trommelwirbel) und unſer Urtheil iſt gefällt.

Dritter Auftritt.

Felix. Moraſti. Mad. Bertrand. Robert. Sans Regret. (letzterer mit einigen) Soldaten (im Hintergrunde.)

Moraſti. (zu Robert und Felix)

Das Kriegsgericht erwartet Sie. (zu Sans Regret) Führen Sie die Herren dahin.

Robert. (zu Mad. Bertrand)

Liebe Madame Bertrand, haben Sie Mitleid mit mir, und erzeigen Sie mir die einzige Barmherzigkeit, Lauretten nichts von meinem Schickſale ahnen zu laſſen, ihre Thränen, ihre Verzweiflung würde ich nicht ertragen können — und ich möchte doch ſo gern als braver Soldat ſterben. (Beide werden von Sans Regret abgeführt.)

Mad. Bertrand. (ihnen nachweinend)

Ja, ja, mein armer, lieber Herr Robert.

Vierter Auftritt.

Mad. Bertrand. Morazzi.

Mad. Bertrand.

Herr Adjutant! Ich wage es nicht Sie zu fragen.

Morazzi.

Sie sind verurtheilt.

Mad. Bertrand.

Verurtheilt!

Morazzi.

Ich beklage die braven Männer gleich Ihnen von ganzer Seele. Ihr Fehler macht sie des innigsten Mitleids werth. Es waren zwei wackre Soldaten, deren Verlust dem ganzen Regimente sehr nahe gehen wird, und die ich aufrichtig bedaure.

Mad. Bertrand. (mit Absicht)

Sie bedauern sie — alle Beide? Herr Adjutant!

Morazzi.

Alle Beide. Felix besaß allgemeine Achtung. Seit drei Jahren stand er beim Corps, und hatte sich nicht ein einziges Dienstversehn zu Schulden kommen lassen. Seine Art zu sprechen, seine Sitten, sein Ausdruck, alles zeigt an, daß er

eine vortreffliche Erziehung genossen haben muß, und wohl zu einer ausgezeichnetern Stelle in der Welt bestimmt war.

Mad. Bertrand.

Und Robert?

Morazzi.

Er hat mir Uebles zugefügt, das kann ich mir nicht verbergen; ohne seine alberne Liebe hätte die schöne Laurette schon in mein Glück gewilligt, aber das berechtigt mich nicht, mich über sein Unglück zu freuen, auch bin ich weit davon entfernt, und könnte ich ihn retten, so gäbe ich alles darum, was ich besitze.

Mad. Bertrand.

Brav, lieber Herr Adjutant, das ist sehr brav, und so höre ich Sie gern reden — und ich wünschte, daß so etwas auch die Leute hörten, die immer nicht glauben wollen —

Morazzi.

Daß ich einen Nebenbuhler bedauern und beklagen kann? — o, die thun mir wahrhaftig sehr Unrecht.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Sans Regret.

Sans Regret.

Mein Herr Adjutant, der Herr Präsident des Kriegsgerichts verlangt Sie.

Morazzi.

Ich komme sogleich. (zu Mad. Bertrand) Wahrscheinlich Anordnungen wegen der Exekution. — Welch ein Auftrag für mich! (geht mit dem Corporal ab)

Sechster Auftritt.

Mad. Bertrand. (allein)

Der gute Morazzi! — Nun ja, und da behaupten sie, daß er bös und gehässig, und weiß Gott was alles sey. Wie doch die besten Menschen verläumdet werden können!

Siebenter Auftritt.

Mad. Bertrand. Laurette.

Laurette. (noch in der Coulisse)

Tantchen! Tantchen!

Mad. Bertrand.

Mein Gott! da kommt Laurette!

Laurette.

Nun, ich habe Sie gesucht — oben und unten, und rechts und links. — Ich konnte es gar nicht mehr allein ertragen — ich mußte es Ihnen sagen — ich bin ganz außer mir vor Freude, vor Wonne. — Mein guter, lieber, herrlicher Robert! — Nein, wissen Sie schon, was er gethan hat?

Mad. Bertrand.

Ja, er hat mir alles erzählt.

Laurette.

Als ich von meinem Onkel einen Augenblick fortgieng, begegnete ich ihm mit Felix. Man brachte sie, wie er mir sagte, vor den Kapitän, um noch einmal befragt zu werden. — Aber wie das so sonderbar aussah; sie giengen da zwischen einer Menge Soldaten — liebe Tante, ganz als ob sie etwas verbrochen hätten, und hatten doch eine so schöne menschenfreundliche Handlung gethan. Der Onkel hatte mir eben die Geschichte von der armen Mutter und von ihren kleinen unglücklichen Kindern erzählt — ich war ganz gerührt davon, ja, ich glaube wahrhaftig, ich hatte noch ein paar Thränchen im Auge, als ich Robert begegnete — da konnte

Die Thränen-Quelle. Eine Sage von Fr. Gleich. . . . . Seite 222
Das treue Mädchen. Von Fr. v. Klox. — 248
Saybirion. Ein Mährchen. Von Th. Hell. — 259
Die Schlittenfahrt. Von Fr. Kuhn. . — 291
Die Bilderstube. Von Demselben. — 295
Sehnsucht nach der Heimath. Von Gustav Stern. . . . . — 301
Frau Adelheid. Eine Legende. Von Fr. Kuhn. . . . . — 304
Erklärung der landschaftlichen Kupfer. . — 311
Neue Muster zum Sticken, Stricken und Häkeln. . . . . — 317

ich mir nun gar nicht helfen, mögen ſie darüber reden was ſie wollen; als ich den herrlichen Menſchen ſah, flog ich auf ihn zu, und ſtürzte ihm in die Arme — und nachher — ja nachher, da habe ich auch Herrn Felix umarmt.

Mad. Bertrand. (für ſich)
Das arme Mädchen! wenn ſie wüßte —

Laurette.
Und worüber ich auch noch recht froh bin, iſt dies, daß mir der Onkel geſagt hat, daß man Robert und Felix, weil ſie die Ordre auf ihrem Poſten nicht gehörig beobachtet hätten, ohne allen Zweifel verurtheilen werde —

Mad. Bertrand. (voll Schrecken)
Verurtheilen werde —

Laurette.
Ja, ja, — ſechs Monate hier im Gefängniſſe zu bleiben.

Mad. Bertrand. (ſeufzend)
Sechs Monate Gefängniß! (für ſich) Arme Laurette!

Laurette.
Ja, liebes Herzens-Tantchen, wenigſtens ſechs Monate, und die ganze Zeit über bleiben ſie

dann hier, hier in unſrer Nähe, und ich gehe auch nicht wieder fort: — nun das wird — (man hört Trommelwirbel) Was iſt denn das? Trommeln! — Jetzt — die Wache iſt ja ſchon lange aufgezogen.

Mad. Bertrand. (für ſich)
Das Urtheil iſt ihnen eröffnet worden!

Laurette.
Liebes Tantchen, ich muß doch ſehen —

Mad. Bertrand. (für ſich)
Sie werden jetzt aus dem Kriegsgerichte zurückgeführt. Laurette darf ihnen nicht begegnen. (laut) Nein, nein, Laurette, laß mich nur ſelbſt nachſehen, ich will Dir's ſchon nachher ſagen. Gehe lieber jetzt wieder zu Deinem Onkel, er möchte Dich brauchen. (geht ab)

Achter Auftritt.

Laurette. (allein)
Ich will doch wohl nun hoffen, daß meine gute Tante mir nicht mehr mit ihrem Morazzi kommen wird. Sie iſt ja ſonſt ſo brav, und hat mich ſo lieb, aber eben weil ſie mich lieb hat, hat ſie ihren Kopf nun aufgeſetzt, und will mich

durchaus mit dem unausſtehlichen Menſchen verheirathen. Ich ſoll mein Glück machen, ſoll eine vornehme Offiziersfrau werden. Je nun, da mag ſie nur noch ein wenig warten; zeigt ſich einmal eine vortheilhafte Gelegenheit, ſo kann ſie das Vergnügen bei Robert auch erleben. Er iſt jung, brav, gewandt; er wird ſein Glück gewiß auch noch machen, wie ſo viele and're.

Neunter Auftritt.

Die Vorige. Guſtav.

Guſtav. (außerhalb)

Nun, ſo will ich warten, bis das Kriegsgericht vorüber iſt. Ich muß ihn durchaus ſprechen. (eintretend und Lauretten erblickend) Ei! da iſt ja das allerliebſte Laurettchen!

Laurette.

Sie ſind's, Herr Guſtav? Wen ſuchen Sie denn?

Guſtav.

Den Herrn Adjutant Morazzi.

Laurette.

Was wollen Sie denn bei dem?

Guſtav.

Die Ordres bei ihm abholen, die er vielleicht für die Compagnie ſeines Regiments hat, die auf der Inſel De Roſes ſtationirt iſt.

Laurette.

Schiffen Sie denn nach der Inſel?

Guſtav.

Ja, mein Laurettchen, in einer Stunde.

Laurette.

Nun, das Wetter iſt eben nicht das ſchönſte dazu. Zum Glücke iſt die Ueberfahrt weder lang noch gefährlich.

Guſtav.

Anderthalb kleine Meilen. Iſt der Wind halbwegs günſtig, ſo iſt man in einer ſtarken Stunde drüben. Ich mache heute die Ueberfahrt zum erſtenmale, aber es wird nun wohl öfters geſchehen, denn jede Woche wird von nun an ein Boot im Dienſte auf die Inſel fahren. Wir haben eben die Ordre dazu erhalten.

Laurette.

Ohnſtreitig eine neue Vorſichtsmaßregel gegen die ſchreckliche anſteckende Krankheit, die uns hier bedroht.

Guſtav.

Ja wohl, Mamſell Laurette. Da das gelbe Fieber immer weiter um ſich greift, ſo hat man die Garniſon auf der Inſel De Roſes verdoppelt, und aus Furcht, die dortigen Einwohner möchten aus Gewinnſucht einen gefährlichen Handel mit den angeſteckten Gegenden treiben, alle Boote und Barken, die auf der Inſel waren, von dort weggefahren, ſo daß die Inſel nun nicht in der mindeſten Gemeinſchaft mehr mit dem feſten Lande ſteht. Da aber die Einwohner ſich darüber beſchwert haben, und ſelbſt der Commandant der dortigen Garniſon vorgebeten hat, ſo will man wenigſtens alle Wochen ein Fahrzeug von Port-Vendre dahin gehen laſſen. Und das erſte ſoll ich denn commandiren.

Laurette. (lachend)

Commandiren! Ei, der Tauſend! Das klingt gewaltig vornehm. Der Herr Guſtav werden alſo ein Commando haben?

Guſtav.

Und warum denn nicht, Mamſell Laurette? Ich bin See-Cadet der zweiten Claſſe, und ich ſollte doch wohl glauben, daß meinem Grade nach —

Laurette.

O, ich bitte unterthänigst um Verzeihung, mein Herr See-Cadet der zweiten Classe; ich bin weit entfernt Ihnen Ihre Talente in der Schiffskunde streitig zu machen, aber Sie werden einem unerfahrnen, albernen Mädchen wohl erlauben müssen, Sie etwas sehr jung, und recht leidlich flüchtig für ein Commando zu finden.

Gustav.

Jung! — Mademoiselle, ich bin sechszehn Jahr alt. — Flüchtig! — das könnte möglich seyn, aber ich glaube doch mehr als einmal bewiesen zu haben —

Laurette.

Daß Sie ein kleiner Trotzkopf sind, — o ja — zum Beispiel bei der verrückten Wette, wo Sie beinahe dabei ertrunken wären.

Gustav.

Das ist wahr — ohne die Aufopferung und Unerschrockenheit des braven Felix wär' ich rettungslos verloren gewesen. Er stürzte sich auf der Stelle ins Meer, als ich vom Schwimmen erschöpft eben niedersank, und entriß mich mit Gefahr seines eig'nen Lebens dem Tode. Ja,

Laurette, mein Blut gäbe ich für ihn, mein Leben, meine Hoffnungen auf Ruhm, wenn ich ihm meine Dankbarkeit beweisen könnte.

Laurette.

Sie wissen doch wohl, daß er hier im Hause ist?

Gustav.

Hier? Im Gefängnisse! — Aha, wahrscheinlich um einen Freund zu besuchen.

Laurette.

Nein, nein, leider auf eigne Rechnung. Er ist heute früh mit einem andern Sergeanten, meinem lieben Robert, hieher gebracht worden.

Gustav.

Robert!

Laurette.

Kennen Sie den auch? Ach der — (man hört hier rufen: „Laurette! Laurette!“) Meine Tante ruft, da muß ich schon fort, es giebt etwas neues zu erfahren — (sieht in die Scene) und zum größten Glücke kommt dort auch der Mann, den Sie suchen, und mit dem ich um alles in der Welt nicht zusammentreffen möchte. Ich eile also daß ich fortkomme.

Nun, eine recht glückliche Fahrt, mein hochweiser Herr Commandant! (geht ab)

Gustav.

Sie ist so fröhlich, und ihr Geliebter theilt doch dasselbe Loos mit Felix. Ich brauche also wohl für diesen nicht in Angst zu seyn.

Zehnter Auftritt.

Morazzi. Gustav.

Morazzi.

(hat ein Papier in der Hand, und spricht mit sich selbst) Alberne Nachsicht! Was hat nur in aller Welt das Kriegsgericht zu einer so sonderbaren Schwäche verleiten können?

Gustav.

Herr Adjutant, der Chef des Generalstabes der Division hat mir eine Ordre für das Commando auf der Insel De Roses eingehändigt, und ich wollte nun anfragen, ob ich auch Aufträge von Ihnen zu erwarten habe.

Morazzi.

Verziehen Sie nur ein klein wenig im Nebenzimmer, ich werde im Augenblicke Ihre Angelegenheit besorgen.

Guſtav.

Zu Befehl. Erlauben Sie mir nur noch eine einzige Frage, Herr Adjutant. Man hat mir geſagt, der Sergeant Felix ſei im Arreſt, und es liegt mir ungemein daran, zu wiſſen, weshalb —

Morazzi.

(zeigt ihm das Papier, das er in der Hand hält) Hier iſt ſein Urtheil.

Guſtav.

Sein Urtheil?

Morazzi.

Der Herr General-Lieutenant hat den Truppen unter ſeinem Commando ein eben ſo ſchnelles als ſtrenges Beiſpiel geben wollen.

Guſtav. (hat in das Urtheil geblickt)

Großer Gott! habe ich recht geleſen? Zum Tode verurtheilt!

Morazzi.

Sie laſen vollkommen richtig. Beide ſind zum Tode verurtheilt. — Doch leſen Sie nur noch weiter.

Guſtav. (mit ſchwankender Stimme leſend)

„In Bezug auf das unter heutigem Dato ge-

fällte Urtheil, beschließt das Kriegsgericht annoch in Betracht der ehrenvollen Zeugnisse für das Benehmen und die Bravour der beiden Sergeanten Felix und Robert, so wie, daß sie sich nur durch eine unbewachte Regung eines edlen menschlichen Gefühls haben hinreißen lassen, die strengen Befehle des Gesundheits-Cordons zu verletzen, ferner bedenkend, daß wenn auch die öffentliche Sicherheit ein eben so schnelles als abschreckendes Beispiel der Bestrafung fodere, es doch nicht unmöglich sei, die Achtung für das Gesetz mit der Nachsicht zu vereinen, welche die beiden Sergeanten Felix und Robert in andrer Hinsicht verdient haben, und nachdem der Herr General-Lieutenant, als Commandant des Gesundheits-Cordons deßhalb angegangen, und von ihm solches genehmigt worden, in Folge der Vergünstigung, welche das Gesetz ihm verstattet, wie folgt: „Das Urtheil, welches gegen die beiden Sergeanten Felix und Robert die Todesstrafe verhängt, soll nur an einem derselben vollzogen werden. Das Loos wird den bezeichnen, welcher diese Strafe erleiden soll. Derjenige, welchen dieses befreit, wird sofort auch des Arrestes entlassen werden, ohne daß es ihm

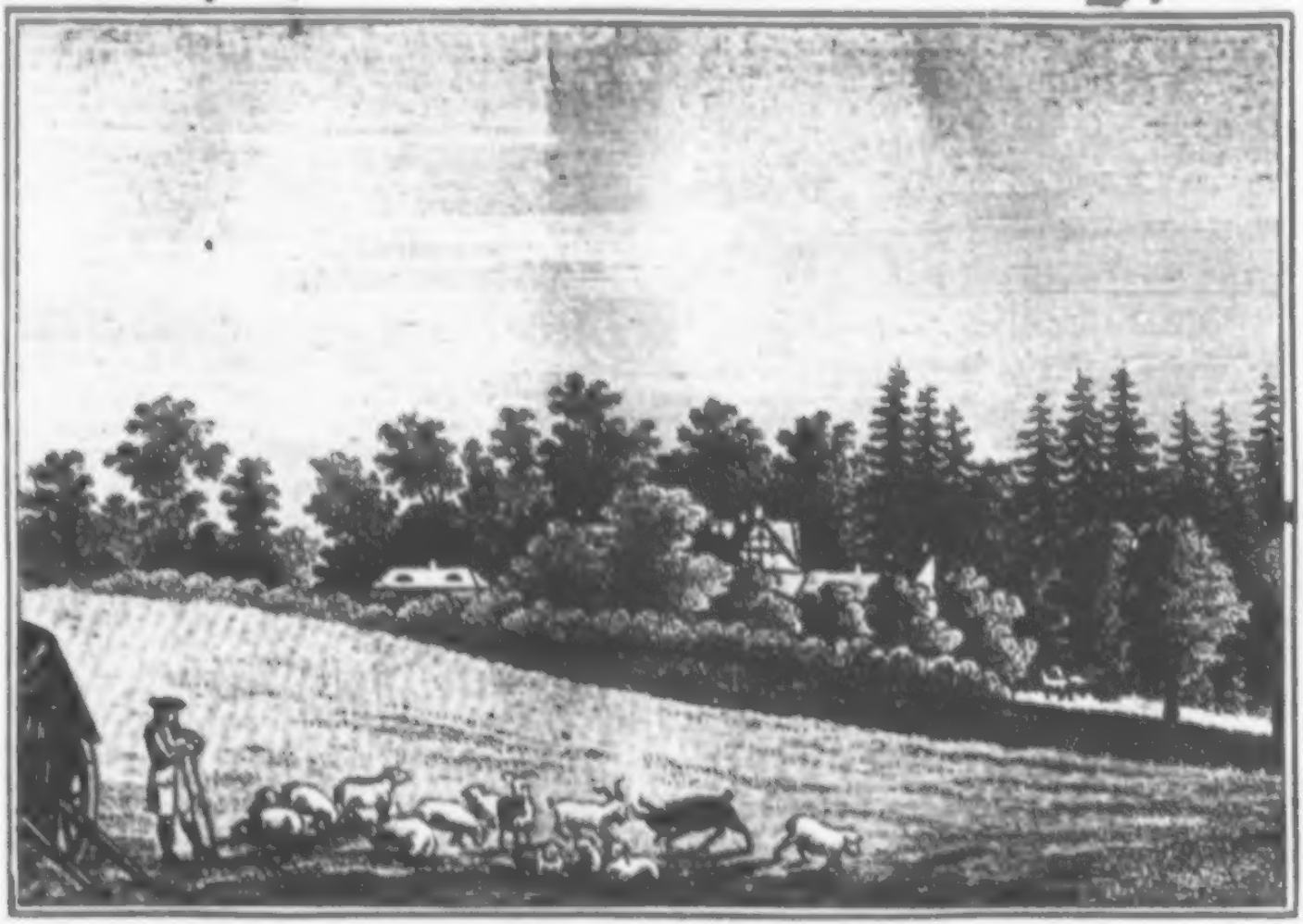

. Raschwitz.

jedoch erlaubt wäre, länger bei seinem Regimente zu bleiben." — O, mein Himmel! Und der Zufall soll also zwischen den beiden Unglücklichen entscheiden?

Morazzi.

Nicht anders, und mir ist der Auftrag ertheilt worden, das Protokoll darüber aufzunehmen. Sie werden beide bald hier seyn.

Gustav.

Den Sergeant Robert kenne ich wenig oder gar nicht, doch habe ich nichts als Gutes von ihm gehört, aber — Herr Adjutant Felix hat mir das Leben gerettet, und wer mag mir's da verdenken, daß ich ihm den Glückswurf wünsche.

Morazzi.

Niemand kann ihm dies mehr wünschen, als ich. Ich nehme so herzlichen Antheil an ihm, daß wenn ich ein Mittel wüßte, ihn zu retten — doch, man kömmt. Ohnstreitig sind es die Gefang'nen, und ich weiß nicht, ob es Ihnen selbst ein angenehmes Gefühl wäre, gegenwärtig zu seyn, wenn —

Gustav.

Sie haben vollkommen Recht, Herr Adjutant, ich würde meine Gefühle für Felix nicht verbergen können, und Freude oder Schmerz müßte seinen Unglücksgefährten gleich kränken. Ich entferne mich also lieber. Herr Adjutant, seyn Sie menschlich, lindern Sie das Schreckliche dieser Augenblicke so viel Sie können. Meine Gebete sind für Felix. (er geht links ab in ein Nebengemach.)

Morazzi. (ihm nachsehend)

Wenn Du nur wüßtest, warum die meinen auch.

Eilfter Auftritt.

Morazzi. Robert. Felix. Sans Regret, Wache. Mehrere Soldaten desselben Regiments, welche jene aus Theilnahme begleiten und unbewaffnet sind.

Robert. (zu den letztern)

Freunde, wackre, liebe Cameraden, wir fühlen diesen Beweis Eurer Liebe und Theilnahme tief und innig. Dankt allen unsern braven Waffengefährten dafür, und sagt ihnen, daß der, welchen das Loos treffen wird, im letzten Au-

genblicke noch ihrer und seines Regiments würdig bleiben werde. Lebt alle, alle wohl! (Die Soldaten gehen still ab, nachdem sie die Hände dem einen oder andern gegeben). Nun, Bruder Felix, fühlst Du wohl, wie das Kriegsgericht nachsichtsvoller gegen uns gewesen ist, als wir selbst hofften; wir hatten uns schon alle beide darauf gefaßt gemacht, zu sterben, und es will doch mindestens Einen von uns retten.

Morazzi.

Meine Herren, ich bin vom Kriegsgericht mit dem traurigen Geschäfte beauftragt worden, seinen Urtheilsspruch in Vollziehung zu setzen, und —

Robert.

Ah, Sie also, Herr Adjutant, sollen Zeuge seyn. Nun, Sie sehen, wir spielen ein hohes Spiel, aber Sie werden auch finden, daß Sie es mit wackern Spielern zu thun haben.

Morazzi.

Ich kenne Ihr kaltes Blut, Ihren Muth — und schreite daher gleich zum Werke. (Auf einen Wink von Morazzi stellt Sans Regret einen Becher und zwei Würfel auf einen Tisch und tritt dann zurück.)

Robert.

Einige Punkte mehr oder weniger auf diesen Dingern da, (die Würfel in die Hand nehmend) werden also über Leben oder Tod zweier braver Soldaten entscheiden.

Felix.

Vergebens würde ich Dir es anbieten, mich jenen ernsten Gang gehen zu lassen, und das Glück des Daseyns noch länger zu genießen, Du würdest es doch nicht annehmen, und eben so wenig ich von Dir ein gleiches Opfer. Wozu also noch diesen vergeblichen Streit der Großmuth, da wir beide unsre Herzen kennen. Frisch also daran, mein' theurer, geliebter Robert, so möge denn das Schicksal entscheiden.

Robert.

(bietet den Becher Felix an) Du zuerst, wie sich's gebührt — Du bist der ältere im Dienste.

Felix.

So will ich denn anfangen.

Robert.

Guten Wurf, mein theurer, lieber Herr Bruder!

Felix.

Ich danke Dir für den Wunsch, denn er kommt Dir voll aus dem Herzen. (er schüttelt die Würfel im Becher und wirft dann)

Morazzi.

(der gespannt auf den Tisch sieht) Zwei Fünfen — macht zehn! (mit einem Freudenrufe) Köstlicher Wurf!

Robert. (innig freudig)

Ja, mein theurer Freund, der Wurf ist herrlich!

Morazzi. (leis zu Felix)

Sie sind gerettet.

Robert.

Jetzt gilt es wohl leicht eine Wette gegen mich, nicht wahr, mein vortrefflichster Herr Adjutant. Nun, wir müssen doch auch sehn. (er nimmt Becher und Würfel, läßt aber einen davon auf die Erde fallen) Wie ungeschickt ich doch bin. Man sollte denken, ich zitterte, und das ist doch, bei Gott, nicht der Fall. Nun, warten Sie nur, Herr Adjutant! (er bückt sich, um den Würfel aufzuheben)

Laurette. (von außen)

So laſſen Sie mich doch herein. — Wenn ich Ihnen nun ſage, daß ich die Nichte des Gefangenwärters bin.

Robert. (ſchnell aufſtehend)

Großer Gott! Laurette! Um des Himmels willen, laſſen Sie ihr nichts merken.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Laurette.

Laurette.

(zu Robert und Felix eilend) Sind Sie denn endlich wieder da? Ihre Befragung hat ja entſetzlich lange gedauert! Und was treiben Sie denn hier? (auf den Tiſch blickend) Aha, ein Spielchen zum Zeitvertreibe.

Robert.

Ja, zum Zeitvertreibe!

Laurette. (auf Morazzi deutend)

Iſt der Herr auch mit dabei?

Robert.

Nein, der Herr Adjutant parirt blos gegen mich.

Laurette.

Und ich will halb Part bei Ihrem Spiele seyn, lieber Herr Robert!

Robert.

Wie? Sie wollten mit mir —

Laurette.

Glück oder Unglück theilen. — Ach! wenn Sie verlieren, verliere ich von Herzen gern mit.

Robert. (gerührt)

Theure Laurette! (sich fassend) Nein, ich kann Sie nicht zur Theilnehmerin meines Spieles machen, ich spiele gar zu unglücklich. Die Parthie ist fast schon zu Ende; es gilt nur noch einen einzigen Wurf.

Laurette.

Also den entscheidenden. Da muß ich mit dabei seyn. Sie spielen wahrscheinlich um die meisten?

Robert.

Ja, wer am höchsten wirft.

Laurette.

Und wie viel haben Sie geworfen, Herr Felix?

Felix.

Zehn.

Laurette.

Zehn! Ei, ei, mein lieber Herr Robert, da haben Sie so gut wie verloren, und ich überlasse Sie Ihrem Unglücksterne.

Robert.

Ja, Laurette, ja, verlassen Sie einen Unglücklichen.

Laurette.

Aber Sie wissen doch auch, wie es im Sprichwort heißt: Unglück im Spiel — (die Augen niederschlagend und leiser) Glück in der Liebe!

Morazzi.

(macht eine Bewegung der Ungeduld) Herr Robert!

Laurette.

Aber Freundchen, Sie müssen eilen, sehen Sie denn nicht, wie der Herr Adjutant ungeduldig darauf wartet, bis Sie verloren haben?

Robert.

O, ich weiß es sehr gut, wie groß des Herrn Adjutanten Ungeduld ist, und ich will ihm also dies Vergnügen machen. (er ergreift den Becher)

Laurette.

(nimmt den Becher ihm aus der Hand) Las-

fen Sie mich ſtatt Ihrer werfen. Geben Sie Acht, ich bringe Ihnen Glück.

Morazzi. (lebhaft)

Das geht nicht, Mademoiſelle!

Laurette. (anfangs etwas verlegen)

Ach ja, freilich, weil Sie paſſirt haben. Nun wie Sie befehlen! ich wußte noch nicht, daß Sie bei allen Ihren vortrefflichen Eigenſchaften auch noch die beſitzen, ein unfreundlicher Spieler zu ſeyn. (wirft die Würfel verdrießlich auf den Tiſch) Da! — (heiter) Nun, dasmal, lieber Herr Robert, müſſen Sie ſich bei dem Herrn Adjutanten bedanken, daß er mir nicht erlaubt hat, ſtatt Ihrer zu würfeln. Sehen Sie nur — ich hab's nicht über die Drei bringen können — da wären Sie ſchön angekommen!

Morazzi. (verdrüßlich zu Robert)

Machen Sie ein Ende, mein Herr!

Robert.

(den Becher ergreifend) Sie haben vollkommen Recht. (er wirft)

Laurette. (höchſt freudig)

Eilf!

Morazzi. (erbleichend)

Elf? Wär's möglich?

Laurette.

Da ſehn Sie nur ſelbſt. Eine Sechſe und eine Fünfe!

Robert. (Felix Hand ergreifend)

O, mein Bruder!

Felix. (mit der größten Ruhe)

Was denn? lieber Robert! Ich habe verloren, und damit iſt's aus.

Laurette. (zu Robert)

Da Sie kein ſo garſt'ger Spieler ſind, wie der Herr Adjutant, ſo geben Sie ihm gewiß Revanche.

Felix.

Revanche! Das iſt unmöglich.

Laurette.

Wenn es aber nun Herr Robert durchaus wollte —

Felix.

So würde ich's nicht annehmen.

Robert.

Liebe Laurette, ich bitte Sie dringend darum, uns einen Augenblick allein zu laſſen.

Laurette. (voll Verwunderung)

Ich soll fortgehn? — Und das sagen Sie mir, Herr Robert? — O, schon gut, schon gut, mein Herr, man wird gehn, seyn Sie nur ruhig, man wird gehn, aber auch so geschwind nicht wiederkommen. Ei, ei! Ihre Parthie muß doch ungemein interessant gewesen seyn, daß ein einziger Wurf Sie so außer sich selbst bringen konnte.

Robert.

Beste Laurette, wenn Sie wüßten —

Laurette.

O nein, ich gehe schon, und mag gar nichts mehr wissen! (im Abgehen) Ei, du mein Himmel, sind das nicht häßliche Spieler!

Morazzi.

Ich werde das Protokoll über diesen Vorgang niederschreiben, und von Ihnen Ihre Namen dann eins und unterschreiben lassen. (im Abgehn, für sich, auf Robert blickend) Muß doch den Buben das Schicksal stets begünstigen!

Dreizehnter Auftritt.

Felix. Robert.

Robert. (Felix um den Hals fallend)
Mein theurer Felix!

Felix. (weich, aber ruhig)
Theurer Robert! Die Augenblicke sind gezählt. Ich bitte Dich nur noch um einen für mich höchst wichtigen Dienst.

Robert.
Ich bin zu allem bereit.

Felix.
Freund! Ich habe Dir ein Geheimniß zu eröffnen. — Ich habe eine Gattin und einen Sohn.

Robert.
Wie? Du bist Gatte und Vater! Und davon habe ich bis jetzt nichts erfahren! Und Du nanntest mich doch Deinen Freund, Deinen einzigen Freund!

Felix.
Seit fünf Jahren bin ich von Frau und Kind getrennt. Nur noch ein einzigesmal, das letztemal, hätte ich gewünscht, ihre theuern Züge zu betrachten, diese angebeteten Wesen an mein Herz

zu drücken. Dann — ja, ich fühle es — dann hätte ich das Leben mit noch wenigerm Bedauern verlassen — aber ich muß ihn aufgeben diesen süßen Trost, und doch sind sie beide mir so nahe. Auf der Insel De Roses wohnen sie nämlich. — Lieber Robert, heut' geht ein Fahrzeug dahin ab, erzeige mir die letzte Freundschaft, fahre mit nach Roses, bringe meiner Sophie und meinem Adolph mein letztes Lebewohl und ein Andenken der letzten Stunden. — Willst Du das, mein Bruder?

Robert.

Ja, ich werde diese traurige Pflicht erfüllen.

Felix.

Schone ihrer dabei. Bedenke, daß sie seit fünf Jahren nicht wissen, was aus mir geworden ist, und daß sie jetzt nur wieder zum erstenmale etwas von einem Gatten, einem Vater hören werden, um zugleich die Nachricht zu erhalten, daß er ihnen nun für dieses ganze Leben entrissen ist.

Robert.

O! wie beklage ich Dich!

Felix.

Erfahre nun aber auch mein ganzes Unglück, womit ich bisher Dein theilnehmendes Herz verschonen wollte,

Robert.

Gott, vielleicht hätte ich Dir früher schon helfen können!

Felix.

Unmöglich! — Du wirst von einem Kapitain Derville gehört haben.

Robert.

Ja, dem Quartiermeister, der plötzlich mit der Regimentscasse verschwand.

Felix. (schmerzlich)

Also auch Du, Robert, hältst mich für schuldig? (ihm die Hand reichend)

Robert. (ihn fest ansehend und die Hand gebend)

Nein, wenn dies die Hand des unglücklichen Derville ist, nicht mehr.

Felix.

Ja, ich bin Derville. — Ich war der beglückteste aller Menschen, ein glücklicher Vater und Gatte, hatte einen ehrenvollen Posten, trug,

wie Du, das Ehrenzeichen der Tapferkeit, kurz, ich sah der heitersten Zukunft entgegen, als auf einmal ein Donnerschlag mich zum Elende verdammte. Ein junger Mensch, ein Anverwandter meiner Frau, war zum Regimente gekommen, und ich hatte ihn in mein Büreau genommen, da er Talent zu besitzen schien. Dieser Elende mißbrauchte mein Vertrauen, erbrach meine Regimentscasse, in welcher sich 200,000 Franken, größtentheils in Gold und Staatspapieren befanden, und entfloh damit. Denke Dir meine Verzweiflung! Ich ermaß als Mann den ganzen Abgrund, in welchen mich dieser schreckliche Unglücksfall stürzen mußte. Der strengsten Untersuchung konnte ich nicht entgehn, ich stand auf dem Punkte vernichtet, entehrt, zu einer beschimpfenden Strafe verurtheilt zu werden. Da ergriff ich meine Pistolen, ich wollte mein Unglück mit meinem Leben enden, — aber das Bild meiner Frau, meines Kindes trat erschütternd vor mich hin. Für sie legte ich mir die Last auf, noch länger zu leben. Ich riß mein Ehrenkreuz herunter und warf es weit weg, und nachdem ich einige Zeilen geschrieben hatte, die Weib und Kind wenigstens für den Augenblick

beruhigen sollten, stürzte ich aus Haus und Stadt, dem ungewissen Zufalle entgegen.

Robert.

Armer, unglücklicher Freund!

Felix.

Man errichtete ein Bataillon, das für die Colonien bestimmt war, ich eilte, mich dabei anwerben zu lassen. Ich wollte Frankreich fliehen. Noch ein and'rer Bewegungsgrund leitete mich dabei; der Gedanke an jene unermeßlichen Reichthümer, die von Manchen jenseits der Meere so schnell erworben worden waren, beschäftigte meine Phantasie. Meine Hoffnung ward getäuscht. Eine Menge Hindernisse setzten sich meiner Einschiffung entgegen, Begebenheit wälzte sich über Begebenheit. Unser Corps ward aufgelöst, und ich zu Deinem Regimente versetzt. Von der Zeit an, mein Robert, schlossen wir die Bande unsrer Freundschaft. Verzeihe mir, wenn ich Dir bisher mein Unglück verbarg. Du siehst wohl, daß meine Leiden keinen Trost finden konnten.

Robert.

Und doch würdest Du sie leichter ertragen haben, hätte ich sie mit Dir theilen können.

Felix.

O, mein Freund! Und nun soll ich sterben, sterben, so nahe bei Frau und Kind, ohne ihnen noch ein Lebewohl sagen zu können! Nur dieser herzzerreißende Gedanke schlägt meinen Muth zu Boden, und ich fühle, wie ich mit der Verzweiflung ringen muß.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Morazzi.

Morazzi.

(mit einem Papiere in der Hand) Meine Herren, Ihre Unterschrift.

Felix.

Wir stehen zu Befehl, Herr Adjutant.

Robert. (nachdenkend, für sich)

Welch ein Gedanke — ja, ja, es ist möglich — er läuft keine Gefahr dabei, hat keine Verantwortlichkeit davon. (zu Felix eilend, der eben das Protokoll unterzeichnen will) Einen Augenblick, mein Freund! Haben Sie die Güte, Herr Adjutant, nur ein paar Worte von mir anzuhören. — Wir wollen es uns offen bekennen. Ich bin Ihr Nebenbuhler, Laurette liebt mich, Sie

verabſcheuen mich alſo, wünſchen meinen Tod, das leſe ich deutlich in Ihrer Seele. Wohlan denn! trotz deſſen mage ich es, Sie um einen Dienſt, um eine Gnade zu bitten.

Morazzi.

Eine Gnade?

Robert.

Ja, dafür will ich es anſehn, und dankbar erkennen. — Hören Sie denn: Mein Freund wünſcht noch vor ſeinem Tode ſehnlichſt, ſein Weib und ſeinen Sohn zu umarmen, und Abſchied von ihnen zu nehmen. Es ſteht blos bei Ihnen, ihm dieſen Troſt zu gewähren.

Morazzi.

Bei mir?

Robert.

Erlauben Sie ihm, mit dem heut' in einer halben Stunde bereits nach der Inſel De Roſes abgehenden Boote mit hinüber zu ſchiffen.

Morazzi.

Woran denken Sie? Er ſich von hier entfernen? Wer ſtünde denn für ſeine Rückkehr?

Robert.

Ich.

Felix.

Du? Robert!

Morazzi.

Ich sehe kein Mittel.

Robert.

Nichts leichter als das. Der gerichtlichen Form gemäß sind in ihrem Protokolle unsre Namen noch nicht eingeschrieben, wir selbst müssen dies zu größerer Bestätigung thun. Lassen Sie mich meinen Namen an den Platz meines Freundes Felix einzeichnen.

Felix.

Robert! Was sagst Du da?

Robert. (ohne auf ihn zu hören)

Dann hat mich also das Loos zum Tode bestimmt, mich behalten Sie in Ihrem Gewahrsam, und wir drei sind die Einzigen, die um die Sache wissen.

Felix.

Nein, das kann ich nie zugeben —

Robert.

Daß ich 24 Stunden statt Deiner im Gefängnisse bleibe, um Dir den letzten Trost für's ganze Leben zu gewähren? Denn darauf be-

ſchränkt ſich ja der ganze Dienſt, den ich Dir leiſte. (leis zu Felix) Kapitain, dreht den Fall um, wenn ich Euch mein Ehrenwort gäbe, würdet Ihr Euch dabei beruhigen?

Felix. (leis)

Ich würde es ohne Bedenken.

Robert. (leis)

Und das Eure ,ollte mir nicht eben ſo viel werth ſeyn? Macht mich alſo nicht traurig, und nehmt von Bruder Robert an, was er Euch aus treuer Freundſchaft bietet.

Felix.

(in deſſen Hand einſchlagend) Braver Kamerad!

Robert.

Was Sie betrifft, Herr Adjutant, ſo werden Sie durch dieſes einfache Auskunftsmittel außer aller Verantwortlichkeit geſetzt.

Morazzi.

Das iſt freilich wahr, aber das Kriegsgericht —

Robert.

Wird nichts dagegen haben, und wenn es Sie nun auch höchſtens mit ein paar Tagen Gefängniß beſtrafte, wär' denn das ſo etwas Großes? Glauben Sie mir, Herr Adjutant, man kann

Hildegard,

Kaiser Karls des Großen Gemahlin.

Es ist ein weit angenehmeres Geschäft, als man gewöhnlich glaubt, in den alten Chroniken sich zu ergehen, und Blumen daraus zu sammeln. Die treuherzige Sprache darin, das ehrenfeste Vertrauen auf frühere Ueberlieferungen, das Nichtverachten kleiner, aber recht in das Innere jener Zeit einführender Umstände, und selbst der hie und da vorwaltende Pedantismus im Contrast mit dem schimmernden Style unsrer Zeit, ziehen an, und entschädigen für manche trockne Ausführungen. So las ich denn auch jüngst einen solchen Folianten, der sich gewiß wegen seiner Unbehülflichkeit nie in die niedlichen Händchen meiner schönen Leserinnen verlieren wird, und eine Begebenheit aus dem Leben der schönen und guten Hildegard gefiel mir so, daß ich mich nicht enthalten kann, sie in der biederderben Sprache des Chronikenschreibers selbst mitzutheilen, und dadurch dieses holde Weib uns in das Gedächtniß zurückzurufen. Vorher nur noch einige Nachrichten über ihr Leben im allgemeinen.

selten mit so wenigen Kosten eine gute Handlung erkaufen.

Morazzi. (zu Robert)

Ein unglücklicher Zufall, ein unvorhergesehenes Ereigniß kann Felix wider seinen Willen verspätigen, er kann nicht zur rechten Zeit zurückkommen, und dann —

Robert. (lustig)

Dann werden Sie einen Nebenbuhler los.

Morazzi. (für sich, überlegend)

Dieses Mittel, das er mir selbst anbietet — Gustav verdankt Felix die Rettung seines Lebens — er wird blindlings thun, was ich ihm sage — er stirbt; Laurette wird mein —

Robert.

Nun, frisch, Herr Adjutant, lassen Sie Ihr Herz einmal sprechen, — seyn Sie ein einziges mal in Ihrem Leben großmüthig — es wird Ihnen auf Ehre Glück bringen.

Morazzi.

(Robert bei Seite ziehend) Wenn also Felix nicht zur rechten Zeit wieder hier wäre —

Robert.

So kniet ich an seiner Stelle auf den Sandhaufen.

Morazzi. (für sich)

Und ich kenne ihn darauf, der Narr stirbt lieber, als daß er seinen Freund verrathe. (laut) Wohlan denn, Robert! Sie setzen, welchen Gefahren ich mich aussetze, aber ich will es Ihnen nicht abschlagen. Sie aber, Herr Felix, bedenken Sie, daß Sie morgen Nachmittag vor vier Uhr wieder hier seyn müssen.

Robert. (ins Wort fallend)

Fürchten Sie nichts, Herr Adjutant, er wird gewiß nicht auf sich warten lassen.

Morazzi.

Die Achtung, welche Sie mir eingeflößt haben, Herr Felix, der Antheil, den jedes fühlende Herz an Ihrem Unglücke nehmen muß, alles das bestimmt mich —

Robert. (Morazzi bei der Hand fassend)

Herr Adjutant, dieser Zug söhnt mich wieder mit Ihnen aus. — Ich werde Ihnen ewig dankbar dafür seyn.

Felix. (zu Robert und Morazzi)

Seyn Sie versichert, daß ich mich Ihres Vertrauens und Deiner Großmuth würdig machen werde. Ja, ich schwöre es, bei Ehre und Freundschaft, nichts auf der Welt soll mich zurückhalten, schon vor der bestimmten Stunde wieder hier zu seyn.

Robert. (leis zu Felix)

Für den da mag Dein Schwur nöthig seyn, aber unter uns, Felix, nichts, gar nichts davon; verstehst Du mich?

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Gustav (aus dem Seitenzimmer im Hintergrunde der Bühne tretend).

Gustav.

Der Adjutant scheint mich ganz vergessen zu haben, und doch kann ich meine Ungeduld nicht mehr zügeln —

Morazzi. (Gustav erblickend)

Ha! Sind Sie es? Sie kommen wie gerufen.

Felix.

Mein theurer Gustav!

Guſtav. (höchſt unruhig)

Lieber Herr Felix! (er blickt bald auf Felix, bald auf Robert, und ſcheint in ihren Mienen leſen zu wollen, welchem von beiden das Unglücksloos gefallen iſt.)

Morazzi. (zu Guſtav)

Herr Felix wird Ihnen folgen, und ſich mit Ihnen nach der Inſel De Roſes einſchiffen.

Guſtav. (außer ſich vor Freude)

Iſt's möglich? — Sie wären ſo glücklich geweſen —? (zu Robert, der in ſeiner Nähe iſt) O! nehmen Sie das nicht übel, es war ſtärker als ich ſelbſt — aber er hat mir ja das Leben gerettet.

Morazzi. (zu Felix und Robert)

Füllen Sie jetzt das Protokoll aus, und unterzeichnen Sie es, meine Herrn!

Felix und Robert.

(gehen an den Tiſch, leſen das Protokoll, und ſchreiben ſich ein und unter.)

Guſtav. (zu Morazzi)

Der Himmel hat mein Gebet erhört. Mein Lebensretter iſt dem Tode entgangen.

Morazzi. (nimmt Gustav bei Seite, und spricht leise zu ihm)

Ich muß Ihnen das Verständniß öffnen. Sie irren sich. Er eben ist es, den der Zufall zum Schlachteyser auserkohren hat.

Gustav.

Was sagen Sie?

Morazzi.

Ich wünschte, den Unglücklichen zu retten. Dazu ist nur Ein Mittel vorhanden, und ich ergreife es um seiner- und Ihretwillen. Aber nur von Ihnen, lieber Gustav, hängt jetzt der Erfolg der Unternehmung ab.

Gustav.

Von mir? O, sprechen Sie —

Morazzi.

Ich glaubte wohl, daß Sie nicht anstehen würden, die Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen.

Gustav.

O, wie danke ich Ihnen! Sie lasen in meinem Herzen.

Morazzi.

Kommen Sie mit mir. Ich will Ihnen unterwegs sagen, was Sie dabei zu thun haben.

Sind Sie mit meinen Absichten einverstanden, so stehe ich Ihnen für das Leben Ihres Retters.

(Felix und Robert haben unterdeß gelesen und geschrieben, und wenden sich jetzt vom Tische wieder zu Morazzi.)

Robert.

Alles ist in Ordnung.

Morazzi. (in's Papier blickend)

Gut! alles gut. Ich will jetzt das Protokoll dem Herrn Präsidenten des Kriegsgerichts schicken. (zu Felix und Gustav) Folgen Sie mir, meine Herrn, ich will bei Ihrer Einschiffung gegenwärtig seyn.

Felix. (zu Robert)

Robert! zähle auf Deinen Freund!

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. Laurette und später Mad. Bertrand.

Laurette.

Was? Sie gehn schon fort. Sie sind also nicht länger mehr arretirt?

Robert.

Trösten Sie sich, liebe Mademoiselle Laurette, ich bleibe da.

Laurette. (zu Madam Bertrand, die eben eintritt)

Nun, liebes Tantchen, Sie wollten 'es gern wissen, was zwischen den beiden Herrn entschieden worden sei. Da, sehen Sie, Herr Felix geht, und (höchst freudig) wir behalten Herrn Robert hier.

Mad. Bertrand. (gerührt)

Also er? (für sich) O! der Unglückliche!

Morazzi.

Kommen Sie, meine Herrn!

Felix. (geht zu Robert, und nimmt ihn bei der Hand)

Robert! was auch geschehe, Dein Freund ist morgen vor vier Uhr wieder hier.

Robert.

Ich bin glücklich, wenn Du es bist. (Er, Felix, und die Frauen wenden sich nach der Thür im Hintergrunde)

Morazzi. (mehr im Vorgrunde zu Guſtav)

Er rettete Ihnen das Leben; kommt er zurück, ſo iſt er verloren. (Mit dem Vorigen faſt zugleich, während Guſtav durch einen feurig freudigen Blick ſeinen Entſchluß zu erkennen giebt. Beide dann ſich zum Abgehen wendend.)

(Der Vorhang fällt ſchnell.)

Ende des erſten Akts.

Zweiter Akt.

(Das Theater stellt das Ufer der Insel De Roses vor. Im Hintergrunde das Meer, rechts unten ein Wohnhaus mit einem Pavillon, welcher auf einem der Felsen am Ufer erbaut ist. Vom Hause aus führen Stufen zum Pavillon. Links ein Thurm, der mit dem auf der Insel befindlichen Fort zusammenhängt. Ohnweit des Hauses ein Oelbaum, mit einer Rasenbank darunter.)

Erster Auftritt.

Adolph, später Valentin.

Adolph.

(der auf dem Austritte vor dem Pavillon sitzt, und nach dem Meere blickt, dreht sich plötzlich um, und ruft) Valentin! Valentin! lieber Alter! komm doch geschwind!

Valentin. (aus dem Hause tretend)

Da bin ich ja schon, mein guter Adolph, was giebt's denn?

Adolph.

Da, ſieh dort hin, Alterchen! — Siehſt Du nicht den ſchwarzen Punkt — da unten, ganz dort unten — das iſt ein Schiff, das hieher ſegelt.

Valentin.

(iſt indeß zum Pavillon hinaufgeſtiegen und hat hingeſehn) Wahrhaftig, Jungelchen! Du haſt Recht. Ich erkenne ſchon das Segel.

Adolph. (vor Freude ſpringend)

Ein Schiff! Ein Schiff! Ach! wir haben ſeit ſo langer Zeit kein's hier geſehen. O, du mein Himmel, wenn uns das doch Nachrichten vom Papa bringen könnte!

Valentin. (hat immer auf's Meer geſehen)

Es kommt wahrhaftig hieher. — Jetzt ſegelt's unter den Kanonen des Forts vorbei! (man hört einen Kanonenſchuß) Das iſt das Signal, daß es ſich zu erkennen geben ſoll.

Adolph. (eben ſo)

Jetzt zieht es die Flagge auf: Welche Freude! Es iſt die franzöſiſche!

Hildegard war aus schwäbischem herzoglichen Geschlecht und wurde zu Andechs in Baiern am 31. März 732 geboren. Ihr Name bedeutet so viel als ein Garten der Heldschaft und Liebe. Kein Wunder also, daß Kaiser Karl, nachdem er die griechische Prinzessin wieder heimgeschickt hatte, sich mit ihr vermählte. Sie lebten auch in fröhlicher, freundlicher Eintracht, indem sie Mutter von Karl, Pipin und Ludwig, so wie von vier Töchtern, worunter die berühmte Emma, ward, bis Karl in den Krieg gegen die Sachsen zog, wo sich denn ereignet, was ich nun mit des Chronikenschreibers eigneh Worten anführen werde.

Carolus hatte einen Bruder Talandus geheißen, von seines Vaters Pipini Concubin geboren, welcher Caroli Gemahl, die Königin Hildegardis unziemlich lieb gewann. Demnach nun Carolus wider die Sachsen zu Felde gezogen und Talandum zum Obersten in Teutschland gesetzt, hat er in Abwesen des Königs der Königin seine inbrünstige Liebe entdeckt und ihr böses zugemutet. Die Königin als ein Ehrenweib, hat ihn hierüber bescheidenlich mit Worten gestraft und seine lasterhafte Begierde zu Gemüthe geführt, damit aber bey seiner Unbesonnenheit nichts ausgerichtet. Endlich auf vielfältiges unnachläßiges Bitten und Flehn, bewilligt die Königin an einem sichern und innerlichen Gemach, da sie

Valentin.

Gar kein Zweifel mehr. Gewiß iſt's das Fahrzeug, das wir aus Port-Vendre erwarten.

Adolph.

Aus Port-Vendre? Da lauf nur geſchwind Alterchen, und ſag' es der Mama, Du weißt, daß ſie ängſtlich auf Nachrichten von dorther wartet.

Valentin.

Ich gehe, aber Adolphchen, ſei hübſch folgſam, und klett're nicht, wie neulich, indeß auf den Felſen umher, daß die Mama Todesangſt ausſteht, und der alte Valentin dann tüchtig ausgeſcholten wird. (er geht in's Haus zurück. Man ſieht nun das Fahrzeug, auf welchem ſich Guſtav und Felix befinden, vor, und nach und nach näher kommen.

Zweiter Auftritt.

Adolph. (allein, immer nach dem Meere zu blickend)

Jetzt kommen ſie immer näher an's Ufer. — Was ich für eine Luſt hätte, ihnen entgegen zu gehen, das glaubt mir gar niemand. — Valentin iſt nicht mehr da — aber Mütterchen —

wenn sie mich sähe, würde sie sich wohl ein wenig ängstigen — aber warum denn? es ist ja gar keine Gefahr dabei. — Da kommen sie schon ganz nahe. — Ach, du lieber Himmel, wie mir das Herz schlägt — ich kann mir nicht helfen, wenn's auch nachher ein wenig Ausgeschmältes setzt, Mama ist ja so gut, es wird ja nicht so arg werden. (er schwingt sich über die Balüstrade des Pavillons, und verliert sich in die Felsen, die, nach dem Hintergrunde zu, sich zum Ufer herabsenken.)

Dritter Auftritt.

Bauern und Bäuerinnen eilen von allen Seiten herbei. Im Hintergrunde noch Felix, Gustav und Matrosen, welche mit dem Fahrzeuge landen, und wovon einige der letztern darin bleiben.

Ein junger Bauer.

Geschwind, geschwind, Ihr Leutchen — dort sind sie gelandet — ein französisches Schiff — es kommt von Port-Vendre.

Ein Bauer.

Brave! Brave! Lebensmittel und Neuigkeiten!

Alle. (untereinander)

Gott sei gedankt! — Lang' erwartet! — Endlich doch! u. s. w. (sie eilen alle nach dem Fahrzeuge zu, wo man sich ausschifft, sprechen mit den Matrosen, kommen dann wieder vor, und sind in lebhafter Bewegung.)

Felix.

(einer der ersten, der ausstieg, eilt in den Vordergrund) So bin ich denn nun hier! — Gott! wie mir das Herz schlägt! Nach fünf Jahren soll ich sie zum erstenmale wieder sehen, alle, die ich liebe — ach! und zum letztenmale zugleich — wie ertrag' ich Freude und Schmerz? — Himmel, schenke mir Fassung, und ihnen Deine Gnade! (er lehnt sich in halb betender Stellung an einen Felsen.)

Gustav. (noch im Hintergrunde zu den Matrosen)

Die Hälfte folgt mir in's Fort, die and're bleibt einstweilen auf dem Boote, das aber dort unten weiter westwärts bei Saintone seine Ladung ausschift, und dann wieder hieher zurückkommt. — (kommt mit den Matrosen und den meisten Einwohnern der Insel vor) Freunde, ich kann mir Eure Ungeduld denken, aber, leider,

bin ich nicht im Stande, hier gleich die im Boote mitgebrachten Sachen auszuschiffen. Meine Ordres weisen mich deshalb an's Ufer bei Cap Saintone. Das Boot fährt also dorthin, d'rum laßt Euch den kleinen Umweg nicht verdrießen.

(Die Bewohner der Insel zerstreuen sich nach und nach in die Scene rechts, dem Hause vorn vorbei, und das Boot fährt auch auf dem Meere dahin ab.)

Eine junge Bäuerin. (tritt auf Felix zu) Ah, da steht einer in der Uniform von Thomas Regimente. (sie geht auf ihn zu, und zieht ihn endlich bei'm Rocke) Nun, der muß viel nachzudenken haben — Hm — He! — Herr Soldat, hat' Er keinen Brief für mich mit?

Felix. (aus seinem Nachdenken erwachend) Für Dich? mein Kind!

Die junge Bäuerin.

Ja, ja, von Thomas.

Felix.

(macht eine Bewegung der Verwunderung)

Die junge Bäuerin.

Wie? kennt Er denn den Thomas nicht?

Felix. (verneinet mit Kopfschütteln.)

Die junge Bäuerin.

Den Thomas? — meinen Schatz — der bei Eurer Armee als Conscribirter angestellt ist.

Felix. (gutmüthig)

Nein, liebes Mädchen, ich kenne den Thomas nicht.

Die junge Bäuerin.

Nun, das ist spashaft! (für sich, im Abgehn) Das mag mir ein schöner Soldat seyn! Er kennt den Thomas nicht? I, der kennt ja gar niemand.

Vierter Auftritt.

Felix. Gustav. Matrosen aus dem Boote und mit Gustav.

Gustav.

Lieber Herr Felix, ich gehe jetzt in's Fort. Wollen Sie mich begleiten?

Felix.

Sie wissen, guter Gustav, wie wenige Stunden ich meiner Familie widmen kann. Sie wohnt in einem ohnweit des Ufers in der Nähe des Forts gelegenem Hause, es muß daher in dieser Gegend seyn, ich will also gleich mich erkundigen —

Guſtav.

Nun denn, liebſter Freund, ſobald ich meine Depeſchen und dies Packet im Fort abgegeben habe, eile ich wieder zu Ihnen hieher.

Felix.

(ſieht die Aufſchrift des Packets, das Guſtav in der Hand hält) Wie? irre ich nicht — Ihr Packet iſt an Madame Derville?

Guſtav.

Ja wohl, kennen Sie die Dame?

Felix.

Gott! es iſt meine Frau!

Guſtav.

Ihre Frau? Nun dann, deſto beſſer. Dies Packet hat mir der Chef des Generalſtaabs unſrer Diviſion übergeben, um es dieſer Dame hier zukommen zu laſſen. Da Sie nun Ihre Familie wohl eher ſehen werden als bis ich zurückkomme, ſo werde ich es Ihnen überlaſſen. (händigt es ihm ein)

Felix.

Es iſt mit dem Siegel des Kriegs-Miniſteriums beſiegelt — was mag es enthalten?

Gustav.

Leben Sie indeß wohl, mein geliebter Freund, bald bin ich wieder bei Ihnen.

Felix.

Lieber Gustav, Sie wissen, was Sie mir versprochen haben. Ich habe Ihr Wort, daß wir die Abfahrt möglichst beschleunigen, und eher noch, als bestimmt ward, zurückkommen wollen. — Ich bitte Sie also nochmals dringend — stellen Sie Ihre Ordres dem gemäß aus —

Gustav. (giebt ihm die Hand)

Seyn Sie ruhig! — (im Abgehen) Theurer Freund, Du magst immerhin bitten, es macht Deinem Herzen Ehre, aber nach Port-Vendre kommst Du nicht wieder zurück.

Fünfter Auftritt.

Felix allein, in der Hand das Packet haltend, dann Adolph.

Felix.

Ein Schreiben aus dem Ministerio! — Um was mag meine Frau denn wohl nachgesucht haben? Ha! wahrscheinlich um Nachrichten über mich. (betrachtet den Brief genau, und befühlt

ihn) Es ſind viele Papiere darin! Etwa mein früheres Dienſtzeugniß? — O Gott! Zeugniſſe! nach dem entehrenden Urtheile, das mich für immer aus den Reihen der Edeln verſtößt!

Adolph.

(iſt während deſſen im Hintergrunde von den Felſen herabgeſtiegen, und befindet ſich nun unweit des Ufers) Nun, da bin ich wieder! Aber es iſt mir doch ein wenig ſauer geworden. Glücklicherweiſe hat mich Mütterchen nicht geſehn. (um ſich blickend) Wo ſind denn aber die Leutchen aus dem Schiffe? (er wendet ſich, und erblickt Felix) J, du mein Himmel, da iſt ja jemand, den ich gar nicht geſehen hatte.

Felix. (Adolph gewahrend)

Fürchteſt Du Dich vor mir, Kleiner?

Adolph.

Ich? fürchten? Da hat es gute Wege. Bin ja ein Soldatenkind. Das ſiehſt Du nun wohl, daß ich mich vor Uniformen nicht fürchte. Mein Vater hatte auch eine, gerade ſo wie Deine, aber viel ſchöner, denn er hatte ganz gold'ne Epauletten. — O, Mütterchen hat mir das mehr als einmal geſagt —

Felix.

Deine Mutter? Du haſt alſo Deinen Vater nie geſehn?

Adolph.

O doch, aber ich war noch ſehr klein, ſehr klein. — Wir ſind nun ſchon gar lange auf dieſer Inſel hier, und er iſt nicht ein einzigesmal zu uns gekommen.

Felix.

Iſt nie hieher gekommen? Und ſeit wie lange ſeyd Ihr denn hier?

Adolph.

Ach, du lieber Himmel, ſeit einer Menge von Jahren, und da bin ich ſtets allein mit Mama geweſen. — O! die iſt immer recht traurig. Da, ſieh nur, das iſt unſer Pavillon, und jeden Tag bringt Mütterchen da oben ganze Stunden zu, und blickt in die See hinaus, und denkt immer, der Papa werde doch kommen, von der —

Felix.

Nein, nein, ich darf nicht länger zweifeln! Es iſt mein Adolph!

Adolph.

Adolph! Woher weißt Du denn meinen Namen?

Félix. (hebt ihn zu sich auf, und herzt ihn)

Adolph! mein theurer Adolph! (in sich frohlockend) Armes Kind! So siehst Du Deinen Vater nur wieder, um ihn für immer zu verlieren.

Adolph.

Ach, was meinst Du denn? und hast mich doch so lieb? Da muß ich auch weinen. — Ach, du mein Himmel! Wärest Du etwa gar der Papa? Nun, das wäre ja herrlich! Aber, nein, Du hast keine goldnen Epaulettes.

Félix. (ihn immer wieder umarmend)

Mein Sohn! ja, Du bist mein Sohn, mein theurer Sohn! — O, Robert, welchen Dank bin ich Dir schuldig, daß Du mich noch diesen letzten Augenblick überschwenglichen Glücks genießen ließest!

Adolph.

Also bist Du wirklich mein Papa! — Nun ja, da kann ich mir's erklären, warum mir das Herz so schlug, als ich das Schiff erblickte. —

von niemand möchten gehört noch gesehen werden zu ihn zu kommen. Da sie nun an einem solchen absonderlichen Ort zusammen erschienen, ist die Königin gleich an der Thür zurückgewichen, hat das Gemach und andre Thüren beschlossen und den bösen Menschen behaftet, eine gute Zeit wegen seines fürgenommenen Lasters gefänglich gehalten und mehr nicht als die bloße Nothdurft an Speis und Trank täglich reichen lassen. Demnach aber König Carolus nach eroberten Sieg wieder nach Haus aufm Rückweg gewesen, hat die Königin den Talandum wiederum auf sein flehendliches, inständiges Bitten auf freyen Fuß gestellt. Talandus ist dem König entgegengereißt, und dieweil er in der Gefängnuß am Leib ziemlich abgelegt, mager und geschmeidig ausgesehen, hat ihn der König deswegen befragt, darüber derselbe zur Antwort geben: Es sey die Königin ein ungerechtes Weib, meyne den König nicht mit ehlichen Treuen, und damit sie freyen Lauf haben können, hätte sie ihn in ein Gemach unversehens behaftet, und jetzo erst zu des Königs Ankunft wieder herausgelassen. Der König, der sich solcher Untreu nicht versehen, und Hildegarden heftig geliebt, ist hierüber dermassen mit Zorn eingenommen, daß er derselben straks ohne Barmherzigkeit die Augen auszugraben und sie darnach hinzurichten befohlen. Indem sie nun von denen die

Ach! was das für eine Freude für Mütterchen seyn wird! — Papa, drücke mich nur recht fest an Dich, so, noch einmal, und nun will ich gleich laufen und die Mama holen. Nun, die wird sich erst freuen! (er will davon laufen)

Felix. (ihn zurückhaltend)

Bleib' noch, lieber Adolph! Die plötzliche Freude könnte Deiner guten Mutter nachtheilig werden. Sie muß wohl schwach seyn, da sie so viel gelitten hat.

Adolph.

Nun, das will ich meinen. Ja, krank ist das arme Mütterchen, recht sehr krank. Sie weinet immer und immer, und nur der kleine Adolph kann sie noch zuweilen trösten. Höre nur einmal: ohngefähr vor zwei Monaten, da bekam sie ein Packet mit einem großen, großen Siegel, und als sie es aufgemacht hatte, stieß sie einen lauten Schrei aus, fiel auf die Kniee, und betete recht eifrig. Dann umarmte sie mich, und schluchzte laut, und als ich sie streichelte und bat, daß sie doch aufhören möchte zu weinen, da sagte sie: „mein lieber Adolph, laß mich immer weinen, solche Thränen schmerzen nicht.

Adolph, ja, mein guter Sohn" ſo ſagte ſie, „Du wirſt Deinen Vater wieder ſehen, wir werden ihn wieder haben —" Nun, und da ſiehſt Du, daß ſie recht gehabt hat, da ich jetzt bei Dir bin.

Felix.

Ja, Du biſt bei mir, ich habe mein Kind, meine Gattin wieder — (für ſich) um ſie bald für immer zu verlieren.

Adolph. (ihn anſehend)

Aber, ſage mir, Papa, Du gehſt ja da wie ein gemeiner Soldat, und Mama ſagte mir doch, daß Du Offizier wäreſt.

Felix.

Ja, mein Sohn, ich bin Offizier, aber Unglücksfälle —

Adolph.

Ach Gott ja, Deine Unglücksfälle, davon habe ich auch von der Mutter reden hören, aber Gott ſei Dank —

Valentin. (ſpricht in der Scene)

Laſſen Sie mich nur machen, Madam, ich gehe zum Commandanten, und hoffe wohl, daß Briefe für Sie dort ſeyn werden.

Adolph.

Aha, das ist Valentin.

Felix. (sucht sich zu besinnen)
Valentin?

Adolph.

Mein guter Freund, mein Alterchen, wie ich ihn nenne. Kennst Du ihn denn nicht? er war ja Soldat in Deinem Regimente, er hat Dich so lieb, und hat niemals sich von Mütterchen trennen wollen.

Felix.

Der brave Mann!

Sechster Auftritt.

Felix. Adolph. Valentin, der herzu kommt.

Adolph. (ihm entgegen laufend)
Alterchen, trotz Deines Verbots bin ich doch über die Felsen hinuntergerutscht, aber da sieh auch, wen ich gefunden habe.

Valentin.

Mein Kapitain! — Großer Gott! — (laut rufend) Madame! Madame! Der Herr Kapitän sind da! Der Herr Kapitän!

Felix.

(auf ihn zugehend, und deſſen Hand faſſend)
Stille, ſtille, Freund!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Mad. Derville.

Mad. Derville.

Was ruft Du denn? Valentin! — (erblickt ihren Mann) Allmächtiger Gott! mein Derville!

Felix.

Meine Sophie!

Mad. Derville.

Ich habe Dich wiedergeſehn: Nun will ich gern ſterben!

Felix. (für ſich)

Sie, ſterben!

Mad. Derville.

O, Du grauſamer Mann, mich fünf lange Jahre der Verzweiflung zu überlaſſen!

Felix.

O, meine Sophie! Du weißt —

Mad. Derville.

Ich lebte nur in der Hoffnung des gegenſeiti-

tigen Augenblicke. Gott ſei Dank, er iſt gekommen, und ich habe Dich wieder.

Felix. (gepreßt)

Ja, ich bin wieder Dein!

Mad. Derville. (ſehr heiter).

Und auf ewig!

Felix. (noch gepreßter)

Auf — ewig!

Mad. Derville. (auf Valentin zeigend)

Sieh' nur, der wack're Mann iſt nicht von mir gewichen — hat mich getröſtet — hat —

Felix.

Wie viel Dank bin ich Dir nicht ſchuldig, wack'rer Valentin!

Valentin.

I, bewahre, Herr Kapitän — das iſt ja nicht des Dankens werth —, meine Dienſtzeit bei'm Regimente war aus, das konnte alſo keinen Anſpruch mehr an mich machen. Aber Ihnen, Herr Kapitän, war ich Dank ſchuldig, Sie liebte ich, Sie ſchätzte ich — da ſchwur ich's in meinem Herzen, Ihr Weib und Ihr Kind entweder nie zu verlaſſen, oder ſie einmal wieder in Ihre Arme zu liefern. Nun, Gottlob, das letz're iſt

jetzt geschehen, und meine Arbeit ist nun vollbracht.

Felix. (mit Beziehung)

Das ist sie noch nicht, guter Valentin, ich werde noch Deiner Freundschaft bedürfen, und rechne auf sie.

Valentin.

In Leben und Tod, Herr Kapitän.

Adolph.

Aber, Väterchen, sage mir doch nun auch, warum Du denn nicht ein einzigesmal zu uns gekommen bist?

Felix.

Meine Ehre stand auf dem Spiele.

Mad. Derville. (ihn betrachtend)

Jetzt sehe ich erst — und diese Kleidung —?

Felix.

Ist die, unter welcher ich meine Schande, mein Unglück verbarg.

Mad. Derville.

Du hast es also noch nicht gewagt? — Adolph!

Adolph.

Mütterchen!

Mad. Derville. (leiſe mit ihm ſprechend) Verſtehſt Du? Aber lauf, und komm' bald wieder.

Adolph.

Ja, Mama. Komm mit, Alterchen, ich habe Dir noch etwas zu ſagen. (er geht mit Valentin ab, nach dem Hauſe zu.)

Achter Auftritt.

Felix. Mad. Derville.

Mad. Derville. (Adolph nachſehend) Und freu'ſt Du Dich nicht über Deinen Adolph? — Nur Mutterliebe hat mir den Muth gegeben, die Laſt des Lebens zu ertragen.

Felix.

Theure Sophie, Du biſt ein edles Weib, aber verſprich mir auch dieſelbe Seelenſtärke, wenn ein neues Unglück uns treffen ſollte.

Mad. Derville.

Nein, nun kann es uns nicht mehr treffen, wir ſind vereint, fortan lächeln uns nur glückliche Tage.

Felix.

Glückliche Tage!

Mad. Derville.

Der Tod meines Onkels hat mir ein Vermögen geschenkt, das für unſre Bedürfniſſe ausreicht. Und ſo wirſt Du denn bei Deiner Sophie, Deinem Adolph, erhoben durch öffentliche Achtung —

Felix.

Was ſprichſt Du von öffentlicher Achtung? Haſt Du vergeſſen, daß jenes entehrende Urtheil —

Mad. Derville.

Großer Gott! Und Du wußteſt noch nicht? Aber was führte Dich denn hieher?

Felix. (gefühlvoll)

Dich noch einmal zu ſehen, zum letztenmale zu umarmen.

Mad. Derville.

Zum letztenmale?

Felix.

Ich muß — (ſich beſinnend) ich mußte auf das Leben verzichten.

Mad. Derville. (freudig ausbrechend)

Auf das Leben verzichten, wenn Dich das Glück erwartet?

Felix.

Das Glück?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Adolph.

Adolph.

Da, Papa, da ist Dein Orden. Mama hat Dir ihn gut aufgehoben.

Felix. (wagt nicht, das Ehrenkreuz, das ihm Adolph überreicht, anzunehmen)

Mein Orden — und darf ich noch dieses Ehrenzeichen tragen?

Mad. Derville.

Du hättest es nie ablegen sollen — aber jetzt, jetzt nimm es getrost wieder — Deine Unschuld ist anerkannt. (sie heftet ihm den Orden an)

Felix.

Mein Gott! wie —?

Mad. Derville.

Als ich Dich wiedersah, glaubte ich, Du wüßtest schon — Also sind alle Briefe, die ich überall hin an Dich sandte, wo ich hoffen durfte, daß sie Dich antreffen würden, alle Nachforschungen,

die ich nach Dir anstellen ließ, vergeblich gewesen? — Genieße ich doch jetzt dadurch die himmlische Wonne, die Erste zu seyn, die Dir sagt, daß der Flecken, der auf Deiner Ehre haftete, verlöscht ist.

Felix.

Ich kann mich noch von meinem Staunen nicht erholen. — Aber, Sophie! Wie? Meine Unschuld wäre anerkannt?

Adolph.

Ja, Väterchen, der schlechte Mensch, der Deine Casse bestahl, hat alles gestanden.

Felix.

Wär's möglich?

Mad. Derville.

Gewissensbisse haben ihn verfolgt: er hat mir von jenseits des Meeres her geschrieben, und mir die fehlende Summe einhändigen lassen. Ich habe sogleich alles an den Kriegsminister gesendet.

Felix.

Den Minister? Großer Gott! Vielleicht enthält dieser Brief —?

dazu verordnet zur Vollstreckung solcher Urtheil an einen andern Ort zum Todt geliefert werden sollen, hat sich ein tapfrer Herr und Ritter ihrer Unschuld angenommen, und die so sie begleitet unterwegs mit den Seinen kecklich angesprengt, die Königin aus ihren Händen errettet und mit sich in sichere Orte hingeführt. Die Executores der Urtheil, damit sie bey dem König möchten bestehen, haben einem Hund die Augen ausgegraben, und dem König zum Wahrzeichen der Entleibung der Königin mitgebracht, und ihn beredt, daß sie getödtet und begraben. Die Königin aber hat samt einer getreuen Dienerin ihren Weg nach Rom genommen, daselbst ihre Wohnung, doch männigliches unbekannt, angestellt, und der Arzney, dazu sie jederzeit sondere Lust getragen, und geschicklich damit können umgehen, mit Fleiß und Ernst obgelegen, die Chur ist ihr auch durch Gottes Verleihung dergestalt glücklich abgegangen, daß sie weit und fern bekannt und berühmt worden.

Mittler Zeit ist der gerechte Zorn Gottes über Talandum ergangen, daß er in Verlust des Gesichts gerathen und aller Medicorum Mittel, Hülf und Rath nichts verfangen, sondern hat in großem Elend und Verachtung seine Zeit hinbringen müssen. Demnach sichs aber gefügt, daß König Carolus Anno 773 gen Rom zum Pabst verreißt, hat er Talandum

Mad. Derville.

Ein Brief? (sie öffnet das Packet, das ihr Mann ihr giebt, eiligst) Mann! geliebter Mann! Das ist das Dekret, das Deine Unschuld bestätigt.

Felix.

Und ich selbst war es, der es Dir einhändigen mußte. — O, ewige Vorsicht! ich bewundre deine Fügungen.

Mad. Derville.

Da sieh her, laß uns lesen! — (liest) „Madame, ich beeile mich, Ihnen zu eröffnen, daß der Revisions-Rath das gegen den Kapitän Derville gesprochene Urtheil kassirt hat. Se. Majestät haben auf den Vortrag, den ich über diese unglückselige Angelegenheit ihm erstattet habe, geruht, um Ihrem Gemahl ein besondres Zeichen Allerhöchster Theilnahme an seinem unglücklichen Schicksale zu geben, ihn zum Bataillons-Chef zu ernennen. Sie werden anliegend sein Anstellungs-Patent und eine Abschrift des Urtheils des Revisions-Raths finden. Ich erlasse so eben Befehl, daß dieses allen Regimentern bekannt gemacht werde."

Felix.

O, mein guter Gott, ich danke dir! So kann ich doch wenigstens meinem Sohne einen unbescholtenen Namen hinterlassen! (er schließt Frau und Kind in die Arme) O, meine Sophie, o mein Adolph!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Valentin kommt mit Bauern und Bäuerinnen herbei. Die Mädchen tragen Sträuße.

Valentin.

Ja, wie ich's Euch sage, kommt nur selbst und seht: unsre gute, liebe Madame Derville hat ihren wackern Mann wieder.

Landleute.

Nun, das ist herrlich!

Valentin.

Ich konnte sie nicht abhalten. Wie ich dort zu ihnen gieng, wo sie das Schiff ausladen, und es ihnen sagte, da wollten sie es erst gar nicht glauben, und als ich's ihnen nachher zusicherte, da mußte ich sie alle mit hieherneßmen.

Ein alter Baske.

Ja, ja, liebe Madame, wir haben Sie alle so herzlich lieb. Seit Sie hier wohnen, ist wohl keiner von uns, der sich nicht einer Gefälligkeit von Ihnen rühmen könnte, und da müssen Sie es uns schon erlauben, daß wir recht herzlichen Theil daran nehmen, daß nun Ihr lieber Mann wieder da ist, und den guten, jungen Adolph sein Herr Vater, und so wünschen wir denn alle von Herzen Glück.

Alle.

Ja, unsere gute Madame Derville und ihr Mann sollen leben, hoch!

Das junge Mädchen.

Und wir Mädchen haben unterwegs geschwind ein paar Sträuschen von Feldblumen gebunden, die bringen wir Ihnen denn jetzt mit unserm herzlichsten Glückwunsche, (sie giebt ihren Strauß an Madame Derville, und die andern Mädchen folgen) — J, potz Tausend, das ist ja der Herr, den ich vorhin nach meinem Thomas fragte.

Felix. (lächelnd)

Ei wohl, und der Dir nicht antworten konnte.

Das junge Mädchen.

Nun, es hatte nichts zu bedeuten, nun kann ich mir's wohl einbilden, daß Sie an and're Dinge zu denken hatten. Ich habe aber doch mit dem Schiffe ein Band von meinem Thomas zugeschickt bekommen. (zeigt ein schönes Band)

Die andern Mädchen. (zeigen ebenfalls ihre Bänder, unter einander sprechend)

Und ich von Lübin — ich von meinem Blaise — von Henri — das hat mir mein Charles geschickt, u. s. w.

Mad. Derville.

Da seid Ihr ja recht glücklich.

Die jungen Mädchen.

Das wollte ich meinen, es ist heut' ein wahrer Festtag.

Die Alten.

Für uns alle, alle!

Mad. Derville.

Und für mich der höchste. Darum bleibt hier, lieben Leutchen, laßt uns den Abend zusammen zubringen. Ihr habt bisher Theil genommen an meinem Schmerze, Ihr sollt nun auch Zeugen und Mitgenossen meiner Fröhlichkeit seyn.

Alle.

Ach, Sie gute, liebe Madame!

Mad. Derville.

Der Platz iſt geräumig, laßt mich dann für ein ländliches Mahl im Garten ſorgen, und ſpringt vorher hier friſch und fröhlich umher, das Feſt der Liebe feiernd und des Glücks, das Feſt zu Ehren meines theuern Gatten. Wenn Dir es nämlich ſo recht iſt, lieber Mann.

Felix.

Liebe Sophie, Du biſt ſo gut — (für ſich) Sott! für mich ein Feſt!

Adolph.

Ja, Väterchen, das darfſt Du der Mama und den guten Leuten nicht abſchlagen. Nun, warte nur, ich will Dir auch dabei zeigen, was ich gelernt habe, und Du ſollſt gewiß Deine Freude daran haben. Nicht wahr, Valentin?

Valentin.

Je nun, wir wollen unſre Streiche ſchon machen.

Mad. Derville.

Du erlaubſt es alſo, mein Lieber?

Felix.

Wär' es nicht hart, Dir und ihnen diese Freude zu rauben. Ja, Ihr braven Leute, bleibt hier, seid unsre Gäste, und empfangt meinen innigsten Dank für alles Gute, was Ihr bisher meiner Frau und meinem Knaben erwiesen habt, und wenn sie wieder Eures Rathes und Trostes bedürftig seyn sollten, so zähle ich auf Eure Freundschaft.

Valentin.

Es lebe unser braver Kapitän!

Alle.

Hoch lebe der Kapitän Derville!

Mad. Derville. (giebt lächelnd Valentin das angekommene Decret)

Kapitän Derville, sagst Du — da, da lies nur.

Valentin. (hat hineingesehn)

Was? — Bataillonschef! — Nun, das ist doch einmal etwas Kluges! — So will ich denn der Erste seyn, der dem Herrn Commandanten die Honneurs macht. Hoch lebe der Herr Commandant!

Alle.

Der Herr Commandant, hoch!

Felix.

Ich danke Euch! (für sich) Wie weh thun mir diese Freudenbezeugungen, diese Glückwünsche! — Wollte etwa das Glück meinen Entschluß erschüttern? — Nein, nein, Festigkeit — Seelenstärke verlaß mich nicht!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Gustav (kommt mit seinen Matrosen aus dem Fort).

(Unterdeß ist auch das Boot mit den übrigen Matrosen wieder an die vorige Stelle gerudert.)

Gustav. (herbeieilend)

Ach, Herr Felix — Herr Kapitän Derville!

Valentin.

Ei was, Kapitän? Commandant, Commandant!

Gustav.

Ich weiß alles, edler Mann! Eine Depesche, die ich dem Herrn Commandanten des Forts überbrachte, enthielt die genauesten Nachrichten über Ihre Schicksale. Ich bebte bei dem Unglücke das Sie betroffen, und jubelte bei der

Gerechtigkeit, die man Ihnen hat angedeihen laſſen.

Felix.

Ja, mein theurer Guſtav, Gott ſei Dank, meine Ehre iſt wieder hergeſtellt. (ihn bei Seite ziehend, leiſ) Und morgen muß ich ſterben!

Guſtav. (ſchnell)

Es hängt blos von Ihnen ab, wenn —

Felix. (ihn ernſt anſehend)

Guſtav! was muß ich hören?!

Guſtav.

Verzeihen Sie, mein Commandant! (für ſich) Man muß ihn alſo wider ſeinen eignen Willen retten.

Felix. (ſtellt Guſtav ſeiner Frau vor)

Liebe Sophie, dies iſt Herr Guſtav, ein junger See-Cadet, voll Eifer und Muth —

Guſtav.

Der dem Herrn Commandanten ſein Leben ſchuldig iſt, und vor Begier brennt, ihm ſeine Dankbarkeit beweiſen zu können.

Mad. Derville.

O! Ich bin es überzeugt, mein Mann hat in Ihnen keinen Undankbaren verpflichtet.

Gustav.

Nein, bei Gott nicht, Madame, denn ohne ihn war ich verloren. (mit Bezug) Urtheilen Sie darnach selbst, was ich zu thun im Stande seyn würde, wenn er in Gefahr käme. Gern gäbe ich mein eig'nes Leben für das seine.

Adolph.

Nun, Väterchen, mußt Du auch hübsch Acht geben, und fröhlich seyn, das kleine Fest wird gleich anfangen. Die Leutchen möchten gern tanzen, und ich —

Gustav.

Ein Fest! Tanz! — Schön! Da müssen meine Burschen auch dabei seyn. Allons Kameraden, Ihr seid frei, holt die Burschen vom Boote auch noch darzu, und laßt mir blos den alten Jacques zur Wacht darauf. Tanzt mit, jubelt mit, und erfreut Euch mit diesen braven Landsleuten. (Die Matrosen gehn zum Boote, holen die Ruder, und kommen bald mit der andern Mannschaft aus demselben zurück.)

Adolph.

Das ist herrlich, das ist prächtig, so etwas muß noch gar nicht gesehen worden seyn. —

Siehst Du, Väterchen, Du sitzest hier, das ist der Ehrenplatz, und neben Dir, Mütterchen, und neben dieser, der Herr hier, (auf Gustav deutend) und dann auf der andern Seite Freund Valentin. Und ich? mein Ehrenplatz ist hier. (er setzt sich, nachdem die Bezeichneten es bereits gethan, zwischen die Kniee seines Vaters) Und nun mag's losgehen! (er klatscht dreimal in die Hände)

(Tanz der Landleute und Matrosen, die Landmädchen mit Bändern, die Matrosen mit Rudern. Kinder mischen sich mit ein. Adolph und Valentin haben sich ins Haus geschlichen, und kommen jeder mit einer Flinte zurück. Sie exerciren nach der Musik. Allgemeine Schlußgruppe. Gegen Ende des Tanzes wird es dunkler und dunkler. Nach dem Schlusse mischen sich Madame Derville, Valentin und Adolph unter die Landleute, um ihnen zu danken. — Gustav spricht mit seinen Matrosen.)

Felix.

(im Vorgrunde. Er erwacht aus einem tiefen Nachdenken, in welches er während des ganzen Festes versenkt gewesen ist) Mein Herz ist gebrochen — (auf Frau und Kind blickend) Je mehr ich Weib und Kind betrachte, je mehr

mit ſich dahin geführt, ob vielleicht daſelbſt von berühmten Aerzten ſein verloren Geſicht wieder gebracht werden mögen. Als nun Talandus zu Rom angelangt, und von der Aerztin daſelbſt gehört, hat er die unbekannte Königin um Hülf und Rath erſucht, die ihrem Feind hierinn gern wilfahrt, und äuſſerſte Treu und Hülf erzeigt, daß er in wenig Tagen von ihr glücklich curirt und geſund gemacht worden, deſſen ſich nicht allein der König ſondern auch der Pabſt verwundert und erfreut und das Weib zu ſehn und mit ihr zu reden begehret. Als ſie erſchienen hat ſie der König im erſten Anblick erkannt, ſie freundlich angeredt, um ihren Zuſtand befragt, die ihm in Antwort allen Verlauf der Sachen mit Talando, und wie ſie derſelbe zur Unſchuld angetragen, den König zu unrechtmäßigen, tyranniſchen Urtheil verleitet, und der Allmächtige zu Entdeckung ihres ehrlichen, treuen Gemüths und unſträflichen Wandels dies unverſehen Mittel verfügt, ausführlich und vernünftig zu erkennen gegeben. Nach ſolcher Erzählung aller Geſchicht hat ſie der König mit herzlicher Freud umfangen, getröſt und wieder zum Gemahl angenommen, darüber männiglich groß Frohlocken gehabt. Der Pabſt die beyden Eheleute aufs neu geſegnet und Hildegarden um ihrer Unſchuld willen die Groſſe, und Carolum wegen ſeiner großmächtigen Thaten den Groſſen genennet. Der Kö-

ſchwindet mein Muth. — O, großer Gott! und morgen, morgen, wenn Weib und Kind meine Knie umklammern, und mich beſchwören, und vor Schmerz vergehen wollen — ich bin nur ein Menſch — ein Augenblick der Schwäche — wenn man gar Gewalt anwendete — wenn Guſtav mich verrieth? — Nein, nein, nicht einmal den Anbruch des Tages darf ich bis zu meiner Rückkehr erwarten. Fort, fort, noch dieſe Nacht! — Robert, Robert! Felix iſt wieder mit Ehre und Glück überhäuft — aber — Du haſt nichts zu fürchten.

Mad. Derville. (auf ihn zutretend)

Was haſt Du nur? lieber Mann! — Du entfernſt Dich von uns! — Du ſchwankſt — zitterſt —

Felix.

Es iſt nichts, gar nichts — nur die Erſchütterung der Freude — die Ermüdung —

Mad. Derville.

Ja, Du wirſt Ruhe nöthig haben. Wir wollen auch gleich in's Haus, in die einfache Wohnung, wo ich ſo viele Thränen vergeſſen habe. O! ſie ſoll fortan nur von Tönen der Wonne

und des Entzückens wiederhallen. — (zu Guſtav) Lieber Herr Guſtav, wollen Sie nicht mit uns im Hauſe ein Abendbrod —

Guſtav.

Ich danke Ihnen recht ſehr. Ich habe nur noch hier einige Ordres an meinem Steuermann im Boote zu geben, dann werde ich ſogleich meine Schuldigkeit erfüllen.

Mad. Derville.

Nun, ſo komm, mein Geliebter!

Felix. (leiſe zu Guſtav im Abgehn)

Erwarten Sie mich hier, Guſtav, in wenigen Augenblicken bin ich wieder bei Ihnen. (gehen mit Adolph ab)

Valentin. (zu den Landleuten und Matroſen)

Ihr aber, lieben Leutchen, kommt mit in den Garten, da iſt ein ländliches Abendbrod für Euch in Bereitſchaft, und da wollen wir noch unſre Herrſchaft hoch leben laſſen.

Alle.

Das wollen wir, das wollen wir!

Valentin. (geht mit den Landleuten, nach der Seite des Hauſes zu, ab.)

Zwölfter Auftritt.

Gustav. (allein, Felix nachblickend)

Der Arme! Wie groß muß sein Leiden seyn, da er alle die Qualen, die ihn peinigen, in sein Innerstes verschließen muß. — Sollte ihn das Schicksal jetzt nur deshalb mit allen Erdengütern überschüttet haben, um ihm den Werth des Lebens desto stärker empfinden zu lassen? Umsonst würde ich ihm zureden, hier zu bleiben, er wird nie gutwillig darein willigen. Ich muß also seine Rückkehr nach Port-Vendre mit Gewalt verhindern. — Für Robert habe ich nichts zu fürchten. Darauf hat mir der Adjutant Morazzi sein Ehrenwort gegeben. Also ist mir freie Hand gelassen, und ich kann bezahlen, was ich dem Retter meines Lebens schuldig bin. — Ein einziges Mittel ist mir nur übrig, Felix hier zurück zu behalten, es ist untrüglich und ganz in meine Hand gelegt. — Aber freilich ist es auch eben so gewaltsam, und vielleicht selbst für mich verderblich, drum will ich erst nochmals alles bei ihm versuchen, ehe ich dazu schreite — doch, ich weiß es schon im Voraus, daß er mich nicht hören wird. Aber eben darum wird er mir dann nur um so schätzenswerther, und ich darf

um ſo weniger ſchwanken, ſelbſt wenn es mir den größten Nachtheil bringen könnte. — Ich ſoll ihn hier erwarten. Was kann er mir zu ſagen haben? — Es macht mich unruhig. Meine Befehle ſind zwar ſchon gegeben, aber ich werde mich doch gefaßt halten müſſen, für jeden Augenblick bereit zu ſeyn. (ruft nach dem Boote zu) Jacques! Jacques!

Dreizehnter Auftritt.

Guſtav, Jacques (ein Matroſe, kommt aus dem Boote).

Jacques.

Sie riefen? Herr Guſtav!

Guſtav.

Iſt vorhin alles ausgeſchifft worden, was wir hieher mitgebracht hatten?

Jacques.

Es iſt kein Brodkrümchen mehr im Schiffe, was nach dieſer Inſel ſollte.

Guſtav.

Haſt Du alles vorbereitet, wie ich Dir's anbefohlen hatte?

Jacques.

Ja, Herr Commandant! Es iſt alles in der ſchönſten Ordnung.

Guſtav.

Iſt niemand mehr auf dem Schiffe?

Jacques.

Keine Seele als ich mit meinen alten Beinen. Die andern haben ſich ja alle hier herumgeſchwenkt, und ſuchen nun dort im Garten die verlornen Kräfte wieder zu erſetzen.

Guſtav.

Du kennſt Deinen Poſten.

Jacques.

Haben's ja lange genug mit einander beſprochen.

Guſtav.

Halte Dich nur mit jedem Augenblicke in Bereitſchaft. Bei'm erſten Piſtolenſchuſſe biſt Du, wo Du ſeyn ſollſt, und bei'm zweiten haſt Du das Deine gethan.

Jacques.

Soll geſchehen.

Guſtav.

Ich nehme alle Verantwortlichkeit auf mich.

Jacques.

Pah, darum bekümmere ich mich nicht im mindesten. — Sie haben über das Boot zu befehlen, und wir müssen blindlings gehorchen.

Gustav.

Nun denn — man kommt — geh an Deinen Posten zurück, und wenn Du den zweiten Schuß hörst —

Jacques.

Thu' ich das meine. Seyn Sie ohne Sorge, Herr Commandant, der alte Jacques hat Ordre pariren gelernt. (geht wieder auf's Boot zurück)

Gustav.

So helfe denn Bitte oder Gewalt. (will in's Haus gehen.)

Vierzehnter Auftritt.

Gustav. Felix.

Felix. (aus dem Hause)

Nur mit Mühe habe ich mich ihrer liebenden Sorgfalt entreißen können. — Gustav, wir müssen fort!

Gustav.

Auf der Stelle?

Felix.

Noch in diesem Augenblicke.

Gustav.

Woran denken Sie? Mitten in der Nacht! Morgen ist's ja noch überflüßig Zeit.

Felix.

Wer kann mir für morgen stehen? Ein Sturm, ein anderer unvorhergesehener Umstand kann meiner Abfahrt Hindernisse in den Weg legen. Nein, Gustav, lassen Sie uns den Augenblick benutzen, wo ich allein bin: rufen Sie Ihre Leute herbei, lassen Sie uns jetzt einschiffen.

Gustav.

Das kann ich nicht.

Felix.

Und warum nicht?

Gustav.

Beruhigen Sie sich doch!

Felix.

Sie verweigern mir es? — Halten Sie so Ihr Versprechen?

Gustav.

Aber warum dringen Sie nur so auf die Abreise?

Felix.

Um dem Gefühle meines Glücks zu entfliehen. — Um Gotteswillen, Guſtav, man kann kommen, mich zurückhalten, — laſſen Sie uns eilen!

Guſtav. (mit feſtem Tone)

Nein, nie werde ich meinen Lebensretter in den Tod führen.

Felix.

Wie? Guſtav! Ich ſollte meine Ehre nur wieder erhalten haben, um mich ſelbſt mit unauslöſchlicher Schande zu brandmarken? Wenn Sie nicht auf meine Bitten hören, ſo nöthigen Sie mich Ihnen meine Wohlthaten in's Gedächtniß zurückzurufen. — Guſtav! Ich habe Ihr Leben gerettet, im Namen der Dankbarkeit die Sie mir dafür ſchuldig ſind, flehe ich Sie jetzt, retten Sie mehr als mein Leben, meine Ehre, und bringen Sie mich von hier fort!

Guſtav.

Ich habe verſprochen, Sie nicht nach Port-Vendre wieder zurück zu bringen.

Felix.

Elender Menſch! ſo haſt Du alſo das Blutgeld erhalten? — Haſt geſchworen, den armen

Robert zu opfern? — Willst Du mir folgen? (Gustav giebt ein verneinendes Zeichen) Nun denn, so gehe ich allein, ich suche Deine Matrosen auf, ihr Leben habe ich freilich nicht gerettet, aber sie werden großmüthiger seyn als Du, sie werden Mitleid mit mir haben, sie werden das Hülfegeschrei meiner Ehre hören, sie werden — (er eilt fort, um zu den Matrosen sich zu begeben)

Gustav. (ihn zurückhaltend)

Um des Himmelswillen, nur einen Augenblick!

Felix.

Nein, nichts, nichts mehr.

Gustav. (zum Haus hineilend)

Nun denn, so sei's. Hülfe! Hülfe! Madame Derville! Adolph! Es ist kein Moment zu verlieren!

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Mad. Derville. Adolph. Valentin (eilen aus dem Hause).

Gustav. (zu ihnen)

Kommen Sie, Madame, Adolph, Valentin, vereint Eure Bitten mit den meinigen, laßt ihn nicht von hier fort!

Mad. Derville.

Er will fort? Großer Gott! Welch ein neues Unglück!

Adolph.

O, mein Väterchen, verlaß doch Deinen Adolph nicht.

Valentin.

Mein Commandant! —

Felix.

Eine heilige Pflicht ruft mich zu meinem Regimente zurück. Bald seht Ihr mich wieder.

Gustav.

Hören Sie nicht auf ihn; wenn er fortgeht, ist er in diesem Leben für Sie verloren. Jenseits dieses Ufers erwartet seiner der Tod!

Mad. Derville.

Der Tod?

Felix. (zu Gustav)

Mensch! Du nur machst mich völlig unglücklich!

Gustav.

Mit Gewalt muß man Sie retten. (zu Mad. Derville) So erfahren Sie es denn: An diesem Morgen hat das Kriegsgericht ihn zum Tode

nig hat sich entschlossen seinen Bruder mit ernster Straf, andern zum Exempel, anzusetzen, aber auf der Königin Fürbitt dabei bewenden lassen, daß er ins Exilium geschickt worden.

Leider setzt nun zwar ein andrer Chronikenschreiber selbst hinzu, daß diese Erzählung hie und da der Wahrheit nicht ganz gemäß zu seyn scheine, er findet dieselbe jedoch auch sehr vergnüglich erdichtet, und so halte ich mich wegen der Mittheilung derselben entschuldigt.

Hildegard soll zum Andenken dieser Begebenheit das Kloster Kemten gestiftet, und mit ihrem mütterlichen Erbtheil reich begabt, sich auch daselbst ihr Begräbniß ausersehen haben. Die Stiftung und Bestimmung ist keinem Zweifel unterworfen, aber freilich die Veranlassung dazu allerdings. Gern verweilte Hildegard nun in der Nähe dieses Klosters auf dem Schlosse Hilleberg, und sah zu, wie der Bau gefördert würde. Dort ereignete sichs denn auch, daß Karl einmal von Schlegstadt aus sie besuchte— doch ich lasse den alten guten Crusius in seiner schwäbischen Chronik, deren zwei gewaltig dicke Bände er noch dazu mit einer einzigen Feder aufs zierlichste geschrieben hat, selbst sprechen:

„Als nun diese beyde an einem Tage ob der Tafel saßen, und Karl, Pipin und Ludwig, ihre Prinzen, neben ihnen stunden, sie auch vieles mit-

verurtheilt, und morgen soll er hingerichtet werden.

Mad. Derville. (in der höchsten Verzweiflung)
Nein, nein, Derville, Du gehst nicht von hier, so lange noch ein Athem in mir ist.

Adolph.
Ach Väterchen, Du wirst doch Deinen armen Adolph nicht zur Waise machen.

Valentin. (zieht halb seinen Säbel)
Und soll' ich Gewalt brauchen, Sie kommen nicht von hier fort!

Felix. (mit Würde)
Valentin, Dein vormaliger Kapitän befiehlt Dir, Dich zu entfernen.

Valentin.
Zu Befehl, Herr Kapitän. (er geht ein paar Schritte rückwärts, und bleibt dann stehen, das Weinen verbeißend) Ich soll also von meinem theuern Herrn Commandant nicht Abschied nehmen?

Felix. (mit Güte)
Bleib' Kamerad! (zu seiner Frau) Sophie, fasse Dich! (zu Adolph) Weine nicht, mein Kind. — Ja, es ist wahr, ich bin verurtheilt, und

morgen habt Ihr keinen Gatten, keinen Vater mehr, aber ich war dennoch Eurer stets werth. — Wohl könnte ich mich dem Schicksale, das meiner wartet, entziehn; aber Sophie, richte Du selbst. Ein Freund, ein Waffenbruder ist einstweilen edelmüthig an meine Stelle getreten, und wenn ich nicht zurückkehre, so stirbt er statt meiner. (Gustav will ihn unterbrechen) Und nun, Sophie, edles Weib! sprich, soll ich mein Daseyn durch das schändlichste Verbrechen erkaufen? — Sophie! antworte mir.

Sophie. (schlägt die Hände vor die Augen) O, mein Geliebter!

Adolph.

Ach Vater, das wäre ja wohl schlecht.

Felix.

Ich danke Dir, Du hast mir einen Sohn erzogen, der Deiner und meiner würdig ist. (sie beide umarmend und zum Himmel aufzeigend) Wir werden uns wiedersehen, dort!

Mad. Derville.

(zu Gustav mit bittendem Tone) Er hat Ihnen das Leben gerettet —

Gustav.

Und ich rette das seine. (zu Felix gehend) Commandant, wider Ihren Willen bin ich fest entschlossen, die Schuld meiner Dankbarkeit abzutragen. Auf dieser Insel giebt es kein Boot mehr, nur das einzige Fahrzeug, in welchem wir hieher kamen, kann Sie auch wieder an's andre Ufer bringen. Nun denn! (er schießt eine Pistole in die Luft. — Man sieht Jacques mit brennender Lunte aus dem Schiffe heraustreten, und sich vom Ufer verlieren. In demselben Augenblicke stürzen auch Landleute und Matrosen auf die Treppe, welche nach dem Pavillon führt) — ich mache Ihnen jede Rückkehr unmöglich. (Gustav schießt ein zweites Pistol los. Auf dieses Signal hört man einen dumpfen Knall im Boote; Feuer schlägt überall heraus, es fliegt zum Theil in die Luft, und versinkt zum Theil in den Fluthen. Große Bestürzung aller Anwesenden.)

Felix.

Allmächtiger Gott!

Gustav.

Sie können nun nicht mehr nach Port-Vendre zurück, und sind gerettet!

Felix.

Und Robert! Robert!

Guſtav.

Fürchten Sie nichts für ſein Leben, — ich habe nicht ohne höhere Befehle gehandelt — der Adjutant Morazzi —

Felix. (voll Schrecken)

Morazzi?

Guſtav.

Er iſt's, der Sie dem Tode entreißt — nur ſeinen Willen habe ich befolgt — wenn Sie morgen nicht wieder erſcheinen, wird er alles geſtehen, und Robert —

Felix. (mit dem Schrei der Verzweiflung)

Robert iſt verloren! — Unglücklicher, was haſt Du gethan? Morazzi iſt Roberts Nebenbuhler, Morazzi lechzte nach deſſen Blute, und Du haſt ihn dem Henker überliefert!

Guſtav.

Wär's möglich?

Felix. (in der höchſten Verzweiflung)

Robert! Robert! Du vertrauſt Deinem Freunde — Du hoffſt auf ihn — warteſt und warteſt — und er kommt nicht — und ſtatt

ſeiner gehſt Du zum Tode! O, Robert, Robert, mein Freund, mein Beglücker! und ich — ich bin Dein Mörder! (er fällt, vom Schmerz übermannt, ohnmächtig nieder. Seine Frau und Valentin halten ihn in den Armen. Adolph ſtürzt zu ſeinen Füßen. Guſtav ſteht jammernd auf die Gruppe. Die Anweſenden ſtehen erſtarrt.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

(Das Theater ſtellt einen Hofraum in der Feſtung von Port-Vendre vor. Links iſt das Gefängniß, deſſen Eingang man ſieht. Rechts ſchließt den Raum eine Mauer, in deren Mitte eine Arkade ſich befindet, welche zu der Schloßkapelle führt, von welcher man blos den obern Theil, nebſt einer daran angebrachten Uhr erblickt. Im Hintergrunde das Meer. Das Ufer iſt mit Gränzſteinen verſchloſſen, die durch eiſerne Ketten mit einander verbunden ſind.)

Erſter Auftritt.

Morazzi kommt aus der Thür, welche in's Gefängniß führt. Hinter ihm Sans Regret. Nach einigen Schritten bleibt er ſtehen, und bezeichnet letzterm die linke Seite des Hofraums.

Morazzi.

Siehſt Du — da — ſo nahe als möglich am Ufer — an dieſer alten Mauer. — Sage dem

Kapitän von der ersten Compagnie, daß er zehn Mann und einen Offizier dazu commandiren soll.

Sans Regret.

Zu Befehl, Herr Adjutant. (will abgehn)

Morazzi. (ihn zurückrufend)

Ach, bald hätte ich's vergessen — schärfe ihnen ein, daß sie punkt drei Uhr hier sind — hörst Du, mit dem Schlage vier Uhr geht die Exekution vor sich.

Sans Regret.

Soll geschehn, Herr Adjutant! (geht ab)

Zweiter Auftritt.

Morazzi. (allein)

Hat Gustav so gehandelt, wie ich mit ihm verabredete, so werde ich nun bald keinen Nebenbuhler mehr bei meiner holden Laurette haben. Und gewiß hat es Gustav nicht unterlassen, denn er wollte ja, wie er zehnmal beschwor, seinen Retter um jeden Preis am Leben erhalten. Somit kann ich ganz ruhig seyn, daß Felix nicht zur rechten Zeit wieder hier seyn wird, und wenn diese einmal versäumt ist, wohl nie. Auch bin ich ja durch das Protokell, das sie selbst ausgefüllt und unterzeichnet haben, für jeden Fall gedeckt.

Dritter Auftritt.

Morazzi. Mad. Bertrand.

Mad. Bertrand. (eilig)

Ich ſuchte Sie, Herr Adjutant. Nun was hat die Vorbitte gewirkt, die man heut Morgens für den armen Robert eingelegt hat?

Morazzi.

Alle Offiziere des Regiments, den Oberſten an der Spitze, ſind zum Herrn General-Lieutenant gegangen, und haben um Aufſchub der Strafe gebeten, er hat aber feſt verſichert, daß er ſeiner Pflicht gemäß nicht ein Haar breit nachgeben könne.

Mad. Bertrand.

Ach! ſo iſt der unglückliche Robert verloren.

Morazzi.

Ich wenigſtens weiß kein Mittel mehr.

Mad. Bertrand.

Ich komme eben von ihm — aber, Herr Adjutant, einen ſo braven Soldaten in ein ſo häßliches Loch zu ſtecken.

Morazzi.

Er iſt zum Tode verurtheilt, ich mußte ihn

also in das für solche Verbrecher bestimmte Gefängniß —

Mad. Bertrand.

Sie hätten nur sehen sollen, wie gefaßt er war.

Morazzi.

Hat er Sie nicht gefragt, ob Felix wieder zurück sey?

Mad. Bertrand.

Nein, nicht mit einer Sylbe. — Soll denn Herr Felix heute wiederkommen?

Morazzi.

Ja, vor vier Uhr.

Mad. Bertrand.

Davon hat mir Robert nichts gesagt. — Ach, Herr Adjutant, das Schicksal dieses unglücklichen jungen Mannes geht mir ungemein zu Herzen. — Ich bin wahrhaftig selbst böse auf mich — ich habe ihm vorher so oft alles Unglück an den Hals gewünscht, und nun — da habe ich viel wieder gut zu machen, und da ich nur eine einzige Sache weiß, die von mir abhängt, und ihm noch Freude und Trost in sei-

nen letzten Augenblicken geben kann, so bin ich darin seinen Wünschen zuvorgekommen.

Moraizi.

Und haben wohl daran gethan, Madame Bertrand.

Mad. Bertrand.

Ach, sein Muth ist wohl außer Zweifel, aber was aus Lauretten werden soll? die überlebt diesen fürchterlichen Schlag nicht. — Nehmen Sie es also nicht übel, Herr Adjutant, aber, nachdem was jetzt vorgegangen ist, kann ich meine Nichte nicht zu einer Heirath zwingen, gegen die sie eine unbezwingliche Abneigung hat. Ich gebe Ihnen also Ihr Wort zurück, und bitte Sie, in keiner Art mehr auf mich zu rechnen.

Moraizi.

Liebe Madame Bertrand, es wird sich alles finden, und ich verzweifle deshalb doch noch nicht daran, noch Ihr Neffe zu werden. Jetzt muß ich Sie verlassen, der Oberst ließ mich rufen, und ich muß hören, was er befiehlt. Leben Sie recht wohl, Sie gute, mitleidevolle Madame Bertrand. (geht ab)

einander von dem Regiment ihrer Vorfahrer sprechen, so fragte Pipin, als ein junger Herr: Ey meine liebe Frau Mutter, wenn der Herr Vatter im Himmel gekommen iſt, werde darauf ich König werden? Karl nun widersprach ihm, redete seinen Vatter an, und wollte behaupten, nicht Pipin, sondern er müsse im Reich nachfolgen. Darauf bate Ludwig beeden Eltern, daſſ er möchte König seyn. Da sich nun die jungen Herrn also miteinander um das künftige Regiment verzankten, so sprach die Königin, ich will den Streit gleich entscheiden, wer von euch dreien dem Vatter nachfolgen solle. Gehet hinunter in den Flecken, und entlehnet alle drei jeder einen Hahnen von den Bauern. Auf ihrer Frau Mutter Befehl nun gingen sie hinab, und wurden von ihrem Hofmeister und denen bereits in die nahe an dem Schloß gelegene Schule gehenden Schülern begleitet. Als sie wieder zurück kamen sagte ihre Frau Mutter: Nun lasset die Hahne hintereinander. Dann derjenige soll König seyn, dessen Hahn die andere übermeiſtern wird. Hierauff lieſſen sie dann die Hahnen aneinander, welche sich gewaltig mit einander herumbißen, bis endlich des Ludwigs Hahn die zwey andern besiegte. Daher haben die Königliche Printze nebſt den übrigen Schülern in folgenden Jahren um das Schloß dieſes Spiel getrieben, bis endlich das Kloſter so hoch wurde als es

Vierter Auftritt.

Mad. Bertrand. (allein)

Nun, Gott sei Lob und Dank, daß ich von meinem Versprechen nun los bin, und somit wird der Herr Adjutant nichts dagegen haben können, wenn er erfahren wird — Ach der arme gute Robert, er wagte es gar nicht, mir sein Herz zu eröffnen, aber ich las in seiner Seele, wie es sein heißester, einziger Wunsch nur noch sey, vor seinem Ende noch den Namen von Laurettens Gatten zu führen, und ihn dann mit in's Grab zu nehmen. Nun, nun, seine Wünsche sollen erfüllt werden.

Fünfter Auftritt.

Madame Bertrand. Robert in Begleitung eines Unteroffiziers.

Robert. (zum Unteroffizier)

Großen Dank, Kamerad! Du weißt, daß mich der Präsident des Kriegsgerichts auf mein Ehrenwort aus dem dumpfen Kerkerloche herausgelassen hat, und ich bin wahrhaft hier nun mehr gefangen, als dort zwischen den dreifachen Gittern.

Mad. Bertrand.

Wie? Sie hier? Robert!

Robert.

O, meine gute, himmliſch gute Madame Bertrand! Ich habe ſo eben an meinen Oberſt geſchrieben, und bin überzeugt, daß er mir die Erlaubniß bewilligen wird, um welche ich ihn gebeten habe. — Noch kann ich mein Glück gar nicht faſſen! Meiner geliebten Laurette Gatte! Und Sie ſind es, der ich dies verdanke, die ſogar ihre Großmuth ſo weit trieb, mir es ſelbſt anzubieten. — Der Ewige, der mein Herz kennt, ſegne Sie dafür. Dadurch, daß Sie mir Laurettens Hand gewähren, erfüllen Sie meine heiſeſten Wünſche. Aber ich will das Aufwallen einer ſo himmliſchen Güte von Ihnen nicht mißbrauchen, und darum frage ich Sie jetzt nochmals frei und offen, würden Sie, wenn mir das Glück noch lächelte, wenn ich noch der Todesſtrafe entgienge, das, was Sie an mir gethan haben, nicht bereuen?

Mad. Bertrand.

Ach, lieber Robert, wenn jenes nur möglich wäre, dieſes ſollte gewiß nicht geſchehen. — Aber wie? — Sie hoffen wirklich noch?

Robert.

Ich habe mehr als Hoffnung, (mit tiefer Rührung) ich habe das Wort eines Freundes dafür.

Mad. Bertrand. (bei Seite)

Der Arme, wie er sich selbst täuscht! Er baut auf die Vorbitte, die heut früh für ihn eingelegt worden ist.

Sechster Auftritt.

Mad. Bertrand. Robert. Laurette.

Laurette.

O, Tante, liebe, gute, beste Tante! Ist's denn möglich, was mir der Onkel gesagt hat? Sie willigen ein, daß ich meinen lieben armen Robert heirathen darf?

Mad. Bertrand.

Ja, gute Laurette, wenn der Herr Oberst die Erlaubniß dazu ertheilt, so —

Laurette.

O! er wird es, er wird es gewiß, ich gehe selbst hin, und bitte ihn darum. Mir schlägt er es gewiß nicht ab. — Lieber, lieber Robert! Bist Du denn auch so unaussprechlich froh, wie

ich es bin? Ich werde nun nicht mehr von dem häßlichen Menschen, den Herrn Morazzi reden hören, und werde Dein seyn, Dein im Leben und Tod. Ach, liebe Tante, das wußte ich wohl, daß Sie meinem guten Robert auch noch am Ende würden Gerechtigkeit wiederfahren laſſen, und Du, mein theurer Robert, Du ſiehſt nun auch, daß eine gute Handlung niemals ohne Belohnung bleibt.

Robert.

O! dieſer Tag würde der ſchönſte meines Lebens ſeyn, wenn der unglückliche Felix —

Mad. Bertrand.

Er? unglücklich!

Laurette.

Etwa, weil er nun Frau und Kind wieder hat umarmen können, von denen er ſeit ſo vielen Jahren getrennt geweſen iſt?

Robert.

O, Laurette! kaum wird er ſie an ſein Herz gedrückt haben, als er auch ſchon — denn ich erwarte ihn noch heute zurück.

Laurette.

Das laß Dir vergehen, liebes Freundchen,

denn man hat mir gesagt, Herr Gustav habe geäußert, daß Felix wenigstens zwei Tage auf Isle de Roses bleiben werde.

Robert.

Das ist unmöglich, theure Laurette! (kräftig) Ehe es vier Uhr schlägt, seht Ihr Felix gewiß wieder.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Morazzi.

Morazzi. (einen Brief in der Hand habend) Der Herr Oberst hat mir aufgetragen, Ihnen diesen Brief zu geben.

Robert. (ihn nehmend)

Das ist die Antwort, auf die ich wartete. Herr Adjutant, ist sie günstig für mich ausgefallen?

Morazzi.

Ich weiß nicht, wovon die Rede darin ist. Ich fand den Obersten im Begriff nach Bellegarde abzugehn, da gab er mir diesen Brief, sagte, daß Sie mir den Inhalt mittheilen würden, und bat mich, das Geschäft, das er mir darin übertrüge, gefälligst zu übernehmen.

Robert. (hat den Brief gelesen)

Der treffliche Mann hat meine Bitte gewährt, und mit welcher Milde, mit welchem Ausdrucke des Wohlwollens!

Laurette.

Wenn er von Bellegarde wieder zurück ist, wollen wir beide hingehn, und uns bei ihm bedanken.

Robert.

Ja, theure Laurette, alle beide. — Der Herr Oberst schreibt mir, daß er schon den Feldprediger davon in Kenntniß gesetzt habe, und daß nach drei Uhr —

Laurette.

Nach drei Uhr — ei, Du mein Himmel — und mein Anzug! — Da ist ja kein Augenblick Zeit zu verlieren. — Geschwind, geschwind, Tantchen!

Morazzi. (staunend)

Was bedeutet denn das alles?

Laurette. (ihm einen Knix machend)

Daß ich mich verheirathen werde, mein verehrtester Herr Adjutant.

Morazzi. (staunend)

Verheirathen! — Unmöglich! — Madame Bertrand!

Mad. Bertrand. (im Abgehen)

Ja, ja, Herr Adjutant, die Beiden sind ein Paar.

Laurette. (ebenfalls im Abgehen)

Das sich ihrer hohen Protektion empfiehlt. — Robert! ich will mich nur ein ganz klein wenig putzen, dann holst Du mich bei'm Onkel ab — und dann, dann — o! dann bin ich unaussprechlich glücklich!

Achter Auftritt.

Morazzi. Robert.

Robert. (giebt ihm den Brief)

Da, lesen Sie selbst, Herr Adjutant.

Morazzi. (liest)

„Herr Robert! Ich übersende Ihnen hier den Erlaubnißschein zur Heirath, um welchen Sie mich gebeten haben. Wenn der Dienst mich nicht so eben nach Bellegarde abriefe, würde ich Sie selbst zur Trauung begleitet haben. Man kann für einen so wackern Mann, wie Sie sind,

nicht genug thun, und ich hätte gewünſcht, Ihnen jenen öffentlichen Beweiß meiner Achtung und Freundſchaft geben zu können. Da ich jedoch dieſes Vergnügen nicht haben kann, ſo habe ich den Herrn Adjutant Morazzi erſucht, meine Stelle zu vertreten.“ (lebhaft) Was? Ich ſoll Laurettens Brautführer ſeyn?!

Robert.

Hätte der Herr Oberſt etwas von Ihrer Liebe zu Laureten gewußt, ſo würde er Ihnen gewiß einen ſo ſchmerzlichen Auftrag nicht ertheilt haben. Ich fühle tief, wie qualvoll es iſt, das Weſen zu verlieren, das man liebt. Sie, Herr Adjutant, haben mir einen außerordentlichen Dienſt geleiſtet, ich wäre folglich der undankbarſte Menſch von der Welt, wenn ich Ihre gegenwärtige Lage mißbrauchte. Bleiben Sie alſo zurück — begleiten Sie uns nicht — ich werde Sie bei dem Herrn Oberſt deshalb entſchuldigen, und alles auf mich nehmen.

Morazzi.

Ich danke Ihnen. — Es wird mir allerdings Ueberwindung koſten, aber ein Soldat muß zu jedem Opfer bereit ſeyn — ich werde alſo den

Befehl des Herrn Obersten vollziehn. (man hört einen Kanonenschuß, für sich, bestürzt) Wär's möglich? (laut) Ein Schiff, das in den Hafen einläuft.

Robert. (gleichgültig)

Es wird das Fahrzeug seyn, das Felix zurückbringt. (für sich) Der Unglückliche! Schon so zeitig wieder da!

Morazzi.

(ist in den Hintergrund gegangen, um besser auf's Meer sehen zu können) Nein, es ist ein portugiesisches Schiff. — Da, sehen Sie die Flagge selbst.

Robert.

(ohne sich von der Stelle zu bewegen) Desto besser, so wird Felix um so länger bei den Seinigen geblieben seyn. Herr Adjutant, ich hole jetzt meine Laurette ab, wo finde ich Sie wieder?

Morazzi.

(zeigt auf den Ort, wo Robert erschossen werden soll) Dort!

Robert.

In ein paar Minuten bin ich wieder bei Ihnen. (grüßt und geht)

Neunter Auftritt.

Morazzi. (allein)

Laurettens Gatte — er! — Und mich hat der Oberſt dazu beſtimmt, ihn —! Ha! wie ſie ſich an meiner Verzweiflung weiden werden! — Aber dann auch wieder, wenn es vier Uhr ſchlägt, gedenke ich — (er ſieht aufs Meer) Nichts, durchaus gar nichts zu ſehen. Guſtav hat Wort gehalten, und der übermüthige Robert kann dem Schickſale, das ſeiner wartet, nicht entgehen.

Zehnter Auftritt.

Morazzi. Ein Lieutenant mit zwölf Grenadieren und Tambour. Sans Regret.

(Der Lieutenant läßt die Grenadiere ſich im Hintergrunde der Bühne aufſtellen.)

Morazzi.

Sie ſind pünktlich, Herr Lieutenant!

Lieutenant.

Ganz gegen meinen Willen, das ſchwöre ich Ihnen. Käme es darauf an, mit dieſen Braven eine Batterie zu ſtürmen, mit tauſend Freuden, aber —

gut und gebung war. Dann darnach hat Hildegardis die Schule dahin verlegt. Es wollte übrigens auch Karl in allen Städten und Klöstern einige Schulen haben. Und hierher rührt die Gewohnheit, daß man zu Kemten, Grünfurth (Memmingen) und andern Städten über die Schulen jährlich einen König und eine Königin macht, wobei man in saubern Kleidern daher kommt und niedlicher ißt."

Im Jahre 783 am letzten April, als dem Himmelfahrtstage, starb Hildegard zu Metz, wo sich ihr Gemahl eben abermals gegen die unruhigen Sachsen rüstete, und verschied „so gottselig, daß man glaubte, es wäre ihre Seele unter einem lieblichen Gesang von den Engeln in den Himmel getragen worden." Zwar hat sie der Pabst nicht canonisirt, aber sie hat doch allgemein schon in den ältesten Zeiten den Namen einer Heiligen bekommen, denn „sie war so fromm als ihr immer möglich war, besuchte und erquickte die Kranken fleißig, sprang den Frauen in Kindesnöthen bey, und that den Armen sehr viel Gutes." So bleibe denn ihr Andenken in Segen.

Th. Hell.

Morazzi.

Nun, das erstere haben Sie mehr als einmal bewiesen.

Lieutenant.

Ich kann den armen Robert nur beklagen, und ich wünschte von ganzem Herzen, daß es ein Mittel gegeben hätte ihn zu retten.

Morazzi.

Der Herr Oberst hat ihm noch die Gnade erwiesen, und ihm erlaubt, vor der Exekution sich mit seiner Geliebten zu vermählen. Ich erwarte beide mit jedem Augenblicke hier, um sie in die Festungskapelle zu begleiten. Da sind sie!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Robert. Laurette. Mad. Bertrand. Einige Freundinnen die Lauretten, und einige unbewaffnete Militärs, die Robert begleiten. Der Zug kommt langsam von links her, Schmerz malt sich auf allen Gesichtern, nur Laurette ist voll Entzücken.)

Lieutenant.

(zu seinen Soldaten, als er den Zug ankommen sieht) Aufgepaßt! Präsentirt das Gewehr!

(es geſchieht, und er ſalutirt mit dem Degen) Achtung dem Unglücke!

Robert. (gegen den Lieutenant gerichtet)
Herr Lieutenant, wie gut Sie ſind —

Lieutenant.

Armer, guter Robert! —

Laurette.

Was? Sogar eine Ehrenwache! Nun, ſo ein Mann, wie der Herr Oberſt, lebt gar nicht mehr.

Moraſſi. (leis zu Robert)
Er iſt noch nicht wieder da. — Begreifen Sie ſein Zögern? — Wenn er ſeinen Schwur bräche?

Robert.

Herr Adjutant, beſchimpfen Sie meinen Freund nicht: — Und wäre es auch, haben Sie nicht mich!

Moraſſi.

Wie ſehr wären Sie dann zu beklagen!

Robert.

Nicht ich — nur der arme Felix. — Ich gehe jetzt dem ſeligſten Augenblicke meines Lebens entgegen, wo Laurette durch Prieſterſegen

die meinige wird, und komme ich wieder, ſo nehme ich ruhig die Stelle ein, welche Ehre und Freundſchaft mir angewieſen hat.

Morazzi.

Wir haben auf nichts mehr zu warten — alſo fort!

Robert.

(geht zu Mad. Bertrand, die nur mit Mühe die Thränen zurückhält) Warum ſo traurig, meine theure Tante? Habe ich Ihnen nicht geſagt, daß ich mehr als Hoffnung habe?

Morazzi. (Lauretten die Hand bietend) Kommen Sie, ſchöne Laurette!

Laurette.

Wie? Herr Adjutant! Sie wollten —

Morazzi. (leiſe zu ihr)

Schließen Sie daraus, wie viel ich leide

Laurette.

(iſt verlegen, ſie ſieht zum erſtenmale um ſich, und ſcheint jetzt erſt den Schmerz zu bemerken, der auf allen Geſichten ruht) Aber, lieber Robert, ſage mir nur, warum mir auf einmal ſo ängſtlich wird? O, laß uns eilen, eilen in das Heiligthum Gottes, bin ich dort einmal am Al-

tare die Deine werden, ſo habe ich ja nichts mehr zu fürchten.

Robert.

Beruhige Dich, theure Laurette! Was kann Dich denn ſo ängſtigen? Biſt Du nicht bei Deinem Geliebten, Deinem Gatten, mitten unter Deiner Familie, Deinen Freunden?

Laurette. (auf Morazzi deutend)

Aber er, er!

Robert.

Er verliert Dich, er iſt freilich recht unglücklich.

(Hier nimmt Morazzi Lauretten bei der Hand, welche ſie ihm maſchinenmäßig überläßt. — Robert giebt die ſeine der Mad. Bertrand, der übrige Zug bildet ſich. Jetzt zeigt auf dem Thurme die Uhr drei, und ſchlägt dieſe Stunde.)

Morazzi.

(bleibt ſtehen, wendet ſich um, und ſagt zu Robert) Robert! es iſt drei Uhr.

Robert. (zu Morazzi)

Für Brave giebt es keine Stunde. — Kommt, meine Freunde, zu meinem Glücke.

(Der Zug ſetzt ſich in Bewegung, geht nach der Kapelle zu, und verſchwindet unter den Ar-

haben. Die Glocken fangen an zu lauten, sobald der Zug sich zur Kirche bewegt, und schweigen, wenn der ganze Zug verschwunden ist, worauf man eine kurze, sanfte Kirchenmusik hört, gegen deren Ende der Lieutenant zu sprechen anfängt.)

Zwölfter Auftritt.

Der Lieutenant. Sans Regret. Die Soldaten.

Lieutenant.

Armer Robert! — Jetzt tritt er zum Altare, um sich mit dem Mädchen seines Herzens zu verbinden, und in einigen Augenblicken wird dort — (auf die Mauer sehend, wo Robert erschossen werden soll) sein Herz ausgeschlagen haben! — Und Laurette! — Gott, wie unglücklich wird das holde Geschöpf seyn. — (er legt die Hand vor Stirn und Auge, dann sieht er an die Uhr des Thurms) Mein Gott — wie die Zeit flieht — ist's doch, als ob sie schneller heut gehe als sonst; um nur des armen Roberts Glückstunde zu verkürzen! — (Pause — dann sieht er wieder an die Uhr) Der schreckliche Augenblick naht — meine Pflicht gebietet — ich muß gehorchen. — Ehe er wiederkommt, sollen wenigstens die

für ihn ſo ſchrecklichen Vorbereitungen bereits vorüber ſeyn. — So ſei es denn — Grenadiere, aufgepaßt!

(Die Grenadiere ſtellen ſich in Reihe und Glied. Der Lieutenant commandirt: „mit vier Tempo's zum Laden!“ — Es geſchieht. Bei dem letzten Tempo ertönt das Glöckchen vom Thurm, welches die Einſegnung bezeichnet.)

Lebenswonne und Todesſtoß in Einem Augenblicke!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Matroſe vom Meeresufer her.

Lieutenant. (zum Matroſen)

Wen ſucht Ihr?

Matroſe.

Den Herrn Adjutant Morazzi.

Lieutenant.

Der iſt jetzt beſchäftigt und nicht hier, wenn aber die Sache dringend iſt, ſo —

Matroſe.

Ich komme blos, ſeinem Befehle gemäß, um anzuzeigen, daß die Wache auf dem Hafenthurme ſignaliſirt hat, daß kein Schiff am ganzen Ho-

rizonte zu ſehen ſei. Wenn Sie die Gewogenheit haben wollten, ihm das zu ſagen.

Lieutenant.

Ich will es übernehmen.

Matroſe.

So danke ich herzlich, Herr Lieutenant! (geht wieder ab)

Lieutenant.

(horchend. Das Geläute hat geendet) Ich höre nichts mehr. Die Zeremonie iſt beendet.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Moratzi.

Moratzi.

(aus den Arkaden kommend, für ſich) Es iſt vorbei — Laurette iſt Roberts Gattin — ich hab's nicht länger mehr ertragen können! — Zeuge ſeyn zu müſſen von dem Glücke ſeines Nebenbuhlers, giebt es eine größere Marter? — Und wie ſie ihn liebt! Nur in ihn verloren, ſah ſie den Jammer nicht, den doch die Mienen aller Anweſenden ſo deutlich ausſprachen. — O! er iſt dennoch glücklicher als ich. — (laut) Herr Lieutenant!

Lieutenant. (vorkommend)

Mein Herr Adjutant!

Morazzi.

Man hat Ihnen doch gemeldet, daß die Exekution um vier Uhr vor sich geht.

Lieutenant.

Ich weiß es.

Morazzi.

Pünktlich vier Uhr. Wollte etwa der Verurtheilte vielleicht Einwendungen dagegen machen, so dürfen Sie sich darauf nicht einlassen. Vom Kelche des Glücks hinweggerissen zum Becher des Todes könnte er vielleicht um Zeit, um Aufschub zu gewinnen, gewisse Vorwände brauchen, anführen, daß —

Lieutenant.

Herr Adjutant, damit wird es nicht Noth haben, ein Mann, wie wir alle Robert kennen, erkauft nicht ein paar Stunden Leben durch eine Lüge. Ich bürge für ihn, er wird sich hier eben so benehmen, wie er es dem Feinde gegenüber gethan hat.

Morazzi.

Nun, so leben Sie wohl, Herr Lieutenant.

— Ich beklage Sie wegen der ſchmerzlichen Pflicht, die Ihnen jetzt obliegt; o! ich beklage Sie recht aufrichtig.

(er geht langſam bei der Arkade rechts ab, ſieht aber vorher nach der Thurmuhr, zieht ſeine Taſchenuhr heraus, und ſtellt dieſe darnach.)

Lieutenant.

Habe ich doch vergeſſen, ihm den Bericht des Matroſen zu ſagen! — Wer kann aber auch jetzt an etwas and'res als jenen Unglücklichen denken? — Nun, es wird keine Eile damit haben.

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Merazzi. Robert und Laurette aus der Kirche.

Robert.

(in der größten Unruhe aus der Arkade tretend) Laß mich, laß mich, Laurette!

Laurette. (ihm nacheilend)

Warum entfliehſt Du? Robert! Warum entreiſſeſt Du Dich den Glückwünſchen aller, meinem Entzücken?

Robert.

Ich habe Dir es ſchon geſagt, die Pflicht ruft

mich hieher, und ich bat Dich und die Uebrigen in der Kapelle zu bleiben.

Laurette.

Ich weiß gar nicht, was das iſt!! Alle Welt weinte. Als ich Dir folgen wollte, ſuchte man mich zurückzuhalten — und — o, mein Gott — haſt Du mir nicht ſelbſt, als Du Dich aus meinen Armen riſſeſt, zugerufen: „Leb wohl, Laurette, leb' wohl auf ewig!"

Robert. (heftig ergriffen)

Laurette! Ich beſchwöre Dich bei unſrer Liebe! Beruhige Dich, und gehe zu Deiner Tante zurück in die Kapelle. Bete dort für mich — für uns!

Laurette.

(ſieht jetzt um ſich, erblickt die Soldaten, und wird plötzlich von einer Idee ergriffen) Großer Gott, — warum ſind dieſe Soldaten noch hier?

Robert.

Dieſe Soldaten? — Das weiß ich nicht — was iſt Dir denn? meine Geliebte!

Laurette.

(ergreift Robert, und zieht ihn mit ſich fort, leiſe zu ihm ſprechend) Komm! — fort von hier

Das Wahrzeichen der Liebe.

I.

Es war Annens Geburtstag. Vom Amte waren sie alle da, auf der Pfarre, auch Amtsraths beide Töchter, Minette und Molly — ein paar roth-wangige muthwillige Mädchen.

Die drei Gespielinnen waren eben auf Annens Kammer bei den Geburtstagsgeschenken des seelenfrohen Mädchens beschäftigt, da mußte sich die freundliche Anna von ihren hüpfenden Freundinnen mit dem neuen Tuche und dem neuen Strohhut schmücken lassen, und Molly klatschte in die Hände vor Freude, denn gerade solch ein Hut war auch ihr versprochen worden von der Tante in der Stadt, und der Hut stand dem kindlich frohen Gesichte Annens so wunderschön.

— fort, fort! (auf den Hintergrund rechts blikkend) Ich kenne den Platz da, (auf die an mehrern Stellen von Flintenkugeln abgebröckelte Mauer zeigend) da werden die unglücklichen verurtheilten Soldaten erschossen — sieh nur hin, man sieht die Spuren von den Kugeln noch. — O, hinweg, hinweg!

Robert. (für sich)

Mein Muth verläßt mich — o Gott, mein Gott, stärke mich!

Laurette. (Robert die Soldaten zeigend)

Sieh nur die da, sie warten schon auf ihr Schlachtopfer — o komm, laß uns von hier fortgehn.

Robert. (voll Verzweiflung)

Ich kann nicht!

Laurette. (aufschreiend)

Allmächtiger Gott, so warten sie auf Dich!

Robert. (kräftig)

Ja, auf mich!

Laurette. (wie erstarrt)

Auf Dich! — (längere Pause)

Robert.

Du kennst mein Vergehn.

Laurette.

Aber Ihr waret ja Eurer zwei!

Robert.

Nur Einer ſollte ſterben, das Loos entſcheiden! — Das Glück begünſtigte Felix —

Laurette.

(wie aus einem Traume erwachend, mit convulſiviſcher Bewegung) Nein, nein — ich beſinne mich jetzt — ich war ja dabei — nein, nein, Felix traf das Todesloos.

Robert.

Wie kannſt Du glauben — ?

Laurette.

O, ſchrecklich, ſchrecklich! — Sie haben Dich geopfert — nein, das darf nicht ſeyn — ich eile zum Generale — (will fort)

Robert.

Halt ein, Laurette!

Laurette.

Laß mich, laß mich, ich muß fort —

Robert.

So höre doch!

Laurette.

Ich höre nur den Todesruf für Dich!

Robert.

(fällt vor ihr auf die Knie, und sucht sie zurückzuhalten) Laurette, ich beschwöre Dich bei unsrer Liebe, bei unsrer Hoffnung jenseits, entehre meinen Freund nicht!

Laurette. (sich von ihm losreißend)
Ich bin Dein Weib, jetzt gehörst Du nur mir! (sie stürzt ab)

Sechszehnter Auftritt.

Robert. Der Lieutenant. Saus Regret. Soldaten.

Robert.

Arme Laurette! was willst Du thun? — Sie hört nicht! — Wo will sie hin? — Wer wird ihr glauben in diesem Zustande halben Wahnsinn's? — O, Felix, Felix, welche Qualen läßest Du mich erdulden! — Doch nein, ich klage Dich nicht an — Du bist nicht wieder zurückgekehrt — folglich lebst Du nicht mehr — bist mir vorausgegangen in das Grab. — Nun denn, so laß auch mich meinem Schicksale ruhig entgegen treten. — Sie ist nicht mehr hier, die Arme, und ich fühle wieder den Muth der Freundschaft, den mir die Liebe zu entreißen drohte. —

So will ich denn der theuern Gattin meine letzten Augenblicke noch weihn. (er zieht eine Schreibtafel heraus und ſchreibt) Dieſe wenigen Zeilen mögen für ſie mein ewiges Lebewohl ſeyn, ihr beweiſen, daß noch mein letzter Hauch nächſt Gott nur ihr gehörte. (er hat geſchrieben, und giebt die Schreibtafel dem Lieutenant) Lieber Herr Lieutenant, hätten Sie wohl die Güte, dies meiner Frau zu übergeben, wenn ich — (hier hört man die Uhr vier ſchlagen)

Lieutenant. (nimmt die Schreibtafel) Ja, mein lieber Robert!

Robert.

In wenigen Augenblicken bin ich bereit. (er geht zu den Soldaten und grüßt ſie) Kameraden, lebt wohl, habt Dank für alle Liebe und Freundſchaft, beweißt mir ſie heut' zum letztenmale, und — treffſt gut. — (zu Sans Regret) Du auch da, Sans Regret! — Herr Lieutenant, wenn Sie es erlauben, nur noch ein Wort mit ihm.

Lieutenant. (nickt bejahend)

Robert. (zieht ihn bei Seite)

Sans Regret, bei der letzten Wache war ich verdrüßlich; Du antworteteſt mir etwas barſch,

ich ließ Dich auf 24 Stunden arretiren, bist Du noch deshalb böse auf mich?

Sans Regret.

Da denke ich nicht mehr d'ran.

Robert.

Hier, nimm meine Pfeife. (nimmt eine Hornpfeife aus dem Huthe)

Sans Regret.

Recht gern.

Robert.

Aber dafür — Du weißt schon! (bezeichnet, daß er gut zielen solle) Ich rechne auf Dich.

Sans Regret.

Soll geschehen, sei ganz ruhig deshalb.

Robert. (zum Lieutenant)

Nun, wo haben Sie das unglückliche Tuch?

Lieutenant.

(macht eine verneinende Bewegung.)

Robert.

Edler Mann, wie danke ich Ihnen dafür: Sie haben nicht einmal geglaubt, daß Robert dessen bedürfen würde. — Und nun, vorwärts! (er geht an den bekannten Platz an der Mauer, sich auf diese Art vor das Peloton stellend, da fällt sein

Blick auf die Kapelle. Er kniet nieder und betet inbrünstig. — Der Tambour wirbelt, und schlägt dann drei einzelne Schläge. Robert steht schnell auf, und sagt mit ruhigem Ton) Jetzt bin ich bereit — Freunde, begrabt mich mit meinem Orden. (zu Sans Regret, auf den Orden über dem Herzen zeigend) Sans Regret, hierher nimm Dein Abkommen. (er kommandirt) Peloton, Achtung! — macht Euch fertig —

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Felix.

(In diesem Augenblicke wirft von der Seite her eine Welle Felix an's Ufer. Er faßt alle seine Kräfte zusammen, und ruft überlaut:)

Robert! Halt! Robert!

Robert.

(blickt nach der Gegend hin, sich selbst vergessend) Felix! Felix!

Lieutenant.

Gott! — Felix! — So wäre es denn wahr, was Laurette sagte? — (kommandirend) Hahn in Ruhe! — ab — (zu Sans Regret) Corporal, übernehmt die Wache, ich eile, dies dem Generale zu hinterbringen. (geht schnell ab)

(Robert, der Corporal, die Soldaten, alle eilen auf Felix zu, man hebt ihn auf, und bringt ihn in den Vordergrund. Er ist ohnmächtig, alle seine Züge sind erschlafft, er scheint todt. Er trägt kein Kleid, aber sein Kreuz ist an der Weste befestigt.)

Robert.

Felix, mein theurer Felix!

Felix.

(öffnet matt die Augen wieder. Er blickt auf alle die ihn umgeben, endlich bemerkt er Robert. Seine Kräfte kehren wieder bei diesem Anblicke, er erhebt sich plötzlich, und stürzt Robert in die Arme) Robert! mein treuer Freund! (nun sinkt er wieder betend auf die Knie) O Gott, großer Gott! ich danke Dir! Noch kam ich zur rechten Zeit!

Robert.

O! mein Freund, ich habe nie an Dir gezweifelt.

Felix.

Ein abscheulicher Verrath hielt mich zurück. Der schändliche Morazzi hatte Dir den Tod geschworen. Es blieb mir nur noch ein einziges Mittel übrig. Ich stürzte mich in's Meer, um bis an's feste Land zu schwimmen, und Gott hat

mir Kräfte gelaſſen, bis hieher! — Ja, Kameraden! bewundert in dieſem edlen Menſchen den Heldenmuth der Freundſchaft, das erhabenſte Beiſpiel der Treue. Robert trat an meine Stelle, ich bin es, den Ihr tödten müßt.

Robert.

Schweig', Bruder, thateſt Du nicht noch weit mehr als ich, um Dein Verſprechen zu halten?

Felix.

Robert! ich habe meine Ehre wieder, habe Weib und Kind noch einmal umarmt, habe meinen Freund retten können — nun ſterbe ich gern.

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Laurette und der Lieutenant. Mad. Bertrand und die Begleiter des Hochzeitzuges mit andern Einwohnern von Port-Vendre aus der Kapelle.

Laurette.

(hat ein Papier in der Hand, Kleider und Haare ſind vom Laufen in Unordnung — athemlos) Robert! Du biſt gerettet, und die Urtheilsvollſtreckung gegen Deinen Freund wird aufgeſchoben.

Lieutenant.

Ja, Du edles Freundespaar! Du ſollſt nicht

untergehen, soll leben zur Ehre Deines Vaterlandes und der Menschheit. Der General weiß alles, und hat so eben den Adjutant Morozzi arretiren lassen.

Laurette.

Und setzt sogleich eine Bittschrift um Begnadigung an unsern König auf. Und dieser ist ja so gut. Er wird den Fehler Eurer mitleidvollen Herzen erfahren, das Opfer der Freundschaft vernehmen, und Euch verzeihn. Der General, die Offiziere, Eure Kameraden, alle schließen sich dieser Bitte an, sie sind stolz darauf, zwei so brave Menschen wie Euch in ihren Reihen zu haben. Und ich — o, mein Robert, so viel ich auch litt, bist Du mir doch dadurch noch unendlich theurer geworden, wie unerschütterlich wird Deine Liebe seyn, da Deine Freundschaft Probe hielt bis in den Tod.

Alle. (rufen)

Ja, bis in den Tod!

(Felix und Robert sinken sich in die Arme, Laurette umarmt freudeweinend ihren Gatten. Alle andre drücken das Gefühl der innigsten Theilnahme aus.)

Ende.

Der Herr Gevatter.

Lustspiel in Einem Aufzuge.

Nach dem Französischen

von

Theodor Hell.

Minette sagte schalkhaft: „Wahrhaftig, Anne, du bist schön wie eine Braut.“

„Und wer weiß, was du bist,“ — lächelte Molly. — „Umsonst kommt Herr Walter nicht so oft her zu euch. — In Amtsgeschäften gewiß nicht; das mach mir nicht weis, gute Anne!“

„Sieh, wie sie roth wird!“ rief Minette, freudig in die Hände klatschend: „Habe ich's getroffen? — das läßt sich ja mit Händen greifen. — Er hat eine Pfarre und noch keine Frau; — du sechzehn Jahr und noch keinen Mann; also —“

„O nicht doch!“ bat nun Anne, geschwind den Hut abnehmend, bitter böse über die Neckerei und doch so englisch freundlich: „Wie könnt ihr nun auch gleich so etwas denken, den hochwürdigen Herrn Amtsbruder von Papa? den gerade am wenigsten. — Nein! sagt nur, wie sollte ich das anfangen, da müßte ich ja den lieben langen Tag hindurch ein ernsthaftes Gesicht über das andere machen, das würde mir erschrecklich sauer ankommen. Das sage ich euch aber rund heraus, wenn ihr mich noch einmal so foppt, so werde ich gar nicht heirathen, in meinem Leben nicht. — Da — das habt ihr angerichtet.“

Die beiden Mädchen fielen der zürnenden Freundin um den Hals, und der Friede war wieder hergestellt; aber sie konnten es dennoch nicht

Personen:

Herr Godard, ein Bandhändler.
Herr Durand, ein Rentirer.
Der Graf von Holden.
Mad. de Saint Ange, Gattin eines Bankiers.
" Benoist, Schwiegermutter Hrn. Godards.
" Prüdent, Wehmutter.
" Bertrand, } Nachbarinnen.
" Duroupeau, }
Dubois, Jäger der Frau von Saint Ange.
Ein Bedienter, } des Grafen Holden.
Eine Kammerfrau, }
Noch mehrere Nachbarinnen.

Die Bühne stellt die Stube vom Bandladen des Herrn Godard dar, dergestalt, daß man durch die großen Fenstern derselben, welche den Bühnenhintergrund bilden, in den Laden selbst, und durch dessen Fenster wieder auf die Straße sehen kann. Rechts und links Thüren.

Erſter Auftritt.

(Herr Godard ſitzt an einem Tiſche und ſchreibt. Die Damen Benoiſt, Bertrand und Duroureau wie auch andere Nachbarinnen, ſitzen links und arbeiten, mit einander ſchwatzend, an Kinderzeuge und Windeln.)

Herr Godard. (ſchreibend)

„Juſte Godard, Inhaber der Bandhandlung in der Straße Saint Denis, giebt ſich die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß ſeine Gattin Eliſe Godard, glücklich von einem Knaben entbunden worden iſt. Mutter und Kind befinden ſich wohl.“ — Nun, Gott ſei Dank, das iſt ſchon die drei und ſiebenzigſte Karte, die Hand thut mir vom vielen Schreiben ganz weh.

Mad. Benoiſt.

Ja, ja, wie ich's Ihnen geſagt habe, beſte Madame Bertrand, der kleine Junge ſieht mir zum Sprechen ähnlich. — Ich ſage das nicht etwa, weil ich ſeine Großmutter bin, und die

Enkel immer den Großältern am ähnlichsten sehen sollen, aber es ist in der That ganz mein Ebenbild.

Godard.

Ei, liebe Frau Mutter — ich dächte doch, er hätte ganz mein Profil.

Mad. Bertrand.

Das Profil Ihrer Frau wollen Sie sagen — oder vielmehr — wenn ich es Ihnen ganz offen heraus sagen soll — wissen Sie, wem er ähnlich sieht, der liebe Junge?

Godard.

Nun?

Mad. Bertrand.

Leibhaftig dem Herrn Durand, dem alten Junggesellen, der im ersten Stocke wohnt.

Godard.

Wahl Sie da nur so schwatzen können, beste Madame Bertrand! Ich muß mir allen solchen Spaß ausdrücklich verbitten, müssen Sie wissen —

Mad. Bertrand.

Ich sage es ja auch nur, weil die Aehnlichkeit so ganz außerordentlich ist.

Godard.

Und ich sage, daß Sie sich irren, außerordentlich irren! Verstehen Sie mich? Madame! Mein Sohn sieht mir ähnlich, mir, niemand weiter, und muß mir ähnlich sehen, weil, — weil — weil ich's so haben will. Und ich sollte doch wahrhaftig glauben, daß nach einer zwölfjährigen Ehe — —

Mad. Benoist.

Stille doch, stille, ärgern Sie sich doch nicht, lieber Herr Sohn!

Godard.

Nein, das will ich auch nicht, das darf ich auch nicht, weil ich noch so ungeheuer viel heut zu thun habe. — Meine Meldungscharten wegen der Niederkunft, die noch nicht fertig sind — einen Pathen für meinen Jungen zu suchen, der noch nicht bestimmt ist. — ein Wochengeschenk für meine Frau, das ich noch holen muß — einen Wechselbrief den ich noch heut Vormittags zu bezahlen habe — das Kind, das sich nicht stillen lassen will — und mitten in dem Tumulte, in dem ich von allen Seite stecke, will man mir auch noch den Kopf mit dem Herrn Dürand zerbrechen — mit dem Herrn Dürand,

den wir faſt gar nicht kennen, der nur ein paarmal meine Frau im Vorbeigehen gegrüßt, und ſie dabei blos angeſehen hat.

Mad. Bertrand.

Ja, ja, anſehn, das iſt es eben — lieber Herr Godard! Ach, ein Blick —

Alle Weiber.

Ach ja, ein Blick — der —

Mad. Benoiſt.

Lieber Sohn, mit den Blicken hat's ſeine Richtigkeit, das kann ich nicht in Abrede ſtellen, es giebt nichts ſprechenderes, aber auch nichts beunruhigenderes als ein Blick — doch laſſen Sie ſich das nicht anfechten, nicht ſtören, Sie ſind ohnedies immer ſo beſchäftigt, ſo zerſtreut, lieber Sohn, die kleinſte Verlegenheit bringt Sie gleich außer ſich, Sie äſchern und äſchern, und denken Sich gleich das allerſchrecklichſte Unglück auf der Stelle, und thun doch keinen Schritt um ſich herauszuziehen. — Laſſen Sie uns daher die Sachen nur mit Ruhe und Ordnung überlegen. Was wäre denn jetzt ſo das allernothwendigſte? — Haben Sie ſich denn ſchon nach dem Herrn Gevatter für Ihren Jungen umgethan?

Godard.

Ach nein — ach ja — aber drei von meinen intimſten Verwandten und Freunden haben mir es rundweg abgeſchlagen. Sie können ſich gar nicht vorſtellen, liebe Frau Mutter, was ich mit den Zeterjungen für ungeheure Noth habe, und doch iſt's ein Kind, wie Milch und Blut, das mir wie aus den Augen geſchnitten ſieht.

Mad. Benoiſt.

Ei davon iſt jetzt ja gar nicht die Rede. — Wegen der Frau Gevatter werden Sie keine Noth haben — lieber Sohn — man weiß ja, daß das bei'm erſten Kinde allemal die Großmutter iſt — das iſt ſo hergebracht.

Godard.

Hm — ja — da iſt die Wahl ſchon getroffen, der Antrag gemacht und angenommen.

Mad. Benoiſt.

Was? wie? Ich will doch nicht hoffen? da würde ich mich ſehr beleidigt finden, mein lieber Herr Sohn! — Nicht wahr, meine Damen? Ich rufe Sie zu Zeugen an —

Godard.

Ach, Du lieber Himmel, beſte Frau Schwie-

germutter, bürden Sie mir da nicht noch eine Noth auf den Hals. — Ich sollte der Frau von Saint Ange — der Frau eines der reichsten Bankiers mein Wort brechen, gegen sie eine solche Unartigkeit begehn! — Bedenken Sie nur, ein Bankier, der mit allen Ministern in Einem Wagen fährt — einer Dame wie die, die meine beste Kunde ist — Ach, du lieber Gott, wenn die Chaussee d'Antin so gnädig ist, in die Straße Saint Denis sich zu bemühen, so muß man sich überaus glücklich schätzen, daß —

Mad. Benoist.

Ei, seht einmal — eine Dame im Staatswagen — die also soll Pathenstelle vertreten — Nun, das wird ein schönes Gerede geben — denn Sie wissen ja wohl, daß die vornehmen Damen — O! wenn ich Ihnen darüber die Geschichte wiederholen wollte, die mir gestern unsre liebe Wehmutter Madame Prüdent erzählt hat —

Alle Weiber. (aufstehend und zuhörend)

Eine Geschichte! Eine Geschichte! — o, erzählen Sie doch —

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Mad. Prüdent.

Mad. Prüdent.

Herr Gobard! — Herr Gobard!

Mad. Benoiſt.

Ei, da iſt ja die liebe Madame Prüdent, die kann es Ihnen gleich ſelbſt erzählen.

Alle Weiber. (zu Mad. Prüdent)

O, erzählen Sie, erzählen Sie —

Mad. Prüdent.

Gewiß die Geſchichte von dem ſchönen, jungen, unbekannten Fremden? — Ja, ja, die ſollen Sie hören. — Aber vor allen Dingen muß ich Herrn Gobard eine gute Nachricht mittheilen. — Freuen Sie ſich, Herr Gobard, Ihr Sohn wird heute noch getauft.

Gobard.

Wirklich, Madame Prüdent! Sie hätten alſo einen Pathen gefunden?

Mad. Prüdent.

Ja, wenn ich nicht wäre — wenn ich aber einmal etwas übernehme — ach, meine lieben Damen, eine Wehmutter hat ungeheuer viel

zu thun, und Babet — wie verſchwiegen, wie diskret muß ſie ſeyn — immer den Finger auf dem Munde, ſie, die Hoffnung der Familien, und die Vorſehung der Ammen!

Sobard.

So ſagen Sie aber doch nur, wen Sie —

Mad. Prüdent.

Einen magnifiken, einen köſtlichen Pathen! — Ein reicher, liebenswürdiger, galanter Junggeſelle — und den Sie gleich bei der Hand hier haben, denn er wohnt mit in Ihrem Hauſe hier — im erſten Stocke — mit Einem Worte, Herrn Dürand.

Sobard.

Was? Herrn Dürand!

Mad. Prüdent.

Ja, ja. — Ich habe das ſo eben mit ſeiner Haushälterin abgemacht. Mamſell Babet, die ich ſo von weitem her kenne, hat die ganze Unterhandlung über ſich genommen. Die Sache iſt ſo gut als richtig, weil ein alter Junggeſelle doch keinen andern Willen, als den ſeiner Haushälterin, haben kann.

Sodard.

Hm — hm — ich muß Ihnen bekennen, daß dieſer Herr Dürand —

Mad. Prädent.

Sie hätten gar niemand beſſ'res wählen können. — Ein ſtiller, einzelner Mann, der weder Kind noch Kegel hat, der einmal Ihrem Sohne ein anſehnliches Legat vermachen, oder ihn gar an Kindesſtatt annehmen kann. Bei reichen Leuten giebt's tauſend ſchöne Ausſichten und Hoffnungen und baaren Gewinn dazu. — Da iſt mein ſchöner, junger Unbekannter, von dem ich eben ſprach, ſollten Sie wohl glauben, daß er mir baare zwanzig Louisd'or gegeben hat, weil er mich vorgeſtern um Mitternacht hat wecken laſſen, und mich noch dazu ſelbſt abgeholt und das in einer herrlichen Equipage — und in ein prächtiges Hotel — wo eine junge ſchöne Dame — ſo eben mit einem ſchönen, kleinen Mädchen niedergekommen war. — Nun, ich will Ihnen das nachher alles haarklein erzählen — und wenn nun auch Herr Dürand weder Equipage noch ein prächtiges Hotel beſitzt, ſo wiſſen Sie wohl noch nicht, daß er jährlich zwölftauſend Livres Intereſſen zu verzehren hat?

lassen, den ganzen langen Tag über noch einige Male leichte Anspielungen zu machen, welche Annen jedesmal das Blut auf die Wangen trieben.

2.

Pastor Wahlheim hatte eben den Amtsrath Müller und dessen Frau hinaus begleitet vor die Pforte. Sie waren abgerufen worden, denn der Kreisamtmann war eingetroffen auf dem Amte.

Die Töchter waren im Pfarrhause geblieben auf aller Bitten und liefen munter mit Annens Lämmchen hinab in den Garten.

„Reiche Leute, aber brav, kreuzbrav!" sagte der Pfarrherr vor sich hin, wie er den Eheleuten nachsah, welche so friedlich den Sandweg hinauf gingen. „Der Herr wolle gnädig ihr Haus bewahren" sprach er dann mit abgenommener Mütze, worauf er die Pforte hinter sich zuschloß, und den freundlich zu seinen Füßen sich schmiegenden Hofhund streichelte. Nun setzte er sich gewöhnlich auf seinen Lehnsessel zurecht am Fenster, und die Mutter brachte ihm das zweite Schälchen Kaffee zu der langen Pfeife. Es war heute ein Festtag in seiner Seele, wie in seinem Hause.

Den ersten erkannte jeder an dem frommen, selig frohen Auge des Greises, den letzten aber an dem neuen Schlafrock von grünem Calmank.

Alle.

Zwölftausend Livres Interessen! —

Godard.

Recht schön — recht gut — aber nach dem was so eben Madame Bertrand sagte — kannte die böse Welt —

Mad. Benoist.

I, du lieber Himmel, man sieht ähnlich wem man kann. Wenn man sich auch noch deshalb ängstigen sollte! —

Godard.

Glauben Sie? liebe Mutter! — Nun, da muß ich wohl als Kindtaufsvater dem Herrn Gevatter selbst meine Visite machen. Nicht wahr?

Alle.

Ei freilich, das versteht sich.

Godard.

Wieder eine neue Arbeit. — Ach, mein Gott, ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht! — Geschwind, Madame Prüdent, meine Handschuh — und dann soll jemand zu der Mitgevatterin der Madame de Saint Ange, Straße Montblanc, das Eckhaus rechter Hand, erster Stock, dritte

Thüre, gehen, und ihr ſagen, wer mit ihr Gevatter ſteht, und was das Kind für einen Namen bekommen ſoll. — Nun, wo bleiben denn meine Handſchuh, Madame Prüdent! Geſchwind! Und meinen Hut! — Herr Dürand wartet gewiß ſchon auf meinen Beſuch.

Mad. Prüdent.

Ach, ſehen Sie, da iſt er ſchon ſelbſt, um Ihnen zu ſagen, wie gern er bereit iſt —

Godard. (zu den Frauen)

Ach, du lieber Himmel! — Und wie das hier ausſieht! — Räumen Sie doch nur geſchwind die Windeln, und die Plattglocken und das Zeug da weg — es liegt auch auf allen Stühlen herum — es ſieht ja aus wie in der Zerſtörung — für ſolch einen Mann von zwölftauſend —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Herr Dürand.

Godard.

Verehrteſter Herr Nachbar — ich war eben im Begriff zu Ihnen zu gehen, um mich für die Ehre zu bedanken —

Mad. Benoist.

Es ist ein Glück für unser ganzes Haus —

Dürand.

Mein Herr — Madame — ich bin in der That von Ihrer Güte sehr gerühret — auch habe ich es für meine Schuldigkeit erachtet, Ihnen selbst zu sagen — —

Godard. (ihn stets lebhaft unterbrechend)

Ei, das werde ich mir niemals vergeben. Es war meine niederträchtige Schuldigkeit, zuerst zu Ihnen zu gehen, um — aber an einem Tage wie der heutige für mich ist, hat man so viel zu thun, so viele Abhaltungen — o, mein guter, mein verehrtester Herr Dürand, (ihn bei der Hand fassend) wie glücklich bin ich, daß ein solches kirchliches Fest die Bande der Nachbarschaft und Freundschaft, die uns bisher schon vereinigten, nur noch fester —

Dürand.

Aber da wir uns — heut zum erstenmals sprechen, so —

Godard.

Gleichviel, gleichviel — Sie sind nun ein Glied der Familie.

Dürand.

Zu viel Güte, zu viel Ehre, denn da ich eben deshalb hieher kam, um Ihnen zu sagen, daß —

Mad. Prüdent.

Sie werden mir gewiß Dank wissen, Herr Dürand. Ich habe das so mit Ihrer Mamsell Babet verabredet. Und bedenken Sie nur, wie sich das so gut schickt, was Ihnen das für Vergnügen machen wird, Sie, der Sie keine Kinder haben, jetzt hier eins zu erhalten, das Ihnen nichts zu ernähren kostet, und das Ihnen doch zu Ihrem Geburtstage stets ein Sträußchen bringen wird —

Mad. Benoist.

Und einen Neujahrwunsch alle Jahre,

Godard.

Und die kleinen Angebinde dazu — O, das ist allerliebst! Sie werden alle Annehmlichkeiten der Vaterschaft haben, und nicht wie wir Andern alle die Sorgen, Nöthe, Plagen, Unruhen — Aber bei alle dem, mein theurer Herr Dürand, keine Umstände, durchaus ohne alle Gene, alles ist nun gemeinschaftlich unter uns. So bin ich nun einmal — eine ehrliche Haut

von altem Schrot und Korn, aber vor allem, und darum bitte ich recht angelegentlich, nicht etwa Narrenspossen gemacht. — Ihrer Mitgevatterin können Sie geben was Sie wollen —

Dürand. (ungeduldig)

Aber Herr Sobard —

Sobard.

Aber meiner Frau, durchaus nichts, darum muß ich bitten — nichts, durchaus nichts, als die Näschereien, die gewöhnlichen Kleinigkeiten.

Dürand.

So haben Sie doch die Güte mich wenigstens einen Augenblick anzuhören, mein Herr! Ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich nicht gesonnen bin —

Sobard.

Aber ich bin so gesonnen, und so müssen Sie auch, oder Sie machen mich sonst böse.

Dürand.

Aber noch einmal, ich will gar nicht —

Sobard.

Hilft nichts, hilft nichts, das ist und bleibt so abgemacht, reden Sie mir nicht darein, ich nehme es durchaus nicht an. — Nun denn,

liebe Frau Schwiegermutter, — meine Damen — ſehen Sie doch nach, ob meine Frau Beſuch annehmen kann — bringen Sie geſchwind Antwort. (die Frauen gehen in's Seitenzimmer) Ja, ja, mein Herr Dürand, Sie ſollen die Wöchnerin ſehen, und Ihr kleines Pathchen küſſen — Madame Prüdent, haben Sie doch die Güte nachzuſehen, ob der Kleine präſentabel iſt. (die Prüdent ab) — Ach, du lieber Himmel, und ich habe ganz vergeſſen — da iſt noch der Schlüſſel zum Vorrathsſchranke, wo die Büchſe mit eingemachten Johannisbeeren ſteht, nach denen meine Frau ſich ſo geſehnt hat. — Nehmen Sie mir es ja nicht übel, lieber Herr Gevatter, — aber ich habe ſo viele Sachen im Kopfe. — Wegen Ihrer Mitgevatterin, da ſage ich Ihnen noch gar nichts, denn ich will Sie damit überraſchen — ja, ja, die hübſcheſte, intereſſanteſte Mitgevatterin — aber das war ich Ihnen ja ſo ſehr ſchuldig für die Güte, die Artigkeit, die Freundſchaft, mit der Sie mir die Ehre erzeigt haben, meine Einladung anzunehmen. — Nun, leben Sie wohl, mein theurer Freund, mein theurer Herr Gevatter — ich muß mich nun auch anziehn. (ihn umarmend) Leben Sie einſt-

wollen wohl! Ja, ja, Madame Präsident hatte wohl recht, das ist ein allerliebster Herr Gevatter. (im Abgehen)

Vierter Auftritt.

Herr Dürand. (allein)

Hol' sie alle der Henker! — Das ist ein Complott, eine Verschwörung! — Das ist gar keine Frage! — Ganz unmöglich, ihnen verständlich zu machen, daß ich nicht Gevatter stehen wollte. — Zu was wird sich nicht auch diese Madame Präsident alles mischen! — Gevatter stehen, ich! der nie in seinem Leben auf dem breiten Steine gestanden hat, und vor dem Gedanken der geringsten Störung seiner gewöhnlichen Ruhe zittert! — Ich habe niemals um eine Stelle angehalten, weil ich mich vor den Geschäften dabei fürchtete, und darum bin ich auch nichts geworden, ich habe nie mich aufsäßig gemacht, weil ich mich vor den Prozessen fürchtete, und darum lebe ich blos von meinen Interessen, von Staatspapieren! ich habe mir nie eine Frau genommen, weil ich mich vor den Unbequemlichkeiten fürchtete, und darum bin ich ein alter Hagestolz geworden. — Zwölftausend

Livres jährliche Zinsen bringen mir meine Schuldscheine ein. Ich gehe zu jedermann, ohne daß jemand wieder zu mir kommt, weil ein Garçon niemand zu bitten braucht. Uebrigens bin ich aber ein guter Bürger. Ich bezahle meine Personen- und and're Steuern, ich ziehe auf die Wache, aber laſſe jemand für mich aufziehn, welches am Ende auf ein's herauskommt, und ich habe nie mich bei irgend einer freiwilligen Unterzeichnung ausgeſchloſſen, ſo oft ich dazu gezwungen worden bin. Nicht etwa daß ich geizig wäre, ei bewahre, ich verthue großmüthig meine ſämmtlichen Intereſſen ſo für mich, aber ich würde mir ein Gewiſſen daraus machen, auch nur einen Liard jemand and'res als mir ſelbſt zu Liebe wegzugeben. — Ich wohne allein, ich ſchlafe allein, ich eſſe allein, und habe meine liebſte Zuneigung ſo auf mich allein conzentrirt. — Will man das für Egoismus halten? — Ei, da thut man ſehr Unrecht, das iſt weiter nichts als Dankbarkeit, und bis ich jemand finde, der eben ſo viel Freundſchaft für mich hätte, als ich ſelbſt für mich habe, wird man mir doch erlauben, mir ſelbſt den Vorzug zu geben. — Drum will ich jetzt an alle dieſe Herrn und Damen Gobard ſchrei-

ben, weil man mündlich mit ihnen durchaus zu keiner vernünftigen Erklärung kommen kann. — Sie wären wahrhaftig im Stande mich noch einmal — da wär's am beßen geweſen, ich hätte gleich angenommen — mit ein paar Düten Bonbons wäre ich weggekommen — aber nein — die Mühe in die Kirche zu gehen — mein Pathchen zu halten — der Wöchnerin Glück zu wünſchen — wohl gar die Hand zu küſſen — überdies die Fiacres zu bezahlen — was hätte ich denn da erſpart? — Und noch dazu habe ich dieſen Morgen ſo viel in der Stadt herum zu laufen: die dreitauſend Franks, die ich gern gut unterbringen möchte.

Fünfter Auftritt.

Herr Dürand. Madame de Saint Ange, mit zwei Bedienten in Livree.

Mad. de Saint Ange.

(zu andern Bedienten, welche noch draußen ſtehen) Schon gut, wartet nur. Der Wagen auch. Ich werde Euch noch brauchen.

Dürand.

Seh' ich recht! — Das iſt ja Frau von Saint Ange! — die Frau des berühmten Bankiers —

der die neue Staatsanleihe jetzt — ei, das ist erwünscht — da ließe sich — wenn er mir einige Aktien ablassen wollte — das wär' so meine Sache.

Mad. de Saint Auge.

(immer noch zu Personen außerhalb der Thür sprechend) Suche er selbst mit dem Herrn Grafen von Holden zu sprechen, wenn er noch nicht abgereist ist. Sage Er ihm, daß mein Mann und ich von allem unterrichtet sind, und daß wir ihm mit Vergnügen unsre Vermittelung und unsre Dienste anbieten — aber komm' Er gleich wieder — versteht Er? (sie tritt vor und bemerkt Herrn Dürand, der sie begrüßt) Ach, da sind Sie ja, mein lieber Herr Dürand. Ich dachte mir's gleich, daß ich Sie schon hier finden würde. — Aber als galanter Herr Mitgevatter hätten Sie mich eigentlich pflichtschuldigermaßen aus dem Wagen heben sollen.

Dürand.

Wie? gnädige Frau! Sie wären? —

Mad. de Saint Auge.

Nun ja, ich hatte Herrn Godard, bei dem ich meine kleinen Bandbedürfnisse nehme, ver-

„Wo die Mädels nur bleiben mögen; es ist heiß draußen, Mutter — die Anna wird sich doch nicht erhitzen beim wilden Spiel im Garten? — Was das Mädchen herangeschossen ist, und wie sie glühet in der Fülle der Gesundheit. — Wahrhaftig das Mädchen könnte zu jeder Stunde heirathen," so sprach der Vater und ließ die lange Dampfsäule aus dem Mundstück der nachdenklich abgezogenen Pfeife wirbeln.

„Wer weiß? — wer weiß?" entgegnete die Mutter listig; „es ist noch nicht aller Tage Abend. Umsonst kommt dein Herr Amtsbruder aus Lichtenwalde auch nicht so oft unter unser Dach. Ich habe recht gut Augen, Väterchen, wenn du schon meinst, ich sehe nicht auf vom Spinnrocken, wenn ihr da von euren gelehrten Sachen redet. Ich weiß, was ich weiß, und wenn er heute noch kommt, sieh so ist das der Finger Gottes, und ich prophezeihe heut übers Jahr — — — — —"

Jetzt bellte Mediar draußen; es klopfte jemand leise an die Stubenthür.

„Da ist er," rief die Pfarrerin erschrocken und machte auf.

Es war Herr Walter, der junge Pfarrer aus Lichtenwalde.

„Tausendmal willkommen, werthgeschätzter Herr Amtsbruder" rief der Papa mit ausgebrei-

sprechen, sein Kind aus der Taufe zu heben. Freilich hatte ich eben nicht außerordentliche Lust, mein Versprechen zu halten, als man mir aber schrieb, daß Sie mein Mitgevatter seyn sollten, entschloß ich mich auf der Stelle —

Dürand.

Gnädige Frau, ich fühle mich allzuglücklich — (bei Seite) Die gute Gelegenheit darf ich durchaus nicht vernachlässigen. (laut) Dürfte ich es wohl mir unterstehen, Sie zu fragen, wie sich Herr von Saint Ange befindet?

Mad. de Saint Ange.

So viel ich weiß, ziemlich wohl — wir sehen uns nicht oft — er kommt jetzt gar nicht aus seinem Comtoir heraus.

Dürand.

Das begreife ich wohl — er muß ungeheuer viel mit der neuen Anleihe zu thun haben. — Ein schönes Geschäft, das er da macht! — ich wollte ihm in diesen Tagen auch meine Aufwartung machen, — so wie Ihnen, gnädige Frau!

Mad. de Saint Ange.

Ei, das wäre ja ganz allerliebst — aber Sie

müſſen mit uns ſpeiſen, lieber Herr Gevatter, das iſt die einzige Art, wie Sie meinen Mann etwas ruhiger ſprechen können — warten Sie — richtig, ja, ja — heut' nach der Taufe — ich nehme Sie gleich in meinem Wagen mit nach Hauſe — ja, das hilft nun nichts, Sie müſſen in einen ſauern Apfel beiſſen, und nun einmal heute auf den ganzen Tag ſich zu meinen Ritter erwählen' laſſen.

Durand.

Ein ſolches Glück hätte ich gar nicht zu hoffen gewagt.

Mad. de Saint Ange.

Nun, Sie ſollen ſehen, wie ſauer ich Ihnen Ihr Amt machen werde. — Doch laſſen Sie uns jetzt ein wenig über unſ're Kindtaufe ſchwatzen. — Kennen Sie die Familie Godard? — Es ſcheint, Sie haben ſich nicht viel um ſie bekümmert — nun, ich auch nicht — aber das thut nichts — ich habe eine wahre Paſſion für Kindtaufen — ich bin in dieſe bürgerliche Haupt- und Staats-Action ganz vernarrt — die wichtige Miene des Kirchenportiers, die ängſtliche Sorgfalt des Herrn Kindtaufvaters — die Gravi-

tät der Amme — die feſtliche Phyſiognomie, die in allen Geſichtern zu erblicken iſt — ach, das iſt alles viel luſtiger und ſpaßhafter, als es bei einer Hochzeit herzugehen pflegt. Denn vor allem hat hier der kleine quieckende Haupt-Akteur keine Angſt dabei, was er für eine Rolle ſpielt, und wenn der Vater oder die Verwandten ſich die Mühe nehmen, an die Zukunft ſtatt ſeiner zu denken, ſo ſtellt ſie ſich jeder gewiß unter den lachendſten Farben dar. — Unſer Pathchen hier z. B. kann vielleicht einmal noch ein Dichter werden, oder gar ein Held! Wer weiß das? Vielleicht aber auch ein Notar — ein Geldmäkler, — ein — kurz, alles mögliche; das koſtet ja nichts, und man hat keine Abgaben dafür zu bezahlen — dagegen bei einer Hochzeit, da giebt es nur zwei Möglichkeiten im Voraus — glücklich werden, oder unglücklich — und oft kann man mit Zuverläſſigkeit wetten — O, darum ziehe ich mir auch die Kindtaufen bei weitem vor, und was mich betrifft, ſo will ich lieber zehnmal Pathe ſeyn, als einmal getraut werden. —

Dürand.

Da denken die gnädige Frau gerade wie ich.

Mad. de Saint Ange.

Ach, aber Sie — ja, ja, das weiß ich ſchon — Sie werden ſich gar zu ſehr angreifen. — Die alten Hageſtolzen ſind überhaupt immer allzufreigebig, und nun Sie — bei Ihrem Reichthume — aber ich gebe das durchaus nicht zu — ich will Sie bevormunden — ich will —

Dürand.

Haben Sie keine Angſt deshalb, gnädige Frau! — Es iſt gar nicht meine Abſicht — ich muß Ihnen jedoch geſtehen, daß ich nie Gevatter geſtanden habe, und alſo gar nicht recht genau weiß, wie —

Mad. de Saint Ange.

Schön, recht ſchön, bekümmern Sie ſich nur um gar nichts. Laſſen Sie mich alles machen. Sie würden doch alles verkehrt anfangen. Ich nehme es über mich, Ihnen Rath und Anſchlag zu geben. (zieht eine reich geſtickte Briefraſche hervor) Ich habe mir da ſchon einen kleinen Aufſatz gemacht, was alles unumgänglich nöthig —

Dürand.

O! wie gütig Sie ſind!

Mad. de Saint Ange.

Vor allen Dingen nicht das geringste für mich — darum muß ich Sie bitten; das ist die einzige Bedingung, unter der ich mit Ihnen Gevatter stehe. — Nein, nein, ich erkläre es Ihnen hiermit, Sie sollen durchaus nicht einen Pfennig ausgeben als was höchst nothwendig ist, ich nehme durchaus nichts als ein kleines Körbchen, — das Nachtischchen — aber daß Sie nicht etwa eins für tausend Franks kaufen — das heißt betrogen — die für fünfhundert Franks thun gerade dasselbe, und machen Ihnen eben so viel Ehre, denn Sie sehen, daß das sich nun einmal nicht umschiffen läßt.

Dürand.

Was sagen Sie da, gnädige Frau!

Mad. de Saint Ange.

(ganz kalt) Ja, ja, Sie können sich deshalb auf mich verlassen. — Nun also — nehmen wir fünfhundert Franks. Was die Wöchnerin betrifft — das ist nun verschieden. Ein Geschenk müssen Sie ihr doch auf jeden Fall machen.

Dürand.

Ja, ein kleines Becherchen —

Mad. de Saint Ange.

Richtig, von Silber und vergoldet — ſechs paar Taſſen etwa — eine Kaffeekanne, eine dergleichen Milchkanne, Theekanne, Zuckerdoſe — o, das wird ſchon ein hübſches Dejenner geben — wir kaufen ein ſolches faſt umſonſt bei Meillon in der eiſernen Krone —

Durand.

Ach, du mein Gott —

Mad. de Saint Ange.

Dann nehmen wir die Bonbons in der Straße Vivienne, die Handſchuhe bei Madame Irlande, und die Odeurs bei Laurençot im Palais Royal. — Noch wären dann übrig die Kleinigkeiten für die Wächterin, für die Amme, die Bedienten im Hauſe, den Kirchenthürſteher, den Glöckner — für jedes ein Goldſtück von zwanzig Franks, das iſt ſo in der Ordnung, und verſteht ſich von ſelbſt.

Durand. (für ſich)

Um des Himmels Barmherzigkeit willen — (laut) Allerdings — gnädige Frau — das — ſcheint mir ſehr in der Ordnung.

Mad. de Saint Ange.

Nicht wahr? — So kommt mir's auch vor, und alles iſt abgemacht.

Dürand.

Ich würde mit vollem Herzen in Ihren kleinen Finanzplan einſtimmen, meine gnädige Frau, wenn nur die Taufe morgen geſchähe, aber da ſie heute vor ſich geht — in einer Stunde — iſt es doch ganz unmöglich, daß man alles das anſchaffen kann —

Mad. de Saint Ange.

Iſt's weiter nichts als das? — O! darüber ſeyn Sie ganz ruhig! (ſie ruft) Dübois!

Dübois. (eintretend)

Gnädige Frau! der Graf von Holden iſt nicht mehr in Paris. Er ſoll nach den Niederlanden abgegangen ſeyn.

Mad. de Saint Ange.

Das iſt mir ſehr unangenehm. (zu Dürand) Einer meiner Freunde, der ſich in eine ſehr böſe Geſchichte verwickelt hat, und dem ich gern geholfen hätte — aber es iſt nun zu ſpät. — Da, Dübois, nehm' Er die Liſte, ſetz' Er ſich in meinen Wagen, der noch vor der Thüre hält,

und kaufe Er die Kleinigkeiten ein, die Er auf der Liſte hier finden wird. — Rüe Vivienne — Palais Royal — Rüe Saint Honoré — das iſt ja alles in demſelben Viertel. Es iſt doch himmliſch, daß man in Paris binnen einer Stunde alles zuſammen haben kann, was man nur will, man bezahlt freilich ein wenig theuer, aber das iſt auch alles. — Ach, Dübois, die Rechnungen bringe Er dann den Herrn da, er wohnt hier gerade in demſelben Hauſe.

Dübois. (geht ab)

Dürand.

Ja — das trifft ſich ganz ſonderbar — ganz allerliebſt. (für ſich) Ach, du mein Gott! er geht wirklich!

Mad. de Saint Ange.

Nun, was iſt Ihnen denn?

Dürand.

Nichts, gar nichts — es kommt mir nur vor, als ob Herr Godard ein wenig lange bliebe, und wenn Sie glaubten, daß der — ich wollte ſagen — daß die — der Betrag — der kleinen Rechnungen —

Mad. de Saint Ange.

Ha, ha, die ganze Summe! O, die, — die wird gewiß nicht über tausend Thaler betragen, — bescheidener, billiger kann man es doch wahrhaftig nicht einrichten; eine Kindtaufe vom zweiten Range.

Herr Dürand. (für sich)

Ach, du großer Gott! Wohin bin ich gerathen! — Drei Monate von meinen Einkünften — für die Familie Godard! — O Du vernünschte Wehmutter Du! —

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Godard.

Godard. (für sich)

Die beiden Gevattern! — Gott Lyö, da sind sie ja beisammen! (laut) Darf ich es wagen, meine gnädige Frau, Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen?

Mad. de Saint Ange.

Guten Morgen, mein lieber Godard! Wie geht's Ihrer Frau?

Godard.

Sie hofft auf die Gnade Ihres Besuche.

Mad. de Saint Ange.

Gut, gut, mein lieber Herr Gevatter! — (zu Dürand) Um welche Stunde haben Sie die Wagen bestellt?

Dürand. (betroffen)

Die Wagen, gnädige Frau?

Mad. de Saint Ange.

Nun ja, die Wagen — wissen Sie denn nicht was sich gehört? — Ach ja, Sie haben recht — Sie kennen die Gebräuche noch nicht, und es ist wirklich Ihr wahres Glück, daß Sie mich haben. (ruft) He! ist niemand da?

Sydard.

Gervais! — Gervais! — das ist mein Lehrbursche, aber ein durchtriebner Zeisig!

Gervais. (tritt ein)

Mad. de Saint Ange.

Du mußt sogleich zu dem ersten besten Miethkutscher laufen, und sechs Scheibenwagen bestellen — hörst Du? — sechs große Scheibenwagen, die besten die er hat — Du nimmst sie gleich für den ganzen Tag — aber in fünf Minuten müssen sie vor der Thüre halten — hörst Du!

teten Armen, die lange Pfeife in der einen, die abgerissene Mütze in der andern Hand haltend, ihm entgegen.

Walter küßte den Vater mit jener ächten Hochachtung, welche den jüngern Mann von lauterm Sinn allemal ergreift bei dem Anblick eines so würdigen Greises, als Wahlheim war — und schüttelte der Mutter, welche herbei trippelte, bieder kräftig die Hand.

Jetzt saßen sie. Die Mutter brachte geschäftig dem willkommenen Gaste eine neue Pfeife, von des Vaters Virginischem Kanaster und die Kohlenpfanne, und lauschte dann lächelnd wieder vom Strickzeuge her, auf die gelehrten Worte, welche die beiden Amtsbrüder wechselten.

Aber sie war nicht so blind, als der Vater wohl meinen mochte. So wenig sie auch von der Apotheose, welche eben abgehandelt wurde, verstand, so merkte sie doch recht gut, daß des Gastes Antworten nicht immer passend waren, und daß dessen Auge sich oft durch die kleinen runden Fensterscheiben stahl, wo unten im Garten durch die Ulmenzweige etwas weißes schimmerte, und sich hierher und dorthin ein Mädchenkleid bewegte.

„Aber wo bleiben denn die Mädchen?" fragte nun der Vater wieder, und der junge Pfarrer aus

Dürand.

Erlauben Sie gütigſt — ich ſollte meinen, daß, da die Kirche nur zehn Schritte weit entfernt iſt — es ſcheinen wollte, als ob — die Equipagen nicht ſo ſehr nöthig wären —

Mad. de Saint Ange.

Ei freilich, das verſteht ſich — denken Sie denn auch, daß man ſich hineinſetzen wird? I bewahre — vor der Thür unſers Herrn Gevatters müſſen ſie nur zu ſehen ſeyn, das iſt einmal nicht anders hergebracht — das iſt unumgänglich nothwendig.

Dürand.

Ach, freilich, wenn es unumgänglich nothwendig iſt — (für ſich) Sechs Scheibenwagen! — Ich, der ich ſtets zu Fuße gehe! — O! Du vermaledeite Wehmutter! — Na, die ſoll es ſchon kriegen!

Godard. (reibt ſich vor Freude die Hände)

Sechs Scheibenwagen vor meinem Hauſe! — Das wird eine Freude ſeyn! — Die ſtehen ja in der Reihe bis zu dem Laden von meinem Nachbar den Poſamentirer, der mich nicht leiden kann.

Mad. de Saint Ange.

Ja, ja, Herr Dürand versteht seine Sache gar gut — aber das iſt noch gar nichts, lieber Herr Gevatter — Sie ſollen erſt das Pathengeſchenk ſehen, das er für die Wöchnerin beſtimmt hat! (leis zu Godard) Ein köſtliches Dejeuner von Silber und vergoldet — O! wenn ich wie Sie wäre, ich fing an etwas mißtrauiſch zu werden, auf den generöſen Herrn Gevatter! (zu Dürand) Nun, kommen Sie, geben Sie mir den Arm — wir wollen doch einmal ſehen — die arme kleine Frau — (leiſe) Wir werden die Amme dort finden, das Kindermädchen, die Großältern — ach! eine Menge Menſchen und — eine Hitze! zum umkommen! — So ein Wochenzimmer iſt mir ganz unausſtehlich! (ſie gehen in das Wochenzimmer)

Godard. (während deren Abgange)

Bitte tauſendmal um Vergebung, daß ich Sie nicht begleite, aber einige unaufſchiebliche Geſchäfte — das Taufzeug — das Kindbettchen — ach, Du mein Gott! — Ich komme gleich nach, gnädige Frau!

Siebenter Auftritt.

Godard. (allein)

Ich weiß gar nicht woran ich bin — der Herr Dürand will mir gar nicht so außerordentlich gefallen — er macht mir eine so sonderbare geheimnißvolle, spöttische Miene — und dazu das prächtige Dejeuner von Silber — abschlagen darf ich's aber freilich nicht. — Alles das macht mich so — nun, das fehlte mir noch — an einem Tage, wo ich so ungeheuer viel zu thun habe, auch noch eifersüchtig zu werden!

Achter Auftritt.

Godard. Der Graf von Holden.

Holden.

Wohnt hier nicht der Herr Kaufmann Godard?

Godard.

Das bin ich selbst, zu Befehl.

Holden.

Hier habe ich eine Anweisung von viertausend Franks an Sie, zahlbar nach Sicht.

Godard. (für sich)

Ah, das ist vom Kaufmann Vanberg — von

dem holländiſchen Kaufmann, der mir doch verſprochen hatte, das Papier nicht aus den Händen zu geben, und bis morgen zu warten. —, (laut) Mein Herr! — Sie ſollen bezahlt werden, das verſteht ſich — ich, ich habe Vermögen — aber in dieſem Augenblicke würde es mich ſehr geniren — wenn Sie nur die Güte haben wollten bis morgen früh zu warten —

Holden.

Sehr gern würde ich das thun, aber in zwei Stunden muß ich nach den Niederlanden abreiſen, und ich habe dieſes Geld zu meiner Reiſe beſtimmt.

Godard. (für ſich)

Was nun thun? — an wen mich wenden — meine Herrn Collegen? — Das wäre vergebliche Mühe. — Der Henker! — Da iſt ja mein neuer Herr Gevatter, der Pathe meines Neugebornen — indem er das Kind über die Taufe hält, verpflichtet er ſich zugleich es zu vertheidigen, zu beſchützen, dafür zu ſorgen, er wird gleichſam ſein zweiter Vater, und was mich angeht, geht folglich auch ihn an. — (laut) Haben Sie die Güte, mein Herr! ſich nur ein wenig

niederzulaſſen. (für ſich) Er iſt reich, er hat ſein gutes Auskommen — wenn ich ihn bitte mir die Summe auf ein paar Stunden vorzuſtrecken — das kann er mir nicht abſchlagen, ohne, nach allem was wir für ihn gethan haben, das Zartgefühl zu verletzen. (laut) Ich komme gleich wieder, mein Herr, und in einer Viertelſtunde haben Sie Ihr Geld. (ab in's Seitenzimmer)

Neunter Auftritt.

Graf Holden. (allein)

Es ſcheint dem armen Manne zu genirren. Das thut mir leid! Aber wenn er wüßte, in welcher Lage ich mich ſelbſt befinde! — In zwei Stunden abreiſen zu müſſen, und nicht zu wiſſen, wo ich mein Kind hinthun ſoll, — welchen Händen ich es anvertrauen kann! — Ich bin zu Madame Prüdent gelaufen — ſie hatte mir ſchon einmal aus der Noth geholfen. — Aber, als ob ſich alles gegen mich verſchworen hätte — ausgegangen — verſchwunden — ſeit zwei Tagen nicht wieder ſich zu Hauſe ſehen laſſen! —

Zehnter Auftritt.

Der Graf Holden. Mad. Prüdent.

(kommt aus dem Nebenzimmer links und ſpricht da hinein, wie zu einem Kinde.)

Mad. Prüdent.

Das arme Würmchen! — Wie es ſo ſanft ſchläft! — Nun, bſt, bſt, (ſie dreht ſich um und erblickt den Grafen) Je, du mein Himmel! — Da iſt ja mein junger Mann — mein ſchöner Unbekannter.

Holden.

Madame Prüdent! — Sie führt mir der Himmel zu!

Mad. Prüdent.

Was wollen denn Sie hier?

Holden.

Sie ſollen es gleich erfahren — ich bedarf dringend Ihrer Hülfe und rechne ganz auf Ihre Verſchwiegenheit.

Mad. Prüdent.

Ach, mein lieber junger Herr — ſeyn Sie ganz ruhig — da können Sie d'rauf bauen wie auf einen Felſen. — Iſt etwa die junge, ſchöne Dame kränker geworden? — ja, ja, ſie ſah

recht leidend aus. — Du mein Gott, man kann ja nicht alles zusammen haben — Reichthum und Gesundheit!

Holden.

Sie befindet sich sehr wohl — aber die Augenblicke sind kostbar — Hören Sie mich — ich bin ein Ausländer — ein Niederländer — ich habe eine junge, schöne Dame, die ich anbete, heimlich geheyrathet, und dadurch meine ganze Familie gegen mich aufgebracht. — Man verfolgt mich gerichtlich wegen Verführung, Raub, Gott weiß was allem, und ich stehe in der größten Gefahr gefangen genommen zu werden.

Mad. Präsident.

Nicht möglich!

Holden.

In zwei Stunden muß ich mit meiner Frau von hier fort nach den Niederlanden zurück. — Ich will meinen Vater, dem Grafen Holden alles bekennen, nur er kann diese Sache beilegen und die Aeltern meiner Frau beruhigen. Aber Sie wissen — meine Frau ist vor drei Tagen niedergekommen, ich kann doch ein dittkgiget

Kind nicht mit mir nehmen — und ſo will ich es Ihnen anvertrauen.

Mad. Prüdent.

Mir? gnädiger Herr!

Holden.

Ja, meine theure Madame Prüdent, und ſo lange bis ich wieder zurück bin. Es wird höchſtens acht Tage dauern. Da, (giebt ihr eine Börſe) nehmen Sie, und ſeyn Sie überzeugt, daß Sie noch gröſ're Beweiſe meiner Dankbarkeit erhalten ſollen. Wir haben aber keinen Augenblick zu verlieren. Mein kleines Mädchen iſt zehn Schritte von hier mit einem vertrauten Bedienten in meinem Wagen. Gehen Sie, und holen Sie es.

Mad. Prüdent.

Gleich, gleich — (rechts zeigend) Von dieſer Seite da geht noch eine Thüre auf die Straße, da will ich das Kind einſtweilen hereinbringen, ich lege es dann indeß hier in dieſes Zimmer, wo niemand etwas d'rinn zu thun hat, und in einer Stunde ſpäteſtens nehme ich es mit mir nach Hauſe, wo Sie es nach Ihrer Zurückkunft hoffentlich friſch und geſund wieder finden werden.

Holden.

Vortrefflich — noch ein Wort. — Meine Frau wünscht, daß das Mädchen so schnell als möglich getauft werde. Haben Sie die Güte, auch dieses zu besorgen. — Wählen Sie sich selbst einen Pathen aus — wer es sei — nur einen ehrlichen Mann — und daß alles schnell und ohne Aufsehen vor sich gehe.

Mad. Prädent.

Sorgen Sie nicht dafür — soll alles geschehen — ich weiß jemand, der hier ganz nahe an wohnt, und dem will ich's im Vorbeigehen sagen, — es ist der Diener von Herrn Godard — ein recht feiner Mensch — den Dienst wird er Ihnen gern erzeigen — und Sie werden gewiß mit ihm zufrieden seyn, — denn wenn ich für jemand gut sage — und im übrigen können Sie auf mich rechnen — mein Eifer, meine Verschwiegenheit — (im Abgehen) Mein Gott, was ist das wieder für ein Tag! — eine heimliche Heyrath, ein Kind, das man mir anvertraut, zwei Taufen, zwei Gevattern! — und das Geheimniß dabei! Nun, da kann ich Jahre lang davon erzählen. (geht rechts ab)

Eilfter Auftritt.

Holden. (allein)

Gott ſei gedankt, nun kann ich doch etwas ruhiger Athem holen. (er bemerkt ein Schreibzeug) Ich muß meiner theuern Hypolite im Voraus ſchreiben, was ich für Verkehrungen getroffen habe, denn es ſcheint nicht, als ob man mit der Bezahlung meines Wechſels ſehr eilte, und ich werde alſo Zeit haben. (er ſetzt ſich an den Tiſch und ſchreibt)

Zwölfter Auftritt.

Graf Holden. Herr Düraud, der mit einem Blumenſtrauße aus dem Wochenzimmer kommt.

Düraud. (ohne Holden zu ſehen)

Iſt man nur einmal in den Schlamm gerathen, ſo ſtürzen einen alle Mühen und Anſtrengungen, die man anwendet um wieder herauszukommen, nur noch tiefer hinein. — Der Herr Godard will da noch Geld von mir borgen, und die Frau von Saint Ange, die immer in mich hineinredet — „Wie? Ei, das iſt ja ganz natürlich: — für den Herrn Gevatter und die

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER,K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18534/005

Frau Gevatterin — das geht uns allen Beiden an — nicht wahr, mein lieber Herr Dürand?“ — Ei, sie mag's allein thun, ihr Mann ist Bankier — ist reich, aber ich — ich — unglücklicher Weise konnte ich mich nicht damit entschuldigen, daß ich kein baares Geld hätte, denn ein paar Minuten vorher hatte ich ein Wort von den dreißigtausend Franks fallen lassen, die ich zu Hause hätte und nicht unterzubringen wüßte. Ich alberner Mensch! (macht eine Damenstimme nach) „O! welchen bessern Gebrauch könnten Sie denn von Ihren Capitalien machen!“ — Ein allerliebster Gebrauch! eine schöne Spekulation! viertausend Franks aufs völlig Ungewisse, wahre Fonds perdus anzulegen! — auf meinem lieben kleinen Herrn Pathen, den Monsieur Gobard! — Eintreiben will ich's zwar schon wieder, das versteht sich, auf die eine oder die andere Art, aber es ist doch immer sehr unangenehm — jedenfalls habe ich's selbst bezahlen wollen, damit ich doch wenigstens die Pelzstiefe in die Hände bekomme — (er sieht sich um) Ahe, — der Herr der dort schreibt, das ist ohnstreitig — (zu dem Grafen) Mein Herr, haben Sie den Wechselbrief in den Händen?

Holden.

Den über viertausend Franks — von Herrn Godard acceptirt — ja hier ist er. (er giebt Dürand den Wechsel, dieser sieht ihn an, und legt ihn sorgsam in seine Brieftasche) Ha, ha, der Herr sind, wie ich sehe, bei Herrn Godard Cassirer?

Dürand.

So ungefähr. (giebt ihm Banknoten) Sie sehen, daß es ganz so ist, als ob — oder vielmehr, daß ich nicht weiß wie alles das — denn, Gott sei es geklagt, über mich bricht heut' alles herein — indem ich so wie sie mich hier sehen, mein Herr, Gevatter stehe, — und zwar ganz gegen meinen Willen —

Holden.

Wie? mein Herr, sie stehen Gevatter? (lächelnd)

Dürand.

Ach, du mein Gott, ja! — Die Madame Prüdent — die verwünschte Hebamme ist an allem Schuld.

Holden.

Aha, die wackre Frau hat keine Zeit verlo-

ren. (Dürand's Hand ergreifend) Mein Herr, ich bin ſehr erfreut, daß eben Sie es ſind, der —

Dürand.

Was giebt's denn ſchon wieder mit mir?

Holden.

Sie ſollen es gewiß nicht bereuen — wir werden uns eines Tages ſicher wieder ſehen, und ob ich gleich nicht die Ehre habe Sie zu kennen, ſo mage ich es doch, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten, die Ihnen freilich ſehr unbedeutend ſcheinen wird, die aber doch von großer Wichtigkeit für mich iſt. — Sagen Sie mir, welchen Namen wollen Sie dem Kinde geben?

Dürand.

Welchen Namen? — Das iſt mir wahrhaftig einerlei. Man mag es nennen, wie man's will.

Holden.

Schön, ſehr ſchön! — nun denn, mein Herr! weil Ihnen das einerlei iſt, ſo bitte ich Sie recht ſehr, es Emilie, Erneſtine, Hypolite nennen zu laſſen.

Dürand.

Hyrolite — Emilie — Erneſtine! — Wo denken Sie hin? Es iſt ja ein Knabe!

Holden.

Bewahre, mein Herr! man wird es Ihnen nicht geſagt haben, oder Sie haben es wieder vergeſſen; doch das iſt ja ganz einerlei, Mädchen oder Knabe, ich bitte Sie recht ſehr um den Namen Emilie, Erneſtine, Hyrolite.

Dürand.

Aber, zum Henker, mein Herr! was kann denn das Sie verſchlagen? Was geht denn Sie die ganze Sache an?

Holden.

Ich habe meine beſondern Gründe auf dieſen Namen zu beſtehen, beſond're Gründe, und Sie ſcheinen viel zu zartfühlend zu ſeyn, um darnach zu forſchen.

Dürand.

Alle Wetter! — Was fällt mir da ein? — Sollte! — Nun, das wäre: —

Holden.

Still, ſtill, um des Himmels willen! Ich

habe die wichtigsten Ursachen von der Welt zu wünschen, daß man nicht das geringste merke.

Durand.

Wie? mein Herr? Sie wären — Sie hätten — Sie wollten —

Holden.

Still doch nur! (leis zu ihm) Ja, mein Herr! es ist wahr, ich kann es nicht läugnen — dieses Kind geht mich sehr nahe an, aber da Madame Präsident sich an Sie gewendet hat, so hoffe ich, daß Sie ein Mann von Ehre sind, der ein wichtiges Geheimniß heilig verschweigen kann. Ich bin von guter Geburt, ich bedarf nur einiges Credits, etwas Glück, und vielleicht bin ich in kurzer Zeit im Stande Ihnen diesen Dienst wieder vergelten zu können, Ihnen zu beweisen, daß Sie es mit keinem Undankbaren zu thun haben. (eilt schnell ab)

Dreizehnter Auftritt.

Durand, (allein)

Nun, das ist etwas ganz allerliebstes! — Wie? Madame Godard? — ein einfaches Bürgerweibchen — auch schon mit der Art und

Weiſe der groſſen Welt vertraut! — Der Herr Gemahl, der an nichts Arges denkt — die würdige Madame Präſident, welche die Vertraute macht — und ich, der da mit hinein kommt, ohne daß ich weiß wie — ich, der ich ſtets Skandal und Lärmen gehaßt habe wie die Sünde — ich! — Wie ſoll ich mir da heraus helfen? — Währ iſt's, der junge Mann ſah aus, als ob er etwas Vornehmes wäre — aber wenn er ſo reich iſt, wie er ſich ausgiebt, warum bezahlt er nicht die Wechſelſchulden für den Herrn Gemahl? — Ich ſollte doch meinen, das gehe ihm noch näher an als mich — Und, warum ſteht er nicht lieber ſelbſt Gevatter? — Das ſoll ja ſo Mode ſeyn.

Vierzehnter Auftritt.

Dörand. Godard. Mad. de Saint Ange. Mad. Benoiſt. Mad. Bertrand. Mad. Dörouyeau, andere weibliche und männliche Verwandte.

Godard. (noch in der Couliſſe)

Ja, mein liebes Frauchen — ja, ja, — ſobald es getauft iſt, bringen wir Dir es wieder.

— Halte Dich nur recht hübsch warm — hörst Du?

Dürand. (bei Seite)

Der arme Mann, ich habe ordentlich Mitleiden mit ihm — so ruhig — so besorgt. — Ja, heyrathet nur. (laut zu Godard, ihn auf die Schulter klopfend) Nun, mein armer Freund!

Godard. (sich umdrehend)

Ach, mein theurer Freund, alles, alles geht gut, sehr gut — ich hoffe, daß Sie vollkommen zufrieden seyn werden. — Ein Pathchen haben Sie — ein Pathchen — groß und schön und frisch: das wird einmal ein tüchtiger Bengel werden.

Dürand.

Es ist also doch gewiß ein Knabe?

Godard.

Ei, alle Wetter, was soll er denn sonst seyn?

Dürand. (für sich)

Nun, da werde jemand daraus klug! — Eins sagt, es sei ein Mädchen, das and're sagt, es sei ein Junge — die beiden Herrn sollten sich doch zusammen vertragen!

Godard.

Nun wollen wir aber auch fort! — Die Wagen halten schon alle an der Thüre.

Mad. Benoist.

Ach, du mein Gott! und der Name des Kindes?

Godard. (sich die Stirn reibend)

Der Name — der Name — ja, das ist wahr — daran haben wir noch gar nicht gedacht! — Wie nennen wir es denn?

Mad. de Saint Ange.

Ich kann darüber gar nicht entscheiden, das ist die Sache der Familie.

Mad. Dürepeau.

Da wollte ich Ihnen doch einen sehr hübschen Namen vorschlagen — Theophilus — das ist etwas Ungewöhnliches.

Godard.

Ums Himmelswillen nicht — ich kenne jemand der so heißt, und der einäugig ist. — Nein, da wollte ich — es ist nur so eine Idee — aber ich habe mir immer gedacht, daß wenn ich einen Sohn bekäme, ich ihn Barnabas nennen würde.

Alle.

Barnabas! — O! was für ein köſtlicher Name!

Godard.

Ein köſtlicher Name? — Das will ich mir ausgebeten haben; ich heiße auch Barnabas, und nun ſoll mein Sohn durchaus auch Barnabas heißen.

Mad. Benoit.

Ach bewahre — das würde ſich ſchicken. — Still, ich habe da einen Namen, den allerſchönſten im ganzen Kalender — einen wohlklingenden, köſtlichen Namen — Theodor — und der macht ſich gar vortrefflich, denn hören Sie nur, wie das hübſch klingt, wenn es dann heißt: wo iſt denn Theodor? — was treibt denn Theodor? — gieb doch einmal Theodor die Ruthe!

Godard.

Nun, da kann man auch eben ſo gut ſagen: wo iſt Barnabas? — was treibt Barnabas? — gebt doch einmal Barnabas die Ruthe.

Mad. Benoit.

Ich laſſe nun aber einmal meinen Enkel nicht Barnabas nennen.

Gobard.

Und ich meinen Sohn nicht Theodor: lieber laſſe ich ihn gar nicht taufen.

Mad. Benoiſt.

Und meinetwegen mag er da lieber niemals einen Namen bekommen.

Gobard. (wild)

Nun, das wäre was hübſches! Ein anonymes Kind! Das würde ein ſchönes Lärmen in unſerm Viertel machen.

Dürand.

Beruhigen Sie ſich doch, beruhigen Sie ſich! Wäre es denn nicht möglich die Sache in Güte beizulegen, und keinen von beiden, ſondern allenfalls einen ganz andern Namen zu wählen?

Gobard.

Ach Gott — daran dachten wir gar nicht — nehmen Sie es ja nicht übel — Sie ſind der Herr Pathe, Sie mögen ſelbſt einen ausſuchen.

Alle.

Ja, ja, das iſt das beſte.

Dürand.

Nun, um die ſtreitenden Partheien zu vereinen, und weil — indem es ſcheint als ob in

Lichtenwalde wurde roth auf beiden Wangen. Ein Glück war's, daß der Vater sogleich wieder das Wort nahm, denn jener hätte sich vergebens zermartert, das Gespräch noch einmal anzuknüpfen.

Eine Weile darauf so hatte die Mutter eine Sticknadel abgestrickt, und legte die Arbeit zur Seite. Nun ging sie hinaus.

Jetzt wird sie gerufen, dachte Walter, und besann sich eben auf die Worte, die er auf dem ganzen Wege nach Lindau zu memorirt hatte, um das Angebinde, welches er für Annen in der Tasche führte, mit einem paßlichen Glückwunsch zu begleiten.

Da fragte zum Unglück der eifrige Athanasianer, was er von der Dreieinigkeit halte?

Nun aber wollte denn doch die Antwort des Gratulanten — im Gedanken — nicht recht passen, dem blos das Wort Einigkeit in der Seele hangen geblieben war: „ja Einigkeit deute dieses Band, welches die Rose und das duftende Veilchen umschlingt" —

So sprach der Lichtenwalder Pfarrer, und Wahlheim sah ihn groß an wie — pflegt die Mutter bei solchen Gelegenheiten prosaisch zu sagen — wie die Kuh das neue Thor.

diesem Falle — die Sache doch nicht ohne Ursache wäre — so wollen wir das Kind Hypolit nennen.

Mad. Benoist.

Hypolit — das wollte ich wahrhaftig vorhin selbst vorschlagen.

Godard.

Ja, ja, Hypolit — das ist gerade der Name den wir brauchen können — das ist nicht zu lang — und doch auch wieder lang genug — als ob er ausdrücklich für uns erfunden worden wäre — und irre ich mich nicht, so sprach meine Frau noch selbst vorgestern erst von dem Namen. — Ja, es bleibt dabei, Hypolit.

Mad. de Saint Ange.

Nun, das ist schön, daß endlich der Streit zu Ende ist. Mühe genug hat es gekostet. — (zu Dürand) Jetzt kommen Sie, lieber Herr Mitgevatter, lassen Sie uns den Zug eröffnen.

Dürand. (die Handschuh anziehend)

Ja, ja — lassen Sie uns geschwind fortgehen, und eben so geschwind wiederkommen, damit wir die Sache bald ganz überstanden haben: (er will links abgehen) Was ist denn das für ein Lärmen? was giebt es denn schon wieder?

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Mad. Bertrand. (die außer Athem gelaufen kommt)

Mad. Bertrand.

Ach! was das für ein Spektakel iſt — die Damen von der Halle ſtehen an der Hausthüre mit Struſſern, und warten auf den Herrn Gevatter —

Dürand. (für ſich)

Ha, ha, die merken wieder Zwanzigfrankſtücke. — (laut zu Gobard) Lieber Herr Gevatter, ich muß Ihnen geſtehen, daß ich mit dem was in ſolchen Fällen üblich iſt, nicht ganz bekannt bin, und daß, wenn ich dieſe Damengeſellſchaft vermeiden könnte —

Gobard. (auf den Hintergrund zeigend)

Da brauchen wir blos durch mein Gewölbe zu gehen.

Mad. de Saint Ange.

Nun, ſo kommen ſie endlich! (ſie wollen durch den Hintergrund abgehen, als man Trommelwirbel und Pfeifen erſchallen hört)

Gobard.

Hören Sie? — das ſind die Hautboiſten von

der Nationalgarde — da Sie auch dazu gehören, ſo —

Durand.

Ei bewahre, ich gehöre nicht dazu, ich thue keinen Wachtdienſt mehr, ſie mögen ſich an den Pfefferkuchenbäcker an der Ecke dort halten, der zieht für mich auf. — (knöpft ſich den Rock zu, als wolle er ſeine Briefſtaſche verwahren) Das heißt einem aufpaſſen!

Mad. Benoiſt.

Warten Sie doch, warten Sie doch! — (zeigt auf die Thüre rechts) Hier iſt noch ein Ausgang auf die Straße, faſt der Kirche grade gegenüber. (ſie öffnet die Thür)

Mad. de Saint Ange.

Vortrefflich — geben Sie mir den Arm, und laſſen Sie uns endlich gehen. — Aber wo iſt denn die Kinderfrau und das Kind?

Godard.

Ach, du mein himmliſcher Vater! — wo iſt denn das Kind? — Wo iſt denn Madame Präſident? — Ach Gott, in dem Augenblicke, wo wir eben in die Kirche gehen wollen — nun, ſo ein Unglück kann nur mir begegnen! — Madame

Prüdent! Madame Prüdent! — Wo, zum Henker, ſtecken Sie denn? — Wo hat ſie mir das Kind hingethan? (Große Unordnung unter den Verwandten)

Mad. Benoiſt.

(die dem Kabinet rechts zunächſt ſteht, horcht) Ich höre da drinn ſchreien, — ja, ja, das iſt der Kleine — (ſie geht in's Kabinet)

Mad. de Saint Ange.

Nun gut — ſo wollen wir ihn im Vorbeigehn mitnehmen — geſchwind nur — vorwärts — nun, wenn niemand will, ſo gehe ich zuerſt. (Alle bis auf Godard gehen in daſſelbe Kabinet rechts)

Achtzehnter Auftritt.

Godard. (allein)

Uf! — Gott ſei Dank! — Sie ſind fort! — Nun, das hat Mühe gekoſtet! Ach, was ein armer Familienvater doch alles auszuſtehen hat! (er miſcht indeß Wein und Zucker in ein Tumpchen, und trinkt es) Ha! das ſtärkt! — Wer kommt denn da ſchon wieder?

Siebenzehnter Auftritt.

Godard. Ein Bedienter in fremder Livree.

Godard.

(zu dem Bedienten, der ihn ungewiß ansieht) Was will Er denn, mein Freund? — Was begehrt Er denn?

Bedienter.

Mein Herr — ich wollte — mit einer Dame — die hier seyn soll —

Godard.

— Eine Dame?

Bedienter.

Ja, Madame Prüdent, die Hebamme —

Godard.

Die ist nicht mehr da — sie ist fortgegangen — und Gott weiß wohin — Nun, sogar nimmt Ihn denn das so Wunder? — Was ist Ihm denn?

Bedienter.

Ja, da weiß ich gar nicht, was ich nun anfangen soll: — Madame Prüdent sollte mir den Herrn zeigen, an den ich hier einen Brief abzugeben habe — einen Herrn, dessen Namen

ich nicht weiß, — der aber hier im Hauſe wohnt, und heute Gevatter ſtehen ſoll —

Godard.

Aha, wieder an Herrn Dürand — und was ſoll er denn?

Bedienter.

Der Brief kommt von dem Kindtaufvater —

Godard.

Wie?

Bedienter.

Ja, der Herr hält unten im Wagen, und will ihn abholen — und mit ſich nehmen.

Godard. (für ſich)

Mit ſich nehmen — ei du abſcheuliches Complott! — Nun, dem wollen wir vorbeugen! (laut) Es iſt ſchon gut, mein Freund, ſag' Er ſeinem Herrn nur, daß er ein wenig warten ſoll, ich will unterdeß Herrn Dürand den Brief geben, ſobald er wieder aus der Kirche zurückkommen wird. (der Bediente geht ab) Das war pfiffig, daß ich das Briefchen auffing, — laß doch einmal geſchwind ſehen! (er lieſt) „Mein lieber Unbekannter — und Sie, Madame Prüdent — ich bin glücklicher als ich es je hoffen durfte

— alles ist mir verziehen. — Schicken Sie mir also geschwind mein liebes holdes Kind zu, sobald es nur getauft ist, seine Angehörigen warten mit Schmerzen darauf es zu sehen, zu umarmen und zu küssen, und ich selbst will mein liebliches Hypolitchen ihnen vorstellen." — Sein Hypolitchen! — Allerliebst! — Vortrefflich! — Welch eine infernalische Verschwörung! — Der Kopf ist mir ganz wüst — wie soll ich mir nur das zusammen reimen? — es muß da noch einen andern Vater also geben — noch eine andre Familie als die meinige. — Also, Herr Dürand und die Wehmutter, alle gegen mich verschworen, um mich zu betrügen, und mir meinen Sohn zu entführen — oder vielmehr, wenn ich sage meinen Sohn, so heißt das vielmehr — unsern Sohn. — Ach, du lieber Himmel, die Verwandtschaft wird so verwickelt, daß ich mich gar nicht herauszufinden weiß. — Aber vor allen Dingen muß ich darüber eine Erklärung mit meiner Frau Eheliebste haben. (er will zu ihr, bleibt aber dann stehen) Ruhig — kaltes Blut wo möglich! — Vergessen wir nicht, daß unsre Frau ihr Milchfieberchen hat. — Ja, ja; sie soll mir vor allen Dingen erklären, warum mein

Junge den Herrn Dürand ähnlich sehn soll, und wenn wir uns einmal darüber verständigt haben, so werden wir auch wissen, woran wir uns halten sollen wegen des silbernen Theeservices — der Erklärungen — der — doch, da kommen sie schon. Alle Wetter, wir wollen einmal sehen! (Man sieht durch die Fenster des Hintergrundes auf der Straße den Kindtaufszug vorbeigehn, der von rechts herkommt, und nach links zu hereintritt.)

Achtzehnter Auftritt.

Godard. Frau von Saint Ange. Herr Dürand. Die Kindtaufsleute.

Mad. de Saint Ange.

Den kleinen Hypolit hat man zu seiner Mutter in das Schlafzimmer gebracht. — Alles ist vortrefflich gegangen — die Feßlichkeit war superb — man hätte sagen können, daß ein solcher Zug —

Dürand.

Ja, das fehlte nur noch, daß ich so durch die ganze Kirche durchziehen müßte! Die Weiber stiegen auf die Bänke, Neugierige drängten, daß man kaum von der Stelle konnte. Da ist der

Pathe! Da iſt der Pathe! ſchrieen ſie von allen Seiten! — Man konnte es mit keinem wilden Thiere ärger treiben. Und der Schweitzer, der, um Platz zu machen, mir ſelbſt mit ſeiner Hellebarde zwiſchen den Beinen herumarbeitete, daß ich noch blaue Flecke haben muß, und die Wettermädchen, die ſich hinſchmiſſen um ihre Sträuschen anzubieten, und die lumpigten Bettler, die einem bald das Kleid zerriſſen, und immer ſchrieen: Ich — gnädiger Herr! hier — ich, der da — der hat ſchon bekommen — aber ich — das iſt ein ſchlechter Bettelmann! ich bin aber ein guter! — Und auf der Gaſſe, während man auf die Wagen wartet, oder der Schlag geöffnet wird — das drängt, das ſtößt, das tritt, das beſprützt einen von oben bis unten. (zeigt auf ſeine weißen Strümpfe, die ganz ſchwarz gefleckt ſind) Wahrhaftig, es iſt einzig, ſechs Scheibenwagen zu bezahlen, um in dieſem Zuſtande wieder nach Hauſe zu kommen!

Mad. de Saint Ange.

Rechnen Sie denn aber das Vergnügen, Ihr Pathchen über die Taufe gehalten zu haben, für gar nichts?

Dürand.

Ich bin ganz wie zerſchlagen. Der Kirchner nun dazu, der durchaus darauf beſtand, daß ich mein Credo lateiniſch herſagen ſollte, ich, der ich es nur auf franzöſiſch kann! — Habe ich nicht länger als eine halbe Stunde mit ausgeſtreckten Armen ſtehen, und das ſchwere Kind halten müſſen? — Nun, reden wir nicht mehr darüber, nur gut, daß es vorbei iſt.

Mad. de Saint Ange.

Vorbei! — Ganz und gar nicht. Jetzt erſt werden Sie den Lohn für alle Mühe und Sorge erndten, die Sie dabei gehabt haben, jetzt erſt werden Sie in der Anhänglichkeit, Liebe und Freundſchaft einer achtbaren Familie, welche Ihnen zu dem höchſten Danke verpflichtet iſt, finden, daß — (zu Godard leiſe) So gehen Sie doch, Herr Gevatter, und bedanken Sie ſich bei Ihrem Herrn Gevatter.

Godard.

(auf Dürand zugehend, mit Bedeutung) Hier iſt nicht der Ort uns gegenſeitig zu erklären, mein Herr! — aber ich weiß alles — ja alles! — Sie werden mich verſtehen — und ich erſu-

3.

In dem Augenblick kicherten draußen drei Mädchenstimmen.

Jetzt war es vollends um des guten Walters Fassung geschehen, denn er unterschied deutlich Annens Worte: „und wenn ihr mir noch eine Sylbe von ihm sagt, so gehe ich gar nicht hinein.“

Die Thür ging indeß auf und das bildschöne Mädchen, glühend wie der Kelch einer Centifolie und schlank wie die Pappel am Teiche, trat herein Arm in Arm mit ihren Freundinnen.

„Ach willkommen, Herr Nachbar!“ sagte Anne, so unbefangen als möglich war, zu dem jungen Prediger und reichte ihm freundlich ihre beiden Hände. Dieser aber stand da so verwirrt, daß er auch nicht eine seiner Hände aus den Rocktaschen heraus nahm, in welchen er krampfhaft die beiden Angebinde gefaßt hatte. Doch wie er nun gar zufällig in das große himmelblaue Auge des freundlichen Mädchens einen Blick geworfen hatte, da sagte er stockend und unter vielen Verbeugungen, weil er fühlte, daß er doch etwas sagen müsse: „Wir sprachen eben, meine werthgeschätzte Demoiselle, von der Apotheose; sollte Sie diese Materie interessiren, so erlauben Sie gütig, daß wir darin fortfahren dürfen.“

che Sie keinen Fuß mehr über meine Schwelle zu setzen — oder wir werden Ihnen zeigen —

Mad. de Saint Ange.

Was bedeutet denn das?

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Mad. Benoist kommt mit der Amme, welche ein Wochenkind auf dem Arme trägt. Mad. Dûroupeau und and're Weiber.

Mad. Benoist.

Ach, du mein Gott! — Welches Unglück! — Welcher Skandal! — Welches Aufsehen! — Herr Schwiegersohn! — Ihr Sohn — Ach, wenn Sie wüßten, was aus ihm geworden ist! — Ach, Ihr Sohn! —

Godard.

Hat man ihn gestohlen?

Mad. Benoist.

Schlimmer.

Godard.

Ist er krank?

Mad. Benoist.

Ach, das wäre nicht der Rede werth — nun, so hören Sie, daß Ihr Sohn — Ihr Sohn —

Sobard.

Nun denn?

Mad. Benoiß.

Ein Mädchen iſt.

Mad. de Saint Ange.

Ein Mädchen!

Dürand. (für ſich)

Ja, das wußte ich wohl! —. Jener hatte doch recht.

Sobard. (nimmt das Kind)

Was ſoll denn das heißen? — Ich will meinen Sohn wieder haben! — Mit dem Balge da mag ich gar nichts zu ſchaffen haben! (er giebt das Kind der Madame Düroupeau)

Mad. Düroupeau.

Ei — ich auch nicht — bewahre mich der Himmel — ich mag ſo ein Kind auch nicht. (giebt es an Madame Benoiß, die es dann an Madame Bertrand giebt) Das gehört ganz gewiß nicht in die Familie.

Mad. Bertrand.

(giebt das Kind Dürand auf die Arme) Nun, ſo mag's der Herr da nehmen, der hat's ja taufen laſſen.

Dürand.

(mit dem Kinde auf dem Arme, das er immer weggeben, das aber niemand nehmen will) Meine Herrn — meine Damen — was soll das bedeuten? — Nehmen Sie doch — was soll ich denn damit? — ach, spaßen Sie nicht — he da — ich kann ja das Kind nicht länger halten — will mir's denn niemand abnehmen — ich bitte um des Himmelswillen! — nimmts denn gar niemand?

Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf von Holden. (tritt bei den letzten Worten ein. Eine Kammerfrau mit ihm.)

Holden.

Ich, mein Herr! ich, der schon seit einer Viertelstunde in seinem Wagen auf Sie wartet. (er giebt der Kammerfrau ein Zeichen, welche dann das Kind nimmt und es fortträgt) Ich bin Ihnen aber dessen ohnerachtet für alle Mühwaltungen, die Sie dabei gehabt haben, ungemein verbunden.

Mad. de Saint Ange.

Was sehe ich? — Herr Graf von Holden! Sie?

Godard.

Der Mann mit dem Wechſelbriefe!

Holden. (zu Frau von Saint Ange)

Ich ſelbſt — und zwar nun als der glücklichſte aller Menſchen. — Meine Verbindung iſt anerkannt — mein Schwiegervater hat verziehen, und ich bleibe in Paris.

Godard.

Aber, ich bitte Sie, mein Herr! ſagen Sie mir —

Alle.

Ja, ſagen Sie, um des Himmels willen —

Ein und Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Mad. Prüdent. (welche aus der Wochenſtube kommt)

Mad. Prüdent.

Still doch, nur ſtill! Sie machen ja ein Getös, daß der armen Wöchnerin der Kopf zerſpringen möchte.

Godard.

Nun, ſind Sie denn endlich einmal da! Madame Prüdent?

Mad. Prüdent.

Ja, ſo bin ich. Leider konnte ich freilich bei

der Taufe nicht zugegen seyn — (auf Graf Holden zeigend) Der Herr weiß schon weshalb. (leise zu ihm, indem sie auf die Thüre rechts zeigt) Ihr Kind ist da drinn, ich bin nur gelaufen, um die beiden Pathen aufzusuchen, und es hat mir Mühe genug gemacht, denn —

Holden.

Wäre gar nicht nöthig gewesen — denn (auf Dürand zeigend) der Herr da hat unterdeß schon die Sache auf die herrlichste Art von der Welt verrichtet.

Godard.

Was? wie? Herr Dürand! — Sie haben ganz gewiß das Kind des Herrn Grafen über die Taufe gehalten! Ach! du mein Himmel! Das kann nur mir geschehen! — Mein armer Junge, nun noch nicht getauft, nach allem dem Elende und der Noth die wir deshalb schon ausgestanden haben.

Mad. de Saint Ange.

Man muß wahrhaftig gestehen, daß das Unglück heißt! (lachend)

Godard.

Freilich, mein vortrefflichster Herr Dürand, sehe ich nun auch ein, wie fälschlich und unge-

rechter Weise ich Sie verhin im Verdacht hatte. — Aber dafür werden auch Sie wieder einsehen, daß Ihr voriges Gevatterstehen nicht gelten kann, und daß Sie die Güte haben müssen, morgen noch einmal wieder anzufangen.

Dúrand.

Nein, um alles in der Welt nicht, ich hab's an Einem Male überflüßig und genug, und wenn man mich jemals dabei wieder erwischt, so —

Godard.

Nun, da habe ich schon wieder keinen Pathen für meinen Jungen! — Hab ich's doch gesagt, daß bei meinem Unglücksstierne mein armer Junge gewiß gar nicht getauft werden wird.

Holden.

Seyn Sie ruhig, an der Taufe soll ihm nichts abgehen, und ich erbitte mich selbst auf morgen zu seinem Pathen, wenn anders Frau von Saint Ange mit mir zufrieden seyn will.

Godard.

Nehmen Sie es doch um des Himmels willen an, gnädige Frau! — Thun Sie es doch an mir! — Verlieren Sie nur den Muth nicht: ich habe zwar viel Unglück, aber so kommen wir doch am Ende vielleicht noch zum Ziele.

Dürand. (für ſich)

Der arme Graf! — er weiß nicht welchem Schickſale er entgegen geht! — (laut) Und ich erkläre hiermit, daß ich mich ganz beſtimmt nächſtens verheyrathen werde, denn ich fange an einzuſehen, daß unſer einem die Kinder and'rer Leute mehr koſten, als unſ're eig'nen.

Godard.

Wie? — mein theurer Herr Nachbar! — Sie wollen ſich verehlichen?

Dürand.

(mit einem zornigen Blick auf Godard) Ja, mein allertheuerſter Herr Godard, ich verehliche mich, und Sie ſollen bei meinem erſten Kinde Gevatter ſtehn.

(Der Vorhang fällt.)

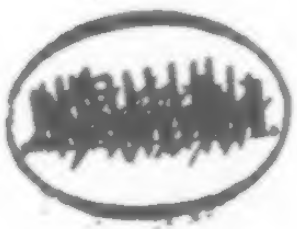

RESEL

Dresden,
gedruckt in der königl. privilegirten Hofbuchdruckerei von
C. C. Meinhold und Söhnen.

Dramatisches Vergißmeinnicht

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutschland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Viertes Bändchen.

Enthält:

Die Benefiz-Vorstellung

Lustspiel in fünf Aufzügen.

Marie.

Schauspiel in drei Aufzügen.

Hofmann.

Dresden und Leipzig,

in der Arnoldischen Buchhandlung.

1826.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Aber jetzt bemerkte der arme Mann sogleich, daß er etwas sehr ungereimtes gesagt haben müsse. Er bat deshalb zögernd um Entschuldigung, wodurch er denn freilich das Uebel noch ärger machte.

Wie nun die Töchter vom Amte sich kaum des Lachens enthalten konnten, aber Anne noch immer freundlich ein anderes Gespräch anzuknüpfen suchte, da konnte er sich länger nicht mehr halten, er schützte Kopfschmerz vor und ging hinaus.

„Siehst du!" — so flüsterte schalkhaft lächelnd Minette und Molly der erröthenden Freundin zu.

„Siehst du!" — so sagte bedeutend die Mutter zum Papa, der so lächelnd da saß, als ob ein Cherubim mit seinen Schwingen ihm süße Träume zufächelte.

4.

Der junge Prediger ging im Garten auf und nieder, aber er sah gar nicht aus, als ob er am Kopfschmerz leide. Auf dem Antlitze glänzte ein stilles Entzücken, gleich der Morgensonne im Wonnemonde.

Das bemerkte die Mutter für sich. „Geh, Anna, und bring dem Herrn Nachbar die Camil-

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53192-3
WINKLER,K.G.T. FN. 18561/632

Dem

Herrn Carl Graf Brühl,

General-Intendant der Königl. Preußischen Hofschauspiele, Kammerherr, Domherr zu Colberg, Ritter des rothen Adler-Ordens dritter Klasse, des eisernen Kreuzes am weißen Bande, Commandeur des Grosherz. Hessischen Verdienst-Ordens, des Kais. Russ. Wladimirordens vierter Classe u. s. w.

mit

vollkommner Verehrung

geweiht.

Was tief in meinem Herzen längst schon
glühte,
Der Hochachtung, des Dankes vollste
Spende,
Vergönne, daß es laut sich zu Dir wende,
Entströmend aus dem innigsten Gemüthe.

Du nahtest mir mit immer reger Güte
Und was ich gab in Deine treuen Hände,
Du sorgtest, daß es sich zum Heil mir
wende,
Und trug es Frucht, so schütztest Du die
Blüthe.

Wohl tragen viele gleichen Dank im Busen,
Und in dem Tempel Dir vertrauter Musen
Steigt Dir auch Opferflamme bey der ihren,
Doch mir erlaube, meine kleine Hütte,
Nach jener alten, gutgemeinten Sitte,
Mit Deines Namens theuerm Hort zu zieren.

Th. Hell.

Die Benefiz-Vorstellung.

Posse in Einem Akte mit fünf Verwandlungen.

Nach dem Französischen

von

Theodor Hell.

Personen.

Flüsterleis, ein alter Souffleur.
Frau Flüsterleis, seine Frau.
Palmira, ihre Tochter.
Theobald, Commis bey der Assekuranz-Compagnie, ihr Liebhaber.
Schreydichaus, tragischer Schauspieler.
Gambasnella, berühmte Tänzerin.
Trillerhold, ein Sänger.
Pudding, ein Neuseeländer.
Unternull, ein modischer Elegant.
Ein Regisseur.
Trillerholds Bedienter.
Gambasnella's Jokey.
Schreydichaus Bedienter.
Zwey tragische Schauspieler in römischer Kleidung.
Sechs Comparsen desgleichen.

Scene: eine Hauptstadt.

lentropfen, die helfen gewiß." So sprach sie mit einem schlauen Wink gegen den Vater, den dieser aber nicht bemerkte, zu dem Mädchen, welches ungewiß auf der Schwelle stand, ob sie sich sollte noch Gegenvorstellungen erlauben, oder allein hinab gehen zu dem Prediger im Garten.

Minette und Molly sollten mitgehen, aber da schimmerte Amtsraths Livrei durch den Zaun. Sie wurden abgerufen, und Anne verbot ihnen noch in der Thür auch nicht zu denken, was die schelmischen Augen verriethen.

Nun ging Anne allein, mit Herzklopfen zwar, aber sie ging doch.

Sie dachte an seine Verlegenheit. Wie könnte der wünschen, was die Andern meinen, sagte sie da vor sich hin, und ging rascher zu.

Jetzt lauschte sie hinter der hohen Hecke, ehe sie an die Gartenthür trat. Er kam eben den Gang herauf, den verklärten Blick in die Wolken geschlagen. Ein schöner Mann! so hatte sie ihn noch nie gesehen wie heute, das bemerkte sie erst eben. Sie konnte sich wundern, daß sie das erst heute wahrnehmen müsse, gerade heute an ihrem sechzehnten Geburtstage.

Und diesen Mann dachte sie sich da, in tausend Verhältnissen des häuslichen Lebens. Sie dachte sich ihn als liebenden Gatten, wie er im

Erſter Aufzug.

(Ein ſehr einfach meublirtes Gemach.)

Erſter Auftritt.

(Frau Flüſterleis, Palmira.)

Frau Flüſterleis. (ruft)

Palmira!

Palmira. (eintretend)

Mama!

Frau Flüſterleis.

Was machteſt Du draußen im Vorhauſe?

Palmira.

Ich verkaufte Billets für unſer Benefiz heut Abend.

Frau Flüsterleis.

Geht viel ab?

Palmira.

O ja, wir werden guten Zuspruch haben.

Frau Flüsterleis.

Nun, Gott sey Dank, daß das Publikum diesesmal so großes Interesse nimmt. Ich hatte schon geglaubt, es werde Deinem Vater auch itzt wieder gehn, wie es ihm immer ergangen ist, er hat es niemals in seinem Leben zu etwas bringen können! So wird doch noch endlich einmal das Verdienst belohnt werden, und ob es gleich für Leute, die, wenn es nach Recht und Billigkeit gehen sollte, wohl die Näschen ein wenig hoch tragen dürften, hart ist, zu einer Benefiz-Vorstellung ihre Zuflucht nehmen zu müssen — so ist es doch nun wenigstens mit Deiner Heyrath richtig, denn es fehlte nur noch an einer Mitgift für Dich, um —

Palmira.

Ach, glauben Sie ja nicht, daß mein guter Theobold in der Art auch nur das geringste begehrt habe! Er gewiß nicht, aber sein geiziger Vater, der Herr Zollinspektor Mehrinsack —

Frau Flüsterleis.

Und er hat vollkommen Recht daran gehabt, der würdige Herr Zollinspektor Mehrinsack! Naſenweiſes Ding, das verſtehſt Du nicht. Wenn man eine neue Wirthſchaft anfangen will, muß man vor allen Dingen Geld dazu haben. Allerdings iſt Dein Theobald angeſtellt, das iſt wahr, bey der Aſſekuranz-Compagnie hat er eine ſchöne Commisſtelle, aber dreyhundert Thaler jährlich iſt noch lange kein Peru! Und überdies iſt ſo eine Stelle bey der Aſſekuranz nicht einmal ſelbſt gegen Unglücksfälle aſſekurirt — und endlich muß ein Mädchen, das ſo gut erzogen iſt, wie ich mich rühmen kann Dich erzogen zu haben, in der bürgerlichen Welt mit einer Art von Anſtand auftreten, das ſchickt ſich nun einmal nicht anders. — O! wenn Dein Herr Vater, der Herr Flüſterleis mir hätte glauben wollen, ſo würde er bey ſeinen Kenntniſſen, bey ſeiner Erziehung, gewiß auch auf dem Theater, und nicht blos unter demſelben eine glänzende Carriere haben machen können. Ich hätte ihn wohl bis dahin gebracht, daß er auf irgend einer netten Provincial-Bühne Regiſſeur, oder gar Direkteur geworden wä-

re, aber er hat immer weit lieber in seinem Souffeurloche bleiben wollen, hat den Philoso-phen gespielt! — als ob man das könnte, wenn man nur vierhundert Thaler jährliche Besol-dung hat; — und wo wäre er denn sogar noch jetzt, wenn ich ihm durch mein einnehmendes und zuvorkommendes Betragen nicht in früh'ren Zeiten überall Freunde erworben hätte.

Palmira.

Und das gewiß recht wahre und aufrichtige Freunde, weil sie Ihnen zu dieser Benefiz-Vor-stellung behülflich gewesen sind. Man hat be-rechnet, daß sie sich wohl bis auf viertausend Thaler belaufen könne, da die Preise drey und vierfach erhöht sind. Dafür nehmen aber auch die ersten Talente unsrer Bühne daran An-theil.

Frau Flüsterleis.

Und weshalb? Weil ich die Ehre gehabt ha-be, diese ersten Talente alle auf ihren Reisen, und an fremden Theatern kennen zu lernen; Denn ich darf wohl sagen, daß ich mich mit Deinem Vater tüchtig herumgetrieben habe, ehe wir hier ein ruhiges Plätzchen fanden. Wenn

nun Dein Vater krank war, was ihm bey seinem zarten Körperbaue nicht selten zustieß, so hatte ich die Ehre seine Stelle im Soufleurkasten einzunehmen, und ich kann keck behaupten, daß es wenig berühmte Schauspieler und Schauspielerinnen giebt, denen ich nicht die Kunst eingeblasen hätte. Künstler müssen einander beystehen. Dafür will ich aber auch heut' Abend in's Parterre gehen, und meinen Dank auf alle mögliche Art ausdrücken. Sie spielen für uns, ich applaudire für sie.

Palmira.

Wie? Mama! Sie wollen heut' Abend im Theater —

Frau Flüsterleis.

Das wollte ich meynen. Ich habe mir schon im Voraus von der Einnahme einen rosa Hut mit Marabouts bestellt.

Palmira.

Und ich? Mama!

Frau Flüsterleis. (mit affektirter Würde)

Meine Tochter, junge Personen von guter Erziehung können nicht genug Oekonomie, Be-

ſcheidenheit und Eingezogenheit kund geben. Du alſo — (man klingelt) Wer klingelt denn ſo ſtark? So mache doch auf!

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Zwey Bedienten und ein Jokey in verſchiedenen Livreen.

Palmira. (welche abgegangen war, tritt gleich wieder ein.)

Es ſind drey Bediente.

Frau Flüſterleis.

Was ſteht denn den Herrn zu Befehl?

Trillerholds Bedienter.

Bin ich hier recht bey Herrn Flüſterleis?

Frau Flüſterleis. (vornehm)

Sie haben die Ehre mit ſeiner Gattin zu ſprechen.

Schreydichaus Bedienter.

Mein Herr, der Herr Hof- und Nationalſchauſpieler Schreydichaus, welcher heut' Abend in Ihrer Benefizvorſtellung mitſpielen ſoll, läßt ſich funfzig Billets in's Parterre ausbitten, um

ſeine Abgänge etwas zu unterſtützen, da er ſich durch Unpäßlichkeit ſehr geſchwächt fühlt.

Frau Flüſterleis.

Funfzig Billets in's Parterre! Das beträgt ja eine förmliche Summe Geldes!

Trillerholds Bedienter.

Madame, der Herr Hof- und Kammerſänger Trillerhold, welcher heut' Abend in Ihrer Benefizvorſtellung mitſingen ſoll, bittet ſich hundert Parterre-Billets aus, um ſeiner Stimme etwas mehr Nachdruck zu geben, da er ſich heut' früh auf dem Spazierritte einen Katharr geholt hat.

Frau Flüſterleis.

Wer hat ihn geheißen, ſpazieren zu reiten. Hundert Parterre-Billets! Das iſt ja wohl nur Spaß? — (zum Jokey) Und Sie?

Jokey.

Madame! Miß Gambaſnella ſollen tanzen heut Abende in die Ballet zu die Benefiz von Ihnen, und verlangen hundert und fünfzig Billets in die Parterre, um ſich beſſer zu bringen

auf die Bein, da ſie haben ein klein Reiß in die eine.

Frau Flüſterleis.

Hundert und funfzig Billets?

Jokey.

Yes, Madam!

Frau Flüſterleis.

Nun, ſo mag die Mamſell Gambaſuella ſich ihre Beine erſt kuriren laſſen. Auf ſie wird's gerade nicht ankommen, und wir können unſer Benefiz ohne ſie geben.

Palmira.

Aber bedenken Sie doch, liebe Mutter! —

Frau Flüſterleis.

Schweig! Das verſtehſt Du nicht! Das iſt ja unerhört! Hundert und funfzig Billets für den Tanz, hundert für den Geſang und funfzig für die Tragödie! Hat man je ſo was erlebt?

Palmira.

Aber wir müſſen doch —

Frau Flüſterleis.

Müſſen? müſſen? Nun, das wollen wir einmal ſehn! Dreyhundert Billets, müſſen! Nein, Mamſell, das müſſen wir nicht. — Meine Herrn Bedienten, ſagen Sie den Herrſchaften die Sie geſchickt haben, daß es mir ſehr leid thue, aber daß bereits alle Billets zu heut Abend verkauft ſeyen.

Alle Bediente.

Wie? was?

Schreydichaus Bedienter.

Sie werden ſehen, was daraus entſtehen wird.

Trillerholds Bedienter.

Ich haſte für nichts.

Jokey.

Miß Gambaſnella werden ſeyn ſehr in die Wuth.

Frau Flüſterleis.

Es thut auch mir ſehr leid, aber da bereits das Publikum alle Billets genommen hat, ſo kann ich mit keinem mehr dienen.

Die drey Bedienten.

Nun das wird ſchlecht ablaufen!

(ſie gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Frau Flüſterleis. Palmira.

Palmira.

Liebe Mutter! Was haben Sie da angerichtet! Wenn die Dame und die beyden Herrn nun böſe werden.

Frau Flüſterleis.

Nun, ſo werden ſie's.

Palmira.

Wenn ſie uns aber bey der Vorſtellung im Stiche laſſen? — Wenn wir die Einnahme wohl gar wieder herausgeben müſſen?

Frau Flüſterleis.

Ach, glaube doch das nicht, die Künſtler ſind gar zu glücklich, wenn ſie ſich vor einer ſo glänzenden Verſammlung zeigen können, wie heut Abend zuſammen kommen wird. (man hört ein Liedchen trällern) Ha, ha, da kommt mein

eignen Garten, im eignen Felde umherging nach der Predigt und an seinen Armen ein junges blühendes Weib. Und das Herzklopfen wurde stärker, wie sie sich ertappte, daß dieses blühende glückliche Weib immer mehr ihre eigene Gestalt angenommen hatte.

Da verrieth sie das Geschrei des Geflügels auf dem Hofe, welches seine Wohlthäterin erkennend in großer Menge herbei gelustert kam.

Sie nahm sich zusammen und trat in den Garten.

5.

Der Prediger Walter hatte eben wieder den Rücken gewandt. Er bemerkte deshalb ihr Eintreten nicht.

Jetzt erst dachte Anne daran, daß sie ihm Tropfen reichen sollte nach der Mutter Vorschrift. Aber das verklärte Gesicht des Predigers hatte nicht ausgesehen, als ob er dieser Hülfe bedürfe, drum bedachte sich Anne, dem armen verlegenen Mann diese neue Beschämung zu bereiten. Und um zu überlegen, was zu thun sey, bog sie in den andern Gang ein, der auch hinab leitete zu den Ulmen am Wasser.

Auf einmal, ehe sie es dachte, stand sie vor dem Prediger; dieser hatte hier gerade am wenig-

Mann. Das iſt mir ſehr lieb, daß er endlich da iſt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Flüſterleis.

Flüſterleis.

Nun, da bin ich.

Palmira.

Guten Morgen, Papa!

Flüſterleis.

Guten Morgen, meine liebe kleine Palmira. Guten Morgen, meine holdes Kindchen! Sag' mir einmal, Frauchen! ſollte man's wohl glauben, daß wir beyde, ſo wie wir ſo zuſammen ausſehen, ein ſo allerliebſtes Töchterchen haben könnten?

Frau Flüſterleis.

Du biſt ſehr aufgeweckt, Herr Gemahl.

Flüſterleis.

Früh Morgens wie Abends, geſtern wie heute, heute wie morgen und alle Tage ſo fort. — (ſingt aus der Schweizerfamilie) „Haſt Du mich je traurig geſehn?“ — Und dabey ſoll's

auch mit Gottes Hülfe bleiben. Als ich in frühster Jugend mein väterliches Haus verließ, um mich in der Welt zu versuchen, sagte mein würdiger Vater zu mir: „Mein Sohn, geh' nur immer gerade aus, und Du wirst schon irgend wo hinkommen." — Das that ich denn auch redlich, und ging stets der Nase nach — nun, mein Fehler ist's also nicht, wenn ich da unten in ein Loch (auf's Soufleurloch deutend) gefallen bin.

Frau Flüsterleis.

Du konntest aber noch viel weiter kommen.

Flüsterleis.

Das will ich nun nicht geradezu verneinen, aber bekennen muß ich doch, daß ich mich in dem Soufleurloche ganz und gar nicht übel befunden habe, und vom Herzen gern darinn geblieben bin, so lange die Augen noch gut waren und der Athem ausreichte, — nun, der Athem ist zwar, Gottlob, noch gut, ich kann jeden Augenblick die Lungenprobe anstellen, und ein- und ausblasen was mir nur vorkommt, aber die Augen, die Augen, die saugen sich, durch den vielen Staub da unten, an oben

aus dem Staube zu machen, und ſobald ich alſo geſehen habe, daß ich nichts mehr ſehe, habe ich zu mir ſelbſt folgendermaßen geſprochen: „mein alter Flüſterleis, überlege Dir die Sache — zum Schaden Deiner ſelbſt, aber zum Beſten der Kunſt mußt Du Dich nunmehr zurückzieh'n.“ — Denn da heut' zu Tage die Methode in Aufnahme gekommen iſt, ſeine Rolle höchſtens zur Hälfte auswendig zu lernen, iſt ein guter Souffleur gewiſſermaßen der Schloßnagel an einem wohl eingerichteten Theſpiskarren, und ich darf wohl ſagen, daß ich in meinen Blüthentagen in meinem Fache ein berühmter Name war. Niemand verſtand ſo gut wie ich den Augenblick aufzufaſſen, wo der Schauſpieler nicht mehr wußte was er ſagen ſollte — da warf ich ihm denn das Wort, den Vers hin, wie einen wohlgezielten Spielball, er fing ihn auf, warf ihn wieder in's Publikum und der Applaus konnte nicht fehlen. Ha! da werde ich Zeit meines Lebens die Gaſtvorſtellung nicht vergeſſen, welche der berühmte ſeelige Flek in — ja, wie hieß nur gleich der Ort, wo ich damals engagirt war, in — nun, in Dings da gab. Es war Anno, — Anno —

unn, das Datum thut nichts zur Sache — er spielte den Wallenstein: — in einem Augenblicke der höchsten Leidenschaft sah ich mit ruhig beobachtendem Scharfblicke von unten herauf, wie er anfing zu schwanken, zu zögern, — gar stecken zu bleiben. — „Nothwendigkeit ist da, der Zweifel flieht — der Zweifel flieht" — wiederholte er noch einmal. — Da war's ohne mich um ihn geschehen! — Ich ermanne mich — leiß' flüst're ich ihm zu: — „Jetzt fechte ich für mein Haupt und für mein Leben!" — seht Ihr's, so leise, ganz leise — „Jetzt fechte ich für mein Haupt und für mein Leben!" donnerte er nun oben los, und dieser Moment entschied für Flecks Künstlerruf auf ewige Zeiten.

Palmira.

Da war er Ihnen wohl sehr dankbar dafür?

Flüsterleis.

Ja, wenn Du das glaubst! Nach der Vorstellung trete ich zu ihm, denke, er soll mich mit inniger Rührung an's Herz drücken — bewahre der Himmel! Schreyt er auf mich hinein, daß ich ihn ganz irre gemacht habe, daß

es eine Kunstpause gewesen sey, die er angebracht habe, und das war mein Dank! — ja! so sind sie Alle, Alle! Wenn man ihnen soufflirt, so schreyen sie: „soufliren Sie doch nicht!“ und wenn man sie gehen läßt, so schimpfen sie wieder: „Aber, mein Gott! warum soufliren Sie denn nicht?“ Meinetwegen auch, man thut das Seine zum Besten der Kunst, und ich bin noch heut' zu Tage nicht böse darüber daß ich dem armen Fiek damals auf die Beine geholfen habe, — er war sonst ein ganz artiger Schauspieler.

Frau Flüsterleis.

Artig? Ha, ha, ha!

Flüsterleis.

Nun, das heißt, nicht gerade gegen mich, aber außerdem —

Frau Flüsterleis.

Jetzt genug davon. Hast Du denn auch unsre Angelegenheiten gehörig besorgt? Ist alles zum Benefiz in Ordnung?

Flüsterleis.

Alles, alles! Ich komme eben vom Theater.

Die Zeddel sind schon angeschlagen. Wahrhaftig, man sollte sein Geld schon mit Freuden geben, nur um die Zeddel lesen zu dürfen. Da seht einmal: (er zieht einen aus der Tasche.) Buchstaben, drey Ellen lang! „Heute am — als Benefiz-Vorstellung zum Lohne dreyßigjähriger Dienste" — 30jährige Dienste! Siehst Du, wie dies das Publikum schon im Voraus bearbeitet. Ach, der arme Mensch, sagen da die Leute, was? 30 Jahre dient er nun schon? — das ist erstaunend — ja, ja, ich habe rechtschaffne Seelen gesehen, denen die Thränen in den Augen standen. — Also: (lesend) „zum Lohne 30jähriger Dienste für einen alten Souffleur, der Iffland, Flek, Opitz, Schröder, Lange, der Bethmann, Koch, Brandes und so weiter, und so weiter mit dem größten Beyfall eingeblasen hat. Zuerst wird aufgeführt: Ohnmacht und Wuth, Trauerspiel in einem Aufzuge; dann folgt: Sängers Verklärung, lyrisches Drama in Einem Akte, und zuletzt: Zentnerschwer und Federleicht, komisches Ballet." Lauter Kassenstücke, und in jedem spielen und singen und tanzen die ausgezeichnetsten Talente mit. Nun, das muß man sagen, sie haben

auch Alle einen Eifer, eine Gefälligkeit gezeigt — es geht wahrhaftig nichts darüber! Aber so sind wir Künstler nun einmal untereinander. —

Frau Flüsterleis.

Du hast doch einen Platz für mich aufheben lassen?

Flüsterleis.

Ey natürlich, einen Platz für Dich und für unser kleines liebes Palmirchen.

Frau Flüsterleis.

Und wo denn, wenn ich fragen darf? — wohl ganz hoch oben?

Flüsterleis.

Bewahre, bewahre! Näher, näher, viel näher an mich Glücklichen habe ich das Theuerste was ich auf der Welt habe, gerückt. Zwey göttliche Plätze im Orchester habe ich für Euch zurecht machen lassen. Du, Palmirchen, sitzest zwischen der Flöte und der Bratsche, und Du, mein holdes Weibchen, zwischen der Baßgeige und der Posaune.

Frau Flüsterleis.

Aber, mein Gott —

Flüſterleis.

Genug jetzt geſchwatzt. Wir haben weit wichtigere Dinge zu überlegen, nämlich wie wir das Geld, das uns die Vorſtellung einbringen wird, gehörig und mit Nutzen anwenden und eintheilen wollen. Nach meiner Rechnung muß ſie über viertauſend Thaler eintragen, ohne die Geſchenke noch zu rechnen, die wir wohl außerdem noch bekommen können. Alſo, die Hälfte davon zur Mitgift für mein liebes Palmirchen, und die and're Hälfte — ja, Frauchen — da werden wir uns wohl nicht lange den Kopf zerbrechen. (ſingt) „Freut Euch des Lebens!“

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Theobald.

Theobald.

Gehorſamſter Diener, Herr Flüſterleis! Madame, ich küſſe Ihnen die Hand! Meine ſchöne Palmira —

Palmira.

Warum kommen Sie denn heut' ſo ſpät?

Theobald.

Ach! wir haben jetzt auf der Aſſekuranz ſo viel zu thun.

Flüſterleis.

Was bringſt Du denn da? Du Wetterſchaden- und Feuersbrunſt-Mann

Theobald.

Es ſind drey Briefe für Sie, die unten bey'm Hausmanne abgegeben worden ſind.

Flüſterleis.

Wahrſcheinlich Billetsgeſuche. Leſet mir ſie doch, ich habe meine Brille nicht bey der Hand

Theobald.

Dieſer da iſt vom Herrn Schreydichans.

Flüſterleis.

Meinem würdigen Collegen.

Theobald. (hat hineingeblickt)

Ach, Du lieber Himmel! (er lieſt den Brief vor) „Lieber Flüſterleis. Es thut mir ſehr „leid, daß Deine Benefizvorſtellung nicht ſtatt „finden kann, aber ich habe einen ſo heftigen

„Kopfschmerz bekommen, daß es mir gänzlich „unmöglich ist, heut' Abend zu spielen."

Flüsterleis.

Unmöglich zu spielen! Mein Benefiz umwerfen — nun, da spiele ich lieber seine Rolle selbst. Ich habe so oft darinn soufirt, daß mir das meiste davon im Kopfe geblieben ist.

Palmira.

Ach, Du gerechter Himmel! Und dieser da, von Herrn Trillerhold. (liest) „Lieber Freund, „lassen Sie heut' eine and're Oper aufführen, „ich bin zu sehr mit Katharr geplagt, als daß „ich meinen Ruf auf's Spiel setzen sollte."

Flüsterleis.

Eine and're? — Und wo soll ich denn noch jetzt eine herbekommen?

Frau Flüsterleis. (nachdem sie gelesen)

Und in diesem Billet hier sagt die Signora Gambasuella den Kauf auf, wie die andern beyden.

Flüsterleis.

Wie? meine Tänzerin stellt mir auch ein Bein? — Man sollte wahrhaftig glauben, sie

sten ihre Erscheinung erwartet; darum sprach er, um doch etwas zu sagen, sogleich mit großem Eifer vom Wetter.

Unter diesem Gespräch waren sie Beide — Gott weiß wie — auf die Bank gerathen, welche im Erlengebüsch so heimlich an dem rieselnden Bache liegt, und die freundliche Aussicht gewährt auf den unermeßlichen Wiesenplan.

Auch waren — Gott weiß wie — die Hände Beider in einander geschlungen. Das bemerkte aber Walter erst, wie sie lange schon da saßen, und der Bach allein nur noch plauderte in der Todtenstille der Beiden.

Zwar fühlte er eine wohlthätige Wärme durch seine Adern rinnen bei dieser Bemerkung, aber dennoch hätte er viel darum gegeben, wenn er los gewesen wäre. Allein wie sollte er das anfangen, ohne dem arglosen Mädchen dadurch einen ganz kleinen Korb zu flechten? —

Unter diesen Betrachtungen behielt er immer die kleinen Hände in den seinigen, und unbemerkt drängte sich der Wunsch noch klarer in solche Betrachtungen, die zarten Finger recht oft so halten zu können,

hätten ſich ſämmtlich das Wort darauf gegeben! Aber Muth gefaßt! Es iſt noch nicht alles verloren. Ich ahne, ich ſehe, ich durchſchaue, daß dies blos die Wirkung einer augenblicklichen üblen Laune iſt, ſo eine theatraliſche kleine Unbequemlichkeit — das muß einen Weiſen noch nicht zur Verzweiflung bringen. — Friſch an's Werk! Ich gehe ſelbſt zu meinen drey rückgängigen Schauſpielern, und ich will meine Sache ſchon ſo andrehen, daß ſie entweder ſpielen, oder mir doch wenigſtens ſagen, warum ſie denn eigentlich nicht ſpielen wollen.

Palmira. (für ſich)

Ob ich's ihm denn wohl ſchon jetzt ſage?

Flüſterleik.

Wer hätte das jemals gedacht!? — Herr Schreydichaus, ein alter Kamerad, mit dem ich bey einer Menge von kleinen Theatern geweſen bin — ein Künſtler, der nie ein Wort von ſeiner Rolle wußte, für den ich mehr als dreyßigmal die ganze Tragödie von unten herauf geſpielt habe! — und Herr Trillerhold, den ich noch als Choriſt in Blitzenhauſen gekannt habe, wo er ſich in jeder Rolle wo möglich

einen großen Schnurrbart malen ließ. Ich höre ihn noch immer in der Lodoiska, wo das Chor zu singen hat: „Ihr Schönen, folget uns!“ Er sang die ganze Zeit: „folget uns, folget uns!“ und blieb doch immer bis ganz zuletzt auf der Bühne. — Und die kleine Signora Gambasnella habe ich ja auch noch in Buttelstädt ihre ersten Katzensprünge als übel gehüthetes Mädchen machen sehn.

Frau Flüsterleis.

Das ist alles recht gut, aber sprich lieber nicht so viel und handle deste mehr.

Flüsterleis.

Da hast Du vollkommen recht — Handeln soll ich, und das will ich; ja, wie sich Schiller so vortrefflich ausdrückt: „Die Worte nicht, die Thaten bringen Seegen!“ Also fort, meine Kinder! Laßt mich nur machen! Nicht den Muth verloren!

Zu ihnen will ich, zu den Künstlerleuten,
Sie müssen heute Abend allesammt
Mir auf die Bretter, die die Welt bedeuten.
Von meinem Hauche werden sie entflammt,
Schon sehet Ihr den trag'schen Helden schreiten,

Das Füßchen wirbelt in dem Schuh von Sammt,
*) Der Sänger trillert wie ein zweyter Brizzi,
Und ich improviſir' — wie Wolf und Sgrizzi.
(ſie gehen alle ab.)

Zweyter Aufzug.

(Das Theater ſtellt einen reich geſchmückten Salon bey Herrn Schreydichaus dar.)

Erſter Auftritt.

Schreydichaus. Gambaſnella. Ein Bedienter.

Schreydichaus (kommt von rechts her.)

Bedienter. (anmeldend)

Signora Gambaſnella.

Schreydichaus.

Herzlich willkommen.

Gambaſnella. (zur Mittelthüre herein)

Serva! Haben Sie erhalten meinen Brief, amico caro? Non é vero? Wir ſpielen nikt heut' Abend per il suggeritore? für die Blaſeein.

---

*) Statt dieſer zwey letzten Verſe nach Befinden:
Der Sänger ſingt, wenn auch ein wenig holprig,
Und ich improviſir' — wie Wolf und Colbrig!

Schreydichaus.

Einverſtanden, meine Huldgöttin! Mein Bedienter hat eben ein Billet an den Herrn Flüſterleis übergeben, worinn ich ihm erklärt habe, daß er bey der heutigen Tragödie nicht auf mich rechnen möge. Ich bin bis zum Tode krank, wie Sie ſelbſt ſehen.

Gambaſnella.

Sicuro! Freylik. Aber nikt vergeſſen, daß Sie ſpeiſen heut' Mittake bey mir. Werden zukeken ſeyn einike vertraute Freunde, auk die Trillerhold, die ik wollen ziehen mit nel intreccio in die Intriken keken die krobe Frau von die Suggeritore.

Schreydichaus.

Nur die Krallen der Hölle können mich von Ihrer Tafel reißen.

Gambaſnella.

Werden auk ſeyn zukeken der junge Lord von die nova Selandia, die Neuſeelande. Al proposito! Wollen er heut' kommen zu Ihnen, will er nehmen von Ihnen Stunden in die Beredſamkeiten.

Schreydichaus.

Sie haben ihm doch gesagt, daß ich keine Stunde unter einer Guinee gebe?

Gambasnella.

Eine Guinee! — Seyn also die Beredsamkeiten eben so theuer als il ballare, als die Tanze? — Geben er mir dok auk nikt mehr für die amabilità, für die Anmuthunk, die ik ihn lehre.

Schreydichaus.

Ey meine Himmlische, Sie haben so reichen Vorrath von Anmuth, daß Sie ihm einen großen Theil davon umsonst geben könnten, da Sie doch immer noch mehr übrig behielten als alle Ihre Mitschwestern.

Gambasnella.

Aha, hätten ik nikt keklaubt, daß la tragedia könnte seyn so kalante.

Schreydichaus.

Allerdings giebt es eine gewisse Art von Tragödie, die nichts weniger als liebenswürdig ist. — So haben wir noch einige alte Römer bey uns, die mit ihren steifen sogenannten klassischen

Ansprüchen ganz und gar nicht verträglich sind. Ich aber, ich bin zwar auch tragischer Künstler, aber ich bin durchaus nicht stolz, denn — ich besitze Talent, und folglich bin ich auch bescheiden.

Gambasnella.

Und wo werden Sie reisen hin diese Sommer, zu zeiken Ihre Talenten?

Schreydichaus.

Das weiß ich in der That noch nicht. Ich habe von allen Seiten Anerbieten bekommen. Vielleicht gehe ich nach Berlin; ich stehe im Handel mit Hamburg; man hat mir in Dresden Vorschläge gethan; von München aus habe ich eine dringende Einladung, aber ich werde mich wohl für Wien entscheiden. Uebrigens ist mir jeder Ort gleich. Mein Talent begleitet mich überall hin, und mithin finde ich auch Vergnügen und Ehre, wohin ich mich nur begebe.

Gambasnella.

Kehen mir auk so. Aber kestehen müssen Sie dok, daß in Deutschland nikt seyn molte

da guadagnare, nikt ſeyen viel zu verdiene. Da ſeyn l'Inghilterra eine and're Lande. Dort reknen es Guineen, dort werden bezahit jedes Entrechat mit Aufen Gold, und jede Gambata mit Diamante.

Schreydichaus.

O Gott ja! „Dahin, dahin, möcht' ich mit Dir, o, Du Geliebte zieh'n!" — Wenn ich aber nur wüßte, wie ich es anfangen ſollte, dort einige Gaſtvorſtellungen zu geben?

Gambaſuella.

Werden ik hinkehen in die autumno, in die Erbſten.

Schreydichaus.

Ja, das iſt nur ein ſehr großer Unterſchied zwiſchen mir und Ihnen. Die ſchönen Füßchen der Tänzerinnen ſprechen alle Sprachen. Da darf man nur hinſehen. Ein Entrechat bedarf keiner Ueberſetzung, und nun vollends ein Purzelbaum, der wiegt ganze Bände von Schiller auf. (man hört außen ſprechen) Was giebt's denn da draußen? (nach der Thür ſchreyend) Ich bin für niemand zu Hauſe.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Mylord Pudding. Ein Bedienter.

Bedienter.

Ich darf Sie aber nicht hereinlaſſen.

Pudding.

Goddam! ich werde aber hereingelaſſen werden.

Gambaſuella.

Aha, da ſeyn il forestiere ultramarino.

Pudding.

Ja, Miß, jenſeits des Meeres komme ich um zu huldigen den Ihrigen Reitzen.

Schreydichaus. (zum Bedienten)

Ich bin für niemand zu Hauſe — auſer für Mylord.

Pudding.

Herr von Schreydichaus, ich bin worden anher geſendet von Miß Gambaſuella, welche ſich allgegenwärtig hier befindet, damit Sie mich ſollen vervollkommnen in der Beredſamkeit.

Schreydichaus.

O! ich bin ganz zu Ihren Dienſten. Ich höre ſchon, daß Sie die deutſche Sprache vollkommen inne haben, folglich —

Pudding.

Ja, es fehlt meiner Unterweiſung allein noch die Kunſt, welche man nennet die ſchöne Kunſt zu reden.

Schreydichaus.

Aha, die Schönredekunſt.

Gambaſuella.

Nun, möken ik nikt ſeyn bey die lezzione in die garſtike Sprak, aber können anfangen nel momento, in die Aukenblikke, weil ik haben alles ſchon beſprocken con il Signore Attore, Werkeſſen aber nikt bey die Declamazione die Tanze, und dann kommen a pranzare con me, zu die Mittake, wo Sie ſollen haben Maccaroni alla maniera di Napoli, dolce comme Zuchero, ſüße wie die Zuckerplätzer.

(geht ab.)

Dritter Auftritt.

Schreydichaus. Pudding.

Schreydichaus.

Belieben Sie ſich niederzulaſſen, Mylord!

(ſie ſetzen ſich.)

Schreydichaus.

Beredſamkeit ſcheint alſo Ihr Ziel zu ſeyn?

Pudding.

Yes! Ja! mein Herr Schauſpieler, Beredſamkeit zu dem Gebrauche in dem Parlamente. Mein Vater will mich machen zu einem guten Redner in demſelben, und ſo will ich ſammeln ein die ſchönen Arten zu reden von den Nationen allen.

Schreydichaus.

Nun, da hätten Sie ſich an niemand beſſeres wenden können als an mich. — Sie ſcheinen reich zu ſeyn?

Pudding.

O, reich? ungemein reich, ſchwenglich über reich.

6.

Da ging die Sonne unter hinter dem Wiesengrunde, die Thurmspitze von Lichtenwalde stand wie verklärt auf dem goldenen Horizonte.

„Das ist Lichtenwalde, gute Anne," sagte jetzt Walter mit weicher, tief betrübter Stimme, die Gegend umher nannte diese Thurmspitze immer das Wahrzeichen der Liebe, noch von meinem Vater her und von meiner Mutter, welche dort so glücklich lebten in ihrer reinen Liebe. Bald muß ich nun wieder dort seyn — liebe Anne — aber allein, ganz allein" —

„Das ist wohl recht traurig, guter Herr Nachbar, so allein zu leben, so ganz allein?" fragte jetzt das liebe freundliche Mädchen, ohne zu bedenken, was diese Frage alles enthielt.

Freilich ist es das, gute Anne. Ich habe auch schon lange mir eine Lebensgefährtin gesucht, und wo ich anklopfte, da fand ich offene Thüren, aber wenn ich prüfte, so war es nur eitel Tand, was da flitterte in dem heiligen Gewande der Unschuld und Tugend."

„Nur Eine habe ich gefunden," fuhr er fort mit brennendem Blick auf seine Gefährtin — „nur Eine, die bewährt geblieben ist in jeder Prüfung, die reines Herzens das Gewand der Unschuld

Schreydichaus.

So wollen wir unſern Unterricht gleich anfangen. Ich habe ſchon bey meinen Leuten beſtellt, daß ich für niemand zu Hauſe ſey, ſelbſt nicht für den Prinz von Portorico, der mich alle Tage beſucht. Wir werden alſo unſer Studium ganz ungeſtört treiben können.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Flüſterleis. (der ſich mit dem Bedienten vor der Thüre herumſtreitet)

Flüſterleis. (in der Couliſſe)

Wenn ich Euch aber nun ſage, daß ich herein muß. — Iſt er krank, deſto beſſer, um ſo mehr muß ich mit ihm ſprechen. Ich verſtehe mich ein wenig auf die Medizin.

Schreydichaus.

Hol' der Henker den Zudringlichen. Er arbeitet ſich doch noch durch. (er wirft ſich geſchwind auf ein Sopha und ſtreckt ſich aus)

Flüſterleis. (eintretend)

Ja, da iſt er, der theure Freund! — Nun, Du armer Teufel! Du ſollſt ja krank ſeyn! —

(auf den Tiſch ſehend wo das Frühſtück ſteht) — keinen Appetit haben — nicht ſpielen können — da bin ich denn gleich hergelaufen — nicht etwa meiner Vorſtellung wegen — daran denke ich ſchon gar nicht mehr — ſondern aus Liebe zu Dir, aus purer blanker Liebe, um ſelbſt zu hören und zu ſehn, wie's mit Deiner Geſundheit ſtehe — mit Deiner theuern Geſundheit! (er greift ihn an den Puls) Ja, ja, Du armer Freund, — Du haſt in der That etwas Fieber.

Schreydichaus.

Mylord! Setzen Sie ſich doch.

Flüſterleis.

Aber ſieh nur einmal an, wie abſcheulich die Leute ſind! — kommt da jemand zu mir und ſagt, es ſey nur böſer Wille bey Dir, und zwar um deswillen, weil Du nicht ſicher wärſt, daß Du mit der heutigen Rolle Glück machen würdeſt.

Schreydichaus.

Was das boshaft iſt! — Wer hat Dir das geſagt? — Nicht etwa, als ob ich unbeſcheiden

wäre, aber auf mein Talent kann ich mich, Gott ſey Lob und Dank, ſtets verlaſſen, und —

Flüſterleis.

Alle Wetter, das habe ich den Leuten ja auch auf der Stelle geantwortet. — „Da kenne ich unſern Schreydichaus beſſer," habe ich zu ihnen geſagt. „Ich habe die Ehre ſein Freund zu ſeyn. Er weiß, daß er allein derjenige iſt, der mir heut' Abend Caſſe machen muß," denn — Deine Beſcheidenheit in allen Ehren — aber es iſt nun einmal nicht anders — Du, Du mußt mir das Haus voll machen, und drum habe ich auch gleich behauptet, daß Du wahrhaft krank ſeyeſt, und (mit einem Blick auf die Paſtete auf dem Tiſche) ich ſehe, daß ich mich nicht getäuſcht habe.

Schreydichaus.

Hätte ich Dir denn ſonſt es abſagen laſſen heut' Abend zu ſpielen? Es iſt zwar nur ſo eine Migraine, aber wenn ſie mich einmal überfällt, kann ich kaum ausdauern. Sieh' nur, ich habe ſolche Kopfſchmerzen, daß ich Dich kaum erkennen kann.

Pudding.

Wenn Sie sich befinden in einem kranken Zustande — so werde ich wegen des Unterrichtes wieder anher kommen.

Schreydichaus.

Nein, nein, Mylord, bleiben Sie nur, bleiben Sie! Es hat gar nichts zu bedeuten.

Flüsterleis.

Aha, jetzt begreife ich — verstehe, verstehe — für Mylord hat es nichts zu bedeuten, aber für mich allerdings — da hast Du vollkommen recht. — Mit alten Kameraden muß man keine Umstände machen, und wenn man zwanzig Jahre auf denselben Bretern gestanden hat. —

Schreydichaus. (beleidigt)

Auf denselben Bretern, Herr Souffleur!

Flüsterleis.

Ach ja, Du meynst nämlich, ich sey unterhalb der Bretter gewesen — nun, meinetwegen auch — über Worte müssen sich gute Freunde nicht streiten.

Schreydichaus.

Mylord, wir haben keine Zeit zu verlieren.

Deklamiren Sie mir jetzt etwas, damit ich Ihre Aussprache recht kennen lerne, Ihre Art der Gesticulation sehe.

Pudding.

Ich werde Ihnen etwas zu deklamiren mich bestreben aus Shakespeare.

Schreydichaus.

Verzeihen Sie, der kommt selten bey uns daran, und dann wissen wir Alle noch selbst nicht recht, wie er eigentlich deklamirt werden muß. Aber Sie kennen ja doch wohl unsre deutschen Dichter?

Pudding.

Ich habe mich darauf beflissen.

Schreydichaus.

Nun denn also! Wissen Sie etwas von Schiller auswendig?

Pudding.

Yes!

Flüsterleis.

Bravo, bravo! Da sind wir auf deutschem Grunde und Boden! Ach, Schiller, — der gemüthvolle sentenzenreiche Schiller!

Schreydichaus.

Ja, das ist wahr, so wie Du mich hier siehst, Flüsterleis, verdanke ich nur Schiller meinen Ruf.

Flüsterleis.

Was Du da sagst! Nun, das nenne ich mir doch Bescheidenheit. Alle Wetter! Als ob Dir nicht etwa Schiller den seinigen verdankte? — Aber, wie Du auch im Schiller spielst, nein, das —

Schreydichaus.

Auch in Götheschen Stücken dächt' ich doch wäre ich nicht so ganz übel —

Flüsterleis.

Nun, rede mir gar von Göthe! Ich bitte Dich um alles in der Welt, glaubst Du denn, ich habe Dich nicht etwa als Orest gesehn? Donner und Doria, warst Du erhaben als Orest! warst Du groß in dem großen Göthe. Du maßest wenigstens Deine sechs Fuß. Wenn ich sage sechs Fuß, so heißt das, Du stießest oben an die Soffiten an. Das Theater war freilich ein wenig niedrig, aber — erinnerst Du

Dich noch, wie Du im zweyten Auftritte des dritten Akts Dich aus der Betäubung aufrichtest! „Noch einen reiche mir aus Lethe's Fluthen" und so weiter. Nun, ich weiß nicht, ich habe viele Oreste aus der Betäubung sich aufrichten sehen, aber so wie Dich, keinen, bey Gott und den Musen, keinen! Ich weiß nicht, Du hattest so eine Art eigenthümlicher Bewegung — (sucht es ihm nachzumachen.)

Schreydichaus. (vornehm lächelnd)
Nein, ganz so war es nicht.

Flüsterleis.
Freund, Du wirst doch nicht glauben, daß ich so viele Eigenliebe besitze, so mich aufrichten zu wollen, wie Du? Das fällt mir gar nicht ein. Ich wollte blos Mylord eine Idee davon geben.

Schreydichaus. (steht vom Sopha auf)
Der gute Flüsterleis! Es ist doch ein alter zwanzigjähriger Freund! Er hat mich alle meine besten Rollen spielen sehen.

Flüsterleis.
Alle! alle! Nicht bey einer einzigen habe ich

gefehlt, nicht bey der Hälfte von einer halben. — Ach! und die garſtige Migraine, Du armer Junge!

Schreydichaus.

Nun, nun, es geht ſchon ein wenig beſſer.

Flüſterleis. (für ſich)

Warte nur, ich will Dir ſie ſchon ganz vertreiben.

Schreydichaus.

Alſo, Mylord! bleiben wir bey Schiller ſteh'n.

Flüſterleis.

Ja, laſſen Sie uns hören, was Sie von Schiller auswendig wiſſen.

Pudding.

Zum Beyſpiel weiß ich dergeſtalt ziemlich einen der Monologe, welche die junge Frau von Orleans hält.

Schreydichaus.

Das iſt eigentlich nicht meine Rolle, aber ſchon gut, ich habe ja das Buch da.

Flüſterleis.

Inkommodire Dich nicht. Als ob ich die ganze Jungfrau nicht hier (auf die Stirn zeigend) hätte. Nur vorwärts, Mylord.

(ſie ſetzen ſich.)

Pudding. (deklamirt ſtehend)

Lebt wohl, Ihr Berge, Ihr geliebten Triften,
Ihr zutraulichen ſtillen Thäler, lebet wohl!
Johanna wird nun nicht mehr auf Euch herum-
gehn
Sie ſagt Euch, Lebewohl.

Flüſterleis. (zu Schreydichaus)

Was, zum Henker, deklamirt uns denn der da vor?

Pudding. (fortfahrend)

Ihr Wieſen, die ich mit Waſſer begoſſen habe,
Ihr Bäume, die ich — die ich

Flüſterleis. (einhelfend)

Gepflanzt.

Pudding. (mit ſchwerer Ausſprache)

Ge — pf — pflanzt, grünt immerfort.
Du Echo, hohle Stimme aus dem Thale

Die mir oft geantwortet hat auf meine Lieder,
Johanna geht — geht —

Flüſterleis. (für ſich)

Nun, komm' Du mir nicht wieder!

Pudding. (deklamirend)

Nun, komm' Du mir nicht wieder!

Flüſterleis. (aufſpringend und ſich vor Pudding ſtellend)

Nein, das halte ich nicht länger aus! Das iſt zu viel, mein Herr! Mißhandeln Sie meinetwegen Ihre engliſchen und neuſeeländiſchen Dichter, ſo viel Sie wollen, aber meinen Schiller laſſen Sie mir ungeſchoren, meinen Schiller, der Ihren Lehrer hier zu ſo hohen Triumpfen geleitet hat. — Ihren groſſen Lehrer — Ihren erhabnen Lehrer —

Schreydichaus.

Flüſterleis, Du machſt mich roth!

Flüſterleis.

Ey, ſo laſſe mich doch, ich ſage wahrhaftig noch nicht genug — ich kann mich nur auf den rechten Ausdruck noch nicht beſinnen. — Ja,

trägt; — doch diese Eine ist ein hohes Gut, eines bessern Preises würdig, als ich ihr bieten kann, mit meinen Schwächen und Mängeln, — darum bleibt mir nichts als trauern und — schweigen."

Damit versank er in ein tiefes Nachdenken.

So wenig er als sie hatten es bemerkt, daß, während er sprach, sein Arm herabgesunken von der Lehne der Bank, jetzt um ihren Nacken geschlungen war.

Er sah träumend auf den klaren Kieselgrund des rinnenden Baches; sie, mit schwimmendem Auge hinaus über den Wiesenplan nach dem Wahrzeichen der Liebe zu.

Die Rede dieses Mannes hatte sie wunderbar ergriffen, und die stillen Wünsche, welche derselbe nicht auszusprechen wagte, hatten das weiche Mädchen mit einer Brust voll hoher Ahndungen tief gerührt.

Was sie empfanden noch dunkel im bewegten Gemüthe, das wagten sie nicht hervor zu ziehen an die Tageshelle des klaren Bewußtseyns.

Da rasselte es im Laube — sie sahen sich um — und — — — — —

dieſem Coloſſe des Talents — dieſem Scandenbeg aller tragiſchen Helden — (den Ton ändernd) Apropos, geht's beſſer mit deiner Migraine?

Schreydichaus.

Es iſt doch ſonderbar — Ich fühle wahrhaftig faſt gar nichts mehr.

Flüſterleis.

Siehſt Du? — Du wirſt alſo ſpielen können?

Schreydichaus.

Ich glaube faſt, ja! Höre einmal ſelbſt, ob ich gut bey Stimme bin. Aber ſchmeichle mir nicht, darum muß ich Dich bitten, denn wenn ich auch einiges Talent beſitze, ſo bin ich doch auf Ehre um ſo beſcheidener. Ich will Dir einmal ein paar Verſe aus dem heutigen Stücke vordeklamiren.

Ja, ſterben will ich nun, Verrätherin voll Graus!
Ich löſch' das Lebenslicht im Augenblick mir aus,
Doch ehe mich verſchließt die Gruft ſo dumpf und hohl,
Sag' ich, Barbarin Dir, das letzte Lebewohl!

Flüsterleis. (schließt ihn mit Ekstase in die Arme)

O! himmlisch! — göttlich! — deliziös! — einzig — Ja, ja, Du bist ganz derselbe noch. — Mylord, Mylord — jetzt keine Stunde mehr — eine größere steht Ihnen bevor, eine lehrreichere — gehen Sie, bewundern Sie, beklatschen Sie heut' Abend Ihren Lehrer und Meister — betrachten Sie die zahllose Menge, welche sein Name herbengerufen hat — lesen Sie in aller Augen die Spannung, die Erwartung und dann wieder das Entzücken, wenn er nun endlich auftritt, der Gefeyerte —

Schreydichaus.

Nun, ich will mich nicht rühmen, aber ich besitze einige Talente und bin bescheiden.

Flüsterleis.

Zu bescheiden! Viel zu bescheiden! Das ist eben Dein unglückseeliger Fehler.

Schreydichaus.

Mein Name auf dem Zeddel thut der Kasse allerdings keinen Schaden. (er ruft) He! daß mein Kostüm zu der heutigen Vorstellung in

Ordnung gebracht wird. — Ja, ja, mein alter guter Flüſterleis, Du ſollſt heut' Abend das Trauerſpiel haben, aber mit der Oper und dem Ballet ſieht es windig aus.

Flüſterleis.

Pah! Was mache ich mir aus Oper und Ballet, habe ich doch nun mein Trauerſpiel. Mehr verlange ich nicht, und mehr wird vom ganzen Publico nicht verlangt. Auf Dich kann ich alſo beſtimmt rechnen?

Schreydichaus. (deklamirend)

In Leben und Tod.

Flüſterleis.

Und ſo rechne ich auch auf Myloyd. Sieh nur, wie ergriffen er iſt. O! der nimmt gewiß eine ganze Loge für heut' Abend — nur zehn Schritte von hier wohne ich, um die Ecke herum.

Pudding.

Yes, Yes! immer Logen und Billets — Ha, ha, ha!

Flüſterleis. (gleich ihm lachend)

Ha, ha, ha! Vortrefflich, Mylord, ganz allerliebſt. — Nun, leb' wohl, mein Freund! Auf Wiederſehn! (geheimnißvoll) Apropos, Du wirſt gerufen werden — das iſt ſchon abgemacht — Siehſt Du, ich habe da etwas, worüber du nicht böſe werden wirſt, Du müßteſt denn einen ganz häslichen Charakter haben. (er zieht einen Kranz, den er unter den Rock geknüpft hatte, vor, und zeigt ihn ihm.)

Schreybichaus. (mit angenommener Beſcheidenheit faſt böſe)

O, ſo geh doch, nein, das mag ich nicht, das mag ich nicht.

Flüſterleis. (dringend)

Und warum denn nicht? — gebührende Huldigung für das Talent. (er verſteckt den Kranz wieder.) Du ſiehſt wohl, daß ich heut' meinen Platz im Theater nicht um aller Welt Schätze hingäbe. Glücklicherweiſe kannſt Du Deine Rolle ſo gut, daß Du keinen Souſleur brauchſt, denn — nein, ſouſliren könnte ich Dir nicht! — Wenn Du auf dem Theater biſt, ſo iſt's mit mir rein aus — ich ſitze dann unten und ſperre nur die

Augen auf und ſtarre Dich an, und das Maul bleibt mir offen ſtehen vor Staunen, und kein Wort will über die Lippen. — Nun, gut, gut, gut, ich will nur gehn und Anſtalten treffen, damit das Publikum zufrieden geſtellt werde — denn, ſiehſt Du — ich ehre das Publikum, ich — reſpektire und liebe es — aber ich habe nicht gerade eine beſondere Auszeichnung und Liebe für Einzelne darunter — nein, ich liebe es — in Maſſe — wenn es ſo recht zahlreich iſt. Nun, lebe wohl, Du Herzensfreund, Du, Muſter aller Künſtler! Du Einziger in Deiner Art, leb' wohl, wohl! (Den habe ich feſt, nun geſchwind zu den andern. (er eilt ab)

(Pudding grüßt und geht durch die Mitte, Schreybichaus durch die Seitenthür.)

Dritter Aufzug.

(Die Bühne ſtellt ein Wohnzimmer bey Trillerhold vor. Ein Pianoforte und eine Harfe ſtehen drinn.)

Erſter Auftritt.

Trillerhold begleitet Gambaſnella aus der Seiten- zur Mittelthür.

Trillerhold.

Wie? Sie wollen mich ſchon verlaſſen?

Gambaſnella.

Ik Sie nur wollte ſehen, im Vorbeykehen, Sie einladen zu Mittake, und hören, ob Sie ſik haben iokemakt von dieſe pazza rapreſentazione, von die dumme Beneſiz.

Trillerhold.

Sie war mir gleich vom Anfang an fatal, und um Ihnen meine Bereitwilligkeit zu zeigen, meine ſchöne Freundin, habe ich mich beeilt Herrn Flüſterleis nach unſrer Abrede zu melden, daß ich den Huſten habe, und folglich nicht ſingen könne. Sie ſehen auch, daß ich ganz und gar nicht geſonnen bin, heut ſolche

Dinge zu unternehmen. (ſingt, aus dem Lotterieloose) Nein, nein, ich ſinge nicht mein Herr! u. ſ. w.

Gambaſuella.

Haben ſehr rekt, und ſeyen kanz un galantuomo.

Trillerhold.

Aber, Apropos! Wie ſieht's denn mit dem dicken Neuſeeländer aus? Wird Mylord heute kommen, und die Stunden bey mir anfangen?

Gambaſuella.

Ha detto almeno. Haben mir es wenikſtens keſagt.

Trillerhold.

Und werden wir nicht bald das Vergnügen haben, Sie als Milady zu ſehn?

Gambaſuella.

Si opera. Laſſen er mik hoffen, makken aber nok keine rekte Ernſte. Dok ſchmeikele ik mik, daß durch meine Costanza, meine Beſtandenheit, ik werden nok zum Ziele kommen. Addio, caro amico! Senza ceremonie, addio!

(ſie geht ab).

Trillerhold.

Leben Sie wohl, Sie Grausame!

Zweyter Auftritt.

(Das Orchester fängt ein großes Ritornell zu spielen an. Trillerhold geht umher, als wolle er anfangen eine Bravour-Arie zu singen. Sobald aber das Ritornell vorüber ist, setzt er sich, und spricht ganz ruhig.)

Trillerhold. (allein)

Es ist doch sonderbar — das nette Weibchen kann aus mir machen was sie will — wie heißt's in der Jungfrau? — „mein Herz ist weiches Wachs in ihren Händen." — Diese holden Tänzerinnen haben auch eine Art in die Herzen zu voltigiren, daß man — Es ist vielleicht nicht recht von mir, daß ich dem armen Teufel es abschlug bey seinem Benefiz zu singen — ich sehe es ein — aber — sie befahl es — und da widersteh einmal einer solchen Zaubermitteln.

Dritter Auftritt.

Trillerhold. Flüſterleis. Des Erſtern Bedienter.

Bedienter (meldend)

Herr Flüſterleis.

Trillerhold.

Geſchwind, geſchwind, bring' mir mein Theezeug herzu, nebſt allem Zubehör, was zu einem tüchtigen Huſten gehört.

(Der Bediente bringt einen kleinen runden Tiſch mit allem Theergeräthe u. ſ. w.)

Trillerhold. (ſtreckt ſich dabey auf ein Sopha und huſtet ſtark.)

Hm, hm, hm! Laß nur hereinkommen. Hm, hm! (immer ſtärker huſtend.)

Flüſterleis. (ſtellt ſich verlegen)

Verehrter Herr Trillerhold, ich komme blos —

Trillerhold. (immer forthuſtend)

Hm, hm, hm!

Flüſterleis. (für ſich)

Bald hätt' er zu huſten vergeſſen — (laut) Was muß ich hören? Wär' ich wirklich ſo

glücklich, daß Sie einen recht tüchtigen Husten hätten?

Trillerhold.

Hm! hm! hm! Was wollen Sie damit sagen?

Flüsterleis.

Ey, der Tausend, das ersparte mir eine große Verlegenheit. — Offen mit Ihnen zu sprechen, mein höchst schätzenswerther Freund, ich befinde mich in einer Lage, aus der ich mir nicht zu helfen weiß.

Trillerhold. (wieder stärker hustend)

Ha, ha, ich verstehe! Sie haben mein Billet erhalten, und sind daher —

Flüsterleis.

Wie? Sie hätten mir geschrieben? — Doch das ist leicht möglich, denn ich bin seit heut Morgen, wo ich zeitig ausging, nicht wieder nach Hause gekommen. Nein, ich habe sonach leider kein Billet von Ihnen erhalten. Aber ich komme so eben aus dem Theater, wo mir der sonderbarste Streich von der Welt begegnet ist. (legt seinen Hut auf einen Stuhl) Aber,

7.

Annens Eltern stürzten hervor. Beide Freudenthränen in den wieder verjüngten Augen.

Der Vater und die Mutter umschlangen das hart an einander gedrängte Paar, und ein stummes Entzücken gab der Freude der Eltern keine Worte, und dem Erstaunen der beiden Ueberraschten keinen Raum.

„Meinen Segen, Kinder, und den reichen Segen des Allmächtigen!“ rief endlich der Vater. „Der Bund eurer Seelen ist uns verrathen. Sey willkommen, du Sohn meines Herzens, und mache mein Mädchen so glücklich, als sie verdienen wird um dich!“

„Amen!“ sagte die Mutter und faltete die Hände. So war Walter in Annens Arme gerathen und wußte nicht wie, und Anne hatte Walters Lippen gefunden und wußte nicht wie, und Beide hatten glücklich den stillen und dunklen Wunsch ihrer Herzen erlangt — und wußten nicht wie.

um Vergebung, was haben Sie mir denn eigentlich geſchrieben?

Trillerhold.

Daß ich heut' Abend bey Ihrer Benefizvorſtellung nicht ſingen könne, wegen des verwünſchten Huſtens, der, wie Sie wohl hören — (huſtet ſehr ſtark.)

Flüſterleis.

Ey, freilich höre ich ihn, das iſt ein Huſten in optima forma, ein ganz vortrefflicher Keuchhuſten, der mich glücklicherweiſe aus einer höchſt unangenehmen Verlegenheit zieht, wie ich ſchon die Ehre hatte Ihnen zu ſagen.

Trillerhold.

Erklären Sie ſich doch nur deutlicher.

Flüſterleis.

Und Sie errathen nicht ſchon? — Hat Ihnen denn noch niemand etwas davon geſagt? — der neue Sänger, der jetzt ſeine Antrittsrollen hier ſingt, Herr Doremiſa macht da Umſtände — iſt ganz böſe darüber, daß ich mich nicht wegen meines Benefizes vielmehr an ihn als an Sie gewendet habe. —

Trillerhold.
Was das für Ansprüche sind!

Flüsterleis.
Ja, da bitte ich Sie! — Ich hätte mich freylich mit ihm deshalb herumstreiten können, aber das wollte ich nicht. Ich wußte nur zu gut, weshalb ich's nicht that, ich kannte den Geschmack des Publikums nur zu wohl und auf diesen muß man bey einer Benefizvorstellung vorzüglich sehen. (für sich) Ueberdies hatte mir es jener auch schon abgeschlagen — sonst —

Trillerhold. (hustet wieder)
Hm! hm! Nun, und weiter!

Flüsterleis.
Ja, und weiter! Heut legt er nun auf die Rolle in meiner Benefizvorstellung förmlich Beschlag, und behauptet, daß er als Debütant ein Recht auf die Wahl von drey Rollen habe, und daß er nur gerade die in meiner Benefizoper singen wolle.

Trillerhold. (springt auf.)
Das soll er wohl bleiben lassen — nein, das Recht hat er nicht!

Flüſterleis.

Das habe ich ihm ja auch ſchon geſagt; nein habe ich zu ihm geſagt, dazu haben Sie kein Recht, das geht nicht. Aber, hat er denn darauf gehört? Doch jetzt, da Sie den gewaltigen Huſten haben, fällt freylich aller Widerſpruch weg.

Trillerhold. (für ſich)

Das wär' mir eben recht. Der neue Herr Doremiſa, den man ohnedies zur Ungebühr erhebt, er ließe ſich wohl in der Rolle herausrufen, und ich ſollte ſie dann nachher vor leeren Bänken ſpielen! Nein, das ändert die Sache.

Flüſterleis.

Folglich werden Sie verzeihen, trefflicher Mann, hochgefeyerter Sänger, daß ich eine augenblickliche Freude an dieſem böſen Huſten haben konnte, nicht dieſes garſtigen Huſtens an ſich wegen, der mir ungemein leid thut, aber nur weil dadurch eine höchſt unangenehme Zwiſtigkeit, ſo Gott will, vermieden wird. Sie legen ſich nun ruhig zu Bette, und halten ſich recht warm. Ja, Sie werden gewiß in einen

recht gesunden Schweiß verfallen, denn Sie werden die inn're Satisfaction haben, sich nun selbst sagen zu können: „nein, der arme Flüsterleis wird meinetwegen nicht um sein Benefiz kommen!“ Ja, ja, das wird gewiß recht wohlthätig auf Ihre Brust wirken.

Trillerhold.

Ich habe freylich den Husten. — Das ist nicht zu läugnen, — wenn ich aber meine große Arie weglasse —

Flüsterleis.

Ey, freylich würde diese Bravourarie Ihre Krankheit noch beträchtlich vermehren. Nein, nein, man muß Ihren Ruf nicht so auf's Spiel setzen. Und da Herr Doremifa nun heut' einmal so gefällig seyn will, und die Rolle zu seinem Debüt singen, so lassen Sie ihn doch in Gottes Namen gewähren.

Trillerhold.

Nein, Herr Flüsterleis, nein, das werde ich nicht thun. — Ich stehe einmal auf dem Anschlagezeddel, und ich werde also auch singen.

Flüsterleis.

Aber ich bitte Sie — nehmen Sie sich um

des Himmelswillen in Acht! — wenn Sie ſich nun eine Saite in der Kehle zerſprengten — ich wäre außer mir.

Trillerhold.

Bewahre, bewahre! Ich verſichere Ihnen, daß ich nichts riskire. — Wahrhaftig — (ſchlägt einige Töne an.) Ich bemerke ſo eben, daß ich noch recht gut bey Stimme bin. Hören Sie einmal! (er ſingt mit höchſter Kraft)

Ich baue ganz auf meine Stärke,
Vertrau', o Kehle, Deiner Macht!
Du haſt ja oft ſchon Wunderwerke
Mit Deinem Klang zu Stand gebracht.
Drum ſinge ich zu and'rer Neid,
Trotz meines Huſtens dennoch heut'.

Flüſterleis.

Ja, wenn Sie es ſo nehmen, ſo iſt's ganz etwas anderes — aber, lieber Freund — hüten Sie ſich. Sie ſind doch bey alledem noch Ihrer Stimme nicht ganz mächtig. — Das a ſpricht noch nicht an. *)

*) Die Beſtimmung der höhern Töne richtet ſich natürlich nach der Tonart aus welcher die Arie geſungen wird.

Trillerhold. (verdrüßlich)

Vielleicht etwa auch das g nicht?

Flüſterleis.

Nein, das will ich gerade nicht ſagen, das g geht nun ſo übel und böſe, aber das a, das haben Sie nicht erwiſcht.

Trillerhold.

Ich ſage Ihnen aber, daß ich es habe. — Wiſſen Sie denn aber auch wirklich den Unterſchied eines a von einem g?

Flüſterleis.

Als ob ich nicht ſchon hundertmal die Scala in meinem Leben hätte ſingen hören?

Trillerhold.

Nun eben mit der Scala will ichs Ihnen beweiſen, daß ich das a recht gut anſchlage. (er ſingt die Scala bis zum a.)

Flüſterleis.

Ja, ſingen Sie a, a, a, ſo viel Sie wollen, aber wenn Ihr a nicht eigentlich nur ein gis iſt, ſo will ich nicht Flüſterleis heiſſen.

Trillerhold.

O! über die ſtarrköpfigen Menſchen.

Flüſterleis.

Nein, Freund, ich darf es durchaus nicht zugeben, daß Sie ſich heut' auf dieſe Art ausſetzen. Wenn Sie ſich nun ſo heftig mir zu Liebe anſtrengen, und eine Bruſtentzündung bekämen, oder gar Ihre Stimme darüber verlören, ſo würde ich mir es in meinem Leben nicht verzeihn, die Bühne um einen Sänger gebracht zu haben, der eine ſo ausgezeichnete Zierde derſelben iſt, wie Sie.

Trillerhold.

Ich erkenne Ihre Freundſchaft wie ich ſoll, lieber Flüſterleis, aber ich weiß auch, was ich Ihnen ſchuldig bin. Aber wirklich, ſeit langer Zeit iſt meine Stimme nicht ſo friſch, ſo rein, ſo voll geweſen, wie heute. Wahrhaftig, ich könnte ſogar eine Arie von Roſſini ſingen.

Flüſterleis.

Von Roſſini? — Nein! Das unterſage ich Ihnen ausdrücklich. Ja, gehen Sie doch! Roſ-

ſini! der am ſchönſten und am ſchwerſten com-ponirt!

Trillerhold.

Am ſchwerſten? da können Sie vielleicht Recht haben, aber am ſchönſten — o, das iſt ein ſehr übertriebener Lobſpruch.

Flüſterleis.

Kann möglich ſeyn — aber ich habe es nur ſo ſagen hören.

Trillerhold.

Ey, wer wird ſo etwas nachſagen. Kennen Sie das Liedchen nicht? (er ſingt nach der Melodie aus der Prezioſa: „Die Sonn erwacht.“)

Wohl klingt gar ſchön
Ein fremd Getön,
Doch ehren das Deutſche wir auch.
Auch deutſcher Mund
Thut Hohes kund
Im lieblich erſchallendem Hauch.

Ihr hörtet ſtolz
Wenn's Herz euch ſchmolz,

Den deutſchen Mozart doch,
Und höret gern,
Voll Klang und Kern,
Den trefflichen Weber ja noch.

Nein, das iſt gar nicht recht, daß Sie ſo ein eingefleiſchter Roſſinianer ſind.

Flüſterleis.

Wie? — ein Roſſinianer — ich? — ey, ich bitte Sie, ſagen Sie mir doch ſo etwas nicht — Sie werden mich noch böſe machen — ja, ich bin für Roſſini — das iſt wahr, das will ich nicht läugnen — aber nur — verſtehen Sie mich wohl — aber nur — wenn Sie in ſeinen Opern ſingen — außerdem — Alſo, es bleibt dabey, vortrefflicher Freund, daß Sie heut' Abend keinen Huſten mehr haben?

Trillerhold.

Auf Künſtler-Ehre!

Flüſterleis.

Das freut mich unendlich für Sie und mich! Für Sie, weil der neue Herr Debütant nun nicht ſingen wird, und ich läugne es gar nicht, daß ich's recht gern ſehe, wenn er Ihnen auch

nicht im geringſten in den Weg tritt, und für mich, weil, wenn ich Ihren Namen auf den Anſchlagezeddeln hätte ausſtreichen, oder noch anſchlagen müſſen, daß Sie den Huſten hätten und nicht ſingen könnten, die halbe Einnahme zum Henker geweſen wäre. — Ich kann alſo doch Herrn Doremifa ganz beſtimmt ſagen, daß er ſich nicht zu bemühen braucht?

Trillerhold.

Ganz beſtimmt.

Flüſterleis. (im Abgehn)

Nun, ſo leben Sie wohl! (kommt wieder zurück) Außerdem will ich lieber noch warten, wenn Sie ſich bis dahin wieder erkälten ſollten.

Trillerhold.

Seyn Sie ganz ohne Sorge; ich ziehe mich warm an, laſſe mich zwey Stunden vorher in's Theater tragen, behalte mein wollnes Weſtchen unter, und —

Flüſterleis. (knöpft ihm den Rock zu)

Schön, ſehr ſchön! Ich komme zu Ihnen in die Garderobe. Ich helfe Sie anziehn, ich laß alles zumachen. Es ſoll Sie kein Lüftchen an-

8.

Da lächelten hinter der reich belaubten Ulme hervor ein Paar liebliche Mädchengesichter.

Das Lächeln sollte schalkhaft seyn, wie wenn mit Amoretten ein Satyr spielt; aber aus dem Scherz war Ernst geworden; über den lächelnden Blick zog sich der feuchte Flor einer innigen Theilnahme.

Es waren die Töchter des Amtsraths wieder; Annens neckende Gespielinnen, welche aber jetzt nicht mehr die Freundin neckten, sondern die Glückliche stumm und tief bewegt in ihre Arme schlossen.

Sie hatten nämlich Beide es losgebettelt, noch auf einige Stunden nach Pastors Hause zu gehen; um nun Zeit zu gewinnen, liefen sie — wie junge rasche Mädchen sind, kleine Gräben und Hecken nicht achtend, den nähern Weg am Bache herab durch die Gärten der Landleute und den Pfarrgarten.

Da erblickten sie ungesehen das tief in Träumen versunkene Paar auf dem einsamen Sitze, sie stutzten und bemerkten nun des Predigers Arm um Annens weißen Nacken geschlungen.

wehen. — Nun, machen Sie nur Ihre Weſte fein zu, ziehen Sie noch einen Ueberrock an, ein Tuch um den Hals — ſonſt — ſonſt — laufe ich noch um ſechs Uhr zu Herrn Doremifa! (er geht nach der Mittelthüre, Trillerhold durch die Seitenthüre ab.)

Vierter Aufzug.

(Das Ankleidezimmer der Tänzerin Gambaſuella.)

Erſter Auftritt.

Gambaſuella. Unternull.

Unternull.

Nein, meine Reitzende, nein, ich kann, ich darf Ihnen nicht gehorchen. Sie ſind zu ſtreng gegen mich! Ich muß höhern Geboten nachgeben. Sie befehlen mir zu gehen, das können Sie, aber der kleine Gott Amor, der in Ihren ſchönen Augen thront, gebietet mir zu bleiben, und ich bleibe.

Gambaſuella.

Aber ik ſaken Ihnen, daß ik aben una madre ed un fratello, die über mik wakken mit

große attenzione, mit vieler Merkwürdigkeit, und nikt dürfen Sie finden hier.

Unternull.

Und warum denn nicht? Sie sind schön, ich bin liebenswürdig, Sie sind talentvoll, ich bin reich, Sie entzücken mich, und ich biete Ihnen mein Herz und meine Huldigungen an.

Gambasnella.

Aber nikt la sua mano, Ihre Hande? Herr Sottozero, Ere Unternulle.

Unternull.

Meine Hand? Ey, warum denn nicht? Wenn Sie aus- und in den Wagen steigen, wenn Sie die Treppe herab- oder heraufgehn, wenn Sie eine Gavotte mit mir tanzen wollen, so biete ich Ihnen gewiß stets meine Hand an. Aber freilich kann ich sie Ihnen nur leihen, weil noch so viele andere Ansprüche daran vorhanden sind, mein Herz dagegen können Sie für immer behalten.

Gambasnella.

Sono pretesti, seyen Ausläufe, nikts als Ausläufe —

Unternull.

Ausflüchte wollen Sie ſagen.

Gambaſnella.

Ey, wie Sie will — aber verlanken if un marito — einen Gemahlnen — weil ſonſten la mia riputazione. —

Unternull.

O! dieſer werde ich gewiß nie zu nahe treten.

(man hört ſtark klingeln.)

Gambaſnella. (für ſich, ſehr ängſtlich)

Gran Dio, l'Inglese! se trova qualch' uno qui, io sono perduta!

Unternull.

Was haben Sie? Was iſt Ihnen denn, Theuerſte?

Gambaſnella.

Ach! ſeyen mein fratello kanz kewiß! — in welche imbarazzo verſetzen Sie mik! — Sum Glück bleiben er nie lanke bey mir — celatevi! ſtecken Sich ver! — dort in dieſe Kabinette, — werde ik ſchlaken dreymal in die Hande, wenn Sie wieder herauskommen könne.

Unternull.

Ich gehorche Ihrem Befehle! Aber, meine Reitende! Lassen Sie mich nicht lange da drinn, ich bitte Sie recht sehr. Wenn ich so ganz allein mit mir selbst bin, habe ich schreckliche Langeweile. (er geht in das Kabinet rechts)

Zweyter Auftritt.

Gambasuella. Pudding. Ein Jokey.

Jokey. (meldend)

Mylord Pudding. (ab)

Pudding.

Ha, da bin ich nun endlich angelangt bey Ihnen, um des Unterrichtes in der Anmuth und der Tanzfertigkeit willen.

Gambasuella.

Cospetto! In der That, Mylord seyen molto esatto, sehr exakte.

Pudding.

Stets bin ich im Bestreben nach Ihnen gewesen.

Gambasuella.

Lei è molto gentile, come un Italiano, wie ein Italiener.

Pudding.

O! will ich werden noch viel befliſſener zu Dero Gefälligkeit. (er will ihr die Hand küſſen, in dem Augenblicke hört man ſehr ſtark klingeln) Goddam! Da nahet ſich wieder jemand um mich zu ſtören.

Gambaſuella.

Senza dubio, ſeyen mia madre. Haben ik ihr verſprekken müſſen, Sie nikt zu ſehen eher wieder, als bis ik ſeyen Vostra moglie, Ihre Gemahlene — werden ſeyen ſehr böſe, ſehr zanken auf mik, wenn Sie ſehen hier. — Gehen alſo prestissimo in dieſe Kabinette, e non uscirne, und ſik nikt ſehen laſſe, bis ik werde ſchlaken dreymal in die Hande. (ſie ſchiebt ihn in das Kabinet links) Se fosse quel ricco Palacco?

Dritter Auftritt.

Gambaſuella. Flüſterleis (hereineilend)

Gambaſuella.

Wie? Seyn Sie es?

Flüſterleis.

Ja, ich, ich bin es, meine Angebetete, meine

Göttin! Ich, ich habe die Vorposten gesprengt, denn in verzweiflungsvollen Lagen gilt es auf Leben und Tod. Uebrigens habe ich alle diese Hindernisse nur überwunden, um zu den Füßen meiner Huldgöttin zu sinken, meiner Kaiserin!

Gambasnella.

Come? Signore! Meine Erre! Sie seyen es! Sie haben sonato — geklingelingelt como un — wie eine —

Flüsterleis.

Ja, allerdings, wie ein vornehmer Herr, wie ein reicher stürmischer Liebhaber. (stark) Drelin, Drelin! — hätte ich wie ein armer Soufleur geklingelt, (leise) Derelin, De-re-lin! so hätten Sie mir auf keinen Fall die Thür öffnen lassen. O! das weiß ich sehr wohl! Man hat nicht umsonst zwanzig Jahre mit den leichten Truppen des Hoftheaters in Verbindung gestanden, cantonirt und manoeuvrirt, und weiß daher recht gut, wie diese Art von vornehmen Besuchen klingeln. (stark) Drelin! Drelin! — Sehen Sie, ich habe ein wahres Klingelstudium getrieben, und ich kann Ihnen auf Ehre versichern, daß ich schon an der bloßen

Vibration einer Klingel den Preußen vom Engländer, den Russen vom Oestreicher, den Türken vom Franzosen unterscheiden kann.

Gambasnella. (lacht)

Seyen dies eine bella cosa, eine schöne Kenntniße, die Ihnen viele Nutzen schaffen wird.

Flüsterleis.

Hat sie mir doch wenigstens schon diesen verschafft, daß ich mich gegenwärtig in Ihrer reitzenden Nähe befinde.

Gambasnella.

Ma, Signore! Aber, was wolle Sie bey mir?

Flüsterleis.

Was ich will? Nichts weiter als mein Benefiz; und ich werde es haben, ja, reitzende Bayadere, ich werde es erlangen, denn Sie sind eben so gut als schön, und Sie werden nicht so unmenschlich seyn —

Gambasnella.

Signore! —

Flüsterleis.

Nein, nein, unmenschlich sind Sie nicht — sagen Sie was Sie wollen, stellen Sie sich wie Sie wollen, das sind Sie nicht. — Und Sie würden es doch seyn, und jedermann würde Sie dafür erklären, wenn um Ihretwillen meine Benefiz-Vorstellung zu Grunde ginge! Erklärte man Sie aber dafür — erwürben Sie sich dadurch diesen schrecklichen Ruf, so würde es bald in der ganzen Residenz heißen: — „sehen Sie, sehen Sie dort das reitzende Geschöpf — dieses entzückende Wesen — diese himmlische Tänzerin, diese unvergleichliche Gambasuella" — „„nun, ja, das ist sie, aber sie ist unmenschlich, grausam, hart"" — „nicht möglich?" — „„gewiß"" — „gehen Sie weg!" — „„Auf mein Ehrenwort!"" — O, mein Himmel, welchen Nachtheil würde das Ihnen bringen, Ihnen, die jetzt für die Huld, die Sanftmuth, die Milde selbst gilt, gleichsam wie der höchstseelige Kaiser Titus Vespasianus, für die Liebe des ganzen menschlichen Geschlechts.

Gambasuella.

Ma. Signore!

Und bedenken Sie dann noch für wen dieses Benefiz bestimmt ist, wem diese Vorstellung zum Besten geschieht — einem Familienvater, einem alten Souffeur, der seine Stimme in der langjährigen Ausübung seiner schweren Berufsgeschäfte eingebüßt hat. Freylich hat er Ihnen nichts eingeblasen — das ist wahr, ich weiß das — das Gedächtniß, das in den Beinen steckt, geht mich nichts an — aber ein's in's and're gerechnet, so bin ich doch eben so gut wie Sie, meine Göttin, auch ein Theil des künstlerischen Ganzen, wenn auch nur ein kleines Nägelchen, während Sie an unserm Thespiswagen ein ganzes Rad, ja, wohl alle vier zugleich sind. Und dann endlich soll dieses Benefiz dazu dienen, einem sittsamen, häuslichen, tugendhaften, liebenswürdigen Mädchen zu einer Ausstattung zu verhelfen: und welche innere Beruhigung, welches erhebende Seelengefühl würde es dann für Sie seyn, reitzendste aller Bayaderen, sich morgen früh sagen zu können, ich habe durch eine Pirouette das Glück von zwey Liebenden gegründet; ich habe die Unschuld durch ein Battement gerettet, und das künftige

Heil einer achtbaren Familie durch ein Entrechat oder ein Rond de Jambe begründet. (indem er dieſes ſagt, macht er die Tänzerſtellungen nach.)

Gambaſnella.

Finite! Hören Sie auf! Haben ik nikt gemakt all' dieſe reflezzioni, dieſe Ueberdenkungen und in verità, wiſſen ik jetzo nikt was ik ſollen ſakrn, non so che dire.

Flüſterleis.

Wie? Sie ſind verlegen? Aber, Du mein Gott, ich bin ja gar nicht ſo zudringlich. Was verlange ich denn von Ihnen? Sagen Sie mir ganz offen und einfach — und hier zu Ihren Füßen und mit gefalteten Händen beſchwöre ich Flora, Pſyche, Venus, Calipſo, Diana, Niobe, Ninon, Columbina, kurz alle Götter und Göttinnen des Olymps, ſagen Sie weiter nichts als folgendes: „Mein lieber Herr Flüſterleis, ich werde heut' Abend tanzen, nicht etwa um Ihretwillen, denn das verlohnte ſich nicht der Mühe, — und da haben Sie vollkommen Recht — noch weniger um Ihrer werthen Frau Gemahlin willen, denn das iſt eine abgeſchmackte När-

Die rege Phantasie der Mädchen schuf sich das Uebrige hinzu; es mochte sie auch wohl reizen, der spröden Freundin den Zorn von vorhin zu vergelten durch einen kleinen Schabernack. Genug sie liefen eilig hinauf zum Pfarrhause und stürzten mit dem Freudengeschrei: „Sie sind verlobt, Anne und Walter!“ in das Zimmer, wo eben die beiden Alten sich diese Verbindung als das höchste Ziel ihrer Wünsche gegenseitig bekannt hatten.

So bald erwarteten Beide denn doch nicht die Erfüllung dieser Wünsche, drum eilten sie von Freude berauscht, so schnell es ihre Jahre erlaubten, hinab in den Garten. Sie sahen die vertrauliche Stellung des Paars und jetzt schwand auch der leiseste Zweifel.

9.

Auf Annens Hochzeittage da sagte Minette, wie sie der selig frohen Braut auf derselben Kammer, wo noch das Tuch und das Strohhütchen, in welchen Anne damals gleich einer Braut so schön gewesen war, in der offnen Schachtel lag, den blühenden Myrthenkranz ins Haar wand: „Das dankest du mir, meine Anne, daß du heute so schön bist, und noch schöner als damals.“ Und

rin, ein Trotzkopf, eine Rebekka, eine — nur immer vorwärts, geniren Sie ſich gar nicht — ſondern blos um Ihrer guten, lieben, braven Tochter, um Ihrer theuern Palmira willen. — O! wenn Sie doch nur das herzliebe Mädchen kennten! — Das kleine Herzblättchen hatte allerdings von Kindheit an auch große Neigung zum Tanze, aber, nein, meine Angebetete, man muß Ihr Talent beſitzen, meine Königin, Ihr ſchönes, Ihr einziges, Ihr unvergleichliches Talent, um ſich auf eine Laufbahn oder vielmehr Tanzbahn zu begeben, die — die — ja, auf eine Laufbahn, welche — von der — auf die — (für ſich) Potz Wetter, ich kann aus der verwünſchten Laufbahn nicht wieder herauskommen.

Gambaſnella.

Molto bene, meine Erre, ik wollen wohl rekt gern — aber da Sie nikt wollen leben eine Billete für die Effekte bey das Auftreten — vedete, ſehen Sie — ik makken keine Intriken, aber müſſen dok haben qualche amici, einike kute Bekannte, die, wenn haben ſik fatigata molto, abſtraperziret, maken ſo — (ſie

macht, jedoch ohne Geräusch, das Zeichen des Beyfallklatschens.)

Flüsterleis.

Ach! wenn es weiter nichts ist als das? — Was denken Sie denn von mir? Wozu bin ich denn da? — Ich offerire Ihnen ein paar Fäuste, die die Sache so weit bringen wie zwanzig and're. Dazu gehört gerade so eine Natur wie die meine — da sehen Sie — (die Hände zeigend) Das ist ausgetrocknet wie Holz, das schallt wieder wie ein Resonanzboden. (er streift die Aermel auf, und klopft heftig dreymal in die Hände. In demselben Augenblicke treten Unternull und Pudding aus ihren Kabinettern vor.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Unternull. Pudding.

Unternull. (staunend)

So große Gesellschaft?

Pudding. (eben so)

Was habe ich hier zu erblicken?

Gambafuella. (bestürzt)

Oh, che disgrazia!

Flüſterleis. (eben ſo ſich ſtellend)

Nun ſage man mir noch, daß ich nicht für den Effekt bey'm Auftreten ſorge! — Wahrhaftig, meine Göttin ſcheint ſich von ihren Himmeln herabgelaſſen zu haben.

Unternull. (zu Gambaſuella)

Iſt dies Ihr Herr Bruder, meine ſchöne Freundin?

Flüſterleis. (für ſich)

Ich muß ſie aus der Verlegenheit reißen.

Pudding. (zu Flüſterleis, der zu ihm tritt)

Wer iſt der Herr da?

Flüſterleis. (verlegen)

Der Herr da? — Mylord! — Kennen Sie ihn denn nicht?

Pudding.

Ich habe ihn niemalen geſehen.

Flüſterleis. (für ſich)

Das kommt mir gerade gelegen. (laut) Dieſer Herr da iſt der Direktor des Theaters zu Amſterdam.

Pudding.

Und was ist sein Wollen?

Flüsterleis.

Er will unsre reitzende Tänzerin, Signa Sambasnella engagiren.

Pudding.

Goddam, das ist mir eine ungelegene Sache.

Flüsterleis.

Das glaube ich wohl. Ich habe daher Lust ihm zu sagen, Sie wären der Direktor des großen Theaters zu London, um ihn hinauszutreiben. — Sie verstehen.

Pudding.

Yes! O, dieses wird eine belustigende Täuschung seyn.

Flüsterleis. (indem er bey Sambasnella vorbeygeht)

Lassen Sie mich nur machen. (zu Unternull tretend) Mein Herr, ich habe eben diesem Engländer vorgelogen —

Unternull.

Aha, das ist also ein Engländer —

Flüſterleis.

Ja, freilich, ein ächt engliſches Original. Es iſt der Direktor des Covent-Garden-Theaters in London, wohin er unſ're holde Tänzerin entführen will. Ich habe ihm das Mährchen aufgeheftet, daß Sie ein Schauſpiel-Direktor aus Amſterdam wären, damit er für unſ're Freundin etwas zu ſeinem Engagements-Gebote zulege. Merken Sie wohl? Stimmen Sie mir nur bey.

Unternull.

Allerliebſt! Allerliebſt! Die Idee iſt ganz köſtlich!

Flüſterleis. (zu beyden)

Meine Herren, ich habe Sie nun mit Ihrer gegenſeitigen Lage bekannt gemacht! Das Schauſpiel beginnt. Zwey ehrbare Direktoren ſehr angeſehener Theater ſtreiten ſich um den Beſitz einer Tänzerin, welche allerdings in ganz Europa ihres Gleichen ſucht. Noch iſt ſie unentſchieden, aber endlich wird ſie dem folgen, der ihr die vortheilhafteſten Anerbietungen macht. Beyde werden aber auch noch heute Gelegenheit haben ſie in der ganzen Glorie ihres Talents, ihrer

Kunſt, ihrer Schönheit zu bewundern, die Signora Gambaſnella tanzt heut' Abend in meinem Beneſiz. (leis zu Gambaſnella, der er die Hand küßt) Nicht wahr, Huldgöttin, es iſt nun ausgemacht, Sie tanzen noch heut Abend in meiner Beneſiz-Vorſtellung?

Gambaſnella. (eben ſo zu Flüſterleis)
Di si, ja, ja! ik Ihnen ſeyn das ſchuldik.

Flüſterleis.

Dieſe Herren werden alſo nichts eiligeres zu thun haben, als ſich baldmöglichſt in's Schauſpielhaus zu verfügen, und wenn Sie dort die Art werden geſehen haben, wie Signora die Pantomime rezitirt und die Charakterpas deklamirt, ſo werden Sie auch mit voller Kenntniß der Sache Ihre Gagen-Anerbietungen ihr dann machen können.

Pudding.

Yes! dieſes iſt ſehr der Wahrheit angemeſſen.

Gambaſnella.

Molto bene! Aber Sie arme Teuf, werden nur haben Ballet, und niente altro, niks and're. Ick Sie davon benakrikten.

Flüſterleis.

Und will ich denn etwa noch mehr? Sie Sie, meine reitzende Göttin, Sie allein ſind meine Hoffnung! Das ganze Publikum kommt heute nur des Ballets wegen. Im Trauerſpiele richten ſich die Zuſchauer nur erſt recht bequem auf ihren Sitzen ein, und wenn das Ballet der Oper nicht Beine machte, ſo ginge die wahrhaftig auch nicht vorwärts.

Gambaſnella.

Seyn alles kute — ma, aber, da ik nikt haben keklaubt zu tanze questa sera, haben ik auk nikt repetirt und fortkeſikt il mio repetitore. — Seyen ik alſo nikt kanz ſikker. — Wenn ik alſo nikt nok haben kann il Signor Pochetto, die Repetitore, können ik nikt —

Flüſterleis.

Wenn's weiter nichts iſt als das? Das beſorge ich auch. (er erblickt eine Violine auf einem Tiſche) Da hat ja Signor Pochetto zum Glücke ſeine Violine da gelaſſen, da wollen wir gleich Anſtalt treffen. (er ergreift die Violine und ſetzt ſich in Poſitur.)

Gambasnella.

Seyen eine wahre kute Menſche, quel Signore Suggeritore, die Err Blasbichein, wiſſen zu makken tutto, tutto.

Flüſterleis.

Ey, ich habe den Tanz immer leidenſchaftlich geliebt — ich war auch ganz wie dazu geboren. — Nun, vorwärts, vorwärts! Was für ein Pas werden Sie heut' Abend tanzen? — Pas de Psyche? — Schön, ſchön, das kenne ich. (Flüſterleis ſpielt einen Tanz auf der Violine, Gambasnella macht einige Pas und Pudding ahmt ihr auf eine linkiſche Art nach) Bravissimo! bravissimo! Das ging vortrefflich. Nichts weiter als das nur heut' Abend, meine Angebetete, und mein Glück iſt gemacht. — Nun, meine Herren, was ſagen Sie dazu? Sie haben dieſe Grazie, dieſe Anmuth, dieſe Fertigkeit, dieſe Leichtigkeit, dies unnachahmliche Etwas, dieſes reitzende je ne sais quoi geſehen, und werden nun die Perle, die Sie Ihren Künſtlern anzureihen im Begriff ſtehen, zu ſchätzen wiſſen.

Pudding. (lächelnd)

Goddam! ich laſſe ſie mir nicht nehmen. Sie muß mit mir nach London.

Unternull. (eben ſo)

Und eher ſchlage ich mich mit Ihnen, als daß ich ſie mir für Amſterdam entgehen laſſe.

Gambaſuella.

Und ik, ik bleiben hier.

Flüſterleis.

Alles das nach dem Theater! Jetzt müſſen Sie mit mir fort. Jeder eine Loge, dreyfach bezahlt, zwey Füßchen in der Luft und tauſend Hände in Bewegung, dann Auction, Tauſende über Tauſende, und endlich das Siegsgeſchrey: London oder Amſterdam! (er nimmt die beyden Männer unter deren Gelächter mit ſich fort. Gambaſuella hüpft in ein Seitenzimmer.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Aufzug.

(Während der Vorhang herabgelassen werden, haben sich Frau Flüsterleis und Palmira, so wie Theobald in das Orchester begeben, und sich an das Prosceniun gestellt. Flüsterleis ist schnell in's Souffleurloch gegangen, Bey Bühnen jedoch, wo diese Anordnung Bedenken fände, stellt das Theater nach Aufzug des vordern Vorhanges das Orchester vor einer Bühne mit herabgelassenem Vorhange dar, und in diesem erblickt man nun von Musikern umgeben, die drey oben zuerst genannten Personen. Flüsterleis befindet sich dann im Souffleurloche, das vor dem Theater auf der Bühne selbst angebracht ist. — Ueberhaupt muß dieser Akt fast improvisatorisch und mit Benutzung der Localitäten und andern Beziehungen gespielt werden.)

Erster Auftritt.

Flüsterleis. Frau Flüsterleis. Palmira. Theobald.

Flüsterleis. (steckt den Kopf aus dem Souffleur-Kasten hervor.)

Gott sey Lob und Dank! So bin ich denn

wie sich am Abend die Gäste verloren, und die Lichter dunkler brannten, und Anne und Walter einsam saßen, Anne an Walters Brust gelehnt mit dem schwimmenden Auge, und Walter die dunkle Glut des Verlangens auf den männlich schönen Wangen, da schlich Molly vorüber, und flüsterte leise mit tief bewegter Stimme: „Diese Wonne hast du mir zu danken, meine Anne!“ —

Wie nun nach Jahren Molly und Minette Beide mit jungen kraftvollen Gatten von Lichtenwalde zurückkehrten in das väterliche Haus, wo sie oft wochenlang zum Besuch waren, da standen sie still vor der Bank im Pfarrgarten, und sagten, noch mit nachzitternder Empfindung alles des Glücks, welches sie zu Lichtenwalde gesehen hatten, auf die Thurmspitze am Horizont deutend: „Wahrlich dort ist das Wahrzeichen der Liebe, oder es giebt keins auf der Erde.“

Oder wenn das junge Paar die alten Eltern in Lindau besuchte nach der Predigt des Sonntags, so setzte es sich still entzückt auf die Bank am Wasser, und Walter sprach zu Annen: „Kennst du das Wahrzeichen der Liebe auch noch?“ — Dann warf sie sich an ihres Gatten Brust, und rief: „nur hier allein ist das Wahrzeichen der Liebe.“ —

endlich am Ziele meiner Wünſche! Bin auf der Werkſtätte meines Triumphs! (er lehnt ſich noch weiter heraus, und ſieht ſich im Publiko um) Es iſt doch ein erhab'ner Anblick, ſo ein zahlreiches ehrwürdiges Publikum, vornemlich, wenn es bezahlt hat! Aber wo ſteckt denn nur meine Frau? Aha, ohnſtreitig im Orcheſter! Bärbchen! Bärbchen, wo biſt Du denn?

Frau Flüſterleis.

Da bin ich ja, und Palmira auch.

Flüſterleis.

Nun, wie ſitzeſt Du denn?

Frau Flüſterleis.

Eben nicht übel.

Flüſterleis.

Lieben Kinder, es iſt mir höchſt unangenehm Euch zu ſtören, aber es iſt noch ſo ein Andrang an der Kaſſe, und doch kein Raum mehr, Ihr müßt alſo ſo gut ſeyn, und zu mir auf's Theater kommen, damit im Orcheſter noch ein paar Plätze frey werden. Ihr braucht Euch ja nur in die zweyte Couliſſe zu ſtellen, hinter den großen Waſchkeſſel der im erſten Stücke vorkommt.

Frau Flüsterleis.

Was? Ich hier fortgehn? und meine Matabouts, die bekäme man ja dann gar nicht zu sehn? Zu was hätte ich sie denn mit so schwerem Gelde gekauft?

Flüsterleis.

Wenn Du den Kopf ein wenig aus der Coulisse vorstreckst, so sieht sie alle Welt. — Nur fort! Nur keine Umstände gemacht! Es wird gleich angehen.

Frau Flüsterleis.

Nein, das ist abscheulich, das ist unerhört. Die eheleibliche Frau eines Benefiziaten, und hat nicht einmal einen Platz.

Flüsterleis.

Besser, als wenn Du sie noch alle haben könntest. Fort, fort! Da geht die Ouvertüre schon an. (Frau Flüsterleis, Palmira und Theobald gehen aus dem Orchester und auf das Theater. Die Musiker spielen eine kurze Simphonie, worauf nach Befinden entweder der vordere Vorhang, oder der, der auf der Bühne erbauten kleinen Theaters in die Höhe

gezogen wird. Man erblickt alsdann das Innere eines römiſchen Pallaſtes. Zwey Römer in reicher Kleidung von bekannten Schauſpielern dargeſtellt, und ſechs Statiſten erſcheinen, im Hintergrunde herumſpazierend.)

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Regiſſeur.

Flüſterleis. (fängt ſehr laut an zu ſouſliren)

„So ſind ich endlich Dich, Gefährte meines Ruhmes.“

Regiſſeur.

Was ſoll denn das heißen? So laſſen Sie doch den Vorhang wieder herunter! Wer hat Ihnen denn geſagt, daß Sie anfangen können?

Flüſterleis. (kommt halb aus dem Souſſeurloche)

Nun, ich mir ſelbſt. — So gehn Sie doch! Sie ſehen ja, daß die Herren auf der Bühne ſind. (ſouſlirt wieder) „So ſind' ich endlich Dich —

Regiſſeur.

Sie hätten aber ohne meine Ordre nicht auf-

ziehn lassen sollen! Das ist ja Sache des Regisseurs.

Flüsterleis.

Warum denn aber nicht?

Regisseur.

Sie werden es gleich erfahren. (zum Publiko) Meine Herren und Damen! Mit dem größten Bedauern habe ich die Ehre Ihnen hiermit anzuzeigen, daß die Vorstellung, welche wir an diesem Abende zum Besten des Herrn Flüsterleis, langjährigem Soufleurs dieser Bühne, zu geben gedachten, nicht statt finden kann.

Flüsterleis.

Was soll denn das heißen?

Regisseur.

Es ist die Wahrheit. Sie selbst sind ja ganz allein daran Schuld.

Flüsterleis. (zum Publiko)

Meine Herren, Sie müssen das nicht so buchstäblich nehmen — (zum Regisseur) Aber, warum kann man nicht spielen?

Regiſſeur.

Weil kaum die Hälfte der Künſtler, die an dem heutigen Abende zu thun haben, gegenwärtig iſt.

Flüſterleis.

O nein, da irren Sie ſich. Ich komme ſo eben vom Herrn Schreybichaus, und habe ja ſelbſt geſehn, wie der Herr Trillerhold in ſeiner Garderobe ein delizieuſes Cotelettchen verſchluckt hat. Was Signora Gambaſnella betrifft, ſo kommt dieſe erſt im Ballet vor, und iſt folglich noch jetzt nicht ſo nothwendig.

Regiſſeur.

Aber Herr Schreybichaus kann ja das Trauerſpiel nicht allein ſpielen. Es fehlt ja noch die Prinzeſſin, ein Tyrann, und ein verrückter Volks-Tribun.

Flüſterleis.

Sie ſtehen ja aber alle auf dem Comödienzeddel! — Wer, zum Henker, ſie werden doch wohl leſen können!

Regiſſeur.

Sind Sie denn aber nicht zu ihnen gegan-

gen, und haben ſie zum Spielen ausdrücklich eingeladen?

Flüſterleis.

Nein, das habe ich freilich nicht gethan. — Ich habe blos die beſonders gebeten, von denen ich's wußte, daß ſie es ſo in der Art haben, ſich erſt lange bitten zu laſſen.

Regiſſeur.

Nun, da haben Sie es ſchlecht verſtanden, mein Herr Flüſterleis. Es gehört ſich, daß man zu jedermann geht.

Frau Flüſterleis. (aus der Couliſſe)

Da ſiehſt Du, ich hatte wohl recht, als ich Dir's ſagte, Du verſtändeſt nichts!

Flüſterleis. (zu ſeiner Frau)

Warum haſt Du denn Dich da nicht in's Mittel geſchlagen? — Ich habe gerade genug zu thun gehabt, um die Billets zu beſorgen und die Leute anzuſtellen.

Regiſſeur.

Wie wollen Sie nun da herauskommen?

Flüſterleis.

Wie ich da herauskommen werde? — Nichts leichter als das. — (er ſteigt aus dem Souſleurkaſten aufs Theater) Jezt können Sie gehn, ich werde nun meine Angelegenheiten ſelbſt in Ordnung bringen.

Regiſſeur.

Das thut mir leid um Ihretwegen. Aber aus Ihrer Vorſtellung kann durchaus nichts werden, und wenn ich Ihnen einen guten Rath geben ſoll, ſo zahlen Sie dem Publiko das Geld wieder heraus.

Flüſterleis. (leiſe zum Regiſſeur)

Still! — Nur davon reden Sie mir nicht. (laut) Wenn Sie mir keinen beſſern Rath geben können, als den, ſo können Sie in Gottesnamen bey Ihrer Regie bleiben.

Regiſſeur.

Was können Sie denn aber ſonſt thun?

Flüſterleis.

Das geht Sie nichts an, das betrifft mein Benefiz, das werde ich ſchon auf meine Art

und Weiſe abmachen. Sie können jetzt gehen, ſage ich.

Regiſſeur.

Machen Sie was Sie wollen, ich bin aber für nichts verantwortlich. Kommen Sie meine Herren. (er geht mit den beyden Schauſpielern und den Statiſten ab)

Frau Flüſterleis.

Um des Himmelswillen, was haſt Du vor?

Flüſterleis.

Sey ruhig, und laß mich machen. — Komm' heraus, Du und Palmirchen und der künftige Schwiegerſohn. — Es müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehn, wenn ich hier nicht —, Friſch gewagt! die andern habe ich durch Höflichkeiten verblüfft — das verehrte Publikum will ich bey der Großmuth packen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Frau Flüſterleis. Palmira. Theobald. (kommen vor.)

Frau Flüſterleis.

Nun? Da ſind wir.

Flüſterleis.

Jetzt kommt her. (er führt ſie vor) Macht eine demüthige Verbeugung. (es geſchieht) So! — (zum Publikum) Meine Herren und Damen! Ich hoffe, daß Sie meine vieljährigen Dienſte in geneigte Betrachtung ziehen und einen gnädigen Blick auf eine, lange durch Eintracht verbundene, und in mehr als einer Hinſicht achtbare Familie werfen werden. Ich werde Ihnen hier nicht erſt die Vorzüge meiner theuern Gattin, der Frau Flüſterleis entfalten. Sie kennen ſie ja ſchon lange. Auch werde ich Ihnen nicht von meiner Tochter ſprechen, die die Unſchuld ſelbſt iſt, noch weniger auch von meinem Schwiegerſohne, einem jungen, ſehr hoffnungsvollen Manne, der bey der Aſſekuranz-Compagnie angeſtellt iſt — man kann zwar noch nicht das höchſte von ihm verſichern, aber mit der Zeit wird er es doch auch zu etwas bringen, — am allerwenigſten aber von mir — denn ein verehrtes Publikum weiß bereits, was ich zu leiſten im Stande bin. Sie haben mich mehr als einmal in meinem Souffleuramte nur allzu eifrig befunden — und erblicken auch jetzt die ſchauderhafte Lage in welche ich mich ver-

sezt sehe. — Ich will zugeben, daß meiner Seits etwas Nachlässigkeit mit untergelaufen seyn mag, aber ich will dieselben Stücke, welche heut' angesetzt gewesen, an einem der Tage der nächsten Woche aufführen lassen, und mein möglichstes thun, damit jedermann zufrieden gestellt werde.

Frau Flüsterleis. (ängstlich)
Du willst also Contremarken herausgeben?

Flüsterleis.
Ich will gar nichts herausgeben. (Frau Flüsterleis staunt) Vielmehr will ich Dich an die Eintrittsthüre stellen. Die Herren und Damen werden die Güte haben ein wenig langsam herauszugehen, damit Du die Physiognomieen gehörig erkennen kannst, und wenn die Herrschaften dann in der nächsten Woche sich wieder einfinden, so wirst Du jeder Person den Platz wieder anweisen lassen, den sie heut' inne gehabt hat. — Sollte dies aber Ihnen nicht gefällig seyn, so könnte ich wenigstens einen Theil meines Unrechts dadurch wieder gut machen, wenn Sie die ausserordentliche Güte hätten, heut' Abend statt der Ihnen versprochenen Vorstellung ein

Das Angebinde hatte Walter ganz vergessen an jenem Tage. Erst lange nachher fand er das vertrocknete Sträußchen und das niedlich geschlungene Halsbändchen in seiner Tasche.

Jetzt liegen beide als Heiligthümer in der großen Familien-Bibel, und die Kinder des Lichtenwalder Pfarrers nennen nicht mehr die Kirchthurmspitze, sondern diese Pfänder — **das Wahrzeichen der Liebe.**

L. v. Häfely.

kleines recht artiges Stückchen, nämlich (hier wird der Name des Nachſpiels eingeſchaltet) mit anzuhören. — Iſt Ihnen das ſo Recht?

Frau Flüſterleis.

Es antwortet niemand.

Flüſterleis.

Auch gut. Stillſchweigen iſt gütige Einwilligung, und ſomit behalte ich denn die Einnahme. — O! meine Herren und Damen, wie vielen Dank bin ich Ihnen nicht ſchuldig. Bücke Dich, Frau, bückt Euch, Kinder! Noch einmal! und immer tiefer! — Vivant meine Wohlthäter, vivant in aeternum!

Ich höre manchen Künſtler ſprechen,
Wenn bey dem Einlaß voller Wuth
Sie ſich beynah' die Hälſe brechen,
„Ich bin's, ich mach' das Stück nur gut,"
O! wie betrügen ſich doch dieſe!
Denn der Kaſſier, wie ich erfuhr,
Und ich, beym heutgen Beneſize,
Behaupten: — Sie, Sie machens nur!

Ende.

Marie.

Schauspiel in drey Acten.

Nach dem Französischen

von

Theodor Hell.

Personen.

Baron Walding.
Baronin Freyheim.
Julius von Hochberg, Neffe beyder.
Sturz, Schulmeiſter.
Marthe, eine Bäuerin.
Marie, ihre Pflegetochter.
Frau Brander, Kammerfrau der Baronin.
Fritz, Bedienter von Julius.

Erſter Aufzug

(Die Bühne ſtellt den freyen Platz in einem Dorfe dar. Rechts das eiſerne Gitter um einen Kirchhof, und der Eingang zur Kirche ſelbſt, links die Schule. Andere Bauerhäuſer an den Seiten.)

Erſter Auftritt.

Fritz, dann Sturz.

Fritz. (ſteht an der Schulthüre und klopft)

Herr Sturz! Herr Sturz! — Sollte er etwa noch ſchlafen?

Sturz. (im Oeffnen, indem er die letzten Worte gehört hat)

Ich! noch ſchlafen? um ſieben Uhr früh! und meine Geſchäfte! — Glaubſt Du denn, daß die Weisheit einem im Schlafe kommt?

Fritz.

Warum denn nicht? kommt einem doch manchmal der Schlaf an bey der Weisheit. Seit Sie mich haben lesen gelehrt, schlafe ich zweymal mehr als sonst.

Sturz.

Das kommt daher, weil Du noch in den Wissenschaften nicht weit genug vorgerückt bist, um schon bey dem Anblicke eines Buchs in Feuer und Flammen zu gerathen. Man muß so mitten drinn in den Wissenschaften gesteckt haben, wie ich, das will sagen, man muß bey einem Schriftsteller in Diensten gewesen seyn, um es gehörig zu verstehen, was das heißt, von nichts als vom Genie leben.

Fritz.

Ja, das muß man sagen, daß alle andere Schulbakel vor dem Ihrigen den größten Respekt haben, und ich komme eben ausdrücklich so zeitig hierher, um Ihnen einen neuen Beweis zu geben, wie sehr auch and're Leute Ihre Kenntnisse zu schätzen wissen.

Sturz.

Will Dein Herr etwa ſelbſt Unterricht bey mir nehmen?

Fritz.

Das nun g'rade nicht, der iſt mit ſeinen Studien fertig, aber ſein Onkel, der Herr Baron von Walding ſchickt mich her, und läßt ſich erkundigen, ob das junge Mädchen, von dem Sie ihm ſo viel vorerzählt haben, noch hier im Dorfe ſey?

Sturz.

Wer? mein Pathchen? Die Tochter der guten alten Marthe?

Fritz.

Ganz recht. Ein kleines Landmädchen, das Sie leſen, ſchreiben, und ſingen gelehrt haben, und was weiß ich noch alles.

Sturz.

Ja, darauf kann ich mir etwas einbilden. Dieſer Zögling macht mir Ehre. Wir haben das liebe Mädchen auch gleich ſehr gut unterbringen können.

Fritz.

So? Ist sie schon bey einer Herrschaft?

Sturz.

Und das bey einer sehr guten, das kann ich Dir versichern. Schon seit länger als zwey Jahren ist sie bey einer braven Dame in Condition, die einige Stunden von hier wohnt, und sie wie ihre leibliche Tochter behandelt.

Fritz.

Alle Wetter! Das wird dem Herrn Baron unangenehm seyn.

Sturz.

Was will er denn mit meinem Pathchen?

Fritz.

Er will sie bey seiner Schwester in Dienst bringen.

Sturz.

Wie? Die Frau Baronin Freyheim ist jetzt hier?

Fritz.

Ey freylich, sie ist gestern früh mit Sack und Pack bey uns eingezogen.

Der Unglückswagen.

I.

Wir waren drei gute Bekannte, die einmal während unserer Anwesenheit in der Residenz das dasige neue Kaffeehaus besuchten, um hier zu frühstücken. Im Hause gegenüber befand sich das Büreau der Lotterie, welche eben gezogen wurde. Es war schon der letzte Ziehungstag, und, sonderbar genug, eine zu den Fehlern ganz unverhältnißmäßig große Anzahl Treffer noch nicht heraus. Die Hauptgewinne warteten noch auf ihre künftigen Herren, und man konnte es den vielen Gesichtern, die aus dem Hause kamen, leicht abmerken, ob darin ihr Glück oder ihr Unglück gewaltet hatte.

Auch wir drei hatten Loose und bestimmten — allerdings ziemlich voreilig — schon jetzt, was

Sturz.

Das muß ich ſagen! Habe ich doch gehört, daß ſie ſeit ihres Vaters Tode einen förmlichen Abſcheu gegen unſ're Gegend bekommen habe, und gar nicht wieder hieher kommen wollte.

Fritz.

Das wollte ſie auch nicht, aber ihr Bruder hat nicht eher nachgelaſſen, als bis ſie ſich entſchloſſen hat, ein paar Monate bey ihm zuzubringen. Sie hat einen tiefen Kummer, von dem er ſie gern heilen, oder ſie wenigſtens etwas zerſtreuen möchte. Woher aber der Kummer kömmt, das weiß gar niemand. Ueber den Tod ihres Mannes kann ſie ſich nicht ſo ewig kränken, denn der ſoll, unter uns geſagt, der widerwärtigſte Menſch von der Welt geweſen ſeyn. Sie hat ſoviel mit ihm auszuſtehen gehabt, ſo viel geweint, daß ſie faſt darüber um's Leben gekommen iſt. Nun ſie aber einmal hier iſt, ſo möchte der Herrn Baron gern ein Kammermädchen für ſie haben, das ihr zugleich vorleſen könnte, weil ihre Augen ſo ſehr angegriffen ſind.

Sturz.

Da thut es mir doch recht leid, daß Marie schon engagirt ist. Die Baronin hat keine Kinder, ist sehr reich, freygebig, kränklich, sie hätte gewiß für mein Pathchen gesorgt.

Fritz.

Ey natürlich wäre bey uns für sie gesorgt worden, und das vielleicht (sich in die Brust werfend) auf eine Art, die gar nicht zu verachten gewesen wäre.

Sturz.

Ich muß mir doch jedenfalls die Sache ein wenig näher überlegen, und mit Mutter Marthe davon sprechen. Sag' nur unterdessen dem Herrn Baron, mein Sohn, daß mir sein Vertrauen sehr schmeichelhaft gewesen ist, und daß ich alles thun werde, um ihn zufrieden zu stellen. Das ist doch noch ein Herr der sich auf Leute von Verdienst versteht.

Fritz.

Ganz recht, Herr Magister! Das habe ich immer auch gesagt. Geben Sie ihm nur so bald als möglich Nachricht. (geht neben dem Kirchhof ab)

Zweyter Auftritt.

Sturz. (allein)

Potz Wetter, das wäre eine Sache für mich! Ist mein Pathchen einmal auf dem Schlosse in Diensten, so besuche ich sie alle Sonntage, spreche dabey mit der gnädigen Herrschaft, man macht mir Complimente über ihre Art und Weise zu lesen, über die Mühe, die ich mir mit ihr gegeben, sie wenigstens das halbe Manuscript mit Gedichten auswendig lernen zu lassen, das ich nach dem Tode meines guten armen Herrn geerbt habe, und mein Ruhm steigt mit jedem Tage höher.

Dritter Auftritt.

Sturz. Marthe.

Sturz.

Ach, sieh da, Mutter Marthe, ich wollte Sie eben aufsuchen, um Ihr etwas Wichtiges mitzutheilen.

Marthe.

Je, so sag Er doch, Herr Magister!

Sturz.

Wie lange ist es nun wohl schon her, daß Sie Marien nicht gesehen hat?

Marthe.

Je nun, es kann wohl fast zwey Monate seyn. Er weiß ja, Herr Magister, daß sie von ihrer Herrschaft gar nicht fortkann, und der Weg von hier bis Burgthal ist ein wenig zu weit für mich. Aber Nachricht habe ich vor ein paar Tagen von ihr bekommen, durch Pachters Gottlieb. Der war in Burgthal gewesen, und hat mir auch sechs baare Thaler von ihr gebracht, denn das gute Mariechen denkt Tag und Nacht nur daran, wie sie ihrer alten Marthe eine Wohlthat erzeigen kann, und sie weiß doch recht gut, daß ich nicht ihre rechte Mutter bin.

Sturz.

Ey, ey, warum hat Sie ihr das gesagt? Das war unvorsichtig. Das kann das arme Mädchen nur ängstigen und ihr vielleicht gar nachtheilig seyn. Denn Sie weiß ja, was für ein Vorurtheil man auf dem Dorfe gegen Findelkinder hat.

Marthe.

Ich hab's wahrhaftig recht gut gemeynt. Ich habe mir nun ſo gedacht, daß ich doch bald ſechszig Jahre alt wäre, und daß auch Er, Herr Magiſter, nicht jünger wär' als ich, und daß unſer armes kleines Mariechen da einmal plötzlich daſtehen könnte, ganz einſam und verlaſſen, ohne irgend eine Seele die ihr angehörte, auf der ganzen weiten Gottes-Welt. Und da glaubte ich denn, ich mußte es ihr wenigſtens ſagen, wie wir ſie dort vor ſiebenzehn Jahren auf dem Steine (ſie zeigt auf die Stufen der Kirchenthüre) gefunden haben, wie ſie dalag in ein ſchlechtes Bettchen eingewickelt, und weiter nichts an und bey ſich hatte als das kleine goldne Kreuzchen, das ſie noch immer am Halſe trägt. Wer weiß denn, dacht ich, ob alles das was ich ihr nun ſo erzählt habe, ihr nicht einmal behülflich ſeyn kann, die Ihrigen wieder zu finden.

Sturz.

Das iſt, da dieſe ſie nun ſo viele Jahre lang verlaſſen haben, ganz und gar nicht wahrſcheinlich. Die gottloſe Mutter die ſie ſo nackend

und blos ausgesetzt hat, würde gewiß eben so wenig Vergnügen daran haben sie heutiges Tages wieder zu finden, als sie damals dran hatte das arme Kind zu behalten. Aber Sie hat doch Marien wenigstens eingeschärft, das Geheimniß an niemand zu verrathen?

Marthe.

Nun, nun, Herr Magister, sey Er nur ruhig: Marie wird nichts ausplaudern. Hat doch das gute Kind die ganze Geschichte nicht einmal glauben wollen. Hat sie mir doch gesagt, und dabey sind ihr die Thränen stromweise aus den hübschen Augen geflossen: „Mütterchen, wir wollen das alte Bettchen und das Weidenkörbchen, kurz, alles was Dich an die ganze Geschichte erinnern kann, verbrennen: sie ist nicht wahr, nein, Du bist meine Mutter, ich habe nie eine andre gehabt, und ich will als Deine Tochter leben und sterben. Sey gut, und rede mir nicht mehr davon.“ Und dann hat sie mich umarmt und mich gebeten, ihr meinen Segen zu geben. Wenn ich daran denke, so kommen mir die Thränen auch noch in die Augen. (sie trocknet sich die Augen)

Sturz. (gerührt)

Das Mädchen hat recht; wir wollen nicht mehr davon sprechen, das thut nicht gut, und wenn man die Geschichte erführe, müßten wir die angenehmen Aussichten aufgeben, die sich noch erst heut für Marien eröffnet haben. Denn ich muß Ihr sagen, Mutter Marthe, daß der Herr Baron, unser hochzuverehrender Gutsherr, bey mir nach Marien hat fragen lassen, und sie bey seiner Schwester in Dienste bringen will. Nun, da sieht Sie, was Erziehung thut! Der Herr Baron kennt das Mädchen noch gar nicht, aber wir haben sie erzogen, und das ist ihm schon genug.

Marthe.

Da behüte mich der Himmel davor, daß ich mein Mariechen zu der Frau Baronin Freyheim brächte, oder vielmehr zu der abscheulichen Ramsell Brander, die Marien eben so schlecht behandeln würde, als sie es schon einmal mit der Tochter des Schloßgärtners gethan hat. Es ist zwar zwanzig Jahre her, aber ich entsinne mich noch darauf, als ob's heut' geschehen wäre. Nein, nein, Mariechen soll die

gute Herrschaft bey der sie jetzt ist, nicht verlassen, um garstigen Dienstboten zu dienen.

Sturz.

Nun, ich sehe wohl, daß ich Ihr nachgeben muß, und will es also gleich dem Herrn Baron sagen, daß er sich jemand andres suchen möge. (nach dem Hintergrunde gehend) Es ist aber doch bey alle dem Schade — (er erblickt Marien) Aber, sehe Sie einmal! — Ja, ja, sie ist es.

Marthe.

Wer denn?

Sturz.

Je nun, Mariechen!

Marthe. (nach der Seite eilend, wohin Sturz blickte)

Mein gutes Kind!

Sturz.

Sie kommt doch ganz wie gerufen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Marie. (in netter Bauertracht, ein Bündelchen an einem Stocke tragend)

Marie. (fröhlich)

Ja, ja, ich bin's, wie ich leibe und lebe.

Marthe.

Was das für eine Freude iſt Dich einmal wiederzuſehen.

Marie.

Meine gute Mutter!

Sturz.

Nun? und ich! Mich vergiſſeſt Du ganz?

Marie.

Ich! meinen guten Herrn Pathen vergeſſen? (umarmt ihn) Da wäre ich ja nicht werth, noch Ihre Marie zu ſeyn, Ihr Pathchen, die Ihnen ſo viel zu verdanken hat. Ey, Marie vergißt Sie gewiß nie!

Sturz.

Nein, nein, Du biſt noch die Alte! ich erkenne Dich wieder, Du biſt noch ſo freundlich und gut wie ſonſt.

Marthe.

lind verſtändig. Nicht wahr?

Marie.

Ey der tauſend, das bin ich nach Leibeskräften, und wenn mir etwa ſo ein ſonderbarer Gedanke durch den Kopf fährt, ſo denke ich an Sie und an Ihre guten Lehren, und da iſt gleich alles wieder beym Alten. Ja, wenn ich einmal ſo einen zweifelhaften Fall vor mir habe, da ſage ich allemal gleich: „ſiehſt Du, ſo und ſo würde Dir Deine gute Mutter und Dein lieber Herr Pathe gerathen haben," das und das würden ſie Dir geſagt haben, und da bin ich auch auf der Stelle mit meinem Entſchluſſe fertig. Darum bin ich auch heute wieder hier.

Marthe.

Wie? was? mein liebes Kind! Du haſt Deine Herrſchaft in Burgthal verlaſſen?

Marie.

Ja, freilich habe ich ſie verlaſſen, und ſo weh hat mir noch auf der ganzen Welt nichts gethan. (tief bewegt)

wir mit dem großen Gewinne anfangen wollten, wenn es uns etwa beschieden wäre. Im Ganzen wichen unsere Projekte sehr von einander ab, und kamen nur darin alle drei überein, daß ein jeder nebenbei auf Anschaffung von Wagen und Pferden dachte. Wir zählten die mannichfache Glückseligkeit eines solchen Besitzes nach und nach her und es schien, als ob das Lächeln eines jungen Mannes, des einzigen Gesellschafters zu dieser Zeit in dem Kaffeehause, der nicht weit von uns saß und zuvor Eines Sehens nach dem Lotteriebüreau hinüber gesehen hatte, ebenfalls Zustimmung aussagte. So war es aber durchaus nicht. Denn als ich seiner sichtbaren Neigung, seine Meinung über den Gegenstand ebenfalls mitzutheilen, durch eine Frage entgegen gekommen war, sagte er kopfschüttelnd, daß er hierin schwerlich uns beitreten könne, ja daß ihn, wenn er jetzt nur von einem Wunsche dieser Art höre, allezeit ein heftiger Schauer anwandle.

Bei dem Wunsche von Wagen und Pferden? rief ich erstaunt.

Ja, antwortete er.

Unfehlbar sind Ihre Pferde einmal mit Ihnen durchgegangen?

Ach, wenn es dabei allein geblieben wäre! —

Sie sehen, wie neugierig Sie uns gemacht

Sturz.

Sie haben Dich doch nicht fortgeſchickt?

Marie. (ſtolz)

Fortgeſchickt! Nun, das muß ich ſagen: fortgeſchickt! Ein ehrliches Mädchen, das von Herzen gern ſeine Pflicht thut, und lieber geſtorben wäre, als daß ſie es an dem gehörigen Reſpekt für ihre gute Herrſchaft und die lieben jungen Fräuleins hätte fehlen laſſen, ſchickt man auch ſo fort. Ach! ſie waren ſo gut, ſo wenig ſtolz gegen mich! Die Leute glaubten immer, ich wäre ihre Schweſter. Nein, nein, niemals finde ich eine ſo gute Herrſchaft wieder, und wenn ich d'ran denke, möchte ich noch jetzt vor Jammer vergehn. (ſie weint)

Marthe. (nimmt ſie bey der Hand)

Nun, nun, faſſe Dich nur; es iſt freilich ein Unglück, aber wenn Du nicht daran Schuld biſt —

Sturz.

Ja, ja, da hat es nicht ſo viel auf ſich und wird ſich ſchon wieder gut machen laſſen. (für

ſich) Mir iſt's ſogar um des Herrn Baron willen lieb.

Marthe.

Wie haſt Du Dich denn aber nur ſo geſchwind entſchloſſen?

Marie.

Ja, ſehen Sie — ja, wie ſage ich's Ihnen nur? — Nun, alle Sonntage wird in Burgthal getanzt, und da kommen eine Menge vornehmer Leute aus der Nachbarſchaft hinzu und ſehen das mit an.

Sturz.

Nun, was geht denn das Dich an? mit den vornehmen Leuten haſt ja Du nichts zu thun.

Marie.

Ja, wenn das nur möglich geweſen wäre. Aber unter den vornehmen Leuten kam auch immer ein junger Herr mit, der ſehr artig und beſcheiden war, das muß man ſagen, und ſehr hübſch und liebenswürdig, — und — und — und der ſagte mir immer ſehr viel Schönes.

Sturz.

Nun, der Burſche hat Geſchmack gehabt.

Marie.

Ich bemerkte nun wohl gleich anfangs, daß ihn mein Staat irre führe, und daß er mich für eine Schweſter der Fräuleins halte, denn an den Sonntagen machten die ſich immer ein Vergnügen daraus, mich ſo wie ſie ſelbſt recht herauszuputzen, und da hätte wohl auch ein andrer als Herr Wilhelm mich für was rechts anſehen können.

Sturz.

Ha, ha, alſo Herr Wilhelm nannte ſich der junge Herr?

Marie.

Ganz recht, Wilhelm. Ich wenigſtens habe ihn nie anders nennen hören. Ich ſagte ihm daher endlich, daß ich nur ein armes Bauermädchen ſey, aber da ward er nur noch höflicher und freundlicher gegen mich. Wenn ich mich nur einmal aus dem Schloſſe rührte, huſch, war er bey der Hand; wenn ich aufs Vorwerk zum Pathchen der gnädigen Frau gieng, gleich fand ich ihn auf dem Wege, und wenn

wir nun ſo ein Weilchen mit einander giengen, da wußte er es, weiß der Himmel wie, ſtets ſo einzurichten, daß er auf ſeine Liebe zu mir zu reden kam.

Marthe.

Du hätteſt ihm ſagen ſollen; daß Du das nicht leiden könnteſt, und daß Du ein ehrliches Mädchen wärſt, das ſo etwas nicht anhören dürfe.

Marie.

Ach, das weiß er alles, Mütterchen, und ich habe ihm wohl hundertmal um des Himmelswillen gebeten, ſich gar nicht um mich zu bekümmern, aber was halfs denn? Ja, als ich ſah, daß er ſich's nun einmal in den Kopf geſetzt hatte, mir aufzupaſſen, habe ich mich mit keinem Fuße mehr aus dem Schloſſe gerührt, da hat er mir geſchrieben, daß er ſich bey der gnädigen Frau werde vorſtellen laſſen, und daß ich da wohl gezwungen ſeyn würde, ihn alle Tage zu ſehn.

Sturz.

Du hätteſt ihm damit drohen ſollen, daß Du Deiner Herrſchaft alles erzählen würdeſt.

Marie.

Das habe ich auch gethan, — aber vergebens. Ach, wenn Sie nur wüßten, wie viele Mühe ich mir gegeben, ihn von mir wegzuscheuchen, es dahin zu bringen, daß er mich nicht mehr lieb haben solle! Aber alles vergebens! Es wollte gar nichts anschlagen! — Erst habe ich über seine Schmeicheleyen und seine Liebesversicherungen gelacht, dann bin ich böse geworden, habe ihm gesagt, daß es recht schlecht von ihm sey, ein ehrliches Mädchen verführen zu wollen: „Herr Wilhelm, habe ich zu ihm gesagt, wenn man nur auf die geringste Vermuthung kommen könnte, daß ich Ihre Reden so mit anhörte, so würde ich sogleich die Gnade der guten Frau von Stillmann verlieren, man würde mich mit Schimpf und Schande von hier fortjagen, und meine gute arme Mutter würde vor Jammer in die Grube fahren, denn wenn wir auch arme Leute sind, so ist uns unsre Ehre doch eben deshalb um so theurer."

Sturz.

Das hast Du vortrefflich gesagt! — Ja, das hat das Mädchen von mir gelernt. — Nun,

in Verlegenheit wird ihn das doch gewiß gesetzt haben. —

Marie.

Nicht im geringsten, lieber Pathe. Er hat mir gleich auf der Stelle und recht aus vollem Herzen geantwortet: „Wohin denkst Du? Marie! ich Deiner Ehre zu nahe treten? Ich das Mädchen hintergehen, das ich mehr als alles auf der Welt liebe? davor behüte mich der gerechte Himmel! Ich will nur Dich und Dein Glück. Sage mir, wo Du zu Hause bist, nenne mir die brave Mutter, die Dir diese Tugenden vererbt hat, ich werde sie um Deine Hand bitten, werde ihr Sohn seyn.“ Und dabey hat er meine Hand gedrückt, und mich gebeten, ihn durch keine abschlägliche Antwort zur Verzweiflung zu bringen. — Ach! wenn Sie nur wüßten, wie er bitten kann.

Sturz.

Ja, ja, das können sie alle, das ist mir schon bekannt. Versprechungen kosten ihnen in solchen Fällen nichts. Nun, Du hast's ihm also abgeschlagen, und nicht wahr, er ist nicht daran gestorben.

Marie.

Das nicht, aber er iſt ſo traurig geworden, daß ich auch alle Tage habe mit weinen müſſen. Drum habe ich mich denn endlich entſchloſſen, wieder hierher zu kommen, ohne ihm ein Wort davon zu ſagen. Nur die gute gnädige Frau von Stillmann weiß die Urſache meines Fortgehens. Ach, Du lieber Gott, es blieb mir ja nichts and're mehr übrig, denn — ich ſelbſt hätte es nicht länger ſo ausgehalten! — Und ſo bin ich denn noch vor Tagesanbruch fortgegangen, damit nur niemand meine Thränen ſehen möchte.

Sturz.

Sey nur ruhig, wir wollen ſchon bald Mittel und Wege finden, Dir das aus den Gedanken zu bringen. Für's erſte kränke Dich nicht um Deinen Dienſt, denn Du kannſt noch heutigen Tages zu einen weit beſſern kommen.

Marthe.

Ach, Du lieber Himmel, nun muß ſie ihn wohl annehmen, weil wir uns ſonſt nicht zu helfen wiſſen.

Marie.

Einen beſſern? Das iſt wohl unmöglich! Wenn er aber nur ſo viel einträgt, daß ich meine arme gute Mutter unterſtützen kann, ſo will ich ihn mit Freuden annehmen. Wer iſt denn die Herrſchaft?

Sturz.

Eine vortreffliche Frau, die Schweſter unſers gnädigen Herrn hier. Sie hat zwar eine etwas garſtige Kammerfrau bey ſich, die ſelbſt ſo ein wenig die Herrſchaft ſpielt, aber laß Dich das nicht kümmern, Dir wird ſie nichts zu Leide thun dürfen, das hat mir der Herr Baron ſchon verſprochen. Und, mein Kind, für Leute in Deiner Lage iſt nun einmal kein andrer Rath, die müſſen ſchon ein kleines Opfer bringen können.

Marie.

Ach, lieber Herr Pathe, nach dem Opfer das ich heute gebracht habe, wird mir keines mehr ſchwer werden.

Sturz.

Du biſt ein gutes, folgſames Kind, ich werde

auch ſogleich bey dem Herrn Baron anfragen, wenn ich Dich ſeiner Schweſter vorſtellen kann. — Aber Du biſt mir nicht ſo recht — ſo ſtaatlich genug angezogen. Haſt Du denn keinen andern Anzug?

Marie.

Nein, mein lieber Herr Pathe. Arm wie wir nun jetzt ſind, konnte ich doch hier nicht in den ſchönen Kleidern herkommen, die ich in Burgthal hatte, und ich zog alſo mein ehemaliges Bauerröckchen wieder an. Ja, wenn ich gewußt hätte, was Sie mit mir vorhaben, ſo hätte ich wohl das ſchöne Kleid mitgebracht, das mir die gute gnädige Frau zu Weynachten ſchenkte. Ach! es ſtand mir ſo gut. Ich hatte es gerade an dem Tage an, wo er mich das erſtemal ſah.

Sturz.

Rede mir nur nicht mehr von dem Herrn Wilhelm. Trotz ſeiner ſchönen Redensarten kann er Dich doch nicht heyrathen, und wenn er ſich auch dazu entſchlöſſe, würdeſt Du doch auch nicht glücklich ſeyn: denn wenn Du eine vornehme Dame wäreſt, würde man Dich bald

zwingen, uns abzuläugnen, uns, die wir blos Deine Aeltern sind, weil wir Dich mit aller möglicher Sorgfalt erzogen haben, und darauf kenne ich Dich, das könntest Du nicht über's Herz bringen.

Marie. (ihn bey der Hand fassend)

Nein, nie, nie! — Ja, ja, Sie haben Recht. Nichts mehr von ihm. (sie versinkt in Nachdenken.)

Marthe. (zu Sturz)

Empfehle Er sie nur dem Herrn Baron recht auf's Gewissen.

Sturz.

Verlasse Sie sich da auf mich. Mit solchen Sachen weiß ich schon umzugehen. Aber Mariechen muß müde seyn! Sie mag ein paar Augenblicke ausruhen. Es wird gar nicht lange dauern, so werde ich wieder da seyn. (er geht über den Kirchhof ab)

Marthe. (zu Marien, die in Träumen versunken ist)

Nun komm, mein Kind! Du bist meine gute Tochter, hast Deine Sachen recht gemacht, und

haben! versetzte ich und der Fremde sagte: Da wir allein sind, und ich allem Ansehen nach sehr rechtliche Leute vor mir habe, welche von meiner seltsamen Geschichte keinen Gebrauch zu meinem Nachtheile machen werden, so kann ich Ihnen diese wohl in der Kürze erzählen.

Wir versicherten ihm in voraus unsere Verschwiegenheit und er begann.

2.

Ein Wagen, den meine Tante seit Kurzem besaß, gehörte zu denjenigen Dingen, welche ich vor andern aus ihrem künftigen Nachlasse wünschte. Es schien mir, als ob ganz England und Frankreich keinen ähnlichen Wagen in Ansehung der innern Bequemlichkeit aufzuweisen habe.

Doch erlauben Sie, meine Herren, daß ich, der Deutlichkeit wegen, noch ein wenig weiter ausholе.

Mein seliger Vater hatte mir oft gesagt, daß der Mensch etwas seyn und etwas thun müsse; ich war daher auf die Akademie gegangen. Aber die großen, plumpen Bücher, worauf sich hier alles bezog, machten mir Kopfweh und so griff ich denn nach den kleinen, niedlichen Almanachen und ähnlichen, die meinem Herzen eine wohlthätige Wär-

ich zweifle nicht daran, daß der Himmel Dir einmal das alles reichlich vergelten wird. (bemerkt, daß Marie nicht auf sie hört) Aber, so komm' doch!

Marie. (erwacht aus ihren Träumen)

Ja, ja, liebe Mutter, da bin ich schon. (für sich) Nein, nein, ich will nicht mehr daran denken. (sie geht in Marthens Haus)

Marthe. (kehrt zurück, und will das Bündel mit hineinnehmen)

Das Wettermädel! Da hat sie ihr Paket vergessen.

Fünfter Auftritt.

Marthe. Fritz.

Fritz.

Heda! Mutter Marthe! Sag' Sie mir doch, hat Sie den Herrn Magister gesehn? Hat er mit Ihr wegen Ihrer Tochter gesprochen?

Marthe.

O ja, er ist eben auf's Schloß gegangen, um dem Herrn Baron Nachricht darüber zu bringen,

und meine Tochter wird auch bald dort seyn. (für sich) So es der Himmel will!

Fritz.

Wahrhaftig? Nun, das freut mich sehr! Da wird's doch wieder ein wenig lustig im Hause zugehen.

Marthe.

Höre Er, Fritz, Er ist immer ein rechtschaffner Bursche gewesen, sey Er es auch gegen uns. Suche Er seinen jungen Herrn auf dem Schlosse dahin zu bringen, daß er meine Marie in Ruhe läßt. Er gilt hier für so einen Springinsfeld, der kein hübsches Bauermädchen ungeschoren lassen kann.

Fritz.

Da trage Sie keine Sorge, Mutter Marthe, dafür bin ich da, und er wird's gescheut anfangen müssen, wenn er ein Augenblickchen erlauschen will, um ihr allein etwas weiß zu machen. Aber übrigens hat es auch keine Noth damit. Er ist dazu viel zu verliebt in eine and're Dame.

Marthe.

Was Er sagt! Nun, das ist mir sehr lieb.

Fritz.

Ja, ja, verlasse Sie sich nur auf mich. Ich werde Ihre Tochter schon in Protektion nehmen. Sorge Sie nur dafür, daß sie bald aufs Schloß kommt.

Marthe.

Das soll nicht lange dauern. (geht in's Haus)

Sechster Auftritt.

Fritz. (allein)

Ich weiß gar nicht warum, aber ich fühle, ohne das Mädchen zu kennen, so eine Art von Interesse an ihr, das mir ein wenig mehr als bloße Menschenliebe scheint. Ja, das ist wahr. Ich habe von Jugend auf eine große Vorliebe für alle Frauenzimmer gehabt, die lesen können. Das Mädchen ist also hübsch, arm — je nun, da sie lesen kann, so dürfte das gar keine Mißheyrath seyn.

Siebenter Auftritt.

Fritz. Julius.

Julius.

Fritz! Fritz!

Fritz.

Gnädiger Herr!

Julius.

Kömmst Du endlich! Seit einer Stunde warte ich auf Dich. Wie kannst Du mich nur in einer so fürchterlichen Ungeduld lassen — Zwey Pferde satteln!

Fritz. (erschrocken)

Mein Gott! Was ist denn vorgefallen?

Julius.

Das Schrecklichste was mir begegnen konnte! Ich bin ausser mir! Sie ist nicht mehr da!

Fritz.

Was? Ihre Frau Tante?

Julius.

Sie, sie, die ich anbete, Marie! Sie, ohne die ich nicht leben kann! Die Undankbare! In dem Augenblicke von mir fliehn, wo ich alles für sie aufopfern wollte!

Fritz.

Wie? das junge Mädchen bey Frau von Stillmann?

Julius.

Sie hat dieſen Morgen noch vor Tagesanbruch das Haus der Frau von Stillmann verlaſſen. Niemand weiß wo ſie hin iſt. Frau von Stillmann hat es verboten ihr nachzuſetzen. Alle Leute im Schloſſe weinen und ſind auſſer ſich über dieſe plötzliche Entfernung. Sie klagen mich deshalb an, ſie werfen mir das Unglück vor, in welches das arme Mädchen ſich nun ſtürzen werde. Alle Mühe war vergebens auch nur die mindeſte Nachricht von ihr einzuziehn. Aber, was es mir auch koſte, ich muß ihren jetzigen Aufenthalt entdecken. Eile jetzt ſelbſt nach Burgthal und frage alle arme Leute an der Straße, ob ſie ſie nicht haben vorbeykommen ſehn.

Fritz.

Ja, Du lieber Himmel, die ſind ja faſt alle blind.

Julius.

Schadet nichts, ſie kannten den Engel an ſeinen Wohlthaten. Gieb, verſprich, ſag', daß ich den, der mir die erſte Nachricht von Marien brächte, Zeitlebens glücklich machen wolle.

Ich will hier herumſtreifen. Lange kann ſie meinen Nachforſchungen ſich nicht entziehn. Ich muß ſie wiederfinden, ſie muß die meine werden, oder ich ſtehe nicht mehr für mich ſelbſt. (er eilt ab. Fritz ihm nach)

Zweyter Aufzug.

(Das Theater ſtellt ein gut meublirtes Zimmer im Schloſſe vor. Rechts ein Tiſch, auf welchem einige Bücher liegen.)

Erſter Auftritt.

(Mamſell Brander tritt mit Sturz ein.)

Brander.

Das iſt unmöglich, Herr Sturz, ganz unmöglich! Fritz hat mehr geſagt, als er verantworten kann. Dazu wird die Frau Baronin nie ihre Einwilligung geben. Ein junges Mädchen von ſiebenzehn Jahren in ihre Dienſte zu nehmen! Was will man denn mit ſo einem unreifen Dinge machen? Das verſteht ja noch nichts, das kann noch nichts.

Sturz.

Das kann doch wenigſtens ſehr nett leſen,

meine werthe Mademoiſelle, und wenn, wie man ſagt, die Frau Baronin es manchmal überdrüſſig ſeyn ſoll, ſich etwas vorbuchſtabiren zu laſſen, ſo —

Brander.

Was ſoll das heißen? Buchſtabiren! Was wollen Sie damit ſagen? Wiſſen Sie nicht, daß ich der Frau Baronin an jedem Morgen die Zeitungen vorleſe, und daß ſie, ſtatt ſich darüber zu beklagen, mir vielmehr noch nie ein Wort deshalb geſagt hat.

Sturz.

Kann möglich ſeyn, werthe Mamſell, aber vielleicht findet ſie, daß eine ſolche Lektüre Sie zu ſehr angreift, und will alſo, um Sie zu ſchonen —

Brander.

Ich will aber weder darinn, noch in irgend etwas ander'm geſchont ſeyn! Seit zwanzig Jahren bin ich nun ſchon im Dienſte der Frau Baronin, und ſie hat nie ſonſt jemand als mich um ſich leiden können. Ich kenne ihre Launen, ihren Geſchmack, den widrigen Eindruck, den

ſtets der Anblick eines ſo jungen Mädchengeſichts auf ſie macht, und ich verſichere Ihnen, daß es ihr ſchon unangenehm ſeyn wird, auch nur von Ihrem Pathchen reden zu hören.

Sturz.

Das würde mir ſehr leid thun, aber um meiner Sache gewiß zu ſeyn, muß mir das erſt der Herr Baron verſichern.

Brander. (drängt ihn immer nach der Thüre zu)

Kann auch geſchehen. Gehen Sie nur jetzt nach Hauſe, und in wenigen Stunden ſollen Sie dort ſeine Befehle durch mich ſelbſt erfahren.

Sturz.

Viele Ehre, aber ich weiche nicht von hier, bis ich mit dem Herrn Baron ſelbſt geſprochen habe.

Zweyter Auftritt.

(Die Vorigen. Der Baron anfangs unbemerkt.)

Brander.

Wenn ich Ihnen nun aber ſage, daß der Herr

Baron nicht hier iſt, und daß er weder mit Ihnen, noch mit dem kleinen albernen Dinge etwas zu ſchaffen haben will. Kurz, daß der Herr Baron durchaus nicht will —

Baron. (vortretend)

Daß man ihm Unwahrheiten hinter ſeinem Rücken andichte. Sturz hat vollkommen Recht, ich habe ihn rufen laſſen, und ich finde es ſehr ungezogen, daß man einen Mann, den ich achte, und der die Liebe des ganzen Dorfs beſitzt, auf eine ſolche Art empfängt.

Sturz.

O! der Herr Baron ſind gar zu gütig. Sagte ich's nicht, der Herr Baron hat nach meinem Pathchen ſich erkundigen laſſen, folglich wünſchte derſelbe mich zu ſprechen.

Baron.

Haſt Du ſie mitgebracht?

Sturz.

Noch nicht, Herr Baron, aber ich werde ſie gleich hierher holen.

Baron.

Nun, so geh', und wenn sich Dein Pathchen hier gut aufführt, werden wir gewiß für ihr Glück Sorge tragen.

Sturz.

Würdigen Sie sie nur Ihres Schutzes, mein verehrter Herr Baron, und es wird ihr gewiß wohl gehn. (ab)

Dritter Auftritt.

Baron. Mamsell Brander.

Brander. (bey Seite)

Der abscheuliche Pedant! (laut) Herr Baron, in des Mannes Gegenwart habe ich weiter nichts sagen wollen, weil er glauben könnte, es liege mir etwas daran, seine Pathe nicht in der Frau Baronin Dienste treten zu lassen. Da behüte mich doch der liebe Himmel, der guten gnädigen Frau etwas entziehen zu wollen, was ihr Freude machen könnte; ich lebe seit zwanzig Jahren ja nur für sie, ich habe mir es stets angelegen seyn lassen, alle ihre Wünsche zu errathen und manche Nacht schlaflos zugebracht, um sie in ihrer Krankheit zu warten. (stellt sich als ob sie weine)

me mittheilten. Ich that mithin doch etwas, aber ich war noch nichts. Auch hierzu ward indessen Rath. Ein Schwarm junger Zugvögel kam aus dem benachbarten Bade; lauter Kunstkenner, wie sie mir bald zu verstehen gaben. Dabei waren es artige Leutchen, welche so viel auf einen hübschen Anzug hielten, als ich selber. Dem Aeußern nach ähnelten wir uns daher außerordentlich. Das Innere fand sich nach einigen Exkursionen mit ihnen ebenfalls. In vierzehn kurzen Tagen hatte auch ich über jedes Gemälde so gut ein Urtheil, wie über jedes Gedicht. Ich sprach von Motiven, von Anordnung, von Zeichnung, von Kolorit, von Karnation, von Helldunkel, von Perspektive, so daß die Umstehenden große Augen machten. Die größten Maler und Dichter waren mir lange nicht groß genug. Ich begriff nicht, wie sie zu ihrem Rufe hatten gelangen können. Da war der Rafael; konnte man etwas miserableres sehen, als seine Machwerke? Der Göthe! so einen glaubte man Dichter heißen zu können!

An den Almanachen durfte ich freilich kein Gefallen weiter finden; es wäre denn, daß wir, meine Freunde und ich, uns zur Herausgabe eines Almanachs entschlossen hätten. Ich hatte nämlich auf Einmal auch zum wirklichen Dichter

Baron.

Ja, ja, wir kennen Ihre Anhänglichkeit an meine Schweſter ſchon, aber ſie hat dieſe auch nicht unbelohnt gelaſſen.

Brander.

Ey, ich beklage mich ja auch gar nicht, und habe keinen andern Wunſch in der Welt, als in den Dienſten einer ſo guten Herrſchaft zu leben und zu ſterben. Aber ich kenne die gnädige Frau, Herr Baron, ſie gefällt ſich nun einmal in ihrer Traurigkeit, und alles was Sie zu ihrer Zerſtreuung erſonnen haben, hat ſie nur noch mehr beſtimmt, morgen wieder nach ihrem Gute abzureiſen.

Baron.

Wie? meine Schweſter will fort?

Brander.

Wie ſie ſagt, blos um Ihnen die Unannehmlichkeiten zu erſparen, welche Ihnen ihr Zuſtand nothwendig verurſachen muß. Sie ſehen alſo daraus, daß es unnütz wäre —

Baron.

Nein, nein, ſie muß bey mir bleiben. Ich

bin ihr einziger Freund auf der Welt, und sie muß mir folgen, muß sich mit mir und meinem Neffen etwas zerstreuen. Wir haben dieses Uebel, das sie am Ende noch tödten würde, nur zu lange ungestört um sich greifen lassen, und ich werde und muß der Sache auf den Grund kommen, um sie ganz zu heilen. Doch da kommt sie selbst. — Lassen Sie uns allein.

Brander. (im Abgehen)

Ich muß nur suchen das Gespräch sobald als möglich zu unterbrechen.

Vierter Auftritt.

Der Baron. Die Baronin (kommt in Gedanken versunken)

Baron. (für sich)

Arme Schwester! (laut) Liebe Mathilde, was habe ich da gehört? Du willst wieder von hier fort? Kann denn die theilnehmende Liebe eines Bruders Dich nicht im geringsten erheitern?

Baronin.

Ach! Ich muß mich selbst anklagen, daß ich Deine unendliche Güte so schlecht vergelte, und

doch iſt mein Herz tief davon durchdrungen. Doch leider ſehe ich auch, daß die Freude, das Wohlbehagen, welches Deine Wohlthaten über dieſe ganze Gegend verbreitet hat, ſelbſt hier vor der Traurigkeit gewichen iſt, die ich nun einmal überall mit hinbringe. Jedermann iſt betrübt, weil er Dich unruhig ſieht, und um hier Frieden und Glück wieder einheimiſch werden zu ſehen, muß ich mich entfernen. Erlaube es alſo immer, mein guter Bruder.

Baron.

Nein, theure Mathilde, jetzt kann ich mich am allerwenigſten von Dir trennen, da ich Deiner Freundſchaft ſo ſehr bedarf; denn auch ich habe meine Sorgen, aber vertrauensvoller als Du, erleichtere ich ſie mir dadurch, daß ich darüber mit meiner geliebten Schweſter ſpreche.

Baronin.

Mein Gott, was kann denn Dich bekümmern?

Baron.

Die Aufführung meines Neffen.

Baronin.

Wie? Julius, den unſre ſeelige Schweſter als Pflegeſohn Dir hinterließ, er benimmt ſich nicht ſo, wie er ſollte?

Baron.

Benimmt ſich wie ein Undankbarer, der das Recht verkennt, welches zwanzigjährige väterliche Sorge mir über ihn verleiht, und denkt nur daran, wie er ſeine Familie unglücklich machen will.

Baronin.

Wie? Julius, will einen Namen, dem er ſchon durch ſeinen jugendlichen Muth ehrte, jetzt beſchimpfen? Und was kann ihn dazu verleiten?

Baron.

Er hat in der hieſigen Umgegend ein kleines Bauermädchen kennen lernen, das pfiffig genug iſt, die Spröde zu ſpielen, und da iſt er nun entſchloſſen ſie zu heyrathen. Iſt das nicht empörend? Eine Bauerdirne uns als Nichte in unſer Haus zu bringen!

Baronin.

Wahrscheinlich ein Mädchen ohne alle Erziehung?

Baron.

Nun, ihm nach muß es eine Phönix von Sitte und Verstand seyn. Eine achtbare Dame, so raisonnirt er, hat sie erzogen, sie besitzt den Innbegriff aller Talente, Anmuth und Tugenden, kurz, sie ist eine von den selt'nen Vollkommenheiten, welche die Natur nur für die Personen die sich in sie verlieben, ausdrücklich erfindet. Ich bin in meiner Jugend auch verliebt gewesen, und weiß, was man von solchen Tugendheldinnen zu halten hat.

Baronin.

Hast Du denn Julius den Nachtheil vorgestellt, in dem ihm eine solche Verbindung stürzen würde?

Baron.

Das will ich meynen. Vorstellungen, guter Rath, Bitten, alles habe ich umsonst erschöpft. Endlich habe ich geschworen ihn zu enterben, wenn er das Mädchen ohne meine Einwilligung heyrathen wollte.

Baronin.

O, mein Bruder! was thatest Du?

Baron.

Nichts anderes, als was sein Vater selbst gethan haben würde.

Baronin. (lebhaft)

O, wenn Du wüßtest, wie weit allzugroße Strenge eines Vaters ein Kind treiben kann, sobald eine strafbare Liebe —

Baron. (strengen Tones)

Ich weiß nur dies, daß in unserm Stande die Ehre das höchste seyn muß, und daß, wer solche Tollheiten duldet, sich ihrer selbst mit theilhaftig macht.

Baronin.

O! sey doch lieber minder hart! Erspare unser'm Julius diese Schaam vor sich selbst, diese gräßliche Qual, welche keine Zeit, kein and'res Glück lindern kann. Laß' Deine unglückliche Schwester Dich darum anfleh'n.

Baron.

Wie? Mathilde! Du sprichst seiner Entehr-

rung das Wort? Verſuche es lieber mit mir gemeinſchaftlich dieſen Wahnſinnigen zur Vernunft, zur Pflicht zurückzuführen.

Baronin.

Wer? — ich!

Baron.

Schild're ihm die volle Pein der Reue, welche ſtets auf ſolche Romanheyrathen folgt, die Unordnung, das Unheil das daraus in ganzen Familien entſteht.

Baronin. (außer ſich)

Ich habe kein Recht dazu.

Baron.

Was iſt das? — Du ſchwankſt — Du wirſt bleich? — (er unterſtützt ſie) Liebe Mathilde! —

Baronin. (zu ſich kommend)

Es iſt nichts — gar nichts — ein plötzliches Uebelbefinden. — Aber Du ſiehſt, lieber Bruder — dieſer leidende Zuſtand ſcheint hier zuzunehmen. — Ach, laß mich fort von hier!

Baron.

Welcher Gedanke! Erinnere Dich, daß Du

ja hier, eben in diesem Schlosse mit mir Deine schönsten Jugendjahre verlebt hast.

Baronin. (mit Schauder)

Nein — nein — dieser Gedanke eben tödtet mich!

Baron.

Welche schmerzliche Rückerinnerung!?

Baronin.

O! die schrecklichste!

Baron.

Um des Himmelswillen! Mathilde!

Baronin.

Alles, alles ruft mir ein Verbrechen in's Gedächtniß — Gott! was habe ich gesagt! — O, habe Mitleid mit dieser Verwirrung meines Geistes — glaube ja nicht —

Baron.

O! wie könnte ich je glauben, daß meine geliebte Schwester strafbar sey. — Aber ein unseeliges Geheimniß lastet auf Deinem Herzen: bey'm allmächtigen Gotte beschwöre ich Dich, vertraue es Deinem Bruder.

Baronin.

Nie, nie! Seine Achtung iſt ja das einzige Gut das ich noch auf der Welt beſitze.

Baron.

Und dieſe wirſt Du nie verlieren.

Baronin.

Ich bin ihrer unwerth.

Baron.

Gewiß nicht. Nenne mir die Qualen, welche Du ſo unausgeſetzt leideſt.

Baronin.

Und erräthſt Du ſie nicht an dieſem innern Beben, das mir nirgends Ruhe läßt! Ach, nur die bitterſte Reue kann einen ſolchen unſeeligen Zuſtand hervorbringen.

Baron.

So ſprich offen mit mir. Was Du auch zu bereuen haben mögeſt, in meinem Herzen liegt ſchon Deine Entſchuldigung.

Baronin. (ſich in ſeine Arme werfend)
Wenn das wahr wäre, mein Bruder!

Baron.

Vaue feſt darauf.

Baronin.

Ja, Du wirſt mir vergeben — ach, ich habe ja ſoviel dafür gelitten! — Aber, wie ſoll ich Dir alles ſagen, ohne vor Schaam zu ſterben?

Baron.

Du haſt es verſprochen, und Du redeſt ja mit Deinem Bruder.

Baronin.

Nun, wohlan! So erfahre denn, daß der Freund, deſſen Verluſt Du noch jetzt beweineſt, Albert —

Baron.

Mein Albert, der mir ſo früh entriſſen ward, und den ich wie meinen Bruder liebte —

Baronin.

Er war auch Dein Bruder.

Baron.

Mathilde!

mit werden müssen und meine Freunde versicherten mich, daß es außer in ihnen und in mir gar keine Poesie mehr auf der Welt gäbe.

Gern wäre ich in der wirklichen Malerei ebenfalls plötzlich ein Riese geworden wie in der Poesie. Das aber hatte eine Menge mechanischer Schwierigkeiten. Da nun die Mechanik, meinem Freunden nach, die verächtlichste unter allen Wissenschaften war, so blieb es uns ein Problem, wie jemals ein großer Maler hatte entstehen können, der auch wirkliche Bilder zu Stande brachte. So viel wußten wir indeß gewiß, daß wir eben darum die größten Maler auf der Welt waren, weil wir blos unsere Phantasie wirthschaften ließen. Das Schlimmste für unsern Ruhm war es freilich, daß es auf diesem Wege zu keinen wirklichen Bildern kommen konnte.

3.

Sie begreifen leicht, meine Herren, daß das Vaterland gar bald meine Wünsche nicht mehr auszufüllen vermochte. Ich mußte nothwendig nach Italien. Ich sprach deshalb mit dem Manne, der seit den zwei Jahren meiner Mündigkeit meine Kasse verwaltete. Er antwortete, daß sich von dem Wenigen, was mir noch übrig sey, keine

Baronin

Heimlich mit mir vermählt, hoffte er, durch Tapferkeit und Glück in dem eben ausgebrochenen Kriege mit dem Ruhme zugleich die Möglichkeit zu erringen, sich öffentlich den Schwiegersohn des stolzesten aller Väter zu nennen. — Ach! da riß ihn der Tod auf dem Schlachtfelde hinweg.

Baron.

Albert, Dein Gemahl!?

Baronin.

In der Verzweiflung, in welche mich dieser schreckliche Verlust stürzte, wollte ich anfangs meinem Vater alles gestehen, aber seine unbeugsame Härte und Strenge schreckte mich stets davon ab, und die Rathschläge und das Zureden der Brander, es nicht zu thun, raubten mir den Muth dazu noch mehr. So gab ich denn endlich diesen Gedanken gänzlich auf. „In seinem Zorne bringt er Sie um!“ rief mir diese unaufhörlich zu; und diese Voraussagung mußte mich ja von allem zurückschrecken, denn — mein Leben gehörte mir nicht mehr

allein an. Ein theures Pfand unſrer Liebe foderte Schonung, die Stimme der Mutterliebe ſprach, und ich beſchloß daher, dieſes theure Pfand dem Zorne meines Vaters zu entziehn. Während dieſes Kampfes zwiſchen Liebe und Kindespflicht ſagte unſer Vater meine Hand dem Baron Freyheim zu. Bey dem Abſcheu womit mich dieſe Verbindung erfüllte, zog ich geheime Erkundigungen ein, welche Mittel ich wohl anwenden müſſe, um den Ehekontrakt, den ich mit Albert geſchloſſen hatte, gegen dieſes neue Band geltend zu machen, von allen Seiten her aber erfuhr ich, daß ein ſolcher Kontrakt ohne die väterliche Einwilligung an ſich null und nichtig ſey, und wenn ich mich deſſen bediente, ich noch überdies gezwungen ſeyn würde, meine Schande öffentlich kund zu geben. Von ſolchen Seelenqualen beſtürmt, verfiel ich in ein hitziges Fieber. Ich wieß allen Beyſtand von mir, weidete mich an meinem Schmerze, hoffte daß er mich tödten werde, und ſo gebar ich, faſt ſterbend — das Weſen, das der Gegenſtand aller der unendlichen Qualen meines Gewiſſens iſt. (ſie bedeckt ſich das Geſicht)

Baron. (ſanft)

Unglückliche Mutter, warum vertrauteſt Du nicht mir Dein Geheimniß an.

Baronin.

Du warſt ſeit zwey Jahren abweſend, ſollteſt erſt zu meiner Vermählung zurückkehren, und ich hatte keinen Schutz, keine Zuflucht, keine Rathgeberin, als jene Perſon, die mein Vater mir zur Kammerfrau gegeben hatte, und die jetzt die einzige Vertraute meiner Leiden war. Ich darf ſie nicht anklagen, aber nur ihre unſeelige Klugheit, nur ihr unbeſonnener Eifer iſt die Urſache der nie endenden Vorwürfe, die mir jetzt das Herz zerreißen. — Da die Brander nicht wußte, was ſie in dieſer ſchrecklichen Lage beginnen ſollte, und fürchten mußte, jeden Augenblick durch die Ankunft meines Vaters überraſcht zu werden, ſo drang ſie mit Vorſtellungen in mich, daß man mein Kind auf's ſchnellſte entfernen müſſe. — Ich war meiner Sinne nur halb mächtig — man nahm mein Schweigen als Einwilligung an — und nie habe ich meine Tochter wieder geſehen.

Baron.

Der Himmel kann sie uns wiedergeben.

Baronin.

Nein, nie! Der Tod hat das arme verlassene Wesen erlöst. Miethlingshänden mußte ich es überlassen, und bald brachte man mir die Nachricht, daß es von einer Krankheit hinweggerafft worden sey. Ach! vielleicht von Elend und Noth! Wer weiß, ob mich die Brander nicht hintergangen hat — ob sie nicht aus Furcht vor der Rache meines Vaters — o, fürchterlicher Verdacht, nie kann ich ihn aus der Seele verbannen! Nun weißt Du alles, theurer Bruder! Ach! ich habe die heiligste aller Pflichten verletzt, der Himmel hat mich dafür durch die schreckliche Verbindung, zu der ich gezwungen ward, durch lange Jahre voll Reue bestraft! Doch nein, nichts, nichts kann ein solches Verbrechen sühnen, und — ja, ich sehe es, — auch Du theilst den Abscheu, den ich selbst vor mir hege.

Baron.

Jahrelange Leiden solcher Art würden auch dem größten Vergehen Verzeihung erwerben. Wohlan

denn! was Deiner Reue nicht möglich war, soll unsern vereinten Kräften gelingen. Aber jetzt stehe auch mir bey, unsern Neffen nicht von uns zu lassen, und ihm eine Gefährtin zu wählen, die jenes Landmädchen aus seinem Herzen verdränge, welches das Deine in seiner innern Bewegung allzusehr in Schutz nimmt. Schlage es mir nicht ab.

Baronin.

Gern, mein Bruder, willige ich nun ein und indem ich Dir den Rest meines traurigen Lebens widme, will ich mir dadurch die zarte Nachsicht die Du mir schenkst, zu verdienen suchen. (man hört Geräusch)

Baron.

Man kommt, beruhige Dich.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Sturz. Marie. Mamsell Brander.

Brander.

Draußen steht Herr Sturz und seine Pflegetochter, die sich mit Gewalt hereindrängen wollen.

Sturz. (zur Thüre hereintretend, welche die Brander ihm zu versperren sucht)

Herr Baron, ich bitte um Verzeihung, wenn ich störe, da Sie mir aber befohlen haben, gleich wieder zu kommen —.

Baron.

Ha! Bist Du es? Sturz!

Sturz.

Und mein Pathchen, Marie. (zu Marien) Geh' doch vor, Marie!

Baron. (zu Sturz und Marie)

Wartet noch ein wenig, meine Freunde. (er geht zur Baronin) Hier ist das junge Mädchen, von dem ich Dir vorhin sagte. Willst Du es noch?

Baronin. (ohne sich umzusehen, und in ihre Träumerey versunken, während die Brander ihr etwas in's Ohr zischelt)

Wenn Du es wünschest. — Aber die Brander sagte mir, daß sie nicht für mich passen würde.

Baron.

Da, ſieh' lieber ſelbſt, wie ſie Dir gefällt. (zu Marien) Komm' doch näher, mein Kind, zitt're nicht ſo.

Brander. (ſo daß die Baronin es hören muß)
Was für ein Benehmen! Wie linkiſch!

Baron. (zu Sturz)
Dein Pathchen iſt wahrhaftig recht hübſch.

Sturz. (beſorgt)
Ey, freilich, hübſch hat ſie der liebe Gott allerdings geſchaffen, dafür kann ſie nicht, aber ich kann Ihnen verſichern, Herr Baron, daß ſie auch das unbeſcholtenſte Mädchen im ganzen Dorfe iſt.

Brander. (trocken)
Je nun, in dem Alter will ich's wohl glauben.

Baron. (zu Marien)
Man hat mir geſagt, Du habeſt ſchon bey einer ſehr achtbaren Dame gedient?

Marie.
Ja, Herr Baron, mit funfzehn Jahren bin ich zu ihr gekommen.

Baronin. (aus ihrem Nachdenken erwachend, als sie den Ton der Stimme Mariens hört) Komm näher, mein Kind! Wie heißest Du?

Marie.

Marie!

Baronin.

Du bist in diesem Dorfe geboren?

Marie.

Ja, gnädige Frau.

Sturz. (eifrig)

Sie ist die Tochter der alten Marthe, dort an der Kirche, eine rechtschaffne Frau, die sie sehr wohl erzogen hat.

Marie.

Dank sey es der Güte meines theuern Pathen hier. Ohne ihn wären wir längst umgekommen.

Sturz.

Schon gut, schon gut! Es verlohnt sich gar nicht der Mühe, davon zu sprechen. Ich habe sie lesen und schreiben gelehrt. Weiter nichts. Nun, das verdient wohl so ein Aufhebens?

Brander.

Wenn ſie weiter nichts weiß, das iſt hier nicht genug, da giebt's noch ganz andere Dinge im Hausweſen zu thun. — Kann Sie platten, nähen, ſticken?

Marie.

Ein wenig, Mamſell!

Brander.

Da denkt Sie wohl, ich ſoll mich damit abgeben, es Ihr vollends beyzubringen? Das hätte Sie erſt lernen ſollen, ehe Sie hierher gekommen iſt.

Marie. (erſchrickt und will gehen)

Da haben Sie freilich recht, Mamſell, und ich ſehe wohl ein, daß ich nicht genug Kenntniſſe beſitze, um —

Baron. (hält ſie zurück)

Je, ſo bleibe doch, mein Kind!

Baronin.

Mamſell Brander, Sie verſcheuchen ja das arme Mädchen! Reden Sie doch ſanfter mit ihr.

Brander.

Ich sage ja kein Wort als nur um des Vortheils meiner guten gnädigen Herrschaft willen. Man muß doch auch wissen, mit wem man zu thun hat. (leis zur Baronin) Fragen Sie sie doch nur ein wenig, warum sie den Dienst bey der Frau von Stillmann verlassen hat?

Baronin.

Das muß man allerdings. (laut) Es hat Dir wohl viel gekostet, Dich von der guten Herrschaft, bey welcher Du bisher warst, zu trennen?

Marie. (tief ergriffen)

Ach Gott ja, gnädige Frau! Unendlich viel. Und ich werde diese in meinem Leben nicht vergessen.

Baronin.

Nun, warum bist Du denn aus dem Dienste gekommen?

Marie. (angstvoll)

Ach, gnädige Frau — ich —

Brander. (zur Baronin)

Da sehen Sie ihre Verlegenheit.

Reise dahin bestreiten lasse. Ich staunte. Doch er bewies mir durch Rechnungen, daß alles mit rechten Dingen zuging, und daß meine Freunde, die immer offene Kasse gehabt, diese ganz trefflich benutzt hatten.

Das war ein Donnerschlag aus dem heitersten Himmel. Ein Kunstkenner, meiner Art, muß schon darum viel Geld haben, weil er, aus Grundsätzen, durchaus keine Oekonomie haben darf. Einige Ressourcen hatte ich zwar noch in wohlhabenden Verwandten. Aber wie dann, wenn diese mich überlebten? Die Tante Milden allein schien nicht wieder aufzukommen. Die ganze Stadt schrieb ihr ein ungeheures Vermögen zu. Etwas bekam ich schon davon, und wahrscheinlich auch den bewußten Wagen, in dem ich mir die Reise sehr angenehm dachte. Ihre Universalerbin aber war Nettchen, eine Nichte, der zu Gefallen ich manch Stündchen am Krankenbette zugebracht, und mir so ganz unschuldiger Weise die besondere Gunst der Tante erworben hatte.

Wenn Nettchen vielleicht? dachte ich, und so ward es auch. Noch ehe die Tante verschied, wurden ich und Nettchen Braut und Bräutigam. So brauche ich denn gar kein besonderes Legat zu machen, sagte die Tante zu mir. Den Wagen in-

Sturz.

Gnädige Frau, bringen Sie nicht in das arme schüchterne Mädchen. Ich kann Ihnen versichern, daß mir Marie alles haarklein anvertraut hat, warum sie glaubte, den Dienst bey der Frau von Stillmann verlassen zu müssen, und daß ich ihre Gründe vollkommen gebilligt habe. Gewiß, der alte Vater Sturz würde Sie nicht hintergehen wollen.

Brander.

Man weiß schon, was man von solchen Geheimnissen zu halten hat.

Baron. (der sich nicht halten kann)
Mamsell Brander!

Baronin. (bittend zu dem Baron)
Liebster Bruder! (leise für sich) O, gräßliche Abhängigkeit!

Marie. (zur Baronin)
Gnädige Frau! Erzeigen Sie mir die Gnade, mein Stillschweigen nicht übel auszulegen, und die Frau von Stillmann selbst wegen meines Fortgehens zu befragen. Sie wird Ihnen nichts verschweigen, und die gnädige Frau Baronin

mögen dann selbst beurtheilen, ob ich Ihnen noch anstehe. Bis dahin bitte ich um die Erlaubniß, mich wieder zu meiner Mutter verfügen zu dürfen. Lieber will ich die härtesten Arbeiten verrichten, als in einem Hause zu bleiben, wo man an meiner guten Aufführung zweifeln könnte; oder Demüthigungen zu ertragen, die ich nicht verdient habe. (sie weint)

Baronin. (bewegt)

Ihre Thränen rühren mich tief. — Weine nicht, meine liebe Kleine! Es will Dich ja niemand hier demüthigen. Giebt's denn etwas Ehrwürdigeres in der Welt, als ein Kind, das mit seiner Hände Arbeit seine Mutter ernährt? Der Himmel segnet die, die ihre Pflicht thun, auch Du wirst glücklich seyn. (zur Brander) Ja, ja, nehmen Sie sie unter ihre Aufsicht, es scheint ein sanftes gutes Kind zu seyn, und ich bin überzeugt, daß Sie mit ihr zufrieden seyn werden.

Brander.

Wenn die gnädige Frau befehlen! (für sich) Hole doch der Henker das Dorfgesindel!

Baron.

Auch ist hier übrigens gar nicht von den Kenntnissen und Geschicklichkeiten eines Kammermädchens die Rede. Meine Schwester wird sich ihrer mehr als Vorleserin bedienen.

Sturz.

Ey, Herr Baron, wenn das der Fall ist, so stehe ich für mein Mariechen, und wenn Sie auf der Stelle eine Probe machen wollen —

Baron.

Wirklich? — Nun, das wäre allerliebst! Da liegen eben Bücher. Wähle eins für Dein Pathchen aus, Vater Sturz.

Marie. (zu Sturz)

Ach, lieber Pathe, ich habe zu viel Angst.

Sturz. (zum Tische tretend)

Was da, was da, faß' Dir ein Herz.

Marie. (auf die Brauder zeigend)

Ach, die böse garst'ge Frau dort!

Sturz. (in den Büchern blätternd)

Thu' gar nicht, als ob sie da wäre. — Sieh' gar nicht auf sie. — Wahrhaftig, da ist ein

recht artiges kleines Büchelchen. (er giebts dem Baron)

Baron. (nimmt es)

Vortrefflich! Es ist eine Sammlung von Elegieen, die uns der Buchhändler eben zugeschickt hat. Sie sind jetzt erst herausgekommen. Nun, nimm, mein Kind, das erste beste daraus. — Aengstige Dich nicht, wir wollen Dir recht aufmerksam zuhören.

Sturz. (leise zu Marien)

Sprich vor allen Dingen recht ordentlich und deutlich aus.

Marie. (stellt sich mit dem Rücken nach der Thüre zu und liest)

„Das arme Kind. Elegie."

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Julius.

Julius.

Verzeihen Sie, wenn ich störe.

Marie. (für sich, ohne ihn zu sehen)

Welche Stimme!

Baron. (ihn im Hintergrunde zurückhaltend)
Still, still, bleib' und höre zu. (Julius tritt vor, und ſtellt ſich neben Sturz)

Marie. (ihn erblickend und freudig erſchreckend)
O mein Gott!

Julius. (ſie auch erblickend, für ſich)
Sie iſt's! O welches Glück!

Marie. (höchſt bewegt)
Verzeihen Sie — aber — ich —

Baron.
Nun, was haſt Du denn?

Marie.
Ach Gott — ich — ich kann nicht weiter leſen —

Sturz.
Nehmen Sie es nicht übel! Das arme Ding zittert ja wie ein Espenlaub. Ich muß ihr ein wenig Muth machen. (leis zu Marien) Beſinne Dich doch, es geht ja nicht an's Leben.

Julius.
Wenn ich geſtört haben ſollte, ſo —

Baron.

Freylich haſt Du das arme Kind aus der Faſſung gebracht, Du kamſt ſo hereingeraſet, als ſie eben anfangen wollte.

Julius. (bey Seite)

Sie wird alles verrathen! (laut) Wohl, ſo gehe ich.

Sturz.

Ey, mein junger, gnädiger Herr! Warum denn? Bleiben Sie doch lieber. Das iſt nur eine augenblickliche Aufwallung, das geht gleich vorüber.

Baronin.

Mein Gott, ſie wird ſo blaß! — bringt doch nicht in ſie —

Julius.

Mademoiſelle, erzeigen Sie mir die Gefälligkeit weiter zu leſen, ſonſt wird man glauben, ich habe durch meinen plötzlichen Eintritt die Geſellſchaft des Vergnügens beraubt, Sie zu hören, und das würde mich ſehr ſchmerzen.

Baron.

Ja, ja, Mariechen! auszanken würden wir ihn tüchtig, alſo friſch vorwärts.

Marie. (Julius anſehend)

Ich gehorche. (zu Sturz) O! lieber Herr Pathe, wenn Sie wüßten! —

Sturz.

Vorwärts, vorwärts, denke an Deine arme gute Mutter, damit Du Muth bekommſt.

Baronin.

Und habe Vertrauen zu uns.

Marie. (lieſt weiter)

„Das arme Kind.“

Ich floh' den Schlaf, der mir nur Qual bereitet,
In dem kein froher Traum mir lacht,
Eh' noch der erſte Strahl der Sonne gleitet
Aus dieſer bangen unruhvollen Nacht,
Zum nahen Berg mein Fuß halb ſchwankend ſchreitet
Denn matt hab' ich die Stunden all' durchwacht,

Und ſeh', ſchon tritt hervor die Himmelskrone
Und glüht von ihrem purpurhellen Throne.

Erwacht iſt alles, ſtrebt in regem Leben
Des heitern Tages wieder froh zu ſeyn,
Und Töne dort aus wilden Roſen ſchweben
Ein Morgenlied dem Schöpfer ſo zu weih'n.
Ein junger Vogel iſt's, mit zartem Streben
Trägt noch die Mutter ſeine Nahrung ein.
Entgegen ihr ſich Hals und Flügel dehnen — —
Doch meine Augen füllen heiße Thränen.

Baron.

Brav! das geht ja herrlich!

Sturz.

Nicht wahr?

Baronin.

Ihre Stimme thut meinem Herzen ſo wohl! — Unterbrecht ſie nicht.

Marie. (fährt fort)

Warum bin ich denn mutterlos! — Ich Arme!
Der Vogel hat ein Neſt auf jenem Baum
Daß er darinn durch Mutterhuld erwarme!
Mein iſt auf Erden nicht der kleinſte Raum!

Nicht einmal eine Wiege, fern von Harme,
Gab mir der Kindheit erſter lichter Traum!
Denn ach! man fand mich auf der harten Schwelle,
Auf einem Stein vor einer Dorf-Kapelle.

Baronin. (für ſich)
Gott! was hör' ich!

Brander. (eben ſo)
Was lieſt ſie?

Marie, (mit höchſtbewegter Stimme fortfahrend)
Verwieſen fern von meiner Aeltern Herzen
Kenn ich der Liebe erſte Regung nicht,
Und will ich mit des Dorfes Mädchen ſcherzen,
Den Schweſternamen keine zu mir ſpricht.
Den Stein betracht' ich oft, wo meine Schmerzen
Begannen, ſuche bey des Mondes Licht
Die Spur der Thränen, die der kinderloſen
Entfielen, als ſie dort mich einſt verſtoßen.

Baronin. (außer ſich)
Großer Gott!

Marie. (lieſt mit halbgebrochner Stimme weiter)
Der harte Stein will keine Spur gewähren,
Kein Zeichen bringt die Tröſtung, ach! ſo ſüß!
Ich muß das allgemeine Gut entbehren,
Das jedem Kinde Gott doch werden ließ.
Und vierzehn Lenze fließen meine Zähren,
Dem Buſen fern, der hart mich von ſich ſtieß.
Komm', meine Mutter! Komm' mich zu umfaſſen!
Am Steine harr' ich, wo Du mich verlaſſen!
(ſie bricht in Thränen aus. Sturz unterſtützt ſie)

Baron.
Höre auf! höre auf! Es iſt genug.

Baronin. (ihrer nicht mächtig)
Bringt ſie fort — fort! — was hat ſie ausgeſprochen? —

Baron. (zu ihr eilend)
Mathilde! O mein Gott!

Baronin. (nach der Thür gehend)
Laß mich — O, Bruder — laß mich doch nicht ſo hart behandeln — Gott, der Gott dort

dessen, der Dir so sehr gefällt, den sollst Du zu meinem Andenken erhalten, lieber Vetter.

Gute, liebe Tante! rief ich aus und ein heftiger Husten löste bald darauf ihr gütiges Leben auf.

4.

Nun schien mir alles wieder im besten Gleise. Ich sah mich schon im Geiste mit Nettchen im Wagen auf dem Wege nach Italien. Mit Einem Male aber trat eine Menge wirkliche und angebliche Gläubiger hervor, die auf das Vermögen der Verstorbenen Ansprüche machten. Die selige Tante nämlich und ihr, weniger kluger als guter, Geschlechtsvormund, welcher kurz vor ihr verstorben war, hatten geglaubt, daß alle Menschen so ehrlich wären wie sie, und daher in Papieren und Rechnungen nicht eben die pünktlichste Ordnung gehalten.

Als die mannichfachen Forderungen, wie es schien, gänzlich getilgt waren, blieb außer dem nicht sehr bedeutenden Schmucke der Verstorbenen wenig oder nichts für die Erbin übrig.

Jetzt wäre es nun freilich das Rathsamste für mich und Nettchen gewesen, wenn ich ihr meinen Kassenzustand entdeckt und wir unsere Verbindung gänzlich abgebrochen hätten. Allein

oben hat allein ein Recht dazu. — Fort, ſage ich, kommt mir nicht zu nahe. — Alle fort! — Nein, das ertrage ich nicht — das tödtet mich! (ſie ſinkt in der Brauder Arme, in dem Augenblicke, als ſie in die Thüre ihres Zimmers treten will. Dieſe bringt ſie vollends hinein. Der Baron und Julius eilen ihr helfend nach)

Siebenter Auftritt.

Sturz. Marie.

Sturz.

Unſeeliges Buch! — Warum habe ich nur auch gerade das ergriffen? — Wer konnte aber auch denken, daß hier beynahe ganz Deine Geſchichte — (er trocknet ſich die Augen)

Marie.

Alles, alles ſtürmt mit einemmale auf mich ein. — Haben Sie Mitleid mit mir! — Ach, es war ja Er!

Sturz.

Wen meinſt Du denn?

Marie.

Wilhelm!

Sturz.

Wo denn nur?

Marie.

Er war da! Ach, ich habe ihn wohl erkannt!

Sturz.

Ach, Du mein Himmel! Nun verliert das arme Mädchen auch noch gar den Verstand.

Marie.

Führen Sie mich zu meiner Mutter zurück. Ich muß mit ihr sprechen.

Sturz. (hält sie zurück)

Nur einen Augenblick, wir müssen doch erst wissen —

Marie. (ihn mit fortziehend)

Kommen Sie! Kommen Sie!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Julius. Zuletzt Mamsell Brander.

Julius. (Marien nacheilend)

Marie! ein einziges Wort!

Marie. (in der heftigſten Bewegung)

Laſſen Sie mich!

Julius.

Fliehen Sie mich nicht, ſtürzen Sie mich nicht in Verzweiflung.

Sturz.

Was ſoll denn das bedeuten?

Marie. (zu Sturz)

Fort, fort, zu meiner Mutter!

Julius. (zu demſelben)

Bleiben Sie, bleiben Sie! ich beſchwöre Sie! (hier tritt Mamſell Brander heimlich ein) Ja, auch Ihnen bekenne ich es, ich liebe Marien, ich bete ſie an, ich habe ihr geſchworen, nie einer andern anzugehören, und ſchon iſt der Augenblick nahe, wo ich hoffen darf, meine glühendſten Wünſche erfüllt zu ſehen. Mein Onkel hat Marien kennen lernen, er wird mir vergeben. Laſſen Sie mir nur ſo viel Zeit, um ihn darauf vorzubereiten, denn noch weiß er nicht —

Brander.

Er soll alles wissen!

Alle.

O Gott!

Marie. (außer sich)

Mamsell, glauben Sie ja nicht —

Brander.

Ich habe genug gehört. Die Frau Baronin hat sich aber zur Ruhe begeben, und der Herr Baron hat befohlen, daß kein Lärmen im Saale gemacht werden solle, also, eile Sie, daß Sie fortkommt.

Julius. (zur Brander)

Wenn Sie ein Wort sagen —

Brander. (zu Julius)

Aha, sehen Sie einmal, das war also das hochgeehrte Liebchen?

Sturz. (zornig)

Was nennen Sie, Liebchen?

Julius.

Unterstehen Sie sich —

Brander.

Still, die Frau Barenin ſchlafen —

Sturz.

Komm, meine Tochter!

Marie.

Wilhelm! Wilhelm! Du machſt mich unglücklich!

Julius.

Nein, alles, alles wage ich für Marien! (er geht auf der einen Seite, Sturz und Marie auf der andern ab. Die Brander bleibt in der Mitte drohend und höhniſch ſtehen)

Dritter Aufzug.

(Scene wie im erſten Akte)

Erſter Auftritt.

Marie. Marthe.

Marthe.

Wie? Du haſt ihn wieder dort gefunden?

Marie.

Ach ja, meine Mutter, ihn, um deſſenwillen

ich meine Wohlthäterin verlassen habe, Wilhelm, der mir seinen wahren Namen verschwiegen hatte. Er ist der Neffe des Herrn Baron und der Frau Baronin Freyheim, der Dame, bey der ich in Dienste kommen sollte. Nein, eher sterben, als in seiner Nähe bleiben — als noch einmal seinen Schwur ewiger Liebe zu hören. Aber die böse Mamsell hat gewiß seinem Onkel und seiner Tante schon alles entdeckt, und eben jetzt muß er um meinetwillen ihren Zorn ertragen — ach, um meinetwillen! — und was mögen sie von mir denken, welche Worte mögen über mich fallen, welche Beschimpfungen gegen mich ausgesprochen werden! — Mutter, gute Mutter! lehre mich das mit Geduld ertragen!

Marthe.

Nun, nun, betrübe Dich nur nicht gar zu sehr. Hilf mir lieber die hochmüthige Mamsell Brander zur Vernunft zu bringen. Ja, wenn ich nur selbst mit dem Herrn Baron sprechen könnte! — Aber dort kommt Fritz, das ist ein guter Bursche, der wird mir den Liebesdienst gewiß nicht abschlagen.

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Fritz.

Fritz. (grüßt Marien mit trauriger Miene)

Verzeihen Sie, Mademoiſelle, aber ich wünſchte gern mit der Frau Marthe ein Wörtchen zu ſprechen, und da —

Marthe.

Rede nur ohne Umſtände, lieber Fritz.

Fritz.

Ich bin vom Herrn Baron abgeſchickt, wegen — das möchte doch —

Marthe.

Verſtehe ſchon, wegen Marien. Nicht wahr? Nun, laß das gut ſeyn, ſie hat mir alles erzählt, und Du brauchſt vor ihr gar kein Geheimniß daraus zu machen.

Fritz.

Nun, wenn das iſt, das iſt eine andere Sache. Ich konnte mich nur von meiner Verwunderung nicht erholen, als ich ſah, daß Ihre Tochter die junge Dame ſey, um deren willen ich ſo oft nach Burgthal habe laufen müſſen.

Marthe.

Ach, Du mein guter Gott, eben um Deinem jungen Herrn zu entgehn, ist sie wieder hierher gekömmen. — Aber, erzähle doch, wie ist's denn auf dem Schlosse zugegangen, seit Marie es verlassen hat?

Fritz. (vertraulich)

Da hat's schreckliche Auftritte gegeben! Die alte Mamsell Brander, die sich's nun fest in den Kopf gesetzt hatte, Ihre Tochter hier nicht bey der Frau Baronin aufkommen zu lassen, hat dem Herrn Baron, alles was sie gehört und gesehn hatte, haarklein erzählt. Da hat denn der alte Herr, seinen Neffen, meinen Herrn, holen lassen, und ihm die heftigsten Vorwürfe gemacht, dieser hat denn auch nicht geschwiegen, und ein Wort das and're gegeben, und der Himmel weiß, wozu es noch gekommen wäre, wenn nicht die Frau Baronin endlich sich dazwischen gestellt, und sich für meinen jungen Herrn verwendet hätte.

Marie. (theilnehmend)

Nun, und was ist aus diesem geworden?

Fritz.

Ich habe ihn eiligst nach der kleinen Parkthüre laufen sehen. Ohnstreitig hat er in der Verzweiflung irgend einen tollen Streich vor.

Marie.

Um des Himmelswillen, gehen Sie zu ihm, beschwören Sie ihm im Namen alles dessen, was ihm theuer ist, seinen Onkel zu schonen, und ihm unbedingt zu gehorchen.

Fritz.

Ja, da kommen Sie meinem jungen Herrn gut! Hört er denn bey solchen Gelegenheiten auf irgend jemand? Ich hielt's aber doch für meine Schuldigkeit ihm nachzugehn, da rief mich aber der Herr Baron zu sich, gab mir diese Börse, und sagte: „Gieb das in meinem Namen der Mutter Marthe, und sage ihr, daß sie noch einmal so viel erhalten soll, wenn sie ihre Tochter in ein Kloster bringt."

Marthe.

Was? Meine Marie einsperren lassen, als ob sie etwas begangen hätte? Nein, das geschieht nun und nimmermehr. Da, bringe nur das

Geld in Gottes Namen Deinem Herrn Baron wieder.

Marie.

Aber sage ihm dabey, daß wir zwar seine Wohlthaten nicht annehmen könnten, ich aber zu jedem Opfer bereit sey, ja, zu jedem, um mich auf ewig von seinem Neffen zu entfernen. Möge er Ihm nur diese unseelige Leidenschaft verzeihen, so will ich auf's heiligste versprechen, mein ganzes Leben damit zuzubringen, sie abzubüßen.

Marthe.

Hilf mir nun aber auch, daß ich den Herrn Baron nur auf ein paar Augenblicke sprechen kann. Ich will ihm blos ein einziges Wörtchen sagen, und er wird meinen weißen Haaren gewiß Glauben beymessen. Ja, er wird meiner Marie Gerechtigkeit wiederfahren lassen —

Fritz.

Je, so komme Sie doch gleich mit. Es wird Abend, und das ist gerade die Zeit, wo der Herr Baron allemal im Garten spatzieren zu gehen pflegt. Da will ich Sie in das kleine

Hölzchen verſtecken, und wenn Sie ihn vorbeykommen ſieht —

Marthe.

Gut, gut!

Fritz.

Nun, komm' Sie, Mutter Marthe. Da, führe Sie ſich nur an mir, damit wir geſchwinder fortkommen. Hilft Ihr das etwas, und kann's Ihrer guten Tochter dort nur den geringſten Troſt alsdann gewähren, ſo ſoll mir's lieber ſeyn, als wenn ich das jüngſte und ſchönſte Mädchen zum Tanze führte. (er ſpringt mit ihr nach der Seite des Schloſſes zu ab)

Dritter Auftritt.

Marie. (allein)

Ja, ſein Oheim hat recht — ich muß ihm jede Hoffnung rauben. — Wäre ich nicht ſtrafbar, wenn ich ihm das Geheimniß meiner Geburt länger verſchwiege? — Wenn er es aber erfährt, wird er mich nicht verachten? — Ach, ich Unglückliche! Ich darf ihn nicht wiederſehen. Noch dieſen Abend muß ich auch von hier fort! Großer Gott! Meine letzte Zuflucht ver-

lassen! Aber meine Ehre, meiner guten Pflegemutter Ruhe, alles fodert dies von mir. Sie darf jedoch nichts davon erfahren. So bald sie sich zur Ruhe begeben hat, fliehe ich von hier. Wenn ich die ganze Nacht durchwand're, kann ich wohl morgen früh schon bey den barmherzigen Schwestern eintreffen. Sie werden mich in ihr Kloster aufnehmen, und nur dort allein darf ich Schutz gegen meine Schwäche und seine Liebe hoffen, dort will ich das Gelübde ablegen, alles zu vergessen, was mich an ihn — (sie erblickt Julius) O, mein Gott, da ist er selbst! (sie will entfliehn)

Vierter Auftritt.

Marie. Julius.

Julius. (hält sie zurück)

Bleiben Sie, Marie, es ist nicht mehr Zeit zu fliehen. Das Unglück hat uns für immer vereinigt. Mein Onkel hat mich enterbt, mir geflucht, auch ich besitze also nichts mehr, als mein Herz. Familie, Rang, Vermögen, alles habe ich für Sie geopfert, denn nur Sie sind mir das ganze Leben! O! verlassen Sie mich nicht, ich habe ja nur noch Sie auf der Welt.

Marie.

Gott im Himmel! Was haben Sie gethan?

Julius.

Nichts, als einer harten und grauſamen Oberherrſchaft mich entzogen, um die heiligſte aller Pflichten zu erfüllen. Denn, Marie, läugnen Sie es nur nicht, ich, unglückſeliger, bin als ſtörender Feind in Ihr Leben eingetreten. Ihre Thränen, ja, ſelbſt Ihr Muth mich zu fliehen, beſtätigen mir das nur zu ſehr.

Marie.

O, nein, nein, glauben Sie ja nicht —

Julius. (zärtlich)

Ja, laß mir den tröſtenden Glauben, daß Du mich liebſt. Aber, wenn Deine Tugend Dich lehrt, lieber mein Unglück als meine Liebe zu wählen, ſoll ich denn weniger edel ſeyn als Du? — Könnte ich', dürfte ich je vergeſſen, daß nur der Schrecken, der von meiner Liebe ausgieng, Dich vom Buſen einer achtbaren Familie riß, die Dich als ein geliebtes Kind aufgenommen hatte. War ich es nicht, der Dich von Deiner Wohlthäterin verſcheuchte, der Dich

aus einer glücklichen Lage verdrängte, um Dich in den Abgrund des Elends zu stürzen? Ja, meine Pflicht gebietet mir, Dir beyzustehen, Dich zu beschützen, Dir mit Gott und meinem festen Willen das Glück wieder zu erwerben, das ich Dir geraubt habe.

Marie.

Wenn Ihr Herz mir wirklich ein Opfer schuldig ist, so kann es nur dieses seyn, mich zu vergessen, und den Wünschen Ihrer Familie Gehorsam zu leisten. O! glauben Sie mir, der Himmel würde es an uns beyden noch härter strafen, wenn wir denen, die geheiligte Rechte an uns haben, nicht gehorchten. Ihre Familie klagt mich an: vertheidigen, rechtfertigen Sie mich durch Ihren Gehorsam, nur dann erst werde ich Sie wahrhaft lieben.

Julius.

Die Zeit dazu ist vorüber! Mein Onkel kann mir nicht verzeih'n. Ich hatte Deine Bitte vorausgesehn, und in seiner Gegenwart geschworen, Dein Gatte zu werden.

Marie.

Sie? Mariens Gatte? Des Mädchens, das —

o nein, geben Sie dieſes ſtrafbare Verhaben auf. Bedenken Sie, daß heilige Pflichten Ihnen eine ſolche Verbindung unterſagen, und daß ſelbſt dann, wenn ſelbſt Ihre Familie darein willigte, ſich ihr doch noch ein and'res völlig unüberſteigliches Hinderniß entgegen ſtellen würde.

Julius.

Was? Du würdeſt meine Hand ausſchlagen?!

Marie.

Ja, die Ehre würde es mir zur Pflicht machen.

Julius.

Die Ehre? Und ſeit wann verletzt man dieſe durch die Wahl einer Gattin, die das Kind rechtlicher Aeltern und von ihnen mit allen Tugenden ausgeſtattet iſt? Nein, ich werde Deine Familie ſo hoch achten wie die meinige, theilen werde ich Deine Sorgen für Deine Mutter, und die gute Marthe wird auch mich als ihren Sohn lieben.

Marie.

O! wollte Gott, daß Armuth allein — Ja,

ich bin es überzeugt, mein Herz sagt es mir, diese würden Sie muthig und freudig ertragen, aber — so erfahren Sie denn, daß noch ein größeres Unglück uns auf ewig trennt. — Sie sind dazu bestimmt in der Welt zu leben — sich in den Reihen Ihrer tapfern Mitgefährten auszuzeichnen. — Sie dürfen nicht über Ihre Gattin erröthen müssen. — Ja, Sie können sich Ihre Gemahlin aus dem Schooße der Armuth und Dürftigkeit wählen, und sie zu sich erheben, aber nie aus der Klasse, die von Kindheit an schon der Zurücksetzung, der Verachtung geweiht ist.

Julius.

Marie! Sie! der Verachtung geweiht!

Marie.

Ja, Herr von Hochberg, der Verachtung! und so erfahren Sie denn, daß ich keiner Familie angehöre, daß ich von meiner Geburt an der Schmach, dem Elende überlassen ward, daß nur mitleidige Hände mich aufzogen, kurz, daß jenes arme Mädchen, jenes Kind, das auf einem Steine gefunden ward, — Marie ist!

Julius.

Sie? Sie!

Marie.

Ach, warum hat der guten Marthe Mitleid mir das Leben gefriſtet! Warum hat das Schick ſal nicht der Grauſamkeit meiner Mutter die Hand gereicht, dann hätte ich nichts mehr von der Schmach, mit der es mich belaſtete, zu fürchten.

Julius.

Nein, dieſe ſey fern von Ihnen auf ewig. Aber jene ſtrafbare Mutter beſeufzt vielleicht in dieſem Augenblicke das unglückliche Loos ihres Kindes — vielleicht könnten ſorgfältige Nach erforſchungen —

Marie.

Sie würden fruchtlos ſeyn, denn ohnſtreitig iſt dieſe Mutter todt. Seit ſiebenzehn Jahren lebe ich blos durch die mütterliche Sorgfalt der guten Marthe. Nur aus ihrem Munde habe ich den Namen Tochter gehört, ihr auch will ich die Tage, die ich noch zu leben habe, wid men, o! entziehen Sie ihr meine Sorgfalt.

meine Dankbarkeit nicht! Fliehen Sie von mir, ich bitte, ich fod're es! Vergessen Sie Marien, und bringen Sie das unglücklichste Mädchen nicht zur Verzweiflung. (sie weint)

Julius. (feurig)

Ich, Dich verlassen? Nein, nie!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Marthe.

Marthe. (erblickt Julius; für sich)

Er bey ihr! (laut) Entfernen Sie sich. Die Frau Baronin folgt mir auf dem Fuße. Sie hat nach Ihnen verlangt.

Marie. (furchtsam)

Mutter, Mutter, laß uns fliehen! Komm — komm!

Julius.

Um des Himmelswillen, Marie! verspreche Sie mir —

Marthe.

Lieber junger Herr! Schonen Sie doch das arme Mädchen, und machen Sie ihr den Ab-

ſchied nicht noch ſchmerzlicher. (ſie führt Marien in's Haus)

Marie. (im Abgehen)

Leben Sie wohl — auf ewig wohl!

Julius. (allein)

Nein, nein, möge Marie auch ſagen, was Sie wolle, ich kann von ihr nicht laſſen: je größer ihr Unglück, je glühender wird nur meine Liebe.

Sechſter Auftritt.

Julius. Die Baronin.

Baronin. (in der Scene)

Julius! — vortretend) Ah, da biſt Du ja.

Julius. (verlegen)

Liebe Tante, Sie! Aber mein Gott, Sie waren ſo unwohl! Warum ſetzen Sie ſich jetzt der Abendluft aus?

Baronin.

Um Dir einen unüberlegten, ja vielleicht ſelbſt einen ſchlechten Streich zu erſparen. Man hat mir geſagt, Du habeſt, als Du das Schloß ver

ließeſt, geſchworen, es mit keinem Fuß wieder zu betreten, und Deinen Onkel, Deinen vieljährigen Wohlthäter für immer zu verlaſſen. Sobald ich dies erfuhr, ließ ich Dich überall aufſuchen, und jetzt eile ich ſelbſt zu Dir, um Dich zu beſchwören, Dir eine unauslöſchliche Reue zu erſparen.

Julius.

O, halten Sie mich nicht für undankbar. Aber es iſt nun zu ſpät, mein Onkel und ich können nicht länger bey einander leben, denn er verlangt ein Opfer von mir, deſſen ich gänzlich unfähig bin.

Baronin.

Warte nur noch Einen Tag. Laß' ſeinem Zorne erſt Zeit, ſich zu beruhigen. Wer weiß, ob nicht Deine Unterwürfigkeit und meine Bitten ihn doch noch zu der Einwilligung bewegen würden, die er Dir jetzt ſo beſtimmt verweigert. Verdient das junge Mädchen wirklich die unendliche Liebe, die ſie Dir einflößt, wohl, ſo will ich zu ihrem Beſten reden. Wenn ich ſelbſt ſie für Dich wähle, ſie ausſtatte, ſo erlaubt vielleicht mein Bruder —

Aber das letztere hätte ich gewiß nicht gethan, sowohl wegen des Wagens selbst, als weil er ein Andenken von der guten Tante war.

Ich ward daher mit dem betrügerischen Wagner über eine ziemlich große Summe einig, von der ich ihm die Hälfte sogleich abtragen mußte.

6.

Durch diese Ausgabe und die Kosten der Hochzeit war meine Kasse dermaßen erschöpft, daß ich gezwungen wurde, zu einem Juden meine Zuflucht zu nehmen. Aber auch das Sümmchen, das dieser mir vorstreckte, sah ich schon so gut wie zerflossen, weil die neue Wirthschaft, meiner Freunde wegen, ungewöhnlich viel kostete. Doch als die letztern acht Tage lang mein Haus für ihren Gasthof angesehen hatten, da sagte Nettchen eines Morgens zu mir: Lieber Ernst, Du muß ein steinreicher Mann seyn, wenn Du den Unfug lange aushalten willst. Ich ehre die Freundschaft gewiß so gut wie irgend jemand. Aber diese Schaar von Menschen, die den ganzen Tag lang ihren verzärtelten Gaumen in Deinem Hause befehlen lassen, müssen am Ende Dein Ruin werden. Aus Liebe zu mir, Ernst, mache darin eine Aenderung.

Wie aber? rief ich aus. Denn ob ich schon

Juliane.

Sie wollen ſie in Ihre Mutterarme nehmen? O Schutzgeiſt voll Güte! O! wie ſoll ich es Ihnen beſchreiben, wie tief dieſes Wohlwollen mich rührt — Aber, ach, es kann mich doch nicht glücklich machen, denn Marie ſelbſt —

Baronin.

Wie? Auch dann, wenn wir zu dieſer Verbindung unſ're Einwilligung gäben? —

Juliane.

So würde ſie ſich doch derſelben ſtets entgegen ſetzen. Sollten Sie es wohl glauben? Sie ſelbſt ſchlägt meine Hand aus.

Baronin.

Das erhöht meine Achtung für ſie nur noch mehr. Ja, ein rechtſchaffnes Mädchen kann nie die Hand eines Gatten annehmen, der ſie wider den Willen ſeiner Aeltern zu der ſeinigen wählt. Wenn nun aber eine Familie von ſo vielen Tugenden hingeriſſen, ſie endlich doch dafür belohnen wollte —

Julius.

So würde sie diese Belehnung von sich stoßen. Ein hartnäckiger Stolz siegt bey ihr über meine Liebe. Hingegeben dem Vorurtheile einer ungerecht richtenden Welt, mitleidslos gegen mich, hält sie sich für unwürdig, meinen Namen zu führen. Meiner Liebe selbst macht sie es zur Pflicht, sie zu vergessen, und befiehlt mir, sie zu verlassen, wie vordem ihre Mutter sie verließ.

Baronin.

Was sagst Du?

Julius.

Daß die unglückliche Marie nicht einmal den Namen ihrer Aeltern weiß, daß sie keine Familie hat, daß sie alles der Barmherzigkeit der alten Marthe und des wackern Sturz verdankt, und daß sie nicht ihre Schande auf mich übertragen will.

Baronin.

Wer hat Dir das gesagt?

Julius.

Sie selbst.

Baronin.

Alſo — verlaſſen —?

Julius.

Von ihren Aeltern, gleich nach der Geburt.

Baronin.

Und wer hat ſie aufgenommen?

Julius.

Marthe!

Baronin.

Und wo ward ſie gefunden?

Julius. (auf die Thüre der Kirche zeigend)
Dort.

Baronin.

Wenn?

Julius.

Vor ſiebenzehn Jahren.

Baronin.

Großer Gott — wenn es möglich wäre —

Julius.

Was iſt Ihnen?

Baronin.

Nichts — (für sich) Ich täusche mich — hat sie mir denn nicht gesagt, daß das Kind — todt sey — Aber doch — O Marter! —

Julius.

Sie sind in einer so heftigen Bewegung —

Baronin.

Ja, ich gestehe es, (sie sucht sich zu fassen) Das Schicksal dieses Kindes — interessirt mich — und wenn man entdecken könnte —

Julius.

Vergebliche Hoffnung! Vielleicht lebte ihr Vater damals schon nicht mehr; aber hat nicht jene hartherzige Frau, als sie das Leben des kaum gebor'nen Kindes dem Zufalle preis gab, als sie es dem Elende, der Armuth, dem Untergange weihte, alle Gefühle einer Mutter abgeschworen? Ja, allem Anscheine nach hat ihr entartetes Herz nicht einmal Reue gefühlt.

Baronin. (heftig)

O! wie hart richtest Du!

Julius.

Würde denn außerdem Marie dem Mitleiden fremder Menſchen ſo lange überlaſſen worden ſeyn?

Baronin.

Ach, das Kind iſt minder zu bedauern, als — (für ſich) Gott, ich verrathe mich! — Fort von hier. (laut, jedoch mit der höchſten innern Bewegung) Höre, Julius, gehe zu der Pflegemutter Mariens, gehe zu Sturz, befrage ſie noch heut Abend über die kleinſten Umſtände in Betreff Mariens, und dann komm zu mir, und erzähle mir alles wieder. Es fängt an dunkel zu werden, ich will wieder auf's Schloß. Ich muß mit der Brander reden, mit meinem Bruder, muß alles genauer — Folge mir nicht, ich befehle es Dir, aber eile, verliere keinen Augenblick. Bedenke, daß ich Dich mit der höchſten Ungeduld erwarte — mit der Ungeduld — (für ſich im Abgehen) einer verzweifelnden und doch hoffenden Mutter!

Siebenter Auftritt.

Julius. (allein, klopft an Marthe's Thüre)

Die lebhafte Theilnahme der guten Tante

giebt mir wieder eine fröhliche Aussicht. Marie wird ihren Bitten nicht widerstehen und wenn sie sich nur erst werden gesprochen haben — (klopft wieder) Mache Sie doch auf, Mutter Marthe.

Achter Auftritt.

Julius. Sturz. (kommt aus Marthe's Hause)

Julius.

Ha, bist Du es, Sturz?

Sturz.

Ja, ich bin es, Herr Baron, und will Ihnen nur sagen, daß Sie nicht hier hereinkommen können. Die Mutter Marthe ruht ein wenig, und die arme Marie, die von den Stürmen dieses unglücklichen Tages ganz abgemattet ist, wacht bey ihr. Marie bittet Sie, beschwört Sie, die Ruhe ihrer Wohlthäterin zu schonen. Sie hat mir vertraut, daß sie Ihnen alles entdeckt habe. Und nun bitte ich Sie, behalten Sie um des Himmelswillen dieses Geheimniß in Ihrer Brust verschlossen, sonst würden Sie

ſelbſt hier im Dorfe, Marien das traurigſte Loos bereiten.

Julius.

Ja, feſt bey uns verwahren wollen wir dieſes unſeelige Geheimniß. Aber ſage mir nur, hat denn Marie gar keine Hoffnung ihre Aeltern wieder zu finden? Habt Ihr denn gar keine Spur?

Sturz. (zieht ein Kreuzchen an einem Bande hervor)

Dieſes Kreuzchen, das ich im Namen Mariens Ihnen übergeben ſoll, iſt das einzige, was wir bey ihr fanden.

Julius. (eifrig)

O, gieb her!

Sturz.

„Da haben Sie es,“ ſagte ſie zu mir und zerfloß in Thränen, „wenn er Ihnen zuſchwört, daß er mir gehorchen, daß er mich nicht wiederſehen will, ſo geben Sie ihm dieſes Kreuzchen als ein Pfand des letzten. ach, ſo ſchmerzlichen Lebewohls. Dies iſt das einzige, was

ich auf der Welt mein nennen kann, möge er es als ein Andenken an Marie behalten."

Julius. (dem Sturz das Kreuzchen giebt)
O! theures Unterpfand!

Sturz.

Wenn ich mich zu dieser Botschaft brauchen ließ, so geschah es blos in der Absicht, daß dieses Kreuzchen uns doch vielleicht einmal auf irgend eine Spur führen könnte. Und ein so glücklicher Zufall kann sich leichter bey einem Manne wie Sie ereignen, dem die weite Welt offen steht, als bey uns armen Bauersleuten, die wir nicht aus unsern Dörfchen kommen.

Julius.

Du hast recht, und noch heute will ich mit meiner Tante davon sprechen.

Sturz.

Nennen müssen Sie aber niemand.

Julius.

Sey ruhig, wache über Marien, bedenke, daß Du mir für sie bürgen mußt, und daß,

enn Du mir beyſtehſt, ſie die Meinige zu
ennen, ich Dir mehr verdanke, als mein Le-
n. (geht ab)

Neunter Auftritt.

Sturz, dann Marie.

(Es iſt Nacht geworden.)

Sturz. (Julius nachſehend)

E. iſt doch ein herzensguter Menſch. Er
ut mir in der That leid mit ſeiner unglück-
hen Liebe.

Marie. (kommt leis aus Marthe's Hauſe)

Gott! mein Pathe iſt noch da!

Sturz. (ohne ſie zu ſehen)

Je mehr ich aber darüber nachdenke, je mehr
he ich ein, daß aus einer Heyrath zwiſchen
n beyden durchaus nichts werden kann. Drum
eibts dabey, Marie ſieht ihn nie wieder. (tritt
ſein Haus)

Zehnter Auftritt.

Marie. (allein)

Endlich geht er zur Ruhe! — Auch Marthe
ubt ich ſchlafe. (zieht ein Papier aus dem

Busen) Wohl, dies Abschiedswort lege ich auf die Schwelle meines theuern Wohlthäters, und so werden Beyde morgen früh dadurch meine Entfernung und deren Gründe erfahren. (sie thut es) Ich muß ja so handeln, ach, ich muß! — Hat nicht mein Lehrer und Freund, er, der mir Tugend und Religion in's Herz grub, eben selbst es ausgesprochen: „Marie darf ihn nicht wiedersehn!" Was habe ich nach diesem grausamen Richterspruche noch zu hoffen? — — Aber warum zög're ich noch, mich von hier zu entfernen? Ach! so allein hinausgestoßen in die Welt, ohne Führer, ohne Rath, gezwungen den einzigen Zufluchtsort zu meiden, wo ich mich noch dem Elende, der Verachtung entziehen konnte! Was soll aus mir werden? — Gott! welche Angst dringt mir an's Herz?! — O ew'ger Erbarmer, halte Du mich aufrecht, Du allein kannst mir die Kraft verleih'n, mein letztes Opfer zu vollenden. — Ach, ich fühle es — ohne Deinen Beystand erliege ich! — (sie stützt sich an die Kirchenmauer) Könnte ich doch nur sterben. — Ja, sterben hier an derselben Stelle, wo ich so grausam verlassen ward! — O Mutter, Mutter! Du, die mich von sich

einsah, daß sie noch weit mehr Recht hatte, als sie selbst glaubte, so schauerte mir doch die Haut, wenn ich an die Ausführung ihres Planes dachte.

Wie? versetzte sie. Auf dem natürlichsten Wege. Du stellst den ungebetenen Gästen offenherzig vor, daß Du dabei nicht bestehen könnest, oder kommt Dir dieses zu sauer an, so schiebe die Sache geradezu auf mich.

Nettchens Blick that fast mehr als ihre Worte. Ich entschloß mich sogleich zu ihrem ersten Vorschlage. —

Sehr merkwürdig war die Wirkung der Entfernung meiner Tischgäste auf mein zeither so erhabenes und fast unübertreffliches Genie. Sie entdeckten mir unverhohlen, daß die gemeine Prosa des Ehestandes mich völlig zu Boden drückte. Sie fanden, daß meine sonst so sublimen und richtigen Urtheile trivial wurden, daß meine Verse allen Klang verloren. Ja, sie prophezeihten mir, daß ich an der treulosen Hand der Oekonomie in dem tiefsten Schlamme der Gemeinheit untergehen würde. Vier davon sagten mir endlich geradezu, daß sie aus Wehmuth über mein so plötzliches Herabsinken nicht länger im Stande wären, mit mir an Einem Orte es auszuhalten. Dabei baten sie mich, ihnen bis zur nächsten Station meinen Wagen zu leihen, weil sie dort den ihrigen

ſtieß, von ihrem Mutterbuſen trennte, aus ihrem Mutterherzen riß, könnteſt Du mich doch ſehen, ſehen jetzt in meinem höchſten Jammer! Dein Mitleid, Deine Reue rächte mich vielleicht an Deiner Härte. Doch, Du haſt es ſo gewollt, Du hofftest auf meinen Tod, und im Schooſe des Vergnügens und der Freude, in dem Augenblicke, wo Dein Kind troſtlos hier vergeht, hörſt Du es nicht, wie es Dir — Großer Gott! Was will ich ausſprechen! O, meine Mutter! (ſie ſinkt auf die Kniee) verzeihe mir! Die Verzweiflung verwirrt meine Sinne! Ich ſollte Dich anklagen, ich Dich beſchuldigen? Nein, nein, nur Dein Unglück allein ſchuf auch das meine — ach, Du haſt mich beweint, mit heißen Thränen beweint — Du ſehnteſt Dich nach mir — Dein Herz rief mich zu ſich, Tag und Nacht — Du ſuchſt mich — Da bin ich, Mutter! Komm, o komm, meine geliebte Mutter! Deine Tochter erwartet Dich auf dem Steine, wo Du ſie verlaſſen haſt. (ſie ſinkt erſchöpft an der Kirchenſchwelle nieder)

Eilfter Auftritt.

Marie. Der Baron. Die Baronin. Julius. Marthe. Sturz. Fritz. Einige Bediente mit Fackeln.

Julius. (vorauseilend)

Marie! meine Marie! Komm'! komm'! komm' an das Herz Deiner Mutter — Marthe! — Sturz! (erblickt Marien) Gott! ſie ſtirbt! —

Baronin. (herzueilend)

Meine Tochter! — Meine Marie — Da iſt ſie! (ſie ſinkt zu Marien erſchöpft nieder)

Alle.

Marie, Marie, es iſt Deine Mutter!

Sturz und Marthe. (es hörend im Heraustreten)

Ihre Mutter!

Baronin. (ſucht Marien wieder zu ſich zu bringen)

Erwache meine Marie! Hörſt Du nicht die Stimme Deiner unglücklichen Mutter?

Marie. (zu ſich kommend)

Mutter! — Ich eine Mutter! — Wo bin ich? —

Baronin.

In ihren Armen.

Marie.

Wer ſagte das?

Marthe.

Liebe Marie!

Marie. (wird Marthe gewahr, ſpringt auf und ſtürzt in ihre Arme)

O, meine Mutter! Du! Du!

Baronin. (zum Baron)

Du hörſt es — o, mein Bruder — Sie und ich — o! das iſt zu viel! (ſie ſinkt in Julius Arme)

Baron. (zu Marien)

Nein, liebe Marie! ſiehe, dieſe edle Frau hier iſt es, der Du das Leben verdankſt, und die, von einem ſchändlichen Verrathe hintergangen, Dich als todt beweinte. O, Marie,

habe Mitleid mit Deiner Mutter, oder der Schmerz tödtet sie vor Deinen Augen —

Marie.

Mein Himmel! — Sie!?

Julius. (zeigt ihr das Kreuzchen)

Ja, sie gab Dir dieses Kreuz!

Marie. (mit Entzücken)

Ist's möglich?

Baronin. (die Hände faltend)

Verzeihst Du mir? meine Tochter!

Marie. (in ihre Arme sinkend, dann auf den Knieen)

Ich habe meine Mutter wieder! Dank Dir, Allmächtiger! (wieder sie umschlingend)

Baronin.

Ja, ich bin es! An diesen Thränen, an diesem Entzücken magst Du mich erkennen, und bliebe Dir noch ein Zweifel, so schwinde er bey Deinem Glücke, das ich vollenden will, bey dem Gatten (auf Julius zeigend) dem ich Dich zuführe.

Marie.

O! Wonne ohne Maaß! (zur Baronin) Weine nicht, o, weine nicht, meine Mutter! Ja, ich erkenne Dich, mein Herz sagt es mir in dieser nie gefühlten Empfindung — Julius — meine Freunde — o mein Gott! Dies Entzücken ertrage ich nicht allein.

Sturz. (gerührt)

Wir weinen Freudenthränen mit Dir. Aber diese abscheuliche Brander muß man doch —

Baron.

Laßt uns nicht mehr an sie denken. Von meinen Drohungen erschreckt hat sie alles gestanden, und es werde ihr anderswo die Strafe zu Theil, die sie verdiente.

Baronin.

Ja, sie gehe, denn ich habe ja nicht das Recht sie zu bestrafen! Aber mich, mich laßt nun hier bleiben, und wenn ich euch wackern Leuten (zu Marthe und Sturz) Eure Wohlthaten zu vergelten suche, wenn ich das Glück eines Neffen, eines Bruders, einer geliebten

Tochter begründe, so werde ich vielle
noch würdig seyn, einen Namen zu e
falsche Schaam und Bosheit mir so
zog, den schönen Namen, Mutter!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

O
nicht,
erfer

Dramatiſches Vergißmeinnicht

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutſchland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

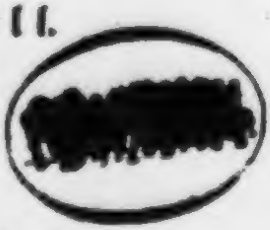

Fünftes Bändchen.

Enthält:

Die Vernunftheirath.
Luſtſpiel in zwei Aufzügen.

Der Geſandte.
Luſtſpiel in einem Aufzuge.

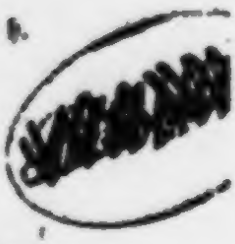

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1827.

stehen hätten, und ich gestehe, daß ich eine herzliche Freude empfand, sie so wohlfeilen Kaufes los zu werden.

7.

Der Kauf war aber doch nicht ganz so wohlfeil, als ich mirs vorgestellt hatte. Zwar war — wie ich endlich auf meine Erkundigung erfuhr — mein Wagen wirklich auf der nächsten Station stehen geblieben, allein die Reisenden hatten ihn dort für die Hälfte seines ganzen Werthes versetzt, so daß ich, um ihn nur wieder zu bekommen, dem Juden anf's Neue in die Hände fallen mußte.

Sonach kostete mich der Wagen schon so viel, oder vielleicht mehr als er werth war, und doch wär' ich die Hälfte noch darauf schuldig. Um indessen nicht etwa durch üble Behandlung desselben mir Reparaturkosten zuzuziehen, sollten sogleich Pferde nach ihm auf die nächste Station geschickt werden.

Aber gerade diesen Tag fehlte es sehr an Pferden und Fuhrwerk in der Stadt, weil ein seltenes Fest in der Gegend alle Schuppen und Ställe ausgeleert hatte. Indessen bekam ich glücklicher Weise noch ein Paar, allein äußerst junge Thiere, die mir der Verleiher daher sehr zu schonen empfahl.

Seinem

verehrten Freunde

Joſeph, Freiherr von Auffenberg

in

Karlsruhe,

mit wahrer Hochachtung und Dankbarkeit

geweiht

von

Theodor Hell.

Nimm hin, die leichten Gaben fremder Auen
Die ich verpflanzt in Deutschlands Musen-
hain,
Sie durften Deines Schutzes sich erfreun,
Und wollten gern auch jetzt sich ihm vertrauen.

Denn freudig mag man wohl auf Jenen
schauen,
Der ämsig fördert fremden Werks Gedeihn,
Und dem doch selbst Hymettus Bienen rein
Den Honig auf beredte Lippe thauen.

Ja, was Du hast der Bühne reich gegeben
Es ist geschöpft aus tiefbewegter Brust,
Wohl warst Du Deines Wollens Dir bewußt
Und innre Kraft schuf ihm auch äußres Leben.
So wirke fort! es führt der Weg zum Ziele!
Sei Förderer und Musterbild für viele!

Die Vernunftheirath.

Luſtſpiel in zwei Aufzügen.

Nach dem Franzöſiſchen

von

Theodor Hell.

Personen.

General Graf von Saalheim.

Eduard, sein Sohn, Rittmeister.

Brand, Sergeant.

Meyer, Pachter.

Marie, eine Waise, früher Kammerjungfer der Gräfin von Saalheim.

Anna, des Pachters Frau.

Gäste des Generals.

Schauplatz: des Generals Ritterguth.

Erſter Aufzug.

Die Bühne ſtellt einen Saal im Schloſſe des Generals Graf von Saalheim dar. Im Hintergrunde eine Thüre und zwei Fenſter. Zwei Seitenthüren. Die Thüre links führt zu Eduards Zimmer. Nahe dabei ein rundes Tiſchchen, auf welchem ein Kohlengefäß, Theekanne, Taſſe und Zuckerdoſe ſteht. Auf der andern Seite an der Thüre rechts, ein Tiſch mit zwei Lehnſtühlen. Hinten links eine Pſyche.

Erſter Auftritt.

Marie [arbeitet an dem Tiſche rechts.]
Meyer, [kommt von der Mitte, und ſpricht in die Scene.]

Meyer.

Nur ruhig, lieber Vetter! — ich werde gar keinen Lärmen machen, und hier warten bis er aufgeſtanden iſt. [kommt vor und ſieht Marie]

El! seht einmal! Was sagte mir denn der Vetter Brand, daß alles im Schlosse noch auf den Ohren liege? — Da ist ja Mamsell Marie schon auf ihren niedlichen Füßchen.

Marie.

Sieh da, Herr Meyer, der wackre Pachter des Herrn Generals.

Meyer.

Allerdings; in Lebensgröße. — Meine Frau und ich, wir waren schon heut früh um fünf Uhr aus den Federn. — Denn sehen Sie, man schläft zwar unter unsern Strohdächern eben so gut wie hier im Schlosse, aber man schläft geschwinder; — ausgenommen Sonntags — denn wir halten auch auf den Sonntag. — Doch nichts für ungut, Mamsell Marie, nichts für ungut, das sind nun so kleine häusliche Angelegenheiten. — Ja, richtig, als wir aufgestanden waren, sagte mir mein Weibchen, „höre Jakob" — sagte sie — „ich gehe jetzt auf den Markt und Du kommst mit dem Einspänner nach und hilf mich ab; hörst Du!" — sagte sie — „unterdeß aber gehst Du zu dem Herrn Grafen, und machst Deine Rech-

Doch ob ich schon aus diesem Grunde seinem Knechte meinen eignen Bedienten mitgab, so kam dennoch das eine Pferd so lahm zurück, daß ich dem Besitzer ein recht artiges Sümmchen dafür auszahlen mußte.

Die durch den Unfall des Pferdes und meinen Streit mit dem Verleiher verursachte späte Ankunft des Wagens machte, daß ich diesen nicht gut in den ziemlich entfernten Schuppen schaffen konnte. Ich behielt ihn daher die Nacht über in meinem Hofe, welches um so eher anging, da bei der Klarheit des Himmels von einem Regen wenig oder nichts zu befürchten war.

5.

Die Sorge sprach aus meinen Zügen, als ich nach Hause kam, so daß auch meine Frau nicht abließ, bis ich ihr den Zustand meiner durch die zwei letztern Unfälle mit dem Wagen abermals ganz erschöpften Kasse entdeckt hatte.

Da, nimm, lieber Herzensmann! so sagte die gute Frau, indem sie mir ein Kästchen aus ihrem Schranke in die Hand drückte. Es ist der Schmuck der seligen Tante. Mir nützt er gar nichts; doch wirst Du ihn in der jetzigen Lage wohl benutzen können, da er nicht ganz unbedeutend seyn mag.

nung mit ihm ab, und bringst ihm das gefällige Quartal vom Pachtgelde! —" Denn Sie müssen nur wissen, daß heute der Termin Bartholomäi ist.

Marie.

Ei, ei, wie pünktlich Sie doch sind!

Meyer.

Ja, das kann ich mir nachsagen — sobald der Termin da ist, muß alles zu Heller und Pfennige bezahlt seyn — kein Rückstand, keine Nachzahlung! — auf den Fuß hat mich meine Frau gebracht, denn meine Anne versteht in so etwas keinen Spaß und hält tüchtig auf Ordnung.

Marie.

Und wie geht's denn der guten Anna?

Meyer.

Danke der gütigen Nachfrage. Die ist frisch und gesund, wie ein Fisch im Wasser.

Marie.

Und die Kinderchen?

Meyer.

Mich schönstens zu bedanken: Ganz desgleichen. Alle Jahre eins. Denn meine Frau

hält auf Ordnung. — Aber sagen Sie mir doch, Mamsell Marie, warum kommen Sie denn nicht mehr zu uns? — Ich dächte, wir hätten Sie in einem halben Jahrhunderte nicht gesehen!

Marie.

Ach, es sind jetzt immer so viele Leute hier im Schlosse, daß ich gar nicht wegkommen kann. — Da sind gestern wenigstens fünfzehn Personen wieder aus der Stadt gekommen, — schöne Damen, junge Modeherrn — Vormittags geht's denn auf die Jagd oder die Fischerei, und alle Abende wird Comödie gespielt. — Nun gestern war gar Ball und sie haben bis nach Mitternacht getanzt. — Wahrhaftig, in der Stadt kann's nicht toller zugehen, und wir haben die volle Residenz hier auf dem Lande.

Meyer.

Ach, du lieber Himmel! was das für ein Saus und Braus bei den Stadtleuten ist! — und bei dem Herrn Grafen wohnt das alles, und ißt und trinkt das alles! — Nun, das muß ich sagen, das ist doch ein wahrer Ehrenmann, der Herr Graf! ein tüchtiger Militair, und

dabei wieder so lustig, und freigebig und herablassend. — Da ist doch einmal so eine halbe Million an den rechten Mann gekommen. Es hat ihn auch jedermann hier in der Runde herum lieb. — Und sein Sohn, unser junger Herr! — nun, das ist erst ein lustiger Zeisig, der! — Ha, ha, da könnt ich —

Marie.

Still, still! reden Sie nicht so laut! — er schläft da drinn.

[auf die Stube links zeigend.]

Meyer.

So? das ist seine Schlafkammer! — Er ist doch nicht etwa krank?

Marie.

Ei freilich! — Gestern schon ist er mit einem Fieber vom Balle weggegangen, und das ist in der Nacht noch schlimmer worden, wie mir wenigstens heut früh Brand gesagt hat, der schon bei ihm gewesen ist.

Meyer.

Nun, das wundert mich nicht. Er sieht zwar so sanft und freundlich aus, als könnte

er kein Wasser trüben, aber er soll ein wahrer Tausendsasa seyn. So hat mir's wenigstens meine Frau erzählt, und wenn man einen Herrn General zum Vater hat, Vermögen in Hülle und Fülle besitzt, und dabei jung und hübsch ist, kann man ja wohl thun, was einem nur einfällt; — nicht wahr, Mamsell Marie? — Aber sagen Sie mir nur, was ist Ihnen denn? es fehlt Ihnen doch nicht auch etwas? — Je mehr ich Sie ansehe, je mehr finde ich Sie verändert. Nicht etwa, als ob Sie nicht noch immer frisch und roth wären, aber sonst —, ja sonst, da waren Sie so lustig, — so ausgelassen — immer gesprungen, immer gelanzt und gesungen — und jetzt sind Sie so nachdenklich, so still, so verschlossen. — Sie haben doch nicht etwa einen heimlichen Kummer?

Marie.

Und sollte ich denn nicht? Bin ich denn nicht eine Waise? Stehe ich nicht allein auf der Welt?

Meyer.

Allein? — Ei bewahre, das ist nicht der Fall! — Hat denn die Frau Gräfin Sie nicht

mütterlich erzogen und gehegt und gepflegt? Es hieß freilich nur, daß Sie Kammerjungfer bei ihr wären, aber sie hat Sie stets wie ihr leibliches Kind gehalten. Und hat denn der gute Herr Graf, dem die Frau Gräfin Sie, ehe sie starb, auf die Seele band, nicht wie ein Vater an Ihnen gehandelt? — Ja, sehen Sie, Mamsell Marie, und ich wollte wetten, daß der Herr Graf Ihnen auch eine recht tüchtige Aussteuer und einen recht guten Ehemann zugedacht hat. Wenigstens sagt das die ganze Gegend umher.

Marie.

Wahrhaftig? — Nun, da würde ich ihm sehr verbunden seyn — aber ich sehne mich eben nicht nach dem Heirathen.

Meyer.

Ja, ja, so sagte meine liebe Frau auch: gerade so wie Sie — und jetzt — nun, fragen Sie sie nur. — Übrigens, wenn Ihnen doch etwa die Lust dazu ankommen sollte, und Sie sich anders besönnen, so habe ich Ihnen jemand vorzuschlagen, jemand, an den ich schon lange gedacht habe — doch still: meine Frau wird mit Ihnen davon reden, denn sehen Sie,

in unserer Haushaltung — da habe ich die Einfälle, und meine Frau die bringt sie an den Mann.

[Man hört in Eduards Zimmer klingeln.]

Marie.

Warten Sie, der junge Graf klingelt seinem Kammerdiener, der wird Ihnen sagen, ob Sie hineingehen können.

Meyer.

Nun, da will ich indessen wieder in's Vorzimmer wandern, und sehen, ob ich vor ihn kommen kann. Leben Sie recht wohl, liebe Mamsell Marie, und sehen Sie recht hübsch fröhlich und heiter aus. Und wissen Sie was, wenn es hier im Schlosse damit nicht gehen will, so kommen Sie zu uns hinaus, auf unser Vorwerk, da sind wir alle froh und guter Dinge, und Sie werden es gewiß auch werden.

[geht durch die Mitte ab.]

Zweiter Auftritt.

Marie. [allein]

[Sie setzt sich auf den Sessel rechts]

Froh und guter Dinge! — Ach! sie haben

gut reden! — Ich begreife gar nicht, wie man froh ſeyn kann — ich vermag's nicht mehr! — Seit einer Stunde ſitze ich nun ſchon hier und arbeite und denke an alles andre, nur nicht an meine Arbeit. — [nähert ſich der Thüre links und horcht] Ich höre nichts mehr — er ſchlummert wohl wieder — um ſo beſſer! — Mein Gott! — ſeine Thüre geht auf! —

Dritter Auftritt.

Marie. Eduard. [tritt aus der Thüre ſeines Zimmers, und ſtützt ſich auf] Brand.

Brand.

Nur immer vorwärts, Herr Rittmeiſter — ich bin ein feſter Stützpunkt Ihres linken Flügels, — nur immer angelehnt!

Marie. [zu ihnen eilend]

Wo denken Sie hin, Brand — mit Ihrem Beine?

Eduard. [nimmt Mariens Arm]

Sie hat Recht. — Du brauchteſt wohl eher ſelbſt einen Stützpunkt.

Brand.

[auf sein hölzernes Bein klopfend]

Bewahre, bewahre! — Das Bein ist eben so solid als ein anderes — und wenn's einmal bricht, so hat man schon eins im Vorrath. — Das können Sie nicht von den Ihrigen sagen.

Marie.

[hat Eduard bis zu dem Sessel rechts geführt]

Eilen Sie nur nicht — und stützen Sie Sich recht auf mich — So! — Wie geht's Ihnen denn heut Morgen?

Eduard. [setzt sich]

Schlecht, schlecht! — Ich leide entsetzlich!

Brand.

Ei, mein Herr Rittmeister! Wer wird sich denn da gleich so geberden, wie eine mondsüchtige Stadtmamsell. Ich habe Sie ja kräftigen Schritts und wohlgemuth einer Batterie von vier und zwanzig Pfündern entgegen gehen sehen, und jetzt — wegen eines elenden Fieberanfalls schüttelt es Sie rechts und links.

Eduard.

Du hast gut reden, Brand! Hättest Du

wie ich gestern Abends noch zwölf Contretänze getanzt —,

Brand.

Nun freilich, das wäre ich wohl schwerlich im Stande gewesen, denn bei mir flattern die Liebesgötter nur noch mit Einem Flügel. Aber Sie! Alle Wetter —

Marie.

Bedenken Sie doch, Brand, daß er krank ist, der gute Herr Rittmeister, und zanken Sie ihn nicht noch aus. Machen Sie ihm den Kopf nicht noch wüster.

Brand.

Gut, gut — kann's auch seyn lassen — verstehe mich freilich nicht auf's gelehrte Kuriren. Wir Soldaten halten's verwünscht wenig mit den Aerzten und Apothekern. Werden wir einmal verwundet, nun so ist's mit etwas Branntwein auf einer tüchtigen Compresse bald wieder abgethan, und es ist mir wahrhaftig mehr als einmal passirt, daß wenn das Spiritusfläschchen zum Verbande kam, ich die Gottesgabe statt von außen, von innen applicirte, und es hat auch geholfen. [Unterdeß-

sen hat sich Marie mit an den Tisch, rechts von Eduard, gesetzt] Nun, Mamsell Marie, das weiß ich wohl, Sie sind ein bessrer Krankenwärter als ich, ich übergebe daher meinen werthen jungen Herrn Ihnen. — Ja, ja, Herr Rittmeister, sie taugt tausendmal besser dazu als ich — sie ist so aufmerksam — so sorglich. — Können Sie wohl glauben, daß sie heut früh schon um vier Uhr aufgestanden war?

Eduard.

Wahrhaftig?

Brand.

Und vielleicht noch früher; denn als ich aus Ihrem Zimmer kam, fand ich sie schon, und sie fragte mich nach Ihrem Befinden, und das mit solcher Theilnahme, daß mir ganz Angst und bange dabei ward, denn ich glaubte, Sie müßten viel gefährlicher krank seyn, als mir's selbst vorgekommen war.

Eduard.

Gute Marie!

Brand.

Ja, da haben Sie Recht! Das ist gar ein gutes Mädchen! Die spricht nicht solch ge-

Ich lehnte das Geschenk aufs ernstlichste ab, aber sie bestand darauf, daß ich es annehmen solle, dabei setzte sie den Schmuck auf meinen Schreibtisch, welcher gewöhnlich offen zu stehen pflegte.

Morgen ein Mehreres darüber, sagte ich, fest entschlossen, von ihrer Güte keinen Gebrauch zu machen.

Am Morgen selbst aber entdeckte sich's bald, daß die Ursache unseres gestrigen Streites in der Nacht völlig gehoben worden war. Es mochte eben Tag geworden seyn, als Nettchen so heftig an der Klingel zog, daß ich davon aufwachte.

Wo sind denn meine Kleider, Hannchen? fragte sie diese, welche eben hereintrat. Sie fügte auch noch vor des verwunderten Mädchens Antwort ärgerlich hinzu: Das läßt sonst alles in Unordnung herumliegen und räumt dann manchmal wieder, wo es gar nichts zu räumen giebt!

Ich bin ja noch nicht hereingekommen, sagte Hannchen hierauf.

So muß es, versetzte ich, der alberne Johann gethan haben, denn, wie ich sehe, sind meine Hauskleider ebenfalls nicht mehr an ihrem Platze.

In dem Augenblicke entdeckte ich, daß meine Uhr auf dem Tische neben dem Bette fehlte, wohin ich sie Abends, wie gewöhnlich, gelegt hatte. Dies und die Ringe, welche meine Frau nun

lehrtes Geschnörkel und macht solche Ziereteien wie die Kammerjungfern der andern Damen, die hieher kommen, daß man manchmal glauben sollte, man habe es mit Prinzessinnen zu thun, aber dafür ist sie bescheiden und gut und fromm, und ihrer Herrschaft ergeben — und vor allem gewaltig sittsam — denn unter den jungen Herrn, Ihren Freunden, Herr Rittmeister, giebt's nicht einen, der nicht verliebt in sie sei, und ihr überall nachlaufe.

Eduard. [rasch aufspringend]
Das wollte ich ihnen — !

Brand.
Ei, ei, Herr Rittmeister! Was machen Sie denn? — Kömmt schon wieder ein Fieberanfall? — Mamsell Marie, suchen Sie den armen Herrn wieder zur Ruhe zu bringen. — Setzen Sie sich —. so, so — das ist schön! [für sich] Ich muß wahrhaftig fort, ich halt's nicht länger aus, denn sie ist gar zu hübsch — [auf sein Bein zeigend] und trotz dessen ist mir's, als müßte ich — [Marie ist unterdessen auf die andere Seite der Bühne nach dem kleinen Tischchen gegangen, und schenkt darauf

Thee ein] Ja, auf der Stelle will ich mich mit Vetter Meyer über die Sache bereden — er ist ja hier im Schlosse — und dann gehe ich zum Herrn General, und halte getrost um sie an, denn man soll ja in der Welt immer so viel als möglich grad'aus gehen; also frisch drauf los! [laut] Adieu, Mamsell Mariel — Adieu, mein Herr Rittmeister!

[geht in der Mitte ab]

Vierter Abschnitt.

Eduard und Marie.

Eduard.

Adieu, adieu, alter Kriegskamerad! — Das ist wahrhaftig der beste Soldat, aber auch der allerschlechteste Krankenwärter, den ich kenne.

Marie.

Wie geht es Ihnen jetzt?

Eduard.

Besser — seit ich hier bin.

Marie.

O! sprechen Sie nicht — ja nicht, es könnte Sie angreifen — ich will mich ganz still zu

Ihnen ſetzen und arbeiten — oder ich will Ihnen lieber etwas vorleſen. —

[ſie holt einen Stuhl, ſetzt ihn links neben Eduard, ſetzt ſich und fängt an zu arbeiten.]

Eduard.

Wie Du es am liebſten willſt, Marie! — Ich bedarf keines andern Arztes als Dich.

Marie.

Nun, ſo müſſen Sie mir auch recht hübſch folgen. — Vor allen Dingen müſſen Sie Sich fein ruhig verhalten — ganz ſtill ſitzen bleiben und kein Wörtchen ſprechen. Und damit Sie nicht gegen mein Recept ſündigen, ſo bleibe ich fein bei Ihnen.

Eduard.

Das wird Dir ſchwerlich helfen, denn ich fürchte ſehr, daß ich das Recept vergeſſen werde, indem ich den Arzt anſehe.

Marie.

[holt von dem Tiſchchen links die Taſſe Thee, welche ſie ihm präſentirt]

Ei, ſo ſehen Sie ihn doch nicht an, und nehmen Sie die Arznei blindlings.

Eduard.

Marie! Wie Deine Hand zittert!

Marie.

So? — wahrhaftig? — Ja, ich fürchtete mich, ich möchte etwas vergießen. [während Eduard trinkt] Sehen Sie, wie das gut thut! Nicht wahr? — Das muß Sie beruhigen und auch zugleich erfrischen. [in dem Augenblicke, als sie ihm die Tasse wieder abnehmen will, ergreift Eduard ihre Hand, und zieht sie an seine Lippen] Ei! was machen Sie denn da?

Eduard.

Darf ich Dir denn nicht danken?

Marie.

Eduard — Eduard! — lassen Sie das! — ich muß sonst gehen! [sie entfernt sich von ihm in den Vordergrund der Bühne.]

Eduard. [steht auf und geht zu ihr]

Marie! — warst Du denn nicht die Pflegetochter meiner seligen Mutter? — Bist Du denn nicht meine Schwester? — Sind wir denn nicht mit einander aufgewachsen? — Ja, sonst — da durfte ich Dich recht zärtlich lieb haben — jetzt ist Dir das unangenehm.

Marie.

Mir? — ach! — wer wird denn an mich denken — es ist jetzt nur die Rede von Ihnen! — Sie sind unwohl, wohl gar krank! — Gestern fünf Stunden auf der Jagd, und dann bis in die tiefe Nacht hinein getanzt. — Ei, das ist nicht recht, das ist nicht hübsch von Ihnen — Sie schonen Sich nicht — Sie werden noch recht sehr krank werden — Sie werden — sterben.

Eduard.

Meinetwegen — desto besser — das will ich ja eben — ich verlange ja weiter nichts. — Hier wie in der Residenz sind mir diese Tollheiten, diese unsinnigen Zerstreuungen leider unumgänglich nothwendig geworden — ich muß mich selbst betäuben, um nur nicht mit mir allein zu seyn, denn ich leide zu sehr, ich bin gar zu unglücklich.

Marie.

Sie! unglücklich! Ach Gott! wer ist denn daran Schuld?

Eduard.

Du allein!

Marie.

Ich! Ach du mein Gott!

Eduard.

Ja, Marie! Du! — Ich habe Dich immer lieb gehabt, — jetzt liebe ich Dich wie ein Rasender — wie ein Unglücklicher, der im Wahnsinn liegt.

Marie.

[bedeckt das Gesicht mit beiden Händen]
Allmächtiger Himmel! Was sagen Sie mir da?

Eduard.

Anfangs habe ich allerdings mir Mühe gegeben euch Deine Liebe mir zu erwerben, aber bald habe ich mich selbst dieses Vorsatzes geschämt. — Ich wollte Dich fliehen, Dich mit Kälte behandeln, mit Härte sogar, — aber Deine Güte, Deine sanfte Milde hat mich stets entwaffnet — was aber wieder nun auf einmal alle meine Ideen, alle meine Entschlüsse, alle meine Vorsätze über den Haufen geworfen hat, ist — daß ich seit einiger Zeit nur zu deutlich bemerkt zu haben glaube, daß auch Du mich wieder liebst.

Marie. [unſchuldig]

Ja, das iſt wahr.

Eduard.

Du liebſt mich alſo jetzt?

Marie.

Jetzt erſt? — o nein, das iſt immer und immer ſo geweſen, aber ich bin deſſen nur erſt ſeit einiger Zeit mir bewußt geworden.

Eduard.

O groſser Gott!

Marie.

Aber Sie, lieber Eduard, Sie dürfen das gar nicht wiſſen, Ihnen muß das verſchwiegen bleiben. Darum bewirken Sie mir von Ihrem Herrn Vater die Erlaubniß, dieſe Gegend zu verlaſſen — laſſen Sie mich fort, fort von hier.

Eduard.

Du willſt fort — fort von uns!

Marie.

Ja — ich kann hier nicht länger bleiben — ich leide zu ſehr. — Alles ruft mir hier Ihrer guten Mutter Wohlthaten in's Gedächtniß

zurück, erinnert mich an Ihren Rang, meine Lage, den Unterschied der uns trennt! — O stellen Sie Sich die Qualen vor, die mich hier durchtoben, wenn ich Ihnen sage, daß ich Sie gestern aus der Nebenstube, deren Thüren offen standen, in dem Tanzsaale gesehen habe, in den mir ja der Zutritt untersagt ist, es gesehen habe, wie Sie während des ganzen Abends mit Fräulein von Hochberg tanzten. —

Eduard.

Mein Vater hatte mir es befohlen.

Marie.

Weil er das Fräulein zu Ihrer Gattin bestimmt hat — ach, das ist gewiß, daran ist gar nicht zu zweifeln.

Eduard.

Und wer hat Dir denn das gesagt — woher weißt Du denn das?

Marie. [auf's Herz zeigend]

Daher — ach! es giebt Vorgefühle, die nie trügen.

Eduard.

Und ich schwöre Dir, daß ich nie in eine solche Verbindung willigen werde, und überdieß

weiß ich ein Mittel, Dich ganz ſicher zu ſtellen, und ſo etwas unmöglich zu machen.

Marie.

Und das wäre?

Eduard.

Es iſt hier weder der Ort, noch die Zeit dazu, Dir meine Pläne anzuvertrauen. Um dieſe Stunde pflegt man ſich ſchon durch dieſes Zimmer in den Saal zu verfügen und man könnte uns alſo leicht überraſchen. Gleich nach dem Frühſtücke aber geht alles auf die Jagd — mein Vater auch und die Damen alle — mir muß man, Dank ſei meinem Uebelbefinden, es erlauben, indeß hier zu bleiben. Wir ſind dann allein im Hauſe, und ich — erwarte Dich hier.

Marie.

Allein? — Hier! — mit Ihnen? — Mein lieber Eduard, das wäre nicht recht, — das kann, das darf ich nicht.

Eduard.

Alſo willſt Du meine Leiden noch vermehren — willſt, daß ich ſterben ſoll, — ſtoßeſt mir ſelbſt den Dolch in's Herz!

Marie.

Ach Gott, was sagen Sie da — ich, und Ihren Tod wollen? — o! es ist nicht Recht von Ihnen, daß Sie ein solches Mittel anwenden, um mich zu etwas zu bewegen, gegen das sich mein inures Gefühl sträubt. — Aber Sie sind ja der Sohn meiner verewigten Wohlthäterin — Sie können, Sie werden mich nicht betrügen — und so komme ich denn.

Eduard. [ihre Hand ergreifend]
O! wie glücklich machst Du mich!

Marie.
[welche den General durch die Mittelthüre kommen sieht]
Mein Gott! Der Herr Graf! [sie sieht zu dem Tischchen links, als ob sie dort etwas in Ordnung zu bringen habe.]

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der General.

General.
Aha, Eduard! Bist Du schon aufgestanden. — Für Jemand der sich so krank fühlte —

ebenfalls vermißte, ließen keinen Zweifel, daß ein Dieb uns im Schlafe besucht hatte.

Daß der vielbesprochene Schmuck nicht mehr auf meinem Schreibtische stand, war unter solchen Umständen vorauszusehen.

Weil unsere Thüren gewöhnlich von Nettchen selbst sehr sorgfältig verriegelt wurden, so fing ich schon an, Verdacht in meine Leute zu setzen. Zum Glück wurde er noch, ehe ich ihn äußerte, gehoben. Ein Shawl meiner Frau, der aus dem offenen Fenster hereinhing, wies mich zuerst darauf hin. Unstreitig hatten die Diebe ihn verloren. Beim Hinaussehen aus dem Fenster fand sich noch mehr Licht darüber. Es stand nämlich eine Leiter, die an den Hühnerstall gehörte, auf dem Wagen ans Fenster angelehnt. Ohne den Wagen wäre mit dieser ganz kurzen Leiter das Unternehmen gar nicht möglich gewesen, daher war es denn abermals der Wagen, der mir dieses, in meiner Lage sehr bedeutende, Unglück zugezogen hatte.

9.

Der Trost kam indessen noch vor Mittag in der Nachricht von dem plötzlichen Tode eines reichen menschenfeindlichen Onkels, dessen einziger Verwandter ich war. Mit dem Vermögen dieses Erblassers hatte gewiß alles seine Richtigkeit und

Eduard.

Es geht ſchon um vieles beſſer, lieber Vater!

General.

Ja, das ſehe ich.

Marie. [bewegt]

Ja, — Herr Graf — ich — ich habe mich eben hier ein wenig ſeiner angenommen.

General.

Da haſt Du wohl daran gethan, liebes Kind. Ich weiß ja ſchon, wie gut Du biſt, was Du für ein mitleidiges Herz haſt — Eduard! Werden wir Dich beim Frühſtück ſehen? — Gehſt Du mit uns auf die Jagd?

Eduard.

Wohl kaum, lieber Vater; — ich fühle mich in dieſem Augenblicke wieder ſo ſchwach und abgemattet, daß ich Sie um die Erlaubniß bitte, mich wieder auf mein Zimmer zu begeben.

General.

Das halte ganz wie Du willſt. Du weißt, daß ich Niemand zwinge. Und einem Kranken beſonders muß man ſtets ſeinen Willen laſſen.

Eduard. [leis zu Marien]

Da hörst Du's Marie. [er nimmt ihren Arm und sie führt ihn an seine Thüre. Als er eben hineintreten will, ruft der]

General.

Marie — liebe Marie — es scheint mir als ob Eduard Deiner Beihülfe jetzt nicht so nöthig bedürfte. — Fräulein Hochberg wünscht, daß Du ihr bei ihrer Toilette beistehn sollst.

Marie.

Zu Befehl, Herr Graf! — Ich wollte nur Ihrem Herrn Sohne —

General.

Deinen Arm leihen, — o, ich weiß das wohl, gute Marie, und das ist recht schön und edel von Dir, aber ich fürchte nur, Du nimmst Dich da eines Stärkern, als Du selbst bist, an, und da hat man nur zu viele Beispiele, daß man weit seltner dessen Fall verhütet, als vielmehr selbst ein Opfer seines frommen Vorsatzes wird.

Marie. [staunend]

Wie verstehen Sie denn das? Herr Graf.

General.

[indem er ihre Hände ergreift, mit großer Milde]

Marie! — Du biſt ein unendlich gutes Mädchen, das ich liebe, das ich achte, und dem ich Schutz und Vater zu ſeyn gelobt habe.

Marie.

O! mein Herr Graf!

General.

Später, und wenn Du Fräulein Hochberg angekleidet haben wirſt, werde ich mit Dir ausführlicher ſprechen. — Jetzt geh, mein ſüßes Kind, geh, und erfülle vor allem Deine Pflicht. Das iſt das nothwendigſte.

Marie.

O! ich gehorche Ihnen ſo gern.

[geht ab zur Mitte]

Sechſter Auftritt.

Der General [allein]

Ja, ich kann es mir nicht mehr verbergen — und ich hätte früher darauf aufmerkſam ſeyn ſollen! — Sie ſind mit einander erzogen worden, — haben ſich täglich geſehen — und ſo

ist es natürlich, daß die Liebe — und vielleicht ganz ohne ihr Wissen! — Wenigstens ist dieß gewiß bei Marien der Fall — denn was meinen Sohn anbelangt, den kenne ich — der weiß nur zu gut, was er thut. — Bei ihm muß ich also anfangen, und ob man gleich behauptet, daß es kein Mittel gegen die Liebe gebe, so kenne ich doch eins, dem nichts widersteht, selbst die sogenannten ewigen Schwüre nicht — man muß es nur noch bei Zeiten anwenden.

Siebenter Auftritt.

Der General. Brand.

Brand. [im Hintergrunde]
Verzeihen der Herr General —

General.

Ah, bist Du's, mein treuer Kriegskamerad — Nun, was stehst Du denn da so unbeweglich, Gewehr beim Fuß! [er setzt sich in einen Sessel rechts] Vorwärts! Marsch!

Brand. [langsam vorkommend]
Ja, Herr General, das kommt davon her, weil ich nicht so recht im Zuge bin — weil

ich den Herrn General um etwas zu bitten habe.

General.

„ Du? — mich um etwas bitten! — deſto beſſer, denn das iſt wahrhaftig das erſtemal in Deinem Leben.

Brand.

Ja, das iſt wahr, aber nur um deswillen, weil der Herr General mir nie Zeit dazu gelaſſen haben, ſondern mir dabei allemal gnädigſt zuvorgekommen ſind. — Aber was das betrifft, weswegen ich mir ein Herz gefaßt habe mit dem Herrn General zu ſprechen, ſo —

General.

Nun? Vorwärts!

Brand.

Ja, Vorwärts! — Ich wollte alſo dem Herrn General nur ſagen, daß ich der Sohn eines Ihrer Bauern hier bin, daß ich zu Ihrem Regimente geworben ward, daß ich Sie ſeitdem nie verlaſſen habe, und daß ich Ihnen alles verdanke. Sie haben mich zuerſt in's Feuer geſtellt, Sie haben mich zum Corporal ernannt, und nachher gar zum Sergeant. Sie

mein Herr General, sind es gewesen, der in Rußland, als ich schon halb erfroren war, seinen eignen Mantel auszog, um den erstarrten Körper Ihres Brand damit zu bedecken. Auch möchte ich jetzt, wenn ich so sehen muß wie Sie manchmal ein wenig die Sicht unpackt, was denn nun leider nicht so selten kommt, lieber, daß mir die Spitzen von tausend Bajonetten im Herzen säßen.

General.

Gut, gut, lieber Brand, aber sag nur endlich, wo Du damit hinaus willst.

Brand.

Wo ich damit hinaus will? — Ihnen zu sagen, mein Herr General, daß ich bei Ihnen wohne, esse und trinke und mir's gütlich seyn lasse — daß ich Geld in der Tasche und Branntwein im Glase nach Belieben und eine köstliche Cigarre überdieß habe — daher brauche ich denn auch nicht das geringste weiter, und habe mir nicht das mindeste bei Ihnen auszubitten.

General.

Aber zum Henker, Du sagtest mir doch so eben? —

Brand.

Bitt' um Verzeihung, Herr General — wenn ich Ihnen so eben sagte, daß ich mir nicht das mindeste auszubitten habe, so heißt das, daß ich um etwas recht Großes bitte — nämlich um einen guten Rath, den ich sehr nothwendig brauche. — Aber dazu muß ich sehr weit ausholen und da ich sehe, daß Sie jetzt beschäftigt sind. —

General.

Ja, wahrhaftig, gar sehr! — Aber das hat nichts zu bedeuten, rede Du nur immer, weil wir einmal hier bei einander sind.

Brand.

Bewahre der Himmel, mein Herr General — habe ich zwei Jahre lang damit gewartet, so kann ich's auch noch ein Weilchen bei mir behalten; und da meine Gegenwart den Herrn General stören dürfte, so — [will abgehen]

General. [hält ihn zurück]

Im Gegentheil — Du kommst mir gerade recht gelegen. — Denn ich habe Dich zu etwas nöthig. [steht auf]

Brand.

Wahrhaftig! General! — Bravo! fort nun mit meiner Angelegenheit. Laſſen Sie hören, was Sie vorhaben.

General.

Damit werden wir wenigſtens geſchwinder zum Ziele kommen, denn Du ſcheinſt auf den Schluß Deiner Vorträge nicht ſo raſch vorwärts zu gehen — [er macht den Geſt des Bajonetfällens] wie ſonſt auf die Franzoſen.

Brand. [kalt]

Jetzt, — ja freilich — das behaupte ich auch nicht — denn mit meinem Beine da —

General.

Wer, zum Henker, ſpricht denn auch davon, alter Burſche! — Nun ſo höre, wovon jetzt die Rede iſt. — Mein Sohn liegt hier müßig — verliert ſeine Zeit — er muß fort, weit hinweg — nach Italien ſoll er reiſen — nach Neapel — nach Griechenland, wenn's ſeyn muß.

Brand. [kalt]

Wie mein Herr General es befiehlt.

General.

Noch iſt es ein Geheimniß. Aber ich wünſche, daß er ſo ſchnell als möglich abreiſt: nicht erſt morgen, ſondern heute — in einigen Stunden.

Brand.

Kann meinethalben geſchehen.

General.

Perſönliche Geſchäfte — höh're Befehle erlauben mir es nicht, mich aus dem Lande zu entfernen. — Ich muß aber jemand um ihn wiſſen, in den ich eben ſo viel Vertrauen ſetze, als in mich ſelbſt. — Nicht einen Bedienten, nicht einen Kammerdiener braucht er, denn Franz und Wilhelm werden ihn begleiten — aber einen Freund hat er nöthig — und der — der ſollſt Du ihm ſeyn.

Brand. [lebhaft]

Alle Wetter! — Mein Herr General! —

General.

Du haſt doch nichts dagegen?

Brand.

Das heißt — nämlich — mein Herr General, das würde mich allerdings recht glücklich

machen — aber — so für den Augenblick — setzt es mich doch in einige Verlegenheit —

General.

Und warum?

Brand.

Weil — weil ich nach dem guten Rathe Vetter Meyers, den ich eben vorhin darum befragt habe — so — so — Heirathsgedanken hatte.

General.

Du — Du willst heirathen?

Brand.

Ja, Herr General. Es scheint mir eben jetzt die rechte Zeit dazu.

General.

Und unter einem solchen Vorwande, schlägst Du mir also meine Bitte ab?

Brand.

Vorwand?

General.

Ja, weiter nichts! — Und wenn Du nicht mit meinem Sohne reisest, so geschieht das nur um deswillen, weil Du mich nicht mehr lieb hast

ich fühlte mich nun auf Einmal geborgen. Sobald späterhin das Geld in meinen Händen war, machte ich mich von dem jüdischen Gläubiger los und glaubte überhaupt niemanden etwas schuldig bleiben zu dürfen, als dem Betrüger von Wagner, der mir noch eine Weile zappeln sollte, obschon die Zahlungszeit bereits eingetreten war.

Jetzt kaufte ich mir das schöne Haus, in dessen Schuppen mein Wagen schon lange gestanden hatte, und richtete es, während wir noch in dem alten blieben, gemächlich und auf das anständigste ein. Dazu schaffte ich mir ein Paar schöne Pferde, um den Wagen zu benutzen, der mir, ohngeachtet ich mich dessen noch gar nicht bedient hatte, schon so viel und mancherlei kostete.

Nach Italien sollte es zwar auch noch gehen, doch lächelte meine Frau allezeit, so oft ich davon anfing, weil ihr dabei immer die Kunstkenner einfielen, welche sie aus dem Hause getrieben hatte. Selbst die Tochter eines bekannten Malers, und auch nicht ungeschickte Künstlerin, nannte sie die gewöhnlichen absprechenden Urtheile über Kunst ein leeres albernes Geschwätz, was ich ihr, schon meinetwegen, recht gern widerlegt hätte.

Brand.

Herr General! nur nicht solchen Scherz!

General.

Und ich sage es Dir nochmals, daß Du mich nicht lieb hast.

Brand.

Alle Wetter! — Bitt' um Vergebung — Wenn's aber der Herr General nicht wären — so müßten Sie mir bei meiner armen Seele deshalb Rede stehen, und ich wollte Ihnen wohl zeigen, ob ich Sie lieb habe oder nicht. — Nun aber auch kein Wort weiter; Sie wollten es so, und ich habe vielleicht in meinem Leben keine Gelegenheit mehr, als diese, einen Theil meiner großen Schuld Ihnen auszuzahlen — also in einer halben Stunde habe ich von meinen Freunden Abschied genommen, mein Bündelchen geschnürt — und stehe zu Befehl.

General.

Brav — jetzt erkenne ich Dich wieder — ich zweifelte auch gar nicht daran — o nein, ich habe nie daran gezweifelt, alter Kriegskamerade. — Hab' ich Dich also beleidigt, so verzeihe mir. [er streckt ihm die Hand entgegen]

Brand. [bewegt]
O mein Herr General!

General.
Ich bin gleich wieder hier — um Dir Deine nähern Verhaltungsbefehle zu geben.
[geht in das Zimmer rechts]

Achter Auftritt.

Brand. Dann Meyer.

Brand.
[allein, wischt sich eine Thräne aus dem Auge]
Der brave Mann! — Aber bei alle dem ist es höchst verdrüßlich, in demselben Augenblicke abreisen zu müssen, wo man —

Meyer. [zur Mitte herein]
Nun? — Hast Du Deinen General gesehn?

Brand.
Ja! — er ging eben von hier fort.

Meyer.
Und mit ihm gesprochen?

Brand.
Allerdings.

Meyer.

Deſto beſſer, deſto beſſer lieber Vetter! — Mein und meiner Frau innigſter Wunſch war immer nur, Dich verheirathet zu wiſſen. — Ach, es iſt ſo etwas angenehmes, ſeinen eignen Heerd zu haben! — Das ſiehſt Du ganz deutlich an mir. Ich bin da mit meiner lieben Frau, die alles in der Welt thut, was ich nur immer will, der glücklichſte aller Menſchen. — Wie ein König bin ich in meinem Hauſe.

Brand.

Es iſt ſchlecht von Dir, daß Du mir das ſo ſüß vormachſt, gerade in dem Augenblicke, wo ich von hier fort muß.

Meyer.

Was? — Du? —

Brand.

Ja, mein General verlangt es! — Konnte ich's ihm denn abſchlagen?

Meyer.

Ei, Du biſt gar zu gefällig! — Da hätte ich weiter nichts geſagt, als: Ich will nicht.

Brand.

O Du weißt gar nicht, was ein General für eine Gewalt über einen braven Soldaten hat. Er braucht nur zu sagen: Vorwärts, marsch! und wir gehen mit gefälltem Bajonette selbst der Hölle in den Rachen. Wenn man einmal zu gehorchen gewohnt ist, wenn's einmal bei'm Regimente so eingeführt ist, so kostet das gar keine Ueberwindung mehr.

Meyer.

O, was das anbetrifft, das kenne ich auch recht gut. Das ist ganz und gar gerade so, wie bei meiner Frau ihrem Hausregimente.

Brand.

Uebrigens will ich Dir das alles bei Tische ausführlicher erzählen. Denn wir wollen noch einmal heut Mittags zusammen essen und dann geht es fort.

Meyer.

Das würde mir ungemein lieb seyn, bester Vetter, aber ich kann leider nicht mit Dir essen, weil meine liebe Frau auf den Markt gegangen ist, und ich sie abholen soll. Wenn ich nun nicht käme, so — könnte mir es schlimmer ergehn.

Brand.

Das ist mir unangenehm, denn siehst Du — ich wollte Dir dann noch etwas sagen — Vetterchen, ich brauche Geld zur Reise, und da ich mir kein's vom Herrn General geben lassen will, so mußt Du mir welches vorschießen.

Meyer.

Von Herzen gern, lieber Vetter — aber ich muß doch vorher erst mit meiner Frau darüber sprechen, denn siehst Du, wenn ich etwas thät ohne sie erst um Rath gefragt zu haben —

Brand.

Aha! steht das so! — Was für eine Sorte von Mann bist Du denn? — Du kannst also nicht das geringste thun ohne ihre Erlaubniß?

Meyer.

Ei, das verstehst Du nicht, Vetterchen. Darinn besteht ja eben das Glück des häuslichen Lebens. Das ist eben das süßeste dabei, wie Du schon selbst sehen wirst.

Brand.

Nun, meinetwegen. — So habe ich Dich denn nun blos noch um eine Gefälligkeit zu

bitten — jedoch wie natürlich ſtets vorausgeſetzt, daß Deine werthe Ehehälfte nichts dagegen hat. — Höre alſo. Ich reiſe von hier fort, mit unſerm jungen Herrn. — Wir wollen uns die Griechen beſehn.

Meyer.

Die Griechen?

Brand.

Ja, ja, die Griechen. Ich habe zwar nie in einem griechiſchen Regimente gedient, — aber ſiehſt Du — die Griechen ſollen Teufelskerle ſeyn — man ſoll ſich bei ihnen verdammt hitzig herumſchlagen — iſt's doch auch jetzt faſt der einzige Fleck, wo man ſich tüchtig herumraufen kann — und ſo wie ich unſern Herrn Rittmeiſter kenne, iſt er ein gewaltiger Liebhaber von dergleichen.

Meyer.

Meinſt Du?

Brand.

Nun, und ich; das kannſt Du Dir wohl denken, daß ich ihn trotz meines hölzernen Bein's dabei nicht im Stiche laſſen werde.

Meyer.

Was? haſt Du denn an dem nicht genug, was Du ſchon dabei erwiſcht haſt?

Brand.

Bewahre — Je mehr man iſt, je mehr bekommt man Appetit — und wenn es nun da der Zufall ſo fügte — Du verſtehſt mich ſchon — es wär' doch immer möglich — ſo wollte ich Dich bitten — das Briefchen und das kleine Päcktchen mit Papieren hier einer gewiſſen Perſon zu übergeben — nun Du weißt es ſchon. — Ich hatte ſie freilich nicht aus der Urſache zu mir geſteckt — indeſſen, da ſich's nun gerade ſo gefügt hat — ſo muß man in ſolchen Fällen auf ſeine Freunde rechnen können.

Meyer.

Ja, das kannſt Du, Du kannſt auf mich rechnen im Leben und Tod. — Ach du mein Himmel! für einen ſo nahen Verwandten — für einen Freund! ich wüßte gar nicht, was ich nicht alles für ſo einen wagte?! — Aber, ſage einmal — dürfte ich nicht etwa auch meiner lieben Frau ein Wörtchen von dem Auftrage ſagen? Würdeſt Du böſe darüber werden?

Brand.

Ganz und gar nicht. Ich hätte vielmehr gern selbst noch vor meiner Abreise herzlichen Abschied von ihr genommen.

Meyer.

Das sollst Du — das sollst Du! — Sieh, ich hole sie vom Markte ab, und dann kommen wir beide zu Dir — Du wirst doch noch wenigstens so lange hier bleiben, es ist ja erst — [er sieht an seine Uhr] Ach, du mein Himmel, schon um eilf — und während ich hier mit Dir schwatze, geht nichts vorwärts. [an's Fenster links gehend, und rufend] Höre, Hans! — laß immer den Grauschimmel in den Einspänner einschirren — schnell —

Brand.

Aber so höre doch nur —

Meyer.

Du kannst mir das alles ja im Gehen sagen — denn — denn — meine Frau wird schon auf mich warten. — Seit heut Morgen ist sie schon fort, und sie wird allemal böse, wenn ich so lange nicht um sie bin.

Brand.

So eine treue Liebe iſt ja eine wahre Plage.

Meyer.

Aber eben dieſe Plage iſt auch wieder die gröſte Freude für mich. Denn ſiehſt Du, wenn ſie böſe wird, da iſt ſie zugleich auch wieder ſo gut, ſo zärtlich! O, es iſt Dir etwas ganz beſonders damit, ich kann Dir's wohl geſtehen, daß wenn ich niemand um mich herum zanken höre, mir ganz ängſtlich zu Muthe wird, und es mir iſt als ob ich Wittwer geworden wäre.

[ſie gehen durch die Mitte ab]

Neunter Auftritt.

Eduard.

[kommt aus ſeinem Zimmer. Er geht an die Mittelthüre und ſieht hinaus, um gewiß zu ſeyn, daß Brand und Meyer fort ſind]

Endlich ſind ſie fort — Meinen Vater und die Damen habe ich in den Wagen ſteigen ſehn — alle ſind ausgeflogen, und ſo bin ich denn, Gott ſei gedankt, allein im Hauſe. Ohne dieſe Krankheit, die ich ſo pfiffig mir ausge-

dacht habe, wäre es durchaus unmöglich gewesen allein mit Marie hier zu bleiben! — Und doch zittere ich — ich halte es an keiner Stelle aus — bin so unruhig — ach! und doch auch wieder so selig! — Wie süß sind diese Augenblicke der Furcht und Hoffnung, der Freude und Sehnsucht, die einer Zusammenkunft mit der Geliebten vorausgehen! — O! sie sind wahrhaftig noch süßer als die Zusammenkunft selbst. — Ich höre Gerausch. — Ja, ja sie ist es; ich erkenne sie an dem leichten Gleiten ihres Schrittes — ach, mehr noch an dem heftigen Klopfen meines Herzens — das Blut strömt so glühend durch meine Adern — ich bin so tief erschüttert — noch einige Augenblicke so, und ich müßte der Wonne erliegen! Doch nein — da naht sie schon — o! all mein Glück! — Marie kommt! — Ihr entgegen der Geliebten. — [geht nach dem Hintergrunde] Großer Gott! es ist mein Vater!

Zehnter Auftritt.

Eduard. General. Später Marie.

General.

Nun, mein lieber Sohn! wie geht es Dir

10.

Je mehr Gesinde, desto mehr Plage! so pflegte mein seliger Vater immer zu sagen und ich fand den Spruch jetzt auch in meinem Hause vollkommen bestätigt. Der neue Kutscher, so eine gute Miene er auch hatte, war nämlich ein solcher Trunkenbold, daß, wie wir Nachmittags zum Versuchen der Pferde eine kleine Spazierfahrt zu machen gedachten, meine Frau bei seinem Anblicke gar nicht einsteigen wollte. Mir zu Gefallen that sie es aber am Ende doch noch.

Dasmal erschrack ich ordentlich über mich selbst und über meine sonst so große Bewunderung dieses Wagens. Ich fand, daß es ihm fast überall fehlte und daß der Wagner sich dabei fast noch mehr ungeschickt als betrügerisch erwiesen hatte. Ich errieth aber auch bald, was an dem vormaligen Blendwerke Schuld gewesen war. Das reizende Nettchen hatte mir gegenüber gesessen. Ich hatte sie zuvor niemals gesehen gehabt. Sie war erst aus ihrem Geburtsorte gekommen, als ich mit der seligen Tante und ihr auf das Land fuhr. Das liebe, freundliche Gesicht stand immer vor mir wie eine neue Sonne, durch deren Strahlen die Unvollkommenheiten des Wagens theils verdeckt, theils verbessert wurden. Die Wogen ihres

denn jetzt? — Ich mußte doch selbst sehen, was Du machtest. — [betrachtet ihn] Ach! du mein Himmel! — Was hast Du denn vor? Ich verließ Dich vorhin noch im tiefsten Negligé und jetzt bist Du ja in voller Parade.

Eduard.

Ich? — Ja lieber Vater — ich befand mich wieder ein wenig besser und wollte ein Viertelstündchen ausgehen, aber — warum sind Sie denn nicht auf der Jagd?

General.

Siehst Du, lieber Sohn, ich war schon ausgegangen — befand mich aber plötzlich ein wenig unwohl — da kam ich denn wieder, und hielt es für das Beste, Dir hier Gesellschaft zu leisten.

Eduard.

O! wie gut Sie sind! [für sich] Welcher Unfall! [laut] Es ist doch aber wunderbar, daß Sie, der Sie noch heut früh so gesund waren, so plötzlich unwohl geworden sind.

General.

Es ist aber noch weit wunderbarer, daß Du, der Du heut früh noch so krank warst, Dich

plötzlich wieder ſo wohl befindeſt. — Jedenfalls biſt Du ſonach beſſer daran als ich, und ich möchte daher lieber in Deiner Lage ſeyn, als in der meinigen.

Eduard. [für ſich]

Ja, wenn er nur wüßte, wie mir zu Muthe wäre — ich ſtehe auf Nadeln — ich halt's nicht länger aus — ich muß wenigſtens Marien zurückhalten. —

[er will in der Mitte abgehen]

General.

Wo willſt Du denn hin? mein Sohn!

Eduard.

Ich — ich — wollte ein wenig in den Garten — nein in die Pachterwohnung, um mit Meyer abzurechnen.

General.

Wenn das iſt, ſo will ich Dich begleiten.

Eduard. [für ſich]

Nun, das fehlte noch. [laut] — Oder vielmehr — ich wollte über etwas nachdenken, das mich ſehr beunruhigt.

General.

Wahrhaftig? lieber Eduard! O ſo theile mir es doch mit!

Eduard.

Ich kann — ich darf —

General.

Iſt Dir meine Gegenwart zuwider?

Eduard. [bewegt]

O! lieber Vater —

General.

Nun, ſo laß mich hören —

Eduard.

Aber die ganze Sache —

General. [ſtreng]

Kann wohl kaum eine löbliche ſeyn, wenn Du dabei den Rath und die Blicke Deines Vaters vermeiden mußt.

Eduard.

Um des Himmelswillen! — was denken Sie? — Ich wußte in der That ſelbſt nicht, wohin ich gehen wollte.

General.

Eduard! wenn Du es selbst nicht weißt, so will ich Dir es sagen. Du wolltest Marien aufsuchen, um die Zusammenkunft mit ihr zu haben, zu welcher Du sie beredet hast, und zu der sie sich — nicht einfinden wird.

Eduard.

Mein Gott — wer sagte Ihnen — ?

General.

Marie selbst, die ich deshalb so eben befragte, und die unter einem Thränenstrome mir Alles eingestand.

Eduard. [für sich und wie vernichtet]
O mein Himmel!

General. [nähert sich Eduard mit Milde]
Eduard — sie war die Pflegetochter Deiner seligen Mutter — sie ist gleichsam Deine Schwester — ist ein junges Mädchen ohne Welterfahrung, der Du Schutz und Schirm hättest seyn sollen — und dieses Wesen wolltest Du verführen?!

Eduard.

Vater!

General.

Ja! — das wolltest Du!

Eduard.

Nun wohlan denn mein Vater! — meine einzige Hoffnung hatte ich darauf gesetzt, Ihnen eine Liebe zu verbergen, welche mir Ihren Zorn zuziehen mußte, da Sie aber einmal alles wissen, und ich nichts mehr zu schonen habe, so gestehe ich Ihnen offen, daß ich Marien anbete, — daß ich nicht ohne sie leben kann — daß mein einziges Glück, mein einziges Streben nur dieses ist, sie meine Gattin zu nennen.

General.

Deine Gattin! — Eduard, Eduard! — Ich will Dir hier das nicht wiederholen, was Onkel und Väter in ähnlichen Fällen zu sprechen pflegen — aber Du kennst mich — Du weißt daß nichts in der Welt mich bewegen kann, von einer einmal anerkannten Pflicht abzuweichen — und so erkläre ich Dir denn hiermit, daß ich ohnerachtet meiner innigen Liebe zu Dir — ehe ich in eine solche Verbindung willigen würde — Dich lieber todt sehen möchte.

Eduard.

Nun denn — Ihr Wunsch soll erfüllt werden! — Denn wenn Sie mir Marien verweigern, wenn ich ihr nicht meine Hand reichen kann — so — so bringe ich mich um's Leben.

General. [sehr ruhig]

Aha, um's Leben wollen Sie Sich bringen — so!? das wollte ich nur von Ihnen hören. — Haben Sie die Güte Sich niederzulassen, mein Herr Rittmeister und mich geduldig anzuhören.

[sie setzen sich]

Eduard. [für sich]

Wo will er hinaus?

General.

Vor Zeiten, als ich auch gerade so alt war, wie Dieselben jetzt sind, war ich ein Thor, ein Tollkopf, gerade so wie Dieselben. Ich liebte ein junges Putzmachermädchen, die mich anbetete, und die so unschuldig, und gut und hübsch und allerliebst war, wie — wie Marie. Aber ich hatte zum Glück auch einen verständigen und rechtschaffenen Vater — so, wie — wie Sie ihn zum Beispiel jetzt haben. — Auch ich

wollte den Gegenstand meiner glühenden Leidenschaft mit aller Gewalt heirathen, denn in Ihrem Alter, mein Herr, ist man gleich mit dem Heirathen bei der Hand, und gerade so, wie Sie jetzt — denn das ist nun einmal Jugendsitte — drohte auch ich, mich im entgegengesetzten Falle umzubringen. — Nun rathen Sie einmal, was mir mein Vater darauf antwortete? —

Eduard.

Nun?

General.

Gerade das, was ich Ihnen auch geantwortet habe: „Da möchte ich Dich lieber todt sehen!" — Ich nun war ein gewaltiger Trotzkopf, und ob es mir gleich sehr hart schien, in einem Alter von zwanzig Jahren dem Leben, dem Ruhme und der brillanten Carriere, die vor mir lag, zu entsagen, so wollte ich mir doch auch kein Dementi geben — und eines Tages ließen meine Schöne und ich uns den Werther holen, lasen die Katastrophe daraus, verschluckten gemeinsam eine Dosis Opium, und vergifteten uns so in Compagnie.

Eduard.

Mein Himmel!

General.

Unglücklicherweise kam man uns noch zur rechten Zeit mit allen Arten von Gegenmitteln zu Hülfe, und noch unglücklichererweise ließ sich mein Vater durch den Anblick einer so grenzenlosen Liebe erweichen von seinen Grundsätzen etwas abzulassen, und hatte die unverzeihliche Schwäche, in unsre Vermählung zu willigen. — Wir heiratheten uns also, und — ein Jahr darnach war unser Scheidungsprozeß beim Consistorio anhängig, und ich der unglückseligste aller Menschen — und so sehen Sie, mein junger Herr, wie solche unbesonnene Inklinationsheirathen fast durchgängig anfangen und endigen.

Eduard.

Was muß ich hören?!

General.

Was Dir freilich eigentlich für immer ein Geheimniß hätte bleiben sollen. — Einige Zeit darauf machte der Himmel meinen Fehler wieder gut, und ich ward Wittwer. — Nun aber ging ich eine sogenannte Vernunftheirath ein. — Ich vermählte mich mit Deiner Mutter, die ich hochschätzte, verehrte, aber nicht blindlings an-

betete. — Innige Liebe zu ihr iſt, wie Du weißt, alsdann auch nachgekommen. Nicht jene blinde Liebe, die nur aus der Verirrung der Sinne oder der Phantaſie entſteht, ſondern die wahre, ächte Liebe, welche die Zeit reift, und die durch unſer gegenſeitiges Glück, durch alle die trefflichen Eigenſchaften, welche ich an meiner Gattin entdeckte, nur immer geſteigert ward. O, von dieſer ungetrübten reinen Seligkeit, dieſem innern häuslichen Frieden, warſt Du ja ſelbſt Zeuge — laß dieſe Erinnerung Dich warnen und leiten. — Denke an Deine treffliche Mutter, und wähle Dir ein Weſen, das ihr gleicht.

Eduard.

Theurer Vater! — ich fühle ganz das Gewicht Ihrer Gründe, aber ich bitte Sie nur das einzige zu bedenken, daß Ihre erſte Wahl Ihrer unwerth war — und daß dagegen Marie von meiner Mutter erzogen, und wie eine Tochter gehalten worden iſt, und daß die Tugenden, welche die Trefflichſte der Frauen ihr in's Herz prägte, für ſie und ihre Treue die ſchönſte Bürgſchaft ſind.

General.

[aufstehend, welches auch Eduard thut]

Und wer ist mir Bürge für die Deine? — Ob ein Vater gleich bei seinen Herzn Söhnen in der Regel über eine Menge Dinge im Dunkel bleibt, so weiß ich doch nur zu gut, daß Marie nicht das erste Mädchen ist, das Du liebst. Und wenn nun diese auflodernde Gluth für sie verschwunden, Deine rücksichtlose Liebe zu ihr vorüber ist, — was bleibt Dir dann? Nichts als das Gefühl Deines Fehlers und die Reue darüber. Und diese schmerzlichen Gefühle möchte meine besonnene Vernunft Dir so gern ersparen, und so ist es, bis Deine verirrte Vernunft wieder ganz auf den rechten Weg zurückgekehrt ist, meine Pflicht, Dich selbst gegen Deinen eignen Willen glücklich zu machen. Noch heut Abend also reisest Du von hier fort.

Eduard.

Ich? — Wohin denken Sie?

Marie.

[ist bei den letzten Worten eingetreten, aber im Hintergrunde geblieben]

Mein Gott! — er reist fort!

vollen Busens drangen unsichtbar herüber bis an mein hochaufglühendes Herz. Die Spitzen ihrer niedlichen Füße streiften bei den Stößen des Wagens allezeit wohlthuend an meine Füße an, so daß selbst das Stoßen des Wagens nur Tugend mehr an ihm wurde. Jeder Augenblick weckte in mir einen neuen, schönen Wunsch, eine neue, glänzende Hoffnung. Mit Einem Worte, ich befand mich damals in der poetischen Zeit der Wünsche und Hoffnungen, welche seitdem durch die Prosa der Wirklichkeit verdrängt worden war.

II.

Mein Nachdenken hierüber ward jedoch gar bald gestört, als der eingeschlafene Kutscher vom Bocke stürzte, und die Pferde durchgingen. Um die Zügel zu erfassen und mein armes Nettchen zu retten, versuchte ich einen Sprung zur Wagenthüre hinaus, der aber so unglücklich ausfiel, daß ich mein ganzes Bewußtseyn verlor.

Als ich wieder zu mir kam, war es ein Trost, daß ich Nettchen geborgen, und um mich her beschäftiget sah. Die Pferde, von einigen zufällig Vorübergehenden aufgehalten, waren nebst dem Wagen und ihr darinnen nach einem Dorfwirthshause gebracht worden, wohin man auch mich auf einer Trage geschafft hatte. Der Wundarzt, der

General. [ſie bemerkend]

Und da iſt ſchon Marie: ich ſelbſt habe ſie hieher beſchieden, um Dir Lebewohl zu ſagen.

Marie. [tritt vor]

Herr Graf! —

Eduard. [ihr entgegen]

Nein, nein, das kann ich nie, nie! — und wenn Sie mich zwingen, Marien zu verlaſſen, ſo — ſo — ſchwöre ich Ihnen, daß ich das Vorhaben, von dem ich eben mit Ihnen ſprach, auf der Stelle ausführe.

General.

Unglückſeliger! — Und dieß ſagſt Du mir! Mit ſeinen eigenen Waffen kämpfteſt Du gegen Deinen Vater! — Wohlan denn Undankbarer! da nichts Dein beſſeres Selbſt bewegen kann, ſo geh und ſtirb! — und laß eine fremde Hand mir die Augen zudrücken, wenn ich aus Kummer über Dich, Dir nachfolge. O! wie ſchrecklich beſtraft mich jetzt mein eigner Sohn für das, was ich einſt ſelbſt an meinem Vater verbrach! Ja, ſo wie Du, verließ auch ich einſt meinen Vater — o! ich habe es verdient, einen ſolchen Sohn zu haben.

Eduard. [wirft sich ihm zu Füßen] Vergebung! Vergebung! mein Vater!

General.

Ja, dieser Name aus Deinem Munde erinnert mich an meine Pflichten. Ich weiß nun was ich noch zu thun habe. — Geh' jetzt in den Saal zu der Gesellschaft — spaterhin sollst Du erfahren, was ich beschloß. — Verlaß uns! —

Eduard.

O mein Vater! [verneigt sich ehrerbietig und geht in das Zimmer rechts]

Eilfter Auftritt.

Der General. Marie.

General.

Das war das erstemal in meinem Leben, wo mein sonst so braver Sohn den Gehorsam gegen seinen Vater aus den Augen setzte! — O! Marie! Du siehst, was Du verursacht hast!

Marie.

Ja, mein edler Wohlthäter! ich sehe, daß ich Unruhe und Kummer in ein Haus gebracht habe, wo ich nur die unendlichste Fülle von

Wohlthaten empfing! — Aber ich werde nie zugeben, daß Ihr Sohn ſich entferne; — um meinetwillen ſollen Sie nicht ſeiner kindlichen Liebe, ſeiner Ihnen ſo theuern Gegenwart beraubt werden. Er bleibe in dem Hauſe ſeines geliebten Vaters, mich aber, mich allein verbannen Sie daraus.

General.

Dich? — und wohin ſollteſt Du Dich wenden? — Nein, Marie, nein, mein Kind, ſo ungerecht bin ich nicht. — Haſt Du auch einen Fehler begangen, ſo geſchah es doch ganz ohne Deinen Willen, und Dein Benehmen am heutigen Morgen, das Offne Deines Geſtändniſſes iſt mehr als hinreichend, mich ihn ganz vergeſſen zu laſſen. — Ich bin Dir vielmehr das Bekenntniß ſchuldig, daß ich Dich ſchätze, daß ich Dich liebe, und daß ich in Dir alle die Eigenſchaften und Tugenden finde, von denen ich wünſchte, daß auch die künftige Gattin meines Sohnes ſie beſäße. — Aber ich darf Dir wohl nicht erſt ſagen, daß eine Verbindung Eduards mit Dir ganz unmöglich iſt. Nicht etwa, weil ich von Adel bin und Du

nicht, — mein Adel ist nicht so alt, und ich verdanke ihn blos diesem Degen — aber deshalb, weil mir Dein, weil mir Eduards Glück am Herzen liegt. Nun giebt es aber einmal in der Welt Verhältnisse, die man ehren muß, und deren Verletzung die bürgerliche Gesellschaft nicht ungerächt läßt. — Wenn mein Sohn das Kammermädchen seiner Mutter heirathete, so würde die vorgefaßte Meinung der geselligen Kreise, in welche er Dich einführen will und muß, Dich kalt und zurückstoßend behandeln — er würde es selbst gewahr werden — sich in Dir gedemüthigt fühlen — sein Stolz würde erwachen — seine Liebe besiegen — und Du würdest ihn gleichgültig und endlich gar zur Last werden, denn unglücklicherweise ist und bleibt Eigenliebe die hauptsächlichste Triebfeder jeder andern Liebe. Und wenn Du nun dann so von der Welt verachtet, von Deinem Manne verlassen wärest, was bliebe Dir alsdann noch übrig, mein theures Kind? — niemand als ich, und ich bin alt, und würde Dich nicht lange mehr trösten können.

Marie.

O ja ja! Sie haben Recht! — Dann würde

ich ſehr unglücklich ſeyn! — aber müßte ich es auch noch mehr werden — [voll Zärtlichkeit] was kümmerte mich das? — ich wäre ja doch immer noch ſein! — Sein!

General.

[bei Seite, indem er ſie mitleidsvoll betrachtet] Armes Kind! — Die Sprache kenne ich! — ach! ich fühlte ja daſſelbe auch! [laut] Du liebſt ihn alſo wohl recht ſehr?

Marie.

Mehr als mich ſelbſt — mehr als mein Leben — aber nicht mehr als meine Pflichten.

General.

Nun denn — ſo wende ich mich an dieſe, ſo rufe ich dieſe zu meinem Beiſtande auf. — Marie! Du warſt eine Waiſe, von aller Welt verlaſſen, dem Verderben preis gegeben, als meine Frau Dich in ihre mütterlichen Arme nahm — ſie erzog Dich wie ihr eignes Kind, liebte Dich wie ein ſolches. — Aber nur zu bald ward ſie gewahr, wie zärtlich Eduard an Dir hing und ihrer Mutterliebe bangte für Dich. Sie ſah auf ihrem Todesbette das Unglück voraus, daß einſt daraus entſtehen könnte,

und ſchrieb deßhalb noch in ihren letzten Stunden an Dich. Und dieſe Zeilen von ihrer eignen theuern Hand — hier ſind ſie. [überzieht ihr einen Brief]

Marie.

O! ich kenne ſie! ich kenne ſie dieſe geliebten Züge! — Und an mich, an mich ſind ſie gerichtet! [ſie küßt den Brief, erbricht ihn, und lieſt dann für ſich mit innerer Bewegung] O großer Gott! — meine Wohlthäterin bittet mich um meiner kindlichen Liebe willen, um Mitleid! — Sie beſchwört mich, ihr und ihres Sohnes Glück nicht zu untergraben. — [ſie fällt vor dem Grafen nieder] O Herr Graf! zu Ihren Füßen — entſcheiden Sie — entſcheiden Sie über mich und mein Schickſal!

General. [hebt ſie auf]

Marie — Marie! — ſprich mir nicht mehr von Wohlthaten — nur ich, ich habe Dir zu danken — jetzt bin ich Dein Schuldner.

Marie.

Was ſoll ich thun?

General.

Eduard — Deiner Liebe entſagen.

Marie.

Das verſprach ich Ihnen ja ſchon.

General.

Dieß iſt aber noch nicht genug. — Auch jede Hoffnung mußt Du ihm benehmen — Du mußt es Dir zur Pflicht machen, ihn zu vergeſſen — um dieß aber zu können, Marie — mußt Du auf der Stelle — heirathen.

Marie.

Mein Himmel! — [ſich faſſend] Ich werde mein Verſprechen halten, Herr Graf — und Ihnen — gehorchen.

General.

Du kannſt Dich wegen der Sorge für Dein Glück auf mich verlaſſen — ich werde Dir einen rechtlichen, einen braven Mann ausſuchen.

Marie.

Wenn Ihre Hand mir ihn giebt — wohlan — ſo gebe ich ihm die meine.

General.

Und was Deine Zukunft betrifft — Deine Ausſteuer —

Marie. [ihn unterbrechend]
Herr Graf! —

General.
Verzeihe mir, Marie! — ich habe Dich beleidigt — ſolche Opfer kann nichts, nichts in der Welt bezahlen, aber die Freundſchaft kann doch wenigſtens ſie wett zu machen ſuchen, und die meine gehört Dir nun für mein ganzes Leben.

Marie. [in ſeine Arme ſtürzend]
Ach! das iſt ja alles, was ich noch verlange!

General.
Geh, geh jetzt — wir müſſen uns beide faſſen — geh, mein gutes liebes Kind — ich will über alles das nachdenken — und ich rechne dabei auf Dich — ganz auf Dich!

Marie.
Meine verewigte Wohlthäterin blickt auf mich herab — ihr Segen wird mein brechendes Herz ſtärken.

[geht ab]

Zwölfter Auftritt.

Der General. [allein]

Es war gut daß sie ging — das hätte ich nicht länger ausgehalten! — Mehr als zehnmal war ich in Versuchung, sie meine Tochter zu nennen, in meine Arme zu schließen und meine Einwilligung zu geben. — Ja, so entstehen dumme Streiche, so bereitet man sich ewige Reue! — [trocknet sich die Augen] Nein, nein, ein weiches Herz taugt nicht zu dergleichen Angelegenheiten. — Meine Vernunft, meine eigne Erfahrung, alles sagt mir, daß ich recht daran that — daß ein bald vorübergehender Kummer ihnen dauerndes Glück sichern wird — kurz, ich habe meiner Pflicht gemäß gehandelt und mein Wahlspruch war ja immer: Thue was Du sollst, und komme was da wolle! — Jetzt ist nur das wichtigste noch dieß, die Sache so schnell als möglich zu Ende zu bringen, und für Marien einen Mann zu suchen — [er denkt nach] Wenn ich so darüber nachdenke — warum denn nicht? — ich kenne in der ganzen Welt keinen bravern Mann, als den — ehrlich, bieder — die Güte selbst.

Dreizehnter Auftritt.

Der General. Brand [im Reiſeanzuge, blauen Uiberrocke, Uniformhut, den Torniſter auf der Achſel.]

Brand.

[im Hintergrunde militairiſch grüßend]

Mein Herr General, ich wollte nur gehorſamſt melden, daß alles gepackt iſt, und mit dem erſten Trommelwirbel die Colonne ſich in Marſch ſetzen kann.

General.

Ich habe mich wieder anders beſonnen. — Du reiſeſt nun nicht.

Brand.

[iſt voll Entzücken, wirft Hut und Torniſter auf einen Stuhl und kommt vorwärts]

Was? Herr General! — Wahrhaftig? —

General.

Du muſt mir jetzt einen andern Gefallen erzeigen.

Brand.

Befehlen der Herr General!

meine Beine untersuchte, sagte mir achselzuckend, daß eines davon gebrochen sey.

Ein neues und nicht geringes Unglück, das ich dem Wagen zu verdanken hatte!

Der Kutscher hatte sich indessen auch wieder eingestellt. Hätte ich nur da meinem Kopfe gefolgt und ihn auf der Stelle fortgeschickt. Allein er bat so inständig und sämmtliche Anwesende unterstützten seine Bitten dergestalt, daß ich mich entschloß, ihm das noch zu vergeben.

Meine Frau, welche sogleich zurückwollte, um mir einen Wundarzt aus der Stadt und eine Sänfte mit Betten zuzuschicken, konnte ich ihm jedoch unmöglich anvertrauen, so sehr er auch durch Reden und Stellungen zu beweisen suchte, daß seine Trunkenheit völlig vorüber sey. Der Gastwirth gab Nettchen seinen Knecht zum Kutscher und der meinige mußte zur Strafe sich hinten auf den Wagen setzen.

12.

Es war schon spät am Abend, als die Sänfte für mich ankam, woran besonders der Umstand mit Schuld hatte, daß, wie ich zugleich von dem zurückkommenden Knechte erfuhr, mein Kutscher unterweges mit ersterm eine Schlägerei angefangen, so daß meine Frau, um nur Ruhe zu haben,

General.

Du mußt Dich verheirathen.

Brand.

Mich verheirathen?

General.

Ich hoffe das von Deiner Anhänglichkeit und Freundschaft für mich.

Brand.

Erlauben der Herr General, das iſt eine andere Sache.

General.

Wie denn ſo?

Brand.

Ei mit ſo etwas iſt nicht zu ſpaßen, da will ich zehnmal lieber auf eine Batterie losgehen, als auf ein Mädchenherz — und der Herr General können über Blut und Leben bei mir gebieten, aber wenn's wie dabei —

General.

Nun, ſei nur ruhig, Kamerad — Du riskirſt wahrhaftig dabei nicht das geringſte — denn das Mädchen, das Du heirathen ſollſt, iſt ein Engel an Güte und Milde — ein wahrer Schatz für einen Mann.

Brand.

Einerlei, Herr General! — Ich habe mir ſchon die Freiheit genommen, Ihnen zu verſichern, daß [auf ſein Herz deutend] dieſe Poſition hier ſchon längſt von einer gewaltigen feindlichen Uibermacht eingenommen worden iſt, das heißt mit andern Worten, daß ich ſchon verliebt bin.

General.

Wer das Mädchen auch ſeyn möge, das ſich in Dein Herz einlogirt hat, ſo viele Verdienſte und Reize kann es doch unmöglich beſitzen, als Marie.

Brand.

Marie! — wär's möglich! — Alle Wetter! die iſt's ja eben, die ich ſo herzinnig liebe — und wegen der ich vorhin den Herrn General nicht zu bitten wagte.

General.

In der That? — Nun denn, um ſo lieber iſt mir's dann, das Glück von zwei Menſchen zu begründen, die ich in der Welt über alles ſchätze.

Brand.

Das halte ich nicht aus — die Freude bringt

mich um — das Glück ſchnürt mir die Kehle zu — und ich habe nur einen einzigen Kummer —

General.

Und das wäre?

Braud.

Daß ich nun nicht für Sie, Herr General! das Leben laſſen kann!

General.

Heute geht das nun freilich nicht — das würde Dir bei Deiner Heirath hinderlich ſeyn.

Braud.

Ei freilich — da haben Sie vollkommen Recht — aber es wird ſich ſchon noch einmal finden, Herr General — es wird ſich ſchon noch einmal finden, darauf verlaſſe ich mich. Aber können Sie mir denn auch dafür ſtehen, daß die liebe, gute Marie mit allem einverſtanden iſt?

General.

Ei freilich kann ich das! — Und warum denn nicht? — Biſt Du denn nicht erſt ſechs und dreißig Jahr alt? — Noch rüſtig und munter — biſt gut gewachſen —

Brand. [auf ſein Bein zeigend]
Ja, wenn mir nur das da nicht fehlte.

General.
Was ſchadet das? — Das iſt ein kleiner Unglücksfall. Apropos, Du haſt mir auch noch nie ausführlich erzählt, wie Du dazu gekommen biſt? Vor etwa zwei Jahren, durch einen Fall — nicht wahr? — Alle Wetter! Bei unſerm Handwerke geſchieht es einem ſelten, das Bein durch einen Fall zu verlieren.

Brand.
Ich hätte auch wahrhaftig verdient, es auf eine beſſere Art einzubüßen. — Aber freilich: jetzt ſind die Kugeln verdammt rar, und nicht jedermann kann das Glück haben auf eine ſo honette Weiſe — Aber bei alledem bin ich doch deshalb nicht wenig in Angſt.

General.
Da kommt Marie! Sie mag Dir ſelbſt die Angſt benehmen.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Marie aus der Mitte.

General.

Nur immer näher, liebes Kind!

Brand. [für ſich]

Ach, du mein Himmel! was ſie hübſch iſt!

General.

Du hatteſt mir vorhin verſprochen, aus meiner Hand Deinen künftigen Gatten mit Freuden anzunehmen — nun, da haſt Du ihn!

Marie. [erſchrocken]

Ach, du mein Gott!

Brand. [leis zum General]

Herr General! ich zittre am ganzen Leibe!

General. [eben ſo]

Muth gefaßt!

Brand. [wie oben]

Nein, die iſt viel zu gut für mich.

General. [zu Marien]

Ich würde Dir nicht gerade dieſen ausgeſucht haben, wenn ich nicht dafür bürgen könnte, daß er Deiner vollkommen würdig ſei.

Brand.

Herr General! — sie sagt kein Wort! — Es ist alles aus!

General. [zu Marien]

Nun? liebes Kind! und Dein Entschluß?

Marie. [tief bewegt]

Sie konnten von meinem Gehorsam im Voraus überzeugt seyn.

Brand.

Wahrhaftig? — Und — Sie — Sie willigen wirklich ein?

Marie.

Ja, Herr Brand.

Brand.

Und ich darf künftig nur für Sie leben?

Marie.

Ich werde — mich bestreben —

Brand.

Ach nein, nur ich werde mich bestreben, Ihnen alles an den Augen abzusehen. Ach Gott! wenn ich Sie nur so recht glücklich machen könnte!

Marie.

Guter Brand!

General.

Ja lieben Freunde! Eure Verbindung wird unser aller Glück aufs festeste begründen.

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Damen und Herrn, welche zur Mittelthüre hereinkommen. Später Eduard.

Damen und Herrn,

[unter einander zum General sprechend]

Aber Herr General — lieber Bruder — Freundchen — wo bleiben Sie denn nur? — Wir warten nun schon? — Was haben Sie denn hier? — [und ähnliche Redensarten]

General.

Schön, schön! meine Freunde! daß Sie sich sämmtlich hieher bemüht haben, denn ich habe die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß ich so eben etwas ganz Unerwartetes und mir ungemein Theures in Ordnung gebracht habe. Wir wollen nämlich noch heute hier im Schlosse eine Ver-

mählung feiern, und die ganze vortreffliche Gesellschaft ist freundlichst zur Hochzeit eingeladen.

Eduard. [tritt eben ein]

Hochzeit? — und von wem?

General.

Hier ist die Braut! [er stellt Marien Eduard vor]

Alle.

Marie!

Eduard.

Großer Gott!

Marie.

Ja, lieber Eduard!

General. [Brand vorführend]

Und hier der Bräutigam!

Eduard.

Unmöglich!

General.

Sie hat ihn selbst gewählt. — Brand, stelle den Damen und Herren Dein holdes Bräutchen vor.

Alle.

[während Brand Marien bei der Hand nimmt, und ſie den Gäſten vorſtellt, welche ſie grüßen und ihr liebkoſen] Wir gratuliren! — Wir wünſchen vom Herzen Glück!

General.

[hat zugleich indeß Eduard in den Vordergrund gezogen, und ſpricht heimlich zu ihm] Schweige mindeſtens, und ſchäme Dich, daß Ihre Seelengröße die Deine beſiegt.

Eduard. [halb für ſich]

Zum Altare ſoll er ſie wenigſtens nicht führen, dafür bürge ich!

General. [ihn beobachtend, eben ſo]

Und ich bürge dafür, daß Du ihrem Glücke nicht in den Weg treten ſollſt. [während dieſes Geſprächs iſt Brand mit Marien bis zu Eduard gekommen, dem er ſie nun auch vorſtellt]

Brand.

Lieber Herr Rittmeiſter! O! Sie freuen Sich gewiß auch recht über mein Glück?!

Eduard.

[in der gespanntesten Leidenschaft auf Marien zustürzen wollend] Marie!

General.

[ihn zurückhaltend, im ernstesten Tone] Was beginnst Du?

Marie.

[bekämpft nur mit gröster Mühe ihre Gefühle, und schlägt mit dem Ausrufe:] Eduard! [die Hände vor's Gesicht. In diesem Augenblicke führt Brand, der die Bedeutung dieser Gemüthsbewegung nicht ahnet, Marien mit liebender Sorge ab. Sie wirft noch im Gehen einen schmerzlichen Blick auf Eduard zurück. Dieser sinkt in Verzweiflung in einen Sessel. Der General steht mit auf ihn gerichteten wehmüthig ernstem Blicke und untergeschlagenen Armen vor ihm. Damen und Herrn folgen dem Brautpaar. Der Vorhang fällt schnell. Es versteht sich von selbst, daß alles dieses mit groser Wärme und Lebhaftigkeit vor sich gehen muß.]

Ende des ersten Akts.

noch genöthigt gewesen war, die Hälfte des Weges zu Fuße zu machen. Der Knecht rieth mir zugleich, sobald als möglich den Kutscher fortzuschicken, weil er der Branntweinflasche schon wieder so sehr zugesprochen habe, daß keine Ordnung von ihm zu erwarten sey.

Es kostete dem mitangekommenen Wundarzte viel Mühe, mich in die Sänfte zu packen, ohne daß mein Verband darunter litt, und der Wächter rief schon zum erstenmale, als die Träger mit mir aus dem Hause traten.

Die Reise an sich ging ziemlich gut von Statten, aber bald überfiel mich eine heftige Angst. Ich hörte nämlich, daß in der Residenz die Sturmglocke im Gange war, was eine ausgebrochene Feuersbrunst bedeutete. Nach der Anzahl Schläge war letztere in der Stadt selbst. Meine arme Frau! Nach den wiederholten Schrecknissen des Nachmittags nun auch noch diese Unruhe in der Nacht zu haben.

Mitternacht war längst vorüber, als ich hier anlangte. Es gereichte mir zu großem Troste, daß die Gegend, aus welcher die Glut aufstieg und wohin das Volk strömte, von unserer Wohnung recht sichtbar weit entlegen war.

Auf meine Erkundigung aber nach der Entstehung des Feuers, sagte man mir, daß es durch

Zweiter Aufzug.

Die Bühne ſtellt einen geſchmackvoll meublirten Pavillon dar. In der Mitte eine Thür. Rechts ein Fenſter. Links ein Zimmer, deſſen Thür verſchloſſen bleibt. Unweit der Thüre rechts eine zuſammengelegte ſpaniſche Wand.

Erſter Auftritt.

Meyer. Deſſen Frau Anna.

Anna.

Aber ich will es nun einmal nicht haben!

Meyer.

Verſtehe, verſtehe, liebes Frauchen, aber auch ich will es ja nicht, ſondern der Herr General.

Anna.

Mir einerlei. Du darfſt das nun einmal nicht zugeben. — Den armen braven Brand ſo auf der Stelle fortgehn zu laſſen, der doch

unser naher Verwandter und Hausfreund ist. — Nein, das geht nicht! Das wäre gegen die Ehre der Familie. Brand ist der einzige Militair, den wir in unserer Verwandtschaft haben, und wenn er todtgeschossen werden sollte, so wirst Du seine Stelle gewiß nicht ersetzen.

Meyer.

Ei, ei, mein liebes Frauchen, da drücktest Du Dich vor gar nicht langer Zeit ganz anders gegen mich aus!

Anna.

Ach, mein lieber Mann, jedes Ding hat seine Zeit, und es ist jetzt von ganz andern Sachen die Rede. Ist denn Brand wirklich fort?

Meyer.

Ich glaube es wenigstens, denn er hat seinen Tornister zu Hause abgeholt, und seit der Zeit hat man ihn nicht mehr zu sehen bekommen.

Anna.

Und wir haben gar nicht ordentlich Abschied von ihm genommen! — haben ihn nicht einmal gefragt, ob er irgend etwas nöthig hat?

Meyer.

Und doch, und doch — er hat Geld von mir haben wollen, — ich wollte ihm doch aber nicht gleich welches geben, ohne Dich erſt —

Anna.

Und brauchſt Du denn etwa erſt meine Einwilligung dazu, um einem Freunde aus der Verlegenheit zu helfen? — Du biſt doch auch gar zu albern.

Meyer.

Ach! was das für eine Herzensgüte iſt? — was für eine edle Seele! — Nein, ſo ein Weib muß es gar nicht mehr in der Welt geben!

Anna.

So haſt Du denn auch den ganzen Vormittag über, während ich auf dem Markte geweſen bin, und mich mit den Wirthſchaftsangelegenheiten geplagt habe, nichts als dumme Streiche gemacht — nicht einmal unſer Pachtgeld haſt Du bezahlt, und Dir eine Quittung darüber geben laſſen!

Meyer.

Konnte ich denn? In der Familie will ja

kein Mensch Geld annehmen! Der Vater sagte, daß das die Sache des Sohns wäre, weil das Gut ihm von der Mutter vererbt worden und er nun mündig sei; und der Sohn sagte, daß er keine Zeit habe und nachher mit Dir abrechnen wolle und Du also hier im Pavillon auf ihn warten solltest.

Anna.

Und ich will, daß Du durchaus dabei seyn sollst.

Meyer.

Aber warum denn nur?

Anna.

Weil — weil — ei, was brauche ich Dir denn da lange meine Gründe anzugeben? — ich sage Dir blos — darum.

Meyer.

Ei, da hast Du vollkommen Recht.

Anna.

Denn Ihr Männer — besonders Du — Ihr denkt an gar nichts, seht nicht weiter, als Eure Nasenspitze reicht — und wenn man nicht Kopf für zwei hätte, so wüßte ich gar nicht, was aus dem Deinigen werden sollte.

Meyer.

Wie meinst Du denn das, liebe Frau?

Anna.

Ach, das sind alles Wirthschaftsangelegenheiten, die Dich gar nichts angehen. — Da nun Bernd einmal fort ist, so müssen wir in seiner Abwesenheit uns wenigstens seiner Geschäfte so viel als möglich annehmen. — Hast Du denn Mariechen gesehen? — Hast Du mit ihr von dem Vetter gesprochen?

Meyer.

Da Du das über Dich genommen hattest, so —

Anna.

Ganz recht, aber Brands schnelle Abreise hat nun das alles geändert.

Meyer.

Ja, da hättest Du mir es sein sagen sollen. Wenn Du mir nicht früh recht ordentlich sagst, was ich des Abends zu thun habe, so bin ich, weil ich's doch gar nicht so in der Gewohnheit habe, für mich ganz allein nachzudenken, dann so — so —

Anna.

Schon gut, schon gut! Nun ich hoffe, daß noch nichts verloren seyn soll — ich werde das alles schon wieder in Ordnung bringen.

Meyer.

Aber Du mußt mich auch nicht immer auszanken!

Anna.

O! beschwere Du Dich nur nicht! Ich bin noch viel zu gut gegen Dich; und wenn ich auch diesesmal Unrecht gehabt haben sollte, nun meinetwegen! Ruhe und Friede! — ich will Dir es verzeihn!

Meyer.

Nun, das ist eine schöne Entschädigung! Der Friede kostet Dich aber nicht sehr viel.

Anna.

[hält ihm den Backen hin zum Kusse]

Ei, verstehe ich mich denn nicht dazu die Kriegskosten zu bezahlen?

Meyer. [küßt und umarmt sie]

Nun, das ist doch noch ein Frauchen! — nein, so eine herrliche Seele lebt auf Gottes Erdboden nicht mehr.

Anna.

Aber jetzt laß mich los — da kommt der Herr Graf.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der General. Marie im Hochzeitstaate. [Im Augenblicke, wo der General mit Marien eintritt, entfernt sich Meyer und seine Frau etwas nach links]

General.

Brav, Marie! — sehr brav! — Ich bin vollkommen mit Dir zufrieden, mein Kind!

Anna.

Der Graf führt Marien an der Hand! — sie ist im größten Staate! — Was hat denn das zu bedeuten?

General.

[Der die letzten Worte gehört hat]

Das hat zu bedeuten, werthe Madame Meyer, daß Marie so eben getraut worden ist.

Anna und Meyer.

Getraut?

General.

Ja, vor einer Viertelstunde.

Anna.

Ach! du groſser Gott! — [zu Meyer] Nun, da ſiehſt Du, was Du gemacht haſt. — Du biſt daran einzig und allein Schuld — und jetzt iſt's zu ſpät!

General.

Zu ſpät? — Wozu denn?

Anna.

Um mit ihr von einem gewiſſen Jemand zu ſprechen, der ſie ſeit zwei Jahren wie ein Wahnſinniger liebt, der es aber nicht wagte, ihr ein Wörtchen davon zu ſagen — und ich, Euer Excellenz, ich hatte es endlich über mich genommen, mit Marien davon zu reden — denn wahrhaftig, ſo treu und innig hat noch kein Menſch geliebt — ſo ehrlich, ſo redlich.

General.

Glaube es — glaube es — aber jetzt iſt's zu ſpät.

Anna. [weinend]

Ach ja freilich, das iſt ja eben das Unglück! Nun iſt ſie verheirathet, und ich muß mein Mäulchen halten — wenn ich aber an den armen Brand denke —

General.

Wand?

Anna.

Nun freilich, er — er hatte ſie ja ſo unmenſchlich lieb.

General.

Und eben mit ihm iſt ſie ja jetzt getraut worden.

Anna und Meyer.

Was? — Wär's möglich!

General.

Ja, ja, vollkommen wahr! — Jetzt kannſt Du alſo doch Dein Mäulchen aufthun — rede alſo — rede ſo viel Du willſt — ich will Dich nicht im Geringſten daran ändern.

Anna

[und ihr Mann gehen zu Marien, die nun zwiſchen Beiden ſteht; der General links] Nein, was mir das für eine Freude macht! — Nun, da gratulire ich denn von ganzem Herzen dazu! — Und das liebe Mariechen iſt alſo jetzt unſre Frau Muhme geworden? — Wie iſt das aber nur alles zugegangen? — Sie haben alſo ſo etwas gemerkt es errathen? nicht wahr? denn der arme Wand wäre wahrhaftig zeitlebens nicht im Stande geweſen,

selbst — denken Sie sich nur, alle Abende kam er zu uns in die Pachterwohnung, und da sagte er mir jedesmal: — „nein, liebe Frau Muhme, ich wage es nun einmal nicht! Sie wird nichts von mir wissen wollen, wird mich zurückweisen," — Und wenn er so sprach, da rollen ihm die dicken Thränen die Backen herab — und wenn Sie wüßten, was das zu bedeuten hat, einen wackern Militair weinen zu sehn — ach! es wird einem ganz sonderbar zu Muthe abei.

Meyer.

Und heut früh noch, als er glaubte von hier fort zu müssen da hat er mir ein Päcktchen Papiere für Sie übergeben, das sollte ich Ihnen einhändigen, wenn ihm etwa ein Unglück zustieße — es wär alles was er im Leib und Leben besäße, alles was er der Gnade des Herrn Grafen zu verdanken hätte — alles das sollte Ihnen gehören — alles nur Ihnen.

Marie.

Was höre ich?

Meyer.

Da habe ich das Päcktchen noch — ja, das

die Nachläſſigkeit eines betrunkenen Kutſchers in einem Stalle ausgebrochen ſey.

Dieſe Nachricht ſchlug mir durch alle Glieder. Ohnfehlbar mein eigener Kutſcher! Zitternd fragte ich nach der Straße und meine böſe Ahndung hatte mich nicht betrogen; das Feuer war wirklich in meinem neuen Hauſe ausgekommen.

In meinen Umſtänden konnte ich nichts thun, als mich zu Nettchen bringen laſſen, die ich bereits von Allem unterrichtet fand.

Ohngeachtet der guten Anſtalten, welche ſie in der Eil zu treffen geſucht, hatte doch der Flamme kein Einhalt mehr geſchehen können, ſo daß am andern Tage von dem ganzen großen Hauſe blos die ſteinerne Mauer und der etwas entfernte Wagenſchuppen übrig war. Selbſt die ſchönen Pferde waren nicht gerettet worden.

13.

So ſah ich denn mein kaum erlangtes neues Vermögen abermals gänzlich hingeopfert und mich ſelbſt dazu in einem Zuſtande, der mir gar keine Regung geſtattete.

Und wer weiß, was in dem Augenblicke wieder geſchah, wo ich darüber nachdachte, da in der böſen Frucht meiner Wünſche, in dem Wagen, der alles Unglück über mich hereingeleitet hatte,

gehört nun jetzt weder ihm noch Ihnen, sondern Ihnen allen Beiden und das ist zehntausendmal besser, ohne noch das in Anschlag zu bringen, was der Herr Graf dazu thun wird, denn ich bin fest überzeugt —

Marie.

Lieber Meyer! —

General.

Das werde ich schon besorgen. — Laßt uns jetzt allein, Ihr guten Leutchen.

Anna.

Wir wollten nur mit Ihrem Herrn Sohne wegen unsrer Pachtgelder sprechen, denn er hat uns hieher bestellt.

General.

Er wird von heut an nicht mehr hier im Pavillon wohnen — ich habe anders darüber disponirt — wollt Ihr ihn aber noch im Schlosse aufsuchen, so habt Ihr keine Zeit zu verlieren, denn in zwei Stunden ist er schon auf dem Wege nach der Residenz.

Anna.

Ei, da müssen wir geschwind dazu thun. —

Euer Excellenz unterthänige Dienerin. — Adieu, liebes Cousinchen, auf Wiedersehn! Ich habe noch gar nicht den Muth gehabt, Sie an mein Herz zu drücken, ob ich gleich recht große Lust dazu hätte.

Marie.

O, liebe, liebe Cousine! [küßt sie]

Anna.

Ob Sie gleich weit vornehmer, als unser eins erzogen sind, so weiß ich doch, daß Sie gut sind, und ganz und gar nicht stolz, und so erlauben Sie mir denn, daß ich Sie lieb haben darf, wie wir Brand lieb haben! nicht wahr? das thun Sie! — So geh doch, Jakob, Du rührst Dich nicht von der Stelle, und siehst doch, daß es mir ganz weich um's Herz dabei wird. — Mach, daß Du fortkommst! — Adieu, Euer Excellenz, adieu, meine liebe, liebe Madame Brand. [geht mit Meyer ab]

Dritter Auftritt.

Der General. Marie.

General.

Wir sind nun allein, und so kann ich Dir

endlich für den Muth und die Seelenstärke, die Du an den Tag gelegt hast, meinen innigsten Dank sagen. Meine einzige aber auch meine feste Hoffnung ist die, daß Du dafür belohnt werden wirst. — Ja, Brand wird Dich gewiß noch glücklich machen. — Jetzt weißt Du nun, wie lange und wie sehr er Dich geliebt hat, und ohnerachtet dieser glühenden Liebe hast Du seine Ehrfurcht, seine zarte Bereitwilligkeit gesehn, als Du ihm sagtest, daß Du mit mir zu sprechen — mit mir allein zu seyn wünschest.

Marie.

O! wie dankbar bin ich ihm dafür! — Was Sie mir von ihm gesagt haben, was ich jetzt hörte, alles flößt mir Muth ein. — Ich bin so wie Sie überzeugt, daß Brand ein wahrhaft edler Mensch ist — ich wünsche ihn zu lieben — ich werde mein Möglichstes thun, dieß zu lernen.

General.

Und Du wirst es. — [Pause] Ich reise nun heute noch ab, Marie, und nehme meinen Sohn mit mir.

Marie.

[zeigt innere Bewegung, faßt sich aber wieder]
Ach! — o! desto besser.

General.

Er ist bei Deiner Trauung nicht zugegen gewesen.

Marie.

Ich weiß ihm dafür innigen Dank.

General.

Diesen Dank nehme ich für mich in Anspruch, denn ich gebrauchte die nöthige Vorsicht, ihn indeß einzuschließen und habe ihn erst vor wenigen Minuten wieder in Freiheit gesetzt. — Dir und Brand schenke ich diesen Pavillon, der am fernsten Ende meines Parks liegt, mit den dazu gehörenden dreißig Ackern Landes. Ich weiß, daß das sehr wenig ist — aber ich fürchtete, daß, da Mißgünstige sich schon wegen der Liebe meines Sohnes zu Dir einiges in's Ohr gestüstert haben, ein beträchtlicheres Geschenk nur Bestätigung ihres Verdachts scheinen würde — und so glaubte ich denn, ehe ich an den Wohlstand Deines Mannes zu denken hätte, vor Allem an seine Ehre,

an ſeine Ruhe denken zu müſſen. — Späterhin werden wir ſchon ſehn —

Marie.

O nein, mein Herr General, Sie haben ſchon zu viel gethan, und eine ſolche Großmuth kann nur Ihrem Sohne zum Nachtheil —

General.

Sei darüber ganz ruhig, mein ſchönes Kind ich habe ihm die Schenkungsakte dieſer kleinen Beſitzung bereits vorgelegt — er hat ſie in den Händen gehabt — und er ſelbſt hat ſie unterzeichnet und eingeſiegelt. — Du kannſt ſie alſo ohne alles Bedenken annehmen. [er übergiebt ihr ein verſiegeltes Packet] Adieu, mein braves, gutes Weib, ich laſſe Dich nun hier in Deinem Eigenthume — und bei Deinem Manne. [geht ab]

Vierter Auftritt.

Marie. [allein]

Meinem Manne! — So bin ich denn verheirathet! — Kaum kann ich es noch ſelbſt glauben! — und an wen? — Armer Brand! Schon ſeit zwei Jahren liebte er mich, ohne

mir es zu gelehen, ohne mich es nur ahnen zu lassen! — Aber warum habe ich denn auch nicht das mindeste davon bemerkt? — Ach! blos deshalb, weil meine Augen und mein Herz anderswo beschäftigt waren! — Wenn er nur keinen Verdacht geschöpft hat — wenn er nur von Eduards Liebe nichts vermuthet! — Es sollte mir so leid thun, der wackre Brand! Glücklicherweise geht Eduard noch heute von hier fort, und dann will ich alles zu vergessen suchen — ja alles, [sie blickt auf das Papier] ausgenommen seine Wohlthaten! — Nur seine Hand will ich noch einmal hierin erblicken, und zum Letztenmale! — ja das schwöre ich, es soll das Letztemal seyn, wo ich an ihn denke. [sie öffnet das Packet] Das ist also des Herrn Grafen großmüthige Schenkungsakte — o! du mein Gott! Ein Brief von ihm! — [sie liest eilig] „Du bist verheirathet — ich habe es nicht hindern können — wenn Dir aber mein Glück, wenn Dir mein Leben theuer ist, so muß ich Dich vor meiner Abreise noch sehen, wäre es auch nur auf fünf Minuten.“ — Was? ich sollte? — nein, nimmermehr! — [liest weiter] „Wenn Du einwilligst, wenn ich

vor Deinen Augen erſcheinen darf — ſo öffne die Jalouſie im Pavillon. Schlägſt Du mir aber dieſen letzten Wunſch ab, ſo bedenke, daß ich unter Deinem Fenſter ſtehen und verzweifeln werde — daß mein Degen ſchon gegen mich ſelbſt gerichtet iſt — und daß ich von Dir nur Leben oder Tod erwarte. — Entſcheide alſo!“ — Ach, der Unglückliche! — und er wäre im Stande es auszuführen! — und ich wäre Schuld an ſeinem Tode! — nein, was auch daraus folge — [ſie eilt an's Fenſter, und öffnet den Fenſterladen] Es kommt jemand! — er iſt's wohl ſchon? — nein, es iſt Brand — mein Mann!

Fünfter Auftritt.

Marie. Brand. [militairiſch gekleidet]

Brand.

[an der Thüre ſtehen bleibend]

Komme ich Ihnen ungelegen, Mamſell Marie?

Marie.

Mir? — lieber Brand! — o ganz und gar nicht!

Brand.

Ich möchte so gern ein Wörtchen mit Ihnen sprechen. [für sich, indem er vorgeht] Sie ist doch wahrhaftig noch zehnmal hübscher als sonst — und so etwas fein, fein Weib nennen zu können! — Ach, wenn ich nur ein einzigesmal erst das Herz gehabt hätte, sie Frau Brand zu nennen!

Marie.

Nun, lieber Brand, was wünschen Sie?

Brand.

Was ich immer und immer wünsche — Sie zu sehen! — denn Sie glauben es gar nicht, Mamsell Marie — Sie haben gar keinen Begriff davon, wie ich seit zwei Jahren —

Marie.

Und doch, lieber Brand! — doch weiß ich es. — Ihre Freunde, die guten Meyers haben mir es gesagt — und der Herr General! Ach, ich kenne sie nun alle die guten edeln Eigenschaften, die Sie der Hochachtung und Theilnahme so würdig machen.

Brand.

Sie haben Ihnen von mir erzählt! — Ha,

Ha, das war es also: nun begreife ich's — denn ich konnte mir wohl denken, daß Sie nicht um meinetwillen hier — [auf sein Bein sehend] denn ich kenne mich, Mamsell Marie, ich kenne mich — ob ich gleich übrigens ein so guter Soldat bin, als irgend einer — aber das hat mich immer abgehalten vorwärts zu kommen, und mich mit in Reih und Glied zu stellen — und nun freilich, wenn ich Sie betrachte, und mich dagegen — so muß ich mir wohl sagen, daß Sie wundergut seyn müssen. Aber ich sage mir dann auch, daß ich gar zu glücklich bin — und eben dieses Glückes wegen, Mamsell Marie, wollte ich Sie vor allen Dingen um Verzeihung bitten.

Marie.

Wie denn so?

Brand.

Ja! Allerdings! — Denn sehen Sie nur, als der Herr General mir die Nachricht davon brachte, so war's, als ob eine Kanonkugel bei mir vorbeifähre — und ich habe das alles so angenommen, ohne zu wissen, was ich that — denn sehen Sie, Mamsell Marie, eine Kanon-

kugel, die macht schon einen tüchtigen Eindruck, da sieht man nichts als Feuer um sich, und wird ganz verblüfft — das thut aber nichts, man geht deshalb doch vorwärts. — Als ich aber von der ersten Ueberraschung wieder zu mir selbst gekommen war, da dachte ich bei mir: du mußt doch erst Mamsell Marie selbst fragen, und ihr Zeit lassen, sich zu besinnen. Ich wollte Ihnen also den Vorschlag thun, die Sache noch ein paar Tage aufzuschieben, wohl auch ein paar Wochen — nicht etwa, als ob mir das nicht teufelmäßig viel gekostet haben würde — aber sehen Sie nur, wenn man so zwei Jahre hat warten müssen, so fängt man an sich daran zu gewöhnen.

Marie.

Nun wohl! Was hat Sie denn gehindert, Ihren Vorsatz auszuführen? Mein Herz würde Ihnen sehr vielen Dank dafür gewußt haben.

Brand.

Was mich daran gehindert hat? — Ein anonymer Brief, in dem man mich mit folgenden Redensarten bediente: „Wenn Du Marien

nun noch, nebst der Brandstelle, mein einziges Vermögen bestand.

Vor Allem mußte ein Jude zu mir her und als dieser neue Mittel herbeigeschafft hatte, war es mein Erstes, daß ich den Wagen in dem Wochenblatte ausbieten ließ. Denn das konnte die selige Tante mir unmöglich zumuthen, daß ich ihr, Anfangs so werth gehaltenes, Andenken noch länger behalten sollte, da es mir, wie ich nun einsah, wenn ich es benutzte, noch nachtheiliger war, als wenn ich es unbenutzt bei mir stehen ließ.

Bei meinem öffentlichen Ausbieten hatte ich jedoch den Wagner ganz vergessen, der noch die Hälfte des Werthes dieses Wagens von mir forderte.

Er fand sich auch unter allen', die sich erkundigten, ziemlich zuerst bei mir ein und wollte den Verkauf nicht zulassen, bis er seine Bezahlung hätte.

Ich war so aufgebracht, daß ich in einen Ungestüm ausbrach, der zu meiner hülflosen Lage gar nicht paßte. Auch hatte ich es blos der Klugheit meines Nettchens zu danken, wenn der unrechtmäßige Gläubiger sich für den Augenblick besänftigen ließ und seinen Abtritt nahm.

heut heirathest, wenn Du diese Verbindung nicht noch aufschiebst, so zittre für Dein Leben!" — Ich zittern! — Das hat noch niemand von mir gesehn — und so war denn der Brief da die Ursache, daß ich mich auf der Stelle trauen ließ.

Marie.

Und wenn man nun doch noch jene Drohung wahr machte?

Brand.

Was hätte denn das zu bedeuten? — Mamsell Marie, Sie sind es doch wahrhaftig hundertfach werth, daß man etwas für Sie wagt. Seyn Sie aber ganz ruhig — das kenne ich schon — der thut mir nichts.

Marie.

Mein Gott! — so wissen Sie also, wer es ist, der Ihnen diesen Brief geschrieben hat? [sie geht langsam zum Fenster, und macht die Jalousie wieder zu.]

Brand.

Ei, alle Wetter, freilich! — Das ist einer von den zierlichen jungen Herrn aus der Residenz — von den eleganten Bürschchen, die

hier im Schloſſe wohnen. Denn ich habe es ja zwanzigmal mit meinen eignen Augen geſehen — ſie ſind alle in Sie verliebt — ja alle — den Herrn General und ſeinen Sohn ausgenommen — ei, mit denen iſt es etwas anderes, das ſind ſehr brave Leute, denen ich Sie ganz ohne Furcht anvertrauen könnte, weil dieſe Beiden die Rechtlichkeit und Biederkeit ſelbſt ſind. Und Mämſell Marie, erſt kommen nun Sie, das iſt nicht anders, aber nach Ihnen gehört dann auch Blut und Leben in mir nur jenen Beiden.

Marie.

O Gott!

Brand.

Was iſt Ihnen denn?

Marie.

Nichts, nichts! — ich befinde mich nicht ganz wohl.

Brand.

Ei, Pez Blitz — Sie werden doch nicht etwa gar krank werden — vielleicht wenn wir das Fenſter dort aufmachen, und die friſche Luft — [er geht nach dem Fenſter]

Marie. [ihn zurückhaltend]

Nein, nein — das thun Sie ja nicht — es wird schon vorüber gehn. — Es ist nichts als die Unruhe — die innere Bewegung —

Brand.

Verstehe, verstehe, Mamsell Marie — ja, ja, an so einem Tage wie heute — ein Ehemann — das ist allemal etwas zum Erschrekken — besonders wenn er so beschaffen ist, wie ich. Drum wollte ich Sie auch nur um die einzige Gefälligkeit bitten, mit mir recht gerade heraus und offenherzig zu sprechen.

Marie.

Das will ich recht gern.

Brand.

Nun dann! — Haben Sie mich denn etwa zufälligerweise — ein klein wenig lieb?

Marie.

Nein — noch nicht.

Brand.

Nun ja, das sagte ich mir auch immer selbst — ich dachte mir das wohl — Sie können mich gar nicht den zehnten Theil so lieb ha-

ben, wie ich Sie habe — das ist ja gar nicht möglich, und das wäre auch viel zu viel von mir verlangt. — Also, da Sie mich doch heute geheirathet haben, so haben Sie das blos so aus Freundschaft — aus Vernunftgründen gethan?

Marie.

Ja, mein guter Brand.

Brand.

Nun denn — so ist Ihr Verdienst in meinen Augen dann nur um so größer. — Ich bin Ihnen dann noch mehr Dank schuldig, als ich selbst glaubte. — Sie, so jung und so schön, um die die Liebhaber von allen Seiten herflatterten, die nur die Auswahl darunter hatte, Sie haben, als ein braves und rechtschaffnes Mädchen, ein ärmliches aber ehrliches Loos dem glänzenden vorgezogen, das Ihnen nicht fehlen konnte! — Sie haben Sich nicht gescheut, einen Soldaten zu heirathen. — Nun wohlan denn, dieser Soldat wird Ihnen das zu vergelten suchen — sein ganzes Leben wird er daran setzen, Ihnen dafür zu danken, und Sie glücklich zu machen. — Sterben will ich auf der Stelle, wenn ich Ihnen jemals auch nur einen

einzigen Kummer verursache, auch nur eine einzige Thräne koste. — Und so brauche ich es Ihnen gleich gar nicht erst zu sagen, daß ich hier nicht das Geringste zu befehlen habe, daß Sie die Königin, die Gebieterin hier allein sind. Befehlen Sie also nach Belieben — ich habe keinen andern Obersten mehr als Sie. — Dieser schöne Pavillon hier, den uns der Herr Graf geschenkt hat, die Pension, die ich von ihm erhalte, die paar Thaler, die mir mein väterliches Erbe einbringt, alles gehört Ihnen — ich überlasse Ihnen alles. — Und dabei bleibt's. — Auf den Tanz, zu den Festen hier im Orte werden wir stets gemeinschaftlich gehn — nun, und ich werde schon der Natur der Sache nach um die Schönen nicht eben sehr herumflattern, immer werde ich Ihnen zur Hand seyn, nicht etwa, um Acht auf Sie zu haben, oder Sie in Ihren Vergnügungen zu geniren — thun Sie stets als ob ich gar nicht dabei wäre — sondern blos wenn Sie meiner etwa bedürfen, dann strecken Sie mir nur die Hand entgegen und erinnern Sie sich, daß ich auch noch in der Welt bin.

Marie.

Ach, wie gut Sie sind!

Brand.

Nicht das Geringste verlange ich weiter von Ihnen, als Ihre Achtung, Ihre Freundschaft. Lassen Sie mich immer für Ihr Glück sorgen, lassen Sie mich immer Sie recht von Herzen lieben, vielleicht rührt Sie das doch einmal mit der Zeit und Sie sagen dann wohl zu Sich selbst: „der arme Brand! — ich habe doch wahrhaftig auf der ganzen Welt keinen bessern Freund als ihn, — er hat mich so außerordentlich lieb — nun, da will ich auch nicht undankbar seyn!“ — Und da Sie so ein außerordentlich gutes Herz haben, so weiß man ja gar nicht, wie weit die Dankbarkeit Sie führen kann. — Und darauf rechne ich auch blos, liebe Mamsell Marie — und bis dahin, und da ich weiß, was Sie so eben für Schrecken und Angst ausgestanden haben, will ich nur vor allen Dingen Sie beruhigen, und Ihnen beweisen, daß mir kein Opfer zu groß ist, das ich Ihnen nicht vom Herzen gern brächte.

Marie.

Was wollen Sie damit sagen?

Brand.

Daß uns der Herr General diesen Pavillon geschenkt hat, den er ganz wie für sich selbst hatte einrichten lassen, und daß es hier sich ganz allerliebst bivouacquiren läßt — wenn ich sage bivouacquiren — so heißt das, daß es hier zwei Zimmer giebt, die unser sind, und die an einander stoßen. Da ist der Schlüssel zu der Communicationsthüre — ich gebe ihn Ihnen, Mamsell Marie, und will, ohne mich je deshalb mit einem Wörtchen zu beklagen, so lange warten, bis Sie mich genug lieben, um mir ihn wieder zu geben.

Marie

[nimmt tief ergriffen den Schlüssel]

Brand!

Brand.

Heut Abend wird das ganze Dorf zum Balle bei uns auf der Wiese seyn — und da werden Sie auch tanzen, nicht wahr? — Sie sind ja noch so jung!

Marie.

Aber ohne Sie!

Brand.

Ach, das ist einerlei. Erlauben Sie mir, daß ich mich so manchmal ganz still, ohne Ihnen etwas zu sagen, hinter Sie stellen darf — meine Augen folgen dann Ihnen von Schritt zu Schritt, und wenn ich auch nicht selbst tanze, so habe ich doch wenigstens das Vergnügen Sie tanzen zu sehen. [geht ab]

Sechster Auftritt.

Marie. [allein]

Was für ein braver Mensch! — Ach, wie gern liebte ich ihn, und wie sehr verdiente er es! — Warum kann ich nur aber das nicht, so wie ich will? Warum steht immer ein anderes Bild, das ich so gern auf ewig von mir verbannen möchte und verbannen muß, vor meiner Seele — in der Tiefe meines Herzens?! — Aber vor meinen Augen soll es wenigstens nicht mehr erscheinen — ich werde die Kraft besitzen, meine Pflicht zu erfüllen — ich werde Brands Vertrauen Ehre machen!

Ja, ja, geſchehe auch was da wolle, ich werde Eduard nicht wieder ſehen. [in dieſem Augenblicke erſcheint Eduard an der Glasthüre des Pavillons] O mein Gott! — da iſt er doch!

Siebenter Auftritt.

Marie. Eduard. [an der Thür]

Eduard.

Marie! — Iſt er fort?

Marie.

Herr Rittmeiſter — was wollen Sie hier? Wollen Sie mich unglücklich machen?

Eduard. [auf ſie zueilend]

Nein — nur meine Rechte will ich geltend machen — jene Rechte, die mir Verrätherei vergebens zu entreißen ſtrebt! Denn Du warſt mein — gehörteſt mein durch Deine Liebe — ich habe Deiner geſchont, habe Dich geehrt wie eine Heilige — und wenn ich nun bedenke, daß noch heut ein Andrer den Preis Deiner Liebe erringen ſoll, den Preis der mir gehört, daß dieſer Brand, dem man Dich geopfert hat —

Marie.

Herr Rittmeiſter! —

Eduard.

Schon der bloße Gedanke empört mir das Blut in den Adern.

Marie.

Der Mann, dem ich heute meine Hand gab, verdient meine Achtung sowohl als die Ihrige, und um seiner würdig zu handeln, darf ich Sie nicht länger anhören. — Verlassen Sie mich!

Eduard.

Ich! — Dich verlassen? — nein, nimmermehr! — Was für ein Unglück, was für eine Gefahr Dir auch drohen möge — ich bleibe hier — nichts bringt mich von hier fort.

Marie.

Wie? Selbst der Gedanke nicht, mein Glück zu zerstören, meiner Ruhe zu nahe zu treten! — Ach, Herr Rittmeister! Wie täuschte ich mich in Ihnen — das glaubte ich von Ihnen am wenigsten zu hören.

Eduard.

Weil Dich niemand noch so heiß geliebt hat, wie ich Dich liebe. — Und welche Pflichten hat man Dir denn gegen Deinen eignen Wil-

14.

Der Wagner war noch nicht lange fort, als sich unter mehrern Liebhabern auch ein Mann meldete, welcher anfragte, ob der ausgebotene Wagen derselbe sey, der in dem Schuppen des abgebrannten Hauses stehe?

Auf mein Bejahen erkundigte er sich weiter, ob er wohl ohne Reparatur eine Reise von zwölf Meilen damit machen könne? Ich antwortete, daß ich den Wagen für sehr dauerhaft hielte, und auf so einer kurzen Reise gewiß keine Schadhaftigkeit daran zu besorgen sey.

Er gefällt mir, sagte der Liebhaber, daher werden wir über den Preis schon einig werden. Es kommt mir aber alles darauf an, meine Reisen, deren ich immer zu thun habe, und zumal die eben vorhabende, in der möglichsten Geschwindigkeit zurückzulegen. Ich sage es Ihnen daher voraus, daß Sie den Wagen zurückbekommen, sobald ich durch eine bedeutende Reparatur unterweges aufgehalten werde. Nachdem wir darüber, was unter einer bedeutenden Reparatur zu verstehen sey, übereingekommen waren, so wurde, ohne großes Abdingen, unser Handel geschlossen. Ich konnte zufrieden seyn. Der Käufer gab mir gerade so viel, als ich dem Wagner noch schuldig war, und auf den

len, gegen Dein eignes Herz aufgedrungen? Sind sie heiliger, als das Versprechen, das Du mir gabst? — Ja, Marie, mir, mir hast Du Treue zugeschworen — ich bin Dein Geliebter — Dein Dir erkorner Gatte! — Komm, komm, laß uns fliehen! — Folge mir, wenn Du mich liebst. [er will sie mit sich fortziehen]

Marie. [entreißt sich seinen Armen]

Nie! nie! — Sie haben kein Mitleid mit mir, so darf ich denn auch keins mit Ihnen haben — Aber, mein Himmel! — ich höre Geräusch — man kommt — entfernen Sie Sich.

Eduard.

Nein — ich bleibe.

Marie.

Um des Himmels Willen! — Seyn Sie großmüthig! — Thun Sie es auch nicht meinetwegen, so thun Sie es um seinetwillen, um seiner Ruhe willen. — Ich rufe Ihr Ehrgefühl auf — Ihre Liebe! — Eilen Sie, fliehen Sie — oder ich muß glauben, daß Sie mich nie geliebt haben.

Eduard.

Nun denn, Du wiſst es und ich entferne mich. [er geht an das Fenſter] Aber wohin? Brand ſteht dort unten, und giebt den Arbeitern Anordnungen.

Marie. [die Mittelthüre andeutend]

Nun denn — ſo ſteigen Sie geſchwind die Treppe hier hinab.

Eduard. [hört draußen ſprechen]

Unmöglich! — Das iſt die Stimme der Pachterin — was will die denn hier? — Fürchte nichts, Marie, ich werde mich ganz ruhig verhalten. [er eilt hinter den Schirm, den er entfaltet und vor ſich ſtellt]

Marie.

O mein Gott! — wie ſtrafſt du mich dafür, ihn auch nur angehört zu haben!

Achter Auftritt.

Eduard. [hinter dem Schirme] Marie. Anna.

Anna.

[von außen in die Scene ſprechend]

Wie? meine Herrn? Ja! — mit Vergnü-

gen — die erſte Polonaiſe — die zweite — Ja, recht gern — aber Walzen, nein, das iſt etwas anderes! Nicht etwa, als ob mein Mann eiferſüchtig wäre, aber ich bin mir es ſelbſt ſchuldig — denn mit den jungen Herrn aus der Reſidenz, da wird man nur gar zu leicht ſchwindlich. [Marien bemerkend] Ach liebes Couſinchen, ſind Sie denn da? — Was machen Sie denn hier, ſo allein? — am Hochzeittage! nein, das iſt ja gar nicht erlaubt! — Haben Sie denn nicht die herrlichen Vorrichtungen zum Balle geſehen?

Marie. [unruhig]

Ja, allerdings. —

Anna.

Das wiſſen Sie aber noch nicht oder vielmehr, das weißt Du noch nicht — denn als Couſinen müſſen wir uns doch wohl jetzt duzen — daß die Stadtdamen alle dazu kommen werden, und die jungen Herrn auch! — Ich habe mich nur zu wehren gehabt, ſie wollten ſich gleich auf alle Tänze mit mir engagiren. Und wie das hübſch werden wird — Blumenguirlanden — ein prächtiges Orcheſter! — Alles das erd-

net Dein Brand an, er ist hinten und vorn, er giebt sich eine Mühe ohne Gleichen, und ist so seelenvergnügt dabei. — O! das kenne ich an ihm, so ist er immer, wenn er glaubt jemand eine Freude machen zu können. Er behält sich nur die Mühe vor, und läßt nur Dir das Vergnügen — ja, und wirklich, nicht etwa, weil es mein Herr Vetter ist, aber ich kann Dich versichern, Cousinchen, daß Du Dir nie einen bessern Mann hättest aussuchen können.

Marie.

[sich nach dem Schirme zuwendend]

Das glaube ich auch — und ich — ich liebe ihn auch recht sehr.

Anna.

I nun ja, Du liebst ihn — was man so manchmal lieben nennt, aber Du bist nicht so recht verliebt in ihn.

Marie.

Wie soll ich denn das verstehn?

Anna.

Laß das nur gut seyn! — So recht eigentliche Liebe ist das freilich nicht, das habe ich

auf den ersten Blick weggehabt — aber das schadet auch gar nichts — es ist vielmehr schon ganz recht; um so besser geht dann alles!

Marie.

Wie denn so, liebe Meyer?

Anna.

Cousinchen, laß Dir sagen: unter Frauen, und besonders unter Verwandten, braucht man ja keine Geheimnisse vor einander zu haben, also will ich Dir nur gestehen, daß ich auch, als ich meinen Jakob heirathete, so zu sagen, keine recht eigentliche Liebe zu ihm hatte. — Ach du lieber Himmel! auch nicht ein Krümchen — und von der andern Seite fehlte es mir gar nicht an Liebhabern, und das noch dazu an recht netten. — Aber siehst Du, Cousinchen, mit den Liebhabern, da ist's nur so eine Sache für einen Augenblick, aber bei einem Ehemanne, ach, da dauert's ewig — also muß man in solchen Fällen das Aechte, das Solide sich wählen, weil, wenn man einmal gewählt hat, man doch nicht gut wieder rückwärts kann — und das habe ich denn auch gethan. — Mein Jakob war kein zierlicher,

aber ein rechter, wackerer und guter Bursche — vorzüglich von recht ehrlichem und sanften Charakter — ich besitze seine Liebe, sein Vertrauen — im Hause ordne ich an, befehle ich, muß alles nach mir gehen — und so preise ich mich denn alle Tage glücklich, einen solchen guten Mann bekommen zu haben. — Nun, und Brand ist, wenn's möglich wäre, noch zehnmal besser als mein Jakob.

Marie.

Nicht wahr?

Anna.

Er hat eben so viele gute Eigenschaften, und dabei noch mehr Verdienste, noch mehr Ansehn — er ist ein wackrer Soldat — alle Welt schätzt und ehrt ihn, und erweist ihm alle mögliche Achtung. — Du solltest es nur einmal so mit ansehen, wenn er durchs Dorf geht, wie Jedermann geschwind an den Hut greift und sagt: Aha, das ist Herr Brand! Respekt! — Und neulich, als ich mit ihm in der Stadt war — er führte mich recht zierlich am Arme — wie da die Schildwachten vor ihm an's Gewehr griffen! — O, ich war

ganz stolz darauf, als ich da sagen konnte: Das ist mein Herr Vetter! — Nun Du, Du kannst sogar sagen, das ist mein lieber Mann! — Und bei Dir zu Hause in der Wirthschaft, wenn Du da sehen wirst, wie er sich alle Mühe giebt, Dir alles an den Augen abzusehn, da wird Dirs am Ende gehn, wie es mir gegangen ist — — die rechte Liebe, wenn sie auch vorher noch nicht da war, wird schon nach und nach kommen — ja, ja, nach und nach. Siehst Du, ich bin manchmal so zu Hause ein bischen garstig gegen meinen Mann — das geht nun einmal nicht anders — wenn ihm aber das Geringste zu Leid geschähe, ach, du mein Gott! da gäbe ich ja mit Freuden mein Leben für ihn. Und muß ich denn nicht? Verdanke ich ihm denn nicht das Theuerste, das Kostbarste, was ich habe, meine beiden Jungen und mein Mädchen? — Nun, warte nur, Marie, es wird nicht lange dauern, so wird Dir es eben so wie mir ganz klar und deutlich geworden seyn, daß man den Vater seiner Kinder stets unaussprechlich liebt.

Eduard.

[schiebt den Schirm etwas zurück]

Will denn die verwünschte Plaudertasche nicht bald fortgehen?

Marie. [nachdenkend]

Wie war das, Cousinchen? Sag mir das doch noch einmal, ich bitte Dich darum.

Anna.

Ach, du lieber Himmel! — siehst Du, nun nennst Du mich ja auch Du!

Marie.

Du liebtest also Deinen Mann nicht?

Anna.

Nun, da frage ihn einmal selbst.

Marie.

Aber Du hattest doch wenigstens keinen andern lieber. — Du liebtest niemand.

Anna.

I nun — darauf wollte ich auch nicht schwören. — Höre Cousinchen, das ist so eigentlich ein Geheimniß, das ich noch niemand anvertraut habe — da ich Dir aber so sehr gut

bin, ſo will ich — aber daß es ja niemand wieder erfährt, denn mein Mann denkt mit keinem Athemzuge daran. — Siehſt Du, ich war wohl etwas ſtark in einen jungen wunderhübſchen Mann verliebt — höchſtens achtzehn Jahr alt —

Marie.

Wohl jemand aus dem Dorfe?

Anna.

Höher hinaus! — Jemand aus dem Schloſſe. — Nun, Du wirſt es niemand wieder ſagen, das weiß ich. — Es war der Sohn von dem Herrn Grafen hier — der Herr Rittmeiſter. —

Marie. [für ſich]

Mein Gott! — wie ich! auch ſie! und ich merkte das nicht! — [laut mit Bewegung] Und liebte er Dich denn wieder?

Anna.

Nun, das will ich meinen! — Zum Raſendwerden. — Ueberall lief er mir nach, und ſchwur tauſendmal, daß er noch nie jemand ſo lieb gehabt habe, wie mich.

Marie. [für sich]

Wie bei mir!

Anna.

Und daß er mich immer so lieben und nie von mir lassen werde — und dazu konnte er weinen, und in Verzweiflung gerathen, und sich zu meinen Füßen werfen — ach! es hätte einem Steine in der Erde erbarmen mögen.

Marie. [für sich]

Wie heut bei mir!

Anna.

Eines Tag's nun — ich weiß nicht gerade was er von mir haben wollte — denn er wollte immer gar viel haben, und war gewaltig begehrlich, da rief er aus, und verschwor sich: daß wenn ich ihm das abschlüge, er sich ums Leben bringen würde.

Marie. [für sich]

O Gott! wie vorhin! [laut] Nun? und was wurde denn da daraus?

Anna.

Ja, das weiß ich nicht. — Ich lief ganz erschrocken davon, weil ich mich stets vor'm

Rath meiner Frau wollte ich, um diesen nur los zu werden, das Geld schon zu ihm schicken, als einige Besuche dazwischen kamen, über die es vergessen wurde.

Am folgenden Tage erschien der Wagner wieder bei mir, und sagte, daß er von dem Verkaufe des Wagens gehört habe. Um ihn nur los zu werden, wurde ihm auch das Geld auf der Stelle eingehändigt.

15.

Meine Gesundheit ging nach den Umständen außerordentlich gut, wozu gewiß der Gedanke beitrug, Wagen und Wagner auf Einmal losgeworden zu seyn. Am dritten Tage aber erschien dieser Brief.

Der Erzähler zog hierbei aus seiner Brieftasche folgendes Billet heraus:

Mein Herr, ich darf sagen, daß Sie mich mit Ihrem Wagen mehr als Einmal betrogen haben. Erst bricht zwei Meilen von hier, in Kniffstädt, die ganze Achse entzwei und der dortige Wagner wundert sich, daß das morsche Zeug dazu so lange hat halten können; dann sprengt ein Mann von hier vor die Werkstatt an, der mir nachgeritten ist, und unter dem Vorgeben, daß der Wagen ihm, dem Verfertiger, nicht bezahlt

Schießen gefürchtet habe — und kann Dir nur so viel sagen, daß ich nachher meinen Jakob heirathete, und daß der junge Herr Rittmeister — nicht daran gestorben ist.

Marie. [schmerzlich]
Er hinterging Dich also?

Anna. [unbefangen]
Er? — ach nein, bewahre! — Der arme süße Herr meinte es gewiß ehrlich, und liebte mich so sehr, als es nur in seinen Kräften stand. — Ich war ja seine erste Liebe — aber das konnte ja doch alles nichts helfen, er konnte mich ja doch nicht heirathen — so hat er sich denn zuletzt getröstet, und ich auch — wie das nun immer so zu geschehen pflegt.

Marie.
Glaubst Du?

Anna.
So viel weiß ich aber doch gewiß, daß er mir seitdem dennoch vollkommen treu geblieben ist. — Denn sieh nur, Cousinchen, so oft er mir begegnet, sagt er mir die schönsten Sachen von der Welt — aber alles in Ehren.

Marie.

Wie? er — hätte sich das unterfangen?

Anna.

Und warum denn nicht? — Erst gestern noch ist er mir den ganzen Garten lang nachgelaufen, und hat mich geküßt — aber das versteht sich, alles in Ehren. — Heut früh hat er mich noch gebeten, hieher in den Pavillon zu kommen und die Pachtrechnung mit ihm abzuschließen — und mein Mann hatte auch gar nichts dagegen — aber nein, das ist etwas anderes! Das habe ich geradezu abgeschlagen, nicht um meinetwillen, sondern um meines Mannes willen, denn siehst Du — der verdiente doch so etwas nicht — er ist gar zu eine gute, treue Seele! — Sieh nur, da kommt er eben selbst.

Eduard. [den Schirm öffnend]

Der Henker hole die Geständnisse der Weiber — sie können auch nicht das Geringste verschweigen.

[Marie und Anna gehen indeß Meyer entgegen, der jetzt eintritt.]

Eduard.

[wird Meyer in demſelben Augenblicke gewahr]

Und nun kommt noch gar der liebe Mann ſelbſt dazu — keine Möglichkeit fortzukommen! Sie werden mich wohl noch bis zum ſinkenden Abend hier ſtecken laſſen.

[zieht ſich zurück]

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Meyer.

Meyer.

Nun, das iſt doch gar zu arg, da ſchwatzt Ihr nun Beide ſo ganz in aller Ruhe zuſammen, und wißt gar nicht, was indeſſen vorgegangen iſt.

Anna.

Was denn?

Meyer.

I nun, der Herr Rittmeiſter iſt verloren gegangen — ſage mir nur, liebes Frauchen, ob Du nicht weißt, wo er hingerathen iſt?

[Marie hat ſich in den Hintergrund ohnweit der Thüre zu dem Zimmer links zurückgezogen.]

Anna.

Wie Du nur ſo etwas fragen kannſt! — Hat man mir ihn denn übergeben? — Aber wie ſiehſt denn Du nur aus? — Deine Halskrauſe iſt ja ganz verſchoben! [bringt ſie in Ordnung]

Meyer.

Ja, ſiehſt Du, das kommt daher, weil Du nicht da warſt, um mir ſie umzubinden. Du kannſt mir es aber glauben, man hat den Herrn Rittmeiſter ſchon im ganzen Schloſſe geſucht, und Brand, der ihn auch bei der Trauung bereits vermißt hat, iſt ganz unruhig darüber und läuft überall nach ihm umher, weil er ihm gern ſeine junge liebe Frau vorſtellen will, und er auch mit ihr den Ball eröffnen ſoll — und das mit vollem Rechte!

Marie.

O mein Gott!

Anna. [zu Marie]

Was iſt Dir denn, liebes Kind? — mein Gott! wie blaß Du biſt!

Marie.

O es iſt mir ſehr, ſehr unwohl — aber

laßt es nur gut seyn — ich danke Euch herzlich — wir bleiben bei einander! O verlaßt mich nicht! — Ihr allein seid meine Freunde!

Meyer.

Ei freilich, das versteht sich — Sie und Ihr Mann — denn die Freunde meiner Frau sind auch stets die meinen.

Anna.

Nicht wahr? — Nun da siehst Du, Cousinchen, wie gut ich ihn erzogen habe.

Marie.

Aber jetzt laßt uns von hier fort gehn — fort! — dahin, wo die andern sind.

Meyer.

Ganz recht — geht nur, Ihr Beiden — ich will indessen hier bleiben, denn ich muß auf Brand warten, der mich hier abholen will.

Marie. [für sich]

Allmächtiger Gott! — [laut] Nun denn, so bleibe ich — so bleibe ich auch. [für sich] Was soll nur daraus noch werden? Wie ihn fortbringen? [sie geht in die Gegend des Schirmes]

Meyer. [betrachtet das Zimmer]

Aber wissen Sie auch, daß der Pavillon da ganz allerliebst ist! wie nett eingerichtet! — Das ist also das Hochzeitgeschenk des Herrn Grafen? — Dieß und die dreißig Acker Landes dazu?

Anna.

Ja, lieber Mann!

Meyer.

Und nichts weiter dabei? — nichts sonst noch?

Marie. [ungeduldig]

O nein, nein.

Meyer.

Nun, aufrichtig gestanden, da hat sich der Graf nicht eben so außerordentlich angegriffen, und ich hätte doch geglaubt, daß er um Brands willen ein Uebriges thun würde — denn wahrhaftig bei dem was er dem wackern Mann verdankt, und nach alle dem, was ich selbst mit erlebt und angesehen habe —

Anna.

O so erzähle doch, lieber Mann! Was hast Du denn mit erlebt und angesehn?

Meyer.

Nichts, nichts, liebe Frau — das iſt etwas das blos uns Männer angeht — etwas das ich nur allein weiß.

Anna.

Aber, du garſtiger Mann, warum weiß ich es denn da nicht auch? — O geh! Du haſt alſo Geheimniſſe vor mir — ſagſt mir alſo nicht mehr alles?

Meyer.

Ei Gott bewahre! Was mich betrifft, alles — haarklein — aber das iſt ja nicht mein Geheimniß — das ging nur den guten Brand an.

Anna. [auf Marien zeigend]

Nun denn, da muß es ſeine Frau hier wiſſen. Denn Du wirſt doch nicht gleich ein Baſiliskenei ins Neſt legen wollen — alſo friſch gebeichtet! — Couſine Marie muß alles wiſſen — und ich auch.

Meyer.

Aber liebe Frau! —

Anna.

Das gehört ſich, das gebührt ſich.

Meyer.

Wenn ich Dir aber sage —

Anna.

Und das will ich und verlange ich.

Meyer.

Ei freilich, wenn das ist, so muß ich Dir es wohl sagen, aber Brand wird böse werden.

Anna.

Das geht Dich nichts an — das wollen wir schon auf uns nehmen — Also vorwärts!

Meyer.

Nun so höre denn! — Als ich vor zwei Jahren in Mainz war, nun Du weißt schon, wegen der Erbschaft Deines alten Oheims —

Anna.

Ja, ja, das weiß ich schon.

Meyer.

Da stand unser junger Herr Rittmeister gerade dort in Garnison, und Brand kam ein paar Tage darauf auch dahin, zu dem jungen Herrn, weil der Herr Graf hier ihm gesagt hatte: Verlaß meinen Sohn nicht — hab auf

ihn Acht — es iſt ein junger wilder Burſche — Dir vertrau ich ihn an!"

Anna.

Da war er gewiß in guten Händen!

Meyer.

Eines ſchönen Morgens alſo, als ich gar nicht an ihn gedacht hatte, kam mein Brand ganz blaß und entſtellt in das Wirthshaus, wo ich wohnte. Ich bewillkomme ihn von ganzem Herzen, frage ihn aber ganz ängſtlich, was ihm denn begegnet ſei? Und da antwortete er mir denn: „Vetter Jakob, denke Dir nur, ich komme ſo eben an, und gehe, ehe ich zu dem Herrn Rittmeiſter mich begebe, einen Augenblick in ein Kaffeehaus, wo ich ſchöne Sachen gehört habe. Morgen hat vielleicht unſer guter General keinen Sohn mehr!" [Während Meiers Erzählung zeigt ſich Eduard außerhalb des Schirmes und hört mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zu.]

Marie.

Mein Gott!

Meyer.

Ja, ja, liebes Couſinchen, der Herr Ritt-

meiſter ſollte ſich am nächſtkommenden Morgen mit einem Herrn aus der Stadt ſchlagen — mit einem Herrn, der ſchon zehn bis zwölf Duelle gehabt, nie ſeinen Mann gefehlt hatte, und ein Nimrod im Schießen war — und das um einer verwünſchten kleinen Ballettänzerin willen, der unſer junger Herr Rittmeiſter ſchon ſeit zwei Jahren die Cour gemacht hatte.

Anna.

Seit zwei Jahren — ei, das war ſchlecht, das war gerade zu meiner Zeit.

Meyer.

Was willſt Du denn damit ſagen, liebe Frau?

Anna.

Ach, das geht Dich nichts an! — Erzähle nur weiter, daß Du zu Ende kommſt.

Meyer.

Nun meinetwegen. — „Vetter," ſagte Brand zu mir, „das Duell ſoll morgen früh ſtatt finden, man muß es alſo heute noch zu verhindern ſuchen, aber ſo, daß niemand etwas davon erfährt, daß wir die Hände im Spiele haben, ſonſt könnte das unſern jungen Herrn

sey, förmlich Beschlag darauf zu legen sich erfrecht. Ohngeachtet der Widerrechtlichkeit des letztern, hat doch der dasige Richter den Wagen sogleich anhalten lassen.

Der große Aufenthalt, erst während der Reparatur und dann, bis ich einen andern Wagen bekam, hat gemacht, daß der wichtige Zweck meiner Reise gänzlich verfehlt worden ist. Ich verlange daher, daß Sie für's Erste dem Ueberbringer sogleich mein Geld zurückzahlen. Das Weitere wird sich späterhin finden.

16.

Hierauf wurde denn der Wagner herbeigeholt und befragt, wie er sich habe unterstehen können, erst den Wagen anzuhalten, und dann auch noch das Geld von mir zu verlangen. Der Wagner antwortete, daß er auf die von meinem Abkäufer erhaltene Nachricht, welche Summe ich für den Wagen bekommen, sich an mich für's Erste hierher gewandt, und da ich ihm diese Summe ausgezahlt habe, nun auch der Wagen im Rathhause zu Kniffstädt wieder zu meiner Disposition stehe.

Meine Frau mußte den Menschen, der dies alles ohne die geringste Verlegenheit hersagte, mit

Nachtheil bringen. Zum Glück weiß weder er noch ſonſt jemand daß ich hier bin. — Du mußt mir auch mithelfen — warte alſo nur hier auf mich, in einer Stunde bin ich wieder da.

Anna.

Nun?

Meyer.

Nun? — Und könnt Ihr Euch einbilden, was er während der Stunde vornahm? — Er ging geraden Weges aufs Kaffeehaus, wo der ſchlagfertige Stadtmuſje immer ſich aufzuhalten pflegte, ſah ihn ſo ganz verächtlich — ſiehſt Du, ſo! — von der Seite an und trat ihn dann auf den Fuß.

Anna.

Komm mir nur nicht ſo nahe, ſonſt —

Meyer.

Das nahm der andere gerade eben ſo übel, wie Du, und zog unſerm Brand eine gewaltige Ohrfeige. — So wie er die weg hatte, kam er ganz im Triumph wieder zu mir und ſagte: „nun fort, jetzt geht die Sache mich an, und Du ſollſt mein Sekundant ſeyn.“

Anna.

Du? — Jakob! —

Meyer.

Ja, ich, leibhaftig! Ich zittre noch an allen Gliedern, wenn ich daran denke. — Ach, liebes Herzensfrauchen, was ist das für eine schreckliche Sache so ein Duell! — Siehst Du — dreißig Schritte weit standen sie auseinander, und dann gingen sie auf einmal mit den scharfgeladenen Pistolen in der Hand auf einander los, Brand trällerte sich ein lustiges Liedchen dabei, und sah so fröhlich aus, als gings zur Hochzeit. Da fiel ein Schuß — gleich darauf noch einer! — Ich hörte und sah nichts mehr, denn ich machte gleich beim ersten Schusse die Augen fest zu! — Es war mir als ob ich keinen Blutstropfen mehr im Leibe hätte, und als der eine Sekundant schrie: „er ist todt!“ — da glaubte ich wahrhaftig, ich wär' es selber.

Anna.

Ach Du mein Himmel!

Meyer.

Nein, nein, sei nur ruhig! — Ich war's

nicht, ſondern der andere war's, der große Goliath — der Todtſchläger — aber Brand erblickte ich nun auch, der lag auf der Erde da, und zeigte mir lachend ſein armes Bein, und ſagte zu mir: „Vetter, ſage keinem Menſchen ein Wort davon!“ — Und das habe ich auch gethan, und ſo hat es denn auch niemand erfahren — und jedermann hat geglaubt, es ſei bei Brand mit dem Beine ſo ein zufälliger unglücklicher Fall geweſen — aber da ſehen Sie nun liebes Couſinchen, was die eigentliche Urſache davon war, daß der arme Brand ein hölzernes Bein tragen muß. [Man hört hinter dem Schirme einen Schrei des Entſetzens.]

Anna.

Was war denn das? — woher kam denn —?

Marie.

O! es iſt nichts — gar nichts — ich war es. — Mein Herz war ſo überraſcht — ſo ergriffen — ich mußte — O! welch ein Mann! — Ja, Du haſt recht, Couſine! — jetzt liebe ich ihn — jetzt liebe ich ihn wirklich.

Anna.

Bravo! — nun, da kannſt Du es ihm

selbst sagen. [Meyer und Anna gehen Brand entgegen. Während dieser Zeit öffnet Eduard den Schirm, der unweit des Fensters steht, tritt heraus, und spricht mit innig bewegtem Tone bei ganz blassem Gesichte zu Marie.]

Eduard.

Marie! — liebe ihn! Vergiß mich — lebe wohl auf ewig! — [schwingt sich zum Fenster hinaus]

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen ohne Eduard. Brand.

Brand.

Nun Gott Lob! Alles ist fertig, alles in Ordnung, und beinahe eben so gut, als ob es Mamsell Marie selbst besorgt hätte. — Eine Tafel von funfzig Gedecken unter der großen Lindenallee — die Leutchen kommen schon fast alle — also fort mit uns!

Meyer.

Und der Herr Rittmeister?

Brand.

Ich habe ihn zwar überall aufgesucht, aber nirgends gefunden. Doch bin ich seinetwegen

nicht in Aengſten, denn der Herr General ſind ſelbſt ſehr ruhig, und ſagten eben zu mir: „Ich weiß wo er iſt — er wird etwas zu thun gehabt haben — ſpäter wird er hoffentlich ſchon wieder kommen.“

Marie. [für ſich]

Ich hoffe, nein!

Anna.

Ach, Du herrlicher Vetter! — Komm her! laß Dir einen Kuß geben.

Brand.

Ei von Herzen gern, wenn der Herr Vetter da nichts dagegen hat.

Anna.

Ei was! auch ohne dem ſeine Erlaubniß — [mit tiefer Rührung] weil Du ſo ein durchaus wackrer Menſch biſt.

Meyer. [vor Freude weinend]

Ein braver, redlicher Burſche!

Brand.

Was iſt denn das? — was habt Ihr denn auf einmal? — Ihr weint alle beide die hellen Thränen! — und Mamſell Marie auch!

[zu ihr eilend] O, gute liebe Mamſell Marie! Ihre Freuden ſollen Sie ja ganz ungeſtört genießen, aber bei Ihrem Kummer, Ihren Thränen, da mache ich meine Rechte als Ehemann geltend, da muß ich meine Hälfte davon haben.

Anna.

Kummer? — Ja, den hatte ſie wohl — aber jetzt hat ſie ihn nicht mehr.

Brand.

Iſt das wahr? liebe gute Mamſell Marie?

Marie.

Ach, ich habe nur einen einzigen Kummer, der mich recht traurig macht.

Brand.

Und der wäre?

Marie.

Daß Sie mich, ſelbſt wenn wir ganz unter uns ſind, noch Mamſell Marie nennen.

Brand.

Ei, das mage ich gar nicht anders. — Und dann glaube ich auch, thue ich es ein wenig aus Eigennutz mit, denn das iſt ja Ihr Name nur, und wenn ich den ausſpreche, ſo erinnere

ich mich an jemand den ich liebe, bei dem meinen aber an jemand, den Sie nicht lieben.

Marie.

O! da haben Sie völlig Unrecht — ich bin Ihre Frau — und ſtolz darauf dieſen Namen zu führen.

Brand.

Was höre ich! — wär' es möglich?

Marie. [ſehr mild]

Still jetzt davon — da kommt der Graf! —

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Der General. Eduard in Reiſekleidern.

General.

Wir hatten es uns verhenommen, lieber Brand, heut Abend bei Deinem Feſte zugegen zu ſeyn, aber eine ſo eben angelangte Ordre nöthigt uns — augenblicklich nach der Reſidenz abzureiſen.

Brand.

Wie? — wahrhaftig! — O mein Herr General! an einem Tage wie der heutige! — Und auch der Herr Rittmeiſter, auf den ich ſo ſehr rechnete!?

Eduard.

Ich kann nicht — guter Brand. — Die Pflicht gebietet mir von hier fort — zu meinem Regimente zu gehen, und Du weißt mehr als irgend jemand, daß wenn die Pflicht gebietet —

Brand.

Vollkommen wahr — da ist nichts dagegen einzuwenden.

Eduard.

Wenn ich auch bei dem heutigen Feste nicht zugegen seyn kann, so entsage ich doch darum meinem Rechte nicht, Dir ein kleines Hochzeitgeschenk zu machen. — So nimm denn hier, und mein Vater hat mit Freuden seine Einwilligung dazu gegeben — feierlichst vor diesen Zeugen die Schenkung des Pachtgutes an, das Meyer und seine Frau bewohnen. — Von nun an ist es Dein.

Meyer. [zu Anna]

Ach! nun wird der Herr Vetter gar unser guter Herr!

Brand.

Woran denken Sie? Herr Rittmeister! — wie? — achthundert Gulden jährlicher Ein-

künfte — nein, bei meiner — haben Sie denn nicht bedacht — ?

Eduard.

[leiſe zu ihm, indem er ihm die Hand drückt]

Und erinnerſt Du Dich denn nicht? — Denk an Mainz —. nimm, und ſchweige!

General.

Nimm, nimm, alter Freund! — Komm an mein Herz, mein Sohn! Ich bin mit Dir zufrieden! — In ein paar Jahren bringe ich ihn Euch als Oberſten wieder hierher.

Anna.

Und verheirathet! — Das wäre noch beſſer.

Eduard.

Leb wohl, Brand — leben Sie wohl — Madame Brand!

Brand. [zu Marie]

Marie!

Marie. [zu Brand]

Mein geliebter Brand!

Brand. [zu Marie]

So darf ich Sie — denn wirklich meine Frau nennen?

Marie.

[ſieht ihn liebend an und nickt ihm zu]
Mein theurer Mann!

Brand.

Und — und Du?

Marie.

[indem ſie ihm den Schlüſſel giebt]
Du!

[Brand ſinkt in Liebe und Dank zu Mariens Füßen. Meyer und Anna blicken freudig und theilnehmend auf Beide. Der General zieht Eduard zur Thüre, der noch einmal mit Schmerz, aber feſtem Entſchluſſe der Entſagung zurückblickt.]

Der Vorhang fällt.

Ende.

Gewalt entfernen, weil ich meine Hitze gar nicht mehr zu mäßigen verstand.

Da ich indessen noch gerade so viel von des Juden Gelde übrig hatte, um das gerechte Verlangen des Wagenkäufers zu befriedigen, so wurde dies auf der Stelle abgethan.

Hiermit war aber, wie ich später erfuhr, keineswegs die ganze Sache beigelegt. Denn eine Woche darauf verlangte der zurückgekehrte Käufer auch noch eine Schadloshaltung für den durch den Aufenthalt gehabten Verlust, und setzte diesen so hoch an, daß ich darüber laut auflachte. Der Rechtsfreund aber, den ich mir dieserhalb holen ließ, meinte, daß ich es nicht so ganz auf die leichte Achsel nehmen, sondern mich lieber mit meinem Gegner vergleichen möchte, der mir schon einen Prozeß angedroht hatte. Er sagte mir, daß ich allerdings meinen Regreß an den Wagner zu nehmen habe. Allein nach allen Nachrichten war dieser ein ganz unordentlicher Hauswirth, von dem kein Mensch Geld erhalten konnte.

Durch die Summen, die der Vergleich sowohl, als meine Kur und mein Haushalt überhaupt erforderten, war ich in kurzer Zeit tiefer als jemals in Schulden gerathen, daher lag mir nach meiner Herstellung Nettchen vorzüglich an, den Wagen zu verkaufen, der noch immer in

Der Gesandte.

Lustspiel in einem Aufzuge.

Nach dem Französischen

von

Theodor Hell.

Personen.

Der Graf von Aranja, ſpaniſcher Geſandte in Neapel.

Iſabella, ſeine Tochter.

Iſidor de Cernay, ein junger Franzoſe.

Jeanotton, Kammerdiener des Grafen von Aranja.

Zanetta, eine junge Neapolitanerin.

Ein Bedienter
Mehrere Diener } des Grafen.

Scene: Neapel, im Hotel des Geſandten.

Die Bühne ſtellt einen reichmeublirten Saal dar. Rechts ein Tiſch unweit eines Kamins. Seitenthüren zu den Zimmern des Grafen und ſeiner Tochter. Im Hintergrunde Fenſtern und Thüre nach dem Garten zu.

Erſter Auftritt.

Der Graf. Iſabella.

Grf.

Nun, Iſabella! Es ſcheint nicht, als ob unſre neue Wohnung hier Dich ſehr entzückte?

Iſabella.

Lieber Vater, ich muß Ihnen offen bekennen, daß ich mich noch nicht von unſerm ſo ſchönen, ſo bequemen Logis auf der Straße Toledo entwöhnen kann. — Das war doch noch eine Wohnung, die eines Grafen von Aranja, Geſandten Seiner allerchriſtlichſten Majeſtät von Spanien würdig war.

Graf.

Aber ſie war doch zu klein, und dann war dort zu viel Lärmen — die Luft dick, ungeſund —

Iſabella.

Das kann gar nicht Ihr Ernſt ſeyn, guter Vater! — Das eleganteſte Logis in ganz Neapel, nahe bei allen Theatern, bei allen Modegewölben — eine köſtliche Luft —

Graf. [lächelnd]

Und doch nicht ſo vortrefflich als die, welche man hier in einer entlegenen Vorſtadt, nahe am freien Felde einathmen kann — der herrliche Garten — der Veſuv vor den Augen — o! das iſt für Deine Geſundheit viel zuträglicher.

Iſabella.

Iſt das auch etwa für meine Geſundheit zuträglich, daß Sie gar nicht mehr in Geſellſchaften gehn — daß Sie alle Einladungen zu Bällen und Concerten ausſchlagen — daß Sie mich zu einer völligen Zurückgezogenheit verurtheilen, mich nichts mehr ſehen laſſen — mich, die doch ſo gern eine Beſchreibung von Nea-

pel herausgegeben hätte. Wie soll ich das nun anfangen?

Graf.

Ei, da brauchst Du es nur wie unsre berühmtesten Schriftsteller zu machen, die ihre Reisen groß und breit beschreiben, ohne auch nur aus der Stube gekommen zu seyn.

Isabella.

Ja, ja, so machen Sie es immer. Wenn Sie mir nicht antworten wollen, so fangen Sie an einen Spas zu machen: das nennt man wohl diplomatisch, liebes Väterchen?

Graf.

Du verlangst also, daß ich ernsthaft mit Dir reden soll. Auch das, liebe Isabella. Nun, so höre denn. Als ich mich durch einen plötzlichen Auftrag meines Hofes genöthigt sah, als Gesandter hieher nach Neapel zu gehn, konnte ich mich nicht entschließen, mich von meinem einzigen lieben Töchterchen zu trennen. Ich nahm Dich also aus dem Kloster, wo Du erzogen worden warst, hinweg, und mit mir hieher, wo ich denn allerdings mich anfangs von einer kleinen väterlichen Eitelkeit ein wenig zu

weit hinreißen ließ. Ich nahm Dich nämlich in alle Gesellschaften mit, führte Dich überall ein, weidete mich an Deinen Triumphen, und fühlte mich selbst von dem Lobe geschmeichelt, das man mit reichen Händen an Dich verschwendete. Nach und nach vermehrte sich aber der Kreis Deiner Anbeter so sehr, daß es mir doch selbst anfing bange zu werden, und meine Klugheit mir Halt zu machen befahl. Wir hatten wahrhaftig alle Beide zu viel Glück, meine liebe Isabella. Ich sah, wie man uns nachschlich wenn wir spazieren gingen, wie man jeden unserer Schritte beobachtete, alles was wir vornahmen zu erspähen suchte —

Isabella. [etwas verlegen]

Wie? liebes Väterchen! — glaubten Sie das wirklich zu bemerken?

Graf.

Ja, ja, mein Kind — und wenn ich mich nicht irre, so geschah das alles blos um Deinetwillen, denn so angenehm auch der Anblick eines Gesandten seyn mag, so bescheide ich mich doch, daß wir nicht selten genug sind, um Aufsehn zu erregen. Nun weißt Du aber meine

Gesinnungen über diesen Punkt. Soll ich je meine Einwilligung in Deine Verbindung geben, so muß mein Schwiegersohn bei mir in Spanien leben. Einem Fremden würde ich nie Deine Hand bewilligen, denn mein Vaterland ist mir zu theuer, und nur ein Eingeborner desselben soll den Schatz besitzen, den ich unter allen wohl am meisten den meinigen zu nennen mir schmeicheln darf. Daher steht mein Haus auch nur meinen Landsleuten offen, und alle Fremde sind vom nähern Zutritte ausgeschlossen, darum habe ich auch das Schauspiel und die Spaziergänge einstellen lassen. Es giebt jetzt in Neapel viele liebenswürdige sehr verführerische Franzosen — junge Militairs — junge Dichter, die unter dem blauen Himmel Neapels die Begeisterung suchen — Du hättest leicht Dir selbst Kummer bereiten — für einen solchen jungen feinen Mann eine Vorliebe fassen — Dein Herz fesseln lassen können —

Isabella [unruhig]

Ach — lieber Vater —

Graf.

Nun, nun, liebes Kind, ich meine es ja

nicht böſe — aber ſieh nur, wie Dich das erſchüttert hat! — Was fehlt Dir denn? — Iſabella! Iſabella! ſollte ich etwa meine Vorſichtsmaasregeln bereits zu ſpät ergriffen haben?

Iſabella. [die Augen niederſchlagend]
Ich fürchte faſt!

Graf. [erſchrocken]
Wie? — was? — Du haſt Dir ſchon einen ausgeleſen?

Iſabella. [zögernd]
Es kommt mir faſt ſo vor — ein junger Mann, der uns überall nachfolgte — er muß Ihnen auch aufgefallen ſeyn.

Graf.
Mir? — wahrhaftig nicht — in den Augen eines Vaters ſehen ſich alle die jungen Herrn einander gleich.

Iſabella.
O nein — der, den ich meine — der hat ſo eine ſanfte, ſo eine beſcheidene Phyſiognomie — ich möchte faſt darauf ſchwören, daß es ein Landsmann von uns wäre.

Kniffstädt sich befand. Sie hatte nicht Unrecht. Nebenbei konnte ich, wie mir mein Anwald sagte, den dortigen Richter belangen und Entschädigung von ihm fordern, weil er sich, vermuthlich aus Unwissenheit, von dem Ungestüm des hiesigen Wagners hatte bethören und den Wagen anhalten lassen. Ich kam aber gerade zu seinem Begräbnisse nach Kniffstädt, hörte auch, daß er durchaus nichts hinterlassen habe.

17.

Unter solchen Umständen dachte ich mich auf die Uebernahme des Wagens allein zu beschränken. Diese ging aber auch nicht so geschwind von Statten, als ich geglaubt hatte. Denn erst machte mir der Wagner, der die neue Achse gefertigt hatte, eine tüchtige Rechnung; dann verlangte man für den Platz, den der Wagen eingenommen, so viel, als ich in der Residenz das ganze Jahr nicht dafür hätte geben dürfen.

Nach mancher Weigerung und fruchtlosen Vorstellung mußte ich beides von Heller und Pfennig bezahlen.

Meines Verdrusses nicht länger Meister, forderte ich nunmehr mit einiger Heftigkeit meinen Wagen, bis endlich ein Hausknecht etwas Aehnli-

Graf.

Ein Spanier? — Unmöglich — da hätte er sich ja doch bei mir vorstellen lassen — weißt Du denn nicht, wie er heißt?

Isabella.

Nein, Väterchen — ich habe nicht gewagt darnach zu fragen — ob ihn gleich Jeanotton kennt, und ihm sehr vieles Gute nachrühmt.

Graf.

Aha — Jeanotton! — der französische Kammerdiener, den ich hier in Neapel angenommen habe. — Ich dachte mirs wohl, daß der Spitzbube auch dabei seine Hand mit im Spiele haben würde.

Isabella.

Aber, lieber Vater —

Graf.

Ein Taugenichts, der meine Güte schon hundertmal gemißbraucht hat — der mit kecker Stirne behauptet, daß er alles wisse, und den ich doch zu gar nichts brauchen kann; der sich unterfteht in meinem Hause Intriguen anzuspinnen. Nun, es ist mir lieb, daß ich auf

dieſe Art endlich eine gute Gelegenheit gefunden habe ihm die Thüre zu weiſen.

Iſabella.

Und ich ſollte Schuld an dem Unglücke des armen Teufels ſeyn? — O nein, lieber Vater, ich bitte Sie recht ſehr —

Graf.

Schon gut, ſchon gut, liebes Kind — ſei nur ruhig! — Vor allen Dingen aber faſſe Muth — es iſt gewiß nur ſo ein vorübergehender Eindruck — nicht wahr, Du denkſt ſchon gar nicht mehr oft an ihn?

Iſabella.

Ach nein, lieber Vater — doch, doch — ſo zuweilen — früh, und dann wieder Abends — und dann —

Graf. [für ſich]

So, ſo? alſo den ganzen Tag. [zu Iſabella] Still, ſtill jetzt, mein Kind, es kommt jemand. Sieh Dich zufrieden, und laß uns nicht mehr davon ſprechen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Zanetta, [als neapolitaniſches Putzmachermädchen in Landestracht, mit einem Carton unterm Arme.]

Zanetta.

[erblickt im Eintreten den Grafen und bleibt erſchrocken ſtehn]

Ach, Du mein Gott! — ich bin wohl an die falſche Thüre gekommen! — Ich bitte tauſendmal um Vergebung, gnädiger Herr.

Graf.

Was wünſcheſt Du denn, mein Kind?

Iſabella.

Ach, es iſt die kleine Zanetta, meine Wäſcherin und Putzmacherin.

Zanetta.

Ich glaubte in das Zimmer der gnädigen Comteſſe zu kommen. — Es iſt das erſtemal, daß ich in dem neuen Hotel hier bin — und —

Iſabella.

Schon gut — ſchon gut — Du ſollteſt mir ein paar neue Stickereien bringen — aber

jetzt brauche ich sie nicht mehr — Du kannst sie wieder mitnehmen.

Graf.

Ei, mit nichten, mein liebes Töchterchen. Glaubst Du denn, Du müssest auch deshalb weniger auf Deinen Putz verwenden, weil wir nicht mehr so viel ausgeben? Nein, nein, es soll ja eine angenehme Beschäftigung, eine Art Trost für ein Mädchen darin liegen, sich recht nett zu putzen.

Zanetta.

Da haben Sie vollkommen Recht, Eure Excellenz, und die ganze Welt wird Ihnen sagen, daß es keinen noch so hohen Grad von Verzweiflung gebe, der einer Garnitur Spitzen widerstünde.

Graf. [zu Isabella]

Wenigstens mir zu Gefallen thut es meine gute Isabella gewiß. — Ich befehle Dir also hiermit das Neuste, und Schönste, und Geschmackvollste Dir auszusuchen, koste es auch so viel es immer wolle.

Zanetta.

Ach! was das für ein Papa iſt!

Graf. [zu Zanetta]

Du haſt doch wohl ohnſtreitig etwas recht Hübſches und Neues da mitgebracht?

Zanetta.

Ei ja freilich, Euer Excellenz — hier habe ich Pelerinen à la Neige, Jokobänder, Häubchen à la Dame blanche — [ſie öffnet ihren Carton, und der Graf und Iſabella beſehen ſich den Inhalt deſſelben] Freiſchützfedern — das iſt freilich ſchon ein wenig alt — aber die neuſte Sendung aus Paris iſt uns ausgeblieben. Allerdings ein großes Unglück, denn wir beziehen alle unſre Modeartikel von dort her! Das iſt eine Laſt, die man nun einmal auf ſich nehmen muß: denn Sie können leicht denken, wie demüthigend das iſt, wenn man ſo ſklaviſch die Häubchen und Hütchen und Beſätze und Schnitte Gott weiß welcher franzöſiſchen Schauſpielerin nachahmen muß, da man doch recht wohl im Stande wäre, etwas weit Beſſeres ſelbſt zu erfinden. Aber die Damen

hier wollen nun einmal nichts anderes, als aus der französischen Schule.

Graf. [lächelnd]

Ja, das ist abscheulich!

Zanetta.

Und die italienische Schule hat doch gewiß auch ihre Verdienste. — Ja, wenn ich nur einmal nach Frankreich kommen, mich in Paris etabliren könnte! Ich wollte darauf wetten, daß ich bei meinen Anlagen mein Glück dort machen würde — aber die Kosten der Reise! — Du lieber Gott, wenn man eine Waise ist, und eine Menge Unglücksfälle erlebt hat —; ach! ach! [sie trocknet sich die Augen] Ich habe auch ein neues Baret, das bei der letzten Vorstellung von Tebaldo und Isolina im Theater San Carlo großes Aufsehn an der Lalande gemacht hat — wenn gnädige Comtesse es probiren wollen — ?

Graf.

Ei freilich — freilich! — Geh in Dein Zimmer, liebe Isabella, und kaufe dort alles was Dir nur gefällt. [halb leis zu ihr] Du weißt ja, daß ich wegen der Bälle und Promenaden viel bei Dir wieder gut zu machen habe.

Iſabella.

Ach, lieber Vater! — mein Herz will noch von keinem Erſatze wiſſen. [ſie geht ins Nebenzimmer rechts. Zanetta folgt ihr.]

Dritter Auftritt.

Graf. [allein]

Das käme mir eben gelegen! — davor fürchtete ich mich gerade! — So eine Romanenliebe! — ein Unbekannter — Nun, Gott ſei Dank, daß ich es noch zeitig genug erfahren habe — jetzt will ich ſchon Mittel und Wege dagegen anwenden. — Ah, da kommt der Spitzbube Jeanotton — gerade recht! — mit dem will ich den Anfang machen.

Vierter Auftritt.

Der Graf. Jeanotton.

Jeanotton. [mit einem Packete]

Euer Excellenz, hier ſind die Briefe und Depeſchen, die eben mittelſt Eſtafette aus Madrid angekommen ſind.

Graf.

Gut.

Jeanotton.

Ich habe die Einladungskarten zu dem Mittagessen, welches Euer Excellenz geben wollen, selbst zum hamburgischen Consul, dem portugiesischen Gesandten und dem preußischen Minister getragen, — denn ich weiß wohl, daß die diplomatischen Angelegenheiten mit einem gewissen Zartgefühle behandelt seyn wollen. — O nein, da verlasse ich mich auf niemand als mich selbst.

Graf. [spottend]

Sehr viel Diensteifer.

Jeanotton.

Dann bin ich in die Opernkasse gegangen, um die Loge für Euer Excellenz wieder zu miethen, da das Abonnement zu Ende gegangen war.

Graf.

Wer hat Dir das geheißen?

Jeanotton.

Niemand — das verstand sich ja von selbst — ein Diplomat, und keine Loge in der Oper! Das sähe ja aus [halb leis] als fänden Euer Excellenz in Wartegeld.

Graf.

Nun, da ſeh man einmal, wer eigentlich in meinem Hauſe zu befehlen hat!

Jeanotton.

Und dann wiſſen Euer Excellenz auch, wie ſehr ſo etwas die ſchönen Künſte befördert. Euer Excellenz Gegenwart ermuthigt, elektriſirt, begeiſtert die Rouladen und die Entrechats. Der bloße Dilettant kanns freilich nicht begreifen, weßhalb die Ballets ſchlecht gehen, die Tänzerinnen träg ſind, die beſten Pas nicht gelingen wollen, wenn die Herrn Geſandten nicht ins Theater gehen, aber wer etwas tiefer in die Annalen der Kunſt geblickt hat, weiß recht gut, in welcher Wechſelwirkung und Wahlverwandtſchaft das diplomatiſche Corps und das Ballet mit einander ſtehen. — Sonſt haben Euer Excellenz mir alſo weiter nichts zu befehlen.

Graf.

Blos dieß einzige noch. Wie viel Lohn erhältſt Du von mir?

Jeanotton. [für ſich]

Alle Wetter! — eine Zulage! — Schau!

Nun, das geht vortrefflich! [laut] Excellenz — wahrhaftig, der Eigennutz gehört keineswegs zu meinen Untugenden — aber freilich, da ich bei Euer Excellenz die Stelle eines Kammerdieners und Dollmetschers vertrete, so verdiente das wohl —

Graf.

Eines Dollmetschers? — Ja, ja, ich erinnere mich wohl, daß Du Dich dafür bei meiner Ankunft in Neapel ausgegeben hast, und doch verstehst Du nicht zehn Worte weder spanisch noch italienisch —

Jeanotton.

Aber wir verstehen uns doch vollkommen, Euer Excellenz! Es giebt eine gewisse Art Universalsprache —

Graf. [ungeduldig]

Zur Sache! — Wie viel beträgt Dein Jahreslohn?

Jeanotton. [demüthig]

Zweihundert Piaster, Euer Excellenz.

Graf.

Zwei Monate sind wir nun hier, sage also

ches aus dem Hofe des Rathhauses auf die Straße schob.

Das wäre mein Wagen? rief ich aus.

Man bejahte. Aber erst nach einer genauen Betrachtung erkannte ich ihn dafür wieder, so sehr war er, da er unter freiem Himmel gestanden hatte, von der schlechten Witterung mitgenommen worden. Auch paßte die neue, so grob als theuer gearbeitete Achse, ohne Anstrich, so wenig zu dem Uebrigen, daß mein Wagen dadurch wirklich ein ganz fremdartiges Ansehen erhielt.

Das war indessen geschehen und ich hielt es für's Rathsamste, baldmöglichst Anstalten zur Heimreise zu treffen.

18.

Ich kann wohl sagen, daß ich nicht ohne große Scheu meinen Fuß in den Wagen setzte. Die Pferde aber, die ich in Kniffstädt gemiethet hatte, gingen einen so guten und gleichen Schritt, daß ich schon glaubte, diesesmal ohne alles Ungemach nach Hause zu kommen.

Doch gegen Abend erscholl auf Einmal ein sehr vernehmliches Halt auf! halt auf! hinter dem Wagen her, und sodann fielen wirklich ein Paar Männer den Pferden in die Zügel. Um dem abscheulichen Wege einer neuangelegten Straße auszuwei-

dem Haushofmeister, daß er Dir fünfzig Piaster auszahlen soll. — Du kannst Dein Glück anderwärts suchen.

Jeanotton. [bestürzt]

Wie? — Euer Excellenz! — Das bedeutet? —

Graf. [trocken]

Daß ich Dich fortjage, und daß Du Dich nach einer Stunde nicht mehr in meinem Hause blicken lassen sollst — Das ist nicht spanisch, Du wirst mich also wohl verstanden haben?

Jeanotton.

Wie? — wärs möglich? — man hätte mich bei Euer Excellenz so sehr verläumdet, daß nach allen Zeichen der Treue, Ergebenheit, Anhänglichkeit —

Graf.

Ja, Anhänglichkeit für zweihundert Piaster des Jahres — schon gut — kein Wort weiter — Du stehst mir nun einmal nicht mehr an.

Jeanotton.

Und weshalb denn? Excellenz! Denn man muß doch den Leuten, die man fortschickt, ir-

gend eine Ursache angeben — das ist wenigstens eine Art von Schadloshaltung.

Graf.

Du bist zu ungeschickt für einen Diplomaten — ich brauche in meinem Hause gewandte Leute, die —

Jeunotton.

Bescheidenheit verbietet mir darauf zu antworten. — Euer Excellenz werden vielleicht später meinen geringen Talenten gnädigste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Bis dahin ist es meine erste Pflicht, Euer Excellenz Gehorsam zu leisten, mein Bündelchen zu schnüren, und zu sehen, ob nicht vielleicht der russische Gesandte eines Dollmetschers bedarf.

[geht ab]

Fünfter Auftritt.

Der Graf. [allein]

Der Unverschämte! — versteht das Russische gerade so wie er das Spanische weiß. — Meinetwegen, wenn ich ihn nur los bin. — Die Einverständnisse, die gewisse Leute sich ohnstreitig durch ihn in meinem Hause zu ver-

ſchaffen gewuſt hatten, ſind nun für immer abgebrochen, und meine Tochter iſt gerettet. [er geht an den Schreibtiſch] Ich muß doch einmal ſehen was die Depeſchen aus dem Eskurial mitgebracht haben. [öffnet mehrere Briefe] Note zur Communication — Erkundigung einziehen — [ſchreibt an den Rand] An den Geſandtſchaftsſecretair [nimmt einen Brief] Die Hand kenne ich gar nicht. [öffnet und ſieht nach der Unterſchrift] Marquis d'Aveiro — mein alter Gönner — er, dem ich eigentlich mein Glück bei unſerm Hofe verdanke. — Man erwartete ihn ja mit jedem Tage hier in Neapel! — Er wird wohl ſeinen Plan geändert haben. Laſt doch ſehn. [lieſt] „Theuter Graf! Da ich zum erſtenmale in meinem Leben mich ſchriftlich an Sie wende" — ja das iſt wahr, er hat noch nie an mich geſchrieben — „ſo werden Sie es etwas aufdringlich finden, daß ich Sie ſogleich wegen eines Freundſchaftsdienſtes in Anſpruch nehme." — Ich kann ihm einen Beweis meiner Freundſchaft geben! — Das wäre ein wahres Glück für mich! — Seit zwanzig Jahren haben wir uns zwar aus den Augen verloren, aber ich werde ſein An-

denken immer dankbar im Herzen hegen. — „Ich besitze einen einzigen Sohn, der mein ganzes Glück ausmachte, dessen gegenwärtige Aufführung mich aber mit Kummer und Schande erfüllt. Nachdem er ganz Frankreich und Italien durchreist hatte, blieb er plötzlich in Neapel fest sitzen. Ich wußte nicht welcher Ursache ich diese Zögerung zuschreiben sollte, die meinen dringenden Bitten ohnerachtet, sich stets seiner Rückkehr zu mir entgegen stellte. Endlich habe ich in Erfahrung gebracht, daß eine ihn ganz fesselnde, aber auch seiner völlig unwürdige Liebe der einzige Grund davon ist." — Ach du lieber Himmel! — „Ja, mein Freund, um eines Mädchens ohne Stand, ohne Erziehung, kurz — ich schäme mich fast, es niederzuschreiben — um einer Art von Kammermädchen, oder Putzmacherin willen wird vielleicht der Erbe der Alveiros, der Sohn eines Grands von Spanien, auf immer seiner Familie und seinem Vaterlande entsagen." — Wärs möglich! — „Den letzten Nachrichten zu Folge, die ich erhalten habe, lebt er in Neapel unter dem Namen Isidor ganz verborgen, und wohnt in der Chiaja unweit des alten Palastes. Im

Vertrauen auf Ihre Freundschaft zu mir, beschwöre ich Sie also, theurer Graf, die Gewalt anzuwenden, welche Ihre Stellung als Gesandter am dortigen Hofe Ihnen gewährt, um meinen Sohn aufzufinden, und wenn Sie seinen Aufenthalt entdeckt haben, so bemächtigen Sie sich seiner, lassen Sie ihn nicht wieder aus Ihrem Hause, nicht aus Ihrer väterlichen Aufsicht. Ich genehmige im Voraus alle und jede Mittel, welche Sie anwenden können, um meinen Sohn von seiner Thorheit zu heilen, und ihn daran zu verhindern, eine so unwürdige Verbindung einzugehen. Wenn Sie mir auf diese Art meinen Sohn wieder schenken, so wird mein ganzes Leben nicht hinreichen, Ihnen diese große Wohlthat zu vergelten. Nachschrift: Um Sie in Ihren Nachforschungen nach meinem Sohne möglichst zu unterstützen, beschreibe ich ihn Ihnen hiermit näher. Er ist fünf und zwanzig Jahr alt, und so weiter." [Der Schauspieler liest das hier Ausgelassene ganz dem Aeußern des Darstellers angemessen, der die Rolle Isidors spielt.] — Armer Vater! Ja, zweifle nicht daran, ich werde für Deinen Sohn das thun, was ich nur für mei-

nen eignen Sohn thun könnte. — Aber eine solche Nachspürung — ein junger Mann — eine Liebesgeschichte — das scheint sich doch nicht ganz weder mit meinem Alter, noch meiner hiesigen Stellung zu vertragen! — Uebrigens ist es auch nur eine Privatangelegenheit, und die jetzigen dringenden Geschäfte! — Ich möchte da am liebsten jemand haben, der — so einen Intrigant von Profession — aber wo gleich hernehmen? — Den einzigen von der Art, den ich in meinen Diensten hatte, habe ich eben fortgeschickt — den Jeanotton! — den hätte ich dabei brauchen können — doch still — da kommt er.

Sechster Auftritt.

Der Graf. Jeanotton.

Graf.

Ach, bist Du noch da?

Jeanotton.

Ja, Euer Excellenz. Selbst Dero ungerechtes Verfahren gegen mich, wird mich doch nie undankbar machen — und so wollte denn Euer Excellenz ich noch meine unterthänigste Dank-

ſagung abſtatten, ehe ich Dero Dienſte gänzlich verlaſſe.

Graf.

Gut, gut — ich wollte eben auch noch mit Dir ſprechen. — Du hätteſt durch Dein Benehmen freilich eigentlich verdient — daß ich Dich auf der Stelle zum Henker jagte — aber — ich habe unterdeß meine Ideen geändert.

Jeanotton.

Wahrhaftig? Euer Excellenz. — Das heißt nämlich, die Umſtände haben ſich unterdeß geändert.

Graf.

Vielleicht auch: — wenn ich Dir alſo vorhin Unrecht gethan haben ſollte, ſo fordert die Billigkeit —

Jeanotton.

Verſtehe, verſtehe — Euer Excellenz hatten vorhin meiner nicht nöthig, und jetzt —

Graf.

Ganz recht, ganz recht! — [für ſich] Ich kann ihn doch nachher immer noch wieder fortjagen. [laut] Ja, ja, ein etwas delikates Ge-

schäft — das eine gewisse Geschicklichkeit, eine gewisse Thätigkeit erfordert — und wofür ich Dir eine besondre Belohnung zudenke —

Jeanotton.

O! befehlen Euer Excellenz nur — was soll ich thun?

Graf.

Mir noch heute einen jungen Spanier ausfindig machen, der hier in Neapel unter einem falschen Namen verborgen lebt, und in eine Art von Kammerkätzchen verliebt ist.

Jeanotton.

Ein junger Spanier?

Graf.

Der Sohn des Marquis d'Alveira.

Jeanotton. [den Erstaunten spielend]

Der Sohn des Marquis d'Alveira! — ach, und der ist verliebt in — das muß der Familie höchst unangenehm seyn! — Vielleicht gar ein Anverwandter von Euer Excellenz?

Graf.

Darum laß Dich unbekümmert. — Kannst Du mir ihn auf der Stelle verschaffen?

Jeanetton.

Das ist allerdings eine schwere Aufgabe — die Notizen, die Sie mir von ihm geben können, sind so unbestimmt.

Graf.

Nur nicht für Dich, der Du Duzbruder mit allen jungen lustigen Burschen bist.

Jeanetton.

Doch nicht mit denen von so hoher Abstammung. — Bei allen Angelegenheiten muß man aber doch von einem gewissen Punkte ausgehn. — Die Intrigue ist wie eine Art Algebra — man kann nur von genannten Größen zu den ungenannten übergehn.

Graf.

Nun also denn — er hält sich unter dem Namen Isidor hier verborgen auf.

Jeanetton.

Hm, das ist schon etwas.

Graf.

Er wohnt in der Chiaja, unweit des alten Palais.

Jeanotton.

Numero?

Graf.

Ja, wenn ich die wüßte — das iſt ja eben das, was Du herausbringen ſollſt.

Jeanotton.

Man hat ſo ein Opernmittelchen — ja, ja, aus einer allerliebſten franzöſiſchen Oper — aber ich glaube, daß man es hier noch nie angewendet hat: ich will ein paar Matroſen nehmen, ein halbes Dutzend Lazaroni dazu, will in die Chiaja gehn, dort wollen wir aus allen Kräften Feuer, Feuer, ſchrein, und wenn nun alle Menſchen die Köpfe aus den Fenſtern ſtekken, da können Sie Ihren jungen Mann gleich heraus finden, und dann —

Graf.

Einfaltspinſel! — ich habe ihn ja noch nie geſehen!

Jeanotton.

Ja freilich, da geht das nicht. Da könnten Sie leicht einen falſchen erwiſchen. — Alſo geſchwind ein andres Mittelchen. — Wie wär es denn, wenn wir in das Diario Neapo-

chen, hatte nämlich mein Kutscher, ohne daß ich es bemerkte, den Weg über ein Stück Feld genommen. Von der einen Seite verlangte daher der Eigenthümer des letztern Entschädigung, von der andern forderte der Straßenzollcinnehmer die auf das Umgehen des Zolles gesetzte Strafe.

Um nur nicht länger aufgehalten zu werden, fand ich mich mit beiden, so gut es gehen wollte, ab.

Als ich nach Hause kam, hätte ich den verwünschten Wagen, der mir schon wieder so vieles Unglück zugezogen hatte, lieber sogleich mit eigener Hand auseinandergeschlagen. Meine Frau aber sagte, daß er schon im Verzeichnisse der morgenden öffentlichen Versteigerung mit stehe und das Geld, das daraus gelöset werden könne, in unserer Lage auch nicht zu verachten sey. Dabei klagte mir die gute Frau mit Thränen, daß sie keinen Pfennig mehr habe und zudem Fleischer, Bäcker und andere Handwerker ihr gar keine Ruhe ließen, auch mehrere Juden recht angelegentlich nach mir gefragt hätten.

Alles Nachrichten, welche ihrem Rathe, den möglichsten Vortheil aus dem für mich so verhängnißvollen Wagen zu ziehen, nur noch mehr Gewicht gaben.

liano einrücken ließen, daß der junge Herr Ilsber ſich wegen einer höchſt wichtigen Angelegenheit ungeſäumt im Hotel der ſpaniſchen Geſandtſchaft einfinden möchte?

Graf.

Er wird die Falle merken und nicht kommen.

Jeanotton.

Vollkommen wahr! — O! Euer Excellenz haben einen Takt, einen Takt! — der auf der Stelle die ſchwache Seite meiner Vorſchläge aufzuſpüren weiß. — Ich hatte mir zwar gleich anfangs noch ein andres Mittelchen ausgedacht, aber es iſt ſo einfach, ſo natürlich, daß ich —

Graf.

Und eben deshalb wird es wohl das Beſte ſeyn.

Jeanotton.

Da der junge Herr verliebt iſt — ſo wird er oft an ſeine Schöne ſchreiben — und ſie hinwiederum wird ihm des Tags wohl wenigſtens zehnmal wieder antworten — Euer Excellenz wiſſen ſchon, daß die Liebesleutchen die Hauptcontribuenten der kleinen Poſt eben ſo in

Neapel wie in Paris sind. — Da könnte man denn nun bei dem Postbüreau oder bei einem der Briefträger die genauere Adresse sich zu verschaffen suchen, und —

Graf.

Wahrhaftig — das geht!

Jeanotton.

Ist untrüglich, das Mittelchen!

Graf.

Aber wie lecken wir ihn dann in mein Haus? Schon mein bloßer Name wird ihm Furcht einjagen.

Jeanotton.

Ei, einen Spanier, der sich unter einem falschen Namen hier verbirgt, können Sie ja doch auf der Stelle reklamiren — Sie wirken dann den Befehl aus, ihn ins Fort St. Elmo oder bei Ovo zu bringen —

Graf.

Pfui doch! — den Sohn eines Freundes — ein solches Aufsehn! Das ist ja eben, was ich gern vermeiden möchte.

Jeanotton.

Nun, Euer Excellenz, ſo nehmen wir eine Entführung vor. Mit vier bis fünf tüchtigen Lazaroni wollte ich ganz Neapel entführen, ohne daß es jemand gewahr würde. Wenn Sie geruhen wollen, mir den Auftrag dazu zu geben, ſo verſpreche ich Ihnen, daß in zehn Minuten —

Graf.

Nein, nein — darein miſche Dich nur nicht. Da will ich ſchon ſelbſt Anſtalten treffen. Ein Wagen ohne Abzeichnung — Bediente ohne Livre — ja, das macht ſich leicht. — Und jetzt iſts gut, Jeanotten, es iſt gut, ich bin mit Deinem Genie recht wohl zufrieden.

Jeanotton.

Ich hoffe alſo, daß Euer Excellenz mir einige Talente für die Diplomatik zugeſtehen werden.

Graf.

Sprich lieber für die Intrigue, das laſſe ich mir allenfalls gefallen.

[geht ab]

Siebenter Auftritt.

Jeanotton. [allein]

Nun, da ſieht mans, was das für Vorurtheile ſind! Leider hängt in dieſer verwünſchten Stadt alles vom Gehalte ab, den man bekommt. Funfzigtauſend Thaler, und man iſt ein Diplomat, Fünfhundert Thaler, und man iſt nichts als ein Intrigant. — Ja, gehn Sie nur, gehn Sie nur Herr Graf! Suchen Sie nur Ihren jungen Herrn auf und bringen Sie ihn hieher — das iſt ja alles was ich mir in der Welt nur wünſchen kann. [reibt ſich die Hände] Euer Excellenz ſind fein, gewaltig fein — aber doch ſind Sie mit außerordentlich gnädiger Herablaſſung in alle meine Fallen gegangen. — Er hat gar keinen Gedanken daran, daß der junge Mann, den er mit ſo großer Vorſicht in ſein Haus bringen will, ein Franzoſe iſt — und gerade der Liebhaber der holden Iſabella — und der theure Iſidor vermuthet auch noch nicht das Geringſte, wie und auf welche Art ich ihn zu ſeiner ſchönen Geliebten führen will. Er hat mir nur ſo im Vorüberſtreichen zwei Worte zuge-

flüſtert — aber mit einem Tone der aus dem Herzen kam und zum Herzen ging! „Jeanot-ton — ſagte er — zweitauſend Piaſter für Dich, wenn Du mich in das Haus des Geſandten bringen kannſt" — zweitauſend Piaſter! — nun, da iſts ja klar und deutlich — zweitauſend Piaſter! — aber ſie waren auch gar nicht ſo leicht zu verdienen. Der Herr Geſandte ſind gar nicht der Mann, der ſich ſo bequem anführen ließ wie etwa ein Vormund in der Komödie. Sie ſind mißtrauiſch — verdachtsvoll — klug — da mußte man ein ganz neues Mittel erdenken — kühn, keck, überraſchend. — Aber nichts hat meinen Muth gebeugt — ein einziges Briefchen, das ich ſo geſchickterweiſe in die Depeſchen an Sr. Excellenz mit habe einſchlüpfen laſſen, hat alles bewirkt, alles aufs Herrlichſte vorbereitet. — Man muß aber auch geſtehn, daß dieſer Brief des Herrn Marquis d'Alveira ein Meiſterſtück in ſeiner Art iſt. — Ohne weder ihn noch ſeinen Sohn zu kennen, ohne auch nur einmal zu wiſſen, ob er wirklich einen beſitze — erinnere ich mich bloß, daß ich einmal von deſſen ehemaligen Verhältniſſen mit dem Herrn

Grafen hier im Hause habe reden hören — und auf der Stelle ist mein Brief fertig. — Ich habe jedoch, glaube ich, gut daran gethan, unsere jungen Liebesleutchen nicht mit in das Geheimniß zu ziehn, denn das sind gewaltig scrupulöse zartfühlende Persönchen, die am Ende wer weiß wie sehr über meine unschuldige List schreien würden — jetzt aber, wenn die Sache einmal geschehen, doch nur gar zu gern Vortheil daraus ziehen werden. Ist der junge Mann erst hier, so brauche ich ihm blos zwei Worte zuzuflüstern, und alles geht dann seinen gehörigen Gang. — Ich muß doch einmal sehn — [geht ans Fenster] Gut, schön! der Wagen ist schon fort! — Der Herr Graf zeigen dabei eine Thätigkeit, einen Eifer — er giebt sich so außerordentliche Mühe, um mich meine zweitausend Piaster gewinnen zu lassen, daß ich gar nicht weiß, wie ich ihm dafür genug danken soll. — Da geht er unten ganz unruhig, ganz nachdenkend in der Vorhalle herum — ich wette darauf, er denkt schon über die Rede nach, die er dem jungen Manne gleich beim Empfange, über die Gefahr ungezügelter Leidenschaften halten will. —

Aber, du mein Himmel! bei den Leidenschaften fällt mir ein, daß ich das allernothwendigste vergessen habe. — Ich brauche ja so eine Art scheinbarer Geliebte für meinen jungen Mann — einen Bewegungsgrund, daß der Graf ihn hier im Hause behalte — so eine Komödienliebe, die anfängt, wenn mans verlangt, und wieder aufhört, wenns gerade nöthig ist — ein junges Mädchen — hübsch — klug — gewandt — nun, die wird nicht schwer zu finden seyn. — Wer kommt denn da? — Die kleine Putzmacherin der Comtesse! — Wahrhaftig — sie ist hübsch — fröhlich — listig — ja, ja, die paßt für mich wie dazu geboren.

Achter Auftritt.

Jeanotton. Zanetta, kommt aus der Gräfin Zimmer.

Zanetta.

Da muß ich nun wieder den Aufsatz hier erst in Ordnung bringen! — Du mein Gott, wie doch die vornehmen Damen, so bald sie ein Bischen Herzensnoth haben, so schwer an-

zuziehen ſind — nichts paßt ihnen — alles iſt ihnen nicht recht —

Jeanotton. [näher kommend]
Mein ſchönes Kind —

Zanetta.
Ach, verzeihen Sie, mein Herr! ich ſah Sie nicht!

Jeanotton.
Nur ein Wörtchen! — Sie müſſen mir es aber nicht übel nehmen — ich habe wenig Zeit zu verlieren, und bin daher genöthigt, ohne alle Einleitung geradezu auf die Hauptſache zu kommen. — Sagen Sie mir alſo offen: Haben Sie ſchon einen Liebhaber?

Zanetta. [erſtaunend]
Mein Herr — eine ſolche Frage —

Jeanotton.
Sie haben Recht, meine Schöne! — bei einer ſo reizenden Geſtalt — ſo vieler Anmuth — ſo lieblicher Schalkheit — muß Ihnen meine Frage allerdings etwas unartig erſcheinen, aber es liegt mir außerordentlich viel daran, ganz beſtimmt zu wiſſen —

Janetta. [für ſich]

Sollte er etwa ſelbſt — ein geſandtſchaftlicher Kammerdiener — ein Mann mit einem Titel — hm, das wäre gar keine üble Parthie.

Jeanotton.

Nun? — alſo?

Janetta.

Mein Herr — auf ſolche etwas indiskrete Fragen kann ein ſittſames Mädchen durchaus keine Antwort geben — wenn Sie ſich nicht vorher — etwas näher zu erklären belieben.

Jeanotton.

Das verſteht ſich von ſelbſt — ſo gebe ich mir denn die Ehre, Ihnen zu ſagen — daß ich ihnen einen Liebhaber vorzuſchlagen habe.

Janetta.

Einen Liebhaber? — Wie? — Sie, mein Herr!

Jeanotton.

Es iſt hier nämlich von einer unſchuldigen Liſt die Rede — von einer Liebe ohne Folgen, ohne Leidenſchaft, einer ganz beſondern Liebſchaft — die Sie zu gar nichts verpflichten

wird — zu gar keinen Opfern, welche etwa gegen Ihre Privatneigung liefen — wenn Sie schon damit versehen seyn sollten.

Zanetta.

Was hat denn aber nur das alles zu bedeuten?

Jeanotton.

Daß das allerliebste Zanettchen hundert Piaster verdienen soll, wenn Sie nur auf eine kurze Zeit den Signor Isidoro ein wenig lieben will.

Zanetta.

Ach, Gott behüte und bewahre mich!

Jeanotton.

Sie müssen mich nur recht verstehn, schönes Kind. Nur sagen sollen Sie, nur zugeben, daß Sie ihn lieben, sonst auch nicht das Geringste weiter thun.

Zanetta.

Also blos so zum Scheine?

Jeanotton.

Ja, ja, das Herz soll dabei gar nicht ins Spiel kommen.

19.

Um wenigstens zu sehen, wie hoch er weggehen werde, wohnte ich am folgenden Tage selbst der Versteigerung bei und versuchte, Anfangs sehr zaghaft, durch Mitgebote dem Wagen einen höhern Preis zu verschaffen. Mein Muth dabei wuchs aber immer mehr und mehr, da besonders einer der Anwesenden mich allezeit, uhd so schnell überbot, daß ich schon froh war, das gefährliche Eigenthum um keinen Pappenstiel weglassen zu dürfen.

Doch auf Einmal, als ich meinen Mitbewerber wieder überboten hatte, fing dieser an zu schweigen und der Wagen wurde mir zugeschlagen. Das mußte mir um so empfindlicher seyn, weil ich sonach nicht nur das dafür schon geboten gewesene Geld einbüßte, sondern auch den verwünschten Wagen von Neuem auf den Hals bekam und obendrein dem Ausbieter die Versteigerungsgebühren zu bezahlen hatte.

Ich ging daher auf den Mann zu, der mit mir im Bieten bis zuletzt gewetteifert hatte. Ich sagte, daß ich zurücktreten wolle, wenn ihm vielleicht viel an dem Wagen gelegen sey. Aber er sah mich an, und lachte laut auf. Nein, nein, sagte er, und als ich noch mehr gethan, und mich schon erboten hatte, recht viel fallen zu lassen, erklärte er

Zanetta.

Aber das iſt doch immer nicht recht. Man ſoll niemand Liebe vorſpiegeln, die man nicht wirklich fühlt.

Jeanotton.

Es wehret es Ihnen ja auch niemand, ſie wirklich zu fühlen: im Gegentheile, das wäre noch weit beſſer! — Und ein junger, allerliebſter Mann — der einzige Sohn des Marquis d'Aveiro —

Zanetta.

Ein Marquis?

Jeanotton.

Ei freilich, und fürwahr ein recht ordentlicher, ich werde Ihnen gewiß keine Mesalliance vorſchlagen, mein ſchönes Kind. — Alles was von Ihnen verlangt wird, iſt dieſes, daß Sie dem Herrn Geſandten und aller Welt immer wiederholen: Ich liebe Iſidor! ich liebe Iſidor! Aber das mit einem Tone, einem Tone — nun Sie wiſſen ja ſchon, wie Sie es machen, wenn Sie wirklich lieben, oder wie Sie es anfangen, wenn man Ihnen dieß wenigſtens glauben ſoll.

Zanetta.

Man muß doch aber auch erst seine Leutchen kennen, damit man sich nicht etwa irrt.

Jeanotton.

Wenns weiter nichts ist als das? — Das nehme ich auf mich. — Also abgemacht. — O! ich wußte schon, daß Sie auf meinen Antrag eingehen würden, denn es wäre ja schlimm, wenn zwei so kluge Personen, wie wir beide sind, sich nicht mit einander verständigen wollten. Also Don Isidor besitzt Ihr Herz, und damit Sie ja nicht deshalb in Sorge gerathen, so verspreche ich Ihnen, daß die ewige Liebe, die er Ihnen scheinbar versprechen dürfte, ich im Innersten meines Herzens wirklich empfinden will.

Zanetta.

Ei bewahre, bewahre! — Das geht gar nicht! Wenn Sie mir nun noch vollends hier Liebeserklärungen machen wollen — so könnte ich am Ende ganz confus werden. Nein, nein, lassen Sie das nur seyn, und sagen Sie mir lieber dafür, was ich denn nur eigentlich bei der Sache zu thun habe?

Jeanotton.

Nichts, als ſich anbeten zu laſſen.

Zanetta.

Mich anbeten zu laſſen! — nun, das wird mir nicht eben ſo ſehr ſchwer fallen. — Aber, wenn man mit mir ſpricht, was muß ich denn da antworten?

Jeanotton.

Ich habe es Ihnen ja ſchon geſagt, nichts, als: ich liebe Iſidor, ich liebe Iſidor! — und dabei bleiben Sie.

Zanetta.

Und wozu das alles?

Jeanotton.

Das ſollen Sie ſchon zu ſeiner Zeit erfahren, denn jetzt iſts zu ſpät — ich höre einen Wagen — er iſts — geſchwind dort die kleine Treppe hinunter — ich werde in ein paar Minuten wieder bei Ihnen ſeyn, und Ihnen dann vollends meine geheimen Inſtruktionen geben —

Zanetta.

Nun wahrhaftig, Herr Kammerdiener, es iſt

ein groſser Gefallen den ich Ihnen da erzeige, denn es iſt doch gewiß etwas erſchreckliches ſo jemand lieben zu müſſen — ohne auch nur die mindeſte Zeit zu haben, ſich darauf gehörig vorzubereiten.

[Jeanotton läßt ſie die Treppe hinab gehn, wozu die Thüre in der erſten Coulisſe links führt.]

Neunter Auftritt.

Der Graf. Jeanotton.

Graf. [kommt zur Mittelthüre herein] Jeanotton!

Jeanotton.

Euer Excellenz! — Nun? — unſre kleine Expedition?

Graf.

Iſt vollkommen geglückt.

Jeanotton.

Ah! Und Don Iſidor — ?

Graf.

Iſt bereits hier im Nebenzimmer.

Jeanotton.

Vortrefflich — und wenn man ihn auf eine

seine Weise ausfragt — so wird man leicht — [für sich] Denn vor allen Dingen muß ich zu ihm, um ihm Nachricht zu geben. [laut] Wenn also der Herr Graf mir erlauben — so will ich ihn —

Graf.

Nein, nein — inkommodire Dich nicht — ich brauche Dich nun nicht weiter. — [giebt ihm eine Börse] Hier hast Du dreißig Piaster — Du weißt, was ich Dir heut früh gesagt habe — folglich kannst Du Dich jetzt packen.

Jeanotton. [bestürzt]

Wie? — Euer Excellenz! — nach dem Dienste, den ich Ihnen so eben erwiesen habe!

Graf.

Den bezahle ich Dir — wir sind also quitt. Andrer Ursachen halber aber, die Dir zur Genüge bekannt sind, wünschte ich nicht, daß Du von jetzt an wieder einen Fuß über meine Schwelle setztest — verstehst Du mich? — ich habe auch deshalb dem Portier selbst den Befehl ertheilt, Dich, wenn Du Dich blicken ließest — Du verstehst mich — also — abmarschirt! [setzt sich an den Tisch]

Jeanetton. [für ſich]

Verdammt! — Da kann ich dem jungen Manne keinen Wink geben! — er wird alles wieder verderben.

Graf. [mit erhobner Stimme]

Haben Sie mich noch nicht verſtanden, mein Herr Jeanetton?

Jeanetton.

O ja, vollkommen, Euer Excellenz, und ich gehorche ſogleich — auf der Stelle. [für ſich, im Abgehen] Mag er ſehen, wie er ſich herausbilft, bis ich irgend ein Mittel gefunden habe, ihm wieder Succurs zu bringen. [laut] Dankbarſter Knecht Euer Excellenz! [geht auf derſelben Seite ab wie Zanetta.]

Graf. [allein]

Ha! — ich höre unſern jungen Marqueſe! [lächelnd] Der wird wüthend ſeyn!

Zehnter Auftritt.

Der Graf. Iſidor. Ihm folgen zwei Bediente.

Iſidor. [kommt wüthend herein]

Das iſt zu toll! — Mich ſo aus meiner

Wohnung zu entführen! — Ohne mir nur ein Wort zu ſagen — ohne mir nur im mindeſten zu erklären —

Graf.

[giebt den Bedienten ein Zeichen abzutreten]

Iſidor. [wendet ſich zu dem Grafen]

Nun? werde ich endlich erfahren, wo ich bin?

Graf.

[ſteht auf und tritt zu ihm]

Bei mir, mein Herr!

Iſidor.

Mein Himmel! — [für ſich] Der Graf d'Aranja! — Der Vater meiner Geliebten!

Graf.

Ich bemerke wohl, daß Sie wegen der allerdings ganz freiwilligen Art, womit ich Sie genöthigt habe, mir Ihren Beſuch zu machen, ein wenig ungehalten ſind.

Iſidor. [verlegen]

Ich? — Herr Graf! [für ſich] Das war ja mein höchſter Wunſch!

Graf.

Ich werde Ihnen bald beweisen, daß ich ein Recht hatte, so zu handeln. Indeß aber bitte ich Sie, mich geduldig anzuhören. Sie sollen hier mit all der Auszeichnung behandelt werden, die Ihnen gebührt. Sie werden an meiner Tafel speisen, und von meinen Leuten bedient werden — aber Sie werden sonst mit niemand zusammen kommen, und keine andre Gesellschaft haben als mich und meine Tochter.

Isidor. [freudig]

Wie? — Herr Graf! —

Graf.

Alle Einwendungen sind vergeblich. Sie müssen sich in Geduld darein fügen. Ich habe den Auftrag Sie zu bewachen, und Sie kommen nun nicht mehr von mir fort. Sie können daher auch getrost alles gestehen, und Ihren wahren Namen wieder annehmen.

Isidor.

Meinen wahren Namen — o! den will ich gar nicht verbergen — ich bin Isidor von —

Graf. [ihn unterbrechend]

Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß es jetzt

gar nicht mehr an Zeit und Stunde iſt, ſich zu verſtellen, und ich verlange jetzt von Ihnen, daß Sie mir die reine Wahrheit ſagen.

Iſidor. [für ſich]

Ich ſagte ja gern alles, was er nur haben wollte, um nur hier bleiben zu dürfen. [laut] Aber haben Sie doch die Güte, Herr Graf, mir zu ſagen, was ich Ihnen denn eigentlich geſtehen ſoll?

Graf.

Daß Sie der Sohn des Marques d'Aveiro, meines alten Freundes ſind.

Iſidor.

Des Marques d'Aveiro! — Wie? Herr Graf! — Sie verlangen dieß ausdrücklich?

Graf.

Ja, allerdings, mein Herr!

Iſidor.

Nun denn, ſo wage ich es nicht, Ihnen zu widerſprechen.

Graf.

Würde auch vergebens ſeyn! Glauben Sie denn nicht, daß ich das alles ſchon lange wußte? Nun, junger Mann, beruhigen Sie ſich nur

für jetzt; späterhin sprechen wir von Ihnen, von Ihrem Vater, von dem Kummer, den Sie ihm verursachen. —

Isidor.

Ich?

Graf.

Bis dahin verlange ich blos eine einzige Sache von Ihnen. — Einem edlen Castilianer ist sein Wort das Heiligste auf der Welt. Geben Sie mir das Ihre, daß Sie aus diesem Hause nicht entweichen wollen.

Isidor.

O! was das betrifft, das schwöre ich Ihnen von Grund des Herzens gern.

Graf.

Schön, und so hoffe ich denn, daß wir zuletzt noch recht gut mit einander zufrieden seyn werden.

Isidor.

Das sollte mir höchst angenehm seyn.

geradezu, daß ihm der Wagen um jeden Preis zu theuer sey.

Das fuhr mir wie ein Messer durchs Herz. Da übrigens der Auctionator schon mehrere Mal nach der Bezahlung gefragt hatte, so ging ich zu ihm und gab mich ihm in's Ohr als Eigenthümer des Wagens zu erkennen.

Hm, antwortete er mir eben so leise, da haben Sie sich viel unnöthige Kosten gemacht. Denn der Mann, der das vorletzte Gebot gethan hat, ist von mir selber beauftragt, zum Besten der Eigenthümer der versteigerten Sachen, diese ein wenig hinaufzutreiben. —

So kam es denn heraus, daß ich mich gewissermaßen selbst überboten hatte, um — die Auctionsgebühren recht hoch zu bringen, die ich bezahlen mußte, und um den Wagen zu behalten, den ich um jeden Preis gern los gewesen wäre!

20.

Ich schämte mich, dieser mißlungenen Spekulation halber, zu meiner Frau zu gehen. Wenigstens wollte ich zuvor noch den Wagen einigen Miethkutschern anbieten. Aber sie sagten, daß sie der Wagen weit mehr hätten, als sie in so schlechten Zeiten brauchen könnten. Endlich fand ich indessen doch noch einen, der Lust zu dem Wa-

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Iſabella kommt aus ihrem Zimmer.

Graf.

Nur näher, liebe Tochter! Dieſer junge Mann iſt kein Fremder, Spanien iſt auch ſein Vaterland, und [halb leis zu ihr] Du kannſt ihn Dir daher ohne Gefahr etwas näher betrachten.

Iſabella. [hervortretend]

Mein Herr — [ihn erkennend] O mein Gott!

Graf.

Was iſt Dir denn?

Iſabella.

Ach, du mein Himmel, das iſt er ja!

Graf.

Wer denn?

Iſabella.

Der junge Mann, der uns immer nachging.

Iſidor. [für ſich]

O Gott! Sie erkennt mich wieder!

Graf.

Wie? — Wärs möglich!

Isabella.

Ja, es ist wahrhaftig der Unbekannte, von dem Jeanetton sagt, daß —

Graf. [für sich]

Sollte mich der Spitzbube betrogen, und durch irgend einen Kunstgriff jemand andern statt des Marques d'Aveiro eingeschwärzt haben? [fällt in Nachdenken]

Isabella. [für sich]

Ach Gott! wie er mich ansieht!

Isidor. [für sich]

Wie wird das enden? —

Isabella [für sich]

O! über den guten Vater! wie zuvorkommend er doch ist!

Isidor. [für sich]

Hier liegt ein Mißverständniß zum Grunde, doch ich muß es so lange als möglich für meine Liebe benutzen.

Graf. [sich besinnend]

Ich kann ja aber doch gleich nachsehn, ob es wirklich der junge Marquis ist, denn glück-

licherweiſe enthält ja der Brief ſeines Vaters deſſen ganzes Signalement. [er zieht den Brief aus der Taſche, lieſt und vergleicht.]

Iſidor. [für ſich]

Ein Signalement! — ich bin verloren! —

Graf.

Nein — wahrhaftig — Zug für Zug — wie aus dem Spiegel geſtohlen. — Er muß es ſeyn!

Iſidor. [für ſich]

Ich bin gerettet, weiß aber in der That nicht wie?!

Iſabella.

Aber, lieber Vater! was iſt Ihnen denn? Sie ſind ſo ſonderbar bewegt!

Graf.

Nichts — nichts — mein Kind! — Holla! [ruft, ein Bedienter tritt ein] Führe den Herrn hier auf das für ihn bereitete Zimmer. [zu Iſidor] Wir werden uns bald wieder ſehen — bis dahin überlaſſe ich Sie Ihrem eignen Nachdenken. Bedenken Sie aber, daß jede Flucht unmöglich ſeyn würde, denn Sie ſind auf Ihr Ehrenwort mein Gefangner.

Isidor.

Gefangen zu seyn hat immer etwas Schreckliches an sich — aber hier unterwerfe ich mich — [mit einem Blick auf Isabella] indem ich an den Kerkermeister denke — mit Freuden aller Kerkerhaft; möchte ich doch zeitlebens in so theuern Fesseln schmachten können, und nie, nie meine Freiheit wieder erlangen.

[geht ab]

Zwölfter Auftritt.

Der Graf. Isabella.

Isabella.

Wie? — lieber Vater? — auch sogar wohnen soll er hier? — hier bei uns?

Graf.

Wie Du siehst.

Isabella.

Es ist also ein Spanier?

Graf.

Ja, der Sohn des Marques d'Aveiro.

Isabella.

Des Marques d'Aveiro?

Graf.

Aber, laß das nur — Du mußt nicht mehr an ihn denken.

Iſabella.

Und weshalb denn nicht?

Graf.

Weil er Deiner unwürdig iſt — weil er eine Andre liebt — kurz, er verdient weder Deine Zärtlichkeit — noch Dein Bedauern.

Iſabella.

Er liebt ſchon eine Andre!

Graf.

Und wenn Du vollends wüßteſt, gute Iſabella, wer Deine vorgezogene Nebenbuhlerin iſt! — ein Mädchen ohne Erziehung — geringen Standes — wahrſcheinlich ein Dienſtmädchen —

Iſabella.

Wärs möglich! — nein, das kann ich nicht glauben. — Man verläumdet ihn gewiß, liebes Väterchen!

Graf.

Verläumdung? — Ja, wenn ich nicht die

Beweise in den Händen hätte! — Da, lies! [giebt ihr einen Brief] Ueberzeuge Dich hier durch schwarz auf weiß, daß er eine Andre anbetet.

Isabella.

Mein Herz widerspricht meinen Augen — nein, nein, dessen ist er nicht fähig.

Graf.

Aber sein Vater behauptet es doch geradezu.

Isabella.

Thut nichts — in solchen Fällen weiß immer der Sohn mehr als der Vater.

Graf.

Ja freilich — wenn Du nicht einmal dadurch zu überzeugen bist, so —

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Jeanetton im Hintergrunde.

Jeanetton. [für sich]

Kein andres Mittel blieb mir mehr übrig, um wieder hier Eintritt zu finden, und ihm zu Hülfe zu kommen. Gebe der Himmel, daß es noch Zeit ist. [laut] Euer Excellenz!

Graf. [ihn erblickend]

Wie? — Und Du wagſt es noch, Dich hier ſehen zu laſſen?

Jeanotton.

Ja, Euer Excellenz — ungeachtet Ders ausdrücklichen Befehls habe ich mir dennoch den Zutritt hier zu verſchaffen gewußt — ich habe Gewalt angewendet — gebe mich jetzt Ihrem Zorne Preis — nur um das Glück zu haben, Ihnen einen außerordentlichen Dienſt zu leiſten: ſo wahr iſts, daß die ächte Ergebenheit eines treuen Dieners, ſelbſt auch die ſchlechteſte Behandlung überlebt.

Graf.

Und was bringt Dich wieder hieher?

Jeanotton.

Ihr Intereſſe! [vertraulich] Ich muß Sie vor einem teufliſchen Fallſtricke warnen. — Man hintergeht Sie.

Graf.

Mich?

Jeanotton.

Ich weiß das beſſer als irgend jemand —

Sie können mirs glauben — ich ſchwöre es Ihnen, bei meiner Ehre, daß man Sie betrügt.

Graf.

Und worin denn?

Jeanotton.

In Betreff des Sohnes des Marquis Villeiro. — Er iſt jetzt in Ihrem Hauſe — Sie halten ihn feſt — aber das iſt ihm eben Recht — das will er eben — das iſt das Höchſte was er wünſcht — denn die, welche er liebt, iſt auch hier.

Graf. [für ſich]

Mein Gott! So hätte meine Tochter doch Recht! [zu Jeanotton] Du kennſt ſie alſo?

Jeanotton.

Ei freilich, Euer Excellenz — aber es kommt mir nicht zu, ſie Ihnen zu nennen — und jetzt, wo ich dem Bedürfniſſe meines dankbaren Herzens Genüge geleiſtet, und Ihnen einen heilſamen Wink gegeben habe, ziehe ich mich wieder in meine Verborgenheit zurück.

[will gehn]

Graf. [ihn zurückhaltend]

Nein, nein, Du ſollſt bleiben. [für ſich] Mag mans anfangen wie man will, ſolche Schurken ſind einem unentbehrlich. [laut] Sprich offen — ſage uns geradezu und unverhohlen, wen er liebt?

Jeanotton.

Sie befehlen alſo? —

Iſabella.

Ja, ja, allerdings — geſchwind, geſchwind!

Jeanotton.

Nun denn, gnädige Comteſſe, ſo mag ſie Ihnen ſelbſt deshalb Rede und Antwort geben — denn, da iſt ſie.

Iſabella und der Graf.

Was? — Zanetta! — Unmöglich!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Zanetta, welche bei den letzten Worten eingetreten iſt, und ihren Carton auf einen Tiſch gelegt hat.

Zanetta.

Gnädige Comteſſe, ich bringe Ihnen hier

das Hütchen wieder — jetzt wird es Ihnen gewiß ganz köſtlich ſtehn.

Graf.

Davon iſt jetzt nicht die Rede! — Komme Sie hieher, meine Werthe!

Zanetta. [verlegen]

Euer Excellenz!

Graf.

Zittre Sie nicht — ich will nur die Wahrheit aus Ihrem Munde beſtätigt haben.

Zanetta.

Die Wahrheit —

Graf.

Ja. — Sie kennt, wie ich höre, einen jungen Menſchen, Namens Iſidor.

Zanetta. [ſtellt ſich heftig beunruhigt]

Iſidor! — Ach, du mein Himmel! — Hm — ja, Euer Excellenz — aber Sie wiſſen — Ach, du lieber Gott, ich bin verloren! [leis zu Jeanotton] Mach ichs ſo recht?

Jeanotton. [eben ſo zu ihr]

Zum Entzücken!

gen zeigte, nur meinte er, daß er ihn zuvor versuchen müsse. Er ließ ihn auch, auf meine Einwilligung, ohne Verzug zu sich holen.

Als ich nach Hause kam, so wartete schon meine Frau sehnlich, um mich nach dem Ausfall der Geschichte zu befragen.

Der Ausfall, antwortete ich, der ist nun so, so. Zum besten freilich nicht, aber auch nicht zum schlechtesten.

Der Wagen ist also doch weg? fragte sie.

Ja, weg ist er. —

Und wie hoch ist er weggegangen? fragte sie weiter.

Ach, hoch, sehr hoch, leider, nur allzuhoch!

Allzuhoch, und leider? Ich verstehe kein Wort.

Wenn ich Dir aber sage, daß ich ihn selbst erstanden habe, und nun die Gebühren von jedem Thaler erlegen muß? —

Hm! sagte mein Nettchen kopfschüttelnd.

Aber, fuhr ich fort und ergriff dazu ihre Hand, dennoch ist er, wie gesagt, wieder weg.

Ich erzählte hierauf, was späterhin geschehen war. Wir erwarteten dann beide den morgenden Tag und mit diesem den Miethkutscher, um zu hören, ob ihm der Wagen recht sey oder nicht.

Iſabella. [für ſich]
So war es doch wahr!

Graf. [zu Zanetta]
Nun, nun, beruhige Sie ſich nur — ich weiß ſchon alles. — Es liegt mir nur daran, daß Sie mir ſelbſt ein freies unumwundenes Geſtändniß ablegt.

Zanetta.
Ich kann Euer Excellenz weiter nichts geſtehen — kann Euer Excellenz weiter nichts ſagen, als — ich liebe Iſidor.

Graf.
Aber —

Zanetta.
Ich liebe Iſidor.

Graf.
Aber, mein Kind —

Zanetta.
Ich liebe Iſidor — ja, ich liebe Iſidor, und dabei bleibe ich. [leis zu Jeanotton] Nicht wahr?

Jeanotton. [leis zu ihr]
Vortrefflich!

Graf.

Ob man vernünftig mit dem Mädchen sprechen kann?! — Weiß Sie denn aber auch, wer dieser Isidor ist, dessen unselige Neigung Sie theilt? — Hat er Ihr seinen Namen angegeben — seinen Rang?

Zanetta.

„Ei freilich. Ich weiß so gut wie Euer Excellenz, daß er der Sohn des Marques d'Alveiro ist.

Graf.

Nun? meine Tochter!

Isabella.

Ach Gott! leider ist es nur zu wahr! Kein Zweifel mehr! [zu Zanetta] Aber mit uns ist es nun aus, Mamsell — Sie arbeitet künftig nicht mehr für mich — ich ersuche Sie sogar, sich nicht mehr in diesem Hause sehen zu lassen.

Zanetta.

Wie? — gnädige Comtesse! [leis zu Jeanotton] Ei nein, wenn ich wegen dieser kurios sen Liebe meine Kundschaft einbüßen soll —

Jeanotton. [leis zu ihr]

Still, still nur jetzt.

Iſabella. [zu dem Graf]

Und was meine Vermählung anbetrifft, lieber Vater — ſo bin ich jetzt vollkommen entſchloſſen — ich heirathete nun, wen Sie nur wünſchen — und — je eher, je lieber. [für ſich] Es wird mir das Leben koſten, aber das iſt einerlei. [ſie geht in ihr Zimmer]

Jeanotton. [für ſich]

Zum Henker, da iſt wieder eine Gefahr, die ich nicht vorausgeſehen hatte. — Man muß ſie aus ihrem Irrthume zu reißen ſuchen.

[er will ihr nach]

Graf.

Wo hinaus?

Jeanotton.

Euer Excellenz — nirgends — ich wollte nur ſehen — ob die gnädige Comteſſe etwas zu befehlen hätte —

Graf.

Du bleibſt hier, und rührſt Dich nicht von der Stelle.

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen außer Iſabella.

Jeanotton. [für ſich]

Alle Wetter! die Sache wird immer verwikkelter.

Zanetta.

Aber die gnädige Comteſſe iſt doch auch ſehr unbillig! — Wenn man alle ſeine Kunden verlieren ſollte, weil man eine kleine Inklination hat, ſo würden nur die Grundhäßlichen ihr Glück machen.

Graf. [für ſich]

Ja, ja, dieß iſt der einzige Ausweg, um den Sohn meines Freundes zu retten. [laut] Jeanotton! — Stühle! — [für ſich] Der Marques wird das gewiß gut heißen. [laut] Mamſell — ſetzen Sie ſich.

Jeanotton.

[hat einen Stuhl für Zanetta hingeſetzt, und ſtellt nun den für den Grafen dicht daneben]

Zanetta. [ſich ſträubend]

O — Euer Excellenz! —

Graf.

Setzen Sie sich nur, und hören Sie mich ruhig an.

Jeanetton. [für sich]

Was wird nur wieder da heraus kommen?

[Der Graf setzt sich, Zanetta ebenfalls zu seiner Linken. Jeanetton steht hinter dem Stuhle des Grafen, so, daß er Zanetten Zeichen machen kann, ohne daß es der Graf bemerkt.]

Graf. [für sich]

Das ist eine für mich ganz neue Art von Negoziazion, und ich weiß wahrhaftig nicht recht, wie ich mich dabei benehmen soll. — Mein Martens läßt mich völlig im Stiche! — Am besten wirds wohl seyn, ohne lange Vorrede gerade zur Hauptsache zu kommen. [zu Zanetta] Mademoiselle! Sie lieben also Isidor?

Zanetta. [will aufstehen]

Ja, ja, Euer Excellenz, ich liebe Isidor, ich liebe —

Graf. [nöthigt sie wieder zum Sitzen]

Das weiß ich ja schon. — Sie haben mir es leider bereits mehr als zehnmal wiederholt.

Aber es giebt auch noch eine andre Familie, die ihn liebt, der er sehr theuer ist — eine angesehene, mächtige Familie, die entschlossen ist, gegen Sie, im Nothfalle selbst, alle Mittel der äußersten Strenge anzuwenden, um —

Zanetta. [erschrocken]
Aeußerste Strenge! — was ist denn das?

Jeanotton.
[macht ihr Zeichen, daß sie ruhig seyn soll.]

Graf.
Ich sehe mit Vergnügen, daß Sie nicht für solche Mittel sind — und da haben Sie Recht — ich bins auch nicht — ich vermeide sie aufs angelegentlichste — und da Sie mir heut früh von Ihrem Wunsche sprachen, sich in Paris zu etabliren, so habe ich Folgendes so bei mir selbst überlegt: „Wenn Mademoiselle Zanetta," sagte ich mir, „deren ausgezeichnetes Talent ich ehre und schätze, die Moden und Annehmlichkeiten Neapels nach Paris zu verpflanzen gesonnen wäre, so würde ich mir ein Vergnügen daraus machen, zu der Reise und den Einrichtungskosten das Bedürfende beizutragen.

Zanetta.

Wie? — Euer Excellenz — wollen die Gnade haben — ?

Graf.

Ich dachte mir ſo, daß ein tauſend Stück Piaſter ohngefähr hinreichend ſeyn würden —

Zanetta.

Tauſend Piaſter! [Jeanotten macht ihr ein Zeichen, es auszuſchlagen] Tauſend Piaſter — um Neapel zu verlaſſen — meinen Iſidor zu verlaſſen, — !

Graf.

Nun denn, zweitauſend!

Zanetta.

Wie? — Euer Excellenz könnten glauben — daß eine ſolche Leidenſchaft — ſo rein — ſo zart — ſo uneigennützig — nein! nein! niemals —

Graf.

Nun denn — dreitauſend.

Zanetta.

[will aufſtehn, Jeanotton macht ihr aber immer noch Zeichen es auszuſchlagen] Dreitauſend! —

Ach, wie muß ich mir es immer wiederholen, wie sehr ich Isidor liebe!! — Nein, Euer Excellenz — lassen Sie mich — kränken Sie mich nicht so — bringen Sie nicht länger in mich —

Graf.

Nun denn — viertausend!

Zanetta.

Viertausend! [Jeanetton macht dasselbe Zeichen. Zanetta für sich, indem sie aufsteht] Ei, der Herr Kammerdiener mag winken so viel er will, das zieht gar zu stark! [laut] Ja freilich — Euer Excellenz — ich liebe Isidor und werde ihn immer lieben — und der arme Isidor wird auch selbst — aber der Vortheil — seiner Familie — die Pflicht — viertausend Piaster — und dann, das Alleranziehendste für ein armes Mädchen — eine eigne Einrichtung — denn Isidor würde mich doch am Ende nicht haben heirathen können —

Graf.

Auf keinen Fall, ohne mit seiner Familie sich im höchsten Grade zu entzwein, — und

Sie würden ihn doch nicht haben ins Unglück ſtürzen wollen?

Zanetta.

Da ſei der Himmel vor! — Ich, und Iſidor ins Unglück ſtürzen! — Eher wollte ich mich ſelbſt opfern.

Graf.

Ihr Entſchluß alſo?

Jeanotton. [für ſich]

Ich ſehe ihn ſchon mit Zittern auf ihren Lippen ſchweben.

Zanetta.

Da es nun einmal ſo ſeyn muß — ſo entſage ich — ſo opfre ich meine Liebe dem Pflichtgefühle.

Graf.

Und da thun Sie ſehr wohl daran. Das wird Ihnen der Himmel ſegnen! Denn wenn man ſeiner Pflicht folgt, mein Kind, ſo gewinnt man ſtets mehr dabei, als man aufopfert.

Zanetta.

Ja, das ſehe ich jetzt, Euer Excellenz!

Jeanetton. [ſtampft mit dem Fuße]
So gehts, wenn man alberne Menſchen ins Vertrauen zieht.

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. Iſidor.

Iſidor.
Mein Herr Graf — ich komme — o verzeihen Sie! — Sie ſind beſchäftigt.

Graf.
O, Sie ſtören uns nicht im Geringſten. Kommen Sie näher, junger Mann. [er nimmt ihn bei der Hand und führt ihn Zanetten gegenüber] Es iſt jetzt an Zeit und Stunde, offen zu ſprechen — Sehen Sie hier das Mädchen, das —

Iſidor. [ſieht Zanetten an]
Sie iſt recht artig — ganz allerliebſt! — Aber ſagen Sie mir doch, wer ſie iſt, denn ich kenne ſie gar nicht.

Graf. [für ſich]
Wie er ſich verſtellen kann. — Warte nur, ich will Dich ſchon fangen. [laut zu Zanetta]

21.

Doch als spät am Abend noch immer kein Miethkutscher kam, da ging ich selber zu ihm, um Nachfrage zu halten.

Ja, sprach er, liebes Kind, jetzt kann ich mich noch nicht entschließen. Zwar gefällt mir der Wagen ganz gut; aber das habe ich ja gleich gesagt, daß ich ihn erst probiren müßte. Er ist daher heute über Land gegangen. Sobald er zurückkommt, ein Mehreres davon. Ihr Diener indessen!

Mit diesen Worten ließ er mich stehen und ging in seinen Stall.

Um nicht durch meine Ungeduld zu verrathen, wie nöthig ich das Geld brauchte, und den Mann etwa auf den Gedanken zu bringen, mir einen Spottpreis anzubieten, begnügte ich mich vor der Hand dabei.

Als aber vierzehn Tage vergangen waren, der Auctionator schon zu verschiedenen Malen nach seinen Gebühren geschickt hatte, und noch immer keine Nachricht wegen des Wagens einlangte, da ging ich auf's neue zum Miethkutscher.

Er wird nun hoffentlich nächstens kommen! so antwortete mir der Mann, und wirklich hörte ich am Tage darauf von dem Hausknechte aus

Mademoiſelle! —: betrachten Sie hier dieſen jungen Mann, welchen —

Zanetta.

Wer iſt denn der junge Herr? — wie heißt er denn? — Ich habe gar nicht die Ehre ihn zu kennen.

Graf. [für ſich]

Ha, ha! auch ſie will nicht mit der Sprache heraus! Das ſind verſtockte Sünder! [laut zu Iſidor] Sie thun alſo, als ob der Anblick dieſes Mädchens keine Empfindungen in Ihnen erregte, die —

Iſidor.

Ich ſehe die Mamſell zum Erſtenmale in meinem Leben.

Graf. [leis zu Jeanotton]

Jeanotton, und was denkſt Du dazu?

Jeanotton [leis zum Grafen]

Daß er gewiß ſeine guten Urſachen dazu hat, ſich ſo zu benehmen.

Graf. [zu Iſidor]

Sie glauben ſich vielleicht hier Zwang anthun zu müſſen. Wir wiſſen aber recht gut,

welche Flamme dieſe Augen in Ihrem Herzen entzündet haben?

Iſidor.

In meinem Herzen? — dieſe Augen? — Ich verſichere Ihnen —

Graf.

Sie ſind alſo feſt überzeugt und bleiben dabei, dieſes Mädchen nicht zu kennen, noch weniger aber, es zu lieben?

Iſidor.

Soll ich es Ihnen nochmals beſchwören?

Graf.

Nein, das begehre ich gerade nicht — aber ich verlange einen Beweis davon.

Iſidor.

Und der wäre?

Graf.

Verſprechen Sie mir — ?

Zanetta.

Aber, Euer Excellenz —

Graf.

Schweigen Sie jetzt. — [zu Iſidor] Ver-

ſprechen Sie mir feierlichſt, auf dieſes Mädchen hier für immer Verzicht zu leiſten?

Iſidor.

Ohne alles Bedenken.

Jeanotton. [für ſich]

O! wie ungeſchickt!

Graf.

Willigen Sie ein, dieſes Mädchen zu verlaſſen?

Iſidor.

O ja, auf der Stelle.

Graf.

Mehr verlange ich nicht — braver junger Mann, ich bin mit Ihnen zufrieden.

Iſidor.

Und Sie ſchenken mir Ihre Freundſchaft?

Graf.

Ja, junger Mann — meine Freundſchaft — meine Achtung. — Empfangen Sie einen Beweis von beiden — in einer halben Stunde werden Sie nicht mehr hier ſeyn.

Iſidor.

Wie? Herr Graf! — Was ſoll das heißen?

Graf.

Daß Sie jetzt würdig sind, Ihren Vater wieder zu umarmen, daß er Sie mit Ungeduld erwartet — die Postchaise, die Pferde, das zu Ihrer Reise nöthige Geld, alles wird in wenigen Minuten bereit seyn.

Isidor.

O Himmel!

Graf. [zu Zanetta]

Was Sie betrifft, Mademoiselle, Sie bleiben hier — ich muß doch über dieses Geheimniß noch Aufklärung zu erhalten suchen, [mit einem Blick auf Jeanetton] und wenn man mich hinterging —

Jeanetton.

Ja, das müssen Euer Excellenz vor allen Dingen zu erfahren suchen, denn es geht mir wie Ihnen — ich kann mich nicht darein finden.

Graf.

Sehen Sie einmal, Sie seiner Herr! — [für sich] Schon gut, schon gut! — Uebrigens ists ganz einerlei. — Er reist, und das ist alles, was ich nur wünschen kann. [laut] Erwarten Sie mich hier. Ich bin im Augenblicke wieder da. [geht ab zur Mittelthüre]

Siebenzehnter Auftritt.

Iſidor. Jeanotton. Zanetta.

Iſidor.

In einer halben Stunde fortreiſen! — und weshalb? wozu?

Zanetta.

Ja, wahrhaftig! Jetzt, da man endlich vom Herzen wegſprechen kann, möchte ich doch gern wiſſen, was das alles bedeuten ſoll?

Jeanotton.

Daß wir verloren, ruinirt ſind — und das alles durch Ihre Schuld — Sie zwei Beiden.

Iſidor und Zanetta.

Durch meine Schuld.

Jeanotton.

Seit einer Stunde mache ich Ihnen Zeichen über Zeichen, und Sie verſtehen mich nicht! — Ich hatte alles vorausgeſehen, vorausberechnet, alles in Ordnung gebracht. — Der Herr Geſandte wollte den Sohn des Marques d'Aveiro bei ſich behalten, um ihn von einer ſtandeswidrigen Neigung zu kuriren — und der Sohn des Herrn Marques d'Aveiro — der waren

Sie! — die ſtandeswidrige Neigung — Mamſell da!

Zanetta.

Wie? — das „ich liebe Iſidor!“ mußte ich alſo — ?

Jeanotton.

Und Sie waren ſo ungeſchickt, ſich einander nicht zu erkennen!

Zanetta.

Wenn man ſich aber vorher nie geſehen hat!

Iſidor.

Und vor allem, wenn man nichts vorher davon weiß.

Jeanotton.

Konnte ich es denn ſeit heut Morgen auch nur einen Augenblick möglich machen, Sie ohne Zeugen zu ſprechen! — Was aber nun?

Zanetta.

Seiner Excellenz alles eingeſtehn.

Jeanotton.

Ei bewahre! — dann würde ich ganz allein die Unkoſten des Späßchens bezahlen.

Iſidor.

Nein, beſſer iſts, an den Marques d'Aveiro zu ſchreiben, deſſen Namen Du mich haſt annehmen laſſen. Er iſt ein Freund des Geſandten, aber auch mit meiner Familie befreundet und verwandt, dieſe hat ſich auf meine Bitte an ihn gewendet, und ich habe ſogar bereits einen Brief von ihm geſehen, worinn er verſprochen hat, bei dem Geſandten ein gutes Wort für mich einzulegen.

Jeanotton.

Der Herr Marques d'Aveiro ſind aber in Madrid, und werden uns jetzt von ſo weit her nichts helfen können. Während deſſen aber verlieren Sie Ihre Geliebte, und ich meine zweitauſend Piaſter.

Zanetta.

Und, ich meine viertauſend.

Jeanotton.

Nur ein einziges Mittel giebt es, die Sache wieder ins Gleis zu bringen.

Iſidor.

Und das wäre?

Jeanotton.

Der Herr Graf wird gleich wieder da seyn. Wünschen Sie wirklich so sehr, hier zu wohnen, und bei Comtesse Isabella zu bleiben?

Isidor.

Und Du kannst noch fragen?

Jeanotton. [auf Zanetta zeigend]

Nun, so verlieben Sie sich wieder in diese da.

Isidor.

Und was wird Isabella dazu sagen?

Jeanotton.

Wenn Sie hier im Hause bleiben, so werden Sie ja Gelegenheit genug finden mit ihr zu sprechen, und ihr die Wahrheit kund zu machen.

Isidor.

Er hat Recht — nun denn — meinetwegen. — Wenn Mamsell erlauben, nun — so liebe ich Sie, bete Sie an, bin ganz rasend in Sie verliebt! — Darf ich mir Ihren Namen ausbitten?

Zanetta.

Zanetta, — zu Befehl!

Jeanotton.

Und Sie, meine liebe Schöne, Sie kennen unſre Verabredung, unſern erſten Plan — Sie müſſen ſich für das allgemeine Beſte aufopfern, und wieder für ihn ſeufzen.

Zanetta.

Wenns denn nun einmal ſo ſeyn muß, ſo will ich wohl wieder — ich liebe Iſidor! — ſagen, aber, verzeihen Sie mir, es iſt doch eine ängſtliche Sache, ſo, mit jeder Minute, einmal zu wechſeln. Ich weiß zwar wohl, daß es hier nur den Schein gilt, aber, bei alle dem — kann ſo etwas leicht zur Gewohnheit werden.

Jeanotton.

Und Sie bedenken nicht, daß hier [auf ſich zeigend] ein Mann von den ſolideſten Grundſätzen ſteht, der Sie ſchon wieder auf den rechten Weg zurückführen wird. — Doch ſtill! ich höre kommen! — Alſo friſch ans Werk! Gluth — Verwirrung — Pathos! Bedenken Sie, daß es der Vater iſt — fallen Sie ihr zu Füßen. [Iſidor thut es] Schön! [zieht ſein Schnupftuch heraus, und bedeckt ſich das Geſicht] Gott! welch ein rührender Anblick!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf.

Was ſehe ich?

Jeannotton.

Den Triumph der Liebe und des Gefühls — ach! meine Thränen fließen! — Euer Excellenz, rührt Sie denn das nicht auch? — [Iſidor ſteht auf] Sie ſind ganz unerwartet der Zeuge einer Wiedervereinigung und Verſöhnung geworden — die das Herz eines Barbaren würde gerührt haben.

Graf.

Eine Wiedervereinigung — von Perſonen, die ſich einander gar nicht kannten?

Jeannotton.

O! Euer Excellenz Scharfblick hatte es wohl durchſchaut — es war eine Kriegsliſt, oder vielmehr ein kleiner Liebeszwiſt; denn in dem Augenblicke, wo die Trennung für ewig vor ſich gehen ſollte, brach die Exploſion los. — Zwei Vulkane, Euer Excellenz! Nichts als Feuer und Flammen! — Ich wollte ſie aus-

dem abgebrannten Gebäude, daß der Wagen wieder in meinem Schuppen stehe. Der Miethkutscher hatte geäußert, daß er für sein Vieh zu schwer sey.

22.

Die Thränen liefen meinem guten Nettchen aus den Augen bei dieser Nachricht.

Um nur einen so drückenden Anblick zu vermeiden, nahm ich den Vorwand, mir den Wagen zu besehen, und ging mit dem Hausknechte.

Sie werden keine Freude dran erleben! sagte der auf der Treppe. Der Wagen sieht so aus, daß ich ihn gar nicht annehmen wollte.

Wirklich war es, wie ich nun selber fand, eine Schande, daß ihn der Mann mir so hatte zurückliefern können. Die Feder, in der der Wagen hing, war entzwei, dazu gab es überall so viel Flecken daran, als ob er einige Jahre im Hofe des Rathhauses zu Kniffstädt sein Unterkommen gehabt hätte.

Meines Erachtens, sagte der Hausknecht, muß der Mann, der den Wagen so zugerichtet hat, ihn nun auch kaufen, und die Obrigkeit wird ihn gewiß dazu zwingen, wenn Sie ihn verklagen wollen.

Das Letztere aber hatte manche Schwierigkeit

einander halten — unmöglich! — ſie ſtürzten einander in die Arme, und ſchrieen mit Donnerſtimmen, daß ſie ſich nie verlaſſen, nie von einander trennen wollten — eher ſterben! — Kurz, die Verzweiflung der leidenſchaftlichen Liebe hatte ſich —

Graf.

Wie? mein Herr! Und das in dem Augenblicke, wo ich alles zu Ihrer Abreiſe vorbereitet habe?

Iſidor.

Ja, jetzt — jetzt, Herr Graf, iſt es mir unmöglich — ich bleibe.

Graf.

Und Sie, Mamſell, die ſchon entſchloſſen war, ſich großmüthig zu opfern?

Zanetta.

Ich hatte zu ſehr auf meine Stärke gerechnet — es war unmöglich, und ich kann Ihnen nur wiederholen, was ich Ihnen ſchon heut früh geſagt habe — ich liebe Iſidor!

Graf.

Nun, das weiß ich zur Genüge! [für ſich] Dahinter ſteckt etwas! davon bin ich vollkom-

men überzeugt — man will mich zum Beſten haben — doch, wartet nur! [laut] Ich kann freilich nichts dagegen ſagen. Ich habe verſucht, Sie, junger Mann, wieder zur Vernunft zu bringen — ich habe mithin meine Pflicht erfüllt — da ich aber nun deutlich ſehe, daß eine ſo tief gewurzelte Leidenſchaft durch nichts beſiegt werden kann — ſo ergebe ich mich darein.

Alle.

Wie? Herr Graf!

Graf.

Ja, das thue ich. — Ihr Herr Vater, der Herr Marques d'Aveiro, iſt kein Tyrann, kein Barbar. Die letzten Worte ſeines Briefes lauten: „Wenn Sie aber alle Mittel vergebens angewendet haben ſollten, und überzeugt wären, daß dieſes junge Mädchen zu dem Glücke meines Sohnes unumgänglich nothwendig ſei — ſo verſpreche ich Ihnen, meine Einwilligung zu geben.“

Iſidor. [läßt Zanetta's Hand los]

Wie? — was?

Jeanotton. [verblüfft]

O Diavolo!

Zanetta. [bei Seite]

Ach, du mein Gott! — einen Marques ſoll ich bekommen!

Graf. [ſie beobachtend]

Ihre Standhaftigkeit war eines ſolchen Preiſes werth — und noch heute ſollen Sie alſo in der Geſandtſchaftskapelle in meiner Gegenwart vermählt werden.

Iſidor.

Herr Graf —

Jeanotton. [leis zu ihm]

Feſt geſtanden!

Zanetta.

Was? — ich, eine Marqueſe?

Graf.

Es ſcheint nicht, als ob dieſe Wendung —

Jeanotton. [leis zu Iſidor]

Verſtellen Sie ſich beſſer.

Iſidor. [leis zu Jeanotton]

Wenn ich ſie nun aber heirathen muß!

Jeanotton. [wie oben]

Es iſt nichts als ein Kunſtgriff von ihm.

Zanekka. [für ſich]
Nun, wie der Himmel will!

Graf.
Aber Sie ſind ſo kalt — Sie danken mir nicht einmal? — Sie ſtürzen mir nicht in die Arme?

Iſidor.
O Herr Graf — ich bin wahrhaftig — ſehr gerührt — ſehr — aber mein Vater —.

Graf.
Ich habe Ihnen ja ſchon geſagt, daß er ſeine Einwilligung dazu gegeben hat.

Jeanotton. [einfallend]
Verzeihen Sie, das ſtand nicht in dem Briefe.

Graf.
Wie? — Woher weißt Du denn das?

Jeanotton. [verlegen]
Ich weiß es — weil — das heißt, ich vermuthe es — weil — ein Mann, wie der Herr Marques d'Aveiro, nicht in eine Mißheirath willigen kann.

Graf.
Jeanotton!

Jeanotton.

Euer Excellenz!

Graf.

Ich werde Dir ein wenig derb auf den Zahn fühlen laſſen.:

Jeanotton.

Befehlen Euer Excellenz? — und weshalb?

Graf.

Ich weiß es nicht, aber — dieſer junge Mann — dieſe Liebſchaft — Deine Beſtürzung! — Burſche, Du betrügſt mich!

Jeanotton.

Aber, wie können Euer Excellenz glauben, daß ich Hochdero Vortheil dem eines Unbekannten aufopfern würde?

Graf.

Eines Unbekannten? — ei, mein Herr Kammerdiener und Dollmetſcher, haben Sie doch die Güte mir zu erklären, wie es zugeht, daß der Herr Ritter d'Aveiro gerade derſelbe Unbekannte iſt, von dem Sie mit meiner Tochter geſprochen haben? — Erklären Sie mir ferner gütigſt, wie es kommt, daß dieſe beiden

Leute sich so zärtlich lieben, und doch nicht kennen — sich inbrünstig mit einander wieder aussöhnen, und sich doch nicht heirathen wollen?

Jeanotton.

O — Euer Excellenz! Wer vermöchte wohl die Sonderbarkeiten und Launen des menschlichen Herzens zu erklären? — Das Einzige ist nur wahr und ausgemacht, daß ich an alle dem ganz unschuldig bin — und wenn Sie daran zweifeln —

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter.

Graf.

[liest eine Karte, welche der Bediente ihm einhändigt] Wie? — er ist hier? —

Bedienter.

Und wartet auf Euer Excellenz im Nebenzimmer.

Graf. [freudig]

Köstlich, herrlich! Nun wird sich gleich alles entwickeln. [zum Bedienten] Besorge, daß niemand bis auf weitere Ordre aus dem Hotel gelassen wird. [zu den Andern] Wehe dem,

der, sein Späßchen mit mir getrieben hat! Sie bleiben Alle indessen hier.

[er geht mit dem Bedienten ab]

Zwanzigster Auftritt.

Isidor. Zanetta. Jeanotton.

Isidor. [die Arme kreuzend]
Nun? mein Herr Kammerdiener?!

Jeanotton.
Ich begreife selbst nichts mehr!

Zanetta.
Was hat nun das wieder zu bedeuten?

Isidor.
Dieser neue Ankömmling —

Jeanotton.
Der alles entwickeln soll!

Zanetta.
Ach Gott, ich fange mich an zu fürchten!

Isidor.
Das ist also das Resultat Deiner Pfiffe und Ränke, Deiner fein angelegten Plane, und der lächerlichen Personage, die Du mich hier hast

spielen lassen! — Aber, bedenke wohl, ich konnte mich, um Isabella die Meinige nennen zu können, bis zu dieser Verstellung herablassen — gelingt das aber nicht, so halte ich mich an Dich, und bringe Dich um.

Jeanotton.

Nun, das ist allerliebst! — Von der einen Seite der Herr Gesandte, von der andern Sie, und kein Hinterpförtchen, um zu entschlüpfen.

Zanetta.

Sagen Sie mir wenigstens nur, ob ich Herrn Isidor immer noch lieben muß.

Jeanotton.

Ei, darum bekümmert sich eben jetzt jemand? Was nun aber anfangen? — Welche Parthei ergreifen? — Der Gesandte ist uns auf der Fährte — die Intrigue wird sich bald aufklären — es bleibt uns nur noch ein einziges Hülfsmittel übrig, nämlich dieß, die einmal angesponnene Intrigue nun noch so zu verwikkeln und zu verwirren, daß weder der Herr Graf noch wir selbst daraus klug werden können. Ohngefähr so wie die bösen Schuldner, die, wenn sie bezahlen sollen, erst ihre Angele-

genheiten noch vollends recht in Unordnung bringen, und zuletzt doch nicht selten dabei mit durchschlüpfen. — Doch, es kommt jemand. — Ists der Feind? — Nein, es ist Comtesse Isabella.

Isidor.

Gott Lob, dann kann ich ihr doch wenigstens die Wahrheit entdecken.

Einundzwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Isabella.

Isabella. [als sie Zanetta erblickt]

Wie? — Mamsell ist noch hier? — Nun, das nenne ich doch keck!

Isidor.

Nur ein Wort vergönnen Sie mir, theure Comtesse! denn die Augenblicke sind höchst kostbar. — Ihr Herr Vater befand sich im Irrthume — ich sehe dieses Mädchen hier heute zum erstenmale in meinem Leben.

Isabella.

Wärs möglich!

Isidor.

Nur Sie liebe ich, Isabella, nur Sie bete ich an!

Isabella.

Ja, das sagte ich wohl — Ihres Herrn Vaters Brief hatte alles in Unordnung gebracht. — Er war auch im Irrthume? — nicht wahr? — Aber, dem Himmel sei Dank, nun wird sich auch wieder alles aufklären, denn er ist eben angekommen — er ist bei meinem Vater im Salon.

Isidor.

Wer ist angekommen?

Isabella.

I nun, Ihr Herr Vater, der Marquis d'Aveiro.

Jeanotton.

Allerliebst!

Isabella.

O ich habe mir den Namen recht gut gemerkt. Er hat sich mit meinem Vater eingeschlossen — sie sprechen eben von Ihnen — von unsrer Verbindung — und ich hoffe das Beste.

Erstens fehlte es mir zur Klage durchaus an Verlag, und zweitens durfte es wegen der Ansprüche meiner zahlreichen Gläubiger gar nicht laut werden, daß der Wagen noch mein gehörte; daher ich auch nicht wagte, ihn im Wochenblatte nochmals auszubieten.

23.

Der Zudrang meiner Gläubiger ward indessen immer ärger und ärger. Auf meine Brandstelle war längst mehr Geld aufgenommen, als irgend jemand bei den schlechten Zeiten dafür bezahlte, und der Auctionator hatte schon auf den Wagen selbst Ansprüche gemacht, wenn ich ihm seine Gebühren nicht unverzüglich abtrüge.

In dieser verzweifelten Lage träumte mir heute gegen Morgen, daß ich mit der Nummer 3699 das grosse Loos in der Lotterie gewänne.

Mein Nettchen, der ich davon sagte, hatte zwar keinen Glauben, daß dergleichen auch wirklich vorfallen könnte; da ich aber den Hauptkollekteur der Lotterie von bessern Zeiten her kenne, so ging ich vorhin zu ihm. Ich fragte, wie es um die Lotterie stehe, und er antwortete mir, daß man wegen der vielen Nieten, die schon heraus wären, diesmal sein Glück eher als je darin machen könne. Ich erkundigte mich, ob noch Loose zu haben wären,

Iſidor. [für ſich]

Der Marques ſelbſt! — Nun, das iſt al-
erliebſt! — Das fehlte uns nur noch.

Jeanotton.

Das ſchadet nichts — das wünſchte ich ja
ben — immer mehr Verwirrung!

Iſabella.

Fürchten Sie nichts, lieber Iſidor, er wird
lles verzeihen. — Es ſcheint ein ſehr rechtli-
her und guter Mann zu ſeyn.

Iſidor. [ſich vergeſſend]

Wahrhaftig? — nun, wie ſieht er denn ei-
entlich aus?

Iſabella.

Was? — Sie fragen, wie — ?

Zanetta.

Nun, das iſt ſchön, jetzt kennt er nicht ein-
mal ſeinen eignen Vater mehr. — Er kennt
gar niemand, der junge Menſch.

Zanetta und Jeanotton.

Seine Excellenz!

Jeanotton.

Jetzt, Keckheit, ſteh uns bei!

Zweiundzwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Isabella.

[ihrem Vater entgegen, der langsam vortritt und Alle betrachtet] Nun, lieber Vater! — der Marques d'Aveiro —

Graf.

War im Augenblicke bei mir.

Isabella.

Sie wollen jetzt wohl nur seinen Sohn hier abholen, um ihn in die Arme des Vaters zu führen.

Graf.

Ja, das möchte ich wohl — es ist nur aber eine kleine Schwierigkeit dabei — der Herr Marques d'Aveiro hat nie einen Sohn gehabt.

Isabella. [Isidor anblickend]

Wie?

Jeanotton. [für sich]

Immer besser, immer besser!

Isidor. [für sich]

Welche Pein!

Zanetta.

Ha, ha, es scheint, als ob der Herr Papa auch den Herrn Sohn nicht sehr liebten.

Graf. [zu Iſidor]

Ich glaube, Ihnen wohl genug geſagt zu haben, mein Herr, wenn ich Ihnen verſichere, daß, wenn ich auch noch nicht weiß, wer Sie ſind, und welche Mittel Sie angewendet haben, um mich zu täuſchen, ich doch keinen Augenblick in Ungewißheit wegen der Urſache bin, welche Sie in mein Haus geführt hat. Um Ihnen aber jede Hoffnung zu rauben, um Sie ſogleich zu beſtimmen, für immer auf meiner Tochter Hand Verzicht zu leiſten, erkläre ich Ihnen hiermit, daß ich, nachdem meine Tochter mir erſt noch heute ganz freie Hand dabei gelaſſen hat, den dringenden Bitten des Marques d'Aveiro nachgegeben habe, und meine Tochter mit dem Sohne eines ſeiner Freunde vermählen werde.

Iſidor und Iſabella.

O mein Gott!

Graf.

Ja, mein Herr! Obgleich mein künftiger Schwiegerſohn mir deshalb weniger erwünſcht iſt, weil er nicht das Glück hat ein Spanier zu ſeyn, ſo iſt er doch wenigſtens ein ſehr achtungswerther Mann, ein Franzoſe, voll Recht-

lichkeit und Offenheit, der so eben zum Gesandtschaftssecretair in Madrid ernannt worden ist; kurz, dieser Schwiegersohn, dessen bloßer Name schon alle Ihre unbesonnenen Pläne über den Haufen werfen wird, ist — der Sohn des Baron von Cernay.

Isidor. [wirft sich ihm zu Füßen]

O ich Glücklicher! ich dreimal Seliger!

Graf. Isabella. Zanetta.

Was ist denn das wieder?

Isidor. [vor Freuden außer sich]

Ich bin es ja selbst — ich, ich! — hier zu Ihren Füßen — so hören Sie denn —

Graf. [ernst]

O, machen Sie das einem Andern weiß, mein Herr — mich betrügt man nicht mehr so.

Isidor.

Nein, nein, diesesmal ists Wahrheit — himmlische Wahrheit — ich schwöre es Ihnen — ich, ich bin Isidor von Cernay.

Jeanotton.

Und ich bestätige es.

Isidor.

Und der Herr Marques d'Aveiro wird es auch thun.

Graf.

Vielleicht — aber verzeihen Sie, mein Herr, und wenn Sie es auch wären, so habe ich doch nicht das Vergnügen gehabt während unsrer nähern Bekanntschaft, an Ihnen jene rücksichtslose Rechtlichkeit, jene Offenheit zu bemerken, welche —

Isidor.

Aber, verehrter Herr Graf! ich habe Sie doch nie hintergangen.

Graf.

Wie? — nicht hintergangen! — Als Sie sich in dieß Haus einschlichen —

Isidor.

Eingeschlichen habe ich mich wahrhaftig nicht — sondern Sie selbst haben die Güte gehabt mich festnehmen, und fast mit Gewalt hieher bringen zu lassen.

Graf.

Das ist freilich wahr — aber sich einen falschen Namen zu geben —

Isidor.

Ich wollte Ihnen meinen wahren nennen — Sie selbst aber zwangen mich dazu, einen andern anzunehmen.

Graf.

Das ist freilich wieder wahr — aber sich zu stellen, als ob Sie ein kleines Putzmachermädchen liebten —

Isidor.

Das ist mir nie in den Sinn gekommen — Sie waren ja selbst Zeuge, als ich versicherte, Mamsell hier gar nicht zu kennen.

Graf.

Das ist wahrhaftig abermals wahr — [lächelnd] da ist freilich nichts dagegen zu sagen. [wild] Aber das verwünschte Geheimniß, wie das alles zusammenhängt! — Soll ich denn das nie erfahren? — [zu Isidor und Isabella] Nun gut, Kinderchen, so verzeihe ich Euch denn, und bestimme Euch von Herzen für einander, aber unter einer einzigen Bedingung — nämlich, wenn Ihr mir alles erklärt — den Brief, den ich bekommen habe — die vorgespiegelte Liebschaft da — die — aber warum nur das alles, zu welchem Ende?

Isidor.

Bester aller Väter! ich bin außer mir darüber, aber — auch ich weiß nichts davon.

Isabella.

Und ich eben so wenig.

Zanetta.

Und ich auch nicht.

Graf.

Nun, das ist doch gar zu stark! — Hundert Piaster gäb ich drum, wenn mir jemand sagte, wer den Brief da geschrieben hat.

Jeanotton. [die Hand ausstreckend]
Belieben Euer Excellenz auszuzahlen.

Graf.

Du?

Jeanotton.
Ja! ich bins gewesen, Euer Excellenz.

Graf.

Du Spitzbube!

Jeanotton.

Wie Euer Excellenz befehlen — aber alles aus menschlichem Mitgefühle, aus bloßer Herzensgüte. — Ich wollte der brennenden, reinen Liebe dieses jungen Herrn hier gern behülflich seyn, und Sie dazu zwingen, ihn in Ihrem Hause aufzunehmen.

Graf.

Ha, nun begreife ich. — Das ist ein verwünschter Streich! — Aber ich habe einmal mein Wort gegeben, und die hundert Piaster sind Dein. — Müßte ich nicht fürchten, daß die Sache dann zu sehr unter die Leute kommen möchte, so hätte ich noch Lust etwas anderes hinzuzufügen.

[macht den Gest des Schlagens]

Jeanotton.

O! ich verlange von Euer Excellenz gar nichts weiter — als ein ganz kleines Attestat über meine diplomatischen Talente.

Graf.

Und womit hast Du das verdient?

Jeanotton.

Weil ich zwei Stunden lang einen so ausgezeichneten und anerkannten Diplomaten, wie Euer Excellenz mit Recht von ganz Europa genannt werden — wie nennt man es nur gleich — en échec gehalten habe. Mit einem solchen gnädigen Zeugnisse hoffe ich dann auf eine allerbaldigste Anstellung.

Graf. [lächelnd]

Nun — Du Spitzbube — wir wollen sehn.

Zanetta.

Aha — und ich? — mein Etablissement — meine Reise nach Paris?

Jeanotton.

Ich werde mir das Vergnügen machen, Dich dabei zu begleiten, liebenswürdigste aller Neapolitanerinnen, wenn Du anders meine Hand annehmen willst. Ich habe Dir einen Liebhaber versprochen — nun denn — [ihr die Hand hinhaltend] Hier hast Du einen Ehemann.

Zanetta.

Das ist zwar nicht ganz einerlei, Du Spitzbube! — indeß wollen wirs in des Himmels Namen darauf wagen.

[Der Vorhang fällt.]

L.

Aufh. v. K. d. 548 Bd.

und es waren noch verschiedene, unter andern — sonderbar genug — das mit der Nummer 3699 da. Das feuerte mich denn nun noch mehr an. Ich äußerte mein Zutrauen laut zu dieser Nummer und bot dem Kollekteur, da er sich auf's Kreditgeben nicht einlassen wollte, meinen Wagen dafür an. Zwar verlangte ich Anfangs freilich eine gute Summe Geldes heraus. Da aber der Kollekteur sich dessen weigerte und ich bedachte, daß ich außerdem den Wagen noch ganz umsonst würde hingeben müssen, so ließ ich mir's am Ende gefallen, nichts als das Lotterieloos dafür zu erhalten. Und ob es schon nur ein Pappenstiel ist und wahrscheinlich eine ganz leere Hoffnung, was ich für den Wagen bekommen habe, so kann ich Ihnen doch nicht beschreiben, um wie viel leichter mein Herz sich fühlt, seitdem dieser Wagen nicht mehr zu meinem Eigenthume gehört.

Uebrigens mögen Sie selbst entscheiden, ob es seltsam sey oder nicht, daß ich nach dem, was mir begegnet ist, einer großen Abneigung vor allem mich nicht erwehren kann, was nur ohngefähr wie ein Wagen aussieht.

24.

Wir mußten dem Erzähler gestehen, daß man nicht leicht mehr Unglück mit einem Wagen

Dramatisches Vergißmeinnicht
für das Jahr 1829.

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutschland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Sechstes Bändchen.

Enthält:

Die Flitterwochen.
Lustspiel in Zwei Aufzügen.

und

Die Unzertrennlichen.
Lustspiel in Einem Aufzuge.

BESSEL.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1829.

BIBL.
VII

Dem

Kaiſerl. Königl. Hoftheater-Secretair

Herrn Schreyvogel

zu

Wien

mit verehrender Anerkennung und inniger Dankbarkeit

gewidmet

von

Theodor Hell.

Ein Muſentempel ſteht am ſchönen Donauſtrande,
Mit Prieſtern, denen wohl die rechte Weihe,
Daß des ſich Geiſt und Herz bei'm Schaun erfreue,
Wohlthuend dem Gemüth, klar dem Verſtande.

Da ſah ich Dich, den ich ſchon längſt erkannte,
Vorm Jahr in Deiner Wirkſamkeit aufs neue,
In Ernſt und Milde, Innigkeit und Treue,
Daß mir das Herz von Lieb' noch mehr entbrannte,

Als dieſer nun und meiner Achtung Zeichen,
Als meines Dankes freudiges Bekennen,
Laß dieſe Blätter ſchüchtern dar Dir reichen,
Die ſich nach dem um was ich bitte nennen.
Was Du, als Weſt, an Blüthen haſt gegeben
Muß Dir ja ſchon die reichſten Kränze weben.

Die Flitterwochen.

Luſtſpiel in zwei Aufzügen.

Nach dem Franzöſiſchen

von

Theodor Hell.

---

haben könne, und waren auf das Schicksal seines Looses fast so begierig, als auf das der unsrigen.

Wenn mein Loos, sagte der Unbekannte, auch nur einen geringen Gewinn davon trüge, so würde ich schon zufrieden seyn. Allein ich zweifle gar sehr. Denn selbst wenn ihm ein ansehnliches Glück bestimmt gewesen seyn sollte, so würde das Unglück, das auf dem Wagen ruht, ohnfehlbar zu mächtig entgegenwirken.

Wir sprachen noch manches hin und her, als eine Menge Leute, die jetzt auf Einmal ziemlich unzufrieden aus dem Lotteriehause kamen, unsere Aufmerksamkeit erregten. Der Wirth, welcher sich unter ihnen befand, trat bald nachher in's Zimmer.

Endlich ist doch das große Loos heraus! sagte er. Und diesen Morgen erst hat der Hauptkollekteur die Nummer weggegeben.

Wir sahen alle drei den Fremden an, der hierbei sehr unruhig nach der letztern fragte.

Hier habe ich sie aufgeschrieben, antwortete der Wirth und zeigte einen Zettel, worauf wirklich die Nummer 3699 stand.

Der Unbekannte konnte nicht an sein Glück glauben. Er eilte in's Lotteriebüreau, um sich mit eigenen Augen zu überzeugen. Er kam bald zu-

Personen.

Baronin von Ajatscheff.
Kulikof, gräflicher Verwalter.
Petrof, Holzschuhmacher.
Michaele, seine Tochter.
Alexis, ein Gesell.
Therese.
Ein Postillon.
Bauern.
Petrofs Gesellen und Lehrburschen.
Bediente.

Scene: Das russische Polen.

Erſter Aufzug.

[Die Bühne ſtellt Petroſs Arbeitsſtube zu ebener Erde dar, ſie iſt hinten offen, und man ſieht weit hinaus in's Freye. Links und rechts Thüren in andre Gemächer. Vorn links ein Tiſch und zwey Stühle. Rechts eine Bank, wie ſie die Holzſchuhmacher haben, und darauf ein halbfertiger Holzſchuh nebſt Handwerkzeug.]

Erſter Auftritt.

Petroſ, Alexis, Michäele und andere Geſellen und Burſchen, [ſitzen rechts, links und im Hintergrunde, und frühſtücken nach Landesſitte.]

Alexis [ſitzt allein in einer Ecke, in Gedanken verſenkt. Der Chor ſingt.]

Nach der Arbeit muß man ſingen,
Bis es neu zur Arbeit geht,
Dann muß wohl ein Schuh gelingen,
Wenn man alſo umzuſpringen
Mit der Luſt und dem Schuhe verſteht.

Petrof.

Schämt euch nicht der Schuh von Holze,
Barfuß mancher sonst wohl ging.
Leutchen, jetzt mit mächtgen Stolze,
Trugen sonst wohl auch solch Ding.
Jetzo nehmen, im Gedeihen,
Sie sich Cordvan dazu,
Und doch drückt sie oft, zum Schreien,
Neue Würde, neuer Schuh.

Chor.

Nach der Arbeit u. s. w.

Michaele.

Rufen auch galante Frauen:
„Pfui, wie sichs im Holzschuh geht!
„Keinem Schritt kann man ja trauen
„Wenn man auf dem Glatteis geht"
Ist man klug, geht man mit allen
Schuhen durch die Welt in Ruh,
Und es schützen mehr vorm Fallen
Hölzerne als seidne Schuh.

Chor.

Nach der Arbeit u. s. w.

[Die Gesellen und Burschen gehen ab.]

Petrof [Alexis auf die Achsel klopfend.]
Nun, was sitzest denn Du da in einem Winkel, und hängst den Kopf? — Was fehlt Dir denn?

Alexis.

Was mir fehlt? — Ach, Meister Petrof! Bezahlt Er mich denn um lustig zu seyn, oder um Holzschuhe zu machen?

Petrof.

Sey nur nicht gleich so ungehalten. Ein's schließt ja das andere nicht aus; Du kannst Dir da ein Beyspiel an mir nehmen. Da ich nun einmal unglücklicherweise von dem Gute hier nicht fort kann, weil ich ein armer Leibeigner des Herrn bin dem es gehört, habe ich den klugen Einfall gehabt, in den dichten Wäldern hier, wo das Holz so spottwohlfeil ist, eine Fabrick von Holzschuhen zu errichten. Und so arbeite und singe ich denn fröhlich und wohlgemuth den ganzen Tag.

Alexis.

Habe ich nicht etwa heut' früh schon die volle Arbeit gemacht, die Er mir für diesen Tag aufgegeben hatte?

Petrof.

Das hast Du, das ist wahr; ich habe keinen einzigen Arbeiter, der alles so schnell und zugleich sauber und sorgfältig machte. —

Alexis.

Also lass' Er auch mich meinem Vergnügen nun nachgehn, wie Er es den andern Gesellen erlaubt. Und wenn es mir nun einmal Spas macht, traurig zu seyn, so —

Petrof.

Nun, wie Du willst, wie Du willst. [zu Michaele,] Ist das nicht ein bärbeisiger Mensch, der da.

Michaele.

Seit den zwei Tagen, wo er bei uns ist, hat er nichts gethan als seufzen und wehklagen. Ein so hübscher junger Mensch! Es ist doch recht Schade um ihn.

[geht ab.]

Petrof.

Sage mir doch aber nur, was Dir fehlt? — Ist's so eine Herzensangelegenheit? — Etwa gar meine Michaele? — Sie schien Dich jetzt auch nicht eben für ein Ungeheuer zu halten. — aber, da muß ich Dir gerade heraus sagen, daß mir das gar nicht anstehen würde.

Alexis.

Sey Er deshalb ganz ruhig. — Ach, wenn ich doch nur in sie verliebt wäre! —

Petrof.

Wenn Du? — wie? — was soll denn das sagen? — Weshalb denn das?

Alexis.

Weil dann doch vielleicht einige Hoffnung vorhanden wäre, während in meiner jetzigen Lage — sieht Er, Meister Petrof, man sollte eigentlich nur seines Gleichen lieben, das wäre klug und vernünftig — aber — aber —

Petrof.

Was? wie? — Ich will doch nicht hoffen, daß Du etwa gar in eine vornehme Dame verliebt bist?

Alexis.

Leider, leider — in eine sehr vornehme Dame, und die noch dazu, zu meinem größten Unglücke, für sich allein so stolz ist, als alle Fürstinnen in ganz Rußland zusammen genommen.

Petrof.

Was? An Fürstinnen machst Du dich gar: — Aber, so sage mir doch nun einmal —

doch still jetzt! Da kommt der Herr Kulikof, der gräfliche Verwalter.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Kulikof und einige Bauern.

Kulikof.

So geht doch nur! Schert Euch fort und helft! — Da stehen sie da, und schlagen die Arme in einander. — Soll ich etwa selbst gehn? — Funfzig Knutenhiebe wer zuletzt kommt!

Die Bauern.

[stürzen ab.]

Kulikof.

Ha, ha, ha, da sind sie Alle fort. — Es giebt weiter kein Mittel, ihren Ehrgeiz zu erwecken. — Hat' Bist Du's, Meister Petrof?

Petrof.

Ja, Herr Kulikof. — Was giebt's denn?

Kulikof.

Was wird's geben? — Einen Reisewagen — schön und schwer bepackt — hinten und vorn — vier Pferde — zwei Postillons — im Hohlwege haben sie umgeworfen.

Alexis.

Warum ſagten Sie denn das nicht gleich?

[eilt ab.]

Dritter Auftritt.

Kulikof, Petrof.

Kulikof.

Wer iſt denn der Burſche?

Petrof.

Einer von meinen Arbeitern. — Erſt ſeit ein paar Tagen hier, aber es iſt ein Landsmann.

Kulikof.

Und heißt?

Petrof.

Alexis Batowitſch.

Kulikof.

Batowitſch — Batowitſch — da iſt er hier vom Gute. Die Batowitſch habe ich auf meiner Einwohnerliſte. — Nun, das hat er gut gemacht, daß er wieder gekommen iſt, beſonders jetzt, wo ich dem gnäd'gen Herrn einen ausführlichen Etat von ſeinen Einkünften vorlegen will.

Petrof.

Nun, Sie haben gut gewirthſchaftet!

Kulikof.

Das will ich meinen.

Petrof.

Und die Herrſchaft iſt eine der ſchönſten.

Kulikof.

Will's glauben — ſechs tauſend Hufen Land's, funfzehnhundert Bauern — ohne das andre Zubehör — Alles im beſten Zuſtande. Seit dreyßig Jahren aber auch, wo ich herrſchaftlicher Verwalter bin, kann ich mich rühmen, die Hände nicht in den Schooß gelegt zu haben, und wenn man ein Regiſter über alle die Knutenhiebe angelegt hätte, die ich theils ſelbſt ausgetheilt habe, theils durch meine Leute habe austheilen laſſen —

Petrof.

Nun, davon können wir ein Liedchen ſingen.

Kulikof.

Das muß ſeyn, wenn die Autorität aufrecht erhalten werden ſoll. — Aber wo iſt denn Dein hübſches Töchterchen?

erst bewegt zurück und bat, daß wir den Abend in seinem Hause zubringen möchten.

Hier wurden wir Zeugen von des Mannes außerordentlicher Freude darüber, daß seine Frau statt des zeitherigen Unglücks ein besseres Schicksal erwartete, welches sie auch, allem Ansehen nach, gar sehr verdiente.

25.

Vor wenig Wochen erst, wie ich wieder in der Residenz war, bin ich abermals bei dem Pärchen gewesen und habe auch da den Wagen gesehen, den der Mann zu sehr hohem Preise von dem Lotteriekollekteur zurückgekauft hat. Denn wie dieser Wagen zuvor sein widriges Geschick zu sein schien, so ist er nunmehr die Ursache zu seinem günstigen geworden. Als nämlich die Schuldenlast getilgt war, dachte der Glücklichgewordene daran, sein abgebranntes Haus aufzubauen. Um es zu erhöhen, ließ er einen neuen Grund graben und fand bei dieser Gelegenheit unter dem Keller einen recht ansehnlichen Schatz in Gold- und Silbermünzen, dem Gepräge nach aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges.

Der Schatz hat ihm zum Ankaufe eines einträglichen Gutes gedient, auch hat dessen neuer Herr, durch sein Unglück sattsam belehrt, nun-

Petrof. [ſich umſehend.]

Sie ging eben von hier fort — ſie wird wohl dort unten ſeyn.

Kulikof.

Apropos, warum verheirathest Du ſie denn nicht?

Petrof.

Wird ſchon geſchehen.

Kulikof.

Muß bald geſchehen. Die Herrſchaft leidet ſonſt darunter. Es fehlen uns noch ſo ein- zwei- bis dreihundert Seelen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Michaele.

Michaele.

Vater! Vater!

Petrof.

Was haſt du denn?

Michaele.

Seht doch — die junge Dame — hört Er nicht?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Thereſe. Bediente derſelben und Arbeiter.

Thereſe.

Ueber das Ungeſchick — ein Weg wie auf dem Tiſche — und ſie biegen links aus, um recht abſichtlich umzuwerfen.

Michaele.

Aber, gnädige Frau —

Thereſe.

Schweige Sie! Und die dummen Menſchen, die den Wagen wieder aufrichten müßten, machen es noch alberner, und brechen die Deichſel entzwei! — Es iſt abſcheulich! Da muß ich nun in der elenden Hütte hier liegen bleiben. — Ach Gott, dazu gehört Centner Geduld! — Wenn man ſich nicht zu mäßigen wüßte, ſo —

Michaele.

Erlauben Sie, gnädige Frau — daran waren unſre Leute gar nicht Schuld — ſie haben aus Leibeskräften gearbeitet, und der arme Iwan hat ſich den Fuß dabei zerquetſcht. —

Thereſe.

Mein Gott — ich will nicht hoffen! — der arme junge Menſch! — wir wollen gleich zu ihm —

Michaele.

Bei dem grundloſen Wege, und mit den kleinen Schuhen hier?

Thereſe.

Ja, — Sie hat Recht — da, da nimm die Börſe — ach, was das für ein Unglück iſt! — Er hat wohl Weib und Kind? — Nun, ich will für ſie ſorgen — laßt nur geſchwind einen Arzt kommen. — Seyd Ihr denn noch nicht fort?

Kulikof

[giebt den Bedienten und Arbeitern ein Zeichen, worauf ſie abgehen.]

Ja, gnädige Frau — ſie gehen ſchon — aber ich wollte doch fragen —

Thereſe.

Wer hat es Ihm erlaubt, mich zu fragen?

Petrof.

Es iſt der Herr Hochgräfliche Verwalter — und er muß wiſſen —

Thereſe.

Zu ſchweigen muß er wiſſen — und Er auch.

Kulikof.

Nun, weiß der Himmel — [für ſich] die iſt doch grob!

Thereſe [zu Michaele.]

Sag' mir doch einmal, Kleine, — wo bin ich denn eigentlich?

Michaele.

Auf den Gütern des Grafen Woronski, etwa ein Stündchen vom Schloſſe.

Thereſe.

Auf den Gütern meines Mannes? — zu Hauſe!

Kulikof.

Was höre ich — die gnädige Frau Gräfin!

Petrof.

Eine Gräfin in meiner Hütte!

Kulikof.

Man hatte uns wohl geſchrieben, daß ſich der Herr Graf verheirathen würde, und wir erwarteten ihn von Tage zu Tage.

Thereſe.

Iſt er denn noch nicht da?

Kulikof.

Ich weiß es nicht, gnädige Frau Gräfin — denn seit zwei Tagen habe ich mich in den Wäldern herum getrieben, und stehe eben erst im Begriff wieder auf's Schloß zurückzukehren.

Thereſe.

Der arme Guſtav! Er war vor mir abgereiſt, um alles zu meinem Empfange vorzubereiten! — Ich bin überzeugt, daß er eben ſo ungeduldig, in eben ſo groſſer Unruhe iſt, wie ich! — Das iſt aber Ihre Schuld!

Kulikof.

Meine? — gnädige Frau Gräfin!

Thereſe.

Einzig und allein! Sind Sie nicht der Aufſeher über die Herrſchaft hier?

Kulikof.

Seit dreißig Jahren habe ich die groſſe Gnade —

Thereſe.

Warum ſind denn die Wege nicht in beſſer'm Stande? — darum mußten Sie Sich bekümmern. — Sie konnten doch wohl denken, daß ich vor Ungeduld brannte, wieder bei meinem Gemahle zu ſeyn. — Aber Sie haben keine

Gedanken, keine Ueberlegung — Sie taugen zu gar nichts — Sie verdienen fortgejagt zu werden.

Kulikof.

Mein Gott, gnädige Frau Gräfin —

Thereſe.

Ja, und das auf der Stelle — Sie ſind hiermit abgeſetzt — ich werde es meinem Gemahle ſogleich melden. —

Kulikof.

Aber —

Thereſe.

Kein Wort weiter!

Kulikof [für ſich.]

Das iſt eine Furie!

Petrof [für ſich.]

Einen hochgräflichen Verwalter abſetzen! — Die Frau ſcheint ja nicht das geringſte — [laut] Belieben die gnädige Frau Gräfin nicht etwa unterdeſſen, bis der Wagen wieder in Stand geſetzt iſt, ein klein wenig zu frühſtücken?

Thereſe.

Gut; um keine Zeit zu verſäumen. Weiter nichts als eine Taſſe Thee und Citronenbäten.

Michaele.

Thee!

Petroſ.

Citronendüten!

Thereſe.

Ja, ja, Citronendüten — ich eſſe nichts anderes zum Thee.

Petroſ.

Gnädige Frau Gräfin, ſolche Düten kenne ich gar nicht!

Thereſe.

Nicht?

Petroſ.

Das iſt unmöglich.

Thereſe.

Unmöglich? — nun, ſo ſchickt, und laßt holen — es wird ſchon irgendwo aufzutreiben ſeyn. — Bedenkt, daß ich es haben will, und damit genug.

Petroſ.

Wir wiſſen gar nicht, was es iſt.

Michaele.

Hier zu Lande iſt ſo was noch nie geweſen.

Thereſe.

Mir einerlei.

Petrof.

Aber, gnädige Gräfin —

Thereſe.

Ich will doch nicht hoffen, daß Er ſich unterſteht mir zu widerſprechen?

Petrof

O, bewahre Gott!

Kulikof.

[naht ſich ehrerbietig.]

Wenn die gnädige Frau Gräfin mir erlauben wollen — ich hoffe etwas Thee zu Hauſe zu haben.

Thereſe [zu Petrof.]

Nun, da ſieht Er wohl.

Kulikof.

Auch habe ich ein nettes Wägelchen, eine kleine Kibitke, die in einem halben Stündchen Hochdieſelben zu Dero vortrefflichen Herrn Gemahl bringen wird.

Thereſe.

Zu meinem Guſtav — und das wollen Sie thun — verzeihen Sie mir — ich war vielleicht ein wenig hitzig — aber —

Kulikof.

So würden die gnädige Frau Gräfin mir die Gnade erzeigen, mich wieder mit meiner bisherigen Stelle —

Thereſe.

Mit dieſer oder einer andern — ich werde ſchon ſorgen — wir wollen ſehn; aber nur jetzt geſchwind! — Ich kann es in der elenden Hütte hier nicht eine Minute länger aushalten!

Petrof [für ſich.]

Wenn ſie doch nur gar nicht gekommen wäre!

[geht rechts ab.]

Kulikof.

Ich eile, ich fliege, ich ſchaffe das Frühſtück und den Wagen, und in einer Viertelſtunde ſind die gnädige Frau Gräfin auf Dero Schloſſe.

[geht in der Mitte ab.]

Sechſter Auftritt.

Thereſe. Michaele.

Thereſe.

Was das für Umſtände macht, um eine Taſſe Thee und ein paar Citronenbäten zu bekommen, und Rußland ſoll ein civiliſirtes Land ſeyn!

Michaele

[bringt einen Stuhl.]

Wollten die gnädige Frau Gräfin sich nicht unterdessen ein wenig niederlassen?

Therese [setzt sich.]

Recht gern — ich kann vor Müdigkeit kaum stehen — ich bin die ganze Nacht hindurch gefahren.

Michaele.

Die ganze Nacht — Sie, die Sie so schwach und zart sind?

Therese.

Was hätte ich nicht alles gethan, um ihn auch nur einen Augenblick eher zu sehn? — seit drei Tagen bin ich nun schon von meinem Gemahle getrennt — ach, und er ist so gut, so liebenswürdig — er hat mich so lieb — ich bin aber auch recht glücklich und stolz in dem Gedanken, daß er mir angehört.

Michaele.

Sie haben sich also ganz aus Liebe geheirathet?

Therese.

Das versteht sich, Du gutes Mädchen! Ich war die Tochter eines armen Offiziers, und

mehr das früher Versäumte nachgeholt und ist ein so tüchtiger Landwirth geworden, daß er selbst, wenn das Unglück ihm nun noch einmal alles nehmen wollte, wegen seines und seiner Familie Fortkommens nicht in Verlegenheit kommen würde.

Obschon der ausgebesserte Wagen nicht mehr im ersten Glanze ist, so erinnert sich doch sein Besitzer dabei der mannichfachen Schicksale, die er durch ihn erlebt, gesteht auch gar gern ein, daß diese noch weit mehr seinem vorigen unthätigen Leben, als dem Wagen zur Last fallen.

Von der Reise nach Italien ist gar keine Rede mehr, weil ihm, nicht etwa die hochverdienstliche Kunstkennerschaft, sondern seine Art von Kunstkennerei ein Greuel geworden ist, auch er bei Besorgung seiner Geschäfte zu viel zu thun hat, um sich für die Reise in dieses allerdings schöne, aber weite Land die nöthige Zeit nehmen zu können.

Fr. Laun.

konnte meinem Gemahle keinen hohen Rang, kein Vermögen zubringen. Als daher mein Guſtav, als der Graf Woronski ſich mir näherte —

Michaele.

Waren Sie wohl ganz verwundert?

Thereſe.

Wo denkſt Du hin? Ich fand das ganz natürlich — ich weiß nicht was für ein geheimes Gefühl es mir ſagte, daß dieſer hohe Rang mir gebühre — daß ich dazu gebohren ſei zu glänzen und zu herrſchen. Dieſe Pracht, dieſe Equipagen, dieſer Schmuck, welche Guſtav mir verſchwenderiſch anbot, dieſe Herrſchaft hier, die er ſich um meinetwillen kaufte, dieſe Landleute, Vaſallen, Leibeigne, die nur da ſind, um mir zu gehorchen, alles das hat einen unendlichen Reiz für mich, ich bin ganz trunken davon. Stets ſage ich mir, alles das verdankſt Du deinem herrlichen Guſtav! Ja, er iſt mir alles, aber nach ihm, nach unſrer Liebe, wüßte ich mir doch nichts Schöneres in der Welt als das.

Michaele.

Die Frau Gräfin ſind alſo noch nicht lange verheirathet?

Thereſe.

Vierzehn Tage, mein Kind; wir ſind noch in den Flitterwochen.

Michaele.

Ach, das ſoll gar eine wunderſchöne Zeit ſeyn!

Siebenter Auftritt.

Petroſ [kommt aus der Nebenſtube.] Die Vorigen.

Petroſ.

Wenn die gnädige Frau Gräfin hier hereinkommen wollen, es iſt alles in Ordnung, und ich werde die Ehre haben, Ihnen bei'm Frühſtück ſelbſt aufzuwarten.

Thereſe.

Ich mag nichts mit Ihm zu ſchaffen haben — erſpare Er mir ſeinen fatalen Anblick — Seine Tochter ſoll mich bedienen, und ich will das nette Mädchen heut' Abend noch mit mir auf's Schloß nehmen.

Petroſ.

Aber, gnädige Frau Gräfin —

Thereſe.

Keinen Widerſpruch, oder — Er verſteht mich. — Ich will es, und damit gut, — ich will hier alles glücklich machen — durchaus, ohne Widerſpruch — Ihr ſollt mich Alle noch anbeten und ſegnen — aber das ſage ich Euch; keinen Widerſpruch — ich will es, und Ihr müßt!

[ab mit Michaele in die Stube rechts.]

Achter Auftritt.

Petroſ. Dann Alexis.

Petroſ.

Ich will es — Ihr müßt — keinen Widerſpruch — Ihr müßt! Nun, etwas ſtolzeres, hochfahrenderes habe ich in meinem Leben nicht geſehn.

Alexis.

Ah, da iſt Er ja, lieber Meiſter — wo iſt denn die Dame aus dem umgeworfenen Wagen?

Petroſ.

Die Dame? — die iſt da drinn. Haſt du ſie denn geſehn?

Alexis.

Ja — und deshalb habe ich alle Kräfte angewendet, um den Wagen —

Petrof.

Du kennſt ſie alſo?

Alexis.

Ob ich ſie kenne? — Nun, ſo höre Er denn, Meiſter, daß es die Dame iſt, von der ich heut' früh mit Ihm ſprach —

Petrof.

Was für eine Dame?

Alexis.

Die — in welche ich verliebt bin.

Petrof [erſchrocken.]

Willſt Du Dein Maul halten! — Die Gräfin Woronski — die unterſtündeſt Du Dich zu lieben? — Pack' Dich auf der Stelle zum Henker — das könnte Dir und mir ſchön bekommen.

Alexis.

Sei's wie's wolle — ich muß mich ihr erklären —

Petrof.

Ihr?

Alexis.

Ja, ihr ſelbſt.

Petrof.

Nun, da iſt mir's lieb, daß ich das nicht zu beſorgen habe! — Du kannſt Dir's gar nicht denken, wie boshaft, wie befehlshaberiſch, wie hochmüthig ſie iſt.

Alexis.

Ach, ich weiß es leider gar zu ſehr!

Petrof.

Und Du hoffſt, daß Du etwas von ihr erlangen wirſt?

Alexis.

Ich hoffe es nicht blos — ich habe es ſchon.

Petrof.

Was? — Du, ein erbärmlicher Leibeig'ner des Herrn Grafen?

Alexis.

Ja, ich — Alexis — ein armer Holzſchuharbeiter.

Petrof.

Du? — etwas von ihr erlangt? — Und was denn, mein Schätzchen?

Alexis.

Alles was eine Frau einem geliebten Manne nur gewähren kann. — Sie iſt mein Weib.

Petrof.

Was ſoll das heißen?

Alexis.

Lieber Meiſter, Er ſoll alles erfahren, aber um Gottes willen; Verſchwiegenheit! — Er muß es keiner lebenden Seele ſagen.

Petrof.

Kannſt Dich drauf verlaſſen.

Alexis.

Nun, ſo laß Er ſich denn mein Schickſal erzählen. — Auf meinen Wanderungen im Auslande, war ich endlich auch nach Peſth gekommen, da lernte ich Thereſen kennen, eine unwiderſtehliche Leidenſchaft ergriff mich, ich mußte die Himmliſche beſitzen! — Aber, wie zu ihr gelangen, zu ihr, die ſchon die Anträge von mehr als zwanzig angeſehenen Männern ausgeſchlagen hatte. — Um ſein Glück bei ihr zu machen, mußte man vornehm und reich ſeyn. — Ich nahm alſo den Namen des jungen Grafen Woronski an, den man eben in Peſth erwartete. Eine kleine Erbſchaft, die ich vor kurzem gemacht hatte, ſechsjährige Erſparniſſe dazu hatten mir ein kleines Vermögen verſchafft. Ich wendete Alles darauf, um eini-

ge Tage glänzen zu können — aber alles, was ich beſaß, ging zu Ende — und nun bleibt mir nichts mehr übrig, als ihr die Wahrheit offen einzugeſtehen.

Petrof.

Und wie kommſt Du denn hier mit ihr zuſammen?

Alexis.

In öffentlichen Blättern las man, daß der Graf Woronski, deſſen Namen ich angenommen, an der ruſſiſch-polniſchen Grenze eine bedeutende Herrſchaft, nämlich dieſe hier, gekauft habe, und da meine Frau folglich glaubte, daß ſie mein Eigenthum ſey, ſo wünſchte ſie einen Beſuch dort abzuſtatten.

Petrof.

Ha, ha!

Alexis.

Mir war es ſehr angenehm, ſie von Peſth und ihrer ganzen Familie auf dieſe Art zu entfernen, denn da es nun einmal zu einer Erklärung kommen mußte, ſo war es mir lieber, wenn dieſe hundert Meilen von ihrem Wohnorte, als dort ſelbſt, ſtatt fände. — Und ſo bin ich denn hier wieder in meine Heimath zu-

rückgekehrt, — und so habe denn ich, der ich nur ein armer Sklave und Leibeigner dieser Herrschaft bin, eine junge Dame geheirathet, die freilich kein Vermögen hat, aber doch von weit höherem Stande ist, als wohin ich jemals die Augen zu richten hätte wagen können. — Ich kann nun nicht mehr zurück — ich muß ihr alles sagen — und ich gestehe es Ihm, Meister Petrof — ob ich gleich Soldat gewesen bin — fürchte ich mich doch gar gewaltig.

Petrof.

Das will ich wohl glauben. Das ist schlimmer als eine Bataille. Auf dem Schlachtfelde ist's freilich nicht recht sicher, aber am Ende, wenn man frisch und gesund geblieben ist, und die Nacht einbricht, da ist doch der Spektakel aus, und man kann sich ruhig niederlegen und ausschlafen. — Uebrigens ist es wenigstens noch ein Glück für Dich daß Du jetzt nicht in Ungarn bist — denn wenn da die Erklärung vor sich gegangen wäre, hätte sie gleich den Anfang damit gemacht, Dich vorläufig hängen zu lassen.

Alexis.

Sollte ſie wirklich —?

Petroſ.

Nun, ich dächte, ſie hätte es hier gezeigt. — Kaum daß ſie hier eingetreten iſt, ſo hat ſie ſchon den armen Kulikof abgeſetzt, weil die Wege ſchlecht geweſen ſind, und wenn ich ihr heut' Abend nicht meine Tochter mit auf's Schloß nehmen laſſe, ſo weiß der Himmel, was mir noch paſſiren kann. Ich habe auch ſo eine heftige Liebe zu ihr, daß ich — nun, nun, ich will Deiner Frau Gemahlin nicht die Hölle an den Hals wünſchen.

Alexis.

Wär's möglich!

Petroſ.

Schließe daraus, was Dir bevorſteht. — Nun, das wird ein erbaulicher Auftritt werden! — Ich wette darauf, ſie hängt Dir in einer halben Stunde mehr an, als ich von meiner Seligen in funfzehn Jahren gehört habe, und die gehörte doch auch eben nicht zu den Sanftmüthigen.

Alexis.

Wenn nur der erste Augenblick schon vorbei wäre.

Petrof.

Das glaube ich! — so die erste Explosion.

Alexis.

Da könnte Er mir nun einen sehr grosen Gefallen erzeigen, lieber Meister, wenn Er so auf eine geschickte Art, ohne daß es sie zu sehr angriffe — sie so vorbereiten könnte — ich ließe mich dann erst sehen, und —

Petrof.

Recht gerne, Herzensjunge, recht gerne. Also auf eine geschickte Art vorbereiten soll ich sie?

Alexis.

Ja, ja!

Petrof.

Und ohne daß es sie zu sehr angreife?

Alexis.

So meine ich's.

Petrof [für sich, freudig.]

Das ist gut — da will ich mein Müthchen kühlen. [laut] Nun, nun, ich will sie schon so ganz sanft auf den rechten Weg bringen.

Temudschin Dschingis-Chan

und

seine Nachfolger.

Eine historische Skizze.

Der höchste Gott, wenn unsre Frevelstreiche
Nun überschreiten der Vergebung Rand,
Giebt, daß Gerechtigkeit der Langmuth gleiche,
Oftmals in schrecklicher Tyrannen Hand,
In grauser Ungeheuer Macht die Reiche,
Dazu auch Kraft, zum Bösesthun Verstand u. s. w.

Ludovico Arioſto's rasender Roland; übersetzt von Gries. Ges. 17. St. 1.

In Zeiten wie die unsern, so reich an den größten und erstaunenswürdigsten Begebenheiten, wo

Alexis.

Bedenke Er aber ja, daß es eine Dame iſt, und vergeſſe Er die Rückſichten nicht, die man ihr bei alle dem ſchuldig iſt.

Petroſ.

Werde nicht das Geringſte vergeſſen, was zur Sache gehört. — Geh Du nur jetzt fein an die Arbeit, mein Jüngelchen und mache Holzſchuhe. Du wirſt eine hübſche Parthie brauchen, wenn Du Deiner Frau Gemahlin einen Caſchemir-Schawl kaufen willſt.

Alexis.

Alſo auf ſein Wort! — Freundlich und anſtändig!

Petroſ.

So anſtändig, daß Du Deine Freude daran haben ſollſt.

Alexis.

Gebe ihm der Himmel guten Erfolg.

[geht ab]

Neunter Auftritt.

Petroſ. Dann Kulikof und Michaele.

Petroſ.

Wird ſchon folgen, wird ſchon folgen! — Ich gäbe den Auftrag um funfzig Kopeken

nicht weg! — Nun, warte Du nur, an Dir will ich einmal für unſre Männerrechte ein Exempel ſtatuiren.

Kulikof

[kommt eilig mit einem Körbchen in der Hand.]

Da bin ich — da bin ich — ich bin ſo gelaufen, daß ich wie durch's Waſſer gezogen bin. [er ſetzt, was er im Körbchen hat, auf den Tiſch,] Glücklicherweiſe — fand ich noch den Thee zu Hauſe — den ich von der letzten Karavane gekauft habe — ich bringe auch meine beſten Taſſen mit.

Petrof [ſetzt ſich an den Tiſch.]

Wäre gar nicht nöthig geweſen, lieber Herr Kulikof!

[Man hört Lärmen im Gemache, rechts, dann tritt Michaele herein.]

Michaele

[aus der Kammer rechts.]

Nun — was iſt denn das? — warum kommen ſie denn nicht? — die Frau Gräfin verlangt das Frühſtück — ſie will auch ihre Leute haben, und iſt ganz gewaltig böſe darüber, daß in der Kammer dort keine Klingelzüge ſind.

Petrof.

Das kann ich mir denken. Es hängt nur die große Glocke für die Arbeiter drinn.

Kulikof.

Sage der gnädigen Frau Gräfin, daß ich alles gethan habe, was nur immer möglich war — die kleine Kibitke, die ich ihr versprochen habe, steht schon vor der Thüre — und was das Frühstück betrifft, so habe ich hier ein Theechen — [er dreht sich um, und bemerkt Petrof, der sich an den Tisch gesetzt hat, und eine Tasse Thee ganz ruhig trinkt] Was soll denn das heißen?

Petrof.

Ich kostete das Theechen blos — Sie haben Recht — er ist ganz vortrefflich.

Michaele.

Das Frühstück der Frau Gräfin kosten!

Kulikof.

Eine solche Profanation, — eine solche respektwidrige Handlung! — Sage es der Frau Gräfin, daß sie ihm hundert Knutenhiebe geben läßt.

[Man hört rufen: „Michaele! Michaele!"]

Michaele.

Da hören Sie es, wie ſie ruft — ich will es ihr nur gleich melden. — Aber, ſo ſtehe Er doch auf, Vater!

[geht ab.]

Petrof.

Warum denn aufſtehn? — aufſtehn, vor der Frau eines meiner Arbeiter?

Kulikof.

Was ſoll das heißen?

Petrof.

Das ſoll heißen, daß die vornehm thuende Madame vielmehr Reſpekt vor mir haben muß. — Wiſſen Sie's denn? Die ſtolze, hochmüthige Dame, die boshafte Perſon, iſt nicht die Gräfin Woronski, nicht die Gemahlin unſers Gutsherrn —

Kulikof.

Nicht?

Petrof.

Iſt die Frau von dem Leibeig'nen Alexis, meinem Geſellen.

Kulikof.

Unmöglich!

Petrof.

Nun, Alexis hat es mir ſelbſt geſagt.

Kulikof.

Die Frau eines Leibeig'nen? — Und ſie erlaubt ſich, Thee zu trinken? — ſie unterſteht ſich, auch nur Hunger zu haben?! — Nun, das wollen wir doch einmal ſehen! [er ſetzt ſich an die andre Seite des Tiſches, Petrof gegenüber und trinkt mit ihm — In dieſem Augenblicke hört man die große Glocke läuten.]

Petrof.

Alle Wetter — das iſt die Allarmglocke — ſie läutet Sturm, um ihr Frühſtück zu haben?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen [ruhig am Tiſche links Thee trinkend.] Thereſe und Michaele [kommen rechts.]

Thereſe.

Hat man ſchon ſo etwas Inſolentes geſehn? — Mich warten zu laſſen? — mich! — mich! — und ich habe noch nicht gefrühſtückt!

Kulikof.

Wenn's weiter nichts iſt — ich auch nicht!

Thereſe.

Was ſehe ich? — was ſoll das bedeuten?

Petrof.

Nehmen Sie Sich in Acht, — man muß nicht gleich böse werden — das ist der Gesundheit nachtheilig — besonders wenn man noch nüchtern ist — verstanden, Mütterchen?

Michaele.

[für sich, zitternd.]

Ach Gott, mein Vater bringt sich um den Hals!

Therese [voll Wuth.]

Ich will Ihn Respekt lehren!

[sie geht zwischen die beiden Trinkenden, zieht die Serviette weg, auf welcher das Theezeug steht, und wirft Alles auf die Erde.]

Kulikof [aufspringend.]

Mein japanisches Porzellain — meine schönen Tassen! — Das muß mir Ihr Mann bezahlen, — und mir noch obendrein für den Schrecken eine Entschädigung geben.

Therese [giebt ihm eine Ohrfeige.]

Da ist eine — und in einer Stunde laß' ich Euch alle Beide hängen.

Kulikof.

Ey, wenn Sie aus dem Tone sprechen! — Sich thätlich an einem Verwalter seiner hoch-

gräflichen Gnaden zu vergehn — nun klage ich auf Leben und Tod, und werde es doch dahin zu bringen wissen, daß eine rebellische Leibeig'ne, wie sich's gebührt, gezüchtigt wird.

Therese.

Eine Leibeig'ne?

Kulikof.

Ja — zum Henker — ja trotz Ihrer Manieren, wie eine vornehme Dame, sind Sie eben so wenig Frau Gräfin als ich.

Michaele.

Was sagt er da?

Petrof.

Daß der Mann der vortrefflichen Dame hier, nicht der Herr Graf Woronski, unser verehrter Herr, welchen wir hier erwarten — sondern niemand mehr und weniger als Freund Alexis, der galante Holzschuhmachergesell ist. [zu Therese.] Ja, ja, Madame, und wenn Sie noch daran zweifeln, so fragen Sie ihn nur selbst, denn da kommt er eben. [zu Kulikof.] Wenn Sie meinem Rathe folgen, so lassen wir die beiden Leutchen sich gegenseitig nun allein erklären — ich habe die Sache nun ganz vor-

trefflich und zart eingeleitet, Alexis mag jetzt alles vollends in's Reine bringen.

[ziehen sich in den Hintergrund.]

Thereſe [unruhig.]

Was bedeutet das alles? — Mein Mann — Guſtav! — In welcher Lage befinde ich mich?! — was wollen dieſe Menſchen von mir? — Mein Gott, ſie werden doch nicht — [In dieſem Augenblicke tritt Alexis links herein. Michaele, Kulikof und Petrof gehen durch die Mitte ab.]

Thereſe [erblickt Alexis.]

Was ſehe ich? — Guſtav! — er iſt's! — es iſt alſo doch wahr?

Eilfter Auftritt.

Alexis. Thereſe.

Alexis.

Ja, angebetetes Weſen! Sie ſehen einen Unglücklichen vor ſich, welchem die Liebe den Verſtand raubte. — Ich war zu arm und gering, um Anſprüche auf Ihre Hand machen zu dürfen, liebte Sie doch aber auch zu ſehr, um Sie in den Armen eines Andern erblicken zu

können — das iſt mein Verbrechen — Sie kennen es nun. — Nicht mehr Guſtav Graf von Woronski iſt es, nicht mehr Ihr Gemahl; ein Strafbarer nur, der Sie jetzt um Gnade anfleht.

Thereſe.

Nein — nie — fort, fort von mir! [für ſich.] O, mein Vater! wenn Du wüßteſt! [laut.] Abſcheulicher! Welche Kühnheit, ſich noch vor meinen Augen ſehen zu laſſen! — ein Bauer — ein Sklave! — o, welche Qual! — nein, für eine ſolche Schändlichkeit giebt es keine Strafe, die groß genug wäre —

Alexis.

In Ihrem Vaterlande hätte ich den Tod verdient — das weiß ich — wußte es längſt, und eben das Uebermaaß meines Vergehens ſollte mich vielleicht in Ihren Augen rechtfertigen — denn wer ſein Leben wagt, um das Weſen ſein nennen zu können, das er liebt, muß doch, und wär er auch nur ein Leibeigener und armſeliger Bauersmann, eine wahre innige Liebe empfinden.

Thereſe.

Wer gebot Dir dieſe frevelhafte Liebe? Wie konnteſt Du es wagen, Dich in eine angeſehene Familie einzudrängen?

Alexis.

Sie ſind die Tochter eines Offiziers, der, ohne Vermögen und hohe Abkunft, nur durch ſeinen Muth bis zu den erſten Ehrenſtellen ſeines Standes ſich emporgeſchwungen hat. Auch ich habe gedient, gleich ihm — ich bin ein Pole, und mein Schwerdt hat nicht geroſtet in der Scheide. Ein Ehrenzeichen war der Lohn meiner Tapferkeit, das Schlachtfeld hat mich geadelt. — Nach dem Kriege habe ich meine frühere Beſchäftigung wieder hervorgeſucht, habe von meiner Hände Arbeit gelebt — und deſſen ſchäme ich mich nicht. O! warum beſaß ich keine Schätze, keinen Rang, keinen hohen Poſten — alles hätte ich zu Deinen Füßen niedergelegt — aber nicht mehr als zehntauſend Rubel nannte ich mein — die Frucht vieljähriger Erſparniſſe und Anſtrengungen — mit dieſer Summe konnte ich meinem Stande nach mein ganzes Leben hindurch mich reich nennen. Ich zog es vor, einige Augenblicke lang

bei dem gewaltigen Ringen aller Kräfte, auch dem blödesten und befangensten Auge, sich der Gang einer ewig waltenden Gerechtigkeit offenbaret, richtet gern der denkende Mensch seine Blicke zurück in eine längst versunkene Vergangenheit, um in den Jahrbüchern der Geschichte, in der Kenntniß dessen, was einst sich zugetragen, bei den Stürmen der Zeit, die er selbst erlebt, sich Raths und Trosts zu erholen, oder — wenn ihm wieder die Sonnen des versöhnten Geschickes leuchten, zu lernen: daß das Gebäude, so kühner Muth, Herrschbegierde und Ehrgeiz sich aufführen, und wär' es auf die Leichen von Millionen und die Trümmer ganzer Erdtheile gegründet, vergeht vor dem Wehen der Jahrhunderte — oft weit kürzerer Zeiten noch; — daß aber die Wirkung der That fortlebt in ununterbrochener Kette, so wie sie entstanden ist aus einer solchen, deren erstes Glied am Thore des Anfangs der Dinge gesetzet ist; — daß also der Menschengeschlechter Thun und Treiben, ihre Schicksale, ihre Erschütterungen und Reibungen, ein ewiges Band durchschlingt von wechselnder Ursach und Wirkung, und fort und fort durchschlingen wird, bis der brausende Strom, im raschen Lauf immer mehr und mehr sich reinigend, einst als klare Fluth in den Ocean der Unermeßlichkeit sich ergießt.

glücklich zu seyn! — Was hätte der Graf Woronski, dessen Name ich annahm, denn selbst mehr thun können? — Nur einen Theil seines Vermögens hätte er Dir anzubieten vermocht, ich gab Dir das meine ganz! Alles, alles habe ich um Deinetwillen aufgeopfert, allem getrotzt, nichts gescheut — und zum Lohne für so überschwengliche Liebe unterwerfe ich mich aller und jeder Strafe, die Du über mich verhängen willst, freudig und ohne Murren, wenn Du nur einen Blick des Mitleids auf mich richtest — einen einzigen Blick der Milde, um den ich so heiß flehe, und den ich noch nicht habe erlangen können.

Therese

[nach einem augenblicklichen Schweigen, ohne ihn anzusehn.]

Geh' — entferne Dich!

Alexis.

O mein Gott! — ist das meiner Therese Stimme? — Behandelt mich meine geliebte Gattin so?

Thereſe.

Dem Grafen Woronski war ich Achtung und Folgſamkeit ſchuldig, dem verworf'nen Alexis nichts.

Alexis.

Alſo gabſt Du mir blos um meines Reichthums, meines Ranges willen Deine Hand? —

Thereſe.

Ich habe keine Antwort auf ſolche Fragen.

Alexis.

Ich berufe mich auf Dich ſelbſt, auf Dein eig'nes Herz. — Wie oft haſt Du mir es nicht mit den heiligſten Schwüren betheuert, daß mein Rang, mein Vermögen, Deine Liebe auch nicht um das mindeſte erhöhen könnten. „Guſtav" ſagteſt Du zu mir, „mein Guſtav, hätte Dich auch das Schickſal in dem gemeinſten Stande geboren werden laſſen, Du, nur Du, wärſt doch der Gatte meiner Wahl geworden, mein ganzes Glück hätte darin beſtanden, Dir, nur Dir anzugehören."

Thereſe.

O ich erinnere mich meiner Schwüre wohl, aber ich glaubte ſie nicht an einen Menſchen zu richten, deſſen betrügeriſches Herz mich ſo

ſchrecklich hintergehen konnte, Ihnen galten ſie alſo nicht; mein Gewiſſen macht mir keine Vorwürfe, und ich habe Ihnen nichts verſprochen.

Alexis [beleidigt.]

Nein! das iſt zu viel! — gegen alles iſt die Liebe gewaffnet, nur nicht gegen Verachtung. Da ich Dir denn einmal die Wahrheit ſagen muß, ſo höre denn meine feſte Ueberzeugung. Ja, ich fühle es nur zu ſehr, daß, in welche Lage Dich auch der Himmel gebracht haben möchte, Du doch ſtets Deinen Gatten unglücklich gemacht haben würdeſt.

Thereſe.

Ich?!

Alexis.

Ja, Du! — Deinen Stolz, Deinen ungezügelten Hochmuth habe ich bisher ruhig ertragen, aber nun iſt meine Geduld zu Ende, ich bin und bleibe unter allen Verhältniſſen Dein Mann, und ich werde als ſolcher meine Rechte geltend machen.

Thereſe [heftig.]

Das werden Sie ſich wohl nicht unterſtehen. — Sie beſaßen nie irgend ein Recht über mich. Unſre Ehe iſt ungültig, null.

Alexis [eben so.]

Sie ist gültig, rechtmäßig. Der Ehecontract, den Du Dir nicht die Mühe nahmst, zu lesen, enthält nicht den Namen Woronski, sondern meinen wahren, Alexis Batowitsch, vormaliger Soldat und Unterthan dieser Herrschaft, und durch diese Heirath bist Du, eben so wie ich, nun die Leibeigene des Grafen Woronski.

Therese.

Ich bin frei, brauche niemand zu gehorchen.

Alexis.

Außer mir, Deinem Herrn und Gebieter — bis jetzt habe ich demüthig gebeten nun befehle ich.

[Petrof und Michaele erscheinen hier im Hintergrunde, und kommen langsam vor.]

Therese [heftig]

Ich werde mich nicht darum kümmern.

Alexis.

Du wirst gehorchen.

Therese.

Das wollen wir sehn.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Petrof. Michaele.

Petrof [ſie unterbrechend.]

Heda! — heda! Was giebt's denn? — Sind die lieben Eheleutchen ſchon mit einander uneins?

Alexis [ſich bezwingend.]

Bewahre der Himmel, meine Frau fügt ſich in alles mit der freundlichſten Miene von der Welt.

Petrof.

Da muß eine gewaltige Veränderung mit ihr vorgegangen ſeyn!

Alexis.

Allerdings, lieber Meiſter — und Er ſieht nun hier, ſtatt eines Arbeiters, deren zwei. — Mein Weibchen wird mit Michaele gemeinſchaftlich arbeiten.

Thereſe.

Arbeiten —

Alexis [zu ihr.]

Unterdeſſen wirſt Du die Güte haben, dieſe Kleider hier abzulegen, die ſich weder für Deinen jetzigen Stand, noch für unſre Vermögensumſtände ſchicken.

Thereſe [außer ſich.]

Ich werde nie einem Menſchen gehorchen, den ich verabſcheue.

Petroſ.

Den ſie verabſcheut. — Ha, ha, ich ſehe, daß Du Dein Weibchen nicht auf gut ruſſiſch behandelſt.

Alexis [zu ihm redend.]

Laß Er es doch! Meiſter.

Petroſ [abſichtlich.]

Nein, nein, das muß das junge zärtliche Weibchen wiſſen, und ſich fein darnach richten. Ja, ſieht Sie, mein Schätzchen, das iſt nun einmal ſo bei uns der Gebrauch, je mehr eine Frau von ihrem Manne mit häuslichem Nachdruck [er macht das Zeichen des Schlagens.] behandelt wird, deſto mehr liebt ſie ihn. Und wenn daher dieſe Zärtlichkeiten nicht recht oft kommen, ſo denken unſre Weiber, wir wollen gar nichts mehr von ihnen wiſſen. — Folglich iſt es Pflicht für einen rechtſchaffenen Ehemann, der ſeine Frau wahrhaft liebt, ihr —

Thereſe [für ſich.]

Groſſer Gott!

Alexis [zu Petroſ.]

So ſchweig' Er doch!

Petroſ.

Nun, meine Selige — die rechtſchaffne Frau — die konnte ſich rühmen, daß ich ſie ganz außerordentlich lieb hatte.

Michaele.

Das glaube ich wohl, ſie ſoll den Tod davon gehabt haben.

Thereſe.

Allmächt'ger Gott! wohin bin ich gerathen!

Alexis.

Dem Himmel ſey Dank, ſo weit wird es zwiſchen uns nicht kommen — denn mein Frauchen wird gewiß jetzt recht gutwillig in die Kammer hier gehn, und ſich umkleiden.

Thereſe.

Nein, ich werde nicht gehn.

Alexis [ſie anblickend.]

Und ich ſage Dir, Du wirſt!

Thereſe.

Durchaus nicht.

Alexis [gebietend.]

Du gehſt auf der Stelle

Thereſe [ſich faſſend.]

Gut — ich will gehn — aber nicht, weil Du es befiehlſt, ſondern weil es mir ſelbſt ſo

gefällig iſt. [für ſich.] Gott! welche Demüthigungen! — [laut.] Ja, ja, ich gehe ſchon — und das mit dem größten Vergnügen, denn ich kann ja kein größeres Glück finden, als den Böſewicht nicht mehr zu ſehen, der allein an meinem entſetzlichen Unglücke Schuld iſt.

[ſie geht in die Kammer rechts, Michaele ihr nach.]

Dreizehnter Auftritt.

Petroſ. Alexis.

Petroſ.

Höre, das Mütterchen iſt noch nicht zahm! — Es ſteckt noch ſo ein Sparren von einer Frau Gräfin in ihr, den ſie nicht los werden kann. — Aber, Dir, Burſche! Dir mach' ich von ganzem Herzen mein Compliment. Du haſt Dich dabei ganz herrlich benommen, haſt geſtanden im Feuer wie ein Grenadier! Ich hätte Dir gar nicht ſo vielen Muth zugetraut.

Alexis.

Freilich bedarf es Muth dazu, lieber Meiſter, denn ich möchte dabei vor Schmerz vergehn. Doch es hilft nichts, ich muß es aushalten.

Petrof.

Ganz recht! nur nicht nachgelaſſen, und es wird ſchon gehn.

[Man hört in der Kammer rechts ein Getös wie von zerbrochenen Geräthſchaften, umgeworfenen Meublen ꝛc.

Petrof.

Was iſt denn das?

Alexis [kaltblütig.]

Es hat nichts zu bedeuten. — Meine Frau zieht ſich blos an.

Petrof.

Ha, ha, es wird ihr ein wenig ſauer ankommen. — Aber höre, Jüngelchen, ſchlimm wäre es aber doch für Dich, wenn ihre Familie die Geſchichtchen hier erführe, und ſich ein wenig in Eure Wirthſchaft mengen wollte.

Alexis.

Allerdings! Aber meine Frau hat keine Gelegenheit die Ihrigen davon zu benachrichtigen — und hier könnten ſie mir auch übrigens nichts thun, da ich nur der Herrſchaft angehöre. — Ich bin daher entſchloſſen hier zu bleiben, und mich häuslich niederzulaſſen, und wenn

Er mir sein Häuschen da, mit dem Mobiliar und einigem Handwerksgeräthe verkaufen will —

Petrof.

Von Herzen gern, mein Goldjunge, denn da Du ein guter Arbeiter, und eine ehrliche Haut bist, so werden wir recht friedlich zusammen leben. Also hier, das Haus, ein Tisch, zwei Stühle, ein Bett, ein paar Tellern und Schüsseln und so weiter — nun, hundert Rubel dächte ich, wär' nicht zu viel.

Alexis.

Hundert Rubel! Ist das nicht etwas theuer?

Petrof.

Geh' doch weg! Für Dich! zu theuer für Dich, der so ein grosser Herr gewesen ist.

Alexis.

Ich bin es aber nicht mehr.

Petrof.

Einerlei, etwas bleibt doch immer noch haften.

Alexis.

O ja — daß man leichter betrogen wird.

Petrof.

Schäme Dich! — Du hast ja noch Geldeswerth, eine schöne Equipage, Schmuck und Fricassa Deiner Frau. Das alles wird sie nun

Wie die Mungalen und Tatären die Erde überschwemmten; wie diese rohen Hirtenvölker, entsprossen den östlichen Wildnissen, sich ausbreiteten nach allen Himmelsgegenden; wie durch die Kraft eines Einzigen sie vereint wurden zu solcher Stärke, daß unter ihm, seinen Söhnen und Enkeln, vor ihrem Schwert drei Welttheile erzitterten; wie bis an unseres Vaterlandes Grenzen, von der sinesischen Mauer an, ihre Horden drangen und auf denselben Feldern, wo in unsern Tagen für des Vaterlandes Freiheit rühmlich gefochten wurde, damals gestritten ward — zu zeigen, ist der Vorsatz vom Schreiber dieser. Welche Folgen dieses Wogen und Ringen der Völker auf die Nachzeit hatte, liegt außer dem Kreise der hier beabsichtigten Darstellung. Dem Forscher der Geschichte sind sie bekannt — wenn auch noch nicht von allen Seiten — dem Denkenden werden sie nicht im Dunkel bleiben, sobald er seine Aufmerksamkeit ernsthaft darauf richtet.

Die unermeßlichen Wildnisse Skythiens, eine fruchtbare Wiege streifender Horden, die so oft gleich wachsenden Lawinen, von ihren hohen Steppen herab, verheerend sich auf den kultivirten Erdkreis gestürzt, und zuerst in wildem Schrecken,

wohl, wenn ſie mit muß arbeiten helfen, nicht mehr brauchen, ſie müßte denn die ſchöne Equipage behalten, und ihre Holzſchuh darinn verkaufen wollen.

Alexis.

Dafür iſt geſorgt. Ich habe ſchon die Equipage und alles Zubehör nach Wilna geſchickt, wo es verkauft werden ſoll, und von dem Erlöß werde ich Dir morgen Deine hundert Rubel bezahlen. [man hört abermals Lärmen,] Noch nicht zur Ruhe?

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Michaele [kommt aus der Kammer, und hinter ihr wird heftig die Thür zugeworfen.]

Michaele

[gegen die Thür ſprechend.]

Nun, das wäre mir noch etwas, ſchickt ſich denn das?

Petrof und Alexis.

Was giebt's denn wieder? — So ſage doch!

Michaele.

Was es giebt? — Ei, die da d'rinn — mit der kommt man nie zu Stande. — Das Erſte

iſt gleich geweſen, ſo wie ſie nur in die Kammer getreten iſt, daß ſie alle Meubien umgeworfen hat.

Alexis.

Ja, das haben wir wohl gehört.

Michaele.

Dann hat ſie die großen ſchönen Bilder an der Wend, die den Kremlin und das Petersburger Schloß vorſtellen, zerriſſen, und hat das ganze Wirthſchaftsgeräth zerbrochen, zwei ganz neue Krüge!

Petroſ.

Das gehört alles zum Mobiliar, geht mich alſo nichts an. Der Kauf iſt abgeſchloſſen.

Alexis.

Nicht mehr als billig.

Michaele.

Nun hatte ich ihr die hübſchen Kleidchen von Eurer Pathe Eliſabeth zum Anziehn gegeben — ein Anzug, der wie für ſie gemacht zu ſeyn ſchien — ſie hat ſie nicht gewollt, — und ehe ſie ſich zum arbeiten entſchlöſſe, hat ſie verſichert, wolle ſie lieber Hunger ſterben, da wüßten die Leute doch, daß Alexis an ih-

rem Unglücke und ihrem traurigen Ende Schuld wäre.

Petrof.

Die giftige Kröte!

Michaele.

Ja, hat ſie geſagt, das wolle ſie thun, heilig und gewiß, denn wenn ſie auf dieſe Art von der Welt käme, ſo erlebte ſie doch wenigſtens das Vergnügen, daß Er hinterdrein gehangen würde.

Petrof.

Nun, da ſehe einer einmal die Bosheit von ſolch einem Weibe an!

Michaele.

Vor einer kleinen Weile hat ſie vor dem Fenſter ein paar unſrer Arbeiter geſehen, die mit einander ſchwatzten, da hat ſie ein Freudengeſchrei ausgeſtoßen, hat mich nach der Thüre zu gedrängt, mich hinausgeſchoben, und mir dann die Thüre vor der Naſe zugeſchloſſen. Nun, da bin ich.

Petrof.

Das iſt gar zu toll — die wirſt Du nie zur Vernunft bringen.

Alexis.

Ich hoffe doch! — Aber ſeht, die Thüre geht auf. — Da kommt ſie — laßt mich mit ihr ein paar Augenblicke allein.

Petrof [im Abgehen.]

Jungelchen, ich ſage Dir's, wenn Du bei der die alte ruſſiſche Sitte nicht recht tüchtig in Gebrauch nimmſt, ſo wirſt Du nicht mit ihr fertig.

[geht mit Michaele ab.]

Funfzehnter Auftritt.

Alexis. Thereſe. [als ruſſiſche Bäuerin gekleidet.]

Thereſe.

[in die Thür hineinredend.]

Ja, ja — nur geſchwind fort — zehn Rubel Trinkgeld. [eintretend, und für ſich.] Sterben? — nein, das wäre doch gar zu gütig von mir — leben will ich, aber mich rächen! [erblickt Alexis.] Ha! da iſt er!

Alexis.

Ich bin entzückt über Deine freundliche Befolgung meines Wunſches — und wahrhaftig,

Du haſt in jeder Art dabei gewonnen, denn dieſe Tracht ſteht Dir ganz allerliebſt.

Thereſe. [kalt.]

Allzugütig.

Alexis.

Dürfte ich wohl fragen, mit wem Du eben ſprachſt?

Thereſe.

Mit einem jungen Burſchen, den ich vom Fenſter aus geſehen hatte, und dem ich einige kleine Aufträge gab.

Alexis.

Und die betrafen?

Thereſe.

Das brauchen Sie nicht zu wiſſen.

Alexis.

Und weshalb nicht?

Thereſe.

Weil ich Ihnen keine Rechenſchaft abzulegen habe.

Alexis.

Ganz recht — ich verlange gar nicht, daß Du mir in einer Stunde zweimal gehorſam ſeyn ſollſt — das wäre in der That zu viel — aber es wird ſchon werden — Du weißt es ja,

aller Anfang iſt ſchwer. — Liebes, holdes Weibchen, da Du nun jetzt in einer paſſenden Art angezogen biſt, ſo dächte ich, wir giengen gleich an die Arbeit.

Thereſe.

Ich? — arbeiten? — mich erniedrigen bis zu —

Alexis.

Man erniedrigt ſich durch Arbeit nie.

Thereſe.

Und ich, mein Herr, ich ſage Ihnen —

Alexis

[macht eine befehlende Bewegung.] Thereſe!

Thereſe [für ſich.]

Was ſoll ich thun — man muß ſich Gewalt anthun und warten — bald bin ich am Ziele. [laut, indeß Alexis ein Spinnrad vor ſie ſtellt.] O, mein Herr, man kann Ihnen ja gar nichts abſchlagen — Sie haben ſo eine ungemein liebenswürdige Art zu bitten — daß man ſich ein Vergnügen daraus machen muß, Ihre gütigen Wünſche —

Alexis

[geht an ſeinen Arbeitstiſch.]

Schön! Hier iſt meine Arbeit, und da die Deinige. — Ich bin überzeugt, daß Du Dich ganz wunder-niedlich dabei ausnehmen wirſt. Damit das Spinnen beſſer von ſtatten geht, will ich Dir auch das Liedchen dazu ſingen, das Du mich ja ſelbſt gelehrt haſt, als wir noch ſo recht zärtlich am Pianoforte bei einander ſaßen.

[ſingt.]

Oft in meinem jungen Leben,
Hat mein Lehrer mir den Rath
In der Schule ſchon gegeben
Und beſtätigt durch die That:
Frohſinn, Arbeit, friſcher Muth,
Sind zu allen Dingen gut,
Sind zu allen Dingen gut.

Thereſe.

[reißt den Flachs vom Rocken, und wirft dieſen weit von ſich.]

Das iſt zu ſchwer — da komme ich nie damit zu Stande.

Alexis

[geht ganz ruhig, und holt einen andern Rocken.]

Laß' das nur gut ſeyn — da iſt ein And'rer.

Thereſe.

O! Sie ſind gar zu gütig! — Sie haben ſo viele Güte und Aufmerkſamkeit für mich, daß ich mich gar nicht genug dafür bedanken kann.

Alexis.

Du kannſt ſtets von meinem beſten Willen überzeugt ſeyn.

Thereſe [halb für ſich.]

Ja, wie Du von meinem tiefſten Haſſe.

Alexis.

Was haſt Du denn, mein liebes Weibchen?

Thereſe.

Nichts, gar nichts, mein theures Männchen, ich dachte blos an Dich.

Alexis.

Wie gütig Du biſt! Aber weißt Du was, Du könnteſt mir doch auch ein Liedchen ſingen. Ach, Du ſingſt ſo köſtlich. Dabei wird ſich's ſo gut arbeiten.

Thereſe.

Ich? — ſingen! — vorſingen!

Alexis [halb drohend.]

Wenn es Dir gefällig wäre.

Thereſe [für ſich.]

Der Böſewicht! — Nun, nur noch eine halbe Stunde Geduld. — Nein, ſingen kann ich nicht, ich bin heut' ſo heiſer.

Alexis.

Natürlich, vom Fahren, vom Schrecken bei'm Umwerfen. Das ſchadet aber nichts, ich höre Dich auch gern mit halbem Tone.

Thereſe [für ſich.]

Böſewicht!

Alexis.

Nun? — wird's bald werden?

Thereſe.

Wiſſen Sie was, weil Sie denn durchaus ſo eine poetiſche Unterhaltung befehlen — ſingen kann ich durchaus nicht, aber ich will Ihnen ein kleines Gedichtchen vordeklamiren.

Alexis.

Nun, wenn's nicht mit dem Singen geht, meinetwegen auch.

Thereſe [deklamirt.]

Männer, Männer ſind ſo mild,
Sind ſo fromm und friedlich,
Sind der ſanften Lämmer Bild,
Folgſam und gemüthlich,

Sprechen nicht von Recht und Pflicht,
Sind nicht herrisch, halten nicht
Frauen wie die Sklaven,

[innehaltend.]

Alexis

[zärtlich erfreut, sich ihr nähernd.]

Nun?

Therese [höhnisch.]

Wenn sie — wenn sie schlafen.

Alexis

[zieht sich verdrüßlich zurück.]

Therese [fortfahrend.]

O, wie liebt die Frau den Mann,
Wie muß ihr sein Walten,
Wie sie es nur wünschen kann
Freundlich sich gestalten,
Da ist keiner Laune Spur,
Und ihm zu gefallen nur
Ist sie stets bemühet —

Alexis [wie vorher.]

Nun?

Therese.

Wenn sie nie ihn siehet —

Volk auf Volk werfend, an dem gigantischen Riesenbau der Cäsaren gerüttelt hatten, daß er erbebte in seinen entferntesten Hallen — diese Einöden, umgränzt von Asiens mitternächtlichen Küstenländern, der sinesischen Mauer und dem kaspischen Meere — spien auch am Beginn des dreizehnten Jahrhunderts jene Schwärme aus, vor deren Blutgier und ihrer Herrscher Eroberungssucht die Menschen bebten an den Gestaden des großen Weltmeeres, wie an den Dünen der Ostsee, an den Ufern des Euphrat und Tigris, wie an denen des Nil und der Donau.

Von Hirtenvölkern bewohnt, deren ganzer Reichthum ihre Heerde, das Pferd, auf dem sie die Steppe durchschweiften, der Bogen und das Schwert, womit sie die wilden Thiere und ihre Feinde bekämpften, war, die kein anderes Vaterland als den Bezirk des Lagerplatzes ihrer Horde kannten, welchen so oft sie änderten, als Bedürfniß oder Laune es ihnen gebot; die der Unbilde der Witterung zu trotzen gewohnt waren von Jugend auf; die tagelang hungern, wochenlang bei gleich fröhlichem Muth, mit einem Stück an der Sonne gedörrten Pferdefleisch, oder der geronnenen Milch desselben Thieres sich behelfen konnten, und die dann wieder, wenn Ueberfluß ihnen ward, gleich den Raubgeiern Egyptens, durch übermäßi-

Alexis.

[gleiches Spiel wie bei der ersten Strophe.]

Thereſe.

„Und das herrlichſte Geſchenk
Das man ihr kann machen,
Des ſie ewig eingedenk
Unter Scherz und Lachen
Hat der wackre Mann gemacht,
Und damit bei Tag und Nacht
Ihren Dank erworben —
[ähnliches Spiel wie vorher.]

Wenn er — wenn er gar geſtorben.

Alexis.

Nein, das iſt doch wahrhaftig zu arg.

Thereſe.

Im Gegentheil, noch nicht arg genug für gewiſſe Leute.
[ſie dreht das Rad mit der größten Heftigkeit.]

Alexis.

Ei, ei, Weibchen — nimm Dich doch in Acht — Du greifſt die Sache mit gar zu vielem Feuer an — auf dieſe Weiſe könnteſt Du Dir Schaden thun!

Thereſe.

Und was geht das Sie an?

Alexis.

Mich? Gehört denn das zarte Händchen, das ſich leicht beſchädigen könnte, nicht mir an?

Thereſe.

Ihnen?

Alexis.

Du kannſt doch wenigſtens nicht abläugnen, daß es mir einmal angehört hat?

Thereſe.

Ich bitte mich nicht mehr zu duzen, mein Herr!

Alexis.

Will's verſuchen, wenn Du — wenn Sie es durchaus ſo haben wollen, aber es wird ſchwer gehen — denn die Gewohnheit — Indeß muß ich um Erlaubniß bitten, Sie mit einigen Wirthſchaftsangelegenheiten zu unterhalten. — So habe ich denn alſo, zum Beiſpiel, für's Erſte, dieſe kleine Beſitzung hier gekauft.

Thereſe.

Was geht das mich an?

Alexis.

Sie iſt recht niedlich. Nicht wahr? — Die inn're Bequemlichkeit hat mich angezogen, und beſonders das vollſtändige Mobiliar. Bedenke nur — erlauben Sie gütigſt — wir haben einen Tiſch, zwei Stühle — ein Bett — ja, freilich nur ein Bett. — Ich kann mir wohl denken, daß Ihnen das nicht ganz angenehm iſt, aber beunruhigen Sie ſich deshalb nicht, ich werde hier auf der Diele — Ach, als ich Soldat war, iſt das mehr als hundertmal der Fall geweſen —, und wenn ich's nur immer ſo gut wie hier gehabt hätte! —. Das iſt mir einerlei, wenn ich nur den ganzen Tag über bei Dir ſeyn, Dich nicht verlaſſen, neben Dir arbeiten darf, wie ich es jetzt thue — [er ſieht ſie zärtlich an.] Ach! es iſt ſo ſüß, ſein ganzes Leben hindurch mit dem vereinigt zu ſeyn, was man ſo zärtlich liebt! — Lebt man in der großen Welt, ſo muß man ſo viele Zeit den Geſchäften, dem Anſtande, unſinnigen Vergnügungen opfern, die Frau muß ſich Stunden lang anziehn, halbe Tage und Nächte in Geſellſchaften zubringen, man hat gar nicht Zeit ſich ſo recht innig und von Herzen zu lieben.

Da lobe ich mir die armen Leute — die ſind glücklich — die haben ja weiter nichts zu thun, als einander gut zu ſeyn. [er naht ſich ihr.] Freud und Leid tragen ſie zuſammen, keine läſtigen Freunde belagern ſie, keine kleinliche Rückſicht zwingt ſie zur Verſtellung, kein hämiſcher Neid drängt ſich zwiſchen ſie. Ja, ein Palaſt iſt zu groß, in den langen Reihen hoher und weiter Zimmer verliert man ſich, hier, in der kleinen, engen, freundlichen Hütte, findet man ſich immer und immer wieder.

Thereſe

[für ſich, ihrem Gefühle ſich einen Augenblick überlaſſend, während Alexis nach und nach ihre Hand ergriffen hat.]

O, wie Schade, daß wir nicht dort — [reißt ſich plötzlich los.] Laſſen Sie mich, mein Herr, entfernen Sie Sich. — Bleiben Sie bei Ihrer Arbeit.

Alexis [für ſich.]

Es ſcheint, als ob ihr Zorn nach und nach ſchwände. [laut.] O, Thereſe! Wenn Du wollteſt, wenn Du mich ruhig anhörteſt — [man hört Lärmen draußen.] Aber, mein Gott, was iſt das für ein Lärmen?

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Petrof und Michaele.

[eilen herbei]

Petrof.

Ach, Du mein Himmel! welch' ein Unglück!

Alexis.

Was iſt denn vorgefallen?

Michaele.

Kulikof und eine Menge Leute mit Flinten und Säbeln kommen hieher, um Ihn und meinen Vater gefangen zu nehmen.

Alexis.

Wie?

Petrof.

Ja, ja, es iſt nicht abzuläugnen, und Deiner saubern Frau hier verdanken wir das ganze Unglück.

Alexis.

Wär's möglich? — Thereſe! Du?

Thereſe.

Ja, ich, ich habe es gethan, und werde nun endlich gerächt werden!

Petrof.

Sie hat der Herrschaft melden lassen, daß Du nicht ihr wahrer Mann, daß Du blos ein Räuber, ein Verführer, ein Bösewicht wärst, und nun kommen sie, um Dich aufs Schloß abzuholen.

Alexis.

O, ich Unglücklicher! [zu Therese.] Und das konntest Du thun? Du! [für sich.] Weh' mir! schon glaubte ich mich am Ziele meiner Hoffnungen, da wirst diese That wieder alle meine Luftgebäude über den Haufen!

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Kulikof mit bewaffneten Bauern.

Kulikof.

Im Namen der hochgräflichen Herrschaft folgt mir! Du, Alexis, und Du, Petrof!

Michaele.

Wie? mein Vater auch?

Kulikof.

Hoher Ordre gemäß muß ich auch ihn verhaften. Also marsch!

Petrof.

Ich habe aber gar nichts verbrechen!

Kulikof.

Du ſollſt mit dieſem Tagediebe da unter einer Decke ſtecken, es wird alſo auch heut' Gericht über Dich gehalten.

Petrof [wüthend.]

Das Höllenweib! — Nun, nun, ich werde doch nicht gleich gehangen werden!

Kulikof.

Das kann man noch nicht wiſſen, iſt auch nicht erlaubt darnach zu fragen. Vorwärts!

Alexis [zu Thereſe.]

Thereſe! — und Du kannſt mich gleichgültig ſcheiden ſehn?

Thereſe [für ſich.]

Er dauert mich wahrhaftig! — aber nein! Kein Mitleid mit dem Verbrecher!

Alexis.

Und Du ſagſt mir auch nicht das kleinſte Abſchiedswort?

Thereſe.

Herr Verwalter, thun Sie Ihre Pflicht.

Alexis.

Nun denn — ſo lebe wohl — genieße Deines Triumphs, ſättige Deine Rache mit meinem Unglücke — laß Dein ſtolzes Herz ſich weiden an meiner Demüthigung — furchtlos würde ich ſelbſt dem Tode entgegen gehen, aber daß ich aufhören muß Dich zu lieben — aufgeben muß den Glauben an Dein Herz — verzichten muß auf jede Vereinigung mit Dir, — das ſtürzt mich in Verzweiflung!

[er eilt voll Schmerz nach der Thür, die Wachen folgen ihm mit Petrof. Michaele geht dem Vater theilnehmend nach. Thereſe blickt mit triumphirender Miene auf das Ganze.]

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

[Die Bühne ſtellt einen reich verzierten Saal zu ebner Erde im Schloſſe des Grafen Woronski dar. Die Ausſicht geht auf eine Gallerie. Links ein Tiſch mit Schreibegeräth.]

Erſter Auftritt.

Kulikof. Die Baronin.

Baronin.

Mein Bruder iſt alſo noch nicht angelangt?

Kulikof.

Nein, gnädige Frau.

Baronin.

Das iſt mir doch unbegreiflich. Nun, da bin ich ſchön angekommen, ich glaubte hier alles in Saus und Braus zu finden, ein Feſt das andere jagend, Gäſte wie Sand am Meere, und alle Tage ein and'rer Anbeter, ach, und bin hier ganz allein, langweile mich zum Sterben, und muß mir ſelbſt die Honneurs machen, da es außerdem niemand bei meiner Ankunft thut. — Haben Sie denn auch nicht wenigſtens nähere Nachrichten von ihrem Herrn?

Kulikof.

Nicht die geringste. Er hat uns noch nicht die Ehre erzeigt, dieſe ſeine neu acquirirte Beſitzung mit ſeinem gnädigen Beſuche zu beglücken.

Baronin.

Das Schloß iſt ganz allerliebſt, beſonders habe ich da eine Gallerie geſehen, in welcher man ſplendide Bälle geben könnte. Nun, mein Bruder wird doch wohl vernünftig ſeyn — Sie haben doch die Sachen alle in meine Zimmer bringen laſſen? denn ich komme von einer Reiſe mit meinem Manne von wenigſtens ein paar hundert Meilen zurück.

Kulikof.

Eine Vergnügensreiſe?

Baronin.

Behüte, eine dringende Geſchäftsreiſe! — Ich habe Kleider und Hüte mitgebracht, wie man ſie hier zu Lande noch gar nicht ahnet, delizids, göttlich — die neuſten Pariſer Moden. Was hilft mir's denn aber, wenn nicht bald hier etwas los iſt. Das geht wahrhaftig nicht ſo, ich muß eine Soirée haben, ich muß doch

ges Verschlucken von Nahrungsmitteln sich schadlos hielten für unfreiwilliges Fasten; die ihren Anführern, in denen sie die ältesten und kriegerischsten ihres Stammes ehrten, blindlings folgten, sobald diese ihnen die Aussicht zu Raub und Beute eröffneten — bedurfte es nur kleiner und geringfügiger Anlasse, um die Massen in Bewegung zu setzen, zu einem fast allgemeinen Aufbruch zu vermögen.

Die Gleichheit der Lebensart der verschiedenen um und durch einander wohnenden Stämme, die durch besondere Oberhäupter beherrscht wurden, erzeugte unter diesen Nomaden und erhielt Gleichheit der Sitten, so daß, als ein Kühner und Gewaltiger unter ihnen sich erhob, der mit eisernem Arm seine Nebenbuhler unterdrückte, die hunderte von Meilen aus einander wohnenden Horden, sich schnell zu einem, in seinen Theilen gleichen, Ganzen bildeten und einten; eine Sache, die nur bei Völkern Statt finden kann, die, wie diese, keine Liebe an den Erdfleck, wo sie geboren, keine abgesonderte Eigenthümlichkeit und kein festes Besitzthum bindet.

Durch Dschingis-Chan geschah eine solche Vereinigung.

Als dieses furchtbaren Menschen Vater starb, der an den Ufern der Selinga als Chan dreißig-

meine Schätze gehörig bewundern lassen. Also geschwind, geschwind, und wenn's auch nur die Bauern von der Herrschaft hier wären.

Kulikof.

Die können wir bald zusammen haben, denn da wir den gnädigen Herrn Grafen nun schon seit acht Tagen erwarten, habe ich allen Leibeigenen und Vasallen anbefohlen, sich mit jedem Augenblicke zum Empfange bereit zu halten, und bei bedeutender Strafe beträchtlich fröhlich zu seyn.

Baronin.

Gut, gut, es ist doch etwas. Ich muß Menschen um mich haben — Bewegung — Leben — Lärmen — Tumult! Die guten Landleute! — ja, ja, ich will sie hier sehn — sie besuchen — ihnen Gutes erzeigen — so geht doch die Zeit vorüber — besonders die langweiligen Vormittage — ach, apropos, heute weiß ich nun vollends nicht, was ich anfangen soll — je, da bringen Sie mir doch die junge Person, die ich in meinen Schutz genommen habe, hierher.

Kulikof.

Zu Befehl, gnädige Frau.

Baronin.

Es iſt ein Opfer der Liebe: nicht wahr? — eine Entführung — ein Betrüger — ſo etwas Aehnliches — nicht wahr? — Recht verſtanden habe ich's nicht, weil ich ſchon an der Toilette war, als der Bauer herkam, den die unglückliche Perſon abgeſchickt hatte — aber das iſt einerlei, thut nichts zur Sache — ſie flieht in Abweſenheit meines Bruders mich um Schutz an — ich habe alſo gleich Befehl gegeben —

Kulikof.

Den man mit der größten Genauigkeit vollzogen hat.

Baronin.

Ach ja, jetzt beſinne ich mich, ich glaube, ich habe Ihnen ſelbſt —

Kulikof.

Allerdings, gnädige Frau Baronin, und wenn Sie nun Höchſtſelbſt geruhen wollen, gegen die Arreſtanten die Unterſuchung zu führen —

Baronin.

Unterſuchung führen? — ich! — ei, warum denn nicht. — Ich kann ja wohl auch einmal

zu Gericht ſitzen — das iſt amüſant — das iſt mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen — das muß ich doch probiren. Haben Sie denn ſchon einmal eine Unterſuchung geführt, Herr Verwalter?

Kulikof.

O ja, ſehr oft, und dies um ſo mehr, da wir hier die prozeſſualiſchen Weitläufigkeiten nicht lieben, und alles ziemlich ſchnell und kurz abmachen, indem wir ein ſehr zweckmäßiges Entſcheidungsmittel, nämlich die Knute beſitzen, die ich denn auch wo möglich, und ohne Unterſchied der Perſon, in allen Fällen anzuwenden ſuche, und dadurch unerwartete Wirkungen hervorgebracht habe.

Baronin.

Pfui, das iſt ja abſcheulich! Ich werde allen meinen Einfluß bei meinem Bruder anwenden, um ein ſolches Verfahren zu hintertreiben. — Rufen Sie mir jetzt die junge Frau herbei.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Thereſe.

Kulikof.

[öffnet die Thüre links.]

Immer näher, immer näher. Die Frau Baronin von Woronski, die gnädige Schweſter unſers geehrteſten Herrn und Gebieters, will die Gnade haben, Ihnen eine beſondere Audienz zu verleihen, und Sie ſollen hiermit die Ehre genießen, Deroſelben Ihre unterthänigen Klagen vortragen zu dürfen.

Thereſe.

Genug, genug — geben Sie Stühle her, und gehen Sie dann.

Kulikof.

Stühle? ich! — ei, das wäre!

[er hebt der Baronin einen Stuhl, und Thereſe muß ſtehen bleiben.]

Thereſe.

[hat erſt ein Zeichen des Zornes gemacht, dann ſich aber beſonnen.]

Er hat recht — ich muß jetzt auf alles gefaßt ſeyn.

[Die Baronin ſetzt ſich, Kulikof ſetzt ihr das Nähtiſchchen hin, worauf eine angefangene Tapiſſerie liegt, dann bleibt er ehrerbietig an der andern Seite ſtehen.]

Baronin.

Kommen Sie näher, meine Liebe! — [für ſich.] Sie hat wahrhaftig rechte hübſche Augen!

Thereſe [für ſich.]

Wie das alles ſo prachtvoll iſt! — Ach, ſo hätte ich es für mich erwartet. [laut.] Die gnädige Frau haben erlaubt —

Baronin [zu Kulikof.]

Sie iſt, in der That, gar nicht übel. — Meinen Sie nicht auch?

Kulikof.

O! Euer Gnaden hoher Beifall —

Baronin.

Sie flößt ſo eine Theilnahme ein — nun — ich brauche gerade eine Kammerjungfer — ich ſollte wohl meinen, daß ſie ſich dazu paſſen würde.

Kulikof.

Allzuviele Gnade.

Thereſe [für ſich.]

Ich halte mich kaum! — Dieſer Stolz, dieſe Kälte, dieſe Herabwürdigung! — Iſt es denn menſchlich, auch ſelbſt den Geringſten mit ſolchem Hochmuthe zu behandeln? — Ach! that ich es denn nicht ſelbſt auch?

Baronin.

Sie iſt — Sie ſind, wie es ſcheint, von einem Betrüger hintergangen worden, war's nicht ſo? — ja, ja, ich beſinne mich. — Nun Sie ſollen Gerechtigkeit gegen ihn finden, weil, weil — es ſchändlich iſt, ein Frauenzimmer zu hintergehn. Das iſt gegen alle Galanterie — das darf durchaus nicht geduldet werden. — Wie nennen Sie Sich?

Thereſe.

Thereſe.

Baronin.

Und woher ſind Sie?

Thereſe.

Aus Peſth in Ungarn.

Baronin.

Aus Peſth? — Sehen Sie einmal! Haben Sie etwa dort von dem Baron Forſtheim etwas gehört?

Thereſe [für ſich.]

Von meinem Vater? — Wo will das hinaus? [laut.] Ja, gnädige Frau, und ich kenne ihn recht gut — ich wohnte in Einem Hauſe mit ihm.

Baronin.

Das iſt mir lieb — das trifft ſich herrlich, da können Sie mir Nachricht über die Familie geben. Denken Sie nur — vor ein paar Monaten, als ich eben auf meiner groſſen Reiſe begriffen war, hörte ich, daß mein Bruder, der Graf Woronski, — daß er gewiſſe Abſichten habe — ja, ſtellen Sie Sich vor, er wollte die Tochter des Baron Forſtheim heirathen.

Thereſe.

Was ſagen Sie da?

Baronin.

Ich habe ihm jedoch ſogleich geſchrieben, und Himmel und Hölle dagegen in Bewegung geſetzt — denn man verſicherte mich, daß ſie einen Charakter habe, einen Charakter — nun, Sie haben ja mit ihr in Einem Hauſe gewohnt, Sie müſſen es alſo am beſten wiſſen. Erzählen Sie einmal, wie haben Sie ſie gefunden, die Stolze, Uebermüthige, Eingebildete, Boshafte. —

Thereſe.

Aber, Frau Baronin, ich —

Baronin.

Ha, ha, ich weiß ſchon, womit Sie dieſe Närrin entſchuldigen wollen. Sie iſt freilich von ihrem Vater gewaltig verzogen worden — einem alten Militair, der ſie abgöttiſch anbetete, und ſelbſt ohne Erziehung, ohne Charakter war.

Thereſe [ſtolz.]

Jetzt muß ich Sie bitten, Ihre Zunge im Zaum zu halten, denn ich dulde kein ſolches Wort mehr.

Baronin.

Was iſt das?

Thereſe.

Wie Sie auch über die Tochter des Baron Forſtheim denken mögen, ich werde es nicht verſuchen, ſie zu rechtfertigen — ſie hatte große Fehler an ſich — ich muß anfangen es zu glauben, weil es jedermann behauptet — indeß iſt ſie dafür auf's grauſamſte beſtraft worden — aber Herrn von Forſtheim werde ich ſtets vertheidigen, denn ich verehre ihn, und werde ihn nie in meiner Gegenwart verunglimpfen laſſen.

Baronin.

Und weshalb?

Thereſe [ebel.]

Weil er mein Vater iſt.

Baronin [aufſtehend.]

Ihr Vater?

Thereſe.

Ja, Frau Baronin, ich bin es ſelbſt, ich bin Thereſe von Forſtheim, das Mädchen, das der Graf Woronski heirathen ſollte — und auf den Grund dieſes ſich verbreitenden Gerüchts, hat ein — Wahnſinniger ſich meiner Familie unter dem Namen Ihres Herrn Bruders vorgeſtellt, hat die Einwilligung meines Vaters ſich erſchlichen, und die meinige — und gegen dieſes verhaßten Menſchen Verrätherei flehe ich jetzt den Schutz des Herrn Grafen und den Ihrigen an, Frau Baronin.

Baronin.

Was muß ich hören? — eine ſolche Keckheit! — Das kann man ja ohne Entſetzen ſich gar nicht vorſtellen! — Nicht wahr?

[zu Kulikof.]

Kulikof.

Wie die gnädige Frau Baronin ſagen — es iſt entſetzlich, ſich ſo etwas vorzuſtellen.

Baronin [zu Thereſe.]

Und ſieht er hübſch aus, der Menſch?

Thereſe

[ſchlägt die Augen nieder, und antwortet nicht. Nun ſieht die Baronin Kulikof mit derſelben Frage an.]

Kulikof.

Ei wohl, gnädige Frau Baronin, er hat artige Manieren.

Baronin.

Deſto ſchlimmer, deſto ſchlimmer. [zu Thereſe.] Seyn Sie ruhig, mein liebes Kind, ich laſſe Sie nun nicht wieder von hier fort, und ſobald mein Bruder kommt, ſollen Sie vollſtändige Genugthuung haben. Ja, darauf beſtehe ich, vollſtändige Satisfaktion, der Menſch muß wenigſtens gehangen werden, — wär's auch nur um des abſchreckenden Beiſpiels wegen.

Thereſe.

Aber gnädige Frau, darum habe ich Sie jetzt nicht zu bitten gehabt, ſondern —

tausend Familien beherrschte, war er noch unmündig. Neid über die großen Schätze — Heerden — zum Theil, zum Theil auch Furcht vor dem unerwachsenen Temudschin — des Dschingis Eigenname — nicht geschützt werden zu können, bewogen fast den ganzen Stamm, ihn zu verlassen und an andere sich anzuschließen, so daß ihm kaum ein Drittheiel treu ergeben blieb. — Mit diesen Wenigen wagte der damals dreizehnjährige Temudschin, seine rebellischen Unterthanen zu bekämpfen, aber das Glück zeigte erst in späteren Tagen ihm seine Gunst. Er wurde geschlagen und der zukünftige Beherrscher Asiens mußte fliehen. — Größer als sein Geschick erhob er sich aber über dasselbe und in den Jahren des Mannes hatte durch Kühnheit, Ausdauer und List er seinen Ruhm und seine Herrschaft über die umwohnenden Stämme gegründet. Durch Freigebigkeit und brüderliche Behandlung, durch Theilnahme an jeder Noth und Gefahr, fesselte er seine Anhänger an sich; durch Grausamkeit verschüchterte er seine Feinde. Als er den ersten Sieg über seine abtrünnigen Unterthanen erfochten hatte, ließ er um ein ungeheures Feuer siebzig große Gefäße mit Wasser setzen und als dies kochte, in jedes einen Empörer stürzen. — Vor ihm her ging der Schrecken und Viele unterwarfen sich ihm

Baronin.

Nein, nein, das muß g ſchehn, das geht nicht anders. Es muß ſeyn.

Thereſe.

Wenn Sie nun einmal an jemand ein ſolches Exempel ſtatuiren wollen, ſo nehmen Sie lieber Meiſter Petrof, den Holzſchuhmacher — oder den Herrn Verwalter hier, ſie waren beide mit ihm einverſtanden.

Kulikof.

Wie? Was?

Thereſe.

Doch machen Sie das, wie Sie wollen. Meine Bitte beſteht nur darin, daß Sie die Gnade haben, mich zu meinem Vater, zu meiner Familie zurückzuſchicken.

Baronin.

Ich werde Sie ſelbſt dahin bringen. — Das arme liebe Kind! — Fräulein Forſtheim, Gemahlin — eines Holzſchuhmachers! Nein, das iſt die ſonderbarſte Geſchichte, die mir in meinem Leben vorgekommen iſt, das wird einen Lärm bei Hofe machen, das wird zu reden geben —

Thereſe.

O, welche Demüthigung!

Baronin.

Wenn ich nur ſchon dort wär', und alles erzählen könnte! — Aber das Nöthigſte iſt jetzt, die Heirath für null und nichtig erklären zu laſſen.

Thereſe.

Ja, gnädige Frau, und das auf der Stelle.

Baronin.

Nun an Gründen dazu wird es uns gewiß nicht fehlen — der ſaubere Patron iſt ohnſtreitig grob — brutal — auffahrend —

Thereſe.

Er? ach, Du mein Himmel, nein! Er iſt die Sanftmuth ſelbſt.

Baronin.

Aber ein Anhalten müſſen wir doch haben!

Kulikof.

Könnte denn nicht der gnädige Herr Graf aus eig'ner Machtvollkommenheit die Ehe eines ſeiner Leibeig'nen kaſſiren?

Baronin.

Da haben Sie Recht! Das hat gewiß nicht das geringſte Bedenken. — Gehen Sie dort

in dieſes Zimmer, ſetzen Sie da drinn Ihr Eheſcheidungsgeſuch auf, unterzeichnen Sie es, und laſſen Sie mich alles Uebrige beſorgen.

Thereſe.

Ja, gnädige Frau. [ſich faſt ſelbſt im Nachdenken vergeſſend.] Wenn nun aber der Herr Graf entſchieden haben wird —

Baronin.

So iſt alles aus, alles vorüber.

Thereſe.

Und er kann eine Andre heirathen?

Baronin.

Natürlich, und Sie auch.

Thereſe.

Ja, das eben begreife ich nicht. Denn wenn man jetzt auch die Heirath kaſſirt, wie kann man es denn ungeſchehen machen, daß er doch mein Mann geweſen iſt?

Kulikof.

Das kann man nicht wiſſen. — Die Herrn Rechtsgelehrten ſind ſo geſchickt —

[Man hört an der Thüre zum Zimmer rechts klopfen.]

Baronin.

Wer iſt denn da drinn?

Kulikof.

Eben die Perſon, von welcher wir jetzt geſprochen haben. — Ich habe den Arreſtanten einſtweilen in das Zimmer hier rechts bringen laſſen, weil er durchaus darauf beſtand, vor den Grafen oder die gnädige Frau Baronin gebracht zu werden — aber übrigens hat es keine Eile — er kann ſo lange warten, als es der gnädigen Frau Baronin beliebt.

Thereſe.

O, laſſen wir ihn nicht zu lange warten — erzeigen Sie ihm die Gnade, mit ihm zu ſprechen — tröſten Sie ihn — ja, ſagen Sie ihm freundlich, daß es nicht anders ſeyn kann, und daß der Entſchluß, den ich gefaßt habe — das heißt: der, den ich noch faſſen werde — denn ich erbitte mir von Ihnen noch eine kleine Bedenkzeit — das Einzige iſt — [man hört wieder klopfen.] Er iſt es — er — [für ſich im Abgehen.] O, ich fühle es, ich werde nie den Muth dazu haben.

[ſie geht in's Zimmer links.]

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kulikof. Alexis.

Kulikof

[öffnet die Thür Alexis, der immer fort klopft.]

Stille doch! ich komme ja gleich! Für einen Gefang'nen iſt das doch wahrhaftig große Ungeduld. Warte, ich will Dich's lehren.

Alexis [im Heraustreten.]

Ich finde es doch in der That ſehr ungezogen.

Kulikof.

Was iſt das für ein Ton, mein Freund? in Gegenwart der Frau Baronin!

Alexis.

Die Baronin! Iſt ſie hier?

[er eilt zur Baronin, die, als ſie ihn erblickt, einen Schrei der Verwunderung ausſtößt.]

Baronin.

Großer Gott!

Alexis

[macht ihr mit der Hand ein Zeichen, daß ſie ſchweigen ſoll.]

Kulikof

[tritt zwiſchen Beide.]

Nun? Was iſt das? Was ſoll das ſeyn?

Alexis [kalt.]

Was es ſeyn ſoll? daß ich die Frau Baronin bitte, Sie im Augenblicke fortgehen zu heißen.

Kulikof.

Nun, da hören Sie es, gnädige Frau! So gröblich verletzt er den Hochdenenſelben ſchuldigen Reſpekt in meiner Perſon.

Baronin

[ohne Kulikof anzuſehn.]

Geh'n Sie.

Kulikof [zu Alexis]

Geh'n Sie!

Alexis.

Nein, Sie ſollen geh'n.

Baronin.

Ja, Sie, Herr Verwalter!

Kulikof.

Wie — was — mir erzeigt die gnädige Frau die Ehre? —

Baronin [verlegen.]

Ja, Ihnen — gehen Sie, und — beſorgen Sie Schreibegeräth, und bringen Sie es dem jungen Mädchen dort in das Zimmer.

Alexis.

Nun? — Haſt Du es verſtanden? — Pack Dich fort!

Kullkof.

[für ſich brummend, und dann laut, nach Befinden der Worte.]

Pack' Dich fort! — Wie das? — von einem elenden Leibeig'nen, den man zwiſchen den Fingern hätte zerquetſchen können, wie eine Mücke! Ja, das kommt heraus, wenn man ſolche Leute leben läßt. — Nun, nun, ich gehe ſchon, gnädige Frau Baronin — aber blos aus pflichtſchuldigem Gehorſam gegen Euer Gnaden — denn wenn der Menſch da glaubt, daß ich ſeinetwegen — nun, ich bin ſchon fort!

Vierter Auftritt.

Baronin. Alexis.

Alexis.

Endlich iſt er fort!

Baronin.

Aber iſt's denn möglich? — Mein Bruder! mein theurer Guſtav! — in dieſer Verkleidung — Ha, hä, nein, das iſt doch gar zu komiſch — das iſt ja zum todtlachen!

Alexis.

Für mich wahrhaftig nicht. Und ſeit einer Stunde ſchmachtete ich ſchon dort unter Schloß und Riegel, ohne bis zu Dir gelangen zu können.

Baronin.

Das nenne ich mir doch ein Abentheuer — das iſt ja ein ganzer Roman — ich bitte Dich, erzähle, erzähle! ich brenne vor Begierde. Alexis, alles muß ich wiſſen, denn ich tappe noch total im Dunkeln. Du biſt alſo erſt jetzt hier angekommen?

Alexis.

Seit fünf Tagen halte ich mich hier in der Nachbarſchaft verborgen. — Wichtige Gründe — ein Plan, von dem das Glück meines Lebens abhieng — aber Deine Unklugheit, Dein Leichtſinn — hat alles wieder zu nichte gemacht.

Baronin.

Aber wie denn ſo? — Du haſt alſo nicht geheirathet? — und meine zukünftige Frau Schwägerin? —

Alexis.

Iſt hier, und Du haſt ſie eben geſprochen.

Baronin.

Thereſe alſo!

Alexis.

Iſt meine Gemahlin. — Seit acht Tagen ſind wir verheirathet, und ich der Unglücklichſte aller Menſchen!

Baronin.

Schon? — Ach, Du mein Himmel! und ich glaubte, Du ſchwärmteſt auf Bällen umher und von einem Feſte zum andern, in Seligkeit und Wonne, denn die fröhlichen Flitterwochen wenigſtens —

Alexis.

Sollten bei mir die ernſteſten meines Lebens ſeyn. — Ja, Schweſter, es war mein eigner Wille, mich während der erſten Monate meiner Ehe freiwillig dem Kummer und dem tiefſten Schmerze zu weihen, um nach deren Verfluß mit Sicherheit für die Ruhe meines

Leben und das dauernde Glück meiner Ehe zu gewinnen. — Als ich Thereſen heirathete, war ich nicht blind für ihre Fehler.

Baronin.

Nun, an mir hatte es wenigſtens nicht gelegen, wenn Du ſie nicht kanntest, ich hatte ſie Dir haarklein geſchrieben, Dich ſchweſterlich gewarnt —

Alexis.

Ach, was helfen alle Warnungen und Ermahnungen der kalten Vernunft, wenn man heiß und innig liebt, und eben ſo wieder geliebt wird. Und dann — laß mich Dir's geſtehen — durch innige Liebe und zärtliche Aufmerkſamkeit hoffe ich auf ihren Charakter einzuwirken, ihn umzugeſtalten. — Ach! ſchon die erſten Tage zerſtörten nur allzuſehr alle meine Hoffnungen. — Vernunft, ſelbſt Liebe vermögen nichts gegen eine eingewurzelte Angewöhnung — nur die Noth und die Zeit können es. — Aber es handelte ſich hier um unſre ganze Zukunft, um ihr Glück und das meinige — da zauderte ich nicht länger, und ſchon am dritten Tage nach unſrer Verbindung war mein

und vergrößerten seine Macht, so daß bald auch die Kühnsten und Stolzesten zitterten, wenn sie an den Mann dachten, der täglich aus der in Silber gefaßten Hirnschale seines gefällten Feindes, des Chans der Keraïten *), trank.

Wie nun in solchem Wachsthum die Macht Temudschins war, da begab es sich, daß, als viele Mungalen-Horden an den Ufern der Selinga zu einem Kurultai (Landtag) versammelt waren, ein Chodscha (Priester, Gelehrter) auftrat und — vermuthlich von Temudschin gedungen — folgendes sprach: „Mungalen! ich sah ein Traumgesicht. Auf seinem flammenden Thron, umgeben von den Scharen der Geister, saß der höchste Gott zu Gericht über die Völker der Erde; und von ihm ausging ein Spruch, daß die Herrschaft der Welt unsern Fürsten Temudschin werde und daß er Dschingis-Chan (alleiniger Herr) seyn soll." — Da erhuben alle Mungalen die Hände und gelobten Temudschin, dem Dschingis-Chan, zu folgen, wohin er sie führe. Auf ein Fell gesetzt, das lange Zeit nachher noch als Reliquie verehrt wurde, ward Dschingis-Chan umhergetragen und zum Groß-

*) Der unter dem Namen: „der Priester Johann," in den Kirchenschriften damaliger Zeit vorkommende Beherrscher eines Tataren-Stammes.

Entſchluß gefaßt. — Mit meinem Schwiegervater, dem Oberſten Forſtheim, theilte ich meinen Plan mit, den ſeine Vernunft allerdings billigte, zu deſſen Ausführung ihm aber, bei allem ſeinem Heldenruhme, doch ſtets der Muth gefehlt haben würde.

Baronin.

Du machſt mich immer neugieriger.

Alexis.

Unter dem Namen Alexis, des Holzſchuhmachers, ſiedelte ich mich eine halbe Stunde von dieſem meinem neu erkauften Schloſſe, wo mich noch niemand kennt, bei dem Meiſter Petrof als ſein Geſell an, und da ich mich früher mit dieſer leichten Arbeit aus Scherz beſchäftigt hatte, ſo kam mir das jetzt vortrefflich zu ſtatten, und niemand vermuthete unter dem gewandten Holzſchuhmacher Alexis den Beſitzer dieſer Grafſchaft.

Baronin.

Was für eine abentheuerliche Idee! Aber bedenkſt Du denn nicht, wie man Dich auslachen wird, wenn man ſo etwas erfährt —

Alexis.

Wo es sich um das Glück meines ganzen Lebens handelt, liegt mir wenig daran, was die vornehme Welt über mich schwatzt und glossirt.

Baronin.

O! ich weiß schon, daß Du immer gewohnt gewesen bist, Deinen eig'nen Weg zu gehen.

Alexis.

Meine Absicht war also die, mit meiner Frau hier als Holzschuhmacher einen Monat, zwei Monate, ja, da nöthig, ein ganzes Jahr zu bleiben, als auf einmal meine sehr theure, aber etwas vorwitzige Frau Schwester, von der ich glaubte, sie sitze noch ganz ruhig in Warschau, und deren Ankunft ich gar nicht ahnen konnte, es sich einfallen läßt, meine Frau unter ihren Schutz zu nehmen, mich als Gefang'nen fortführen zu lassen, mich auf meinem eignen Schlosse einsperren, wohl gar hängen lassen zu wollen, und mir so mit einem Augenblicke alle meine klug ersonnenen Projekte zu Wasser macht.

Baronin.

Wie? alles das hätte ich seit heute früh gethan? — Wahrhaftig, das habe ich mir gar nicht einfallen lassen, was das für Folgen haben könnte. — Nimm mir es nur nicht übel, lieber Gustav, und gieb mir geschwind ein Mittel an die Hand, wie ich es wieder gut machen kann.

Alexis.

Es ist nun alles vergebens — alles verdorben — und überdies haßt mich meine Frau nun noch, verachtet und verabscheut mich. — Das habe ich bei der ganzen Sache gewonnen.

Baronin.

Da siehst Du, wie es gewöhnlich geht, wenn die Männer sich unterfangen, uns Frauenzimmer auf die Probe zu stellen. — Doch sey nur ruhig, diesesmal bist Du viel besser weggekommen, als Du es eigentlich verdient hättest, denn ich wette was Du willst — daß Therese Dich trotz Deiner abscheulichen Streiche dennoch liebt.

Alexis.

Das glaubst Du?

Baronin.

Und will es augenblicklich beweiſen.

Alexis

[ihr die Hand küſſend.]

Ach, Schweſter, wenn dem ſo wäre — wie glücklich wäre ich dann noch!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Kulikof [tritt aus der Mitte auf, und hat Schreibegeräth in den Händen.]

Kulikof.

Was ſeh' ich, welche Verwegenheit!

Alexis.

Schon wieder der Verwalter!

Kulikof [für ſich.]

Ich ſagte es wohl, daß der Spitzbube zu allem fähig ſey — Baroneſſen, Comteſſen, das iſt ihm alles gleichgültig — der Böſewicht ſcheut ſich vor nichts.

Baronin.

Was wollen Sie hier?

Kulikof.

Euer Gnaden hatten mir ja eben erſt anbefohlen, Schreibegeräth in die Stube hier nebenan zu ſchaffen —

Baronin.

Nun, ſo gehen Sie, und ſtören Sie uns nicht.

Kulikof.

Wie die gnädige Frau Baronin es befehlen [für ſich.] Ich will das doch wenigſtens ſeiner kleinen hübſchen Frau ſtecken, das kann dem Burſchen gar nichts ſchaden.

Baronin.

Sind Sie denn noch nicht fort?

Kulikof.

Mein Gott, ich gehe ja ſchon.

[geht in's Zimmer links.]

Sechſter Auftritt.

Baronin. Alexis.

Alexis.

Fahre fort, liebe Schweſter, ich brenne vor Begierde! — Welche Beweiſe kannſt Du mir alſo geben, daß ſie mir noch gut iſt?

Baronin.

Für's Erſte habe ich ihr ſo eben, da ich noch nicht die Ehre hatte, Dich zu kennen, vorgeſchlagen, Dich hängen zu laſſen.

Alexis.

Nun?

Baronin.

Denke nur — das hat ſie mir abgeſchlagen.

Alexis.

Ohne Beſinnen?

Baronin.

Auf der Stelle.

Alexis.

Hm, das wäre etwas, denn heut' früh hätte ſie es gewiß ohne Bedenken angenommen.

Baronin.

Dann habe ich ſehr ſchlecht von Dir geſprochen — was Du mir, da es unbekannterweiſe geſchehen, gütigſt verzeihen wirſt.

Alexis.

Nun?

Baronin.

Und ſie hat dich vertheidigt.

Alexis.

Wahrhaftig? — O, die gute Thereſe! — und doch mußte ſie der Natur der Sache nach gewaltig böſe auf mich ſeyn.

Baronin.

Endlich habe ich ihr vorgeſchlagen, Deine Heirath mit ihr kaſſiren, für null und nichtig erklären zu laſſen —

Alexis.

Groſer Gott! Du wirſt doch nicht —!

Baronin.

Ich habe ihr geſagt, daß ſie, um dies zu bewirken, nur nöthig habe, ein Anſuchen deshalb aufzuſetzen.

Alexis.

Und was hat ſie geantwortet?

Baronin.

Sie hat um Bedenkzeit gebeten — ſich's überlegen zu wollen. — Sie ſchwankt — ſie zögert, oder vielmehr, ſie zögert nicht.

Alexis.

So glaubſt Du wirklich, daß ihr Herz trotz aller Kränkungen, die ich ihr zugefügt, noch mein ſey?

Baronin.

Ei, freilich! leider fürchte ich das.

Alexis.

Leider?

Baronin.

Ja, ich glaube, sie ist wahrhaftig noch im Stande Dich zu lieben. Denn wenn eine Frau einmal nachzudenken anfängt, so kann man zehn gegen Eins wetten, daß sie im Begriff steht, einen dummen Streich zu machen.

Alexis [entzückt.]

Schwester! Du machst mich selig! — Alles, alles ist verziehn; denn wenn die Liebe über ihren Charakter hat siegen können, so kann ich noch der glücklichste Mensch von der Welt werden.

Baronin.

Still! es kommt jemand.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Kulikof.

Kulikof.

[kommt aus dem Zimmer links.]

Gnädige Frau Baronin, hier iſt eine Schrift, welche die Dame da drinn mich gebeten hat, Ihnen einzuhändigen.

Baronin

[blickt auf das Papier.]

Mein Gott! Das Anſuchen um Scheidung.

Alexis

[nimmt das Papier.]

Sie hat es ſelbſt unterſchrieben — hat nur ihrem Stolze, ihrer beleidigten Eitelkeit Gehör gegeben — und nun — wenn ſie die Wahrheit erfährt — wird ſie mir nie verzeih'n.

[er geht an den Tiſch, und unterzeichnet die Schrift auch]

Kulikof [für ſich.]

Er unterzeichnet auch! — ganz recht aus gegenſeitiger Sympathie. — Jetzt fangen ſie an einander zu verſteh'n.

Baronin [zu Alexis.]

Was ſoll das?

Alexis
[leis zur Baronin, indem er ihr das Papier übergiebt.]

Es iſt jetzt alles zwiſchen uns vorüber. — Laß ihr nun dieſes Scheidungsgeſuch wieder zuſtellen; ſie wird leſen, daß es von dem Grafen Woronski ſelbſt unterſtützt wird — dann — Ja! noch heute muß ſie von hier fort, und wieder zu ihrem Vater zurück.

Baronin.
Wie? ohne ihr zu eröffnen — ?

Alexis [wie oben.]
Dies ſoll meine einzige Rache ſeyn — Erſt wenn ſie wieder in den Schoos ihrer Familie zurückgekehrt ſeyn wird, erſt dann ſoll ſie erfahren — welcher Gemahl ſie liebte, und wen ſie aufgegeben und verlaſſen hat. [zu Kulikof.] Es ſoll ſogleich ein Reiſewagen für das Fräulein von Forſtheim in Bereitſchaft geſetzt werden.

Kulikof.
Ich glaube gar, Er unterſteht ſich, mir Befehle zu geben? mir! — mit was für Rechte?

Chan oder Kaiser der Mungalen und Tataren ausgerufen *).

Des neuen Herrschers erste Sorge war nun, die bisher getrennt und fast ohne Gesetze lebenden Horden durch das Band gemeinschaftlichen Uebereinkommens — die Grundlage jeden Vereines und die Quelle persönlicher Sicherheit — aufs engste aneinander zu schließen, und wohl dürfte dies Unternehmen Temudschins die lobenswertheste und preiswürdigste That genannt werden, die er im Lauf seines Lebens beging. Die Verübung von Mord, Meineid, Ehebruch und Diebstahl belegte er mit Todesstrafe und befahl die Verehrung und Anbetung eines einigen und höchsten Gottes, ohne jedoch mit unduldsamen Eifer die verschiedenen unter seinen Völkern herrschenden Glaubensmeinungen anzugreifen, also daß fortan in dem Bezirk seines Heerla-

---

*) Die Tataren waren eine von den Mungalen abgesonderte Horde, die, ungefähr 70,000 Familien stark, ihre Horden an den Ufern des Kitay weideten. Da sie den Vortrab des in Europa eindringenden Heeres bildeten, so ward bald die ganze Masse nach ihnen genannt. Der Name Mungalen oder Mogulen blieb im Orient der herrschende. Daher die Benennung „Großmogul."

Alexis [hitzig]

Mit was für Rechte? — Unverſchämter! weil ich — [ſich beſinnend.] weil die gnädige Frau Baronin es erlaubt hat. — [zur Baronin.] Iſt's nicht ſo?

Baronin.

Allerdings.

Alexis.

Auch muß der arme Teufel von Holzſchuhmacher, Meiſter Petrof, mein wack'rer Kamerad, ſogleich in Freiheit geſetzt werden — und hundert Silberrubel Schmerzengeld erhalten — wenn es nämlich die gnädige Frau Baronin erlauben?

Baronin.

Ich wollte es eben ſelbſt anbefehlen. — Gehen Sie!

Kulikof [für ſich.]

Da werde ein Aud'rer daraus klug! — Ja, wenn die gnädige Frau Baronin Wittwe wären, ſo glaubte ich, er hätte die eine ſitzen laſſen, um mit der andern ſich zu verheirathen.

Alexis [ſich umſehend.]

Sind Sie noch da? — funfzig Knutenhiebe, — wenn es nämlich die gnädige Frau Baronin erlauben —

Kulikof.

Schon gut, ſchon gut, ich gehe auf der Stelle. — Das iſt ja ein aufgelaſſ'ner Leibeig'ner.

[geht ab.]

Baronin.

Aber ſo höre doch nur, lieber Bruder —

Alexis.

Bemühe Dich nicht — ich höre nichts mehr. Ihre Abreiſe iſt beſchloſſen, und Du weißt, daß wenn ich mir einmal etwas feſt vorgenommen habe, ich keiner Ueberredung und keiner Gewalt weiche, als blos der Vernunft.

Baronin.

Ach Gott! wie froh bin ich, daß der Menſch nicht mein Mann geworden iſt!

Alexis.

Du kannſt auch nun im ganzen Schloſſe allen meinen Leuten, und der ganzen Herrſchaft zu wiſſen thun laſſen, daß ich angekommen bin.

Sobald Thereſe fort iſt, werde ich mich in Glanz werfen, und die Huldigung, wie ſich's gebührt, annehmen. — Gott, da kommt ſie! —

Baronin.

Nun, da mache Du es allein mit ihr aus.

[ſie geht ab.]

Achter Auftritt.

Alexis. Thereſe [tritt lebhaft ein, und ſieht die Baronin noch abgehn, welche Alexis ein Zeichen der Vertraulichkeit macht.]

Thereſe [für ſich.]

Kulikof hat mich nicht getäuſcht! — ſie ſind zuſammen einverſtanden! — O, mein Gott! ich glaubte ſchon unglücklich genug zu ſeyn, und doch fühle ich bei dieſem Anblicke Schmerzen, wie ich ſie vorher noch nie kannte.

Alexis.

Sie haben unſre Trennung gewünſcht?

Thereſe.

Ja — allerdings — und ich beſtehe noch jezt darauf.

Alexis.

Ihr Wunſch wird ohne Zögern erfüllt werden. — Man bereitet ſchon den Reiſewagen für Sie, der Sie zu Ihrem Vater zurückbringen ſoll.

Thereſe.

Das iſt mein ſehnlichſtes Verlangen.

Alexis

[mit dem Tone ſanften Verwurfs.]

Thereſe!

Thereſe.

Laſſen Sie das, mein Herr, ich bin nicht mehr Ihre Gattin.

Alexis.

Alſo im Augenblicke einer Trennung auf ewig — keinen mitleidigen Blick — kein freundliches Wort?

Thereſe

[zugleich mit der Hand ein Zeichen machend.]

Leben Sie wohl.

Alexis.

So kann Dich denn nichts erſchüttern? nichts Deinen Charakter mildern? — Höre mich noch dieſes einzigemal! — Wenn Du mich ferner

zurückſtößeſt — wenn Du noch ein einziges Wort, ein einziges Zeichen der Verachtung hinzufügſt, ſo ſchwöre ich Dir, daß wir uns zum letztenmale geſehen haben, und Du einſt das Band beweinen wirſt, das Du jezt mit ſo gräßlicher Gleichgültigkeit zerreißeſt.

Thereſe

[ſchweigt.]

Alexis.

[will nach einer Pauſe ſich entfernen, kehrt aber zurück, und wirft ſich ihr zu Füßen.]

Thereſe! habe Mitleid mit mir!

Thereſe

[wendet ſich, und da ſie ihn zu ihren Füßen erblickt, ſagt ſie ihm im Tone des Vorwurfs.]

Sie irren ſich mein Herr — ich bin nicht die Frau Baronin.

Alexis.

Was willſt Du damit ſagen?

Thereſe.

Daß es Beleidigungen, daß es Kränkungen giebt, die mein Herz nie verzeihen kann. — Die Liſt, zu welcher Sie Ihre Zuflucht genommen hatten — das niedrige laſtende Ver-

hältniß, in das Sie mich mit herabriſſen — ich hätte es vielleicht vergeſſen können — aber jetzt eben erſt — dieſe neue Beleidigung —

Alexis.

Wär's möglich? — Die Baronin alſo —

Thereſe.

Ja, mein Herr — der Verwalter hat Sie hier vor wenigen Minuten mit ihr vertraulich ſprechen ſehen, und mir entdeckt —

Alexis. [entzückt.]

Großer Gott! [ſich faſſend] Und wenn mich nun nur Dankbarkeit zu ihr geführt hätte — wenn die Güte dieſer trefflichen Frau mich vor den Gefahren ſicher ſtellen wollte, in welche Deine übereilte Anklage mich geſtürzt hat?

Thereſe.

Wie wäre das?

Alexis.

Durch die Beſchwerde gegen mich, haſt Du die ganze Strenge der Geſetze dieſes Landes, welche keine Schonung kennen, über mein Haupt beſchworen — ich bin dem Tode verfallen, und ſelbſt der Graf Worenski, den man ſtündlich erwartet, könnte leicht unerbittlich ſeyn.

Thereſe.

Mein Gott! — und um meinetwillen —

Alexis.

Aengſtige Dich nicht — die mitleidevolle Frau Baronin hat mir Mittel verſchafft mich der Strafe zu entzieh'n — alles iſt zu meiner Flucht in Bereitſchaft.

Thereſe.

Er ſollte fliehn und ich —! [hingebend.] Nein, nein — wir fliehen zuſammen.

Alexis [ſich zurückhaltend.]

Was ſagſt Du? — Ueberlege doch, Thereſe, daß der, deſſen unglückliches Schickſal Du auf dieſe Art theilen willſt, nicht der Graf Woronski iſt — ſondern der arme Alexis, der Dir kein Vermögen, keinen Rang mehr gewähren kann.

Thereſe.

Sei es darum!

Alexis.

Und Du vergäßeſt Deine Ideen von Größe und Ehrgeiz — Du dächteſt nicht mehr an jenen Reichthum, auf den Du ſo ſtolz warſt?

Thereſe.

Das ſage ich nicht — vielleicht — ach ja, noch manchmal — werde ich daran denken — aber nur des Nachts in meinen Träumen.

Alexis.

Aber beim Erwachen?

Thereſe.

Bei'm Erwachen? — Ach, dann biſt Du ja bei mir.

Alexis.

Thereſe! — Was höre ich! — und dies jetzt, wo der nächſte Augenblick Dir Deine Freiheit wieder giebt, wo Deine Hand gelöſt iſt von der meinen, und Du ſie einem Würdigern ſchenken kannſt.

Thereſe.

Wenn ich ſie nun aber Dir lieber laſſen will?

Alexis.

Vielleicht lacht Dir das Glück mit einem andern Gatten wieder reizender als je.

Thereſe.

Wenn ich nun aber lieber mit Dir das Unglück theilen will? — D'rum zaud're nicht länger — komm' — wenn Du noch hier bleibſt,

könnte es leicht zu ſpät ſeyn — alſo fort, fort mit uns!

Alexis.

O! meine Thereſe! ja fort mit Dir, Arm in Arm, zu dem ſeligſten Augenblicke meines Lebens!

[ſie wollen abgehen.]

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Kulikof. Petrof. Michaele. Bauern.

Kulikof.

Haltet ihn auf, haltet ihn auf! er entführt ſeine Frau!

Alle [ihn aufhaltend.]

Der Spitzbube!

Kulikof.

Was nun aus ihm und der Madame da werden ſoll, das geht mich weiter nichts an, das iſt jezt dem gnädigen Herrn Grafen ſeine Sache, der ſo eben angekommen iſt.

Thereſe.

Ach, was für ein Unglück!

Petrof.

Armer Alexis! nun wird Dir's trübſelig ergehn!

Kulikof.

Nun, nur nicht lange Federleſens gemacht. Da, Ihr Leute, führt den ſaubern Zeiſig hier fort, und zwar geradezu auf des gnädigen Herrn Grafen Zimmer, ſo hat es die Frau Baronin befohlen.

Alexis.

Leb' wohl, meine Thereſe!

Thereſe.

Nein, ich laſſe Dich nicht!

Alexis

[indem er abgeführt wird.]

Mein Schickſal wird bald entſchieden ſeyn.

Thereſe.

Welches es auch ſeyn möge, ich theile es mit Dir!

Kulikof.

Das dürfte wohl nicht ſo leicht geſchehen können. — Es iſt zu Dero ſelben Abreiſe bereits alles in Bereitſchaft, und man wird Sie zu Ihrem Herrn Vater zurückbringen.

gers und in den seiner Herrschaft unterworfenen Ländern, neben den ursprünglich volksthümlichen Priestern der Mungalen und Tataren, Imans, Bonzen und Rabbiner, und Lehrer der morgenländischen und lateinischen christlichen Kirche, in Eintracht und mit völlig gleichen Rechten lebten und lehrten, und in dem Reiche des wilden und aller Gelehrsamkeit entblößten Despoten — er selbst konnte, so wie fast alle seine Unterthanen, weder lesen noch schreiben — der Geschichtforscher nicht auf jene ärgerlichen und den Menschensinn entehrenden Zänkereien und oft so blutigen Streitigkeiten stößt, die um die so oder so zu haltende Verehrung eines höchsten, liebevollen Wesens unter den civilisirten Völkern Statt fanden. Als solchergestalt Temudschin seinem Volke innerlich Kraft und Zusammenhang gegeben, durch theils erzwungene, theils gütliche Vereinigung aller Horden der Wüste, seine Macht aber zu einer furchtbaren Größe erhoben hatte, beschloß er, dem in der Brust der Gedanke ruhte, ihn habe der Herr der Himmel bestimmt und berufen, die Nationen der Erde zu beherrschen — seine Waffen nach Sina zu wenden.

Seit langen Zeiten hatten die Fürsten der Wüste dem Thron von Yenking Tribut und Huldigung bringen müssen. Auch Temudschin hatte

Thereſe.

Und mit welchem Rechte will man mich von meinem Gatten trennen?

Kulikof.

Ihr Gatte? der Betrüger! Der iſt's ja nicht mehr.

Michaele.

Ja, und Sie ſollten noch recht froh darüber ſeyn.

Thereſe.

Was ſoll das heißen?

Michaele.

Daß ſich ſeit der Ankunft des gnädigen Herrn Grafen im Schloſſe alles geändert hat.

Petrof.

Mich hat er ſogleich in Freiheit ſetzen laſſen.

Michaele.

Und mir einen Mann verſprochen, Sie aber von dem Ihrigen losgemacht. Das iſt doch wirklich recht hübſch von dem guten gnädigen Herrn.

Thereſe.

Das iſt unmöglich!

Kulikof

[händigt ihr ein Papier ein.]

Ei, daran iſt mir gar kein Zweifel mehr! — Hier iſt die Separationsakte; von dem gnädigen Herrn Grafen bereits unterzeichnet. Die Frau Baronin ſchickt ſie Ihnen.

Michaele.

Und ſomit ſind Sie wieder wie unſer eins — als ob Sie nie verheirathet geweſen wären.

Kulikof.

Ganz und gar gerade ſo.

Thereſe.

Großer Gott! — und ich könnte ſein Loos nicht theilen? — ich hätte kein Recht mehr ihm zu folgen? —

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Die Baronin.

Thereſe

[auf die Baronin zueilend.]

Ach, gnädige Frau — haben Sie Erbarmen mit mir — verzeihen Sie meine Uebereilung, mein Vergehn — geben Sie mir meinen Gatten wieder.

Petrof.

Nun, das iſt doch ſonderbar! Jezt reißt ſie ſich nach ihm!

Baronin.

Aber haben denn nicht Sie ſelbſt um die Trennung angeſucht?

Thereſe.

Warum hat man mir nachgegeben? — mich nicht zurückgehalten? — Ach, gnädige Frau — ich beſchwöre Sie! — nehmen Sie dieſes Papier wieder zurück — vernichten Sie es.

Baronin.

Dazu habe ich kein Recht.

Thereſe.

Nun, ſo gönnen Sie mir wenigſtens Ihre Unterſtützung, damit ich Ihren Herrn Bruder auf einen Augenblick ſprechen kann — er wird mir mein heißes Flehen nicht verweigern.

Baronin [für ſich.]

Armes Kind! [laut] Nun wohl, mein Bruder wird ſogleich hieherkommen, wo er die Huldigung ſeiner neuen Unterthanen annehmen will. Verziehen Sie ein wenig, und bringen Sie ihm dann auch Ihre Bitte vor.

Thereſe.

Und Sie unterſtützen mich dabei mit Ihrer Vorſprache. Nicht wahr?

Kulikof.

Ach, Du mein Gott! — Da kommen der Herr Graf ſchon — und unten wartet noch das ganze Perſonal der übrigen Hausoffizianten auf mich, das ich Sr. Excellenz in gehöriger Devotion vorſtellen ſoll. Kommt mit, Ihr da — [geht links mit Petrof und Michaele ab.]

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Reichgekleidete Bediente, [welche die Thüre öffnen und] Alexis hereintreten laſſen, der eine glänzende mit mehrern Orden gezierte Uniform trägt. [zuletzt] Kulikof und die Uebrigen.

Thereſe

[wirft ſich Alexis, ohne ihn anzublicken, zu Füßen.]

Haben Sie Mitleid, mein Herr Graf! Sehen Sie hier eine unglückliche Gattin zu ihren Füßen, die, ſtrafbar gegen ihren heißgeliebten

Mann, jezt um Ihre Verzeihung für ihn fleht. Sie haben mir die Freiheit geſchenkt, aber ſie wäre für mich die ſchrecklichſte Strafe, denn ich fühle es nur zu ſehr, daß ich ohne ihn ja nicht leben kann. Da, nehmen Sie, nehmen Sie, und laſſen Sie uns fliehn, nur trennen Sie uns nicht!

[ſie giebt Alexis die Schrift, welche dieſer zurückweiſt.]

Alexis.

Ich kann eine Schrift nicht zurücknehmen, die Sie ſelbſt begehrten.

Thereſe.

O, mein Gott!

Alexis.

[illegible]

nen ſie zerreiſſen, vernichten.

Thereſe.

Edelmüthiger Mann! [ſie zerreißt die Schrift, ſteht auf, und will ſie ihm geben.] Gott! was ſeh' ich?

Alexis

[ſie in die Arme ſchließend.]

Deinen Gatten, Deinen Guſtav!

Baronin [eben ſo.]

Ihre Schweſter!

Thereſe.

O Seligkeit!

[Pauſe des Entzückens.]

Kulikof

[tritt mit Petrof, Michaele und den übrigen Hausoffizianten ein, die Schlüſſel des Schloſſes auf einer ſilbernen Schüſſel tragend, die er dem Grafen darbietet.]

Euer Excellenz — ich komme — Was ſeh' ich? — der freche Leibeig'ne — Bitte unterthänig —

Alexis.

Er ſelbſt — der Ihnen aber gern vergiebt — [auf Thereſen zeigend] wenn es nämlich die gnädige Frau Gräfin erlauben. — Aber jezt, iſt die Reihe an mir zu zittern, denn wenn irgend jemand Deinen Zorn verdient hat —

Thereſe.

Ei, ei — wenn ich nicht von Grund aus gebeſſert wäre, ſo wäre dies freilich eine ganz

vortreffliche Gelegenheit — aber Alexis hatte ſchon Gnade für den Herrn Grafen zugleich mit erhalten, — ich muß alſo doch wohl — recht herzlich gut ſeyn. [ſie erblickt Petrof und Michaele, die in der Ferne ſtehn.] Nun, Meiſter Petrof — Du kleines hübſches Mädchen, weshalb denn ſo von weitem? Ihr getraut Euch wohl nicht, da ich wieder eine vornehme Dame geworden bin, mir nahe zu kommen?

Michaele [verlegen.]

Ach, gnädige Frau Gräfin, es geſchieht nicht aus Stolz, aber —

Thereſe [lächelnd.]

Nun, das will ich auch hoffen, denn den ſoll hier niemand mehr haben. — Nicht wahr, mein Guſtav? — Und ob wir ſchon hier ein gar ſchönes Schloß beſitzen, ſo wollen wir doch die kleine Hütte behalten, die Du gekauft haſt. Meinſt Du nicht, mein geliebter Guſtav? Von meinen Fenſtern aus will ich ſtets die Ausſicht darauf haben, und wenn ich je in meinen frühern Fehler wieder verfallen — wenn mir, was Gott und Deine Liebe verhüten mögen, je wieder ein

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53192-3
WINKLER,K.G.T. FN. 1e582/033

Gedanke von Hochmuth und Eitelkeit in den Sinn kommen ſollte, ſo will ich gleich ans Fenſter treten, und auf die Holzſchuhmacherhütte ſehen, — und da wird er in Demuth ſchon wieder vergehn.

Ende.

Die Unzertrennlichen.

Luſtſpiel in Einem Aufzuge.

Nach dem Franzöſiſchen

von

Th. Hell.

früher, gezwungen durch Noth, dies geleistet und trug dafür den Titel eines sinesischen Reichsvasallen. Um so mehr erstaunte der Sohn des Himmels nun, als vor den Stufen seines Thrones Abgeordnete des Mungalen-Chans erschienen, die, statt Tribut zu bringen, mit stolzen Worten ihn begehrten. — Die harten Drohungen, die Sinas Beherrscher aussprach, vermochten nicht, da sie von keiner Kraft unterstützt waren, den kriegslustigen Eroberer zurückzuhalten. An der Spitze zahlloser berittener Scharen drang er in das alte Reich ein und spottend überkletterten seine Schwärme die ohnmächtige Brustwehr der langen Mauer, die, wie all' dergleichen Werke, unnütz wird, wenn die bessere Wehr des Landes, der Muth in der Mannesbrust, verglommen ist. Furchtbarer für Sinas Kaiser wurde noch dadurch der Mungalen Einfall, daß hunderttausend, zur Deckung der Grenze beorderter Khitanen die Paniere ihres Herrschers verließen und zu den Fremden übergingen.

Eine barbarische Kriegslist Temudschins mag hier noch erwähnt werden; sie zeigt uns in grellem Abstich den Charakter des Unterdrückers und der Unterdrückten. Um seinen Vortrab vor den Pfeilen der Sinesen zu decken, ließ der Mungalen Fürst die gefangenen Eltern und Kinder der feind-

Personen.

Herr von Verneuil.
Amalie, seine Tochter.
Eduard, sein Mündel.
Saint-Ange, Verneuils Freund.
Lebon, Handelsgerichtsdiener.
Margarethe, Verneuils Haushälterin.
Ein Gerichtsdiener.
Ein Bedienter in Livrée.

Scene: Herrn von Verneuils Wohnung.

[Die Bühne stellt ein Zimmer in des Herrn von Verneuils Hause vor. Mittelthüren und Seitenthüren. Vorn rechts der Eingang ins Speisezimmer, weiterhin der in den Gesellschaftssaal. Gegenüber die Thür in des Herrn von Verneuil Stube. Vorn links ein Tisch.]

Erster Auftritt.

Saint-Ange [kommt von der Mittelthüre her.] v. Verneuil [aus seinem Zimmer.]

v. Verneuil.

Guten Tag, guten Tag, lieber Saint-Ange! Sind Sie denn endlich wieder da? — Seit länger als vier Wochen habe ich schon täglich drei bis viermal zu Ihnen geschickt.

Saint-Ange.

Ich fand Ihre Briefe bei meiner Ankunft vor, war außer mir, daß Sie so lange auf

mich gewartet hatten, und eilte nun auf der Stelle zu Ihnen. — Verzeihen Sie mir ja, aber eine Erbschaftsangelegenheit hielt mich so lange in Strasburg auf — ein alter Großonkel von mir war gestorben, und noch so gütig gewesen, mir sein nicht unansehnliches Vermögen zu hinterlassen.

v. Verneuil.

Und unterdeß brachte ich die Verbindung zwischen meiner Amalie und Eduard, meinem Mündel, in Ordnung.

Saint-Ange [für sich.]

Mein Gott! [laut] Ein junger braver Mann — ein tüchtiger Offizier — treu wie Gold.

v. Verneuil.

Glücklicherweise ist er nicht selbst daraus gemacht, sonst hätte er sich schon längst durchgebracht, oder wenigstens verpfändet. Der Bursche hat ein grundehrliches Gemüth, tausend angenehme Eigenschaften, auch was das Vermögen betrifft, einen ungeheuern reichen Onkel in Amerika, den er einmal beerben soll, auch schon an und für sich ein feines Erbtheilchen — denn ich bin sein Vormund gewesen — was aber das

Geld anbelangt, so hat er den Werth desselben nie begreifen lernen und es stets mit vollen Händen zum Fenster hinausgeworfen; aller Welt streckt er vor, und besitzt besonders eine bewundernswürdige Geschicklichkeit und Leichtigkeit darinn, Wechsel zu schreiben. Das zusammen genommen, macht mich allerdings wegen des künftigen Schicksals meiner Tochter und besonders ihrer Mitgift, etwas stutzig.

Saint-Ange.

Sie werden aber doch gewiß nicht ohne vorhergehende reifliche Ueberlegung in diese Heirath gewilligt haben?

v. Verneuil.

Ja, wenn ich dazu Zeit gehabt hätte, — die Kinder liebten sich, beteten sich an, warfen sich mir zu Füßen, weinten, — nun, was konnte ich denn da noch thun? Die Hände zusammenlegen und meinen Segen dazu geben. Weinen! Ja, das Kunststück verstand schon meine selige Frau, und meine Tochter hat es von ihr im vollsten Maaße geerbt — Nun, Eduard hat mir zugeschworen, daß er keine Schulden mehr habe, und keine mehr machen

wolle, daß alles bezahlt sei und so weiter. Da habe ich ihm denn zwar auf sein Ehrenwort geglaubt, es sind mir aber doch noch so ein paar Zweifelchen sitzen geblieben, und da wünschte ich denn sehr mit Ihnen darüber zu sprechen, weil ich schon weiß, daß junge Leute keine Geheimnisse vor einander haben, und daß Sie also —

Saint-Auge.

Lieber Herr von Verneuil, ich kenne Herrn von Verin nur in so weit, daß ich ihn einigemal in Ihrem Hause gesehen habe, und kann daher nur das Beste von ihm sagen.

v. Verneuil.

Schon gut, schon gut — weiß schon — er ist ein guter Bekannter von Ihnen — und eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus — recht schön — aber ich bin Ihr Freund, Ihr wahrer Freund! Sie sind ein braver junger Mann, und werden das Vertrauen eines Familienvaters gewiß nicht täuschen wollen. — Ich will es Ihnen gar nicht verhehlen, daß ich schon seit einiger Zeit Ihre Zuneigung für meine Tochter gewahr ward, und daß, wenn

ich meinen eignen Ansichten und der gesunden Vernunft hätte folgen wollen, ich Sie allen andern vorgezogen hätte.

Saint-Ange.

Wär's möglich?

v. Verneuil.

Aber da fiel es Ihnen auf einmal ein, nach Strasburg zu gehn —

Saint-Ange.

O! ich fühle ganz, was ich dadurch verlor! — da Sie aber einmal Ihr Wort gegeben haben, —

v. Verneuil.

Das wohl, aber unter gewissen Bedingungen. Heut Abend machen wir die Heirath bei der Municipalität richtig, und um Mitternacht gehts zur Trauung in die Kirche. — Wenn ich aber von jetzt an, bis zu diesem letzten Zeitpunkte entdecke, daß auch nur noch ein einziger Wechsel auf Eduard läuft, daß er auch nur eine einzige Schuldpost noch nicht bezahlt hat, — dann adieu Vermählung — dann ist alles aus, und abgebrochen; darüber sind wir einig geworden,

und er kann nicht das geringste dagegen einzuwenden haben.

Saint-Ange.

Allerdings — Aber wie können Sie glauben, daß sich Eduard einer solchen Gefahr aussetzen werde?

v. Verneuil.

Ich weiß es nicht, aber sein ganzes Benehmen erscheint mir nicht völlig klar und offen; — Für's erste haben wir ihn gestern den ganzen Tag über mit keinem Auge gesehen — und auch heute — es ist schon Nachmittag, sein Hochzeittag — und noch hat er sich hier nicht blicken lassen.

Saint-Ange [für sich.]

Das ist allerdings etwas verdächtig, also Muth!

v. Verneuil.

Selbst das gewöhnliche Hochzeitgeschenk hat er Amalien noch nicht geschickt.

Saint-Ange.

Er wird vielleicht bei den Modehändlern keinen Credit mehr haben.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Amalie und Margarethe.

Amalie.

Lieber Vater, lieber Vater! wenn Sie wüßten, was ſo eben angelangt iſt!

v. Verneuil.

Nun? Etwa mein Schwiegerſohn!

Amalie [wird Saint-Ange gewahr.]

Ei, wen ſeh ich da? — Herrn von Saint-Ange, den Freund meines Eduards!

v. Verneuil.

Ihn ſelbſt, und noch dazu einen eben ſo eifrigen Verehrer von Dir als Deinen Bräutigam. Denn er iſt ausdrücklich von Strasburg zu Deiner Hochzeit hierher gereiſet, während Herr Eduard, der nur zwanzig Häuſer von uns wohnt, ſchon zwei Tage auf der Reiſe von zu Hauſe bis zu uns zubringt.

Amalie.

O! ſeyn Sie nicht böſe auf ihn! Er hat mir ſo eben ein ganz allerliebſtes Hochzeitgeſchenk geſchickt, das ſind Sachen, Kleider, Bän-

lichen Streiter vor seines Heeres erstem Gliede vorauftreiben — und die frommen Sinesen wagten nicht, die feindlichen Kohorten anzugreifen, aus Furcht diese geheiligten Schilde zu verletzen. — —

Neunzig Städte sanken in Schutt und Graus bei dem Einbruch der Barbaren; da sah sich Sinas Kaiser genöthigt um Frieden anzuhalten, und der Eroberer gewährte ihn gegen einen Tribut an Gold und Seide, gegen Uebergebung von fünfhundert Jünglingen und eben so viel Jungfrauen, gegen dreitausend Pferde und — gegen die Hand einer kaiserlichen Prinzessin.

Ein Friede aber durch solche Opfer erkauft, ist nie ein dauernder. Die Geschichte aller Zeiten hat dies gezeigt; es war auch hier der Fall, und wahr, sehr wahr ist, was ein Dichter unserer Tage sang:

Nur aus Eisen, nur aus Kugelsaaten,
Keim't des Friedens goldner Ueberfluß *)."

Nach Verlauf weniger Zeit fiel Dschingis-Chan von neuem in Sina ein, zwang den Beherrscher, seine Residenz jenseits des gelben Flusses nach Süden hin zu verlegen, und belagerte Yenking.

*) Kriegsgesänge aus den Jahren 1806 bis 13 von Stegemann.

der, Blumen — ach was weiß ich alles! [sie zeigt ihm ein Schmuckkästchen mit Brillanten.] Da sehen Sie nur einmal die Steine an.

Margarethe.

Ja, das will ich meinen, Herr Eduard ist stets freigebig gewesen.

Amalie.

Und ein Briefchen dazu. O! ein ganz köstliches Briefchen, worinn er mir auseinander setzt, warum er seit gestern nicht hat kommen können. — Da lesen Sie nur selbst.

v. Verneuil.

Nun, da wollen wir doch einmal sehen, womit er sich entschuldigt. [liest.] „Theure Amalie, holde Cousine, geliebtes Weibchen, ich liebe Dich, ich bete Dich an."

Amalie.

Ja, das wußte ich wohl, daß die Schuld nicht an ihm liegen konnte.

Margarethe.

Und ich auch! Habe ich denn das liebe Kindchen nicht aufgezogen!!

v. Verneuil [weiter leſend.]

„In wenig Augenblicken werde ich bei Dir ſeyn, und meine Schuld iſt es nicht, daß es nicht eher geſchah, Dein liebender Gatte, Eduard.“

Amalie.

Nun, da ſehen Sie.

v. Verneuil.

Ja, ich ſehe — ich ſehe, — daß er ſich auch durch gar nichts rechtfertiget.

Amalie.

Wie? — durch nichts! — Nun, da ſieht man, wie Sie den Brief geleſen haben. — Steht denn da nicht ausdrücklich: „Theure Amalie, geliebtes Weibchen!“ und da: „ich liebe Dich!“ und hier wieder: „ich bete Dich an.“ Nun wahrhaftig! Väterchen, mehr kann man doch nicht verlangen.

Margarethe.

Da haben Sie recht! Ich bin vollkommen beruhigt.

Amalie.

Und ich auch.

v. Verneuil.

Warum iſt er aber geſtern nicht gekommen?

Amalie.

Je nun, da er heute kommt, wird er uns das alles erklären, übrigens ſteht ja auch in allen ſeinen Briefen: „meine Schuld iſt es nicht.“ Iſt denn das nicht deutlich genug? — Sie ſind aber auch heute gar zu begehrlich.

v. Verneuil.

Weil mir die Sache immer noch bedenklich ſcheint. Ich bin Kaufmann, mein Kind, und liebe dahero vor allen Dingen Offenheit, Ordnung und geregeltes Betragen, — am allermeiſten ſind mir aber die Schulden zuwider — und ich ſage Dir dahero gerade heraus, daß, ſo weit es auch mit Euch Beiden ſchon vorwärts gegangen iſt, — wenn man mich überzeugt, daß Eduard —

Amalie.

Er hat Ihnen aber ſein Wort gegeben, und wenn Sie noch daran zweifeln, ſo kommen Sie und ſehen Sie ſich nur einmal mein Hochzeitgeſchenk an — das iſt geſchmackvoll! — das

ist kostbar! — Ei wenn man Schulden hat, läßt man es wohl bleiben so etwas Theures zu kaufen. Kommen Sie nur, Väterchen, kommen Sie mit auf mein Zimmer, da sollen Sie Wunderdinge sehen.

v. Verneuil.

Ja, wenn ich lieber Deinen Bräutigam dort sähe.

Amalie.

O! der kommt gewiß auch bald. Der wird sich freun, wenn er uns bei seinen schönen Gaben findet. — O, kommen Sie auch mit, Herr von Saint-Ange, geschwind, geschwind! Das wird eine Freude seyn, Braut, Schwiegervater und Freund, und Dankbarkeit und Liebe. O! wenn er nur schon da wäre! [sie faßt Verneuil und Saint-Ange bei der Hand und eilt mit ihnen in ihr Zimmer ab.]

Dritter Auftritt.

Margarethe [allein.]

[Saint-Ange nachsehend.] Nun, der ist auch schon wie's Kind im Hause! Ueberall

muß er mit dabei ſeyn. Je nun, er mag ſonſt ſeine guten Eigenſchaften haben! aber da, [aufs Herz zeigend] fehlt es ihm: er iſt nicht offen, nicht geradezu. Da lobe ich mir meinen kleinen Eduard. Ich weiß wohl, daß er ein tolles Bürſchchen iſt, daß er ein wenig in den Tag hineinlebt, aber er hat doch ein ganz vortreffliches Herz, und das Sprüchwort ſagt: ein gutes Herz macht manchen Fehler gut. — Seit der Saint-Ange wieder da iſt, bin ich ſo unruhig, ſo beſorgt — das iſt ein vorſichtiger geſetzter Patron, und Eduard freilich ein Springinsfeld, eine luſtige Fliege. — Vor Herrn Verneuil werde ich's freilich nicht ſagen, aber ich wollte darauf wetten, daß er wieder ein paar tolle Streiche gemacht hat, und was das ſchlimmſte iſt, ſo läßt er ſich nimmermehr ſehn.

[Man hört von auſſen Eduards Stimme in den Worten:

„Fürchten ſie nichts — ſeyn Sie unbeſorgt, — ich weiche keinen Schritt von Ihnen — blos den Weg will ich Ihnen zeigen.]

Wahrhaftig er iſt's, nun das freut mich!

Vierter Auftritt.

Margarethe, Eduard, Lebon.

Eduard.

[Im Eintreten zu Lebon, der noch draußen iſt.] Immer herein, immer herein! Sie ſind jetzt in meinem Hauſe, oder vielmehr im Hauſe meines Schwiegervaters — das iſt einerlei. [bemerkt Margarethen und eilt auf ſie zu.] Guten Morgen, guten Morgen liebe Margarethe.

Margarethe [von ihm umarmt.] Das gute Kind. [macht ſich los] Aber jetzt will ich Sie tüchtig ausſchmälen — was ſoll denn das bedeuten — uns zwei Tage lang ſo in der größten Unruhe zu laſſen? — Wo haben Sie denn geſteckt? — Was haben Sie denn angegeben?

Eduard.

Nun ja, jetzt geht die Strafpredigt los.

Margarethe.

Ei, verdienen Sie ſie etwa nicht? und habe ich nicht vollkommenes Recht dazu? Danken Sie Gott, daß ich Sie anpacke, wenn Sie gegenwärtig ſind, und hinter Ihrem Rücken

Sie nachher wieder auf das Eifrigſte vertheidige. Das thun nicht alle Leute — Aber jetzt Antwort! Wo kommen Sie her?

Eduard.

Dir kann ich's ſagen, weil Du's nicht weiter plaudern wirſt. — Direct aus dem Gefängniſſe.

Margarethe.

Ach! Du mein Gott! — Nun das iſt eine ſchöne Aufführung!

Eduard.

Ei, bewahre, eine recht gute — Höre nur. Mein Freund Derville, ein kreuzbraver junger Kaufmann, der wegen einer Lumperei von dreißig tauſend Franks ſeine Zahlungen einſtellen ſollte, wollte ſich eine Kugel durch den Kopf jagen — nun, das wäre doch ewig Schade um ihn geweſen. Ich hatte Credit, lief zu ein paar ehrlichen Leuten, und mit einem Federzuge war die Sache abgemacht.

Margarethe.

Das iſt wohl recht ſchön, aber wovon —

Eduard

Sieh nur, die Wechſel die ich ausſtellte, waren ja erſt in drei Monaten zahlbar. Drei

Monate! — Das ist ja eine Ewigkeit — ich dachte die Zeit könne ja gar nicht kommen — Gehorsamster Diener — Gestern früh als ich von Hause weggehen wollte, um meiner holden Braut meine unterthänigste Aufwartung zu machen, fängt es an zu regnen was nur vom Himmel herunter will. Ich schicke gleich nach einem Fiacker; ja, vergebens, denn wenn man die braucht, und es schlecht Wetter ist, so sind sie niemals zu haben.

Lebon.

Trauriges Symbol der Freundschaft der gegenwärtigen Zeit.

Eduard.

Das hast Du irgend woher gestohlen, Freund Lebon. [zu Margarethen] Was also zu thun? die Liebe treibt mich, und ich will mich eben mitten in die Regenströme werfen, als an meiner Hausthüre ein Wagen hält, in welchem sich dieser Herr hier ganz allein befindet.

Margarethe.

Aha, der Herr hier. [sie grüßt Lebon, der es erwiedert.]

Eduard.

Ja, er ſelbſt, der Gütige! Er ſah einen jungen galant angezogenen Mann, wie mich, in der größten Verlegenheit, und trug mir auf die verbindlichſte Art von der Welt einen Platz neben ſich an. Wer hätte ſo etwas ausſchlagen können? Ich bedankte mich vielmals, ſetzte mich neben ihn, und fing an mit ihm wie mit einem alten Bekannten über hunderterlei Gegenſtände zu ſprechen. Mein vortrefflicher Wagengenoſſe hatte, wie er ſagte, in der Gegend des Jardin des plantes zu thun — es war nicht gerade mein Weg — aber der Regen ward immer ärger, — das Geſpräch origineller und intereſſanter, ich fand daher kein Bedenken, ihn dahin zu begleiten, als auf einmal vor meinen ſtaunenden Augen ſich eine Feſtung erhob. Wir fahren hinein, die Thore fallen hinter uns zu: „Wer iſt die Gebieterin dieſes Schloſſes?“ frage ich, und der Name, Saint Pelagie, ſchallt mir aus dem Munde eines handfeſten Thorwärters entgegen.

Margarethe [zu Lebon mit Verachtung.]

Wie? der Herr ſind alſo —

Eduard.

Ein ganz vortreffliches Subjekt. Es iſt Herr Lebon. —

Lebon.

Ja Madame, Lebon, Handelsgerichtsdiener, Ihnen aufzuwarten. Die Wechſel des jungen Herrn hier waren proteſtirt worden — der Arreſt ausgewirkt, — man hatte mich mit dem Auftrage der Execution beehrt, und ich glaube kaum, daß ich es mit gröſerm Anſtande hätte thun können. Auch

„Ehrt mich ein jeder, den ich feſt gehalten habe,
wie einer unſrer beſten Autoren ſagt.“

Margarethe.

Mein Gott! Was für eine abſcheuliche Art von Menſchen! [zu Eduard.] Wie ſind Sie denn aber wieder aus dem Gefängniſſe gekommen?

Eduard.

Herr Lebon, dem unter dem Rocke eines Gerichtsfrohns das edle Herz eines Menſchenfreundes ſchlägt, hat die Güte gehabt, meine Freunde von dieſer meiner Wohnungsveränderung zu

Mit rühmlicher Standhaftigkeit vertheidigten sich die Bewohner. Als der Hunger bei ihnen aufs höchste gestiegen war, zehrten sie sich, um von dem Fleisch der also getroffenen das Leben zu fristen. Nach Verbrauch aller Kriegsvorräthe schleuderten sie Gold- und Silberklumpen gegen ihre Feinde, die nicht anders Herren der Stadt zu werden vermochten, als durch Ausgrabung eines unterirdischen, in die Ringmauern führenden Weges *). Dreißig Tage dauerte der Brand des Schlosses und fünf an Dschingis-Chan abgetretene Provinzen gaben endlich dem zerrütteten Reich den Frieden.

Gegen den Sultan von Kharizme, Muhamed, wandte jetzt der vom Glück begünstigte Sieger seine Waffen, und weniger ungerecht bei diesem als dem vorigen Unternehmen erscheint uns hier der Mungalen Fürst. Es hatte nämlich Muhamed, ein stolzer und schwacher Despot, eine tatarische Karavane gefangen nehmen und ermorden lassen ohne andern Grund, als seinen blutigen Willen. Wie nun, hierüber mit Recht erzürnt, Temudschin Genugthuung verlangte und Muhamed

*) Dasselbe Mittel, wodurch Kaiser Julian einst Maogamalcha bezwang.

benachrichtigen, — sie, und vorzüglich Derville, für den jene Wechsel ausgestellt hatte, erfuhren kaum in welcher Verlegenheit ich mich befände, als sie auch alles, was sie nur besaßen, verpfändeten und verkauften, um mich zu retten, — und so haben mir denn diese guten Menschen heut früh sechs und zwanzig tausend Franks gebracht, wahrhaftig alles mögliche, was man in noch nicht vier und zwanzig Stunden auftreiben konnte.

Margarethe.

Das freut mich doch von den Leuten.

Eduard.

Zum Unglücke für mich, blieb aber nun noch ein Wechsel von Viertausend Franks übrig, den ein Herr Durand in den Händen hatte, ein hartherziger Wucherer. — Hätte man nur noch vier und zwanzig Stunden Zeit gehabt, so wäre das eine Kleinigkeit gewesen, — aber, du lieber Himmel — ich sollte ja heute heirathen; — ich mußte doch zu meiner Hochzeit kommen, ich war ja durchaus nothwendig dabei, und vor allem war wegen des Schwiegervaters das tiefste Geheimniß zu beobachten, denn wenn der das mindeste erfuhr, so war alles vorbei.

Margarethe.

Ja, da haben Sie vollkommen Recht — Nun, wie haben Sie denn das aber angefangen?

Eduard.

Auch hier hat wieder der vortreffliche Leben das Beste dabei gethan.

Margarethe.

Er?

Leben.

Ja, Madame, Ja, ja, — — Sie beliebten eben zu sagen, „was für eine abscheuliche Art von Menschen!“ — Ich habe das recht gut gehört; — aber glauben Sie mir, ich bin vielmehr ein recht guter Schlag von Menschen. — Ich arretire Leute, welche Schulden gemacht haben, und nicht bezahlen können, das ist meine Schuldigkeit, das ist mein Brod, denn ich bin Gatte und Vater — aber wo ich helfen kann, bin ich auch gern erbötig, und wenn es ohne Pflichtverletzung geschehen kann, so —

Eduard.

Der gute Leben ist zu meinem Gläubiger gegangen, hat ihm die sechs und zwanzig tausend

Franks gebracht, und ihn dahin beredet, daß ich trotz der vier tausend Franks, die ich ihm noch schuldig bin, in Freiheit gesetzt werde.

Lebon.

Nämlich nur für diesen heutigen Tag. Denn diesen Abend muß ich Sie um sieben Uhr nach St. Pelagie sicher und wohlbehalten wieder zurückbringen. Bedenken Sie, daß ich bis dahin mit meinem eig'nen Leichnam für den Ihrigen hafte, und Sie also keinen Augenblick verlassen werde.

Eduard.

Nicht mehr als billig. — Du kannst aber ganz ruhig seyn. Binnen hier und ein paar Stunden wird mir mein guter Schwiegervater Amaliens Mitgift zahlen, und dann — Du hast doch meinen Wechsel bei Dir?

Lebon.

Allerdings. Herr Durand hatte ihn ja in bianco gelassen, und ich kann ihn in jedem Augenblick dem einhändigen lassen, der mir das Geld dafür bezahlt.

Eduard.

Das sollst Du haben, sollst es haben, und noch überdies zehn Louisd'or für Deine Mühe

und meinen beſten Dank noch obendrein — drum bitte ich Dich auch, liebes gutes Mütterchen, ſorge, ſo viel Du nur kannſt, für den braven Mann da, und laß' es ihm an nichts fehlen, Ich muß jezt zum Herrn von Verneuil.

Lebon.

Da gehe ich mit.

Eduard.

Was? Kannſt Du denn nicht hier bleiben? Hier in dieſem Zimmer?

Lebon.

Wenn Sie da bleiben, recht gern, wenn Sie aber anders wohin gehen, gehe ich mit.

Eduard.

Das iſt ein verteufelter Kerl! Ich verſichere Dir ja, daß ich meiner Braut blos einen guten Tag ſagen will.

Lebon.

Recht ſchön, aber ich begleite Sie, ich laſſe keinen Augenblick von Ihnen.

Eduard.

Sollte man ſich je wohl ſo eine Anhänglichkeit träumen laſſen. — Du haſt aber doch ſonſt

Zutrauen in mich, und in die zwanzig Louis-d'or, die ich Dir verſprochen habe.

Lebon.

Das allergrößte! Aber die Pflicht geht jedem andern vor, und ich möchte nicht gern um Ihretwillen meine Stelle einbüßen, — bedenken Sie, daß ich Familienvater bin.

Eduard.

Vortrefflich! Da muß ich ihn alſo gar mit zur Hochzeit einladen! — Und mein Schwiegervaterpapa, wenn der ſieht, wie der Menſch immer hinter mir drein läuft —

Margarethe.

Beſonders in einem ſolchen Coſtüm!

Eduard [zu Margarethen.]

Da haſt Du Recht! Geſchwind ſchaffe ihm ein Kleid von meinem Schwiegervater. [zu Lebon] Das wird doch wohl nicht gegen Deine Pflicht laufen, daß Du auf einige Augenblicke Deine verwünſchte graue Kutte da ausziehſt?

Lebon.

Das iſt unſre Uniform — da ich aber hier inkognito und in bürgerlichen Geſchäften bin, ſo —

Eduard.

Nun dann —

Margarethe.

Da iſt ein ganz neuer Rock, den der Schneider eben für den Herrn gebracht hat.

Eduard.

Gieb her, gieb her.

[will Lebon helfen.]

Lebon.

Nein erlauben Sie. [ſich weigernd.]

Eduard.

Ei, laß nur, laß mich helfen. Ich muß doch auch etwas an Dir thun. [hilft ihn anziehn.]

Lebon.

Wenn Sie durchaus befehlen.

[Das Kleid ſitzt ihm nicht recht.]

Margarethe.

Das Kleid ſcheint Sie etwas zu geniren.

Lebon.

Du mein Himmel! Was thut man nicht ſeinen Freunden zu Liebe.

Eduard.

Du wirst Dich schon nach und nach gewöhnen.

Margarethe.

Das wird Mühe kosten.

Eduard.

Uebrigens brauche ich Dir nicht erst anzuempfehlen, daß Du dem Rocke Ehre machst, Dir ein Ansehn giebst, eine Haltung, ein gewisses —

Lebon.

Seyn Sie ohne Sorgen, Sie wissen, daß ich nicht ohne Kenntnisse bin, daß man gelesen hat — Ehe ich bei dem Handelsbüreau meine gegenwärtige Stelle bekam, war ich Director einer Schulanstalt.

Eduard.

Einer gelehrten?

Lebon.

Je nun, das ABC ist doch die Grundlage aller Gelehrsamkeit und ich kann wirklich sagen, daß ich einen festen Grund [macht die Bewegung des Schlagens] bei meinen Zöglingen gelegt habe.

Eduard.

Ei, nun wundre ich mich gar nicht mehr über Deine Gelehrſamkeit.

Lebon.

Was hiernächſt die vornehmen Manieren betrifft, — o! da hat's bei mir noch weniger Noth. Man lernt ſtets etwas, wenn man ſo wie ich gewohnt iſt, junge Leute aus den angeſehenſten Familien in Paris bei ſich zu ſehn, — denn Sie wiſſen ja ſelbſt, daß man ſich in St. Pelagie meiſt in ſehr anſtändiger Geſellſchaft befindet. — Vorgeſtern brachte ich einen armen Millionair dahin! Der arme Teufel konnte ſeine Schulden nicht bezahlen, und hatte doch die ganzen Taſchen voll Gold.

Eduard.

Epigrammenſchmidt! Nun, Herzensmütterchen, nun ſei Du ſo gut und ſorge dafür, daß meine Amalie hieher kommt.

Margarethe.

Sie iſt mit Ihrem Freunde Saint-Auge im Geſellſchaftsſaale.

Eduard.

Saint-Ange, iſt der aus Strasburg wieder da? — Nimm Dich ja in Acht und ſage dem kein Wörtchen, — er war mein Nebenbuhler — er machte ſich auch Hoffnungen auf Amaliens Hand, — während ſeiner Abweſenheit glückte mir's ihn auszuſtechen — [zu Lebon.] Du mußt ihn ja auch kennen, ein junger Mann nach der Mode.

Lebon.

Saint-Ange? — Nein, den kenne ich nicht, der iſt nie bei mir geweſen.

Margarethe.

Still, ſtill! Da kommt der gnädige Herr! — Ich gehe an mein Werk.

[geht ab.]

Fünfter Auftritt.

Eduard, Lebon, Herr v. Verneuil, Amalie.

v. Verneuil.

Endlich, endlich! — Nun Gott ſei Dank!

Eduard.

Ja mein theurer Vater — ja meine geliebte Amalie —

Amalie.

Sie haben mich recht in Angſt geſetzt — wo haben Sie nur ſeit vorgeſtern geſteckt? —

v. Verneuil.

Ja, das iſt wahr, lieber Herr Sohn! Sagen Sie doch in aller Welt — Aber, wer iſt denn der Herr da?

Eduard.

Der Herr da? lieber Schwiegervater — der Herr — das werde ich die Ehre haben, Ihnen gleich zu ſagen, — das iſt ein höchſt ſchätzbarer Freund. —

v. Verneuil.

So?

Eduard.

Ein Freund, wie es deren wenig in der Welt giebt, ein ſeltnes Exemplar von einem Freunde, der im Unglücke und Elende Sie nie verläßt, und nur erſt dann von Ihnen ſcheidet, wenn Glück und Wohlſtand wieder bei Ihnen eingekehrt ſind.

höhnend sie weigerte, so zog an der Spitze von sieben hunderttausend der Seinen Dschingis-Chan dem Süden zu, begleitet von vier Söhnen.

In den Ebenen, die die Fluthen des Jaraxtes durchströmen, trafen die Mungalen auf Muhameds Heer, fast eben so zahlreich, und als nach blutigem Tage sich der Abend senkte, deckten einhundert und sechzigtausend Kharizmier das Feld. In seine festen Städte zurück zog sich aber Muhamed, entsetzt über solchen Verlust. Doch wenig fruchtete ihm dies Mittel. Mit sinesischen Maschinenmeistern versehen, die die Kunst verstanden, Feuerbälle mit gewaltigem Gepraſſel zu schleudern — wahrscheinlich den Gebrauch des Pulvers und seine Verfertigung kannten — eroberte nach und nach Temudschin die Vesten und bis an die Ufer des Indus ward das blühende Land, durch die Zerstörungswuth und Rache der Tataren, eine weite, dampfende Einöde.

Von seinem Thron gestürzt irrte Muhameb als elender Flüchtling verachtet umher und endete verlassen und unbeklagt auf einem Eilande des kaspischen Meeres sein Leben *). Gela-Haddin

*) Nach Gibbon. Andern Schriftstellern zu Folge starb der Beherrscher von Kharizme (Chowarez-

Amalie.

Das nenne ich doch einen wahren Freund!

v. Verneuil.

Und wo haben Sie denn dieſen Phönix kennen lernen?

Eduard.

Bei der Armee. — Er ſieht zwar eben nicht ſehr kriegeriſch aus — im Gegentheile — und doch iſt er, ſo wie Sie ihn hier ſehn, ein ſolcher Eiſenfreſſer, daß er ganz allein in eig'ner Perſon im Stande wäre, ein ganzes Regiment gefangen zu nehmen. [für ſich.] Das heißt jeden einzeln. [laut.] Da er nun mehrere Jahre älter iſt, als ich, ſo hat er mich gewürdigt, ſich mir als Führer zuzugeſellen, als ein wahrer Mentor — und ich habe mich von ihm hinführen laſſen, wohin er nur gewollt hat. [lachend.] Nicht wahr? — nicht wahr? Und das mit einer Nachgiebigkeit. —

Lebon [ſich verbeugend.]

Mein Herr — ich that nur meine Pflicht.

Eduard.

Allerdings — nämlich die Pflicht der Freundſchaft! O, ich verſichere Sie, er kann nicht

leben ohne mich — er verläßt mich niemals — beim Regimente nannte man uns nur die Unzertrennlichen.

v. Verneuil. [zu Lebon.]

Mein Herr, die Freunde meines künftigen Schwiegersohnes haben die gegründetsten Ansprüche auf die freundlichste Aufnahme in meinem Hause. [zu Eduard.] Aber Du hast uns ja noch nicht gesagt, warum Du gestern nicht gekommen bist.

Eduard [auf Lebon zeigend.]

Fragen Sie nur gefälligst den da! — der wird es Ihnen sagen, — er war daran Schuld. [leiser.] Eine höchst unangenehme Geschichte, wobei er meiner nothwendig bedurfte, aber das ist nicht mein Geheimniß, sondern das seine — ich bitte Sie also um Erlaubniß, mich darüber nicht weiter auslassen zu dürfen.

Amalie.

Ich sehe wohl, daß Sie eine sehr große Anhänglichkeit an ihn haben müssen, denn gestern haben Sie mich ihm einen ganzen langen Tag aufgeopfert.

Eduard.

Und doch ſchwöre ich Ihnen, daß ich unmöglich im Stande war, dieſes anders zu machen — ſo viele Dienſte hatte er mir geleiſtet.

v. Verneuil.

Und was denn für Dienſte?

Eduard.

Je nun — damals — bei der Armee — in einer wichtigen Affaire.

v. Verneuil.

In Deutſchland?

Eduard.

Nein — da nicht — in einer Affaire — gegen die Engländer — ich war gefangen genommen worden, und ohne ſeine Hülfe würde ich es noch ſeyn. Ja, theure Amalie, ohne ihn hätte ich das Glück nicht genießen können, das heute meiner wartet.

Amalie.

Nun, wenn dem ſo iſt, mein Herr, — ſo verzeihe ich Ihnen. Aber halten Sie mir meinen Eduard nicht ſo lange wieder auf, ſonſt haben Sie es mit mir zu thun.

[geht ab.]

v. Verneuil.

Und jetzt zu unsern Geschäften. Lieber Sohn, ich hätte wohl zwei Worte im Vertraun mit Dir zu sprechen.

Eduard.

Von Herzen gern.

v. Verneuil.

Es betrifft Amaliens Mitgift.

Eduard [bei Seite.]

Vortrefflich, er rückt mit dem Gelde heraus, — da kann ich meinen Intimus zum Henker jagen.

v. Verneuil.

Du weißt, daß Du mir versprochen hast, keine Schulden mehr zu machen.

Eduard.

Und ich halte Wort, das schwöre ich Ihnen.

v. Verneuil.

Recht schön, dann werden die Bedingungen, die ich Dir machen muß, Dir nicht zuwider seyn.

Eduard.

Reden Sie, reden Sie lieber Vater, ich willige in Alles.

v. Verneuil.

Aus meinen Vormundschaftsrechnungen wirst Du sehn, daß Du außer der einstigen Erbschaft Deines reichen Onkels Anton in Guadaloupe ein Vermögen von zweimal hundert tausend Franks besitzest. [er wird Lebon gewahr, der näher schleicht.] Was will denn der Herr da? — Es kommt mir vor, als ob Dein intimer Freund uns etwas behorchen wollte.

Eduard.

Er? — das thut er nur so in der Zerstreuung. [er macht Lebon Zeichen sich zurückzuziehn.]

v. Verneuil.

Zwei tausend Franks also die ich in den Händen habe — meine Tochter bringt Dir eine Mitgift von einer gleichen Summe zu — ich behalte also beide Capitale —

Eduard [bestürzt.]

Sie behalten sie?

v. Verneuil.

Und bezahle Dir die Zinsen davon mit fünf pro Cent. Ist Dir das unangenehm?

Eduard.

O bewahre! ganz und gar nicht! [für sich] Da bin ich schön geprellt. [laut] Freilich hätte ich gern zum Anfange der Wirthschaft ein kleines Summchen in den Händen gehabt, wovon —

v. Verneuil.

Nicht mehr als billig — morgen — nein übermorgen, sollst Du das erste Zinsquartal haben und dann — [bemerkt Lebon, der sich wieder nähert.] Aber nimm mir es nicht übel — das ist doch zu unartig — kennt denn Dein Freund die gute Lebensart so wenig?

Eduard

O nein — nein — aber der lebhafte Antheil, den er an meinen Angelegenheiten nimmt —

Lebon.

Sie wollen also meinem Freunde Eduard die Mitgift nicht sogleich auszahlen?

Amalie

[kommt hier zurück.]

v. Verneuil.

Nein, mein Herr, wenn Sie es gütigst erlauben — und das aus einer wohlbekannten Urſache — die ich meinem künftigen Schwiegerſohne näher entwickeln werde, wenn wir allein ſind, — denn es ſcheint mir, als ob gegenwärtig die beiden jungen Leutchen da es am liebſten ſehen würden, wenn wir ſie ſich ſelbſt überließen.

Lebon.

Ei natürlich.

v. Verneuil.

Ich will alſo gehen und mich ankleiden.

Lebon.

Daran thun Sie recht wohl — ich bin aber ſchon angekleidet.

v. Verneuil [für ſich.]

Er ſcheint mich nicht zu verſtehen. [laut] Margarethe!

Margarethe [tritt ein.]

Gnädiger Herr!

v. Verneuil.

Hat denn der Schneider mein neues Kleid noch nicht gebracht?

Margarethe.

Nein, gnädiger Herr!

v. Verneuil.

Ich weiß gar nicht, wo der Menſch bleibt! Es iſt das — [die Farbe des Kleides nennend.] welches ich mir zur Hochzeit beſtellt habe.

Margarethe.

Gnädiger Herr, ſeyn Sie nur ruhig — [auf Lebons Kleid ſehend,] es wird gewiß mit bei der Hochzeit ſeyn.

v. Verneuil.

Bis es kommt, muß ich wahrhaftig indeß ein and'res anziehn. [zu Lebon.] Mein Herr — ich empfehle mich Ihnen — wenn Sie einſtweilen in den Saal gehen wollen. —

Lebon.

Sie ſind allzugütig.

v. Verneuil.

Sie werden dort ſchon Geſellſchaft finden.

Lebon [auf Eduard zeigend.]

Mein Freund genügt mir ſchon.

v. Verneuil [leis zu Eduard.]

Nimm mir es nicht übel, aber ein ſolcher Freund ſcheint mir doch am Ende etwas läſtig zu ſallen.

Eduard.

Je nun, er meint es gut, und übrigens hat es ja auch wenig zu bedeuten, da wir Beide nur Eins ausmachen.

v. Verneuil.

Ei, ei, das wird Dir bei Deiner Frau, wenn ſie Dein zweites Ich geworden iſt, nicht eben ganz gelegen ſeyn.

[geht ins Zimmer rechts mit Margarethen.]

Sechſter Auftritt.

Eduard. Amalie. Lebon [letzterer etwas im Hintergrunde.]

Eduard.

Theure Amalie! So kann ich Ihnen denn endlich die volle Wonne ausſprechen, die ich bei Ihrem Wiederſehen empfinde.

Amalie

Ach, Eduard! und ich erſt! — ich war ſo traurig, ich kann es Ihnen gar nicht be-

beſchreiben, [erblickt Leben, der ſich ihnen genähert hat.] Ach, Du mein Gott!

Eduard.

Nun, warum laſſen Sie ſich ſtören?

Amalie [laut.]

Ich hatte nicht geſehen, daß der Herr dort noch da geblieben war.

Eduard.

Seyn Sie unbeſorgt deshalb — der — der verſteht Sie nicht — iſt halb taub.

Amalie.

Wenn auch. — In Gegenwart eines Dritten könnte ich Ihnen ja nie mein ganzes Herz entfalten. — Sagen Sie ihm doch, daß er gehn ſoll!

Eduard [für ſich.]

Eine verwünſchte Lage! [laut] Ich bekenne Ihnen, geliebte Amalie, daß ich mir das nicht unterſtehe — es ſcheint mir doch hart gegen ihn, — und dann iſt er ſo empfindlich. Uebrigens iſt ja nun der ſchöne Augenblick ſo nahe, wo wir uns ganz ungeſtört angehören werden.

Mankbarn, der heldenmüthige Sohn eines unwürdigen Vaters, vertheidigte mit Muth und Tapferkeit seine Rechte; aber er, der einzelne, vermochte nicht das Glücksrad seines Gegners zu wenden. In weiten Abentheuern umhergetrieben, oft siegend, oft besiegt, in den Gefilden von Indien und an den Ufern des Tigris, kämpfte er gegen Dschingis-Chan, bis aufs Aeußerste gebracht, nach dem Verlust seiner letzten Streitkräfte, er

---

nuens), verfolgt von Temudschins siegenden Scharen, bis an die Ufer des östlichen Weltmeeres, auf einer Insel daselbst, Abosku m genannt, in solcher Verlassenheit und Armuth, daß ihm selbst die Kleider gebrachen, seine Blöße zu bedecken. S. Sibylle der Zeit, von Rupert Kornmann.

Wie wichtig übrigens an Temudschin dieser Krieg gegen den mächtigsten muhamedanischen Fürsten damaliger Zeit erschien, erhellt daraus, daß der wilde Eroberer vor Ausbruch desselben Muhameds Freundschaft suchte, und als die Nachricht ihm kam von der Ermordung der katarischen Horde, drei Tage und drei Nächte lang in Fasten und Gebet auf einem Berg zubrachte, um die Gunst und den Beistand der Gottheit zu erflehen.

Amalie.

Da irren Sie sich — unsre Vermählung soll erst heut' Abend, erst um Mitternacht, vor sich gehn, und — ja lieber Eduard, wenn Sie mich böse machen, so ändre ich noch bis dahin meine Meinung.

Eduard.

Mein Gott! Um Mitternacht! — Und warum nicht jetzt schon?

Amalie.

Mein Vater hat es so festgesetzt.

Eduard [für sich.]

Und um sieben Uhr muß ich in mein Gefängniß wieder zurück. [er zieht Lebon bei Seite.]

Amalie.

Nun, das ist noch schöner — er läßt mich im Stiche, um mit dem Mann da zu reden! — ach! ich armes unglückliches Mädchen!

Eduard [bei Seite zu Lebon.]

Laß Dich erweichen, und gieb mir nur bis heute Abend, bis Mitternacht Frist.

Lebon [eben so zu Eduard.]

Unmöglich!

Eduard [wie oben.]

Du hörſt aber —

Leon [desgleichen.]

Meine Pflicht gebeut, und da wiſſen Sie wohl —

Eduard.

Barbar!

Leon.

Hilft nichts! Kommen die Gelder nicht ein, ſo kommen Sie wieder hinein.

Eduard [lauter.]

Abſcheulich! — Ich weiß nicht, — was mich hindert. —

Leon.

Mein Herr — wenn Sie wild werden, ſo —

Amalie [kommt näher.]

Ach du mein Gott! — Was giebt es denn?

Eduard,

Nun da ſehen Sie ſelbſt — ich bat ihn, uns einen Augenblick allein zu laſſen, und da iſt er gleich ſo aufgebracht darüber — ja er hat ein häßliches Gemüth. —

Amalie.

Und um eines ſolchen Menſchen willen betrüben Sie mich, vereinigen ſich ſogar mit mir? Nein Eduard, das iſt nicht hübſch von Ihnen. Machen Sie es mit ihm ab, aber, das ſage ich Ihnen, ſo lange der Mann im Hauſe iſt, — heirathe ich Sie nicht!

Eduard [für ſich.]

Nun, das fehlte nur noch! Jezt muß ich beichten. [leis zu Amalien.] Amalie — nur zwei Worte! — So hören Sie denn! Dieſer Herr iſt nicht das, für was Sie ihn halten, und ich kann ihn daher unmöglich fortſchicken. — Mehr kann ich Ihnen nicht ſagen. Es muß mir aber außerordentlich daran liegen, ihn bei Guten zu erhalten, mein Schickſal liegt in ſeiner Hand.

Amalie.

Wer könnte denn aber das ſeyn? — Ihr Schickſal in ſeiner Hand! — Sie haben ja keine Anverwandte weiter als Ihren Onkel Anton in Guadaloupe — [ſie betrachtet Leben, der ſich indeß geſetzt hat.] Ach, Du mein Himmel! ſollte dies etwa gar? —

Eduard [leis.]

Still, still, liebe Amalie! — Morgen sollen Sie alles erfahren. — Bleiben Sie nur überzeugt, daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete, — und was mein heutiges Benehmen betrifft, — so liegt das in Verhältnissen, — es ist mir vorgeschrieben, — ich kann nicht anders.

Amalie.

Warum sagten Sie denn das nicht gleich?

Eduard [ihr zu Füßen sinkend.]

O! wie glücklich bin ich!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Verneuil, dann Saint-Ange.

v. Verneuil [einen andern Rock tragend.]

Nun, so kommt Kinder, die ganze Gesellschaft ist beieinander, und es soll, so der Himmel will, recht lustig bei Tafel hergehn.

Saint-Ange [aus dem Speisesaale.]

Aber warum gehts denn nicht zu Tische? Wir warten alle sehnlichst auf den Bräutigam.

Eduard.

Hier iſt er ſchon, lieber Saint-Ange.

Saint-Ange [beſtürzt.]

Wie? lieber Eduard! Sie ſind wirklich da? — Man hatte uns im Saale gar nichts davon geſagt.

v. Verneuil.

Kinder! macht das ein andermal ab. Jezt fort zu Tiſche! [zu Leben] Sie erzeigen uns doch auch die Ehre mit uns zu ſpeiſen?

Leben.

Ganz gewiß, mein Herr, ich mache mir es vielmehr zur Pflicht. —

v. Verneuil.

Es ſind blos Anverwandte dabei zugegen. Von Seiten meines künftigen Schwiegerſohnes freilich nicht, der hat blos noch ſeinen Onkel Anton —

Amalie [mit Beziehung auf Leben.]

Der unglücklicherweiſe jezt nicht gegenwärtig iſt! — Es würde eine ſo große Freude für uns ſeyn, ihn wieder zu ſehen, — ihm zu zeigen, wie wir ihn ehren.

Eduard [für ſich.]

Arme Amalie! — Jezt ſagt ſie ihm gar die gröſten Schmeicheleien.

v. Verneuil.

Trotz deſſen ſind wir aber doch ſo zahlreich, daß wir bei der Enge des Raumes uns genöthigt ſehen, in zwei Zimmern zu ſpeiſen.

Lebon [bei Seite.]

Alle Wetter! aufgepaßt! [zu Verneuil] Verzeihen Sie, mein Herr, aber ich muß Sie bitten, mir zu ſagen, in welchem Zimmer ich ſpeiſen ſoll?

v. Verneuil [bei Seite.]

Ungeſchickte Frage! [laut zu Lebon.] Im zweiten Zimmer, und das Brautpaar im erſten, es iſt aber blos ein kleines Vorhaus dazwiſchen.

Lebon.

Da bitte ich tauſendmal um Verzeihung wegen meiner Unbeſcheidenheit, aber ich muß durchaus bitten, daß ich mit meinem Freunde an demſelben Tiſche ſize.

Eduard [leis zu ihm.]

So halt doch Dein Maul.

Lebon.

Ohne ihn würde mir das Essen nicht schmekken; übrigens brauchen Sie sich gar nicht zu geniren. Vor ihm, neben ihm, ihm gegenüber, das ist mir alles einerlei, wenn ich ihn nur stets in den Augen behalten kann.

v. Verneuil.

Das muß ich sagen! —

Eduard.

Ich stehe wie auf Nadeln!

Lebon.

Sie sehen, daß ich ganz ohne Umstände bin, das ist nun einmal so mein Charakter.

v. Verneuil.

Recht gut, recht gut, — um Ihnen aber zu zeigen, daß ich ebenfalls keine Umstände mache, so erkläre ich Ihnen hiermit, daß es mir sehr leid thut, Ihnen Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können.

Lebon.

Thut mirs auch sehr leid, hat aber nichts zu sagen; ich verlasse meinen Freund unter keiner Bedingung — lieber stelle ich mich dann hinter seinen Stuhl.

Eduard [zu Verneuil.]

Es ist ein höchst origineller Charakter, den Sie natürlich noch nicht so genau kennen, wie ich.

Amalie.

Allerdings — höchst original — indeß — [für sich] Es ist ja der Onkel!

Eduard:

Wissen Sie was? Lassen Sie ihm hier ein kleines Tischchen in diesem Zimmer decken, dessen Thüre ja in diesen Speisesaal geht, und ich wette darauf, daß ihm das lieber seyn wird, als wenn Sie — [zu Lebon leis] damit wirst Du doch zufrieden seyn?

Lebon.

Ja, ja, das lasse ich mir gefallen, wenn nämlich die Thüre offen bleibt, und Sie sich nicht aus jenem Zimmer entfernen.

v. Verneuil [zu Eduard.]

Aber ich gestehe Dir, daß ich Deinen intimen Freund herzlich satt habe.

Eduard [bei Seite.]

Und ich erst!

v. Verneuil.

Nun, ſo kommt Kinder! und Sie Herr von Saint-Ange! [zu Lebon] Laſſen Sie ſich die Zeit nicht lang werden — Herr Sonderling!

[ſie gehn durch die Thüre zum Speiſeſaale ab. Lebon, zuletzt ihnen nach, indem er an der Thüre ſtehen bleibt, und Sorge trägt, damit ſie nicht geſchloſſen werde.]

Achter Auftritt.

Lebon, dann Margarethe, [welche ein Tiſchchen bringt, und deckt.] Zuletzt Bedienter.

Lebon

[behält ſtets den Speiſeſaal durch deſſen offne Thüre in Augen.]

Ich darf mich wahrhaftig hier durchaus nicht beklagen — es ſind höchſt brave Leute — haben mich ſogar zum Eſſen eingeladen, ſtatt daß in den Häuſern, wo ich mich ſonſt zu zeigen pflege, man mich nicht einmal bittet, da zu bleiben. — Ja, bei einem Stande wie der meinige, ſind die Rückſichten, die man auf uns nimmt, freilich nicht groß und das Traktiren

noch weniger an der Tagesordnung — und warum nur das — denn ein Gerichtsdiener hat doch eben so gut einen Magen wie ein jeder anderer Angestellter — er trinkt wie and're Leute, ja wohl in der Regel noch mehr, weil er so viele Bewegung hat. — Und nun giebts sogar noch Menschen, die uns für unempfindlich halten! Du mein Himmel! Da sollen Sie einmal meine Frau, die Madame Lebon fragen! Ach! Du mein gütiger Gott! habe ich für die Madame Lebon geschmachtet, habe ich die geliebt! [zu Margarethe, [welche den kleinen Tisch rechts hingesetzt hat.] Erlauben Sie! das ist zu weit weg. — Ich möchte lieber den Tisch hier auf diese Seite haben. [er trägt den Tisch auf die linke Seite nahe an die Thüre des Speisesaals.]

Margarethe.

Aber da zieht es ja von der Thür herein.

Lebon.

Thut nichts, thut nichts — ich riskire den Schnupfen: in unserm Stande sind wir an so etwas gewohnt [in den Saal blickend.] Wahr ist's, sie sitzen gewaltig enge zusammen. Es

ſein Roß in die Wellen des Indus ſpornte, vorziehend einen edlen Tod unverdienter Schmach.

Die Länder, die den kaspiſchen See umgrenzen, fielen nun dem Sieger anheim, und mit der Beute Aſiens beladen, das er verheert hatte binnen vier Jahren, ſo daß die ſeitdem verfloſſenen Jahrhunderte das Andenken nicht zu tilgen, noch die Spuren auszugleichen vermochten, zog er und ſein Heer in die vaterländiſchen Wildniſſe zurück, doch einiges Bedauern äußernd über das Elend und die Ruinen, die das Werk ſeiner Waffen waren. —

Auf dieſem Hinweg traf er noch auf zwei ſeiner Feldherren, die ausgeſendet von ihm worden waren, Perſiens weſtliche Provinzen zu unterjochen. Treulich hatten ſie dieſen Auftrag ausgerichtet. Indem ſie durch die Thore von Derbent gegangen, über die Wolga geſetzt und die Wüſte durchſtreift hatten, war ein Kreiszug von ihnen verrichtet worden um das kaspiſche Meer herum, wie nachher nimmer geſchah. So wie vor ihres Herrn ehernen Tritten, hatten auch vor den ihren die Völker ſich in Staub werfen müſſen.

Bald darauf, nachdem noch einige unabhängige Stämme und Völkerſchaften der Tataren bezwungen worden waren, ſtarb Temudſchin, der Dſchingis-Chan, deſſen Namen Aſien erzittern

wäre nicht möglich gewesen, noch einen Gast da einzuschieben; aber hier ist's gut — da kann ich alles übersehen — O! ich sehe meinen jungen Herrn! vortrefflich! — ein höchst schätzenswerther junger Mann. — Ei! eine köstliche Potage! [Im Saale hört man dann und wann ein Geräusch vom Gläseranstoßen, und dergleichen.]

[Ein Bedienter in Livree kommt aus dem Saale und bringt mehrere Speisen.]

Bedienter.

Fräulein Amalie schickt Ihnen dies hier. Sie hat mir anbefohlen, genau nachzusehen, daß Ihnen ja nichts fehle.

Leon.

Was für ein liebenswürdiges Wesen! — Wenn man nun in Ruhe essen könnte wie einem das gut bekommen sollte! Aber ich darf ihn keinen Augenblick aus den Augen lassen! — Es ist doch ein wahres Elend das stets ansehen zu müssen, was man nicht essen kann, und das nicht ansehen zu dürfen, was man gern essen möchte. Ach! wie das dampft, wie das riecht! Was ich da angespießt habe, ich sehe es

nicht, aber es ist gewiß eine kostbare Trüffel! Wahrhaftig! ohne den obscenen Geruch den sie von sich giebt, würde sie ganz inkognito hinunter passiren. Immer hinein, Ihr blinden Passagiere! Nun, wenn wir auch die Qualität nicht erkennen können, so wollen wir es wenigstens an der Quantität nicht fehlen lassen. [er steckt eine große Anzahl von Bissen in den Mund, ohne auf den Teller zu sehen, da er stets seine Augen auf die Thür gerichtet behält.] Excellent — vortrefflich — ambrosisch — aber bekommen wird mirs nicht gut, denn das sehe ich voraus — ich bin gar zu unruhig. — Der junge Mann jagt mir eine Angst ins Blut — wenn er mein eigner Sohn wäre, wahrhaftig ich würde —

Margarethe [einfallend.]
Ihn nicht mit größerer Sorgfalt bewachen.

Leben.
Das ist vollkommen wahr. — Aber Apropos von Kindern — wenn ich nun meinen kleinen Wechselbälgern zu Hause etwas von den schönen Sächelchen da mitnähme — wär's erlaubt? — Nicht wahr?

Margarethe.

Brauchen Sie noch Papier dazu?

Lebon.

Sehr verbunden! Ich habe immer ſo etwas eintretenden Falls bei mir. [ſteht auf, zieht ein großes Papier heraus, und ordnet das Bisquit in daſſelbe.] Ich habe drei ſolche allerliebſte Rangen — drei Jungen.

Margarethe.

Da kommt das Fräulein — ſtecken Sie die Sachen geſchwind in die Taſche da.

Lebon.

Ei, verzeihen Sie, die Taſchen dieſes Rocks ſind nicht meine eignen Taſchen — ſtecken Sie mir es lieber in meinen Ueberrock, das iſt viel ſicherer — auch hat er größere Taſchen als dieſer —

Margarethe.

Ja, ſchon recht — Gerichtsdienertaſchen, da geht etwas anſehnliches hinein, die ſtehen immer offen. [im Abgehn.] Es iſt aber wahrhaftig kein ſo übler Menſch.

Neunter Auftritt.

Lebon, Amalie [kommt aus dem Speiſeſaal.]

Amalie.

Ach mein Herr, ich ſehnte mich ſo ſehr mit Ihnen zu ſprechen.

Lebon.

Die Hitze hat Sie wohl aus dem Speiſeſaale getrieben.

Amalie.

Wenigſtens diente ſie mir zum Vorwande! — Hören Sie nur. Es kamen da mehrere Glückwunſchſchreiben, und mein Vater bat mich, ſie ſtatt ſeiner vorzuleſen. Das that ich denn auch — aber ein Brief befand ſich darunter, den ich mich wohl in Acht nahm, ihm zu zeigen. Er iſt von einem gewiſſen Kaufmann Durand, er ſchreibt, daß er auf meinen Eduard einen Wechſel von viertauſend Franks in den Händen habe. — Mein Gott, wenn das wahr wäre, ich wäre außer mir!

Lebon.

Und es iſt leider nur zu wahr.

Amalie.

Und das wußten Sie? Ach, mein Herr, da bitte, da beschwöre ich Sie, lassen Sie meinen Vater ja nicht den kleinsten Vorwand übrig, um unsre Verbindung wieder rückgängig zu machen. Haben Sie die Güte, diese kleine Post sogleich zu bezahlen.

Lebon.

Wie? — was? — Ich! — Nun, das wäre!

Amalie.

Sie sind so reich, so gut, viertausend Franks sind für Sie so gut wie nichts — eine Kleinigkeit — und Sie würden doch das Glück ihres Neffen dadurch begründen.

Lebon.

Meines Neffen? sagen Sie mir doch gefälligst, was das sagen will?

Amalie.

Nun ja — ganz recht — ich weiß wohl, daß sie unbekannt bleiben wollen, — aber, wollen Sie denn auch gar nichts für ihn thun?

Lebon.

Nichts — als die heißesten Wünsche für sein Glück zum Himmel senden. — Denn bedenken

Sie nur, ich bin auch Familienvater, und muß alſo — [blickt nach dem Speiſeſaale.] Ach du lieber Himmel! ſie ſind ſchon beim Deſert! — und ich ſehe ihn nicht mehr, — er iſt aufgeſtanden, — wo iſt er denn hin?

Zehnter Auftritt.

Saint-Ange [luſtig hereinkommend.]
Nun — der ſprang einmal bis zum —

Lebon [erſchreckend.]
Wer? wie? wer iſt geſprungen?

Saint-Ange.
Je nun, der Pfropfen, von der Champagnerflaſche. Paf — bis an die Decke —

Lebon.
Alſo nur ein Stöpſel — Gott ſei Lob und Dank!

Saint-Ange [zu Amalien.]
Ich vermuthete nicht Sie hier zu finden, mein Fräulein — und allein mit dem Herrn — von allen Seiten ruft man nach der holden Braut.

Amalie.

Ich komme gleich in den Saal, [für ſich.] Er iſt unerbittlich! — vielleicht könnte ich ſelbſt — o, vortrefflich — ja, ja, ich glaube, daß es zureichen wird.

[ſie eilt ab.]

Eilfter Auftritt.

Lebon — Saint-Ange.

Saint-Ange.

Sie flieht vor mir! — [zu Lebon, welcher in den Saal gehen will.] Mein Herr — wie man mir geſagt hat, ſind Sie Eduards Freund — ſein intimer Freund!

Lebon.

Ja, mein Herr! ſo glaubt man wenigſtens allgemein.

Saint-Ange.

Könnte ich nicht ein paar Worte insgeheim mit Ihnen ſprechen?

Lebon.

Mit mir? — Irre ich mich nicht, ſo ſind Sie Herr von Saint-Ange.

Saint-Ange.

Ja, mein Herr.

Lebon [für ſich.]

Der vormalige Nebenbuhler, von dem Eduard vorhin mit mir ſprach. [zu Saint-Ange.] Mein Herr, ich werde in zwei Minuten wieder bei Ihnen ſeyn, aber jetzt treibt mich die Sehnſucht ſo gewaltig, ich muß meinen Freund einen Augenblick ſehen, ich bin gar nicht gewohnt, mich ſo lange von ihm zu trennen. [im Abgehen in den Speiſeſaal.] Und wahrhaftig, wenn Eduard die Champagnerſtöpſel ſo oft ſpringen und davonlaufen ſieht, ſo bekommt er am Ende ſelbſt Luſt, es ihnen nachzumachen.

Zwölfter Auftritt.

Saint-Ange [allein.]

Ich kann mir wohl denken, was die beiden Intimi ſo in Unruhe ſetzt, denn man flüſterte eben im Speiſeſaale ſo ſonderbare Sachen von einem Gläubiger Eduards, einem gewiſſen Durand. — Es glückte mir nicht der Sache noch näher auf die Spur zu kommen, aber Eduard zeigt offenbar etwas Aengſtliches, Gedrücktes, woraus

ich vielleicht Vortheil ziehen könnte. Denn ich sehe doch am Ende gar nicht ein, was mich verpflichtet einem Nebenbuhler beizustehen, der mir meine Geliebte vor der Nase weg heirathet. Nein, nein, das kann mir niemand zumuthen. — Und überdies bin ich fest überzeugt, daß Eduard Amalien gar nicht liebt, weil er in dem Augenblicke, wo er im Begriffe steht, sich mit ihr zu vermählen, sein Glück noch so aufs Spiel setzen kann. — Wenn ich nur wüßte, wer der Herr Durand wär! — Wenn ich nur so ein kleines Beweismittelchen in die Hände bekommen könnte. — Doch still, da kommt der sonderbare Patron wieder. Ich muß doch versuchen, ob aus dem vielleicht etwas herauszubringen ist.

Dreizehnter Auftritt.

Saint-Ange [hat sich etwas zurückgezogen]

Lebon [der ihn nicht gleich bemerkt.]

Nun, Gottlob, ich bin wieder beruhigt; er ist da, und guckt seiner Braut in die schönen Augen. Da kommt er so bald nicht wieder heraus. Ja, es ist doch ein recht wack'rer junger

Mann, das muß man sagen — Kaffee und Liqueur hat er mir geben lassen, und ich habe geschickterweise drei Stückchen Zucker für Madame Lebon bei Seite gebracht, die für Süßigkeiten gar nicht unempfänglich ist, — wahrhaftig — es rührte mich ordentlich, wie das hübsche nette Bräutchen mir mit aller Gewalt ihren Schmuck aufdringen wollte. [er wird Saint-Ange gewahr.] Aha, sind Sie noch da? Nun, so lassen Sie hören! Was steht denn zu Ihren Diensten?

Saint-Ange.

Kennen Sie etwa einen Herren Durand?

Lebon.

Herrn Durand? — den Kaufmann — Ei, warum sollte ich nicht?

Saint-Ange.

Hat nicht Eduard einen Wechsel an ihn ausgestellt?

Lebon [für sich.]

Wo will das hinaus? [laut] Dürfte ich mich wohl vor allen Dingen bei Ihnen erkundigen, wozu diese Frage dienen sollte?

machte von der großen Mauer an bis zu den Gestaden des Tigris und des Euxinus, im vier und sechzigsten Jahr seines Alters, im zwölfhundert sieben und zwanzigsten unserer Zeitrechnung.

Sein ungeheueres Reich, dem er Daseyn, Gesetze und Kriegsordnung gegeben, ward seinen Söhnen Oktaj, Duschi, Tuli und Dschagataj zu Theil.

Auf dem Sterbebette noch hatte Temudschin mit dem letzten Athemzuge seinen Söhnen anempfohlen, des sinesischen Reiches Unterjochung zu vollenden, an der ihn der Tod verhinderte. Der Verfolg dieser Darstellung der reißenden Eroberungen jener Hirtenvölker wird zeigen, in wie weit sie dem Willen ihres Vaters nachkamen.

Obschon den Sprößlingen Dschingis-Chans ein gleiches Recht gegenseitig von einander unabhängiger Herrschaft zugefallen war, so überwog bei ihnen doch die Betrachtung des Wohles des Ganzen den kleinlich nur für sich selbst rechnenden Eigennutz, und diese Kinder der Wüste, diese Abkömmlinge eines der unkultivirtesten Völker der Erde, gaben hierin ein Beispiel von Verleugnung einer tief im Menschenherzen gegründeten Leidenschaft, das leider! die Jahrbücher der Geschichte gesitteter Nationen nicht aufzuweisen haben. Einmüthig

Saint-Ange.

Schreien Sie doch nicht so! — Es kommt in diesem Augenblicke sehr viel darauf an, daß Eduard frei von allen Schulden sei. Wenn nun etwa wohl zufällig so ein Wechselchen von ihm in der Welt seyn sollte, so müßten wir es insgeheim, und ohne ihm ein Wörtchen davon zu sagen, ausser Umlauf zu setzen suchen.

Lebon.

Insgeheim?

Saint-Ange.

Ja mein Herr!

Lebon.

Und ohne daß er es erführe?

Saint-Ange.

Allerdings.

Lebon [für sich]

Insgeheim, — und hinter seinem Rücken — und ein ehemaliger Nebenbuhler! Aufgepaßt, Lebon! Es will uns bedünken, daß man ein wenig auf seiner Hut seyn muß. [laut.] Herr Saint-Ange — mein Freund Herr Eduard, hat keine Schulden — gar keine — wenigstens nicht, daß ich's wüßte.

Saint-Ange.

So! — das thut mir leid, ich hätte alles in der Welt darum gegeben, um nur so ein einziges Wechselchen nach Sicht von ihm aufzutreiben.

Lebon.

Was sagen Sie da? — Sie gäben alles in der Welt darum?

Saint-Ange.

Gewiß.

Lebon.

Ach, das ist ein Unterschied! — Nun denn: es gäbe vielleicht Mittel und Wege, sich zu verständigen. Wie viel zum Beispiel, gäben Sie für so etwas darum?

Saint-Ange.

Herr — was hat denn das zu bedeuten? — wären Sie vielleicht —?

Lebon.

Davon ist jetzt noch nicht die Rede, — wie viel wendeten Sie also daran, um so ein Wechselchen in ihre Hände zu bekommen?

Saint-Ange.

Je nun — wenn ich mir ſpäterhin das Geld dafür ausbitten dürfte, — ſo bezahlte ich den Betrag auf der Stelle.

Lebon.

So ſo? Sie wollen den Wechſel alſo blos nach dem Werthe der Summe annehmen, — gehorſamer Diener, das zieht nicht. Herrn Eduards Papiere ſind ſehr geſucht, vorzüglich jezt, wo deren nicht viele mehr im Cours ſind. — Da hätte ich zum Beiſpiel ein Wechſelchen auf viertauſend Franks, das ich aber nicht fürs Doppelte heraus gäbe.

Saint-Ange.

Wie? Sie! Sind Sie denn nicht Eduards Freund?

Lebon.

Ich? mein Herr! — Nicht mehr als Sie?

Saint-Ange.

Aha — jezt begreife ich — Sie ſind einer ſeiner Gläubiger — Sie ſind der Herr Durand?

Lebon.

Könnte vielleicht ſeyn.

Saint-Ange.

Haben einen gefälligen Wechsel bei ſich?

Lebon.

Steht nicht abzuläugnen.

Saint-Ange.

Und warum präſentiren Sie ihn denn nicht?

Lebon.

Weil ich keine Luſt dazu habe.

Saint-Ange.

Sie würden auf der Stelle bezahlt werden.

Lebon.

Kümmert mich nicht.

Saint-Ange.

Das läßt ſich gar nicht denken. — Was haben Sie denn dabei für Abſichten?

Lebon.

Erlauben Sie mir mein Herr! Geben wir uns nicht die Mühe gegenſeitig unſere Geheimniſſe zu erforſchen. Sie haben Ihre Gründe und ich habe die meinigen. So viel ich jetzt die Sache durchſchauen kann, werden Sie einen guten Handel machen, und ich auch. Es

Es kommt alſo nur darauf an, ob Sie damit einverſtanden ſind, 8000 Franks auf der Stelle oder gar nichts. Sie haben das Nehmen, wie das Laſſen.

Saint-Ange.

Was denken Sie? — eine ſolche Summe [für ſich.] Der Kerl iſt zehnmal ärger als ein Türke. [laut.] Ich bezahle ja doch offenbar ſelbſt im glücklichſten Falle, immer noch 4000 Franks aus meiner Taſche.

Lebon.

Das kann wohl möglich ſeyn, — wenn Sie nun aber dabei dreißigmal mehr gewinnen, — wenn Sie einen Nebenbuhler dadurch los werden.

Saint-Ange.

Was meinen Sie damit? — Wenn ich jedoch bedenke —

Lebon.

Daß es vielleicht nur noch das einzige Wechſelchen von Herrn Eduard giebt, welches im Umlaufe iſt, — überdies iſt es mit allen angenehmen und nützlichen Nebenbedingungen verſehen. — Proteſt, Recognition, Urtelſpruch, Ausfertigung und endlich iſt es ſogar in bianco.

Saint-Ange.

Das hat freilich viel Lockendes?

Lebon.

Ja, ja, glauben Sie mir nur, das iſt ein wahrer Schatz.

Saint-Ange [für ſich.]

Es giebt freilich kein beſſeres Mittel, den Schwiegervater zu überzeugen. [leis zu Lebon.] Wenn nur alles fein verſchwiegen bleibt.

Lebon [eben ſo.]

Verlaſſen Sie ſich da auf mich.

Saint-Ange.

Nun denn! So geben Sie her! [er nimmt Banknoten aus der Brieftaſche und giebt ſie Lebon, der ihm dagegen den Wechſel einhändigt.]

Lebon.

Hier iſt er — Nun ich glaube, Sie haben ein gutes Geſchäftchen gemacht. —

Saint-Ange.

Und Sie auch.

Lebon.

Wohl bekomme es.

Saint-Ange.

Das wollen wir gleich verſuchen

[geht durch die Mittelthüre ab.]

Vierzehnter Auftritt.

Lebon [allein.]

Ein Wechſel auf 4000 Franks, den ich um das Doppelte verkauft habe. — Hm, ich dächte doch das wäre gar kein ſchlechter Handel, und ob ich gleich nur bei der executiven Gewalt des Commercii angeſtellt bin, habe ich dies mit doch ſo vielem Geſchicke betrieben, als ob ich ein Plätzchen bei der adminiſtrativen hätte. Doch jezt mit Beſonnenheit verfahren. — Vor allen Dingen der Pflicht Genüge geleiſtet! — Zuerſt alſo den Herrn Kaufmann Durand bezahlt, denn ihm iſt der Wechſelbrief zuſtändig — mithin ſtecke ich hier die 4000 Franks, welche ihm angehören bei Seite und werde ſie ihm dieſen Abend noch einhändigen [er ſteckt die Papiere in die Weſtentaſche.] Aber jezt gehörige Ueberlegung, denn es gilt hier von zwei Seiten, Buch und Rechnung zu halten. Dieſer Wechſelbrief, der jezt auf die

Ordre eines Nebenbuhlers gestellt ist, wird in der nächsten Stunde präsentirt werden, — also, Freund Leben — sei auf Deiner Hut, und benutze die Ereignisse.

Funfzehnter Auftritt.

Leben. Eduard [kommt aus dem Saale.]

Eduard.

Ach Leben, mein theurer Freund! ich bin trostlos!

Leben.

Und warum denn?

Eduard.

Schon hat es halb sieben geschlagen, und in einer halben Stunde muß ich mein holdes Bräutchen verlassen, — muß auf die verzichten, die ich über alles liebe! — Was werden sie denn von meiner Entfernung denken! — Wenn ich nur wenigstens erst getraut wäre. — O, wenn Du mir nur noch ein paar Stündchen schenken wolltest!

Leben.

Wahrhaftig? — Nun, so hören Sie denn junger Mann. — Sie haben mich traktirt. —

Sie haben mich Ihren Freund genannt. — Sie haben mich mit Auszeichnung behandelt, wie — ichs leider nicht gewohnt bin; das verdient Belohnung, und geschäh' es auch nur deswegen, um die jungen Leute, Ihre Collegen, dadurch anzufeuern. Es sei daher Ihr Wunsch erfüllt. Ich gebe Ihnen Frist bis Mitternacht.

Eduard.

Wär's möglich? — ich kann noch gar nicht glauben! — bis Mitternacht [umarmt ihn.] Mein theurer Freund, mein Retter!

Leben.

Genug, genug! — Heben Sie das für Ihre Frau auf.

Eduard.

Mitternacht! — [voll Verzweiflung umherlaufend.] Jezt fällt mir's erst wieder ein? — Kann es ein größeres Unglück geben als das, was mir begegnet? — Im Augenblicke also, wo Sie nun wirklich ganz mein geworden, soll ich mich auch wieder von ihr trennen?! Und Du Grausamer! könntest das wirklich verlangen?

Lebon.

Es ist freilich hart. Ach Gott! wenn ich am Hochzeittage Madame Leben auch gleich wieder hätte verlassen sollen!

Eduard.

Madame Lebon! Ganz recht! — an sie dachte ich, sie wollte ich in Dein Gedächtniß zurückrufen.

Lebon.

Ja, wenn man mir von meiner vortrefflichen Ehegattin spricht, da werde ich gleich ganz weich. — Nun denn — lassen Sie uns überlegen. In Erinnerung meiner Blüthentage der Ehe und zum Besten der Ihrigen — wohl! es sey! Ich gebe Ihnen Frist bis morgen früh!

Eduard.

Mein Freund — mein wahrhafter Freund! — Ja, das muß wahr seyn. Du hast so ein reges Gefühl, wie mancher offizielle zärtliche Liebhaber nicht hat. Und das kommt alles daher, weil Du verheirathet bist. Wenn ich einmal etwas im Staate zu sagen habe, so soll mir s auch gewiß keinen unverheiratheten Gerichtsdiener mehr geben.

mit ihren Familien, begnügten sich dreie der Brüder zu Gunsten des Ganzen mit einer abhängigen Macht und begrüßten Oktaj — den ältesten oder fähigsten — als Kaiser der Mungalen. Als dieser in der Folge starb, trat sein Sohn Gujuch in seine Rechte und erst nach dessen Tode kam das Reich an Tulis Söhne, Mangu und Kublaj, die nach einander regierten.

Da diese Söhne und Enkel Temudschins sich in dem Zeitraum von acht und sechzig Jahren fast ganz Asien und den östlichen Theil von Europa unterwarfen, ihre Kriegszüge nach allen Weltgegenden aber fast zugleich unternahmen, so wird Schreiber dieses die Schilderung davon nicht sowohl in chronologischer als geographischer Folge machen, als wodurch ein besserer Ueberblick des Ganzen sich ergeben mag und die kurze, ein halb Jahrhundert ja nur ungefähr betragende Epoche solches wohl verstattet.

Gehorsam dem Willen ihres Vaters, der hier nur zu sehr mit der eigenen Neigung übereinstimmte, wandten Temudschins Söhne die ererbten Waffen sogleich gegen Sina, das also zum drittenmal der Schauplatz grausender Verheerung ward. Früher schon seiner Hauptstadt Yenking durch Dschingis-Chan beraubt, hatte Sinas Kaiser sein Hoflager in Kalfong genommen. Als nun

Leben.

Sie haben vollkommen Recht! Der süße Name Gatte und Vater, läßt uns unsre Pflicht mit einer gewissen Art von Sentimentalität erfüllen. In meinem Hause herrscht zwar die reinste Moral, und meine Kinder werden in den strengsten Grundsätzen erzogen, aber ich sage mir doch so manchmal, wenn ich so einen wakkern Sprößling aus einer guten Familie arretirt habe: Ach! Du mein Himmel, vielleicht geht es künftig meinem Söhnchen auch nicht viel besser.

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Amalie.

Ach, mein Herr! — ach, mein lieber Eduard. — Mein Vater war im Saale — da ließ man ihn rufen, — ich schlich mich leis ihm nach in den Corridor, und da — ach da — ach Gott, da hat man ihm einen Wechsel von Ihnen präsentirt.

Eduard.

Von mir? [sieht Leben an.] Sollte ich denn noch einen vergessen haben? — Wie wär' denn das möglich?

Amalie.

Es hat ihn ein Gerichtsdiener gebracht, und dieſen hat — was man vollends nicht glauben ſollte, Herr von Saint-Ange, Ihr Nebenbuhler hergeſchickt.

Eduard.

Das iſt Verrath! — Aber was nun thun? — Was nun anfangen?

Leben.

Ihren Wechſel bezahlen.

Eduard.

Aber wie?

Amalie [zu Leben.]

O, mein Herr, ich beſchwöre Sie! Helfen Sie uns nur dieſesmal aus dieſer Noth! — Können Sie denn die Trennung unſrer Liebe ſo ruhig mit anſehn? Mit anſehn unſre Angſt, unſern Schmerz, ohne davon gerührt zu werden?

Leben.

Nein, das kann ich nicht, — ich habe ohnedies ſo ein weich geſchaffnes Herz — hier, nehmen Sie, junger Freund, nehmen Sie dieſe Banknoten. Sie betragen gerade ſo viel, als worauf der Wechſel lautet.

Eduard.

Was iſt das?

Amalie.

Ach, der gute Onkel! das wußte ich wohl, daß er am Ende noch verzeihen und bezahlen würde. So iſt allemal das Ende von der Onkelei.

Eduard.

Was ſagen Sie? mein Onkel! — ſollte er wirklich? —

Lebon.

Grübeln Sie darüber nicht nach, das kann Ihnen einerlei ſeyn, Sie haben mich Ihren vertrauten Freund genannt, und ich habe dieſen Tittel nicht umſonſt führen wollen. Nehmen Sie alſo, bezahlen Sie den Schwiegerpapa, und ſchicken Sie den Gerichtsdiener wieder fort, ſchicken Sie ihn mit der Achtung fort, die man einem ſo peinlichen und beſcheidenen Stande ſchuldig iſt —, der für Artigkeiten ein um ſo tieferes Gefühl hat, je weniger er an dergleichen gewöhnt iſt. — Doch ſtill — da kommt Herr von Verneuil.

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Verneuil. Margarethe. Ein Gerichtsdiener [der im Hintergrunde bleibt.]

v. Verneuil [mit Strenge.]

Mein Herr, ich brauche Ihnen wohl nicht unsere Bedingungen und die Versprechungen die Sie mir gemacht haben, ins Gedächtniß zurückzurufen.

Eduard.

Ich habe Sie gewiß nicht vergessen.

v. Verneuil.

Nun denn? Wie geht es denn zu, daß ein solches Papier noch im Umlaufe ist?

Eduard.

Ein Papier von mir? — Wollen Sie wohl erlauben? [er betrachtet es] O, mein Gott! [leis zu Leben.] Es ist der Durandsche Wechsel, der nun an die Ordre von Saint Ange gestellt ist. Wie ist denn der aus Deinen Händen gekommen.

Leben [leis zu ihm.]

Um Sie zu retten! — Nur Muth und ohne Sorge. [zu Herrn von Verneuil.] Ist denn das ein Verbrechen, Herr von Ver-

neuil, Wechsel auszustellen? — Sie sind selbst Kaufmann, und thun das folglich alle Tage.

v. Verneuil.

Allerdings, das schlechte dabei nur ist das, sie nicht bezahlen zu können.

Eduard.

Erlauben Sie, ich erwartete nur erst die Präsentation, denn gestern war ich, wie Sie wissen, in Geschäften abwesend. Jezt ist es mir eine ungemeine Freude, die ganze Sache in Ihrer Gegenwart abthun zu können. Hier sind die 4000 Franks. [er giebt ihm die Banknoten.]

v. Verneuil.

Ich kann mich von meinem Staunen noch gar nicht erholen, — Aber jezt merke ich es — ja, ja, Ihr Freund hier hat die Summe für Sie bezahlt.

Leon.

Ich? — mein Herr! Ja, da kennen Sie weder mich noch meinen Freund. Ob er gleich niemandes bedarf, und seinen Angelegenheiten allein versteht, so muß er doch erfahren, was seine vortreffliche Braut hier für ihn thun wollte. — Sie leistete auf ihren Schmuck, auf ihre Brillanten Verzicht, — sie fühlte, daß ihre Liebe, ihre Zärtlichkeit größern Glanz

auf ſie werfe. — Schön, vortrefflich, mein Fräulein — der Himmel wird Sie dafür belohnen — hier nehmen Sie Ihren Schmuck zurück, er iſt unverſehrt. [er giebt das Schmuckkäſtchen Amalien.]

v. Verneuil.

Wie? mein Herr! meine Tochter hätte Ihnen —?

Lebon.

Allerdings, und ich hatte dieſen Schmuck angenommen, um Ihnen einen Beweis meiner Anhänglichkeit an Ihre Familie zu geben, meinem jungen Freunde eine gute Lehre zu ertheilen, und Ihrer Tochter für immer das Herz und das innigſte Dankgefühl ihres künftigen Gatten zu vergewiſſern. Denn

wo Liebe, Achtung, Freundſchaft wohnt
da wird auch ſtets — ſtets —

Wie heißt es denn gleich weiter in dem Liede?

Amalie.

O! beſter aller Onkel!

v. Verneuil. Eduard und Margarethe.

Was iſt das?

Amalie.

Und Sie haben es noch nicht errathen? — ihn auch nicht erkannt? — Es iſt ja Eduards Onkel Anton aus Guadaloupe.

Alle.

Wärs möglich!

Leben.

Nein, meine Herrn und Damen. Mäßigen Sie Ihr Entzücken! Obgleich die Entwickelungen durch die Onkels aus Amerika immer noch nicht ganz aus der Mode gekommen sind, so muß ich Ihnen doch versichern, daß ich Paris Zeit meines Lebens noch nicht verlassen habe, und daß ich nicht so glücklich bin, Herrn Eduards Verwandter zu seyn. [zum Gerichtsdiener] Was Sie betrifft, Herr Legris.

Der Gerichtsdiener [tritt vor]

Wie? mein Herr! Sie sind schon da! da bin ich gar nicht nöthig.

Leben.

Nehmen Sie das Indosso da, und diese Summe an Herr v. Saint-Auge der Sie sendet, wird freilich wieder nicht sehr zufrieden mit diesem Handel seyn. Sobald ich bei Herrn Durand gewesen bin, wohin ich sogleich von hier aus gehe, werde ich mich bei Ihnen einfinden, und wir wollen dann alles übrige schon in Ordnung bringen.

Der Gerichtsdiener.

Wie Sie wollen. — Ihr ergebener Diener.

[geht ab.]

v. Verneuil.

Wahrhaftig er kennt alle Leute, selbst die Gerichtsdiener! — Aber um des Himmels willen, wer sind Sie denn nur eigentlich mein Herr?

Lebon.

Das ist das Einzige, was ich Ihnen nicht sagen kann. — Ihr Herr Schwiegersohn, der mit im Geheimnisse ist, wird Ihnen dereinst die Ursachen meines Inkognito mittheilen; — Bis dahin aber hoffe ich, wird alles gut gehen. — Eduard heirathet seine Geliebte, er hat seine Schulden bezahlt, — es bleibt ihm auch nicht das kleinste Schuldpostchen mehr übrig, nicht ein einziges Postchen.

v. Verneuil.

Sind Sie auch dessen ganz gewiß.

Lebon.

Ich schwöre es Ihnen auf Handelsgerichts — [sich fassend] Auf Hand und Wort!

Eduard [leis zu Lebon.]

Aber mir können Sie doch wenigstens sagen, wessen Schuldner ich nun eigentlich bin.

Lebon [leis zu ihm.]

Morgen werden Sie es erfahren, und meine Handelsspeculation gewiß billigen. [laut] Denn ich werde mir die Erlaubniß von Ihnen ausbitten, mein liebenswürdiger junger Freund, Sie manchmal des Morgens besuchen zu dürfen, wenn — wenn noch niemand bei Ihnen ist.

Eduard.

Und Sie werden stets willkommen seyn, — Allein was Sie für mich gethan haben, ist in meinem Herzen eingeschrieben, und Ihr Andenken und mein Dank werden stets in demselben das seyn, was mir beide heut zusammen waren.

Lebon.

Verstehe, verstehe: unzertrennlich!
[zum Parterre.]
Entzweit war wohl nicht selten
Der Dichter und das Publikum,
Doch könnte ein Vertrag hier gelten,
So drehte sich die Sache um.
Dann gäb es keine Ruhestörer
Dann würde nie die Arbeit schwer,
Wenn Nachsicht und der Kreis der Hörer
Auf ewig unzertrennlich wär!

BESSEL

diese, viele Meilen in Umfang habende Stadt gleichfalls den stürmischen Angriffen der Mungalen sich ergeben mußte, floh der durch unverschuldete Leiden gebeugte Monarch, nur begleitet von sieben Gefährten, noch weiter dem Süden seines weiten Reiches zu, und als endlich nach siebenjährigem, nicht unrühmlichen, aber vom Glück nicht begünstigten Kampf, seiner Herrschaft und seines Reiches letzte Stunde sich nahte, da bestieg der unglückliche Kaiser einen Scheiterhaufen und befahl seinen Getreuen ihn anzuzünden, sobald er sich ermordet haben würde, auf daß auch seine irdischen Reste nicht den harten Ueberwindern zur Beute würden. — Mit ihm verging das nördliche Reich von Sina, das fortan den Mungalen gehorchte.

Aber noch bestand des ungeheuren Kaiserthumes südlicher Theil unter seinen alten Beherrschern, der Dynastie Sum.' Fünf und vierzig Jahre nach dem Fall des nördlichen sank auch dieses vor den Waffen Kublaj's, des Sohnes Tulis. Durch die Kriegskunst von Christen und Muhamedanern unterstützt, die durch reiche Belohnungen Kublaj an sich fesselte, nahm er eine feste Stadt nach der andern weg, und abwechselnd bedienten seine Scharen sich der Belagerungsmaschinen der Alten und des griechischen Feuers, viel-

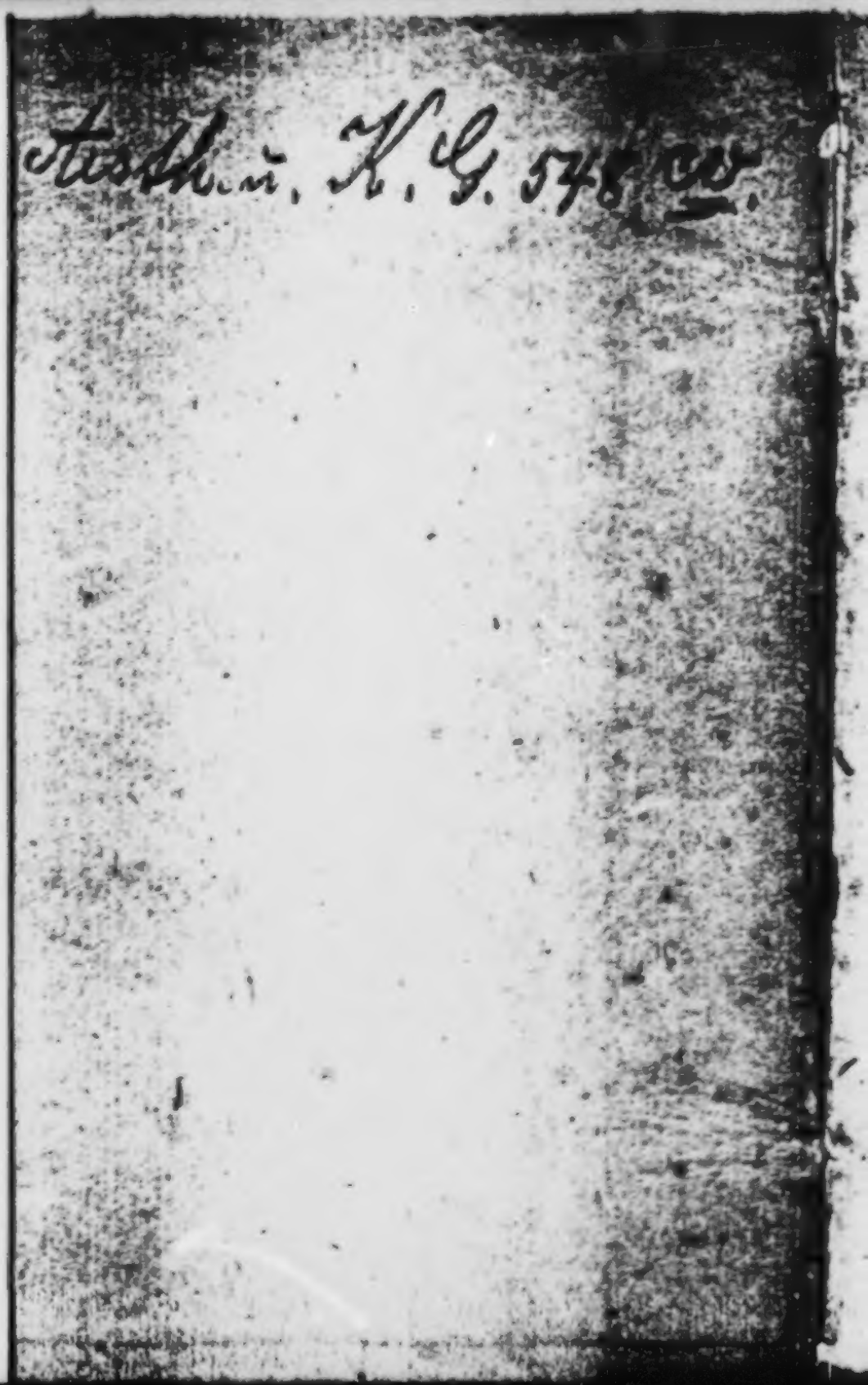

Dramatisches Vergißmeinnicht

für das Jahr 1830.

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutschland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Siebentes Bändchen.

Enthält:

Der Diplomat.
Lustspiel in Zwei Aufzügen.

und

Clara Wendel.
Posse in Zwei Aufzügen.

BESSEL.
BIBL. VNIVER LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1830.

Dem

Kurfürstl. Hessischen General-Intendant

Herrn Karl Feige

zu

Cassel

mit wahrer Hochachtung und herzlicher
Dankbarkeit

geweiht

von

Theodor Hell.

Mit Herzensgruße nahn sich diese Zeilen
Den Ausdruck Dir der Freundschaft darzubringen,
Der Achtung Zoll für mannigfach Gelingen,
Daß gern die Musen an der Fulda weilen.

Und meinen Dank auch, laß ihn zu Dir eilen
Und breiten im Gedicht die hellen Schwingen,
Daß die vertrauten Worte Dir erklingen,
Wie Freunde sie sich pflegen mitzutheilen.

Dein theures Haus, wo holde Anmuth waltet
Und edler Sinn die heitern Stunden
kränzet,
Der Jugendreiz aus Kindes Augen glänzet
Und das Talent sich gerngepflegt entfaltet,
Es wahre Dir den Schatz der reichsten
Gaben;
Ist dies das Schönste doch, was Menschen
haben!

Der Diplomat,

oder:

Wenn ich's ſelbſt nur wüßte!

Luſtſpiel in zwei Aufzügen.

Nach Scribe und Delavigne

von

Theodor Hell.

---

leicht auch des Pulvers, wenn wir auf die Berichte des Missionairs Gaubil bauen dürfen, der die Geschichte der Mungalen aus dem Sinesischen übersetzte. Wie nach der Sieger Uebergang über den Jantsekian auch Quinsay, des südlichen Reiches damalige Hauptstadt, unterlag, übergab der junge, alles Schutzes beraubte Kaiser sich und sein Diadem dem Mungalen und ward hierauf als Verbannter in die Wüsten der Tatarei geschickt. Noch wehrten sich einige schwache Ueberreste getreuer Söhne des Vaterlandes in des Reiches südlichsten Provinzen gegen den Usurpator, der die Redlichen als Rebellen brandmarkte. Einen Abkömmling des geliebten Herrscherstammes, ein schwaches Kind, ehrten sie als Herrn. Als auch sie unterlagen und fliehen mußten von der Erde, die sie geboren, schifften sie sich ein, um auf den Wellen des Meeres einen Kampf fortzusetzen, den sie für recht und heilig erkannten. Wie aber auch hier sie dem verhängten Geschick weichen mußten, stürzte ihr Anführer, seinen jungen Kaiser im Arm tragend, sich in die Fluthen, indem er ausrief: „Es ist besser als Fürst zu sterben, denn zu leben als ein Sklave,“ und viele tausend Getreue folgten seinem Beispiel.

Ueber beide Hälften des Reiches, von dem

Personen.

Der Großherzog.

Prinz Rudolph, sein Neffe.

Die Marquise von Surville.

Graf Moreno, portugiesischer Gesandter.

Isabella, seine Tochter.

Freiherr von Saldorf, westphälischer Gesandter.

Charvigny, in Aufträgen des französischen Hofes.

von Reinfeld, Geheim-Sekretair des Prinzen.

Herrmann, Haushofmeister der Marquise.

Scene im ersten Akte: das Landhaus der Marquise; im zweiten: ein kleiner Saal im Großherzogl. Schlosse.

Erſter Aufzug.

[Geſellſchaftsſaal. Im Hintergrunde Ausſicht auf Gärten. Rechts und links Thüren in die Gemächer.]

Erſter Auftritt.

Prinz Rudolph und die Marquiſe. [von rechts kommend.]

Marquiſe.

O, gehen Sie, gehen Sie, theurer Freund! es iſt ſchon lange Tag!

Rudolph.

Nur noch einen Augenblick! — Es iſt ja noch ſo früh! — Immer biſt Du die Erſte, die an den Aufbruch mahnt.

Marquiſe.

Welche Grauſamkeit, mir ſo etwas zu ſagen! — Sie ſelbſt rauben mir die Faſſung und den Muth — deren ich doch ſo ſehr bedarf. —

Rudolph.

Theure Eliſe!

Marquiſe.

Rudolph! ſo gehe denn — ich bitte, ich beſchwöre Dich! — man wird im Schloſſe ſchon wach ſeyn — und wenn [mit niedergeſchlagenen Augen] Jemand in dieſer Stunde Euer Hoheit erkennte —

Rudolph.

O! wie der Reſpekt Dir gut ſteht! — Doch ſey ruhig. Meine Hoheit hat nichts zu befürchten. Sieht man mich auch aus dieſem Landhauſe kommen, wer könnte ſich einbilden, daß ich hier ein Abentheuerchen bei Dir, meiner hochverehrten Gemahlin beſtanden habe?

Marquiſe.

Das ſoll, das darf keine Seele ahnen! Was würde der Großherzog Ihr Oheim dazu ſagen? Dieſer ſtrenge Vertheidiger der alten Sitte, dieſer herbe Feind jeder Mißheirath? Was würde er in ſeinem Zorn beſchließen, obgleich — da wir uns vermählten, ſeine beiden Söhne noch lebten, und jede Ausſicht auf den Thron Ihnen verſchloſſen ſchien? Er würde gewaltſam uns trennen — trennen für ewig! Mich unglücklich machen, beſchimpfen, um ſeine Ehre rein zu erhalten!

Rudolph.

Nimmermehr! Mein! Du einzig Theure! Macht und Ehre haben nur darum einigen Werth für mich, weil Du ſie mit mir theilen ſollſt. Ja, Du Angebetete, nur Du ſollſt hier herrſchen, und glücklich kann ich mich preißen, ſtets nur Deiner Unterthanen erſter, getreueſter zu ſeyn!

Marquiſe.

Vortrefflich! aber ein Unterthan muß ſeiner Gebieterin gehorchen.

Rudolph.

So befiehl nur.

Marquiſe.

Nun denn, ſo ſoll dies mein erſtes großherzogliches Gebot ſeyn, — daß Du mich immer liebeſt.

Rudolph.

Ewig. Nein, nie, nie ſoll man uns trennen!

Marquiſe [ſich ſanft loswindend.]

Und — daß Du jetzt eileſt in das Schloß hinüberzukommen!

Rudolph.

Man erwartet mich dort gar nicht. — Die große Jagd nimmt ihren Zug in dieſe Gegend,

und hier erſt ſoll ich mit dem Großherzog zuſammentreffen. So können wir denn noch einige Augenblicke den wichtigen Geſchäften widmen, welche allein hieher mich trieben!

Marquiſe.

Geſchäfte? wichtige Geſchäfte, und davon ſprichſt Du erſt jetzt?

Rudolph.

Wer iſt denn daran Schuld? Aber — ſchmolle nicht, Theure! Vertraue mir freundlich das Geheimniß, worauf Du alle Deine Hoffnungen zu gründen ſcheinſt.

Marquiſe.

Aus Frankreich — wo wir uns kennen und lieben lernten, — winkt mir die ſchöne Hoffnung! Die edle Prinzeſſin, deren Geſellſchafterin ich geweſen, deren Herz bis jetzt das Geheimniß unſ'rer Verbindung allein anvertraut worden — will auch in weiter Ferne mit den Wohlthaten ihrer Huld uns beglücken. —

Rudolph.

Sie? o, herrliche Frau!

Marquiſe.

Sie ſchreibt mir, daß ſie ihren ganzen Einfluß am Pariſer Hofe dazu verwendet habe, um von dorther uns Fürſprache bei Deinem Oheim zu gewinnen; daß bereits ein gewandter Diplomatiker auf der Reiſe hieher begriffen iſt, um insgeheim die Geſinnung Deines Oheims zu erforſchen, und wo möglich ſeinen Willen für unſ're Sache zu gewinnen.

Rudolph.

[feurig ihr die Hand küſſend.]

Er führt uns an das Ziel! — Wie freudig überraſcheſt Du mich mit dieſer Nachricht in einem Augenblick, wo gerade ſo manche Verlegenheit mich beſorgt machte.

Marquiſe.

Verlegenheit, Rudolph? Und ich erfahre davon nichts? — O, vertraue mir ganz, alles!

Rudolph.

Wie gern. —

Marquiſe.

Hängt vielleicht Deine Verlegenheit mit dem Bild zuſammen, welches Du geſtern ſo ſchnell verbargſt, als ich unvermuthet eintrat?

Rudolph.

Ein Bild? Wie? Du sahst es?

Marquise.

Ja — ohne irgend ein Arges daraus zu schöpfen. Erst Deine jetzige Bemerkung giebt jenem Bilde einige Bedeutung.

Rudolph.

Einige Bedeutung? Noch hat es damit nichts zu bedeuten — gar nichts! Indessen — wenn Du wüßtest; — ja ich muß nun alles Dir erklären; so wisse denn: es waren der Bilder zwei!

Marquise.

Zwei?

Rudolph.

Beide sind —

Marquise.

Nun?

Rudolph.

O Himmel! wer überrascht uns?!

Marquise.

Sey unbesorgt — es ist unser treuer Herrmann!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Herrmann.

Herrmann

[ihr einen Brief reichend.]

Man wartet auf Antwort.

Rudolph [da sie eifrig liest.]

Was giebt es denn?

Marquise.

Da, lesen Sie selbst.

[sie giebt ihm den Brief.]

Rudolph [liest.]

„Ein alter Bekannter, der eben aus Frank-
„reich hier ankommt, bittet um die Ehre, der
„Frau Marquise von Sürville seine Aufwar-
„tung machen zu dürfen. Er hat ihr Nach-
„richt von Paris und ihren dortigen Freunden
„zu bringen; wagt es aber nicht, ohne be-
„stimmte Erlaubniß sich auf dem Landhause der
„gnädigen Frau einzufinden. — Chevalier de
„Charvigny."

Marquise.

Der Chevalier de Charvigny! — Der ist vom Hofstaate meiner Prinzessin — der kann nur von ihr kommen! — ja, ja, er ist's.

äußersten Süden bis zur großen Mauer, herrschten nun Mungalen und Tataren, aber Kublaj's Ehrgeiz war noch nicht gesättigt. Auch Japan sollte seinem Scepter gehorchen. Zweimal litt seine Flotte Schiffbruch und hunderttausend Streiter endeten ihr Leben in den Wellen als Opfer unersättlicher Herrschgierde, ohne daß das Inselreich bezwungen wurde. — — Kochinsina hingegen, Pegu, Tonkin, Bengalen, Thibet und Korea wurden zinsbar und bis zu dem Aequator segelten des Mungalen-Chans Schiffe, um an die Gestade fern entlegener Inseln Mord und Verheerung zu tragen, Beute zu holen.

Während also Oktaj und seine Nachfolger das Reich der Dynastie Sum zerstörten und die andern genannten Länder zur Abhängigkeit zwangen, unterwarf den siegenden Panieren seiner herrschenden Brüder, Hulaku-Chan, Iran und Persien und vor seinem Schwert sank die von den europäischen Kreuzfahrern so gefürchtete Macht des Alten vom Berge in Staub; eine That, für die die Nachwelt dem Mungalischen Eroberer Dank schuldig ist.

Südlich des kaspischen Meeres, in schroff sich aufgipfelnden Gebirgen, hauste der Stamm der Assassinen, mit beispielloser Unumschränktheit regiert von ihrem Oberhaupt, dem Alten vom Berge.

welchen wir erwarten [zu Herrmann.] Er ſoll noch dieſen Morgen mir willkommen ſeyn — ſogleich — ſobald als möglich. .

Herrmann [im Abgehn.]

Zu Befehl!

Rudolph.

Noch einen Augenblick, Herrmann! Auch ich muß ſcheiden — wann kann ich Dich wiederſehen?

Marquiſe

[lächelnd, mit durchſchimmerndem Kummer.)

Ach! Das kann ich noch nicht wiſſen! Du ſelbſt und allein mußt den Augenblick beſtimmen.

Rudolph.

Ich? Wie ſo?

Marquiſe [die Augen ſenkend.]

Die beiden Portraits, von denen wir eben ſprachen —

Rudolph.

Nun?

Marquiſe.

Nun denn — Euer Hoheit werden mich an demſelben Tage wiederſehen, — wo mir dieſe Portraits eingehändigt werden.

Rudolph [mit Feuer.]

O! dann geſchieht's noch heute.

Marquiſe.

Wahrhaftig? — O, ſo lebe wohl, eile! — Herrmann, Sie gehen mit dem Prinzen, und ſorgen dafür, daß er unbemerkt von hier ſich entfernen kann.

Herrmann.

Dann werden Seine Hoheit genöthigt ſeyn, durch jene Thüre in den Park zu gehen, denn dort im Salon iſt Beſuch.

Marquiſe.

Schon ſo früh? Und wer denn?

Herrmann.

Der Graf Moreno und ſeine Tochter!

Rudolph.

Der portugieſiſche Geſandte!

Marquiſe.

Wann iſt denn der angekommen?

Rudolph.

Geſtern Abends. — Kennen Sie ihn denn?

Marquiſe.

Er iſt einigemal in Paris in meinem Hauſe geweſen. — Aber nehmen Sie ſich in Acht,

Prinz, daß er Sie nicht sieht. Der Mann ist so gewandt, so fein, so ein ächter Diplomat, daß er gewiß unser Geheimniß auf den ersten Blick errathen würde.

Rudolph

[winkt Herrmann, ihn eintreten zu lassen.]
Fürchten Sie nichts.

Herrmann

[ab.]

Rudolph.

Ich will mich unterdeß durch den Park entfernen. — Lebe wohl!

Marquise.

Also heut' Abend —?

Rudolph.

So Gott will, noch früher!

[geht durch die Thüre rechts ab.]

Dritter Auftritt.

Die Marquise. Graf Moreno. Isabella. Herrmann.

Herrmann

[ankündigend, und die Thüre links öffnend.]
Der Herr Graf Moreno und Donna Isabella.

[geht ab. Jene treten ein.]

Marquiſe.

Welche angenehme Ueberraſchung! — Wie, Herr Graf! Sie hier bei uns?

Graf.

Ja, gnädige Frau, eine Vergnügens-Reiſe, der Geſundheit wegen. Meine Tochter, welche ich hiermit die Ehre habe, Ihnen vorzuſtellen, kannte Deutſchland noch nicht, und da habe ich ſie denn hieher mitgenommen. Mein erſter Beſuch iſt Ihnen zugedacht geweſen, meine Verehrteſte, denn wir ſind ſo eben angekommen, ſo eben aus dem Wagen geſtiegen.

Iſabella.

Nämlich geſtern Abends, lieber Vater.

Graf.

Ja, geſtern nach Mitternacht — das iſt eben ſo viel als heute. — Ich finde auch ſchon, daß mir die Reiſe ſehr wohl bekommt.

Iſabella.

Aber, lieber Vater, Sie waren ja immer ſo unruhig, ſo verſtimmt; — jeden Augenblick erkundigten Sie ſich, ob der Baron Saldorf, der weſtphäliſche Geſandte nicht ſchon voraus ſey? — Was wär's denn nun auch weiter geweſen,

wenn wir ein Stündchen ſpäter angekommen wären?

Graf.

Iſabella!

Iſabella.

Ach, Du mein Gott! Iſt's denn ſchon wieder nicht Recht, daß ich das geſagt habe? Sind Sie böſe darüber, lieber Vater?

Graf.

O! o! ganz und gar nicht.

Iſabella.

Nun, ſo verzeihn Sie mir. Ich will auch von der verwünſchten Reiſe gar nicht mehr ſprechen, um ſo lieber, da wir endlich glücklich angekommen ſind, und ich nun endlich wohl hoffen darf, mich von der Langeweile hier zu erholen.

Marquiſe.

Das kann ich Ihnen leider nicht verſprechen. In unſerer Reſidenz hier geht es ſehr ernſthaft zu — wenig Vergnügungen — faſt gar keine Fêten. —

Iſabella

O! es wird ſchon welche geben! wenigſtens zweifle ich nicht daran, — denn mein Vater

ſagt mir zwar nie etwas von einer Sache, aber er hat mir doch anbefohlen, meine Ballkleider mit einzupacken, und ein Ballkleid — nun, das wiſſen Sie ja ſelbſt, was das zu bedeuten hat. — O! ich begriff das auch gleich auf der Stelle. — Und überdies hat mein lieber Vater die Güte gehabt — denn das Reden abgerechnet, ſchlägt mir das gute Väterchen nie etwas ab — ja, er hat die Güte gehabt, eine Hofrobe mir machen zu laſſen, ja, eine Robe, ſo prächtig, daß —

Graf.

Ich?

Iſabella.

Ja, ja, Sie mein liebes Väterchen — ſo eine Robe mit langer Schleppe, wie ſie die Ehrendamen bei der Vermählung unſ'rer Königin trugen.

Marquiſe.

Mein Gott!

Iſabella.

Nun, wer weiß, vielleicht kann ich ſie hier auch zu etwas Aehnlichem brauchen.

Graf [lebhaft unterbrechend.]

Iſabelle!

Isabella.

Ach, Du mein Himmel! — Hab' ich da schon wieder etwas Unrechtes gesagt? — Nun, seyn Sie nur nicht böse, lieber Vater! — ich will auch nie wieder von Hofkleidern sprechen, von Bällen und von Vermählungen. —

Marquise [zwingt sich zum Lächeln]

Im Gegentheil, liebe Freundin, lassen Sie uns recht viel davon sprechen. Ei, ei, Herr Graf! Und Sie sagen mir kein Wörtchen davon? — Ein so alter Freund! — daran erkenne ich Sie gar nicht wieder — denn, sehen Sie nur; als Französin, fremd wie ich hier im Lande bin, muß ich doch die Ehre meiner Landsmänninnen aufrecht zu erhalten suchen — man will sich doch nicht gern von den Hofdamen hier verdunkeln lassen. — Also geschwind, geschwind, Herr Graf! Ich bin selbst zu sehr dabei interessirt, als daß Ihnen dies nicht meine Verschwiegenheit verbürgen sollte.

Graf.

Es ist mir sehr unangenehm, daß die Voreiligkeit meiner Tochter mich des Verdienstes eines Vertrauens beraubt, von welchem ich eben jetzt

Ihnen, verehrte Frau, den deutlichſten Beweis geben wollte. — Da ich den Einfluß, die Achtung kenne, welche Sie hier allgemein genießen, ſo können Sie wohl leicht von ſelbſt erachten, daß ich mir vorgenommen hatte, Ihre gütige Vermittelung mir zu erbitten.

Marquiſe.

Wahrhaftig? — Aber wir Frauen können unſ're Gedanken ſo ſelten lange an einen Gegenſtand feſſeln, können ſo wenig die wichtigen Angelegenheiten faſſen, welche Euch Männer beſchäftigen, daß — Ich, zum Beiſpiel, wenn Sie mit mir von etwas Anderm als von Modeneuigkeiten ſprächen, ich die Gedanken bald dort und bald hier haben würde, und —

Iſabella.

So geht mir's gerade. Auch will mir mein lieber Vater niemals etwas Geheimes anvertrauen.

Graf.

Nun, dies Unrecht will ich verantworten. — Es handelt ſich nämlich um die Vermählung einer Prinzeſſin unſers Hauſes mit dem Prinzen Rudolph.

Marquiſe [für ſich.]

Himmel! [laut] Alſo beſorgen Sie wohl Hinderniſſe? —

Graf.

Sehr bedeutende.

Marquiſe [für ſich.]

Ich athme wieder!

Graf.

Ich habe aus guter Quelle — ganz beſtimmt, erfahren — daß die Krone Weſtphalen in dieſem Augenblicke dieſelben Abſichten hat.

Marquiſe [für ſich.]

O, Du mein Himmel, ein zweiter Feind! — Wenn nun aber der Prinz gar nicht heirathen wollte?

Graf.

Iſt unmöglich, gänzlich unmöglich — er kann ſich nicht widerſetzen — er iſt es dem Staate ſchuldig.

Iſabella.

Ach, der arme Prinz.

Graf.

Ich habe heut' in der frühſten Frühe ſchon eine Audienz bei ſeiner Königlichen Hoheit dem

Herrn Großherzog ſelbſt gehabt — und Höchſt-dieſelben ſcheinen ganz und gar nicht abgeneigt — geruhen ſich aber nur noch nicht beſtimmt auszuſprechen. —

Iſabella.

Und alles das, ſeit wir hier ſind — und ich wurde auch nicht das Mindeſte davon gewahr! Ach, Sie armes Väterchen, da ſchläft ja wohl ein Diplomat gar nicht ſo wie and're Leute?

Graf.

Was ich nun jetzt von Ihnen erbitte, gnädige Frau, iſt: daß Sie, in dem Sinn wie ich mir es wünſche, überall ſprechen. — Wenn man heut' zu Tage etwas durchſetzen will, muß man die Frauen dafür gewinnen — beſonders die geiſtreichen Frauen. Denn Geiſt iſt jetzt eine Hauptmacht.

Marquiſe.

Wenn das iſt, Herr Graf, ſo muß ich geziemendſt Verzicht leiſten.

Graf.

Die Welt huldigt Ihren Reitzen — die Männer von Beruf verehren Ihren Geiſt in ſtiller Bewunderung. — Der zweite Dienſt

Die ganze westliche Christenheit kannte die Dolche dieses Mördervolkes und der Name seines Herrn erfüllte Christen und Muhamedaner mit Graun. Hulaku-Chan vernichtete den ganzen Stamm und nichts ist von ihm übrig geblieben, als der Name, der heutiges Tages noch in der westlichen Völker Sprachen einen Meuchelmörder bezeichnet.

Auf dem Thron der Abassiden saß damals der Kalif Mostasem. Als die Nachricht ihm ward, wie an seines Reiches Grenzen zahllose Feindesscharen sich sehen ließen, die das Land der Gläubigen zu verwüsten drohten, sprach mit ohnmächtigem Stolz der Statthalter des Propheten: „Diesseits und jenseits werden die Feinde der Kinder Abbas vernichtet werden. Ich gebiete diesem Hulaku sich schleunig zu entfernen, vielleicht daß alsdann ich ihm verzeihe.“ Diese pomphaften Worte, durch keine That unterstützt, vermochten den mungalischen Feldherrn eben so wenig zurückzuhalten, als einst ähnliche seinen Groß-Vater Temudschin schreckten. Nach zweimonatlicher Belagerung erstürmten Hûlakus Krieger Bagdad und der wilde Eroberer sprach über den letzten weltlichen Nachfolger Muhameds das Todesurtheil aus. Bis jenseits des Tigris und Euphrat erstreckte sich die Verheerung der Barbaren. Aleppo und Damaskus wurden geplündert und der Sand

aber, bei welchem ich auf Ihre Freundschaft rechne, ist der, daß Sie, so lange als ich in der Residenz verweile, die Güte haben, meine Isabelle unter Ihrer geneigten Aufsicht zu behalten. Ich wüßte kein Haus, keine Gesellschaft für sie, welche ich, der Ihrigen vorziehen könnte.

Marquise.

Darum — verehrter Graf — wollte ich selbst Sie bitten!

[sie geht zu Isabellen und küßt sie.]

Isabella.

Ach, gnädige Marquise! Sie sind so gut! Mein Vater mag mich nicht gern um sich leiden — denn — hahaha, er fürchtet meine Plauderhaftigkeit!

Graf.

Ich? Welcher Einfall! Nein, liebes Kind, ich bitte die edle Frau Marquise um ihren Schutz — nur wegen eines gewissen Jemand, der uns bis hieher unablässig verfolgt.

Isabella.

Was thut das uns, wenn es ihm Freude macht?

Graf.

Was es uns thut? Naive Frage! Es läuft gegen die Decence und gegen die Conséquence! — [an die Marquiſe ſich wendend.] Ja, meine Gnädige, ein junger Sansfaçon, beinahe Libertin — der Sohn eines meiner älteſten Freunde vom beſten Haus, der ſogar gleichſam mein Schüler iſt — aus dem aber nie etwas werden wird.

Iſabella.

Ach, beſte, gnädige Frau, der Vater mag ihn nur darum nicht leiden, weil er ſich vor der Staatsperücke fürchtet und kein Gelehrter werden will. Was hat denn eine Frau von der Perücke und von der Gelehrſamkeit?

Graf.

Mädchen! was verſtehſt Du davon?

Iſabella.

O, gerade genug! Denken Sie nur, der gute, junge Mann wollte, nur meinem Vater zu Liebe, ein Diplomat werden, ſtudierte ſich faſt die Augen aus dem Kopfe zwei Jahre lang in dem Departemente der auswärtigen Angelegenheiten — aber rein umſonſt, es will nichts

in seinen Kopf: — aber im Departement der innern Angelegenheiten, in seinem Herzen, o, da sieht's ganz anders aus!

Graf.

Mädchen!

Marquise.

Lassen Sie doch — Graf —

Isabella.

Ich möchte nicht einmal einen Gesandten zum Manne haben, da ist man ja in ewiger Angst, in ewigem Zwang! Man muß sich jeden Augenblick verstellen können; oft ein dummes Gesicht machen, wenn man am klügsten ist; oft wieder pfiffig aussehen, wenn man ganz dumm ist, — o, das alles habe ich oft meinem Papa abgemerkt.

Graf.

Comtesse Tochter schwatzt in den Tag hinein — halten zu Gnaden, meine Gnädige. Sie observiren auch ohne Zweifel, daß ich allzusehr mit fremden Geschäften überhäuft bin, um mein Haus gehörig bewachen zu können; — alles muß ich stets wissen, was bei andern Leuten vorgeht, daher bin ich oft stockfremd in meinem eigenen Haus!

Iſabella.

Der Papa iſt oft ſo vertieft in ſeine hohen Geſchäfte, daß er zu Hauſe kommt — mein Kammermädchen zärtlich umarmt, liebe Iſabelle nennt, und ſie für mich anſieht!

Marquiſe.

Merkwürdige Zerſtreuung!

Graf.

Mais ma fille — hm, hm! taisez vous! — Ihrem Schutz, meine Gnädige, iſt die liebe Unſchuld anvertraut — ich bin beruhigt, vollkommen beruhigt, und Herr von Charvigny mag nun immer kommen.

Marquiſe.

Wie? — Herr von Charvigny?

Iſabella.

Ja, gnädige Frau.

Marquiſe.

Und vor dieſen fürchten Sie ſich?

Graf.

Ich fürchte ihn nun nicht mehr, theure Freundin, denn hieher wagt er ſich gewiß nicht.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Herrmann. [von links.]

Herrmann [meldend.]

Herr von Charvigny wünſcht aufzuwarten.

Iſabella [alles ſehr raſch.]

Wenn man den Wolf nennt, ſo kommt er gerennt!

Graf.

Wie? — was? — was macht der hier? — was führt ihn hieher?

Marquiſe [etwas verlegen.]

Wahrhaftig ich weiß es ſelbſt nicht — ich bin eben ſo überraſcht wie Sie.

Graf.

Sagte ich Ihnen nicht, daß er uns überall verfolgt? daß er ſich's förmlich vorgeſetzt zu haben ſcheint, alle meine Pläne zu hintertreiben?

Iſabella [für ſich.]

Mein Vater ſpricht doch auch oft recht kurios! Soll der arme unwiſſende Charvigny die Pläne eines ſo großen Diplomaten hintertreiben! [Der Graf und Iſabella ziehen ſich in den Hintergrund des Theaters rechts ab.]

Marquiſe [nach links gehend.]
Wie wird das enden?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Charvigny.

Charvigny.
[tritt links ein, ohne den Grafen und Iſabella zu ſehen, und grüßt die Marquiſe.]
Wie preiſe ich mich glücklich, gnädige Frau, Ihnen meine Huldigung darbringen zu können.

Marquiſe.
Auch ich —

Charvigny.
Welch ſüße Empfindung, nach einer ſo langen Reiſe, hier in der öden Fremde eine Landsmännin, eine Franzöſin vor mir zu ſehen! Es iſt mir, als ob ich wieder an der Seine, als ob ich wieder in Paris wäre, und ich küſſe in dieſer ſchönen Hand die allerreitzenden und geiſtreichen Frauen meines theuern Frankreichs als ihr Sklav [nachdem er der Marquiſe die Hand geküßt hat, und wieder aufblickt, ſieht er den Grafen und Iſabella.] Aber, was ſehe ich? Der Herr Graf Moreno! [grüßend] und Donna

Iſabella! — Das iſt ja heut' ein Tag des Wiederfindens, des —

Graf.

Allerdings, und des ganz unerwarteten! nicht wahr? — Sie hätten es ſich durchaus nicht träumen laſſen, uns hier zu ſehen!

Charvigny.

Auf Ehre nicht. — Als ich das Letztemal das Glück hatte, mit Ihnen zuſammenzutreffen, ſo ſagten Sie mir, Sie reiſten nach Dänemark, und das war mir ungemein ſchmerzhaft, weil ich ſehr wichtige Aufträge habe, welche mich einige Zeit in dieſer Reſidenz zurückhalten dürften.

Graf.

Sie? Aufträge?

Charvigny.

Ja, allerdings — eine bedeutende Negociation.

Marquiſe [für ſich.]

Der Unbeſonnene!

Charvigny.

Euer Excellenz wundern ſich darüber? O, das wußte ich ſchon im Voraus. Sie haben

eine ſo höchſt vortheilhafte Meinung von mir. — Sie haben die Gnade, nicht einmal zu glauben, daß ich im Stande ſey, auch nur ein Protokoll aufzuſetzen. — O, verzeihen Sie, da hat man jetzt am Hofe eine ganz andere Anſicht von mir. Man findet es für gut, mich anzuſtellen — und da Niemand als Prophet in ſeinem eig'nen Lande gilt, ſo ſchickt man mich anders wohin.

Iſabella.

Nein! wie ich erſtaune! — Sie ſind alſo doch nun wirklich Geſandter geworden?

Charvigny.

Wenigſtens ſo etwas dem Aehnliches. — [zum Grafen.] Das muß ich Ihnen wahrhaftig erzählen, und Sie werden mir Ihren guten Rath in meinen Angelegenheiten nicht verweigern.

Marquiſe [ängſtlich.]

Wo denken Sie hin? — Sie werden doch Seine Excellenz nicht eine untergeordnete Rolle dabei ſpielen laſſen wollen? — Eine Vertrautenrolle — ihm, dem portugieſiſchen Herrn Ambaſſadeur. —

Charvigny.

Ja? wahrhaftig? — Sie sind also auch ein ausserordentlicher Gesandter an diesem Hofe? — Nun, da genieße ich ja durch Zufall einmal die ungemeine Ehre, Ihr Herr College zu seyn! — Doch meine neue Würde macht mich nicht stolz, und ich erkenne überall und unbedingt Ihr Uebergewicht über mich an. — Hören Sie also: — Gegen Ende dieses Monats wird der französische Hof einen Ball, ein prachtvolles Fest geben. Bei diesem Balle nun sollen Quadrillen von verschiedenen Nationen vorkommen. — Nun gerieth man auf den Einfall, auch im Kostüm dieses Landes hier zu erscheinen — denn man hatte von den so pitoresken und anziehenden Kostüm's der Landleute dieser Gegend gehört. Wie aber nun diese ächt und genau erhalten, mit allen den Kleinigkeiten, die so wesentlich zum Ganzen oft beitragen; der Art sich anzuziehen, und so weiter? Die Großen werden bekanntlich nur zu leicht getäuscht! — Man überlegte hin und her. Da bot ich mich an, that den Verschlag, hier an Ort und Stelle nicht nur die genauesten Erkundigungen einzuziehen, sondern auch sogleich vollständige

Anzüge zu verschaffen; und da man meine treue Ergebenheit und Pünktlichkeit kannte, würdigte man mich, diese wichtige Mission mir zu übertragen, und mir dabei die ausgedehntesten Vollmachten zu ertheilen. — Nun — mein Herr Graf — bin ich ein wirklicher Ambassadeur, oder nicht?

Isabella [bei Seite]
Solche höchstwichtige Geschäfte einem so jungen Mann zu übertragen!

Graf [verlegen.]
In der That. —

Marquise [für sich.]
Gottlob! er hat mich verstanden! — Das heißt sich gut aus der Affaire zieh'n.

Charvigny.
Bis jetzt hat meiner Ambassade das Glück auf das günstigste gelächelt. Schon heut' früh hatte ich einige Meilen von der Stadt, das allerlustigste Abentheuer von der Welt. Ich saß ganz seelenallein in meiner Postchaise, als ich plötzlich, weiß der Himmel durch welchen unglücklichen Zufall, einen großmächtigen Reisewagen umwerfe. Der Mann in demselben, der

der Wüste schützte nur vor ähnlichem Schicksal die heiligen Städte Moslemins *), so wie der Mameluken tapferer Arm das Vaterland der Pharaonen. Aber Armenien und Anatolien erlagen dem furchtbaren Strom und vergebenen Widerstand leisteten Ikoniens Sultane, die zuletzt bei den angeerbten Stammfeinden, den Griechen, Zuflucht suchen mußten, vor ärgeren Drängern, als je der Westen in religiöser Begeisterungswuth gegen sie ausgesendet hatte.

Das Schwert der Chane von Persien machte endlich der Herrschaft der Seldschucken ein Ende.

Zahlreicher noch als die Schwärme, die Sina und das Reich der Abassiden verheerten und vernichteten, waren die, so ausgezogen unter Tulis Sohn Batu, dem Enkel Temudschins und Neffen Oktaj's.

In den eroberten Landen nordwärts des kaspischen Sees befahl Batu unter Oberherrschaft seines Oheims, Oktaj. Als des Groß-Chans Heerruf erging, erhoben sich eine Million, fünfhunderttausend Krieger. Von ihnen wählte Oktaj die aus (ein Drittel ungefähr), die er bestimmte, die Abendländer zu überschwemmen, und stellte Batu an ihre

*) Mekka und Medina.

übrigens seinem schwerfälligen Wagen alle Ehre machte, brummte und schalt gewaltig, und warf mir mit gehöriger Schwerfälligkeit meine Eile vor, welche ihm diesen Unfall zuwege gebracht habe. Was konnte denn aber ich dafür? Muß denn nicht ein Franzos immer schnell gehen, und ein Gesandter stets eine dringende Geschäftsmiene annehmen? — Das haben Sie mir ja hundertmal gesagt, lieber Graf, nicht wahr?

Graf.

Das wohl — aber daß Sie wegen eines Ballanzugs solche Eile haben, — daß Sie deswegen ein paar hundert Meilen weit hin- und herreisen? —

Charvigny.

O, gestehen Sie nur, lieber Graf, Sie haben sich es oft um weit weniger schwierige Sachen noch weit saurer werden lassen. — Mein Geschäft gehört zu den allerwichtigsten und zugleich allerdelikatesten in der Welt, das können Sie mir gar nicht abläugnen.

Graf [leis zur Marquise.]

Ich wette darauf, daß an allem dem, was er uns hier verschwatzt, kein wahres Wort ist.

Marquiſe [eben ſo lächelnd.]

Da bin ich völlig Ihrer Meynung, und ich glaube, daß eine ganz andere Abſicht dabei zum Grunde liegt, [auf Iſabella zeigend] welche Sie leicht errathen werden.

Charvigny.

[bei Seite, indem er ſie beobachtet.]

Was haben Sie nur? — Sie ſcheinen mir nicht zu glauben, und doch habe ich ihnen die vollkommenſte Wahrheit geſagt.

Graf [zu Charvigny.]

Wollen Sie ſich denn dem Großherzoge und dem Hofe vorſtellen laſſen?

Charvigny.

Gott bewahre — ich habe ja keine Beglaubigungsbriefe — ich bin hier ganz inkognito und ohne diplomatiſchen Charakter, und es lag mir nur vor allen Dingen daran, die Frau Marquiſe zu ſehn, deren feiner Geſchmack und geiſtvolle Anſicht mich bei meinem ſchwierigen Auftrage leiten ſoll.

Marquiſe [mit Bezug]

Ich werde wenigſtens alles thun, was nur in meinen Kräften ſteht, um Sie zu unterſtützen. Vor

allen Dingen muß ich aber der holden Gräfin die Zimmer zeigen, welche ich für Sie bestimmt habe — denn sie bleibt bei mir, unter meiner Oberaufsicht — meinem Schutze — ihr Herr Vater hat sie mir anvertraut.

Charvigny [freudig.]

Wahrhaftig? — Doch das wird keineswegs ein Hinderniß für die wichtigen Conferenzen werden, welche wir mit einander halten müssen. Im Gegentheil kann uns der liebenswürdigen Comtesse Gegenwart, dabei nur von Nutzen seyn.

Marquise.

Bewahre! so wichtige Gegenstände erfordern durchaus das größte Geheimniß. [mit Bezug.] Ich werde das Vergnügen haben, Sie gleich wieder zu sehen, Chevalier, aber allein — ohne Zeugen — wenn Sie sich nicht etwa vor einem solchen tête à tête fürchten?

Charvigny. [stolz.]

Gnädige Frau! Ein Diplomate fürchtet sich vor gar nichts.

Iſabella [bei Seite.]

Ich wäre wahrhaftig weit lieber hier geblieben!

[Die Marquiſe giebt Iſabellen die Hand, und ſie gehen zuſammen rechts ab.]

Sechſter Auftritt.

Der Graf. Charvigny.

Graf.

Jetzt ſind wir allein. Laſſen Sie uns alſo wahr und offen mit einander ſprechen, denn Sie wiſſen ja, daß wir von Amtswegen ſtets zweierlei Wahrheiten haben müſſen.

Charvigny.

Ja, wovon die eine allemal nicht wahr iſt.

Graf.

Das iſt die erſte; aber es iſt hier von der zweiten die Rede, und da können Sie leicht denken, daß ich mich, in Betreff Ihrer Sendung hieher, nicht hinters Licht führen laſſe.

Charvigny.

Aber — ich ſchwöre es Ihnen auf Ehre, daß ich blos wegen eines Ballkoſtüms hieher geſchickt worden bin. Zunächſt will ich Ihnen

ſen, auf welchen ich mich darinn vervollkommnete.

Graf [lächelnd.]

Sie ſind wahrhaft ein ganz allerliebſter junger Mann, lieber Charvigny, dem ich herzlich gut bin; ſind ſtets ſo heiter, ſo aufgeweckt, ſo witzig —

Charvigny.

Euer Excellenz ſind viel, viel zu gütig. — Iſt das etwa ſo etwas von Dero erſten Wahrheiten?

Graf.

Nein, nein, ganz und gar von den zweiten. In Familienangelegenheiten ſtets nur reine Wahrheit. Alſo: Sie lieben meine Tochter, und das thut mir um Ihretwillen leid; denn ich erkläre Ihnen hiermit, daß Sie nie mein Schwiegerſohn werden können.

Charvigny.

Ich danke Ihnen recht ſehr für Ihre Aufrichtigkeit und Offenheit. — Ich fühle tief, daß Sie dadurch ſchon etwas ganz Auſſerordentliches für mich thun, und bin Ihnen unendlich dafür verpflichtet. — Ich weiß, daß ich ſehr wenig Vermö-

gen habe, und Sie dagegen ein' unermeßliches beſitzen — aber Ihre Reichthümer ſind es, bei'm Himmel, nicht, wonach ich mich ſehne.

Graf.

Wie könnten Sie auch glauben, lieber Charvigny, daß ein ähnlicher Grund mich beſtimmen könnte? Sie ſelbſt wiſſen ja, daß eine ſolche Verbindung zwiſchen unſern beiden Familien verabredet war. Aber ſeitdem haben ſich meine Anſichten verändert, ich habe andere Abſichten mit meiner Tochter — wünſche mir einen Schwiegerſohn, der auf meine Ideen, meine Pläne eingehe — einen Schwiegerſohn, der auf der Laufbahn, welche ich betreten habe, ehrenvoll fortſchreite, einſt in der erſten Reihe großer Diplomaten glänze. —

Charvigny.

Das würde ich ja auch von ganzem Herzen gern — aber leider ſcheint es, als ob ich nicht zum Diplomaten geboren wäre, — indeß giebt es auch noch andere Wege zu höherer Auszeichnung — andere Verdienſte, die —

Graf.

Das diplomatiſche iſt aber nun einmal das einzige Verdienſt, das ich vor allen andern ſchätze, die Laufbahn, welche ich für die ehrenvollſte halte.

Charvigny.

Was mich betrifft, ſo habe ich, da ich von den Spitzfindigkeiten der Politik nichts verſtehe, mein Glück lieber auf die Spitze des Degens geſetzt, und bin wieder zur militairiſchen Carriere übergetreten, in welcher ich eigentlich aufwuchs. — Bei dieſer braucht man weder Feinheit noch Schlauheit, denn ſo viel Verſtand beſitzt doch ein Jeder, um einen tüchtigen Säbelhieb zu geben oder zu erhalten.

Graf.

Kann es denn für einen geiſtreichen Menſchen etwas Widerſinnigeres geben als den Krieg? Was für Gründe wollen Sie einem Beweiſe von hunderttauſend Bajonetten entgegen ſtellen? Was für eine Deduction einem Kanonenſchuſſe? — Aber in der Stille des Kabinets, durch den großen Einfluß von weiſen Vorſtellungen, durch glückliche und geſchickte Combinationen

dem Ehrgeize einen Zügel anlegen, das Gleichgewicht aufrecht erhalten, den Frieden zwischen den verschiedenen Mächten bewahren, kurz, die Menschen zwingen, glücklich zu werden, ohne ihnen die Waffen in die Hand zu geben, und erst Ströme von Blut zu vergießen, das kann man nicht genug bewundern, das ist wahrhaftig schön, das ist erhaben! das ist der Triumph, das Meisterstück des diplomatischen Genie's.

Charvigny.

Ja, dem Anscheine nach; was würde man aber davon sagen, wenn man oft die geheimen und eigentlichen Ursachen der größten Begebenheiten kennte? — wenn man die Rechnung zwischen Zufall und Verdienst machte?

Graf.

Ich behaupte, daß es für einen geschickten Mann gar keinen Zufall giebt, und daß das Talent alles ausführen könne. — Aber wer da? Aha, Herr von Rheinfeld.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Rheinfeld [kommt mit großen Verbeugungen aus der Mitte.]

Charvigny.

Wer ist denn der Herr? — Er muß ohn-

ſtreitig bei der Kanzlei angeſtellt ſeyn, denn er iſt ſo geheimnißvoll wie ein Staatsſecretair, und ſo lang wie ein Protokoll!

Graf.

Es iſt der Geheim-Sekretair des Prinzen, der mir ſchon mit Leib und Seele ergeben iſt.

Rheinfeld.

Könnte ich nicht die Ehre genießen, mit dem Herrn Grafen Moreno ein Wörtchen insgeheim zu ſprechen?

Charvigny.

O, geniren Sie ſich meinetwegen nicht. [er erblickt ein großes Portefeuille das links auf einem Seſſel liegt.] Da iſt gerade ein Carton mit Zeichnungen und Kupferſtichen. Vielleicht finde ich gleich darinn eine Idee zu meinen Koſtüms.

[Während er die Blätter durchſieht, tritt Rheinfeld zu Moreno.]

Rheinfeld.

Ich war eben in Euer Excellenz Hotel, und erfuhr daſelbſt, daß ich Hochdieſelben allhier würde zu ſprechen die Ehre haben können.

Spitze. Vierzig Tage berriteten, durch Feste und religiöse Gebräuche, der Feldherr und seine Scharen zu dem großen Unternehmen sich vor, dann zogen sie aus mit solcher Schnelle und Gewalt, daß innerhalb sechs Jahren den vierten Theil der ganzen Erde sie durchschweiften und von Skythiens Wildnissen bis an die Ufer der Oder ihre Waffen erklangen und ihre siegenden Paniere wehten. Nicht vermochten ihren reißenden Lauf die Ströme Asiens und Europas zu wehren. Auf ihren gewandten Rossen, oder auf ledernen Booten, durchschwammen sie die Wolga, den Don und Borysthenes, die Weichsel und die Donau, und vor ihrem Schwerte schwanden die Ueberreste volksthümlicher Freiheit in Turkestans weiten Ebenen. Die Reiche Astrachan und Kasan wurden dienstbar und in den wildesten Schluchten des Kaukasus mußten die Völker dem Groß-Chan der Mungalen huldigen. Nördlich hierauf sich wendend, sank vor Batu's siegenden Fahnen der Thron Ruriks zusammen und der Nachfolger des Czaar Alexander Newski, nachdem er seine Hauptstädte Moskwa und Kiow hatte in Flammen aufgehen sehen, mußte Sicherheit in den Waldungen Litthauens und Schutz bei dem König von Polen suchen. — Zwei hundert und zwanzig Jahre aber blieben seine Nachkommen dem Chan der goldenen

Graf [heimlich.]

Nun? was bringen Sie mir? Werde ich die Audienz bei dem Prinzen Rudolph erhalten?

Rheinfeld.

Ich habe gethan, was nur in meinen Kräften stand. Euer Excellenz dürfen an meiner treusten Ergebenheit, meinen pflichtschuldigsten Eifer bei dieser Angelegenheit, nicht zweifeln, aber — Seine Hoheit sind diesen Morgen für niemand zugänglich.

Graf.

Das ist mir sehr unangenehm. Der westphälische Gesandte ist doch nicht etwa angelangt?

Rheinfeld.

Nein, noch nicht.

Graf [noch leiser.]

Sagen Sie mir, liebster Herr von Rheinfeld! Der Prinz ist also für niemand sichtbar?

Rheinfeld [eben so.]

Für gar Niemand, einem Fremden ausgenommen, den ich nicht kenne, und der so eben hier angekommen ist. Er soll Aufträge aus Frankreich haben, — ein Herr von Charvigny.

Graf.

Still! — um des Himmelswillen still: — Wiſſen Sie das auch gewiß?

Rheinfeld.

Ich habe ja ein Billet an ihn — eigenhändiges Billet Seiner Hoheit des Prinzen. — Ich ſoll es ihm auf die geheimnißvollſte Art und Weiſe einhändigen, und will mich daher eben in ſeine Wohnung verfügen.

[will gehen.]

Graf.

[ihn zurückhaltend, noch leiſer.]

Das brauchen Sie gar nicht! — Er iſt hier. — Dort ſitzt er.

[auf Charvigny deutend.]

Rheinfeld.

Wär's möglich? — Sie kennen ihn alſo? Nun, da iſt Ihre Sache ſo gut wie gewonnen. — Der Prinz beehrt dieſen Herrn von Charvigny mit ſeiner ausgezeichnetſten Gnade, und durch ihn können Sie alles bewirken, was Sie nur wünſchen.

Graf.

Das hätte ich mir doch nie gedacht!

Rheinfeld.

Ich mir auch nicht! — Nun, Euer Excellenz werden hoffentlich nicht vergessen, daß blos durch meine Geschicklichkeit und Scharfsichtigkeit Hochdieselben jetzt —

Graf.

Sie wissen, was ich Ihnen versprochen habe. Ich habe noch stets mein Wort gehalten. — Jetzt erfüllen Sie Ihren Auftrag, und lassen Sie uns dann allein.

Rheinfeld.

Zu Befehl, Euer Excellenz. [geht zu Charvigny und grüßt ihn.] Habe ich nicht die Ehre mit Sr. Hochwohlgeboren, dem Herr Chevalier de Charvigny zu sprechen, welcher mit allerhöchsten Aufträgen der Krone Frankreich —

Charvigny.

Das bin ich. Was steht zu Ihren Diensten?

Rheinfeld.

Seine Hoheit, der Prinz Rudolph, haben mich beauftragt, Hochdenenselben vorliegendes Billet mit der größten Vorsicht und tiefsten Verschwiegenheit zu übergeben.

Charvigny.

Mir? — Mein Herr! Sie irren ſich doch nicht?

Rheinfeld

[giebt ihm das Billet.]

Ihnen — Euer Hochwohlgeboren ſelbſt eigenhändig. Und ich ſchmeichle mir, hoffen zu dürfen, daß Dieſelben bei Seiner Hoheit der pflichtſchuldigſten Geſchicklichkeit gefälliges Zeugniß ablegen werden, womit ich dieſes hohen Auftrags mich zu entledigen befliſſen geweſen bin.

[grüßt und geht im Hintergrunde ab.]

Achter Auftritt.

Charvigny. Der Graf.

Charvigny

[hält das Billet in der Hand und betrachtet es.]

Wahrhaftig, das muß man ſagen, wenn er wirklich den Auftrag gehabt hat mir das Billet insgeheim einzuhändigen, ſo hat er ſeine Sache vortrefflich gemacht. — Aber ich begreife die ganze Geſchichte nicht.

Graf [lächelnd.]

Wirklich?

Charvigny.

Auf Ehre! — Ich habe den Prinzen nie gesehen, und weiß auch gar nicht, woher er mich kennen sollte.

Graf.

Charvigny, Sie können sich noch nicht gut verstellen. — Sie haben Unrecht, gegen mich die Maske vorzunehmen — denn ich weiß Alles was in dem Briefe steht.

Charvigny.

Nun, da wissen Sie mehr als ich, denn ich tappe gänzlich im Finstern. — Aber kein Geheimniß unter uns! Da, lesen Sie selbst.

Graf.

Wahrhaftig? — Sie wissen also so ganz gewiß, daß nichts Neues für mich darinn stehen wird?

Charvigny.

Was kann's denn seyn? — Eine Einladung zu einem Balle. —

Graf [lieſt.]

„Ich kann Herrn von Charvigny bei mir „ſelbſt nicht ſprechen, ich erſuche ihn aber, „mich um Ein Uhr im Park zu erwarten. „Da der Großherzog in der Nähe jagt, ſo „wird mir es leicht werden, auf einige Augen„blicke mich unbemerkt zu entfernen, um ihn „dort zu ſprechen.“

Charvigny.

Nun, das iſt doch wahrhaftig ſonderbar! — Ich frage Sie, was das zu bedeuten hat?

Graf.

Sol — Etwa nichts, da der Prinz heute für Niemand zu ſprechen iſt, als für Sie, und daß er die Audienz, um welche ich ſeit den früheſten Morgen vergebens gebeten habe, nun Ihnen bewilligt — und weit vom Schloſſe weg — und insgeheim — in dieſem Park. —

Charvigny.

Allerdings könnte doch vielleicht etwas dahinter verborgen ſeyn. — Wahrſcheinlich iſt dem Prinzen der Auftrag, der mich hieherführt, bekannt, — am Hofe weiß man ja heut zu Tage alles — und er will mir vielleicht ei-

nen guten Rath wegen der Ballkostüms ertheilen.

Graf.

O! mit Ihren Ballkostüms! — Das geht wirklich zu weit. [zornig.] Mein Herr! Sehen Sie mich für ein Kind an? — Nun denn, so erkläre ich Ihnen hiermit gerade heraus, daß ich diese Unterredung zu verhindern wissen werde, — daß ich, wenn es seyn muß, sogar den Großherzog selbst, davon benachrichtigen werde, denn auf dem Punkte, auf welchem jetzt die Unterhandlungen stehen, ist eine solche geheime Unterredung seines Neffen mit einem französischen Abgeordneten mindestens — höchst unpassend, und um nicht noch mehr zu sagen — nun da sehen Sie, sehen Sie! — Dort erblicke ich sogar den Prinzen schon selbst in dem Garten.

Charvigny.

Wahrhaftig! — [für sich.] Sollte er denn wirklich Recht haben? — Leicht möglich; — er versteht sich besser darauf als ich.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Prinz Rudolph.

Rudolph [erblickt Charvigny.]

Das iſt er, das iſt Charvigny — aber, mein Himmel! auch der portugieſiſche Geſandte! — Iſt denn der noch hier?

Graf.

Ich konnte kaum auf das höchſt ſchätzbare Glück rechnen, Euer Hoheit hier zu —

Rudolph.

Lieber Graf, ich ſchätze mich vielmehr glücklich, daß der Zufall — Ich habe mich, ich weiß nicht wie, von dem übrigen Jagdgefolge verloren, und finde mich nun auf einmal in dieſem reitzenden Parke, den ich noch gar nicht kannte. — Wem gehört er denn?

Charvigny.

Der Frau Marquiſe von Sürville.

Rudolph.

Ah ſo! — Aber — iſt das nicht der Herr von Charvigny?

Charvigny.

Zu Befehl, Euer Hoheit.

Graf.

Euer Hoheit kennen also den Chevalier? —

Rudolph.

O! sehr gut! — Wir haben uns in Paris am Hofe gesehen — sind immer sehr vertraut mit einander gewesen und ich hoffe, daß er mich während seines hiesigen Aufenthalts auch ferner für seinen alten Freund ansehen wird.

Graf [für sich.]

Und der durchtriebene Spitzbube behauptete ihn gar nicht zu kennen. [laut] Heut' früh, Euer Hoheit, hatte ich Höchstdieselben durch Dero Geheim-Sekretair Herrn von Rheinfeld, um einen Augenblick gnädigen Gehörs bitten lassen.

Rudolph.

O! Das war gar nicht nöthig. Sie wissen, lieber Graf, daß ich für Sie stets zu Hause bin. — Kommen Sie morgen, übermorgen — wenn Sie wollen. — Wir wollen dann von Staatsgeschäften sprechen. — Heute aber habe ich mich nun einmal ganz dem Vergnügen gewidmet. — Der Großherzog, den ich hier nicht weit vom Park auf dem Jagd-Rendezvous

ſprach, wunderte ſich ſchon, daß er Sie heute noch nicht geſehen hatte.

Graf.

Wär's möglich! —

Rudolph.

Heut' Abend iſt Ball — Concert, — ich hoffe doch, daß man Sie dabei ſehen wird, — ſo wie auch Herrn von Charvigny. [Zu Charvigny.] Irre ich mich nicht, ſo ſind Sie ein groſſer Virtuoſe, excelliren auf der Violine.

Charvigny.

Es kann möglich ſeyn, Euer Hoheit — aber ich habe es noch nicht verſucht.

Rudolph.

Nun, ſo lieben Sie wenigſtens die Muſik.

Charvigny.

O, ſehr!

Rudolph.

So ſchwatzen wir ein wenig davon. Hier in Deutſchland ſind wir ſehr für die italieniſche Muſik eingenommen! Der ganze Hof iſt Roſſiniſch — das ſage ich Ihnen im Voraus.

Horde zinspflichtig und abhängig, und Ehre und Leben der Herrscher auf Ruriks Thron lag so lange in der Hand eines Mungalen-Fürsten.

Da Batu dieses vollendet, zog er an der Spitze seines Heeres den Grenzen der westlichen Christenheit zu. Lublin und Krakau wurden Schutthaufen und den Ufern der Ostsee und der Oder näherten sich die wilden Schwärme.

Zur selben Zeit herrschte in Deutschland und Italien Friedrich II. von Hohenstaufen, kämpfend gerade gegen der Päpste Anmaßungen; in Frankreich der neunte Ludwig, auf wenig gefürchtetem Thron; in Dänemark Erich über einen durch Unfälle geschwächten, in Schweden ein anderer Erich über einen durch Partheien zerrütteten Staat. König Boleslav von Polen lag in Hader mit seinem Oehm dem Herzog von Masovien, und Bela IV. König von Hungarn mußte mit dummwiderspenstigen Unterthanen streiten, weil er zur Bevölkerung und zur Urbarmachung der wüsten Gegenden an der Theiß die Komaner aus der Moldau aufgenommen hatte.

Das ganze westliche Europa erzitterte bei Annäherung dieser wilden Feindesmassen und ein ungeheures Schrecken flog, bis in den Norden dieses Erdtheils hinauf, als dort durch versprengte Russen die Nachricht erscholl, was dem Czaar be-

Charvigny.

Das thut mir leid, Euer Hoheit — denn ich lasse mich in meinen Ansichten schwer verlocken — ich bin mit Leib und Seele für die deutsche Musik.

Graf [für sich.]

Seht einmal den Hofmann!

Rudolph.

[Leis zu Charvigny, auf den Grafen zeigend.] Machen Sie doch, daß er fortgeht.

Charvigny.

Zu Befehl, Euer Hoheit. [geht zum Grafen und spricht leise mit ihm.] Ich muß Ihnen nur gestehen, daß der Prinz mir eben zuflüsterte, Sie auf eine gute Art von hier fortzubringen. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, wie ich das am geschwindesten anfangen soll. Lieber Graf, Sie sind ja sonst mein Lehrer gewesen, geben Sie mir doch auch jetzt einen guten Rath, wie man einen geistvollen Mann fortschiebt, ohne daß er's merkt.

Graf [mit Verdruß.]

O, ich verstehe Sie recht gut, Herr von Charvigny, — aber Sie sollen Ihren Triumph

nicht lange genießen. — [für ſich.] Ich eile zum Großherzog, und melde ihm alles.

[grüßt den Prinzen und geht ab.]

Zehnter Auftritt.

Prinz Rudolph. Charvigny.

Rudolph.

Gottlob, daß er geht! — und um das zu bewirken, brauchten Sie ihm nur ein Wort zu ſagen? — In der That, Charvigny, Sie ſind ein ſehr geſchickter Mann.

Charvigny.

Euer Hoheit ſind zu gütig. —

Rudolph.

Verlieren wir aber nicht die Zeit! — Sie kommen aus Frankreich?

Charvigny.

Heut' früh' hier angelangt.

Rudolph.

Sie haben die Frau von Sürville mit Ihrem Auftrage bekannt gemacht.

Charvigny.

Ja, mein Prinz.

Rudolph.

Dem Himmel sey Dank! Wir können also offen mit einander sprechen, und uns alle Drei gegenseitig verstehn. — Kommen Sie, wir wollen zur Marquise. — Wo ist sie?

Charvigny.

Bei Donna Isabella, der Tochter des portugiesischen Gesandten.

Rudolph.

Das ist mir sehr unangenehm! — Da ich befürchten muß, heut' den ganzen Tag über weder mit Ihnen noch der Marquise wieder im Vertrauen sprechen zu können, so muß ich — [hält ein.] Aber, in der That, ich weiß nicht, ob ich es wagen darf, Sie um diese Gefälligkeit zu ersuchen?

Charvigny

Warum nicht, Euer Hoheit! — Seyn Sie überzeugt, daß ich Ihnen auf's treu'ste ergeben bin.

Rudolph.

O! das hoffe ich! — Nun denn — hier sind vor allen Dingen die beiden bewußten

Portraits. Von dieſem Augenblicke an, gehören Sie mir nicht mehr an, und ich erſuche Sie, ſelbige da zu übergeben, wo Sie es bereits wiſſen.

Charvigny.

Wie? — ich — ſollte —

Rudolph.

Nun, ich ſollte mindeſtens glauben — daß unter uns — unter jungen Leuten wie wir ſind, dies Ihnen unbedenklich ſcheinen ſollte — auſſerdem —

Charvigny.

Wie denn, mein Prinz?

Rudolph.

Was aber unſere Hauptangelegenheiten betrifft, ſo muß Ihnen ſchon des Grafen Gegenwart anzeigen, in welcher Verlegenheit ich mich befinde. — Dank ſey es übrigens dem Himmel, daß der weſtphäliſche Geſandte, weiß Gott durch welchen glücklichen Zufall, bis jetzt noch nicht zum Vorſchein gekommen iſt. Dieſe Verzögerung hat uns mindeſtens Zeit gelaſſen, unſere Maaßregeln zu ergreifen, in dieſem Augenblicke aber müſſen wir vor allem —

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Isabella.

[kommt von rechts.]

Isabella.

Ach, Du mein Himmel! Was für eine Menge Menschen! Hören Sie denn nicht?

Charvigny.

Was ist denn vorgefallen?

Isabella.

Pferde, Hunde, Jäger — der Großherzog ist's, der von der Jagd kommt, und hier bei Frau von Sürville ein Frühstück einnehmen will.

Rudolph.

O, mein Gott!

Isabella.

Mein Vater ist auch dabei, und die Marquise ist Seiner Königlichen Hoheit entgegen gegangen.

Rudolph.

Was kann er hier wollen?

Charvigny.

O, das weiß ich. Der Graf Moreno hat

ihn hergelockt. Er drohte mir, unſer Geſpräch zu ſtören.

Rudolph.

Sie haben ihm doch nicht etwa geſagt? —

Charvigny.

Seyn Sie unbeſorgt, mein Prinz, ich habe weder ihm noch ſonſt jemand etwas geſagt. Ich bin wegen eines Ballkoſtüms hier, weiter nichts.

Rudolph.

Vortrefflich! — Das haben Sie gut gemacht. — Aber vorzüglich bei'm Großherzoge empfehle ich Ihnen die größte Vorſicht.

Charvigny.

Da können Sie ganz ruhig ſeyn.

Iſabella [leiſe zu Charvigny.]

Ach, was iſt die Marquiſe für eine liebe Frau. Sie will uns wohl — will uns helfen — verſpricht, uns doch noch zu vereinigen. — Lieber Charvigny, thun Sie daher alles, was ſie von Ihnen verlangt, es geſchieht nur zu unſerm Beſten. — Ach, da kommt mein Vater und der Großherzog!

(entfernt ſich von ihm.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Großherzog, der die Marquise hereinführt. Graf Morens. Baron von Salborf. — Gefolge von Jägern [welches auſſerhalb bleibt.]

Großherzog.

Sie verzeihen mir alſo doch, liebe Marquiſe, daß ich Ihnen ſo unerwartet meinen Beſuch abſtatte.

Marquiſe.

Ich hätte nur deshalb im Voraus das Glück welches mir bevorſtand, zu kennen gewünſcht, um Euer Königliche Hoheit würdiger zu empfangen.

Großherzog.

Schelten Sie nur da den Herrn Grafen Morens, der mir, indem er mich Ihren Park bewundern ließ, den Wunſch einflößte, dies auch ſeiner Beſitzerin ſelbſt auszudrücken.

Charvigny [zum Prinzen leiſe.]

Sagte ich's Ihnen nicht?

Rudolph.

Dieſe Gärten ſind auch wirklich ganz einzig

ſchön, und zu einem Jagd-Rendezvous wie geſchaffen.

Großherzog.

Ja, das habe ich gemerkt, denn mein Herr Neffe war ſchon eher da, als ich. Lieber Rudolph, ich freue mich herzlich, Dich wieder zu finden. Hier ſtelle ich Dir den weſtphäliſchen Geſandten Herrn Baron von Saldorf vor. Er iſt ſo eben angekommen, und wünſchte, Dir ſeine Hochachtung zu bezeugen.

von Saldorf.

Offenherzig geſagt, hoffte ich eher dieſes Glück zu genießen, ein Unfall jedoch, der mir auf der Reiſe begegnete, hat meine Ankunft um einige Stunden verſpätet.

Rudolph [zu Charvigny.]

Zu unſerm Glücke.

Marquiſe.

Und wie iſt denn dies zugegangen?

von Saldorf.

Offenherzig geſagt, gnädige Frau! ſo weiß ich das ſelbſt nicht. — Eine Straße wie auf dem Tiſche — ſo breit, daß ſechs Wagen einander ausweichen konnten — man muß es

wahrhaftig absichtlich gethan haben. — Es war so ein Monsieur Sansfaçon, der mich noch dazu auf französisch auslachte, und mir ein Gesicht schnitt, das ich unter Hunderten wieder erkenne — [bemerkt Charvigny.] Wahrhaftig, das ist er!

Marquise. Graf. Rudolph.
[zusammen.]

Der französische Gesandte!

Graf [für sich.]

Verdammt sein!

Rudolph
[leis zu Charvigny.]

Das haben Sie köstlich gemacht!

Großherzog.

Ein französischer Gesandter? — Und wie kommt es, daß er mir noch nicht vorgestellt worden ist?

Charvigny.

Verzeihen Euer Königliche Hoheit, daß ich nicht wagte, mich Höchstdenenselben vorstellen zu lassen. Mein Auftrag ist aber so ganz unbedeutend, daß ich auf eine solche Auszeichnung auch nicht die entferntesten Ansprüche machen darf.

Ich kam blos hieher, um allerhöchſten Auftrage gemäß, einige Ballkoſtüms zu beſorgen.

Graf [für ſich.]

Auch ſelbſt dem Großherzog! — Das iſt eine Keckheit ohne Gleichen!

Großherzog. [für ſich.]

Das werde ich bald erfahren. [laut zu Charvigny.] Heut' Abend iſt Ball, und ich rechne darauf, Sie dabei zu ſehen.

Charvigny.

Ich werde nicht ermangeln.

Großherzog.

Nun, ſo kommen Sie, Marquiſe, und zeigen Sie mir die Schönheiten Ihres Schloſſes, deſſen reitzendſter Schmuck Sie doch ſelbſt ſind. [giebt der Marquiſe den Arm, und geht mit ihr nach den Zimmern.]

Rudolph.

[ihm folgend, leis zu Charvigny.]

Unſ're ganze Hoffnung beruht nur auf Ihnen.

gegnet. Aus Furcht vor den Tataren, welches, wie bereits angezeigt, der Gesammtname dieser Barbaren in Europa war — unterließen im Jahr 1238 die Bewohner von Schweden und Friesland ihre Seefahrten nach den brittischen Küsten, als wodurch entstand, daß, weil einem Menschen, der im östlichen Asien herrschte, es einfiel Krieg zu führen, die Preise der Lebensmittel in England herabsanken, da durch das Ausbleiben der Normänner keine Ausfuhr war.

Die seltsamsten Gerüchte durchkreuzten damals die Welt und die Menge war nicht ungeneigt, diesen gewaltigen Drängern der Nationen menschliche Natur und Bildung abzusprechen, sie für Abkömmlinge von Unholden und Dämonen der Wüsten zu halten; ein Glaube, in dem durch die wilde Blutgier und Grausamkeit der Tataren, und ihrer Gesichter Häßlichkeit, sie bestätigt wurde.

Durch eine Gesandtschaft von Mönchen suchte St. Peters Nachfolger den heranwogenden Strom aufzuhalten, aber wenig entsprach dieser frommen Maßregel die stolze Antwort, die Batu den Vätern ertheilte. „Vom höchsten Gott," redete der Feldherr der Tataren zu des Papstes Gesendeten, „vom höchsten Gott ist Dschingis-Chan und seine Söhne berufen, die Völker zu unterwerfen oder zu vertilgen und der, der sich den Statthalter Christi

Graf [zu Charvigny.]

So fein Sie auch ſind, ſollen Sie mich doch nicht überliſten.

[er giebt Iſabellen den Arm, und geht nach.]

Iſabella

[im Abgehen zu Charvigny.]

Vergeſſen Sie nicht die Marquiſe — und den erſten Walzer.

von Salborf

[ebenfalls ſo, mit finſterer Miene.]

Offenherzig geſagt, war das doch keine feine Manier, die mit dem Umwerfen.

Charvigny

[allein bleibend, voll Staunen über alles Vorgefallene.]

Auf mir beruht alle Hoffnung! Der erſte Walzer! So fein Sie ſind, ſo ſollen Sie mich doch nicht überliſten! Offenherzig geſagt, war das doch keine feine Manier, die mit dem Umwerfen! — Das reime der Henker zuſammen! bin ich wirklich ein Diplomat, oder hier — der Narr von Allen? [außen beginnt eine Horn-

fanfare.] Blaßt, blaßt, Ihr wackern Freischützgesellen — Samiel, Samiel hilf!

[ab.]

Ende des ersten Aufzuges.

Zweiter Aufzug.

[Die Bühne stellt einen kleinen Saal im Schlosse dar. Rechts der Ballsaal, links eine Thüre in des Großherzogs Kabinet.]

Erster Auftritt.

Graf Moreno. Isabella. [kommen aus dem Ballsaale.]

Isabella.

Aber Papa, welch köstlicher Saal, wie der Zaubergarten einer Fee; ach! und der Boden so zart, so glatt, wie leicht muß sich's im Tanz darüber hingleiten lassen!

Graf [in Gedanken.]

Ganz vortrefflich, liebe Tochter!

Isabella.

Kurios kommt's mir nur vor, daß die Leute hier zu Lande immer walzen und walzen! 'S ist zwar ein recht hübscher und angenehmer Tanz — und — Vater — ich glaube, daß diese Walzer auch in Lissabon Glück machen würden, denn man ist mit seinem Tänzer mitten in dem Getümmel doch immer gleichsam allein; und ich habe recht gut bemerkt, daß manches von den tanzenden Paaren sehr gern allein ist! Ich möchte wohl auch ein wenig —

Graf

[immer in tiefem Sinnen]

[scheint etwas anders gehört zu haben.] Vortrefflich, Isabella, ich bin einverstanden.

Isabella.

O — liebster Papa — jetzt sind Sie wieder so gütig — aber — warum gehen Sie denn jetzt, wo alle Welt sich im Ballsaale vereinigt, hieher, wo kein Mensch zu hören und zu sehen ist?

Graf [ohne auf sie zu hören.]

Ich bin in der äußersten Unruhe! — Es ist gar nicht zu verkennen, daß Charvigny schon

einen ſehr vortheilhaften Eindruck auf den Großherzog gemacht hat. — Sollte ich mich denn ſo ganz in ihm geirrt haben? — Ja, ja — ſein ſicherer Takt, ſeine Unbefangenheit, ſeine große Gewandtheit — ich kenne ihn nicht mehr! — Während der Jagd hat er den Großherzog durch eine Menge der allerluſtigſten Anecdoten unterhalten. Er hat ſogar ein paar herrliche Späßchen auf Koſten des Oberjägermeiſters gemacht. — Ich glaubte, der müßte böſe darüber werden — aber nein, er ſelbſt hat am erſten darüber gelacht.

Iſabella [bei Seite.]

Ich begreife den Papa heute gar nicht — er iſt wie im Traume! [laut.] Väterchen! — liebes Väterchen! Gehen wir denn nicht wieder in den Ballſaal?

Graf.

Wozu denn? der Prinz iſt ja noch nicht da.

Iſabella.

Aber ich bin ja auf den erſten Walzer engagirt!

Graf.

So? Du biſt engagirt! — Mit wem denn?

Isabella.

Ach, lieber Vater — Sie errathen wohl —

Graf.

Wie? Mit Charvigny? — Der thut als ob gar nichts vorgefallen wäre! — Comteſſe, ich verbiete Dir mit ihm zu tanzen.

Isabella [traurig.]

Du lieber Himmel, ſo muß ich es ihm wieder abſagen.

Graf.

Abſagen? — nein, das geht wieder nicht; das ſähe aus als ob ich mit ihm abſichtlich brechen wollte.

Isabella [freudig.]

Ich kann alſo mit ihm tanzen?

Graf.

Noch nicht — ich bin noch ungewiß — ich —

Isabella.

Ach, Du lieber Gott, gewiß iſt die Politik wieder gegen meinen Walzer im Bunde; ich begreife nur nicht, was ein Walzer und die Politik mit einander zu ſchaffen haben!

Graf.

Die Politik hat mit allem zu schaffen, und dem Staatsmann kann alles wichtig werden! Aber ein Walzer taugt ihm selten — dagegen wäre ein bescheidener Contretanz — ja, ja — ein Contretanz, dabei ist Gelegenheit zum Athemholen, zum vertraulichen Geplauder — dabei läßt sich von einem liebevollen Ritter wohl ein Wörtchen erfahren, oft das wichtigste Geheimniß herauslocken! Ein einziger Contretanz hat schon oft mehr Licht in den verwickeltsten Staatsangelegenheiten zu Stande gebracht — als zehn Conferenzen der klügsten Politiker. Mit einem Worte, Comtesse — Walzen ist und bleibt verboten!

Isabella.

Verboten? — Aber Papa, warum bin ich denn auf dem Ball? —

Graf.

Du sollst ja tanzen, Püppchen! Ich will Dir einen Contretanz mit ihm erlauben — aber nur einen einzigen.

Isabella

[küßt ihm lebhaft die Hand]

Ich darf? O, liebster Papa!

Graf.

Moderation, Comteſſe! Moderation! — Er kommt!

Iſabella.

Gott ſey Dank!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Charvigny. [aus der Mitte.]

Graf.

Wo kommen Sie denn her? Charvigny!

Charvigny.

Vom Diner Seiner Königlichen Hoheit.

Graf [für ſich.]

O wehl [laut.] Und wie ſind Sie denn dazu gekommen?

Charvigny.

Durch bloßen Zufall. — Ich hatte mir unterwegs einige ſcherzhafte Anzüglichkeiten über die deutſche Küche erlaubt, und Seine Königliche Hoheit hatten die Gnade, mich zum Mittagseſſen einzuladen, um meine überrheiniſchen Vorurtheile auf's ſiegreichſte zu widerlegen.

Graf [mißtrauiſch.]

Das war der Grund?

Charvigny.

Einzig und allein. — Ein allerliebſtes Diner — und welche intereſſante Unterhaltung!

Graf.

Mit dem Prinzen?

Charvigny.

Nein, mit den Damen. Ich vertraute ihnen insgeheim den Gegenſtand meiner Abſendung — das Ballkoſtüm, wegen deſſen ich —

Graf.

Immer noch!

Iſabella [bei Seite.]

Kurios! Mich ſieht er kaum an!

Charvigny.

Sie kann das freilich ganz und gar nicht intereſſiren, aber für die Damen war es eine wahre Staatsangelegenheit. Sie wurden auch Alle ſo warm für die Sache, daß ich bereits alles weiß, was ich zu wiſſen wünſchte.

Graf.

Charvigny! Ich bin ein Menſch wie andere,

und folglich auch dem Irrthum unterworfen — wenn ich aber Unrecht gehabt habe, so liegt mir daran, es einzusehen, und vor allem, es wieder gut zu machen. Nun denn, ja, ich will's bekennen: ich habe Sie falsch beurtheilt. Ich hätte in Ihnen durchaus nicht die Talente und Geschicklichkeiten gesucht, welche Sie heute entwickelt haben. Mein Wahn schwindet, mein Vorurtheil ist widerlegt und um Ihnen das zu beweisen, — seyn Sie offen gegen mich. Gestehen Sie mir den wahren Grund Ihrer Sendung hieher, und — meine Tochter ist die Ihre.

Charvigny.

Mein Gott! — ist das möglich?

Isabella.

Papa! Ist das wahr? — Nun, Charvigny — reden Sie, sagen Sie alles!

Charvigny.

Herzlich gern, angebetete Isabella — indessen — aber —

Isabella.

Sie besinnen sich noch: — Sie zaudern?

Charvigny.

Nein, das ganz und gar nicht — aber ein so großes Glück — ein so unerwartetes — und in der Lage, in welcher ich jetzt bin — laſſen Sie mich wenigſtens einen Augenblick überlegen. —

Iſabella.

Was iſt denn dabei zu überlegen?

Graf.

Nicht mehr als billig.

Charvigny [für ſich.]

Was kann ich ihm denn ſagen und geſtehn? — Daß ich ſelbſt nichts weiß — daß ich kein Geheimniß habe — daß ich ein Narr bin? — Er iſt im Stande und glaubt mir's nicht. — Und wenn er mir's glaubt, dann iſt's noch ſchlimmer, denn ich verliere ſeine Achtung, und alle Hoffnung auf die Hand ſeiner Tochter. — Nein, — die Ehre muß mindeſtens gerettet werden, — und das will ich auch.

Iſabella.

Du lieber Himmel! Sie brauchen erſchrecklich lange zum überlegen — ich hätte dem Papa indeſſen ſchon zehn Geſchichten erzählt!

nennt, wird wohlthun sogleich aufzubrechen, um als Bittender bei der goldenen Horde zu erscheinen, wenn er nicht mit vernichtet werden will." —

Kräftiger, als die des Papstes, waren die Maßregeln, so Kaiser Friedrich ergriff, der, da durch eigene Noth hart bedrängt, er nicht im Stande war der erschrockenen Christenheit selbst beizuspringen, doch trachtete den Völkern seinen ritterlichen Geist einzuhauchen und sie aufforderte, einen gerechten Kreuzzug gegen diese argen Zerstörer zu unternehmen. An die Könige von Frankreich, Spanien und England, an alle Fürsten, Grafen und Herren Deutschlands und Italiens erließ er ein Schreiben, worin in den dringendsten und ehrenvollsten Worten der hochherzige Kaiser sie aufforderte zur Vertheidigung nationaler Freiheit, und — wenn auch nicht so, wie wohl es hätte seyn sollen, so blieb doch nicht ganz ohne Folge des tapfern Hohenstaufer Aufruf. — Viele deutsche Ritter und Herren mit ihren Mannen zogen nach Schlesien, als wohin nach Lublins und Krakaus Verwüstung Batu sich jetzt wandte, und vereinigten dort mit jenes Landes Kriegern sich unter den Fahnen des Herzog Heinrich von Niederschlesien und des Großmeisters des deutschen Ordens.

Im Jahr zwölfhundert zwei und vierzig, nachdem Breslau von den Tataren war verbrannt

Graf.

Sie sind entschlossen?

Charvigny.

Ja, mein Herr Graf. — Sie stellten mich verführerisch zwischen Pflicht und Liebe. — Ich war auf dem Punkte, mich für die Liebe zu erklären; allein das Talent, das Sie mir selbst so gütig zugestehen, das Verdienst, welches Ihr Wohlwollen in mir zu entdecken glaubte, würden auf der Stelle wieder in Nichts verschwinden — wenn ich ein Wort verrieth. Daher bin ich nur, um Ihrer würdig zu bleiben, entschlossen, zu schweigen.

Isabella.

Ich falle aus den Wolken! Mit einem Worte könnte er mich haben, und er — ist entschlossen zu schweigen!

Graf.

Sie schlagen die Hand meiner Tochter aus!? Sie stoßen meine freundschaftlichen Anerbietungen zurück!? — Das ist abscheulich! — unerhört! [für sich.] Das ist brav von ihm! Das hätte ich nicht erwartet. [Man hört im Ballsaale die Musik eine Polonaise beginnen; laut.]

Aber, halt! Die Polonaiſe fängt an; der Großherzog iſt da. Wir müſſen ihm unſ're Ehrfurcht bezeigen. Komm', meine Tochter! — Herr von Charvigny! Zwiſchen uns kann nun künftig von keinem nähern Verhältniſſe mehr die Rede ſeyn, aber — das darf ich Ihnen nicht verbergen — meine Hochachtung haben Sie dadurch für immer gewonnen. [er geht in den Saal, und Iſabella will ihm nach. Charvigny hält ſie, jedoch ſanft und bittend zurück.]

Dritter Auftritt.

Charvigny. Iſabella.

Charvigny.

Nur ein einziges Wort, Iſabella! Verdammen Sie mich nicht, ehe Sie mich gehört haben.

Iſabella.

Nein, mein Herr! laſſen Sie mich! — Was wollen Sie denn mit der Hand — welche Sie ſo eben ausgeſchlagen haben?

Charvigny.

O! ich fühle es wohl, daß ich in Ihren Augen als der abscheulichste Verbrecher dastehen muß. Und doch, Isabella, doch würden Sie an meiner Stelle nicht anders gehandelt haben. Denn — ich muß Ihnen nur alles gestehen — Sie werden mich nicht verrathen. — Ich konnte Ihren Vater nichts sagen — denn ich weiß nichts!

Isabella.

Pfui, Charvigny! Sie sind ja ein ganz abscheulicher Mensch geworden, seitdem Sie ein Diplomate sind. Sonst die Wahrheit und Offenheit selbst, und jetzt voller Trug und Lügen selbst gegen mich! —

Charvigny.

Auch Sie beschuldigen mich des Betrugs? Was könnte mir denn das gegen Sie nützen? Nein, geliebte Isabella, ich versichere, ich schwöre Ihnen bei allem was mir heilig ist, daß ich nichts weiß, und daß dies eben mein einziges Geheimniß ist. Hier aber, wo alles nur Verschmitztheit und trügerische Gewandtheit athmet, sehe ich wohl, daß man, um die Wahrheit zu

verbergen, nur nöthig hat, sie geradezu herauszusagen.

Isabella.

Aber, weshalb haben Sie sich denn selbst in eine solche Lage gebracht?

Charvigny.

Ist's denn meine Schuld? — Ich sehe mich hier, ohne zu wissen, wie, und ohne auch nur vorher einen Gedanken davon gehabt zu haben, mitten in das Drängen und Treiben der wichtigsten Staatsangelegenheiten hineingezogen, und muß nur froh seyn, daß ich bis jetzt noch nicht geradezu einen dummen Streich gemacht habe. Aber ein solcher muß noch kommen, denn ich kann nun einmal nicht anders als blindlings weitertappen, ohne zu wissen, wohin dies alles mich führen kann.

Isabella.

Charvigny! Sehen Sie mir in die Augen, ganz ehrlich in die Augen, wenn Sie dies noch können! So — und jetzt sagen Sie mir — was hörten Sie denn so Wichtiges in der Conferenz mit dem Prinzen — worüber mein

Vater ſich den Kopf zerbricht, wovon er ſich nichts zu erklären weiß?

Charvigny.

Das glaube ich gern — denn ich ſelbſt, habe nicht ein Wort von dem begriffen, was wir mit einander geſprochen haben. Seine Königliche Hoheit hat mir in der Geſchwindigkeit einige Komplimente über mein Hierſeyn an den Hals geworfen, über die Sendung, mit welcher ich beauftragt worden [illegible] und dann hat er mir auf der Stelle dieſe beiden Portraits eingehändigt. — Da ſehen Sie!

Iſabella.

Wirklich? O! geſchwind!

Charvigny.

[ihr die Portraits gebend.]

Nicht wahr? — Köſtliche Brillanten! — und zwei recht liebliche Geſichterchen! — Unglücklicherweiſe kenne ich ſie alle beide nicht.

Iſabella.

Das glaube ich wohl. — Das eine iſt eine Verwandte des weſtphäliſchen Hauſes, und das and're die Nichte unſers Königs. — Warum

hat man denn aber die Portraits Ihnen gegeben?

Charvigny.

Ja, das frage ich Sie! Ich weiß es nicht. Seiner Hoheit haben mir blos gesagt: „Geben Sie dieselben nur dahin, wo Sie bereits wissen," — Da ich aber nun durchaus nichts wußte, so sind sie bis jetzt in meinen Händen geblieben. — Aus dem was Sie mir aber gesagt haben, schließe ich nun, daß es ein Geschenk ist, welches der Prinz den beiden Herrn Gesandten machen wollte; denn allerdings muß ja für diese das Portrait einer Prinzessin ihres Hauses ganz besonders angenehm seyn. — Wissen Sie was? Ihrem Herrn Vater macht gewiß dieses Präsent eine große Freude — bringt uns einander vielleicht wieder näher. — Wie wär' es, wenn Sie es ihm übergäben, und ihm dabei sagten, daß es von mir herkomme, und daß ich ihm im Namen des Prinzen dieses Portrait zuzusenden die Ehre habe.

Isabella.

Ja, ja, lieber Charvigny, so wollen wir's machen! und alles wird gut gehen! Aber das

Einzige müſſen Sie mir heilig verſprechen, daß Sie nur zufällig ein Diplomat geworden ſind, und daß — daß Sie nie ein Staatsmann — nie ein Mann von Talent werden wollen, der —

Charvigny.

Ich verſpreche es hiermit feierlichſt! —

Iſabella

Und ich will es glauben! — Ich ſuche jetzt meinen Vater — und dann — Sie haben doch unſer Tanz-Engagement nicht vergeſſen?

Charvigny.

Wichtige Sachen vergeſſ' ich nie.

Iſabella.

Mein Vater hat mir ſtatt des Walzers einen Contretanz mit Ihnen erlaubt, — damit wir zuſammen bequem plaudern können, damit ich Sie ausforſchen kann, ſagt er; nun — nun, lieber Charvigny! Ich will Sie tüchtig ausforſchen! Auf Wiederſehn!

[geht in den Ballſaal]

Vierter Auftritt.

Charvigny. Dann Saldorf.

Charvigny.

Ein köſtliches Weibchen muß ſie werden! Wie ſelig werde ich ſeyn, wenn ich einmal wieder ſo von allen Geſchäften los und ledig — [er bemerkt Saldorf, der ihn grüßt.] Ach! Du mein Himmel, da kommt ſchon wieder ſo ein Geſchäftsmann! — Gott ſey mir gnädig! — Herr Baron!

von Saldorf.

Ich habe die Ehre, Herr von Charvigny, Ihnen meine Hochachtung —

Charvigny.

Bitte unterthänig. [für ſich.] Ich muß ihn ſelbſt an mich kommen laſſen.

von Saldorf [für ſich.]

Er will nicht zuerſt anfangen — und doch merke ich recht gut, daß er mir etwas zu ſagen hat. — Erwarten wir es kluger Weiſe.

[Eine längere Pauſe, während welcher ſich beide forſchend betrachten und dann ſetzen, Saldorf rechts, Charvigny links. Nun ſe-

hen ſie ſich wieder an. Endlich wird Salborf ungeduldig und fängt an.]

von Salborf.

Sie ſind wohl noch etwas ermüdet von Ihrer Reiſe, Herr Chevalier?

Charvigny.

Da möchte ich Sie eher fragen, Herr Baron!

von Salborf.

Mich? — ja, was mich betrifft — offenherzig geſprochen —

Charvigny [für ſich.]

Er hat freilich unterwegs einmal ausgeruht.

von Salborf.

Ja. — So eben habe ich das Vergnügen gehabt, mit den Herrn Grafen Moreno zu ſprechen.

Charvigny.

Ich ebenfalls.

von Salborf.

Er hat mir geſagt, — daß — ja, es hat mir geſchienen, als ob er mit Ihnen nicht eben auf dem beſten Fuße ſtünde, und da habe

ich mir denn überlegt, daß wir uns vielleicht einander mehr nähern könnten.

Charvigny

[ſchiebt ſeinen Seſſel näher.]

Das ſoll von meiner Seite mit Vergnügen geſchehen.

Saldorf [nach einer Pauſe]

Der Herr Graf Moreno iſt mir allerdings zuvorgekommen, und ſomit jetzt im Vortheile.

Charvigny.

Und das iſt Ihnen unangenehm?

Saldorf.

O, bewahre — das iſt mir ſehr gleichgültig. — Offenherzig geſprochen, muß ich ihnen ſagen, daß uns gar nicht viel daran liegt zu reüſſiren, aber es liegt uns dagegen ungemein viel daran, daß auch der portugieſiſche Hof nicht reüſſire — und wenn wir uns alſo mit einander einverſtehen könnten —

Charvigny.

Das wäre gar nicht übel, aber es wird ſchwierig ſeyn.

worden, traten ohnfern Liegnitz, in den Gefilden an der Katzbach, bei dem Kloster Wollstadt oder Wahlstadt, die Heere aufeinander. —

Mit ihrem gewohnten wilden Muth griffen die weit überlegenen Tataren an; standhaft und ächt ritterlich hielten die Verfechter der Freiheit den Anprall aus, aber ihre Zahl war zu schwach und verloren ging nach heißem Streit die blutigste Schlacht, die je die Völker des Westen gegen östliche Barbaren fochten. — Herzog Heinrichs Heer und die deutschen Ritter mußten sich zurückziehen, dem Feinde blieb das leichenvolle Feld und neun Säcke mit den rechten Ohren der Erschlagenen füllten als grauses Siegeszeichen die Tataren. —

Als die Nachricht des Verlustes der Schlacht erscholl, ergriff, verstärkt durch die Nähe der Gefahr, jenes ungeheure Entsetzen, das erst sich schon der Gemüther der Menschen vor diesen furchtbaren Feinden bemächtigt hatte, mit verstärkter, neuer Kraft Alle. In die unwegsamsten Gebirge und Waldungen floh das Volk mit seiner Habe und so weit der Fuß der Asiaten kam, glich alles Land einer grausenden Wüste, bedeckt mit den Gebeinen der Erschlagenen und den dampfenden Trümmern niedergebrannter Dörfer und Städte. Dennoch, so groß der Schrecken war, den seine Siege dem

Saldorf.

Warum denn? — Was denkt der Prinz davon, und was Sie? — Weiter verlange ich gar nichts.

Charvigny.

Mein Herr Baron — offenherzig gesprochen —

Saldorf [für sich.]

Aha! offenherzig gesprochen, das heißt bei Diplomaten immer so viel, als: Nimm Dich in Acht!

Charvigny.

Was meine Meynung betrifft, so wird sich diese sehr schwer aussprechen lassen — aber Sie sind ein viel zu gewandter Mann, um sie nicht zu errathen.

Saldorf.

Ich verstehe.

Charvigny.

Das wußte ich im Voraus.

Saldorf [für sich.]

Er ist noch weit gewandter, als ich's geglaubt hätte.

Charvigny.

Und wenn Ihnen irgend etwas Zeugniß geben

kann für die Geſinnungen des Prinzen, ſo wie für die meinigen in Bezug auf Sie — ſo möge es dieſes Geſchenk hier ſeyn, das Ihnen alles ſagen wird, und an deſſen Uibergabe ich auch groſſen Antheil zu haben mir ſchmeichle. — Dieſes Ihnen wohlbekannte Portrait, das ich beauftragt bin, Ihnen einzuhändigen — Sie verſtehen?

Salborf.

[indem er das Portrait erblickt, bei Seite.]

Was ſeh' ich! [laut, indem er aufſteht] Wie? — Vom Prinzen Rudolph? — Und auf Ihren Antrieb?

Charvigny.

Ja, Herr Baron!

Salborf.

Und mir — eine ſolche Beleidigung! — auf eine ſolche unerhörte Weiſe! — Auf eine abſchlägliche Antwort war ich gefaßt — ich wünſchte ſie ſogar — aber auf eine ſolche Art verabſchiedet zu werden, der Dupe eines ſolchen Komplots zu ſeyn, das Schlachtopfer Ihrer Intriguen, mein Herr —!

Charvigny.

Wie? — meiner Intriguen? —

Saldorf.

Das darf, das kann ich nicht ertragen. Der Großherzog soll Alles erfahren, und dann will ich alles Mögliche aufbieten, ja, mich sogar mit dem portugiesischen Gesandten vereinigen, um Sie von hier fortzubringen! Ihre Projekte, Ihre Pläne, Ihre Ränke, die ich weiß, die ich sehe, keinem Menschen sollen sie mehr ein Geheimniß bleiben, der ganze Hof, die ganze Stadt sollen sie erfahren.

[geht wüthend ab.]

Fünfter Auftritt.

Charvigny [allein.]

[Saldorf staunend nachsehend.] Wenn ich sie doch nur erst selbst wüßte! — Der Mensch scheint ein Feind der Malerey zu seyn, sonst begreife ich seine Wuth nicht. — Und ich glaubte alles ganz vortrefflich eingerichtet zu haben! — Bei alle dem kommt es mir aber vor, als ob ich einen dummen Streich gemacht hätte, denn nun bin ich in offenbaren Kriege mit dem Hause Westphalen! — Wenn er nun seine Drohungen wahr macht! Was fange ich

an? Für wen wird man mich halten? Es wäre wahrhaftig das Beſte, wenn ich auf der Stelle abreiſte, und die Herrn ſich untereinander die Sachen erklären ließe. — Aber abreiſen, ohne zu wiſſen weshalb, und ohne meine Unbeſonnenheit wieder gut zu machen? — den wackern Prinzen in die größte Verlegenheit ſetzen? — Davon gehen wie ein dummer Junge, und nichts wiſſen von allem, was gegen meinen Willen durch mich geſchehen iſt? Nein, nein! Ausſpielen die Rolle, welche ich nicht gelernt habe, und nicht begreife! — Wie wäre es, wenn ich dem Prinzen offenherzig geſtände, daß ich von der ganzen Geſchichte gar nichts weiß? — Aber für wen würde man mich halten? — für einen abgefeimten Abentheuer! Und wie würde man mich behandeln? Wahrſcheinlich wie einen Gauner, der ſich hier auf frevelnde Weiſe eingeſchlichen! Nichts da! — Und überdies bin ich ja auch noch mit Iſabellen auf einen Tanz engagirt — Ha! — was höre ich? — Das Orcheſter beginnt einen Contretanz! — Das iſt der Ruf des Schickſals, ich folge ihm, ich muß ihm folgen!

[will in den Tanzſaal gehen, als er aus der Mitte die Folgenden kommen ſieht.]

Sechſter Auftritt.

Charvigny. Prinz Rudolph. Die Marquiſe.

Rudolph.

[zur Marquiſe im Eintreten.]

Ja, ja, es iſt kein Zweifel mehr! Das Ungewitter wird auf der Stelle losbrechen, und wir ſind verloren! [vorkommend bemerkt er Charvigny.] Charvigny! — Sie noch hier? — Unglückſeliger, warum zaudern Sie noch?

Charvigny.

Ich? — mein Prinz!

Rudolph.

Wiſſen Sie denn nicht, welche Gefahren uns Alle bedrohen?

Charvigny.

Ich — Königliche Hoheit — ich glaube nunmehr jeder Gefahr trotzen zu müſſen!

Marquiſe [zu ihm eilend.]

Ja, Charvigny, das wundert mich von Ihnen nicht. So bleibt uns denn doch noch ein Freund, auf welchen wir rechnen können.

Charvigny.

In Noth und Tod!

Rudolph.

Sie wiſſen aber doch, daß der Großherzog wüthend auf Sie iſt?

Charvigny.

Auf mich?

Rudolph.

Und da Sie an ſeinem Hofe nicht förmlich accreditirt ſind — kann er Sie in irgend ein Staatsgefängniß werfen, aus welchem ich Sie, trotz aller Bemühungen, vielleicht doch nicht zu retten im Stande wäre.

Charvigny [für ſich.]

Ach, du mein Himmel!

Marquiſe.

Und was hat er denn verbrochen?

Charvigny.

Ja! was habe ich denn verbrochen?

Rudolph.

Wenn Sie mir nur wenigſtens vorher einen Wink davon gegeben hätten — aber für ſich ſelbſt, ganz allein — einen ſo kecken Schritt. — Sie wußten ja, daß in unſrer Lage zwiſchen

zwei Mächten, die man beiderseits schonen mußte, unsere einzige Hoffnung darauf gerichtet war, Zeit zu gewinnen, indem man die eine der andern gegenüber stellte.

Marquise.

Ja, das war unser Plan.

Rudolph.

Und gewiß der klügste. — Nun denn, er, — er hat den Knoten mit einemmale zerhauen — ganz großes Spiel gespielt. — In meinem Namen hat er den westphälischen wie den portugiesischen Gesandten verabschiedet, die nun alle Beide wüthend sind. —

Marquise [voll Schrecken.]

Mein Gott! Das hätte er gewagt? [mit Festigkeit.] Wohl! so hat er Recht daran gethan.

Charvigny.

Sie glauben also — ?

Marquise.

Ja, ein solcher kühner Entschluß konnte uns allein noch retten. — Ich weiß zwar noch nicht, was die Folgen davon seyn werden, aber einmal hätte es doch endlich dahin kommen

müſſen, und Sie, mein Prinz, würden nie darein gewilligt haben.

Rudolph.

Es iſt ja auch ganz wider meinen Willen geſchehen, — ohne daß ich nur ein Wort davon gewußt habe — er hat mich geradezu in die Sache hineingezwungen. — Wahrlich, ein Staatsſtreich, der ſeiner Kühnheit wie ſeiner Menſchenkenntniß Ehre macht! — Die beiden Portraits, um welche Sie mich gebeten hatten, und die für Sie beſtimmt waren. —

Charvigny.

Ach, du mein Himmel! für Sie alſo —!

Rudolph.

Er hat ſie in meinem Namen dem portugieſiſchen Geſandten —

Marquiſe.

Und dem weſtphäliſchen übergeben. — Hahaha! nun begreif' ich die ganze Geſchichte!

Charvigny [für ſich.]

Die iſt glücklicher als ich.

Marquiſe.

O, Charvigny! welchen Dank ſind wir Ihnen ſchuldig!

Charvigny.

Ganz und gar nicht, gnädige Frau! Viel weniger als Sie glauben!

Rudolph.

Er hat uns allerdings aus einer Gefahr gerettet, aber nur, um uns in eine andere, viel größere zu stürzen. — Was soll ich nun dem Großherzoge sagen? — wie soll ich nun Gründe anführen, für diese doppelte abschlägliche Antwort, oder vielmehr für diese doppelte Beleidigung? — Soll man ihm denn alles geradezu eingestehen?

Charvigny.

Und warum nicht?

Marquise.

Wie? Dazu könnten Sie rathen?

Charvigny.

Ja, gnädige Frau! Alles muß sich nun aufklären, und mein Rath ist jetzt, daß man offen mit der Sprache herausgehe.

Rudolph [zu Charvigny tretend.]

Nun denn — so thun Sie es.

Charvigny.

Ich?

Rudolph.

Ja! Sie ſind der einzige Mann, deſſen Talent und Gewandheit uns auch noch dieſen letzten Dienſt erzeigen kann. Sie haben angefangen, ſo müſſen Sie auch vollenden!

Charvigny.

Wie? Sie wollten —?

Rudolph.

Dem Großherzog geradezu erklären laſſen, daß ich meine Freiheit liebe, und ſie mir erhalten will.

Charvigny.

Nichts natürlicher als das.

Rudolph.

Und daß ich nun gar nicht heyrathen werde.

Charvigny [erſtaunend.]

Was? — wie? —

Marquiſe.

Still! man kommt!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Iſabella.

Iſabella.

Ach, Charvigny! — finde ich Sie endlich!

westlichen Europa einflößten, wagte Batu nicht weiter vorzudringen. Der ungeheure Verlust, den sein Heer in der Schlacht auf den Feldern bei Wollstadt erlitten hatte, lehrte dem Führer der Mungalen deutsche Tapferkeit ehren und deutschen Muth, und die heldenmüthige Entschlossenheit von fünfzig Rittern und zwanzig Armbrustschützen, die es wagten, gleich den Lakoniern in den Thermopylen, gegen den einbrechenden Feindesstrom mit hoher Todesverachtung in Neustadt in Oestreich, sich zu vertheidigen, bis Entsatz ihnen ward — bestärkte ihn hierin und von Deutschlands Grenzen, an dessen Unterjochung er verzweifelte, wandte er sich weg, um in Hungarns fruchtbaren Gauen sein blutig Banner aufzupflanzen.

Wie dieses Landes Bewohner mit ihrem König Bela IV. zerfallen waren in unheilvolle Zwietracht, haben wir bereits angedeutet; schwach war daher nur der Widerstand, der den Barbaren sich zeigte und die Felsenwände der Karpathen konnten keinen Feind zurückhalten, der die Wildnisse, Gebirge und Ströme Asiens durchschnitten, überklettert und durchschwommen hatte. König Bela's in Eil zusammengeraffte Schaar wurde zersprengt und in weniger als einem Jahre war alles Land nordwärts der Donau eine weite Gräber- und Aschenwüste. Als der Winter kam und der mäch-

— Nun, Sie machen ſchöne Streiche! — Sie ſind ein allerliebſter Courmacher, — Sie thun alles mögliche, um meine Hand zu erhalten, Sie, Sie — o, gnädige Marquiſe, es iſt zum verzweifeln!

Charvigny.

Ach! Du mein Himmel! 's iſt wahr! Der Ball hat ſchon angefangen, und mein Engagement mit Ihnen —

Iſabella.

Stellen Sie ſich nur nicht wieder ſo unſchuldig! Von dem Contretanz iſt jetzt gar nicht die Rede! Haben Sie mir nicht feierlich verſprochen, keine diplomatiſchen Streiche mehr zu machen? Wie Sie mir Wort halten, wird mein Vater Ihnen erklären!

Charvigny.

Und er iſt wüthend — nicht wahr?

Iſabella.

Er ſollte es freilich ſeyn, aber zu meinem Erſtaunen hat er ſich beruhigt — iſt ganz ſanft und freundlich geworden. — „Iſabella," ſprach er, „Charvigny hat mich mit einer Kunſt betrogen, mit einer Tiefe der Erfahrung

hintergangen, deren ich ihn nie fähig gehalten hätte. — Ich bin im Innerſten darüber ergrimmt, aber dies ſoll mich doch nicht abhalten, ihm die vollſte Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, und ich kann ihm noch verzeihen, — ja, ihn ſogar noch zu meinem Schwiegerſohne annehmen, — wenn auch Weſtphalen ſeinen Plan nicht durchſetzt. Weiter verlange ich nichts."

Rudolph [zur Marquiſe.]
Was hör' ich? Am Ende führen die Brautwerber ſelbſt mich in Ihre Arme!

Marquiſe [zu Rudolph.]
Charvigny iſt ein Engel!

Charvigny.
Ach, du mein Himmel!

Iſabella.
Alſo haben Sie mich abſcheulich belogen und betrogen! Sie haben die ganze Geſchichte eingefädelt, alles treiben und leiten Sie allein, Sie ſind ein Diplomat, ein abgefeimter Diplomat und meine Meinung über ſolche Leute haben Sie vernommen. — Ich will nichts mehr von Ihnen wiſſen. Ich bin Ihnen gut geblie-

den gegen den Willen meines Vaters; jetzt kann er mir zehnmal befehlen, Sie zu lieben — ich mag Sie nicht, ich will Sie nicht!

Charvigny.

Aber — theure Gräfin —

Marquise.

Und warum denn nicht?

Isabella.

Warum? Sollten Sie es wohl glauben, daß er vor wenigen Minuten mir, die er liebt, zugeschworen hat, daß er von gar nichts wisse, daß er mit allem dem, was hier vorgehe, gänzlich unbekannt sey?

Rudolph.

Ein Zartgefühl das ich bewundern muß.

Isabella.

O, — der Abscheuliche that noch mehr! Denken Sie nur, mein Vater bot ihm meine Hand unter der Bedingung an, daß er ihm das Geheimniß seiner diplomatischen Sendung anvertraute: nun, gnädige Frau? — er hat's abgeschlagen!

Rudolph [zu Charvigny tretend.]

Wahrhaftig! — O, Sie edelmüthiger Freund!

Dafür bleibe ich Ihr ewiger Schuldner! — Aber laſſen Sie mich nur erſt zur Regierung kommen, Sie ſollen mein nächſter Freund, mein einziger Rathgeber ſeyn!

Marquiſe.

Wo könnte man einen brauchbarern Mann finden? — Aber — bis dahin will ich mich wenigſtens mit der Wiederverſöhnung dieſer beiden lieben Menſchen beſchäftigen. [zu Iſabella.] Meine liebenswürdige Freundin, Sie müſſen nicht länger auf den Chevalier böſe ſeyn, müſſen ihn ſchon aus Freundſchaft für mich vergeben.

Iſabella.

Sie ſprechen für ihn? Der Mann hat unmenſchliches Glück! Ich darf Ihnen, meiner zweiten Mutter, nichts abſchlagen. Ja — ich will, ich muß ihm verzeihen, aber unter der Bedingung, daß auch Weſtphalen ſeinen Plan nicht durchſetze!

Rudolph [lachend.]

Das müſſen Sie verhindern!

Charvigny.

Ich? — Euer Hoheit —

Marquise.

Darum bitte auch ich!

Isabella.

Nicht wahr? Und das kann er uns doch wenigstens zu Gefallen thun. — Denn was verschlägt denn das ihm, ob Westphalen —

Charvigny.

Nun ja, mein Gott, ja, wenn ich Ihnen damit ein Vergnügen machen kann. — Aber wir vergessen ja ganz unsern Contretanz!

Marquise.

Einen Contretanz? — Und in einem solchen Augenblicke kann er an einen Contretanz denken!

Charvigny.

Warum nicht? — Wäre ich Fürst, so müßten alle meine Unterthanen einen Contretanz zusammen tanzen, damit sie doch wenigstens auf diese Art, wenn auch gezwungen, einander sammt und sonders die Hand reichten. — Aber jetzt keine Zeit mehr verloren, lassen Sie uns eilen!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Großherzog. [Dieſer zeigt ſich im Hintergrunde, als die Andern eben abgehen wollen. Sie bleiben daher ſtehen. Charvigny und die Marquiſe kommen ihm links, der Prinz und Iſabella rechts zu ſtehen.]

Großherzog.

Nur einen Augenblick! — Wo wollen Sie hin?

Charvigny.

Euer Königliche Hoheit bitte ich tauſendmal um Vergebung. Mich ruft ein's der dringendſten Geſchäfte — ein Contretanz mit Comteſſe Moreno —

Großherzog.

Ich werde die Comteſſe um die Erlaubniß erſuchen, ihren Tänzer auf einige Augenblicke ihr zu entführen. [zu Charvigny.] Ich habe mit Ihnen zu ſprechen. — Die Damen können indeſſen in den Ballſaal gehen, wo man ſie ohnedies vermißt. — [zu dem Prinzen] Dich, lieber Neffe, bitte ich indeß in meinem Cabinet mich zu erwarten!

Marquiſe [leiſe zu Charvigny.]

Das iſt der Augenblick der Criſis. — Schützen Sie, retten Sie uns!

Rudolph [eben ſo.]

Meine ganze Hoffnung ruht nur noch auf Ihnen. [er giebt der Marquiſe und Iſabellen die Hand, und alle Drei gehen im Hintergrunde ab.]

Neunter Auftritt.

Der Großherzog. Charvigny.

Großherzog.

[geht einige Augenblicke unruhig auf und ab, ohne zu ſprechen. Unterdeß ſagt Charvigny folgendes für ſich.]

Charvigny.

Das wird ernſthaft! — So viel ich anfangs zu errathen glaubte, ſchien ſich's hier um eine Verſchwörung zu handeln, in welche die Marquiſe verwickelt war, und wobei die Freiheit des Prinzen auf dem Spiele ſtand. — Seit er mir aber vom Nichtheirathen geſprochen hat, bin ich ſo albern wieder wie vorher.

[Der Großherzog ſetzt ſich, Charvigny bleibt vor ihm ſtehen.]

Großherzog.

Näher, Herr von Charvigny! — Die Sachen ſind bereits ſo weit gediehen, daß ich endlich durchaus Ihre wahren Abſichten wiſſen muß. — Ob Sie gleich hier ohne einen oſtenſibeln Zweck angekommen ſind, iſt doch ſeit heute früh die Rede nur von Ihnen geweſen, und Sie haben meinen ganzen Hof umgekürzt.

Charvigny.

Ich? Euer Königliche Hoheit!

Großherzog.

Ja, Sie! — Der weſtphäliſche Geſandte ſchuldigt Sie an, der portugieſiſche beklagt ſich über Sie — und ich ſelbſt bin ſehr unzufrieden mit dem überwiegenden Einfluſſe, den Sie auf meinen Neffen ſich zu verſchaffen gewußt haben.

Charvigny.

Euer Königl. Hoheit kann ich aber auf Ehre und Gewiſſen verſichern, daß ich dem Prinzen durchaus gar keinen Rath ertheile, ſondern thun nur laſſe, was er will.

Großherzog.

Er befolgt aber doch durchaus keine andere Meinung als die Ihrige.

Charvigny.

O! was die Meinung betrifft, Euer Königl. Hoheit, so erzeigt uns ein Prinz immer die Ehre, die unsrige zu haben, wenn wir so klug sind, stets von der seinigen zu seyn.

Großherzog.

Was das Klugsein betrifft, mein Herr! so muß ich Ihnen eingestehn, daß Sie damit reichlich ausgestattet sind; hier handelt sich's aber von Offenherzigkeit, und darum gehe ich auch lieber den geraden Weg. Da Sie so vielen Einfluß auf meinen Neffen haben, so machen Sie ihm doch begreiflich, daß ich es von ihm erwarte, ja, von ihm ford're, daß er noch heute eine Wahl trifft.

Charvigny.

Eine Wahl! — dürfte Euer Königl. Hoheit ich es wagen zu fragen, welche?

Großherzog.

Das ist mir ziemlich einerlei — er ist in dieser Hinsicht Herr und Meister — ich will

ihm keinen Zwang auflegen — aber ich halte mich an Sie mein Herr! wenn er nicht heute Abend noch auf eine oder die andere Art vermählt ist —

Charvigny.

Vermählt! — ach du lieber Gott! — Da ist's um mich geschehen!

Großherzog.

Wie so?

Charvigny.

Weil jetzt eben hier — in diesem Augenblicke — Sr. Hoheit der Prinz mir seine Absichten mitgetheilt hat, die nicht so ganz im Einklange mit Euer Königl. Hoheit Ansichten sich zu befinden scheinen, indem der Herr Prinz unverheyrathet zu bleiben wünschen.

Großherzog.

Was hör' ich? — Das thut mir leid um Sie, Herr von Charvigny, denn da mein Neffe gestern noch ganz andere Ansichten hatte und fest zu einer Vermählung entschlossen war, so weiß ich sehr wohl, wem ich diese Veränderung seiner Gesinnung beizumessen habe. Ja, mein Herr — ich habe ganz und gar keine

tige Strom sich mit Eis belegte, gingen die Tataren auf das andere Ufer und belagerten Gran. Es fiel nach tapferer Vertheidigung in die Hände der Feinde und ein allgemeines Morden unter den unglücklichen Einwohnern entstand. Drei hundert edle Frauen, ausgezeichnet durch Rang, Reichthum und Anmuth, ließ Batu vor seinen Augen niederhauen! — Nur drei Städte im ganzen Reich entgingen dem gräßlichen Geschick des Gemeinwesens und König Bela entfloh verzweifelnd nach den liburnischen Inseln.

Als hierauf Batu noch Servien, Bosnien und Bulgarien verheert hatte, gleich den andern Ländern, die er durchzog, wandte er sich, müde vielleicht des Mordens und Brennens, zurück, von wannen er gekommen, und verlebte fortan seine Zeit in dem Pallast Serai, den sein Befehl mitten in einer Wüste hatte entstehen lassen.

Aber nicht allein gegen die reichen Gegenden des Osten und Süden, so wie gegen die kriegerischen Völker des Westen, genügte es dem Eroberungsgeist der Mungalen, ihre Waffen getragen zu haben, auch die armen beeisten Gefilde des Nordens sollten erzittern und gedüngt werden mit Blut. Schelbani, des fürchterlichen Batu Bruder, überzog mit zahlloser Horde die Steppen

Luſt mich Ihretwegen in Feindſeligkeiten mit zwei bedeutenden Mächten zu befinden — ſie müſſen noch heute eine Antwort erhalten — eine genügende Antwort, mindeſtens eine ſolche, über welche weder die eine noch die andere ſich beſchweren kann — und das zu bewirken iſt Ihre Sache. — Vergeſſen Sie aber dabei ja nicht, ich wiederhole es Ihnen nochmals, daß mein Neffe durchaus heute noch vermählt ſeyn muß — wo nicht, ſo fällt die ganze Schuld ſeines Ungehorſams auf Sie — und da Sie hier unter keinem offiziellen Charakter erſchienen ſind, ſo kann es Sie dann nicht befremden, wenn ich mich Ihrer Perſon verſichere und erprobe, ob Ihre Ränke eben ſo mächtig auf einer Feſtung ſind, als ſie es hier an meinem Hofe geweſen! Auf Wiederſehen! [ab.]

Zehnter Auftritt.

Charvigny. Später die Marquiſe.

Charvigny.

Brava! Jetzt haben ſie mich ſchon zwiſchen zwei Feuern! Je mehr ich höre, deſto dunkler wird mir die ganze Geſchichte! Jetzt iſt auf

einmal von einer Doppelheyrath die Rede! Daraus werde der Henker klug! — Der Oheim, der will — und der Neffe, der nicht will! — und warum will er denn eigentlich nicht? Er ſoll wollen. Da wär's ja auf der Stelle abgemacht! — Das muß ich ihm wahrhaftig gleich vorſtellen!

Marquiſe.

Nun? Was für Nachrichten?

Charvigny.

Sehr gute! — Der Prinz darf nur wollen — ſo iſt alles in Ordnung.

Marquiſe.

Und wie?

Charvigny.

Hören Sie wörtlich, was Königliche Hoheit zu ſprechen geruhten: „Ich habe ganz und gar keine Luſt mich Ihretwegen" — Se. Königliche Hoheit ſprachen nämlich mit mir — „mich Ihretwegen in Feindſeligkeiten mit zwei bedeutenden Mächten zu befinden. Dieſe müſſen noch heute eine genügende Antwort erhalten, — mindeſtens eine ſolche, über welche weder die eine noch die andere ſich beſchweren kann."

Marquise.

Ja, das ist eben die Schwierigkeit.

Charvigny.

Geduld, meine Gnädige. Königliche Hoheit fuhren fort: „Mein Neffe muß noch heute vermählt seyn — mir gleich, mit wem — wo nicht, so sind Sie dafür verantwortlich."

Marquise.

O Gott! — was sagen Sie? — so weit haben Sie ihn gebracht?

Charvigny.

Ja, gnädige Frau, und ohne viele Mühe — denn er ist selbst darauf gekommen — aber Sie begreifen nun auch, daß das nicht lange mehr so bleiben kann, und daß sich der Prinz entscheiden muß.

Marquise.

Da haben Sie vollkommen Recht. — Jetzt ist der Augenblick, oder nie! — Wir geben dadurch dem Großherzoge das Mittel an die Hand, sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen. — es wird dann — gerade wie er es wünscht, — keinem von Beiden der Vorzug gegeben, und keiner von Beiden wird beleidigt. Nur

die Umſtände ſelbſt haben es nothwendig gemacht, folglich iſt der Großherzog auſſer aller Schuld, und alſo — Meinen Sie das nicht auch? Chevalier!

Chavigny.

O ja, freilich, freilich!

Marquiſe.

Sie rathen alſo auch dem Prinzen —

Chavigny.

Allerdings, allerdings; denn nun gilt kein Zaudern mehr.

Marquiſe.

Gut denn! So erwarten Sie mich hier. Ich übernehme alles, mengen Sie ſich dabei in nichts.

Chavigny.

O, ich verlange ja gar nichts weiter als dies — denn, wahrhaftig, nach allem was ich heute ſchon gethan habe —

Marquiſe.

Ich gehe zum Großherzoge — aber ſchon bei dem bloßen Gedanken an dieſen ſchweren Gang, empfinde ich eine namenloſe Furcht — ein Schauer rinnt mir durch alle Glieder —

Charvigny [für ſich.]

Die arme Marquiſe — ich glaube wahrhaftig, ſie zittert! [laut.] Muth gefaßt, gnädige Frau! friſch gewagt!

Marquiſe.

Das will ich auch. — Ich will Ihrem Rathe auch diesmal folgen. — Unſer Schickſal muß ſich entſcheiden. — In einigen Augenblicken ſind wir entweder alle Drei verloren — oder alle Drei auf dem Gipfel der Ehre und des Glücks. Erwarten Sie mich hier.

[geht in's Kabinet des Großherzogs.]

Eilfter Auftritt.

Charvigny [allein]

Jetzt kommt wahrhaftig das Zittern an mich! — Die arme Frau! ſich um meinetwillen ſo auszuſetzen! — Ich weiß auf Ehre nicht, ob ich ſie zurückhalten, oder gehen laſſen ſoll! Wenn ich nur wüßte, was ſie eigentlich durchzufechten hat! Etwas ſehr Gewagtes muß es wohl ſeyn — denn es koſtete ſie gewaltige Ueberwindung! — Und ich — ich ſoll das alles mir ausgedacht — verwickelt — durchge-

führt haben! — ich soll die Ursache aller dieser großen Begebenheiten und Ereignisse seyn? — Ach, wenn doch der Graf Moreno hier wäre! er, der noch heut' früh behauptete, daß das Genie alles durchsetzen könne. Wenn die Sache hier, von welcher Art und Weise sie nun auch seyn mag, glücklich ausfällt, so werden sie gewiß Alle von meinen ungeheuern Talenten überzeugt seyn. Das kann nicht fehlen. — Aber wenn sie schlecht abläuft — so bin ich auch der lächerlichste und abgeschmackteste Mensch unter der Sonne! — Was nur jetzt da d'rinn vorgehen mag? — Bin ich in einer Viertelstunde ein Narr, oder ein Mann von Genie? — Das wird eben dort jetzt entschieden, ohne daß ich das Geringste dazu gethan habe, und ohne daß mein Verdienst oder Nichtverdienst auch nur den mindesten Einfluß auf die Entscheidung hat. — Die Marquise kommt noch nicht wieder — das ist ein böses Zeichen! — Ja, ja, es ist gewiß entschieden, und ich bin ein Narr! — Da kommt Herr von Salborf, der bringt mir ohnstreitig die offizielle Nachricht meines gänzlichen Sturzes!

Zwölfter Auftritt.

Der Vorige. von Salborf.

von Salborf.

[kommt ſchnell herein und zieht Charvigny bei Seite.] Ich komme unmittelbar vom Großherzoge, und bin ſehr zufrieden mit Ihnen. — Sie ſind ſo gütig geweſen, das zu thun warum ich Sie gebeten hatte.

Charvigny

Ich?

von Salborf [halblei.]

Allerdings. Portugal, unſer Nebenbuhler hat nicht geſiegt! Das iſt alles was ich wünſchte. — Ich werde meinen Souverain Bericht von dem Antheile abſtatten, den Sie an dieſem günſtigen Reſultate gehabt haben, und wenn Sie je in irgend einer Sache ſich an Serenissimum wenden wollten, ſo kann ich im Voraus für deſſen gnadenvolles Wohlwollen bürgen.

Charvigny

Mein Gott! was ſagen Sie da? — Hat man ſich denn für Ihren Hof entſchieden?

von Salborf.

Ganz und gar nicht — aber man kommt — alſo Hand auf den Mund.

Charvigny [bei Seite.]

Weh' mir! Portugal kommt — im Bund mit der erzürnten Liebe!

Dreizehnter Auftritt.

Vorige. Der Graf. Iſabella.

Graf [zu Charvigny.]

Theurer Sohn, meine Tochter iſt die Ihrige!

Charvigny.

Wär's möglich?

Graf.

Vortrefflich, einzig durchgeführt! Ich ſage Ihnen, was mich ſelbſt betrifft, den innigſten Dank. Sie haben alles für mich gethan, was nur möglich war.

Charvigny.

Aha! ich verſtehe! — Der Prinz hat ſich für Sie —

Graf.

Nein, das nicht — dafür hatten Sie ſchon

geſorgt. — [halb leis,] Aber die Ehre iſt wenigſtens gerettet! — Weſtphalen triumphirt nicht! Das iſt alles was ich verlangen konnte, alles was Sie thun konnten.

Iſabella [leis.]

Ja, er hatte mir es verſprochen, und hat nun Wort gehalten! Das iſt recht ſchön von Ihnen!

Graf.

Ich muß bekennen, daß Sie uns Alle heut' in Staunen geſetzt haben. Eine Haltung, ein à plomb, eine Feinheit, und zwiſchen zwei Nebenbuhlern, welchen allen beiden daran lag, Ihnen zu ſchaden, mit ſo feſtem Schritte hindurch zu gehen — ſie aus Ihrem Wege zu entfernen — und in ſo kurzer Zeit zum Ziele zu gelangen! — Ja, meine Tochter, Charvigny iſt an ſein Ziel gelangt, denn eine Franzöſin trägt den Sieg über uns davon.

Charvigny.

Wahrhaftig? eine Landsmännin? Vortrefflich!

Graf.

Nun? [lächelnd.] Werden Sie jetzt noch

ſagen, daß bei unſeren Plänen und Combinationen Genie und Geſchicklichkeit unnütz ſeyen?

Charvigny.

Nein, Herr Graf, gewiß nicht mehr! ich müßte ja offenbar gegen meine eigene Erfahrung ſprechen! [für ſich.] Ja, es iſt ausgemacht, ich muß nun einmal ein genial diplomatiſcher Kopf ſeyn!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Großherzog. Die Marquiſe. Prinz Rudolph.

Rudolph.

Victoria! mein theurer Charvigny! alles iſt geſtanden, alles iſt entdeckt!

Graf.

Ich habe es ihm ſo eben erzählt.

Großherzog.

Nun, dann wiſſen Sie auch, lieber Chevalier, daß ich meine Einwilligung gegeben habe. Kommen Sie näher! [zu ihm leis.] Sie haben ſich trefflich aus der Sache gezogen! Ich erwartete auch nichts Geringeres von Ihnen. —

Sibiriens und bis an des Eismeeres in Frost starrende Gestade streiften seine Krieger.

Drei Jahrhunderte herrschte Scheibani-Chan und seine Nachfolger in jenen nördlichen Klimaten und hatten zu Tobolsk ihren Sitz, bis endlich nach Verlauf dieser Zeit die Waffen der Russen sie verdrängten.

Dieses waren die in dem kurzen Zeitraum von einigen sechzig Jahren vollbrachten Kriegszüge, Eroberungen und Verwüstungen von Dschingis Söhnen und Enkeln, die, treu nachahmend das Verfahren ihres Stammvaters, fast über die ganze Erde weg, bis zu den entlegensten Nationen, Schrecken und Entsetzen verbreiteten.

Kann dieses Gemälde den Fühlenden nicht anders als mit Grauen erfüllen, mit einer trüben Empfindung, die nur von dem Gedanken an eine zwar oft dunkele und unbegreifliche Lenkung der höchsten Liebe und Gerechtigkeit, die fortschreiten lassend die Menschengeschlechter durch verworrene Thale, aus Nacht und Gräberwüsten neues Leben, höhere und schönere Entwickelung hervorgehen läßt — erhellen, so mögen folgende wenige Züge und Andeutungen über das bürgerliche Leben der Groß-Chane der Mungalen in diesen und

Dennoch erlauben Sie; daß ich ganz Ihnen noch nicht traue! Ja, wetten wollte ich, daß die vorgebliche Vermählung noch nicht vollzogen sey?

Charvigny.

Wie? Euer Königliche Hoheit! —

Großherzog [wie vorher.]

Sie hatten vollkommen Recht, es zu behaupten, und die Idee ist ganz köstlich, weil sie uns Alle aus der Verlegenheit gerissen hat. [laut.] Um Ihnen meine Zufriedenheit zu bezeugen, Chevalier, erkläre ich Ihnen, daß wenn Ihr Hof sich entschließen könnte, sich Ihrer Talente zu berauben, ich mich glücklich schätzen würde, diese sich an dem meinigen entfalten zu lassen, und Sie unter meine nächsten Umgebungen mir zu erbitten.

Rudolph.

Nein, theurer Oheim, mir müssen Sie gnädigst die Sorge für des Chevaliers Beförderung übertragen, und ich hoffe, daß er uns nicht wieder verlassen soll, denn wir haben große Schulden an ihn abzutragen.

Salborf [zu Charvigny tretend.]
Herr von Charvigny, ich habe Sie um eine Gefälligkeit zu erſuchen.

Charvigny.
Mich? — und das wäre?

Salborf.
Ich ſchreibe auch Denkwürdigkeiten meiner Zeit — es iſt nun einmal jetzt ſo Mode — und ich würde Sie daher bitten, Sie, der dieſe Angelegenheit mit ſo vieler Sachkenntniß geleitet hat, mir über dieſe wichtige Negotiation eine detaillirte Auskunft zu ertheilen, welche —

Charvigny [bei Seite.]
Nun, da wendet er ſich an den rechten Mann! — [zu Salborf.] Alle Details, deren ich habhaft werden kann, ſollen mit Vergnügen Ihnen zu Theil werden!

Großherzog.
Jetzt aber wollen wir wieder in den Ballſaal gehen, wo man ſich ohnſtreitig über unſ're lange Abweſenheit gewundert haben wird. — Meine Herrn und Damen, für dieſen Abend noch bleibt alles ein Geheimniß! Ich

behalte mir aber für morgen das Vergnügen vor, die erfreuliche Neuigkeit meinem ganzen Hofe selbst bekannt zu machen, und werde überdies Anstalt treffen, daß diese ganze Angelegenheit, welche Ihnen, Chevalier, so viele Ehre bringt, mit den kleinsten Umständen in der Hofzeitung öffentlich bekannt gemacht werde.

Charvigny [sich verbeugend.]

Wie? Euer Königliche Hoheit, wollen morgen öffentlich in der Zeitung —? [für sich.] Das ist ein wahres Glück für mich, da werde ich doch endlich erfahren, was ich alles gethan habe! [küßt Isabellen die Hand.] Ja! bleiben Ihnen künftig meine Verdienste kein Geheimniß! [der Marquise eben so.] wird Ihr Glück den Ruhm meiner Thaten bestätigen; [zum Großherzog.] werden Euer Königliche Hoheit, Portugal, Westphalen und die übrigen Völker Europens mein geringes Talent, und mein eifrigstes Streben mit huldreichem Auge betrachten — so bin ich wirklich — ein glücklicher Diplomat!

[Der Vorhang fällt.]

Ende.

Clara Wendel,

oder

die Schweizer-Räuberin.

Posse in zwei Aufzügen.

Nach dem Französischen

von

Th. Hell.

Bemerkung.

Nach dem eignen Ermeſſen jeder Direktion kann auch das Ganze nur in Einem Akte gegeben, und ſomit der zweite Akt nur als Dekorationswechſel angeſehn werden, wodurch vielleicht das kleine Stück an Raſchheit noch gewinnen dürfte.

Perſonen.

Oberſt Hermann.
Clara, Gräfin Albi.
Lindorf, Schultheis.
Brigitte, Clara's Kammerfrau.
Hinkfuß, Poſtillon.
Kettly, Dienſtmädchen im Gaſthofe.
Freyling, Kammerdiener des Obriſt.
von Wellen, } Freunde des Obriſt.
Rheinach, }
Elſi, } Schweizermädchen.
Marie, }
Jacob, Diener des Schultheis.
Hochzeitgäſte.
Schweizerinnen.
Soldaten.

Erſter Aufzug

[Gemach zu ebner Erde in einem kleinen Wirthshauſe in der Schweiz. Es iſt Nacht. Nur eine Lampe brennt.]

Erſter Auftritt.

Kettly, Elſi, Marie und andre Schweizermädchen. [ſitzen und hecheln Hanf, indem ſie auf Kettly's Erzählung ängſtlich horchen.]

Die Mädchen.

Es iſt nicht möglich!

Kettly.

Ja, wie ich Euch ſage!

Die Mädchen [unter einander.]

Es iſt entſetzlich! — Das Ungeheuer! — Die Klara Wendel! — Solche Mordgeſchichten! — O, erzähle nur noch weiter — weiter!

Elſi.

Wir fürchten uns ſo hübſch!

Marie.

Es iſt ſo prächtig ſchauerlich!

Kettly.

Mir hat's der Herr Schultheis ſelbſt erzählt, und alle durchreiſenden Paſſagiere haben es beſtätigt. Es iſt etwas ganz Merkwürdiges mit dieſer Clara Wendel. Bald iſt ſie ſchrecklich wie ein Tieger, bald wieder ſo ſanft wie ein Täubchen. Wie man eine Hand umdreht, kann ſie jetzt ein Engel und dann auch gleich wieder ein Teufel ſeyn. In dieſem Augenblicke tanzt ſie und ſingt ſie, und verſpricht Euch goldne Berge, und in dem nächſten ſtößt ſie Euch den Dolch in die Bruſt.

Alle.

Den Dolch! —

Kettly.

Ja, das wär' nicht das erſtemal, daß das paſſirt wäre. Wo man ſie nicht vermuthet, da iſt ſie, und es giebt keine Geſtalt und keine Verkleidung, die ſie nicht ſchon angenommen hätte, um ihre Räubereien und Mordthaten

unentdeckt zu vollbringen. Ja, wer weiß nicht, ob ſie nicht eben jetzt in unſ'rer Nähe —

Die Mädchen

[ſpringen alle mit einem lauten Schreckensrufe auf.]

Kettly.

Nun, nun, ſeyd nur ruhig, ich denke doch nicht, daß es ſo ſchlimm ſeyn ſoll.

Elſi.

Ach! wir fürchten uns ſo gewaltig!

Kettly.

Und jetzt müßt Ihr fort, denn ich will nun die Fenſterladen zumachen, und das Haus verſchließen.

Marie.

Fort? — und die Angſt — und die Clara Wendel —

Elſi.

Wenn nun unterwegs —

Alle.

Nein, nein — wir ſterben vor Angſt.

Kettly.

Ich kann Euch aber doch nicht helfen. — Ihr müßt ja auch nach Hauſe.

den nächst daran sich anschließenden Zeiten, durch den reinen Gegensatz mit ihrem kriegerischen Treiben, ein milderes Bild in der Seele des Lesers hervorrufen.

So wie die ersten Nachfolger Muhameds, die Kalifen, beobachteten auch die Nachkömmlinge Dschingis-Chans (d. h. die, so die höchste Würde bekleideten) den Gebrauch, nicht, oder doch nur äußerst selten, an der Spitze ihrer Heerscharen zu erscheinen.

In ruhiger Majestät thronte mitten in den Wüsten an den Ufern der Selinga die goldne oder königliche Horde, und während vor dem Groß-Chan die Gesandten der Könige und Fürsten aus Asien und Europa, Geschenke bringend und Frieden und Freundschaft bittend, erschienen, verzehrte der gewaltige Herrscher so vieler Millionen, von dessen Wink das Geschick unermeßlicher Länder abhing, sein einfaches Mahl nach Sitte seiner Väter, das dem ärmsten europäischen Herrn zu dürftig würde gewesen seyn.

Nur nach und nach erhob der gewöhnliche Sitz dieser Fürsten aus einem elenden, armseligen Dorf zu etwas besserem sich empor und erst Oktaj, und sein Nachfolger Mangu, vertauschten das sonst als Wohnung übliche Zelt mit einem leicht gezimmerten Hause, in welches sie die Gebräuche ihrer Altvordern und ihre patriarchalischen Sitten

Elsi.

Ach, wenn wir nur wenigstens eine Mannsperson mit hätten!

Kettly.

O! die würde Euch auch eben viel helfen. — Das sind noch furchtsamere Hasen wie wir. Ich habe nun so ein Stück davon hier im Hause, und der schläft wie ein Murmelthier.

Marie.

So wollen wir uns wenigstens unsre Kienspähne anzünden, damit wir uns nicht so sehr fürchten.

Kettly.

Ja, das könnt Ihr thun. Da, an der Lampe. [Die Mädchen zünden die Kienspähne an] Wenn sie Euch nur der Wind nicht ausbläst, es ist gewaltig stürmisch draußen, auch regnete es vorhin

Elsi.

Hu! mich schaudert!

Marie.

Wenn ich's nur diesmal schon überstanden hätte!

Alle Mädchen

[nachdem ſie die Kienſpähne angezündet haben, im Abgehen.] Du haſt uns ſchön Angſt gemacht — wenn uns nur die Clara nicht — ich reiße aus, was die Beine laufen, u. ſ. w.

Kettly.

Gute Nacht, gute Nacht!

Die Mädchen

[gehen mit Zeichen der Angſt ab.]

Kettly [allein.]

Es iſt mir doch ſelbſt ganz ſchauerlich zu Muthe! — Man ſollte an ſolche Räubergeſchichten gar nicht denken. — Wenn ich nur ſchon die Fenſter und Thüren verſchloſſen hätte! — Nun, in Gottesnamen! — Die ſchreckliche Perſon wird doch nicht gleich kommen?

[geht ab mit der Lampe, welche ſie in eine Laterne ſetzt]

Zweiter Auftritt.

[Es wird dunkel im Zimmer, und bleibt eine Weile ſtill. Man ſieht im Hintergrunde Kettly die Laden ſchließen. Dann hört man

Geroll einer Kutſche und Peitſchenknall. Der Wagen hält. Nach einer Weile kommt]

Kettly [mit der Lampe zurück. Hinter ihr]. Clara und Brigitte.

Clara [im Hereintreten.]

Pferde, liebes Kind! um des Himmelswillen, Pferde, ſo bald als nur möglich. — Es liegt mein Leben daran.

Kettly

[welche unterdeß einige Lichter angezündet hat, für ſich.] Ach, du mein Himmel! Die Dame ſcheint gewaltige Eile zu haben.

Clara.

Jede Minute, die ich länger verweilen muß, giebt mir einen neuen Dolchſtoß in's Herz.

Kettly.

Was ſpricht denn die von Dolchſtößen — das iſt jetzt gar nichts für unſer einem.

[geht ab.]

Brigitte.

Um des Himmelswillen, liebe gnädige Frau, mäßigen Sie ſich!

Clara.

Ich, mich mäßigen — mich mäßigen, wenn

ich noch zehn Stunden brauche um auf Hermanns Schloſſe anzulangen, wo ich doch nothwendig mit Tages-Anbruch ſeyn muß!

Brigitte.

Und warum denn mit Tages-Anbruch? Ich will doch nicht hoffen, daß es in dieſem Lande hier Sitte iſt, ſchon vor Aufgang der Sonne ſich trauen zu laſſen? Man putzt ſich doch an ſolch einem Tage etwas mehr als gewöhnlich, und ehe die Toilette der jungen ſchönen Braut fertig geworden iſt, ſteht gewiß ſchon die Sonne wer weiß wie hoch.

Clara.

Wenn ich nun aber nicht zeitig genug ankomme, um dieſe unſelige Verbindung zu hintertreiben, was ſoll dann aus mir werden?

Brigitte.

Was aus Ihnen werden ſoll, gnädige Frau? — Je nun, Sie werden ſich doch am Ende zu tröſten wiſſen. Morgenregen und Liebesgram gehen geſchwind vorüber.

Clara.

Nein, nein, liebe Brigitte! Ich fühle es nur zu tief, daß, wenn ich Hermann verliere,

es kein Glück mehr auf der Welt für mich giebt.

Brigitte.

Und leider sind Sie selbst ein wenig mit Schuld daran, wenn Ihnen dieses Unglück wiederfahren sollte. Warum haben Sie ihn auch so lange zappeln lassen, ehe Sie ihm Ihre Hand zugesagt haben. Warum haben Sie ihn, namentlich, so unsaglich mit Ihrer Eifersucht gequält?

Clara.

Und habe ich denn nicht etwa die triftigsten Ursachen dazu gehabt? — Hat er mir nicht ewige Liebe versprochen, und — heirathet doch jetzt eine And're?

Brigitte.

Das ist allerdings nicht recht, aber das nehmen nun einmal die gottlosen Männer nicht so genau.

Clara.

Und ich weiß, wer es ist. O! Ich weiß, wer meine glückliche Nebenbuhlerin ist! Die junge, lebhafte, kokette Französin, die sich den Sommer über in Lausanne aufhielt, und mei-

cher der Obriſt auf allen Schritten und Tritten nachgieng. Und habe ich nicht den Brief hier, der nun vollends ſeine Untreue außer allen Zweifel ſetzt!

Brigitte.

Wie könnte ich mich nur aber durch einen anonymen Brief ſo gewaltig in Aufruhr bringen laſſen, daß ich auf der Stelle Extrapoſt nähme, und den weiten Weg hieher machte, ohne von meinen Verwandten Abſchied zu nehmen, ja, ohne mich auch nur mit einem Paſſe zu verſehen.

Clara.

Und hatte ich denn zu alle dem Zeit? Konnte ich denn auch nur einen einzigen Augenblick verlieren? Der Brief war ſo dringend. Da, höre ſelbſt. [ſie zieht den Brief aus dem Buſen und lieſt.] „Gnädige Frau! Jemand der „den lebhafteſten Antheil an Ihrem Schickſale „nimmt, hält es für ſeine Pflicht, Sie zu be„nachrichtigen, daß der Oberſt Hermann den „15ten dieſes Monats" — das iſt heut', denn es iſt ſchon Mitternacht vorbei — „auf ſeinem „Landhauſe ſich mit einer Dame vermählen „wird, in welche er während dieſes Sommers

„in Lauſanne ſich auf's heftigſte verliebte. Man „macht hier die glänzendſten Anſtalten für den „Empfang dieſer Fremden, und der Oberſt be„findet ſich auf dem Gipfel des höchſten Ent„zückens.“ — Der Treuloſe! Der Undankbare!

Brigitte.

Ich begreife nur gar nicht, wie Sie darüber ſo außer ſich gerathen können!

Clara.

In Deinem Alter, liebe Brigitte, hat man kein Gefühl mehr für die Liebe.

Brigitte.

Glauben Sie das wirklich?

Clara [heftig klingelnd.]

Werden denn die Pferde endlich einmal kommen?

Brigitte.

Sie werden noch das ganze Wirthshaus in Allarm bringen.

Clara.

Ei, meinetwegen! — Ich will fort.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kettly [eilig zurückkommend.]

Kettly.

Mein Gott, da fällt mir's eben ein: haben Sie denn auch einen Paß?

Clara.

Nein — aber weshalb?

Kettly.

Weshalb? — Weil Sie außerdem nicht weiter reisen können. Es iſt gestern der Befehl angekommen, niemand Pferde zur Weiterreiſe zu geben, deſſen Papiere nicht in der vollkommenſten Richtigkeit ſeyen.

Clara.

Reiſende ſo unverantwortlich aufzuhalten! — Ich muß aber auf der Stelle fort!

Kettly.

Man hat mir die Pferde nicht geben wollen.

Clara.

Das iſt ja unmöglich!

Brigitte.

Ich habe es wohl befürchtet.

Kettly.

Wenn die gnädige Frau hier im Orte jemand kennte, der für Sie gut sagen wollte, so —

Clara.

Nein, ich kenne hier niemand — gar niemand — es thut mir nur leid, daß ich mit dem Reisenden, der uns unterwegs so oft aus dem Wagen gegrüßt hat, nicht ein paar Worte gesprochen habe — ich bin überzeugt, daß der artige Mann — denn das schien er offenbar — sich jetzt gewiß meiner würde angenommen haben. — Kann ich nicht mit dem Schultheis vom Orte sprechen?

Kettly.

O! der wohnt weit von hier.

Clara [ungeduldig.]

Nun, so laß' ihn holen!

Kettly.

Den? O, der wird sich nicht in seiner Ordnung stören lassen. — Es ist schon spät in der Nacht, und der Gestrenge ist nicht so gleich zu haben. — Das ist kein Schultheis, wie man sie gewöhnlich hat — ei, er ist in

Paris geweſen. Uiberdies iſt's ein Lebemann, und faſt niemals die Nacht zu Hauſe.

Clara

Großer Gott! Hier feſtgehalten zu werden, wo ich dem Ziele meiner Reiſe ſchon ſo nahe bin!

Brigitte.

Man muß noch an nichts verzweifeln. Schreiben Sie gleich an den Schultheis einen dringenden Brief, geben Sie ſich ihm zu erkennen, und ich bin überzeugt, daß Sie in wenigen Minuten Ihre Reiſe werden ungeſtört fortſetzen können.

Clara.

Ja, Du haſt Recht. [ſetzt ſich an einen Tiſch mit Schreibgeräth, und ſchreibt.] Kleine! Hole mir unterdeſſen jemand, der mir ein Billet an den Herrn Schultheis beſorgt, es gibt zehn Gulden dabei zu verdienen.

Kettly.

O, gnädige Frau, da will ich gleich unſern Poſtillon, den Hinkfuß holen. Da er jetzt nichts zu fahren hat, kann er's eben ſo gut verdienen, als ein and'rer. Er wirft ſich auf

übertrugen, und während ihre Kriegsgeschwader die Erde unterwarfen, die einfache, gastfreie und prunklose Lebensart der alten Bewohner ihrer Landstriche führten.

Später erst, indem die Verwandten des Groß-Chans und die Mächtigen dem gegebenen Beispiel folgten und gleichfalls ihre Zelte in Häuser umwandelten, erhielt die Residenz der Mungalen, Karakorum, ein einer Stadt ähnliches Ansehen, und die umgebenden Waldungen wurden gelichtet. Persische und sinesische Künstler verschönten sie mit Bildsäulen von gediegenem Silber — dem Raub von vielen Nationen — mit Bädern und Springbrunnen; dennoch glich dieser Sitz des mächtigsten aller damaligen Herren, nach den Beschreibungen der Missionäre, an Größe und Schönheit nicht dem Flecken St. Denis bei Paris.

Von allen Gegenden und Erdstrichen, die der Mungalen Waffen durchtobten, lag keine Eroberung ihrem Herrscher mehr am Herzen, als die von Sina.

Dieses weite Reich, ihnen am nächsten gelegen, durch mildes Klima und üppige Vegetation, so wie durch eine ungeheure Bevölkerung, am mehrsten ihrem Herrschertrieb zusagend, am mehrsten ihnen ein freundlich anmuthiges Daseyn versprechend, mußte natürlich ihr Hauptaugenmerk

unſer Rothſchimmelchen, ſprengt zum Herrn Schultheis und Ihre Sachen ſind in Ordnung. [geht ab.]

Vierter Auftritt.

Clara. Brigitte.

Clara.

[verſucht zu ſchreiben, und wirft nach und nach die Federn weg.] Die Federn hier ſind auch ganz abſcheulich! [ſchreibt endlich und ſpricht.] „Mein Herr Schultheiß! Eine Angelegenheit „von der höchſten Wichtigkeit, eine Angelegen„heit, von der mein Glück, ja, vielleicht mein „Leben abhängt, hat mich genöthigt aus Lau„ſanne ohne Paß abzureiſen. Ohne aufgehal„ten zu werden, bin ich bis in dieſen Ort „hier gelangt, wo man mich auf einmal nicht „weiter reiſen laſſen will. Ich erſuche Sie „daher, ſogleich Befehl zu geben, daß man „mir Pferde verabfolgen laſſe, und überzeugt „zu ſeyn von der aufrichtigen Dankbarkeit „Ihrer ergebenſten

„Gräfin Albi.“

Brigitte.

Das iſt genug. Ihr und Ihres verſtorbenen Gemahls Namen, ſo wie Ihre Wohlthaten ſind in allen zwei und zwanzig Cantonen zu Gnüge bekannt.

Clara [ſiegelt den Brief.]

Ob man kommt, und den Brief holt? — Es iſt doch abſcheulich! [klingelt ſtark.]

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Kettly.

Kettly.

Hinkfuß wird gleich kommen, gnädige Frau. Er ſchlief ſchon, und da mußte ich ihn erſt wecken. Jetzt ſattelt er ſchon die Lieſe.

Clara.

Da, gieb ihm dieſen Brief, und er ſoll eilen.

Brigitte.

Wenn Sie doch, bis er wiederkommt, ſich ein wenig zur Ruhe legten.

Clara.

Ich — und Ruhe — wenn ich vor inn'rer

Unruhe vergehen möchte?! — Sieh' nur Brigitte, wie die Zeit verstreicht!

Brigitte.

Aber Sie werden doch in diesem Anzuge nicht auf dem Schlosse des Herrn Obersten erscheinen wollen?

Clara.

Da hast Du wieder Recht! — Ja, ja, ich will mich gleich so zeigen, daß meine Nebenbuhlerin sich — schön, schön! — Hör', Kleine! weise mir ein Zimmer an.

Kettly.

Hier gleich neben an, gnädige Frau. Ich habe auch schon vorläufig Ihre Sachen aus dem Wagen dahin bringen lassen.

[zeigt auf die Thüre links.]

Clara.

Gut! Er soll mich wieder finden, wie ich ihm damals erschien, als er mir Liebe schwur! — Ach, die Männer, die Männer! Auch der Beste unter ihnen ist doch immer noch nicht werth, daß auch nur Ein liebendes Herz einen Seufzer um ihn ausstößt.

[geht in's Nebenzimmer.]

Brigitte.

Ja, ja, ſo habe ich auch immer geſagt; aber bei alle dem danken wir ihnen noch recht von Herzen, wenn wir nur nach ihnen ſeufzen können. [ebenfalls dahin.]

Kettly.

Nun, die ſind wohl alle Beide nicht recht klug. — Da habe ich eine ganz and're Idee von den Männern.

Sechſter Auftritt.

Kettly. Hinkfuß [reiſefertig.]

Hinkfuß [von außen.]

Kettly! Kettly!

Kettly.

So komm' doch nur herein, Hinkfuß!

Hinkfuß.

Hinkfuß! Hinkfuß! Dummer Name für einen ſo ſchmucken Kerl wie ich bin.

Kettly

[nimmt ihm Heu aus den Haaren.]

Was haſt Du denn da?

Hinkfuß.

Ach, das sind Federn aus meinem Kopfkissen.

Kettly.

Nun hier, nimm, da ist der Brief von der Dame.

Hinkfuß.

Wie? Du hast den Brief schon und lässest die Liese so lange warten?

Kettly.

Ich habe ihn eben erst bekommen.

Hinkfuß.

Das ist nicht wahr — Du hast die Liese warten lassen! Und das leide ich durchaus nicht, hörst Du? Wenn wir werden verheirathet seyn, darf das nicht wieder vorfallen, das sage ich Dir, sonst — [klatscht mit der Peitsche] denn die Liese, Kettly, nun, das weißt Du schon, die Liese ist meine Favoritte, auf die halte ich gewaltige Stücke. Alle die andern Pferde im Poststalle haben mich abgeworfen, aber die Liese — ach, die hat gehörige Rücksichten genommen. Wenn ich die also einmal gesattelt habe, so darf man so ein kapitales Thier nicht warten lassen. —

Kettly.

Aber Du läſſeſt ſie ja ſelbſt warten, — ſchwatzeſt da in den Tag hinein —

Hinkfuß.

Ja, ich! — Ah, das iſt etwas Anderes. Ich bin der Herr, — der Gebieter. — Nun alſo, die Dame, welche keinen Paß hat, ſchreibt in dieſem Briefe den Herrn Schultheiß, daß er ihr einen ſchicken ſoll?

Kettly.

Ja, und Du ſollſt ſo ſchnell als Du nur kannſt —

Hinkfuß.

Seht einmal, und ich ſoll die Lieſe um ihrer ſchönen Augen willen zu Schande reiten! — Das laſſe ich wohl bleiben — denn was das betrifft, ſo könnte ich eben ſo gut ganz zu Hauſe bleiben: ſie hat keinen Paß, und wird auch keinen bekommen.

Kettly.

Und weshalb denn nicht? — ſie ſieht ja ſo anſtändig aus —

Hinkfuß.

Ja, da verlaſſe ſich einer nur darauf! Der

blinde Kaxxe hat auch ſo ein anſtändig und frommes Anſehn, und deſſen ohnerachtet hat er gleich am erſten Tage wo ich ihn gelitten habe, einen Katzenſprung gemacht, der mir drei Zähne und zwei neue Riemen gekoſtet hat. Was die Zähne betrifft, ſo wäre mir das ziemlich einerlei geweſen, aber die neuen ſchönen Riemen haben mich deſtomehr gedauert. Nun und alſo, die ſchöne Fremde wird keinen Paß bekommen. Das hab ich, Hans Chriſtoph Hinkfuß, geſagt. Merke Dir das. — Es giebt gewiſſe Gründe, weshalb es nicht geſchehen kann.

Kettly.

Gründe? Und die wären?

Hinkfuß.

Ja, ja, recht wichtige Gründe. Laß Dir nämlich nur ſagen —

Kettly.

O! ſo mach doch, daß Du fortkommſt.

Hinkfuß.

Wenn ich nun aber nicht fort will? — ich! — bin ich nicht etwa der Herr — und ſeyd Ihr nicht meine gehorſamen Diener, Du und die Lieſe, und wenn ich's ſo haben will, müßt

Ihr mir alle Beide im Schritte gehn — oder — [er klatscht mit der Peitsche.] Nun, nun, sey nur nicht ängstlich! — Ich sage Dir also nochmals, daß die schöne Reisende keine Pferde bekommen wird, weil der Befehl, den Du schon kennst, sich hauptsächlich auf Frauenzimmer bezieht.

Kettly.

Auf Frauenzimmer? Und weshalb denn?

Hinkfuß.

Wie kann ich Dir das nur jetzt erzählen, da Du weißt, wer unten auf mich wartet.

Kettly.

Nun, so geh'! —

Hinkfuß.

Still — Br! — Halt mein Brünnchen! — Du weißt also nicht, was in Lausanne passirt ist?

Kettly.

Nein.

Hinkfuß.

Nun so will ich Dir es sagen. — Die Klara Wendel ist aus dem Gefängnisse entsprungen.

Kettly.

Die Clara Wendel!

Hinkfuß.

Ja, das allerliebſte kleine Mamſellchen, das der abgefeimteſte Spitzbube iſt, den ich in meinem Leben geſehen habe. Sie hat ihre Wächter, die Schildwachen, den Gefängnißwärter, den Thürſchließer, kurz, alle und Jede verführt — o! ſie hätte wohl am Ende den Teufel ſelbſt verführt — und als man glaubte, man hätte ſie nun recht feſt — da hatte man nichts als das leere Neſt. — O! ein Frauenzimmer iſt ſo pfiffig, ſo pfiffig! Da haben wir ſo einen Volksgeſang darauf, den will ich Dir einmal zum beſten geben.

[ſingt nach einfacher Melodie.]

Die Weiber ſind wie Schnupftabak
So fein und ſo gerieben,
Und immer doch uns nach Geſchmack
Selbſt wenn es böſe Sieben:
Sie wechſeln wie Camäleon
Die Farben nach Belieben,
Und wie die Feder fliegt daran,
Iſt kein's Euch treu geblieben.

Gleich einer Katze auf die Maus
So lauern ſie ganz ſtille,
Und huſch ſind ſie zum Loch hinaus,
Iſt es einmal ihr Wille:
Sie ſehen Fehler meilenweit
Durch ihre gelbe Brille,
Und ſchnappen, wenn man ſich entzweit,
Nach uns, wie Krokodille.

Das iſt ſo meine unmaasgebliche Meinung von dem verführeriſchen Geſchlechte unſerer reizenden Schönen. — Aber die Clara, die wird man ſchon wieder bekommen, und dann — ja, da dürfte es ihr ſchlecht gehn — aber das hilft nichts: man muß gut erzogene Mädchen ſein lehren, auf dem rechten Wege zu bleiben.

Kettly.

Alſo die berüchtigte Clara wäre wirklich entflohn?

Hinkfuß.

Wirklich und in der That! Der Herr Schultheis hat die Nachricht ſelbſt aus der Stadt mitgebracht, und uns noch heut' Nacht den ausdrücklichen Befehl gegeben, keine Pferde anzuſpannen, wenn die Päſſe der Fremden nicht

werden und so geschah es, daß in wenigen Zeugungen die rauhen Ueberwinder der friedliebenden, gegen sie gestellt, hoch kultivirten, Sineser, sich anschmiegend an die Sitten der Besiegten, überwunden wurden von dem Einfluß milderer Gebräuche, und bald mit dem Stammvolke Sinas in Eines zusammenschmolzen, welches um so eher geschehen mußte, da bei der, gegen alle andere Länder gehaltenen, erstaunenden Bevölkerung dieses Reiches, die Mungalen, mochten ihre Schwärme auch noch so zahlreich seyn, sich in ruhiger Zeit unmerkbar unter den Eingebornen verloren.

Nicht unerwähnt darf hier die Geschichte das tugendhafte und weise Benehmen eines Mandarin lassen, der, in hyher Staatsbedienung stehend, bei dem Sturz der einheimischen Dynastie, durch Klugheit und wohl berechnetes Betragen den rauhen Stolz und die Wildheit der neuen Herrscher zu lenken wußte, also, daß während einer dreißigjährigen Verwaltung es ihm gelang, die Spuren der verheerenden Feldzüge der Mungalen, wenn auch nicht ganz auszulöschen, doch zu mildern und die Thränen des Elends zum Theil zu trocknen, die das Schwert der Eroberer erpreßte. —

Selten wird dem Geschichtsforscher und Schreiber der Genuß auf Einen Solchen zu stoßen, und lange kann er die Blätter, die die Kunden vergan-

in vollkommenster Richtigkeit wären. — Du siehst also daraus, daß dieser Brief eigentlich ganz unnütz ist. — Auch habe ich große Lust mich wieder niederzulegen, um die arme Liese nicht ohne Noth zu inkommodiren. Nach einem Ständchen will ich dann wieder sacht aufstehen, und erklären, daß der Herr Schultheis Nein gesagt hat — dann bekomme ich mein Geld, und die Sache ist so gut, wie abgemacht.

Kettly.

Nein, das ist nicht so gut wie abgemacht, mein Herr Hinkfuß, denn wenn Sie nicht ein ehrlicher, braver Bursche seyn wollen, so werde ich Sie nicht heirathen.

Hinkfuß.

Du! — was Du? — Du willst mich nicht heirathen? — Nun, das wollen wir doch einmal sehen! — Das ist gerade so, als ob die Liese zu mir sagen wollte: ich will nicht weiter fort, ich will hier stehen bleiben. — Das wollen wir doch einmal sehn! Aber — laß es nur gut seyn! — ich will doch noch zu dem Herrn Schultheis reiten! — Aber blos weil ich's nun will! — [giebt ihr einen nek-

kenden Schlag mit der Peitsche.] Du mich nicht heirathen? — O, seht doch einmal — nun, adieu, mein hübsches Bräunchen!

[geht ab.]

Siebenter Auftritt.

Kettly [allein.]

[sich den Arm reibend.] Hm! es ist doch im Grunde ein allerliebster Bursche, der Hinkfuß, — und er ist so zärtlich gegen mich, weil er mich heirathen will; das ist doch immer die Hauptsache. — Er poltert zwar manchmal um einer Kleinigkeit willen gewaltig auf, und ich kann ihm immer nichts recht machen, da setzt es denn mitunter wohl auch ein Kläpschen mit ab, aber das ist alles zu meinem Besten, das sehe ich hinterher ganz deutlich ein. Im Ganzen ist er doch eine ehrliche Haut, ohne Falsch, ohne Hinterlist, und wenn er nur erst mein Mann seyn wird, so wollen wir, trotz seines Schnurrbarts, schon sehn, wer das Regiment im Hause führen wird. — Aber, da höre ich ja wahrhaftig —

Achter Auftritt.

Kettly. Der Schultheis.

Schultheis [in der Coulisse.]

Schon gut, schon gut! Du hast Deine Botschaft bereits an den rechten Mann gebracht.

Kettly.

Ach, du mein Himmel; das ist die Stimme des Herrn Schultheis.

Schultheis [in die Thüre rufend.]

Peter! Laß' unser kleines Gefolg sich an der Thür des Wirthshauses aufstellen, aber ohne das mindeste Geräusch und Aufsehn zu machen. — Es handelt sich allerdings um einen Räuber, aber es ist ein weiblicher Räuber, und dem schönen Geschlechte ist man in jedem Verhältnisse Rücksichten schuldig.

Kettly.

Was spricht er denn da von einem Räuber?

Schultheis.

Jüngferchen! — Es ist diese Nacht eine Reisende bei Euch angekommen!

Kettly.

Ja, Herr Schultheis.

Schultheiß.

Sie hat keinen Paß?

Kettly.

Nein, Herr Schultheiß.

Schultheiß.

Hat sie ihren Namen in's Fremdenbuch eingetragen?

Kettly.

Ach, gnädiger Herr Schultheiß, sie ist ja eben erst angekommen, und da sie gleich auf der Stelle wieder abreisen wollte, so glaubte ich nicht, daß es nöthig sey — und — und —

Schultheiß.

Das geschieht hier fast täglich, und ich werde mich wohl noch genöthigt sehen, Euch deshalb in Strafe zu nehmen.

Kettly.

Ach, thun Sie doch das um des Himmelswillen nicht, vortrefflicher Herr Schultheiß; Mein Herr jagte mich sonst aus dem Dienste.

Schultheiß.

Nun, in Berücksichtigung Deiner Unschuld und — Artigkeit, will ich dieseßmal noch den Arm der Gerechtigkeit zurückhalten. Aber zei-

gen muß ich es Dir doch, mein schönes Kind, welcher Gefahr Du Dich ausgesetzt hast, und täglich aussetzest. Die berüchtigte Clara Wenzel könnte eben so gut auch hieher kommen, und Du wärst wahrhaftig wohl auch im Stande sie zu beherbergen! — welch eine Verantwortlichkeit würdest Du dadurch auf Dich laden, und das sollte mir leid thun um Dich, mein liebes Schätzchen. — Nun geh' jetzt, laß die Dame ihren Namen sogleich in's Fremdenbuch eintragen, und bringe mir es nachher wieder her! — Sag' ihr aber bei Leibesleben nicht, wer ich bin.

Kettly.

Schön, schön, Herr Schultheis.

Schultheis.

Weißt Du, gutes Mädchen, daß Du das hübscheste Kind im ganzen Kanton bist! [er küßt sie.] Nun, sey nur ruhig, das thue ich ja Obrigkeitswegen. Aber ich warne Dich zugleich! laß' Dir von den jungen Burschen nichts in den Kopf setzen, denn bei der jetzigen Sittenverderbniß muß ein sittsames Mädchen — Du, mein Gott! das muß ich ja wissen! man war ja in Paris!

Kettly

[die unterdeß das Buch holte, in's Nebenzimmer abgehend.] Ich komme gleich wieder.

Neunter Auftritt.

Der Schultheis [allein.]

Sie iſt wahrhaftig friſch wie ein Roſenknöspchen! das kleine nette Ding! — Alle Wetter, da habe ich ganz über dem hübſchen Mädchen den Brief vergeſſen, den mir die Dame hat zuſchicken wollen. Laßt doch einmal ſehen, was die werthe Perſon da ſchreibt, die ohne Paß reiſet. [öffnet den Brief.] Mich ſoll ſie nicht täuſchen — ich habe die genaueſten Erkundigungen über den Weg eingezogen, den die entſprungene Clara Wendel genommen hat. — Sie will nach Frankreich durch unſere Gegend, und alſo iſt mir die Ehre und das Vergnügen vorbehalten, ſie zu arretiren. — Hübſch wäre es aber doch, wenn ich bei meinen deshalb unumgänglich nothwendigen Unterſuchungen in den Wirthshäuſern die ſchöne Reiſende wieder fände, der ich geſtern einige Meilen von hier begegnete. — Sie hat einen Eindruck auf mich

gemacht — einen Eindruck! — und es kam mir vor, als ob sie auch mich mit einer gewissen innern Bewegung so einem je ne sais quoi betrachtete! — Ja, mein Herr Schultheiß, Sie bleiben immer und ewig derselbe! unwiderstehlich! — Und die Frauen! — O, die Frauen! Ich will gar nicht läugnen, sie herrschen unumschränkt in meinem Herzen. — Man war ja in Paris! und so ist es denn nunmehr meine Pflicht, den Damen so viel und so unausgesetzt zu dienen, als es sich mit meinem hochwichtigen Staats-Amte und dessen Attributen verträgt. [durchläuft den Brief.] Was seh' ich! Die Comtesse von Albi, die reiche junge Wittwe des italienischen alten Grafen, die sich hieher in die Schweiz gewendet, und überall den Ruf der größten Wohlthäterin ihrer Umgebungen sich erworben hat! — Ach, ah, diese geht doch gewiß der gestrige Befehl nichts an: da muß man eine Ausnahme — [putzt sich Haar und Kleid.] Sie soll sehr hübsch seyn, sehr liebenswürdig — Ey, da muß ich doch —

Zehnter Auftritt.

Der Schultheis. Kettly [mit dem Buche und einem kleinen Koffer.

Kettly.

Ach, Herr Schultheis! retten Sie mich! — retten Sie uns alle — Hülfe — Beiſtand! —

Schultheis.

Was haſt Du denn, mein Kind? — Du erſchreckſt mich ja ganz.

Kettly.

Sehen Sie nur da einmal —

Schultheis [im Buche leſend.]

„Gräfin Albi" — Nun? Was iſt denn das weiter?

Kettly.

Aber dieſer Name da, auf dem kleinen Koffer, den ich vom Tiſche der Dame da drinn genommen habe.

Schultheis [lieſt.]

„Clara."

Kettly.

Clara!

Schultheis.

Nun ja!

Kettly [zitternd.]

Clara!

Schultheis.

Nun, das sehe ich wohl. Da steht Clara.

Kettly.

Ach, Du mein Gott, wenn auch ihre Bande mit hier in der Nähe wär'!

Schultheis.

Ihre Bande?

Kettly.

Nun ja doch! — Clara Wen —

Schultheis [selbst erschreckend.]

Wen —

Kettly [mit einem Schrei.]

Wendel!

Schultheis.

Mädchen! Du wärst im Stande mich zu erschrecken.

Kettly.

Ei, ich bin auch erschrocken.

Schultheis.

Sollte das möglich seyn? — und doch! —

Die Pflicht gebietet! — Ruhe — Beſonnenheit — Vorſicht — Klugheit! — Geh', und ſage Peter, daß er noch eine Verſtärkung von zehn Mann herbeiholen ſoll. [Kettly will abgehen.] Halt noch! Sage mir, iſt die Frauensperſon allein?

Kettly.

Nein, es iſt noch ſo ein alter Räuber bei ihr.

Schultheis.

Noch ein Räuber?!

Kettly.

Nun ja, ſo einer wie ſie: eine Weibsperſon.

Schultheis [ſich erholend.]

Ah! — Haſt Du Waffen bei ihnen geſehen?

Kettly.

Nein, daß ich nicht wüßte. — Doch warten Sie — jetzt beſinne ich mich. Gleich wie ſie ankam, hat ſie von Dolchen und dann auch von Waffen geſprochen.

Schultheis.

Von Dolchen und Waffen! — Und — und, ſage mir — iſt ſie hübſch?

gener Tage enthalten, durchlesen, ohne unter dem vielen Mord und Raub, unter dem blutigen Untergang ganzer Länder und unter der Schilderung der Zertretung ganzer Geschlechter, eine That ihm erscheint, die den Glauben an die Güte des menschlichen Herzens, der so oft, bei dem wärmsten Gefühl dafür, zu schwanken beginnt, wieder festet. Der Vernichter und Zerstörer giebt es viele, der Erbauer und Tröster wenige! — und unwillkührlich fast ruft dann einen solchen Freund der Menschheit der später lebende noch: Möge sein Andenken gesegnet seyn und seine Asche sanft ruhen! —

Bis in die dritte oder vierte Zeugung herrschten Temudschins Nachkommen, groß und mächtig und bald auch, da den Sitten der Ueberwundenen sie sich anschlossen, geliebt; dann begannen sie auszuarten und den Haß der Völker auf sich ladend und beraubt der Kraft ihrer Vorfahren, geschah es, daß hundert und vierzig Jahre nach dem Tode Dschingis-Chans sein unwürdig des Herrschens gewordenes Geschlecht aus Sina vertrieben wurde durch Volksaufstand, und sich in den Wildnissen verlor, von wannen es ausgegangen war. Die Nebenzweige aber, sich trennend nach und nach vom Hauptstamm, beharrten theils fort in

Kettly

Erſt iſt ſie mir recht ſehr hübſch vorgekommen, ſeit ich aber ihren Namen gehört habe, habe ich ſie fürchterlich häßlich gefunden.

Schultheis.

Fürchterlich häßlich! — Peter ſoll eine Verſtärkung von fünf und zwanzig Mann herbei holen.

Kettly.

Ach Gott, ich gehe ſchon. [ab.]

Eilfter Auftritt.

Der Schultheis [allein]

Alſo Clara Wendel ſollte das ſeyn! — Wahrhaftig, alles was ich höre und ſehe, macht es mir glaubwürdig. Es wäre nicht das erſtemal, daß dieſes Weibsbild einen vornehmen und geachteten Namen angenommen hätte — und dann, was könnte es für einen Grund, für eine Urſache haben, daß die Frau Gräfin d'Albi, ſo bei der Nacht, ganz allein, ohne Gefolg, auf der Landſtraße ſich herumtriebe? — Das läßt ſich gar nicht denken! — Es iſt daher im höchſten Grade wahrſcheinlich, daß jene ver-

ſchmitzte Betrügerin nur dieſen Namen angenommen hat, um — Auf deiner Hut alſo, Herr Schultheis.

Zwölfter Auftritt.

Der Schultheis. Klara. Brigitte.

Clara [ohne den Schultheis zu ſehn.]

Aber, da ſieh' nur, ob der einfältige Menſch, der Schultheis, antwortet!

Schultheis [für ſich.]

Einfältiger Menſch, der Schultheis! — Ha, ha, das iſt ſchon ſo die Gaunerſprache.

Clara.

Sieh' doch nach, Brigitte, ob der Bote wieder zurück gekommen iſt.

Brigitte.

[geht ab]

Schultheis [bei Seite.]

Nein, wahrhaftig! ich irre mich nicht! Das iſt die Dame, der ich unterwegs begegnete, und die immer vor meinen Blicken ſich zu verbergen ſchien. Alle Wetter! wer hätte das gedacht!

Clara [ihn bemerkend.]

Da iſt jemand! — Ah, das iſt ja der Herr, der mich heut' unterwegs immer ſo zärtlich anſah. — Um ſo beſſer, der wird Bürgſchaft für mich leiſten.

Schultheis [bei Seite.]

Sie iſt wahrhaftig allerliebſt — ganz allerliebſt — wunderſchön! — O! darauf verſtehe ich mich! Man iſt in Paris geweſen.

Clara.

Mein Herr, entſchuldigen Sie einen Schritt, den mich nur die dringendſte Nothwendigkeit thun läßt, aber ich finde mich durch die empörende Unartigkeit des hieſigen Herrn Schultheis dazu gezwungen, der darin ein Muſter für alle vergangene, gegenwärtige und zukünftige Schultheiſe abgeben kann.

Schultheis.

O, Madame — gnädige Frau — der Herr Schultheis dieſes Orts —

Clara.

Iſt ein unerzogener Menſch, wie alle ſeine Herrn Collegen, weil er nicht auf die Einladung einer Dame Rückſicht nimmt.

Schultheis.

Daran thut er allerdings sehr Unrecht, und es ist ganz und gar nicht in seiner Art und Weise, aber ich bin fest überzeugt, daß, wenn Sie ihn näher kennen würden —

Clara.

Sie, mein Herr, könnten mir die Unannehmlichkeit ersparen, diese nähere Bekanntschaft zu machen.

Schultheis [bei Seite.]

Die Unannehmlichkeit — immer neue Beweise! [laut.] Ich muß Ihnen leider versichern, daß das nicht in meiner Macht steht.

Clara.

Wohnen Sie in diesem Orte, mein Herr?

Schultheis.

Ja, meine —

Clara.

Nun denn, mein Herr, so fod're ich Sie im Namen aller Rechte auf, welche eine Dame auf einen liebenswürdigen Mann haben kann, leisten Sie Bürgschaft für mich, damit ich auf der Stelle meine Reise fortsetzen kann. Es

liegt mir unendlich viel daran, so geschwind als möglich fortzukommen.

Schultheis [bei Seite.]

Ha, ha, sie fürchtet sich, arretirt zu werden. Es ist gar kein Zweifel mehr! [laut.] Madame, seyen Sie überzeugt — [für sich.] Wie Schade doch, daß ein so wunderschönes Geschöpf, einen so unglückseligen Weg eingeschlagen hat!

Clara.

Nun mein Herr! wollen Sie, oder wollen Sie nicht? Können Sie sich weigern mir einen Dienst zu erzeigen, den ich mit allen meinen Reichthümern Ihnen nicht theuer genug bezahlen zu können glaubte?

Schultheis [für sich.]

Mit ihren Reichthümern! — Ja, sie hat gut reden, die kosten ihr nichts. [laut.] Was Sie da von mir begehren, kann ich unmöglich erfüllen, meine schönste Clara.

Clara [staunend.]

Wie? — Sie kennen meinen Namen?

Schultheis.

Ach! Sie haben ihn unglücklicherweise nur zu berühmt gemacht.

Clara.

Was wollen Sie damit ſagen?

Schultheis [bei Seite.]

Das Maul gehalten! — Stillgeſchwiegen! — Jetzt iſt's noch nicht an der Zeit. — Die bewaffnete Macht iſt noch nicht vollſtändig angerückt.

Clara.

Um aller Welt willen! Erklären Sie ſich deutlicher.

Schultheis.

Wenn ich Ihnen auch den allzugefährlichen Dienſt, welchen Sie von mir verlangen, nicht gewähren kann, ſo wird es mir doch mindeſtens verſtattet ſeyn, allzuverführeriſche Clara, Ihre Lage ſo viel als nur möglich iſt zu erleichtern. O! warum habe ich Sie nicht früher gekannt! Mit welchem Eifer, welchem Entzücken, welcher Wärme des Gefühls —

Clara.

Mein Herr —

Schultheis.

Unterbrechen Sie mich nicht. — Ja, mit welcher Wärme des Gefühls würde ich mich

bestrebt haben, ihre Schritte von dem gefährlichen Pfade abzulenken, auf welchem Sie sich verirrt haben.

Clara.

Aber, mein Herr, ich bitte nochmals —

Schultheis

[ihr die Hand küssend.] Liebenswürdigste aller Verbrecherinnen! ich werde gleich wieder bei Ihnen seyn. [bei Seite.] Wir müssen doch nachsehen, ob die Verstärkung angekommen ist! [laut.] Ach! daß ich Sie so spät erst kennen lernen mußte! reitzendste — angebetetste aller — Böswichter! [geht ab.]

Dreizehnter Auftritt.

Clara [allein.]

Ich weiß nicht, was ich denken soll? Der Mensch hat den Verstand verloren! Und ich Aermste, die sich ganz auf ihn verlassen hatte! Was soll nun aus mir werden? — Der Tag wird bald anbrechen, und ich habe noch fünf Meilen zu machen! — Wenn ich nur jetzt gleich auf der Stelle abreisen könnte, so wäre noch nichts verloren.

Vierzehnter Auftritt.

Clara. Brigitte.

Brigitte.

Gnädige Frau! Es iſt nun gar keine Möglichkeit mehr von hier fortzukommen. Der Gaſthof iſt mit Wache ringsum beſetzt. Wir ſind arretirt.

Clara.

Arretirt! Iſt's möglich?

Brigitte.

Und wiſſen Sie, für wen man uns hält?

Clara.

Nun?

Brigitte.

Sie, für die berüchtigte Clara Wendel.

Clara.

Ach, Du mein Gott!

Brigitte.

Und mich für ein altes Inventarien-Stück von Ihrer Bande.

Clara.

Ha, ha! Wie herzlich wollte ich doch ein anderesmal über ein ſolches Abentheuer lachen!

Aber jetzt! — Nun, die guten Leute werden bald von ihrem Irrthume zurückkommen, denn mein Brief an den Schultheis —

Brigitte.

Hat blos dazu gedient, den Verdacht gegen Sie noch mehr zu bekräftigen. Der Herr Schultheis sind kein anderer, als ein und derselbe galante Herr, mit welchem Sie so eben gesprochen haben.

Clara.

Nun! das fehlte nur noch! Da habe ich meine Sachen ganz vortrefflich gemacht!

Brigitte.

Er wartet nur noch auf Verstärkung seiner Mannschaft, um Sie in die nächste Stadt in's Gefängniß abzuführen.

Clara.

In's Gefängniß! — Das wäre ja abscheulich! — Hat er denn nicht meinen Namen gelesen?

Brigitte.

Er behauptet, es sey nicht Ihr wahrer Name, und Sie hätten ihn blos angenommen, um sich besser zu verstellen. Auch hat alles,

was ich ihm von uns mittheilen konnte, nur dazu beigetragen, ihn noch mehr in seiner Meinung zu bestärken. Man hat den kleinen Koffer, auf welchem Ihr Name Clara steht, in Beschlag genommen.

Clara.

Und Du glaubst wirklich, daß wir genöthigt seyn werden, mit ihnen zu gehn?

Brigitte.

Zum wenigsten bis in die nächste Stadt, wo es uns leichter fallen wird, unſ're wirkliche Persönlichkeit zu beweiſen, denn hier dürfen wir wahrhaftig an ſo etwas nicht mehr denken.

Clara.

Bis in die nächste Stadt! — ganz von meinem Wege ab! — O Gott! [ſie ſetzt ſich, und bedeckt ſich die Augen mit dem Schnupftuch.] Nein, Brigitte, wenn ich nicht noch heut' früh auf Hermanns Schloſſe ankommen kann, ſo ſterbe ich vor Eiferſucht und Gram.

Brigitte.

Es thut mir herzlich leid, aber warum wagten Sie es auch, liebe, gute, gnädige Frau, ſo auf gut Glück im Lande umher zu reiſen,

der nomadischen Einfalt der Vorältern, theils versanken sie in weichlich asiatischem Luxus, je nachdem ihrer Wohnsitze Lage zu einem oder anderem sich eignete, alle aber traten nach langem Schwanken zwischen Bibel und Koran endlich zum letzteren über, so daß auch dadurch für die Folge das Band zerrissen wurde, was einigermaßen noch mit ihren Stammbrüdern sie band, die fortan sie als Götzendiener verabscheuten.

Fr. Gleich.

sich in die Gefahr zu begeben, für Clara Wendel gehalten zu werden, und ich für Ihren Adjutanten! — Mein Gott! mich däucht, ich höre sie schon! — Wenn sie uns nur keine Handschellen und Beineisen anlegen! Der Herr Schultheis wäre wahrhaftig verrückt genug dazu.

Clara [aufstehend.]

Ha! Brigitte! — Eine köstliche Idee! — Wir kommen auf's Schloß! Wir kommen auf's Schloß! — Es kann uns gar nicht fehlen, wenn Du mit beistehen willst.

Brigitte.

Und wie das?

Clara.

Sage nur dasselbe, was ich sage, und erschrecke vor nichts. — Laß mich nur machen! Wir sind gerettet! Wir sind gerettet!

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Schultheis. Kettly. Hinkfuß. Jacob. Der Gerichtsschreiber. Wachen.

Schultheis.

Besetzt alle Ausgänge, und laßt die Caval-

lerie Pelotonsweise sich vor der Haupteinfahrt aufstellen.

Brigitte [bei Seite.]

Sogar Cavallerie! Ach, du lieber Gott, wie soll das enden!

Schultheis [sehr galant zu Clara.]

Meine reizende Schöne! — ich ersuche Sie höflichst, mir alle die Maasregeln zu verzeihen, welche der Schultheis dieses Orts seiner Pflicht gemäß zu nehmen sich genöthigt sieht. — Erkennen Sie diesen kleinen Koffer als den Ihren?

Clara.

Ja, er gehört mir. Es ist ein Andenken von einer Person, die mir sehr theuer war.

Schultheis [für sich.]

Sie scheint ein gefühlvolles Herz zu besitzen.

Brigitte.

Wenn ich Ihnen aber nun sage, daß diese Dame hier die Frau Gräfin Albi ist.

Clara.

Still, Brigitte!

Hinkfuß [zu Kettly.]

Wie? was? Die da ist die berühmte Räuberanführerin?

Kettly [zu ihm.]

Ja, ja. Wer hätte das jemals glauben sollen!

Schultheis.

Bedenken Sie gefälligst, daß aller Widerstand unnütz und vergebens seyn würde. Antworten Sie mir daher geneigtest. Erkennen Sie auch diesen Brief als von Ihnen geschrieben, worin Sie sich den achtungswerthen Namen einer Gräfin Albi beilegen?

Clara.

Den Brief habe ich allerdings geschrieben, und wenn ich Ihnen nun auch sagte, daß dieser Name wirklich der meine sey —

Schultheis.

So würde ich es Ihnen doch nicht glauben. O! ich bin überzeugt Ihnen bewiesen zu haben, daß ich jenen einfältigen Schultheisen, von welchen Sie vorhin zu sprechen beliebten, nicht gleiche, denn, man ist in Paris gewesen! Die Unruhe, in welcher Sie sich seit Ihrer Ankunft in diesem Gasthofe befanden, Ihre sichtliche innere Bewegung, als ich Sie unterwegs begrüßte, der Name Clara, welcher auf diesem kleinen

Koffer ſteht, die Eile, welche Sie hatten, um von hier wieder hinweg zu kommen, alles das verräth Sie, und indem ich mir auf der einen Seite wegen des Umſtands Glück wünſche, der mir das Vergnügen verſchafft, eine ſo liebenswürdige Perſon perſönlich kennen zu lernen, bedaure ich zugleich, daß auf der andern Seite eine ſtrenge, unerbittliche Pflicht —

Clara.

Schon gut, ſchon gut, Herr Schultheis; erfüllen Sie nur Ihre Pflicht. Da es nur Zeitverluſt wäre, wenn ich Ihnen auch hundertmal wiederholte, daß ich nicht Clara Wendel bin, ſo muß ich mich ſchon darein ergeben.

Schultheis.

O! wie angenehm iſt es mir, dieſes unumwundene Geſtändniß dieſem ſchönen Munde entſchlüpfen zu hören. Herr Gerichtsſchreiber, nehmen Sie das Criminal-Protokoll über die Perſonalarreſtation auf.

Clara.

Ein Criminal-Protokoll! — Nein, das iſt abſcheulich — das will, das mag ich nicht!

Schultheis.

Verzeihen Sie, ſchöne Clara, aber dieſe Pro-

zeur iſt nun einmal dem Gerichtsgebrauche angemeſſen, vorſchriftmäßig, ganz unumgänglich nöthig. — Stühle, Stühle! Setzen wir uns, und erlauben Sie mir einige kleine Fragen an Sie zu richten. [man ſetzt ſich.] Weshalb ſind Sie aus dem Gefängniſſe zu Lauſanne entwichen?

Clara.

Um mich wieder in Freiheit zu ſetzen.

Schultheis [für ſich.]

Sie iſt die Aufrichtigkeit ſelbſt. [laut.] Und darf man fragen, wohin Sie ſich zu begeben gedachten?

Clara.

Auf das Schloß des Oberſten Hermann, ohnweit Genf.

Schultheis.

Geſchrieben! niedergeſchrieben! Oberſt Hermann. Und weshalb, um Vergebung, wollten Sie gerade dahin ſich verfügen?

Clara.

Muß ich das auch zu Protokoll geben?

Schultheis.

Und warum nicht, liebenswürdiger Flücht-

ling? Sie haben ohnſtreitig dort irgend jemand ein kleines Stell Dich ein gegeben?

Clara.

Ganz richtig, mein Herr Schultheis! Das Schloß des Herrn Oberſten iſt das Stell Dich ein für alle meine Leute.

Schultheis.

Niedergeſchrieben: daß die ganze Bande bei dem Schloſſe des Oberſten Hermann zuſammenkommen ſoll.

Hinkfuß.

Das iſt ja noch ſchlimmer als bei'm Schinderhannes!

Schultheis.

Und aus welcher Abſicht haben Sie Ihren Freunden dort das Stell Dich ein gegeben, welches unter andern Umſtänden ſehr viele junge Männer mit Neid und Sehnſucht erfüllen würde? Sie ſtrafbare, naive Schönheit!

Clara.

Ich will Ihnen nicht das Mindeſte verſchweigen, weil ich hoffe, daß meine Unterwürfigkeit mir ein Recht auf Ihre Nachſicht erwerben wird.

Schultheis

[ihr die Hand küssend.] Da sehn Sie, wie ich Ihnen wohl will! — Sprechen sie ohne Scheu.

Clara.

Noch an diesem heutigen Morgen mit Tagesanbruch, soll das Schloß des Obersten geplündert und in Brand gesteckt werden, und mich — Herr Schultheis, — mich erwartet man nur dort, um das Signal dazu zu geben.

Schultheis.

Was? — Sie! — Nein! So sanfte, liebliche Züge, und ein solcher Mord- und Brandanschlag! — O, Amor und Hymen! nur mit Euern Fackeln und Geschossen könnte dieses reitzende Geschöpf unſ're Herzen verwunden und in Brand stecken, aber für unſ're Häuser sollte dieses holde Wesen keine Gefahr bringen! — Haben Sie niedergeschrieben, Herr Gerichtsschreiber? Nun, und dieses Signal?

Clara.

Dient dazu, um alle die ringsumher zerstreuten Mitglieder meiner Bande zu versammeln. Es ist niemand als nur mir bekannt.

Laſſen Sie mich auf der Stelle — aber ohne allen Zeitverluſt auf das Schloß des Oberſt Hermann bringen, und ich überlief're alle meine Mitgenoſſen in Ihre Gewalt.

Brigitte [für ſich.]

Ha, ha, nun, begreife ich.

Schultheis [für ſich.]

Alle will ich ſie fangen! Alle! Herrlich! da bekomme ich die ganze Prämie. [laut.] Wohlan denn, ſchöne und reuige Verbrecherin. Man wird Sie auf der Stelle mit einer anſehnlichen Eskorte nach dem Schloſſe des Herrn Oberſten Hermann bringen. He! Jakob! man ſoll ſechs Pferde vor meinen neuen Pariſer Wagen ſpannen. So ſchnell wie möglich! — Erlauben Sie mir, daß ich unterdeſſen zwey Zeilen ſchreibe. [er ſetzt ſich an den Tiſch.]

Clara [leis zu Brigitte.]

Weißt Du nun, was ich will?

Brigitte.

Sie ſind unerſchöpflich an Einfällen.

Hinkfuß [zu Kettly.]

Die eine iſt wahrhaftig ganz allerliebſt, aber die andre groſſe, lange —

Kittly [zu Hinkfuß.]

Die iſt gewiß der fürchterlichſte unter der ganzen Bande.

Clara [zum Schultheiß.]

Nun? wird es bald? Werden wir bald fortkommen?

Schultheiß.

Sogleich, ſogleich, meine reitzende Clara. [giebt Hinkfuß ein Billet.] Da nimm das, und beſtell' auf allen Poſten ſo ſchnell als nur möglich die Relais

Hinkfuß.

Da muß doch die Lieſe noch dran!

[geht ab.]

Clara.

Mein Herr, ich erwarte übrigens von Ihnen unterwegs, und bis wir an dem Orte meiner Beſtimmung angekommen ſeyn werden, alle die Achtung und Artigkeit, welche man von einem Verehrer des ſchönen Geſchlechts ſich verſprechen kann — der in Paris geweſen iſt.

Schultheiß.

O ja, man iſt in Paris geweſen, meine liebenswürd'ge Gefangne, und ich werde daher

bei dieſer gezwungenen Vergnügungsreiſe die Gerechtigkeit mit der Galanterie zu vereinen mich beſtreben. Doch werden Sie mir erlauben, daß, der größern Sicherheit wegen, der Herr Gerichtsſchreiber hier, und der Commandant unſ'rer hieſigen National-Garde dort, ſich mit in den Wagen ſetzen, und den Platz Ihnen gegenüber einnehmen.

Clara.

Sie alle drei! — Sollte das nicht zu viel ſeyn? Ich dächte doch, es wäre an Ihnen und meiner Gouvernante da genug.

Kettly [für ſich.]

Ihre Gouvernante! Nun, die hat ſie wahrhaftig vortrefflich erzogen.

Schultheis [bei Seite.]

Ha, ha, ich ſehe, daß ſie mit mir gern allein ſeyn will, — der kleine Schelm! [laut.] Nun denn, in Rückſicht auf Ihr off'nes Geſtändniß, und Ihre Bereitwilligkeit, mögen die beiden Herrn da diesmal zurückbleiben.

Clara.

Ich bin Ihnen ſehr verbunden, mein galanter Herr Schultheis.

Lieschen.

Lieschen an Herrn Kurze.

Mein liebet Herr Vormund, es sind hier viel schreckliche Dinge mit uns vorgegangen, oder vielmehr angenehme Dinge, ich weiß nicht recht, wie ich sie nehmen soll. Denn es ist auch viel vorgefallen, was Niemand weiß, als ich allein, und was mich recht traurig macht, wenn ich dran denke.

Mein Vater, das wissen Sie, hat mir nichts hinterlassen, als Ihre Liebe, einen rührenden Brief und eine weiße Rose, die ich jedesmal an meinem Geburtstage zu seinem Andenken tragen sollte, so lange ich ein unschuldiges, gutes Mädchen wäre. Ich war erst acht Jahre alt, da er starb, und Sie schickten mir seinen Brief und das Kästchen mit der weißen Rose, kurz vor meinem

Jacob [eintretend.]

Der Wagen iſt da.

Schultheis [bietet Klara den Arm.]

So erlauben Sie?

Clara.

O, wie gütig!

Brigitte

[ſich an den andern Arm des Schultheis hängend.] Wenn Sie es verſtatten —?

Schultheis

[macht ein ſüß-ſaures Geſicht indem er ſie an den Arm nimmt, halb für ſich.] Die Alte auch?

Clara.

Aber wir fürchten, in der That, Ihre Gefälligkeit zu mißbrauchen.

Schultheis.

O! ſeyn Sie ganz ohne Sorgen! — man iſt in Paris geweſen! [er führt die Fremden ab, die Andern folgen.

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

[Die Bühne stellt im Hintergrunde die Façade eines schönen Schlosses dar, welches mit Blumengewinden festlich ausgeschmückt ist. Reitzender Garten umher. Alles ist für ein Hochzeitsfest vorbereitet.]

Erster Auftritt.

Der Obrist. Von Wellen. Rheinach.

von Wellen.

Nun, wahrhaftig, lieber Freund, die Anstalten, welche Du zu Deiner Vermählungsfeier getroffen hast, gehören zu den reitzendsten, die ich noch je gesehen habe.

Rheinach.

Schloß und Garten sind mit einem Geschmack, einer Pracht ausgeschmückt, die —

Obrist.

Und das Schönste dabei ist dies, daß alle meine Freunde hier bei einander sind, und daß man hier die liebenswürdigsten Damen aus Genf finden wird.

von Wellen.

Darauf hältst Du etwas; das muß man Dir nachsagen.

Rheinach.

Es fehlt nun weiter nichts, als die liebenswürdigste ohnstreitig von allen, Deine Zukünftige.

Obrist [lachend.]

Ja, freilich, ohne diese kann die Sache durchaus nicht zu Stande gebracht werden, und ihr Außenbleiben fängt mich fast an zu beunruhigen. — Die reitzende Braut sollte schon längst da seyn. Der Expresse, den ich ihr gesandt habe, hat sie in den Wagen steigen und hieher abreisen sehen. Sie soll sogar sehr eilig und ungeduldig gewesen seyn. Ohne allen Zweifel kann nur ein unvermeidlicher Aufenthalt auf der Post, ihre Ankunft so lange verzögert haben.

von Wellen.

Es wär' doch allzu komisch, wenn sie ganz und gar nicht käme! Obrist!

Obrist.

Da kenne ich sie zu gut, um annehmen zu müssen, daß sie auch nur einen Augenblick sich

bedacht haben ſollte. — In jedem Falle, meine Freunde, habe ich Euch zu einem Feſte eingeladen — und ſelbſt wenn heute aus meiner Vermählung noch nichts werden ſollte, ſoll Euch doch dieſes mindeſtens nicht entgehn.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Freyling.

Freyling.

Herr Obriſt! Ein diplomatiſcher Courier iſt ſo eben im Schloſſe angelangt.

von Wellen und Rheinach.

Ein diplomatiſcher Courier!

Obriſt.

Ein diplomatiſcher Courier, an mich! — Freyling, das iſt wohl nur ein Späßchen von Dir.

Freyling.

Er wird Ihnen ſogleich ſelbſt ſeine Depeſchen überreichen.

Obriſt.

Sollte ſie ſelbſt ihn wohl gar —! Ich will doch nicht hoffen, daß —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Hinkfuß.

Hinkfuß.

[mit einem Briefe in der Hand.]

Hier ist ein Schreiben an den Herrn Obrist Hermann. Wo kann ich ihn finden?

Obrist.

Er steht hier vor Dir. Gieb her!

Hinkfuß.

Hier, Herr Obrist! Der Herr Schultheis unsers Ortes hat mich an den Herrn Obrist damit abgesendet.

Obrist.

Der Schultheis? Was kann denn der von mir wollen? [öffnet den Brief.] Was ist das? — Hört, Freunde! Das ist ein merkwürdiges Abenteuer. [lies't.] „Mein Herr Oberst! Die „berüchtigte Clara Wendel, der es gelungen „war, sich aus dem Gefängnisse zu Lausanne „zu befreien, ist wieder in meine Gewalt ge„rathen. Bei der vorläufigen Befragung, der „ich sie unterworfen habe, hat sie ausgesagt, „daß noch heute Ihr Schloß, mein Herr Obrist, „ausgeplündert werden sollte."

von Wellen.

Dein Schloß?

Rheinach.

Ausgeplündert!

Hinkfuß.

Das iſt ein verteufeltes Weibsbild.

Obriſt [weiter leſend.]

„Dem Anſcheine und aller Vermuthung nach „iſt ein Theil der Bande der Clara Wendel „in den Gebirgen und Wäldern um Ihr Schloß „her verborgen, und wartet nur auf ein Sig„nal, das ihnen das Oberhaupt dieſer Bande „geben ſoll. Nehmen Sie alſo Ihre Maas„regeln dem gemäß, bewaffnen Sie Ihre Leute, „und halten Sie ſich auf einen Angriff bereit. „Ich eile, mich mit bewaffneter Macht in Ihre „Nähe zu begeben, und die Räuber ſo gleich„ſam im flagranti delicto zu ergreifen.“

Hinkfuß.

Das heißt nämlich, wenn ſie ſchon das Schloß ausgeplündert haben?

von Wellen.

Wie? Die Böſewichter ſollten ſo frech ſeyn, uns am hellen, lichten Tage anzugreifen?

Obriſt.

Ich kann mich kaum von meinem Staunen erholen, und bin faſt geneigt, zu glauben, daß der Herr Schultheis alles das nur geträumt hat.

Hinkfuß.

Mit Ihrer Erlaubniß, mein Herr Obriſt! Das hat er nicht geträumt. Ich habe den Anführer dieſes Raubgeſindels und ſeinen Herrn — nein, ſeine Frau Adjutantin mit meinen eig'nen Augen geſehen.

Obriſt.

Du haſt ſie geſehn?

Hinkfuß.

Wie ich Sie vor mir ſehe, mein Herr Oberſt!

Obriſt.

So erzähle doch!

von Wellen.

Wie ſehn Sie aus?

Hinkfuß.

Der Anführer iſt ein gar nettes, zartgebau-

tes Frauenzimmerchen, von dem ſich kein Menſch ſo etwas vorſtellen ſollte, aber die Frau Lieutenantin iſt ein ächtes Stück von einer Räuberbande, deren Anblick ſchon ſo eine Art Grauſen einflößt. Bei dem Hauptmanne — das heißt, bei der Frau Hauptmännin, wollte ich mir es ſchon allenfalls gefallen laſſen, ihr einmal allein im Walde zu begegnen, aber vor der Frau Lieutenantin, riß ich mit aller meiner Herzhaftigkeit auf der Stelle aus.

Obriſt.

Wie ſind ſie nur aber in die Hände des Herrn Schultheis gerathen?

Hinkfuß.

Je nun, ſie ſind dieſe Nacht in unſerm Gaſthofe zum goldnen Löwen abgeſtiegen, und da hat der Herr Schultheis ſie ſogleich in Beſchlag genommen, und ich, ich habe mich geſchwind auf die Lieſe werfen müſſen, und da bin ich denn nun. — So viel iſt gewiß, daß es auf allen Wegen und Stegen umher von Räubern und Spitzbuben wimmelt. Uiberall ſind ſie mir vor die Augen gekommen. Einige thaten als ob ſie auf dem Felde ackerten, and're

als ob ſie die Schafe auf der Weide hüteten — ja, dachte ich, verſtellt Euch nur, ich kenne Euch doch! — O! ſie ſahen aus! ſo durchtrieben, ſo blutgierig! — ich konnte mich gar nicht überwinden mehr hin zu ſehn.

Obriſt.

Bei alle dem iſt mir die ganze Sache noch unbegreiflich! — Was mich aber in die größte Unruhe ſetzt iſt ſie! — Mein Gott, wenn ſie unterwegs in die Hände dieſer Böſewichter gerathen wäre! — Holla! Man ſattle mir geſchwind ein paar Pferde — Die Wagen für den Zug zur Traunng in die Kirche ſind ja auch noch angeſpannt! — Wir müſſen uns Alle vereinigen, und in der Gegend umherſtreifen, um auf ihre Spur zu kommen. — Du, Freyling, Du bleibſt hier, um den Herrn Schultheis mit ſeiner Gefang'nen in Empfang zu nehmen Ihr, meine Freunde, kommt mit mir. — Es gilt die Rettung meiner Geliebten! es gilt mein Glück, mein Alles!

[er eilt mit den Freunden ab.]

Vierter Auftritt.

Hinkfuß. Freyling.

Freyling.

Willst Du denn nicht etwa auch eine kleine Erfrischung zu Dir nehmen?

Hinkfuß.

Freund! Er kennt mich.

Freyling.

Wer kennte denn Dich nicht? Man begegnet Dir ja auf allen Kreuzwegen.

Hinkfuß.

Ja, das ist wahr, mir und meiner lieben Liese. — Wenn Er also die Güte haben wollte, so ein kleines Frühstückchen für uns Beide —

Freyling.

O ja, recht gern. Wirf nur Deine verwünschten Stiefeln da von Dir, und komm mit mir in's Schloß; denn mit den Dingern da, trittst Du uns die Schloßtreppe in Stücken

Hinkfuß.

Ja, da hat Er recht. Sie geniren abscheulich, die Pumpen da, und man hat so einen

funfzehnten Geburtstage, da ichs doch wohl verstand, was ich sollte. Ich benetzte den Brief mit recht heißen Thränen, und steckte die Rose an meinem Geburtstage an meine Brust, und an den drei andern Geburtstagen, die ich seitdem erlebte. Und gewiß mit Recht, denk' ich, obwohl mancherlei vorfiel, was mich zuweilen irre machte, wenn ich das Kästchen öffnete, den Brief las, und die Rose vorstecken wollte. Aber Sie werden mir ja sagen, ob ich Recht hatte.

Nun sehen Sie. Wir waren arm, ich und meine Mutter. Der Witwengehalt reichte nicht zu.

Anfangs nahm sich der Oheim Schlüter und und die Tante unserer sehr an. Aber, aber — der Oheim wurde erst Rath, dann Hofrath. Wir wurden nicht mehr zu ihren Gesellschaften gebeten. Wir waren immer gerade Sonnabend zu Abend da, wenn Niemand anders da war; denn — sie wurden immer vornehmer — dann alle vierzehn Tage; dann durfte meine Mutter nur des Morgens kommen. Der Kabinets-Rath, so hoch war er gestiegen, nannte meine Mutter nicht mehr Frau Schwester, wie sonst, sondern Madame Warteborn. Meine arme Mutter, die sich auf den Rang ihres Schwagers viel einbildete, mußte oft wieder gehen, ohne ihre Schwester ge-

ſchwerfälligen Tritt damit. Die verwünſchten Dinger verderben einem auch ganz die Beine. [er wirft indeß die Poſtillonsſtiefeln ab in's Gebüſch, und zeigt ſich nun mit krummen Beinen.] Es iſt unmöglich, daß ſich da drinn ein Bein gerade erhalten kann.

Freyling.

Iſt denn die kleine Kettly im goldnen Löwen, die hübſche Brünette, noch immer ſo niedlich und freundlich?

Hinkfuß.

He da! Seht einmal! Kennt Er denn die auch?

Freyling.

So ein klein wenig.

Hinkfuß.

Und ich, meinerſeits, ſehr viel. — Es iſt mein verliebter Gegenſtand, und ich werde ſie heirathen, — ſo als meine Frau.

Freyling.

O! da gratulire ich Dir dazu. Du wirſt da ein Weibchen bekommen, das wahrhaftig —

Hinkfuß.

Ey, wenn das nicht wäre, nähm' ich ſie auch nicht; denn ich denke doch, daß ein Mann meines Schlags ihr auch alle Ehre machen ſoll. Man hat einen gewiſſen edlen Anſtand, eine leichte, graziöſe Haltung, ein verführeriſches Lächeln, ſo ein gewiſſes nobles Etwas. Und wenn eine ſchöne Frau wieder einen ſchönen Mann nimmt, ſo wird erſt eine recht wahre Schönheit daraus.

Freyling.

Da haſt Du vollkommen Recht! Nun, ich freue mich ſchon im Voraus auf das reitzende Pärchen. [man hört in der Couliſſe Lärmen.] Was iſt das? — Ha! wer ſind die Leute die da kommen?

Hinkfuß.

Das iſt der Herr Schultheis mit den beiden Räubern in Unterröcken.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Klara. Brigitte. Schultheis. Soldaten.

Clara [zu Freyling.]

Wo iſt der Herr Obriſt?

Freyling.

Er ist im Augenblicke erst fort, hat mir aber aufgetragen, den Herrn Schultheis bestens zu empfangen. [zu Hinkfuß.] Das ist ein allerliebster Mordbrenner!

Hinkfuß [zu Freyling.]

Ja, auf mich hat er denselben Eindruck gemacht.

Clara.

Wie? Selbst nach dem Schreiben des Herrn Schultheis hat der Herr Oberst nicht die Güte gehabt, uns persönlich zu empfangen?

Schultheis.

Das ist in der That nicht artig gegen ein Frauenzimmer, das zwar allerdings strafbar, aber nichts destoweniger sehr liebenswürdig und ganz ungemein interessant ist.

Freyling.

Sie müssen ihm das schon verzeihn. Der Herr Oberst vermählen sich heute, und da ist er seiner Braut entgegen geritten.

Clara [freudig zu Brigitte.]

Sie ist also noch nicht da! Ich schöpfe wieder Athem.

Freyling.

Er hat mir aufgetragen, alle Ihre Befehle zu vollziehn.

Schultheis.

Nun denn, mein Herr Haushofmeiſter, oder was Sie ſonſt ſind, ſo laſſen Sie denn gleich hier unter dieſen Schattenbäumen, dieſer Dame da ein Frühſtück ſerviren, wie es ſich für dieſelbe geziemt. Sie werden zwei Couverts beſorgen. — Ich habe unterwegs einen teufliſchen Appetit bekommen.

Freyling.

Soll ſogleich geſchehen. — Hinkfuß, Dein Wein ſteht d'rinn. [geht ab.]

Hinkfuß.

Soll gleich in mich ſelbſt gebracht werden. [zum Schultheis, dem er ſich leis nähert.] Geſtrenger Herr Schultheis! Sie wollen ſo ganz allein mit dieſen Räubern eſſen und trinken! Ich warne Sie als ein treuer Unterthan, nehmen Sie ſich in Acht! Wer weiß denn, ob die Böſewichter nicht Rattengift in den Strickbeuteln haben. [ab.]

Schultheis [für ſich.]

Was iſt da in Acht zu nehmen? Was habe ich denn bei einem ſo ſüßen tête à tête zu befürchten?

Sechſter Auftritt.

Schultheis. Clara. Brigitte. Später Freyling.

Schultheis.

So ſind wir denn nun alſo endlich hier im Schloſſe! — Ehe Sie daher, mein ſchöner Flüchtling, das Signal zur Plünderung ertheilen, wollen wir erſt noch einmal recht traulich mit einander frühſtücken. Ich fühle tief, wie ſehr ich deſſen bedarf. — So wie Sie mich hier ſehen, iſt der Trieb und der Eifer, mich Ihrer reitzenden Perſon zu bemächtigen, Schuld daran, daß ich ſeit geſtern Abends noch nicht einen Biſſen zu mir genommen habe. [zu den Soldaten.] Es ſoll ſich jedermann von dieſem Mittelpunkte meiner Operationen hier entfernt halten, dafür aber ſollen alle Zugänge auf's genauſte bewacht werden, und jedermann auf das erſte Zeichen bereit ſeyn.

[Die Soldaten gehen ab.]

Freyling und zwei Diener

[bringen indeß einen sehr nett servirten Tisch aus dem Schlosse, stellen ihn in die Mitte, und Stühle umher, und dann sagt Freyling.]

Mein Herr Schultheis, es ist servirt.

Schultheis

[für sich, Clara betrachtend.]

Mit jedem Augenblick finde ich sie schöner! — Das wird ein Frühstückchen werden ohne Gleichen! — wenn ich erst den Champagner vor ihr perlen sehe, wenn sie ihn mit ihren zarten Lippen einschlürft —!

Brigitte [leis zu Clara.]

Gnädige Frau, könnten wir denn nicht, ehe der Herr Obrist ankommt, den fatalen Schultheis da, aus dem Wege räumen?

Schultheis [hat das Ende gehört.]

Was? Mich aus dem Wege räumen!

Clara

[absichtlich laut, zu Brigitten.]

Ja, Brigitte, ich will mir ihn vom Halse schaffen.

Schultheis.

Was höre ich!

Clara.

[leiſer zu Brigitte, lächelnd.]

Er hat mich unterwegs genug gepeinigt, ich muß eine kleine Rache an ihm nehmen. Gieb mir meinen Flacon. — Ich ſtehe Dir dafür, daß er heute nicht mit mir frühſtücken wird. [ſie nimmt den Flacon, und beſprützt damit die Tafel und die Gerichte.]

Schultheis

[der ihren Bewegungen folgte.]

Mein Gott! — ſollte mich denn dieſes reitzende Kind wirklich vergiften wollen, wie der Hinkfuß ahnete?!

Clara [ſetzt ſich an den Tiſch.]

Nun? Herr Schultheis! ſetzen Sie ſich doch auch. — Hier, neben mich. Ich will Ihnen ſelbſt vorlegen.

Schultheis [für ſich.]

Ganz recht — damit ich ja das Gift gleich hinterſchlucke. — [laut.] O! ſehr — ſehr verbunden, ſchöne Clara — ſehr verbunden! — ich habe allerdings Hunger wie ein Wolf, aber alles gehörig überlegt, bin ich doch eigentlich hier in meinen Amtspflichten, in verant-

wortlicher Ausübung meiner höchſtbedenklichen Funktion, und daher — ſchickt ſich's doch nicht ſo recht eigentlich, zuzulangen.

Clara.

O, kommen Sie nur! Setzen Sie ſich! Ich bitte darum! [für ſich.] Wo bleibt nur aber der Oberſt?

Schultheis.

Ich danke tauſendmal — ja tauſendmal — es wird auch ſchon wieder beſſer mit dem Hunger. [für ſich.] Wie ziehe ich mich nur aus dieſer Verlegenheit — ich halt's wahrhaftig vor Hunger und Liebe nicht mehr aus.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Hinkfuß.

Hinkfuß

[mit einem gedruckten Blatte in der Hand.]
Herr Schultheis! Herr Schultheis!

Schultheis.

Was giebt's denn ſchon wieder?

Hinkfuß.

Da habe ich eben für zwei gute Batzen das

Signalement unſ'rer liebenswürdigen Arreſtantin gekauft. Es iſt die ganze Beſchreibung aller Miſſethaten und Schändlichkeiten der Hexe, der Klara Wendel. Hören Sie nur.

Schultheis.

Still doch! — Still! —

Clara.

Nein, nein, laſſen Sie ihm nur das Ding da vorleſen, wir haben ja Zeit genug ihn anzuhören, und der Champagner und der Faſan wird noch einmal ſo gut dabei ſchmecken.

Hinkfuß.

Es iſt ein merkwürdiges Stück von einer Poeſie. Zwei berühmte Dichter aus der neuſten romantiſchen Schule zu — Dings da in Deutſchland, die jetzt nach dem Bade in die Schweitz gereißt ſind, ſollen es zuſammengereimt haben.

Clara.

Deſto luſtiger. Alſo laß hören.

Hinkfuß [leſend.]

„Erſter Vers, der unter Schauern
Clara Wendel läßt bedauern. —

Hört Ihr lieben Leute alle,
Hört die ſchreckliche Geſchichte
Von dem neuſten Schreckensfalle
Im romantiſchen Gedichte.
Nicht Sonett und Aſſonanz
Schlinget hier den Blüthenkranz,
Nein, es riechet nur nach Quendel,
Denn ich ſinge Clara Wendel."

Clara.

Schön!

Hinkfuß.

„Zweiter Vers; der läßt erſtarren
So die Klugen wie die Narren. —
Schon in ihren Kinderjahren
Dreht' ſie Vögeln um die Hälſe,
Schlug die Katzen todt in Schaaren
Und verkaufte ihre Pelze,
Stieg in Gärten ein und ſtahl,
Früchte ungezählteмal,
Selbſt bei liebendem Getändel
Leerte Börſen Clara Wendel!"

Schultheis.

Ey, ey!

sehen zu haben. Die Kinder nannten mich nicht mehr Kusine, außer wenn wir ganz allein waren. Man schenkte mir zuweilen einen abgelegten Putz, mit viel Worten über ihre Güte.

Meine Mutter fühlte sich tief gekränkt. Ich bat sie, da ich größer wurde, nicht mehr hinzugehen. Aber sie konnte es nicht lassen, obgleich sie jedesmal mit Verdruß zu Hause kam.

Man gab meinem seligen Vater die Schuld unserer Armuth. Man warf ihr alle alte vergessene Unglücksfälle in meines Vaters Familie vor, und glauben Sie mir, oft recht hart. So, daß meines Vaters Bruder ein Landläufer wäre, der einmal als ein Bettler wieder kommen würde.

Wenn sie am Abend zur Komödie vor unserm Hause vorüber fuhren — ich hätte einen andern Weg genommen! gewiß! — und nicht einmal nach unserm Fenster sahen, so hatte meine Mutter einen kummervollen Abend, an dem alle mein Trösten nichts half, gar nichts, alle meine Heiterkeit nichts. Nu Sie wissen, wie heiter ich bin.

Ach Lieschen, sagte meine Mutter so schwermüthig: wenn ich ihre Tochter so gekleidet sehe und Dich! Dich! Glauben Sie, es waren trübe Tage! recht trübe! Aber es kam noch schlimmer. Wir litten wirklich Mangel, so ärmlich wir lebten.

Da las ich in einem Buche, wie eine Toch-

Hinkfuß.

„Dritter Vers: der weiter zeiget
Wie die Raubgier immer steiget.
Nun verließ sie ihre Hütte,
Und auf Straßen und auf Wegen
Schon in einer Bande Mitte
Trat sie Reisenden entgegen.
Fiel erst einen Wagen an,
Und dann kamen Alle d'ran,
Ja, es ward durch blut'ge Händel,
Schweitzerschrecken Clara Wendel."

Clara.

Wie erbaulich!

Hinkfuß.

„Vierte Vers der macht erbeben,
Denn es geht nun gar an's Leben.
Einst als durstig sie durch solche
Thaten, nach des Blutes Welle, —"

Clara.

O, wie neu-poetisch!

Hinkfuß.

„Stieß sie nieder mit dem Dolche
Den Geliebten auf der Stelle,
Und ließ neben ihm ein Blatt,

Worauf ſie geſchrieben hat;
Daß die That ſie nicht bemäntel':
„„Alſo rächt ſich Clara Wendel!““

Clara.
[bricht in ein lautes Gelächter aus]

Hinkfuß.
Da ſehn Sie! Nicht einmal Gewiſſensbiſſe hat das Ungethüm gehabt! — Doch nun will ich Ihnen einmal noch das angehängte Signalement von ihr vorleſen. Das wird Ihnen Vergnügen machen. [leſend.]
„Sie iſt ſehr reitzend von Geſicht — “

Schultheis
[blickt Clara an.]
Ja, das iſt wahr.

Hinkfuß [leſend.]
„Ihr Auge mild, doch voll von Feuer —“

Schultheis [wie vorher.]
Ja, das iſt wieder wahr.

Hinkfuß [leſend.]
„Und dieſes kleine Ungeheuer
Hat Haare blond wie Sonnenlicht — “

Schultheis.

Nein, das ist nicht wahr; sie hat braune Haare.

Hinkfuß.

Ja, wahrhaftig, das ist wahr.

Schultheis.

Deine Beschreibung ist falsch.

Hinkfuß.

Es steht ja aber doch ausdrücklich auf dem Titel: Wahrhafte und glaubwürdige Beschreibung der durch ihre Mord- Libel- und and're Thaten —

Clara.

Mein lieber Hinkfuß! Er deklamirt wirklich ganz vortrefflich. Er lies't beinah so gut vor, wie —

Brigitte.

Wollten die gnädige Frau nicht erlauben ihm ein Glas Wein einzuschenken? [nimmt die Flasche.]

Hinkfuß [hält ein Glas hin.]

Das würde wenigstens meiner Stimme wohl nicht schaden.

Schultheis [ihn zurückhaltend.]
Und Du willst wirklich trinken?!

Hinkfuß.
Ja, auf ihre Gesundheit und auf die Ihrige.

Schultheis.
Unglückſel'ger! Hast Du denn vergessen? — Das Rattengift!

Hinkfuß.
Ach was: ich riskir's! [er trinkt.] Schönen Dank, Spitzbube!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Freyling [herbeieilend.]

Freyling.
So eben ist der Herr Obrist wieder im Schlosse angelangt.

Clara.
Mit seiner Gemahlin?

Freyling.
Nein, allein. Komm mit, Hinkfuß.
[geht mit Hinkfuß ab.]

Clara.

Allein! — Welch ein Glück! — Geh', lauf', Brigitte; ſage ihm, daß ich ihn hier erwarte. — Mein Herr Schultheis, ich bin Ihnen jetzt auf's höchlichſte für alle Sorge und Mühe, welche Sie für mich und meinetwegen gehabt haben, verbunden, aber ich werde nun Dero gütiger Dienſte nicht mehr bedürfen. Doch ja, um das Einzige wollte ich Sie bitten: ich hoffe, daß Sie nun, wenigſtens für heute, Ihrerſeits unſer Gefang'ner auf dem Schloſſe ſeyn werden.

Schultheis.

Ihr Gefang'ner? — Hat ſie denn ganz den Verſtand verloren?

Clara [erblickt den Obriſt.]

Dem Himmel ſey Dank! Da iſt er!

Neunter Auftritt.

Clara. Brigitte. Obriſt. Schultheis.

Obriſt.

Meine theure Clara!

[auf ſie zu eilend.]

Schultheis [für ſich.]

Seine theure Clara!

Obriſt.

Sehe ich Sie endlich wieder! — O ſüße Gewalt der Liebe! Trotz unſ'rer Trennung, ohnerachtet ſo vieler Störungen der Eiferſucht und der Laune, verſtanden ſich unſ're Herzen doch immer, gehörten ſie doch immer einander an!

Schultheis [bei Seite.]

Sollte der Obriſt gar mit ihr einverſtanden ſeyn?!

Clara.

Wie? Heute! jetzt, wo alles ſchon bereit iſt, um Ihr Herz einer Andern auf ewig zu verbinden, wagen Sie es noch —?

Obriſt.

Theure Clara! Ja, ich geſtehe es Ihnen, muß es Ihnen geſtehen: nichts fehlte noch zur Vollziehung der heutigen Vermählung, nichts erwartete ich noch, als meine Gemahlin!

Clara.

Ihre Gemahlin?

Schultheis [für ſich.]

Seine Gemahlin?!

Obriſt.

Ja, meine Gemahlin — die mir den größten Beweiß ihrer Liebe dadurch gegeben hat, daß ſie noch in der vergangenen Nacht eiligſt Poſtpferde nahm, um zu mir zu eilen.

Clara.

Wie? — was? — [voll Staunen.]

Obriſt.

Nun denn — ſo erfahren Sie jetzt alles! — Jener Brief, der Ihnen meine Verheirathung meldete —

Clara.

Nun? —

Obriſt.

Ich hatte ihn ſelbſt ſchreiben laſſen.

Schultheis [für ſich.]

Ha! ha! ſie ſtanden alſo mit einander im Briefwechſel.

Clara.

Sie?

Obriſt.

Ich war in Verzweiflung, weil Sie den An-

genblick, wo ich hoffen durfte, daß Sie meine Wünſche erfüllen würden, immer weiter hinausgeſchoben; länger konnte mein liebendes Herz dieſes Zögern nicht erdulden, und ſo verſuchte ich ein letztes Mittel, das mir auch vortrefflich gelungen iſt, und um deswillen ich Sie fußfällig um Verzeihung anflehe.

[er kniet vor ihr nieder.]

Schultheis [bei Seite.]

Der Obriſt zu den Füßen der Clara Wendel!

Clara.

Ich ſollte Sie liegen laſſen.

Obriſt.

Das thun Sie nicht, da Sie ſo weit nach mir hieher gereiſ't ſind.

Clara.

Nun denn — ſo ſtehen Sie auf.

Obriſt [thut es.]

Und —

Clara.

Nun, was und —?

Obriſt [öffnet die Arme.]

Und in Ihre Arme!

Clara.

Sollte das nicht zu viel seyn?

Obrist.

O nein, nein, so geschieht es allemal; nach dem Fußfalle an das Herz.

Clara

[ihn in die Arme schließend.]

Wilhelm! — nun denn: so will ich keine Ausnahme von der Regel machen.

Obrist.

Wie glücklich machen Sie mich!

Clara.

Ich glaube noch zu träumen!

Obrist.

O, kommen Sie, kommen Sie! Alle Freunde sind schon zum Feste versammelt.

Schultheis [bei Seite.]

Alle Räuber, heißt das! Ein charmanter Ball!

Clara

Da Sie denn so gar eilig sind, so wollen wir auch den von Ihnen, wie Sie sich auszudrücken belieben, so lang ersehnten Augenblick

nicht länger verzögern. Ich bin bereit, und werde gleich das Signal zum Abmarſche geben.

Schultheis [für ſich.]

Ha! Das Signal!

Obriſt.

Wie kann ich Ihnen je ſo viele Liebe vergelten!

Clara.

Durch ewige Treue! [ſie verſenkt ſich mit dem Obriſt bis zum Eintritt der Hochzeitgäſte in ein tiefes Geſpräch, worinn ſie ihm die Namensverkennung u. ſ. w. erzählt, und er durch Geſten ſein Staunen zu erkennen giebt.]

Schultheis [bei Seite.]

Nein, das iſt unglaublich! Der Oberſt ſtand mit ihr in Liebesverhältniſſen! Es iſt ſchauerlich, es iſt ſchrecklich! Aber ſie ſollen mir hier nicht entgehn!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Hinkfuß [eilig.]

Hinkfuß.

Ach, Herr Schultheis! Die Räuber kommen von allen Seiten herbei.

ter ihre Mutter mit Arbeiten ernährt. Ich konnte arbeiten, stricken, nähen, ich machte mir allen kleinen Putz selbst, und alles gerieth mir über die Maßen.

Ich arbeitete erst heimlich für Andre; meine Mutter that, als sehe sie nicht, daß es für Geld geschah. Meine Arbeit gefiel, und wir fingen an bequemer zu leben. Ich arbeitete den ganzen Tag, flink und singend. Am Abend las ich ein gutes Buch meiner Mutter vor. Wir lebten einsam; denn seit ich für Geld arbeitete, hatten Kabinetsraths ihren Umgang ganz mit uns aufgehoben.

Sehen Sie, nun kommt einen Morgen der alte gute Kanzlei-Sekretair Wendeler, der immer noch die alte gute Freundschaft mit uns hielt. Er pochte jeden Morgen, wenn er auf die Kanzlei ging, an mein Fenster, und rief: so fleißig, Mamsell Lieschen! und mußte ihm jedesmal die Hand aus dem Fenster reichen, was ich von Herzen gern that — der kommt nun hereln gestürzt, in unser Zimmer, und ruft, und schwenkt seinen Hut dabei: gratulire! trara! trara! gratulire! trara! und war ganz braun im Gesicht vor Freuden.

Wir sehen ihn groß an, und fragen.

He! rief er; als ob Sie es nicht wüßten!

Alle.

Die Räuber!

Hinkfuß.

In Masse! — Alles unter einander, von allen Farben, allen Größen, allen Altern, allen Geschlechtern. Sie haben seine bürgerliche Kleidung angezogen.

Schultheiß.

Zum Glück sind wir mit hinreichender Mannschaft versehen, und ich will mich daher nun sogleich an die Spitze der bewaffneten Macht stellen. [geht seitwärts ab, wo die Soldaten sich hinzogen.]

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Freyling. Brigitte. Hochzeitgäste.

Freyling.

[von der andern Seite in der Coulisse.]

Nur immer hier herein!

Die Gäste

[eintretend, und im bunten Gemisch dem Brautpaare gratulirend.]

Wir gratuliren! — Von Herzen willkommen! — Ganz der Ihrige, u. ſ. w.

[Gegenſeitige Begrüßung.]

Schultheis [wiederkommend.]

Holla! Wache! mir nach! [Die Wachen treten herein, und ſtellen ſich im Hintergrunde auf.] Im Namen des Geſetzes und der hohen Tagſatzung, gebiete ich hiermit, daß ſich niemand unterſtehe, ſich von hier hinweg zu begeben.

Die Gäſte.

Was ſoll denn das?

Clara.

Ha, ha! nun kommt die Kataſtrophe.

Obriſt.

Er wird mir Sie doch nicht wieder entführen? [lachend.]

Schultheis.

Schöne Clara, erlauben Sie mir, Ihnen in's Gedächtniß zurückzurufen, daß es nun Zeit iſt mir zu folgen.

Brigitte.

Der läßt nicht los.

Clara [lachend.]

Ihnen folgen? mein Herr Schultheis! Wohin denn?

Obriſt.

Die ſchöne Clara bleibt nunmehro bei mir. Ich werde ſo glücklich ſeyn, mich ſogleich mit ihr zu vermählen.

Schultheis.

Sie ſich mit ihr vermählen? — Nun, das iſt doch gar zu ſtark! — In jedem Falle wird ſolches erſt alsdann geſchehen können, wenn die hohe Obrigkeit es erlaubt. Und da ich es nun nicht erlaube, ſo fod're ich hiermit Clara Wendel auf —

Alle Gäſte [ſtaunend.]

Clara Wendel!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Kettly [kommt geſtiefelt und geſpornt, mit einem Wachshütchen auf dem Kopfe, und einem Poſtillonsſchilde an.]

Kettly.

Herr Schultheis! Herr Schultheis!

Hinkfuß.

Der Tausend, das ist ja Kettly!

Kettly.

Es war kein Postillon mehr auf der Post, und da habe ich mich erbitten lassen, Ihnen das hieher zu reiten. [giebt ihm ein versiegeltes Schreiben.]

Hinkfuß.

Laß einmal sehen! die Stiefeln stehn Dir wahrhaftig recht gut.

Schultheis [nimmt die Depesche.]

Ohnstreitig ein hoher Befehl wegen Weitertransportirung meiner Gefang'nen. Ich hoffe, daß man mein Benehmen mit der gehörigen Anerkennung ausgezeichnet haben wird. [lies't.] „Mein Herr Schultheis! Ich beeile mich, „einen Expressen an Sie abzusenden, um Ih„nen zu melden, daß Sie einen — dummen „Streich gemacht haben." — Nun, deswegen hätte es keiner so großen Eile bedurft. Das ist ja grob. — [lies't weiter.] „So „eben hat man die wahre Clara Wendel in „unsr'er Gegend festgenommen, und die Dame, „welche Sie arretirt haben, ist die Gräfin

„Albi!“ [bei Seite.] Alle Wetter, da ſcheint es doch, als ob ein Unver — ein Mißverſtand vorgewaltet habe. — Aber den Kopf darf ich deshalb doch nicht gleich verlieren. Man iſt ja in Paris geweſen. [ſich zu den Truppen wendend.] Herr Commandant! laſſen Sie die Truppen in's Gewehr treten.

Der Anführer der Soldaten.

Schultert's Gewehr!

[Die Soldaten thun es.]

Schultheis [zum Obriſt.]

Der Herr Obriſt werden mir ohnſtreitig verzeihen, daß ich an dem heutigen Tage, wo Sie ſelbſt mit ſo vieler Schlauheit ſich Dero künftige Frau Gemahlin zu erwerben wußten, ebenfalls eine feine und unſchuldige Liſt angewendet habe, um die Frau Gräfin Albi zu nöthigen, eine Ehrenwache bis auf Ihr Schloß anzunehmen.

Clara [lachend.]

Wie? Das war alſo eine Ehrenwache?

Brigitte.

Das hätte man wahrhaftig nicht glauben ſollen.

Schultheis.

Allerdings, meine verehrte Frau Gräfin. Und Sie selbst sind viel zu schön, um nicht auch eben so gut zu seyn, und so hege ich denn die vollste Ueberzeugung, daß Sie mich deshalb nicht tadeln werden, daß ich Sorge dafür getragen habe, das Vermählungsfest des Herrn Obrist mit militairischen Honneurs zu begehen. Also, ohne weitern Zeitverlust; Herr Commandant, lassen Sie präsentiren.

Der Anführer.

Präsentirt das Gewehr!

[Die Soldaten thun es.]

Schultheis.

Der tapf're Obrist Hermann und die schöne Frau Gräfin Clara Wende — Clara von Albi leben hoch!

[Alle rufen das Lebehoch nach mit geschwenkten Hüten und Tüchern.]

Schultheis

[zum Publiko gewendet.]

Ein heit'rer Scherz, der schon zufrieden
Wenn er ein Lächeln sich gewann,

Hofft, daß er mindſtens ohne Zähren
Von Euch jetzt Abſchied nehmen kann.
Nicht kann Euch Schiller ſtets erfreu'n,
Nicht immer Mozart, Weber, Händel;
Das Stück ſoll keine Stuart ſeyn,
Nur eine arme — Clara Wendel.

Ende.

RESSEL

4.

Aath ii R. G. 548-ccc

Dramatisches Vergißmeinnicht
für das Jahr 1831.

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutschland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Achtes Bändchen.

Enthält:

Die Königin von sechzehn Jahren

Drama in zwei Aufzügen.

und

Der Enkel.

Schauspiel in einem Akt.

Hoffmann.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1831.

BIBL. UNIVERS. Lips.

He! man muß das Glück nicht suchen, aber auch nicht stolz dagegen seyn.

Meine Mutter versicherte, sie wisse nicht, was er wollte.

Ramsell Lieschen, rief er zornig: öffnen Sie Ihr hübsches Nadelküssen — so nennt er meinen Mund, weil ich zuweilen, wenn ich eilig war, die Nadeln zwischen die Lippen nahm, — und reden Sie! denn was die ganze Stadt weiß, werden Sie doch auch wissen, daß des seligen Papas Bruder, ein tüchtiger Mensch, habe ich immer gesagt, schwer reich wieder ans Land gekommen, schwer reich, und ohne Frau und Kinder.

Da wir es nicht wissen, lieber Herr Sekretair, sagte ich: so ist wohl gar nichts daran.

Das ist recht! rief er zornig aufs neue.

Aber meine Mutter konnte es nicht vergessen, fragte alle Bekannte, die vorüber gingen. Die ganze Stadt war voll davon.

Ich scherzte, und scherzte; — aber aus dem Scherz wurde Ernst. Meine Mutter erhielt einen Brief von meinem Oheim, mit einer Kiste der köstlichsten Sachen, die aber alle für uns nicht zu gebrauchen waren, bis auf ein Gewebe Musselin, das ich nie so fein gesehen hatte, und für mich Perlen und Geschmeide, die ich aber still wieder hinlegte, denn für mich waren sie zu kostbar.

Meinem

verehrten Freunde

Herrn Franz von Holbein

Direktor des Königlichen Theaters

zu

Hannover

in treuer Ergebenheit

gewidmet.

Du kennſt ſie wohl, die wechſelnden Geſtalten
Die unſre Bühnenräume bunt beleben,
Haſt ihnen ſelbſt das Daſeyn oft gegeben
Und wußteſt ſie als Meiſter feſtzuhalten;

Laß denn vor Dir jetzt wieder ſich entfalten
Dir ſchon bekannte, deren junges Streben
Du ſelbſt befördert, als nicht ohne Beben
Sie ſich erfleht, des Bühnenlenkers Walten.

Du ehrſt gleich mir die ſtrahlenden Heroen
Die rieſenſtark ſich ſelbſt in Kraft genügen,
Du biſt Du froh auch wieder mit den Frohen
Und kannſt Dich in den mindern Maasſtab fügen,
Der möge jetzt auch nicht der Hand entfallen
Wenn dieſe Scherze Dir vorüberwallen.

Theodor Hell.

Die

Königin von ſechzehn Jahren

oder:

Chriſtinens Liebe und Entſagung.

Drama in zwei Aufzügen.

Nach dem Franzöſiſchen frei bearbeitet

von

Theodor Hell.

Perſonen.

Chriſtine, Königin von Schweden.

Graf Rantzau, ihr Miniſter.

Emma, deſſen Nichte.

Friedrich von Bury, Offizier im ſchwediſchen Heere.

Herr von Nörborg, ſein Vetter, Kammerherr.

Ein Hofbeamter.

Damen im Gefolge der Königin.

Hofleute.

Wachen.

Der erſte Akt ſpielt in Schwartzioe, einem Luſtſchloſſe der Königin, der zweite im Königlichen Palaſte zu Stockholm.

Im Briefe aber lag eine Anweisung auf eine große Summe Geld, und die Nachricht, die meiner Mutter noch angenehmer war, daß er unverheirathet in Europa angekommen, im kurzen selbst da seyn werde, um nachzusehen, was seines Bruders Witwe, und sein liebes Lieschen gutes machte.

Sehen Sie, lieber Herr Vormund, nun hatten wir auf einmal alle alten Freunde meines Vaters wieder gefunden. Ich will nicht richten; denn Mitfreude ist vielleicht leichter als Mitleiden, obgleich mir es umgekehrt scheint.

Die Tante kam gefahren, umarmte ihre Schwester, und machte ihr Vorwürfe, daß sie sich so selten sähen. Ich war das liebe Kusinchen und schön wie ein Engel.

Nun wurden die Geschenke des Oheims besichtigt, die Perlen und Steine tarirt, die Tapeten und der Goldbrokat belacht. Man fing an, aus den Geschenken sein Vermögen zu berechnen. In seinem Briefe wurde jedes Wort gewogen, wie viele Hoffnung ich hätte seine Erbin zu werden. Sein Alter wurde berechnet. Mich überlief ein Todesschauer nach dem andern.

O mein lieber Oheim, sagte ich hierauf, meine Hände recht innig faltend: Gott erhalte dein theures Leben noch lange!

Erſter Aufzug.

[Das Theater ſtellt einen gothiſchen Saal dar. Rechts das Zimmer der Königin.]

Erſter Auftritt.

Graf Nantzau. Emma.

[Erſterer trägt eine goldene Kette, woran der Schwerdtorden. Beide ſitzen im traulichen Geſpräche.]

Graf.

Nur Muth gefaßt, mein Nichtchen!

Emma.

Wie ich zitt're! —
Und ſollt' ich nicht, da ich bisher vom Hof
Entfernt, bei einer Baſe lebte, der
Mein Glück allein am Herzen lag, und welche
In ſtiller Einſamkeit mich dort erzog.
Jetzt aber nun auf einmal mitten unter
Den großen Herren hier, die unermüdlich
In ihren Schmeicheleyen ſind, weil ich

Das Glück genieße Ihre werthe Nichte
Zu seyn, und des Premierministers Nichte,
Wie sich's von selbst versteht, stets reizend ist.
Nun aber soll ich gar zum Erstenmale
Vor unsrer Königin erscheinen, Onkel!
Und lachen können Sie noch, daß ich mich
Ein wenig fürchte?

Graf.

Nun, beruhige Dich nur,
Ich stelle Dich erst später vor. Es haben heute
Die junge Majestät nicht gut geschlafen,
sind so erzeigen sie uns denn die Ehre
Vom schlechtesten Humor zu seyn.

Emma.

Ach, Onkelchen,
Wenn Sie mich gar nicht vorzustellen brauchten?

Graf.

Geht nicht! Es liegt mir d'ran, in ihren Diensten
Dich anzubringen, weil's höchst nöthig ist,
Daß sie ein junges Wesen um sich habe,
Das nicht sich zu Intriguen brauchen läßt.

Emma.

Nun, lieber Onkel, da ist Ihre Wahl
Vortrefflich, denn von Staatsgeschäften weiß
Ich auch nicht das Geringste.

Graf.

Deſto beſſer
Für Dich. Ich habe meine Lebenszeit
Darin verbracht, und kann es Dir verſichern
Daß das nichts Angenehmes iſt. Ich war
Miniſter ſchon bei unſer'm König Guſtav,
Der wahrhaft groß, doch auch ſehr eigenſinnig.
Und nun bin ich es bei Chriſtinen, die
Den ganzen Nachlaß ihres Vaters erbte,
Den Eigenſinn fürwahr nicht ausgeſchloſſen.

Emma

Sie ſcheint zum Zorne ſchnell geneigt.

Graf.

Mein Gott,
Das brauſet auf, beruhigt wieder ſich,
Und braußt von neuem auf, ſo geht's den Tag
Wohl vier- fünfmal. Nun, freilich, Königin
Nach ihrem ſechſten Jahre ſchon, hat ſie
Das „So ſoll's ſeyn!" recht zeitig eingelernt,
Und ich, ihr wohlbeſtallter Herr Miniſter,
Ich mache noch, wenn es ſo fortgeht, trotz
Des beſten Willens, und, trotz ihrer andern
Vortrefflichen und edeln Eigenſchaften,
Aus ihr die abſoluteſte und ſchlecht
Erzogenſte von allen Königinnen.

Emma.

Man sagt doch, daß Christine gegen Sie
Sehr gut gesinnt —

Graf.

Je nun, so übel nicht.
Sie hat mich zweimal aus dem Reich verbannt;
Das war mir einerlei, denn ich ging nicht;
Ich blieb dem Throne nah', um meinem Lande
Zu dienen. Ja, auf meinem Posten sterben
Will ich, und das recht spät, um alle die
Zu ärgern, die ihn gern schon früher hätten.

Emma.

Das ist doch aber alles nicht gar tröstlich
Für mich!

Graf.

Sey unbesorgt. Sie selbst
Befahl mir, Dich an ihren Hof zu bringen.
Ich wollte Deine Vorstellung verschieben,
Bis diesen alten Landsitz sie verlassen hätte,
Und wieder nach Stockholm gezogen wäre
Ins neue Schloß, doch auf der Stelle mußte
Ich Dich hieher bescheiden, denn sie brennt
Darauf, Dich bald zu haben — Denke nur!
Vermählen will sie Dich!

Emma.

Vermählen! mich?

Graf.

Ja, ja, — und ich bin hocherfreut, daß ſie
Solch einen trefflichen Gedanken hat.
Ihr Volk, der Hof, der Staat, wir Alle wünſchen,
Daß ſich Chriſtine aus den Fürſten, welche ſich
Um ihre Hand bewerben, einen Gatten
Erwähle, aber leider ſchien ſie uns
Mit langem Cölibate zu bedrohen,
Doch da ſie jetzt die Luſt bekommt für Andrer
Verheirathung ſich ſorglich zu bemühen,
So hab' ich Hoffnung auch für ihr eig'ne.
Thut man für And're ſo etwas, ſo denkt
Man ſelbſt ein wenig auch daran, denn das
Steckt an, ſo wie das Fieber.

Emma.

Mag's d'rum ſeyn,
Wenn ſie für mich nur keinen Gatten wählt.

Graf.

Das wird ſie nicht, denn ich hab's ſchon gethan.

Emma.

Sie?

Graf.

Ja! Der Sohn des Freiherrn Pihrſon. —
Kennſt
Ihn ja?

Emma.

Das wohl — allein — als er zur Tante
Gekommen, war ich weit entfernt zu glauben —

Graf.

Daß er für Dich beſtimmt ſey? — Meinetwegen.
Allein ich wünſche die Verbindung, folglich
Iſt ſie ſo gut als ſchon geſchloſſen. —

Emma.

Aber —
Ich muß doch auch —

Graf.

Das hab' in Deinen Namen
Ich ſchon gethan — Und Dir verhehlen mag
Ich's nicht, ſo glänzend dieſe Heirath auch
An ſich ſchon iſt, ſeh' ich ſie auſſerdem
Für einen Dienſt noch an, den ich damit
Dem Lande leiſte. Pihrſon iſt ein wackrer,
Geſchickter Reichsrath, den man hinterrücks
Vom Hof entfernt hat; willigt Chriſtine
In unſ'rer beider Häuſer nähere
Verbindung, wird es nicht ſo ſchwer mir fallen,

Des Freiherrn Mißvergnügen zu beſiegen,
Und für den Staatsdienſt neu ihn zu gewinnen.

Emma.

Und um des Staatsdienſt'swillen alſo ſoll
Auch ich —

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Friedrich.

Friedrich.

[aus der hintern Thüre links tretend; und noch in die Scene ſprechend.]

Schon gut, ſchon gut, ich werde warten.

Emma.

Ach, Himmel! Onkel! — Das iſt er!

Friedrich. [ſie erblickend.]

Wie? — Emma! — Hier?

Graf.

Hm? — Was beliebt?

Emma. [als Friedrich vorkommt.]

Sind Sie's denn wirklich? Glaubt ich doch,
Sie wären
Weit, weit von hier!

Friedrich.

Und Sie! mein theures Fräulein,

Sind Sie denn nicht mehr auf dem Schloſſe
Ihrer
Verehrten Tante? —
[bemerkt den Grafen.]
Doch Vergebung, daß —

Emma.

Mein Oheim!

Friedrich.

Der Herr Graf von Rantzau?! — O!
Ich hatte nicht die Ehre, Excellenz
Zu kennen, ſonſt —

Emma.

Ein Jugendfreund von mir,
Den meine Tante wahrhaft ſchätzte.

Graf.

Und
Auch Du, wie mir es ſcheint.

Emma.

Der Herr von Bury.

Graf.

Von Bury! — Wirklich! — Friederich von Bury,
Seit Jahresfriſt etwa in ſchwedſchen Dienſten,
Und Hauptmann ſchon?

Friedrich.

Ja, zu Befehl.

Graf.

Ich habe
Die Ehre, Sie recht gut zu kennen, Herr
Von Bury! [für ſich.] Und das aus gar triſt'gen Gründen
[laut.]
Sie kommen von dem Heere?

Friedrich.

Ja, Herr Graf.
Ein wicht'ger Auftrag rief mich nach Stockholm,
Und da ich dort erfuhr, daß Ihre Majeſtät
In Schwartzioe jetzt ſey —

Graf. [abſichtlich.]

Ganz recht: mit ihrem
Geſammten Hofſtaat und den Damen —

Emma.

Aber,
Lieb Onkelchen! was geht denn das dem Herrn
Da an?

Friedrich.

Ich ſehe in der That nicht ein —
Herr Graf — wie ich — [für ſich] Er weiß doch auch um alles.

Und so, mit den Worten wendete sich meine Tante zu mir, können Sie leicht, mein theures, schönes Kusinchen, eine der besten Parthien in der Stadt seyn.

O lieber Herr Vormund, die paar Worte, obgleich sie gut gemeint seyn konnten, erbitterten mich sehr. Ich habe, sagte ich, eine weiße Rose von Seide; und ich gäbe sie nicht für des Oheims ganzen Reichthum. Aber ich fühlte auch in diesem Augenblick, daß das Gold des Oheims vielleicht ein schweres Unglück für mich werden könnte. Ich konnte mich der Thränen nicht erwehren.

Denn, lieber Herr Vormund, es war außer dem, was ich Ihnen erzählt habe, noch allerlei mit mir vorgegangen, was nicht aus der Feder, und nicht aus meinem Herzen will.

Aber müßte ich auch noch so viel erröthen, und es ist mir, als würde das weiße Papier, auf dem ich schreibe, roth von dem Wiederschein meiner Wangen, so will ich Ihnen doch mein Herz öffnen, und fragen: Konnt ich dafür? War ich nicht unschuldig? Durft ich die weiße Rose nicht herzhaft an meine Brust stecken?

Gerade gegen uns über wohnte eine Witwe, arm wie meine Mutter: eine fromme Frau, bei der der alte ehrliche Wendeler fast eben so oft ans Fenster pocht, als bei uns. Sie ist die Wit-

Graf. [für ſich.]
Das alſo iſt der heimlich Protegirte!

Emma. [zu Friedrich.]
Doch was iſt Ihnen? warum ſehen Sie
Nur immer dorthin? —

Friedrich.
[immer nach dem Hintergrund ſehend.]
O, verzeihen Sie —
Ich wollte nur — wer wohnt denn dort rechts von
Der Gallerie?

Graf.
Die Damen im Gefolge
Von Majeſtät der Königin.

Friedrich.
Ja ſo!
Das dacht' ich wohl!

Emma. [zu Friedrich.]
Nein, Bury! ſagen Sie
Mir nur, was dieſe Aengſtlichkeit bedeutet?

Graf.
Vielleicht wohnt dort ein unbekannter Schutzgeiſt,
Des mächt'ge Schönheit —

Emma.

Lieber Onkel! —

Friedrich.

[halblaut zum Grafen.]

Wohl
Verſteh' ich den Verdacht, Herr Graf, doch lernen
Sie mich nun beſſer kennen. — Edler Mann,
Ich liebe Ihre Nichte! — Ihre Schweſter ſelbſt
War Zeugin unſrer erſten Schwüre, aber
Um Emma's Hand von Ihnen zu erhalten,
Bedurft' es eines Namens, Rang's, Vermögens. —
Nun denn — ich liebe inniger noch als
Zuvor, und komme Ihrer würdiger
Zurück.

Graf.

Mein Herr — [für ſich.] O, meine
ſchönen Pläne!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Nörberg.

Nörberg.

[im Hintergrunde rechts eintretend, und ebenfalls nach außen ſprechend.]

Ein junger Offizier — hm — ſpäterhin —

Wir wollen dann schon sehn —
[zum Graf.]
Herr Graf von Rantzau,
Es gingen Ihro Majestät so eben
In Dero Kabinet. — Mein Fräulein!

Friedrich.

Nörborg!
Cousin!

Nörborg.

Du! hier? — Durch welchen Zufall? Freund!
Ich glaubte, an der Gränze stünd'st Du noch
Und schlügst mit auf die Dänen tüchtig los?
Denn gelt! wir schlagen sie, die Dänen? Nicht wahr?

Graf.

Sie sind Verwandte meine Herrn! [für sich.]
Aha!
Des Einen Glück zieht das des Andern nach sich.

Nörborg.

Verwandte — ja — doch ziemlich weit entfernt.

Graf.

Herr Hauptmann, meiner Nichte ziemt die Antwort
Auf ihren Antrag, und ich hoffe — daß

Sie nicht vergessen wird, was sie sich selbst,
Was sie den Ihren schuldig ist. — Komm', Emma!
Sie wissen, Herr von Nörborg, doch, daß heute
Die Königin noch dieses Schloß verläßt?

Emma.

Herr Hauptmann!
[macht Friedrich im Abgehen eine Verbeugung, dann herzlich]
Friedrich! leben Sie recht wohl!

Graf. [für sich.]

Das ist ein junger Mann, den man sobald
Als möglich von hier fort spediren muß.
[geht mit Emma rechts ab.]

Vierter Auftritt.

Nörborg. Friedrich.

Nörborg.
[dem Grafen nachsehend.]
Ich glaube gar, er will mir hier befehlen!

Friedrich. [für sich.]
Ich faß' es nicht. — Von Emma soll ich Antwort

Erhalten —

[zu Nörborg.]

Theurer Nörborg! — Noch kann ich
Von meinem Staunen gar nicht mich erholen!
Du hier — im Dienſt der Königin!?

Nörborg.

Ja, ja,
Mein Freund, und heute, wie Du ſiehſt, gebraucht
Sogar. — Doch Du! Auch Deine Sachen ſcheinen
Recht gut zu gehn.

Friedrich.

Sie können gar nicht beſſer!
Allein wahrhaftig, Deine Anſtellung —

Nörborg.

Verwundert Dich? — Das glaub' ich wohl! — Mich ſelbſt
Verwundert ſie, iſt mir faſt unbegreiflich.
Als Du von hier hinweggingſt, hatte ich
Bei unſer'm Premier-Miniſter Grafen
Von Rantzau dort, den ich nicht eben liebe,
Und der's mit mir ſehr weislich auch ſo hält,
Ein kleines Stellchen, womit ich zufrieden,
Weil es nicht anders ging. Ich war es müde

Um einen höhern Posten anzuhalten,
Und that darauf Verzicht, als ich ganz plötzlich
Erfuhr, ich sey von Ihro Majestät
Bei'm Hofstaat angestellt. — Vortrefflich, Freund!
Einmal am Hofe, brachte mein Verdienst
Mich reißend weiter vorwärts! Ich gefalle,
Ja, ich gefalle allerhöchsten Orts.
Die Königin hat so viel Huld für mich,
Schwatzt gern mit mir — nun ja, Du weißt es wohl —
Ich schwatze gar nicht übel, — und so schenkt
Mir Majestät oft freundliches Gehör.

Friedrich.

So sag' mir aber doch nur Deinen Titel.

Nörberg.

Den Titel, Freund? — ja, darnach fragen Alle!
— Hör' nur! — Als ich nach Hofe kam, so hatte
Die Königin, um vollends sich zu bilden
— Sie lernt Latein und Griechisch und Gott weiß
Was alles noch von diesen alten Kram —
Sie hatte eben sich von allen Enden

Der Welt, Gelehrte her verſchrieben, und
Der ganze Adel Schwedens war um ſie
Verſammelt. Sieh', da ging mir's eben ſo,
Ein jeder fragte: was ſtellt der denn vor?
Ich aber ging ganz unbekümmert weiter,
So daß die Hofbeamten endlich mich
Auch für ein Stück ſo von Gelehrten hielten,
Und die Gelehrten für ein Stück vom Hofe.

Friedrich.

In Deinem ſchnellen Glücke liegt fürwahr,
Wie in dem meinen ein Geheimniß, das —

Nörberg.

Laſſ' nur, laſſ nur! Wir kommen vorwärts, das
Iſt das Hauptſächlichſte! — Auch iſt's ganz
einfach —,
Wenn man Verdienſte hat —!
[ſich brüſtend.]

Friedrich.

Ja, wenn man ſie
Beſitzt! —
[heimlich.]
Doch weißt Du wohl, warum
Du das biſt, was Du biſt?

Nörberg.

Warum ich das
Bin, was ich bin?

Friedrich.

Wenn Du nun mir — ja, mir
Den Zutritt zu dem Hof der Königin,
Die Gunſt, die Hoffnungen verdankteſt —?

Nörberg.

Sieh'
Einmal!

Friedrich.

Ja, Du verdankſt dies alles — mir!

Nörberg.

Mach' mich nicht bös.

Friedrich.

Ich will Dir es erklären.
Du biſt mein Freund, mein Vetter, Dir allein
Kann ich mich anvertrau'n, und ich bedarf
So ſehr jetzt Deiner Hülfe, Deines Raths.

Nörberg.

Nun, Rath! — So viel Du willſt.

Friedrich.

So höre denn:
Du weißt, daß ohngefähr vor einem Jahre

Und etwas mehr, als ich von Heidelberg
Wo ich die Jugendzeit verlebt, zurück
Gekommen war, mich eine lange Krankheit
An diesen Ort hier fesselte. Der Hof
Befand sich eben damals auch noch hier.
Ich war ein armer, junger Mensch, ich hatte
Da niemand noch als Dich, und so wie Du
Vom großen Haufen unbeachtet, konnte
Ich keinen Eingang in das Schloß erlangen,
So sehr ich mich auch darnach sehnte, unsre
Geliebte Königin zu sehn, die ich
Damals noch gar nicht kannte, so wie jetzt
Noch immer nicht. — Als ich nun eines Tag's
Am Eingang dieses Parks, wozu den Eintritt
Man gütigst mir erlaubt, umher mich trieb,
Um der gesunden Luft drinn zu genießen,
Da steht auf einmal vor mir, weiß gekleidet
Ein junges Mädchen. — Anfangs schien mein
Anblick
Sie zu erschrecken, und — ich weiß wahr-
haftig
Gar nicht weshalb — auch ich war ganz be-
treten.
Doch schien mein Aeuß'res, das noch lei-
dend war,

Sie tief zu rühren, und ſie blickte mich
Mit einem Ausdruck an, der Muth mir gab.
Ich trat ihr näher, um mich zu entſchuld'gen.
Sie gab mir lächelnd Antwort d'rauf. — Ihr Auge
War lebhaft, und ihr Ton faſt — keck, möcht' ich
Es nennen, doch von einer Keckheit, die
Nicht Anmuth ausſchloß oder Güte! — Wenn
Sie ſprach, ſo zeigte Ueberlegenheit
Des Geiſtes jedes Wort. — Ich horchte gern. —
Da hörten wir auf einmal Menſchenſtimmen
Sich ſeitwärts nah'n; ſie gab ein Zeichen mir
Zu geh'n — ich that's, doch wenig Schritte weit
Davon, ſah' ich mich wieder nach ihr um —
Sie war verſchwunden.

Nörberg.

Ha, ha, ha! Was ſchwatzeſt
Du denn mir da für Sachen vor? Das war
Ja eine förmliche Erſcheinung. — Hör'!
Das war der Teufel, oder — eine Dame
Vom Hofe.

Friedrich.

Hoffnung führte mich am Morgen
Darauf zum ſelben Ort. — Sie war ſchon da.

we des Kanzlei-Registrators Vogel. Sie hat ihren Mann so früh verloren als meine Mutter ihren. Sie hat einen einzigen Sohn, der in der ganzen Nachbarschaft das Lob eines guten Sohnes hat. Aber ich kannte ihn nicht. Denn er war auf der Universität, wo er und die Mutter ihn kaum ein Jahr erhalten konnten.

An meinem sechszehnten Geburtstage steckte ich die weiße Rose meines Vaters an meine Brust, und stellte mich ans offene Fenster, um mein Auge an den Himmel zu schlagen, wo der Geist meines guten Vaters gewiß war.

Wie ich hinaus sehe, fällt mein Blick gegenüber auf einen jungen Menschen, der auch an dem offnen Fenster der Witwe steht. Aber mochte er da stehen. Ich hatte mit ihm nichts zu thun. Ich schlug meine Augen andächtig zu dem Himmel hinauf, und dachte an das frühe Grab meines Vaters, an den Gram meiner Mutter, an den Brief meines Vaters, und sprach so in mir, daß ich die weiße Rose gewiß, o gewiß! unbefleckt an mein Herz voll Unschuld stecken wollte, und lebte ich auch hundert Geburtstage.

Und da ich das in mir gesprochen, zog ich das Fenster wieder zu, obgleich der junge Mensch noch unverrückt da stand.

Der Sohn des Registrators ist heute an Dei-

Nörberg.

Dann war es eine Dame!

Friedrich.

Diesmal sprach
Ich zuversichtlicher mit ihr. Auch sie ließ sich
Mit so viel sanfter Milde gehn, daß ich
Dadurch ermuthigt ward. Sie wollte wissen
Wer ich denn sey. — Ich nannte ihr den
Namen,
Die dunkle Herkunft, mein geringes Glück,
Und meinen heißen Wunsch, im Dienste der
Monarchin angestellt zu werden. Auch
Von Dir, als meinem nächsten Anverwandten,
Sprach ich mit ihr.

Nörberg.

Wahrhaftig? Theuerster
Cousin! — Ja, ja, wir sind Geschwisterkinder!

Friedrich.

Sie offenbarte mir, daß sie, obgleich
Sehr jung zwar noch, doch bei der Königin,
Die gleichen Alters, sehr gut angeschrieben,
Und daß von ihrem Einfluß ich für mich
Und für die Meinen alles hoffen könne. —
So kamen wir denn mehrmals früh zusammen —
Ich war der Freund von diesem holden Kind

Geworben. — Tauſend Wunderdinge verſprach
Sie mir, ſo, daß ich d'rüber lachen mußte,
Und nicht d'ran dachte, ſie ſo bald erfüllt
Zu ſehen. — Eines Morgens traf ich da,
Wo ich mit meiner holden Unbekannten
Zuſammen mich zu finden pflegte, einen
Beamten aus dem Schloſſe, der den Abgang
Des Hofes nach Stockholm mir meldete,
Und mir dann ein Patent als Fähndrich, nebſt
Der Order, mich ſogleich zum Heere an
Der Gränze zu verfügen, überreichte,
Und einen Degen — ſieh' nur — dieſen hier!
Er hat ſeitdem mich niemals mehr verlaſſen.

Nörberg.

Hm! einen Degen! — und ſo koſtbar noch
Dazu! — So wart' einmal! — Ja, ja, es war
G'rad' um dieſelbe Zeit auch, wo man mich
Bei Hofe angeſtellt. — Mein theurer Vetter! —
Und ſag' mir — ſahſt Du ſie denn niemals
wieder?

Friedrich.

O ja, o ja! — Zwei Monat ſind's etwa,
Nicht weit von unſer'm Lager — kaum zwei
Meilen
Von unſ'rer Gränze — wo in einem Schloſſe

Man heimlich Conferenzen pflog. Ich ward
Mit einer wicht'gen Botschaft eines Tag's
Dahin geschickt, und als am früh'sten Morgen
Ich ankam, führte man einstweilen mich
In einen großen Saal. Kaum war ich d'rinn,
Als schnell ein junges Mädchen eintrat, das
Als es mich sah, vor Staunen laut aufschrie.
Ich wollte mich zu ihren Füßen stürzen,
Um meinen Dank ihr innig auszudrücken,
Da mußt' ich mich an ihre Seite setzen,
Und sie verbarg die innere Bewegung
Durch eine Art von würdevollem Anstrich.
Allein die Freude malte dennoch sich
In ihren Augen; o! sie hatte mich
Noch nicht vergessen, und es schien mir alles
Zu deuten, daß sie gern mich wiedersehe.
Da sagte sie mir auch, was sie für Dich
Gethan.

Nörberg.

Wahrhaftig? — und ich glaubte schon,
Daß mein Verdienst —

Friedrich.

Nach einer Unterredung
Voll Reiz und Unbefangenheit wollt' ich
Nun wieder geh'n — da rief sie mich zurück —

Gab mir die Hand — und innig drückte ich
An meine Lippen ſie. — „So leben Sie
Denn wohl, und denken Sie an mich,“ ſo ſprach
Zu mir die Holde: „ich verlange als
Belohnung für das Wenige, was man
Vielleicht noch für Sie thun wird, nichts als nur
Das tiefſte Schweigen.“ — Ich verließ ſie nun,
Und als ich in das Lager kaum zurück
Gekommen, gab man mir ein herrlich Roß,
Das leider Tags darauf mir unter'm Leibe
Erſchoſſen ward.

Nörborg.

Das arme Thier! — Ja, ja,
G'rad' damals ging's mit mir gewaltig raſch!
Es ſcheint mir alſo doch, als ob nicht mein
Verdienſt —

Friedrich.

Seit dieſem letztenmale, wo
Ich ſie geſehn, geht mein Avançement
So reißend vorwärts, daß ich ſelbſt darüber
Verlegen bin.

Nörborg.

Ich dächte gar!

Friedrich.

Nicht etwa
Als ob vor meinen Kameraden deshalb
Ich mich zu schämen hätte — nein! man sing
zwar wohl
Schon an, etwas von weitem so zu murmeln,
Und mehr ein Höfling schien ich als ein
Krieger;
Allein zum Glücke gings nun bald zur Schlacht,
Und es gelang mir, mich vor Aller Augen
Der Gnade werth zu zeigen, welche meine
Beschützerin so reich mir schenkte. Was
Vorher nur Gunst geschienen, ward nunmehr
Gerechtigkeit.

Nörberg.

Mit mir ist das ganz and'res,
Denn bis zum Schlagen kommt es nicht bei
mir. —
Doch sage mir, Du denkst wohl Tag und
Nacht
An Deine schöne Unbekannte? Fühlst
Für sie so viele Liebe —

Friedrich.

Liebe? — Nein,

Nur Freundſchaft — ächte wahre Dankbarkeit,
Denn meine Liebe iſt ganz anderswo.

Nörberg.

Ganz anderswo? — Nun gut, was hindert das
Dich denn nicht hier auch ſie zu haben? Sieh',
Man liebt jetzt überall.

Friedrich.

Doch meine Schwüre!
Ich ſie vergeſſen — die Geliebte täuſchen?
Nein, nimmermehr! — Doch denke Dir mein Staunen,
Als ich in's Schloß hier trat, glaubt' ich von weitem —

Nörberg.

Die Unbekannte zu erblicken? — wirklich!
Ja, ja, Du wirſt ſie wiederſehn, und ich
Bin überzeugt, daß neue Gnadenſpenden —
O, köſtlicher Couſin! wenn Du nur wüßteſt
Wie lieb ich Dich auf einmal habe! — Nun,
Du wirſt doch auch es mit uns halten? Wie?
Denn ſieh', Du weißt noch nicht, ich bin Dir jetzo
So recht im Mittelpunkte der Geſchäfte,
Man ſpricht von mir — es giebt gewiſſe Leute,

Die glauben, daß der Ehrgeiz mich — wohl
möglich —
Vor allen Dingen haben wir uns gegen
Die alten Herrn aus dem Geheimen Rathe
Verschworen. — Nun, Du hilfst uns doch dabei?
Zwei von den Herrn Miniſtern müſſen ſpringen.
— Der Graf von Rantzau —

Friedrich.

Graf von Rantzau? — Nein!
Da bin ich nicht dabei.

Mörberg.

So laß doch nur,
Du haſt noch nicht genug Erfahrung; ich
Will Dir ſchon in der Politik ein wenig
Die rechten Wege zeigen. — Aber ſtill! —
Geräuſch! — Das iſt die Zeit zur Promenade —
Die Königin pflegt alsdann auszureiten.

Friedrich.

Die Königin?

Mörberg.

Geſchwind, her die Depeſchen —
Ich ſtelle Dich ihr vor.

Friedrich.

Ich zitt're ganz. —
Es iſt zum Erſtenmale.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtine. Graf. Zwei Miniſter.

[Die Königin iſt ſehr einfach gekleidet, und trägt das groſſe blaue Band des Nordſtern-Ordens.]

Chriſtine. [heftig.]

Nein, nein, nicht länger reden Sie mir zu —
Ich will und mag nun nichts davon mehr wiſſen —
Ich bin kein Kind mehr — brauche keinen Vormund!

Friedrich.

[Bei Seite, in der gröſten Beſtürzung.]

Allmächt'ger Himmel! — Dieſe junge Dame —

Chriſtine.

Graf Rantzau, unterſagen Sie dem Freiherrn
Von Pihrſon heute noch den Zutritt zu
Dem Reichsrath —

Graf.

[macht eine ablehnende Bewegung.]

Ich —

Chriſtine.

Ja, ja, ſo ſoll es ſeyn!

[ſie erblickt Friedrich.]

Gott! — Bury!

Friedrich. [für ſich.]

Ja, ſie iſt's!

Graf.

Verſchieben Sie

Nur den Befehl auf kurze Zeit annoch!

Chriſtine.

[nach einer kleinen Pauſe.]

Wer iſt der junge Offizier?

Nörborg.

Mein Vetter —

Eu'r Majeſtät — der Herr von Bury —

Hauptmann

In Dienſten —

Friedrich. [tiefbewegt.]

Euer Majeſtät — der General

Hat mich beauftragt —

Nörborg.

Allergnädigſte!

Verzeihen ſeiner inneren Bewegung,

Er iſt noch jung und furchtſam, mein Verwandter —
Hat noch die Uebung nicht —

Chriſtine. [für ſich.]
Er iſt bewegt —
[laut.]
O ja, ich glaub' es! — geben Sie!
[nimmt die Depeſchen, welche ihr Friedrich übergiebt.]

Nörberg.
[zu Friedrich.] Zum Henker!
Man ſpricht doch wenigſtens ein Wörtchen —

Chriſtine.
Ha!
Ein Waffenſtillſtand — Dänemark beut uns
Den Frieden an.

Graf.
Den Frieden! — O! für Schweden
Welch eine frohe Botſchaft!

Chriſtine.
Ja, fürwahr
Recht froh! — Der Hauptmann, der mir ſie gebracht,
Hat Anſpruch alſo auf mein Dankgefühl —
Mein Herr Major — ich ſprech' es hiermit aus.

nem Geburtstage wieder zu seiner Mutter gekommen, Lieschen, sagte mir meine Mutter.

So? Gott gebe der ganzen Nachbarschaft einen so frohen Tag! ohne an etwas zu denken, sagte ich.

Sehen Sie, ich saß beim guten Wetter am offnen Fenster, und arbeitete; er saß an eben dem offnen Fenster gegen mir über, und arbeitete auch.

Der alte Wendeler — er war sein einziger Freund — gab ihm Registratur-Arbeiten. Er wollte den armen Menschen gern an die Kanzelei helfen.

Unter den Arbeiten fallen einem allerlei Gedanken ein. So fiel mir ein, wenn ich ihn da so fleißig mit der Feder arbeiten sah: der arbeitet für seine arme Mutter da, ich hier. Er liebt seine Mutter, wie ich meine. Und so sah ich von Zeit zu Zeit nach, ob ich die Feder auf dem Kopf noch sah, und er mochte wohl auch allerlei denken, so daß er zuweilen herüber sah, ob er meine Hand noch sähe. Aber das alles war so sehr unschuldig. Trat er ans Fenster, so beugte ich mich zurück, trat ich ans Fenster, so sah er nicht auf. Aber die Aehnlichkeit in allem war doch sonderbar. Ich mochte wollen oder nicht, ich mußte dran denken. Wendeler nahm meine Hand, wenn

Friedrich.

Eu'r Majeſtät —

Nörberg. [für ſich.]

Nun ſind wir gar Major!
Ein Schritt ſchon wieder weiter vorwärts.

Friedrich. [eben ſo.]

Ich weiß nicht, ob ich träume!

Graf.

Königin!
Den Freiherrn Pihrſen Gnade!

Chriſtine.

Ich gewähre:
Es mag vergeſſen ſeyn.
[giebt ihm die Depeſchen.]
Herr Graf, durchſehen
Sie die Papiere hier ſogleich — recht ſchnell!
[zu Friedrich, der ſich entfernen will.]
Sie bleiben, Herr Major, der General-
Hat mir gemeldet, daß Sie mir die Lage
Des Heer's an unſ'rer Gränze ſchildern würden.
[zu Nörberg.]
Ich reite heut' nicht aus — die Staatsgeſchäfte

Geh'n allem andern vor. —
[zu den Miniſtern.]
Sie ſind entlaſſen.
[Alle gehen ab.]

Sechſter Auftritt.

Chriſtine. Friedrich.

Chriſtine.
[lächelnd, für ſich.]
Der arme junge Menſch! — er zittert — ach!
Er thut mir wirklich leid.
[laut.]
Nur näher, Burg,
Nur näher.

Friedrich.
O verzeihen, Majeſtät
Die inn're Rührung —

Chriſtine.
O ja, ja, — recht gern

Friedrich.
Sie alſo ſind es — Euer Majeſtät ſind's alſo
Durch deren Gnade ich ohn' Unterlaß
Beſchützt — mit ſo viel Zeichen hoher Huld —

Chriſtine.

O, ſtill davon! — Sie haben mir ja Schweigen
Geliebt!

Friedrich.

O! laſſen meine Dankbarkeit
Sie mindeſtens —

Chriſtine.

So wollen Sie's denn auch
So wie die andern machen? — ſtammelnd nur
Mir Ihren Eifer, Dienſtbefliſſenheit,
Weiß Gott, was alles ſtottern — vielleicht
lügen?
O! faſſen Sie doch Muth! — Bin ich denn
nicht mehr
Die junge Dame, — jenes Kind, wie Sie
Zu ſagen gar beliebten, dem ſo fräulich
Sie Ihre Freuden, Hoffnungen verſchwiegen?
Sie zittern noch?

Friedrich.

Verzeihen Sie! —

Chriſtine.

Woher
Nur dieſes Schrecken, dieſes Bangen? — haben

Sie jener Tage denn ſo ganz vergeſſen,
Wo ſich Ihr Herz mir offen anvertraut?

Friedrich.

Ach, damals glaubte ſich mein Herz der Freund-
ſchaft
Zu öffnen, denn ich wußte es ja nicht,
Daß Sie die Königin!

Chriſtine.

Und ich — und ich —
Ich hatte es vergeſſen.

Friedrich.

Welche ſüße
Erinnerungen! — Großer Gott, ich bin
So ganz beſtürzt —

Chriſtine.

Weshalb denn nur? Daß Sie
Nicht mit gebeugtem Rücken, mit dem Knie
Zur Erde mit mir ſprachen? — O! deshalb
Bin ich nicht bös auf Sie, im Gegentheil —
Oft hab' ich mich in dieſen Schlöſſern, wo
Faſt alles falſch nur iſt, mit wahrem
Vergnügen jener Unterhaltungen
Im Park erinnert, Ihrer Offenheit. —
Sie wiſſen ſchon — das iſt es was ich liebe,

Und was an Ihnen ich gern wiederfände,
Das soll so seyn, — das ist mein fester Wille!
— Ey, ey, da spiel' ich selbst die Königin!
Daß man doch aber auch an alles das
Sie wieder erst erinnern muß!

Friedrich. [feurig.]

Mich? — Mich!? —
O Gott, in allen Lagen meines Lebens, das
Mir wie ein langer Traum erschienen, standen
Sie vor mir, wie am ersten Tage.
Ich schwur mich Ihres Schutzes werth zu machen, —
Ich schwur's auf diesen Degen, der mich stets
Zum Glück geführt, indem er mich erinnert
An alle Wohlthat, alle Freundschaft — O!
Verzeihung diesem Wort, das mir entschlüpft.

Christine.

Nun, sehen Sie, da sprechen Sie ja doch!
Und sind Sie denn zufrieden?

Friedrich.

O! wie konnte
Ich jemals solch ein schnelles Steigen hoffen! —
Ein unbekannter Offizier, gleich mir —

Chriſtine.

O nein, da irren Sie ſich ſehr: Sie ſtammen
Aus Frankreich eigentlich wohl her, doch Ihre
Familie hat Schweden ſchon gedient.
Ihr Name iſt in unſern Kriegs-Annalen
Bereits bekannt. — Sie ſehn, ich habe mich
Mit Ihnen auch beſchäftigt — doch geheim.
Es ſahen meine Herrn Miniſter Ihr
Avancement, und kannten nicht die Hand
Die Sie beſchützte — ſo entging den Fragen
Der Herrn ich leicht, und hatte das Vergnügen
Auch gegen ſie einmal zu intriguiren,
Bis Gleiches ſie mit Gleichem mir vergelten.
Das macht mir Spas — doch vorhin, als ich Sie
So unerwartet ſah, da glaubt' ich faſt,
Es müßten Alle mich ſogleich errathen,
Und doch mußt' ich von ganzem Herzen über
Ihr Staunen und verleg'nes Weſen lachen.

Friedrich.

Ich konnte mein Gefühl nicht unterdrücken.

Chriſtine.

So wiſſen Sie noch nicht, ſich zu verſtellen?

Friedrich.

O nein, nicht im geringſten.

Chriſtine.

Ach, da ſind
Zum Höfling Sie verdorben.

Friedrich.

Ja, das glaube
Ich auch.

Chriſtine.

Nun denn, ſo bleiben Sie am Hofe —
Um des Contraſtes willen. — Der Graf Holk,
Mein Marſchall, bat um ſeinen Abſchied;
Sein Platz iſt frei — er iſt der Ihrige.
Heut' Vormittag, wenn ich von hier abreiſe,
Erwart' ich Sie in dieſer Gallerie —
Sie haben mir dann Ihren Arm zu geben.

Friedrich.

Ich!

Chriſtine.

Nun, nehmen Sie Sich nur in Acht! Ich mache
Vielleicht dadurch ſo manchen Ihnen feind. —
Sie fürchten ſich doch nicht —?

Friedrich.

Beſchützt von Ihnen,
Von Ihnen ausgezeichnet, fühl' ich mächtig,
Wie mir ein edler Stolz das Herz —

Chriſtine.

Sie lieben
Die Wiſſenſchaften — Künſte — ja, Sie ſag-
ten mir's,
Sie lieben ſie?

Friedrich.

Jetzt hundertmal noch mehr
Seit ich es weiß, daß Euer Majeſtät
Sie ſchätzen.

Chriſtine.

Sehen Sie, daß Sie ſo gut
Wie jeder Andre Hofmann werden könnten.

Friedrich.

Sie glauben nicht an meine Offenheit?
Ot meins Dankbarkeit wird enden nur
Mit meinem Leben, und ich ſchwöre hier
Zu Ihren Füßen —

Chriſtine.

Um des Himmelswillen —
O, ſtehn Sie auf — Sie wiſſen nicht — es
würde
An dieſem Hofe wo ich herrſche, meine
Herablaſſung, Ihr treuer Eifer, alles,
Nur eine Neugier wecken, die ich haſſe.
Zum Glücke kann ich auf Verſchwiegenheit

Von Ihrer Seite bauen, denn Sie verſpra-
chen —
[ſie bemerkt Rantzau, der rechts hereintritt.]
Der Herr Miniſter —

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Rantzau.

Graf.

Majeſtät, ich habe
Mit den Depeſchen mich bekannt gemacht,
Und komme —
[er bemerkt Friedrich und hält inne.]

Chriſtine.

Nun, Herr Graf, was ſteht darinn?
Nur weiter —

Graf.

Euer Majeſtät, es iſt
Gar eine nicht'ge Sache — ein Geheimniß —

Chriſtine.

Ha, ich verſtehe — Herr Major, ich wünſche
Sie wieder hier zu ſehn — ja, ja, recht bald,
Entfernen Sie Sich nicht zu weit. — Adieu!

Friedrich.

[grüßt die Königin ehrfurchtsvoll und geht ab.]

Achter Auftritt.

Chriſtine. Der Graf.

Graf.

Der junge Offizier hat Majeſtät
Wohl ohne Zweifel ſchon des Heeres Lage
Geſchildert.

Chriſtine. [verlegen.]

Dieſer junge Offizier —
O ja ich weiß:

Graf.

Hat Ihnen die Details
Eröffnet.

Chriſtine.

Allerdings.

Graf.

Bereits geſagt,
Daß —

Chriſtine.

Graf! jetzt die Depeſchen.

Graf.

Dänemark
Beut uns den Frieden: um ihn deſto feſter
Zu ſchließen, wünſcht's für ſeinen Prinzen Ulrich
Die Hand von Euer Majeſtät.

er auf die Kanzelei ging; kam er, so nahm er seine. Er sagte mir zuweilen: das ist ein lieber Junge da drüben! Ich wollte wetten, er sagte ihm zuweilen von mir: das ist ein liebes Mädchen da drüben!

So hing sich ein kleiner Gedanke an den andern, lieber Herr Vormund, so daß ich zuletzt eine Stunde lang an ihn denken konnte. Und da ich, wenn ich an ihn dachte, so ganz heimlich auch hinüber sah, so arbeitete ich lieber hinter dem verschlossenen Fenster. Da aber ein paar Tage darauf sah ich ihm gar nicht mehr. Er saß an einem andern Fenster, das er nicht mehr öffnete. Das ging mir wohl ein wenig nah; aber es war nicht anders. Ich konnte nun meine Fenster wieder öffnen, und so waren wohl zwei Monate hingelaufen, ehe wir recht mit den Fenstern zurecht kamen.

Abends, wenn ich las, blies er auf der Flöte, aber so sanft und schön er auch blies, so störte michs doch im Lesen. Ich verstand manchmal vor der Flöte nicht ein Wort. Ich wollt es zwingen, denn vorher hat auch einer die Flöte in der Nachbarschaft geblasen, die mich nicht störte; aber ich kount es nicht zwingen, und kanns noch nicht.

Das fiel mir auf. Ich las zu einer andern Zeit, und arbeitete, wenn er blies.

Chriſtine.

O Gott!
Schon wieder eine Heirath! — Dacht' ich's doch!

Graf.

Sie wiſſen Allergnädigſte, daß Schweden
Mit Schmerz nur ſieht, wie jeden Vorſchlag Sie
Verwarfen, den für Euer Majeſtät
Vermählung wir bereits gethan. — Der Prinz
Soll übrigens ſehr brav und liebenswürdig —

Chriſtine.

Was geht das mich an?

Graf.

Sollte denn das Herz
Von Euer Majeſtät ſich ganz dem Glücke
Zu lieben und geliebt zu ſeyn verſchließen?

Chriſtine.

O nein — nein — das wohl nicht.

Graf.

Prinz Ulrich würde
Die Krone minder drückend Ihnen machen.

Chriſtine.

Dünkt's Ihnen etwa, daß ich ſchlecht ſie
trage?

Graf.

Da ſey der Himmel vor! Kein Fürſt Europens
Verſpricht den Thron der Väter würdiger
Zu ſchmücken als Chriſtine.

Chriſtine.

Ey, Herr Graf —

Graf.

Sie wiſſen, daß zum Hofmann ich verderben.

Chriſtine.

Das iſt wohl wahr — und dann, wenn ich dereinſt
Mir etwas Ruhm erwerben ſollte, ſind
Ja Sie es, der d'rauf ſtolz ſeyn müßte, denn
Sie waren ja der Führer meiner Kindheit,
Nur Ihre Vorſtellungen, Ihren Rath
Vernahm ich —

Graf.

Ohne ſtets ihn zu befolgen.

Chriſtine.

Ja, das iſt wieder wahr.

Graf.

So laſſen Sie

Gerechtigkeit mir mind'stens wiederfahren.
Dem jungen Hofe der Sie jetzt umgiebt
Ist meine Strenge nicht genehm — ich weiß
Man sucht mich zu entfernen.

Christine.

Sie entfernen!
Sie! meinen alten Freund? — O, Sie gehören
Wahrhaftig nicht zu denen, die man auch
So gehen läßt. — Doch, lassen Sie jetzt hören,
Was schlagen Sie dabei mir vor?

Graf.

Ich werde
Heut' Abend noch den Reichsrath in Stockholm
Versammeln, und ihm diese Mittheilungen
Vorlegen — er wird Dero Antwort hören —
Und was den Waffenstillestand betrifft,
So werde ich dem General vermelden,
Daß Sie ihn angenommen haben.

Christine.

Ja,
Das macht zu nichts mich noch verbindlich.

Graf.

Herr
Von Bury bringt die Nachricht gleich zurück.
[grüßt zum Abschied.]

Chriſtine.

Von Bury! — warten Sie! — Er iſt ja eben
Erſt angekommen und mit Friedensbotſchaft,
Da muß ich mich doch auch erkenntlich zeigen. —
Er hat Verwandte hier am Hofe, — Freunde
Dort in Stockholm — und gar ſo eiligſt wollen
Sie ihn zurück ſchon ſenden! — Nein, das geht
Nicht an. — Ich wünſchte daß er bliebe — er
Soll bleiben.

Graf.

Und er wird nicht bleiben.

Chriſtine.

Wie?

Graf.

Verzeihung, Euer Majeſtät — ich wollte
Damit nur ſagen, daß es nöthig ſey, —
Daß dieſer junge Mann —

Chriſtine.

Erklären Sie
Sich deutlicher.

Graf.

Nicht ſchicklich ſcheint's zu ſeyn —

Chriſtine.

Mein Gott! was iſt denn vor da? Sie er-
ſchrecken
Mich ganz.

Graf.

Ich fürchte, daß er in Stockholm —
So ein Verhältniß —

Chriſtine.

Ein Verhältniß! — weiter!

Graf.

Hier ſelbſt im Schloſſe ſcheint ſich eine Dame —
Ich weiß durchaus nicht welche — zu befinden,
Die insgeheim ihm ſehr gewogen —

Chriſtine. [lächelnd.]

Ha!
Wenn's weiter nichts iſt, als nur das?

Graf.

Ohnſtreitig
Hat dieſe auch hieher ihn kommen laſſen.

Chriſtine.

Hm, dieſe? — O! da irren Sie doch.

Graf.

Wie? — Euer Majeſtät! — Sie wiſſen —?

Chriſtine.

O!
Ja, ja, ich weiß.

Graf.

Und darf nicht ich auch wiſſen?

Chriſtine.

Sie? — nein, die Dame will es nicht. — Allein
Errathen Sie's denn nicht? — Ey, ey, Ihr Herrn
Mögt wohl recht viel geheime Dinge kennen,
Ein's giebt es aber, wo ein Frauenzimmer
Weit ſchärfer ſieht, als Ihr — und das war hier
Der Fall. — Ja, was bis jetzt vergeblich Sie
Erforſchten, hatt' ich lange ſchon errathen,
Und dieſes iſt vielleicht das einzige
Talent, das ich nicht Ihnen auch verdanke.

Graf.

So muß ich mind'ſtens gegen ein Verhältniß
Mich laut erklären, daß man Ihnen wohl
Nicht hätte anvertrauen ſollen.

Chriſtine.

Ey!
Warum denn nicht?

Graf.

Sie werden ſelbſt nicht dulden,
Daß dieſer junge Mann noch länger bleibe.

Chriſtine.

Herr Graf, in einer Stunde, wenn der Hof
ſich nach
Stockholm begiebt, wird die bewußte Dame. —

Graf.

In Ihrer Nähe?

Chriſtine.

Ja, ganz nah' bei mir —
Und der Major wird ſeinen Arm ihr geben.
Dann werden Sie es ſelbſt ermeſſen, in
Wie weit Sie gegen deren Schützling ferner
Zu kämpfen ſich veranlaßt finden.

Graf.

Dennoch
Werd' ich alsdann auch noch d'rauf dringen, daß
Er ſich entferne, denn mein eig'ner Vortheil,
Familienwohl, und meiner Nichte Glück
Erfodern's.

Chriſtine.

Ihrer Nichte? — Sagen Sie! —
Was hat denn Ihre Nichte mit dem Herrn
Von Bury? —

Graf.

Majeſtät, weil ich's nun einmal
Geſtehen muß — ſie lieben ſich.

Chriſtine.

Sie lieben Sich!

Graf.

Ja, ſie beten ſich einander an,
Wie ſie zu ſagen pflegen. — Ob auch er's
Ganz ehrlich meynt? — Das weiß ich nicht — dagegen
Bei meiner Nichte iſt's nur leider zu
Gewiß. — Es iſt ſo eine Freundſchaft aus
Der Kinderzeit, die aber jetzt das Anſehn
Von einer Leidenſchaft ſich giebt. — Jedoch
Ich glaube nie an Leidenſchaften, — werde
Daher auch leicht ein Bündniß wieder löſen,
Das mir nicht convenirt.

Chriſtine.

Da thun Sie wohl.

Graf.

Ich habe meiner Nichte Hand dem Sohne
Des Freiherrn Pihrſon längſt verſprochen.

Chriſtine.

Schön!
Das iſt ein Paar, das für einander paßt. —
Das wird ſich machen — ja, das ſoll ſich machen.

Graf.

Wie? Euer Majestät verleihen Dero
Einwilligung —

Christine.

In diese Heyrath? — O!
Recht gern! — und das sobald als Sie nur
wollen.

Graf.

Dann braucht's nichts weiter als den Herrn
von Bury
So schnell als möglich zu entfernen.

Christine.

Wie?
So glauben Sie denn in der That, daß er
Für Ihre Nichte Liebe fühle?

Graf.

Leider!
Allein ich lasse alle Minen springen,
Damit sie ihn von Grund aus hassen möge.
Da wär' ich jetzo denn damit beschäftigt,
Zwei Liebende recht schnell und sicher
Zu trennen! — Nun? was meynen Ma-
jestät? —
Indessen, wenn Sie wollen, so gehört

Das auch wohl mit zur Politik, und wie
Ich hoffe, wird es mir gelingen; denn
Man iſt doch zwanzig Jahre nicht umſonſt
Im Miniſterio geweſen. — Alſo vorwärts!
Doch Euer Majeſtät befahlen mir
Jetzt Ihnen meine Nichte vorzuſtellen;
Darf ſie erſcheinen?

Chriſtine.

Ja, ich will ſie ſehen.

[ſie ſetzt ſich links.]

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Emma. Rörborg. [am Ende des Auftritts.]

Graf.

[der Emma aus dem Gemache rechts herbeiholte.]
Komm nur, mein Kind, und faſſe Muth!

Emma. [leis zu ihm.]

Mir iſt
So bange!

Chriſtine.

Näher, Fräulein! immer näher!

Wendeler kam und sagte: das ist ein lieber Junge da drüben! Sie wissen, er sagt kein Wort zu viel. Dann sagte er: das ist ein Himmelsjunge! dann: das ist ein Engel, kein Mensch!

Hat er ihm so etwas von mir auch gesagt, so —

Der alte gute Mann sah nicht, wie roth ich jedesmal wurde, wenn er so sagte. Und so sagten sie alle von ihm, meine Mutter sogar, wie fromm und still er lebe, wie fleißig, wie genügsam er sey, wie er von seinem Fenster gar nicht wegkäme; bei der Erwähnung des Fensters schlug mir das Herz allemal, und sehr unruhig. Wie das Mädchen, denken Sie, das sagte meine Mutter so ruhig, als wäre es nichts — wie das Mädchen, das einmal seine Frau würde, glücklich seyn müßte!

Denken Sie, was in meinem Herzen vorging. Aber was Niemand sah, als ich allein, mit pochendem Herzen, das war, wie er mich betrachtete, so verstohlen, hinter dem Fenstervorhange her, wie er mit brennenden Augen nach dem Fenster schaute, wo ich nicht mehr war. Ich sah ihn durch meine Blumen, die im andern Fenster standen, und mich verbargen.

Ging ich aus, so war ich gewiß, ihm irgendwo zu begegnen, und wieder, und wieder, so daß ich manchmal dachte, er ist drei Mal in der Welt.

Graf.

[halb leis zu Chriſtine.]

Sie ſehen, Majeſtät, das Mädchen iſt
Zu hübſch für einen ſolchen Aufkömmling.

Chriſtine.

[wirft einen Blick auf Emma, dann, für ſich.]

Recht hübſch — doch weiter nichts.

[laut, indem ſie aufſteht.]

Mein werthes Fräulein,
Des Grafen Rantzau Nichte hat gerechten
Anſpruch auf meinen Schutz; — er will Ihr Glück
Befördern, und ich unterſtüz' ihn gern.

Emma.

Mein Dank — Ew'r Majeſtät —

[ſie umſchlingt den Grafen.]

O Gott, mein Oheim!

Graf.

Sey doch kein Kind! — Sie will Dein Glück ja nur!

Chriſtine.

Herr Graf, Sie werden mir den Sohn des Freiherrn
Von Pihrſen auch vorſtellen.

Emma.

Gott!

Chriſtine.

Er iſt
Der Gatte, den Ihr Oheim Ihnen wählte —
Den ich jetzt Ihnen gebe — und Sie werden
Ihn lieben.

Graf. [halbleis.]

Majeſtät, ich bitte dringend, —
Der ſtrenge Ton —

Chriſtine.

Ich? ſtreng! o, ganz und gar nicht —
Sie irren ſich.

Nörborg. [eintretend.]

Auf Ihro Majeſtät
Befehle — unterthänigſt —

Chriſtine.

Herr von Nörborg!
Der junge Offizier, Ihr Vetter, ſoll
Noch heute unſern Hof verlaſſen — hören
Sie wohl, noch heute — mein Miniſter
Hat ihm die Ordres einzuhändigen,
Er geht damit zum Heere — an die Gränze. —
Sie folgen ihm.

[geht ab.]

Zehnter Auftritt.

Emma. Graf. Nörberg.

Graf.

Welch einen Antheil Sie
An alle dem nur nimmt! Ich seh's nicht ein.

Emma.

O! wie auf einmal sie so häßlich ward.

Nörberg.

Wie? — was? — ich — zur Armee!

Graf.

Mein Herr von Nörberg!
Es thut mir leid.

Nörberg.

Thut Ihnen leid?
[für sich.]
Ihm, leid!
[laut.]
Sie halten das für Ungenade — o!
Beruhigen Sie Sich, Herr Graf — wir sind
Noch gar nicht fert — mein Freund von
Bury hat
Gar mächtige Beschützer hier am Hofe.

Graf.

Beſchützer!

[ſchnell mit einem Blicke auf Emma.]

Hm, Beſchützerinnen wollten
Sie wohl vielmehr —

Nörberg.

Sie wiſſen alſo — gut,
Mein'twegen auch, Beſchützerin! — Wenn alles
Bereits verloren ſcheint, wird er, ſobald
Er's ſelbſt nur will, durch ſie gerettet werden,
Und ich zugleich. — Sie hat hier Anſehn, mein
Herr Graf — o ja, recht vieles — der Beweis
Davon iſt der, daß meinen Freund und mich
Sie gegen unſ're Feinde hier vertheidigt.
Sie hat uns Beiden ihre Gunſt geſchenkt.

Emma. [für ſich.]

Mein Gott! ſo iſt's doch wahr!

Graf.

Wahrhaftig!

Nörberg.

Mehr
Als wohl manch' And'rer hat ſie meinen Werth
Erkannt.

Graf.

O, da kann an dem ihren man
Fürwahr nicht zweifeln.

Nörberg.

Sie hat meinen Vetter
Zum Fähndrich, Hauptmann und Major gemacht,
Und macht ihn wohl auch noch zum General.

Graf.

Und zum Miniſter.

Nörberg.

Warum nicht? — Bei'm Himmel!

Emma. [ſich vergeſſend.]

Er könnte wirklich?

Graf.

Kind! was iſt Dir denn?

Emma.

O, nichts — gar nicht das mind'ſte — ich verſich're —

Graf.

[ſie immer beobachtend.]

Und dieſe Dame iſt ohnſtreitig jung?

Nörberg.

Verſteht ſich, und auch ſchön.

Graf.

Und nennt ſich?

Mörberg.

Nennt ſich? —
Ich nenn' ſie Ihnen nicht, — weil ich nicht weiß
Wie ſie ſich nennt.

Graf.

Und er — er liebt ſie alſo?

Mörberg.

Er liebt ſie alſo? — Je nun, ja! — Sie iſt
Sehr hübſch, doch er iſt auch nicht häßlich. — Sie
Steht hoch, er hebt ſich auch. — Er dankt ihr, was
Er iſt, und ich, wir Alle. Und das alles
Iſt ſo mit einem allerliebſten Schleyer
Umſponnen. Warum ſollt' er ſie nicht lieben?
Was mich betrifft, wär' ich an ſeiner Stelle
Ich betete ſie an. Nun, freilich bin ich
Gewaltig lebhaft.

Emma.

Alles iſt nun klar:
Die Unruh' als er kam — die irren Blicke —

Graf.

Du ſiehſt nun, ob er Deine Lieb' verdient.

Nörberg. [für ſich.]
Mög' er daran erſticken!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Friedrich.

Emma.
Großer Gott!
Da iſt er ſelbſt!

Friedrich.
Verzeihung, Excellenz! —
Mein Fräulein! — was erfuhr ich? — iſt es wahr,
Daß Pihrſon Ihre Hand —

Graf.
Ja, allerdings.
[zu Emma.]
Doch ſprich Du ſelbſt.

Emma.
Er hat um meine Hand
Gebeten — liebt mich —

Graf. [leiſe zu Emma.]
Muth gefaßt! — ſey ſtolz!

Emma.
Er liebt mich — wird mir treu ſeyn —

Friedrich.

Und Sie haben
Ihm Ihre Hand — verſprochen? — Emma!

Graf.

Dieſe
Verbindung iſt zum mindeſten für unſ're
Familie ſehr ehrenvoll.

Friedrich.

Unmöglich!

Emma.

Und er wird mein Glück begründen.

Friedrich.

Ihr — Ihr Glück?

Emma.

Das Herz, das ich bis jetzt geliebt, gab ſich
Den Lockungen des falſchen Schimmers hin,
Ich muſt' es fliehen ſeh'n, und ich beſchloß
Es zu vergeſſen — ja, ich hab' es ſchon
Vergeſſen!

Graf.

Brav, mein Kind, recht brav! — Ja, Emma
Hat von gewiſſen läſt'gen Feſſeln ſich
Befreyt, und folgt nun freudig meinem
Willen.

[geht mit Emma ab.]

Zwölfter Auftritt.

Friedrich. Nörberg.

Friedrich.

Es iſt nicht möglich! — Emma! — Doch ihr
Oheim! —
Er iſt vermögend, mächtig, voller Stolz —

Nörberg.

Wie will ich jubiliren, wenn es heißt,
Herr Graf von Rantzau ſind auf Ihre Güter
Nach ſo und ſo gereiſt!

Friedrich.

Die innigſte,
Die treuſte Liebe ſo von ſich zu ſtoßen!

Nörberg.

Du liebſt ſie wirklich? — Des Herrn Grafen
Nichte?

Friedrich.

Ich? — lieben? — nein! vorbei iſt das auf
ewig.

Nörberg.

Nun, deſto beſſer! Dieſe Rantzau-Leute
Sind Deine ſo wie meine Feinde.

Friedrich.

Ach!
Ich fühle wohl, daß ich es nicht ertrage! —
Doch nein! ich bin mir ſelbſt es ſchuldig! —
Muth! —
Mit welchem Hohn ſie mich behandelte!

Nörberg.

Du mußt mit Hochmuth, Hochmuth ihr vergelten,
Verachtung mit Verachtung.

Friedrich.

Ja das will ich.

Nörberg.

Man muß ſie ecraſiren! — Ich, wahrhaftig,
Ich bin nicht boshaft, aber Freude ſollte
Mir das doch machen.

Friedrich.

Glaubt er etwa,
Ich brauche ſeinen Einfluß, ſeine Gunſt —
Nun, nun, wir wollen ſehn! — Jetzt ſchlage ich
Die Hand von ſeiner Nichte aus; ich, ich!
Und welchem Menſchen werd' ich aufgeopfert? —
Um eines abgeſchmackten Gecken willen,
Um einen Pihrſon —

Er grüßte mich nicht, ich nicht ihn. Ich ging erröthet, mit niedergeschlagenen Augen, wenn ich ihn von weitem sah. Er ging weit um mich weg; und dann ging die Angst wieder an, weil ich immer dachte: nun kommt er wieder.

Ich gelobte es, nicht mehr zu gehen, und ging mehr als je.

Ich wurde zuletzt im Ernst böse auf ihn, daß mir es so ging mit ihm. Ich stampfte sogar mit dem Fuße ein wenig, daß er mich um alle meine Fröhlichkeit gebracht hatte, um meinen guten Muth. Ich lachte wohl; aber jedes Lachen endigte mit einem Seufzer.

Nun setzte ich meinen Tisch ganz vom Fenster weg, als blendete mich das Licht und die weiße Arbeit, und nahm mir ein Herz muthig zu seyn, und fröhlich, denn ich fühlte, lieber Herr Vormund, ganz deutlich, ich könnte, ich mußte ihn lieben, wenn das so fortginge. Ich hatte Niemanden, dem ich mein Herz öffnen, den ich um Rath fragen konnte. Ich las meines Vaters Brief oft, ich betrachtete die weiße Rose. Das half. In vierzehn ganzen Tagen ging ich nicht aus, so schön das Wetter war, trat nicht ans Fenster, und ging aus dem Zimmer, wenn Herr Wendeler kam, der immer ein paar Worte von ihm zu sagen hatte.

Nörberg.

Plötzlich nennt es ſich?
Schon wieder einer, der uns ſpringen muß. —
Doch ſag' mir, ſahſt Du ſie?

Friedrich.

Wen meynſt Du denn?

Nörberg.

Nun, unſere Beſchützerin.

Friedrich.

Ja, Freund,
Ich ſah ſie, ſah die — ach, und wenn Du wüßteſt —
Doch ſtill, ich habe Schweigen angelobt.

Nörberg.

Wie Dir's beliebt: Ho, ho, ich werd' ſie ſchon
Errathen — Sieh' einmal, ich kenne alle
Die Damen hier, es giebt recht niedliche
Darunter, doch auch häßliche — o ja,
Recht viele häßliche. — Die Hauptſach' iſt
Nur die allein, daß bei der Königin
Sie Einfluß hat.

Friedrich.

Nun, dafür kann ich ſtehen.

Nörberg.

Ohnſtreitig eine von den erſten Damen
Am Hofe.

Friedrich.

Ja, ſo eine von den [illegible].

Nörberg.

Sie will Dir doch recht wohl?

Friedrich.

Ich habe Urſach
Es zu vermuthen.

Nörberg.

Nun, ſo iſt jetzt eben
Der Augenblick, wo ſie's beweiſen muß.
Wir ſind verloren, wenn ſie uns nicht rettet.

Friedrich.

Wie das? Sprich deutlicher!

Nörberg.

Man ſchickt
Dich fort, was Dir vielleicht ganz einerley —
Und mir befiehlt man auch mit zur Armee
Zu gehn, was ganz und gar in meinem Plane
Nicht liegt.

Friedrich.

Man ſchickt mich fort? — Und wer denn
nur?

Nörberg.

Die Königin.

Friedrich.

Die Königin!

Nörberg.

Nun ja!
Und ſie verbietet Dir ſo eben, Dich
Vor ihr hier jemals ſeh'n zu laſſen.

Friedrich.

Wie?
Die Königin — die mich ſo eben noch —
Doch nein — das nimmt mich gar nicht Wun-
der, — kein —
Es war doch gar zu unerklärlich! — Freund,
Es iſt nun alles aus.

Nörberg.

Bewahre, nein!
Lauf! geh' zu Deiner Unbekannten — ſie
Muß uns aus dieſer Noth zu retten ſuchen.

Friedrich.

Mein armer Nörberg, wenn kein and'rer Ausweg
Uns offen ſteht — ſo iſt's um uns geſchehn. —
D'rum laß uns fort!

Nörberg.

Nicht doch — zum Henker — ſo

Räumt man nicht gleich das Feld. — Die Kanzau würden
Sich höchlich brüſten uns geſtürzt zu haben.

Friedrich.

Wie meynſt Du das? — Der Graf —

Nörberg.

Und ſeine Nichte,
Sie waren bei der Königin und machten
So nichts'ge Triumphatorminen, daß —

Friedrich.

Und Du glaubſt wirklich, daß der Graf? —
Ja, ja,
Recht kannſt Du haben — hier verließ ſie ihn!
O! eine Schlechtigkeit iſt das von ihm,
D'rum fort, jetzt auf der Stelle.

Nörberg.

Ich? — und fort? —
Da kennſt Du mich.

Friedrich.

Doch wenn die Königin
Gebeut, ſo müſſen wir —

Nörberg.

Gehorchen? — O,
Mein lieber Freund, da mußt Du's beſſer lernen,
Wie man am Hofe zu gehorchen pflegt.

Wenn's Titel, Ehrenſtellen, oder deß
Etwas betrifft, o, da gehorcht man gleich
Im Augenblick, und nimmt ſie dankbar an,
Doch wenn die Ordre nicht recht gnädig klingt —
Muß man ſie ſich erſt wiederholen laſſen.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtine. Ein Hofbeamter. Damen. Pagen.

Hofbeamter.

Die Königin! — [zu Nörborg.] Iſt alles vorbereitet
Zur Abfahrt Ihrer Majeſtät?

Nörborg. [abgehend.]

Ich will
Gleich ſelbſt —

Chriſtine. [eintretend.]

Nun, Herr von Nörborg?
[bemerkt Friedrich.]
Sie noch hier?

Friedrich.

Verzeihung, Majeſtät — ich geh' ſogleich —
Ich fühle nur zu ſehr, welch' ſchneller Wechſel —

Chriſtine.

Ich bin's dem Grafen Rantzau ſchuldig, Sie
Von meinem Hofe jetzo zu entfernen. —
Es hängt ſein Glück, die Ehre ſeines Hauſes
Daran, daß Sie hier künftig nicht erſcheinen.

Friedrich.

So hat er mich bei Ihro Majeſtät
Verklagt?

Chriſtine.

Sie lieben ſeine Nichte.

Friedrich.

Ich!

Chriſtine.

Ja, ja, Sie lieben ſie. Er aber findet,
Daß Ihr Vermögen, Ihre Herkunft, Ihre —

Friedrich.

O, deshalb, Ihre Majeſtät, kann der Herr Graf
Ganz ruhig bleiben — ſeine Nichte hat
Mich nie geliebt — und ich — ich ſelbſt
war nur
Von kindiſchen Erinnerungen — ſo
Von einer Art von jugendlicher Freundſchaft
Getäuſcht — und kann recht gern und leicht
das Band,
Das ſie ja ſelbſt zerriſſen hat, vergeſſen.

Chriſtine

So lieben Sie ſie nicht mehr?

Friedrich.

Nein — fürwahr nicht —
Sie iſt nun frey geworden, wie ich ſelbſt.

Chriſtine.

Sie hintergehn mich!

Friedrich.

Ich? O, groſser Gott!

Vierzehnter Auftritt.

Friedrich. Chriſtine. Der Graf. Emma.

Graf.

Hier ſtelle Euer Majeſtät pflichtſchuldigſt
Ich meine Nichte vor, die dankerfüllt
Den Gatten, den Sie ihr beſtimmten, annimmt.

Emma.

Ja, dankbar! —

Chriſtine.

[auf Friedrich blickend.]

So bin ich zufrieden — ſo
Iſt's gut.

Graf.

Auch sind hier die Depeschen, welche
Der Herr Major zum Heer befördern sollen.

Christine.

Nein, nein, ich hab' mir's anders überlegt —
Das geht nicht. — Ja, so ist's beschlossen, — senden
Sie einen meiner Gardelieutenants hin.

Graf. [für sich.]

Schon wieder die geheime Schützerin.
[laut.]
Geruhen Ihre Majestät doch zu bedenken —

Christine.

[ohne auf ihn zu hören.]
Das Fräulein geht nicht mit uns nach Stockholm,
Sie bleibt indessen hier in diesem Schlosse,
Bis sie vermählt — ich will — ich wünsche das.

Friedrich. [für sich.]

Bis sie vermählt!

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Nörberg. [tritt wieder ein.]

Nörberg.

Wenn Euer Majeſtät befehlen — alles iſt
Zur Abfahrt fertig, und die Wache trat
Schon in's Gewehr.

Chriſtine.

Recht ſchön, mein lieber Nörberg —
Beruhigen Sie Sich nur wiederum,
Sie und Ihr Vetter bleiben hier bei uns.

Nörberg.

[leis zu Friedrich.]

Ha, ha! Die Dame hat für uns geſprochen.

Chriſtine. [für ſich.]

Ich fühle wieder mich ſo froh geſtimmt.

Friedrich.

[Emma betrachtend, für ſich.]

Wie doch ihr Anblick wieder mich ergreift!

Emma

[leis zum Grafen.]

Nun? Haben Sie die Dame denn erkannt?

Graf. [leis zu ihr.]

Er ſchweige doch!

Friedrich. [für ſich.]

Der Graf iſt aufgebracht.

Chriſtine. [zu dem Grafen.]

Ich rechne alſo d'rauf, Herr Graf, daß Sie
Mit Ihrer Nichte hier, wie ich befohlen —

Nörberg.

Befehlen, Majeſtät?

[zum Abgang drängend.]

Chriſtine.

Major von Bury!

Emma.

[zu dem Grafen, indem ſie die Damen des Gefolges muſtert.]

Sehn Sie denn noch nicht?

Graf.

Still doch!

Chriſtine. [zu Friedrich.]

Geben

Sie mir den Arm.

[Pauſe.]

Ich that recht, und freute mich auf meinen Geburtstag, der recht nahe war.

Ich armes Kind! ich steckte meine Rose lächelnd und triumphirend an die unschuldige Brust schon um sechs Uhr Morgens, um mit allem fertig zu seyn, ehe er da ist. Ich öffne das Fenster, und im Fenster liegt der schönste Strauß von den schönsten Blumen, und in einem winzigen Blumentöpfchen ein blühendes Vergißmeinnicht gepflanzt.

Es verdarb mir den schönen Tag. Mein Herz schlug so arg, daß ich nicht den Muth hatte, die weiße Rose an meiner Brust zu behalten, ob ich gleich dennoch fühlte, daß ich unschuldig war.

Im zweiten Jahre fing ich nun an zu fühlen, daß er mir mit seiner stummen Liebe drüben das Herz stahl. Ein Monat ging nach dem andern hin. Er grüßte mich am Morgen, ich grüßte wieder. Am Abend, ehe er das Fenster verschloß, bückte er sich gegen mich zur guten Nacht, und ich bückte mich wieder.

Eine hohe Röthe schoß auf seine Wangen, und auf meine, wenn wir uns grüßten. Und mir wars, als wenn wir ganze lange Gespräche führten in dem Gruße. Und weil ich ihm alles verstand, was er mir sagen wollte, so merkte ich denn wohl, daß ich ihn von Herzen liebte.

Graf.

Mein Gott! die Königin!

[Er ruft das staunend aus, und nimmt dann entschlossen seine Nichte bei der Hand, indem er sie mit sich abführt. Vorher geht jedoch die Königin, welche sich auf Friedrichs Arm lehnt, ab. Hinter ihnen der übrige Hofstaat.]

Ende des ersten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

[Das Theater stellt einen Saal im Palaste Christinens zu Stockholm dar. Links das Kabinet der Königin, auf derselben Seite ein Tisch mit Schreibegeräth.]

Erster Auftritt.

Christine.

[allein. Sie sitzt am Tische und liest. — Reicherer Anzug. —]

„At regina gravi jam dudum saucia cura
Vulnus alit venis.“

Er ist doch trefflich, der Virgil! wenn man

Ihn ganz verſteht — nun freilich, das iſt wohl
Nicht ſtets der Fall bei mir, allein zum Glücke
Hab' ich die Ueberſetzung hier zur Hand. —
Bei Hofe darf man es durchaus nicht wiſſen
Wenn ich bei einer Stelle etwa fehle,
Weil nie die oberſte Behörde Unrecht
Behalten darf. — Laß doch noch einmal ſehn.
„— At regina grave jam dudum —“
Wahrhaftig, mein gelehrter Voſſius
Hat mir da eine Lektion geſucht,
Die recht intereſſant. — Von ganzem Herzen
Beklage ich die arme Dido, die
Von einer Leidenſchaft verzehrt ſich fühlt,
Die ſie ſich ſelber zu geſtehn nicht wagt. —
[ſie ſteht auf.]
Er ſollte doch ſchon hier ſeyn — hab' ich ihn
Doch herbeſcheiden laſſen! — Graf von Nantzau
Sah mich gewaltig finſter an, als ich
Von Schwartzioe hierher fuhr, und ich wette
Er kam mir auf der Stelle hinterdrein. —
Warum doch aber nur? — ich protegire
Da einen jungen Offizier — iſt denn
Das nicht natürlich? — Tapferkeit hab' ich
Ja ſtets geliebt. — Das wohl, allein es giebt
In meinem Heer ſehr tapf're Offiziere

Die ich doch ganz und gar nicht liebe! — Ach
Muß man als Königin denn stets so große
Gewalt sich anthun? — Wird mein Volk mir
denn,
Indem ich für das Glück von Andern sorge,
Nicht auch erlauben, etwas an mich selbst
Zu denken?

Zweiter Auftritt.

Christine. Friedrich. [welcher sich ehrerbietig verbeugt]

Christine. [sitzend.]

Ah, Herr Major, ich ließ Sie zu mir rufen,
Um über einen wicht'gen Gegenstand
Mit Ihnen mich vertraulich zu besprechen —
Es handelt sich um Schwedens Ruhm und
Ruhe —
Vielleicht selbst um mein Glück.

Friedrich.

Gott! um Ihr Glück,
O, meine gnäd'ge Königin! — Und wie —
Auf welche Art kann ich —?

Christine.

Sie sind mir treu

Ergeben, das iſt mir gewiß, auch denke
Ich gern der Zeit, wo Ihr Vertrauen ich
Beſaß, und Sie das meine. — O, Sie haben
Es noch, und ich erhebe Sie in dieſem
Moment zu meinem Rath — geheimen Rath —
Alſo, mein Herr Geheimer Rath, nun müſſen
Sie mir auch rathen. — Dänemark, das mir
Den Frieden bietet — nun, da ſehen Sie,
Daß es ein Staatsgeſchäft betrifft — es macht
Mir eine einzige Bedingung noch
Dabei, die Sie nicht kennen.

Friedrich.

Majeſtät
Verzeihen — doch vielleicht — nach dem Gerücht
Das ſich verbreitet hat — man ſpricht von einer
Vermählung —

Chriſtine. [ſteht auf.]

Alſo wiſſen Sie es ſchon. —
Ja, allerdings, das Wohl des Staats, ein Krieg,
Der auſſerdem, wenn er noch länger währte,
Gefährlich werden könnte — wenigſtens
Behauptet man's. — Die Sache ſcheint mir
wirklich
Sehr ernſt und wichtig, und deshalb ließ ich
Sie kommen. — Sie verließen die Armee

Vor kurzem erſt, Sie werden mir ganz offen,
Denn Sie ſind ohne Falſch, es ſagen, ob
Denn unſ're Lage in der That es fodert,
Daß wir ein Opfer bringen.

Friedrich.

Nein, o nein!
Der Feldzug, den wir jetzt eröffnen, muß
Für Ihre Waffen rühmlich werden. Schon
Iſt unſer Heer von Ungeduld entbrannt,
Und bald wird es die Gränze überſchreiten
Und Dänemark zu einem Frieden zwingen,
Für den man nicht Ihr Glück zum Opfer bringt.
Wir ſchlagen ſie!

Chriſtine.

Das wär' mir freilich lieber. —
Ich danke Ihnen für die Gluth, womit
Sie zu beruhigen mich ſuchen, Bury!

Friedrich.

Es giebt nicht einen Offizier im Heere
Von Euer Majeſtät, der nicht daſſelbe
Auch ſagen würde, giebt nicht einen, der
Nicht eben ſo wie ich bereit auch wär'
Sein Blut für Euer Majeſtät mit Freuden
Dahin zu geben.

Chriſtine.

Friedrich! — Herr Major! —
Nein, nein, ich glaube nicht, daß alle ſolche
Ergebenheit für mich beſitzen, ſo
Wie Sie.

Friedrich.

Nun, freilich hat bei allen auch
Nicht Dero gnäd'ger Schutz, ſo wie bei mir,
Die Stelle des Talents vertreten.

Chriſtine.

Bury!
Sie ſind beſcheiden — doch kein Wort noch weiter
Von einer — meiner Gunſt, die Sie ſo ſehr
Rechtfertigten. O ja, ich kann es leicht
Begreifen, daß es Sie — recht überraſchte, —
Verwirrte ſelbſt. Doch ſagen Sie einmal,
Was dachten Sie, was denken Sie noch jetzt
Von allem dem, was ich für Sie gethan?

Friedrich.

Wenn ich in dieſem Schloſſe hier mich ſehe,
So nahe Euer Majeſtät — ſo ſcheint
Es mir, als ob — ein königliches Mitleid —

Chriſtine.

Pfui, was das für ein Wort iſt! — nein,
das paßt

Gar nicht für Sie, — ja, es beleidigt mich.
Ich will, man soll Sie achten, soll Sie ehren.

Friedrich.

Doch, Euer Majestät, ohn' einen Namen —
Vermögen —

Christine. [mit Hingebung.]

Wenn nun Ihnen aber ich
Den Namen gebe? wenn für Ihr Vermögen
Ich sorge? — Freilich bin gewissermaßen
Ich noch ein Kind, allein wahrhaftig nicht
Ein Kind mehr, das man gängelt; was ich will
Das kann ich auch — nun denn, ich will,
daß man
Sie schätze, denn ich schätze selbst Sie hoch,
Und Sie vermuthen gar noch nicht, was Sie
Erwarten können — was — —

[sich fassend.]

Allein von was
Sprach ich nur eben jetzt mit Ihnen? — ich
Vergaß —

Friedrich.

Von unser'm Heere, Majestät,
Von jenem Anerbieten Dänemarks.

Christine.

Ja, ja, von Dänemark — vom Prinzen Ulrich —

Denn daß von dem die Rede iſt, das wiſſen Sie
Ja ſchon bereits. — Was iſt das für ein Mann?
Was zieht ihn an? was treibt er? — Sehen Sie:
Ich liebe leidenſchaftlich ſchöne Künſte, rufe
An meinen Hof ſie, ſeine Sänger ſendet
Italien mir zu, der Abgeſandte
Von Frankreich läßt mir gütigſt die Romane
Der Frau von Scudery jetzt kommen, und
Ein Maitre de Ballet iſt unterwegs.
Das giebt ein Flüſtern und Zuſammenſtecken
Von allen alten ſchwediſchen Perrücken:
Schier eine Staatsumwälzung! Sehen Sie,
Wenn nun Prinz Ulrich, finſter, ſtreng' und geizig,
Gleich meinen Herrn Miniſtern, iſt, ſo würden
Wir alle nicht eben ſonderlich vertragen,
Und da wollt' ich die Dänen lieber ſchlagen,
Als mich in meinem Schloſſe ennüiiren.

Friedrich.

Wohlan denn, Majeſtät, wir ſchlagen ſie!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. von Nörberg.

Nörberg.

Der Herrn Miniſter Excellenzen ſind
Im Kabinet von Euer Majeſtät.

Chriſtine.

Noch vor der Sitzung meines Reichs-Raths
ſelbſt!? —
Ha, ich begreife — ſie gedenken's zu
Verſuchen, mich ſchon vorher zu bereden —
Ich habe Herr von Bury eben jetzt erſucht,
Sich an Sie anzuſchließen, Herr von Nörberg,
Sie nicht mehr zu verlaſſen. — Recht zufrieden
Bin ich mit ſeinen Dienſten und den Ihren.

Nörberg.

O! Euer Majeſtät —

Chriſtine.

Sie werden manchmal
Mir von ihm Nachricht geben, und ich werde
Für ſein Avançement ſchon Sorge tragen.
Sie nehmen Antheil d'ran?

Nörberg.

Ich? o, den größten.
So, dächt' ich, könnte, wenn es Höchſtdieſelben
Befehlen, Bury ſich mit einer von
Den angeſehenſten Familien
Des Reichs verbinden, und der Glanz derſelben
Auf uns — auf ihn —

Chriſtine.

[ſieht Friedrich unruhvoll an. — zu Nörberg.]

Sie meynen —?

Friedrich. [ſehr feurig.]

Nein, nie, nie!
Mein Vorſatz iſt ſtets frey zu bleiben —
[ſich faſſend.]
Alles
Der Gnade meiner theuern Königin zu danken.

Chriſtine. [bewegt.]

Major — [mit Haltung.] In meinem Kabinette alſo!

[ſie geht mit huldvollem Rückblicke auf Friedrich in ihr Kabinet links.]

Vierter Auftritt.

Friedrich. von Nörberg.

Nörberg.

Wahrhaftig, es giebt Augenblicke, Freund,
Wo ich nicht anders glauben kann, als daß
Durch meinen Einfluß — aber nein, nein,
Ich glaube lieber, daß durch Dich, — das heißt,
Durch jene junge Dame —

Denn da ich nach einer Krankheit von ein paar Tagen zum ersten Mal wieder das Fenster öffnete, obgleich der Arzt es verboten hatte, so bückte er sich wohl drei Mal gegen mich, und gegen den Himmel! Und ich mußte mein Taschentuch an die Augen halten, so gerührt war ich.

Aber ich steckte doch meine Rose mit rechter Freudigkeit an die Brust den nächsten Geburtstag, und seine, die er mir ins Fenster gelegt hatte, darneben. Er bückte sich nur ein mal gegen mich, aber sehr tief, sehr tief. Ich verstand alles.

Nun kam Wendeler und erzählte meiner Mutter, daß er Hoffnung habe den guten Jungen da drüben an die Kanzelei mit einem kleinen Gehalt zu bringen. Ich bückte mich tief, tief, damit sie nicht mein Erröthen sehen sollten.

Der alte Mann war so vergnügt, daß er immer wieder von ihm anfing.

Es ist nicht viel, liebste Frau, aber ein Mädchen, die etwas hat, dabei, dann ists genug.

Mein lieber Herr Vormund, nun durfte ich nicht mehr ans Fenster treten; ach, so sehr mein Herz auch schlug. Ich hätte sonst die Rose nicht mehr an meine Brust stecken dürfen.

Wenn er mich liebt, dacht ich: so geht ja ein Jahrhundert hin. Es wird sich finden. Er trat alle Tage ans Fenster, harrte geduldig auf

Friedrich.

Wie Du willſt.
Was mich betrifft, ſo bleib' ich hier. Mein Glück
Scheint mir zum mind'ſten jetzt geſichert,
Und wenn der Graf von Rantzau gegen mich
Nur nicht —

Nörberg.

Der Graf? — O! der iſt aus dem Sattel!
Verloren! — Ausgethan! — Du weißt ja doch,
Daß ſeiner Nichte von der Königin
Durchaus verboten ward, eh' ſie vermählt,
Sich in Stockholm je ſehn zu laſſen. — Nun,
Sie iſt doch hier.

Friedrich.

Mein Himmel! — Emma! — Nein,
Das iſt nicht möglich!

Nörberg.

Sie iſt hier! was ſchon
An ſich ſehr übel, und nun gar noch heimlich,
Was noch weit ſchlimmer iſt. — Ich habe auch
Schon alles ſo gekartet, daß ſie vor
Der Königin ſich ſehen laſſen muß. —
Die Majeſtät erfährt ſo, daß der Graf
Ausdrücklichen Befehl nicht achtete —

Das iſt ein Grund zum Mißvergnügen mehr,
Er ſteht jetzt ohnedem nicht gut, und mit
Des Himmels Hülfe ſtürzen wir ihn gänzlich.

Friedrich. [für ſich.]

Sie hier! — wahrſcheinlich nur, um mir zu trotzen.

Nörberg.

Weißt Du denn auch, daß man ſich jetzt am Hofe
Mit weiter nichts beſchäftigt, als dem Herrn Major,
Mit dem noch an der Wagenthüre ſich
Die Majeſtät recht lang' zu unterhalten
Geruhten, und den ſie ſchon vorhin wieder
Hat rufen laſſen. — Höre! Du erregſt
Gar große Eiferſucht, ja, und ich ſelbſt —

Friedrich.

Auch Du —?

Nörberg.

Nein, nein, mein Herr Major, ich bin
Nicht eiferſüchtig, daß mit allen Ehren
Man Dich jetzt überhäuft, wenn ich nur auch
Mein kleines Theilchen mit davon bekomme.
Ich bin ja Dero Vetter, Herr Major —

Nur immer vorwärts — immer hoch hinauf!
Doch ziehen Sie mich dann nur auch hübsch
nach!

Friedrich.

Sey ruhig.

Nörberg.

Aber, sag' mir, betest Du
Sie denn nicht an?

Friedrich.

Wen, Emma?

Nörberg.

Ey bewahre,
Die and're, jene schöne Unbekannte,
Die Du mir nun einmal nicht nennen willst.
Doch kann mir das auch weiter nichts ver-
schlagen.

Friedrich.

Unseliger! Was sprichst Du da — wie kann
Solch tolles Zeug Dir in den Sinn nur
kommen?

Nörberg.

Erlaube mir, ich glaube doch, daß ich
Sie kenne. — Da ist so ein Fräulein Ilsen,
Ein niedliches Blondinchen, in dem Alter
Der Königin, ganz allerliebst — he, he,

Geſteh' es nur, ſie liebt Dich, dieſe Dame,
Die Ehrenwerthe!

Friedrich.

Wirſt Du ſchweigen, wenn
Die tiefſte Ehrfurcht —

Nörberg.

Ach, was Ehrfurcht! Glaubſt
Du denn, daß man bei dieſen Damen hier
Zugleich voll Ehrfurcht und voll Dankbarkeit
Seyn könne? — Nein, mein Freund, da weiß
ich's beſſer;
Es giebt gewiſſe Fälle, wo man eher
Die tiefſte Ehrfurcht aus den Augen ſetzen
Als es an Dankbarkeit darf fehlen laſſen.

Friedrich.

Still! — Von der Königin kommt jemand
dort —

Nörberg.

Ha!
Die Excellenz? geheimer Rath und Feind.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf. [ſehr bewegt.]
Mein werther Herr Major, es freut mich ſehr

Daß ich Sie ſehe — ja, ich dachte wohl,
daß ich
Sie hier noch treffen würde —
[für ſich.]
Und das wollte
Ich eben nicht.

Friedrich. [für ſich]
Was mag er von mir wollen?

Nörborg. [eben ſo.]
Sein Ton iſt ſanfter, artiger!

Graf.
Ich höre,
Daß Sie mir einen thätigen Beweiß
Von Ihrer Güte geben werden. — Herr
Major! — verlaſſen Sie den Hof — entfernen
Sie Sich von hier, ich bitte d'rum.
[als Friedrich eine verneinende Bewegung macht.]
— Ich bitte
Recht ſehr darum — und nöth'genfalls —
befehle
Ich's Ihnen.

Nörborg.
Was? den Hof verlaſſen? — Nein,
Das geht nicht, das iſt platterdings unmöglich.

Graf.

[ohne ihn anzusehn.]

Ich hab' es mit dem Herrn Major zu thun.

Friedrich.

Ist dies der Königin Befehl?

Nörborg.

Gewiß nicht;
Es ist nur Eigensinn —
[sich verbessernd.]
nur eig'ner Wunsch
Von einem unsrer theuern Herrn Minister.

Graf.

Nun, ja denn, — ja! Es ist der meine, ja,
Der meine nur allein.

Nörborg.

Da müssen wir
In solchem Falle Ihre Majestät
Befehle erst erwarten.

Graf.

Herr von Bury,
Verlassen Sie den Hof!

Friedrich.

Herr Graf! —

Nörborg.
[mit erhobener Stimme.]
Mäßt
Was Bury, mein Herr Vetter, bleiben Sie!

Graf.
O! ich verstehe Sie, es werden hier
Intriguen angesponnen, deren Fäden
Mir keineswegs entgegen sind.

Nörborg.
Es giebt
Geheime Räthe, die dann erst bescheiden
Zu seyn beginnen, wenn sie halb verloren.

Friedrich.
Mein Himmel! Nörborg! Mein Herr Graf! —

Nörborg.
Es lass'
Doch nur! das ist doch schreyend ungerecht!
Da muß man sich dagegen stemmen — und
Ich thu's.

Graf.
Recht gut! Und Sie gefallen mir
Weit besser so.

Nörborg.
Und Sie mir ganz und gar nicht.

Friedrich.

Die Königin!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtine.

Chriſtine.

Was iſt denn hier geſchehn? —
Was für ein heft'ger Streit, daß bis zu mir
Der Löwen drang? — Nun?

Nörborg.

Majeſtät —
Herr Graf von Rantzau —

Chriſtine.

Nun? Der Graf?

Friedrich.

Befahl mir, mich vom Hofe zu entfernen.

Chriſtine.

[mit einem Blicke auf den Grafen.]
Ha!

Graf.

Herr von Nörborg wieſen mich darauf
Mit einem Ton zurück, der mich jetzt freilich
Nicht mehr verwundern ſollte —

Chriſtine. [ſehr gütig.]

Herr Major!

Entfernen Sie gefälligſt ſich, ich bitte
Darum — in einer Stunde ſollen Sie
Die fernerne Ordres von mir haben — merken
Sie wohl, von mir!

Friedrich.

[verbeugt ſich und geht.]

Graf. [für ſich.]

Mein Gott!

Chriſtine.

Von Nörborg, ich bin unzufrieden
Mit Ihnen, denn Sie haben den Reſpekt
Vergeſſen, den man einem Manne, wie
Graf Nanhau, ſchuldig iſt.

Nörborg. [verlegen]

O — Majeſtät!

Chriſtine.

Verlaſſen Sie uns!

Nörborg.

[grüßt ſehr tief und geht; für ſich.]

Hu! das deutet Sturm!

Siebenter Auftritt.

Chriſtine. Der Graf.

Graf. [für ſich.]

Ich muß durchaus erfahren —

Chriſtine.

Wie es ſcheint,
Sind Sie nicht eben Freund von denen, die
Sich meiner Gunſt erfreuen?

Graf.

Majeſtät,
Nach allen dem was ich erfahren habe —

Chriſtine.

Wahrſcheinlich nur, um die zu rächen, welche
In Dero Schutz zu nehmen Sie geruhten. —
Den Prinz von Dänemark, zum Beiſpiel!
Nicht? —
Wie ich antworten werde, ſoll der Reichsrath
Sogleich erfahren. — Iſt er ſchon verſammelt?

Graf.

Das Zögern, Euer Majeſtät, muß mich
Betrüben. — Sollten wirklich nicht zu dieſer
Verbindung Sie geneigt ſeyn? — Sie geruhten
Die Anſicht der Miniſter anzuhören.

Chriſtine.

Ja wohl, mit mehr als menſchlicher Geduld.

Graf.

Sie legten Ihnen Ihres Volkes Wunſch
Zu Füßen.

mich. Geduld! sagte ich: lieber Mensch, da drüben. Ich darf nicht kommen! Ich darf nicht. Geduld!

Nun kam des Oheims Brief, lieber Herr Vormund, und ich mußte nun das Arbeiten für Geld aufgeben. Meine Mutter miethete noch ein paar Zimmer in dem Hause zu, kaufte Möblen, Kleider, wir gingen nicht mehr, ein Miethswagen mußte uns fahren.

Ach, ich dachte gleich, daß es da drüben nicht recht gut aussehen würde; denn es fingen einige Herren, deren Bekanntschaft ich hatte machen müssen, an, vor unserm Hause vorüber zu gehen, und nach meinem Fenster zu gaffen.

Nun war die Reihe an mir. Trat ich ans Fenster, so trat er zurück. Ich lag eine ganze Stunde im Fenster. Er war so unsichtbar, wie ich vorher. Sah ich ihn, denn er steckte den Kopf zuweilen heraus, als wollte er sich hinausstürzen, so sah er aus wie der Zorn selbst. Er sah nach dem Wetter, die Gasse schnell hinauf und hinab, ich mochte noch so freundlich lächeln, oder noch so wehmüthig aussehen, es hilft mir alles nicht.

Dazu kommt noch — ach! ich habe schon genug zu tragen, daß meine Tante von einer Par-

Chriſtine.

Was kann meinem Volke denn
Daran gelegen ſeyn, ob einen fremden
Noch nie von mir geſeh'nen Prinz ich liebe,
Ob nicht? — Weil die Vermählung alſo meinen
Verehrten Herrn Miniſtern wohlgefällt,
Soll einen Mann ich nehmen, der mir nicht
Gefällt — da ſehen Sie doch ſelbſt, daß das
Nicht eben billig iſt.

Graf.

Und dennoch werden
Dieſelben eine Wahl —

Chriſtine.

Ja, muß es ſeyn,
So werde einen Gatten ich mir wählen —
Doch ſpäter — wollen ſehn — jetzt, dächt' ich, ließen
Wir das.

Graf. [beobachtend.]

Aus welchem Reiche würden dann —

Chriſtine.

[ebenfalls beobachtend.]

Hm, aus dem meinen ſelbſt vielleicht.

Graf.

Wie? Einen
Von Dero Unterthanen?

Chriſtine.

Mindeſtens
Wär' ich dann ſicher nicht beherrſcht zu
werden.

Graf. [feinlächelnd.]
O! — Stillen Schweden?

Chriſtine.

Nun? was ſagen Sie
Dazu?

Graf.

Ich ſage — Majeſtät — ich ſage —
Doch nein, ich ſage nichts, denn es iſt ganz
Unmöglich!

Chriſtine.

Und warum denn?

Graf.

Weil — weil — weil —
Weil es unmöglich iſt.

Chriſtine.

Wenn aber —

Graf.

Alles
Wär' einer ſolchen Wahl ſchnurſtracks entgegen —

Die Würde Dero Thron's, das Beiſpiel Ihrer Erlauchten Ahnen, Schwedens Wohl, ſein Glück, Sein Wille —

Chriſtine. [voll Ungeduld.]

Wie? Sein Wille! und der meine?

Graf.

Der Reichsrath könnte nimmer billigen —

Chriſtine.

Sie wiſſen, daß der Reichsrath alles billigt Was ich will.

Graf.

Aber ich nicht, und ich bin Miniſter.

Chriſtine.

Ich, die Königin, und wenn Ich will —

Graf.

Das werden Sie nicht wollen.

Chriſtine.

Doch!

Graf.

Doch — nein!

Chriſtine.

Und wer vermöcht' es, mich daran Zu hindern — wer erkühnte ſich's? — Sie werden

Mich böſe machen. Immer ſagt man mir,
Ich ſey die Königin, ſey Herrin, alles,
Ja, alles müſſe mir Gehorſam leiſten,
Und dennoch widerſetzt man überall
Sich mir — zwängt mich in Feſſeln, iſt mir
ſtets
Entgegen: — das ertrag' ich länger nicht —
Frei will ich ſeyn — und wahrlich, eh' ich hier
Nachgiebig miche, würf ich lieber gleich
Den Scepter von mir, lies Euch Alle hier
Und ginge.

Graf.

Majeſtät!

Chriſtine.

Herr Graf! Es ſoll
Im Schloſſe niemand etwas anbefehlen, eh'
Ich nicht befragt ward — dem Major — dem
Grafen
Von Bury ſoll man volle Achtung zeigen.

Graf.

Dem Grafen Bury!

Chriſtine.

Nun? verſtanden Sie?

Graf.

Nein, Euer Majeſtät! — ich kann mir ſolche
Begünſtigung für einen Fremden — einen —

Glücksritter nicht erblicken, welchem Sie
Heut' früh noch nicht für würdig hielten, meiner
Familie anzugehören.

Christine.

O!
Heut' früh war Ihnen seine Gönnerin
Noch unbekannt.

Graf.

Ein Mensch von dunkler Herkunft —

Christine.

Ich sage nur ein einz'ges Wort, und morgen
Ist er der Erste der Armee, am Hofe
Der Edelste.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Emma.

Emma.

[tritt schnell ein.]
Mein Onkel — ist es —?
[erblickt Christinen.]
Gott! die Königin!

Christine.

Wie? — Ihre Nichte?!

Graf.

Emma! Hatte ich's
Dir nicht verboten — Majeſtät —!

Emma. [furchtſam.]

Mein Onkel —
Man ſagte mir — man ſchickte mich —

Chriſtine.

Schon gut!
Man will ohnſtreitig mir es merken laſſen,
Wie pünktlich man mir hier Gehorſam leiſtet.

Graf.

Verzeihung, Majeſtät! — ein Kind iſt Emma,
Ein ſchüchternes, das ſich von mir ſo lange
Nicht trennen konnte; doch ich hoffte, daß
Der Herr Major bereits Stockholm verlaſſen —

Chriſtine.

Ah ſo! das hofften Sie?
[halblei.]
und die wohl auch,
Nicht wahr? Allein er bleibt! — Jetzt bin
ich ganz
Entſchloſſen.
[laut.]
Graf von Rantzau, folgen
Sie mir zum Reichsrath: — laſſen Sie dem
Grafen

Von Bury ſagen, daß in meinem Kabinet
Er auf mich warten möge. — Ihre Nichte
Verläßt ſogleich den Hof. — Sie kömmen nach.
[geht ab in der Mitte links.]

Neunter Auftritt.

Der Graf. Emma.

Emma.

Recht ſchön! ich will ja weiter nichts, o, ſchicken
Sie nur recht bald mich fort.

Graf. [für ſich.]

Ha! ſie verrieth ſich!
Nun, meinetwegen, weiß ich doch nunmehr
Woran ich bin! Sie geht nun ihren Weg
Und ich, ich geh' den meinen. Glück nur noch
Daß alles ich vorausgeſehen habe,
Und meine Nichte hier noch iſt.

Emma.

Ach, Onkel,
Sie ſind gewiß recht bös, allein, als man
Zu Ihnen mich hieher geſchickt —

Graf.

So wollte

Man mich verderben, aber nein, dem Himmel
Sey Dank, man hat uns eben dadurch jetzt
Gerettet. — Wenn ich ſage uns — ſo heißt
Das, Schweden — denn was mich betrifft, ſo iſt's
Ganz einerlei, ich gelte da für nichts.
Es iſt der letzte Dienſt, den ich ihr leiſte,
Der letzte Schritt zu Schwedens Heil — mag man
Mir dann die Freiheit nehmen, ja, das Leben,
Ich opf're ſie mit Freuden auf, bleibt mir
Die alte Ehre doch, und dieſe iſt
Das einz'ge Gut, das in die Gruft mit mir
Ich nehmen will.

Emma.

Du großer Gott, wie mich
Die Königin ſtarr angeſeh'n! ich zitt're
Noch ganz und gar.

Graf.

Ja, ja, das glaub' ich wohl.
Ich ſelbſt, der ich an ſo etwas gewohnt, ich weiß
Kaum mehr, wie mir zu Muth!
[für ſich.]
Sie liebt ihn — ja!

Aus Eigensinn — aus weiter nichts. —
Wenn man
Ihr widerstrebt, heirathet sie ihn gar. —
Wenn sie ihn wiedersieht, ist sie im Stande
Vielleicht ihm auf der Stelle zu erklären. —
Nein, da ist keine Zeit mehr zu verlieren.

Emma.

Sie sprach von Burg.

Graf. [an den Tisch tretend.]

Ja, er kommt hieher.

Emma. [sich entfernend.]

Dann, lieber Onkel —

Graf.

Nein, Du bleibst — Du bleibst! —
Zum Henker! er ist ja in Dich verliebt,
Der junge Mann!
[schreibt.]

Emma.

Nein, nein — Sie wissen ja —!

Graf. [schreibend.]

Ich weiß — weiß alles — nein, ich will
nichts wissen!
Er liebt Dich, und Du liebst ihn wieder! —
Nun,
Um desto besser!

Emma.

Aber, lieber Onkel,
Wie können Sie nur glauben —?

Graf.

Ja doch, ja!
Ich glaub' es ſchon. Du liebteſt ihn ja doch
Heut' Morgen, und ein Weiberherz mag ſich
Anſtellen wie es will, ſo ſchnell verändert
Es doch ſich nicht.

Emma.

Sie aber haben Ihre
Anſichten ganz verändert!

Graf.

O, das iſt
Ein Unterſchied! — ein Staatsmann! Und,
ich Blinder,
Der ſich heut' früh noch ſo viel Mühe gab
Um zu verhindern, daß —
[er giebt ihr ein Billet]
Da, nimm dies hier;
Der Graf von Bury iſt in's Schloß berufen,
Gieb dies ihm, wenn er kommt — es hängt
daran
Entſcheidung ſeines, Deines, o! vielleicht
Selbſt unſer aller Schickſals.

wie für mich spricht, und mein Mütterchen lächelt.

Sehen Sie, lieber Herr Vormund, Sie können denken, wie mir dabei zu Muthe ist. Unrechtes habe ich nicht gethan; aber Sie wissen nicht, wie die Tante lachen, wie sie einem alles Unrecht auslegen kann. Sage ich, wenn sie Ernst machen, und sie machen Ernst, ich bin schon versagt, oder so — und ich glaube doch, daß ich so zu sagen schon versagt bin — so lachen sie mich aus, oder sie verhöhnen meine unschuldige, fromme Liebe, bis sie mir das Herz brechen, und ich thue, was sie verlangen. Und der da drüben bricht mir das Herz ohnehin; er sieht mich nicht mehr an, und stehe ich auch blaß wie eine Leiche eine Stunde am Fenster. Er hat seine Flöte, auf der er mir sein Herz so oft gestand, zerbrochen, und die Stücken auf die Gasse geworfen.

Sehen Sie, das kommt von dem Reichthum, wie glücklich war ich, da ich arm war! Rathen Sie mir, liebster Herr Vormund, wie ichs mit meinen Verwandten, wie ichs mit dem jungen Menschen gegen mir über mache. Ich fürchte immer, ich höre einmal am Morgen, er ist auf und davon gegangen. Er hat gewiß gehört, was sie in der ganzen Stadt sagen, ich wäre Braut. Wenn er nur wüßte, daß ichs nicht bin. Aber

Emma.

Aber, Onkel!
Die Dame, die ihn so begünstigt hat —
Er liebt sie.

Graf.

Liebt sie? — nein — nein, nein — ich kann
Das doch nicht glauben. — Den Gedanken hat
Er selbst noch nicht gewagt, — und jedenfalls
Erfahr' ich's nun.

Emma.

Wer ist sie aber nur?

Graf.

Das brauchst Du nicht zu wissen. — Wenn der
Graf
Zur Königin dort eintritt, mit ihr spricht,
Sind wir verloren. — Ich muß in den
Reichsrath:
Dort will ich fest und ohne Menschenfurcht
Die Sache Schwedens führen, Du indeß,
Du kannst sie hier gewinnen. — Frisch an's
Werk.
[geht ab, der Königin nach.]

Zehnter Auftritt.

Emma. [allein.]

Ich soll ihn wiedersehn! ihn sprechen! — Nein!

Nach dem was zwiſchen uns geſcheh'n, — nie!
nie! —
Und doch —
[nach dem Kabinet der Königin blickend.]
Wenn dort er zu der Königin
Jetzt eintritt, mit ihr ſpricht, ſind wir verloren!
So ſagt mein Onkel! — Und dies Briefchen
hier! —
Mein Gott, da iſt er ſchon!

Eilfter Auftritt.

Emma. Friedrich.

Friedrich.
[rechts eintretend.]
Nun, dieſesmal
Befahl die Königin es ſelbſt — Ha! Emma!

Emma.
Er ſah mich!

Friedrich.
Wie den Blick ſie von mir wendet!

Emma.
Nun, wenigſtens fang' ich zuerſt nicht an.

Friedrich.
Ich gebe nicht noch einmal ihrem Hohne
Mich preis. [will in das Kabinet der Königin.]

Emma.

Mein Gott! er geht zur Königin!
[laut.]
Herr! — Friedrich!

Friedrich.

Welch' ein Ton aus schöner Zeit!
Sie, Emma, Sie! —

Emma.

Ich?

Friedrich.

Ja, Sie riefen mich
Zurück. — Warum vertheidigen Sie sich
Dagegen? — O! ich will's recht gern gestehn,
Geschworen hatt' ich, Sie zu fliehn und sehnte
Mich doch recht innig Ihnen zu begegnen.

Emma. [schnell.]

Was sagten Sie?

Friedrich.

Ich hielt mich für verrathen,
Verzweiflung faßte mich, und doch — doch sah
Und suchte niemand ich, als Sie!

Emma.

Als mich?
Da Sie doch weit von mir so glücklich waren?

Friedrich.

Ich glücklich? — glücklich im Beſitze von
Auszeichnungen, die Ihnen ich nun nicht
Mehr bieten konnte, einer Zukunft nahend,
Wo ich nicht mehr Sie wiederſehen ſollte? —
Ja, Theuerſte! trotz Ihres Vorurtheils —

Emma.

Ich? Vorurtheil! nein, Herr Major, es iſt
Nur alles allzuwahr! Die Dame deren
Geheimnißvoller Schutz —

Friedrich.

[macht eine Bewegung des Ergriffenſeyns.]

Emma.

Sie ſehen, daß
Ich alles weiß. — Ich liebte Sie ſo wahrhaft,
Und ohnerachtet aller Ihrer Schuld,
Bin ich noch in der That nicht ſo ganz ſicher, —
Daß ich nicht noch Sie liebe. — Alles hängt
Von einem Worte jetzo ab. — Die Dame —
Ich will ſie kennen.

Friedrich.

Emma! Sie verlangen
Da ein Geheimniß zu erfahren, das —
Nicht mein iſt.

Emma.

So behalten Sie's denn,
Mein Herr! O ja, behalten Sie's allein —
Ich darf sie nicht mehr wiederseh'n.

Friedrich.

O, Emma!
Sie werden später mir Gerechtigkeit
Gewähren. — Leben Sie denn wohl!
[will in's Kabinet.]

Emma. [ihm nachrufend.]

O, Friedrich!

Friedrich.

So lassen Sie mich hoffen, daß, wenn Sie
Dem Herzen folgen, Sie nicht abgeneigt
Mir zu verzeihen, und daß nur die Furcht
Vor Ihrem Oheim, dessen Widerwillen
Ich mir —

Emma.

Mein Onkel — Ach, mein Gott — da
nehmen
Sie das!

Friedrich.

Dies? — Ich begreife nicht!
[öffnet das Billet und liest.]
Ist's möglich!

Was les' ich da? — Und Sie? — Sie billigen
Was hier geschrieben stehet —?

Emma.

Ja, mein Herr —
Ich billige — ich weiß nicht was es ist. —

Friedrich. [lesend.]

„Mein Herr Major, Sie lieben meine Nichte!" —
Sie sehen wohl, daß Ihr Herr Onkel nicht
Dran zweifelt.

Emma.

Lesen Sie!

Friedrich. [lesend.]

„Sie haben mich
„Um Emma's Hand gebeten, und sie sey
„Die Ihre, doch mit einer einzigen
„Bedingung, daß Sie nämlich auf der Stelle
„Mit ihr zum Altar gehn. Die nöthigen
„Befehle werd' ich gleich ertheilen, alles
„Soll zur Vermählung vorbereitet seyn.
„Doch, wenn Sie zaudern, wenn Sie einen,
„Nur einen einz'gen Augenblick es noch
„Verschieben, so verlieren Emma Sie
„Für immer. Rantzau."

Emma. [nimmt den Brief.]

Was? Das stünde hier?

Friedrich.

Sie sehen selbst — Ihr Oheim — zu ertragen
Vermag ich's nicht — doch, das Geheimniß.
Geliebte! willigen Sie ein?

Emma.

Ich? Friedrich!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Nörberg.

Nörberg.

[sehr zufrieden.]

Ich bin Baron geworden! Ha, das geht
Mit einer Schnelligkeit! —

[zu Friedrich.]

Nun, mein Herr Graf
Von Bury — denn Du weißt doch, daß Du

Graf?

Friedrich.

Ich? — Träumst Du?

Nörberg.

Wie ich Dir es sage: Du
Bist Graf und ich Baron. Die Königin
Ging eben aus dem Reichsrath; sie schien bös,
Und all' die andern Herrn, sie machten Mie-

nen —

Du lieber Himmel, was für saure Mienen!
Es schien als ob die Königin den Mund
Den Herrn etwas versiegelt hätte. — Als
Sie mich gewahrte, rief sie schnell mir zu:
„Baron von Nörberg, gehen Sie zum Grafen
Von Bury, denn mit Ihnen Beiden habe
Ich auf der Stelle etwas zu besprechen.“

Friedrich.

Ach ja, ich soll gleich in das Kabinet
Der Königin. —

Emma.

Und was mein Onkel Ihnen —

Friedrich.

Sie willigen?

Nörberg.

Ihr Onkel, gnäd'ges Fräulein,
Den hab' ich auch gesehn: wie ausser sich
Sah' ich ihn durch die Coridore eilen
Zur Schloßkapelle. Was geschehen ist
Das weiß ich nicht, indeß ich denke immer,
Daß wenn wir steigen, er sehr leicht — nun
komm'
Geschwind hinein zur König —

Emma. [auſſer ſich.]

Friedrich! Friedrich!
Ich willige in alles — bin die Deine!

Friedrich.

O Himmel! Emma! Dieſes Glück!

Nörberg.

Ja, ja,
Herrentes Glück, man muß es ſchnell ergreifen
So wie ſich's zeigt, der mindeſte Verzug —

Friedrich.

O, fürchte nichts! Sie wünſcht mein Glück ja ſo
Von Herzen, ſie wird nicht entgegen ſeyn.

Nörberg.

Mein Gott, ich glaube ſie zu hören!

Friedrich.

Wen?
Die Königin?

Emma.

Sie zaudern?

Friedrich.

Nein, o nein!

Nörberg.

Du ſtürzeſt ja uns Alle in's Verderben,
Wenn Du die Königin dort warten läſſeſt.

Wenn Du noch zögerſt, bin auf ewig ich
Für Dich verloren!

Friedrich.

Komm', o komm' Geliebte!
[er eilt mit ihr links im Hintergrunde ab.]

Nörberg.

[ihm nachgehend und rufend.]
So höre doch! — He! Friedrich! — Mein
Herr Graf!
Umſonſt! — Er läßt mich hier allein — und
drinn
Die Königin! — Mein Gott! was heißt
nur das?
Seit heute früh erfahr' ich alles erſt
Wenn es geſchehen iſt, und weiß niemals
Was vorgeht! Wie ein Dummkopf ſteh' ich da!
Man macht mich zum Baron, je nun, das iſt
Recht angenehm, allein auch nicht das kleinſte
Vertrauen! Dieſe Dame die ſo kräftig
Uns protegirt, ich kenne ſie noch nicht!
Und warum geht er denn? was ſoll ich nun
Der Königin antworten, wenn ſie fragt:
„Wo iſt der Graf von Bury? — warum iſt
Er nicht bei mir erſchienen!" — Alle Wetter!
Ich werd' noch böſe werden, ja, am Ende

sagen oder schreiben kann ichs ihm nicht. Das ist doch auch unmöglich. Dem guten Wendeler habe ich es gesagt! Der aber lacht mich aus. Er hats hier gehört, dort, vom Kanzlei-Direktor sogar, dem vertrauten Freunde meines Oheims. Ich schwöre, ich breche in Thränen aus, ich werde böse; aber er sagt: ich weiß ja, was ich weiß, Kindchen, ich weiß ja, was ich weiß! Der da drüben, leugnen Sie doch, weiß es nur gar zu gewiß.

Ja, der da drüben hat gut reden! rief ich und erblaßte.

Sehen Sie, so unglücklich bin ich. Ach, ohne Ihr Wissen, denk ich, darf man mich nicht verheirathen, und ohne meines Oheims Bewilligung auch nicht. Aber, aber ich kenne meine Tante, und ach, meine gute Mutter möchte gern nachholen, was sie an dem unglücklichen vornehmen Leben versäumt hat. O antworten Sie ihrem armen Liesschen ja ein paar Zeilen. Ihre gehorsame Dienerin

Elisabeth Warteborn.

Warteborn an Kurze.

Friede sey mit Dir, mein Freund! Alles, was Dein Brief enthält, weiß ich schon, bis auf Lieschens stummen Liebeshandel. Ich kenne den Men-

Mit ihm ganz brechen — zwar, er iſt mein Vetter —
Doch was verſchlägt mir das? — ich hänge nicht
An meinen Anverwandten, ich, ich halte
Es mit dem Anſtand, mit der feinen Sitte!

Dreizehnter Auftritt.

Nörborg. Chriſtine. [ſie tritt mit] Hofbeamten und zwei Wachen [durch die Mitte ein.]

Chriſtine.
[erzürnt, für ſich.]
Vorſchriften mir zu machen! — mir Geſetze
Zu geben — ganz beherrſchen mich zu wollen!
Und dieſer Pihrſon, der nur wieder in
Den Reichsrath tritt, um mir entgegen ſich
Zu ſtellen. — Herr von Nörborg, nun — Graf Bury?
Wo iſt er denn? — warum erſcheint er nicht?

Nörborg. [für ſich.]
Nun ja, das konnt' ich mir ſchon denken!

Chriſtine.
Antwort!

Nörberg.

Ich weiß nicht, — Majeſtät — ich bin —
ich habe

Chriſtine.

Er ſoll ſogleich — ſogleich zu mir. — Ich
warte
Auf ihn.

Nörberg.

[für ſich, im Abgehen.]

Da werd' ich doch mit ihm nicht brechen.

Chriſtine.

[die in den Vorgrund gegangen.]

Wie ich an ſeiner Ueberraſchung mich,
An ſeinem Glücke mich ergötzen will!
Er liebt mich, ja, er liebt mich ganz gewiß!
Was ich empfinde, weiß ich ſelbſt nicht völlig,
Allein die Gegengründe meiner Herrn
Miniſter, dieſe Drohungen ſogar,
Sie eben haben mich beſtimmt. — Sie
wollen
Es nicht, und ich — ich will es nun deshalb.
Sie wollen einen Fremden ſich zum Herrn
Erwählen, mir zum Könige. — Doch nein,
Nur Friedrich ſoll das werden, ſoll allein
Von mir, von mir erhalten ſeine Rechte.

Mit Liebe wird er dann, was ich an ihm
Gethan, mir tauſendfach vergelten, und
Im heitern Glanze meiner Krone ſeyn
Der glücklichſte von meinen Unterthanen.
[bemerkt Nörberg, der eintritt.]
Nun? Herr von Nörberg! Haben Sie's denn nicht
Verſtanden? — der Major! — er ſollte hier
Schon ſeyn!

Nörberg.

Er war's auch, Majeſtät! allein —
Die Nichte des Herrn Grafen Rantzau —

Chriſtine.

Wieder
Die Nichte! — nun? — und weiter!

Nörberg.

Ja, ihr nach
Iſt er geeilt — und wie man mir geſagt,
Erwartete ſie ſchon der Graf —

Chriſtine.

Der Graf?

Nörberg. [halblaut.]
Dort in der Schloßkapelle.

Chriſtine.

Schloßkapelle! —

[ſieht Friedrich eintreten.]

Er ſelbſt!

Nörborg. [für ſich.]

Ich glaube, daß ich etwas zitt're.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Friedrich.

Friedrich.

[im frohen Gefühle]

Nach Euer Majeſtät Befehl —

Chriſtine.

Sie haben

Sehr lange auf ſich warten laſſen.

Friedrich.

Wie

Ich hoffe, werden Euer Majeſtät

Mir eine Zögerung vergeben, welche

Mein Glück begründet hat. — Der Graf von

Rantzau —

Chriſtine.

Was konnte der denn für Ihr Glück wohl

thun?

Friedrich.

Er bot mir seiner Nichte Hand — noch heut' —
Sogleich — und —

Christine.

Sie erwiederten —?

Friedrich.

Ich bin
Jetzt ihr Gemahl.

Christine.

Hinweg! — fort! —

Friedrich. [bestürzt.]

Majestät!

Christine.

[mit voller Heftigkeit.]

Hinaus!

Friedrich.

Ich habe zu gehorchen.

[geht ab.]

Nörborg. [für sich.]

Nun!
Wenn diesmal uns're Unbekannte nicht
Sich in die Sache mischt —

Christine.

Den Grafen Rantzau
Soll augenblicks hieher man bringen — Nörborg!

Sie holen ihn. — Doch nein, Sie bleiben hier —
Sie ſind von jetzt nicht mehr in meinen Dienſten!
Verlaſſen Sie den Hof ſogleich — erſcheinen
Sie niemals mehr vor mir.

Nörborg. [für ſich.]

Nun ja! Das iſt
Schon wieder ſo ganz unerwartet, daß —

Chriſtine.

[zu den Wachen gewendet.]
Der Graf von Rantzau —

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf.

Meine Königin,
Hier iſt er.

Chriſtine.

Graf! — Sie haben mich verrathen. —
Mich ſchwer beleidigt! —
[zu den Herrn die mit ihr gekommen waren.]
Meine Herrn, entfernen
Sie Sich!
[Nörborg zieht ſich mit den Uebrigen in den Hintergrund zurück, dann zu Rantzau.]

Sie hatten Ihrer Nichte einen
Gemahl erwählt, den Freyherrn Pihrſon —
und ich war
Mit der Verbindung einverſtanden, doch
Sie hintergingen mich.

Graf.

Nein, Majeſtät,
Ich änderte nur meine früh're Anſicht.

Chriſtine.

Und ohne meine Zuſtimmung!

Graf.

Die Sache
Schien mir nicht von ſo groſser Wichtigkeit —

Chriſtine.

Und wenn ich dieſe Heyrath nun für null
Erklärte?

Graf.

Nein, das werden Sie nicht thun.

Chriſtine.

Und der Major kann ſelbſt dies Band gleich
löſen —
Sie haben ihn verleckt, betrogen —

Graf.

O!
Verzeihen Euer Majeſtät — ich habe
Niemand verleckt, betrogen, und mein Neffe —

Chriſtine.

Ihr Neffe! —

Graf.

Ja, mein Neffe iſt vor Freude
Ganz außer ſich — er liebt ſein junges Weib.

Chriſtine.

Und wenn ich nun nicht will?

Graf.

Er iſt der Mann
Darnach, ſie immerfort zu lieben.

Chriſtine.

Aber
Vermögen, Ehrenſtellen, Rang und Würden —

Graf.

Beſitzen freilich einen Reitz, dem man
Gar mühſam widerſtehet. — Alles dieſes
Vermöchte einen jungen Offizier
Wohl leicht zu blenden, und das war es eben
Was mich beſtimmte, eiligſt —

Chriſtine.

Graf von Rantzau!

Graf.

Ich habe nun zum Unglück die Gewohnheit
Einmal, Geheimniſſe ſchnell zu errathen.
Da kam ich einem auf die Spur — das ich

Allein nur jetzt noch kenne — und es ließ
Für Schwedens Thron mich zittern, für ein
Land,
Das ich geschworen habe zu beschützen,
Geschworen zu vertheid'gen.

Christine.
[macht eine heftige Bewegung.]

Graf.
Ja, ich hab's
Geschworen, Majestät — und meine Schwüre
Bin ich gewohnt zu halten. — O! Sie kennen
Den alten Stolz des Schweden; wenn Sie ihn
Bekränken, wie so leicht wär' es dann möglich,
Auch seine Achtung, seine Liebe zu
Verlieren.

Christine.
[sehr ungeduldig.]
Graf von Rantzau!

Graf.
Freilich fehlt's
Am Hof an Schmeichlern nicht, die and're
Sprache
Zu führen pflegen. — Nun, sie treiben so
Ihr Handwerk, aber ich — that meine
Pflicht.

Ich zieh' mir den Verluſt der Gnade meiner
Erhabenen Gebieterin dadurch
Ohnſtreitig zu, das ſchmerzt mich wohl, allein
Es iſt das letzte Opfer, das ein alter
Getreuer Diener Guſtav Adolphs bringt,
Der ſeinem Lande dient, ob er auch Ihnen
Mißfallen möge, doch am Tage der
Gefahr ſogleich trotz deſſen, wieder fröhlich
An Ihrer Seite ſtehn wird, um für Sie
Zu ſterben.

Chriſtine.

Und der Preis für ſolch ein Opfer?

Graf.

Ungnädige Entlaſſung — das hab' ich
Vorausgeſehn.

Chriſtine.

Nun denn, ſo täuſchten Sie
Sich nicht.
[zu den Perſonen im Hintergrunde.]
Es ſollen die Miniſter ſich
Hieher verfügen — des Herrn Grafen Nichte
Verläßt das Schloß nicht mehr. — Major von
Bury
Soll kommen. [vortretend zum Grafen.]
Ja! Ungnade denn für Sie

schen so ziemlich auf dem ganzen Erdboden; aber je älter ich werde, je genauer ich das Ding, was Mensch heißet, beobachte, desto weniger begreife ich ihn. Und wenn ich bedenke, wie wenig Macht, wie wenig Strafloſigkeit, wie wenig Leidenſchaft dazu gehört, auch den beſten zu Falle zu bringen, wie die Hölle und Galgen und Rad nicht hinlänglich ſind, ihn abzuſchrecken von dem Wege, den er nicht gehen will, und wie ein Blinder dennoch immer geht, ſo möcht ich verzweifeln; und ſpotten, wie ſie alle Alter, ſelbſt ihr Glück, ihre Ruhe, ihre Wohlfahrt an den Schein des Glücks ſetzen, und wie Kinder immer ſchreien: mehr! bis der Tod die unruhige Marionette zur Ruhe bringt! Und ſtelle ich neben ihre Schuld ihre Tugenden, die Begeiſterung für das Große, worein ein Wort, eine Rede ſie verſetzt, ſo muß ich ſie lieben, die ich verachte, die ich haſſe. Es iſt nicht anders, der Tod wird das Räthſel löſen, was Niemand begreift.

Ich bin auf dem Schauplatze meines künftigen Wohnorts ſchon tüchtig herum gelaufen, habe den Mitſpielern meines fünften kurzen Akts ein wenig hinter die Masken geſehen, ohne daß Jemand es weiß.

Der tropiſche Himmel, meine Mäßigkeit, die dort nur das Leben friſtet, meine Reiſen, meine Thätigkeit haben mich ausgedörrt, ſo, daß mich

Und für die Ihren — o! ich will es Sie
Wohl lehren, hier vor meinem ganzem Hofe,
Ob Sie regieren, oder ob noch ich
Die Königin von Schweden.

Graf.

Vor den Blicken
Der Höflinge brauch' ich nicht zu erröthen.
Mein Leben, meine Ehre, sie gehören
Nur Euer Majestät, und somit leg' ich
Zu Dero Füßen jene Stelle nieder,
Die ich von Ihrem königlichen Vater
Und Ihnen einst empfing.

Christine.

Ich nehme sie
Von Ihnen an.

Graf.

Allein ich habe noch
Ein and'res Pfand des ehrenden Vertrauens,
Ein Zeugniß meiner Dienste, woran sich
Die rühmlichsten Erinnerungen knüpfen —
Hier dieses Ordenszeichen — noch dasselbe,
Das einst der große Gustav, Dero Ruhm-
Gekrönter Vater selbst bei Lützen trug —
Das ich von Euer Majestät empfing,
Und das mit edlem Stolz auf meiner Brust
Ich ruhen ließ.

Chriſtine.
[betrachtet ihn.]

Graf.

Sie ſchmückten ſelbſt damit
An jenem Tage mich, wo ſich die Stände,
Ich weiß nicht welcher Ihrer kleinen Launen,
Entgegen ſtellten. — Damals waren Sie
Sehr jung noch, — kannten Ihrer Unterthanen
Gerechtſame und Ihres Thrones Pflichten
Noch nicht — ein unbedachter Schritt, er drohte
Die Herzen Aller Ihnen zu entfremden;
Da ſetzte ich mich dem beherzt entgegen,
Vertheidigte Sie ſelbſt da gegen Sich
Wie heut', und wagt' es, jenen Schritt, der Schweden
Und Ihre Stände hart beleid'gen mußte,
Zurückzuhalten. — Schrecklich war Ihr Zorn —
Ich war verloren — und ich mußte jene
Gewalt, die ich gemißbraucht, damals auch
In Ihre Hände legen, ſo wie heut'.

Chriſtine.

Ja, ich erinn're mich,

Graf.

Da trat ich hin

Vor Sie — allein bei'm Anblick Ihres Raths,
Miniſters, Guſtavs Freund' des alten Dieners
Dem Dero Vater Ihre Kindheit einſt
Vertraute, und der jetzt die treue Ehrfurcht
Von mehr als dreißig Jahren büßen ſollte —
Da ging, ich weiß nicht was, in Ihrem
Gemüthe vor. — Ihr Zorn war wie ver-
ſchwunden.
Es fühlten Euer Majeſtät ohnſtreitig
Daß der Miniſter, der ſich ſelbſt geopfert
Um Sie zu retten, Ihnen doch wohl treuer
Ergeben müßte ſeyn, als all' die Feigen,
Die, was Sie thaten, billigten. — Und als
Man glaubte, eben würden Sie nunmehr
Mein Urtheil ſprechen, ſagten Sie zu mir,
Indem Sie dieſen Orden, den Sie ſelbſt
Erſt trugen, mir entgegen hielten: „Rantzau,
Da, nehmen Sie! — Sie waren meines Va-
ters
Getreuer Freund, e, ſeyn Sie auch der
meine!
Es bleibe Ihnen ſtets dies Angedenken;
Mög' es uns Beide d'ran erinnern, was
Sich heut begeben, und wenn je das Wohl
Von meinem Volk, die Ehre meiner Krone

Und Ihre alte Freundſchaft ich vergäße,
So laſſen dieſen Lohn für edle Dienſte
Sie nur in's Aug' mir leuchten, und Sie werden
Das Herz Chriſtinens wiederfinden.

Chriſtine. [bewegt.]
Graf!

Graf.
[nimmt die Ordenskette ab, und reicht ſie der Königin dar.]
Ich gebe dieſes theure Zeichen einer
Ergebenheit, die Ihnen werth, jetzt Ihnen
Zurück. Mög' es Ihr Herz an einen Muth
Erinnern, wofür das Exil mein Lohn.

Chriſtine.
[nimmt die Kette.]

Graf.
An jenem Tage wo er glorreich ſiegte,
Starb einſt, mein großer König auch; gleich ihm
Heut' fallend, rette ich auch meine Ehre,
Doch bin ich minder glücklich nur als er.

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. Emma. Friedrich. Nörborg. Minister. Höflinge.

Christine.

Von Bury! —

[Emma erblickend.]

Himmel!

Nörborg.

Euer Majestät Befehle sind vollzogen.

Christine.

Meine Herrn,
Ich habe Sie um mich versammeln wollen,
Um Ihnen zu erklären, daß ich jene
Verbindung die mir angetragen worden
Ablehnen muß. — Ich denk' allein zu herrschen.
Obgleich sehr jung noch, hab' ich dennoch einen
Unwiderruflichen Entschluß gefaßt.
Das Scepter meines hohen Vaters soll
Mir ungetheilt verbleiben! — Meiner Schweden
Gerüster Muth, und ihre treue Liebe,
Sie sind die einz'gen Stützen die ich wünsche,

Und mit des Himmels Hülfe sollen sie
Mir gnügen.
[zu Friedrich, innig bewegt, aber ohne ihn anzusehn.]
Graf von Bury, reisen Sie
Nach Dänemark, mit Ihrer Gattin — bringen
Sie meine Antwort und die neuen Friedens-
Bedingungen. — Doch reisen Sie noch heut' —
Und Beide — ja, noch heut': — ich stelle Sie
Als meinen dortigen Gesandten an —
Allein vergessen Sie es — Beyde — nie,
Daß Sie am Hof von Schweden Freunde haben,
Die für Ihr Wohl stets sorgen werden.

Friedrich.

So viele Gnade! Gott!

Mörborg. [für sich.]
Gar Gesandter!

Christine. [zu Mörborg.]
Begleiten ihn. Sie

Mörborg. [für sich.]
Schon wieder etwas Anderes!

Chriſtine.

Der Graf von Nanhau, meine Herrn, hat ſich
Um unſer Land und ſeine Königin
Ein neues glänzendes Verdienſt erworben.
[ſie hängt ihm die Kette wieder um.]
Großkanzler! — war's ſo recht?

Graf.

[ihr die Hand mit halber Kniebeugung küſſend.]
O, Majeſtät!

[Der Vorhang fällt.]

Ende.

Der Enkel.

Schauſpiel in Einem Akte.

Nach dem Franzöſiſchen

von

Theodor Hell.

Personen.

Raymond, Arzt.

Bernardet, Substitut des Königlichen Prokurators.

St. Paul, ein junger Offizier.

Frau von Lormoy.

Celine, ihre Enkelin.

Die Baronin Sainville, ihre Nichte.

Bediente.

Scene: Bordeaux.

jeder Beduine in der Wüste für seinen Landsmann erklären würde.

Es ist ein feines Vergnügen nach fünf und zwanzig Jahren, so auf einmal die Weltgeschichte seiner Jugend übersehen zu können, was Zeit, Schicksal und Leidenschaft aus dem und dem hat machen können. Erst besah ich meiner Kindheit stillen Schauplatz, und dann die Kinder, die mit mir gespielt hatten. Sie waren noch immer Kinder, nur nicht mehr so fröhliche, die jeden vorüberfliegenden Augenblick unbesorgt zu ihrem Spielkameraden machten, ohne an die Zukunft zu denken.

Dann war mein erster Gang zu Lieschen, meiner theuersten Bruders-Tochter.

Ich trat dreist in ihr Zimmer, und fragte nach der Wohnung, die hier im Hause zu vermiethen war.

Man wies mich an den Wirth.

Ja, sagte ich lächelnd: mit der Wohnung will ich wohl fertig werden, wenn nur mit dem Wirth selbst, und mit der Nachbarschaft. Ich kann nicht Haus an Haus, Gasse an Gasse mit Jemanden wohnen, ohne ihn nicht ein wenig lieb zu haben. Ehe ich also mein Zimmer besehe, besehe ich allemal erst die Menschen um mich her. Mit Ihnen beiden will ich wohl fertig werden.

Lieschen sah mich lachend und gutherzig an,

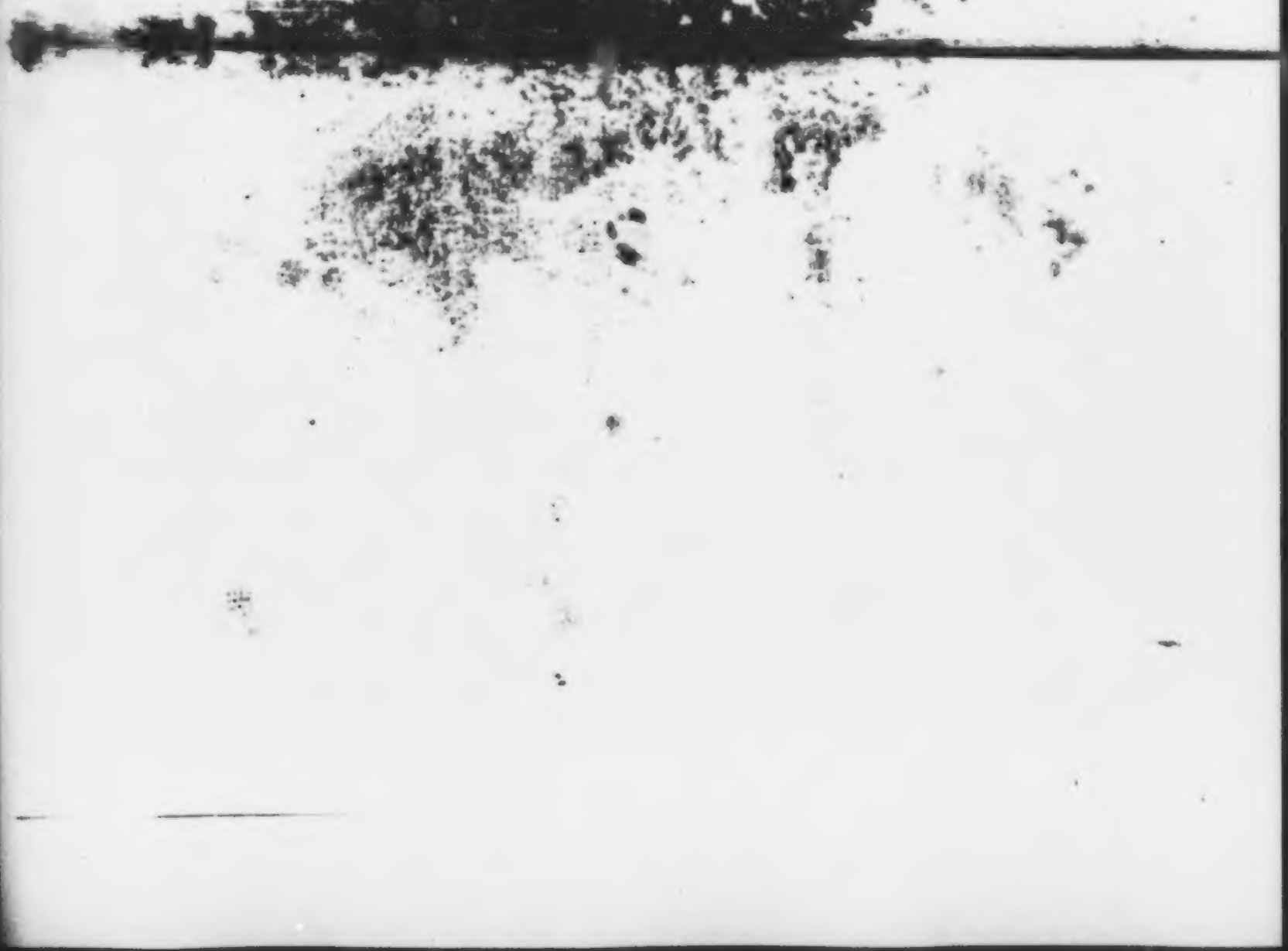

[Die Bühne ſtellt ein Zimmer dar. Eine Hin-
tergrund- und zwei Seitenthüren auf jeder
Seite, wovon die vord're rechts in Frau von
Lormoy Zimmer, die beiden hintern in zwei
Kabinette führen. Vorn rechts ein Tiſch mit
Frühſtückgeräth.]

Erſter Auftritt.

Céline. Baronin Sainville. Frau von Lormoy. Bernardet.

[ſitzen ſämmtlich um einen links ſtehenden run-
den Tiſch und frühſtücken.] Ein Bedienter
[ſteht hinter Frau von Lormoy.]

Bernardet.

[Celinen eine Taſſe hinhaltend.]

Nur recht wenig, für meine liebe Schwie-
germama.

Céline.

Seyn Sie ganz ruhig — ich weiß ſchon
wie viel ihr gut iſt.

Bernardet.

Erinnern Sie sich nur, was der Doktor gesagt hat; je schwächer man ist, desto weniger muß man essen, und nur bei einer solchen Diät kommt man nach und nach wieder zu Kräften.

Frau von Lormoy.

Ich dächte doch, da ich mich so wohl fühle, könnte ich ein klein wenig von dem strengen Regime nachlassen, das mir der Herr Doktor vorgeschrieben hat.

Celine.

Nein, nein, liebes Mütterchen, wir wollen lieber noch warten bis er selbst kömmt.

Frau von Lormoy.

Wird er mich denn heute besuchen?

Bernardet.

Ich komme so eben von ihm her — er war schon ausgegangen. — O! das ist der allergesuchteste Arzt in ganz Bordeaux — wenn er aber wieder nach Hause kommt, wird man ihn uns hieher schicken. Bis dahin also, liebes Schwieger-Mamachen, nicht das Mindeste gegen die Vorschrift. [Sie stehen auf, der Bediente trägt den Tisch weg, und ordnet die

Stühle.] In meiner Qualität als Substitut, muß ich allenthalben dafür Sorge tragen, daß die Ordonanzen auf's genauste befolgt werden.

Baronin.

O ja, Ihr Herrn Magistratspersonen habt eine Strenge, einen —

Bernardet.

[illegible]täglich, aber nur im Amtskleide, wenn [illegible] Beruf es unumgänglich erfordert. Ich, [illegible] Beispiele, ich trage täglich auf Strafurtheile an, ich bin das Schrecken aller Schuldbewußten, es sieht aus, als ob ich ein recht bösartiger Mensch wäre. Ja, ja, mein holdes Fräulein, ich gerathe alle Tage in Hitze und Zorn, aber gar nicht meinetwegen, sondern blos zum Besten des Staats, der Bürgerschaft und der Moral. Sobald ich aber auch nur die Donnerkeile meines Staatsamtes niedergelegt habe, bin ich der sanfteste, nachgebendste, frömmste Mensch von der Welt, und würde gewiß den allerbesten Ehemann abgeben — wenn mein theures Schwiegermamachen es nur erlauben wollte — denn ich dächte, ich hätte nun lange genug auf eine vortheilhafte Sentenz gewartet.

Frau von Lormoy.

Es war freilich der Lieblingswunsch Deiner seligen Mutter, liebe Celine, daß Ihr beide ein Pärchen werden solltet, und ich hätte auch nicht das geringste dagegen, wenn nur Dein Bruder, mein Enkelchen, hier wäre.

Bernardet.

Da er nun aber nicht hier ist —

Frau von Lormoy.

O! er wird schon kommen, er wird schon kommen! Das weiß ich ganz gewiß! Sie sollen Sie mir ja nichts dagegen.

Bernardet.

Behüte mich der Himmel! Mich bedünkte nur, daß seine Schwester dessen ohnerachtet sich immer einstweilen verheirathen könnte.

Celine.

Nein, nein, das geht durchaus nicht. Er muß mit bei meiner Hochzeit seyn, sonst könnte mein gutes Mütterchen ja gar nicht an meinem rechten Antheil nehmen, sondern hätte nur Gefühl für seine Abwesenheit.

Bernardet. [für ſich.]

Habe ich doch noch nie ein junges Mädchen geſehen, das ſo wenig Eile gehabt hätte in den Eheſtand zu treten.

Frau von Lormoy.

Bedenkt doch nur, Kinder, daß wir ihn ja mit vollſtem Rechte jeden Augenblick hier erwarten können. Es kommen ja jetzt alle Tage Gefangene aus den entfernteſten Gegenden Rußlands wieder zurück. Nicht wahr, liebe Baronin?

Baronin.

Allerdings, liebe Tante.

Frau von Lormoy.

Die Sache liegt Dir eben ſo ſehr am Herzen als mir; denn Du haſt ja den guten Leon auch ſo lieb, warſt ja ſchon ſo nahe daran ſeine Gattin zu werden. — Nun, und erzählte man uns nicht erſt geſtern noch, daß der Sohn des Herrn von Valbelle, den alle Zeitungen für todt ausgaben, in dem Augenblicke, wo man's am allerwenigſten erwartet hätte, friſch und geſund wieder nach Hauſe gekommen ſey. [bemerkt Celinen und die Baronin, die ſich abgewendet haben] Nun? was ſoll denn das wieder ſeyn? — Ihr habt Thränen in den Augen?!

Baronin.

O nein, liebe Tante.

Frau von Lormoy.

Du weißt gewiß etwas von Leon?

Baronin.

Nein, nichts — wahrhaftig nichts — durchaus nichts — das iſt's ja eben, was mich ſo peinigt.

Frau von Lormoy.

Und eben das giebt mir dagegen wieder die beſte Hoffnung, daß es meinem guten Sohne doch nicht ſo ganz ſchlecht gehen kann. Bekommt man gar keine Nachrichten, nun, ſo kann man ja immer noch einmal recht gute bekommen — und ſo lange man mir es nur noch nicht verwehrt zu hoffen, ſo — Ach! ich habe ſie ſeit ſo langer Zeit nichts als die Hoffnung!

Bernardet.

Darum kann ich's auch gar nicht begreifen, wie Sie ſo lange von Ihrem Enkel haben getrennt leben können, da Sie ihn doch ſo ſehr lieben. Gab es denn kein Mittel zuſammen zu kommen?

Frau von Lormoy.

Ach, Sie bedenken gar nicht, daß damals —

Celine.

Mütterchen, Mütterchen! Es wird Sie angreifen!

Frau von Lormoy.

Sey ganz unbesorgt, es schadet einem Mutterherzen niemals etwas, wenn es von seinen Kindern sprechen kann. — Bedenken Sie also doch, lieber Herr Bernardet, daß in jener unglücklichen Periode unsre ganze Familie sich nach Westindien flüchten mußte, um hier dem Henkerbeile zu entgehn. Als es nun endlich meinem Schwiegersohne vergönnt ward, wieder nach Frankreich zurück zu kommen, nahm er Leon, der damals acht Jahr alt war, mit, und ließ seine Frau, die sich zu schwach fühlte, ihm zu folgen, und Celinen, von der sie eben entbunden worden, unter meiner Pflege zurück.

Celine. [zur Baronin.]

Ach Gott, ja! ich bin eine Creolin, liebe Cousine!

Bernardet.

Das weiß ich sehr wohl. Konnten Sie aber später nicht nachkommen?

Frau von Lormoy.

Da brach ja der Krieg aus.

Celine.

Wir fanden kein Schiff, das uns hieher bringen konnte.

Frau von Lormoy.

Ja, ja, und als wir endlich nach einer sechszehnjährigen Verbannung alle Beyde wieder nach Frankreich kamen — wir Beide — denn ach! Deine gute Mutter war schon seit längerer Zeit gestorben — da lebte auch mein liebes Schwiegersohn bereits nicht mehr, und Leon war eben mit nach Rußland marschirt.

Bernardet.

Das ist wahr — in dem Jahre mußten wir Alle daran. — Auch ich, wie Sie mich hier sehn, ich mußte einen Remplaçant stellen. — Aber liebe Schwiegermutter, einen Trost fanden Sie doch nun hier in Frankreich — einen fleißigen Briefwechsel.

Celine.

Ach, und seine Briefe die er an mich schrieb, waren auch so herzlich, so innig, daß wir uns

brüderlich und schwesterlich geliebt haben, als ob wir mit einander auferzogen worden wären. — O! ich bin überzeugt, daß wenn ich ihn sehe, ich ihn auf der Stelle wieder erkennen werde.

Frau von Lormoy.

Das geht mir gerade eben so. — Er steht mir leibhaftig vor den Augen. — Ich stelle mir das wenigstens so vor, und diese süßen Träume, diese phantastischen Bilder sind der Quell der reinsten Genüsse für ein liebendes Mutterherz. — Wenn ich einem jungen, hübschen wohlgebildeten Manne begegne, sage ich zu mir selbst: „So muß auch mein Enkel [illegible] aussehn!“ Höre ich von einer schönen That, von einem edlen Zuge des Muths und der Tapferkeit, so denke ich bei mir: „Ey, das hätte gewiß mein braver Leon auch gethan!“ So macht es mir eine wahre Freude ihn mit allem mir auszuschmücken, was ihn liebenswürdig machen kann, und darum ist mir's auch so, als ob ich ihn mit jedem Tage immer lieber hätte!

Bernardet.

Nun sage man noch, daß das Sprüchwort.

und beschrieb mir Wirth und Nachbarschaft recht drollig; was sie über den Nachbar drüben sagte, weiß ich nicht mehr. Ich möcht es wohl wissen.

Ich miethete ein, zahlte auf ein paar Monate, und Lieschen mußte mit mir zu einem Kaufmann gehen, um Gardinen für mich einzukaufen.

Unterwegs kam das Gespräch auf ihren Vater. O wie wurde ich so unendlich gerührt.

Ich bezog noch den Tag mein Stübchen, und so hatte ich Gelegenheit genug, einen Blick in der Mutter und Tochter Charakter zu thun. In das Herz eines Mädchens schaut ohnehin Niemand. Ich liebte das theure Mädchen; aber ich wollte doch wissen, welche Wirkung der reiche Oheim auf die beiden haben würde. So ließ ich durch meinen Kommis die Nachricht von meinem Reichthum, und meiner Ankunft in Europa an ein paar hiesige Handelshäuser geben, und acht Tage drauf kam mein Geschenk, wovon sie Dir schreibt.

Ich war indeß von meinem Stübchen aus recht vertraut mit der Mutter und Tochter geworden; aber nach meinen Geschenken erhob die Mutter ihr Haupt höher, als Menschen es heben sollten. Sie brach sogleich denselben Tag von unserer Freundschaft die eine Hälfte ab, den Tag nach dem Besuche ihrer Schwester, der Kabinetsräthin, die andre Hälfte. Was die Mutter abbrach, gab mir

wahr iſt: kommſt Du mir aus den Augen, kommſt —

Celine.

O! Da iſt ja unſer lieber Doktor.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Dr. Raymond.

Raymond. [grüßend.]

Meine Damen und Herrn —

Frau von Lormoy.

Herzlich willkommen, lieber Herr Doktor. — Ey! wie wohl und geſund Sie ausſehen!

Raymond.

Meine Pflicht! — Mußt' ich nicht durch mein eig'nes gutes Muſter, jedem meiner Patienten ein kleines Pröbchen meiner Kunſt geben, wenn er Vertrauen zu mir haben ſoll?

Celine.

Nun, das haben wir von ganzem Herzen.

Raymond.

Herzlichen Dank, mein reitzendes Celinchen.

Bernardet.

Hat man Ihnen gesagt, daß ich bei Ihnen war?

Raymond.

Nein, kein Wort. Ich komme ganz aus eig'nem Antriebe, denn ich bin nicht wieder zu Hause gewesen.

Bernardet.

Nun, da eilen Sie, daß Sie hinkommen. Sie werden dort zu thun finden. Einen jungen, feinen Mann, der mit größter Ungeduld auf Sie wartet. Er kommt von Montauban.

Raymond.

Wieder eine Consultation!

Bernardet.

Als ich ihm sagte, daß Sie vielleicht erst zum Mittagessen nach Hause kommen würden, antwortete er: Nun, so warte ich.

Raymond.

O! da kann er bis zum Abende warten, denn ich dinire bei dem Präfekt, und bis dahin habe ich alle Hände voll zu thun: dringende Besuche, gefährliche Kranke, die wenigstens noch den letzten ärztlichen Trost mit auf die große Wanderschaft nehmen wollen.

Celine.

Aber Sie ſollten doch dem armen jungen Menſchen Ihren Troſt auch nicht abſchlagen, da er ganze fünfzehn Meilen weit herkommt, um Sie zu conſultiren.

Bernardet.

Und noch dazu mit Extrapoſt.

Raymond.

Was? mit Extrapoſt?

Bernardet.

Ein prächtiger Reiſewagen, mit vier Pferden davor, der noch unten vor Ihrer Thüre hielt.

Raymond.

Ey, das iſt ein Unterſchied! — Es wird mich zwar gewaltig geniren, — aber es hilft doch nichts, ich muß nur gleich ſehn wer es iſt.

Celine.

Haben denn der Reiſewagen und die vier Poſtpferde einen Einfluß auf den Krankheitszuſtand?

Raymond.

Das verſteht ſich, denn es geht daraus hervor, daß ſeine Krankheit ſehr preſſirt, weil ſie Extrapoſt nimmt. Nun, heut' Mittag um

fünf Uhr gehe ich nach Hause, ausdrücklich deshalb. [er befühlt der Frau von Lormoy den Puls.] Charmant — allerliebst! — immer besser aber trotz dessen noch etwas unruhig — man hat doch nicht etwa wieder mit Ihnen von Ihrem Enkel gesprochen?

Frau von Lormoy.

Doch! — ach! das macht mir stets so vieles Vergnügen.

Raymond.

Ja, und bringt Ihnen auch zugleich so vielen Nachtheil.

Frau von Lormoy.

O! Sie wissen gar nicht, lieber Doktor, was für eine unaussprechliche Liebe eine Großmutter zu ihren Enkeln hat. Sie sind ja unser letzter süßer Traum, unsre letzte schöne Hoffnung, die uns in den Winter unsers Alters den Frühling der Jugend zurück zaubert. Wenn man alt geworden ist, lebt man gleichsam wieder auf in diesen Gegenständen unsrer Liebe, und es ist als ob uns stets eine leise, nur halb verständne, aber unendlich wohlthuende Stimme zuflüsterte, nun, Deine Enkel sind ja noch so jung, da können sie Dich noch recht

lange fort lieben, wenn Du auch schon längst hinüber gegangen bist.

Celine.

[küßt Frau von Lormoy gerührt die Hand.]
O! meine geliebte Mutter!

Raymond.

Ey, ey, das alles muß ich streng untersagen! Denken Sie doch fein daran, daß Sie kaum erst von einer schweren Krankheit wieder aufgestanden sind, von der ich Sie nur mit der größten Anstrengung rettete. — Ich war in der That besorgt — und Sie auch, gestehen Sie es nur.

Frau von Lormoy.

Wovor denn? Daß ich sterben würde? — ach nein, ach nein, davor fürchtete ich mich nicht, aber nur davor, daß ich meinen lieben Leon nicht wiedersehen sollte.

Raymond.

Je, Du mein Gott, er wird ja wiederkommen! — Das theure Kind wird ja wiederkommen, das ich eben so sehr liebe, als Sie's nur immer können — denn ich habe ihn ja aus der Taufe hier gehoben, habe ihn

vatiniert — und was noch mehr iſt, ihn von ſeinen Bleſſuren im vorletzten Feldzuge wieder hergeſtellt. O! er kommt gewiß wieder, dafür ſtehe ich — und Sie ſollen tüchtig überraſcht ſeyn, wenn ich ihn eines ſchönen Morgens zu Ihnen bringen werde.

Frau von Lormoy.

Ich, überraſcht? — O nein — denn ich erwarte ihn ja ſtets. — Jeden Tag, wenn ich aufſtehe, ſage ich zu mir ſelbſt: „Heute, ja, heute wirſt Du Deinen Sohn ſehen.“ — [zu Celine] Du fragteſt mich heut' früh, warum ich mich ſo ſchön machen wolle? — nun, um ſeinetwillen.

Raymond.

Nun, da ſeh'n Sie; ſeh'n Sie! da geht die Sache ſchon wieder von vorn an! Man ſoll und darf mir nicht mehr davon ſprechen. — Sie müſſen alle Aufregungen vermeiden, meine gnädige Frau — haben vor allen Dingen der Ruhe und der ſtillen Sammlung nöthig — — und wenn Sie nicht folgen, ſo —

Celine und Bernardet.

Ja, Mama, Sie müſſen hübſch folgen!

Frau von Lormoy.

Nun, nun, zankt nur nicht! — Ich, ich will wieder in mein Zimmer gehn, — will da niemand hereinlassen — mit niemand sprechen — nichts hören —

Raymond.

Brav, brav! Das lasse ich mir gefallen.

Bernardet.

Erlauben Sie mir, daß ich Sie dahin führe.

[ihr den Arm gebend.]

Frau von L[illegible]

Ja, ja, geben Sie [illegible] unterstützen Sie mich! das kann ich doch noch sehr gut brauchen, und bin Ihnen herzlich dafür verpflichtet. Aber haben Sie nur noch ein klein wenig Geduld, die Zeit wird nun bald auch kommen, wo mein guter, lieber [illegible] mit seinen Arm wird geben können, und dann müßt Ihr es nicht übel nehmen, liebes Kinder, dann — laufe ich mit ihm über Stock und Stein davon.

[Bernardet führt sie ab. Celine begleitet sie bis an die Thüre, von wo Raymond sie zurückwinkt.]

Dritter Auftritt.

Celine. Raymond. Die Baronin.

Raymond.

Ich wollte Ihnen nur ſagen, liebes Kind, daß Sie ſehr Unrecht daran thun, mit Ihrer Großmutter von Ihrem Bruder zu ſprechen. — In Fällen wie hier muß man eine Klugheit anwenden, zu der wir nun freilich eigentlich allein die rechte Anlage haben — denn es iſt leider nur zu gewiß — daß der arme Leon nicht mehr lebt.

Baronin. [wankend.]

Allmächt'ger Gott!

Raymond.

Nun? — Was giebt's denn da?

Celine.

Was haben Sie gethan? [zur Baronin.] Sophie! — theure Sophie! es iſt ja noch nicht ſo ausgemacht wahr.

Raymond.

Nein, nein — ſo ganz ausgemacht iſt es nun wohl noch nicht. — Woran dachte ich auch? — Hier, in Gegenwart ſeiner Couſine!

— Das ist aber auch ein Haus hier, in welchem man von gar nichts sprechen sollte! — O vergeben Sie mir, gnädige Frau, ich weiß nicht was ich sage — es ist nur eine Befürchtung, aber durchaus noch ohne alle Beweise.

Baronin.

Wahrhaftig?

Raymond.

Und dann täuschen wir Aerzte uns ja auch überhaupt so oft. Ich habe mehr als hundert Kranke gehabt, die ich aufgegeben, die ich verlassen habe, und die sich doch [illegible] befinden, et vice versa.

Baronin.

Ach, nein, nein! Ihre Furcht ist nur allzu begründet. Leons letzte Briefe waren aus Moskau — und sollte er denn seitdem nicht ein einziges mal Gelegenheit gefunden haben, an seine Familie zu schreiben — an seine Geliebte?

Raymond.

Aber das kann ja doch sehr leicht möglich seyn. Waren denn nicht alle Communikatio-

nen unterbrochen? die Baskiren, die Uhlanen, die Kosaken — das ist Gift für die Staffetten.

Baronin.

Nun ja — ich will Ihnen glauben, Doktor — aber Sie haben mir unendlich wehgethan.

Raymond.

Das ist unrecht von mir, ich bekenne es, aber das ist wieder eine Folge dieses verwünschten Stoffs unserer Unterhaltung! Schließen Sie daraus, was so etwas für einen Eindruck auf Ihre arme Mutter machen muß.

Celine. [beunruhigt.]

Sie finden Sie also wohl noch recht krank?

Raymond.

Das gerade nicht, aber sehr schwach — auffer allem Stande einer heftigen Erschütterung zu widerstehn — die geringste Gemüthsbewegung kann sogar ihrem Leben Gefahr bringen.

Celine. [erschrocken.]

Mein Gott!

Raymond.

Nun, nun, erschrecken Sie nur nicht. Bei gehöriger Vorsicht und zweckmäßiger Sorgfalt

die Tochter wieder. Sie beeiferte sich recht mich sehen zu lassen, daß sie noch das alte Vertrauen hatte.

Lieber Himmel, warum kann doch der Mensch das Unglück viel besser tragen, als das Glück.

Auf Lieschen hatte das Glück auch nicht die kleinste Wirkung. Das nahm mich Wunder. Ich wollte sie schon den Engeln zuzählen. Doch sah ich es wohl, das Glück trat ihrer Liebe in den Weg.

Ich schüttelte hundertmal den Kopf, wie ich sah, daß meine Schwägerin sogleich das alte lang geprüfte Glück — denn Mutter und Tochter lebten wahrhaft glücklich — von sich warf, und sich sogleich auf eine unbekannte, ungewisse Bahn des Lebens machte.

Ich gab ihr zu verstehen, daß sie das Glück da suchte, wo es nicht zu finden sey, und die sanfte, gütige Frau zog die Lippe höhnisch und stolz umher.

Das that die Hoffnung; was würde der Besitz nicht thun?

Ich beschloß des Kabinetsraths Haus, mit dem ich wohl oder übel zusammen gerathen mußte, mir ein wenig näher zu besehen.

Was ich in der Stadt von ihm hörte, war gut genug! Auf seinem vielvermögenden Posten

kann das alles noch gehoben werden. Aber da müssen Sie mir auch hübsch folgen. Sie, für's erste, Frau Baronin, Sie müssen nun gleich nach Hause sich begeben, denn in Ihrer jetzigen Stimmung taugt dieser Aufenthalt hier nichts für Sie. Sie müssen frische Luft schöpfen, sich zu beruhigen suchen.

Baronin.

Ich habe meinen Wagen aber erst in zwei Stunden bestellt.

Raymond.

So steht Ihnen der [illegible] halt unten.

Baronin.

Aber Ihre Krankenbesuche! — und der junge Mann aus Montauban, der bei Ihnen zu Hause wartet.

Raymond.

Ich werde ihn schon noch zeitig genug sprechen. Was meine andern Besuche betrifft, nun, da mache ich einige bis Sie mir meinen Wagen zurückschicken, hier in der Nähe ab — bei Patienten, wo meine Reputation schon gemacht ist, und zu denen ich also nicht in der Eile

sage zu kommen brauche. [zu Celinen.] Sie, meine Fräulein, gehen gleich hinein zu Ihrer Mutter. Sie ist doch noch unruhig, sehr aufgeregt. Ich werde das Uebel zu beschwichtigen suchen, werde der Frau von Lormay ein kostbares Recept verschreiben. [setzt sich an den Tisch und schreibt.] Ja, ja, ein Recept, das auch Ihnen, meine Frau Baronin sehr wesentliche Dienste leisten würde. So ein paar Tröpfchen von meinem Elixir zur Beruhigung aufgeregter Gemüther. Heut zu Tage sehr gut zu gebrauchen, für Damen und Herrn, für Staatsmänner und Soldaten, für Poeten und Kritiker, kurz eine wahre Universalmedizin. Also, meine Damen, sein gefolgt, und das auf der Stelle.

Celine und Baronin.

Leben Sie wohl, lieber Doktor!

[Die Baronin geht durch die Mittelthür ab, Celine zu der Großmutter.]

Vierter Auftritt.

Raymond. Dann St. Paul.

Raymond. [schreibend.]

So! — das wird gute Dienste thun. —

Der junge Menſch aus Montauban — wer mag's nur ſeyn? — der Sohn des Präfekt —?

Saint Paul.

[eintretend, ohne Raymond zu ſehn.]

Da wäre ich denn alſo bei Frau von Lormoy! — Es war mir, als könnte ich mir nicht das Herz faſſen, die Treppen heraufzuſteigen. — Ach, die Botſchaft die ich zu bringen habe, iſt auch gar zu ſchmerzlich.

Raymond.

[wird St. Paul gewahr, fährt aber fort zu ſchreiben.]

Ein junger Menſch — ein Fremder.

St. Paul. [bemerkt ihn.]

Mein Herr!

Raymond.

Ha, ha! er meynt mich. — Vielleicht eine Conſultation — am Ende gar noch junger Herr aus Montauban, dem bei mir zu Hauſe die Zeit zu lang geworden. [ſteht auf und geht zu St. Paul.] Was ſteht zu Ihren Dienſten?

St. Paul.

Ich wünſchte mit Frau von Lormoy zu ſprechen.

Raymond. [bei Seite.]

Nein, das iſt kein Pazient. [laut.] Sie wird ſchwerlich im Stande ſeyn, Sie anzunehmen.

St. Paul.

Glauben Sie?

Raymond.

Ich muß es ſogar wiſſen, denn ich bin ihr Arzt.

St. Paul.

Um ſo beſſer. Da kann ich Ihnen gleich ſagen —

Raymond.

Verzeihen Sie, ich kann mich auf nichts einlaſſen, denn ich habe Kranke, die auf mich warten, und die vielleicht nicht mehr auf mich warten würden, wenn ich noch länger hier bliebe. — Ich will Ihnen die Enkelin der Frau von Lormoy herſenden, oder ſehen, ob ihr Schwiegerſohn wiedergekommen iſt.

St. Paul. [ſtaunend]

Ihr Schwiegerſohn! — Iſt denn Fräulein Celine verheirathet?

Raymond.

Noch nicht, aber es wird nicht lange mehr dauern. Alles iſt ſchon in der vollkommenſten

Ordnung. Es fehlt nur noch an ein paar Förmlichkeiten, und dann — nun, Sie verstehen mich schon.

St. Paul. [verlegen.]

O ja, — vollkommen.

Raymond. [für sich.]

Der junge Mann sieht mir ganz aus, wie ein Liebhaber der zu spät kommt. — [laut.] Nun, leben Sie wohl, und lassen Sie sich indeß die Zeit nicht lang werden, bis ich Ihnen jemand schicken kann.

[geht in Frau von Lorm

Fünfter Auftritt.

St. Paul.

[allein, hat sich voll Kummer in [illegible] geworfen.]

Werner, unglücklicher Freund! — wart'et, treuer Waffenbruder! Wie soll ich mich des traurigen Auftrags entledigen, den Du mir bei'm Scheiden hinterlassen hast? — Wie tief erschüttert fühle ich mich selbst bei'm Eintritt in dieses Haus, unter diese Familie, wo ich nie

verher ſah, und die ich doch bereits ſo gut kenne! — Dieſer Herr, — das war der Doktor Raymond. — Die junge Dame, die, als ich in's Haus trat, in den Wagen ſtieg, — mußte Sophie ſeyn, die junge Wittwe, die liebenswürdige Couſine, welche Leon ſo innig liebte. — Armes Weib! — Und Celine! ſeine reitzende Schweſter, von der wir ohne Unterlaß ſprachen, deren Briefe wir alle Tage laſen und wieder laſen, deren himmliſche Züge zu betrachten wir gar nicht müde werden konnten, das herrliche Weſen, das er mir beſtimmte, und die, als meine Geliebte zu lieben und anzubeten, ich mich ſchon gewöhnt hatte — ſie iſt verlobt — reicht ihre Hand einem andern! — Der Augenblick, der uns einander nähert, iſt auch zugleich derſelbe, der uns auf ewig trennt. — Liebe, Freundſchaft, Hoffnung! — o, mein Leon, als ich Dich verlor, verlor ich ſie alle. [Er blickt umher.] Noch kommt niemand. — Um ſo beſſer; — der Augenblick wird fürchterlich ſeyn! — Dieſe treffliche Familie in ihrem Innerſten zu zerſtören! — Wie ſoll ich's ihnen ſagen? — Kann ich's — werde ich es je im Stande ſeyn? — Möchte ich nicht lieber durch

ein paar schriftliche Worte sie erst auf diese Schreckensnachricht vorbereiten? — Ja, — ich will schreiben [setzt sich und schreibt.] „Gnä„dige Frau! — Mein Name ist Sallet-Paul. „— Ich diente mit Ihrem Enkel Leon in dem„selben Regimente, und die innigste Freund„schaft verband unsre Herzen. Dieselben Ge„fahren theilend wurden wir beide beim Rück„zuge von Moskau gefangen genommen, und „in's Gouvernement Tobolsk in die Festung „Tiumen, an der Tuna gebracht. Nach fünf „Monaten der strengsten Gefangenschaft [illegible] „sich uns ein Mittel zur Flucht [illegible] „von uns Beiden konnte davon Gebrauch ma„chen. Ein Wettkampf der Freundschaft entstand. „Leon verlangte, daß ich jene Gelegenheit benu„tzen sollte. Aber er hatte noch liebende Ver„wandte in Frankreich, hingegen ich [illegible] „war und ganz allein stand. Diese Gründe „siegten über seine Weigerung — er entfloh!" — [hält mit Schreiben inne.] Ach! ich erinnere mich noch lebhaft seiner letzten Worte! „Wenn ich bei meiner Flucht zu Grunde gehe," sagte er, „und Du dereinst glücklicher als ich, mein geliebtes Vaterland wiedersiehst, [illegible]

meiner theuern Großmutter, meiner süßen Schwester dieses Bild, — [er zieht es aus der Brusttasche.] bringe ihnen diese Briefe die ich von ihnen erhielt, und — mein letztes Lebewohl. — Lindere ihnen den Schmerz so viel Du nur kannst — schone vor allen das Herz einer Mutter — tritt bei ihr an meine Stelle — werde ihr Schutz, ihre Stütze. Sey der Bruder meiner Schwester — [er legt Portrait und Briefe auf den Tisch.] Ach — wie soll ich diesen Brief schließen — wie ihr das Schreckliche sagen, was er noch enthalten muß?! [steht auf.] Aus den Fenstern meines Kerkers sah ich ja die Besatzung der Festung auf das kleine Boot feuern, in welchem mein unglücklicher Freund über den Fluß zu entkommen suchte. — Die feindliche Kugel traf ihn — ich sah ihn bluten — sinken — in den reissenden Strom stürzen und verschwinden! — Nein, nein, diese furchtbaren Bilder darf ich ihnen nicht ausmalen, kann ich ihnen nicht aufstellen. — Nur nach und nach muß ich sie mit Leons traurigem Loose bekannt machen. Noch hält sie ein süßer Schlummer eingewiegt, noch zaubert ihnen Hoffnung ihre schönsten Träume vor. Ach!

möchten ſie doch nie erwachen! [er bricht den Brief zuſammen, und hält ihn in der Hand, als Bernardet eintritt.]

Sechſter Auftritt.

St. Paul. Bernardet.

Bernardet.

[kommt vom Hintergrunde her und ſpricht mit einem Bedienten.]

Ein Fremder ſagſt Du, der mich zu ſprechen wünſcht? [erblickt St. Paul.] Ohnſtreitig dieſer.

St. Paul.

Verzeihen Sie, mein Herr, ich hatte nach Frau von Lormoy gefragt.

Bernardet.

Nach meiner Schwiegermutter?

St. Paul.

[für ſich, ſchmerzlich.]

Alſo er!

Bernardet.

Sie kann jetzt unmöglich jemand ſprechen.

St. Paul.

Das hat man mir auch ſchon geſagt — ich wünſchte aber alsdann nur, dieſen Brief, den ich ſo eben geſchrieben habe, ihr eingehändigt zu ſehen.

Bernardet.

Einen Brief! — erlauben Sie — Wenn von Geſchäften darinn die Rede iſt, ſo können wir es nicht auf uns nehmen — der Arzt hat es auf's ſtrengſte verboten. Sie iſt jetzt eben ſo ſchwach, daß die geringſte unangenehme Aufregung ihr höchſt nachtheilig werden könnte.

St. Paul. [mit Theilnahme.]

In der That!

Bernardet.

Ihr Geiſtiges iſt ſeit der Entfernung ihres Enkels ſo heftig angegriffen, daß — der Doktor fürchtet ſogar, daß eine gewaltſame Erſchütterung ſie auf der Stelle würde tödten können.

St. Paul.

Das ſchmerzt mich ſehr, und unter ſolchen Umſtänden beſtehe ich nicht mehr auf der Ue-

war er ehrlich geblieben. Er vernachlässigte die Pflicht seines Amtes nicht, aber die Würde seiner Stelle.

Er drängte sich an den Adel, er gab theure Feste. Er war ein vortrefflicher Kabinetsrath; aber Herr Schlüter mit seiner Familie war ein Narr, der, was er als Rath erworben hatte, als Kabinetsrath zusetzte.

Ich ging zu ihm. Ich höre, sagte ich, daß Sie englische Staatspapiere umzusetzen haben — ich wußte das — ich wußte noch mehr, ich wußte, er war in Geldverlegenheit — ich habe Gelegenheit, Herr Kabinetsrath, diese Papiere hier zu gebrauchen, und können wir Eins werden, so — Er bückte sich gleichgültig. Der Krieg macht alles so unsicher, sagte er: sonst würde ich nicht dran denken, Geschäfte zu treiben, die ich kaum verstehe. Aber wenn Ihnen ein Dienst damit geschieht. Wer sind Sie?

Aus dem Hause Lumley in London, an das ich Remessen zu machen habe.

Er sprach nun von der Theorie der Geldgeschäfte, da hast du den Narren, wollte mich belehren, redete sogar ein paar Worte Englisch. Und endlich kams zu unserm Geschäfte, bei dem ich ihn hätte betrügen können, so wenig wußte er davon.

bergabe dieſes Briefes. Ich will dann lieber einen andern Augenblick abwarten, und mit ihr ſelbſt ſprechen. Was ich ihr mitzutheilen habe, verlangt ſo viele Rückſicht — ſo viele Vorbereitung — und ich möchte um alles in der Welt nicht —

Bernardet.

O! Davon bin ich überzeugt. Sobald es ſich aber um geſchickte Vorbereitungen handelt, ſo könnte wohl ich, als eine vorſichtige Magiſtratsperſon, am allerbeſten — Dürfte ich alſo nicht vorläufig erfahren?

St. Paul.

Sagen Sie ihr blos gelegentlich, daß ein Offizier, der aus Rußland kommt, ſpäter einmal ſie zu ſprechen wünſche.

Bernardet.

Sie kommen aus Rußland! — Sie haben Leon geſehn! — Sie bringen Nachrichten von ihm!

St. Paul.

Kein Wort weiter! Ich beſchwöre Sie!

Bernardet.

Ey, das iſt etwas anderes — dann wird

es ihr die höchste Freude machen, Sie zu sehn. [man hört im Zimmer der Frau von Lormoy klingeln.] Ich höre bei ihr klingeln. — Treten Sie dort einen Augenblick hinein. [bezeichnet das Kabinet links.] Nur auf so lange, als ich Zeit brauche, sie vorzubereiten.

St. Paul.

[geht in's Kabinet.]

Recht schön, mein Herr! ich werde warten! — [für sich.] O die armen Menschen!

Siebenter Auftritt.

Bernardet.

[allein, ihm nachsehend.]

Dahinter steckt ein Geheimniß! — o, ganz gewiß! — Wer aber so wie unser einer die Geschicklichkeit besitzt, auf eine feine Weise dahinter zu kommen — [tritt zum Tische.] Bei mir braucht's blos eines Nichts — eines unbedeutenden Umstands — und dieser junge Mann — seine innere Bewegung — [er erblickt das Portrait und das Briefpaket, das Saint Paul auf dem Tische ließ.] Was ist denn das für ein Portrait? — wahrhaftig Ce-

line! wie ſie leibt und lebt! — und dieſe Briefe — Celinens Hand — die Schriftzüge der Schwiegermutter — [er nimmt einen und lieſt die Aufſchrift.] „An Leon von Salliers, Kapitain „im 6ten Huſarenregimente, Hauptquartier der „großen Armee.“ — Er iſt's! er iſt's! — es iſt Leon! — mein Schwager iſt's! — Leon! Leon!

Achter Auftritt.

Celine. Frau von Lormoy. [Die bei den letzten Worten eintreten.] Bernardet [ſpäter.] St. Paul.

Frau von Lormoy.

Mein Leon! — wer ſprach von meinem Sohne? — Waren Sie es nicht? Bernardet!

Bernardet.

Ja, ich war es, der nun mit des Himmels Hülfe Hoffnung hat, recht bald Ihr Schwiegerſohn zu werden.

Frau von Lormoy.

Was ſagen Sie?

Bernardet.

Ich ſage, daß, wenn Sie hübſch ruhig ſeyn wollen, man Ihnen vielleicht ſehr gute Nachrichten mitzutheilen hat.

Frau von Lormoy und Celine.

Wär's möglich?

Bernardet.

Aber dann müſſen Sie mir erſt verſprechen, daß Sie ſich dadurch nicht wollen aufregen laſſen.

Frau von Lormoy.

O nein, nein — ich bin ja ſo ruhig — — ich ſchwöre es Ihnen. Das Glück ſchadet mir nichts, im Gegentheile.

Bernardet.

Nun denn — [zeigt ihnen Portrait und Briefe.] Kennen Sie dies Portrait und dieſe Briefe?

Celine.

Es ſind die, die ich an meinen Bruder ſchrieb.

Frau von Lormoy.

Ja, ja, auch meine Briefe an Leon.

Bernardet.

Und was würden Sie nun ſagen, wenn ich

— wenn ich dieſen theuern Bruder, dieſen geliebten Sohn — hier — vor Ihren Augen könnte erſcheinen laſſen.

Frau von Lormoy. [freudig.]
Um des Himmelswillen!

Celine.
Wär's möglich!

Frau von Lormoy.
Ich ſollte ihn wiederſehn! — O! Sie täuſchen mich doch nicht?

Bernardet.
Ich, Sie täuſchen?

Frau von Lormoy.
O, ſo führen Sie ihn in meine Arme!

Celine.
An mein Herz!

Bernardet.
[ſich nach dem Kabinet zu wendend.]
Kommen Sie, kommen Sie, Leon! Der Augenblick iſt günſtig.

[Frau von Lormoy und Celine eilen, als ſie dieſes hören, in das Kabinet; man hört darinn den Ausruf ihrer Freude, und ſie treten mit Saint Paul, den ſie wiederholt in die Arme ſchließen, wieder heraus.]

Frau von Lormoy.

Mein Sohn!

Celine.

Mein Bruder!

St. Paul.

[in höchſter Verlegenheit.]

O, mein Gott!

Frau von Lormoy.

Du biſt's, ja, Du biſt's! — Der Himmel hat mein Gebet erhört! — Ich werde alſo nicht ſterben, ohne Dich erſt noch geſehn zu haben.

Bernardet.

Und wem verdanken Sie ihn? Mir! lediglich mir!

St. Paul.

Ich fürchte — dieſe Ueberraſchung — ſie könnte —

Frau von Lormoy.

Nein, nein, ich ſagte es ja ſchon vorhin, und ich fühle es jetzt in meiner tiefſten Seele — die Freude tödtet nicht — nur der Kummer, die Angſt, der Schrecken raubt das Leben.

St. Paul. [für ſich.]

O, mein Himmel!

Celine.

Armer Bruder! — Wie seine Hand in der meinen zittert!

St. Paul.

Diese Liebe — diese Güte — sie macht mich ganz bestürzt.

Celine.

O! Da sollst Du künftig noch ganz andre Dinge sehn. Nach einer so langen Trennung lassen wir Dich nun gar nicht mehr los. Du mußt nun alles das wieder gut machen, was Du so lange versäumt hast. Seit fünfzehn Jahren habe ich Dich geliebt, und Dich nicht bei mir gehabt, und bin ich Dir also auf fünfzehn Jahre Herzen und Drücken schuldig, sammt den Zinsen. Nicht wahr Mütterchen?

[geht zu ihr rechts.]

St. Paul. [für sich.]

Ach, wenn sie wüßte —

Bernardet.

Jetzt muß man des lieben Leons Rückkunft festlich begehn — das ist in der Ordnung. — Ein Familien-Diner — die halbe Stadt — Freude, Lärmen — das zerstreut — das beschäftigt — das hindert Sie, Schwiegermutter-

chen, allzuglücklich zu ſeyn — und das iſt Ihnen jetzt höchſt nöthig.

Frau von Lormoy.

O! ich wäre durchaus jetzt nicht im Stande, etwas anzuordnen.

Bernardet.

Laſſen Sie das nur mich, als Schwiegerſohn, beſorgen. — O! ich werde nichts ſchonen! Der verlor'ne Sohn iſt wieder da, da muß geſchlachtet werden — das werde ich ſchon in Ordnung bringen. — Ich arbeite für vier, wenn's nöthig iſt.

St. Paul. [für ſich]

Das fehlte noch, damit es ja gleich die ganze Stadt — Was ſoll ich thun? Wem mich anvertrauen? — Ja, ja, dem Doktor, den ich vorhin hier ſah.

Frau von Lormoy.

Was haſt Du denn, mein lieber Sohn?

St. Paul. [unruhig.]

O, nicht das geringſte — aber — Ihr alter Freund — der Doktor Raymond —

Celine.

Der noch heut' Morgens von Dir ſprach —

St. Paul.

Ich wünſchte wohl wegen einer höchſt dringenden Angelegenheit, welche man mir auftrug, und die keinen Aufſchub leidet, mit ihm zu ſprechen.

Frau von Lormoy.

Morgen, liebes Kind, morgen. Da kommt er zu ſeiner gewöhnlichen Beſuchsſtunde wieder.

St. Paul.

Schön; aber dann wünſchte ich doch, daß ihm dieſes Billet zugeſchickt werde, zu dem ich noch ein paar Worte hinzuſchreiben will.

[geht an den Tiſch und ſchreibt.]

Celine.

Wenn's weiter nichts iſt — da ſey ganz ruhig — heut Punkt fünf Uhr ſoll er es haben, denn dann kommt er wieder nach Hauſe, wie er uns ſagte. [zu Bernardet.] Sie erinnern ſich noch?

Bernardet.

O ja, ja — und zu noch größerer Sicherheit, will ich es eigenhändig beſorgen.

Frau von Lormoy.

Und zugleich [nimmt Bernardet und führt ihn, während St. Paul auf der rechten

Seite der Bühne ſchreibt, auf die linke.] gehen Sie mir eiligſt auch zu meiner Nichte, der armen Baronin. Sagen Sie ihr, daß ſie gleich zu mir kommen ſoll — daß ich ſie nöthig brauche — aber um des Himmelswillen kein Wörtchen von Leon! — Sagen Sie ihr nichts von dem Glücke das auf ſie wartet — ich will ſelbſt die Freude ihrer Ueberraſchung genießen.

Bernardet.

Verſtanden, verſtanden — o! das wird ganz allerliebſt ſeyn.

Frau von Lormoy.

Und mein Sohn, der ſie noch in Paris glaubt — denn er kann nicht wiſſen, daß ſie hieher zu uns gekommen iſt. — Ach! ich werde ihn eben ſo glücklich machen, als er mich gemacht hat.

Bernardet.

Nur ruhig, es ſoll alles beſorgt werden. — [lent.] Nun? haben Sie Ihre Depeſchen beendigt, lieber Schwager?

St. Paul.

[vom Stuhl aufſtehend.]

Hier iſt der Brief.

Ich sagte ihm, daß er sich selbst betröge, wenn er so rechnete.

Er staunte mich an. Die Zahlung wurde auf morgen bestimmt, und er bat mich zu Tische.

Ich sah zuweilen an einem Zuge, der über sein Gesicht fuhr, daß er nicht glücklich war, daß ihn vielleicht die Noth drängte; aber dabei brach die Narrheit immer durch, und die seltsamste Eitelkeit. Alle ihre vornehmen Bekannten wurden mit allen Titeln genannt. Sogar von seinem reichen Schwager, Herrn Warteborn, der mit einem unermeßlichen Vermögen aus Indien gekommen wäre, redete er so, als wäre er sein Erbe.

Aber die Zärtlichkeit, die reine Güte gegen seine Frau, die väterliche Theilnahme an seinem Sohn, auf dessen recht hübschem Gesicht ein Zug von stillem Gram hing, der Ernst, mit dem er von dem Unglück der Unterthanen redete, versöhnte mich immer wieder.

Und wer weiß denn, sagte ich auf dem Rückwege, ob nicht gerade dieses Körnchen Narrheit das einzige Glück seines Lebens ist? Erliegend unter der Arbeit seines Amtes, tröstet er sich mit dem Ordensbande, das mit ihm an seinem Tische sitzt. Aber sein Benehmen gegen seine Schwägerin? Nein, ich kann ihm die Eitelkeit nicht verzeihen. Er erwähnte seines Schwagers Warteborn

Bernardet.

So eile ich denn, um recht bald wieder hier zu seyn. Ich werde alle Aufträge auf's gewissenhafteste und genau'ste ausführen, denn wozu wäre man denn sonst eine Magistratsperson? [geht ab.]

Neunter Auftritt.

St. Paul. Frau von Lormoy. Celine.

Frau von Lormoy.

Ich bin gar nicht böse, daß er geht. — Ich geitze nach jedem Blicke von Dir, und möchte ihn gern allein und ungestört genießen.

Celine. [lächelnd.]

Aber mit mir doch theilen, böses Mütterchen, sonst thue ich Einspruch. [geht wieder rechts von Saint Paul.] So, lieber Bruder, so ist's recht — hübsch zwischen uns — Du gehörst nun einmal uns Beiden für jetzt ganz allein an.

St. Paul. [für sich.]

Welche Qual!

Frau von Lormoy.

Jetzt erzähle uns auch wie es Dir ergangen iſt. — Ach, Du haſt gewiß recht viel auszuſtehn gehabt!

Celine.

Wir haben Dich ſo viel zu fragen, Dir ſo viel zu erzählen — ich vor allen andern. — Ach! wenn Du wüßteſt, wie unendlich oft ich mich nach Dir geſehnt habe. — Ich ſagte immer zu mir ſelbſt: ja, wenn mein Bruder nur da wäre, da hätte ich doch einen Vertrauten, einen Freund, da wär' alles gut.

Frau von Lormoy.

Ey! Celine! [mit freundlichem Vorwurfe.]

Celine.

O, ich weiß wohl, Mütterchen, daß Sie da waren; das iſt wohl auch recht ſchön, aber es iſt doch nicht ganz daſſelbe. Man hat ſo im Hintergrunde der Seele gewiſſe Gedanken, gewiſſe Geheimniſſe — die man durchaus niemand zu geſtehen wagt, als ſich ſelbſt, oder höchſtens einem lieben Bruder. — Ich hatte Dir auch ſo gewaltig viel zu vertrauen — zum Beiſpiel, erſtens meine Verheirathung da —

St. Paul.

Dieſe Verheirathung —!

Frau von Lormoy.

Sollte etwa —!

Celine.

Nein, nein, Mütterchen, es iſt nichts, gar nichts. — Ich will es erſt meinem Bruder ganz in's Geheim ſagen, und dann ſoll er es Ihnen eben ſo wieder beibringen.

Frau von Lormoy. [lächelnd.]

Ey, da haſt Du Recht! Das iſt ein gewaltiger Unterſchied. — Lieben Kinder, ich fühle mich aber bei alledem etwas ermüdet.

St. Paul.

[holt ihr einen Seſſel.]

Ruhen Sie doch aus.

Frau von Lormoy.

Dank, Dank! mein guter Sohn. — [ſetzt ſich.] Aber gehe ja nicht von mir! — Weißt Du etwas, ſetze Dich neben mich — ſo —!

St. Paul.

[ſetzt ſich links zu Frau von Lormoy.]

Frau von Lormoy.

Und nun gieb mir Deine Hand. — Siehst Du, nun bin ich ruhig, nun entwischest Du mir nicht.

Celine.

[hat sich rechts zu Frau von Lormoy gesetzt.]

O! der hat gar keine Lust mehr uns davon zu laufen. — Nicht wahr, Leon?

St. Paul.

[sieht Celinen zärtlich an.]

Nein, wenn man Celinen auch nur einmal gesehen hat, wäre ja das ganz unmöglich.

Celine.

Seht einmal, wie galant er ist. — Ey, das ist etwas Vortreffliches an einem Bruder, weil man behauptet, daß es etwas sehr seltenes sey. — Aber betrachte ihn nur einmal recht, Mütterchen! wie hübsch der Tausendsasa ist! — Ich will ihm damit nicht etwa ein Kompliment gemacht haben, aber er ist wahrhaftig weit hübscher, als ich mir ihn selbst vorgestellt hätte.

Frau von Lormoy.

Du hast Recht.

Celine.

Ja, ja — ich hatte mir so ein Stück Bruder eingebildet, einen braven Jungen — der mir um den Hals fallen, und mich umarmen würde, ohne sich dann weiter viel aus mir zu machen. — Leon aber hat etwas so Angenehmes, Zartes, Ausdrucksvolles — Sehn Sie nur, wie er mich anblicken kann! [St. Paul, der sie zärtlich ansah, wendet geschwind das Auge ab.] Nun, nun — laß Dich deshalb nicht stören. — Der Mensch hat in seinen Augen so etwas gewisses Zärtliches, Schwermüthiges, das einem bis in's innerste Herz dringt. Ach! was das schön ist mit einem Bruder!

Frau von Lormoy.

[die anfing die Augen zu schließen, und sich auf dem Sessel es bequem machte.]

Nun schwatze nur ein wenig mit Deiner Schwester — genirt Euch nicht vor mir.

Celine.

Schönen Dank, Mütterchen, wir werden Gebrauch davon machen.

Frau von Lormoy. [einschlafend.]

Es thut so wohl — sein Herz — öffnen zu können — und — [schläft ein.]

Celine.

Stille, ſtill! — Ich glaube, ſie iſt eingeſchlummert. — Daß wir ſie ja nicht aufwecken! — Ich bin überzeugt, ſie denkt im Schlafe an Dich: ſieh' nur die lächelnde Miene die ſie hat.

St. Paul.

Ja, wir müſſen ganz ſtill ſeyn. [ſteht auf und ſpricht ſeitwärts für ſich.] Es iſt mir unmöglich, ihr jetzt mein Geheimniß zu entdecken! — Es würde ſie erſchrecken — die Mutter aufwecken — Nein, noch muß ich ſchweigen. [er ſetzt ſich wieder.]

Celine.

Nun, das iſt gut, daß Du wieder Dich hieher ſetzeſt, ich will nicht von Mütterchen fort, und möchte Dir doch jetzt auch gar zu gern das große Geheimniß mittheilen, das mir auf dem Herzen liegt.

St. Paul. [für ſich.]

Darf ich es denn anhören?

Celine.

Du wirſt vielleicht böſe deshalb auf mich ſeyn — aber es hilft nichts — es muß heraus! — Du haſt nun Herrn Bernardet geſehn, den mir beſtimmten künftigen Herrn Gemahl?

St. Paul.

Nun?

Celine.

Mama iſt ſo krank und ſchwach, daß ich es nie gewagt habe, gegen ihre Abſichten dabei ein Wörtchen einzuwenden — aber wahr iſt's doch, daß dieſer Herr Bräutigam da — daß er — daß ich ihn nicht im mindeſten lieb habe.

St. Paul. [freudig]

Wär's möglich?

Celine.

Du biſt nicht böſe darüber? — O, Du Herzensbruder! — Ich habe mir Anfangs viele Mühe gegeben — mich recht angeſtrengt ihn zu lieben, aber es ging wahrhaftig nicht. — Als ich nun zuletzt einſah, daß das ganz unmöglich ſey, habe ich mir vernünftige Vorſtellungen gemacht, und zu mir ſelbſt geſagt: Du kannſt's ja machen, wie ſo viele Andre, kannſt ihn ja heirathen, ohne ihn zu lieben — denn Du mußt wiſſen, lieber Bruder — aber ſage um des Himmelswillen niemand etwas wieder — [ſie ſteht auf, geht hinter dem Stuhle der Frau von Lormoy weg und zu Saint Paul, worauf ſie ihn links von Frau von Lormoy

nach dem Vordertheil der Bühne zieht.] — ich glaubte — es iſt mir — als ob ich — vielleicht einen andern liebe.

St. Paul.

[mit einer Bewegung des Schmerzes.]

O Gott! — und — und wen denn?

Celine. [geheimnißvoll.]

Einen Unbekannten.

St. Paul.

Einen Unbekannten!

Celine.

Ach, Du mein Gott, ja! — Darüber mußt Du Dich aber gar nicht wundern. Wir jungen Mädchen ſchaffen uns alle, ehe der für uns beſtimmte Bräutigam erſcheint, einen andern nach unſ'rer Manier. Das iſt ſtets ein ſchöner junger Mann, wohlgewachſen, zärtlich, geiſtreich — faſt allemal ein Militair — braun oder blond — das kommt nun ſo auf die Umſtände an. — Ich wollte mir eben die Farbe für den meinen ausdenken, als wir Deinen erſten Brief bekamen. Du ſchriebſt darinn von einem Deiner Kameraden, von dem, der Dir bei Smolensk das Leben rettete — ein vollkommenes Muſter von Muth, Geiſt und Lie-

benswürdigkeit. — O! das Gemälde das Du uns von ihm entwarfst, war so verführerisch! — Mein Herz war ganz von Dankbarkeit für den jungen Mann durchdrungen, und so liebte ich ihn denn anfangs um Deinetwillen; nachher schriebst Du aber noch so viel Schönes von ihm, daß ich endlich anfing ihn auch um meinetwillen zu lieben.

St. Paul.

O, mein Gott!

Celine.

Und wenn ich so an seinen Muth, an seine Verdienste, an sein edles Herz denke, so glaube ich ihn sogar — um seinetwillen zu lieben. — Und jetzt sage mir nun offenherzig, lieber Leon, ist er denn wirklich so gut, so brav, so liebenswürdig, wie Du mir ihn geschildert hast?

St. Paul.

Ich — er —

Celine.

Ey, ey, Du stockst! — Das ist ein böses Zeichen, mein Herr!

St. Paul. [verlegen.]

Unglücklicherweise hängt das vielleicht von

dem Bilde ab, das Du Dir von ihm entworfen haſt: — Wie wünſcheſt Du denn alſo, daß er ausſähe?

Celine.

Wie Du.

St. Paul.

[feurig und laut.]

Wahrhaftig?

Celine.

[geht rechts zu Frau von Lormoy.]

Oh! — Sey doch ſtill, — Du wirſt ſie aufwecken.

Frau von Lormoy. [im Schlafe.]

Mein Sohn — lieber Leon!

Celine.

Nein, nein — es iſt gut — ſie ſchläft noch — ſie träumt. — Stets hat ſie mit Dir zu thun. — Ach, ſie iſt ſo glücklich, daß ſie Dich wieder hat!

St. Paul. [für ſich.]

Und dieſes ganze Glück iſt nur ein Traum!

Celine.

Was ſagteſt Du? — an was denkſt Du nur immer? [ſie ſteht auf und geht zu St. Paul, der ſich unterdeſſen wieder neben die

so oft, daß ich ihm sagte: ich hätte einen Deutschen in London gekannt, Namens Warteborn, einen sehr reichen Mann.

Er fing sogleich an, sich sehr lebhaft nach mir und meinem Vermögen zu erkundigen, und warf dabei sehr bedeutende Blicke auf seinen Sohn.

Sie sind wahrscheinlich sein Erbe, sagte ich: denn so viel ich weiß, hat er keine Familie.

Er erröthete, die Mutter auch; der Sohn war ganz stumm.

So eigentlich nicht, sagte er lächelnd; denn er hat seines Bruders Tochter am Leben. Aber wer weiß? Er hob sein Glas, und stieß an seines Sohnes Glas, und trank mit einem sichtlichen Vergnügen.

Nach Tisch verschwand der Alte. Er hatte Geschäfte; ich blieb mit dem Sohn allein.

Aber der war völlig wortarm.

Ihr Herr Vater rechnet so fest, hob ich an, wie es scheint, auf das Vermögen seines Schwagers; aber ein Kaufmann, wie Herr Warteborn, ist so großmüthig nun nicht, wie man zu glauben scheint.

Hier sah er mich an. Er hat aber seiner Schwägerin sehr bedeutende, reiche Geschenke geschickt.

Was nennt man hier reich? Eine hübsche

Mutter gesetzt hat.] Statt mich anzusehen, wendest Du Dich weg, und redest für Dich allein, statt mir etwas Schönes zu sagen.

St. Paul.

O! wenn Sie den Zwang kennten, den ich mir anthun muß!

Celine.

Das ist ja blos Deine eig'ne Schuld! — Wozu denn noch so ein Zwang? — mach's wie ich — es ist mir gar kein Vergnügen, wenn ich allein jemand lieben muß, und damit Du gleich einen gesegneten Anfang machst, so verlange ich ausdrücklich von Dir, was sich doch eigentlich von selbst versteht, und Du Dir längst schon angewöhnt haben solltest, daß Du mich doch auch mündlich wieder Du nennst, wie Du's ja bisher in Deinen Briefen gethan hast.

St. Paul.

Wie? — ich sollte —

Celine.

Durchaus und ohne Umstände. Sonst werde ich böse, und antworte Dir gar nicht mehr.

St. Paul.

Nun denn — Celine ich gehorche — aber

denken Sie auch dann — [Celine wendet ihm den Rücken zu.] Denke auch künftig einmal hübſch daran, daß es Dein eigner Wille war.

Celine.

So war's Recht! Das laſſe ich mir gefallen. Ich habe es gern, wenn man ſein folgſam iſt. — Das verdient Belohnung. [küßt ihn, dann drohend.] Du! — Ich glaube gar, daß Du den Spröden ſpielſt? — Bin ich denn ſo gar häßlich, daß Du vor mir erſchrickſt?

St. Paul. [für ſich.]

Das halte ich nicht länger aus — ich muß ihr alles entdecken. [laut.] Celine — [ſteht auf.]

Celine.

Nun? was giebt's wieder?

St. Paul.

Ich möchte gern mit Dir ſprechen.

Celine.

So ſprich!

St. Paul.

Aber Deine Mutter darf's nicht hören.

Celine.

Nun, ſo komm' dieſen Abend, wenn Du

ihr gute Nacht gesagt hast, und sie auf ihr Zimmer gegangen ist, zu mir, auf mein Stübchen — da kannst Du sprechen, so viel Du willst, denn wir werden ganz allein und ungestört seyn.

St. Paul.

Nein, nein, — das geht nicht.

Celine.

Und weshalb denn nicht? — [betrachtet Frau von Lormoy.] Nun denn, — Mütterchen schläft jetzt ganz fest — Du kannst mir's ja gleich sagen.

St. Paul.

Das kann ich nicht — das werde ich nie können. — Ach! es betrifft das Theuerste, was ich auf der Welt habe.

Celine.

Mein Gott! — Die Baronin, die Dich so lieb hat! — Du liebst sie wohl am Ende nicht mehr?

St. Paul.

Was sagst Du da?

Celine.

Still, still — Mütterchen bewegt sich — — sie wird gleich erwachen. — Ich leiste aber

durchaus nicht Verzicht auf Dein Geheimniß, hörſt Du, ich muß es durchaus noch heut' erfahren. — Bleib' nur hier indeß — ich komme wieder, ſobald es mir nur möglich iſt.

St. Paul.

Wohl! Ich warte.

Frau von Lormoy.

[mit ſchwacher Stimme rufend.]

Leon! — [Saint Paul und Celine ſetzen ſich gleich wieder zu beiden Seiten der Frau von Lormoy; doch dieſesmal Saint Paul rechts und Celine links. Sobald Frau von Lormoy die Augen aufſchlägt, ſieht ſie dahin, wo vorher St. Paul ſaß, und ſcheint verwundert, ihn nicht mehr zu ſehen. Als ſie ſich aber auf die andere Seite wendet, erblickt ſie ihn und ergreift ſeine Hand.] Ach! wie das ſchön iſt, ſo bald man die Augen aufſchlägt, Dich wieder neben ſich zu ſehn — und Deine gute Schweſter! [zu Celinen.] Iſt denn Dein Bräutigam noch nicht wieder zurück?

Celine. [gleichgültig.]

Ich weiß es nicht. — Er hatte ja ſo ent-

setzlich viel mit dem Diner und dem großen Feste für heut' Abend zu thun!

Frau von Lormoy. [steht auf.]

Ja, das ist wahr! — Alle unsre Freunde sollen heut' Abend hier bei uns seyn, und unser Glück mit genießen. — Aber ich kann sie doch nicht im Morgennegligée annehmen! — Komm, komm, mein Töchterchen, und hilf mir, mich ein wenig anputzen. Ich fühle mich ja um fünf und zwanzig Jahre jünger, seit ich den — [nach Saint Pauls Hand greifend.] Bösewicht da, wieder bei mir habe, und Ihr sollt sehen, daß ich noch heut' Abend mit Euch um die Wette herumspringen werde. — Na, komm' nur, Leon, und führe mich bis an die Thür. Es geht sich ja doch besser an Deinem lieben Arme, als wenn ich mit dem linkesten Tänzer die Galoppade tanzte. [Celine und St. Paul haben sie bis an ihre Thür geführt.] So! so! — Schön! — Nun, bleib nur indessen hier, mein Herzens-Sohn, und wenn ich wieder herauskomme, so — nun, Du sollst einmal sehn, ob Du Deine alte Großmutter wieder erkennen wirst? — Und doch — doch — Da!

Daran! [auf ihr Herz deutend.] denn das bleibt immer daſſelbe für Dich.

[tritt mit Celinen in ihr Zimmer.]

Zehnter Auftritt.

St. Paul. [allein.]

Ich kann es nicht länger ertragen! — Iſt es nicht ſtrafbar, abſcheulich, ſie ſo zu hintergehn, ihre Täuſchung ſo lange zu nähren? — Ja, ja, das iſt es. — Meine Ehre, meine Ruhe fordern es, daß ich ihnen alles eingeſtehe. Jeder Blick Celinens, jeder Moment den ich in ihrer Nähe verlebe, vermehrt eine Liebe, die ich umſonſt zu verbergen mich bemühe. — Ich muß einen Wahn zerſtören, der mir doch ſo unendlich theuer iſt. Ich muß es, und ſchnell. Denn bald — ich fühle es — bald werde ich nicht mehr die Kraft dazu beſitzen. — Man kommt! — Iſt's der Doktor? — Nein, es iſt mein Nebenbuhler.

Eilfter Auftritt.

Bernardet. Saint Paul.

Bernardet. [eintretend.]

Nun, ich hoffe, man ſoll mit mir zufrie-

den ſeyn! — Das wird ein Feſt werden! Ich glaube, ich habe die halbe Stadt dazu eingeladen!

St. Paul. [für ſich.]

Das wußte ich voraus. [laut.] Es iſt mir ſehr leid, daß Sie ſich meinetwegen ſo viele Mühe machen.

Bernardet.

Das thut ja gar nichts — unter Schwägern verſteht ſich das von ſelbſt. — Wenn ich ſage Schwäger, ſo ſpreche ich allerdings etwas zu voreilig, weil es doch freilich ſchicklich iſt, vor allen Dingen mit den gehörigen Formalitäten die Sache einzuleiten. — Denn wir Herrn vom Magiſtrate müſſen es ſchon ein wenig genau mit dem Ceremoniel und der Schicklichkeit nehmen. Das iſt unſer Steckenpferd.

[er zieht ſich Handſchuh an.]

St. Paul.

Was thun Sie denn da?

Bernardet.

Meine Schuldigkeit. [wichtig feierlich.] Mein geehrteſter Herr! — Mein Name iſt

Bernardet. Meine Familie hat ſchon lange an dieſem Orte die angeſehenſten obrigkeitlichen Aemter bekleidet. — Ich beſitze etwas Aeußeres, Vermögen, und Beredſamkeit. Mein Ruf ſteigt in der Gerichtspraxis mit jedem Tage mehr. — Von meinem Verſtande ſpreche ich nicht, weil jetzt jedes Individuum unſers Collegii, bis auf den Thürſteher hinunter ſich deſſen ſchmeichelt. Nach allen dieſen Vorausſetzungen erlaube ich mir, Sie zu erſuchen, daß Sie die Verſprechungen, welche mir bereits Seiten Ihrer würdigen Frau Großmutter gemacht worden ſind, für gültig und haltbar anerkennen und beſtätigen möchten, und erbitte mir von Ihnen, als gegenwärtig dem männlichen Oberhaupte der Familie, offiziell und feierlichſt die Hand Ihrer Fräulein Schweſter.

St. Paul.

Von mir? mein Herr! von mir! [für ſich.] Welche Lage!

Bernardet.

Allerdings von Ihnen, als von welchem ſie fortan allein abhängt. — Dero Frau Großmutter hat mir das mehr als zwanzigmal geſagt,

und ich zweifle daher auch keineswegs an Ihrer geneigten Einwilligung.

St. Paul.

Meine Einwilligung?! — O, da irren Sie sich!

Bernardet.

Wie? mein Herr! Sie schlagen mir sie ab?

St. Paul.

Ja, mein Herr! — Es giebt Gründe —

Bernardet.

Und die wären —?

St. Paul.

Für's erste fühlt Celine — [für sich.] Ich will ihr wenigstens diesen Dienst erzeigen, [laut.] fühlt meine Schwester, wenn sie auch übrigens Ihren Verdiensten volle Gerechtigkeit wiederfahren läßt, doch erst noch bloße Hochachtung für Sie.

Bernardet. [sich brüstend.]

Glauben Sie? — O! da irren Sie sich sehr.

St. Paul. [lebhaft]

In der That?

Bernardet.

O, ich bin meiner Sache gewiß — ich weiß sehr bestimmt, daß sie mich liebt. — Wäre dies nicht der Fall, würde ich auch auf der Stelle zurücktreten

St. Paul. [freudig.]

Wahrhaftig?

Bernardet.

Bei einem Amte wie das meinige, muß man das vollste Vertrauen auf die Liebe seiner Gattin haben, denn wenn wir zu Gerichte sitzen, sind die Gedanken von andern wichtigen Angelegenheiten viel zu voll, als daß wir sie auf häusliche Dinge richten könnten! Wir müssen also überzeugt seyn, daß zu Hause alles gehe, wie es gehen soll. Und ich habe die Ehre schon zu lange, selbst Substitut in der königlichen Prokuratur zu seyn, als daß ich mich nach einem Substituten in meiner eignen Wirthschaft sehnte.

St. Paul.

Da haben Sie vollkommen Recht.

Bernardet.

Ich erkläre Ihnen daher nochmals, daß wenn Fräulein Celine mich nicht liebt — aber,

Galanterie für die Tochter, eine kleine Summe für die Mutter, die Ihr Herr Vater arm nannte.

Sein Brief läßt viel, sehr viel erwarten.

Ich zuckte die Achseln, und er sah mir hell und freundlich ins Auge.

Dem muß ich doch auf den Grund kommen, dacht ich, und ging.

Zwanzig Schritte hinter mir ging der junge Mensch.

Ich redete ihn an. Ich bat um seine Gesellschaft auf einer kleinen Fahrt nach einem nahen Schlosse, wo eine Gemälde-Galleric stand.

Er nahm es an. Ich fühlte nun erst seinem Kopfe, dann seinem Herzen ein wenig auf den Grund, und beides stand auf dem rechten Flecke. Aber er behielt etwas träumerisches, dessen Ursach ich nicht errathen konnte.

Ich bat ihn in ein Wirthshaus zu Tische auf ein Londoner Soupé, er kam.

Im Wein ist Wahrheit, und er trank wie ein Deutscher, und wie ein junger Mann.

Das Gespräch rollte auf den Feuerwellen des Weins von den Mädchen auf den Ruhm, von dem Ruhm auf die Wünsche der Jugend, von da auf der Menschen unergründliches Herz, auf der Leidenschaften wilde Flamme, und was des Menschen

ich ſetze da einen Fall, der gar nicht ſtatt findet — Still, ich höre ſie kommen. Nun, da können Sie ja in meiner Gegenwart ſie darüber verhören.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Celine.

Celine.

Bruder! lieber Bruder! Ich habe mich losgemacht, und bin hieher gelaufen, ganz auſſer Athem. — Da, komm' nur her, und fühle wie mir das Herz klopft. [St. Paul zieht die Hand zurück.] Haſt Du nicht Angſt! — Und dann die Ueberraſchung, die Großmütterchen für Dich im Sinne hat! — Denke nur, ſie hat ein Uhrband von meinen Haaren geflochten, und will es Dir nun geben. — Das wird Dir doch wohl eine Freude machen! Nicht wahr? — Nun, ſo antworte doch! Man ſagt fein artig: „Ja, mein liebes Schweſterchen, das wird mir eine große Freude machen Ich danke Dir recht herzlich dafür, und werde es immerdar tragen. — Ach, Du mein Himmel, wie kalt iſt doch ſo ein Bruder! — er ſieht mich

kaum an — und ich, ich möchte ihn doch mit den Augen ganz auffessen — möchte Dich den ganzen Tag abküssen — aber nein, ich thue mir selbst Zwang an, weil ich fürchte, es möchte Dir unangenehm seyn.

Bernardet.

Ach! wer doch an seiner Stelle wäre!

Celine.

[jetzt erst auf Bernardet achtend.]

Hey? — was meynen Sie?

Bernardet.

Ich sagte, — daß wenn ich an seiner Stelle wäre, ich mich da gar nicht dagegen sträuben würde.

Celine. [zu St. Paul.]

Siehst Du, jetzt habe ich Dir mein Geheimniß anvertraut, nun mußt Du auch mit dem Deinigen herausrücken, denn ich brenne vor Ungeduld.

St. Paul. [leis zu Celinen.]

Wir sind ja nicht allein.

Celine. [Bernardet ansehend.]

Ach ja! [leis zu St. Paul.] Den will ich Dir schon vom Halse schaffen. [zu Bernardet.] Herr Bernardet!

Bernardet. [ſüß und lächelnd.]
Mein Fräulein, was ſteht zu Ihrem Befehle?

Celine.
Ich wünſchte mit meinem Bruder etwas im Vertrauen zu ſprechen.

Bernardet.
Schön! — Sprechen Sie denn in des Himmels Namen im Vertrauen. Als künftiges Mitglied der Familie bin ich dabei doch wohl nicht zu viel?

Celine.
Ach nein, — aber — [mit liebkoſendem Ton.] Sie ſind ja ſo gefällig — ſo galant — machen Sie uns doch das Vergnügen — uns allein zu laſſen! — Sie ſehen, ich mache keine Umſtände.

Bernardet.
Ey, verſteht ſich! [tritt zwiſchen Celinen und St. Paul, und ſagt dieſem leis.] Haben Sie gehört? — Dieſe ſüße Zutraulichkeit! — So ſpricht man nicht mit jemand, den man nicht liebt. — Nur ein ſehr inniger Freund getraut es ſich Ihnen zu ſagen: „machen Sie, daß Sie fortkommen.“ O! ich will mich auch würdig zeigen, dieſe liebevolle Sprache zu verſtehen, und

empfehle mich daher auf der Stelle. [zu Celinen.] Mein Fräulein: Es iſt mir das größte Vergnügen, Ihnen mich angenehm machen zu können. [ab.]

Dreizehnter Auftritt.

Saint Paul. Celine.

Celine.

Er iſt fort — jetzt kannſt Du reden. — Nun? Du beſinnſt Dich noch?

St. Paul.

Ey wohl! — Je länger ich Dich anſehe, je beneidenswerther ſcheint mir mein Loos. — Ach, es iſt ſo grauſam darauf Verzicht leiſten zu ſollen!

Celine.

Verzicht leiſten?

St. Paul.

Und doch muß ich es! — Jeder Augenblick macht dieſes Geſtändniß ſchwerer, aber auch nothwendiger. — Und doch verliere ich, ſobald ich rede, alle meine Rechte auf Deine Freundſchaft.

Celine.

Auf meine? — Nein, nie, niemals!

St. Paul.

Verſprich mir wenigſtens, mich nicht zu haſſen — mir zu verzeihn — Dich zu erinnern, daß bei allem was vorgefallen iſt, die Schuld nicht mein war; daß mein einziges Vergehen, das einzige deſſen ich mich ſtrafbar bekennen muß, das ich aber nicht verhindern kann, dieſes iſt — Dich mehr zu lieben als mich ſelbſt.

Celine.

[ihn in die Arme ſchließend mit dem liebevollſten Tone.]

Nun, dieſes Vergehen — verzeihe ich Dir von ganzem Herzen — ja, ich danke Dir noch dafür — beſſer will ich's ja gar nicht haben.

St. Paul.

O! Du wirſt nicht ſo ſprechen — wenn Du — wenn Sie erfahren — daß ich Sie hintergangen habe.

Celine.

Du? — Mein Bruder!

St. Paul.

Und wenn — wenn ich nun — Ihr Bruder nicht wäre?

Celine.

[ſich mit der größten Lebhaftigkeit von ihm entfernend.]

Was iſt das? — Und wer — wären Sie denn?

St. Paul.

Sein Freund — ſein Waffengefährte Saint Paul.

Celine.

O, mein Gott! — Unter falſchen Namen ſich hier einzuſchleichen — unſre Geheimniſſe zu erforſchen — unſer ganzes Haus in Wonne zu verſetzen um unſern Schmerz dann doppelt bitter zu machen. —

St. Paul.

Ein unglückſeliges Mißverſtändniß iſt an alle dem Schuld — ich habe nie die mindeſte böſe Abſicht gehabt.

Celine.

Und wie wollen Sie das beweiſen? — Nein, das iſt abſcheulich von Ihnen, mein Herr! Das iſt unedel, hinterliſtig! — Und ich armes Mädchen, die ich kein Arges gehabt habe, und ihm ſo ganz offenherzig ſelbſt geſtanden —

St. Paul.

Und was?

Celine. [sich besinnend.]

Nein, nein, nein, nein! Es ist nicht wahr! Nicht ein Wort wahr! Glauben Sie es ja nicht!

St. Paul.

Ja, ich sehe es leider nur zu sehr, ich habe durch mein Geständniß mit Ihrer Achtung zugleich auch meine Ansprüche auf Ihre — Freundschaft verloren, denn ich bemerke wohl, daß Ihr Herz, ausser meinem unwillkührlichen Vergehn, alles andere nur allzuleicht vergessen hat. Doch — wenn es nur meines Zeugnisses bedarf, um Sie vor aller Augen zu rechtfertigen — so will ich selbst öffentlich die Wahrheit bekennen.

Celine.

Und meine Mutter! — meine arme Mutter, der diese unerwartete Nachricht den Tod geben kann!

St. Paul.

Leider ist das nur zu wahr! — So wollen wir denn auf den Dokter warten, dem ich vorbereitet und ihm alles geschrieben habe. — Verrathen Sie also mindestens bis zu seiner Hieherkunft dieses Geheimniß nicht.

Celine.

Und ich ſollte Ihre Mitſchuldige werden? — einwilligen in eine ſolche Hinterliſt? — nein! nie! — Aber, Du mein Gott! wie es nur anders anfangen? — Wenn ich nur wenigſtens gar nichts davon wüßte!

St. Paul.

Ich bin bereit alles zu thun, was Sie mir anbefehlen werden. — Soll ich Leon oder St. Paul ſeyn? — Sprechen Sie! Was haben Sie beſchloſſen?

Celine.

Ich habe beſchloſſen — daß ich Sie verabſcheue — verwünſche — [wird Frau von Lormoy gewahr, die eintritt.] Gott! meine Mutter! — Nun, Leon, Du ſagteſt alſo —

St. Paul. [mit halber Stimme.]

Sie befehlen es ſo.

Celine.

Ach, ich muß wohl. — Aber unter der einzigen Bedingung, daß Sie nicht mit mir ſprechen — mir nicht zu nahe kommen! — Das verbiete ich Ihnen auf's ſtrengſte.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Bernardet und Frau von Lormoy.

Bernardet.

Wie ich Ihnen ſagte, Schwiegermama! Sie hatten mir förmlich die Thüre gewieſen. Ich mußte da draußen antichambriren, und mit langen Schritten auf und abmarſchiren. Um mich ein wenig zu zerſtreuen, dachte ich mir unterdeſſen ein intereſſantes Zeugenverhör aus.

Frau von Lormoy. [zu St. Paul.]

Nun bin ich fertig, und bringe Dir, während wir noch jetzt unter uns und allein ſind, — ein Geſchenk Deiner Schweſter. — Hier, dieſe Schnur von ihren Haaren.

Celine. [leis zu St. Paul.]

Schlagen Sie es aus, ſchlagen Sie es aus!

Frau von Lormoy.

Komm, Celine; Du mußt es ihm ſelbſt geben — ihm ſelbſt umhängen.

Celine.

Aber liebe Mutter —

Frau von Lormoy.

Nun, ſo geh doch. — Du hatteſt Dich ja

ſo ſehr darauf gefreut. [zu St. Paul.] Bücke Dich vor ihr etwas nieder.

St. Paul.

[kniet vor Celinen.]

Celine.

[leis zu Saint Paul, indem ſie ihm die Haarſchnur umhängt.]

Mein Herr — weil es durchaus ſo ſeyn muß! — aber es iſt und bleibt abſcheulich!

Bernardet.

Was für ein ſchönes, rührendes Tableau!

Frau von Lormoy. [zu St. Paul.]

Und Du bedankſt Dich nicht?

St. Paul. [zögernd.]

O, ich weiß in der That nicht, wie ich meinen Dank ausſprechen ſoll?

Frau von Lormoy.

Nun, Du umarmſt ſie recht herzlich dafür. Das iſt doch das wenigſte, was Du thun kannſt.

Celine. [leis zu St. Paul.]

Unterſtehen Sie ſich nicht!

St. Paul.

Ich wage es nicht.

Herz in der Jugend, und was es im Alter befriedigt.

Er glaubte an weibliche Tugend. Das war viel in dem Hause, in seinem Umgange. Er glaubte an weibliche Liebe! das war noch mehr! Er fluchte auf das menschliche Geschick, das wie ein Wegweiser mit doppeltem Arm den Kopf nach Norden weist, und das Herz nach Süden, und kein Wort an der Wegsäule deutet an, wo das Glück wohnt. Er war ein junger Mensch, wie hundert, welche die Wärme ihrer Jugend für Tugend, ihre Unbesonnenheiten für Kraft halten, und Wünsche für Charakter. Aber er gestand mir, und auf dem Rückwege hatte ich nichts dagegen, wenn Lieschen seine Frau würde, den Zügel wollte ich dann dem jungen Menschen straff genug halten.

Ich wurde recht lustig auf dem Heimwege, und beschloß dem Völkchen keinen Stein in den Weg zu werfen.

Am andern Morgen erhielt ich Deinen und Lieschens Brief. Das irrte mich doch. Ich sah drüben hin; aber ich sah Niemanden.

So eine Liebe, rief ich, die ohnehin noch nicht ein Wort geredet hat, ist bald zum Schweigen zu bringen.

Lieschen wird Madame Schlüter! Dabei hat es sein Bewenden!

Frau von Lormoy.

Was? Du wagſt es nicht? — Herr Bernarbet! [lachend.] Er wagt es nicht? — Iſt mir ſo etwas noch vorgekommen?! [ſie wendet ſich zu Saint Paul, um ihn zu ermuthigen, Celinen zu umarmen.] Ey, ziere Dich nicht!

Celine.

[zu St. Paul ohne ihn anzuſehn.]

Nun denn —! — da es Mütterchen befiehlt. —

St. Paul.

[umarmt Celinen.]

Frau von Lormoy.

Endlich! — Hat das nicht Mühe gekoſtet! — Aber ſprich! Fuhr nicht ein Wagen vor?

Bernardet.

[halbleis zu Frau von Lormoy.]

Eine neue Ueberraſchung, die ich dem guten Schwager gemacht habe. Ich habe ſeiner geliebten Baronin einen Wink geben laſſen, und — da iſt ſie ſchon!

St. Paul.

[der es hörte, für ſich.]

O Gott!

Celine. [eben ſo]

Was nun anfangen?

St. Paul. [leis zu Celine.]

Man muß ſie vorbereiten. [will abgehn.]

Bernardet.

[zu Frau von Lormoy.]

Sehn Sie, wie er ſchon anfängt unruhig zu werden. — Ja! das iſt die Sympathie!

Frau von Lormoy.

[hält St. Paul zurück, der ſchon an der Thüre war]

Wo willſt Du denn hin, mein Sohn? So bleibe doch! [ſie führt St. Paul wieder vor, der ihr rechts zu ſtehen kommt.]

Celine.

Ich eile ihr entgegen! [will gehen.]

Frau von Lormoy.

[ſie zurückhaltend.]

Nein, nein, Du auch nicht! Ich will mich an ihrer Ueberraſchung weiden. [zu St. Paul.] Stelle Dich dorthin, ſeitwärts — ſo! daß man Dich nicht gleich ſieht. [zu Bernardet.]

Stellen Sie ſich vor ihn! — So, ſo recht, da ſieht man ihn nicht.

[Saint Paul ſtellt ſich rechts an die Seite, ſo, daß Bernardet ihn verbirgt.]

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Baronin von Sainville.

Baronin. [eintretend.]

Tante! — Tante! — Was habe ich gehört? — Iſt's denn wirklich wahr?

Frau von Lormoy.

Was denn? — Was iſt Dir denn? — Sollte man gegen meinen ausdrücklichen Befehl —

Baronin.

Nein, nein, liebe Tante — ich weiß nichts — aber es hat ſich ſo ein Gerücht in der Stadt verbreitet — und dann hatte mir Herr Bernardet einen leiſen Wink gegeben —

Bernardet.

Einige hingeworfene Worte im Vorbeigehen, um die Wiedererkennungsſcene einzuleiten.

Baronin.

Die Wiedererkennungs — alſo doch!

Frau von Lormon.

Nun denn — ja! Ich will Dich nicht länger in dieſer Ungewißheit laſſen — nicht länger Dein Glück verzögern — Dein Geliebter — Dein Verlobter, mein guter Sohn, mein Leon, iſt endlich wieder hier bei uns.

Baronin.

Ich kann's noch nicht glauben! O! laſſen Sie mich ihn ſehn! — Wo iſt er? wo?

Frau von Lormon.

In Deiner Nähe! — Dort!

Baronin.

Er! — hier! — [ſie will in Saint Pauls Arme fliegen, betrachtet ihn jedoch, als Bernardet zurücktritt, ſtößt einen Schrei aus, und ſinkt ohnmächtig in einen Seſſel.] Ach!

Frau von Lormon.

Mein Gott!

Bernardet.

Uebermaß der Freude!

St. Paul.

Geſchwind Hülfe!

Bernardet.

Etwas zu riechen! — Ich muß doch mei-

nen Flaken — ich habe immer ſo etwas bei mir, wenn die Damen in der Gerichtsſtube etwa ohnmächtig werden. — Wo iſt er nur?

Frau von Lormoy.

Celine! — In meinem Zimmer! — Die Tropfen, die mir der Dokter heut' früh gab.

Celine.

In Ihrem Zimmer — [will gehn]

Frau von Lormoy.

Nein, — eben —

Celine.

Ja, ja, eben — aber wo? — ich weiß nicht —

Frau von Lormoy.

Du wirſt ſie nicht finden — ich will lieber ſelbſt gehn — bleib' nur unterdeſſen hier. [geht in ihr Zimmer.]

Bernardet. [ihr nachrufend.]

Schwiegermutter — ſie ſcheint wieder zu ſich zu kommen — warten Sie! — ſie öffnet die Augen.

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. [ohne Frau von Lormoy.]

Baronin. [zu ſich kommend.]

Was war das? — O, mein Herr! — Nein, nein, das iſt er nicht!

Bernardet.

Wie? — was ſagen Sie?

Baronin.

Nein, das iſt nicht Leon!

Bernardet. [ſtark zu Celine.]

Das wäre nicht Ihr Bruder?

Celine.

Still doch!

Bernardet.

[zwiſchen die Baronin und Celine tretend.]

Ey, da werde ich mir nicht den Mund zuſtopfen laſſen! — Da iſt etwas dahinter verborgen, das vor mein Forum gehört! — Man wird ſeine ſtrafbaren Abſichten entdecken —

St. Paul.

Nein, mein Herr! nein, gnädige Frau, dieſe hatte ich nicht! — Ich kam hieher, um mich einer Pflicht zu entledigen — Sie ließen mir nicht Zeit dazu [zu Bernardet.] mich

zu erklären: Sie allein, nur Ihre Uebereilung und Unvorsichtigkeit sind Schuld an dem Irrthume der ganzen Familie.

Bernardet.

Und warum enthüllten Sie ihn nicht auf der Stelle?

St. Paul.

Konnte ich das? — Kann ich es noch jetzt?

Celine.

Da wir an der Cousine hier sehn, welchen Eindruck vollends eine solche Nachricht auf das Herz einer Mutter machen würde.

Bernardet.

Nun, so muß ein Mittel ausgedacht werden, es ihr beizubringen: — entweder thun Sie dies gleich auf der Stelle, oder ich übernehme es.

Varonin.

Wohin denken Sie?

Bernardet.

Nein, gnädige Frau, ich kann ihn nicht länger mit dem Namen und den Vorrechten eines Bruders bei Fräulein Celine lassen, die recht gut wußte, wer dieser Herr —

Celine. [unwillig.]

Welch ein unwürdiger Verdacht! — Sie glauben doch nicht?

St. Paul.

Mein Herr, Sie werden mir deshalb Rede ſtehn.

Bernardet.

Das werde ich nicht thun, aber ich werde eine Klage gegen Sie anſtellen, ex capite substitutionis personae.

Baronin.

Still! — ich höre die Tante —

Bernardet.

[ihr entgegen gehend.]

Um ſo beſſer.

Celine.

[hält ihn zurück.]

Herr Bernardet! — Um des Himmelswillen! — Wollen Sie ſie tödten?

Bernardet.

[leis, aber ſehr lebhaft.]

Das nicht — aber die Wahrheit muß ſie erfahren — und Sie alle Drei müſſen Sie ihr beibringen — ich gebe Ihnen nur zehn Minuten Zeit dazu — wo nicht — ſo iſt es meine Pflicht wie mein Beruf zu ſprechen — und ich werde ſprechen!

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Lormoy. [Die während der letztern Worte langsam eintrat.]

Frau von Lormoy.

[mit einem Arzneifalas und Löffel.]

Ach Kinderchen! ich konnte nicht geschwinder fortkommen! — Nun! — da sehe ich ja mit Vergnügen, daß alles schon wieder in Ordnung ist.

Baronin.

Ja, liebe Tante.

Frau von Lormoy.

[stellt die Arznei auf den Tisch.]

Dachte mir's wohl, daß seine Gegenwart das beste Arzneimittel seyn würde. — Aber, wie Du noch erschüttert bist, Du Aermste! [St. Paul ansehend.] und Leon auch! [Celine betrachtend.] Ja, selbst Celine! — Und ich halte mich so kräftig! — Ja, ja, Kinderchen, ich glaube wahrhaftig, daß ich am Ende die Stärkste von Euch Allen bin.

Bernardet. [leis zu Celinen.]

Da hören Sie — Sie können also sprechen.

Celine.

[geht zu Frau von Lormoy.]

Liebe, gute Mutter!

Frau von Lormoy.

Was willſt Du, mein Kind?

Celine. [für ſich.]

Ach wenn nur der Dokter käme!

Bernardet. [zu Frau von Lormoy.]

Fräulein Celine hat Ihnen etwas zu ſagen

Celine.

Ich? — nein, ich nicht, aber meine Couſine

Frau von Lormoy.

Verſtehe ſchon — ein Wörtchen im Vertrauen über Leon.

Baronin.

Ja, liebe Tante — ja, etwas über ihn — aber dieſer Herr — [Saint Paul bezeichnend.] könnte ſelbſt beſſer als irgend jemand —

Frau von Lormoy.

Nun, ſo komm' Du her, mein Sohn, und ſprich offen und ohne Scheu. [Saint Paul naht ſich der Frau von Lormoy, welche ihn bei der Hand ergreift.] Aber, was iſt denn das? — Deine Hand zittert! iſt ganz kalt! — Du wendeſt Dich von mir! — [ſieht die Baronin und Celine an.] Und Ihr auch! — Was iſt Euch denn? — Ihr antwortet nicht? — Ihr ſeht ſo betrübt, ſo ängſtlich mich an, ſcheint mich zu beklagen —! Was iſt's denn? So redet doch nur: ich kann

Nun setzte ich mich nieder, und schrieb Dir diesen Brief, den ich selbst auf die Post tragen will, damit Lieschen nicht merkt, daß ihr lieber Vormund und ich über ihr Herz die alten Köpfe zusammen stecken. Leb also wohl!

Ich habe noch allerlei zu thun, wobei mir das Herz schwer wird. Aber es muß geschehen! Amen!

Warteborn an Kurze.

Nein, das ist zu arg, der soll es büßen, der Herr Kabinetsrath! Ich nahm von Lieschen auf vier Wochen Abschied; denn wie leicht machte nicht der Kabinetsrath hier einen Besuch und sähe mich!

Ich ging nun in einer andern Kleidung zu dem alten Wendeler, um von ihm etwas näheres von Lieschens Liebhaber drüben zu erfahren.

Ich habe eine angenehme Veranlassung mich nach den Kenntnissen und Wünschen eines jungen Menschen zu erkundigen, dessen Bekannter Sie seyn sollen, nach dem Sohn der Kanzlei-Registratorin Vogel. Ich bitte aber um reine Wahrheit.

Er sah mich stolz an. Wahrheit? fragte er: rein wie Gold. Der junge Mensch ist arm und

Euch jetzt ruhig anhören, und glaube nicht, daß irgend etwas, was es auch sey, mich ausser Fassung bringen könnte, denn ich bin ja durch Gottes überschwengliche Güte, wieder so ganz glücklich geworden, weil ich meinen Sohn wieder an mein Herz drücken kann. — So komm, komm, mein Leon! [schließt ihn in die Arme.] Was kümmert mich ausser Dir die ganze Welt?

Dr. Raymond. [von aussen.]

Schon gut — schon gut — ich finde sie also im Gastzimmer zusammen.

Alle. [freudig.]

Ah! Da kommt der Doktor!

Celine.

Gott sey gelobt!

[Sie gehn ihm Alle entgegen.]

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Raymond.

Frau von Lormoy.

Kommen Sie, kommen Sie, Doktor! — Sie gehören mit zur Familie, und in diesem Augenblicke sehen Sie die lieben Angehörigen ein wenig in Verlegenheit.

Raymond.

Das glaube ich wohl. [lächelnd.]

Frau von Lormon.

Ich weiß gar nicht, was ſie Alle haben?

Raymond. [wie vorher.]

Aber ich — ich weiß es! — Sie möchten Ihnen gern etwas ſagen, und wiſſen nicht, wie ſie es anfangen ſollen.

Frau von Lormon.

Wahrhaftig?

Raymond.

Ein bloßer Scherz

Frau von Lormon.

Um ſo beſſer, um ſo beſſer! — Es fing mir ſchon an, ſelbſt Angſt zu werden.

Raymond.

Wir ſprechen nachher davon, wenn wir allein ſeyn werden [halbleis.] Es betrifft den Brief, den mir Ihr Herr Sohn zuſchickte.

Celine und St. Paul.

Und den Sie doch geleſen haben?

Raymond.

Sie ſehen's ja, — daß ich Ihnen zu Hülfe komme.

Frau von Lormon. [lächelnd.]

Ha, ha — ſo ein kleines Jugendgeſchichtchen — und man getraute ſich nicht, mit mir davon zu ſprechen!

Raymond.

Nein, das nicht: — es betrifft eine Handlung, die eines braven und wackern jungen Mannes würdig ist und für die — er belohnt werden soll. Doch vor allen Dingen — [er winkt St. Paul, der Frau von Lormoy einen Sessel zu bringen, setzt sich dann neben sie und fühlt ihr an den Puls.] Wir wollen doch erst einmal untersuchen. — Nicht übel! — gar nicht übel — man könnte sogar sagen, vortrefflich!

Frau von Lormoy. [St. Paul ansehend.]

Ey, das glaube ich auch — es geht immer besser — je mehr ich ihn ansehe. — Aber, Doktorchen, ich bin ein Frauenzimmer, das heißt mithin, ein wenig neugierig — und ich möchte also gern bald wissen —

Raymond.

Das versteht sich, versteht sich, — werde schon noch darauf kommen! — Jetzt müssen wir nur fein nach der Reihe gehen, denn ich habe heute so viele Leute gesehn, habe so sonderbare Sachen gehört — daß ich Ihnen vor allen Dingen das erzählen muß, was mir so eben begegnet ist.

Celine und Baremin.

Um Gotteswillen, Doktor!

Raymond.

Sie wissen ja schon, daß wir Aerzte nun

einmal ſtets einen tüchtigen Vorrath von artigen Geſchichtchen haben müſſen, um ſie unſern Patienten zu erzählen. — Das macht drei Viertheile des Krankenbeſuchs aus — und das vierte Viertel iſt gerade noch lang genug für die Kunſt: — alſo — [zu Frau von Lormoy] Es muß Ihnen aber nicht etwa ungelegen ſeyn.

Frau von Lormoy.

Nein, nein, lieber Doktor, erzählen Sie nur.

Raymond.

Und der Puls muß durchaus bleiben wie er iſt — denn bei dem mindeſten lebhaftern Schlage halte ich mitten in meiner Erzählung inne, und wenn Sie deshalb auch böſe auf mich werden ſollten. — Mein Anekdötchen alſo iſt nicht nur höchſt merkwürdig, ſondern hat auch den großen Vorzug, vollkommen wahr zu ſeyn. Ich ſtehe dafür, obgleich die Sache hier im Orte ſelbſt vorgefallen iſt.

Frau von Lormoy und die Andern.

So laſſen Sie doch nur hören!

Raymond.

Ha, ha, jetzt wollen Sie es alſo auch gern wiſſen! — Nun denn, meine verehrten Zuhörer. [ſich komiſch räuſpernd.] Obgleich unſer unſterblicher Racine irgendwo geſagt hat:

„Der Acheron giebt ſeine Beute nicht zurück. —“

ſo behaupte ich doch, daß er Unrecht hat. Wir haben Leute von da wieder zurückkommen ſehn Freilich ſelten, das iſt wahr, vorzüglich bei uns Aerzten —. aber möglich iſt es doch!

Frau von Lormoy.

Beweiß dafür mein lieber Sohn, den wir für todt hielten, und der hier friſch und geſund vor uns ſteht.

Raymond.

Ach ja, ja, — Ihr Herr Sohn! — Aber das iſt noch gar nichts, ganz und gar nichts. — Das werden Sie mir zugeben müſſen, wenn Sie meine Geſchichte bis zu Ende gehört haben.

Celine. [für ſich.]

Ich zitt're!

Bernardet. [eben ſo.]

Endlich kommt er auf den Punkt! [laut.] Nun? Dokter!

Raymond.

So hören Sie denn! — Vorhin, als ich wieder nach Hauſe gekommen war, wo man mir den bewußten Brief eingehändigt hatte, von dem wir nachher ſprechen werden — alſo vorhin hatte ich noch kaum dieſen Brief bis zu Ende geleſen, als ein junger Menſch die Treppe hinunter ſprinat — denn ich ſtand noch im Hauſflur — ſich in meine Arme ſtürzt, mich ſo heftig an ſein Herz drückt, daß mir beinahe

der Athem ausgeht, und ununterbrochen fort ausruft: „Mein Vater! mein theurer Freund! So habe ich Sie denn endlich wieder! Schon seit diesem Vormittag warte ich auf Sie!“

Bernardet.

Wie? — Das war —

Raymond.

Ein alter Kunde von mir — der junge Mann von heut Morgen

Frau von Lormoy. [lächelnd.]

Ha, ha, der von Montauban.

Raymond.

Ganz richtig! — Ich wußte wohl, daß dieses Zusammentreffen Sie in Verwunderung setzen würde — denn er kam allerdings zunächst von Montauban — aber ursprünglich viel weiter her, nämlich — aus Rußland.

Frau von Lormoy.

So wie mein Sohn!

Raymond.

Von wo er nur durch eine Art von Wunder entkommen war, denn selbst seine Landsleute und Mitgefangenen hatten ihn für todt gehalten. — Jetzt brannte er nun vor Verlangen, seine Familie wieder zu sehn, seine schöne Braut, und vor allen seine geliebte Mutter.

Frau von Lormoy.

Gerade wie Du, mein lieber Sohn.

Raymond.

Bei mir aber war er für's erſte abgeſtiegen, um mich zu erſuchen, mich zu den Seinen zu verfügen, und ſie auf geſchickte Art nach und nach auf ſeine unerwartete Rückkehr vorzubereiten.

Frau von Lormoy.

Das ſcheint mir ſehr leicht zu ſeyn, lieber Herr Doktor.

Bernardet.

In der That —

Raymond.

Und ich glaube, ganz und gar nicht leicht. Denn von nun an wird die ganze Geſchichte noch verwickelter. Mein Auftrag iſt deshalb beſonders mißlich, weil ſchon jemand an des jungen Mannes Stelle eingetreten war.

Alle.

Gott!

Celine und Frau von Lormoy.

Was ſagen Sie?

Varenin.

[in der größten Unruhe.]

Welch' eine Idee!

Raymond. [kalt.]

Das iſt keine bloße Idee. Nein, nein, ſeine Stelle war im älterlichen Hauſe ſchon von einem andern eingenommen.

Bernardet.

[auf St. Paul blickend.]

Von einem Betrüger?

Raymond.

[auch auf St. Paul ſehend.]

Nein, von keinem Betrüger, ſondern von einem ihm überaus theuern Freunde — der ihm zweimal das Leben gerettet hatte — von einem Freunde, den ein unwillkührliches Mißverſtändniß in den Schoos der Familie, in die Arme einer theuern Mutter geführt hatte, — und der es nun jetzt nicht wagt, ſich zu entfernen, aus Furcht, eine zu gefährliche Gemüthsbewegung möchte — [Frau von Lermen an den Puls greifend.] Sie ſind auch bewegt — Ihr Puls geht geſchwinder.

Frau von Lermen.

[abwechſelnd St. Paul und den Doktor anſehend.]

Nein, nein, ich verſichere Ihnen.

St. Paul. Celine und Baronin.

[ſehen Raymond mit bittenden Blicken an.]

Um des Himmels willen, enden Sie!

Raymond. [ſie anſehend.]
Und Sie auch! — Was hat denn das zu bedeuten?

Baronin.
[mit halber Stimme, indem ſie ſich auf den Seſſel des Doktors ſtützt.]
Vollenden Sie, oder ich ſterbe!

Raymond.
[ſie bei der Hand faſſend, halb leis.]
Nein, nein! Sie werden nicht ſterben — Sie werden leben, um glücklich zu ſeyn — aber Sie werden den Ausbruch einer Freude noch zu zügeln wiſſen, die Ihrer Mutter gefährlich werden könnte.

Baronin.
Meiner Mutter?

Raymond.
Der edlen Frau meyne ich, die Sie nun bald ſo nennen werden.

St. Paul.
So wär' es doch wahr! — Mein Freund! mein Bruder —

Frau von Lormon. [halb aufſtehend.]
Mein geliebter Leon!

Raymond.
[ihr immer an den Puls fühlend]
Er geht gut — recht gut — ich bin zufrieden. — [aufſtehend] Nun denn alſo, ja!

— er lebt! — Ich habe ihn eben gesehen, umarmt, und Sie sind die glücklichste aller Mütter! — Statt eines Sohns erhalten Sie deren zwei — denn Leon kommt nur hierher, um seine Schwester mit seinem Freunde St. Paul zu verbinden. — Nur unter dieser Bedingung erscheint er. [zu Bernardet, der unruhig werden.] Und dieser Herr ist ein zu braver Mann, um ein so lang ersehntes Wiedersehn verzögern zu wollen.

Bernardet.

Wer? ich? — O, gewiß nicht. [für sich.] besonders nach dem, was ich vorhin —

Raymond.

Das sagte ich Leon auch, der nur ein kleines Viertelstündchen nach mir ebenfalls vom Hause weggehen sollte; [sieht an die Uhr.] dergestalt, daß er in diesem Augenblicke schon unterwegs seyn muß.

Frau von Lormoy. Celine. Baronin. St. Paul.

O Gott!

Raymond.

Vielleicht selbst in der Straße hier —

Alle.

Wie?

Raymond.

Ja, wohl schon nahe am Hause, wo er mir alsdann seine Ankunft durch drei kräftige Schläge

ehrlich, ein guter Sohn; das spricht für sein Herz; sehr geschickt zu allem; aber ohne Gönner. Da haben Sie, was ich weiß, und wofür ich stehe. Aber, sehen Sie, da muß mit noch einem Aber nachhinken, was vor vier Wochen nicht nöthig war. Der junge Mensch ist jetzt in seinen Hundstagen. Sprechen Sie ihn, so werden Sie sagen, der alte Wendeler ist toll, daß er den jungen Menschen loben konnte. Denn, Gott verzeih mir! seit vier Wochen ist der Teufel in ihn gefahren. Er tobt, er flucht, er will in die Welt gehen, und er wäre schon fort, wenn die arme Mutter nicht wäre.

Ich lächelte.

Er sah mich finster an. Mir ists nicht lächerlich, Herr, wenn so auf einmal ein glückliches Haus zu Grunde geht. Er kann nicht mehr fünf Zeilen im Zusammenhange schreiben, und davon muß er leben!

Schreiben muß er freilich können, und im Zusammenhange; aber ich habe Zeit zu warten, bis seine Hundstage vorüber sind. Vielleicht eine Liebe, die ihm im Kopf steckt.

Pah! Liebe? er kommt nicht vor die Thüre. Aber was wollen Sie mit ihm? He?

Das Haus Lumley in London bedarf hier oder in Hamburg eines redlichen, geschickten jungen

mit dem Kleyfer an der Hausthüre kund geben ſollte.

[Man hört einen Schlag.]

Alle.

Ha!

Raymond.

[nach dem Hintergrunde gehend und horchend.]

Still! — Nur nicht umſonſt gefreut! — Es kann ja leicht auch ein And'rer ſeyn. [man hört einen zweiten Schlag.]

Alle.

Zwei! [mit der größten Spannung, Bewegung und Aufmerkſamkeit.]

Raymond. [lächelnd.]

Deſſen ohnerachtet aber — weiß ich noch nicht — [man hört den dritten Schlag]

Alle.

Mein Sohn! — Mein Freund! — mein Bruder! — Leon! — ihm entgegen!

[mit dieſen heftigen Ausbrüchen der Freude ſtürzen alle der Thüre zu.]

[Der Vorhang fällt ſchnell.]

Holmes, G. 5480
67

Dramatiſches Vergißmeinnicht
für das Jahr 1832.

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutſchland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Neuntes Bändchen.

Enthält:

Zwei Jahre verheirathet.
Luſtſpiel in einem Aufzuge.

und

Neiva, oder: die Stumme.
Schauſpiel in zwei Abtheilungen.

D. Lehmann.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1832.

BIBL. VNIVERS LIPS.

Seinem

verehrten und geliebten Freunde

Heinrich Beer

in

Berlin

als Zeichen dankbarer Erinnerung

gewidmet.

Geliebter Freund! Thaliens heitre Spiele
Wie Melpomenens ernſter Schickſalsgang,
Verbunden mit der Töne Zauberklang
Sie weckten Dir vertraute Mitgefühle.

So gab für uns es ja der Stunden viele
Wo höher ſich der Geiſt der Freunde ſchwang,
Und treuvereint ihr Streben näher drang
Dem ſchönen, ob auch nie erreichten Ziele.

Laß dies Vergißmeinnicht Dich freundlich mahnen
An alles, dem mit gleichem Herzensschlag
Wir Liebe, Freundschaft, treue Achtung weihen.
Wir wandeln Hand in Hand verwandte Bahnen,
Das Morgenroth verkündet heitrern Tag,
Ein guter Gott wird Segen uns verleihen.

Theodor Hell.

Zwei Jahre verheirathet,

oder:

Wer iſt daran Schuld?

Luſtſpiel in Einem Acte.

Nach Scribe und Melesville

von

Th. Hell.

Menschen, der die Korrespondenz des Hauses besorgt.

Rechnen kann er, wie natürlich. Das Briefschreiben und wohl mehr geht ihm von der Hand. Von der Handlung versteht er kein Wort.

Das lernt sich im Umsehen, und vorerst hat er nur die Briefe zu kopiren, zu Buche zu tragen, zu antworten, hin und wieder eine Reise zu machen, und so das Geschäft nach und nach zu lernen. Ich suche nur Treue, eine gute Hand, einen fertigen Rechner.

Und die Mutter?

Der Gehalt des jungen Menschen ist so groß, daß die Mutter gesichert ist, wenn der Sohn sie liebt.

Der Alte machte noch allerlei Bedingungen, die ich recht wohl eingehen konnte. Ich wollte ihn nach Hamburg senden; dann nach London. So kommt er von Lieschens Augen weg, dacht' ich: und ist er ehrlich, so will ich ihn auf die Bahn der Ehre und der Wohlhabenheit bringen.

Der alte Wendeler, o Lieschen hat Recht! er ist eine treue Seele, ließ den jungen Menschen kommen; aber er bat mich, ja nicht zu vergessen, daß er seine Hundstage hätte.

Du willst fort, sagte er barsch zu dem jungen

Perſonen:

Denneville, Bankier.

Caroline, ſeine Frau.

Edmond, Graf von Saint Elme, Denneville's Freund.

Bervault, Denneville's Buchhalter.

[Scene: Paris.]

[Die Bühne ſtellt ein elegantes Wohnzimmer in Denneville's Hauſe dar. Hinten ein Kamin, an beiden Seiten Eingangsthüren. Die Thür rechts geht nach außen. Zwei Seitenthüren, wovon die links zu Karolinens Zimmer, rechts in ein Kabinet führt. Ohnweit der letztern ein Schreibtiſch mit Papieren, bei der links ein Ankleidſpiegel.]

Erſter Auftritt.

Denneville, [im Morgenanzuge an ſeinem Schreibtiſche.] Dann Servault.

Denneville.

Die Poſt iſt expedirt! — Nun kann ich mich bis heut' Abend amüſiren. — Es iſt kein Kinderſpiel, Geſchäfte und Vergnügungen ſo gehörig mit einander zu verbinden. Die einen nehmen immer ſo verdammt viel Platz weg, daß ich nur fürchte, es bleibt am Ende keiner mehr

für die andern übrig. [ſieht Gervault, der mit einem großen Portefeuille hereintritt.] Aha, ſind Sie es, Gervault? — Da iſt die ganze Poſt — ich habe alles unterzeichnet.

Gervault.

Man macht Ihnen Anträge von Wiener Papieren.

Denneville.

Gut, ich kaufe.

Gervault.

[Staatspapiere hinzeigend.]

Auch ſpaniſche bietet man an.

Denneville.

Nein, die mag ich nicht — aber wie ſteht's um die neue Staatsanleihe? — Sind die Mäkler heut' früh gekommen?

Gervault.

Es warten ſchon vier auf Sie — die geſtrigen.

Denneville.

Ich habe keine Zeit mich mit ihnen abzugeben — ich bin ſo gedrängt. — Sagen Sie ihnen, daß ich heute verkaufen will. — Uebermorgen müſſen wir aber einen niedrigern Cours haben. — Iſt der Graf ſchon da geweſen?

Servault.

Der Herr Graf von Saint Elme? — Der elegante junge Herr? — nein, der hat ſich noch nicht ſehen laſſen. — Aber Madame hat ſchon zweimal nach Ihnen gefragt.

Denneville.

Ah, meine Frau!

Servault.

Sie hat allein frühſtücken müſſen.

Denneville.

Darum iſt ſie ſelbſt Schuld. Sie ſetzt ſich's nun einmal in den Kopf immer auf mich zu warten.

Servault.

Es mag ihr wohl ſo recht und gut ſcheinen?

Denneville.

Warum denn aber? Ich habe es ihr ſchon hundertmal geſagt, daß ich früh gern für mich allein bleibe. Ja, ja, das iſt in einer Haushaltung manchmal gar nicht übel. Es ſind wahrhaftig, ſeit ich verheirathet bin, noch die einzigen Augenblicke, wo ich mir einbilden kann, ich ſey noch Garçon. [ſteht auf.] Ich hatte dem Grafen aber doch geſchrieben! Warum kommt er denn nicht?

Servault.

Sie können gar nicht ohne ihn leben.

Denneville.

Das iſt in der That beinahe wahr. — Wenn ich ihn des Morgens nicht ſehe, ſo weiß ich nicht, was ich mit meinem Tage anfangen ſoll.

Servault.

Gehen Sie denn nicht auf die Börſe?

Denneville.

Nein — Sie mögen gehn. Ja, ja, Sie! — Sind Sie denn nicht mein beſter und getreuſter Herr Buchhalter — ſchätzbarſtes Vermächtniß meines guten Vaters. — Wenn Sie da ſind, kann ich ganz ruhig ſeyn.

Servault.

Aber ich, ich bin es nicht.

Denneville.

Und warum denn nicht?

Servault.

Ach, mein lieber Herr — mein guter, theurer Herr — das geht nicht gut!

Denneville.

Da ſprechen ja meine Handelsbücher ganz anders, und ich ſollte vielmehr glauben, daß mein Vermögen —

Servault.

Ach, das meine ich auch gar nicht. Sie sind noch so jung, und doch einer der angesehensten Bankiers in ganz Paris, und ich darf mir wohl nachrühmen, daß, Dank sey meiner Sorgfalt, in Ihrem Comtoir alles auf's genaueste und pünktlichste zugeht, aber das Auge des Herrn selbst, das kann doch nichts ersetzen, und früh oder spät muß Verschwendung und Unordnung im innern Haushalte, auch dergleichen im äußern nach sich ziehn.

Denneville.

Servault!

Servault.

Ja, lieber Herr Denneville, Complimente und Schmeicheleyen kenne ich nun einmal nicht — ich verstehe mich blos auf meine Bücher — ich bin genau und streng wie meine Ziffern, — und alles was ich sage, ist so wahr, als daß zweimal zwei vier sind.

Denneville.

Nun, meinetwegen, so lassen Sie doch einmal hören. Was haben Sie mir denn zu sagen?

Servault.

Vieles, ſehr vieles — viel zu viel! — Zwei Jahre ſind's nun, ſeit ſie verheyrathet ſind.

Denneville.

Zwei Jahre und d'rüber.

Servault.

Nein, nein, nichts darüber — denn eben heute am fünften Februar iſt vor zwei Jahren Ihre Hochzeit geweſen.

Denneville.

Es iſt wahrhaftig wahr! — Ich hatte gar nicht daran gedacht.

Servault.

Ich habe ſchon die Ehre gehabt, meinem verehrten Prinzipal zu ſagen, daß was die Zahlen betrift ich mich nie täuſche. — Alſo zwei Jahre netto verheirathet — eine allerliebſte Frau, die Sie aus bloßer Liebe zu Ihrer Gattin gewählt haben, denn Sie beteten ſie ja förmlich an. Man verweigerte Ihnen ihre Hand, und Sie wollten ſie entführen. — Das nannte ich damals eine Thorheit — weil ich ſolche Subtractionen nicht liebe — kurz Ihre Liebe war bis auf den höchſten Grad geſtiegen. — In den erſten drei Monaten hat ſich das auch ſo gehalten —

im zweiten Vierteljahre fielen ſchon die Fonds etwas — ſchadete nichts, der Jahresabſchluß war noch immer gut — ein recht anſtändiger vernünftiger Cours; ſo ein Mittelcours bei dem man ſich halten mußte, um glücklich zu ſeyn. — Aber im zweiten Jahre — o weh, da giengs ſchon ganz anders — die Bälle, die Soireen, die Schauſpiele, die Maskeraden —

Denneville.

Konnte ich denn meiner Frau die Vergnügungen ihres Alters verſagen?

Servault.

Sehen Sie doch! Es geſchah ja doch mehr um Ihretwillen, als um Ihrer Frau willen; denn Sie ließen das gute Weſen mit ihrer alten Tante allein gehen, während Sie auch Ihrerſeits Ihre Gänge hatten — und gar oft ſeitdem glaube ich bemerkt zu haben —

Denneville.

Nun? und was?

Servault.

Sie müſſen mir das nicht übel nehmen, Herr Denneville. Es geſchieht ja alles um Ihres eignen Beſten willen, und wenn auch ſo ein alter treuer Diener wie ich, etwas bemerkt hat, ſo

Menſchen, da er eintrat. Hier findet ſich eine Gelegenheit zum Fortkommen.

Das arme Lieschen, wenn ſie die Nachricht hört! denn ich habe die ſchönſten Menſchen des Erdbodens geſehen; aber dieſer dürfte kühn unter die ſchönſten treten.

In der That, mein Auge blieb lange auf dieſer edlen Geſtalt hängen, auf dieſem männlich ſtolzen Geſicht, auf dieſem furchtlos trüben Auge, auf dem Munde, den ein Zug von Kummer faſt gefährlicher machen mußte, als ein Lächeln. Er bückte ſich; und da fielen ſeine reichen Locken, welche die Natur gerollt hatte, über ſeine Stirn und über ſeine Schläfe vor, als wollten ſie das edle Geſicht ſo lange verbergen, als es ſich beugte. Dann hielt er das Auge feſt auf mich, und mit einer kleinen Bewegung des Hauptes warf er die Locken rückwärts. Er hatte, glaube ich, zu viel Anſtand, um es mit der Hand zu thun, wie unſre jungen Herren.

O armes Lieschen! muß ich noch zehnmal ſagen! ſo lieblich milde, ſo anmuthig, und doch ſo männlich ſchön war jede ſeiner Bewegungen.

Ich habe noch einmal Lieschens Brief geleſen. Daß ſie ſeiner Schönheit nicht einmal von der Seite her erwähnt, hat mich für die Zartheit ihrer Em-

ſagt er's niemanden, ſondern behält es vielmehr im redlichen Herzen bei ſich. Sie können mir es daher auf mein ehrliches Geſicht glauben, daß Ihr Geld in meiner Caſſe nicht ſo treu verwahrt iſt, als Ihre Geheimniſſe in meinem Herzen.

Denneville.

Das weiß ich, ehrlicher Gervault, — und ich habe ein blindes Vertrauen auf Sie. — Aber beruhigen Sie ſich. — Sie irren ſich!

[geht wieder an den Schreibtiſch.]

Gervault.

Wollte Gott, das wäre der Fall! — Sollte mich herzlich freuen. — Indeſſen bringe ich hier nun wiederum den Brillantenſchmuck, den ich nach Ihrer Ordre bei Franchet eingekauft habe.

[zeigt ihm das Schmuckkäſtchen.]

Denneville.

Schön, ſchön!

Gervault.

Er koſtet zehntauſend Franks, lieber Herr. — Zehntauſend Franks!

Denneville.

Kleinigkeit! — Gieb nur her.

[nimmt es.]

Gervault.

Ja, das iſt eine Kleinigkeit für den Empfänger — aber wenn man's bezahlen ſoll, da macht es doch Geld genug.

Denneville.

Ich werde das bald durch ein paar and're Einſchränkungen wieder gut gemacht haben. [er ſchließt den Schmuck in ein Schubfach] Ich habe da zwei engliſche Reitpferde — ich will ſie verkaufen. [zu Gervault gehend] Vor allem aber Verſchwiegenheit!

Gervault.

Deshalb können Sie ganz ruhig ſeyn. — Aber das iſt's ja eben, was mir ſo in der Seele weh thut, lieber Herr! Wenn es in einer Haushaltung erſt einmal ein Kapitel für geheime Ausgaben giebt — wenn ſie nicht alle ganz öffentlich und mit doppelter Buchhaltung gehalten werden — dann läuft's immer ſchlecht ab.

Denneville.

Was für ein toller Gedanke!

Gervault.

Sehen Sie, lieber guter Herr, es ſind nun vierzig Jahre her, ſeit ich Madame Gervault geheirathet habe. — Sie war nicht alle Tage gleich

liebenswürdig, — nun, Sie wiſſen das ſelbſt! — Aber das iſt ganz einerlei. Ich bin ihr immer treu geweſen, wenn auch nicht um Ihret- doch um meinetwillen. Denn wenn der Herr die Frau betrügt, ſo betrügt auch gewiß wieder die liebe Frau den lieben Herrn. — Ein's geht dahin — huſch geht das And're dorthin — dann giebt es weder gleiche Intereſſen, noch gleiche Ausgaben — gute Nacht Eintracht, Ordnung, Glück! — Und wer iſt daran Schuld? — Derjenige von Beiden, der angefangen hat. — Denn ſobald in einer Haushaltung ein's und ein's drei zu machen anfangen, iſt an kein richtiges Facit mehr zu denken.

Denneville.

Sie haben vielleicht nicht Unrecht.

Gervault. [mit Wärme.]

Nein, nein, gewiß nicht! — und wenn Sie mir glauben wollen, lieber, guter Herr —

[In dieſem Augenblicke tritt Saint Elme ein.]

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Saint Elme.

Denneville. [ihn erblickend.]

Nun, da biſt Du ja!

Gervault.

Nun iſt's aus — mein ganzer Calculus iſt umgeworfen.

Denneville.

Ich erwartete Dich mit Ungeduld!

Saint Elme.

Mein Fehler iſt's nicht. — Ich bin eben nach Hauſe gekommen, und habe Deinen Brief gefunden.

Denneville.

Ich habe ſo viel Wichtiges mit Dir zu reden. [zu Gervault] Lieber Gervault, vergeſſen Sie die Poſt nicht, ſie muß gleich abgehen. [geht mit Saint Elme an's Kamin, und ſchwatzt heimlich mit ihm.]

Gervault.

Verſtehe, verſtehe, Herr Denneville, und ich laſſe Sie mit Ihrem beſten Freunde, dem Buſenfreunde, dem einzigen Freunde allein. [für ſich, im Abgehen und die Papiere erſt zuſammenſuchend] Sobald der da iſt, ſo kann ich reden, was ich will, ich predige doch tauben Ohren, und meine alte Moral kommt mir vor wie ein proteſtirter Wechſelbrief. [ab.]

Dritter Auftritt.

Saint Elme. Denneville.

Denneville.

Warum warſt Du denn ſo früh ſchon ausgegangen? Wir waren ja erſt geſtern nach Mitternacht zu Bett gekommen?

Saint Elme.

Ich hatte ſchon einige kleine Einkäufe zu beſorgen.

Denneville.

Ich wollte gern mit Dir ſprechen, ehe ich noch zu meiner Frau gienge, denn ich brauche Dich zu etwas, und wir müſſen uns deshalb mit einander bereden.

Saint Elme.

Ich ſchätze mich glücklich, Dir einen Gefallen erzeigen zu können.

Denneville.

Unter der Bedingung, daß ich Dir einmal wieder einen erzeigen kann, denn unter uns Garçons — wenn ich ſage Garçons — ſo heißt das ſo viel, als — ich bin noch immer Garçon, dem Charakter nach! — Alſo, lieber Freund, meine unerbittliche Schöne — dieſe unbeſiegbare Göttin — ſie iſt endlich menſchlich geworden.

Saint Elme.

Da mache ich Dir mein Kompliment.

Denneville.

Es hat auch Mühe genug gekoſtet — Nebenbuhler wie Sand am Meere! — Lord Albermol und der Graf Scheredof! — Ach, die Ruſſen! die Ruſſen! Ueberall findet man ſie jetzt, von Adrianopel bis hinter den Couliſſen in der Oper.

Saint Elme. [lachend.]

Ja, ja, das Hurrah hört man jetzt an allen Orten und Enden.

Denneville.

Sie hat einen jungen Verwandten in Wien, für den ſie gern einige Empfehlungsbriefe haben möchte. Ich habe ſie ihr verſprochen, aber unter der Bedingung, daß ſie die Briefe bei mir ſelbſt holen ſoll.

Saint Elme. [freudig.]

Und — ſie kommt?

Denneville. [halb leiſe.]

Sie kommt! — Um drei Uhr — und ich werde, wie ſich's für einen galanten Anbeter geziemt, ihr heut' Abend nach dem Ballet den Gegenbeſuch abſtatten.

Saint Elme.

Ich hätte es nicht für möglich gehalten!

Denneville.

Ja, was noch mehr iſt, — wir werden zuſammen ſoupiren.

Saint Elme.

Aha! [nimmt einen Brief aus der Weſtentaſche und ſteckt ihn dann bald wieder ein] Das iſt alſo das, wovon Du mir heute geſchrieben haſt — das Souper mit einer ſchönen Frau! — Ich begriff es anfangs gar nicht.

Denneville.

Ja, mein theurer Freund, ſo iſt's. Und da man in allen Dingen Ordnung und Sparſamkeit verwalten laſſen muß, und wenn Du, wie ich Dir ſchrieb, noch immer Luſt zu meinem Prinzen von Wallis, meinem engliſchen Wettrenner haſt, den ich jetzt nicht brauchen kann, und daher losſchlagen will — ſo ſollſt Du vor allen andern den Vorzug haben.

Saint Elme.

Sehr gern. — Ich danke Dir.

Denneville.

Nachher mehr davon; jetzt aber geſchwind von etwas anderem. — Du wirſt ſelbſt einſehen,

daß es mir alſo daran gelegen ſeyn muß, heut' um drei Uhr hier allein zu ſeyn — und um dies zu können, rechne ich auf Dich.

Saint Elme.

Auf mich?

Denneville.

Allerdings. Siehſt Du, wenn Du mir — das heißt mir und meiner Frau, ſo bald ſie hier iſt — ſo ganz hingeworfen, eine Spazierfahrt in's Bois de Boulogne — in den Mittagsſtunden vorſchlägſt — ſo würden wir es annehmen.

Saint Elme.

Nun, da wärſt Du noch nicht weit!

Denneville.

Warte nur, warte nur! — Im Augenblicke, wo wir eben abfahren wollten, würde ich plötzlich eine höchſt nothwendige Arbeit vorfinden — das hat ein Bankier immer in ſeiner Gewalt. — Da müßte ich denn nun natürlich zu Hauſe bleiben, was mir eben ſo natürlich ſehr unangenehm ſeyn würde — aber die Pferde ſind einmal angeſpannt; meine Frau ſoll ſich dadurch nicht abhalten laſſen — und Du würdeſt dann die Güte haben, mit ihr zu fahren.

Saint Elme.

Aber, lieber Freund —

Denneville.

Du müßtest denn lieber ſchon Deinen Prinzen von Wallis beſteigen, und meine Frau als ecuyer cavalcadour begleiten wollen.

Saint Elme.

Aber, bedenke doch — die Schicklichkeit — die Moral —

Denneville.

Ei, eben um der Moral willen geſchieht es ja! Ich vermeide ja dadurch alles Aufſehn, allen Skandal, und das ganze Rendezvous geht ſo ruhig und friedlich ab, wie etwas in der Welt. — Glaube mir, es geſchieht in der allerreinſten Abſicht, und ich verſpreche Dir, daß ich Dir auch einmal Gleiches mit Gleichem vergelten will, ſobald Du nur erſt verheirathet ſeyn wirſt.

Saint Elme.

Wenn Du es nun einmal durchaus ſo haben willſt —

Denneville.

Ei, ich verlange noch mehr von Dir — noch einen weit größern Dienſt. — Du gehſt doch wohl heut' Abend auf den Ball zu der Frau von Merteuil, der Tante meiner Frau?

Saint Elme.

Ich bin eingeladen.

Denneville.

Du weißt auch, daß ich ſeit dem neuen Jahre ganz mit ihr zerfallen bin.

Saint Elme.

Das wundert mich eben — eine ſo liebenswürdige Frau, von ſo vielen Verdienſten!

Denneville.

Die ſind ihr gar nicht abzuſtreiten. — Die trefflichſten, edelſten Grundſätze — ein's der anſtändigſten Häuſer für eine junge Frau. — Aber ich mußte zweimal die Woche dorthin gehen — das war unausſtehlich langweilig; — dagegen jetzt, wo ich mich mit ihr brouillirt habe, hindere ich meine Frau nicht im geringſten, ihre Tante, ihre zweite Mutter ſo oft zu beſuchen, als ſie nur immer will. — O! da bin ich viel zu billig dazu. Ich fod're ſogar von ihr, daß ſie alle Montage und Freitage hingeht, gerade die Opernage — und ſtatt zweier langweiliger Abende gewinne ich dadurch zwei köſtliche freie.

Saint Elme.

Das iſt nicht übel kalkulirt.

pfindung recht eingenommen! Denn er ist sehr schön.

Ich höre, Sie wünschen die Welt zu sehen, Herr Vogel. Ich könnte Sie nach Hamburg, dann nach London senden. Nach Livorno kämen Sie auch und nach Cadir. Für einen jungen Menschen schöne Namen, fast so schön wie der Ruhm! Auch hängen Kränze des Ruhms auf diesen Reisen, wenn Sie wollen, wenn Sie die Menschen kennen lernen, ihre Gewerbe, ihr Treiben, ihre Sprachen, ihre Leidenschaften. Sie haben gelehrte Vorkenntnisse, höre ich, die dem Kaufmann gewöhnlich fehlen. Auch hängen auf Ihrer Bahn die goldenen Kränze des Reichthumes, auch nicht zu verschmähen.

Er seufzte. Er hätte sie gern sogleich gehabt, der arme Junge.

Er sah mich groß und verlangend an, und doch wars, als schlüge er den Blick schon rückwärts nach Lieschen: Herr Wendeler wird Ihnen ohne Zweifel gesagt haben, daß meine Mutter —

Für die ist gesorgt. Sie dürfen bestimmen, wie viel ihr von Ihrem Gehalte auf die ersten drei Jahre versichert werden soll.

Aber mein Geschäft? Herr Wendeler ist so gütig, viel, zu viel von mir zu glauben.

Ich setzte ihm sein Geschäft vorerst aus einan-

Denneville.

Nicht wahr? — Nun hole ich ſie zwar alle Abende noch im Wagen dort ab — aber heute — heute würde mich das etwas geniren — Du verſtehſt ſchon?

Saint Elme.

Vollkommen.

Denneville.

Wenn Du heute alſo ihren Chevalier vorſtellen wollteſt — ſie nach Haus bringen —

Saint Elme.

Aber nimm mir es nicht übel, Du biſponirſt da ſo über mich, als ob — ich kann ja auch meine kleinen Plänchen haben.

Denneville.

Das iſt ein Freundſchaftsdienſt — das einzige Mittel, damit meine gute Frau nicht das geringſte merkt — denn wahrhaftig — die arme Caroline! ich wär' außer mir, wenn ihr eine ſolche Kleinigkeit das geringſte Mißvergnügen verurſachen, auch nur im mindeſten ihre Ruhe ſtören könnte! — Ja, wenn ich befürchten müßte, daß ſie je etwas von dieſem kleinen Abentheuerchen erführe, ſo wär' ich im Stande, auf der Stelle darauf Verzicht zu leiſten.

Saint Elme. [ſchnell.]

Wohin denkſt Du!

Denneville.

Ja, lieber Freund, das ſage ich Dir, meine Frau geht mir doch allen andern vor! [lächelnd] Aber ſchade wär' es bei alle dem! — Die kleine Zilia iſt ſo allerliebſt — ſo pikant — ſo hübſch — freilich weit weniger hübſch als meine Frau, das muß ich zugeben, aber — es iſt nun einmal ſo eine Kapriçe, eine Idee —

Saint Elme.

Wie Du dergleichen oft haſt.

Denneville.

Dieſe iſt aber jedenfalls die letzte; das ſchwöre ich Dir zu! — Und dann hindert das einen Mann ja gar nicht, ſeine Frau recht herzlich lieb zu haben. — Im Gegentheile! Man vermehrt, man verdoppelt nur noch ſeine Aufmerkſamkeiten, ſeine zarten Rückſichten gegen ſie. Man liebt ſie eben deshalb, weil man ſich eines kleinen Unrechts gegen ſie bewußt iſt, im Grunde des Herzens noch weit inniger, und — wer weiß, ob ich nicht gerade deshalb immer noch in meine Frau recht ſterblich verliebt bin. — Aber, ſo ein Garçon wie Du biſt, verſteht das gar nicht.

Saint Elme.

Da haſt Du vollkommen Recht, und eben deshalb mag ich auch nicht Dein Mitverſchwor'ner ſeyn.

Denneville.

Zum Danke dafür würde ich Dir gelegentlich bei Deinen Gräfinnen und Herzoginnen auch wieder zu Dienſten ſtehn; — denn Du biſt ein merkwürdiger Menſch mit Deinen Liebesabentheuern — Dir liegt gar nichts daran, Dich zu amüſiren, nein, Du brauchſt blos einen alten dreihundertjährigen Adel, und damit Punktum.

Saint Elme.

Was das nun iſt! — Du haſt mir das nun ſchon einmal geſagt — geſtern in Gegenwart Deiner Frau —

Denneville.

Weil es vollkommen wahr iſt — nur aus beſonderer Gnade läſſeſt Du Dich bis zu uns armen Bankiers herab. — Das iſt nicht meine Art. Ich ziehe mir Schönheit, Anmuth, Heiterkeit vor; Du, Titel, Ahnen, Wappen — ich wähle mir meine Liebſchaften aus dem Opernrepertoir, und Du, aus dem Staatskalender — nun, jeder nach ſeinem Geſchmack. Ich table

Dich deshalb auch gar nicht, o nein — aber Deine gar zu große Diskretion tadle ich. — Von mir erfährst Du alles — ich habe kein Geheimniß vor Dir, und Du — Du spielst den Verschwiegenen, den bis an den Hals Zugeknöpften gegen mich, der ich doch Dein Freund und Bankier bin.

Saint Elme.

Da irrst Du Dich. —

Denneville.

O nein, nein, ich kenne Dich darauf — und schon seit einiger Zeit kommst Du mir so traurig vor — so unglücklich — nimmst an gar nichts mehr rechten Antheil — schlägst alle unſ're Parthieen aus — verthust kein Geld mehr — kurz, guter Freund, Du derangirst Dich.

Saint Elme.

Kann seyn — ich liebe, und ohne Hoffnung!

Denneville.

Aus dem Staatskalender?

Saint Elme.

Hm — o ja, mein Freund — eine liebenswürdige Frau — jung, schön, tugendhaft — um so schwerer zu besiegen, da sie weder eine

Sprödе, noch eine Kokette, weder eine Betſchweſter, noch eine Gelehrte, ſondern aufrichtig ihren Pflichten ergeben iſt.

Denneville.

Ei, das iſt bös! — Doch muß es jetzt beſſer mit der Sache gehen, denn ſeit zwei bis drei Tagen drückt Dein Geſicht einige glückliche Fortſchritte aus, die —

Saint Elme.

Ja, die Verhältniſſe haben mir einigen Vorſchub geleiſtet. — Ich darf hoffen, daß man mich mit günſtigern Augen anſieht; — man fängt an, ſich in meiner Geſellſchaft zu gefallen. — Geſtern endlich — geſtern endlich habe ich, durch einen — faſt zärtlichen Blick aufgemuntert, eine Erklärung gewagt.

Denneville.

Mündlich?

Saint Elme.

Nein — nein, das hätte ich mir nie unterſtanden — aber ich habe ihr ein Briefchen zukommen laſſen.

Denneville.

Das ſie angenommen hat?

Saint Elme.

Ja — allerdings.

Denneville.

Bravo! — vortrefflich! — da mußt Du nun raſch vorwärts!

Saint Elme.

Das will ich auch.

Denneville.

Schön, ſchön — benutze Deine Vortheile. [man hört in Carolinens Zimmer mehreremale klingeln.] Das iſt die Klingel im Zimmer meiner Frau. — Sonſt als ich noch Garçon war, hatte ich ein wahres Klingelſtudium bei den Damen gemacht; ich konnte ohne weiteres, auf's bloße Hören die Gemüthsbewegung beſtimmen, in welcher die Klingelnden ſich befanden. O! Das iſt eine Muſik wie jede andre! Preſto, preſto geklingelt, bedeutet daß eine Dame ihren Anzug oder ihre Brillanten will, Dolce, dolce; daß man ein Billet doux fortzuſchicken im Begriff ſteht; forte, forte, wenn die Vernunft böſe geworden iſt und nicht verzeihen kann, und piano, piano, wenn die Zärtlichkeit die Hand zurück hält, die eben nach der Klingel greifen will, [es wird noch einmal ſtärker und heftiger geklingelt.] Siehſt Du — in dieſem Augen-

blicke iſt meine Frau ungeduldig — da muß etwas von der größten Wichtigkeit vorgefallen ſeyn.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Caroline, [aus ihrem Zimmer.]

Caroline [in die Couliſſe.]

Das ſage ich Ihnen, Mamſell, daß Sie noch auf's ſorgfältigſte ſuchen — es kann nicht verloren ſeyn. — Ich hatte es ja noch geſtern Abends in meinem Schlafzimmer, — und bin heute noch nicht daraus weggekommen.

Denneville.

Was haſt Du denn nur?

Caroline.

Ah, Du biſt's? lieber Freund! [wird Saint Elme gewahr, den ſie mit vieler Kälte grüßt.] Herr Graf!

Denneville.

Was iſt Dir denn begegnet?

Caroline.

Nichts — nichts — wahrhaftig gar nichts! — Eine Ungeſchicklichkeit meines Kammermädchens.

Saint Elme.

[der links zu Carolinen ſich ſtellt]

Aber meine Gnädige —

Caroline.

Ein Schnupftuch — das ich geſtern bei'm Nachhauſekommen hingelegt hatte, — und das ſich heut' früh nicht wiederfinden will.

Denneville.

War es denn ſo koſtbar?

Caroline.

Ach nein, das nicht — geſtickt — mit kleinen Spitzen garnirt — aber es beunruhigt mich — es ärgert mich — ich kann's nicht leiden, wenn etwas verloren geht.

Denneville.

Da ſieht man die Ordnungsliebe! — Das nenne ich doch eine ächte Hausfrau!

Caroline.

Ja, mache mir nur Complimente — geſtern Abends war ich recht böſe auf Dich. — Ich war ſo verdrüßlich — ſo verſtimmt — ich wüßte nicht, was ich mit der Laune nicht im Stande geweſen wäre, alles zu thun.

Denneville [lachend.]

Wahrhaftig?

Caroline.

Glücklicherweiſe hat Deine zarte Aufmerkſamkeit von heute früh mich wieder in etwas gut gemacht.

Denneville [erſtaunt.]

Meine Aufmerkſamkeit!?

Caroline.

Nun ja, das allerliebſte Körbchen mit Blumen, das ich heut bey'm Aufſtehen vorgefunden habe.

Denneville [wie oben.]

Ein Körbchen mit —

Caroline.

Wehre Dich nur nicht dagegen! — Du haſt ohnſtreitig daran gedacht, daß morgen mein Geburtstag iſt.

Denneville [bei Seite.]

Alle Wetter!

Caroline.

Und ich danke Dir recht herzlich für dieſes mit ſo wohlthuende Andenken. — Ja, lieber Wilhelm, das macht alles, alles wieder gut, und nur ich allein bin ſtrafbar —

Denneville.

O, meine liebe gute Caroline — ich denke

ja ſtets an Dich — das weißt Du ja — und vorzüglich heut — ich wollte auch ſchon eben — dieſen Vormittag — Dir einen Beweiß davon — aber ich bin es wahrhaftig nicht, der heut' früh —

Caroline.

Wer iſt Dir denn alſo da zuvorgekommen?

Saint Elme [ſich verbeugend.]

Ich, meine Gnädige — ich habe mir dieſe kleine Ueberraſchung erlaubt.

Caroline.

Sie?

Saint Elme.

Konnte ich denn Ihr Wiegenfeſt mit etwas anderm begrüßen als mit Blumen? Friſch entkeimt, ſchienen ſie ganz dem Tage angemeſſen, der auch Ihnen des Daſeyn gab.

Denneville.

Allerliebſt, allerliebſt!

Saint Elme.

Auch Ihre Jugend blüht in gleicher Weiſe,
So ſollten Sie, wo Blüthen ſich vereinen,
Denn bei'm Erwachen meinen,
Sie wären im Familienkreiſe.

der, und er ſagte: es wird wohl ſchwerer ſeyn, als es mir jetzt ſcheint.

Die Beſcheidenheit gefiel mir, ſo wie er mir immer mehr gefiel, je mehr er redete, was ſonſt bei den jungen Herren ſelten iſt. Sie ſollten mit Schweigen recht oft kokettiren.

Aber, armes Lieschen! mußte ich noch wohl ein dutzendmal in mir ſagen.

Ich bat ihn bei mir zu Tiſche, um mit ihm weiter zu reden.

Er gefiel mir ſo ſehr, daß ich ihm über Tiſch die Hand reichte, und ſagte: ich verſpreche Ihnen, mein junger Freund, ich will Ihr Glück machen; obgleich die Verſicherung ein wenig großprahleriſch herauskommt.

Noch weniger weiß, der ſo ſagt, was jeder ſein Glück nennt, ſagte er ſchnell mit der Hand einmal über die Stirn fahrend.

Wir tranken; er trank ſehr wenig, aber es machte ihn doch vertraulicher. Da ſagte ich ihm, auf ſeinem Geſicht läge ein Zug von Kummer. Er erröthete; aber er wachte über ſein Geſicht von nun an, und der Zug verſchwand auf lange. Der Sohn des Kabinetsraths hingegen leugnete zwar den Kummer ab wie Vogel, aber mir ſchien es, als wollte er nun mit dieſem Kummer prun-

Denneville.

Was er da ſo aus dem Stegreiſe für ein hübſches Verschen gemacht hat! — Wahrhaftig, da habe ich ſie gedruckt ſchon viel ſchlechter geleſen! — Das iſt ja ganz charmant! — [zu Carolinen.] Aber, liebe Caroline, darüber brauchſt Du Dich gar nicht zu wundern — Saint Elme iſt die Galanterie ſelbſt — er iſt voll kleiner Aufmerkſamkeiten und Artigkeiten. — Ja, das muß einem angeboren ſeyn, — mir wär' nun ſchon ſo etwas ganz unmöglich.

Caroline.

Sonſt aber doch —

Denneville.

Ja, das iſt wahr, als ich Dir noch die Cour machte — aber ſeit wir Mann und Frau ſind — da iſt das etwas ganz Anderes — aber etwas weit Beſſeres; nicht wahr? — Nun, ſo laß uns doch einmal ſehen, liebe Freundin, was wir heut' anfangen wollen? — Haſt Du etwa ſchon eine Idee?

Caroline.

Ich erwarte Deine Befehle, und wenn Du irgend einen Plan haſt —

Denneville.

Ich, nicht im geringſten. — [leiſe zu Saint Elme.] Jetzt mußt Du kommen.

Saint Elme.

Das Wetter iſt ſo mild — wie wär's denn, wenn wir dieſen Morgen alle drei zuſammen in's Bois de Boulogne führen?

Denneville.

Das iſt ein guter Gedanke — da kann man ſich von den Früharbeiten wieder erholen: — was meinſt Du dazu, Caroline?

Caroline.

Ich bliebe eben ſo gern in der Stadt.

Denneville.

Und warum denn? — Zum Mittageſſen kommen wir wieder — und heut' Abend gehſt Du auf den Ball.

Caroline.

Nun? Du wirſt mich doch begleiten?

Denneville.

Ich möchte es wohl gern, liebes Kind, aber bei den Verhältniſſen, in denen ich zu Deiner Frau Tante ſtehe, möchte es doch etwas ſonderbar erſcheinen — und da ich heut' Abend eine Conferenz wegen eines wichtigen Wechſelgeſchäfts

habe — Du weißt ſchon, Saint Elme, das Geſchäft von dem ich vorhin mit Dir ſprach.

Saint Elme [ernſt.]

Ja, gnädige Frau, ein bedeutendes Handelsgeſchäft, das er wohl in Acht nehmen muß, wegen der anſehnlichen Concurrenz.

Caroline.

Nun meinetwegen — Du haſt zu befehlen.

Denneville.

Biſt Du böſe?

Caroline.

O, ganz und gar nicht — ich bin ja daran gewöhnt. Sonſt freilich war ich gutmüthige Närrin genug, um mich darüber zu betrüben, und wenn der geſtrenge Herr nicht mit mir gehen wollte — zu Hauſe zu bleiben, um mich auszuweinen.

Denneville.

Wie kindiſch!

Caroline.

Ja, das ſagte ich mir endlich auch ſelbſt. Es koſtete mich allerdings einige Mühe einen andern Entſchluß zu faſſen — aber man ſagt, daß vieles Weinen und Kümmern uns häßlich mache' — Ich ſollte es wenigſtens glauben, denn rothe Augen ſehen doch recht abſcheulich aus.

Da befolgte ich denn endlich den guten Rath meines Spiegels, gab mich zufrieden, und weinte nicht mehr. Eine gute Ehefrau, dachte ich mir, muß Leid und Freud mit ihrem Manne theilen; Leid hatteſt Du nicht, wenn Du alſo anderwärts Dir Freude verſchafftеſt, ſo war's ja meine Pflicht, für meinen Theil auch dafür zu ſorgen. Und ſo amüſirte ich mich denn — aus Pflichtgefühl.

Saint Elme.

Das Lächeln ſteht Ihnen allerliebſt, meine Gnädige! — O, wenn Sie nur wüßten, wie hinreißend ſchön, wie zauberiſch Sie bei einem Balle ſind.

Denneville.

Das ſagt auch alle Welt.

Caroline.

Muß denn dieſe Dir es erſt ſagen?

Saint Elme.

Glücklicherweiſe haben ſtatt ſeiner, andre Leute deſto ſchärfre Augen. — Und da ich nun keine Wechſelgeſchäfte habe — und heut' Abend ſo glücklich ſeyn werde, mich auf dem Balle mit Ihnen zu befinden — darf ich da wohl um den erſten Contretanz bitten?

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53192-3
WINKLER,K.G.T. FN. 18563/634

Caroline.

[auf Denneville zeigend.]

Wenn mein Gebieter es erlaubt.

Denneville.

Ob ich's erlaube! — Ich autoriſire Dich ſogar hiermit die Galoppe mit ihr zu tanzen.

Caroline.

Das iſt mir ſehr angenehm. — Ich höre ſo viel von dieſem Tanze reden, und habe ihn den ganzen Winter über noch nicht getanzt.

Saint Elme.

Unmöglich?

Caroline.

Und doch! — Er iſt immer der letzte bei den Bällen, und wir gehen in der Regel ſchon um eilf Uhr nach Hauſe. Mein Herr Gemahl ſchläft gern zeitig.

Denneville.

Das iſt ganz natürlich — ich bin kein groſſer Freund vom Tanzen — vorzüglich von dem Tanze.

Saint Elme.

Sage das nicht, lieber Freund! Das iſt der allerſchönſte, lebendigſte, amüſanteſte Tanz von der Welt — ein wahrer Nationaltanz.

Denneville.

O ja, das begreife ich wohl — das ewige Springen — die Damen die man umfängt und wieder losläßt — das iſt ganz amüſant für Euch jungen Leute — aber für reſpectable Perſonen die nicht mehr tanzen — für die Mama's und Ehemänner iſt das ein großer Unterſchied. [zu Caroline.] Auch erlaube ich Dir es blos mit ihm.

Caroline.

Und weshalb nicht mit Andern auch?

Denneville.

Weshalb? — Weil man dieſen Tanz nur mit vertrauten Freunden tanzen darf, und ſich auf ſeine Leute muß verlaſſen können.

Saint Elme. [lebhaft.]

Er hat Recht — man muß ſich auf ſeinen Tänzer verlaſſen können. — Es iſt doch nichts erbärmlicher, als wenn ſo ein ungeſchickter Tänzer querfeldein rennt — alle Touren ſtört — den ganzen Eindruck verdirbt.

Caroline.

Wenn das iſt, Herr Graf, ſo muß ich fürchten, Ihrer nicht würdig zu ſeyn — denn ich bin noch eine große Anfängerin darinn.

Saint Elme.

O! für die Damen nichts leichter als das. — Man braucht ſich dem Tänzer nur ganz zu überlaſſen — und ich bin überzeugt, daß mit einer einzigen Unterrichtsſtunde —

Caroline.

Sie ſind allzugütig.

Saint Elme.

Ganz und gar nicht. Das iſt ſo jetzt der Gebrauch. — Wenn man Abends tanzen will — probirt man früh erſt. — [zu Denneville, der am Tiſche ſteht.] Nicht wahr?

Denneville.

Allerdings, allerdings! Und wenn der Graf ſo gütig ſeyn will, ſich die Mühe zu geben — [ſetzt ſich an den Tiſch.] ſo nimm's geſchwind an, liebe Caroline, denn es iſt heut' keine Zeit zu verlieren.

Caroline.

Wie? — Ich ſollte —

Saint Elme. [ſchnell.]

Und warum denn nicht? — Ich ſetze zuförderſt voraus, daß Ihnen die erſten Anfangsgründe ſchon bekannt ſind.

Caroline.

Mir? — ich weiß noch gar nichts davon.

Saint Elme.

Deſto beſſer, deſto beſſer! — Alſo von vorn angefangen! — Sie ſetzen alſo Ihren Fuß, dem gegenüberſtehenden Fuße Ihres Tänzers ſtets vor — und ſo wie er wechſelt, wechſeln Sie auch.

Caroline.

Das muß alſo ſeyn?

Saint Elme.

Das iſt durchaus nothwendig.

Denneville.

[der unterdeſſen in einem Journal geblättert hat.]

Nun, wenn er Dir's ſagt, kannſt Du's glauben.

Caroline.

Ich werde mich daran erinnern.

Saint Elme.

Jetzt nun weiter — den Körper mehr geneigt — mehr gebogen. — So! fürchten Sie ſich nur nicht — Ihr Tänzer muß Sie ſchon ſtützen und halten — das iſt ſeine Pflicht, [halblei.] Und eine ſo ſüße.

Caroline.

Herr Graf!

Saint Elme.

Nun Ihre Hand in die meine.

Caroline.

Es wird wohl auch ohne dies gehen.

Saint Elme.

Unmöglich! unmöglich!

Denneville.

[immer am Tiſche, ohne ſich umzuſehn.]
So thue doch, was er Dir ſagt.

Saint Elme.

[fängt an zu tanzen und zu trällern.]
Tra, la, la, la, la, la, — Hier wechſeln wir mit der Hand. — Tra, la, la, la, la, la, [er kommt an Dennevilles Stuhl.] Nimm Dich doch in Acht — Du biſt uns da im Wege.

Denneville.

[rückt den Stuhl zurück.]
Du brauchſt mir es ja nur zu ſagen.

Saint Elme [einhaltend]

Aber tanzen und auch trällern dazu — das iſt unmöglich.

Denneville.

Wenn's weiter nichts iſt — da kann ich helfen — ich will's Orcheſter machen — da bin

ken. Vogel war ein Mann, ob er gleich jünger war, als Schlüter.

Sie lieben vielleicht? und das eben! diese starke Empfindung, stark, je heiliger sie ist.

Er erröthete; aber er leugnete alles ab. Schlüter leugnete auch; aber so, daß ich glauben konnte, was ich wollte. Armes, armes Lieschen! Wie ist dir zu helfen! Denn ich habe es abgeschworen, mich je zwischen Eltern und Kinder zu stecken.

Ich zahlte ihm das Geld für seine Mutter, und für ihn, sich mit Wäsche und Kleidern in Stand zu setzen, und bat ihn, den andern Morgen zu mir zu ziehen. Er bückte sich und ging heim, ohne auf seinem Gesicht nachzuweisen, daß es ihm wehe that, das geliebte Mädchen zu verlassen.

Deinen Wunsch habe ich erfüllt, lieber, guter Kurze. Die arme Frau mit ihren fünf Kindern ist glücklich. O daß unsre Herzen so selten, und Geld so oft beglücken kann, das ist der Beweis, wie arm der Mensch ist!

Damit Du aber die Freude darüber ein paar Tage früher hast, so sende ich dies auf der Post, und fahre morgen fort. Adieu!

ich doch zu etwas gut. [nimmt eine Violine, die in einem Kaſten auf einem Stuhle liegt, und ſpielt nun während Saint Elme und Caroline tanzen, einige Takte der Galoppe.]

Saint Elme.

[zu Caroline, indem ſie tanzen.]

Sehr ſchön, meine Gnädige! — vortrefflich! — bewundernswürdige Anlage!

Caroline. [immer tanzend.]

Finden Sie?

Denneville [ſpielend.]

Er hat ganz recht — das geht prächtig — recht graciös!

Caroline. [noch tanzend.]

Es fängt mir wirklich an zu gefallen.

Saint Elme.

Nicht wahr? — Immer fort, [zu Denneville.] lieber Freund, laß' Dich's nicht verdrießen.

Denneville.

[für ſich, noch ſpielend.]

Aber, alle Wetter! mein Rendezvous! — Es wird immer ſpäter — ich muß mir ſie wahrhaftig vom Halſe ſchaffen.

[er hält inne mit Spielen.]

Saint Elme.
[bleibt auch stehen.]
Warum hältst Du denn inne?

Denneville.
[ihm ein Zeichen gebend.]
Wir müssen uns doch nun wohl zu unsrer Spazierfahrt anschicken.

Saint Elme. [ihn ansehend]
Aha! [zu Carolinen] Allerdings hat er Recht, meine Gnädige! Es wird Zeit an die Toilette zu gehen. Auch sind Sie schon in wenigen Minuten so weit vorgeschritten, daß ich überzeugt bin, die reitzende Schülerin wird heut' Abend den Lehrmeister bei weitem übertreffen.

Caroline.
Nun denn, auf heut' Abend also! Wenn ich Ihnen nur Ehre mache! [geht in ihr Zimmer ab.]

Saint Elme.
Es wird ein Göttergenuß werden! [eilt durch die Mittelthüre ab.]

Denneville. [Beiden nachrufend.]
Kommt nur bald wieder!

Fünfter Auftritt.

Denneville.

[allein. Er legt ſeine Violine wieder in den Kaſten, und ſpricht dabei]

Es geht ganz prächtig! — Meine Frau merkt auch nicht das mindeſte! — Sie werden ohne mich ſpazieren fahren — Zilia wird um drei Uhr kommen — und dann heut' Abend, während ſie auf dem Balle ſind — Allerliebſt, allerliebſt! Dank ſei es dem guten Grafen, da bin ich wieder auf den ganzen Tag mein eig'ner Herr! — Das muß man ſagen, ich habe einen Freund an ihm, einen Freund! — Und doch giebt's Leute, die behaupten wollen, er ſei auf ſeinen Grafentitel und ſeinen alten Adel ſtolz, und mache ſich aus Geſchäftsleuten, wie wir ſind, nichts. [holt ſich einen Stuhl vorn auf's Theater und ſetzt ſich] Er ſich nichts aus mir machen? er, der beſte Junge von der Welt, mein täglicher Geſellſchafter, der nicht leben kann ohne mich; der meiner Frau ſogar Tanzſtunde giebt. — Ich mußte freilich das Orcheſter dazu machen, was nun eben nicht ſehr amüſant war. — Ich bin ganz müde davon geworden. Ja, wenn man das nicht ſo in der Uibung hat! [zieht ſein Taſchentuch heraus] Iſt mir doch

ganz warm davon! [wischt sich ab, und besieht das Tuch alsdann] Was ist denn das? — Batist! — gestickt! — mit Spitzchen besetzt! Das nenne ich mir einen Luxus! [lacht] Aha, jetzt versteh' ich's — das ist das Tuch, das meine Frau in ihrem Schlafzimmer verloren hatte — ohnstreitig habe ich's heut früh bei'm Aufstehen unversehens erwischt. — Und das arme Kammermädchen hat nun meinetwegen die Scheltworte bekommen! — Dem unschuldigen Dinge muß ich eine eclatante Satisfaction verschaffen. [entfaltet das Tuch] Man muß doch nicht umsonst und um nichts, wie ein zweiter Othello — aber, apropos von Othello! — Was ist denn das da? [steht auf] In dieser Ecke ein eingeknüpftes Papierchen! Laßt doch sehn. [er macht den Knoten auf, nimmt das Papierchen und öffnet es] Alle Wetter! Saint Elme's Hand! [liest] „Gnade, gnädige Frau! Gnade für einen Unglücklichen — der aus Liebe und Verzweiflung stirbt" — An wen zum Henker, sind denn diese schauerlichen Redensarten? — „Haben Sie denn kein Erbarmen mit meinen Qualen? — Ca — Caroline!" — Was? — Caroline! — An meine Frau! — Und ich war sein Narr — mich hat er betrogen, verrathen! — Das also die Freundschaft die ich so

hoch ſtellte! — Das ſoll Ihnen theuer zu ſtehen kommen, mein Herr Graf — und noch dieſen Morgen Ihr Leben oder das meine! — [innehaltend] Woran denk' ich? — Einen öffentlichen Auftritt, der die Ehre meiner Frau verletzte — meine Schande preisgäbe — ja, dieſe ſelbſt noch bezeugte! — nein, das hieße mich ja in den Augen von ganz Paris entehren — die guten Pariſer, die es ohnedies ſo gern ſehen, wenn uns reichen Kaufleuten etwas Menſchliches begegnet. — Nein, das Vergnügen ſollen ſie nicht haben. [ſetzt ſich wieder] Es iſt beſſer, ohne alle weit're Erklärung ihn nicht mehr ſehen, ihn aus meinem Hauſe verweiſen. — Aber wenn er liebt — und wenn er wieder geliebt wird! — dann werden ſie ſich ſchon auch außer dem Hauſe zuſammenzufinden wiſſen. — Die Hinderniſſe werden ihre gegenſeitige Zuneigung nur noch mehr anflammen! — Nein, nein, das iſt nicht möglich! — Caroline liebt ihn noch nicht. Selbſt dieſes Billet beweißt es. — Beklagt er ſich denn nicht darinn über ihre Härte, ihre Grauſamkeit?! — Ja, recht gut; aber ſo fangen immer alle ſolche Geſchichten an, und was er mir noch heut früh erzählte — [ſteht auf] dieſe Blicke, die ſchon ſanfter, ſchon zärtlicher geworden ſeyn ſollten —

und der Brief, den sie gestern Abends von ihm angenommen hat — denn angenommen hat sie ihn doch, das ist nicht abzuläugnen; — freilich geschah es in einem Anfalle von Verdruß über mich! — Jetzt fällt mir's wieder ein! ich hatte eben ein wenig ihre Eifersucht gereizt, sie durch Vernachlässigung gekränkt! — Aber heut frühe hätte sie mir es doch sagen sollen — sie hat nicht ein Wort erwähnt von dieser Liebeserklärung — wenn sie ihn also noch nicht liebt, ist sie doch vielleicht schon nahe daran. — [nach kurzem Nachdenken] Und wer ist daran Schuld? — Wie habe ich es nur so weit kommen lassen? — Denn im Grunde liebe ich doch meine Frau herzlich — sie ist meine erste und einzige wahre Liebe — ich bin überzeugt, daß ich ohne sie niemals glücklich seyn, ihren Verlust nicht überleben würde! — Und doch handelte ich ganz so, als ob ich sie nicht liebte — ich zog ihr Frauen vor, die in jeder Hinsicht so weit unter ihr standen — Gervault hatte recht heut früh — ich vernachlässigte meine Geschäfte, ich senkte mich in der öffentlichen Meinung herab. — Nein, nein, das darf nicht mehr so seyn, — es muß anders werden! — Ich muß als Mann, als rechtschaffener Mann handeln: — Nur mit meinen An-

gelegenheiten, meinem Vermögen will ich mich beſchäftigen — und mit meiner Frau — dann wird ſich meine Frau auch mit niemanden anderm als mit mir beſchäftigen. — Alle Wetter! ſie hat mich doch ſonſt geliebt! — Ich gefiel ihr, ich trug den Sieg über alle meine Nebenbuhler davon! — Ja, aber damals war ich auch noch zärtlich, aufmerkſam, galant, ſtets von guter Laune, ſtets ihrer Meinung — mit einem Worte, ich that damals noch alles das, was Saint Elme jetzt thut — ich machte ihr den Hof. Das iſt nun freilich ſchwer, wenn man ſchon zwei Jahre lang verheirathet iſt: — aber, ſei es d'rum; es giebt kein and'res Mittel, ihre Liebe mir wieder zu erwerben; und da jetzt ein Nebenbuhler ſich vorfindet, ſo will ich denn — ohne Murren, ohne mich zu ärgern, ohne böſe zu werden — denn ſonſt glaubten die Leute, ich ſei eiferſüchtig — mit ihm an Artigkeit, Galanterie, Aufmerkſamkeit, Zartheit, Zuvorkommenheit wettweifern, und wir wollen dann doch einmal ſehen, wer den Sieg davon tragen wird, der Liebhaber oder der Ehemann. — Er hat freilich mancherlei Vortheile vor mir voraus — ſeine frühern Triumphe, ſeine Freiheit, ſeinen Ruhm: aber ich — ich fechte ja für den eignen Heerd, und einem ſel-

chen Kampfe soll der Himmel ja stets Sieg verleihn. — Der verwünschte Saint Elme dachte aber auch an alles, und ich — an nichts! Diese Blumen, die er ihr heut früh geschickt hat, das war gar nicht übel — das neue Liedchen, um das sie mich drei bis viermal gebeten hatte, und das er ihr gestern brachte — nicht übel; sehr geschickt! — Sie hat die neu'ste Musik gern; nun gut, ich will ihr Cavatinen und Romanzen in Menge bringen; ich will ihr welche dedizíren — ja, ich will sogar selbst welche machen, wenn's seyn muß. — Sonst habe ich manches Liedchen an sie gedichtet, — ich kann es ja wohl auch noch. — Heut' ist gerade der Jahrestag unsrer Hochzeit — das paßt ganz vortrefflich — sie hatte nicht daran gedacht, ich auch nicht — das ist einerlei — es bleibt doch immer eine ganz vortreffliche Gelegenheit — also frisch an's Werk.

[setzt sich, um zu dichten.]

O Tag der Lust! — Tag dessen Angedenken — [sich unterbrechend] Aber, alle Wetter! — ich muß mich ja anziehn! — Saint Elme wird gewiß in dem allerneusten und geschmackvollsten Anzuge kommen — ja, der hält auf so etwas, während wir Männer es freilich darinn nicht mehr so genau nehmen — das ist falsch, da thun wir

uns ſelbſt den größten Schaden, denn weil man uns alle Tage angreift, müſſen wir doch auch alle Tage gehörig gerüſtet ſeyn. [klingelt] Heda! Felix! — [wieder nach Verſen ſinnend]

„O Tag der Luſt! Tag deſſen Angedenken!“

[ſtärker rufend] He! kommt denn niemand, wenn ich rufe?

Sechſter Auftritt.

Denneville. Gervault.

Gervault.

[kommt durch die Thüre links am Kamine.]

Was giebt's denn nur?

Denneville.

Was es giebt? Alle Wetter! ich warte ſchon ſeit einer Viertelſtunde. — Wo ſteckt denn nur der Kammerdiener, der Felix?

Gervault.

Ich habe ihn eben ausgehn ſehn.

Denneville.

Ausgehn! Ohne daß ich noch angekleidet bin! Und wo gieng er denn hin?

Gervault.

Das weiß ich nicht. — Er führte die Clementine, die kleine Nähterin von Madame.

Denneville.

Mit der — Arm in Arm! Er, ein verheiratheter Mann!

Gervault.

Bedenken Sie aber doch nur — das böſe Beiſpiel.

Denneville.

Ich jage ihn fort.

Gervault.

Das würde ſich nicht der Mühe verlohnen — ich will Ihnen lieber holen, was Sie brauchen.

Denneville.

Nein, nein, das kann ich nicht zugeben.

Gervault.

Laſſen Sie mich nur machen. [geht in's Kabinet, und holt Dennevilles Rock] Hier iſt Ihr Frack.

Denneville.

[zieht ihn an, indem er mehreremale für ſich wiederholt]

„O Tag der Luſt — Tag deſſen Angedenken —"

[ſieht ſich im Spiegel] Pfui, was das für ein Rock iſt — ein Schnitt, wie er vor einem halben Jahre Mode war — jetzt, wo ich das allerneuſte brauche.

Lieschen an Kurze.

Ach, mein lieber Herr Vormund, nun ist alles schon schrecklich vorbei. Ich habe Ihnen doch geschrieben, denk' ich, wie es mit dem jungen Menschen drüben und mir gekommen, wie er glaubt, ich wäre die Braut meines Kusins, und wie ich so geduldig und so blaß am Fenster stand, und er niemals.

Nun denken Sie, da kommt Wendeler, wieder feuerroth vor Freude, und schwenkt den Hut, und ruft trara! trara!

Ich sah ihn so freundlich an: ich denke, er wird uns sagen, daß mein Oheim nicht kommt.

Denken Sie, er ruft: der da drüben, und die gute Mutter sind Gottlob! auch geborgen.

Ich konnte kaum athmen, so horchte ich.

Der gute Junge geht im Dienst eines großen englischen Handelshauses erst nach Hamburg, dann nach London, dann nach Spanien. Nun hat er seinen Wunsch erreicht, und für die Mutter ist gesorgt. Da wurde mir, als hörte ich laut schreien, und wußte nicht wo, als brauseten große Wellen um mich, als finge ich an zu versinken ins dunkle, und da ich wieder erwachte, lag ich auf dem Bette, und meine Mutter rang weinend die Hände, und Herr

Gervault.

Sind Sie denn auf einmal darin ſo eigenſinnig geworden? — Sie gaben ja ſonſt gar nicht auf ſo etwas Acht.

Denneville.

Ei, lieber Freund, jetzt handelt's ſich auch darum zu gefallen — und das noch dazu meiner Frau!

Gervault.

Wahrhaftig!

Denneville. [immer noch ſtudirend]

„O Tag der Luſt — — —"

Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich jetzt mich nicht mit Ihnen unterhalten kann — denn ich muß eben Verſe für meine Frau machen.

Gervault.

Verſe! — Das iſt ja gar nicht zu glauben!

Denneville.

Es wird mir auch verwünſcht ſauer! — Die Teufelsdinger wollen nicht fließen.

„O Tag der Luſt — Tag deſſen Angedenken —"

[ſetzt ſich an den Tiſch und ſchreibt, während er ſpricht]

„Mit ſanftem Glück —"

Nun wird's werden.

„Mit sanftem Glück das treue Herz erfüllt."

Schön — das treue Herz — das ist charmant! [sinnt wieder] „Tag dessen Angedenken" — Angedenken — [zu Gervault] Wissen Sie nicht einen Reim auf Denken?

Gervault.

Wechselbänken.

Denneville.

Lieber gar Wechselbälgen! — Halt! — da hab' ich's.

„Du, der mit süßer Liebe Weihgeschenken! —"

Ja, heute früh, das Billetchen! Ein schönes Geschenk!

„Süßer Liebe Weihgeschenken,

„Mir jeden Wunsch und jede Sehnsucht stillt."

Ach, Gottlob! da sind schon vier Verse fertig — aber ich habe fast Blut dabei geschwitzt.

Gervault.

[seine heftigen Bewegungen beobachtend]

Ich weiß es nicht, wie es die andern Poeten machen, aber was Ihre Verse betrifft, so ist's nicht abzustreiten, daß Sie selbige auf eine furiöse Art und Weise herausbringen.

Denneville.

Ich höre meine Frau kommen. — Gehen Sie jetzt.

Gervault.

Reden Sie aber nur in Prosa mit ihr, sonst fürchtet sie sich. [ab.]

Denneville.

Jetzt gilts! fein auf der Huth!

Siebenter Auftritt.

Denneville. [am Tisch sitzend.] Caroline.

Caroline.

[sehr schön zum Ausfahren gekleidet, kommt aus ihrem Zimmer, und betrachtet sich bei'm Hereintreten in den Spiegel.] Nun, da bin ich fertig! — ich habe mich eben nicht sehr beeilt, weil ich den Herrn Gemahl schon kenne. — Dieselben haben die edle Gewohnheit an sich, mich immer noch ein Stündchen warten zu lassen.

Denneville.

[bei Seite, ihr den Rücken zuwendend und schreibend.]

Schönes Vorurtheil, in dem wir stehen! — Ja, so denkt man über uns, und doch bin ich noch eher fertig als der — [sucht nach dem Ausdrucke] als der andre.

Caroline.

[die ſich während der Zeit im Spiegel beſehn hat.]

Ich dächte, das Kleid ſtünde mir recht gut. — Um ſo beſſer für mich und Saint Elme, der einer unſerer erſten Elegants iſt — denn was den Herrn Gemahl betrifft — dem iſt das gewaltig gleichgültig.

Denneville.

[macht eine Bewegung der Ungeduld.]

Caroline. [ſieht ſich um.]

Ach, da iſt er ja! [laut] Mein geſtrenger Herr! — Nun? — Er hört mich nicht! — Wie ämſig er iſt! [ſieht ihn deklamiren] Mein Himmel! — was treibt er denn da? — er macht doch nicht etwa gar Verſe?! — ein Bankier und Verſe! — die möchte ich doch ſehn — und wenn ich ſo — ohne ihn zu ſtören — ihm ein wenig über die Achſel — [ſie nähert ſich leiſe, während Denneville ſie verſtohlen beobachtet, und zu ſchreiben fortfährt.]

Denneville. [für ſich.]

Sie kommt! Sie kommt!

Caroline.

[in ſeiner Nähe ihm über die Achſel ſehend.]

Wenn ich nur die Ueberſchrift leſen könnte! — [lieſt] „An meine theure Frau!“

Denneville.

[auffahrend und das Papier verbergend.]

Wie? — Du warſt da?

Caroline.

Und überraſcht Dich das?

Denneville.

O, ganz und gar nicht; denn Du warſt ja ſchon vorher hier bei mir.

Caroline.

Wie? Alſo wirklich? — Die Verſe waren an mich?

Denneville.

Du haſt ſie alſo geleſen? — Ei, ei, wie indiskret!

Caroline.

Das wohl nicht — denn die Aufſchrift lautete ja an mich.

Denneville.

Allerdings — aber ſie mußten doch auch erſt Deiner würdig ſeyn — ſonſt würden ſie das Schickſal aller der andern getheilt haben, die ich ſämmtlich im Augenblicke des Entſtehens auch wieder vernichtet habe.

Caroline.

Wie? Das ſind nicht die erſten?

Denneville.

Nein, wahrhaftig nicht! — Faſt alle Tage nach der Börſe. — O! wenn ich ſie aufgehoben hätte, wären's ganze Bände voll.

Caroline.

Und ich kannte noch kein einziges Gedicht?

Denneville.

Du ſollteſt auch kein's kennen lernen — dazu habe ich zu viel Eigenliebe — Du begreifſt ſelbſt — Verſe an ſeine Frau — Eheſtandspoeſieen — alle Leute würden das allzu romantiſch, wollte ſagen, allzu lächerlich finden.

Caroline.

Ich nicht — ich gewiß nicht! — und ſo bitte ich denn wenigſtens um dieſe hier.

Denneville.

Nun meinetwegen — ſo bald ſie fertig ſind — denn bei Dir hält es ſo ſchwer, Dir eine Ueberraſchung zu machen.

Caroline.

Glaubſt Du wirklich? — Und doch iſt es ſchon eine, daß ich ſehe, daß Du an mich denkſt.

Denneville. [ſeufzend.]

Ach Gott ja, das iſt freilich unrecht von mir —

Caroline.

Unrecht?

Denneville.

Ja, und ich ſuche es auch vor aller Welt Augen ſo viel als möglich zu verbergen. — Du behandelſt mich ſo gleichgültig —

Caroline.

Den Vorwurf könnte ich Dir wohl eher machen.

Denneville.

Da würdeſt Du ſehr ungerecht gegen mich ſeyn, denn, wenn ich ſo ſcheine, ſo geſchieht es nur Dir zu gefallen — blos, um es eben ſo zu machen wie Du — um Dich nicht mit meiner Zudringlichkeit zu plagen. Ich habe noch mehr gethan, — ja, ich will Dir es nur geſtehn; ich habe mir Mühe gegeben, mich zu verhärten — ich wollte es dahin bringen, Dich zu vergeſſen, — ſogar eine And're zu lieben.

Caroline.

Wie? mein Herr!

Denneville.

Ich bin einmal im Zuge; ſo ſollſt Du denn auch alles wiſſen. Ja, liebes Kind, ich triebs ſo weit, daß ich mich — in dieſen Tagen —

faſt habe hinreißen laſſen! — Eine ſehr ſchmeichelhafte Eroberung —

Caroline.

Mein Himmel! —

Denneville.

Mein freimüthiges Geſtändniß muß Dir der Beweiß dafür ſeyn, daß ich widerſtanden habe — daß ich dieſe Ideen aufgegeben habe, um Deinetwillen — ja, um Deinetwillen vorzüglich, und dann auch um des armen Saint Elme willen, der, ſo viel ich weiß, in dieſelbe Perſon verliebt iſt.

Caroline. [ergriffen.]

Saint Elme!

Denneville.

Stets ſind mir die Vorrechte der Freundſchaft heilig geweſen. — Es wäre ſo abſcheulich, die Liebe, das Zutrauen eines Freundes zu mißbrauchen.

Caroline.

Und Saint Elme liebte wirklich jene —?

Denneville. [für ſich.]

Er hat's nicht um mich verdient, daß ich ihn ſchone. [laut.] Ja, der, der liebt alle — nicht lange freilich — aber er iſt jung, liebenswürdig,

überall geſucht: wer kann's ihm verdenken? — ich machte es auch nicht viel beſſer, als ich noch Garçon war.

Caroline.

Wie? mein Herr!

Denneville.

Wir waren Kameraden — einer half dem andern ſeine tollen Streiche mit machen. So beſinne ich mich noch unter andern, daß wir, um ſchneller aus der Sache zu kommen, ein Recept für Liebeserklärungen aufgeſetzt hatten — ſo eine Art von Circulair, das für jede Gelegenheit paßte, und das man im Nothfalle hätte lythographiren können.

Caroline.

Das war unedel. —

Denneville.

Abſcheulich — und ich ſchäme mich noch, wenn ich daran denke! Aber es war doch eine große Zeitersparniß. Man brauchte nicht erſt lange ſich auf Ausdrücke zu beſinnen. Ja, ich erinnere mich dieſes Circulairs noch recht wohl, ſo oft haben wir es in Anwendung gebracht. — Warte nur: es fing ſich an: „Gnade, gnädige

Frau," oder „mein Fräulein, oder Mamſell," wie wir es nun ſonſt gerade brauchten, „Gnade für einen Unglücklichen, der aus Liebe und Verzweiflung ſtirbt."

Caroline. [für ſich.]

O mein Gott!

Denneville.

„Haben Sie denn kein Erbarmen mit meinen Qualen" — Hortenſie, oder Gabriele, oder Agathe, oder Athenais, wie nun eben die Auserwählte hieß, — „Leben meiner Seele —"

Caroline.

Halten Sie ein! — O, genug! genug! — es iſt abſcheulich! ſchändlich! Und ich begreife nicht, wie eine Frau ſich durch ſo etwas hat hinreißen laſſen können.

Denneville.

Doch, doch! — es gab ſolche gute Seelen! [bemerkt Saint Elme, der eintritt.] Da kömmt er! — Vortrefflich! Jetzt ſind ſie mit einander entzweit, und nun mag er's nur verſuchen, den Liebenswürdigen zu ſpielen!

Wendeler rieb mir die Schläfe mit Wein. Ich konnte mich anfangs gar nicht besinnen, was mir recht lieb war; denn so konnt ich es ihnen verschweigen, woher es kam. Aber nun that ich, als müßt' ich schlafen, um mich recht ausweinen zu können. Wie mein Herz fiel auf allerlei seltsame Dinge, wie ich ihn halten wollte, daß er nicht davon ginge. Aber das alles ließ sich nicht ausführen, ganz und gar nicht. Aber was von selbst geschehen wird, lieber Herr Vormund, und was auch das Beste ist, was mir begegnen kann: ich werde vor Schmerz sterben. Meine Augen thun mir vom Weinen weh, auf meiner Brust liegt ein schwerer Schmerz, und in meiner Seele eine immer zunehmende Angst. Denn er ist fort! Den andern Morgen trat ich, eh meine Mutter auf war, ans Fenster. Da stand er schon da, und sah herüber, so still, so traurig, als wollt' er sagen: noch bin ich hier, Ungetreue!

Ach, Sie können es mir bezeugen, daß ich ihm immer getreu gewesen bin. Aber er ist fort!

Da mocht' er wohl an meiner Blässe sehen, wie Unrecht er mir gethan hatte. Er riß das Schnupftuch hervor, und trocknete sich heftig die Augen. Aber was hilfts? er ist fort!

Da weint' ich sehr, und noch mehr, da sie seinen Koffer wegtrugen. Und endlich trat er wieder ans Fenster, bückte sich tief — ach, was hilft alles

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Saint Elme.

Saint Elme. [zu Carolinen.]

Hier bin ich zu Ihrem Befehle — und das Wetter unterſtützt uns herrlich. Die Sonne ſcheint ſo warm. — Ich habe auch ſchon ein Dutzend Freunden unſ're Abſicht mitgetheilt, die uns nun Alle in der großen Allee von Longchamps erwarten werden, um uns zu escortiren. Das wird eine köſtliche Cavalkade!

Caroline.

Ich danke ihnen, Herr Graf, für dieſe auſſerordentliche Aufmerkſamkeit; aber ich habe mich anders beſonnen, und werde nun gar nicht ausgehen.

Saint Elme.

Unmöglich!

Denneville.

Wie? liebe Caroline!

Caroline.

Ich werde ganz zu Hauſe bleiben.

Saint Elme. [leis zu Denneville.]

Begreifſt Du das?

Denneville. [zu Saint Elme.]

Laune! Nichts weiter. [für ſich.] Wenn

die Liebhaber alles mit uns Ehemännern theilen wollen, müſſen ſie auch die mit vollem Rechte mit aushalten.

Saint Elme.

Und eine ſo köſtliche Toilette wollten Sie vergebens gemacht haben?

Caroline. [kalt.]

Sie wird nicht vergebens gemacht ſeyn — [mit Liebesblick.] Sie iſt für meinen Mann.

Denneville. [für ſich.]

Wie liebenswürdig! Das bekomme ich ſo par ricochèt!

Saint Elme.

Ei wohl, ei wohl! und das iſt ein Glück, um welches ihn alle Welt beneiden wird. — Aber die glänzende Geſellſchaft — die jungen Männer die uns erwarten?

Caroline.

Schicken Sie ihnen ein Circulair, um ſie davon in Kenntniß zu ſetzen.

Saint Elme. [ſtaunend.]

Ein Circulair!

Caroline. [immer kalt.]

Oder vielleicht wär's noch paſſender und an-

ſtändiger ſelbſt zu ihnen zu eilen — ich halte Sie nicht im mindeſten davon ab.

Denneville. [bei Seite.]

Köſtlich! — der hat ſeinen Abſchied!

Saint Elme. [für ſich.]

Was hat nur dies alles zu bedeuten? [leis zu Denneville.] Sag' mir nur, was Deine Frau hat? — es kommt mir vor, als ſchicke ſie mich fort?

Denneville.

Ja, gerade ſo kommt mir's auch vor. — — Ich ſehe, daß Dich das kränkt.

Saint Elme.

[mit zuverſichtlichem Tone.]

O! ganz und gar nicht.

Denneville. [unruhig.]

Wie denn ſo? Warum denn nicht?

Saint Elme.

Weil ein ſo ſchneller Wechſel von Urſachen herkommt, die wir nicht kennen, — und die, wenn ſie nur einmal in's Klare gebracht worden ſind, zu unſerm Vortheile ausſchlagen müſſen.

Denneville. [für ſich.]

Alle Wetter!

Saint Elme.

Sey nur ganz ruhig — ich werde bald alles das wieder in Ordnung gebracht haben — — die erste beste Gelegenheit benutze ich — —

Denneville.

[für sich, voll Zorn.]

Da soll er's klug anfangen müssen, um die zu finden — denn ich lasse ihn und sie nun nicht mehr aus den Augen — — ich will's schon zu verhindern wissen, daß sie sich von jetzt an nicht allein mehr sprechen, und keine Erklärung mit einander haben können.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Gervault.

Gervault.

[kommt aus der Mitte rechts mit verlegener Miene zu Denneville.]

Herr Denneville! — Es ist Jemand in Ihrem Kabinet, der Sie zu sprechen wünscht.

Denneville.

Ich bin nicht zu Hause.

Gervault.

Das habe ich auch schon gesagt — aber die Person — [halblei.] es ist eine Dame —

[laut.] behauptet, daß Sie auf den Beſuch rechneten — und will warten.

Denneville [für ſich.]

Alle Wetter! — Das iſt Zilia! — Wenn meine Frau erführe! —

Saint Elme [halbleis.]

Sey ohne Sorge. [laut.] Nun, Freund! laß' Dich nicht abhalten — Geſchäfte gehen allem andern vor — Du mußt doch ſehn, wer es iſt — ich will unterdeſſen Deiner Frau Geſellſchaft leiſten.

Denneville.

Bewahre!

Saint Elme.

Und warum Dich denn geniren? Du wirſt doch mit mir keine Umſtände machen? — Wenn wir noch in's Bois de Boulogne führen, nun ja, dann — da aber Deine Frau zu Hauſe bleiben will, ſo paßt ſich ja das ganz vortrefflich —

Denneville.

Nein, wahrhaftig — ich kann nicht — will nicht —

Saint Elme.

[nahe bei ihm, leis.]

Aber, ſo nimm Dich doch zuſammen — Du biſt ſo ganz aus der Contenance —

Denneville [für ſich.]

Was ſoll ich thun?

Caroline.

Was beſinnſt Du Dich denn da lange? ſo laß doch die Perſon hier zu uns in den Saal heraufkommen! Das iſt ja das allereinfachſte.

Gervault.

[will gehn.]

Denneville [ſchnell.]

Nein, nein — durchaus nicht — das würde ſich gar nicht ſchicken. — Es betrifft Geſchäfte, die niemand wiſſen darf, als ich.

Gervault.

[geht ab.]

Caroline.

Nun, ſo geh!

Saint Elme.

Das habe ich ihm auch ſchon geſagt.

Denneville.

[bei Seite, und außer ſich, indem er bald

die eine bald den andern anſieht.] Ja, ja — da werde ich ſie am ſchnellſten abfertigen können — es wird nicht lange dauern — das ſoll mir eine Lehre ſeyn! — Um eines augenblicklichen Selbſtvergeſſenswillen — ſich der Gefahr ausſetzen —

Saint Elme.

So geh' doch aber, lieber Freund — geh' doch!

Denneville. [für ſich.]

Nun ſchickt er mich, fort! — [laut.] Ja, ich gehe, — aber ich bin im Augenblicke wieder da.

[läuft im Hintergrunde links ab.]

Zehnter Auftritt.

Caroline. Saint Elme.

Saint Elme. [für ſich.]

Er geht! — dieſe Minuten muß ich benutzen. [zu Carolinen.] Gnädige Frau! Vergönnen Sie mir nur einen Augenblick Gehör!

Caroline.

Ich vermag es nicht.

Saint Elme.

Ich beſchwöre Sie darum! — Kein Wort

von einer Leidenschaft, die Ihnen mißfällt, die Ihnen verhaßt ist, aber alles liegt mir an Ihrer Achtung, Ihrer Freundschaft! Um dieser willen muß ich mich rechtfertigen.

Caroline.

Sie bedürfen dessen gar nicht.

Saint Elme.

Und doch! gnädige Frau! — Ihr Empfang hat mir das bewiesen. — Was habe ich gethan? — Worinn besteht mein Verbrechen?

Caroline.

Das fragen Sie mich? — Zwar wollte ich Sie gestern Abends schonen, und Ihnen nicht vor allen Anwesenden — vor meinem Manne — das Billet zurückgeben, das Sie die Kühnheit besaßen —

Saint Elme.

Gnädige Frau!

Caroline.

Aber nun bin ich Ihnen eine Antwort darauf schuldig, und diese sollen Sie in wenigen Worten erhalten. Jedermann findet Sie sehr liebenswürdig — in meinen Augen aber geht dieses Verdienst verloren — und ich werde daher nicht so glücklich seyn, die Zahl Ihrer Eroberungen zu vermehren.

Saint Elme.

Meiner Eroberungen! — Wer hat Ihnen das gesagt?

Caroline.

Personen, welche Sie sehr gut kennen — intime Freunde —

Saint Elme.

Ohnstreitig Ihr Mann?

Caroline.

Ich nenne niemand — aber wenn dem nun auch so wäre? — hab' ich nicht mit vollstem Rechte auf ihn das größte Vertrauen zu setzen? und ich glaube wenigstens nicht zweckmäßiger handeln zu können, als ihn zu meinem Führer anzunehmen und seinem Rathe zu folgen.

Saint Elme.

O, allerdings! — Es giebt eine Menge Leute, die außerordentlich stark im Rathgeben sind, und doch vielleicht sehr verlegen seyn würden, wenn sie ihren guten Rath selbst in Ausübung bringen sollten.

Caroline.

Was wollen Sie damit sagen?

Saint Elme.

Nichts, gar nichts, gnädige Frau! — Es

scheint mir aber doch, daß Freunde unter einander mehr Nachsicht haben sollten, und es bedünkt mich wenigstens, daß man selbst ohne Tadel seyn muß, ehe man andre anklagen kann.

Caroline.

Das heißt so viel als daß die Person, von welcher Sie sprechen, dieses nicht immer gewesen ist?

Saint Elme.

Das sage ich nicht —

Caroline.

Aber ich — ich weiß es — denn mein Mann hat mir alles vertraut — alles eingestanden.

Saint Elme.

O Himmel!

Caroline.

Und weit entfernt deshalb böse auf ihn zu seyn, liebe ich ihn seitdem noch viel mehr.

Saint Elme. [für sich.]

Alles verloren! — Keine Hoffnung mehr! [laut.] Wie? gnädige Frau! er hat Ihnen alles erzählt?

Caroline.

Ja, Herr Graf.

Wücken? — stürzte zum Hause hinaus, wie ein Sturmwind, sah mich nicht an, und fort war er.

Wenn nun mein Kusin kommt, und er kommt gewiß; denn ein Engländer, der bei dem Oheim gewesen, hat von dem Indischen Oheim alles bestätigt, daß er so reich ist, daß ich seine Erbin seyn soll.

Erbin? Ach, meine arme Mutter weiß nicht, daß er, wenn er reich wäre, mein Erbe seyn würde.

Wenn er nur geblieben; ich denke, lieber Herr Vormund, wenn man so recht unschuldig ist, so muß man bis auf den letzten Augenblick dem Himmel trauen. Hätte er sein kleines Dienstchen erhalten, und mich dazu, ich wüßte nicht, wie er und ich glücklicher hätte seyn wollen: aber da gebt er davon, läßt mich armes Mädchen hier im Elende, in Thränen; aber so sind die Männer! Nun Gottes Engel mögen ihn begleiten, und er mag bald seine Nachbarin drüben vergessen. Ich weiß, ich werde ihn nie vergessen, und keinem andern Mann meine Hand geben. Und dazu helfen Sie mir; denn mein Vater hat mich Ihnen übergeben, daß Sie mein Beschützer seyn sollen Das haben Sie mir ja selbst erzählt, und Versprechen, die man Sterbenden giebt, sind heilig. Ich halte ja ein Versprechen, das ich nicht einmal gegeben habe, ihm treu zu seyn, obgleich er mich verlas-

Saint Elme.

Sein Rendezvous? Sein Souper für heut Abend?

Caroline.

Ein Souper! Ein Rendezvous!

Saint Elme. [ſchnell.]

Mein Gott! das wußten Sie nicht?

Caroline.

Nein, nein!

Saint Elme. [ſchnell.]

Nun, ſo glauben Sie es auch nicht — ich weiß von gar nichts.

Caroline.

Hoffen Sie nicht, mich damit abzufinden. Sie vollenden entweder dieſes Geſtändniß, oder ich muß glauben, Herr Graf, daß Sie meinen Mann haben verläumden — ihn in meinen Augen heimtückiſch herabſetzen wollen.

Saint Elme.

Wie könnten Sie glauben? —

Caroline.

Ich glaube alles — und ſehe Sie in meinem Leben nicht wieder, wenn Sie nicht auf der Stelle bekennen.

Saint Elme.

Großer Gott, was ſoll ich thun?

Caroline.

Hören Sie, Herr Graf: — ich liebte meinen Mann — ich liebe ihn noch, mehr als alles auf der Welt — wenn er mich aber wirklich hintergangen hat — wenn Sie mir den Beweiß dafür geben können — den unumſtößlichen Beweiß —

Saint Elme.

So werden Sie mich nicht mehr aus Ihrer Gegenwart verbannen — werden mir erlauben, Sie wieder zu ſehn?

Caroline. [ungeduldig.]

Dieſer Beweis —

Saint Elme.

Iſt in meinen Händen — ich habe ihn hier — aber es iſt ſo ſchlecht von mir —

Caroline.

Dieſer Beweis —

Saint Elme.

Sie verſprechen mir dann, daß heut' Abend — auf dem Balle — ich allein Ihr Cavalier —

Caroline.

Das wird von Ihnen abhängen.

Saint Elme.

O wie glücklich ich bin! — Aber ſchwören müſſen Sie mir noch, daß das größte Geheimniß —

Caroline.

[die ſich nicht mehr halten kann.]

Den Brief! den Brief!

Saint Elme.

[giebt ihr Denneville's Billet.]

Hier iſt er, gnädige Frau! hier. — Er war an mich gerichtet, und Sie werden gleich daraus ſehen —

Caroline.

Schon gut! ſchon gut! — Ich werde leſen. [lieſt mit gerührter Stimme.] „Mein lieber Saint „Elme!" — Das Datum iſt von heut früh. — „Wenn Du mein engliſches Reitpferd für vier„tauſend Franks haben willſt — ſo iſt es Dein „— denn ich brauche heut' Geld. — Ich habe „einen Brillantenſchmuck zu bezahlen, der für „eine junge ſchöne Frau beſtimmt iſt, die heut' „Abend ſo gütig ſeyn will, mir ein Souper zu „geben." — Ach, das iſt zu viel! — Ich ſterbe!

Saint Elme.

[der an die Thür gegangen war.]

Er kommt!

Caroline.

Still!

[sie bleibt rechts am Tische stehen, Saint Elme in der Mitte des Zimmers.]

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Denneville.

Denneville.

[tritt schnell ein, und geht nach der linken Seite der Bühne; für sich, voll Freude.]

Ich habe sie fortgeschickt — nicht ohne Mühe — aber alles ist abgebrochen, abgebrochen für immer. — Ich hole wieder frey Athem.

Caroline.

[die in tiefen Betrachtungen da stand, blickt jetzt auf Denneville.]

Nun, mein Herr! — dieser wichtige Besuch? —

Denneville.

War viel unbedeutender als ich geglaubt hatte. — Es war ein Correspondent — ein Fremder — den ich fortgeschickt habe.

Caroline.

Schon?

Denneville.

[macht ein Zeichen des Staunens, faßt ſich aber ſchnell wieder.]

Das iſt nicht eben ſchmeichelhaft für mich. — Ich beeilte mich ſo ſehr, um wieder recht bald bey Dir zu ſeyn.

Caroline. [ironiſch.]

O! Du biſt gar zu gütig! — ſo an mein Vergnügen zu denken! — aber Deine Augenblicke ſind ſo koſtbar, daß ich mir die größten Vorwürfe machen müßte, wenn ich Dir ſie rauben wollte.

Denneville.

Und doch glaube ich, ſie in keiner Art beſſer anwenden zu können.

Caroline. [herabwürdigend.]

Das iſt recht artig geſagt — aber fade — und Du weißt, daß ich mir aus Complimenten nichts mache.

Denneville.

Auch ſollte das wahrhaftig kein bloßes Compliment ſeyn. [leis zu Saint Elme.]

Was hat ſie denn?

St. Elme, [eben ſo.]

Eine Laune! Weiter nichts. [für ſich] Jeder nach der Reihe.

Denneville.

Ich hatte heut' das Mittagseſſen zeitig' beſtellt, damit wir nachher um ſo mehr Zeit übrig hätten.

Caroline.

Du warſt wohl ſchon bange, der Abend möchte nicht lang' genug dauern?

Denneville.

Wie meynſt Du das?

Caroline.

Ich? — ich meyne gar nichts. [zu Saint Elme, ſehr freundlich.] Machen der Herr Graf uns das Vergnügen mit uns zu ſpeiſen?

St. Elme.

Leider iſt mir's unmöglich — ich bin ſchon eingeladen.

Denneville, [für ſich.]

Um ſo beſſer — da geht er deſto früher. [zwiſchen Saint Elme und Caroline tretend.] Wenn Du alſo mit in den Speiſeſaal kommen willſt, liebe Freundin!

Caroline.

Es iſt noch zu zeitig — ich habe noch gar keinen Appetit.

Denneville, [ungeduldig.]

Wie? — Du — [ſich faſſend, mit ſanftem Tone.] Wie Du befiehlſt, meine Gute. Wir können noch warten.

Caroline.

Iſt gar nicht nöthig. — Ich werde mich gar nicht mit an den Tiſch ſetzen. — Aber laſſen Sie ſich dadurch nicht abhalten. — Ich will in mein Zimmer gehn, bis es Zeit zum Ball iſt. —

Denneville.

Wohin denkſt Du? — ſchon jetzt!

Caroline.

Um ſo mehr Zeit werde ich für meine Toilette übrig haben. [Saint Elme anſehend.] Denn ich will mich heut einmal recht hübſch machen.

Denneville.

So willſt Du noch auf den Ball?

Caroline.

Kann ich mich denn losmachen? — meine Tante erwartet mich, und Du haſt mir befohlen, hinzugehn. —

Denneville.

Befohlen! — Ich glaubte, Dich gebeten zu haben.

Caroline.

Das wollte ich auch eigentlich sagen, aber die Bitte eines Mannes ist ein Befehl für die Frau.

Denneville.

Und wenn ich Dich nun jetzt — bäte, nicht hinzugehen?

Caroline.

So würde es zu spät seyn; — meine Toilette liegt parat — es ist alles schon bestellt.

Denneville, [für sich.]

Ach! was gehört da für Geduld dazu!

Caroline.

Herr Graf, ich muß Sie auch noch ein wenig zu Rathe ziehn. — Zu was rathen Sie mir — zu meinem Opalschmucke, oder zu dem mit den Saphiren? — Ich verlasse mich da ganz auf Ihren Geschmack.

St. Elme.

O, gnädige Frau — ich —

Caroline.

Nein, nein, das geht Sie an, weil Sie mich ja auf den Ball führen sollen.

Denneville, [für sich.]

Das geht zu weit. [laut und hitzig.] Aber, ich, meine Gnädige, ich will nicht.

Caroline.

Was iſt denn das?

Denneville, [mit ſanfterm Tone.]

Ich will nicht — Dich zwingen — Du kannſt thun, was Du willſt — aber wenn ich Dich nun dahin begleitete — [ſieht auf Saint Elme, für ſich.] Er zittert!

Caroline.

Du? — der nie zu meiner Tante geht — der ſich mit ihr überworfen hat!

Denneville, [für ſich.]

Das iſt ihr nicht gelegen.

Caroline.

Du ſagteſt ja heut morgen noch, daß das ſehr ſonderbar herauskommen würde! — Uiberdies haſt Du Dir auch wohl ohnſtreitig für heut' Abend etwas Anderes vorgenommen — etwas angenehmeres — das Dich abhalten würde. —

Denneville.

[bey Seite, beyde betrachtend.]

Sie ſind mit einander einverſtanden! [laut zu Carolinen.] Was meynſt Du denn, was ich heut' Abends vorhätte?

Caroline.

Ach, was weiß ich's! — Die Männer haben

ja immer so eine Menge Geschäfte, von denen die Frauen nichts erfahren dürfen.

Denneville, [für sich.]

Welcher Gedanke! — Sollte sie Muthmaßungen haben?

Caroline.

Ich sage Dir also jetzt Adieu, für den ganzen Tag! Auf Wiedersehen, Herr Graf. [geht nach ihrem Zimmer zu.]

St. Elme, [ihr nachsprechend.]

Mit Entzücken sehe ich der Stunde entgegen.

Denneville.

[während Saint Elme Carolinen bis an die Thür begleitet.]

Ja, ja! Sie sind einverstanden! Es ist gar kein Zweifel mehr. Er hat alles verrathen! Er hat ihr von Zilia erzählt! — Da er aber keine Beweise in den Händen hat, so — Alle Wetter! — mein Brief an ihn von heute früh! — Wenn er ihr den gezeigt hat, so ist's um mich geschehn! — Wie erfahre ich das nur?

sen hat. Leben Sie wohl. Ich kann vor Thränen nicht mehr schreiben. Wie glücklich hätte ich seyn können! und wie sehr unglücklich bin ich nun!

Wartenborn an Kurze.

Als ein junger Kerl von fünf und zwanzig Jahren mochte ich ein Bursche seyn, wie Vogel, nur nicht halb so blöde. Ich kam von einer Reise zurück, sah ein Mädchen liebreizend und gut, sah sie wieder, liebte sie mit dem ersten Feuer des jungen Herzens und meines, das heißt mit wilder Leidenschaft. Ich dränge mich an das Mädchen, sie läßt sich finden. Sie wird nachdenkend, auf ihrer Stirn hängen Wolken, die Vorboten der Liebe. Der Sturm wilder Leidenschaft reist mich fort, und immer fort. Fasse ich ihre Hand, so zittert sie, sehe ich sie an, so seufzt sie. Meine Schwester, die mein Herz kannte, sieht mich. Sie tritt ernst auf mich zu: was machst du? Mensch! willst du dich verderben? und sie?

Verderben? wie so? lieber mich zerstören.
Sie ist ja deines Freundes Leisers Braut.
Ich stehe erblaßt, zitternd da.
Mensch, was hast du gemacht?

Zwölfter Auftritt.

Denneville. St. Elme.

St. Elme.

[nimmt, nachdem er wieder zurückkommt, von einem Stuhle Hut und Handschuh, zieht sie an, und will gehn.]

Nun, Adieu, Denneville.

Denneville.

[dreht sich um, und erblickt ihn an der Thüre.] Du willst auch schon gehn?

St. Elme.

Ja! Du weißt, daß ich bey'm Minister speise, und ich habe kaum noch Zeit nach Haus zu gehn.

Denneville.

Ach, Du gehst also erst nach Hause! — Höre, da schicke mir doch das Geld — die fünftausend Franks für mein Pferd.

St. Elme, [kommt zurück.]

Was sagst Du da? Fünftausend Franks! Du hast mir's ja für viertausend verkauft.

Denneville, [ruhig.]

Bewahre! für fünftausend.

St. Elme.

Du irrſt Dich wahrhaftig.

Denneville.

Ich verſichere Dich aber, nein!

St. Elme.

Du haſt mir es ja heute früh noch mit eig'ner Hand geſchrieben — und ich kann Dir es gleich beweiſen — [er will in der Taſche ſuchen, hält aber plötzlich inne.]

Denneville, [ſchnell.]

Nun, ſo laſſ' doch jeden Falls ſehen — da können wirs ja geſchrieben leſen.

St. Elme, [unruhig.]

Nein — nein — das bedarf's ja gar nicht — da Du einmal auf fünftauſend beſtehſt —

Denneville.

Ey bewahre — was geſchrieben iſt, iſt geſchrieben — das iſt eine ganz andere Sache — mein Wort werde ich nie zurück nehmen. — Laſſ' nur mein Billet ſehen.

St. Elme, [verlegen.]

Dein Billet!

Denneville.

Du haſt's heut' früh eingeſteckt — da in

Dein Gilet — und da Du kein anderes angezogen haſt —

St. Elme.

Glaubſt Du wirklich? — es kann möglich ſeyn — ich weiß in der That nicht —

Denneville, [für ſich.]

Er hat's nicht mehr! — es iſt in Carolinens Händen.

St. Elme.

Wozu aber am Ende! — Ich verſichere Dir, daß ich mich da ganz auf Dich verlaſſe, — und ſobald Du mir ſagſt, fünftauſend Franks — ſo iſt das hinreichend, und ich ſchicke ſie Dir ſogleich. [geht nach der Thüre.]

Denneville.

Nein, nein — Du kannſt mir ſie ja ſelbſt bringen — dieſen Abend, wenn Du meine Frau abholſt — denn ich habe noch mit Dir zu ſprechen.

St. Elme, [zurückkommend.]

Worüber denn?

Denneville.

Das ſollſt Du ſchon erfahren. — Du biſt ja der Hausfreund — Du mußt ja Alles wiſſen.

St. Elme.

Mit welchem Tone sagst Du mir das? — Was ist Dir nur?

Denneville.

Mir? — nichts! gar nichts! — Auf heut' Abend — mein theurer Freund!

St. Elme, [abgehend.]

Nun denn, auf heut' Abend.

Dreyzehnter Auftritt.

Denneville, [allein.]

Ich hätte mich bald verrathen! — und dann wäre alles verdorben gewesen. — Dahin kann ich immer noch zeitig genug kommen, wenn es mir auf eine andre Art nicht glückt. Bisher war der Krieg ehrlich und offen, wie er nun wohl so in allen bürgerlichen Haushaltungen vorkommt — aber durch Hinterlist Vortheile gewinnen zu wollen, der Frau die Geheimnisse des Mannes zu verrathen, so geradezu gegen das Völkerrecht zu handeln — das kann ihm nicht glücklich ausgehen, und das erhebt meine Hoffnung wieder. — Ich habe ja gerechte Sache! Der Himmel müßte ja sich selbst ins Licht treten, wenn er nicht ei-

nem Manne beyſtehen ſollte, der wieder zum Liebhaber werden will, um ſeine Frau von neuem zu verdienen und zu erobern.

Vierzehnter Auftritt.

Denneville. Gervault. [Ein Bedienter. [der einen Kandelaber bringt, den er auf Dennevilles Büreau ſtellt.]

Denneville.

Ach, Sie ſind's, Gervault! — Was wollen Sie denn?

Gervault.

An's Eſſen erinnern, das ſchon ſeit zwey Uhr auf Sie wartet.

Denneville.

Ich habe nicht Zeit dazu gehabt — ich eſſe nun gar nicht.

Gervault.

Machen Sie etwa noch Verſe?

Denneville.

Warum?

Gervault.

Weil ich immer gehört habe, daß die Dichter auch nicht eſſen.

Denneville.

Sonſt, ja, da haſt Du Recht — aber jetzt, da laſſen ſie ſich's ganz vortrefflich ſchmekken. — Aber, wo iſt denn meine Frau?

Gervault.

Auf ihrem Zimmer mit dem Kammermädchen und der Putzmacherin.

Denneville.

Schon bey der Toilette!

Gervault.

Und was für eine Toilette!

Denneville, [für ſich.]

Und alles das für einen andern! O! wie angenehm es iſt, ſich ſo etwas zu denken!

Gervault.

Ich war zu ihr gegangen, um ſie auch an's Eſſen zu erinnern, aber ſie hat mir gerade ſo geantwortet wie Sie. — Es kommt mir vor, als ob in dem Hauſe gar nicht mehr gegeſſen würde. Das nenne ich eine Oekonomie.

Denneville.

Du liebſt ja dergleichen.

Gervault.

Nicht von der Art.

Dennеville.

Sie hat über dem Vergnügen auf den Ball zu gehn, alles andere vergeſſen — ohnſtreitig war ſie ſehr heiter.

Gervault.

Nicht eben gar zu ſehr. Es ſchien mir im Gegentheil, als ob ihre Miene mit ihrer Toilette geradezu im Widerſpruche ſtünde. Sie hielt ein kleines Briefchen in der Hand, und las es, und las es von Zeit zu Zeit immer wieder.

Dennеville.

Alle Wetter!

Gervault.

Es war mir wahrhaftig, als ob ich Ihre Schriftzüge darauf erkannte. — Ohnſtreitig die Verſe, die Sie auf ſie gemacht haben?

Dennеville.

Ja, — ja, meine Verſe! [für ſich.] Das war mein Brief an Saint Elme! — Der verwünſchte Brief! — Wenn ich nur wüßte, wie ich dem entgegen arbeiten könnte!

Gervault.

Sie war verdrüßlich gegen jedermann. — Alles war ihr nicht recht — das Kammermädchen — die Putzmacherin — das neue Kleid —

der Opalschmuck, der nicht passen wollte — und der ihr abscheulich vorkam.

Denneville.

Wahrhaftig! — wahrhaftig! — nun, warte! warte! [er geht an sein Büreau, öffnet ein Schubfach, nimmt den Schmuck heraus, und giebt ihn Gervault.] Da! trage ihr diesen Schmuck hinein!

Gervault.

Die Brillianten von heut' früh! — Die waren für sie!

Denneville.

Nun freilich! — eine Uiberraschung!

Gervault.

Ach, lieber Herr! — Liebster, bester Herr! Tausendmal bitte ich Sie um Verzeihung wegen dessen, was ich heut' früh Ihnen sagte. — Ich glaubte, die Brillianten da sollten aus dem Hause wandern — und — und Pirouetten machen. [macht Tänzerinnenstellungen nach.]

Denneville.

Was soll denn das heißen?

Gervault.

Wenn ich gewußt hätte! — aber, das ist herrlich, das ist köstlich, das ist ganz vortrefflich.

— Immer geben Sie Ihrer Frau Brillianten — das macht Ihnen Ehre — das macht ihr Vergnügen — und das bleibt hübsch im Hause.

[geht ab.]

Fünfzehnter Auftritt.

Denneville, [allein.]

Was ſie ſagen wird, wenn ſie den Schmuck bekömmt?! — Das iſt der entſcheidende Augenblick! — Wenn blos Zorn, wenn blos augenblicklicher Verdruß ſie gegen mich eingenommen haben, ſo kann ich durch meine Liebe, durch meine Aufmerkſamkeit, meine Treue ihr mein Unrecht vergeſſen machen, meine Fehler verzeihen laſſen — ja vielleicht ſogar meine Unſchuld beweiſen. — Wenn ſie mich noch liebt, ſo werde ich ſie leicht davon überzeugen — ja, ſie wird mir ſelbſt darinn beyſtehn. Wahre Liebe hat ja keinen höhern Wunſch, als ſich ſelbſt zu enttäuſchen. — Aber, wenn ſie mich nicht mehr liebt — wenn ſie mir zu Liebe nicht dieſen Ball aufopfern will — wenn ſie darauf beſteht, mit Saint Elme ihn zu beſuchen — dann, ſelbſt gegen meinen Willen — bin ich genöthigt — Sie kommt! — Ach, wie ſchön ſie ſo iſt!

Sechszehnter Auftritt.

Denneville. Caroline.

Caroline.

[im Ballanzug, mit dem Brillantschmuck in der Hand, schnell eintretend.]

Wie? — ist's denn wahr? hat Gervault Recht? — Der Schmuck, den er mir gebracht hat, kommt er wirklich —?

Denneville, [mit einer Art Vorwurf.]

Von mir! — eine bloße Galanterie — eine kleine Aufmerksamkeit von mir, scheint Dir denn das eine so unmögliche Sache?

Caroline. [verlegen.]

Das nun wohl nicht — aber in den Verhältnissen, in denen wir eben —

Denneville.

Sind das nicht eben die besten dazu? Willst Du denn nicht heut' Abend auf den Ball gehn?

Caroline.

Allerdings — und ich weiß nicht, wie ich Dir dafür gehörig —

Denneville.

Danken soll? — Wenn Du den Schmuck annimmst.

Ich liebe! Ich wußte es nicht! Es ist mit mir vorbei! Auf ewig!

Ich gehe. Ich falle an meines Bruders Brust, packe zusammen, stecke alles Geld ein, was ich finde; unser Erbtheil war eben gezahlt, laufe an die Post, finde einen Wagen, frage: kann ich noch mit? setze mich auf, und fahre ab.

Wohin geht der Wagen? frage ich einen alten Mann, den einzigen Mitreisenden.

Das wissen Sie nicht?

Ich mußte mich retten; wohin es geht, ist mir gleich.

Nach Hamburg.

Der Alte neben mir glaubte, ich entfliehe der Strafe eines Verbrechens. Mein Gesicht mochte ohngefähr wie eines Mörders Gesicht aussehen.

Er sagte mir, was er dachte.

Lieber Herr, sagte ich: ich entfliehe nur mir selbst, keinem andern, einem Verbrechen, aber keiner Strafe.

Er bat mich sanft um Vertrauen.

Sie würden lachen, und mir wurden die Augen voll Verzweiflung stehen.

Er ließ nicht nach, und ich erzählte ihm die Geschichte so kalt, so kurz ich konnte.

Er schwieg; aber er nahm Theil an mir, und immer größern.

Caroline. [zögernd.]

Ich —

Denneville.

Ich bitte Dich darum.

Caroline.

[für sich, indem sie den Schmuck betrachtet.]

Hm — es ist doch wohl möglich, daß er Gewissensbisse — daß er Reue fühlt — man muß auch Nachsicht haben — und wenn das Souper heut' Abend nicht wäre —

Denneville.

Nun? liebe Caroline!

Caroline.

Da Du es einmal so haben willst! [sie stellt sich vor den Spiegel]

Denneville.

Es ist ja mein eigner Vortheil.

Caroline.

Wie denn das?

Denneville.

Wenn Du heut' Abend auf dem Balle — ohne mich — erscheinen wirst, so höre ich schon den Schwarm von Complimenten, die man Dir von allen Seiten macht. Die meisten werden Deinen Reitzen gelten, einige aber doch wohl

auch Deinen Brillanten. Und wenn man denn nun ſo ausrufen wird: wie ſchön ſie doch iſt! wie reizend! wie liebenswürdig! wirſt Du vielleicht manchmal — wenn auch nur unwillkührlich — an mich denken; aber doch an mich denken.

[Während dieſer Rede hat Caroline das Collier angelegt, die Ohrringe eingehängt, und ſo weiter.]

Caroline.

O! deſſen bedarf es gar nicht! [ſeufzend.] Ach! und manchmal im Gegentheile wünſchte man wohl eher vergeſſen zu können — —

Denneville.

Was ſagſt Du da?

Caroline.

Nichts! — [ſich im Spiegel beſehend.] Nun, wie findeſt Du mich?

Denneville.

Ach! nur zu hübſch!

Caroline.

Zu! — Warum?

Denneville.

Weil Du, wie ich Dir ſchon eben ſagte, auf dem Balle von allen Fats und Elegants von ganz Paris umſchwärmt ſeyn wirſt.

Caroline. [ſich ſetzend.]

Ey, das hoffe ich auch.

Denneville.

Ich ſehe es ſchon im Geiſte, wie ſie ſich auf Deine Stuhllehne ſtützen werden.

[er thut daſſelbe.]

Caroline.

Nimm Dich in Acht, daß Du mir nichts zerdrückſt.

Denneville.

Fürchte Dich nicht. — Sehe es ſchon, wie ſie ſich zu Dir hinneigen.

[er thut es.]

Caroline.

Ohngefähr — ſo wie Du jetzt.

Denneville.

Das iſt wahr, und wir könnten wahrhaftig thun, als ob wir auf dem Balle wären.

Caroline.

Recht leicht.

Denneville.

[in der vorigen Stellung.]

Sie werden Dir zuflüſtern, daß Du noch nie ſchöner ausgeſehn haſt, daß ſie noch nie etwas Pikanteres und Anziehenderes geſehen haben.

Caroline.

Wäre denn das wahr?

Denneville.

Allerdings, wenn ich nach mir ſelbſt urtheile. Sie werden hinzufügen, daß in Deinem Anzuge, in dieſem ungezwungenen Putze — ein ausgeſuchter Geſchmack, eine Anmuth herrſcht, die man empfindet, die man erräth, die man aber zum Glück nicht ausſprechen kann, denn ihr größter Reitz iſt der — unergründlich zu ſeyn.

Caroline.

Und Du glaubſt wirklich, daß ſie das ſagen werden?

Denneville.

Daran zweifle ich gar nicht.

Caroline.

Und ich — ich zweifle gar ſehr daran, daß ſie das eben ſo allerliebſt ſagen werden wie Du?

Denneville.

Ah —

Caroline.

Nein, denn weißt Du auch, daß wenn Du es nur willſt, Du höchſt liebenswürdig ſeyn kannſt?

Denneville.

Das iſt ja einer ſelbſt ſo liebenswürdigen Frau gegenüber gar kein Verdienſt.

Caroline.

Nimm Dich in Acht — Du! — und Galanterie!

Denneville.

Nun? ſind wir denn nicht zuſammen jetzt auf dem Balle?

Caroline.

Ach! — ich dachte dabei an ganz and're Zeiten! — Ja, ja, man könnte ſich leicht verlocken laſſen, wenn man ſo zuhörte. — Ich war wahrhaftig ſchon faſt gerührt. —

Denneville.

Nimm Dich in Acht — Du! — und Koketterie!

Caroline.

Nun ſind wir denn jetzt nicht auf dem Balle?

Denneville.

Du haſt mir es gut vergolten: aber Du ſiehſt daraus, wie gefährlich es für eine Ehefrau iſt, auf Bälle zu gehen.

Caroline.

Und Du erkennst daraus die Gefahr für einen Ehemann, nicht darauf zu gehen.

Denneville.

Wenn man nun nicht kann: — wenn man Gründe hat, um zu Hause zu bleiben.

Caroline.

[schnell, indem sie aufsteht.]

Ah so! — Du! Gründe! — und das wagst Du auch, so freimüthig einzugestehn?

Denneville.

Warum denn nicht, und ich hoffe, daß wenn Du sie wüßtest —

Caroline.

[im Tone des Vorwurfs.]

O, Du würdest Dich wohl hüten, sie mir mitzutheilen.

Denneville. [kalt.]

Bewahre; und wenn Du darauf beständest — was ich aber gar nicht glaube — so könnte ich Dir alles eingestehn —

Caroline.

Wenn ich darauf bestünde? — O! so reden Sie doch, mein Herr! Reden Sie doch! — Aber hoffen Sie nicht, mich zu täuschen. — Ich

verlange ein offnes und unumwundenes Bekenntniß und alsdann vielleicht — Nun? angefangen, mein Herr Gemahl.

Denneville.

Horch doch einmal! — Hörst Du nicht einen Wagen? — Man wird Dich abholen.

Caroline.

Ach, mein Gott!

Denneville.

Nein, nein! er fährt vorüber.

Caroline.

Gottlob!

Denneville.

Weißt Du auch, daß Dein Ritter — auf sich warten läßt? — Das ist nicht recht! — Er spielt den Ehemann.

Caroline.

Möglich.

Denneville.

Dann könnte ich vielleicht dagegen den Liebhaber spielen.

Caroline.

Du? — Das ist eine Rolle, die Du schon längst vergessen hast.

Denneville.

Das glaube ja nicht! Das sind nur solche Rollen, die man nicht allein spielen kann — wobei man unterstützt werden muß, — wo jemand dabei seyn muß, der uns versteht — und dieses Glück wird mir nicht zu Theil. — In diesem Augenblicke, zum Beispiel, der die süßesten Erinnerungen in mir weckt, glaube ich Dich zu sehen, wie vor zwei Jahren, an demselben Tage, geputzt wie heut, eben so glänzend wie heut — und eben so schön! Ach, noch tausendmal schöner, denn damals liebtest Du mich — damals schwurst Du mir, mich ewig zu lieben.

Caroline.

O, mein Gott!

Denneville.

Was ist aus Deinen Schwüren geworden — da Du Dich nicht einmal mehr des Tages erinnerst, wo sie ausgesprochen wurden?

Caroline.

Wie? — es ist heut' unser Hochzeittag?

Denneville.

Ja, Caroline, heut' am 5ten Februar vor zwei Jahren — und ich nur allein hatte

daran gedacht! — Um ihn zu feiern, hatte ich ganz insgeheim, und ohne mit jemanden deshalb zu sprechen, Dir diese Uiberraschung zugedacht, — diese Brillanten —

Caroline.

Wär's möglich!

Denneville.

Ich hoffte noch mehr — ich hatte so ein Plänchen mir ausgesonnen — einen Traum — ich wollte zum Andenken an diesen Tag hier zu Hause soupiren — tête à tête mit Dir. . . .

Caroline.

Was hör' ich?!

Denneville.

Wahres häusliches Glück bedarf keiner Zeugen — und ich machte mir eine so reitzende Idee von einem solchen Abend in Gesellschaft einer jungen, schönen Frau — meiner Frau — aber sie geht auf den Ball — sie hat and're Projekte, und alles was ich auch that, hat sie nicht bewegen können, darauf Verzicht zu leisten.

Caroline.

O, mein Wilhelm! theurer, lieber Mann! — Wie bin ich strafbar! — Aber ich will mich selbst dafür bestrafen — Du sollst alles wissen.

Denneville.

Was denn?

Caroline.

Ich will nicht das geringste Geheimniß vor Dir haben — ach! das macht ja gar zu unglückselig! — Nun, so wisse denn, daß man mir gehuldigt, daß man mir den Hof gemacht hat.

Denneville.

Still, still; ich will nichts wissen —

Caroline.

Ach, ich sage Dir es ja gar nicht um Deinetwillen — blos um meiner selbstwillen! — Dein Freund Saint Elme vor allen andern — er liebte mich; aber wahrhaftig, ich war nicht daran Schuld!

Denneville.

[den Kopf schüttelnd.]

Nun, doch nicht etwa ich?

Caroline.

Je nun, wer weiß? — Du wolltest es ja nicht anders! — diese Huldigungen machten nun zwar noch keinen tiefen Eindruck auf mich — aber sie schmeichelten mir doch — und wer weiß, ob nicht einmal —

Sie wollen also die Leidenschaft verreisen? brav!

Verleben. Eine Liebe, die sich verreisen läßt, ist des Postgeldes nicht werth.

Er schwieg wieder einen Tag lang.

Legen Sie den Kanal zwischen sich und ihre Liebe.

Hilft nichts! das Geschick wird das Grab dazwischen legen. Diesseits des Kanals oder jenseits, das ist Eins.

Hm! er schwieg.

Auf der Haide fielen drei Kerle die Post an. Ich war in einem Satze vom Wagen und schlug so kräftig den Dieben nach den Köpfen, daß einer liegen blieb, und die andern beiden davon liefen.

Ich lief dem Wagen nach, der in Galopp davon gefahren war. Ich hatte ein paar tüchtige Löcher im Kopf. Ich stieg wieder auf, nachdem ich dem Postillion seinen Theil Schläge, die ich bekommen hatte, ohne ein Wort zu sagen, richtig ausgezahlt hatte für seine Feigheit.

Wie? fragte der Alte: was that Ihnen der Postillion?

Nichts; aber so viel kam zu seinem Theil, und wenn man kann, muß man zahlen.

Hm! und meinen Theil?

Denneville.

Das verhüte der Himmel!

Caroline.

Ja, man weiß nicht, was einem begegnen kann. — Der Beweis davon iſt der, daß er es geſtern Abends gewagt hat mir eine ſchriftliche Liebeserklärung — —

Denneville.

Ich will nicht hoffen!

Caroline.

Ja, eine förmliche Liebeserklärung. — Ich weiß nicht, wo ich ſie hingethan habe — ich muß ſie verloren haben — ſonſt wollte ich Dir ſie zeigen. — Und da ſieh nur einmal, wie weit einen der Zorn treiben kann — ich, die ich ihn bisher vernachläßigt, ja ſogar mißhandelt hatte — ich war ſo böſe auf Dich — daß ich wahrhaftig nicht weiß — —

Denneville. [für ſich.]

Alle Wetter! Es war die höchſte Zeit.

Caroline.

Das allerſchlechteſte dabei aber war, daß ich Dich unſchuldigerweiſe in ſo böſem Verdachte hatte, und Dir grollte! — Ach, vergieb es mir! Ich habe ſelbſt am meiſten dabei gelitten,

denn immer und immer dachte ich an den abscheulichen Brief, den ich gar nicht wieder von mir legen konnte. Ich wollte ihn sogar auf den Ball mitnehmen! — Da liegt er mir noch wie ein Alp auf der Brust. — [zieht ihn aus dem Busen.] Ach! wie mir nun wieder leicht ist! — Auch unter einem Ballkleide verbirgt sich manchmal drückender Kummer, das habe ich heute recht deutlich erkannt! Drum nimm ihn hin, lieber Wilhelm, nimm ihn!

Denneville.

[den Brief nehmend, für sich.]
Mein Brief an Saint Elme.

Caroline.

Du mußt mir aber selbst zugeben, daß ich leicht irre werden konnte. — Diese Brillanten — dies tête à tête mit einer schönen Frau — ich konnte ja das gar nicht auf mich beziehn, — und da hatte ich denn Dich braven rechtschaffenen Mann im Verdacht, wo ich doch selbst allein schuldig war.

Denneville.

[eine Thräne trocknend.] Arme, herrliche Frau! — [mit Wärme.] Nein, Caroline, nein, Du sollst alles wissen. Ich bin es, ich —

Caroline.

Nun denn, ſo ſind wir es alle Beide, und ſo wollen wir einander gegenſeitig verzeihen. — Daß ich nun nicht auf den Ball gehe, brauche ich Dir doch wohl nicht erſt zu ſagen?

Denneville.

Wirklich?

Caroline.

Ich bleibe hier — zu Hauſe! — Ich will Dich hiermit feierlichſt zum Souper bei mir gebeten haben! — Du wirſt mir es doch nicht abſchlagen? — Auch ſterbe ich wirklich faſt vor Hunger, denn — denke Dir's nur — aus Caprice habe ich gar nicht zu Mittag gegeſſen.

Denneville.

Ich auch nicht.

Caroline.

Nun, da ſiehſt Du, wie einverſtanden wir waren!

Denneville.

Und Deine ſchöne Toilette?

Caroline.

Iſt dann nur für Dich allein beſtimmt geweſen und hat ſomit ihren Zweck vollkommen erfüllt. — Aber jetzt fängt ſie mir ſchon an zur

Last zu werden — ich sehne mich darnach sie wieder abzulegen. Klingle doch meinem Kammermädchen. [Denneville will an der Klingel ziehen, sie hält ihn zurück.] Ach, Du mein Himmel! ich habe ganz vergessen, daß ich ihr für heut Abend Urlaub außer Haus gegeben habe. — Aber ich brauche sie ja wohl gar nicht [sie tritt an den Spiegel.] Lieber Wilhelm! wolltest Du mir wohl die Agraffe da abhesteln?

Denneville. [schnell.]

Mit dem größten Vergnügen! — [innehaltend.] Aber es kommt jemand!

Siebenzehnter Auftritt.

Vorige. Gervault. Dann Saint Elme.

Gervault.

[vom Hintergrunde rechts.]

Der Herr Graf Saint Elme läßt anfragen, ob die gnädige Frau sichtbar wäre?

Denneville.

Allerdings.

Saint Elme.

[tritt, nachdem Gervault geöffnet hat, in großem Ballkostüm ein.]

Meine Gnädigste! Der Wagen wartet unten!

Es iſt die höchſte Zeit, und wir werden alles ſchon verſammelt finden. Der Ball ſoll höchſt glänzend werden, wie ich gehört habe.

Caroline.

Herr Graf! es iſt mir herzlich leid — aber ich bin von dem Balle zurückgekommen — oder vielmehr, ich gehe gar nicht hin.

Saint Elme. [für ſich.]

Verdammt! [laut.] O! ich verſtehe — der Herr Gemahl haben drauf beſtanden —

Caroline.

Ganz und gar nicht — ich ſelbſt habe beſchloſſen, zu Hauſe zu bleiben.

Denneville.

Ja, lieber Saint Elme! wir wollen den Abend en famille zubringen. — Lieber Gervault! Sie ſind wohl ſo gut, und beſtellen, daß man das Souper anrichtet?

Gervault.

Im Speiſeſaale?

Denneville.

Nein — in dem Zimmer meiner lieben Frau! — am Kamine! es iſt da ſo traulich!

Saint Elme. [ſtaunend.]
Souper!

Denneville.
Ich lade Dich nicht ein, lieber Freund — weil es zu bürgerlich für Dich ſeyn würde; — aber vor allem habe ich Dich noch um Verzeihung zu bitten.

Saint Elme.
Mich?

Denneville.
Ja! Du hatteſt Recht vorhin — Ich habe Dir allerdings das Pferd blos für viertauſend Franks verkauft.

Saint Elme.
Wie?

Denneville.
[zeigt ihm ſeinen Brief.]
Sieh nur da ſelbſt — es ſteht wahrhaftig mit deutlichen Buchſtaben darinn.

Saint Elme. [bei Seite.]
Er weiß alles!

Denneville. [gutmüthig.]
Es iſt wirklich zum erſtaunen, wie man ſich täuſchen kann. — Aber in der Welt kömmt

doch am Ende alles darauf an, [mit einem Blicke auf Carolinen] daß man sich wieder zu verständigen weiß.

Saint Elme.

Ich verstehe — und empfehle mich.

Denneville. [leis zu ihm.]

Da Du noch auf den Ball gebeten bist, will ich Dich nicht aufhalten. [laut.] Gervault lassen Sie doch dem Herrn Grafen aus dem Hause leuchten.

Gervault.

[nimmt den Kandelaber, der auf dem Büreau steht.]

Mit dem größten Vergnügen! [bei Seite, auf Saint Elme zeigend.] Die Liebhaber gehn — [auf Denneville und Caroline zeigend.] das Glück aber bleibt — das ist die ächte Hausstandsmoral. — Ich will dann auch zu meiner Alten gehn.

Denneville.

[zu Saint Elme, der an der Thüre rechts im Hintergrunde ist.]

Gute Nacht, lieber Freund!

Saint Elme. [seufzend.]

Gute Nacht!

[Saint Elme tritt vollends durch die Thüre, welche Gervault öffnet, und ihm hinaus leuchtet. Denneville breitet in diesem Augenblicke seiner Frau die Arme entgegen, rufend: „Meine Caroline!“ und sie sinkt mit den Worten: „Mein Wilhelm!“ in dieselben.]

[Der Vorhang fällt.]

Ende.

Yelva,

oder:

die Stumme.

Schauſpiel in zwei Abtheilungen.

Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet

von

Th. Hell. *)

---

*) Die zu dieſem Schauſpiele gehörende Muſik vom Königlich Sächſiſchen Kapellmeiſter Herrn Reißiger, iſt in Partitur bei dem Herausgeber zu erhalten.

Hat der Jüngling für den Greis gern genommen.

Er drückte meine Hand. Und in Hamburg that er mir mit so viel Milde den Antrag, mit ihm nach London zu gehen, daß ich mit ging.

Nach einem Paar Monaten war ich Sohn im Hause, sein Kompagnon in der Handlung.

Alle sechs Monate fragte er: Noch? noch, mein Sohn?

Noch immer!

Ich begleitete ihn nach Jamaika.

Noch?

Noch!

Ich ging nach Kalkutta, nach Quebek, nach China.

Die Wunde im Herzen vernarbte; aber ich konnte kein Mädchen lieben, das in einer fremden Sprache: ich liebe dich! zu mir sagen mußte, und meinen Vater konnte ich nicht verlassen, bis er starb. Er wohnte in Madras.

Ich war sein Erbe; mein Vaterland stund wie eine Himmelserscheinung vor meinen Augen. Ich flog nach Europa, und zitterte, die Frau meines Freundes wieder zu sehen.

Die alte Liebe erwachte nicht; aber alle alten Wunden, was ich entbehrt hatte, den Namen

Perſonen:

Die Gräfin von Ceſanne.
Alfred, ihr Sohn.
Fürſt Tſcherikof, ein vornehmer Ruſſe.
Feodora, ſeine Couſine.
Melva, eine junge Waiſe.
Gertrud Dutilleul, ihre Erzieherin.
Kaluga, ein Koſak.
Nebenperſonen.

Der erſte Akt ſpielt in Paris, der zweite einige Meilen von Wilna im ruſſiſchen Polen.

Erste Abtheilung.

[Das Theater stellt ein einfach meublirtes Wohnzimmer dar. Zwei Seitenthüren. Links ein Fenster. Eben daselbst ein Nähtisch mit Spiegel.]

Erster Auftritt.

Gertrud.

[kommt aus dem Zimmer rechts.]

Hat man je so was gesehen! — Ich weiß gar nicht' mehr, was ich von dem jungen Mädchen denken soll! — Ihr Stammbuch in der großen Allee vom Luxemburg liegen zu lassen! — Freilich ists auch meine Schuld zugleich mit. Wir saßen da auf einer Bank beisammen, ich sprach mit ihr von Alfred, und wenn von dem die Rede ist, vergißt sie alles. — Nun, nun, das Unglück ist ja so groß nicht. Ich will nur gleich hingehn. Werd' es wohl noch auf derfel-

ben Stelle wieder finden, wo sie's hat liegen lassen, denn im Garten dort giebt's nur lauter ehrliche Leute, — man sieht fast keinen Menschen darin. — Es ist von hieraus ja nur ein Sprung bis dahin, und wenn nicht die sechs Etagen von hier oben herunter wären, so — Ja, ja, wenn man nicht mehr funfzehnjährige Beine hat, so ist das etwas hoch, und man muß mehr als einmal stehen bleiben, wenn man diese Himmelsleiter heraufsteigt; — nun, desto näher wohnt man ja hier oben am Himmel, und wenn das letzte Stündchen hereinbricht, und die große Reise anzutreten ist, braucht man ja nur noch eine Etage höher zu steigen. — [horcht.] Still! was ist denn das? Ein Wagen hält am Hause! [sieht durch's Fenster.] Es steigt ein Herr heraus! — Was das für eine wunderschöne Equipage ist! — Grüne Livree mit Gold — und ein gewaltig großer Kosake! — Zu wem mögen sie denn wollen? — Es wohnen ja in diesem Hause hier nur arme Studenten und die pflegen keine Equipagen zu ihrer Disposition zu halten — höchstens ein leinwandnes Stockparapluie.

Zweiter Auftritt.

Tſcherikof tritt mit Kaluga ein. Gertrud.

Tſcherikof.

[zu Kaluga, der hinter ihm ſtehen bleibt.]

Kaluga, du bleibſt hier ſtehen und erwarteſt meine Befehle.

Gertrud.

Wollen Sie denn zu mir? mein Herr?

Tſcherikof.

Das gerade nicht, aber es iſt einerlei.

Gertrud.

Da ich aber nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, mein Herr, ſo werden Sie es mir nicht für Unart auslegen, wenn ich den Herrn frage, wer er iſt?

Tſcherikof.

Damit kann ich ſogleich dienen. — Mein Name iſt Iwan Tſcherikof, ein Name der ſich der ausgezeichnetſten Achtung von den Ufern des Pruth bis zu denen der Newa erfreut. — Daraus werden Sie denn auch bereits geſchloſſen haben, daß ich ein Ruſſe bin. — Meine Familie iſt eine der reichſten jenes unermeßlichen Reichs — ich beſitze die Kleinigkeit von 300,000

Rubel jährlicher Einkünfte, vier Schlöſſer, zwei Paläſte in Petersburg und Moskau, zweihundert Dörfer und zehntauſend Seelen, alle wohlerhalten und wohlgenährt. Ich habe davon immer ein Pröbchen mit bei mir, das meiner väterlichen Regierung Ehre macht. — Kaluga, ſtelle Dich der Dame da vor.

Kaluga.

[geht etwas vor.]

Tſcherikof.

Sie werden gleich ſehen, daß das ein Koſake vom erſten Waſſer iſt und ob er gleich etwas barſch ausſieht, ſo hoffe ich doch, daß er Ihnen nicht ganz misfallen wird. Nun, wie finden Sie ihn?

Gertrud.

Je nun, gar nicht übel — für einen Koſaken.

Tſcherikof.

Bedanke Dich und marſchire. — Warte unten auf mich mit dem Kutſcher und den beiden Pferden, und führt Euch alle Viere gut auf.

Kaluga.

[geht ab.]

Tſcherikof.

Werthgeſchätzte Madame, ich habe Sie nun mit den Glücksgütern bekannt gemacht, welche mir der Zufall verlieh — was nun aber meine perſönlichen Eigenſchaften betrifft, ſo bin ich dreißig Jahr alt, habe eben eine nicht ganz häßliche Phyſiognomie, ſpreche fünf Sprachen geläufig und bin Inhaber von ohngefähr einen halben Dutzend Orden, ohne die Medaillen zu rechnen.

Gertrud.

Ey, da gratulire ich ganz gehorſamſt.

Tſcherikof.

Gar nicht Urſache.

Gertrud.

Und darf ich nun jetzt wohl fragen, was Sie denn eigentlich hier wollen?

Tſcherikof.

Ja, das iſt etwas ſchwieriger auseinander zu ſetzen. — Vor allen Dingen werden Sie hoffentlich nicht böſe werden, wenn ich Ihnen ſage, daß ich mich trotz der ungeheuerſten Mühe die ich mir gebe, mich zu amüſiren, doch hier in Paris ganz gewaltig langweile.

Gertrud.

Vielleicht eben deshalb.

Tscherikof.

Um mir nun einige Zerstreuung zu verschaffen, gieng ich heut' früh im Garten Luxemburg spazieren.

Gertrud.

Das thun wir auch manchmal.

Tscherikof.

O! das weiß ich — und da fand ich denn in einer einsamen Allee dieses Stammbuch — welches ich pflichtschuldigst Ihnen wieder einhändigen wollte.

Gertrud.

Je, du mein Himmel! Das ist ja Velva's Stammbuch! — Und woher, in aller Welt, wußten Sie denn, daß es ihr gehörte, und wo wir wohnten?

Tscherikof.

Weil ich — weil ich schon seit einiger Zeit die Ehre habe — Ihnen alle Tage im Luxemburg ein wenig nachzuschleichen — und ganze Stunden lang mich an Ihrem Anblicke zu weiden — was Sie nun freilich bisher nicht haben gewahr werden können, da Sie, Gott sey Dank, etwas kurzsichtig sind, — ich aber, der ich ganz vortreffliche Augen habe, — bin so glücklich

gewesen, mir auch nicht einen der Reihe entgehen zu lassen, welche Ihre liebliche Gefährtin besitzt — ich weiß auch überdies noch, daß sie die Sittsamkeit, die Tugend selbst ist — das haben mir alle die Geschenke, welche sie mir zurück geschickt hat, nur gar zu gründlich bewiesen.

Gertrud.

Wie, mein Herr? Dieser kostbare Shawl, diese Diamanten waren —, Sie also wagten es —

Tscherikof.

Ich hatte Unrecht, dasjenige System, das in der ersten Etage der Hauptstraße vollkommen gültig ist, auf die sechste in einem Vorstadtgäßchen anzuwenden.

Gertrud.

Mein Herr —

Tscherikof.

Beruhigen Sie Sich, verehrte liebe Madame. Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß es mir sehr leid gethan hat. — Ich bin jung, lebhaft, stürmisch, aber bei allen meinen Fehlern geht mir doch Tugend und Sittsamkeit über alles. — Ich bitte Sie jedoch, dies nicht für eine Declaration anzunehmen. — Seit gestern nun vollends, wo ich Sie den Namen Pelva

aussprechen hörte, wo ich hörte, wie Sie mit ihr von Rußland, ihrem Geburtsort sprachen, — da sagte ich zu mir selbst, daß eine Russin, eine Landsmännin, das vollste Recht auf meine Hochachtung, auf meinen Schutz habe — und ich komme daher jetzt — um mir Pelvas Hand zu erbitten.

Gertrud.

Ihre Hand?

Tscherikof.

Das wundert Sie? — Damit hätte ich doch in der Regel gleich den Anfang machen sollen.

Gertrud.

Nein! das sollte man nicht glauben! — Aber Pelva ist eine Waise, ohne Vermögen!

Tscherikof.

Ich habe Ihnen aber schon die Ehre gehabt, zu sagen, daß ich 300,000 Rubel jährlicher Einkünfte — 10,000 Seelen —

Gertrud.

Wird denn aber Ihre Familie so etwas zugeben?

Tscherikof.

Ich habe keine nahen Verwandten mehr, einen alten Onkel, den Grafen Letezinsky aus-

Vater, die Liebe des Weibes, des schönsten Guts des Lebens, standen vor meinen Augen.

Ich reiste endlich hin. Er lebte in Steckheim.

Ich fuhr aufs große Gut. Man wies mich von da auf das kleine Gut, das nur einem guten Bauerhofe ähnlich sah.

Ich trat ein. Leiser! rief ich. Er erkannte mich sogleich an der Stimme. Eine beßre Welt umstrahlte die beiden Freunde. Er lebte von dem Ertrag dieses kleinen Guts, und doch glücklich, sagte er mir; wenn nicht — Hier trat die Frau ins Zimmer, die mich verbannt hatte. Sie lächelte, und ich. Es war nichts übrig geblieben, als ein angenehmes Andenken an einen großen Augenblick des menschlichen Lebens.

Da trat auch die Tochter ins Zimmer, das Bild der Mutter, da ich Europa verließ.

Schütte dein Herz aus, Leiser! rief ich.

Da er noch der reiche Amtsrath ist, lernt des Kabinetsraths Sohn die Tochter kennen, und liebt sie. Die beiden Häuser nähern sich.

Nun stürmt eine Fluth von Unglücksfällen über den Amtsrath: Hagelschlag, Feuer, Wasserfluth, feindliche Durchmärsche, eine Schlacht in seiner Nähe. Er ist hin! und des Kabinetsraths Freundschaft erkaltet. Das Mädchen allein lächelt; denn sie ist der Liebe des Sohnes gewiß.

genommen, den ich vor zehn Jahren nebſt meiner kleinen Enſine Feodora in Willna zurückgelaſſen habe. Von denen hänge ich aber nicht im geringſten ab und bin mein eigner Herr! — Ich habe wahrhaftig für Eine Perſon viel zu viel und muß daher dafür ſorgen, daß wir unſerer zwei ſind — und wenn alſo die reizende Yelva Fürſtin Tſcherikof werden will —

Gertrud.

O, erlauben Sie, ich habe Ihnen noch nicht geſagt — Sie wiſſen noch nicht —

Tſcherikof.

Nein, ich weiß noch nicht, ob ſie damit einverſtanden ſeyn wird, das iſt wahr, — aber da kommt ſie ſelbſt — wir wollen ſie gleich ſelbſt darum fragen. —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Yelva. [von links.]

Tſcherikof.

Mademoiſelle — ich bin ſo frei —

Yelva. —

[grüßt und betrachtet ihn mit einem Gemiſch von Staunen und Freude, indem ſie durch ihre Geberden zu fragen ſcheint, wer der Fremde ſey.]

Gertrud.

Ich muß Ihnen sagen, daß —

Tscherikof.

Nein, nein, — Sie gar nichts — lassen Sie nur Mamsell sprechen.

Gertrud.

Ach, du mein Gott! — Das liebe Kind kann es ja gar nicht — sie ist stumm.

Tscherikof.

Großer Gott!

Gertrud.

Sie wollten mich ja aber auch gar nicht anhören.

Yelva. —

[giebt ihm durch Zeichen zu verstehn, daß sie ihn verstehe, aber nicht antworten könne.]

Tscherikof.

Armes, armes Mädchen! — Ach, dieses Unglück macht sie nur noch interessanter! — Aber wie ist denn das zugegangen?

Gertrud.

O! das ist schon lange her — sie war damals höchstens vier bis fünf Jahre alt. — Es war im Kriege, in einer Schlacht, in einer Stadt, die mit Sturm genommen ward — ich

kann das Ihnen nicht ſo ausführlich erzählen. Ihre Mutter und Geſchwiſter wurden vor ihren Augen getödtet — der Vater nahm ſie auf den Arm, um mit ihr zu fliehen, da legt ein feindlicher Soldat auf ihn an —

Yelva. —

[macht eine unwillkührliche Bewegung, um Gertrud zu unterbrechen.]

Gertrud.

Nun, nun, ſey nur nicht böſe, liebes Kind, daß ich Dich an ſolche traurige Dinge erinnere. Sey gut, mein Liebchen. — [leiſe zu Tſcherikof.] Nun, ſehen Sie, im Augenblicke, wo die Flinte los geht, wo ſie ihren Vater mit ſich zu Boden ſinken ſieht, will ſie einen Schrei ausſtoßen — aber das Schrecken, der Jammer, die Angſt, ſchnüren ihr die Kehle ſo zuſammen, daß ſeit dem —

Tſcherikof.

Ich verſtehe — das iſt ſchon mehr als einmal vorgekommen — eine plötzliche heftige Gemüthsbewegung kann uns die Sprache rauben und auch wiedergeben. — Da haben wir die Geſchichte vom Crösus, deſſen Sohn nie ein Wort geſprochen hatte, als er aber ſah, daß ein

Soldat das Schwerd hob, um seinen Vater zu ermorden, rief er plötzlich aus: „Miles, ne Crösum occidas!“ Das heißt treu übersetzt: Grenadier, tödte den Crösus nicht. — Nun, Sie sehen, daß ich auch ein Stückchen Gelehrter bin, und meine Studien nicht vergebens gemacht habe. — Aber [zu Yelva] Sie armes Mädchen, wissen Sie denn noch, in welcher Stadt, oder wo sonst Ihnen dies Unglück begegnete?

Yelva. —

[macht Zeichen, daß sie das nicht wissen und nicht sagen könne.]

Tscherikof.

Und wer war denn da bei Ihnen?

Yelva. —

[giebt durch Zeichen zu verstehen, daß sie damals von Männern mit großen Federbüschen, Orden und Schnurrbärten, wie er sie trage, umgeben gewesen sey, und daß viele bei ihr vorbei marschirt wären die sich sehr gerad gehalten hätten und bei Trommelschall vorüberzogen.]

Tscherikof.

Dieser Beschreibung nach sind das die schönen Grenadiere unserer Kaisergarde gewesen, zu

denen ich ſelbſt im Jahre 1814. gehörte, denn ich war in meinem dreizehnten Jahre ſchon Kapitain — es war mein zweiter Feldzug.

Gertrud.

Und wo hatten Sie denn Ihren erſten gemacht?

Tſcherikof.

In Petersburg — in der Kadettenſchule, wo ich der durchtriebenſte von meinen Kameraden war. — Was ich ſo eben erfahren habe, ändert meine frühern Abſichten nicht im geringſten, vielmehr will ich nun, meine theure Landsmännin, zu Ihnen mit rußiſcher Offenherzigkeit und franzöſiſcher Galanterie, ſprechen. Sie ſind wunderſchön, ich nicht ganz übel, Sie haben nicht Vermögen, ich deſſen zu viel, und ſo ſuche ich denn jemand, der es mit mir theilt. — Jetzt iſt es an Ihnen, zu antworten, ob Sie — .

Olga. —

[blickt auf ihn herzlich, bezeugt ihm ihre Dankbarkeit und bittet ihn, ihr nicht zu zürnen, daß ſie ſeinen Antrag nicht annehmen könne.]

Tſcherikof.

Wie? Sie ſchlagen mir es ab? Und wes-

halb denn? — Gefalle ich Ihnen nicht? — habe ich keine einnehmenden edlen Züge? — etwas Nobles in meiner Haltung? — hätten mich die, die mir das bisher immer vorgeschwatzt haben, hintergangen? — es wäre wohl möglich! —

Yelva. —

[verneint dies durch Zeichen und erklärt, daß er liebenswürdig sey und sie ihn mit Vergnügen sehe.]

Tscherikof.

Wahrhaftig? — So viel ich verstehe, zeigen mir Ihre Blicke, daß Sie mich nicht ungern sehen?

Yelva. —

[durch Zeichen: Ja!]

Tscherikof.

Daß Sie keine Abneigung gegen mich fühlen?

Yelva. —

[wie oben: Ja!]

Tscherikof.

Vielleicht gar ein wenig Freundschaft?

Yelva. —

[durch Zeichen: Ja!]

Tscherikof.

So einen kleinen Anfang von Liebe?

Yelva. —

[durch Zeichen: Nein!]

Tscherikof.

Verstehe, verstehe! — Das ist freilich nicht eben schmeichelhaft, aber ich sehe das doch recht gern, denn da mich, seit ich in Frankreich bin, so viele schöne Frauen liebenswürdig gefunden und mir es gesagt haben, so ist mir's weit lieber, jetzt ein reizendes Mädchen zu finden, das es auch fühlt, aber mir es nicht sagt, — und ich denke immer, das hält weit länger aus, als bei jenen.

Yelva. —

[durch Zeichen: „Nein, nein, das ist unmöglich, ich kann Sie nicht heirathen."]

Tscherikof.

Wir können nie einander angehören? — Und weshalb denn nicht? — Weil Sie stumm sind? O! das ist in der Ehe das beste Mittel, sich einander zu verstehen — und da haben wir ja auch noch Madame Düttilleul, Ihre Erzieherin, die uns nie verlassen wird — und im

Nothfalle wohl das Fehlende reichlich ersetzen könnte. — Alles das gleicht sich aus.

Gertrud.

Ei, ei, Euer Durchlaucht halten mich doch etwa nicht für eine Schwätzerin?

Tscherikof.

Bewahre, — bewahre — vollends in Ihrer Lage nicht — da sie für zwei Personen sprechen müssen, so thun Sie gerade so viel als sich gebührt. — Aber Sie theure Yelva, Sie können doch um einer solchen Bedenklichkeit willen meine Hand nicht ausschlagen? Nein, nein, wenn Sie sonst nichts gegen mich einzuwenden haben, und Ihr Herz noch frei ist — Sie niemand andern lieben — nun ich möchte wohl darauf schwören —

Yelva. —

[durch Zeichen: Nein, nein, schwören Sie nicht.]

Tscherikof.

Wie? was soll das heißen? — Das verstehe ich nicht ganz? — sollte Ihr Herz wirklich schon gesprochen haben?

Yelva. —

[durch Zeichen: Vielleicht doch! — Ich weiß es selbst nicht ganz gewiß.]

Tſcherikoſ.

Alſo wäre es doch wahr? — O du mein Himmel! — Ha, wer kommt denn da? —

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, Alfred. [durch die Mitte.]

Gertrud.

Das iſt Herr Alfred, unſer junger Herr.

Alfred.

[ohne Tſcherikof zu ſehen, zu Gertrud und Velva.]

Guten Morgen liebe Gertrud, guten Morgen theure Velva.

Tſcherikoſ.

Ei! wenn ich mich nicht irre, iſt das ja der Herr Graf von Coſanne?

Alfred. [bemerkt Tſcherikoſ.]

Ein Fremder?

Tſcherikoſ.

Doch keiner für Sie: ich hatte das Vergnügen, Sie zwei- bis dreimal bei meinem Bankier in der Straße Artois zu ſehen.

Alfred.

Ach ja, der rußiſche Herr Fürſt — ſo reich — und ſo liebenswürdig.

Tſcherikof.

Er kennt mich wirklich auch?

Alfred.

Und was machen Sie denn hier in dieſer einſamen Vorſtadt?

Tſcherikof.

Allerdings iſt's ein wenig weit hieher — und etwas öde und froſtig: — in Verhältniß zu Ihrer Hauptſtadt, wär das ſo eine Art von Sibirien, wenn man nicht [auf Velva blickend] auch hier Roſen fände.

Alfred. [warm.]

Und was hat ſie denn alſo hieher geführt? —

Velva. —

[ſucht ihn zu beruhigen.]

Gertrud.

[das Stammbuch zeigend.]

Das Stammbuch hier, das wir im Garten von Luxemburg hatten liegen laſſen und das dieſer Herr uns wieder zuzuſtellen die Güte hatte.

Tſcherikof.

Wodurch mir das Vergnügen zu Theil ward, die Bekanntſchaft einer liebenswürdigen Landsmännin zu machen.

Aber seine Briefe bleiben aus. Sie weiß nichts mehr von ihm. Er hat auch sie verlassen. Da senkt der Gram sich in das verlassene Herz, und sie welkt seufzend dem Grabe zu.

Sieh, dem war nun bald abzuhelfen; ich durfte nur mein Taschenbuch aufthun; aber mußte nicht die Liebe den jungen Menschen zu dem Mädchen führen, und nicht das Gold?

Ich nahm das liebe, blasse Mädchen in meine Arme, und erzählte ihr alles, was mir mit des Kabinetsraths Familie begegnet war. Ich gab ihr die Versicherung, daß der junge Mensch sie liebte, daß er nur nicht wagte, sich offenbar dem Vater entgegen zu setzen. Die Wangen rötheten sich doch ein wenig, das Auge schaute heller. Sie fing an, mir zu glauben.

Aber, liebes Malchen, sagte ich: hinein mischen muß sich Niemand, wie der Vater meint. Nicht wahr? Nur die Liebe muß den Weg finden.

Hier glühete die schöne Wange von jungfräulichem Reiz: lieber wollt ich tausendmal sterben! rief sie aus.

Und ich war entschlossen, das Herz den Vermittler machen zu lassen.

Ich bin gewiß überzeugt, Malchen, er liebt dich! Mit den Worten stieg ich in den Wagen, und fuhr ab.

Alfred.

Ja, allerdings — Yelva iſt mit Ihnen in Einem Lande geboren — und ich kann mir wohl denken, daß ein ſolches Zuſammentreffen — es iſt ja unmöglich, Yelva zu ſehen und ſich nicht für ſie zu intereſſiren! — Verzeihen Sie mir alſo einen Verdacht, deſſen ich nicht gleich Herr werden konnte. Und Sie? meine theure Yelva?!

[er geht mit Gertrud und Yelva in den Hintergrund.]

Tſcherikof. [für ſich.]

[während des Geſprächs jener Drei]

Ha, ha, jetzt begreife ich alles — und es iſt wahrhaftig Schade — da ich mir ſie ſchon ſo ganz unwillkürlich als eine Gefährtin für mich, als einen Troſt dachte, den mir der Himmel in dieſem fremden Lande zuſchickte. — Doch, denken wir nicht mehr daran.

Gertrud.

[zu Alfred, der ihr und Yelva einen Brief ſeines Vaters gezeigt hat.]

Es iſt nicht möglich! Alſo Ihr Herr Vater giebt wirklich ſeine Einwilligung?

Yelva. —

[zeigt durch Zeichen ihr Staunen an und daß sie das nicht zu glauben wagt.]

Alfred.

[zeigt ihr den Brief nochmals.]

Da, lesen Sie selbst.

Gertrud.

Das hätte ich mir nie als möglich gedacht!

Yelva. —

[bringt den Brief an ihre Lippen und drückt ihr Glück aus. Dann geht sie zu Tscherikof, und scheint ihn um die Freundschaft zu bitten, die er ihr versprach.]

Tscherikof.

Was will sie denn damit sagen?

Alfred.

Daß uns ein großes Glück wiederfahren ist und daß sie ihren Landsmann gern daran Theil nehmen lassen möchte.

Tscherikof.

Wahrhaftig? — Ei ei! — Das ist ja recht schön von ihr — denn ich glaubte in der That, daß sie sich gar nichts aus mir mache. — Kann ich aber, Ihnen oder Ihr, jemals nützlich seyn, so sollen Sie sehen, daß ein Russe an Gros-

muth und Bereitwilligkeit auch mit einem Franzoſen wetteifern kann.

Alfred.

Daran zweifle ich nicht im geringſten, und um dies zu beweiſen, nehme ich Ihr Anerbieten auf der Stelle an. — Yelva und ich haben Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.

Tſcherikof.

In der That?

Yelva. —

[macht ein Zeichen der Bejahung und bittet ihn um ſeine Einwilligung.]

Alfred.

Gehen Sie jetzt auf Ihr Zimmer, geliebte Yelva, wir werden in wenigen Augenblicken Sie dort aufſuchen. — [küßt Yelva's Hand, welche ihn bittet, nicht lange auszubleiben, dann lächelt ſie Tſcherikof mit Zeichen der Freundſchaft zu und geht mit Gertrud in das Zimmer links.]

Fünfter Auftritt.

Tſcherikof. Alfred.

Tſcherikof.

Sie iſt ganz allerliebſt! — Das wundert mich aber auch gar nicht! — Sie iſt ja eine Ruſſin!

Alfred.

Nicht wahr?

Tscherikof.

Nur die Sprache fehlt ihr noch — doch nein — bei so ein paar Augen kann man der Sprache entbehren. — Wenn ich so ein paar Augen hätte, ich spräche kein Wort mehr, und wenn ich ein Mädchen ein wenig verrückt machen wollte, so würde ich sie blos ansehn — so! — das hieße dann so viel, als: sieh' mich wieder an und liebe mich.

Alfred. [lächelnd.]

Das wäre ein gutes Mittelchen.

Tscherikof.

Nicht wahr? — O, ich habe schon manchmal so etwas Aehnliches versucht. — Unter uns Männern jedoch können wir schon auf eine andere Art verständlicher mit einander sprechen. Sagen Sie mir also doch gefälligst mit einfachen Worten, worinn ich meiner jungen Landsmännin dienen kann, die ich kaum noch kenne, und von deren Lebensgeschichte ich so gut wie gar nichts weiß.

Alfred.

Was ich Ihnen davon erzählen kann, wird kurz seyn. — Bei dem Rückzuge von Moskau

war Yelva von Soldaten aufgegriffen worden, die ein paar Tage oder Wochen nachher selbst umkamen, oder sie zu verlassen gezwungen wurden, so daß sie im Begriff stand, vor Elend und Kälte zu verderben, als mein Vater, der Graf von Cessanne, damals einer der Oberbefehlshaber des Heers, das arme Kind hülflos und verlassen, am Wege auf dem Schnee liegend antraf. Es war dem Tode nahe, und konnte sich nicht einmal verständlich machen. Er erbarmte sich des armen Mädchens, das ohne ihn in wenig Stunden die Beute des Todes geworden wäre und nahm es mit nach Frankreich. So wuchs denn Yelva unter seinen Augen und an meiner Seite auf — und so kannte und liebte ich sie seit meinen frühesten Knabenjahren.

Tscherikof.

Ich dachte mir wohl, daß so etwas heraus kommen würde.

Alfred.

Als mein Vater bemerkte, daß diese Gefühle wohl mehr als Freundschaft, daß sie Liebe seyen, war es zu spät, um ihnen entgegen zu treten. Er versuchte es aber doch. Yelva ward aus dem väterlichen Hause entfernt, und mußte un-

ter Aufsicht Gertruds, unſ'rer alten Gouvernante, dieſe abgelegene beſcheidene Wohnung, gleichſam als einen Verbannungsort beziehen, wo es ihr auf's ſtrengſte verboten ward, Beſuche von mir anzunehmen.

Tſcherikof.

Ha, ha, und deshalb kamen ſie alle Tage hierher. — O, das kenne ich! — Die Hinderniſſe! — Es giebt nichts Intereſſanteres, als die Hinderniſſe.

Alfred.

Meine Stiefmutter, eine ganz vortreffliche Frau, die uns beide liebte, als ob wir ihre eignen Kinder wären, würde nichts gegen unſere Verbindung einzuwenden gehabt haben, mein Vater aber hatte groſſe Pläne mit mir vor und für mich daher eine ſehr ausgezeichnete Parthie beſtimmt, — ein Mädchen mit einem unermeßlichen Vermögen.

Tſcherikof.

Und wie haben Sie es denn da angefangen, ihn dennoch —?

Alfred.

Vor einigen Tagen erklärte ich meinem Vater offen, daß ich ſtets meiner kindlichen Pflich-

ten gegen ihn eingedenk seyn, und Nelva, ohne seine Einwilligung, nie heirathen würde, daß ich aber eben so wenig auch meine Hand einer Andern reichen könne, und daß, wenn er darauf dränge, ich mich genöthigt sähe, Paris, ja, selbst Frankreich zu verlassen.

Tscherikof.

Ei, ei!

Alfred.

Ja, das würde ich jedenfalls gethan haben, und da hat denn mein Vater, der meine Festigkeit in einmal gefaßten Entschlüssen recht wohl kennt, endlich meinen Bitten nachgegeben. „Ich will mich," sagte er mit kaltem Ernste zu mir, „Deinen Absichten nicht länger gewaltsam widersetzen. Thue, was du nicht lassen kannst, verlange aber nicht von mir, daß ich bei Deiner Verbindung mit Nelva zugegen sey, oder diese jemals als Deine Gattin wiedersehe." — Seitdem hat er in der That Paris verlassen. Erst gestern habe ich jedoch einen Brief von ihm erhalten, worinn er mir mit kalten, trocknen Worten seine Einwilligung giebt — und ich habe auf der Stelle alles so geordnet, daß unsere Vermählung noch heute vor sich gehen kann.

Tscherikof.

Heute noch? [für sich.] Nun, da hatte ich die Zeit zu meiner Liebeserklärung gut ausgesucht.

Alfred.

Einer meiner Freunde jedoch, auf den ich als Zeuge dabei rechnete, ist plötzlich krank geworden, und wenn Sie also die Güte haben wollten, statt seiner —

Tscherikof.

Ich! — Ihr Trauungszeuge! —

Alfred.

Yelva selbst bittet Sie darum. Sie hat die kleine Schwärmerey, in Ihnen als ihren Landsmann, Vaterland und Verwandte repräsentirt zu sehen.

Tscherikof.

Ei, wer wollte da nicht Ja sagen. Ja, ja, mit Vergnügen, mit wahrem Vergnügen. [für sich.] So bin ich doch wenigstens nicht ganz umsonst hierher gekommen. [laut.] O, das ist schön von Ihnen, Herr Graf, sehr schön! daß Sie eine arme Waise heirathen. Wahrhaftig, recht brav! — Bei uns Russen wäre das zwar nun eben nichts besonderes gewesen, denn wir lieben das Bizarre, das Origi-

nelle, aber — Ja, selbst in dem Antrage, den Sie mir da gemacht haben, in der Lage, in der ich mich dabei befinde, liegt etwas, was mir gefällt, was mich anspricht.

Alfred.

Wahrhaftig?

Tscherikof.

Und weshalb? — weil es originell ist — und ich bin es nun einmal auch vom Kopf bis zu den Fußzehen. — Ich stehe Ihnen also gänzlich zu Befehl und eben so auch meine Leute und mein Wagen, die noch unten —

Alfred.

Nein, nein, schicken Sie nur diese fort. Es soll alles ohne das mindeste Aufsehen, im strengen Inkognito vor sich gehen.

Tscherikof.

Das ist etwas Anderes — da muß ich geschwind in mein Hotel zurück, wo ich sie sicher untergebracht weiß, sowie meinen Kosaken, den Kaluga — denn wenn ich den Spitzbuben so allein in Paris herumlaufen lasse — er ist gewaltig lebhaft, feurig, man müßte — nun, nun, ich gebe unten blos die nöthigen Befehle, [für sich.] kaufe geschwind mein Hochzeitsgeschenk für

Yelva ein, [laut.] und komme dann wieder in einem Fiaker zurück, um Sie abzuholen — in einer großen Hochzeitskutsche, — ich habe noch nie in so einer Fuhre gesessen — das wird mir Spaß machen — das ist originell. [er geht ab.]

[Alfred begleitet ihn bis an die Thür.]

Sechster Auftritt.

Alfred. Yelva.

Musik.

[Kaum ist Tscherikof abgegangen, als Yelva leis die Thüre links öffnet und als sie Alfred allein sieht, freudig auf ihn zueilt. Sie zeigt ihm den Brief seines Vaters, den sie noch in der Hand hält und sagt ihm durch Zeichen: Es ist also doch wahr? Ihr Vater willigt ein?

Alfred.

Ja, theure Yelva, mein Vater willigt endlich ein, Dich seine Tochter zu nennen und nichts steht nun meinem Glücke mehr entgegen.

Yelva. —

[durch Zeichen: Ich werde nun also bei Dir leben, immer mit Dir seyn!? dann blickt sie unruhig um sich und zeigt auf den Brief: Warum ist aber Dein Vater nicht hier?]

O was alles mein Herz bewegte, so froh, und doch so trübe, Lieschens und ihres Geliebten drüben unschuldiges, reines Glück, Schlüters unmännliches Schwanken, seines Vaters kaltes Herz und seine kalte Eitelkeit.

Ich fiel mit einem warmen Herzen in die Arme des guten Sohns, des treuen Liebenden, den ich mit gestütztem Haupte und nassen Augen antraf.

Ich stützte mein Haupt ihm gegen über, und überlegte, was nun alles anzustellen war.

Mein Plan war fertig, ich ging an die Ausführung, und überließ das Ende Gott!

Hören Sie, mein lieber Vogel, es ist unrecht, einer so treuen Seele, wie Sie sind, etwas zu verbergen; aber was ich Ihnen entdecke, bleibt ein tiefes Geheimniß unter uns. Ich heiße nicht Lumley, sondern Warteborn. Bis auf die Veränderung meines Namens ist alles Uebrige, was Sie wissen, wahr. Sie gehen nach Hamburg, und von da nach London. Ich bin ein sehr reicher Mann, und meine Firma heißt wirklich Lumley. Lumley war mein Vater, mehr als mein Vater, ein edler Mensch. Ich bin hier unter seinem Namen. Ich habe hier sehr nahe Verwandte, eines Bruders Tochter, und die Familie des Ka-

Alfred. [verlegen.]

Mein Vater — konnte nicht kommen — wichtige Geschäfte halten ihn von Paris entfernt — und unsere Verbindung war nun einmal auf heute festgesetzt.

Yelva. —

[durch Zeichen: „Auf heut!"]

Alfred.

Ja, und das noch heut Vormittag, ich gehe jetzt, um Alles vollends in Ordnung zu bringen.

Yelva. —

[durch Zeichen, indem sie auf den Platz weißt, wo Tscherikof stand, und ihn bezeichnet: „Nur noch einen Augenblick — und wo ist denn mein Landsmann hin?"]

Alfred.

Der junge Russe? — Er wird wiederkommen, er will Zeuge bei der Trauung seyn.

Yelva. —

[durch Zeichen: „Um so besser!"]

Alfred.

Er gefällt Dir also?

Yelva. —

[durch Zeichen: „O, ja!"]

Alfred.

Und Du liebst Ihn?

Yelva. —

[wie oben: „Je nun, ja!“]

Alfred.

[mit Anflug von Eifersucht.]

Aber doch nicht so wie mich?

Yelva. —

[bemerkt diese innere Bewegung und beeilt sich, ihn zu beruhigen: „O, nein, ich liebe ihn, weil er gut ist, — aber nicht so wie Dich, denn Dich werde ich all' mein Lebelang lieben.]

[Anklang der Musik aus dem Lied: „Ich widme Dir mein ganzes Leben.]

Alfred. — —

O, so gieb mir ein Unterpfand Deiner Liebe. [will sie umarmen.]

Yelva. —

[ihn sanft zurück weisend, durch Zeichen: Nein, jetzt nicht: — aber später — geh jetzt, man wartet auf Dich!

Alfred.

Ja, Du hast Recht — es ist noch manches zu veranstalten. — Adieu Yelva — leb' wohl mein geliebtes Weib! [er küßt ihr die Hand.]

Yelva. —

[durch Zeichen: „Leb' wohl, mein geliebter Mann!"]

Alfred.

[geht durch die Mitte ab und wirft ihr noch einen Kuß zurück.]

Siebenter Auftritt.

Muſik.

Yelva.

[folgt ihm mit den Augen, dann, als er fort iſt, und es nicht mehr ſehen kann, wirft ſie ihm auch einen Kuß nach.]

Gertrud.

[tritt in dieſem Augenblicke ein.]

Ei, ei, Yelva, was machſt Du denn da?

Yelva. —

[weiß beſchämt nicht, wie ſie ihre Verlegenheit verbergen ſoll.]

Gertrud.

Was bedeutete denn die Phraſe? An wen war denn die gerichtet?

Yelva. —

[durch Zeichen: „An Niemand,"]

Gertrud.

An Niemand! nun meinetwegen auch! — aber es giebt Leute, die das auf sich beziehen könnten, denn das versteht man im Russischen wie im Französischen gleich schnell — alle Welt lernt eine solche Sprache auf der Stelle, siehst Du! — Du mußt Dich da hübsch in Acht nehmen, wenn Du verheirathet seyn wirst, was denn, Gott sey Dank, nun nicht lange mehr dauern wird, denn man hat Dir schon so eben etwas gebracht, das —

Yelva. —

[durch Zeichen: „Was denn? Was denn?"]

Gertrud.

Ei, seht einmal, wie neugierig? — Ich war in meiner Kammer, als man an die kleine Thür klopfte, die dort auf die Hintertreppe zugeht — und da hat mir denn ein Herr das eingehändigt, was Du bald sehen sollst.

Yelva. —

[durch Zeichen: „Wo denn?"]

Gertrud.

Wart' nur, ich bring' Dir's gleich. [geht in's Nebenzimmer und kommt schnell mit einem Körbchen zurück.] Köstliche Sachen — Hoch-

zeitsstaat! — O! das weiß ich noch recht gut, ob's gleich lange her ist, daß ich das erstemal —

Yelva. —

[läuft zum Körbchen, nimmt einen Schleier heraus, dann einen Rosenkranz und einen Orangeriestraus.]

Gertrud.

Da muß ich Dich doch gleich damit anputzen, da setze Dich.

Yelva. —

[setzt sich vor dem Spiegel auf dem Toilettentische und Gertrud putzt sie mit dem Schleier und dem Strauße.]

Gertrud.

Siehst Du, das ist ja ganz allerliebst. Diese Blumen da sind ganz wie für Dich gemacht. Unschuld und Glück. Nun, Du verdienst das auch, das Zeugniß muß Dir jedermann geben. Freut es Dich denn nicht? Ach, ich weiß noch, wie mir's in meiner Jugend gieng, ich war ganz außer mir, als ich mich anputzen ließ, so wie Du, aber ich konnte mir's auch nachsagen, daß ich solche Blumen eben so gut verdient hatte, wie Du.

Yelva. —

[hat unterdeß den Rosenkranz ergriffen und will ihn lächelnd Gertrud auf's Haupt setzen.]

Gertrud.

Was machst Du denn? — ich dächte gar! — Rosen und meine weißen Haare, das möchte garstig von einander abstechen. Nein, nein, zu einer Lilienhaut, wie meine Yelva noch hat, zu der gehören sich auch nur die Rosen, meine Runzeln könnten sie doch nicht zudecken, und ich möchte es auch gar nicht, denn wenn man sie mit Ehren bekommen hat, so zieren sie uns eben so, wie den Soldaten die Schmarre.

Yelva. —

[hat während dessen sich selbst den Rosenkranz in die Haare gesetzt und als sie jetzt ein Halsband mit Brillanten gewahr wird, nimmt sie es schnell auf und zeigt es Gertrud.]

Gertrud.

Brillanten! — wahrhaftig, ächte Brillanten — wie die funkeln! — der gute Alfred hat sich ganz über alle Maaßen angegriffen: — weil er es aber nun einmal so haben will, so muß heute dieses reiche Halsband, dem einfachen schwarzen Bändchen da, den Platz wegnehmen.

[ſie knüpft ein Band an Velva's Nacken los, an welchem ein Medaillon hängt.]

Velva. —

[will es wiedernehmen und giebt ihr durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie ſich davon nicht trennen könne.]

Gertrud.

Ach ja, ja, — das iſt das Portrait Deiner Mutter — weiß ſchon — das legſt Du nie von Dir — ſollſt es ja auch gleich wieder haben, ſobald wir nur von der Mairie und aus der Kirche wieder nach Hauſe kommen.

Velva. —

[lächelt bei dieſen Worten, befeſtigt ſchnell das Perlenband und bringt das Uibrige ihres Putzes in Ordnung. Dann betrachtet ſie den Anzug Gertrud's und macht ihr ein Zeichen, daß ſie ſelbſt ja noch nicht fertig ſey und daß man eilen müſſe.]

Gertrud.

Ja, das iſt wahr! Ich bin noch ſelbſt nicht fertig und möchte doch nicht gern auf mich warten laſſen. Der gute Graf Alfred iſt ſo lebhaft, ſo ungeduldig!

Melva. —

[drängt sie durch Zeichen zur Eile.]

Gertrud.

Ja, schon gut, schon gut! — Ich will's so geschwind an mich werfen, als nur möglich, aber ganz kann man doch nicht bleiben wie man ist, man muß doch an einem solchen Ehrentage —

Melva. —

[Neues Drängen durch Zeichen zur Eile.]

Gertrud.

Gehe schon, gehe schon! — Nur nicht so viel Worte verschwendet — ich weiß schon was ich zu thun habe, und wenn's auch nur halbwege ist mit meinem Putze, je nun, was schadet das, ich werde Dich glücklich sehen, mein süßes liebes Kind, und die Freude darüber wird mich wieder so verjüngen, als ob ich selbst mit zum Altare treten sollte. Nun, auf Wiedersehn, auf baldiges Wiedersehn! [geht rechts ab.]

Achter Auftritt.

Melva. [allein.]

Musik.

[Sie hat Gertrud bis an die Thüre begleitet. So bald sie allein ist, denkt sie nach und lächelt

bei dem Gedanken, der in ihr aufſteigt, alles das zu probiren, was ſie bei ihrer Trauung zu thun hat. Sie verriegelt die Thüre, legt zwei Sophakiſſen vor den Spiegel — dann thut ſie, als ob ſie Jemand die Hand gebe, ſchreitet ſchüchtern vorwärts, macht noch ein paar Schritte in Andacht verſenkt und kniet dann in betender Stellung auf eines der Kiſſen. Nun ſcheint ſie aufmerkſam zuzuhören, und auf eine Frage mit „Ja" alsdann zu antworten. In dieſem Augenblicke hört man das Geräuſch eines Wagens. Bald darauf klopft es. Sie ſcheint ſich voll Freude zu ſagen: „er iſt's, er iſt's!" Sie ſpringt auf, öffnet die Thüre und drückt, als ſie die Gräfin erblickt, Uiberraſchung und Freude aus.]

Neunter Auftritt.

Die Gräfin. Yelva.

Gräfin.

[ihre Uiberraſchung bemerkend.]

Ja, ich bins, liebe Yelva! die Mutter, die Freundin Alfreds, die Du wohl kaum in dieſem Augenblicke erwarteteſt.

Velva. —

[zeigt ihr ihren Brautstaat und giebt ihr durch Zeichen zu verstehen, daß sie noch heut vermählt werden solle.]

Gräfin. [schmerzlich.]

Also ist's doch wahr! — und heute schon — noch heut Vormittag soll die Verbindung geschlossen werden. Du bist schön im Brautschmucke — ich fürchtete schon zu spät zu kommen!

Velva. —

[durch Zeichen: „Sie sind da, o! wie glücklich mich das macht! —" sie küßt ihr die Hände. Die Gräfin wendet sich schmerzvoll ab. Velva scheint sie zu fragen: „Was ist Ihnen denn? was macht Sie denn so traurig am glücklichsten Tage meines Lebens?"]

Gräfin.

[blickt unruhig umher.]

Und Alfred? — wo ist denn er? —

Velva. —

[durch Zeichen: „Er ist ausgegangen, aber ich hoffe, er soll bald wiederkommen.]

Gräfin.

Theures Kind! Du bist allein, ich kann

binetsraths Schlüters, die einmal meine Erben seyn werden.

Er sah mich ängstlich an. Ich fuhr ruhig fort. Schlüters kenne ich. Der Sohn gefällt mir. Der Vater nicht recht; aber was geht mich der Vater an? ich habe es mit dem Sohn und meines Bruders Tochter zu thun. Man ist, da man von meinem Daseyn Nachricht erhielt, meinen Wünschen zuvor gekommen; der Kabinetsrath und meine Schwägerin haben die jungen Leute verlobt. Es war mein Wunsch. Noch ein paar Tage denk ich in meinem Inkognito zu bleiben, um die Herzen der jungen Leute machen zu lassen.

Sie sollen morgen nach Braunschweig, Geld einzukassiren, auf meinen Namen Warteborn. Sie mußten also vorher wissen, daß Warteborn mein Name war.

Es ist Ihr erstes Geschäft, machen Sie es gut, und kommen Sie bald zurück.

Ich dachte, nun müßte er sich verrathen; aber nein!

Er sah mir trübselig ins Gesicht, seufzte, übernahm die Anweisungen, ließ sich ruhig über sein Geschäft belehren, und sagte nicht ein Wort, daß er Lieschen kennte.

Es ging mir nah, daß ich ihn so ohne alle Hoffnung mußte reisen lassen. Aber ich mußte

alſo offen mit Dir ſprechen — kann Dir mein ganzes Herz öffnen. Höre mich ruhig an! — Yelva! Du warſt eine Waiſe, ohne Schutz, ohne Hülfe, ſchrecklich hätteſt Du umkommen müſſen auf dem eisbedeckten Boden, auf welchem man Dich verlaſſen hatte, hätte nicht mein Gemahl Dich entdeckt, Dich auf ſeine Arme genommen, nach Frankreich gebracht und mir als ein zweites Kind übergeben, das ihm die Vorſehung geſendet. Nun, Du weißt es ſelbſt am beſten, ob ich die Pflichten einer liebenden Mutter gegen Dich erfüllt habe, oder nicht.

Yelva. —

[küßt ihr dankbar die Hand.]

Gräfin.

Ich rechne es mir nicht als Verdienſt an, denn Deine zärtliche Liebe zu mir hat mich reich und überſchwänglich dafür belohnt! — Aber wenn wir Dich wie unſer eignes Kind, wie unſre geliebte Tochter behandelten, wenn uns kein Opfer zu ſchwer war, um es Dir mit Freuden zu bringen, ſo glauben wir dadurch ein Recht erlangt zu haben, auch eins von Dir zu fordern.

Yelva. —
[durch Zeichen: O, reden Sie, sprechen Sie, ich bin zu allem bereit!]

Gräfin.

Ich muß Dir ein fürchterliches Geheimniß enthüllen, daß mein Gatte selbst nicht seinem Sohne zu entdecken vermochte, ja, lieber gestorben wäre, als es ihm gesagt hätte. — Der Wunsch, sein Vermögen zu vergrößern, das Streben, seinen Kindern einmal ein Besitzthum zu hinterlassen, das den Ansprüchen ihrer Geburt, ihres Standes angemessen sey, hat meinen Mann zu gefährlichen Unternehmungen, zu unglücklichen Speculationen hingerissen — und trotz seines Ranges und seiner Würden, trotz der hohen Achtung, die er genießt, ist er entehrt, verloren, ohne Hoffnung verloren, wenn nicht eine großmüthige Seele zu seiner Rettung herbeieilt.

Yelva. —
[durch Zeichen: „Großer Gott!“]

Gräfin.

Und ein solcher edler Mann hat sich uns dargeboten. — Graf Leczinsky, ein vornehmer Pole. — Vor Jahren, als unsere Truppen Wilna besetzten, hatte mein Mann ihm große

Dienſte erweiſen können, ihn vor der Plünderung eines ungeheuern Vermögens geſchützt, welches er uns jetzt großmüthig anbietet, und mit ihm zugleich das noch nähere Band eines Familien-Vereins. — Ja er bietet uns die Hand ſeiner einzigen Tochter, der Erbin aller ſeiner unermeßlichen Güter dar. — Alfred vermählt ſich mit ihr — und ſein Vater iſt gerettet!

Delva. —

[giebt Zeichen der Verwunderung und des Schmerzes.]

Gräfin.

Dies war unſer innigſter Wunſch, war unſere einzige Hoffnung — aber als Alfred ſeinem Vater erklärt hatte, daß er Dich anbete, daß er Niemand ſeine Hand reichen wolle, als Dir, daß er eher uns und das Vaterland verlaſſen, als einer andern angehören wolle, da ſchwieg mein Gemahl, da gab er, um das Glück ſeines Sohnes nicht zu zertrümmern, ſeine Einwilligung, und wollte, weit von hier entfernt, bevor ſein Untergang, ſeine Entehrung öffentlich bekannt würde, lieber — ſeinem Leben ein Ende machen. — Ich war es, die ſeinen Arm noch durch Gottes Hülfe zurückhielt, ſeinen Muth belebte,

ihn wenigstens durch dringendes Flehn dahin bewog, noch erst meine Rückkehr abzuwarten, — denn es blieb mir noch eine Hoffnung übrig — nur eine — aber diese Hoffnung warst Du Yelva, — jetzt entscheide!

Yelva. —

[durch Zeichen und in der größten Verzweiflung: „Großer Gott! was verlangen Sie von mir?“]

Gräfin.

Was ich von Dir verlange? — Den Urtheilspruch, der uns entweder in's Verderben stürzt, oder uns Alle rettet. — Ach! nicht um meinetwillen flehe ich, nein, um meines Gatten, um seines Lebens, seiner Ehre willen. Er war es ja, der Dich dem drohenden Tode entriß, der Dein Leben, das schon dem Untergange geweiht war, erhielt! Und wenn Du in ihm einen Vater wiederfandest — Yelva! Yelva! — zu Deinen Füßen beschwöre ich Dich [sie sinkt ihr zu Füßen.] willst Du ihm denn einen Sohn rauben?

Yelva. —

[Sie hebt in der größten Gemüthsbewegung die Gräfin auf, drückt sie an ihr Herz, schwört

ihr, daß kein Opfer zu groß ſey, das ſie nicht ihr zu Liebe bringen wolle, und indem ſie den Straus von der Bruſt, und Schleier und Kranz aus den Haaren reißt, ſcheint ſie ihr zu ſagen: „Da ſehen Sie, ich entſage ihm! ich entſage allem, ſeyn Sie glücklich — für mich giebt es aber nun kein Glück mehr.“]

Gräfin.

Yelva! theure Yelva! — Ja, das erwartete ich von Deiner großen Seele! — aber Du weißt noch nicht, wozu Du Dich verpflichteſt, weißt noch nicht, wie weit das Opfer geht, das ich von Deinem edlen Herzen erwarte. — Nicht genug iſt es, daß du Alfred entſagſt — Du mußt ihn auch, von dieſem Augenblicke an, nie wieder ſehn, für immer Dich von ihm entfernen — denn Du kennſt ſeine heiße Liebe zu Dir und wenn er Dich nicht auf ewig für ſich verloren glaubt, ſo wird keine Gewalt auf Erden im Stande ſeyn, ihn dahin zu bringen, daß er Dich aufgebe. — O, ja, ja, vergieb mir! — Ich weiß es, daß ich zu viel von Dir verlange — ich ſehe es ja! — Deinem Glücke kannſt Du entſagen — aber ſeiner Liebe — den Muth kannſt Du nicht haben!

Yelva. —

[durch Zeichen: „Und doch! — ich werde es freilich nicht überleben, — aber dieses Leben, das ich dahin opfre — ich verdanke es ja Ihnen — und dann habe ich meine Schuld abgetragen.“]

Gräfin.

[sie in die Arme schließend.]

Wär's möglich! — Du einziges Wesen! — meine Tochter! [bei diesem Worte wendet Yelva schluchzend das Gesicht ab.] Ja, ja, meine Tochter! — Wer verdiente wohl mehr als Du, diesen Namen, den ich Dir so gerne mit unendlichem Entzücken gäbe, wenn es das Schicksal mir erlaubte! — aber das Herz und die Liebe einer Mutter sollen Dir dennoch nie, nie verloren gehen — ich will Deinen Kummer theilen, will Deine Thränen trocknen — Dich nie verlassen, nie — wir reisen zusammen fort, trennen uns nicht mehr. — Doch, man kommt!

Yelva. —

[ist sehr unruhig.]

Gräfin.

Wir müssen fort — aber dort hinaus? [auf die Mittelthür zeigend.] Wenn Alfred uns begegnete?

Yelva. —

[zeigt auf die Stube links und giebt ihr zu verstehen, daß dort noch eine Treppe sey.]

Gräfin.

Ich verstehe, — noch eine andere Thüre, o, zaudre nicht!

Yelva. —

[giebt der Gräfin zu erkennen, daß sie entschlossen sey, zu gehen, eilt aber noch an den Tisch, um das Medaillon zu holen, welches sie an ihre Lippen drückt.]

Gräfin.

Das Bild Deiner Mutter! — weiter willst Du nichts —?

[Während die Gräfin an die Mittelthüre geht, um sich zu vergewissern, daß niemand komme, erblickt Yelva ihren Strauß, den sie auf die Erde geworfen hat — sie nimmt ihn auf, betrachtet ihn traurig, und verbirgt ihn nebst dem Medaillon in ihrem Busen. In diesem Augenblicke hört man von der Mittelthüre her Geräusch, und ein Schlüssel wird in das Schloß gesteckt. Die Gräfin zieht Yelva mit sich fort, welche noch allen Gegenständen um-

her ein Lebewohl zu sagen scheint und dann durch die Mittelthüre links verschwindet.]

Zehnter Auftritt.

Alfred mit drei Freunden [als Zeugen.]

Alfred.

Verzeihen Sie mir, meine Freunde, daß ich Sie die sechs Treppen hier herauf bemüht habe, aber ich hoffte unsern vierten Zeugen, den Fürst Tscherikof hier zu finden, der aber gewiß große Umstände gemacht haben wird und sich wahrscheinlich im Gallakleide präsentiren will. — Wo sind denn aber nur die Frauen?

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Gertrud. [kommt rechts her, sehr geputzt.]

Gertrud.

Nun, da bin ich! — Sie haben doch nicht auf mich gewartet, will ich hoffen? — Ich habe so sehr geeilt, als nur möglich, aber in meinem Alter braucht man etwas länger Zeit dazu, um sich hübsch zu machen. Das ist nicht wie bei einem jungen Mädchen, wie bei Yelva; da macht sich so etwas von selbst.

Alfred.

Aber wo iſt nur Yelva?

Gertrud.

O, Sie werden ſie gleich in Glanz und in der Herrlichkeit ſehen — ſie iſt ſchön wie eine junge Roſe — ach, am Hochzeittage ſieht man immer allerliebſt aus. — Nun, nun, ich bringe Sie Ihnen gleich her — nur ein ganz klein wenig Geduld, es wird nun gar nicht mehr lange dauern. [ſie geht links ab.]

Alfred.

Ja, jetzt iſt ſie mein — nichts ſteht meinem Glücke mehr entgegen! [geht an den Toilettentiſch.] Aber woher ſind dieſe Brillanten? — woher dieſer ganze Brautſchmuck. Wer hat es gewagt, ihr ſo etwas —?

Gertrud. [hereinſtürzend.]

Ach du großer Gott! — ach du barmherziger Himmel!

Alfred.

Was giebt's denn? Was haben Sie denn?

Gertrud.

Sie iſt fort — fort!

Alfred.

Wer?

Gertrud.

Yelva!

Alfred.

Rasen Sie?

Gertrud.

Hier dieser Brief — da drinn — auf dem Tische —

[giebt Alfred ein Billet.]

Alfred. [liest zitternd.]

„Alfred! Ich kann Ihnen nicht mehr an„gehören. Vergebens werden Sie die Ursache „meiner Flucht, oder den Ort, wohin ich floh, „zu erforschen suchen. — Vergessen Sie mich! „— Seyn Sie glücklich! — fürchten Sie nichts „für meine Zukunft — die Person, mit der ich „von hier forteile, verdient meine volle Dank„barkeit, meine innigste Liebe. — Yelva!" — Allmächtiger Gott! — ists möglich?! — Yelva! — fliehen! von mir — und mit — Aber wer ist der Schändliche, der sie mir entriß? — Kennen muß ich ihn, verfolgen, tödten, oder mein eignes Leben — [auf Gertrud einstürmend.] Bekenne! wer ist es, wer?

Gertrud.

Herr Graf — um des Himmelswillen — ich

Lieschens Mutter doch einige nützliche Lehren geben, bei denen er mir im Wege war. Er reiste ab. Der arme Junge! Aber, beim Himmel! er hält die Probe. Denn ich war so gütig gegen ihn, so väterlich, daß ich immer glaubte, er würde mit dem Geständnisse seiner Liebe hervorbrechen. Recht so! was vorbei ist, muß vorbei seyn!

Den andern Morgen ging ich zu Schlüters, mit dem ich noch ein kleines Geschäft hatte.

Der Vater fragte in Gegenwart des Sohns, wo ich so lange gewesen?

Hier in der Nachbarschaft, antwortete ich ruhig: ich hatte eine Anweisung einer kleinen Summe bei dem Amtsrath Leiser. Die Summe ist freilich verloren, sah ich, da ich zu den Leuten ins Zimmer trat; aber dagegen hatte ich einen höchst glücklichen Tag in dem Kreise dieser höchst ehrwürdigen und edlen Familie.

Der Vater brach das Gespräch mit einer ganz fremden Frage ängstlich ab. Der Sohn schlug die Augen gen Himmel, und seine Lippen verzogen sich zu einem schmerzlichen Grimm.

Er begleitete mich, da ich ging.

Ich bat ihn bei mir zu Tisch, und er nahm es mit einer Art von Heftigkeit an.

Er wollte das Gespräch wieder auf Leisers

bin unſchuldig — ich weiß kein Wort — doch ja — ein Fremder — noch heut' früh' — er bot ihr Geſchenke —

Alfred.

Er liebte ſie alſo?

Gertrud.

Ach Gott ja — ſchon lange — insgeheim betete er ſie an.

Alfred.

Er iſt's! — kein Zweifel mehr! — Er hat ſie durch ſchnöde Verſprechungen verlockt! — Schwur und Treue hat ſie vergeſſen, Liebe und Freundſchaft verrathen, geſtohlen mein Glück und meine Seligkeit! — Fahre hin, Liebe und Vertrauen auf ewig! mit ihr zerriß mein Glaube an Tugend und Menſchheit, und wie eine wüſte Oede ſtarrt mich das Leben gehaltlos an. — Aber ihm, dem Verführer, Rache, blutige Rache!

[er ſtürzt zur Mittelthür hinaus, die Freunde ihm nach. Gertrud bleibt in Schrecken verſunken händeringend zurück.]

Ende der erſten Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

[Die Bühne stellt einen groſsen Saal in einem gothiſchgebauten Schloße dar. Thüren in der Mitte und an den Seiten. Vorn zwei große Fenſter rechts und links. Familiengemälde ſind aufgehangen. Namentlich ein weibliches modernes Portrait in ganzer Figur auf der Thür rechter Hand ſelbſt. Es iſt ſchon dunkel und Lichter brennen auf den Tiſchen, ſowie ein Kronleuchter. Sehr helle Erleuchtung; draußen Mondenſchein. Helllodernde Kaminfeuer.]

Erſter Auftritt.

Tſcherikof, [allein.] Dann Kaluga.

Tſcherikof. [von der Mitte her.]

Wetter! was das kalt iſt! — Man friert ganz mörderlich — beſonders wenn man in Frankreich war, und ſich an das gemäßigte Klima gewöhnt hat. Ich kann mich hier gar nicht recht wieder einbürgern, und werde wohl am Ende, um nur wieder einmal recht warm zu werden, meine eignen Beſitzungen in Feuer aufgehen laſſen müſſen.

Kaluga.

[tritt ein, ihm folgen zwei Diener, die im Hintergrunde bleiben. Kaluga, hält sich rechts in ehrfurchtsvoller Entfernung.]

Tscherikof.

Kaluga! — was ist's für Wetter?

Kaluga.

Superbes, Durchlaucht. Drei Fuß hoch Schnee.

Tscherikof.

Allerliebst!

Kaluga.

Durchlaucht haben es Ihren Unterthanen erlaubt, auf den zugefrornen Schloßgraben Schlittschuh zu fahren. Das geht ganz köstlich. — Durchlaucht können es hier durch's Fenster sehen — durch die Scheiben.

Tscherikof.

Da soll mich der Himmel bewahren, — ich könnte mich erkälten.

Kaluga.

Es ist doch heute recht warm draußen.

Tscherikof.

Ei freilich — zwanzig Grad Kälte! — der Mensch ist hier ganz in seiner Sphäre. In

Frankreich wollte er im Monat Januar vor Hitze ersticken und in ganz Paris war es für ihn das einzige Vergnügen, wenn er mich bei Tortoni Eis essen sah. [er giebt den Bedienten ein Zeichen fortzugehn.] Höre Kaluga! — Heut ist ein wichtiger Tag — eine Vermählung, — ein Familienfest. — Der Graf Leszinsky, mein Onkel, ein reicher Pole, der sechs bis acht Schlösser besitzt, von denen aber kein einziges bewohnbar ist, hat die Güte gehabt, das Anerbieten des meinigen anzunehmen, um hier die Hochzeit seiner Tochter, Cousine Feodora, auszurichten. Sie war, als wir fortreißten, noch ein bloses Kind, hat aber unſre Abwesenheit ganz vortrefflich benutzt, um das hübscheste Mädchen in ganz Polen zu werden.

Kaluga.

Ja, ja, Durchlaucht, das ist eine gar wunderschöne Person.

Tscherikof.

Hab' ich Dir zu reden erlaubt? Kaluga!

Kaluga.

Nein, Durchlaucht!

Tscherikof.

Also schweig'. — Seit der Bursche in Frank-

reich geweſen iſt, kann man ihn gar nicht dazu bringen, das Maul zu halten, wenn von hübſchen Mädchen die Rede iſt. — Daß Dir das nicht noch einmal paſſirt, ſonſt laſſe ich Dich wie Mazeppa auf ein Tartarroß ſchmieden, und Du ſollſt ſehen, wo das hinausläuft. — Alſo: mein Onkel und meine Couſine ſind geſtern Abends hier angekommen, ſo wie eine ganze Menge Adel aus der Nachbarſchaft. — Heut' Vormittag ſoll nun der Bräutigam eintreffen, ein junger Franzoſe, den ich in Paris kennen lernte, und mit dem ich mich recht gut vertrug, ob wir gleich einmal im Begriff ſtanden, uns eine Kugel durch's Gehirn zu jagen. — Das hat in Frankreich nichts zu ſagen, man kann deshalb doch gut Freund mit einander bleiben. — Nun, der kommt alſo an, mit ſeinen Angehörigen, und ich laſſe alſo durch Dich, Kaluga, allen meinen Unterthanen befehlen, ſo zuvorkommend, aufmerkſam und höflich zu ſeyn, als es ihnen nur immer möglich iſt. Sie ſollen ſich bis in's Innerſte freuen, und froh und glücklich ausſehen, das befehle ich hiermit — und wehe dem, der ſich nicht glücklich fühlt, dem man die Freude nicht auf dem Geſichte anſieht! — Zwanzig mit der Knute für den Erſten, der eine langweilige

Miene macht und wenn das noch nicht hilft, die doppelte Dosis.

Kaluga.

Verstanden, Durchlaucht!

Tscherikof.

Nun denn, so befehle ich Dir, der Erste zu seyn, der das Beispiel dazu giebt. —

Kaluga.

[nimmt ein lächelndes Gesicht an.]

Tscherikof.

So recht! — Bedenke, daß wir durch die Freundlichkeit unsers Aeußern und die Artigkeit unsers Benehmens, den Fremden eine hohe Idee von unserer Nation geben müssen. — Es ist nicht genung, ein Kosake zu seyn, man muß auch höflich seyn können.

Kaluga.

Zu Befehl, Durchlaucht.

Tscherikof.

Da kommt Gräfin Feodora. Halt Dich gerade, — grüß' ehrfurchtsvoll und dann geh' deine Wege.

Kaluga.

[grüßt und geht.]

Zweiter Auftritt.

Tſcherikof. Feodora.

Tſcherikof.

Nun meine ſchöne Couſine, wie gefällt es Ihnen im Schloſſe meiner Ahnen?

Feodora.

Recht ſehr ſchön — es erinnert mich an unſ're früh'ſten Jahre und an die Freuden unſ'rer Kindheit. Hier ſind wir ja mit einander auferzogen worden, lieber Couſin, und Sie wiſſen es auch gewiß noch, wie wir mit Ihren Brüdern und Schweſtern in dieſem großen Zimmer herumtollten.

Tſcherikof.

Ja, ja, wir ſpielten Verſteckens und Blindekuh.

Feodora.

Und wie Ihre gute Mutter dort, [zeigt auf das große Bild rechts.] die ich noch vor mir zu ſehen glaube, ſo erſchrocken war, als wir ſechs Mann hoch in derſelben Schaukel ſaßen.

Tſcherikof.

Wahrhaftig, ja! — Und wie wir mit Schneeballen die Schlacht bei Pultawa darſtellten? — Wir bauten uns aus Schnee eine an-

sehnliche Festung und ich bat nur, wie Josua, den Himmel, daß die Sonne mir den Sieg nicht zu Wasser machen möchte. Ich sage den Sieg, weil ich immer der war, der die Andern aus dem Felde schlug. Ich war ja Petek der Große.

Feodora.

Und ich die Kaiserin Katharina.

Tscherikof.

Jetzt, liebe Cousine, könnten Sie die Rolle recht natürlich spielen, denn ich muß Ihnen gestehen, daß, als ich Sie jetzt wiedersah, ich über Ihre Haltung voll Würde und Anstand ganz erstaunt war. — Ja, ja, ich kann noch nicht selbst zu mir kommen.

Feodora.

In der That?

Tscherikof.

Das ist etwas ganz Anderes, als wie ich fortgieng! Und ich Cousine, — was sagen Sie von mir?

Feodora.

Ich finde, daß Sie sich auch verändert haben.

Tscherikof.

Das sagt mir Jedermann! — Sie finden mich also —?

Feodora.

Weniger liebenswürdig als ſonſt.

Tſcherikof.

Bah! Das wäre merkwürdig! — Da ſind Sie wahrhaftig die Einzige; denn alle meine Unterthaninnen ſind ganz anderer Meinung.

Feodora.

Hören Sie mir freundlich zu, Couſin Iwan! Ich thue vielleicht Unrecht daran, ſo offen mit Ihnen zu ſprechen, aber unter Verwandten —

Tſcherikof.

Muß man die Wahrheit ſagen. Das iſt nicht mehr als billig und ich bin Ihnen darin mit einem guten Beiſpiele vorausgegangen — Sie finden alſo —

Feodora.

Daß Sie nicht mehr Sie ſelbſt ſind — nicht mehr wie ſonſt, der brave, freie, aufrichtige Ruſſe — etwas geradezu, etwas heftig — aber das war mir viel lieber, denn das waren Sie doch wenigſtens ſelbſt — das war Ihr Charakter und kein fremder. — Man iſt ja immer das Beſte, was man ſeyn kann, wenn man ſeiner Heimath angehört. — Was mich betrifft, ſo bin ich eine Ruſſin mit Leib und

Seele! — Ich bin nie gereiſt — ich kenne gar nichts von der Welt — was mir aber das Allerſchönſte auf derſelben däucht, das iſt ein ruſſiſcher Edelmann in der Mitte ſeiner Beſitzungen, umgeben von ſeinen Unterthanen, deren Glück er begründen kann. — Da iſt er ein König, — ein unumſchränkter Monarch! — Und wenn ich über mein künftiges Schickſal hätte gebieten können, — ſo würde ich nie an eine andere Exiſtenz gedacht — mir nie, nicht einmal im Traume, einen andern Wunſch haben einfallen laſſen.

Tſcherikof.

Wär's möglich? — Und doch wollen Sie noch heute Ihre Hand einem Fremden geben — einem Franzoſen, — dem jungen Grafen von Ceſanne?!

Feodora.

Mein Vater will es und in Rußland iſt's ſo Sitte, daß wenn die Väter wollen, die Töchter ſtets gehorchen. — Ach, lieber Couſin, es iſt gar etwas Erſchreckliches, ſein Vaterland zu verlaſſen — und in Frankreich nun mit Unterthanen leben zu müſſen, die gar nicht von Kindheit auf dazu angehalten wurden, uns zu lieben und zu ehren. — Hat er denn viele?

zurückführen. Ich war auf meiner Hut. Denn ich wollte sein Herz sich selbst überlassen.

Sie waren bei dem Amtsrath Leiser, sagte er endlich, das Gespräch mit Gewalt wendend. Wahrhaftig, es war noch zu wenig, was Sie von der Familie sagten.

Sie kennen Sie?

Sehr genau. Seufzend fuhr er fort: Sie haben auch die Tochter gesehen.

Ja, ob der Gram um ihres Vaters Umstände — aber nein! Sie war, möcht' ich sagen, die Muthigste von allem, oder ob ein schwerer Kummer von edlerer Art auf der weichen Seele hülflos ruht, den kein Muth wegheben, den das Grab nur verhüllen kann —

Der junge Mensch wurde todtenbleich. Er zitterte so, daß er sein Glas verschüttete.

Ich fuhr fort mit weicher Stimme: hat ein Mensch dieses schöne, unschätzbare Herz gebrochen —

Hier sprang er auf, und rief mit wilden Blicken, und sein Haar sträubte sich empor: ich! ich! ich! und jedes Ich! war mit einem schrecklicheren Tone begleitet.

Ich sprang, von diesem Anblick ergriffen, auf.

Mensch, rief ich, seine Hände ergreifend: nein! nicht du! du nicht. Es wäre zu gräßlich!

Tscherikof.

Der Graf?

Feodora.

Nun ja doch! — Wie viel gehören ihm denn Seelen auf seinen Gütern?

Tscherikof.

Nicht eine einzige. — In dem Lande sind die Bauern ihre eignen Herren.

Feodora.

Nicht möglich? — ach! die armen Leute! — Wer vertheidigt und beschützt sie denn da?

Tscherikof.

Sie schützen sich selbst.

Feodora.

Das ist doch ganz unbegreiflich! — Aber sagen Sie mir nur, lieber Vetter, wie geht es denn da in dem Lande zu?

Tscherikof.

Recht gut, liebes Cousinchen! — Das heißt, es könnte noch besser gehen — aber das wird auch schon kommen, da, Gott sey Dank, der alte Sauerteig ausgefegt ist — und wenn Sie nur einmal erst in Frankreich seyn werden, werden Sie gar nicht wieder fortwollen.

Feodora.

Da zweifle ich daran.

Tscherikof.

Vorzüglich wenn Sie Ihren Mann recht sehr lieben — denn das thun Sie doch wohl?

Feodora.

Ach, Du mein Himmel, ja! — mein Vater hat mir es ja befohlen. — Man hat mir aber gesagt, daß die Franzosen so leichtsinnig, so unbesonnen wären —

Tscherikof.

Ja, das ist wahr, wir sind — [besinnt sich] die Franzosen sind ungemein liebenswürdig.

Feodora.

Wahrhaftig! — und doch hat der Graf von Tesanne, seit er in Wilna ist, — so ein gewisses schwermüthiges Wesen an sich —

Tscherikof.

Ach ja, das wohl — traurige Erinnerungen — er ist hintergangen worden — das passirt in Frankreich Jedermann. — Ich zum Beispiel selbst —

Feodora.

Und deshalb zweihundert Meilen weit zu reisen —!

Tscherikof.

Das ist wahr, es giebt eine Menge Menschen, die, ohne von zu Hause weggekommen zu seyn, es darinn doch eben so weit gebracht haben, als ich. — Aber, bedenken Sie nur! — ich stand ganz allein in der Welt — ich hatte keinen einzigen Freund und Verwandten, als mich selbst; — denn von allen den lieben Menschen, von denen wir eben sprachen, war mir niemand mehr übrig geblieben, als Sie, meine liebe Cousine. — Und da ich nun stets so eine Art Original gewesen bin, so hatte ich auch eine Art von — Wuth, dem Glücke nachzujagen, das so eine seltne und schwer zu erreichende Sache seyn soll, daß man nicht weit genug darnach reisen kann. Da bin ich denn nun auch herumgefahren, rechts und links, und in aller Herren Ländern, von Deutschland hat man mich nach Spanien geschickt, und von da nach Frankreich und dann nach England — überall vergebens. Keiner glaubt es selbst zu besitzen und sucht's immer nur bei seinen Nachbarn.

Feodora.

Ja, dann verlohnt sich's freilich nicht der Mühe, in so vielen Ländern herumzureisen.

Tscherikof.

Sollte es denn aber so ganz unmöglich seyn, es zu finden?

Feodora.

Wissen Sie, was ich denke. Da Sie das Glück nicht auswärts gefunden haben, und doch die halbe Welt darnach durchreißt sind, so glaube ich, daß das Glück an die Häuslichkeit gewöhnt ist und es nur dann uns begegnet, wenn man fein zu Hause bleibt.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Kaluga.

Kaluga.

Durchlaucht! Ein großer Wagen fährt in den Hof — der Herr Graf von Cesanne —

Tscherikof.

Ach du mein Himmel!

Kaluga.

Und dann ist auch noch ein Herr in einer Kibitke gekommen, mit einer Menge Papieren. —

Tscherikof.

Das ist der Justitiarius — was wir in Frankreich einen Notar nennen. [für sich.]

Wenn er doch mit sammt seinen Dintenfasse unterwegs eingefroren wäre!

Feodora.

Adieu denn, lieber Cousin — nun muß ich wieder in den Saal, denn mein Vater wird nach mir fragen.

Tscherikof.

Ei, ganz sicher — aber ich hätte Ihnen so gern noch vorher ein Geheimniß mitgetheilt, das —

Feodora.

Ein Geheimniß? — Wenn es Sie angeht, so interessirt es mich von ganzen Herzen auch — das müssen Sie mir gleich anvertrauen, sobald nur erst der langweilige Contract abgeschlossen ist, vor dem ich eine förmliche Angst habe. — Ich will nur recht geschwind machen, daß er bald zu Stande kommt, und dann heut Abend? Nicht wahr? Dann sagen Sie mir alles, lieber guter Cousin?

[geht ab.]

Vierter Auftritt.

Tscherikof. [allein.]

Heut' Abend! — Ja dann ist's eben noch Zeit, wenn sie schon einen andern geheirathet

hat! — Sie hat Recht! Schon seit so langer Zeit laufe ich nun bereits dem Glücke nach, und komme immer zu spät!

Fünfter Auftritt.

Alfred. Tscherikof. Die Gräfin von Cesanne.

Tscherikof.

[geht der Gräfin entgegen und führt sie herein.]

Seyn Sie mir von ganzem Herzen willkommen, gnädige Frau.

Gräfin.

Ich fühle mich in der That beschämt —

Tscherikof.

[zu Alfred, der hinter der Gräfin kam, indem er ihm nicht ohne Verlegenheit die Hand bietet.]

Wie glücklich fühle ich mich — werther Freund — Sie und Ihre treffliche Familie hier bei mir zu sehn. Sie haben mich in Paris mit so vieler Güte und Zuvorkommenheit — Aber wo ist denn der Herr Gemahl?

Gräfin.

Der Graf Leszinsky nahm ihn gleich beim Aussteigen aus dem Wagen in Empfang, und führte ihn, trotz alles Sträubens, auf sein

Zimmer, wo ſie ſich mit dem Juſtitiar eingeſchloſſen haben. Er läßt ſehr um Verzeihung bitten und wird nachher —

Tſcherikof.

Ohne Zwang, ohne Umſtände. — Und Sie, lieber Alfred, haben ohnſtreitig ſchon meiner ſchönen Couſine, Ihrer reizenden Braut, Ihre Huldigungen dargebracht?

Alfred. [kalt.]

Ich? — ich glaube noch nicht — nein, nein — ich hielt es für meine Pflicht, Sie vor allen Dingen zu ſprechen, und wegen der Beſchwerlichkeiten um Verzeihung zu bitten, welche Ihnen dieſe Vermählung jedenfalls verurſachen muß.

Tſcherikof.

O, ich bitte — was die Beſchwerlichkeiten betrifft, ſo hat das gar nichts zu bedeuten — wenn Sie im Gegentheile wüßten, mit welchem Vergnügen — [für ſich.] es iſt wahrhaftig erſtaunenswerth, wie weit ich's ſchon — [zur Gräfin.] Sie werden hier freilich keinen Luxus, keine Vergnügungen wie in Paris finden, aber ich würde mich bei alle dem glücklich ſchätzen, wenn dieſes Zimmer — [auf die Thüre rechts zei-

gend, welche er öffnet.] Ihnen nicht ganz zuwider wäre.

Gräfin.

Das ist ja ganz ausgezeichnet schön!

Tscherikof.

Es war das Wohnzimmer meiner Mutter, deren Brustbild Sie hier sehen, [zeigt auf das Bild an der Thüre, indem er diese wieder schließt.] der Fürstin Elisabeth Tscherikof, die ich leider, wie fast alle meine Angehörigen, bei dem Brande von Smolensk verlor.

Gräfin. [mit Theilnahme.]

Mein Himmel! — o, wie leid thut es mir, solche traurige Erinnerungen in Ihnen hervorgerufen zu haben!

Tscherikof.

Ja, man muß sich Ihnen nicht hingeben — vorzüglich heut — wo der Frohsinn, — nicht wahr, lieber Alfred, heut muß man nur an das Glück, an die Heiterkeit denken?

Gräfin.

Sie haben vollkommen Recht, denn wie ich aus den Vorbereitungen schließen konnte, welche ich gleich bei meiner Ankunft bemerkte, so ist

alles schon zur Vermählung in Ordnung gebracht. —

Alfred.

Allerdings — diesen Abend noch — um Mitternacht! — Nicht wahr? — Und Sie, mein lieber Cousin, Sie werden mein Zeuge bei der Trauung seyn?

Tscherikof. [für sich.]

Sein Zeuge! — nun das fehlte mir noch! — Das ist nun schon das zweitemal, daß ich sein Zeuge seyn soll, um ihn mit dem Mädchen trauen zu helfen das ich liebe.

Alfred.

Sie tragen Bedenken?

Tscherikof.

Ganz und gar nicht, lieber Vetter! — es ist für mich eine sehr schmeichelhafte Auszeichnung — ich fürchte nur, daß es Ihnen kein Glück bringen wird. —

Alfred.

Wie so?

Tscherikof.

Weil uns derselbe Fall schon vorgekommen ist, und damals die ganze Feierlichkeit wieder zurückgieng.

Alfred.

Um des Himmelswillen, reden Sie nicht davon!

Gräfin.

Was war denn das damals?

Tscherikof.

Ein ganz originelles Abentheuer, von dem man jetzt wohl mit Ihnen sprechen kann — eine Trauung bei der ich Zeuge war, — das heißt, bei der ich nicht Zeuge gewesen bin.

Alfred.

Aber ich bitte Sie —

Tscherikof.

Was wollen Sie denn nun? — Ich war ja eigentlich der Geforpte dabei. — Daß ich mir auch noch die Mühe gab, und ein ganz superbes Hochzeitsgeschenk einkaufte, dann durch ganz Paris rannte, um in eigner hoher Person drei gelbe Fiakres, und sechs Pferde von verschiedenen Farben zu dingen, — dann nun ganz allein in einem ungeheuern Hochzeitwagen mit den drei verteufelten Miethkutschern wieder an's Haus gefahren kam, um — um niemand zu finden — um zu erfahren — um nichts zu erfahren —

Denn, wehe dir! sie steht am Rande des Grabes!

Er wollte fort. Ich bin betrogen! rief er. Man täuschte mich. Sie wäre Braut, hieß es!

Armer Mensch! freilich schrecklich getäuscht! die Arme! Die Hand des Todes wird ihr bald den Brautkranz von weißen Rosen auf das stillgestandene Herz legen. Ihr Brautbett wird bald das Küssen mit harten Hobelspänen gefüllt seyn, die von ihrem Sarge abgefallen sind.

O nein! nein! das gebe Gott nicht! sonst —

Er nahm den Hut, und flog zur Thüre hinaus. Ich hinter ihm drein. Er flog in seinem Hause die Treppe hinauf, rief einem Bedienten zu, sein Pferd zu satteln, kam wieder herab, er hatte seinen Vater nicht gefunden. Ich hielt ihn, da er eben aufsteigen wollte. Ich sagte ihm: unglücklicher Mensch, sie ist noch zu retten, wenn Sie entscheidende Schritte thun; aber, ich sage Ihnen, entscheidende!

Entscheidende! rief er mit blitzenden Augen, schwang sich auf, und flog dahin.

Ich schrieb nun mit einer Brust voll Seligkeit an Lieschens Mutter, daß eine seltsame Verbindung von Zufällen mich wieder nach Indien zurück führten, und daß ich nicht sagen könnte, ob ich jemals sie und mein gutes Lieschen sehen würde.

Den Brief ließ ich durch meinen Bedienten

denn die holde Braut war indeſſen davon gelaufen — wohin? ja, das frage ich Sie?

Gräfin. [für ſich.]

Großer Gott!

Tſcherikof.

Ich fahre mit meinen Fiakern vor die Kirche — alles verſchloſſen — wir warten — es kommt niemand — alles wie ausgeſtorben — und ich glaube, wenn ich mit aller Gewalt auf einer Hochzeit hätte beſtehen wollen, hätte ich mich ſelbſt mit dem Herrn Kirchner trauen laſſen müſſen. — Das Allerſpaßhafteſte von der Sache war aber dieſes, daß der junge Herr hier nachher Händel an mir ſuchte, mich beſchuldigte, daß ich das junge Mädchen entführt hätte, und daß wir uns deshalb beinahe ein wenig die Hälſe gebrochen hätten.

Gräfin.

Wie? Alfred? Sie hätten glauben können?

Alfred.

Nun, ja doch — und weshalb denn nicht? — und trotz aller Gründe, die er mir vorgeſtellt hat, und auf welche mir freilich zu erwiedern nichts mehr übrig blieb, bin ich doch nie-

mals recht überzeugt gewesen, — ja, hat man denn nicht noch ganz vor kurzem erzählt, daß Yelva ihm nachgereißt wäre — und daß sie auf einem seiner Schlösser verborgen seyn müsse?

Tscherikof.

Wie man nur eine solche Idee von einem russischen Edelmanne haben kann — von einem braven Bojaren?!

Alfred.

Verzeihen Sie mir! — ich hänge zwar durchaus nicht mehr an der Treulosen, die mich verrathen hat, ich habe sie vergessen, aus meinem Andenken verbannt — aber es wäre doch gräßlich, von einem Freunde so hintergangen worden zu seyn. [reicht Tscherikof die Hand.] Sprechen wir nicht mehr davon — lassen wir das ruh'n. Uibrigens verheirathe ich mich ja nun, — bin glücklich — denn Ihre Cousine wird meine Gattin!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Kaluga.

Kaluga.

Der Bote ist da, der die Zeitungen für Se. Durchlaucht bringt — und Briefe für die ganze Gesellschaft.

Alfred. [lebhaft.]

Sind welche aus Frankreich dabei? — einer für mich?

Kaluga.

Nein, Herr Graf — da iſt aber einer für die Frau Gräfin — er kommt aus Wilna.

[er giebt Tſcherikof einen Brief, welchen dieſer der Gräfin einhändigt.]

Gräfin.

Aus Wilna? — Schön! ich erwartete Briefe von dort und hatte angeordnet, daß man ſie mir hierher ſchickte.

Tſcherikof.

Wir wollen Sie allein laſſen, gnädige Frau — dieſes Schloß iſt von nun an das Ihrige — und dieſen Burſchen hier, Namens Kaluga, einen weitgereißten Koſaken, überlaſſe ich ganz Ihren Befehlen. — [zu Alfred.] Kommen Sie, ich will Sie auf Ihr Zimmer geleiten, dann gehen wir in den Salon und dann in den Speiſeſaal, wo das Eſſen auf uns wartet, ein Diner à la française, wobei Sie einen Ihrer Landsleute finden werden.

Alfred.

Und wen?

Tscherikof.

Champagner! — denn alle Monate lasse ich welchen kommen — mein Banquier in Paris hat weiter nichts für mich zu thun, als diese Sendungen.

Alfred.

Wahrhaftig?

Tscherikof.

Es wird Ansehnliches an Champagner in Rußland verthan — man trinkt hier zweimal mehr, als in Frankreich erbaut wird.

Gräfin.

Unmöglich!

Tscherikof.

Und doch wahr! — ach, die Industrie hat jetzt solche Fortschritte gemacht, daß das nur noch eine Kleinigkeit ist.

[Tscherikof und Alfred gehen in das Zimmer rechts, dessen Thüre offen bleibt.]

Siebenter Auftritt.

Die Gräfin. Kaluga.

Gräfin.

Sie sind fort! — Wie sehnsuchtsvoll erwartete ich diesen Brief — und doch wage ich es

jetzt kaum, das Siegel zu lösen. [man hört eine Glocke schellen.] Was ist das?

Kaluga.

Das ist die Glocke am Schloßthore — wahrscheinlich Vagabonden, die bei einbrechender Nacht ein Unterkommen suchen. [geht an's Fenster links und öffnet es.] Wer da? — Wer da? — Nun? — keine Antwort? — Um so schlimmer für euch! — [er macht das Fenster wieder zu.] [Man schellt heftiger.]

Gräfin.

[welche unterdessen den Brief entsiegelt hat.]

Noch einmal! — Sieh doch nach, wer es seyn kann.

Kaluga.

Das habe ich ja schon gefragt — es hat mir aber nicht geantwortet — da mag's an der Thüre stehen bleiben.

Gräfin.

Bei dieser entsetzlichen Kälte!

Kaluga.

O! es ist heut' gar eine leidliche Temperatur zu einem Bivouac! — schöner heller Mondschein — der wärmt bei uns.

Gräfin.

Bedenke doch! — Die arme Person kann ja vor Kälte in der Nacht umkommen. — Mach' auf, habe doch Mitleid.

Kaluga.

Da muß ich erst meinen Herrn um Erlaubniß bitten.

Gräfin.

Um menschlich seyn zu dürfen?! — Geh', ich nehme es auf mich.

Kaluga.

Ja, das ist etwas anderes — der Frau Gräfin Befehle habe ich Ordre zu gehorchen. — Ich werde gleich mit dem Haushofmeister reden. [geht links ab.]

Achter Auftritt.

Die Gräfin allein.

Welch' ein trauriger Aufenthalt! — Alles so kalt und eisig! — immer nur befehlen! — sie gehorchen zwar wohl gleich, aber auch das ist dem Herzen so wenig wohlthuend. [besieht die Unterschrift des Briefes.] „Rocolof, Kaufmann in Wilna." — Wohlan denn [lies't.] „Gnädige Frau! Sie haben mir durch meine

„Correspondenten in Paris, die Herren Martin „und Compagnie anzeigen lassen, daß ein junges „Mädchen, an welcher Sie den lebhaftesten An„theil nähmen, den 15ten September aus Pa„ris abreisen und ihren Weg über Berlin, Po„sen und Warschau nehmen würde, so, daß sie „mit Ende Novembers in Wilna einzutreffen ge„denke. Es scheint jedoch, wie ich Ihnen mit „vielem Bedauern melden muß, als ob einige „Stunden von Grodno, der Wagen, in welchem „sich diese Reisende befand, von — Räubern „angefallen worden sey — und daß der Mann, „der sie auf dieser Reise begleitete, sich unter „der Zahl der Reisenden befinde, die dabei — „ums Leben gekommen sind." — Allmächtiger Gott! — „Was das junge Mädchen betrifft, „für welche die Frau Gräfin sich interessiren, „so besitzt man bis jetzt noch keine nähere Nach„richt über das Schicksal welches dieser zu Theil „geworden ist, wenigstens aber scheint, nach den „Erkundigungen welche wir bereits deshalb ein„gezogen haben, kein bestimmter Beweis vor„handen, daß sie auch mit dabei das Leben ein„gebüßt habe, und wenn es nur möglich ge„wesen ist, daß sie Grodno hat erreichen kön„nen, so dürfen wir wohl hoffen, daß sie uns

„von dort aus Nachricht ertheilen wird.“ — O! du mein Himmel! wie könnte sie das? — Gerechter Gott! welch' ein Loos für die Unglückliche! In ihrem Zustande, hier im fremden Lande, bei'm härtesten Winter, ohne Schutz, ohne Hülfe! — So hat sie sich denn aufgeopfert, für mich, für ihren Wohlthäter! — Armes! verlaß'nes Mädchen! — Und hier, hier, wo einst die Wiege deines traurigen Lebens stand, mußt du nun auch dein einsames, ach Gott weiß, wie qualvolles Grab finden! —

[sie sinkt in Schmerz versenkt auf einen Sessel.]

Neunter Auftritt.

Die Gräfin. Kaluga, welcher Velva links hereinführt.

Kaluga.

[Velva unterstützend, welche sich auf seinen Arm erschöpft lehnt.]

Nur hier herein — so — ach, das arme junge Mädchen — und so hübsch dazu! — Aber das war gar nicht recht, daß Sie mir nicht antworteten — gar nicht artig — nun,

nun, wir meinen's hier ja gut! — [hat Yelva unterdeß zu einem rechts ſtehenden Seſſel geführt.]

Muſik.

Yelva. —

[iſt als ruſſiſche Bäuerin gekleidet, ſie iſt blaß und hält ſich kaum aufrecht. Mit Mühe ſtützt ſie ſich auf den Seſſel, und zeigt an, daß alle ihre Glieder vom Froſte erſtarrt ſind.]

Kaluga. [zu der Gräfin.]

Da iſt das junge Mädchen, das unten klingelte — ſie gehört aber nicht zu unſers Herren Unterthanen, denn die kenne ich alle.

Gräfin.

Schon gut. [ſie nähert ſich Yelva.] Gott! was ſehe ich!

Muſik.

[Bei dieſem Aufſchrei der Gräfin wendet ſich Yelva, erkennt die Gräfin, will auf ſie zuſtürzen, aber ihre Kräfte verſagen ihr den Dienſt, ſie kann ihr nur zu Füßen ſinken und die Arme nach ihr ausſtrecken.]

Gräfin.

Yelva! — mein Kind — habe ich Dich

wieder?! — Aber in welchem Zustande — so bleich — diese unscheinbare Kleidung — dieses Elend —!

Yelva. —

[bezeichnet ihr, daß sie glücklich sey, da sie die Gräfin wiedersehe, daß sie sich wohl befinde, aber in diesem Augenblicke wankt sie und sinkt in den Sessel zurück.]

Gräfin.

Gott! — die Kälte — die Anstrengung! — [zu Kaluga.] Geh!

Kaluga.

Zu Befehl!

Gräfin.

Aber sage Niemand ein Wort über das, was hier vorgegangen.

Kaluga.

Zu Befehl!

Gräfin.

Du hast nichts gesehen!

Kaluga.

Zu Befehl!

Gräfin.

Nichts gehört!

als von einem hiesigen Handelshause zu meiner Schwägerin senden.

Ich war schon bei ihr und Lieschen, als ihr alter Nachbar. Ich hatte mein Stübchen wieder in Besitz genommen.

Ich war unten, da mein Brief ankam.

Die Mutter hatte mir eben mit einer kindisch stolzen Freude erzählt, daß des Kabinetsraths Sohn, ihr Neffe, Lieschens Mann werden würde. Lieschens heiße Thränen begleiteten die Erzählung.

Da kam mein Brief, die Mutter las, und erblaßte.

O Lieschen lies, welch ein Unglück! Lieschen las, und das schöne Auge funkelte vor Freude, die sie vergebens zu verbergen suchte.

Das ist freilich ein großes Unglück, liebe Mutter; aber wir waren ja, vorher, so sehr glücklich, das waren wir ja. Wir werden es wieder seyn. Ich setze mich wieder an mein Fenster und arbeite — ach, seufzend that sie einen Blick gegenüber an das Fenster, wo Niemand mehr saß.

Nein, nein, Lieschen, das wird nimmer mehr wieder wie sonst.

Leider nicht, liebste Mutter, leider nicht! sagte Lieschen, und ihre Augen wurden zwei

Kaluga.

Zu Befehl!

[geht ab.]

Zehnter Auftritt.

Die Gräfin. Yelva.

Gräfin.

[zu Yelva tretend.]

Armes Kind! was iſt aus Dir geworden, ſeit dem fürchterlichen Ereigniſſe, das Dich von Deinem Begleiter trennte — in dieſer verſchneiten Wüſte. —

Yelva. —

[Sie zeigt ihr an, daß ſie ſich allein gefunden habe, ohne Geld und faſt ohne Kleidung, daß ſie ſehr gelitten, die Kälte habe ſie hart angefallen. Da ſey ſie denn immer gerade aus fortgegangen, habe jedoch niemand begegnet. Immer fort ſey ſie gewandert, habe aber vor Froſt und Müdigkeit kaum weiter gekonnt. Endlich ſeyen ihr einige Menſchen entgegengekommen. Zu dieſen habe ſie die Hand ausgeſtreckt, ſey niedergekniet und habe um Brod oder ein Almoſen gebeten.]

Gräfin.

O, Gott! — betteln müssen! — Aber als nun die Nacht einbrach! — und in jenen unbewohnten Gegenden? —

Yelva. —

[bezeichnet, daß als die Nacht sie überfiel, sie vergebens um sich blickte, wohin sie ihr Haupt legen wolle, daß sie nichts fand, und voll Verzweiflung sich eben auf den Boden legen und ein Opfer der Kälte werden wollte, als ihr Auge auf den Medaillon sich richtete, den ihr die Räuber noch gelassen hatten. Da betete sie zu Gott und flehte ihre Mutter an, sie hier nicht untergehn zu lassen.]

Gräfin.

O, Gott! Du flehtest Deine Mutter an, Dich zu beschützen.

Yelva. —

[Plötzlich habe sie ein Licht erblickt, es habe von diesem Schlosse her geleuchtet: nun sey sie muthig weiter gewandert und als sie sich am Thore des Schlosses befunden, habe sie die Klingel gesucht und geläutet. Da sey jemand gekommen, habe geöffnet, und nun sey sie selbst hier nieder in den Armen ihrer Wohlthäterin.]

Gräfin.

Und nie, nie ſollſt Du mich nun verlaſſen! Was auch geſchehen möge, ich allein will nun über Dein Leben wachen, mit Muttergefühl für Dein Glück ſorgen.

Yelva. —

[betrachtet ſie mit Zärtlichkeit, dann aber mit Verlegenheit, zeigt auf Herz und Hand, und giebt zu erkennen, daß es für ſie kein Glück mehr gebe. Dann zieht ſie den Straus, den ſie am Hochzeittage bekam, aus dem Buſen und fragt durch Zeichen: „Was iſt aus ihm geworden, der mich liebte, der mich heirathen ſollte? — wo iſt er?"]

Gräfin.

Der Dich liebte, der Dich heirathen ſollte? — Alfred? —

Yelva. —

[mit Zeichen tiefer Bewegung: „Ja!"]

Gräfin.

Vergiß ihn, Yelva! — Laß' uns nicht mehr von ihm ſprechen, beſonders heute nicht!

Yelva. —

[fragt voll Schrecken durch Zeichen: „Iſt er todt? — lebt er nicht mehr?"]

Gräfin.

Nein — beruhige Dich — er lebt. —

Pelva. —

[bezeichnet ihre Freude.]

Gräfin.

Aber ich weiß nicht, wie ich Dir es mittheilen ſoll, was —

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Feodora.

Feodora. [aus der Mitte.]

Gnädige Frau, ich ſoll Sie ſuchen — man wünſcht Sie im Salon zu ſehen. [erblickt Pelva.] Wer iſt denn das junge Mädchen?

Gräfin.

Eine Unglückliche, welcher wir ſo eben bei der ſtrengen Kälte hier ein Obdach gegeben und ſie in unſern Schutz genommen.

Feodora.

Ey, da muß ich auch dabei ſeyn — da muß ich mir auch ein kleines Verdienſt mit erwerben! Ich will ſie ſogleich Alfred vorſtellen. [Pelva, ſo

wie die Gräfin erſchrecken bei dieſem Namen.] Ja, ja, Herrn Graf Alfred von Ceſanne — meinem Bräutigam — und noch heute meinem geſtrengen Herrn Gemahl. [zu der Gräfin.] Gnädige Frau! ach, nein, laſſen Sie mich Sie ſchon liebe theure Mutter! nennen — es iſt ſchon alles vorbereitet — die Officianten und Unterthanen ſind im Vorzimmer mit prächtiger Muſik an der Spitze. Es fehlt nur noch an meinem lieben Couſin, dem Fürſten, der noch nicht in den Salon gekommen iſt. [Während dieſer naiven Mittheilung zeigen Yelva und die Gräfin durch ſtummes Spiel die verſchiedenen Empfindungen an, von welchen ſie ergriffen werden.] Nun kommen Sie [zu Yelva.] kommen Sie nur mit mir — Alfred wird mir die erſte Gefälligkeit, um welche ich ihn bitte, nicht abſchlagen. Sie ſollen hier bleiben, hier bei mir — nun, wollen Sie das nicht?

Yelva. —

[zeigt die größte Unruhe.]

Gräfin.

Entſchuldigen Sie, liebe Feodora — das arme Mädchen kann Ihnen nicht antworten — ſie — ſie verſteht Ihre Sprache nicht.

Feodora.

Ach, wie mir das leid thut — ſie iſt ſo hübſch — es wäre mir ſo lieb geweſen, wenn ſie eine Landsmännin von mir wäre — doch, das iſt einerlei. — Kommen Sie nur, kommen Sie und helfen Sie uns die Vermählung mit feiern.

Yelva. —

[entfernt ſich ſchaudernd.]

Feodora.

Nun was iſt Ihnen dann, [lächelnd.] Ach ja, ſie verſteht mich ja nicht! — Sie haben Recht. — Es ſcheint als ob ich das arme Mädchen erſchreckt hätte.

Gräfin.

In dem Zuſtande der Erſchöpfung, in welchem ſie ſich befindet, würden ihr einige Augenblicke Ruhe wohl am nothwendigſten ſeyn.

Feodora.

Wahrhaftig! — ſie ſieht recht leidend aus.

Gräfin.

Ach! ſie iſt auch ſehr unglücklich. — ſehr

beklagenswerth! — Ich kenne ihr Schickſal — die ſchmerzlichſten Schläge des Geſchicks haben ſie mit Einemmale betroffen, aber ich weiß auch, welcher edlen Gefühle, welcher heldenmüthigen Entſchlüſſe ſie fähig iſt.

Yelva. —

[drückt die Hand der Gräfin, gleichſam um ihr zu ſagen, daß ſie zu jedem Opfer bereit ſey.]

Gräfin.

Ja, ich war es wohl von ihr überzeugt, daß ſie nach ſo vielen Entſagungen und Leiden, nicht in einem einzigen Augenblicke das wieder werde zertrümmern wollen, was ſie unter ſo heißen Thränen aufgebaut hat.

Feodora.

Sie iſt nun bei uns, ſie wird uns Vertrauen ſchenken und bald, recht bald werden ihre Leiden vorüber ſeyn!

Gräfin. [Yelva fixirend.]

Sie haben Recht, Feodora — nur noch einen Augenblick — nur noch die letzte Anſtrengung von Seelenkraft und hohem Muthe — mehr

verlange ich nicht von ihr, denn dann ist alles zu Ende.

Yelva. —

[trocknet sich die Thränen, blickt die Gräfin an, ergreift wieder deren Hand und scheint ihr mit Festigkeit zu sagen: „Ja, ich werde diesen Muth haben!“ Dann erblickt sie links ein Gefäß mit Blumen, sie pflückt eine davon, nähert sich Feodoren und übergiebt ihr diese mit einer anstandsvollen Verbeugung.]

Feodora.

Ein Hochzeitsgeschenk! — armes Mädchen! — sie hat mir die erste Blume gegeben zu meiner heutigen Vermählung — gebe der Himmel, daß das mir Glück bringe.

Yelva. —

[betrachtet in diesem Augenblicke Feodora und deren bräutlichen Schmuck, sie seufzt tief. Die Musik geht mit einigen Tacten in die Melodie über: „Das waren mir selige Tage,“ an deren Schlusse sich Yelva in der Gräfin Arme wirft. Diese giebt ihr Zeichen der innigsten Theilnahme, indem sie sie mit Mutterliebe an's Herz drückt. Dann spricht die Gräfin, wenn die Musik schweigt,

um ſich ſelbſt dem Andrange des Gefühls zu entreißen.]

Gräfin. [zu Isabella]

Kommen Sie — kommen Sie — man wartet auf uns. [ſie gehen beide durch die Mittelthüre ab.]

Zwölfter Auftritt.

Yelva. [allein.]

[ſie ſinkt halb ohnmächtig in einen Seſſel. — So bleibt ſie eine Zeitlang in ihren Schmerz verſenkt. — Dann ſcheint ſie plötzlich allen Muth zuſammen zu faſſen, und ſchildert durch Zeichen, daß ſie Alfred aus ihrem Herzen verbanne. — In dieſem Augenblicke gebe er ohnſtreitig einer Andern die Hand. — Sie nimmt den vertrockneten Strauß, den ſie ſorgfältig aufgehoben hatte, blickt voll Schmerz und Rührung auf ihn und wirft ihn dann weit von ſich hinweg. Nun horcht ſie plötzlich auf. Sie glaubt Kirchenmuſik zu hören und kniet nieder um für ihn zu beten. Ruhiger dadurch geworden, erhebt ſie das Haupt wieder und blickt um ſich her. Plötzlich fühlt ſie bei näherer Betrachtung der Gegenſtände, die ſie

umgeben, eine ihr selbst unerklärliche innere Bewegung. Sie springt schnell auf, und glaubt das Zimmer wieder zu erkennen, in welchem sie sich befindet. Sorgsam untersucht sie die Tapeten, das Geräth, dann legt sie die Hand aufs Herz und scheint die Erinnerungen fest halten zu wollen, die ihr entschlüpften.]

Dreyzehnter Auftritt.

Yelva. Tscherikof. [welcher von rechts herkommt.]

Tscherikof.

Da fangen sie schon ihre Volksgesänge an — Hochzeitlieder, wie's bei ihnen bräuchlich ist. — Ich werde ihnen die Knute geben lassen, um sie zu lehren, froh und lustig zu seyn, wenn ich's nicht bin. — Aber, was ist denn das für ein Landmädchen? — Großer Gott! — Sehe ich recht? — Yelva! in dieser Kleidung! in meinem Schlosse!

Yelva. —

[macht bei seinem Anblicke ein Zeichen der Verwunderung und eilt auf ihn zu.]

Thränenquellen. Sie sah nach dem Fenster drüben, und schüttelte das schöne Köpfchen.

Es muß wieder so werden, Madame; denn die Verbindung mit Ihrem Schwager ist so gut als abgebrochen — Lieschen sagte mir nämlich in zwei Worten, ihr Oheim käme nun nicht — da Lieschens Oheim nicht kommt. Die Besuche von Schlüters werden wieder ausbleiben nach und nach; alles wird wieder in die alte Stelle rücken, Lieschen an ihr Fenster, Sie an Ihre alte Arbeit. Und was seyn muß, liebe Madame, das thue man ohne Zögern!

Sie sah mich finster an, und ging, doch ein wenig zweifelhaft, zu ihrer Schwester, die Nachricht mitzutheilen.

Wie sie hinaus war, faßte ich Lieschens Hände, schleuderte sie ein paar Mal im Kreise rings um, trug ihr Tischchen ans Fenster, machte das Fenster auf, und sagte: Nun, da ist Ihre alte Stelle wieder! daß Sie von Herzen glücklich sind, sieht man Ihren Augen wohl an.

Wie sollte ich glücklich seyn?

Heuchlerin! Erstlich sind Sie von Ihrem Kusin los, Lieschen. Zweitens können Sie nun wieder da an dem geliebten Fenster sitzen. Zwar, weiß ich wohl, fehlt noch ein Kopf, da der drüben.

Tscherikof.

Und Alfred! wie wird der ſtaunen?!

Yelva. —

[giebt ihm zu verſtehen, daß er ſchweigen ſolle.]

Tscherikof.

Wie? er ſoll's nicht wiſſen — Sie fürchten ſich vor ihm?

Yelva. —

[durch Zeichen: „Ja!"]

Tscherikof.

Und wie kommen denn Sie ſelbſt hieher? Was hat Sie denn hierher zu mir geführt?

Yelva. —

[durch Zeichen: Das iſt Ihr Schloß?]

Tscherikof.

Ja freilich, das iſt mein Schloß.

Yelva. —

[Sie betrachtet ihn mit einer ſo geſpannten Aufmerkſamkeit, als ob ſie ihn vorher noch nie ge-

sehen hätte. Es scheint, als wolle sie auf seinem Gesichte lesen und seine Züge errathen.]

Tscherikof. — —

Was hat sie denn? — Woher diese außerordentliche Bewegung?

Yelva. —

[legt die eine Hand auf ihr Herz, und giebt ihm mit der andern ein Zeichen zu schweigen, und sie nicht in den Gedanken zu stören, welche jetzt in Menge auf sie einstürmen. — Ja, ja, als sie noch ganz klein war, hat sie das Alles schon einmal gesehen. — Sie läuft an das Fenster rechts und zeigt auf die Gärten, welche man von da sieht.]

Tscherikof.

Das ist unser Schloßgarten. — Nun, was wollen Sie mit dem?

Yelva. —

[macht ihm ein Zeichen, ob es nicht darinn eine Schaukel und rußische Rutschberge gebe?]

Tscherikof. [verwundert.]

Sie scheint von einer Schaukel sprechen zu

wollen — und von Rutschbergen! — Was hat nur das alles zu bedeuten?

Yelva. —

[zeigt ihre Ungeduld, daß er das nicht gleich verstehe. Dann macht sie ihm, — als ob eine andere Idee ihr plötzlich in den Kopf komme, — Zeichen, daß sie in diesem Saale mit andern Kindern von ihrem Alter gespielt habe. Sie stellt vor, wie sie sich ein Tuch um die Augen gebunden, und läuft nach jemand, als ob sie blinde Kuh spiele. Alle ihre Bewegungen folgen sich pfeilgeschwind, und ohne daß sie mehr auf Tscherikof zu achten scheint, der erstaunt und gerührt vor ihr steht.]

Tscherikof.

Das arme Kind — ich weiß gar nicht was sie hat, was sie sagen will, aber in ihren Gesten, in ihrer Physiognomie liegt ein ganz unbeschreiblicher Ausdruck, der mich wider meinen Willen bis ins Innerste bewegt.

[Man hört jetzt von außen und ziemlich in der Nähe ein russisches Nationallied singen und von National-Instrumenten begleiten.]

Yelva. —

[faßt Tscherikof beim Arme, als wolle sie ihm sagen: „Hören Sie!“]

Tscherikof.

Das sind meine Unterthanen die ein Volkslied singen.

Yelva. —

[scheint ihm sagen zu wollen: „Das ist's ja eben, das kenne ich auch!“ — Ihre innere Bewegung ist bis auf's höchste gestiegen. Sie ergreift Tscherikofs Hand, drückt sie in die ihre und legt sie dann an ihr Herz.]

Tscherikof.

Ich weiß selbst nicht — ich bin ganz confus — sie scheint mir so glücklich und doch auch wieder so elend — und die zärtliche Freundschaft, die sie mir bezeugt! — man sollte da wahrhaftig auf Gedanken kommen — Yelva! — liebe Yelva! — fassen Sie sich! [er schließt sie sanft tröstend in die Arme.]

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Alfred. [kommt durch die Thüre rechts, welche er hinter ſich ſchließt. Er erblickt Yelva in Tſcherikofs Armen.

Alfred.

Mein Gott! — Yelva!

Yelva. —

[als ſie Alfred erblickt, reißt ſie ſich erſchrocken und außer ſich aus Tſcherikofs Armen und ſtürzt in das Zimmer links ab, deſſen Thüre ſie hinter ſich ſchließt.]

Alfred.

[zu Tſcherikof nach einer Pauſe.]

Nun, mein Herr! War mein Verdacht ungegründet? — Was können Sie mir nun noch darauf antworten?

Tſcherikof.

Ich? — nichts! — jetzt noch gar nichts! — denn ich begreife das alles eben ſo wenig als Sie ſelbſt.

Alfred.

O, nein, ich begreife ſehr wohl, mein Herr, daß Sie ein Menſch ohne Treu und Glauben ſind.

Tſcherikof.

Herr von Ceſanne!

Alfred.

Ja, Sie waren es! Sie haben mir ſie geraubt, Sie haben ſie aus meinen Armen geriſſen, ſie entführt, ſie hier verborgen, und — O! ich bedarf keines andern Beweiſes als der Liebe, welche ſo eben in Ihren Augen glühte, als der Zärtlichkeit, womit Velva an Ihrem Herzen ruhte, als des Schreckens, womit mein Anblick ſie überraſchte.

Tſcherikof.

Und ich wiederhole Ihnen nochmals, daß ich von alle dem nicht das Geringſte weiß. — Wenn es aber auch wahr wäre, — wenn ſie mich zufälligerweiſe lieben ſollte, — wollen Sie mir denn alles weg nehmen, was meinem Herzen theuer iſt? — Iſt's nicht genug, daß Sie meine Couſine heirathen, und habe ich denn nicht eben ſo gut Rechte wie jeder Andere?

Alfred.

Nein, Sie haben nicht das Recht, einen Mann von Ehre zu betrügen — Sie sind nichts als ein —

Tscherikof.

Halten Sie ein! — Sprechen Sie das Wort nicht aus! — Auch ohne daß es die Luft verunreinigt, die ich hier athme, weiß ich, was sich darauf gebührt. — Kommen Sie, der nächste Augenblick soll blutig entscheiden, wer von uns ein Recht habe, von dem Andern Genugthuung zu fordern.

[Sie gehen in heftiger Bewegung durch die Mitte ab.]

Fünfzehnter Auftritt.

Velva, die Gräfin. [aus dem Zimmer links.]

Gräfin.

Velva! — in welcher Unruhe finde ich Dich! — Wär's möglich? — Sollte Alfred hieher? — Du hast ihn gesehn?

Yelva. —

[macht Zeichen der Bejahung.]

Gräfin.

Wo denn? — hier?

Yelva. —

[durch Zeichen: „Ja!"]

Gräfin.

Und von woher kam er?

Yelva. —

[auf die Thüre rechts zeigend.]

Gräfin.

Wen da —?

Yelva. —

[In diesem Augenblicke nähert sich Yelva der Thüre rechts, welche Alfred bei seinem Auftreten schloß, auf der sich das Portrait befindet, das Tscherikof in dem fünften Auftritte bezeichnete, und die vorher, so lange Yelva früher im Zimmer sich befand, angelehnt, folglich das Bild nach der Wand zu gerichtet und verdeckt war.

Yelva erblickt es zum erſtenmale, hält inne, betrachtet es genauer, eilt zu der Gräfin und zeigt in der heftigſten Bewegung mit der Hand darauf.]

Gräfin.

Das iſt die vormalige Beſitzerin dieſes Schloſſes, die Mutter des Fürſten Tſcherikof. Die unglückliche Frau iſt mit ihrer ganzen Familie in den Flammen von Smolensk umgekommen.

Yelva. —

[zieht voll Feuer das Medaillon, das ſie bei ſich trägt, aus dem Buſen, giebt es der Gräfin, und ſagt zu ihr durch Zeichen: „Betrachte es, das iſt ſie.“]

Gräfin.

O, Himmel! — dieſelben Züge! — ja, ja, ſie iſt's! — es iſt Deine Mutter!

Yelva. —

[wirft ſich vor dem Bilde auf beide Knie, umſchlingt es mit ihren Armen, drückt ihre Lippen darauf, dann beugt ſie ſich vor, neigt das Haupt, und ſcheint die Mutter um ihren Segen anzuflehen.]

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. Feodora. [herbeieilend.]

Feodora.

Ach, du großer Gott! — Welches Unglück! — Alfred und mein Cousin —

Gräfin.

Nun?

Feodora.

Sie haben sich Pistolen geholt — ich sah' sie beide in den Park hinabeilen — sie wollten nicht auf mich hören — ein Duell —

Gräfin.

Mein Himmel! — geschwind ihnen nach!

[eilt mit dem Medaillon ab.]

Feodora.

Wenn es nur noch Zeit genug ist! —

Velva. —

[giebt Zeichen der lebhaftesten Verzweiflung. Sie fragt Feodoren, in welche Gegend sie gegangen wären. Diese zeigt auf das Fenster rechts, das in den Garten geht. Velva läuft

Sie wurde blutroth, und sah mich starr mit offnem Munde an, wollte fragen und hatte das Herz nicht.

Drittens, wenn der drüben auch nach Hamburg geht, was ist das für einen so treuen Liebhaber? ein paar Sprünge. Dann ist er hier; er muß ja seine Mutter besuchen; dann springt er ans Fenster, sieht Lieschen wieder arbeiten, hört, daß Lieschen gar nicht Braut ist, und — was dann geschieht, weiß ich nicht. Ach! sagte sie langgezogen und sah mich an.

Ich wollte, fuhr ich fort, es wäre wieder Ihr Geburtstag, Lieschen, und Sie ständen wieder mit der weißen Rose an der Brust da, wie an Ihrem sechszehnten Geburtstage, wo Ihre Liebe anging; er würde Ihnen statt der Blumen und des kleinen Vergißmeinnichts einen goldnen Verlobungsring ins Fenster legen.

Mein Gott, rief sie wie außer sich: Sie wissen ja alles, Herr Nachbar.

Ja, liebes Lieschen, alles, Ihr ganzes Herz. Kannst du schweigen, Lieschen? aber schweigen wie das Grab!

Sie legte die Hand auf die Brust.

Denn schweigst du nicht, so bist du in vier Wochen die Frau deines Kusins.

O, ich kann schweigen wie das Grab.

ſchnell hin, um zu öffnen. In dieſem Augenblicke hört man einen Piſtolenſchuß. Melva zeigt durch Geſten an, daß ſie die beiden Gegner erblicke. Sie iſt am Fenſter ſtehen geblieben und hat die Arme nach ihnen ausgeſtreckt. Nach den heftigſten Anſtrengungen bringt ſie es endlich dahin, das Wort: „Alfred!“ herauszuſtoßen. In demſelben Augenblicke ſinkt ſie aber auch durch dieſe Anſtrengungen erſchöpft, ohnmächtig nieder.]

Feodora. — —

[fängt ſie in den Armen auf, leitet ſie in einen Seſſel und gewährt ihr Hülfe.]

Armes! armes Kind! — Groſſer Gott! ſie iſt ohne Bewußtſeyn!

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Alfred. Tſcherikof. Die Gräfin, [welche beide an den Händen führt.]

Tſcherikof.

[hält das Medaillon Melva's in der Hand.]

Was ſagen Sie mir? — meine Schweſter? — meine theure Schweſter! — Wo iſt ſie?

Gräfin.

[zeigt ihm Velva im Seſſel ohnmächtig liegend.]

Hier! dieſe!

Tſcherikof.

Und der Schrei, der bis zu uns drang, und unſern Zweikampf unterbrach?

Feodora.

Sie hat ihn ausgeſtoßen! — Das Schrekken — die Bewegung — aber ich fürchte, daß ſie ihr das Leben koſten.

Alle.

Allmächtiger Gott!

[ſie eilen zu ihr. Alfred rechts, Tſcherikof links bei ihr knieend. Die Gräfin neben ihm. Feodora hinter dem Seſſel. Alles ihr hülfreich nahend.]

Tſcherikof.

Schweſter! theure liebe Schweſter!

Alfred.

So ſoll ich Dich in dem Augenblicke wieder verlieren, wo mein Glück von neuem beginnt?!

Gräfin.

Geliebte Tochter! — Erwache! — Lebe!

Feodora.

Still! still! — ich fühle ihr Herz wieder klopfen.

Gräfin.

Ja, ihre Wange röthet ſich wieder.

Tſcherikof.

Sie ſcheint aus einem ſchmerzlichen Traume zu erwachen!

Alfred.

Sie lebt! — ſie lebt!

Gräfin.

Zum Glücke!

Tſcherikof.

Zum Seegen Aller!

Alle vier.

[niederknieend und mit zum Himmel gehobenen Händen.] Dank, Dank, Dir, Allgütiger!

Yelva. —

[iſt nach und nach wieder zu ſich gekommen und

blickt langsam auf einen nach dem andern von den sie Umgebenden. Sie giebt sich Mühe ihre Gedanken zu ordnen. Zuerst kennt sie die Gräfin, nimmt deren Hand und küßt sie. Dann wendet sie sich und bemerkt Alfred. Bewegung des Staunens und der Freude. Alle neigen sich näher zu ihr und horchen aufmerksam. Sie blickt ihn an und sagt ganz leise „Alfred!" — Nun erblickt sie auf der andern Seite Tscherikof, streckt die Hand nach ihm aus und spricht eben so schwach: „Mein Bruder!"]

Alfred.

Kannst Du mir verzeihen? — Liebst Du mich noch? —

Velva. —

[steht auf, betrachtet Alfred mit der zärtlichsten Rührung, wirft sich dann mit voller Seele in seine Arme und ruft mit der freudigsten Erhebung der Stimme: Ewig!]

[Der Vorhang fällt.]

Ende.

Gedruckt in der Hofbuchdruckerei von
C. C. Meinhold und Söhnen.

Neolithic Ex. 548 cm

Dramatisches Vergißmeinnicht
für das Jahr 1833

aus

den Gärten des Auslands nach Deutschland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Zehntes Bändchen.

Enthält:

Die Verstorbene, oder Abreise und Rückkehr.
Drama in zwei Abtheilungen.

und

Der lustige Rath.
Lustspiel in zwei Aufzügen.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1833.

Hofmann's

BIBL. VNIVERS LIPS.

Der

hochgeehrten Directrice

des

Theaters zu Riga

Frau Emilie von Tzschernjäwsky

gewidmet.

Ich bin dein Oheim, deines Vaters Bruder. Kurze, dein Vormund, schickte mir deinen Brief, aber zu spät.

Sie fiel weinend, lachend, jauchzend in meine Arme.

Sie mußte sich zu mir setzen. Gib wohl Acht, Kind, denn das entscheidet jetzt über dein Schicksal. Ich bin ein reicher Mann, und du bist meine Erbin; aber dann mußt du auch deinen Kusin heirathen. Sieh, überleg alles ja recht wohl. Heirathest du deinen Kusin, so wirst du eine vornehme Dame, hältst dir Kutsch und Pferde, fährst prächtig gekleidet auf Ball, ins Schauspiel, in Gesellschaft, hast alles, was du wünschest, kannst alles, was du willst; einen großen, prächtigen Pallast, wo am Abend die Kutschen vorfahren, ein Landgut, wo du das Frühjahr zubringst, einen Garten, ein Wäldchen, Orangerie! Kind! Kind! das ist nicht wenig, gar nicht wenig, und glaube du auch, daß die Menschen, meistens alle, dafür mehr hingeben, als einen Liebhaber.

Ach, das ist freilich recht schön, recht sehr prächtig, und die Tante hat mir das alles noch viel tausendmal besser beschrieben, so daß ich sogar manchmal davon träume; aber —

Wirst du die Frau von dem da drüben, so klingts ganz anders, ganz anders. Er ist ein

Du haſt zuerſt am regen Dünaſtrande
Mit Freundſchaft die Verſtorbne aufgenommen,
Und manche Thräne die dem Aug' entſchwom-
men,
Gab ihr das Bürgerrecht im fernen Lande.

Dort wallteſt Du, die gern ich Freundin nannte
Da freundlich ſie entgegen mir gekommen,
Und ſchlingeſt zu der Bühne Nutz und From-
men
Um einen Künſtler-Kreis der Ordnung Bande.

Wohl hieß es längst im alten deutschen Reiche,
Daß unterm Krummstab es sich trefflich wohne,
Um wie viel mehr noch unterm Frauenhute.
So fördre ferner denn das Schöne, Gute,
Und nimm dem allgemeinen Wunsch zum Lohne,
Daß jede Leitung Deinem Scepter gleiche.

Theodor Hell.

Die Verstorbene,

oder

Abreise und Rückkehr.

Drama in zwei Abtheilungen.

Nach dem Französischen

von

Theodor Hell.

Erſte Abtheilung.

Die Abreiſe.

In zwei Aufzügen.

Personen.

Herr Derbain.
Elise, seine Gattin.
Arthur de Lussac.
Saint Genest, Arzt.
Bertrand, Tischler.
Jenny, dessen Frau.
Madame Lambert, Ausgeberin bei Derbain.
Georges, Todtengräber.
Hochzeitgäste.
Leichenbegleiter.

Schauplatz: La Rochelle.

Zweite Abtheilung.

Die Rückkehr.

In zwei Aufzügen.

Personen.

Herr Derbain.
Elise.
Lussac.
Saint Geneſt.
Madame Lambert.
Georges.
Bertrand.
Jenny.
André, Bedienter Derbains.
Erſter Kaufmann.
Zweiter Kaufmann.
Gäſte Derbains.
Mehrere Kaufleute.

Schauplatz: La Rochelle.

Die zweite Abtheilung ſpielt drei Jahre ſpäter als die erſte.

Erſte Abtheilung.

Die Abreiſe.

Erſter Aufzug.

(Die Bühne ſtellt eine Straße vor. Rechts im Hintergrunde der Eingang in eine Kirche, links der zum Gaſthofe zum goldnen Arme.)

Erſter Auftritt.

Ein Hochzeitszug (kommt mit Muſik aus der Kirche und geht nach dem Gaſthofe zu. Dort umringen die Gäſte das junge Ehepaar) Bertrand und Jenny, und ſingen:

Feſtlich iſt das Band geſchlungen,
Das zwei Herzen liebend eint.
Nehmt der Wünſche Huldigungen,
Bruder, Schweſter, Freundin, Freund!

Dieser Tag gehört der Lust;
Sie beglücke stets die Brust.

(Nachdem Jenny und Bertrand allen die Hand gegeben haben, kommen jene etwas mehr in den Vorgrund.)

Bertrand.

So ist's denn nun gewiß und wahrhaftig wahr, und ich kann Dich wirklich meine gute, liebe Frau nennen?

Jenny.

Mein theurer Bertrand!

Bertrand.

Ich habe lange genug auf dieses Glück gewartet, aber endlich ist es mir doch zu Theil worden, endlich bist Du mein mir von Gott und Rechtswegen angetrautes Weib!

Jenny.

Und ich bin recht froh darüber!
(sie schlägt in seine Hand ein.)

Bertrand.

So Gott will, soll das auch immer so bleiben.

Jenny.

Das wird von Dir abhängen.

Kaufmannsdiener. I nun wenn du fleißig arbeitest, so habt ihr zu leben, das ist wahr. Ein Stübchen wie dies hier. Du kannst mit deinem Manne die Woche einmal spazieren gehen. Niemand sieht dich an, Niemand grüßt dich, als etwan eine Kammerjungfer, für deren Frau du arbeitest. Ins Schauspiel kommst du nicht; was wolltest du auch da? hören, daß sie von dir sagten: dir sollte doch zu Hause sitzen und ihr tägliches Brot verdienen. Deine Verwandten werden dich nicht von der Seite ansehen. Die Bettlerin! werden sie höchstens sagen, und deine Kusinen werden dir aus Mitleiden zu verdienen geben. Das thut weh, recht weh, Lieschen.

Ach das weiß ich ja, das weiß ich, wie weh es thut. Das haben wir ja so viele Jahre erfahren, lieber Oheim; aber — sagte sie nun mit niedergeschlagenen Augen, und besah die Nägel auf beiden Händen: ich wollte doch lieber, wenn Sie es erlaubten, den da drüben, und müßte mir es noch schlimmer gehen.

Du könntest denken, Lieschen, ich könnte dir etwas nach meinem Tode nachlassen; aber das ist eben der Henker, daß ich das nicht kann.

Denn sieh, dein Kusin, dem es nicht besser geht, wie dir, aber das bleibt auch unter uns, der auch ein Mädchen unbeschreiblich liebt —

Bertrand.

O! da kannſt Du ganz ruhig ſeyn! Ich konnte es kaum erwarten, bis ich Dir das ſo recht in der Stille und aus Herzensgrunde ſagen könnte, aber der Herr Paſtor wollte auch gar nicht fertig werden.

Jenny.

Ach, das dächte ich doch nicht. Mir kommt's vor, als ob er uns eigentlich nur die Hälfte von dem gegeben hätte, was wir für unſer Geld hätten haben ſollen; aber der arme Mann! um vier Uhr hatte er ja ſchon wieder das Begräbniß der Madame Derbain!

Bertrand.

Ja freilich! Ich habe Dir es wohl ſchon geſagt, daß ich geſtern Abends noch ihr den Sarg in's Haus gebracht habe. Es war der allerſchönſte, den ich noch in meinem Leben gemacht habe, eine wahre Puppe von einem Sarge!

Jenny.

Kurios doch! Um drei Uhr hat man uns getraut, und um vier Uhr begräbt man die junge hübſche Frau!

Bertrand.

Ja, das ist nun so der Welt Lauf! Da muß man sich zu fassen wissen.

Jenny.

Der Herr Derbain ist wohl recht traurig?

Bertrand.

Das will ich meinen! Es hat ihn recht angegriffen.

Jenny.

Ach, es greift einen da wohl viel Geringeres an!

Bertrand.

Je nun, wie's kommt! Es sind mir auch schon Männer vorgekommen, die die Sache sehr auf die leichte Achsel nahmen.

Jenny.

Ei, ei, mein Herr Bertrand! Was wollen Sie damit sagen?

Bertrand.

O, das ist auch wieder im umgekehrten Falle so! — Sieh einmal: meinen vorletzten Sarg hatte ich für den Herrn Prokurator Raimont zu besorgen, und ich kann Dir versichern, daß die Frau Wittwe dabei recht gute Contenance hielt. Freilich hatte sie schon eine hübsche Uebung in

der Sache, denn es war ihr vierter Mann. — Aber laſſen wir doch heute ſolche Geſpräche, das iſt ja gar zu traurig. Gehen wir lieber zu Tiſche. Im goldnen Arme dampfen gewiß ſchon alle Schüſſeln, und die Kellner wiſſen vor Ungeduld nicht wo aus noch ein.

Jenny.

Das laſſe ich mir gefallen, denn mit Deinen Sarggeſchichten haſt Du mir ganz bange gemacht!

Bertrand.

Das laß' Dich künftig ja nicht anfechten, denn die Särge ſind nun einmal mein Hauptartikel. Ich habe mich vorzüglich darauf applicirt, weil ich mir überlegt habe, daß ein Sarg ein Gegenſtand der erſten, oder vielmehr der letzten Nothwendigkeit iſt, deſſen ſich ein Jeder in ſeinem Leben wenigſtens einmal bedienen muß. Sey aber nur ganz ruhig; mit Gottes Hülfe ſoll uns Deine Tante binnen hier und zwei Jahren den ſaubern Gaſthof hier abtreten, und dann adieu Hobel und Säge! — Nun, marſch vorwärts, meine Freunde! Wir müſſen die Mama Simon nicht zu lange warten laſſen. Alſo jetzt zu Tiſche, und dann zum Tanze; aber nicht länger

als bis um Mitternacht, denn dann — dann — nun, es ist schon gut. Vorwärts nur!

(Die Hochzeitgäste fangen wieder zu spielen und zu singen an, und gehen mit Bertrand und Jenny in den Gasthof.)

Zweiter Auftritt.

Madame Lambert (kommt ebenfalls aus der Kirche). Saint Genest (von links her).

St. Genest.

Aha, eine Hochzeit!

Mad. Lambert (ihm entgegen).

Sind Sie es? lieber Doktor! — Ja, ja, das ist unser wack'rer Tischler Bertrand, der die Nichte der Madame Simon geheirathet hat.

St. Genest.

Und wo kommen Sie denn her?

Mad. Lambert.

Ach! aus der Kirche, wo ich für meine liebe, gute verstorbene Herrschaft gebetet, und noch alles wegen des Begräbnisses in Ordnung gebracht habe.

St. Geneſt.

Arme Madame Lambert! Wie geht es denn dem Herrn Derbain?

Mad. Lambert.

Ach! Herr Doktor! er iſt ganz außer ſich.

St. Geneſt.

Seine ſchöne, junge Frau iſt auch ſo ganz plötzlich geſtorben!

Mad. Lambert.

Schneller als man eine Hand umdreht.

St. Geneſt.

Sie war freilich ſehr ſchwach, und die mindeſte Aufregung konnte ihr daher den Tod zuziehn.

Mad. Lambert.

Das war auch der Fall, und ſie iſt mit vollem Bewußtſeyn geſtorben. — Nur noch etwa fünf Minuten vor ihrem Ende hatte ich ſie in meinen Armen, und ſie ſah mich mit einem Ausdrucke an — mit einem Ausdrucke! — o, Herr Doktor, ich habe gar vieles und mancherlei in dieſem letzten Blicke meiner jungen lieben Herrſchaft geleſen! — Sie haben alles nur mögliche gethan, um ihren Körper zu heilen, aber eigentlich litt doch hauptſächlich bei ihr die Seele,

und da war freilich Ihre Kunſt nicht ausreichend. — Nun werden Sie auch dem armen Herrn von Luſſac eine traurige Nachricht zu ſchreiben haben! — Iſt er denn noch immer in Philadelphia?

St. Geneſt.

Ach nein! Er iſt ſo eben auf der Rückreiſe nach Frankreich begriffen. Man hat geſtern drei Stunden von der Küſte eine amerikaniſche Brigg ſignaliſirt, vielleicht iſt er auch auf ihr am Bord, und ich wollte mich eben darnach erkundigen.

Mad. Lambert.

Der arme Menſch! In einem ſolchen Augenblicke hieher zu kommen!

St. Geneſt.

Leider! leider! Nach zweijähriger Abweſenheit denkt er noch immer an Eliſen, in allen ſeinen Briefen ſchreibt er mir von ihr, und immer mit derſelben Gluth, derſelben Leidenſchaft wie vordem.

Mad. Lambert.

Auch Eliſe war von ihrer Liebe zu ihm noch nicht geheilt.

St. Geneſt.

Das war aber doch noch ein großer Unterſchied. An einen andern Mann verheirathet und

dadurch in der Nothwendigkeit, ſich jeden Tag Gewalt anzuthun, lag in dieſer gezwungenen Verſtellung jedes aus der tiefſten Seele entſproſſenen Gedankens eine Art von immerwährender Marter und Pein, welcher ihr ohnedies ſchwacher Körper am Ende völlig unterliegen mußte. Und doch hätte ſie wohl noch glücklich werden können!

Mad. Lambert.

Wie meinen Sie das?

St. Geneſt.

Ihr Mann betete ſie ja an. Herr Derbain iſt einer der beſten Menſchen, trug ſeine Frau vollkommen auf den Händen, dachte und ſorgte nur für ſie, ließ es an den zarteſten und feinſten Aufmerkſamkeiten für ſie nicht fehlen, und würde mit Freuden die größten Opfer gebracht haben, um nur ihr Glück zu befördern.

Mad. Lambert.

Nun, das Glück, das das junge achtzehnjährige Mädchen durch die Heirath mit einem alten Manne von bald ſechszig Jahren machte, war nun eben nicht ſo gar groß! — Sie traute ſich wohl auch mehr Muth dabei zu, als am Ende ihre Kräfte aushielten.

St. Geneſt.

Ich habe aber doch gehört, daß ſie zu dieſer Heirath nicht gezwungen worden ſey, ſondern freiwillig ihm ihre Hand gegeben habe.

Mad. Lambert.

Sie liebte Ihren Freund, den Herrn von Luſſac, und ihre verſtorbene Mutter freute ſich über ein Verhältniß, wodurch ihre Tochter ſo glücklich zu werden ſchien, als man es nur für ein innig geliebtes Kind wünſchen kann. Ach, die beiden armen jungen Leutchen waren ordentlich wie für einander geboren! Da trat ein unglückſeliges Ereigniß ein, das mit einemmale alle dieſe ſchönen Pläne zu nichte machte. Herr Dubreuil, Eliſens Vater, ſtarb in Folge einer unglücklichen Spekulation, die ihn zu Grunde richtete, und ließ Frau und Kind in der größten Armuth und ohne die Ausſicht zurück, auch nur die dringendſten und heiligſten ſeiner Schulden zahlen zu können.

St. Geneſt.

Da trat Herr Derbain auf?

Mad. Lambert.

Er hatte mit Herrn Dubreuil in Geſchäfts- und Freundſchaftsverhältniſſen geſtanden. Um

deſſen Hinterlaſſene vor Armuth und Schande zu retten, bot er Eliſen ſeine Hand an. Madame Dubreuil hätte es nicht zugegeben, da aber Eliſe ſah, daß ihre Mutter immer kränker und kränker ward und fürchtete, daß dieſe außerdem ihre letzten paar Jahre in Kummer und Elend würde zubringen müſſen, ſo nahm ſie Herrn Derbains Anerbieten ungezwungen und wie aus vollem Herzen an, um dadurch das Andenken ihres Vaters zu Ehren zu bringen, und ihrer Mutter ein ruhiges Sterbeſtündchen zu verſchaffen. — Das war doch wohl auch ein Opfer?

St. Geneſt.

Und ein erhabenes! —

Mad. Lambert.

Was führt denn nun aber eigentlich Herrn Luſſac wieder hieher?

St. Geneſt.

Ein unſinniger Plan. — Er wollte durchaus ſeine Eliſe noch einmal wiederſehn, und wenn's auch nur von weitem wäre — ja, ſelbſt ohne mit ihr auch nur zu ſprechen!

Mad. Lambert.

Der arme, junge Mann! Wie ſehr beklage ich ihn! — Aber indem ich da mit Ihnen plau-

dere, vergesse ich ganz und gar, daß man meine gute Elise bald abholen wird — das arme Kind! — Vor zwei Stunden habe ich auf ewig von ihr Abschied genommen! Denn ich habe sie noch in den Sarg gelegt und angekleidet. — Während ihrer langen Krankheit habe ich ihr nämlich mehr als zehnmal versprechen müssen, daß, wenn sie stürbe, man sie in dem Kleide begraben solle, das sie grade anhatte, als Herr von Lussac abreisete. Nun, den Willen habe ich ihr denn auch erfüllt! — Ach, wenn Sie sie noch gesehen hätten! Sie ist nur ein klein wenig blässer als gewöhnlich, sonst noch so schön, und so ruhig, als ob sie schliefe. Ist sie doch auch ganz ohne Zucken und, wie es schien, ganz ohne allen Schmerz eingeschlafen. — Nun, leben Sie wohl, lieber Herr Doktor, vergessen Sie nicht, daß unser guter Herr Derbain Ihren tröstlichen Besuch recht sehnlich erwartet.

St. Genest.

Er kann auf meine ganze Freundschaft, meine innigste Theilnahme rechnen.

Mad. Lambert
(geht rechts ab).

O liebt er?

Ja, und das Mädchen ist ärmer, viel ärmer als du; denn sie ist nicht zur Arbeit erzogen, und sie liebt deinen Kusin so sehr, wie du den drüben. Aber der Kabinetsrath gäbe ja nimmermehr seine Einwilligung, und —

Wo so ein Mann nur hindenkt, lieber Oheim, als ob Liebe nicht mehr als Titel und Geld wäre.

Das ist wohl wahr! Das arme Mädchen, das gar keine Hoffnung sieht, ist todtenbleich geworden, die Augen stehen ihr voll Thränen, das Herz voll Gram, der Sarg ist ihr Wunsch.

Ach lieber Oheim, helfen Sie der Armen.

Nun ja! der Kabinetsrath gibt ewig seine Einwilligung nicht, wenn sie nicht mein Vermögen erhält, was du erhalten sollst. Geb ich es ihr, so heirathet sie der Kusin. Du bist frei; aber arm.

Geben Sie es ihr; ich will gern arm seyn, ach recht gern!

Deine Mutter darf nun nicht wissen, daß ich hier bin; sie gäbe es nimmermehr zu, daß ich dich enterbte; und der Kabinetsrath will aber alles schwarz auf weiß, ehe er einwilligen wird, und so bleibt für dich nichts, als meine Liebe. Anders weiß ich es nicht zu machen, daß du des

Dritter Auftritt.

St. Geneſt (allein).

Der arme Derbain! Er war eines beſſern Schickſals werth! — Und der unglückliche Arthur! Iſt er wirklich auf dem amerikaniſchen Schiffe, was ſoll ich ihm dann ſagen? Wie wird er bei ſeinem Ungeſtüm, ſeiner Leidenſchaftlichkeit, ſeiner Art, alle Gefühle bis auf die äußerſte Spitze zu treiben, einen ſo harten Schlag ertragen? — Kommt er, ſo muß ich wenigſtens in den erſten Augenblicken ihm das Vorgefallene zu verbergen ſuchen, alles von ihm entfernen, wodurch er dieſe traurige Nachricht erfahren könnte. — Aber vielleicht ängſtige ich mich ohne Grund — vielleicht iſt er noch weit von hier! Ich will nur gleich zum Hafen gehn, um mich wo möglich davon zu überzeugen (indem er abgehen will). Was ſehe ich? — Großer Gott! er iſt es!

Vierter Auftritt.

St. Geneſt. Arthur. Ein Bedienter (der einen Mantelſack trägt).

Arthur

(ſich in Saint-Geneſt Arme ſtürzend).

Saint-Geneſt! O! mein Freund! wie freue ich mich, Dich wieder zu ſehn! (auf ein Zeichen geht

der Bediente links ab) Seit zwei Jahren ist dies mein erster glücklicher Augenblick! — Komm noch einmal an mein Herz!

St. Geneſt.

Mein theurer Arthur! Ich theile Deine Freuden, das kannſt Du mir glauben — und doch hatte ich gehofft, Du würdeſt alles noch reiflicher überlegt und eine Reiſe verſchoben haben, die —

Arthur.

Was muß ich hören?! Empfängſt Du mich nach einer ſo langen Abweſenheit ſo? — Ich erkenne Dich gar nicht mehr! — Du, mein Jugendfreund, mein Schulkamerad —!

St. Geneſt.

Ja, damals warſt Du auch noch vernünftiger, als Du es jetzt biſt.

Arthur.

Ich verſtehe Dich nicht.

St. Geneſt.

Ueber's Weltmeer zu kommen! ſein Leben zu wagen! Mehr als tauſend Meilen zu reiſen, um — einen tollen Streich zu machen!

Arthur.

Saint-Geneſt!

St. Geneſt.

Ja, ja, ja, ja! einen recht anſehnlichen tollen Streich! Was kannſt Du denn für Nutzen von dieſer Reiſe haben? Was kann Dir denn das helfen?

Arthur.

O, mein Freund! Du weißt nicht, was Liebe iſt? Sie noch einmal zu ſehen, dieſelbe Luft mit ihr einzuathmen, ihrem Blicke zu begegnen, vielleicht ſogar ihre Hand zu drücken, wär' es auch nur mit dem Drucke, wie ein Bruder die Hand ſeiner Schweſter drückt! — das iſt alles, was ich wünſche, das iſt alles, was ich hoffe! So weit von ihr entfernt, war mein Leben mir nur Marter, hier erſt lebe ich wieder auf, denn ich bin ja an demſelben Orte, wo auch ſie wohnt! Im nächſten Augenblicke vielleicht kann ich ihr begegnen! — O! wie meine heißen Wünſche den Flug unſers Schiffs noch zu beſchleunigen ſuchten, wie meine Augen dieſen Hafen zu erſpähen ſtrebten! — Endlich erhuben ſich über die Meereswellen die Dächer dieſer beglückten Stadt, wo meine Eliſe lebt! Endlich berührte ich den Boden, wo auch ihr Fuß wandelt! Wie ſchlug mir da das Herz zum erſtenmale wieder frei und fröhlich in der Bruſt! Wie ſchien mir mein Vaterland ſo unendlich ſchön!

St. Geneſt.

Arthur, theurer Arthur! Deine Aufregung betrübt mich! — Du biſt hieher gekommen, nur Deiner Leidenſchaftlichkeit gehorchend, um ein Glück zu ſuchen, das blos Deiner romantiſchen Phantaſie als ein ſolches erſcheint, und doch —

Arthur.

O nein, ich habe mich nie über die Art des Glücks getäuſcht, dem ich von ſo weitem her nacheilte. Ich weiß ſehr gut, mein Freund, daß das, was ich hier empfinde und erwarte, eine von denen Freuden iſt, welche brennen wie der Schmerz, welche verwunden und zerreiſſen, und deren Erinnerung ſelbſt noch eine lange Qual in ſich trägt! Aber was kümmert mich das? Ich werde ſie ſehen! Alles, alles liegt in dieſem einzigen Worte. Vielleicht finde ich auch Gelegenheit, wär' es auch nur flüchtig, mit ihr zu ſprechen! — Dann werde ich alles vergeſſen, was ich während zwei langer Jahre erduldet habe, und dieſe wenigen Augenblicke, die ſie mir gewähren kann, werden mir ſüß ſeyn, wie die frühere Vergangenheit. — O! Saint-Geneſt! ich werde dieſes ſchnell vorübereilende Glück dann nicht zu theuer erkauft haben, wenn ich es ſelbſt mit den

Thränen bezahlen muß, die einer zweiten Trennung folgen werden.

St. Geneſt.

Armer Arthur, ich beklage Dich!

Arthur.

Ihre treffliche Mutter iſt alſo geſtorben! — O! wie innig habe ich ſie beweint. Sie liebte mich, ich weiß es, wie einen Sohn, und auch ich liebte ſie wie eine Mutter! — Und unſre andern Freunde?

St. Geneſt.

Sind alle friſch und geſund.

Arthur.

Und der alte Georges, mein Protegé, geht es ihm nun beſſer?

St. Geneſt.

Georges? Er fragt oft bei mir nach, wie es Dir gehe. Immer erinnert er ſich der Wohlthaten, die Du ihm erwieſen haſt, und ich wüßte in der That keinen dankbarern Menſchen. — Aber — iſt er das dort nicht?

Arthur.

Ja, wahrhaftig! Georges, Georges!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Georges.

Georges.

Wie? Sie ſind's, Herr von Luſſac! Ach, was das für eine Freude iſt! — Ich ſuchte Sie überall auf. — Vom Herrn Doktor hatte ich gehört, daß Sie bald wieder hieher kommen würden, und ſo wie ich nun erfuhr, daß eine amerikaniſche Brigg gelandet ſey, lief ich geſchwind in den Hafen. Da ich Sie nun aber dort nicht fand, wollte ich eben wieder zum Herrn Doktor gehn.

Arthur.

Der brave Georges! Es freut mich herzlich, daß Du mich nicht vergeſſen haſt.

Georges.

Sie vergeſſen! Ja! Das wär' etwas! Nein, ſehen Sie, Herr von Luſſac, ich bin zwar nur ein armer Teufel, aber was Undank iſt, habe ich in meinem Leben nicht gewußt, und ich vergeſſe diejenigen nie, die mir Gutes gethan haben.

Arthur.

Was treibſt Du denn jetzt?

Georges.

Ja, lieber Herr von Luſſac, nachdem ich's endlich ſatt bekommen hatte, mein Brod vergebens

bei den Lebendigen zu ſuchen, wendete ich mich zu den Todten.

Arthur.

Was heißt das?

Georges.

Und da geht mir's auch im Ganzen recht gut, denn ich habe mich noch über keinen davon zu beklagen gehabt.

Arthur.

Ich verſtehe Dich nicht.

Georges.

Ich bin nämlich Todtengräber geworden.

Arthur.

Wahrhaftig?

Georges.

Das iſt ein Handwerk ſo gut wie ein anderes, und das eben jetzt recht gute Zinſen trägt. Man ſtirbt ſeit einiger Zeit recht anſehnlich: fragen Sie nur den Herrn Doctor, der ſchickt mir auch manchmal ſeine Kranken zu.

St. Geneſt.

Ei, ei, Georges!

Georges.

Nehmen Sie mir das nicht übel! O, nein, ich weiß recht gut, daß die Leutchen immer ſelbſt

d'ran Schuld ſind. — Aber es wird ſpät, und ich muß um vier Uhr wieder auf dem Kirchhofe ſeyn, zum Begräbniß der Madame Derbain.

Arthur.

Madame Derbain!

St. Geneſt (zu Georges).

Unglückſeliger!

Arthur.

Madame Derbain! — Ein Begräbniß! — Georges! — Saint — Geneſt! —

Georges.

Mein Gott! — was haben Sie denn au einmal? Wie ſehen Sie denn aus?

Arthur.

Nein, nein — es iſt nichts! — es kann ja nicht ſeyn! — Ich habe nicht recht gehört! — Madame Derbain — Eliſe —

Georges.

Sie iſt geſtern früh geſtorben. —

Arthur.

Geſtorben! — todt!

(er ſinkt vernichtet auf eine ſteinerne Bank.)

Georges.

Armer, junger Herr! Wenn ich nur hätte im geringſten vermuthen können —

St. Geneſt.

Was haſt Du angerichtet!

Georges.

Ach! ich wußte ja von gar nichts! — Sehen Sie nur, wie er ganz in Schmerz verſunken iſt! — Nehmen Sie ihn doch mit fort. Der Leichenzug wird hier vorbeigehn.

Arthur (ſchnell aufſpringend).

Ich muß ſie noch einmal ſehen!

St. Geneſt (ihn zurückhaltend).

Unbeſonnener! was willſt Du? — Bleib'!

Arthur.

O Gott! was habe ich Euch denn gethan? — Eliſe! — todt! — warum denn ſie? und warum nicht ich? — Als mein Herz ihr entgegenflog, als meine Stimme ſie rief, war ſie kalt, todt, dahin für immer! — Der Name ihres Arthur könnte ſie nicht mehr erwecken aus dem ewigen Schlummer! Ach! es iſt mir ja nicht einmal verſtattet, über ihrem Leichnam zu weinen! Meine Thränen wären ja in den Augen der Welt ein Schimpf für ihr Andenken! — Er wird Blumen auf ihr Grab ſtreuen, er, der ſie meiner heißen Liebe entriß, und ich, ich werde nicht einmal dieſes traurige Recht genießen! — Aber nein, ich

werde es mir nehmen, dieses Recht! — Diese theuern Ueberreste, nun werde ich sie ihm rauben!

St. Geneſt.

Was höre ich?

Arthur.

Ja, ich reise hinweg, und weit mit mir fort, über's Meer hin, entführe ich das, was einst Elise war. Dort wird meine Trauer, werden meine Thränen von keinem neidischen Auge bewacht werden — niemand wird es wagen, mir ein Verbrechen daraus zu machen. Ja, das will ich, das soll geschehen! — Georges, höre mich! Man hatte Deine Hütte abgebrannt, ich habe sie Dir wieder aufgebaut! Dein Kind stand im Begriff, ein Raub der Flammen zu werden, ich habe es gerettet! Deine ganze Familie wäre in Kummer und Elend umgekommen, ich habe sie diesem schrecklichen Schicksale entrissen! Jetzt ist der Augenblick da, wo ich Dich an diese Wohlthaten erinnern muß, Georges, denn ich habe von Dir eine zu fodern, die alles, was ich an Dir gethan habe, zehnfach aufwiegt.

Georges.

O, reden Sie, reden Sie, Herr von Luſſac! Fodern Sie mein Leben, ich bin bereit es Ihnen zu opfern.

armen Vogels Frau wirst. Also überleg dirs wohl: arm und den da drüben, oder reich und vornehm und deinen Kusin.

Arm, verachtet, unglücklich und den da drüben! rief sie und fiel in meine Arme.

Ich wählte höhere Farben und malte ihr das Land der Armuth vor, und sie rief: arm und den da drüben!

Nun kam die Mutter bestürzt wieder.

Nun, habe ich nicht recht, liebe Madame?

Leider! seufzte sie sehr demüthig: ach, Lieschen, wir werden wohl wieder allein leben.

Ja Lieschen! die hörte nicht, die saß da mit großen trunkenen Augen und sann wahrscheinlich über das: den da drüben!

Daß Lieschen für Geld arbeitet, sehen Sie ohne Zweifel nicht gern?

Ach, das weiß Gott! wie ungern!

Nun so verheirathen Sie Lieschen. Sie sah mich an. Ein junger Mensch, Namens Vogel, sonst Ihr Nachbar.

Ja, da drüben!

Recht! jetzt in Dienst des Hauses Lumley, den ich recht gut kenne, und der den jungen, vortrefflichen Menschen in den vier Wochen recht sehr achten gelernt hat; der junge Mensch hat ein Auge auf Lieschen.

Arthur.

Nun denn, Georges, so gieb mir den Leichnam der jungen Frau, die Du heut begraben sollst.

St. Geneſt.

Arthur! Du redeſt irr! — Was wagſt Du zu denken? — Weißt Du, daß Du von dem Manne da ein Verbrechen foderſt?

Arthur.

Ein Verbrechen? — Nein, nein, das iſt es nicht. Für ihn, für Euch, iſt es nur ein todter, lebloſer Körper; für mich iſt es die Welt, das Univerſum, alles, alles! — Georges! Was willſt Du thun?

Georges.

Ihnen gehorchen!

Arthur.

Dank, Alter! heißen Dank! — Saint-Geneſt — morgen reiſe ich wieder nach Amerika zurück, bis dahin behältſt Du mich in Deinem Hauſe, mich — und ſie! — alle beide. — Ja, auch für ſie bitte ich Dich um Gaſtfreundſchaft. Wirſt Du ſie uns gewähren?

St. Geneſt.

Meine Freundſchaft kann Deinem Schmerze nichts verſagen! — Aber ich beſchwöre Dich, Ar-

thur, stehe ab von diesem furchtbaren Vorhaben, denke an die unseligen Folgen —

Arthur.

Ich denke an nichts anderes mehr — es muß seyn. Georges, ich zähle auf Dein Versprechen.

Georges.

Sie sollen zufrieden mit mir seyn.

(Hier hört man im Wirthshause lautes Gelächter, das fortdauert, bis die Hochzeitsgäste wieder herauskommen.)

St. Geneſt.

Die frohen Hochzeitsgäste dort, und hier —

(In diesem Augenblicke hört man das Trauergeläute von der Kirche, und sieht hinten den Leichenzug vorüberziehn.)

Arthur.

Ha! dort sind sie, um die Verklärte zu ihrer letzten Wohnung zu geleiten. — Warte noch, Elise, warte noch! — Sie weinen! — Ich weine nicht, ich! denn nur für Sie ist Elise ja verloren!

(Die Hochzeitsgäste kommen tanzend und lachend aus dem Wirthshause.)

Georges (zu Saint-Geneſt).

Bringen Sie ihn von hier fort, ſein Schmerz könnte ihn verrathen.

St. Geneſt.

Komm, Arthur, komm! Laß' uns hier nicht länger bleiben — jedermann beobachtet uns — ſtütze Dich auf mich.

Arthur (zu Georges, mit Grabestone).

Georges, heut' Abend! —

Georges (feſt).

Heut' Abend!

(Als die Hochzeitsgäſte hier den Leichenzug bemerken, entblößen ſie die Häupter und ſtehen ruhig und ehrfurchtsvoll da. Georges geht auf der einen Seite ab, Arthur und St. Geneſt auf der andern.)

Ende des erſten Aufzugs der erſten Abtheilung.

Zweiter Aufzug.

(Die Bühne ſtellt ein Zimmer bei Saint-Geneſt vor. Eine Thüre im Hintergrunde und eine rechts. Links ein Tiſch, auf dem eine Lampe brennt. Es iſt Nacht.)

Erſter Auftritt.

Georges. Arthur.

Arthur
(ſitzt der Kammerthüre rechts gegenüber).

Sie iſt dort! — Nur wenige Schritte trennen mich von ihr! — Bleich, mit geſchloß'nen Augen, verſtummt, und die Seele — Nichts! nichts mehr! (er ſteht auf und bemerkt jetzt erſt Georges) Du biſt noch da, Georges? Ich danke Dir, Du haſt Dein Wort gelöſt. Da, nimm dieſe Börſe.

Georges.

Wohin denken Sie, Herr von Luſſac! Der Kummer macht Sie irr'. — Was ich hier gethan habe, bezahlt ſich nicht mit Gold.

Arthur.

Du haſt Recht! Ich bin ein Thor! Verzeihe mir, mein Freund, ich wollte Dir nicht wehe thun. — Jetzt bin ich in Deiner Schuld.

Georges.

Nein, Herr von Luſſac, nun ſind wir quitt.

Arthur.

Quitt? — ſo verſtehe ich's nicht, Georges. — Höre mich: Ich beſitze in Amerika Ländereien, große, weitläufige Strecken, kurz, ich bin reich.

Willst Du mir dahin folgen? Du, und Deine Familie? Wollt Ihr's dort mit einer bessern Existenz versuchen?

Georges.

Ihnen folgen, weil Sie reich sind?! —

Arthur.

In einigen Stunden reise ich ab! — Entschließe Dich, Georges! — Willst Du mit zu meiner Familie gehören?

Georges.

O ja, das möchte ich wohl von ganzem Herzen gern. — Aber ich kann's doch nicht annehmen, lieber Herr! Ich muß hier bleiben.

Arthur.

Nein, sage ich Dir, Du sollst mit mir!

Georges.

Unmöglich! — Wenn man nun morgen das Haus des Todtengräbers leer fände, würde man denn da nicht ganz natürlich fragen, was mich wohl zu einer so schnellen Abreise bewogen hätte? Dann würde man vielleicht von neuem jenes Grab öffnen, das so eben — und ich möchte doch nicht des Leichenraubs beschuldigt werden. — Alle diese Leichen, die unter meinen Augen ihre Ruhestätte fanden, waren ein Unterpfand, das meiner Ehre

anvertraut worden. Die jungen Herrn Wundärzte haben mir mehr als einmal Hände voll Gold dafür geboten, ich habe sie aber stets zurückgewiesen! — Ein Grab bestehlen! — Wenn ich es für Sie gethan habe, Herr von Lussac, wenn ich Ihnen meine Gewissensscrupel aufopfern zu müssen glaubte, so verstatten Sie mir es wenigstens, daß die andern Menschen meinen Fehltritt nicht vermuthen, und lassen Sie mir mindestens noch die Maske der Redlichkeit — ich dächte, das wär' doch wenig genug.

Arthur.

Ich würde mir Vorwürfe Deinethalben machen, Georges, wenn meine Seele in diesem Augenblicke noch für etwas and're Gefühl hätte, als für die Verzweiflung! Du bist ein edler, ein braver Mensch, der meiner Liebe werth ist, den ich verehren muß; aber versprich mir wenigstens, daß Du künftig einmal noch zu mir kommen willst, über's Meer.

Georges.

Das kann ich wohl. — Vielleicht werden Sie dann glücklicher seyn, und der Anblick Ihres Glücks wird mich trösten.

Arthur (bitter).

O ja, der Anblick meines Glücks! — Geh' jetzt, mein Freund; ich bedarf der Einsamkeit, aber entferne Dich nicht zu weit.

Georges

(geht im Hintergrunde ab).

Zweiter Auftritt.

Arthur (allein).

Das junge, sanfte, reizende Wesen, das ich vor zwei Jahren den Umarmungen eines Greises überlassen mußte, und dessen Andenken sich stets in meinem Herzen erneute — so habe ich es denn wiedergesehn! — Rasender der ich war! — Unter dem schönen Himmel jenseit dieser Meere, weit von ihr entfernt, aber voll von ihrem Bilde, nährte ich tausend reizende Träume. — Einst, sagte ich zu mir, wird sie vielleicht noch Dein werden! Einige Jahre wird sie zwar unterdeß älter geworden seyn, aber was verschlägt das? Ihre Seele wird immer noch so rein, ihr Gemüth immer noch so himmlisch seyn wie früher. — Wehe mir! Der Tod hat diese Seele befreit; dieses Herz stand still und schlug nicht mehr, und vor mir blieb nur noch ein entseelter Leichnam! —

Und dies, o allmächtiger Gott! dies war das Loos von so viel Schönheit und Güte! — Man kommt! — Geschwind diese Thüre verschlossen! (er schließt die Thüre rechts) Ha, Du bist's!

Dritter Auftritt.

Arthur. Saint-Geneſt.

Arthur.

Nun, Freund! kann ich fort?

St. Geneſt.

In zwei Stunden lichtet der Washington die Anker.

Arthur.

In zwei Stunden! — Dann ist's Mitternacht!

St. Geneſt.

Ja, das ist die Zeit der Fluth! Ehe kann er nicht aus dem Hafen kommen. Er muß die Stunde benutzen.

Arthur.

Meinetwegen denn in zwei Stunden! — Verzeihe mir, Saint-Geneſt, daß ich Deine Freundschaft so lange mit dem Anblicke meines Unglücks mißbrauchen muß. Jeden von uns ist hier unten

lein Loos geworfen: Das meine iſt zu leiden, das Deine zu helfen, zu lindern.

St. Geneſt.

Ich fühle ganz Deinen Schmerz, Arthur! Die letzten Reſte des Weſens, das Du ſo thöricht geliebt haſt, werden nun in Deiner Nähe ruhn. Möchteſt Du in dieſem Gedanken mindeſtens einigen Troſt finden.

Arthur.

Ja, ja, Ihr habt mir's ſchon oft geſagt, ſchon früher — ich habe immer etwas eigenthümliches in meinem Charakter gehabt. Ihr nanntet es Ueberſpannung. Meinetwegen! Ich verlange gar nicht, daß Du mich faſſen ſollſt, ich bin zufrieden, wenn Du mich nur liebſt.

St. Geneſt.

O, mein Freund! — Aber ein's macht mir noch Kummer: ich ſehe Dich nur mit der größten Beſorgniß abreiſen. — Dieſes Fieber, das in Deinem Blute ſiedet, in Deinem Kopfe wüthet, und Dir keinen Augenblick Ruhe gönnt, dieſes Fieber bekümmert mich außerordentlich, und ob es gleich höchſt unvorſichtig ſcheinen dürfte, wenn Du noch länger hier verweilteſt, ſo wünſchte ich doch, daß Du bliebſt.

Arthur.

Das iſt unmöglich! Ich würde Deine Gaſtfreundſchaft nicht mißbrauchen, wenn ich allein wäre — aber wir ſind unſrer zwei! Ich darf dieſes furchtbare Geheimniß nicht dem Zufalle ausſetzen.

St. Geneſt.

Aber Du darfſt auch nicht Dein Leben wagen.

Arthur.

Seelenſchmerz läßt leben, nur der des Körpers tödtet. — Du haſt doch auf dem Schiffe meine Ueberfahrt bedungen?

St. Geneſt.

Soll ich Dir's offen bekennen? — Ich verließ Dich in einem ſo beunruhigenden Zuſtande, daß ich es nicht gewagt habe.

Arthur.

Wehe Dir! — ich muß ja fort, und ſo ſchnell als möglich!

St. Geneſt.

Werde nur nicht bös; das läßt ſich ja noch machen. Ich gehe gleich wieder hin. —

Arthur.

Willſt Du? Wohl! Was man auch ford're, ich bezahle alles! Aber geh' geſchwind! — Doch

Ein Kaufmannsdiener.

Eine Putzmacherin! das hebt sich. Aber er ist etwas mehr als ein Diener, und hat sechshundert Thaler jährlich, und seine Reisen frei.

Sie hörte hoch auf, und Lieschen stand auf einmal neben mir.

Das ist so ungewiß.

Wie alles in der Welt. Aber so lange er ehrlich ist, sind ihm sechshundert Thaler gewiß genug. Sie haben Ihre Witwenpension; wenn Sie die Perlen und Kostbarkeiten von Ihrem Schwager dazu nähmen.

Die gehören Lieschen.

Aber Lieschen kniete vor der Mutter, und beschwor sie, alles das, was ihr wäre, anzunehmen.

Nun entstand ein schöner Streit zwischen Mutter und Tochter, wer entbehren sollte. Da war die Mutter so ganz Mutter, daß ich ihr die Hand küssen mußte, bis ich mich denn ins Mittel schlug und Lieschens Ausstattung übernahm, wobei die Mutter mich ansah, wie mein Neger das erste Eis auf der Elbe.

Kurz wir saßen am Abend recht vergnügt bei einer Flasche Champagner und einem Gericht wie Könige; die Mutter erfuhr Lieschens Liebeshandel, und wir tranken der Braut Gesundheit, die

nein, bleibe lieber, ich bedarf Deiner hier. Ich will Georges ſchicken. (ruft) Georges!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Georges.

Arthur (zu Georges).

Gehe ſchnell an den Hafen, Freund, und laß Dich zum Kapitain des Washington führen. Dort bringe alles Nöthige mit ihm in Ordnung, damit er nicht ohne mich abſegle. — Komm, Saint Geneſt, komm! Ich will ſie noch einmal ſehen! (er ſchließt die Thüre rechts auf, und tritt mit Saint-Geneſt ein)

Fünfter Auftritt.

Georges (allein).

Er will fort! — Er nimmt ſie mit! — Und morgen wird ihr Gatte kommen und mich bitten, ihn dahin zu führen, wo der Leichnam ſeiner Frau ruht. Dort wird er niederknie'n am leeren Grabe, wird es mit Blumen ſchmücken, und ich werde ihm ſagen müſſen: dort ruht ſie! — Dann werden ihm Thränen aus den Augen ſtrömen, und ich werde ſehen, wie er — Ja, ja, das wird

meine Strafe seyn! — Doch weg jetzt mit diesen Betrachtungen, ich muß vor allem den Auftrag des armen Herrn besorgen.

(will durch die Mittelthür abgehen, bleibt aber stehen, als er Lussac erblickt)

Sechster Auftritt.

Arthur. Georges. Dann St. Geneſt.

Arthur

(eilt in der größten Gemüthsbewegung herein).

Du täuschest Dich, Saint-Geneſt! Du täuschest Dich! — Es ist ja unmöglich!

Georges.

Was giebt's denn? Herr von Lussac! — Sie sind so bewegt!

Arthur

(zieht Georges in den Vordergrund).

Höre nur, Georges! Er behauptet, daß der Leichnam da d'rinn noch nicht erkaltet sey — daß er das Herz noch schlagen fühle — daß dieser Tod nur ein Spiel der Natur sey! — Allmächtiger Gott! Es ist ein beißender Spott, was der Rasende da sagt! — Ich wenigstens glaube es nicht. Ich habe noch meine ganze Vernunft beisam-

men. — Nein, nein, ich glaube es nicht! — Sie iſt todt! ſie iſt todt!

St. Geneſt (innerhalb).

Sie lebt! ſie lebt!

Georges.

Wär' es möglich?!

Arthur.

O! dreht mir nicht ſo den Dolch mit Luſt im Herzen noch herum! — Nein, nein, das iſt unmöglich!

St. Geneſt (auf der Thürſchwelle).

Sie iſt nicht todt! Ich täuſche Dich nicht, Arthur! Ich werde ſie retten!

Arthur.

O, laß' mich —

(will eindringen).

St. Geneſt.

Nein, bleibe! (hält ihn auf) Die geringſte Gemüthserſchütterung könnte ihr jetzt erſt den Tod zuziehen. Bleib', ich befehle es Dir!

(tritt durch die offenbleibende Thüre zurück)

Arthur.

Zehn Jahre meines Lebens für einen Athemzug von ihr! Zehn Jahre! Barmherziger Gott! mit Freuden gebe ich ſie hin!

Georges
(durch die offne Thür schauend).

Sehen Sie nur, Herr von Lussac! — da sitzt sie schon aufrecht! — sie ordnet das Gewand! — sie steht auf!

Arthur.

Ja, wie vor zwei Jahren — bleich und schwankend.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Elise (kommt auf) St. Geneſt (Arm gestützt herein).

St. Geneſt
(giebt Georges ein Zeichen, einen Lehnstuhl zu bringen; er setzt Elisen darauf).

Arthur
(seitwärts im Hintergrunde).

So ist's denn keine Täuschung! — Alles das ist wirklich? Meine Augen trügen mich nicht? — Sie ist es selbst? Nein! nein! es ist keine Täuschung! O Gott, laß' mich nicht vor Freude sterben!

Elise.

Wo bin ich? — wo führt Ihr mich hin? — Ist denn Margarethe nicht da? — Ich habe

wohl recht lange geschlafen? — Ah, jetzt ist mir viel wohler.

St. Genest.

Sie ist gerettet! — Sie lebt!

Elise.

Ah, sind Sie es, Doktor? — Jetzt erkenne ich Sie! — Ich habe nun wohl kein Fieber mehr; nicht wahr? — O! ich habe einen furchtbaren Traum gehabt!

Arthur.

Wie der Ton ihrer Stimme süß und bezaubernd zu meinem Herzen dringt! (er nähert sich ihr und ergreift ihre Hand) Elise! — ich bin's!

Elise (stürzt sich in seine Arme).

Arthur! — Sie! — Ist's denn möglich?! — Wo bin ich nur? — Ich habe von Schiffbruch, von Sturm und Wogen geträumt! — O, mein geliebter Freund; wie süß ist dieses Erwachen! — Dank dem Sturme, wenn er Sie mir zurückgeführt hat.

Arthur.

Ja, Elise! Da bin ich wieder! Wir sind auf ewig nun vereint!

Elise.

Gewiß! und auf ewig! — Aber warten Sie doch ein wenig — ich muß mich doch wieder be-

ſinnen, wenn es möglich iſt — meine Gedanken ſind mir noch ſo wirr im Kopfe —

Arthur.

Nein, nein, meine Geliebte! Suche nicht die frühern Erinnerungen auf! Keinen Blick rückwärts! — Vor Dich blicke nur hin! — Wir haben ja alle nur ein Leben zu durchathmen. Hat Dich der Himmel mit zweien beſchenkt, nun denn, ſo laß wenigſtens das zweite Dich für die Leiden des erſten entſchädigen!

Eliſe.

Theurer Freund, ich verſtehe Sie nicht!

Arthur.

Du biſt nun mein, biſt meine Braut wie ehedem! Dieſe Träume von Glück, in die wir uns liebend einwiegten, Deine Mutter theilte ſie ja mit uns, und als das unſelige Schickſal ſich feindlich dazwiſchen drängte, weinte ſie bitterlich, weil ſie ja nicht ahnen konnte, daß ſie eines Tages ſich entzückend verwirklichen würden. Nun denn, ſie ſind aufgeblüht in voller Schönheit, die Zeit hat ſie gereift. — Deine Engelsgeduld, Deine edle Entſagung verdienten wohl, daß der Himmel ſie beachtete, und jetzt läßt er Dir Gerechtigkeit wiederfahren. In einer Stunde reiſen

wir ab. Ich entführe Dich dieser Welt, von der Dich schon das Grab trennte, und ohne sie zu vermissen, ohne an die Vergangenheit zu denken, wollen wir freudig die Tage verleben, die uns die Zukunft noch vorbehalten hat! — Fort denn! fort! Jetzt mehr als je muß ich noch heute vor Mitternacht abreisen.

Georges.

Ja, wahrhaftig, ich vergaß ganz — Sie haben Recht! Aber ich laufe was ich kann und bringe alles in Ordnung.

(ab)

Achter Auftritt.

Saint Geneſt. Eliſe. Arthur.

Arthur.

In einer Stunde, Eliſe, lege ich das Weltmeer zwiſchen jene und uns — tauſend Meilen des Ozeans — und wenn wir den Fuß auf den gaſtfreundlichen Boden Amerika's geſetzt haben, beginnt für uns eine Zukunft voll Wonne und Liebe.

Eliſe.

Aber ich faſſe Sie wirklich nicht! — Sagen Sie mir nur, was iſt denn vorgefallen? — Warum

seyd Ihr denn hier? warum bin ich hier? — wie kommt es denn, daß wir wieder bei einander sind?

Arthur.

Ist Dir's denn nicht genug, daß es so ist? — was kümmert's Dich wodurch?

Elise.

Ich bin sehr krank gewesen — lange Zeit habe ich gelitten. — Ihr Andenken, Arthur, es tödtete mich. Ich konnte nicht leben in diesem drückenden Daseyn, dem Sie ja fehlten! Ueberall suchte ich Sie, und doch weiß ich nicht, welche bange Furcht Ihren Namen auf meinen Lippen zurückhielt. Dann entsinne ich mich, daß diese Unordnung in meinen Gedanken sich auf einmal beruhigte — ich war sehr, sehr schwach und schlief endlich ein. — Was ist denn mit mir geschehen, während ich schlief?

Arthur.

Was weiß ich? — Dein Schlaf war eisig und finster. Die Schläge Deines Herzens waren bald nicht mehr zu fühlen — man hielt Dich für todt.

Elise.

Todt!

Arthur.

Ja, für todt! — Da komme ich an — der Zufall giebt mir Kunde. Von meiner Verzweiflung begeiſtert, will ich Dich noch einmal ſehen. Du ſollſt mir folgen, mit mir kommen in meine Verbannung. Wir öffnen Dein Grab, — und nun habe ich Dich mir erobert!

Eliſe.

O mein Gott! wie danke ich Dir! — Ja, Sie hatten Recht, Arthur, das iſt zweimal das Leben!

Arthur.

Und dieſes zweite gehört nun mein! Es iſt ein Gut, das mir der Himmel ſchenkte. Du kannſt fortan für niemand mehr leben, als für mich! — ich habe Dich durch den Tod errungen!

Eliſe.

Ja! ich bin Dein! ich gehöre Dir ganz und einzig! — Aber — hat nicht auch noch ein Andrer Rechte auf mich? — O meine Erinnerung! — mein Gedächtniß! — Jetzt kehrt es wieder! — Jetzt ſtellen ſich tauſend Gegenſtände wieder meiner Seele dar!

Arthur.

Sie sind alle aus einem andern Leben, diese Erinnerungen! Aus einem erloschnen, erschöpften, in die Tiefe versenkten Leben! Haben denn die Menschen nicht zwischen sie und Dich das Grab gestellt? — Mir wirst Du folgen, Elise, mir, und mit Thränen der Freude werde ich alle jene Erinnerungen verlöschen.

Elise.

Ihnen folgen! — nein! das kann ich ja nicht! — Ein heiliges, unauflösliches Band fesselt mich an diese Welt, der Sie mich zurückgegeben haben. Ich bin noch heute, was ich gestern war, die Gattin eines Andern. — Ihnen zu folgen wäre ein Verbrechen!

Arthur.

Elise! — meine Elise! — Du zerreißest mir das Herz! — Soll ich denn um deswillen Dich den Eingeweiden der Erde entrissen haben!

Elise.

Warum ließen Sie mich nicht sterben! — Ein fürchterlicher Tod wäre es freilich gewesen, aber glauben Sie mir, weniger doch würde ich gelitten haben, als in diesem Augenblicke! —

dann noch den Abend ihrer Mutter, damit die Sache rechtskräftig würde, alle meine Geschenke ohne den kleinsten Seufzer überlieferte, und mit den Händen auf dem Rücken in einem Athem, ängstlich, zehnmal nein! nein! rief, da die Mutter ihr als Brautgeschenk nur eine Schnur Perlen aufreden wollte.

Recht, Lieschen, arm, nur den da drüben!

Nein, sagte sie nachher mir: die Mutter hätte sich anders besinnen können; nun aber ist die Sache richtig! O kommt er auch wohl bald zurück?

Er war schon hier.

Am andern Morgen nahm ich seinen Bericht an und das Geld, und sagte trocken: aus der Heirath mit meiner Nichte wird nichts. Das ist ärgerlich!

Das Mädchen will lieber meine Erbin nicht seyn, als den Schlüter heirathen. Ich habe mich ihr entdeckt, habe ihr Hölle und Himmel vorgestellt. Sie will nicht. Ich wette, es steckt eine Liebe dahinter.

Himmel! wie wechselten die Farben auf seinem Gesicht! Wie wehten die Fahnen des Triumphs um ihn her! Ich redete weiter von seinem Geschäft.

Gnade, Arthur! Barmherzigkeit! verlocken Sie mich nicht zu einem Verbrechen!

Arthur.

Stoße vielmehr die Gunst des Himmels nicht frevelhaft von Dir zurück! Erblickst Du denn nicht seine verborgene Hand, die alles dieses so und nicht anders geleitet hat? Hat denn der Wille des ewigen Erbarmers sich nicht deutlich hier an den Tag gelegt? — Mißtraue doch, meine geliebte Elise, dieser Ueberspannung, die Dich irre führt, und halte Dich nicht auf ewig an ein Joch gebunden, das eine mächtigere Hand von oben zerbrach, ohne daß Du selbst etwas dazu beigetragen hattest, Dich ihm zu entziehen. — Du bist es ja nicht, die dies will, es ist das Schicksal, es ist Gott!

Elise.

O! wenn ich Dir glauben dürfte!

Arthur.

Nun denn! nein, nein, glaube mir nicht! Bleibe! — Geh' und stürze Dich in die Arme des Greises, der Dich meiner Liebe raubte! Ich aber — an demselben Tage, wo er Deine Rückkehr in das Leben feiern wird, das ich Dir wieder gab — ich habe Waffen! —

Eliſe.

Arthur — nicht weiter! — Um Gotteswillen, ſey barmherzig!

Arthur.

O fürchte nichts. Es iſt ja nicht er, nicht Dein Gemahl, den ſie treffen ſollen — ich, ich ganz allein will ſterben.

Eliſe.

Großer Gott!

Arthur.

Was kümmert Dich mein Geſchick? Lieben kannſt Du mich ja doch nicht, da Du mir jenen mit ſeinen zerſtobnen Anſprüchen, ſeinem unſeligen Reichthume vorziehſt. Nun wohlan denn! ſey reich mit ihm, glücklich mit ihm, glücklich durch meinen Tod!

Eliſe.

Deinen Tod! — O, ſchone mich, Arthur! — Vergebens! — Das iſt mehr als ich vermag! — Ich folge Dir!

Arthur.

Du willſt mir folgen! — O verzeih, verzeihe! — Du weinſt; und ich bin es, der Dir dieſe Thränen entlockte! — Nein, bleib', bleib'! ich bin es nicht werth, daß Du das für mich thuſt.

Eliſe.

Wir reiſen, ſobald Du befiehlſt, Arthur! — Ich bin ja Dein.

Arthur.

Mein! mein! — O! daß doch Deine Mutter in der Tiefe ihres Grabes Dich hören, und uns beide ſegnen könnte!

Eliſe.

Arthur! Woran erinnerſt Du mich?

Arthur.

Saint-Geneſt! Sie iſt mein! — Welches auch das Verhängniß ſey, das ſie in meine Arme legte, ich danke ihm, denn ſie iſt mein, gehört mir jetzt auf ewig! — Breche nun die Zukunft herein, wie ſie immer wolle, düſter und ſchwer, mit Stürmen und Vorwürfen bewaffnet — ſie iſt mein, und blindlings ſtürze ich mich ihr entgegen.

St. Geneſt.

Nein, nein, Arthur! Das darfſt Du nicht! — Laß' doch die Vernunft endlich Bahn ſich ſchaffen in dieſem wilden Tumulte erregter Leidenſchaft! Du kannſt Augenblicke lang Geſetz und Recht, Schicklichkeit und Ehre verkennen, aber ich, auch ich habe meine Pflichten! Darf

ich denn, der ruhigere, kältere, beſonnenere Mann ſie auch mit Füßen treten, ſo wie Du?

Arthur.

Was höre ich?

St. Geneſt.

Verlangſt Du, daß ich für Dich meine Ehre dahinwerfe? Kannſt Du dieſes Opfer von mir begehren, Arthur? Foderſt Du, daß ich die Hälfte Deiner Schuld auf mich nehme?

Arthur.

So ſprichſt Du mit mir? — Welche unſeligen Worte!

St. Geneſt.

Meine Pflicht iſt's, dieſe junge Dame ihrem Gatten zurückzubringen, und ihm alles zu geſtehen. Ich habe ſie nicht einen einzigen Augenblick verlaſſen — ich gebe ſie ihm rein von allem Verdachte zurück.

Arthur.

Sie ihm zurückgeben! — Hab' ich Dich recht verſtanden, Saint Geneſt? — Du willſt ſie mir entreißen?

St. Geneſt.

Ja, denn Du haſt meine Freundſchaft auf eine harte Probe geſtellt.

Arthur.

Deine Freundſchaft? — O, Saint-Geneſt, treibe mich nicht zu einer That der Verzweiflung!

Eliſe.

Ich liebe ihn! — Erbarmen Sie ſich ſeiner! — Ich liebe ihn ſo glühend, daß auch ich jedes Opfer ihm bringe. — Trennen Sie uns nicht!

St. Geneſt.

Gnädige Frau! (für ſich) Die Unglückſeligen!

Arthur.

Faſſeſt Du denn das Gewaltige, das Unwiderſtehliche nicht, das in dieſer Liebe liegt, die meine ganze Jugend verzehrte? Werde ich denn nicht von ihr geliebt? Willſt Du ſie wieder zurückſchleudern in ihren Kummer, in ihre Thränen; in das Grab, das ſie mir gab? — Fluch über Dich, wenn Du das wollen kannſt!

St. Geneſt.

Ich will nichts weiter, Arthur, als daß Du mich ruhig, ohne Aufbrauſen anhörſt — und das darf ich wollen.

Arthur.

Und mein felſenfeſter Wille iſt, ſie glücklich zu machen. Dieſen Beruf habe ich von Gott

erhalten, und ich werde ihn erfüllen! — Aber wer kommt? — Ha, es ist Georges!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Georges.

Georges.

Es hat eben halb zwölf Uhr geschlagen, der Washington segelt punkt zwölf Uhr ab, und ist bereit Sie an Bord zu nehmen; Sie haben also keinen Augenblick zu verlieren, Herr von Lussac.

Arthur.

Gut, Georges, gut! — Aber was ist Dir denn? Du zitterst ja?

Georges.

Allerdings! Es ist mir etwas begegnet, das mich sehr beunruhigt. Ein Mann gieng nämlich langsam vor mir her, und gerade auf dieses Haus zu. Ich beschleunigte meine Schritte, gieng an ihm vorüber, und bei dem Lichte der Straßenbeleuchtung erkannte ich — Herrn Derbain.

St. Geneſt und Arthur.

Derbain!

Eliſe.

Mein Mann! — Allmächt'ger Gott!

Georges.

Ich bin gelaufen was ich konnte, um noch zeitig genug hieher zu kommen, Ihnen dies zu hinterbringen. — Da, hören Sie? — Die Hausthüre wird geöffnet! — Er ist es ganz gewiß, und ich dachte mir's gleich, daß er hieher käme.

Arthur.

Bin ich verrathen? — Wenn ich das wüßte —

Elise (erschöpft).

Wir sind verloren!

Arthur.

Giebt es hier keinen Ausgang?

Georges.

Nur für den ersten Augenblick in dieses Zimmer!

(zeigt nach rechts)

St. Geneſt.

Er steigt schon die Treppe herauf! — Arthur, ich darf es nicht zugeben! —

Arthur.

Saint Geneſt! mein Leben, das ihre ist in Deinen Händen! Ich habe Waffen! — sprich

ein Wort — verrathe uns — sie stirbt und ich mit ihr!

(er zieht Elisen in das Zimmer rechts, wohin Georges folgt)

Zehnter Auftritt.

St. Geneſt (allein).

Sich tödten — sie morden! — Dem Rasenden kostete es kein Besinnen! — Und meine Pflicht! — Was soll ich thun? Was wird daraus werden? — O, mein Gott! — Man kommt! — Ja, er ist's!

Eilfter Auftritt.

St. Geneſt. Derbain.

St. Geneſt.

Herr Derbain, Sie!

Derbain.

Ja, mein Freund, ich bin es! Werden Sie meiner Zudringlichkeit verzeihen? Ich konnte nicht länger in meinem Hause bleiben, wo mir alles nur sie zurückruft. Da bin ich denn davon geeilt, um dieser Marter zu entfliehen, und meine

Schritte haben sich unwillkührlich hieher gelenkt. Ich sah noch Licht in Ihren Fenstern, und suche nun bei Ihnen den Trost, den Sie einem Tiefgebeugten nicht versagen werden.

St. Geneſt.

Daran thaten Sie wohl! Ich danke Ihnen für dieſes Vertrauen. (für ſich) Welche fürchterliche Lage!

Derbain.

Sie waren ja ihr Arzt, Sie haben ſie mit gepflegt, Sie haben während ihrer langen Leiden ſich ſo viel mit ihr beſchäftigt, Sie werden auch am beſten meinen Schmerz faſſen und würdigen können. — Ach! ſie läßt eine furchtbare Leere in mir und um mich her zurück!

St. Geneſt.

Suchen Sie dieſe qualvollen Gedanken zu bekämpfen.

Derbain.

Ach! alles erweckt und nährt ſie immer wieder! — O! ſeyn Sie nicht ungehalten auf mich, daß ich Sie mit meiner Gegenwart beläſtige! ich bin ja ſo unglücklich! — Meine Wohnung, die ſie verſchönte, und nun auf immer verlaſſen hat, iſt mir verhaßt geworden. Ich fühle eine unwi-

verſtehliche Abneigung, ſie wieder zu betreten. — Meine arme Eliſe! — ich ſuche ſie ja dort überall ohne ſie zu finden! — O! Herr Doktor, wenn Sie wüßten, wie mein armer Kopf mir ſchwindelt! wie alle meine Empfindungen ſo aufgeregt und doch ſo peinlich ſind! — Saint Geneſt, verſtatten Sie mir einen Zufluchtsort hier für dieſe Nacht; morgen wird mir wohl Gott Kräfte geben, mich wieder männlicher zu faſſen.

St. Geneſt.

Für dieſe Nacht!

Derbain.

Sie bedenken ſich? — O, ſchlagen Sie es mir nicht ab! — Ich will Sie auch gar nicht ſtören. Ich werde überall zufrieden ſeyn, wenn ich nur alle dieſe Gegenſtände nicht mehr vor den Augen habe, die mir ohne Unterlaß jene traurigen Erinnerungen wecken. — Ja, ja, kein Bett — nur einen Seſſel, — hier in dieſem Saale — mehr brauche ich nicht! — Aber ſeyn Sie nicht bös!

St. Geneſt.

O nein! mit dem größten Vergnügen — (für ſich) Was ſoll ich thun? — Rede ich, ſo tödte ich beide! — Und wie ſollen ſie dort her-

Ich nahm meinen Hut und bat ihn mich zu begleiten.

Ich redete fort von Geschäften, und ging mit ihm nach Lieschens Hause.

Hier wohnt meine Schwägerin, und zitternd ging es hinter mir ins Haus, ins Zimmer.

Lieschen, sagte ich zu dem Mädchen, das versteinert da stand, hier ist er von drüben! Zu ihm, der eben so versteinert stand, sagte ich: meine Nichte wählte Armuth und alles Elend nur mit dem von drüben! Ich bin der reiche Oheim Warteborn, Schwester! und die Schwester stand auch versteinert da. Aber das muß ich Ihnen allein erklären. Und die da haben auch noch nicht ein Wort gesprochen. Kommen Sie, Schwester.

Wir ließen die beiden allein. Nach einer halben Stunde gingen wir zu ihnen zurück, und sie hatten doch endlich die Manier gefunden, mit einander fertig zu werden. Denn wir trafen sie in einer herzlichen Umarmung, mit Liebesthränen in den Augen.

O wie glücklich waren sie! o wie beneidete ich sie! O gütige Natur! o gütigere Vorsicht Gottes; denn hätte ich sie beglücken können, wenn nicht alles so kam, und ist beglücken nicht glücklich seyn? Ich ließ es bei den sechshundert Thalern jährlich, denn er soll arbeiten, und sie

aus? — jenes Zimmer hat keinen andern Ausgang — die Zeit verrinnt — das Schiff wird abſegeln! (man hört die Glocke zwölf ſchlagen) Mitternacht! — Iſt es denn noch Zeit?

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Georges (tritt aus dem Nebenzimmer). Dann Eliſe und Arthur.

Georges (leis).

Herr Doktor! Ich kann Herrn von Luſſac nicht länger zurückhalten — er will fort!

St. Geneſt.

Aber wie? — Sieh nur!

Derbain

(hat ſich auf einen Seſſel geſetzt, und ſtützt den Kopf in die Hände).

Georges.

Ich ſtehe für nichts mehr! — Die arme Frau, ſchwach wie ſie noch war, iſt durch dieſe heftige Angſt ganz bewußtlos geworden. Da ſehen Sie!

(Arthur kommt aus dem Nebenzimmer. In ſeinen Armen ruht die ohnmächtige Eliſe.)

St. Geneſt.

Großer Gott! — Muß ich denn ſein Mitgenoſſe werden?!

Derbain
(ſieht das Paar vorübergehen).

Ah, ein Frauenzimmer!

St. Geneſt
(eilt vor ihn hin und hält ihn mit bedeutender Bewegung zurück).

Still! (für ſich) Möge es mir Gott vergeben!

(Saint Geneſt hält Derbain, vor dem er ſteht, Arthur und Eliſe gehen mit Georges durch die Mittelthüre ab.)

Ende des zweiten Aufzugs der erſten Abtheilung.

Zweite Abtheilung.

Die Rückkehr.

Erster Aufzug.

(Die Bühne stellt einen gemeinschaftlichen Saal in einem Gasthofe zu La Rochelle dar. Seitenthüren; eine mit Nro. 3 bezeichnet.)

Erster Auftritt.

Bertrand (im Hintergrunde). Jenny (im Vorgrund, mit weiblicher Arbeit beschäftigt).

Bertrand (in die Coulisse).

Allons, meine Kinder! sein fleißig! Rührt Euch hübsch! Der Dienst muß immer im Gange seyn. — Haben denn die Herrn in Nummer 3 alles was sie brauchen? Reiche Kaufleute, welche

frühstücken, verdienen ganz beſond're Berückſichtigung.

(er kommt vor)

Jenny.

Mach' nur nicht ſo viel Lärmen, lieber Mann! man ſieht gleich, daß Du noch ein Neuling im Handwerke biſt.

Bertrand.

Das iſt allerdings wahr, lieb Weibchen. Ich war längere Zeit Tiſchler als Gaſtwirth; da Dir aber Deine wackere Tante nun einmal den Gaſthof hier abgetreten hat, muß man auch ſorgen, daß er nicht zurückgeht. — Iſt das nicht bis heute ein Sturm geweſen! Er wird uns gewiß ein Paar Paſſagiere eintragen. Es iſt ſo eben endlich ein Schiff eingelaufen, nachdem es fünf Tage lang vom Ungewitter gar fürchterlich herumgepeitſcht worden. Es hat Paſſagiere an Bord; die gehören uns von Gottes und Rechtswegen. Nun, ich dächte doch auch, ſie könnten es nirgends beſſer haben als hier? Für's erſte eine hübſche, nette, artige, ſehr zuvorkommende Frau — vielleicht manchmal gar zu ſehr! — und dann, wie Du zu ſagen pflegſt, ein ſuperbes Wirthsſchild.

Jenny.

Ei freilich, ganz superbe! Und wem verdankst Du es anders als mir? Ohne mein stetes Einringen hättest Du gewiß noch den häßlichen goldnen Arm beibehalten, der den Einkehrenden immer die Faust zeigte.

Bertrand.

Je nun, der goldne Arm war auch nicht zu verachten; da wußte gleich jedermann, was der zu bedeuten hatte; dagegen Dein großes Spektakel von einem Gemälde — indeß, Du hast es einmal so haben wollen, folglich — und überdies hat es ja der junge Maler mit den langen Haarlocken und dem Zwickelbärtchen für die schuldig gebliebene Zeche gemalt.

Jenny.

Ja, das war ein wahres Talent! aus dem wird gewiß noch einmal etwas Großes! — Sieh' nur einmal auch, wie jedermann vor Deiner Hausthüre stehen bleibt, um das Gastmahl des Sardanapals sich genauer zu betrachten.

Bertrand.

Wenn die Gastmähler, die ich ausrichte, nicht besser wären, als jenes, dürfte es doch schlimm mit uns stehen. — Nun, nun, lieb Weibchen,

darüber wollen wir uns nicht ſtreiten! — Aber höre doch! Kommt nicht jemand? — Sieh einmal, es iſt der Herr Doktor Saint-Geneſt mit einer jungen Dame; die war ohnſtreitig mit auf dem Schiffe.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Eliſe. St. Geneſt.

St. Geneſt.

Kommen Sie nur hier herein, gnädige Frau! Madame Bertrand, ein Zimmer für die Dame, und laſſen Sie uns indeß hier einen Augenblick verweilen.

Jenny.

Sogleich, ſogleich Herr Doktor!

(ab)

Bertrand.

Wenn die gnädige Frau noch etwas befehlen?

St. Geneſt

Nein, mein Freund, gehen Sie nur in Gottes Namen.

Bertrand.

(geht zur Mitte ab)

Dritter Auftritt.

Eliſe. Saint-Geneſt.

St. Geneſt.

Kaum kann ich mich noch von meinem Staunen erholen! Iſt es denn möglich? — Sie! wieder in Rochelle! — Sie!

Eliſe.

Ach! theurer Freund; leider, leider!

St. Geneſt.

Ich danke dem Himmel dafür, daß ich Sie zufällig in dem Augenblicke traf, wie Sie mit Arthur an's Land traten. Er übergab Sie mir, und ich eilte, Sie einſtweilen hieher zu flüchten. — Aber ſagen Sie mir nur, weshalb Sie Philadelphia verlaſſen haben?

Eliſe.

Ein grauſames Schickſal verfolgt uns! — Sie wiſſen, theurer Freund, wie glücklich wir uns ſeit drei Jahren in Amerika befanden. Arthur's Briefe haben es Ihnen mehr als einmal geſchildert. Freilich war unſ're Verbindung geſetzwidrig an ſich, aber die Vorſehung ſelbſt ſchien ſie beſchloſſen, ſchien mich abſichtlich wieder mit dem Manne vereint zu haben, den ich ſo lange

ohne Hoffnung liebte! — Wir lebten einsam, ungekannt, aber glücklich! und Stunden und Tage entflohen uns süß und schnell. Da rief ein wichtiges Geschäft, das Arthur's persönliche Gegenwart in England unumgänglich erfoderte, diesen selbst dahin. Ich konnte den Gedanken einer Trennung von ihm nicht ertragen, und bat ihn so lange, bis er sich entschloß, mich mitzunehmen. Wir reisten ab! Schon erblicken wir die Küsten Englands, als sich ein furchtbarer Sturm erhebt. Der Wind weht von Norden her mit schrecklicher Gewalt. Wir müssen das hohe Meer wieder zu gewinnen suchen, und nach drei angstvollen Tagen muß sich unser halb entmastetes und an zwanzig Stellen leckes Schiff noch glücklich schätzen, einen Hafen zu finden, wohin es sich retten kann, und dieses war der — von La Rochelle! — Ach! für uns hätte der Sturm und seine drohendsten Gefahren mehr Sicherheit geboten, als ein solcher Zufluchtsort!

St. Geneſt.

Da haben Sie vollkommen Recht! Jeder Schritt in dieser Stadt setzt Sie immer neuen Gefahren aus, und schon! —

Eliſe.

Was ist schon geschehen?

St. Geneſt.

Unter der Menge Neugieriger, durch die wir hindurch mußten, um hieher zu kommen, hat es bereits Leute gegeben, denen Ihre Züge auffielen, die Sie mit Staunen und Verwunderung anſahen! — Ja, — ich darf es Ihnen nicht verhehlen! Herr Derbain ſelbſt war mit darunter.

Eliſe.

Er!

St. Geneſt.

Durch ihn eben hatte ich ja zuerſt Ihre Ankunft erfahren. — Er hatte Sie geſehen, und kam ganz athemlos, blaß und zitternd zu mir gelaufen. Seine abgebrochenen Worte ſagten mir alles! Ich benutzte den Einfluß, den ich auf ihn habe, um ihn zu überzeugen, daß die Perſon die er geſehen, nichts mit der Gattin, die er geliebt und verloren, gemein haben könne, als eine bloße ſeltſame Aehnlichkeit. Es gelang mir auch endlich. Jetzt hat er keinen Verdacht mehr, aber wer ſteht uns dafür, daß er nicht wieder in ihm aufwacht?

Eliſe.

Ich Unglückſelige!

St. Geneſt.

Herr Derbain hat jetzt erfahren, daß Sie, ehe Sie ihm Ihre Hand gaben, Arthur von Luſſac leidenſchaftlich geliebt hatten.

Eliſe.

Wer hat ihm denn das geſagt?

St. Geneſt.

Ohne Zweifel die alte Haushälterin Ihrer Mutter. Er hat ſie in ſeinem Dienſte behalten.

Eliſe.

Die gute Margarethe!

St. Geneſt.

Dieſe Geſchwätzigkeit der Alten iſt Ihnen aber von Nutzen geweſen. Ich habe ihn nämlich an das erinnert, was ich ſchon früher hier in der Stadt ausgeſprengt hatte, daß nur die Aehnlichkeit ſeiner Braut mit Ihnen, Arthurn dazu bewogen habe, ſich in Philadelphia zu verheirathen. Das alſo kann Ihnen nicht ſchaden, aber die kleinſte, unſchuldigſte Uebereilung alles verderben. Sie müſſen ſich daher durchaus vor niemand ſehen laſſen, und wenn es irgend möglich iſt, noch heut' wieder abreiſen.

Eliſe.

Arthur hat blos Georges aufgeſucht, den braven Mann, deſſen Freundſchaft für ihn mich vor

haushalten. Kutsch und Pferde werden wohl nachkommen; ich fürchte nur zu früh.

Nun sitzen sie zusammen, und erklären sich, was sie alles mit einander aus dem Fenster geredet haben.

Ich ging zu dem Kabinetsrath, und fand das ganze Haus in Verzweiflung über den Sohn, der seinem Vater nicht nur den unwürdigen Betrug vorwarf, der seiner Geliebten beinahe das Leben gekostet hatte, sondern ihm auch erklärt hatte, er würde nie einem andern Mädchen seine Hand geben, als Malchen. Obencin hatte mich Malchen an ihn verrathen, so daß der Vater, da ich eintrat, mich sogleich als den reichen Oheim begrüßte.

Mit finsterer Stirn setzte ich den beiden Alten auseinander, wie hart, wie unmenschlich der Hochmuth sie gegen ihre nächste Verwandtin, Lieschens Mutter, wie hart, wie unväterlich gegen den Sohn gemacht hätte; aber mein Herz war so voll der Seligkeit, die Lieschen und den drüben beglückte, daß ich erklärte, ich würde für Schlütern und Malchen die reichste fürstliche Domaine pachten, die in der Nähe von Leisers jetzt eben pachtlos wurde, wenn der Kabinetsrath in die Verbindung willigen würde.

Es wurde alles ausgeglichen. Selbst Lieschens Mutter hatte die Freude, mit ihrer Schwe-

drei Jahren dem Grabe entriß. Er ſoll alle Mittel anwenden, damit wir La Rochelle noch heut' Nacht verlaſſen können. Laſſen Sie uns das Beſte hoffen, theurer Doktor!

St. Geneſt.

Ich höre kommen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Arthur.

Arthur.

O, mein geliebter Freund! wie danke ich Dir! Was bin ich nicht alles Deiner Treue, Deiner Aufopferung ſchuldig!

St. Geneſt.

Bin ich denn nicht, obſchon wider Willen, einmal Dein Mitgenoſſe geworden?!

Eliſe.

Nun, Arthur? — wie iſt es? — was wird mit uns?

Arthur.

Liebſte Eliſe, ich habe allen Grund zu hoffen, daß wir in einigen Stunden nicht mehr in dieſer unglückſeligen Stadt ſeyn werden. Ich habe Georges zu allen Diligenzen und Lohn-Kut-

schern herumgeschickt, und wenn er nirgends einen Platz für uns findet, soll er eine Postchaise um jeden Preis kaufen und vorspannen lassen. Bis dahin vermeide nur sorgfältig jedes fremde Auge, und wir werden nichts mehr zu fürchten haben.

Elise.

Möchtest Du doch wahr sprechen!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Einige Kaufleute (kommen aus einem Seitenzimmer Nro. 3).

1ster Kaufmann.

Und jetzt fort, meine Herrn! Geschäfte gehen allem andern vor. Es ist jetzt Börsenzeit.

Arthur

Mein Gott! — Alte Bekannte! — wir müssen uns verbergen!

(wollen abgehen)

1ster Kaufmann (Elisen erblickend).

Ah! — was sehe ich?

St. Geneſt.

Es ist zu spät, sie haben uns schon gesehen!

Arthur (leis zu Eliſen).

Kaltes Blut!

1ſter Kaufmann.

J, guten Tag, lieber Luſſac! Sind Sie denn auch wieder hier?

Arthur.

Der Sturm hat mich hieher verſchlagen; ich rechne aber darauf, in ein paar Stunden wieder abzureiſen, da ich dringende Geſchäfte in England habe.

2ter Kaufmann
(ebenfalls Eliſen betrachtend).

Welche Aehnlichkeit!

Eliſe (für ſich).

Wie ſoll ich meine Angſt verbergen!

1ſter Kaufmann.

Ich bedaure herzlich, daß Sie uns nicht ein paar Tage ſchenken wollen. — Gnädige Frau —

Arthur.

Ich habe die Ehre, Ihnen hier meine Frau vorzuſtellen.

2ter Kaufmann.

Ah! (für ſich) Es iſt unbegreiflich! — Man ſollte darauf ſchwören, ſie ſey es ſelbſt!

1ſter Kaufmann.

Unſre aufmerkſamen Blicke ſcheinen Sie in Verlegenheit zu ſetzen, gnädige Frau, aber verzeihen Sie uns; Ihre Züge erinnern uns an eine junge Dame, die wir alle ſehr gut gekannt haben, und die —

Eliſe.

Ja, meine Herrn — ich weiß das — mein Mann hat es mir mehr als einmal erzählt. —

1ſter Kaufmann.

Ich habe auch in der That noch niemals eine ſo vollkommene Aehnlichkeit gefunden.

St. Geneſt.

Da Arthur's Briefe mich mit dieſem ſonderbaren Spiele der Natur bekannt gemacht haben, als er mir ſeine Heirath aus Philadelphia meldete, ſo bin ich weniger davon in Staunen geſetzt worden, als Sie, meine Herrn. Ich habe noch viel wunderbarere Erſcheinungen ähnlicher Art geſehen.

Eliſe (für ſich).

Welche Marter!

1ſter Kaufmann.

Aber wir wollen Ihre koſtbaren Augenblicke Ihnen nicht noch rauben! Auf Wiederſehn, lieber Luſſac! und laſſen Sie uns immer die angenehme

Hoffnung, daß Sie nicht so gar geschwind abreisen werden.

Arthur.

Wenn's möglich ist, meine Herrn! wenn's möglich ist! — indeß tausend Dank!

2ter Kaufmann.

Gnädige Frau! (verbeugt sich wie der erste)

Arthur (sie begleitend).

Auf das Vergnügen, Sie wieder zu sehn, meine Herrn!

Sechster Auftritt.

Saint-Genest. Elise. Arthur.

Arthur.

Endlich sind sie fort!

St. Genest.

Das ist ein unangenehmes Zusammentreffen! In einer halben Stunde wird auf der Börse von nichts anderm die Rede seyn, als von der außerordentlichen Aehnlichkeit dieser Dame mit der verstorbenen Madame Derbain. Von der Börse wird sich die Neuigkeit in alle Stadtviertel verbreiten; man wird darüber hin und herschwatzen, die Neugierde wird erregt werden, und es soll mich nicht

wundern, wenn es heut' Abend ein Volksgedränge an der Thüre dieses Gasthofes giebt.

Arthur.

Heut' Abend! — Mag seyn; dann sind wir hoffentlich nicht mehr hier. Georges muß bald zurückkommen, und hat gewiß alles zu unsrer Flucht vorbereitet. Wir eilen nach Paris, und von da nach Dieppe oder Calais.

St. Geneſt.

Ihr könnt aber auch wahrhaftig nicht genug eilen! Herr Derbain —

Arthur.

Wie? — er hat doch Eliſen nicht geſehen?

St. Geneſt.

Leider hat er das!

Arthur.

Allmächt'ger Himmel! (zu Eliſen) O, verzeihe es mir, theures, geliebtes Weſen, daß ich Dich an mein unſeliges Daſeyn angekettet habe! Tauſend Sorgen, tauſend Kümmerniſſe mußten dadurch auch Dein Leben belaſten, und ſelbſt jedes Scheinglück, das ich Dir darbieten konnte, war vergiftet! — Ach, ich bin ſehr unglücklich!

Eliſe.

Arthur! — Rechneſt Du denn die drei Jahre, die uns treu vereint verfloſſen ſind, für nichts? — waren nicht wenigſtens dieſe frei von Kummer und Bitterkeit?

Arthur.

Vielleicht iſt nun der Augenblick erſchienen, dafür zu büßen!

St. Geneſt.

Nein, o nein! — ich will zu Derbain gehn — ich will ihn zu zerſtreuen ſuchen — ihn mit mir aus der Stadt führen, wenn's nöthig iſt.

Eliſe.

Immer Betrug!

St. Geneſt.

Haben Sie mich denn nicht eng' verkettet mit Ihrem Schickſale?

Eliſe.

Ihn betrügen! — ihn! — und er liebte mich ſo ſehr! — er hat wohl recht um mich geweint? Nicht wahr?

St. Geneſt.

Ich darf es nicht verſchweigen. Der Kummer hat ſeine Geſundheit zerrüttet, aber ſein Herz nicht bitter gemacht. Er beſitzt noch die

nämliche Güte, dieſelbe Seelenruhe wie ſonſt, auch hat jedermann deſtomehr Theil an ſeinem Unglücke genommen.

Arthur.

Halt' ein, Saint-Geneſt, halt' ein!

Eliſe.

Nein, mein Freund! wir müſſen Muth genug haben, ihn auszuhören. — Ich bedaure das, was ich verlaſſen habe, nicht, das weißt Du, aber ich muß mich der Buße dafür unterwerfen.

Arthur.

Meine Eliſe!

St. Geneſt.

Alſo fort aus dieſem Saale! — Kommt!

Derbain

(tritt im Hintergrunde ein).

Alle.

Gott!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Derbain.

Derbain.

Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit.

Eliſe (für ſich).

Allmächt'ger Gott! wohin fliehn? wohin mich verbergen?

Arthur (leis).

Eliſe! — Eliſe! — Mach' uns nicht unglücklich! — (mit innerer Wuth) Was will er hier?

Derbain.

Herr Doktor, Sie werden mich gewiß bei Ihrem Freunde entſchuldigen.

St. Geneſt.

Herr Derbain —

Derbain

(immer auf Eliſen blickend).

O! ich bitte, entſchuldigen Sie mich! (für ſich) Großer Gott! — Ich glaube Sie ſelbſt wieder vor mir zu ſehn!

Eliſe

(macht eine Bewegung zum Abgehn).

Derbain.

O! meine gnädige Frau, ich beſchwöre Sie! Haben Sie die Güte zu bleiben! Fliehen Sie meine überläſtigen Blicke nicht! — Wenn Sie wüßten —

Eliſe (für ſich).

Was ſoll ich thun? — Was wird aus uns werden?

Derbain.

Herr von Luſſac, hören Sie mich gefälligſt einen Augenblick. Laſſen Sie uns offen gegen

einander seyn. Ein and'rer würde vielleicht tausend Vorwände erfinden, um das Ungewöhnliche eines Schritts, wie dieser ist, zu entschuldigen, aber ich gehe lieber g'rad' und ehrlich zu Werke.

Arthur
(tritt zwischen Elise und Derbain).

Die Ehre, welche Sie mir erzeigen, mein Herr —

Derbain.

Lassen wir diese kalten Höflichkeitsbezeigungen, Herr von Lussac: ich habe das Opfer erfahren, das Sie nun schon vor längerer Zeit brachten, und wenn Sie mir es vergönnen wollen, mich als Freund zu behandeln —

Arthur.

Ich! —

Elise (für sich).

Wehe mir!

Derbain.

Sie sind vielleicht ungehalten auf mich? — Kann ich es Ihnen denn verdenken? Ich habe Ihnen viel Uebles zugefügt, aber damals wußte ich es ja nicht. — Gnädige Frau, nur um Sie zu sehen, habe ich es gewagt, hier mich aufzudrängen. Sie kennen mich nicht, machen mir also in Gedanken Vorwürfe; nicht wahr? — Aber

ster in das Schauspiel zu fahren, und acht Tage darauf wurde die doppelte Verbindung der beiden jungen Paare bei Leisers gefeiert. Was ich gab, wurde alles auf Malchens Namen geschrieben; auf allem Silber stand ihr Name, in jedem Tischtuche, damit die Eltern das Mädchen ehrten, das Mädchen, auf dessen Stirn die Natur das Siegel der weiblichen Vollkommenheit leuchtend gedruckt hatte. Lieschens Mutter wurde bei dem Anblick der Ausstattung einer Fremden ein wenig neidisch; Lieschen nicht, sie hielt ihr Auge voll Liebe auf den da drüben, trug nicht eine Perle, nicht einen Stein, die ich ihr gegeben, sondern die weiße Rose ihres Vaters, und eine rothe, duftende Rose, die ihr Verlobter ihr den Morgen geschenkt hatte, neben einander an der unschuldigen Brust als Brautgeschmeide, und da sie ein paar Tage drauf mit mir in das schöne, reiche Haus trat, das ich gekauft hatte, und da ich ihr sagte: hier bist du regierende Frau! da legte sie das lächelnde Gesicht an die Brust des Mannes und sagte: das ist recht hübsch, lieber Oheim — aber —

Bei dem Aber blieb Lieschen. Die Liebe ist doch das reichste auf der Erde!

August Lafontaine.

auch ich war der glückliche Gatte eines Weſens, das ich anbetete, das ich liebte — liebte mit tiefer Leidenſchaft, und die Ihnen glich — bis zum Verkennen glich. — Nun denn: — auch er hatte ſie geliebt, ſo wie ich! — Fortgeriſſen von unſeligen Verhältniſſen habe ich, ohne es zu wiſſen, beide getrennt. — Er, der brave, edle, großmüthige junge Mann, willigte in das Opfer, und verbannte ſich ſelbſt. — Die Vorſehung war ihm eine Entſchädigung dafür ſchuldig, und er hat ſie gefunden! — (zu Arthur) Nicht wahr, Sie hegen nun keinen Groll mehr gegen mich, mein Freund?

Arthur.

Herr Derbain — (für ſich) Er bittet mich um Vergebung!

Derbain.

Ich habe da Dinge an's Tageslicht gebracht, die Ihre junge Gemahlin vielleicht noch nicht wußte. Werden Sie deshalb nicht eiferſüchtig, gnädige Frau! — Wenn er Sie um deswillen geliebt hat, weil Sie ſeiner erſten Geliebten glichen, wird er Ihnen nur um ſo treuer ſeyn — denn Sie haben ja dieſe Nebenbuhlerin nicht mehr zu fürchten! — ſie iſt todt! todt vielleicht aus Kummer! — und ich war es, der —

Elise (für sich).

Er weint! — auch ich möchte blutige Thränen vergießen!

Arthur (für sich).

Welche Qual!

Derbain.

Alle Tage gehe ich an ihr Grab, und weine mich dort aus. — O! — Sie nehmen Theil an meinen Leiden! — Also auch an Herz und Seele gleichen Sie ihr? — Ja, ja, sie würde auch ohngefähr in Ihrem Alter seyn! — Dieselbe offne Stirn, derselbe Ausdruck des Gesichts! — Ach! indem ich Sie so ansehe, fühle ich eine Art von Trost! Es ist mir, als ob sie es selbst wäre.

Elise (sehr unruhig).

Wie sagten Sie, mein Herr!?

Derbain.

Ja, wahrhaftig! Wenn Sie sprechen, glaube ich ihre Stimme zu hören! — Saint-Geneſt, theurer Freund! sie ist nicht mehr die ich liebte — sie ist nicht mehr! — Aber es thut mir so wohl, wenn Sie sie gleichsam wiederholen. — O! verzeihen Sie mir: mein armer Kopf ist so schwach. Alles, was ich hier sehe, macht mich wirr. — O! verlassen Sie mich nicht, wenn ich kindisch werde.

Eliſe (für ſich).

Welch eine Marter!

St. Geneſt.

Lieber Freund, ich beſchwöre Sie, ſich zu mäßigen. Laſſen Sie ſich nicht durch eine Täuſchung fortreißen!

Derbain.

Ja, Sie haben Recht — es iſt nichts als eine Täuſchung, und doch! — Doch möchte ich dieſe Täuſchung gern ſo ſehr als nur möglich verlängern. Schlagen Sie mir alſo die Wohlthat nicht ab, um die ich Sie bitten werde. — Herr von Luſſac, ich beſchwöre Sie, kommen Sie zu mir, mit ihr, mit ihr in jenes Haus, das einſt meine Eliſe verſchönte.

Eliſe (für ſich).

Großer Gott!

Arthur.

Was begehren Sie da, mein Herr?

Derbain.

O! weißen Sie meine Bitte nicht zurück. — Willigen Sie ein, o! willigen Sie ein! — Ich will meine Freunde zu mir bitten, dann werde ich noch einmal Eliſen wiederzuſehen glauben, wie ſie die Seele aller der Feſte war, die ich ihr

zu Liebe gab, und mir freundlich zulächelte bei der Mühe, die ich anwendete, ihr gefällig zu seyn. — Drei Jahre des Schmerzes und der Sehnsucht werden verschwinden. — Ach! solche Erinnerungen, die man in dem Herzen eines Greises erweckt, besitzen einen tödtenden Reiz! — Ich werde vielleicht darüber sterben — aber was thut das? — ein Augenblick, nur einer, dieses unerwarteten Glücks! — Soll ich Sie auf meinen Knieen darum bitten?

Arthur
(hindert ihn niederzuknien).

Herr Derbain!

Elise (leis zu Arthur).

Nie, nie!

Derbain.

Können Sie mir das abschlagen?

Arthur.

Verzeihen Sie, aber es ist gänzlich unmöglich, da ich noch heut' Abend diese Stadt verlasse. Geschäfte von der größten Wichtigkeit rufen mich nach London. In einigen Stunden schon reise ich nach Dieppe ab, und habe also keinen Augenblick zu verlieren.

Derbain.

Wie unglücklich macht mich das!

Arthur.

Seyn Sie überzeugt, daß ohne dieſen Umſtand —

Eliſe (für ſich).

Was haben wir gethan?!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Georges.

Georges.

Weder Pferde, noch Wagen, noch ſonſt ein Fortkommen! Für heut' iſt alles unmöglich.

Arthur.

Was höre ich?!

Derbain (freudig).

Da ſehen Sie!

Eliſe (für ſich).

Welch ein Abgrund öffnet ſich vor uns!

Georges.

Ich habe mich an alle Diligencen gewendet, nicht ein Platz mehr leer — auf der Poſt, unter ſechs Stunden kein Pferd parat.

Arthur.

Mein Gott!

Eliſe
(ſinkt in einen Seſſel).

Will ſich denn der Himmel unſrer nicht erbarmen?

Derbain.

Nun, ſehen Sie, da müſſen Sie hier bleiben! — Werden Sie es mir nun noch abſchlagen?

Arthur.

Ich kann in der That nicht! Verzeihen Sie, Herr Derbain!

Derbain.

Sie haben jetzt gar keinen Grund mehr, meine freundſchaftliche Bitte zurückzuweiſen. Laſſen Sie alſo, bis zu dem Augenblicke, wo Sie abreiſen können, mein Haus das Ihre ſeyn; ich bitte Sie recht ſehr darum.

Arthur (für ſich).

Was ihm ſagen? Was nun thun?

St. Geneſt (leis zu Arthur).

Der kleinſte Verdacht kann alles verrathen; Ihr müßt euch auf's ſorgfältigſte davor in Acht nehmen. (laut) Lieber Arthur, da Du doch ſo geſchwind nicht fortkommſt, ſo gieb doch den Bitten Herrn Derbains nach.

Derbain.

Nun? werden Sie ſo gefällig ſeyn?

Arthur (für ſich).

Es muß ſeyn! (laut) Da Sie darauf beſtehen, ſo kommen wir.

Eliſe (für ſich).

Er willigt ein!!

Arthur (zu ihr tretend).

Still, Eliſe! wir müſſen uns unterwerfen.

Derbain.

Sie willigen ein? — O! Sie erzeigen mir das größte Vergnügen von der Welt! Wie kann ich Ihnen nur genug dafür danken? — Gnäd'ge Frau, wie ſehr verpflichten Sie mich — Doktor, geben Sie mir Ihren Arm. (zu Arthur) In zwei Stunden, nicht wahr?

Arthur.

Ja, in zwei Stunden.

Derbain.

Auf Wiederſehn, meine Freunde!

Arthur.

Auf Wiederſehn!

(Derbain und Saint Geneſt gehen durch die Mittelthüre ab.)

Neunter Auftritt.

Eliſe. Arthur. Später Jenny.

Eliſe.

Ich, wieder in ſein Haus treten! Nein, nie! — Ich gehe nicht, Arthur! ich kann nicht gehen!

Arthur.

Wie wollen wir uns aber dieſer unſeligen Nothwendigkeit entziehen? Die Verlegenheit, die wir nur mit Mühe verbargen, Deine Unruhe, die meine, alles das konnte ſchon Verdacht erwecken, und wenn unſer Nichtkommen ihn noch vermehrte, welches Loos erwartete uns dann?

Eliſe.

Du willſt mich zu dieſem furchtbaren Zwange verurtheilen, Arthur! — Ich ſoll ein Haus wieder betreten, wo jeder meiner Schritte mir eine Erinnerung herbeiführen würde, die ich erſticken, wo jeder Gegenſtand ein Gefühl in mir rege machen würde, das ich beſiegen müßte! — Nein, hoffe das nicht, Arthur! — Dieſer Kampf in jedem Augenblicke, und doch Stundenlang verlängert, iſt über meine Kräfte!

Jenny (eintretend).

Das Zimmer für die gnädige Frau iſt in Ordnung.

Arthur.

Gut! (Jenny geht ab) Laß' uns dem Sturme die Stirn bieten, Eliſe, laß' uns ihm muthig entgegentreten, das iſt das ſicherſte Mittel, ihn zu beſchwören. — Die erfinderiſche Freundſchaft und Sorgfalt von Saint-Geneſt wird uns beiſtehen und ſchirmen.

Eliſe.

Ich werde nie darein willigen! — Es iſt mir durchaus unmöglich! — Laß' mich, Arthur, laß' mich, Du würdeſt mich tödten! (ſie reißt ſich von ihm los, und geht in der größten Unruhe ab)

Arthur (ihr folgend).

Wir Unglückſeligen!

Ende des erſten Aufzugs der zweiten Abtheilung.

Zweiter Aufzug.

(Geſellſchaftsſaal bei Derbain.)

Erſter Auftritt.

Madame Lambert. André.

André.

Ja, ja, Madame Lambert! Sie können ſich darauf verlaſſen. Ich war im Hafen, als die

Paſſagiere an's Land ſtiegen, und ich glaubte ihre Züge wieder zu erkennen.

Mad. Lambert.

Er iſt ein Narr, und thät beſſer ſein Maul zu halten. Nicht wahr, das iſt nun wieder nach Seiner Idee ein Geſpenſt geweſen?

André.

Das will ich nun nicht gerade geſagt haben, aber man hat doch ſchon Sachen geſehen, Sachen — doch ſtill, da iſt der Herr.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Derbain. Bediente.

(Während dieſes ganzen Auftritts haben Bediente den Saal aufgeräumt, die Kappen vom Pianoforte und den Seſſeln abgezogen und den Kronleuchter angezündet.)

Derbain.

Ah, ſind Sie es, Madame Lambert! Das iſt mir lieb. Wir müſſen in der größten Geſchwindigkeit für heut' Abend Anſtalt zu einem kleinen Feſte machen. Einige Freunde habe ich ſchon eingeladen.

Mad. Lambert.

Ein Feſt?

Griſelda

oder

Frauentreue.

Eine Novelle von Fr. Petrarcha dem Boccaccio nacherzählt.

Aus dem Lateiniſchen von A. Wendt.

Vorerinnerung des Ueberſetzers.

Petrarcha ſchreibt über dieſe Geſchichte in dem Briefe an den Boccaccio, mit welchem er dieſe lateiniſche Nachbildung überſendete, folgendes:

„An das Ende Deines Buchs *) haſt Du eine der

---

*) P. meint den Decamerone des Boccaccio, welchen er nur flüchtig durchblättert zu haben geſteht.

Derbain.

Ja, liebe Margarethe! Es ist freilich für uns etwas sehr seltsames jetzt, ein Fest! Nicht wahr? Es ist bereits eine feine Zeit her, seit nur die Traurigkeit bei uns eingekehrt ist. Aber das ist ein garst'ger Gast, und ich will ihn jetzt einmal austreiben.

Mad. Lambert.

Höre ich denn recht? Ich begreife Sie gar nicht, Herr Derbain!

Derbain.

Kann's wohl glauben; darum wiederhole ich's Ihnen auch noch einmal. Ich will heute nur frohe Gesichter bei mir sehn. Man soll daher spielen, tanzen, alles wie sonst, liebe Margarethe. Erinnern Sie sich denn nicht mehr?

Mad. Lambert.

Ob ich mich erinnere?! Aber verzeihen Sie mir, Herr Derbain; damals —

Derbain.

Nun ja doch, ja! Es soll heut eben wieder werden wie damals. Blumen, schöne Anzüge, Gold auf den Tischen, Harmonieen überall — und sie, mitten unter dem allen, schön und reizend — und ihr anmuthiges Lächeln, — die ganze

Fülle der Freude, des Entzückens! — Dann aber wieder Einsamkeit, Verzweiflung! — Wie ein Blitz soll es seyn, der durch die finst're Nacht zuckt.

Mad. Lambert.

Nein, wahrhaftig, ich begreife Sie nicht.

Derbain.

Es ist auch eine ganz unerwartete Gnade des Himmels! — Sie wissen also noch nicht, gute Margarethe, daß ich sie wieder gefunden habe?

Mad. Lambert.

Wen denn? Herr Derbain!

Derbain.

Wen? Das Kind, das Sie erzogen hatten, die Gemahlin, die ich verloren habe!

Mad. Lambert.

Ach, Du mein Gott! Der stete Jammer hat Ihnen den Kopf verwirrt! Sie reden ja ganz irr!

Derbain.

O ja, ja, ich bin wahrhaftig manchmal selbst versucht, das zu glauben! Ich rufe mir zu: Ist es denn auch wahr? Täusche ich mich denn nicht? — Aber bei alle dem existirt doch das alles wirklich, und Sie sollen sie selbst sehen, liebe Margarethe, und wenn auch nicht sie, doch ihr leibhaftiges Ebenbild. — Ach! wenn sie es selbst

wär'! Ja, wenn irgend eine geheimnißvolle Macht ſie dem Grabe entriſſen hätte! — Alter, thörichter Kopf; was ſind das für Träume! Soll ſich denn meine arme Phantaſie noch mit Kindermährchen einwiegen laſſen? — Nein, nein, Faſſung, Ruhe! — Madame Lambert, André! bringt alles in Ordnung. — Es wird ſchon ſpät; die Gäſte werden bald kommen, und ich habe vorher ſelbſt noch einige Vorkehrungen zu treffen. — Laßt es an nichts fehlen, Freunde, erzeigt mir den Gefallen; in wenig Augenblicken bin ich wieder da.

(geht ab)

Dritter Auftritt.

André. Mad. Lambert.

Mad. Lambert.

Begreift Er das? André!

André.

Ich wollte wetten, daß Herr Derbain derſelben Perſon begegnet wäre, wie ich.

Mad. Lambert.

Ich kann's gar nicht glauben! — Dieſe Aehnlichkeit, von der Er mir eben erzählte, und die auch ihn ſo ganz außer ſich ſelbſt geſetzt hat!

André.

Die junge Dame, von der ich sprach, ist mit ihrem Manne hier angelangt. Man hat mir auch seinen Namen genannt. — Warten Sie nur ein bischen! — Arthur von Lussac.

Mad. Lambert.

Herr von Lussac! Aber wie in aller Welt ist Herr Derbain nur zu dem gekommen?

André.

O, unser Herr wär' wohl Mann's genug ihn zu fragen, ob es nicht etwa zufällig wirklich seine Frau sey?

Mad. Lambert.

Der Spas ist übel angebracht, André!

André.

Ja wohl, denn ich vergaß indessen ganz, was mir der Herr befohlen hatte. Also, geschwind alles vorgerichtet, damit es ja an nichts fehle. — Hören Sie, sie klingeln schon! Ich will gleich aufmachen.

(geht ab)

Vierter Auftritt.

Madame Lambert (allein).

Träume ich, oder wache ich? — Sollte denn der liebe Himmel alles das so sonderbar gefügt

haben? — Ich werde ganz wirr bei allem, was ich höre! — Herr von Luſſac — und die junge Dame. — Da kommen ſie ſchon! — Ach, Du mein Gott, ſie iſt's!

Fünfter Auftritt.

Arthur. Eliſe. Saint-Geneſt. Madame Lambert.

(Eliſe thut einen Schritt vor, um ſich in der Lambert Arme zu ſtürzen. Arthur hält ſie zurück. Mad. Lambert, die ihr auch mit off'nen Armen entgegen geeilt war, hält auf einmal inne, weil St. Geneſt ſich zwiſchen beide ſtellt.)

Mad. Lambert.

O verzeihen Sie — gnädige Frau — ich war meiner ſelbſt nicht mächtig — ich glaubte meine gute, ſelige —

Eliſe (zu Arthur leis).

O, laß mich ſie umarmen — ſie wird uns nicht verrathen.

Arthur (leis).

Kein Wort! Keine Bewegung!

Eliſe (leis).

Welche Qual!

St. Geneſt.

Da geht es Ihnen wie aller Welt, liebe Madame Lambert. Sie ſind auch ganz erſtaunt, beſtürzt!

Mad. Lambert.

Nein, dahinter muß etwas verborgen ſeyn! — Da weiß ich bei meiner armen Seele nicht, was ich davon denken ſoll! — Sie war alſo nicht todt?

(Unwillkührliche Bewegung Eliſens und Arthur's.)

St. Geneſt.

Liebe Madame Lambert, ſeyen Sie doch nur vernünftig! B:ſinnen Sie ſich doch! Setzen Sie die junge Dame hier nicht in Verlegenheit, die Ihre albernen Aeußerungen kränken und beunruhigen müſſen. Sagen Sie lieber Herrn Derbain, daß wir in Folge ſeiner gütigen Einladung hier ſind.

Mad. Lambert.

Ich gehe ſchon, Herr Doktor, gehe ſchon! — Nein, Du mein Himmel! Das geht doch über meinen Verſtand!

(ab)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen (ohne Mad. Lambert).

Arthur.

Theure Eliſe, ich beſchwöre Dich, gebiete Deinen innern Bewegungen. Wir haben dieſer Probe nicht ausweichen können, um allen Verdacht dadurch zu entfernen — nur noch ein wenig Gewalt über uns ſelbſt, feſten Muth, und wir ſind gerettet.

Eliſe.

O! Arthur! Arthur! — ſieh nur, ſieh! Hier ſteht alles noch auf derſelben Stelle — mein Piano —

St. Geneſt.

Schonen Sie ſich doch, gnädige Frau! Faſſen Sie ſich! Ihre Zukunft liegt in Ihrer eig'nen Hand.

Arthur

Und mein Leben ſteht nur bei Dir!

Eliſe.

Nun, wohlan denn! Es muß ſeyn! — Ich habe es verſprochen, und will es halten! — Ich bin hier nur eine Fremde, nichts weiter — (ſieht ein Gemälde) Ah! das Bild meiner Mutter! — Ihre Blicke ſind auf mich gerichtet! — O! dieſe Blicke reden.

Arthur.

Eliſe!

Eliſe.

Ach! meine Erinnerungen, meine Erinnerungen! wer kann mir dieſe rauben?

St. Geneſt.

Es kommt jemand! — Nur Ruhe und Schweigen. Rechnen Sie im übrigen ganz auf mich.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Derbain, und mehrere Gäſte (die alle beim Eintreten grüßen und Eliſen ſtaunend anſehen), Bediente.

Derbain.

Sind Sie da?! O, wie vielen Dank bin ich Ihnen ſchuldig! (zu den Gäſten) Nun, meine Freunde! Ihr Staunen gleicht, wie ich ſehe, dem meinen. Vereinigen Sie ſich aber nun auch mit mir, dieſer jungen Dame zu danken, daß ſie Mitleid mit der Schwäche eines alten Mannes hatte, und ihm einige Augenblicke lang ein Bild ſeines verlor'nen Glücks wieder hervorzaubern wollte. (zu Arthur) Aber Sie, lieber Herr von Luſſac, Sie ſehen ja ſo traurig aus.

Arthur.

Allerdings macht mir die Verzögerung meiner Reiſe —

Derbain.

O! betrüben Sie ſich nicht über das, was mir ſo viele Freude verurſacht! (zu Eliſen) Und Sie, gnädige Frau, wenn Sie mir das Glück gewähren wollten, die Honneurs vom Hauſe zu machen?

Eliſe.

Ich?!

Derbain.

Ich bitte Sie recht ſchön darum! Laſſen Sie dieſe beglückende Täuſchung vollkommen ſeyn. Schlagen Sie mir es nicht ab, gnädige Frau, ich beſchwöre Sie!

(Hier fängt eine Tanzmuſik in dem Nebenzimmer ſehr ſchwach zu ſpielen an.)

Eliſe.

Sie befehlen es; ich gehorche! (für ſich) Das Loos iſt geworfen! (laut) Alſo! — (zu den Bedienten) Einen Tiſch hieher — den andern dort! Und Sie, meine Herrn — holen Sie gefälligſt Ihre Damen, der Ball kann angehn.

(Man ordnet ſich im Hintergrunde und tanzt einen Contretanz. And're ſetzen ſich an die Spieltiſche.

Eliſe tanzt mit. Zuſchauer beim Tanz und ſonſtige Converſation.)

St. Geneſt.

Herr Derbain, ich ſchlage Ihnen Ihre gewöhnliche Parthie Schach vor.

Derbain.

Nein, mein Freund! Spielen Sie lieber mit Herrn von Luſſac. Ich will heut' ein bloßer Zuſchauer ſeyn, will mich unter den dichteſten Haufen der Gäſte verbergen und alles ungeſtört ſehen und hören. — Habe ich ja doch nur eine Stunde übrig, um noch einmal glücklich zu ſeyn! Die will ich aber auch ganz genießen!

(tritt unter die Zuſchauer)

(Arthur und St. Geneſt ſetzen ſich und ſpielen Schach. — Längere Pauſe des Geſprächs.)

St. Geneſt (zu Arthur).

Alles geht gut.

Arthur.

Wir wollen's hoffen.

(Der kurze Tanz endet, Derbain bietet Eliſen die Hand und führt ſie in den Vorgrund.)

Derbain.

Gnädige Frau! Hier iſt das Pianoforte meiner Eliſe — wenn Sie auch die Güte hätten —

(Arthur und St. Geneſt werden ſehr unruhig.)

vorhergehenden sehr unähnliche Geschichte gestellt, welche mir so gefallen und mich so angezogen hat, daß ich sie mitten unter vielen Sorgen, welche mich kaum an mich selbst denken lassen, dennoch meinem Gedächtnisse einzuprägen suchte, um sie nicht nur für mich, so oft es mir beliebte, zu wiederholen, sondern auch bei gewohnten freundschaftlichen Unterhaltungen, wenn einmal die Gelegenheit einträte, zu erzählen. Als ich dies nachher wirklich einmal gethan, und wahrnahm, daß es den Zuhörenden gefallen, so kam mir plötzlich noch im Sprechen der Gedanke in den Sinn, es möchten auch die, welche unserer Sprache unkundig sind, an einer so unterhaltenden Geschichte Gefallen finden, welche nicht blos mir seit vielen Jahren, so oft ich sie hörte, gefallen, sondern auch Dir vorzüglich gefallen haben mußte, daß Du sie durch Deine Feder zu verbreiten nicht für unwürdig gehalten, und dies am Ende des Werks, wo nach der Rhetoren Lehre das Kräftigste immer zu finden seyn muß. Eines Tages also, da verschiedene Gedanken auf gewohnte Weise mein Gemüth hin und herzogen, habe ich, auf diese und mich selbst, wenn ich so sagen soll, aufgebracht, allen andern einstweilen den Abschied gegeben, die Feder ergriffen, und diese Deine Geschichte niederzuschreiben unternommen, in der Hoffnung, Du werdest Dich freuen, an mir einen freiwilligen Uebersetzer zu finden, was ich nicht leicht einem andern seyn würde. Doch bewog mich dazu die Liebe

Eliſe.

Herr Derbain — ich bedaure — ich beſitze nicht dieſes Talent —

Derbain.

O, ſo verzeihen Sie — ich hoffte —

St. Geneſt (zu Arthur).

Die Zeit iſt bald verſtrichen, wir ſind gerettet.

Derbain.

Ich bin Ihnen für das Glück, das Sie mir mit ſo vieler Huld geſchenkt haben, unendlich verpflichtet. Sehen Sie einmal, gnädige Frau! (zeigt ihr ein kleines Bild) Das iſt ihre Arbeit.

Eliſe (für ſich).

O, Gott! (laut) Eine ſchöne Stickerei.

Derbain.

Ich habe immer dabei geſeſſen, wenn meine Eliſe daran arbeitete. — Ach Gott, je mehr ich Sie anſehe, je auffallender wird mir dieſe Aehnlichkeit, und wahrhaftig — ich täuſche mich nicht — ich finde, daß Sie ganz die Züge der Mutter meiner guten Eliſe haben. Sehen Sie nur da einmal das Portrait der trefflichen Frau. (führt ſie vor das genannte Bild)

Eliſe (für ſich).

O mein Himmel!

Arthur (eben ſo).

Arme Eliſe! Welche Marter!

Derbain.

Finden Sie es nicht auch?

(Eine Dame ſagt hier heimlich Eliſen etwas in's Ohr.)

Eliſe (zu der Dame).

Ganz recht. (zu Derbain) Entſchuldigen Sie, mein Herr!

Derbain.

O, gnädige Frau, laſſen Sie ſich von mir ja nicht ſtören.

Eliſe

(geht in den Hintergrund, wo Gäſte um einen Spieltiſch ſtehen, nimmt eine Karte und bietet ſie einer Dame an).

Gnädige Frau! Befehlen Sie?

Ein Spieler

(im Vorgrunde rufend).

Es fehlen hier noch Marken.

Eliſe

(die weiter vorkommt).

Marken? (zu einem Bedienten) Dort im Schranke linker Hand ſteht das Markenkäſtchen.

Derbain.

Was höre ich? — Woher wiſſen Sie?

Eliſe

(ſtößt einen Schrei aus) Ah! (und ſinkt in einen Seſſel).

(Allgemeiner Aufſtand.)

Arthur.

Die Unglückselige! Sie hat sich verrathen!

Derbain.

Gerechter Gott! — wäre es möglich? — Elise! — Elise! (zu den Gästen) Verlassen Sie uns! Ich bitte Sie dringend, verlassen Sie uns!

St. Genest (eben so).

Lassen Sie uns allein. (für sich) Die Armen! was wird aus ihnen werden? — (laut zu den Gästen) Haben Sie die Güte, sich einstweilen zu entfernen, ich beschwöre Sie darum. (er und Derbain lassen die Gäste abtreten, die es zögernd und murrend thun)

Achter Auftritt.

St. Genest. Elise. Derbain. Arthur.

Elise

(hebt die Augen zu dem Portrait empor).

Meine Mutter! — meine Mutter! — Sieh mich nicht so an!

Derbain.

Ist das alles nur ein Traum?

Elise.

Nein! — dieser Zwang — er war eine Fiebergluth, die mir im Blute siedete! — Die Maske ist gefallen. Ja! ich bin's, ich bin's! Ich konnte diesen fürchterlichen Verrath nicht bis zu Ende bringen! — Derbain, ich bin's! Es ist Ihre Gattin, die hier zu Ihren Füßen liegt!

Derbain.

Sie! — Du! — (sie aufhebend) Ist es denn möglich? — Durch welche abscheuliche Verschwörung ward sie mir denn geraubt? — Elise! — Sie! — (zu Arthur) O reden Sie! — Reizen Sie nicht den Fluch eines Greises! — Reden Sie!

Arthur.

Ja, Herr Derbain, Sie sollen alles erfahren. — Vor nunmehr drei Jahren — an demselben Tage, wo Elise zur Erde bestattet wurde, kam ich hier an. Die erste Nachricht von ihr, die mich hier empfieng, war die: sie sey todt. — Da faßte mich der Schmerz der Verzweiflung! Lebend hatte sie nicht mein seyn können, wohlan dann, dachte ich, so sollen wenigstens ihre entseelten Reste mich für immer begleiten. — Ich glaubte Ihnen nichts zu entreißen, als einen Leichnam! — Plötzlich bekam die nur entschlummerte Natur wieder Leben — die Kunst leistete uns ihren Beistand — wir retteten sie. Nun hatte ich Rechte auf sie!

Derbain.

Rechte? — Und die meinen?

Arthur.

Das Grab hatte sie verjährt! — Der Sieg mußte mir bleiben, denn ich liebte Elisen seit langer Zeit und war wieder geliebt von ihr. Was sollte sie thun? Schwach, erschöpft, schon der Nacht des Grabes verfallen gewesen? — Was

ſollte ſie thun, als ſie nun durch mich das Daſeyn wieder erhielt, deſſen Sie ſie für immer beraubt hatten? — Ja, wenn das Leben noch Freude für ſie haben könnte, hatte ich doch gewiß ein Recht erworben, dieſes Leben mit ihr zu theilen — denn ich hatte ſie dem Tode entriſſen!

Derbain.

Ach!

Arthur.

Könnten Sie, Sie, der Sie Eliſen lieben, es denn faſſen, es durchzudenken wagen, was ſie bei'm Erwachen gelitten haben würde, tief in der Erde, verurtheilt in dem Sarge vollends langſam zu ſterben, in welchen Sie ſie eingeſchloſſen hatten! — Umſonſt hätte ſie dann um Hülfe gerufen! Die Erde hätte ihr Geſchrei verſchlungen und kein Sterblicher ihren Weheruf gehört.

Derbain.

Halten Sie ein!

Arthur.

Nun denn! ich, ich allein — angetrieben durch ein dunkles Vorgefühl, — nein, durch die Eingebung des Himmels — ich habe ſie gerettet! — Nun? habe ich noch kein Recht dadurch auf ſie? — Auch die Bedenklichkeiten eines Freundes, der damals Zeuge war von allem was geſchehen, mußte ich beſiegen: es gelang mir — Eliſe ſelbſt opferte mir die ihren — und in derſelben Nacht, wo Sie ihren Tod beweinten, rei-

sten wir ab — reisten unter Ihren Augen selbst ab, denn Sie waren in Saint Geneſt Zimmer zugegen.

Derbain.

Mein Gott; jetzt erinnere ich mich; — dieſes Frauenzimmer! — Und Sie alſo auch, Saint-Geneſt! Sie hintergiengen mich?

Arthur.

Nein, das that er nicht; er rettete nur Eliſen zum zweitenmale, denn wenn er uns verrathen hätte, tödtete ich dieſe, und ſtarb mit ihr.

Derbain.

Starben mit ihr! — Und ſie! — Ja, ja, ich fühlte es wohl an dem neubelebten Schlage meines Herzens. Die Stimme zitterte mir, als ich ſie anredete! — Du biſt ſo bleich, Eliſe!

Arthur.

Wie damals, als ſie im Sarge lag.

Eliſe

(ihm zu Füßen fallend).

Gnade! — Erbarmen! Sie müſſen mich anklagen, mir fluchen.

Derbain.

Dir fluchen? — nein das kann ich nicht! — Stehe auf, Eliſe!

Eliſe.

O! ich bin ſtrafbar in Ihren Augen! — Ja, ich bin es. — Meine Pflichten, meine Schwüre, alles, alles habe ich vergeſſen! — Strafen Sie

mich, ich habe es verdient. — Gebieten Sie über mein Schickſal! — Ich will ihn fliehen den Mann, um deſſen willen ich Sie verrathen habe — die Einſamkeit eines Kloſters ſoll mich auf immer vor aller Augen verbergen. Ich werde dort allein und ungekannt leben, mit meiner Reue und dem Andenken an Ihre Wohlthaten; noch allzuglücklich, wenn ich hoffen darf, daß Sie mir einſt verzeihen werden.

Derbain.

Eliſe! An dem Tage wo Deine Mutter ſtarb, ſagte ſie mir, indem ſie meine Hände mit ihren Thränen badete: „Ich übergebe Ihnen meine Tochter! — ich vertraue Ihnen das künftige Schickſal meines einzigen Kindes!“ — Eliſe, erinnerſt Du Dich noch daran?

Eliſe.

Ach!

Derbain.

Mir, mir allein wurde dieſes heilige Unterpfand übergeben, ich allein auch bin ihr auch dafür Rechenſchaft ſchuldig. — Erkennſt Du nun meine Rechte?

Eliſe.

O, befehlen Sie, gebieten Sie! Ihr Wille allein ſoll mein Loos entſcheiden.

Derbain.

Nun denn, ſo folge mir! (zu Arthur) Sie auch, Herr von Luſſac, folgen Sie mir.

Arthur.

Was verlangen Sie von mir?

Derbain.

Sie sollen es erfahren! — Kommen Sie! — Herr Doktor, bleiben Sie indeß hier. (er geht mit den andern Beiden in ein benachbartes Zimmer)

Neunter Auftritt.

St. Geneſt (allein).

Was will er thun? — Und die Menſchenmenge, die hier verſammelt war, ſie weiß nun alles! — Was ſoll aus uns werden?

Zehnter Auftritt.

St. Geneſt. Georges.

Georges (herbeieilend).

O! Herr Doktor! — Wenn Sie wüßten! Ich zitt're!

St. Geneſt.

Was giebt es denn?

Georges.

Man weiß jetzt alles! — Eine ungeheure Menſchenmaſſe iſt um dieſes Haus verſammelt! — Sie ſprechen von Grabesſchändung — von Menſchenraub — man hat ſchon die Gerichte herbeigerufen. —

St. Geneſt.

Großer Gott!

Georges.

Wir sind verloren! — Da, hören Sie nur den Lärmen! — Sie dringen hier herein! — Sie rufen — sie verlangen Herrn von Lussac.

St. Geneſt.

Wer wird sie retten?

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Gäſte und Volk.

Stimmen der Menge
(die mit Wuth hereindringt).

Ja, ja! sie müſſen dem Gerichte ausgeliefert werden.

Andre Stimmen.

Es iſt ſchändlich! abſcheulich!

Noch Andere.

Wo ſind ſie? — Dort im Kabinet.

St. Geneſt
(ſich entgegenſtellend).

Wo wollen Sie hin? — Achten Sie mindeſtens das Hausrecht.

Alle Stimmen.

Nein, nein, der Räuber muß beſtraft werden!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Derbain (tritt aus dem Kabinet).

Derbain.

Wozu dieſer Lärmen? — Was haben Sie für ein Recht, ſich bei mir auf eine ſolche Art einzudrängen? — Was begehren Sie?

Einer.

Die Gerichte sind bereits in Kenntniß gesetzt. Sie werden selbst kommen, und Ihre Gemahlin —

Derbain.

Sie irren sich! —

Ein Andrer.

Die Dame mit dem Herrn von Lussac —

Derbain.

War nicht meine Gemahlin.

Alle.

Nicht? —

St. Geneſt.

Was höre ich?

Georges.

Ist's möglich?

Derbain.

Elise, meine heißbeweinte Gattin, ist leider todt! — Frau von Lussac verdient Ihre volle Achtung. (halbleis zu Saint-Geneſt) Saint-Geneſt, ich habe verziehen! — Mein Wagen bringt beide eben fort, und mein Segen begleitet sie! (Man hört das Geräusch eines abfahrenden Wagens.) Hören Sie!

St. Geneſt.

Edelmüthiger Mann!

Derbain

Mein Tod giebt ihnen die völlige Freiheit zurück! — Sie werden nicht lange zu warten haben. (sinkt erschöpft aber freudig aufblickend in St. Geneſt Arme)

Ende des Stücks.

zu Dir und dieser Geschichte, ohne dabei das Wort des Horaz in seiner Dichtkunst zu vergessen:

„Auch nicht Wort mit Wort wirst Du zu täuschen
Dich mühen."

Ich habe Deine Geschichte mit meinen Worten vorgetragen, ja hier und da in der Erzählung selbst einige Worte verändert oder hinzugesetzt, in der Ueberzeugung, es geschehe dies nicht blos mit Deiner Zulassung, sondern auch zu Deinem Beifall; auch habe ich diese Nachbildung Dir, und keinem andern zueignen zu müssen geglaubt, ob schon sie von vielen gelobt und gewünscht worden ist. Ob ich sie nun durch dieses neue Kleid entstellt, oder vielleicht verschönert habe, darüber urtheile Du. Denn sie geht nur hin, woher sie gekommen, bekannt ist mir der Richter, bekannt das Haus und der Weg, wohin sie geht. Nun magst Du und jeder Leser wissen, daß ich nicht über das, was Dir angehört, Rechenschaft ablegen werde.

Fragt mich jemand, ob es auch wahr, d. i. ob ich eine Geschichte oder ein Mährchen geschrieben habe, so will ich ihm mit Crispus antworten: „der Autor (d. i. mein Freund Boccaccio) mag's verbürgen." —

Der gegenwärtige Uebersetzer dieser Nachbildung, der das Letztere wiederum mit gleichem Rechte, als Petrarch, auf sich anwenden könnte, fand diese in

Der lustige Rath.

Lustspiel in zwei Aufzügen.

Nach dem Französischen

von

Th. Hell.

Personen.

Der Herzog von Ferara.
Marchese Castello.
Marini, dessen Geheimschreiber.
Meister Hugo Bambetto, Schullehrer.
Paola, seine Nichte.
Barbara, seine Haushälterin.
Diatolino, lustiger Rath von Bergamo.
Puccinelli, dergleichen von Asti.
Vier Geheime Räthe.
Hofleute.
Officiere.
Dienerschaft.
Landleute.

Scene: Das Herzogthum Ferara.
Zeit: Das Mittelalter.

Erſter Aufzug.

(Die Bühne ſtellt einen Schulſaal vor. Im Hintergrunde eine Thüre und ein großes Fenſter, das in einen Hof führt, wo man nach italieniſcher Art Bogengänge mit Weinlaub und anderm Pflanzengeſchlinge verbunden erblickt. Zwei Seitenthüren, wovon die rechts in das Innere des Hauſes geht. Ohnweit dieſer ein Tiſch mit Manuſcripten und andern Papieren. Eine Thüre links führt in eine kleine Schlafkammer. An dieſer ſteht ein kleiner Tiſch. Schulbänke. Eine ſchwarze Tafel. Lokale mit Büchern. Links ein alter Lehnſtuhl, ein Spinnrocken und ein großer Korb mit grauer Wolle und einem Strickſtrumpfe deſſelben Stoffs.)

(Gewitter-Ouverture.)

Erſter Auftritt.

Barbara. Der Marcheſe. Marini.

(So wie der Vorhang aufgeht, öffnet Barbara die Thüre im Hintergrunde, und läßt den

Marcheſe und Marini herein. Erſterer iſt im Jagd- der And're im Reiſekleide. Beide in Mäntel eingehüllt.)

Barbara.

Nur hier herein, meine Herrn!

Marcheſe.

Schönen Dank, liebe Frau.

Marini.

(ſchüttelt ſeinen Hut ab.) Es regnet wie in Strömen! (leis zum Marcheſe.) Und wenn Ihr mir glauben wollt, Herr Marcheſe —

Marcheſe. (leis.)

Still!

Barbara.

(betrachtet die Mäntel Beider.) Eure Mäntel ſind ja durch und durch naß. Ich habe noch etwas Feuer in der Küche, gebt ſie nur her, damit ſie trocken werden.

Marcheſe.

(giebt ihr den ſeinen.) Sehr gern. (zu Marini.) Wahrhaftig, ächte Gaſtfreundſchaft findet man nur noch bei den Armen. (zu Barbara.) Bei wem ſind wir denn hier, meine Liebe?

Barbara.

Bei einem Gelehrten, meine Herrn.

Marini. (um ſich blickend.)

Das hätte ich gleich — am Mobiliare ſehen ſollen.

Barbara.

Bei Meiſter Hugo Bambetto, einem Manne vom größten Verdienſte, denn er lehrt die Kinder leſen.

Marcheſe.

Der Schullehrer alſo im Dorfe.

Barbara.

(ſich ſpreitzend.) Inſtruktor — zu dienen, mein Herr. Er iſt jetzt in die Stadt gegangen, um dort einige Unterrichtsſtunden zu geben, aber ich kann in Wahrheit ſagen, daß gewiß nicht zwei ſeines Gleichen im ganzen Herzogthume zu finden ſind, was das A. B. C., die guten Sitten und die fünf Species anbetrifft.

Marini.

Ihr ſeyd ſeine Haushälterin?

Barbara.

Geſellſchafterin, ja, mein Herr.

Marchese.

(indem er sich besinnt.) Bambetto — Bambetto — der Name hat mir so etwas Bekanntes — Ist er nicht auch Schreiber hier im Dorfe?

Barbara.

Gelehrter, Schriftsteller, allerdings mein Herr. Er verfaßt alle Bittschriften, Anträge, Bekanntmachungen, Suplikate und so weiter. Ja, in den letztern ist er besonders stark. Wahre Meisterstücke! Er hat deren eine ganze Menge gemacht, aber sonderbar genug hat man trotz dessen an unserm gnädigen Hofe gar keine Notiz davon genommen. Es ist eine wahre Sünde und Schande.

Marini.

Das kommt wahrscheinlich daher, weil Euer Herr ihnen nicht das gehörige Gewicht gegeben hat.

Marchese.

Ja, darauf hält der Herr Geheimschreiber besonders viel.

Barbara.

Und das wäre?

Marini.

Ein doppelter Piaster, damit die Bittschrift

am Hofe feſt liegen bleibt, denn ſonſt nimmt ſie er erſte Wind mit fort, und der ſoll dort recht häufig wechſeln.

Barbara. (halb laut.)

Ein Doppel-Piaſter! — ja, den müßte man erſt haben!

Marcheſe.

Ihr vergeßt ganz unſre Mäntel.

Barbara.

Gleich auf der Stelle! (im Abgehn, indem ſie die Mäntel befühlt.) Ein feines Tüchelchen! Superfein! und recht vornehme Geſichter! — Wen die ſo ein Suplikchen brauchten. — Wir haben noch den ganzen Monat über nichts verdient, und es iſt heute ſchon der 27ſte. (macht groſe Verneigungen und geht rechts ab.)

Zweiter Auftritt.

Marini. Der Marcheſe.

Marcheſe.

Endlich iſt ſie fort! — Da das Unwetter einmal die Jagdparthie geſtört hat, können wir hier eben ſo gut ſchwatzen, als irgendwo anders. —

(zu Marini.) Du haſt alſo meinen Brief erhalten?

Marini.

Schon in Florenz, wo ich mich bereits befand. — Was iſt denn nur aber vorgefallen? Excellenz!

Marcheſe.

Das, was ich am meiſten befürchtete.

Marini.

Der Prinz hat ſich vermählt!

Marcheſe.

Noch nicht! aber man hat ihm ſeine Einwilligung dazu faſt mit Gewalt abgenöthigt.

Marini.

Alle Wetter!

Marcheſe.

Wenn dieſe Vermählung ſtatt findet, ſind alle meine Projekte zum Henker! Die Infantin von Maſſa ſoll, wie man behauptet, Geiſt beſitzen, Feinheit, Verſtand; da iſt ihr Einfluß auf den Herzog ſo gut wie entſchieden! Bedenke doch nur, daß der unbedeutende Marcheſe von Caſtello, der in Zeit von ſechs Monaten, Favorit,

Kammerherr, und erſter Miniſter geworden, überall mit Neidern umgeben iſt.

Marini.

Das begreife ich wohl; aber wenn wir auf der andern Seite wieder den Prinzen an dem geheimen Kummer ſterben laſſen, der ſeine Geſundheit ſichtlich untergräbt — adieu Porteſeuille!

Marcheſe.

Sein Mißmuth rührt von andern Urſachen her, die ich kenne, und welche die Zeit nach und nach ihm aus dem Gedächtniſſe bringen wird. Erinnerungen aus unſrer Campagne im Neapolitaniſchen, als wir noch freie Burſche waren, und unter falſchen Namen auf Abentheuer umherzogen.

Marini.

Irgend eine Didone abandonnata alſo?

Marcheſe.

Ohngefähr des etwas. — Doch wieder auf die Vermählung zu kommen! — Morgen entſcheidet es ſich.

Marini.

O! bis dahin fände ein geſchickter Diplomat

noch hundert Vorwände zu einem Bruche! — Haben wir nicht in irgend einem Friedens-traktate Gründe, um Krieg anzufangen?

Marchese.

Deren giebt's immer, man muß sie aber nur erst aufsuchen, und darüber vergeht Zeit.

Marini.

Die Trauerzeit des Prinzen?

Marchese

Ist zu Ende.

Marini.

Nun, da muß man zu großen Maasregeln schreiten! Man muß ihn in eine andere verliebt machen.

Marchese.

Daran hatte ich auch schon gedacht. Aber auch dabei müssen wir vorsichtig seyn. Eine vornehme Dame zum Beispiel könnte ich schon gar nicht dazu brauchen. Da wäre eines eben so gefährlich als das andere. Sie würde herrschen, und mich verdrängen wollen.

Marini.

Das versteht sich. Irgend ein unbekanntes

mehreren Beziehungen interessant, erstens weil sie in Hinsicht auf Stoff und Form den Geschmack des Dichters charakterisirt, der sie aus jener Novellensammlung herausgehoben hat, und auf diese Bemühung allerdings einigen Werth zu legen scheint; dann weil diese Bearbeitung eines großen Dichters, mit der Originalerzählung des Boccaccio, eines der ersten Novellisten, zusammengehalten, eine seltene und anziehende Vergleichung der Anschauungs- und Erzählungsweise zweier poetischer Geister darbietet, welche ins Detail verfolgt in sehr feine Bemerkungen über die Kunst zu erzählen ausschlagen könnte. Der gegenwärtige Uebersetzer hat vielleicht diese Vergleichung denen erleichtert, welche der lateinischen Sprache unkundig sind. Damit hat derselbe aber noch kein Urtheil für oder wider den Stoff gefällt, welcher überhaupt heut zu Tage wohl von einem ganz andern Standpunkte, als zu Petrarcha's und Boccaccio's Zeit angesehen werden mag; — er erlaubt sich über denselben nur zu bemerken, daß in unserer Zeit selbst der Mann ein so geduldiges Weib, wie in dieser Erzählung aufgestellt wird, kaum wünschen — er will nicht sagen, erwarten wird, — noch viel weniger, daß den Weibern unserer Zeit ein solches Modell gefallen könne.

Endlich ließen sich auch noch interessante Vergleichungen und Betrachtungen anstellen, über die ganz verschiedenen Wirkungen verschiedenartiger Bearbeitun-

hübſches Mädchen, ohne Vermögen, ohne vornehme Verwandte. — Ich weiß ſchon ſo eins.

Marcheſe

Wahrhaftig?

Marini.

Einen wahren Phönix; ein Wunder von Lieblichkeit und Anmuth. Achtzehn bis neunzehn Jahr alt.

Marcheſe.

Schön.

Marini.

Augen —

Marcheſe.

Und Geiſt?

Marini.

Ein hübſches Geſicht hat ſtets welchen.

Marcheſe.

Wo, zum Henker, haſt Du denn das Kabinetsſtück aufgetrieben?

Marini.

Eine Stunde von hier, in einer Dorfſchenke; denn es reiſte beſcheidenerweiſe zu Fuß.

Marchese.

Um so besser.

Marini.

Ich habe ein Augenblickchen mit ihr ein Gespräch angeknüpft, und dabei erfahren, daß sie hieher wandert, wo sie, glaube ich, Verwandte hat.

Marchese.

Eine idyllische Liebe! — Die können wir gerade brauchen. — Aber wie bringen wir das Mädchen dazu? —

Marini.

Das überlaßt nur mir.

Marchese.

Dir?

Marini.

Heut' Abend noch soll sie in Ferara seyn.

Marchese.

Wenn Dir's gelingt, kannst Du eine ansehnliche Belohnung von mir erwarten.

Marini.

Laßt nur immer ein nettes Zimmer einrichten, schöne Kleider, glänzenden Schmuck. Es

wär' auch gar nicht übel, wenn Ihr mir einen von Euern Staatswagen ſchicktet.

Marcheſe.

Wozu denn?

Marini.

Um die Kleine zu verblüffen, und die guten Bauersleute hier in Reſpekt zu ſetzen. (er will abgehn, kommt aber wieder zurück.) Ah, bald hätte ich vergeſſen.

Marcheſe.

Was denn?

Marini.

Daß auch Ihr unterdeſſen den Prinzen durch alle Arten von Zerſtreuungen, Feſte, Bälle, Luſtbarkeiten und ſo weiter bearbeiten müßt.

Marcheſe.

Ich habe alles Mögliche ſchon vorbereitet, um ſeinen meiſt ſo trüben Sinn etwas aufzuheitern. Selbſt einige neue luſtige Räthe habe ich verſchrieben, da uns der alte abgeſtorben iſt. Sie werden ihm hoffentlich etwas Spas machen.

Marini.

Allerliebſt! — Was wir doch beiderſeits

für den guten Herzog besorgt sind! Ich für sein Herz und Ihr für sein Zwerchfell. Ein paar treuere Diener kann er nicht finden. — Doch still, da kommt die Alte.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Barbara. (die die Mäntel bringt.)

Barbara.

Da sind Eure Mäntel, Ihr Herrn, fein trocken wieder und in Ordnung. (für sich.) Es hat mir mein letztes Reisbündel gekostet, aber, was thut's?

Marchese.

(hüllt sich in seinen Mantel.)

Herzlichen Dank! — Das Ungewitter ist vorüber — ich gehe also. — Gieb dieser guten Frau eine Zechine für ihre Mühe.

Barbara. (für sich.)

Eine Zechine!

Marini. (leis zu ihm.)

Vergeßt den Wagen nicht.

Marchese. (eben so.)

In zwei Stunden wird er hier seyn. Leb' wohl, ich suche den Herzog auf.

(ab durch die Hinterthür.)

Vierter Auftritt.

Barbara. Marini.

Barbara. (für sich.)

Eine Zechine! Es sind also doch vornehme Herrn! (laut, indem sie Marini den Mantel hinhält.) Beliebt's dem Herrn?

Marini.

Nur noch einen Augenblick, meine Liebe! (für sich) Ich muß erst heraus zu bekommen suchen, wem meine junge Unbekannte angehört. (laut) Ich bin von hoher Hand beauftragt, verarmten Familien milde Unterstützungen zukommen zu lassen. Ihr habt ohnstreitig deren auch viele hier? — Wie heißt denn unter andern einer Eurer Nachbarn, ein braver Mann, der heut' ein's seiner Kinder wieder zurück erwartet.

Barbara.

Aha, das ist gewiß der Maurer Geronimo, dessen Tochter heut noch kommen soll.

Marini.

Seine Tochter — ja, ja, das wird ſie wohl ſeyn. Ein hübſches Geſichtchen?

Barbara.

Ganz allerliebſt.

Marini.

Schwarze Augen!

Barbara.

Ganz recht — ſie hat eben ihr Kind entwöhnt.

Marini. (verwundert.)

Oh?

Barbara.

Ja, ja, der Balg iſt zu Martini ſchon zwei Jahr alt — eine prächtige Amme.

Marini. (für ſich.)

Hol' ſie der Henker!

Barbara.

Der Herr iſt gewiß ein Freund von kleinen Kindern? Das iſt recht löblich. — Aber da kommt ja Meiſter Hugo, der Euch über alles das beſſere Auskunft geben kann als ich.

(ſie geht ihm entgegen.)

Marini.

Ich habe ſchon gerade genug! — Ich werde mich lieber im Dorfe erkundigen.

(geht über die Bühne, nimmt ſeinen Mantel und ſchickt ſich zum Fortgehn an.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Meiſter Hugo. (mit Schriften unterm Arm und in der Taſche.)

Barbara. (von weitem zu Hugo.

So macht doch, daß Ihr vorwärts kommt! — O wie langſam es doch mit der Gelehrſamkeit geht!

Hugo (eintretend.)

Ey, die Gelehrſamkeit darf auch nicht über ihre eig'nen Beine ſtolpern. Ich dachte eben noch über meinen neuen Finanzplan nach.

Barbara.

Ey was, hier handelt ſich's etwa auch um Finanzpläne, wenn man keinen Bajocco mehr in der Taſche hat! Ihr ſprecht da wie ein Blinder von der — Doch ſtill, dort iſt ein Herr, der ſich nach Euch erkundigt hat.

Hugo.

Ha, gewiß ein junger Burſche, der Unterricht im Leſen nehmen will. — Nur immer näher, mein kleiner Freund!

Barbara. (verweiſend zu ihm.)
Was macht Ihr denn?

Hugo.
(betrachtet Marini jetzt erſt.)
Ah, ich bitte recht ſehr um Vergebung!

Barbara.

Sucht wenigſtens das Abendeſſen von ihm herauszubringen, denn die Zechine abgerechnet, die er mir verſprochen hat, habe ich nicht das geringſte im Hauſe.

Hugo.

(für ſich, indem er zu Marino geht.) Das iſt freilich ſchlimm! (laut.) Ich bin erfreut.

Marini.

(will ſich fortſchleichen.) Schon gut, ſchon gut! ich bin eilig.

Hugo.

(hält ihn zurück) Die Sache iſt ja in einer Minute abgemacht.

Barbara.

Der Herr wünſchte —

Hugo.

Mir ſeine Kinder anzuvertrauen?

Marini.

Ich habe keine.

Hugo.

Ha, ha, verſtehe! Eine Bittſchrift um eine Stelle?

Marini.

Ich habe ſchon zwei Stellen.

Hugo.

Recht ſchön; alſo der dritten wegen. (zu Barbara.) Gieb mir doch von dem Royalpapier dort her. (zu Marini.) Ihr ſollt ſie haben, lieber Herr, die Stelle, ſollt ſie haben. — Bittſchriften von mir aufgeſetzt, haben noch nie ihres Zweck's verfehlt.

Marini. ungeduldig.)

Aber zum Henker, ich brauche gar keine Bittſchrift — ich kann mit dem Herzoge mündlich ſprechen, ſo oft ich nur Luſt dazu habe.

Hugo.

So oft Ihr Luſt habt! — Ach! wie glücklich Ihr ſeyd! (zieht ein Schreiben aus der Taſche.) Wenn Ihr doch da die Güte haben wolltet, ihm einmal bei ſo einer Gelegenheit dieſes kleine Suplik zu übergeben.

Marini.

Wie?

Hugo.

Ich habe immer dergleichen auf alle Fälle im Vorrathe bei mir. Seit zwanzig Jahren ſuplicire ich nun unausgeſetzt, ohne auch nur das mindeſte erlangen zu können.

Marini.

Wie? Ihr, der Andern ſo ſchnell zu helfen verſteht! Und Euch ſelbſt habt Ihr noch nicht vorwärts bringen können?

Hugo.

Ja, das geht nun einmal ſo. Ich habe ſo viel für And're gethan, daß für mich ſelbſt gar nichts mehr übrig geblieben iſt. — Und dann weiß ich gar nicht, wie es kommt, daß gerade keine von den Supliken für mich bis zu Seiner Durchlaucht ſelbſt gelangen kann.

gen dieſes Stoffs, welche zeigen würden, daß ein und derſelbe Stoff, in einer Dichtungsart angemeſſen und poetiſch behandelt, in einer andern ſogar unpoetiſch und widrig erſcheinen kann — wenn man ſich nur die Mühe geben oder nehmen wollte, die Bearbeitung dieſes Stoffs in der durch Paers Muſik ſehr bekannten Oper Griſelda oder eine andere neuere Bearbeitung, z. B. in Nicolay's Gedichten mit denen des Boccaccio und ſeines ältern Freundes Petrarcha zu vergleichen.

Auf der Abendſeite von Italien ſteht der berühmte Veſuv, einer der höchſten Berge der Appeninen-Kette, der mit ſeinem Scheitel durch die Wolken bis in den klaren Aether ragt; noch berühmter durch den Urſprung des Po, der als ein ſchwacher Quell aus ſeiner Seite ſpringt, bald aber, nachdem er einen kleinen Raum nach Oſten hin durchlaufen, mächtig anſchwillt, und als einer der größten Ströme, ja, wie Virgil ſich ausdrückt, ein König der Flüſſe, Genua in reißendem Laufe durchſchneidet; dann viele ſchöne Länder theilend, in ſieben breiten Mündungen ſich in das Adriatiſche Meer ergießt. Uebrigens liegen in jener Gegend, welche durch ihre lieblichen, mit Hügeln abwechſelnden, und von Bergen umkränzten Ebenen ſo ſonnig, als anmuthig iſt, und von den

Marini. (für ſich.)

Es wird mit denen für die Andern wohl auch ſo gehn. (laut.) Nun gut, ich übernehme es.

Hugo.

Iſt's möglich?

Marini.

(ſteckt die Bittſchrift in die Taſche.)

Es iſt ſchon ſo gut, als ob der Herzog ſie geleſen hätte.

Hugo.

Ach, lieber, gütiger Herr! Wenn Ihr es Euch doch ein wenig bei mir gefallen laſſen wolltet, ich würde Euch dann in zwei Worten erklären —

Marini. (für ſich.)

Das wär mir gelegen!

Hugo.

Barbara, gieb uns doch —

Barbara. (leis.)

Wir haben ja nichts.

Hugo

(legt ſeine Papiere auf den Tiſch) Nun, ſo gieb uns ein paar Stühle.

Barbara.

(holt einen Stuhl.) Das laſſe ich mir gefallen.

Marini. (für ſich.)

Jetzt den Augenblick benutzt! Schnell mich nach meiner Prinzeſſin umgeſehen! (er ſchleicht im Hintergrunde ab.)

Sechſter Auftritt.

Meiſter Hugo. Barbara.

Hugo.

(der ſich auch einen Stuhl geholt hat.) Wie ich Euch ſagte, mein lieber Herr — Nun? wo iſt er denn?

Barbara.

(beſtürzt, den Stuhl ebenfalls bringend.) Ach, du mein Gott! Er iſt fort! Mit meiner Zechine!

Hugo.

Was bedeutet denn das?

Barbara.

Daß es ein Spitzbube iſt! Ich dachte mir's gleich.

Hugo.

Ey, ey, wie Du nun wieder da biſt, liebes Bärbchen! Immer bereit, Böſes von Deinem Nebenmenſchen zu denken. Man muß doch viel eher glauben, daß der ehrliche Mann blos ſehr große Eile hatte.

Barbara.

Mir mein Geld ſo mitzunehmen!

Hugo.

Wahrſcheinlich wollte er meine Suplik recht geſchwind allerhöchſten Orts —

Barbara.

(verdrüßlich, indem ſie ihr Strickzeug nimmt.) Ja! Eure Suplik! — Ihr werdet niemals zu etwas kommen.

Hugo.

Warum denn nicht? Wenn man uneigennützig iſt, ſo — — Wenn ich mir Mühe gebe, eine öffentliche Anſtellung zu erhalten, geſchieht es wahrhaftig nicht wegen der erbärmlichen Beſoldung, die man alsdann den erſten jedes Monats zu erheben hat, manchmal wohl auch ein paar Tag' vorher. — Nein, gewißlich nicht. Das iſt unedel. — Ich verachte das Geld.

Barbara.

Und es vergilt Euch Gleiches mit Gleichem, denn es läßt sich nie bei Euch sehen.

Hugo.

Mein Zweck ist ein weit glorreicherer. Ich will meinem Vaterlande alle die Augenblicke aufopfern, die ich — meiner Schule entziehen kann. (ordnet die Schulbücher ꝛc. an.) Das Glück des gesammten Menschengeschlechts, das ist mein Traum, mein Ziel, mein Streben. Ja, Barbara, Du siehst mich manchmal so dastehen, scheinbar müßig, mit in einander geschlagenen Armen. — Du glaubst dann, ich denke an nichts, ich stehe nur so da. — O, Barbara, dann denke ich an das Heil des Menschengeschlechts, an seine Vervollkommnung. — Du hast Dich wohl noch niemals mit dem Menschengeschlechte beschäftigt, Barbara, mit dieser Gesammtmasse, diesem Ungeheuern! Aber ich, ich weiß nun seit zwanzig Jahren, seit ich die Geheimnisse des Staatsregiments studire, während ich ganz gemüthlich meinen kleinen Rangen die ersten Grundsätze mit der Ruthe applicire, ja, seit zwanzig Jahren weiß ich, was zum Glücke der

Völker gehört, und bin überzeugt, daß ich da den rechten Punkt treffen würde.

Barbara
(nimmt ihr Spinnrad vor.)

Ja, ja, Ihr wißt alles, und kommt doch in nichts vorwärts. Ihr hättet viel beſſer gethan, wenn Ihr Euch ſchon lange zu Euerm Schwager nach Neapel gewendet hättet.

Hugo.

Um ihm eine Laſt mehr auf den Hals zu wälzen? Nicht wahr? Er hatte ja blos ſeinen Hauptmanns-Gehalt, dreißig Jahre Kriegsdienſte auf dem Rücken, ſeine Tochter und ſeinen Adelsbrief — damit konnte er keine großen Sprünge machen. Auch iſt er allerdings adlich aber auch vor Hunger geſtorben.

Barbara.

Wie Ihr vor Gelehrſamkeit.

Hugo.

Armer Francesco! wenn ich nur wenigſtens ſeine kleine Tochter Paola bei mir hätte, das wär' doch noch ein Troſt.

Barbara.

Nun, das fehlte uns noch! Ein Mädchen,

das mit einem jungen Burschen davon lief, das dieser dann im Stiche ließ, und die nun die Keckheit hatte, an ihren guten Oheim zu schreiben, daß sie zu ihm kommen und ihn pflegen wolle!

Hugo.

Es ist doch bei alle dem meine Nichte, liebes Bärbchen, und ihre Verirrungen verdienten vielleicht nicht die harte Antwort, die ich ihr auf Dein Zureden habe schreiben müssen. — Ihr zu verbieten, sich jemals vor mir sehen zu lassen! (er steht auf.) Nein, das war nicht gut, Barbara!

Barbara.

(lebhaft, indem sie auch aufsteht.)

Ey, seht einmal! Ihr wär't wohl gar im Stande, sie noch jetzt zu Euch kommen zu lassen! — Das würde Eurer Erziehungsanstalt einen schönen Ruf geben. Ich wenigstens bliebe keine Minute mit ihr unter einem Dache.

Hugo.

Willst Du still seyn! — Was ist denn das nun wieder? — Kann ich denn etwa Deiner entbehren? Ist mir's nicht, wenn Du mich

einmal einen ganzen Tag über nicht angebrummt haſt, als ob mir etwas fehlte? — Nun, laß' es nur gut ſeyn, und ſetzen wir uns zu Tiſche.

Barbara.

Zu Tiſche?

Hugo.

Ja, ja, zum kleinen Abendimbiß.

Barbara.

Allerliebſt! Ich habe es Euch ja ſchon geſagt, daß es heute nichts zu beiſſen giebt.

Hugo.

Gar nichts? — Ey! ſo ſchlimm ſieht's aus? — Du biſt alſo nicht auf dem Markte geweſen?

Barbara.

Womit denn?

Hugo.

Nun, mit dem Handkörbchen, wie gewöhnlich.

Barbara.

Es will mir niemand mehr Credit geben.

Hugo.

Ja, das iſt freilich böſe! — Nun denn,

mein armes Bärbchen, so müssen wir uns mit Philosophie waffnen. — Siehst Du, hier auf dieser Unterwelt ist alles eigentlich nur Täuschung. Man kann daher alle nur möglichen Lebensgenüsse sich verschaffen, ohne daß es uns auch nur einen Bajok kostet. Mit ein wenig lebhafter Phantasie erblicken wir auf dem Tische hier, Pastete, Fasan, Polenta, Aliatico und so weiter. Also frisch nur die Augen zugemacht, Wasser getrunken, und das übrige — selig geträumt.

Barbara.

Ich träume nie, als wenn ich schlafe.

Hugo.

Desto besser, liebe Barbara, desto besser. Lege Dich daher nieder und schlafe! In bedrängten Zeiten ist Schlafen die sicherste Basis aller Haus- und Staatsökonomie. (er zündet ein Licht an.) Ich will unterdeß arbeiten, und morgen wollen wir dann schon sehen. — O! die Vorsehung hat gar große Hülfsquellen, liebe Barbara, und in dem Augenblicke, wo wir es uns am wenigsten versehen, klopft vielleicht — (man hört im Hintergrunde anklopfen.) Hörst Du! — Wie ich Dir sagte. — Wahrscheinlich ein

freundlicher Nachbar, der uns zum Abendbrode einladet.

Barbara. (laut rufend.)

Wer da?

Stimme. (von auſſen.)

Ein armes Mädchen, das um ein Unterkommen bittet.

Barbara.

Ein Unterkommen! — hier? — nun, da hört Ihr's!

Hugo.

Nun ja, ja, ja, Bärbchen, es iſt doch immer die Vorſehung, die das Mädchen uns zuſchickt. — Man muß ſie freundlich aufnehmen.

Barbara.

Eine Landſtreicherin! — Nein, ich mache nicht auf.

Hugo.

Nun, ſo gehe ich.

(er geht und öffnet.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Paola. (sehr einfach gekleidet, mit einem großem italienischen Strohhute und einem Körbchen.)

Hugo.

Es ist ein blutjunges Kind.

Paola.

(bleibt schüchtern im Hintergrunde stehen.)

Nehmt es ja nicht übel, Ihr guten lieben Leute! Aber ich kann nicht mehr fort, und nirgends hat man mir sonst ein Obdach schenken wollen.

Hugo.

Fürchtet Euch nicht, mein liebes Kind. Kommt nur näher, Meister Hugo Bambetto hat noch niemand ein Nachtlager abgeschlagen.

Paola.

(für sich.) Er ist's! (laut.) O, wie gut Ihr seyd!

Hugo.

(auf die Thüre links zeigend.)

Da drinn werdet Ihr alles finden, was Ihr braucht. Ich hatte das kleine Stübchen für eine Nichte von mir einrichten lassen.

Bergen, an deren Fuße sie liegt, den Namen (Piemont) erhalten hat, mehrere vortreffliche Städte und Flecken. Unter andern liegt an dem Fuße des Vesuv die Landschaft Saluzzo, reich an Gauen und Schlössern, welche sonst unter edler Marggrafen Herrschaft stand. Unter diesen soll einer, Namens Walther, welcher das Haupt seiner Familie und des Landes war, der erste und mächtigste gewesen seyn. Er war jung und blühend, adlich von Sitten, wie vom Geblüt, kurz ein Mann mit allen Vorzügen ausgestattet, nur mit dem einzigen Fehler, daß er stets mit seinem gegenwärtigen Zustande zufrieden, um das Zukünftige zu wenig Sorge trug. Auch war er dem Vogelstellen und Jagen so ergeben, daß er fast alles andre darüber vernachlässigte, und was seine Vasallen sehr beklagten, auch von einer Vermählung nichts wissen wollte. Nachdem sie dieses einige Zeit stillschweigend angesehn, traten sie einst in großer Anzahl zu ihm, und Einer von ihnen, der entweder mehr Ansehn, oder mehr Beredsamkeit als die übrigen besaß, und mit dem Herrn vertrauter war, führte das Wort und sprach: Eure Güte und Freundlichkeit, theurer Herr Graf, verstattet einem jeden von uns, uns in wichtigen Fällen Euch mit ergebener Zuversicht zu nahen, sie entschuldigt auch mich, wenn ich mich unterfange,

Paola.

Für Eure Nichte?

Barbara. (boshaft.)

Nun ja, aber die soll hoffentlich nie hineinkommen.

Hugo.

Folglich stört Ihr dadrinn gar niemand. (mit Verlegenheit, indem er auf Barbara sieht.) Freilich muß ich Euch aber auch davon unterrichten, daß Ihr ein wenig zu spät zum Abendessen kommt. — Es ist bei uns schon abgethan.

Barbara. (seufzend.)

Ach ja!

Hugo.

Wir sind Gewohnheitsmenschen, wie Ihr seht. — Punkt sechs Uhr wird das Tischtuch abgedeckt, und dann können wir durchaus nicht wieder noch einmal anfangen.

Paola.

O, ich bedarf auch gar nichts. (zeigt auf ihr Körbchen.) Ich habe meinen kleinen Mundvorrath stets bei mir.

Hugo.

Das ist sehr compendiös.

Paola.

(nähert sich dem Tische rechts.)

Wenn man zu Fuße reist, muß man wohl. — Ist's erlaubt?

Barbara.

(setzt sich an den Tisch links.)

Hugo.

Wie denn? — Weil wir keinen Hunger mehr haben? — O, dadurch läßt Euch gar nicht abhalten.

Paola.

(nimmt aus ihrem Körbchen Früchte und ein Stück Brod, das sie auf den Tisch legt.)

Hugo.

(sieht ihr mit Vergnügen zu.)

Das wackre Kind, für das alles hatte sie schon gesorgt! — Das ist gut — das zeigt Ordnungsliebe.

Paola.

(bei Seite, auch ihn betrachtend.)

Wie er gut und nachsichtig aussieht! — Ach, wenn der fürchterliche Brief von ihm nicht wäre, würfe ich mich den Augenblick zu seinen Füßen.

Hugo.

(sieht sie essen.) Das Abendessen ist frugal — wenn man aber weit gegangen ist. — Ach, über das schöne Brod! Magnifikes Brod! — blendend weiß! — Sieh doch nur einmal, Barbara! Es ist schon ein Vergnügen, so etwas nur zu sehn.

Barbara. (leis.)

Sprecht doch nicht von so etwas.

Hugo (sich nähernd.)

Ich habe wahrhaftig noch nicht so schönes Brod gesehen!

Paola.

Und ich habe es doch hier am Eingange des Dorfs gekauft.

Hugo.

(immer näher kommend.) Nicht möglich? — Es ist hier gebacken? — Ja, ja, so etwas bekommt unser eins niemals. — Barbara, wir müssen künftig zu einem andern Bäcker gehn. — Aber, bei alle dem hat es doch vielleicht keinen so guten Geschmack — mit Erlaubniß. (er bricht ein kleines Stückchen ab, als ob er es kosten wolle.) Deliziös! — weit besser als das uns're! — Koste nur einmal, Barbara!

Barbara. (zögernd.)
Ich? — o! — ich habe gar keinen Hunger.

Hugo.
Ey der Tausend — ich auch nicht — aber das ist einerlei — es ist ja nur um des Vergleichs willen.

Paola.
Ich bitte darum.

Hugo.
(giebt Barbara ein Stückchen Brod.)
Merke Dir ja die Adresse von dem Bäcker recht wohl, Barbara; (er ißt noch weiter.) denn das ist wirklich ganz vortrefflich. Der Mann muß einen ganz eigenen Kunstgriff haben, oder das Mehl so eine besond're Eigenschaft, denn — ich habe wahrhaftig wieder so viel Hunger davon bekommen, als ob ich noch gar nicht gegessen hätte.

Paola. (mit freudiger Hast.)
In der That? — Ach, wie glücklich bin ich, Euch da noch etwas anbieten zu können.

Hugo.
(setzt sich neben Paola an den Tisch.)
Ihr seyd so gut! — Es ist zwar nur so

ein wilder Appetit, aber — (zu Barbara, die in seine Nähe gekommen ist.) Da Barbara! (giebt ihr ein Stück Brod.) Wenn Du auch nicht so thust — aber ich wette, es geht Dir wie mir. Ey, da muß man den Appetit nicht unterdrücken! — Hast Du noch Wein? (Barbara macht mit dem Kopfe ein verneinendes Zeichen.) Hat sich denn der verwünschte Kellerschlüssel noch nicht wieder gefunden? Das ist aber auch recht nachläßig von Dir!

Paola.

(Ihm Früchte bietend.) Vielleicht löschen Euch diese Früchte auch den Durst?

Hugo.

Ausgesucht schöne Orangen! — Nun, meinetwegen, bei solch einem bloßen Leckerbissen muß man es nicht so genau nehmen. (steht auf und giebt Barbara eine Orange.) Da, Barbara! — etwas gegen den Durst. (leis zu ihr.) Sagte ich Dir's nicht? Ja, ja, die Vorsehung hilft, ehe man sich's versieht! Da siehst Du nun, wie auch die kleinste Wohlthat ihre Zinsen trägt. Hätten wir die da draußen vor der Thür gelassen, so wär das Abendessen auch mit draußen geblieben; (er beißt in sein Brod.) und das wär'

doch wahrhaftig Schade gewesen. (laut.) Das alte Sprichwort ist meiner Treu wahr, je mehr man ißt, je mehr will man haben. Ich habe einen ordentlichen Heißhunger.

Paola.

O! Ihr macht mir eine wahre Freude, so gar keine Umstände mit mir zu machen.

Hugo.

Das ist ganz natürlich, mein Kind, denn Ihr habt mir gleich auf den ersten Blick so ein gewisses Interesse eingeflößt. — Ihr kommt wohl weit her?

Paola. (zögernd.)
Aus der Gegend von Neapel.

Barbara.
Und wollt nach Ferara?

Hugo.
Wahrscheinlich zu Euern Verwandten?

Paola.
Ach Gott! ich habe keine mehr!

Hugo.
Arme Kleine!

Paola. (ſteht auf.)

Der einzige Verwandte, den ich noch habe, will mich nicht ſehen!

Hugo.

Er iſt wahrſcheinlich reich. — Und was wollt Ihr denn in Ferara?

Paola.

Den Großherzog um Gerechtigkeit anflehen! Das iſt die letzte Hoffnung, die mir noch übrig bleibt. — Ach, ich bin ſehr unglücklich! — Ein junger Offizier in des Herzogs Armee lernte mich kennen und liebte mich.

Hugo.

Gewiß bei dem Kriegszuge des Herzogs nach Neapel.

Paola.

Allerdings. Ich widerſtand ſeinen Wünſchen. Da trug er mir eine heimliche Heirath an; ich gab nach, denn ich liebte ihn eben ſo ſehr wie er mich. — Ach! ich war damals recht glücklich, denn mein Federico ſchien ganz Liebe und Hingebung zu ſeyn; — aber ach! — nach acht Tagen verließ er mich, gieng fort, und — ich habe ihn nicht mehr wieder geſehen.

Barbara.

Verlassen hat er Euch?

Hugo.

Der Böſewicht!

Paola.

O ſagt nichts gegen ihn; denn ich erfuhr bald darauf, daß er unter den Mauern von Gaeta den Tod gefunden habe.

Hugo.

Ja dann; dann iſt nichts dagegen zu ſagen.

Barbara.

(geht zu Paola, welche weint.)

Armes Mädchen! Schon ſo jung zur Wittwe werden!

Hugo.

Ohne Beiſtand, ohne Stütze! — Aber was will ich denn? Da kann ich Euch ja helfen, ich! Ich werde eine Bittſchrift für Euch aufſetzen, die ſchon das ihrige thun ſoll. — Ihr habt doch alle Eure nöthigen Schriften bei Euch?

Barbara.

(geht in die Kammer rechts und kommt bald darauf mit einem angezündeten Lichte wieder heraus.)

Paola.

(giebt ihm ihre Schriften.)

Ich glaube wohl. Da iſt unſer Heirathscontrakt, da mein Taufzeugniß, da ein Brief eines Kameraden meines Mannes, welcher Trauzeuge bei uns war, und der mir darin den Tod meines theuern Federico meldet.

Hugo.

(ſteckt die Papiere in die Taſche.)

Ich werde alles das noch gehörig durchleſen. — Und der Todtenſchein?

Paola.

Den hat man mir nicht geſchickt.

Hugo.

Und jener Freund?

Paola.

Ich habe ihn ſeitdem nicht wieder geſehen.

Hugo.

Was bekleidete er denn für eine Stelle?

Paola.

Ich weiß es nicht.

Hugo.

Und wo hält er ſich auf?

Paola.

Das ist mir auch unbekannt.

Hugo.

Sehr schön! — Ich hätte mir allerdings einige speciellere und sichrere Nachweisungen gewünscht, aber das schadet nichts. Ich übernehme doch die Sache, und bringe Euch morgen selbst nach Ferara.

Paola.

O! diese Güte! (küßt ihm die Hand, dann für sich.) Ich kann mich nicht länger mehr zurückhalten, ich muß ihm alles gestehn. Doch wer kommt da?

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Marini. (durch die Hinterthüre.)

Marini. (für sich.)

Meine Leute hatten Recht. Sie ist es!

Paola. (für sich.)

Der Reisende von heute früh.

Hugo.

Da sind Sie ja schon wieder, mein lieber Herr!

Euch unser Aller still gehegte Wünsche und Gesinnungen vorzutragen; nicht, als ob ich dazu vorzüglich geschickt wäre, sondern weil Ihr mir zu vielen Malen Beweise Eurer vorzüglichen Huld gegeben habt. Obschon wir nämlich Eure großen Verdienste mit Freuden anerkennen und immer verehrt haben, so daß wir unter Eurer Herrschaft uns sehr glücklich fühlen, so giebt es dennoch einen Wunsch, dessen gnädige Erfüllung, wenn Ihr unsre Bitte zu erhören geruhet, uns zu den glücklichsten Menschen dieser Gaue machen würde; daß Ihr doch möchtet an Eure Vermählung denken, und Euren freien, ja gewaltigen Nacken dem gesetzlichen Joche fügen, und zwar so bald als möglich. Denn reißend entfliehen die Tage, und ob Ihr gleich in Eures Alters Blüthe steht, so folgt doch dieser Blüthe das Alter schweigend auf den Fersen, und selbst der Tod, dem keiner entgehen kann, ist jedem Alter nah. Weil nun letzteres gewiß, jenes aber noch ungewiß ist, so nehmt die Bitte derer doch zu Herzen, die keines Eurer Befehle sich weigern würden. Uns aber überlaßt das Geschäft, Euch eine Gemahlin zu suchen, und wir wollen Euch eine solche wählen, die Eurer wahrhaft würdig, und von so edlen Eltern entsprossen ist, daß Ihr die beste Hoffnung von ihr hegen könnt. Befreiet also Eure Diener von der schweren Sor-

Marini.

(Paola verſtohlen betrachtend.)

Ja — ich hatte vergeſſen — der braven Frau da die Zechine zu geben, die ich ihr verſprochen hatte.

Barbara.

(die Hand hinhaltend.) Ach, iſt das ein ehrlicher vortrefflicher Herr!

Hugo.

Nein, nein — das gebe ich nicht zu! — Barbara nimmt nie von jemand anderm etwas als von mir.

Barbara. (für ſich.)

Das heißt ſo viel, als, ich bekomme von niemand etwas.

Marini.

(in ſeinen Taſchen ſuchend und dabei Paola betrachtend.)

Auch habe ich Euch noch eine gute Nachricht mitzutheilen.

(giebt indeß Barbara heimlich das Geld.)

Hugo. (voll Freude.)

Wegen meiner Suplik?

Marini.

(in dieſen Gedanken eingehend.)

Allerdings. — Aber, wahrhaftig, ich irre mich nicht — das iſt ja meine liebenswürdige Reiſegefährtinn.

Hugo.

Wie? Ihr kennt Euch?

Marini.

Ja, wir haben uns ſchon auf einen Augenblick geſehen.

Paola. (für ſich.)

Der Blick dieſes Mannes will mir nicht gefallen.

Marini.

(ſich nähernd.) Und ich wünſche mir Glück —

Paola. (ihn kalt grüßend.)

Verzeiht, mein Herr! Ihr habt mit meinem lieben Wirthe zu ſprechen — und ich ſelbſt bedarf der Ruhe — ich bitte daher um Erlaubniß, mich zu entfernen.

Hugo.

Vollkommen wahr — das arme Mädchen muß ja gewaltig müde ſeyn. — Barbara, führe ſie doch in ihr Kämmerchen.

Barbara.

(zu ihr tretend.) Von Herzen gern.

Hugo.

Und hübsch Muth gefaßt, und von etwas Angenehmen geträumt. Dann steht Ihr morgen recht frisch und munter wieder auf, und wir machen uns beide gemeinschaftlich auf den Weg.

Paolo.

Unter dem Dache der edelsten Gastfreundlichkeit werde ich gewiß sanft und ruhig schlafen, und im Traume wenigstens (mit Beziehung.) die Kniee meines Oheims umfassen, da ich es wachend nicht thun darf.

(Barbara nimmt das Licht und geht, Paola in die Kammer links führend, voraus. Hugo geleitet sie bis an die Thüre.)

Neunter Auftritt.

Marini. Hugo.

Marini. (indessen für sich.)

Dort also schläft sie! — Schön! vortrefflich! — Meine Leute sind bereit. Wenn ich nur erst den guten Mann hier vom Halse hätte.

(zu Hugo, der wieder zu ihm tritt.) Das ist ja ein ganz allerliebstes Mädchen! — Wohl eine Verwandte von Euch?

Hugo.

Nein das nicht, aber ich liebe sie schon so, als ob sie es wirklich wäre. — Nun also, was bringt Ihr mir denn für eine gute Nachricht?

Marini. (geheimnißvoll.)

Still! Kein Wörtchen! — Ihr müßt auf der Stelle fort.

Hugo.

Ich?

Marini. (wie vorher.)

Um morgen früh schon bei'm Lever des Herzogs zu seyn.

Hugo.

Bei'm Lever des Herzogs! — Ihro Durchlaucht lassen mich also rufen?

Marini. (wie oben.)

Man will mit Euch sprechen.

Hugo.

(mit Selbstgefühl.) Das dachte ich mir wohl,

daß es so kommen müßte! Sie haben endlich eingesehen, daß sie auf die Art wie bisher nicht mehr fortkommen. — Mein Aufsatz hat also Aufsehen gemacht?

Marini.

Ausserordentliches. (für sich.) Ich habe ihn noch in meiner Tasche.

Hugo.

Das ist der erste, der endlich so weit gekommen ist.

Marini.

Ich habe Euch vorhin nichts davon sagen wollen, aber jetzt muß ich's Euch nur gestehn, daß der Hof schon lange sein Augenmerk auf Euch gerichtet hat.

Hugo.

Seht einmal! — Das bin ich gar nicht gewahr geworden. — Aber wer seyd nur Ihr in aller Welt? — Ich habe auch noch nicht daran gedacht, Euch zu fragen —

Marini.

Der Geheimschreiber des Marchese von Castello, Ritter Marini.

Hugo.

Der Geheimschreiber des ersten Herrn Ministers!

Marini.

Ich hatte den Auftrag, Euch in's Geheim zu beobachten, und mich zu versichern, ob das, warum Ihr batet, auch gegründet sey.

Hugo.

Das wollte ich meinen — und wenn ich nur erst im Staatsrathe sitzen werde —

Marini.

(das Lachen unterdrückend.)

Was? Ihr im Staatsrathe?

Hugo.

Das nimmt Euch Wunder?

Marini.

O! ganz und gar nicht — ich hatte schon nach fünf Minuten weg, was in Euch steckte — und ich habe einen so günstigen Bericht davon erstattet — daß der Herr Minister Euch erwartet und Euch selbst Sr. Durchlaucht vorstellen will.

Hugo. (freudig.)

So ist denn endlich der Tag der Gerechtigkeit angebrochen!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Barbara. (kommt aus der Kammer links, schließt die Thür und steckt den Schlüssel in die Tasche.

Hugo.

(sie erblickend.) Barbara! liebe Barbara!

Marini.

Was giebt's denn?

Hugo.

(voll Freude.) Die Stelle, die ich bisher immer nicht erlangen konnte — ich habe sie, ich habe sie!

Barbara.

Wahrhaftig?

Hugo.

Geheimer Staatsrath!— nichts Kleineres!

Barbara.

Nun, das muß ich sagen!

Marini.

Aber Ihr müßt auf der Stelle abreisen.

Hugo.

Mitten in der Nacht! — Wär's denn nicht morgen recht in der Frühe noch Zeit?

Marini.

Meinetwegen auch, aber am Hofe ſind die Stellen weggeſchnappt, wie —

Barbara.

Ja, da habt Ihr Recht; es giebt gewaltig viel Liebhaber dazu.

Marini.

Die ſich drängen —

Barbara.

Stoßen —

Hugo.

Beine ſtellen!

Marini.

Man hält um ſolche Stellen an —

Hugo.

Ehe ſie noch erledigt ſind! Nein, nein! ich darf keinen Augenblick verlieren. Ich will nur noch zu Ambroſio laufen. — Barbara, bring' unterdeß mein kleines Päcktchen in Ordnung — er ſoll mir ein Wägelchen borgen — ein Maulthierchen — das einfachſte Fortkommen — es dauert keine Viertelſtunde — dann geht's im Galopp nach Ferara — und morgen früh — ehe

der Herzog noch den letzten Schluck Chocolade hintergeschlürft hat — bin ich geheimer Staatsrath. (er geht durch die Thüre des Hintergrundes ab. Barbara in die Küche.)

Eilfter Auftritt.

Marini. (allein.)

Ein Viertelstündchen! So lange Zeit brauche ich gar nicht, um die Kleine zu entführen. — (er sieht Hugo noch im Hintergrunde.) Er ist schon weit weg! (rechts sehend.) Barbara ist mit dem Packen des Mantelsacks beschäftigt. — Der Augenblick ist günstig. — Einige kleine Umstände wird das gute Kind freilich machen, aber ich verstehe mich schon auf die Kunst, solche ländliche Tugenden zahm zu machen, und späterhin wird sie mir es gewiß noch Dank wissen. (er geht an die Thüre links.) Alle Wetter, die Thür' ist verschlossen! — Was nun anfangen? — Klopfen? unsre niedliche Landläuferin aufwecken? — Das könnte Verdacht erregen, den Drachen Barbara herbeiziehn, und das ganze Dorf in Allarm bringen. — Nein; besser ist's, ich rufe meine Leute hieher. Die Bursche sind so fein und geschickt, daß — (er will zur Hinterthür abgehn, als er an Hugo anrennt.)

Zwölfter Auftritt.

Hugo. Marini.

Hugo.

(außer Athem.) Da bin ich! da bin ich!

Marini. (betroffen.)

Schon!

Hugo.

Nicht wahr, so geschwind erwartetet Ihr mich nicht wieder?

Marini.

(für sich.) Hol' ihn der Henker! (laut.) Aber was bringt Euch denn so schnell wieder zurück?

Hugo.

Ein ganz sonderbarer Vorfall. — Ich war kaum hundert Schritte vom Hause weg, als ich eine superbe Equipage erblicke, die auf mich zufährt; ein großes Wappen am Schlage, Fackeln, galonnirte Bediente —

Marini. (für sich.)

Ha, ha, der Wagen, der die Kleine fortbringen sollte.

ge, daß, wenn Euch etwas Menschliches begegnete, Ihr ohne Nachfolger dahin gingt, sie aber ohne Führer blieben.

Diese Bitten bewegten ihn. Ihr zwingt mich, Freunde, sprach er, zu etwas, was mir niemals in den Sinn gekommen; denn bisher erfreute ich mich einer unbeschränkten Freiheit, die in der Ehe selten ist. Doch unterwerf' ich mich dem Willen meiner Unterthanen gern, und baue auf ihre Klugheit und Treue. Nur die Sorge, mir eine Gemahlin auszusuchen, erlasse ich Euch, und nehme sie auf meine eignen Schultern. Denn sagt, was kann des Einen Ruhm dem Andern geben? Gar oft sind Kinder ihren Aeltern am wenigsten ähnlich. Was aber ein Mensch gutes hat, hat er von keinem andern, denn von Gott. Ihm will ich also meine Lage und meiner Ehe Glück, auf seine vielgewohnte Güte hoffend, überlassen. Er wird wohl finden, was zu meiner Ruhe dient. Weil's Euch nun so gefällt, will ich mir ein Weib suchen; so versprech ich Euch von Herzen, und will Euer Verlangen nicht vereiteln, noch verzögern. Das eine aber versprecht mir gegenseitig, und habet dessen Acht. Wen ich auch mag zum Weibe wählen, bezeigt ihr alle Ehrfurcht und Ergebenheit, und keiner sey, der jemals über meine Wahl Beschwerde oder Streit erhebe. Euch gnüge

Hugo.

Ich dachte gleich, daß das uns angienge, vorzüglich als mich einer von den Laquais fragte, wo der Herr Ritter Marini, Geheimschreiber Sr. Excellenz des Herrn Ministers wohne? Ich sagte gleich zu ihm: Schon recht! Die Sache kenne ich schon! und so brachte ich ihn denn auf der Stelle mit hieher, nebst diesem Briefe des Herrn Marchese, den er Euch einhändigen sollte.

Marini. (verlegen.)

Des Marchese!

Hugo.

Ja, ja; seht doch nur, was darinn steht. — Vielleicht meine Ernennung.

Marini.

(für sich lesend und murmelnd.)

Hm, hm, hm! „Der Augenblick ist günstig" —

Hugo.

(nachsprechend.) Der Augenblick ist günstig. —

Marini.

(es bemerkend und mit Absicht fortfahrend.)

Ja — „der Augenblick ist günstig, ich habe

„den Herzog geſprochen — die bewußte Perſon „ſoll auf der Stelle hieher kommen.“

Hugo.

Ihr hattet wahrhaftig Recht — es preſſirt gewaltig.

Marini. (wie vorher.)

„Verliere keine Minute Zeit, denn ich weiß, „daß man mir heimlich entgegen arbeitet, und „gern eine and're vorſtellen möchte.“

Hugo.

Eine andre! Nun da ſieht man, was ſie ſich um die Stellen drängen.

Marini. (wie vorher.)

„Damit nun die Sache keinen Aufſchub er„leide, ſchicke ich Dir meinen Wagen.“

Hugo.

Seinen Wagen! — Nun, das nenne ich mir doch eine Aufmerkſamkeit!

Marini. (für ſich.)

Ich weiß wahrhaftig keinen andern Ausweg. (laut.) Ihr ſeht alſo, wie ſehnlich man Euch erwartet.

Hugo.

(mit Enthuſiasmus) O! ich zaud're auch keinen Augenblick länger! O mein Vaterland! mein theures Vaterland! Ich ſoll alſo nun endlich anfangen, an Deinem Glücke zu arbeiten!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Barbara.

Barbara.

(kommt mit einem kleinen Mantelſack unterm Arme.)

Ach, lieber Herr! Seht nur, ſeht! Ein Wagen mit vier Pferden vor dem Thorwege draußen!

Hugo.

(mit angenommener Beſcheidenheit.)

Ich weiß es, liebe Barbara, weiß es; er will mich abholen.

Barbara.

Euch — abholen!

Hugo.

Man ſendet nach mir, meine Gute! man ſucht mich auf. — Es iſt Dioniſius von Syrakus, den man ſeinen Schulknaben mit Gewalt entführt.

Barbara.

Iſt's denn möglich! — Meiſter Hugo! In einer Hof-Caroſſe ſoll ich Euch erblicken!

Hugo.

(gerührt.) Nun, nun, liebe Barbara, nur keine Schwächen! — Man muß das Glück mit Gemüthsruhe und kaltem Blute zu ertragen wiſſen. — Sieh mich an — mich rührt ſo etwas nicht im geringſten — bringt mich nicht aus meinem Gleichmuthe. — Umarme mich, Barbara! — Du ſiehſt, daß, ob ich gleich in einem Hofwagen fahre, ich doch immer noch derſelbe bin.

Marini.

Bedenkt, daß ihr den Herzog nicht warten laſſen dürft.

Hugo.

Ganz recht. Ich will nur noch meine Papiere zuſammennehmen. (läuft an den Tiſch und ſteckt ſich alle Taſchen voll Schriften.) Mein Plan über die Gerichtshöfe, — meine Abhandlung über die Finanzen — meine Berechnung über die Bevölkerung — (zu Barbara.) Jetzt kannſt Du unſ'rer lieben Unbekannten ſagen, daß ihre Penſion ſo gut wie bewilligt iſt. — Alle Bet-

ter, wo habe ich nur meine auswärtigen Höfe hingesteckt? — ich hatte ja Spanien da eben unter den Händen! — Barbara! haſt Du mein Spánien nicht geſehen? — Meine Cigarrenbüchſe ſtand darauf! — Ach, apropos, meinen Schülern kannſt Du ſagen, daß ich ihnen vor der Hand einen unbeſchränkten Urlaub gebe.

Barbara.

(zum Hinterfenſter hinausblickend.)

Da hat ſich ſchon das ganze Dorf um den Wagen verſammelt! — Ich muß die Erſte ſeyn, die den Leutchen unſer ungeheures Glück ankündigt.

(geht im Hintergrunde ab.)

Hugo.

(der immer noch ſeine Papiere zuſammenſucht.)

Ja, ja, ſo ſind nun die Weiber! — Eitelkeit! nichts als Eitelkeit! (ihr nachrufend.) Laß' ſie nur in den Hof kommen, damit ſie mich beſſer können abfahren ſehen.

Marini.

(dringend.) Seyd Ihr denn nun bald fertig?

Hugo.

Ihr fahrt doch mit mir, lieber Freund?

Marini.

Jetzt nicht, aber ich hole Euch schon ein. Ich habe vorher noch einen Auftrag zu besorgen.

Hugo.

Einen diplomatischen?

Marini.

Versteht sich.

Hugo.

Nun, da will ich Euch nicht stören. Staatsgeschäfte gehen allem andern vor.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Zwei galonnirte Postillons. Mehrere reich gekleidete Laquais mit Fackeln. Bauern und Bäuerinnen.

(von Barbara hereingeführt.)

Stimmen der Bauern.

Herr Schulmeister — wir wollten nur — Abschied nehmen — so ein Glück — Er hat's verdient — Gott geleite Ihn — denke Er an uns! u. s. w. (bunt durcheinander, während sie ihm die Hände geben.)

Hugo

(zu ihnen.) Freunde — Kinder — Gevat-

tern — ich danke Euch! — Ich bin tief gerührt! Dort, wohin ich nun gehe, — auf dem erhabenen Posten zu dem mich unser gnädigster Fürst beruft, werde ich Euch mein ganzes Leben weihen.

Marini.

(zieht, während auf der andern Seite die stumme Scene des Abschiednehmens zwischen Hugo und den Bauern fortgeht, einen der Postillons auf die Seite.)

Ich verlasse mich auf Deine Geschicklichkeit. — Fahre den Schulmeister im größten Galopp in den Wald, weit von Ferara weg in die Irre, ohne daß er es bemerkt, so daß er, wenn der Tag anbricht, den Weg nicht mehr finden kann.

Postillon.

Soll pünktlich geschehen.

Hugo.

Nun lebe Du auch nochmals wohl, gute Barbara, und beruhige Dich. Wie lange wird's denn dauern, so kommst Du mir ja nach.

Barbara.

Ja, morgen mach' ich mich schon auf den Weg. Ich kann ja ohne meinen guten Herrn nicht leben.

Marini.

(zu einem andern Bedienten.)

Du hältst meinen leichten Wagen mit den schnellsten Pferden bereit — ganz nahe hier — aber im Augenblicke! — Verstehst Du? Mach' Deine Sachen klug?

Bedienter.

Soll nicht fehlen.

Hugo.

Und nun nochmals lebe wohl! — Lebt Alle wohl! — Meine Protection sollt Ihr immer haben!

(Hugo geht mit Allen zur Thür hinaus, bis wohin ihn Barbara begleitet, diese aufläßt und ihm mit den Augen folgt. Die Bühne wird nur noch durch eine Lampe erhellt. Man hört das Fortrollen des Wagens.)

Barbara.

(nach einer Pause.)

Das geht ja, als ob die Räder anbrennen sollten! (zurückkommend) Ich muß nun geschwind noch alles das dem guten armen Kinde da drinn erzählen.

Marini.

(der allein noch auf der Bühne blieb, hält sie auf.)

Still!

Barbara.

Ihr seyd noch hier?

Marini. (leis.)

Still geschwiegen!

Barbara.

(erschrecken.) Was wollt Ihr denn von mir?

Marini.

(auf die Thür rechts zeigend.)

Den Schlüssel zu der Kammer dort.

Barbara.

Den Schlüssel!

Marini.

(auf die Tasche zeigend.)

Darinn habt Ihr ihn.

Barbara.

(will durch die Hinterthür entfliehn.)

Allmächtiger Himmel!

Marini.

(sie bei'm Arme fassend.)

Keinen Laut, oder Ihr seyd verloren!

Barbara. (zitternd.)

Mein Gott! was ist das?

Marini. (wild.)

Den Schlüssel!

Barbara.

(außer sich, läßt den Schlüssel fallen.)

Ach, um Gotteswillen! Was soll aus uns werden!

(sie sinkt erschöpft und schwankend in einen Sessel. Marini faßt den Schlüssel, und stürzt nach der Thüre rechts zu, die er aufschließt.)

(Der Vorhang fällt schnell.)

Ende des ersten Aufzugs.

es, den freisten Sinn dem Ehejoch zu unterwerfen; doch mein sey dieses Joches Wahl; und welch auch mein Weib sich nennen wird, sie soll, gleich einer Fürstentochter, Eure Herrin seyn. Alle versprachen einmüthig und froh, dem nicht entgegen zu seyn; denn es schien ihnen kaum möglich, den erwünschten Tag der Hochzeit zu erleben, zu deren feierlicher Begehung sie des Beherrschers Anordnung bereitwillig erwarteten. So verließ man ihn. Dessen ungeachtet übertrug er seinen Hausleuten die Besorgung seiner Hochzeit, und setzte den Tag fest.

Nicht weit von seinem Schlosse lag ein Dörfchen, von wenigen, armen Bauern bewohnt, unter denen der ärmste Gianicolo hieß. Wie aber oft in den Hütten der Armen die himmlische Gnade einkehrt, so war auch ihm eine Tochter mit Namen Griselda zu Theil worden, von herrlicher Leibesgestalt, dazu von so ausgezeichneter Schönheit der Sitten und des Geistes, daß nichts sie übertraf. Sie war bei schmaler Kost in großer Armuth aufgewachsen, unbekannt mit Wohlleben, Weichlichkeit und Schwäche. Ein männlicher und ernster Sinn war in ihrer jungfräulichen Brust verschlossen. Ihren alten Vater pflegte sie mit unaussprechlicher Kindeszärtlichkeit, weidete seine kleine Heerde, spann unterdeß mit fleißigem Finger

Zweiter Aufzug.

(Die Bühne stellt einen reich geschmückten Saal im herzoglichen Palaste dar, dessen Hintergrund auf eine mit Bildsäulen und Gemälden verzierte Gallerie geht. Links die Vorzimmer des Herzogs, rechts der Saal der Wachen. Vorn links ein Tisch mit einem Teppich, auf welchem eine Menge Schriften.)

Erster Auftritt.

Marini. Der Marchese.

Wenn der Vorhang aufgeht, sieht man den Marchese an dem Tische sitzen und mehrere Schriften unterzeichnen. Marini tritt aus der Thür des Wachtsaals.

Marini. (halbleis.)

Excellenz!

Marchese.

Du bist's? — Nun?

Marini. (wie oben.)

Sie ist da. — Aber es hat gewaltige Mühe gekostet.

Marchese.

(aufstehend.) Wie? — Schickte ich Dir denn nicht meinen Wagen?

Marini.

Den mußte ich dazu benutzen, mich von einem Originale zu befreien, das ich ein halb Dutzend Meilen von hier spazieren gefahren habe. Aber ich war in der größten Verlegenheit. Solch ein Luxus von Thränen und Bitten!

Marchese.

Alles nur zum Schein.

Marini.

Das glaube ich freilich auch. Denn als ich ihr endlich sagte und gestand, ich wolle sie zum Herzoge bringen, so erheiterte sich plötzlich ihr ganzes Gesicht. — „Das ist's ja eben, was ich wünsche" rief sie mir ganz Erstauntem zu. „Der Herzog ist edel und gut, er wird mich beschützen, mir mein Recht gewähren." Und nun folgte sie mir ohne alle Umstände.

Marchese.

Gut. — Du kommst wie gerufen; denn der Gesandte von Massa hat schon einen Theil der Mitglieder des Staatsraths gewonnen, der über diese verwünschte Vermählung entscheiden soll.

Marini.

Man muß es nicht bis zur Entscheidung kommen lassen.

Marchese.

Ist bereits besorgt. Ich habe heute früh einen unsrer Geheimen Räthe mit einem außerordentlichen Auftrage in die Provinz fortgeschickt, einen andern vom Hofe verwiesen, und dem dritten geschrieben, daß es das Wohl des Staats verlange, daß er heut krank sey. Er hat sich auch gleich mit einem furchtbaren Fieber zu Bette gelegt.

Marini.

Der vortreffliche Patriot.

Marchese.

Nach dem Conseil wirst Du Dich in dieser Gallerie mit Deinem schönen Schützlinge einfinden.

Marini.

Wohl.

Marchese.

Einfach und beſcheiden angezogen — dadurch kann ſie hier am meiſten gefallen. Sie wird um irgend etwas zu bitten haben — am Hofe muß man immer bitten. Ich werde ſie dann in's Schauſpiel führen laſſen — giebt es dort nähere Nachfrage nach ihr, ſo iſt ſie Deine Schweſter, Deine Couſine, — was Du ſelbſt willſt.

Marini.

O! allzuviel Ehre!

Marchese

Still! Ich höre den Herzog.

Marini.

Da zieh' ich mich zurück.

Marchese.

Vergiß nichts!

Marini.

Seyd deshalb ganz ruhig.

(geht im Hintergrunde ab.)

Zweiter Auftritt.

Der Marchese. Der Herzog.
(sehr einfach angezogen, blos mit einem Crachat und dem großen Ordensbande unterm Frack.)

Herzog.
(in die Coulisse.) Schon gut! Ich will allein seyn. (für sich.) Diese lieben Hofherren glauben, daß man gar nicht ohne sie leben könne. (erblickt den Marchese.) Aha, Du bist's, Castello?

Marchese.
Noch immer so nachdenklich, mein Fürst?

Herzog.
Leider ja! — Ich habe mir das Regieren angenehmer vorgestellt — ach! es ist entsetzlich langweilig, wenn uns jedermann nur gehorcht!

Marchese.
Ohnstreitig macht Euch das Heirathsprojekt so unmuthig.

Herzog.
Nein, das ist's nicht; (ihn lang ansehend, dann langsam.) Eine andere Erinnerung —

Marchese.
Noch immer denket Ihr daran?!

Herzog.

Ich sehe sie stets vor mir; so gut, so schön! — und so jung schon des Todes Beute! — Denn Du weißt doch auch vollkommen gewiß —

Marchese.

Leider nur zu sehr, mein Fürst! — Aber warum sucht Ihr das nicht zu vergessen? Warum nährt Ihr so absichtlich diese Traurigkeit, die uns zur Verzweiflung bringt, und doch eigentlich keine Ursache kennt. Denn was könnte denn Euch verdrüßlich stimmen?

Herzog.

Alles!

Marchese.

Woran findet Ihr denn aber noch Freude?

Herzog.

An nichts.

Marchese. (innig.)

O denkt daran, daß Ihr Freunde besitzt, die —

Herzog. (kalt.)

Glaubst Du?

Marchese.

Ja, mein edler Herzog, und wahre Freunde,

die Euch gern glücklich sähen, selbst wider Euern eig'nen Willen. Nichts, nichts soll von uns unversucht bleiben — Feste, Jagden, Vergnügungen, Zerstreuungen — (lächelnd.) Heute zum Beispiel, werdet Ihr kaum Zeit behalten, Athem zu schöpfen.

Herzog. (zerstreut.)
Wahrhaftig?

Marchese.
Diesen Vormittag ein Concert, Abends Ball, vorher die neue Oper. — O! schon seit drei Tagen beschäftige ich mich nur mit Nachdenken über die Möglichkeit, Euch angenehm zu unterhalten — ich schlafe keine Nacht.

Herzog.
(gezwungen lächelnd.) Armer Marchese! Du bist wirklich ein vortrefflicher Minister.

Marchese.
Aber Ihr müßt mich auch ein wenig unterstützen! — Wie wär's, wenn Ihr diesen Morgen, bis das Ministerium sich versammelt, den lustigen Räthen Audienz gäbt, die ich aus Milano und Bergamo verschrieben habe, und die darauf brennen, diesen wichtigen und so plötzlich erledigten Posten wieder zu besetzen.

Herzog.

Mir scheint's als ob ich nie schlechter für ihre Späschen gestimmt gewesen wäre als eben jetzt.

Marchese.

Schadet nichts, Euer Durchlaucht. Verstehen die Burschen ihr Handwerk gut, werden sie Euch schon aufheitern. (mit halber Stimme.) Außerdem weiß ich auch noch so ein paar and're Zerstreuungsmittelchen, aber ich wage es jetzt noch nicht, sie Euer Durchlaucht vorzuschlagen.

Herzog.

Wie?

Marchese.

(mit komischen Pathos.)

Wenn Euer Durchlaucht indeß es ausdrücklich befehlen, so werde ich es für meine Pflicht halten, Höchstdenenselben meine neuste Arbeit in diesem Fache vor die Augen zu legen. (sich verbeugend.) Jetzt will ich dafür sorgen, daß die Herrn Geheimen Räthe sämmtlich zum Conseil sich einfinden. (für sich.) Oder vielmehr, daß sie sich nicht einfinden.

(ab nach rechts.)

Dritter Auftritt.

Der Herzog. (allein.)

Und dieſe Verbindung mit Maſſa! — Er ſagt mir nichts darüber? — (geht umher.) O! ich weiß wohl, daß er ſtets gegen dieſen Plan geweſen iſt, es bleibt aber doch das Beſte, was ich thun kann. Ich gehorche auf dieſe Art dem Willen meines Vaters, ſich're die Ruhe des Staates und weil es einmal ſo hergebracht iſt, daß bei den Vermählungen der Fürſten ihr eig'nes Glück für nichts gerechnet wird — ſo iſt mir dieſe Gemahlin eben ſo lieb wie jede and're, wäre es auch nur, um mir die Verlegenheit der Wahl zu erſparen. Möge der Himmel wenigſtens, indem ich meinem Lande auf dieſe Art mein eig'nes Glück zum Opfer bringe, mir wieder Erſatz dafür in dem Glücke meiner Unterthanen ſchenken! — Wer kommt? — Ha, ha, ohnſtreitig einer von den luſtigen Räthen, die ſich die Ehre ſtreitig machen, mich zu erheitern. (ſetzt ſich an den Tiſch) Es hilft nun einmal nichts, ich muß auch dieſe neue Langeweile ertragen!

Vierter Auftritt.

Der Herzog. Diatolino. (mit lächerlicher Eleganz geputzt.)

Diatolino.

(noch in der Coulisse.) Seiner Excellenz der Herr Marchese haben mir erlaubt, zuerst mich zu präsentiren. (mehrmals im Eintreten grüßend.) Durchlaucht! Ihr seht hier den berühmten und gepriesenen Pascarello Diatolino, Professor der Heiterkeit, und Doktor der Arzneikunde vor Euch. (lachend.) He, he, he!

Herzog.

(den Kopf flüchtig nach ihm hinwendend.)
Du ein Doktor?

Diatolino.

(immer lachend.) Der Fröhlichkeit und des Lachens! — He, he, he, he!

Herzog. (ernst.)

Nun denn, so bringe mich zum Lachen, ich will Dir's nicht wehren.

Diatolino.

(mit süßlichem Tone.) Soll sogleich geschehen, Hoheit — Ihr sollt sehen, daß ich der Fakultät

den Rocken, ging dann wieder nach Hause, um ein angemeßnes Mahl zu besorgen, bereitete das harte Lager zu — kurz sie entfaltete im engen Kreise die volle Pflicht der kindlichen Ergebenheit und Liebe. Auf dieses Mädchen hatte Walther, der oft dahin den Weg nahm, zuweilen seine Blicke geheftet; nicht Blicke jugendlicher Lust, sondern des männlichen Ernstes; auch hatte er die hohe, über ihr Geschlecht und Alter erhabene Tugend, die bei der Verborgenheit ihres Standes dem Auge der Menge unbeachtet blieb, mit scharfem Blicke ausgespäht. Daher kam es auch, daß er, wie ihm sonst niemals in den Sinn gekommen, entschlossen war, ein Weib, und zwar nur dieſe heimzuführen.

Der Tag der Hochzeit nahte, und noch wußte niemand, woher die Braut kommen sollte. Alles war voller Erwartung. Er aber schaffte unterdessen goldene Ringe, Spangen und Ketten herbei, und ließ köstliche Kleider und Schuhe, nebst allem Nöthigen nach dem Maße eines andern Mädchens, deren Wuchs der seinigen sehr ähnlich war, verfertigen. Der erwartete Tag brach an; da man aber von einer Braut noch keine Spur wahrnahm, so war die allgemeine Erwartung bis aufs höchste gespannt. Schon nahte die Stunde des Mittagsmahls, schon war das ganze Haus

Ehre mache, He! he, he! Ich habe den Groß-inquisitor lachen gemacht und zwei Bologneser, die eben gehängt werden sollten, dahin gebracht, daß sie noch vorher vor Lachen gestorben sind: — das hieß sich doch gut aus der Affaire ziehen — He, he, he!

Herzog. (sehr ernst.)
Aber ich lache nicht.

Diatolino.
(für sich.) Der kann's gar nicht erwarten! (laut.) Wird schon kommen, Durchlaucht, wird schon kommen! Der Vesuv hat auch Momente, wo er ruht.

Herzog. (noch ernster.)
Aber es kommt nicht.

Diatolino.
Nur ein wenig Geduld.

Herzog. (ungeduldig.)
Wird's bald?

Diatolino.
(verliert den Kopf — weinerlich.)
Aber, Du mein Himmel! — wie könnt Ihr denn verlangen, daß ich Euch zu Lachen mache, wenn Ihr mich zum Weinen bringt?

Herzog.

(die Achseln zuckend.) Genug! — Einen andern her.

Diatolino.

Aber, Euer Durchlaucht —

Herzog.

(ihm den Rücken kehrend.)

Fort!

Diatolino.

(abgehend.) O weh, o weh! Das sieht bös aus mit der Regierung!

(im Hintergrunde ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Herzog. Puccinelli. (kommt rechts her, eine Narrenkappe in der Hand haltend.)

Puccinelli.

(macht eine Pirouette und schüttelt die Kappe.)

Da bin ich, Durchlaucht! — Ecco il vero Pulcinello.

Herzog.

Wer bist Du?

Puccinelli.

Der Fürst der Bucklichen, der König der

Leckermäuler, der Präsident aller singenden, tanzenden und essenden Compagnieen in ganz Europa. Ich verstehe mich eben so vortrefflich auf die Metaphysik als auf die Maccaroni's, und schleud're als lachender Zeus meine Epigramme auf alle Thoren. Ehe ich nach Hof gieng, habe ich mir einen guten Vorrath davon eingesalzen! - (schlägt auf seinen Buckel.) Hier ist mein Arsenal.

Herzog. (kalt.)
Ich lache nicht.

Puccinelli.
O verzeiht mir, Durchlaucht, das glaube ich nicht.

Herzog.
Wie so?

Puccinelli.
Ihr lacht — innerlich. Uebrigens habt Ihr nur zu befehlen, was ich thun soll, um Euch Spas zu machen; ein einziges Wort, und —

Herzog. (trocken.)
Geh' Deiner Wege.

Puccinelli.
Beliebt?

Herzog.

Packe Dich!

Puccinelli.

Zu Befehl, mein allergnädigſter Herr! (für ſich.) Der lacht nicht! — O unglückſeliges Land!

(ab im Hintergrunde.)

Sechſter Auftritt.

Der Herzog. Später Meiſter Hugo.

Herzog.

Fade Narrenspoſſen — Grimaſſen! — als ob ich deren nicht ohnedies ſchon genug um mich her erblicken müßte!

(ſetzt ſich an den Tiſch, nimmt ein großes Buch, und kehrt der Thüre, durch welche Hugo eintritt, den Rücken zu.)

Hugo.

(in Unordnung, die Perücke quer aufgeſetzt, tritt ein, und ſpricht in die Couliſſe.)

Ich ſage Euch aber, daß Sr. Durchlaucht mich haben rufen laſſen. (für ſich ſelbſt, indem er vorgeht, ohne den Herzog zu ſehen.) Das nenn' ich Unglück! — Da fange Einer nur einmal an, den Ehrenſtellen nachzulaufen! — Der

Esel von einem Postillon, der mich unterwegs umgeworfen hat! Und das war doch noch eigentlich ein Glück, denn ausserdem wüßte ich gar nicht, wo wir vollends hingerathen wären; fuhr doch der Kerl über Stock und Stein, gerade in's Land hinein — froh mußte ich seyn, daß ich ihm noch auf diese Art entwischen konnte! — Bei Tagesanbruch sah ich dann wenigstens meine Papiere nach, um mich zu überzeugen, daß ich beim Umwerfen nichts verloren hatte. — — Was fällt mir da zuerst in die Augen? Der Heiraths-Contrakt meines leiblichen Schwagers, den mir die Kleine gestern Abends unter ihren Schriften mit übergeben hatte! — Es war also meine Nichte! — Da habe ich also ein Kind auf dem Halse — und nun auch meine Stelle hier! — was fange ich denn nur zuerst an. — Nun, wie's der Himmel fügt, so muß sich Alles schicken. Vor allen Dingen will ich nur erst den Staat retten, dann wollen wir schon weiter sehn. (Der Herzog macht eine Bewegung, wobei Hugo ihn und das Ordensband erblickt.) Still! — das ist der Herzog!

Herzog
(ohne sich umzusehen.)

Wer ist da?

Hugo.

(verbeugt ſich.) Verzeihung, Euer Durchlaucht —

Herzog. (verdrüßlich.)

Noch einer.

Hugo.

(furchtſam.) Ich habe allerdings etwas zur Ungebühr auf mich warten laſſen müſſen — ich bin's, Meiſter Hugo Bambetto — der wegen der bewußten Stelle —

Herzog.

Ha, ha, wegen der Stelle! (er ſieht ihn an und lacht unwillkührlich.) Was für ein drolliger Kauz!?

Hugo. (für ſich.)

Es ſcheint, als ob ihn meine Phyſiognomie anſpräche.

Herzog.

(eben ſo, indem er herzlich lacht.)

Nun, das iſt doch wenigſtens einmal etwas Originelles.

Hugo. (für ſich.)

Worüber er nur ſo lachen mag?

Herzog. (heiter.)
Nur näher, Meiſter —

Hugo.
Bambetto, Euer Durchlaucht.

Herzog.
(für ſich.) Was doch die Menſchen ſich für Namen beilegen!?

Hugo.
Euer Durchlaucht werden verzeihen, das ich mich ohne das gehörige Koſtüm präſentire, aber ich fürchtete ſonſt zu ſpät zu kommen.

Herzog.
(betrachtet ihn lächelnd.)
Wahrhaftig, ein excellenter Kopf!

Hugo.
Ich hoffe ihn Euer Durchlaucht zu beweiſen.

Herzog.
Das ſoll mir lieb ſeyn, ich brauche geſchickte Leute; am Hofe muß man eine gute Wahl treffen, denn die Wege ſind ſchwierig —

Hugo.
(ſich den Arm reibend.)
Und die Poſtillons ungeſchickt.

Herzog.

(immer lachend.) Er hat Verstand. (laut.) Ihr habt viele Mitbewerber, Meister Hugo.

Hugo. (gutmüthig.)

Das wundert mich gar nicht, Euer Durchlaucht, denn es sind so viele Personen in Eurer Nähe, die vollkommen dazu geschickt wären, den Posten, um den ich mich bemühe, auch zu versehen.

Herzog.

(sehr zufrieden) Was, zum Henker! Auch Epigramme! (laut) Ja freilich, wenn alle ausgezeichnete Köpfe sich darum bewürben —

Hugo.

O! vor denen fürchte ich mich am wenigsten.

Herzog.

(stets heiter.) Ja, ja, das glaube ich wohl.

Hugo.

Sondern blos vor denen, die sich weiter gar kein Bedenken machen, sondern geradezu sagen: „Da ist eine gute Stelle offen; ich weiß zwar nicht, was dabei zu arbeiten ist, aber das ist einerlei, ich will doch darum anhalten."

Herzog. (fröhlich.)
Und halten dann auch wirklich darum an!

Hugo.
Und erhalten ſie!

Herzog.
(ſtärker lachend.) Und machen dann Dummheiten!

Hugo. (gutmüthig,)
Je nun, ſie thun ihre Schuldigkeit.

Herzog.
(bei Seite.) Wahrhaftig, der verſteht ſeine Sache.

Hugo.
Ich, Euer Durchlaucht, ſtelle mich Euch jedoch mit Muth und Vertrauen vor. Ihr braucht einen geſchickten Finanzier, einen klugen Haushalter, einen gründlichen Politiker; meine Pflicht gebietet mir daher, Euch die Früchte meiner langjährigen Studien darzubringen.

Herzog.
(laut auflachend.) Ha, ha, ha! Gründlicher Politiker!

Hugo. (verdrüßlich.)

Nun wenn Ihr einen findet, der es beſſer verſteht —

Herzog. (lacht.)

Nein, nein; er iſt allerliebſt! (laut.) Ich würde mir es nie verzeihen, wenn ich ein ſo außerordentliches Genie nicht an das Tageslicht ziehen wollte! Und ſollten Deine Nebenbuhler deshalb vor Eiferſucht ſterben, Du haſt den Sieg davon getragen. Ich ernenne Dich hiermit —

Hugo.

(entzückt.) Iſt's möglich! — Ihr ernennet mich! (für ſich.) Alſo Staatsrath! (laut.) O, mein Fürſt! (er will ihm die Hand küſſen.)

Herzog. (lachend.)

Mach' doch keine Umſtände, närriſcher Menſch, Verzeih' mir's Gott; er hat Thränen in den Augen.

Hugo. (feurig.)

Seyd überzeugt, daß ich dieſen Ehrenpoſten mit der Unpartheilichkeit verwalten werde — mit der Freimüthigkeit —

Herzog.

(immer ſtärker lachend.) Das glaube ich, das

von großen Zurüstungen erfüllt: da begab sich Graf Walther, von einem großen Zuge edler Männer und Frauen begleitet, aus dem Hause, gleichsam als wolle er der kommenden Braut entgegen gehn.

Griselda, ohne Ahnung dessen, was ihr bevorstand, trat eben, nachdem sie ihre häuslichen Geschäfte schon verrichtet, beladen mit Wasser, das sie vom fernen Brunnen geholt hatte, zur Thüre der väterlichen Hütte herein, um dann von allen Arbeiten frei, in Begleitung einiger andrer Mädchen, nach dem Schlosse zu eilen, um ihres Herrn Braut zu sehn: als Graf Walther gedankenvoll daher kam, sie bei ihrem Namen rief und fragte: wo ihr Vater sey, darauf, als sie ihm ehrerbietig geantwortet: er sey drinnen, ihr sagte: laß ihn zu mir kommen. Als der Alte kam, faßte er ihn bei der Hand, zog ihn ein wenig bei Seite, und sprach zu ihm, mit leiser Stimme: ich weiß, mein lieber Gianicolo, daß du mich lieb hast, ich kenne dich als einen treuen Diener und glaube, daß du jeden meiner Wünsche zu erfüllen bereit bist: doch möcht ich Eins vorzüglich wissen: ob du mich, deinen Herrn, durch diese deine Tochter, auch wohl zu deinem Eidam machen möchtest. Der Alte, ganz bestürzt durch diesen unerwarteten Antrag, blieb unbeweglich stehn, und brachte end-

glaube ich. (für sich, indem er ihn betrachtet.) Er gleicht dem lustigen Rathe meines Großvaters, aber er ist noch drolliger als jener.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Thürsteher.

Thürsteher. (meldend.)
Die Herrn Staatsräthe:

Herzog.

Eintreten.

Hugo. (für sich.)
Der Staatsrath! — Da komme ich ja gerade noch zu recht, um mein Amt gleich auf der Stelle anzutreten.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Marchese. Vier Staatsräthe. Zwei Thürsteher (im Hintergrunde.)

Marchese.

Euer Durchlaucht werden verzeihen. Ich habe nur diese vier Herrn zusammen bringen können, die übrigen Herrn Staats- und Gehei-

menräthe sind krank, oder in Geschäften abwesend. (leis zum Herzog) Wie steht's mit den lustigen Räthen?

Herzog.

(auf Hugo zeigend.) Diesen hier habe ich gewählt.

Marchese.

(Hugo betrachtend.) Aha, ich hatte die Figur noch gar nicht bemerkt. — Ist's ein lustiger Kauz?

Herzog.

Unbezahlbar! — mit seiner ernsthaften Miene —

Hugo. (für sich,)

Ich hätte mich freilich anders anziehen sollen, aber für's erste habe ich keinen andern Rock, und für's and're verlangt mich eiligst und schleunigst der Staat!

Herzog.

Nun, meine Herrn, so wollen wir anfangen.

(Die Thürsteher stellen die Sessel in einen Halbkreis. Der des Herzogs ist ein wenig von den andern entfernt.)

Marchese.

Aber Euer Durchlaucht werden gnädigst be-

merken, daß wir nicht zahlreich genug sind. Das Staatsgesetz verlangt wenigstens sieben Mitglieder zur Deliberation.

Herzog. (setzt sich.)

So können wir ja doch immer vorläufig über die Hauptsachen uns besprechen.

Hugo.

(setzt sich zunächst dem Herzog.)

Ja, wir können uns über die Hauptsachen besprechen.

Herzog.

Nun?

Marchese. (zu Hugo.)

Was soll denn das heißen? Das hier ist nicht Euer Platz.

Hugo.

(sehr erstaunt, setzt sich nun auf den nächsten.)

Kann möglich seyn, — da ich der jüngstangestellte bin.

Marchese.

Wie?

Hugo.

(welcher glaubt, daß er sich noch weiter hinabsetzen soll.)

Weiterhin? — Nun, meinetwegen.

(er will sich auf den dritten Sessel setzen, da dieser aber wie die folgenden schon besetzt ist, setzt er sich auf den letzten.)

Marchese.

(verdrüßlich.) Treibt er sein Späschen mit uns?

Herzog.

(lachend.) O! Du wirst noch ganz and're Dinge von ihm sehen!

Marchese.

(zu Hugo, der sitzen bleibt, und ihn mit grossen Augen ansieht.)

Ihr habt mich wohl nicht verstanden? mein Lieber!

Hugo.

(welcher glaubt, daß er ihm etwas Höfliches sagen will.)

O, ich bitte um Vergebung, ich weiß wohl, daß es mir nicht zukommt, näher bei Seiner Durchlaucht dem Herrn Herzog zu sitzen, und am Ende, wenn ich ihm nur die Wahrheit begreiflich machen kann, so bin ich überall am rechten Platze.

Herzog. (zum Marchese.)

Er hat Recht, das ist ja sein Amt. Narren und Kinder sprechen die Wahrheit.

Marchese.

Wie? Euer Durchlaucht erlauben, daß er der Verſammlung mit beiwohne —

Herzog. (lächelnd.)

Und warum denn nicht? — Es fehlt uns an Räthen — er kann gerade den ſiebenten Mann abgeben.

Hugo. (für ſich.)

Sie haben gewaltig viele Mühe, ehe ſie in den Zug kommen.

Herzog.

(zu den Räthen.) Der Marcheſe wird Euch, meine Herrn, die Sache vortragen, über die ich mir Euern Rath erbitte.

Marchese.

Gab es jemals irgend einen Fall, ſo iſt es gewiß der vorliegende, meine Herrn, wo Sr. Durchlaucht Eurer erprobten Kenntniſſe, Eurer hohen Weisheit bedarf.

Hugo.

(macht eine tiefe Verbeugung. Alle lachen, dann ſteht er auf.)

Meine Herren, ich bitte um Ruhe, wenn's gefällig, weil ich ſonſt dem Redner nicht folgen kann.

(Man macht ihm Zeichen zu ſchweigen.)

Marchese.

(fortfahrend.) Ihr wißt bereits, geehrte Herrn Räthe, daß dieſe Angelegenheit die Vermählung Sr. Durchlaucht mit der Infantin von Maſſa betrifft. Wäre hier blos die Frage von dem perſönlichen Glücke unſers geliebten Herzogs, ſo würde ich keinen Augenblick im Zweifel bleiben, da jedermann über die Tugenden und Reitze jener jungen Fürſtin mit mir einverſtanden ſeyn wird. Wir können uns aber den Einfluß nicht verbergen, den dieſe Vermählung auf das Schickſal Ferara's haben muß, und um nun deſſen Vortheile und Nachtheile gemeinſchaftlich reiflich abzuwägen, haben Seiner Durchlaucht Euch zuſammenberufen laſſen.

(er ſetzt ſich auf den Seſſel, der an dem Tiſche links vom Herzoge ſteht.)

Erſter Staatsrath.

In einem Augenblicke, wie der gegenwärtige, wo alle Fürſten Italiens ſich den erſten Rang ſtreitig machen, ſcheint es mir, als ob die Verbindung mit Maſſa —

Zweiter Staatsrath.

Ein Stützpunkt im Fall eines Kriegs ſey.

Marchese. (hitzig.)

Da bin ich nicht der Herrn Meinung. Ich besitze ein Tableau von den Streitkräften dieses Herzogthums, das gar nicht sehr tröstlich ist.

Dritter Staatsrath.

Wobei auch nicht aus der Acht zu lassen, daß eine Verbindung mit dem Hofe von Massa, den Herzog von Mantua leicht politisch ungelegen kommen dürfte, und ich vielmehr darauf antragen würde, lieber die Allianz mit diesem zu suchen.

Alle.

Mit dem Herzoge von Mantua?

Marchese.

Daran dachten wir wahrhaftig nicht.

Hugo. (aufstehend.)

Ich bitte um Erlaubniß, meinem geehrten Vorgänger antworten zu dürfen.

(Alle lachen.)

Marchese. (zu Hugo.)

Es ist jetzt nicht der Augenblick zum Spaßmachen.

Hugo. (kalt.)

Gerade das wollte ich eben auch den Herrn

hier sagen, die aus dem Lachen gar nicht heraus-kommen können. — Es ist hier nicht Zeit und Ort zum Spasmachen.

Herzog. (lachend.)
Nun seht einmal! jetzt mischt sich der darein!

Marchese.
Aber beim —

Herzog.
(gebietet ihm Stillschweigen.)
Lassen Sie ihn reden.

Hugo.
Ich bemerke zuförderst, daß die Herrn wie immer wieder die ewige Frage von dem politischen Gleichgewichte Italiens auf die Bahn bringen, die doch im Grunde nicht das geringste bedeutet, denn wovon handelt sich's hier denn eigentlich? Von einer Vermählung Seiner Durchlaucht. Und wenn man mich deshalb fragt, so antworte ich ganz offen und geradezu, daß ich für den Herzog von Mantua stimmen würde, ich! —

Alle.
Ah!

Hugo.
Denn er hat alles für sich — der Herzog

von Mantua! nur daß hier eine einzige kleine Schwierigkeit eintritt; nämlich die: — daß er gar keine Tochter hat.

Alle. (erstaunt.)

Ja, freilich —

Herzog.

Aber der Mensch hat doch vollkommen Recht! — Ihr streitet Euch da —

Hugo.

Dies vorausgesetzt scheint mir die Allianz mit Massa ganz und gar nicht verwerflich, indem uns dadurch die mit Genua, und der Handel mit der ganzen obern Seeküste Italiens zugesichert wird. Uebrigens sind wir auch dadurch gegen Piemont gedeckt, von wo aus wir doch immer nicht recht sicher sind, während Mantua, seiner geographischen Lage nach, uns höchstens gegen Venedig schützen kann, das dagegen wieder mit seinen Rüstungen gegen Cypern zu sehr beschäftigt ist, als daß es sich in unsre Angelegenheiten mischen sollte.

(Die Staatsräthe sehen sich einander an.)

Herzog.

Lacht nur nicht, meine Herrn! Was er da sagt, ist vollkommen richtig.

Erster Staatsrath (erstaunt.)
Das ist doch stark!

Dritter Staatsrath. (eben so.)
Von diesem Gesichtspunkte aus hatten wir die Sache nicht betrachtet. —

Marchese. (unruhig.)
Erlaubt mir. — Ich behaupte nicht, daß die Lage von Massa — aber seine Finanzen müßten ihm dann doch verstatten, uns Beistand leisten zu können, diese aber sind in einer Zerrüttung, die —

Hugo.
Seine Finanzen?

Marchese.
Das ist ohne allen Zweifel.

Hugo.
Und doch falsch. — Das will ich gleich sonnenklar darthun —

Marchese.
(für sich, unruhig.) In was mischt sich nur der Satan nicht alles?

Hugo.
Ich kenne die Hülfsquellen dieses Landes ganz

lich kaum die wenigen Worte stammelnd hervor: Mein Wille ist ja nur, was Euch, mein Herr, gefällig ist. Nun so laßt uns, sprach der Graf, allein hineingehn, damit ich selbst in deiner Gegenwart sie über Manches fragen kann. Sie gingen also, zur Verwunderung der wartenden Menge, hinein, und fanden das Mädchen, das nur zu ihres Vaters Willen lebte, wegen des unerhörten Besuchs von diesem hohen Gaste, vor Staunen außer sich. Er aber redete sie also an: Es ist deines Vaters Wille, wie der meine, daß du mein Weib seyst, auch glaub' ich dich nicht abgeneigt; doch muß ich dich erst fragen, ob du, wenn es vollzogen ist, was bald geschehen seyn wird, auch gern bereit seyn wirst in allen Stücken mit mir Eins zu seyn, in keinem Stück von meinem Willen abzuweichen, so daß mir alles frei stehe, was ich mit dir zu thun vorhaben werde, ohne Widerspruch in Wort und Mienen, ja mit deines Herzens Bewilligung? Sie aber sprach, zitternd ob des seltsamen Vorfalls: Ich weiß, daß ich so großer Ehre unwerth bin, doch wenn es Euer Wille und mein Schicksal so beschlossen hat, so werd ich wissentlich nichts thun, noch denken gegen Euern Sinn, so wie Ihr selbst nichts thun mögt, (ja gebötet Ihr auch meinen Tod), was ich nicht willig trüge. Dies ist genug, sprach er, führte

genau, bis auf Grani und Bajocchi — (er ſucht in ſeinen Taſchen.) und habe hier ein vollſtändiges Verzeichniß der Einkünfte von Maſſa bei mir, welches Seiner Durchlaucht zeigen wird — wo zum Henker, habe ich's nur hingeſteckt? — zeigen wird, — daß die junge Prinzeſſin — es muß in der andern Taſche ſtecken — eine Mitgift bekommen wird, — von — ha, ha, hier werde ich's haben.

(er giebt ohne es anzuſehen, ein Papier hin. Es iſt der Brief, den ihm Paola im erſten Aufzuge einhändigte.)

Marcheſe.

(ſteht wüthend auf) Was? Ihr wagt es —

Hugo.

(mit komiſcher Würde.) Wenn ſich's um meine Pflicht handelt, mein Herr, wage ich alles, und nichts kann mich erſchrecken.

Herzog.

(zum Marcheſe, lachend.) Wieder ein neuer Spas.

(er nimmt das Papier.)

Marcheſe. (für ſich.)

Der Geſandte von Maſſa hat ihn beſtochen! —

Verwünschter Narr! — Morgen sollst Du mir gewiß wieder fort.

Herzog.
(der das Papier geöffnet hat.)
Was sehe ich?

Marchese.
Was ist Euer Durchlaucht?

Herzog.
O — nichts, nichts!

Hugo.
Habe ich mich vielleicht im Addiren verrechnet?

Herzog.
(bei Seite, indem er den Brief durchläuft.)
Castello's Hand — er zeigt ihr meinen Tod an — Federico's Tod! — arme Paola! — Soll mir dies ein Zeichen seyn, daß sie noch lebt? — will sie mich an meine Pflichten erinnern? — Welch Geheimniß! — Und wer ist denn dieser Mensch? (sieht ihn mit Besorgniß an.)

Hugo.
(mit Kraft fortfahrend.)
Verlangt man nun noch, daß ich meine Gedanken ganz unverstellt mittheile? daß ich

unſern verehrten Fürſten an ſeine Pflichten erinnere?

Herzog.

(ihn bei der Hand voll Unruhe faſſend.)

Nein, nein — es iſt genug — ich verſtehe Euch.

Hugo. (erſtaunt.)

Ich habe aber ja noch gar nichts geſagt?

Herzog.

(halbleis.) Thut nichts — ich errathe Eure Abſicht — Ihr ſollt mit mir zufrieden ſeyn. (laut zu den Staatsräthen.) Meine Herrn — die Sitzung iſt aufgehoben! — Man ſpreche mir nicht mehr von irgend einer Vermählung, ich verzichte auf jede.

Marcheſe. (voll Freude.)

Iſt's möglich!

Hugo.

(bei Seite.) Was will er nur? — Er irrt ſich!

(Die Staatsräthe und der Marcheſe umringen Meiſter Hugo, und wünſchen ihm voll Achtung und Bewunderung Glück.)

Marcheſe.

Dieſer Triumph der Beredtſamkeit.

Erſter Staatsrath
Dieſes Talent —

Zweiter Staatsrath.
Welche Tiefe und Gründlichkeit —

Hugo.
Meine Herrn — ich weiß gar nicht — weshalb —

Dritter Staatsrath. (zu den Andern.)
Der wird's noch hoch bringen!

Erſter Staatsrath.
So ſublim —

Zweiter Staatsrath.
So einfach —

Dritter Staatsrath.
(leis zu Hugo.) Rechnet ganz auf meine Protektion.

Marcheſe. (eben ſo.)
Eure Penſion iſt Euch ſicher.

Hugo. (ungeduldig.)
Ich mag gar keine.

Marcheſe. (wie oben.)
Prächtig, vortrefflich! Ich ſehe, daß wir uns verſtehen.

Hugo.

(noch ungeduldiger.) Aber iſt denn der ganze Staatsrath in Corpore toll geworden? — Ich rede vernünftig und man lacht mir in's Geſicht. — Ich zeige Tabellen und Zahlen, und der Herzog wird dadurch gerührt — und wenn ich ihn damit glaube für die Vermählung entſchieden zu haben, überhäuft er mich mit Schmeicheleien und thut gerade das Gegentheil.

Herzog.

(nähert ſich Hugo, nimmt ihn bei der Hand, und führt ihn in den Vordergrund, während der Marcheſe und die Räthe im Hintergrunde bleiben.)

Ich erkenne die Umwege ſehr gut, die Ihr nehmen mußtet, um bis zu mir gelangen zu können. (leis.) Ihr ſeyd mehr als ihr ſcheinen wollt.

Hugo

(erſtaunt.) Das glaube ich kaum, Euer Durchlaucht.

Herzog.

(ihn unterbrechend.) Später ſprechen wir ausführlicher, denn wenn ich dieſen Papieren trauen darf, habt Ihr mich von vielem in Kenntniß zu ſetzen.

Hugo. (für sich.)

Will er etwa seine Schulstudien wieder vornehmen? (laut) Mein gnädigster Herzog, ich werde Euch von allem in Kenntniß setzen, was ich selbst nur weiß.

Herzog.

(ihm die Hand drückend.) Das hoffe ich; — aber unterdessen soll man Euch so begegnen, wie Ihr es um mich verdient. (rufend.) He!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Offizier.

Herzog. (zum Offizier.

Man führe diesen Mann in das Zimmer, welches zunächst an das meinige stößt, und benehme sich so gegen ihn, als ob ich es selbst wäre; — die größte Achtung und Zuvorkommenheit! — Ihr versteht mich. — Im ganzen Schlosse sollen seine Befehle eben so schnell befolgt werden als die meinigen.

Hugo. (bei Seite.)

Benehmen gegen mich, als ob er es selbst wäre! — Wenn ich davon ein Wort verstehe! — Es scheint doch wahrhaftig, als ob ich eben nicht

so sehr schwer wäre, sein Glück am Hofe zu machen.

Herzog.

(zu den Räthen.) Auf heut' Abend, meine Herrn.

(Der Herzog geht in sein Zimmer, die Räthe nach rechts ab; Hugo wird vom Offizier durch den Hintergrund geleitet.)

Zehnter Auftritt.

Der Marchese. (allein.)

Das muß ich bekennen! Der lächerliche Mensch hat uns da ein ganz merkwürdiges Stückchen gespielt. Ich hatte bereits den Kopf verloren, hielt schon alles für aufgegeben, und kann daher noch jetzt nicht begreifen, welche Mittel dieser Zauberer angewendet hat. — Sey's darum! Er gefällt dem Herzoge, und ich will mir ihn also auch zum Freunde machen.

Eilfter Auftritt.

Marini. Der Marchese. Dann Paola.

Marini.

(kommt hereingeschlichen.) Excellenz! Sie ist da!

Marchese.

Vortrefflich! — Die Vermählung iſt rückgängig geworden, ſo gut wie abgebrochen, und wenn ſie gefällt — (in dieſem Augenblicke erblickt er Paola von weitem.) Recht artige Tournüre — (er erkennt ſie.) Was ſehe ich!

Marini.

Was iſt Euch denn?

Marchese.

Sie iſt's wahrhaftig! (zu Marini.) Unſeliger Menſch! was haſt Du gethan! — Wenn der Herzog ſie erblickt, bin ich verloren.

Marini.

(beſtürzt.) Wie denn ſo?

Marchese. (eilig.)

Bring' ſie auf der Stelle fort.

Marini.

Wohin denn?

Marchese

Wohin Du willſt — in ein Kloſter — hundert Meilen von hier — ſie darf nie wieder an's Tageslicht kommen, oder es iſt um Dich geſchehen.

(er eilt verſtohlen ſeitwärts ab.)

Marini. (allein.)

Was ſoll nur das bedeuten? — Da ſcheine ich wieder einen pfiffigen Streich gemacht zu haben.

Paola. (eintretend.)

Ich wage kaum einen Schritt weiter zu thun. — Sagtet Ihr nicht, daß wir hier den Herrn Staatsminiſter finden ſollten? — er iſt wohl noch nicht da?

Marini. (verlegen.)

Noch nicht.

Paola.

Ach, das iſt traurig! — Aber auch Ihr ſcheint unruhig, verlegen — ſollte er mir etwa ſeinen Schutz, ſeine Unterſtützung verweigern?

Marini.

Bewahre der Himmel — aber es ſcheint als ob er — auf ſein Landhaus gegangen wäre — dann müſſen wir auch dorthin.

Paola.

Was ſagt Ihr?

Marini.

Es iſt nicht anders — da wir ihn hier nicht

sprechen können — müssen wir uns nochmals auf die Reise machen.

Paola.

Nochmals!

Marini.

So kommt denn.

Paola.

(erschrocken.) Wo wollt Ihr mich hinführen?

Marini.

(will sie bei der Hand nehmen.)

Ihr wißt es ja.

Paola.

(stößt ihn zurück.) Nein! dahinter ist ein Geheimniß verborgen, das mich in Angst versetzt, und das ich durchschauen will. — Seit gestern habt Ihr mich nun durch Eure Versprechungen trügerisch fortgelockt; — hier sollte ich den edlen Freund finden, der mir einen Zufluchtsort verstattet hatte, und ich sehe ihn nicht — ich sollte mit dem Herzoge sprechen, und Ihr sucht mich jetzt wieder von hier fortzubringen! — Nein, ich folge Euch nicht.

Marini.

Wenn Ihr so sprecht, muß auch ich den

sie heraus und stellte sie der Menge mit den Worten dar: dies ist mein Weib, und Eure Herrin; sie liebt und ehrt, und haltet ihr mich werth, so sollt ihr sie noch werther achten. Darauf befahl er, sie zu entkleiden, damit sie keine Spur des vorigen Standes mit sich in das neue Haus trage, und ließ von Kopf bis zu den Füßen ihr neue Gewänder anlegen, was auch von den herumstehenden Frauen, die sie wechselsweise an ihre Brust schlossen, und in ihre Arme drückten, eilig, jedoch mit Anstand geschah. Kaum kannte man das ungeschmückte Mädchen wieder, als man sie nun angethan mit köstlichen Kleidern, das fliegende Haar zierlich hinaufgesteckt, geschmückt, wie es das Fest gebot, mit dem Kranz und strahlenden Edelsteinen, gleichwie nach einer plötzlichen Verwandlung, wieder erblickte, und Graf Walther sie mit einem köstlichen Ringe, den er in dieser Absicht mitgebracht, sich feierlich verlobte, drauf sie auf ein weißes Roß heben und mit lautem Jubel des begleitenden Volks zu seinem Schlosse führen ließ. So wurde denn die Hochzeit gefeiert und der Freudentag vollbracht.

In kurzer Zeit war die arme Braut, von göttlicher Huld gleichsam so überstrahlet, daß sie eher an einem fürstlichen Hofe, als in der Hütte eines armen Hirten aufgewachsen und erzogen

Ton gegen Euch ändern. Ihr folgt mir auf der Stelle.

Paola.

Nein, um keinen Preis.

Marini.

Ihr wollt es nicht gutwillig?

Paola.

Niemals.

Marini.

Nun, so werde ich Euch dazu zu zwingen wissen.

Paola.

Ihr?

Marini.

Alles gehorcht hier meinen Befehlen.

Paola.

Wehe mir!

Marini.

Ein Wort, und Eure Freiheit ist zu Ende.

Paola.

O schonet mein!

Marini.

So folgt mir!

Paola.

Auf meinen Knieen flehe ich Euch!

Marini.

Vergebens!

Paola.

Erbarmt Euch meiner, und laßt mich zu dem Herzoge!

Marini.

(reißt sie vom Boden auf und zieht sie fort.)
Hinweg von hier auf immerdar!

Paola.

Gott stehe mir bei!
(ringt mit ihm, um zurück zu bleiben.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Meister Hugo mit dem Offizier.
(von vorhin, der im Hintergrunde bleibt.)

Hugo. (von weitem.)
Was geht denn hier vor?

Paola.

(ihn erblickend, reißt ſich los, und eilt mit einem Aufſchrei der Freude zu ihm.)

O! rettet, rettet mich!

Hugo.

(ſie in ſeine Arme ſchließend.)

Was ſehe ich? meine Nichte!

Marini.

(ſtaunend, da er ihn erkennt.)

Seine Nichte! — Was, zum Henker! kommt denn da wieder heraus?

Paola.

Wie? Ihr wißt —

Hugo.

(ſie von neuem in ſeine Arme ſchließend.)

Alles, alles! Ich hätte Dich ſchon gleich an dieſen Zügen wieder erkennen ſollen, die mir die meiner armen Schweſter in's Gedächtniß zurückrufen — und meines guten Franzesko! — O, mein theures Kind — ich wollte nach Dir ſchicken — Dir ſagen laſſen — weil ich ja gar nicht wußte — (ſie wiederholt umarmend.) Aber ſo umarme mich doch noch einmal!

Paola. (gerührt.)

Mein Oheim! mein guter Oheim! O, wie glücklich bin ich nun! Jetzt fürchte ich nichts mehr, denn Ihr werdet mich vertheidigen.

Hugo.

Gegen wen denn? Ich sehe ja hier niemand, als unsern guten Freund, den Herrn Geheimschreiber.

Marini.

Der die besten Absichten von der Welt hat. — Aber wir verlieren hier eine kostbare Zeit und sollten schon weit weg seyn.

Paola.

(sich an Hugo klammernd.)

O nein, nein, verlaßt mich nicht, mein guter Oheim!

Hugo.

(zwischen sie und Marini tretend.

Nehmt es mir nicht übel, mein Herr Geheimschreiber, aber es scheint mir, als ob ich in meiner Qualität als Oheim das Recht besäße, wissen zu wollen, wohin Ihr meine Nichte zu bringen gedenkt?

Marini. (keck.)

Was geht das Euch an?

Hugo.

Wie? — mein Herr! — die Redensart, die Ihr da gegen mich führt, scheint mir gewaltig ungeschliffen — und wenigstens verdiente der Posten, den ich hier bekleide, daß Ihr mehr Achtung —

Marini.

(die Achseln zuckend.) Euer Posten! Habt Ihr denn etwa einen, mein Herr Schulmeister?

Hugo.

Schulmeister? — Ja, das war ich — und das ist auch ein Ehrenposten, auf den ich stolz bin — aber jetzt, wo ich die Ehre habe Geheimer Staatsrath Seiner Durchlaucht zu seyn.

Marini. (spottend.)

Geheimer Staatsrath?

Hugo.

Allerdings, mein Herr!

Marini.

Nun ja, so einer von meinem Machwerke.

Hugo.

Euerm Machwerke?

Marini.

Ich habe Euch blos zum Beſten gehabt.

Hugo.

Wahrhaftig?

Marini.

Und um es Euch zu beweiſen — (zum Offizier) Mein Herr, im Namen Seiner Excellenz erſuche ich Euch, dieſen Narren hier zum Schloſſe hinauszuwerfen.

Paola.

Großer Gott!

Hugo.

Nein, das iſt zu toll! (zum Offizier.) Mein Herr! Im Namen Seiner Durchlaucht befehle ich Euch, Euch dieſes groben Menſchen zu bemächtigen.

Marini.

(lacht.) Ha! ha, ha, er iſt wirklich übergeſchnappt! (es tritt Wache herein, die ihn feſtnehmen will.) Nun? was ſoll denn das vorſtellen?

Offizier.

Auf Befehl Seiner Durchlaucht — wir ſind angewieſen, dieſem Herrn eben ſo wie Seiner Durchlaucht ſelbſt zu gehorchen.

Marini.

Wie Seiner Durchlaucht ſelbſt!

Paola.

Wär's möglich?

Hugo.

(ſich die Hände reibend.) Aha, mein Herr Geheimſchreiber, das bringt Euch etwas außer Faſſung! — o bewahre — ich bin gar nichts — man hat mich blos zum Beſten.

Marini.

(beſtürzt.) Dießmal weiß ich ſelbſt nicht —

Offizier.

(zu Hugo) Was ſoll man mit dem Gefangenen vornehmen?

Hugo. (ernſt.)

Ihn in ein abgelegenes Zimmer bringen und dort ſtreng bewachen, denn es ſieht mir hier alles wie eine Verſchwörung aus.

Marini.

(bricht in Lachen aus, indem er abgeht.)

Ha, ha, ha! Nein, das iſt doch gar zu komiſch! — Vortrefflich debutirt, mein würdiger Herr Geheimer Rath! — Seine Freunde zu

Boden treten — O! Ihr werdet's weit bringen! — Uebrigens mag sich jetzt der Herr Marchese herausziehen, wie er kann, ich bin am Ende meines Witzes. —

(wird vom Offizier und der Wache abgeführt.)

Dreizehnter Auftritt.

Hugo. Paola.

Hugo.

Hat man je so einen kecken Burschen gesehen? — Ich schicke ihn mit aller Artigkeit in's Gefängniß, und er lacht mir gerade in's Gesicht! — Es giebt doch Leute, bei denen man sich nie einen Dank verdienen kann. — Meine gute Paola, jetzt komm' Du wieder zu mir! — Sage mir, Du armes Kind, warum er Dich mit fortnehmen wollte?

Paola.

Ich weiß es nicht, und doch zitt're ich noch unwillkührlich. — Alles was mir seit gestern begegnet ist, scheint mir unbegreiflich.

Herzog.

Wie?

Paola.

Ich kann mir nicht Rechenſchaft davon ablegen, aber ich bin überzeugt, daß mir eine große Gefahr droht. — Schon ſo nahe daran, den Herzog zu ſprechen, ſcheint ſich alles zu vereinigen, um mich von ihm wieder zu entfernen. — Je mehr ich mir's überlege, je wahrſcheinlicher wird es mir, daß Federico vielleicht irgend einer vornehmen Familie angehörte.

Hugo.

Was für ein Gedanke! — Uebrigens aber kann man das ja ganz leicht erörtern. — Dein Heiraths-Contrakt? —

Paola.

Ich gab ihn geſtern Euch.

Hugo.

(ihn ſuchend.) Ja, Du haſt recht — aber ich habe noch nicht Zeit gehabt, ihn zu leſen. (er findet und öffnet ihn.) Es iſt ein wahres Glück, daß wir wenigſtens dieſes Dokument haben, denn damit können wir ganz ſicher und gewiß dazu gelangen, daß — (ihn näher betrachtend.) Ach! Du allmächt'ger Gott! — Nein, wir ſind in gar nichts mehr ſicher — dieſes Dokument iſt falſch!

Paola. (ſchaudernd.)
Falſch?

Hugo.
Es iſt gar kein Zweifel d'ran. — Selbſt die allergewöhnlichſten Formalitäten ſind nicht dabei beobachtet.

Paola.
Ich habe ihn doch aber unterzeichnen müſſen. — Seht nur, hier iſt mein Name — hier der von Federico —

Hugo.
Hilft alles nichts! Der Wiſch da iſt ja gar nicht von einem Geiſtlichen ausgeſtellt — man braucht nur einen Blick darauf zu thun. —

Paola.
(die Hände vor's Geſicht ſchlagend.)
O! ich Unglückſelige!

Hugo.
(mit Wärme.) Das iſt ein ſchändliches, ein hölliſches Komplott! Meinen armen Bruder ſo zu entehren! — Aber, beruhige Dich, Paola, beruhige Dich, meine Tochter — ich habe Dich deswegen nicht um ein Haar weniger lieb — im Gegentheil, nur um ſo herzlicher und ſchmerz-

schien, und überall unglaublich lieb und hochgeachtet war, ja daß selbst die, die sie von Jugend an gekannt, sich kaum zu überzeugen vermochten, es sey Gianicolo's Tochter: solche Anmuth war in ihrem ganzen Leben und Wesen, solche Bedeutung und Milde in ihren Worten, durch die sie aller Herzen mit hoher Liebe sich verband. Bald verbreitete sich nicht blos innerhalb der Gränzen ihres Vaterlandes, sondern sogar in den nächsten Provinzen ihr gefeiertes Lob, so daß selbst viele Männer und Frauen voll brennenden Verlangens, sie zu sehen, von fern herzuströmten. Walther lebte zwar in unadelicher, aber ausgezeichnet glücklicher Ehe, und genoß in seinem Hause den schönsten Frieden, außerhalb desselben die höchste Achtung, ja man pries ihn allgemein als einen weisen Mann, daß er so hohe Tugend unter tiefster Armuth ausgespäht. Auch besorgte das geschickte Weib nicht blos die weiblichen und häuslichen Geschäfte mit Fleiß und Sorgfalt, sondern unterzog sich, wo es galt, in Abwesenheit ihres Gemahls, auch der öffentlichen, indem sie die innern Streitigkeiten und Mißhelligkeiten unter den Edlen mit gewichtigem Ausspruch schlichtete, und mit so reifem als gerechtem Urtheil niederschlug. Darum priesen sie auch alle gleich einem Engel zum gemeinsamen Wohl vom Himmel gesandt.

licher! — Ich will Dich gleich ſelbſt zu unſerm Herrn Herzoge führen —

Paola.

Mich! mein Oheim! Jetzt!

Hugo.

Er iſt gerecht, er iſt gut; er wird die Böſewichter uns entdecken helfen.

Paola.

Gott! wie ich zitt're!

Hugo.

Sey nur ruhig, ganz ruhig! Wir ſtehen ſehr gut zuſammen, der Herzog und ich, ſehr gut! — Da kommt er gerade ſelbſt!

Paola.

(auf die Seite flüchtend.) Der Herzog!

Hugo.

Bleib' nur da ſtehen.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Herzog.

Paola.

(getraut ſich nicht, die Augen aufzuſchlagen.)

Herzog. (für ſich.)

Ich finde nirgends Ruhe — der Zweifel — das was mir jener Mann ſagte — (erblickt Hugo.) Da iſt er ja! (zu Hugo.) Euch eben ſuchte ich.

Hugo.

(mit Eile und Wärme.) Und Ich Euch, geſtrenger Herr Herzog.

Herzog.

Ich habe mit Euch zu ſprechen.

Hugo.

Ich auch, Euer Durchlaucht, und von etwas, das gar keinen Aufſchub duldet.

Herzog.

Wovon wäre denn das?

Hugo.

(giebt Paola ein Zeichen ſich zu nähern.)

Von einem jungen, ſehr unglücklichen und ſehr intereſſanten Frauenzimmer — (zu Paola.) So komm' doch nur —

Herzog.

(lächelnd.) Ein junges Frauenzimmer? — Er miſcht ſich doch in alles.

Paola.

(wirft ſich dem Herzoge zu Füßen.)

Ja, Euer Durchlaucht, zu Euern Füßen flehe ich um Gerechtigkeit — (ſie ſchlägt die Augen auf und erkennt ihn.) Allmächt'ger Gott! — Iſt's ein Traum?

Herzog. (eben ſo.)

Dieſe Stimme!

Paola.

Federico!

Hugo.

(die Hände zuſammenſchlagend.)

Federico! — Wie? Federico, der vor Gaeta blieb?

Herzog.

(auf ſie zueilend.) Iſt's denn möglich?

Paola.

(mit Liebeserguß.) Ja! das iſt er, den ich ohne Unterlaß beweinte, deſſen Liebe mein ganzes Glück ausmachte! — (verlegen inne haltend.) O, Vergebung! — ich vergaß — der Herzog! (voll Verzweiflung.) Man hat mich hintergangen! — ich bin verloren!

Hugo.

(niederſchlagend.) Ich errathe alles.

Herzog.

Sie wird bleich — ſchwankt — (ſie unterſtützend.) Unglückliche Paola! Komm zu Dir! Erhebe Dich! — Betrübe mich nicht ſo tief! — Der Himmel iſt mein Zeuge, daß ſchon der bloße Gedanke Deines Todes mein ganzes Lebensglück zerrüttete.

Hugo.

Ihres Todes? — Sie alſo auch! — Nun ſeht einmal, alſo alle Beide!

Herzog.

Und dennoch! — Darf ich Dir es geſtehen? (zögernd.) Sklave meines Rangs, — meines Namens — in dieſem Augenblicke, wo ich ſo überſelig bin, Dich wieder zu ſehen — (ſchlägt die Augen nieder.) wage ich es nur mit Beben, den Blick zu Dir zu erheben.

Paola.

(ſieht ihn mit Milde an.)

Ich verſtehe Dich, und ſegne mein Geſchick, — denn ich wenigſtens kann Euer Durchlaucht in's Auge ſehn, ohne zu erröthen.

Herzog. (feurig.)

Aber ich werde alles thun, um meinen Fe ler wieder gut zu machen — Standeserhöhunge — Reichthümer —

Hugo. (bitter.)

Reichthümer! -- Ja, ja, das iſt ſo der Gebrauch! — Hier wird alles nur nach Gold berechnet! — Ein junges Mädchen hintergehn, einen Greis entehren — o! das iſt ja ſo gut wie gar nichts! Was hat denn das auf ſich? — Sie ſind ja arm, unbekannt — niemand wird ihre Vertheidigung übernehmen — und zu dem iſt ja alles mit Gold wieder gut zu machen — ſelbſt ein Verbrechen!

Herzog. (beleidigt.)

Welche Worte unterfangt Ihr Euch —

Hugo.

(mit Nachdruck, indem er zwiſchen Paola und den Herzog tritt.)

Ja, ein Verbrechen! denn ſie beſaß keinen Vater mehr, um ſie zu vertheidigen! — und dieſer Vater, deſſen Andenken Ihr beſchimpft habt, er war Soldat, war Edelmann wie Ihr! Nie hatte er ſein Wort gebrochen, und

obgleich auch von einer vornehmen Familie abstammend, glaubte er dennoch nicht, daß sein Name allein seine Tochter wahrhaft adeln könne, und so erkaufte er sich denn mit seinem Blute, das er auf dem Schlachtfelde vergoß, mit seinem Lebensblute, jenen höhern Adel, den der Zufall nicht verleiht.

Herzog.

Daß ist zu viel!

Hugo.

Vergebung, aber ich habe ein Recht so zu sprechen. — Ich bin jetzt frei, denn von diesem Augenblicke an entsage ich der Ehre und den Vortheilen meines Postens, und bitte Euer Durchlaucht, meine Dimission anzunehmen.

Herzog.

Eure Dimission? — Wer seyd denn Ihr, der sich selbst bei mir unter einer Bezeichnung eingeführt hat, die —

Hugo.

Die nicht die rechte war — das kann wohl möglich seyn — denn ich fange jetzt selbst an zu glauben, daß ich bis jetzt aller Welt zum

Spielballe gedient habe — (mit Adel.) Aber ich werde mich dazu nicht länger brauchen laſſen.

Herzog. (ungeduldig.)
Nun denn alſo, wer ſeyd Ihr?

Paola.
Mein Oheim!
(eilt in ſeine Arme.)

Hugo.
(mit Würde auf Paola zeigend.)
Ihr zweiter Vater — die letzte Stütze die ihr noch übrig geblieben iſt — und wenn jeder Andre ſich ihrer Beſchimpfung ſchuldig gemacht hätte, würde ich an Euch mich gewendet, und Rechenſchaft wegen meiner Tochter gefordert haben.

Herzog.
(verlegen.) O!

Hugo.
(fortfahrend.) Ich würde vor Euch mit dieſer mächtigen Waffe in der Hand hingetreten ſeyn — (den Kontrakt zeigend, den er in der Hand hält.) und Euch geſagt haben: einer Eurer Großen — ein Mann, der ſich über alle Ge-

ſetze erhaben glaubt, erhaben über jene Geſetze, die ihr ſelbſt gegeben habt, hat die Liebe meines Kindes ſchnöd gemißbraucht. — Er wußte, daß ſpäter einmal ſein Stolz bei dem bloßen Gedanken einer ſolchen Verbindung ſich empören würde, und um ſeiner Leidenſchaft zu fröhnen, hat er ſich nicht entblödet, mit den heiligſten Banden ſein Geſpött zu treiben, eine eheliche Verbindung, einen Prieſter, einen falſchen Kontrakt zu erfinden. — Hier iſt ſeine Handſchrift — ſchaut ſie an, mein Herzog, und urtheilt über ihn!

Herzog.

(die Augen auf den Kontrakt richtend.)

Was ſehe ich! — Dieſe Schrift iſt in Euern Händen!

Hugo.

O! fürchtet nichts davon — wir werden niemals unſer Glück durch eine Niedrigkeit erkaufen.

(er zerreißt den Kontrakt.)

Herzog.

Was thut Ihr?

Hugo. (kalt,)

Ich vernichte dieſe Schrift — Ihr wär't ja ſonſt gezwungen, den Schuldigen zu beſtrafen.

Paola.

(in den Armen ihres Oheims.)

Mein edler Oheim, Ihr ſeyd mir zuvorgekommen. (man hört Muſik in der Ferne.) Aber jetzt — fort von hier — hört Ihr? — Dieſe Feſte, dieſe Vergnügungen — ſie würden mir vollends das Herz zerreißen. (zum Herzog.) Lebt wohl — und lebet glücklich!

Herzog. (feurig.)

Nein, nein, Du darfſt mich nicht mehr verlaſſen! — Bleibe, ich beſchwöre Dich darum!

Paola und Hugo.

Wie?

Herzog.

Man kommt! — Bleibt! Ich bitte — ich befehle es Euch! — Jetzt kommt die Reihe ſich zu rächen an mich!

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Marchese. Herren und Damen. (vom Hofe.)

Marchese.

(im Hintergrunde.) Ich will nur Seiner Durchlaucht ankündigen — (gewahrt ihn.) Still! — sein lustiger Rath ist bei ihm! — Das ist ein ganz närrischer Kerl! — Nun, Ihr sollt sehen, wie amüsant er ist.

(Alles kommt näher.)

Herzog.

(wendet sich so, daß er Paola verdeckt, mit Ernst.) Was soll's seyn?

Marchese.

Vergeben Euer Durchlaucht! — Doch was sehe ich — Euer Durchlaucht sind verstimmt! — (zu Hugo.) Ei, zum Henker, mein Herr Spasmacher, erfüllt Ihr Eure Dienstpflicht so? Statt Seiner Durchlaucht zu Lachen zu machen —

Hugo.

Lachen machen? — Ich! — Für wem hält mich denn der Herr?

Auch war nur wenig Zeit verflossen, als sie die Herzen ihrer Untergebenen durch ihre Schwangerschaft zum ersten Mal mit banger Erwartung erfüllte, drauf aber, als sie ein schönes Töchterlein gebar — obgleich ein Sohn noch angenehmer gewesen wäre — durch die gewünschte Niederkunft Gemahl und Land erfreute.

Indeß ergriff, wie oftmals zu geschehen pflegt, als dieses Kindlein schon entwöhnt worden war, den Grafen eine seltsame Begier (ob sie zu loben, mögen andre beurtheilen) — die sattsamlich bewährte Treue seiner theuren Gemahlin noch tiefer zu erforschen, und auf mehrere Proben zu stellen. Zu diesem Zwecke ließ er sie allein in seine Kammer rufen, und redete sie mit finsterer Stirn also an: du weißt, Griselda, — denn ich glaube nicht, daß du in deinem gegenwärt'gen Glück den vor'gen Stand vergessen hast, — du weißt, sag' ich, wie du in dieses Haus getreten. Nun bist du zwar mir lieb und theuer; doch den Vasallen nicht, — besonders seit du mir geboren; denn sie ertragen's ungern, einer Herrin niedern Standes unterthan zu seyn. Drum muß ich wohl, will ich mit ihnen Frieden haben, was deine Tochter anbetrifft, nicht meinem, sondern ihrem Willen folgen, und etwas thun, was mir sehr schmerzlich ist. — Obwohl ich dies nun

Marchese.

Nun, für wen sonst als den Hofnarren?

Hugo.

(vor Zorn erstickend.) Hofnarr! Ich! — Welche Beleidigung! — Da muß ich doch wahrhaftig fragen, ob ich denn etwa aussehe wie ein Hanswurst?

Herzog.

(mit einem Schritte seitwärts, so daß man Paola erblickt, die unbeweglich und mit niedergeschlagenen Augen neben ihm steht.) Still!

Marchese.

(für sich.) Paola! — Noch hier! — Es ist um mich geschehn!

Herzog.

(zum Marchese.) Was wolltet Ihr mir denn sagen?

Marchese.

(verlegen.) Daß der ganze Hof im Concertsaale versammelt ist — und daß man nur Eure Durchlaucht erwartet.

Herzog.

(langsam.) Gut! — geht voraus, Marchese! — (er giebt Paola die Hand.) und meldet dort selbst — die Herzogin von Ferara.

Alle.

Herzogin von Ferara!

Hugo.

Wie? mein Herzog!

Paola.

Was thut Ihr?

Herzog.

Meine Pflicht — die ja hier zugleich auch mein Glück ist. — Ja, Paola, ja, meine Herren und Damen; mit dieser Wahl meiner Gemahlin huldige ich nur der reinsten Tugend — verbinde mich mit der Tochter eines meiner bravsten Offiziere. Ich tilge eine heilige Schuld, — und könnte ich noch einen Augenblick zögern, so wäre ich nicht werth, Euer Fürst zu seyn.

Paola.

(sich an ihn anschmiegend.)

O! wie ertrage ich diese Wonne!

Herzog.

(zu Hugo.) Was Euch betrifft, mein würdiger Staatsrath, so werde ich Euch nie wieder von mir lassen, Ihr sollt mein Führer, mein Freund seyn, — und bei diesem Posten wenigstens dürft Ihr nie um Eure Dimission bitten.

Hugo.

O, mein gnädigster Herr, das will ich auch nicht! (für sich.) Was nur Barbara dazu sagen wird!

Ende des Stücks.

Kesh. [illegible] 548 [illegible]

Dramatisches Vergißmeinnicht

für das Jahr 1834

aus

den Gärten des Auslands nach Deutschland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Eilftes Bändchen.

Enthält:

Immer.
Lustspiel in zwei Aufzügen.

und

Der Staatsgefangene.
Posse in zwei Aufzügen.

BESSEL.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1834.

BIBL.

Seinem

hochgeehrten Freunde

dem

Herrn Vice-Director

Deinhardstein

zu Wien

mit Dank und Liebe

gewidmet.

Selbstschöpfer reicher, lebender Gestalten
Im Kunstgebiete, das die Welt bedeutet,
Hast Du Dir schon verdienten Ruhm bereitet,
Den Lorbeerkranz in's Lockenhaar erhalten.

Ein Eichenkranz auch will sich Dir entfalten
Dem Meister, der die hohe Bühne leitet,
Wo stolz Melpomene einher noch schreitet,
Und anstandsvoll Thaliens Scherze walten.

Entliehenes zwar nur kann ich Dir bringen,
Doch iſt's verpflanzt mit fleißigem Bemü
Und hat auch Wurzel hie und da geſchlagen.
Willſt Du's in Deinen Boden übertragen,
So wird es voller, kräftiger erblühen,
Ein Unterpfand für künftiges Gelingen.

Th. Hel

ohne dein Wissen nicht gethan haben möchte, so wünsch' ich doch, daß du dich hierin ganz nach meinem Willen richtest, und die Geduld beweisest, die du beim Anfang unsrer Ehe mir gelobt. Sobald sie dies vernommen, versetzte sie, ohne Bewegung in Red' und Mienen: Ihr seyd mein Herr, ich und dies Töchterlein sind Euer Eigenthum; schaltet damit, wie Euch beliebt. Was Euch gefällt, kann mir nicht mißfallen; nichts giebt es, was ich zu besitzen wünschte, oder zu verlieren fürchtete, als einzig Euch. Dies habe ich mir ins tiefste Herz geprägt, und weder Zeit noch Tod sollen mir diese Gesinnung entreißen. Ja eher soll alles andre geschehn, als dieser Sinn sich ändern.

Froh über diese Antwort, doch mit scheinbarer Traurigkeit, ging der Graf hinweg, und sendete nach einigen Augenblicken einen seiner treusten Diener, dessen Hülfe er sich in wichtigen Angelegenheiten zu bedienen pflegte, und den er schon früher von seinem Vorhaben unterrichtet hatte, zu ihr hin. Dieser trat zur Nacht zu ihr ein, und redete sie mit folgenden Worten an: Verzeiht, o Herrin, rechnet mir nicht zu, was ich zu thun genöthigt bin, denn Eure Klugheit weiß recht gut, was Herrendienst bedeuten will, auch ist die besagte, obwohl unendlich harte Nothwendigkeit, zu

Immer!

Luſtſpiel in zwei Aufzügen.

Nach Scribe und Varner.

Von

Th. Hell.

Personen.

Madame Dermilly.
Armand, ihr Sohn.
Clariſſe, ihre Pflegetochter.
Mathilde, ihre Nichte.
Joſeph, ihr Bedienter.

Die Scene iſt im erſten Akte in Paris und im zweiten ſechs Wochen ſpäter auf dem Schloſſe la Vaupaliere.

Erſter Aufzug.

Ein elegantes Zimmer. Hinter- und Seitenthüren. Durch die erſte, welche immer offen bleibt, ſieht man in ein andres Zimmer, durch welches der Weg in die Geſellſchaftsſäle geht. Vorn rechts ein kleiner mit einem Teppich bedeckter Tiſch.

Erſter Auftritt.

Clariſſe, Armand kommen ſchnell im Hintergrunde herein.

Clariſſe.

Laſſen Sie mich, Herr Armand, laſſen Sie mich!

Armand.

Nein! Clariſſe, nein! Sie wiſſen wie unglücklich ich bin, und wie ſehr ich Sie liebe.

Clarisse.

Das ist gar nicht recht von Ihnen ... gar nicht großmüthig! ... Wohin soll eine solche Liebe führen? ... Sie sind reich und ich habe nicht das mindeste.

Armand.

Und was schadet das? Sie werden mein seyn, meine Gattin, und reich also wie ich. Kein Hinderniß kann diesen Entschluß wankend machen.

Clarisse.

Und Ihre Mutter, die nie in diese Verbindung billigen wird, Ihre Mutter, die seit zwei Jahren mich in ihr Haus aufgenommen hat, deren Mündel ich war, deren Pflegetochter ich bin — nein! nein! das wäre schreiender Undank! wäre eine grausame Vergeltung ihrer Wohlthaten!

Armand.

Wenn Sie mich glücklich machen?

Clarisse.

Ich fürchte aber, daß Ihre Mutter nicht eben so denken wird! — Nein, Herr Armand, ich sage es Ihnen nochmals, ohne Einwilligung

Ihrer Mutter, kann und darf ich Ihre Anträge nicht mehr anhören.

Armand.

Ja, Sie haben Recht! ... ich will mit ihr sprechen. ... Hundertmal habe ich schon im Begriff gestanden, ihr alles zu sagen, und in dem Augenblicke, wenn ich Ihren Namen aussprechen wollte, begegnete ich in ihren Zügen so eine Art von Strenge — von Kälte, die mein Vertrauen auf der Stelle zurückscheuchte, den Fluß meiner Geständnisse hemmte. Ich ward verlegen, unruhig, bestürzt ... ging von ihr fort, schwor es mir aber zu, den andern Tag wieder davon anzufangen ... und am andern Tage ging mir's wieder eben so.

Clarisse.

Ist denn Ihre Mutter so streng gegen Sie?

Armand.

Meine Mutter? — o! sie ist die Güte selbst! ... ein Wesen höherer Art, voll der unaussprechlichsten Milde und Huld! Sie hat auch von meiner frühsten Kindheit an so ganz mein Vertrauen sich erworben, daß ich bis jetzt auch nicht

das Kleinste auf dem Herzen gehabt habe, das ich ihr nicht gestanden, daß ich nicht gleichsam nur in ihr gedacht und gefühlt hätte. Denn wenn ich ihr ja einmal eine kleine jugendliche Uebereilung verschwieg, um ihr nicht weh zu thun, so wußte sie sie doch, als ob sie in meiner Seele hätte lesen können, und ihre ganze Strafe dafür bestand darin, daß sie ohne ein Wort davon zu sagen, den dummen Streich wieder gut machte. O! ich bin ein wahrhaft glücklicher Mensch! Sie giebt mir ja alles, was ich nur wünschen und verlangen kann.

Clarisse.

O! Sie haben vollkommen Ursache, Ihre Mutter zu lieben — sie allen andern vorzuziehn ... und weit entfernt, Sie davon zu hindern, oder Sie dazu veranlassen zu wollen, ihr zu mißfallen, sage ich Ihnen hiermit ein für allemal: Geben Sie die Gedanken auf, die nur Ihr und mein Unglück bewirken können.

Armand.

Das Ihrige?

Clarisse.

Ja! ... Nähren Sie aus Mitleid, aus

Achtung für mich keine Hoffnungen, die ſich doch unmöglich erfüllen laſſen! ... Ich bin der einzige Sprösling einer alten, angeſehenen Familie und weiß daher, welche Pflichten mir dieſe Abkunft auferlegt; und ob ich gleich kein Vermögen beſitze, ſo blieb mir doch ein Name, der ein edles Herz immer noch mit Stolz erfüllen kann ... Beſitzen Sie nun nicht gleich mir die Kraft und den Muth, ſtillſchweigend zu dulden, ſo müſſen wir uns trennen, uns nie wiederſehen! ... Ich werde ſchon ein Mittel dazu finden.

Armand.

Ich! ... leben ohne Sie! ... Nein, Clariſſe, das iſt unmöglich! und nichts würde mich abhalten, meiner Mutter ſogleich meine Qualen und meine Entſchlüſſe einzugeſtehn, wenn nur ein, ein einziges Wort von Ihnen, Clariſſe ... o verſagen Sie mir es nicht, dieſes Wort, das mir den Muth verleiht, deſſen ich nur hier ſo ſehr entbehre! ... an dieſem Worte hängt mein ganzes Glück!

Clariſſe.

O! fordern Sie nicht, daß ich Ihnen in

dieſem Kampfe der Vernunft mit dem Herzen, das Gefühl geſtehen ſoll, das ich mir ſelbſt ſo gern verbergen möchte!

Armand.

O! wie glücklich machen Sie mich! ... Clariſſe, Sie werden mein! ja mein! ich ſchwöre es Ihnen! ... ſchwöre es hier zu Ihren Füßen. —

Clariſſe.

Was thun Sie? ... Stehen Sie auf! — Joſeph dort hat Sie gewiß geſehen!

Armand.

Nein, nein, ſeyen Sie ganz ruhig ... er hat blöde Augen.

Clariſſe.

Gleichviel ... er ſieht doch alles!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Joſeph von rechts kommend.

Armand.

(ungeduldig.) Was führt denn Dich hieher? Was willſt Du?

Joſeph.

O nichts, gar nichts ... Man iſt nicht ſeit 30 Jahren in einem Hauſe in Dienſten, um nichts zu thun ... ich machte nur meinen gewöhnlichen Inſpections-Umgang und kam blos hieher um zu ſehen, ob alles in dem Zimmer in Ordnung iſt ... (mit Abſicht) ob alles ſo iſt wie es ſeyn ſollte ... und ich glaube kaum....

Armand.

Was willſt Du damit ſagen?

Joſeph.

(ſetzt einige Meublen zurecht.) Ich will blos ſagen, daß ich gerade zur rechten Zeit hieher gekommen bin, um die Sache in Ordnung zu bringen. ... Denn da es heute Abend hier Ball giebt ... große Geſellſchaft.

Armand.

Joſeph, Du mißbrauchſt Deine Vorrechte als ein alter Diener gewaltig ... aber ich gelte doch noch hoffentlich im Hauſe etwas mehr als Du.

Joſeph.

In gewiſſer Hinſicht ... iſt das wohl mög-

lich ... aber in andern Beziehungen ...? Denn fürs erste sind Sie nicht so lange darin als ich. Es giebt hier kein einziges Geräth, daß ich nicht so oft abgestäubt und gesäubert hätte, das nicht die Gewohnheit und das stete Zusammenseyn ...

Armand.

Schon gut, schon gut!

Joseph.

Uns gleichsam zu Kameraden gemacht hätte. Ich betrachte mich also auch so wie ein altes Hausgeräth.

Armand.

O ja, ja! Aber manchmal wechselt man auch mit dem Mobiliar, besonders wenn es alt geworden ist — und so könnte ich mich denn auch vielleicht veranlaßt finden, mit Dir etwas Aehnliches vorzunehmen.

Joseph.

Mit mir! ... Ach lieber junger Herr! Sie dauern mich, daß Sie so etwas sagen können! ... Wär denn das nur möglich? ... Fehlte Ihnen selbst denn da nicht etwas recht Nothwendiges, wenn ich nicht da wäre, um Sie

gehorchen, Eurem hohen Sinne keineswegs fremd. Ich habe den Befehl, Euer Kindlein in Empfang zu nehmen, — hier brach er schnell in seiner Rede ab, als wollte er durch Schweigen das Harte seines Auftrags zu verstehen geben. Ihr war des Mannes Charakter verdächtig, verdächtig seine Mienen, verdächtig die Stunde, in welcher er kam, und seine Rede — und obwohl ihr Alles dies den Tod ihres zarten Töchterleins genugsam anzudeuten schien, sah man doch keine Thräne, hörte keinen Seufzer. Doch hätte dies Beginnen wohl jeder fremden Amme, geschweige einer Mutter Herz erdrücken müssen. — Sie nahm vielmehr mit heitrer Stirn das Töchterlein, schaute es eine Weile an, küßt' und segnete es mit dem heiligen Kreuze, und wandte sich dann zu dem Diener mit den Worten: Geh und thu', was dir dein Herr geheißen: nur dieses Eine bitt' ich dich zu sorgen, daß nicht etwa die wilden Thiere und Vögel mir das zarte Kind zerfleischen, wofern dein Herr nicht anders dir geboten hat. Als jener nun zu seinem Herrn zurückkam, und ihm, was er gesehen und gehört, erzählte, auch ihm die Tochter übergeben hatte, bewegte zwar die Vaterliebe mächtig das Gemüth des Grafen; doch der verhärtete Entschluß bleibt ungebeugt, und er befiehlt dem Diener, das Kind, in Windeln eingepackt,

recht von Herzen lieb zu haben .. (Armand macht eine Bewegung) und ungeduldig zu machen! — Daran ſind Sie eben ſo gut gewöhnt wie ich! .. O nein, nein, ſo geſchwind ändert man ſeine Gewohnheiten nicht!

Armand.

Es iſt gut! ... genug, Joſeph! .. Wo iſt meine Mutter?

Joſeph.

Auf ihren Zimmer, wo ſie ſchon nach Ihnen gefragt hat, denn gewöhnlich (mit einem Blicke auf Clariſſen) iſt ſie die erſte Perſon, welche Sie gleich früh aufzuſuchen pflegen.

Armand.

(ſtreng.) Still! (zu Clar.) Ich ſuche ſie auf und ſpreche mit ihr.

Clariſſe.

Und ich will mich vollends ankleiden. (leis, indem ſie auf die Thüre rechts zeigt.) Leben Sie wohl, und wenn Sie mich wirklich lieben, Muth! (ſie geht zur Thür links ab.)

Dritter Auftritt.

Joſeph. Armand.

Armand.

(unruhig für ſich.) Ja, ſie hat Recht ... Muth! (laut.) Meine Mutter iſt alſo zu ſprechen? — Sie iſt doch nicht unpaß?

Joſeph.

Nur ein wenig ... Meine Frau, die heut Nacht Geräuſch in der Schlafkammer der gnädigen Frau gehört hatte, war hineingegangen .. ſie hatte ſie auch in einem ſehr unruhigen Schlafe gefunden ... ganz laut hatte ſie ausgerufen: Mein Sohn! ... mein lieber Sohn!

Armand.

Auch im Schlafe ſelbſt iſt ſie mit Herz und Seele meiner eingedenk!

Joſeph.

Nun, daß will ich meinen. Sie hat nur Einen Gedanken, und das ſind Sie; Sie! .. Ach! ſie iſt nur immer gar zu gut geweſen ... Nein, da habe ich ganz andre Anſichten von

Kindeszucht ... und wenn ſie meinem Rathe gefolgt wäre ...

Armand.

(für ſich.) Und ich ſoll ſie betrüben müſſen! ... aber es geht einmal nicht anders! ... (zu Joſeph.) Sie iſt allein, nicht wahr? (will in das Zimmer rechts gehen.)

Joſeph.

Ein Notarius war ſchon heut früh bei ihr und ich weiß wahrhaftig nicht, ob er noch da iſt.

Armand.

(bleibt ſtehen als er eben eintreten will.) Da Du das nicht gewiß weißt, ſo will ich ſie nicht ſtören ... ſpäter vielleicht ... ich habe ja noch Zeit ... es drängt ja nichts.

Joſeph.

Gehen Sie nur immer hinein: Sie werden nicht böſe darüber ſeyn.

Armand.

Wie ſo?

Joſeph.

Sie wiſſen ja wohl noch das ſchöne Land-

gut la Vaupalière, wo sie im October waren, und das Ihnen so außerordentlich gefallen hatte.

Armand.

Das will ich meynen ... eine köstliche Besitzung ... Die schönste Jagd von der Welt.

Joseph.

Nun, Madame hat's gekauft.

Armand.

Ist's möglich? .. Und für mich?

Joseph.

Nun, für wen denn sonst? .. für mich wahrhaftig nicht! — Ein gothisches Schloß .. ungeheure Säle, die eine schöne Mühe machen werden zu frottiren und rein zu halten ... aber so bald es Sie betrifft, so nimmt Madame, die doch sonst in der Regel eine sehr verständige Frau ist, auf nichts in der Welt Rücksicht, und könnte Gesundheit, Vermögen, was weiß ich alles, aufopfern! ... Das ist ein ganz falscher Weg! Da erziehe ich meinen Sohn, meinen kleinen Joseph ganz anders! Ich gebe ihm nie auch nur das geringste, damit er ja nicht undankbar werde. Aber still, ich höre

Madame. Gehen Sie und bedanken Sie ſich bei ihr, und da Sie einmal mit ihr zu ſprechen wünſchen. ...

Armand.

Mein Gott ... in dieſem Augenblicke kann ich unmöglich ... ein wichtiges Geſchäft ... eine Beſtellung im Kaffe Tortoni ... ich muß ſogleich ... (er geht durch den Hintergrund ab.)

Vierter Auftritt.

Joſeph, dann Madame Dermilly.

Joſeph.

Fort iſt er! ... allerliebſt! ... ſtatt ſich bei ſeiner Mutter zu bedanken, ihr die Hand zu küſſen! ... Ja, ſo ſind die jungen Leute! So werden ſie verdorben! ... Nein, nein, das ſoll mir bei meinem Jungen nicht paſſiren! Denn ob ich gleich ein wahrhaft zärtlicher Vater bin, ſo habe ich mir doch von ſeiner frühſten Kindheit an, eine Mühe mit ihm gegeben, eine Mühe! ... ich habe ihm ſtets eigenhändig die Ruthe applizirt ... alle Tage in der Woche, ausgenommen Sonntags ... He, da kommt Madame.

Mad. Dermilly.

(von rechts kommend.) Ich glaubte meinen Sohn hier zu finden ... Iſt er ſchon ausgegangen?

Joſeph.

Ja, Madame, — ein wichtiges Geſchäft ... eine Beſtellung bei Tortoni ... irgend eine Partie de plaiſir, wie ich fürchte.

Mad. Dermilly.

O nein, wie ich hoffe! ... Laß ihn ſich doch amüſiren wie er nur will, laß ihn nur recht vergnügt und glücklich ſeyn ... weiter verlange ich ja nichts ... und drum halte ich ihn nie bei mir länger auf, als es ihm ſelbſt gefällt, damit er mit deſto größerm Vergnügen wieder zu mir zurückkehre.

Joſeph.

Nun, möge es der Himmel fügen, daß Madame ihre Schwäche nicht einmal zu bereuen haben.

Mad. Dermilly.

(lächelnd.) O ja, ich weiß ſchon, daß Du vor ſo etwas erſchrickſt ... Dir nach giebt es

gar keine älterliche Liebe ohne Strenge und Härte ... und ich habe Deinen Sohn, der doch nun ein recht derber Burſche geworden iſt, immer noch vor Dir zittern ſehen.

Joſeph.

Und darauf bin ich ſtolz: unſre Kinder müſſen uns reſpektiren.

Mad. Dermilly.

Ach, mein guter Joſeph, es iſt weit beſſer, wenn ſie uns lieben.

Joſeph.

Madame werden ſchon ſehen, wohin man mit dergleichen Ideen geräth ... und wenn Sie wüßten, was ich weiß ... Herr Armand, den Sie für ſo verſtändig, für ſo ordentlich halten...

Mad. Dermilly.

Nun?

Joſeph.

Nun, Madame! ... jetzt kann ich's wohl ſagen, weil die Sache vorbei iſt ... aber vor zwei Jahren ... ich mußte ſelbſt die Briefe beſorgen ... da war er in die junge Wittwe verliebt ...

Mad. Dermilly.

(kalt.) Ja, das hat er mir gesagt.

Joseph.

Gesagt!

Mad. Dermilly.

Eine sehr heftige Leidenschaft ... eine ewige Beständigkeit, die sechs Monate gedauert hat ... und dann später, als das Dämchen ihn betrogen hatte, war ich's die ihn zu trösten suchen mußte.

Joseph.

Nun, das begreife ich nicht!

Mad. Dermilly.

Ich bin nicht so albern, zu verlangen, daß mein Sohn mit einem Kopfe und einem Herzen von zwanzig Jahren, nicht auch alle Leidenschaften habe, die seinem Alter nun einmal angemessen sind. Alles was ich daher für meinen Sohn thun kann, ist dies, das Ungestüm und die Unerfahrenheit dieses seines Alters durch meinen gereiftern Verstand und meinen guten Rath zu leiten, ihn auf die Gefahren, die ihn umgeben, aufmerksam zu machen.

Joſeph.

Und wenn er ſie nun nicht ſehen will.

Mad. Dermilly.

Mich zu bemühen, ihn ſelbſt wider ſeinen Willen und ohne daß er es bemerkt, zu retten. Und ſieh einmal, ſonderbar iſt es, daß eben jetzt eine gewiſſe unerklärliche Unruhe, ein mütterlicher Inſtinkt, der mich nie täuſcht, mich neue Gefahr für ihn befürchten läßt.

Joſeph.

Wahrhaftig?

Mad. Dermilly.

Dir, dem alten Diener, deſſen Treue ich kenne, kann ich es wohl eingeſtehen ... dieſe drückende Angſt wird mich noch bewegen, einen Plan ſchneller zur Ausführung zu bringen, den ich vielleicht beſſer thät, noch zu verſchieben. Ich möchte nämlich gern meinen Sohn verheirathen, ihm ein gutes Weib zugeſellen, einen ſanften Charakter, einfache Tugenden, ſtilles Glück ... und alles das glaube ich ſchon gefunden zu haben, ohne erſt lange darnach zu ſuchen ... in meiner eigenen Familie ... in meiner Nichte Mathilde.

Joseph:

Der Tochter des Herrn Nanteuil, des Bankiers, der wenigstens eben so reich ist wie Sie?

Mad. Dermilly.

Von jeher ist diese Verbindung unser Lieblingsplan, und noch der letzte Wunsch meiner theuern Schwester auf ihrem Sterbebette gewesen ... aber nie habe ich noch meinem Sohne ein Wörtchen davon merken lassen, weil solche im Voraus besprochene Heirathen selten gut ausfallen. Da auch übrigens mein guter Schwager in Bordeaux wohnt und ich in Paris, so konnten unsre beiden Kinder einander weder sehen, noch liebgewinnen. Mathilde war aber unterdeß nun sechzehn Jahr geworden, und ich bat mir sie daher vom Vater nach ihrer Mutter Tode aus, um sie hieher ohnweit Paris in eine Erziehungsanstalt zu bringen, wo nach ihres Vaters Willen ihre Ausbildung vollendet werden sollte ... Sie ist ein Engel an Sanftmuth und Güte ... und so hübsch, so liebenswürdig, daß meiner Meinung nach, es ganz unmöglich ist, sich nicht in sie zu verlieben. Aber allerdings kommt es nun jetzt erst darauf an, daß Armand auch so denkt wie ich. Ich habe ihm noch nicht erlaubt,

in eine Kiste zu legen und es in aller-Stille, und mit möglichster Sorgfalt zu seiner Schwester nach Bologna zu schaffen, welche dort einem Grafen di Panico vermählt war, und ihr dasselbe zu mütterlicher Obhut und edler Erziehung anzuvertrauen, überdem auch die sorgfältigste Verbergung seiner Aeltern zu empfehlen. Der Diener reist auf der Stelle ab, und verrichtet sorgfältig, was ihm aufgetragen war. Graf Walther, der unterdessen zwar oft seiner Gemahlin Mienen und Worte beobachtete, konnte doch niemals eine Spur veränderter Gesinnungen an ihr bemerken; — überall die gleiche Bereitwilligkeit und Unverdrossenheit, überall die gewohnte Ergebenheit und Liebe; kein Kummer; kein Erwähnen ihres Töchterleins, ja niemals hörte man, weder absichtlich, noch durch Zufall nur ihres Kindes Namen über ihre Lippen gehn.

In dieser Lage vergingen vier Jahr, als sie abermals schwanger war, und zur großen Freude des Vaters und aller Freunde einen sehr wohlgebildeten Knaben gebar. Doch war dieser kaum zwei Jahr der nährenden Brust entzogen, als den Grafen abermals die seltsame Prüfungslust anwandelt, und er seine Gattin mit folgenden Worten anredet: schon vordem hast du gehört, daß meine Vasallen mit unsrer Ehe unzufrieden sind, beson-

die Anſtalt zu beſuchen, und ſeine Couſine zu ſehen, weil ich ſie ihm gern gleich das erſtemal vollkommen zu ihrem Vortheile zeigen möchte ... darum habe ich denn heut Abend einen Ball ...

Joſeph.

Für Mamſell Mathilde! ... Ach Du mein Himmel, die ich ſo klein gekannt habe, als ihr Vater noch der Aſſocié von unſerm lieben ſeligen Herrn war.

Mad. Dermilly.

Ich habe Deine Frau in die Erziehungsanſtalt geſchickt, um ſie von dort abzuholen, und denke ſie ein paar Tage hier bei mir zu behalten. Feſt überzeugt bin ich dann, daß ihre Lieblichkeit, ihre Jugend, ihre Naivität auf das Herz meines Sohnes den gewünſchten Eindruck machen werden.

Joſeph.

Man ſollte es wohl hoffen, aber ich fürchte nur, ich fürchte, daß es hier ſelbſt eine Perſon giebt, die ihr Eintrag thun wird...

Mad. Dermilly.

Und wer denn? ... was meinst Du damit? haſt Du etwas bemerkt?

Joſeph.

Noch nichts vorher, bis heut Morgen, wo ich zufällig ins Zimmer hieher kam — da ſah ich den jungen Herrn Armand bei Mamſell Clariſſen.

Mad. Dermilly.

Nun?

Joſeph.

Ich kann nicht ganz beſtimmt ſagen, daß ich ihn zu ihren Füßen geſehen, weil ich etwas blöde Augen habe ... aber ein gutes Ohr habe ich doch, und da glaube ich ganz deutlich gehört zu haben ... (er macht das Zeichen eines Kuſſes auf die Hand) oder ſo etwas Aehnliches.

Mad. Dermilly.

Wie? Clariſſe, deren Vormünderin ich von Kindheit an war, und die ich nun ſeit zwei Jahren, ſeit ſie mündig geworden, hieher zu mir genommen ... der ich eine Mitgift verſprochen

habe! .. Nein, das iſt unmöglich! (innehaltend und nachdenkend.) Und doch! Sie hat bis jetzt alle und recht paſſende Parthieen ausgeſchlagen, die ſich ihr dargeboten haben.

Joſeph.

Nun, da ſehen Sie.

Mad. Dermilly.

Und ich darf mir nicht verheimlichen, daß ihre Feinheit, ihre Coquetterie —

Joſeph.

Und ihr Stolz! ... Denn ſtolz iſt ſie und das tüchtig! ... vorzüglich gegen die Dienſtboten.

Mad. Dermilly.

Auf der andern Seite, der ſichtliche Trübſinn meines Sohnes ... er, der gewöhnlich ſo luſtig, ſo ausgelaſſen iſt! ...

Joſeph.

Deutlicher Beweis, daß er verliebt iſt.

Mad. Dermilly.

Wie ſo?

Joseph.

Ich habe das schon oft bei ihm bemerkt ... so lange er verliebt ist, ist er traurig und schwermüthig, und sobald er wieder lustig wird, ists ein Zeichen, daß ...

Mad. Dermilly.

Man kommt! — — Es ist meine Nichte!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Mathilde.

Mathilde.

(zur Mitte herein.) Guten Morgen, liebe, liebe Tante! . . O! wie gut, wie unendlich gut Sie doch sind, daß Sie mich aus der Anstalt haben kommen ... und auf acht Tage, wie ich gehört habe.

Mad. Dermilly.

Ja, mein liebes Kind.

Mathilde.

Ich bin auch vor Freude fast bis an die Decke gesprungen ... das war nicht recht von

mir ... denn Madame und die andern Eleven konnten ſich darüber kränken ... aber ich konnte mir gar nicht helfen, ich war zu überglücklich! — O, ich muß Sie noch dafür recht abküſſen! mein herziges Tantchen!

Joſeph.

Sie iſt recht artig!

Mathilde.

Aber wer iſt denn der alte Herr da? — mit dem weißen Haare! ... iſt das nicht Joſeph, der mich ſonſt immer auf ſeinen Knien hat tanzen laſſen.

Joſeph.

Das weiß ſie noch, das liebe Kind!

Mathilde.

(zu ihm gehend.) Guten Morgen, mein lieber Joſeph.

Joſeph.

(bei Seite, gerührt.) Die iſt nicht ſtolz! nein, die nicht — das iſt ein gutes Zeichen.

Mathilde.

Hab' ich mich nicht recht verändert?

Joſeph.

Und ich erſt?

Mathilde.

Ach nein, nicht gar zu ſehr .. Denn Du biſt immer noch ſo gut gegen mich wie vordem. Nun mußt Du mich aber auch hübſch ſchmälen wie vordem, denn da ſchmälteſt Du mich alle Augenblicke aus, deſſen beſinne ich mich noch recht wohl.

Joſeph.

(ſie anſehend.) Ei, das möchte jetzt wohl ein andrer im Stande ſeyn! Mamſellchen.

Mathilde.

Nun, nun, es wird Dir nicht an Urſache dazu fehlen. Sie behaupten immer, ich ſey ausgelaſſen, und das mag doch wohl ein wenig wahr ſeyn. Nicht wahr, liebes Tantchen? Auch gebe ich mir alle Mühe, recht ernſthaft zu werden.

Mad. Dermilly.

Nein, mein Kind; was ſie Ausgelaſſenheit nennen, iſt nichts als kindliche Offenheit und Fröhlichkeit. Dieſen Fehler magſt Du immer

behalten. Bleibe ſtets ſo wie Du biſt. (ſie mit Liebe betrachtend.) Ich finde Dich ſo recht gut, meine Tochter.

Mathilde.

Deſto beſſer, deſto beſſer! O ich wäre auch recht unglücklich geweſen, wenn das nicht der Fall wäre ... beſonders ſeit mir mein Väterchen Ihre Plänchen mit mir anvertraut hat.

Mad. Dermilly.

Wie?

Mathilde.

Ja, ja, ehe er fortreiſte, hat er mir zu verſtehen gegeben ... daß ich, Ihr Nichtchen, einmal von Ihnen mit einem ſüßern Namen noch genannt werden könnte ... mit dem, den Sie eben ausgeſprochen haben ... Ihrer Tochter!

Mad. Dermilly.

Wie? Das hat Dir Dein Vater geſagt? ... (für ſich.) O! welche Unvorſichtigkeit.

Mathilde.

(lebhaft.) O! ich habe es keinem Menſchen wiedergeſagt ... Aber in Ihnen eine Mutter

wieder zu finden, die ich leider so früh verlieren mußte, der Gedanke macht mich so glücklich, so selig, daß ich ihn gar nicht aus dem Kopfe bringen kann, und da habe ich mir denn alle mögliche Mühe gegeben, daß Ihr Töchterchen seiner vortrefflichen Mutter nicht ganz unwürdig werde ... Für's erste habe ich von früh Morgens an bis spät Abends gearbeitet ... es hat mir anfangs gewaltige Langeweile gemacht, aber das half alles Nichts! ... O! ich kann englisch und italienisch; freilich wohl nur sehr schlecht, wie ich fürchte, aber Sie verstehen alle diese Sprachen so vortrefflich, und da können wir mit einander darin plaudern, denn ich schwatze für's Leben gern, und was für eine Freude das für mich ist, daß ich Ihnen in zwei Sprachen mehr sagen kann, wie unendlich lieb ich Sie habe. ... Und alsdann noch das Sticken und Nähen, und die Musik, und das Malen ... Nun! Sie sollen die beiden kleinen Bildchen sehen, die ich mitgebracht habe, Väterchens Portrait und meins.

Mad. Dermilly.

(freudig.) Wahrhaftig?

Mathilde.

Ach Du mein Gott! Daran habe ich wieder nicht gedacht! ... ich wollte Sie ja damit überraſchen! ... Nun, was thuts! .. Sie ſind doch überraſcht, nicht wahr? ... Ich hätte auch noch ſogar gern ein andres Portrait verſucht, das Ihnen gewiß die allergrößte Freude gemacht haben würde ... aber ich weiß nicht warum, ... ich habe es nicht gewagt.

Mad: Dermilly.

Und was für eins?

Mathilde.

Das ... von Ihrem Herrn Sohne.

Mad. Dermilly.

(lächelnd.) Wie? ... Du erinnerſt Dich noch, wie Dein Couſin ausgeſehen hat.

Mathilde.

Ich habe ihn ja erſt vor ganz kurzer Zeit geſehen ..

Mad. Dermilly.

Wo denn? ... wie denn ſo?

Mathilde.

Als der Marschall unsere Königliche Erziehungs-Anstalt in Sanct Denis revidirte ... Es waren sehr wenig Personen mit ihm, blos zwei Generale, einige alte und noch ein Paar junge Adjutanten von der berittenen Nationalgarde ... allerliebste Uhlanenuniformen, man konnte sie nicht hübscher sehen ... und wir Eleven, die wir so in Reih und Glied dastanden, haben uns auch die schönen Uniformen recht ordentlich betrachtet.

Mad. Dermilly.

Und die jungen Offiziere auch?

Mathilde.

Sehr wenig ... weil ... weil ... nun, das wissen Sie ja wohl, liebe Tante ... man muß kerzengrade stehen und die Augen fein niederschlagen. ... Aber eine meiner Miteleven, Auguste, flüsterte mir ganz leise zu: Sieh doch einmal den jungen Menschen da, der neben dem Marschall steht! ... und als ich nun hinsah, da konnte ich gar nicht läugnen, daß er mir recht wohl gefiel und den andern Eleven auch ... Nun denken Sie sich aber meine Ueberraschung,

ders seit sie deine Fruchtbarkeit gesehen; doch niemals mehr, als seit du mir den Sohn geboren. Denn also sagen sie, und oft ist mir die Rede vor das Ohr gekommen: — Stirbt einst der Walther, dann wird ein Enkel des Glanicolo Herr unsrer Kinder seyn. Soll ein so schönes Land sich einem solchen Herrscher unterwerfen! So hört man täglich unter meinen Leuten sprechen; weshalb ich, Ruhe liebend und — soll ich dir die Wahrheit eingestehn — sie fürchtend, mich bewogen fühle, über dieses Kindlein zu verfügen, wie ich einst über seine Schwester that. Dieses künd'ge ich dir an, damit dich nicht der Schmerz zu unverhofft und plötzlich übermanne.

Sie erwiederte darauf: ich hab' es Euch erklärt, und wiederhol' es jetzt: mein Wille ist allein, was Euch gefällt, und mir gehört an diesen Kindern nichts, als meine Sorge. Ihr seyd mein Herr und auch der ihre. Uebt Euer Recht an Euerm Eigenthum, und fraget nicht nach meiner Einstimmung. Denn als ich einst beim Eintritt in dies Haus die alten Kleider ausgezogen, da legt' ich auch den eignen Wunsch und Willen ab, und nahm den Euren an. Was also immer Euer Wille sey, es ist der meine. Ja wüßte ich, was Euer Wille künftig heischte, so würd' ich auch, seys was es sey, es wollen und

als die Unterlehrerin, wie ſie uns die Namen aller der Herren nannte, die den Marſchall begleitet hatten, ſagte, daß dieſer junge Adjutant, Herr Armand Dermilly, mein lieber Couſin ſey.

Mad. Dermilly.

Mein Himmel! iſt das möglich?

Mathilde.

Wahr und wahrhaftig, liebes Tantchen ... der Couſin in leiblicher Perſon ... und die andern jungen Mädchen in der Penſion gratulirten mir alle, daß ich ſeine Couſine ſey. ... Nun denken Sie einmal, wenn ſie gar erſt gewußt hätten, daß ... (lebhaft) aber Sie können ſich gewiß darauf verlaſſen, daß ich auch nicht ein Wörtchen davon geſagt habe.

Mad. Dermilly.

(lebhaft.) Schön! — ſchön!

Mathilde.

Dafür habe ich aber deſto mehr darüber nachgedacht. Denn das müſſen Sie mir doch zugeben, daß darin ſo etwas Unerwartetes, ſo etwas Staunenwerthes liegt ... ſo etwas Schick-

salsmäſſiges ... nun ſie verſtehen mich ſchon! ... Nicht etwa, als ob ich andre Ideen dabei gehabt hätte, aber ich ſagte mir immer ſo: wenn Du einmal deinen Couſin ſehen wirſt, und das muß doch endlich einmal geſchehen, ſo wird es uns doch gewaltig viel Spaß machen, wenn ich ihm erzähle, daß er mich nicht kennt und daß ich ihn doch kenne, und daß ich ihn insgeheim mitten unter zweihundert Perſonen geſehen habe. Aber, liebes Tantchen, was ich Ihnen jetzt erzählt habe, das müſſen Sie ihm ja nicht wieder ſagen! (zu Joſeph.) Und Du auch nicht, Joſeph! — Sie ſehen wohl, daß das ganz unter uns bleiben muß! ... Aber ſeyn Sie doch ja nicht böſe, ich plaudre da, und plaudre ... und Sie müſſen mich für ein gewaltiges Plappermäulchen halten ... aber glauben Sie das ja nicht, ich bin nur jetzt ſo überaus glücklich und fröhlich!

Mad. Dermilly.

Und ich auch! ... Jetzt freut mich dieſes Zuſammentreffen mit Armand ungemein und Du ſollſt es ihm noch heute Abend ſelbſt erzählen, wenn Du den erſten Contretanz mit ihm tanzeſt. ...

Mathilde.

Wie? was? einen Ball!

Mad. Dermilly.

Für Dich, mein Kind.

Mathilde.

Ach, wie gut Sie sind! ... Was das für eine Wonne seyn wird!

Mad. Dermilly.

Das ist meine Ueberraschung! .. ein Impromptü.

Mathilde.

Aber, Sie böse Tante, Sie hätten mir das doch wohl ein bischen im Voraus sagen sollen, weil ich ja hier nur meinen Pensionsanzug anhabe! ... Es ist gar nicht meinetwegen ... sondern nur des Cousins wegen (mit Schüchternheit.) Ich hätte wohl gewünscht, daß er mich auch nicht häßlich fände ... und daß er diesen Abend ... das von mir dächte ... was wir von ihm gedacht haben. (lebhaft.) Es ist vielleicht unrecht, daß ich das sage.

Mad. Dermilly.

Nein, nein, mein Kind.

Mathilde.

(fröhlich.) Um ſo beſſer... Nun, denken wir nicht mehr daran! ... das Vergnügen zu tanzen iſt am Ende mehr werth als das für hübſch zu gelten.

Mad. Dermilly.

(ſie bei der Hand nehmend.) Wie? wahrhaftig? ... nicht mehr Eitelkeit? ... (zu Joſeph.) Nun, was ſage ich Dir? ... ein wahrer Schatz! (zu Mathilde.) Nun, ſiehſt Du mein Kind, wenn Du nicht eitel biſt, ſo bin ich es für Dich! — ja, ja, ich! und Du wirſt auf Deinem Zimmer einen Ballanzug finden, der ganz für Dich paſſen wird.

Mathilde.

(vor Freude ſpringend.) Ach, Tante, Tante! meine gute beſte Tante! (ſchnell.) Sind auch Blumen darauf?

Mad. Dermilly.

Das verſteht ſich.

Mathilde.

(wie oben.) Ein ganzer Beſatz?

Mad. Dermilly.

Natürlich! ich mußte doch mein vielgeliebtes Töchterchen recht herausputzen.

Mathilde.

Mein Töchterchen! ... ach, wie lieb ich Sie habe, wenn Sie ſo etwas ſagen! (neugierig.) Aber, mein holdes Mütterchen, dürfte ich denn das Kleid nicht etwa ſehen und anprobiren? .. Nicht etwa als ob ich neugierig wäre und ſo etwas nicht erwarten könnte, ſondern nur, wenn es mir etwa nicht recht paßte.

Mad. Dermilly.

Ei freylich! ... Joſeph, ſag Deiner Frau, daß ſie Mathilden ihr Zimmer anweiſen ſoll, das gleich dicht neben dem meinen iſt.

Mathilde.

Gleich neben dem Ihren! O wie glücklich mich das macht! Adieu, adieu, liebes Tantchen, ... (zögernd.) Adieu, meine theure Mutter!

Mad. Dermilly.

(ſie innig umarmend.) Adieu, meine gute Tochter! ... (ſich faſſend.) noch nicht! ... noch nicht; aber hoffentlich recht bald.

(Mathilde geht mit Joſeph rechts ab.)

Sechſter Auftritt.

Mad. Dermilly, dann Armand.

Mad. Dermilly.

Ja, wenn mein Sohn ſie nur erſt kennen wird, muß er überglücklich ſeyn, aus meinen Händen ein ſolches unſchätzbares Geſchenk zu erhalten. — Er kommt — Ich muß ihm meine Abſichten eröffnen und dabei beſtimmt erfahren, was ihn jetzt ſeit einiger Zeit ſo nachdenkend macht. (Armand tritt durch die Mitte ein.) Wie traurig er ausſieht. (unruhig.) Mein armer, armer Sohn!

Armand.

(für ſich als er ſie erblickt.) Sie iſts! ... ich kann nicht mehr zurück! — Alſo Muth gefaßt! (geht zu ihr und küßt ihr die Hand!) So

kann ich Sie denn endlich ſprechen, meine theure Mutter, und Ihnen für die neuen Beweiſe von Güte danken, mit denen Sie mich wieder überhäuft haben. Joſeph hat mir nämlich, vielleicht etwas zu vorſchnell, den Ankauf erzählt, den Sie ſo eben von dem ſchönen Landgute gemacht haben.

Mad. Dermilly.

(mit Rührung und Güte.) Du haſt mir ſo oft davon vorgeredet ... Du ſchienſt es zu wünſchen .. und mein größtes Glück iſt, alle Deine Wünſche zu erfüllen, ſobald ich ſie nur kenne, (ihn aufmerkſam anſehend.) oder ſie wenigſtens, wenn ich es vermag, zu errathen.

Armand.

(bei Seite.) Wenn ſie ſo mit mir ſpricht, werde ich nie die Kraft beſitzen, ihr ...

Mad. Dermilly.

Und dann, um Dir nur alles zu geſtehen, hoffte ich auch noch andre Abſichten beim Ankaufe dieſes Schloſſes.

Armand.

Und die wären?

Mad. Dermilly.

Ich hoffte Dir es ... als Hochzeitsgeschenk zu verehren.

Armand.

Mein Gott! was wollen Sie damit sagen?

Mad. Dermilly.

(setzt sich und giebt ihm ein Zeichen sich neben sie zu setzen.) Komm, mein Sohn, setz' Dich hier zu mir, und laß uns eins plaudern: es ist lange her, daß es mir nicht so wohl geworden ist, und es scheint fast, als ob auch Du, mein Sohn, Dich darnach sehntest.

Armand.

(mit Innigkeit.) Ja meine theure Mutter, o ja, Sie haben vollkommen Recht.

Mad. Dermilly.

O! daß wußte ich schon gewiß ... mein Herz sagte mir es ja ... nun, so höre mich denn erst ganz ruhig an, und antworte mir nachher. — Als ich Deinen theuern Vater, wie Du weißt, nach wenig Jahren unsrer Ehe verlor, war ich noch ziemlich jung, und man redete mir von

allen Seiten zu, mich wieder zu verheirathen. Ich ſchlug es aber ſtandhaft aus, denn ich ſagte mir unaufhörlich ſelbſt, daß ein zweiter Gatte ein Recht beſitze, einen Theil der Habe zu verlangen, die Dir von da an künftig nur ganz allein angehören ſollte.

Armand.

O meine Mutter!

Mad. Dermilly.

(fortfahrend.) Es war mir damals ſchon ein ſehr beträchtliches Vermögen zugefallen, ich habe es erhalten, ich habe es ſogar vermehrt, um Deinetwillen, mein Kind! und wenn ich Dir es einmal hinterlaſſe, ſo wirſt Du, daß weiß ich gewiß, es eben ſo rechtlich benutzen, wie es erworben worden iſt.

Armand.

O! Denken Sie nicht daran! theure Mutter!

Mad. Dermilly.

Wer weiß denn ... ich bin ſchwach, bin oft leidend, und möchte alſo nicht gern von Dir ſcheiden, mein geliebter Sohn, ohne irgend je-

mand, den ich mir selbst ausgewählt, die Sorge zu hinterlassen, Dich glücklich zu machen ... daher wünsche ich, ... daß Du Dich verheirathen möchtest, ... vor allen Dingen aber, daß dieser mein Wunsch auch der Deinige sey.

Armand.

(freudig) O da seyen Sie ganz ruhig, liebe Mutter, das ist ja auch nur mein einziger Gedanke, denn ... ich muß es Ihnen nur gestehen ... ich liebe schon jemand, ja, wie ich noch nie geliebt habe.

Mad. Dermilly.

(bei Seite.) O Himmel!

Armand.

(feurig.) Es giebt für mich kein Glück in der Welt, als in dem Besitze dieses geliebten Wesens ... wenn nämlich Sie darein willigen, daß ich es meine Gattin nennen darf.

Mad. Dermilly.

Und ... wer ist das?

Armand.

Ihre Pflegetochter ... Clarisse.

bestreben, noch eh' Ihr es wolltet; doch da ich Eurem Willen nicht vermag zuvorzukommen, so kann ich ihm nur willig folgen. Ja wollt Ihr, daß ich sterbe, willig sterb' ich; und nicht der Tod wird meine Liebe unterdrücken.

Voll Bewunderung ob der Standhaftigkeit des Weibes und mit bewegter Miene ging der Graf hinweg, und schickte auf der Stelle seinen Leibdiener, den er vordem schon gesendet, zu ihr hin, welcher, nachdem er sich mit der Nothwendigkeit zu gehorchen entschuldigt und sie zu vielen Malen um Verzeihung gebeten hatte, wofern er ihr etwas zu Leide gethan habe oder noch thue, ihr das Kind abforderte, als geh' er um mit einer ungeheuern That. Sie aber nimmt mit unveränderter Miene, wie auch bewegt im Herzen, ihr Söhnlein, das durch seine körperliche Bildung und edle Natur nicht blos der Mutter, sondern allen, die es kannten, lieb und theuer war, in ihre Arme; zeichnet und segnet es mit dem Zeichen des Kreuzes, wie sie dem Töchterlein gethan, bleibt eine Weile an seinem Anblick festgeheftet, herzt und küßt es, reicht es dann, ohne irgend ein Zeichen des Schmerzes dem Fordernden hin und spricht: Nimm hin, und thu, was dir befohlen ist. Das Eine bitt' ich dich auch jetzt: behüte,

Mad. Dermilly.

(für ſich, zerknirſcht.) O mein Gott! ... alſo iſt es doch wahr!

Armand.

Was iſt Ihnen, theure Mutter? ... Ihre Hand zittert ... Sie ſind unwohl?

Mad. Dermilly.

(ſucht ſich zu faſſen.) Nein, nein, lieber Sohn! ... es iſt nichts; gar nichts ... auch ich will ja nur Dein Glück! (ſie ſteht auf, Armand auch.)

Armand.

(freudig.) Iſts möglich!

Mad. Dermilly.

Aber beruhige Dich und laß mich ausreden. — Damit ein ſolches Glück wirklich vorhanden ſey, muß man der Perſon, welcher man es anvertraut, ganz verſichert ſeyn ... muß wiſſen, ob ihr Geiſt, ihr Charakter, ihre Verhältniſſe, alles mit einem Worte, uns für die Zukunft eine Bürgſchaft darbiete, die Dir allerdings unnütz ſcheint, die aber ich zum Beſten meines

Sohnes wohl fordern darf und muß ... Für's erste ist aber Clarisse älter als Du ... dann, ihre Familie ...

Armand.

Ist angesehen und vornehm, ich weiß es. — Ihr Vater war der Marquis von Villebieu.

Mad. Dermilly.

Der ihr einen großen Namen hinterlassen hat! ... und das ist es eben, wovor ich erschrecke: denn, lieber Armand, wir sind doch am Ende nichts weiter als Kaufleute — (Armand macht ein Zeichen.) Bankiers, wenn Du lieber willst ... Der Name thut nichts zur Sache ... wir gehören immer nur dem Handelsstand an ... und statt also, daß, wie ich mir geschmeichelt hatte, Deine künftige Gattin sich durch die Verbindung mit uns geehrt fühlen sollte ... glaubt sie wohl eher uns zu ehren, wenn sie Deine Hand annimmt. Und wenn sie nun das eines Tages Dich fühlen ließe!

Armand.

Ein gewöhnliches Weib, vielleicht ... aber Clarisse gewiß nie!

Mad. Dermilly.

Clariſſe iſt eben ſo wenig als irgend jede andere von den Vorurtheilen des Namens und der Geburt frei: ... Vorurtheile, die durch ihre frühere Erziehung nur noch mehr beſtärkt worden ſind. Du wirſt Dich erinnern, daß ſie zu London, in dem Schoße einer angeſehenen und mächtigen Familie, bei Lord Carlile, einem der erſten Pairs des Königreichs erzogen ward, wo ſie eingeweiht worden in alle dieſe Ideen der engliſchen Ariſtokratie, in dieſes Bedürfniß von Würden, Ehren und Auszeichnungen, die ſchon in ihrer Jugend ſie quälten ... wenn ſie daher auch vielleicht mit dem Looſe, das Du ihr darbieten kannſt, mit Reichthum, ſtatt Ranges zufrieden iſt ... ſo geſchieht es blos in Ermangelung eines Beſſern.

Armand.

Was ſagen Sie?

Mad. Dermilly.

Was ich Dir leicht beweiſen kann! ... Edgar, der zweite Sohn des Lord Carlile, war, eben ſo wie Du, von den Reizen Clariſſen hingeriſſen.

Armand.

Iſt's möglich!

Mad. Dermilly.

Ich werfe keine Schuld auf Clariſſen, und glaube nicht einmal, daß ſie ſeiner Liebe auch nur im geringſten entgegen gekommen iſt ... Sie war jung, ſchön ... und man liebt ſie; das finde ich ganz natürlich ... Aber ſpäter, als ſie meiner Aufſicht anvertraut, als ſie meine Pflegetochter ward, warum hat ſie da mit entſchiedener Verachtung alle Partieen verworfen, die ich ihr vorſchlug?

Armand.

Können Sie ihr ein Verbrechen daraus machen, wenn ihr Herz mir gehört, wenn ſie mich liebte ... Denn, liebe Mutter, Sie kennen ſie nicht genug ... Sie wiſſen noch nicht, daß ſie ſelbſt mich von dieſer Liebe hat zurückbringen wollen, daß ſie, weil ſie befürchtete, Sie zu betrüben, ſich entfernen, fliehen wollte! ... mich fliehen, den ſie liebt, und von dem ſie wieder geliebt wird!

Mad. Dermilly.

Du täuſcheſt Dich ſelbſt, und legſt ihr Eigenſchaften bei, die ſie nicht beſitzt.

Armand.

Sey dem wie ihm wolle, ich liebe ſie!

Mad. Dermilly.

Aber, mein Sohn ...

Armand.

Ja, theure Mutter, ich liebe ſie und werde ſie immer lieben!

Mad. Dermilly.

(mit Ungeduld.) Immer! ... Wie kannſt Du ſo ſprechen, wenn blos die Rede von einem plötzlich erwachten, ſtürmiſchen Gefühle iſt, das aus Leidenſchaft entſtanden, von den hellern Strahlen der Vernunft noch nicht erleuchtet iſt! ... Kannſt Du die Dauer eines Fieberanfalls, eines Wahnſinns verſichern? ... Du haſt ſchon ſo manche andere geliebt ... bei jeder hieß es auch: immer auf ewig! ... und nach einigen Monaten war dieſe ewige Liebe verſchwunden. Kann es nicht derſelbe Fall mit dieſer hier ſeyn?

Armand.

Nie! nie! ... O, welcher Unterſchied!

Mad. Dermilly.

Laß es uns wenigſtens verſuchen: ... denn auch ich wollte Dir eine Parthie vorſchlagen ... einen Engel von Güte und Unſchuld, den meine mütterliche Liebe Dir beſtimmte.

Armand.

Vergebens!

Mad. Dermilly.

Sieh ſie wenigſtens! ... weiter verlange ich nichts von Dir.

Armand.

Und wozu? ... Ich liebe Clariſſen! Nie werde ich eine andere lieben. Nichts wird mich zu einem andern Entſchluſſe bewegen, nichts in der Welt mich verhindern, ſie zu heirathen!

Mad. Dermilly.

Selbſt nicht das Unglück Deiner Mutter?

Armand.

O Gott! was ſagen Sie da!

Mad. Dermilly.

Daß ich glaubte von meinem Sohne geliebt

zu werden! . . . Mein Leben, mein ganzes Daſeyn lag in ſeiner Liebe! . . . ſie zu verlieren, heißt für mich ... ſterben!

Armand.

O Mutter! glauben ſie gewiß, das meine innigſte Zärtlichkeit . . .

Mad. Dermilly.

Ich kann nicht mehr daran glauben; und mache keinen Anſpruch mehr darauf. (mit Würde). Aber es ſind mir noch andere Rechte übrig geblieben! . . . Bin ich auch der Liebe meines Sohnes beraubt, ſo habe ich doch wenigſtens nichts gethan, daß er ſich losſagen könnte von der Achtung und dem Gehorſame den er mir ſchuldig iſt.

Armand.

Und die ich ewig im Herzen tragen werde! — O ſprechen Sie . . . verlangen Sie, fodern Sie . . . befehlen Sie, ich werde gehorchen.

Mad. Dermilly.

Ich könnte Dir alſo ſagen, daß ich dieſe Heirath verbiete?

Armand.

(ängſtlich). Wie? Sie verbieten mir ſie?

Mad. Dermilly.

Nein! ... aber ich flehe Dich auf den Knieen, Dich nicht unglücklich zu machen.

Armand.

(ſie aufhebend). Mutter! ... meine Mutter! ... Nein, das iſt zu viel! ... Ich werde gehorchen! ... Keine Heirath mehr ... Sie verlangen es ... meine Qualen ſind unermeßlich! ... aber Sie ſollen nicht vergebens gebeten haben ... Leben Sie wohl! .. leben Sie wohl! ... ich ſuche Clariſſen auf ... ich gebe ihr ihren Schwur zurück ... ich ſage ihr, daß ich auf ewig auf ſie verzichte! ... Sind Sie nun zufrieden?

Mad. Dermilly.

Ja! ja, ich bin es! (ſieht Armand ſich entfernen). Mein Sohn! ... Du gehſt! ... und ohne eine Umarmung für Deine Mutter?

Armand.

(kommt zurück, umarmt ſeine Mutter, reißt

ſich dann von ihren Armen los und ſtürzt nach links). Ach! wie unglücklich bin ich!

Siebenter Auftritt.

Madame Dermilly, Mathilde.

Mad. Dermilly.

(ſieht ihn mit tiefer Bewegung gehen). Er leidet! . . . er iſt unglücklich! . . . und ich bin Schuld daran! . . . ich, die mit Freuden iht eigenes Glück für ihn hingebe! (mit Feſtigkeit). Aber es iſt ſein Glück, das ich dadurch ſichere ... und was auch geſchehen möge, ich habe mir keine Vorwürfe zu machen. Ich habe meine Schuldigkeit gethan!

Mathilde.

(im Ballkleide, tritt rechts ein). Tante! ... liebe Tante! ... ſehen Sie doch nur einmal!

Mad. Dermilly.

Ah, biſt Du ſchon fertig mein Kind? .. Schön ... recht ſchön! ... Es iſt eine wahre

Freude, Dich anzusehen (für sich). Ja, auf ihr beruht nur noch meine ganze Hoffnung.

Mathilde.

Sie haben aber auch an alles gedacht, Sie gutes Tantchen! selbst an das Bouquet! ... Steckt's so gut?

Mad. Dermilly.

(nimmt es ihr ab). 'Bewahre, bewahre! ... Das trägt man in der Hand.

Mathilde.

(lacht). Das war also ein großer Verstoß!

Mad. Dermilly.

Ei freilich.

Mathilde.

Der Tausend! ... Das wußt ich nicht

Mad. Dermilly.

Ist Deine Frisur nicht ein wenig zu hoch? ... Doch nein! ... Und das Kleid? ... Da giebt's noch einige Falten, die weg müssen. (sie ordnet Mathildens Kleid).

wenn es möglich ist, des Kindes zarten Leib vor wilder Thier' und Vögel Anfechtung.

Mit diesem Auftrag ging er zurück zu seinem Herrn und setzte ihn dadurch in so gewaltiges Erstaunen, daß, hätte dieser nicht gewußt, wie heiß sie ihre Kinder liebte, er fast gearawohnt hätte, die Stärke dieses Weibes sey aus Härte des Gemüths entsprungen. Doch wie sehr sie auch die Ihrigen liebte, so kam doch nichts der Liebe zu dem Gatten gleich. — Der Diener erhielt den Auftrag nach Bologna zu reisen, und den Knaben an denselben Ort zu bringen, wo seine Schwester war.

Diese Proben ehelicher Liebe und Treue konnten nun dem starren Manne genügen. Nichts destoweniger giebt es Menschen, die, wenn sie einmal dergleichen begonnen, nicht abstehen können, vielmehr nur immer eifriger und hartnäckiger auf ihrem Vorhaben beharren. Mit festgehefteten Blicken betrachtete der Graf jetzt unablässig sein Weib, ob irgend eine Spur von Veränderung an ihr zu blicken sey; doch konnte er nirgends eine finden, außer daß sie ihm täglich nur immer treuer und ergebener ward, und beide nur einen Sinn zu haben schienen, nämlich den, welcher von ihm, dem Manne, ausging: denn sie hatte, wie gesagt, versichert, nichts für sich weder zu

Mathilde.

Wie gütig Sie sind, liebes Tantchen! ... Es ist ja so gut genug!

Mad. Dermilly.

(für sich.) Ach! wenn sie wüßte, wie wichtig das für mich ist! (laut). Höre mein Kind, passe hübsch auf das auf, was ich Dir jetzt sagen werde, und gieb Dir vor allem recht viele Mühe, auf diesem Balle ...

Mathilde.

Womit denn, liebes Tantchen?

Mad. Dermilly.

(hält plötzlich inne, für sich). Nein, nein, ... keinen absichtsvollen Rath für sie ... möge sie nur sie selbst bleiben ... dadurch blos soll sie gefallen. (laut zu Math.) Gieb Dir Mühe Dich zu amüsiren so viel Du nur kannst, weiter verlange ich nichts.

Mathilde.

O! da will ich wohl gern gehorchen... Bedenken Sie doch, daß es das erstemal in meinem Leben ist, daß ich auf einen Ball gehe...

Das heißt auf einen eigentlichen, wahren Ball. ... Denn in der Anſtalt, da kann man's doch wohl eigentlich kaum ſo nennen ... Tanzt man doch da blos mit den Elevinnen zuſammen! Kein Tänzer, kein neues Geſicht! Ach, das iſt manchmal gewaltig langweilig, und man weiß wahrhaftig nicht, ob man auf einem Ball iſt, oder noch in der Tanzſtunde... Auch probirte ich's vorhin ſo ein wenig ſchon vor dem Spiegel, wie ich mich ausnehmen würde, wenn nun ein Herr käme und mich aufzöge, da ich an ſo etwas gar nicht gewöhnt bin ... (ſetzt ſich und verneigt ſich). Mit Vergnügen, mein Herr! ... wenn's nämlich ein andrer als Armand wäre, denn dann würde ich ſagen: Vom Herzen gern, lieber Couſin.

Mad. Dermilly.

(erſchreckend). Und Dein Kleid, das Du Dir zerdrückſt!

Mathilde.

(ſchnell aufſtehend). Ach ja, ja! ... aber, warum kommt denn auch noch niemand! ... Es geht ja ſo viele ſchöne Zeit verloren.

Mad. Dermilly.

Still, man kommt! (für ſich). Mein Gott! Clariſſe!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Clariſe kommt im Ballanzuge von links her.

Clariſſe.

(für ſich beim Eintreten in tiefen Gedanken). Er gehorchte ſeiner Mutter ... er entſagte mir! ... Glücklicherweiſe hat ein einziges Wort alle ſeine Entſchlüſſe umgeſtoßen, und jetzt hoffe ich, daß ich nichts mehr zu fürchten habe. (erblickt Mad. Dermilly). Ach, Sie ſind's?

Mad. Dermilly.

Schon fertig, Clariſſe? — Das freut mich.

Mathilde.

Ah, wie ſchön!

Mad. Dermilly.

(zu Clariſſen, indem ſie ihr Mathilden zeigt).

Meine Nichte Mathilde .... Das Kind vom Hause.

Mathilde.

(zu Clariſſen gehend). Alſo faſt eine Schweſter! ... O! wie glücklich würde ich ſeyn, wenn Sie mich für eine ſolche anſähen, und mir Ihre Freundſchaft ſchenken wollten!

Clariſſe.

Mademoiſelle!

Mathilde.

Ach, ich bedarf deren wohl recht ſehr! und beſonders auf dem Balle, auf den Sie mich führen ſollen ... Ich, ich weiß nicht das geringſte! Hatte ich nicht eben jetzt noch den Strauß da in den Gürtel geſteckt, und wenn mir die gute Tante nicht geſagt hätte, daß ſich das nicht ſchicke ....

Clariſſe.

(mit Spott). Maſell kommen eben aus der Penſion?

Mathilde.

Ach Gott, ja!

Clariſſe.

(wie oben). Das ſieht man wohl.

Mad. Dermilly.

(abſichtlich). Und wäre es auch nur an ihrer Offenheit, ihrem Vertrauen. (Man hört Tanzmuſik). Ah, es iſt ſchon Geſellſchaft da! (ſie geht in den Saal, in welchem man durch die offene Thür ſieht).

Mathilde.

(zu Clariſſen). Ich werde mich neben Sie halten, und Sie haben dann die Güte mir zu ſagen, was ich thun muß, um nicht gegen den Anſtand zu verſtoßen.

Clariſſe.

Ich? o! ich habe gar nichts zu ſagen.

Mathilde.

Sie haben ganz Recht! Ich werde Sie nur immer anſehen und Ihr Beiſpiel nachahmen... wenn ich's im Stande bin.

Clariſſe.

Das brauchen Sie gar nicht. Ohne ſich ſo

große Mühe zu geben, werden Sie doch schon gefallen.

Mathilde.

(naiv). Glauben Sie wirklich?

Clarisse.

O ja, sobald man erst erfährt wer Sie sind, sobald Sie Ihren Namen genannt haben, werden. Wer ist die junge Person? wird es heißen ... Mamsell Mathilde Nauteuil ... die reiche Erbin! ... Und auf der Stelle werden alle junge Leute sich um Sie drängen und Sie können sicher darauf rechnen, keinen Tanz zu verfehlen.

Mathilde.

Wie? deswegen! (Mad. Dermilly tritt wieder in's Zimmer).

Clarisse.

Ach du mein Himmel, häßlich oder schön, gut tanzen oder schlecht, das ist alles ziemlich einerlei; bei einem Balle ist die Hauptsache, eine reiche Mitgift erwarten zu lassen, und ich kann

nicht leugnen, daß mein Selbſtgefühl oft hart dadurch verletzt worden iſt.

Mathilde.

Iſt denn das wirklich ſo? liebe Tante!

Mad. Dermilly.

Nein, mein Kind, das iſt es nicht ... und der beſte Beweis dagegen iſt der, daß Clariſſe ſelbſt ſehr viel Glück auf dem Balle machen wird ... und doch kein Vermögen hat.

Clariſſe.

(verdrüßlich). Madame!

Mad. Dermilly.

Ihr Triumph wird dadurch nur um ſo größer. Wenn freilich alle Tänzer Heirathsgedanken hätten ... und ſo unedel wären dabei nur auf eine reiche Mitgift zu ſehen, ſo begriffe ich wohl ... (Mathilde geht in den Hintergrund und ſieht in den andern Saal).

Clariſſe.

Geld iſt aber doch eine ſo ſchöne Sache... es giebt alle möglichen Vorzüge ...

Mad. Dermilly.

(mit Beziehung.) Glauben Sie denn aber, daß die Mädchen ohne Vermögen nun deshalb auch nothwendig alle Tugenden besitzen? Daß der Mangel an Geld ihnen Güte, Sanftmuth, Liebenswürdigkeit des Benehmens verleiht?

Clarisse.

(für sich). Nur Geduld! ... die Reihe kommt auch noch an mich. (Die Musik läßt sich stärker hören. (Mad. Dermilly geht einen Augenblick ab.)

Mathilde.

(immer in den hintern Saal sehend.) Der Ball fängt wahrhaftig an ... und mein Cousin ist noch nicht da! (Mad. Dermilly kommt mit zwei Tänzern zurück, einer zieht Clarissen auf und führt sie in den Tanzsaal, der andere bittet Mathilden um einen Tanz; welche für sich sagt:) Ach, das ist ein Herr, der mich um einen Tanz bittet ... (zu Mad. Dermilly). Soll ich's denn annehmen, Tantchen?

Mad. Dermilly.

Ei freilich.

Mathilde.

(laut und ſich verbeugend). Mit Vergnügen, mein Herr! (für ſich). Ach! was mir das leid thut! Ich hoffte immer noch den erſten Contretanz mit ihm zu tanzen. (Der Herr führt ſie in den Tanzſaal).

Neunter Auftritt.

Mad. Dermilly.

(allein, umherblickend). Es iſt doch ſonderbar, daß ſich mein Sohn gar nicht ſehen läßt! ... Ha! ich dächte dort tanzt er mit? ... Ja, ja! er wird vor mir in den Saal gegangen ſeyn um die Honneurs zu machen.... Recht ſchön! ... Ich war ſchon ganz unruhig..., Aber wo bleibt denn nur Joſeph? ich brauche ihn. (Joſeph erſcheint an der Mittelthür, er trägt einen leeren Präſentirteller und bleibt ſtehen, indem er in die Zimmer blickt).

Zehnter Auftritt.

Mad. Dermilly. Joſeph.

Mad. Dermilly.

Ah, da biſt Du ja, Joſeph!

Joseph.

Ich hätte den ganzen Abend über dasiehen können, um Ihr zuzusehen.

Mad. Dermilly.

Wem denn?

Joseph.

(stellt seinen Präsentirteller auf den Tisch.) Je nun, Mamsell Mathilden. ... So wie sie nur in den Saal trat, war schon alles rein weg in sie ... alle Augen waren nur auf sie gerichtet ... und dann hörte man so ein beifälliges Gemurmel und Gezischel ...

Mad. Dermilly.

Und mein Sohn war auch dabei?

Joseph.

Nein, Madam.

Mad. Dermilly.

Ist er denn nicht im Saale?

Joseph.

Noch nicht.

thun, noch zu unterlassen. Allmählig hatte sich unterdessen ein dunkles Gerücht verbreitet, daß Walther des unadlichen Ehebetts sich schämend, aus wilder unmenschlicher Härte seine Kinder habe umbringen lassen; denn nirgends waren sie zu sehen; auch hatte niemand gehört, wo sie hingekommen: dadurch aber war jener, vordem so verehrte und berühmte Mann bei vielen Leuten im bösen Ruf und Haß gerathen. Doch auch dies beugte seinen trotzigen Sinn nicht; vielmehr schritt er in der berüchtigten Strenge und seiner harten Prüfungssucht nur immer weiter fort, und schickte, nachdem schon zwölf Jahr seit seiner Tochter Geburt verlaufen waren, Abgesandte nach Rom, die ihm einen Brief des Papstes überbringen mußten, vermittelst dessen unter dem Volke die Nachricht verbreitet wurde, daß ihm vom römischen Stuhle zu seiner und seines Geschlechts Beruhigung die Erlaubniß verliehen worden, seine erste Ehe aufzuheben, und sich ein andres Weib zu nehmen. Auch war es gar nicht schwer, den rohen Gemüthern jedes einzureden. Als das Gerücht nun zu Griseldens Ohren drang, blieb sie, obwohl betrübt, doch unerschüttert; — denn sie hatte einmal über sich und ihr Loos entschieden, — und erwartete, was der über sie beschließen würde, dem sie sich mit Allem, was ihr angehörte, unterworfen hatte. Er aber

Mad. Dermilly.

Weißt Du es gewiß?

Joseph.

Ich fürchte sogar, er wird den ganzen Abend nicht hinkommen.

Mad. Dermilly.

Und warum?

Joseph.

Sehen Sie, Madame, ... es ist da etwas vor, worüber ich allerdings Stillschweigen gelobt habe, um Sie nicht in Unruhe zu setzen ... aber jetzt scheint es mir als ob es noch weit bedenklicher wäre, gar nichts zu sagen.

Mad. Dermilly.

Du hast recht! ... laß mich alles wissen.

Joseph.

Nun, so hören Sie. Vor einigen Minuten als ich in die Küche ging, um dieses Präsentirbret dort zu holen, stoße ich unerwartet auf Herrn Armand, der über die kleine Treppe in den Hof schlich ... „Wie? rufe ich aus, um

diese Zeit, und noch nicht angekleidet?" Denn er war noch im größten Negligé. ... „Nein, ich muß noch ausgehen." — „Und weshalb denn, und wohin gehen Sie denn noch?" — „Still kein Wörtchen! meine Mutter soll nichts davon erfahren. Kann man sich auf Dich verlassen, Joseph!" — Sie können leicht denken, was ich ihm antwortete. — „Nun denn, fuhr er fort, Du sagst also meiner Mutter nicht das mindeste, denn es würde sie nur in unnöthige Angst setzen ... und wenn ich ja um 11 Uhr noch nicht wieder nach Hause wäre, so giebst Du Mamsell Clarissen dies Billet ... aber ihr allein! ... hörst Du, ihr allein und ganz insgeheim."

Mad. Dermilly.

Was hat das zu bedeuten?

Joseph.

Ich glaube immer es ist so ein Ehrenhandel vor, so ein Duell! ... was weiß ichs!

Mad. Dermilly.

O mein Gott! um diese Zeit! ... das

iſt nicht möglich ... es iſt ſchon ſpät ... und das Billet an Clariſſe?

Joſeph.

Habe ich hier. (Mad. Dermilly nimmt es.)

Mad. Dermilly.

Ich glaube das Recht zu beſitzen, das zu leſen, was man meiner Pflegetochter, dem Mädchen, das meiner Aufſicht anvertraut iſt, ſchreibt, ... und wär' es von meinem Sohne ſelbſt ... (ſie erbricht das Billet und ruft, nachdem ſie einige Zeilen geleſen.) O mein Gott!

Joſeph.

(erſchrocken). Was iſt's denn?

Mad. Dermilly.

Nichts ... gar nichts ... ich bin ſchon wieder ruhig ... ich weiß jetzt, woran ich bin ... Laß Dich das nicht kümmern. (ſie lieſt nochmals.)

Joſeph.

Ja, wenn Madame ruhig ſind, ... (für ſich) Sie ſieht aber doch gewaltig aufgeregt aus. (laut.) Madame befehlen mich nicht weiter? ... ich kann wieder in den Saal?

Mad. Dermilly.

Ja, Joseph ... ja, mein Freund! ... Aber ich weiß nicht ... ersuche doch Clarissen statt meiner noch ferner die Honneurs zu machen ... aber ängstige Dich nicht ... es geht alles gut.

Joseph.

Zu Befehl, Madame. (für sich.) Arme Frau! ... da gabs garstige Nachrichten. (er nimmt den Teller und geht durch die Mitte ab.)

Eilfter Auftritt.

Mad. Dermilly allein.

(liest das Billet). „Ich wollte Dich fliehen „... meiner Mutter gehorchen ... ach! Einer „Deiner Blicke schon genügte, mich zurückzu„halten! Jetzt kettet mich die Ehre an Dich! „und Deine Rechte sind folglich die heiligern!" ... (sie hält inne und sagt schmerzlich.) Ach, mein Sohn! (liest weiter.) „Nie wird aber meine „Mutter in diese Verbindung willigen, welche „jetzt nichts mehr zerreißen kann, und nach dem „Versprechen, daß ich ihr gegeben, habe ich

„nicht einmal mehr ein Recht dazu, ſie darum „zu bitten ... Dein Rath iſt alſo der beſte und „einzig ... wir müſſen fliehen ... müſſen von „hier fort! ... Wenn ich aber heut Abend „wieder in das Haus käme ... wenn ich nur „meine Mutter ſähe ..., ach! alle meine Vor„ſätze würden dann ſchwanken, meine Feſtigkeit „mich verlaſſen ... ich könnte dann nicht mehr „von hier! ... Sey alſo nicht unruhig, wenn Du „mich nicht auf dem Balle ſiehſt ... ich be„ſchäftige mich indeß, alles zu unſrer Flucht „vorzubereiten ... und ſobald alle Welt fort „ſeyn wird, wenn alles im Hauſe zur Ruhe, „ſo komm in den kleinen Saal herunter, wo „Du mich finden ſollſt." (ſie läßt den Kopf ſinken und ſchweigt einen Augenblick.) Ich las es! ... und doch kann ich es noch nicht glauben! ... eine Entführung! ... und mein Sohn iſt es, der mich verläßt, der den Plan dazu ausgedacht hat! ... Doch nein, nein, das nicht! (ſchmerzvoll). Aber eingewilligt doch! .. hingeriſſen, verlockt! — und dies ſollte ſeine Gattin werden! Und dieſem Weſen ſollte er ſein Glück anvertrauen! .. Mein Gott! mein Gott! ... Was nun thun? ... Ich kann doch meinen Sohn nicht in ſein Unglück ſich

ſtürzen laſſen, ihn nicht der Reue, dem Kummer, vielleicht der Schande Preis geben! — nein, nie! nie! ... Muth! Muth! ... noch laſſe ich mir den Sieg nicht entreißen ... alles will ich zu meinem Beiſtande auffordern, mich bis auf den letzten Augenblick vertheidigen. ... Meine Rache iſt gerecht! ... iſt die der Mutterliebe! ... und Gott wird mir Beiſtand verleihen. (erblickt Mathilde, die eintritt.) Ha! Du biſt es, mein Kind.

Zwölfter Auftritt.

Mad. Dermilly. Mathilde.

Mathilde.

Ja, liebe Tante ... ich kann's da drinn nicht mehr aushalten ... es iſt doch gar zu traurig! ... Ich glaubte immer noch, daß der Couſin kommen und mich aufziehen würde ... und der Lärm des Tanzes und des Orcheſters ... und all' der Staat ... die Menſchenmenge, die ſich an mich drängte und mir Schönheiten ſagte ... das war allerdings recht hübſch! aber nur ein Veilchen ... ſo lange ich noch hoffte ...

aber jetzt .. jetzt bin ich müde und matt und habe auch nicht die geringſte Luſt mehr zu tanzen, nicht die geringſte ... das heißt, noch ein einzigesmal vielleicht ... und auch da weiß ich nicht! ...

Mad. Dermilly.

Armes Kind!

Mathilde.

Mein Couſin kommt alſo wohl erſt ſehr ſpät?

Mad. Dermilly.

Du wirſt ihn heut Abend gar nicht mehr ſehen ... ein unerwartetes, unaufſchiebliches Geſchäft hält ihn bis in die ſpäte Nacht heut von Hauſe entfernt.

Mathilde.

Ach du mein Himmel! Wohl ein ſehr wichtiges Geſchäft? — Irgend ein Verluſt, nicht wahr?

Mad. Dermilly.

Ja, ſo iſt's! ... weiter nichts.

Mathilde.

Nun denn, um so besser! Denn sehen Sie, liebe Tante, wenn das wahr ist, was vorhin Mamsell Clarisse sagte, daß ich reich bin ... o! so nehmen Sie doch unser Vermögen, es gehört ja nur Ihnen und ihm! ... Werde ich denn nicht seine Frau?

Mad. Dermilly.

Dank! .. herzlichen Dank, mein Kind! Es wird nichts zu bedeuten haben .. erschrick nicht! Glück und Ruhe werden wieder kommen, wie ich hoffe ... wenn mir der Himmel den Muth verleiht, um den ich ihn gebeten habe.... Aber es giebt Augenblicke, mein Kind, schreckliche Augenblicke für eine Mutter, schmerzliche Sorgen!

Mathilde.

O nennen Sie mir sie geschwind, damit ich sie theilen kann.

Mad. Dermilly.

Ach! wenn ich sie Dir doch anvertrauen könnte!

Mathilde.

Und warum denn nicht? Hätte ich welche, ich würde sie Ihnen alle, alle sagen ... Wenn ich aber einmal nur verheirathet bin, da werde ich gar keine mehr haben ... nicht wahr?

Mad. Dermilly.

(für sich.) Armes Kind! wenn Du wüßtest, daß sie schon anfangen? (laut.) Gute Nacht, Mathilde, gute Nacht! ... Alles entfernt sich bereits ... es ist schon spät ... gehe nun auch auf Dein Zimmer; und morgen ... ich weiß nicht, wie ich es Dir vorbringen soll, denn es betrübt mich mehr als Dich selbst ... morgen werde ich Dich wieder in Deine Pension zurückbringen lassen.

Mathilde.

Ach du mein Himmel! Ich sollte ja die ganze Woche bei Ihnen bleiben! ... Warum denn aber?

Mad. Dermilly.

Ein anderesmal will ich Dir den Grund dazu näher erklären ... aber in diesem Augenblicke hängt unser künftiges Loos ... der glück-

liche Erfolg meiner Pläne ... hängt alles von Deinem Gehorsam ab.

Mathide.

(seufzend). Ja freilich, wenn dem so ist ... so gehorche ich. ... Gute Nacht, meine theure Tante! — ach, ich bin recht traurig ... ich möchte lieber weinen.

Mad. Dermilly.

Und weshalb?

Mathilde.

Weil Sie selbst ...

Mad. Dermilly.

Ich? ... o nein, nein! ... Umarme mich, mein Kind! .. und lebe wohl!

(Mathilde thut einige Schritte, um in das Zimmer rechts zu gehen, als sie aber an die Thür kommt, dreht sie sich wieder um, kommt zurück und sagt traurig.)

Mathilde.

Gute Nacht, liebe Tante!

Mad. Dermilly.

Muth gefaßt! (Mathilde stößt einen Seufzer aus und entfernt sich.)

hatte schon nach Bologna gesendet und seinen Schwäher bitten lassen, daß er ihm seine Kinder brächte; weshalb sich überall das Gerücht verbreitete, man führe ihm eine neue Gattin zu. Jener, um dies treulich auszuführen, trat mit dem Mädchen, das schon mannbar, von reizender Gestalt und herrlich ausgeschmückt war, nebst seinem Neffen, der damals eben sieben Jahr alt, in ansehnlicher Begleitung vieler Edlen, am bestimmten Tage seine Reise an. Unterdessen führte Walther, an wiederholte Prüfung seines Weibes schon gewöhnt, um das Maaß ihrer Pein und Beschämung zu vollenden, sie vor aller Angesicht hervor und sprach: Viel Lust und Freude hat mir unser Bund gewährt; weil ich auf deine Tugend, nicht auf deine Herkunft sah; doch weil, wie ich es jetzt erfahren muß, bei vielem Glück auch viele Knechtschaft ist, so darf ich nicht, was jedem Bauer freisteht, und es nöthigen mich meine Vasallen mit Einstimmung des heiligen Vaters, mir ein anderes Weib zu nehmen. Schon ist sie auf dem Wege, und bald wird sie an dieser Stelle seyn. Fasse dich also, räume einer andern den Platz und geh mit deiner Mitgift ruhig in die alte Hütte zurück — denn keines Menschen Loos ist unveränderlich!

Sie aber entgegnete: stets habe ich es bedacht, mein Herr, daß zwischen meiner Niedrigkeit

Dreizehnter Auftritt.

Mad. Dermilly allein.

Ja, ihr Anblick hat mir ihn gegeben! ... Ich bin nun ruhiger und kann einen beſonnenen Entſchluß faſſen. ... Es hinge nur von mir ab, mich aller meiner Rechte zu bedienen, Clariſſen zu entfernen und zu meinem Sohne zu ſagen: ich befehle Dir, Mathilden zu heirathen! ... Ich befehle? ... und wenn er mir nicht gehorchte, ſo müßte ich ihn ja verſtoßen! und wenn er mir gehorchte, ſo würde er das arme Kind nicht lieben, es unglücklich machen; Clariſſen nur noch um ſo leidenſchaftlicher anbeten! denn in ſeinem Alter hemmen Hinderniſſe keine Leidenſchaft, ſondern ſachen ihre Gluth nur noch mehr an. ... Nein, nein, es bleibt mir nur ein einziges Mittel übrig ... ein kühnes vielleicht ... aber immer doch das einzige, das vorhanden iſt .. und wenn ich den Charakter meines Sohnes recht kenne, das wirkſamſte. (ſie ſieht in den Hintergrund.) Ich ſehe niemand mehr im Saale ... niemand als Joſeph, der die Lichter auslöſcht und alles wieder in Ordnung bringt ... ja, ja, ich hörte die Wagen abfahren, es iſt alles fort. (ſie macht die Mit-

telthüre auf.) Ich bin allein ... und will jetzt meinen Sohn hier erwarten. (ſie gehorcht.) Es kommt jemand die Hintertreppe herauf! ... Wie angſtvoll mir das Herz ſchlägt, wie ich zittre! ... und er iſt's vor dem ich zittre, mein Sohn! ... wer hätte mir das je ſagen ſollen?

Vierzehnter Auftritt

Mad. Dermilly. Armand von links kommend.

Armand.

(für ſich.) Wie lange iſt mir dieſer Abend vorgekommen! .. und jetzt, wo der Augenblick ſich naht, möchte ich ihn doch noch viel, viel weiter von mir entfernen ... Gott! meine Mutter!

Mad. Dermilly.

(ſehr mild.) Ich wartete auf Dich, mein Sohn. ... Du kommſt ſehr ſpät.

Armand.

Ja ... ich konnte nicht ... ich war genöthigt ... oder vielmehr, ich hielt mich für verpflichtet ...

Mad. Dermilly.

(wie oben.) Mich zu täuſchen? ... O nein! Armand, nichts verpflichtet Dich dazu. ... Mich glaubteſt Du wohl nicht hier zu finden?

Armand.

Wie können Sie glauben. ...

Mad. Dermilly.

Ich weiß alles.

Armand.

Wie? man hat Ihnen geſagt? ... ich bin verrathen?

Mad. Dermilly.

Nein, dem Himmel ſey Dank, das biſt Du nicht. Das Geheimniß, das ich erfahren, bleibt zwiſchen uns beiden, und niemand als allein nur ich, ſoll meinen Sohn vor Beſchämung haben erröthen ſehen. (giebt ihm das Billet zurück.)

Armand.

(betrachtet es.) Gott! mein Brief an Clariſſe!

Mad. Dermilly.

Ich habe ihn eröffnet ... und was erblickte ich darin! ... Eine Flucht! eine Entführung! ... Armand einen ſolchen Schritt! ... dadurch zuerſt ins öffentliche Leben zu treten, daß Du den guten Ruf derjenigen, die Du Deine Gattin nennen willſt, unwiederbringlich vernichteſt! Ach, mein Sohn! Hätteſt Du mich um Rath gefragt, hätteſt Du mir heut früh geſagt, daß dieſe Leidenſchaft ſo ſtark, ſo heftig, ſo unbeſiegbar ſey, daß Du Dich um ihretwillen über alles andre hinwegſetzen könnteſt ... ſelbſt über die Ehre ... ſo würde ich Dir vielen Kummer erſpart haben. Glücklicherweiſe kann ich es noch!

Armand.

Und wie?

Mad. Dermilly.

Da es Dir alſo nicht möglich iſt, dieſe Liebe zu beſiegen ...

Armand.

Mutter!

Mad. Dermilly.

Und Du es einmal ſo haben willſt...

Armand.

(ihr zu Füßen.) Beſte, theuerſte Mutter!

Mad. Dermilly.

Nun denn ... ſo heirathe ſie.

Armand.

Clariſſe! ... meine Gattin! ... und mit ihrer Einwilligung!

Joſeph.

(der eben eintrat und die letzten Worte hörte.) Was höre ich? — es iſt nicht möglich! ... Madame kann gar nicht darein willigen, daß...

Mad. Dermilly.

Und doch, Joſeph! (zwiſchen dieſen und Armand tretend.) aber unter einer einzigen Bedingung, die ich meinem Sohne noch mittheilen werde.

Armand.

O jede, jede die Sie verlangen! ich erkenne sie im Voraus an.

Mad. Dermilly.

Führe mich in mein Schlafzimmer, da sollst Du sie erfahren.

Armand.

Ach, sie sind die beste aller Mütter! ... All mein Glück soll ich Ihnen zu verdanken haben!

Mad. Dermilly.

Jetzt noch nicht! ... aber vielleicht später ... ja! doch hoffe ich. .. Adieu Joseph, gute Nacht! ...

(Joseph hält ein Licht und bleibt nachleuchtend unbeweglich stehen. Armand giebt seiner Mutter den Arm und führt sie rechts ab.)

(Ende des ersten Aufzuges.)

Zweiter Aufzug.

Die Bühne stellt ein Zimmer in einem alten gothischen Schlosse vor. Zwei Seitenthüren. Ein großes Fenster an der Thüre rechts. Ueber den Thüren rechts und links kleine runde Fenster mit Mauerverzierungen im gothischen Styl. Ein großer Kamin im Hintergrunde und daneben zwei kleinere Thüren. Auf einem Tische liegt eine Violine, an der Wand hängt eine Flinte. Rechts und links Tische.

Erster Auftritt.

Armand sitzt an einem Tische und betrachtet Goldfischchen in einem Glase. Mad Dermilly sitzt rechts und stickt. Clarisse liest neben ihr in einem Buche.

Armand.

(aufmerksam das Glas besehend.) Die schönen Farben! ... und welche Schnelligkeit! — keinen Augenblick bleiben sie auf einem Flecke ... immer drehen sie sich unter einander herum, ohne an einander zu stoßen.

Mad. Dermilly.

Es ist nun schon eine ganze Stunde her, seit Du wie Schahbaham Dich damit beschäftigst, diese Goldfischchen zu betrachten.

Armand.

Weil die Teufel von kleinen Fischchen auch wirklich ganz erstaunenswerth sind! ... ob sie gleich hier eingekerkert sind, scheinen sie sich doch gar nicht zu langweilen.

Clarisse.

Das will ich wohl glauben, ... ein Gefängniß von Glas ... das ist ganz allerliebst.

Mad. Dermilly.

Und doch sagt man immer, daß es keine reizenden Gefängnisse gebe.

Clarisse.

Ich möchte aber doch das Gegentheil behaupten ... denn hier zum Beispiel, in Ihrer Nähe ... in diesem alten Schlosse befinde ich mich so glücklich! ...

Mad. Dermilly.

Das war ja auch nur das, was ich beabsichtigte. ... Als ich mich genöthigt sah, Eure Verbindung, ob sie gleich fest beschlossen, doch wegen Geldgeschäften, Vormundschaftsrechnungen, die ich erst noch über meinen Sohn ablegen mußte, und ähnliche Verdrüßlichkeiten noch um drei Monate zu verschieben, war es wenigstens mein Wunsch, daß ihr während dieser Zeit nicht einen Augenblick getrennt von einander leben sollte, und daher entführte ich euch hierher auf dieses Landgut, wo wir es uns zum Gesetz gemacht haben, durchaus niemand weiter zu sehen.

Clarisse.

Das ist wahr! ... keine Mißgünstigen ... keine überlästigen Besuche!

Armand.

(geht zu Clarissen.) Ganz dem Glücke hingegeben, bei einander zu seyn! ... So sind uns denn aber auch zwei Monate dahin geflogen wie ein Blitz.

Mad. Dermilly.

Nein, erst sechs Wochen.

Armand.

Wirklich erst?

Mad. Dermilly.

Ja, ja, ganz gewiß.

Clarisse.

Diese gothischen Gemächer haben so etwas Grandioses, Edles, Majestätisches!

Armand.

(mit den Rücken an den Kamin gelehnt.) Ja, das macht sich ganz vortrefflich! besonders im Sommer ... aber im Winter, so im Monat December, da finde ich doch das Grandiose etwas kalt. ... Br! br! Hum! hum! Ich komme gar nicht aus dem Husten und Schnupfen heraus. ... Aber das schadet nichts, gar nichts ... wenn man nur bei dem Gegenstande seiner Liebe ... so in der Ruhe und Stille ist. (er stellt sich zwischen Mad. Dermilly und Clarissen, indem er sich auf die Sessellehne der letztern stützt.) So zwischen Liebe und Freundschaft! ... Apropos ... von Freundschaft! Wird denn Ihr Geschäftsmann Ihnen nicht die erzeigen, sich ein wenig zu sputen? ... er wird auch ewig nicht mit seiner Rechnung fertig ... und wir warten hier sehnlichst darauf.

und deiner Größe kein Verhältniß sey, auch hab' ich mich kaum deine Dienerin, geschweige deine Gattin zu nennen würdig geachtet, und bin in diesem Hause, zu dessen Herrin du mich machtest, Gott sey mein Zeuge, stets als deine Magd verharrt. Für die Zeit also, die ich mit dir in vielen Ehren, weit über alles mein Verdienst gelebt, sag ich jetzt Gott und dir den herzlichsten Dank; was die übrige betrifft, bin ich bereit, mit ruhigem und zufriednem Sinn in meines Vaters Haus zurück zukehren, und wo ich einst als Kind gelebt, da auch forthin zu leben und zu sterben, als Witwe stets geehrt und beglückt, die solches Mannes Gattin war. Der neuen Gattin, mag sie dir zum Glück erscheinen, weich' ich willig, und verlasse gern den Ort, wo ich so glücklich lebte, weil dir's so gefällt. Daß du mir aber die Mitgift mitzunehmen befiehlest, versteh ich wohl: denn mir ist nicht entfallen, daß ich einst auf der Schwelle meines väterlichen Hauses meiner Kleider beraubt, mit dem deinen angethan, zu dir gekommen, noch hab' ich dir eine andre Mitgift, außer meine Treu und Blöße mitgebracht. Drum sieh, ich lege dieses Kleid jetzt ab, und gebe dir den Ring zurück, durch den du mich an dich gekettet hast. Die andern Kleider, Ringe und Geschmeide, womit ich zum Beneiden von dir überschuttet war, wirst du in deiner Kam-

Mad. Dermilly.

Haſt Du denn etwa Langeweile dabei?

Armand.

O ganz und gar nicht ... aber es iſt doch eine ſehr natürliche Ungeduld, die Sie ſich leicht vorſtellen können ... Welche Freude nun, endlich verheirathet zu ſeyn ... ſein chez soi zu haben ... in ſeinem Boudoirchen in den Chauſſe D'Antin zu ſitzen ... mit den warmen Blumenteppichen ... den zierlichen Caminen! ... Und dann die Vergnügungen! Ich wette darauf, daß dieſen Winter wieder viel getanzt werden wird! Und die Schauſpiele und Conzerte! Es hängen doch ſehr viele Leute an dergleichen. .. Ich für mein Theil nicht im geringſten, aber es wäre mir nur um Clariſſens willen: und da zwei liebende Gatten nur Eins ausmachen, ſo ſähe ich es gern, wenn ſie ſich recht amüſirte, weil ich mich dann auch mit amüſire.

Clariſſe.

Ich danke Ihnen herzlich! Aber wo ich mich auch immer befinden möge, habe ich keinen Wunſch weiter ... denn ich bin ja doch bei Ihnen.

Armand.

(ihr feurig die Hand küssend.) O! meine theure Clarisse! (hingeworfen.) Was fangen wir denn diesen Morgen an?

Clarisse.

Machen wir etwas Musik, wenn es Ihnen gefällig ist?

Armand.

Musik? ... die haben wir ja erst gestern gemacht ... und vorgestern ... und vorvorgestern ... und dann ist auch meine Violine da so verstimmt. .. Wollten wir nicht lieber ein wenig in den Park spazieren gehen?

Mad. Dermilly.

Wo denkst Du hin? — sechs Zoll Schnee!

Armand.

(verdrüßlich.) Ach, Die Damen haben immer Angst sich die Füße naß zu machen... So müssen wir denn den ganzen Tag über wieder hier im Saale bleiben!

Clarisse.

Wollen Sie etwas lesen? .. oder spielen?

Armand.

(wie oben.) Wir ſind ja nur unſer Drei .. Wenn noch der Paſtor gekommen wäre .. dann hätten wir doch Whiſt oder à la Bouillotte unter vieren ſpielen können! ... aber der Menſch verſprach zu kommen, und hat doch nicht Wort gehalten ... Nachher kommt er vielleicht noch .. aber jetzt iſts erſt 12 Uhr ... die Stunde, wo ſich in Paris alles bei Tortoni einfindet ... Sie reden dort gewiß eben von der geſtrigen Vorſtellung ... denn es war geſtern gerade großer Operntag. ... Ich möchte doch ſelbſt gern wiſſen, ob Beville noch immer in die kleine Mimi verliebt iſt?

Clariſſe.

(ſteht auf.) Das kann ich Ihnen freilich nicht ſagen.

Armand.

Ganz recht ... ich ſage Ihnen das auch nur ſo ... (geht an's Fenſter.) Sehen Sie einmal! da iſt Geneviere wieder im Park!

Mad. Dermilly.

(ſteht auf.) Geneviere?

Armand.

Nun ja, die Tochter des Gärtners, von der ich mir manchmal etwas vorſchwatzen laſſe.

Clariſſe.

Das heißt ... ſehr oft!

Armand.

Je nun ja, es iſt die ausgeſprochenſte ländliche Naivetät! .. es amüſirt mich köſtlich... Neulich geſtand ſie mir, daß ſie ſchon drei Liebhaber gehabt habe.

Clariſſe.

Pfui doch!

Armand.

Verſteht ſich platoniſche Liebe! .. Auf dem Lande giebts gar keine andre; und als aufmerkſamer Philoſoph vergleich ich denn da die Sitten auf dem Lande mit den unſrigen in der Stadt.

Mad. Dermilly.

(lächelnd.) Alſo wirklich drei Liebhaber?

Clariſſe.

(eben ſo.) Und ſich auch noch deſſen zu rühmen.

Armand.

Ja, das iſt eben der philoſophiſche Unterſchied. In Paris hat man vielleicht auch drei dergleichen, aber ganz gewiß ſagt man niemand ein Wörtchen davon. (zu Mad. Dermilly lachend.) Unter andern hat ſie mir auch Jean Pierre, Ihren Jägerburſchen genannt ... einen Dummkopf ohne gleichen. ... Aber mein Seel! dabei fällt mir ein, daß ich heut morgens ... (er nimmt ſeine Flinte vom Nagel.) es giebt hier vortreffliche Gelegenheit zur Wolfsjagd.

Mathilde.

Bedenke doch Armand! ... es könnte Gefahr dabei ſeyn!

Armand.

Deſto beſſer! ... da hat man doch etwas zu thun und vertreibt ſich die Zeit.

Mad. Dermilly.

Aber ich will es durchaus nicht haben. ...

Du ſollſt nicht ausgehen ... es ſchickt ſich nicht .. Du biſt ſchon vorgeſtern den ganzen Tag auſſerm Hauſe geblieben, und Clariſſe könnte böſe darüber werden.

Armand.

O nein, das wird ſie gewiß nicht! (zu Clariſſen.) Nicht wahr liebe Freundin, ... Sie haben nichts dagegen, wenn ich ausgehe?

Clariſſe.

(mit ſehr gleichgültigem Tone.) O nein, nicht das geringſte.

Armand.

Nun, da ſehen Sie!

Mad. Dermilly.

(ihn ſtets zurückhaltend.) O! ſie ſagts nur nicht: ich bin aber überzeugt, das es im Grunde des Herzens ihr ſehr weh thut. (mit Abſicht.) Sonſt liebte ſie Dich ja auch nicht.

Clariſſe.

Im Gegentheil, weil ich ihn liebe ... zwinge ich mich, den Kummer zu verbergen, den es mir macht.

Mad. Dermilly.

Nun, da hörſt Du.

Armand.

Ja, das iſt etwas anderes. .. Sobald es Ihnen nicht recht iſt, geliebte Clariſſe, können Sie wohl leicht denken, daß ich auf der Stelle hier bleibe ... daß ich Ihnen gehorche ... daß ich alles thue, was Ihnen angenehm ſeyn könnte ... und wenn ich auch ... Ich bleibe alſo hier; ich ſtehe nicht von dieſem Seſſel auf, und ſpreche kein Wort mehr. (er ſetzt ſich in einen Seſſel am Tiſche rechts.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Joſeph.

Joſeph.

(rechts herein kommend.) Hier ſind Zeitungen und Briefe.

Clariſſe.

(freudig.) Ach! das iſt mir lieb! geſchwind, geſchwind gieb her!

Armand.

(immer im Lehnſtuhle ausgeſtreckt.) Ich hoffe doch, daß man nicht alle in Beſchlag nehmen wird.

Clariſſe.

(nimmt zwei Zeitungen.) O nein! Ihnen überlaſſe ich die politiſchen Journale, ich halte mich blos an die Revue de Paris und das Modejournal. (ſie ſetzt ſich links, Joſeph giebt Armand Zeitungen und Mad. Dermilly Briefe.)

Armand.

(gähnend.) Das iſt doch eine Freude! ... ſechs Zeitungen! ... da habe ich genug für den ganzen Vormittag.

Clariſſe.

(lieſt) „Die Kleider von brochirter Popeline ſind noch immer in der Mode.“ ... und ich hatte ein ſo ſchönes, das ich nun wohl nicht werde tragen können. ... es iſt doch Schade!

Armand.

Sie könnten es hier anziehen.

Clariſſe.

Hier Toilette machen, wo niemand ...

Armand.

Niemand! ... o! das iſt ſehr ſchmeichelhaft für mich.

Mad. Dermilly.

(ſieht Joſeph an, der eine Thräne aus dem Auge wiſcht.) Was haſt denn Du? Joſeph! Du ſiehſt ja ſo traurig aus.

Joſeph.

Ach! ich habe eben recht betrübte Nachrichten über meinen kleinen Joſeph bekommen. ... Sie wiſſen ja ... den ich ſtets ſo ſtreng in der Zucht gehalten hatte.

Mad. Dermilly.

Nun?

Joſeph.

Nun! Um ſich meiner väterlichen Liebe zu entziehen, iſt er mit achtzehn Jahren unter die Dragoner gegangen.

Mad. Dermilly.

Ach mein Gott!

Joseph.

Was soll ich nun gegen einen Dragoner anfangen? ... Wie soll ich den verlornen Sohn wieder in's väterliche Haus zurückbringen?

Mad. Dermilly.

Dadurch, daß Du ihn ein oder zwei Jahre beim Regimente lässest. Du kannst dann ganz sicher seyn, daß er von selbst kommen und um seinen Abschied bitten wird.

Joseph.

Glauben Sie?

Mad. Dermilly.

Ich bin davon überzeugt. (Armand ansehend.) Es ist dies ein vortreffliches System, das ... doch hier ist ja ein Brief der nicht mit der Post gekommen ist?

Joseph.

Allerdings, Madam. Es hat ihn ein rei-

mer wieder finden. Nackt, wie ich aus dem väterlichen Hause kam, so geh' ich jetzt zurück; nur halt' ich es für unwürdig, daß dieser Leib, der deine Kinder dir geboren, des Volkes Augen sichtbar sey. Wenn dir's daher gefällt, sonst nicht, bitt' und beschwör ich dich, daß du zum Lohn der Jungfrauschaft, die ich dir zugebracht, und nicht mit mir zurück kann nehmen, das einz'ge Unterkleid mir lassest; — damit ich deines Weibes Leib bedecke.

Dem Grafen strömten die Thränen aus den Augen, daß er sich länger nicht mehr halten konnte: daher wendete er sein Gesicht, und vermochte kaum mit zitternder Stimme zu sprechen: das Unterkleid magst du behalten, — und ging weinend fort.

Sie aber entkleidete sich vor Aller Angesicht; nur das Untergewand zurück behaltend, von welchem sie bedeckt, mit entblößten Haupt und Füßen von dannen ging, und in Begleitung einer großen Menge Volks, das sie beweinte und ihr Schicksal anklagte, thränenlos, mit würdevollem Schweigen zu der väterlichen Hütte kam. Ihr alter Vater, welcher nie ein großes Vertrauen auf seiner Tochter Ehe gesetzt, auch immer sich vorgestellt hatte, daß einst der angesehene Herr, der Gattin aus niedrigem Herkommen überdrüßig, nach Art der Vornehmen sie verstoßen würde, hatte ihre groben Kleider, von Alter unscheinbar, in einem

tender Bote gebracht ... ein Livrebedienter, der noch unten wartet.

Mad. Dermilly.

Er iſt vom jungen Edgar ...

Armand.

Dem zweiten Sohne des Lord Carliſle?

Mad. Dermilly.

Ja, ja, von demſelben, mit dem Clariſſe in England erzogen ward. Er ſchreibt mir von der nächſten Poſt, und bittet um Erlaubniß, ſich hier im Schloſſe vorſtellen zu dürfen.

Armand.

(aufſtehend.) Mit dem größten Vergnügen ... Wir müſſen ihm gleich ſchreiben, daß er ...

Mad. Dermilly.

Nein, nein! das wäre ja ganz dem Vorſatze entgegen, den wir gefaßt haben, niemand Fremdes hier anzunehmen.

Armand.

Aber das iſt ja kein Fremder: .. ſeine Fa-

milie war mit der unſern befreundet ..., und dann, ein Jugendfreund meiner Frau!

Mad. Dermilly.

(beide betrachtend.) Wenn ihr es denn durchaus wollt ...

Clariſſe.

Was mich betrifft ſo habe ich hier gar nichts zu ſagen. Befehlen Sie!

Armand.

Es wäre im höchſten Grade unartig, ihn nicht anzunehmen! ... Uebrigens iſt es doch immer eine Art von Geſellſchaft ... nicht für uns, denn wir bedürfen deren nicht, aber für Sie, mein liebes Mütterchen! Und dann die Pflichten der Gaſtfreundſchaft! ... Der junge Baronet iſt recht unterhaltend. Ich habe ihn manchmal in Paris geſehen, wo wir uns immer über ihn luſtig gemacht haben.

Mad. Dermilly.

Wenn ihr alſo durchaus es wollt, ſo will ich ihm ſchreiben, daß wir ihn zum Mittagseſſen erwarten. Aber es war noch ein Brief in

dieſem eingeſchloſſen ... Ein Brief der Jugend-freundſchaft und Erinnerung ... an Clariſſen.

Clariſſe.

An mich?

Mad. Dermilly:

Er erſucht mich, ihn Ihnen dann erſt einzuhändigen, wenn ich ihn zuvor ſelbſt geleſen hätte, was ich übrigens für ganz unnöthig halte. Hier iſt er, mein liebes Kind.

Clariſſe.

(ohne den Brief zu nehmen.) Geben Sie ihn Armand ... meinen Gemahl ... er hat ein Recht, ihn zu leſen.

Armand.

Nun, das wäre mir etwas! ... Was für eine Idee haben Sie von mir! ... Liebhaber oder Mann, gleichviel, aber ſtets unbedingtes Vertrauen! .. Frankreich iſt nun nicht mehr auf England eiferſüchtig ... es beſteht nun zwiſchen beiden Alliance und Sympathie ... Aber eilen Sie doch liebe Mutter und ſchreiben Sie an den Baronet.

Clarisse.

Und ich will mich ankleiden.

Armand.

Vortrefflich! Wir werden ein großes Diner haben, eine große Soirè! vollständige Gesellschaft! ... Das ist das erstemal, das uns hier so etwas begegnet! ... und dann ist ja auch Edgar gut musikalisch.

Clarisse.

Er wird Pianoforte spielen.

Armand.

Und wir tanzen darnach.

Clarisse.

Ein Ball! Welches Vergnügen!

Armand.

O! wir werden uns köstlich divertiren!

Clarisse.

Aber nun muß ich auch daran denken, Ihnen, als Ihre Braut, in den Augen Ihres Freundes Ehre zu machen.

Armand.

Allerliebſt!

Clariſſe.

Verlaſſen Sie ſich darauf, daß ich mein möglichſtes thun werde.

Mad. Dermilly.

Und ich will auch meine Vorkehrungen treffen.

(Beide gehen rechts ab.)

Dritter Auftritt.

Armand. Joſeph.

Armand.

Wie ein Kind freue ich mich ſchon auf dieſen Abend. .. Wir werden uns köſtlich divertiren ...

Joſeph.

(für ſich.) Mit dem Engländer! ... nun da muß er die Zerſtreuung recht nöthig brauchen.

Armand.

Aber es iſt noch nicht einmal zwölf Uhr! ...

was nun anfangen bis zum Mittagseſſen? (er ſtützt ſich auf Joſephs Schultern.) Ach, Joſeph — wenn Du wollteſt! Lieber Joſeph, ich wüßte ein köſtliches Mittel, mir bis dahin die Zeit zu vertreiben!

Joſeph.

Und das wäre? — ich kann durchaus nichts als ein bischen Lotto und Dame ziehn ... und der gnädige Herr werden doch damit nicht ſich die Zeit ...

Armand.

Aha, Du ſpielſt den Verſchwiegenen, aber Du weißt beſſer als ich ſelbſt, daß es hier ein Geheimniß giebt.

Joſeph.

Ein Geheimniß? — nein, wahrhaftig nicht.

Armand.

Wie? Du wüßteſt wirklich nicht?

Joſeph.

Auf Ehre!

Armand.

Nun dann begreife ich's wahrhaftig nicht — da iſt es noch viel ſonderbarer und ich werde nur immer noch neugieriger.

Joſeph.

Erzählen Sie mir's doch einmal.

Armand.

Mit dem größten Vergnügen! Sieh nur, vor etwa fünf oder ſechs Tagen, als ich aus dem Saale hier entwiſcht war ...

Joſeph.

Entwiſcht!

Armand.

Je nun ja! ... meine Mutter verlangt durchaus, daß ich meine Braut auch nicht einen Augenblick verlaſſe: „Bleibe da, bleib bei Deiner Frau!" das muß ich bei jeder Gelegenheit hören. Denn meine Mutter, die ſonſt Clariſſen nicht eben ſehr gut war, betet ſie jetzt förmlich an, und daß nimmt alle Tage noch zu! .. das iſt doch gar nicht billig ... während ich ...

Joſeph.

Langeweile dabei haben ...

Armand.

Nein, nein, nein, das nicht! ... das habe ich nicht damit ſagen wollen ... aber es macht mich manchmal ungeduldig ... und Clariſſen auch. O! ich ſehe das recht gut! Es iſt auch ganz natürlich! So ſagt ich Dir denn alſo, daß ich aus dem Saale entwiſcht war, und die kleine Genevieve aufſuchte, die das närriſchſte Ding von der Welt iſt.

Joſeph.

Wie? ein Bauermädchen! ... und Sie könnten ...

Armand.

Mein Gott! ich denke ja gar nicht an ſo etwas! ... Sie iſt ja ſchwarz wie ein Kohlenbrennet, hat einen großen Mund und kleine, ganz kleine Augen, und an der ſpitzen Naſe müßte man ſich ſpießen, wenn man ihr ja einmal aus Bizarrerie einen Kuß geben wollte. Auch ſpreche ich ſo ganz nur mit ihr wie ich mit ihrem Vater rede,

wie ich mit Dir rede ... wenn ich nicht weiß, was ich anfangen ſoll.

Joſeph.

Danke ſchönſtens.

Armand.

Störe mich nur nicht wieder in meiner Erzählung, .. Als ich denn nun ſo die Allee im Park einherging, die nach der Gärtnerwohnung führt ... erblicke ich auf einmal etwas Glänzendes auf dem Schnee. Ich hebe es auf. Es iſt ein goldnes Medaillon mit einem Frauenzimmer-Portrait ... einem jungen Mädchen ... reizend bezaubernd!

Joſeph.

Das Sie kennen?

Armand.

Nein, ganz und gar nicht! ... und doch kam mir's vor, als ob mir dieſe Züge nicht fremd wären ... als ob ich ſie ſchon einmal irgend wo geſehen hätte ... aber wo und wann? ... ich kann nichts ergründen, mag ich auch nachdenken ſo viel ich immer will .. es ſchwebt mir

vor, vor den Augen ... in den Wolken ... in der Seele, und doch vermag ich's nicht zu ergründen.

Joseph.

Das ist ja ganz erschrecklich!

Armand.

Im Gegentheil ... das ist ja eben das reizendste bei der Sache ... Du kannst leicht glauben, daß ich nun nicht mehr an Genevieve dachte ... der Anblick dieses Porträts hatte mich so ergriffen, daß ich es seit der Zeit immer verstohlen ansah, wo ich nur einen Augenblick ganz allein sein konnte und immer mehr davon entzückt wurde, denn es liegt in diesen Zügen eine Anmuth, eine Kindlichkeit, eine Heiterkeit, die ganz unbeschreiblich sind, so daß ich schon anfing, es für ein bloßes Werk der Phantasie eines ausgezeichneten Künstlers zu halten, als plötzlich gestern ... !! ... Das ist eben das Unbegreifliche, das Romantische, das Außerordentliche! ... Gestern Abends als ich auf mein Zimmer komme, sehe ich ganz deutlich ein Licht in dem kleinen Schloßthurme linker Hand brennen!

Winkel seiner Hütte aufbewahrt. Als er nun der schweigenden Tochter Rückkehr an dem Lärm der Menge hört, kommt er ihr auf der Schwelle seiner Hütte entgegen gelaufen, und umhüllt die Halbentblößte mit dem alten Kleide. So blieb sie bei ihrem Vater einige Tage voll Gleichmuth und bewundernswürdiger Freundlichkeit, so daß man keine Zeichen innerer Traurigkeit, und keine Spur eines vergangenen, glücklichen Lebens an ihr erblickte; weil sie, selbst mitten unter jenen Schätzen, sich immer arm und niedrig achtete.

Schon nahete der Graf di Panico, und überall ging das Gerücht von einer zweiten Vermählung des Grafen. Jener hatte durch einen seiner Leute, welchen er voraus sendete, den Tag seiner Ankunft in Saluzzo melden lassen. Tags vorher berief Graf Walther Griselden zu sich aus dem väterlichen Hause. Und als sie mit Ergebenheit sich nahte, sprach er: Mein Wunsch ist, daß die Dame, die morgen zu dem Mittagsmahle kommen wird, prächtig empfangen werde: so auch den Herren und Freunden, welche sie begleiten, und unsern Leuten, welche bei dem Mahl sich finden werden, jedem nach Stand und Würden, durch Wort und That die gebührende Ehre erzeigt werde. Nun hab' ich keine Frauen in dem Hause, welche dazu taugten. Daher wirst du, wenn auch

Joſeph.

Von hier aus?

Armand.

Freilich! freilich! ... in einer Gegend des Schloſſes, die ich für völlig unbewohnt gehalten hatte ... und erblickte ohnweit eines von einem muſſelinenen Vorhange halb verhüllten und nur durch den Wiederſchein einer Lampe erleuchteten Fenſters, ein himmliſches, hinreißendes Geſichtchen ... ein Geſichtchen, wie man die Madonnen Raphaels malt ... und dieſes Geſicht war das meines Medaillons! — Zug vor Zug! ... o! das weiß ich gewiß! ... denn ich habe es fünf Minuten lang mit meinen Augen durchbohrt, in mich geſogen! ... bis das Licht verloſch und die Erſcheinung verſchwand.

Joſeph.

Sind Sie auch ſicher und gewiß, daß Sie alle fünf Sinne ordentlich beiſammen hatten?

Armand.

Alle Wetter! das will ich meynen! ... Ich habe die ganze Nacht über nicht geſchlafen, und werde keine Nacht mehr ſchlafen, bis ich nicht das

Geheimniß erforscht und die schöne Unbekannte entdeckt habe.

Joseph.

Ach du lieber Himmel und Ihre Frau ...

Armand.

O! das hindert gar nicht! ... das geht dieser gar nichts an ... denn siehst Du, Joseph, Clarisse ist ... ist ohne allen Zweifel ein sehr großes Glück für mich ... aber ein sicheres, ein gewisses Glück ... das da ist, das ich erfasse, das mir nicht mehr entfliehen kann ... während die andre ... ein lustiges luftiges Wesen ... ein flüchtiger Schatten ... o! das begreifst Du nicht! Aber so viel siehst Du doch wohl ein, mein Freund, daß Du mir damit beistehen mußt.

Joseph.

Ich! wohin denken Sie!

Armand.

Aus bloßer Neugierde! weiter nichts! ... das giebt eine Zerstreuung mehr ... eine Art Beschäftigung ... Ach du mein Himmel, was soll man denn die ganze Zeit über auf dem Lande

anfangen ... mitten im Schnee! ... Bedenke nur, daß ich nun schon seit sechs Wochen hier tête è tête sitze, und noch eben so viele Wochen in demselben Maaße hier aushalten muß! ... Nein, da möchte man umkommen ... versteht sich, vor Liebe, ... und wenn Du mir nicht beistehst, so ...

Joseph.

Aber, lieber Herr ...

Armand.

Verstelle Dich nur nicht! Ich weiß recht gut, daß Du auch ehemals so eine Art von lockerer Zeisig warst.

Joseph.

Wer? ich!

Armand.

Ja, já, das sieht man einander gleich an. Und Du hast noch immer so ein heimliches Feuer im Leibe. Du kommst mir vor, wie ein alter Vulkan, der nicht mehr brennt, aber noch raucht.

Joſeph.

Nein, lieber Herr, gebrannt habe ich nie, aber rauchen, ja das thue ich noch gern.

Armand.

Nun, da ſiehſt Du! ... und es giebt keinen Rauch ohnen Feuer. Laß uns alſo ein vernünftiges Wörtchen mit einander ſprechen. Ich bin heute bei guter Tageszeit aufgeſtanden und habe den Thurm linker Hand genau ins Auge gefaßt. Er hat zwei Eingänge. Der eine führt durch das Zimmer meiner Mutter, der andre ... (zeigt auf die Thüre links.) der kommt von dorther ... und da Du nun die Schlüſſel zu allen Behältniſſen des Schloſſes in Deinem Gewahrſam haſt ...

Joſeph.

Den nicht, den wahrhaftig nicht, denn vor ein paar Tagen hat mir ihn Ihre Frau Mutter abgefordert, ohne mir zu ſagen weshalb.

Armand.

Nun, da ſiehſt Du! ... da liegt etwas dahinter verborgen, das meine Neugierde nur noch

um so mehr reizt. Ich muß daher wissen, was es ist, koste es auch, was es nur wolle! ... Sag doch einmal ... über der Thüre .. das runde Fenster ... wenn man da hinaufstiege...

Joseph.

Unmöglich!

Armand.

Man könnte von da aus wenigstens hineinsehen ... sie vielleicht erblicken ... mit ihr sprechen ...

Joseph.

Das ist ja viel zu hoch ... da reichen Sie nicht hinauf ... und ich auch nicht.

Armand.

Wenns weiter nichts ist? ... Ich habe neulich bei dem Gärtner eine hübsche kleine Leiter stehen sehen ... die will ich selbst holen, damit man nicht Verdacht schöpfe ...

Joseph.

Und wenn man Sie damit sieht?

Armand.

Niemand wird mich sehen! Mutterchen schreibt, Clarisse putzt sich an ... o! dazu wird sie lange Zeit brauchen ... Warte nur hier auf mich, und stehe fein Schildwacht, ich hole die Leiter! (er läuft durch die Thür links am Kamin ab.)

Vierter Auftritt.

Joseph, allein

Ja, ja, so gehts in der Welt! was man nicht hat, das will man haben, und was man hat, daraus macht man sich bald nichts mehr! ... Es ist doch ein verwünscht feuriger Kopf, der junge Herr! und so neugierig, so neugierig! ... Ich möchte aber auch selbst für's Leben gern wissen, wer das nur seyn könnte! ... Wenn man vielleicht durch daß Schlüsselloch da ein wenig hinein gucken könnte ... (er naht sich der Thür links.) Ach du mein Himmel! die Thür geht auf! .. Seh ich recht?!

Fünfter Auftritt.

Joseph, Mad. Dermilly kommt mit Mathilden aus der Thür links.

Mad. Dermilly.

Still geschwiegen, Joseph!

Joseph.

Wie? was? Mamsell wohnte also seit gestern in diesem Zimmer da?

Mad. Dermilly.

Ihr Vater wollte sie wieder nach Marseille nehmen, ich wünschte jedoch vorher, sie noch einige Tage hier zu genießen, und so ist sie denn gestern Abends im Schlosse angekommen...

Mathilde.

So geheimnißvoll, daß ...

Mad. Dermilly.

Das war unumgänglich nöthig ... Was macht mein Sohn?

Joseph.

Er steht im Begriff, sich den Hals wegen

Mamsell zu brechen, die er an ihrem Fenster gesehen hat.

Mad. Dermilly.

Was soll das heißen?

Joseph.

Daß er fest entschlossen ist, mit einer Leiter Sturm zu laufen, um sie noch einmal zu sehen, wär's auch nur von zwanzig Fuß Höhe herunter.

Mathilde.

Der arme Cousin! ... und warum können wir uns denn nicht auf ebener Erde sehen und sprechen? liebe Tante.

Mad. Dermilly.

Höre, mein Kind! .. hast Du Vertrauen zu mir, und glaubst Du, daß ich Dein Glück wahrhaftig wünsche?

Mathilde.

O, von ganzem Herzen.

Mad. Dermilly.

Nun denn, so laß mich thun, was mir gut

däucht, und frage wenigſtens noch eine kurze Zeit lang nicht nach der Urſache deſſen, was ich anordne, ... Heut haben wir Geſellſchaft ... einen jungen Engländer .. Du wirſt mit zum Mittagseſſen kommen ... und dann will ich Dich Deinem Couſin und dem Baronet als meine Nichte vorſtellen.

Mathilde.

Zum Mittagseſſen erſt? nicht eher? ach! — das wird noch recht lange dauern!

Mad. Dermilly.

Ich glaube es wohl! ... vorzüglich wenn Du bis dahin noch eingeſchloſſen bleiben mußt. ... Nun denn ... ſo erlaube ich Dir denn einen kleinen Spaziergang in den Park.

Mathilde.

Nun, daß iſt doch wenigſtens etwas!

Mad. Dermilly.

(zeigt ihr neben dem Kamine die Thüre, durch welche Armand ging) Auf der Treppe hier kommſt Du gleich in den Park ... und ſollteſt Du

zufällig Deinen Couſin begegnen, ſo ſuche ihm auszuweichen, oder kannſt Du das nicht, ſo ſage ihm wenigſtens nicht Deinen Namen. ... verſprichſt Du mir das?

Mathilde.

Recht gern, liebe Tante. (ſie geht einige Schritte und bleibt dann ſtehen.) Wenn er ihn aber erräth?

Mad. Dermilly.

Dann iſt's etwas anders.

Mathilde.

Schön! ich gehorche. (ſie geht durch die kleine Thüre am Kamine.)

Mad. Dermilly.

(ihr nachſehend und nachrufend.) Nicht ſo geſchwinde die Treppe hinunter! ... nimm Dich doch in Acht! ... ſie ſpringt wie ein Eichhörnchen!

in dürft'ger Kleidung, die Sorge für Empfang und Anordnung der Gäste übernehmen, indem du meinen Sinn am besten kennst.

Gern, ja mit Eifer, sprach sie, werd' ich dies, und was Euch sonst gefällt, verrichten, und nimmermehr darin ermüden, so lange noch ein Hauch vom Leben in mir ist. Und mit diesen Worten ergriff sie die Werkzeuge der Dienstboten, fing an das Haus zu reinigen, Tische zu bereiten, Betten aufzuschlagen und Andre anzustellen, gleich der treusten Dienerin. Zur dritten Stunde des folgenden Tags kam der Graf. Alles bewunderte um die Wette des Mädchens und des Knaben Schönheit und Betragen; ja einige sagten wohl: Graf Walther habe einen klugen und glücklichen Tausch getroffen, weil seine neue Braut zarter und von edlerer Herkunft sey, auch er durch sie einen so wohlgebildeten und hoffnungsvollen Schwager erhalte. Unter diesen eifrigen Vorbereitungen zur Hochzeit trat Griselda, die überall gegenwärtig, und um alles bekümmert war, ungebeugt durch diesen Vorfall, auch wegen ihres alten Kleides nicht verlegen, mit heiterer Miene der hereintretenden Jungfrau entgegen, beugte ihre Knie vor ihr, nach Dienersitte, und sprach mit gesenktem Blick, bescheiden, und voll Demuth: Möge meine Herrin kommen zur beglückten Stunde! Als

Sechter Auftritt.

Joſeph, Clariſſe, Mad. Dermilly.

Mad. Dermilly.

(zu Clariſſe, die von rechts eintretend ihr ein Papier entgegenhält.) Und was ſoll ich damit?

Clariſſe.

Es leſen! ... Der Brief von Edgar, den Sie mir vorhin übergaben, enthält eine förmliche Bitte um meine Hand.

Mad. Dermilly.

(freudig für ſich.) Himmel!

Clariſſe.

Ich habe den Brief auf der Stelle beantwortet, durfte aber dieſe Antwort nicht abſenden, ohne ſie Ihnen erſt mitgetheilt zu haben (giebt ihr den Brief.) Haben Sie die Güte, dies zu leſen. (zu Joſeph.) Laß uns allein. (Joſeph geht.)

Mad. Dermilly.

(für ſich.) Wenn ſie es angenommen hätte! laut leſend). „Mein Herr! Ich fühle mich

durch Ihren Antrag sehr geehrt, und glaube die Wahrheit dieses Gefühls durch nichts besser beweisen zu können, als wenn ich offen mit Ihnen spreche. „Eine achtbare und ausgezeichnete Familie" ... „und so weiter, und so weiter ... „Eine Mutter, in welcher sich alle weibliche Tugenden" (mit leiser Stimme.) Erlauben Sie mir diese zu gütigen Worte zu überspringen ... u. s. w. „hat die Güte gehabt, mich als Tochter aufzunehmen!" u. s. w. u. s. w. „die einzigen Gefühle, die ich Ihnen also in Erwiederung Ihrer Liebe widmen darf, sind die der Dankbarkeit und der aufrichtigen Freundschaft, womit ich stets seyn werde, Ihre u. s. w. Clarisse von Verneuil." (gerührt.) Vortrefflich. ... Und ich zweifle nicht daran, daß mein Sohn eben so wie ich ein solches Opfer zu würdigen wissen wird.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Armand.

Armand.

(kommt zur Hinterthüre herein und hinkt ein wenig.) Es ist doch unbegreiflich — das bringt mich noch um meinen Verstand! es muß Zaube-

rei dabei im Spiele seyn! ... es ist ein wahres Abentheuer.

Clarisse.

Was denn?

Armand.

Hören Sie nur. Ich war da so eben beim Gärtner, auf seinen kleinen Fruchtboden, um eine Leiter von dort zu holen ...

Mad. Dermilly und Clarisse.

Eine Leiter! und weshalb denn?

Armand.

O zu nichts, zu nichts! ... nur um mir ein wenig warm zu machen ... als ich auf einmal aus dem Fensterchen, das von da aus in den Park geht, ein weißes Gewand erblicke ... eine weiße Dame ... eine ätherische Nimphe ... eine Silphide! ... Ich springe sogleich aus dem Bodenfenster ...

Mad. Dermilly.

Mein Gott! fünf und zwanzig Fuß hoch!

Es war ein Lattenwerk unter dem Fenster an der Mauer ... aber ehe ich bis auf den Boden herabgeklettert war ... glitt mir der Fuß auf dem Schnee ab, und ... aber es hat nicht das mindeste zu bedeuten — ein vorübergehender kleiner Schmerz — der weiter keine nachtheilige Folge hatte, als daß ich nicht so recht geschwind nachlaufen konnte. Doch wenn ich das auch zweimal schneller gekonnt hätte, als es der Fall war, so würde ich doch diese neue Atalanta nicht haben einholen können, die mit ihren schwarzseidnen kleinen Schuhelchen kaum die weißen Alleen des Parks zu berühren schien. In demselben Augenblick sah ich sie durch die entlaubten Gebüsche nicht weit von mir erscheinen, aber auch sogleich wieder verschwinden. .. Ihre vom Laufe geröthete Wange, ihre blonden Haare, dieses himmlische, unschuldig heitre Gesicht ... das doch zugleich auch ein wenig schelmisch mit aussah, namentlich als ich einmal so holter dipolter über einen großen Schneehaufen stolperte ...

Mad. Dermilly.

Den Du nicht gesehen hattest ...

Armand.

Nein, da ich nur auf sie sah! ... denn nie in meinem Leben habe ich etwas hinreißenderes gesehen. Es giebt keine Nymphe Eucharis, keine Göttin Diana, die einem so den Kopf verdrehen könnte! ...

Clarisse.

(beleidigt.) Ei, mein Herr! ...

Armand.

Das versteht sich nämlich, als Gegenstand der Kunst! ... o! ich spreche hier blos als Kunstkenner. Ich kam mir völlig vor, wie Apoll, der hinter seiner Daphne herläuft, oder vielmehr wie die hinkende Gerechtigkeit, die immer hinterdrein rennt, und doch am Ende nichts erwischt. .. Wenn ich sage nichts, so heißt das im Gegentheil, viel! .. Denn als ich um die Allee flog ... ein neues Abentheuer .. rannte ich gerade in die Arme ...

Mad. Dermilly.

Wessen?

Armand.

Eines langen, jungen, ſchwarzangekleideten Mannes! ... Es war Carille.

Clariſſe.

Edgar!

Armand.

Der mir an den Hals flog ... was mir ziemlich gleichgültig war, da es nicht der, den ich gewollt hatte ... (ſich verbeſſernd) daß heißt nämlich ... daß es mir ſehr angenehm war, ihn zu umarmen, ihn wiederzuſehen, ... mit ſeinem langen ganz erſtaunten Geſichte ... ſeinem Krepp um den Hut ... Unterwegs hat er mir denn dafür erzählt, daß ſein älteſter Bruder an der Cholera und zwei engliſchen Aerzten geſtorben ſey ...

Clariſſe.

Sein älteſter Bruder? ...

Armand.

Nun, mein Gott, ja! ... Und daß er jetzt Herzog und Pair von England, mit ich weiß nicht wie viel tauſend Pfunden jährlicher Ein-

künſten ſey ... und daß er nun einen der angeſehenſten und älteſten Namen in allen drei Königreichen führe. ... Was mich am meiſten aber Wunder nahm, war ſein heimliches und faſt hinterliſtiges Weſen, das ſich zu ſeiner langen engliſchen Phyſiognomie vortrefflich paßt. Er hat mir mit niedergeſchlagenen Augen und leiſer Stimme geſtanden, daß er mit gewiſſen Abſichten hieher gekommen ſey, die ... (zu Mad. Dermilly.) Was will er denn damit ſagen? ... ſollte etwa gar ſein Erſcheinen mit dem Daſeyn der ſchönen Unbekannten in Verbindung ſtehen??

Mad. Dermilly.

Je nun ... wer weiß ... ich ſage nicht nein.

Armand.

Wie? — Sie wüßten alſo?

Mad. Dermilly.

(tritt zwiſchen Clariſſen und Armand und ſieht beide an ſich.) Ja, meine Kinder ... gegen Euch darf ich länger kein Geheimniß daraus machen, und will Euch daher alles redlich anvertrauen ... Ich hatte ſchon ſeit langer Zeit ge-

wisse Pläne entworfen, 1. gewisse Heirathsideen 2. zwischen Lord Carlille, der damals blos noch diesen seinen angesehenen Namen hatte, weiter aber nichts .. und einem jungen, ausserordentlich reichen Mädchen, dessen ich mich angenommen habe ...

Armand.

Der schönen unbekannten?

Mad. Dermilly.

Errathen!

Armand.

Ah! ... die ist also eine gute Parthie! ... heirathbar!

Mad. Dermilly.

Allerdings, mein Freund! ... Gestehen will ich's aber auch, daß ich einen Augenblick glaubte, daß alle diese seinen Plänchen scheitern würden, denn Mylord war seiner alten Zuneigung aus den Kinderjahren eingedenk, die ihn damals mit Clarissen verbunden hatte, und wollte diese nun jetzt durchaus heirathen.

Armand.

(freudig.) Wie? wahrhaftig! — er wollte?

Mad. Dermilly.

Sey nur ruhig, mein Sohn! ... Du kannst Dir leicht vorstellen, daß Clarisse seine Anträge mit einem Edelmuthe ... einer Zartheit zurückgewiesen hat, von der ich Zeuge gewesen bin. Sie liebt Dich ... liebt nur Dich allein ... denn ohne dies ...

Armand.

(traurig.) Ach ja! ganz recht! ... o! ich fühle ganz, was sie für mich gethan hat.

Mad. Dermilly.

Und dies ist um so besser, da sich nun der Ausführung meines frühern Plans nichts mehr in den Weg stellt: ... und daß der Lord nun, reich, Herzog und Pair geworden ist ... je! und das verdirbt die Sache auch am Ende nicht.

Clarisse.

(für sich.) Wie zart gedacht!

Mad. Dermilly.

Heut will ich nun beide einander vorstellen

... es wird ihre erſte Zuſammenkunft ſein,... denn heut Mittag ſpeiſen der Milord und mein kleiner Schützling mit uns.

... Clariſſe.

(für ſich.) Ich kenne doch keine intriganteere Frau als meine Schwiegermutter!

... Mad. Dermilly.

(beobachtet ſie mit Abſicht.) Und jetzt, meine lieben Kinder, jetzt wißt ihr alles ... ich hoffe daher, daß ihr mich unterſtützen ... daß ihr jedes ſeinerſeits mir helfen werdet... damit dieſe Verbindung zu Stande komme. (Armand geht und ſetzt ſich an den Tiſch links, Clariſſe entfernt ſich nach rechts: für ſich.) Es hat ſie alle beide ergriffen ... (laut.) Ich will nun Milord annehmen, und ihm in Ihren Namen, Clariſſe, den ſo edelmüthigen Brief hier zuſtellen, den...

Clariſſe.

(macht eine Bewegung, um ſie zurückzuhalten.)

Mad. Dermilly.

(kommt zurück). Haben Sie mir noch etwas zu ſagen?

sie hierauf die andern Gäste mit heiterm Angesicht und einnehmender Rede bewillkommt und das weite Haus mit vieler Gewandtheit angeordnet hatte, so daß fast Alle, vorzüglich die Fremden, die Würde und Leichtigkeit ihres Betragens unter solchem Kleide bewunderten, — sie dagegen an der Jungfrau und des Kindes Lobe sich kaum sättigen konnte, und abwechselnd bald des Mädchens, bald des Knaben Anmuth pries: wandte sich Walther, als man sich eben zur Tafel niederlassen wollte, gegen sie mit lauter Stimme, indem er vor allen Gästen sie wie im Spotte fragte: Nun, Griselda, wie gefällt dir meine Braut? Sie ist schön und ehrbar, wie Ihr keine findet, erwiederte Griselda. Nur mit dieser, oder keiner andern, werdet Ihr ein ruhiges und beglücktes Leben führen, und dies hoff' und wünsch ich Euch. Nur das Eine bitt' und rath' ich Euch in guter Meinung, daß Ihr diese nicht mit Dornen reizet, wie Ihr Eurer ersten habt gethan. Denn was jünger ist und zärtlicher erzogen, würde, mein' ich, kaum so viel ertragen können. — Da sprach Graf Walther, der die Unbefangenheit wahrnahm, mit der sie dieses sprach, die Standhaftigkeit dieses oft und hart geprüften Weibes bei sich erwog, und sich vor Mitleid über das unwürdige Loos, das sie so unverdient ertragen, länger nicht zu halten vermoch-

Clariſſe.

O nein — nein — aber Sie ſind allzugütig! (für ſich: auf den Brief ſehend.) Wenn ich ihn nur hätte wieder bekommen können.

Mad. Dermilly.

Nun, ſo gehe ich. (im Abgehn.) Wie bewegt ſie beide ſind.

Armand.

(aufſtehend und ihr nachgehend.) Gehen Sie denn ſchon? liebe Mutter! (Clariſſe ſetzt ſich.)

Mad. Dermilly.

Ja, mein Sohn, ich muß noch ein klein wenig Toilette machen. (Armand ſetzt ſich wieder.) (für ſich im Abgehn.) Das iſt ein Liebespärchen, das ich jetzt wohl ohne Gefahr allein zuſammen laſſen kann.

Achter Auftritt.

Clariſſe. Armand.

Armand.

(geht nach einer ziemlichen Pauſe nicht ohne Verlegenheit zu Clariſſe.) In der That, liebe Clariſſe, ich weiß nicht, wie ich Ihnen genug danken ſoll? Sie haben mir eine ſo ausgezeichnete Eroberung aufgeopfert!

Clariſſe.

Das wundert Sie?

Armand.

O nein, das durchaus nicht.

Clariſſe.

(ſteht auf, für ſich.) Und der Brief, den ſie ihm übergeben, der ihm alle Hoffnung rauben, ihn vielleicht auf der Stelle hinwegtreiben wird! ..

Armand.

Denn ich kann Ihnen freilich ſtatt des Rangs und Titels, den Sie um meinetwillen entſagt haben, nur den Namen und das ſehr beſcheidene Vermögen eines Bankiers anbieten — aber bin nun jetzt ſelbſt durch die Ehre verpflichtet, eine ſolche Großmuth durch ... durch ...

Clariſſe.

Durch Undankbarkeit zu vergelten: nicht wahr? .. Denn eben jetzt nur erſt, dieſes junge Mädchen, von dem ſie mit einem Feuer, mit einem Enthuſiasmus ſprachen, der in Gegenwart Ihrer Mutter, und in der meinigen, mindeſtens ... unſchicklich war! ...

Armand.

Oh! ein bloßer Scherz .. ein unſchuldiger Scherz .. der für mich ſo ganz und gar kein Gewicht hat, daß ...

Clariſſe.

(mit Verdruß.) Ein Scherz! ... ein unſchuldiger Scherz! ... der es Ihnen eingiebt, aus den Fenſtern zu klettern, und durch den ganzen Park einem Frauenzimmer nachzulaufen, das Sie nicht kennen! ... aber was ſchadet das? es iſt doch immer ein Frauenzimmer! und die Männer fragen ſo wenig nach Delikateſſe und Anſtand! ... Gerade wie neulich, als ich Sie mit der Tochter des Gärtners lachen und ſchäkern ſah.

Armand.

Mit Geneviève!

Clariſſe.

O pfui, mein Herr! ... das iſt ſo gemein ... ſo ungebildet ... ſo ... ſo kaufmänniſch!

Armand.

Clariſſe! ... bedenken Sie ...?

Clariſſe.

Ja, mein Herr! Glauben Sie denn, daß ich, weil ich bis jetzt den Muth gehabt habe, zu ſchweigen, deßhalb blind oder gleichgültig gegen alles bin, was meine Augen beleidigt?

Armand.

Und was kann dieſe denn beleidigen?

Clariſſe.

Alles was mich umgiebt! ... Iſt es denn ſo

ſchwer zu durchſchauen, daß Ihre Mutter, trotz alles Anſcheins ihrer zärtlichen Freundſchaft, mich dennoch keinesweges liebt? ... daß ſie mich nur aus Gnade und ganz mit Widerwillen ihre Tochter nennt ... und daß ſie uns unterdeſſen, um Gott weiß welcher Laune willen, vor Langerweile und Traurigkeit in dieſem alten Schloſſe faſt hat ſterben laſſen?

Armand.

Kein Wort mehr gegen meine Mutter, Clariſſe ... das könnte ich nicht mit anhören!

Clariſſe.

O! ganz vortrefflich! .. Da ſehen Sie es ja ſchon ... ihr bloßer Name ſäet den Samen der Zwietracht und Uneinigkeit zwiſchen uns aus. ... So kann es nicht bleiben! ... Sie müſſen wählen zwiſchen uns beiden! ... Sie müſſen die eine aufgeben oder die andre, Ihre Mutter oder mich!

Armand.

Und Sie behaupten, mich zu lieben? .. Sie, die Sie ein ſolches Opfer von mir verlangen können?

Clariſſe.

Und Sie können nach alle dem, was ich für Sie gethan habe, noch einen Augenblick anſtehen es zu bringen? ... noch zaudern, wo ich für Sie einen Rang, einen Titel ausgeſchlagen habe ... Würde und Anſehn, die ....

Armand.

Nehmen Sie ſich in Acht! ... denn wenn Sie mir dieſe Opfer noch einmal anrechnen, ſo werde ich Ihnen keinen Dank mehr dafür wiſſen.

Clariſſe.

So hatte ich alſo vollkommen Recht, Ihnen zu ſagen, daß Undankbarkeit ...

Armand.

Ich weiß doch in der That nicht, auf welcher Seite ſie iſt.

Clariſſe.

Nein, das iſt zu viel! ... Nach einer ſolchen Beleidigung müßte man ſehr wenig Selbſtgefühl beſitzen, wenn ...

Armand.

Clariſſe? ... ich beſchwöre Sie! ... hören Sie mich!

Clariſſe.

Nein, mein Herr, nein! ... laſſen Sie mich! ... ich verbiete Ihnen, mir zu folgen, mit mir zu ſprechen. (ſie geht durch die Thüre rechts.)

Neunter Auftritt.

Armand allein.

O! wenn Sie es nicht anders haben will, recht gern! denn dies iſt nun ſchon heute der

zweite Streit, und das ist doch am Ende höchst angweilig! .. Sie betet mich an! das weiß ich wohl .. ach! ich weiß es nur gar zu sehr ... aber das ist doch kein Grund dazu, um alle Augenblicke mit mir zu zanken, um Uebles von meiner Mutter zu reden, um stolz, hochmüthig, neidisch ... heftig und eifersüchtig zu seyn ... Uebrigens ist sie aber doch eine sehr gute Person, die einen ganz vortrefflichen Charakter haben würde, wenn sie mich nicht gar zu sehr liebte! Die Sache muß also ein Ende nehmen ... die Hochzeit muß so bald als möglich zu Stande kommen ... denn sind wir einmal verheirathet, so werden wir frei seyn; sie wird thun, was sie will, und ich auch, und wir werden nicht mehr genöthigt seyn, den ganzen Tag über so tête à tête bei einander zu bleiben ... das ist der sicherste Weg, sich stets mit einander zu streiten. (man hört ein Vorspiel auf dem Piano in der Stube links.) Was ist das? .. ein Piano? .. hier in jenem Zimmer! (er öffnet leis die Thür des Zimmers und sieht hinein.) Wahrhaftig die junge Unbekannte! ... ich sehe sie von hier! .. sie sitzt am Piano ... Welch ein köstlicher Wuchs! ... o! wie schön! ... und ein solcher Schatz soll jenem langweiligen Engländer bestimmt seyn! ... Nein! ... da bin ich ein viel zu rechtschaffener Patriot! ... Wenn ich sie nun vor ihrer Vermählung noch ihm entführen .. wenn ich mir ihre Liebe erwerben könnte! (will in das Zimmer.) Vorwärts

alſo! .. Aber ſie ſitzt gleich neben der Thüre, die in den Park geht, und ſieht ſie mich ſo ungebeten hereinkommen, ſo iſt ſie im Stande, ſich zu fürchten und mir wieder zu entfliehen ... und ſie kann beſſer laufen als ich ... das habe ich ſchon erfahren! ... Ah, eine Idee!

(er nimmt ſeine Violine vom Stuhle und ſpielt die Tonweiſe, die er auf dem Piano hört. Mathilde ſteht bald hernach auf, öffnet die Thür und tritt auf den Fußzehen herein.)

Zehnter Auftritt.

Mathilde. Armand.

Armand.

(bei Seite.) Sie iſt's! (er ſchleicht ſich leiſe hinter ſie und faßt ſie bei der Hand.) Erwiſcht! erwiſcht! und dieſesmal ſollen Sie mir nicht wieder davon kommen!

Mathilde.

(für ſich, lächelnd) Es iſt der Couſin!

Armand.

(für ſich.) Es iſt doch merkwürdig! Sie erſchrickt gar nicht darüber! (laut.) Ich weiß wohl, daß es ſehr kühn von mir iſt, Sie auf dieſe Weiſe zurückzuhalten ... aber wenn Sie mir verſprechen, mir nicht wie heute früh wieder davon laufen zu wollen ... (er läßt ihre Hand los.)

so gebe ich Ihnen die Freiheit wieder ... auf ihr Ehrenwort. (für sich.) Sie sagt nichts ... aber sie bleibt! ... (laut) und dann noch eine Bitte! — darf ich wissen, wer sie sind?

Mathilde.

(für sich.) Er kennt mich wahrhaftig nicht! — das ist spaßhaft!

Armand.

Nun? Verdiene ich keine Antwort?

Mathilde.

Je nun ... wenn mir das nun verboten wäre? ... wenn ich Ihnen nicht sagen dürfte, wer ich bin?

Armand.

O mein Himmel!

Mathilde.

Aber errathen dürfen Sie es ... das verwehre ich Ihnen nicht.

Armand.

Ja, was kann ich denn nur aber von Ihnen wissen, außer daß Sie sich ein Vergnügen daraus machen, mich zu fliehen, mir auszuweichen, und daß Sie also, ohne mich noch zu kennen, doch schon eine Art von Antipathie, eine Abneigung gegen mich haben. ... Ist das wahr? ... oder nicht? ...

Mathilde.

(lächelnd.) Im Vertrauen gesagt, Sie sind nicht sehr geschickt ... oder Sie haben sehr viel Unglück! ... Und wenn Sie nicht besser zu errathen verstehen als so, so werden Sie nie etwas wissen.

Armand.

O! ich weiß wenigstens, daß Sie das reizendste, das lieblichste, das hinreißendste Wesen auf der Welt sind! ... das Wesen, das ich am glühendsten liebe!

Mathilde.

Das ist aber doch gar nicht möglich, denn Sie kennen mich ja noch gar nicht!

Armand.

O nein, da irren Sie sich. (er nimmt das Medaillon aus der Brusttasche und zeigt es ihr.) Dieses Gemälde, das ich unaufhörlich betrachte ...

Mathilde.

Mein Portrait! das ich für Ihre Mutter gemalt hatte ...

Armand.

Ist in meine Hände gefallen ... und seitdem ist es nicht wieder von meinem Herzen gekommen. Da, da ist es immer und immer geblieben und fragen Sie es nun, ob ich Sie liebe?

Mathilde.

(für ſich.) Er liebt mich! ... (laut.) Ach! mag meine Tante ſagen was ſie will ... ich vermag es nicht mehr, ihr zu gehorchen.

Armand.

Eine Tante, ſagten Sie? und wer iſt die?

Mathilde.

Je nun ... Ihre Mutter!

Armand.

Wie? Sie wären Mathilde?

Mathilde.

Mein Gott, ja!

Armand.

Meine Couſine?

Mathilde.

O! ich habe es Ihnen nicht geſagt! Nicht wahr?

Armand.

Wie? — dieſer Engel von Schönheit! ... dieſer Schatz, den ich einem andern beneidete ... es iſt Mathilde! ... iſt meine Couſine!

Mathilde.

Die Sie ſchon ſeit langer Zeit kannte ... denn ich, ich bin ein wenig pfiffiger als Sie!

te: Genug, theure Griselda, hab ich nun deine Treue geprüft und bewährt gefunden. Auch glaube ich, giebt es unterm Himmel keinen Mann, der solche Proben ehelicher Treue und Zärtlichkeit erfahren. Und mit diesen Worten umfaßt er seine Gattin, die vom freud'gen Schrecken ergriffen und wie aus einem schwarzen Traum erwachte, mit inbrünst'gen Armen. Du allein, ruft er, bist meine Gattin; eine andre wählt' ich nie und mag sie nicht. Dieses Mädchen aber, das du jetzt für meine Braut gehalten, ist deine Tochter; dieser, der mir nur verwandt schien, ist dein Sohn. Also hast du Alles wieder, was du einzeln für verloren hieltest. Die aber, welche das Gegentheil von mir glaubten, sollen jetzt erfahren, daß nur Prüfungssucht, nicht Bosheit mich beherrschte, daß ich meine Gattin prüfte, nicht verdammen wollte, meine Kinder nur verbergen, nicht erwürgen ließ. Als sie das hörte, stürzte sie, vor Freuden äußer sich und vor Liebe sinnlos, unter Wonnethränen ihrer Kinder, in die Arme des Gemahls, bedeckte ihn mit Küssen, und benetzte ihn mit frommen Zähren. Eilends umringen sie die Weiber, munter und bereitwillig, ihr die schlechten Kleider auszuziehn, und die gewohnten schmükkend anzulegen. Jauchzender Beifall und fröhliche Glückwünsche tönen überall; so ward dieser Tag

Armand.

Und warum trennte man uns? .. warum hielt man mich ab, Sie zu ſehen? ... wozu dieſes ganze Geheimniß?

Mathilde.

Ja, das frage ich immer auch! ... Denn mein Vater hat mir ſtets geſagt: „Dein Couſin Armand wird einmal Dein Mann! das iſt der Wunſch und die Abſicht unſrer beiden Familien.“

Armand.

(freudig.) Iſts möglich!

Mathilde.

Wußten Sie denn das nicht? lieber Couſin.

Armand.

Nicht im geringſten!

Mathilde.

Ei, das hätte man mir ſagen ſollen .... ich hätte Ihnen das denn doch nicht ſo gleich auf der Stelle geſagt! Mich hat man aber nur immer in dieſen Ideen auferzogen ...

Armand.

Und darf ich hoffen, Mathilde! daß dieſe Ideen nunmehr auch die Ihrigen geworden ſind?

Mathilde.

Ich? ... Meine Ideen! .. ach nein, nein

... ich habe gar keine ... ich habe immer nur die meines Vaters gehabt.

Armand.

Wie?

Mathilde.

Und meiner guten Tante.

Armand.

O! ich bin überglücklich!

Mathilde.

Aber das sonderbarste dabei ist doch, daß mir Ihre Mutter heut ausdrücklich anbefohlen hat, Ihnen aus dem Wege zu gehen! ... drum bin ich auch heut früh vor Ihnen gelaufen, was ich nur konnte ... außerdem? .. und dann hatte sie mir auch verboten, wenn ich Ihnen ja begegnete, Ihnen zu sagen, wer ich sey ... Glücklicherweise haben Sie das nun selbst errathen! .. Aber können Sie begreifen, wie das zusammenhängt?

Armand.

O ja! ich weiß es ... es klärt sich nun alles auf! ... Meine Mutter hat ihre früheren Pläne geändert! ... sie will Sie jetzt mit jemand andern vermählen ... mit einem Engländer, den Lord Carlille!

Mathilde.

Und ich, ich will das nicht! ... Ich werde

das meinem Vater, meiner Tante, aller Welt werde ich es ſagen! Sie müſſen nicht glauben, daß ich keinen Charakter habe! .. Und dann gehören Sie ja auch mit zu meinen Verwandten ... Sie ſind mein Couſin ... Sie werden mich ſchützen, mich vertheidigen ...

Armand.

Immer, theure Mathilde, immer! .. Ja, ich bin Dein Beſchützer, Dein Freund! .. Es iſt abſcheulich! ... iſt eine beiſpielloſe Tyrannei!

Mathilde.

Nicht wahr?

Armand.

Es iſt unerhört, daß man ein junges Mädchen auf eine ſolche Art zwingen will! ... das werde ich nie zugeben! ... und der Begünſtigte ... dieſer Lord Carliſle ... er ſoll nur kommen, ich bringe ihn eher um, als daß ...

Mathilde.

Ach nein, lieber Couſin, nur nicht umbringen!

Armand.

Ja, das ...!

Mathilde.

Wenn ich Sie aber recht ſehr darum bitte! ... Sie brauchen ihm ja nur zu ſagen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie ſtets geliebt habe, daß

ich ſeine Frau nicht ſeyn kann, weil ich die Ihrige werden ſoll ... er wird das einſehen ... ja, ja das wird er ... man muß nicht glauben, daß ein Engländer nicht auch Vernunft annimmt ...

Armand.

Nein, nein, ich muß mich mit Degen oder Piſtolen von ihm befreien, denn ſobald er Sie geſehen haben wird, kann er ja nicht leben, wenn Sie ihn nicht lieben!

Mathilde.

Nun, ſo laſſen Sie ihn lieber daran ſterben! ... Armand! Sie verſprechen mir das, daß Sie ihm nichts thun wollen! Nicht wahr?

Armand.

Ich weiß nicht, ob ...

Mathilde.

Ach nein, nein! ... Sie haben mich viel zu lieb dazu! denn wenn ich Ihr Leben in Gefahr wüßte ... ich opferte dann lieber mein eignes. (eilt in das Zimmer links ab.)

Eilfter Auftritt.

Armand allein. Dann Mad. Dermilly.

Armand.

Welche Anmuth! — welche Herzensgüte! — welche Kindlichkeit! ... Ja, ſo eine Frau gehörte

für mich! ... Und man bestimmt sie für einen andern! .. das ist so die feine Art der lieben Anverwandten! ... Man opfert uns beide! ... Ja, uns beide! ... Denn da bin ich nun mit Clarissen verlobt ... verlobt mit einem Wesen, das ich unmöglich lieben kann ... vorzüglich nun ... und wie mich jetzt von ihr los machen ... wie mit ihr brechen, ohne mir einen ewigen Vorwurf machen zu müssen ... ohne mich für immer zu entehren? (zu Mad Dermilly, welche eintritt.) Ach, meine gute Mutter, da sind Sie ja! kommen Sie, kommen Sie und helfen Sie mir!

Mad. Dermilly.

Mein Gott! was ist Dir denn?

Armand.

(sucht sich zu fassen.) Was mir ist? ... nichts, gar nichts ... ich weiß es nicht! ... Was soll ich ihr nur sagen? ... Ich wollte Sie nur fragen ... was macht Clarisse? ... wo ist sie denn?

Mad. Dermilly.

Im Saal bei Lord Carlille ... ich sollte ihm den Brief von ihr übergeben, aber ich überlegte mir es anders, und Clarisse war auf der Stelle auch meiner Meinung, daß es viel anständiger und zarter sey, wenn sie ihm mündlich die Gründe ihrer Verweigerung eröffnete ... So habe ich denn den Brief zerrissen, und beide mit einander allein sich aussprechen lassen ... Wenn Du aber wünschest, will ich sie gleich holen.

Armand.

Nein, nein, liebe Mutter ... nein ... ich habe von ganz andern Dingen mit Ihnen zu sprechen ... Ich habe Mathilden gesehn ... meine Cousine ...

Mad. Dermilly.

Wie? Du wüßtest ...

Armand.

Alles weiß ich ... und eben des guten Mädchens wegen muß ich mit Ihnen sprechen ... denn was mich betrifft ... mit mir ist's aus ... daran muß man nicht mehr denken ... ich habe einmal versprochen ...

Mad. Dermilly.

Ein Versprechen, das man so gern hält, wenn man liebt ... und wenn man wieder geliebt wird ... denn nach dem was Clarisse für Dich gethan hat ...

Armand.

Ach ja, ja, sehr viel! ... das ist ja eben das Unglück! ... aus Ehrgefühl, .. aus Delicatesse kann man da durchaus nicht mehr zurücktreten ... muß man sich in sein Schicksal ergeben ... Nun, meinetwegen denn, da es nun einmal nicht anders seyn kann ... und weil Sie es denn durchaus so haben wollen, so will ich

die Heirath denn auch eingehen, die ich verabscheue, vor der ich zurückschaudre ...

Mad. Dermilly.

Was sagst Du da!?

Armand.

Aber ich sage es Ihnen im Voraus, daß ich nun auf immer und ewig unglücklich seyn werde! .. Niemand soll das erfahren, sie selbst nicht ... ich werde mich als rechtlicher Mann, als Mann von Charakter benehmen, ... als ein guter Gatte ... Wenn ich aber trotz dessen jemand anderes noch lieben sollte, ... so soll mich kein Mensch daran hindern?

Mad. Dermilly.

Und wen denn?

Armand.

Das sollen Sie nicht wissen! ... Sie können es nicht wissen ... und werden es nie errathen ... das ist ganz unmöglich ... es würde Ihnen so albern, so unbegreiflich vorkommen ... und doch ists die vollkommenste Wahrheit! ... Ja, ja, sie, sie liebe ich allein und immer!

Mad. Dermilly.

Und wen denn nur?

Armand.

Meine Cousine.

Mad. Dermilly.

Iſts möglich!

Armand.

Liebe ſie, wie ich noch nie geliebt habe! oder ... oder ich habe vielmehr noch niemals jemand wahrhaft geliebt als ſie!

Mad. Dermilly.

Ach, was Du mir nicht ſagſt!

Armand.

Ja, ja, das wußte ich wohl, daß Sie mich nicht begreifen würden ... aber alle die Tugenden, alle die Eigenſchaften, von denen ich träumte, und die meine Phantaſie ſo gern in einem andern geliebten Weſen vereinigt ſah, alle dieſe ſind es in ihr! Sie beſitzt ſie alle, alle, und drum werde ich ſie lieben, immer und immer!

Mad. Dermilly.

Immer?

Armand.

Ja; dieſesmal iſt's ganz entſchieden! ... denn die Schönheit iſt an ihr der kleinſte ihrer Vorzüge! Welche Sanftmuth! welche Naivetät! welche Güte des Charakters! und ohne nur im mindeſtens ihres Vermögens zu erwähnen, bedenken Sie nur, wie ſehr alle Verhältniſſe, alle Familienbeziehungen, alle Umſtände ſich hier vereinigen, um eine

ſolche Verbindung zu der erwünſchteſten und beglückendſten zu machen, die ...

Mad. Dermilly.

Ach! wer weiß denn das beſſer als ich?! .. denn ich hatte ſie Dir ja ſeit langer Zeit ſchon beſtimmt! ... aber Du haſt ja nichts von ihr wiſſen, haſt ſie nicht einmal ſehen wollen!

Armand.

Iſt denn das möglich! ... Nun wohl! ſo mußte man mich dazu nöthigen, mich zwingen! ... Sie hätten Ihr Anſehn, Ihre Autorität gebrauchen ſollen. Denn Sie ſind bei alle dem doch meine Mutter ... Sie hatten das vollſte Recht, zu befehlen, Gehorſam zu fodern ... und eine ſolche Schwäche ... O verzeihen Sie mir! ... Verzeihung! Ich weiß nicht was ich rede! .. ich beleidige, kränke Sie wohl ... aber ſehen Sie, ich bin ganz wirr im Kopfe .. weiß nicht was ich rede ... und das beſte was ich thun kann iſt, ... mir eine Kugel vor den Kopf zu ſchießen!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Mathilde.

Mathilde.

Gott! was höre ich! ... Nein, nein, mein theurer Couſin, Sie werden doch das nicht thun!

Armand.

Ich muß! ... denn ich liebe Sie zu sehr, und bin gar zu unglücklich!

Mathilde.

(zu Mad. Dermilly.) Und Sie rührt seine Verzweiflung nicht? — und Sie können ihm noch länger widerstehen? — Nun denn, liebe Tante! ich habe bisher blindlings Ihrem Willen gehorcht, aber nun erkläre ich hiermit, daß man künftig mit mir anfangen kann was man will, aber nichts soll mich abhalten, meinen Cousin zu lieben, ihn, den ich immer geliebt habe, und den ich immerfort lieben werde!

Mad. Dermilly.

Du also auch! (für sich.) Die armen Kinder!

Mathilde.

(weinend.) Ja, Armand, man behandelt uns höchst grausam! unglücklich will man uns mit aller Gewalt machen, aber beruhigen Sie sich, ich heirathe nun gar nicht ... ich bleibe ledig ... Zeitlebens ... oder ich werde Ihre Frau!

Armand.

(in Verzweiflung.) Meine Frau! Nein, das ist zu viel?

Mathilde.

Nun? ... tröstet Sie denn das nicht ein wenig?

unter Wonne und Thränen herrlicher noch als der Hochzeittag gefeiert. Viele Jahre lebten beide miteinander durch Friede und Eintracht glücklich, auch nahm Walther seinen armen Schwiegervater, welchen er nur darum vergessen zu haben schien, damit er nicht den vorgehabten Prüfungen in dem Wege stehe, zu sich in sein Haus, und hielt ihn hoch in Ehren; seine Tochter verheirathete er nachher sehr ehrenvoll und glänzend, und hinterließ seinen Sohn als Nachfolger in der Herrschaft — glücklich durch seine Gattin und seine Kinder.

Diese Geschichte habe ich in andrer Rede wiedererzählen wollen, nicht sowohl um die Frauen unsrer Zeit zur Nachahmung dieser weiblichen Geduld, die ich kaum nachzuahmen für möglich halte, als vielmehr meine Leser zur Nachahmung der Standhaftigkeit dieses Weibes überhaupt zu ermuntern, damit auch sie, was dieses Weib dem Manne leistete, Gott, ihrem Herrn, zu leisten sich getrauen, der, obwohl er, wie die Schrift sagt, kein Versucher ist zum Bösen und selbst niemand versucht, dennoch uns durch viele, schwere Schläge übt und prüft; nicht, daß er unsern Sinn erfahre, den er schon, eh' wir geschaffen, wußte, sondern daß wir unsre Schwäche an dem eignen

Armand.

Nein, im Gegentheil! ... das bringt mich vollends zur Verzweiflung ... das macht mich ganz wüthend .. denn nun weiß ich nicht mehr, an wen ich mich halten soll. (er nimmt Mad. Dermilly bei Seite, während ſich Mathilde ein wenig entfernt.) Mutter! meine theure, geliebte Mutter! Sie, der ich ſo viel ſchon ſchuldig bin, auf Sie allein habe ich nur noch meine einzige Hoffnung geſetzt. ... Sie weiß es nicht ... ſie kann es nicht denken was ich leide ... Sie allein können mich retten ... und wenn Sie kein anſtändiges Mittel erdenken, eine Heirath rückgängig zu machen, die ich verabſcheue ... ſo haben Sie keinen Sohn mehr!

Mad. Dermilly.

Undankbarer! Konnteſt Du denn glauben, daß Deine Mutter einen Augenblick lang aufhören werde, über Deinem Glücke zu wachen? ... Ich wußte wohl, daß ich Dich noch dazu bringen würde, und, Gott ſey gedankt, ſeit heute hoffe ich es auch.

Armand.

(mit Ausbruch des Entzückens.) Was ſagen Sie?

Mad. Dermilly.

Still! (auf Mathilde zeigend, die etwas entfernt ſteht.) Deine Frau darf nichts davon wiſſen.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Joſeph.

Joſeph.

Ach! das überlebe ich nicht! ... Welches Unglück! Welche Schande für uns!

Mad. Dermilly.

Was giebt's denn?

Armand.

Was haſt Du denn ſo ſchreckliches geſehen?

Joſeph.

Im Saale ... Milord Carlille zu den Füßen der Fräulein Clariſſe!

Mad. Dermilly.

Nun?

Joſeph.

Dann iſt er wieder aufgeſtanden ... iſt mir um den Hals geſprungen ... und hat laut ausgerufen: Ich ſtelle Dir hier meine Frau vor!

Armand

(ſpringt auch Joſeph um den Hals und umarmt ihn.) O mein Freund, mein einziger Freund!

Joſeph.

So laſſen Sie mich doch los! (geht links zu Mad. Dermilly)

Armand.

(zu Mad. Dermilly) Aber wie iſt das nur zugegangen? Wie haben Sie es denn dahin gebracht?

Mad. Dermilly.

Auf die einfachſte Art und Weiſe von der Welt ... Ich hatte nämlich entdeckt, daß Clariſſe, meine Pflegetochter, den Lord Carlille liebe.

Armand.

(ſtaunend.) Das iſt ja aber gar nicht möglich!

Mad. Dermilly.

Und doch, mein Freund! ... ich habe ſie gezwungen, es mir einzugeſtehen. ... Sie liebt ihn und wird ihn immer lieben ... Immer! hörſt Du wohl?

Armand.

(wie oben) Sonderbar!

Mad. Dermilly.

Nachdem ich dies nun einmal wußte, habe ich ihr meine Einwilligung zugeſichert ... und die Deine. ... Sie wird Milady.

Mathilde.

Welches Glück! Nun kann mich ja der garſtige Lord Carlille nicht mehr heirathen ... und ich muß, ſelbſt wider Ihren Willen, Tantchen, doch noch die Frau meines Couſins werden!

Mad. Dermilly.

Ja, mein Kind.

Mathilde.

Das hat Mühe gekoſtet! (zu Armand.) Und ich dächte, wir hätten es uns recht ſauer müſſen werden laſſen, um ſie dazu zu bewegen?

Armand.

O Mathilde ... wenn Sie wüßten ...

Mad. Dermilly.

(zu Armand.) Kein Wort weiter! (tritt zwiſchen beide.) Räche Dich dadurch an mir, meine Tochter, daß Du ihn glücklich machſt. (zu Joſeph, der allein links ſtehen blieb.) Nun, Joſeph, was ſagte ich Dir?

Joſeph.

Sie haben es, mein Seel, doch durchgeſetzt! ... und wenn mein kleiner Joſeph eine Mutter gehabt hätte, wie Sie, ſo wär' er nicht Dragoner geworden!

Mad. Dermilly.

(halb zum Publiko gewendet.)

Immer iſt das Loſungswort
Jugendlicher Herzen;
Und ſie rufen: immerfort!
Unter Luſt und Schmerzen,
Doch der Mutter Herz allein
Nicht getäuſcht von Flimmer,
Kann ſich ſeinen Kindern weihn,
Immer! immer! immer!

Ende.

Der Staatsgefangene,

Posse in zwei Aufzügen.

Nach dem Französischen

von

Th. Hell.

Personen.

Graf von Löwenfeld, Gouverneur.
Baron Mühldorf, Commandant der Festung,
Georg von Lessen.
Reinhold, Sohn des Gouverneurs, sonst Page, jetzt Volontair.
Balthasar, Oboist von der Garnison.
Franz, Soldat.
Gräfin Lindthal, Georg's Schwester.
Emma, Tochter des Gouverneurs.
Damen und junge Herrn aus der Stadt.

Der erste Akt spielt in der Wohnung des Gouverneurs, der zweite in der Festung.

Erſter Aufzug.

(Das Theater ſtellt einen eleganten Saal, mit Mittel- und Seitenthüren vor. Links Fenſter. Vorne Tiſch und Stühle. Auf dem Tiſch Armleuchter mit brennenden Lichtern.)

Erſter Auftritt.

v. Löwenfeld. (ſitzt und lieſt Zeitungen.)
Reinhold. (tritt ein.)

Reinhold.

Lieber Vater, es iſt ein Militair draußen, der Sie zu ſprechen wünſcht.

v. Löwenfeld.

Mich?

Reinhold.

Seine Excellenz den Herrn Gouverneur! — und da es nur einen in dieſer Stadt und Feſtung

giebt, folglich also den Herrn Grafen von Löwenfeld, obersten Befehlshaber über Stadt und Land, und höchst würdigen Repräsentanten Sr. Durchlaucht unsers allergnädigsten Herrn.

v. Löwenfeld.

Narr! — Seit der Bursche im Pagenhause gewesen ist, giebt er lauter tolle Streiche an, oder schwatzt wenigstens albernes Zeug. Laß' ihn hereinkommen.

Reinhold.

Warum gehen Sie nicht lieber in das Gastzimmer, um mit ihm zu reden?

v. Löwenfeld.

Warum denn?

Reinhold.

Ei, weil ich den hochweisen und tiefbreiten Herrn sehr gut erkannt habe, der sich Ihre Unterhaltung ausbittet. Es ist der Herr Major Baron von Mühldorf, wohlbestallter Festungs-Commandant, und der wäre wahrscheinlich im Stande, Sie eine Stunde lang hier aufzuhalten. Das würde aber mich und meine Schwester ganz gewaltig geniren. Unsre Freunde, männlich und

weiblich, werden nun bald eintreffen, und es giebt kein anderes Zimmer in diesem ganzen ungeheuern Gouvernementspalaste, wo wir heut' Abend tanzen, und Sie auf die angenehme Art überraschen könnten, wie wir es uns vorgenommen haben.

v. Löwenfeld.

Ach, laßt mich zufrieden. Seit acht Tagen habt Ihr mir nun schon von dieser Ueberraschung vorgeschwatzt, und alles haarklein erzählt. Ihr hättet's nur noch brauchen in die Zeitung zu setzen.

Reinhold.

Sehen Sie nur, lieber Vater, wir haben's für viel klüger gehalten, Ihnen alles gerade zu zu sagen, weil ein so erfahrener Kriegsheld wie Sie, gar zu schwer zu überlisten ist.

v. Löwenfeld.

Das Schmeicheln hat er auch am Hofe gelernt.

Reinhold.

Ich soll also dem Herrn Commandant sagen —

v. Löwenfeld.

Daß er sofort hereintreten soll. Er wartet ohnedies nicht gern.

Reinhold.

Und doch muß man bei ihm zu Hause ganz anders warten — wären's auch nur seine armen Gefang'nen.

v. Löwenfeld.

Reinhold, geh' und folge.

Reinhold.

Gleich, gleich, lieber Vater! Da fällt mir aber ein Gedanke ein. Wir haben heut' Abend nur ein kleines Liebhaberorchester — nun, das wissen Sie, wie das klingt! Wenn uns also der Herr Commandant die Musik seines Regiments erlauben wollte.

v. Löwenfeld.

Schon gut, schon gut.

Reinhold.

Ja, nur unter der Bedingung lasse ich ihn zur Audienz. (er geht dem Herrn von Mühldorf entgegen, den er hereintreten läßt.) Haben Sie

Beispiel klar erkennen. Einen standhaften Mann aber will ich den nennen, sey er, wer er sey, der ohne Murren für seinen Gott duldet, was dieses schwache Weib, von ländlicher Geburt, für ihren sterblichen Gemahl erduldete.

nur die Güte, hereinzutreten, mein Herr Commandant. Dieſelben haben es blos mir zu verdanken, daß der Herr Gouverneur Ihnen ſogleich Audienz gegeben haben, denn Sr. Excellenz wollten erſt gar nicht daran — alſo, werden Sie ſich abzufinden wiſſen. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Mühldorf. v. Löwenfeld.

Mühldorf.

Dieſe jungen Volontairs ſind noch ſo luſtig —

Löwenfeld.

Tollköpfe! Das ſprudelt und braußt!

Mühldorf.

Excellenz! Was das betrifft, das iſt nun ſo einmal deutſche Jugendhitze. Nun, Sie hätten mich ſehen ſollen, ehe ich die Ehre genoß, Commandant dieſer berühmten Feſtung zu werden, wo die ſchönſten Gefängniſſe in ganz Europa zu finden ſind.

Löwenfeld.

Nun? was giebt's denn Neues?

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER,K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18564/035

Mühldorf.

(halbleis.) Wichtige Dinge! — Unser Staatsgefangener wollte diese Nacht entwischen.

Löwenfeld.

Wie? Der Herr von Lessen?

Mühldorf.

Er selbst. — Das ist ein Teufelskerl!

Löwenfeld.

Ich habe es Ihnen vorausgesagt — den halten weder Eisenketten noch Riegel zurück — der besitzt eine Geschicklichkeit, eine List, eine Unermüdlichkeit ohne Gleichen — man könnte ihn ein wahres Entwischungs-Genie nennen. — Hat er sich nicht aus der Festung, wo er zuerst saß, funfzig Fuß hoch, ohne Seil, ohne Strickleiter, kurz, man weiß gar nicht wie, herabgelassen? Und grub er sich nicht in der Festung, wo man ihn zuletzt in ein unterirdisches Gefängniß eingesperrt hatte, wie ein Maulwurf einen Weg unter den Festungswerken weg? Nirgends war man seiner sicher.

Mühldorf.

Darum setze ich eben einen ganz besondern

Werth darauf, ihn bei mir festzuhalten. Das kostet mir viel weniger Mühe als einem andern, weil ich so etwas mit Vorliebe betreibe. Es giebt Leute, die zu Dichtern, Rednern, Generalen geboren werden; ich glaube, ich bin zum Gefängnißwärter geboren worden; das ist mein Künstlerberuf.

Löwenfeld.

Um den ich Sie nicht beneide.

Mühldorf.

Von Kindheit an träumte ich nur von Schlössern, Riegeln und Eisenstäben, und auf der Schule war's mein größter Spaß, meine Kameraden einzuschließen. Meine Gefangenen machen jetzt meine einzige Freude aus, niemand als ich darf ihnen zu nahe kommen, und so habe ich denn immer, als ein treuer Aufseher, ihr Andenken im Herzen und ihre Freiheit in der Tasche. Sie können leicht denken, wie glücklich ich mich also schätze, den Baron von Lessen in meinem Verschluß zu haben. Ich sehe ihn für ein wahres Kleinod an, das mir in der Welt Ehre machen, und Gelegenheit verschaffen soll, meine Talente zu üben. Meine einzige Angst

ist nur, daß man mir ihn nicht etwa zu bald wieder freiläßt.

Löwenfeld.

Da seyn Sie unbesorgt, der wird sobald nicht loskommen.

Mühldorf.

Wahrhaftig?

Löwenfeld.

Ohnstreitig Zeitlebens nicht.

Mühldorf.

Vortrefflich! Das ist herrlich, aber doch auch zugleich sehr seltsam! — ein allerliebster Cavolier, ein ehemaliger Page unsers Fürsten, ein Mann von Geburt und Vermögen! — Man hätte mir doch wenigstens sagen sollen, warum er denn bei mir sitzt.

Löwenfeld.

Wozu denn das?

Mühldorf.

Wegen meiner Würde als Mensch, und meiner Qualität als Commandant der hiesigen Gefängnisse. Denn für mich, der ich mein Amt

aus Neigung und mit Enthuſiasmus betreibe, iſt es demüthigend, wie ein Riegel angeſehen zu werden, den man vor alle Gefängniſſe ohne Unterſchied ſchieben kann.

Löwenfeld.

Man muß doch wichtige Gründe dazu haben, lieber Major — Staatsurſachen.

Mühldorf.

Die Sie aber gewiß kennen. Ich bin überzeugt, Sie wiſſen davon mehr als ich.

Löwenfeld.

Kann möglich ſeyn — da ich's aber nicht ſagen darf —

Mühldorf.

So iſt das folglich ganz daſſelbe.

Löwenfeld.

Indeſſen kann ich Ihnen doch nicht verhehlen, daß die letzten Ordres, die ich vom Hofe erhielt, äußerſt ſtreng ſind; ja, es iſt meine Pflicht, Sie damit bekannt zu machen. Alſo Verbot, ihn mit irgend jemand Gemeinſchaft haben zu laſſen, ſey es wer es ſey, und aus-

drücklicher Befehl, jedermann, der ihm zur Flucht behülflich seyn dürfte, auf der Stelle zu arretiren.

Mühldorf.

Das setzt mich in Verlegenheit.

Löwenfeld.

Wie so?

Mühldorf.

Weil ich dann fürchten muß, jemand aus Ihrem eig'nen Hause arretiren zu müssen.

Löwenfeld.

Wie verstehe ich das?

Mühldorf.

Eben deshalb gab ich mir die Ehre, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Die Festung, deren Commandant ich zu seyn die Ehre habe, und welche noch bis jetzt eine Jungfrau ist, und es auch mit Gottes Hülfe, so lange ich bei ihr installirt bin, bleiben soll, ist, wie Ihnen bekannt, von Ihrer, als der Gouverneurwohnung nur durch einen Arm des Flusses getrennt, auf welchem nur ich die Erlaubniß habe spazieren

zu fahren. Gestern Abends in der Dämmerstunde fiel mir plötzlich der Gedanke ein, mir ein kleines Vergnügen zu machen, und rund um die Festungswerke herum zu wandern, weil ein guter Commandant immer auf dem Inspectionsfuße seyn muß.

Löwenfeld.

Bravo! Das nenne ich Diensteifer.

Mühldorf.

Bei dieser Promenade erblickte ich denn eine Art von Matrosen, welcher, unterhalb des Parapets hingestreckt, sein Pfeifchen in guter Ruhe paffte, und in dem Augenblicke, wo ich in meinen Kahn steigen wollte, mir die Hand reichte, bei'm Einsteigen half, und dann sich an's Ruder begab. — So fuhren wir vor allen Schildwachten vorbei. Ich untersuchte alles auf's genaueste, während mein Schiffer ein Liedchen vor sich hin trällerte, und mit dem Kahne über den Arm des Flusses nach Ihrer Wohnung zuruderte.

Löwenfeld.

Nach meiner Wohnung?

Mühldorf.

Direkt d'rauf zu. — Auf einmal ward mein Herr Schiffer eine rothe Schärpe an einem von Ihren Fenstern gewahr, die von einer unsichtbaren Hand bewegt ward. Er stand von seinem Ruderſitze auf und sagte zu mir: „Mein Herr Commandant, jetzt muß ich mich Ihnen empfehlen. Ich danke Ihnen sehr für Ihren Kahn, ohne den ich nicht über dieses Wasser hätte kommen können, und für Ihre gütige Gesellschaft, ohne die es mir unmöglich gewesen wäre, den Flintenschüssen Ihrer Schildwachten zu entgehen.“ Ich erwiederte ihm darauf ganz kaltblütig: „Wer sind Sie denn? —“ „„Ich? entgegnete er, „ich bin der Baron Lessen! —“ Dann schwang er sich, wie ein zweiter Wilhelm Tell, aus dem Kahne, stieß ihn mit dem Fuße weit zurück und rief mir nach: „Leben Sie wohl, mein Herr Cammandant, und fahren Sie nun ohne mich stromabwärts. —“ Und so war es leider auch. Ich schrie zwar immer aus Leibeskräften: „Halt' an! halt' an!“ aber es hätte mir wahrscheinlich nichts geholfen, wenn nicht zum Glücke ein Oboist von der Garnison, Namens Balthasar, der etwas angestochen, nach

der Retraite mit einen halben Dutzend seiner Kameraden aus irgend einer Kneipe sich nach Hause schlich, ihm den Weg verrennt, und ihn, nicht ohne Mühe, in die Citadelle wieder zurückgebracht hätte, wo ich ihn denn nun mit einer kleinen Zuthat neuer Schlösser und Riegel wieder einstallirt habe.

Löwenfeld.

Welche Keckheit! — und Sie glauben, die Schärpe sey ein Signal gewesen? — es wallte ein Einverständniß zwischen ihm und jemand im Hause hier vor?

Mühldorf.

Was solche Verständnisse betrifft, so bin ich überzeugt, daß der Tausendsasa, wenn mich mein eignes Verständniß nicht trügt, deren mehr als zu viel hat.

Löwenfeld.

Erinnern Sie sich denn noch des Fensters?

Mühldorf.

O ja: es war das dritte im ersten Stock.

Die Section.

(Frei bearbeitet nach einer Anekdote aus Les sottises et follies Parisiennes.)

Aus den Provinzen des einst so schönen Frankreichs sah nicht ohne Wehmuth der sinnige Menschenfreund vormals ein Cretensisches Menschenopfer dem Minotaurus der unermeßlichen Hauptstadt alljährig entgegen eilen — bestehend aus den blühenden Jungfrauen der lieblichen Städte und Dörfer an den Ufern der Loire und Garonne, welche unter Bangen und Hoffen, ihr Glück suchend, und oft ihr Unglück findend, zu gewissen Zeiten die Diligencen bevölkerten.

Noch blühen ihre Wangen als Kunden der heimathlichen Zucht und Sitte — doch ach! schon an

Löwenfeld.

(bei Seite.) Der Teufel! (laut.) Schon gut — ich werde die Sache näher untersuchen, und Sie davon in Kenntniß setzen. — Doch da kommt meine Tochter, also still davon.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Emma.

Emma.

(kommt von der Mitte und grüßt Mühldorf.) Mein Herr Major, Reinhold sagte mir eben, daß Sie hier wären, und so darf ich denn wohl hoffen, daß Sie noch ein wenig verweilen und unsern Ball mit Ihrer Gegenwart beehren werden.

Mühldorf.

Unmöglich, mein Fräulein! — Mein Dienst! — und heute besonders, heute kann ich gar nicht fort, (halb leis zu Löwenfeld) damit nicht Andre mir's nachmachen. (laut) Und Sie wissen ja auch schon, mein Fräulein, daß, wenn ich nur eine halbe Stunde aus meinen Gefängnissen weg bin, ich mich ganz genirt und eingeengt fühle; ich fühle mich dann nicht mehr

frei, und ich muß meine Gitter und Riegel wieder haben —

Emma.

Um freier athmen zu können?

Mühldorf.

Ganz recht, meine Gnädige.

Emma.

Nun, so würden Sie doch wenigstens die Güte haben, uns eine Bitte zu erfüllen?

Mühldorf.

Die wäre?

Emma.

Uns die Musik Ihres Regiments zum Balle zu schicken. — Hat mein Vater noch nicht mit Ihnen darüber gesprochen?

Löwenfeld.

Nein, das hatte ich wahrhaftig vergessen — ich hatte andre Dinge im Kopfe.

Mühldorf.

Gnädiges Fräulein! ich bin entzückt, Ihnen dienen zu können — Sie sollen heut' Abend

den Oboist Balthasar und noch acht andre seines Gleichen haben.

Emma

Ich bin Ihnen ungemein dafür verbunden.

Mühldorf.

Ei, wer könnte einer so liebenswürdigen Bittenden etwas abschlagen. — Wahrhaftig, wenn ich außer meinen eignen Gefängnissen irgend wo anders gefangen sitzen möchte, so wäre es in Ihren schelmischen Augen.

(er verbeugt sich mit altmodischer Galanterie und geht ab.)

Vierter Auftritt.

Emma. Löwenfeld.

Emma.

Seht einmal, wie galant! Wer hätte das dem verrosteten Gefängnißriegel zugetraut? — Aber, Väterchen, auf Sie bin ich böse.

Löwefeld.

Wie so?

Emma.

Sie hatten ihm ja noch gar nichts von unserm Orchester gesagt: — Da sehen Sie nun wie Sie sind, Sie vergessen stets die wichtigsten Sachen.

Löwenfeld.

Sieh einmal!

Emma.

Ja, ja, das ist wahr.

Löwenfeld.

Kann seyn; denn mir fällt so eben eine sehr wichtige ein, die ich Dir noch nicht mitgetheilt habe. Ich habe heute Ordres vom Hofe bekommen, die Dich betreffen.

Emma.

Mich? — Sie spaßen! — Und wie lauten denn die Ordres?

Löwenfeld.

Alle Personen, welche das mindeste Einverständniß mit dem Gefangenen haben, auf der Stelle zu arretiren und in die Festung zu bringen.

Emma.

Ach, du mein Gott!

Löwenfeld.

Ein junger Mann hat einen Versuch gemacht, zu entkommen.

Emma.

Wahrhaftig?

Löwenfeld.

Man hat ihn aber wieder eingesperrt.

Emma.

O weh!

Löwenfeld.

Kennst du ihn?

Emma.

Nein, lieber Vater; ich weiß nicht, wer es ist — wie er heißt — ich habe ihn kaum gesehen.

Löwenfeld.

Also doch?

Emma.

Er schien mir so unglücklich.

Löwenfeld.

Aber wie ist denn das zugegangen?

Emma.

O, lieber Vater, ich will Ihnen alles haarklein erzählen. — Vor langer Zeit, — ach! es können wohl zwei Jahre her seyn, reiste ich mit meiner Tante mitten im Winter nach der Residenz. Unterweges wechselten wir die Pferde in Steinheim, und vom Wagen aus, vor dem Posthause, wo wir hielten, bemerkte ich Soldaten, welche einen Gefangenen escortirten. Man erzählte uns, daß dies ein sehr junger, liebenswürdiger Mensch, der unterwegs mit dem Pferde gestürzt sey, und das Bein gebrochen habe. Zum Unglücke war kein Chirurgus in dem ganzen kleinen Orte. Wir hatten unsern Wilhelm bei uns, ich befahl diesem also, er solle in die Stube gehen, wohin man einstweilen den armen jungen Menschen gebracht hatte, und ihm sagen, daß wir aus der nächsten Stadt, in die wir kämen, ihm einen Chirurgus und sonstige Hülfe schicken würden, kurz, daß wir alles gern thun wollten, um ihm beizustehen. Nicht lange dauerte es, so kam jemand wieder, und öffnete die Wagenthüre. — „Nun," rief

ich ihm zu: „und unser Arrestant, wie geht's ihm? —" „Der Arrestant," antwortete jemand, der den Hut, die Livree und den Pelz Wilhelms an sich trug, „der Arrestant befindet sich, Dank sey Ihnen, gnädiges Fräulein, sehr wohl. Er ist frei, und wird nie vergessen, was er Ihnen schuldig ist. —" Ich wollte einen Schrei ausstoßen — „um des Himmelswillen!" rief er mir zu, „verrathen Sie mich nicht. Jetzt kann ich Ihnen kein Wort mehr sagen, aber sollte es mir auch mein Leben kosten, so werde ich doch dieses Land nicht eher verlassen, bis ich Sie wieder gesehen und Ihnen meinen Dank ausgesprochen habe." Mit diesen Worten machte er die Wagenthüre wieder zu, und rief zum Postillion, der schon auf dem Pferde saß: „Schwager, vorwärts!" Der Wagen fuhr fort, er sprang hinten auf, und so gieng's durch die Grenadiere durch, die sich auf beiden Seiten der Straße aufgestellt hatten, um uns vorüber zu lassen.

Löwenfeld.

Das sieht ihm ähnlich. — Und hat er denn sein Versprechen gehalten, Dich wieder zu sehen und Dir zu danken?

Emma.

Ach, du mein Gott, ja! und das thut mir eben so außerordentlich leid, weil dies gewiß die Ursache zu seinem neuen Unglücke gewesen ist. — Hören Sie nur: — Einige Wochen nachher, war die Tante und ich in der großen Oper bei einer Festvorstellung in unsrer Loge. Die Thüre öffnet sich, und herein tritt unser junger Unbekannter in der Gardeuniform, mit reichen Epauletten und vielen Orden. „Mein Fräulein," redet er mich an; „ich hatte Ihnen versprochen, daß ich Ihnen noch meinen Dank abstatten würde. Deshalb bin ich seit acht Tagen hier, habe Sie überall zu sprechen versucht, bin aber erst heut' so glücklich gewesen." In diesem Augenblicke sah der Fürst, dessen Loge uns gegenüber lag, zu uns herüber, und den Offizier starr an. — „Der Fürst hat mich gesehen!" rief dieser aus; „ich bin verloren! Leben Sie wohl!" Damit entfloh er; — einige Minuten nachher verbreitete sich aber das Gerücht im Saale, daß ein junger Offizier so eben arretirt worden sey, und es ward mir nur zu wahrscheinlich, daß es der meine gewesen.

Löwenfeld.

Wie?

Emma.

Das heißt nämlich, der unsre.

Löwenfeld.

Und nachher —?

Emma.

Sind wohl zwei Jahre vergangen, ohne daß ich von ihm habe reden hören. Unterdeß sind Sie zum Gouverneur dieser Stadt ernannt worden, und in dieses Haus ohnweit der Festung gezogen.

Löwenfeld.

Ganz recht.

Emma.

Da stand ich denn so einmal ganz allein an meinem Fenster — und da kam es mir vor, als ob ich ihn — da drüben erblickte — aber so weit, so weit — daß, wenn ich ihn wirklich wieder erkannte, lieber Vater, ich Ihnen beschwören kann, daß ich ihn doch kaum gesehen habe Ich hätte durchaus nicht gewiß gewußt,

daß er es sey, wenn Sie mir nicht vorgestern dieses Buch gebracht hätten.

Löwenfeld.

Ich? — (nimmt das Buch.) So laß doch seh'n. (liest.) „Geschichte des Mannes mit der eisernen Maske. —" Ja, ja, das hatte ich dem Major Mühldorf geborgt, der daraus die Kunst studiren wollte, Staatsgefangene sicher aufzubewahren.

Emma.

Lesen Sie nur selbst, lieber Vater — auf der letzten Seite.

Löwenfeld.

Ein paar Zeilen mit Bleistift geschrieben! (liest.) „Wenn Sie das Posthaus in Steinheim und die Loge in der großen Oper nicht vergessen haben, so lesen Sie das Folgende, das Ihnen allein verständlich seyn wird!" Was soll das heißen? (liest weiter.) „Dieses Buch, das jemand aus Ihrem Hause gehört, wird vielleicht in Ihre schönen Hände kommen. Ich hoffe sogar, daß der Inhalt desselben Sie veranlassen wird, es bis zum Schlusse zu lesen. Seit mehrern Monaten sehe ich Sie jeden Tag. —

den Barrieren der Vorstadt fliegt nicht selten zum letzten Male jene höhere Glut des Farbentons, welche der Jungfrau schützender Genius genannt werden könnte, über so manches reizende Antlitz!

Wohl sicher trifft der Natter Stich, wenn das Kindlein unter Rosen sorglos schläft; wohl weiß der Vampir seine Beute durch kühles Wehen einzulullen, bis der Tod erfolgt. So schleicht das Laster dort unsichtbar der Unschuld, schmeichelnd der Wankenden, blendend die Fallende, und wird Sieger bleiben.

Nur wenige stehen fest in so ungleichem Kampfe mit jenen unsichtbaren Dämonen der Finsterniß, doch unter den wenigen verdient keine wohl mehr die Märtyrerkrone der Jungfräulichkeit als Nanny Ducan, die liebliche Tochter eines Weingärtners aus der [illegible]ne.

Niedergeschlagen saß sie auf der Diligence, ein Päckchen mit ihren Habseligkeiten auf dem Schooße haltend, und dachte heim an ihre Lieben, von welchen auch nicht einer mehr um ihr war, so weit von ihres Vaters stiller Hütte. Und der Ermahnungen gedachte sie, womit ihre Mutter weinend sie entlassen hatte; auch an des Vaters kräftige Lebensregel: „Handle so, daß du jeden Abend beten kannst!“

Obgleich entfernt von Ihnen, bin ich Ihnen doch nah, und dieſe einzige Urſache hält mich an dem Orte feſt, wo ich jetzt bin; denn ich bin nicht gewohnt, ſo lange an derſelben Stelle zu bleiben. —" Wahrhaftig! — (lieſt weiter.) „Laſſen Sie mich durch das kleinſte Zeichen erfahren, daß Sie ſich für meine Freiheit intereſſiren, ſo werde ich mir ſie bald zu verſchaffen wiſſen, und Ihren Herrn Vater mich vorſtellen, um Ihnen meine Hand und mein Vermögen anzubieten. —" Und Du haſt —

Emma.

Ach, ich mußte ja wohl — da er bei Ihnen um mich anhalten wollte!

Löwenfeld.

Nie, nie — das iſt unmöglich!

Emma.

Aber warum denn? — Seine Geburt, ſeine Familie —?

Löwenfeld.

Iſt ſo edel als die unſre.

Emma.

Alſo ſein Vermögen?

Löwenfeld.

Er iſt reicher als wir.

Emma.

Hat er denn etwas ſo Abſcheuliches begangen?

Löwenfeld.

O nein; das Vergehen, wegen deſſen er beſtraft wird, verdient jede Entſchuldigung, und würde ihn in keiner Art die Achtung der Welt entziehen. Es giebt aber Perſonen, die ihm nie würden verzeihen können, noch wollen. — Mehr darf ich Dir nicht ſagen, glaube und vertraue mir aber, liebe Tochter, und denke um meines und Deines Glückes willen nicht mehr an einen Menſchen, der ſeine ganze Lebenszeit über im Gefängniſſe bleiben muß.

Emma.

Er ſchrieb ja aber, daß er heraus kann, ſobald er nur will?

Löwenfeld.

Ich verſichere Dir aber, daß es ſo iſt, wie wie ich Dir ſage. — Beruhige Dich alſo, und der junge Herr Thunichtgut wird Dich auch bald vergeſſen.

Emma.

Nein, nein, er liebt mich, das weiß ich gewiß.

Löwenfeld.

Und woher?

Emma.

Weil er lieber in meiner Nähe gefangen bleiben, als fern von mir seine Freiheit genießen will!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Reinhold. (von links.)

Reinhold.

Schwester! Schwester! Gute Bothschaft! Wir werden schöne Damen auf dem Balle haben, denn es kommen sogar deren von fern her. Die Gräfin Lindthal, Deine Jugendfreundin aus der Pension. Ich habe sie eben ankommen sehen, und mit ihr gesprochen.

Emma.

Ach! Wie lange habe ich die nicht gesehn!

O! sie stand in ausserordentlicher Gunst bei Hofe.

Löwenfeld.

Könnte man ihr nicht auf eine feine Weise zu verstehen geben, daß der Ball heut' Abend ihr zu Ehren angestellt sey?

Reinhold.

O! das nehme ich über mich.

Löwenfeld.

Aber, warte doch einmal — Lindthal — Gräfin Lindthal! — Ja, jetzt besinne ich mich; — war sie nicht vor ihrer Verheirathung —?

Reinhold.

Eine Baronesse Lessen — o! eine berühmte Familie — die Tochter des alten Freiherrn von Lessen, der schon vor längerer Zeit starb, und nur zwei Kinder hinterließ, eben die Gräfin und ihren Bruder Georg, mit dem ich noch eine Zeitlang bei den Pagen war.

Löwenfeld.

Fatal!

Reinhold.

Was haben Sie? lieber Vater!

Löwenfeld.

Nichts — nichts! Aber Du hätteſt mich doch billig erſt fragen ſollen, ehe Du ſolch eine Einladung gemacht hätteſt. Jetzt wird jedermann erfahren, daß die Gräfin bei mir abgeſtiegen iſt, man wird es in die Reſidenz melden, und Gott weiß, was man bei Hofe davon denken wird.

Reinhold.

Nun? was iſt denn Böſes dabei, eine hübſche Frau zu beherbergen, und ihr einen Ball zu geben?

Löwenfeld.

Böſes, böſes! — Ihr ſeyd Kinder, die gar nicht einſehen, wie ſchrecklich ein Ball einen Staatsbeamten compromittiren kann!

Emma. (am Fenſter.)

Der Wagen fährt ſchon in den Hof.

Löwenfeld.

Nun, was hilft's! — Man muß alles in Geduld abwarten — geht nur jetzt, Kinder, und empfangt ſie fein artig — ſagt nur, Geſchäfte hielten mich ab.

Reinhold.

Ich eile schon. (ab.)

Löwenfeld.

Ich will indessen in mein Zimmer gehn — mir's überlegen — Einleitungen treffen — vorbauen — beschwichtigen! — Ach, Du mein Himmel! ein Diplomat mit Leib und Seele hat selbst in der Provinz keine Ruhe.

(geht seitwärts ab.)

Emma.

Ich möchte nur wissen, wie die Gräfin mit der Diplomatik zusammenhängt.

Sechster Auftritt.

Emma. Reinhold. (führt die) Gräfin (herein.)

Emma. (ihr entgegen.)

Caroline! liebe, theure Caroline! Ach! was ich für eine Freude habe!

Gräfin.

(sie umarmend.) Und ich erst! Ach! habe

ich doch seit so langer Zeit nicht eine treue, liebe Freundin an mein Herz gedrückt!

Emma.

Was? Du! die jedermann so schätzte und liebte?

Reinhold.

Sie, gnädige Frau? die Zierde jedes Balls und die Verzweiflung aller Tänzer. Niemals konnte man das Glück haben, ein Engagement von Ihnen zu erhalten. Ich bin bald rasend darüber geworden.

Emma.

Ja, ja, mein Herr Bruder war einer von Deinen Anbetern.

Reinhold.

Und Sie wurden's nicht einmal gewahr! Das Gedränge war so groß, daß man sich gar nicht auszeichnen konnte.

Gräfin.

Wahrhaftig? Nun, dann haben sich die Umstände sehr geändert, denn ich erfreue mich jetzt der allerruhigsten Einsamkeit. Alles ist mit meiner Stellung bei Hofe verschwunden.

Emma.

Bist Du denn nicht mehr bei der Prinzessin Friederike?

Gräfin.

Gott bewahre, nein! Auf ausdrücklichen Befehl des Fürsten.

Reinhold.

Ha, ha, nun fange ich an zu begreifen —.

Gräfin.

Was denn?

Reinhold.

O, nichts, meine Gnädige!

Gräfin.

Indessen hat mir das alles keinen Seufzer gekostet. Aber das Schicksal meines unglücklichen Bruders!

Reinhold.

Was ist denn dem widerfahren?

Gräfin.

Seit drei Jahren weiß man nichts mehr von ihm! Er —, mein bester Freund — der

liebenswürdigſte, angebetetſte junge Mann von der Welt!

Reinhold.

Und er iſt todt?

Gräfin.

Gott ſey gedankt, das nicht; ich weiß gewiß, daß er noch lebt, aber er ſchmachtet in irgend einem unbekannten Gefängniſſe. —

Emma.

Iſt denn alle Welt gefangen! — Und weshalb denn?

Gräfin.

Das habe ich niemals beſtimmt erfahren können. Ich wollte mich an die Prinzeſſin Friederike, unſre frühere Beſchützerin wenden, und zu Gunſten meines Bruders mit ihr ſprechen; aber der kalte Empfang, den ich erfahren mußte, hat mich nur zu ſehr in dem Verdachte beſtärkt, der ſich ſchon bei Hofe verbreitet hatte —

Emma.

Nämlich?

Die Mahlsteine glitten vorüber am Wege, blühende Bäume und liebliche Häuser tanzten zurück der Heimath zu — sie gab jedem ihre Seufzer, oder eine stille Thräne mit auf die Reise. Voll einer schweren bangen Ahndung, sah sie die Thürme der Hauptstadt, wie drohende Riesen im grauen Gewölk näher heran schreiten. Damals war sie gerade das einzige Weib auf der Diligence, unter wilden Männern, welche in jedem Augenblick sich durch leichtfertige Scherze als ächte Pariser bewährten, und sich ergötzten, dem armen Mädchen einmal über das andere das Blut in die Wangen zu jagen.

Die Stadt rückte näher. Schwer und drükkend wie ein herannahendes Gewitter wog sich die Häusermasse auf Nannys Brust, so hoch war alles, so auf einander geschichtet, wohnten Menschen auf Menschen. — Nichts Grünes mehr — überall widerhallender Staub. Kein Saatfeld wogte dann. Kein Weinberg zauberte mehr die Heimath herbei, wohl aber Menschen in endloser Anzahl bewegten sich hierhin und dorthin.

Einsam war Nanny in der Stadt voll regen Lebens, denn nicht immer ist jenes Gefühl der Einsamkeit mit dem Begriff vor dem Alleinseyn verknüpft. Der Weise sowohl wie der Unglückliche, beide sind nie einsamer als da, wo Menschen an Menschen sich drängen. Jener fühlt sich

Gräfin.

Man flüsterte sich heimlich zu, daß mein Bruder, der damals Page des Fürsten, und noch viel zu jung war, um die Folgen einer solchen Kühnheit einsehen zu können, sich erfrecht habe, seine Augen, wie es schien, zu hoch zu richten.

Emma.

Sieh' einmal!

Gräfin.

Und daß der Fürst, der in solchen Sachen keinen Scherz versteht, ihn dafür auf Zeitlebens in Verwahrung habe bringen lassen, um ihn zu lehren, daß —

Reinhold.

O! das ist ungerecht, denn wer kann denn die Leute hindern, hinzusehen wo sie hin wollen? Ach, mein armer Georg! mein Kamerad!

Gräfin.

Da ich zu seinem Gunsten weder etwas bei den Herrn am Hofe noch bei unsern Ministern ausrichten konnte, so suchte ich mir fremde Hülfe. — Auch war der französische Hof sehr

geneigt dazu. — Man hat von Paris aus an den Gesandten hier geschrieben, daß er sich für uns verwenden solle. Ob er's gethan? Ich hoffe es, und deshalb reise ich jetzt wieder in die Residenz.

Emma.

Und wo er gefangen sitzt, weiß man nicht?

Gräfin.

Das ist ein Geheimniß: — doch will man Vermuthung haben, daß er entweder hier, oder —

Emma.

Hier! — Doch nicht etwa? — dunkle Augen? — Eine sehr markirte Physiognomie?

Gräfin.

Allerdings.

Emma.

(zeigt ihr in dem Buche die Handschrift.) Ist das etwa seine Hand?

Gräfin.

Freilich! — wahrhaftig! — Aber, mein

Gott! — woher ist das? — wie kommt das in Deine Hände?

Emma.

Nur still jetzt, Du sollst alles erfahren.

Reinhold.

Eine Verschwörung unter uns Dreien! O, das ist ganz köstlich! Aber wo hast Du denn den Baron gesehen?

Emma.

Ich interessirte mich für ihn, ohne ihn noch zu kennen — das heißt eigentlich, nein — seit ich die Ursache seiner Gefangenschaft, kenne, interessire ich mich nicht mehr für ihn, und ich finde im Gegentheil, daß er nach Verdienst bestraft worden ist.

Gräfin.

Nun, siehst Du, da bist Du wie der Fürst.

Reinhold.

Es kommt jemand! — Gehen wir in meiner Schwester Zimmer! — Rechnen Sie übrigens auf meinen größten Eifer, und was noch

viel ſchwieriger iſt, auf meine vollkommenſte Discretion.

(Alle links ab.)

Siebenter Auftritt.

Löwenfeld. Balthaſar mit vier Hautboiſten.

Löwenfeld.

Ei, was geht das mich an — Wendet Euch an meine Kinder! — Das ſoll wieder ſo ein Stück von Uiberraſchung ſeyn!

Balthaſar.

Euer Excellenz! Wir kommen Seiten des Herrn Baron von Mühldorf, Commandanten der Feſtung.

Löwenfeld.

Aha, jetzt weiß ich, wer Du biſt — Du biſt Balthaſar?

Balthaſar.

Zu Befehl, Euer Excellenz! Balthaſar, Civil- und Militair-Muſikus, nach Gutbefinden —

gleich ſtark auf der Trompete, der Clarinette und der Violine. Zum Einhauen blaſend, oder zum Contretanze aufſpielend, je nachdem es den hohen Herrſchaften beliebt.

Löwenfeld.

Alſo doppellebig. — Nun ja, ſo viel mir der Herr Major geſagt hat, trinkſt Du auch gern für Zwei.

Balthaſar.

In meiner Qualität als Civil- und Militair-Muſikus iſt das nicht mehr als billig. — Aber ich bitte Euer Excellenz ſich überzeugt zu halten, daß ich dabei nie aus dem Takte komme. — Doch muß ich Euer Excellenz um Verzeihung bitten, wenn ich gerade heute vielleicht meinen Bogen nicht mit der gehörigen Accurateſſe führen kann.

Löwenfeld.

Und weshalb das?

Balthaſar.

Von wegen eines kleinen Abendtheuers, das mir in den Augen meines Herrn Commandan-

ten zwar ſehr viel Ehre gemacht, aber mir doch auch zugleich den Daumen hier ganz verwünſcht zerquetſcht hat. — Ein Gefangener, den ich geſtern das Glück hatte, wieder feſtzuhalten, der mir aber dafür ſo einen Lungenhieb verſetzt hat —

Löwenfeld.

Aber ich hörte ja, er habe keine Waffen gehabt.

Balthaſar.

Außer dem derben Stocke des Herrn Commandanten, der ihm dazu gedient hatte, ſich aus dem Kahne zu ſchwingen und dieſen wieder in's Waſſer zu ſtoßen: — mit demſelben Stocke hat derſelbe dann ſpäter — o weh, o weh! — und das muß mir gerade heute begegnen, an einem Tage, wo ich meine ganze Kunſt zuſammennehmen ſollte! — Ich werde wahrhaftig kein Picicato machen können, ohne an den Spitzbuben zu denken! — Ich ſehe ihn noch vor mir, wie er ſich unterſtand, auf einen erſten Violiniſten hineinzupauken, als ob's ein Eſelsfell wäre.

Löwenfeld.

Ha, ha, ha!

Balthasar.

Und unser Herr Commandant, der ihn entwischen ließ! Als ob ein Orchesterchef dazu bestimmt wäre, ihm seine Gefangnen wieder festzuhalten! Ich habe genug mit meiner Musikbande zu thun. (zu den Musikern, welche im Hintergrunde bleiben.) He da! — ist alles in gehöriger Ordnung? — (Die Musiker fangen an einen Marsch zu spielen.) Wollt Ihr still seyn? — Wetterkerle! — noch nicht, noch nicht!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Emma (tritt mit) zwei Bedienten (ein.)

Emma.

Was ist denn das für ein Lärmen?

Balthasar.

Lassen Sie sich das nicht stören, gnädiges Fräulein. Es sind meine Musiker da, die ganz gewaltig dienstfertig sind. Sie kommen mir

vor, wie unſers Herrn Commandanten Gefangene; wenn ſie einmal losgelaſſen ſind, kann man ſie gar nicht mehr zurückhalten.

Emma.

Lieber Vater! Die Damen ſind ſchon alle im Salon.

Löwenfeld.

Ich werde gleich zu ihnen gehen. Laßt unterdeſſen alles hier in Ordnung bringen. (ab.)

Emma.

Schön, ſchön! — (zu den Bedienten.) Zündet den Kronleuchter an. — Alles auf die Seite geräumt. Dorthin die Tritte, daß man die Muſik gut hören kann. (zu den Muſikern.) Meine Herren, bis der Ball angeht, können Sie indeſſen hier hereintreten, es iſt eine kleine Stärkung dort für Sie angerichtet.

Balthaſar.

Allerliebſt! Vortreffliches, gnädiges Fräulein Nun, Sie ſollen ſehen, wie der Wein meine Saiten begeiſtern wird. Wenn ich für Viere trinke, ſpiele ich wenigſtens für Sechszehn. (geht mit den Muſikern links ab.)

Emma.

(zu den Bedienten.) Bringt jetzt schnell alles in Ordnung! (Die Bedienten, zu denen sich mehrere gesellen, zünden die Kronleuchter an, stellen Stühle an die Seite, und errichten vorn auf zwei Tritten eine Art Orchester.) So ist alles gut — nun könnt Ihr gehen. (nachdem die Bedienten abgegangen.) Ach! mir ist die Lust zum tanzen, nach allem, was ich jetzt gehört habe, ganz vergangen. — Der arme junge Mensch! — Zeitlebens im Gefängnisse! — Ich kann gar nicht mehr böse auf ihn seyn, so sehr dauert er mich! — und wozu hülfe mir es denn auch! — Den bekomme ich doch in meinem Leben nicht wieder zu sehen! (hier tritt Georg von Lessen auf.) Ach, du mein Himmel! welche Unvorsichtigkeit!

Neunter Auftritt.

Emma. Georg von Lessen. (in elegantem Ball-Costüm.)

Emma.

Wie? mein Herr! Sie sind's?

Georg.

Verdanke ich nur der Verwunderung; die schmeichelhafte Unruhe, in welcher ich Sie erblicke?

Emma.

Nein, mein Herr; Verwunderung ist viel zu wenig gesagt, denn bei Ihnen muß man auf alles gefaßt seyn. In Schrecken haben Sie mich gejagt!

Georg.

Wahrhaftig! Sie zittern!

Emma.

Aber nicht für mich! — Es zu wagen, sich in dem Hause des Gouverneurs sehen zu lassen!

Georg.

Man sagt, er gebe heut' Abend hier Soirée, einen allerliebsten Ball, da stelle ich mich denn ein.

Emma.

Welche Keckheit!

dort von seinem Geiste verlassen, dieser von theilnehmenden Herzen, welche allein ihn verstehen.

Nannys Tante wohnte auf der Straße des Innocents. Es war ihrer Mutter Schwester, die Witwe Aubin, welche still und verborgen von einer kleinen Rente lebte, aber man wußte daheim gar wohl, daß sie noch sorgfältig ein schönes Sümmchen an Naubducaten für ihr Pathchen Nanny aufbewahrt hatte, deshalb aber auch war es nicht rathsam gefunden worden, der Tante Bitte, Nanny hinüber zu senden, abzulehnen. Nach dem Plane der Tante sollte sie nämlich in einem guten Hause einen Dienst antreten, welcher sie zu einer vollkommenen Städterin umbilden werde. Da sie nun doch einmal bestimmt war, in der Stadt eine eigene kleine Wirthschaft zu führen, so

— — — —

So weit hatte Nanny im kindlichen Vertrauen dem freundlichen Manne erzählt, welcher sich erboten hatte, sie nach der Rue des Innocents zu ihrer Tante Aubin, deren Freund er sich nannte, zu führen; da fragte der freundliche alte Mann, ihr das feine niedergesenkte Gesichtchen aufrichtend — „Ei sehen Sie doch — so jung und schon etwas Liebes — vermuthlich hier in Paris?" —

Nanny erröthete, schlug aber sogleich das

Georg.

Allerdings, daß ich komme, ohne eingeladen zu seyn? Aber, ich wage es, zu hoffen, daß Sie gütig genug seyn werden, mich huldvoll aufzunehmen, und mir zu erlauben, bei'm Balle zu bleiben. — Uibrigens ist's auch leider nun schon zu spät, wieder nach Haus zu gehen. Die Thore der Festung werden jetzt Punkt neun Uhr zugeschlossen.

Emma.

Mein Gott!

Georg.

Das ist vorschriftsmäßig, und der Herr Commandant würde gewiß unerbittlich seyn, und mir nicht öffnen lassen, wenn ich ihn auch darum bäte. Sie kennen ihn darin nicht so wie ich.

Emma.

Wie haben Sie es aber nur angefangen, um seiner Wachsamkeit zu entschlüpfen?

Georg.

Das kommt von der großen Gewohnheit in dergleichen Dingen her — wenn man einmal so etwas oft treibt, so wird es so leicht, so amü-

sant! — Vernehmen Sie denn also, daß der Herr Commandant, als er von Ihrem Herrn Vater kam, noch ausdrücklich bei mir selbst einsprach, um auch gewiß überzeugt zu seyn, daß ich noch da wäre. Voll Freude, mich noch daheim zu finden, hatte er mir eröffnet, daß er, um das Vergnügen zu genießen, uns zu bewachen, eine allerliebste Einladung ausgeschlagen habe, einen Ball bei dem Gouverneur, und während er so sprach, fühlte ich, wie sich in mein Herz die unwiderstehliche Lust einschlich, auch dieser Soirée beizuwohnen. Kaum hatte mich der Herr Commandant verlassen, als ich dem zu Folge Toilette machte, ohne Plan, ohne Absicht, ohne einen andern Gedanken als den, daß ich zum Balle gehen wolle und gehen müsse. — Da öffnet sich die Thüre, und Franz, ein Soldat, der den Gefängnißwärter macht, tritt ein. Er bringt mir mein Abendessen, und wundert sich, indem er eine Prise Tabak nimmt, über die ungewöhnliche Sorgfalt meines Costüms. Ohne ihn darauf zu antworten, ergreife ich seine Dose und werfe ihm den ansehnlichen Inhalt derselben in die Augen. Während er sich nun Mühe giebt, wieder zum Sehen zu gelangen, springe ich zur Thüre hinaus, schließe diese

zu, und lasse ihn tête à tête mit meinem Souper, einen gebratenen Hühnchen und einer Bouteille Wein allein. — Folglich kann ich seinetwegen ruhig seyn; er ist drinn und ich außen.

Emma.

Nun? weiter!

Georg.

Aber wo nun hin? — Drei Treppen stellen sich mir dar. — Ich wähle gleich die erste — alle Wege führen nach Rom und zur Freiheit. — In einem Corridor tretend höre ich hinter mir Schritte mehrerer Personen. Voll Furcht verfolgt zu werden, beschleunige ich die meinigen, und gelange so in einen Hof, wo ich einen bespannten Munitionswagen finde. — Die Ungeduld der Pferde davor zeigt mir, daß sie schon lange auf den Kutscher warten, dessen Courierstiefel ich von weitem auf dem Pflaster vernehme. In einem Moment bin ich in dem Kasten und er auf dem Bocke. „Wo fährst du hin?" schreit ihm ein Kamerad nach; — „Nach Bellach, zehn Meilen von hier, um Munition zu holen," antwortete dieser. Die Zugbrücke wird niedergelassen, der Wagen fährt

fort, und so rollen wir denn auf der Straße nach Bellach dahin.

Emma.

Mein Gott!

Georg.

Allerdings war das ein ziemlicher Umweg, um sich hierher auf den Ball fahren zu lassen. Entschlossen also, die Richtung des Kastens, der mich wider meine Absicht fortfuhr, abzuändern, werfe ich aus demselben den ersten besten Gegenstand der mir in die Hände kommt, heraus. Es war das Gepäck und Gewehr meines Kutschers. Der hält, als er es fallen hört, fluchend an, steigt ab, und läuft zehn Schritte hinter den Wagen, um es von der Straße aufzuheben. — Ich aber, schnell aus dem Kasten springend, hatte schon seinen Platz eingenommen, die Zügel ergriffen, den Pferden einen tüchtigen Peitschenhieb gegeben, und meinen Reisegefährten weit hinter mir gelassen, der nun, zu Wagen ausgefahren, zu Fuße wieder nach Hause gehen mußte. — Ich selbst aber, auf meinem errungenen Throne sitzend, die Zügel fassend und so den Lauf der Begebenheiten lenkend, ich bin hier

vor Ihrem Hotel abgestiegen, und finde mich beim Ball in gehörigem Costüm und ohne das geringste Fleckchen an meiner Chaussüre ein — den Vortheil hat man davon, wenn man fährt.

Emma.

Ach, du mein Himmel! Das ist doch zu toll! zu arg! und Sie denken nicht daran —?

Georg.

An nichts, an gar nichts, als an Sie!

Emma.

Aber mein Vater —

Georg.

Hat mich nie gesehn.

Emma.

Und alle die Gäste, die heut Abend hier seyn werden! —

Georg.

Was schadet das? In dieser Stadt hier kennt mich kein einziger Mensch.

Emma.

Da irren Sie sich. Sie haben hier Freunde, Verwandte —

Georg.

Wahrhaftig? (indem er ſich umdreht, erblickt er Reinhold, der mit der Gräfin eintritt.) Meine Schweſter! (er fliegt in ihre Arme.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Reinhold. Gräfin.

Gräfin.

Theurer Bruder! ſehe ich Dich endlich wieder?

Georg.

Reinhold! Mein alter Freund!

Reinhold.

Und zugleich der Sohn des Herrn Gouverneurs, — der Sie denunziren wird.

Georg. (lachend.)

Das ſoll er ſich nur unterſtehen!

Gräfin.

Und hierher haſt Du Dich geflüchtet?

Georg.

Das ist doch wahrhaftig der allersicherste Ort! — Hier wird man mich gewiß nicht suchen — wer könnte mich denn wohl hier vermuthen? heut Abend beim Balle!

Gräfin.

Allerdings — aber irgend ein Zufall — einer Deiner gewöhnlichen unvorsichtigen Streiche —

Georg.

Und was thut's? (auf Emma zeigend.) Das Glück, diese Dame zu sehen, ist denn das nicht werth, daß man etwas darum wagt? — Bedenkt doch, daß ich mich morgen, sobald die Stadtthore geöffnet sind, wieder von hier entfernen, fliehen muß, wer weiß wohin. — Aber ich habe sie doch zum mindesten gesehen — habe einige glückliche Stunden in ihrer Nähe verlebt!

Emma.

Kann man etwas tolleres denken?!

Reinhold.

Still! Ich höre kommen. — Es sind unsere Freunde.

Gräfin.

Unter welcher Firma wollen Sie ihn denn aber nur Ihrem Vater vorstellen?

Reinhold.

Als einen alten Kameraden, den wir erwarteten — o, seyen Sie deshalb ganz ruhig — Das will ich schon machen.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Junge Herren und Damen (aus der Stadt, treten begrüßend ein.) Mit ihnen Löwenfeld. Bediente. (Die Damen gehen zu einander, die Herren ebenfalls, doch unterhält Löwenfeld die Damen.

Reinhold.

(nimmt Georg an der Hand, und winkt einige der jungen Männer auf die Seite.) Lieben Freunde, hier stelle ich Euch einen alten Freund von mir vor, der Inkognito bleiben will. Bleibt nur Alle dabei, daß es unser Freund Butler sey.

Die jungen Männer.

Versteht sich — versteht sich. — Willkom-

men, lieber Buttler — tausendmal willkommen!

Georg.

Theure Freunde! wie freue ich mich, Eure Bekanntschaft zu machen.

Reinhold.

(führt Georg zu seinem Vater.) Liebster Vater! Hier habe ich die Ehre, Ihnen einen alten, lieben Freund von mir, den Lieutenant Buttler vorzustellen.

Georg.

Ich bin entzückt, einen so würdigen Mann wie Euer Excellenz —

Löwenfeld.

Seyen Sie mir herzlich willkommen!

Reinhold.

Aber nun dächte ich, ließen wir die Musiker hereinkommen, und fingen an frisch und fröhlich zu tanzen.

(er giebt einem Bedienten einen Wink, der die Musiker eintreten läßt.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Balthasar. (tritt mit den Musikern ein.)

(Die Letztern stellen sich auf den rechts bereiteten Tritt mit Notenpulten. Nur Balthasar bleibt unten ohne Pult stehen. — Löwenfeld setzt sich neben ihn nach vorwärts. Georg giebt Emma die Hand zum Tanze, Reinhold der Gräfin. Die andern Paare stellen sich zum Walzen auf.)

Löwenfeld.

Nun? ist das Orchester in Ordnung, so kann's angehn.

Balthasar.

Sogleich zu Befehl! (indem er den Bogen erheben will, schmerzt ihn der verbundne Daumen.) O weh!

Löwenfeld.

Was hast Du denn?

Balthasar.

Nichts, nichts; blos ein kleines Angedenken.

(er spielt mit großer Emphase einen Walzer vor, und es wird ein oder zwei mal herum-

Tauben-Auge durch eine Thräne lächelnd auf, gegen ihren neuen Vertrauten, indem sie nach einem tiefen Seufzer sagte: „O mein Herr! — wüßte ich das, ich ginge mit leichterem Herzen in die große weite Stadt — aber so —

„Nun — oder ist es ein Geheimniß, was der Freund Ihrer Tante derselben nicht verrathen soll?"

„Ach nein, mein Herr! Nanny hat kein Geheimniß vor ihren lieben Verwandten und deren Freunden. — — Es war eine goldne herrliche Zeit; die Nachtigall flötete unter dem Laubdach der Weinrebe am Hause, die Orange spendete ihren Blüthenduft in den lichtblauen Aether hinein, im hellen Spiegel des Landsees spielten goldne Fischlein, zogen silberne Schwäne — es war eine Zeit, mein Herr — — die ganze Natur war voll Liebe und Nanny's junge Seele war ja so ganz Natur — da — ich liebte meine Vögel, meine Blumen, meine Eltern und Geschwister, alles, alles, aber es war noch eine Leere, noch ein Raum in meiner Brust zu einer andern Liebe — da mein Herr sah ich Toni — meinen Toni — o mein Herr, Sie glauben es nicht, was ich da empfand sogleich im ersten Augenblick. Toni war der schönste Mann auf Erden — und so gut — o mein Herr, so wunder gut — —, — Er war

gewalzt. Beim zweiten Male tritt ihn Georg, als er bei ihm vorüberwalzt, aus Versehen auf den Fuß.)

Balthasar.

Sapperlot! — Nun auch der Fuß! — Junger Herr! (sieht voll Verdruß und mit dem Fuße stampfend Georg nach, der weiter tanzt.) Aber wahrhaftig — die Art und Weise — wenn ich recht sehe — es ist doch ganz erstaunlich! (indem er so spricht, spielt er immer fort, kommt aber aus dem Takte und bringt die Andern auch heraus, wodurch Unordnung im Tanz entsteht.)

Georg.

(welcher unterdeß herumgewalzt hat, und jetzt wieder, aber ohne zu walzen, bei Balthasar vorbeikommt, ärgerlich.) Ungeschickter Mensch! — Er spielt ja ganz ohne Takt! — Was soll denn das heißen?

Balthasar.

(ihm in's Gesicht sehend.) Er ist's, bei meiner armen Seele!

Georg.

(ihn auch erkennend.) Verdammt!

Balthasar.

(zu den Musikern.) Kameraden! — Herbei! — haltet ihn fest. Das ist unser Gefangner!

(Die Musiker springen von dem Tritte, eilen unter Balthasar's Anführung auf Georg zu und halten ihn fest. Alles geräth in die größte Unordnung.)

Alle.

Was ist denn das? — Was soll denn das heißen?

Georg.

Laßt mich los!

Die Musiker.

Gott bewahre! — Entspringen! — Festhalten!

Löwenfeld.

(hinzutretend.) Was untersteht Ihr Euch?

Balthasar.

Euer Excellenz, verzeihen Sie, aber es ist ja unser Staatsgefangner, der Herr von Lessen!

Die Gäste.

Staatsgefangner

Reinhold. Gräfin Emma.

Er ist verloren!

Löwenfeld.

Was höre ich! — Ist's möglich! — Sind Sie wirklich —?

Georg.

Euer Excellenz werde ich nie hintergehen.

Löwenfeld.

Thaten Sie es nicht in diesem Augenblicke? — Und Du, mein Sohn! — wie konntest Du Dich unterstehen —?

Reinhold.

Bester Vater! Er ist mein Freund — er ist unglücklich!

Die jungen Männer.

Also auch unser Freund!

Reinhold.

War es denn also ein Verbrechen —?

Löwenfeld.

Ja wohl war es das, und ein sehr großes. — Eine ausdrückliche Kabinetsordre erklärt alle diejenigen Personen, die Herrn von Lessen zu. sei-

ner Entweichung in irgend einer Art behülflich seyn könnten, ebenfalls für Mitschuldige. Und da es gerade mein Sohn ist, der sich dieses Vergehens schuldig gemacht hat, so muß ich um so unerbittlicher seyn. — (zu Balthasar.) Nebst den Herrn Baron von Lessen führt Ihr also auch diese sämmtlichen jungen Herren ins Gefängniß ab. Ja — auf vierundzwanzig Stunden in Festungs-Arrest.

Georg.

Meine Herren, ich bedaure —

Reinhold.

Ach, in so guter Gesellschaft soll es uns ein wahres Vergnügen seyn.

Die jungen Männer.

(heiter.) O ja, ja!

Die jungen Damen.

Ach, die armen jungen Leutchen! (treten auf sie zu und suchen sie zu trösten.)

Georg.

(zu Emma und der Gräfin.) Seyn Sie ruhig, es hat keine Gefahr. (zu den übrigen Damen.) Meine Damen! Wir sind Ihnen den innigsten Dank schuldig, für den gütigen

Antheil den Sie an unserm traurigen Schicksale genommen haben. Wir bedauern nichts mehr, als daß dieser treffliche Ball heute auf eine so unangenehme Art gestört worden ist, aber wir werden uns alle Mühe geben, baldigst wiederzukommen. Sollte dies aber für diese Nacht gänzlich unmöglich seyn, so schwöre ich Ihnen hiermit bei meiner Ehre, daß Sie und der Herr Gouverneur selbst uns das Vergnügen machen sollen, unser furchtbares Gefängniß durch Ihre reizende Gegenwart zu verherrlichen. Und nun vorwärts, Ihr Unglücksgefährten!

(er fängt an zu singen, und die Musiker unwillkührlich die Melodie zu spielen, während Alle in Reih' und Glied abmarschiren und die Damen ihnen traurig nachsehen und nachwinken.)

Frisch auf, Kameraden, zum Arrest, zum Arrest,
Frohen Muth's in die Festung gezogen!
Wir feiern bald wieder ein fröhliches Fest,
Bleiben uns nur die Holden gewogen.
Auch im Kerker ist frei noch der tapf're Mann,
Wenn sein Herz nur lieben und hoffen noch kann.

(Sämmliche junge Männer wiederholen im Abmarschieren die letzten beiden Zeilen.)

(Ende des ersten Aufzugs.)

Zweiter Aufzug.

(Das Theater stellt ein Gemach in der Festung vor. Zwei Seitenthüren. Eine Thüre im Hintergrunde ist mit einem großen eisernen Riegel und eisernen Querstangen verschlossen. Die Thüre rechts ist die Einganasthüre, deren Riegel und Schlösser außerhalb sind. Die entgegengesetzte Thüre führt zur Schlafstube des Commandanten. Hinten ein Tisch, auf welchem zwei Lichter brennen. Neben der Stube des Commandanten ein Pult, um stehend zu schreiben. Rechts und links Lehnstühle.)

Erster Auftritt.

Mühldorf.

(arbeitet am Stehpulte.) Das ist doch wahr, schönere Gefängnisse, als ich sie hier habe, kann es nirgends geben. Ich bin ganz stolz darauf!

— Und doch giebt es Leute, die den Tower in London und die ehemalige Bastille in Paris vorziehn. — Sie sollten nur einmal hier das alles so recht beobachten; die schönen Gewölbe, die herrlichen Mauern! Wie sie dick sind! und schwarz! Querstangen, so stark wie mein Arm, in Stein eingegossen, und Vorlegeschlösser, so groß wie mein Kopf! — Da ist für alles gesorgt. Wenig Luft, kein Tageslicht! O, es ist ein wahres Meisterstück, und der Baumeister hätte wahrhaftig verdient, daß er selbst ein Plätzchen darin bekommen hätte. Einen Fehler finde ich nur, woran er aber unschuldig ist. In einem so schönen Gebäude wie hier, könnte man mit der größten Bequemlichkeit und Anmuth wenigstens ein dreißig Stück Staatsgefangne unterbringen, und ich habe leider noch nicht die Hälfte davon unter mir! Ei, das ist doch Jammerschade um den herrlichen Raum! (man hört von außen die Riegel wegschieben.) Wer kommt denn da? Ich habe doch den Sergeant Frank für heute Abend alles übertragen, was zu thun ist, da ich nun einmal ungestört meinen Bericht hier aufsetzen wollte. — Balthasar! — Es ist ja aber noch kaum Mitternacht!

Zweiter Auftritt.

Balthasar. Mühldorf.

Mühldorf.

Ist der Ball schon aus?

Balthasar.

O, da haben wir jetzt ganz andre Dinge vor, als einen Ball — Ich bringe den Gefangnen wieder.

Mühldorf.

Wen denn?

Balthasar.

Nun, den Herrn von Lessen.

Mühldorf. (heftig.)

War denn der fort?

Balthasar.

Ei freilich!

Mühldorf.

Und da wußte ich kein Wort davon! — Wo hatte er sich denn versteckt?

Balthasar.

Im Saale des Herrn Gouverneurs.

Mühlborf.

Was?

Balthasar.

Wo er eben einen Walzer tanzte.

Mühlborf.

Weißt Du das aber auch ganz gewiß? — Einen Walzer?

Balthasar.

Wozu ich aufspielte!

Mühlborf.

Du!

Balthasar.

Und da bringe ich ihn Ihnen denn seit gestern zum zweitenmale wieder.

Mühlborf.

Es soll Dein Schade nicht seyn. — Du sollst eine Gratification bekommen.

Balthasar.

Herr Commandant, da möchte ich mir lieber eine andre Gnade ausbitten.

Mühldorf.

Und was denn für eine?

Balthasar.

Eine Anstellung hier in der Festung.

Mühldorf.

Du? — ein Musikus!

Balthasar.

Die Militair-Musik ist eine ganz angenehme Sache, aber es ist doch nichts Solides dabei. Man walzt damit bald da in Garnison bald dorthin, macht immer neue Bekanntschaften, und läuft dabei immer neue Gefahr. Man muß mit dem trinken, muß mit jenem trinken, und was man bei Tage mit der Leyer verdient, das geht bei Nacht in den Wind. — Da lobe ich mir ein Plätzchen bei einem Staatsgefängnisse. Ist man einmal da, so bleibt man darin.

Mühldorf.

Siehst Du, da denkst Du gerade so wie ich —

Wundarzt bei der Armee — das muß ich erst sagen. — Sein Regiment stand einige Wochen in unserer Gegend und er logirte in unserm Hause — und — wie das nun kam, das weiß nur der Ewige. Genug — wir liebten uns. Am Abend vor seiner Abreise war unsere feierliche Verlobung in Gegenwart aller Verwandten. Er versprach oft zu schreiben, allein — —

„Sie erhielten doch Briefe, Nachricht von seinem Aufenthalt, nicht wahr, mein Kind?"

„Briefe? — ja einen — zwei — im Anfange, nachher nicht wieder, so viel ich auch schrieb und weinte."

„So ist er wohl — haben Sie es noch nicht gedacht, die schauderhafte Möglichkeit? — todt — oder treulos." —

Nanny lächelte — „todt ist er nicht — sonst hätte mir sein Geist einen Wink gegeben — das gelobten wir uns in einer mondhellen Nacht — und treulos — o mein Herr, Sie kennen meinen Toni nicht! — Wo er aber lebt, das weiß ich nicht. — Vielleicht in Paris — möglich, wahrscheinlich sogar — allein ich glaube es nicht, da müßte ich doch heimlich eine Ahndung, eine Freude fühlen und — ach! — ich bin so gränzenlos betrübt, so voll einer stillen Angst —

So waren sie, ohne daß es Nanny bemerk-

ja, ja, Du hast auch einen innern Beruf dazu. — Nun, nun, wir wollen sehen, wir wollen sehen, denn ich kann manchmal nicht an alles denken, habe gar zu viel zu thun. — Vor allen Dingen aber muß ich nun den Herrn Baron von Lessen in ein anderes Gefängniß bringen, denn zu dem, wo er bis jetzt gesessen hat, habe ich kein Zutrauen mehr. — Weißt Du was, ich habe Lust ihn auf Nummer 13. zu setzen.

Balthasar.

Das ist eine böse Nummer, die Ihnen Unglück bringen wird.

Mühldorf.

Das ist ein ganz besondres — ein distinguirtes Gefängniß.

Balthasar.

Nun, und die andern Gefangnen?

Mühldorf.

Waren denn auch noch andre entwischt?

Balthasar.

Nein, nein; — die neuen — die Complicen. — Es sind ihrer mehr als ein halbes Dutzend.

Mühldorf.

(sich die Hände reibend.) Wie? was? sechs neue Gefangne! — o! das ist herrlich!

Balthasar.

Das ist auch wieder mein Verdienst.

Mühldorf.

Braver Bursche!

Balthasar.

So viel hat noch kein Mensch Ihnen auf einmal gebracht.

Mühldorf.

Ja, Du hast recht! — und ich bewillige Dir Dein Gesuch. — Von jetzt an gehörst Du mit zu den Gefängnissen, und sollst nie wieder herauskommen.

Balthasar.

Ach, welche Gnade, Herr Commandant!

Mühldorf.

Aber unter der einzigen Bedingung, daß Dein Eifer eben so feurig bleibt, wie bisher: und um gleich Deine neue Stelle anzutreten,

gebe ich Dir hiermit den Auftrag, die andern Gefangnen jeden einzeln in einem Gefängnisse unterzubringen.

Balthasar.

Soll geschehen, Herr Commandant.

Mühldorf.

Solo! — Verstehst Du?

Balthasar.

Als ob ein Musikus sich nicht auf ein Solo verstünde! — Sie wollen die Ensemble-Stücke vermeiden.

Mühldorf.

Richtig. — Den Herrn von Lessen läßt Du mir gleich hierher bringen, mit dem muß ich mich noch besonders erst besprechen.

Balthasar.

Er wartet schon da draußen.

Mühldorf.

So laß ihn gleich herein und tritt dann ab.

Balthasar (geht ab).

Mühldorf.

Ich muß es auf eine feine und verſchlagene Weiſe mit ihm anfangen, das merke ich nun wohl.

Dritter Auftritt.

Mühldorf. Balthaſar (hat zur Thüre Leſſen mit zwei Bedienten hereintreten laſſen. Auf einen Wink Mühldorfs gehen dieſe und Balthaſar ab).

Mühldorf.

Nur näher — immer näher, mein Herr! — Sagen Sie mir nur in aller Welt, was das für eine Wuth iſt, immer davon laufen zu wollen? — Können Sie denn nicht ruhig ſitzen bleiben? — Wie haben Sie es zum Beiſpiel nur dieſesmal wieder angefangen?

Georg.

Das werden Sie nur zu bald von andern Leuten erfahren. Das Einzige, was ich mir dabei vorzuwerfen habe, iſt dies, daß ich fortgegangen bin, ohne Abſchied von Ihnen zu nehmen.

Seyn Sie aber versichert, daß ich das nächstemal —

Mühldorf.

Was? — und Sie hoffen immer noch —

Georg.

Hoffen? — bis zum letzten Athemzuge. — Ein Gefangner hat ja nichts weiter zu thun, als zu hoffen. — O! ich besitze wenigstens zwölf unfehlbare Mittel, wo schon ein einziges hinreichend wäre, mich aus allen Gefängnissen des ganzen Königreichs zu befreien.

Mühldorf.

Nicht möglich! — Aber, lieber Herr Baron, wenn dem wirklich so ist, so bitte, so beschwöre ich Sie, mir nur ein einziges davon zu sagen — ja, nur das allerunbedeutendste, und ich gewähre Ihnen auf der Stelle alles, was Sie nur verlangen, notabene, wenn es mit den Pflichten meines Dienstes nicht unverträglich ist.

Georg.

Recht schön. Es kommt blos auf ein Einverständniß an und ich werde gewiß dabei mei-

nen Vortheil nicht mißbrauchen. Meine Bedingung ist blos die, daß Sie mir erlauben, einen meiner Freunde hierher kommen zu lassen, dessen Gefangennehmung die Folge meiner Unvorsichtigkeit ist — den Sohn des Gouverneurs.

Mühldorf.

Der Sohn des Herrn Gouverneurs ist mein Gefangner?

Georg.

Da sehen Sie wohl, daß Sie nichts davon wußten und daß ich Ihnen zuerst Nachricht davon gab. Aber, das ist nur so obenein — das rechnen wir gar nicht mit. — Ich verlange nur ein Viertelstündchen mit ihm zu sprechen — hier oder im Gefängnisse — wo es Ihnen selbst beliebt.

Mühldorf.

Ein Viertelstündchen sprechen! — Nun, meinetwegen, hier — in diesem Zimmer, welches zu meiner Wohnung gehört, und unter der Bedingung, daß Sie mich eins von ihren Entweichungsmitteln lehren.

Georg.

Recht gern; aber es wird freilich das schwächste von allen seyn. Denn Sie werden es nicht mehr als billig finden, daß ich das beste für mich und zu meinem eignen Gebrauche mir vorbehalte.

Mühldorf.

Nicht mehr als billig. Wenn ich Sie nun also in Nummer 13 einsperren ließe, wie wollten Sie daraus entkommen?

Georg.

Das Gefängniß Nummer 13. über dem Zimmer des Gefängnißwarters?

Mühldorf.

Ganz recht.

Georg.

Hat ein Fenster von einem halben Fuß im Gevierten, mit vier Stäben und eine eiserne Thüre mit drei Schlössern.

Mühldorf.

Sie kennen es mein Seel' so gut wie ich!

Georg.

Es gehört zu meinem Stande, mich an Ort und Stelle zu orientiren und die Topographie zu ſtudiren.

Mühldorf.

Nun alſo — das Mittel?

Georg.

So wie ich es Ihnen werde geſagt haben, werden Sie es für die allerleichteſte Sache in der Welt halten, werden erſtaunt ſeyn, nicht ſelbſt daran gedacht zu haben, und ausrufen: „Nun, das iſt etwas Rechtes! So was kann ich mir auch ausdenken. — Vollkommen wahr! aber es iſt das Ei des Columbus!

Mühldorf.

Vorwärts! vorwärts! laſſen Sie nur das ſo gewaltig leichte Mittel hören, aus einem wohlverſchloſſnen Gefängniß zu entkommen.

Georg.

(giebt ihm einen Schlüſſel, den er aus der Taſche nimmt.) Hier iſt der Schlüſſel dazu.

Mühldorf. (erstaunt.)

Was?

Georg.

Sehen Sie nur nach.

Mühldorf.

Wahrhaftig, er ist's! — Der Hauptschlüssel, der alle Schlösser öffnet! — Wie haben Sie sich denn den verschafft?

Georg.

Ja, dazu habe ich mich nicht verpflichtet, Ihnen dies zu entdecken. — O! Sie können ihn behalten — ich brauche ihn nicht.

Mühldorf.

Und wenn ich Sie nun jetzt dort einsperrte?

Georg.

Nach Belieben! — Ich habe Ihnen blos ein Mittelchen gesagt — Nummer Eins — rechnen Sie also nach, es bleiben mir noch —

Mühldorf.

Schon recht, schon recht! — es ist eine Unvorsichtigkeit von mir, daß ich von außen

keine tüchtigen Vorlegeschlösser habe vorlegen lassen. Morgenden Tages aber sollen deren drei davor liegen. — Nun, wie dann?

Georg.

O! in Steinburg lagen deren vier vor meinem Gefängnisse — und da bin ich! — Doch, Herr Commandant, ich habe mein Wort gehalten, und es ist nun die Reihe an Ihnen mich mit meinem Freunde sprechen zu lassen.

Mühldorf.

Versteht sich. — Heda!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Franz. (tritt ein.)

Mühldorf.

Du bist's; Franz! — Wo kommst denn Du her? — Ich hatte schon den ganzen Abend vergebens nach Dir gerufen.

Franz.

Davor konnte ich nicht, gestrenger Herr Commandant, — ich war in dem Gefängnisse des Herrn Baron eingeschlossen.

te, durch die schönsten Straßen der Stadt gewendert. So sehr auch alles — die glänzenden Paläste, das Wagengerassel, die spiegelhellen Kaufläden, ein Aufenthalt der Feen dem einfachen Landmädchen neu war, so achtete sie doch dessen nicht. Nur beschäftigt mit den Rosentagen der Vergangenheit, ging sie ganz isolirt unter der Menge des Volks.

Auch durch Straßen war sie gewandert, die, eng und krumm, kaum das Licht des Tages sehen ließen, und wo es Menschen erdrücken wollte, die so etwas nicht gewohnt waren, ohne es zu beachten. Jetzt vor einem Hause, eng und schmal, zog er die Klingel.

„Hier wohnt meine Tante?" — fragte Nanny ängstlich zweifelnd, indem sie aus ihrem schönen Traum erwachte.

„Drei Treppen hoch" — versicherte Jener und stieg voran.

In einem kleinen Nebenzimmer ließ man Nanny warten — Ihr Begleiter ging hinein — wie er ihr als nothwendig vorstellte — Madame erst vorzubereiten auf den Empfang ihrer Nichte.

„Gott im Himmel" — klagte Nanny, da sie sich allein sah — meiner guten biedern Mutter Schwester vorbereiten auf den Empfang ihrer

Mühldorf.

Wer hatte denn das gethan?

Franz.

Er selbst — hol' ihn der Henker!

Mühldorf.

Wie?

Georg.

Die Sache schien mir nicht mehr als billig. Er hatte mich bisher so oft eingeschlossen. Nun mußte auch einmal die Reihe an ihn kommen.

Mühldorf.

Ist das etwa das Mittel Nummer Zwei?

Georg.

Ohngefähr. — Höre, Franz, geh einmal zu den Gefangnen, die man eben eingebracht hat, frage nach dem Sohne des Herrn Gouverneurs und führe ihn sogleich hierher.

Franz.

Soll ich? gestrenger Herr Commandant!

Mühldorf.

Ja, thue es nur.

Franz.

(auf Georg zeigend.) Es scheint, als ob der Herr jetzt hier Befehle gäbe.

Georg.

(giebt ihm Geld.) Aber auch Geld.

Franz.

Ah, das ist etwas Anderes. —

(geht ab.)

Mühldorf.

Sie sehen, daß ich das, was ich versprochen habe, redlich erfülle. — Ich verlange aber jetzt ein neues Versprechen von Ihrer Seite — nämlich binnen hier und morgen keinen neuen Versuch zu machen, sich in Freiheit zu setzen.

Georg.

Also einen Waffenstillstand? — Meinetwegen! Ich bin ein gar zu guter Kerl!

Mühldorf.

Sie sind also mein Gefangner auf Ehrenwort!

Georg.

Ich gebe es Ihnen hiermit.

Mühldorf.

Das ist auch ein Mittel?

Georg.

Und das sicherste von allen. — Hinter Ihren Schlössern und Riegeln war ich frei; jetzt erst bin ich wirklich Ihr Gefangner.

Mühldorf.

Brav, junger Mann! So lobe ich mir Sie. — (für sich.) Jetzt will ich nur aber den Waffenstillstand benutzen, um die Posten zu verdoppeln und die Vorlegeschlösser zu verstärken, und da Kriegslisten zu den erlaubten Dingen gehören, so habe ich dort eine vor, — (auf seine Schlafkammer zeigend.) die seiner würdig ist und gar nicht fehlen kann.

(geht dahin ab.)

Fünfter Auftritt.

Georg. Reinhold. (kommt mit) Franz und zwei Soldaten (herein, die sich wieder zurückziehen.)

Georg.

Mein guter, theurer Reinhold! Armer Unglücksgefährte!

Reinhold.

Lessen! — Wie geht denn das zu, daß ich Dich hier wiedersehen darf?

Georg.

Ich habe das so mit dem Commandant abgemacht. Wir haben eine Capitulation zusammen geschlossen.

Reinhold.

Das ist um so besser, da ich Dir eine ganze Menge Dinge zu sagen habe —

Georg.

Das dachte ich mir wohl.

Reinhold.

Nun, so höre! — Du weißt ja noch, daß

im Augenblicke des erfreulichen Wiedererkennens, als der verwünschte Balthasar Dich fortführte, er und seine Mitgesellen solche Angst hatten, ihr Gefangener möchte ihnen wieder entwischen, daß sie ihn alle escortiren wollten.

Georg.

Das war ehrenvoll für mich.

Reinhold.

Erst eine halbe Stunde nachher kam aus der Festung eine Compagnie Soldaten, um uns abzuholen, und während der Zeit war ein Courier bei der Gräfin Lindthal angelangt, und hatte einen Brief mitgebracht, dessen Inhalt sehr wichtig war und Dich persönlich anging. Unglücklicherweise warst Du aber nicht mehr da.

Georg.

Und weißt Du nichts Näheres von dem Briefe?

Reinhold.

Er war vom französischen Gesandten an unserm Hofe. — Er hatte zu Deinem Besten gesprochen — um Deine Begnadigung gebeten — die anfangs abgeschlagen worden, als er aber

mit Wärme darauf gedrungen, hatte ihm der Fürst gesagt: „Nun denn! wenn er verständiger wird, sich bessert, verheirathet — so wollen wir sehen.

Georg.

Wahrhaftig?

Reinhold.

„Aber, Euer Durchlaucht," hatte der Gesandte darauf ergegnet, „damit er das alles thun kann, müssen Höchstdieselben ihn doch erst wieder in Freiheit setzen. —" „Nein, das durchaus nicht," war die Antwort des Fürsten gewesen. —" „Aber wie soll er sich denn da verheirathen? Das ist ja ganz unmöglich! —" Bis endlich der Fürst verdrüßlich damit geendet hatte: „Das mag er machen wie er will; geht mich nichts an; um so schlimmer für ihn."

Georg.

Sonderbar allerdings! — Ich sehe schon, wo der Fürst hinaus will; er will mich aus einer Gefangenschaft nur dann befreien, wenn ich schon wieder in eine andere gerathen bin. Doch das soll ihm nichts helfen. Ich verlange ja gar nichts mehr, und wenn mir Dein Vater

die Hand Deiner liebenswürdigen Schwester bewilligt, ist des Fürsten Befehl erfüllt.

Reinhold.

Das sagten wir auch auf der Stelle, aber mein Vater, der zum erstenmale in seinem Leben diesesmal anderer Meinung war als Se. Durchlaucht, versicherte, daß er Dir die Hand meiner Schwester durchaus nicht eher gebe, als bis Du völlig frei seyst.

Georg.

Ist's möglich! — Und ich bin jetzt Gefangner auf mein Ehrenwort! Eben habe ich's dem Commandant für heute gegeben.

Reinhold.

Und heut' Nacht noch reis't mein Vater mit meiner Schwester von hier fort.

Georg.

Freund, das mußt Du nicht geschehen lassen, oder ich bin verloren!

Reinhold.

Aber wie denn das hindern? Sind denn nicht ich und meine guten Freunde auch hier unter Schloß und Riegel?

Georg.

Ei, für Euch habe ich mein Ehrenwort nicht gegeben, und kann handeln wie ich will.

Reinhold.

Recht gut, aber bedenke doch, daß wir eingesperrt sind, daß die Festung eine Ihr ansehnliche Garnison hat und sehr stark ist.

Georg.

Allerdings sehr stark, aber der Commandant dagegen sehr schwach, und das macht die Parthie wieder gleich. Was die Garnison betrifft, so ist morgen einige Meilen von hier eine Revüe, und das Regiment ist bereits gestern Abend ausgerückt, um zu rechter Zeit dort einzutreffen. Es sind jetzt nur noch 15 Mann zur Besatzung hier, die der Sergeant Frank commandirt.

Reinhold.

Funfzehn Mann — das ist immer noch mehr als zu viel.

Georg.

Für uns einerlei, denn es giebt hier in der Festung auch noch einen Ausfall, an welchen

man vergessen hat einen Posten zu stellen. Und durch diesen entkommt Ihr.

Reinhold.

Meinetwegen, aber wie kommen wir nur erst aus unsern Gefängnissen?

Georg.

Dafür laß mich sorgen. Bedenke nur, daß ich alle Gemächer in der Festung kenne und sie alle genau studirt habe, außer hier das Zimmer des Commandanten, (hier erscheint Mühldorf an seiner Kammerthüre und behorcht die Unterredung.) wo ich mich zum erstenmale jetzt befinde, so wie das Zeughaus, in welches ich noch gar nicht gekommen bin. — Aber diese beiden Behältnisse ausgenommen, verspreche ich Euch aus allen zu befreien, wo man Euch nur einsperren könnte. — Still, da kommt der Major!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Mühldorf.

Mühldorf.

(für sich im Hinzutreten.) Herrlich! ich habe kein Wörtchen mir entwischen lassen, und jetzt

kenne ich den ganzen feindlichen Operationsplan. (laut, die Uhr herausziehend.) Nun? habe ich mein Wort gehalten? — Die Viertelstunde ist vorbei.

Georg.

Und sogar noch einige Minuten darüber. — Ja muß man sagen, wenn Sie einmal etwas übernehmen, so führen Sie es großartig aus.

Mühlborf.

Heda!

Franz und zwei Soldaten.

(treten ein.)

Mühlborf.

(zu Reinhold.) Mein Herr Graf, nehmen Sie mir es nicht übel, aber meine Pflicht erfordert es, Sie wieder in Ihr Gefängniß zurückführen zu lassen. Ich hoffe jedoch, daß Sie nicht lange darin bleiben werden.

Reinhold.

(auf Georg blickend.) Ich hoffe es auch.

Nichte? — o es ist schauderhaft Unglück weissagend!"

Nicht lange so hüpfte eine ältliche Dame aus dem Nebenzimmrr hervor. Sie war stark mit Schminke belegt, übrigens leicht gekleidet, so daß Nanny in Gegenwart des Herrn nicht zu ihr aufsehen konnte.

Embrassez moi — ma Nièce — sagte die Frau in einem schneidenden Nasalton und bot ihr mit einer affectirten Herzlichkeit die Wange zum Kusse. — Auch nicht ein Zug von Aehnlichkeit — mit der einfachen biedern Mutter! —

In reinen Herzen wohnt ein eigner Tact für jene Liebe, welche aus reinem Herzen kommt. Nichts erkaltet eine vorgefaßte Neigung schneller als affectirte Zärtlichkeit; so war denn auch Nanny's Umarmung leicht und kalt, wie vielleicht auf einer Bühne, wenn der Gatte seines Weibes Liebhaber vorstellt.

Und — o du Güte! — den Brief voll Liebe und Wärme, welchen ihre Mutter so mühsam schrieb — dieses Kleinod eines mütterlichen Herzens — wie sah sie es entweiht durch den Judas-Kuß der Tante? — Was eine stille Thräne erzeugen mußte, das war durch affectirte Ausrufungen wie ein Christusbild im Prunkzimmer eines Wüst-

Mühldorf.

Ich werde auch Ihre Gefangenschaft durch alle Rücksichten zu mildern suchen, die nur in meinen Kräften stehen, und will Sie deshalb mit Ihren werthen Freunden wieder vereinigen. (zu den beiden Soldaten.) Ihr führt den Herrn hier und die Uibrigen, die mit ihm gekommen sind, in das Zeughaus.

Reinhold und Georg.

In das Zeughaus! O weh!

Georg.

(leise zu Mühldorf.) Wohin denken Sie? — Die Herrn alle zusammen zu sperren, damit sie um so leichter entwischen können! — Das ist eine Unvorsichtigkeit, vor der Sie zu warnen ich für meine Pflicht halte.

Mühldorf.

Ich bin Ihnen sehr verbunden — aber es bleibt dabei.

Georg.

Wenn aber nun, Herr Commandant —!

Mühdorf.

Iſt mir einerlei! Dann habe ich es zu verantworten.

Georg.

Nein, das geht uns Alle an — die allgemeine Sicherheit leidet darunter — denn — es giebt doch Waffen in dem Zeughauſe — und wenn ſie nun dort revoltirten — die Feſtung in Brand ſteckten —

Mühldorf.

So wäre ich da, um wieder Ordnung zu machen — kurz, es bleibt bei meinem Befehle. Ihr führt die Gefangenen, die ich Euch bezeichnet, in's Zeughaus und bringt mir den Schlüſſel.

Die Soldaten gehen mit Reinhold ab.

Siebenter Auftritt.

Mühldorf. Georg.

Georg. (für ſich.)

Das ſetzt mich doch wahrhaftig in Verlegenheit! — Wie mir da herausheifen? — Zum

Glück bin ich noch frei. — Sollte er denn zufälligerweise heut' zum erstenmale klug geworden seyn?

Mühldorf.

Was Sie betrifft, mein Herr, so werden Sie, unserm Vertrage zu Folge, heut' nicht in Ihr Gefängniß zurückwandern. Sie werden dieses Zimmer dafür ansehen, und die Nacht an meiner Seite zubringen.

Georg.

Wie meinen Sie das? (für sich.) Wahrhaftig, er ist klug geworden! (laut.) Bin ich nicht Gefangner auf Ehrenwort, und folglich frei?

Mühldorf.

Ja, hier zu bleiben, unter meiner speciellen Aufsicht.

Georg.

Das läuft aber gegen die Abrede, und wenn Sie Ihr Versprechen zurücknehmen, so thue ich's auch mit dem meinigen.

Mühldorf.

Wie es Ihnen beliebt.

Georg.

Der Waffenstillstand ist also aufgehoben.

Mühldorf.

Und die Feindseligkeiten fangen wieder an.

Georg.

Weiter will ich nichts haben. (mit Würde.) Man führe mich in mein Gefängniß zurück.

Mühldorf.

Nein, mein Herr, selbst der Krieg verhindert nicht, daß Feinde einander gegenseitig Achtung und Aufmerksamkeit bezeigen.

Georg.

Ich verlange das nicht.

Mühldorf.

So wird es wider Ihren Willen gethan.

Georg.

Die äußerste Strenge ist mir lieber.

Mühldorf.

Das kann durchaus nicht geschehen.

Georg.

Wenn ich nun aber so behandelt seyn will.

Mühldorf.

Kann einmal nicht damit dienen.

Georg. (für sich.)

Das nenne ich doch Unglück!

Mühldorf. (eben so.)

Ha, ha, junger Herr! jetzt habe ich den Nagel auf den Kopf getroffen.

Balthasar.

(tritt ein.)

Georg.

(wird ihn gewahr.) Mein böser Genius! Das fehlte mir noch! Wenn der kommt, kann ich mich allemal auf etwas Unangenehmes gefaßt machen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Balthasar.

Balthasar.

Gestrenger Herr Commandant; alle jungen Leute sind im Zeughause casernirt — Fenster,

zwanzig Fuß vom Boden — und eine gut verschlossene und verrammelte Thüre, wozu ich hiermit die Schlüssel mit den Nummern einreiche.

Mühldorf.

(die Schlüssel in die Tasche steckend.) Gut! — sage den Sergeanten Frank, daß er von den funfzehn Mann, die wir noch haben, zwei als Schildwacht an die Thüre dieses Zimmers hier stellen soll.

Balthasar.

Zu Befehl, Herr Commandant.

Mühldorf.

Uebrigens wirst Du selbst, als erstes Probestück, das ich Dir aufgebe, diesen Gefangnen hier bewachen. Deine Anstellung hängt davon ab.

Balthasar.

Recht gern, Herr Commandant. O! wir kennen uns schon.

Mühldorf.

Und damit Du gleich auf der Stelle bereit bist, alle Befehle, die ich Dir gebe oder geben lassen werde, zu executiren, bleibst Du die ganze Nacht über wach.

Balthasar.

Soll geschehen, Herr Commandant.

Mühldorf.

Jetzt vorwärts!

Balthasar.

(geht rechts ab.)

Mühldorf.

Was mich betrifft, so will ich mich niederlegen, denn die Wachsamkeit muß doch auch manchmal die Augen zumachen, wär's auch nur, um dann desto schärfer zu sehen. — Wenn der Herr Baron ein Feldbett neben dem meinigen wünschen, brauchen Sie nur in meine Schlafkammer zu kommen.

Georg.

(der sich in einen Sessel rechts gesetzt hat.) Ich bin gar nicht schläfrig.

Mühldorf.

Wie es Ihnen beliebt — dort oder hier — vollständige Freiheit, so weit es nur möglich — dreißig Fuß im Quadrat — was mich betrifft, so will ich mich jetzt ausziehn, und ich wette

d'rauf, daß ich in fünf Minuten eingeſchlafen ſeyn werde. — Ach, man ſchläft ſo ſanft, wenn man ruhig iſt, und das bin ich jetzt. Gute Nacht lieber Baron. (für ſich im Abgehen.) Endlich habe ich ihn, und wir wollen einmal ſehen, wer der Geſcheiteſte ſeyn wird.

(er nimmt ein Licht vom Tiſche im Hintergrunde, und geht in die Kammer links.)

Neunter Auftritt.

Georg. (allein.)

Meine Lage iſt nicht die angenehmſte. Ich befinde mich auf fremden Boden, wo ich nicht gewohnt bin zu manöveriren, und zwiſchen zwei feindlichen Armeecorps eingeſchloſſen. (er nimmt das Licht vom Tiſche und geht zur Thüre rechts.) Da ſtehen die Vorpoſten Balthaſars mit ſeinen beiden Schildwachten. Hier (auf die Thüre links zugehend.) iſt das Hauptquartier des Herrn Commandanten. (er nähert ſich noch mehr und horcht.) Wenn ich ihn nun nicht einſchlafen ließe? — Nein, daß wäre eine Rache, die mir zu theuer zu ſtehen käme, denn ich müßte die Koſten der Unterhaltung bezahlen. (er ſtellt das Licht auf den Tiſch an Mühldorf's Kammer.)

Also von diesen beiden Seiten ist keine Hoffnung zu erwarten. — Man muß sein Heil nur dort versuchen. (auf die Mittelthüre zeigend.) Eine wohlverschlossene Thüre, und eine große eiserne Stange mit Vorlegeschloß. — Also dadurch muß es gehen. — Frisch auf! keine Zeit verloren! (er nimmt sein Halstuch aa.) Wenn ich zu Hause wäre in meinem gewöhnlichen Gefängnisse, würde das viel leichter gehen, aber hier habe ich blos mein Feldgeräth, meine englischen Feilen, von denen ich mich nie trenne, (er nimmt zwei Feilen aus dem Halstuche.) und ich hoffe wohl, daß mir diese Vermachung nicht lange Widerstand leisten wird. — Es ist nur gut, daß der Commandant schlafen gegangen ist, und mich allein gelassen hat — wenn das nicht wäre — (er bemerkt, daß sich die Thüre rechts öffnet.) Zum Henker auch! immer wieder der verdammte Balthasar! (er entfernt sich von der Thüre des Hintergrundes.)

Zehnter Auftritt.

Balthasar. Georg.

Georg.

Was willst Du denn? — Was bringt Dich hierher,?

Balthasar.

Meine Ueberlegungen.

Georg.

Was hast Du nöthig zu überlegen? — Nimm Dir ein Beispiel an Deinen Commandanten. Er hat sich auf's Ohr gelegt, mach's auch so.

Balthasar.

Bewahre! — Er hat mir befohlen, zwei Schildwachten hier draußen anzustellen, ich habe drei genommen.

Georg.

Einfaltspinsel!

Balthasar.

Und werde überdies mich selbst hier einquartiren.

Georg.

Und mit welchem Rechte?

Balthasar.

Ich werde Ihnen nicht lästig fallen — ich

lings entheiligt. Des Mädchens Herz wollte in tiefer Wehmuth fast verbluten.

Uebrigens wußte die Tante von allen ihren Familienverhältnissen gar wohl Bescheid, dem nach Vater und Mutter und nach dem kleinen Bruder Chrêtien — der recht heran wachsen müsse — fragte sie sowohl — als nach dem seelenguten Toni, Nanny's Verlobten.

Da war es wieder einen Augenblick in Nannys Seele, als sey sie zu Haus unter den Ihrigen, so lebhaft erzählte sie von ihrer Mutter und von allen den Guten, die sie dort zurück ließ.

Indeß mußte sie doch gar bald gewahr werden, wie alle jene kleinen engen Details, welche für sie selbst von so unendlichem Werthe waren, der Tante Langeweile machten, da war es ihr dort wieder so unheimlich, so seltsam, daß sie sich weit hinweg sehnte aus dem Hause ihrer Verwandtin, und besser aufgehoben zu seyn glaubte, unter wildfremden Menschen.

Als sie aber nach dem Hause fragte, in welchem ihr ein Dienst bestimmt sey; da erwiederte Madam Aubin lachend: „das hat gute Weile, mein Kind. — Wenn die Rosen von den Wangen verblühen, ist es Zeit genug zur Arbeit. Oder meinst du, so ein schönes Mädchen sey auch geschaffen zur Plage und Mühe? Das Leben ge-

setze mich dort ganz ruhig in einen Lehnstuhl — und wenn Sie etwas vornehmen, werde ich Acht auf Sie haben.

Georg. (für sich.)

Ich wollte doch lieber mit drei Commandanten, als mit einem so hartköpfigen Schlingel zu thun haben. Ich sehe schon, hier kann ich nicht bleiben, also Retraite geschlagen und zum Herrn Major marschirt, dessen Gegenwart mich vielleicht begeistert. (er sieht in Mühldorf's Schlafzimmer.) Wahrhaftig, er hat Wort gehalten! schnarcht wie ein Ratz — nun desto besser! (zu Balthasar.) Unverschämter Kerl! ich werde jetzt zu Deinem Herrn selbst gehen, und mich bei ihm über Dich beklagen. Ich hoffe, er soll Dich lehren was Soldatencomment ist. Nun wahrhaftig, wenn so ein Querpfeifer wie Du, mehr Verstand haben will, als sein Commandant, wer soll denn da noch Oberster seyn wollen?

(geht in das Zimmer rechts.

Eilfter Auftritt.

Balthasar. (allein.)

Meinetwegen auch — mag er immerhin

schimpfen — der Commandandt hat mir selbst freie Hand gegeben, — so was wir Künstler ad libitum nennen — und jetzt, wo ich einmal hier angestellt bin, können sie mich doch nicht gleich wieder fortjagen. — Ja, so ein Stellchen, wie hier, das lobe ich mir — nicht viel zu thun, und doch auch keine Angst vor Langerweile, weil ich mein Talent dabei vollends ausbilden kann. Hier will ich die Clarinette wieder studiren, und keiner meiner Zuhörer soll mir mehr wie sonst davonlaufen, Dessen ohnerachtet aber werde ich bei den schönen Künsten auch die Wachsamkeit nicht vernachlässigen, denn man muß hier die Augen stets offen haben. Ohnstreitig um mich daran zu gewöhnen, hat mir der Herr Commandant befohlen, diese ganze Nacht schlaflos zuzubringen. (er setzt sich in den Sessel, den er in die Mitte der Bühne stellt. Das ist leicht gesagt — wenn man aber, so wie ich hier — in einem weichen Lehnstuhle sitzt — (gähnend) ich glaube wahrhaftig schon, daß ich gähne — und wenn man so fühlt wie der Schlaf kommt — wie er so langsam anmarschirt kommt — so gilts tüchtigen Widerstand zu leisten. — Und das thue ich auch redlich — denn wenn ich nicht Widerstand leistete — so wäre ich

ſchon wer weiß wie tief — nein, nein, mein Herr von Leſſen — wir — ha — halten Sie — ſe — feſt — (er ſchläft ganz ein, macht aber nach einigen Secunden plötzlich wieder auf.) Heda! — Holla! — was war das? — Ich glaube wahrhaftig ich habe wider meinen Willen mein Bewußtſeyn verloren, — und wenn ich allein in dieſer Stube bleibe, wer weiß, ob nicht ein neuer Anfall — (ſteht auf und geht.) Uebrigens ſtehen da draußen drei Wachen an der Thüre, und ich bin hier ganz allein, da könnte ich doch die bewaffnete Macht auf eine gleichere Art vertheilen. Zwei drinnen und zwei draußen, da hindert man ſich doch gegenſeitig an einer Ohnmacht, indem man einander vorher zurufen kann. (geht nach der Thüre links.) Schildwacht! — Da liegen ſie wahrhaftig alle Drei auf den Treppenſtufen! — Das iſt zwar ganz gut, weil man nicht die Treppe hinunter kann, ohne über ſie wegzuſteigen, aber deſſen ohnerachtet — Schildwacht! — Heda! — ich glaube wahrhaftig, ſie ſchlafen alle Drei ſo feſt, als ob ſie in ihren Betten lägen. — Alle Wetter! da kugelt einer die ganze Treppe hinunter. — So warte doch, warte! ich komme ja gleich! —

Nun, kollert der noch weiter, so ist's eine wahre verlorene Post.

(geht links ab.)

Zwölfter Auftritt.

Georg.

(kommt aus dem Zimmer rechts. Er hat die Kleidung des Commandanten an, dessen Hut und langen Oberrock.) Der alte Herr schlief wirklich — da bin ich indessen in seine Kleider gefahren, und mittelst der Korksohlen in seinen Stiefeln, gerade ein so großer Mann als er. — Worauf doch die irdische Größe manchmal beruht! — Balthasar ist nicht mehr da, aber er wird nicht weit weg seyn. — Laßt uns doch einmal das Inventarium in diesen Taschen hier untersuchen. — Eine Tabacksdose — die werde ich als Andenken aufheben — Schlüssel, mit denen ich nichts anzufangen weiß. — Still, da sind ja Etiketten daran — (liest.) „Zum Zeughause. —" Ah, das ist etwas anderes! — Doch still, man kömmt! (er setzt sich an den Schreibtisch auf den Reitstuhl und schreibt stehend, indem er Franz und Balthasar, welche eintreten, den Rücken zudreht.)

Dreizehnter Auftritt.

Georg. Balthasar. Franz.

Balthasar.

Nun, das nenne ich schlafen! — Da frage ich Dich, wo Du hingerathen wärst, wenn ich Dich nicht endlich noch aufgehalten hätte. — Schlingel, bleibe da als Schildwacht, und halte mich auch auf — wenn mir etwas menschliches begegnen sollte. (er erblickt Georg im Rücken.) Alle Wetter! Der Herr Commandant! Schon an der Arbeit, vor Tagesanbruch — der ist munterer als wir. — (halblei.) Herr Commandant!

Georg.

(macht ihn, ohne sich umzusehen, ein Zeichen mit der Hand, daß er schweigen soll.)

Balthasar.

(zu Franz.) Er arbeitet und will nicht gestört seyn.

Georg.

(hat einen Brief geschrieben, den er überliest und in die Tasche steckt.) So! das ist für den

braven Sergeant Frank. (er blickt verſtohlen auf Balthaſar und Franz, die an beiden Seiten der Thüre, Franz an der Seite der Zuſchauer ſtehen.) Jetzt iſt's Zeit! (er nimmt den Stock, den er auf den Tiſch gelegt hatte, dann die Handſchuhe, bläſt das Licht aus, und giebt Balthaſar, ohne ihn anzuſehen, ein Zeichen, ſich an die Thüre links zu ſtellen.)

Balthaſar.

(über's Theater marſchierend.) Sehr wohl Herr Commandant! Ich werde dort mein Hauptquartier aufſchlagen.

Georg.

(geht nun auf Franz zu, der an der Thüre rechts ſteht. Dieſer präſentirt, Georg bleibt ſtehen, richtet etwas an deſſen Flinte und geht dann an ihm vorbei. Draußen hört man die beiden Wachen präſentiren.)

Vierzehnter Auftritt.

Franz. (rechts) Balthaſar. (links an der Thüre.

Balthaſar.

Da ſiehſt Du nun — ich habe Dir's immer

gesagt, daß Du Deine Flinte besser halten sollst! — Du stehst überhaupt so krumm, die Schultern so vor. Nun, Du mußt es arg gemacht haben, wenn es sogar der Commandant gesehn hat, der doch gewöhnlich auf so etwas nicht Acht hat und drüber wegsieht. (man hört Trommelwirbel.) Was ist denn das? — höre doch einmal! — Trommel! — Allarm! — Was kann's denn geben? — Der Commandant braucht uns doch nicht etwa? — Wir wollen doch geschwind zu ihm marschieren; aber vor allen Dingen sorgfältig zuschließen.

(Balthasar geht mit Franz ab, schließt aber sorgfältig die Thüre rechts zu.)

Funfzehnter Auftritt.

Mühldorf.

(in Hemdeärmeln, halb angezogen, kommt aus seinem Schlafzimmer.) Was ist denn das? — Was für ein Lärmen? Mich so eilig zu wekken! — Kaum habe ich Zeit gehabt mich nur nothdürftig anzuziehen, und noch dazu ohne Licht! — Schildwacht! — Holla! — Wo stecken sie denn? — Ach, und mein Gefang-

ner!? — Nun, wenn er troß dieſes Teufelslärmens ſchläft, muß er einen Todenſchlaf haben. (nach der Kammer rechts zu.) Herr von Leſſen! — Herr Baron! (der Tambour ſchlägt den Generalmarſch.) Er kann mich nicht verſtehen vor der Teufelstrommel! — Verdammte Trommler, haltet doch Euer Fell, damit man weiß, woran man iſt. — Was, zum Henker, iſt denn das nun wieder, in dieſer Feſtung den Generalmarſch zu ſchlagen, ohne mir ein Wort davon zu ſagen? — Das will ich doch auf der Stelle unterſuchen. (er geht zur Thüre rechts.) Was iſt das? — Die Thür' iſt ja verſchloſſen! — Den Commandanten einſperren! — Das iſt unerhört, unbegreiflich! — Aufgemacht! Aufgemacht!

Sechszehnter Auftritt.

Mühldorf. Balthaſar.

Balthaſar.

(eine Laterne in der Hand.) Mein Gott! Sie ſind's, Herr Commandant! — Sind Sie denn überall?

Mühldorf.

Was soll das heißen?

Balthasar.

Ich habe Sie noch niemals so thätig gesehen. — Sie vervielfältigen sich ja völlig in Zeit der Noth. — Sie hatten also einen Schlüssel?

Mühldorf.

Um hinauszugehen?

Balthasar.

Nein, aber um hereinzukommen. Denn da sind Sie ja! Uibrigens ist alles so ausgeführt worden, wie Sie es anbefohlen haben, und ich hoffe, daß wir ihn wiederbekommen werden.

Mühldorf.

Wen denn?

Balthasar.

Nun? den Gefangnen.

Mühldorf.

Er ist also entwischt? — wer hat Euch denn das gesagt?

Je nun, Sie haben es uns ja so eben selbst gesagt.

Mühldorf.

Ich?

Balthasar.

Das heißt nämlich; Sie haben es uns schriftlich gesagt, in einer Ordre von Ihnen an den Sergeant Frank, die er mir zu lesen gegeben hat, weil er selbst nicht sehr stark in dieser Kunst ist.

Mühldorf.

Eine Ordre von mir? — Und was befahl ich denn in dieser Ordre?

Balthasar.

Hier sind noch Ihre eignen Worte: (liest.) „Sergeant, der Staatsgefangne, Herr Baron von „Lessen ist so eben entwischt. Ich begebe mich, „um ihn wieder zu erlangen, nach dem Sal„bacher Thore. Schlagen Sie also General„marsch, nehmen Sie alle disponible Mannschaft „zusammen, und verfügen Sie sich, ohne einen „Augenblick Zeit zu verlieren, auf die Wilden„berger Straße."

nießen, die Stunden vertanzen wirst du hier lernen. Jugend und Schönheit führt den Reigen, wo Freude tanzt.

Nanny schauderte zusammen. Daß es möglich sey, solche Grundsätze zu hegen, hatte sie in ihrer Unschuld nie geglaubt. Jetzt erblickte sie voll Abscheu ihrer Mutter leibliche Schwester davon befleckt.

Sie weinte die Nacht hindurch auf ihrem Kämmerlein im seidenen Bette. Erst gegen Morgen schlief sie ein. Aber als sie erwachte, lag vor ihrem Bette ein Hemde von Batist, und ein Kleidchen vom feinsten Perkal. Vergebens suchte sie ihr liebes gewohntes Hauskleid von selbst gewobener Leinwand. Es war verschwunden. Ihr blieb keine Wahl. Ein Mädchen trat ein, um zu helfen. Sie hüllte sich vor den freien Blicken des Mädchens in ihre Decke und weinte um ihr leinenes Kleid. Es war der erste Verlust, den sie erlitt, seitdem sie entfernt war vom Hause. Das Fremde konnte ihr doch das Heimathliche nie ersetzen, so schön es auch war.

Indeß halfen keine Thränen; sie mußte sich entschließen es anzulegen. Hoch erröthend über den veränderten Schnitt desselben, harrte sie der Tante, welche erst nach vielen Stunden erschien,

Mühldorf.

Und ich soll so eine Ordre gegeben haben?

Balthasar.

Die man auch auf der Stelle executirt hat. Der Sergeant Frank und seine funfzehn Mann sind eben abmarschirt.

Mühldorf.

Also niemand mehr in der Festung? — Fort, lauf' ihnen nach!

Balthasar.

Ja, wenn ich aber auch noch fortgehe, sind noch weniger hier — und dann haben sie auch schon einen großen Vorsprung.

Mühldorf.

Er hat Recht! — Das ist eine Ordre, die keinen gesunden Menschenverstand hat.

Balthasar.

Keinen gesunden Menschenverstand hat. —

Mühldorf.

Was sagst Du?

Balthasar.

Ich sage, daß wenn der Gefangne wirklich davongelaufen ist, man ihm doch nachsetzen muß.

Mühldorf.

Das ist wahr, das ist vollkommen wahr! — Aber, wer zum Teufel, hat nur die Ordre gegeben, ohne mir auch nur ein Wort davon zu sagen! — und wie hat der Gefangene, den wir hier unter Schloß und Riegel hatten — zwischen uns Beiden —? Es ist freilich meine Schuld, daß ich eingeschlafen bin!

Balthasar.

Sie! — I, Gott bewahre! — Sie waren ja eher als ich auf den Füßen, um die Ronde zu machen, und alles zu inspiciren.

Mühldorf.

Was sagst Du?

Balthasar

Ich habe Sie doch, bei meiner armen Seele, dort stehen sehen — in vollem Anzuge. — Ich weiß gar nicht, warum Sie jetzt Ihr

Kleid ausgezogen haben — Sie müßten denn so besser laufen können. — Aber Sie werden sich erkälten.

Mühldorf.

Das ist auch vollkommen wahr. — Geh' hol' mir meinen Uiberrock — aber mach' geschwind!

Balthasar.

(geht in das Zimmer links.)

Siebenzehnter Auftritt.

Balthasar. (allein.)

Ich habe einem Subalternen die gute Meinung nicht nehmen wollen, die er von meiner Thätigkeit hat — aber ich begreife nicht, wie ich vorhin auf den Beinen gewesen seyn soll! — Ich war also aufgestanden ehe ich aufgewacht war — so eine Art von Prinz von Homburg! — Hm, hm, curios! ist mir noch nie passirt! — Aber eine so abscheuliche Nachlässigkeit der Andern! — Dieser Balthasar, und die übrigen drei Schildwachten! — Er ist also doch unsichtbar geworden.

Achtzehnter Auftritt.

Mühldorf. Balthasar. (mit Kleidern kommend.)

Balthasar.

Ich fasse es gar nicht — der muß mit dem Schwarzen ein Bündniß haben, so unvermerkt —

Mühldorf.

(kann nicht in den Aermel des Kleides kommen.) Aber was ist denn das für ein Rock? — Was, zum Henker, hast Du mir denn da gebracht?

Balthasar.

Nun, einen Rock!

Mühldorf.

Das ist ja nur eine Weste!

Balthasar.

Mein Seele! Der Rock des Gefangnen! — Ist das ein Spitzbube!

Mühldorf.

Den kann ich doch unmöglich anziehen! — Gieb mir underdeß etwas anderes — meinen

Schlafrock — ein anderes Kleid — Du siehst ja schon, daß ich den Husten bekomme — ich werde mich gewiß noch tüchtig erkälten.

Balthasar.

(giebt ihn den Schlafrock, während er ihn anzieht, kommt der Graf Löwenfeld durch die Thüre rechts. Balthasar zündet Lichter an.)

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Löwenfeld.

Löwenfeld.

Herr Commandant, ich werde heute noch eine große Reise antreten; meine Pflicht erforderte es daher, Ihnen noch zuvor meine letzten Instructionen zu ertheilen, und Ihnen vor allen Dingen die größte Wachsamkeit anzuempfehlen.

Balthasar. (bei Seite.)

Das trifft sich vortrefflich!

Löwenfeld.

Ich reise in die Residenz, um unserm Fürsten

einen Plan, den ich ausgearbeitet habe, zur Genehmigung vorzulegen. Meine Tochter und die Gräfin Lindthal begleiten mich.

Mühldorf.

Wo sind denn die Damen?

Löwenfeld.

Unten in meinem Wagen. Was uns aber in Erstaunen gesetzt hat, ist dies, daß wir beim Vorfahren, die Thore der Festung alle weit offen gefunden haben.

Mühldorf.

Welche Nachlässigkeit! — Das ist der Sergeant Frank gewesen, der heut' früh, als er mit der ganzen Garnison ausgerückt ist —

Balthasar.

Nein, gestrenger Herr Commandant, ich habe sie hinter ihm wieder zugeschlossen.

Mühldorf.

Und war denn niemand da, Sie zu empfangen?

Löwenfeld.

O allerdings! — allerliebste junge, sehr

liebenswürdige, sehr zuthuliche Männer — geschmackvoll angezogen, im Ball-Costüm — sie kamen uns entgegen, halfen mir aus dem Wagen und geleiteten mich bis hierher. — Und denken Sie sich meine Ueberraschung, als ich mir sie näher ansah, und in ihnen die Freunde und Kameraden meines Sohnes, meine Gäste von gestern Abend erkannte!

Balzhasar und Mühldorf.

Unsre Gefangnen!

Löwenfeld.

Die Sie doch ein wenig strenger hätten behandeln sollen, Herr Commandant! — Nicht etwa, als ob ich so ein eifriger Murrkopf wäre, aber es schien wahrhaftig, als ob diese die Herren in der Festung wären, und nicht Sie, Herr Commandant.

Balthasar.

Um des Himmelswillen! Das sind ja die aus dem Zeughause!

Mühldorf.

(ausser sich.) Keine Gefangnen mehr in der Festung!

Balthasar.

Keine Gefangne mehr!

Georg.

(erscheint an der Thüre rechts.) Und doch! (er geht wieder ab, macht die Thüre zu, und man hört die Thüre draußen verschließen.)

Mühldorf.

Was, zum Henker! jetzt sperrt er uns selbst ein!

Löwenfeld.

(lachend.) Alle Drei! — Das ist doch etwas stark — und was ist denn das?

Georg.

(steckt durch ein vergittertes kleines Fenster in der Thüre des Hintergrundes ein Papier herein.)

Balthasar.

(nimmt das Papier.) An Euer Excellenz gerichtet.

Mühldorf.

Ein Manifest!

Löwenfeld.

Laßt doch sehn. (liest.) „Mein Herr Gou„verneur! Sie kennen die Bedingung, unter „welcher Seine Durchlaucht der Fürst mir die „Freiheit zugestehen will. Er verlangt, daß „ich, ehe ich aus dem Gefängnisse entlassen „werde, mich verheirathen soll!“ — Ja, das ist wahr! — „Von Ihnen also hängt meine „Befreiung ab. Ich schreibe Ihnen nichts von „meiner Liebe, meinem Stande, meinem Ver„mögen —“ — Sie sind mir bekannt. — „Ich „will selbst den Vortheil nicht in Anschlag brin„gen, daß ich Sie jetzt hier als Gefangnen „und jene Damen als Geisseln in Verwahrung „habe. —“ Allerliebst! — „Ich will blos „Ihnen selbst und Ihrer Großmuth mein gan„zes Glück verdanken. — Wenn Sie mir es „aber verweigern, wenn ich zugleich das himm„lische Wesen, das ich liebe, und die Hoffnung, „meine Freiheit wieder zu erlangen, verlieren „soll, so — Sie wissen wozu ich fähig bin — „und ich sprenge dann jedenfalls die Festung „und mich mit allen andern in die Luft. Ihr „unterthäniger Schwiegersohn, Freiherr von „Lessen, der Ihrer gnädigen Antwort voll „Ungeduld hinter der Thüre entgegensieht.“

Mühldorf.

Und Sie könnten je darein willigen, daß —

Löwenfeld. (halblei.)

Um so leichter, da ich um seinetwillen zu unserm Fürsten in die Residenz wollte. In dem Augenblicke also, wo ich alles zu vermitteln hoffe, würde es um so weniger rathsam seyn, ihm Veranlassung zu einer neuen Tollheit zu geben, die der Gnade des Fürsten von neuem in den Weg träte.

Mühldorf.

Wie Euer Excellenz befehlen — nämlich in alle dem was Sie betrifft. — Aber ich — ich kann ihn doch bei meiner armen Seele nicht so mit allen Kriegsehren abziehen lassen — einen Gefangnen — der uns selbst hier unter Schloß und Riegel hat! — Nein, das können wir nicht! — Nicht wahr, Balthasar?

Balthasar.

Nein, Herr Commandant, das können wir nicht. — Ich nun vollends bin in einer solchen Wuth!

und ihr viel Schönes sagte über ihren feinen Wuchs und die natürliche Grazie ihrer Haltung.

Der Morgen war lang wie eine Ewigkeit. Nanny sehnte sich nach Arbeit, und bat aufs neue dringender, sie ihren Dienst antreten zu lassen.

„Morgen" — tröstete die Tante — „heute ist es unmöglich, aber morgen ganz gewiß."

„Aber so? — in diesem kostbaren Kleide" — bemerkte Nanny verlegen.

„Nicht anders" entgegnete die Tante — „du wirst dort das Hauswesen leiten, oder wenigstens für die Nettigkeit in den Zimmern zu sorgen haben, und hier in Paris — das glaube mir, gehen die Mägde feiner gekleidet, als bei euch die Edeldamen."

Gegen Mittag wurden mehrere junge Frauenzimmer sichtbar, welche Nanny am vergangenen Abend nicht bemerkt hatte.

Indeß war keine darunter, die Nanny's Vertrauen in Anspruch hätte nehmen können. Ihre Züge waren erschlafft, und grell aufgefrischt, durch aufgelegtes Roth, die Augen lagen tief, und ihr Anzug waren Reste von glänzenden Ballkleidern.

Mühldorf.

Und ich bin Commandant?

Löwenfeld.

Und ich, neutral.

Mühldorf.

Wir kapituliren blos im Falle der äußersten Noth. (man hört von weitem die Trommel.) Horch! — da kommt Succurs! (er geht nach dem Hintergrunde und schreit laut.) Es ist der Sergeant und die Garnison, die wieder in die Festung marschieren!

Georg.

(öffnet das Fenster wieder.) Alle Thore sind verschlossen, und der Sergeant ist mit seiner Mannschaft gefangen draußen, wie Sie es drinnen sind. — Das ist noch so ein Mittelchen: das zehnte, Herr Commandant.

Balthasar.

(zu Mühldorf.) Herr Commandant, wenn dem so ist, und wir keinen Succurs mehr zu hoffen haben — thäten wir vielleicht wohl auch gut —

Mühldorf.

Noch nicht! — Dieser Schlüssel hier, den er mir selbst übergeben hat, der alle Thüren öffnet — (zum Fenster laufend.) Ha, ha, Herr Baron — ich habe das eilfte Mittelchen.

Georg.

(außerhalb die großen Riegel vorschiebend.) Und ich das zwölfte.

Mühldorf.

Nun ist's aus!

Balthasar.

Wir sind blockirt!

Stimmen. (von außen.)

Ergeben Sie sich! ergeben Sie sich auf Gnade und Ungnade!

Löwenfeld.

Herr Commandant, Sie haben einen tapfern Widerstand geleistet, sich mit Ruhm bedeckt, nach solchen Thaten können Sie sich unbeschadet Ihrer militairischen Ehre ergeben.

Mühldorf und Balthasar.

(schreiend.) Wir ergeben uns!

Zwanzigster Auftritt.

(Alle Thüren öffnen sich.) Georg. Reinhold. Emma. Die Gräfin und alle jungen Leute (des ersten Aktes treten auf.) Vorige.

Georg.

Im Namen unsrer Aller bitte ich um Verzeihung, und diesmal werden die Besiegten das Vorrecht genießen, sie den Siegern angedeihen zu lassen.

Mühldorf.

Mein Herr Baron, Sie stehen nicht mehr unter meiner Aufsicht. Auf höchsten Befehl werden Sie sich verheirathen, und ich trete also an Fräulein Emma alle meine Rechte ab.

Gräfin.

Bist Du mit einem solchen Kerkermeister zufrieden?

Georg.

O, diesen werde ich nie hintergehen.

Mühldorf.

Uebrigens würde ich ohne die Vorbitten Sr.

Excellenz, Ihres künftigen Herrn Schwiegervaters noch nicht so geschwind nachgegeben haben, und wenn ich nicht — (auf Balthasar blickend.) schlecht unterstützt worden wäre —

Balthasar.

Alle Wetter, mein Herr Commandant, das ist das erstemal, daß mir so ein Kix passirt ist, und ich möchte den Musiker in der Welt sehen, der nicht einmal falsch gegriffen hätte.

Georg.

Du sollst auf meinem Hochzeitsballe Dich dafür revangiren. Vorspielen sollst Du dabei, aber unter der Bedingung, daß Du mich nicht wieder im Walzen unterbrichst, um mich in's Gefängniß zu führen — denn von nun an (Emma zärtlich umschlingend.) weiß ich ein besseres Unterkommen!

(Der Vorhang fällt.)

Ende.

BESSEL.

Dramatisches Vergißmeinnicht
für das Jahr 1836

aus

den Gärten des Auslands nach Deutschland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Dreizehntes Bändchen.

Enthält:

Caravagio. (1599)
Drama in 3 Aufzügen,

und

Geliebt oder todt!
Lustspiel in 1 Aufzuge.

Exemplar.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1836.

Seinem

theuern Freunde

Emil Devrient

in

Dresden

als Zeichen des Dankes und
der Hochachtung

gewidmet.

Was du ergreifſt mit Deiner Künſtler-Weihe
Das ſtellſt Du hin, gediegen, groß und ganz,
Daß es umſtrahlt von Deiner Schöpfung Glanz,
Sich vollen Rechts der Trefflichkeit erfreue.

So auch mein Caravagio. Und aufs neue
Entfaltete ein Blatt ſich für den Kranz,
Den dir noch lange in der Horen Tanz,
Der Genius der Schauſpielkunſt verleihe.

Nanny konnte darüber ihr ängstliches Staunen nicht bergen.

„Ich habe eine Bildungsanstalt errichtet für junge Mädchen" — versicherte Tante Rubin — „und wenn es dir gefällt, so will ich dich bilden wie diese."

Nanny schauderte vor solcher Bildung, und noch mehr als jene Mädchen auf die unzarteste Weise sich einander neckten mit gewissen Verhältnissen zu dem andern Geschlechte, welche das reine Landmädchen nicht einmal klar zu denken vermochte.

Am Abend veränderte sich die Scene. Ein kleiner Gesellschaftssaal war hell erleuchtet, in einer Reihe anstoßender Cabinette warfen Alabaster-Lampen ihr scheues Licht auf schwellende Ruhebetten von Seide. Wohlgerüche flossen durch die künstlich erwärmte Luft, und die Mädchen erschienen wie in Nebelstoffe gehüllt; Nanny konnte nicht aufblicken. Weinend ertrug sie den Spott dieser leichtfertigen Mädchen, und bestimmt verweigerte sie der Tante Aufforderung sich eben so zu kleiden.

Nicht lange so kamen Karossen angerollt, junge Herren mit greisem Angesicht, und alte Herren in Jünglingskleidung hüpften unangemeldet zur Thür hinein. Da begann denn eine Unterhaltung,

Wie freudig ſchau ich auf zu den Geſtalten,
Die du ins Leben rufſt, ſo mannichfach
Als in dem Prisma dichtriſcher Gewalten
Sich je der Strahl der Kunſt in Farben brach.
Dir iſt es Ernſt mit ihr, kein Spiel im Spiele;
So, wackrer Kämpfer, eile fort zum Ziele!

Theodor Hell.

Caravaggio.

(1599.)

Drama in drei Aufzügen.

Frei nach dem Französischen

von

Th. Hell.

Personen:

Herzog de Rios, Statthalter von Mailand.
Giuseppe d'Arpinas.
Angelo da Pergola, Maltheser-Ritter.
Michel Angelo Caravagio, Maler.
D'Averna.
Spinelli.
Erster Maler.
Zweiter Maler.
Der Vorsitzende der Schiedsrichter.
Hauptmann der Wachen.
Thürsteher.
Leontia, Caravagio's Verlobte.
Ein junges Mädchen.
Beatrice, Leontia's Amme.
Vornehme, Ritter, Maler, Schiedsrichter, Mädchen, Wachen, Waffenherolde, Volk.

Scene: Mailand.

Erſter Aufzug.

Die Bühne ſtellt einen prachtvollen Saal im Palaſte des Statthalters von Mailand vor. Im Hintergrunde eine große Thür. Zwei Seitenthüren. Vor der Thüre rechts Wachen.

Erſter Auftritt.

Erſter Maler, Zweiter Maler. Der Hauptmann der Wache. Andere Maler. Volk.

Hauptmann.
(zu den Wachen.)

Das Schiedsgericht wird ſich hieher begeben,
In jene Gallerie.
(auf den Eingang rechts zeigend.)
Es ſollen alle
Die noch etwa darinn, ſich ſchnell entfernen
(Einige der Wachen gehen in die Gallerie.)

Erſter Maler.

Des Herzogs Anordnungen ſind ſehr ſtreng.

Zweiter Maler.

Und ſehr gerecht. Italiens erſtem Maler —
Denn Alle haben an dem Wettſtreit Theil —
Soll heute zuerkannt der Preis hier werden.
Welch' eine Zahl von Meiſterwerken auch
In jener Galerie!

Erſter Maler.

Und doch hat Eines nur
Die Blicke allgemein gefeſſelt.

Zweiter Maler.

Das
Von Caravagio. Ja! Was wir auch ſchufen,
Er bleibt der Meiſter doch.

Erſter Maler.

Sey ſtill! Es nah'n
Die Richter jetzt, ſich ernſt dort zu berathen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Vorſitzende der Schiedsrichter. Sämmtliche Schiedsrichter.

(Sie kommen von links her.)

Der Vorſitzende.

Im Namen und Geheiß von Seiner Hoheit
Dem Herzog Rios, Gouverneur von Mailand,
Erkläre ich hiermit geſchloſſen nun
Den Wettſtreit um den Preis der Malerei,
Der hier zu Mailand iſt eröffnet worden.
Es werden jetzt die Richter ſich berathen
Und das gefällte Urtheil dann eröffnen.

(Alle gehen über die Bühne in die Galerie rechts.)

Zweiter Maler.

Dort naht ſich Caravagio.

Erſter Maler.

Nun, der ſieht
Nicht aus, als ſey er ſeines Siegs gewiß.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Caravagio.

Caravagio.
(im Hintergrunde eintretend, für sich.)

Ja, ja, ich hätte größern Ausdruck noch
In diese Züge bringen sollen, hätte
Noch schöner, anmuthsvoller dies Gesicht
Hinzaubern sollen! Eine falsche Scheu
Hielt meinen Pinsel an — er malte ja
Leontia's entzückenvolles Antlitz! —
Was hats geschadet? und des Preises war ich
Dann sicher: Denn, ob auch die Richter sie
Erkannten, gab's wohl je ein schöneres
Modell!

Zweiter Maler.
Ihr scheint unruhig, Caravagio?

Caravagio.
Verzeihet mir, ich sah Euch nicht sogleich.

Zweiter Maler.
Wir warten so wie Ihr mit Ungeduld
Auf die Bekanntmachung des Namens, der

Den Preis davon getragen. — Schon im Voraus
Hat ihn der öffentliche Ruf genannt.

Caravagio.

Auf den hört man nicht immer.

Zweiter Maler.

Diesmal sicher,
Und Caravagio's Namen, den er nennt —

Caravagio.

Durch Eure Freundschaft, liebe Cameraden,
Die außerdem mir werth, laßt Ihr Euch blenden;
Allein bedenkt, daß so viel große Meister
Dort beigetragen haben —

Zweiter Maler.

Die Ihr doch besiegt!
Allein nicht lange noch wird unentschieden
Es bleiben, denn die Richter sind schon in
Die Galerie gegangen.

Caravagio.

Schon!

Zweiter Maler.

Berathen
In diesem Augenblick —

Caravagio.

O, welche Angſt!

(er entfernt ſich in groſſer Unruhe, und ſetzt ſich vorn auf der Bühne links.)

Erſter Maler.

Ich faſſ' es nicht, warum er ſo beſorgt.

Zweiter Maler.

Hat doch der Ritter von Arpinas auch
Sich mit beworben um den Preis!

Erſter Maler.

Still! ſtill!
In dem Palaſt des Gouverneurs kein Wort
Von dieſem hochachtbaren Herrn.

Zweiter Maler.

Da habt
Ihr Recht. — Doch ſeht nur, wie verſunken dort
In Furcht und Hoffnung Caravagio ſitzt.
Er hat es ganz vergeſſen, daß wir hier ſind,
So wollen wir ihn denn auch nicht ſtören.

(ſie ziehen ſich in den Hintergrund zurück.)

Caravagio. (für ſich.)

Mein Bild ſtand ganz im falſchen Licht — mir hat
Die Hand ſo oft gezittert, als ich's malte! —

(Die Menſchenmenge hat ſich während dieſes Auftritts nach und nach verloren. Leontia tritt aus derſelben mit Beatrice vor und naht ſich Caravagio, der im Vorgrunde nachdenkend ſitzt.)

Vierter Auftritt.

Caravagio. Leontia. Beatrice.

Leontia.

Er iſt's!

Caravagio.

Was ſeh' ich? — Ihr, Leontia!

Leontia.

Mein Freund! ich konnte meiner Ungeduld
Nicht mehr gebieten, und, ob's Unrecht auch,
Schlich hinter meines Vaters Rücken ich
Vom Haus mich fort mit meiner guten Amme,
Um hier an Ort und Stelle zu erfahren
Was mir zu ſehr am Herzen liegt, als daß
Ich's in der Ferne lang' erwarten könnte.

welche Nanny's Zartgefühl in jeder Minute auf das schmerzlichste verletzte. Ein Paar verschwand nach dem andern und Nanny zog sich unbemerkt auf ihr Kämmerlein. Knieend flehte sie dort zu ihrem Vater im Himmel um Rettung oder Tod.

„Sie ist eine Heuchlerin gewesen gegen meine guten einfachen Eltern die Tante Aubin, rief sie — o die Schlaue, mich will sie mit hinab reißen in die Verderbniß ihrer Sitten. — Ich muß fliehen! — aber wohin? — ohne Geld — ohne Beistand. In jedem Menschen findet die Unschuld ihren Retter, sprach einst meine Mutter — aber hier nicht; hier, wo keine Tugend ist, wo das Verbrechen jedes Menschen Brust verpestet hat, würde ich nur Verfolger finden.

In dem Augenblick wurde sie hinab gerufen.

„Ich komme nicht" — erwiederte sie trotzend der Dienerin — „sag der Tante, daß ich sie verabscheue mit ihren Grundsätzen und ihrer Lebensweise, sag ihr, daß sie mir mein einfaches Kleid wieder gebe, und meine Freiheit; sag ihr, daß der Vater der Waisen, der die Raben speiset unter seinem Himmel auch die Unschuld nicht verlassen wird, welche böse Menschen in ihre Fallstricke lockten."

Caravagio.

Die Richter haben sich jetzt erst versammelt.

Leontia.

Ich weiß es — und Ihr seyd schon traurig — hättet
Unangenehmes Ihr bereits gehört?

Caravagio.

O! Ihr wißt nur zu gut, was mich beängstigt:
Arpinas, der mit mir auch in die Schranken
Getreten. —

Leontia.

Sein Gemälde ward ja kaum
Beachtet. Eure Schüler malen's besser.

Caravagio.

Doch haben meine Schüler nicht die Gunst
Des Gouverneurs.

Leontia.

De Rios ist gerecht.

Caravagio.

Arpinas aber ihm kein Fremder.

Leontia.

Wie?

Caravagio.

Behandelt ihn der Gouverneur nicht mit
Der Liebe eines Vaters zu dem Sohne?
Und leise sagt am Hofe man sich Dinge,
Die täglich nur Arpinas Hochmuth mehr
Bestärken, ja die Euer Vater selbst
Nicht ungern aufgefaßt — und nicht ermangeln
Wird jener nun den Unterschied ihm fühlbar
Zu machen, welcher zwischen einem Ritter
Von hoher Abkunft und dem armen Maler
Aus Caravagio ist, der Euch zu lieben
Sich unterfängt.

Leontia.

O, seyd nicht ungerecht!
Mein Vater weiß, daß ich Euch liebe, hat
Für mich des Greises Vater-Zärtlichkeit,
Doch auch des Greises Schwäche. Selbsten einst
Ein hochberühmter Maler, ist der Pinsel
Aus seiner schwachen Hand entfallen, ehe
Die Liebe noch für seine Kunst sein Herz
Verließ. Da wird ein Wettstreit ausgeschrieben,
Ob Rom, ob Mailand in der Malerkunst

Das Trefflichſte erzeuge. Eifrig greift
Mein Vater wieder zur Palette, doch
Vergebens — glühend iſt ſein Kopf, allein
Die Hand erſtarrt. Zwei Männer melden ſich
Um mich zu werben jetzt, Ihr und Arpinas.
Mein Vater fraget nicht nach Rang noch Reichthum
Der Werber, ſeine Tochter ſollte nur
Den Namen deſſen tragen, der als Sieger
Der Maler Welſchlands ausgerufen worden,
Da er ihr dieſen Namen ſelbſt zu geben
Nicht mehr im Stand, und ſo erklärt' er denn,
Daß, wer den großen Preis erhalte, auch
Mein Gatte werden ſolle. — Wohl weiß ich,
Daß meinen Ruhm dabei er mehr befragt
Hat als mein Herz, allein in ſeinem Alter
Iſt noch der Ruhm etwas, die Liebe nichts.

Caravagio.

Ja, bei'm wahrhaft'gen Gott, wär' Eure Hand,
Leontia, der Lohn nicht für den Sieger,
Ich hätte nimmer um den Preis geworben,
Denn mehr als ein Kranz ſchmückt ſchon meine Stirn.
Vom heil'gen Vater ward mir der zu Theil

Den auf dem Vatikane er verleiht;
Es ſchmücken meine Bilder ſchon in Frankreich
Und Spanien die Kirchen und Paläſte.
Damals ſchuf für den Ruhm ich ſie allein;
Ein Künſtler war ich nur, jetzt bin ich mehr!
Ich lieb', und werde wiederum geliebt!
Nicht das Genie allein beſeelte mich
Zu jenem Bilde, Liebe, Ruhm, der Blick
In einer Zukunft Seligkeit gab mir
Den Pinſel in die Hand. Die Liebe malte ich
In des Entzückens Gluth, den Ruhm in ſeinem
Stolze;
Mit meiner Seel' gab ich der Leinwand Leben!
Ja! dies Gemälde muß bewundert werden:
Es iſt das Werk der Liebe und Natur!

Leontia.

O, mein geliebter Freund, ſchon lange glaubte
In dieſem Bilde ich mich wieder zu
Erkennen, aber mir mißtrauend ſelbſt
Wollt' ich gern wiſſen, ob ich nur allein
Es ſo bewunderte. Und oftmals, ohne Euch
Ein Wort zu ſagen, ohne daß es jemand
Nur ahnete, hab' ich mich mitten unter
Die Menge eingeſchlichen, welche ſich
In jener Galerie dort drängte. Stumm

Stand ich vor Eurem Bilde dann und hörte
Mit Zittern an was man davon sich sagte. —
Aus jedem Munde scholl da Euer Lob;
Die Edlen sprachen Euern theuern Namen
Mit Achtung aus, das Volk mit Stolz, die Maler
Mit Ehrfurcht, und die Frauen selbst — mit Neid!
Und ich, die Eurer Liebe so gewiß ist,
Ich eilte fort, die Hoffnung in der Brust,
Den Stolz auf freier Stirn, und schloß
Mich ein mit meinem Glück, und weinte selig!

Caravagio.

O, Deine Hoffnung kräftigt mich, giebt mir
Den Muth zurück, die feste Zuversicht!
Ja, ja, ich werde Sieger seyn, damit
Ich auch Dein Gatte sey! Denn, Dich verlieren,
Dich einem andern angehören sehn,
Leontia! das überlebt' ich nicht!

Leontia.

Ich liebe Dich, was soll ich mehr Dir sagen?

Caravagio.

Mein ganzes Leben liegt in diesen Worten. —

Leontia.

Doch still! Man kommt! Wenn es die Richter wären?

Caravagio.

Die Richter! — schon! — ihr Urtheil ist gefällt! —

Vielleicht —

Leontia.

Sie sind es nicht.

Caravagio.

So bleibt mir Hoffnung!

Leontia.

Arpinas ist's, mit andern Edelleuten.

Caravagio.

Arpinas!

Leontia.

Komm! und laß uns gehen!

Caravagio.

Wie?

Soll heut' ich seine Gegenwart vermeiden?

Leontia.

Ja, denn ich bin allein mit Euch, und wenn
Zuſammen er uns ſäh —

Caravagio.

Da habt Ihr Recht.
Laßt Euern Schleier fallen, ich geleite,
Signora, Euch aus dem Palaſte fort.

(ſie gehen im Hintergrunde ab. Arpinas und die andern Edelleute kommen von links und gehen nach rechts.)

Fünfter Auftritt.

D'Averna. Arpinas. Spinelli. Edelleute.

Arpinas.

Hieher, Ihr Herrn!

(ſie gehen nach der Thür der Galerie rechts.)

Wache.

Niemand darf hier herein.

Arpinas.

Doch wir ſind Edelleute.

Wache.

Kann wohl seyn,
Allein hier darf niemand herein.

D' Averna.

Es scheint
Als ob das Ding ganz nach der Regel gehe.

Spinelli.

Ihr wißt ja daß der Gouverneur bei solchen
Gelegenheiten eine Strenge zeigt —

Arpinas.

Die unverzeihlich ist! Man fordert, um
Den Preis der Malerei hier zu vertheilen,
So viel Formalitäten, als man kaum
Verlangte, gälts den Kopf von einem Ritter.

D' Averna.

Wie könnt' ich nur da böse werden? ist
Der Preis der Malerei Dir nicht gewiß?

Arpinas.

Ich hoff' es wohl —, nur einen einz'gen Menschen
Hab' ich zu fürchten.

D' Averna.

Caravagio?

Arpinas.

Ihn?
Den Sohn von einem Maurer, der den Pinsel
Führen zu können glaubt, weil in seinem Leben
Er nur Madonnen malte, Heil'genbilder
Für finstre Kirchen? — nein, ihn fürcht' ich nicht,
Wohl aber Angelo da Pergola.

D' Averna.

Den lustigen Maltheserritter! Der
Ist ja nicht Maler.

Arpinas.

Eben deshalb fürchte
Ich ihn. Als Freund von diesem Caravagio
Macht er für ihn Cabalen, hat ganz laut
Schon über Ungerechtigkeit geschrien, damit
Man im Voraus es schon für eine halte,
Wenn man dem Mann des Volks den Preis nicht giebt,
Und seit heut' früh ist er bei'm Gouverneur.

D' Averna.

Weil ohne Zweifel der den heut'gen Tag
Recht luſtig will beginnen. Nun, bei dem
Brauchſt Du Dich wohl vor Feinden nicht zu fürchten?
Sein Günſtling Du —

Spinelli.

Sein Sohn!

Arpinas.

Sey ſtill! der Name
Darf eh'r nicht ausgeſprochen werden, als
Bis ihn der Herzog ſelbſt genannt; und wenn
Im Wettſtreit ich der Sieger wär.....

(ein Thürſteher tritt links ein und meldet.)

Thürſteher.

Der Ritter
Da Pergola.

Arpinas.

Vor ihm kein Wörtchen mehr!

„Das sagen Sie selbst" — lachte die Zofe und verschwand.

Bald darauf kam die Tante. Nanny erschrack, aber sie faßte Muth, ihr das alles zu sagen, und hätte es auch sicher gethan, wenn die Tante nur durch ein einziges Machtwort Sie aufgereizt hätte. Aber diese nahm sie in ihre Arme, und streichelte das erglühende Mädchen mit den Worten: „ich freue mich, Nanny, du bist deiner Mutter würdig befunden. Verzeihe mir, daß ich, die hier schon längst entwöhnt ist von dem frommen Glauben an weibliche Tugend, daß ich auch nur einen Augenblick an der deinigen zweifeln konnte, und deshalb heute Abend die Mummerei anstellte, um dich zu prüfen. Es geschah halb und halb mit Zwang, weil deine neue Gebieterin es wünschte, indem sie eine nie verletzte Reinheit der Sitten zur ersten Bedingung bei dir machte. Du hast dich herrlich gehalten, drum säume keinen Augenblick mehr deinen Dienst anzutreten. Unten ist dein neuer Herr. Sein etwas leichtfertiges Aeußere schrecke dich nicht ab, es ist einmal Ton hier in der Hauptstadt.

Nanny athmete freier und folgte. Im Wohnzimmer der Madame Aubin saß ein ältlicher Mann nachlässig auf dem Sopha. Verlegen, im höchsten Grade, trat Nanny ein. Der Mann

Sechster Auftritt.

D'Averna. Pergola. Arpinas. Spinelli. Edelleute.

Pergola.

Ihr Freunde, guten Tag! — Nun? wovon ist
Die Red' heut Morgens? — Was ist vorgefallen
Ergötzliches in dieser Nacht? wer ist
Ermordet worden, welche Frau entführt,
In Ungenade wer gefallen?

Arpinas.

Uns,
Fragt Ihr darnach, Herr Ritter?

Pergola.

Allerdings.
Ich habe niemand noch gesehn.

Arpinas.

Kann seyn,
Allein das Kabinet des Gouverneurs
Aus dem Ihr eben kommt, umfasset alle
Geheimnisse von Mailand.

Pergola.

Seyd Ihr denn
Schon wieder eiferſüchtig auf die Gnade
Die Seiner Hoheit heute mir gewährt,
Indem er huldreich mich zu ſich beſchieden,
Um mir zu ſagen, daß mein Ton, daß meine
Manieren, daß mein Freiſinn ihm mißfalle.

Arpinas.

Kaum kann ich's glauben, daß er deshalb Euch
Beſchieden. Ihr ſeht mir nicht aus ſo wie
Ein Höfling dem man etwas hartes ſagte.

Pergola.

Das kommt daher, weil ich kein Höfling bin,
Und weil mich Gunſt wie Ungenade ſtets
Denſelben finden, jener ſpottend, dieſe
Verlachend. Allzu wenig um etwas
Zu ſeyn, und doch genug um nichts zu ſeyn,
Bring' an den Höfen ich mein Leben zu,
Um in der Menge dort mich zu verlieren
Und um mich her den Ehrgeiz zu beachten
Der mich beſcheiden läßt, die Niedrigkeit
Die aufrecht mich erblickt, die Sklaverei

Die ſtumm mich findet. Darum hatt' ich auch
Heut' Morgens Logik gnug, dem Gouverneur
Es zu beweiſen, daß er Unrecht habe:
Und er hat mir es eingeſtanden, auch,
Wie Ihr geſehn, den Portier von ſeinem
Höchſt eignen Kabinet gegeben, um
Mich im Palaſte vornehm anzumelden.

Arpinas.

Glaubt' ich doch immer, dieſe Ehre ſey
Nur Würdenträgern dieſes Reichs beſchieden.

Pergola.

Ganz recht! Und hier erblickt Ihr einen ſolchen.

Alle.

Ihr?

Arpinas.

Welches iſt die neue Würde denn,
Zu welcher Seiner Hoheit Euch erhoben?

Pergola.

Ich bin Großceremonienmeiſter!

Arpinas.

Ei!

Pergola.

Zum Glück iſt meiner Würde Dauer ſehr
Beſchränkt, ſie fängt heut' Mittag an und endet
Um zwei Uhr — wenn bis dahin man nicht etwa
Schon Mittel fand, in Ungenade mich
Zu bringen.

D' Averna.

Der Herr Ritter will auf unſ're
Unkoſten lachen.

Pergola.

Bei'm Maltheſer Orden,
Nichts ernſtlicher als dies! Ich bin beauftragt,
Den Sieger in dem Wettſtreit abzuholen,
Zu Seiner Hoheit im Triumpfe ihn
Zu führen, und dann ſeinen Namen durch
Die ganze Stadt verkündigen zu laſſen.
Daher, mein werther Herr, iſt es wohl möglich,
Daß ich Euch einzuführen habe.

Arpinas.

Ich bezweifle
Daß Ihr's ſo gern thut, als wenn's Caravagio.

Pergola.

Warum?

Arpinas.

Ihr seyd der Gönner Caravagio's.

Pergola.

Sein Freund! Ja, das ist wahr! Die Wünsche die
Ich für ihn hege, ich verberg' sie nicht.
Man muß, gleich mir, gesehn ihn haben zwischen
Der Liebe und dem Ruhm getheilt, den Kopf
Erglühend von Genie, und doch das Herz
Von Furcht und Liebesgluth erzitternd, um
In ihm den wahren Künstler zu erkennen.
Allein Gerechtigkeit vor allen Dingen.
Ihr seyd ein Edelmann, und Caravagio
Ein Mann gemeiner Herkunft; diesem ziemt's
Den Preis sich zu verdienen, jenem, ihn
Davon zu tragen; wozu wär's auch sonst
Der Mühe werth, daß man geboren worden.

Arpinas.

Großmüthig nicht ist dieser bitt're Spott:

Wenn ich, obschon ein Edelmann, dennoch
Herab mich lassen wollte zu dem Wettstreit
Mit dem gemeinen Manne, so geschah's,
Weil ein Bewegungsgrund des Ruhms dazu
Mich trieb, weil diesen Wettstreit dadurch ich
Zu ehren dachte, daß ich meinen Namen
Drinn nennen ließ.

Pergola.

O! hoch bedank' ich mich
Bei Euch, mein Herr, im Namen aller Künstler,
Daß Ihr so große Ehre ihnen anthut.
Allein etwas verschwiegt Ihr doch — daß nämlich
Es einen außerordentlichen Preis noch gab
Bei diesem Wettstreit, den sonst niemand kannte,
Wovon jedoch wohl der Herr Gouverneur
Euch das Geheimniß offenbart.

Arpinas.

Ihr glaubt? —

Pergola.

Es zu gestehn seid Ihr ja nicht gezwungen,
Und dann ist Caravagio nicht allein

Der Nebenbuhler Euch im Ruhm, auch in
Der Liebe, und die Hand Leontia's —

Spinelli.

Leontia? — Das schönste Mädchen Mailands?

Pergola.

Wem sagt Ihr dieses? Mir, dem Hageſtolz
Aus Pflicht, dem Kenner aus Berufstreu! Mir,
Des schönen Mädchens glücklichem Vertrauten,
Der hundertmal dem Ritter von Arpinas
Es schon gesagt: Euch liebt sie nicht; dagegen
Liebt sie den Caravagio bis zum Sterben;
Seyd Sieger Ihr, so wird mit Widerwillen
Sie nur Euch ehelichen, mit dem Tod
Im Herzen! — Nun, da seht Ihr Herrn, was sie
Im besten Fall zu hoffen hat! Der, den
Sie liebt, wird nicht den Preis erhalten,
Und der, den sie nicht liebt, bekommt ihn und
Sie obendrein, denn wenn es anders wär'
So giengen ja die Sachen ganz von selbst,
Und das wär' gegen allen Menschenverstand.

Arpinas.

Herr Ritter, ich begreife zwar noch nicht

Was Ihr mit Euren Spöttereien wollt,
Geſchiehts jedoch, um meine Langmuth, oder
Um meinen Muth zu prüfen, muß ich Euch
Verſichern, daß die Eine ich verlängert,
Weil hier wir im Palaſte Seiner Hoheit,
Und was den andern anbelangt, ich ſtets bereit,
Beweiſe Euch zu geben....

Pergola.

Ei, was ſoll das?
Nun wird er böſe gar! Bewahre Gott!
(für ſich.)
Wer hätt's gedacht, daß er im Stande wär
Sich zu erzürnen? — was iſt nicht alles möglich!
(er tritt zu ihm und ſieht ihm in's Geſicht.)
Mein lieber Freund! wollt' ich mit Euch mich ſchlagen,
So würd' ich mit demſelben Freimuth, der
Mir ſchon faſt aller europä'ſchen Fürſten
Erhab'ne Ungenade zugezogen,
Euch ſagen: Herr! ich hätte Luſt, ein wenig
Das Lebenslicht Euch auszublaſen. — Nun,
Das wär' ſo eine Phantaſie wie jede
Belieb'ge and're, und man müßte ſie
Im Guten oder Böſen hingehen laſſen;
Sie iſt mir aber noch nicht eingefallen.

Im Gegentheil ist Euer Dasein für
Das meine unentbehrlich. Ihr allein,
Als Günstling Seiner Hoheit, seyd der Mann,
An den vernünft'ger Weis' ich mich kann halten;
Ich müßt, sonst mit der Hoheit selbst anbinden,
Und das geht nicht, die ist gerecht und gut,
Und wirft, zur Strafe unsrer Sünden uns
Den Titel als Grosceremonienmeister
Höchstgnädig an den Hals; das könnt nicht Ihr,
Und ich kann einmal ohne Spas nicht leben;
Hätt' ich Euch also nicht in meiner Nähe,
So fehlte mir etwas. Doch wenn zu sehr
Euch meine Offenherzigkeit mißfällt,
So giebt's ein Mittel mir den Mund zu stopfen.

Arpinas.

Das wär'?

Pergola.

Daß Ihr in Ungenade fallt,
Dann hielt ich mich an Euern Nachmann in
Der Gunst.

Arpinas.

Ihr scherzt so unbefangen, daß
Man Euch nicht hassen, sich nicht ärgern kann.

Pergola.

So bin ich stets, seit der Maltheser Orden
Zum glücklichsten und freisten Menschen mich
Gemacht.

D'Averna.

Ihr frei? — Maltheserritter, durch
Gelübde streng gebunden!

Pergola.

Die der Grundstein
Von meiner Freiheit sind. Kaum war ich in
Dem Alter, selbst mein Herr zu sein, als man
Mich zum Gehorchen nöth'gen wollte; Schulden
Gedachte ich zu machen, und man zwang
Mich ordentlich zu sein; ich liebte alle,
Und sollte mich mit Einer trauen lassen!
Da legt' ich mein Gelübd' der Armuth ab,
Aus schuld'ger Achtung für die Gläubiger;
Gelübde des Gehorsams um dem Joche
Der lieben Anverwandten zu entfliehn;
Gelübd' der Keuschheit endlich, um das Unglück
Des lieben Ehestandes zu vermeiden.
Seit dieser Zeit nun borg' ich, und bin nicht

zog eine Lorgnette hervor, und betrachtete sie lange mit großer Aufmerksamkeit. Er bat sogar Madame Aubin die Lichter auf einen Punkt zu vereinigen. „Ihr eigner Vortheil" — setzte er hinzu — „die Beleuchtung ist genialer und das Ganze gewinnt an Effekt."

Die Zagende stand wie auf glühenden Kohlen — Als aber der fremde Mann aufsprang, sie dreimal umging, ihr bald in die Wangen, bald leise in die Arme kniff, da hätte sie umsinken mögen. Ein Blick in den Spiegel zeigte ihr ein tückisches Lächeln in den Zügen jenes Mannes. Sie athmete erst wieder, als derselbe mit dem zufriedenen: bon, bon — fraicheur excellente! ihrer Tante in das Nebenzimmer folgte.

Zwischen Bangen und Zweifeln durchwachte sie die zweite Nacht in dem Hause der Tante. Am folgenden Morgen stand schon der Wagen bereit, begleitet von einer schmeichelhaften Einladung von Madame Dubarrais, der Gattin des Finanzpächters.

Sie dankte knieend ihrem Schöpfer für die Rettung aus dem Hause der Freude, welches sie nun wohl endlich erkannte — und ahndete nichts davon, daß sie dem feindlichsten Schicksale, welches nur im-

Gezwungen, wieder zu bezahlen, bin
Gehorsam dem Gesetze, nicht der Laune,
Und hab' das weiteste Erob'rungsrecht
Auf alle Frauen, ohne mich an Eine
Zu binden. O, Ihr Herrn, Ihr könnt mir's glauben,
Wollt frei Ihr seyn, so macht's wie ich, und fesselt
Euch selber, werdet flugs Maltheserritter!
Doch still, der Gouverneur scheint sich zu nahen.
Verzeiht, mich rufen meine neuen Würden
Zu Seiner Hoheit eigensten Person.

(er geht dem Gouverneur entgegen, und tritt dann fast sogleich wieder mit diesem von links herein.)

Der Thürsteher. (meldend.)

Des Herzogs Hoheit!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Herzog. Wachen.

Herzog.

Gott schütze Euch, Ihr Herrn!
(zu Pergola.)

Herr Ritter, laßt
Die Richter hier erſcheinen.

Pergola.
(geht ab.)

Herzog. (leiſe zu Arpinat.)

Muth gefaßt!
Dir wiederfuhr gewiß Dein gutes Recht.

Arpina. (leis.)

O, möchten dieſe Worte Wahrheit ſprechen!
(Pergola führt die Richter von rechts her herein, und ſtellt ſich dann wieder zum Herzog.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Die Richter des Wettſtreits.

Herzog.

Signori! macht uns den Beſchluß nun kund
Den Ihr gefaßt nach reiflicher Berathung.

Der Vorſitzende.

Von allen Meiſterwerken, welche Maler

Aus allen Gegenden Italiens zu
Dem Wettſtreit eingeſendet, der eröffnet
Auf das Geheis von Euer Hoheit worden,
Hat eines nur die Stimme aller Richter
In ſich vereint, als das vortrefflichſte
Durch überwiegendes Talent und Kunſt.
Es iſt von — Michel Angelo Caravagio.

Alle.

Von Caravagio!

Arpinas. (für ſich.)

Alſo ſiegt er doch!

Herzog.

(für ſich.) Mein armer Sohn!

Pergola.

Das Urtheil iſt gefällt!

Herzog. (zu Pergola.)

Ihr wiſſet mein Gebot.
(zu den Andern.)
Signori folget
Dem Ritter Pergola. Ich wünſche, daß
Mein ganzer Hof dem Sieger huldige

Der über ſo viel Treffliche geſtellt.
Ihr, Ritter von Arpinas, bleibt noch hier.
(Alle And're gehen ab.)

Neunter Auftritt.

Der Herzog. Arpinas.

Arpinas.
(nach einem kurzen Augenblicke des Schweigens.)
Hat Euer Hoheit etwas zu befehlen?

Herzog.

Nichts zu befehlen, aber Worte Dir
Des Troſtes mitzutheilen und der Hoffnung. —

Arpinas.

Der Hoffnung? Dieſe giebt's nicht mehr für mich.
Konnt' unter Euerm Schutz den Preis ich nicht
Gewinnen, iſt für mich nun alles aus.
Die Menge eilt, Ihr ſeht's, dem Caravagio
Entgegen, ſein Talent beſticht die Augen,
Und was die Augen der Unwiſſenden
Beſticht, verführt ſie auch. Die Richter ſind
Dem Fallſtrick unterlegen, haben Schwarzes

Auf Weiſſem für Natur gehalten, für
Talent die ſtete Uebertreibung. Aber
Was habt Ihr auch für Richter auserwählt!

Herzog.

Die einz'gen unpartheiiſchen; nur Maler!

Arpinas.

Die einzigen partheiiſchen! Nachahmer
Und Zöglinge von dieſem Caravagio.
Ihr mußtet Edelleuten dies Geſchäft
Vertrauen, dieſe hätten ſicherlich
Dem Sohn des Maurers nicht den Preis verliehen.

Herzog.

Giuſeppe, wie mein Herz Dich liebt, das weißt
Du wohl; allein, ſo ſehr ich Dich auch liebe,
Kann ich die Stimme der Gerechtigkeit
Doch nicht verſtummen laſſen. Es iſt wahr,
Ich hoffte, ſehnlicher noch als Du ſelbſt,
Wenn jubelnd Dich das Volk, der Hof, in den
Palaſt getragen, vor dem Angeſicht
Des ganzen Mailands offen dann zu ſagen;
Den, den Ihr jetzt bewundert, nehm' ich an
An Sohnes ſtatt; mit Ehrenſtellen, Gütern,

Vermögen, Anſehn überhäuf' ich ihn!
Das höhere Talent des theuern Sohnes,
Rechtfertigt wohl die Schwäche eines Vaters.
Jetzt kann ich insgeheim Dich nur noch Sohn
Benennen; o! beklage mich!

Arpinas.

Und ich!
Glaubt Ihr, ich ſey nicht minder zu beklagen?

Herzog.

Die Zukunft bleibt zum mindeſten uns noch,
Und mehr als eine Art des Ruhmes liegt
Noch vor uns offen. Des Kriegers Laufbahn. —

Arpinas.

Des Kriegers Laufbahn! Ach!

Herzog.

Schon mehr als einmal
Wollt' ich in unſer Lager Dich verſenden,
Und Deinen Widerſtand begriff ich kaum.
Den Wunſch bei mir zu bleiben ſchützteſt Du
Als Urſach vor. O, laſſ' dies länger nicht
Zurück Dich halten. Geh, und kämpfe! Suche
Dir einen Namen zu erringen, und

Nicht länger werd' ich zaudern, Dir den meinen
Zu geben. Sieh! so läßt sich dieser Unfall
Gar leicht ausgleichen.

Arpinas.

Doch das Unglück, das
Für mich er in sich trägt, gleicht nichts mir aus!
Ich liebe leidenschaftlich; Euch ist's kund,
Ihr habt selbst meine Wahl gebilliget,
Und dieser mir verhasste Caravagio
Hat gegen meine Liebe sich gestellt,
Wie gegen meinen Ruhm. Er liebt gleich mir
Leontia, gleich mir ward er geduldet,
Sein heutiger Triumph nur sichert ihm
Die Hand der Heisgeliebten. Morgen führt
Er zum Altar sie! — Morgen! Was soll morgen
Aus mir denn werden? — Tief verletzter Stolz,
Verschmähte Liebe! Ha! Das ist zu viel! Und
dies,
Dies alles aus der Hand von einem Manne
Des Pöbels, mir!

Herzog.

Giuseppe!

Arpinas.

Und um ganz

Die Schaale der Beleidigung zu füllen,
Soll dieſer Mann, gleich uns, ein Edler werden!
Denn Ihr verſpracht dem Sieger in den Wett-
ſtreit
Den Grafentitel!

Herzog.

Dir und Pergola macht ichs
Bekannt, denn Dir beſtimmt' ich ihn!

Arpinas.

Und er
Soll ihn nunmehr erhalten! — Aber hört!

Volksgeſchrei. (von außen.)
Es lebe Caravagio!

Arpinas.

Hört, es naht
Der Zug ſich! ſein Triumphzug! Ihr verlangt
Doch ſicher nicht, daß bei der Feier ich
Zugegen ſey?

Herzog.

Du kannſt zurück Dich ziehn —
Doch hätte ruhiger ich Dich ſo gern
Geſehen.

Arpinas.

Ruhiger! wenn alles mit
An diesem Tag' entrissen ward, mein Name,
Mein Ruhm und die Geliebte! O, Herr Herzog!
Ich glaube jetzt nicht mehr an Euern Schutz
Noch Eure Zärtlichkeit für mich! ich glaube
Nur an mein Unglück, meinen Untergang!
(stürzt links ab.)

Zehnter Auftritt.

Der Herzog. (allein.)

Der Arme! — zu verlieren die er liebt! —
O, das begreif' ich wohl, denn ich verlor
Auch seine Mutter! — allzu hoch für sie
Ward ich gestellt; — zum Gouverneur von Mailand
Ernannte mich der König, wieß dadurch
Den Rang mir an, wo die Gemahlin ich
Mir suchen mußte! keine And're zwar
Erwählt ich mir zur Gattin doch der Schmerz
Brach dennoch die zu zarte Lebensblüthe
Der Stetsbetrauerten, und nur Giuseppe blieb,
Um mein Verbrechen zu bezeugen — Still!

Es kommt der Zug hieher. Ich darf es nicht
Vergeſſen, daß der Gouverneur von Mailand
Jetzt nur Beſchützer iſt der ſchönen Künſte,
Und keine and're Macht heut' mehr beſitzt,
Als das Verdienſt nach Würden zu belohnen.

(Der Herzog ſetzt ſich rechts auf eine Erhöhung, und der Zug tritt unter Volksjubel und feſtlicher Marſchmuſik ein.)

Eilfter Auftritt.

Der Herzog. D'Averna. Edelleute. Pergola. Caravagio. (einen gold'nen Lorbeerkranz in den Locken tragend.) Die Maler (um ihn her.) Volk. Muſik. Hofbeamte.

Herzog.

Kommt näher, Caravagio!

Caravagio.

Herr!

Herzog.

Dem Sieger
In dieſem Wettſtreit hab' ich einen Lohn

mer Menschen verfolgen kann, so freundlich entgegen ging.

Nachläßig auf einem Tabouret saß Madame Dubarrais. Ein paar Mopshündchen knurrten ihr entgegen, Papageien kreischten, und Meerkatzen rasselten an ihren Ketten. Indeß las ein Hausfreund eine Stelle aus dem Tasso vor, zudem war Madame bei der Toilette. Nanny mußte also warten. Demüthig stand sie an der Thür, bis sie die Ehre haben würde bemerkt zu werden.

Monsieur Bonbonnet — so hieß der junge Abbe', warf bald den Tasso zur Seite, griff einige Accorde auf dem Pianoforte und störte dann in Cytherens Schmuckkästchen um. Bald erhob er den Geschmack der Besitzerin über die Sterne, bald versicherte er, daß alle die Quincaillerien erst Werth erhielten durch den Platz, welcher ihnen angewiesen sey auf dem Busen einer Leda, oder in dem Haargeflecht einer Venus Amathusia. Sie warf ihn mit Perlen, er mit Bonbons, dann schlug sie ihn lachend mit den fein geschnittenen Elfenbeinstäben des Fächers, er wehrte sich mit einer Sultane von Reiherfedern, das Gefecht endigte damit, daß Madame noch halb entkleidet auf sei-

Verſprochen, wie er des Talents, wie er
Des Genius, der ihn beſeelte, würdig.
Nicht höh're Gunſt glaub' ich gewähren ihm
Zu können, als zum Range unſ'rer Edlen
Ihn zu erheben, und ihm ſelbſt das Schwerdt
Des Ritters umzugürten. — Caravagio,
Der Titel Graf iſt Euch verliehn. Empfangt
Dies Pergament darüber.

Alle. (ausrufend.)
Graf!

D'Averna.
Ein Mann
Des Pöbels!

Pergola. (zu ihm: ſpottend.)
Der nichts als Talent beſitzt!

Caravagio.
Beruhigt Euch, geſtrenge Herrn! Ich ſchätze
So hoch mich als ich ſelbſt mir werth, und
— ſchlage
Den Titel aus.

Pergola.
Was?

Herzog.

Ihr nehmt nicht ihn an?

Caravagio.

Nein, Euer Hoheit! Was sollt' ich damit
Denn machen?

Herzog.

Wenn Verdienst ihn giebt, ist' er
Nicht unnütz. Achtung wird er Euch und Ehr'
Erwerben; Euer Wappen könnt Ihr dann
An Euerm Hause zeigen.

Caravagio.

Wenn ich's besser
Als Andre nur zu malen weiß, so brauchts
Mein eignes nicht zu seyn.

Herzog.

Warum an Euch
Dabei nur denken? Eure Gattin wird,
Es werden Eure Kinder einen Namen
Von Euch verlangen, was antwortet Ihr
Dann ihnen?

Caravagio.

Wenn sie einen Namen fodern,

So werd' ich ohn' Erröthen ihnen ſagen:
Ihr nennt Euch Caravagio! Wenn von mir
Sie eine Krone fodern, werd' ich dieſe
Hier ihnen geben,
(zeigt auf ſeine goldne)
und dann denk ich wohl
Die Grafenkrone werden ſie nicht neiden.

D' Averna.

Welch' eine Keckheit! Eines Maurers Sohn!

Caravagio.

Ja, ja, ganz recht! der Sohn von einem Maurer!
Der ſeinen Urſprung nie vergießt, der offen
Ihn kund thut und ſich deſſen höchlich rühmt.
Signor! Ihr ſeyd jetzt nur noch Edelmann,
Doch fehlt Euch wenig mehr, den Grafentitel
Euch zu erwerben, ich, der Sohn des Maurers,
Ich muß den Genius in mir beſitzen
Um mir ihn zu verdienen. Hätte Euch
Man dieſe Grafenkrone dargeboten
Ihr hättet demuthsvoll ſie angenommen
Um ſie mit Stolz zu tragen, ich, ich thue
Noch mehr als Ihr, ich weiſe ſie zurück!

Ich weiſe ſie zurück, weil ich allein
Mir meinen Namen machen will! — Der Graf
Von Caravagio! Eines dieſer Worte
Wär' offenbar zu viel, und ohnerachtet
Der Ehrfurcht, die ich Seiner Hoheit zolle,
Mag meinen Namen ich nicht ändern um
Des Titels willen.

Herzog.

Caravagio! Sehr
Verwundert und betrübt es mich, daß Ihr
So wenig Werth auf eine Würde legt
Die zu den Erſten Euch erhebt in Mailand.
Mag immerhin auch der Talente Ruhm
Gleichſtehn dem Ruhme der Geburt, ſo iſt
Doch der Verein von beiden um ſo ſchöner.

Caravagio.

Ich ehre ihn, wo die Natur ihn gab, wo er
Sich in der Wiege ſchon gefunden, doch
Wo erſt auf nieder'm Stamm das hohe Reis
Gepfropft ſoll werden, artet leicht es aus.
Drum laßt, im Bürgerſtand geboren, auch
Im Bürgerſtand mich bleiben. Edle Herrn!
Ich will damit Euch keineswegs beleid'gen,

Nur zeigen, daß der Mann gemeiner Herkunft
Nicht immer auch gemein zu denken pflegt.

Herzog.

Es wär' Beleidigung für meine Edlen
Noch länger hier in Euch zu dringen. — Wohl!
Vernichtet sei dies Pergament.
(er zerreißt es.)
Man wird
In's goldne Buch es schreiben, daß Ihr's so
Gewollt. Geb' es der Himmel, daß Ihr's nie
Bereuen mögt.

Caravagio.

Das gebe mir der Himmel!
Es müßte keinen Werth dann mehr für mich
Mein eig'ner Name haben.

Herzog.

Hiernächst wünsch' ich,
Daß Euer Bild zum schönsten Schmucke diene
Im Staatspalast, und werde zu Euch senden,
Um ob des Preises mit Euch zu verhandeln.

Volksſtimmen. (von außen.)

Hoch Caravagio! Caravagio lebe!

Herzog.

Jetzt ruft Euch das Geſchrei des ganzen Volkes
Auf den Balkon der auf den Marktplatz ſchaut.
Ich werde ſelbſt Euch dort der Menge zeigen:
Das ſchlagt Ihr doch nicht ab?

Caravagio.

Mein edler Herr!
Von aller Gnade die Ihr mir gewährt, iſt dies
In meinen Augen die beglückendſte.

Herzog.

So kommt denn nun.
(ihn bei der Hand faſſend.)

Pergola.

Platz für den Gouverneur
Und für den Maler Caravagio! Platz!

Volk. (im Hintergrunde.)

Hoch lebe Caravagio! Caravagio!

Herzog.

(geht Hand in Hand mit Caravagio durch die Mittelthüre ab. Alles folgt.)

Zwölfter Auftritt.

Arpinas.

(tritt gleich darauf links ein.)

Nun endlich iſt's hier ſtill! — Der tolle Lärmen
Des Sieges verfolgt mich überall! — Ich fliehe
Aus dem Palaſt um Zeuge nicht zu ſeyn,
Und auf den Straßen, öffentlichen Plätzen,
Allüberall hör' ich den Namen rufen
Den ich nicht hören mag! — Leontia!
Zugleich heut Dich verlieren und die Hoffnung
Vom Herzog anerkannt zu ſeyn! — er Graf,
Ich nur ein Edelmann — er, vor ſich drängend —
Dem Herzoglichen Throne näher nun
Als ich! — Und dulden ſollt' ich dies! — Weh mir!

(er wirft ſich verzweiflungsvoll in einen Seſſel.)

Dreizehnter Auftritt.

Arpinas. D'Averna. Spinelli. Edelleute.

D'Averna.

Nun? Und Du siehst nicht Deinen Nebenbuhler
Von Seiner Hoheit väterlich umarmt,
Die Hand der reizenden Leontia reichen?

Arpinas.

Sie ist bei ihm! und sonder Zweifel freut
Sie seines neuen Grafentitels sich?

Alle.

Er hat ihn ausgeschlagen.

Arpinas.

Ausgeschlagen!

D'Averna.

Mit einem Stolz — den man fast ritterlich
Benennen möchte. Ja, man könnte sagen,
Er hab' sich herab nicht lassen wollen.

Arpinas. (aufstehend.)

Er hat ihn ausgeschlagen! — Das ist zwar

Für mich schon eine Art Triumphes; doch
Das gnügt noch nicht; er hat mich allzusehr
Beleidiget.

D' Averna.

Du bist wahrhaftig glücklich
Persönlich Grund zu haben, diesen Menschen
Zu hassen, und an seinem Hochmuth Dich
Zu rächen. Wäre ich an Deiner Stelle,
So sollte dieser Wicht mir die Beleid'gung,
Die er dem Adel zugefügt hat, schwer bezahlen.

Arpinas.

Hm! — Und was thät'st Du denn?

D' Averna.

Er sollte
Leontia gewiß nicht haben!

Arpinas.

Aber,
Wie das bewirken?

D' Averna.

Auf die leicht'ste Art. —
Ein Zweikampf.

Alle.

Ja, ein Zweikampf!

D' Averna.

Iſt ein Ritter
Nicht gegen einen ſolchen ſtets des Siegs
Gewiß? — Solch Volk verſteht ſich nicht zu
ſchlagen.

Arpinas.

Ja, ja das läßt ſich hören! Gut! ich
thu's.
Ein Zweikampf!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Pergola. (von der Mitte her.)

Pergola.

Ach! ich ſchöpfe wieder Athem!
Kein Thürenſteher mehr, mich anzumelden,
Kein Herzog, keine Richter mehr zu führen!
Es ſchlug zwei Uhr; Gottlob, ich bin nichts mehr!

Arpinas.

Vorbei iſt alſo alles?

nen Schooß sank, und er sich unter Küssen für den Besiegten erkannte.

„Ist das die Tugend, die man von mir verlangt?" — sprach Nanny schmerzlich für sich, und war im Begriff sich zu entfernen, als plötzlich der Finanzpächter eintrat.

Nanny zitterte vor den Auftritten, die da kommen sollten. Indeß Madame küßte nach wie vor ihren Bonbonnet und forderte lachend ihren Gemahl auf, einen Streit zu entscheiden, welchen beide indeß leise begonnen hatten.

„Erst," sagte Herr Dubarrais, indem er Nanny vorführte — „erst, Madame, müssen Sie mir gestehen, daß mein Geschmack à merveille ist. Eine vorzüglichere Acquisition werden Sie schwerlich gemacht haben, so lange ich die Ehre habe Ihr Gemahl zu seyn, versteht sich mit Ausnahme unsers liebenswürdigen jungen Abbe'" — setzte er, sich verbeugend, hinzu.

Da sah Madame Dubarrais schalkhaft lachend auf die arme, beinahe zitternde Nanny und sagte: „du wirst dich bei uns gefallen, mein Kind; wir sind beide eben nicht als gute Oekonomen bei unsern Domestiquen verschrieen.

„Ich dächte, Madame lieferten den Beweis früher als die Worte" — sprach er — „das arme

Pergola.

Gott sei Dank!
In seine Zimmer gingen Seiner Hoheit
Um zum Spaziergang dort sich umzukleiden.
Die Künstler blieben nur noch da, die sich
Um Caravagio drängten, ihn umarmten
Von Herzen Glück ihm wünschten, einen neuen
Triumph ihm so bereiteten, wo nur
Das Herz sich zeigt, die Etikette schweigt,
Und er, der schüchtern und bescheiden blos
Das Lob entgegen nahm, das man ihm zollte,
Vor Schaam erröthend, und Leontia,
Weit stolzer doch als er auf seinen Sieg. —

Arpinas.

Leontia! — Mit ihm! stets nur mit ihm!

Pergola.

Versteht sich; jetzo brauchen ihre Liebe
Sie nicht mehr zu verbergen; in acht Tagen
Sind sie ja Mann und Frau.

Arpinas.

Ha! in acht Tagen!

Pergola.
(in die Scene blickend.)
Da kommen ſie dort her! — O, ſeht nur, ſeht,
Ihr Herrn! Es iſt doch etwas Schönes um
Den Sieg des Genius.
(zu Arpinas.)
Nun, findet Ihr
Nicht auch das Schauſpiel ganz vortrefflich?

Arpinas. (für ſich.)
Mich
Selbſt hier noch zu verhöhnen! Das iſt zu viel!

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Die Maler. Leontia und Caravagio. (treten durch die Mitte ein.)

Leontia.
Du ſiehſt es, mein geliebter Caravagio,
Mich täuſchet meine Ahnung nie! — So komm'
Denn nun in meines theuern Vaters Arme.

Arpinas.

(tritt plötzlich Caravagio entgegen, der Leontia die Hand giebt, und mit ihr über die Bühne gehen will.)

Verzeihet mir, Signora, daß ich mich
Genöthigt sehe, eine Unterhaltung
Die ohne Zweifel Euch sehr angenehm,
Zu unterbrechen, doch ein Wörtchen wünschte
Mit Signor Caravagio ich zu sprechen.

Caravagio.

Mit mir? Ihr wählt die Zeit nicht gut, Herr Ritter!
Auf morgen, wenn es Euch beliebt.

Arpinas.

Es läßt
Sich mein Geschäft bis morgen nicht verschieben.

Pergola.

Ihr wollt doch wohl nicht etwa auch sein Bild Euch kaufen?

Leontia.

Aber, Herr —

Caravagio.

Nun denn, ſo laßt
Uns nicht mehr Zeit verlieren durch die Weig'-
rung
Als wenn wir hören was uns der Herr Ritter
Zu ſagen hat;
(zu Pergola auf Leontia zeigend.)
Ihr hättet wohl die Güte?

Pergola.

Verſteht ſich! Iſt mein Amt! Herr Cicisbeo
War ja Maltheſerritter!
(bietet Leontia die Hand.)

Leontia. (leis zu ihm.)

Ich beſchwör' Euch,
Laßt uns nicht aus dem Saale uns entfernen;
Ich traue Gutes nicht dem Ritter zu.

Pergola.

Warum denn? Der iſt nicht gefährlich! — Doch
Wenn Ihr es wünſcht, ſo bleiben wir noch
hier.
(ſie gehen mit den Uebrigen in den Hintergrund.)

Caravagio.

Herr Ritter Eu'r Begehr.

Arpinas.

Errathen könnt
Ihr wohl die Urſach' dieſer Unterredung.

Caravagio.

Bei meinem Worte, nein. Begreifen kann
Ich zwar, daß Ihr betrübt darüber, daß
Das Schickſal Euch nicht mehr begünſtigte,
Und frei bekenn' ich es, es wär' mein Glück
Viel größer, hätt' es nicht die Hoffnung and'rer
Zerſtören müßen, aber dennoch weiß —

Arpinas.

So wiſſet Ihr denn nicht, was Lieb' und Haß?
Was es bedeutet, das, was heiß man liebt
In deſſen Macht zu ſehen, den man haßt?
Was in dem Neid des Künſtlers fürchterliches,
Wenn er ſich paaret mit der Eiferſucht
Des Liebenden? Ihr glaubtet wirklich, daß
Sich Eure ruhmgekrönten Tage mit
Der Liebe eines ſchönen Weibes ſchmücken ſollten,

Das ich anbete, ohne daß nicht ich,
Verlaſſen, hintergangen und verworfen,
Euch in dem Taumel Eures Glückes ſtörte? —
Enttäuſcht Euch! — Ehe am Altar Ihr ſtehet,
Müßt Ihr noch über eine Stufe ſchreiten,
Wo Euer Fuß vielleicht ausgleiten könnte.

Caravagio.

Herr Ritter, eine Drohung hab' ich nie
Begreifen können. — Seht, man handelt, doch
Man ſagt es nicht vorher. Glaubt Ihr etwa
Daß eine ſolche Sprache mich bewegen könnte
Leontia zu entſagen?

Arpinas.

Welches Mittel auch
Ich brauchen muß, um dazu Euch zu bringen,
Ich werd' es brauchen, und wenn Ihr Euch
weigert —

Caravagio.

Sprecht leiſer — jene könnten's hören.

Arpinas.

Nun?

Und wenn ſie's hörten? —
(für ſich.)
Ha! es wird ihm bang.

Caravagio.

Herr Ritter! Gern geſteh' ich es; der Schmerz
Der Euch verblendet iſt in meinen Augen
Ein achtungswerther, aber ich beſchwör' Euch,
Kein Wort mehr hier vor ihr! Bei'm Himmel,
Zum zweitenmal ertrüg' ich nicht, was Ihr
Mir jetzt geſagt.

Arpinas. (für ſich.)
Er fürchtet ſich!

Leontia.
(mit den Andern wieder vorkommend.)
Nun denn?
Mein Freund! Die Unterredung —?

Caravagio.

Iſt beendet,
So viel ich glaube.

D' Averna.
(leis zu Arpinas.)

Er entwiſcht Dir alſo? —
Du läſſeſt ſo ihn gehn?

Pergola. (zu Arpinas.)

Ihr habt ihm nun
Nichts mehr zu ſagen? — Gut, ſo gehen wir.

Arpinas.

Ich hätte wohl noch einen Vorſchlag ihm
Zu thun, allein — er hat ja keinen Degen!

Caravagio.

Den hab' ich nicht; was ſolchen Putz betrifft,
Zieh' eine goldne Kette ich ihm vor.

Arpinas.

Unſtreitig ſchlugt Ihr auch den Ritterdegen,
Den Euch der Herzog anbot, deshalb aus.

Caravagio.

Arpinas! Wie Ihr ſeht, iſt heute meine
Geduld, bei'm Himmel, groß; ich kann ſo weit
Mich noch bezwingen, um die Gegenwart

Von einer Dame zu beachten, die
Nur Ihr vergeßt, doch ſpäter, anderswo
Sollt Ihr von jedem Eurer Worte mir
Erklärung geben.

D' Averna. (zu Arpinas.)
Treib' ihm bis zum Letzten!

Arpinas.

Erklärung foderſt Du? Die will ich Dir,
Im Augenblick, vor allen dieſen geben.
Sie lautet ſo, daß ich Dich abſichtlich
Beleidigte, weil ich Dich tief verachte,
Und ob der Handſchuh eines Ritters gleich
Zu edel iſt für Dein gemein Geſicht,
Werf' ich ihn dennoch Dir darein.
(er wirft ihn ſeinen Handſchuh in's Geſicht.)

Alle Edelleute.

Ha, bravo!

Caravagio.

Ha! Niederträchtiger! Den Schimpf von Dir!
(er will auf ihn ſtürzen. Die Maler und Pergola halten ihn zurück.)

Pergola.

Was wollt Ihr thun? — in dem Palaſt! —
vor ihr!

Caravagio.

Vor ihr! — Ha! all' ſein Blut wäſcht das
nicht ab!
Arpinas! einen Ritterhandſchuh hab'
Ich nicht, um Dir ihn wieder in's Geſicht
Zu werfen, doch mit dieſem Arme werde
Die Antwort ich Dir geben!

Leontia.

O mein Gott!

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Thürſteher. Herzog.

Thürſteher. (anmeldend.)

Des Herzogs Hoheit!

Pergola.

Still! Der Herzog kommt!

Kind ist ohnehin so schüchtern, daß es Noth thut, ihr erst ein wenig das Müthchen zu vergolden."

„Mon ami! Sie haben heute Ihre brillante Laune" — schäkerte Madame und küßte ihre Fingerspitzen ihm entgegen — „da werde ich auch derselben nicht ermangeln dürfen. Sehen Sie hier, mein Kind, 100 Louis — sie waren bestimmt zu einem neuen Caschemir, weil den meinigen Beline zum Wochenbette verbrauchte" —

„Diese Güte" — unterbrach Nanny ablehnend —

„Nichts von Güte, meine Liebe — Ich habe erst gestern bei einem Armenier ein Shawl gesehen — einen Shawl! — à merveil — alles lebt, die brill'antesten Farben, und fein — so fein wie Aether — aber was die Hauptsache ist, die Königin wollte ihn kaufen und — er war ihr zu theuer. Ein glückliches Ereigniß, rief der Commis des Armeniers. Ich werde ihn noch um 1000 Louisd'or hinauf setzen und die Damen werden sich reißen um das Kleinod, welches einer Königin zu theuer war. — Da mochte eine Andere widerstehen, ich machte die süperbeste Acquisition von der Welt um ein Spottgeld, 4000 Louis."

„Und bezahlt?" — fragte der Finanzier kleinlaut —

„Bezahlt, wo denken Sie hin? wie sollte ich

Herzog.

(von links kommend und in die Mitte der Bühne gehend.)

Wir fahren aus! — Ihr, Caravagio, setzet
Euch in dem Wagen neben uns, zur Rechten —
So kommt!

Caravagio.

Ich folge Euer Hoheit.
(zu Pergola leis.)
Ritter!
Wenn Ihr mein wahrer Freund —

Pergola.

Wohl! ich verstehe!
(sich zu den Edelleuten wendend.)
Auf morgen, meine Herrn!

Arpinas und die Edelleute.

Auf morgen denn!

(Indem sich der Herzog, Caravagio an der Hand nehmend und ihm die Oberstelle einräumend, zum Abgehn anschickt, fällt der Vorhang.)

(Ende des ersten Aufzugs.)

Zweiter Aufzug.

Die Bühne stellt die Maler-Werkstadt Caravagio's vor. Links sein Preisgemälde mit einem Tuche verhangen. Im Hintergrunde Waffenbündel.

Erster Auftritt.

Pergola. Leontia.

Leontia.

(sitzend, zu Pergola, der an ihrem Stuhle steht.)
Nein, nein, ich weiche nicht von hier, Herr Ritter.

Pergola.

Ich seh' schon, daß Ihr das, was Eigensinn
Bei Männern man, bei Fraun Charakter nennt,
Drauf setzt, allein Ihr habt wahrhaftig Unrecht.

Leontia.

Weshalb wollt Ihr mir denn nicht sagen wo
Sich Caravagio jetzt befindet?

Pergola.

O!
Aus einem ganz vernünft'gen Grunde: — weil
Ich's ſelbſt nicht weiß.

Leontia.

Das glaub' ich nicht.

Pergola.

Seht nur!
Antwortet ſie mir nicht gerade ſo
Wie eine Frau, der ew'ge Treu' ich ſchwöre. —
Ich kann es Euch verſichern, Trefflichſte,
Daß, wie man mir geſagt, ſeit geſtern ſchon
Er nicht nach Haus gekommen iſt — zum
mindſten
Hab' ich ihn nicht geſehn.

Leontia.

Nun denn, ſo wird
Er kommen, denn er kann ſich ohne Euch
Nicht ſchlagen, da ſein Secundant Ihr ſeyd,
Und ſomit laſſ' ich Euch von hier nicht fort.

Pergola.

So bin ich alſo ein Gefangener! —
Recht ſchön, ich werde warten hier bei Euch:

Doch wenn er nun auch wieder kommt, was könnt
Ihr von ihm hoffen?

Leontia.

Hören wird er mich.

Pergola.

Kann ſeyn, doch könnt, doch dürft Ihr den Entſchluß
Den er gefaßt nicht ändern.

Leontia.

Hören wird er mich,
Das weiß ich, denn er liebt mich wahr. Sein Leben
Preis geben, heißt, das meine tödten. — Morden
Wird er mich nicht!

Pergola. (für ſich.)

Ich glaub', ſie wird mir toll!

Leontia.

Ich gebt mir keine Antwort — ſcheint mir nicht

Zu glauben — o ſo ſagt mir doch, daß er
Sich nicht mehr ſchlagen wird! — o ſagt es; ſagt's
Aus Mitleid doch für mich.

Pergola.

Signora, ob
Ihr auch vielleicht dran zweifeln mögt, ſo weiß
Ich doch ſo gut wie Ihr was Liebe iſt. —
Ich habe ſie in allen Ländern von
Europa wohl ſtudirt. — In Frankreich iſt
Ein Spiel der Luſt und des Vergnügens ſie,
In Spanien ein Glaubensſatz, in Welſchland
Ein Rachedämon, eine Pflicht in England,
In Deutſchland ein Gefühl und bei den Türken
Ein Handel. Aber hier in Mailand ſcheint
Ein Wahnſinn, eine Tollheit ſie zu ſeyn.
O hört, Leontia!

Leontia.

Verlaßt mich!

Pergola.

Nein!
Ihr ſollt mich hören. Keine Liebes-Erklärung

Will ich Euch machen. — Caravazio muß
Sich ſchlagen.

Leontia.

Und ich will es nicht.

Pergola.

Das habt
Ihr ſchon mir kund gethan. Allein Ihr wiſſet
nicht
Was denn ein Zweikampf eigentlich. Er iſt
Ein Spiel, wo man um ſeine Ehre ſpielt
Und immer ſicher iſt ſie zu gewinnen;
Er iſt die Taufe eines Mann's von Muth,
Die Bürgſchaft für ein friedlich frohes Leben!
Wer ſchlägt ſich heut' zu Tag nicht alles? Selbſt
Der Pöbel miſcht ſich d'rein, doch dieſe Kämpfe
Sind ſo gewöhnlich worden, daß man ſich
Nicht mehr davor entſetzt. Wer aber rücktritt
Vor einem Zweikampf, iſt ein Feiger oder
Ein Schwächling — alſo laßt dem Caravagio
Beweiſen, daß er keins von beiden iſt.

Leontia.

Ich hab' Euch meinen Entſchluß mitgetheilt,
Herr Ritter! er iſt unerſchütterlich.

Doch könnt Ihr mir noch einen großen Dienst
Erzeigen.

Pergola.

O, von Herzen gern, Signora.

Leontia.

Sagt mir die Stunde und den Ort des Zweikampfs. —
Doch hintergeht mich nicht! — Und wenn Ihr mich
Nicht hintergeht, Herr Ritter, so verlaß'
Ich Euch, und warte nicht auf Caravagio.

Pergola.

Signora, alles dies ist ohne mich
Verhandelt worden — und ich kann wahrhaftig —

Leontia.

Wohl! immer unerbittlich gegen mich!
— Dies fürchterliche Schweigen immer nur! —
Man birgt mir Caravagio, sagt mir nicht
Die Stunde wo ich für ihn beten soll! —
Nun denn, Herr Ritter, so verlaß' ich Euch,
Euch, der bei eines armen Mädchens Thränen

Ein fühllos Herz nur zeigt; verlaſſe Euch,
Euch, der für keinen Schmerz Empfindung hat.
Es werden And're mich von dem belehren
Was Ihr vor mir verbergen wollt. Ich werde
Wenn's ſeyn muß, ſelbſt bis zu Arpinas dringen,
Ich werde mich an ſeine Schritte heften,
Zurück ihn halten mit der Liebe Kräften,
Und, kann ich's nicht mehr, folgen ihm zur Stelle,
Wo fließen ſoll des Lebens blut'ge Welle. —
Ihm aber ſaget, ihm, dem harten Mann,
Mit dem mich Tod wie Leben gleich verbinden,
Er ſoll, wenn er den Kampf nicht laſſen kann,
Mein Herz auf ſeines Schwerdtes Spitze finden.
(ſie eilt ab.)

Zweiter Auftritt.

Pergola. (allein.)

Heirathet nur, um ſolch' ein ſchönes Feſt
Noch vor der Hochzeit zu erleben! — Wenn
Ich nicht bereits Maltheſerritter wär',
Was heut' hier vorfällt reichte hin, um auf
Der Stelle das Gelübd' des Cölibats
Mir in den Mund zu legen! — Armes Mädchen! —

Noch ärmrer Caravagio! — Doch, wo ist
Er nur? — wahrhaften Gott's, ich weiß es nicht.
Die Leut' im Haus versicherten, daß er
Darinn die Nacht nicht zugebracht — wo mag
Er seyn? — Daß er, nach der Beleidigung
Die er erduldet, Mailand nicht verließ,
Das weiß ich sicher, dafür steh' ich ein. —
Und wenn er zu der Stunde wo den Zweikampf
Sie festgesetzt, nicht da wär', müßt ich glauben,
Daß ihn Arpinas diese Nacht entführen ließ,
Um sich nur nicht mit ihm zu schlagen, und ich würde
An seiner Statt mich mit dem Buben messen. —
Doch jemand kommt! — er ist's! — ich wußt es wohl! —
Wie bleich er ist! — Sollt' ihm ein neues Unglück
Begegnet seyn?

Dritter Auftritt.

Pergola. Caravagio. (von rechts eintretend.)

Caravagio.

Ah! Seyd Ihr hier mein Freund?
Aus Eurer Wohnung komm' ich eben.

Pergola.

Euch

Erwartete ich hier.

Caravagio.

Seit geſtern laſſe
Arpinas ich nicht aus den Augen; endlich
Bin ich gewiß, daß er mir nicht entwiſcht.

Pergola.

Was ſagt Ihr? Hätt' er zu entfliehn geſucht?

Caravagio.

Ich konnte nicht erlangen, daß der Zweikampf
Am heut'gen Morgen ſtatt fand; immer wich
Man mit verſchiednem Vorwand aus, die Stunde
Mir zu beſtimmen, da verweilt ich unter
Arpinas Fenſtern dieſe ganze Nacht. —
Ich ſah ſein Zimmer unverändert hell,
Ich ſah ihn ſelbſt, unruhig, auf und ab
In dieſem ſchreitend, ſah mit Tages Anbruch
Zwei Roſſe ſatteln von des Dieners Hand.
Im Augenblicke d'rauf kam mit dem Ritter
D'Averna er vor ſeine Thür herab,

mich mit einem solchen Geschäfte befassen, welches nur für Männer ist."

„Charmant — auf Ehre charmant" — versetzte jener in steigender Verlegenheit sich die Hände reibend.

„Aber — für ein Shawl — denn doch — —

„Eine wahre Bagatelle — ich begreife nicht, wie man sich so compromittiren kann — über solche Kleinigkeit Bedenklichkeiten zu haben — zumal wenn man selbst die Complaisance für des Herrn Gemahls Plaisanterien auf den höchsten Grad getrieben hat" — setzte sie mit einem Seitenblick auf Nanny hinzu.

„Gut, ich werde zahlen — aber ich bitte mir es aus, Madame, nicht wieder solche kostbare Phantaisies zu haben."

Damit ging er. Der Abbe' schalt hinter ihm her: „o le Barbare, le Tyran! nicht eine Venus Amathusia läßt er ungekränkt — um solche Kleinigkeit." —

Madame lachte laut, dann sprach sie kalt zu Nanny: „Sie kann gehen."

Nanny ließ die Goldrolle fallen, und suchte einen stillen Winkel im Hause, wo sie knieend um Rettung ihrer Seele flehte.

Beid' im Begriffe eben fortzureiten.
Ich aber stürze gleich dem Blitz hervor,
Und greif' dem Ross' Arpinas in die Zügel.
Der, staunend, unruhvoll, als er mich sieht,
Hält mir ein herzoglich Gebot entgegen,
Worinn ihm anbefohlen wird, sogleich
Nach Rom zu reisen in geheimer Sendung
Die keinen Aufschub leidet. Aber ich,
Zerreiße den Befehl, den man der Schwäche
Des Herzogs abgestohlen, zwinge ihn
Vom Pferde wieder abzusteigen, und
Gebiete ihm, zum Herzog mir zu folgen.

Pergola.

Welch' eine Unvorsichtigkeit! — Bedachtet
Ihr nicht —?

Caravagio.

Ich dachte nur an die Beleid'gung
Die ich erlitten, dachte nur daß mit
Arpinas auch die Rache mir entflöhe,
Und daß der Herzog mindestens ein Mann,
Der wisse was Beleidigung einem Manne! —
Ja, hätt' in diesem Augenblicke auch
Ein ganzes Heer Arpinas angegriffen,

Ich hätte, glaub' ich, Kraft genug beſeſſen
Ihn zu vertheid'gen, und das Leben ihm
Zu retten, um allein für mich ihn nur
Zu haben, und in ſeinem Blute mir
Die Wange rein zu waſchen.

Pergola.

Sahet Ihr
Den Herzog?

Caravagio.

Nein. Die Edelleute fingen
Sich im Palaſte zu verſammeln an,
Und diesmal ſiegte das Gefühl für Recht
In ihnen. Einer gieng zum Gouverneur;
Der wiederrief zur Reiſe den Befehl,
Und mir verſprechen hat Arpinas müſſen
In einer Stunde mich hier abzuholen
Um in das Wäldchen dann an der Karthauſe
Mit mir zu gehen. — Diesmal wird er kommen.

Pergola.

Wir wollen's hoffen.

Caravagio.

O! ich habe diesmal

Ihn nicht eh' losgelaſſen als bis Männer
An deren Ehre ich nicht zweifeln konnte,
Die ſeine, die mir ſehr verdächtig ſchien
Verbürgten. Dreißig Edelleute waren
Bei ſeiner Zuſag' gegenwärtig, dreißig
Verſprachen, ihn zurückzuhalten, Einer
Wird doch ſo ehrlich handeln als der Sohn
Des Maurers, wie ſie mich zu nennen belieben.

Pergola.

Das denk' ich wohl! ſo warten wir denn hier.
Allein zuvor muß Euch ich etwas melden,
Das ſchmerzlich zwar — allein —

Caravagio.

O, ſprecht nur, Freund!
Es kann kein gröſ'res Unglück mir noch drohen,
Als das, die Sonn' aufgehen ſehn, und doch
Auf Rache warten müſſen.

Pergola.

Nun, ſo hört!
Leontia gieng eben fort!

Caravagio.

Leontia!

Pergola.

Ja, und zwei Stunden lang war ich genöthigt,
In Thränen, in Verzweiflung sie zu sehn
Und nichts d'rauf zu erwiedern. — O, wahrhaftig,
Ich brauche einen Zweikampf, um mich wieder
Ein wenig zu erholen.

Caravagio.

Und wo ist
Sie jetzt?

Pergola.

Sie sagte mir, sie wolle sich
Gefälligere Leute suchen als
Sie hier gefunden, denn, wahrhaftig, ich
Muß eigensinnig, hart, von bösem
Charakter ihr erscheinen.

Caravagio.

O, mein Gott!
Wenn sie nur nichts erfährt! Hieher nicht wieder
Zurückkommt!

Pergola.

Könnt Ihr das wohl hoffen? Ehe

Ihr's Euch verſeht, iſt ſie gewißlich hier.
Drum laßt uns lieber ſelbſt jetzt gehn, um ſie
Nicht mehr zu ſehn; denn ich geſteh' es Euch,
Sie hat mir leid gethan, mir, der ich doch
Nur ein Maltheſer-Ritter bin, und Ihr,
Ihr Bräutigam!

Caravagio.

Ja, ja!
(ſchmerzlich.)
Nun denn! wir wollen
Uns jetzt zu Euch begeben, und Ihr laßt
Von dort aus dem Arpinas Kunde werden,
Daß wir ihn dort erwarten.

Pergola.

Soll geſchehn!
Das nenn' ich mir doch noch einen vernünft'gen
Verliebten! — Alſo fort!

Caravagio.

Ja, fort! fort! fort!
Ach! ohne ſie zu ſehen — zu umarmen —
Und dann vielleicht in einer Stunde! — ich,
In einer Zukunft ſchwelgend voll von Ruhm
Und Liebe, und vielleicht in einer Stunde

Von eines feigen Buben Schwerdt durchbohrt! —
Gleichviel! Gleichviel! Hinweg! hinweg!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Leontia. (zur Mittelthür herein.

Caravagio.

O Gott!

Leontia!

Pergola.

Ich hab' mir's gleich gedacht!

Leontia.

Wohin, mein Caravagio? Doch nicht mir
Entfliehn?

Caravagio.

Wie könnt Ihr das wohl glauben, Liebe!

Leontia.

Ich wünscht' Euch einen Augenblick allein
Zu sprechen, wenn der Ritter mir's erlaubt.

Caravagio.
(leis zu Pergola.)

O, Freund, ich bitte Euch, verlaßt mich nicht!

Pergola.

Es muß Euch allerdings wohl ſcheinen, ſchöne
Signora, als ob ich bei dieſer Zweiſprach
Als Dritter leicht zu viel, doch als Vertrauter
Von Eurer Liebe, Euer beider Freund —

Leontia.

Verpflichtet Ihr mich hoch, wenn Ihr nicht länger
Verweilt.

Pergola.
(zu Caravagio, leis.)

Ihr ſeht, daß das beſtimmt genug!
(laut.)
Gehorchen muß ich dann, und laſſe Euch
Mit Euerm Bräutigam allein.
(leis zu Caravagio.)
Weit geh' ich nicht.
(laut.)
Lebt wohl, Signora!
(für ſich, im Abgehen.)

Dieſes hübſche Mädchen
Wird mich zuletzt noch ganz abſcheulich finden.
Zum Glück hab' ich Verzicht gelernt, und bin
Maltheſerritter.

(ab durch die Mitte.)

Fünfter Auftritt.

Leontia. Caravagio.

Caravagio. (für ſich.)

Großer Gott! Was wird
Sie ſagen!

Leontia.

Caravagio! wie ich auch
Dem Ritter Dankverpflichtet, treuverbunden,
Wünſcht' ich mit Dir doch hier allein zu ſeyn. —
War's Unrecht ſo?

Caravagio.

O, meine Heisgeliebte!
Iſt denn das Glück, mit Dir mich ohne Zeugen
Zu ſehn, nicht immer neu für mich?

Leontia.

Ich glaube
Es Dir, mein Caravagio, und ich wünschte
Allein mit Dir zu seyn, um ungestört
Von jenem Glück mit Dir zu sprechen, Theurer,
Das unsrer harrt.

Caravagio. (für sich.)

Vom Glück das unsrer harrt!

Leontia.

Auch drängt es mich, Dir freudig mitzutheilen,
Daß meine Bitten endlich meinen Vater
Bewogen einzuwill'gen, und den Tag,
Der uns für ewig bindet, zu beeilen.
Noch heute werden wir vermählt.

Caravagio.

Noch heute!

Leontia.

Ja!
Mein Hochzeitstaat liegt fertig, und hierher
Wird bald das Brautgefolge kommen, um
Uns abzuholen.

Caravagio.

Iſt es möglich!

Leontia.

Theileſt Du
Denn meine Freude, meine Wonne nicht, Geliebter?
In einer Stunde, Caravagio, unauflösbar
Die Deine!

Caravagio. (für ſich.)

Unglückſelige! — Was ſoll
Ich ihr nur ſagen?

Leontia.

Doch, was iſt Dir denn? —
Bewegt biſt Du zwar auch, allein vor Freude
Wahrhaftig nicht! Ich leſe Schrecken, Schmerz
In Deinen Zügen! — Caravagio! Sprich!
Bei unſ'rer Liebe! ſag', was iſt geſchehn?

Caravagio.

Nichts, — nichts, Leontia! — nur dieſe Nachricht
So ſchnell — da ich erſt glaubte, daß noch Wochen —

Eine redselige Alte nahm sich der Verlassenen an, führte sie in ein reinliches Zimmer, und sagte mit zweideutigem Blick die räthselhaften Worte: „Ich will wünschen, mein Kind, daß es Ihnen hier nicht wohl wird, denn wenn es Ihnen hier wohl jergeht, habe ich keine Wünsche mehr für Ihr Wohl.“ —

Nanny war zu beschäftigt mit alle den wechselnden Scenen des Tages, als daß sie jene Worte der Alten hätte beachten sollen. Sie untersuchte die Festigkeit der Schlösser, verwahrte sorgfältig jeden Eingang, und wie sie sich sicher glaubte, da betete sie inbrünstig und dachte an ihre Mutter daheim und an ihren Vater. Da fiel es ihr ein, was jene sagte: „drückt dich dein Schicksal, so beuge den Rücken und es wird leichter werden.“ Auch des Vaters Kernspruchs gedachte sie: „die Tugend mit Gott, und Gott mit der Tugend!“ — und sie war muthig geworden, ihr Loos zu ertragen. „Dein Gott will dich prüfen, Nanny“ — sagte sie leise — „drum führt er dir das schlangenglatte Laster auf deinen Weg. — Aber prüfe du nur, frommer Vater, dein Kind wird doch beharrlich seyn im Guten. — Und mein Toni — o mein Toni — wann soll ich dich wiedersehen? — Auch erst nach den Prüfungstagen? — wüßte ich das, ich wollte jubelnd tra-

Leontia.

O, such' mich länger nicht zu täuschen! — Ich
Weiß alles — alles hat man mir gesagt. —
In einer Stunde schlägst Du mit Arpinas
An der Karthause Dich.

Caravagio.

Nein, nein, man hat
Dich nur getäuscht.

Leontia.

Warum denn diese Thränen,
Die, trotz des Zwanges Dir im Auge stehn? —
Du schlägst Dich also nicht in einer Stunde? —
Nun wohl, dann ist Dir unsere Vermählung
Gleichgültig, ist dies ew'ge Band mit mir,
Das Du mit allen Seelenkräften Dir
Erstrebtest, nichts, nichts mehr für Dich — dann liebst
Du mich nicht mehr.

Caravagio.

Was sagst Du? ich, Dich nicht
Mehr lieben!

Leontia.

Wenn Du's thätſt, weshalb die Kälte,
Der Zwang? — O, Caravagio! habe Mitleid!
Sprich offen doch mit mir! denn bei'm Allmächt'gen,
Ich weiß nicht, ob das Unglück, Deinem Leben
Gefahren drohn zu ſehn, nicht härter noch
Für mich, als der Verluſt von Deiner Liebe!

Caravagio.

Nun denn, ſo ſey's! In einer Stunde muß
Ich zu dem Zweikampf.

Leontia.

Ha! So iſt's denn wahr!

Caravagio.

Und darum ſprich nicht mehr von Glück, und ſchmeichle
Mit eitler Hoffnung mir! — Doch thatſt Du dies
Wohl nur, um mein Geheimniß zu entlocken.

Leontia.

Nein, nein! Es war nicht eitle Hoffnung, war
Gewißheit was ich Dir geſagt, und daß

Mein Vater eingewilligt, daß die Freunde,
Die Anverwandten hieher kommen werden,
Und Dich umgeben, und Dich nicht verlaſſen! —
Du hätteſt meine Bitte mir vielleicht
Verweigert, aber wenn den Prieſter Du
Vor uns erblicken wirſt, bereit zum Segnen,
Wenn Deine Braut Du ſiehſt von Glück und Liebe
Und Wonne ſtrahlend, hätteſt dann den Muth
Du auch noch ſie zurückzuſtoßen? — Nein,
O nein, das thät'ſt Du nicht, mein Caravagio!
O, ſage, ſage mir, daß ich das Mittel
Errieth, an dem unſel'gen Zweikampf Dich
Zu hindern, daß mein Herz das Deine kannte!

Caravagio.

Leontia! und es wär' wahr, daß dieſen
Grauſamen Kunſtgriff Deine Lieb' erfand,
Und nun an dem Geliebten ihn verſuchte?
So weißt Du alſo nicht, daß dieſer Zweikampf
Für meine Ehr' ſo unentbehrlich iſt
Wie Athemzug zu meinem Leben? — Kämpfen
Muß mit Arpinas ich, ſo wie Du ewig

Mich lieben mußt! — Auf meiner Stirne wohnt
Die Schmach. — Erröthen hab' ich müſſen vor
Den Edelleuten, vor den Künſtlern; o!
Vor Dir, die Du ja ſelbſt die ſchmähliche
Beleidigung mit angeſehn; erröthen muß
Ich vor mir ſelbſt, und Du willſt nicht, daß ich
Mich ſchlage! — Nun, ſo willſt Du auch nicht, daß
Ich lebe — nicht, daß ich Dein Gatte ſey.

Leontia.

Mein Gatte!

Caravagio.

Nein! Wie könnt ich dieſe Hand
Dir reichen, die es nicht vermocht hat, eine
Beleidigung zu rächen? einen Namen
Dir geben, deſſen ganzer Ruhm ihm doch
Die Ehre nicht erſetzet; eine Wange
Zum Kuß Dir reichen, wo die Schande d'rauf
Geſchrieben ſteht, durch eines Buben Handſchuh?
Ach, unter Deinem erſten Kuſſe ſtürb' ich
Vor Wuth.

Leontia.

Du liebſt mich nicht, o! Caravagio!

Caravagio.

Leontia! ich Dich nicht lieben? Dich! —
O, ſieh, ich weine — weine über Dich! —
Die Thräne fließt dem Glück das mir bevorſtand,
Und das vielleicht in einer Stunde ich
Auf immerdar verliere.

Leontia.

Nun, ſo laß'
Uns fliehen, laſſ' den Namen uns verändern;
Laſſ' uns nicht Vaterland, Verwandte mehr
Beſitzen, aber ein's dem andern bleiben,
Untrennbar, ewig! und vor mir wirſt Du
Doch nicht erröthen!

Caravagio.

O, Leontia!

Leontia.

Glaubſt Du, daß ich, den Ausgang dieſes Zweikampfs
Ruhig erwarten könnte? Müßte jede
Minute nicht für mich zur Todesqual,
Zur Höllenmarter werden? würde nicht
Das Blut in meinen Adern ſtocken? — Und

Wenn Du zurück dann kämſt, als Sieger ſelbſt,
Im Wahnſinn würdſt Du alsdann mich finden,
Wo nicht als Leiche. — Ja, als Leiche nur! —
Drum! Caravagio, mußt Du zu dem Zweikampf,
So tödte mich — ſo hab' Warmherzigkeit —
Und tödte mich zuvor!

Caravagio.

Leontia!
Leontia! Die Thränen — dieſe Bitten! —
Ach, laß mich, laß' mich! Hören darf ich Dich
Nicht mehr, nicht mehr Dich ſehen! meine Liebe,
Dies unglückſelige Gefühl erſtickte
Sonſt Ehr' und Rache noch in mir! — Leb wohl!

Leontia.
(vor ihm ſich auf die Knie werfend.)

O, Caravagio!

Caravagio.

Lebe wohl! Ein Wort
Nur noch, und mich auch machſt Du feig gleich ihm!

Nein, nein! ich will nicht feig ſeyn, will's nicht ſeyn!

(ſtürzt rechts ab.)

Sechſter Auftritt.

Leontia. (allein.)

Er hört mich nicht — entflieht! — hat mich
Zurückgeſtoßen. — Alſo ſiegt die Rache,
Und ſeine Liebe ſchweigt! — O Gott der Gnade,
Was fang' ich an? Was ſoll noch werden?
Sie werden meine Gegenwart befürchten,
Den Ort des Zweikampfs werden ſie verändern!
O großer Gott! — Allmächt'ger! — habe Mitleid!

(ſie ſinkt in einen Seſſel und verbirgt das Geſicht in den Händen.)

Siebenter Auftritt.

Leontia. Der Herzog.

Herzog.

(mit einem Briefe in der Hand.)

Die Angſt, die Unruh führen wider Willen

Zu Caravagio mich hieher. — Dies Schreiben
(durchfliegt mit den Augen den Brief.)
Ward mir von allen Edeln meines Hofes
Geſendet — was nun thun?
(wird Leontia gewahr.)
Ach, dieſes Mädchen
Bemerkt' ich nicht.
(laut.)
Signora!

Leontia.

Euer Hoheit! —
Euch ſendet mir der Himmel! — Hoher Herr,
Ich bin die Braut von Caravagio — heute
Soll ich noch ſeine Gattin werden — heute
Soll er ſich mit Arpinas ſchlagen. —

Herzog.

Haltet!
Nicht weiter, liebes Kind! der Herzog darf
Von dieſem Zweikampf nichts erfahren; niemand
Hat Recht davon mit ihm zu ſprechen.

Leontia.

Niemand?!

Herzog.

Nein, denn er kann ihn jetzt nicht mehr verhindern! —
Es giebt unglückliche Ereigniſſe
Die der Statthalter nicht verbieten kann
Wenn er gerecht ſeyn will.

Leontia.

Wie? Euer Hoheit
Nennt es gerecht, wenn ſich zwei Menſchen morden?
Wenn aber nun auch Ihr mit ſträflicher
Nachgiebigkeit ſolch' einen Mord erlaubt,
Giebt's nicht Geſetze noch, die ſtärker ſind
Als Euer Wille?

Herzog.

Rufet ſie nicht an!
Stumm ſind ſie über dieſen Punkt.

Leontia.

Wie? es
Verböten meines Vaterlands Geſetze
Den Zweikampf nicht?

Herzog.

Nein, denn für die Beleid'gung,
Die Caravagio widerfahren, fanden
Sie keine Strafe hart genug. — Gewiß,
Leontia, ich traure so wie Ihr,
Daß dieses Schreckliche geschah, allein
Ich kann dabei nichts thun — nichts, nichts!

Leontia.

Ihr könnt nichts thun, und seyd doch Stellvertreter
Des Königs! — könnt nichts thun, und dennoch nennt
Man überall gerecht Euch und voll Gnade!

Herzog.

Leontia!

Leontia.

Jetzt seh' ich es: es war
Nur eine Laune die den Namen Günstling
Auf den Arpinas übertrug — man täuschte
Sich sehr, als man ganz laut zu sagen wagte,
Daß Vaterzärtlichkeit Ihr für ihn fühltet.

gen, was für Menschenseelen kaum zu tragen ist." —

So war ihr Schlummer freundlich mit Bildern einer schönen Zukunft ausgeschmückt.

Am andern Tage bat sie bald diesen, bald jenen, ihr die Arbeit anzuweisen, welche für sie bestimmt sey. Allein man lachte über diese Bitte. „Deine Arbeit" — sagte eine — „ist, einen lebenssatten alten Mann zu wärmen." — „Doch nicht das Heizen der Camine?" — fragte Nanny halb entrüstet. — Man lachte wieder. Ein anderer nannte sie des Herrn Kammerjungfer. Noch Einer wollte wissen, daß sie noch einmal zu großem Reichthum und der Herr zu großer Armuth kommen werde. Kurz, sie hatte keine Arbeit. Des Herrn zudringliche Freundlichkeit ließ ihr bald die schauderhafte Wahrheit ahnen. Noch war es ihr gelungen, durch abgemessene Kälte, durch eine Würde, die selbst der abgelebte Wüstling zu beachten sich gezwungen fühlt, denselben fern zu halten; indeß, wie lange konnte sie auf solche Mittel zählen, die mit der Gewohnheit täglich ihre Kraft verlieren?

Ihre Lage wurde drückender mit jeder Stunde. Immer Zeugin des frivolsten Leichtsinns, bemerkte sie es kaum, mit welchen Riesenschritten sie näher zum Verderben trat. Dazu war die Muße, wel-

Herzog.

Was sagst Du? — Ach! woran erinnerst Du?

Leontia.

Ihr seyd gerecht! — Nun denn, wenn Ihr es nicht
Für Caravagio thut, des Pinsel Euch
Unsterblich machen kann, so thut es für
Arpinas, den als Euern Sohn Ihr liebt.
Ihr wißt, daß Caravagio tapfer ist,
Er ist beleidigt, wird sich wüthend schlagen,
Arpinas drückt Bewußtsein seiner Schuld,
Er könnte fallen —

Herzog.

Fallen!

Leontia.

Retten möchtet
Ihr ihn, nicht wahr?

Herzog.

Doch wie?

Leontia.

Ein schwaches Mädchen

Bin ich zwar nur, allein wenn ich die Macht
Des Gouverneurs nur eine Stunde hätte —

Herzog.

Was thätet Ihr?

Leontia.

Noch weiß ich's nicht, allein
Ich würd' ihn retten, weil den Sohn ein Vater
Stets retten muß.

Herzog.

Nun denn! Ich thue Unrecht
Vielleicht — dem Mittel widerſtreitet etwas
In mir, das höher noch als dieſe Rückſicht —
Indeſſen — dieſes Schreiben das der Adel
An mich erlies, beachten wollt' ich früher
Es nicht, jetzt will ich ihm willfahren. — Ihr,
Auch Ihr, Leontia, habt's ja gewollt; —
Sie ſollen ſich nicht ſchlagen.

Leontia.

O! mein Herzog!
(ſie ſinkt zu ſeinen Füßen)

Herzog.

Steht auf, Ihr habt das herzogliche Wort!
Jetzt aber eilt und kleidet Euch auf's schnellste
In's bräutliche Gewand und kehrt, so bald
Ihr's nur vermögt, zurück zu Caravagio,
Denn aller seiner Liebe wird er hier
Bedürfen, um die Rache zu vergessen. —
So kommt!

Leontia.

O Gott! dort naht jemand! — er ist's!
Er ist's! und Sieger!

Herzog.

Sieger!

Leontia.

Nein, o nein!
Denn mit ihm kommt sein Gegner. — Edelleute
Und Künstler sind mit ihnen. — Noch vielleicht
Ist's möglich sie zu retten! Kommt, o Herr!
Kein Augenblick ist hier mehr zu verlieren!

(Sie gehen beide rechts ab.)

Achter Auftritt.

Pergola. Caravagio. Arpinas. Edelleute. Maler.

Pergola.
(zuerſt links eintretend.)

Es iſt noch Niemand hier; ſo tretet ein,
Ihr Herrn, und Ihr auch, theurer Caravagio!

Caravagio.
(welcher zuerſt eintritt im Gefolge von Malern, dann Edelleute und Arpinas, blaß wie der Tod.)

Signor Arpinas werdet endlich Ihr
Es müde werden, warten mich zu laſſen?
Schon ſind es vier und zwanzig Stunden ſeit
Ich die Beleidigung erduldet: vier
Und zwanzig Stunden, hört Ihr es? — und Ihr
Lebt noch!

Arpinas.

Ich mußte doch zuvor den Ort
Noch ändern, den zuerſt wir ausgewählt —
Der ganze Pöbel wär' ja hin gekommen!

Caravagio.

Wir ſind jetzt unter uns, hier dieſe Ritter

Und dieſe Künſtler dort, ſie waren Zeugen
Des Schimpfs, ſo ſeyen ſie es denn nun auch
Der Rechenſchaft! — Ich will nicht länger warten.

Pergola.

Mir ſcheint der Ort hier auch recht gut geeignet
Um ſich zu ſchlagen. Raums genug zum Angriff
Und zur Vertheidigung, dazu der Tag
Als wie dazu gemacht, kein Sonnenſchein —

Caravagio.

(entreißt Pergola das Schwerdt, das dieſer in der Hand hat.)

Seyd Ihr bereit, Arpinas?

D'Averna.

Caravagio,
Habt Ihr bedacht, was Ihr hier thun wollt? Ihr,
Der Neuling, deſſen Hand noch nicht des Schwerdtes
Gewicht erprobt. —

Caravagio.

Es wird mir federleicht
In meiner Hand ſeyn, um ſein Herz zu treffen.

D'Averna.

So fürchtet Ihr denn nicht, daß —?

Caravagio.

Fürchtet man
Denn auch, wenn man ſich rächt? — Arpinas, ſeyd
Auf Eurer Hut.

Arpinas.

Ich hielt's für Pflicht, Euch, eh'
Das Schwerdt wir kreuzten, noch vor der Gefahr
Zu warnen, die Euch droht. — Jetzt bin ich fertig. —
So laßt uns gehn!

Caravagio.

Uns gehn? — Nicht einen Schri'
Wenn ich dies Eiſen Euch nicht in die Bruſt
Soll bohren! — Hier! hier auf dem Platz! vor allen!

Arpinas.

Hier?

Caravagio.

Hier! ja! ich will's ſo! Dein Herr jetzt!

Arpinas.

Ihr!

Mein Herr!?

Caravagio.

Ja! denn ich habe Dich mit meiner Ehre Erkauft, und mir gehörſt Du jetzt! — Arpinas, Leg' aus! ſonſt mit dem Knaufe meines Schwerdts —

(er droht ihn mit dem Schwerdtgriffe.)

Arpinas.

Wohlan! Ich bin der Eure?

(Bewegung zum Kampfe.)

Pergola.

Haltet ein!

D' Averna.

Es kommt jemand von dort.

Caravagio.

Was thut's? Und käm'
Der Herzog ſelbſt, ich rächte meine Schmach.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Hauptmann der Wachen. Wachen. (im Hintergrunde.)

Hauptmann.

Im Namen Seiner Hoheit des Herrn Herzogs
Befehl' ich Euch, die Schwerdter einzuſtecken
Und ſchnell den Kampf zu enden.

Caravagio.

Was begehrt Ihr?

Hauptmann.

Den Ritter von Arpinas feſt zu nehmen,
Weil Michel Angelo da Caravagio
In Seiner Hoheit eignem Zimmer er
Beleidigt hat.

Arpinas.

Ich, ein Gefangener!

Hauptmann.

Hier der Befehl, Euch beide gleich betreffend.
(lieſt.)
„In Gemäsheit der Vorſchriften und Geſetze
„des goldnen Buches unterſagen wir allen Zwei-

„kampf zwiſchen den beiden Gegnern, indem
„der Ritter von Arpinas ein Edelmann iſt, der
„Maler Michel Angelo da Caravagio aber
„nicht.“

Caravagio.

Allmächt'ger Gott!

Hauptmann.

(fortfahrend.) „Befehlen auch dem Ritter von
„Arpinas ſich für immer nach dieſem Verbote
„zu achten, bei Strafe, daß ſein Name aus
„dem Adelsbuche gelöſcht, und ſein Wappen-
„Schild von der Hand des Henkers zerbrochen
„werde. Unterzeichnet, Herzog de Rios, Statt-
„halter von Mailand.“

Caravagio.

Was hörte ich! — Arpinas,
Wenn Du der feigſte nicht von allen Menſchen,
Wirſt dem Befehl Du jetzt doch nicht gehorchen!

Arpinas.

Als ich das Ritterſchwerdt erhielt, da ſchwur
Ich, jeglichem Befehle meines Herzogs
Streng zu gehorchen.

Caravagio.

Du haſt auch geſchworen,
Das Schwerdt, das er Dir dargereicht mit Ehren
Zu tragen, und entehren willſt Du's jetzt,
Da in die Scheide wieder Du es ſenkſt?

Arpinas.

Mein Herzog hat es mir befohlen, ich
Gehorche. — Caravagio, Ihr, der geſtern
Den Adelsbrief nicht annahm ohne deſſen
Erhab'nen Werth zu kennen, Ihr könnt auch
Nicht wiſſen, was ein Wappenſchild will ſagen
Von Henkershand zerbrochen.

Caravagio.

Ich verſtehe!
Du ziehſt Dein Wappenſchild der Ehre vor,
Du wagſt nicht wahrhaft adelich zu werden,
Indem Du aufhörſt es zu ſeyn — und doch
Weißt Du recht wohl, daß wir uns ſchlagen
müſſen.

Hauptmann.

Wir haben den Befehl, den Zweikampf zu
Verhindern.

che das an Thätigkeit so sehr gewöhnte Mädchen jetzt genoß, wahrlich nicht geeignet, jene Schwermuth zu vertreiben, welche jede Betrachtung über ihre hülflose Lage aufs neue hervorrufen mußte.

Hülflos war sie. Wohin sollte sie fliehen in dieser weiten Stadt voll fremder Menschen? Sie schrieb an ihre Eltern — keine Antwort. Nach einigen Wochen entdeckte sie unter alten Papieren ihren eignen Brief — zerrissen. Er war untergeschlagen. Wem sollte sie vertrauen? — Keinem von denen, die mit Lachen und Scherzen das Laster auf ihren Lippen trugen.

So gingen zwei Monate hin. Sie flehete um Befreiung — tauben Ohren. Nicht einmal aus dem Hause ließ sie der Thürsteher. Thränen hatte sie nicht mehr. Ihr Unglück war größer, als es Thränen beweinen. Ihr Leben war die kalte Resignation in ihr Schicksal. Die Wangen erbleichten. Sie sprach nicht, und was sie an Nahrung zu sich nahm, war wenig.

Da hörte sie einst im Vorübergehen vor der halb geöffneten Thür ihres Herrn die Worte des tückischen Lavalette, des vertrauten Kammerdieners desselben: „Die Blume muß gebrochen werden, ehe sie verwelkt.“

„Gut also“ — erwiederte jener — „mach

Caravagio.

Euer Herr ist wahrlich kühn,
Wenn er vermeint, daß er dies könne; Ihr
Gar sehr verwegen, daß Ihr solchen Auftrag
Habt übernommen! Wisset Ihr denn nicht,
Daß er mir seinen Handschuh ins Gesicht
Geworfen hat? Wie glaubt Ihr denn, daß wir
Nach dieser That noch beide leben können!

Hauptmann.

Beliebt's Euch, Ritter von Arpinas uns
Zu folgen?!

Arpinas.

Ich gehorche!

Caravagio.
(sich auf die Wache stürzend.)

Nein! nein, nein!

Hauptmann.
(seinen Degen vorstreckend.)

Im Namen des Gesetzes und des Herzogs!
(Die Edelleute treten zurück, und lassen Arpinas abführen: die Maler bleiben stehen.)

Caravagio.
(will ſich auf jene ſtürzen.)

Elende!

Pergola. (hält ihn zurück.)
Haltet! denn ſie ſind die ſtärkſten.

Caravagio.

Nun denn, ſo geht! — Geh', feiger Ritter, geh'!
Doch zitt're d'rum nicht minder! — Schla-
gen ſoll
Ich mich mit ihm nicht mehr, wohlan, ſo will
Ich in ermorden!
(Die Wachen führen Arpinas ab, ihn begleiten die Edelleute. Die Künſtler folgen.)

Zehnter Auftritt.

Caravagio. (allein und auſſer ſich vor Wuth.)
Ein Dolch! Ein Dolch! da gegen ihn das
Schwerdt
Man nicht mehr zucken darf — ein Dolch! —
Nein, nein!
Hier dieſes Feuerrohr!
(er nimmt ein's aus den aufgeſtellten Gewehren.)

Das trift noch ſichrer!
Ich will jedweden Tag in ſeinen Weg
Mich ſtellen und ſo lang ſein warten als
Es muß, wenn endlich aber ich ihn an
Des Herzogs Seite, mitten im Gefolge
Der Edelleute gehn ſah, wenn ſein Herz,
Der Ehr' verſchloſſen, offen iſt der Gluth
Für eine Braut, wenn er der Liebe Schwur
An des Altares Fuß will eben hören,
Und neidiſch nun auf ihn ganz Mailand blickt,
Dann will ich ihn mit ſicherm Auge faſſen,
Die Hand am Schloß — und ich verfehl' ihn
nicht!

Eilfter Auftritt.

Caravagio. Leontia.

Leontia.

(im Brautſchmucke herbeieilend und ſich in ſeine Arme werfend.)

Geliebter!

Caravagio.

Ha! Du biſt's! — Du ſiehſt voll Mitleid

Mich an! Nicht wahr? — nicht wahr? Man lieſt die Schmach
Auf meiner Stirn?

Leontia.

Was ſagſt Du? — O, Du irrſt! —
Jetzt biſt Du mein! biſt mein ganz, Caravagio!

Caravagio.

Dein? Dein?

Leontia.

Ja! Alles iſt bereit zu unſrer
Vermählung. Nur voraus geeilt,
Auf Augenblicke blos, bin ich dem Brautzug.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Pergola.

Pergola.

Der Herzog kommt hieher.

Caravagio.

Der Herzog! — hier! —
Er wagt's in dieſem Augenblick!

Pergola.

Begleitet
Von Edelleuten und von Künſtlern kommt
Er in Perſon, um wegen des Gemäldes
Das Euch den Preis erworben hat, mit Euch
Zu unterhandeln.

Caravagio.

Mein Gemälde! — Ja!
Er komme nur! — Leontia, Du hatteſt
Ganz recht, ich kann, kann noch Dein Gatte
werden! —
O, Freund! ich kann noch meine Ehre wieder
Erlangen.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Die Maler. Der Herzog. Edelleute. Thürſteher.

Thürſteher. (meldend.)

Seiner Hoheit, der Herr Herzog!
(Alle And're treten ein.)

Herzog.

Ich hab' es ſelbſt für meine Pflicht gehalten,

Den Künſtler aufzuſuchen deſſen hohes
Talent ich ehre und bewund're. — Caravagio,
Der Platz für Euer Bild iſt ſchon bezeichnet
Im Ehrenſaale des Palaſts. Den Werth
Des herrlichen Gemäld's kann ich Euch nicht
Vergüten, dazu iſt mein Schatz zu klein,
Doch dank' ich Euch, wenn Ihr mir's für zehn-
tauſend
Zechinen überlaſſen wollt.

Caravagio.

Zehntauſend
Zechinen! Euer Hoheit werden es
Für dieſen Preis nicht fordern.

Herzog.

Nie noch habe
Für ein Gemälde ich ſo viel gegeben.
Doch iſt mir dieſes Meiſterwerk ſo werthvoll
Daß ich noch gern den Preis erhöhen will.

Caravagio.

Nicht Gold verlange ich von Euer Hoheit!
Was Ihr geboten, wäre viel zu viel
Für meine Arbeit. Ich verkaufe ſie

An Euer Hoheit niedern Preises Euch,
Doch höhern mir.

Herzog.

Was wollt Ihr denn dafür?

Caravagio.

Ein Ritterschwerdt!

Herzog.

Wie, Adelsrechte?

Caravagio.

Ja!
Noch gestern bot den Titel eines Grafen
Mir Euer Hoheit an, ich schlug voll Stolz
Ihn aus, heut', für ein bloßes Pergamen
Das in den Adelsstand mich hebt, will ich
Die Kniee Euch umarmen.

Herzog.

Gestern mußtet
Ihr es annehmen.

Caravagio.

Gestern wußte ich

Noch nicht, daß nur ein Edelmann das Recht
Beſitzt, ein Mann zu ſeyn. Es liegt mir an
Dem Adel nicht, allein das Recht will ich
Beſitzen, welches einem Mann gehört;
Und mehr als einer Eurer Höflinge
Hab' ich den Muth dazu, und auch den Willen.

Herzog.

Ihr macht mir eben ſo viel Kummer heute
Durch Euren Wunſch, als geſtern durch die Weig'rung.
Nach dieſer kann ich jenem nun nicht mehr — —

Caravagio.

Ihr könnt es nicht?

Herzog.

Sie iſt in's goldne Buch
Des Adels eingetragen, und ich habe nicht
Die Macht, daraus ſie wieder zu verlöſchen.

Caravagio.

Das iſt ja nicht — das kann nicht ſeyn! — Bin ich

Des Titels denn, den gestern ich verdiente
Heut' nicht mehr würdig, weil ein Edelmann
Beschimpft mich hat, und Eure Sbirren ihn
Entrissen meiner Rache? — Herzog! Herzog!
Aus Mitleid, aus Barmherzigkeit, ein Schwerdt,
Ein Ritterschwerdt mir nur für eine Stunde,
Für eine Stunde nur, und all' mein Leben
Will ich d'ran setzen Euch zu schützen, all'
Mein Herz um Euch zu lieben, alle mein
Talent unsterblich Euch zu machen — doch
Aus Mitleid nur ein Schwerdt — ein Ritter-
schwerdt!

(fällt auf die Knie.)

Herzog.

Ich kann es nicht! Ich wiederhol' es Euch,
Es steht nicht mehr in meiner ganzen Macht.

Caravagio.

Nun denn! so ruf' ich Wehe über mich,
Und über Euch, die Ihr Beleidigungen
Nur zuzufügen wißt, und über Dich,
O Volk! daß Du sie ohn' Erröthen duldest!
Weh' über Dich, Du Adel Mailands, der
Um einen Feigen zu erretten, auf

Die Stirne eines Mannes Schmach läßt häu-
fen,
Der ehrlichen Tod verlanget oder Rache. —
Der Name von Arpinas, eingeſchrieben
In Dein vergoldet Buch, er iſt ein Blatt
Des Schimpfs, ſein Wappenſchild ein Flecken
unter
Den alten Wappenſchildern Deiner Edeln,
Und ſeine Gegenwart in Deinen Reihen
Ein Brandmal der Entehrung und der Schande!

Leontia.

Mein Freund!

Pergola.

Vor Euerm Fürſten, Caravagio!

Caravagio.

Mein Fürſt? — ich habe keinen mehr — ich
habe
Kein Vaterland von nun an mehr! — Mein
Fürſt
Iſt ungerecht, mein Vaterland entehrt ſich —
Ich fliehe d'raus für immer! — Laßt mich fort!
Ich muß vor einem Lande fliehn, das mich

Anstalt noch auf diese Nacht — Sie wird sonst ein Schatten — und mich amüsirt kein Schattenspiel."

Nanny schauderte, sie errieth auf einmal mit Klarheit die Bedeutung dieser Worte, eilte auf ihr Zimmer, und ergriff, zum äußersten entschlossen, ein Messer, welches sie mit Eiskälte im Gemächer mehrere Stunden wetzte, bis zu der Schärfe eines Haars. Dann verbarg sie es in ihre Kleidung und starrte gleich einer leblosen Bildsäule der herabsinkenden Sonne entgegen.

Sie fühlte einen heftigen Durst. Es war ein fieberhafter Zustand, in welchem sie sich befand. Mit Haß griff sie nach dem ihr dargereichten Glase Limonade. Doch ehe sie es hielt, hatte die im Zimmer gegenwärtige Alte den Diener, wie aus Versehen, an den Arm gestoßen. Es verschüttete und zerbrach. „Auch das nicht einmal?" — rief Nanny schmerzlich. Der Diener ging, um ein zweites Glas zu holen, da sprach die Alte schnell: „es war ein Schlaftrunk, du solltest fallen, ohne es zu wissen!"

Diese Hülfe von einem Menschen in einem so entscheidenden Augenblick wirkte wie die Gegenwart eines Gnadenbildes auf des Mädchens abgestorbene Seele. Sie umarmte die Alte, weinte wieder die ersten Thränen, und fühlte sich

Beleid'gen ſah — vor einer Welt — vor mir! —
Hinweg! hinweg!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. (In dieſem Augenblicke ertönt fröhliche Muſik, das Hochzeitgefolge tritt Caravagio entgegen, als er eben abgehen will.)

Caravagio.

Was wollt Ihr hier? — Wer ſeyd Ihr? —
Wen ſuchet Ihr?

Leontia.

Mein theurer Freund! Es ſind
Die Anverwandten, die zur Kirche uns
Geleiten; alles iſt bereit! — O, komm'!

Caravagio.

Nein! keine Hochzeitfeier mehr für mein
Herabgewürdigt Herz, kein Ruhm nun noch
Für die entehrte Stirn! — Zu Boden dieſes
Elende Bild, dies Machwerk eines Armes

Der nicht die Kraft hat seine Schmach zu rächen.
Zerstört sey es, zerschellt wie dieser Degen!
(er zerhaut sein Gemälde mit dem Degen, welcher dabei zerbricht.)

Herzog.

Was thut Ihr? — dieses Bild! — Dies Meisterwerk!

Caravagio.

Nur ein Bild noch will ich jetzt malen — doch
Mit Blut!

Leontia.
(ihn umfassend.)

O, Caravagio! Mein Gemahl!

Caravagio.
(sie von sich weisend.)

Geh'! Du
Bist Wittwe!
(vom Boden das zerbrochene Degenstück aufgreifend.)
Er zerbrach, der schwache Degen

Des Mann's vom Pöbel! — Ihr! die ihn so sehr
Gescheut, nicht edle Waffe ist er mehr,
Doch ist er jetzt noch gut genug zum morden,
Denn seht —

(ihn gleich einem Dolche fassend.)

Es ist ein Dolch daraus geworden!

(er stürzt ab.)

(Ende des zweiten Aufzugs.)

Dritter Aufzug.

Ein reichverzierter Saal zu eb'ner Erde, von wo aus man in einen Garten ſieht.

Erſter Auftritt.

D'Averna. Arpinas. Edelleute.

Arpinas.

Ja, meine Freunde, endlich iſt der Tag
Erſchienen, den ich mir ſo lang' erſehnt
Der Herzog, mein großmüthiger Beſchützer,
Hat alle Schwierigkeiten überwunden.
Ihr wißt es, daß Leontia, die ſeit
Zwei Jahren eine Waiſe, ihm als Mündel
Durch heil'ge Bande jetzt verpflichtet iſt.
Er hat ſein ganzes Anſehn nun für mich,
Als Vormund und als Herzog angewendet,
Und ſie hat eingewilligt, wird nun mein.
Ja, was noch mehr, er ſelbſt hat alles, was

Zu der Vermählung anzuordnen war,
Mit eig'ner Hand geleitet, so daß mir
Nichts weiter obliegt noch, als Ja zu sagen,
Wenn mich der Prieſter fragt, ob ich zur Gattin
Leontia begehre.

D' Averna.

So empfange denn
Der Freunde Glückwunſch und den Dank im voraus
Für alles was wir uns von dieſem Feſte
Verſprechen.

Arpinas.

Seiner Hoheit haben mir
Den herrlichen Palaſt hier, und die Gärten
Die ihn umgeben, als Geſchenk zur Hochzeit
Verehrt. — Seht nur, wie er dort ſelbſt in Mitten
Der jungen Mädchen ſich ergehet, die
Den Hochzeitsſchmuck, der für Leontia beſtimmt
Zu dieſer bringen ſollen. Laßt uns ihn
Nicht ſtören, er verſteht das alles beſſer
Als ich, und wird dabei ganz wieder jung. —
Kommt jetzt, Ihr Herrn, und dieſen Abend ſloßen

Wir die Pokale jubelnd aneinander,
Auf Seiner Hoheit Wohl, und auf das meine,
Und auf das Wohl der ſchönen, jungen, Braut!

(er geht mit ihnen links ab. Der Herzog kommt zur Mitte herein mit jungen Mädchen, wovon die eine einen Brautkranz trägt, die andern aber verſchiedene Stoffe, Kleider, Schmuck; u. ſ. w.)

Zweiter Auftritt.

Der Herzog. Die jungen Mädchen.

Herzog.

Was ſagt Ihr, liebe Mädchen? Warum bringt
Ihr dieſen Kranz, den ganzen Hochzeitsſchmuck
Zurück? Leontia —

Ein Mädchen.

Ja, Euer Hoheit:
Leontia hat nichts annehmen wollen.

Herzog.

Iſt's möglich denn?! Zurückgewieſen! Alles!
O, laßt mich jetzt allein.

(Die Mädchen gehen ab.)

Dritter Auftritt.

Herzog. (allein.)

Zurückgewieſen! — alſo konnten Bitten,
Vorwürfe, nichts ſie überzeugen — alſo
Vermag all meine Macht, die man ſo ſehr
Mir neidet, nicht ſo viel, den ſtarren Trotz
Von einem jungen Mädchen zu beſiegen! —
Man kommt! — Ha! es iſt Pergola! — Er iſt's
Vorzüglich, der in ihrer Laune ſie beſtärkt,
Der ſtets mit ihr von Caravagio ſpricht. —
Vielleicht hat er nicht Unrecht, doch auch ich
Hab' Recht, daß ich für meinen Sohn mich mühe.

Vierter Auftritt.

Der Herzog. Pergola.

Pergola.

Ich komme, eine Gnade mir von Euch
Herr Herzog, zu erbitten.

Herzog.

Ihr, Herr Ritter?

Pergola.

Wohl mag's Euch wundern, denn seit den zwei Monden
Wo ich hieher zurückgekehrt und nicht
Mit meinem Freund, dem armen Caravagio,
Gefahr und Noth mehr theile, bin ich minder
Als je daran gewöhnt, mich um die Gunst
Und Gnade Euer Hoheit zu bewerben. —
Selbst nicht zu lachen mehr wie sonst mag ich
Euch machen — weil ich nicht genung zufrieden
Dazu mit Euch, Herr Herzog.

Herzog.

Diese Sprache —

Pergola.

Ihr hört's, ist g'rad so offen noch wie sonst,
Und ein Beweis ist dies, daß zwischen uns
Ich's gern zu einer Näherung, zu einer
Aussöhnung bringen möchte. — Nun, so hört:
Heut' feiert man ein Fest an Euerm Hofe,
Ein Hochzeitsfest, da möcht' ich gern, wär's auch
Blos vier und zwanzig Stunden, den Charakter
Als lustiger Geselle wieder nehmen,
In dem Ihr mich schon kanntet, und ich bitte

Daher um meine ehemal'ge Stelle
Als Oberceremonienmeiſter.

Herzog.

Pergola,
Sprecht Ihr im Ernſt? — denn immer weiß man nicht
Wie man daran mit Euch — und ſelbſt der Ton
In welchem dieſe Bitte Ihr mir vortragt —

Pergola.

Nichts ernſter doch als dies. — Zwei Jahre, die
Ich im Exil bei einem Mann verlebt, der ſchwer
Gelitten, haben meinem Lächeln, meinem
Geſichte, meinem Tone doch nicht ganz
Des Scherzes Ausdruck den ſie ſonſt beſaßen,
Entreiſſen können — aber glaubet mir,
In dieſem Augenblicke ſcherze ich
Wahrhaftig nicht. — Wollt Ihr meine Stelle
Mir wieder gnadenvoll verleihen?

Herzog.

Habt
Ihr Euch denn nicht vor ein'gen Tagen dieſer
Verbindung laut und heftig widerſetzt?

Pergola.

Vor ein'gen Tagen, ja, das geb' ich zu,
Allein seit gestern hab' ich meine Meinung
Geändert.

Herzog.

Und auf Euern Rath hat eben
Leontia die Hochzeitsgaben, welche
Ihr Bräutigam ihr zugesendet, wieder
Zurückgeschickt.

Pergola.

Ja, ja, ganz recht; allein
Auf meinen Rath wird sie auch jetzt sie wieder
Annehmen.

Herzog.

Was sagt Ihr?

Pergola.

Ich steh' dafür.

Herzog.

Ihr hintergeht mich, Pergola!

aufgerichtet, der Tugend ihr Leben zum Opfer darzubringen.

„Wenn mir" — sprach sie — „ein Unglück widerfährt, gute Anne, so tröste meine armen Eltern. Nimm diesen Ring, diesen Halsschmuck, es ist alles, was ich habe. Nanny wird es nicht mehr brauchen, und wollte doch so gern dir dankbar seyn — Sag meiner armen Mutter, daß Nanny wohl sterben, aber ihre Lehren nicht vergessen konnte. Und meinem tiefgebeugten Vater sag, seine Tochter werde in einer bessern Welt ohne Erröthen vor ihm stehen.

Der Abend kam, sie war ruhig, wie es schien. Das Essen ließ sie stehen. Es wurde still im Hause. Sie zündete mehrere Lichter an, verschloß die Thüre, schob Tische und Stühle davor, weil die Thüren keinen Nachtriegel hatten. Bald untersuchte sie gedankenlos die Spitze ihres Messers, bald betete sie kniend um Erlösung von ihrer Angst, denn daß sie nicht sicher war, trotz ihrer Vorsicht, das wußte sie.

Und wirklich hörte sie Geräusch bald nach Mitternacht. Eine verborgen gewesene Tapetenthür sprang auf, und herein traten mit einer klei-

Pergola.

Ich schwör' Euch
Daß das nicht meine Absicht. Ob ich gleich
Signor Arpinas nicht gar sehr verehre,
So will ich doch zu seinem Vortheil sprechen,
Und ich bin überzeugt, daß ich Leontia
Noch dahin bringe — —

Herzog.

Schön! Dann bin ich Euer
Beschützer, Euer Freund, Ihr sollt zum Feste
Die Anordnungen nach Belieben treffen,
Und ich will gleich Befehl ertheilen, daß
Euch jedermann gehorche wie mir selbst.

Pergola.

Vor allen Dingen muß mit Eurer Mündel
Ich sprechen.

Herzog.

Augenblicklich soll sie kommen! —
Er ist entscheidend dieser Augenblick:
In Euern Händen ruht mein Vaterglück!
(geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Pergola.

(allein; einen Brief aus dem Buſen ziehend.)

Du haſt es ſo gewollt, mein Caravagio,
Und mich daran gewöhnt Dir zu gehorchen. —
Leontia wird des Arpinas Gattin! —
Und ich, ich habe mich trotz meines Widerwillens
Dazu bewegen laſſen dieſe Heirath hier
Zu ſtiften, und ſelbſt die Honeurs dabei
Zu machen! — Aber, was zum Henker, hat
Mich auch getrieben, ſo mein ganzes Daſein,
Das ſonſt ſo toll und ungebunden war,
An dieſes Caravagio's Unglücksſtern
Zu ketten? — Von dem Tage an, wo ich
Sein Freund geworden bin, hat ſich in meinen
Charakter etwas Düſt'res, Melankol'ſches
Mit eingeſchlichen, deſſen ich bis dahin
Für gar nicht fähig mich gehalten hätte.
Ich habe ganz geſetzt geſprochen — habe
Mit ihm geweint — ja, ja, geweint hab' ich! —
Man muß doch etwas thun für ſeine Freunde!

Sechster Auftritt.

Pergola. Leontia.

Leontia.

Der Herzog sendet mich zu Euch. Er sagt, Ihr wünschtet sehr mit mir zu sprechen.

Pergola.

Ja,

Da hat er recht gesagt.

Leontia.

So redet denn.

Pergola.

Signora —

(für sich.)

Hm! es macht mich doch verlegen —

Leontia.

Nun denn?

Pergola.

Nun denn?

(für sich.)

Ei! Muth gefaßt!
(laut.)
Signora!
Heut' iſt der Tag, den Seiner Hoheit Wille
Beſtimmt —

Leontia.

Zu einem Hochzeitsfeſte, das
Verhaßt mir iſt, und das ich von mir weiſe,
Mit allen Kräften meiner Seele.

Pergola.

Hm!
Es wird Euch etwas überraſchen, doch,
Signora — ſcheint es mir — Ihr thut d'ran
Unrecht.

Leontia.

Ich, Unrecht! — Und das ſagt Ihr mir?

Pergola.

Ich dachte
Mir's gleich, daß es Euch überraſchen würde —
Macht mir's doch wahrlich ſelbſt, trotz des Ent-
ſchluſſes
Den ich deshalb gefaßt, nicht wenig Mühe
Euch einen ſolchen Rath zu geben, denn

Ich weiß, daß Ihr ihn ungern hören, deshalb
Mir zürnen, mir Vorwürfe machen, und
Wohl gar für einen Menschen halten werdet,
Der egoistisch, schwankend und gefühllos,
Und Gott weiß selbst was alles ist. — Und dennoch
Weiß es der liebe Himmel, daß ich mehr
Als je an Euerm Kummer Antheil nehme
Und Euch so gerne glücklich sah — und eben
Deswegen rathe ich Euch jetzt, Arpinas
Zu heirathen. —
(tief Athem schöpfend.)

Leontia.

Ihn! — Ihr macht ein grausames
Vergnügen Euch daraus, mich zur Verzweiflung
Zu bringen, über meine Qual zu scherzen. —
Und heut' dies, eben heut'! wo Eurer Stütze
Ich doch so sehr bedarf — o, das ist bös! —
Das ist recht bös!

Pergola.

Da, seht Ihr's! Niemals will
Man glauben, daß ich ganz vernünftig spreche!
G'rad wie der Herzog, dem ich eben auch
Dieselbe Sache zweimal wiederholte,

So unwahrſcheinlich ſchien es ihm, drei Worte
Hintereinander ſprechen mich zu hören,
Wo ich nicht luſtig über jemand mich
Gemacht! Es iſt ein wahres Unglück! Ja,
Signora, ſehr im Ernſte ſprech' ich jetzt. —
Nie dürft ihr Caravagio wiederſehen.

Leontia.

Nie!

Pergola.

Und zu Euerm Glück müßt Ihr auf ihn
Verzichten.

Leontia.

Ich! auf ihn! zu meinem Glück! —
Und Gattin ſeines Feindes! — Glück für mich
Nach einem Eidbruch! — Nein, ich wiederhol' es,
Ihr ſucht mich nur zu täuſchen, glaubt an das
Was Ihr da ſprecht, nicht — oder waret nie
Des Unglückſeligen Freund.

Pergola.

Ich nicht ſein Freund! —
Signora, das — das iſt ein Wort, das mich —
Und jetzt hab' ich ein Recht Euch zuzurufen,

Das iſt recht bös von Euch, recht bös! — Ich nicht
Sein Freund! — und wenn ich es nicht wäre, würde
Ich denn ſo tolle Dinge reden, oder
Vielmehr ſeit einer Stunde ſo vernünft'ge? —
Würd' ich denn weinen, wenn ich nicht ſein Freund? —
Seyd Ihr zufrieden denn nun endlich, wenn
Ich Euch mit Thränen wiederhole, nie,
Niemals wird Caravagio Euer Mann! —
Es iſt dies eine Pflicht für mich, zwar eine
Recht ſchmerzliche, doch muß ich ſie erfüllen.

Leontia.

Und meine Schwüre?

Pergola.

Eure Schwüre? — Ja! —
(halb für ſich.)
Da iſt nun Eine die ſie halten will!
Vielleicht die Einzige — und ihr Geliebter
Spricht ſelbſt ſie davon los!
(laut.)
Da nehmt, Signora,
Und leſet — dieſer Brief erklärt Euch frei.

Leontia.

Der Brief?

Pergola.

Ja, ja, der Brief! Weil ich nun leider
Zu dieſem letzten Mittel ſchreiten muß
Um Euch zu überzeugen.

Leontia.

Von — Von Caravagio?

Pergola.

An ſeinen Freund — denn, wie Ihr leſen werdet, —
Glaubt mindſtens er, daß ich ihm dies noch ſey.

Leontia. (lieſt.)

„Mein Freund! Ich weiß was jetzt in Mailand vorgeht.
„Wenn Du den Brief erhältſt, wird man ohnſtreitig
„Sich rüſten, die Vermählung zu vollziehen
„An die ſo lange ohne Ingrimm ich
„Zu denken nicht vermochte. — Jetzo aber
„Im Gegentheile wünſch' ich ſie!"
(ſie ſieht Pergola an.)

Pergola.

Da seht Ihr!

Leontia. (fortfahrend.)

„Such' also länger nicht, Leontia
„Im Widerstand zu stärken. Sage ihr
„Daß ich das Wort zurück ihr gebe, das
„Sie mir geschworen, weil's mir selbst
„Nunmehr unmöglich, meinen Schwur zu halten."

(Sie weint.)

Pergola. (auch weinend.)

Da seht Ihr!

Leontia. (weiter lesend.)

„Sag' Ihr, daß ich sie beschwöre,
„Die Wünsche Seiner Hoheit zu erfüllen —
„Und den als Gatten anzunehmen, — den
„Er ihr bestimmt. — Leb' wohl! Ich zähle ganz
„Auf Deine Freundschaft. — Michel Angelo." —

(nach einer Pause.)

Das also ist der Mann, Herr Ritter, dessen
Beständigkeit und Treue Ihr mir täglich
So hoch gerühmt?

Pergola.

Ja, das iſt wahr — in Sachen
Der Treue und Beſtändigkeit werd' ich
Für meine Freunde künftig keine Bürgſchaft
Mehr leiſten! — iſt's doch ſchon genug für ſich
Selbſt einzuſtehen — wenn man's kann.

Leontia. (weiter leſend.)

„Weil es
„Mir ſelbſt nunmehr unmöglich meinen Schwur
„Zu halten! — Sag' ihr, daß ich ſie beſchwöre
„Die Wünſche Seiner Hoheit zu erfüllen
„Und den als Gatten anzunehmen, den
„Er ihr beſtimmt." — Und das von ihm! —
Herr Ritter,
Ihr werdet Euerm Freund in Antwort melden,
Daß ich gehorche. — Seiner Hoheit nicht,
Nur ihm allein! — Weil er es ſo be-
gehrt —
Werd' ich die Gattin ſeines Feind's.

Pergola.

Leontia!
Was habt Ihr vor?

nen Blendlaterne der Finanzpächter und sein feiler Diener.

„Ich meine, sie schläft? — fragte jener mit einem wüthenden Blick nach dem erbleichenden Lavalette zurück schauend.

„Das erste Glas zerbrach, aber ich glaubte, sie hätte das zweite getrunken," erwiederte dieser zitternd.

Nanny erhob sich stolz wie eine Königin. Nach einem langen durchdringenden Blick auf die beiden Elenden sagte sie voll Würde: „Ihr Anschlag gegen meine Tugend ist gescheitert, und wird ewig scheitern an meinem festen Willen! — Jetzt zog sie das Messer hervor: „dieser Stahl trifft Ihre Brust bei dem ersten Angriff, den Sie wagen! Mag dann auch das Schaffot mein Loos werden, so habe ich doch das Bewußtseyn, die Welt von einem Ungeheuer befreit zu haben."

Dübarrais zog sich zurück hinter seinen Kammerdiener, dieser flüchtete wieder hinter den Rücken seines Herrn. So gelangten beide an die Tapetenthür. Da rief Dübarrais mit einem teuflischen Lachen — „Dein Wunsch soll dir gewährt werden, ich ruhe nicht eher, bis ich dich am Rabensteine wieder sehe.

Beide verschwanden. Nanny, von den ge-

Leontia.

Den Willen Caravagio's
Streng' zu erfüllen. — Hab' ich ſeinen Wünſchen,
Ja ſeinen Launen, mich nicht ſtets gehorſam
Gezeigt?

(geht mit raſchen Schritten umher.)

Wo ſind ſie aber denn nur jetzt
Die Edelleute, die von meinem Glücke
Hier Zeugen werden ſollen? — und der edle
Gebieter, deſſen ruhmgekrönte Gattin
Ich werden ſoll; wo iſt er denn? — ich warte
Auf ihn — o! warum kommt er nicht?

Pergola.

Signora!
Bezwinget Euch! — Da ſind ſie ſchon! —

Leontia.

Schon! — ſchon! —
Was thut es denn? — laßt ſie nur kommen!
— O!
Ich bin ja glücklich! unausſprechlich glücklich!
(für ſich.)

Eh' noch der Abend kommt, bin ich es wirklich —
Im Tode! — (laut.) Laßt ſie kommen!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Herzog. Arpinas. D'Averna. Damen. Der ganze Hof.

Leontia.

(dem Herzoge entgegen gehend.)

Euer Hoheit
Erwartete ich hier. — Ich war ſehr ſtrafbar
An dieſem Morgen gegen Euer Hoheit —
Verzeiht es mir — ich ſträube mich nicht länger —
Signor d'Arpinas, hier iſt meine Hand.

Arpinas.

Signora! noch kann ich nicht wagen an
So großes Glück zu glauben.

Pergola. (für ſich.)

Und ich auch nicht.

Herzog.

Leontia! geliebte Tochter! alles
Was ich nur wünschen konnte, iſt mir jetzt
Erfüllt, und Dir verdank' ich es.

Leontia.
(zu einem jungen Mädchen.)

Miranda,
Gieb mir den Kranz!

(ſie nähert ſich einer Art von Toilette, die im Vorgrunde der Bühne ſich befindet.)

Den Schmuck — den Schleier — gebt! —
Legt ſie mir an, Ihr lieblichen Gefährten! —
Mein Ehrentag iſt heute ja — der Tag
Wo ich recht glücklich werden ſoll — ſo will
Ich denn recht ſchön, recht glänzend auch
Erſcheinen — und Ihr ſchlagt mir dieſe letzte
Gefälligkeit nicht ab — nicht wahr? —
(zu Arpinas.)

Signor
Euch dank' ich für ſo ungemeine Grosmuth —
Ich nehme die Geſchenke an — ich bin
Ja glücklich, — bin ja ſtolz darauf, — nun Eure —
Gemahlin bald zu ſeyn.

Pergola. (für ſich.)

Die Arme! — Ich
Begreif' es wie ihr iſt!

Herzog.
(ſich Pergola nähernd.)

Mein Freund! o, zeigt
Ein Mittel mir, um meine Dankbarkeit —

Pergola.

Ihr habt mir nichts zu danken, Hoheit, denn
Ich bin faſt böſe über das was ich
Gethan, und hab' den Muth nicht mehr, die
Pflichten
Als Ober-Ceremonienmeiſter zu
Erfüllen.

Herzog.

O! da will ich Euch ſchon helfen
Wo deſſen es bedarf.
(hier hat Leontia ihren Anzug beendet, und nähert ſich wieder dem Herzoge.)
Leontia!
Guiſeppe! Ehe zum Altar ich Euch
Geleite, will ich Euch noch einen neuen

Beweis von meiner Liebe geben. — Ihr,
Die Ihr mich jetzt umringet, ich bedurfte
Heut' Eurer Gegenwart, um größern Glanz
Der Doppelfeier zu verleihen, die sich
Hier vorbereitet. — Waffenherolde,
Bringt uns das neue Wappenschild herbei!

(Fanfaren ertönen. Alles setzt sich. Der Herzog auf einen ausgezeichneten Platz. Die Herolde bringen ein Wappenschild herbei.)

Giuseppe, Ritter von Arpinas, ich,
Statthalter Seiner Majestät des Königs
Von Spanien in Mailand, Herzog Rios,
Ich nehme Dich in Gegenwart der Edeln,
Die hier zu Zeugen dessen ich berufe,
An Sohnes Stelle an.

Arpinas.

O Herr! — Mein Vater!

Herzog.

Dies ist das Wappen meines Hauses. Künftig
Soll es nun Dein bisheriges ersetzen.
Du wirst Dich dessen würdig machen, Sohn!
Indem Du immer es als tapf'rer Ritter führst.

Arpinas.

Ich schwör' es.

Herzog.

Ritter Pergola! Ihr kennt
Die Sitte unſers Hofes, ſo ertheilet denn
An meiner Statt die übrigen Befehle.

(Pergola giebt dem Waffenherolde ein Zeichen. Die Fanfare ertönt von neuem. Er nimmt Arpinas bei der Hand, und führt ihn in die Mitte der Bühne.)

Pergola.

Ihr habt vernommen, meine edlen Herrn,
Was Seiner Hoheit Euch eröffnet hat.
Es hat ihm wohlgefallen, dieſen Ritter
An Sohnes Stelle auf- und anzunehmen
Und ſomit Fug und Recht zu geben, künftig
Dies Wappen ſeines hohen Hauſes als
Das ſeinige zu führen — wär' nun einer
Hier unter Euch, der ſich dagegen ſetzen wollte,
Und der Giuſeppe von Arpinas nicht
Für würdig hielte dieſer hohen Ehre,
Der melde ſich, und ſage ſeine Gründe.

D'Averna.

Nein, niemand hat etwas dagegen.

Alle.

Niemand!

Pergola. (für ſich.)
Wär' ich nur nicht Grosceremonienmeiſter,
Ich wüßte doch jemand!
(laut.)
So billigt Alle,
Und unbedingt Ihr Seiner Hoheit Wahl?

Alle.
Ja, Alle, Alle! —

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Caravagio. (im Hintergrunde auftretend.)

Caravagio.
Ausgenommen ich!
(er ſchlägt mit der flachen Klinge an das Schild und ſtürzt es herab.)

Alle.
Ha! Caravagio!
(Allgemeine Erregung. Man ſteht auf. Leontia ſtürzt ſich in Caravagio's Arme. Pergola eilt zu ihm hin und umarmt ihn.)

Pergola.

Iſt es möglich? Freund!

Leontia.

Ja, ja, Du biſt's! Du biſt's! Du liebſt mich noch! —
Ach! welchen Kummer machte mir Dein Brief!

Herzog.

Ich konnte Eure Rückkehr nicht erwarten, —
Noch minder dies Erfrechen, Caravagio —

Caravagio.

Mein edler Herzog! Jetzt hab' ich das Recht
Vor Euerm Hofe wieder zu erſcheinen,
Dies Wappenſchild hier in den Staub zu werfen,
Und endlich meinen Degen nun mit dem
Von dieſem Niederträchtigen zu meſſen. —
Da leſ't! ſchaut dieſe Pergamene an; —
Ich bin geadelt.

Alle.

Ha!

Pergola.

Vortrefflich denn!

So werde ich die Ehre haben, hier
Dich vorzustellen.

(er stellt ihn feierlich vor.)

Ritter Michel Angelo
Da Caravagio!

Herzog.

(zu Arpinas, nachdem er gelesen hat.)

Es ist hier verbrieft:
Er ist geadelt worden.

Caravaggio.

Ja, ich bin's.
Doch welche Mühe hat es mich gekostet,
Was für Beleidigungen mußt' ich dulden
Um dahin zu gelangen! — Ich, vordem
So stolz, des Stirne immer sich geweigert
Vor jemand sich zu beugen, dessen Pinsel
Die Häßlichkeit, das Laster, die Verzerrtheit
Nie anders malen konnte, als mit ihren
Wahrhaften Zügen nur, ich habe allen
Erbärmlichkeiten, allen Eitelkeiten
Der Großen feil geschmeichelt, habe mich
Vor alle Fürsten von Europa knieend
Geschleppt, als Sklave ihnen mein Talent

Dahin gegeben, ſelbſt erniedrigt mich
In ihren Augen, nur um dieſes Adels-
Diplom von ihnen zu erhalten. — Doch
Vergebens! Gold nur boten ſie mir an
Zum Lohn für meine Kunſt, und nichts als
Gold.
Da brachen endlich in Italien
Die Feinde ein, ich eilte zu den Waffen,
Und auf dem Schlachtfeld war's, nachdem ich tapfer
Vor Plünd'rung eine Stadt gerettet, wo
Man mich zum Ritter ſchlug.

Herzog.

Ich habe dieſe
Papiere durchgeſehn, und muß geſtehn,
Herr Ritter, daß Ihr vollen Anſpruch habt
Auf meine Achtung und Bewunderung:
Warum muß dieſe Rückkehr nur —

Caravagio.

Arpinas,
Du haſt ſie Dir wohl nicht vermuthet? Nicht?
Du Günſtling Seiner Hoheit, anerkannt
Von ihm als Sohn, der glückliche Verlobte
Der reizenden Leontia! — Du ſchweigteſt

faltigen Eindrücken überspannt, sank in Ohnmacht.

Zwei Tage vergingen so ängstlich in der Ungewißheit über das ihr bevorstehende Schicksal. Sie sah nur die Alte, deren freundlicher Trost sie aufrichtete.

Auf einmal entstand ein Lärm im Hause. Der Madame waren für 100,000 Livres Juwelen gestohlen. Ein Hausdieb mußte es gewesen seyn; keine Spur von gewaltsamer Erbrechung war zu finden. Alles lief durcheinander. Jeder sah den Andern mißtrauisch an. Da erschien ein Polizeiofficier mit Wache, besetzte die Ausgänge und jedes Zimmer. Auch Nanny's Gemach war besetzt. Jetzt kam die Reihe der Haussuchung an sie. Lächelnd schloß sie ihren Koffer auf — der Inhalt, leicht zu übersehen, enthielt nichts Verdächtiges. Schon wollte man sich entfernen, als Lavalette mit einem grinsenden Lachen auf ein Kästchen aufmerksam machte, welches unter dem Bette stand. Man zog es hervor. „Es ist Leibwäsche darin enthalten," lächelte Nanny.

„Den Schlüssel, Mademoiselle," wenn ich bitten darf — „mein Amt legt mir oft unangenehme Verpflichtungen auf" — gebot der Commissair,

In Deinem Glücke ſchon — und ich — ich ſog
Im Voraus ſchon die Wonne ein, an Dir
Mich endlich nun zu rächen! — Darum wollte
Ich nicht, daß jemand Deine Träume ſtörte
Und nur ein Wort von mir Dir ſagte, wollte
Daß ſich Leontia als Braut Dir nannte. —
Dir gegenüber treten, wenn Du elend,
Wenn Du von der verworfen, die Du liebteſt,
Das wollt' ich nicht, das war für meine Rache
Mir nicht genung, darum erwartete
Ich den Moment, wo auf dem Gipfel Du
Von allen Deinen Wünſchen, um dann hin
Vor Dich zu treten, und Dir zuzuſchrein:
Du biſt ein Feiger! — Schändlicher! — Dein Leben
Muß mein ſeyn, abzuwaſchen meinen Schimpf! —
Darum an's Werk! — Hier iſt mein Zeuge! — Alle
Die Edeln hier, ſie werden ſich beeilen
Die Deinigen zu ſeyn. — D'rum ſieh' Dich vor!
Hier, jetzt, in dieſem Augenblicke ſchlagen
Wir uns, bis einer von uns bleibt!

Arpinas.

Nun denn!
Wohlan, bis einer von uns bleibt!

Herzog. (zu Arpinas.)

Bedenke,
Daß Du dies Wappen, das nun Deines iſt,
Jetzt wieder aus dem Staub' erheben mußt.

Pergola.

Ich bitte, meine Damen, ziehet Euch
Zurück! — Es iſt kein Feſt mehr was ſich jetzt
Hier zeigen wird. — Ihr auch, Leontia!
(Die Damen ziehen ſich zurück, Leontia ausgenommen.)

Leontia.

Nein! ich beſchwör' Euch, laßt mich hier! — bei ihm!
Sey ruhig, Caravagio! — Sieh', ich zitt're
Ja nicht mehr, denn jetzt weiß ich, daß Du ſiegſt —
Wenn Du mich liebſt, hab' Mitleid, heiß' mir nicht
Mich zu entfernen.

Caravagio.

Nun wohlan denn! Ich
Erwarte Euch, Signor!

Arpinas.

(die Hand an den Degen legend.)

Ich bin bereit.

Pergola.

Ihr Herrn, macht Platz für die zwei Kämpfenden.

Leontia.

Und Gott steh' der gerechten Sache bei!

(Caravagio und Arpinas kreuzen die entblößten Schwerdter. Augenblick der schweigenden Erwartung. Aller Augen theilnehmend und mit verschiedenen Gemüthsbewegungen bei dem Kampfe.)

Caravagio. (fechtend.)

Da, Schändlicher, da hast Du Deine Strafe!

Arpinas.

(eben so, parirend und ausfallend.)

Und Du die Deine!

Caravagio. (fechtend.)

Ha!

(Die beiden Kämpfenden ziehen sich fechtend in die Coulissen links zurück. Der Herzog, Leontia und die Edelleute machen eine Bewegung, als wollten sie ihnen folgen.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. (ohne Caravagio und Arpinas.)

(Alle Anwesende stehen in einem Halbkreise im Hintergrunde der Bühne, um sehen zu können, was in der Coulisse vorgeht.)

Pergola.

(jene zurückhaltend.)

Bleibt ruhig hier! —
Ihr auch Signora! — Ein Schritt ihnen näher,
Ein lauter Ruf, er könnte auf den Ausgang
Des Kampfes Einfluß haben. — Bleibt, und still!

Herzog.

Ha, seht! Der Vortheil ist auf meines Sohnes Seite!

Leontia.

O Gott!

Herzog.

Er dringt auf seinen Gegner ein!

Leontia.

Mein Auge dunkelt — meine Kniee brechen.

Pergola.
(ſie aufrecht haltend.)

Und ich — zum erſtenmal in meinem Leben —
Ich zitt're! — Halt! — ſeht, Caravagio ſiegt!

Alle.

Er ſiegt!

Herzog.

Mein Sohn! — er weicht!

Leontia.

Ha, ſeht! da fliegt
Arpinas Schwerdt in Stücken — er ent-
flieht. —

Alle.

Er flieht!

Leontia.

Allmächt'ger Gott, ich danke Dir!
(ſie fällt auf die Knie.)

Arpinas.
(in der Couliſſe.)

Erbarmen Caravagio! — Schont mein Leben!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Caravagio. (mit gezogenem Schwerdte eintretend.)

Caravagio.

(bleibt, so wie er sichtbar, stehen, und wendet sich nach der Coulisse zurück.)

Da kniet der Feige, seht, und bettelt um
Sein Leben!

Herzog.

Weh! das ist mein Sohn nicht mehr!

(er verhüllt sich das Gesicht und sinkt in einen Sessel.)

Caravagio.

(wieder nach der Coulisse gewendet.)

Geh! — flieh! — entweich! — Ich schenke Dir
Dein Leben,
Dein Leben mit der Schande!

Leontia.

(sich in Caravagio's Arme stürzend.)

Caravagio!

Caravagio.

(in ihrer Umarmung mitten in die Mitte der Bühne tretend.)

Gerächt iſt nun die Schmach! dem Schimpf entnommen
Des Maurers Sohn durch ritterliche Gunſt.
Des Lebens Gipfel iſt mit Muth erklommen;
Jetzt bin ich wieder Dein! Dein und der Kunſt!

(Der Vorhang fällt.)

Geliebt oder todt!

Lustspiel in 1 Aufzuge,

nach Scribe und Dumanoir,

von

Th. Hell.

Personen:

Bonnivet, Notar aus Paris.
Clotilde, seine Frau.
Sauvigny.
Hortense von Varennes, eine junge Wittwe.
Ferdinand von Rance, ihr Bruder

Scene in Rouen.

Erſter Auftritt.

Die Bühne ſtellt einen Saal in einem Hotel garni vor. Eingangsthüre im Hintergrunde. Thüren mit Nummern, ſeitwärts rechts und links. Rechts weiter hin ein Fenſter, das auf einen Balkon geht. Zwiſchen dieſem und der Seitenthür ein Schreibepult. An der Thür links ein Tiſch mit Schreibegeräthe.

Bonnivet. Clotilde.

(Sie ſitzen und frühſtücken an einem kleinen Tiſche rechts. Ein Marqueur bedient ſie.)

Bonnivet.

Wahrhaftig, Schätzchen, es freuet mich außerordentlich, daß wir dieſen Umweg über Rouen gemacht haben, das Du noch vorher nicht kannteſt! — Dieſe neuen Hotels auf den Quai's zeigen einen wahrhaft pariſiſchen Luxus! — Geſchmackvoll verzierte Säle! Eine köſtliche Ausſicht! Und ein excellentes Frühſtück; was will man mehr? (er trinkt, und als er ſeine Taſſe hinſetzt, bemerkt er, daß Clotilde zerſtreut iſt, und die

schon durch den freundlichen, unschuldsvollen Blick des Mädchens gewonnen.

„Könnte ich dessen nicht überhoben werden?“ bat erröthend das schamhafte Mädchen.

„Sie haben Bedenklichkeiten,“ fixirte sie der Polizeibediente — „dann muß ich um so mehr auf das Oeffnen des Kästchens bestehen.“

„Den Schlüssel — mein Gott den Schlüssel — habe ich — verloren;“ sagte Nanny abgebrochen, und erbleichte vor dem Gedanken, daß man wegen ihres Zögerns nur einen Augenblick im Stande seyn könne, sie für schuldig zu halten.

Man drang ernstlicher in sie, den Schlüssel heraus zu geben, da schwor sie bei dem allmächtigen Gott, es sey nichts weiter darin als Wäsche, und — fuhr sie erröthend fort — die Briefe meines Geliebten. Den Schlüssel habe ich hier liegen lassen, als ich gestern in den Garten ging. Ich habe ihn gesucht und fand ihn nicht wieder. —

Der Polizeiofficier gab sogleich kalt und ernst Befehle das Kästchen aufzuschlagen.

„O nur das nicht“ — flehete Nanny — „es ist das letzte Geschenk von meinem Toni. Ich sehe ihn nicht wieder — so laßt mir nur das Einzige unzertrümmert, was ich von ihm besitze.“

„Man sieht, die Diebin sucht Ausflüchte“ —

ihre noch nicht berührt hat.) An was denkst Du denn, Schätzchen?

Clotilde.

(Zu sich kommend.) Ich? — an nichts! — Sage mir doch, lieber Mann, um welche Zeit wollen wir morgen abreisen?

Bonnivet.

Ich habe die Pferde um 8 Uhr bestellt ... wir können uns also heut' Nacht recht ausruhen. ... Aber das giebt mir noch keinen Aufschluß darüber, warum Du so zerstreut und nachdenklich bist.... Was ist Dir denn? — Fehlt Dir etwas?

Clotilde.

Nicht das mindeste.

Bonnivet.

Und doch! ... das hat Dich ein paar Tage vor unsrer Abreise aus Boulogne befallen — denn vorher warst Du ja immer heiter und fröhlich.... Was macht Dich denn jetzt so traurig und niedergeschlagen? — Sprich doch, Schätzchen! Warum bist Du denn so verdrießlich? — Mann und Weib sind ja nur Eins und allein!

Clotilde.

Eben deßwegen! (halbleiſe.) Wenn ich allein bin, bin ich immer verdrießlich. (ſie ſtehen auf.)

Bonnivet.

Ich thue doch alles nur Mögliche, um Dich zu zerſtreuen. Alle Sommer mache ich mit Dir eine Reiſe zum Vergnügen oder zur Geſundheit, was am Ende auf Eins hinausläuft... Dieſes Jahr in die Seebäder von Boulogne ... voriges Jahr nach Italien ... vor zwei Jahren in die Pyrenäen nach Bagnères ...

Clotilde.

(Lebhaft.) O rede mir nicht von Bagnères, ich bitte Dich darum!

Bonnivet.

Du haſt Recht, und ich bitte dich um Verzeihung. — Dieſe Erinnerung iſt mir eben ſo peinlich, wie Dir! — Der arme junge Menſch, mit dem ich in den Gebirgen botaniſirte, und den ich ſo lieb gewonnen hatte. —

Clotilde.

So ſchrecklich zu enden!

Bonnivet.

So albern! — Sich selbst umbringen! — und nicht einmal zu sagen weßhalb!

Clotilde.

Man hat mir versichert, es sey aus Liebe geschehen.

Bonnivet.

Wie dumm!

Clotilde.

He?

Bonnivet.

Ich sagte, wie dumm!

Clotilde.

O ja, weil Du ein solches Gefühl nicht begreifen kannst! Du wärst gewiß nicht im Stande, aus Liebe für eine Frau zu sterben.

Bonnivet.

Nein, gewiß nicht!

Clotilde.

Selbst nicht für die Deine?

Bonnivet.

Es würde mir sehr leid thun ... und ihr gewiß auch, davon bin ich überzeugt.... Es giebt eine ganz einfache Ueberlegung, welche jedes solches verbrannte Gehirn bei sich selbst anstellen sollte... Entweder wird die Person, die ich liebe, trostlos über meinen Tod seyn, und dann bin ich ein zu braver Mensch, um ihr einen solchen Schmerz zu verursachen, oder mein Tod ist ihr gleichgültig, und dann müßte ich doch ein rechter Narr seyn, wenn ich ihr einen solchen Spaß machen wollte.

Clotilde.

Ueberlegt man denn, wenn man liebt?

Bonnivet.

Versteht sich... Weil ich Frau und Kinder liebe, sage ich selbst zu mir: es wird besser seyn, wenn ich am Leben bleibe und für sie arbeite! — Sey auch einmal aufrichtig, und sage mir, was Dir abgeht? — Ist in ganz Paris eine Notars Frau glücklicher, als Du? — Hast Du nicht den Schlüssel zu meiner Kasse in Deiner Gewalt? Ein Landhaus im Sommer, vier Bälle im Winter, und ein halbes Billet in der großen Oper, im zweiten Range links?

Clotilde.

Ich ſage nicht nein, ...

Bonnivet.

Und wenn Du Jemand brauchſt, um Dir zu gehorchen wenn Du Deine Launen haſt, oder Dich zu beklagen, wenn Du die Migraine bekommſt... bin ich denn da nicht ſtets zu Deinen Dienſten? ... Bin ich Dir nicht fömlich unentbehrlich?... O! davon bin ich vollkommen überzeugt, und es ſollte mir um Deinetwillen ganz außerordentlich leid ſeyn, wenn Du Wittwe würdeſt ... weit mehr, als um meinetwillen.

Clotilde.

O! Du biſt gewiß ein ſo guter Ehemann...

Bonnivet.

Das ſchmeichle ich mir, und ein Ehemann, der zu leben verſteht! — Rede mir alſo nicht mehr von ſolchen Dingen, und komm mit auf den Balkon, daß Dir die friſche Luft die ſchwarzen Gedanken verweht. (öffnet die Glasthür und geht auf den Balkon.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Ferdinand.

Clotilde.

(Erblickt Ferdinand, der im Hintergrunde mit einem Briefe in der Hand auftritt.) Mein Gott!

Ferdinand.

(Mit leiser Stimme.) Bst! (er zeigt ihr von weitem den Brief, und beschwört sie durch Gesten, ihn anzunehmen.)

Clotilde.

Er noch immer!...

Bonnivet.

(Sich umkehrend.) He? (Ferdinand hat sich entfernt.) Sagtest Du etwas?

Clotilde.

(Verlegen.) Ich? ... ich fragte Dich, ob es etwas Neues dort gebe?

Bonnivet.

(Immer noch auf dem Balkon.) Nein, nicht das Geringste! — Doch sieh, da ist ein aller-

liebſter Wagen, der von der Pariſer Straße herkommt, und vor unſerm Hotel hält... Eine Dame ſteigt heraus ... Herrliche Tournure! (nimmt die Lorgnette) Ach! wie wirſt Du Dich wundern! — Weißt Du denn, wer's iſt? — Rathe einmal.

Clotilde.

Kenne ich ſie?

Bonnivet.

Das will ich meinen! Eine Bekannte aus der Penſion... Wir ſprachen ſo eben ja von Wittwen —

Clotilde.

Hortenſe!

Bonnivet.

Ganz Recht! Deine theure Hortenſe, Frau von Varennes.

Clotilde.

Wär's möglich!... Sie war ja in Paris, als wir abreiſ'ten — was hat ſie denn nach Rouen gebracht, und noch dazu ganz allein! — das iſt doch ſehr ſonderbar.

Bonnivet.

Und ſehr unangenehm für ſie... denn ſie ſcheint mitten unter den Poſtillons, Paketen- und Laſtträgern ſehr verlegen zu ſeyn... und ich bin viel zu galant, um ihr nicht beizuſpringen.

Clotilde.

(Erſchrocken.) Wie? Du gehſt!... und ich?

Bonnivet.

Haſt Du nicht Angſt! — Ich gehe und bringe ſie Dir her. (Eilt ab.)

Dritter Auftritt.

Clotilde. Ferdinand.

Clotilde.

Er läßt mich allein! — Wenn der andre unterdeß! — Mein Gott, da iſt er ſchon!

Ferdinand.

(Tritt ſchnell ein, nachdem er einen Blick dahin gethan, wo Bonnivet abging.)

Um des Himmels Willen, gnädige Frau, nehmen Sie dieſen Brief!

Clotilde.

Nein, nie, mein Herr! — Ich begreife nicht, was ich gethan, gesagt haben kann, um Sie zu berechtigen...

Ferdinand.

Ich mußte Ihnen wohl schreiben, weil Sie mich nie anhören wollen!... Ich kam einige Tage vor Ihrer Abreise in Boulogne an, war so glücklich, mehr als einmal Gelegenheit zu finden, Sie allein zu sprechen, aber immer machten Sie diese unnütz für mich, indem Sie jeder Erklärung auswichen... Durch Ihre schnelle Abreise überrascht, hatte ich nur noch so viel Zeit, mir ein Pferd zu verschaffen, und so bin ich denn nun von Boulogne an, Ihrem Postwagen nachgesprengt.

Clotilde.

Ich weiß es ... ich habe es wohl gesehen ... und finde es sehr unrecht ... ja, sehr, mein Herr! ... ich kann mir weder Ihr Betragen, noch die Hoffnungen, die Sie sich machen können, erklären.

Ferdinand.

Mein Betragen! — O ja, es ist das Betragen eines Thoren, eines Wahnsinnigen, der

es wagt, Sie zu lieben, ohne daß auch nur ein gütiger Blick ihm die Erlaubtniß dazu gegeben hätte. — Meine Hoffnungen! . . . sie bestehen darin, mich Ihnen zu Füßen zu werfen, und um Ihre Nachsicht zu flehen.

Clotilde.

Ja, Sie sind ein Wahnsinniger! — Sie haben vollkommen Recht! Denn ich kenne Sie ja nicht einmal, weiß nicht einmal wer Sie sind.

Ferdinand.

Wäre es nichts, als das? — Nun denn, gnädige Frau, ich bin Ihnen nicht ganz fremd; ich gehöre einer Familie an, die Sie kennen, bin naher Verwandter einer Ihrer beßten Freundinnen, die mir so oft von Ihnen erzählt hat . . .

Clotilde.

(Erschrocken.) Mein Mann kommt! (tritt links zur Seite.)

Ferdinand.

(Schnell.) Nein, gnädige Frau! . . . und was meine Treue, meine Verschwiegenheit betrifft, so bin ich zu St. Cyr erzogen . . .

Clotilde.

(Eben so schnell.) Mein Mann wird kommen . . .

sagte Lavalette trocken und öffnete mit einem Fußtritt das Mahagony-Kästchen — und — Diamanten blitzten ihnen entgegen. Ein Schrei des Entsetzens — und Nanny lag bewußtlos am Boden.

Als sie erwachte, war es dunkel. Ketten rasselten. Unglückliche heulten. Es war eine Moderluft feucht und verpestend. Kaum konnte sie Athem schöpfen, kaum die Worte aus der gepreßten Brust hervor hauchen: Allmächtiger — wo bin ich? —

Ein Hohngelächter war die Antwort. Ketten rasselten wieder, und eine hohle matte Stimme von einem Schatten, dicht neben ihr auf feuchtem Stroh, antwortete: „in der Bastille, Unglücksgefährtin."

Eine zweite Ohnmacht war die Folge eines augenblicklich hellen Bewußtseyns ihres schauderhaften Zustandes.

Neben ihrem Lager stand ein Krug mit Wasser, lag ein feuchtes Brot. Wüthender Hunger zwang sie, nach dem Erwachen davon zu genießen.

Drei Tage lag die Arme so unter Böswichtern, die noch in Ketten sich ihrer Freveltaten

Ferdinand.

Ich weiß es; vielleicht kommt er ſchon die Treppe herauf... und weil ich alſo hier...

Clotilde.

Laſſen Sie mich ... ich bebe ...

Ferdinand.

Ihnen meine Gefühle nicht geſtehen kann..

Clotilde.

Ich darf Sie nicht hören!

Ferdinand.

So nehmen Sie dieſen Brief...

Clotilde.

Nein! ...

Ferdinand.

Er malt Ihnen meine Qualen ...

Clotilde.

Nie!

Ferdinand.

Nur einen Augenblick leſen Sie ihn!

Clotilde.

Dann hörte ich Sie ja auch!

Ferdinand.

Sie wollen alſo nicht! — Sie ſehen das, was ich empfinde für eine Laune an, die die Zeit wieder verſcheuchen wird — O nein, gnädige Frau, das iſt nicht der Fall! — Meine Liebe iſt wahr und tief, ſie iſt eins von jenen Gefühlen, die unſer Leben beſtimmen, denn ſie machen es ſelig, oder vernichten es für immer ... eins von jenen Gefühlen, die einen Menſchen zu allem bringen, um das Herz eines geliebten Weſens zu erringen!

Clotilde.

(Schnell.) Ich höre Hortenſen's Stimme! — Wenn mein Mann mich ſo ſähe, allein mit einem Fremden! — Leben Sie wohl, mein Herr! Ich bitte Sie, ſich eiligſt zu entfernen! (ſie geht ſchnell Hortenſen durch die Mittelthür entgegen.)

Ferdinand.

(Ihr folgend.) Noch ein Wort! Ein einziges! (Bleibt an der Thür ſtehen.)

Vierter Auftritt.

Ferdinand.

(Allein, vorkommend und ſeinen Brief zerknitternd.)

Er iſt mir geblieben! — Dieſer Brief, in welchem ich alle meine Beredſamkeit erſchöpft hatte! — Auch dieſe fünfte Gelegenheit umſonſt! ... Ich fange an zu glauben, daß ... Nein! zum Henker, nein! ich will mich nicht ſo zum Beßten haben laſſen! — ich gehe nicht von hier fort, bis ſie mich gehört, mir geantwortet hat! — Man kommt herauf! — Geſchwind auf den Balkon — vielleicht, daß ein glücklicher Zufall ... Da ſind ſie ſchon. (Er geht auf den Balkon und macht die Thüre zu.)

Fünfter Auftritt.

Hortenſe. Clotilde. Bonnivet.

(Die beiden Frauen kommen Arm in Arm ſich haltend herein. Bonnivet trägt einige Cartons. Eine Kammerfrau größere.)

Clotilde.

Meine geliebte Hortenſe! Welche Freude für mich!

Hortenſe.

Und für mich erſt! (ſie tritt zu ihrer Kammerfrau.)

Clotilde.

(Für ſich, ſich umſehend.) Er iſt fort! — ich ſchöpfe wieder Athem.

Hortenſe.

(Zur Kammerfrau, auf die Thür links zeigend.)

Trage nur alles das hier hinein, in No. 6. ... das Zimmer iſt ſchon für mich beſtellt.

Bonnivet.

(Der ein Käſtchen von Acajou hält.)

Und dieſe Chatoulle? Sie iſt ziemlich ſchwer!

Hortenſe.

(Lächelnd.) Das iſt ſonſt meine Art nicht! — Sie gehört auch nicht mir, ſondern meinem Bruder Ferdinand, der mir ſie einſtweilen aufzuheben gegeben hat. (zu Bonnivet.) Stellen Sie ſie nur einſtweilen hier auf den Tiſch. (Bonnivet thut es.)

Bonnivet.

Sie erwarten alſo Ihren Herrn Bruder hier?

Hortenſe.

Ja, wir haben uns hier in Rouen ein Rendezvous gegeben... Ich komme von Paris und er aus der Bretagne... oder vielleicht noch weiter her ... Denn es iſt ein verwirrter Kopf, der niemals weiß, was er will, und zu allem fähig wäre — ausgenommen den geraden Weg zu gehen ... (zu Clotilde.) Uebrigens ein allerliebſter Menſch, den ich die Ehre haben werde, Dir vorzuſtellen . denn er brennt vor Begierde Dich kennen zu lernen, und betet Dich ſchon nach Deinem Potrait an.

Bonnivet.

Der Tauſendſaſa hat keinen üblen Geſchmack, und das ſpricht ſchon zu ſeinem Vortheil ... Ich liebe gleich im Voraus alle die, die meine Frau lieben.

Hortenſe.

(Lachend.) Da ſind Sie ja der Freund aller Welt.

Bonnivet.

Allzugütig! O wenn ich Sie genire, ſo ſagen Sie mir es nur! — (ſieht ſeine Frau an.) Ja? — dachte ich mir's doch gleich! — Zwei Jugendfreundinnen, die ſich ſeit ſo langer Zeit

nicht gesehen haben! (zu Hortense.) Wann sie etwas einzukaufen, etwas zu besorgen haben, gnädige Frau, machen Sie keine Umstände ... ich kaufe und besorge alles für meine Frau ... behandeln Sie mich, wie einen Ehemann ... welch ein Glück für mich, es bei Ihnen par interim zu seyn!

Hortense.

Sie sind die Güte selbst! ... Wir haben freilich mancherlei mit einander zu plaudern ... vom Ehestand und Wittwenstand ...

Bonnivet.

Schön! da sprechen Sie sich aus, recht rein aus! Es ist mir doch lieber, daß diese da (auf seine Frau zeigend) den Wittwenstand durch Sie kennen lernt, als durch mich. (Geht ab.)

Sechster Auftritt.

Hortense. Clotilde.

Hortense.

Weißt Du auch, daß Dein Mann ein ganz prächtiges Thierchen ist!

Clotilde.

O ja — er kommt allen meinen Wünschen zuvor ... denn er läßt uns allein. (Nimmt Hortenſe's Hände in die ihrigen.) Liebe, gute Hortenſe! weißt Du auch, daß es nun drei Jahre ſind, ſeit wir uns nicht geſehen haben! Ja, ja, vor drei Jahren traten wir aus unſern ſchönen Penſionate in Paris, wo wir einander ſo lieb hatten — wo wir noch mit einander Reifen ſpielten! ... Und ſeitdem! Was haben wir nicht alles erlebt!

Hortenſe.

Beide verheirathet! — Du an einen Notar, den Herrn Bonnivet ...

Clotilde.

Und Du an den Herrn von Varennes, einen Oberſten! — Ach, wie gern hatte ich auch ſo etwas gehabt! — Epauletten! — und eine ſo hübſche Uniform! — Ach! was mußt Du glücklich geweſen ſeyn!

Hortenſe.

Je nun — ſo ganz gewiß weiß ich das ſelbſt nicht ... und während der acht Monate, wo wir verheirathet waren, habe ich mir gar oft

die Zeit wieder zurückgewünſcht, wo ich noch Mädchen war!

Clotilde.

Iſt's möglich!

Hortenſe.

Sprechen wir nicht mehr davon — es iſt vorüber — ich bin nun Wittwe.

Clotilde.

Das iſt faſt eben ſo gut! — Es haben ſich gewiß ſchon wieder viele Bewerber eingefunden, ich wollte darauf wetten.

Hortenſe.

Ach, Du mein Himmel, ja! ... einer beſonders, der ſehr liebenswürdig und ſehr reich iſt ... ein junger Kaufmann aus Havre ... mein Bruder und meine ganze Familie dringen in mich, ihn zu nehmen ... ich habe mich aber noch nicht entſchließen können.

Clotilde.

Und warum denn nicht?

Hortenſe.

Weil er mich zu ſehr liebt.

Clotilde.

Iſt's möglich?

Hortenſe.

Das iſt eine Gluth, ein Entzücken, eine Raſerei!

Clotilde.

Und Du nennſt das einen Fehler?

Hortenſe.

Bei einem Ehemanne ohne allen Zweifel.

Clotilde.

Ach, wenn doch der meinige ſo wäre!

Hortenſe.

So würde ich Dich beklagen! ... Denn in der Ehe, ſiehſt Du und beim häuslichen Leben bedarf es Eigenſchaften, welche dauerhaft ſind, welche Widerſtand leiſten, während ſolche ſchwärmeriſche Ausbrüche vergehen, verſchwinden, weichen und wanken. Ein guter Charakter iſt allein das, was zu jeder Zeit nützlich und heilſam iſt. So kommt mir Herr Bonnivet in der That als das Meiſterſtück aller Ehemänner vor ... gut, liebenswürdig, gefällig.

Clotilde.

Ich kann das nicht leugnen, ... er hat mich sehr lieb ... aber auf eine so bürgerliche, auf eine so ruhige Art und Weise! ... Ein trefflicher Notar, der mir sogar manchmal des Nachts von seinen Klienten und Protokollen vorredet. .. Das hatte ich mir aber ganz anders vorgestellt ... einen Mann, der mich anbetete... der zärtlich, galant, unermüdlich wäre ... Verse auf mich machte ...

Hortense.

Ein Notar und Verse! Wo denkst Du hin? ... Und wenn Du in Deinem Ehestande über nichts weiter zu klagen hast ...

Clotilde.

Und doch! Seit einiger Zeit habe ich mir alle mögliche Mühe geben müssen, um es vor meinem Manne zu verbergen ... ich fühle eine Unruhe, eine Angst ...

Hortense.

Weßhalb denn?

Clotilde.

Ach, Hortense! ein Abentheuer!

freueten, und jetzt Muße hatten, neue Schandthaten zu ersinnen.

So oft die Thür geöffnet wurde, um neue Unglückliche einzuführen, oder andere abzuholen, übersah sie einen Augenblick das Schauderhafte ihres Kerkers. Durch ein Gitter war das niedere Gewölbe geschieden. Hier lagen Weiber, jenseits desselben die Männer, alle entstellte abgezehrte Menschengestalten.

Nanny betete. „Ist es dein Wille, mein Vater im Himmel, so laß den Kelch des Leidens bald vorübergehen.“

Da rasselte der Schlüsselbund. Die Angeln der eisernen Pforte pfiffen, und eine tiefe heisere Stimme rief ihren Namen auf. Sie schleppte sich fort zum Eingange. Wache empfing sie. Einen langen Blick hob sie hinauf in das lichte Blau des Himmels, dann war sie ermuthigt und trat in dem edlen Stolze, welchen das Bewußtseyn der Unschuld in jeder Lage des Lebens gewährt, vor den Richter, welcher ernst und forschend im weiten schwarzen Talare innerhalb der Barriere saß. Das Verhör begann.

„Kennen Sie diese Diamanten?“

„Ich sah sie nur in dem Augenblick, da sie gefunden wurden.“

Hortense.

Wahrhaftig! Und das haſt Du mir nicht gleich geſagt!

Clotilde.

(Leiſe.) Ein junger Mann, der mich liebt, der mir ſchon in Boulogne eine Liebeserklärung gemacht, und uns nun bis hierher zu Pferde verfolgt hat . . . und der vor einer Viertelſtunde noch mir einen Brief aufdringen wollte . . .

Hortense.

(In Lachen ausbrechend.) Ha, ha, ha! Und mit welcher Miene erzählſt Du mir das! — Was iſt denn da ſo ganz Erſchreckliches? . . . Wenn die Herren in uns verliebt ſind, muß man ſie reden laſſen und mit zuhören . . . das iſt ja recht amüſant.

Clotilde.

(Ernſten Tones.) Ei, für mich iſt das etwas ganz Anderes! Höre nur: ſo bald mich ſo einer auch nur anſieht, nur Miene macht, mich lieben zu wollen, bekomme ich eine Angſt, eine Beklemmung, daß ich ganz traurig werde.

Hortense.

Warum denn aber das? — Aha, aus Beſorgniß ihm weh zu thun! Gute Seele, daran

erkenne ich Dich! immer noch das gute Herz, das man ſchon im Penſionate uns allen zum Muſter vorſtellte ... Du konnteſt keine Mücke umbringen!

Clotilde.

(Ihre Hand ergreifend und tief erſchüttert.)

Ach! und ich habe doch ſchon den Tod eines Menſchen auf meinem Gewiſſen!

Hortenſe.

(Erſchrocken.) Mein Gott! was ſagſt Du da? — Den Tod eines Menſchen! — ſprich doch!

Clotilde.

Wenn nur nicht! ...

Hortenſe.

Wir ſind ja allein! Geſchwind, geſchwind!

Clotilde.

(Um ſich ſehend.) Ja, es hört uns Niemand! — Nun denn! — Vor etwa zwei Jahren waren wir in Bagneres ... da gab es einen jungen hübſchen Menſchen, den Niemand kannte, und der dort hingekommen war, ohne daß man

wußte woher, und in welcher Absicht, noch wie er eigentlich heiße, denn man nannte ihn nur bald Eduard, bald Alfred, bald — was weiß ich's ... Mein Mann hatte ihn sehr liebgewonnen, weil er mit ihm botanisirte, und ward gar nicht gewahr, daß er mir den Hof machte.

Hortense.

Und Du nennst das nicht einen vortrefflichen Mann?

Clotilde.

Aber ich, ich sah recht gut, daß er mich liebte, denn jeden Tag sagte er mir's und jedesmal mit einem wahrern, einem leidenschaftlichern Ausdrucke ... Nun, Du begreifst wohl, daß ich ihm weder antworten, noch ihm auch nur anhören wollte.

Hortense.

Das versteht sich.

Clotilde.

(Nach und nach immer gerührter werdend.)

Eines Tages endlich ... trat er mir blaß, unruhig, wie halb wahnsinnig entgegen ... er stürzte zu meinen Füßen und beschwor mich mit

Thränen in den Augen, die mir bis an's Herz drangen ... Ich widerstand aber dennoch ... Ich war unerbittlich ... da sprang er auf und rief, daß, wenn ich ihm so zurückstoße, ihm das Leben zur Last werde, und daß er sich den Tod geben werde... So eilte er fort, und ich sagte kein Wörtchen, um ihn zurückzuhalten!... Am folgenden Tage, Hortense! ... ach, am folgenden Tage lasen wir im Tageblatte ... daß der Arme seinem Leben ein Ende gemacht habe ... Ein Brief, den er an seinen alten Bedienten zurückgelassen, hatte diesen von seinem fürchterlichen Vorhaben in Kenntniß gesetzt ... Man forschte und suchte vergebens in dem Gebirge umher, wohin man glaubte, daß er sich gewendet haben könne ... man fand bloß seinen Hut am steilen Rande eines tiefen Abgrundes.

Hortense.

Ach, du mein Himmel! Was für eine furchtbare Geschichte!

Clotilde.

Um meinetwillen hatte er sich getödtet! — um meinetwillen!

Hortense.

Das ist ja schrecklich!... Ich kann mir's

denken, wie Dich das compromitirt haben muß. ... Das war doch eine rechte Unbesonnenheit von dem jungen Menschen!

Clotilde.

(Feurig.) Eine Unbesonnenheit nennst Du das? ... Eine so muthvolle, so erhabene That! Um so etwas zu thun, muß man wahrhaft lieben können — dazu gehört eine von jenen starken, großartigen, hochgestellten Seelen, die ...

Hortense.

Aha! nun ist er auf einmal ein Held geworden! — hat alle mögliche erhabene Eigenschaften bekommen ... weil er todt ist!

Clotilde.

Der arme junge Mensch! — Ach! wenn ich gewußt hätte, was geschehen würde ...

Hortense.

(Schnell.) Nun?

Clotilde.

Nun! — Ei, du mein Himmel! — Man kann manchmal mit so Wenigem Jemand zufrieden stellen!

Hortenſe.

(Den Kopf ſchüttelnd und ungläubig.)

Mit ſo Wenigem!

Clotilde.

Das iſt ja doch immer beſſer, als ſie ſterben zu laſſen.

Hortenſe.

Aber mein Kind ...

Clotilde.

(Gütevoll.) Es geſchieht auch eigentlich nicht ſowohl um ihretwillen, aber bedenke doch, daß ſie eine Mutter haben, Schweſtern ...

Hortenſe.

Das kann ſeyn, aber wir, wir haben Männer!

Clotilde.

(Ungeduldig.) Ach, die ſterben nicht daran.

Hortenſe.

Das fehlte auch nur noch.

Clotilde.

Du kannst Dir also leicht denken, was für Gewissensbisse, was für innere Leiden, mir dieser Vorfall verursacht hat, und noch verursacht. ... Ich zittere und bebe schon, wenn mich Jemand nur halbweg zärtlich ansieht ... ich denke an nichts, als an Felsen und Abgründe, und Tod und Schrecken. — Ein Todter! — das ist schon etwas Schreckliches! — Und nun vielleicht gar an zwei Todtesfällen Schuld seyn! — Nein, das wäre zu viel für mein weiches Herz, und sollte ich je wieder in einen solchen Fall kommen, so ...

Hortense.

Nun, was würdest Du denn da thun?

Clotilde.

Ich? — daß weiß ich noch nicht so genau, aber in keinem Falle sollte er mir wieder um's Leben kommen!

(Ferdinand hat während dieser letzten Worte leise die Thür des Balkons geöffnet, und durch Gesten und Mienen gezeigt, das er alles verstanden hat, jetzt macht er sich aber sacht' davon.)

Hortense.

Sieh einmal! — Und Dein Unbekannter

aus Boulogne? — Ich will hoffen, daß er vernünftiger sein wird.

Clotilde.

Oh, nach der Art, wie ich ihn heut' früh aufgenommen habe, bin ich überzeugt, daß er Verzicht geleistet, und sich wieder auf die Rückreise gemacht hat. ... Jedenfalls werde ich aber mit diesem keine Schonung haben.

Hortense.

Woran Du sehr wohl thun wirst. — Ich habe Herrn Bonnivet sehr lieb, und es sollte mir in der That recht leid thun, wenn ...

Clotilde.

Wie gut Du bist! — Aber ich halte Dich hier zurück, um mit Dir von meinen Angelegenheiten zu plaudern, und vergesse ganz, daß Du der Ruhe bedarfst.

Hortense.

O das ist nicht nöthig. — Ich gehe bloß für einen Augenblick auf mein Zimmer, um meinen Reiseanzug ein wenig zu wechseln. — Mein Bruder wird gleich auch hier seyn.

Clotilde.

Für einen Bruder willſt Du Dich in den Staat werfen?

Hortenſe.

Und vielleicht noch für Jemand ... denn ich habe Dir noch nicht geſagt, daß ich nach Havre gehe, und es wohl möglich wäre, daß man mir, unerachtet ich's ſtreng verboten habe, doch bis hieher entgegen käme.

Clotilde.

Zwölf Meilen, um Dich eine Stunde früher zu ſehen! — Wenn das keine Liebe iſt!

Hortenſe.

Ungeduld, nichts weiter! — Vor der Hochzeit reiſ'te man hundert Meilen weit, um ſeine Frau zu ſehen, nach der Hochzeit ging man nicht zehn Schritte weit, um ſie auf den Ball zu führen.

Clotilde.

Das iſt nicht wahr! Herr Bonnivet führte mich alle Tage hin, wenn ich nur wollte.

Hortenſe.

Und Du kannſt noch klagen! — (halbleiſe.) Glaube mir, einen Beſſern findeſt Du nie wieder. — Nun leb' wohl, leb' wohl! — Gehe wieder zu Deinem Mann, und küſſe ihn in meinem Namen.

Clotilde.

Das ſoll geſchehen. (Hortenſe geht in das Zimmer links.) Ich will auch wirklich gehen.

Siebenter Auftritt.

Clotilde. Dann Ferdinand.

(So wie Clotilde nach dem Zimmer rechts zu geht, erblickt ſie Ferdinand, der durch die Mittelthür eintritt; Haare und Kleider in Unordnung.)

Clotilde.

Er wieder! — Und ich bin allein! — Geſchwind! (will gehen.)

Ferdinand.

Nur einen Augenblick!

„Sie sind Madame Dübarrais entwendet. Wo hat man sie gefunden?“ —

„In meinem Zimmer, in einem Kästchen, welches mein Eigenthum ist. Ich weiß es, daß ich als Schuldige erscheine. Der Allmächtige allein ist mein Zeuge, daß eine verruchte Hand jene Diamanten wider mein Wissen dort verbarg. Man will mich verderben aus Rache. Ich bin ein schwaches Weib. Ich habe nichts als die Reinheit meines Gewissens — ein unsichtbarer Zeuge für Menschenblicke. Ich bin bereit zum Tode. Gottes Wille geschehe!“

Der Richter war ergriffen von der Wahrheit, womit die Unschuld sprach. Seine Fragen waren mehr darauf gerichtet, sie zu entschuldigen, als zu inculpiren.

Das Verhör war beschlossen; da wandte sie sich noch einmal um, kniete nieder und sprach:

„Bis heute habe ich nur vor Gott gekniet. Aber Menschen, die wie Menschen fühlen, sind mir so fremd geworden, daß Sie, mein Richter, mir erscheinen wie ein Heiliger vom Himmel herabgesandt. Ich flehe nicht darum, mein Richter, daß Sie Ihren Eid verletzen. Schon der Gedanke wäre ein Verbrechen; aber daß ich unter Menschen schmachten soll, die in jedem Augenblick die heiligsten Gesetze der Natur verletzen, daß ich

Clotilde.

(Für ſich.) Wie entſtellt er ausſieht!

Ferdinand.

Ich war fort, gnädige Frau, ich hatte die Stadt verlaſſen . . .

Clotilde.

Das wußte ich.

Ferdinand.

Dieſe Stadt, wo eine geliebte Schweſter meiner harrte.

Clotilde.

Was ſagen Sie?

Ferdinand.

Daß ich der Bruder von Hortenſe von Barennes, Ihrer beßten Freundin, bin.

Clotilde.

Mein Gott! — Ich will ihr gleich —

Ferdinand.

Unnütze Müh! — Nicht um meiner Schweſter

Willen bin ich zurückgeeilt — um Ihretwillen nur, nur weil ich Sie noch ein einzigesmal wiederſehen wollte! — Es iſt unmöglich, ſagte ich zu mir ſelbſt, daß ſo viel Liebe ihr Herz nicht zum Mitleid bewegt! — ſtößt ſie mich aber zurück, wie heut', wie geſtern, wie immer, nun wohlan dann, ſo werde ich mich ohne zu murren entfernen, ſie wird nie mehr von mir ſprechen hören ... dießmal wird mein Wille eben ſo felſenfeſt ſeyn, wie der ihre, und ich werde meinen Vorſatz ausführen.

Clotilde.

Ich wage es nicht, Sie zu verſtehen! — Aber mein Herr, Sie wiſſen ja doch, daß ich Sie nicht anhören kann, daß mein Mann ...

Ferdinand.

Ihr Mann! — O! da iſt der Name wieder, der mich ſo aufgebracht hat — der Name, der ſo eben, nach Ihrer letzten Weigerung, ſich wie eine undurchdringliche Schranke vor das Glück ſtellte, von dem ich geträumt hatte! — Das einzige weibliche Weſen, das ich lieben konnte, ſie, von der mein Leben abhängt, ſie muß ich in dem Beſitze eines Anderen ſehen; und dieſer Andere, ſie liebt ihn! — Denn um ſeinetwillen ſtößt ſie mich zurück, um ſeinetwillen verurtheilt ſie mich zum Tode! — Dieſer Gedanke

war furchtbar! — Von diesem Augenblicke an habe ich nur noch meine Verzweiflung gehört — und diese Verzweiflung giebt mir nur einen Rath, flößt mir nur einen Entschluß ein.

Clotilde.

Unglückseliger!

Ferdinand.

Was gilt mir jetzt noch ein Leben ohne Hoffnung und ohne Zweck? — Mein Leben, das sind Sie! ... und Sie wollen nicht, daß ich lebe!

Clotilde.

Beruhigen Sie sich doch! nehmen Sie doch nur ein wenig Vernunft an! (für sich.) Was soll ich ihm nur sagen? (laut und lebhaft.) O hören Sie doch! ich beschwöre Sie im Namen Ihrer Schwester, die Sie so sehr liebt.

Ferdinand.

Und auch ich beschwöre Sie im Namen dieser Schwester! — wollen Sie es dahin bringen, daß sie keinen Bruder mehr hat?

Clotilde.

(Für sich.) Ach du mein Gott! — die arme

Hortenſe! — er iſt ihr einziger Troſt! (ſie wendet ſich, und ſieht wie Ferdinand den Piſtolenkaſten öffnet, der auf dem Tiſche ſtehen geblieben war.) Was wollen Sie thun?

Ferdinand.

(Hat ein Piſtol ergriffen.) Ihr Schweigen enthält mein Urtheil!

Clotilde.

Bedenken Sie doch!

Ferdinand.

(Verzweiflungsvoll.) Sie wollen ja meinen Tod!

Clotilde.

Mein Herr! . . .

Ferdinand.

Sie haben es ausgeſprochen!

Clotilde.

(Zu ihm eilend.) Ach du mein Gott, nein! Im Gegentheil! — Was wollen Sie denn eigentlich? — Was begehren Sie denn nur?

Ferdinand.

(Sich lebhaft nähernd.) O! ſehr wenig!... Nichts, als eine Unterredung von zwei Minuten.

Clotilde.

Aber mein Mann, der auf mich wartet, und gleich kommen wird!

Ferdinand.

Nun denn! Alſo nachher! bald! in dieſem Saale! Um 4 Uhr! Wenn Ihr Mann fortgegangen ſeyn wird!... ich nehme es über mich, ihn zu entfernen.

Clotilde.

Wie? Was?

Ferdinand.

Nur das Verſprechen, mich ruhig azuhören — mir nicht zu zürnen ... Eine Liebe wie die meine kennt keine anderen Wünſche.

Clotilde.

(Für ſich.) Er iſt gar nicht anmaßend! — der Andere, der Vorige verlangte weit mehr. (Laut.) Wollen Sie mir, wenn ich ihnen das

zugeſtehe, dieſe Waffen hier übergeben, vor denen ich mich ſo fürchte?

Ferdinand.

Augenblicklich.

Clotilde.

Nun, ſo geben Sie. (Ferdinand geht zu ihr, um ihr das Käſtchen mit den Piſtolen zu übergeben, Clotilde weicht zurück.) Nein, nein, kommen Sie mir damit nicht zu nahe!... Machen Sie das Käſtchen zu, und legen Sie es ſelbſt dort in den Secretair.

Ferdinand.

Ich gehorche. (Legt das Käſtchen in den Secretair und tritt dann von dieſem zurück. Clotilde eilt zu jenem und verſchließt ihn.) Was thun Sie?

Clotilde.

Ich ſchließe zu, und behalte den Schlüſſel. (Sie ſteckt den Schlüſſel in ihren Gürtel.) Jetzt bin ich ruhiger.

Ferdinand.

Aber Ihr Verſprechen!

Clotilde.

Muß ich? ...

Ferdinand.

Nur unter dieſer Bedingung ...

Clotilde.

Nun, — ſo kommen Sie! (Sie geht ſchnell in die Stube rechts ab.)

Ferdinand.

(Allein.) Heut' Abend alſo! ſie willigt ein! — Ein prächtiges Mittel das da! (auf den Secretair deutend.) Von nun an bediene ich mich keines andern mehr. — Die Frauen haben ihre Nervenzufälle, es iſt doch nicht mehr als billig, das wir auch etwas haben, das eben ſo gut hilft.

Achter Auftritt.

Sauvigny. Ferdinand.

Sauvigny.

Der verwünſchte Poſtillon! ... So ſpät zu kommen!

Ferdinand.

Was ſehe ich? — Sauvigny! ... Unſer

Verliebter aus Havre! — Mein alter Schulcamerad!

Sauvigny.

(Zu ihm eilend.) Mein theurer Ferdinand! — Bist Du denn schon lange hier?

Ferdinand.

Ich? seit ein paar Stunden ... Meine Schweſter erſt ſeit einigen Augenblicken.

Sauvigny.

Und ich war noch nicht da, um ſie willkommen zu heißen, um ſie aus dem Wagen zu heben! — O ich bin in Verzweiflung!

Ferdinand.

Das verlohnte ſich der Mühe!

Sauvigny.

Doch, doch! — Ich hatte meinem Poſtillon ſo dringend anbefohlen ſchnell zu fahren, daß er uns umgeworfen hat ... Ein zerbrochenes Rad, ein Pferd, daß den Hals brach, zwei Stunden Aufenthalt — iſt das nicht des Unglücks genug.

Ferdinand.

Ja, für das arme Pferd.

Sauvigny.

Nein, für mich, mein Freund, für mich, der sich's vergenommen hatte, eher hier zu seyn, als Frau von Varennes. — Ich habe so wenig Gelegenheit ihr meine Liebe zu beweisen, es wird ihr so schwer daran zu glauben!

Ferdinand.

Ganz und gar nicht! — Meine Schwester ist davon überzeugt, daß Du sie anbetest . . . ich habe es ihr gesagt, und sie hat Vertrauen auf mich!

Sauvigny.

Warum entschließt sie sich denn da aber nicht, wenn ich ihr meine Hand und mein Vermogen anbiete?

Ferdinand.

Warum? — Weil sie mit ihrem ersten Manne, der sie auch anbetete, sehr unglücklich gelebt, und daher gewaltiges Mißtrauen gegen heftige Leidenschaften und ihre Dauer bekommen hat. — Sie fürchtet, Du könntest Dich auch ändern.

Sauvigny.

(Glühend.) Ich! mich ändern? — da sieht man gleich, daß sie mich noch nicht kennt! —

Ich ändere mich nie. Liebe ich, ſo liebe ich für Zeit und Ewigkeit, — und ich habe nie Jemand geliebt, als Deine Schweſter — ſie iſt die einzige.

Ferdinand.

(Kalt.) Ich will's wünſchen.

Sauvigny.

(Wie oben.) Ich habe es ihr geſagt, habe es ihr geſchworen, und dabei bleibt's.

Ferdinand.

Du ſagſt mir das, mir! ... was kann mir das helfen? — Du biſt ein braver Junge — weiter braucht's nichts zu einem Schwager, und meine Schweſter wird Dich heirathen.

Sauvigny.

Du glaubſt es?

Ferdinand.

Ich ſtehe Dir dafür! — Und wenn ſie zu ſehr mit ihrem Entſchluſſe dazu zögerte, will ich Dich ein Mittel lehren ...

Sauvigny.

Ein Mittel?

mit Lasterhaften denselben Kerker theilen soll — so daß ich schon gezweifelt habe, ob ein gerechter Gott im Himmel sey — das, mein Herr, ist eine Schärfung meiner Strafe, welche jede Höllenmarter übersteigt. Ich flehe nur um ein einsames Gefängniß, sey es noch so tief, noch so sehr voll Leichenduft. Ich werde dulden und nicht wieder mit dem Schöpfer rechten."

Der Richter wandte sich ab, um eine Rührung zu verbergen, welche mit seinem traurigen Amte unvereinbar war. Leise ertheilte er Befehle. Nanny bekam ein helles freundliches Gemach. Auf dem tannenen Tische lag das Evangelium Johannis. An der Wand in einer Blende stand das Bild des Erlösers und Nanny fühlte in sich die Kraft, auch das Schrecklichste zu tragen.

Der Tag des Gerichtes erschien. Halb Paris war vor den Schranken. Ernst und schweigend saßen die Blutrichter in ihren rothen Talaren auf der Estrade. Still war es, nur die Feder des Gerichtsschreibers hörte man laufen.

Die Anklage wurde verlesen. Sie sprach dawider leise, aber mit Ruhe und Würde. Es war wenig, was sie sagte. Nur Grausamkeit konnte die Wahrheit der Unschuld verkennen. Ihr Vertheidiger, von der leidenden Schönheit seiner Clientin erhoben, sprach mit Begeisterung und

Ferdinand.

Ein Mittel, das ich so eben entdeckt habe, und das von unfehlbarer Wirkung bei den Frauen ist.

Sauvigny.

O geschwind, geschwind!

Ferdinand.

Ja, siehst Du, man muß das Mittelchen mit Vorsicht gebrauchen. Nun könnte ich Dir wohl mein Recept geben, aber erst, wenn ich mich selbst dessen bedient habe. Denn es ist doch nicht mehr als billig, daß der erste Vortheil dem Erfinder zu Gute kommt.

Sauvigny.

Nicht mehr, als billig. — Aber nachher versprichst Du mir's?

Ferdinand.

Unter einer Bedingung.

Sauvigny.

Ich nehme sie im Voraus an.

Ferdinand.

Du mußt mir eine Gefälligkeit erzeigen.

Sauvigny.

Brauchſt Du Geld? — meine Börſe iſt zu Deinen Dienſten.

Ferdinand.

O bewahre.

Sauvigny.

Eine Anweiſung an meinen Caſſier? (geht an den Tiſch.) Schwäger machen keine Umſtände mit einander.

Ferdinand.

Jetzt wenigſtens iſt davon nicht die Rede — ſpäterhin ſchlage ich's vielleicht nicht ab. — In dieſem Augenblicke jedoch genirt mich das nicht — ſondern ein Ehemann.

Sauvigny.

Ein Ehemann?

Ferdinand.

Den ich forthaben muß, und dabei rechne ich auf Dich.

Sauvigny.

Auf mich? und ich habe noch nicht einmal Deine Schweſter geſehen?

Ferdinand.

Sie iſt noch bei der Toilette, und kann Dich nicht annehmen ... und übrigens ſoll's auch nicht gerade im Augenblicke ſeyn ... ſpäterhin, ... um 4 Uhr ſollſt Du mir ihn fortſchaffen.

Sauvigny.

Und wohin denn?

Ferdinand.

Wohin Du willſt. — Du kannſt mit ihm die Quais, die Kathedrale beſehen, Aepfelgelée von Rouen kaufen — das iſt Deine Sache.

Sauvigny.

Aber ich kenne den Mann ja nicht einmal.

Ferdinand.

Was thut das? — Alle Ehemänner ſehen ſich einander ähnlich — und dieſer hat noch dazu den Vorzug — daß er ein Notar iſt. Man kann Stunden lang mit ihm von Käufen und Verkäufen, Scheidungen, Teſtamenten, kurz von den aller intereſſanteſten Sachen ſprechen. — Still, da iſt er ſchon!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Bonnivet.

Bonnivet.

(Trägt mehrere Pakete.) Mein Frauchen und mein kleines Töchterchen werden zufrieden ſeyn — denn ich habe ihnen da zwei allerliebſte Kleiderchen ausgeſucht. (Er grüßt Ferdinand, geht dann vor und erblickt Sauvigny.) Mein Gott! — was ſehe ich!

Sauvigny.

(Auf ihn zu eilend.) Herr Bonnivet!

Ferdinand.

Du kennſt ihn?

Sauvigny.

Ja, ja, ... mein Freund!

Bonnivet.

Sie! — den ich für todt hielt!

Ferdinand.

Wie denn ſo?

Bonnivet.

Ihr Brief — Ihr Verſchwinden in Bagneres ...

Sauvigny.

Mein Herr —

Bonnivet.

Es war alſo nicht wahr? — Sie leben noch? — Nun, das freut mich außerordentlich! ... denn ich hatte Sie von ganzem Herzen lieb, und es iſt mir ein wahres Vergnügen, Sie ſo unverhofft wieder zu finden.

Ferdinand.

O! das iſt allerliebſt — Sie kennen ſich alſo ſchon! — (leiſe zu Sauvigny) Du kannſt ihn ja jetzt ſo weit mit Dir fortnehmen, als Du nur willſt. — Um 4 Uhr, vergiß nicht! — (Laut.) Adieu, adieu! ich will jetzt Deine Geſchäfte beſorgen — vergiß Du die meinigen nicht.

(Geht in das Zimmer links ab.)

Zehnter Auftritt.

Bonnivet. Sauvigny.

Bonnivet.

Laſſen Sie ſich doch noch einmal anſehen! ... Wie haben wir alle in Bagneres gewaltige Thränen um Sie vergoſſen! — Die dortige Zeitung hatte ja ihren Selbſtmord ſchwarz auf weiß abgedruckt! — Nein, das iſt ein Wunder, das man überall laut ausposaunen muß!

Sauvigny.

Im Gegentheil! im Gegentheil! — ich bitte Sie dringendſt, von dieſem ganzen Vorfalle nicht mehr zu ſprechen ... beſonders hier nicht.

Bonnivet.

Warum denn nicht? — ein Selbſtmord aus Liebe!

Sauvigny.

Eben deßwegen — das könnte mir Nachtheil bringen — meine Heirath ſcheitern laſſen.

Bonnivet.

Wie denn ſo?

Sauvigny.

Sie ſind ein redlicher Mann — ein verſchwiegener?

Bonnivet.

Ein Notar! — das gehört ja zu meinem Berufe.

Sauvigny.

Man kann ſich Ihnen alſo anvertrauen, und überdieß haben Sie mir auch immer ſo viele Freundſchaft gezeigt ... (nach einer Pauſe.) So erfahren Sie denn, daß, als ich mit Ihnen in Bagneres zuſammen war, ich an einem Nervenübel litt, welches mir eine ſolche Reizbarkeit des Gefühls verurſachte, daß ich in alle Frauen verliebt war — beſonders in eine.

Bonnivet.

In die ſchöne Engländerin?

Sauvigny.

Nein.

Bonnivet.

Ach ja, in die Frau des Badearztes?

Sauvigny.

Bewahre.

Bonnivet.

Nun, in wen denn?

Sauvigny.

Das gehört nicht zur Sache.

Bonnivet.

Ach, jetzt besinne ich mich — in die hübsche Comtesse?

Sauvigny.

Meinetwegen, wenn Sie wollen. — Sie war so unerbittlich und hart, und behandelte mich mit solcher Grausamkeit, daß ich, fortgerissen vom Wahnsinn und Paroxismus der Leidenschaft, und vielleicht auch in Folge der Nervenkrankheit, von der ich Ihnen eben erzählte, den Entschluß gefaßt hatte, meinem Leben ein Ende zu machen. — Ja, ja, fest und zuverlässig. — Ich griff die Sache ganz offen an... und die Todesart, die ich mir als diejenige ausgesucht hatte, die mit dem Zustande meiner Ideen in der meisten Harmonie stand, war die, mich in einen der Abgründe zu stürzen, die in den Pyrenäen so häufig sind. — Es lag so etwas Grandioses darin!

Bonnivet.

Ja, in der Tollheit ...

Sauvigny.

Kann seyn! — Nachdem ich also an meinen Bedienten einen Brief zurückgelassen, worin ich ihm meine Sachen geschenkt, und gebeten hatte, daß sich Niemand meinetwegen in Unruhe setzen solle ... ging ich stracks an den bestimmten Ort. — Es war früh Morgens ... schon im Gehen ward ich etwas ruhiger ... ich erkältete mich sogar ... ich mußte bis an die Knöchel im Schnee waden, und dazu blies noch der Wind ganz teufelmäßig. — Als ich nun aber an Rande des Abgrundes angelangt war, und dessen furchtbare Tiefe maß, ergriff mich ein so unwillkürlicher Schauer, daß ich ein paar Schritte zurücktreten mußte. — Bald schämte ich mich jedoch meiner Furcht, und ging wieder hinzu — aber von neuem fühlte ich, wie mir schwach zu Muthe ward, wie mir die Augen vergingen. — Ich trat wieder zurück. —

Bonnivet.

Wie? zum Zweitenmale?

Sauvigny.

O! Sie hätten schon das Erstemal nicht

hingesehen! — Endlich aber faßte ich mich doch wieder, und nahm eben einen Anlauf, um mich mit geschlossenen Augen hinabzustürzen, als ich auf einmal in dem Gebirge einen furchtbaren Lärmen hörte. — Rathen Sie einmal, was es war?

Bonnivet.

Eine Lavine?

Sauvigny.

Nein! — Alfred d'Avernais, einer meiner Freunde, und einige Bekannte von ihm, Künstler, Maler, waren dort auf der Gemsenjagd. — Sie lachten so laut, und waren von einer solchen tollen Lustigkeit besessen, daß ich's gar nicht wagte, ihnen meine Geschichte zu erzählen, weil sie mich ausgelacht haben würden ... Als sie nun alle aus einer Kehle zu schreien anfingen: komm' mit! komm' mit! so dachte ich bei mir selbst: ich kann mich ja zu Mittage eben so gut um's Leben bringen, als jetzt am frühen Morgen, und es wird mir am Ende dann noch wärmer dabei seyn. Da ging ich denn mit, und so jagten wir nach den Gemsen, kletterten in den Bergen umher, ich verlor meinen Hut, mein Schnupftuch, und kam endlich ganz zerschlagen und hungrig wie ein Wolf auf dem Rendezvous an.

Wahrheit. Die Zuschauer weinten. Sie selbst war ruhig, bemerkte aber unter den Geschwornen, nicht ohne Schauder, einige Gaunergesichter, Creaturen des Finanzpächters.

Das Geschworengericht entfernte sich. Eine Todtenstille voll banger Erwartung herrschte in dem mit Menschen überfüllten Saal. Es kam zurück — und düster und ernst sprach der Präsident der Jury mit aufgehobenen Fingern über die Unglückliche sein gehaltschweres **Schuldig.**

Die Zuschauer murrten. Es war auf die Stille das werdende Geräusch im Volke wie ein fern heranziehendes Gewitter.

Noch einmal wurde es still. Der Präsident des Criminalgerichts sprach das Urtheil — die überführte Diebin zur Strafe des Stranges.

Nanny sagte nach der ersten unwillkührlichen Erschütterung: „Meine Mitbürger sprachen mich frei, mein Gott weiß mich unschuldig — das ist mir genug, ich folge zum Tode."

Nur mit gewaffneter Hand konnte man dem Volke das Schlachtopfer der Chikane entreißen. Man fürchtete einen neuen Aufstand, deshalb beschloß die Regierung das Urtheil heimlich zu vollstrecken.

Die Nacht brachte sie mit ihrem Beichtvater zu, einem würdigen Greise, welcher ihre schon

Bonnivet.

Sie hatten Hunger?

Sauvigny.

Rasenden! — So einen ächten Jägerappetit, oder vielmehr einen Appetit, wie Einer, der wieder aus dem Grabe erwacht, — denn ich hatte die Hauptsache ganz und gar vergessen... Ich dachte gar nicht mehr an meinen Abgrund, sondern nur ungefähr so: Der Zufall hat dir vergönnt noch drei und eine halbe Stunde zu leben... so wird's denn auch wohl noch vier, fünf, zwölf Stunden und so weiter möglich werden — In solchen Dingen kommt's nur auf den ersten Schritt an. — Das war so mein Raisonnement; unstreitig das klügste, das ich je zu meinem Besten angestellt habe. — Das schwerste aber dabei war nicht das, wieder in's Leben, sondern wieder nach Bagneres zurückzukommen! — Sich den Späßen und Witzen, und Neckereien auszusetzen? — Die Zeitung Lügen zu strafen? — Und wie sollte ich denn nun lebendig wieder der Geliebten unter die Augen treten? — Das war ja ganz unmöglich!... Ich faßte daher einen raschen Entschluß, setzte mich auf den Postwagen, der nach Tarbes ging, kam wieder nach Paris, und begab mich von da nach Havre — wo mein Vater mir seine Handlung abtrat. — Seitdem habe ich nun mit nichts, als mit

Zucker, Kaffee, Baumwolle und dergleichen zu thun gehabt — o! ich bin ſo beſchäftigt geweſen ...

Bonnivet.

Daß Sie keinen Augenblick Zeit gefunden haben, ſich umzubringen.

Sauvigny.

Wahrhaftig! — Und dabei habe ich auch recht gute Geſchäfte gemacht — mir viel Geld verdient — was doch immer etwas vom Sterben abzieht, und andere Gedanken giebt — ſo Heirathsgedanken.

Bonnivet.

Verſtehe — Sie wollen jetzt Ihr Vermögen Ihrer ehemaligen Flamme zu Füßen legen.

Sauvigny.

Nein ... einer andern.

Bonnivet.

(Lacht.) So? — und dieſe Liebe, für die Ewigkeit? ...

Sauvigny.

Exiſtirt noch ... glühender, wüthender noch, wenn's möglich wäre. — Es iſt immer noch

dieſelbe Leidenſchaft — ſie hat nur den Gegenſtand verändert.

Bonnivet.

Der Phönix alſo, der wieder aus der Aſche erſteht.

Sauvigny.

Ganz recht! — Hören Sie nur! Eine allerliebſte, anbetenswürdige Wittwe — aber unerachtet meiner Liebe habe ich noch kein beſtimmtes Verſprechen von ihr erhalten können — ſie zweifelt noch an mir und meiner Beſtändigkeit.

Bonnivet.

(Kalt.) Was für ein himmelſchreiendes Unrecht!

Sauvygni.

Und da ſie nun hier iſt, hier in dieſem Hotel, und einen oder zwei Tage hier bleibt, ſo ſehen Sie ſelbſt, daß wenn Sie zufällig von der fatalen Geſchichte in Bagneres in ihrer Gegenwart ſprächen, ſo ...

Bonnivet.

Armer junger Mann! ... Seyn Sie ganz ruhig, ich werde Sie nicht verrathen, und wenn ich Ihnen im Gegentheil behilflich ſeyn kann ...

Sauvigny.

O, allzuviel Güte, allzuviel Großmuth!... Nach dem, was ich gethan habe! — Ich fühle wahrhaft Gewiſſensbiſſe ... denn, wenn Sie wüßten —

Bonnivet.

Was denn?

Sauvigny.

(Sieht die Thür links ſich öffnen.)

Nichts ... Da kommt meine Geliebte mit ihrem Bruder.

Bonnivet.

Hortenſe von Varennes?

Sauvigny.

Sie kennen ſie?

Bonnivet.

Sie iſt die intimſte Freundin meiner Frau.

Sauvigny.

(Voll Schrecken.) Ihrer Frau!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Hortenſe. Ferdinand.
(Letztere von links.)

Hortenſe.

(Grüßend.) Herr von Sauvigny, ich erfuhr ſo eben Ihre Ankunft, und erwartete Ihren Beſuch.

Sauvigny.

(Unruhig.) Gnädige Frau, ich wußte nicht ob Sie zu ſprechen waren — und dann fand ich auch hier einen Freund — einen wahren Freund ...

Hortenſe.

(Lächelnd.) Sie haben deren ſehr viele; denn auch mein Bruder führt Ihre Sache ſeit einer halben Stunde mit ſo viel Wärme ...

Ferdinand.

(Zu Sauvigny.) Ich hielt mein Verſprechen, ... halte Du das Deine.

Hortenſe.

Was denn?

Sauvigny.

O nichts ... Er hat Ihnen alſo geſagt, daß meine Liebe, meine Zärtlichkeit, meine Treue ... die, ich ſchwöre es Ihnen, ewig ſeyn wird ...

Hortenſe.

Aber mein Gott, warum ſind Sie denn nur ſo ergriffen?

Sauvigny.

Wenn ich Sie ſehe — und dann befinde ich mich noch überdieß in einer Lage ...

Bonnivet.

(Wortretend.) Die ſo peinlich iſt ...

Hortenſe.

(Ihn erblickend.) Ah, ſieh da, Herr Bonnivet? — Wo iſt denn unſere liebe Clotilde?

Bonnivet.

Wahrſcheinlich auf ihrem Zimmer.

Hortenſe.

(Zu Sauvigny.) Ich werde Sie ihr vorſtellen; meiner beßten Freundin!

Sauvigny.

O du mein Gott! (Leiſe zu Bonnivet.) Es iſt um mich geſchehen! — Die Ueberraſchung, ihr Schrecken ...

Bonnivet.

Das läßt ſich denken.

Hortenſe.

(Zwiſchen Bonnivet und Sauvigny tretend und letzterm die Hand reichend.)

Kommen Sie.

Sauvigny.

Verzeihen Sie... ein dringendes Geſchäft... von dem ich mit Herrn Bonnivet ſprach, und womit dieſer die Güte haben wollte ſich zu beläſtigen ...

Ferdinand.

(Leiſe zu Sauvigny.) Gut, gut!

Sauvigny.

Wir müſſen beide zu einem hieſigen Notar gehen ...

Ferdinand.

(Wie oben.) Vortrefflich!

Sauvigny.

Der seine Expedition immer zeitig zu schlie-
ßen pflegt ...

Ferdinand.

Und eben wird die Uhr vier schlagen.

Bonnivet.

(Nimmt seinen Hut.) Ich stehe zu Befehl.

Ferdinand.

(Für sich.) Der prächtige Mensch!

Sauvigny.

(Zu Hortensen.) Sie zürnen mir doch deß-
halb nicht?

Hortense.

Daß Sie für Ihre Geschäfte sorgen? —
im Gegentheil! — das heißt wie ein vernünfti-
ger und anstelliger Mensch handeln. — Uebri-
gens habe auch ich einige Einkäufe bei Cadot-
Anquetin zu machen — Sie können mich bis
dahin begleiten — dann lasse ich Sie bei Herrn
Bonnivet, dessen Unterricht Ihnen nur in jeder
Hinsicht nützlich seyn kann ... und dann zu

Tiſche — denn wir diniren doch wohl alle hier zuſammen mit Herrn Bonnivet und ſeiner Frau?

Sauvigny.

O ja! (Für ſich.) Glücklicherweiſe werden wir ſie bis dahin prevenirt haben.

Hortenſe.

Nun, ſo kommen Sie!
(Sie gehen ſämmtlich zur Mitte ab bis auf Ferdinand.)

Zwölfter Auftritt.

Ferdinand, allein.

Endlich ſind ſie alle drei fort, ich bleibe Herr hier, und bin ganz allein auf dieſer Seite des Hotels. — Allein mit ihr! — Dießmal muß ſie mich wohl anhören, denn endlich muß ich mich doch einmal gegen ſie ausſprechen ... Vor allem aber Vorſicht! und damit uns der Feind nicht etwa überraſche, wollen wir ihn hindern bis zu uns zu gelangen ... (zeigt auf die Mittelthür.) Von außen her kann man nur durch dieſe Thür hereinkommen ... und wenn man den Riegel vorſchiebt, ſo ... (er thut es, und bemerkt zugleich Clotilden, die rechts eintritt.) Sie iſt es! — Es war die höchſte Zeit!

Dreizehnter Auftritt.

Clotilde, von rechts kommend.
Ferdinand, im Hintergrunde.

Clotilde.

(Ohne ihn zu ſehen.) Es hat 4 Uhr geſchlagen ... zum Glück iſt mein Mann noch nicht wieder zu Hauſe. — Ich halte mich kaum aufrecht! — Ach! was ich für eine Furcht habe! (Sie geht nach links, wendet ſich dabei und erblickt Ferdinand.) Da iſt er!

Ferdinand.

(Zu ihr, ſich nahend.) O! wie gütig Sie ſind! — Laſſen Sie mich zu Ihren Füßen ſinken, und Sie wie meinen Schutzengel verehren. — O, gnädige Frau, Sie retten einem Unglücklichen das Leben!

Clotilde.

(Unbefangen.) O ja, es geſchieht auch nur, um Ihnen das Leben zu retten .... denn ſonſt ....

Ferdinand.

Ich wage es noch gar nicht, an ein ſo großes Glück zu glauben ... und doch ſehe ich Sie hier,

dem Himmel entgegen gereifte Seele in dem Glauben an Gottes Güte und Gerechtigkeit bis in den letzten Augenblick erhielt.

Im innern Hofe der Bastille war am folgenden Morgen ein Sandhaufen aufgeschüttet. Zwei Henkersknechte standen dort mit aufgestreiften Armen und hielten einen Strang zum Erdrosseln bereit.

Dort wurde sie hingeführt. In dem Augenblick, wo man ihr die Schnur um den Hals legen wollte, wurde sie ohnmächtig, man eilte, und schnell war das Urtheil an einer schon Entseelten vollstreckt.

Noch mit Thränen im Auge heftig erschüttert von dieser Todesart eines so edlen Mädchens, kam ihr Beichtvater, Pater Antoine, zu seinem jüngern Stiefbruder, einem Wundarzt in der Vorstadt Saint Germain.

Erschöpft warf er sich auf einen Sessel. Es bedurfte einiger Minuten der Erholung, ehe er das rührend Schauderhafte, dessen Zeuge er gewesen war, mit aller Wehmuth des ersten Eindrucks zu erzählen vermochte.

Der junge Mann von der einnehmendsten Gesichtsbildung, aber blaß und nicht ohne einen

in meiner Nähe, wir ſind allein, und ich kann Ihnen ſagen, daß ich Sie liebe, daß ich nicht ohne Sie leben kann!

Clotilde.

Sprechen Sie doch leiſer — Ihre Schweſter —

Ferdinand.

Ich habe ſie entfernt.

Clotilde.

Aber mein Mann?

Ferdinand.

Iſt in ſichern Händen.

Clotilde.

(Erſchrocken.) Mein Gott!

Ferdinand.

(Sie zurückhaltend.) Sie haben mir verſprochen, mich anzuhören.

Clotilde.

Was thue ich denn ſonſt?

Ferdinand.

O ja, das ist sehr viel — in der That sehr viel! Aber genügt es denn, mich anzuhören, wenn Sie durchaus nicht verstehen wollen, was alles in der Tiefe meiner Seele vorgeht? — Und um dieses zu können, müssen Sie Ihre Blicke nicht so von mir abwenden ... O, ich flehe darum! (Nähert sich noch mehr.)

Clotilde.

(Will sich entfernen.) Mein Herr! — mein Herr! — halten Sie so Ihr Versprechen? — Oh! ich erinnere mich seiner recht wohl! — Sie haben geschworen, daß die Vernunft ...

Ferdinand.

Vernunft! Vernunft! — Was kann die noch für Gewalt über einen Menschen haben, der sich selbst nicht mehr kennt? ... dessen Gemüth der furchtbarsten Verzweiflung Preis gegeben ist?

Clotilde.

(Für sich, voll Schrecken.) Ach! du mein Gott! — (Laut.) O es sollte mir gewiß ungemein leid thun, wenn ich an irgend eines Menschen Unglück Schuld wäre. — Sie sehen es ja selbst! — Aber dann müssen auch Sie mir ein wenig mit

helfen, und sein vernünftig seyn ... denn heute Morgens verlangten Sie ja doch eigentlich nur gerade so viel, als Sie bedurften, um leben zu können.

Ferdinand.

Und was würde mir eine solche ärmliche Gabe helfen? — noch um ein paar Tage meine Existenz zu verlängern.

Clotilde.

Was sagen Sie?

Ferdinand.

Daß ich nicht vor Ihren Augen gestorben seyn würde — daß Sie sich einen solchen Anblick erspart haben würden ... weiter nichts! — (Außer sich.) Aber morgen, gnädige Frau, — morgen werden wir getrennt seyn! — Morgen reisen Sie ab.

Clotilde.

Ganz gewiß. — Ja selbst noch heute womöglich.

Ferdinand.

(Wahnsinnig.) Und ich soll leben!

Clotilde.

Nun denn — ja, ja, — ich will morgen nicht abreiſen! — ich verſpreche es Ihnen.

Ferdinand.

(Athem ſchöpfend.) Ha!

Clotilde.

(Für ſich.) Iſt das nicht ein Elend! — Es bringt ihn um's Leben! — Ja, ja, ſolchen Sachen ſetzt man ſich aus, wenn man ein menſchliches Herz hat!

Ferdinand.

O! gnädige Frau! wenn meine Stimme endlich Ihr Herz rührte, wenn Sie Mitleid mit einem Unglücklichen haben, ſo beweiſen Sie mir es durch einen Blick des Wohlwollens — einen einzigen Blick! — oder ich vergehe vor Ihren Augen — ja, vor Ihren Augen!

Clotilde.

(Für ſich.) Es iſt entſetzlich! (ſie ſieht ihn nach einer kleinen Pauſe mild und gütig an, dann plötzlich wieder für ſich.) Ja, das folgt daraus! — (Sie faßt ſich ein Herz und tritt Ferdinand näher.) Jetzt werden Sie mir aber doch wenigſtens heilig

verſprechen, Ihre abſcheulichen Vorſätze aufzugeben?

Ferdinand.

Damit ich das könne, ſo laſſen Sie mich auf dieſe Hand, in die ich dann dieſes Verſprechen niederlegen will — wenigſtens einen Kuß drücken — nur einen — oder ich ſterbe zu Ihren Füßen!

Clotilde.

(Für ſich.) Immer noch nicht genug? — Aber ich erlebe ſonſt noch das größte Unglück! (Laut, indem ſie ihm die Hand hinſtreckt und ſie ſich küſſen läßt.) Da! — (Für ſich.) Was man nicht alles aus Menſchenliebe thun muß!

Ferdinand.

(Er ſtürzt zu ihren Füßen.) O welches Entzücken! — Nein, ich laſſe ſie nicht, dieſe Hand! — ich kann ſie nicht laſſen — ...

Clotilde.

(Wehrt ſich, und weiſt ihn zurück.)

Mein Herr! — was thun Sie! — ſtehen Sie auf! (Man hört an der Thüre klopfen.) Um des Himmels Willen! man klopft!

Bonnivet.

(Draußen.) Clotildchen, mach auf!

Clotilde.

Es iſt mein Mann!

Ferdinand.

(Für ſich.) Wie, zum Henker, hat ihn denn Sauvigny entwiſchen laſſen?

Clotilde.

(Leiſe.) Gehen Sie!. Um Gotteswillen, gehen Sie!

Ferdinand.

(Eben ſo.) Unter der Bedingung, daß wir, ſo bald er wieder fort iſt, auch unſere Unterredung wieder fortſetzen. — Verſprechen Sie mir dieß?

Clotilde.

Ja — ja, ja! Alles, was Sie wollen, wenn Sie nur augenblicklich gehen.

Ferdinand.

(Während noch geklopft wird.) Und wo hinaus denn? ... Ah! in meiner Schweſter Zimmer! — das iſt ein ſicheres Aſyl.

Clotilde.

(Als sie sieht, daß er dahin geht.) Und kommen Sie ja nicht heraus, was auch geschehen möge! — Ich beschwöre Sie! — Nun muß ich nur dort aufmachen. — Ach du mein Gott, was das für Mühe kostet, einem Menschen das Leben zu retten! (Sie öffnet die Mittelthür.)

Vierzehnter Auftritt.

Bonnivet. Clotilde.

Bonnivet.

O verzeihe, mein Liebchen, daß ich Dich gestört habe.

Clotilde.

(Für sich.) Er bittet mich noch um Verzeihung!

Bonnivet.

Du warst gewiß auf Deiner Stube und hörtest mich nicht.

Clotilde.

(Unruhig.) Ganz recht! ... deßhalb mußtest Du so lange warten.

Bonnivet.

Hat nichts zu bedeuten — wenigſtens für mich nicht ... aber ich bin nicht allein zurückgekommen. (Für ſich.) Ich muß ſo einige redneriſche Vorſichtsmaßregeln brauchen. (Laut.) Es iſt noch Jemand bei mir, da draußen, für den die Augenblicke allerdings ſehr koſtbar ſind.

Clotilde.

Und wer denn?

Bonnivet.

Jemand, den Du gewiß nicht wieder zu ſehen erwarteteſt, und der doch ſehnlich wünſcht, ſich Dir vorſtellen zu dürfen.

Clotilde.

Und weßhalb?

Bonnivet.

Um Dich um eine Gnade zu bitten, die Du ihm gewiß nicht abſchlagen wirſt.

Clotilde.

Ach du mein Gott! Haben denn jetzt alle Leute etwas zu bitten! — Nun, ſo mag er denn kommen ... aber geſchwind!

Bonnivet.

Unter der Bedingung, daß Du nicht erſchrickſt.

Clotilde.

Du erſchreckſt mich ſelbſt!

Bonnivet.

Daß Du keinen Schreckensſchrei ausſtößt.

Clotilde.

Aber, mein Himmel, wer iſt es denn? ... (Sie erblickt Sauvigny, der eintritt, und ſtößt einen Schrei aus.) Ah! (Bonnivet ſtützt ſie.)

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Sauvigny.

Sauvigny.

Gnädige Frau! ...

Clotilde.

Was ſehe ich! ...

Bonnivet.

Sagte ich Dir's nicht!?

Clotilde.

Iſt es ein Traum?

Bonnivet.

Nein, nein! vollkommene Wahrheit!

Clotilde.

Ich kann es nicht glauben!

Sauvigny.

Ja, ich bin es, gnädige Frau, ich ſelbſt!

Clotilde.

Unmöglich!

Sauvigny.

Ich will auf der Stelle des Todes ſeyn, wenn ich nicht lebendig bin!

Clotilde.

(Voll Unruhe.) Alſo doch Sie! — Und Sie exiſtiren noch?

scharfgezeichneten Zug einer düstern Schwermuth in seinen dunkel glühenden Augen, hörte mit einer stillen Theilnahme auf die Rede seines Bruders. Ihm selbst war die Welt mit ihrem Jagen und Treiben schon seit einigen Jahren nichts mehr als eine Einöde gewesen. Das wußte jeder, daß ein tiefer Gram an den Lebenskeimen des jungen Mannes nage, doch welcher Gram, das wußte keiner, weil er kalt verschlossen nur allein mit Liebe und Theilnahme seinen traurigen Berufsgeschäften oblag, sonst aber alles, was tausend Zungen der neugierigen Pariser auf einige Tage in Bewegung setzte, unbemerkt an sich vorüber gleiten ließ.

So war denn auch Nanny's Proceß von ihm unbeachtet geblieben, und er hörte, vorbereitet durch das rührende Ende derselben, ihre Geschichte mit immer steigendem Interesse.

Seine Wangen färbten sich höher, fieberhaft schlug sein Puls, da konnte er die innere Bewegung länger nicht bergen; er umarmte seinen Bruder heftig mit dem Ausruf: „Gott, wenn sie unschuldig wäre!"

„Das ist sie gewiß" — sagte dieser nach einer trüben Pause des Nachdenkens — „ganz Paris achtet sie dafür."

„Paris? — o mein Freund, Paris hat

Sauvigny.

(Verschämt und stotternd.) Ich ... ich würde es vergebens zu leugnen versuchen.

Bonnivet.

Er befindet sich sogar recht sehr wohl!

Clotilde.

(Mit dem Tone des Vorwurfs.) Aber warum sind Sie denn nicht gestorben?

Sauvigny.

O! ich bitte deßhalb tausendmal um Verzeihung ... es ist aber nicht meine Schuld!

Bonnivet.

Ja, ja, Du sollst alles erfahren — wir wollen Dir das alles haarklein erzählen ... es wird Dir Spaß machen ... denn ich habe selbst heut' früh darüber herzlich lachen müssen.

Sauvigny.

(Bittend.) Herr Bonnivet!

Bonnivet.

(Schnell.) Ja, Sie haben Recht — deßhalb sind wir nicht hieher gekommen. — Es

handelt ſich in dieſem Augenblicke darum, ihm das Leben zu retten.

Clotilde.

(Erſtaunt.) Noch einmal!

Bonnivet.

(Lebhaft.) Es iſt eine Dame hier, die er liebt, und die er heirathen will.

Clotilde.

(Beleidigt.) Er! O mein Gott!

Sauvigny.

(Mit niedergeſchlagenen Augen.) Ach ja!

Bonnivet.

Deine liebe Freundin Hortenſe, Frau von Varennes.

Clotilde.

(Beſtürzt.) Mein Himmel! — Der Anbeter — der junge Mann aus Havre, von dem ſie mir heute früh erzählte?

Bonnivet.

Iſt er.

Clotilde.

Der Liebhaber, an dem sie nur seine allzuheftige Leidenschaft tadelte?

Bonnivet.

Ist er.

Clotilde.

Dieses Herz, daß noch Niemand geliebt hätte, als sie, und sie ewig lieben müßte?

Bonnivet.

Ist er.

Clotilde.

Abscheulich! — sie soll alles erfahren — soll endlich Wahrheit hören ...

Bonnivet.

Das ist gerade das, was man nicht thun muß.

Sauvigny.

Ja, gnädige Frau, ich beschwöre Sie ...

Bonnivet.

Wir bitten Dich dringendst, Dein Mäulchen zu halten.

Clotilde.

Ich sollte meine beßte Freundin betrügen lassen?

Bonnivet.

Aber er betrügt sie ja gar nicht — er liebt sie wirklich — er ist ganz wahnsinnig darüber.

Clotilde.

(Zögernd.) Und die andere ... die Person aus Bagneres? ...

Bonnivet.

Die liebt er nicht mehr ... die hat er nie geliebt ... er hat mir's selbst gesagt ... nicht wahr?

Sauvigny.

(Schnell.) Nein, das habe ich nicht gesagt.

Bonnivet.

Nun, so etwas Aehnliches.

Sauvigny.

Ich habe Ihnen gestanden, daß jene Dame meiner innigsten Zärtlichkeit werth war, und daß ich sie wirklich angebetet habe ...

Bonnivet.

Nun ja doch, ... eines ſchönen Morgens ... und dann nicht mehr ... Er macht ſich da ſelbſt ſtrafbarer, als er wirklich iſt! ... So ein Jugend-Abentheuerchen, eine Laune, ein Späßchen ...

Clotilde.

Ein Späßchen ... und wollte ſich umbringen!

Sauvigny.

Ja, gnädige Frau, dazu war ich feſt entſchloſſen, das ſchwöre ich Ihnen, und die einzige Rückſicht, die mich daran hinderte ...

Bonnivet.

War ein Frühſtück, das man ihm anbot — gute Freunde und ächter Champagner, die ihm zufällig begegneten ... und eine halbe Stunde nachher dachte er nicht mehr daran. — O, er hat mir alles erzählt.

Sauvigny.

Herr Bonnivet! —

Bonnivet.

Und Sie haben ſehr wohl daran gethan ... ich billige das ganz.

Clotilde.

Es iſt abſcheulich! ...

Bonnivet.

Ganz und gar nicht! Und Du hätteſt ſehr Unrecht, wenn Du deßhalb böſe auf ihn wärſt. ... Es giebt ja nichts Einfacheres, nichts Natürlicheres auf der Welt ... ein Menſch, der ſich verſchwört, immer und ewig verliebt zu ſeyn, iſt ein Narr, ein Wahnſinniger, der ſich ſelbſt hintergeht. — Hängt denn das etwa von ihm ſelbſt ab? — iſt er denn Herr darüber? — Es iſt gerade ſo, als ob Jemand ſchwören wollte, ſich immer wohl zu befinden.

Clotilde.

Das kann möglich ſeyn ... aber zu drohen, daß man ſich umbringen will!

Bonnivet.

Ach, geh' doch, geh'! .... glaubſt Du denn etwa an ſo etwas?

Clotilde.

(Auf Sauvigny blickend.) O ja — bis jetzt, glaubte ich daran.

Bonnivet.

(Lachend.) Armes Weibchen!

Clotilde.

Du lachſt mich aus?

Bonnivet.

Verſteht ſich! ... Alle Welt ſagt das, und Niemand thut's! ... Der Herr hier iſt ein neuer Beweis dafür. ... Und der hatte es doch wirklich und ehrlich im Sinne — um wie vielmehr diejenigen, die es gar nicht einmal ſo meinen, und nur Komödie damit ſpielen.

Clotilde.

(Stößt einen Schrei des Unwillens aus.)

Ah!

Bonnivet.

Iſt Dir etwas?

Clotilde.

(Nach links gehend.) Nein — nichts! — (Für ſich.) Und ich, die ſo eben — hier! — (auf die Thür blickend, wo Ferdinand ſich einſchloß. Dann laut.) Das Erſcheinen dieſes Herrn hier hat mir einen ſehr großen Dienſt erzeigt, und

ich will meinen Dank dafür ihm dadurch abstatten, daß ich das Schweigen gelobe, welches er sich erbittet.

Sauvigny.

Ist's möglich!

Bonnivet.

Sagte ich's Ihnen nicht, daß sie die Güte selbst sey.

Clotilde.

(Auf die Thür links sehend.) Ja ... eine Güte ... (Für sich und mit Unwillen.) mit der man nicht ungestraft Scherz getrieben haben soll! — (Laut.) Aber wo bleibt denn Hortense?

Bonnivet.

Wir haben sie beim Einkaufen gelassen.

Clotilde.

(Hat sich an den Tisch gesetzt und schreibt.)

Nun, lieber Mann, da mußt Du machen, daß Du wieder zu ihr kommst, und ihr diese paar Zeilen hier selbst einhändigen oder einhändigen lassen ... (Zu Sauvigny.) Fürchten Sie nichts, mein Herr, ... ich werde Sie nicht verrathen ... im Gegentheil! (Zu Bonnivet.) Die-

ſes Billet muß ihr aber auf der Stelle übergeben werden ... oder wenigſtens noch vor Tiſche.

Bonnivet.

Sey da nur ganz ruhig, Liebchen! ... Es giebt hier ein Modemagazin, womit ſie nothwendiger Weiſe ihren Einkauf beſchließen muß... Dahin will ich gleich einen von den Leuten im Hauſe ſchicken.

Clotilde.

(Uebergiebt ihm den Brief, den ſie verſiegelte.)

Schön, ſchön!

Bonnivet.

Was fangen denn wir aber unterdeß an, bis ſie wieder nach Hauſe kommt? — Wollen wir nicht einen kleinen Spaziergang auf den Quais machen?

Clotilde.

Ich wünſchte, lieber hier zu bleiben.

Bonnivet.

Wie Du willſt, mein Schatz. — Da bleibe ich auch.

Clotilde.

Ach nein, es wäre doch beſſer, Du gingſt noch ein paar Augenblicke aus — machteſt noch ſo einen kleinen Spaziergang.

Bonnivet.

Auch gut, mit meinem lieben Töchterchen ... Es iſt köſtliches Wetter, und die arme kleine Ninie iſt heut' noch gar nicht an die Luft gekommen.

Sauvigny.

(Für ſich.) Mein Gott! ſie will ihn entfernen! ... Es geſchieht doch nicht, um indeß Ferdinand ...?

Bonnivet.

Kommen Sie mit, lieber junger Freund?

Sauvigny.

(Für ſich.) O! der rechtſchaffene Mann! ... wenn ich ihn nur warnen könnte! — (Laut.) Nein, Herr Bonnivet, ich muß danken — ich habe noch Briefe zu ſchreiben, und bleibe alſo hier ... (für ſich) um ſie ſtatt ſeiner zu bewachen.

(Er grüßt und ſchleicht ſich dann in das Cabinet rechts.)

das einfache Landmädchen nicht gesehen, deren schöne Jugend ich einst unter dem duftenden Rebendache aufblühen sah, es war eine schöne Zeit, des Glaubens an weibliche Unschuld. — Sie ist verblüht, Antoine — n'en pensons plus!" — —

„Ach! du redest von deiner Geliebten! — Armer Betrogener! — Wie aber, wenn du selbst dein eigner Betrüger warst? — Denk dir die Möglichkeit, daß Leidenschaft dich verblendete, daß der Elende die Unwahrheit sagte, der böse Schein war nur zu oft ein ungerechter Richter."

„Ha — welch einen Gedanken regst du in mir auf? — er ist die Hyder, welche ich Tag und Nacht vergebens niederkämpfe. — Aber — nein — es war nicht möglich, jener Wüstling trug den Ring — — denselben, den ich ihr schenkte im Augenblick des süßesten Vertrauens. Er kannte meine Rechte nicht, und berühmte sich unter Vielen mit dem Siege über ihre Unschuld — und Antoine und — der Elende starb mit diesem Siege auf der Zunge." —

„Weil du Brausekopf ihn im Duell erstachest — Und ein Ring, wie leicht kann er abhanden kommen?" —

Der junge Mensch stand sinnend eine lange Minute, dann schlug er sich in bitterm Unmuth vor die

Bonnivet.

Nun, adieu, Frauchen!

Clotilde.

(Ihn küssend.) Adieu, mein Freund!

Bonnivet.

Das ist doch hübsch von Dir! — Du hast mich seit langer Zeit nicht so herzlich geküßt!

(Geht durch die Mittelthür ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Clotilde. Ferdinand.

Clotilde.

(Begleitet ihn bis an die Mittelthür und geht dann an die Thüre links.)

Sie können herauskommen ... alle Welt ist fort.

(Sie holt einen Stuhl und ihre Arbeit und setzt sich in die Mitte der Bühne.)

Ferdinand.

O, gnädige Frau, wie lang sind mir diese Minuten des Wartens geworden! — Mein Herz

ſchlug ſo gewaltig ... ich fühlte, wie alle Quellen des Lebens in mir verſiegten ... und noch jetzt halte ich mich kaum aufrecht.

Clotilde.

(Kalt.) Nun denn ... ſo müſſen Sie ſich ſetzen.

Ferdinand.

(Mit Feuer.) Mich ſetzen! ... wenn ich in Ihrer Nähe bin! — wenn ich Sie mit trunkenen Augen betrachte!

Clotilde.

(Sich mit ihrer Arbeit beſchäftigend.)

O, ich ſehe, daß Ihre Kräfte wieder kommen.

Ferdinand.

Sie kommen nur wieder, um mich neuen Qualen Preis zu geben ... mich mehr leiden zu laſſen, als je zuvor.

Clotilde.

(Immer an Tapiſſerie nähend.)

Das wäre ſehr ſchlimm ... denn nach allem, was wir ſchon gethan haben, Sie und ich! — müßte man, wenn's nicht beſſer würde — — darauf verzichten.

Ferdinand.

(Staunend.) Was wollen Sie damit ſagen?

Clotilde.

Daß ich aus Theilnahme an Ihrer Schweſter, die meine beſte Freundin iſt ... deren Bruder zu retten wünſchte.

Ferdinand.

Wie? — alſo nicht um meinetwillen?

Clotilde.

Ganz und gar nicht! — Ich kannte Sie ja gar nicht! ... Sobald es ſich aber um das Leben eines Menſchen handelte ... das Ihre oder jedes andern ... was kommt hier auf die Perſon an? — Es iſt bloß im Allgemeinen eine Sache der Menſchlichkeit.

Ferdinand.

Wie? keine Zuneigung? keine Zärtlichkeit? — Nein, das iſt unmöglich! — Und dieſe Ruhe, dieſes kalte Blut! ... wenn Sie den unglückſeligſten aller Menſchen neben ſich ſehen! ... (Für ſich.) Ha, ha, ich merke es ſchon, ich muß wieder von vorne anfangen .. das kommt dabei heraus, wenn man im beſten Augenblicke

unterbrochen wird. (Laut.) Ja, gnädige Frau! Sie werden mir Gehör ſchenken ... Ihre Augen werden nicht ewig auf Ihre Arbeit geheftet bleiben, auf dieſe Tapiſſerie, die mich zur Verzweiflung bringt ... Sie werden einen Blick des Mitleids auf mich werfen ... oder dieſe Worte, die ich jetzt zu Ihnen ſpreche, werden die letzten ſeyn, die an Ihre Ohren tönen ... und dieſer Balkon, unter dem der Fluß vorüberſtrömt ... dieſer hohe Balkon ... (er macht einige Schritte nach dem Balkon zu, Clotilde bleibt aber ſitzen und rührt ſich nicht. Dann für ſich.) Was! ... ſie bleibt ſitzen? — (Laut.) Dieſer Balkon, von dem ich mich herabſtürzen werde! ... (Für ſich.) Sie hält mich nicht zurück? (Laut und lebhaft, wieder zu ihr tretend.) Nein! — nicht hinter Ihrem Rücken, nicht fern von Ihnen, hier zu Ihren Füßen, will ich ein Daſeyn enden, das keinen Werth für Sie hat.

Clotilde.

(Kalt.) Es würde mir ſehr leid thun; aber ich kann Sie nicht daran hindern.

Ferdinand.

O Grauſame! Sie ſprechen nur ſo, weil Sie wiſſen, daß mein Arm waffenlos iſt, und daß ich kein anderes Hilfsmittel habe, als meine Verzweiflung ... Aber, wenn ich eine Waffe finden könnte! ...

Clotilde.

Wenn's weiter nichts ist, mein Herr! (sie macht den Schlüssel von ihrem Gürtel los.) Da!

Ferdinand.

Was soll das?

Clotilde.

Schließen Sie mein Bureau dort auf. (Als sie sieht, daß er zögert.) Machen Sie nur auf... Sie werden ein Kästchen darin finden.

Ferdinand.

(Für sich.) Mein Himmel! (Laut.) Wo denn?

Clotilde.

Gleich vorn bei der Hand.

Ferdinand.

(Nimmt das Kästchen.) Ah! — diese Pistolen ....

Clotilde.

Stehen Ihnen zu Diensten.

Ferdinand.

(Staunend.) Großer Gott! (Laut, indem er das Kästchen öffnet, ein Pistol herausnimmt und

den Verzweifelnden spielt.) Sie wollen es also? — Sie wollen es so!

Clotilde.

(Kalt.) Da es kein anderes Mittel giebt, Sie zu heilen ... Es ist Ihre Sache ... es geht Sie an.

Ferdinand.

Sagen Sie vielmehr, daß es Ihre Sache ist, daß Sie nur allzuglücklich sich fühlen, sich auf diese Weise von einer Liebe zu befreien, die Ihnen verhaßt ist, die Sie belästigt ... die Sie vielleicht genirt! ... Denn ich habe einen Nebenbuhler ... o ich habe einen, das weiß ich gewiß!

Clotilde.

Um so mehr Ursache für Sie, um ...

Ferdinand.

Nein, das ist zu stark! (Ausbrechend.) Nun denn! nein, gnädige Frau, ich werde mich nicht umbringen! ... Ich würde Ihnen durch einen gar zu großen Gefallen erzeigen, Sie gar zu glücklich machen. — Sie wagen es, noch zu lachen! — in einem solchen Augenblicke! —

Clotilde.

(Lachend.) Ha, wahrhaftig! — O gehen Sie, gehen Sie, mein Herr — ich wartete nur auf diesen Augenblick, um Sie völlig unwiderstehlich zu finden.

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Hortenſe.
Später Sauvigny.

Hortenſe.

(Tritt ſchnell ein, erblickt Ferdinand, ſtößt einen Schrei aus und wirft ſich in ſeine Arme.)

O mein Bruder! — liebſter Ferdinand! — ſeh' ich Dich wieder? — Du lebſt noch!

Ferdinand.

(Sucht ſich aus ihren Armen loszumachen.)

Was haſt Du denn? — Ei, zum Henker!

Hortenſe.

Du haſt doch keinen Schaden genommen?!

Clotilde.

Nein, nicht im geringſten; ich kann's bezeugen.

Hortenſe.

Ich war ganz außer mir vor Angſt! ... denn das Billet von Clotilden, das mir ein Lohnbediente brachte ... Da, lies nur!
(Giebt ihm das Billet.)

Ferdinand.

(Lesend.) „Eile, so schnell Du nur kannst, mir zu Hilfe! Dein Bruder, geliebte Freundin, läuft in diesem Augenblicke hier die größte Gefahr!“— (Zu Clotilde.) Wie? — Sie waren es ...

Clotilde.

Die dieß schrieb. — Ei ja! ... Wenn man am Rande des Grabes steht, im Augenblicke des Scheidens von diesem Leben, ... hat man doch gern seine Verwandten um sich.

Hortense.

Es war also nur ein Scherz! — Du böse Clotilde, wer hätte Dir das zugetraut! — Indeß ist es mir doch sehr angenehm meinen Bruder hier noch bei Leibesleben, und recht frisch und munter wiederzufinden.

Clotilde.

Es ist wenigstens die beßte Hoffnung dazu vorhanden.

Hortense.

(Lachend.) Ha, ha, ha; darüber werde ich noch lange lachen müssen! (Zu Ferdinand.) Nun, Brüderchen! sey auch fein lustig, schone Dich

hübsch, damit Du auch noch lange mit lachen kannst!

Ferdinand.

(Beschämt und verstört.) Nein! nein! solch' einen Scherz kann ich nie vergeben, und ich werde schon Gelegenheit finden, mich dafür zu rächen.

Sauvigny.

(Der gleich nach Hortense's Ankunft in die Seitenthür rechts getreten war, und unbemerkt den Auftritt mit angesehen hatte.)

Thue das ja nicht.

Ferdinand.

(Zu Sauvigny.) Ha! Du warst auch mit im Complot.

Sauvigny.

Nein, ich war nur ein unerbetener Zeuge.

Ferdinand.

O! erspare Dir die Mühe, Deinen Scherz mit mir zu treiben! — Nach einer solchen Beschämung wird ohnedieß alle Welt mit den Fingern auf mich zeigen — und der Himmel soll mich strafen — (ergreift ein Pistol) wenn ich mich jetzt nicht im vollen Ernste auf der Stelle um's

Leben bringe, wenn ihr mir nicht ein ewiges Stillſchweigen über den ganzen Vorfall ſchwört.

Alle.

Wir ſchwören es.

Ferdinand.

Das iſt auch das einzige Mittel, mich am Leben zu erhalten! — Denn haltet Ihr Euern Schwur nicht, ſo ſchwöre ich dagegen, daß ich auf der Stelle —

(Er ſetzt ſich das Piſtol vor die Stirn.)

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Bonnivet.

Bonnivet.

(Stürzt ſich raſch vor und hält Ferdinand's Arm zurück.)

Junger Mann! Junger Mann! was ſoll das heißen?

Hortenſe.

Eine bloße Demonſtration.

Clotilde.

(Sieht, daß Bonnivet's Hand mit einem ſchwarzen Tuche verbunden iſt.)

Was iſt denn das? ... Was haſt Du denn da gemacht?

Stirn und sagte: „Ich war ein Thor, daß ich verdammte, ehe ich sah.“ —

Man klopfte. Es waren Träger. Sie gingen still und heimlich, trugen einen Sarg von schlechtem Holze und setzten ihn ab.

„Wieder eine Leiche — eine Opfer der Gerechtigkeit“ — sprach der Wundarzt schwermüthig — „vielleicht auch ein unschuldiges Opfer eines vorschnellen Verdachtes.“ —

Die Träger entfernten sich und mit der Leiche im Sarge waren beide Brüder allein. Es dämmerte schon.

Der Wundarzt sprach von den neuen Aufschlüssen, welchen er über den geheimsten Organismus des menschlichen Körpers bei einer jeden Section sichtbar näher gekommen sey und die er sich mit Gewißheit von diesem gesunden Körper verspreche. Er sprach jetzt ganz mit dem Feuer, welches große Talente allezeit ergreift, so oft von Gegenständen ihrer Wissenschaft die Rede ist, und langte voll Eifer sein Sectionsgeräth herbei.

„Bleib, Antoine“ — bat er — „du hast unsern Schöpfer bis jetzt nur in den Werken erkannt, welche sichtbar sind für jedes Menschenauge — jetzt aber werde ich dir die geheimste Werkstatt unseres Meisters öffnen, und du wirst anbetend niedersinken, diese Weisheit, diese An-

Bonnivet.

Nichts, nichts!

Clotilde.

Nein, nein, das iſt ...

Bonnivet.

Durchaus nichts Beſonderes, ſage ich Dir. — Mein kleines Töchterchen ſpielte eben unten im Garten am Gaſthofe mit einem großen ſchwarzen Hunde, und eine Menge Menſchen liefen mir, als ich dazu kam, entgegen und ſchrien: „Nehmen Sie ſich in Acht, er iſt toll!“ Da ſtürzte ich mich denn zwiſchen den Hund und mein Kind, und da biß das Beeſt mich bei dieſer Gelegenheit, weiter iſt's nichts.

Alle.

(Erſchrecken.) Toll!

Bonnivet.

I bewahre! ... ein falſches Schrecken ... denn einen Augenblick darauf hat er geſoffen, was nur in die Kehle wollte.

Hortenſe.

Aber Sie hatten es doch wenigſtens geglaubt.

Bonnivet.

Ei freilich.

Hortenſe.

Und trotz deſſen! — Welche That! — Welche Aufopferung!

Bonnivet.

Aufopferung! — Wo denken Sie hin? — wenn es ſich um Weib oder Kind handelt! — Das iſt ja eben ſo gut, als thät mann's für ſich ſelbſt ... Das iſt reiner Egoismus.

Sauvigny.

Und Sie, der Sie nicht zugeben wollen. daß man ſein Leben in Gefahr ſetze? . . .

Bonnivet.

Wenn's ſeyn muß, ei, da habe ich nichts dagegen ... da iſt's ganz billig ... Aber eben deßwegen muß man es nicht auf's Spiel ſetzen, wenn's nicht ſeyn muß — Nun? eſſen wir bald?

Clotilde.

(Mit Zärtlichkeit.) O lieber, lieber Bonnivet! Du biſt der beßte aller Männer!

Bonnivet.

O bitte, bitte!

Clotilde.

(Wie oben.) Nein, nein, Du bist es und bleibst es ... und ich habe Dich lieb, — wie ich Dich noch nie zuvor geliebt habe!

Bonnivet.

Na, Du bist so gut und nachsichtig, und das macht mir wahre Freude! .... Aber es würde mir auch recht viele Freude machen, wenn wir uns bald zu Tische setzten ... ich neben meine gute Frau ... Frau von Varennes neben ihren Anbeter, der nun auch bald ihr Mann seyn wird ... und wenn wir dann bei einem feinen Gläschen Champagner alle zusammen alles leben lassen, was nur leben will! (Zu dem Publiko sich wendend.) Und so denke ich denn auch, daß die Damen und Herren unser kleines Stück — gleichfalls gütigst am Leben lassen werden!

Ende.

Dramatisches Vergißmeinnicht

für das Jahr 1837

aus

den Gärten des Auslands nach Deutschland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Yy. 1453.

Vierzehntes Bändchen.

Enthält:

Die Dame von Laval,

Drama in 3 Abtheilungen,

und

Laurette, oder das rothe Siegel,

Lustspiel in 1 Aufzuge.

BESSEL.
BIBL.
UNIVERS.
LITS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1837.

Seinem

theuern Freunde

Ludwig Pauli

in

Dresden

als Zeichen des Dankes und
der Hochachtung

gewidmet.

Nur eine Schuld tilg' ich, Du wackrer Mime,
Indem ich Dir dieß kleine Büchlein weihe,
Daß Kunde es dem weitern Kreis verleihe,
Wie sehr mir Dank für Dein Bemühn gezieme.

Dem Herzen nah war Dir der Pseudonime
Bei seiner Bühnenbilder bunter Reihe,
Damit man ihm dadurch nicht bloß verzeihe,
Nein, selbst den anspruchlosen Bildner rühme.

ordnung bewundern müssen, kein Fäserchen in dem Körper eines Menschen ist ohne Absicht da, keine Wirkung ohne Ursach." — Licht, Mariane!" —

Die Alte brachte Licht. Schatten lag auf der Leiche, als der junge Mann den Deckel abhob. — „Ein Weib!" rief er vor sich hin.

„Allbarmherziger — rief Pater Antoine — die unglückliche Nanny Ducan." —

„Nanny?! — Wahnsinniger! — meine Braut?!" schrie der Wundarzt — ein Lichtstrahl fiel auf das bleiche Gesicht der Todten — und Toni — Nanny's Toni — so hieß der Wundarzt — lag mit dem Ausruf: „Ich ihr Mörder!!" wie entseelt am Boden. — — — — —

Da zuckte ein Finger an der Leiche — ihr Busen hob sich — sie athmete auf.

Dem Greise entstürzten Freudenthränen. Mit dem Ausruf: Gott, Gott, wie groß ist deine Güte — sprang er ihr bei. Sie schlug die Augen auf, faltete die Hände und nach einem langen frommen Blick auf den ehrwürdigen Greis sprach sie leise mit abgebrochener Stimme zu ihm: „Mein Vater im Himmel — deine Allwissenheit kennt meine Unschuld — du wirst meine Seele nicht verstoßen aus deinem Gnadenreiche." —

Sie schloß ihre Augen wieder. Eine leichte Ohnmacht war die Folge dieser Anstrengung.

So nimm denn hin auch dieſes neue Bändchen,
Das wiederum der Preſſe iſt entlaufen.
Laß doppelt es Vergißmeinnicht mich tau-
fen,
Am Winterabend ein Erinn'rungs-Ständchen,
Als ſtilles Blättchen in dem Kranz' zu
weilen,
Den Näh' und Ferne ehrend Dir ertheilen.

Theodor Hell.

Die Dame von Laval.

Drama

in drei Abtheilungen und ſechs Gemälden

nach dem Franzöſiſchen

bearbeitet von

Theodor Hell.

Personen.

Franz I., König von Frankreich.
Der Graf von Chateaubriand.
Admiral Bonnivet.
Graf von Vendome.
Graf von Saint Pol.
Der Kanzler Duprat.
Die Gräfin von Chateaubriand.
Edith, ihre Kammerfrau.
Der Kapellan.
Tartarin, Stallmeister.
Ein Thürsteher.
Edeldamen. Edelleute. Pagen. Bewaffnete ꝛc.

Zeit, der Anfang des 16. Jahrhunderts.

Erſte Abtheilung.

Erſtes Gemälde.

Im Schloſſe Laval. Gothiſcher Saal. Großes Fenſter mit Balkon im Hintergrunde.

Erſter Auftritt.

Die Gräfin ſitzend, Edith, hinter ihr ſtehend. Dann der Graf.

Edith.

Um Himmelswillen beruhigt Euch doch nur ein wenig, gnädige Frau, und laßt Euern Schmerz nicht ganz die Oberhand gewinnen, denn da kommt eben der Herr Graf.

Gräfin.

(dem Grafen entgegeneilend.)

Mein Gemahl....!

Graf (zu Edith).

Geh, und laß mir Nachricht geben, wenn alles zur Abreiſe bereit iſt.

(Edith geht ab.)

Gräfin.

Zur Abreiſe!

Graf.

Es muß ſeyn, Clotilde! Am Tage nach der Schlacht bei Marignano, wo ich verwundet ward indem ich unſern theuern König Franz vertheidigte, kam er huldreich ſelbſt zu mir, und ſagte: Graf von Chateaubriand, kehrt zurück in Euer Schloß Laval, zu der Erbin des Hauſes Foix, Euerer edlen Hausfrau, und pflegt dort in Ruhe der Heilung der rühmlichen Wunden, die Ihr in unſerm Dienſte erhieltet, aber erinnert Euch daran, daß wenn wir jemals Frankreich wiederſehen, wir auch vor allen andern auf der Schwelle unſers Louvrepallaſtes einen Tapfern wiedererblicken wollen, den wir zuerſt frei und offen in die Arme ſchließen werden; Euch nämlich! Nun, Clotilde, nun iſt der Augenblick gekommen, wo ich den König Franz im Louvre erwarten muß, denn er hat ſchon die Gränze Italiens hinter ſich und reiſt mit prachtvollem Gefolge ſeiner guten Stadt Paris zu.

Gräfin.

Paris! das bald von fröhlichem Getöse wiederhallen wird, Paris, dem Schauplatze der Feste und Vergnügungen! O mein Gemahl, warum verurtheilt mich Euer eiserner Wille, hier als eine Gefangene zurückzubleiben, während mein Rang und meine Verbindung mit Euch mir am Hofe Tage voll Huldigung und Glanz versprachen? Welch ein Glück, welch eine Ehre für die edlen Gemahlinnen so vieler andrer Ritter und Edelleute, die nicht minder stolz auf die Reinheit ihres Wappens sind, als Ihr! Aber wo sind nur die Gefahren, die unseligen Verlockungen, die Ihr fürchtet? Vergebens sucht sie mein Verstand mitten unter diesen Tänzen, Festen und Turnieren, und wundert sich, überall nur unschädliche Vergnügungen und süße Zaubereien zu finden ... Wo ist denn der Abgrund, der unter Blumen verborgen?

Graf.

Dort, wo die Schüchternheit der Frauen und die Ehre der Männer rettungslos verloren geht! Der jetzige Hof ist nicht mehr das, was der ehemalige war. Mit unserm vielgeliebten Ludwig XII. ist die strenge Tugend ins Grab gestiegen.

Gräfin.

Und Ihr glaubt, daß sein Nachfolger, unser

König Franz der erste . . . O welch ein Gedanke! Alles ist voll seines Ruhmes und seiner Heldenthaten: und Ihr selbst, habt Ihr ihn nicht stets den vollendetsten aller Ritter genannt?

Graf.

Ich habe noch mehr gethan, ich habe mich seinem Dienste mit Leib und Seele geweiht. (zieht seine Handschuh aus) Fing ich nicht mit dieser Hand, die ich geschworen hatte, nie vom Handschuhe zu entblößen, als für ihn und für Euch, die Spitze eines Degens auf, der auf seine Brust gerichtet war? . . . . Aber Leidenschaften herrschen in der Seele Königs Franz, und die Krone verblendet ihn in mehr als einer Hinsicht. Ich schätze Eure Trefflichkeit gewiß aufs höchste, und habe volles Vertrauen in die Heiligkeit des Bandes, das uns vereint, aber ich liebe Euch auch, Clotilde, mit aller Gluth meines Gemüths, und die strafbare Huldigung eines Mannes, und sey er Fürst, ja selbst König, würde in mir den fürchterlichsten Sturm erregen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Tartarin. Der Kapellan. Gefolg des Grafen.

Graf.
(zum Kapellan.)

Guten Morgen Ehrwürdiger! — Nun, Tartarin? mein treuer Stallmeiſter, iſt alles in Bereitſchaft?

Tartarin.

Die Pferde ſind geſattelt und bepackt, und Eure Leute erwarten nur noch Euch, geſtrenger Herr Graf.

Graf.

Geſtrenger Herr Graf! . . . Und warum nicht, mein Capitain? wie Du immer mich bei der Armee nannteſt, und bisher ſtets auch hier mich hießeſt.

Tartarin.

Ei, wir gehen ja jetzt nach Hofe, und da möchte doch ſo ein ſoldatiſcher Ton . . .

Graf.

Nein, mein wackrer Tartarin, das ändert nichts zwiſchen uns beiden. Daſſelbe Herz

in derſelben Bruſt, dieſelben Worte auf denſelben Lippen.

Tartarin.

Nun denn, mein Capitain!

Graf.

Immer! hörſt Du's? immer!

Gräfin.

Wie glücklich er iſt! Er darf Euch folgen!

Tartarin.

Ja, ja, ja, Frau Gräfin, überallhin, in den Himmel wie in die Hölle . . . Denn es iſt ein braver und tapferer Herr, müßt Ihr wiſſen, Feuer und Flamme im Handgemenge, gierig nach Ruhm und Gefahren, aber freundlich und voll Güte für ſeinen alten Diener.

Graf.

(Ihm die Hand drückend.)

Sprich, ſeinen alten Freund. (zur Gräfin) Jetzt lebt wohl, Clotilde.

Gräfin.

Alſo doch verlaſſen! — verbannt auf ewig in dieſes Schloß!

Graf.

O nein, nein, Ihr ſollt an den Hof ... nach Paris ... einſt ... vielleicht ... ſpäter ...

Gräfin.

O ja, weil dann leicht eine unbekannte Macht ſich zwiſchen Euch und mich ſtellen dürfte .... weil dann vielleicht ein ſtärkerer Wille als der Eure ...

Graf.

Stärker als der meine! o glaubt das nicht, Clotilde! Wenn Ihr an den Hof Frankreichs kommen ſollt, wird es bloß meine Stimme ſeyn, die Euch dahin ruft ... Und ſo hört denn: jeder Brief von mir, und läſet Ihr ſelbſt darin den ausdrücklichen Befehl zu mir nach Paris zu kommen, muß wirkungslos für Euch ſeyn und bleiben, wenn er nicht von dem Ringe begleitet iſt, den Ihr hier ſeht. .... Und jetzt vertraue ich alſo dieſen Ring, das Pfand meiner Ruhe dieſer Hand an, die für meinen König verwundet ward. — (zum Kapellan) Ihr aber, würdiger, treuer Kapellan, ſorgt für meine Clotilde; ich laſſe ſie unter Eurer milden Obhut mit Ruhe und Vertrauen zurück. — (zu Clotilde) Lebt wohl, meine Theuere! und zürnet einem Gatten nicht, den

Man trug sie auf ein Bett in ein anderes Zimmer, damit bei Toni's Erwachen der unermeßliche Wechsel von Schmerz zur Freude nicht beide tödten möge.

Toni erwachte. „Wo ist sie?" — rief er — „laßt mich sterben auf ihrem Sarge — ich war ihr Mörder — ich Verruchter!" —

„Toni" — sprach der Geistliche — „hast du nie von Scheintodten gehört? — wenn sie nun eine solche wäre, und jetzt, wo du jammertest, schon wieder mit Liebe an dich dächte?" —

Toni lächelte, wie ein Wahnsinniger lächelt, so matt, so unbedeutend. Dann schüttelte er ungläubig das Haupt und sagte: „du willst das Unglück mildern durch einen Funken Hoffnung. — O es giebt einen Zustand der Seele, wo man nicht mehr hofft und nicht mehr wünscht. — Gute Nacht, mein Bruder, ich will schlafen gehen an ihrer Seite — ich meine den ewigen Schlaf — Aber was ist das? — der Sarg ist leer! — — wohin habt ihr sie gebracht, gesteh —

„In das Nebenzimmer — rede leise — du tödtest sie von neuem, denn deine Nanny lebt" —

„Sie lebt — und ich weile hier noch" — rief Toni aufspringend und eilte zur Thür. Vergebens beschwor Antoine ihn, des zarten

es tief ſchmerzt, daß er Eure Wünſche noch nicht befriedigen kann. (geht mit ſeinem Gefolge ab.)

Dritter Auftritt.

Die Gräfin. Der Kapellan.

Gräfin.

Nein, das iſt zu grauſam! das zerreißt mir das Herz! Ach! ich fühle es, ich werde vor Langerweile in dieſen düſtern Mauern ſterben! Meine Thränen konnten ihn alſo nicht rühren! und er ging fort mit Verſprechungen, die er nicht erfüllen wird! Was habe ich denn verbrochen, um eine ſolche Gefangenſchaft zu verdienen?

Kapellan.

O, gnädige Frau Gräfin, nicht ſo ſchwere Beſchuldigungen gegen unſern guten Herrn! Wenn er Eure Gegenwart am Hofe in dieſem Augenblicke für gefährlich hält, wo dieſer Hof aus Italien zurückkömmt, dürſtend nach Vergnügungen und Feſten, ſo muß er wohl ſeine guten Gründe dazu haben, die Ihr billig ehren ſolltet.

Gräfin.

Sieh da! es kommt jemand.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Page.

Page.

Edle Dame, ich ſtehe im Dienſt des geſtrengen Herrn von Cauterc, Eures ruhmwürdigen Bruders, und komme ſo eben von Paris.

Gräfin. (freudig.)

Ihr kommt von Paris! mein Page! und dient meinem Bruder! O ſeyd mir willkommen.

Page.

(ſeinen Brief übergebend.)

Hier meine Botſchaft.

Gräfin.

(erbricht den Brief.)

O mein theurer Bruder! die Beweiſe Deines Andenkens ſtillen meinen Schmerz! . . . Du biſt ſo frei und glücklich, Du! (lieſt) Was ſehe ich! Er ladet mich zu ſich nach Paris, zu den Feſten, die man dort für unſern König bereitet . . . O der gute Bruder!

Page.

Schon füllt der ganze Adel Frankreichs, in so weit er nicht noch in Italien weilt, alle Straßen, die nach Paris führen. Turniere und Wettkämpfe werden vorbereitet; die schönen Frauen arbeiten an Schärpen, Armbändern und galanten Deviſen für ihre geliebten Ritter.

Kapellan.

Junger Menſch, Ihr vergeßt den Reſpekt, den Ihr der Schweſter Eures Herrn ſchuldig ſeyd.

Page.

Aber ich erblicke doch gar kein Zeichen der Entrüſtung in dem wunderſchönen Geſichte dieſer edlen Dame! Und habe ich mich auch nicht ganz geziemend ausgedrückt, ſo möge mich mein unerfahrenes Alter entſchuldigen.

Kapellan.

Ihr ſeht, gnädige Gräfin, wie ſchnell man am Hofe reift! Kinder ſelbſt wie dieſer ſprechen ſchon eine ſo gefährliche Sprache. Der Sinn aller dieſer Redensarten iſt ſtets Liebe und Galanterie.

Page.

Aber lieber alter Herr, wie könnt Ihr auch

nur ſo mürriſch ſeyn! Wollte ich Euch eben ſo gravitätiſch antworten, ſo müßte ich mir wenigſtens erſt einen Doktorhut ſtatt meines Federbaretts anſchaffen. (zur Gräfin) O glaubt mir, gnädigſte Gräfin, glaubt mir, und kommt nach Paris, wo alles lacht und jubelt, und das Leben ein ſtetes Feſt iſt.

Gräfin.

Ach! daß ich dieſes unſeelige Schloß nicht verlaſſen darf, wo meine ſchönſten Tage in Trauer und Einſamkeit dahinwelken.

Page.

Aber wer könnte es denn wagen, Euch hier als Gefangene zurückzuhalten? Das wäre ja Verrath und Felonie! Doch gewiß nicht Euer geſtrenger Gemahl?

Kapellan.

Verwegener Knabe! Was macht Euch ſo kühn, meine Gebieterin um ihre Geheimniſſe zu befragen?

(Man hört ein Horn ertönen.)

Gräfin.

Was bedeutet das?

Kapellan.

Es kündet Fremde an.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Edith, der ein Diener folgt.

Edith.

Zwei von Müdigkeit erſchöpfte Ritter bitten für einige Augenblicke um gaſtfreundliche Aufnahme.

Gräfin.

(ſchnell zum Diener.)

Sie ſollen ſie finden. — Laßt die Zugbrücken herab, Meiſter Johann!

(der Diener ab.)

Sechſter Auftritt.

Die Gräfin. Der Kapellan. Der Page. Edith.

Kapellan.

Gnädige Frau, Ohnſtreitig ſind es Ritter, die vom Heere zurückkehren, an wilde Lagerſitten und Ungebundenheit der Rede gewöhnt: wollt Ihr Euch nicht lieber entfernen?

Gräfin.

O fürchtet nichts, Ehrwürdiger. Doch ich

höre ſchon das Getön ihrer goldnen Sporen. — Da ſind ſie ſchon.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. König Franz I. Admiral Bonnivet.

Bonnivet.

Geſegnet ſey der Zufall, der uns das Glück verſchäfft, eine ſo edle und ſchöne Dame zu erblicken.

König.

Und der erlauchten Erbin von Foix in Perſon unſre Huldigung darbringen zu können; denn der Ruf ihrer Anmuth und Tugenden war bis zu unſerm Lager nach Italien gedrungen.

Gräfin.

Italien! . . . Ihr kommt alſo aus Italien! Könnt Ihr denn nicht dieſe ſchweren Rüſtungen ablegen, edle Ritter, und Eure Stirnen vom Drucke dieſer Eiſenhelme befreien? Ruhe iſt ja ſo ſüß nach Gefechten.

(Mehrere Stallmeiſter und Diener treten ein, welche Becher und Trinkgefäße bringen, die ſie auf eine Tafel ſtellen, woran die Ritter treten. Andere nehmen ihnen die Helme ab.)

König.

(seinen Becher ergreifend.)

Auf das Wohl der edlen Burgfrau!

Gräfin.

Auf das Eure, vortreffliche Ritter, Eure überstandenen Gefahren und zukünftige Freuden ... Denn, irre ich nicht, so kehrt ihr nach rühmlicher Entlassung vom Heere des Königs, unsers Herrn, auf Eure Schlösser zurück.

Bonnivet.

Entlassung? ... nein edle Frau: nur einstweilen vom Gefolge Seiner Majestät abgekommen, der, ehe er sich in seine gute Stadt Paris begiebt, noch sein schönes Herzogthum Bretagne besuchen wollte.

Gräfin.

Der König uns so nahe! ... Der König in Bretagne!

König.

In Bretagne, dem Lande, das Zeuge der Turniere und Wettkämpfe unserer Jugendjahre war, dem Lande der Liebe und des Ruhmes, wo wir unter den Augen einer schönen Königin um die Wette Lanzen brachen, und Schwerdter

abſtumpften. O wie gerne denke ich noch daran! Auf die Trompete zum Turniere folgte bald darauf die Donnerſtimme des Gottes der Schlachten, die Kanonen brüllten auf Italiens Gefilden, Ritter, Edelleute, Bewaffnete, alles ſtrömte nach Mayland hin, wo Lapaliſſe und Trivulzio das große Banner Frankreichs aufgepflanzt hatten, und im Namen des Ruhms und des Schutzpatrons Saint Denis den Adel zu den Waffen riefen. Die Schlöſſer wurden verlaſſen, auf den Zinnen der Thürme ſah man die trauernden, in Thränen zerfließenden Gattinnen und Bräute die letzten Abſchiedsgrüße mit den weißen Schärpen in die Luft nachſenden, während weithin in der Ebene die Ritter mit hohem flatternden Helmſchmuck, die Rüſtung mit den Farben der Inniggeliebten reich geſchmückt, die Sporen in die Seiten ihrer Streitroſſe drückten, und dahinflogen zum Kampfe.

Bonnivet.

Die Erndte des Ruhms war allerdings ſchön und reich, aber die Lorbeeren von Ferrara neigten ſich vor denen von Marignano!

Gräfin. (ſchnell.)

Ihr wart mit bei Marignano?

König.

Ja, ſchöne Dame.

Gräfin. (freudig.)

O, da könnt Ihr mir die Waffenthaten unſers glorreichen Herrn, des Königs, erzählen! Nie ſollen ſelbſt Lanzelot und Gauvain größere vollbracht haben.

Bonnivet.

Der König, unſer Herr, hat bei ſeiner großen Jugend, keinen der Helden ſeines hohen Stammes zu beneiden.

König.

Vergebt, lieber Waffenbruder: er hat noch nie allein eine Brücke gegen die ganze Heeresmacht des Feindes vertheidigt, wie Ludwig IX. heiligen Andenkens, zu Taillebourg.

Bonnivet.

Mein Bruder! ich war an ſeiner Seite, als er zu Marignano die Schweizer vernichtete, und der ganze franzöſiſche Adel bewunderte ſeinen unwiderſtehlichen Angriff.

König.

Da that unſer Herr, der König, nicht mehr

noch weniger als jeder Waffenfähige in ſeinem Heere.

Gräfin.

Mein Bruder ſchreibt mir in ſeinem Briefe, daß ſich der König von vier Soldaten mit angezündeten Fackeln begleiten ließ, und ſo ſelbſt noch in der Nacht noch fortkämpfte.

Bonnivet.

Das iſt vollkommen wahr, edle Dame, und ihr hättet ihn nur ſehen ſollen, wie er ſich mit ſeinem Eiſenhandſchuh den Schweiß von der Stirne trocknete, und dann immer wieder in die dichteſten Haufen eindrang. Da hielt der König von Durſt und Anſtrengung erſchöpft, endlich einmal inne, und rief mir zu: Freund, mich dürſtet gewaltig! .... Wo denkt ihr hin, Sire, antwortete ich. Beim heiligen Georg, hier giebt's nichts zu trinken, als Blut.... Trinkt König! rief da plötzlich ein Waffenknecht ihm zu, und hielt ihm ſeine umgekehrte Pickelhaube hin! ... Der König nahm's an, und ſchlürfte mit langen Zügen das trübe Schlammwaſſer daraus, in dem vielleicht ſogar mancher Blutstropfen mit ſeyn mochte. Und doch fühlte er ſich von dieſem Höllengebräude wie neu belebt.

Lebens zu schonen — Toni außer sich vor Freude, hatte jede Fähigkeit, vernünftig zu urtheilen, verloren, warf den Greis zu Boden und kniete an Nanny's Lager.

„Du auch schon hier über den Sternen, Toni," sagte das Mädchen mit der Sanftmuth einer Heiligen. Sie reichte ihm die Hand, welche er mit seinen Thränen befeuchtete.

In Nanny's Seele war deutlich die Idee der himmlischen Verklärung, sie sah sich über das Erdenleben erhoben, ihren Toni mit sich vereinigt in himmlischer Klarheit, und in dem ehrwürdigen Greise erblickte sie voll Ehrfurcht den himmlischen Vater.

Wie aber allmählig die Gegenstände des irdischen Lebens näher an ihre Sinne traten, und als ihr endlich die Ueberzeugung kam, der reuig zerknirschte Toni sey noch ein Erdenbürger, und sie selbst sey für ein schöneres Erdenleben noch einmal wieder aufgewacht, da freilich stürzte sie lautweinend in Tonis Arme, und ein Kuß war ihr Dankgebet zum Himmel.

In dem Augenblick öffnete sich die Thüre. — Ein Greis, zwei würdige Matronen und drei Kinder standen versteinert in Trauer gehüllt. Es waren Nanny's Eltern und Geschwister, auch die Tante Aubin, eine andere als jene Kupple-

Gräfin.

Das iſt ja entſetzlich!

Bonnivet.

Aber der Himmel hat ihm auch nun zum Lohne für ſeine glorreichen Anſtrengungen die reizendſten Genüſſe aufgehoben. Mit dem Frieden kehren die Vergnügungen zurück, der Hof, noch vor Kurzem öd und leer, wird ſich wieder mit Glanz und Herrlichkeit beleben. Die Schönheiten, die jetzt in den Schlöſſern ſich noch verſtecken, oder von ihren eiferſüchtigen Männern dort verborgen gehalten werden, werden an den Hof kommen, und unſere Huldigungen von neuem in Empfang nehmen.

König.

Vielleicht, daß dann auch die edle Gräfin Chateaubriand . . . .

Gräfin.

Ich!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Der Page, in Begleitung von Dienern.

Page.

Edle Ritter, Eure Dienerſchaft hat mich beauftragt, Euch zu melden, daß man von weitem das Gefolge unſers glorreichen Herrn, des Königs zu bemerken glaubt.

Gräfin. (entzückt.)

Des Königs! O, edle Ritter, an welchem Zeichen iſt er wohl unter der Menge der Edelleute, die ihn umgeben, zu erkennen?

Bonnivet.

Nichts leichter als das, edle Dame; der Ritter Bayard wird die große Standarte Frankreichs vor ihm hertragen.

König.

Edle Dame, nehmt gütig die Huldigung wie das Lebewohl zweier Ritter an, die weder Eure Gaſtfreundlichkeit, noch die Anmuth und Huld Eurer Perſon je vergeſſen werden.

Gräfin.

Ich muß vielmehr Euch danken, edle Ritter, daß Ihr mein Schloß mit Eurer schätzbaren Gegenwart beehrt habt. (Zu ihren Leuten) Geleitet dieſe Ritter bis zur Brücke, befehlt, daß die Wachen auf dem Walle die Lanzen ſenken, und den Siegern von Marignano die gebührende Ehre erzeigen.

(Die Ritter entfernen ſich mit den Dienern.)

Zehnter Auftritt.

Die Gräfin. Der Page. Edith.

Edith.

Wie ſtolz und edel die beiden Ritter doch ausſahen! und wie artig ſie ſich auszudrücken verſtanden!

Gräfin.

Warum aber nur immer der eine davon, der jüngſte und hübſcheſte, den Ruhm unſers Herrn, des Königs, zu verringern ſuchte! Sollte es Neid geweſen ſeyn? Neid ziemt edlen Rittern ſchlecht.

(Man hört aus der Ferne kriegeriſche Muſik.)

Page.

Das iſt der königliche Zug.

Gräfin.

Von dieſem Balkon aus können wir alles ſehen. — Geſchwind, geſchwind! — Ach! da ſind ſie! Seht nur die Ritter mit den goldnen Panzern, mit den gekrönten Löwenköpfen....

Page.

Es ſind die Prinzen von Geblüt ... der Herzog von Alençon und Bourbon, die Grafen von Vendome und Saint Pol.... Von dieſer Auswahl ſeiner Ritterſchaft kann unſer glorreicher König nicht mehr weit ſeyn. — Seht Ihr dieſen Ritter mit dem Helme, auf dem ein Stachelſchwein ſich zeigt? Er trägt das große Banner Frankreich.

Gräfin.

(einen Freudenſchrei ausſtoßend.)

Der König!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kapellan.

Gräfin.

(ihm entgegeneilend.)

Der König war es! Der eine dieſer Ritter, das war der König von Frankreich!... Seht

ihr's! da grüßt er mit der Hand!... Wir haben den König von Frankreich beherbergt!

Kapellan.

Gnädige Frau, die Betglocke hat geläutet. Man erwartet Euch...

Gräfin.

(niedergeſchlagen) Ich folge Euch ſogleich! (leis und ſchnell) Page, von heut an nehme ich Dich in meinen Dienſt. Ich ſchreibe deshalb ſogleich an meinen Bruder. In einer Stunde erwarte ich Dich wieder hier... Da ſollſt Du mir weiter erzählen, von Paris, und von dem Hofe, und von... (ſchnell abbrechend und traurig werdend) Jetzt in die Kapelle!

(Alle gehen ab.)

Zweites Gemälde.

Im Louvre. Ein Saal des Pallastes. Im Hintergrunde eine Galerie mit Glasfenstern, worin zwei Hellebardiere umhergehen. Zwei Seitenthüren, worüber Schilder mit dem franz. Wappen. Die links führt in die Gemächer der Königin, die rechts in die des Königs.

Erster Auftritt.

Die Grafen Vendome und Saint Pol, Andre Große und Edelleute in verschiedenen Gruppen.

Vendome.

Endlich ist der Feldzug vorüber! endlich haben wir Paris und den alten Louvre wiedergesehen. — Soll mich Gott strafen, meine Herrn, es war die höchste Zeit!... Was sagst Du dazu, Graf Saint Pol?

Saint Pol.

Undankbarer Vendome!.. Auch nicht Ein Bedauern mehr für Italien mit seinem warmen und stets reinen Himmel, seinen liebeglühenden Frauen und seinen unerschöpflichen Entzückungen?

Vendome.

Und seinem Kriegsgeschrei, nicht wahr? denn irre ich mich nicht, so sind die Sachen dort noch nichts weniger als zu Ende. Der Kaiser und der Cardinal brauen gewiß von neuem uns wieder ein feines Tränkchen zusammen.

Saint Pol.

Um so besser, bei meiner Ehre! da gehts wieder über die Berge . . .

Vendome.

Der Berner Bär, wie Karl der Kühne sagte, ist noch nicht erwürgt. Diese Herrn Bergbewohner Helvetiens, mit ihren Harsthörnern, daß der Himmel davor erbebt und der tapfersten Krieggurgel die Haare zu Berge stehen, sind gar tüchtige Kämpfer.

Saint Pol.

Bah! Gott ist mit Frankreich, denn es ist sein schönstes Königreich! Doch meine Herrn, laßt uns jetzt auf unsre Reise zurückkommen. Wer von Euch kann mir wohl den langen Umweg erklären, den der König, unser Herr, gemacht hat, um sein Herzogthum Bretagne zu durchreisen, während in Paris ihn die Damen

am Hofe mit ſo gewaltiger Ungeduld erwarteten?

Vendome.

Oh! das iſt ein Geheimniß!

Alle.

Ein Geheimniß?

Saint Pol.

Zwiſchen dem Könige und ſeinem Günſtlinge, dem Admiral Bonnivet.

Vendome.

Da kommt der theure Herr Admiral!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Bonnivet, kommt aus des Königs Gemächern. Dann der Graf Chateaubriand.

Bonnivet.

Guten Morgen, meine Herrn!

Saint Pol.

Du kommſt vom Könige?

Vendome.

Und was bringſt Du neues mit?

Bonnivet.

Nichts.

Saint Pol.

Wird Seine Majeſtät heut annehmen?

Bonnivet.

Noch hat ſich Sr. Majeſtät von den Strapatzen der Reiſe nicht ganz erholt, und wird daher erſt in vier Stunden ſichtbar ſeyn.

Graf.

(der eingetreten war und nach den Zimmern des Königs zuging, bleibt hier ſtehen.)

Nicht eher?

Bonnivet.

Nein, Herr Graf. Aber in Eurer Qualität als Gardehauptmann — denn wir wiſſen wohl, daß der König Euch gleich nach ſeiner Ankunft dieſen Ehrenpoſten anvertraut hat, den ſonſt nur Prinzen vom Geblüt bekleiden — ſolltet Ihr ja das ſchon wiſſen.

Graf.

Ich bin kein Hofmann, Herr Admiral, und überlaſſe ſolche Dinge dem, dem ſie gebühren. Ich frage nicht nach der Stunde, wo ich an-

genehm ſeyn werde, ſondern nach der, wo ich nützlich ſeyn kann. (er entfernt ſich langſam.)

Saint Pol.

Bei meiner armen Seele, Bonnivet! Der Herr von Laval ſcheint dich nicht eben ſehr zu lieben.

Bonnivet.

Auch findet ſein Haß einen würdigen Nebenbuhler in dem meinen.

Vendome.

Welcher Stolz in ſeinen Blicken und Worten!

Bonnivet.

Stammſtolz, der noch ſich vermehrt hat, ſeit das Haus von Foix ſein Wappen mit dem ſeinen verband, und dennoch . . . .

Saint Pol.

Was da?

Bonnivet.

O nichts, nichts! Ich verſpreche Euch nur, daß ich den Hochmuth dieſes Herrn Grafen beugen will! das Werk hat ſchon begonnen, und ſo muß es denn auch zu Ende gebracht werden . . . . Soll mich der Henker an den höch-

rin, war dabei. — Sie hatten ihr Unglück erfahren; die Leiche wollten sie sehen, retten vor dem Messer des Wundarztes — und fanden in den Armen ihres Verlobten die lebende Tochter.

Der Vorhang falle. Solche Scenen beschreibt keine Feder.

Später hatte der Finanzpächter im Kerker für andre Verbrechen liegend, von Gewissensangst gepeinigt, gebeichtet, daß er selbst die Diamanten aus wüthender Rache in Nanny's Kästchen gelegt habe. Man wußte, daß Nanny gerettet war. Das Todesurtheil wurde öffentlich widerrufen, aber es bedurfte dessen nicht, um das Maaß des Glücks anzufüllen, welches Toni und Nanny im Kreise ihrer Kinder und in der Achtung ihrer Mitbürger schon längst genossen.

L. v. Häfely.

ſten Galgen hängen, wenn der Streich, den ich ihm vorbereite, nicht ihn eben ſo weh thun ſoll, als hätte ihm Jemand den Degen mitten durch den Leib gerannt!

Thürſteher.
(an der Thüre links.)

Das Lever Ihro Majeſtäten der Frau Königinnen.

Bonnivet.

Nun ſo geht, geht ihr Herrn!

(Alle gehen links ab. Eben will Bonnivet ihnen folgen, als ſich die Thüre zu des Königs Zimmern öffnet, und Franz I. nachdenkend und düſter heraustritt.)

Dritter Auftritt.

Bonnivet. Der König.

Bonnivet.
(ſich dem Könige nähernd.)

O mein Himmel, Sire! welch ein trauriges und ernſtes Geſicht! Man ſollte glauben, der Aſtrolog Gritti habe Euch etwas Entſetzliches vorausgeſagt, oder Ihr kämt eben aus einer Predigt des Pater Maillard.

König.

Den Frommen in Notre Dame die Predigten des theuern Pater Maillard, meiner Mutter Louiſe von Savoyen die Vorausſagungen des Aſtrologen Gritti! ... was mich betrifft. ...

Bonnivet.

Wenn ich, um die düſtern Gedanken Euer Majeſtät zu verſcheuchen, den Hofnarren Triboulet holen ließe?

König.

Triboulet iſt nicht der größte Narr an meinem Hofe!

Bonnivet.

Nun gar ein Seufzer! ... der Ton ſo ſchwer und trauernd! ... Seyd Ihr es denn wirklich ſelbſt, mein König, den ich ſo vor mir ſehe? Ihr, der ehemals im Schloſſe des Tournelles ...

König.

Ach, Bonnivet! warum ſind wir nicht noch an dieſem köſtlichen Orte, wo meine erſte Jugend dahinſtrich! ... Damals fröhliche Nächte, Wein, Spiel, Liebe, ungezügelte Luſt, die ſich zwar ſelbſt erſchöpfte, aber auch immer wieder

erneute, und vor allem die Freiheit! . . . Jetzt, Sklave des Rangs und der Etikette, jetzt kann ich nicht den Kopf bewegen, ohne daß auch sogleich der Glanz der Krone alle Blicke auf mich lenkt, kann keinen Schritt thun, ohne daß nicht der Königsmantel Spuren zurückläßt, wohin ich ging. Es ist etwas recht trauriges, König von Frankreich im Louvre zu seyn.

Bonnivet.

(mit Absicht.) Besonders wenn der König von Frankreich mit seinen Gedanken weit vom Louvre hinwegschweift.

König.

Und wo denn, wenn's gefällig?

Bonnivet.

Erinnern sich Euer Königliche Majestät noch an ein gewisses Schloß, in welchem zwei einfache Ritter, die dem königlichen Gefolge Euer Majestät bei Dero Rückkehr aus Italien vorausgeeilt waren, gastliche Aufnahme bei der schönen Dame der Burg Laval suchten?

König.

Nicht wahr, Bonnivet, es blüht in diesem

Weibe die wahre Blume der Liebe, wie Clement, mein Hofdichter ſagen würde? Ein unerkannter, geheimnißvoller Reiz! Ihre Schönheit hat nichts blendendes, aber ein zarter Wuchs, ein von Schwermuth überhauchtes Antlitz, und dann zwiſchen ihren ſchwarzen Wimpern zwei Augen voll des hinreißendſten Ausdrucks, Augen, in denen ſich ihre ganze Seele malt! . . . Haſt Du's geſehen, als Du von unſern Gefechten und Gefahren ſprachſt, von jener Nacht bei Marignano, wo ich faſt den Tod gefunden hätte, wie ſie bald bleich bald roth ward; wie ihr Blick funkelte, wie ihre Hand unwillkührlich die Falten ihres langen Gewandes zerdrückte! . . . Ich weiß nicht, welcher Zauber ſich meiner Seele bemächtigt hatte; meine Blicke waren auf die ihrigen geheftet, es war ein ſeliger Traum, in welchem ich nur eine Stimme, die ihrige vernahm! . . . O, Bonnivet, das iſt Liebe! Ja, ja, ich fühle es . . . .

Bonnivet.

Aber Sire, Ihr könntet hoffen . . . ?

König.

Nichts von ihrer Schwäche, Alles von meiner Liebe . . . . Was ſageſt Du?

Bonnivet.

Ihr seyd König, sie ist ein Weib! . . Zwei Mächte, die selten mit einander in Krieg gerathen.

König.

O Dank! Dank für diese Voraussagung!

Bonnivet.

Aber unglücklicherweise . . .

König.

Unglücklicherweise?

Bonnivet.

Ist der Zwischenraum zwischen hier und der Burg Laval sehr groß, und wenn Euch nicht gefällige Winde jeden Tag ihre Flügel leihen, um zu der Dame Eurer Gedanken zu gelangen . . . .

König.

Oh! sie wird hierher kommen.

Bonnivet.

Sie!

König.

Ja, Bonnivet, ja! . . . sie wird an diesen

Hof kommen, und das ſehr bald. Heut noch will ich mit dem Grafen darüber ſprechen.

Bonnivet.

Der edle Graf ſollte ſeine Gemahlin an dieſen Hof bringen, den er verabſcheut, den er mit ſeiner Verachtung belegt; an dieſen Hof, wo alles, was nicht ein ſchweres Schlachtſchwerdt nach ſich ſchleppt, nur Mitleid bei ihm erregt?

König.

Du meinſt es doch aber auch mit dieſem armen Herrn von Laval wegen ein Paar leichter Scherzreden über Dich gar zu übel!

Bonnivet.

Welcher von uns beiden, Sire, meint es denn in dieſem Augenblicke übler mit ihm?

König.

Ha, ha, ha! beſſer konnte ſich Triboulet nicht verantworten! Recht witzig! . . . Aber ich ſage Dir, der Graf wird meinen Wünſchen nachgeben.

Bonnivet.

Nein, Sire.

König.

Nun dann . . . meinen Befehlen.

Bonnivet.

Einem Ehemanne befehlen, ſeine Frau anbeten zu laſſen!

König.

Ah, Du wirſt mich noch am Ende böſe machen! . . . Es ſoll ſeyn, weil ich's nun einmal beſchloſſen habe.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf.

Sire.

König.

Ah, ſieh! der Himmel iſt uns günſtig! (zum Grafen) Nur näher Herr Graf.

Graf.

Geſtern, da Eure Majeſtät Dero Einzug hielten in den Louvre, ſtand der alte Soldat, dem Ihr nach der Schlacht von Marignano ein Stelldichein gegeben hattet, an der Schwelle Eures Pallaſtes. Eure Majeſtät, getreu Ihrem Verſprechen, umarmte ihn und ſagte zu ihm: Du, der Du mir das Leben retteteſt, Du ſollſt nun auch

daſſelbe fortan bewahren ... ich ernenne Dich zum Hauptmanne meiner Leibwache ... In dem Augenblicke konnte der alte Soldat, zitternd und ſtumm vor Rührung, Euch nicht ſeinen Dank dafür ſagen, Sire, darum thut er es jetzt.

König.

Dank für ſo wenig! Sprechen wir nicht davon ... Eaere heldenmüthige Aufopferung verdiente weit mehr.

Bonnivet. (für ſich.)

Nun beſchuldige man noch die Fürſten der Undankbarkeit!

Graf.

Sire, der Feind hat meine Belohnung über ſich genommen: ſein Schwerdt hat auf dieſe Hand ein unauslöſchliches Zeichen von Ruhm und Anhänglichkeit an Eure hohe Perſon eingegraben.

König.

Aber Herr von Laval, ich will's nicht dulden, daß Ihr dem Feinde etwas verdanken ſollt, und heute noch, hier, da wo wir ſtehen, mitten unter dem verſammelten Adel will der König von Frankreich dem Manne, der ihm das Leben gerettet hat, ſeine volle Dankbarkeit erweiſen.

Graf.
(sich verbeugend.)

Sire . . . .

Bonnivet. (für sich.)
Und was ist die eigentliche Ursache dazu!

König.

Ferner ist es mein Wille, daß meine Gaben auf Eure ganze Familie sich erstrecken und forterben sollen. Es ist eine Schuld meiner königlichen Vorfahren, welche nie bravere Ritter um sich sahen, als die aus Euerm Hause . . Ihr seyd vermählt, Herr Graf?

Graf.
(macht eine unwillkührliche Bewegung.)

Bonnivet. (für sich.)
Ha! nun sind wir auf dem rechten Punkte.

König.

Es ist mein Wunsch, daß die edle Erbin des Hauses Foix die Stelle am Hofe einnehme, welche ihre hohe Geburt und der Name, den sie führt, ihr zusichern. Die Gelegenheit dazu ist höchst günstig. Meine Schwester Margarethe wünscht ein Gefolg edler Damen zu be-

ſitzen, und keine beſsre Wahl könnte ſie treffen, als Eure Gattin demſelben anzureihn.

Bonnivet. (für ſich.)

Es iſt, bei meiner Seele, ein ungemein geſchickter Diplomat, unſer Herr König.

Graf.

So ſchmeichelhaft auch für die Gräfin die Wahl Eurer königlichen Schweſter ſeyn muß, Sire, ſo erlaubt mir doch, Euch meinen Zweifel zu erkennen zu geben, daß ſie dieſelbe annehmen wird.

König.

Eine abſchlägliche Antwort! . . . und weshalb?

Graf.

Gründe . . .

König.

Die ich zu kennen wünſche.

Graf.

Weit entfernt vom Hofe erzogen, an Einſamkeit gewöhnt, ohne äußere Anmuth und Schönheit . . .

Die Thränen-Quelle.

Eine Sage.

In einem weit entleg'nen rauhen Lande,
Der Heimath fern, da rauscht ein dunkler Hain;
Dumpf brauſ't das Meer am klippenvollen Strande —
Da ſaß der Dichter ſinnend einſt allein.
Zu ſeinen Füßen ſchlang ſich wie ein Band,
Aus Silber und aus Himmelblau gewoben,
Ein klares Bächlein, eilend durch den Sand
Zu nahen Meer's gewaltig wildem Toben.
Im Hain war Ruhe, feierliches Schweigen,
Kein Athemzug lebend'ger Bruſt entweyt,
Nur leiſe ſpielt der Wind in Baumeszweigen,
Da, plötzlich, vor den ſtaunden Blicken ſteht
Ein zartes Frauenbild, ihrem ernſten Munde

König. (lächelnd.)

O was kümmert uns die Schönheit! . . . Wenn Ihr keine andern Gründe uns entgegenzuſtellen habt . . .!

Graf.

Ganz nur Gott und der Ausübung frommer Werke ergeben, lebt ſie zu den Füßen der Altäre, voll Haß gegen den Hof und ſeine Freuden, voll Liebe für die Worte eines finſtern Kapellans.

König.

Herr Graf, was muß ich hören! . . . Wißt Ihr auch, daß dieſe Schilderung mich mit Freude erfüllt? . . . Eine Edeldame deren Tugend und Frömmigkeit ſo ſtreng ſind, die das Faſten und harte Büßungen den Vergnügungen vorzieht, zu welchen ſie ihr hoher Rang berechtiget, das iſt ja der Himmel ſelbſt, der in unſern Abgrund von Sünde und Elend ſich herniederläßt! Ein ſolches Wunder in unſern Tagen, erregt meine größte Neugier, und bei Ritterehre, ich brenne darnach ſie hier zu ſehen. Ihre heilige Gegenwart wird aufs heilſamſte alle unſre ſchönen Damen bekehren, die ſehr wenig an Gott denken und ſo thörichten Werth auf ihre Reize legen; ich werde mir dadurch den heiligen Vater wieder zum Freunde

machen ... Nun? willigt Ihr ein, unſre Wünſche zu erfüllen, und an die Burgfrau von Laval zu ſchreiben?

Graf.
(der ſich wieder gefaßt hat.)

Im Augenblicke, wenn Eure Majeſtät befehlen.

(Bonnivet, auf den der König einen triumphirenden Blick wirft, drückt ſein Staunen aus.)

König.
(zum Grafen.)

So kommt mit mir zu meiner Schweſter von Navarra ... Sie ſoll Euch meine Worte beſtätigen, und mit eigener Hand Euerm Schreiben noch einige Zeilen hinzufügen.

Graf. (für ſich.)

Der Ring geht nicht mit! (er folgt dem Könige in die Gemächer links.)

Fünfter Auftritt.

Bonnivet allein, dann der Page.

Er willigt ein! er giebt den Wünſchen des Königs nach! ... und doch iſt er eiferſüchtig ... und doch hält er ſein Weib nur in der

Verbannung zurück, um sie der Verführung des Hofes zu entziehen! darunter liegt ein Geheimniß verborgen, das ich zu ergründen suchen muß.

(Man hört Geräusch in der Gallerie und erblickt den Pagen der Gräfin, dem die Wachen den Eintritt wehren.)

Page.

Page der Gräfin von Chateaubriand, und zu ihrem edlen Gemahle von ihr abgesendet.

Bonnivet.

Laßt ihn eintreten! Schnell!

Page. (eintretend.)

Admiral Bonnivet!

Bonnivet.

Den Du hier ohne Besorgniß wieder erkennen kannst! . . es ist hier nicht der Fall, wie in Burg Laval, bei dem geheimnißvollen Besuche mit dem Könige.

Page.

Ein köstliches Abentheuer! Ich erkannte Euch sogleich, Herr Admiral, da ich Euch einigemale bei dem Herrn von Couterc, meinem vormaligen Herrn gesehen hatte, den König aber hatte ich noch nie gesehen, und als er einige Augen-

blicke nachher unter den Fenſtern des Schloſſes vorüberzog . . .

Bonnivet.

O ſage mir, Freundchen, welchen Eindruck machte dieſe Entdeckung auf deine ſchöne Herrin?

Page.

Sie war ganz außer ſich vor Freude! Seitdem ſchwebt der Name unſers glorreichen Monarchen ſtets auf ihrer Lippe, ſie ſpricht nur mit Bewunderung von ſeinen Thaten, ſeiner Anmuth, ſeiner reizenden Unterhaltung. Ganze Stunden lang kann ſie oben auf dem Söller eines alten Thurmes ſitzen, die Blicke auf die Straße nach Paris richtend, die ſich in der blauen Ferne verliert, und mit mir von der großen Stadt, dem Gegenſtande aller ihrer Wünſche ſich unterhalten, von ihren Gebeten, ihren Träumen, ihrem Sehnen, alles für Paris! Ja ich glaube, ſie gäbe für eine Stunde in Paris eines ihrer ſchönſten Jahre hin, und um nur endlich dieſes ſo lang erſehnte Glück zu erlangen, hat ſie mich zu dem Grafen, ihrem Gemahle geſendet. Aber ach, die arme Dame hat ſelbſt wenig Hoffnung . . . .

Bonnivet.

Sie täuſcht ſich. Nie kam noch eine Botſchaft zu gelegnerer Zeit. In dieſem Augenblicke iſt der Graf bei dem Könige, der über deſſen Bedenklichkeiten geſiegt, und ihn dahin gebracht hat, an ſeine Gemahlin zu ſchreiben, um ſie an den Hof zu berufen.

Page.

Iſt's möglich! Und in dieſem Briefe würde auch der Ring ſich befinden, den ſie erwartet?

Bonnivet. (ſchnell.)

Welcher Ring?

Page.

Wie unvorſichtig! . . . Verzeiht mir, Herr Admiral, verzeiht, daß ich, ohne es zu wollen, das Geheimniß verrathen habe, das meine edle Herrin mir nur unter dem Siegel eines Eides anvertraut hat, das Geheimniß zwiſchen ihr und ihrem Gemahle, das Geheimniß, daß meinen Untergang nach ſich ziehen würde, wenn man erführe, daß ich es gekannt habe.

Bonnivet.

Sey kein Kind!

Page.

Nicht wahr, Herr Admiral, Ihr vergeßt das Wort, das mir entfuhr?

Bonnivet.

Ich vergeſſe Alles, was man mir vertraute, und erinnere mich nur an das, was ich ſelbſt entdecke. Alſo, volles Vertrauen von Deiner und die größte Verſchwiegenheit von meiner Seite ... Nun?

Page.

Nun denn! ſo hört! Der edle Graf hat, in der Beſorgniß ohnſtreitig, Seiner Majeſtät der König, oder deſſen Hof möchten ihn nöthigen, dem Exil der Erbin von Foix ein Ende zu machen, ein vortreffliches Mittelchen ausgedacht, den Anſchein zu haben, als gebe er dieſen Bitten nach, während er immer noch die arme Dame gefangen hält. Bei ſeiner Abreiſe ſagte er zu der Gräfin, indem er ihr einen unter ſeinem Handſchuh an dem Zeigefinger ſeiner verwundeten Hand verborgenen Ring zeigte: Clotilde, wenn dieſer Ring nicht bei dem Schreiben ſich befindet, das Dir den Befehl bringen wird, von der Burg abzureiſen und nach Paris zu kommen, ſo gehorchſt Du in keinem Falle ... und ....

(die Thüre links wird ſchnell geöffnet.)

Bonnivet.

Still!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Der König. Dann der Hof.

König.

Vortrefflich, lieber Graf; jetzt bleibt nichts mehr übrig, als das Schreiben ſicher zu beſtellen .... Wer iſt dieſer Page?

Page.

(übergiebt dem Grafen ein Schreiben.)

An den Herrn Grafen, von Seiten der Fräu Gräfin.

König.

O, bei Saint Denis! das trifft ſich ja ganz vortrefflich! ... Ein Page der Gräfin! ... Gebt ihm das Schreiben, mein lieber Graf, und laßt ihn auf der Stelle wieder abgehen.

Graf.

Wie es mein König befiehlt. (er giebt das Schreiben dem Pagen, welcher aber ſtehen bleibt.)

König.

Nun? auf was warteſt Du?

Page.

(leiſe zu Bonnivet.)

Der Ring iſt nicht im Briefe. (geht ab.)

Bonnivet. (für ſich.)

Kann ich denn nur dieſen Ring, dieſen geheimnißvollen Ring nicht zu ſehen bekommen?

König.

(zu Bonnivet.)

Der Brief iſt fort!

Bonnivet.

Allerdings, Sire, aber ....

Herold. (kündet an.)

Der Herr Kanzler Duprat, die Damen vom Hofe, die Herrn Ritter, Offiziere und Kämmerlinge.

(Aus der Mitte der Bühne tritt der Hof ein, ordnet ſich, und es erfolgt eine augenblickliche Stille.)

König.

Edle Herren und edle Damen, wie groß iſt meine Freude, mich wieder in Mitte dieſes Hofes zu ſehen, nach welchem ſich aus dem fernen Lande meine Wünſche und meine Hoff-

nungen ſehnten. Allen die hier verſammelt ſind, mein königlicher Gruß und Glückwunſch! Denen, die Anſprüche darauf haben, mein königlicher Dank! Kanzler Duprat, würdige Stütze des Rechts und der Geſetze, ich habe mein Volk Euch ſegnen hören. Im Namen meines Volks von Frankreich danke ich Euch . . . und auch Euch Ritter und Edle, die ihr mir tapfer folgtet, als ich unter den feindlichen Schwerdtern nach dem Heiligthume des Sieges trachtete, Montmorency, Trivulzio, Saint Pol, Vendome, und Du, Chateaubriand, Bravſter unter den Braven! Tritt näher, komm und laß Dich mitten unter dieſen Edeln, die mir alle ihren Beifall dafür zurufen werden, meinen Retter nennen, meinen Freund!

Graf.

(beugt ein Knie.)

O Sire . . . .

König.

(nimmt ſeinen Halsorden vom heiligen Michael ab und hängt ihn dem Grafen um.)

Herr von Laval, empfangt dieſen ruhmvollen Orden, welchen die Könige, meine Vorfahren, den Tapferſten wie den Treueſten beſtimmten, und jetzt, Graf, Eure Hand, dieſe Hand,

die nur ich allein das Recht habe, mit der meinen zu drücken.

(Der Graf zieht seinen Handschuh aus und reicht die bloße Hand dem Könige.)

Bonnivet.

(dessen Blicke sich eiligst und scharf auf den Ring richten; für sich.)

Einfach . . . ohne Devise! . . . . nur das Wappen der Foix und Laval! . . . Die Grä-fin kommt!

Ende des zweiten Gemäldes und der ersten Abtheilung.

Entquillt ein Sang von Opfertod und Blut:
Geheimnißvoll rauscht bei der finstern Kunde
Des Windes Wehn, des Baches klare Fluth.
Was sie gesungen mit wehmüth'gem Sehnen,
Erzähl' ich nun in schlichten Worten Euch.
Es ist die Sage von dem Quell der Thränen
Am Meergestad' in fern entleg'nem Reich.
Mag Nacht ergrauen, mag der Tag sich hellen,
Er eilet fort und fort dem Strande zu;
Da senkt er still sich in die grauen Wellen,
Ein müder Pilger, in den Schooß der Ruh'.

Es war um die Zeit, daß vor der Sonne wärmer werdenden Lebensblicken die eisige Rinde des Winters, so Berg und Thal bedeckte, zu erweichen begann, und die erstarrten Brünnlein und Quellen wieder anfingen lustig zu rauschen, auch hin und wieder sich schon ein frühzeitig grünes Sprößchen zeigte, als zween edle Jünglinge in reicher und schöner Waffentracht am Meerstrand in Gespräch auf und ab wandelten, während das Fahrzeug, so aus der Heimath sie hier her geführt, in sicherer Bucht geankert lag.

Sie hatten die duftigen Gefilde Castiliens verlassen, als wo gleich einem Paar kräftig schöner, reicher Früchte versprechenden Bäumen sie aufge-

Zweite Abtheilung.

Erſtes Gemälde.

Die Bühne ſtellt ein Zimmer im Louvre vor, worin der Graf von Chateaubriand als Hauptmann der Leibwache wohnt. Prachtvolles Geräth, Familienbilder an den Wänden. Im Hintergrunde eine Thür. Seitenthüren in den Tapeten verſteckt.

Erſter Auftritt.

Tartarin.

(allein, traurig und nachdenkend.)

Dieſe Gemälde! dieſe reichen Behänge! Alles laſtet auf mir, und iſt mir unbehaglich. Wie gern vertauſchte ich die Zimmer des Hauptmanns der Leibwache im Louvre mit deſſen Zelte, oder ſeiner alten Burg Laval.

Zweiter Auftritt.

Tartarin. Der Graf.

Graf.

(hinten eintretend.)

Ei, ei, Freund, was für ein finſtres Geſicht! An was denkſt Du denn ſo verdrüßlich?

Tartarin.

An das Vergangene und Gegenwärtige, Capitain.

Graf.

Das Vergangene war rühmlich, mein tapferer Kriegskammerad, und das Gegenwärtige iſt ſchön. Das Herz unſers Herrn des Königs iſt unerſchöpflich an Güte für mich.

Tartarin.

Unſer Herr der König iſt groß und gerecht, aber die, welche um ihn ſind . . . Ach, mein Capitain, ich habe da ſo traurige Ahnungen! Es begegnet Euch gewiß nichts Gutes an dieſem Louvrehofe.

Graf.

Sey getroſt, Tartarin, man weiß ſehr wohl,

daß ich eine gute, in Mailand verſuchte Klinge an der Seite trage, und nach ihrer Länge den Reſpekt meſſe, den man mir ſchuldig iſt. Allerdings führen ſeit einiger Zeit die Günſtlinge und Aſtrologen das große Wort am franzöſiſchen Hofe, allerdings verſchwendet man Lehen und Titel an die Helden galanter Abentheuer, während die alten Krieger aus Italien auf ihren Schilbern ſchlafen, durchlöcherte Wämſer tragen, oder um eine Stelle als Waffenknecht bei der Bürgerwacht betteln. Alles das aber wird ein Ende nehmen, denn alles das iſt nur das Werk eines einzigen Menſchen, und er muß doch endlich ſtürzen dieſer Menſch, der mit jedem Tage die Leidenſchaften ſeines Herrn neu anbläſt, weil er weiß, daß wenn ſie verlöſchen, auch ſeine Gunſt verliſcht.

Tartarin.

Seine Gunſt ſchreibt ſich vom Schloſſe Tournelles her, und der König Frankreichs vergißt die Freunde des Herzogs von Valois nicht.

Graf.

Dieſer elende Bonnivet! Ohne ihn, ohne dieſen Gaſſenbuben, der aus dem Pallaſte einen Schauplatz der Ausſchweifungen und des Skandals gemacht hat, würde jeder rechtliche Mann

nicht nöthig haben, ſeine Tochter oder Gattin in das Innerſte ſeiner Burg zu verſchließen! O mein Freund, wie ſehr ſchmerzt auch mich die Verbannung der Dame von Laval! Wie weh thut es mir, die Urſache ihrer Thränen und Kümmerniſſe zu ſeyn, mir, der ich gern mein Leben darum gäbe, um das ihre heiter und vergnügt zu machen! Aber ſie der Gefahr auszuſetzen, es mit anzuſehen, wie die Maſſe dieſer wohlriechenden Stutzer mit goldnen und ſeidnen Gewändern um ſie her prunkt, und ihr ihre Liebeszärtlichkeiten und italieniſchen Galanterieen vorliſpelt! Nein, nimmermehr!

Tartarin.

Ich hab's Euch immer geſagt, Capitain, der Teufel hat's Euch gerathen, ein ſo junges und ſchönes Weib zu heirathen.

Graf.

Ja, ja, Du haſt Recht! Es iſt eine wahre Qual, ein Herz von zwanzig Jahren und einen Kopf voll grauer Haare zu haben! daß ich mich auch von der Liebe mußte bethören laſſen, ich! ein alter Soldat, der nur Dich liebte, Tartarin, und das Schlachtfeld! Aber wozu am Ende doch alle dieſe Furcht, alle dieſe Verzweiflung?

Die Gräfin iſt weit von hier, und wird nicht kommen, trotz alles Andringens des Königs, und aller Briefe von mir .... Der Ring iſt ja noch immer hier an meinem Finger!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Gräfin in Reiſekleidern.

Gräfin.
(in der Couliſſe.)

Wo iſt er? wo iſt er?

Graf.

Dieſe Stimme . . .!

Tartarin.

Iſt die, Eurer edlen Gemahlin.

Graf.

Unmöglich!

Page. (meldend.)

Die Edeldame von Laval!

Gräfin.
(eilt herein und fliegt in die Arme ihres Mannes.)

O mein Gemahl! mein Gemahl!

Tartarin.

Ihr hier! Gräfin!

Gräfin.

Erwartetet Ihr mich denn noch nicht ſo geſchwind? Ahndet Ihr denn nicht, mit welcher Schnelligkeit ich den Zwiſchenraum durchfliegen würde, der uns trennte? ... O verzeiht, daß ich über meine kurze Gefangenſchaft ſo ungehalten war! Welche Wonne nun, für wenige Augenblicke des Kummers! Welches Glück? O Dank, tauſend Dank!

Graf.

(noch immer faſſungslos.)

Ihr hier! ... iſt es ein Traum? eine Erſcheinung? Begreifſt Du es, Tartarin! — Sie iſt es, ſie, die Gräfin von Chateaubriand!

Gräfin.

Mein Gott! welch ein Empfang! Wie ſoll ich mir erklären ...?

Graf.

Welche Kühnheit von Euch, Gräfin!

Gräfin.

Warum macht mein Anblick Euch plötzlich ſo zornig?

Graf.

Warum? ... und das wagt Ihr noch zu

fragen! ... Antwortet Gräfin, antwortet! ... Was hat Euch bewogen, meinen Befehlen auf dieſe Art Trotz zu bieten?

Gräfin.

Euern Befehlen? aber bin ich ihnen denn nicht pünktlich nachgekommen? Habt Ihr mir denn nicht geſagt, daß wenn Euer Ring mit dem Briefe käme, der mir anbeföhle, mich nach Hofe zu verfügen, ich abreiſen könne?

Graf.

Allerdings. Aber der Ring?

Gräfin.

Iſt hier!

Graf.

(voll Staunen beim Anblicke eines Ringes, der dem ſeinen ganz gleich iſt.)

Verrath! furchtbarer Verrath! ... Von wem habt Ihr dieſen Ring, Gräfin?

Gräfin.

Von dem Knaben, den ich Euch zugeſchickt hatte, von dem Pagen hier.

Graf.

(zum Pagen.)

Tritt näher, und bedenke, daß Du über

Dir Gott haſt, und vor Dir die Spitze meines Dolches.

Page.

Ich verließ mit dem Schreiben, das Ihr mir in Gegenwart Seiner Majeſtät des Königs eingehändigt hattet, das Schloß und bald auch die Stadt. Nur als die Nacht hereinbrach, hielt ich an einem Gaſthauſe auf der Straße, einige Stunden von Paris an. Kaum hatte ich mir es dort ein wenig bequem gemacht, als ein Reiter aufs eiligſte anſprengte, abſtieg und alſo zu mir ſprach: Dein Herr, der Graf von Chateaubriand, befiehlt Dir hier bis zu der Ankunft eines Boten zu warten, der Dir neue Verhaltungsregeln von ihm überbringen wird. So wartete ich denn alſo; der Bote kam auch in der That, und händigte mir für die Dame von Laval dieſen Ring ein . . .

Graf.

(voll Wuth.)

Der nicht der meine iſt! . . . (zieht ſeinen Handſchuh aus.) Da, ſeht Ihr Gräfin? — Dieſer Ring iſt nicht von meiner Hand gekommen. Oh! ich ſage es nochmals, es iſt ein abſcheulicher Verrath, deſſen Urheber ich entdecken werde, und wenn er ſich in den tiefſten Abgrund ver-

bergen wollte! ... Tartarin, ſetze alles in Bereitſchaft, damit die Gräfin auf der Stelle wieder abreiſen kann.

(Tartarin geht ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Tartarin.

Gräfin.

Auf der Stelle wieder abreiſen! O nein! nein! mein Gemahl! ſchickt mich nicht wieder zurück in die alte Burg Laval! Es iſt eine grauſame Härte, ein Weib, der Geburt und Verbindung eine andre Stellung anweiſen, zu einer Einſamkeit voll Verdruß und Langerweile zu verurtheilen.

Graf.

O ja, ja! Es iſt der Hof, der Hof mit ſeinen Freuden und Gefahren, den Ihr in Anſpruch nehmt, es iſt das Lächeln und die ſüßen Reden des Königs, nach denen Ihr Euch ſehnt! — Ihr geht auf der Stelle wieder nach Laval zurück, Gräfin!

Gräfin.

So viele Unbilligkeit empört zuletzt! ... Graf

von Chateaubriand, könnt Ihr es wagen, die Erbin von Foix ſo zu behandeln? Ich ſtehe nicht allein auf der Welt, und wenn mein Bruder die Demüthigungen kennen wird, die mir Eure blinde Eiferſucht bereitet . . .

Graf.

Drohungen!

Gräfin.

Nein, o nein! Ich habe Unrecht, mein edler Gemahl; ich habe Unrecht! . . . Aber ſeyd gütig!

Graf.

Ich höre Geräuſch! . . . Wer kann es ſeyn? . . . Der König und Bonnivet! . . . Der König bei mir! . . . Ohne Gefolg, ohne Meldung! . . . Sollte er ſchon erfahren haben?! — (zeigt auf die Tapetenthür rechts.) Hier hinein, Gräfin! . . . und bei Eurer Seele Heil, rührt euch nicht darin, ſonſt . . .

Gräfin. (für ſich.)

Der König!

(geht traurig nachdenkend rechts ab, der Page folgt ihr.)

wachsen waren, der Eine aus gewaltigem Trieb zu kühnen Ritterthaten, den am ersten er zu befriedigen hoffte bei Durchziehung fernster und fremder Länder: der Andere aus Liebe zu seinem Freund, ohne den zu leben ihm traurig dünkte. Fernandez hieß der Erste, entsprossen aus altem adeligen Geschlecht. Velasko der Andere, eines edlen Sängers Sohn, und selbst wohl erfahrener Meister in Gesang und Saitenspiel.

Wie nun die beiden Freunde so hin gingen immer hart am Saume der See, die, von leisem Winde bewegt, kleine schäumige Wellen ans Land warf und oft ihre Füße netzte, da zeigte sich ihnen auf einmal, als um eine vorspringende Felsklippe sie sich wandten, in einem recht anmuthig grünenden Thale, dessen blühender Lenzesschmuck seltsam abstach gegen die übrige noch todte und rauhe Gegend, eine Hütte nach nordischer Art von über einander gelegten und zusammengefugten Balken erbaut, vor deren Eingang, gleich einem Wächter, ein hohes wunderbar gestaltetes Bild stand, einen Kriegsmann vorstellend, der Schwert und Lanze in den Händen hielt, statt eines Menschenantlitzes aber den Kopf eines Bären auf den Schultern trug und mit an's Leben gränzender Täuschung recht grimmig wild aus großen, von glänzenden Steinen gefertigten Augen sah. Ein

Fünfter Auftritt.

Der König. Der Graf. Bonnivet.

Graf.

(ſucht ſich von ſeiner Unruhe zu faſſen und geht dem Könige entgegen.)

Sire!

Bonnivet.

(für ſich, überall umherblickend.)

Niemand hier! Wo iſt denn die Gräfin?!

Graf.

(zum Könige, nach einer kalten Begrüßung an Bonnivet.)

So viel Ehre! ....

König.

Muß Euch nicht wundern, mein lieber Graf. Ihr habt Euch durchs Handgemenge durchgeſchlagen, um mir auf dem Schlachtfelde einen Beſuch zu machen, und ſo mache ich euch denn einen Gegenbeſuch, ohne Prunk und Etiquette.

Graf.

(ihm einen Seſſel bringend.)

Geruhen Euer Majeſtät ...

König.

(deſſen Blicke auf die längſt der Wände hängenden Portraits ſich heften.)

Nein, nein, Herr von Laval! Laßt mich ſe-

hend und mit entblößtem Haupte dieſe Auswahl großer Männer, Eurer Ahnen, grüßen, deren Bildniſſe Euch umgeben.

Graf.

Ein Geſchenk der Vergangenheit für die Zukunft, eine ruhmvolle Erbſchaft, Sire, die ich unangetaſtet zu erhalten ſuchen werde, wie den Namen, den ſie mir hinterlaſſen haben.

Bonnivet. (bei Seite.)

Vielleicht!

König.

Und vorzüglich, wie die Freundſchaft die uns verbindet, Graf von Chateaubriand.

Graf.

Eine um ſo koſtbarere Freundſchaft für mich, da ich ſie nicht in den Vorzimmern aufgeleſen habe.

Bonnivet. (beleidigt.)

Der wenig feinen Art zu ſprechen Eurer Herrlichkeit nach zu urtheilen, ſollte man wahrhaftig glauben, Dieſelben kämen aus irgend einer Verſammlung der Malcontenten im Hotel Bourbon.

Graf.

Vielleicht wird nur allzubald jeder redliche

Diener Seiner Majeſtät genöthigt ſeyn, dahin ſich zu begeben, um das Ungewitter abzuwenden, das gewiſſe Höflinge über deſſen hohes Haupt zuſammengezogen haben.

König.

Ei, ei! ihr Herrn! Still da mit ſolchen Streitigkeiten! Wißt Ihr auch, Graf, daß dieſe Wohnung höchſt geſchmackvoll, höchſt prächtig eingerichtet iſt! . . . Nur einen Fehler hat ſie, meiner Anſicht nach.

Graf.

Und der wäre, Sire?

König.

Daß ſie zu klein für einen Mann iſt, wie Ihr ſeyd.

Graf.

Das iſt nur der Fehler von Euer Majeſtät, die mich zu groß dafür gemacht hat!

König.

Gemälde — köſtliche Behänge . . .

Bonnivet.

(hebt den Vorhang auf, der die Thüre rechts verbirgt, und worauf der Graf unverwandt geblickt hat.)

Dieſes da, zum Beiſpiel.

Graf. (ſchnell.)

Dieſes!

Bonnivet. (für ſich.)

Dort iſt ſie!

König.

Eine Thür!

Bonnivet.

Die zu einem Gemache führt, in welchem der Graf, wie man behauptet, einen wundervollen Schatz verwahrt.

König.

Einen Schatz?

Graf.

(zu Bonnivet.)

Von was für einem Schatze ſprecht Ihr?

Bonnivet.

Von dem letzten Gemälde Leonardo da Vinci's, das Ihr angekauft habt.

Graf. für ſich.)

Daß ihn der Donner erſchlüge!

König.

Ei, Herr von Laval, es iſt gar nicht fein

von Euch, daß Ihr uns daraus ein Geheimniß gemacht habt. — Man ſoll nicht ſagen, daß ſolche Meiſterwerke ſich ſo ganz in der Nähe des Beſchützers der Künſte gefunden haben, ohne daß er ihnen den Tribut ſeiner Bewunderung gezollt habe.

Graf.

Euer Majeſtät ſind zu gnädig ....

König.

Das Gemälde, mein lieber Graf!

Bonnivet.

(öffnet ſchnell die Thür.)

Betrachtet es, Sire.

Graf. (für ſich.)

Hölle und Teufel!

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Dann die Gräfin.

König.

Was ſehe ich? die Gräfin!

Graf.

Ihr kennt ſie alſo, Sire?

König. (verlegen.)

Ich? — o nein! . . . aber dem öffentlichen Gerüchte nach . . . dieſer Anſtand, dieſer Adel, dieſe edle Klarheit . . . nur Euerer Gemahlin können ſie angehören . . . . Und wer könnte auch wohl ſonſt in dieſem Gemache . . .?

Bonnivet.

Ich mache Euch mein Compliment, Herr von Laval! Ich habe noch nie eine angenehmere und plötzlichere Ueberraſchung geſehen.

Graf.

(ſeine Wuth verbeißend.)

Hölliſches Gezücht! . . . könnte ich doch dieſes Ungeziefer mit meinen Füßen zertreten!

König.

Bonnivet, biſt Du nicht auch voll Bewunderung über dieſen Engelsblick und dieſe erhabene, reine Stirn, auf der ſich ganz der Stolz der edlen Familie von Foix ausſpricht!

Graf.

(führt die Gräfin herein.)

Tretet näher, Gräfin, und dankt Seiner Majeſtät für ſo viele Theilnahme und Wohlwollen.

König.

(zur Gräfin, die ſich verbeugt.)

Endlich, ſchöne Dame, hat der Himmel unſre Wünſche erhört, und uns diejenige zugeſendet, deren Gegenwart wir uns ſo ſehr erſehnt hatten!

Gräfin. (bewegt.)

Wie ſoll ich Euer Majeſtät ausdrücken ...?

König.

Indem Ihr der Einſamkeit der Burg von Laval den Glanz des franzöſiſchen Hofes vorzieht, den ich Euch von morgen an in ſeinem reichſten Schimmer zeigen werde. Morgen giebt's ein Feſt im Pallaſte des Louvre. Ihr werdet doch auch mit Eurer edlen Gemahlin daran Theil nehmen, Graf von Chateaubriand?

Graf.

Ich werde gehorchen, Sire.

König.

Erlaubt mir zugleich an Eure Geneigtheit mich zu wenden, um für den würdigſten unter meinen Rittern um die Ehre nachzuſuchen, Eurer Gemahlin Farben zu tragen.

Gräfin.

(welche auf einen Wink des Grafen ihre Schärpe losgebunden hat.)

Dieſe Schärpe ...?

Bonnivet.

Gebührt nur Euch, Sire!

König.

Mir?... ja mir, ſchöne Dame!... Morgen alſo! ... Morgen, lieber Graf!

Bonnivet. (für ſich.)

Der Kampf iſt eingeleitet!

(Der König und Bonnivet entfernen ſich, nachdem ſie vom Grafen und der Gräfin Abſchied genommen haben, die dann nachdenkend in einen Seſſel ſinkt.)

Siebenter Auftritt.

Der Graf. Die Gräfin. Tartarin nachher.

Graf.

(ihnen nachſehend.)

Ha! Du ſollſt ſie nicht lange mehr ſehen, Franz! und Du, Bonnivet, Dich vergebens gegen die Reinheit meines Wappens verſchwören!

Tartarin. (eintretend.)

Capitain, wenn ſoll's fortgehen?

Graf.

Nach dem Feſte, das morgen im Louvre ſtatt finden wird.

Gräfin.

(ſchnell aufſtehend.)

Nein, nein, ohne das Feſt!

Graf. (kalt.)

Eure Hand, Gräfin!

(er führt ſie feierlich und verbittert ab.)

Ende des erſten Gemäldes der zweiten Abtheilung.

Zweites Gemälde.

Eine Galerie des Louvre, von Fackeln erleuchtet. Blumengewinde rings umher. In Schildern aufgehangen die Wappen von Foix und Laval, mit der Chiffre der Gräfin.

Erster Auftritt.

Bonnivet, Vendome, Saint Pol, Montmorency, Trivulzio. Ritter und Hofleute.

(Wenn der Vorhang aufgeht, hört man von weitem Tanzmusik.)

Saint Pol.

Welch ein Fest, meine Herren! Nie hat Mailand in den galantesten Tagen, die wir dort verlebten, ein glänzenderes erblickt, und ich glaube auf Ehre, daß die Blüthe der ganzen Ritterschaft heute im Louvre versammelt ist.

Vendome.

Habt Ihr es bemerkt, ihr Herrn, daß der König plötzlich mitten im Tanze verschwand, und unsere Blicke auch alsdann die Dame von Laval vergebens suchten?

Gewinde von Förenzweigen kränzte gleich einem Diadem des Ungethümes Stirn.

Betrachtend blieben die Fremden ein Weilchen am Eingang des kleinen Thales stehen, höchlich sich verwundernd über die sich ihnen darbietende Ansicht, als, eben da Fernandez den Fuß schon hob um mehr in der Nähe das seltsame Gebild sich anzuschauen, ein Mädchen aus der Hütte trat von anmuthig zartem Wesen, sich dem Bilde näherte und anfing es zierlich auszuschmücken mit allerlei früh erblühten Blumen, wobei mit weicher Stimme sie sang:

Führe den Lenz zurück,
Mächtiger Herrscher du.
Winter ist starr und raus,
Keimt da kein Blümchen nicht.
Blumen sind hold und schön,
Haben wohl tiefen Sinn.
Führe den Lenz zurück,
Mächtiger Herrscher du.

Eine Götzendienerin, murmelte Fernandez, fast unwillig nach dem Mädchen hinblickend, laß uns hingehen, Bruder, das arge Bild zu zerstören. Und somit ergriff er seines Freundes Hand und begann ihn fortzuziehen, Velasko aber, minder aufwallend denn jener, machte sich los und sprach:

Saint Pol.

Die Königin des Balles! Ueberall ihre Chiffre und Deviſe.

Vendome.

Alle Welt hat die Farben des Hauſes Foix auf der Bruſt Seiner Majeſtät erblicken können.

Saint Pol.

Ja, ja, der König geht mit Rieſenſchritten auf dem Wege vor, der zu dem Herzen der ſtolzen Gräfin führt. (zu Bonnivet, der bis dahin ſchwieg und jetzt boshaft vor ſich hin lacht.) Was ſagſt denn Du dazu, Bonnivet?

Bonnivet.

Ich ſage, daß wenn der Herr von Laval nur einigermaßen bei guter Laune bleiben will, er ſich in dieſem Augenblicke vom Aſtrologen Gritti nicht ſein Horoſcop ſtellen laſſen darf. (Allgemeines Gelächter.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Page.

Bonnivet.

Was ſuchſt Du, Kind?

Page.

Meine Gebieterin verließ bleich und aufgeregt den Tanzsaal . . . ich habe sie überall vergebens aufgesucht, um ihr meinen Beistand anzubieten . . . Habt Ihr sie nicht etwa in dieser langen Galerie gesehen, meine Herrn?

Saint Pol.

Nein, mein Kind, wahrhaftig nicht . . . . Aber beruhige Dich! Deine Gebieterin wird sich in diesem Zauberpallaste nicht verirren, und der eifrigste und anmuthigste Beistand wird ihr nicht fehlen.

Page.

Vielen Dank, ihr Herrn! Da gehe ich wieder zum Feste.

(er wendet sich rechts, bleibt aber plötzlich mit einem Ausdrucke der Ueberraschung stehen, ändert dann seine Richtung und geht auf der entgegengesetzten Seite ab.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen ohne den Pagen. Später der Graf.

Bonnivet.

Was mag er nur gesehen haben, der schöne Page der Dame von Laval, um so voll Stau-

nen aufzuſchreien? (ſieht nach rechts hin.) Ah! ſie iſt's! ihr Herrn! es iſt die Gräfin am Arme Seiner Majeſtät.

Alle.

Iſt's möglich?!

(ſie ſehen nach derſelben Seite hin.)

Bonnivet.

Seht nur, wie lebhaft und dringlich er mit ihr ſpricht! Die Schöne will ſich von ſeinem Arme losmachen . . . Der König hält ſie zurück . . . Welches Entzücken! . . . Ah, jetzt triumphire ich! . . . Warum kannſt Du das nicht mit anſehen, Du ſtolzer Herr von Laval! . . . Deinem edlen Haſſe ſtelle ich eine königliche Liebe entgegen . . . Heißt das nicht, mich meiſterhaft rächen?

Saint Pol.

Eine wunderbare Geſchichte! Du haſt uns ſchon ohnlängſt etwas Näheres darüber verſprochen, ſo rede denn jetzt, Bonnivet!

Alle.

Ja, erzähle, erzähle!

Bonnivet.

Meinetwegen; denn der Augenblick iſt nun

da, meinen Ring und die Niederlage des Grafen öffentlich zu verkündigen. (der Graf, der in diesem Augenblicke im Hintergrunde der Galerie eintritt, bleibt stehen, und hört zu.) Vor allen Dingen müßt ihr wissen, daß man mir lediglich und allein die Ankunft der Gräfin hier am Hofe zu verdanken hat. (der Graf tritt weiter vor, um besser zu hören.) Um die Vorkehrungen zu Schanden zu machen, welche die Eifersucht des bärbeißigen Burgherrn von Laval getroffen hatte, mußte eine Nachbildung des Rings, den er an seiner verstümmelten Hand trägt, die er stets mit dem Handschuhe bedeckt hält, mit dem Briefe abgehen, den er an seine Frau schrieb. Durch meine Geschicklichkeit ward solch ein Ring geschafft, ging mit dem Briefe ab, und die Gefangne aus Bretagne war nach wenigen Tagen in Paris. (Bornbewegung des Grafen; doch bezwingt er sich, und hört ferner zu.) Nun aber kommt etwas, das mir die Palme des Siegs erwirbt, und mich zum Helden der Liebesintrigue macht. Ich wußte durch vertraute Personen die Ankunft der Gräfin fast bis auf die Minute voraus. Jetzt stand zu fürchten, der erzürnte Gatte möchte alle meine Mühe vereiteln, indem er sie auf der Stelle wieder fortschickte, das mußte also verhindert werden,

und um dies zu bewerkſtelligen, brachte ich gerade zu der feſtgeſetzten Stunde ihrer Ankunft, unter dem Vorwande, Gott weiß welches meiſterhafte Gemälde zu bewundern, den König zu dem Grafen. (Lauter Ausbruch von Gelächter.) Und auf dieſe Art erwarb ich mir . . .

Graf.

(ſtürzt ſich auf ihn.)

Den Namen eines niederträchtigen Schurken! (er ſchlägt ihn mit der flachen Klinge) Dem Laſterknechte Franz des erſten dies der Graf von Chateaubriand! Und jetzt, da ich Dich mit meiner flachen Klinge geadelt habe, biete ich Dir auch die Schärfe an!

Bonnivet.

Tod und Hölle!

(Heftige Aufregung der Anweſenden.)

Graf.

Lacht nur, lacht nur immer fort, ihr Herrn . . . o! ich lache ja auch mit! Der Fuchs iſt auf den Tiger geſtoßen.

Bonnivet.

(das Schwerdt ziehend.)

Und wird nicht vor ihm zurückweichen.

(Alle ſuchen ſie zu trennen.)

Vendome.

Haltet ein, ihr Herrn! Bedenkt daß ihr im Schloſſe, und faſt unter den Augen des Königs Euch ſchlagen wollt!

Graf.

Bonnivet, Du mußt Dich mit mir ſchlagen; auf Leben und Tod.

Bonnivet.

Das mußt auch Du!

Graf.

Trivulzio und Montmorency ſeyd meine Secundanten.

Bonnivet.

Und Ihr die meinen, Saint Pol und Vendome . . . Ritter von Laval, ich begehre, wenn ich ſiege, Deinen Degen, um ein Trophäe daraus zu machen!

Graf.

Und ich den Deinen, um ihn mit einem Fußtritt zu zerbrechen, und Dir es zu wehren, künftig noch länger die Waffe eines Edelmannes zu tragen.

Saint Pol.

(zwiſchen die beiden Gegner tretend.)

Dies Eure Kampfbedingungen?

Graf.

Ja! . . . Fort jetzt, meine Herrn, und nur Einer von uns Beiden kehre lebend in den Louvre zurück!

(Alle gehen im Hintergrunde ab.)

Vierter Auftritt.

Der König und die Gräfin, die nach einer Pauſe von rechts her kommen.

Gräfin.

(ſucht ſich von der Verfolgung des Königs zu befreien.)

O Sire! . . . habt Mitleid! . . . laßt mich! . . . Man hat uns fortgehen ſehen, und bald werde ich vor Scham die Augen nicht mehr aufſchlagen können! . . . O ſchont meiner! . . . wenn Ihr mich liebt . . .

König.

Wenn ich Euch liebe? . . . nein, nein, das iſt keine Liebe, das iſt eine glühende Leidenſchaft, die mein ganzes Seyn durchſtrömt, und die zu Euch um Mitleid fleht . . .

Gräfin.

Sire! . . . o mein Gott! . . . ſprecht leiſer! . . . man könnte uns hören!

König.

Und wer ſollte es wohl wagen, ſich ohne Befehl der Stelle zu nahen, wo ich allein ſeyn will. — Ja, habt Mitleid, und beruhigt Euer Gemüth, das ſich ohne Noth ängſtigt, laßt meine Stimme die heiße Huldigung meiner Anbetung in Euer Herz ergießen, und nur Einen Funken dort entzünden von der Gluth der Liebe, die mir die Wahl zwiſchen Euch und der Krone Frankreichs zweifelhaft laſſen würde.

Gräfin.

Ihr, Sire! Herabſteigen bis zu mir? Ihr, den die allgemeine Stimme den ſtolzeſten aller Könige nennt! . . . Darf ich ſolche leidenſchaftliche Worte anhören, die uns verwirren und zum Verderben führen, uns armen ſchüchternen Frauen, denen die Natur nur ein Herz als Vertheidigung gab, das ſo leicht zu brechen iſt! darf ich Euch hören?

König. (feurig.)

Und wer verbietet Euch dies? . . . Der Auf-

ſchrei eines erſchreckenden Gewiſſens? die ſtrenge Stimme der Pflicht? Gewiſſen, Pflicht, ſind dieſe vorhanden, wenn der, dem ſie gewidmet, die Königin aller Anmuth in der finſterſten aller Burgen langſam dahinſchmachten ließ?

Gräfin.

Wenn er ſtrafbar iſt, Sire, ſo iſt er's nur dadurch, daß er mich zu ſehr liebte.

König.

Daß er Euch zu ſehr liebte? . . . Hätte er Euch geliebt, mußte er da nicht, als Sklave zu Euern Füßen geſchmiegt, mit Freuden den kleinſten Eurer Wünſche erfüllen, hochbeglückt ſchon durch ein Lächeln, einen Blick von Euch? . . . Ein Lächeln, ein Blick von Euch! . . . O, Mitleid, Mitleid für eine Leidenſchaft, die in Wahnſinn ſich verliert! Ein Wort, ein einziges Wort der Liebe, oder ich ſterbe zu Euern Füßen!

Gräfin.

Meine Stirn brennt . . . mein Herz ſchlägt mit ſchmerzlicher Gewalt . . . ach! . . . wie unglücklich bin ich!

König.

Unglücklich Ihr? und der König von Frank-

reich vermöchte es nicht, Euch zu tröſten? Ihr haßt ihn alſo ſo ſehr, Gräfin?

Gräfin.

Ihn haſſen? . . . o nein! . . . Was habe ich geſagt! . . . Mein Geiſt iſt irr!

König.

Sprich! o! ſprich nur weiter, Du Engel des Himmels! Laß Deinen Augen dieſe Milde, die mich in Seeligkeit badet! . . . Wie liebe ich Dich! . . . wie ſchön biſt Du! . . .

Gräfin.

(mit erkämpfter Ruhe.)

Laßt mich wieder in den Saal, Sire . . . oder erlaubt mir vielmehr, daß ich mich ganz von dem Balle entferne, wo meine Unruhe, meine innere Bewegung mich nur zu ſehr verrathen würden! Ich will dem Hofe ein ewiges Lebewohl ſagen, Euch für immerdar fliehen!

König.

Mich fliehen! fliehen, wenn mein Glück beginnt, wenn eine Ewigkeit von Entzückungen ſich vor mir öffnet, wenn Gott ſolche Gluth der Leidenſchaft in meine Seele goß!

wohl will ich dir folgen, doch mußt du vorerst mir zusagen, daß nicht also gleich mit Gewalt, deinem stürmischen Wesen gemäß, du zufahrest, sondern fein den Weg freundlicher Güte einschlägst, welches gar viel geschickter seyn dürfte zur Vollbringung guter Dinge, denn der entgegengesetzte.

Als solches nun nach einigem Weigern Fernandez versprochen, schritten sie beide der Hütte zu, in die unterdeß das Mädchen wieder gegangen war, und klopften an der verschlossenen Thür. Da tönte von innen heraus eine gar harte und rauhe Stimme, die fragte nach dem Begehr, und als die Spanier es gemeldet, so öffnete sich der Eingang und ihnen entgegen trat ein fast riesig hoher, finsterer Greis, der ziemlich kurz sie empfing und einführte.

Es erblickten aber die Freunde, als sie eingetreten waren, ein weites dunkles Gemach, das also gebaut war, daß, obgleich draußen helles Sonnenlicht schien, doch dessen nur wenig einließ und überhaupt ein gar trübes Ansehen hatte.

„Ihr seyd Fremde," hub der Greis an, „laßt Euch dort an jenem Steintisch nieder, ich werde den Gastrunk sogleich Euch reichen." Damit schritt er einer Ecke des Gemaches zu, füllte ein Trinkhorn mit Meth und brachte es den Rittern zu.

Gräfin.

Und ſolche Schwäche in die meine!

König.

Mich fliehen? Und wer könnte Dich denn meiner Liebe entreißen? Von der ganzen Welt würde ich Dich zurückfordern! Weißt Du auch, daß ich um Deinetwillen Königreiche zertrümmern könnte?

Gräfin.

O verſparet Eure Kraft, Euern Muth für einen würdigern Zweck! Wendet ſie nicht gegen ein Weib an, das um Gnade ſchreit!... Seyd großmüthig, Sire! Seht mich hier zu Euern Füßen.

König.

Zu meinen Füßen! ... Du, die ich durch meine Liebe zu einem Throne erheben will!... Giebt es denn eine Größe, einen Ruhm, der Dich aufwöge!

(Lärmen von außen.)

Gräfin. (aufſpringend.)

Dieſes plötzliche Getös!... man kommt!... man eilt von dieſer Seite hierher!....

König.

Wer könnte es wagen? . . .

Gräfin.

Ich bin verloren!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Page. Dann der Graf, Trivulzio und Montmorency. Edelleute.

Page.

(in Verwirrung herbeieilend.)

O Sire! . . . gnädige Gräfin!

König.

Dieſer Schrecken . . . dieſe Verwirrung! . . . was iſt vorgefallen?

Page.

Der Graf von Chateaubriand . . . verwundet vom Admiral Bonnivet . . . in einem Zweikampf vor dem Thore des Louvre!

(Der König und die Gräfin eilen nach der Galerie zu. Da erſcheint der Graf, von Trivulzio und Montmorency aufrecht gehalten, und von einer Menge Edelleute umgeben. Die Gräfin ſtößt einen Schrei aus, und ſinkt ohnmächtig nieder.)

Graf.

(ſammelt alle ſeine Kräfte, erhebt ſich, reißt den Orden des heiligen Michael von der Bruſt, und wirft ihn vor die Füße des Königs, der ſtumm und beſtürzt dabei ſteht.)

Dieſen Halsſchmuck für Tapfere, den Ihr für mich in ein Zeichen des Schimpfes verwandelt habt, ich gebe ihn Euch zurück, Sire .... Macht daraus einen Schmuck für eine Buhlerin, und hängt ihn an den Hals dieſes Weibes!

(Der Vorhang fällt ſchnell.)

Ende des zweiten Gemäldes der zweiten Abtheilung.

Dritte Abtheilung.

Erſtes Gemälde.

Dieſelbe Dekoration, wie im erſten Gemälde der zweiten Abtheilung, bei dem Grafen von Chateaubriand.

Erſter Auftritt.

Der Graf liegt auf einem Ruhebette und ſchläft. Tartarin ſitzt ihm zu Häupten. Der Page ſteht am andern Ende des Bettes.

Tartarin. (zum Pagen.)

Leiſer, leiſer, mein Kind! Meiſter Val ſagt, daß er in der ganzen Wiſſenſchaft Aeskulaps kein Heilmittel kenne, daß ſo wirkſam ſey, als der Schlaf, den Gott den Kranken ſchickt.

Page.

(auf den Grafen immer die Augen richtend.)

Die fürchterliche Wunde!

Tartarin.

Und von weſſen Hand! von einem jener Großſprecher, den er himmelweit an wahrem Muthe überſtrahlte, wo es zum Waffentanze ging, und die Kanone ihren vollen und finſtern Mund öffnete! . . . Wenn der gute Herr da nur davon kommt, ſo will ich ein Gelübde thun, zwei Jahre lang keinen Wein zu trinken, und mich alles Fleiſches zu enthalten! . . . Im Kriege ſterben; gut! wir ächten Söhne Frankreichs lieben nur ſolch einen Tod . . . aber nach drei Wochen langſamen Hinbrütens die Seele zwiſchen einer Kaputze und einer Arzneiflaſche aushauchen, das iſt doch gar zu hart!

Page.

Iſt denn alle Hoffnung verloren?

Tartarin.

Ei, ſo rede nicht ſo albern, Kind! Ich müßte ja Gott und die heilige Jungfrau läſtern, wenn die Hand eines Verräthers all das Blut vergoſſen hätte, vor dem dreißig Schlachtenjahre Reſpekt gehabt haben . . . Wenn er ſtürbe! . . . wenn er ſtürbe! ja, ſiehſt Du, ich bin kein Ritter, habe kein andres Wappen, als die Wunden auf meiner Bruſt, ich weiß, daß mich der

Admiral mit dem flachen Degen ſchlagen würde, wenn ich ihn um Genugthuung anträt ... ſey's darum! ... ich mordete ihn!

Page.

Wie lieb Ihr ihn habt! ... Der arme Herr von Laval!

Tartarin.

Ja, er iſt ſehr zu beklagen bei ſeinen Schmerzen! aber um ſo ſtrafbar iſt die Perſon, die an dieſer Wunde Schuld!

Page.

O, beklagt doch auch die arme Dame von Laval!

Tartarin.

Meinſt Du wirklich, Kind? rede doch, rede! damit ich, ihr alter Diener, noch ein Fünkchen Reſpekt für ſie im Herzen tragen darf.

Page.

Betroffen von der furchtbaren Begebenheit, die ſo plötzlich Unordnung und Schrecken Mitten in das Feſt im Louvre gebracht hatte, ſterbend in ein Zimmer des Pallaſtes getragen, kam ſie bald wieder zu ſich, aber, zu welcher Verzweif-

lung! Ihr hättet ſie nur ſehen ſollen, wie ſie ihren glänzenden Putz herabriß, mit Füßen trat, wahnſinnig zu den Gemächern ihres Gemahls hinſtürzte, und dann auf der Schwelle, von Scham und Furcht zurückgeſchmettert, zu Boden ſank! — Seitdem kommt ſie jeden Tag wieder hierher, aber ihre erſtarrende Hand kann nicht an dieſe Thüre klopfen, ihre erſtickte Stimme nicht rufen: o Herr, mein Gemahl, ich bin da!

Tartarin.

Still! . . . entferne Dich! . . . der Capitain erwacht! . . . Dein Anblick könnte ihn an die erinnern, der Du dienſt.

Page.

Und was ſoll ich ihr ſagen?

Tartarin.

Daß ſie alles von der Barmherzigkeit Gottes, nichts von dem Mitleide ihres Gemahls erwarte.

(Der Page geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Der Graf. Tartarin.

Graf.

(ſich aufſetzend, und mit ſchwacher Stimme rufend.)

Tartarin!

Tartarin.

Capitain?

Graf.

Immer an meinem Lager! . . . Geneſe ich von dieſer Wunde, ſoll Dein Wachen, Deine Sorgfalt nicht verloren ſeyn.

Tartarin.

Wenn Ihr geneſet! Ich verwette meinen Antheil am Paradieſe, daß wir Euch bald ſtark und geſund, Schwerdt und Helm wieder werden ergreifen ſehen.

Graf.

Möge Dich Gott erhören!

Tartarin.

Der elende Bonnivet! wie er in dem Zweikampfe hinterliſtiger Weiſe den Zorn benutzte, der Euch das Auge blendete und den Arm lähmte!

Graf.

Geduld! er kommt auch noch daran!

Tartarin.

Und dann kehren wir nach der Burg Laval zurück, nicht wahr, Capitain?

Graf.

Wo ich bald ſterben werde, Tartarin; denn ich empfinde hier (auf's Herz deutend) einen fürchterlichen Schmerz, einen Schmerz, der nagt und tödtet!

Tartarin.

Armer Capitain!

Graf.

Du wirſt bei meinem Sterbebette zugegen ſeyn, nicht wahr, Tartarin? Du wirſt meine Hand drücken, und wenn der alte Soldat unter dem Leichenſteine ruhen wird, wirſt Du weinen, nicht wahr, mein Freund? O dieſes Weib! ... dieſes Weib! ... Aber was iſt das? höre doch ... Wehklagen ... Schluchzen ... Es muß jemand an dieſer Thüre ſeyn ....

(Tartarin geht hin und öffnet.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Gräfin hereinſtürzend.

Gräfin.

Gnade! Barmherzigkeit! mein Gemahl!

Graf.

Tartarin! ... dieſes Weib! ... dieſes Weib! ... fort! ... ihre Gegenwart tödtet mich!

Gräfin.

Um Gotteswillen, höret mich! ... habt Erbarmen mit einer Unglückſeligen!

Graf.

Sie ſoll fort! ... fort! ... Tartarin, jage das Weib hinaus!

Tartarin.

Gnädige Frau! wenn Ihr doch —

Gräfin.

Nein ... nein! ... laß mich vor Schmerz und Angſt zu ſeinen Füßen ſterben!

Graf.

Wird ſie gehn! ....

„Wie mögt Ihr doch," begann, nachdem er getrunken, Fernandez zu sprechen, „wie mögt Ihr doch bei so anmuthig heiterer Tageszeit Euch in solch finsteres Gewölb bergen, dessen Dunkel ja kaum erlaubt sich einander zu erkennen."

„Hm," entgegnete der Greis, „das ist meine Art nun so und meines Landes Sitte."

Als hierauf nach manchem hin und wieder reden die Fremden auch das Gespräch auf das vor dem Eingang stehende Gebild brachten und anfingen von dem schönen Glauben der Christen zu reden, erhub sich der Greis von seinem Sitz und schritt mit langen Schritten durch das Gemach, wobei er, so oft an den Sprechenden er vorüberging, finstere, fast drohende Blicke auf sie richtete und manchmal einige unverständliche Worte murmelte. Wie aber Velasko, der jetzt das Wort führte, in schöner Begeisterung entbrannt, mit kräftiger Rede von den Wundern des heiligen Landes und den hohen Verkündigungen, die dort geschehen, sprach, da vernahmen sie plötzlich ein leises Weinen, und als betroffen sie sich umwandten, erblickten sie das zuerst gesehene Mädchen, die, die Hände auf die Brust gefaltet, hinter ihnen kniete und recht bittend und wie Hülfe begehrend zu ihnen aufsah. Ehe denn noch aber die Ritter sich zu besinnen vermochten, war der Alte auf das Mädchen zuge-

Gräfin.

Eher Tod!

Graf.

Nun denn, da haſt Du ihn! (ſeinen Dolch ergreifend, den er nach ihr wirft, der aber, da er mit ſchwacher Hand geſchleudert, vor ihr niederfällt.)

Tartarin.

(als er den Grafen ſchwanken und ohnmächtig zurückfallen ſieht.)

Hülfe! . . . er ſtirbt!

Gräfin.

Großer Gott! . . . Tartarin! hier! (ſie zerreißt ihren Schleier) Nimm! ſtille dieſes Blut, das mich mit Entſetzen überſtrömt . . . Dieſes Blut, das um meinetwillen fließt! . . . Ja, ich habe ihm das Grab bereitet, das ihn vielleicht bald aufnimmt . . . Räche Deinen Herrn! Ja, räche ihn! . . . Laß ihn, wenn er wieder zu ſich kommt, nur einen Leichnam hier finden . . . . einen Leichnam, den er mit Füßen von ſich ſtoßen, mit Verwünſchungen überhäufen wird! Sey es drum! ich bin ja dann todt und taub, und ſeine That und ſein Wort wird mir nicht mehr den Verſtand rauben vor Schande und Furcht!

Tartarin.

Beruhigt Euch, gnädige Frau . . . ich habe den Verband wieder angelegt, und wir können nun getroſt die Ankunft des Arztes abwarten . . . Seht! . . . ſeine Lippen färben ſich wieder; bald wird er die Augen wieder öffnen . . . (mit leiſer Stimme) Wenn es einem alten Diener Eures Hauſes vergönnt wäre, einen Wunſch auszuſprechen . . .

Gräfin.

Ich verſtehe Dich! . . . er darf mich nicht mehr hier erblicken: nicht wahr? meine Gegenwart würde ihn tödten . . . O ich gehe . . . gehe . . . möge der Segen des Himmels, der mir verſagt iſt, auf ihm ruhen! . . . Ach Du! . . . Du! . . . Dein Gewiſſen iſt rein . . . Dich liebt er . . . o wie glücklich biſt Du!

(ſie geht ſchluchzend ab.)

Vierter Auftritt

Der Graf. Tartarin.

Graf.

(kommt wieder zu ſich, blickt im Gemache umher und verweilt endlich auf Tartarin.)

Was iſt Dir denn? . . . Dieſe Erſchütterung . . . dieſe Unruhe . . .

Tartarin.

Aber auch der furchtbare Auftritt! . . . Die Betrübniß dieſer edeln Dame, die ſo lange der Gegenſtand Eurer Ergebenheit war . . . Eurer Liebe . . .

Graf.

Still! . . . ſtill! (eine Uhr ſchlägt) Welche Zeit ſchlägt es?

Tartarin.

Am Thurme von Nesles drei Uhr, Capitain.

Graf.

Drei Uhr! . . . der Tag iſt weit vorgerückt, und noch hat mich niemand beſucht! . . . Seit dieſes Weib das Siegel der Schande auf meine Thür geprägt hat, fühlt nicht ein Ritter Muths genug, dieſe Schwelle zu überſchreiten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Saint Pol und Vendome.

Saint Pol.

Ihr irrt Euch, Herr Graf.

Graf.

Ah, seyd willkommen, edle Herren!

Vendome.

Gelobt sey Gott, Messire! Eure Wunde ist nicht tödtlich.

Graf.

Darf ich nach der Ursache fragen, die Euch hierher geführt hat?

Saint Pol.

Eine sehr traurige Botschaft.

Graf.

Ich bin bereit, sie zu hören . . . Sessel, Tartarin!

(Saint Pol und Vendome setzen sich, der Graf hört ihnen mit auf dem Ellbogen gestütztem Haupte zu, Tartarin steht seitwärts.)

Saint Pol.

Ihr habt gewiß noch nicht vergessen, welches

die Bedingungen bei dem Kampfe auf Leben und Tod zwiſchen Euch und dem Admiral Bonnivet waren? Wir kommen jetzt, um von Eurer Rechtlichkeit den Preis des Sieges uns zu erbitten, . . . und Euern Degen mitzunehmen.

Graf.

Was war das, ihr Herrn?! ... Ich, meine Waffen an Bonnivet überlaſſen! ich, der Graf von Chateaubriand, Herr von Laval, Tremblay, Maine und Quercy . . . ich ſollte dem elendeſten aller Hofſchranzen dieſen Degen übergeben, der in zwanzig Schlachten focht, und eben ſo oft von dem Blute der Feinde meines Vaterlandes geröthet ward! . . . O, wenn Ihr das glauben konntet, ihr Herrn, ſo irrtet Ihr Euch ſehr.

Vendome.

Herr von Laval, das Kampfgeſetz iſt heilig.

Graf.

Das Kampfgeſetz erlaubt dem, der den Tod der Schande vorzieht, wieder auf den Kampfplatz ſich zu begeben, und ich werde es thun! ... So iſt es denn dieſem Bonnivet nicht genug an meinem Blute, an meiner tiefen Wunde,

auch meine Ehre verlangt er noch, welche fünfhundert Jahre reinen Adels nicht beflecken sahen . . . dieſe Waffen begehrt er, welche tapfre und ſtolze Ritter bei Crecy, Poitiers, Azincourt, Fornoue und Ferrara trugen! . . . Nein, nein, ihr Herrn, nie, nie! — Er halte ſich bereit, mich mit dem Degen in der Fauſt zu erwarten!

Saint Pol.

So gebieten denn wir, Franz von Bourbon, Graf von Saint Pol und Choumont, Prinz vom Geblût, und wir, Herzog von Vendome, auch Prinz vom Geblût, in unſrer Eigenſchaft als Zeugen des gedachten Kampfes, und da Ihr Euch weigert, Eure Waffen auszuliefern, Euch, Graf von Chateaubriand, Herrn von Laval, Maine, Quercy und Termblay, Euch in die geſchloſſenen Schranken zu begeben, bewaffnet vom Kopf bis zum Fuß, um da bis zum letzten Athemzuge zu fechten.

Tartarin.

Aber, edle Herren, das iſt doch eine furchtbare Grauſamkeit von einem Ritter in Fülle der Kraft und Geſundheit, einen armen Edelmann tödten laſſen zu wollen, der von Blutverluſt und Schmerzen völlig erſchöpft iſt! Capitain,

Eure Wunde iſt noch nicht wieder geſchloſſen; ich ſehe Blut . . .!

Graf.

Oh, es iſt nichts! nichts! . . . meinen Degen . . . meinen Dolch . . . ich will keine andern Waffen.

Tartarin.

Nehmt doch wenigſtens dieſen Halskragen!

Graf.

Nein . . . mit unbewahrter Bruſt! (Tartarin trocknet ſich heimlich die Thränen ab) Du weinſt, alter Soldat?

Tartarin.

Ich hätte nicht geweint, wenn Ihr bei Fornoue, Aignadel, Ferrara oder Marignano geblieben wär't!

Graf.

Dank, Dank, mein wackrer Freund, daß Du einen dieſer Namen mir in's Gedächtniß zurückrufſt! . . . Ich werde wieder ſtark, den Erinnerungen meines Ruhmes gegenüber . . . Fort, meine Herren; auf der Stelle fort!

Tartarin.

(zum Grafen, der aufſteht vom Lager.)

Eure Wangen werden bleich . . . Eure Kniee zittern!

Graf.

Stütze mich, Tartarin! Halte mich, daß ich von hier fortkomme! . . . Kommt! kommt, ihr Herrn!

(er thut einige Schritte, dann bricht er erschöpft zusammen. Tartarin hebt ihn wieder empor und hält ihn in seinen Armen.)

Saint Pol.

Herr von Laval, der Himmel, der einen Kampf auf Leben und Tod Euch unmöglich macht, hat zwischen Euch und Euerm Gegner entschieden . . . Gehorcht als braver und ächter Edelmann seinem Ausspruche . . . Eure Waffen!

Graf.

(kämpft mit sich selbst; endlich faßt er sich, zieht sein Schwerdt und küßt es unter Thränen und Schluchzen.)

Leb wohl, mein gutes Schwerdt! . . . Als mein Vater auf seinem Sterbebette Dich in meine Hände legte, war ich noch jung, und schwur ihm knieend, daß Du bis zu meinem letzten Athemzuge in meinen Händen bleiben solltest! . . . Leb wohl, mein gutes Schwerdt! Nimm diesen Kuß eines ewigen Lebewohls!

(er übergiebt das Schwerdt den Grafen Saint Pol und Vendome)

Nehmt es mit, ihr Herren, nehmt es mit! und

möge mein Blut eines Tages auf die fallen, die mir ſolche Schmach zugezogen hat!

(er bedeckt ſich das Geſicht mit den Händen.)

Ende des erſten Gemäldes der dritten Abtheilung.

Zweites Gemälde.

Die Bühne ſtellt ein großes, ſchwarzbehangenes Zimmer vor. Rechts ein Betſtuhl, über welchem ein Cruzifix. Wenn der Vorhang aufgeht, erblickt man die Gräfin, ganz weißgekleidet, auf dem Betſtuhle knieend. Dunkel herrſcht auf der Bühne, das nur durch den ſchwachen Schimmer einer von der Decke herabhängenden Lampe erhellt wird.

Erſter Auftritt.

Der Kapellan, durch die Hinterthür eintretend. Die Gräfin iſt mit aufgeſtütztem Arme auf dem Betſtuhle entſchlummert.

Kapellan.

Sie ſchläft! . . . Das Geräuſch meines Eintritts hat ſie nicht geweckt. (näher tretend) Ihre

Hand hält noch krampfhaft die Perlen eines Rosenkranzes feſt . . . Armes Weib! Nur die Täuſchungen, die Dir der Traum darbieten kann, ſind Dir noch übrig geblieben, denn die Rache wacht rings um dieſes Gemach der Trauer. . . . Vordem war Dein Leben ſo ruhig und ungeſtört . . . Dein Haupt, mit jeder Anmuth der Jugend und Schönheit geſchmückt, erhob ſich hoch und ſtolz unter den Gattinnen der andern edlen Ritter! . . . Der Sturm iſt heraufgezogen am heiterſten Himmel und dieſes Leben ſchwindet und neigt ſich dem Grabe zu, als ſey es vom Blitze verſengt.

Gräfin. (erwachend.)

O mein Gott! welch ein furchtbarer Traum! (um ſich blickend.) O nein, nein, es iſt kein Traum! Sie ſind wahr, ſind wahr dieſe Bilder des Todes, womit ſeine Rache mich umgab.

Kapellan.

Meine Tochter . . .

Gräfin.

Rettet mich, ehrwürdiger Vater! rettet mich! . . . es iſt eine fürchterliche Qual!

schritten und mit wilder Stimme ausrufend: „Zurück in dein Gemach!“ stieß er sie fort durch eine den Rittern bis dahin ungesehene Thür, die mit großen Riegeln er verschloß.

Zu ihren Schwertern griffen die Ritter, denn hart und grausam dünkte ihnen des Greises Verfahren gegen das Mägdlein, und Rede begehrten sie, warum also er die Zarte behandele. Statt aller Antwort aber ergriff der Hausherr ein großes Stierhorn und blies mehreremal stark und widerlich tönend hinein. Da füllte plötzlich sich das Gemach mit wilden Kriegergestalten, die schnell eindrängend auf die Fremden, sich ihrer bemächtigten, ehe denn noch sie sich mochten zur Wehr setzen, sie banden mit Stricken, daß kein Glied sie rühren konnten. Und zu ihnen trat nun Guntrum, dies war des Greises Name, und sprach: „Ihr Fremdlinge habt das Gastrecht verletzt in meinem Hause und gegen mich Euer Schwert gezogen, darum sollt ihr in tiefe Haft geworfen werden, wo Euch nimmer Errettung wird und wo Euer Christengott Euch nicht helfen und erlösen soll;“ und damit winkte er den Männern und sie führten Fernandez und Velasko fort, weit unter der Erde hinweg, durch viele dunkle und gewundene

Kapellan.

Beruhigt Euch, meine Tochter!

Gräfin.

O mein Vater! Ihr werdet mich nicht verlassen! Nein, Ihr nicht! . . . Wenn mich die ganze Welt verläßt, wenn Gott selbst taub gegen mein Flehen ist, werdet Ihr, frömmster, ehrwürdigster aller Menschen, Euer Werk vollenden, und mir sterben helfen.

Kapellan.

Nein, nein, Ihr werdet nicht sterben, meine Tochter! dem Himmel sey Dank, daß ich Euch frohe Botschaft bringen kann.

Gräfin.

Frohe Botschaft! . . . o sprecht . . . Mein hoher Gemahl . . .

Kapellan.

Von ihm hoffet nichts, meine Tochter . . . seine Rache ist unbeugsam. Aber vernehmt, daß der König sich in unsrer Nähe befindet.

Gräfin.

Der König! ist's möglich?

Kapellan.

Ihr wißt, daß die Gemahlin des Königs, die ſeit einem Monate verſtorben, ihre Jugend in der Burg zugebracht hat, die dieſem Schloſſe gegenüber liegt. Jetzt nun, wo der König im Begriffe ſteht, wieder nach Italien zu ziehen, hat er ſelbſt den erſten Grundſtein zu einem Denkmale legen wollen, daß ihrem Andenken zu Ehren errichtet werden ſoll.

Gräfin.

O, ehrwürdiger Vater, ihn ſendet mir der Himmel, um mich zu retten . . . Ich will ihm ſchreiben, ihm die qualvollen, furchtbaren Martern ſchildern, zu welchen mich die Rache meines Gemahls verurtheilt hat.

Kapellan.

Thut das, und eilt; die Augenblicke ſind koſtbar, ich werde den Brief ſelbſt beſorgen. (Sie eilt an einen Tiſch und ſchreibt) . . . O Gott! verzeihe mir, was ich thun will! Aber es geſchieht ja nur, um ſie vom ſchmählichſten Tode zu retten!... Und doch muß der König vor dieſem Abend noch ankommen, denn ich fürchte alles für die bevorſtehende Nacht.

Gräfin.
(hat den Brief geendet.)

Da nehmt! nehmt, ehrwürdiger Vater!... O ja, er wird kommen! . . . der König, unſer Herr, iſt ein edler Ritter . . . und um ſeinetwillen leide ich ja hier tauſendfach den Tod! ... Geht, o geht, mein Vater!

Kapellan.

Muth, meine Tochter! Gebe der Himmel, daß ich noch zur rechten Zeit komme. (geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Die Gräfin, allein.

O Leben! Freiheit! Glück! alles kehrt zurück! . . . (wirft ſich auf die Knie) Dank Dir, o mein Gott! heißen, ewigen Dank Dir dafür!... O! ſo jung ſterben zu müſſen, wenn man in der Tiefe ſeiner Seele noch das brennende Verlangen fühlt, zu leben! . . . mit zwanzig Jahren ſterben zu müſſen! . . . jeden Tag zu ſterben, jeden Augenblick, von Angſt zu Angſt gepeitſcht! . . . um ſich her die Vorkehrungen zu ſeinem Tode zu erblicken, nur gräßliche Geſtalten zu ſehen, nur Grabesworte zu hören ...

o nein, allgütiger, erbarmensreicher Gott, das haſt Du nicht gewollt! . . . Aber nun Luſt, Freiheit, lächelnde Fluren, die Welt, alles! alles! (ſie erblickt den Grafen und ſinkt zuſammen) zu ſpät! zu ſpät!

Dritter Auftritt.

Der Graf. Die Gräfin.

Graf.

Weib! als die Ritter von Lautere und Odet von Foix durch unſre Vermählung ihre Wappen mit dem meinigen vereinen wollten, als der Prieſter uns ſegnete, da ſchwurſt Du, die Hand legend auf den Leib unſers Herrn, mir ewige Treue . . . Weib! Du haſt Deinen Eid mit Füßen getreten und die edlen Häuſer Foix und Laval mit Schmutz befleckt! . . . Du mußt ſterben.

Gräfin.

Ich erwartete Euch ſchon, mein Herr und Gemahl, und Euer Opfer iſt bereit . . . Eure Rache hat lange Zeit dazu gebraucht, um ihren Dolch zu ſchärfen . . . einige Tage mehr, und die Marter des Erwartens befreite Euch von dieſem traurigen Berufe . . . Jetzt, mein Ge-

mahl, danke ich Euch, daß Ihr selbst hierher gekommen seyd . . . Ich fürchtete immer, Ihr würdet der Tochter des mächtigen Hauses von Foix irgend einen Knecht als Henker senden . . . O habt innigen Dank dafür. Eine edle Hand wird ein noch edleres Blut vergießen.

Graf.

Habt Ihr nichts mehr mit Gott zu berathen?

Gräfin.

Noch ein Gebet, ein einziges, und ich bin bereit. (sie kniet in den Betstuhl.)

Graf. (bei Seite.)

Daß freut mich! sie erbebt nicht vor dem Tode . . . das Blut erstarrt nicht in ihren Adern . . . das ist edel!

Gräfin.

(steht wieder auf und kniet vor dem Grafen nieder.)

Jetzt, mein Herr und Gemahl, verzeiht auch Ihr mir die herben Schmerzen, womit ich Eure Seele verletzt habe; Gott ist mein Zeuge, daß es stets mein heißester Wunsch war, Euch ein ruhiges Leben und glückliche Tage zu bereiten . . . Ein Schicksal, das stärker war als ich

ſelbſt, hat mich fortgeriſſen . . . fort, bis zum Rande des Grabes! Und von dieſem aus, o mein Herr und Gemahl, ſchreit meine Stimme zu Euch empor, verzeiht mir! Dann werde ich ruhig ſterben, und mein letzter Hauch wird Euch ſegnen. (Der Graf läßt ſeinen Dolch fallen und verbirgt das Geſicht in den Händen.) O! auch ich habe furchtbar gelitten, und ein Thränenſtrom nach dem andern hat meine bleichen Wangen gefurcht . . . Denn dieſe Todesangſt, ſie hat ſchon lange gedauert, und in dieſer gräßlichen Abgeſchiedenheit hat der Kummer meine Tage und Nächte verſengt. Der Kummer und die Reue! . . . O mein Gemahl, Euer Dolch braucht nicht tief in dieſes Herz zu dringen, um es zu zerſtören, und ſein Blut wird nicht Eure Hand beflecken . . . es iſt erſchöpft, dieſes Blut, Nächte in Jammer durchwacht, und die ſchauerliche Todesqual dieſer Einſamkeit haben es Tropfen vor Tropfen aufgezehrt . . . O habt Geduld, nur ein wenig Geduld! wenn Eure Hand mich nicht tödtet, wird es das Elend nur allzubald . . . Seht mich an, mein Gemahl! ſeht dieſe erloſchenen, Augen, ſind ſie nicht die einer Sterbenden? dieſe bleichen, eingefallenen Wangen, verkünden ſie nicht den Tod? . . . Ja, die Quellen des Le-

bens ſind erſchöpft in meiner Seele, denn ich habe allzu fürchterlich gelitten, o mein Gemahl!

Graf.

(läßt das Haupt ſinken.)

Und auch ich! auch ich!

Gräfin.

Wohl! wohl! . . . dieſe ſchreckliche Wunde! . . . O mein Gott! . . . und ich bin es, um derenwillen dieſes Blut vergoſſen ward, für das ich all' das meinige dahingegeben hätte! und ich bin es, die dieſe Wunde ſchlug, die ich ſo gern mit meinen Lippen geſchloſſen hätte, o mein Gemahl! . . . denn Ihr habt nichts davon gewußt, aber jeden Morgen ſchleppte ich mich ſchluchzend auf die Schwelle Eurer Thür, mit jedem anbrechenden Tage kniete ich auf dieſer Schwelle nieder, und flehte um Euer Mitleid und betete aufgelöſt in Thränen und Seufzern; und wenn die Edelleute jenes Hofes mich ſo ſahen in meiner Verzweiflung, ſo lachten ſie, oder verſpotteten mich mit Euerem Mitleid, und wenn dann, müde meines Geſchrei's und meines Schluchzens, Euer alter Freund endlich dieſe Thür öffnete, ſo wandt ich mich zu ſeinen Füßen und flehte, Euch zu ſehen, und vor Euern Augen

zu ſterben, mein Vergehen mit all meinem Blute zu büßen.

Graf.

(deſſen Erſchütterung immer mehr zunimmt.)

O, Clotilde! Der Himmel ſelbſt müßte weinen, wenn er Euch ſo ſprechen hörte . . . und ich! . . . Clotilde! . . . komm in meine Arme! (die Gräfin ſtürzt ſich voll Entzücken in ſeine Arme. Sie bleiben eine lange Zeit ſprachlos ſich umarmend) Wohlan denn! . . . ich verzeihe Dir! und das vom Grund meines Herzens.

Gräfin.

O mein Gemahl!

Graf.

O Du weißt es nicht, was ich litt! Deine Leiden waren die meinen geworden! Bei jeder neuen Grauſamkeit, womit mein Zorn Dich überhäufte, durchbohrte mir eine unſichtbare Hand das Herz! . . . Oft ſchon ſtand ich lange vor dieſer Schwelle, hörte Dein Stöhnen und ſuchte Dich zu ſehen; und wenn dann ein blaſſer Schimmer des Lichtes dieſe bleichen und eingefallenen Züge mir zeigte, ſchauderte ich zuſammen, und entfloh, floh und verbarg mich und wandt auch mich am Boden als laſte der Fluch eines Verbrechens auf

mir. Die Augen mußte ich ſchließen, denn ſtiere, funkelnde Blicke der Rache glaubte ich aus jedem Winkel auf mich gerichtet zu ſehen . . . O! wie vermöchte ich Dir das zu beſchreiben? Es war ein furchtbarer Kampf, ein Kampf auf Leben und Tod! . . . So laß uns denn über das Vergangene den Schleier der Vergeſſenheit breiten. Verflucht ſey der, welcher ihn wieder hebt, Fluch den Höflingen Franz des erſten, und ihm ſelbſt, wenn er es je wagen ſollte . . .

Gräfin.

O mein Gemahl!

Graf.

Doch was ſoll das? Von nun an kein Gedanke mehr, der nicht Deinem Glücke gehörte, kein Wort, das nicht dazu beſtimmt ſey, Dir meine treue Hingebung zu ſchildern! . . . Du biſt erſt 20 Jahr alt, und Dein Leben iſt noch ſo ſchön, und die Ausſicht iſt ſo weit und groß für Dich. Ich bin alt, und nicht will ich, daß unter den wenigen Tagen, die ich noch zu leben habe, ſich ein einziger finde, wo jene furchtbaren Erinnerungen wieder zurückkehren.

Gräfin.

O verzeiht . . . verzeiht, mein Gemahl! . . .

Die Freude ... dieſe glühende, erſtickende Freude ... o! ich habe keine Worte, und nur zu Euern Füßen kann ich ...

Graf.

In meine Arme, an mein Herz, Gräfin von Chateaubriand! Nehmt Euern Rang, Eure Beſtimmung wieder ein! Dieſes Schloß laſte nicht mehr auf Euch mit ſeinen finſtern Mauern, mit ſeiner traurigen Abgeſchiedenheit. Dieſe Trauerbehänge, Platz ſollen ſie machen dem reichſten und glänzendſten Schmucke. Blumen müſſen wir haben, ein Feſt, Jubel der Freude und Segnungen des Entzückens, welche die Nachricht unſers Glücks bis zum Himmel empor jauchzen. Denn ich ſchwöre es beim allmächtigen Gotte, dieſer Tag ſoll der glücklichſte meines Lebens ſeyn! ... In meine Arme, an mein Herz!

(Die Gräfin ſtürzt ſich trunken vor Freude in des Grafen Arme.)

Felsengänge und Klüfte, und dicht neben ihnen in furchtbar unergründlicher Tiefe wilde Wasser schäumten und schaurige Geisterflammen den Abgründen entloderten gleich zackenden Blitzen, bis endlich nach langer Wallung sie wieder emporstiegen und in den innern Raum einer Burg traten, die auf weit in's Meer hinausspringender Felsklippe erbaut war. An den beiden äußersten Ecken der Burg aber standen zween Thürme, alt und riesig, und an ihren Füßen brachen sich die Wogen. Dahinein stießen sie die Freunde, die also getrennt wurden und schlossen hinter ihnen die ehernen Thore.

Mancher banger Mond entfloh ihnen so in trüber Hoffnungslosigkeit, beraubt des tröstenden Zuspruches befreundeter Wesen, da entdeckte endlich einst Belasko, als, getrieben von müßiger Weile, er seinen Kerker durchsuchte, eine verrostete Eisenthür, die, als er sie geöffnet, ihm eine Stiege zeigte, die hinauf zu des Thurmes Rand führte. Wie er nun oben stand auf der Zinne, die so keck und kühn ins Meer hinausschaute, über sich den nächtlichen Himmel mit ziehenden Wolken, tief unter sich die brandende, ewig bewegte Fluth, da ergriff ein mächtiges Gefühl seine Brust und er nahm das ihn nie von der Seite kommende Saitenspiel zur Hand, dem nahen und doch

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Tartarin.

Tartarin.
(ſchnell eintretend.)

Capitain!

Graf.

Was giebt's?

Tartarin.

Eine Botſchaft vom Könige, der ſelbſt in höchſter Perſon am Thore des Schloſſes mit einem zahlreichen Gefolge von Rittern und Bewaffneten hält.

Gräfin.
(für ſich, voll Schrecken.)

Der König!

Graf.
(nimmt den Brief, und erbricht ihn.)

„Edler Herr von Laval! Es iſt Grauſamkeit und Verbrechen, die erlauchte Erbin von Foix ſo zu behandeln, wie Ihr es thut. Ich fordre Euch daher Namens des Adels von ganz Frankreich auf, ihr die Freiheit wieder zu ſchenken, oder ich werde Euch mit Gottes Hülfe dazu zu zwingen wiſſen.“ (zur Gräfin) Wer hat ihn be-

nachrichtigt und herbeigerufen? (die Gräfin wendet ſich ab, und verbirgt ihr Geſicht in die Hände) Tartarin!

Tartarin.

Capitain?

Graf.

Meine Feinde ſind die Deinen?

Tartarin.

Stets und überall.

Graf.

So laß die Thore des Schloſſes ſperren, und bis auf das letzte Schwerdtſtück, bis auf den letzten Tropfen Blutes vertheidige ſie.

(Tartarin geht ab, indem er die Scheide ſeines Degens zerbricht.)

Fünfter Auftritt.

Der Graf. Die Gräfin.

Graf.

Auf die Kniee! . . . Ja, ja, auf die Kniee jetzt, Buhlerin von Franz von Valois, Buhlerin aus dem Louvre, die mein Wappenſchild zerbrochen hat wie ein Weiberſpielwerk, die mich gezwungen hat, mein Schlachtſchwerdt den Hän-

den eines Klopffechters zu übergeben, und um derenwillen im nächsten Augenblicke dieses Schloß meiner Ahnen nur noch ein Trümmerhaufen seyn wird. (Waffengetös) Der erste Schritt Deines siegenden Buhlers muß sich an Deine Leiche stoßen. (er ergreift wieder seinen Dolch.)

Gräfin.

O Gott! Gnade! Barmherzigkeit! Tödtet mich nicht, mein Gemahl!

(Das Getös außerhalb mehrt sich, man sieht fliehende Krieger über die Bühne eilen.)

Graf.

Wuth und Verzweiflung! alles weicht, alles flieht!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Tartarin.

Tartarin.

(bleich, einen Schwerdtstummel in der Hand.)

Es war nicht mehr Zeit: das Schloß war schon genommen, und ich . . . sterbe! (er sinkt zusammen.)

Graf.

(zur Gräfin.)

Das ist das letzte Blut, das um Deinetwillen vergossen werden soll.

Gräfin.

(flüchtet ſich voll Schrecken unter das Crucifix ihres Betſtuhls.)

Gott, ſchütze mich!

Graf.

Meineidige! Ehebrecherin! Gott verdammt Dich!

Gräfin.

Hülfe! Hülfe!

Graf.

Vergebens! ſtirb!

(er ſtößt ihr den Dolch in die Bruſt. Sie ſinkt vor des Grafen Füße nieder.)

Siebenter Auftritt.

Der König mit Gefolg. Die Vorigen. Alles bleibt beim Eintritte ſtehen, und ſchaudert zurück beim Anblicke der Leichname.

König.

Todt! . . . gemordet von Euch! . . . Graf! Fürchtet die Rache des Königs! ſie wird ſchrecklich ſeyn!

Graf.

Giebt es denn ein anderes Recht noch gegen einen König, der die Ehre eines Ritters brand-

markt? — Ich habe sie mit dieser Hand getödtet, die den König rettete; ich habe sie getödtet, weil Eure Lippen ihr das Todesurtheil auf die Stirn gedrückt hatten! . . . Und jetzt, Ritter und Edle, geht, und sagt Euern Frauen und Töchtern, was ihr gesehen habt!!

Ende.

Laurette

oder

das rothe Siegel.

Luſtſpiel

in Einem Aufzuge

nach dem Franzöſiſchen

von

Theodor Hell.

Personen.

Renaud, Capitain der Brigg L'Alerte.
Leon von Montbreuse, Deportirter.
Jacquot.
Laurette.

Zeit 1797. Scene am Bord der französischen Kriegsbrigg L'Alerte.

Bei Bühnen, welche keinen Aufwand deshalb machen wollen ist die Dekoration leicht herzustellen. Man bedarf blos eines gewöhnlichen Zimmers, mit einer praktikabeln Treppe im Hintergrunde und an jeder Seite der Treppe eine kleine Thür. Rechts vorn ein kleiner Schreibtisch mit Papieren, mathematischen Instrumenten und dem Sprachrohr des Capitains darauf. Unter dem Schreibtische ein schwarzes Kästchen mit einigen Seidenzeugen und einem Brautschleier. Links ein kleiner Tisch, in Gestalt eines Gueridons, der wenig Raum einnimmt und ganz nahe an der Coulisse steht. Karten und Gewehr sind an der Wand befestigt.

Erſter Auftritt.

Das Theater ſtellt die Kajüte des Schiffscapitains dar. Im Hintergrunde eine Treppe die aufs Verdeck führt, an jeder Seite derſelben eine kleine Thür. Vorn ein Schreibtiſch. Ueber demſelben und ſo, daß es dem Zuſchauer ſehr in die Augen fällt, eine mit einem großen rothen Siegel verſchloſſene Ordre, welche durch einen Nagel an die Wand befeſtigt iſt.

Der Capitain Renaud, Jacquot.

Wenn der Vorhang aufgeht, ſitzt Renaud am Schreibtiſch rechts und hat die Augen auf die Ordre mit den rothen Siegel gerichtet. Jacquot ſteht oben auf der Treppe und ſieht mit einem Fernglaſe hinaus.

Jacquot.

Nichts — gar nichts — nicht ein Segel am Horizonte ... nicht die mindeſte kleine Inſel .. immer nur Meer und Himmel! ... Das iſt doch auch gar zu langweilig! (ſteigt die Treppe herab.)

Renaud.

(deſſen Blicke auf die Ordre gehefftet ſind.)

Ich kann die Augen nicht von dieſer verwünſch-

ten Ordre mit dem großen rothen Siegel wegbringen! ... Ausdrücklicher Befehl vom Directorio, sie nicht eher zu eröffnen als Angesichts des grünen Vorgebirgs ..., Was nur drinn stehen mag? (er wendet sich um) Aber meine Brigg geht auch wahrhaftig nur vorwärts wie eine afrikanische Schildkröte.

Jacquot.

Ei, Capitain, da muß ich um Verzeihung bitten, ich dächte, sie könnte gar nicht geschwinder gehen.... Sie schießt ja fort wie ein Pfeil... Sie hat wahrhaftig ihren Namen Alerte nicht mit Unrecht. Man bekommt ganz den Schwindel davon.

Renaud.

Halt's Maul, Du Matrose aus dem süßen Wasser! (sieht wieder auf die Ordre).

Jacquot. (sehr demüthig.)

Mein Herr Capitain, ich wollte nur bei Ihnen ergebenst anfragen, ob Sie meine geringe Person noch lange am Bord Ihres vortrefflichen Schiffs behalten würden?

Renaud.

Was geht das Dich an?

Jacquot.

Was es mich angeht? Blos das, daß ich täglich mehr dabei verfalle.

Renaud (hart).

Deſto ſchlimmer für Dich. — Deine Tante, meine brave Wirthin im goldenen Löwen zu Toulon, hat mich gebeten, Dich von Deinen ſchlechten Bekanntſchaften in der Stadt loszumachen, und da habe ich denn ihr zu Liebe nichts dawider haben wollen, mein gutes Schiff mit Deiner elenden Perſon zu beläſtigen.... Ich wäre einer ſolchen Fracht herzlich gern überhoben geweſen, aber aus Liebe zu der guten Frau, was wollte ich thun? Denn hier iſt ſie doch wenigſtens ſicher, daß Du nicht in die Spielhäuſer ſchleichſt, oder Schulden machſt.... Wenn wir ſo ein paarmal um die Welt herum gefahren ſeyn werden, will ich Dich dann wieder ans Land ſetzen.

Jacquot.

Gottes Barmherzigkeit! ... noch ein paarmal!

Renaud.

Vielleicht ſogar drei oder viermal... Das wird ganz auf Dich ankommen ... bis Du Dich abgelagert haſt, wie gewiſſe Weine.

von ihm geschiedenen Freunde ein Trosteswort, einen Erinnerungston glücklich verlebter Tage zuzusenden in einer Romanze, die sonst so oft er mit Fernandez auf den heimathlichen Fluren, in den schattigen Thälern an den Ufern des Duero gesungen hatte.

„Ritter," sang er:

Ritter zog, ein edler Held,
Wohl auf leichtem Roß,
Freien Sinnes, frohen Muth's,
Hin zum Königsschloß.

Hell erleuchtet war der Saal,
Schön umkränzt das Thor;
War da hehrer Waffenklang,
Span'scher Adelschor.

Mit der Lanze, mit dem Schwert
Kämpfte Ritter viel,
Focht um hohen, süßen Sold
In der Waffen Spiel.

Und die Königstochter mild
Blickt dem Ritter zu.
Schnell schwand vor dem süßen Bild
Seines Herzens Ruh.

Aber Zorn durchzuckte jach
Ihres Vaters Brust;

Jacquot.
(für ſich verdrüßlich.)
Alter Seelöwe Du!

Renaud (ihn anfahrend).
Was ſagteſt Du da?

Jacquot. (zitternd.)
Ich ſagte ... ich ſagte ... Herr Capitain ... daß ich Ihnen ſehr dankbar wäre für alles, was Sie meiner Tante zu Liebe gethan hätten ... aber daß mir die Seeluft gar nicht bekomme! ... Meine Geſundheit wird ſchlechter ... meine Perſon nimmt ſichtlich ab ... ich ſchwinde hin wie ein Schatten ... und ich laufe, weiß Gott, die größte Gefahr, wenn ich nicht ſo bald als nur immer möglich wieder in den Gaſthof zum goldenen Löwen, zu meiner Tante und zu ihrer Küche komme.

Renaud.
Dummes Zeug das! ... Du befindeſt Dich hier recht wohl ... Du iſſeſt mehr als vier meiner Matroſen zuſammen.

Jacquot.
Oho! ... ſo aus Müſſiggang.

Renaud.

Haſt Du gethan, was ich Dir geſtern anbefohlen habe?

Jacquot.

Ja, Capitain, ja! Ich habe in Ihrem Namen an jeden Deportirten eine Ration von Ihrem alten Weine ausgetheilt. Ich habe ſogar dem Abbé Durand das Doppelte gegeben, dem Alten mit dem ſchneeweißen Kopfe, den Sie nebſt den andern nach Cayenne bringen.

Renaud (für ſich).

Abſcheuliche Commiſſion! (zu Jacquot) Und wie geht's den armen Leutchen?

Jacquot.

Ihren Herrn Deportirten? ... Ei, gar nicht übel... mein Seel, gar nicht übel. Es giebt ſogar welche darunter, die recht luſtig ſind. Herr Leon de Montbreuſe vor allen.

Renaud.

Der gute junge Leon! ... offnes, redliches Geſicht... Auf den Paß hin würde ich ihm gleich die Schlüſſel zu allem was ich beſäße anvertrauen. Aber wie kommt's denn, daß ich ihn heut Morgens noch nicht geſehen habe?

Jacquot.

Oh, der iſt oben auf dem Verdeck ... und ſchwatzt wie immer mit dem kleinen Schiffsjungen ... dem närriſchen Kauz, der ſich, als wir eben abfahren wollten, noch ins Schiff eingeſchmuggelt hat ...

Renaud.

Und der nur um die einzige Gnade bat, die Reiſe mit uns machen zu können.... Er hat ſo ein liebes, freundliches Geſichtchen, daß ich mich auf der Stelle habe rühren laſſen, ihn zu behalten, und nun ſieht man auch, daß es ihm zur See gefällt .. Er wird ſich bald formiren, der Burſche, da wette ich darauf. Ich nehme wahrhaften Antheil an dem Kinde, und will für ſeine ſeemänniſche Ausbildung ſchon ſorgen.

Jacquot.

O ja, ja, das glaube ich ... es iſt ſo eine Art von Cherubim ... mit ſeinen niedlichen Manieren ... als ob ich nicht auch ein artiger Burſche wäre .. ſo nach meiner Manier.

Renaud.

Eine ſchöne Manier! ... Du biſt neugierig faul, geſchwätzig und gefräßig.

Jacquot.

Capitain, ich bin in allem das leibhafte Ebenbild meiner Tante, nehmen Sie ſich alſo in Acht! ... Aber da höre ich ſchon den Herrn von Montbreuſe, trällernd und ſingend ... Richtig! Er kommt herunter.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Leon von Montbreuſe (ſteigt, ein fröhliches Lied trällernd die Treppe herab).

Renaud.

Bravo, mein junger Deportirter, bravo! Immer heiter! immer ein luſtiges Liedchen.

Montbreuſe.

Iſt's denn nicht das beſte, Capitain, was man thun kann? Die Zeit, in der wir leben, iſt ſo bizarr, ſo grotesk und traurig, ſo furchtbar und doch auch wieder ſo toll, daß man geſchwind darüber zu lachen anfangen muß, um nicht zum Weinen geſtimmt zu werden.

Renaud.

Sie ſind Philoſoph.

Montbreuſe.

Verſteht ſich, Capitain. Das iſt etwas, was jedermann werden kann, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat... Die Zeit nehmen wie ſie nun einmal iſt... dem Unglücke getroſt entgegentreten ... das Glück fröhlich benutzen... das iſt ſo mein Syſtem.

Renaud.

Und ein vortreffliches... Nun, Sie frühſtücken doch mit mir?

Montbreuſe.

Wie gewöhnlich... Denn es ſcheint nun einmal ausgemacht, daß ich Ihr täglicher Tiſchgenoß ſeyn ſoll.

Renaud. (kart zu Jacquot.)

Nun, Faullenzer! Haſt Du's nicht gehört? Du ſiehſt, daß es an der Zeit iſt, Hunger zu haben. ... Das Frühſtück, und ſo geſchwind als möglich!

Montbreuſe. (zu Jacquot.)

Ja, mein guter Jacquot, das Frühſtück.... Vergiß auch vor allen Dingen den Champagner nicht.... Das iſt der Wein der Dichter und Betrübten, und in meiner Lage als beides, werde ich auch für zwei trinken.

Renaud.

Schön, mein junger Freund! (zu Jacquot.) Nun, marsch fort!

Jacquot. (verdrüßlich.)

Ich gehe schon ... gehe schon. (für sich.) Nun muß ich sie gar bedienen! ... da will ich mir doch wenigstens von ihrem Lieblinge, dem kleinen Schiffsjungen dabei helfen lassen. (steigt die Treppe hinauf.)

Dritter Auftritt.

Renaud. Montbreuse.

Renaud. (Montbreuse betrachtend.)

Alle Wetter! ... Das nenne ich doch sich wie ein Mann betragen. ... Sie werden es bald dahin bringen, wie unser einer zu werden, mein lieber Herr Deportirter.

Montbreuse.

Das muß man wohl, Capitain ... und dann sind Sie auch so außerordentlich gut gegen mich!

Renaud.

Nun, wahrhaftig, das fehlte nur noch, daß ich auch noch hart und mürrisch wäre bei der

Reiſe, die ihr mit mir machen müßt! Es iſt ſchon ohnedies ſchlimm genug, dieſem unglückſeligen Directorio gehorchen zu müſſen, dem es nun einmal beliebt hat, aus meiner Brigg ein Gefängniß, und aus mir einen Kerkermeiſter zu machen!... Sehen Sie, das iſt ein Gedanke, vor dem ich manchmal nicht einſchlafen kann: arme Verbannte in dieſes ungeſunde und wilde Guynea zu transportiren!... Was hilft's denn aber?... Der alte Renaud hat ſtets Ordre parirt, und alſo auch diesmal.... Paſſiver Gehorſam, das iſt mein Wahlſpruch... das muß der eines jeden Seemannes ſeyn,... alſo vorwärts!... Aber (mit halb leiſer Stimme) unter uns geſagt, es giebt Augenblicke, wo ich gern die ganze militairiſche Sklaverei zum Teufel ſchickte.

Montbreuſe.

In Ihrem Stande muß man ſie erdulden lernen.

Renaud.

Das weiß ich, und darüber bin ich eben ſo wüthend. (auf die Depeſche mit dem Siegel zeigend.) Da ſehen Sie dieſen großen Spitzbuben-Brief, den ich nach dem Befehl des Directoriums erſt im Angeſicht des grünen Vorgebirgs eröffnen ſoll....

was mag mir darinn noch weiter anbefohlen werden?... Das kann ich nicht aus den Gedanken bringen ... es quält mich, peinigt mich ...ich denke den ganzen Tag daran, ich träume die Nacht davon... Es iſt ein wahrer Alp, der mich drückt, der ..

Montbreuſe.

(Ihn bei der Hand ergreifend.)

Schlafen Sie ruhig, mein braver Capitain, und laſſen Sie die unruhigen, ſchlafloſen Nächte dem Directorio, das ſolche Ordres giebt.... Ruhe und Vergebung Ihnen edler Mann, der die Härte deſſelben nur zu mäßigen ſucht.

Renaud.

Nun, ſchönen Dank, ſchönen Dank! Alle Wetter, Sie machen mir das Herz wieder ein wenig leicht. Sagen Sie mir doch aber nur, zum Henker, was Sie dieſen fünf Directoren gethan haben, dieſen fünf Advokaten, die da ſitzen als wären es eben ſo viele Stücke von Königen?... Sie müſſen Sie doch garſtig auf dem Korne haben, daß ſie Sie nach Cayenne transportiren laſſen!

Montbreuſe.

Was ich ihnen gethan habe? Ach! Du

mein Himmel, verwünscht wenig. Nichts als drei Verse über das Directorium, weiter nichts.

Renaud.

Drei Verse?

Montbreuse.

Und was das schlimmste dabei ist, noch dazu drei schlechte Verse, drei erzschlechte — das kann ich Ihnen selbst versichern.

Renaud.

Ach, gehen Sie doch! Man flüsterte mir ins Ohr, daß Sie ein Uebelgesinnter, ein Mitverschworner wären.

Montbreuse.

Da thut man mir zu viele Ehre an. Ohnstreitig hat man mich da mit einem meiner Herrn Cousins, Herrn Charles v. Montbreuse verwechselt, einem ehemaligen Musquetaire, einem abscheulichen Subjecte, einem ausgemachten Contrerevolutionair!... Habe ich doch eben auf seinen Betrieb allein diese verwünschten drei Couplets gemacht, für ihn gemacht ... und er hat sie bei irgend einem Gelage gesungen, wo die Misvergnügten bei einander waren.

Renaud.

So ist's so ist's! und deshalb hält man

ſich nun an Sie, mein armer Freund.... Es iſt doch wirklich gar zu hart, wegen ein Paar ſchlechter Verſe in Cayenne an der Sonne braten zu müſſen! Nun, da hätten wir Schiffscapitains Zeitlebens keine Ruhe, wenn man alle ſchlechten Verſemacher im Lande gleich nach Cayenne deportiren wollte.

Montbreuſe.

Ich verwünſche den Tag, wo ich meinen abſcheulichen Couſin, dieſen Charles von Montbreuſe, wiedergeſehen habe! Warum blieb er nicht im Auslande, wo er vorher war! Ohne ihn wär ich nicht an demſelben Abende, wo ich mein Glück für immer feſtbegründen ſollte, feſtgenommen, und zu Ihnen an Bord geſchleppt worden!

Renaud.

Wo ſie Ihr Glück begründen ſollten?

Montbreuſe.

Das Glück meines ganzen Lebens!... Aber das geht Sie nichts an, mein braver Capitän.

Renaud.

Warum denn nicht, junger Mann, wenn es Sie intereſſirt?

— Montbreuſe.

Nein, nicht mich allein, ſondern auch noch

In ein Kloſter ward verbannt
Ritters Lieb' und Luſt.

Um die ſtillen Mauern her
Zog der Ritter nun,
Manchen Tag und manches Jahr,
Sonder Raſt und Ruhn.

Jeden Morgen ſchaute ſie
In das Thal hinab,
Bis einſt ihrem Auge ſich
Zeigt' ein grünend Grab.

War ein Grab voll Blumen ſchön,
Blau und duftig mild,
Aufgekeimt aus ſeinem Staub,
Seiner Treue Bild.

Und auch ſie ſank bleich dahin,
Ruht nun neben ihm.
Und im eng verſchlung'nen Kranz
Nun die Blumen blühn.

Eine Stimm' vom Grabe klingt,
Wenn das Mondlicht ſcheint:
„Leben oft die Liebe trennt,
Doch der Tod vereint.“

ein anderes Weſen, von dem es unnöthig wäre, hier weiter zu ſprechen. (ſeufzend.) Die arme Kleine! wenn ich bedenke, was ſie alles ausſtehen mußte!

Renaud. (lächelnd.)

Aha! von einer Sie iſt alſo die Rede! ... ich begreife ... Ha, ha! das macht hier trübes Wetter, (auf die Stirne zeigend) und pumpt das Waſſer in die Lucken! (auf die Augen deutend.) Nun, nun, mein poetiſcher Böſewicht, verzeihen Sie mir, daß ich eine traurige Erinnerung wieder zurückgerufen habe.... Wohlan! jagen wir ſie fort! Trinken wir ein Fläſchchen dagegen. Da kommt eben das Frühſtück.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Jacquot (ſchiebt einen Schiffsjungen vor ſich her.)

Jacquot.

So geh doch, Kleiner! geh doch! ... Iſt der faul, der Burſche da!

Schiffsjunge.

Ich werde aber noch alles wegwerfen. (läßt einen Teller fallen.) Nun, da haben wir's.

Jacquot.

Ungeſchickt!

Renaud.

Mein japaniſcher Teller!

Schiffsjunge.

Ach, du mein Himmel!

Montbreuſe.

Hat man denn aber auch je einem ſo ſchwächlichen Kinde ſo viel auf einmal aufladen ſehn? der arme Junge! ... Da iſt niemand daran Schuld, als der Dummkopf von Jacquot da.... Gieb her, mein Kind, gieb her!

Jacquot.

Nun ja, jetzt ſoll ich Schuld daran ſeyn!

Renaud.

Das biſt Du auch ... Du biſt ein Tölpel! ... wie kannſt Du nur das Kind da ſo mishandeln?

Jacquot.

Ich ihn mishandeln?... Nun, das kann man doch wahrhaftig nicht ſagen. Und wär's auch .. dafür iſt er Schiffsjunge, und iſt zuletzt aufs Schiff gekommen ... da muß er auch alle Frohndienſte auf ſich nehmen, das iſt nun einmal ſo der Gebrauch.

Renaud.

Der Gebrauch iſt ein Narr, und Du auch! ... Reſpekt für die Kindheit wie für das Alter.

Montbreuſe.

Sie haben ein treffliches Herz, Capitain.

Schiffsjunge.

Ja, wahrhaftig!

Renaud.

Bewahre, ich bin nur gerecht ... und dann ... dann kann ich auch kein Kind ſehen, ... ohne an ... ohne zu denken ...

Montbreuſe.

An was denn?

Renaud.

Da könnte ich Ihnen nun auch gerade eben ſo darauf antworten, wie Sie mir vorhin, das geht Sie nichts an; ... aber ich, ich habe keine Geheimniſſe, ſehen Sie. Alſo erſt zu Tiſch ... und dann wollen wir ſchwatzen ſo viel Sie nur wollen.

Montbreuſe.

Vom Herzen gern. (Renaud und Montbreuſe ſetzen ſich zum Frühſtücke.)

Renaud. (zu Jacquot.)

Nun, zu Trinken!

Montbreuſe.

Haben Sie ſelbſt Kinder gehabt, Capitain?

Renaud.

Das ich nicht wüßte; ... aber die von meiner armen Schweſter habe ich oft auf meinen Knieen geſchaukelt. ... Das iſt lange her ... niedliche, allerliebſte Kinderchen!

Montbreuſe.

Sie hatten eine Schweſter?

Renaud.

Ei zum Henker, ja! ... meine gute Catharine!

Schiffsjunge. (bei Seite.)

Catharine!

Renaud.

Ich liebte ſie von ganzem Herzen, ob ich ſie gleich ſeit zehn Jahren nicht geſehen hatte ... nun, ſie iſt geſtorben, ohne daß ich die Freude hatte, ſie noch einmal zu umarmen ... geſtorben und hat einen Sohn und eine Tochter hinterlaſſen. Der Sohn, ein tüchtiger Soldat, macht die Feldzüge mit mit Bonaparte, aber die Tochter blieb allein, allein ohne Schutz und Stütze in der weiten Welt. ... Da bin ich denn, ſo wie ich das erfuhr, vor zwei Monaten eiligſt

wieder aufs feste Land gegangen, um die Kleine aufzusuchen, zu adoptiren, für sie zu wachen, zu sorgen....

Montbreuse und der Schiffsjunge.
(lebhaft dringend.)

Nun? ...

Renaud.

Ja! verschwunden seit einem Monate!... mit einem Verführer!... sie! die ich so gern zu meiner Tochter angenommen hätte, um die Leere in meinem Herzen auszufüllen, um mein Alter zu erheitern, zu kräftigen.

Schiffsjunge.

Was höre ich!

Renaud.

Ach, das that weh!... recht weh!

Montbreuse.

Erlauben Sie mir doch die Frage, lieber Capitain, ohne unbescheiden zu seyn... wie nannte sich Ihre Schwester?

Renaud.

Wittwe Gervais.

Schiffsjunge. (bei Seite.)

Gervais!

Montbreuſe.

Wie?... Sie wären alſo...?

Renaud.

Capitain Dutaillis.... Renaud, das iſt nur ſo mein Matroſenname... mein Schiffscharakter... Aber, was kann Sie das intereſſiren?

Montbreuſe. (verlegen.)

Verzeihen Sie mir, Capitain, aber ... ich habe ſo hie und da von Ihnen ſprechen hören... und von dieſer Geſchichte.

Schiffsjunge. (für ſich.)

Er iſts!

Renaud.

Sie ſehen alſo, daß ich auch meinen Kummer habe... und recht bittern!

Montbreuſe.

Ach ja wohl ... aber Sie werden ſie wiederfinden dieſe Nichte... ſie werden ihr, ſo ſtrafbar ſie auch iſt, doch verzeihen!

Renaud.

Nie! nie!... Die Unglückſelige! wenn ich ſie wiederfände, könnte ich ihr nur meinen Fluch geben... denn ſie hat ihre Familie entehrt.

Schiffsjunge. (bei Seite.)

O mein Gott!

Montbreuſe. (aufſtehend.)

Das iſt ein harter Ausſpruch, Capitain!

Renaud. (ebenfalls aufſtehend.)

Es iſt nun aber einmal ſo.

Montbreuſe.

Und Sie wollten Ihr Alter eines Weſens berauben, das Sie lieben, Sie verehren, Sie auf den Händen tragen würde? Nein, nein, verzeihen Sie ihr lieber, öffnen Sie ihr die Arme, wenn ſie reuig zu Ihnen zurückkehrt, ſtoßen Sie ſie nicht noch tiefer ins Verderben, bedenken Sie, daß das Herz durch den Haß veraltet und nur durch Milde und Verzeihung ſich verjüngt.

Jacquot.

(auf den Schiffsjungen blickend.)

Nein, da ſehe ein Menſch! ... wie der Junge da ſchluchſt und heult! Was geht denn das Dich an, alberner Menſch? das möchte ich doch wiſſen!

Montbreuſe. (ſchnell.)

Was iſt denn da zu wundern? ... ſo eine Geſchichte! ... bin ich doch ſelbſt ganz bewegt davon.

Renaud.

(Jacquot bei den Ohren nehmend.)

Ja, ja! ... daß iſt ein Beweis, daß der

Junge da ein gutes Herz hat... und ich habe ihn deshalb nur um so lieber... denn das wird ihn nicht abhalten, sich wie ein Löwe herumzuhauen, wenn wir auf die Engländer stoßen sollten.... Nicht wahr Kleiner?

Schiffsjunge. (sich die Augen trocknend.)
Ja wohl, Capitain.

Jacquot.
Ich will's glauben!... Er wird um kein Haar besser seyn als ich... ich wette darauf, daß er das Wasser fürchtet wie das Feuer, und das Feuer wie das Wasser.

Renaud. (zu Montbreuse.)
Nun vorwärts, vorwärts, mein junger Deportirter! noch ein Gläschen Rum... und nehmen Sie mir's nicht übel, daß ich Sie mit meinen Familien-Angelegenheiten gelangweilt habe... es soll nicht wieder geschehen. (giebt Montbreuse und dem Schiffsjungen ein kleines Gläschen.) Und Du auch Kleiner... Da nimm! und trink.

Jacquot.
(sieht den Schiffsjungen lachend an.)
Ha, ha! was der für ein Gesicht schneidet! (nimmt ihm das Glas aus der Hand und trinkt es an seiner Statt.)

Montbreuſe. (zu Renaud.)

Auf Ihre Ausſöhnung mit Ihrer Nichte! (trinkt.)

Renaud.

Hol ſie der Henker! (Montbreuſe die Hand reichend) Jetzt muß ich fort, und meine andern Deportirten beſuchen. (zu Jacquot.) Du da, nimm die Rumflaſche dort und geh mit. (Jacquot nimmt die Rumflaſche und ſtolpert.) Brich Du den Hals immerhin, wenn Du Luſt haſt... aber nimm Dich in Acht, meine Flaſche zu zerbrechen, ſonſt hol ich es bey Dir auch nach! (Beide ſteigen die Treppe hinauf.)

Fünfter Auftritt.

Montbreuſe. Laurette.

Montbreuſe.

(nachdem er ſich unbemerkt ſieht.)

Laurette! meine arme, gute Laurette! Ach, ich haben eben ſo viel als Du während dieſer Unterredung gelitten!

Laurette.

Mein Onkel Dutaillis!... wer hätte je glauben ſollen, daß der Capitain Renaud das wäre!

Montbreuſe.

Dir mit ſeinem Fluche drohen, Dir, die Du ſo gut, ſo ſanft, ſo treu biſt! meine Laurette!... Du eilteſt mir nach, als Du meine Verbannung erfuhrſt!... Nein, das hätte ich nie zugeben ſollen!... Als Du Dich an Bord des Schiffes ſchwangſt, das Dich mit mir weit, weit hinweg von unſerm Vaterlande riß, da hätte ich ausrufen ſollen: Duldet es nicht! Bringt ſie zurück! Es iſt ein Weib!... Ich habe es nicht gethan ... ich habe ein ſo großes Opfer von Dir angenommen!... o, ich bin ein Egoiſt, ein häßlicher, ſelbſtſüchtiger Menſch! O, verzeihe mir, verzeihe mir, meine angebetete Laurette!

Laurette.

O mein Leon! Wie kannſt Du nur ſo etwas ſprechen! Hätte ich denn leben können ohne Dich, allein auf dem verödeten Boden Frankreichs, das mir nicht mehr Vaterland war, da ich es nicht mit Dir theilen konnte? O laß mir die Beruhigung, laß mir das einzige Glück, das mir das Leben noch bietet, Theil zu nehmen an Deinem Kummer, an Deinen Leiden. All' meine Liebe ſoll Dir dafür geweiht ſeyn! — Und nun weg mit dieſen trüben Gedanken, laß uns wieder heiter ſeyn und fröhlich, denn wir haben ja uns

Es hatte aber kaum Valesko den Gesang geendet, der vom Nachthauch fortgetragen, wie ein leises Echo, klagend an den Gestaden der See sich verlor, als über die graue Wasserfläche daher ein leichter, lustiger Schatten schwebte in dämmernder Ferne, und so viel der Sänger durch das Dunkel erkennen konnte, sich mühte das Ufer zu erreichen, immer aber, wenn noch weit er davon entfernt war, ein scharfer, recht erstarrender Wind vom Lande kam und des lustigen Gebildes Streben vereitelte.

Lange sah Velasko diesem seltsamen Treiben zu, wobei ihm, er wußte nicht warum, ein tiefes, inniges Sehnen befiel, gleich als sollte er sich vom Thurmes Rand hinabstürzen in die Wogen, um dem fernen Schatten zuzueilen, der wie ein rosiger Traum seiner Kindeszeit ihm erschien; als er endlich, da auf mehrmaliges Ertönenlassen seiner Saiten der Freund nicht Antwort gab, traurig hinab wieder stieg vom Söller in sein einsames Kerkergemach.

Wohl hatte Fernandez die Stimme seines Gefährten vernommen, sich auch gemüht aus der Tiefe, in der er sich befand, ihm zu antworten, aber umringt von seltsamen, schaurigen Gestalten, war

noch! Oder hält es der gestrenge Herr etwa nicht für etwas Gutes, ein Frauchen bei sich zu haben, das ihn liebt und für ihn sorgt, und ihn lieber auf den Händen trüge, damit ihn kein rauhes Lüftchen anwehte? Das wollte ich mir doch ausgebeten haben!... Denn, siehst Du, davor fürchte ich mich gar nicht, daß wir so geradeswegs nach Cayenne segeln. Was wird's denn nun weiter dort seyn? wir werden Wilde finden, und Cocosbäume wie in Paul Virginie, nicht wahr? Und da werden wir jeder auch seine Bäumchen pflanzen, wir werden sehen, wer der beste Gärtner seyn wird, Du oder ich; wir werden uns ein kleines Häuschen bauen, recht klein und traut für uns beide, da werde ich dann den ganzen Tag arbeiten, und auch die ganze Nacht, wenn Dir's recht ist... denn siehst Du, ich bin stark! sieh nur einmal meine Arme an! Meinst Du nicht, daß die recht tüchtig arbeiten können? Ach! aufhalten mußt Du Dich nicht über mich!... Aber sticken kann ich doch wenigstens, recht schön sticken. Nun, es wird doch in dem Lande dort irgend eine Stadt geben, wo man geschickte Stickerinnen braucht. Wenn's nöthig ist, kann ich auch dort Unterricht im Zeichnen und in der Musik

'geben, und leſen werden ſie doch dort auch, und da wirſt Du ſchreiben, recht viel ſchreiben... Du ſchreibſt ja ſo ganz allerliebſte Sachen!

Montbreuſe. (bitter.)

Schreiben... ſchreiben... das iſt ja eben mein Unglück!... Wenn's nur noch um meiner ſelbſt willen geweſen wäre;... aber in die Ideen eingehen eines Taugenichts, eines Unſinnigen, wie dieſes Charles von Montbreuſe,... wo ich nur an das Weſen hätte denken ſollen, das mir ſein ganzes Glück anvertraut hatte... an Dich, meine herrliche Laurette!

Laurette.

Ei, was ſollen dieſe Grillen, mein Herr? Wenn Sie bei mir ſind, müſſen Sie keine finſtere Stirn machen,... ich bin nun einmal fröhlich und heiter durch und durch, und um es Ihnen durch die That zu beweiſen, will ich mich gleich hier zu Tiſch ſetzen. (Sie ſetzt ſich.)

Montbreuſe.

Und daran dachte ich nicht!... Du armes Kind! haſt noch nicht gefrühſtückt, während ich vorhin.... Nein, das iſt doch abſcheulich von mir! Ich bin ganz zerknirſcht, und um mein Vergehn nur etwas abzubüßen, will ich Dich

gleich ſelbſt hier als gehorſamſter Sklav bedienen. (er legt ihr auf ihren Teller Verſchiedenes vor, Fleiſch, Confitüren ꝛc.)

Laurette. (eſſend.)

Ei, ſo nimm Dich doch in Acht! Du mengſt ja Alles unter einander! (lacht.) Ha, ha, ha! was haſt Du nun wieder da gemacht!

Montbreuſe.

Laurette! ... mein ſüßes Weib! ... wie wohl mir Deine Heiterkeit thut!

Laurette.

Und warum ſollte ich ſie denn nicht beſitzen?... ſehe ich nicht meinen eheleiblichen Sklaven hier in ſeinem ſchönſten, obgleich etwas ungeſchickten Dienſteifer? ... Nun, allons, allons!... ſein eingeſchenkt! ... Zu Trinken, Sklav! (Montbreuſe ergreift eine Weinflaſche.) Wein? ... Nein Gott bewahre!... ob ich gleich ein Schiffsjunge bin, trinke ich doch blos klares Waſſer! Das merke ſich der Sklav! ... Er kann ſich ſelbſt aber ein Gläschen einſchenken, das will ihm ſein geſtrenger Herr erlauben!

Montbreuſe. (thut es.)

Wenn es nicht gegen den Reſpekt wäre....

Laurette.

Wir wollen uns einmal herablaſſen ... wir ſind einmal heut bei guter Laune.

Montbreuſe.

(nachdem er ſich eingeſchenkt hat.)

Aber nicht auch nur ein Schlückchen von dieſem ſüßen Weine?

Laurette.

Iſt er wirklich ſo ſüß?

Montbreuſe.

Wie Deine Lippen! Koſte nur einmal! (er beugt ſich zu ihr nieder, und bringt ihr zärtlich das Glas an den Mund, woraus ſie nippt und ihn dann eben ſo wieder anſieht.)

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Jacquot.

Jacquot.

(ruft, indem er die Treppe herabeilt.)

Herr Leon von Montbreuſe! Herr von Montbreuſe!... Was ſehe ich da?... Der Schiffsjunge an der Tafel des Herrn Capitains!... welche Unanſtändigkeit!

Montbreuſe. (verlegen.)

Nun?... was iſt denn da Uebles dabei? —

Der arme Junge hatte solchen Hunger und Durst...

Jacquot.

Und Sie bedienten ihn noch dazu... er ist wohl nicht etwa groß genug, um allein essen zu können? ... Man muß ihn noch alles in's Schnäbelchen stecken, wie einem Gimpel!

Montbreuse. (verdrießlich.)

Nun ist's genug, Plaudertasche!

Jacquot.

Plaudertasche!... ich eine Plaudertasche! ... Mein Herr von Montbreuse, ich habe Ihnen zwar nichts zu befehlen, aber ich sage Ihnen doch nun gerade heraus, daß es besser für Sie wäre, statt hier einen Schiffsjungen zu füttern, sich aufs Verdeck zu incommodiren, wo der Oberbootsmann eben die Herren Deportirten, Ihre Herrn Cameraden, verlies't ... er hat mich hierher geschickt, um Sie aufzusuchen....

Montbreuse.

Ich komme schon. ... (Halb leise zu Laurette.) Vorsicht! Besonnenheit! vorzüglich dem Capitain gegenüber!... Du verstehst mich?

Laurette.

Sey ruhig, ich werde schon den günstigen Augenblick erfassen....

Montbreuſe. (im Abgehen laut.)

Adieu, Kleiner! ich komme gleich wieder. Bleib nur ſo lange hier! (Steigt die Treppe hinauf. Jacquot ihn nach.)

Siebenter Auftritt.

Laurette. (allein.)

So wär' ich denn meinem Onkel ſo nahe! Meinem Onkel, von dem meine theure Mutter mir immer ſo viel Gutes und Liebes erzählt hat! Ich werde ihn alle Tage ſehen, werde mich in ſeine Launen fügen, mich ihm immer unentbehrlicher zu machen ſuchen, und da wird es ja wohl Mitel und Wege geben, ihn mit ſeiner armen Nichte wieder auszuſöhnen. Ach! er ſcheint ja ein ſo gutes und edles Herz zu haben!

Achter Auftritt.

Laurette. Renaud.

Renaud.

(ſteigt die Treppe herab, ohne anfangs Laurette zu ſehen.)

Wahrhaftig, das muß man ihnen nachrüh-

men, den wackern Leuten fehlt's nicht an Muth in ihrem Unglücke. (erblickt Laurette.) Bist Du denn noch da, Du kleiner Faulpelz?

Laurette. (am Ofen.)

Ja, Capitain! ich brachte hier die Sachen ein wenig in Ordnung.

Renaud.

(indem er ſich an den Schreibtiſch ſetzt.)

Das machſt Du recht... Aber, jetzt geh'!

Laurette. (traurig.)

Sie ſchicken mich fort?

Renaud. (ſie anſehend.)

Thut Dir das leid?

Laurette.

(mit ſchmeichleriſchem Tone.)

Ei, das will ich meinen!... ich bin ſo gern bei Ihnen.

Renaud.

Du fürchteſt Dich alſo nicht vor mir wie die andern Schiffsjungen?

Laurette.

O ganz und gar nicht, Capitain,... beſonders ſeit der Geſchichte, die Sie vorhin erzählten.

Renaud.

Denkſt Du denn noch daran, Du närriſcher Kauz?

Laurette. (gefühlvoll.)

O gewiß! denn ich möchte Sie ſo gern recht glücklich und zufrieden ſehen.

Renaud.

Was das betrifft, da hat meine Mamſell Nichte einen Riegel vorzuſchieben gewußt.... ſie hat mir das Herz gebrochen... hat mir das Glück meiner ganzen Zukunft zerſtört!

Laurette.

Sie iſt vielleicht auch eben ſo unglücklich wie Sie.

Renaud.

Um ſo beſſer... Das verdiente ſie... das undankbare Weſen!... Wie würde ich ſie geliebt haben!... ich hatte mich Zeit meines Lebens nicht ſehr mit Frauenzimmern abgegeben, aber ſtelle Dir nur vor, ſeit einiger Zeit war ich ſo thöricht, alle Tage an das Mädchen zu denken, ich mochte wollen oder nicht.

Laurette. (frölich.)

Wahrhaftig?

Renaud.

Ja, ja; es war wirklich so!... Wenn ich in irgend ein fernes Land kam und so ein recht netter Putz für ein Frauenzimmer mir in die Augen fiel, gleich mußte er gekauft werden, er mochte kosten was er wollte, denn ich sagte mir immer, es ist für meine Nichte!... Jagten wir den Engländern eine Prise ab, so legte ich gewiß einen Theil von dem, was auf mich kam, stets bei Seite, und sagte, es ist für meine Nichte! (er zieht unterm Schreibtische einen Kasten von Ebenholz hervor.) Da sieh einmal, Junge! (er öffnet den Kasten.) Das habe ich ihr alles von meinen Reisen mitgebracht.

Laurette.

(blickt in den Kasten, und springt voll Entzücken umher.)

Ach, über die schönen Stoffe! Die allerliebsten Sachen!... Und das alles sollte ihr gehören? Alles das! nein, wie hätte sie sich da herausputzen sollen, das müßte mir — ihr prächtig gestanden haben!

Renaud.

(nimmt einen weißen Schleier heraus.)

Dieser englische Schleier — sieh' nur einmal... was sagst Du dazu?... ich dächte, der wär' so übel nicht!

Laurette. (entzückt.)

Ach! was für eine Stickerei!

Renaud.

Siehſt Du, das ſollte ihr Brautſchleier werden!

Laurette. (ſich ganz vergeſſend.)

Wahrhaftig! Der Brautſchleier! O! der müßte mir prächtig geſtanden haben! Laßt doch einmal ſehen! (ſie nimmt ihn gedankenlos über den Kopf, vor einen kleinen Wandſpiegel tretend.) O allerliebſt! allerliebſt!

Renaud.

(ſchnell aufſtehend und Lauretten betrachtend.)

Was iſt denn das?

Laurette.

(nimmt geſchwind und ängſtlich den Schleier wieder ab.)

Mein Gott! was that ich?

Renaud.

Ein Schiffsjunge, in einem engliſchen Brautſchleier! ... Aber warte einmal ... ich hatte noch bisher gar nicht recht Acht darauf gehabt. ... Dieſe kleinen weißen Händchen ... Das zarte, roſige Geſichtchen ... Höre, Burſche! ...

sein Ruf an den feuchten Steinwänden verklungen. Es war nämlich gerade in der Stunde, da Velasko durch die entdeckte Eisenthür zum Thurmesrand emporstieg, zu dem auf seinem Lager einsam und in trüber Trostlosigkeit liegenden Fernandez plötzlich ein zwerghaftes, ungestaltetes Männlein getreten, das eine Fackel in der Hand tragend mit seltsamen Grimassen sich vor dem Ritter verbeugte und in vielen Worten ihm seine Dienste und Hülfe anbot. Wie über diese Erscheinung nun sehr erstaunt, Fernandez das Zwerglein recht aufmerksam betrachtete, dessen tiefe, ein unheimlich Sinnen verrathende Züge noch greller hervortraten durch die scharfe Fackellicht-Beleuchtung, da wollte es ihm dünken, als habe schon einst er dies Gesicht gesehen, ob wachend oder träumend aber, ob im Heimathslande oder in der Fremde, das konnte er sich nicht erinnern. Da er nun nicht Antwort gab auf das Erbieten des kleinen Gastes, so wiederholte dieser endlich seine Worte, noch hinzu setzend, wie für seine dem Ritter gewiß ersprießlichen Dienste er nichts begehre, als daß er ihm mit Manneswort und Handschlag verspreche, wenn er erfüllt habe, was der Ritter etwa begehren möchte, ihm eine Locke seines langen dunklen Haares zu schenken, an dem er, setzte der Zwerg

Du ſiehſt mir ganz aus wie ein eingepaſchter Matroſe Du!

Laurette. (zurücktretend.)

Wie, Capitain? ... Sie könnten glauben? .

Renaud. (ihr nach.)

Ob ich mich gleich gar nicht auf Frauenzimmer verſtehe ... aber ſollte wohl gar ...?

Laurette. (wie oben.)

Capitain ... Capitain! ... ich ſchwöre es Ihnen, daß ich ... ein Junge bin.

Renaud. (desgleichen.)

Hut herunter!

Laurette.

Bitte! bitte!

Renaud.

Will Er den Hut herunter nehmen! (er nimmt Laurette mit Gewalt den Hut ab, und ihre langen Haare fallen auf ihre Schultern.)

Laurette.

Ich bin verloren!

Renaud.

Was? ... ein Frauenzimmer! Das ſich hier

eingeſchlichen hat! Nein, das iſt zu toll! das iſt abſcheulich, mich ſo zu hintergehn!

Laurette.

Vergebung! Vergebung! Ja es iſt ein armes weibliches Weſen! Was ſich hier zu verbergen hoffte! O verzeihen Sie ihr! erbarmen Sie ſich ihrer; verzeihen Sie!

Renaud.

Nein; alle Wetter, nein! Deine Liſt ſoll Dir nicht länger mehr nutzen... Mich für einen Hampelmann anzuſehn, für einen Neuling, für einen... nein, nein! ſo bald wir Land erblicken, wirſt Du an den Strand geſetzt, ſey es wo es ſey! (Montbreuſe erſcheint oben auf der Treppe und hört noch die letzten Worte.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Montbreuſe.

Montbreuſe.

(ſich zwiſchen beide ſtellend.)

Nein, das werden Sie nicht thun, Capitain!

Renaud. (hart.)

Ich würde es nicht thun? ... und wer ſollte mich denn daran hindern! Alle Wetter!

Montbreuſe.

Sie ſelbſt... Ihr eignes Herz.

Renaud.

Ein Herz mag noch ſo gut ſeyn, es wird doch endlich es auch müde: und darum muß ſie fort!

Montbreuſe.

Sie muß nicht fort!

Renaud.

Sie muß fort!

Montbreuſe. (mit Heftigkeit.)

Sie muß nicht fort!

Renaud.

Und warum denn nur nicht, zum Henker?

Montbreuſe.

Weil — weil — weil ſie Ihre Nichte iſt!

Laurette.

(auf die Knie fallend.)

Laurette Gervais!

Renaud.

(ſie mit einem Erguß von Zärtlichkeit aufhebend.)

Meine Nichte! — Du! — Sie? — Ah! (ſie zurückſtoßend) Aber nein! ... ſie iſt verführt ... entehrt worden!

Montbreuſe.

Nein, beim gerechten Himmel, nein, Capitain! Weder das eine noch das andere, ſondern mit der Einwilligung ihrer Mutter habe ich Laurette geliebt, und mich mit ihr verlobt.... Als ſie nach dem plötzlichen Tode ihrer Mutter allein und ohne Stütze geblieben war, iſt ſie mir nachgefolgt... In den Augen der Welt hatte ſie vielleicht Unrecht, aber vor Gott hatte ſchon Ihre Schweſter unſre Hände in einander gelegt, und ſo warteten wir nur auf die erſte Gelegenheit, wo auch die prieſterliche Weihe uns vereinen ſollte... und eben an dem Tage ſollte es geſchehen, wo man mich feſt nahm, und auf Ihr Schiff ſchleppte.

Renaud. (zögernd.)

Iſt denn das auch alles wirklich wahr?

Montbreuſe. (mit Würde.)

Capitain, ich habe nie gelogen.

Renaud. (zu ſich ſelbſt.)

Nun denn, vorwärts! Weg mit dieſer falſchen Scham! Mag man ſagen was man will, ich will blos auf mein Herz hören, und das ruft mir zu: Verzeihe! ... (öffnet die Arme.) So komm denn in meine Arme, Du armes Kind! ... komm an mein Herz! (Laurette fliegt in ſeine Arme.)

Laurette.

Mein Oheim! Mein Vater!

Renaud. (Sie ſtreichelnd.)

Garſtiges Kind! was für Herzeleid haſt Du mir gemacht!

Laurette.

Deſto mehr Freude hoffe ich Ihnen von nun an zu bereiten.

Renaud.

Und Den da ... Den haſt Du wohl gewaltig lieb, um ihm ſo in's Exil folgen zu wollen?

Laurette.

O, Sie ſollten nur meinen Leon kennen, lieber Onkel, Sie ſollten nur ...

Renaud.

Ob ich ihn kenne? ... O ja, ich kenne ihn! Es iſt ein wackrer Burſche, ein tüchtiger Mann! ... Nun denn, Kinderchen, warum ſoll ich denn noch länger den Blaubart mit Euch ſpielen? ... Es wär doch gar zu grauſam von mir, wenn ich nach ſo viel Noth und Sorge Euch noch länger quälen wollte. ... Da! kommt Beide an mein Herz! (Beide fallen ihm um den Hals.)

Laurette.

Mein Onkel! mein herrlicher Onkel!

Montbreuſe.

Trefflicher, edler Mann!

Renaud.

Doch halt! ... noch einen Augenblick Geduld .... und aufgepaßt! ... Für's erſte Mamſell... oder Madame Nichte, für's erſte thun Sie dieſes männliche Coſtüm gehörig von ſich. ... Haſt Du ein anderes?

Laurette.

(die Augen niederſchlagend.)

Ja, lieber Onkel, ein ganz kleines Päcktchen.

Montbreuſe. (lachend.)

Ja, ja, ohne ein kleines Päcktchen reiſ't nun einmal kein Frauenzimmer!

Renaud. (eben ſo.)

Das dachte ich gleich! Selbſt in der größten Angſt denken ſie doch immer an ihren Staat. (nimmt Laurette und Montbreuſe unter den Arm.) Und dann, meine vortrefflichen kleinen Thunichtgut, da ich keinen Komödienonkel ſpielen, und die Augen immer zublinzeln will, nur um Euch ſtets zu Gefallen zu leben.. (Laurette und Montbreuſe ergreifen ſich bei der Hand. Er ſieht es.) Das iſt's eben

gerade, was ich nicht will.... Ich verlange gänzlichen Wegfall alles Händedrückens und Umarmens ... bis zur Verheirathung!... Nun, nun, erſchreckt nur nicht, das wird nicht ſo lange dauern. ... Wir haben hier einen alten deportirten Geiſtlichen an Bord, den Pater Durand ... ihr kennt ihn ja ... er wird euch in zwei Minuten zuſammenſchmieden....

Laurette. (voll Entzücken.)

Welches Glück!

Montbreuſe. (eben ſo.)

Ein köſtlicher Gedanke!

Renaud.

Oh, Ihr ſollt ſehen, daß ich meine Sachen raſch anfange.... Alſo fort, und die Kleider gewechſelt, meine vortreffliche Frau Nichte, während ich die nothwendigen Ordres gebe. Und Sie, mein theurer Herr Neffe, die weißen Handſchuhe heraus ... wenn Sie nämlich welche haben... außerdem wird man Sie trauen, wie Sie ſind.

Laurette.

Mein Onkel! mein theurer Onkel!

Montbreuſe.

Wie kann ich es Ihnen je vergelten...?

Renaud.

Schon gut, ſchon gut! Vor allen Dingen erſt die Trauung. Alſo fort, fort! und ſputet Euch!... Hinterdrein könnt Ihr Euch noch lange genug bedanken.. wenn es Euch Freude macht. (Laurette und Montbreuſe wollen zuſammen abgehn.) Nein, nein, ſo haben wir nicht gewettet!... jeder beſonders... Marſch! Vorwärts! (er läßt Montbreuſe über die Treppe abgehn, und Laurette durch eine der Thüren im Hintergrunde.)

Zehnter Auftritt.

Renaud. Dann Jacquot.

Renaud. (ruft.)

Heda! ... Holla! ... Hört niemand? (zu Jacquot, der kommt.) Biſt Du's, Einfaltspinſel? ... Nun, komm her, höre und gehorche!

Jacquot. (für ſich.)

Tyrann von einem Capitain, warte nur!

Renaud.

Suche auf der Stelle den alten Pater Durand auf... den armen gichtbrüchigen Abbé, der depottirt worden, weil er drei Departements

in Bewegung geſetzt haben ſoll, während er ſich ſelbſt kaum in Bewegung ſetzen kann, ... und ſage ihm, daß er alles vorbereiten ſolle, um auf der Stelle eine Trauung zuſammen zu kleiſtern.

Jacquot.

Eine Trauung! (lacht.) Ha, ha, eine Poſſe...

Renaud.

Alle Wetter, nein! ... eine wahrhafte Trauung ... ſolid und wohl conditionirt ... es ſoll nicht das geringſte dabei fehlen, ſelbſt nicht die Zeugen. ... Die ganze Schiffmannſchaft ſoll dabei ſeyn ... und luſtig und guter Dinge! ... Ich werde die Freude auf die Tagesordnung ſetzen laſſen.... Doppelter Sold den Matroſen ... Doppelte Rationen den Deportirten! ... Schlachtet Hühner ab, ſo viel da ſind ... alle Welt ſoll an meinem Glücke Theil nehmen!

Jacquot.

O ja, vorzüglich die Hühner!

Renaud.

Warte noch, ich will Dir auch noch die Inſtructionen für den Oberbootsmann geben. (ſetzt ſich an den Schreibtiſch und ſchreibt.)

Jacquot.

Sehr wohl — ſehr wohl ... (bei Seite.) Er

mag ſagen was er will, ich bin doch feſt davon überzeugt, daß es nur ein Späschen iſt... ſo eine Trauung im Geſchmack der Taufe unter der Linie.... Ohnſtreitig wird man mich als Braut erwählen, da ich das liebreizendſte kleine Frauenzimmergeſichtchen habe: O! ich will meine Sachen ſchon recht gut machen. Ich will die Augen niederſchlagen, ſo ſittſam als es nur eine machen kann, und dann ein paar Thränchen, und das Ja! ſo halb leiſ' und ſchmachtend, dann aber auch wieder ſo toll und luſtig, als es nur möglich iſt. Oh! es werden ja ſo viele Hochzeiten zum Weinen gemacht, da kann man ja wohl auch einmal eine zum Lachen machen.

Renaud. (aufſtehend.)

Nun, fortgeſegelt, Schnecke! und dem Abbé geſagt, daß er ſeine Trauformel hübſch memoriren ſoll.

Jacquot.

Und wenn er mich fragt, wer denn heirathet?

Renaud.

So ſagſt Du ihm, daß er ſeine Brille aufſetzen ſoll, da wird es's ſchon ſehen... Anker gelichtet! fortgeſegelt!

mit hämisch lächelnder Miene hinzu, ein absonderlich Wohlgefallen finde.

Es hatte aber kaum die kleine widrige Gestalt solches ausgesprochen, da wurde Fernandez klar, welch ein unheimlich Wesen sich ihm versuchend genahet habe, und ergriffen von Graun und Abscheu, fuhr er auf und gebot dem Zwerg sich augenblicks zu entfernen, wenn er nicht die Schwere seines Armes und Zornes fühlen wollte. Das Männlein aber lachte spottend der Drohung des Ritters und als dieser nun auf ihn zuschritt, mit nerviger Hand ihn zu ergreifen, da schwang das Ungethüm in einem weiten Kreise die Fackel, wobei es sich gleich einem Kreisel schnell mehreremal umdrehte, und alsbald traten aus den Ecken und Wänden des Gemachs eine zahllose Menge grauenhafter Larven hervor, die, so wie ihr Meister, in tollen, sinnverwirrenden Reigen den Ritter umkreisten eng und immer enger, so daß, in wenig Augenblicken in ihrer Mitte eingedrückt, dieser sich nicht mehr zu regen noch zu retten vermochte.

Schon fing Fernandez an sich seines Lebens zu verzeihen und fühlend wie auch ihn der wilde Wirbel ergriff, daß kaum er sich mehr enthalten konnte mit lauter Stimme einzustimmen in den Lärm und das Geschwill der Unholde, sank er auf die Kniee nieder mit der letzten Kraft seines Gei-

Jacquot.

Segle ſchon.

Renaud. (ihn zurückrufend.)

Noch eins... ſo bald alles fertig iſt, meldeſt Du es mir.

Jacquot.

Soll geſchehen, Capitain. Ich will auch das Feſt den Teufelskerlen, Ihren Matroſen anmelden. (über die Treppe ab.)

Eilfter Auftritt.

Renaud. (allein.)

Eine Nichte! — ein Neffe! — Verwandte! ... eine Familie!... alles für mich armen Seehund, deſſen Herz leer und abgetakelt war wie eine alte geſcheiterte Fregatte! .. für mich, der ich ſeit dreißig Jahren auf dem Meere gelebt habe, wie eine Seemeve... für mich, der ich nur ein Grab auf dem feſten Lande fand, als ich's wieder betrat, um meine Schweſter zu umarmen! ... das einzige menſchliche Geſchöpf, das noch manchmal an den alten Renaud dachte ... und jetzt, jetzt habe ich Freunde — habe Kinder

die mich lieben werden, als ob es meine eigenen wären! — Nein, ich werde nun nicht mehr die Augen abzuwenden brauchen, wenn ich des Abends die Landleute ſehe, wie ſie vor ihrer Thüre ſitzen, von kleinen netten Mädchen, und derben wilden Jungen umringt, denn ich habe auch eine Familie! ... (er nimmt ſeinen Hut ab.) Mein guter Gott! ich danke Dir!... Wie ſie lachen ſollten die Matroſen, wenn ſie mich bei ruhigem Wetter beten ſähen, — ſie, die nur dann an einen Gott glauben, wann ſie der Sturm ins Meer ſchleudern will! ... Das kommt daher, weil ſie nie hier (aufs Herz deutend.) das empfunden haben, was ich jetzt da empfinde! — — weil ſie vielleicht nie, wie ich jetzt, haben ausrufen können, mein grundgütiger Gott ich danke Dir! ich habe eine Familie! *) (man hört das Ritornell des folgenden Chors.) Was iſt denn das? (Der Chor beginnt auf dem Verdeck des Schiffs.) Ha, ha! es ſind meine Matroſen, die der Teufelskerl, der Jacquot, ſicherlich in Kenntniß geſetzt hat... nun alle Wetter, deſto beſſer!

*) Für kleinere Bühnen kann das Matroſenchor ganz ausgelaſſen, und von den Worten Renauds, „ich habe eine Familie!“ an gleich bis zu der „Stimme von oben „Capitain u. ſ. w.“ geſprungen werden.

Matroſen-Chorgeſang.

(außerhalb der Bühne auf dem Verdeck.)

Luſtig! heiter!
Fröhlich weiter!
Speis und Trank,
Scherz und Sang!
Wer nicht ſingen kann, mag krähn!
Unter Bechern,
Unter Zechern,
Auf dem Meere,
Bachus Ehre;
Hoch leb' unſer Capitain!

Renaud.

Schönen Dank! ſchönen Dank! Nun das fängt gut an!

Eine Stimme von Oben.

Capitain, wir nähern uns dem grünen Vorgebirge!

Renaud.

Rabenſtimme!... ſchneidet mir die Freude mitten durch! ... erinnert mich an die verwünſchte Ordre... Geduld! Noch ein Paar Knoten, und ich weiß, was das Directorium von mir will. (er nimmt ſein Sprachrohr und ruft die Treppe hinauf.) Holla! Jean! Paß auf, und wenn man das grüne Vorgebirge ſieht, ſo laß eine

Kanone losbrennen... das ſoll das Signal ſeyn ... und dann werde ich Dich bald in Stücken geriſſen haben, Dich unglückſelige Depeſche, Dich und Deinen rothen Kler von Siegel, der mir ſo ſonderbar in's Herz ſticht, wie die Augen einer Klapperſchlange. (er erblickt Montbreuſe und Laurette, welche eintreten.) Ah! da kommen meine Kinder!

Zwölfter Auftritt.

Renaud. Laurette. Montbreuſe.

(Beide hochzeitlich gekleidet.)

Montbreuſe.

(Lauretten an der Hand haltend.)

Nun, Capitain, ich dächte, dieſe Nichte machte Ihnen Ehre.

Renaud.

(zu Lauretten, die auf ihn zueilt.)

Ein Augenblickchen! Alle Wetter!... Laß Dich nur erſt recht genau betrachten! ... (er thut es.) Sie iſt wahrhaftig ſo ganz allerliebſt!... Auch der Bräutigam iſt ein ſchmucker Burſche!... Das wird ein allerliebſtes Pärchen geben!... Beſſer hätte ich's wahrhaftig ſelber nicht zu Stande bringen können!

Montbreuſe.

Nicht wahr, Capitain?

Renaud.

(nimmt Lauretten bei der Hand.)

Iſt mir's doch, als ſäh' ich Deine Mutter wieder! ... meine arme Schweſter! ... in Deinem Alter! ... auch am Hochzeittage! ... als ich ſie in die Kirche führte, durch die Hauptſtraße von Lorient, in meiner ganz neugebackenen Schiffs-Fähndrichs-Uniform.... Den Straus an der Bruſt ... roth wie die Sonne im Aequator! .. Ja, ja, Du biſt eben ſo hübſch wie ſie ... eben ſo verſchämt wie ſie ... eben ſo weiß wie ſie ...

Laurette. (innig.)

Und eben ſo voll Liebe für Sie!

Renaud.

Gut, gut! ... Hör' auf! ... Mache mir's Auge nicht naß, Du kleines Wettekmädchen! ... Das wäre was Schönes! ... Der alte Capitain Renaud! ... und heut beſonders, wo ich nichts thun will, als lachen.

Montbreuſe.

Ja, Capitain, heut' ſoll uns keine traurige Erinnerung die Freude trüben! ... Die Zukunft iſt ſo voll von Glück!

Renaud.

(zieht beide zu ſich.)

Glück... Glück... da müſſen wir uns erſt näher mit einander darüber verſtehen, ihr guten Kinderchen; denn bildet Euch nicht ein, daß weil ich Euch liebe, und Euch verzeihe, und Euch zuſammen verheirathe, ich nicht auch meine Pflicht auf's ſtrengſte erfüllen, und Euch nichts deſto weniger nach Cayenne bringen werde, ſo wahr ich ein alter Seehund bin.... Was das betrifft,... da bin ich dreifach mit Eiſen beſchlagen!... Mit Leib und Seele gehöre ich dem Staate an. Er befiehlt, und ich gehorche.... Alſo nach Cayenne, meine Lämmchen, da kann ich Euch nicht helfen... Aber wenn wir einmal dort ſind, alle Wetter, da empfehle ich Euch für's erſte dem Gouverneur. Dann ſpann ich alle Segel auf, und wie ein Pfeil nach Frankreich zurück. Ich lege meine Commandantenſchaft nieder, und bitte um Eure Zurückberufung... und wenn ich die nicht erlange, da komme ich wieder zu Euch... ſegle nach Cayenne, werde ein Pflanzer, ein Caſetier, ein Zuckerhändler, alles was ihr wollt, aber leben und ſterben will ich bei Euch!

Laurette und Montbreuſe.

O Sie guter, theurer Onkel! (ſie umarmen ihn aufs innigſte.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Jacquot.

Jacquot.

(ſtaunt, als er die Gruppe erblickt.)

Was ſehe ich? ... ein Frauenzimmer!

Renaud. (lachend.)

Nun ja freilich, Einfaltspinſel! Muß denn nicht allemal bei einer Trauung ein Frauenzimmer dabei ſeyn?

Laurette.

(Jacquot die Hand entgegenſtreckend.)

Ich bin's, mein Freund!

Jacquot.

Der verkleidete Schiffsjunge!

Montbreuſe. (lachend.)

Ganz recht! ... der ehemalige Schiffsjunge iſt jetzt mein Weib.

Renaud.

Und meine Nichte!

Jacquot. (ſteht thuend.)

Jetzt fange ich's an zu begreifen!... Es war ein falſcher Junge!

Renaud. (zu Jacquot.)

Iſt alles in Bereitſchaft?

Jacquot.

Man wartet nur noch auf Sie, Capitain ... den Herrn Deportirten und die Mamſell Schiffsjunge.

Renaud.

(nimmt Lauretten am Arm.)

So laßt uns gehen, Kinder!

(In dem Augenblicke wo ſie abgehen wollen, hört man einen Kanonenſchuß.)

Renaud. (hält inne, für ſich.)

Ein Schuß!... Das Signal!... Wir ſind am grünen Vorgebirge!

Montbreuſe.

Was iſt Ihnen denn, lieber Onkel?

Renaud. (bewegt.)

Nichts, nichts, meine Kinder!... geht nur immer!... Die Trauung iſt angerichtet... laßt ſie ja nicht kalt werden... Ich komme gleich nach.... Aber laßt Euch nicht abhalten... bei ſo einer Schiffstrauung muß man den guten Wind benutzen... Alſo fort!

Laurette.

Sie kommen doch gleich, lieber Onkel!

Renaud.

Gleich; aber laßt Euch nicht ſtören, thut mir den Gefallen.

Montbreuſe.

Nun ſo komm, mein geliebtes Weib, und laß mich den glücklichſten Augenblick meines Lebens nicht länger verſchieben. (Laurette, Montbreuſe und Jacquot gehen über die Treppe ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Renaud. (allein.)

Ich hielt es nicht mehr aus!... Es iſt doch ganz ſonderbar, das!... Ich bin neugierig wie eine alte Frau!... Aber nein, nein... das iſt nicht Neugierde, es iſt innere Unruhe... etwas, was mir am Herzen nagt, ſeit unſ'rer Abfahrt. ... Ich weiß es, es iſt albern, aber doch kann ich mir nicht helfen; ich habe eine wahre Furcht vor dem Dinge da!.... Was kann es mir denn nur anbefehlen? Alle Wetter, und wenn es die Ordre enthielt, mich in die Luft zu ſprengen

.... ich müßte ſpringen!... Nun, ſo komm denn her, Du verhängnißvolles Blatt, Du geheimnißvoller Talismann, der mich anzieht und zurückſtößt. — Da habe ich Dich nun ... (er nimmt die Ordre von der Wand.) und doch wage ich es nicht, Dich zu eröffnen.... Ei pfui, Renaud, Du biſt ein Haſenherz ... ein Blatt Papier, weiter nichts, und Du ſchauderſt davor zurück?... Muth gefaßt! Vorwärts! Laß ſehen was Du enthältſt. (er bricht das Siegel, und öffnet die Depeſche) Friſch geleſen! (hält inne.) Iſt mir's doch, als ob ich nicht recht ſehen könnte?... Iſt denn Rauch in der Cajüte? — (er reibt ſich die Augen, lieſ't lebhaft und ſchnell, ſtößt dann einen Schrei aus, und ſinkt in einen Seſſel.) Abſcheulich!... ſchrecklich!.. nein, nein, das iſt unmöglich!... Ich habe nicht recht geleſen!... (nimmt die Depeſche wieder und lieſt mit zitternder Stimme.) „Der — Capitain... Renaud ... wird ... ſo wie er dieſe Ordre geleſen ... auf der Stelle ... den Deportirten Montbreuſe... erſchießen laſſen." — O der Unglückſelige!... Ich hatte recht geleſen!... Man kommt! Es iſt Laurette! Oh! ich muß dieſe ſchreckliche Ordre vor ihr verborgen halten! (er öffnet ſchnell ein Schubfach des Schreibtiſches, wirft die Depeſche hinein, und zieht den Schlüſſel ab.)

ſtes ſeine Seele zu Gott zu wenden, da erklang auf einmal durch den argen Lärm ein ſüßer, zaubervoller Ton, ſo mild wie der Ruf einer nächtlichen Philomele, und ſchnell zerſtoben waren die Geſtalten und vor Fernandez ſtand in ſanfter Beleuchtung eine holde Jungfrau, umfloſſen von weißen Gewanden, die ſtatt eines Gürtels ein aus kleinen blauen Blumen künſtlich geflochtener Kranz umſchlang. Es war dies aber die ihm und ſeinem Freund zuerſt am Götzenbild und nachher in des Greiſen Wohnung erſchienene Ildegerte, denn alſo war des Mädchens Name.

Still reichte ſie dem in einem Traum ſich wähnenden Ritter eine der Blumen aus ihrem Kranz und eh' noch er, nach Beſinnung haſchend, ſeinen Dank und ſein Erſtaunen ausdrücken konnte, war ſie entſchwunden wieder und leiſe Klänge ſchwebten ihr nach.

In einem heiligen Hain, wo tauſendjährige Eichen ihr Gezweig und ihre Wurzeln vielfach verſchlangen, ging einſt Ryſmarich, der mächt'ge Gothenheld, und gedachte mit ernſtem Sinn der Zukunft und ſeiner Getreuen Geſchick; denn wohl ſtand er in dieſem Augenblick an ſeines Lebens Wendepunkt und das Heil vieler Tapfern bis in

Funfzehnter Auftritt.

Renaud. Laurette.

Laurette. (heiter zu Renaud.)

Ei, das iſt ſchön, mein Herr Capitain! Das iſt galant! Ihre arme kleine Laurette ſich ſo ganz allein verheirathen zu laſſen, ohne auch nur einmal nachzuſehen, ob alles recht ordentlich zugehe?

Renaud.

(mit Anſtrengung und ſich abwendend.)

Ich wollte eben liebes Kind... ich war eben im Begriff zu kommen.

Laurette.

Ja, nun iſt's zu ſpät. Nun iſt ſchon alles fix und fertig, und ich bin glücklich, über alles glücklich, ohne mir den geringſten Vorwurf mehr machen zu müſſen. (ſieht Renaud an, der eine Thräne trocknet.) Sie weinen? — Ja, ja, ich hab's geſehen, Sie weinen, lieber Onkel, verläugnen Sie's nur nicht! — Nicht wahr? Sie weinen vor Freude?

Renaud.

Ja, vor Freude!

Laurette.

Gerade ſo wie ich! Ich habe während der ganzen Trauung nichts gethan, als die bitterſten Freuden-Thränen vergoſſen ... und Leon, er hätte es auch gerne gethan ... er wagte es aber nicht, aus Scheu, ſo wie Sie!... O über das Männervolk! wie kann man ſich denn nur ſchämen, recht glücklich auszuſehn!

Renaud. (bewegt.)

Leon ... mein Neffe ... wo iſt er? ... warum hat er Dich allein gelaſſen?

Laurette.

Mein Mann?... der iſt oben auf dem Verdeck, in Mitten der ganzen Schiffmannſchaft, die ihm gratulirt, und Glück und, Segen wünſcht... Mein Mann! Was das für ein hübſcher Name iſt!... wie angenehm ſich das ausſprechen läßt!... Nun, nun, werden Sie nur nicht eiferſüchtig! Ich habe noch einen andern Namen für Sie, einen Namen, der Ihnen gewiß auch recht ſehr gefallen wird, davon bin ich überzeugt.... Wie?... Sie fragen mich nicht darnach?

Renaud. (mit Anſtrengung.)

Ach ja... welchen denn?

Laurette.
(Sich in ſeine Arme ſtürzend.)

Vater!... mein theurer Vater!

Renaud. (innig.)

Meine Tochter!... meine Laurette!... Ja, ja, ſey meine theure Tochter!... mein heißgeliebtes Kind... Mein ganzes Leben gehört Dir, Laurette, um Dich zu beſchützen, Dich zu tröſten... ich ſchwöre es Dir beim allmächtigen Gott!

Laurette.
(in den Hintergrund ſchauend.)

Ich höre Leon.

Renaud. (heftig bewegt.)

Verlaß uns, mein Kind... verlaß uns!

Laurette. (verwundert.)

Warum denn?

Renaud. (verlegen.)

Ich habe mit ihm allein zu ſprechen... Du kannſt aber gleich wiederkommen.

Laurette.

Nun, meinetwegen. — Aber behalten Sie mir ihn nicht zu lange... hören Sie, nicht zu lange!... Iſt mir's doch, als hätte ich ihn ſchon ſeit einem

ich die andern armen Deportirten beſuchen, da thue ich ein gutes Werk, und das wird mir Glück bringen an meinem Hochzeittage.... Nun, adieu Väterchen; adieu! (geht fröhlich ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Renaud. Montbreuſe. Dann Jacquot.

Montbreuſe.

(bemerkt noch, wie Laurette ſich entfernt.)

Laurette!... liebes Weibchen!... Sie geht, und hört mich nicht.

Renaud. (für ſich.)

Es ſchnürt mir die Kehle zu ... und doch muß es heraus!

Montbreuſe. (heiter.)

Wahrhaftig, lieber Onkel ... denn mein Onkel ſind Sie nun einmal jetzt, davon kommen Sie nun nicht wieder los .... wir haben uns ohne Sie müſſen trauen laſſen!... Seyen Sie deshalb nicht böſe auf Laurette ... ich bin al-

der alte Abbé errieth das auf der Stelle, machte kein langes Federleſen, und gab uns in fünf Minuten zuſammen.... Das nenne ich mir doch einen guten, wohlmeinenden Geiſtlichen! (lacht.) Es iſt wahrhaftig himmelſchreiend, einen ſolchen Mann zu deportiren.

Renaud.

(ſeine Bewegung verbergend.)

Ja, ja... es iſt manchmal fürchterlich, gehorchen zu müſſen.

Montbreuſe. (ſchnell.)

O nein, nein, ich ſage das nicht, in Bezug auf Sie, Capitain... Sie thun Ihre Schuldigkeit. Mein Vater, ein alter braver Soldat, dachte gerade ſo wie Sie.... „Die Disciplin, ſagte er uns oft, iſt etwas Heiliges, ſie iſt unbeugſam wie die Ehre!“

Renaud.

Nun denn! deſto beſſer, daß Sie das wiſſen... Sie werden dann deſto weniger böſe auf mich ſeyn....

Montbreuſe.

Und worüber denn?... über meine Reiſe nach Cayenne?.. haben Sie mir nicht dieſe zur glücklichſten meines ganzen Lebens gemacht?

Renaud.
(in Verzweiflung ausbrechend.)

Unglückſeliger!... nicht nach Cayenne wollen ſie Dich ſchicken...

Montbreuſe. (ängſtlich.)

Wo denn ſonſt hin, Capitain?

Renaud.

Wohin?... Das ſollſt Du erfahren... aber vorher, Leon ... erzeige mir einen Gefallen... Ich beſchwöre Dich darum, mein Freund.

Montbreuſe.
(in größter Aufregung.)

O reden Sie ... reden Sie!

Renaud. (tief gerührt.)

Im nächſten Augenblicke wirſt Du mich vielleicht haſſen, aber jetzt noch, jetzt kannſt Du mich zum letztenmal umarmen.

Montbreuſe.
(ſich in ſeine Arme werfend.)

O von Herzensgrunde! mein Freund ... mein edler Freund! ... was auch geſchehen möge, könnte ich denn je vergeſſen, was Sie für mich gethan haben?... Ihre Güte... ihre großmüthige Verzeihung! ...

Renaud. (in Verzweiflung.)

Ja, ich kann vergeben ... Denn ich habe ein Herz ... aber ſie ... die Elenden! ... ſie kennen nur den Haß! ... nur die Verbannung ... nur den Tod!

Montbreuſe. (voll Schrecken.)

Mein Gott! was bedeutet das?

Renaud.

Dieſe Depeſche, bei deren bloßen Anblicke ich ſchon ſchauderte ... weißt Du, was ſie mir anbefiehlt, Leon?

Montbreuſe. (ſchmerzlich.)

Nein?

Renaud.

Dich zu tödten!

Montbreuſe.

Laurette! arme Laurette!

Renaud.

(mit tiefem Ausdrucke.)

Dich tödten? ... Dich, meinen Neffen ... meinen Sohn! ... Den Gatten meiner Laurette! ... Nein, nein ... das iſt unmöglich! (mit tiefer Stimme, indem er ihm den Schreibtiſch-Schlüſſel gibt.)

Hier... da drinn!... dieſe furchtbare Ordre ... vernichte Du ſie ſelbſt! Wir nähern uns der Küſte... noch in dieſer Nacht ſetzt man Dich dort aus... ich werde nichts wiſſen, nichts ſehen!... Leon, ich will Dich retten, und wenn ſie mich auch an Deiner Stelle umbrächten!

Montbreuſe.

Sie würden es thun, Capitain... ſie würden es!... O, Sie kennen dieſe Henker noch nicht ... Und das ſollte ich zugeben? — Nein, nein!

Renaud.

Was verſchlägt denn das in meinem Alter? Ein Paar Tage mehr oder weniger!

Montbreuſe.

. Nie, nie, ſage ich Ihnen.... ich wär ja ſelbſt ein Elender, litt ich das!... Wir müſſen gehorchen.

Renaud.

Gehorchen... wer ſoll mir die Kraft dazu verleihen?

Montbreuſe.

Ihre Pflicht, Ihr Schwur, und jener paſſive Gehorſam, von welchem Sie heut' früh ſprachen.

Jacquot.

(horchend und immer für ſich.)

Wie denn, allein?

Montbreuſe.

Mir iſt's, als hörte ich Lauretten!.... O Capitain! ... In dieſem Augenblicke wäre ich außer Stande ſie zu ſprechen.... Ich muß mich nur etwas ſammeln... Retten Sie mich vor ihr!... retten Sie mich vor mir ſelbſt.

Renaud. (zieht ihn fort)

Komm'! komm'! ... in ihrer Gegenwart würde ich noch ſchwächer ſeyn, als Du! (Sie gehen ſchnell durch die Thür im Hintergrunde ab.)

Siebenzehnter Auftritt.

Jacquot. Dann Laurette.

Jacquot.

(noch immer auf der Treppe, indem er ſie abgehen ſieht.)

Da muß ein Geheimniß dahinter ſtecken!... Der Capitain weint... Der Deportirte weint. ... und ich, mir iſt's auch, als ob ich weinen müßte wie ſie... und ohne zu wiſſen, warum ... das ſteckt vielleicht an!

die fernste Zeit hinein hing jetzt von seinem Entschluß ab. Zum Führer und Schützer hatte eine Schaar seines Volks ihn erkoren gegen asiatische Barbaren, die wie die Ungethüme der Wildnisse aus weit entlegenen Landen gekommen waren, sie zu drängen, und in mancher heißen Schlacht hatte mit kühnem Muth Athanarich sich den wilden Schaaren entgegengestellt. Hatte aber sein Schwert gleich wie ein Todesengel um sich gegriffen, also daß bei Athanarichs Namen scheu die Fremdlinge bebten, so war doch der Haufe der Seinen sehr zusammengeschmolzen und er sah deutlich voraus, wie gegen die stets sich mehrenden Schwärme seines Volkes Kraft nicht mehr hinreiche und daß kein anderer Weg ihnen blieb, sollte nicht ganz es untergehen, als in fernen Gegenden einen ruhigern Wohnsitz aufzusuchen, wohin der Arm ihrer Dränger nicht reiche.

Darum wandelte er jetzt, weislich überlegend, in dem dunklen, geheimnißvollen Hain und richtete sein Gebet zu den alten Göttern des Landes, deren Athem in den heiligen Eichenwipfeln brauste. Da trat, als eben er gebetet, Gunhilde, des Oberpriesters Tochter und Athanarichs zartes Lieb, aus den Waldesschatten zu ihm, um noch einmal den Mann ihrer Seele hienieden zu sehen. Denn

Laurette.
(ohne Jacquot zu ſehen.)

Die armen Leute!... was für Freude ſie über meinen Beſuch zu haben ſchienen! — Gott ſey Dank, da werde ich doch heute nichts als lachende Geſichter ſehen!

Jacquot. (für ſich.)

Ja, profit!

Laurette. (betrachtet Jacquot.)

Ach Du mein Himmel!... von lachenden Geſichtern ſprach ich... nun das iſt doch dort gewiß ein recht weinerliches!

Jacquot. (geheimnißvoll.)

Oh! es brauchte gar nicht ſo viel dazu!

Laurette. (lachend.)

Was giebt es denn?

Jacquot. (wie vorhin.)

Ein Complott!

Laurette. (wie oben.)

Ein Complott?

Jacquot. (ſtill.)

Ich ſtand ſo eben dort oben, während der Capitain und Ihr Herr Gemahl mit einander hier ſchwatzten... ſie hatten beide Thränen in den Augen... und da haben ſie ſich denn zuſammen

beredet daß ganz insgeheim ... mit Einbruch der Nacht ... eine Schaluppe Herrn von Montbreuse weit von hier fortbringen solle ... und dann allein ohne ihn zurückkehren.

Laurette. (voll Schrecken.)

Mein Gott!... was muß da geschehen sollen! ... Man will mich doch nicht etwa von Leon trennen?.. o, das wäre schrecklich!

Jacquot. (zitternd.)

Aber schreien Sie doch nicht so!... Sie werden mir die größte Ungelegenheit zuziehn!... Lassen Sie mich nur machen... ich will schon spioniren .. sie behorchen... und Sie sollen dann alle auf der Stelle erfahren.

Laurette.

O Dank, tausend Dank! mein Freund!

Jacquot.

Haben's gar nicht Ursache, gnädige Frau! ... Sie interessiren mich jetzt gar sehr, seit Sie ihr Geschicht verändert haben... übrigens haben wir ach ja beide gleiches Unglück, denn ich bin auch zur Deportation verurtheilt ... durch meine Tante... die ein garstiges boshaftes Weib ist,... gerade so wie das Directorium... und niemals Verstand annimmt... gerade so wie das Di-

rectorium ... weil ſie hinkt und ſchlecht auf den Beinen iſt ... gerade ſo wie das Directorium.
(geht über die Treppe ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Laurette. Dann Montbreuſe.

Laurette (erregt.)

Nein, nein! Es iſt nicht möglich! Er muß falſch gehört, falſch verſtanden haben! ... Wenn es aber doch wahr wäre ... wenn man mir meinen Leon rauben wollte? ... wozu hätte man mich denn aber jetzt noch ſo vieles Glück hoffen laſſen?

Montbreuſe.

(tritt zu einer der Hinterthüren herein: für ſich.)

Sie iſt's!

Laurette.

(auf ihn zueilend.)

Leon! Leon! ... antworte mir! ... nicht wahr, es iſt nicht möglich, was man mir geſagt hat?

Montbreuſe.

(für ſich mit Schauder.)

Mein Gott! wüßte ſie ſchon?

Laurette.

Du wendeſt Dich ab von mir ... Du zögerſt ... man hat mich nicht betrogen ... ich weiß alles!

Montbreuſe. (erſchöpft.)

Unglückliches Weib!

Laurette.

Aber, ſie ſollen nicht glauben, daß ſie Dich aus meinen Armen reißen können ... ich verlaſſe Dich nun nicht mehr! ... Du wirſt Dich um meinetwillen vertheidigen ... hörſt Du, um meinetwillen ... nicht wahr, das wirſt Du thun?

Montbreuſe.

Unmöglich, meine theure Laurette ... mein Urtheil iſt gefällt ... ich muß ſterben.

Laurette. (außer ſich.)

Sterben! ... wie denn, ſterben? ... alſo den Tod wollen ſie Dir geben?

Montbreuſe. (in Verzweiflung.)

Was habe ich geſagt? ... Sie wußte noch nicht!

Laurette.

Und ich, die ich nur blos an eine Entfernung von Dir dachte ... an eine Trennung zwiſchen uns beiden ... und nun iſt es der Tod! Der Tod! ... und Du konnteſt mir

das verbergen?... aber ich lebe ja noch!... ich werde nicht von Dir weichen, mich zwiſchen Dich ſtellen und ſie!

Montbreuſe. (mit Innigkeit.)

Armes Kind!

Laurette.

Ja, es iſt wahr... ich bin nur ein Kind ... ein ſchwaches Weib... aber wenn von Dir die Rede iſt... von Deinem Leben... da werde ich Kraft haben... und wenn mir die Kraft fehlt, Thränen und Wehegeſchrei!... Sie lieben mich hier alle... mein Onkel wird Dich beſchützen ... man wird es nicht wagen, Dich fortzuführen...

Montbreuſe.

Dein Onkel, theure Laurette... er iſt es ja ſelbſt, in deſſen Hände dieſe Ordre mein Schickſal geleget hat.

Laurette.

(an die Wand blickend.)

Wahrhaftig!... ſie hängt nicht mehr da!... aber wenn mein Onkel es iſt... dann bin ich ruhig... er iſt viel zu gut zu ſo etwas... da fürchte ich nichts mehr... Wenn Du es nur geſehen hätteſt, wie weich er ward, wie ihm die Thränen in den Augen ſtanden, als ich mit ihm

von unſ'rer Dankbarkeit ſprach.... O verleumde ihn nicht, Leon... das iſt nicht gut... das iſt ſchlecht, recht ſchlecht von Dir!

Montbreuſe.

(in der höchſten Erſchütterung.)

Großer Gott, was ſoll ich thun?... Er wird gleich kommen!

Laurette.

(Leon feſt an ſich drückend.)

Deſto beſſer! deſto beſſer!... In Deinen Armen ſoll er mich finden... und wenn Du mich nicht getäuſcht haſt, ſo werde ich das bald in ſeinen Zügen leſen.

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Renaud.

Renaud.

(durch eine andre Thüre des Hintergrundes kommend, für ſich.)

Noch beiſammen!

Laurette.

(Renaud ſchnell forſchend anblickend und Leon fieberhaft in ihre Arme ſchließend.)

Du haſt mir die Wahrheit geſagt, Leon. ... gehe nicht!... o gehe nicht!.. er iſt ja ganz

bleich! (zu Renaud.) Kommen Sie mir nicht näher! ... fort, fort von mir!... Hoffen Sie nicht, ihn aus meinen Armen zu reißen!

Renaud.

Unglückselige! wer hat Dir gesagt?...

Laurette.

Ha! so hofften Sie also mich zu täuschen!... ihn von hier fortzuschleppen ... und dann zu morden!... und statt daß ich in Ihnen einen Onkel zu finden glaubte ... einen Freund ... einen Vater!... werden Sie sein Henker! zwingen mich Ihnen zu fluchen!

Montbreuse.

Laurette, um des Himmelswillen — schweig ... o schweig!

Laurette. (zu Renaud.)

Sie, Sie haben mir heute Leon zum Gatten gegeben, Sie werden mir ihn nicht so wieder entreißen ... kein Gesetz kann das fordern ... keine Gewalt das anbefehlen! ... Was soll ich thun? ... o sprechen Sie, was soll ich thun?... Hier zu Ihren Füßen liege ich, umklammere Ihre Kniee, und beschwöre Sie; was soll ich thun?

Renaud. (Sie aufhebend.)

Zu viel! zu viel!... Welcher Jammer!

Welches Elend! Nein, das ertrage ich nicht länger!... Die Ehre, die Disciplin gebieten ... wohlan denn! ich kenne meine Pflicht! (er geht ſchnell durch die Thür im Hintergrund ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Laurette. Montbreuſe.

Montbreuſe.

(will dem Capitain folgen.)

Er hat nur allzu Recht! Nicht länger gezögert!

Laurette.

(ſich an ihn klammernd.)

Nein, Du wirſt nicht gehn! ... Du gehſt nicht, Leon!

Montbreuſe.

Aber, unglückſeliges Kind!... willſt Du denn, daß man ihn an meiner Statt tödte?... mein Tod oder ſeine Entehrung! ... Nur zwiſchen dieſen beiden haben ſie ihm die Wahl gelaſſen.

Laurette. (mit Kraft.)

Nein, nein. Ich glaube Dir nicht ... es iſt unmöglich!

Montbreuſe.

(ſchließt das Fach des Schreibtiſches mit dem Schlüſſel auf, den ihm Armand gab.)

Nun denn, da iſt die Ordre!... ſie iſt unwiderruflich! ... hier ... nimm ... und lies ... ſieh ſelbſt, Laurette, ob der Unglückliche nicht gehorchen muß! (er giebt ihr die Ordre.)

Laurette.

(überläuft ſie mit bebender Stimme.)

„Nach Leſung dieſer Ordre ... den Deportirten Montbreuſe erſchießen laſſen ..." (ſich unterbrechend.) Die Ungeheuer!

Montbreuſe.

(macht ein Zeichen der Verzweiflung, und ſchleicht ſich durch die Thür des Hintergrundes fort, indem er mit erſtickter Stimme ſagt:)

Es muß ſeyn.

(Die Nacht bricht nach und nach herein.)

Laurette. (lieſt weiter.)

Doch was iſt das?... hier unten ... ſteht noch etwas. „Dieſer Befehl iſt vor der geſammten Schiffsmannſchaft dem Bürger Charles von Montbreuſe, als des Hochverraths überführt, vorzuleſen." (freudig.) Charles! Charles! Dein Couſin!... Leon... Leon, ſie irrten ſich! ... Du biſt es nicht! (ſie wendet ſich und ruft, als ſie ihn nicht mehr erblickt.) Großer Gott! ... er iſt

nicht mehr da!.. er hat mich verlaſſen... verlaſſen, um zum Tode zu gehn! (Sie eilt an die Thür, durch welche Leon abging.) Haltet ein! haltet ein... er iſt es nicht! (an der Thür rüttelnd.) Verſchloſſen! ... verſchloſſen! ... O Erbarmen! Hülfe!... ich werde wahnſinnig!... (zu der Treppe eilend.) Ha! hier hinaus!... Leon!... Leon!... (Sie eilt auf's ſchnellſte einige Stufen hinauf. Da hört man einen Piſtolenſchuß. Sie ſtürzt am Geländer mit dem Ausrufe nieder:) todt! ... todt!

Einundzwanzigſter Auftritt.

Laurette. Montbreuſe.

Montbreuſe.

(vom Hintergrunde herkommend.)

Laurette! ... wo biſt Du?... Laurette!

Laurette.

(in ſeine Arme fliegend.)

Du biſt's!... Du! .. Leon! Du lebſt noch!

Montbreuſe.

Ja, Laurette ... ja! ... Der arme Capitain!... ſo eben als ich Dich hier verließ, eilte ich zu ihm... ſeine Hand war bewaffnet... ich

nicht folgen und beglücken für's Leben durfte sie den Geliebten, die in früher Kindheit schon ein ernster Götterspruch dem heiligen Dienst geweiht hatte.

Ein alter Sänger hat aber die Kunde von Athanarichs und Gunhildens Liebe bewahrt, und wie er sie sang auf seinen weiten Reisen und Fahrten vielen entlegenen Völkern, so gebe ich, mein freundlicher Leser, sie hier dir wieder:

Im Eichenhain, in seinem heil'gen Schweigen,
Erwuchs Gunhilde fromm, und zart und mild.
Ihr Auge glänzt wie Thau an Blüthenzweigen,
Der reinen Seele spiegelreines Bild.
Entglimmt ein Streit, darf sich Gunhilde zeigen,
So ist der Haß, die Zwietracht gleich gestillt:
Drum hatten auch, weil sie so rein geboren,
Die Götter sie zu ihrem Dienst erkoren.

Und Sie, die jedes Herz mit Lieb' erfüllet,
Darf nie sie fühlen in der eig'nen Brust,
Ihr Lebenspfad, hat Götterspruch enthüllet,
Sey rein wie Schnee, entfernt von ird'scher Lust;
Und werde je des Herzens Trieb gestillet,
So folg' die Rach' ihr streng und unbewußt.
Sie ist bestimmt zu einen, zu bewahren,
Doch nie, was Lieb' ist, selber zu erfahren.

wandte den unglücklichen Schuß noch glücklich zur Seite! ... Er wollte ſterben, Laurette, ſterben, um nicht gehorchen zu müſſen!... ſterben, nachdem er vorher für unſ're ſichre Flucht geſorgt hatte!

Laurette.

Wie?... und dieſer Schuß?

Montbreuſe.

Sollte ihn treffen... um unſertwillen!

Laurette.

Mein Onkel! ... mein armer Onkel! (Man hört Lärmen von außen.)

Montbreuſe.

Da iſt er!... ſeine Matroſen bringen ihn um.

Zweiundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Renaud. Jacquot mit einer Laterne. Matroſen.

Renaud. (zu Montbreuſe.)

Unglückſeliger!... warum zwangſt Du mich, zu leben?

Laurette.

(eilt zu Renaud mit der Ordre in der Hand.)

Um glücklich zu ſeyn, geliebt, verehrt von Ihren Kindern!... Da! ... leſen Sie!... er iſt es nicht. (ſie zeigt Renaud den Schluß der Ordre, den dieſer aufgeregt durchlieſt.)

Montbreuſe. (zu Laurette.)

Was ſagſt Du?

Laurette.

(voll Entzücken zu Montbreuſe.)

Gerettet, mein Leon, gerettet!

Renaud.

(nachdem er geleſen, aufjubelnd.)

Charles von Montbreuſe!

Alle.

Charles!

Renaud.

Gott! ich danke Dir!... (zerreißt die Ordre.) Aber, Du haſt entſchieden, hölliſches Papier! Ich gebe mein Entlaſſungsgeſuch ein.... kein Militairdienſt mehr! ... Euch gehöre ich nur fortan, meine Kinder! Euch für immer!

Laurette und Montoreuse.

(ihm in die Arme fallend.)

Für immer!

Matrosen.

(ihre Hüte schwenkend.)

Hoch unser Capitain!

Der Vorhang fällt.

BESSEL.

Dramatisches Vergißmeinnicht
für das Jahr
1838
aus
den Gärten des Auslands nach Deutschland
verpflanzt
von
Theodor Hell.

Funfzehntes Bändchen.

Enthält:

Der nächtliche Dämon,
Lustspiel in 2 Aufzügen,
und
Clementinens Ehestand,
Schauspiel in 2 Aufzügen.

BESSEL.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1838.

BIBL. UNIV.

Seinem

verehrten Freunde

Herrn Hofrath Zöllner

in Schwerin,

Director des Großherzogl. Hoftheaters daselbst und
Ritter mehrer hohen Orden

geweiht.

Ein ſchöner Abend war's am Elbgeſtade,
Als wir Thaliens heit'res Spiel beſprochen,
Die Lanze für Melpomene gebrochen,
Doch nie das Kind verſchüttet ſammt dem Bade.

Was gut uns ſchien, das fand bei uns auch Gnade,
Ob es nach altem Claſſiſchen gerochen,
Ob neuromantiſch eben ausgekrochen,
Frei war das Urtheil, keine zünft'ge Lade.

Der Götterspruch war also streng ergangen
Und manches Jahr erfüllte sie die Pflicht.
Wohl glüht ein zartes Roth auf ihren Wangen,
Doch war's der Liebe Purpurflamme nicht;
Fremd war der Brust ein irdisches Verlangen,
Ihr reiner Sinn den Göttern zugericht't.
Da trat ihr einst aus Waldesnacht entgegen
Athanarich, der edle Gothen Degen.

Wie nun in beider Brust, gleich Blitzesstrahlen,
Entzündet sich ein mächtiges Gefühl,
Und wie fortan sie nun in schatt'gen Thalen
Sich wiedersahen, sprachen, oft und viel,
Darf wohl nicht erst der Kunde Sänger malen,
Er eilt in seines Sanges dunklem Ziel,
Das Schicksal rief. Nach weit entleg'nem Süden
Zog Er, von Ihr auf ewig streng geschieden.

Doch was geschah'n, mußt' Gunhild hart vergüten,
Ein grauser Spruch ging aus vom Göttermunde.
Sie sank dahin wie duft'ge Frühlingsblüthen
Vor Sturmes Wehn, und also war die Kunde:
Ein strenger Wächter ihren Stamm soll hüten,
Bis daß sich einst in nächtlich trüber Stunde
Den finstern Mächten wieder weihen wird,
Was ihnen jetzt Athanarich entführt.

Und in des wilden Hunnenvolk Haft gegeben
Ward nun Gunhildens zartes Töchterlein;

Auch was der Franken leichter Sinn geboren,
Und bühnenrecht von Deutschen angerichtet,
Es ward verschmäht nicht in der bunten Reihe.
Darum sey auch Dein Name hier erkoren
Bei dem, was jenen jüngst ich nachgedichtet,
Daß so der Freund dem Freunde Schutz verleihe.

Theodor Hell.

Der

nächtliche Dämon.

Luſtſpiel in zwei Aufzügen.

Nach dem Franzöſiſchen

von

Th. Hell.

Personen.

Herzog Rudolph.
Graf Oskar.
Baron Gülbenkraut.
Baronin von Gommern, Obersthofmeisterin.
Mathilde von Perlen,
Caroline von Rauthal,
Clementine von Stieren,
Sophie von Bars,
Henriette, Gräfin v. Halberg,
} Ehrenfräulein.

Erster Aufzug.

Die Bühne stellt einen Theil des reizenden Schloß-Gartens dar. Bildsäulen, Blüthensträucher, Blumenbeete u. s. weiter. Im Hintergrunde eine Terrasse. Links das Schloß.

Erster Auftritt.

Die Baronin. Caroline. Clementine. Sophie und Henriette.

(Sie sitzen im Halbkreise und lesen. Ihnen gegenüber die Baronin.)

Caroline.

Aber seht nur, wie nachdenkend und schwermüthig die Excellenz aussieht!

Sophie.

Sie scheint Kummer zu haben.

Clementine.

Das weniger als innere Aufregung.

Caroline.

Und worüber denn? — ihre Liebesverhältnisse wenigstens —

(Alle fangen an zu lachen.)

Baronin.

(wacht aus ihrem Nachdenken auf.) Was giebt's, meine Damen? — was haben Sie denn?

Caroline.

O nichts, nichts — Excellenz! — es betraf blos eine alte Geschichte, — und dann sprachen wir auch von den Festlichkeiten, die jetzt am Hofe statt finden werden, — sie sollen prachtvoll ausfallen.

Baronin.

Das ist natürlich. Unser Herzog wird seine Thronbesteigung feiern, da ihm die verwittwete Frau Herzogin die Regierung abtritt.

Clementine.

O, das ist herrlich! Ich habe die Hoffeste so gern!

Caroline.

Und das ist noch nicht alles — man sagt auch, daß der Herzog zu gleicher Zeit seine Vermählung feiern werde.

Baronin.

Ja, mit der Prinzessin Dorothee, vermöge eines alten Hausvertrages mit dem benachbarten Königshause. — O, es muß ein außerordentliches Glück sein, mit der Herzogskrone auch zugleich den Brautkranz überreichen zu können.

Caroline.

Ja, wenn nur der Brautkranz für ihn nicht zur Märtyrerkrone wird!

Baronin.

(streng.) Fräulein! Menagiren Sie sich! Die Prinzessin soll sehr interessant seyn.

Caroline.

Aber auch sehr häßlich.

Baronin.

Fräulein! eine Prinzessin ist nie häßlich!

Henriette.

Es ist auch am Ende ganz einerlei, wenn wir nur bei der Vermählung recht tanzen können.

Baronin.

(sie beobachtend.) Die Damen sind vielleicht schon dazu von recht vielen jungen Herrn engagirt.

Clementine.

O! an Tänzern wird es uns nicht fehlen.

Baronin.

(aufstehend, für sich.) Nicht Eine schlägt die Augen nieder!

Caroline.

Und wir bestehen ausdrücklich auf einem Balle, wär's auch nur um die schönen Schärpen zu zeigen, welche die Prinzessin Clementine uns geschenkt hat, und die wir ihr noch gar nicht an uns haben zeigen können.

(Sie stehen auf und kommen vor.)

Baronin.

Sie vergessen ganz, daß die Frau Prinzessin unwohl sind, und Sie, als deren Ehrenfräulein, an den Vergnügungen des Hofes unter solchen Umständen nicht Theil nehmen könnten.

Alle.

Ach! das wäre ja recht schlimm!

Caroline.

Nun, nun, ich hoffe, Mathilde soll uns darüber bessere Nachricht mitbringen, wenn sie vom Schlosse kommt, wohin Sie sie geschickt haben.

Baronin.

(für ſich.) Sie ſind alle ſo ruhig! — ich kann nichts ergründen!

Sophie.

Ah, da kommt Mathilde!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Mathilde.

Mathilde.

(fröhlich aus dem Hintergrunde kommend.) Wichtige Neuigkeiten, meine Damen! große Dinge! — Sie können ihre Ballanzüge immer in Bereitſchaft ſetzen. — Die Prinzeſſin befinden ſich beſſer.

Alle.

Wahrhaftig?

Mathilde.

Ihr ſolltet mich alle für meine Bemühung küſſen.

Caroline.

(lachend.) Dich küſſen!

Mathilde.

Nun, ſieh' einmal! es giebt Leute, die ſich das nicht zweimal ſagen laſſen würden.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53192-3
WINKLER,K.G.T. FN. 18585/038

Baronin.

Sprechen Sie doch nicht so etwas, Fräulein!

Mathilde.

O, Verzeihung, Verzeihung, liebe Excellenz! — aber ich bin so froh, so glücklich! — Die Prinzessin hat mir so viele schöne, freundliche Dinge gesagt! — und ich, die sich für zurückgesetzt von ihr hielt, wie von ihrem Bruder, dem Herzog Rudolph. —

Baronin.

Wer hat Ihnen das nun in den Kopf gesetzt? — Der Herzog ist so gut, so liebenswürdig gegen den ganzen Hof.

Sophie.

Vorzüglich gegen die Tänzerinnen. —

Caroline.

Wenn sie hübsch sind.

Mathilde.

Hübsch? — er spricht ja nie mit mir — sieht mich kaum an!

Caroline.

Und das verdrüßt Dich?

Mathilde.

Versteht sich. Für's erste will ich, daß man

Dort schmachtet fort und fort das süße Leben,
Beraubt der Freuden milden Sonnenschein.
Denn ewig sie im Zauberkreis umschweben
Die Rachegötter aus dem heil'gen Hain.
Wohl kann ein Ritter rettend zu ihr dringen,
Doch wird's nicht Heil ihm, und auch ihr nicht bringen.

In Velaskos Gemach trat einst Fernandez ein, in voller, sehr reicher Ritterrüstung, aber düster war seine Miene und eine, seinen Blicken bisher fremde Gluth brannte trübe aus seinen dunklen Augen hervor.

„Ich bin frei," hub er zu dem über diese unerwartete Erscheinung freudig erstaunten Velasko an, „ich bin frei und komme auch dich zu lösen."

„Um Gott!" rief Velasko, „treuer Bruder, welch milde Hand hat deine Bande gesprengt? welch himmlisch Wesen öffnete deines Kerkers Mauern, daß du zum Freunde kommen konntest? O gewiß war es die Gestalt, die ich immer auf dem Wasser schweben sehe, denn Menschenkraft reicht wohl nicht in diese verzauberte Burg."

„Was du meinst," entgegnete Fernandez, „weiß ich nicht; doch was mich befreit: — laß das Velasko — komm und folge mir;" und damit

mich lieb haben ſoll, denn das macht mir Vergnügen — und dann habe ich ſelbſt alle Welt ſo lieb, weil ich dann überzeugt bin, daß man mich wieder lieb haben wird. — Und habe ich denn da etwa nicht Recht? Kann man denn, wenn man jung und hübſch iſt, leicht jemand finden, der ſo etwas nicht gern ſähe?

Caroline.

Und doch iſt der Herzog ſo einer — ſo ein undankbares Gemüth — denn, läugne nur nicht, er mißfällt Dir ganz und gar nicht! (ironiſch ſeufzend.) Im Gegentheil!

Mathilde.

Caroline!

Baronin.

Was ſoll denn aber das nur alles bedeuten?

Caroline.

Das ſoll bedeuten, Excellenz — O! fragen Sie nur den nächtlichen Dämon darnach, der wird es Ihnen ſchon ſagen.

(ſie fangen alle an zu lachen.)

Baronin.

Meine Damen, ich habe Ihnen ausdrücklich verboten, dieſen Namen auszuſprechen! —

Spaßen wir hier nicht über solche religiöse Gegenstände, wenn Sie die Güte haben wollen.

Caroline.

O! ich spaße auch gar nicht; denn für's Erste glaube ich steif und fest an diesen nächtlichen Dämon.

Sophie.

Ich auch!

Clementine.

Ich auch!

Mathilde.

(für sich, vor Entzücken.) Und ich auch!

Baronin.

Schon gut, schon gut, meine Damen! — Aber was kann nur, um des Himmels Willen, der nächtliche Dämon mit den Geheimnissen von Fräulein Mathilden zu thun haben?

Caroline.

Mein Gott, Excellenz, weil er sie eines Abends gehört hat, als — doch ich will ihr keinen Verdruß machen.

Mathilde.

Mir? — ganz und gar nicht! Ich kann Excellnz alles haarklein erzählen — alles wiedersagen, was ich gesprochen habe —

Baronin.

Je, so erzählen Sie doch, liebes Kind, erzählen Sie doch!

Mathilde.

Herzlich gern. — Also eines Abends — ich war erst vor einigen Tagen auf dem Schlosse hier angelangt, und wir waren alle in einer Laube des Parks zusammen — da fragten mich die Damen hier, was ich denn nun so in meiner Einfalt von allen dem dächte, was ich hier am Hofe sähe, da er für mich so ganz neu und überraschend sein müßte. — Ich plauderte nun, wie ein albernes Mädchen, von dem großen Vergnügen, das ich an allem dem Glanze und dieser Herrlichkeit fände — war ich doch an ein ganz einfaches und trauriges Leben auf dem alten einsamen Schlosse meiner Mutter gewohnt, war ich doch wie im Exil auferzogen worden, und wußte bis dahin nicht das Mindeste von diesen Palästen und Festen. — Da lachten denn nun meine zärtlichen Freundinnen bei jedem solchen albernen Worte, und machten sich ganz laut über mich lustig.

Alle.

Ja, das ist wahr, das ist wahr!

Mathilde.

Und ich hielt mich wieder ganz im Stillen über sie auf.

Alle.

Ei, ei! Wie denn so?

Baronin.

Still, nur still! — Nur weiter, weiter!

Mathilde.

Endlich fragte mich eine von ihnen — ich glaube, es war Fräulein von Stieren — wer denn der junge Mann am Hofe wäre, den ich für den schönsten hielt, und der mir am meisten gefalle —

Baronin.

Seht doch einmal!

Clementine.

Ich versichere Ihnen, Excellenz, daß ich wahrhaftig nicht —

Mathilde.

Nun, was ist denn das weiter? Das ist ja nichts Böses! Unter uns Mädchen fragt man sich manchmal nach so etwas. — Ich wußte nicht recht, was ich darauf antworten sollte — ich hatte noch gar nicht gehörig meine

Beobachtungen und Studien über die jungen Herrn hier gemacht — wie ich's jetzt gethan habe, — sie ließen mich aber nicht in Ruhe, und so gestand ich denn, daß, wenn es mir anders erlaubt wäre, derjenige junge Mann, den ich am liebsten haben könnte — der Herzog Rudolph sei.

Caroline.

Nichts geringeres als das!

Mathilde.

Nicht etwa, weil er so hübsch sei — so feurige Augen habe — so angenehm lächeln könne — das hatte ich am Hofe noch kaum bemerkt, — sondern weil er so gut, so sanft, so freundlich sei — weil er mir, um ein altes Unrecht wieder gut zu machen, eine Stelle gegegeben habe, um die ihn meine Mutter noch auf ihrem Todbette hatte bitten lassen — durch den Grafen Oskar, meinen Cousin — ach, was weiß ich's selbst, weil mein Herz sich zu ihm hingezogen fühle — da fingen aber die jungen Dämchen hier erst recht zu lachen an über meine Einfalt und Aufrichtigkeit, und wollten fast ersticken — als auf einmal dieses Gelächter in dem dichten Laube, das uns umgab, ebenfalls

erscholl. — Wir waren einen Augenblick lang vor Schrecken ganz außer uns, und als wir nachher, wie wir uns wieder etwas erholt hatten, nachsehen wollten, wer es gewesen, da war niemand zu finden — durchaus niemand! Nichts, gar nichts als ein Duft von Ambra, und ein leises Geflüster, das sich in den Zweigen verlor.

Baronin.

Und da glaubten Sie, daß es —?

Mathilde.

Der nächtliche Dämon sei.

Alle.

Ja, ja! Niemand weiter!

Baronin.

Wie konnten Sie aber nur glauben —?

Mathilde.

O! jetzt weiß ich's gewiß!

Baronin.

Wie denn so?

Mathilde.

(sich besinnend.) Je nun — sehen Sie nur, Excellenz — Gestern lasen wir hier zusammen, diese Damen hier und ich, das Buch, das mir

der Couſin Oskar geliehen hat, über Geſpenſter und Kobolde. Da ſteht's ja ganz deutlich, daß der nächtliche Dämon ſich Abends überall hinſchleicht, wo ſich nur Stimmen hören laſſen, daß er uns dann die Haare kräuſelt, daß er uns umſchwebt, um zu ſorgen, daß uns kein Unfall widerfährt, und daß er der, die an ihn glaubt, Liebe und Glück verheißt.

Alle.

Ja, ja, das haben wir Alle geleſen.

Baronin.

(ſie beobachtend.) Sehen Sie doch! Ich will doch nicht hoffen, daß er ſchon bei einer von Ihnen ſeinen Beſuch abgeſtattet hat?

Alle.

(lachend.) Der nächtliche Dämon?

Baronin.

(für ſich.) Sie ſehen ſo unbefangen aus — und doch iſt eine darunter nicht ohne Schuld — aber welche?

Alle.

(außer Mathilde, lachend.) Was die Excellenz doch für Gedanken hat!

(Man erblickt den Prinzen mit Oskar und Güldenkraut auf der Terraſſe.)

Baronin.

Still jetzt, meine Damen! Da kommt der Herzog.

Mathilde.

Und mein Cousin, Graf Oskar, mit ihm!

Baronin.

(für sich.) Auch der Baron Güldenkraut!

Herzog.

(wird die Damen gewahr.) Ah! (er steigt die Terrasse hinab und grüßt sie. Sie verneigen sich alle, indem sie sich rechts stellen. Der Herzog zur Baronin.) Immer wachsam über ihren jungen Küchlein, meine theure Baronin! Das ist schön! Das macht Ihnen Ehre! Ja, so ein Schatz muß schwer zu bewachen sein! — Ich für mein Theil möchte das nie über mich nehmen.

Baronin.

Euer Königliche Hoheit —

Herzog.

Meine Schwester konnte ihnen keine Oberst-hofmeisterin geben, deren Tugend und Sittsamkeit dieses Postens würdiger wäre.

Baronin.

(für sich.) Er weiß noch nichts.

Oskar.

(zu Mathilden.) Nun Cousinchen, wie gefallen Sie sich bei der Prinzessin?

Mathilde.

O, herrlich! vortrefflich! lieber Cousin.

Baronin.

(leis zu Güldenkraut, der sie grüßt.) Baron! ich muß mit Ihnen sprechen!

Herzog.

(geht wieder nach dem Hintergrunde und spricht, indem er bei Clementinen vorbei kommt, welche vornan steht.) Fräulein von Stieren, Ihr Bruder ist zum Obersten ernannt — es freut mich, Ihnen das mittheilen zu können. (weitergehend zu Sophien.) Fräulein von Bars, Ihr Vater ist wieder an den Hof zurückgerufen. Sie werden ihn bald hier sehen.

Mathilde.

(für sich.) Wie er mit den Damen spricht!

Herzog.

(halbleis zu Henrietten.) Comtesse Halberg, Sie sind mir noch einen Tanz schuldig. Vergessen Sie nicht!

Mathilde.

(für sich.) Er geht immer weiter! Nun kommt bald die Reihe an mich!

Herzog.

(halblei[illegible] zu Carolinen.) Fräulein! — wahrhaftig, man kann nicht schöner seyn!

Mathilde.

(den Grafen anstoßend.) Treten Sie doch bei Seite, daß er mich sehen kann.

Oskar.

(lächelnd.) Euer Königliche Hoheit, ich habe die Ehre, Ihnen hier Fräulein Mathilde von Perlen, meine Cousine vorzustellen, die mit den edelsten Eigenschaften des Herzens eine Schönheit — eine Anmuth —

Mathilde.

(lei[illegible] zu ihm.) Lassen Sie es doch gut sein, er wird's schon selbst sehen.

Herzog.

(grüßt kalt und geht vorüber.

Mathilde.

Nun? — er geht vorbei!

Herzog.

(zur Baronin.) Erkundigen Sie sich doch ge-

ergriff er des Freundes Hand und zog ihn der offenen Pforte zu. Aber plötzlich stand da vor ihnen ein unhold kleines Wesen, jener früher einst Fernandez erschienene Zwerg und wehrte den Ausgang, sprechend also:

„Mit nichten, Ritter, das ist gegen den Vertrag. Euch versprach ich zu befreien, nicht diesen da, und soll er mitgehen, so muß ich noch eine Locke haben.“ Da fuhr Fernandez wild auf und rief: hältst du so dein Wort, Lügner! so gieb mir auch wieder, was ich dir gab. Das Zwerglein lachte aber höhnisch und sang mit widerlicher Stimme:

„Sey, Ritter, nicht thöricht, es bringt dir nichts ein,
Was du mir gegeben, bleibt ewiglich mein.“

Wild schritt Fernandez durch das Gemach, daß tönend in dem weiten Gewölbe seine Tritte wiederklangen, das Zwerglein aber zog sich zurück in den langen, zu dem Zimmer führenden Gang, allwo es, wie Velasko deutlich sah, in mannichfach wunderlichen Sprüngen und Geberden sich vergnügte, gleichsam als wolle da in Ruhe es abwarten, was der Ritter zu beginnen denke. Es war aber der fromme und treue Freund Velasko sehr entsetzt über alles, was er sah und hörte, und zu Fernandez ging er hin und sprach mit milden

fälligſt, ob ich und der Graf Oskar meiner Schweſter aufwarten können.

Baronin.

Zu Befehl, Euer Hoheit. — Kommen Sie, meine Damen!

(Sie geht mit den Damen rechts unterhalb der Terraſſe ab. Dieſe drücken ihre verſchiedenen Gemüthsbewegungen aus.)

Dritter Auftritt.

Der Herzog. Graf Oskar. Baron Güldenkraut.

Herzog.

(zu Güldenkraut.) Was für ſchöne Augen! — welcher reizende Wuchs! — Glauben Sie wirklich, Geheimer Rath, daß es ſchon am Hofe meines Vaters eben ſo ſchöne Mädchen gab, wie dieſe hier ſind?

Güldenkraut.

Je nun — Hoheit! — ſie hatten allerdings auch ſchon ihre Verdienſte — und ich ganz insbeſondere habe wohl einige gekannt, die dieſen hier in nichts nachgaben.

Herzog.

Das iſt ganz unmöglich!

Güldenkraut.

Hoheit! ich würde völlig Ihrer Meinung ſein, wenn ich jung wäre, wie Sie — aber mit fünf und fünfzig und einem halben Jahre hat man nichts mehr als nur Erinnerungen.

Herzog.

(lachend.) Ha, ha, ha! Jetzt fällt mir's erſt ein! — Nein, lieber Güldenkraut, ich habe Ihr zärtliches Herz durchaus nicht kränken wollen — das wäre wahrhaftig eine Ungerechtigkeit! Die Baronin hat noch einen Wuchs — eine Friſche — mit etwas wenig Roth —

Graf.

(lacht.)

Herzog.

Meinen Sie nicht auch, Baron?

Güldenkraut.

Hoheit!

Herzog.

Glücklicher Baron! — Der ganze Hof ſagt, daß Ihre Zärtlichkeit noch keineswegs erloſchen ſei, und daß das Feuer nur unter der Aſche glimme.

Güldenkraut.

Der Herr Baron von Gommern verdient alle Berücksichtigung, die —

Herzog.

Versteht sich, versteht sich! — Ei ja, ja! Wir müssen die Oberstthofmeisterin der Ehrenfräulein meiner Schwester Clementine um des Himmels willen auch in allen Ehren halten! — Wenn die kleinen Persönchen uns hörten! — Wenn man nicht mehr an die Tugend andrer glaubt —

Oskar.

Hält man auch nicht mehr so streng auf seine eigene.

Güldenkraut.

O! ich hoffe, daß die Herzogin, welche Euer Königliche Hoheit dem Lande schenken werden, an die Tugend aller Welt glauben wird, — besonders an die von Euer Hoheit.

Herzog.

(lachend.) Nun, darauf möchte ich doch nicht gerade wetten wollen. (schnell abbrechend.) Apropos, Graf! Wie steht es denn mit der großen Angelegenheit wegen meiner Vermählung? — Ist es Ihnen gelungen, die Sache wieder rückgängig zu machen?

Oskar.

Es sind noch einige Schwierigkeiten dabei, die —

Herzog.

Die Sie gewiß überwinden werden. — Die Sache ist in den besten Händen, in den Ihren — und im schlimmsten Falle könnte Sie die Schwester des dortigen Gesandten ein wenig mit dabei unterstützen.

Güldenkraut.

(lachend.) O! sehr viel!

Oskar.

Hoheit —!

Herzog.

Warum denn darüber roth werden? Ich wünsche Ihnen Glück zu diesem Verhältnisse. — Die Gräfin ist sehr hübsch — und Sie sind auch nicht übel — wenn die reizende Dame sich, wie man sagt, für Ihr Glück, für ihr Avancement interessirt — so soll sie ihren Bruder dahin bewegen, daß der Vertrag aufgehoben wird.

Oskar.

Hängt denn das vom Gesandten ab? — und glauben Sie, daß die Prinzessin so wenig Antheil an Ihnen nimmt, um —

Güldenkraut.

O, das iſt gar nicht denkbar — und Euer Hoheit —

Herzog.

Laſſen Sie es gut ſein, lieber Baron! Sie wollen mir Schmeicheleien ſagen — heben Sie die für die Frau von Gommern auf. — Was, zum Henker, ſollte denn die Prinzeſſin an mir liebenswürdiges finden, da ſie mich ja noch nie geſehen hat? — Wenn Sie noch allenfalls von einer jener Hofdamen ſprächen, — da wollte ich mir's noch gefallen laſſen. — Kurz, die Sache hat etwas, das mich zurückſtößt, und wenn Sie mich davon befreien könnten, lieber Graf, ſo wüßte ich nicht, wie ich Ihnen dieſen Dienſt hoch genug anrechnen ſollte.

Oskar.

Wenn es mir möglich wäre —

Herzog.

Dann können Sie alles von mir fodern, was Sie nur wollen — einen Titel am Hofe, einen Ehrenpoſten in der Armee — eine Belohnung, worin ſie auch immer beſtehen möge —

Güldenkraut.

So ein paar Tönnchen Goldes.

Oskar.

Geld! — Pfui doch, Herr Baron.

Güldenkraut.

Man sagt pfui! aber man nimmt dennoch.

Herzog.

Was meine Freundschaft anbelangt, so besitzen Sie diese schon.

Oskar.

Und mehr verlange ich nicht, mein Fürst. — Sie haben meine Cousine, Mathilde von Perlen, an den Hof Ihrer Prinzessin Schwester berufen, das arme Mädchen, dessen Vater unter der vorigen Regierung so unwürdig behandelt ward.

Herzog.

Ja, ja! — es galt ein Unrecht wieder gut zu machen. — Das liebe Mädchen scheint mir ziemlich einfach — naiv —

Güldenkraut.

Sie ist sehr hübsch, Euer Hoheit.

Herzog.

So? — möglich! — Ich habe noch kaum Acht auf sie gehabt — aber ich habe ein besonderes Wohlwollen für junge Mädchen, wenn

ſie hübſch ſind — ich will mit meiner Schweſter darüber ſprechen, mit meiner Mutter —

Güldenkraut.

Ich glaubte immer, Euer Hoheit beſchäftigten ſich ſelbſt damit.

Herzog.

Manchmal auch — nun, nun, wir wollen einen Mann für ſie ausſuchen.

Oskar.

Er iſt ſchon gefunden, Hoheit.

Herzog.

So?

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Die Baronin.

Baronin.

Euer Hoheit, — die Frau Prinzeſſin erwartet Sie.

Herzog.

Gut, meine liebe Baronin. (zum Grafen, heimlich.) Sie haben alſo ſchon einen Mann für ſie? Nun, kommen Sie, das müſſen Sie mir näher erzählen. (zu Güldenkraut.) Sie gehen nicht mit, Baron? (lächelnd.)

Baron.

(macht ein Zeichen, daß er gleich folgen werde.)

Herzog.

(weist ihn lachend zurück.) O nein, nein! — Bleiben Sie nur — bleiben Sie!

Oskar.

(ebenso, halb leis.) Der glückliche Baron!

(Sie gehen rechts von der Terrasse ab.)

Fünfter Auftritt.

Baronin. Gülbenkraut.

Baronin.

(kommt vor.) Worüber lachen die denn nur!

Gülbenkraut.

O, über nichts, gar nichts! (für sich.) Wahrhaftig, diese jungen Leute besitzen eine Einbildung von sich — man sollte meinen, sie allein verstünden noch, was Liebe sei. — Weil man in meinem Alter nur noch eine Art Mumie ist — meinetwegen — aber die Mumie befindet sich wohl.

Baronin.

Der Blick des Herzogs hatte so etwas Bedeutsames! — Sollte er schon wissen —?

Gûldenkraut.

Was denn, meine theure Gudula?

Baronin.

Still doch!

Gûldenkraut.

Aber ſagen Sie mir nur, woher dieſe unruhige, dieſe ängſtliche Miene?

Baronin.

Weil ich wirklich voll Unruhe und Angſt bin. — Ach, mein Freund!

Gûldenkraut.

Sprechen Sie, o! ſagen Sie, wer Sie ſo ängſtigen konnte, meine Süße! — Ich doch hoffentlich nicht — denn ich ſchmeichle mir, daß ich ſeit zwanzig Jahren dieſen ſchönen Augen auch nicht eine Thräne entlockt habe.

Baronin.

Ach, mein theurer Kaſimir! Wie ſchwer iſt weibliche Tugend zu bewachen!

Gûldenkraut.

Ei, gnädige Frau — das müſſen Sie beſſer wiſſen als ich.

Baronin.

O! ja wohl! ja wohl! — o, nur zu ſehr!

Güldenkraut.

Was? — wie? — nur zu sehr! — Erlauben Sie, Excellenz! — Da überläuft mich eine wahre Gänsehaut! — Gudula! Gudula! Sollten Sie sich vielleicht etwas vorzuwerfen haben?

Baronin.

O! von mir ist ja gar nicht die Rede!

Güldenkraut.

Nicht? — Nun, das lasse ich mir gefallen — das hätten Sie mir gleich sagen sollen! — ich zitt're und bebe noch ganz! — Von wem also ist denn sonst die Rede? — Zögern Sie nicht länger!

Baronin.

Nun ja, Sie sollen es wissen — denn von wem könnte ich mir sonst Rath und Beistand erbitten, als von Ihnen. — Aber schwören Sie mir Verschwiegenheit, verpflichten Sie sich durch die schwersten Proben —

Güldenkraut.

Habe Sich dergleichen denn nicht schon seit zwanzig Jahren abgelegt?

Baronin.

(macht eine Bewegung des Beschwichtigens.)

Worten: „Wollest mir doch sagen, mein viel lieber Bruder, was dir begegnet und was du gethan und will ich um Gott nicht hoffen, daß jenes unheimliche Wesen mit dir verbündet ist.“

Da sah Fernandez mit einem recht wilden und verstörten Blick auf ihn, und sprach hart und rauh: „Schweig von Gott.“ Gleich darauf aber schien ein banges Wehmuthsgefühl in ihm aufzuthauen und von dem Freund sich wegwendend, hob er matt den Arm empor und zeigte auf sein Haupt, und mit Entsetzen erblickte Velasko, wie aus dem reichen dunklen Haar seines Fernandez eine Locke geschnitten war, an deren Stelle jetzt ein blutrother Streif hinablief, der fast wie eine Flamme leuchtete; im Gange vor der Thür stand aber der Zwerg und hielt grinsend die von dem Ritter empfangene Locke in die Höhe, und wie aller Sinne beraubt, mit wüthender Geberde, stürzte Fernandez hinaus und prasselnd hinter ihm zu schloß sich die Eisenthür, also daß Velasko nicht vermochte ihm zu folgen, noch ihn aufzuhalten. Es stieg aber dieser, hoch betrübt und brünstige Gebete aussprechend für den Freund, die Stiege hinan zum Thurmesrand, und wie er ips Meer hinabschaute, da sah er, wie Fernandez in einem leichten Schifflein, dahin fuhr die Küste entlang mit großer Schnelle. Am Ruder aber saß der

Gülbenkraut.

Ja, ſeit zwanzig Jahren! Denken Sie nur ſelbſt ein wenig nach, wie zuverſichtlich ich es in dieſer langen Zeit bewieſen habe, daß ich eben ſo gut zu einem Vertrauten, wie zu — einem Mitgenoſſen zu brauchen bin!

Baronin.

Caſimir! o, ſchweigen Sie!

Gülbenkraut.

Gubula! o reden Sie!

Baronin.

Nun denn! — Prinzeſſin Cöleſtine iſt, wie Sie wiſſen, ein Kind, der es auf einmal in den Sinn gekommen iſt, junge Mädchen ihres Alters um ihre hohe Perſon zu haben, zuförderſt, um mit ihnen ſpielen zu können, und dann — um Hofdamen daraus zu machen. Nun ſind mir dieſe jungen Perſonen anvertraut und übergeben worden, wegen meines allgemeinen Rufes der ſtrengſten Tugend und Sittſamkeit, von der ich auch nie ein Haar breit abgewichen bin.

Gülbenkraut.

Schon gut, ſchon gut!

Baronin.

Hören Sie denn alſo —

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, Caroline.

Caroline.

(mit einem großen versiegelten Schreiben.) Excellenz! Excellenz!

Baronin.

(erschrocken.) Ach, Du mein Himmel! — Was ist's denn?

Caroline.

Ein Paket, das mir ein junger Offizier von der Wache übergeben hat. Es kömmt vom Polizei-Minister, und soll sehr wichtig sein, wie er mir sagte — da wollte ich es Ihnen doch am liebsten selbst überbringen.

Baronin.

Ich bin Ihnen sehr verbunden — zu viel Güte! — Aber der junge Offizier — Sie haben doch nicht mit ihm gesprochen? Sie kannten ihn doch nicht schon?

Caroline.

Ei ja doch, Excellenz! — Ich habe am letzten Hofballe mit ihm getanzt.

Baronin.

(ſie beobachtend.) Und an keinem andern Orte haben Sie ihn ſeitdem nicht wieder geſehn?

Caroline.

Ich verſtehe Excellenz nicht!

Baronin.

Es iſt ſchon gut! — Ich danke Ihnen.

Caroline.

(geht mit Zeichen des Staunens ab.)

Siebenter Auftritt.

Gülbenkraut. Baronin.

Baronin.

(für ſich, indem ſie den Brief öffnet.) Die iſt nicht! (ſie zieht ein Papier aus dem Umſchlage.)

Gülbenkraut.

Sie? — wie denn ſo?

Baronin.

(erſchreckend.) Mein Gott!

Gülbenkraut.

Was giebt's denn ſchon wieder? — Werde ich denn endlich erfahren?

Baronin.

Da! lesen Sie selbst!

Güldenkraut.

Diesen Brief — vom Polizei-Minister! (liest.) „Gnädige Frau Baronin! Die Polizei „hat die größte Aufmerksamkeit auf die Umge„bungen der Apartements der verehrlichen Ehren„fräuleins Ihro Durchlaucht der Prinzessin Cö„lestine gehabt.“ (sich unterbrechend.) Was kann denn der Polizei-Minister mit den Ehrenfräuleins zu thun haben?

Baronin.

Lesen Sie nur weiter.

Güldenkraut.

(liest.) „Und so hat man mir denn heute „in der Frühe das Ende einer Schärpe über„bracht, das man an dem Gitterwerk auf Euer „Excellenz Terrasse gefunden.“

Baronin.

(zeigt das Ende einer Schärpe von Gaze mit einer Namens-Chiffre.) Ja, ja, es ist so eine! — das Wappen der Prinzessin!

Güldenkraut.

(weiter lesend.) „Ich beeile mich daher, Euer Excellenz das Corpus delicti zuzusenden und

Ihnen anzuzeigen, daß ich heut' Abend zwei Wachen ohnweit dieser Terrasse aufstellen werde, auf welche man sich den Zutritt erzwungen hat.

Baronin.

Welche ungeheure Verwegenheit!

Güldenkraut.

Ha, ha! ich fange an zu begreifen — irgend ein Liebhaber — des Abends — die Terrasse vor dem Pavillon der Ehrenfräuleins — mit Gewalt —

Baronin.

Ja, mit Gewalt — das müssen Sie ihnen zum Ruhme nachsagen.

Güldenkraut.

Versteht sich von selbst! — Das Merkwürdigste für mich ist dabei nur das, wie so etwas zum Ressort der Polizei gehört?

Baronin.

O! es mußte wohl dazu kommen!

Güldenkraut.

Den Zutritt zu dieser Terrasse zu erzwingen, die ich so sorgfältig respectirt habe! — freilich vor zwanzig Jahren — (er macht eine Bewegung mit der Hand, als ob jemand wo hinaufstiege.)

Baronin.

Stellen Sie sich mein Erschrecken vor, als mir gestern gemeldet ward, es sei am äußersten Ende des eisernen Gitters, das ich um die Terrasse habe ziehen lassen, eine Oeffnung angebracht worden. — Ich laufe sogleich hin — überzeuge mich selbst — die Oeffnung war allerdings sehr eng —

Güldenkraut.

O! ein Liebender braucht so wenig Raum!

Baronin.

Sie hätten nicht durchgekonnt.

Güldenkraut.

Wer weiß! — ich kann mich schmal machen — ganz schmal!

Baronin.

Zuerst glaubte ich, es sei ein Dieb gewesen.

Güldenkraut.

Ja, dem sieht's allerdings ähnlich.

Baronin.

Der Polizei-Minister aber, der mich eben besuchte, versicherte aber, das könne nur ein Liebhaber sein.

Güldenkraut.

Einer nur! warum nicht zwei! — warum nicht ſo viele als es Ehrenfräulein giebt?

Baronin.

Baron! — Baron! — Sie thun mir weh! — Sie vermehren meine Angſt noch, ſtatt ſie zu beſchwichtigen. — Bedenken Sie doch nur! ich! die ich für die Tugend der jungen Perſonen verantwortlich bin!

Güldenkraut.

Ei bewahre! Man kann nur für ſich ſelbſt verantwortlich ſein, und das nicht einmal ganz.

Baronin.

Ich zitt're und bebe, daß die ganze Sache am Hofe bekannt wird — und was wird es nicht ſchon morgen für einen Skandal geben, wenn man hört, daß ich zwei Schildwachen habe müſſen aufſtellen laſſen. —

Güldenkraut.

Um die Tugend der Ehrenfräuleins zu vertheidigen.

Baronin.

Wenn ich nur wenigſtens die Strafbare kennte! — Aber, wie das anfangen? wie

dahinter kommen? — Ich beobachte — ich frage — ich gebe mir alle Mühe — und doch entdecke ich nichts — sie sind alle so ruhig, so unbefangen — und dann muß ich wieder befürchten, sie, durch eine zu deutliche, zu bestimmte Frage, auf Gedanken zu bringen, die sie vielleicht noch nicht haben.

Gülbenkraut.

Allerdings ist die Sache sehr bedenklich; denn sobald der Vorfall einmal bekannt geworden ist, werden alle Liebhaber diesen Weg einschlagen wollen. Und ich selbst — ich selbst, Excellenz, wie ich hier vor Ihnen stehe — je nun — wer weiß —

Baronin.

Vor allen Dingen ziehen Sie mich aus dieser Verlegenheit! Geben Sie mir einen guten Rath! — Die Strafbare ist hier — wer könnte noch daran zweifeln? — Diese Schärpe —

Gülbenkraut.

Ei freilich, freilich! — Diese jungen Mädchen sind auch von einer Ungeschicklichkeit, die —

Baronin.

(erblickt Mathilden und Carolinen.) Still, still!

Gülbenkraut.

Warum denn?

Baronin.

Da gehen ein Paar auf der Terraſſe hin und her! (zu ihnen in den Hintergrund gehend.) Fräulein!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Mathilde. Caroline.

Caroline.

Da ſind wir, Excellenz!

Gülbenkraut.

(halb leis.) O! die ſieht aus wie die Unſchuld ſelbſt!

Baronin.

Was machten Sie denn dort?

Mathilde.

Wir? — wir, Excellenz? — Nun, wir gingen da zuſammen ein wenig ſpazieren, und da ſahen wir den Herrn Polizei-Miniſter auf der Schloßterraſſe, und da gingen wir ein bischen näher zu ihm, und —

Güldenkraut.

(halb leis.) Sobald ſie es blos des Polizei-Miniſters wegen gethan haben, iſt das völlig unſchuldig — denn abgerechnet, daß er nicht eben ſchön iſt —

Baronin.

(leis zu Güldenkraut.) Aber, hörten Sie nicht? der Miniſter! der Miniſter! — Wenn er es nun ruchbar macht! (wie plötzlich von einem Gedanken ergriffen.) Ha!

Mathilde.

Erlauben Excellenz —

Baronin.

Meine Fräulein, die Prinzeſſin wünſcht, daß ich Sie Alle ihr in einer halben Stunde vorſtelle — und zwar mit den Schärpen geſchmückt —

Mathilde.

(für ſich.) Mein Gott!

Baronin.

Die ſie Ihnen mit ihrem Namenszuge und Wappen vor kurzen geſchenkt hat.

Caroline.

Mit unſern Schärpen?

Zwerg und ein Feuerstreif flammte längs der Bahn des Schiffleins durch die nächtlichen Wogen.

Zu dem Uferthale hin, wo an seines Freundes Seite Fernandez zuerst Ildegerten gesehn, schwamm das Schiff und ans Land sprang der Ritter, die sich zu holen und zu befreien, um derentwillen er so viel, ja alles, geopfert hatte, denn seit sie ihm erschienen war im Kerker, gleich einem rettenden Engelsbild, als die argen Gestalten ihn umgaben, hatte flammende Leidenschaft seine Brust ergriffen, und genährt von Einsamkeit und bestrickenden Träumen, die des Zwerges Zaubermacht ihm vorgespiegelt, war er in die Schlingen gefallen, die die Versuchung ihm legte.

Sein Begleiter, nicht mehr ein Zwerg, sondern ein zu riesiger Höhe erwachsener wilder Krieger, schritt vor ihm her, und als sie an das alte Götzenbild kamen, das vor dem Eingang von Guntrums Wohnung stand, fing dieses sich an zu regen und zu bewegen, als wolle es seinen Stand verlassen, und dumpfes Getön hallte unter dem Boden weg, gleich unterirdischem Donner. Fernandez aber achtete das nicht, sondern schritt kühn und wild daran vorüber, der mit ihm wandelnde

Baronin.

(ſie beobachtend und zwiſchen Carolinen und Mathilden tretend.) Ja, mit dieſen Schärpen. — Iſt Ihnen das ungelegen?

Caroline.

Mir? Excellenz!

Mathilde.

(ſchnell.) O, ganz und gar nicht! — nicht im geringſten! (für ſich.) Ich bin verloren! — ich kann ſie nicht umthun!

Baronin.

Gehen Sie, und ſagen Sie das Ihren Freundinnen.

(als ſie eben gehen wollen, tritt eiligſt der Graf auf.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Oskar.

Oskar.

(außerordentlich aufgeregt.) Excellenz — ich komme — ah, Sie ſind da, Mathilde!

Mathilde.

Mein Gott! beßter Couſin! Wie ſehen Sie aus? Was iſt Ihnen denn?

Gülbenkraut.

Wahrhaftig, Herr Graf —

Oskar.

Ach, wenn Sie wüßten, mit welchem Stolze, mit welcher Herabwürdigung der Herzog mich eben behandelt hat!

Baronin.

Der Herzog!

Mathilde.

Sie? Couſin!

Oskar.

Ja, mich! — und auch Sie, Mathilde, Sie armes Kind, gegen das er denſelben Haß zu hegen ſcheint, wie ſein Vater gegen den Ihrigen.

Mathilde.

Ja, das iſt wahr! denn ſobald er mich ſieht, wendet er ſich mit Verdruß auf die andere Seite. — Er hat noch nie ein Wort mit mir geſprochen.

Caroline.

Mit mir ſpricht er immer.

Gülbenkraut.

Aber was iſt nur vorgefallen?

Oskar.

Er wollte durchaus wissen, was für Absichten ich in Bezug auf meine Cousine hätte — was für einen Mann ich für sie an seinem Hofe ausgesucht? — Da sagte ich ihm denn endlich, daß Mathilde arm und schutzlos, mir von ihrem Vater auf dessen Sterbebette anvertraut worden sei, daß es folglich meine Pflicht sei, für ihr Glück zu sorgen, und daß mithin mein Herz und meine Hand nie einer andern angehören würden, als nur ihr!

Mathilde.

(erschrocken.) Oskar! — und der Herzog, was antwortete er?

Oskar.

Er behandelte den ganzen Gedanken als einen Scherz, als eine Thorheit — er sprach von Ihnen — von Dir, Mathilde, mit einem Tone der Herabsetzung, der mich empörte.

Mathilde.

Da sehen Sie! er kann mich nun einmal nicht leiden!

Oskar.

Nun trug mir die Prinzessin, die ihre Güte und Milde nie verläugnen kann, eine andere

Verbindung an, die allerdings für meinen Ehrgeiz höchst schmeichelhaft war.

Gülbenkraut.

Die Schwester des Gesandten von —

Oskar.

Allerdings. Ich entgegnete aber, daß ich daran nie gedacht hätte — daß ich gewissermaßen nicht mehr frei sei —

Mathilde.

Und doch!

Oskar.

Nun brach sein Zorn aus! Er sagte mir mit einem Tone, vor dem ich noch im Innersten erbebe, daß die Tochter des Grafen Perlen nie die Gemahlin eines Freundes von ihm werden solle, den er schätze — er drohte mir mit seiner Ungnade, auf die ich aber nicht achtete, da trat zum Glücke die Prinzessin wieder in's Mittel, und gab mir ein Zeichen, mich zu entfernen, ohnstreitig, um indeß ihren Bruder zu beruhigen. — Der Undankbare! — ich, der ihm zu Liebe so gern alles aufgeopfert hätte!

Baronin.

Ja, ich habe schon manchmal bemerkt, daß der Herzog sehr heftig sein kann.

Güldenkraut.

Freilich, freilich! aber da muß man ihm nachgeben.

Oskar.

Auch wenn es unsere Ehre beleidigt?

Güldenkraut.

Die Ehre? je nun ja! — Aber — man kann da so einen Mittelweg finden, der —

Mathilde.

Ja, lieber Oskar — Sie müssen sich wieder mit ihm aussöhnen, müssen ihm gehorchen. — Und da er nun einmal seine Zustimmung zu unserer Verbindung nicht ertheilen will, so geben Sie mich auf, lieber Cousin — machen Sie sich nicht unglücklich — geben Sie sich darein.

Oskar.

Nein! jetzt weniger als je!

Caroline.

Da ist er selbst!

Alle.

Der Herzog!

(Man erblickt den Herzog. Er ist nachdenkend, dann bleibt er stehn, und giebt der Baronin ein Zeichen, die sich mit Mathilde und Caroline entfernt.)

Mathilde.

(für sich.) O, mein Gott! — diese Heirathsidee — und meine Schärpe! — Was soll ich thun, wenn er mir nicht zu Hülfe kommt — er — der andre!

Herzog.

(sieht sie an; sie schlägt die Augen nieder und entfernt sich.)

Zehnter Auftritt.

Herzog. Oskar. Güldenkraut. Zuletzt Caroline.

Herzog.

(wenn alles von der Bühne ist, blickt er nach, tritt dann zu Oskar, und reicht ihm die Hand.) Ihre Hand, Oskar!

Oskar.

(zögert.)

Herzog.

Verzeiht man denn nichts einem Freunde?

Oskar.

Mein Herzog! (gerührt.)

Güldenkraut.

(zieht sein Schnupftuch.) Dieses edle, hoch-

herzige Benehmen rührt mich bis zu Thränen, und ich —

Herzog.

Schweigen Sie Baron! — Ihre Schmeicheleien könnten mich an den Egoismus gewöhnen — und Sie sehen, wohin der uns führt. — Sie sind nicht im geringsten gerührt.

Güldenkraut.

(steckt sein Schnupftuch in die Tasche.) Wie Euer Durchlaucht befehlen.

Herzog.

Ich besitze nur einen Freund, und stand im Begriff, diesen zu verlieren! — Ich habe unrecht gegen Sie gehandelt, Oskar! — Ihr Widerspruch hatte mich aufgeregt. — Wohlan denn — Sie sollen die Gräfin Perlen heirathen — wenn sie einwilligt. — Denn, sagten Sie nicht, daß sie das thue.

Güldenkraut.

O! einen Cousin —

Herzog.

Ich hatte allerdings etwas Besseres für Sie im Sinne — denn ich hatte gewisse Vorurtheile — Abneigungen, die ich nicht läugnen kann —!

(Oskar macht eine Bewegung.) die ich aber abzulegen suchen werde. Doch muß Ihre Vermählung noch heut' vor sich gehen — noch diesen Abend, davon kann ich nicht nachlassen. Es ist für Ihre Ehre, für meine Würde nothwendig, daß der Gesandte, wenn er einwilligt, den Heirathe-Vertrag aufzuheben, es nicht in der Hoffnung thut, Sie zum Schwiegersohne zu haben — das hieße ihn hintergehen.

Oskar.

So hohes Zartgefühl —!

Güldenkraut.

Es ist zum Staunen!

Herzog.

(lächelnd.) Daß man wie ein ehrlicher Mann handelt? — Sie hielten also nicht ebenso viel von mir, mein Herr Baron? (zu Oskar.) Es bleibt dabei, Herr Graf! Gehen Sie gleich zu der Frau von Gommern, sagen Sie ihr, daß sie Ihre Cousine von meinem Wunsche, von meinem Befehle in Kenntniß setzen soll: — Sie kommen mit mir, Baron! Ich habe Ihnen noch Einiges aufzutragen. (er geht nach hinten, und sagt dann, indem er herzlich die Hand nach ihm ausstreckt.) Oskar!

Oskar.

(fliegt hinzu, die Hand des Herzogs zu küſſen.)

Herzog.

Noch heut' Abend alſo!

(geht links mit dem Baron Güldenkraut ab.)

Caroline.

(tritt auf.)

Oskar.

O! jetzt, wo er ſeine Einwilligung gegeben hat, fühle ich eine Unruhe, eine Beklemmung! — (ſieht Carolinen.) Fräulein! wiſſen Sie, wo Frau von Gommern iſt?

Caroline.

(nach rechts zeigend.) Dort, im Park, bei dem Polizei-Miniſter — der ſehr unruhig zu ſein ſcheint — ſo wie ſie! — ſo wie Sie, Herr Graf — ſo wie alle Welt!

Oskar.

O, tauſend Dank, Fräulein!

(er geht rechts über die Terraſſe ab.)

Eilfter Auftritt.

Mathilde. Caroline.

Caroline.

Ja, auch er! — Es ist doch ein sonderbarer Mensch, der Herr Graf Oskar! Ob er mich nur ansah, als er mit mir sprach!

Mathilde.

(unterhalb der Terrasse rechts herkommend, für sich.) Ha! da ist sie! — Sie hat ihre Schärpe!

Caroline.

Er ist gar nicht übel! — Mathilde ist doch recht glücklich! (Sie wird Mathilden gewahr.) Ah, Du bist's!

Mathilde.

(mit Carolinens Schärpe beschäftigt.) An was dachtest Du denn, Caroline?

Caroline.

Ach, ich dachte nun so — daß heut' früh ich glaubte, die Erste unter uns zu sein, die sich vermählen würde, und jetzt bist Du's.

Mathilde.

Und das betrübte Dich?

Riese aber sprach zu dem Gebilde: „Sey ruhig, Alter, du erhältst dein Opfer ja.“

Als sie nun an die Thür traten, da sprang diese auf und Guntrum schritt ihnen entgegen, ein mächtig Schwert in seiner Hand tragend, und redete folgendermaßen: „daß du Einer der Unsern geworden bist, Ritter, freut mich, doch kann ich dir nicht gewähren, was du zu suchen kommst, und so lang ich lebe, erhältst du Ildegerten nicht.“

Da ergrimmte Fernandez mächtig und rüstete sich zum Kampf gegen den Alten. Und wie sie nun also fochten, lange mit zweifelhaftem Glück und schon des Jünglings Kraft zu ermatten begann an der eisernen Heldenstärke und dem kalten Muthe Guntrums, da trat der zum Riesen erwachsene Zwerg hinter den Greis und tödtete ihn mit gewaltigem Keulenschlag, ehe denn dieser noch im Stande war, dem Streich auszuweichen.

Es war Fernandez aber sehr erzürnt über dies schlechte Beginnen seines Begleiters, denn noch war nicht jedes gute Gefühl in seiner Brust erstorben und er schämte sich eines solchen Sieges, der andere aber lachte wild und spottend über des Ritters Bedenklichkeit und sagte: „Wie magst du doch dich kümmern über eines Heiden Seele, da du, ein Christ, dich doch dem Bösen ergeben hast. Für dich ist Reue zu spät, jetzt kannst du nur

Caroline.

Das nun nicht eben gerade — aber ich dachte mir nun ſo — der Graf Oskar müſſe doch einen recht hübſchen Mann abgeben.

Mathilde.

(faßt das Ende von Carolinens Schärpe.) Nicht für mich.

Caroline.

(ihr die Schärpe entziehend.) Wahrhaftig? Alſo auch Du biſt unzufrieden, biſt traurig, unruhig; wie die alte Excellenz, die gegen uns Alle einen Groll zu haben ſcheint. — Ich frage Dich aber nur, weshalb?

Mathilde.

Caroline! — ich wollte Dir es wohl ſagen, wenn Du mir dafür einen Dienſt erzeigen wollteſt — einen großen Dienſt!

Caroline.

Was denn für einen? — ſo ſag' doch nur!

Mathilde.

Willſt Du wirklich?

Caroline.

Von Herzen gern! — Aber was haſt Du nur für ein geheimnißvolles Weſen? — Du

machst mir ganz Angst! — Es ist also wohl ein sehr großes Geheimniß?

Mathilde.

Ungeheuer!

Caroline.

Wahrhaftig? — o, Gute, Liebe! Erzähle, erzähle! Sage es mir!

Mathilde.

Caroline! — Du bist meine Freundin — die einzige Seele, die mich in diesem Schlosse lieb hat — wenn nun meine Ehre von der Gefälligkeit abhinge, um die ich Dich bitte?

Caroline.

O, rede, rede! ich höre mit tausend Ohren.

Mathilde.

Und wirst Du schweigen? mein Geheimniß treu bewahren?

Caroline.

Ich schwöre es Dir! — ich habe noch nie ein Geheimniß verrathen! — man hat mir freilich noch kein's anvertraut.

Mathilde.

So weiß ich auch nicht, ob ich's darf.

Caroline.

(macht eine verſichernde Bewegung.)

Mathilde.

Nun denn! ja! — ich glaube Dir, — ich vertraue Dir — und zum Beweiſe, daß ich's thue, will ich Dir alles erzählen.

Caroline.

(horcht auf, Mathilde ſchweigt aber.) Nun?

Mathilde.

Ja, ſiehſt Du — ich habe ſo — ſo ganz ſonderbare Sachen zu erzählen, daß ich nicht weiß —

Caroline.

Ich will Dir helfen.

Mathilde.

Ja, thue das! — Nun denn! Du erinnerſt Dich noch, Caroline, unſeres Geſprächs im Bosket des Parks?

Caroline.

O ja! Als wir vom nächtlichen Dämon ſprachen, und von den Vergnügungen am Hofe, und beſonders von dem Herzoge, den Du ſo liebenswürdig fandeſt.

Mathilde.

Ich ging darauf zeitig auf mein Zimmer, denn Ihr saht mich so sonderbar an, daß ich ganz roth ward; Ihr trautet mir Gedanken zu, die ich gar nicht hatte. — So schloß ich mich denn ein, legte mich zu Bett und war bald eingeschlafen — doch nicht so ganz fest — ich befand mich in dem so angenehmen und wohlthuenden Zustande, in dem man ist, wenn man noch nicht schläft, und doch auch nicht mehr wacht.

Caroline.

Wenn man sich's noch bewußt ist, daß man schläft.

Mathilde.

Ganz recht.

Caroline.

O! das habe ich auch so gern.

Mathilde.

Und ich! — Ich weiß nicht mehr, was für Traumgebilde sich meines Geistes mochten bemächtigt haben. — Es war ein Gemisch von Freude und Schrecken — denn vor mir — erblicke ich ein allerliebstes Gesicht, zu dem ich aber nicht gelangen konnte — und fühlte zu-

gleich eine glühende Hand, die mir das Herz zusammendrückte, daß ich hätte ersticken mögen! — Ich konnte keinen Athem mehr bekommen — ich wollte fliehen, konnte es aber nicht — kurz, es war —

Caroline.

Ganz recht, das was wir den Alp nennen.

Mathilde.

Nein, viel was Angenehmeres! — Plötzlich fühle ich mich aufgeweckt, wie wenn ein Geräusch aufgehört hat, aber ich fühle auch zugleich, wie eine Hand die meine drückt. Ich wollte anfangen zu schreien, aber da legte sich die Hand mir auf die Lippen.

Caroline.

Aber das wird ja ganz allerliebst!

Mathilde.

Ich schrie also nicht — und da hörte ich eine ganz sanfte, sanfte Stimme — ach, so süß, daß mir das Herz klopfte, die zu mir sagte: „Sei still! sei still! — Ich hörte Dich heut' Abend im Gebüsch verborgen, als Du Deinen Freundinnen Deine Geheimnisse anvertrautest.“ — Ach, der Dämon der Nacht! flüsterte ich. O

Dank, tausend Dank! — und da fing er süß zu lächeln an, und entgegnete: Ja, der bin ich; fürchte Dich nicht, ich liebe Dich — und da neigte er sich hin zur mir — und — und — (sie schlägt die Augen nieder.)

Caroline.

Und küßte Dich?

Mathilde.

Ja.

Caroline.

Nun, da ist ja nichts Böses dabei — fahre nur fort! Die Sache ist außerordentlich interessant.

Mathilde.

Am Tage drauf —

Caroline.

Ha, ha, wir sind nun schon um einen Tag weiter.

Mathilde.

Es war gestern — da kam er wieder — wieder des Abends — sehr spät — um dieselbe Stunde.

Caroline.

Er scheint sehr pünktlich zu sein.

Mathilde.

Und da ſagte er mir ſo zärtliche, ſo liebliche Dinge, daß ich mir gar nicht helfen konnte, ich mußte ihn von ganzem Herzen lieb haben.

Caroline.

Ich hätte ihn angebetet! — Sieht er gut aus?

Mathilde.

Das weiß ich nicht — denn es war immer ſehr düſter in der Nacht — ich habe ihn nicht erkennen können — aber als ich ihm ſo mit der Hand über das Geſicht hinwegſtrich, glaubte ich zu bemerken, daß er nicht übel ausſehen müſſe.

Caroline.

Wie? Du haſt ihn nicht geſehn? — Du haſt nicht einmal ſo viel Neugier gehabt, um —

Mathilde.

Nein, wahrhaftig nicht! Da hätte ich mich wohl davor gehütet, denn er ſagte mir, wenn ich kein unbedingtes Vertrauen zu ihm hätte, wenn ich ihn zu ſehen verſuchte, ſo würde er gleich verſchwinden und nie wieder kommen, würde mich nicht mehr lieben, mich, ſein kleines Bräutchen — denn ſo nannte er mich immer —

(ſie ſchlägt die Augen nieder.)

Caroline.

Ach, geh'!

Mathilde.

Vorige Nacht jedoch, als er fortging, wollte ich ihn begleiten — da hoffte ich ihn doch zu sehen — auf der Terrasse — beim Mondenschein — der zum Unglücke nichts weniger als hell schien. — Es war kühl — ich hatte meine Pelerine übergenommen, und mit meine Schärpe zweimal um den Hals gewickelt — (sie nimmt Carolinens Schärpe.) ja, ja, gerade so eine wie Du hier hast, die mir die Prinzessin Wags zuvor zugeschickt hatte — eins die mir eben in die Hände fiel. So waren wir denn bis an das eiserne Gitter gekommen, das um die Terrasse geht — da verschwand er plötzlich — und ich — ich steckte den Kopf durch das Gitter, um in der Dunkelheit ihm noch recht lange nachzusehen. — Als ich nun wieder fort wollte, fühlte ich mich wie angekettet — festgehalten — ach! ich zitt're noch am ganzen Leibe! — endlich wende ich alle Kräfte an, und komme glücklich los! — Diesen Morgen aber, als ich aufstehe, bemerke ich zu meinem Schrecken — daß meine Schärpe gerade da abgerissen, wo das Wappen der Prinzessin hineingestickt ist!

Caroline.

Sie wird am eiſernen Gitter hängen geblieben ſein.

Mathilde.

Oder es hat mich jemand daran zurückhalten wollen. — Du kannſt Dir alſo meinen Schrecken denken, als uns vorhin die Excellenz, indem ſie uns von oben bis unten dazu muſterte, anbefahl, daß wir uns Alle mit dieſem Geſchenke der Prinzeſſin ausſchmücken ſollten.

Caroline.

Ach ja, jetzt fange ich an zu begreifen.

Mathilde.

Sie hielt dabei etwas in der Hand verborgen, das mir ausſah wie jene Stickerei, die mir abgeriſſen worden; — nun verlor ich vollends den Kopf! Ich ſagte zu mir ſelbſt, ſie will die Strafbare auf dieſe Art entdecken — ſie wird alles erfahren, was dann anfangen? — was ſoll aus mir werden? — und plötzlich wie eine Eingebung vom Himmel — nein, nein, von ihm, von dem nächtlichen Dämon kam ſie — er hat mir dieſen Gedanken eingeflößt. — So ſchlich ich mich denn ganz ſacht zu unſern Freundinnen, den übrigen Hofſräuleins, zu einer nach

der andern — nahm so, ohne daß sie auch nur das mindeste Arge dabei dachten, das gestickte Ende ihrer Schärpen, ehe sie es gewahr wurden — machte es so, und da siehst Du!

(indem sie so spricht, hat sie das Ende von Carolinens Schärpe genommen, und es oberhalb des gestickten Wappens abgerissen.)

Caroline.

Mein Himmel! — Das ist abscheulich! — das! —

Mathilde.

O still, still! liebste Caroline! — Deine war die letzte! — die andern sind alle auch schon so. — Da sieh nur! (sie zeigt ihr die Stücken, die sie den Andern abgerissen hat.)

Caroline.

(lachend.) Ha, ha, ha! Das ist also der Dienst, den ich Dir habe leisten sollen?

Mathilde.

Allerdings, und Du siehst, daß er nicht allzuschwer ist.

Caroline.

Aber die Excellenz!

Mathilde.

Wir haben alle unsere Wappen nicht mehr

die Früchte deiner Aussaat ernten. — Und damit zog er ihn ins Haus hinein, allwo sie Ildegerten fanden, die kniend im Gebet ihre Seele dem Höchsten zugewendet hatte, den sie zwar nicht kannte durch der Kirche heilige Vermittelung, den ihr reines Herz aber ahnte.

Wie sie nun Fernandez, den stolzen, adeligen Ritter, dessen erstes Erblicken in ihr das reine Gefühl der Liebe entzündet hatte, und zu dem hingezogen sie sich fühlte durch eine unwiderstehliche, geheime Macht, hereintreten sah, da breitete sie freudig die Arme nach ihm aus und sank an seine Brust. Sie wußte nicht, um welchen Preis er sie errungen und an welchen Abgrund sie ihr Haupt legte. — Fernandez nahm sie aber, und scheuend sich, in sein Vaterland zurückzukehren, zog er mit ihr weiter hinauf ins Land, allwo er gedachte in Ruhe zu leben. Doch die Ruhe war ihm fremd und alle Blüthenkränze, die die Liebe ihm wand, vermochten nicht den Wurm in seiner Seele einzuschläfern.

Da begab es sich, daß einst, als mit Ildegerten er in dem seine Burg umgebenden Hain saß und düstre Wolken sein Gemüth verfinsterten, die die liebende Gattin umsonst sich mühte zu verscheuchen, ferne Harfenklänge zu seinem Ohr drangen und ein Gesang in vaterländischen Tönen,

— ſie kann jede von uns in Verdacht haben. — aber ſie wird keine Einzelne beſtimmt beſchuldigen. — O ſtill, ſtill! — ich will auch für Dich bei ihm vorbitten. Er hat gewiß einen Bruder, der eben ſo ſchön, freundlich und gut iſt wie er, und wenn Du verſchwiegen biſt, ſollſt Du auch Deinen Dämon haben, ſo gut wie ich.

Caroline.

(horchend.) Ich glaube, ich höre die Excellenz!

Mathilde.

Mein Schickſal liegt in Deinen Händen — mache mich nicht unglücklich! — ich beſchwöre Dich darum!

Caroline.

Sei ganz ruhig! — Dein Geheimniß iſt hier verborgen — ich plaudre kein Wörtchen — auch nicht eins!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Nach und nach Clementine, Sophie, Henriette und die Baronin.

Alle.

(von rechts herkommend.) Aber das ist doch abscheulich! — Wer kann das nur gethan haben? — Aber was sehe ich! — Sie auch? — Du auch!

Caroline.

Meine Schärpe? — Still doch! — Kein Wort davon! — Die Gräfin Verlen hat diese Nacht, — als sie einen —

Mathilde.

Caroline! Caroline! Um des Himmels willen!

Caroline.

Ach ja! — Du hast recht! — (zu Clementine, halb leis.) Ein Geheimniß.

Clementine.

Wahrhaftig! — (zu Sophie, halb leis.) Sophie! — ein großes Geheimniß! —

Mathilde.

O still doch, still!

Sophie.

Verſteht ſich! (zu Henriette, halb leis.) Ein ungeheures Geheimniß! —

Mathilde.

Na! — Nun wiſſen Sie es alle!

Caroline.

Die Excellenz! — (zu Mathilde.) Schätzchen! Meine Schuld iſt's nicht! Ich habe nichts geſagt.

Baronin.

(kommt und beobachtet ſie.) Warum ſind Sie denn ſo unruhig, ſo verlegen, meine Fräulein? (für ſich, indem ſie Carolinens Schärpe erblickt.) Ah, die Rauthal alſo!

Mathilde.

(allein auf der linken Seite ſtehend.) O! es iſt nichts — gar nichts, Excellenz! — wir haben wirklich gar nichts.

Baronin.

Aha, Gräfin! Ihr Couſin, Graf Oskar ging eben von mir, und ich habe den Auftrag, Ihnen anzukündigen, daß Ihre Vermählung mit ihm —

Mathilde.

(für ſich.) Meine Vermählung! — Großer Gott!

Baronin.

(erblickt Mathildens Schärpe, für ſich.) Was iſt denn das? — Sie auch! — (betrachtet die Andern.) Und die Andern alle auch! — Alle, Alle! (ausbrechend.) Nein, meine Fräulein! Das iſt zu arg! Das iſt nicht erlaubt! Sie unterſtehen ſich, Komödie mit mir zu ſpielen — das ſollen Sie mir büßen! — Eine Strafbare giebt es unter Ihnen, das weiß ich.

Alle.

Eine Strafbare!

Caroline.

(leis zu Clementine.) Mathilde!

Clementine.

(leis zu Sophie.) Mathilde!

Sophie.

(leis zu Henriette.) Mathilde!

Henriette.

Mathilde!

Mathilde.

(giebt Caroline ein Zeichen, nicht auszuplaudern.)

Baronin.

Nun? Und Sie antworten nicht? (ſie zeigt ein Ende der Schärpe vor.) Diejenige, der dieſes Stück Schärpe gehört, nenne ſich mir augenblicklich, oder — ! — Nun, ſo nennen Sie Andern mir die Strafbare!

Mathilde.

(geht geſchwind zu Carolinen und ziſchelt ihr zu.) Still!

Caroline.

(zu Clementine.) Still!

Clementine.

(zu Sophie.) Still!

Sophie.

(zu Henriette.) Still!

Henriette.

Still!

Baronin.

Sie ſchweigen? Nun wohl, meine Fräulein! ich werde meinen Vortrag an die Frau Herzogin Mutter erſtatten — und Sie werden reden — oder Alle auf der Stelle den Hof verlaſſen.

Alle.

O, mein Gott!

Mathilde.

Was höre ich? — Nein, Excellenz, dann muß ich alles aufklären — alles entdecken —

Alle.

(sie umringend und bittend.) Mathilde!

Baronin.

Nun, so sprechen Sie! (sie erblickt Güldenkraut.) Ach, der Herr Geheime Rath!

(Die Hoffräuleins ziehen sich Alle nach links.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Güldenkraut. Dann Graf Oskar.

Güldenkraut.

Excellenz, ich komme im Namen des Herzogs, um meinen Arm der Comtesse Mathilde anzubieten, und sie nach der Hof-Kapelle zu geleiten.

Mathilde.

Wie? — mich! Herr Baron? — —

Baronin.

Versteht sich, Sie! Habe ich Ihnen nicht so eben eröffnet, daß der Herr Graf Oskar Ihr

Gemahl werden wird — wenn Sie anders noch ſeiner würdig ſind.

Mathilde.

Ach! was ſagen Sie? — Seine Gemahlin! ich! (zu dem Grafen, der eintritt.) O, Oskar! (ſie eilt zu ihm.)

Oskar.

Mathilde! — Man wird Sie von dem Willen des Herzogs in Kenntniß geſetzt haben — er befiehlt, daß unſ're Verbindung noch heut' vor ſich gehen ſoll — noch dieſen Abend.

Güldenkraut.

Er wird ſelbſt als Zeuge dabei zugegen ſein.

Mathilde.

Der Herzog? — Aber das iſt ja eine Tirannei —

Baronin.

Gräfin!

Oskar.

Iſt denn dieſe Vermählung nicht Dein Wunſch, Mathilde, eben ſo ſehr als er der meinige iſt?

Mathilde.

Oskar! — O, ich kann Dir nicht ſagen — nein, jetzt nicht — aber mit der Zeit —

nur einen Tag — nur einen! — ich beschwöre Dich darum!

Oskar.

Erkläre Dich deutlicher!

Baronin.

Das verlange auch ich, Gräfin!

Güldenkraut.

Ich sehe den Herzog schon dort — er will —

Mathilde.

(plötzlich entschlossen.) Und ich — ich will nicht!

Oskar.

Was für ein Geheimniß liegt hier verborgen? — Sprich, Mathilde! Erkläre Dich! — Du weißt ja, daß es der Wunsch Deines Vaters war, der mich zu Deinen Gemahl bestimmt hatte!

Mathilde.

Ich kann Dir dies Geheimniß nicht entdecken! — Heut' noch nicht! — Geht, laßt mich allein! — Du, Oscar, sei mein Freund, mein Bruder! — Aber mein Gemahl kannst Du nie werden!

Güldenkraut.

Der Herzog!

Mathilde.

O Gott!

Güldenkraut.

Kommen Sie, Gräfin!

Mathilde.

Nein, nie! nie!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Herzog. Gefolge.

Herzog.

(zu ſeinem Gefolge zurückgewendet, ſehr laut.)
Meine Herrn! gehen Sie voraus in die Kapelle!

Mathilde.

Ich bin außer mir! — Was ſoll ich thun?
— Ich kann nicht! — ich habe geſchworen!

Alle.

Kommen Sie!

Herzog.

(iſt von der Terraſſe herab- und vorgetreten.)
Gräfin! Laſſen Sie uns gehen.

Mathilde.

(in Verzweiflung, ſtürzt ſich zu ſeinen Füßen.) Durchlaucht! — Ich kann nicht! — Ich bin ſchon verheirathet!

Alle.

(in verſchiedener Erregung.) Verheirathet!

Herzog.

(hebt Mathilde auf.) Gräfin!

Baronin.

(halb leis zu ihr.) Dieſe Schärpe —?

Mathilde.

(ihr voll Schmerz an den Hals und dann zu Füßen ſtürzend.) War die meine!

(Verſchiedene Gruppirung.)

Der Vorhang fällt ſchnell.

die wie ein entschwundener Traum einer sonnenhellen Vergangenheit an ihm vorüberzogen. Ergriffen blickte Fernandez auf, da trat aus dem dunklen Gebüsch ein Christen-Priester auf ihn zu und sah ernst und traurig zu ihm her. Es war aber dies Velasko, der erlöst ward aus seinem Gefängniß durch unsichtbare Hand in derselben Stunde, da Gimtrum fiel, und der lange vergebens suchend seinen Freund, in tiefer Trauer um ihn und sein einstiges Geschick, das härne Mönchskleid genommen hatte gegen die ritterliche Rüstung, um fortan zu beten für den Gefallenen. Wie aber der Augenblick des ersten Erkennens und der ersten Freude vorüber war, da vermochte Fernandez nicht die Gegenwart dessen zu ertragen, der einst seine schuldlose Tugend gesehen, und ihn ergriff, statt demüthig reuenden Gefühls, ein wilder Strudel böser Gedanken. Er entfernte sich heimlich des andern Tages von der Burg, und als er nicht wiederkehrte, fanden die ihn zu suchen ausgesendeten Boten ihn entstellt und todt ohnfern dem Meere im Forste liegen am Rand einer kleinen, schäumenden Quelle.

Verzweifelnd warf die arme Ildegerte bei diesem Anblick sich auf die Leiche des Mannes ihrer Liebe und ihres Herzens und beschloß nimmer von der Stelle sich zu trennen, wo sein Leben er geen-

Zweiter Aufzug.

Die Bühne ſtellt ein elegantes Gemach im Innern des Schloſſes vor. Thüre im Hintergrunde und Seitenthüren. In der zweiten Couliſſe rechts ein Fenſter, und eine Thüre in der erſten. Links ein Tiſch, Stühle und ſo weiter.

Erſter Auftritt.

Die Baronin. Dann Güldenkraut.

Baronin.

(links zurückrufend.) Sagen Sie den Ehrenfräuleins, daß ſie hieher zu mir kommen ſollen, ich erwarte ſie hier. (ſieht Güldenkraut im Hintergrunde eintreten.) Mein Gott! Baron, was wollen Sie hier?

Güldenkraut.

Ihnen eine Nachricht mittheilen, welche, wie ich mir ſchmeichle, Ihnen nicht gleichgültig ſeyn kann. — Der Polizei-Miniſter hat ſo eben verboten, Schildwachen auf die Terraſſe vor Ihren Zimmern zu ſtellen.

Baronin.

Es wäre auch ein wahres Skandal gewesen!

Güldenkraut.

Man will die Sache unterdrücken.

Baronin.

Wahrhaftig?

Güldenkraut.

Des Grafen Oskar, des Herrn Cousins wegen, der sie sehr ernsthaft nimmt. — Denken Sie nur, er schlug ja die Schwester des Ambassadeurs aus, um der Kleinen dort getreu zu bleiben — was viel bequemer für ihn war. (lachend.) Auch ist er ganz wahrhaft, ganz gedemüthigt; wagt es nicht, sich irgendwo noch sehen zu lassen, und wär' noch heute Abend von hier abgereis't, wenn ihn die Herzogin Mutter nicht mit Gewalt zurückgehalten hätte, um die Unterhandlung zu Ende zu bringen, die sie ihm aufgetragen hatte.

Baronin.

Also weiß man noch nicht, wer der Verführer war?

Güldenkraut.

Man weiß ganz und gar nichts — jeder hat so seine Vermuthungen für sich, — man

redet ſich nur mit einem halben Lächeln auf den Lippen an, und ſcheint den andern zu fragen? Sind Sie etwa der Dämon? Sie ſind's doch nicht, der, nun Sie wiſſen ſchon —' — Jede Gruppe hat ihren Helden, auf den man mit Fingern zeigt, und der auch nicht eben ſehr lebhaft widerſpricht, weil es doch immer ſchmeichelhaft iſt, ſolcher liebenswürdiger Verbrechen beſchuldigt zu werden — ja, ich ſelbſt, wie ich hier vor Ihnen ſtehe, ich ſage nicht, Nein!

Baronin.
(macht eine Bewegung.)

Gülbenkraut.

Alle Männer möchten ſich die Haare ausreißen, daß ſie nicht ſelbſt dieſe Idee gehabt haben. — Die Frauen aber ſpielen der armen Mathilde auf's abſcheulichſte mit, aus Verdruß, daß ſie nicht ſelbſt den Teufel an deren Stelle geſehen haben. — Man vermuthet, man ſinnt, man macht Anſpielungen — es giebt das tollſte Geſchwätz, die lächerlichſten Mährchen, denn jeder will etwas von dem Seinigen mit dazu geben. Kurz, ſeit einer Stunde iſt der Hof der unterhaltendſte Ort im ganzen Herzogthum geworden, und das will viel ſagen.

Baronin.

Und von mir? — Was ſpricht man denn von mir?

Gülbenkraut.

O! man macht den glücklichen Erfolgen Ihrer Wachſamkeit die größten Lobſprüche.

Baronin.

Ich bin in Ungnade gefallen!

Gülbenkraut.

Bewahre, bewahre! Ich ſage es Ihnen ja — man will die ganze Sache unterdrücken.

Baronin.

Das iſt unmöglich!

Gülbenkraut.

Die kleine Mathilde muß am Hofe bleiben!

Baronin.

Sie wird nicht bleiben — oder ich ſelbſt verlaſſe ihn!

Gülbenkraut.

Solch ein Aufſehn will man eben gern vermeiden. — Der Miniſter protegirt ſie — ohnſtreitig wegen ihres Couſins, der der Günſtling des Herzogs iſt. Seine Excellenz rechnen auf mich, um Sie zu beruhigen.

Baronin.

Was ſagen Sie da?

Gülbenkraut.

Er weiß, daß ich einigen Einfluß auf Ihr Herz habe.

Baronin.

Allmächtiger Gott! — Sie haben mich doch nicht compromittirt?

Gülbenkraut.

Sein Sie nachſichtig gegen dieſe Ehrenfräuleins.

Baronin.

Ich bin Oberſthofmeiſterin, bin für ſie verantwortlich, und muß folglich Strenge zeigen, muß —

Gülbenkraut.

Muß mich ſelbſt im Grunde meines Herzens befragen, was ich gethan haben würde, wenn ich Ehrenfräulein geweſen wäre.

Baronin.

Wohin denken Sie? Baron! Die Herzogin Mutter verläßt ſich in dieſer ganzen Sache auf mich, und ich muß daher beweiſen, daß ich für Sie nicht die Schwäche habe, die man mir zumuthet.

Güldenkraut.

Und ich will beweiſen, daß Sie dieſe liebenswürdige Schwäche doch beſitzen.

Baronin.

Nein, nein!

Güldenkraut.

Ja, ja!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Caroline. Clementine. Henriette. Sophie. (kommen von links.) Dann Mathilde.

Baronin.

Immer näher, meine Damen! Ich habe Sie hieher rufen laſſen, um Sie zu Zeugen einer Erklärung zu machen, welche Ihre Ehre hier erfodert.

Güldenkraut.

Aber, Excellenz!

Baronin.

Still!

Mathilde.

(von außen.) Wo iſt er? — wo iſt er? — ja, er iſt es!

Alle.

Mathilde!

Mathilde.

(tritt ſchnell im Negligée durch die Mitte ein.) Er iſt es! — ich habe ihn gehört! — er hat mit mir geſprochen! (ſie befindet ſich in Mitten der jungen Mädchen, ohne die Baronin und Goldenkraut zu ſehen, die einige Schritte zurückſtehen.)

Caroline.

Was iſt Dir denn?

Alle.

Was iſt's denn nur?

Mathilde.

Ihr habt ihn hier geſehen! nicht wahr?

Caroline.

Wen denn nur?

Mathilde.

Nun, ihn! ihn! — O, wenn Ihr wüßtet — da unten — unter den Bäumen — an der Terraſſe — ohnweit des Orts, wo wir ihn zum erſtenmale gehört haben — wo ich hingegangen war, um an ihn zu denken! — Ach, ich ſaß da und weinte — ich war ſo unglücklich! — Da erſcholl auf einmal eine Stimme aus dem

Gebüſch — ach! ich erkannte ſie gleich wieder! — es war die ſeine! — und rief mir zu: ‚Mathilde, weine nicht! ich liebe Dich, ich wache über Dir!‘ — Da ſtieß ich einen Schrei aus — ſprang auf, lief nach der Stimme zu — aber ich hörte ſie nicht mehr — rannte durch die Allée im Park — und glaubte ihn endlich auf der Terraſſe zu ſehen —

Güldenkraut.

So viel ich weiß, iſt dort kein and'rer Menſch geweſen, als ich.

Mathilde.

(ihn erblickend.) Ach, Herr Geheimer Rath! (erblickt die Baronin.) Excellenz! O Gott!

Baronin.

Mathilde, Sie täuſchen entweder ſich ſelbſt, oder wollen uns täuſchen.

Mathilde.

Excellenz!

Baronin.

(giebt den Fräuleins ein Zeichen, zurückzutreten.) Mein Fräulein! — (zu Mathilden.) Sie allein bleiben hier! und glauben Sie ja nicht, daß jemand im Stande ſei, Sie zu retten.

Mathilde.

Niemand?

Baronin.

Sie haben alle Ihre Pflichten aus den Augen geſetzt — Ihr Betragen iſt ein Schimpf für Ihre Gefährtinnen — ja, für die junge Prinzeſſin ſelbſt, die Sie in ihr Gefolge aufnahm, und nun durch mich Ihnen anbefiehlt, in dieſem Augenblicke das Schloß zu verlaſſen.

Mathilde.

(erſchüttert.) Gott! keine Rettung!

Güldenkraut.

Wenn ſich nicht der Teufel ſelbſt mit in's Spiel mengt, ſo —

Baronin.

Von dieſem Augenblicke an gehören Sie nicht mehr zu der Prinzeſſin Hofſtaate, und ich trenne Sie von den jungen Damen, denen Ihre Gegenwart nur Nachtheil und Kummer bereiten kann.

Caroline.

Ach nein, Excellenz!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Oskar.

Oskar.

(ist langsam herbeigekommen, und befindet sich jetzt nahe an der Baronin.) O, Frau Baronin! Sie sind sehr grausam!

Baronin.

Herr Graf!

Mathilde.

Ah!

Oskar.

Das Urtheil, das Sie aussprachen, muß mich allerdings etwas befremden.

Baronin.

Gegen Vergehungen dieser Art können Frauen meines Ranges und Alters nie strenge genug sein.

Oskar.

Allerdings, weil sie —

Baronin.

Ehrgefühl besitzen.

Gülbenkraut.

(halb leis zu Oskar.) Oder kein gutes Gedächtniß mehr haben.

det und wo sein Gebein zur Ruhe war gebracht worden. Und ein Häuslein ließ sie errichten am Quellenrand und lebte da fortan noch manches Jahr, in frommen Werken und christlichem Gebet um die Seele des Geliebten, täglich ihre Thränen mischend mit des Wassers klarer Fluth; und als einst an einem Morgen die Diener sie erstarrt fänden, kniend noch am Grabe des Gatten, da bereiteten sie auch ihr die letzte Ruhestätte an seiner Seite.

Velasko aber, der unterdeß als ein eifriger Diener der Kirche das Land durchzogen hatte, um das Heil des Christenthums den heidnischen Bewohnern zu verkünden, kehrte nun zurück, und wandelte das kleine Haus um in eine Kapelle, allwo fortan er für die Seelen der Entschlafenen Messe las und betete, bis auch ihn der Todesengel abrief.

Lange stand das kleine Gotteshaus, eine schützende Zuflucht Bedrängter und Mörder, bis endlich im Lauf der Jahrhunderte es verfiel, so daß fast keine Spur mehr davon zu sehen. Aber noch trägt der kleine Bach den Namen der Quelle der Thränen von Ildegertens nie gestilltem Wei-

Baronin.

Aber, was führt Sie hieher, Graf Oskar.

Oskar.

Ich hoffe von Mathilden ein Geſtändniß zu erhalten, das ſie gänzlich rechtfertigen ſoll — deshalb aber muß ich mit ihr ſprechen, und allein.

Baronin.

Hier? Das iſt unmöglich.

Oskar.

Es muß aber ſein.

Baronin.

Ich kenne meine Pflichten — und ſelbſt wenn es der Herzog beföhle, ſo —

Oskar.

Aber die Herzogin hat es erlaubt.

Baronin.

Ah, das iſt etwas anderes. (giebt den Fräuleins ein Zeichen, ſich zu entfernen.)

Güldenkraut.

(leis zum Graf Oskar.) Die Excellenz muß ſich beruhigen — das nehme ich über mich — ich intereſſire mich für die Kleine.

Oskar.

(ſtreng.) Herr Geheimer Rath!

Caroline.

(während die andern abgehn, leiſe zu Mathilden.) Wir bleiben bei Dir. — Still! (geht mit den Andern links ab.)

Baronin.

(zu Güldenkraut) Herr Geheimer Rath! —

Güldenkraut.

Gehe ſchon, gehe ſchon! (für ſich.) Ich muß ſie freundlicher zu ſtimmen ſuchen — und wenn ich mich durch das kleine Loch im Gitter auf die Terraſſe ſtehlen ſollte! (geht im Hintergrunde ab.)

Baronin.

Sie bleiben hier, Fräulein! Hier, ganz in meiner Nähe werden Sie einſtweilen Ihre Wohnung haben, bis Sie das Schloß verlaſſen können. — Sie wohnen nicht länger in einem Zimmer der Ehrenfräuleins — dahin ſcheint der nächtliche Dämon den Weg leider nur zu gut zu wiſſen, (halb leis zu Oskar.) und wir wiſſen auch, was es mit dem nächtlichen Dämon zu bedeuten hat.

Oskar.

Sie wiſſen es!?

Baronin.

Gute Nacht, Herr Graf!

(macht eine tiefe Verbeugung und geht rechts ab.)

Vierter Auftritt.

Mathilde. Oskar.

Mathilde.

(zitternd, für ſich.) Ich wage es nicht, die Augen vor ihm aufzuſchlagen.

Oskar.

(ſich ihr nähernd.) Mathilde — liebe Couſine — warum wenden Sie ſich von mir? — Zittern Sie nicht! Ich will Sie nur beklagen — und rächen.

Mathilde.

Mich rächen?

Oskar.

In Ihnen meine beleidigte Familienehre rächen — an einem Verräther rächen, der Sie hintergangen hat.

Mathilde.

(lebhaft.) O, nein! nein! (ſich faſſend.) Das glaube ich nicht.

Oskar.

Hören Sie mich, Mathilde! Wir sind allein! — Mathilde! Du weißt, wie theuer Du mir bist, mir, dem Gefährten, dem Freunde Deiner Kindheit! — Ich war in Deiner Nähe von Deinem ersten Athemzuge an — ich habe Deine ersten Thränen getrocknet, Dein erstes Lächeln belauscht, Dein Vater hat Dich mir und meiner Ehre anvertraut, und an seinem Sterbebette schwur ich ihm, indem ich Dich an mein Herz drückte, Dein Beschützer, Dein Gatte zu werden.

Mathilde.

(tief gerührt.) O ja! ich erinnere mich dessen noch recht gut.

Oskar.

Nun denn! bei dieser Freundschaft, bei diesem Schwure, im Namen Deines Vaters fod're ich Dich nun auf, Mathilde, entdecke mir Dein Geheimniß, nenne mir denjenigen, der es gewagt hat, bis zu Dir zu dringen, und Deine Liebe zu stehlen. — Antworte! wer ist es?

Mathilde.

Ich weiß es nicht. — Um ihn zu kennen, müßte ich ihn ja gesehen haben.

Oskar.

(dringend.) Auf meinen Knieen bitte ich Dich darum! — Sein Name? ſein Name? O! Du mußt ihn wiſſen.

Mathilde.

Alles was ich von ihm weiß, iſt nur dies, daß er mich allein auf der ganzen Welt liebt. Und da er mich ſo liebt, glaubte ich daran ſchon genug zu wiſſen, um ihn wieder zu lieben.

Oskar.

Nun denn, ſo ſoll er kommen, ſoll ſich zeigen, und um Deine Hand bitten — hier, — vor mir, vor dem ganzen Hofe! Iſt er brav, iſt er Deiner werth, ſo ſoll er das Unrecht wieder gut machen, das er uns zufügte, oder meinem Zorne ſich männlich entgegenſtellen.

Mathilde.

O! nimm Dich in Acht! er könnte dieſem Zorne den ſeinen entgegenſtellen, und dann wär' es um Dich geſchehen, und das ſollte mir recht herzlich leid thun, lieber Couſin. (vertraulich.) Denn ſiehſt Du, es iſt nicht etwa ein bloßer Menſch, nicht etwa ſo ein Sterblicher wie Du, — nein, nein, es iſt ein Dämon, ein Geiſt!

Oskar.

O Mathilde! Welche Thorheit! Wie kannst Du nur glauben —

Mathilde.

Ich glaube alles was er mir gesagt hat! — jetzt eben, ganz vor kurzem habe ich ihn ja noch gehört.

Oskar.

Du?

Mathilde.

Das kommt Dir lächerlich vor? Aber erinnere Dich doch nur an alle die wunderbaren Sachen, die uns meine selige Mutter erzählte, wenn wir so um sie herum saßen, und vor Angst zitterten und bebten — wir waren damals beide noch Kinder, und jetzt — ach! wenn Du wüßtest, mit welcher Hingebung, mit welcher Offenheit er sich mir anvertraute! — O! er hat mir gewiß die Wahrheit gesagt.

Oskar.

Nein, und abermals nein! Er hat Deine Leichtgläubigkeit gemißbraucht, er hat Dich hintergangen! Dich! ein armes, einfaches, unerfahrnes Mädchen, Dich hat er nicht gegen seine eigene Verrätherei zu schützen gewußt! — O,

es iſt gewiß irgend ein Hofſchranze, ein ſchändlicher Bube, der Dich betrogen hat, und der nie wieder zurückkehren wird.

Mathilde.

Glaubſt Du? — O, das wäre ſehr bös! — Denn ſiehſt Du, ich fühle es, daß ich ihn liebe — daß ich ihn einzig liebe — daß ich ihn ewig lieben werde. (ſie ſtützt ſich auf Oskars Arm und ruft weinend.) O, Verzeihung! Verzeihung! Oskar!

Oskar.

Und morgen wirſt Du fortgewieſen, verſtoßen werden aus dieſem Schloſſe, wirſt Deine Schande, und die Schande Deiner ganzen Familie weit, weit von hier zu verbergen ſuchen! Und ich ſelbſt, ich, dem Deine Liebe zu einem andern nun Hoffnungen erlaubte, die mein Herz anfangs zurückgewieſen hatte, ich, der ich von nun an nichts mehr bin und zu ſein verlange, als nur Dein Bruder, wem kann ich nun einen Namen anbieten, auf den ich noch heut' Morgen ſtolz war, und den ein Niederträchtiger zum Geſpött des ganzen Hofes gemacht hat?

Mathilde.

Oskar! — O, Du täuſcheſt Dich! Das

glaube ich, das muß ich glauben! — Gewiß, so kann und wird er mich nicht verlässen! — Aber ich, siehst Du, ich werde mich Deiner Geliebten zu Füßen werfen, und werde ihr sagen, daß —

Oskar.

O schweig! schweig! — Für mich giebt es kein Glück mehr — mein Leben gehört Dir! ich opf're es auf für Deine Rache.

Mathilde.

Was sagst Du?!

Oskar.

Wer auch der Böswicht immer sein möge, den Du vor meinem Zorne verbergen willst, ich werde ihn zu entdecken wissen! — Aber ehe ich mein Leben auf diese Art Preis gebe, muß ich erst für Deine Zukunft sorgen, Mathilde! — Morgen, mit Anbruch des Tages werde ich endlich frei sein von allen Fesseln, die mich heute hier noch binden, dann werde ich Dich insgeheim mit mir von hier fortnehmen. Bereite Dich vor, mit mir zu reisen, mir auf die Burg Deiner Väter zu folgen!

Mathilde.

Mein Gott!

Oskar.

Hier erwarten Dich nur Hohn und Schmach! Komm, und laß uns dieſes Schloß verlaſſen, um nie wieder dahin zurückzukehren.

Mathilde.

Ach, nur zu tief fühle ich das!

Oskar.

Nun, ſo halte Dich bereit! Laß mich dann entweder Deinen Schimpf rächen, oder vor Schmerz mit Dir ſterben!

(eilt durch die Mitte ab.)

Mathilde.

Ach! Oskar iſt ſo gut, ſo brav! Aber auch ſo ſtolz! Welche Qual für ihn und mich!

Fünfter Auftritt.

Mathilde Die Ehrenfräuleins.

(öffnen leiſe die Thüre links, und treten dann alle herein.)

Caroline.

Mathilde!

Mathilde.

(zuſammenbebend.) Ach! ich glaubte, er wär' es!

Clementine.

(geht zur Thüre rechts.) Die Excellenz iſt auf ihr Zimmer gegangen.

Henriette.

Dein Couſin iſt fort?

Mathilde.

Ach ja — der Arme!

Caroline.

Armer, junger Mann! — Es muß doch wahrhaftig etwas Schreckliches ſein, zu hören, daß ein And'rer — Aber Du mußt deshalb nicht weinen — man ſagt ja, er ſei eigentlich in die Schweſter des Geſandten verliebt.

Sophie.

Warum hat man Dich denn hieher verbannt?

Clementine.

Auf dieſes Zimmer!

Henriette.

So nahe bei der Excellenz!

Mathilde.

Weil ich aus dem Dienſte der Prinzeſſin entlaſſen bin — weil ich Euch bald ganz verlaſſen werde!

nen, und oft sieht der nächtliche Wanderer längs dem Ufer zwei weiße lichte Schatten schweben, einen Ritter, der entsetzt zu fliehen scheint, und ein zartes Frauenbild, die sich ihn zurückzuhalten müht. —

Fr. Gleich.

Caroline.

Du? — ach, Du arme Mathilde! — Aber tröste Dich, er wird kommen, und Dich beschützen — er! Du weißt schon!

Mathilde.

Ich wünsche es nicht — und doch hoffe ich darauf!

Caroline.

Ja, ja, er kommt ganz gewiß — er muß Dir ja treu sein, außerdem wär' es ja kein Geist, wär' nur ein Mann, wie jeder and're.

Mathilde.

Ach Gott, sie sagen ja — es sei jemand vom Hofe.

Caroline.

Nicht möglich! — und wenn es nun auch wär', wäre denn das ein Grund, Dich so zu plagen und zu peinigen? — Ein Liebhaber, der Dich hintergangen hat, ist denn das Deine Schuld?

Alle.

Nein, gewiß nicht.

Mathilde.

Nicht wahr?

Caroline.

Das erlebt man ja alle Tage — alle Damen vom Hofe sind gewiß nicht deshalb davon verwiesen worden.

Alle.

(lachend.) Nein, nein! wahrhaftig nicht!

Caroline.

(halb leis.) Sieh nur einmal an, da ist die Frau Baronin von Gommern, unsre exellente Frau Oberstthofmeisterin — ich habe da Sachen erzählen hören, Sachen!

Clementine.

(an der Thür rechts.) Still doch! still!

Mathilde.

(halb leis.) Ei freilich — und ich selbst — eines Abends — sah ich an der Mauer einen Schatten vorüberhuschen, der von ihr herauskam.

Caroline.

Und eben jetzt noch, ohnweit der Terrasse — jemand — wer weiß ich nicht — aber ein Geist war's zuverlässig nicht! — man wollte ihr nach — aber sie antwortete, ich verbiete es Ihnen.

Alle.

(lachend.) Hahaha!

Mathilde.

(horchend.) Bſt! Still! Hört doch! — mir war's als ob —

Caroline.

(ebenſo wie die Andern horchend.) Iſt das ſeine Stunde?

Henriette.

(öffnet das Fenſter im Hintergrunde.)

Clementine.

Kommt er durch's Fenſter herein?

Sophie.

Oder durch die Thüre?

Mathilde.

Ich höre nichts mehr. — Oskar hat Recht! — Er kommt nicht wieder!

Caroline.

Wer weiß denn? — vielleicht doch! — Wenn er aber wieder kommt, — muß man ihn kennen lernen.

Clementine.

Man muß ihn ſehn.

Mathilde.

O, das würde ich nicht wagen.

Caroline.

Doch! das mußt Du! — Du brauchst nur Dein Nachtlicht sorgfältig zu verstecken.

Clementine.

Wenn er eintritt —

Caroline.

Und wenn er Dich wirklich hintergehen sollte — so brauchst Du nur mit der Klingel dort zu schellen, und wir kommen auf der Stelle alle herzu —

Clementine.

Um Dich zu vertheidigen —

Sophie.

Und ihn zu sehen.

Caroline.

Nun, gute Nacht einstweilen.

Alle.

Gute Nacht, gute Nacht!

Mathilde.

Gute Nacht, aber verschwiegen, um des Himmels willen!

Caroline.

Das verſteht ſich! — Aber ſehen müſſen wir ihn.

Alle.

Ja, ſehen müſſen wir ihn.

Caroline.

Darum klingle nur hübſch!

Alle.

Wir kommen alle, alle Dir zu Hülfe!

Caroline.

Denn ſehen müſſen wir ihn.

Alle.

Ja, ſehen müſſen wir ihn!

(ſie gehen durch die Thür links ab. Clementine nimmt den Kandelaber vom Tiſche mit, und die Bühne bleibt nur durch ein Nachtlicht erhellt.)

Sechſter Auftritt.

Mathilde allein.

Lebt wohl! lebt wohl! — Sie ſind fort! Ich bin allein und — und fürchte mich. Dies iſt das erſtemal, daß ich zittre, wenn ich an ihn

denke — vielleicht aus Angſt, er könnte nicht kommen! (ſie ſetzt ſich an den Tiſch.) Ja, ja, er kommt gewiß nicht! — es iſt ſchon ſpät! ſehr ſpät! — Aber jetzt fällt mir's ein! vielleicht kann er mich nicht finden! — Wenn er ſich unterwegs irrte! — neben dem Zimmer, in dem ich vordem war, iſt das von Clementinen! Ach Du mein Gott! (ſich faſſend.) Doch nein, nein! Ein Liebender kann ſich nicht täuſchen — um ſo weniger Er! — O Du ſchöner nächtlicher Dämon, komm, o komm zu mir, die Deiner ſo ſehnſuchtsvoll harrt. — Doch, wenn Du treulos biſt, verrätheriſch wie andre Männer, o, ſo komm nicht! komm nicht! Ich fürchte mich dann vor Dir! Biſt Du aber treu, und gut, und liebſt mich recht innig, o ſo komm, ſo komm! Ich fürchte mich nicht im geringſten. (Man hört Geräuſch an der Thüre.) Was höre ich? — Still! (ſie horcht.) Gewiß iſt er das! — ob ich's wage? — ja, ich muß! (ſie nimmt das Nachtlicht vom Tiſch und verbirgt die Flamme ſorgfältig mit der Hand.)

Siebenter Auftritt.

Mathilde. Güldenkraut. Dann der Herzog.

Güldenkraut.

(kommt zur Hinterthür leis hereingeſchlichen.) Ich muß durchaus von der Baronin Auskunft erhalten — Hier glaube ich, gelangt man zu ihr.

Mathilde.

— (für ſich, nach ihm hingewendet.) Ja, ja, er iſt's!

Güldenkraut.

(nach rechts gehend.) Die liebe, theure Gudula —

(Mathilde nimmt jetzt die Hand hinweg, die Flamme leuchtet, ſie erblickt das halbabgewendete Geſicht Güldenkrauts, läßt das Licht fallen, und ſchreit auf.)

Mathilde.

Ha!

Güldenkraut.

(vor Schrecken zurückſchauernd.) Ha!

(Bei dieſen letzten Worten iſt der Herzog am Fenſter ſichtbar geworden, und ſpringt daran herab in das Zimmer. Mathilde iſt in einen

Stuhl am Tische links gesunken und bedeckt sich das Gesicht mit den Händen. Es ist völlig dunkel.)

Herzog.

(faßt Güldenkraut am Arme.) Was giebt's hier? — Wer sind Sie?

Güldenkraut.

(bei Seite.) Mein Gott! Der Herzog!

Herzog.

(leis.) Baron! — jetzt hinaus! hinaus! — aber warten Sie dort auf mich.

Güldenkraut.

(bei Seite.) Was Teufel ist nur das? (schleicht sich beschämt fort.)

Achter Auftritt.

Mathilde. Der Herzog.

Herzog.

(suchend.) Mathilde!

Mathilde.

(steht schnell auf.) Ha! — Unterstehen Sie sich nicht, mir nahe zu kommen!

Herzog.

Und warum nicht? — Woher denn dieſer Zorn!

Mathilde.

Weg, weg von mir, oder ich rufe um Hülfe!

Herzog.

Großer Gott!

Mathilde.

(legt die Hand an die Klingel.) Ich klingle auf der Stelle!

Herzog.

(mit ſehr zärtlichem Tone.) Mathilde! — Theure Mathilde, willſt Du mich unglücklich machen? — Haſt Du meine Schwüre, meine Liebe, haſt Du die Deinen vergeſſen? Sagte ich Dir nicht, daß Dein Schwur ein Zauber werden ſolle, der mich dem Lichte, der ſichtbaren Welt wieder zurückgeben werde, wo ich Dich gefunden, Dich, der mein ganzes Leben angehört, in deren Himmelsblick mein ganzes Daſein ruht.

Mathilde.

(anflehend.) O du mein Gott, wie jung und lieblich für ſo einen alten Mann noch ſeine Stimme klingt!

Herzog.

(ihre Hand ergreifend, die sie schnell zurückzieht.) Warum fliehst Du mich denn? warum fürchtest Du Dich denn vor mir? Bin ich denn nicht mehr Dein Freund?

Mathilde.

Mein Freund?! — und Sie haben mich hintergangen! haben mir gesagt, daß Sie in meinem Alter wären, so ungefähr wenigstens — daß der Himmel unsre Herzen vereinen werde, die einander in dem Gefühle der ersten Liebe angehörten! Ich habe Ihnen geglaubt, habe Ihnen Gehorsam geleistet, habe nicht versucht, Sie zu sehen, Sie kennen zu lernen, — denn ich hatte Vertrauen in Sie! — Aber jetzt endlich, jetzt habe ich Sie gesehen, ich weiß wer Sie sind —

Herzog.

Ich? — (für sich.) Was will sie damit sagen?

Mathilde.

Ein Greis — ganz gebückt und krumm — und dick — und gewiß ganz abscheulich-häßlich, da wollt' ich darauf wetten.

Herzog.

(für sich, lachend.) Ha, hä! — jetzt weiß ich's! — der arme Baron!

Das treue Mädchen.

Dort wo tausendfache Reize herrlicher Natur den freundlichen Sitz eines treugeliebten deutschen Fürstenhauses umgeben; wo vom sanften zahlreich beschifften Flusse durchströmt, zwischen glänzend städtischer Würde die Zauberbilder der Gegend, Felsen, Weingebirg und Ebene vereinend, sich zeigen; wo Wissen und Kunst im heiligen Vereine auf lichter Höhe schweben; — dort grüßte Emma das zarte Blüthenleben. Wie eine Knospe des Frühlings blühte und wuchs sie durch die Jahre der Kindheit, liebend geleitet und gepflegt von

Mathilde.

O ganz gewiß; denn wenn man ſo lügt wie Sie, ſo muß man auch ganz abſcheulich ausſehen.

Herzog.

(näher tretend.) O Mathilde, beruhige Dich! — ich habe Dich nie belogen — habe Dich nie hintergangen — und ich ſchwöre Dir — (er ergreift ihre Hand.)

Mathilde.

(Sie zurückziehend.) Pfui! Rühren Sie mich nicht an!

Herzog.

Mathilde!

Mathilde.

(die an den Tiſch getreten, ergreift die Klingel.) Ich klingle!

Herzog.

(hält ihre Hand feſt, und zieht ſie ſanft nach rechts.) Mathilde! übereile Dich nicht! Mein Unglück wäre ja auch das Deinige — Laß Dich erweichen! Wahre Liebe, wie ich ſie für Dich empfinde, beſiegt ſelbſt das härteſte Schickſal, und endlich wird es doch mir noch vergönnen, Dich ganz ſo glücklich zu machen, wie Du es verdienſt.

Mathilde.

O Gott! was er für einen alten Herrn doch noch für eine weiche Hand hat!

Herzog.

So höre mich denn! — Ich hatte Dir es vorausgesagt — Du hast mir aber nicht gefolgt, hast alle Deine Versprechungen nicht gehalten, und mich sehen wollen. — Dafür habe ich Dich denn bestraft und bin Dir so erschienen, wie Du mich erblickt hast, unter der Gestalt, die Dich erschreckte. Aber dies war alle eine Wolkenhülle, die mich umgab, und ich bin aus ihr hervorgetreten, wie ein Silphe, wie ein wesenloser Dämon, um Ruhe und Liebe diesem Herzen wieder einzuflößen, das mein gehört und ewig mein bleiben wird!

Mathilde.

Also blos um mich zu bestrafen —

Herzog.

Ich bin jung, sage ich Dir — jung wie Du! — (er umarmt sie.) Ich schwöre es Dir.

Mathilde.

(nach links eilend.) Ich klingle gleich!

Herzog.

(erſchrocken) Mein Gott!

Mathilde.

Nun denn! — nein, nein! — ich klingle nicht.

Herzog.

Du würdeſt mich von neuem verlieren, und der Greis würde Dir wieder erſcheinen.

Mathilde.

O nein, nein! — es iſt mir noch ganz ängſtlich darnach! — Aber bedenke nur ſelbſt! — wenn man ſich von einem Weſen, das man liebt, das reizendſte Bild entworfen hat — und war ich denn auch wirklich ſo ſtrafbar, weil ich Dich kennen lernen wollte? — Du weißt gar nicht! Man hatte mir ſo Angſt vor Dir gemacht — (ſich verbeſſernd.) vor Ihnen.

Herzog.

Ich weiß: man hatte Dir geſagt, ich ſei ein Menſch, der Dich verführen wolle, — Dich hintergehen.

Mathilde.

(lachend.) Das iſt wahrhaftig wahr! — Du haſt's alſo gehört?

Herzog.

Und Du, Mathilde?

Mathilde.

Oh! ich habe es ihnen nicht geglaubt — ich will es ihnen nicht glauben — das würde mir gar zu weh thun — das brächte mir ja den Tod?

Herzog.

Nein, nein, glaube ihnen nicht! Meine Liebe ist keine Lüge — nie fühlte noch ein Mann aufrichtiger, wahrer, treuer! Seit dem Tage, wo ich hinter den Blättern verborgen hörte, wie Du Deinen Gespielinnen Dein ganzes reines, unschuldiges Herz eröffnetest, fühle ich sie. — Da hörte ich unter allen diesen Stimmen nur Eine, achtete nur auf Eine, lauschte nur Einer! — es war die Deine; sie drang mir bis in's Herz, sie überströmte mich mit Glück, Wonne und Liebe.

Mathilde.

(fährt ihm leicht mit der Hand über's Gesicht.) O ja, ja! — er ist noch jung.

Herzog.

(fortfahrend.) Von diesem Augenblicke an fühlte ich, daß ich Dich liebte — daß mein

Leben unauflöslich mit dem Deinen verbunden ſei. — Da vergaß ich um Deinetwillen alle meine Pflichten, meinen Rang, mein — (für ſich.) Halt!

Mathilde.

O! — o ſprich! ſprich nur immer weiter! — immer mehr! — ich bin ſo glücklich, wenn ich Dich ſprechen höre — und ich bedarf deſſen, denn ſiehſt Du, ich habe recht bitterlich geweint! — Man wollte mich verheirathen —

Herzog.

Ja, ja, an den Grafen Oskar — Deinen Couſin.

Mathilde.

Das weißt Du auch? (für ſich.) Er weiß aber auch alles!

Herzog.

Verſteht ſich — Ich war ja dabei.

Mathilde.

Nicht möglich! — aber wahrhaftig, es iſt wahr! — Du ſagteſt mir's ja!

Herzog.

Und Oskar? — Du liebſt ihn alſo nicht?

Mathilde.

Doch! — aber wie einen Bruder — Nicht anders! — Armer Oskar! Er hält mich für hintergangen. O! er irrt sich! — aber er will mir so wohl, sorgt so herzlich für mich — Ei, siehst Du, da mußt Du mir auch versprechen, Du, der so allmächtig ist, der alles thun kann, was er nur will, mußt mir auch versprechen, für sein Glück zu sorgen.

Herzog.

Das verspreche ich Dir. Und sieh nur, er steht ja schon in hohen Gnaden beim Herzog — den Du vielleicht liebst?

Mathilde.

Nein, o nein!

Herzog.

O verzeihe mir! Aber siehst Du, ich wäre so unglücklich, wenn ich einen Nebenbuhler in Deinem Herzen zu fürchten hätte! — An dem Abende, wo ich Dich zuerst hörte, sagtest Du doch —

Mathilde.

Ach, sei still! sei still! Das war ja thörigtes Geschwätz! — Recht thörigtes; nicht wahr? — Da kannte ich Dich noch nicht — und der Herzog ist so gut, so brav — und wenn ich

mich so recht glücklich fühle, und dann an Dich denke, so lege ich Dir ganz ohne daß ich's weiß, alles das Gute und Treffliche bei, das ich an ihm bewundere. Sein sanftes, wohlwollendes Wesen, seine unwiderstehliche Anmuth, den allerliebsten Ausdruck seiner Augen — Aber mein Gott! was rede ich da?

Herzog.

Rede nur fort. So etwas kann ich hören, ohne böse zu werden.

Mathilde.

Wie? wahrhaftig?

Herzog.

Ei ja wirklich. Denn ich liebe ihn — wie einen Bruder — und wohl noch mehr. Er ist der einzige Sterbliche, den Du lieben könntest, ohne daß ich eifersüchtig auf ihn würde.

Mathilde.

Es ist nicht möglich! — Aber nein — Du bist doch viel besser als er — o! viel, viel besser: denn du findest mich hübsch, Du sprichst mit mir, Du liebst mich sogar, während er mich mit einer Verachtung, einem Widerwillen behandelt, die — O! er haßt mich gewiß.

Herzog.

(ihre Hand an seine Lippen drückend.) Nein, nein, das nicht! — ich glaube es wenigstens nicht — und wäre es auch der Fall, so müßte man ihn deshalb bedauern. Es steht ja nicht in seiner freien Wahl, diejenige zu lieben, die ihm gefällt, die zu heirathen, die er liebt. — Er muß eine Gemahlin die Seine nennen, wie ein Staatsvertrag sie ihm beschieden hat, ein Vertrag, den er nicht brechen kann.

Mathilde.

Aber kann ich denn da dafür? — Und als ich mich ihm zu Füßen warf, und ihm eingestand, daß ich bereits vermählt sei — denn ich bin doch vermählt, nicht wahr? — mußte er mich denn da dem Grolle und Zorne der Excellenz der Baronin Preis geben?! — oh ich war sehr unglücklich! — und in Deiner Nähe vergesse ich es, daß ich es noch bin — Aber Du mußt mich beschützen, mußt mich ihrer Wuth entreißen.

Herzog.

(verlegen.) Wie? — was soll ich thun?

Mathilde.

Mich retten, ehe Oskar wieder zurück-

kommt. — Laß uns fliehen! ich bin bereit, Dir zu folgen.

Herzog.

(für ſich.) Welcher Gedanke! — wieder eine neue Verlegenheit!

Mathilde.

Bring' mich hin in die Gefilde, welche Du bewohnſt — mitten unter Felſen — oder in die Wolken — mir iſt alles gleich, wenn ich nur nicht hier bin, an dieſem Hofe, wo alle Blicke ſich auf mich richten, und mir das Blut in die Wangen treiben.

Herzog.

Nein! — faſſe Muth! — bleibe —

Mathilde.

Du biſt mein Beſchützer — mein Gemahl! — ich folge Dir!

Herzog.

Aber —

Mathilde.

(vor Ungeduld mit dem Fuße ſtampfend.) Aber ich will es ſo! — Siehſt Du! ich habe auch ein Köpfchen, und wenn ich das aufſetze —

Herzog.

Später, meine Geliebte! später! aber es giebt Verhältnisse, wo das Geheimniß —

Mathilde.

Wovor kannst denn Du Dich fürchten? — Wir gehen zusammen.

Herzog.

Nein, nein — ich kann nicht — ich bin nicht ganz frei. — Warte nur noch! Du sollst Dich von hier entfernen — ich will für Dein Glück, Deine Ruhe sorgen — aber unsre Liebe müssen wir verbergen, — oder alles wäre verloren!

Mathilde.

Ha! jetzt glaube ich, was sie mir gesagt haben — Du bist nicht der, für den Du Dich ausgiebst.

Herzog.

Und wenn es nun wirklich wahr wäre — wenn hingezogen zu Dir durch eine Liebe, die ich nicht besiegen konnte —

Mathilde.

(stößt ihn zurück, und sucht zu dem Tische zu gelangen.) O! lassen Sie mich! — lassen Sie mich!

würdigen Eltern, welche den Keim der Tugend in das jugendliche Herz mit treuer Sorgfalt legten, und das sechszehnjährige Mädchen trat aus den Jahren der Kindheit mit seltener Harmonie der Schönheit des Geistes, Herzens und Körpers. Sie ward eingeführt in das Gewühl des Lebens, und entzückte allgemein; doch alle die Lobsprüche und Schmeicheleien, welchen blühende Schönheit nicht auszuweichen vermag, alle auf Liebe und ernste Absichten deutende Annäherungen von Seiten der sieggewohntesten Jünglinge, machten keinen Eindruck auf ihr jugendliches Herz, und wurden stets von ihr mit Würde, oft mit Kälte zurückgewiesen. Fern von Eitelkeit blieb Sittsamkeit ihr schönster Schmuck. Sie zeichnete sich vor allen durch die lieblichste Einfachheit des Anzugs aus, und so wie mitten in dem Gewühle der Residenz das reinste Gefühl für die Schönheiten der Natur in ihrem Innern fortlebte, strebte sie in ihrem ganzen holden Wesen nach veredelter Natur, deren Erlangung reger Kunstsinn beförderte. Sie erreichte bald einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit in Tonkunst und Malerei: ihre liebliche Stimme tönte lebensvoll in ein gefühlvolles Spiel, und ihre geläuterte Phantasie zauberte mit meisterhaftem Pinsel die herrlichsten Gestaltungen der Natur. Doch auch mit diesen Vorzügen ausge-

Herzog.

Mathilde — vertraue mir! überlaſſe Dich mir! Ich liebe Dich!

Mathilde.

Nein! ich glaube Ihnen nicht mehr.

Herzog.

(will ſie in ſeine Arme ſchließen.) Glaube meinen Schwüren — meinem Entzücken!

Mathilde.

(eilt zur Klingel und ſchellt.) Laſſen Sie mich!

Herzog.

Was höre ich!

Mathilde.

Endlich werde ich Sie ganz kennen lernen!

Herzog.

(in den Hintergrund eilend.) Hollah!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, Güldenkraut.

Güldenkraut.

(ſchnell eintretend.) Was giebt's denn? — da bin ich ſchon! — ich wartete nur —

Herzog.

(ihn bei der Hand fassend, und leise) Still! — Verschwiegenheit! — bei Ihrem Leben! (geht schnell im Hintergrunde ab.)

Güldenkraut.

(ganz bestürzt.) Ah!

(Die Bühne wird plötzlich durch die Kerzen, mit welchen die Ehrenfräuleins eintreten, hell. Mathilde stürzt sich zwischen die Thür und Güldenkraut, der eben abgehn will.)

Zehnter Auftritt.

Güldenkraut. Mathilde, Caroline, Sophie, Clementine, Henriette. Dann die Uebrigen.

Alle Ehrenfräuleins.

(herbeieilend.) Ist er da? — der Dämon! — Endlich bekommen wir ihn zu sehen!

Mathilde.

(vor der Thür des Hintergrunds stehend.) Er ist da! — und soll nun nicht mehr hinaus!

Güldenkraut.

Da bin ich in einer schönen Klemme!

(er sucht zu entwischen.)

Caroline.

Wo iſt er denn?

Baronin.

(von links kommend.) Was geht denn hier vor, meine Fräulein? — Dieſer Lärmen —

Gülbenkraut.

(für ſich.) Nun das fehlte mir noch! — Auch Gudula!

Mathilde.

Verzeihung, Excellenz! — Gnade, Gnade! — Ich kannte ihn nicht — ich hielt ihn für redlich und aufrichtig. —

Baronin.

Aber wen denn?

Gülbenkraut.

(räuſpert ſich, und giebt ihr ein Zeichen.)

Baronin.

(erblickt ihn.) Was ſehe ich?

Caroline.

(zurückſchreckend.) Der Baron von Gülbenkraut!

Alle.

(erſchrocken.) Der Baron!

Mathilde.

(voreilend.) Was? — der Baron von — (zurückschreckend.) Oh! — das giebt mir den Tod! (sie sinkt in die Arme der jungen Damen.)

Baronin.

(sich das Gesicht verbergend.) Der Baron!

Gülbenkraut.

(für sich.) Das nenne ich doch Effekt machen!

Caroline.

Sie ist ohnmächtig!

Baronin.

Meine Damen! helfen Sie, helfen Sie!

(Clementine eilt ab, und kommt mit einem Flacon wieder.)

Gülbenkraut.

(während die Baronin den Fräuleins beisteht.) Und der Herzog hat mir ausdrücklich zugerufen: Still! Verschwiegenheit, bei Ihrem Leben! — Nun, meiner Treu — (will entwischen.)

Baronin.

(kommt wieder vor.) Herr Baron! Glauben Sie nicht, meinem gerechten Zorne zu entfliehen!

Güldenkraut.

O ich habe keine Worte — kann mich nicht erklären —

Baronin.

Und warum nicht?

Güldenkraut.

Weil — weil ich mich in der allerſonderbarſten Lage befinde — in einer Lage — aus der es kein Mittel giebt, ſich herauszuziehn — als indem ich mich entferne — und ich will daher —

Baronin.

Nein! Sie bleiben! Sich bei Nacht hier einſchleichen — wie ein geheimnißvolles Weſen — wie ein Silphe —

Güldenkraut.

Oh!

Baronin.

In Ihrem Alter! — O pfui! pfui!

Güldenkraut.

Meinetwegen pfui, und abermals pfui! Aber ein Silphe! ich! das müßte ich doch verteufelt pfiffig anfangen.

Baronin.

Sie ſind zu allem fähig.

Güldenkraut.

(der nur mit Mühe schweigt.) O nein doch! — Alle Wetter! — Ich weiß ja nicht, daß man hier das Quartier verändert hat — da komme ich denn — und finde mich hier — Nase gegen Nase — mit — mit dem — und dann — Ach! Sie werden mich noch dahin bringen, daß ich mit allem herausplatze.

Baronin.

Großer Gott! — verstehe ich recht? — jemand andres?

Güldenkraut.

Ich habe nichts gesagt! Gar nichts! So wahr mir der Himmel helfe, nichts!

Baronin.

Ich werde wohl Mittel finden, Sie zu zwingen, sich deutlicher zu erklären — ich werde meinen Vortrag an die Herzogin Mutter machen, ich werde ihr eröffnen —

(Hier erscheint der Graf Oskar im Hintergrunde; Caroline und Clementine eilen ihm entgegen, und theilen ihm mit, was vorgegangen ist: er nähert sich Mathilden.)

Güldenkraut.

Und ich werde ihr eröffnen, daß ich hier zu Ihnen wollte —

Baronin.

Großer Gott!

Güldenkraut.

Ja, zu Ihnen, — wo ich ſchon mehrere Male — als discreter und ſtets getreuer Liebhaber —

Baronin.

Das iſt nicht wahr!

Güldenkraut.

Wenn es Scandal giebt — wenn man erfährt —

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Graf Oskar.

Oskar.

Mein Himmel! was ſagen Sie? Wär's möglich!

Güldenkraut.

Nun auch noch der!

Mathilde.

O mein Couſin! Oskar!

Baronin.

Schweigen Sie!

Güldenkraut.

Er ſieht aus wie ein wüthender Löwe.

Oskar.

Das iſt ſchändlich, das iſt abſcheulich, und auf der Stelle will ich —

Mathilde.

Ja, ich beſchwöre Sie darum.

Oskar.

Seien Sie ruhig, Mathilde. (zu Güldenkraut, der abgehn will.) Erlauben Sie, mein Herr, — (zur Baronin.) Verzeihen Sie, Frau Baronin — man ſagt mir eben — daß vor wenig Augenblicken — O! ich weiß alles!

Güldenkraut.

(für ſich.) Er weiß alles — das heißt, er weiß gar nichts.

Oskar.

(ihn fixirend.) Ich bin ruhig — gefaßt — die Ehre dieſes Mädchens, die ich Ihnen anvertraue, macht es mir zur Pflicht.

Mathilde.

O ſprechen Sie nicht ſo, lieber Couſin, ich ſterbe ſonſt vor Furcht.

Güldenkraut.

(für ſich.) Und ich auch!

Oskar.

(für ſich.) Kaum kann ich's glauben!

Mathilde.

(mit erſtickter Stimme.) Fürchten Sie nichts für mich — ich bin reſignirt. — Ja, Oskar! er hat mich hintergangen. — Der Ton ſeiner Stimme, die er verſtellte — die Liebe, die er heuchleriſch nachzumachen verſtand — alles, alles war gegen mich verſchworen! — Ich überlebe es nicht — das fühle ich — aber verbüßen muß ich alles, das weiß ich — und ob er gleich ſo ſehr alt iſt — und ſo ſchrecklich häßlich — und ich ihn aus tiefſter Seele verabſcheue —

Güldenkraut.

Es iſt ein Engel!

Mathilde.

So werde ich ihn doch heirathen, Oskar, weil er mir verſprochen hat —

Baronin.

Nun, da ſehen Sie!

Güldenkraut.

Wer? ich — aber erlauben Sie doch, ich habe ganz und gar nicht —

Oskar.

Herr Baron! —

Güldenkraut.

(schnell.) Nichts! o nicht das geringste. (für sich.) Das diese verwetterte kleine Hexe auch gar nicht den Unterschied findet!

Oskar.

So wird denn jedermann hier, wie ich hoffe, seine Schuldigkeit thun. Jetzt aber bitte ich die Damen, uns zu verlassen. Wie die Sachen nun einmal stehen, muß ich mit dem Herrn Baron wegen einiger nothwendigen Einrichtungen sprechen, damit der Hof doch erfahre, welche Genugthuung —

Güldenkraut.

O! das ist gar nicht nöthig! ich versichere es Ihnen. — Denn diese Vermählung —

Oskar.

(ihm heftig die Hand drückend.) Schon gut, schon gut! (zur Baronin mit einer Verbeugung.) Gnädige Frau!

Baronin.

(im Abgehen leise zu Güldenkraut.) Daß Sie sich nicht unterstehen, und ein Wörtchen von mir! — (Güldenkraut verbeugt sich.)

ſtattet, ſtrebte ſie keinesweges nach Triumph. Eigene Fortbildung, Vervollkommnung der Kunſt, und die Freude ihrer Eltern, ſo wie des engeren freundſchaftlichen Kreiſes waren hierbei ihre einzigen Zwecke. Das Bild häuslicher Glückſeligkeit von der zarteſten Kinheit an in dem liebevollen Umgange ihrer Eltern vor Augen habend, war ihr jede Annäherung der Geſchlechter zuwider, welche ſich nicht auf jene einzig wahre, aus innigſter Uebereinſtimmung der Gemüther hervorgehende Liebe bezieht.

So war der Charakter dieſes Mädchens gebildet, welchem das Verhängniß ein ſo düſtres Loos beſchied, als Adolph von der hohen Schule zurückkehrte. Adolph — der Sohn des Jugendfreundes von Emmas Vater — erſchien als ein äußerſt liebenswürdiger Jüngling. Sein genialer Geiſt hatte ſich einen hohen Lichtpunkt des Wiſſens errungen, während die ungebundene Jovialität des Univerſitätslebens jenen Anſtrich von Offenheit ihm gab, welcher ſo oft mit einem hohen Grade von Leichtſinn vereint, treu liebender Unſchuld Gefahr und Unglück bereitet. Adolph beſaß ganz dieſen Charakter; angeborne Lebhaftigkeit bei wilder Umgebung hatte in ihm Reinheit der Sitten und Zartgefühl gänzlich ertödtet.

Täglich in dem Hauſe des väterlichen Freun-

Caroline.

(mit den Ehrenfräuleins abgehend.) Die arme Mathilde! und ich wollte vorhin ſo gern an ihrer Stelle ſein!

Mathilde.

(im Abgehn.) Alles ſpricht dafür, und doch will dies Herz hier es noch nicht glauben, daß dieſer da es war!

Oskar.

Beruhige Dich, Mathilde, Dir bleibt Dein treuer Bruder!

Zwölfter Auftritt.

Gülbenkraut. Der Graf Oskar.

Oskar.

(begleitet die Damen bis an die Thür, kommt dann zurück und ſpricht mit halb vor Zorn erſtickter Stimme.) Baron von Güldenkraut, Sie ſind ein Schurke, ein feiger Menſch —

Güldenkraut.

He? — was iſt gefällig?

Oskar.

(ihn am Arm packend.) Ja, ein feiger Menſch!

— Sie haben sich in Nacht und Geheimniß gehüllt, um ein armes, leichtgläubiges, schuldloses Kind zu verführen —

Gülbenkraut.

(die Hand zurückziehend.) Ei, Herr Graf — ich habe niemand verführt! niemand! — So lassen Sie mich doch los! — Alle Wetter! man quetscht die Leute nicht so um nichts und wieder nichts zusammen.

Oskar.

Mir liegt es ob, Mathildens Ehre zu retten, die mir eben so viel gilt als die meinige, mein Herr!

Gülbenkraut.

Das kann sein, aber was geht denn das mich an?

Oskar.

Sie sehen selbst, mein Herr — Mathildens Thränen — ihre eigne Bestürzung — alles bestätigt die Wahrheit. — Dieser Verrath kann nur mit einer Heirath enden.

Gülbenkraut.

Ja, ja, das ist vollkommen wahr — aber man kann doch die Sache auf eine andre Art abthun — Man hat Beispiele am Hofe.

Oskar.

Abthun? — Ja, da haben Sie Recht. — Ein Zweikampf auf Leben und Tod —

Güldenkraut.

Ei, lieber gar!

Oskar.

Wer Mathilden hinterging, der muß ſein Leben wagen an das meine! Folgen Sie mir alſo auf der Stelle.

Güldenkraut.

Ach, bewahre!

Oskar.

Ihr Leben oder das meine!

Güldenkraut.

Keins von beiden!

Oskar.

Sie müſſen ſich ſchlagen, kommen Sie!

Güldenkraut.

(für ſich.) Das heißt doch den pflichtſchuldigen Gehorſam zu weit treiben! (laut.) Nein! Herr Graf, ich ſchlage mich nicht, ſage ich Ihnen.

Oskar.

(ihn bei'm Arme fassend.) So— schleppe ich Sie fort.

Güldenkraut.

(sich wehrend.) Greifen Sie mich nicht an! (der Herzog tritt ein.) Der Herzog!

Oskar.

Himmel!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Herzog.

Herzog.

Was giebt's hier? — Was haben Sie, meine Herrn?

Oskar.

Euer Durchlaucht, ich verlange Genugthuung vom Herrn Baron von Güldenkraut, wegen eines Schimpfs, den er meiner Familie zugefügt hat.

Herzog.

Ha! ich verstehe.

Güldenkraut.

(zuversichtlich.) Und ich, Euer Durchlaucht,

ich bin bereit, dem Herrn Grafen zu folgen, und dieſen neuen Beweis eines Pflichteifers, einer treuen Ergebenheit darzulegen — (ſich beſinnend.) das heißt, eines Muthes — der — die —

Oskar.

(erſtaunt.) Sie? Herr Baron!

Güldenkraut.

Kommen Sie!

Herzog.

(ſie zurückhaltend.) Meine Herrn —

Oskar.

Euer Durchlaucht — aber die Beleidigung, die er uns zugefügt hat, fodert Blut!

Güldenkraut.

(ſich dem Herzoge nähernd.) Ich bin bereit —

Herzog.

Oskar! — der Baron wird Ihnen gewiß eine Genugthuung nicht abſchlagen, welche nur unüberſteigliche Hinderniſſe verſchieben konnten — aber eines Tages, wenn eine Vermählung —

Güldenkraut.

Eine — (für ſich.) Was? — Er will mich doch nicht etwa gar — je nun ja! — aber!

Oskar.

Eine Vermählung? Jetzt verwerfe ich sie! — Der Hof soll die Beschimpfung und die Rache zu gleicher Zeit kennen lernen. — Er nimmt mir mein Leben, oder ich ihm das seine.

Gülbenkraut.

(den Herzog ansehend.) Ein Zweikampf! — ein wirklicher Zweikampf!

Herzog.

Ich untersage ihn.

Gülbenkraut.

Der Herzog weiß, daß er keinen gehorsamern Unterthan hat, als mich.

Oskar.

Mein Herzog! Sie können einen Gehorsam nicht von mir verlangen, der unter solchen Umständen unmöglich —

Herzog.

Und doch verlange ich ihn.

Oskar.

Das hieße, mich zu einer Feigheit zwingen! — Es handelt sich hier um meine Ehre! — Baron! folgen Sie mir! Dieser Zweikampf —

Herzog.

Wird nicht ſtattfinden.

Oskar.

(geht hinter dem Herzog weg und ſteht bei Güldenkraut.) Selbſt wider Ihren Willen —

Herzog.

(ausbrechend.) Unglückſeliger!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Mathilde. Die Ehrenfräuleins. Die Baronin.

Baronin.

Allmächt'ger Himmel!

Mathilde.

Ha! — der Herzog!

Oskar.

(mit Ergießung.) Herzog Friedrich! — ſich gegen mich mit Ihrer fürſtlichen Gewalt zu bewaffnen, um mich in aller Augen zu entehren — das iſt nicht gut von Ihnen gethan — das heißt die Pflichten der Gerechtigkeit und Freundſchaft mit Füßen treten. —

Herzog.

(zornig.) Graf!

Mathilde.

Mein Gott!

Güldenkrauk.

(für sich.) Er redet sich um den Hals! — er fällt — desto besser für mich.

Oskar.

Heißt alle Bande lösen, die mich an Sie fesseln — und in welchem Augenblicke? — in demselben, wo ich noch in dieser Nacht den glücklichen Erfolg meiner Unterhandlungen erfuhr — wo ich eben zu Ihnen eilen wollte, um Ihnen, als beßten Beweis meines Diensteifers Ihre Freiheit zurückzugeben, das Glück, nach welchem Sie so innig sich sehnten.

Herzog.

Was sagen Sie?

Oskar.

Die Schwester des Gesandten hat es mir gemeldet — ich habe es endlich errungen — Ihre Vermählung ist abgebrochen.

Herzog.

Ich bin frei!

Oskar.

(ihm einen Brief gebend.) Lesen Sie selbst.

Herzog.

O geben Sie! (nimmt ihn.)

Güldenkraut.

(für sich.) Ich glaube, er steigt wieder! — ei, um so schlimmer!

Oskar.

Mein Fürst! dies war der letzte Dienst, den ich Ihnen erweisen konnte, und dies mein Lohn dafür. — Sie entzogen mir Ihre Gnade, nehmen Sie nun auch diesen Degen zurück! Sie haben ihn nicht für würdig erachtet, den Schimpf einer gekränkten Familie zu rächen, und so kann ich ihn denn auch nicht mehr tragen. Nehmen Sie ihn zurück. (er wendet sich zum Abgehn.)

Herzog.

Oskar!

Mathilde.

Gnade, mein Fürst! Gnade! (auf den Knieen.) Lassen Sie Ihren Zorn nur mich entgelten, denn nur ich bin strafbar! nur um meinetwillen opfert er sich selbst.

Herzog.

(giebt Mathilden die Hand, und erhebt sie würdevoll.) Und deshalb verzeihe ich ihm! — ich will nicht einen undankbaren und empörten Unterthan da erblicken, wo ich den Eifer und die Hingebung eines Freundes sehe. Fürst von Perlen — (Mathilde staunt immer mehr, je länger sie der Stimme des Herzogs lauscht.)

Oskar.

Ich?

Herzog.

Durch den neuen Vertrag, den Sie zu Stande brachten, und meine Hand dadurch wieder frei machten, haben Sie mich gerettet! Ich schwöre Ihnen dafür einen Dank, eine Freundschaft zu, die nur mit meinem Leben enden sollen — Ich werde selbst der Schwester des Gesandten antworten — sie soll einen edlen Mann glücklich machen — und sie wird es.

Mathilde.

(mit Entzücken.) O! diese Stimme! —

Oskar.

Mein Fürst! Die Ehre meiner Familie. —

des, konnte es nicht fehlen, daß auf Adolph — den bisher wandelnden Verehrer des schönen Geschlechtes — die geistigen und körperlichen Vollkommenheiten Emma's, welche er in so hohem Grade noch in keinem weiblichen Wesen vereinigt fand, einen tiefen Eindruck machten. Er überredete sich, daß wahre Liebe ihn zu dem herrlichen Mädchen hinziehe.

Emma, zum ersten Male einen jungen Mann findend, welcher der Unterhaltung einen höhern Werth als den der Einverwebung fader Schmeicheleien zu geben wußte; welcher als Resultate seines Wissens die herrlichsten Grundsätze aussprach; welcher als wahrer Künstler auf mehreren Instrumenten gegenseitiges Gefühl in meisterhaften Tönen vereinte, und als Kenner der Malerei Lobsprüche der richtigen Beurtheilung unterzuordnen wußte, fühlte sich hingezogen zu ihm, und glaubte den offnen, biedern, treuen Mann zu erkennen, welcher nächst diesen Tugenden jenen Grad geistiger Ausbildung besitze, der für höhere Lebensfreuden unerläßlich ist.

Immer traulicher wurde der Umgang der jungen Leute, immer fester die Bande, welche geistige Bildung, gegenseitige Mittheilung und die zauberische Blüthe jugendlicher Schönheit um ihre Herzen legte. Mit Freuden bemerkten die Eltern

Herzog.

Muß der wieder herſtellen, der ſie antaſtete. (er nähert ſich Mathilden und ſpricht mit Liebe.) Mathilde! — wenn nun dieſer Dämon — dieſer Nachtgeiſt — nur ein einfacher Sterblicher wäre — jung wie Sie — liebend und treu wie Sie — dem Ihr offnes Geſtändniß, das er eines Abends, hinter den Blättern einer Laube verborgen, belauſchte, den Muth verlieh, ſich durch Täuſchung Ihnen zu nahen —

Mathilde.

(mit Entzücken zuhörend.) Sprechen Sie — o ſprechen Sie nur immer und immer fort!

Herzog.

Wenn er nun käme, dieſer Sterbliche, endlich frei mit ſeiner Hand ſchaltend, durchdrungener als je von Ihrer Schönheit, Ihrer anſpruchloſen Anmuth käme, und Sie um Vergebung für ſeine Kühnheit flehte, die er mit einem Herzogshute vergüten will —?

Mathilde.

Was höre ich? — Iſt's denn kein Traum? — Sie! — O Gott!

Herzog.

Antworte mir, Mathilde! — Wenn er Dich bis zu sich erhöbe — würdest Du ihm verzeihen?

Mathilde.

Wer? — Der Dämon?

Herzog.

(mit Bezug.) Ich liebe ihn wie einen Bruder, und wohl noch mehr! Er ist der einzige Sterbliche, den Du lieben könntest, ohne daß ich eifersüchtig auf ihn würde.

Mathilde.

(sinkt vom Gefühl übermannt in seine Arme.) O mein Gott! er ist es! — Ja, Du bist es!

Alle.

Mathilde.

Oskar.

Wär's möglich?!

Güldenkraut.

(leis zu Oskar.) Ich wußte es wohl, daß Sie mir nicht den Degen durch den Leib jagen würden.

Oskar.

Aber wie iſt's denn zugegangen, daß man den Herrn Baron von Güldenkraut da gefunden hat, wo —

Baronin.

(bei Seite, angſtvoll.) Ach, Du mein Gott!

Herzog.

(ſchnell.) Er begleitete mich. (ſich wieder zu Mathilden wendend.) Wirſt Du nun auch den Sterblichen eben ſo lieben, wie Du den Dämon liebteſt?

Mathilde.

(den Kopf an ſeiner Bruſt verbergend.) Ach, noch viel mehr!

Caroline.

(halb für ſich.) Nun möchte ich doch wieder an ihrer Stelle ſein!

Der Vorhang fällt.

Clementinens Eheſtand.

(Als Fortſetzung des Schauſpiels Clementine im erſten Bändchen des dramatiſchen Vergißmeinnichts.)

Schauſpiel in 2 Aufzügen.

Nach dem Franzöſiſchen des Laſitte und Desnoyer

von

Th. Hell.

(Wo das Stück, deſſen Fortſetzung hier folgt, unter dem Namen Gabriele nach der Caſtelliſchen Bearbeitung gegeben worden, bedarf es nur der Abänderung der Perſonennamen in die dort angenommenen.)

Personen.

Ernst, Graf von Halburg.
Clementine, seine Gemahlin.
Heinrich Müller, Freiherr von Oelsach.
Caroline, seine Gattin.
Baron von Seligmann.
Mathilde, seine Tochter.
Benedict, Haushofmeister.
Birmann, Jäger.

Scene: Schloß des Grafen Halburg, zwei Jahre nach dessen Vermählung.

Erſter Aufzug.

Ein engliſcher Garten. Rechts ein kleiner Pavillon mit einem Fenſter, durch das man, wenn es offen, in's Innere deſſelben ſieht. Einige Stufen führen hinauf.

Erſter Auftritt.

Ernſt. Benedict.

Benedict.

Ja, mein Herr Graf, die Zimmer ſind vorgerichtet, und man ſtreut nur noch Sand in die Alleen im Garten.

Ernſt.

Bedenke, lieber Benedict, daß der Hofrath und ſeine Frau von einer Reiſe durch ganz Frankreich und Italien zurückkommen, und folglich ſo viel geſehen haben, daß —

Benedict.

Ach, hätte ich's nur machen können, wie ich's gewollt — aber da ist der wunderbare Mensch, der Herr Baron Seligmann! Es sind doch nun schon vier Monate her, daß er, während Sie verreis't waren, dieses Schloß hier an die Frau Gräfin verkauft hat, und immer noch commandirt er darin, als ob's noch sein eigen wäre. — Beschneidet man da einen Baum, gleich schreit er, ihr macht mir meine Baumgruppen zu Schanden! — streut man Sand in eine Allee, da verdirbt man ihm die Natur — setzt man eine Statua wieder auf ihr Piedestal, so ist das Jammer und Schade und stört das Pitoreske! — Nun, da muß ich gestehen, daß es hier, ehe ich mich endlich drein gemischt habe, so viel Pitoreskes gab, daß man bei jedem Schritte darüber stolperte.

Ernst.

Du mußt billig seyn, guter Benedict! Der Baron trennt sich ungern von diesem seinen Eigenthum, da sind wir denn darüber mit einander einig geworden, daß er bis Ende Herbstes hier bleiben soll. Ich bin hier geboren und erzogen, sagte er, und es giebt so viele Zimmer

in dieſem Schloſſe, daß Sie mir wohl ein kleines Winkelchen einräumen könnten, bis die ſtrengere Jahreszeit die ſchönen Bäume entblättert, die Blumenbeete verwaiſ't haben wird. Aber die Natur in ihrem Feſtſchmucke verlaſſen zu müſſen —

Benedict.

Das heißt, die Wälder verlaſſen zu müſſen, wenn es noch von Wildpret darin wimmelt.

Ernſt.

Ja, das muß man ſagen, daß der Baron die Jagd gewaltig liebt.

Benedict.

Und auch Sie, Herr Graf, auch Sie lieben die Jagd — oder vielmehr — Sie ſehen's gern, wenn der Baron auf die Jagd geht; o das begreift ſich leicht! Er hat eine ſchöne Tochter — und wenn er nicht zu Hauſe iſt, leiſtet Fräulein Mathilde der Frau Gräfin Geſellſchaft.

Ernſt.

Allerdings, und da ſie alle Eigenſchaften beſitzt, um die Einſamkeit zu erheitern —

Benedict.

Oho, ſie beſitzt auch alle die, die man von

einer Dame in der großen Welt verlangt, wenn ich mich anders recht darauf verstehe. Nun, die Ankunft von Herr und Madame Müller werden wohl Fräulein Mathilden ein wenig Ruhe gönnen lassen.

Ernst.

Wie glücklich würde mich nicht ihre Ankunft machen — wenn ich ihnen nicht sogleich mit einer schmerzlichen Nachricht entgegen kommen müßte! — Sie haben eine so innige, so brüderliche Liebe für Clementine! — Arme Clementine! — Als sie abreis'ten, lachte ihr noch alles entgegen — sie waren noch Zeugen unsrer Freude, unsrer Hoffnungen! — O! sie wissen nicht, wie furchtbar diese getäuscht worden sind!

Benedict.

Sie werden aber auch zugleich erfahren, daß Ihre Zärtlichkeit, mein Herr Graf, dadurch nicht im mindesten schwächer geworden ist, und daß dieses neue Unglück Clementinens Sie nur noch inniger an diese angekettet hat.

Ernst.

(ihn schnell unterbrechend.) Lieber Benedict, wäre es nicht besser, wenn ich unsern Freunden entgegenginge — sie in Kenntniß setzte — vor-

beider ein Verhältniß, das auf innigste Uebereinstimmung begründet scheinend, durch das Verschmelzen der herrlichen Bildung das höchste Lebensglück versprach.

Noch war es zwischen Emma und Adolph zu keinem Geständnisse gekommen; Wissen und Kunst hatte alle Stunden des Beisammenseyns ausgefüllt. Ein schöner Frühlingsabend führte jenes herbei. Sie hatten die Eltern auf einem Spaziergange nach dem jenseitigen Ufer begleitet. Das in mannichfaltigen zarten Gestalten freundlich wirkende Wiedererwachen der reizenden Natur, der beseligende Lebenshauch ihres keimenden, aufstrebenden Alls hatte das tief fühlende Mädchen ganz in jene Stimmung versetzt, welche der häufig unbewußten Sehnsucht überwiegend die Ahndung hoher Seligkeit beimischt, und auch den Jüngling durchglühte ein Gefühl, dessen er seit Jahren nicht fähig gewesen war. Die Eltern rufte Versprechen in Gesellschaft, doch gewährten sie gern den von Emma und Adolph geäußerten Wunsch, den Abend dem Genusse der Natur zu weihen. Beide wandelten Arm in Arm über die Brücke, und fanden dort einen Ruhepunkt in einem der Rundtheile. Unter ihnen im Silberlichte des Mondes der Fluß auf sanften Wogen froh bekreiste Gondeln tragend, gegenüber sich in dem

bereitete? — Noch wissen sie nicht das geringste von diesem neuen Unglück der Gräfin — Arme Clementine! — Welch' ein Unterschied gegen damals! — Nein, nein, ich muß mit ihnen sprechen, ehe sie Clementinen selbst erblicken! — Gieb Befehl, daß man mir sogleich mein Pferd sattle.

Benedict.

Ich gehe schon, gehe schon, Herr Graf! (Er betrachtet den Grafen im Abgehen bedeutsam und sein Gesicht drückt einen Zweifel aus; der Graf, welcher glaubte er sey schon fort, wendet sich und Benedict ruft nochmals schnell.) Ich gehe, gehe!

(geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Ernst allein.

Sollte er mich errathen haben? — Ach! wenn das Gewissen nicht ruhig ist, scheint es uns, als ob Jedermann in unserm Herzen lesen könnte, jeder Blick erschreckt uns, jedes Wort scheint zwiefachen Sinn zu haben, und wir verstehen nur den, der uns peinigt. Mit welcher Freude würde ich sonst sie aufgenommen haben, diese guten, diese wahrhaften Freunde! —

Aber Clementinens Freunde können nicht mehr die meinigen seyn! — O wie schwer, wie unendlich schwer lastet meine Verirrung jetzt auf meinem Herzen!

(Er setzt sich in Nachdenken versenkt nieder. Während des treten der Baron Seligmann und Mathilde ein.)

Dritter Auftritt.

Ernst. Baron Seligmann. Mathilde.

Baron Seligmann.

(klopft Ernst vertraulich auf die Achsel.) Nun, mein junger Freund! — oho, es ist weiter niemand als wir, Seligmann und Mathilde — aber ich glaube wahrhaftig, daß selbst meine Tochter nicht im Stande wäre, Sie aus Ihren Träumereien zu wecken.

Ernst.

Herr Baron! (mit einem Blick auf Mathilden, der nur für diese bedeutend seyn soll.) Mein Fräulein! Verzeihung! Aber Sie wissen, daß ich Freunde erwarte, und die Anstalten dazu —

Baron.

Ja, ja, Anstalten, welche die unsern ein

wenig derangirt haben! So ein köſtliches Wetter, und unſre Jagd —

Ernſt.

(lächelnd.) Beruhigen Sie ſich, lieber Baron; es iſt nicht das geringſte derangirt, nur ein wenig aufgeſchoben. —

Baron.

O ja, und bis dahin wird das hauende Schwein ganz gehorſamſt gebeten, Geduld zu haben. Nein, mein Freund, das geht nicht! Sie bringen auf dieſe Art den Leutchen, welche Sie erwarten, gleich eine ganz falſche Meinung bei. Der Beſitzer eines Schloſſes empfängt, erwartet aber nicht. Alles zu ſeiner Zeit! Iſt die Koppel fertig, läßt das Hüfthorn ſich hören, dann zu Pferde! — ſchlägt die Frühſtücksſtunde, dann zu Tiſche! Und alles ſo, eins nach dem andern! Ihr Herren Beſuchenden, kommt wenn ihr wollt, aber kommt zur rechten Zeit. Ein Schloß hat ſeine Regeln wie ein Kloſter. Aber Sie haben lange in Frankreich gelebt, und in dem Lande geht alles anders zu.

Ernſt.

Und doch geht alle Welt dahin. — Sie ſelbſt. —

Baron.

Es ist eine nothwendige Pflichtreise für jeden Deutschen, der nicht gerade arm ist, und eine Tochter hat. Man muß ja doch den Frauen das irdische Paradies der Mode zeigen, wo man alles, und mit der bewunderungswürdigsten Leichtigkeit fabrizirt: Bücher für einen Tag, Putz für eine Stunde, Journale für einen Abend und Theaterstücke — nun, daß weiß ich nicht, wie lange sie dauern, denn ich habe nie eins ausgewartet. Jetzt mag nun aber so ein braver Nord- oder Süddeutscher kommen und um meine Mathilde anhalten, er wird eine Frau in ihr finden, die vollkommen das nöthige Talent sich erworben hat, ihre Mitgift in der kürzest möglichen Zeit durchzubringen.

Mathilde.

Väterchen macht es Spaß, mich ein wenig zu quälen. — (mit Festigkeit.) Er weiß nur zu gut, daß ich gar nicht wünsche mich zu verheirathen.

Baron.

O ja, ich weiß recht gut, daß alle Mädchen so sprechen.

Ernſt.

(mit gezwungenem Lächeln und Mathilden anſehend) Und doch dann ihre Anſicht ändern, nicht wahr?

Mathilde.

(ſchnell.) Ich nicht; nein, wahrhaftig nicht! — Denn andre haben keinen ſolchen Vater wie ich.

Baron.

Ha, ha, Du ſchmeichelſt mir, und willſt mich dadurch zu gewinnen ſuchen! — Sehen Sie, lieber Graf, dieß Mädchen da, mit ihrer ſanften Miene, ihrem Engelsköpfchen — ſollten ſie wohl glauben, daß ſie mir ſeit zehn Tagen Widerſtand leiſtet, das heißt, ſie weint und weint, und will nicht begreifen, daß ich alt bin.

Mathilde.

Lieber Vater!

Baron.

Es hat ſich eine Parthie für ſie gefunden. Der Major Seldorf, und —

Ernſt.

(zu Mathilden mit dem Ausdrucke der Dankbarkeit.) Und Sie ſchlagen eine ſo glänzende Parthie aus?

Mathilde.

Es ſchmerzt mich unendlich, meinen Vater zu betrüben, aber — ich muß! und ich ſchlage ihn aus.

Baron.

Daſſelbe wiederholt ſie mir nun ſchon ſeit zehn Tagen — ich ſchlage ihn aus! — Aber da liegt offenbar ein Geheimniß dahinter verſteckt, das man ſeinem Vater verſchweigt, und das nur eine Freundin herausbringen kann. Herr Graf, ich dächte, wir trügen dieſe Unterhandlungen Ihrer Frau Gemahlin auf.

Ernſt.

Clementinen?

Baron.

Ja, ja, lieber Graf! Stellen Sie ſich nur vor, daß wenn ich ſo auf eine von den Schwierigkeiten ſtoße, die ſelbſt zwiſchen einem zärtlichen Vater und einer folgſamen Tochter nicht ganz wegfallen können, ich nur zu drohen brauche, Clementinen darin zur Schiedsrichterin zu machen, ſo ruft ſie gleich: Clementinen! und gehorcht auf der Stelle.

Ernſt.

O ja, es iſt nicht zu läugnen, daß hier,

und wo man nur die Gräfin kennt, ſie jene Gewalt über die Gemüther ausübt, welche das Unglück verleiht, wenn man es mit Muth trägt, und ich bin dem Fräulein dafür dankbar, daß ſie auch daſſelbe Gefühl theilt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Benedict.

Benedict.

Herr Graf, wenn Sie zu Pferde ſteigen wollen —

Ernſt.

Ach ja, ich will meinen Freunden entgegen reiten. Verzeihen Sie, Herr Baron! mein Fräulein, wenn ich zurückkomme, ſprechen wir weiter von dieſen Plänen.

(geht mit Benedict ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Baron. Mathilde.

Baron.

Mathilde, Du haſt gehört, was ich dem Grafen geſagt habe.

Mathilde.

Ich beschwöre Sie, mein Vater, geben Sie diesen Gedanken auf! — Die Gräfin! — Und was könnte ich ihr denn sagen? was sollte ich ihr denn nur entdecken? Wenn ich ein Geheimniß besäße, würde ich es nicht schon längst Ihnen mitgetheilt haben? Ihnen, und nur Ihnen allein! Die Gräfin ist gut, wohlwollend; niemand mehr als ich kann ihr diese Gerechtigkeit wiederfahren lassen, aber sie ist bei alledem eine Fremde für mich, indeß Sie —! o ich kenne ja Ihr Herz, Ihre Nachsicht —

Baron.

Meine Schwäche, willst Du sagen. O die Weiber! die Weiber! Als ich noch jung war, führte meine Schwester mich mit ihrer Freundschaft am Gängelbande; ich heirathete, und meine Frau that dasselbe mit ihrer Liebe, und als ob es in meiner Bestimmung läge, einer solchen Teufelsoberherrschaft nie entrinnen zu können, führt mich jetzt meine Tochter mit ihrer Zärtlichkeit daran. Ja, die Obergewalt der Frauen über mich hat schon mit meiner Amme angefangen. Aber bei alle dem soll man in einer Sache, wo es sich um Dein Glück, Deine

Zukunft handelt, nicht ſagen, daß der Baron Seligmann keine Energie beſeſſen habe. — Willſt Du heirathen oder nicht?

Mathilde.

Ich wünſche, mich nie von Ihnen zu trennen.

Baron.

Nun dann, ſo ſoll man mir es nicht aus dem Kopfe wegſchwatzen, daß meine Vermuthungen gegründet ſind.

Mathilde.

(erſchreckt.) Welche Vermuthungen?

Baron.

Weißt Du auch, daß das ſchlecht von Dir iſt, Mathilde?

Mathilde.

Mein Vater!

Baron.

Sehr ſchlecht!

Mathilde.

(für ſich.) Mein Himmel!

Baron.

Das ſind noch ſolche Folgen von unſerer Reiſe durch Frankreich. — Verwünſchte Reiſe!

Mathilde.

(beruhigter.) Wie, mein Vater?

Baron.

O ja, ja! der Herr Baron von Oelsach —

Mathilde.

(für sich.) Ich schöpfe wieder Athem! — Ich glaubte zu vergehen!

Baron.

(seine Tochter lebhaft zu sich wendend) Nicht wahr! das ist es! Oh! mich hintergeht man nicht so leicht! Er war liebenswürdig, das ist wahr; gar zu liebenswürdig! aber bei alle dem erfuhren wir doch, daß er schon eine Frau habe. Weißt du, mein armes Kind, was das sagen will, den Gemahl einer andern zu lieben?

Mathilde.

(einen Schrei ausstoßend.) O! mein Vater! — um des Himmels willen!

Baron.

(den Ton ändernd.) Hab' ich Dir weh gethan? Du weinst! Verwünschte Heftigkeit! weine nicht, Mathildchen! Ach, so weine doch nicht! — Wußtest Du es denn, daß der Mensch verheirathet war? Wer darf's wagen zu behaupten,

Wellenspiegel wiegend, das Weingebirg mit reizend wechselnden Gestalten, belebt durch zahlreiche freundliche Häuser, welche den lebensvollen Reiz dieser Gegend selbst über den der Rheingebirge erheben. Emma war in stummes Entzücken versunken. Adolph unterbrach endlich das Stillschweigen. „Emma," sagte er, „lassen Sie das schöne Verhältniß, welches beglückend aus geistiger Wechselwirkung hervorgeht, — lassen Sie es uns durch das Geständniß der Liebe heiligen. Schenken Sie, theure Emma, dem Jünglinge Ihr Herz, der nur durch den innigsten Verein mit Ihnen des Lebens höchstes Glück erringen kann." Mit Würde und tiefem Gefühle erwiederte Emma: „Adolph, ich glaube in Ihrem Geiste und Herzen das gefunden zu haben, welches allein die Dauer der Glückseligkeit begründet, aber . . . Treue bis in den Tod" . . . „Bis in den Tod," fiel begeistert Adolph ein, und der erste Kuß der Liebe war die Weihe des heiligen Bundes. Mit dem Himmel im Herzen verließen die Liebenden das blaue Gewölbe der lieblichen Nachtfreie, und eilten in die Arme der durch die Realisirung ihrer herzlichsten Wünsche hochbeglückten Eltern. Die feierliche Verlobung verschönte den folgenden Abend, und die Gewißheit einer baldigen Anstellung für Adolph

daß Du es gewußt haſt? Er hatte Dir die Wahrheit verheimlicht. O! das iſt ganz einfach, ein Legationsrath —

Mathilde.

Mein Vater! Sie ſind getäuſcht worden und die Gemahlin des Herrn von Oelſach auch. War es denn meine Pflicht, mich zu erkundigen, ob ein geiſtreicher Mann, der mit mir von Deutſchland, von unſerm Vaterlande ſprach, verheirathet ſey oder nicht? Die Lebhaftigkeit jener Dame iſt an der ganzen Unannehmlichkeit Schuld. Ich liebe niemand, durchaus niemand in Frankreich, das ſchwöre ich Ihnen, lieber Vater. Ich fühle mich durch keine Erinnerung gewaltſam dahin gezogen.

Baron.

(mit voriger Lebhaftigkeit.) Nun gut! ich will's glauben. Aber dann redet man, dann weint man nicht, dann macht man nicht die Leute unruhig und ängſtlich, die uns lieben. Soll ich denn aber einem albernen kleinen Mädchen noch große Entſchuldigungen machen? Höre alſo! Du wirſt heirathen! — Du mußt heirathen! Du ſollſt glücklich ſeyn, das iſt nun einmal mein Wille, mein feſter, eiſerner Wille!

(den Ton ändernd.) Das ist der Wunsch Deines Vaters; verstehst Du mich, Mathilde! — Alle Wetter! ich bringe Dir alle mögliche Opfer: damit Du in Wien recht anständig auftreten kannst, verkaufe ich mein Schloß, schlage ich meine Ländereien los, — soll ich denn das Alles umsonst gethan haben? Mein Schloß! eine alte Lebensreliquie, an dem jeder schwärzgewordene Ziegelstein ein hochachtbares Alterthum bezeugt, und jetzt muß ich das Herzeleid erleben, es ganz neu herausgeputzt zu sehen! Zu sehen, wie man diese ehrwürdige alte Dame eine kokette, neumodische Miene annehmen läßt, wie man die Wohnung meiner Väter zu einer italienischen Villa, einem französischen Pavillon, Gott weiß zu was alles umwandelt. Alles das erdulde ich ruhig und gelassen um Deinetwillen, aber nun verlange ich auch — nun wünsche ich auch, daß du mir Dank dafür weißt.

Mathilde.

O, lieber Vater! wenn ich Sie nicht innigst liebte, wäre ich ja das undankbarste Geschöpf auf der Welt, die entartetste aller Töchter!

Benedict.

(in der Scene.) Nur hierher, Herr Müller!

Baron.

Herr Müller! Ohnſtreitig die neuen, längſterwarteten Ankömmlinge. Dann fort, Mathilde, ich bin nicht eiferſüchtig, aber ſeit ich nicht mehr die Gäſte als Beſitzer hier empfangen kann, zeige ich mich doch lieber dann erſt, wenn ſie bereits hier eingeführt worden ſind.

(nimmt Mathilden unterm Arm und geht rechts mit ihr ab.)

Sechſter Auftritt.

Benedict. Müller und Caroline.

(treten im Hintergrunde auf.)

Müller.

Nein, nein, lieber Benedict, wir haben niemand begegnet.

Benedict.

Aber doch —

Caroline.

(zu Müller.) Du biſt an alle dem Schuld! Du haſt ſo ganz ſonderbare Anordnungen getroffen.

Müller.

Ungemein ſonderbar! Wahrhaftig! Ich habe

ganz einfach dem Postillon gesagt, daß er immer auf der Chaussee fortfahren soll, und Du, Du hast ausdrücklich verlangt, Querfeldein zu fahren.

Caroline.

Nun ja! und deshalb bist Du eben gerade daran Schuld! Hättest Du nichts gesagt, so hätte ich gar nicht Acht darauf gehabt und wir wären geradeaus gefahren.

Benedict.

Das heißt so viel, als, die Regierung im Hause gehört immer noch der gnädigen Frau!

Caroline.

Benedict macht seine alten Vorrechte wieder geltend, darum verzeihe ich ihm, aber bedenken sollte er doch, daß er jetzt ein wenig mehr Respect als sonst beweisen möchte, und das was er der Hofräthin Müller sagen konnte, nicht mehr für die Baronin Oelsach paßt.

Benedict.

Baronin Oelsach?! — ah!

Caroline.

Baronin, und folglich theilt der Herr Geheime Legationsrath diesen Titel mit mir.

Müller.

Ja, lieber Benedict, wenn man an drei verſchiedenen Höfen als Geſchäftsträger angeſtellt geweſen iſt, iſt dieß wohl das wenigſte, worauf man Anſpruch machen kann.

Caroline.

Auch habe ich unſer Wappen überall anbringen laſſen, vom Kutſchenſchlage bis zum Mantelſacke, und Du hätteſt es wohl gewahr werden können, aber Benedict ſieht ja nichts.

Benedict.

O ja, ich ſehe wohl, daß die Frau Baronin noch eben ſo ſchön und munter ſind, wie vordem die Frau Hofräthin Müller.

Caroline.

Und ich, daß der alte Benedict ſich während unſerer Abweſenheit nicht gebeſſert hat. — Nimm mir meine böſe Laune nicht übel, Alter, aber ſiehſt Du, wenn man ſeit ſo langer Zeit ſeine Freunde nicht geſehen hat und ſich nun darauf freut, ſie endlich wieder zu umarmen, und dann hören muß, daß ſie uns entgegen gegangen ſind, während —

Benedict.

Nein, nein, gnädige Frau, Sie haben nicht

recht gehört, nur der Herr Graf ist entgegen gegangen.

Müller.

Clementine ist im Schlosse?

Caroline.

Nun, warum meldest Du uns denn da nicht?

Müller.

(will fort) Oder warum führst Du uns nicht lieber gleich zu ihr?

Benedict.

(hält sie zurück und sagt sehr betrübt.) Die gnädige Frau —

Caroline.

Warum hältst Du uns denn zurück?

Müller.

Was siehst Du denn plötzlich so traurig aus?

Caroline.

Es ist ihr doch kein Unglück widerfahren?

Benedict.

Ach! — das allergrößte!

Müller.

Um Gotteswillen!

Caroline.

Sprich!

Benedict.

Ja, das größte Unglück von allen nur möglichen!

Müller und Caroline.

Clementinen!

Benedict.

Sie werden ſich noch erinnern Herr Baron, daß Sie, als Sie zu dem Geſandſchaftspoſten abgerufen wurden, der Sie nöthigte uns zu verlaſſen, Clementinen als das glücklichſte Weib von der Welt und den Herrn Grafen vielleicht noch glücklicher als ſie verließen, denn er hatte ihr ja das erſte, das größte aller Güter des Lebens zurückgegeben — das Licht der Augen! Aber es mußte noch ſehr große Vorſicht angewendet werden, die Frau Gräfin durfte ſich nicht allzulange einem zu blendenden Lichte ausſetzen, ſondern es mußte ſich, wie der Herr Graf ſagten, ein Organ das erſt wieder neu geboren war daran gewöhnen, ſich nach und nach zu kräftigen. Die Frau Gräfin aber war gleichſam durſtig, alle die Eindrücke wieder in ſich aufzunehmen, deren ſie ſo lange hatte entbehren müſſen und wollte ſie alle auf einmal genießen. Das große Unrecht des Herrn Grafen war das, ſie mit nach München zu neh-

men. Da gabs Gelegenheiten dazu ohne Zahl! Assembleen, Schauspiel, Bälle, Gemälde, Gebäude, alles wollte sie sehen; sie war wie ein Kind das man nicht zurückhalten konnte. Doch machten endlich die dringenden Bitten ihres Gemahls sie vorsichtiger und wir bemerkten mit Vergnügen, daß sie sich oft in ihre Zimmer verschloß, die Fenstervorhänge herunterließ, und so ganze Stunden allein zubrachte.

Caroline.

Nun?

Benedict.

Um der Liebe Ihres Gemahls sich durch Kenntnisse und Talente, die ihr noch mangelten, noch würdiger zu machen, und seine Wahl noch mehr zu rechtfertigen, hatte sie heimlich einen Lese- und Schreibelehrer angenommen. Sie machte reißende Fortschritte. Nun wollte sie prüfen, wie weit sie denn wirklich gekommen sey; da wählte sie mich zu ihrem Vertrauten, denn sie kannte ja die Freundschaft ihres alten Benedict. Denken Sie sich aber, in welches Erstaunen mich das versetzte! Anfangs zitterte ich, dann schmälte ich, ja, ich ward wirklich böse. Aber sie kennt ihre Gewalt über mich, und so beruhigte sie mich

leicht, ja, ſie ging noch weiter, ſie wollte dem Herrn Grafen eine angenehme Ueberraſchung machen, und zog mich mit in's Complot. — Ich ward ihr Repetitor

Caroline.

Du?!

Benedict.

Ja, ich, wie Sie mich hier ſehen, ein Profeſſor! Nun, ich wollte, daß Sie das ſo hätten mit anſehen können. Ich alter Mann und die ſchöne junge Frau ganz allein und geheim eingeſchloſſen zuſammen; ſie auf einem Schemelchen ſitzend und nun ſo verſuchend, einige Verſe zu leſen oder zu ſchreiben, manchmal aber gewaltige Böcke ſchießend — denn nicht alle Schriftzüge waren ihr noch geläufig, — und ich alter, armer Mann mit meinen zwei und ſiebenzig Jahren, der ich nichts weiß und nun ganz erſtaunt war, einmal doch in meinem Leben Jemand etwas lehren zu ſollen! ich, ein alter Diener des Hauſes, zu deſſen Füßen jetzt diejenige ſaß, von der ich Befehle anzunehmen hatte, und die es nun durchaus haben wollte, daß ich ſie tadeln, ja ſogar auszanken ſollte! — Es ward mir dann und wann förmlich angſt — ich wollte nicht,

ich wagte es nicht — aber es lag doch auch wieder so ein eigener Reiz darin! und dann war sie so fleißig,, machte so gewaltige Fortschritte! Der Herr Graf würde so glücklich gewesen seyn! — Eines Tages lasen wir Klopstock — sein erhabenes Werk, seinen Aufenthalt der Auserwählten, seinen himmlischen Wohnsitz der Engel — die Frau Gräfin, die so lange des Augenlichts beraubt gewesen, war noch entzückter als ich über diese herrlichen Beschreibungen, als auf einmal, als ob gleichsam die Täuschung vollständig seyn sollte, durch eine Oeffnung in den Fenstervorhängen ein Sonnenstrahl blitzte, gerade auf die Seite des Buches, wo sie las, fiel, und diese plötzlich hell beleuchtete. — Die Frau Gräfin hatte innegehalten — und fuhr auch nach einer Weile noch nicht weiter fort zu lesen — da nahm ich mir denn die Freiheit, da ich ihre sanfte, schöne Stimme immer so gern hörte, wenn sie von dem guten Gott und seinen Engeln las, ihr zu sagen; Haben Sie doch die Güte fortzufahren, gnädige Frau Gräfin! — Nun denn; sie antwortete mir nicht. — Da sah ich sie an — sie hatte die Hände über die Stirn gelegt — dann riß sie beide wieder plötzlich los, als wolle sie einen Schleier von sich hinwegschieben, den jemand

ließ die nahe Erreichung des vollkommenen Glükkes der Liebenden hoffen. —

Da wälzte sich näher und näher das blutige Vernichtungsgewühl eines Völkerkrieges; das Vaterland kam in die dringendste Gefahr, und alle edeln Jünglinge eilten hochherzig herbei, es mit kräftigem Muthe, mit markiger Faust zu schützen. Auch Adolph ergriff das Schwert der Heldenväter, und trat mit ritterlichem Sinne in die Reihen der Nationalreiterei. Tief ward Emma von der Trennung Schmerz ergriffen, doch mit würdevoller Fassung umgürtete sie den Geliebten mit dem Schwerte, und gab ihm den Segen der Liebe beim Lebewohl. Die Ueberzeugung ewiger Vereinigung tröstete das edle Mädchen, und auch nicht die leiseste Ahnung, daß die Bande treuer Liebe sich jemals lösen könne, fiel in ihr engelreines Herz.

Adolph fühlte sich bald sehr glücklich in dem jubelndeln Kreise seiner frohen Mitgefährten; das verführerische Bild der ungebundenen Universitätsjahre kehrte, Emmas Glück bedrohend, zurück in seine früher entweihte Brust, und schon die nächsten Wochen des Heerzuges waren eben nicht Zeuge einer unwandelbaren Treue; doch seine öftern Briefe an Emma drückten lebhaft die Empfindun-

ihr über die Augen geworfen habe und nun dort feſthalte. — Jetzt rufte ſie mich — ach! ich ſchauderte vor dem, was ich hören würde! — Was iſt Ihnen denn, gnädige Frau Gräfin? fragte ich endlich. — O! wenn Sie da ihr Geſicht geſehen hätten! Welches Schrecken! welches Entſetzen! — Ihre noch vor wenigen Augenblicken ſo ſchönen, ſo ausdrucksvollen Augen — und nun ſtarr und ohne Leben! — Ihr Kopf hatte ſich nach der Stimme hingewendet, die ihr geantwortet hatte — denn ſchon ſah ſie nicht mehr! — „Biſt Du es, Benedict? — Benedict, nein, Du biſt nicht mehr da! nicht wahr?" — Sehen Sie mich denn nicht, gnädige Frau Gräfin? — „Nein, nein! — ich ſehe nichts!" — Ich öffnete die Vorhänge — ſie ſtürzte hinzu, dem Geräuſche nach. — „Nein, nichts, nichts! ſelbſt nicht die Sonne!" — Und dann warf ſie ſich verzweiflungsvoll in meine Arme und ſchluchzte: „Guter Alter! wieder die Finſterniß! die Finſterniß und der Tod!"

Müller und Caroline,

Allmächtiger Gott!

Benedict.

Ich war ohnmächtig zuſammengeſunken, und als ich wieder zu mir kam, ſagte man mir, daß ich

krank gewesen, und auch meine gute, gnädige Frau fast ein Opfer des Todes geworden sey. — Sie war auch wieder hergestellt worden, aber kein Licht mehr, kein Himmelsschein, und seit der Zeit ist Alles vorbei. (Pause, während welcher Caroline vor Benedict vorübertritt, ihm die Hand drückt und die ihres Gatten mit höchster Zärtlichkeit ergreift.)

Caroline.

Heinrich! Clementine bedarf jetzt unserer! — Ich habe Deinen Ehrgeiz angespornt und Dich weit von Deinem Vaterlande weggedrängt — aber unsere Freunde waren damals glücklich!

Müller.

O Caroline! unsere Herzen verstehen sich. Unsere Pflicht ist jetzt hier! Mein gutes Weib, wir werden bei ihr bleiben, immer bei ihr!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Clementine.

Clementine.

(links hereintretend und rufend) Benedict!

Benedict.

(ihr entgegentretend.) Gnädige Frau!

Clementine.

(ſtützt ſich auf ſeinen Arm und ſteigt die Stufen des Pavillons herab.)

Mit wem warſt Du denn hier? Ich hörte Töne — eine Stimme, die — (ſie legt die Hand auf's Herz.)

Benedict.

Ich? gnädige Frau! ich war —

Clementine.

Warte doch einmal! Hörſt Du? (ſie ſtreckt die Arme dahin aus, wo Müller und Caroline ſtehen, die ſich kaum zurückhalten können) Ja, ja! dort! da weint Jemand. Ein Unglücklicher hier und Du ſagſt mir es nicht.

Müller.

Können denn die, die wieder bei Ihnen ſind, Clementine, noch unglücklich ſeyn?

Clementine.

(einen Schrei ausſtoßend und nach Müller zu eilend) Müller!

Caroline.

Clementine!

Clementine.

Caroline!

Müller.

Sie hatten uns errathen?

Clementine.

(ergreift Müller's und Clementinens Hand und legt sie auf ihr Herz.) Meine Antwort steht hier! — Ihr alle Beide! Beide! und bei mir! — O mein Gott! diesen Troſt sandteſt Du meinem zerriſſenen Herzen! Dieſe werden mich verſtehen! O mein Gott, ich danke Dir!

Caroline.

Was willſt Du damit ſagen?

Clementine.

Caroline! — Müller! — ehemals habt Ihr mich ſehr unglücklich gekannt, ehe ich noch das Augenlicht wieder erhielt; aber damals war ich ruhiger, entſagender, in mein Schickſal ergebener. Damals wußte ich noch nicht, konnte es noch nicht faſſen, was für Glück für mich verloren war. Dieſer Himmel, dieſe Natur, dieſe Sonne, ſo ſchön und ſo ſtrahlend, daß ich nur einen Augenblick lang ihren Anblick habe ertragen können, alle dieſe Wunder, alle dieſe Herrlichkeiten, ich kannte ſie ja noch nicht. Da hatte ich keinen Schmerz des Verluſtes, keine Erinnerungen, ich ahnete ja nicht einmal das Glück, die Wonne in den Augen deſſen zu leſen, den man liebt! Ich hatte damals ja noch nicht geſehen!

Müller und Caroline.

Clementine!

Clementine.

Ja, ich verstehe Euch! Es ist unrecht von mir, daß ich jetzt vor Kummer weine, denn Eure Rückkehr ist ja auch ein Glück, und wenn ich Euch auch nicht sehe, so habe ich doch nach zwei langen Jahren der Trennung Eure Hände in den meinen gefühlt! Und ich spreche mit Euch nur von der armen Clementine? O, verzeiht es mir, verzeiht es mir, und sagt nur, ob Ihr während dieser Zeit immer glücklich gewesen seyd.

Müller.

Ja, immer.

Caroline.

Da mein Herr Gemahl so schnell geantwortet hat, habe ich weiter nichts hinzuzufügen, indeß —

Clementine.

Indeß —

Müller.

(zu Carolinen.) O, liebe Caroline, Du zielst damit unstreitig auf ein Unrecht, an dem ich völlig unschuldig bin, und Clementine, die uns beide

kennt, wird mir gewiß mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sie wird Dir sagen, daß Deine Eifersucht —

Clementine.

(schnell) Eifersucht? Du bist eifersüchtig, Caroline: Du?

Benedict.

(der allen Bewegungen Clementinens folgt) O mein Gott!

Caroline.

(zu Clementinen) Hörst Du? Der Herr Baron beliebt zu scherzen — als er noch unverheirathet und liebenswürdig war, war er es, der den Eifersüchtigen spielte. — Dies bewiese, sagte er damals, lediglich mein großes und sein ganz geringes Verdienst. Doch jetzt, seit er verheirathet und nicht mehr liebenswürdig ist, hat sich das alles umgedreht; ich bin eifersüchtig, wie er sagt, und dies beweis't, daß diese Herren der Schöpfung sich selbst zu schätzen verstehen. Die Herren Ehemänner wissen stets uns einen Fehler zuzuschanzen, damit man an ihnen eine gute Eigenschaft voraussetze.

Müller.

Vortrefflich! O Clementine! kommen Sie mir doch zu Hülfe! Sie wissen am besten, ob

ich im Stande bin, an jemand anderes zu denken als an Carolinen.

Clementine.

Nein, das glaube ich in der That nicht.

Caroline.

Ich auch nicht; wahrhaftig nicht! Und dennoch hatte vor anderthalb Jahren, als wir in Frankreich waren — Baroneſſe Mathilde —

Clementine.

Mathilde!

Benedict.

(zu Carolinen) O gnädige Frau, welch einen Namen nannten Sie!

Clementine.

Mathilde! — o mein Gott!

Müller.

Was iſt Ihnen denn?

Benedict.

(leis zu Müller) Sie ſollen es ſchon erfahren! (tritt ſchnell zu Clementinen) Gnädige Frau Gräfin, erinnern Sie ſich noch, als ich Sie ſo traurig ſah, ſo unruhig, und mich vergeblich bemüh-

te, Ihnen zu beweisen, daß Ihre Besorgnisse ungegründet wären —

Müller und Caroline.

Ihre Besorgnisse?

Benedict.

Was sagten Sie mir da? Wenn nur wenigstens Caroline hier wäre, sagten Sie, sie würde in meiner Seele lesen, ich würde ihr Alles sagen, und vielleicht würde sie besser als irgend Jemand den ganzen Schmerz verstehen, den ich empfinde.

Caroline.

Clementine! ich halte Dich beim Worte! — Du wirst mir Alles sagen — Du mußt es! — Heinrich — (giebt ihm ein Zeichen, sie mit Clementinen allein zu lassen).

Müller.

Ich verlasse Sie. Benedict, wir wollen zusammen den Grafen aufsuchen.

Benedict.

Ich stehe zu Befehl.

(Sie gehen ab.)

Achter Auftritt.

Clementine. Caroline.

Caroline.

Nun denn! wir ſind allein — woher Deine Unruhe, als ich jenen Namen ausſprach, der —

Clementine.

Woher? — o Caroline! Caroline — auch ich bin eiferſüchtig.

Caroline.

Du, Clementine?!

Clementine.

Eiferſüchtig und blind! Faſſeſt Du die Qual eines Verdachtes, der nie, nie enden kann. Hintergangen zu werden, zu wiſſen, daß man uns hintergeht und doch keine Beweiſe zu haben! — leiſe um ſich her reden zu hören, und nicht in einem Blicke das Geheimniß erlauſchen zu können, das man Dir verbirgt! ein Blatt in der Hand zu haben, das ohne Zweifel Dein Schickſal enthält, und es nicht leſen zu können! ſich zu fürchten, es leſen zu laſſen, es vielleicht dennoch einmal zu wagen und dann Deine ganze Seele darauf zu richten, zuzuhören — zu hören, wie

man langsam unbedeutende Worte lies't — und dann sich selbst zu sagen: man täuscht mich, man hat Mitleid mit mir! man verstellt diese Worte so, um die arme Blinde nicht zur Verzweiflung zu bringen! — Eifersüchtig zu seyn in der Nacht der Blindheit, o! das heißt auf der Folterbank liegen in einem Grabe!

Caroline.

O, meine theure Freundin! wie bekümmerst Du mich! und wie erfinderisch bist Du, Dich selbst zu quälen! Nein, der Graf von Halburg wird nie —

Clementine.

Ernst liebt mich nicht mehr!

Caroline.

Er — dessen edle Aufopferung —

Clementine.

Er liebt mich nicht mehr! Du sah'st ihn ja selbst in der ersten Zeit unserer Verbindung —, Alles war Freude, Glück, Liebe für Ernst: ich war mehr als eine Gattin, ich war das Weib, das er sich errungen, das Wesen, das er sich geschaffen hatte, er war stolz auf mich, so wie ich eitel auf ihn. — O, welche glücklichen Zeiten! — Da

gen innigst treuer Liebe aus, und waren des edeln Mädchens Trost und Glück.

Mehrere hitzige Kämpfe hatten Adolph Gelegenheit gegeben, zu beweisen, daß er des deutschen Schwertes würdig sey, und erhoben ihn in der Achtung seiner Gefährten. Der Gang des Krieges versetzte bald den Kampfplatz über den Rhein, und nach glorreich errungenem Frieden ward Adolphs Häuflein die Ruhe in einem Städtchen des Rheines, wo majestätisch mit romantisch erhabenen Gestalten seine grauen Trümmergipfel das Siebengebirg erhebt, und segensreiche Rebenwellen, vom Fels- und Waldgebirg freundlich herabwogend, den Vater Rhein begränzen. Adolphs Phantasie erfüllten ganz die Bilder des wilden Kriegeswechsels; er war ein Musterf rivoler Jovialität geworden, und suchte die für ihn unbehagliche Ruhe sich möglichst zu versüßen. Schon hatte in ihm zuweilen das Bild stiller häuslichen Sittsamkeit, wenn er an Emma dachte, eine gewisse Abneigung erregt, und nur der Gedanke an ihren hoben Grad geistiger Ausbildung zog ihn wieder an. Jetzt lernte er Fanni, eine junge reiche Wittwe, kennen, und diese war es, welche den letzten Strahl der Liebe für Emma in seinem Herzen ertödtete.

reiſ'teſt Du ab, und ich — ich ward wieder blind! — Ernſt war in Verzweiflung! — O! damals erkannte ich den ganzen Adel ſeines Herzens; er wollte der Welt entſagen, ich aber mußte dies ihm verweigern; ich hätte ja ſeine ganze Laufbahn gehindert! Ich beſtand alſo darauf, ich machte es ihm zur Pflicht, ſeiner Beſtimmung zu folgen. — Eines Tages erhielt er einen dringenden Brief, der ihn zu einem großen diplomatiſchen Balle einlud. Von dieſem Abende konnte für ihn eine von Vielen beneidete Stellung abhängen. Der Fürſt hatte ausdrücklich den Wunſch gezeigt, ihn zu ſehen — und ich, wie durch ein dunkles Vorgefühl angetrieben, ich bat darum, ihn begleiten zu dürfen. Er nahm mich mit. — Als ich, die Blinde, mitten unter den Tanzenden erſchien, da wurde der Ball plötzlich unterbrochen, das Getös der Muſik hörte auf, es ſchien, als ob meine Gegenwart alle dieſe Freuden verſteinere — und dann trat man in einen Kreis um mich her. Der Herzog ſagte mir die verbindlichſten Dinge, und alle Welt bezeugte mir nun das Vergnügen, das man empfinde, mich zu ſehen — aber aus allen dieſen Stimmen, die ſich an Clementinen richteten, oder die leiſer von ihr ſprachen, indem ſie deren Namen

flüſterten, fühlte ich nur ein Gefühl hindurch, nur eins, das Mitleid! O welcher Schmerz für mich! Wie lange dauerte mir die Stunde bis zu ſeiner Rückkehr! — Dieſe harmoniſche Muſik, dieſe Heiterkeit der Jugend, dieſe Freude, die ſich auf allen Geſichtern ſpiegeln mußte, dieſe Beleuchtung, die ich für blendend hielt, ja, vor allen dieſe Ströme Lichts, welche alle dieſe lächelnden Mienen überwogten, die ſich einander begegneten, alle dieſe Augen, die ſich ſuchten, alle dieſe rege Bewegung, dieſer ganze Glanz des Lebens um eine Blinde her — es war — es war wie ein bitterer Spott — wie ein hämiſcher Hohn über ihr Schickſal! — ich fühlte, daß alles dieſes feindſelig mir gegenüber ſtand, ich empfand meine Schwäche im Wettkampfe mit all' dieſen Verführungen! mich durchzuckte der furchtbarſte Schmerz, den je ein Menſchenherz zu ertragen vermag! ich fühlte, daß ich — allein ſtand!

Caroline.

Clementine!

Clementine.

Da ſchrie ich auf! — als wolle ich um Hülfe flehen gegen dieſe Vernichtung! — Eine

Stimme antwortete mir. — Es war nicht Ernſt's Stimme. Der Herzog ſtand allein neben mir. Er hatte die Güte gehabt, er, der Erſte ſeines Hofes, wie der Beſte deſſelben, die Unglücklichſte nicht zu verlaſſen. — Ich frug ihn, ob er Ernſt nicht ſehe? — er war nicht weit von mir, er ſprach mit einem jungen Mädchen! einem jungen Mädchen! Ich ließ mir ihre Züge beſchreiben, ſie beſchreiben bis auf die geringſte Kleinigkeit ihres Anzuges — und der Herzog und niemand konnte ahnen, was in meiner Seele vorging, denn ich behielt immer das Lächeln auf den zuckenden Lippen. — Endlich ließ ich mir ihren Namen nennen — Mathilde! Mathilde von Seligmann!

Caroline.

Was ſagſt Du? Wär's möglich?!

Clementine.

Caroline! Du kennſt ſie?

Caroline.

Allerdings! Es iſt dieſelbe, von der ich vorhin ſprach.

Clementine.

Die Du in Frankreich geſehen haſt?

Caroline.

Der mein Herr Gemahl mit einem Eifer den Hof machte —

Clementine.

So war also durch ein unbegreifliches Schicksal dieſe Mathilde dazu beſtimmt, mein und meiner Freundin Leben zu verbittern? — Aber Du, Caroline, Du irreſt Dich, davon bin ich überzeugt: Müller iſt aufrichtig und treu; er liebt Dich gewiß noch, denn Du haſt ja alles noch behalten, was Dich liebenswürdig machte in ſeinen Augen, und hätte er je einen Gedanken gehabt, der nicht ganz Dir gehörte, ſo würde ein einziger Blick von Dir ihn zurückführen, zu Dir! — O! es liegt eine ſo große Gewalt in einem Blicke! — Aber ich; ich!

Caroline.

Du! Clementine! — Dein Herz kann ſich noch viel leichter täuſchen, als das meine. Das Unglück macht manchmal ungerecht, und Du haſt noch keinen Beweis, Du weißt nicht —

Clementine.

O! ich werde es wiſſen! noch heute werde ich es wiſſen, noch heut! — Ja, ihr Vater verlangt es.

Caroline.

Ihr Vater? Er iſt hier?

Clementine.

Und auch ſie! Caroline, Du wirſt ſie ſehen.

Caroline.

Mathilden!

Clementine.

Ja! und immer in meiner Nähe, weil mein Geſchick, das mich nun einmal gränzenlos unglücklich ſehen will, mich in Ernſt's Abweſenheit dieſes Beſitzthum kaufen ließ, das dem Freiherrn von Seligmann gehört. — Er hat mich gebeten, daß ich mit ſeiner Tochter als Freundin ſprechen ſoll! — Als Freundin! — Sey es denn! auch ich will es hintergehen, dieſes Weib! — Ich kann nicht anders! — Für Herzen, wie das meine, Caroline, iſt Gewißheit nur Unglück! Verdacht — o, das iſt noch weit mehr!

Caroline.

Um Gottes willen beruhige Dich! — Da kommt ſie! — mit ihrem Vater — und mein Mann — und der Deine!

Clementine.

Ernſt! — Er giebt ihr die Hand, nicht wahr?

Caroline.

Nein, Heinrich thut es!

Clementine.

Müller!

Caroline.

Da siehst Du nun, daß ich Recht habe! — Aber gleichviel, sprich nur mit dem Mädchen und entdecke mir dann ihr Geheimniß.

(Während des folgenden Auftritts nähert sich Clementine Müllern, nimmt ihn bei der Hand und schenkt seinen Worten die größte Aufmerksamkeit. Dieses beschäftigt sie, bis sie zu sprechen beginnt.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Der Baron, Mathilde, Müller, der Graf, Birmann.

Baron.

(in der Mitte eintretend, und auf Müller zeigend) Aber das ist doch wirklich wie aus dem Himmel gefallen, daß Herr Müller, Ihr Freund, gerade der Baron von Oelsach seyn muß, unsere angenehme Bekanntschaft von Frankreich her. (sie sind indeß vorgekommen.)

Caroline.

(vortretend) Das Vergnügen iſt ganz auf meines Mannes Seite —

Baron.

Ah, gnädige Frau! — ich habe die Ehre —

Mathilde.

(verbeugt ſich ſtumm.)

Caroline.

(fortfahrend) Der hier eine von den deutſchen Damen wiederfindet, die man in Paris ſo ſehr ausgezeichnet hat.

Baron.

Meinen Sie das wirklich, gnädige Frau? — Das ſollte mich herzlich freuen — es wäre ein Beweis, daß Sie ganz mit ihrem Herrn Gemahl einverſtanden ſind. (Jetzt tritt Birmann mit einigen Piqueurs ein und bringt Ernſt und dem Baron Jagdgeräth. Dann ſpricht Ernſt leiſe mit Birmann, der ſich Mathilden nähert.) Ah, endlich! — (zu Müller) Sind Sie nicht auch neugierig, unſere Jagd zu ſehn?

Müller.

Ganz gewiß. Es wird für uns ein Vergnügen ſeyn.

Caroline.

(schnell) Ja, mein Mann wird mich im Wagen dahin begleiten.

Baron.

Das nennt man auf eine Art sagen, die ganz eines Diplomaten würdig ist. — Sie werden uns ganz behaglich von weitem beobachten — und dann großmüthigst — das Wildpret mit verzehren helfen, daß wir für Sie geschossen haben. (zu Ernst) Ich komme Ihnen nach. (zu Mathilden) Leb' wohl, mein Kind. (zu Clementinen) Ich lasse Ihnen meine Tochter hier. Sie kennen unsere Verabredung. Sprechen Sie mit ihr wie mit einer Freundin.

Clementine.

(bebt zusammen und läßt Müller's Hand los, dann nähert sie sich Mathilden, die an dem einem Ende des Theaters steht) Ja, wie mit einer Freundin.

Birmann.

(hat sich zu Mathilden geschlichen und ziſchelt ihr leise zu): Das gnädige Fräulein haben mir nichts zu befehlen?

Mathilde.

(giebt ihm ein Billet) Dies Billet —

Birmann.

Sogleich.

Clementine.

(aufhorchend) Oh! — es thut mir ſtets ſo weh, wenn man leis um mich her ſpricht.

(Der Baron hat Carolinen den Arm geboten, welche Müller und Mathilden beobachtet. Müller dagegen folgt mit den Augen Mathilden und Ernſt.)

Baron.

Und jetzt aufgebrochen! (Hornmuſik zur Jagd ertönt) Friſch auf zur Jagd!

(Die Männer und Caroline gehen links ab. Mathilde ſieht ihnen nach, Clementine hört den Tönen zu, wie ſie ſich nach und nach entfernen.)

Zehnter Auftritt.

Mathilde. Clementine.

Clementine.

(nachdem die Töne matter werden) Es müſſen hier Gartenſtühle unter der großen Linde ſtehen. Laſſen Sie uns dort Platz nehmen. (ſie läßt ſich von Mathilden dahin führen) So! (auf die Töne horchend) Ich höre nichts mehr! (ſetzt ſich) Wir ſind allein.

Mathilde.

Ja! allein!

Clementine.

(mit der Hand den Stuhl neben ſich berührend) Sie ſetzen ſich nicht?

Mathilde.

(für ſich, indem ſie ſich ſetzt) Ich zittere!

Clementine.

Liebe Baroneſſe! — diesmal ſind Sie wohl nicht ſo ganz gern bei mir geblieben? Nicht wahr? Und Sie würden Recht haben, deshalb ein wenig böſe auf mich zu ſeyn, wenn ich nicht dabei bloß den dringenden Bitten eines Freundes nachgegeben hätte. Perſonen, die, wie ich, unter der Hand des Unglücks ſeufzen, haben wenigſtens das traurige Vorrecht, Andern guten Rath geben zu dürfen. Losgeriſſen von der Welt, hält man ſie auch für leidenſchaftlos genug, um denen nützlich werden zu können, die noch mit ihr zuſammenhängen. Mein Unglück alſo iſt mein Anrecht, und Sie werden mir es daher verzeihen.

Mathilde.

(gerührt) O Frau Gräfin! —

Fanni, aufgeblüht zwischen den Blutscenen der Revolution, hatte bei einem hohen Grade von Schönheit und Grazie ganz und bleibend jene Wildheit in sich aufgenommen, welche die Leidenschaften des Mannes in die rosige Blüthe des Weibes hüllt. Ausgestattet mit der heitersten und witzigsten Laune, bezähmte sie das wildeste Reitpferd, war mit tödtendem Geschosse das Schrecken des Wildes und scheute es nicht, sich mit dem geübtesten Fechter zu messen. Ihr Vater, ein wüthender Jacobiner, hatte seinen Tod unter der Guillotine gefunden; ihr Gemahl war als junger Kürassieroberst beim wilden Vorwärtsdringen unter den Streichen der Feinde gefallen, aber ihr war ein sehr großes Vermögen geblieben. Adolph war entzückt von diesem Weibe, das so ganz in seine Leidenschaften einstimmte, und auch sie fand viel Behagen an dem jovialen, kräftig blühenden deutschen Krieger. Beim schäumenden Pokal vergaß Adolph Pflicht und Treue, und knüpfte frevelnd ein neues Band. Seine Eltern waren an den Folgen der Schrecknisse des Krieges gestorben, der größte Theil des Vermögens durch dessen Verheerungen verloren gegangen. Er benutzte dieses und schrieb an Emma: „daß er sie zu wahr liebe, als sie unglücklich machen zu wollen, daß dieses aber durch eine Verbindung mit ihr in seinen jetzigen

Clementine.

Der ganze Gedanke kommt von Ihrem Herrn Vater her — und ich bin nur deshalb darauf eingegangen, weil ich ſchon ſeit ſo langer Zeit Ihre dankbare Schuldnerin geblieben bin.

Mathilde.

Meine Schuldnerin! Mir dankbar? Sie, Frau Gräfin? (für ſich) O, mein Gott!

Clementine.

Waren Sie denn nicht ſchon ſeit längerer Zeit hier, und ſo theilnehmend, ſo aushaltend, ſo entſagend? Denn das muß man wahrhaftig ſeyn, um in den Jahren der Jugendblüthe und der ſchönſten Hoffnungen von der Zukunft, die langweiligen und peinlichen Tage und Stunden von Unglücklichen mit zu durchleben, die auf Erden weder Zukunft noch Hoffnungen haben. Während der Abweſenheit meines Ernſt (ſie betont dies letzte Wort, und Mathilden erſchüttert es) und ſelbſt ſeit er wieder zurückgekehrt, haben ſich Ihre freundliche Sorgfalt, Ihre Ausdauer nie verleugnet. Sie haben ſich, gerührt von meiner Lage, gleichſam ſo zu ſagen, ſeinen Gedanken eng angeſchloſſen, und ich habe oft bemerkt, wie Sie im Einverſtändniß mit ihm —

Mathilde.

Mit dem Herrn Grafen? — Ihre Nachsicht übertreibt die Verpflichtungen, die Sie gegen mich zu haben glauben! — Seit der Ankunft des Herrn Grafen habe ich im Gegentheil das nicht mehr vergelten können, was ich als eine Erwiederung Ihrer großmüthigen Gastfreundschaft mir vorgenommen. Mit meiner Abreise nach Wien beschäftigt, die ich zu beeilen suchte —

Clementine.

Deren Vorbereitungen aber doch auch wieder Ihre Abneigung gegen die Ihnen angetragene Verbindung verzögerte.

Mathilde.

Ich muß freilich gestehen, daß diese Vermählung — Mein Vater hat Ihnen also den Auftrag gegeben, Frau Gräfin, mich dahin zu bestimmen?

Clementine.

Allerdings! Der Major von Seldorf ist aber auch einer der liebenswürdigsten Cavaliere in Wien. Er liebt Sie.

Mathilde.

Er liebt mich! Nun, wahrhaftig! der Herr Major, den ich so wenig gesehen habe, daß ich

mich ſeiner kaum noch erinnere, würde mir eine ſehr große Idee von meinen Verdienſten beibringen, wenn ich nicht ein richtigeres Urtheil darüber aus dem ſchnellen Entſtehen ſeiner Leidenſchaft, aus der Leichtigkeit mir gebildet hätte, womit er betheuert, daß er — mich liebe.

Clementine.

Wenn man nun aber aus Ihrer Antwort, aus dem Ausdrucke, den Sie ſelbſt in dieſes Wort legen, ſieht, daß Ihr Herz deſſen vollen Werth verſteht, ſo muß ich in der That mit Ihrem Herrn Vater der Meinung ſeyn, daß Sie vor allem dieſen ſchon irgend einen Mann Ihrer Auszeichnung würdig fanden.

Mathilde.

Mein Vater — irrt ſich, gnädige Frau! — Kann man denn nicht einen Mann, ſelbſt wenn er voll Verdienſt iſt, ausſchlagen, ohne ſein Herz an einen andern verſchenkt zu haben? O! jetzt ahne ich, daß die Ankunft des Herrn von Delſach Ihnen auf eine Art ausgelegt worden iſt, die —

Clementine.

Nein, nein, daß Sie dieſen lieben, glaube ich nicht, eben ſo wenig als daß er Sie liebt.

So eben, in Ihrer Gegenwart habe ich ihn sprechen hören, und seine Stimme war nicht bewegt; ich habe seine Hand gefaßt und sie zitterte nicht. Müller liebt Sie also nicht, und auch Sie haben keine Leidenschaft für ihn. Und wäre denn das auch möglich? Gehört nicht sein Herz, seine Hand durch Gott und die Kirche einer Andern? Nein, nein, wenn Sie wirklich liebten, würden Sie über Ihre Wahl nicht zu erröthen haben, würden Sie dieselbe offen vor aller Welt erklären können! Nein, nein, Ihr Herz ist nicht gebunden, ich bin davon überzeugt. Ist das aber der Fall, so sagen Sie mir, warum Sie Herrn von Seldorf ausschlagen, warum Sie Ihren Vater betrüben, wenn es wirklich niemand giebt — der nicht glaubte, daß diese Verbindung Sie glücklich machen werde?

Mathilde.

Niemand, gnädige Frau?!

Clementine.

Niemand hier, will ich sagen. — Auch Ernst, in den Sie doch so viel Vertrauen setzen —

Mathilde.

Der Herr Graf! —

Clementine.

Billigt dieſe Verbindung.

Mathilde.

Ihr Gemahl?

Clementine.

Er billigt ſie. — Iſt er nicht auch Ihr Freund?

Mathilde.

(ſehr lebhaft aufſtehend) O, mein Gott, gnädige Frau! Trotz meiner Jugend beſitze ich doch Welterfahrenheit genug, um zu wiſſen, daß wenn es ſich um eine Vermählung handelt, unſere beßten Freunde unſere grauſamſten Verfolger ſind! Wenn es alſo wahr iſt, daß der Herr Graf von Halburg —

Clementine.

(auch aufſtehend) Zweifeln Sie daran? — Und wenn ich Ihnen nun ſage, daß er mit Ihrem Herrn Vater geſprochen hat, damit dieſer bei Ihnen darauf dringe.

Mathilde.

Wenn Sie mir das ſagten, gnädige Frau, ſo würde ich darauf erwiedern, daß — daß es unmöglich ſey.

Clementine.

Unmöglich, ſagen Sie! Bedenken Sie, dieſes Wort, Baroneſſe! — Warum ſollte es für den Herrn Grafen von Halburg unmöglich ſeyn? — O reden Sie, reden Sie!

Mathilde.

(weinend) O, was weiß ich's, gnädige Frau? — weil — weil Jedermann den Herrn Grafen kennt, weil dieſe Billigung ganz ſeinen Ideen entgegen iſt. Nimmt denn er jemals Rückſicht auf Vermögen, Glanz oder Rang? — Iſt Ihre eigene Verbindung nicht Beweis dafür? — Verzeihung, gnädige Frau, o Verzeihung! aber Sie ſetzen mich auch außer mir! Und hat er denn nicht mein Widerſtreben geſehen, meine Weigerung gehört, wie alle Welt, wie Sie? — So vereinen ſich alſo Alle, bei denen ich Schutz und Stütze hoffte, gegen mich, zu meinem Verderben! Mein Vater, der mich ſo innig liebt, verfolgt mich! Und was verlangt man denn nur? Du, mein Gott! daß ich die Gemahlin des Herrn von Seldorf werde? — Nein, ich werde ihn nie heirathen, dieſen Mann; ich kann ihn nicht heirathen, denn wenn ich Jemand heirathete, würde ich ihn auch lieben wollen!

Clementine.

Ah! ihn lieben!

Mathilde.

Wie Sie lieben, Sie, gnädige Frau!

Clementine.

Wie ich liebe, ich! O! dann wären Sie ſehr glücklich! — und, nicht wahr, als Belohnung für dieſe Liebe wünſchen Sie ſo geliebt zu werden wie — wie ich etwa?

Mathilde.

Aber —

Clementine.

Antworten Sie mir — o ſo antworten Sie doch! möchten Sie ſo geliebt werden, wie ich es bin?

Mathilde.

Was ſoll ich Ihnen darauf antworten? — Der Herr Graf — ich weiß nicht —

Clementine.

O Sie wiſſen es! — Sie wiſſen Alles! — Sie kennen meine Leiden; Sie haben meine Thränen geſehen! — Sie haben ſie geſehen und ſind nicht zu mir getreten, um mich zu tröſten!

Warum nicht? — Sie, so gut, so theilnehmend! — warum nicht? — Ach! weil Sie Alles wußten!

Mathilde.

(zitternd und fast knieend) Frau Gräfin!

Clementine.

Warum diese Thränen? Diese Aufregung? warum entfernen Sie sich von mir? O so kommen Sie doch, treten Sie näher, immer näher zu dem verrathenen Weibe! — denn Sie wissen es nur zu gut, daß es verrathen ist! Auch ich weiß es, ich! Der Blinde weiß Alles! Gott hat ihm eine Macht gegeben, die Sie nicht errathen, eine Auffassungskraft, die Sie nicht ahneten! Eine junge Person zeigte sich auf einem Balle; sie zog Ernst's Aufmerksamkeit auf sich — sie war schön, glänzend, diese reizende Erscheinung: und ich, ich eine Blinde, ich, die ich weder schön, noch glänzend bin, ward vergessen um dieses Mädchens willen — um Ihretwillen!

Mathilde.

Gnädige Frau!

Clementine.

Bin ich denn nicht um Ihretwillen verrathen worden? — O ſagen Sie es mir wenigſtens! ich bitte Sie darum! — Iſt's nicht ſo? — Treten Sie näher, legen Sie Ihre Hand in die meine — o! ich werde bald fühlen, ob es eine ehrliche Hand iſt!

Mathilde.

(mit ſchwacher Stimme, dem Umſinken nahe) Gnädige Frau! — ſind Sie denn ſo ganz mitleidlos?

Clementine.

Und Sie! haben Sie denn nur Thränen, um mir zu antworten? — O! wenn ich Sie ſehen könnte! — wie muß jetzt hohe Röthe Ihre Stirn bedecken! — Doch ich höre! Ha! von unten herauf tönt jetzt Ihr Schluchzen! Ja, ja, es läßt ſich da vernehmen, wo es hingehört, zu meinen Füßen!

Mathilde.

Zu Ihren Füßen! — Gnädige Frau, ich achte den Schmerz, ſelbſt wenn er ſo weit gehen kann, aber das Recht kann ich Ihnen nicht einräumen, mich zu beleidigen! — Sie ha-

ben einen sonderbaren Gebrauch von dem Vertrauen meines Vaters gemacht — ich halte mich also nicht für verpflichtet, Ihnen zu antworten. Erlauben Sie mir, daß ich mich entferne und auf seine Rückkehr warte, dann werde ich dafür sorgen, ihn Maßregeln ergreifen zu lassen, um Ihnen nicht mehr mit meiner Gegenwart lästig zu fallen (sie will gehen).

Clementine.

(hält sie zurück) Nein! bleiben Sie! Sie müssen bleiben! (sie ruft) Benedict! Benedict! — (zu Mathilden zurückkehrend) Es giebt nur ein Mittel, mich zu überzeugen, und dies ist Ihre Einwilligung zu jener Vermählung. — Jetzt verlasse ich Sie! Aber ich kehre zurück! und wenn dies geschieht, muß Alles in Ordnung gebracht seyn, — außerdem muß Ihr Vater von allem in Kenntniß gesetzt werden — und das werde ich thun. — Sie haben meinem Gemüthe ein mir bis jetzt fremdes Gefühl angeeignet, das mich mit Haß gegen mich selbst erfüllt — aber ich kann ihm nicht widerstehen! — Ich würde, wie jedes andere Weib, Kraft genug besitzen, dem Mörder zu verzeihen, der mit einem Dolchstoße mir das Leben raubte, aber ei-

Verhältnissen unvermeidlich wäre. Er sage ihr daher mit zerknirschtem Herzen ein ewiges Lebewohl, da er sein Vaterland, welches ihm nichts als bittere Erinnerungen darböte, nie wieder betreten würde." —

Er verließ den vaterländischen Dienst, und kurz darauf wurde seine Vermählung mit Fanni im Gewühle rauschender Festlichkeiten vollzogen; doch bald fühlte er tief den unersetzlichen Mangel holder Weiblichkeit, dieser unerläßlichen Bedingung häuslichen Glückseligkeit; — fühlt täglich schmerzlicher die joviale Männlichkeit seiner heroischen Gattin, und zecht sich aus Verzweifelung einem frühen Grabe zu.

Und Emma? — Mit seltner Ergebung vernahm sie des Schicksals ernsten Spruch. Noch immer ist sie das einzige Glück ihrer trauernden Eltern. Die zärtliche Liebe derselben, häusliche Geschäfte, welchen ihre alte kränkliche Mutter nicht mehr vorzustehen vermag, Kunst und Wissen sind der Trost des still trauernden Mädchens; doch jeden Abend, wenn die Stunde naht, wo der Treulose ihr zum ersten Male treue Liebe heuchelte, da eilt sie, Sturm und Wetter nicht achtend, hin an den unglücklichen Ort des Geständnisses, und seufzt unter sanften Thränen: „Treue bis in den

nem ſolchen, der mich im langſam peinigenden Todeskampfe täglich, ja ſtündlich dahin jammern ließe — nie! nie! — Erwarten Sie mich hier und — merken Sie ſich das! (Benedict tritt im Hintergrunde auf; er führt ſie ab.)

Eilfter Auftritt.

Mathilde (allein).

Zu ihren Füßen! — Ja, ja, ich ſtand im Begriff, zu ihnen zu ſinken — um Gnade zu flehen! — Aber ſie hat es nicht gewollt! Ihre ſtolzen Worte haben hier (auf's Herz deutend) meine Vorwürfe zurückgedrängt — und habe ich ſie denn nicht verdient, ich Elende? O wie groß muß meine Verſchuldung ſeyn, da das Leiden, das ich ihr zufügte, ſelbſt dieſe ſo entſagende, ſo engelgleiche Seele bis dahin treiben konnte! — Sie kann ſich beklagen, kann ſeufzen, weinen! überall wird ſie Schutz und Troſt finden — aber ich! ich! O Ernſt, warum verläſſeſt Du mich? Komm! komm! ich ertrage es nicht mehr, allein zu ſeyn! — Wenn doch nur irgend Jemand käme! — O mein Kopf! Eine Erſchütterung durchzuckt ihn nach der andern —

Angst von allen Seiten, Schrecken und Unglück rings um mich her! Ernst! Ernst! zu mir! zu mir! sonst faßt mich der Wahnsinn!

(Als sie Ernst erblickt, der seitwärts durch den Pavillon eintritt, eilt sie auf ihn zu.)

Zwölfter Auftritt.

Ernst. Mathilde.

Ernst.

Mathilde!

Mathilde.

Ha! er ist's! (den Ton ändernd und weinend) O warum verließen Sie mich? Warum überließen Sie mich so lange mir selbst?

Ernst.

Ich bebte vor dieser Unterredung mit Clementinen, und dann waren auch ihr Forste alle Augen so sehr auf mich gerichtet, daß —

Mathilde.

Ich konnte zwar nur zwei Zeilen schreiben, aber mein Billet war doch so dringend —

Ernst.

Dein Billet?

Mathilde.

Birmann hat es Ihnen doch eingehändigt?

Ernſt.

Ein Billett von Dir? nein!

Mathilde.

O mein Gott!

Ernſt.

Er ging mir allerdings nach und auch ich ſuchte, mit ihm zu ſprechen, es ſchien mir aber immer, als beobachte mich Müller, und ſo gab ich endlich meinem Pferde die Sporen, entfernte mich in anderer Richtung von ihnen, ellte aber dann hierher.

Mathilde.

Mein Gott! wenn das Billet —

Ernſt.

Beruhige Dich. Birmann iſt uns treu — ſein Glück hängt von ſeiner Ergebenheit und Gewandtheit ab — er wird das Billet einſtweilen an ſich behalten haben. Was ſchriebſt Du mir darin?

Mathilde.

Ich fürchtete mich vor dieſer Unterredung mit der Gräfin; ich beſchwor Sie, ein Mittel aus-

findig zu machen, um mich davon zu befreien — ich scheute mich vor ihrer Gegenwart, vor meinen eigenen Vorwürfen — die Wahrheit konnte mir sich entringen —

Ernst.

Und was hast Du ihr gesagt?

Mathilde.

Alles! — nicht durch meine Worte — aber meine Thränen, meine Verzweiflung —

Ernst.

Also doch kein offnes Geständniß?

Mathilde.

Das nicht, aber sie weiß Alles, sage ich Ihnen; nichts kann sie mehr täuschen! — O Ernst! Ihre Gemahlin — liebt Sie sehr!

Ernst.

Wie, Mathilde? — und Du? Du wirfst mir diese Liebe vor, die mein Verbrechen und meine Qual ist? — Liebst Du mich denn nicht auch?

Mathilde.

Anders als sie, gewiß — aber gewiß auch mehr als sie! Denn, Ernst, ich, ich habe mich um Deinetwillen selbst verloren!

Ernſt.

Und ich! Habe ich nicht für Dich dieſe unermeßliche Verantwortlichkeit eines zerſtörten Lebensglückes auf mich geladen? Habe ich nicht für Dich, für dieſe Liebe, die mir theurer war als das Leben — ach! theurer ſelbſt als die Ehre — mich einer gräßlichen Treuloſigkeit ſchuldig gemacht? — Dieſen Verdacht, dieſen Schmerz, dieſe Thränen Clementinens, ich hatte ſie vorausgeſehen, und doch hat dieſer Gedanke meine unglückliche Leidenſchaft nicht tödten können! — Dein Unglück, ſelbſt Deine heutige Verzweiflung, ich wußte Alles voraus — und ſo wollte ich Dich fliehen, aber immer, wider meinen eigenen Willen, kehrte ich zu Dir zurück — Habe nicht ich, ſonſt ſo redlich und offen, um Mathildens Liebe zu gewinnen, bis zur niedrigſten aller Lügen mich erniedrigt? Hatte ich Dir nicht vor dieſem Balle, wo Du zum erſten Male mit Clementinen Dich ſaheſt, hatte ich Dir nicht meine Verbindung mit ihr verborgen? Ja, um Deinetwillen, nur um Deinetwillen war ich zum Buben geworden! — Liebe zu einem Gatten, Zärtlichkeit eines Vaters, Theilnahme von Freunden, Achtung der Welt, Freundſchaft von Allen, alle dieſe Stützen eines Menſchenherzens

solltest Du durch mich verlieren, damit Du in dem meinen eine Stütze fändest, nur in dem meinen allein! Glaubst Du nun, Mathilde, glaubst Du nun, daß Du geliebt wirst?

Mathilde.

Nun denn, Ernst, nun denn! — alle diese Qualen, all' dies Elend, das ich Deiner unseligen Liebe verdanke, sie sind jetzt bis auf den höchsten Punkt gestiegen! von nun an kann nichts, nichts mehr mein Unglück noch vergrößern!

Ernst.

Was willst Du damit sagen? O sprich! — Welch ein neues Geheimniß? Außer der Achtung für das Unglück Clementinens und die Ehre Deines Vaters — kann ich —

Mathilde.

Clementinens Unglück wird nicht mehr geachtet werden, die Ehre meines Vaters kann es nicht mehr seyn! — Höre mich, Ernst, höre mich! — O Gott! — die Gräfin! (sie will fliehen, aber Clementine steht schon auf der Mitte der Bühne.)

Ernst.

Nein, nein! dorthin! (er läßt sie in den Pavillon treten; Mathilde schließt zur Hälfte die Jalousie des Fensters desselben, das auf die Bühne geht.)

Dreizehnter Auftritt.

Ernſt. Clementine. Mathilde (im Pavillon).

Clementine.

Herr Graf! ſind Sie hier?

Ernſt.

(ihr entgegengehend) Allerdings, liebe Clementine!

Clementine.

Allein?

Ernſt.

Jetzt allein.

Clementine.

War die Tochter des Herrn Baron von Seligmann bei Ihnen?

Ernſt.

Sie verließ mich im Augenblicke.

Clementine.

Sie hatte auf mich hier gewartet?

Ernſt.

So ſagte ſie mir.

Clementine.

Und warum ging ſie da?

Ernſt.

Ich bat ſie darum.

Clementine.

Und weshalb?

Ernſt.

Wußte ich denn nicht, was für eine Unterredung Du mit ihr haben konnteſt? Ich kam hierher zurück —

Clementine.

Um ſie daran zu hindern. Nicht wahr?

Ernſt.

Warum ſoll ich Dir es nicht ſagen? Kenne ich Deine Unruhe, Deinen Verdacht nicht? Haſt Du mir ſie etwa nicht ſelbſt geſtanden? Da ich alſo ahnen mußte, daß dieſe Unterredung das Reſultat nicht gewähren konnte, das Herr von Seligmann davon hoffte, ſo ſollte ſie auch nicht ſtattfinden — man hätte ihn ja hintergangen.

Clementine.

Hintergangen! hintergangen! — und das Wort ſprichſt Du aus? — Ja, der Baron iſt hintergangen worden, aber bin ich es geweſen, die es that?

Ernſt.

Clementine!

Clementine.

Bin ich es geweſen? — O Herr Graf — Ernſt! höre mich! es iſt mir unmöglich, länger mich zu verſtellen, und ich kann nicht mehr ſchweigend dulden. — Dieſe Mathilde — verzeihe mir, wenn ich wieder von ihr anfange — doch nur allzulange habe ich Alles geduldig ertragen — aber ich liebe Dich, und ich fürchte, daß — O antworte mir noch nicht — Ich habe Dir vielleicht noch nicht Alles geſagt, was mich entſchuldigen, was meine Beſorgniſſe, meine Thränen rechtfertigen und Dich wieder zu mir zurückführen kann, wenn Du mich nicht mehr liebſt. — Höre mich! o höre mich! Mein einziges Gut, mein alleiniger Troſt in meinem unausſprechlichen Unglücke iſt ja nur Deine Liebe, Ernſt! und ſeit Du ſie geſehen haſt, ſie! — ach! ſeit dem wage ich nicht mehr an Deine Liebe zu glauben — kann ich nicht mehr an ſie glauben — nein! Dein Herz hat nur noch Mitleid für mich.

Ernſt.

Clementine!

Clementine.

Nun denn, so habe Erbarmen, und laß sie gehen — laß sie fortgehn von hier, diese Mathilde! — gieb mir Dein Herz wieder, mein geliebter Ernst!

Ernst.

Beruhige Dich doch! solche Befürchtungen —

Clementine.

Wage es, mir zu sagen, daß sie ungerecht sind! wage es, mir zu sagen, daß Du mich immer noch liebst, wie ehedem! — Sie sieht es, sie, daß Du mich nicht liebst, daß Du mich nicht lieben kannst — und dies dient ihr zur Entschuldigung — und deshalb habe ich diese Unterredung gewünscht! Sie konnte vielleicht glauben, daß dieses Herz für die Liebe erstorben sey, aber ich habe ihr zeigen wollen, daß es nur in der Liebe lebe, und wie sehr sie es breche. Das war mein Recht, meine Pflicht! — Hätte es nicht strafbar werden können, dieses junge Mädchen? Ich mußte es warnen, da es noch Zeit!

Ernst.

Um des Himmels willen, Clementine!

(Mathilde öffnet hier das Fenster des Pavillons und hört gespannt zu.)

Tod." — Einige liebevolle Versuche, sie von dieser schmerzlichen Wallfahrt abzuhalten, warfen sie jedesmal aufs Krankenlager, und man fürchtete für ihr Leben.

Man wagt keinen neuen Versuch, die Wallfahrten der Unglücklichen zu verhindern.

Fr. v. Klok.

Clementine.

Ich mußte es um meinet-, um Deinetwillen! ich mußte es Mathildens und ihres Vaters wegen. Und welchen Ausgang hätte diese Liebe denn haben können? — Entfernung von mir — Eure Flucht! — Verlassen ein Weib! einen Vater! Ja, sie hätte ihn in Verzweiflung zurückgelassen, und Dich, Dich hätte sie mir entführt! Das hätte ich nicht überlebt! nein, der Schmerz hätte mich getödtet! — Und dann! glaubst Du denn, Ernst, daß Du sie lange geliebt haben würdest? Nein! früher oder später, vereint durch Verbrechen, würde eben das Verbrechen Euch auch wieder getrennt haben. Zwischen Deinem Herzen und dem ihren hätte das zertrümmerte Daseyn von zwei Menschen gestanden! Sie hätte Dich gehaßt, und Du, Du hättest sie verstoßen und — verflucht!

Mathilde.

(weinend und das Gesicht mit den Händen deckend) O mein Gott!

Ernst.

(in der heftigsten Unruhe) Um Gottes willen, schweige! schweige!

Clementine.

Ja, das mußte ich Dir sagen. Ich war streng, eifersüchtig, ungerecht, mag seyn, aber ich hielt mich schon seit so langer Zeit zurück, seit so langer Zeit waren alle Qualen hier verschlossen! und jetzt habe ich nachgedacht, habe über sie geweint, und siehe, da bin ich wieder hierhergekommen, um sie um Verzeihung zu bitten.

Mathilde.

Um Verzeihung! mich!

(Sie steigt die Stufen des Pavillons herab und scheint sich zu Clementinens Füßen stürzen zu wollen. Ernst hält sie mit einem Blicke zurück.)

Ernst.

Clementine! Engel von Güte und Milde!

Clementine.

Ruhiger nun geworden, mache ich ihr keinen Vorwurf mehr. Ich leide, und ich soll leiden, ohne mich zu beklagen, das ist nun einmal meine Bestimmung: Gott hat mir jeden Einfluß auf Dich verweigert, denn er hat unsere Verbindung nicht gesegnet, er hat mir nicht vergönnt, Mutter zu seyn!

(Bei diesen Worten drückt Mathildens Gesicht eine heftige Erschütterung aus. Ernst betrachtet und erräth sie.)

Ernſt.

O mein Himmel!

Clementine.

Wäre ich dies, Ernſt, ſo wäre ich Deiner gewiß! Um Dich erröthen zu machen vor jedem Fehltritt, um Dich zu zwingen, mir Deine Liebe wieder zu ſchenken, brauchte ich Dir ja nur unſer Kind zu zeigen.

Mathilde.

(die ſeit einigen Augenblicken ſich nur noch mühſam aufrecht erhält, ſtößt hier einen dumpfen Schrei aus und ſinkt ohnmächtig zuſammen) Oh!

Clementine.

(die frühere Empfindung der Eiferſucht erwacht plötzlich in ihr, ſie eilt haſtig vor dem Grafen vorbei, nach der Gegend zu, woher der Schrei kam) Was war das?!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Benedict.

(Benedict, der bei den letzten Worten und Vorgängen eingetreten iſt, hat Clementinens Bewegungen beobachtet und ſtellt ſich nun ſchnell zwiſchen ſie und die ohnmächtige Mathilde. Clementine

ſtreckt die Hand aus, gleichſam um den Gegenſtand zu faſſen, den ſie hat fallen hören, und ergreift Benedict's Arm. Während der Zeit tritt Ernſt leis zu Mathilden, hebt ſie auf und ſetzt ſie in dem Pavillon nieder.)

Benedict.

Ich bin's, Frau Gräfin!

Clementine.

Benedict?

Benedict.

Ich kam — ich lief — meine alten, ſchwachen Beine — verzeihen Sie mir! — (ſich zu Ernſt wendend, heimlich) Herr Graf! — das iſt abſcheulich!

Clementine.

Was wollteſt Du denn aber? warum denn ſo eilig?

Benedict.

Ich wollte — ich wollte dem Herrn Grafen nur ſagen — ich weiß nicht was vorgeht, aber der Herr Hofrath Müller — ich nenne ihn immer noch ſo — war nur eben aus dem Wagen geſtiegen, als ihn der Herr Baron anredete, und da ſprachen ſie anfangs ganz leiſe mit einander, aber nachher heftig und immer heftiger. Da lief

denn die gnädige Frau hinzu, und alle Welt — man weiß nicht — man fürchtet, daß — doch da kommen ſie ja ſchon. (Clementine geht unruhig nach dem Hintergrunde zu. Benedict zu Ernſt, der ſtets nach dem Pavillon ſieht.) So eben hat der Baron Seligmann ein Billet bei dem Jäger Birmann gefunden —

Ernſt.

Was ſagſt Du? Mathildens Brief!

Benedict.

Er hat es ihm aus den Händen geriſſen und ausgerufen: Mein Wappen auf dem Siegel! — keine Adreſſe! — — Mehr habe ich nicht hören können, ſondern bin nur geſchwind hierhergelaufen, da ich vermuthete —

Clementine.

(kommt wieder vor) Ernſt!

Ernſt.

(zu Benedict, indem er ihm Mathilden im Pavillon zeigt) Um des Himmels willen ſtehe ihr bei!

Benedict.

Arme gnädige Frau!

(Ernſt giebt Clementinen die Hand. Der Baron, Müller und Caroline treten ein. Benedict ſchließt die Fenſter des Pavillons.)

Funfzehnter Auftritt.

Der Baron. Müller. Caroline. Ernst. Clementine.

Baron.

(spricht im Eintreten mit Carolinen) Aber, gnädige Frau, das ist keine Weibersache. Ich verlange in einer schwierigen Angelegenheit, wo es sich um die Ehre handelt, von dem Herrn Legationsrathe einen guten Rath und Sie treten mit Gewalt dazwischen.

Caroline.

Ihre Fragen, Herr Baron, sahen Drohungen völlig ähnlich.

Clementine.

(unruhig) Wovon ist denn die Rede?

Ernst.

Mein Herr Baron? —

Baron.

Verzeihen Sie, Herr Graf! Verzeihung, gnädige Frau! — aber die Bewegung, in der ich bin — (auf ein Papier zeigend, das er in der Hand zerdrückt) Sehen Sie hier! — Einer meiner Freunde aus einer der ersten Familien Deutschlands,

ein fleckenloſer Name, der aber ſtatt aller andern Glücksgüter die alte Ehre ſeiner Ahnen und eine Tochter beſitzt, das Glück, den Stolz ſeiner alten Tage — er hoffte ſie mit einem wackern Manne ſeiner Wahl zu vermählen — da entdeckt er, daß dieſe Verbindung unmöglich iſt — ein Verführer hat ſich ſo viele Gewalt über das junge Mädchen zu erwerben gewußt, daß er ihr das Gefühl für alles Andere geraubt hat, ſelbſt für die Liebe, für die Verzweiflung ihres Vaters! Nun hat dieſer Vater einen Brief von ihr an dieſen Menſchen aufgefangen! — und dieſer Schändliche iſt — verheirathet!

(Allgemeiner Ausruf) Verheirathet!

Clementine.

(mit tiefem Schmerze) Ernſt!

Caroline.

(zornig) Heinrich!

Baron.

(giebt den Brief an Müller) Da, mein Herr! da iſt er, dieſer Brief! — Sagen Sie nun, was ſoll ich thun? wie ſoll ich den Elenden beſtrafen, an den er gerichtet iſt?

Ernſt.

(voll Wuth) Herr Baron!

Caroline.

(Elementinen unterſtützend) Clementine!

Müller.

(ergreift Ernſt's Hand und zeigt auf Elementinen) Siehſt Du! ſie iſt dem Tode nahe! (zeigt ihm das Billet) Du biſt nicht genannt! — widerſprich mir nicht!

Baron.

(zu Müller) Nun?

Müller.

Nun denn! — ich kann es nicht leugnen — (mit Anſtrengung) Dieſer Brief iſt an mich!

Caroline.

(zu Müller) Du geſtehſt es ſelbſt! Ha! dann —

Baron.

(zu Müller) Böſewicht! ich werde mich zu rächen wiſſen!

(Er ergreift ſein Jagdgewehr und will auf Müller anſchlagen. Man hält ihn zurück.)

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. Mathilde. Benedict.

Mathilde.

(entreißt ſich Benedict's Armen, ſtürzt aus dem Pavillon, ſinkt zu den Füßen ihres Vaters und ſchreit auf) Mein Vater!

Baron.

Mathilde! (er wendet ſich zu Müller, drückt ihm heftig die Hand) Morgen früh um fünf! Auf Tod und Leben!

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Aufzug.

Ein Saal. Links ein Schreibepult. Eine Thür im Hintergrunde und zwei Seitenthüren.

Erster Auftritt.

Ernst allein.

(Er sitzt vorn rechts an einem Schreibepulte und schreibt, hält aber bald inne, bald läßt er die Feder schnell laufen. Jetzt hört er auf einmal ganz auf.)

Die Hand zittert mir! — weiter, weiter! — es ist mir, als müsse ich ein Todesurtheil unterzeichnen! — Für mich wenigstens ist es eins — aber es muß seyn! Die Gefahr ist auf's höchste gestiegen, und das muß sie wohl, wenn ein Mensch es wagt, dieses Ungeheuere zu unternehmen! (geht nach Clementinens Seitenthüre zu) Clementine! vielleicht heut' zum erstenmale schlummerst Du wieder ruhig, von trügerischer Sorg-

Saphirion.

Ein Mährchen.

Der König und die Königin von Karnsin saßen ganz betrübt bei einander. Es war ihr einziges Kind, Prinz Saphirion, um das sie trauerten. Mit den schönsten Gaben des Geistes ausgestattet, die sich immer reicher entfalten, je mehr der Prinz heranwuchs, verband sich doch eine wilde Unbändigkeit des Charakters, die alles für die Zukunft, wenn er als Thronerbe einst ein unermeßliches Reich beherrschen würde, fürchten ließ. Prinz Saphirion hatte zwar blaue Augen wie der reine, milde Himmel, und davon hatte er auch

losigkeit eingewiegt! Vielleicht träumst Du, zufrieden mit mir, einen schönen Traum von Liebe und Glück! Weißt Du, welches Erwachen ich Dir hier vorbereite? Und doch kann ich nicht länger schwanken — bald wird sie es erfahren, wenn man ihr diese Zeilen vorlesen wird. — Ja, morgen! und hier, (auf den Schreibtisch zeigend) hier sollen sie dieses Billet finden; morgen, morgen also! — Zwar werde ich weder glücklicher, noch schuldloser seyn als ich heut' bin, aber — aber ich werde wenigstens Mathildens Leben gerettet haben — und das ihres Kindes! (er wendet sich um) Ha! es kommt Jemand! — (er verbirgt den Brief im Busen.)

Zweiter Auftritt.

Ernst. Müller, zur Mitte eintretend.

Ernst.

Ach! Sie sind's.

Müller.

Ich suchte Sie, Herr Graf! Ich muß mit Ihnen reden.

Ernſt.

Was habe ich Ihnen nicht heute für Kummer verurſacht!

Müller.

Vielleicht würde ich mich deshalb nicht beklagen, wenn ich die einzige Perſon wäre, die für Sie und durch Sie leiden mußte, aber meine Frau, aber Clementine —

Ernſt.

Clementine!

Müller.

Ja, Herr Graf! Ich, der treueſte aller Ehemänner, werde um Ihretwillen eines unverzeihlichen Fehltritts beſchuldigt, und beſchuldige mich deſſen ſelbſt! Meine Frau leidet wie ich; ein Wort würde ſie beruhigen und ihren ganzen Schmerz heilen, ihren ganzen Zorn ſtillen — aber meine Lage iſt ſo eigenthümlich, daß ich dieſes Wort nicht ausſprechen kann, und überdies weigert ſie ſich durchaus, mich anzuhören. Clementine iſt glücklich durch die Lüge, zu der ich mich genöthigt ſah, aber ich verliere dadurch ihre Achtung und Liebe; der Baron Seligmann wird vielleicht zum erſtenmale in ſeinem Leben wahrhaft zornig — und gegen wen? auch gegen

mich, behandelt mich als einen nichtswürdigen Menschen und will mir morgen den Degen durch den Leib rennen.

Ernſt.

Nein, das ſoll nicht geſchehen!

Müller.

Und wie wollen Sie das verhindern? Sprechen Sie! — Sie müſſen doch zugeſtehen, Herr Graf, daß dieſe Lage für mich nicht länger auszuhalten iſt, daß ich keinen Schritt weiter gehen kann, daß es manchmal ſehr rechtſchaffen ſeyn mag, ſich für einen Freund zu ſchlagen, aber nur dann, wenn dieſer Recht hat; da aber Ihr Benehmen gar nicht entſchuldigt werden kann —

Ernſt.

Müller! nicht ſo ſtreng! — beſonders nicht in dieſem Augenblicke — denn wenn der Schmerz über ein Vergehen es verzeihlich machen könnte, wenn eine unglückliche Vorausbeſtimmung —

Müller.

Ein gewöhnlicher Entſchuldigungsgrund für die, welche keine beſſeren haben. Herr Graf! das blinde Schickſal hat nur über ſchwache Seelen

Gewalt, diejenigen nur glauben daran, die ihren Leidenschaften den Zügel schießen lassen.

Ernst.

Und nur Herzen von Eis können so moralisiren!

Müller.

Hm! — und doch habe ich so eben Carolinens Zorn und Clementinens Verachtung über mich genommen!

Ernst.

O Verzeihung! Verzeihung, mein Freund! — Muß ich denn gegen Alle strafbar werden, die mich lieben (er nimmt Müller's Hand und legt sie auf sein Herz) Da, Müller! fühlen Sie, wie es schlägt, wie es tobt! — Das ist Fieber oder Wahnsinn! — O Sie wissen nicht, auf welcher Stufenleiter, auf welchem glatten Abhange ich bis dahin gekommen bin, wo Sie mich jetzt sehen! Clementine war es selbst, die während meiner Abwesenheit dieses Schloß kaufte, sie war es selbst, die, ob sie gleich schon wußte, was bis dahin vorgegangen, doch den Aufenthalt der früheren Bewohner desselben hier verlängert sehen wollte! Gedachte sie mein Geheimniß zu erlauschen? War es List? Unachtsamkeit? Sicherheit? Warum meldete sie mir alles das nicht, ehe ich zurückkam? Wußte

ich, daß ich den Baron und ſeine Tochter hier finden würde? Dieſes Mädchen, das ich liebte, ich ſah es alle Augenblicke, ſah es überall, ob ich es nun aufſuchte, oder ob ich es ſogar zu fliehen ſtrebte! Kann ich es ſagen, warum Clementine es ſich gleichſam zum Geſchäfte machte, dieſes Mädchen immer und immer wieder meinen Blicken zu zeigen? Verzeihen Sie mir es, Müller, aber dieſes Weib, von ſeiner Geburt an vom Unglücke bezeichnet, das nur einen Augenblick lang durch mich glücklich ward, um dann wieder nur noch unglücklicher zu werden, dieſes Opfer, welches das harte Schickſal ſich erſehen zu haben ſchien, gebeugt vor den Jahren, geknickt vor der Zeit, neben dieſer jungen und blühenden Mathilde. — O, wie weit von mir weg ſuchte ich dieſe unwürdigen Gedanken zu verbannen! aber ich ſollte ihnen nicht entrinnen können! — Sie glauben an kein blindes Schickſal, an keine unſelige Vorausbeſtimmung, Müller, aber erklären Sie mir das, wenn Sie es können! Wir hatten alle beide, Mathilde und ich, uns ſelbſt geprüft, waren reuevoll in uns gegangen, wir ſagten uns, daß wir uns trennen müßten, ſchon gaben wir uns die Hand zum letzten Abſchiedsdrucke auf ewig! — da kam Clementine! Um

ihr allen Kummer zu ersparen, schwiegen wir, gingen zusammen fort, tief erschüttert bebte Mathilde, mein Arm hielt sie aufrecht — ohnmächtig lehnte sich ihr Haupt an das meine, — der Hauch, den ich einathmete, dieser glühende Hauch, diese lebende Flamme ich kannte mich selbst nicht mehr — und seitdem — o mein Freund!

Müller.

Seitdem ist Clementine aufgegeben worden! Aber was konnten Sie nur hoffen? Dieses Mädchen! ihr Vater! — Morgen ist eine Erklärung unvermeidlich — werden Sie keine andere zu geben haben, als indem Sie das Blut eines Greises vergießen?

Ernst.

Müller! ich verspreche es Ihnen, ich schwöre es Ihnen, dieser Zweikampf wird nicht Statt finden; aber in diesem Augenblicke bin ich selbst nicht im Stande, Ihre Vorwürfe anzuhören. — Oft habe ich, wie ich mit Stolz sagen kann, Beweise von Seelenkraft gegeben, und weder das Unglück, noch die Gefahr, noch die Todesfurcht hätten mich auch nur einen Augenblick zurückgeschreckt, aber ein Schmerz, den ich noch nicht

kannte, der furchtbarſte von allen iſt der, Andere unglücklich gemacht zu haben! O, glauben Sie mir, dieſer iſt brennend genug, um meine ganze Seele auszufüllen! — Sie, Müller, der Sie dieſen Schmerz noch nicht fühlten, haben Sie wenigſtens Mitleid damit und verlaſſen Sie mich heut' Abend nicht, trotz meines Unrechts, trotz der Leiden, die ich Ihnen ſelbſt bereitet habe, verlaſſen Sie mich nicht, ohne mich noch einmal in Ihre Arme geſchloſſen zu haben, — wie Sie es ſonſt thaten — heut' Morgen noch thaten!

Müller.

(drückt ihm gerührt die Hand) Nun denn, mein Freund, auf morgen.

Ernſt.

Morgen, Müller, werden Sie in den Augen aller Welt gerechtfertigt daſtehen, und das Glück wird für immer in Ihre häuslichen Verhältniſſe zurückkehren, während dies bei mir, ach! unmöglich iſt für immer!

Müller.

Und dennoch! nach der Abreiſe des Fräuleins —

Ernſt.

Ihrer Abreiſe?

Müller.

Ja, mein Freund, es ist dringend nothwendig, daß sie reise, daß sie sich entferne; wo nicht, so würde ich Muth genug besitzen, mit Ihnen zu sprechen und Ihnen alles das in's Gesicht zu sagen, was ich auf dem Herzen habe. Fürchten Sie nichts! Es ist ausgemacht, daß heut' Abend alles dieses nicht vorhanden ist, nie vorhanden war. Jetzt verlasse ich Sie, denn ich gestehe Ihnen, daß nach der Ermüdung von meiner Reise und allen den Erregungen des heutigen Tages und bei der Aussicht auf die, die mir noch für morgen bevorstehen, ich höchst nothwendig einiger Ruhe bedarf.

Ernst.

(bei Seite) Ruhe! Er kann noch hoffen, Ruhe zu genießen!

Müller.

Also, lieber Freund — mein armer Graf! in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft! — Auf Morgen also! (Er geht durch die Mitte ab.)

Ernst.

Leben Sie wohl, Müller! leben Sie wohl! (Als Müller abgegangen und Ernst allein ist, verschließt er den Brief, den er im ersten Auftritte schrieb,

in das Schreibepult, wendet ſich dann nach rechts und ruft mit tiefſtem Seelenſchmerze): Clementine! Clementine! — da iſt ſie! — Lebe wohl! Lebe wohl auf ewig!

(Er ſtürzt links ab.)

Dritter Auftritt.

Benedict, dann Clementine.

Benedict.

(kommt von rechts) Niemand hier! — der Herr Graf iſt auf ſein Zimmer gegangen. Kommen Sie, kommen Sie, Frau Gräfin!

(Er geht ihr entgegen und führt ſie herein.)

Clementine.

Still, mein Freund! ſtill! Man muß uns nicht hören! er vorzüglich nicht, weil wir ihn überraſchen wollen.

Benedict.

Ja, gnädige Gräfin!

Clementine.

Ernſt! mein Ernſt! alſo nicht an Dich ſchrieb ſie dieſen Brief? Ach! wie ungerecht bin ich gegen Dich geweſen! und wie glücklich bin

ich jetzt! Es ist mir, als ob ich nach einem schweren, unerträglichen Traume wieder aufgewacht sey und endlich wieder Athem schöpfen könne! Aber sieh nur, sieh, Benedict, wenn einmal eine traurige Idee sich unserer Gedanken bemächtigt hat, wie schwer es dann ist, sie wieder los zu werden, wie uns Alles nur immer von neuem auf sie zurückbringt und der Beweis eines Unglückes zu seyn scheint, das doch gar nicht vorhanden ist. Ach! ich war eine Thörin! Er liebt sie nicht, diese Mathilde — er hat sie nie geliebt! — nein, nein, ich bin nicht mehr eifersüchtig!

Benedict.

(für sich) Wie mir ihre Freude das Herz durchbohrt! — Aber stillgeschwiegen. — (laut) Was ist denn aber nur, gnädige Gräfin, in dem Kästchen, mit dem Wappen unsers allergnädigsten Großherzogs besiegelt, das Ihnen heut Abend übersendet ward?

Clementine.

Das ist das so lange erwartete Großkreuz unsers Verdienstordens für meinen Mann.

Benedict.

Ei, sehen Sie doch, das Großkreuz! —

seinen Namen erhalten, aber bei dem mindesten Hindernisse, das ihm in seinen Wünschen entgegenstand, sprühten sie eine Wildheit, die nur mit der eines Tigers verglichen werden konnte; Prinz Saphirion hatte zwar die schönsten blonden Haare von der Welt, galt es aber eine Zurechtweisung, so strebten sie empor wie Löwenmähnen; Prinz Saphirion konnte zwar mit rechter Innigkeit lieben, aber ward sein Stolz beleidigt, so konnte er auch das, was er liebte, eben so leicht und schonungslos zerstören, um nur Rache zu üben. Eben jetzt hatte er Rosalinden, welche mit ihm am Hofe seiner Eltern erzogen worden war, und die er mit vollem Feuer zu lieben schien, tödlich verwundet, weil sie durch die Behauptung, daß in ihren Augen ein Königssohn keinen Vorzug vor dem Aermsten, aber Edelsten habe, seinen Zorn heftig gereizt hatte. Wild war er dann fortgestürmt auf die Tigerjagd, seinen eignen Schmerz so zu betäuben.

Die Aerzte versprachen wenig für das Leben der Prinzessin. Die Königin war außer sich, der König sann vergebens auf Rettungsmittel, da trat zu den Tiefgebeugten der ehrwürdige Greis Sophranor.

Seit der Vermählung des Königs hatte dieser den ehemaligen Lehrer seiner Jugend nicht wieder

Nun, das iſt nicht mehr als billig! — Man iſt nicht umſonſt ein Graf!

Clementine.

Und da das Glück ſeine Gaben blind vertheilt, ſoll auch heute eine Blinde ihm dieſen Orden geben. — Jeden Morgen, wie Du weißt, arbeitet Ernſt zuerſt hier an ſeinem Schreibepult. Morgen, wenn er aufgeſtanden, wird er es öffnen, und wie groß wird ſeine Freude dann ſeyn, ſein Glück! Dann werde ich dort lauſchen und mich eben ſo überſchwänglich freuen, wenn er ausrufen wird: ſie hat doch immer an mich gedacht! Dieſer Lohn für meine Arbeiten, dieſe Anerkennung für meine Bemühungen — es iſt ein Andenken von Clementinen!

(Sie geht bei Benedict vorbei, um zum Schreibepulte zu treten.)

Benedict.

(hält ſie zurück) Noch nicht, gnädige Frau! Es kommt Jemand.

Clementine.

Vielleicht er!

Benedict.

Nein, die Frau Baronin!

Clementine.

Caroline! O wie beklage ich sie! Sie ist nun jetzt unglücklich! Sie fühlt nun jetzt die Qualen der Eifersucht. — Benedict?

Benedict.

Verstehe schon, gnädige Frau! Sie wollen mit ihr allein seyn, wollen ihr das sagen, was ich manchmal Ihnen zu sagen mich unterstand, wenn Sie an dem Herzen des Herrn Grafen zweifelten. Nun! ich lasse Sie jetzt allein und komme dann wieder. (für sich) O mein Gott! was werden sie einander sagen! soll ihre wohlthätige Täuschung so schnell schwinden?! — (laut) Nun, nun, ich komme nachher wieder!

(Er geht, nachdem er Carolinen gegrüßt, die zur Mittelthüre eintritt.)

Vierter Auftritt.

Clementine. Caroline.

Clementine.

Caroline?

Caroline.

Ach, Du bist hier, liebe Freundin?

Clementine.

Du biſt recht traurig, nicht wahr?

Caroline.

O nein, ich bin vielmehr recht wüthend!

Clementine.

Arme Freundin!

Caroline.

Iſt das nicht abſcheulich von ihm?

Clementine.

Ja, das iſt abſcheulich! aber ich hoffe, daß Dich das Zureden einer Freundin tröſten ſoll.

Caroline.

Er, den ich ſo ſehr liebte! er, den ich den reichſten Parthieen von ganz Deutſchland vorzog! er, der während der erſteren Jahre unſerer Verheirathung mich ſtets des Leichtſinnes, der Koketterie beſchuldigte — o! jetzt macht er mir keinen Vorwurf mehr, er iſt ruhig, gelaſſen — ó! ich ſagte mir es wohl, daß das nicht natürlich ſeyn könne.

Clementine.

Caroline, die Eiferſucht iſt etwas ſo Schreckliches!

Caroline.

Und ſollte er nicht zum mindeſten jetzt ſchon ſich mir zu Füßen geworfen, um Gnade und Vergebung gefleht haben? Vielleicht —

Clementine.

Aber Du willſt ihn ja nicht hören!

Caroline.

Thut nichts! man beſteht darauf und erlangt endlich doch Gehör! — Aber nein, er hat ſich nicht einmal Mühe gegeben, mit mir zuſammen zu ſeyn, er ſcheint mich im Gegentheile zu fliehen! So habe ich ihn vorhin hierher gehen ſehen, nun komme ich ſelbſt — aber er iſt fort! er iſt wahrſcheinlich wieder auf ſein Zimmer gegangen, und dort — ſchläft er vielleicht ſchon!

Clementine.

O nein, er bereut, davon bin ich überzeugt. Darum laß mich mit ihm ſprechen. Ich will ihm ſagen, wie unrecht es ſey, ſeine brave Frau alle die Qualen erdulden zu laſſen, die Du erleideſt, und daß er, der doch Schuld iſt an Deinen Thränen —

Caroline.

An meinen Thränen? O bewahre! Ich weine ja gar nicht, ich!

Clementine.

Nicht?

Caroline.

Nein! dazu bin ich viel zu zornig. Du alſo, Du würdeſt Dich bloß damit begnügen, zu weinen, wenn Du die Gewißheit hätteſt, —

Clementine.

O mein Gott! was ſollte ich denn ſonſt thun? — Ich würde weinen — und dann —

Caroline.

Nun, dann?

Clementine.

Sterben!

Caroline.

— Sterben? Nein, Clementine, da ſind unſere Charaktere himmelweit verſchieden — doch laß Dich durch mein Leiden nicht ſtören, und denken wir nur jetzt an Dich, an Dein Glück.

Clementine.

Mein Glück! O es iſt ſehr unrecht, ſehr egoiſtiſch von mir, mit Dir davon zu ſprechen.

wenn ich Dich nun eben so leiden sehe, wie es mein Fall heut' Vormittag war. Aber da ich Dich gern wieder mit Deinem Manne aussöhnen möchte, Dich, meine beßte Freundin auf der Welt, so mußt Du auch im Voraus um alle Geheimnisse Deiner Clementine wissen. (Sie tritt zum Schreibepulte) Sieh also, morgen, wenn er aufsteht, wird Ernst hier an diesem Plätzchen — (als sie das Kästchen in das Pult legt, berührt sie einen Brief) Was ist denn das? — ein versiegelter Brief! — Unstreitig eine Geschäftssache — Sieh doch einmal nach.

Caroline.

Wozu denn?

Clementine.

Du hast Recht! wozu denn? — Aber sieh doch einmal! ich bitte!

Caroline.

(nimmt den Brief und liest) „An die Frau —

Clementine.

Frau?!

Caroline.

(lesend) Baronin von Delsach."

Clementine.

An Dich!

Caroline.

An mich! — das kann ich nicht einſehen, was —

Clementine.

Ich auch nicht. — Warum denn an Dich ſchreiben? Er kann Dich ja alle Tage ſehen — jeden Augenblick! — Es iſt doch ſonderbar! — Willſt Du nicht leſen?

Caroline.

Ich —

Clementine.

Aber Du kannſt es ja; Du mußt es, der Brief iſt ja an Dich gerichtet! — Um des Himmels willen, ſo lies doch!

Caroline.

Du willſt es? Nun denn, ſo höre! (ſie entſiegelt den Brief und lieſt ihn) „Gnädige Frau! Beunruhigen Sie ſich nicht länger: Ihr trefflicher Gemahl iſt ſchuldlos! Ich ſchwöre es Ihnen bei meiner Ehre.“ (innehaltend) Und das wäre wirklich wahr?

Clementine.

Dein Mann wäre ſchuldlos?

Caroline.

(wieder lesend) „Ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre." — O, ich glaube es!

Clementine.

Lies doch weiter!

Caroline.

(liest) „Seine großmüthige Freundschaft ging so weit, daß er ein Unrecht über sich nahm, das nicht das seine war."

Clementine.

Ein Unrecht, das nicht das seine war! — O weiter! weiter!

Caroline.

(lesend) „Der wahre Strafbare ist kein anderer als" — (innehaltend, für sich) Großer Gott! Arme Clementine!

Clementine.

Nun? — der Strafbare ist kein anderer, als —

Caroline.

(thut, als fahre sie im Lesen des Briefes fort) — als einer meiner Freunde, den ich Ihnen nicht zu nennen brauche.

Clementine.

Caroline! Du täuſcheſt mich! Ja, Du hintergehſt mich! — Soll ich Dir ſagen, ich, was in dem Briefe ſteht? Nun wohl! der Strafbare iſt kein anderer als Ernſt! Ja er, er! — Nicht wahr, er iſt es?

Caroline.

Clementine! — Theure Freundin! —

Clementine.

Sieh'ſt Du, Du kannſt nicht lügen! — Jetzt lies bis zu Ende! Ich kann es hören bis — zum Ende!

Caroline.

Nein, nein, ich leſe nicht weiter.

Clementine.

Aber — warum ſchrieb er das Dir? — was war ſeine Abſicht dabei? will er mich verlaſſen und trägt Dir auf, mir ſein Lebewohl zu bringen? — Caroline, o ſo lies doch! lies doch! aus Mitleid, aus Barmherzigkeit ſchlage mir das nicht ab! — denn — weil ich blind bin, iſt denn das ein Grund, warum ich von Jedermann hintergangen werden muß!

Caroline.

Theure Freundin! — ich versichere Dir, daß Du irrest, und daß dieser Brief — (sie macht eine Bewegung, um ihn zu zerreißen, Clementine bemerkt es und bemächtigt sich seiner).

Clementine.

Nun denn! auch ohne Dich werde ich erfahren, was er enthält!

Caroline.

Clementine, was willst Du thun?

Clementine.

Meine Leute herbeirufen — irgend Jemand — aber nicht Benedict, denn der würde mich täuschen wollen, wie Du! — aber durch Gold werde ich wohl Jemand finden, der mir die Wahrheit mittheilt.

Caroline.

Ich beschwöre Dich, halt ein!

Clementine.

(nimmt Carolinen bei der Hand und führt sie in den Vorgrund der Bühne) Bedenke es wohl, Caroline! Solche Geheimnisse dürfen eigentlich nur unsere vertrautesten Freunde theilen; aber wenn Du Dich noch immer weigerst, so sey es drum, und ich

geseben, denn eben diese Verbindung, welche der König gegen den Rath dieses Weisen vorgenommen hatte, entfernte Sophranor vom Hofe. Lange Kriege waren die Folge der Wahl des Königs gewesen, und nur dessen Tapferkeit hatte sie glücklich, aber mit langen Leiden für sein Land beendigen können. Jetzt, wo Sophranor wußte, in welcher unverdienten Bedrängniß der König sey, kam er unerwartet zurück, und innig gerührt fiel ihm dieser um den Hals, auch die Königin war versöhnt.

Ich kenne Eure Leiden, sagte ihnen der Weise, und es giebt nur Ein Mittel, sie zu heilen. Rosalinde wird genesen, schon war ich bei ihr, und die Kräuter, die ich auf ihre Wunde legte, werden diese in wenigen Tagen schließen. Aber tiefer gewurzelt ist das Unheil der aufbrausenden Leidenschaften, des zügellosen Stolzes in Saphirions Seele. Schonend kann hier nicht verfahren werden. Es giebt nur Einen Weg, ihn zu bessern, daß er einst würdig sey, Vater und Leiter seiner Unterthanen zu werden. Ueberlaßt mir ihn ganz. Jahre werden vielleicht vergehen, ehe ihr ihn wieder seht, aber mein Wort bürge Euch dafür, daß er wohl aufbewahrt ist unter meiner Leitung, daß kein Unfall seinem Leben drohen soll. Seht, — und mit diesen Worten spritzte er aus einer Phiole, die

halte nichts mehr geheim! Ja, um jeden Preis will ich mein Schicksal wissen! diese Ungewißheit ist furchtbar, unerträglich, schrecklicher als der Tod! Caroline, lies mir also den Brief zu Ende! ich beschwöre Dich darum — es ist Deine Pflicht! (sie hält Carolinen den Brief unter die Augen, den sie immer fest in den Händen behält.)

Caroline.

(liest mit Anstrengung und fast unter Thränen) „Wenn Sie diesen Brief lesen, werde ich ohne Zweifel schon weit von Ihnen entfernt seyn. — Ich reise — es muß seyn!"

Clementine.

Es muß!

Caroline.

„Zwischen zwei Schlachtopfern stehend, zwischen zwei weiblichen Wesen, wovon ich eins durch das andere unglücklich machen würde, mußte ich endlich eine Wahl treffen. Das eine dieser Wesen ist ein Muster von Muth, Kraft und Entsagung. Ich kann nur sein Erbarmen mir erflehen! — Das andere, minder stark, aber nicht minder beklagenswerth, würde sterben

vor Verzweiflung. — Diese andere ist — Mutter!

Clementine.

Mutter!

Caroline.

„Ich habe nicht den Muth gehabt, sie sterben zu lassen!“

Clementine.

Mutter! Sie ist Mutter! — Genug, genug, Caroline! Mein ganzes Schicksal ist nun ausgesprochen — ich muß mich unterwerfen, ich muß — bis an's Ende die unglücklichste aller Frauen seyn! — O, das ist ja ganz natürlich, nicht wahr, Caroline?

Caroline.

Clementine!

Clementine.

(mit einer Art Wahnsinn) Er hat mich um Erbarmen gefleht! Siehst Du! O, ich verzeihe ihm! Er hat sich auf meine Kraft berufen! Siehst Du, ich bin ruhig; ich weine ja nicht — ich leide ja bei weitem nicht so, wie ich litt, als ich nur noch Verdacht hatte; — ja! ich fühle eine Art von Freude darin, daß endlich

mein Schickſal zu wiſſen! Endlich doch giebt's keinen Irrthum, keine Täuſchung mehr! Endlich — bin ich nicht mehr eiferſüchtig!

Caroline.

O, komm' zu Dir! ich beſchwöre Dich! Dieſes Irrſeyn —

Clementine.

O nein, ich ſpreche nicht im Wahnſinn, ich habe meine volle Vernunft. — Caroline, er hat ſehr wohl daran gethan, ſich Dir und Deinem Manne anzuvertrauen; ſehr wohl daran gethan, zu glauben, daß Ihr wenigſtens nicht die arme Clementine verlaſſen würdet.

Caroline.

Nie! nie!

Clementine.

Nun denn! ich werde Deinem Rathe folgen, ich werde den Muth beſitzen, nicht zu ſterben — ja ich bin ruhig, denn ich habe keinen neuen Schmerz mehr zu fürchten, und ich glaube — aber — aber ſage mir nur, Caroline — ſie iſt alſo doch wohl ſehr ſchön, dieſe Mathilde!

Caroline.

O Clementine! hänge nicht solchen Gedanken nach, laß uns vielmehr vor Allem jetzt auf Mittel und Wege denken, Ernst wieder zurückzuführen.

Clementine.

Sie wollen abreisen! — und ich, ich sollte in diesem Schlosse zurückbleiben, in diesem Schlosse, das er mir in seiner Großmuth überläßt! — O wie glücklich ist doch sie! — mir, mir hat er nie gesagt: Clementine, laß uns fliehen mit einander, und Du wirst arm seyn mit mir, aber ich werde Dich lieben, werde Dich immer lieben — immer — wie sonst! — Nein, nein, arme Unglückliche! an Dich konnte er solche Worte nie richten, an Dich nie! an Deine Nebenbuhlerin nur, Deine schöne Nebenbuhlerin! an die, welche Augen besaß, um seine Vernunft zu verwirren, um für immer Dein Glück zu zerstören! — O Caroline! ich hielt mich doch für zu muthig! Nein, nein! er soll nicht mit ihr fort! ich will ihn sehn, ihn sprechen, ihm sagen, daß er nicht fort soll! — Es ist hier; o führe mich zu ihm! — Ich kann nicht — werde es nie können! — Wehe! wehe mir! — (Sie sinkt weinend in Carolinens Arme.) Aber sie ist wohl sehr schön, diese Mathilde?

Caroline.

Ja, ja, Du ſollſt ihn ſehen, ſollſt es; er ſoll dieſes gräßliche Vorhaben nicht ausführen. — Komm', Clementine! komm'!

(Sie will mit ihr abgehen.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Benedict.

Benedict.

Ach, gnädige Frau Gräfin, da ſind Sie ja! Jetzt iſt's nicht mehr Zeit, ſich zu verſtellen und Ihnen die Wahrheit zu verbergen! Sehen Sie, ich weine die bitterſten Thränen vor Wuth und Kummer.

Clementine.

Du weißt es alſo auch, mein Freund —

Benedict.

Ich weiß, daß man Niemand mehr trauen darf, ich weiß, daß in demſelben Augenblicke, wo Sie an ihn dachten, an ſein Glück, an ſeinen Ruhm, er den Entſchluß faßte, Ihnen den Todesſtoß zu verſetzen; ich weiß, daß eine Poſt-Chaiſe an der Parkthüre bereit ſteht, und daß ſie um zwei Uhr mit einander entfliehen wollen.

Caroline und Clementine.

Um zwei Uhr?!

Benedict.

Aber ich weiß auch, daß ich mich ihnen auf ihrem Wege entgegenstellen werde und daß sie nicht von hier fortkommen sollen, ohne den alten Benedict zertreten zu haben!

Clementine.

Benedict, ich bedurfte dieser harten Probe nicht, um Deine Freundschaft für mich ganz zu erkennen. — Ja, Du hast Recht, es darf dieses Schloß nicht verlassen — er wird bleiben — er muß bleiben! — Mein Kopf brennt — tausend Gedanken — tausend Pläne — ja, ich will es, ich will es!

Caroline.

Erkläre Dich näher, Clementine.

Clementine.

Nein! — noch ist mir selbst der Weg nicht klar, den ich einschlagen werde — aber Eins, eine einzige Sache steht fest und unerschütterlich fest in mir — daß ich nicht will — Nein, nein! er soll nicht fort!

(Sie geht links mit Caroline ab.)

Sechster Auftritt.

Benedict allein.

Ei, mein Herr Graf, das iſt ſchlecht! das iſt abſcheulich! — Schon ſeit längerer Zeit hegte ich den Verdacht, daß Sie dieſes Fräulein liebten — und ſeit geſtern — ſeit geſtern hatte ich den Beweis davon. — Geſtern hatte ich für Sie gelogen — oder vielmehr für Clementinen — und jetzt wäre ſelbſt eine Lüge überflüſſig. — Sie, ſo gut, ſo unglücklich; und hintergangen, verlaſſen! — O mein guter Gott, laß mich ſterben, ſterben! da ich dieſe Undankbarkeit meines Herrn, dieſes neue Leiden der armen Clementine geſehen habe! oder nein, nein! gieb mir vielmehr den Muth, zu leben und noch ſo lange zu leiden, als auch ſie auf dieſer Erde leiden wird, und ſo bis an's Ende meinen Theil an allen ihren Schmerzen hinzunehmen. (Er ſieht an die Pendule, deren Zeiger fortſchreitet und jetzt halb zwei Uhr zeigt.) Schon! — Halb zwei Uhr! Der Augenblick nahet ſich! — Die Zeit ſchreitet auch mit einer Eile vor! — Was will denn aber nur die Frau Gräfin thun; um dieſe Abreiſe zu verhindern? Was hat ſie denn für einen Plan dabei? Sie giebt mir nicht den geringſten Befehl — und

doch! — Da gehe ich lieber selbst. — Aber grosser Gott! der Herr Baron! — wenn nur kein neues Unglück geschieht!

Siebenter Auftritt.

Benedict. Der Baron.

Benedict.

(ihm entgegengehend) Sie, Herr Baron! um diese Zeit!

Baron.

Aber Du selbst, Benedict!

Benedict.

Ach, Herr Baron, Sie wissen ja, wie's hier im Schlosse ist! Die Gäste, — die Jagd — der Dienst — dann der gestrige Tag —

Baron.

Der für Dich sehr schmerzlich war.

Benedict.

Der Herr Baron sehen mir auch so angegriffen aus — wollten Sie nicht auf ihr Zimmer sich begeben — ich werde Ihnen Jemand schicken.

Baron.

Nein, nein! ich brauche bloß Dich!

Benedict.

Mich?

Baron.

Und Deinen Herrn.

Benedict.

Aber doch nicht jetzt, will ich hoffen?

Baron.

Eben jetzt! (als er sieht, daß Benedict zögert) Sollte er bei der Frau Gräfin seyn?

Benedict.

Der Herr Graf? — ich weiß nicht, aber ich glaube kaum —

Baron.

Ich befürchtete es, — ich hätte mich dann in ihrer Gegenwart nicht erklären können.

Benedict.

(unruhig) Erklären?

Baron.

Es ist mir sehr lieb, daß ich Dir begegnet bin, Benedict. Du bist ein guter, ehrlicher,

treuer und mit allen Gedanken Deiner Gebieterin vertrauter Mensch; schon seit langer Zeit nennt sie Dich ja ihren Freund. So höre denn; morgen werden in diesem sonst so friedlichen Schlosse unstreitig blutige Auftritte vorfallen.

Benedict.

Herr Baron —

Baron.

Das Loos ist geworfen, es kann nicht anders seyn! — Weißt Du, ob dieser Mensch, dieser Baron Oelsach, mit dem Grafen gesprochen hat?

Benedict.

Ob er mit ihm gesprochen hat? Nein, das habe ich nicht in Erfahrung gebracht — aber warum?

Baron.

O warum? — Muß denn nicht ein Duell auf Tod und Leben eben so regelmäßig verhandelt werden, wie ein Kontrakt? Giebt es nicht unerbittliche Gesetze, welche selbst unter diesen Beschäftigungen voll Blut und Thränen kein Edelmann aus den Augen setzen darf? So müssen denn also auch unter andern zwei Menschen dabei seyn, um zu bestätigen, daß Dieser oder Jener auf regelmäßige

er aus dem Busen zog, einige Tropfen durch das offne Fenster auf den Vorhof vor dem Pallaste — hier lege ich den Grundstein zu einer Ehrenpforte für den Prinzen, wenn er einst sanft geworden, seine Leidenschaften besiegend, seinen Stolz nur im Beglücken suchend, wieder zurückkehrt in Eure Arme. Mit jedem Steine, den Ihr sich erheben seht auf diesem Grunde, wächst auch seine Würdigkeit, mindert sich die Zeit der Entfernung. Und wenn einst der Bogen sich wölbt, dann freut Euch, dann hat er das Schwerste überstanden, und ihr drückt den Vollendeten an Euer Herz.

Und als Sophranor noch so sprach, und König und Königin zum Fenster hinausschauten, da erhob sich bereits aus dem Grunde die erste Lage von Marmorsteinen zu einer weitgespannten breiten Pforte, und staunend stand die gaffende Menge umher.

Sophranors hohe Weisheit war bekannt, niemand wußte sein Alter, denn die Geschichtsbücher des Landes liesen ihn schon seit mehr als funfzehn Regierungen als den Beglücker und Helfer der Monarchen und Unterthanen erscheinen. Wie konnten und durften König und Königin sich bedenken, ihm Saphirien anzuvertrauen. Thue, wie es deiner hohen Weisheit nothwendig scheint, sagte der König zu ihm, mein Sohn ist ganz deiner

Art in den Sand gestreckt worden sey! — Weißt Du, ob der Herr Legationsrath dazu Jemand bestimmt hat? — ob der Graf ihn zu diesem Zweikampfe begleiten wird?

Benedict.

Ich habe den Herrn Grafen nicht gesehen.

Baron.

So suche ihn auf. (Benedict zeigt auf die Stutzuhr.) Allerdings ist es sehr spät, aber auch das Unglück zählt keine Stunden, und die Verhältnisse werden mich rechtfertigen. — Melde mich ihm an, ich muß mit ihm sprechen.

Benedict.

(für sich) Ach du mein Himmel! — wenn er zu ihm geht — allem Anscheine nach — was dann? — und ich weiß von nichts — und keine Befehle von ihr — (er geht langsam in den Hintergrund).

Baron.

(hält nach einiger Ueberlegung Benedict, der eben zum Grafen abgehen will, zurück, faßt ihn dann an der Hand und führt ihn so wieder in den Vordergrund) Und — wenn mein Gegner den Grafen etwa schon zum Sekundanten erwählte hätte, so bitte ich Dich um

eine Gefälligkeit — ich muß auch Jemand dazu stellen — schon sind Personen genug von der Sache in Kenntniß gesetzt, und mehrere werden es noch werden — das Geschäft ist auch nicht abzumachen; die Secundanten brauchen bloß dabei zugegen zu seyn — es bedarf also Niemandes weiter dazu als eines ehrlichen Mannes, eines braven und loyalen Deutschen — Sey Du mein Secundant!

Benedict.

Ich! Herr Baron?

Baron.

Nein! ich kann nicht ohne innern Grimm an den Menschen denken, der mein und meiner Tochter Glück für immer zerstört hat! — Meine Tochter! Vor einer Stunde noch sah ich sie! Sie war blaß, zitterte. Ich wollte ihr Vorwürfe machen, ein Wort der Strenge mit ihr sprechen, zum ersten Mal in meinem Leben! da sank sie in meine Arme, fast sterbend. Ich besaß nicht die Kraft, sie von mir zu stoßen, ich fühlte, wie mir heiße Thränen aus den Augen rannen — ich mußte sie zurückdrängen, mußte mich von meinem Kinde trennen, ohne es zu umarmen, ohne es auch nur fragen, ohne in sei-

nem Herzen lesen zu können, was alles darin vorgehe, ohne ihm auch nur sagen zu dürfen: ich fluche Dir nicht! — Benedict! Benedict! ich bin zu schwach — ich weiß es — und diese Thränen — sie drücken mir das Herz ab. — (er bricht in Schluchzen aus) Nimm's nicht übel, Benedict, aber vor Dir darf ich doch — vor Dir nur allein! Aber sag' es ja Niemand — hörst Du! ja Niemand!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Clementine. Caroline.

(Wer Ende der Worte des Barons treten Clementine und Caroline im Hintergrunde auf. Clementine sprach leis mit ihrer Freundin, die nach einem Zeichen des Einstimmens durch die Mittelthür abgegangen ist. Clementine geht langsam vorwärts und tritt endlich zum Baron.)

Clementine.

Und müssen Sie diese Thränen auch vor Clementinen verbergen?

Baron.

O nein! vor Ihnen nicht! — O, in diesem Augenblicke ist mir Ihre Gegenwart eine wahre Wohlthat.

Clementine.

(leis zu Benedict) Geh' zu Carolinen, Du findest sie unten an der Terrasse, und thue, was sie Dir sagen wird.

(Benedict geht ab.)

Neunter Auftritt.

Clementine. Der Baron.

Baron.

Wo nur ein Herz leidet, gnädige Frau, da sind gewiß auch Sie schon in der Nähe, ihm einen Trost zu bereiten! — Aber giebt es denn einen Trost für ein Unglück wie das meine?

Clementine.

Ja, es gibt einen, und ich bringe ihn Ihnen. Als Sie eine Erklärung mit dem Herrn von Delsach forderten, war ich hier zugegen; ich habe Alles gehört, und als er Ihnen gesagt hatte: „der Brief ist an mich", so erinnere ich mich nur noch zu wohl an den ersten Aufschrei, an das erste Wort meiner Freundin — seiner Gattin.

Baron.

Ihr erstes Wort?

Clementine.

Ach, es ist ein furchtbarer, gräßlicher Gedanke, aber tief ist er in meinem Gedächtnisse zurückgeblieben und wird nie daraus entweichen! Und als ich nun wußte, daß zwischen diesen beiden Eheleuten kein Vertrauen, kein Glück mehr möglich sey, als ich erfuhr, daß an der Gitterthür des Parkes eine Postchaise bereit stehe, und daß in wenigen Minuten er mit ihr entfliehen werde —

Baron.

Mit ihr! mit meiner Tochter! — Der Böswicht! — Fort, fort!

Clementine.

(Hält ihn zurück) O bleiben Sie! bleiben Sie!

Baron.

Wenn sie entfliehn!

Clementine.

Sie werden es nicht! ich verspreche es Ihnen: man beobachtet sie bereits, und wenn es zwei Uhr schlägt, werden sie wieder vor Ihren Augen erscheinen.

Baron.

Mathilde! — ihren Vater verlassen!

Clementine.

Ich konnte mir Ihren Kummer vorstellen, und da erinnerte ich mich an jene Worte der Frau von Oelsach, da trat er vor meine Seele, jener Gedanke, furchtbarer, wahrer als je!

Baron.

Jener Gedanke —

Clementine.

Mit der Idee seiner Flucht beschäftigt, hatte er, den Sie so sehr verabscheuen, einen Abschiedsbrief geschrieben — hier, hier lesen Sie die Antwort darauf — (sie giebt dem Baron ein Papier).

Baron.

Von Frau von Oelsach? — von Ihrer Freundin?

Clementine.

Von — jener unglücklichen Gattin an den, der von ihr entfliehen wollte — lesen Sie.

Baron.

(liest) „Ich weiß, welche Bande Sie an Mathilden knüpfen, ich weiß, daß deren Ehre, die Ehre der Familie dieses Mädchens und die Ihre gerettet werden müssen: Ihr Glück hängt davon

ab; Alles also drängt mich dazu, Ihnen das meine zu opfern. — Es ist nur ein Hinderniß zu beseitigen, das Ihrer Verbindung mit Mathilden noch im Wege steht." — Gnädige Frau!

Clementine.

Lesen Sie weiter.

Baron.

(lesend) „Ich berufe mich auf unsere Gesetze, und hier ist meine Einwilligung in Ihre Scheidung." — Eine Scheidungs-Akte! — und Sie, Sie, gnädige Frau, haben diesen Rath ertheilt?

Clementine.

Ja ich, Herr Baron, ich habe diese Antwort dictirt. Ich war es, die es über sich nahm, eine Gattin, die nicht mehr das Herz ihres Gatten das ihre nennen kann, zu diesem schrecklichen Entschlusse zu bestimmen.

Baron.

(mit Kraft) Aber ich, gnädige Frau, glauben Sie denn, daß ich je darein willigen könnte? — Wie! ein solcher Fehltritt sollte diesem Manne

Rechte eingeräumt haben, die — und seine Beschimpfung —

Clementine.

Herr Baron, zeigen sie gleiche Milde, gleiche Kraft, wie — wie meine Freundin! Glauben Sie mir; wenn Sie auch noch so sehr zu leiden scheinen, können Sie doch den traurigen Trost nicht haben, am beklagenswerthesten zu seyn. Sie wissen nicht, wie sehr ich mit dem Herzen dieser Frau zu kämpfen gehabt habe, um es in sein Schicksal ergeben zu machen, Sie wissen nicht, welche Todesangst sich ihrer Seele bemeistert hatte, als sie nun ihre einzige Hoffnung, als sie den schönen Traum ihres ganzen Lebens so vernichtet werden sah! O! Sie können es nicht begreifen, daß für ein Weib dieser Entschluß ein mehr als menschlicher ist, der das Herz in seinen tiefen Fugen aus einander reißt. Aber hier blieb nichts weiter übrig, als Scheidung — oder Selbstmord. (ergreift mit Kraft seine Hand) Und wollen Sie diese Frau tödten?

Baron.

Aber, gnädige Frau, können Sie denn dagegen auch wollen, daß ich selbst, daß ein Vater seine Tochter an die Stufen des Altars geleitet,

um dort Unterwerfung und ewige Liebe einem Manne zu schwören, der sie aufgeopfert hat und den er nicht mehr achten kann! — (Clementine macht eine Bewegung) Und dann — diese unglückliche Frau selbst! Soll ich, um uns von der Schande zu retten, ihre großmüthige Aufregung benutzen? — (hier bietet er jenen Brief Clementinen wieder dar, die eben jetzt unweit des Schreibepults steht) Da, nehmen Sie! Zwar können Sie es nicht sehen, aber die Kraft ihrer Seele muß dennoch diese Unglückliche endlich verlassen, ihr Entschluß zuletzt geschwankt haben vor einem solchen Opfer, denn — unter dieser Scheidungs-Akte steht keine Unterschrift.

Clementine.

(nimmt eine Feder vom Schreibepult und ruft aus): Nun, so führen Sie mir die Hand, Herr Baron!

Baron.

Was? — Sie! — Sie, Clementine?!

Clementine.

Ja, Clementine! ja, ich! ja, Ernst! Ernst! — O stehen Sie mir bei! es ist ein so furchtbarer Augenblick — es ist meine Seele, die ich selbst zerreiße. — O helfen Sie mir!

Baron.

Was verlangen Sie von mir? — Nein, nie! nie!

Clementine.

Sie weigern sich? — sey es drum! ich will Euch Alle retten! (sie unterzeichnet und ruft dann mit wahnsinniger Freude): Ernst! Du bist wieder ein ehrlicher Mann!

Baron.

Nein, jetzt habe ich keinen Gedanken mehr für den eigenen Schmerz!

(Benedict tritt ein.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Benedict.

Baron.

(fortfahrend, ohne ihn zu sehen) Gegen jenen Mann — werde ich weder Haß noch Zorn hegen: was meine Tochter betrifft — nein, nein! ich habe keine mehr! — meine Unterstützung, meinen Trost bin ich der schuldig, die sich für uns Alle geopfert hat. — Gnädige Frau Grä-fin! Clementine! darf ich Ihr Vater seyn!

Leitung überlassen, bringe ihn nur bald und als edlen Mensch an das Herz seiner einsam bekümmerten Eltern zurück. Wohlan denn, entgegnete der Weise, noch heute entschwindet er vor Euern und des Volkes Augen, darum laßt verkünden, daß er eine weite Reise angetreten habe, und in längerer Zeit nicht zurückkehren werde. Das Geheimniß selbst bewahrt aber wohl, und laßt es selbst Rosalinden nicht erfahren.

Der Greis entschwand vor ihren Blicken. Da ließ der König verkünden, wie er es geboten hatte, und sah von nun an nebst seiner Gemahlin nur täglich und wohl stündlich zu der Ehrenpforte hin, ob Stein an Stein sich füge zur erwünschten Wölbung.

Saphirion aber befiel in diesem Momente, wo der weise Greis jene Tropfen versprützte, eine unwiderstehliche Betäubung. Er wußte nichts mehr von sich selbst. Sophranor umhüllte seinen Körper mit einer undurchdringlichen Hülle, und verbarg ihn so vor den Augen der Menschen, die Seele aber begann ihre Wanderungen. Denn durch diese sollte sie geläutert werden, bis sie würdig sey der hohen Bestimmung auf dem Throne.

Der Prinz findet sich zuerst wieder in den Bergwerken von Potosi als ein niedriger, das

Clementine.

Herr Baron! was hätten wir denn gethan, wenn Sie nicht in der Nähe von jenen Beiden blieben? Ach! sie werden Ihrer Achtung so sehr bedürfen — und Sie, Sie bedürfen des Glückes! Sie können dessen noch auf der Erde hoffen. — Ich aber, ich kann nur Einen Freund annehmen, nur einen einzigen, den ich Niemanden entziehe, keinem Glücke, keiner Freude, dessen Daseyn auch nicht glücklicher seyn würde, als das meine, und das mit dem meinen verlöschen wird. — Diesen werde ich nicht erst fragen, ob er mit mir von hier fort will — denn ich weiß es schon gewiß, daß er bereit dazu ist — ich höre ihn — er weint an meiner Seite — und seine Hand — ich ergreife sie.

Benedict.

Ach, gnädige Frau!

Clementine.

Ja, Du allein, mein alter Freund, mein Vater! — Wir reisen zusammen! (es schlägt zwei Uhr) Ha!

Benedict.

Man kommt! — es ist Frau von Delsach, der Herr Graf und —

Clementine.

Sie! — Komm', Benedict! Fort, fort!

Baron.

Jetzt schon! mitten in der Nacht!

Clementine.

Für mich — ist's nun immer Nacht!

(Sie geht mit Benedict zur Thüre links.)

(Der Vorhang fällt.)

BESSEL

Dresden,
gedruckt in der Gärtnerschen Buchdruckerei.

Aes Nr. 548 cm

Dramatiſches

Vergißmeinnicht

auf das Jahr 1839

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutſchland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Sechszehntes Bändchen.

Enthält:

Mit dreißig Jahren!
Luſtſpiel in 3 Akten.

Die Präſidentin,
Luſtſpiel in 1 Akt.

Eine homöopathiſche Kur,
Luſtſpiel in 1 Akt.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1839.

Sieh hier vor Deinem Blicke drei Geſtalten,
Die Lebens-Athem nun von Dir begehren,
Du ſollſt durch Deine Darſtellung verklären,
Was jetzt noch todt in Feſſeln iſt gehalten.

Wir kennen ja die lieblichen Gewalten,
Die bald die Blüthen zarter Luſt gewähren,
Bald zu dem ſüßen Zolle ſanfter Zähren
Die ernſteren Gebilde uns entfalten.

Du übst sie aus mit meisterlichem Spiele,
Wo der Natur die Kunst die Hand geboten,
Daß so das Aechte, Treffliche gelinge;
Vergönne, daß ich hier denn so Dir bringe
Zum Zauberton die anspruchlosen Noten
Und leite das Bestreben mild zum Ziele.

Theodor Hell.

Mit

Dreißig Jahren!

Lustspiel nach Rosier in drei Akten.

Bearbeitet

von

Th. Hell.

Personen.

Baron Werdenhain, 60 Jahre alt.

Constanze, seine Tochter, 18 Jahre alt.

Paul von Fallern, sein Neffe, 22 Jahre alt.

Herr von Rosen, 25 Jahre alt.

Frau von Rosen, dessen Gattin, 38 Jahre alt.

Frau von Eichberg, 33 Jahre alt.

Herr von Bitterklee, 50 Jahre alt.

Franz, Bedienter des Barons.

Ein Kellner.

Bediente, Kellner, weibliche Dienerinnen.

Der erste Akt spielt auf Werdenhain's Landgute, der zweite, ein Jahr später, in Doberan, der dritte auf Bitterklee's ländlicher Besitzung.

schwerste Gewerk treibender Sklav. Von seiner vorigen Hoheit war kein Gedanke in ihm zurückgeblieben, aber wohl brachte er auch in seinen neuen Zustand dieselbe Stimmung des Gemüths mit, die in dem frühern ihn des Thrones unwerth gemacht hatte, und nun mit so fürchterlichen Zuckungen in ihm tobte, je mehr Widerstand sie in der ihn umgebenden Außenwelt fand.

Er knirschte, wenn er die Mißhandlungen seiner Nebensklaven sah; da er jedoch in keinem einen Funken edleren Stolzes erblickte, verachtete er sie zugleich, und nichts trieb ihn an, ihre Lasten zu erleichtern. Aber von einer unwiderstehlichen Mattigkeit befallen, hatte er eines Tages das ihm angewiesene Werk nicht vollenden können, da schwirrte die Peitsche des Menschentreibers über ihm, um ihn dafür zu bestrafen. Kaum bemerkte er dies, so ergriff er den Spanier bei der Gurgel und stürzte ihn hinab in den Schacht, der zu beider Füßen in grauser Tiefe heraufgähnte.

Sofort ergriff man auch ihn, und in ein fürchterliches Gefängniß geworfen, ward er wohl ganz das Schreckliche seiner Lage, aber nicht sein Unrecht inne. Das Urtheil war bald gesprochen, und am nächsten Morgen sollte er mit Geißeln zu Tode gehauen werden. Da durfte noch ein

Erſter Akt.

Ein Garten. Rechts ein Pavillon mit Auftritt. Links Sitze. Baumgruppen im Hintergrunde. Am Auftritte des Pavillons rechts und links zwei Marmorvaſen mit Blumen.

Erſter Auftritt.

Paul. Dann Franz.

Paul (ſitzt in einem Gartenſtuhle und betrachtet nachdenkend die Aufſchrift eines verſiegelten Briefes) Ja, ja! Am beſten bleibt's doch, zu ſchreiben. Mündlich hätte ich nie den Muth dazu. Und würde ſie mich denn auch anhören? Einen Brief aber, den muß ſie doch leſen. (zu Franz, der von links nach rechts geht) He, Franz! da habe ich eben einen Brief an Frau von Eichberg bekommen.

Franz. Sie iſt ja aber doch ſeit vierzehn Tagen ſchon wieder abgereiſ't!

Paul. Der Briefſteller hat ohnſtreitig geglaubt, ſie ſey noch da. Uebrigens muß ſie aber binnen acht Tagen wieder hier ſeyn, ja ſie kann vielleicht jede Stunde ankommen, und da ich vielleicht gerade nicht

zugegen seyn könnte, so magst du ihr den Brief geben, sobald sie ...

Franz. Zu Befehl! — Aha, da kommt Gesellschaft! (Geht rechts ab.)

Paul. (nach links blickend) Ach, du mein Himmel! wieder Nachbarn, Freunde, Bekannte, Gott weiß was alles für langweilige Leute! Und ich! der ich, seit sie nicht mehr da ist, nichts mehr liebe als die Einsamkeit!

Zweiter Auftritt.

Paul. Herr und Frau v. Rosen. Herr v. Bitterklee.

Herr v. Rosen. Ha! sieh da, lieber Paul! Unkraut verdirbt nicht!

Paul. Ja, Gott sey Dank, ich fühle mich täglich kräftiger.

Bitterklee. Da mußt Du Dich nun aber auch recht schonen und pflegen! Das ist man sich schuldig. In einer Zeit, wie jetzt, wo der Selbstmord so Mode geworden ist, muß es auch wieder beherzte Leute geben, die ein Beispiel aufstellen von wahrer Liebe zum Leben. Es ist gut, es ist schön, es ist moralisch, es ist gottesfürchtig, für seine Gesundheit zu sorgen. Eine Reise würde gewiß recht heilsam für Dich seyn. Komm! geh mit mir nach Wien. Ich reise [illegible] Abend ab. Auch mir hat man Bewegung ange-

rathen. Dort will ich auch ein Paar berühmte Aerzte consultiren. An den Doctoren in unserer kleinen Stadt scheint mir nicht sehr viel zu seyn.

Fr. v. Ros. Sind Sie denn krank?

Bitterkl. Ei bewahre; im Gegentheil! Aber ich befinde mich schon viel zu lange wohl, um nicht fürchten zu müssen, daß es endlich einmal abschnappen könnte, und da will ich Vorkehrungsmaßregeln dagegen treffen.

H. v. Ros. (zu Paul) Weißt Du auch, daß Du recht herunter warst?

Bitt. Und nicht wahr, Du hast Dich wohl dabei befunden, meinem Rathe in einer Menge Kleinigkeiten gefolgt zu seyn, die doch aber alle am Ende ihre Wichtigkeit haben? Wie man im Bette liegen muß, welchen Grad von Licht ein Kranker im Zimmer vertragen kann, in welchen Fällen man vorzugsweise durch die Nase Athem holen muß, und so weiter.

H. v. Ros. Ach gehen Sie doch, lieber Bitterklee! machen Sie uns nicht weiß, daß wir es sind, die Paul am Leben erhalten haben!

Bitt. O nein, das weiß ich eben so gut, wie Sie: Paul ist weder durch uns noch durch seinen Arzt gerettet worden, sondern blos durch eine allerliebste Frau.

H. v. Ros. Einen Engel!

Fr. v. Ros. (kneipt ihren Mann) Was Du nicht alles weißt!

H. v. Roſ. (ſchreit auf und läßt ſeine Frau vom Arme los) Eh!

Paul. Was haſt Du denn?

H. v. Roſ. Ach, es war meine Frau, die wie gewöhnlich nicht leiden kann, daß ich die Frauen liebenswürdig finde, die es ſind, — nicht einmal die, die es nicht ſind.

Bitt. Wie, Frau von Roſen? Sie ſind nicht auch entzückt geweſen von dem Eifer, der Sorgfalt, die Frau von Eichberg am Krankenbette unſers armen Pauls gezeigt hat? Nun, was mich betrifft, ich bin ganz Bewunderung, ganz Enthuſiasmus! Ob ſie hübſch iſt? ob ſie Verſtand hat? das weiß ich nicht, ich habe nicht darauf Acht gegeben; aber das weiß ich, daß Frau von Eichberg für mich das Muſter, der Typus, das Vorbild jeder Frau geworden iſt, die Frau, wie ſie ſeyn ſollte, deren Beſtimmung in dieſer gebrechlichen Welt es iſt, Kranke zu pflegen und Leidende zu tröſten.

Fr. v. Roſ. O! ich laſſe gewiß auch allem dem Gerechtigkeit wiederfahren, was Frau von Eichberg gethan hat. Fragen Sie nur meinen Mann, ob ich nicht auch, wenn er krank iſt ...

H. v. Roſ. Ja, die Gerechtigkeit muß ich meiner Frau Gemahlin ebenfalls wiederfahren laſſen. Wenn ich krank bin, iſt ſie ganz allerliebſt, weil ſie dann nicht mehr eiferſüchtig iſt. Je mehr die Krankheit zunimmt, um ſo mehr ſehe ich aus ihren Augen eine Ruhe, eine Zufriedenheit leuchten ... Dann iſt

ſie glücklich! Wenn ich aber nachher wieder ſehe, wie ihre Blicke finſter werden, ihre Stimme einen ſchreienden Ton annimmt, da kann ich gewiß ſeyn, daß es mit mir wieder auf die Beſſerung losgeht; und wenn ſie ganz unerträglich wird, wenn ich's nicht mehr aushalten kann, ſo iſt dies das ſicherſte Zeichen, daß ich völlig wieder hergeſtellt bin.

Fr. v. Roſ. Undankbarer Mann!

Bitt. Bedenken Sie nur auch, daß Frau von Eichberg um ſo mehr Verdienſte bei dieſer Krankenpflege hatte, als Paul ihr faſt ein ganz unbekannter Menſch war, ein entfernter Verwandter, den ſie, glaube ich, zum erſten Male ſah.

Paul. Ja, das iſt wahr! Ohne das Erſcheinen dieſes ...

H. v. Roſ. Engels!

Fr. v. Roſ. Schon wieder!

Paul. (fortfahrend) Wäre ich gewiß nicht davongekommen, denn ich war ja ganz einſam und verlaſſen im Schloſſe. Mein Onkel und Couſine Conſtanze waren den Tag vorher abgereiſ't.

H. v. Roſ. Wahrhaftig, dieſe Frau von Eichberg hat Dir die Vorſehung zugeſendet!

Fr. v. Roſ. Man ſollte wirklich glauben, Du wäreſt der Vorſehung dafür ungemein dankbar!

H. v. Roſ. Nun wirſt Du wohl gar noch auf die Vorſehung eiferſüchtig werden!

Paul. (etwas aufgeregt) Sie werden nun bald wieder ankommen.

H. v. Roſ. (nach rechts ſehend) Da ſind ſie ja wohl ſchon! — Ja, ja, ich ſehe Fräulein Conſtanze.

Paul. (für ſich) Schon!

Fr. v. Roſ. Immer muß er das Frauenzimmer zuerſt ſehen!

H. v. Roſ. Wenn aber Niemand anders dabei iſt!

Bitt. Der Onkel iſt ja dabei.

H. v. Roſ. Ja, aber hinter ihr.

Fr. v. Roſ. Neben ihr! ganz deutlich neben ihr!

H. v. Roſ. O! Du biſt auch wahrhaftig ganz unaus— (ſich verbeſſernd) unausſprechlich!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Baron Werdenhain. Conſtanze. Ein Bedienter. Franz im Hintergrunde.

(Frau v. Roſen umarmt Conſtanzen und ſtößt ihren Mann weg, der es auch thun will. Gegenſeitiges Begrüßen.)

Paul. (verlegen) Liebſter Onkel! Theure Conſtanze . . .

Baron. Freut mich herzlich, Dich wiederzuſehn!

Bitt. (zum Baron) Höre! ich habe Dir etwas zu ſagen, aber ſpäterhin. Jetzt wollen wir uns entfernen und die lieben Verwandten ſich gegenſeitig recht ausſchwatzen laſſen.

H. v. Roſen. Ja, gehen wir einſtweilen.

Bitt. (giebt dem Bedienten ein Zeichen, der links abgeht) Wir könnten ja wohl alle zuſammen frühſtücken?

H. v. Roſ. Verſteht ſich! (zu ſeiner Frau) Nicht wahr, mein Püppchen?

Conſtanze. Aber ſehen Sie nur, lieber Onkel, wie Paul ... Was iſt ihm denn?

Bitt. Sie müſſen deshalb nicht böſe auf ihn ſeyn. Er iſt krank geweſen.

Conſt. und Baron. Krank!

Paul. Und das recht ernſthaft, lieber Onkel. Sie waren kaum fort, als mich die Krankheit mit einem Male anpackte, und das ſo heftig, daß ich am folgenden Tage ſchon das Bewußtſeyn verlor. Alle unſere Freunde waren in der größten Angſt, und der Arzt geſtand, daß er ſich nicht mehr zu helfen wiſſe, als plötzlich eine Dame ſich an mein Krankenbett ſetzte.

Baron. Eine Dame?

Paul. Eine Wittwe, eine Unbekannte, eine entfernte Verwandte, Frau von Eichberg.

Baron. Ach ja, ja! ſie hatte mir geſchrieben, daß ſie im Laufe des Sommers zu uns kommen werde. Ich kenne ſie noch gar nicht. Ein einziges Mal habe ich ſie zwar geſehen, aber damals war ſie höchſtens zehn Jahre alt. Jetzt muß ſie wenigſtens dreißig ſeyn.

Fr. v. Roſ. (ſchnell) Sechs und dreißig.

H. v. Roſ. (ebenſo) Ein und dreißig.

Paul. (ebenſo) Acht und zwanzig.

Baron. Wir hatten mit einander über die Theilung des Landgutes Weidenbuſch zu verhandeln, deswegen kam ſie hierher. Aber wenn ſie halbweg eine verträgliche Perſon iſt, ſo kommt's nicht zum Prozeß.

Paul. Prozeß mit ihr! O! das wäre ja abſcheulich! Geben Sie ihr Alles, was ſie verlangt, lieber Onkel! Nur keinen Streit, keinen Prozeß! Ich würde ja ſelbſt lieber gegen Sie auftreten, beſter Oheim, als das zugeben, denn ich verdanke ihr mein Leben.

Baron. Brave Couſine!

Paul. (in Extaſe) O! wenn Sie wüßten! Eine Dame gewiß aus der großen Welt, zart, ängſtlich, zurückhaltend, und hier, hier hat ſie alle ihre frühern Angewohnheiten abgelegt und ganze Nächte an meinem Krankenbette zugebracht, und wenn das Phantaſiren mir einen Augenblick Ruhe gönnte, wenn ich faſt das Bewußtſeyn meiner ſelbſt und der Krankheit, die mich verzehrte, wieder erlangt hatte, welche ſanfte, milde Worte flüſterte ſie dann mir zu! Ja, mein Onkel, was alle Vorſchriften der Kunſt nicht bewirken konnten, einen ſtärkenden Schlaf mir zu verſchaffen, das gelang ihr, dieſem Engel! ſie gewährte mir ihn, und dazu brauchte ſie nur Dreierlei zu thun: meine Hand zu faſſen, um nach der Stärke der Gluth zu ſpüren, die mir durch die Adern tobte, mit mir zu ſprechen und mich anzuſehen. O! dann war jeder Schmerz vorüber! Von ihrer Hand, aus ihrer Stimme, aus ihren Augen ſtrömte ein wohlthuender

Balſam, der die Ruhe zurückbrachte in meine Sinne. Ich ſchlief ſanft und unvermerkt ein, und wenn ich ja träumte, ſo war es kein quälender Traum, es war ein ſüßer, beglückender Traum, es war das Bild der Wirklichkeit. Es war mir, als ob ſie noch meine Hand halte, als ob ſie noch mit mir ſpräche, mich noch ſo theilnehmend anſähe.

Bitt. Dein Enthuſiasmus gefällt mir. Das iſt doch noch ein junger Mann, der die Geſundheit gehörig zu würdigen weiß!

Conſt. Ach, wenn ich ſie doch ſehen, ihr dafür danken könnte, daß ſie mir meinen künftigen Gemahl gerettet hat!

Paul. Ach! ſie iſt nicht mehr hier.

Baron. So?

Paul. Sie mußte abreiſen, ſobald ſie mich nur außer Gefahr wußte; aber ſie verſprach mir, wiederzukommen.

Baron. (zu Franz) Sie ſoll dann in dieſem hübſchen, ganz neu meublirten Pavillon hier wohnen.

Paul. Sonderbar, lieber Onkel! Meine Erinnerung an Frau von Eichberg kommt mir wie ein Traum, wie eine Erſcheinung vor, und wenn die Freunde, die während meiner Geneſung mir noch beiſtanden, mir jetzt ſagten, daß ich das, was ich Ihnen erzählte, nur geträumt hätte, ſo würde ich es wahrhaftig ſteif und feſt glauben, ſo flüchtig, ſo verwiſcht ſchweben dieſe Bilder vor meinem Geiſte.

Baron. Was Deine Couſine betrifft, lieber Paul, ſo ſieh ſie nur einmal an! Sollte man wohl ſagen, daß ſie funfzig Meilen in einem Striche fort gefahren ſey? Und doch iſt's eben ſo weit von Wien bis hierher, als von hier bis Wien. Nun, ſieh nur, als ſie in Wien ankam, war ſie abgemattet, blaß und leidend, jetzt iſt ſie friſch und blühend. Erkläre mir einmal das, wenn Du kannſt!

Paul. Es war ſehr heiß, als Sie von hier abreiſten, während jetzt ...

Conſt. (ärgerlich) Meinen der Herr Couſin? — O, mein Herr, wenn Sie nicht von ſelbſt auf die Löſung dieſes kinderleichten Räthſels fallen, ſo werde ich Ihnen gewiß nicht darauf helfen. (ſich beſinnend und herzlich) Doch verzeihe mir! ich war garſtig! ich vergaß ganz, daß Du ja krank geweſen biſt. Wir haben ja zehn Jahre lang mit einander bei unſerm geliebten Onkel ganz allein und einſam gelebt, und da iſt es mir zur andern Natur geworden, meinem künftigen Manne Alles unverholen zu ſagen. Nun, ſo wiſſe denn, daß ich in Wien verdrießlich und traurig war, weil Du nicht bei mir warſt, und warum ich alſo jetzt nicht mehr betrübt und krank bin, das verſteht ſich wohl von ſelbſt.

Baron. Alſo, Paul, thu dazu, daß Du bald wieder geſund wirſt, und in vier Wochen gebe ich Dir dieſen Schatz.

H. v. Roſ. Einen Schatz von Schönheit, Friſche, Lieblichkeit!

Diener des Herrn einige Stunden vorher in die Nacht seines Kerkers treten. Saphirion höre ihn in dumpfer Gefühllosigkeit an. Nur als der edle Greis mit der hohen Würde und doch auch so himmlischer Milde des Christenthums das Gebot des Herrn in dessen eignen Worten: „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen!" aussprach, da durchzuckte ein ihm unerklärlicher Strahl das Herz Saphirions, und diese Worte standen in Flammenzügen vor seinem verfinsterten Geiste. Aber er wußte die bessere Empfindung nicht zu deuten, und was das Anbrechen des innern Lichts war, hielt er für eine Flamme, die ihm Verderben drohte. Einige Minuten blieb er in tiefer Ueberraschung, dann lachte er höhnisch und laut auf, wiederholte jene Worte langsam, rief: nein, Fluch, ewigen Fluch über sie! und ein plötzlicher Schlagfluß riß ihn hinweg. —

In einer rauhen Berggegend liegt eine einsame Hütte. Dort ergreift Saphirion die Axt, um im nahen Walde Holz zu fällen, das karge Leben mühsam zu erhalten. Aber schon steht er nicht mehr allein. Ein freundliches Weib bittet ihn bald zurückzukehren, und sieht ihm mit Augen der treuen Liebe nach.

Die Sonne sticht, und unter dem Schweiße der Stirn rottet er den festen Stamm in seinen

Fr. v. Roſ. Was geht denn das Dich an?

H. v. Roſ. Nun ja denn, meinetwegen! Fräulein Conſtanze iſt nicht friſch, ſondern krank. Alle Frauen ſind blaß und miſerabel — Dich ausgenommen. — Nun, biſt Du jetzt zufrieden?

Bedient. Es iſt angerichtet.

Baron. Nun, ſo kommt denn zum Frühſtücke, meine Damen und Herren! (Sie gehen alle links ab.)

Paul. (im Abgehen zu Franz) Wenn Frau von Eichberg kommt, ſo vergiß nicht . . .

Franz. (allein, in den Taſchen ſuchend) Du mein Gott! — wo habe ich's denn hingethan? — wenn ich ihn verloren hätte! — und da iſt gerade die Dame, an die ich den Brief abgeben ſoll. (er findet ihn) Ah, da iſt er! (Frau v. Eichberg zeigt ſich rechts) Gnädige Frau!

Vierter Auftritt.

Franz. Frau v. Eichberg. Zwei Kammerfrauen mit Cartons.

Fr. v. E. Ah, ſind Sie es, Franz? Guten Morgen!

Franz. (ihr einen Brief gebend) Da iſt ein Brief an Sie.

Fr. v. E. Ein Brief?

Franz. Und ein ſehr dringender.

Fr. v. E. Iſt Alles hier wohlauf?

Franz. Der junge Herr iſt wieder hergeſtellt,

und der Herr Baron eben mit Fräulein Conſtanze angekommen.

Fr. v. E. Ah! mein Couſin! (für ſich) Ich wußte es ſchon.

Franz. Dieſer Pavillon hier iſt auch bereits zur Wohnung für die gnädige Frau beſtimmt. Ich will Sie nur gleich anmelden. Man frühſtückt eben.

Fr. v. E. Später, ſpäter! Stören Sie jetzt Niemand! (Sie giebt den beiden Frauen ein Zeichen, welche in den Pavillon gehen.)

Fünfter Auftritt.

Frau v. Eichberg (allein).

Paul iſt alſo wieder hergeſtellt! — Das hoffte ich! Es wird mir doch Freude machen, den braven jungen Mann wiederzuſehen! Kann ich doch gewiſſermaßen ſeine Wiederherſtellung als mein Werk betrachten. — Es iſt doch ſonderbar! Man kettet ſich um ſo inniger an Jemand, je mehr Wohlthaten man ihm erwieſen hat. ... Aber der Brief! ... den hätte ich bald ganz vergeſſen. — (ſie öffnet ihn und lieſt leiſe; dann lächelnd) Eine Liebeserklärung! — Ja, ja ... dergleichen Briefe ſind in der Regel ſehr preſſant! ... Haha, jetzt begreife ich's wohl! Sobald der gute Couſin außer Gefahr war, that ich, als treibe mich ein unaufſchiebliches Geſchäft von hier fort, um nicht mehr mit ihm allein zu bleiben, da er meiner nun nicht mehr bedurfte ... Ich machte

mehrere Beſuche in der Umgegend ... alte gute Bekannte ... Hm! ſo hätte ich alſo, ohne es zu wollen, das Herz irgend eines dieſer müſſigen Landedelleute in Flammen geſetzt! ... Und man wagt es, mir das zu ſchreiben! Ach Gott, was wagte man nicht einer Wittwe gegenüber? Da macht man ſich keine Gewiſſensbiſſe darüber. Profitirt von Allem! (ſie lieſt leiſe) Je nun — für ſo einen Landjunker iſt der Styl gar nicht übel. (ſie lacht) Oho! was für eine gewaltige Leidenſchaft! (ſie lieſt laut:) „Ich verdanke Ihnen das Leben, gnädige Frau.“ (ſprechend) Ach, das ſagen ſie Alle! Sie hätten auf der Stelle ſterben müſſen, wenn wir nicht erſchienen wären und ſie wieder mit dem Leben ausgeſöhnt hätten, und dann wollen ſie aber auch gleich wieder ſterben, wenn wir ihnen unſere Liebe verſagen. Wir lieben ſie nicht, verſagen ihnen unſere Liebe, und ſie leben noch bis ins ſiebenzigſte Jahr in der Fülle der Geſundheit! — O die Männer! die Männer! (ſie ſchlägt die andere Seite des Blattes um) „Ich verdanke Ihnen mein Leben, gnädige Frau, und ohne die Sorgfalt und Pflege, die Sie ...“ (plötzlich ernſt, ſpricht ſie:) Ach du mein Gott! ... (ſie wirft einen Blick auf die Unterſchrift) Er iſt von ihm! ... von Paul! ... Iſt's möglich! — Welche ängſtliche Lage! — Noch eine Krankheit, von der man ihn heilen muß — und bei der, ich geſtehe es, bei der kenne ich noch nicht die rechte Medicin. ... Das iſt ja ein wahres Unglück! — Sollte ich ihn denn nur von Einer Krankheit

wieder hergeſtellt haben, um ihn in eine andere zu ſtürzen? — Ich bin in der größten Verlegenheit. ... Ich muß allein ſeyn ... mich mit mir ſelbſt berathen.... Jetzt ſpricht nur noch mein Herz, ich muß es aber nothwendig erſt mit dem Verſtande confrontiren. Ich weiß noch nicht, wer den Sieg davontragen wird, aber das weiß ich, daß es für eine Wittwe ſehr gefährlich iſt, einem jungen Menſchen das Leben zu retten. Ich konnte ihn aber doch wahrhaftig nicht umkommen laſſen! Ich rettete ihn, das war meine Pflicht, und um die ſeinige zu erfüllen, liebt mich nun der junge Mann wieder! ... Das ſind doch im Grunde recht edle Geſinnungen! (Sie geht in den Pavillon ab.)

Sechſter Auftritt.

Bitterklee. Baron von Werdenhain.

(Kommen von hinten links.)

(Der Baron geht raſch nach dem Pavillon zu, Bitterklee folgt ihm langſam.)

Bitt. Liebes Freundchen! liebes Freundchen! (Der Baron bleibt ſtehen.) So geh doch nicht ſo raſch! Du läufſt ja ... Nach dem Frühſtücke iſt ja das ſehr nachtheilig für die Geſundheit.

Bar. Ich hatte Dich gar nicht geſehen.

Bitt. Das glaube ich wohl, denn ich kam hinter Dir her.

Bar. Was giebt's denn? Was willſt Du denn von mir?

Bitt. (ſetzt ſich). So warte doch nur ein wenig! Es iſt ſehr nachtheilig, wenn man ſpricht, wenn man außer Athem iſt.

Bar. Nun ja doch, ja! ruhe Dich aus; ich will indeß ... Aber der Pavillon iſt ja verſchloſſen — die Couſine iſt noch nicht ſichtbar — ich komme wieder. (Macht Miene fortgehen zu wollen.)

Bitt. (faßt ihn beim Rockſchooß). Wo willſt Du denn hin? — Ich habe ja mit Dir zu ſprechen; habe Dich um eine Gefälligkeit zu bitten, ehe ich nach Wien reiſe.

Bar. Nun gut! recht gern!

Bitt. Vor allen Dingen, ſieh mich einmal an.

Bar. Das thue ich.

Bitt. Wie ſehe ich aus?

Bar. Wie ein Menſch, der die größte Mühe von der Welt hat, zur Sache zu kommen.

Bitt. Und dann?

Bar. Und dann? — Nichts weiter.

Bitt. Wie? Findeſt Du nicht, daß ich wie ein Verliebter ausſehe?

Bar. Du? — Verliebt!

Bitt. Ja, das ſchmeichle ich mir!

Bar. Alberner Menſch! — Nun, dann frage ich Dich wenigſtens nicht, in wen, denn das hieße ſich über Dich luſtig machen, ſondern in was Du verliebt biſt?

Bitt. Iſt man denn ſchon mit funfzig Jahren ſo alt, ſo mumienartig, wie unſere jungen Leute es jezt heißen?

Bar. Ei, das meinte ich nicht; aber ich hielt Dich nicht für fähig, etwas Anderes zu lieben, als Deine Ruhe und Geſundheit.

Bitt. Und darin haſt Du auch vollkommen Recht.

Bar. Nun denn?

Bitt. O, mein theurer Freund, wenn Du es gleich mir mit angeſehen hätteſt, wie dieſe Frau von Eichberg Deinen Paul gepflegt und gewartet hat, mit welcher gewiſſenhaften Genauigkeit ſie alle Vorſchriften des Arztes befolgt, wie ſie den kranken Kopf des armen Jungen ſo ſanft in die Kiſſen gebettet hat, o da wäre es Dir auch gegangen, wie mir, Du hätteſt ſie bei weitem liebenswürdiger gefunden, als eine Dame, welche mit der größten Anmuth ihre Gäſte bei einer Soirée empfängt.

Bar. Das kommt auf den Geſchmack an. Ich für mein Theil ſehe lieber eine hübſche Frau bei Tiſche als am Krankenbette. — Aber wo willſt Du denn damit hinaus?

Bitt. Dir zu geſtehen, daß ich der Glücklichſte aller Menſchen ſeyn würde, wenn ich ihr Mann werden könnte.

Bar. Aha! Du willſt Dich in Vorſorge gegen Deine künftigen Krankheiten verheirathen.

Bitt. Ich geſtehe Dir, daß ich, von dieſem Ge-

ſichtspunkte aus angeſehen, die Ehe für die vortreffſ-lichſte aller Einrichtungen halte.

Bar. Nun meinetwegen, mein werther Freund, ich habe gar nichts dagegen; thu was Du willſt. Wenn Frau von Eichberg mitleidig und unklug genug iſt ...

Bitt. Ich liebe ſie, ich bete ſie an, und bitte Dich, zu meinen Gunſten mit ihr zu ſprechen.

Bar. Ja, ſiehſt Du, ich fürchte nur, daß, wenn ich zu Deinen Gunſten rede, ich zu ihren Ungunſten ſpreche.

Bitt. Ei ſieh doch! Als ob wir nicht vollkom-men zu einander paßten! Frau von Eichberg iſt dreiunddreißig Jahre alt, ich bin noch friſch, in den beſten Jahren. Sie beſitzt zehntauſend Gulden jähr-licher Einkunfte, ich fünfzehntauſend. Sie iſt liebens-würdig und freundlich, ich bin herzensgut und gelaſ-ſen, denn ich fahre nie auf.

Bar. Ja, das glaube ich, denn es würde Dir das Blut in Wallung bringen. — Nun meinet-wegen; wenn Du es durchaus ſo befiehlſt, ſo will ich der Frau von Eichberg Deine — feindlichen Abſichten bekannt machen.

Bitt. Oh! wenn Du ihr nur einmal das von mir geſagt haſt, was ich ihr, ohne die Beſcheidenheit zu verletzen, nicht ſelbſt ſagen kann, wenn Du mit ihr von meinen Qualitäten geſprochen haſt ...

Bar. (lachend) Das wird bald geſchehen ſeyn.

Ich werde ihr blos ſagen, daß Du kein böſer Menſch biſt.

Bitt. (ungeduldig) Ach, wie kannſt Du nur ſpaßen, in einer Sache, wo es ſich um die Geſundheit — nein, nein, ich wollte ſagen, wo es ſich um das Glück des ganzen Lebens handelt!

Bar. Da kommt ſie ſchon, glaube ich. — Zieh Dich auf die Seite, und wenn ich mit ihr werde geſprochen haben, will ich Dir ein Zeichen geben, dann ſtellſt Du Dich ſelbſt vor.

Bitt. (links abgehen wollend, für ſich) Dort links unter den Zwergbäumchen iſt aber doch gar zu viel Sonne, und heuer, wo die Gehirnentzündungen . . . (Er verſteckt ſich rechts.)

Siebenter Auftritt.

Der Baron. Frau von Eichberg. Bitterklee (verſteckt).

Baron. (verbeugt ſich) Gnädige Frau . . .

Fr. v. E. Herr Baron von Werdenhain ohne Zweifel.

Baron. Zu Befehl; und ich komme, um Ihnen meine Aufwartung zu machen, und Ihnen beſonders für alles das zu danken, was Sie für meinen Neffen gethan haben.

Fr. v. E. Ich habe nur gethan, was jeder Andere an meiner Stelle auch gethan haben würde.

Baron. Sie können leicht begreifen, gnädige

Frau, daß von dieſem Augenblicke an hinſichtlich unſeres Prozeſſes alles im Klaren iſt, und daß . . .

Bitt. (geht auf die andere Seite) Dort iſt es zu feucht, und die Erkältungen . . .

Fr. v. E. Es war für mich ſelbſt ſchon alles im Klaren, Herr Baron, ehe ich Ihnen noch hier meinen Beſuch abſtattete. Meine Abſicht war, nicht klagbar zu werden, mich ganz auf Sie zu verlaſſen, Ihnen Unterſuchung, Urtheil, Entſcheidung anheimzuſtellen, und das mit Vertrauen anzunehmen, was Sie als billig und recht finden würden.

Baron. (für ſich) Paul hat Recht! ſie iſt allerliebſt. (laut) Dabei erſpart man jedenfalls die Prozeßkoſten.

Fr. v. E. O nein, noch weit mehr als das! Ich gewinne dabei vielleicht die Achtung und Freundſchaft eines Verwandten, nach deſſen Bekanntſchaft ich mich außerordentlich ſehnte.

Baron. O Sie liebe Couſine! (für ſich) Und der Bitterklee will aus dieſer herrlichen Frau eine Krankenwärterin machen! Sie müßte verrückt ſeyn! (laut) Theure Couſine, von einer ſo freimüthigen und herzlichen Verſtändigung, wie die unſrige hier, iſt der Uebergang zu einem Heirathsantrage ganz natürlich.

Fr. v. E. (für ſich) Will er mich etwa gar ſelbſt heirathen?

Baron. So hören Sie denn! Ich bin von einer Perſon, für die ich mich ſehr lebhaft intereſſire, beauftragt, Sie zu fragen, ob Sie geneigt wären,

auf die ruhigen Freuden des Wittwenſtandes Verzicht zu leiſten?

Fr. v. E. Je nun, nachdem es kömmt.

Bitt. (bei Seite) Nun kömmt die Schilderung meiner Qualitäten.

Baron. Es iſt ein ehrlicher Junggeſell, der es für ein großes Glück hält, wenn man krank iſt, eine Frau im Hauſe zu haben, wie Sie.

Fr. v. E. (für ſich) Es iſt Paul! (laut) Theurer Couſin! Perſonen, welchen Sie das Wort reden, mögen wohl ſelten in den Fall kommen, das nicht zu erlangen, weshalb Sie für dieſelben bitten; aber in dem gegenwärtigen Falle verlangt es doch einige Ueberlegung. Ich will mir's alſo bedenken, näher überlegen, und wenn ich am Ende noch in eine ſolche Verbindung einwillige, wird es großentheils nur deshalb geſchehen, um Ihnen all das Vertrauen zu beweiſen, das Sie mir einflößen, und mein eifriges Beſtreben, Ihnen mich angenehm zu machen.

Baron. (für ſich) Sie iſt hinreißend! (laut) Theure Couſine, ſo mag denn jetzt unſer Anbeter ſelbſt ſeine Sache weiter führen. Erlauben Sie es ihm?

Fr. v. E. Sobald Sie ihn in Ihre Protektion nehmen ...

Baron. (verbeugt ſich, geht zu Bitterkies und ſagt leis zu ihm:) Es geht alles gut! Jetzt vorwärts! Dein Arzt erwartet Dich. (ab.)

zähen Wurzeln aus, der ihm von seinem Brotherrn zur Arbeit angewiesen ist. Brennender Durst martert ihn, da eilt sein treues Weib herbei mit einem Krug frischer Milch, und setzt sich mit ihm unter das Laubdach einer breiten Eiche und feiert ein köstliches Mahl. Saphirion fühlt sich glücklich in der stillen Beschränkung und im Bewußtseyn der innern Liebe seiner guten Frau. Er drückt sie an sich, und sagt ihr, wie froh sie ihn mache. O! bleibe immer so gut, erwiedert das liebende Weib, vergiß nicht, daß wahres Glück auch bei beschränkter Lage Statt finden kann, daß der innere Friede nicht durch unsere Kraft erkämpft wird, sondern ein freundliches Kind gern getragener Entbehrungen und zarter Aufopferungen ist. Recht durchdrungen von diesen Worten sah er ihr noch ins blaue feuchte Auge, als sein Brotherr vor ihn trat, und ihn mit hartem Schelten anließ, daß er nicht hier träg die Zeit verprassen, sondern zur Arbeit gehen möge. Wohl wiederhallten des Weibes Worte noch so mächtig in Saphirions Gemüth, daß er nur rasch aufstand, und nichts dem Drängenden ergegnete. Als aber dieser nun die stolze Miene, mit der Saphirion dies that, für Unwillen anerkennend, mit noch härtern Worten ihn schalt, und daß jener zu stetem Gehorsam geboren, und Weib und Kind nicht sein,

Achter Auftritt.

Frau von Eichberg. Bitterklee (furchtſam).

Fr. v. E. (ohne Bitterklee zu ſehen) Welche Güte! Welche treffliche Menſchen in dieſer Familie! Vielleicht verdanke auch ich ihr mein Glück.

Bitt. (ſchnell hinzutretend) Ich danke Ihnen, gnädige Frau! Sie ſind gar zu gütig.

Fr. v. E. Ah, ſieh da, Herr von Bitterklee! Wie befinden Sie ſich?

Bitt. Vortrefflich; ganz vortrefflich! Soll man ſich nicht wohlbefinden, wenn man das hört, was Sie ſo eben ſagten?

Fr. v. E. (lächelnd) Ich wußte noch nicht, daß meine Worte die Kraft beſäßen, geſund zu machen.

Bitt. Der wackere Baron! Er hat die Güte gehabt, mit Ihnen von mir zu ſprechen.

Fr. v. E. (ſtaunend) Mit mir? von Ihnen?

Bitt. Ja, gnädige Frau, und Ihnen zu ſagen, wie hoch ich Ihre ſeltenen Eigenſchaften zu ſchätzen weiß, wie glücklich ich mich fühlen würde, meinen Namen und mein Vermögen Ihnen zu Füßen zu legen.

Fr. v. E. (bei Seite) Alſo war es nicht Paul! (laut) Ah, Sie ſind es — Sie! — Sie haben ...

Bitt. (verlegen) Ja ... ich bin es ... ich habe ...

Fr. v. E. (gefaßt und ſchnell) Sie haben gehört, daß das reifliche Ueberlegung fordert.

Bitt. Es ſteht zwar nicht fein, ſich ſelbſt zu

loben, aber ich kann, ohne mir ſelbſt zu ſchmeicheln, verſichern, daß ich kein böſer Menſch bin.

Fr. v. E. (fein) Sie ſehen wenigſtens nicht ſo aus.

Bitt. Ich habe noch nie Jemand etwas zu Leid gethan. Ich bin weder zänkiſch noch hitzig, und glaube daher, daß meine Frau ... Für's Erſte würde ſie mit unſerm Vermögen ſchalten, wie es ihr gut däuchte, ſie hätte vollkommene Gewalt darüber, beſorgte alles, ordnete alles, machte alles: ich würde mich in gar nichts mengen. Das iſt ſo mein Syſtem, und dem werde ich nie untreu werden.

Fr. v. E. (lächelnd) Es ſind dies allerdings Eigenſchaften — die ſehr angenehm ſich zeigen. Auch bin ich Ihnen übrigens ſehr dankbar dafür, daß Sie mir eine ſo große Ehre erweiſen, ohne mich zu kennen, ohne zu wiſſen ...

Bitt. Oho! ich kenne Sie! kenne Sie vollkommen! Ich habe Sie bei einer Gelegenheit geſehen ...; Sie waren göttlich!

Fr. v. E. Erlauben Sie mir, mein Herr, daß das Bewußtſeyn meines geringen Werthes mich nöthigt, vor ſo vielem Lobe mich zurückzuziehen.

Bitt. Gnädige Frau, ich will für's Erſtemal nicht noch länger in Sie dringen. (für ſich) Um ſo mehr, da jetzt die Stunde heranrückt, wo ich meinen Kaffee trinke. (laut) Aber ich halte mich nicht für geſchlagen; ich werde Ihnen hartnäckig den Krieg machen. Ich werde wiederkommen und von neuen angreifen.

Fr. v. E. (fein) Der Feind wird ſtets gut aufgenommen werden.

Bitt. (für ſich) Das iſt nun ſo eine Weiberredensart: doppelſinnig! (laut) Gnädige Frau ...

Fr. v. E. Herr von Bitterklee ...

Bitt. (für ſich im Abgehen) Dieſe Verbindung käme doch ſo ganz zur paſſendſten Zeit! Ich fühle ſchon ſo eine Art rheumatiſcher Schmerzen.

Neunter Auftritt.

Frau von Eichberg (allein).

Alſo er war's, von dem der Baron mit mir ſprach! (lächelnd) Herr von Bitterklee ſieht ganz wie ein recht braver Mann aus. Eine Frau wäre unſtreitig nicht unglücklich mit ihm, ſie wäre Herrin, Gebieterin. Das wäre allerdings ſchon etwas, und wenn ich nicht hoffte, daß — ſo heirathete ich ihn! Eine Witwe hat leider eine ſo zweideutige Stellung in der Welt ... Aber Paul! ... Mein Ehrgeiz, mein Lieblingstraum iſt es nun einmal ſtets geweſen, etwas zu der Höherſtellung eines Andern beizutragen. Ja, ſtolz würde ich ſeyn, wenn ich auf irgend einen berühmten Mann zeigen könnte, und nicht blos ſagen: „er iſt mein", ſondern auch: „er iſt mein Werk"! — Ich hätte freilich ſchon längſt meinem Namen eine kleine Anerkennung verſchaffen können, wenn ich ihn vor die Schöpfungen meiner Muſeſtunden geſetzt, die das Publikum ſo ungemein günſtig aufge-

nommen hat, und deren Verfaſſer es nicht kennt. Doch nein; der wahre Ruhm eines Weibes beſteht darin, ſelbſt in der Dunkelheit zu bleiben, und den Mann, den ſie liebt, dagegen in das hellſte Licht zu ſtellen. Der gute, der ehrliche Paul aber, das iſt ein junger Mann, in welchem viel, ſehr viel liegt. (Sie erblickt ihn) Da iſt er! er hat mich doch nicht gehört?!

Zehnter Auftritt.

Paul (von links). Frau von Eichberg.

Paul. (ſehr bewegt) Gnädige Frau, ich habe die Kühnheit gehabt, Ihnen zu ſchreiben, und Sie begreifen alſo leicht, warum ich mich Ihnen jetzt mit einem Herzen nicht voll Hoffnung, ſondern voll Furcht nahe.

Fr. v. E. Herr von Fallern . . .

Paul. O! zürnen Sie nicht! ſehen Sie mich freundlich an! — Ich habe ſo eben meinem Onkel alles entdeckt, und wenn es wahr wäre, daß Sie nicht ganz kalt für meine Liebe, o! dann müßten Sie mir es ſagen; dann müßten Sie nicht jene Zögerung anwenden, welche die Convenienz vorſchreibt und die ich nur da begreifen kann, wo von ruhigen oder verſtellten Leidenſchaften die Rede iſt. Aber hier, gnädige Frau, hier, dem Manne gegenüber, der Ihnen ſein Leben verdankt, hier müſſen auch Sie offen ſeyn und ehrlich gegen die offenſte, die unverſtellteſte, die innigſte Liebe! — Ich liebe Sie! ja, ich liebe Sie! Ihre Abweſenheit war für mich eine unerträgliche

Qual! — Alſo reden Sie! ſprechen Sie! Ihr Ausſpruch wird für mich das Urtheil über Tod oder Leben ſeyn. — Aber ich bin bereit.

Fr. v. F. Mein Gott ... Herr von Fallern ... ſehen Sie nicht, daß dort Jemand ...

Paul (auf die Baſe rechts am Perron deutend) Nun denn! Ein Wort, ein einziges Wort, von Ihrer Hand geſchrieben ... in dieſe Baſe ... in einer Viertelſtunde werde ich es mir abholen. (Geht rechts ab.)

Eilfter Auftritt.

Frau von Eichberg. Herr von Roſen.

Fr. v. E. (für ſich) Was iſt da zu thun? — Welchen Entſchluß ſoll ich faſſen? — Es wäre aber doch nicht erlaubt, den armen jungen Menſchen ſterben zu laſſen! — Nun denn ... ich ...

H. v. R. (ſich nach links umblickend, ob ſeine Frau nicht nachkommt) Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ich Sie in Ihrer Einſamkeit ſtöre; Sie waren aber während der vierzehn Tage, die Sie neulich hier zubrachten, ſo gütig, ſo wohlwollend gegen mich, Ihr Geiſt iſt ſo hochgebildet, Ihre Worte ſind ſo überzeugend, daß ich mir es nicht verſagen kann, Sie um eine Gefälligkeit zu bitten.

Fr. v. E. Rechnen Sie ganz auf mich, Herr von Roſen.

H. v. R. Ich erzähle Ihnen nichts Neues, wenn ich Ihnen ſage, daß meine Frau und ich nicht eben ſehr harmoniſch zuſammen leben. Sie haben ſchon die Güte gehabt, mehrere unſerer kleinen Streitigkeiten friedlich beizulegen, aber ihre Eiferſucht macht mit jedem Tage furchtbarere Fortſchritte! Frau von Roſen hat mir eben einen Auftritt gemacht; einen Auftritt! — Sie will durchaus nicht, daß ich irgend ein Frauenzimmer anſehe, ja, was noch ſchlimmer iſt, ſie will's durchaus nicht leiden, daß in unſern Zimmern auch nur ein einziges Gemälde von einem Frauenzimmer hänge! — Sie können mir's auf's Wort glauben — wir haben keine andern Bilder, als bloße Schlachtengemälde. Alle Bataillen des Kaiſers Napoleon — außer denen, wo der Künſtler Marketenderinnen mit darauf angebracht hat.

Fr. v. E. (etwas höhniſch) Nun denn, Herr von Roſen, ſo müſſen Sie kein Frauenzimmer anſehen!

H. v. R. Wenn ich ſie nicht anſehe, ſo ſagt ſie, ich ſähe aus, als ob ich an ſie dächte.

Fr. v. E. (wie oben) Nun denn, ſo müſſen Sie nicht ſo ausſehen!

H. v. R. O! es war ein gewaltiger dummer Streich von mir, eine Frau zu heirathen, die um ſo viele Jahre älter iſt als ich! — Wie ſoll's denn nun vollends ſpäterhin, nach zehn Jahren werden? ... Denn jetzt ſieht ſie noch ganz leidlich aus — ſo beinahe. — Wenn ſie ſich recht gut angezogen hat, kann ſie wirklich noch Jemand täuſchen — ſelbſt mich, ſo

von weitem — aber in zehn Jahren iſt ſie 38 Jahre alt, und ich, ich bin dann noch gewaltig jung. Sie wird nicht einmal mehr auch nur paſſabel ausſehen, und ich gewiß noch gar nicht übel ... Dann kann ſie ſich gar keine Illuſion mehr machen, und ich auch nicht, und dann ... ach dann ſtecke ich in einer wahren Hölle!

Fr. v. E. Aber warum haben Sie denn da einander geheirathet?

H. v. R. Ja, ſehen Sie, gnädige Frau, das ging ſo zu. Ich kam eben von der Univerſität, hatte jung angefangen und war erſt 20 Jahre alt. Alle jungen Leute meiner Bekanntſchaft fanden Erneſtine von Dalberg allerliebſt, hinreißend ... Denn Sie wiſſen ja, gnädige Frau, daß die jungen Leute von 20 Jahren eine wahre Leidenſchaft für junge Frauen von 30 haben ...

Fr. v. E. (lächelnd) Nein, mein Herr, das wußte ich nicht. — Aber ſagen Sie mir nur, wie ich Ihnen dabei einen guten Rath geben ſoll?

H. v. R. Ei, mir ſollen Sie ihn auch nicht geben, aber meiner Frau, wenn ich Sie bitten darf. Ich, ich habe ſchon meinen Entſchluß gefaßt. Wenn ſie es zu weit treibt, wenn ſie mich zum Aeußerſten bringt, ſo gehe ich nach England, oder nach Amerika, und lebe dort als Auswanderer.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau v. Roſen und der Baron.

Fr. v. R. Was machſt Du da? — O vergeben Sie, gnädige Frau! Ich hatte Sie nicht geſehen ... Im Hauſe ſind zwei Pächter angekommen und warten auf Dich.

H. v. R. Du brauchteſt Dich ja deswegen nicht ſelbſt zu incommodiren; konnteſt mir ja einen Bedienten ſchicken.

Fr. v. R. Was haſt Du nur nöthig, der gnädigen Frau zur Laſt zu fallen?

H. v. R. (zu Frau v. Eichberg) Fall' ich Ihnen zur Laſt, gnädige Frau?

Fr. v. E. (lächelnd) Im Gegentheil, Herr von Roſen hat mich ſehr intereſſant unterhalten.

Fr. v. R. Nun, ſo komm! Deine beiden Freunde warten auf Dich.

H. v. R. Du ſagteſt ja aber eben, es wären zwei Pächter.

Fr. v. R. Freunde oder Pächter, das iſt einerlei; aber komm gleich mit, oder ich mache Dir einen Auftritt, der Dich gereuen ſoll!

H. v. R. Ja, das wärſt Du im Stande.

Fr. v. R. Ja, das bin ich! denn wenn ich Dich ſo vor mir ſehe, wäre ich im Stande, Dir die Augen auszukratzen.

Fr. v. E. Herr von Roſen! So geben Sie doch Ihrer ſanften, liebevollen Gattin nach!

H. v. R. Blos Ihnen zu Liebe, gnädige Frau! — Nun, komm! (Nimmt ſie an den Arm.)

Fr. v. R. Ich bin Ihnen ſehr verbunden, gnädige Frau, daß Sie mir ihn fortbringen helfen; aber zum Danke dafür gebe ich Ihnen auch den wohlmeinenden Rath, daß, wenn Sie ſich je wieder verheirathen, Sie um des Himmels willen keinen Mann nehmen, der jünger iſt als Sie! Ach, wenn Sie wüßten ... (Hier zieht Herr von Roſen ſie mit ſich nach links fort.)

Dreizehnter Auftritt.

Frau von Eichberg (welche ihnen nachſieht). Dann der Baron.

Fr. v. E. (allein) Ja, ja! das iſt wahr! das iſt etwas, woran ich nicht gedacht hatte. Sie ſind ohngefähr eben ſo im Alter verſchieden, als ich und Paul.

Baron. Verzeihen Sie, meine ſchöne Couſine, ich ...

Fr. v. E. Mein Gott! was iſt Ihnen denn?

Baron. Ich bin in einer Aufregung, einer Bewegung ...

Fr. v. E. Was iſt denn nur vorgefallen?

Baron. Ein Unglück! ... ein großes Unglück!

Fr. v. E. Welches denn?

Baron. Mein Neffe liebt Sie, und hat mir es eben geradeheraus erklärt.

Fr. v. E. Und Sie nennen das ein Unglück! ... Ich danke Ihnen verbindlich für dieſe Schmeichelei.

Baron. Ach, Sie wiſſen ja nicht ..:. Conſtanze und er ſind mit einander verſprochen.

Fr. v. E. (erſtaunend) Ihre Nichte?

Baron. Sie betet Paul an, und Paul betete ſeine Couſine an, ehe er in dieſe unglückſelige Krankheit verfiel ... Es iſt wahrhaftig, als ob Sie, ohne es zu wollen, ihn völlig bezaubert hätten. — Aber wenn Paul nicht wieder zu Conſtanzen zurückkehrt, ſo iſt's ihr Tod, das iſt gar keine Frage.

Fr. v. E. Mein Gott! was ſagen Sie da?

Baron. Die vollkommenſte Wahrheit. Noch weiß das arme Kind kein Sterbenswörtchen. Sie ſchreibt den Zwang, den ſich Paul offenbar in ihrer Gegenwart anthut, den Nachwehen ſeiner Krankheit zu. Wenn ſie aber erfahren wird ... O nein! nein! ſie wird es nicht erfahren. Ich habe Paul gebeten, es ihr noch zu verheimlichen, und bin hierher geeilt, um mit Ihnen zu ſprechen, mich mit Ihnen zu verſtändigen. Ich zähle ganz auf Ihren Verſtand, Ihren Scharfſinn.

Fr. v. E. Sie lieben ſich — ſie ſollen ſich heirathen ... Sie hatten Ihr ganzes künftiges Glück auf dieſe Verbindung gebaut ... und Conſtanze würde es nicht überleben, wenn ... Herr Baron, rechnen Sie auf mich! Ich entſage gewiſſen Ideen, die ...

Baron. Wie? gnädige Frau! Sie auch ...?

sondern des Zwingherrn Eigenthum sey, ihm spöttisch vorbiest, da bezwang er das innre lodernde wilde Feuer nicht länger, und obschon sein Weib mit flehender Bitte ihm entgegen eilte, ergriff er doch die mörderische Art, zustürzend zur Vernichtung auf den ihn an seine Niedrigkeit Mahnenden. Doch mit dem ausgesprochenen Willen endete sich der Zauber, der ihn fesselte. —

Wo der Indus seine Wogen durch das Königreich Kabul wälzt, standen sich die Heere der streitenden Völkerschaften einander gegenüber. Saphirion führte einen kleinen Haufen an. Er ward ausgesendet, Lebensmittel in der Gegend wegzunehmen und dem Heere zuzubringen. Sie gingen tiefer in das Gebirg, wohin die Anwohner ihre Heerden getrieben hatten. Die Hitze war tödtend. Ermüdet genoß der kleine Haufe nicht ohne ausgestellte Wache der Ruhe. Aber auch diese fiel in langentbehrten Schlaf, und von den Bergen stürzten die bewehrten Hirten herab, und erschlugen die Schlaftrunkenen, die kaum Zeit gewannen, ihre Waffen zu ergreifen. Auch Saphirion blieb als todt auf der blutigen Stelle. Als er aus der tiefen Ohnmacht erwachte, in die ihn ein Steinwurf, der gerade den Nacken traf, gestürzt hatte, fand er alles todt und öde um sich her. Er selbst blutete noch aus mehreren Wunden. Da schleppte

Fr. v. E. Vergeſſen Sie, was mir jetzt wider meinen Willen entfloh! — Ihre Achtung iſt mir theuer und ... ich werde meinem Herzen Schweigen gebieten, werde nur auf meine Vernunft hören. Dieſe ſagt mir, daß Paul ... daß der Herr von Fallern nicht in der kurzen Zeit von vierzehn Tagen und während einer gefährlichen Krankheit für mich eine tiefgewurzelte Leidenſchaft hat faſſen, und ſich für das, was er meinen Geiſt nennt, ſo unheilbar begeiſtern können. — Es wird daher nicht unmöglich ſeyn, ihn von mir abzuwenden und zu Ihrer Nichte wieder zurückzuführen.

Baron. O! Sie ſind ein bewundernswürdiges Weib! — Fliehen Sie, fliehen Sie, damit Paul Sie hier nicht wiederfinde, und dann ...

Fr. v. E. Fliehen? — Nein, das wäre kein paſſendes Mittel. ... Ihr Neffe hat mir geſchrieben, hat von ſeiner Liebe mit mir geſprochen ... er wäre im Stande, einen tollen Streich zu machen und mir nachzureiſen.

Baron. O du mein Himmel!

Fr. v. E. Solch ein Schritt hieße aber alles für immer verderben. — Ich ſehe nur Einen Weg, nämlich den, in Ihres Neffen Augen das weibliche Weſen, das ihn bezaubert hat, ſeines Zaubers zu entkleiden.

Baron. Aber das iſt ja unmöglich!

Fr. v. E. (nach einigem Nachdenken) Ja, ja! ſo geht's! — Hören Sie zu! — Ihr Neffe hat mich

blos während ſeiner Krankheit geſehen, denn ſobald er außer Gefahr war, bin ich von hier abgereiſt. — Errathen Sie, weshalb?

Baron. O ja! und er ſagt ſelbſt, daß das Andenken an Ihre Gegenwart ihm wie eine Erſcheinung, wie ein Traum vorkomme.

Fr. v. E. Seit meiner heutigen Zurückkehr hat er mich nur ein einziges Mal, nur einen Augenblick lang geſehen, um mit mir von ſeiner Liebe zu ſprechen, und mir kaum Zeit gelaſſen, ihm zwei Worte darauf zu antworten.

Baron. Nun?

Fr. v. E. So vernehmen Sie denn die Rolle, welche Sie von Stund an bei Ihrem Neffen zu ſpielen haben. — (nach rechts ſehend) Aber ich erblicke ihn dort unten in der Allee! ... Wenn er uns belauſchte — wenn er hörte — (Sie ſteigt eine Stufe des Perrons am Pavillon hinauf und winkt dem Baron, ihr zu folgen, worauf ſie dieſem in's Ohr flüſtert.)

Baron. Was? — Wie? — Und Sie glaubten? —

Fr. v. E. (flüſtert ihm wieder in's Ohr).

Baron. Gut! — vortrefflich!

Fr. v. E. (laut) Das Uebrige beſorge ich! (Geht in den Pavillon.)

Vierzehnter Auftritt.

Der Baron. Dann Paul.

Baron. (allein) Allerliebſtes Weib! Welcher Verſtand! Welcher Geiſt! (geht mit lebhafter Bewegung umher) Ich habe meine 60 auf dem Rücken! Es iſt geraume Zeit her, ſeit ich eben ſo wenig an die Liebe gedacht habe, als an meinen erſten Schulmeiſter; aber ich will mich auf der Stelle aufknüpfen laſſen, wenn ich nicht ſeit einer Viertelſtunde wieder höchſtens 30 bis 35 Jahre geworden bin!

Paul (ſieht den Baron nicht; er eilt nach der Vaſe, wo er einen Brief der Frau von Eichberg zu finden hofft).

Baron. Ha! biſt Du da?

Paul. (ſich von der Vaſe zurückwendend) Lieber Onkel ...

Baron. Nun? Haſt Du Dir's etwa überlegt? Biſt Du ein wenig ruhiger?

Paul. Ja, mein theurer Onkel, ich habe mir's überlegt, und ob ich mir es gleich nicht abläugnen konnte, daß es ein großes Unglück für mich ſey, wenn Conſtanze mich wirklich noch liebte, da ich doch nur noch Freundſchaft für ſie empfinden kann, ſo muß ich Ihnen doch bekennen, daß es kein Glück mehr für mich geben, ja, daß ich nicht mehr leben kann ohne die liebenswürdigſte, die geiſtreichſte Frau der ganzen Welt.

Baron. (ſich verſtellend) Nun ſo höre denn, lieber Paul! ich will mit Dir ſprechen, wie ein Vater

mit ſeinem Sohne. Dein Glück kann Niemand mehr am Herzen liegen, als mir. Du liebſt Conſtanzen nicht mehr; das iſt verdrüßlich, aber Du kannſt nichts dafür. Die Liebe kommt und geht, ohne daß wir's ſteuern und wehren können. So war's wenigſtens zu meiner Zeit. Du willſt nun Deine Couſine nicht mehr heirathen; das iſt noch verdrüßlicher, aber es iſt mir doch lieber, als daß Du ihr Mann würdeſt, wenn Du ihr Glück nicht machen und in dieſer Verbindung auch nicht das Deine finden kannſt.

Paul. Denken Sie wirklich ſo, lieber Onkel?

Baron. Aber Du ſprichſt zugleich mit Extaſe von der Liebenswürdigkeit und dem Verſtande der Frau von Eichberg, und ſiehſt Du, das iſt das, was ich durchaus nicht begreifen kann. (für ſich) Ich lüge, wie ein Diplomat.

Paul. Wie, lieber Onkel? Sie begreifen nicht, daß man durch die Liebenswürdigkeit, durch den gebildeten, edeln Geiſt dieſer Dame ...

Baron. Ja, ich begriffe das wohl, wenn dies nur alles wirklich ſo wäre, und nicht blos eine Chimäre, eine Phantaſie.

Paul. Was wollen Sie damit ſagen?

Baron. Daß, wenn man nicht ganz und gar ſelbſt den Verſtand verloren hat, es total unmöglich iſt, an Frau von Eichberg die Eigenſchaften zu finden, die Du ihr andichteſt.

Paul. Die ich ihr andichte?

Baron. Sie iſt gut, gefällig; meinetwegen; aber liebenswürdig, geiſtreich? oho!

Paul. Welche Blasphemie!

Baron. (für ſich) Er hat vollkommen Recht! (laut) Da habe ich ſo eben mit ihr eine lange Unterredung wegen unſers ſtreitigen Landgutes gehabt.

Paul. (lebhaft) Ah! jetzt begreife ich's. Sie wird wahrſcheinlich behauptet haben, daß ihre Anſprüche begründeter ſeyen als die Ihrigen. Sie will wohl gar am Ende gegen Sie klagen ... Ja dann! dann hat ſie weder Geiſt, noch Zartgefühl, noch ...

Baron. Halt, halt! nur nicht ſo raſch! — Frau von Eichberg iſt im Gegentheil höchſt nachgiebig geweſen. Sie wird nicht klagen, ſie wird ſich alles gefallen laſſen, was ich nur verlange.

Paul. Ah!

Fr. v. E. (ſteigt hier einige Stufen des Perron herab, ein Billet in der Hand. Hinter der Vaſe verborgen, ſo daß der Baron ſie allein gewahren kann, horcht ſie.)

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Eichberg.

Baron. Ja, mein Herr Neffe. Sie ſehen alſo, daß ich eher für als gegen ſie eingenommen bin. Nun denn, während dieſer unſerer Unterredung ſind ihr tauſend Verkehrtheiten entſchlüpft; ja, ſie kann nicht einmal ordentlich deutſch ſprechen. (Hier bemerkt er

Frau von Eichberg und flüſtert ihr zu:) Bitte tauſendmal um Verzeihung!

Fr. v. E. (leis) Vortrefflich! vortrefflich!

Baron. Sie hat Ideen ... oder vielmehr, ſie hat gar keine Ideen. (leis) Nehmen Sie mir's ja nicht übel!

Fr. v. E. (wie oben) Nur zu! immer vorwärts!

Baron. (für ſich) Was für ein Weib! (laut zu Paul) Mit einem Worte, es iſt die allerlieb ... (ſich verbeſſernd) Aller ... aller ... (Er ſieht Frau v. Eichberg an)

Fr. v. E. (für ſich) Ich will ihn nicht länger geniren. (Sie ſteckt das Billet in die Vaſe unter die Blumen.)

Paul. Die aller ...?

Fr. v. E. (leis zum Baron) Albernſte ... (Geht in den Pavillon.)

Baron. (da er Frau v. Eichberg nicht mehr ſieht) Die alleralbernſte Perſon, die ich kenne. (für ſich) Ich verdiente, Steigriemen zu laufen!

Paul. Albern! — Sie albern! — O lieber Onkel!

Baron. Ja, mein Herr Neffe, oder ich bin auch ein alberner Menſch. Eins von beiden.

Paul. (erzürnt und übereilt) Nun denn, lieber Onkel, ſo wollte ich doch tauſendmal eher glauben, daß Sie ...

Baron. Bedanke mich ſchönſtens, junger Herr!

Paul. O verzeihen Sie, lieber Onkel, aber ...

Baron. Ja, das kommt daher, ſiehſt Du, weil ich nicht krank, ſondern kerngeſund bin, und eben recht gut gefrühſtückt habe. Mir iſt der Kopf nicht ſchwindlig, ſo wie er Dir war, als Du ſo eine tiefe Leidenſchaft für ſo ein Hirngeſpinnſt gefaßt haſt.

Paul. (ſich an die Stirn greifend) Wie? Sie glauben! Ich könnte mich ſo ungeheuer getäuſcht haben? — O nein, nein, das wäre zu ſchrecklich!

Baron. Höre einmal, Paul; ich bin ſo ganz von aller Heftigkeit und Eigenliebe entfernt, indem ich Dir alles das ſage, daß ich Dir jetzt mein letztes Wort in dieſer Sache zu vernehmen gebe. Beharrſt Du noch einen Tag lang in Deinem Irrthume, biſt Du morgen nicht meiner Meinung in Betreff der Frau von Eichberg, ſo magſt Du ſie meinetwegen in Gottes Namen heirathen.

Paul. Dank! o innigen Dank, mein Onkel! — Was die arme Conſtanze betrifft ...

Baron. Mach Dir deshalb keine Sorgen. Conſtanze iſt mit ihrer Perſon nicht verlegen. Sie iſt erſt 18 Jahre alt und Frau von Eichberg zählt deren mehr als 30.

Paul. (ſchnell) Sie ſieht aber wie erſt 25 aus!

Baron. Ich ſpreche nicht von dem, wie ſie ausſieht, ſondern von dem, was ſie iſt. — Conſtanze iſt ſehr hübſch ...

Paul. (wie oben) Das gebe ich zu; wenn aber Frau von Eichberg auch nicht mehr die Friſche ..

Baron. Constanze steht noch bei ihrer ersten Liebe, und Frau von Eichberg ist bereits Wittwe.

Paul. (lebhaft) Ja, aber man sagt, sie habe ihren ersten Mann nie geliebt.

Baron. (scherzend) Eine schöne Aussicht für den zweiten. Wirst Du das, so wünsche ich Dir viel Glück dazu. (Geht links ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Paul (allein).

Es ist doch sonderbar, was mir mein Onkel sagt! — Ich glaube es nicht, aber — ich bin doch unruhig darüber! — Allerdings habe ich die Verdienste der Frau von Eichberg nur während einer Krankheit würdigen können, während ich das Fieber hatte und oft nicht völlig bei mir war... indeß kömmt es mir doch vor, als ob ... Freilich scheint mein Onkel, der sonst ein gescheiter und kluger Mann ist, seiner Sache sehr gewiß zu seyn ... auch ist er viel zu brav, um absichtlich sich zu einer solchen Verleumdung ...

Siebzehnter Auftritt.

Paul. Herr von Rosen (von links her).

H. v. R. (für sich) Endlich bin ich ihr entwischt — aber es wird nicht lange dauern, so sucht sie mich auf! — Was sage ich ihr nur dann?

Paul. Ha! bist Du's, lieber Heinrich?

H. v. R. Ja, ich habe mein Joch auf einige Minuten abgeschüttelt.

Paul. Und willst ohnstreitig der Frau von Eichberg Deine Huldigung darbringen?

H. v. R. Ich habe das Vergnügen schon gehabt.

Paul. (für sich) Da kann ich ja gleich ... (laut) Nicht wahr, sie ist allerliebst?

H. v. R. (für sich) Meine Frau steckt gewiß irgendwo und horcht! Also! — (sehr laut) Allerliebst! — allerliebst? — Je nun, das kommt auf den Geschmack an.

Paul. Du sagtest ja aber doch heute früh, sie sey ein Engel?

H. v. R. Ein Engel! — Ein Engel? — O ja, ja, in gewisser Beziehung — in der Krankenpflege.

Paul. Was für ein edles Gesicht! Welcher Ausdruck in ihrem Blicke!

H. v. R. Je nun — siehst Du — das kann ich nicht gerade finden. Es ist nun so ein Gesicht, das eigentlich gar nichts sagt, ein Blick, der nicht eben viel ausdrückt. (sehr laut) Da ist mir der Kopf meiner Frau viel lieber; den trägt sie viel höher! (für sich) Weil sie so lang ist!

Paul. Du kannst doch wenigstens nicht läugnen, daß Frau von Eichbergs Geist ... (Hier läßt sich Frau von Rosen im Hintergrunde blicken.)

H. v. R. So gemein ist, wie ihr Gesicht.

Paul. Ihr Benehmen ...

H. v. R. Wie ihr Geiſt.

Paul. Eine Anmuth ...

H. v. R. Die etwas linkiſch iſt. Mit einem Worte, ſie iſt eine recht gute, aber ſehr gewöhnliche Frau.

Paul. Gewöhnlich!

H. v. R. Ja, ich geſtehe ein, daß an Deiner Stelle auch mir die Dankbarkeit es zur Pflicht machen würde, Frau von Eichberg Eigenſchaften anzudichten, die ſie keineswegs beſitzt. Auch ich würde ſie recht hübſch, recht liebenswürdig finden, ich würde es wenigſtens ſagen, will ...

Paul. Wie? Du würdeſt, wenn Du noch frei wäreſt, Dich nicht glücklich preiſen, einer Frau gleich dieſer Deine Hand anzubieten?

H. v. R. (erblickt ſeine Frau) Nein, nie! — nie! (er läuft davon) Ach du mein Gott! (ſeine Frau eilt ihm nach.)

Paul. (allein, glaubt aber, Roſen ſey noch da) Bei alle dem ſcheint es mir aber doch ... Wie? Er iſt nicht mehr da? Er iſt davongelaufen, weil ich ihm Frau von Eichberg lobte! Er denkt alſo auch wie mein Onkel! Er! Roſen! Der am leichteſten hinzureißende aller Männer! (beunruhigt) Ich weiß gar nicht mehr, woran ich bin! Ja, ja, ſo geht's uns! Ich werde nun Frau von Eichberg mich nur mit einer gewiſſen Scheu nähern ... werde Furcht haben, wenn ich mit ihr ſpreche, nur eine Erſcheinung meiner Phantaſie vor mir zu ſehen, die mit dem erſten Athemzuge verſchwindet! — Nein, länger kann ich nicht in dieſer

er sich mühsam fort, und bald gelangte er an eine Hütte, vor der ein noch rüstiger Alter saß, eben beschäftigt, eine Lanze zu spitzen. Vom Blutverlust erschöpft sank Saphirion ohnweit der Hütte hin. Der Greis, ihn gewahrend, trat auf ihn zu und sagte, ich erkenne dich, du bist einer der Grausamen, die uns unsre Herden, unser einziges Gut und Nahrungsmittel, rauben wollten. Wir erschlugen sie, dich hat Brama's Hand wunderbar erhalten, du kommst hülfeheischend zu meiner Hütte, du bist mein Feind nicht mehr. Der Greis hob Saphirion sanft auf, trug ihn in ein reinliches Gemach, pflegte dort seiner Wunden, und brachte ihm reichlichen Unterhalt an Früchten und Ziegenmilch. Aber mit ernsten Worten sprach er auch zu ihm am Krankenlager, über die wilde Herrschsucht der Eroberer, und über den Frieden in der stillen Brust. Und wenn Saphirion aufloderte in innerm Sturme, so tadelte er ihn kräftig, und führte ihm schöne Beispiele des Kampfs gegen die Leidenschaften aus dem Leben vieler edeln Menschen vor.

So genaß Saphirion nach und nach, seine Wunden schlossen sich, und mancher Tropfen des Oels milderer Gesinnung, den die Hand des Greises zugleich über ihn geträufelt hatte, durchdrang sein Inneres. Jetzt saß er gestärkt und kräftig

Ungewißheit bleiben! — ich muß wiſſen, woran ich bin. — Für's Erſte alſo laßt uns nachſehen, ob ſie mir geantwortet hat? — (er greift in die Taſche und nimmt das Briefchen heraus) Ja, das iſt ein Briefchen! — O ich weiß faſt ſchon gewiß, was es enthalten wird — eine Zurückweiſung! (öffnet das Briefchen und lieſt leis) Hatte ich's nicht geſagt? — ſie weiſt mich zurück! (lieſt laut:) „Ich glaube kein Wort von Ihrer Zärtlichkeit: die Männer ſind ſo veränderlich, ſo launenhaft, daß wenn ich, was ich, wie ich ..." (ſprechend) Hm! ich hätte geglaubt, ſie müſſe ſchreiben; wie ein Engel, und dies ... (wendet das Blatt um) Nun, leſen wir den Schluß. (lieſt:) „Uebrigens warten Sie auf mich am Perron, ich werde mich dort einſtellen thun." (ſprechend) Was? — thun! — Es iſt nicht möglich! — es ſoll woll num heißen! — Nein! es ſteht wahrhaftig da: t.h.u.n. — Es giebt auch noch ein Paar andere orthographiſche Fehlerchen in dem Briefe, aber was ſchadet das! (Hier erſcheint Frau von Eichberg und ſteigt langſam die Stufen des Perrons herab. Sie betrachtet Paul mit Liebe und Bedauern; dann zeigt ſie durch eine Bewegung, daß ihr Entſchluß gefaßt iſt.) Große Geiſter geben ſich mit ſolchen Kleinigkeiten nicht ab! — ehedem war es ein Beweis von Vornehmſeyn, wenn man ſchlechter ſchrieb, als heut zu Tage eine Köchin. (betrachtet den Brief) Ja! es heißt wirklich thun! — t.h.u.n.! ... Doch da iſt ſie!

Achtzehnter Auftritt.

Paul. Frau von Eichberg.

(Sie nimmt ein etwas gemeines Lächeln und linkiſches Benehmen an. Doch muß das Spiel ohne alle Uebertreibung mit vieler Kunſt verſtellt ſeyn.)

Fr. v. E. Ach, da ſind Sie ja!

Paul. Gnädige Frau!

Fr. v. E. Warten Sie ſchon lange auf mich?

Paul. Darf ich die Länge des Erwartens nach der Ungeduld abmeſſen, die ich fühlte, Sie wiederzuſehen, ſo war es ein Jahrhundert, gnädige Frau!

Fr. v. E. Ach, gehn Sie weg; ein Jahrhundert! — Aber wiſſen Sie denn nicht, daß ein Jahrhundert aus hundert Jahren beſteht! Sehn Sie, Herr von Fallern, wie Sie übertreiben! Und ich kann die Hyperbolen nicht leiden.

Paul. Es iſt wenigſtens keine Unwahrheit, gnädige Frau, wenn ich Ihnen ſage, daß ich der Glücklichſte aller Sterblichen ſeyn würde, wenn ich Sie dazu bewegen könnte, meinen Namen zu dem Ihren zu machen.

Fr. v. E. Oho! — Ich weiß wohl, daß die jungen Herren nichts unverſucht laſſen, um uns zu erobern. Die können lügen! und wie! — Und dann — ſechs Monate nach der Hochzeit — Brrr! — Uebrigens giebt es auch Perſonen, die für das Heirathen keinen rechten Sinn haben, und darunter gehöre ich. Man muß zuviel Geduld und Ausdauer dabei haben! — Ja, ſehen Sie, ich ſpreche offen mit Ihnen. Un-

gebunden, bin ich gut, gefällig, wohlwollend, hingebend; aber gebunden — da bin ich nichts mehr von dem allen. Alles, was mir aufgezwungen vorkommt, laſtet auf mir, erdrückt mich! — Ich war dazu geboren, Witwe zu ſeyn; ich bin's, und will dabei bleiben.

Paul. (für ſich) Welche Sprache!

Fr. v. E. (lächelnd) Uebrigens kenne ich Sie ja auch noch ganz und gar nicht, mein lieber Herr von Fallern. Ich weiß von Ihnen nur eine einzige Sache, nämlich, daß Sie krank geweſen ſind.

Paul. O gnädige Frau, ſeyen Sie überzeugt, daß meine Dankbarkeit ...

Fr. v. E. Ach gehen Sie! Das, was ich für Sie that, würde ich auch für jeden Andern gethan haben; für Herrn von Roſen, für Herrn von Bitterklee, für Ihren Gärtner, wenn er ſich in Ihrer Lage befunden hätte. Das iſt Menſchenpflicht! — Ach du mein Himmel, was Sie für tolles Zeug in Ihrem Paroxismus ſprachen! Das war wahrhaftig manchmal zum Todtlachen. (lacht laut)

Paul. (für ſich) Gott! welche Entzauberung! (Franz tritt hier auf.)

Fr. v. E. Verzeihen Sie, lieber Herr von Fallern, da läßt mich Ihr Onkel holen, um den Contrakt zu unterſignaturiren.

Franz. (giebt Paul einen Brief) Ein Brief für Sie. (geht ab)

Fr. v. E. Nun, leben Sie recht wohl, lieber Herr von Fallern; ich muß nun wieder nach Hauſe reiſen;

wenn ich aber wiederkomme, will ich Ihnen ſagen, ob ich mich nicht etwa anders beſonnen habe. Laſſen Sie ſich unterdeß ohne mich die Zeit nicht lang werden, gehen Sie hübſch ſpazieren, und eſſen Sie recht ordentlich, damit Sie wieder recht hübſche rothe Backen bekommen, und recht rund und geſund ausſehen, denn die Geſundheit iſt doch immer das Beſte in der Welt! (Sie geht links ab, ſeufzt, und wirft noch einen letzten Blick der Liebe auf Paul, der ganz verſteinert ſtehen bleibt.)

Neunzehnter Auftritt.

Paul (wie aus einem Traume erwachend).

Ja! mein Onkel hat doch Recht! Das weibliche Weſen, dem ich mit ſolcher Ungeduld entgegenſah, war ein Phantom, das meine Phantaſie ſich erſchaffen hatte. Dieſes Phantom lebt noch in meinem Geiſte, in meinem Herzen! ich ſehe es, ich höre es, ich fühle es! Aber Frau von Eichberg iſt es nicht, die es verwirklichen kann. (er reibt ſich die Augen) Ja, es iſt wahr! ich träume nicht! ich bin wach! Dies iſt der Pavillon, dies die Bäume, und ich, ich ſtehe vor ihnen und fühle mich verlaſſen! (geht umher) Doch halt! Dieſes Billet! Von wem kann es ſeyn? — Von Conſtanzen. — Was kann ſie mir zu ſchreiben haben? (lieſt:) „Theurer Freund! Ich ſehe es nur allzudeutlich, daß in Deinem Herzen Gleichgül-

tigkeit an die Stelle der Liebe getreten iſt. Du vermeidest mich, fliehest mich, und ich fühle mich grenzenlos unglücklich! O laß mich Dich ferner ſo oft und ſo traulich ſehen wie bisher, ich beſchwöre Dich darum; und ſoll ich nicht Deine Gattin werden, ſo ſieh mich wenigſtens für die zärtlichſte aller Schweſtern an. Ich warte auf Dich, Paul, o vergiß nicht Dich einzuſtellen!" — (ſprechend) Und kein thun hinterdrein, und kein orthographiſcher Fehler in dem ganzen Briefe! (er lächelt und ſagt halb leis) Ich muß meinen Onkel um Verſchwiegenheit über die ganze Geſchichte bitten, ſonſt gelte ich hier zu Lande für total verrückt.

Zwanzigſter Auftritt.

Herr und Frau von Roſen. Bitterklee. Frau von Eichberg. Der Baron. Conſtanze. (Alle von links.) Paul.

Fr. v. E. (für ſich) Ja, ich muß fort!

Bitt. (zu Frau v. E.) Nun, gnädige Frau?...

Fr. v. E. Sie ſehen mich ganz traurig und verſtört. Ich muß ſchon morgen früh fort ... ein ſehr dringendes Geſchäft ...

Baron. (ſich wie oben verſtellend) Bleiben Sie doch noch wenigſtens ein Paar Tage. Bitterklee geht ohnedies nach Wien, und wird da gewiß mit Ihrem

Geſchäftsmanne alles in Ordnung bringen. (leis zu ihr) Reiſen Sie um Gottes willen morgen!

Bitt. (freudig) Wie? gnädige Frau! Sie wollen nach Wien?

Fr. v. E. Ja, mein Herr; ich muß nothwendig in drei Tagen dort ſeyn.

Bitt. (bittend) Oh, gnädige Frau, da werde ich auch erſt morgen abreiſen, und mich höchſt glücklich ſchätzen, Ihren Ritter und Beſchützer unterwegs vorzuſtellen, entweder in Ihrem Wagen oder in dem meinen, ganz wie Sie befehlen.

Fr. v. E. Ich nehme Ihr Anerbieten mit großem Vergnügen an.

Bitt. (voll Freude, für ſich) Ein tête à tête von zwei Tagen! (ſich beſinnend) Das wird aber doch das Blut ſehr in Wallung bringen!

Fr. v. E. So leben Sie denn alle wohl! Ich muß mich noch bis heut ſpät in die Nacht hier einſchließen; ich habe Papiere durchzuſehen, Briefe zu ſchreiben ...

Fr. v. R. (fröhlich) Leben Sie wohl, liebe Freundin! (ihren Mann anſehend) Eine Gelegenheit weniger für den Thu-nicht-gut da!

Fr. v. E. (für ſich) Die Vernunft ſiegt! (Sie giebt Bitterklee die Hand.)

Paul. (für ſich) Die Täuſchung flieht! (Er wendet ſich ab und giebt Conſtanzen die Hand.)

Fr. v. R. (zu ihrem Manne, der Frau v. Eichberg nachſieht.) Nun? was hat Er zu gucken?

H. v. R. Eine allerliebſte Frau — (Frau von Roſen macht eine Bewegung) Nämlich Du, mein Schatz!

(Unterdeß iſt Frau von Eichberg auf die letzte Stufe des Perron gekommen, bis zu welchem ſie Bitterkite begleitete; von da grüßt ſie nochmals auf's anmuthigſte und mit inniger Bezeichnung:)

Fr. v. E. Das letzte Lebewohl!

(Ende des erſten Aktes.)

Zweiter Akt.

Gemeinſchaftlicher Saal in einem Hotel zu Doberan. Eine Thüre im Hintergrunde und zwei an jeder Seite. Sie ſind mit Nummern bezeichnet. Ein Tiſch links. — Es iſt ein Jahr ſeit dem erſten Akte verfloſſen. —

Erſter Auftritt.

Herr und Frau v. Bitterklee (Frau v. Eichberg).

(Beide kommen Arm in Arm aus dem Hintergrunde und Herr v. Bitterklee trägt ein brochirtes Buch in Octav.)

Bitterkl. (mit Wärme) Ach! was iſt doch das Meer für eine herrliche Sache! Wie ſtärken dieſe Bäder den ganzen Menſchen! Ich bin wahrhaftig im Stande, heut' Abend noch Eins zu nehmen. Meinſt Du nicht auch, mein Schatz?

Fr. v. B. Wie Dir's beliebt, lieber Mann.

Bitterkl. Nein, nein, wie Du's für zweckmäßig hältſt. Ich folge in allem Deinem Rathe.

Fr. v. B. Nun, wir wollen ſehen. Unterdeß will ich Anſtalt treffen, daß Du Dein Frühſtück bekömmſt.

Bitterkl. Thue das, mein Kind, und dann, während ich eine kleine Sieſte auf dem Sopha halte,

arbeiteſt Du neben mir am dritten Theile Deines Romans.

Fr. v. B. Still!

Bitterkl. Warum denn aber auch immer ſtill ſeyn davon? Es wäre mir ſo angenehm, ſagen zu können: Ich habe eine gelehrte Frau! eine Schriftſtellerin!

Fr. v. B. Du haſt mir Dein Wort gegeben, discret zu ſeyn.

Bitterkl. Und werde es halten! Das verſteht ſich. Nun, laß nur das Frühſtück bringen! Aber vorher muß ich noch ein Glas Stahlwaſſer trinken ... Das iſt eine köſtliche Erfindung. Mein Magen iſt jetzt gar nicht mehr ſo träg wie ſonſt, er arbeitet jetzt mit wahrer verzehrender Thätigkeit.

Fr. v. B. (etwas ſpottend) Du wirſt Dein Stahlwaſſer auf Deinem Zimmer finden.

Bitterkl. Ich komme gleich nach, liebes Kind; ich habe nur noch ein Wort mit dem Kellner zu reden. (Man klingelt links.)

Fr. v. B. (für ſich, indem ſie in die Thüre vorn rechts geht) Es iſt klares reines Brunnenwaſſer, das ich ihn trinken laſſe.

Zweiter Auftritt.

Ein Kellner. Bitterklee.

Kelln. Es klingelte!

Bitt. Hören Sie einmal, mein Lieber!

Kelln. Was beliebt?

Bitt. Erſuchen Sie doch den Herrn, der im Zimmer über mir eingezogen, des Morgens ſeine Stiefeln fein ſacht anzuziehen.

Kelln. Es iſt eine Dame.

Bitt. Deſto beſſer. Ich ſagte es nur aus Vorſicht. (Er geht nach rechts. Man klingelt.)

Kelln. Das muß der Herr von Werdenhain ſeyn!

Bitt. Herr von Werdenhain, ſagen Sie?

Kelln. Ja, Ihro Gnaden.

Bitt. Aus Perlthal?

Kelln. Ja, Ihro Gnaden.

Bitt. Er iſt hier?

Kelln. Seit geſtern Abend.

Dritter Auftritt.

Bitterklee. Der Baron.

Bar. (kommt aus der erſten Thüre links und ſagt dem Kellner, dem er einen Brief einhändigt:) Geſchwind auf die Poſt! (Kellner geht ab.)

Bitt. Biſt Du's denn wirklich, alter Freund?

Bar. (ſtaunend) Bitterklee! (ſie umarmen ſich) Was zum Henker bringt denn Dich nach Doberan?

Bitt. Die Furcht vor einem Schlägelchen.

Bar. Sey mir tauſendmal willkommen!

Bitt. Und Du mir auch!

Bar. Iſt Deine Frau mit hier?

ieder auf der Bank vor der Hütte mit dem
reiſe, und wollte ihm eben ein Lebewohl ſagen,
nd dann dem angewieſenen Wege folgen, der
hn wieder zu den Seinen an die Ufer des Indus
rachte, als auf einmal der Kriegsruf ſeines Hee-
es durch die Gebüſche erſcholl, welche die Hütte
mgaben. Hochauf ſchlug das Herz Saphirions, als
r die wildgellenden Töne hörte. Heil, heil mir!
ief er aus, das iſt Himmelsklang, nun geht es
ieder vorwärts den Weg zum Ruhme. Und
um Untergange andrer! ſeufzte der Greis. Schweig,
hörichter Alter! jubelte Saphirion. Du träumſt
ur, jene leben. Und in dieſem Augenblicke tra-
en die Krieger aus dem Walde. Kaum gewahr-
en ſie den Greis, ſo ſtürzten ſie wüthend auf
hn zu. Das iſt einer der Böſewichter, die unſre
Brüder erſchlugen, ſchrien ſie, und ſchon zuckten
lle Lanzen und Schwerter nach dem Wehrloſen,
er ruhig ſeinem Tode entgegenſah. Haltet ein!
haltet ein! rief ihm Saphirion zu, ſich vor den
Greis ſtellend, er iſt mein Retter, mein Erhalter.
Schonet ihn! Aber wildes Geſchrei unterbrach ihn,
und näher drangen ſie ein auf den Greis. Da
umſchlang ihn Saphirion mit beiden Armen, und
rief von neuem, wer ihn tödten will, muß erſt
mich tödten. Schäme dich, Bruder! ſchrie die
Rotte, Krieg iſt Krieg, und er iſt dein und unſer

Bitt. Da ich da bin! Kann denn der Körper je ohne die Seele ſich bewegen?

Bar. (lächelnd) Du biſt alſo der Körper?

Bitt. Und Paul? Und ſein Weibchen Conſtanze? Sind ſie auch mit Dir hier?

Bar. Es war erſt ſo zwiſchen uns und Herrn und Frau von Roſen abgeredet — aber es iſt nichts daraus geworden — ſie können unter einander nie einig werden!

Bitt. Wie ſo? Leben ſie denn nicht in gutem Einverſtändniſſe mit einander?

Bar. Nicht in dem allerbeſten! Paul iſt ſeit einem Jahre, wo er nun verheirathet, nachdenkend, mürriſch geworden — Conſtanze ſchmollt — Frau von Roſen iſt eiferſüchtiger als je, und Herr von Roſen ein armer Kreuzträger.

Bitt. Wenn's in einer Haushaltung nicht gut geht, iſt es ſtets die Schuld der Frau.

Bar. Das ſagſt Du, aber die Frauen ſagen das Gegentheil. Wer ſoll da entſcheiden? — Nun, laß gut ſeyn. Du biſt alſo glücklich? — Die allerliebſte Couſine ...

Bitt. Iſt ein Schatz! ein unſchätzbares Kleinod! Du weißt, daß ich ſie, als ſie Dein Schloß verließ, nach Wien begleitete ... Ich hatte das Glück, ihr dort einige Dienſte leiſten zu können, und in dem Augenblicke, wo ſie durch die Unvorſichtigkeit ihres Geſchäftsmannes ihr ganzes Vermögen verloren zu haben glaubte, in dem Augenblicke, wo alle ihre

Freunde ſie verließen, bot ich ihr meine 12,000 Gulden jährlicher Einkünfte an. — Dieſes Benehmen rührte ſie außerordentlich ... aber dennoch ſchlug ſie meine Hand aus. Einige Tage ſpäter, als es ſich zeigte, daß das befürchtete Unglück gar nicht ſo gefährlich ſey und ihr noch ein ſchönes Vermögen übrig bleibe, war ſie ſo großmüthig, mir die ihrige von freien Stücken zu reichen. O mein Freund! ich heirathete ſie gerade zur rechten Zeit, gerade in dem Augenblicke, wo der plötzlich verſchlimmerte Zuſtand meiner Geſundheit mich der Willkühr ſorgloſer und eigennütziger Miethlinge würde preisgegeben haben. Dieſe Heirath war für mich ein wahres Glück, und ich danke Gott noch alle Tage dafür ... Jetzt brauche ich nur alles gehen zu laſſen, wie es eben geht, um vollkommen glücklich zu ſeyn, und dazu war ich eigentlich von Natur beſtimmt. Wäre ich gezwungen geweſen, mein Glück mir ſelbſt zu ſchaffen, ſo hätte ich niemals dazu Charakterſtärke genug beſeſſen, und würde es ſtets unrecht angegriffen haben, ſo wie bei meinem Kaffee, wenn es mir einmal einfällt, ihn mir ſelbſt zu kochen.

Bar. Die prächtige Couſine! — Iſt ſie denn ſichtbar? — Kann ich ihr meine Huldigung darbringen?

Bitt. Warte, warte, da kommt ſie ſchon!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Bitterklee.

Fr. v. B. (ohne den Baron zu ſehen) Lieber Freund, Dein Stahlwaſſer wartet.

Bitt. Ich komme gleich; aber ſieh Dich ein wenig dorthin um.

Fr. v. B. (erfreut) Herr Baron von Werdenhain, mein lieber Couſin! (Sie geht zu ihm.)

Baron. Ja, meine ſchöne Couſine, und innig erfreut, Sie nach ſo langer Zeit wieder zu ſehen.

Bitt. Mein Fehler iſt es nicht, daß es ſo lange gedauert hat; aber mein Frauchen beſtand durchaus darauf, daß ich das Gut verkaufen ſollte, das ich in Deiner Nachbarſchaft beſaß ... Da ſiehſt Du nun alſo wohl, daß ... Doch ſchon gut, ſchon gut — ich gehe. (zu Frau v. Bitterklee) Haſt Du die Fenſter drinn zumachen laſſen, daß es nicht mehr ſo zieht?

Fr. v. B. (lächelnd) Ja, mein Freund; fürchte Dich nicht, Du kannſt keck hineingehen.

Bitt. (hält ſich ein Tuch vor den Mund) Recht ſchön! recht ſchön! Aber es iſt doch beſſer, verwahrt als beklagt. (Geht ins Zimmer vorn rechts.)

Fünfter Auftritt.

Baron. Frau von Bitterklee

Fr. v. B. (raſch und bewegt) Um Gottes willen! iſt er mit hier?

Baron. Nein, dem Himmel ſey Dank! Beruhigen Sie ſich. Es fehlte aber nicht viel, ſo hätte er mich begleitet.

Fr. v. B. Uebrigens ſtellen wir uns auch vielleicht ein ſolches Zuſammentreffen zu gefährlich vor. Seit meiner Abreiſe von Ihrem Schloſſe hat er mich nicht wiedergeſehen, er weiß, daß ich verheirathet bin, und denkt vielleicht nicht mehr an mich. Dabei iſt ſeine Frau ſo jung, ſo hübſch, ſo gut ...

Baron. Ja, das iſt ſie, das iſt ſie; aber doch möchte ich um alles in der Welt willen nicht, daß er Sie wiederſähe.

Fr. v. B. Er ſpricht alſo wohl noch manchmal von mir?

Baron. O ja, von Ihnen manchmal, aber ſehr oft von dem, was er ſeine Viſion, ſeine Erſcheinung, ſein Phantom nennt, und hat dabei kein Hehl, daß, wenn wirklich eine Frau exiſtirte, ganz der gleich, die er in ſeinen fieberiſchen Träumen um ſich zu ſehen geglaubt habe, dieſe Frau der Huldigung des ganzen Erdkreiſes würdig wäre.

Fr. v. B. Armer Paul!

Baron. Schließen Sie alſo daraus, was geſchehen würde, wenn er je erführe, daß das, was er jetzt für einen Traum hält, die ächte und vollkommene Wahrheit ſey, für die er ſo leidenſchaftlich entbrannt war.

Fr. v. B. So wird es ein wahres Glück für mich ſeyn, ihn nach zehn Jahren wiederzuſehen, denn da wird er gewiß nichts mehr zu befürchten haben.

Baron. Nehmen wir doch aus Vorſicht fünfzehn bis zwanzig! Anmuth und Geiſt bleiben ſehr lange gefährlich! — Doch jetzt von Ihnen, liebe

Couſine. Sind Sie glücklich? — Ja, Sie ſind's, das ſehe ich. Dieſes Aufblühen, dieſe Heiterkeit ...

Fr. v. B. Sind mein Werk. Ich habe immer das Glück gehabt, es durch Willensfeſtigkeit dazu bringen zu können. (lächelnd) Und überdies brauche ich mir auch nicht eben große Gewalt anzuthun, um mit meinem Schickſale zufrieden zu ſeyn. (noch etwas ſtärker lächelnd) Ich wollte einen jungen Mann heirathen, o! ich habe es noch beſſer gefunden als ſo: ich habe ein Kind geheirathet! ja, ja, ein erwachſenes Kind! Herr von Bitterklee beſitzt die ganze Einfalt und Unbefangenheit eines ſolchen.

Baron. (lächelnd) Vielleicht auch den ganzen Egoismus.

Fr. v. B. Aber einen ſo naiven, ſo unwillkührlichen, ſo wenig berechneten Egoismus, daß er ſehr verzeihlich, ja manchmal ſogar liebenswürdig und amüſant iſt.

Baron. Ei ſehen Sie!

Fr. v. B. Und dann liegt ſo viel eignes Glück darin, das eines braven Mannes zu machen! Herr von Bitterklee iſt ſo ganz Vertrauen und Hingebung, daß er keinen Schritt für ſich allein unternimmt. Er weiß nicht, ob, noch weniger was er denken ſoll, ſo ſehr verläßt er ſich in allen Beziehungen auf mich, und ich verſichere Ihnen, daß, ausgenommen daß er allein für ſich ißt, trinkt und ſchläft, ich alles Uebrige für ihn thue.

Baron. Und hat er noch immer die Manie ...

Fr. v. B. (lächelnd) Vorſichtsmaßregeln gegen künftige Krankheiten zu ergreifen? O ja, die hat er noch. Er ſagt, es ſey mit der Geſundheit wie mit der Politik, und die präventiven Maßregeln ſeyen daher ſtets ſehr heilſam. Daher horcht er auch alle Morgen auf ſein Athemholen, greift ſich an den Puls, beſieht ſich, ſpionirt ſich aus, und bei dem geringſten Anſchein einer Inſurrection in ſeinem Blute oder einer Emeute bei ſeinen Nerven, kommt er zu mir gelaufen und fragt mich um Rath. Doch ſetzt er, ſeit wir verheirathet ſind, nicht mehr ſehr großes Vertrauen in die Aerzte, und nur ich bin ſein Hippokrates. Uebrigens befindet er ſich ganz vortrefflich, ißt des Tages dreimal recht anſehnlich, ſchläft zehn Stunden in Einem fort, geht wer weiß wie lange ſpazieren, ohne müde zu werden, wenn nur ich mit ihm gehe, und das geſchieht faſt immer, denn ich habe ihn herzlich lieb; er iſt ein ſo guter, ſo braver, ſo ſchätzenswerther Mann. Er hielt ſich für verloren, wenn ich nicht da wäre. Ja, ja, ich bin überzeugt, daß, wenn ich ihn nur einen halben Tag lang verließe, er um Hülfe ſchreien würde. Und da ſehen Sie, ſehen Sie, ich höre ihn ſchon! Er kommt zu mir hierher! Er braucht gewiß etwas.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Bitterklee.

Bitt. Ach, mein Schatz, wenn Du nicht da biſt — dieſe Domeſtiken — ſie ſind ſo ungeſchickt, ſo wenig

beſorgt — ich finde gar nichts am rechten Orte — alles muß ich erſt ſuchen ...

Fr. v. B. (mit einem Lächeln zum Baron) Nun, laß es nur gut ſeyn, ich komme ſchon, ich komme! Aergere Dich nicht, mein Kind!

Bitt. (zum Baron) Nimm mir's nicht übel, lieber Freund; aber wir ſind's nun einmal ſo gewohnt, alles mit einander aufzuſuchen.

Fr. v. B. (zum Baron) Und ich bin allemal die, die es findet. (Beide vorn rechts ab.)

Siebenter Auftritt.

Der Baron. Dann ein Kellner.

Baron. Was für ein Weib! Welche göttlichen Eigenſchaften und welche Hingebung! Und das gegen einen Mann, wie dieſer Bitterklee! O! ich ſehe es; ſie hat Paul noch nicht vergeſſen, wird ihn vielleicht nie vergeſſen, und trotz deſſen ... Ach! wenn alle Frauen ſo wären! Bei meiner armen Seele, es bliebe Keiner von uns Allen ledig! — Aber ſie wollen nur nicht immer ſo! — Und ich Dummkopf, der ich an Paul geſchrieben und ihn gebeten habe, hierher zu kommen, der ich ihm von Doberan eine Beſchreibung gemacht habe, eine Beſchreibung ... (Klingelt, und ein Kellner kommt.) Haſt Du ſchon den Brief auf die Poſt getragen?

Kellner. (den Brief zeigend) Ich wollte eben gehen.

Baron. (nimmt ihn) Nun, ſo laſſe es nun bleiben. Es iſt gut! (Kellner geht.) Das Gegentheil will ich ihm jetzt auf der Stelle ſchreiben, ihm Doberan als den allergräßlichſten und langweiligſten Ort von der Welt malen. (Geht nach links ab.)

Achter Auftritt.

Paul. Herr von Roſen. Kellner.
(Aus dem Hintergrunde.)

Kellner. Wollen Sie hier gefälligſt einige Augenblicke verziehen, meine Herren. Ich will Ihnen gleich zu wiſſen thun, was für Zimmer noch für Sie zu Befehl ſtehen.

Paul. Nun ſo geh.

Kelln. (kommt wieder) Sind die beiden Damen, welche noch am Wagen ſich befinden, die beiden Gemahlinnen der Herren?

H. v. R. (traurig) Ja! (für ſich) Leider!

Kelln. Da brauchen Sie alſo nur zwei Zimmer.

Paul und H. v. R. Vier! vier!

Kelln. (auf links die zweite Thür zeigend) Hier haben wir zwei Zimmer neben einander.

H. v. R. (ſchnell) Neben einander? Für den Herrn und ſeine Frau!

Paul. (ebenſo) Nein, für Dich!

Kelln. Ich komme gleich wieder! (Ab durch die Mitte.)

Neunter Auftritt.

Paul. Herr von Roſen.

H. v. R. Nimm Du ſie nur, mein Lieber, es iſt viel bequemer.

Paul. Ich trete ſie Dir mit Vergnügen ab.

H. v. R. Unter Freunden macht man keine Umſtände.

Paul. Warum machſt Du denn da welche? Warum nimmſt Du ſie nicht?

H. v. R. Weil ... weil ...

Paul. Weil ſie neben einander ſind; weil Du frei ſeyn willſt, ungenirt. Nun ſiehſt Du, das will auch ich ſeyn; ich will aus meiner Stube gehen und wieder zurückkommen können, ohne meine Frau zu derangiren.

H. v. R. Und denſelben Grund habe ich auch. Ich will mir nicht immer ein finſteres Geſicht ziehen laſſen. Wenn Du wüßteſt, wie ſchrecklich ſo eine Eiferſuchtsſcene iſt!

Paul. Wenn Du wüßteſt, wie langweilig ſo ein unaufhörliches Mäulen iſt!

H. v. R. Ei, da lobe ich mir doch noch lieber eine Frau, die gar nichts ſagt, als eine, die laut aufſchreit.

Paul. Bedenke übrigens, daß wir unſern Entſchluß, nicht in's Bad zu gehen, nur um deswillen aufgegeben haben, weil wir überlegt, daß wir doch

etwas mehr Freiheit und Zerſtreuung finden würden, als auf unſern einſamen Landgütern.

H. v. R. Eben deshalb will ich denn auch von jenen beiden Zimmern nichts wiſſen.

Paul. Und ich auch nicht!

H. v. R. Nun gut; ich will Dich auch nicht zwingen. Sie mögen ſie irgend einem glücklichen, friedlichen Ehepaare anweiſen.

Paul. Da könnten ſie leicht die ganze Badezeit über leer ſtehen.

H. v. R. Ich muß jetzt fort und wieder unten an den Wagen zu meiner Frau, denn ich bin überzeugt, daß ſie ſchon wieder irgend einen Verdacht ſchöpft. (Geht im Hintergrunde ab.)

Zehnter Auftritt.

Paul (allein).

Meine Frau iſt nicht eiferſüchtig, nein, das iſt ſie nicht ... Aber ſie iſt furchtbar indolent! gleichgültig! (ſeufzend) Ach! (er ſetzt ſich und ſtützt den Kopf in die Hand) Da iſt keine Hülfe dagegen! — Ich liebe Conſtanzen, ja, ich liebe ſie wahrhaftig; aber ich fühle, daß ich ſie noch viel mehr lieben könnte. Ja, es giebt ſo gewiſſe Worte der Liebe, des Enthuſiasmus, der Anbetung, die ich ihr nie ſage und die ich doch einer Andern ſagen würde, einer andern Frau, wenn es eine ſolche gäbe, wie das verwünſchte Phantom meiner Einbildungskraft, das ſich immer zwiſchen

Feind. Bindet ihn, werft ihn in die Hütte, und zündet dann diese über seinem Haupte an. Ein Schwert zischte über dem Greise, da fing Sarbirion den tödlichen Hieb mit seinem Arme auf, und rief den Kriegern zu: ich sterbe mit ihm, oder errette ihn. Kaum hatte er aber dies gesprochen, als die Gestalt des Greises in eine Lichtwolke zerschmolz, und Saphirion von ihr umgeben entrückt ward den Augen der Krieger, wie dem Leben. —

Höher aber stieg Sophranors Ehrenpforte in diesem schönen Momente, und König und Königin sahen mit unendlicher Freude, wie sich Stein an Stein fügte, diese ächt menschliche That darstellend im Bilde. —

Saphirions Wimpel wehten auf mehr als zwanzig Schiffen im Meere Arabiens, und alle führten Schätze dem Eigenthümer zu. Mit ihm gleichen Reichthum genoß in Damaskus Abul Hasid. Aber wie verschieden waren beider Gemüther. Hasid lebte im stillen Kreise seines Hauses, glücklich im Besitz einer geliebten Gattin und zweier liebenswürdiger Kleinen. Im wilden Taumel verschwanden Saphirions Tage; Schätze zu häufen, Ehrenstellen damit zu erwerben, und rauschende Freuden einzutauschen war sein Streben, ungenügend dem bessern Genius, der in ihm wohnte. Dem oft nach einer durchschwelgten Nacht,

Conſtanzen und mich ſtellt. Dieſes unauslöſchliche Bild eines Weſens, das nicht vorhanden iſt, ich weiß es, das nie vorhanden ſeyn kann, das niemals anderswo gelebt hat, als in meinem Herzen, das nie Realität gehabt hat, als in meinem Gehirn. Zuſammenfluß aller Vollkommenheiten, aller Grazie, aller Anmuth; anbetenswerthes Geſchöpf, das keinen andern Schöpfer hat, als mich ſelbſt! (ſehr alterirt) Ja, ich bin dazu verdammt, wie Pigmaleon mein eigenes Werk anzubeten!

Eilfter Auftritt.

Paul. Der Kellner.

Kelln. Gnädiger Herr, wir haben nur noch vier Zimmer vacant: jene beiden dort neben einander, wie ich ſchon die Ehre hatte ... und zwei im Coridor dort (rechts zeigend), die aber von einander getrennt ſind.

Paul. Die nehme ich! die nehme ich! (Geht hinten rechts ab.)

Kelln. Der Andere hat alſo die Niete!

Zwölfter Auftritt.

Kellner. Herr und Frau von Roſen. Dann Conſtanze. Bediente und Frauen (mit Sachen, zur Mittelthür herein).

Fr. v. R. (zu ihrem Manne) Wo haſt Du denn geſteckt? Landläufer!

H. v. R. (mit Packeten beladen) Ach, laß das ſeyn! Vorwärts! (Geht nach rechts.)

Kellner. Verzeihen Sie, gnädiger Herr, Ihr Freund hat dieſe beiden Zimmer genommen ...

H. v. R. (für ſich) Der Egoiſt!

Kellner. Wir haben nur noch dieſe beiden Zimmer neben einander.

Fr. v. R. Nun alſo! Raſch hinein! (Geht in die zweite Thür links und giebt den Trägern ein Zeichen.)

Conſt. (in der Thür des Hintergrundes) Wo kommen wir denn hin?

Kellner. (rechts zeigend) Da hinein, gnädige Frau. (Die Träger treten ein und Conſtanze geht mit ihnen ab.)

H. v. R. Ich habe doch auch immer Unglück. — Sage Er mir einmal, lieber Freund ...

Kellner. Befehlen?

H. v. R. Es giebt alſo nichts mehr hier im Hotel?

Kellner. Nichts mehr.

H. v. R. Was ſoll das heißen, ein Hotel, wo es nichts mehr giebt?

Kellner. Das iſt ein Hotel, wo alle Zimmer beſetzt ſind. (Die Träger kommen aus beiden Zimmern zurück und gehen im Hintergrunde ab.)

H. v. R. Kann man dort die Communicationsthüre zuſchließen?

Kellner. Nein, gnädiger Herr.

H. v. R. Giebt's zwei beſondere Eingänge im Corridor zu den beiden Stuben?

Kellner. Es thut mir leid, aber es iſt nur Ein Eingang für alle beide.

H. v. R. (zornig) Das iſt ſehr unbequem! — da iſt gar kein Menſchenverſtand darin!

Kellner. (lächelnd für ſich) Iſt's doch, als fürchtete er ſich ordentlich vor ſeiner Frau! (Geht ab.)

Fr. v. R. (tritt ſchnell aus ihrem Zimmer) Biſt Du denn noch immer da? (ſieht ſich im Saale um) Ich dächte, Du hätteſt mit Jemand geſprochen?

H. v. R. Mit dem Kellner.

Fr. v. R. (bitter) Die Kellner haben hier zu Lande eine ſehr ſanfte Stimme!

H. v. R. Und die Frauen in dem unſern eine recht derbe!

Fr. v. R. Wirſt Du kommen?

H. v. R. (legt die Packete ab, die er noch trägt) Höre, mein theurer Schatz, ich habe es Dir nun ſchon oft geſagt: ſey nicht mehr ſo eiferſüchtig! ich beſchwöre Dich darum, oder Du ſollſt ſehen, daß ich einmal einen tollen Streich mache! Ich bin von Geburt aus unmenſchlich treu, das iſt wahr — aber rechne nicht zu ſehr auf meine natürliche Anlage! — Wenn Du mich ferner ſo peinigſt — wenn Du ... ſo bin ich zu allem fähig. — Es wird mir leid thun — außerordentlich leid — aber ich will mir bei alle dem lieber das Verbrechen als das Unglück gefallen laſſen.

Fr. v. R. (vor Zorn weinend) Wirſt Du kommen?

H. v. R. Wirſt Du nicht mehr eiferſüchtig ſeyn?

Fr. v. R. Nun ja doch, nein!

H. v. R. Wirſt Du, wenn ich da drin bin, mir keine wüthende Scene machen?

Fr. v. R. Nein! nein!

H. v. R. Vorzüglich keine rührende Verſöhnungsſcene?

Fr. v. R. (laut ausbrechend) Nein! nein!

H. v. R. Dein Ehrenwort darauf?

Fr. v. R. (mit dem Fuße ſtampfend) Wirſt Du endlich kommen?

H. v. R. (für ſich, indem er die Packete wieder aufnimmt) Jetzt begreife ich den Selbſtmord! (Sie gehen zankend in die zweite Thür links.)

Dreizehnter Auftritt.

Paul. Vorige. Bitterklee.

Paul. (in die Scene ſprechend) Gut, gut! wenn Du müd biſt, ſo ruhe Dich aus! Ich will nur nachſehen, wo mein Onkel ſteckt. (Will in der Mitte abgehen.)

Bitt. (ebenſo an ſeiner Thür) Werdenhain wird es gewiß Vergnügen machen, mit uns zu frühſtücken. (Geht nach der erſten Thüre links.)

Paul. (ſtehen bleibend) Dieſe Stimme! — Herr von Bitterklee!

Bitt. (ſich umwendend) Paul! O prächtig! (Er geht zu ihm und umarmt ihn herzlich.)

Paul. Sie hier, mein theurer Freund?

Bitt. Wo ſoll ich denn ſonſt ſeyn? — Aber

Du! Dein Onkel hatte mir ja geſagt, daß Du nicht nach Doberan kommen würdeſt?

Paul. Ich habe meinen Plan geändert.

Bitt. Das haſt Du recht geſcheit gemacht. Auch meine Frau wird es recht freuen, Dich wiederzuſehen.

Paul. (mit etwas ungläubigem Lächeln) Oh! oh!

Bitt. Und Du ſelbſt, denke ich, ſollſt auch damit nicht unzufrieden ſeyn. — Siehſt Du, ich mache kein Geheimniß daraus, und ſage es Jedermann gerade heraus, wer es nur hören will, daß ich der glücklichſte aller Ehemänner bin, und daß meine Frau die liebenswürdigſte aller Weiber iſt. Und alle Welt iſt auch meiner Meinung.

Paul. (kalt) Das glaube ich.

Bitt. Wie? Du glaubſt das nur? Du hätteſt doch ſagen ſollen: das weiß ich! Ei, Paul, mein lieber junger Freund, das heißt ſehr kalt und gleichgültig von einer Dame ſprechen, die Dir doch das Leben gerettet hat ... denn ohne ſie ...

Paul. Ja, das iſt wahr! ... Auch wird meine Dankbarkeit ...

Bitt. (etwas pikirt) Nun ſiehſt Du, auch das ſagſt Du nicht ſo wie Du ſollteſt! Das klingt ſo ohne Gefühl, ohne Empfindung! — Aber nimm's nicht übel, braver Paul! Ich bilde mir ein, daß Jedermann meinen Enthuſiasmus für meine Frau theilen müſſe.

Paul. Sie ſind alſo wohl ſehr glücklich?

Bitt. Glücklich? — Morgens und Abends

danke ich der Vorſehung auf meinen Knieen, daß ſie mir dieſen Engel zugeſchickt hat, um über mein Leben zu wachen.“

Paul. Das freut mich um Ihretwillen.

Bitt. Uebrigens frage, erkundige Dich, ſprich hier mit wem Du willſt von ihr, und Du wirſt ſehen, ob mein Enthuſiasmus bloße Vorliebe iſt. — Wir ſind erſt ſeit vier Wochen hier in Doberan, und trotz ihrer Zurückgezogenheit kennt ſie doch ſchon Jedermann, wie in Wien.

Paul. (verwundert) Wie in Wien?

Bitt. Ja, ja, als die liebenswürdigſte und geiſtreichſte Frau.

Paul. Was ſagen Sie mir da?

Bitt. Das verwundert Dich? — Kann mir's denken. — Als Du ſie vor einem Jahre auf dem Landgute Deines Onkels ſahſt, warſt Du noch krank, hatteſt den Schwindel, Du konnteſt nichts an ihr bewundern lernen, als ihre Schönheit, ihren Eifer, ihre Hingebung und Sorgfalt. — Jetzt, da Du völlig geſund biſt, will ich Dich nicht zwei Stunden mit ihr zuſammen ſeyn laſſen, und Du wirſt auch ihren gebildeten Geiſt, ihre Grazie, ihr Zartgefühl, ihren Scharfſinn bewundern. — Sie ſchreibt wie ein Engel.

Paul. (für ſich) Ja, ja, ein thun am Schluſſe der Periode! Ein allerliebſtes Compliment für die Engel!

Bitt. Lies nur einmal ihren letzten Roman: Theodora ...

Paul. (ſtaunend) Wie? ſie iſt Schriftſtellerin?

Bitt. Nun, das iſt mir ſo herausgefahren; aber ich hoffe, daß Du verſchwiegen ſeyn wirſt. Freilich iſt ſie das, alter Junge. ... Haſt Du den zweiten Theil ſchon geleſen?

Paul. Nein, aber ich ...

Bitt. (zieht ein Buch aus der Taſche) Da habe ich ihn gerade bei mir. — Im ſiebenten Kapitel ſteht eine der rührendſten und köſtlich geſchriebenſten Epiſoden.

Paul. Ah!

Bitt. Ein junger Mann ſoll ſich mit einem jungen Mädchen verheirathen. Während ſeine Braut einmal verreiſt iſt, wird er krank. Er liegt verlaſſen in einem einzeln ſtehenden Landhauſe. Durch Zufall fährt eine Dame nicht weit davon vorüber. — Es iſt Nacht. — Ihr Wagen wirft um! Welch ein Glück! — nicht für ſie, ſondern für den jungen Menſchen. Der Wagen iſt gebrochen, man muß alſo für die Nacht ein Unterkommen ſuchen. Ein Bedienter führt die Dame zu dem Kranken. Sein Zuſtand rührt ſie, und ſo bleibt ſie einen Monat lang bei ihm, um ihn auf die ſorgſamſte Art zu warten und zu pflegen. Endlich geneſ't der junge Mann durch ihren Beiſtand. — Was geſchieht nun?

Paul. (höchſt aufmerkſam und geſpannt) Ja, ja, was geſchieht?

Bitt. Der junge Mann vergißt ſeine Braut, er verliebt ſich in die Frau, der er ſein Leben verdankt,

nicht allein um deswillen, weil dieſe Frau gut und ſanft iſt, ſondern auch, weil ſie außerordentlich viel Verſtand hat. Sie ſelbſt, die junge allerliebſte Frau, iſt nicht unempfindlich gegen die Liebe des jungen Mannes, denn der junge Mann iſt auch recht hübſch, ein netter junger Burſche, ſo wie Du. ... Aber da kommt die Braut plötzlich zurück. Theodora ſtaunt, als ſie hört, daß der junge Mann mit der jungen Dame verſprochen iſt, und daß dieſe ſterben würde, wenn man ihr ihren Bräutigam wegfiſchte. — Theodora opfert ſich, und höre, wie!

Paul. (lebhaft) Ja, ja, wie? wie?

Bitt. Als der junge Mann wieder hergeſtellt iſt, macht ihn dieſe bewundernswerthe Frau glauben, daß alles das Gute und Schöne, was er von ihr denkt, nur ein Traum von ihm geweſen iſt, daß er ſie nur in der Fieberphantaſie geiſtreich und anmuthig gefunden hat. — Kurz, ſie macht das auch mit außerordentlicher Geſchicklichkeit und Feinheit ſo natürlich und gut, daß ſie ihn am Ende überredet, ſie ſey eine — alberne Perſon! (Er lacht.)

Paul. Und der junge Mann?

Bitt. Der junge Mann kehrt nun wieder zu ſeiner Verlobten zurück, heirathet dieſe, und Theodora vermählt ſich, nachdem ſie die Vernunft über ihr Herz hat den Sieg davontragen laſſen, mit einem alten ganz von Säbelhieben zerfetzten General, deſſen Abgott ſie wird.

Paul. (lebhaft) O ja, ja, ich verſtehe! — Und

da ſie nun mit dem alten ganz von Säbelhieben zerfetzten General einmal verheirathet iſt ... hat ſie den jungen Menſchen denn da ganz vergeſſen?

Bitt. Ich habe den Theil noch nicht bis zum Schluſſe geleſen, aber meine Frau wird Dir das gewiß ſagen können. — Ich ſoll jetzt nachfragen, ob der Onkel mit uns frühſtücken will. — Warte nur hier einige Augenblicke, bis ich wiederkomme, dann ſtelle ich Dich meiner Frau vor. (kommt zurück) Närriſcher junger Menſch! Zu glauben, daß eine Frau von Geiſt keinen Geiſt habe! (Lacht und geht in des Barons Zimmer.)

Vierzehnter Auftritt.

Paul (allein).

(Er nimmt das Buch, ſetzt ſich links an den Tiſch und lieſt darauf.)

„Theodora oder Feſter Wille. Siebentes Kapitel.“ (fliegt das Buch durch) Ja, ja! (in Zwiſchenräumen, während er nach und nach immer wärmer wird) So iſt's! ſo iſt's! ... Beziehungen, deren volle Wahrheit ich allein zu würdigen im Stande bin ... Dinge, die zwiſchen ihr und mir ſich ereigneten, hier leſe ich ſie wieder ... ſanft, lieblich oder glühend! (begeiſtert) So habe ich ihn denn alſo nicht blos geträumt, dieſen Engel? So iſt denn meine Liebe nicht ohne einen Gegenſtand? Dieſe Frau lebt, ſchön, herrlich, einzig! ſchöner, herrlicher noch in meinen Augen durch alles das, was ſie gethan hat, um die Bande zu löſen, die

uns mit einander vereinen ſollten. (er legt das Buch hin, und ſpringt in vollſter Extaſe auf) Dieſes unbeſtimmte Bild, das ich für die Schattengeſtalt eines Traumes hielt, dieſe kalte Statüe des Pigmalion, ſie belebt ſich, ihre Wangen blühen, ihre Augen glänzen, ſie wandelt, ſie geht, ſie kommt zu mir, den Strahl himmliſchen Glanzes auf ihrer leuchtenden Stirn! (wendet ſich nach der Thür rechts) Ich muß ſie hören, muß ſie ſehen! (Frau von Bitterklee tritt heraus) Da iſt ſie!!

Fünfzehnter Auftritt.

Frau von Bitterklee. Paul.

Fr. v. B. (mit inniger Freude) Paul! — Herr von Fallern!

Paul. (warm und beobachtend) Ja, ich bin's, Theodora, ich, der nun aus einem lethargiſchen Schlummer erwacht, in welchen er ein ganzes Jahr verſenkt war. Während dieſes langen Schlummers hatte ich einen gotteslästerlichen Traum. Ich hatte geträumt, daß Grazie, Zartgefühl, Geiſt, Liebenswürdigkeit nichts von alle dem ſeyen — hatte geträumt, daß Sie ... eine gewöhnliche Frau! — Endlich bin ich erwacht, und ſinke nieder zu Ihren Füßen, um Verzeihung von Ihnen zu erflehen wegen meiner Leichtgläubigkeit.

Fr. v. B. (ihn zurückhaltend) O Herr von Fallern, ich bitte Sie ...

wenn die Ersten des Hofes sich es zur Freude gemacht hatten, seinen Festen beizuwohnen, und ihn mit Schmeicheleien zu überhäufen, stand er gegen Mittag auf seinem Balkon trüb und verstört, und sah neidisch auf seinen Nebenbuhler gegen über, der thätig und froh seine Geschäfte betrieb, und dann von seiner Gattin umarmt, von seinen Kindern geliebkoset, in seliger Wonne den Himmeln des Propheten schon anzugehören schien. Innerlich ergrimmte Saphirion darüber, denn bei verwöhnten und herben Gemüthern bringt fremdes Glück, das man so leicht erreichen zu können glaubt, und doch nicht erreichen kann, eine stille Mißgunst hervor, der nur eine Gelegenheit fehlt, um in laute Verfolgung sich zu gestalten.

Ganz anders dachte Hafid. Er hätte gewünscht, daß der gleich reiche Saphirion auch gleich glücklich sey mit ihm. Oft ging er daher zu ihm, sprach mit ihm aufrichtig über seine Lebensweise, lud ihn, gegen die Gewohnheit des Morgenlandes, zu den traulichen Unterhaltungen mit Weib und Kindern ein, und rief selbst bei den lärmenden Festen, denen er nothgedrungen manchmal beiwohnen mußte, Saphirion ein warnendes Wort ins Ohr.

Aber nur immer mehr erbitterte dies den letztern, und da er vollends bei einigen Freundes-

Paul. O um wie vieles ſchöner und hinreißender finde ich Sie nun wieder! — Wie vielen Geiſtes bedurfte es bei Ihnen, um ſich das Anſehen zu geben, als beſäßen Sie keinen! — Oh! ich liebe Sie! — ich liebe Sie! — Ich habe nicht einen einzigen Augenblick aufgehört, Sie zu lieben. Nur ein Phantom, ein Wahngebilde glaubte ich zu lieben, und doch brachte ich ihm täglich in meinen Gedanken die heißeſten Gefühle meines Herzens dar. O! welch ein Thor wär ich! Aber jetzt! wenn ich jetzt in Entzücken ſchwelge, wenn mein Herz klopft, wenn meine Hand glüht und zittert, ſo iſt nur die Wirklichkeit daran Schuld!

Fr. v. B. Ich ſehe, Herr von Fallern, daß Sie alles wiſſen ... Nun wohl! ich mußte das thun, zu Ihrem, zu Conſtanzens Beſten, um Ihres Onkels willen. Ich that nur, was ich mußte.

Paul. Und thu' ich das nicht auch, indem ich Sie bis zum Raſendwerden liebe?

Fr. v. B. O laſſen Sie mich, laſſen Sie mich! Wir dürfen uns nicht mehr ſehen!

Paul. Uns nicht mehr ſehen? O nein, gnädige Frau! nein, nein! Sie wiſſen es, Sie hätten mir durch heilige Bande angehören ſollen. Als ich Ihnen mein Herz öffnete, flehte ich um Ihre Hand, und iſt es denn mein Fehler, wenn Sie nicht die Meinige geworden ſind? O! nur an Sich müſſen Sie ſich von nun an halten wegen der Zügelloſigkeit einer Liebe, die weder Grenzen noch Maß kennt! Mein Geſchick, meine Beſtimmung iſt es, Sie zu lieben bis

zum letzten Hauche meines Lebens, es Ihnen zu ſagen, es Ihnen ohne Unterlaß zu wiederholen.

Fr. v. B. O ich beſchwöre Sie, Herr von Fallern, reden Sie nicht weiter! Mein Mann könnte kommen, uns überraſchen ...

Paul. (geheimnißvoll) Nun denn, gnädige Frau, ſo verſprechen Sie mir, mich zu einem günſtigern Zeitpunkte anzuhören, und dann ...

Fr. v. B. (mit Würde) Ich verſpreche nichts, Herr von Fallern. Es ſteht Ihnen frei, mich in Verlegenheit zu ſtürzen. Bleiben Sie, wenn Sie es durchaus ſo wollen.

Paul. Ich entferne mich, gnädige Frau, aber nicht um Sie zu fliehen, nein, um Ihnen nur Zeit zu laſſen, es zu bedenken, daß ich der Unwürdigſte aller Menſchen ſeyn müßte, wenn ich nicht der Huld und Anmuth den übrigen Theil meines Lebens widmete, um ſie dafür zu rächen, daß ich ſie einen Augenblick lang verkannte. (Er geht nach dem Zimmer ſeiner Frau, dann wendet er ſich aber ſchnell und geht durch die Mittelthür ab.)

Sechzehnter Auftritt.

Frau von Bitterklee (allein).

Welches unſelige Begegnen! Wie kommt er hierher? Wer hat ihn aus ſeinem Irrthume geriſſen? Er weiß alles! — Was nun thun? — Es iſt keine Zeit zu verlieren!

Siebzehnter Auftritt.

Herr und Frau von Bitterklee.

Bitt. (kommt vom Baron) Ach, da biſt Du ja, mein holdes Kind! ... Du biſt mir wohl entgegengegangen? — Der Baron iſt nicht mehr zu Hauſe. Sein Bedienter hat mir geſagt, daß er durch den Garten gegangen ſey. So wollen wir hier auf ihn warten.

Fr. v. B. (unruhig) Mein Freund, ich ...

Bitt. Habe Dir eine angenehme Nachricht zu hinterbringen. Des Baron Neffe — Du weißt ja, der junge Paul — iſt hier mit ſeiner Frau und den Roſens.

Fr. v. B. (ſtellt ſich überraſcht) Ei ſieh! — Fallern?

Bitt. Ich muß Dich nur davon im voraus in Kenntniß ſetzen, daß ich ihn ziemlich kalt fand, als ich mit ihm von Dir ſprach.

Fr. v. B. Kalt! Glaubſt Du?

Bitt. Ja! Ich hätte gewünſcht, der Ausdruck ſeiner Dankbarkeit gegen Dich wäre wärmer, inniger geweſen.

Fr. v. B. Ach, laß das; er wird immer noch warm genug ſeyn.

Bitt. Ei, zum Henker, nein! Das iſt mir nicht genug; bei weitem nicht!

Fr. v. B. (für ſich) Er iſt ſehr ſchwer zu befriedigen!

Bitt. (furchtſam) Ich muß Dir auch noch

bekennen, daß, als ich mit ihm von Dir ſprach, mir eine kleine Indiscretion entwiſcht iſt. ... Ich habe ihm geſagt, daß Theodora Deine Arbeit ſey.

Fr. v. B. Alſo Du! — (für ſich) Ja, ja, ſie geben immer ſelbſt die erſte Veranlaſſung dazu! (laut) Nun, laſſen wir Herrn von Fallern ruhen, und ſprechen wir von etwas Ernſthafterem.

Bitt. Ei du mein Himmel! — Ja, ja, ich hatte nicht gleich bemerkt ... ich finde Dich ſehr aufgeregt ...

Fr. v. B. Weil ich lange mit mir im Streit gelegen habe, ob ich Dein Vertrauen zu Schande machen ſollte.

Bitt. Mein Vertrauen?

Fr. v. B. Dein Vertrauen auf die Seebäder hier in Doberan. Sie thun Dir nicht gut.

Bitt. Aber doch ...!

Fr. v. B. Nein, nein, ich verſichere Dir.

Bitt. Du glaubſt wirklich ...?

Fr. v. B. Du ſiehſt wenigſtens gar nicht gut aus.

Bitt. (fängt an unruhig und beſorgt zu werden) Ach geh!

Fr. v. B. Ja, ja, Du leideſt an der Bruſt.

Bitt. Glaubſt Du?

Fr. v. B. Ich bin davon überzeugt.

Bitt. Es wär' allerdings wohl möglich! Ich verlaſſe mich da ganz auf Dich. Aber da es mit dem Appetite recht gut geht, bliebe ich gern noch ein vier Wochen hier.

Fr. v. B. Aber ...

Bitt. (bittend) Liebes Kind, es liegt mir vorzüglich wegen der Ankunft des Barons und Pauls daran.

Fr. v. B. (für ſich) Es gilt den Verſuch! (laut) Nun ſo höre denn; ich wollte Dir nicht die Wahrheit ſagen, um Dich nicht zu beunruhigen; aber jetzt ſehe ich, daß es ſeyn muß.

Bitt. (erſchrocken) Wär' ich denn wirklich noch kränker, als Du eben ſagteſt?

Fr. v. B. Nein, Du biſt nicht ſehr krank, die Seebäder haben nicht gar zu nachtheilig auf Dich gewirkt.

Bitt. Und ich glaubte, ſie hätten mir recht gut gethan!

Fr. v. B. Aber es iſt von etwas noch Ernſterem und Wichtigerem die Rede.

Bitt. Eine complicirte Krankheit?

Fr. v. B. Man behauptet, es herrſche hier in Doberan bereits der Anfang zu einer Epidemie.

Bitt. (aufſpringend) Ach du mein Himmel!

Fr. v. B. Es iſt vielleicht nur eine Fabel ... aber in der Ungewißheit ...

Bitt. Gewiß hat irgend ein Fremder die vorteufelte Krankheit eingeſchwärzt!

Fr. v. B. Ja, das iſt leicht möglich.

Bitt. Und Du fürchteſt Dich vor der Anſteckung?

Fr. v. B. Ja, ganz außerordentlich!

Bitt. Du fühlſt wohl gar ſchon ein Unwohlſeyn davon?

Fr. v. B. Ein wenig allerdings.

Bitt. Und ich auch! — Weißt Du, was wir thun wollen? Wir wollen den noch übrigen Theil des Sommers auf dem Landgute Deines Couſins, des Barons, verleben.

Fr. v. B. (ſchnell) Von der Seite her verbreitet ſich ja eben die Anſteckung!

Bitt. Nun, da müſſen wir wieder nach Wien! — nicht etwa morgen ...

Fr. v. B. Sondern heute ſchon!

Bitt. Im Augenblick!

Fr. v. B. Ich will gleich Anſtalten dazu treffen. In einer Viertelſtunde können wir ſchon im Wagen ſitzen. (für ſich im Abgehen in ihr Zimmer) Das wußte ich gewiß, daß die Epidemie ihre Wirkung thun würde!

Achtzehnter Auftritt.

Herr von Bitterklee (allein).

(Fühlt ſich an die Bruſt.) Es iſt wahr — die Bruſt thut mir weh! ... recht weh! ... Was für eine aufmerkſame Frau! — Wär' ſie nicht geweſen, ich hätte wieder nichts davon gemerkt! ... O ja! ja, ja! ich bin krank! recht krank! ... Das iſt höchſt unangenehm bei meinem jetzigen geſunden Appetite! — Ach! das wird alles verſchwinden, wenn wir nur erſt in meinem allerliebſten Landhäuschen, zwei Stunden von Wien, ſind!

Neunzehnter Auftritt.

Herr und Frau von Roſen. Conſtanze. Paul. Herr von Bitterklee.

(Erſtere kommen aus ihrem Zimmer, Conſtanze ebenfalls aus dem ihren, Paul aus der Mitte.)

Conſt. (für ſich, verdrüßlich) Er läßt mich ſo lange allein!

H. v. R. (vor ſeiner Frau fliehend) Du hatteſt mir doch verſprochen, mir keine Verſöhnungsſcene zu machen!

Fr. v. R. (als ſie Bitterklee ſieht) Herr von Bitterklee!

Conſt. (desgleichen) Herr von Bitterklee!

H. v. R. (ebenſo) Herr von Bitterklee!

Bitt. (in die Mitte tretend) Zu Befehl, meine theuren Freunde, ich bin es, der vor fünf Minuten noch der glücklichſte Menſch geweſen wäre, Sie hier wiederzuſehen, der aber in dieſem Augenblicke ... Meine Frau trifft eben alle Anſtalten — wir reiſen nach Wien.

Paul. (für ſich) Sie will entfliehen!

H. v. R. O weh! Schon?

Fr. v. R. Warum willſt Du nur den Herrn von Bitterklee abhalten?

Bitt. (geheimnißvoll und ängſtlich) Ihr ſeyd alle meine Freunde, alte Freunde, ich bin Euch alſo die Wahrheit ſchuldig! (articulirend) Es herrſcht ein Anfang einer Epidemie in Doberan! (Alle erſchrecken.)

Fr. v. R. Großer Gott! (Sie klingelt.)

Conſt. Du mein Himmel! (Sie klingelt auch. Männliche und weibliche Dienſtleute treten ein.)

Fr. v. R. (zu einem Kellner) Geſchwind, geſchwind! tragt dort unſere Koffer, die noch nicht ausgepackt ſind, fort, ſchnallt ſie auf den Wagen, und beſorgt, daß angeſpannt wird! (Die Dienſtleute gehen in ihr Zimmer.)

Bitt. Wiſſen Sie was, lieben Freunde? Machen Sie einen recht geſcheiten, einen wahrhaft klugen Streich! Ich beſitze ein kleines Landgut, ein wahres Elderado, nur ein Paar Stunden von Wien entfernt; einen großen Park, ein kleines Theater, wo wir Comödie ſpielen können. Kommen Sie mit dorthin, bringen Sie da den noch übrigen Theil des Sommers zu! Nun, wie iſt's?

H. v. R. (für ſich) In Wien, da könnte ich mir ein Späßchen ohne meine Frau machen.

Paul. (für ſich) Ich würde ſie dann wiederſehen! (laut) Ich nehme es an.

Bitt. (ihm die Hand drückend) Dank, tauſend Dank, mein junger Freund!

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Der Baron.

Bar. (für ſich, ohne ſich umzuſehen) Mein Brief iſt fort, nun bin ich ruhig! Paul wird nicht kommen. (Er ſteht zwiſchen Conſtanze und Paul.)

Paul. Lieber Onkel, da ſind wir!

Bar. (ſtaunend) Ach du mein Himmel!

Bitt. (zum Baron) Du mußt auch mit! Wir reiſen alle nach Wien. Unſer Wagen iſt vierſitzig, und wir packen Dich mit ein.

Bar. Nein, ich bleibe bei Paul.

Bitt. Der kommt ja eben auch zu uns, und Herr und Frau von Roſen auch.

Fr. v. R. Es herrſcht eine Epidemie in Doberan.

Bar. (erſchrickt und klingelt) Heda! — hella! — Kellner! meine Sachen! — Geſchwind in den Wagen des Herrn von Bitterklee!

Einundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Bitterklee.

Fr. v. B. (eintretend) In fünf Minuten wird alles fertig ſeyn.

Bitt. Du weißt noch nicht? — Ich hab's ihnen geſagt ... Sie kommen alle mit nach Wien ... auf unſer Landgut.

Fr. v. B. Wie? ... ſie ... (für ſich) Es iſt doch, als ob er's durchaus wollte!

H. v. R. (zu Conſtanzen) Nun, ſo kommen Sie, kommen Sie!

Fr. v. R. Warum ſagſt Du das nicht zu mir?

Bitt. Es iſt doch auch alles gut eingepackt, was ich brauche? Meine Chocolade, meine Pillen, meine Bruſtkügelchen? Denn unterwegs ...

Paul. (leis zu Frau v. Bitterkies) Ha! wider Ihren Willen werde ich glücklich seyn!

Fr. v. B. (sieht ihn bedauernd an, und geht zu ihrem Manne).

Bar. (zu Paul) Gieb Deiner Frau den Arm.

Const. (schmollend) Oh, ich kann recht gut allein gehen.

Bitt. Und nun fort! fort! In die Wägen! (zum Baron) Du mit uns! Aber das sage ich Dir im Voraus, ich muß stets im Fond in der rechten Ecke sitzen, sonst werde ich krank.

(Kellner und Dienstleute treten bepackt mit Sachen aus den Zimmern.)

Kelln. Es ist zum Liegenbleiben!

H. v. R. Vorwärts! vorwärts!

Kelln. Ach! ich kann mich kaum mehr fortschleppen!

H. v. R. (erschrocken) Da sieht man schon, wie die Epidemie um sich greift! — Meinen Hut!

Bitt. Meine Mütze!

Const. Meinen Shawl!

Fr. v. R. Wo ist denn meine Chatoulle?

Paul. Ich kann meinen Stock nicht finden!

Bitt. Meinen Wattrock!

Fr. v. R. Meine Mantille!

Bitt. Kellner!

Kelln. Gnädiger Herr!

Fr. v. R. Kellner!

Kelln. Gnädige Frau!

mahlen, die er in Hasids Wohnung genoß, das Bild der schönen Gattin seines Freundes tiefer in sein Herz hatte dringen lassen, als daß er hoffen durfte, es je wieder ohne den lebenzerstörendsten Schmerz daraus entfernen zu können, so wuchs seine innere Abneigung gegen Hasid stets größer. Liebe und Haß gaben ihm endlich in den Tagen des Taumels, die er nun unausgesetzt durchlebte, einen teuflischen Plan ein, der ihn zugleich an Hasids Glück rächen, und dessen Gattin in seinen Besitz bringen sollte.

Der Tag war bestimmt, finstre Geister umlagerten Saphirion, und nur wenige Stunden blieb noch die Ausführung verschoben. Da trat tiefbewegt Hasid zu Saphirion und sagte: Freund! ich muß in den dringendsten Geschäften eine weite Reise zur See unternehmen. Der Allmächtige weiß, wie lange ich ausbleibe, ob die Besiegung drohender Gefahren nicht selbst mir mein Leben kosten wird. Frau und Kinder muß ich daheim lassen. Sie bedürfen eines Schutzes, eines Rathers, eines Trösters. Ich überlasse sie dir, du sollst, du wirst ihnen dies alles seyn. Lebe wohl, mein Dank, wenn ich wiederkehre, sey der Wohlthat gleich.

Saphirion konnte nicht antworten. Dies Vertrauen des Mannes, dem er eben seine Frei-

Alle auſer Fr. v. B. Kellner! Kellner! Kellner!

Kelln. Das iſt ja, um gleich auf der Stelle den Geiſt aufzugeben!

Bett. Da ſeht ihr's! er wird gleich umfallen! Fort! fort! (Sie ſtürzen alle in gröſter Haſt durch die Mittelthür.)

Fr. v. B. (welche während dieſer Scene ganz ruhig bleibt, ſieht ihnen lächelnd nach und ſagt:) Der Verſuch mißglückte! Es wird ja doch wohl noch ein anderes Mittel geben, ihn zu heilen. (Geht langſam nach.)

(Ende des zweiten Aktes.)

Dritter Akt.

In drei Theile getheiltes Theater. In der Mitte ein größerer Salon, deſſen Hintergrund auf einen Garten geht. Links ſeitwärts ein Cabinet mit einer Thür aufs Theater und einem Fenſter im Hintergrunde. Rechts ein gleiches. Hinten rechts eine Thür. — Vier Wochen nach dem zweiten Akte. —

Erſter Auftritt.

Baron von Werdenhain (von hinten vor kommend). Frau von Bitterklee (von rechts her, zwei kleine Hefte in der Hand haltend).

Fr. v. B. (mit Bleiſtift corrigirend) Ja, dieſe kleinen Correcturen werden nicht übel ſeyn.

Baron. Ah, meine ſchöne Couſine! ich ſuchte Sie. Aber ich komme vielleicht ungelegen? — Sie arbeiten?

Fr. v. B. Ich corrigire blos.

Baron. Sieht doch das wie Schauſpielrollen aus.

Fr. v. B. Wer weiß! — Heut zu Tage miſchen ſich die Frauen in Alles, und machen ihre Sachen auch gar nicht übel.

Baron. (etwas neckend) Blos nicht übel? Ei, bewundernswerth! Was ſie in dem Leben thun, thun

ſie auch in unſerer Literatur. Wenn Anmuth, Friſche, Zartgefühl darin obwalten, wem verdanken wir es anders als ihnen?

Fr. v. B. (noch corrigirend) Nöthigen Falls können ſie auch kräftig ſeyn.

Baron. Oh! Sie ſind zu allem fähig.

Fr. v. B. Spaßen Sie nicht!

Baron. Gott ſoll mich bewahren!

Fr. v. B. (ſcherzend) Revolutionen gäb' es nun ſchon gar nicht mehr, meine Herren, wenn die Frauen ſich mit der Politik beſchäftigten.

Baron. (ſich komiſch verbeugend) Rechnen Sie auf mein Fürwort, gnädige Frau, bei der nächſten Miniſterwahl.

Fr. v. B. Ei, über Ihre Späßchen vergeſſe ich ganz meine Rollen.

Baron. Ach' apropos der Rolle ... wiſſen Sie auch, daß die meinige ganz verwünſcht ſchwer und angreifend iſt? Seit einer Woche, wo wir nun hier auf Ihrem Landgute inſtallirt ſind, predige ich tagtäglich meinem Neffen von ſeiner ſtrafbaren Neigung vor — umſonſt! er will nichts davon hören, und um ihn daran zu hindern, daß er Sie nicht einmal allein ſpricht, bin ich genöthigt, ſtets mich bei ihm oder bei Ihnen zu befinden. — Mit Ihnen, ei, das iſt die ſchöne Seite meiner Rolle; aber mit ihm, das iſt verwünſcht beſchwerlich. Denn ſobald ich ihn nur auf einen Augenblick verlaſſe, ſo kann ich auch überzeugt ſeyn, daß er ſchon hinter Ihnen her iſt. (Paul geht im

Hintergrunde vorüber, wendet ſich um und entflieht.) Nun, da ſehen Sie! wenn ich nicht da geweſen wäre, wär' gleich das Unglück hereingebrochen!

Fr. v. B. O! dieſesmal hatte er ſehr Unrecht; er hätte in des Himmels Namen darauf warten können.

Baron. Warten? — auf was denn?

Fr. v. B. Auf die Stunde, wo ich ihm ein Rendezvous gegeben habe.

Baron. Ein Rendezvous?

Fr. v. B. Es war das einzige Mittel, die Sache endlich zum Schluß zu bringen. — Die Hinderniſſe, die wir ihm entgegenſtellen, ich, durch Zurückhaltung und Vermeiden, Sie, durch ſtetes Dazwiſchentreten, alles das reizt ſeine Leidenſchaft nur noch viel mehr, und kann doch am Ende zu nichts führen, als zu einem gewaltſamen Ausbruche derſelben. Dieſe Hinderniſſe müſſen künftig von ihm ſelbſt, von ſeinem Gewiſſen, ſeiner Vernunft ausgehen. Nur alsdann können wir ſeiner ſicher ſeyn. Um deswillen habe ich ihm denn das tête à tête verſprochen, um das er mich verſtohlen gebeten hat, während wir vorhin Thee zuſammen tranken.

Baron. Ich war dabei, und habe doch nichts bemerkt!

Fr. v. B. (lächelnd) Weil die Frauen nur das ſehen laſſen, was ſie abſichtlich zeigen wollen.

Baron. Ei, ei! — Aber fürchten Sie denn nicht, daß bei dieſem tête à tête ...

Fr. v. B. Ich will ihn damit dahin bringen, daß er eingeſtehen ſoll, er handle unrecht daran, mich zu lieben.

Baron. Sie zu lieben, das will ich nicht behaupten; aber es Ihnen zu ſagen, das laſſe ich mir gefallen.

Fr. v. B. Ich bin auch blos deshalb böſe auf ihn, weil er mir es ſagt! ... Was das betrifft, daß er mich liebt ... je nun, der Menſch iſt nicht Herr ſeiner Empfindungen, aber ſtets ſeiner Handlungen, und ſein Benehmen iſt ſehr tadelnswerth.

Baron. Alſo ...

Fr. v. B. Für heute gebe ich Ihnen daher Urlaub. Sie ſind frei, und können mit meinem lieben Manne angeln gehen.

Baron. Angeln? — von dem Zeitvertreibe habe ich nie einen Begriff gehabt.

Fr. v. B. Es iſt mir auch ſo gegangen, und es ſchien mir ſogar ein recht grauſames Vergnügen zu ſeyn; wie es aber mein Mann treibt, wird es für die Fiſche mehr zur Wohlthat, denn er fängt nie einen, ſondern füttert ſie blos mit ſeinen Regenwürmern.

Baron. (lachend) Der gute Bitterkies! Er iſt ſeit einer Woche gewaltig verdrüßlich.

Fr. v. B. Gerade ſeitdem Sie hier ſind.

Baron. Eh!

Fr. v. B. Sie müſſen aber deshalb nicht böſe auf ihn ſeyn; es iſt nicht ſein Fehler, ſondern der meinige.

Baron. Der Ihre?

Fr. v. B. Ich will ihn von der übeln Gewohnheit heilen, die Leute zu ſich her zu nöthigen; will ihn dahin bringen, daß er Sie alle fortſchickt.

Baron. Wie?

Fr. v. B. Seit Sie im Hauſe ſind, nehme ich ihm ſeine Bedienten weg, ich ſtelle ſie Ihnen zu Befehl, ich verſchicke ſie nach Wien mit ganz unnöthigen Aufträgen, ich vernachläſſige ſelbſt ihn, bekümmere mich nicht mehr um ihn, thue als ob ich ganz von meinen Gäſten in Beſchlag genommen würde. Was wetten Sie, ſobald er gewahr wird, daß Sie die Aufmerkſamkeit an ſich ziehen, die er für ſich verlangt, wird er Sie auf's Höflichſte erſuchen . . .

Baron. Er iſt's; ich höre ihn. Er zankt!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Bitterklee (aus der zweiten Thür rechts).

Bitt. Es iſt aber doch unbegreiflich, mein Schatz, daß ich nie mehr finde, was ich brauche! Ich muß rufen, klingeln, ſchreien . . .

Bar. Das macht Dir Bewegung.

Bitt. Ah, Du haſt gut ſpaßen! . . . ich wollte nur, Du wärſt an meiner Stelle. Iſt's doch, als ob ſeit einer Woche irgend ein böſer Genius alle die nothwendigſten Dinge verſchoben und verſetzt hätte! Es exiſtirt gar keine Ordnung, gar keine Regel, gar keine

Symmetrie mehr! Den einen Pantoffel finde ich, wie ſich's gehört, an meinem Bette, den andern aber muß ich erſt im Bücherſchranke ſuchen. Das ſtört mich, das bringt mich aus meiner Ruhe, das macht mir den Kopf ſchwer! ... Da ſuche ich nun ſchon gewiß fünf Minuten lang meine Angel; eine Angel, wie es gar keine mehr giebt! — Kann ich ſie finden? Nein!

Fr. v. B. Ich weiß, wo ſie iſt.

Bitt. Nun, ſo ſag's geſchwind!

Fr. v. B. Im Treibhauſe. Herr von Fallern hatte ſie geſtern zerbrochen, und man man hat die Stücke dort hingeworfen.

Bitt. Die jungen Leute wiſſen doch auch mit gar nichts umzugehen! ... Nun, nun, das iſt Gottlob nur ein kleines Unglück. Und meine Büchſe, ein herrlicher Kugelreuter, wo ſteckt die?

Fr. v. B. Ich habe ſie Herrn von Roſen auf die ganze Zeit geborgt, während er uns das Vergnügen macht, hier bei uns zu ſeyn.

Bitt. Alſo er iſt's, der alle Morgen die Sperlinge unter meinen Fenſtern todt ſchießt. Ei, der Herr von Roſen verläßt ſeine Frau ſehr früh am Tage! — Nun, das iſt Gottlob auch noch ein kleines Unglück! (zum Baron) Ich habe noch zwei ganz leidliche Angeln, ſage mir, willſt Du mit mir angeln gehen?

Bar. Recht gern.

Bitt. Es iſt ein Vergnügen, das ich ſehr liebe — ſo ein Vorbild des Krieges.

Fr. v. B. (lächelnd) Sprich lieber, des Wegelagerns.

Baron. Adieu, ſchöne Couſine, auf Wiederſehen!

Bitt. Wie wär's, wenn wir die Kaleſche nähmen?

Fr. v. B. Er will ſich's mit der Kriegführung ſein bequem machen.

Baron. Wir haben ja nur zwei Schritte bis zum Fluſſe.

Bitt. Ja, aber ich bin müde; ich habe ſo viel in meiner Stube herumlaufen müſſen.

Fr. v. B. (lächelnd). Und Ihre Stube iſt ſo gewaltig groß!

Bitt. Nun, komm nur, komm, Baron! Wir gehen durch's Gärtchen; da iſt's noch näher. (Er geht mit dem Baron durch die zweite Thür links.)

Dritter Auftritt.

Frau von Roſen. Frau von Bittterklee.

Fr. v. R. (links aus dem Hintergrunde) Sagen Sie mir nur, liebe Freundin, ob Sie denn meinen Mann gar nicht geſehen haben?

Fr. v. B. Nein!

Fr. v. R. Ich habe ihn ſchon überall aufgeſucht, aber es iſt unmöglich, ſeiner habhaft zu werden. Er hält gar nicht mehr bei mir aus. Geſtern iſt er nach Wien gefahren, ohne mir auch nur ein Wörtchen zu ſagen, und ich habe den ganzen Tag über in dieſem Cabinet dort (zeigt auf links vorn), das an meine Stube ſtößt, in Thränen geſchwommen.

Fr. v. B. Ich habe es Ihnen aber ſchon hundertmal geſagt: Sie plagen ihn gar zu ſehr mit den Freuden der Häuslichkeit.

Fr. v. R. Ich bin die unglücklichſte Frau auf der Welt! Jeden Tag giebt er mir neue Urſache zur Eiferſucht!

Fr. v. B. Weil Sie überall Urſache dazu zu finden glauben.

Fr. v. R. Ich ſtehe eine Qual aus, eine Qual! — Aber ich ſage es Ihnen im Vertrauen, weil doch Frauen unter einander ſich nicht zu geniren brauchen — er mag ſich in Acht nehmen! ... Wenn mir ein junger Herr den Hof macht, mir Schmeicheleien ſagt, bin ich manchmal ſo wüthend, daß ich mir ordentlich Mühe gebe, mich in ihn zu verlieben! Aber ich kann's nicht dahin bringen! kann's nicht!

Fr. v. B. (für ſich) Und die jüngern Hetären noch viel weniger. (laut) Das iſt noch ein Glück! Suchen Sie ja ſo etwas nicht auf! Es giebt ſo viele Frauen, die ſich Mühe geben, Jemand nicht zu lieben, und es doch nicht vermögen.

Fr. v. R. Begreifen Sie aber, warum er mir ſo ſtets aus dem Wege zu gehen ſucht?

Fr. v. B. Weil Ihre Eiferſuchtsſcenen ihm Angſt vor einem tête à tête mit Ihnen machen.

Fr. v. R. Machte ich die ihm aber nicht, brächte ich ihn nicht ein wenig unter's Schreckensſyſtem, ſo würde er ja noch viel leichtſinniger ſeyn!

Fr. v. B. Sie haben Unrecht. Sie reizen ihn, Sie verfolgen ihn, Sie betäuben ihn! Je nun ja, man kann eifersüchtig seyn; dafür kann man nun einmal nichts; aber man muß es sich nicht merken lassen, muß immerfort so thun, als ob man das größte Vertrauen, die festeste Zuversicht habe; das ist weit besser.

Fr. v. R. Ich, Vertrauen zu ihm! Nun, das würde er schön mißbrauchen, der abscheuliche Mensch!

Fr. v. B. Sie irren sich. Ein Mann, der es bemerkt, wie seine Frau ihm immer nachschleicht, flieht am Ende vor ihr; ein Mann, bei dem sich seine Frau stellt, als vermeide sie ihn, sucht sie auf. Sie sind selbst eine Frau, und wissen das alles nicht?

Fr. v. R. Und Sie glauben wirklich? — Nun denn, so will ich ihm nicht mehr nachgehen.

Fr. v. B. Sie werden gewiß dabei besser fahren.

Fr. v. R. Ja, ich sehe wohl, daß, wenn ich ihn aufsuche, er mich vermeidet; aber ich fürchte nur, daß, wenn ich selbst ihn fliehe, er vollends gar davonläuft!

Fr. v. B. Nun, so befolgen Sie die rechte Mittelstraße. Suchen Sie ihn weder auf, noch fliehen Sie ihn, aber erwarten Sie ihn.

Fr. v. R. Gut, ich will ihn erwarten; — aber geschwind muß er kommen, sonst! ... (Sie geht in's Cabinet links und aus diesem durch die Hinterthür ab. Frau von Bitterklee verschließt die Cabinetthür, dann geht sie in den Hintergrund und giebt ein Zeichen rechts.)

heit, ja sein höchstes Gut, Gattin und Kinder, zu entweihen gedachte, durchzuckte ihn wie ein Blitz, zerknirschend, aber wohlthätig, denn vor diesem reinen Willen, vor dem Anblick dieses edeln Menschen schmolzen die Schlacken der Sünde, die in Saphirions Brust aus den Gluthen böser Leidenschaften hervorgegangen waren. Den Blick bald zur Erde senkend, schuldbewußt, bald ihn wieder aufhebend in das Angesicht des Trefflichen, um sich zu stärken in den kräftigen, biedern Zügen, die ihn daraus ansprachen, drückte er Hafid fast krampfhaft die Hand, und dieser wendete sich, um von den Seinen den schmerzlichen Abschied zu nehmen.

Tiefe Beschämung und innige Erhebung wechselten in Saphirions Gemüth. Er gewann es über sich, ihren Wirkungen in der Stille sich hinzugeben, und für heute den lärmenden Kreis seiner Genossen zu fliehen. Und durch den Streit in seinem Innern ward ein heiliger Friede gewonnen, der Versucher trat zurück und der Engel des Lichts schwang seine Palme. Denn als am andern Morgen Hafids Gattin ihn zu sich einladen ließ, da trat er vor sie mit gereinigtem Willen, und fand sie zwar noch schöner als zuvor, aber diese Schönheit wirkte nicht auf ihn wie der blendende Glanz der Sonne, wenn sie ein Ungewitter her-

Vierter Auftritt.

Frau von Bitterklee. Herr von Roſen. Conſtanze.

Fr. v. B. Kommen Sie, kommen Sie! ich bin allein.

H. v. R. (eintretend und auf die Seite zeigend, wo ſeine Frau abging) Ich war den Feind dort gewahr geworden! — Nun, haben Sie die Correcturen angebracht?

Fr. v. B. Ja, aber ſie ſind ſehr unbedeutend. Wenn Sie Ihre Rollen zehn Minuten lang durchleſen, ſo können Sie ſie eben ſo gut wieder, als Sie ſie geſtern Abends konnten. (Giebt die beiden Rollen an Conſtanzen und Herrn von Roſen.)

Conſt. (gleichgültig) Gut.

Fr. v. B. Uebrigens ſtets dieſelbe Verſchwiegenheit, daſſelbe Geheimniß! Es iſt eine Ueberraſchung, die ich meinem lieben Manne zu ſeinem Namenstage künftige Woche zugedacht habe. Wir werden unſere Bühne mit dieſem kleinen Stücke eröffnen. So was man eine Comédie à tiroir nennt.

H. v. R. Ah ſo! Hat denn aber das Stück nur Eine Scene?

Fr. v. B. O bewahre! Aber ich erwarte noch einige Freunde aus Wien, welche die übrigen Rollen ſpielen ſollen.

H. v. R. Aha!

Fr. v. B. Sprechen Sie ja mit Niemand davon,

wer es auch ſey. Laſſen Sie die Rollen nicht in Ihren Händen erblicken. — Jetzt iſt's halb 12 Uhr. Um 12 Uhr wollen wir da, wo wir's verabredeten, Probe halten.

Conſt. Nun denn, ſo gehen Sie und ſtudiren Sie, Herr von Roſen, und um Mittag ...

H. v. R. (geht und ſpricht für ſich, wie Jemand, der lernt. Als er in den Hintergrund kommt, ſagt er:) Meine Frau iſt rechts hin gegangen, ich will mich nach links wenden. (Er geht rechts ab.)

Conſt. Ich ſchickte Herrn von Roſen fort, um mit Ihnen allein zu ſprechen.

Fr. v. B. Sie haben Kummer!

Conſt. Ich bin ungemein verſtimmt! — Paul iſt von einer Gleichgültigkeit ...

Fr. v. B. Weil Sie mit ihm ſchmollen, meine theure Freundin; weil Sie, ſtatt daß Sie ſich ihm gegenüber etwas eiferſüchtig, etwas unruhig wegen ſeiner Vernachläſſigung zeigen ſollten, ſelbſt die größte Gleichgültigkeit affectiren. Das iſt nicht wohlgethan.

Conſt. (herabwürdigend) Wenn er nicht mit mir ſpricht, ſo ſpreche ich auch nicht mit ihm; wenn er mir nicht den Vorſchlag macht, ein Vergnügen mit ihm gemeinſchaftlich zu genießen, ſo nehme ich mich wohl in Acht, ihn darum zu bitten.

Fr. v. B. Und thun vollkommen Unrecht daran, meine Freundin! Das iſt durchaus nicht das Mittel, ihn wieder zu Ihnen zurückzuführen. Manchmal legt es ein Mann, um ſich von unſerer Liebe zu überzeu-

gen, abſichtlich darauf an, einige Beſorgniß in unſerm Herzen zu erwecken. Glauben Sie denn, daß es dann ſehr ſchmeichelhaft für ihn ſeyn würde, wenn er da nur Gleichgültigkeit fände, wo er Unruhe erregt zu haben hoffte? Das beleidigt ihn, bringt ihn auf; denn ein Ehemann iſt eine Art von König, von Selbſtherrſcher, und einen ſolchen zu beleidigen, iſt gar gefährlich.

Conſt. Ich bin zu ſtolz, um ihm entgegen zu gehen.

Fr. v. B. Glauben Sie mir, Conſtanze, dieſer Kunſtgriff ...

Conſt. Aber wenn er Jemand anders liebt?

Fr. v. B. So iſt es der einzige Weg, ihn wieder zu Ihnen zurückzuführen, daß Sie ihm durch Ihre Liebenswürdigkeit, durch Ihr Zuvorkommen, ja ſelbſt durch einige zärtliche Vorwürfe, Reue über ſein Benehmen einflößen. — Sehen Sie: Frau von Rosen iſt zu eiferſüchtig, zu wild; Sie aber, Conſtanze, Sie ſind zu ruhig, zu herabwürdigend.

Conſt. (ſehr bewegt) Ach! und ich bin doch nicht minder unglücklich als dieſe! Und wenn Sie mir verſprechen, Niemand davon etwas wiederzuſagen, ſo will ich Ihnen im Vertrauen geſtehen, daß ich meinen Mann unausſprechlich liebe, und daß es für mich eine unbeſchreibliche Qual iſt, ihn gleichgültig gegen mich zu ſehen. Wenn er dann aber einmal herzlich gegen mich iſt, ſo fällt mir's auf einmal ein, ich ſey es meiner Würde ſchuldig, mich zu rächen, und da ſpiele ich

die Kalte und Gleichgültige gegen ihn, ach! zu meinem eignen höchſten Widerwillen!

Fr. v. B. Nehmen Sie ſich in Acht, meine Theure! Es iſt zwar allerdings gut, ſein Herz nicht gar zu freigebig zu verſchwenden, ſelbſt nicht an ſeinen Mann, aber ich will Sie mit einem kleinen Frauengeheimniſſe bekannt machen.

Conſt. Und das wäre?

Fr. v. B. Sehen Sie, Liebe, mir kommt die Ehe wie ein Spiel vor, bei dem man das Talent beſitzen muß, den günſtigen Augenblick, wenn er ſich darbietet, raſch zu ergreifen. Wenn alſo Ihr Mann ſich freundlich Ihnen wieder zuneigt, ſo können Sie allerdings anfangs etwas die Beleidigte dabei ſpielen, aber ja nicht allzulange, und, ohne ſich etwas zu vergeben, endlich freundlich nachgeben.

Conſt. Gut, liebe Couſine, das will ich mir merken und Ihrem Rathe folgen. (Sie geht durch den Hintergrund rechts ab, wie Herr von Roſen.)

Fünfter Auftritt.

Frau von Bitterklee (allein).

Der kritiſche Augenblick naht ſich nun! Ich bedarf wahrhaftig meiner ganzen Willensfeſtigkeit, um über meine Aufregung Herr zu werden. Paul wird kommen! Paul, der Mann, den ich geliebt habe — und er darf nicht erfahren, was in meinem Herzen für ihn ſich regt! ... nur mein Verſtand allein muß ſich

ihm zeigen; er muß ſich freiwillig von mir entfernen, muß zu ſeiner Frau zurückkehren, und ich nichts mehr von ſeinem Wiederſehen zu befürchten haben. — Da iſt er! Herrſchaft über mich ſelbſt! Es handelt ſich um ſein Glück, um das meine, um unſere Ehre!

Sechſter Auftritt.

Frau von Bitterklee. Paul.

Paul. (von links hinten vor kommend, ſehr bewegt) Da bin ich, gnädige Frau! und wir ſind allein!

Fr. v. B. Ich habe alle Zeugen entfernt. Wir allein blieben nur noch hier im Schloſſe zurück.

Paul. (innerlich bebend) Allein! O! wiſſen Sie, fühlen Sie, welch ein Wahnſinn des Entzückens in dieſem Worte liegt? Allein! allein bei dem Weſen, das man liebt! allein, nach einem Jahrhunderte voll Zwang und Qual! — Wir ſind allein! — nun denn, ſo kann ich Ihnen ſagen ...

Fr. v. B. (ſchnell) Nichts! nichts! denn ich bin überzeugt von der Aufrichtigkeit ...

Paul. Nein, nein, mehr als das!

Fr. v. B. Nun denn, von der Heftigkeit Ihrer Liebe.

Paul. Ja; ja!

Fr. v. B. Aber wahre Liebe muß auch fähig ſeyn zu jedem Opfer. Ich fodere nicht von Ihnen, ſich zu entfernen ...

Paul. O! das könnte, das könnte ich auch nicht.

Fr. v. B. (lächelnd) Um ſo mehr! ... Aber ich fordere von Ihnen, daß Sie mich anhören, ruhig anhören, ohne mich zu unterbrechen. Iſt dies zu viel von Ihnen verlangt?

Paul. O ſprechen Sie, ſprechen Sie, gnädige Frau! ich höre Ihnen zu; ... wenigſtens werde ich mein Möglichſtes thun ...

Fr. v. B. Setzen wir uns.

Paul. Nein, nein! auf meinen Knieen ...

Fr. v. B. (freundlich lächelnd) Herr von Fallern, die Stellung, die Sie annehmen wollen, iſt für dieſe Gelegenheit nicht paſſend. Ein Mann, der kniet, dankt entweder für, oder bittet um etwas. Ich habe Sie aber erſucht, um nichts zu bitten, und was das Danken betrifft, ſo haben Sie, ſo viel ich weiß, bis jetzt noch keine Gelegenheit, es bei mir anzuwenden.

Paul. Ach leider iſt das nur allzuwahr!

Fr. v. B. Alſo ſetzen wir uns.

Paul. Gut, gut! ich gehorche. (Sie ſetzen ſich.)

Fr. v. B. (für ſich) Großer Gott, wie wollte ich nur beginnen? (laut) Herr von Fallern ...

Paul. (die Hände faltend und ſie durchbohrend anſehend) O, gnädige Frau ...

Fr. v. B. Hören Sie mich, ohne mich anzuſehen.

Paul. Ja, das muß ich thun, um Sie nicht ſtets zu unterbrechen! (Er wendet ſich ab.)

Fr. v. B. (für ſich) Der arme junge Menſch! wie folgſam er iſt! (laut) Herr von Fallern ... (Paul

wendet ſich ſchnell zu ihr, aber auch wieder ab.) Ich habe Ihnen eine Geſchichte zu erzählen.

Paul. Eine Geſchichte?

Fr. v. B. Ja.

Paul. Wie? gnädige Frau! eine Geſchichte um mich von meiner Liebe abzuziehen, um ...

Fr. v. B. Um Sie davon zu heilen.

Paul. (aufſtehend) O! da iſt es ganz unnöthig, daß Sie mir ſie erzählen!

Fr. v. B. (macht eine Bewegung um aufzuſtehen) Wenn das iſt, ſo entferne ich mich.

Paul. (ſich ſchnell wieder ſetzend) Ich ſitze ſchon wieder und höre.

Fr. v. B. Dieſe Geſchichte habe ich nicht geleſen, man hat mir ſie auch nicht erzählt, ſondern ich habe ſie geſehen, ich habe ſogar eine Rolle mit darin geſpielt.

Paul. (ſchnell) In einer Liebesgeſchichte?

Fr. v. B. Ja, mein Herr; aber die Rolle einer Vertrauten.

Paul. (beruhigt) Ich höre ſchon wieder.

Fr. v. B. Vor etwa 10 Jahren hatte ſich eine meiner Freundinnen an einen ſechzigjährigen Mann verheirathet, einen wunderlichen, kricklichen, ſchwerfälligen, übrigens aber braven Mann.

Paul. Und liebte ſie ihren Mann?

Fr. v. B. (für ſich) Es iſt doch ſonderbar, daß man das ſtets fragt! (laut) Sie liebte ihn, nicht aus Leidenſchaft, aber aus Pflichtgefühl, aus Vernunft.

Paul. Aber liebte ſie Jemand anders aus Leidenſchaft?

Fr. v. B. Herr von Fallern, Sie unterbrechen mich, und ſehen mich an! (Paul wendet ſich ab). In ihrem Hauſe fand ein junger Mann Aufnahme und Zutritt.

Paul. Ah!

Fr. v. B. Es war ein Muſter für alle junge Männer ſeines Alters: liebenswürdig, geiſtreich, brav, vollkommen rechtlich ... ein junger Mann, wie ich keinen mehr kenne, der die geſelligen Verhältniſſe faßte, und jede Vorſchrift derſelben zu würdigen wußte.

Paul. (mit Verdruß) Oh! ich weiß nun ſchon, was Sie weiter ſagen wollen; er liebte Ihre Freundin und beſaß doch Seelenſtärke genug, ihr ſeine Liebe zu verbergen, das Band, das ſie an einander feſſelte, zu achten.

Fr. v. B. Er erklärte ihr ſeine Liebe.

Paul. Ha, das freut mich! daran that er recht.

Fr. v. B. Recht? — glauben Sie? Da bin ich nicht Ihrer Meinung. Aber er erklärte ſie ihr erſt nach zwei Jahren voll Schweigens und Qualen.

Paul. Und die junge Frau?

Fr. v. B. Ich war ihre vertrauteſte Freundin; ſie liebte den jungen Mann.

Paul. (entzückt) Da ſehen Sie!

Fr. v. B. Auch Sie werden ſehn, Herr v. Fal-

lern. Sie beſaß Kraft genug, dieſe Liebe zu verheimlichen und ſie tief in ihrem Herzen zu verſchließen. Sie verbot dem jungen Mann mit ihr je von der ſeinen zu ſprechen; ſie entfernte ihn aus ihrer Nähe. Sie ſehen alſo! — Der junge Mann gehorchte.

Paul. Und kam nicht wieder! O! dann war ſeine Liebe nur ein leerer Schein!

Fr. v. B. Er kehrte nach einiger Zeit zurück.

Paul. (entzückt) Nun ſehen Sie wohl!

Fr. v. B. Er hatte furchtbar gelitten. Kummer und Verzweiflung malten ſich in ſeinen Zügen. Er überraſchte die Frau, welche er liebte, als ſie ſich eben allein befand, und ſtand ſo, dem Untergange nahe, vor ihr.

Paul. Und dieſe mitleidloſe Frau ...?

Fr. v. B. Dieſe Frau? — Sie konnte ſo vieler Liebe nicht länger widerſtehn.

Paul. (ſteht entzückt auf) Ah! Sehen Sie! ſehen Sie!

Fr. v. B. (ebenfalls aufſtehend) Wollen Sie wohl zuhören, Herr v. Fallern?

Paul. Aber die Geſchichte iſt ja aus! Sie wurden glücklich; ſie ſind ...

Fr. v. B. Glücklich? Das iſt unmöglich, Herr v. Fallern! Denn alle beide hatten, ohne Veranlaſſung dazu, ohne irgend einen jener Beweggründe, welche auch nur die frivolſten Grundſätze der Welt verſtatten, einen Mann, einen Greis beſchimpft. Einen Greis!

Herr von Fallern. Das ist eine doppelte Schlechtigkeit.

Paul. Beschimpft!

Fr. v. B. Ja, mein Herr! alle Beide hatten ein Verbrechen begangen, das strafbarer ist als Diebstahl und Verleumdung; denn der Diebstahl kann durch Ersatz, Verleumdung durch öffentliche Erklärung wieder gut gemacht werden. Sie hatten eine Beschimpfung sich zu Schulden kommen lassen, bei welcher der so sie beging, vor Reue stirbt, und der den sie betraf, vor Schmerz oder Haß.

Paul. Die Welt hat lächerliche, ungerechte, barbarische Gesetze gegeben; und, wie dem auch sey, die Liebe entschädigt sie für alles?

Fr. v. B. Lassen Sie mich doch erst zu Ende kommen! — Dieser edle junge Mann, der noch jetzt durch seine Talente wie seine Rechtlichkeit sich großer Achtung erfreut, und diese auch vollkommen verdient, dieser junge Mann unterlag auch dem Gesetze aller menschlichen Dinge. Er hörte auf, jene Frau zu lieben; nach dreijährigem Verhältnisse trennten sie sich.

Paul. Wie?

Fr. v. B. Und dies ist das Ende meiner Geschichte, das gar nichts ausgezeichnetes hat, nichts ungewöhnliches, keinen Tropfen vergossenen Blutes, sondern ein ganz gemeines Resultat. Die Welt, welche zuletzt immer alles weiß, hat auch hier alles gewußt. Der Mann hat sich nicht von seiner Frau

anlockt, sondern wie ihr milder Strahl, wenn sie scheidend den Ermatteten zur Kühlung ladet. Er übernahm die Führung von Hafids Geschäften mit gleicher und höherer Treue und Sorgfalt, als die der seinen, und wenn dann an einem schönen Abende Hafids Gattin ihm gerührt dafür dankte, er mit ihr von seinem Freunde sprach, und die Kinder zu seinen Füßen saßen, als sey er der Vater, der nun endlich zurückgekehrt sey, so wurde es ihm so wohl ums Herz, als es ihm nie geworden war im Taumel der Lust, und die Gewalt der Tugend feierte ihren schönsten Sieg.

Aber ein Jahr war auf diese Art vergangen, und Hafid noch nicht heimgekehrt. Anfangs hatte man erfreuliche Kunde von ihm erhalten, späterhin jede Nachricht geschwiegen. Trauer umwölkte die Seinen und seinen Freund. Da brachte plötzlich ein rückkehrender Schiffer die Botschaft, Hafids Schiff sey auf der Heimreise von algierischen Piraten überfallen, genommen und er selbst in die Gefangenschaft fortgeführt worden. Saphirion barg die Trauerpost in ihrer ganzen Schwärze vor Hafids Gattin, nur im allgemeinen sagte er ihr, daß das Geschäft ihres Mannes keinen ganz günstigen Ausgang verspreche, und ihn daher noch für längere Zeit zurückhalte. Er selbst aber entschloß sich, den geliebten Freund aufzusuchen, zu

getrennt, aber er verachtet ſie. Die höhere Geſellſchaft verſtattet noch immer dieſer Frau den Zutritt, aber ſie verachtet ſie, und ihr Geliebter, der ſich ſeitdem ſelbſt verheirathet hat, und ſeine Frau verachten würde, wenn ſie denſelben Fehler beginge, der Geliebte iſt ein zu guter Logiker, um nicht auch ſeine ehemalige Geliebte zu verachten.

Paul. Wie? — der junge Mann iſt ſchändlich genug geweſen ...

Fr. v. B. Was verlangen Sie denn nur mehr? Er hat geglaubt, ſie ewig lieben zu können, und es fand ſich, daß er ſie nicht mehr liebte.

Paul. Aber das Zartgefühl machte es ihm mindeſtens zur Pflicht ...

Fr. v. B. Ha ha! da geben Sie alſo doch ſelbſt zu, daß es noch etwas außer der Leidenſchaft in der Welt giebt; daß wir auch Pflichten darin erfüllen müſſen?

Paul. Das verſteht ſich.

Fr. v. B. Muß ich Ihnen da erſt die eines verheiratheten Mannes ins Gedächtniß zurückrufen?

Paul. Oh, gnädige Frau ...

Fr. v. B. Herr von Fallern, antworten Sie mir! Was würden Sie von Ihrer Frau halten, wenn ſie meiner Freundin gliche?

Paul. Oh, fragen Sie mich nichts! Ich weiß nichts, gar nichts, als nur Eins, und das iſt meine Liebe, meine unbezwingliche Liebe für Sie Ja, ja! ich liebe Sie, liebe Sie trotz alles deſſen,

was Sie mir ſagen können! Ich kann nicht anders. Es iſt nun einmal mein Geſchick!

Fr. v. B. Wie, Herr von Fallern? Wenn alſo Conſtanze einen Geliebten hätte, würden Sie es gleichgiltig mit anſehn? Würden kaltblütig einen Mann zu den Füßen der Frau liegen ſehen, welche Ihnen angehört, und deren Ehre auch die Ihrige iſt? Würden ohne Empörung Worte der Liebe anhören, die ſie mit einander austauſchten? — Wenn dies wäre, Herr von Fallern, ſo wüßte ich, was ich von der Rechtlichkeit Ihres Charakters zu halten hätte.

Paul. Sie wollen mich mit mir ſelbſt in Widerſpruch ſetzen, aber ich habe es Ihnen ſchon geſagt, und wiederhole es Ihnen nochmals, wenn Sie mich von ſich ſtoßen, ſo wird die Verzweiflung . . .

Fr. v. B. (mit einem Blick auf die Pendule) Bald Mittag! (laut) Herr von Fallern! erſparen Sie mir und ſich dieſe Heftigkeit! Es könnte jemand kommen, Sie hören . . .

Paul. Nun denn, ſo erlauben Sie mir . . (Es ſchlägt 12).

Fr. v. B. (leis und geheimnißvoll) Verſprechen Sie mir vorher —

Paul. (eben ſo) Ich verſpreche Ihnen —

Fr. v. B. Sich als ein Mann von Ehre zu betragen.

Paul. Rechnen Sie darauf.

Fr. v. B. Verſchwiegenheit zu beobachten . . .

Paul. Die heiligſte!

Fr. v. B. Ueber die kleinſte Gunſtbezeigung.

Paul, Ewig und treu!

Fr. v. B. (für ſich) Ich denke die Lection ſoll wirken! (laut) So leben Sie denn wohl! (ſie geht in das Cabinet rechts, wirft aber noch einen Blick zurück, welcher Paul einladet, ihr zu folgen).

Paul. (eilt entzückt ihr nach) Endlich! (In derſelben Zeit erſcheint Frau v. Roſen in dem Cabinet links, mit einer Stickerei beſchäftigt. Herr v. Roſen und Conſtanze, ihre Rollen in der Hand, treten durch die Mittelthür ein, und ſehen ſich um, ob ſie jemand bemerkt.)

Siebenter Auftritt.

Frau von Roſen (im Cabinet links). Herr von Roſen und Conſtanze (in der Mitte der Scene). Paul und Frau von Bitterklee (im Cabinet rechts).

Fr. v. R. Ich will ihn hier erwarten. (Setzt ſich.)

H. v. R. (zu Conſtanze) Es iſt niemand hier. Wir ſind allein.

Conſt. Vorſicht!

Fr. v. R. (welche es gehört hat) Mein Gott! (hält ſich einen Flacon unter die Naſe).

Paul. (leis) Ich höre die Stimme meiner Frau hier daneben. Gehen wir in jenes Zimmer (auf die Thüre im Hintergrunde des Cabinets zeigend).

Fr. v. B. (welche heimlich den Schlüssel davon abgezogen hat) Die Thür ist von innen verschlossen.

Paul. (unmuthig) Welch unangenehmer Zufall!

H. v. R. (bei Seite) Ich kann mich niemals auf den Anfang besinnen! (er liest seine Rolle und sucht dabei sie auswendig zu lernen) „Endlich sind wir allein! Dieses beglückende tête à tête, um das ich so inständig flehte, das ich so sehnsuchtsvoll erwartete ..."

Fr. v. R. (zuhörend) Ach!

Paul. (ebenso) Was?!

Fr. v. B. (für sich) Vortrefflich!

Const. (ihre Rolle lesend) „Ja, ich bin so schwach gewesen, es Ihnen zu bewilligen, um Ihnen zu sagen ..." (Herr von Rosen macht Constanzen ein Zeichen, zu schweigen, und geht in den Hintergrund)

Fr. v. R. (für sich) Es ist Constanze!

Paul. (ebenso) Rosen ist's!

Fr. v. B. (leise zu Paul) Ein Verliebter, wie Sie!

H. v. R. (kommt zurück und liest) „Und was könnten Sie mir sagen, um Ihre Gleichgiltigkeit gegen die heißeste, die innigste Liebe zu rechtfertigen, von der je das Herz eines Mannes durchdrungen war?"

Fr. v. R. (für sich) Der Bösewicht! (Hält den Flacon sich vor.)

Const. (lesend) „Ich könnte Ihnen sagen, daß unauflösliche Bande Sie an eine andere fesseln."

Paul. (unwillkürlich) Gut gesprochen!

Fr. v. B. (leiſe zu ihm) Sie billigen es alſo? Aber ſagte ich vorhin nicht daſſelbe?

Paul. (für ſich) Welche peinliche Lage!

H. v. B. (ohne zu leſen und auswendig herzuſagen verſuchend) Ach! es iſt nur zu wahr! Ich bin an eine andere gefeſſelt! Ich ſchleppe dieſe Kugel hinter mir her!

Fr. v. B. (für ſich) Kugel! Er vergleicht mich mit einer Kugel!

H. v. R. (leſend) „Wenn meine Frau ſanft wäre und gut“ ... (herzuſagen verſuchend) ſanft und gut! — (für ſich) Ich kann mir nie dieſe beiden Worte merken! ... (lieſt) „und wenn von der andern Seite Ihr Gemahl Sie nicht durch ſtrafbare Nichtachtung ſo tief gekränkt hätte, ſo würde ich vielleicht nicht auf den Gedanken gekommen ſeyn, Sie zu lieben.“

Fr. v. B. (für ſich) Sie wiſſen immer Gründe zu finden, die Männer!

Conſt. „Ja, es iſt leider nur zu wahr! Er vernachläſſigt, er verläßt mich.“

H. v. R. „Er verachtet Sie ſogar.“ (er wendet das Blatt um).

Paul. (ſehr bewegt, für ſich) Oh! das iſt abſcheulich!

Fr. v. B. (leiſe zu Paul) Sie ſagen mir ja kein Wort mehr von Ihrer Liebe?

Paul. (leis) Oh! ſie vermehrt ſich nur noch durch den Unwillen, den ich fühle.

Conſt. (leſend) „Sie haben Recht; es geht bis zur Verachtung, bis zur Abneigung! Und was that ich ihm? O mein Gott! was verbrach ich, um dieſes grauſame Benehmen zu verdienen.“

H. v. R. (leſend) „Nicht mehr als ich that, um die furchbaren Ausfälle meiner Frau zu verdienen.“

Fr. v. R. (für ſich) Warte! jetzt verdienſt Du ſie erſt.

H. v. Rr (leſend) „Und ſo giebt es denn, angebetetes Weib, nichts Strafbares in unſrer gegenſeitigen Liebe! Alles rechtfertigt ſie, alles macht ſie erlaubt. Man hat uns ja dazu gezwungen?“

Conſt. (leſend) „Das wohl, aber ich fürchte...“

H. v. R. (eben ſo) „Was fürchteſt Du? Meine Unbeſtändigkeit? Oh! ich werde Dich lieben, lieben bis zum letzten Hauche meines Lebens!“

Conſt. (leſend) „Aber mein Mann?“

H. v. R. (recitirend) Dein Mann? Was kümmern wir uns um einen Mann? Hindert mich etwa meine Frau Dich zu lieben? Was gehen uns die Vorurtheile der Welt an? (er wendet ſich ab und betrachtet ein Gemälde, um ſich beſſer zu beſinnen) Komm! o komm! Die Zeit flieht, das Leben enteilt, und ſpäter iſt das Glück nicht mehr zu erringen. Dann bleibt uns die Reue, ungerechten und barbariſchen Geſetzen es geopfert zu haben.

Paul. (für ſich) Der Schändliche!

Fr. v. B. (für ſich) Er denkt nicht mehr daran, daß ich bei ihm bin!

H. v. R. (recitirend) Du antwortest nicht? Du läſſest mich allein dieſe Liebe empfinden? Du willſt, daß ich ſterbe? Nun wohlan! Du ſollſt befriedigt werden, und ich eile ... (Er ſetzt ſich.)

Conſt. (leſend auf der entgegengeſetzten Seite) „Halt ein! halt ein! ... Komm, o komm! Meine Liebe iſt ſtärker als meine Vernunft! — Komm an mein Herz!"

H. v. R. (immer in weiter Entfernung von ihr recitirend) Ja an Dein Herz! Ewig, ewig! — O! laß uns ſo die Welt vergeſſen. Deine Welt bin ich, die meinige biſt Du! ... Nichts mehr iſt vorhanden außer uns! — O, wie ich Dich liebe! — O bleibe ſo in meinen Armen! (Er umarmt eine Stuhllehne.)

Fr. v. R. (ausbrechend) Nein! Das geht zu weit!

Paul. (eben ſo) Fluch und Rache.

H. v. R. Was höre ich? — wir werden überraſcht!

(Herr von Roſen und Conſtanze enteilen ſchnell durch die Mittelthür. Frau von Roſen ſchüttelt an der Cabinetsthür. Als ſie ſie verſchloſſen findet, verſchwindet ſie durch die daranſtoßende Stube. Paul ſtößt Frau von Bitterklee hinweg, die ſich ſtellt, als wollte ſie ihn zurückhalten. Er öffnet heftig die Kabinetsthür rechts, ſtürzt auf die mittle Scene ſieht ſich um und ſucht die Sprechenden. Augenblicks darauf eilt er in den Hintergrund, wohin Frau von Bitterklee ſchon vorher gegangen war und ihn nun aufhält.)

Achter Auftritt.

Paul. Frau von Bitterklee.

Paul. Wo iſt der Elende? Wo iſt ſie, die Schändliche!

Fr. v. B. (umfallend und ihn zurückhaltend) Vortrefflich! Vollkommen recht, Herr von Fallern! Vergeſſen Sie es nicht! Was Sie eben ſagten, waren Worte, die aus Ihrer tiefſten Seele kamen, die Ihr Gewiſſen Ihnen eingab! Der Verführer iſt ein Elender, das Weib, das ſeine Pflichten verletzt, eine Schändliche. Sie haben es ſelbſt ausgeſprochen! (lachend) Glücklicherweiſe war das alles hier — nur eine Comödie.

Paul. Eine Comödie!

Fr. v. B. Ja, nichts weiter. Herr von Roſen und Conſtanze repetirten ihre Rollen. — Aber jetzt, Herr von Fallern, jetzt fühlen Sie doch wohl auch, daß jedes Wort von Liebe, das noch über Ihre Lippen ginge, eine Beleidigung für Sie wie für mich wäre. Wir können von nun an gegenſeitig nur Handlungen und Worte austauſchen, welche Achtung und zarte Schonung ausdrücken, ja ſelbſt, wenn es Ihnen Freude macht, die reinſte und innigſte Freundſchaft. — Herr von Fallern, unter dieſer Bedingung geſtehe ich Ihnen meine Verzeihung zu.

Paul. (nach großer innerer Anſtrengung) Nun ſo ſey es denn, gnädige Frau! Noch morgen werde

ich unter einem Vorwande Ihr Haus verlaſſen. Aber zuvor ſagen Sie mir noch, daß Sie glücklich ſind, und ich verlaſſe es dann, ſelbſt beglückt wenn Sie es ſind.

Fr. v. B. Glücklich? — Das Glück liegt allein im Bewußtſeyn erfüllter Pflicht! — Ja, Herr von Fallern, ich bin glücklich, bin es beſonders dadurch, daß ich Ihnen nun vorwurfsfrei die Hand hinſtrecken, und Ihnen ſagen kann: Paul, ich ſchätze Sie!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Herr und Frau von Roſen. Conſtanze.

(Frau von Roſen zieht ihren Mann beim Kragen herein, Conſtanze ſucht ſie zu beruhigen.)

Fr. v. R. Nein! Du ſollſt mir nicht entwiſchen! Herr von Fallern, ich zeige Ihnen dieſen Mann als einen abſcheulichen Verführer an. Er macht Ihrer Frau die Cour!

Conſt. Das iſt Verleumdung!

Fr. v. R. Herr von Fallern, bringen Sie mir ihn um; erſchießen, durchbohren Sie ihn! Ich will! — Ich will ihn lieber todt ſehen als untreu.

Fr. v. B. Sachte! ſachte! Ein Luſtſpiel ſoll nicht wie ein Trauerſpiel enden! — Geben Sie mir Ihre

Rollen zurück. (Sie nimmt Conſtanzens Rolle und giebt ſie Paul, eben ſo die von Roſen an deſſen Frau.)

Fr. v. R. Rollen zu einer Comödie!

Fr. v. B. Die wir für den Namenstag meines lieben Mannes probirten.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Baron. Herr v. Bitterklee.

Baron. (zu Bitterklee lachend) Nun komm nur, komm und beruhige Dich.

H. v. B. (kommt aus der Seitenthür rechts) Es iſt aber doch auch gar zu ſchrecklich, mein Schatz! Da komme ich vom Angeln zurück, und bin durch und durch müde und matt, denn das greift an; ich trete dort hinein und finde weder mein gewöhnliches Glas Zuckerwaſſer, noch meinen Schlafrock, noch einen Bedienten!

Fr. v. B. (auf die andern zeigend) Wenn man ſo liebe Gäſte hat, muß man ſich nur ihnen widmen. Ich kann Dir alſo nur ein Sechstheil meiner Fürſorge zuwenden.

H. v. B. Ein Sechstheil! — Ach, das iſt nicht genug, um zu leben, um glücklich zu leben!

Fr. v. B. (zu dem Baron) Es geht alles vortrefflich! Paul iſt geheilt.

Baron. Der arme Bitterklee hat Recht. Seit einer Woche ſchon fallen wir ihm hier zur Laſt. Laßt

retten, und ihn wieder einzuführen zu der Gattin, den Kindern und in das Gewerb, das unterdeß unter Saphirions Aufsicht hundertfältige Frucht getragen hatte. Einem alten Vertrauten übergab er die Sorge der Handlung, schützte bei Hafids Gattin eine nöthige Geschäftsreise vor, und achtete nicht Mühe, noch Gefahr, den Freund zu finden und zu befreien.

Und günstige Winde führten ihn bald nach Algier. Er erforschte den Aufenthalt Hafids, den ein Bassa mit fortgeschleppt hatte, tiefer ins Land, in schmählicher Knechtschaft. Beladen mit Schätzen eilte er zu dem Bassa, erkaufte Hafids Freiheit, und als er eintrat in das feuchte Gemach, wo Hafid schmachtete, ihm die Fesseln lösete, ihm verkündete, daß Gattin und Kinder lebten, und nur Freude und Glück seiner daheim warte, Hafid aber im Uebermaß des Entzückens vor ihm niedersank, keine Worte hatte, sondern nur Freudenthränen, mit welchen er Saphirions Knie an seine von Entzücken beklemmte Brust preßte, da rief Saphirion in hoher Ueberzeugung ihm zu: mir keinen Dank, Hafid! Eben so rettetest du mich einst aus den Fesseln des Lasters, und durch dich lernte ich erkennen, daß nur andrer Glück unser eignes ist. Und mit diesen Worten entfloh Saphirions Seele dem Körper, den sie in dieser Prüfungs-

uns alſo morgen wieder abreiſen. Es iſt auch in der That Zeit, daß wir uns nun nach Wien begeben, wenn wir dort noch, wie unſer Vorſatz war, es uns einige Wochen gefallen laſſen wollen.

H. v. B. O! Wien iſt gerade eben jetzt in ſeinem ſchönſten Glanze.

Fr. v. R. (welche die Rolle durchgeleſen hat, ſagt zu ihrem Manne) Wie? ſo war das blos geſpielt!

H. v. R. Verſteht ſich.

Fr. v. R. (ſtürzt ihm an den Hals) O! ſo umarme mich!

H. v. R. (ſie komiſch zurückweiſend) Nein, Madam! Sie verdienen es nicht! — Später wollen wir ſehn! (für ſich) So ſpät als möglich.

Fr. v. R. (leiſe zu Fr. v. Bitt.) Ich habe verſtanden, was Sie mit dieſer Scene ſagen wollen. — Ich werde mir meine Eiferſucht nie wieder merken laſſen.

Fr. v. B. (leis) Da werden Sie ſehr wohl daran thun. (Frau von Roſen ſtürzt wieder auf ihren erſchrocknen Mann zu.)

Conſt. (leiſe zu Fr. v. B.) Von nun an will ich nie wieder meinem Schmollen mich überlaſſen.

Fr. v. B. (drängt ſie zu ihrem Manne) Lieben Sie ihn; er verdient es.

Baron. (zu Bitterkice) Was für ein herrliches Weib Du haſt! Du ſollteſt ſie auf den Knieen anbeten.

H. v. B. (zu ſeiner Frau gehend) Ich bete ſie lieber in einem weichen Lehnſeſſel an.

Fr. v. B. Alle Welt wäre alſo zufrieden?

Herr und Fr. v. Roſ., Paul und Conſt. Ja! wir ſind's!

Fr. v. B. (freudeſtrahlend und voll Gefühl) Nun denn, mein Freund! ſo gehöre ich nun Dir ganz und allein wieder an! (Sie umarmt ihn.)

(Der Vorhang fällt).

Die Präſidentin.

Luſtſpiel in einem Akte.

Nach dem Franzöſiſchen der Ancelot

von

Th. Hell.

Perſonen.

Der Marquis von Stainville.

Herr von Luſſan.

Der Chevalier Dalby.

Gombaud, Kammerdiener der Präſidentin.

Ein Bedienter.

Die Präſidentin von Lamorinière.

Die Gräfin von Surgis, ihre Nichte.

Margarethe von Luſſan, Schweſter des Herrn v. Luſſan.

Die Handlung geht im Jahre 1743 im Schloſſe der Gräfin Surgis, 6 Meilen von Paris, vor.

Die Bühne ſtellt einen Salon dar. Mittelthür. Seitenthüren. Ein Tiſch mit Schreibgeräth rechts. Ein Lehnſtuhl links.

Erſter Auftritt.

Der Chevalier. Herr von Luſſan.

(Erſterer tritt zur Mittelthür, letzterer zur Seitenthür links ein.)

Chev. Ach, Luſſan! Was iſt das langweilig hier in dieſem Schloſſe! — Ganzer vierundzwanzig Stunden den geſetzten Mann ſpielen! Das iſt nicht auszuhalten! Das kann nicht ſo fortdauern!

Luſſ. (ſehr niedergeſchlagen aufſehend) Ich? — ich langweile mich nicht.

Chev. Ja, Sie ſind unglücklich! Das iſt doch noch eine Beſchäftigung. (Luſſan macht eine verneinende Bewegung) Nun, nun, ſträuben Sie ſich nur nicht! Sie ſind in meine Couſine verliebt und eiferſüchtig auf den Marquis von Stainville.

Luſſ. Nein! nein! ich will nicht mehr daran denken! — Ja, ich läugne es nicht, ich liebte ſie

wahrhaft und mit voller Seele. Auch ſie ſchien von meiner Beſtändigkeit ganz gerührt, und ich hoffte ſchon — denn da ſie Witwe und von Niemand abhängig iſt, ſo hatte nur ihr Herz bei einer neuen Wahl ſich zu entſcheiden — da führt der Böſe den Marquis hierher, alle meine Hoffnungen gehen verloren, und mein Kummer . . .

Chev. Um ſo mehr haben Sie Urſache, ſich zu amüſiren! — Ach! auch ich habe meinen Kummer! Ich liebe Ihre Schweſter, Luſſan, aber wir ſind beide arm. Ich warte allerdings auf eine reiche Erbſchaft, aber ſchon der Gedanke, daß meine Vermählung von einer Beerdigung abhängt, kann mich nicht heiter ſtimmen. — So lange man noch hier im Schloſſe tanzte, Comödie ſpielte, tauſend Tollheiten anfing, ließ ich mir's gefallen, da konnte man allenfalls noch ſeinen Schmerz ertragen; aber jetzt!

Luſſ. Jetzt erwartet die Gräfin Surgis ihre Tante, ihre Großtante, die Präſidentin von Lamorinière, und alle unſere Luſtbarkeiten haben ein Ende.

Chev. Wah! das iſt nur ein Verwand.

Luſſ. Wie?

Chev. Ich wette darauf, daß ſie uns nur die Ankunft dieſer ſogenannten Tante vorgeſpiegelt hat, um ihr Schloß wieder zur Ruhe zu bringen, da der gewaltige Lärmen bisher den bequemen Herrn Marquis nicht wenig zu incommodiren ſchien.

Luſſ. Wie? die Gräfin, die eine ſolche Freundin von Zerſtreuung, Feſten und Geräuſch iſt, ſollte

Herrn von Stainville zu Gefallen auf das alles verzichten? Sie ſollte alſo wirklich in dieſen überreizten Menſchen verliebt ſeyn, dem alles Langeweile macht? in einen Fant, der ſelbſt nichts lieben kann?

Chev. Eben deshalb. Denn wiſſen Sie denn nicht, daß es alle Frauen reizt, eine Schwierigkeit zu überwinden? — Uebrigens ſeine hohe Geburt, ſein großes Vermögen ... O mein armer Freund! es bleibt Ihnen weiter nichts übrig, als ſich zu zerſtreuen, und ich will Ihnen darin nach Kräften beiſtehen. — Hören Sie denn! ich will Ihnen ein Geſtändniß machen.

Luſſ. Das wäre?

Chev. Ich habe mir eine kleine Rache ausgedacht.

Luſſ. Ei!

Chev. Sie drohen uns mit einer imaginairen Tante — ich, ich will ihnen eine wirkliche vorführen.

Luſſ. Eine Tante?

Chev. Lafleur, mein Kammerdiener, iſt ein ſehr geſcheiter Burſche. Wir ſind hier nur ſechs Meilen von Paris entfernt. Heute Nacht iſt er zum zweiten Male dahin gegangen, und Sie ſollen, ehe man eine Hand umdreht, einen alten Rumpelkaſten von Staatswagen mit einem Paar Pferden ankommen ſehen, die leibhaftiges Geſchwiſterkind von denen in der Apokalipſe ſind, und als Zubehör dabei eine vollſtändige Tante. Es ſteht dies alles ſchon im nächſten Dorfe in Bereitſchaft und rüſtet ſich allbereit vor, um noch heute hier einen Triumpheinzug zu halten, zur großen

Freude meiner Wenigkeit und ergötzlichen Myſtification für die andern alle.

Luſſ. Das iſt ja ganz unmöglich!

Chev. Und doch wirklich! — Die Gräfin Surgis hat ihre Tante nie geſehen. Wenn es in der That wahr iſt, daß ſie ſie erwartet, ſo ſoll ſie mit dieſer zum Beſten gehalten werden, und das wird köſtlich ſeyn. Jedenfalls aber wird dieſer unſchuldige Spaß die ſchreckliche Ruhe etwas ſtören, deren wir hier ſeit einigen Tagen das Unglück haben, uns zu erfreuen.

Luſſ. Aber wie haben Sie ſich denn eine Tante verſchaffen können?

Chev. O! ſeyen Sie ganz ruhig! Meine Tante iſt höchſt liebenswürdig, heiter, lebhaft, nur darauf bedacht, ſich ſelbſt ein Späßchen damit zu machen. O! wenn alle Tanten ſo wären, da wäre es gar nicht ſo übel, ein Neffe zu ſeyn, das verſichere ich Ihnen.

Luſſ. Aber ſo ſagen Sie mir doch nur, wer es iſt?

Chev. Nun, nun, werden Sie nur nicht böſe! Es geſchieht ja blos um Ihretwillen. — Ja, ja, Luſſan, Ihretwegen! Sehe ich denn nicht, wie Sie ſeit der Ankunft des Marquis ſich ganz verändert haben, ganz in Verzweiflung gerathen ſind? Nein, nein, der Schmerz könnte Ihnen nachtheilig werden! Sie bedürfen der Zerſtreuung, der Aufheiterung, und ſo will ich denn ein Paar tolle Streiche machen, ſey's auch nur, um Sie zu kuriren. — Das iſt man ſeinen Freunden ſchuldig.

Luſſ. Und meine Schweſter! was wird die dazu ſagen?

Chev. Ihre Schweſter? ... Ei, geſchieht's denn nicht auch um deretwillen zugleich? ... Alle tolle Streiche vor der Heirath, damit ſein nachher keine mehr vorfallen! — Ach, du mein Himmel! ich höre ſie ſprechen! ... Still! ... ich gehe geſchwind, weil man mich ſonſt nicht fortlaſſen würde. Alſo, Luſſan! Verſchwiegenheit! Hand auf den Mund! Nicht geplaudert, ſonſt ...! (Er eilt zur Mittelthür ab.)

Luſſ. (für ſich) Der Tollkopf!

Zweiter Auftritt.

Der Marquis. Die Gräfin. Luſſan. Margarethe von Luſſan.

(Die Neueintretenden zur rechten Seitenthür herein.)

Gräfin. (raſch zu Luſſan) Wie? — Der Chevalier nicht hier?

Marg. (zornig) Aber du mein Himmel!

Marq. (lächelnd) Er wird der Präſidentin entgegen gegangen ſeyn.

Luſſan. Was ſagen Sie?

Marg. Ich wette darauf, daß Du alles weißt, denn Du biſt der Vertraute des saubern Chevalier.

Gräfin. Und ich hoffe, daß Herr von Luſſan ſich zu einer ſolchen Unziemlichkeit nicht wird hergegeben haben.

Luſſan. Eine Unziemlichkeit?

Marg. Stelle Dich nur nicht verwundert, mein werther Herr Bruder! Der tolle Streich des Chevaliers iſt uns wohl bekannt.

Gräfin. Wir kennen alle ſeine Pläne.

Luſſan. (für ſich) Da verlohnte ſich's wohl auch der Mühe, daß er mir ſo ſehr Verſchwiegenheit anempfahl! (laut) Aber wie in aller Welt ...? Wer hat Ihnen denn geſagt ...?

Gräfin. Eine meiner Kammerfrauen hat von dem Kammerdiener des Chevaliers alles haarklein erfahren. Aber wo ſteckt er denn? Und wie fangen wir's nur an, um dieſen tollen Streich zu hintertreiben?

Marg. (für ſich) Ich wage es gar nicht zu ſagen, daß ich ihm eben geſchrieben und ihn gebeten habe, davon abzuſtehen.

Gräfin. Und wen denken Sie, Herr von Luſſan, daß er ſich ausgeſucht hat, um die Rolle meiner Großtante zu ſpielen? — Eine Soubrette von der italieniſchen Comödie!

Marg. Die noch dazu ſehr hübſch ſeyn ſoll! — O es iſt abſcheulich!

Luſſan. Er hatte Langeweile — gar gewaltige, ſeit man hier anfing, etwas ruhiger zu leben.

Gräfin. Und iſt denn das meine Schuld? — Ich höre, meine Tante ſey in Paris und wolle mich hier ganz unerwartet überraſchen. Nun, und wiſſen Sie denn, was meine Großtante für eine Perſon iſt? Eine geſetzte, ernſte, ſchwerfällige Perſonage, erzogen

periode beleet hatte, und ging über zu einer andern Wanderung. —

Mit weithinschallender Siegesmusik zog Saphirion als Grosvezier in Byzanz triumphirend ein. Er hatte im blutigen Kriege die Rebellen vernichtet, durch Heldenthaten seinen Namen verherrlicht, unermeßliche Beute mit heim gebracht. Der Großsultan empfing ihn als einen Freund, beehrte ihn mit den seltensten Auszeichnungen, und sein Volk nannte ihn den Retter des halben Mondes. Aber er hatte auch in diesem Kriege alle Greuel gesehen, welche nur halbgebildete Horden in Feindesland verüben, sein Ohr war noch voll des Wehegeschreis, das bis zu ihm erschollen war, sein Auge sah noch stets die rauchenden Brandstellen der friedlichen Wohnungen sonst glücklicher Menschen, sah noch die Ströme Blutes, und die von Schmerz und Wuth verzerrten Gesichter der Sterbenden und Kämpfenden vor sich. Wohl fühlte er, daß es für das Glück der Menschheit heilsamer sey, selbst vermeinte Rechte aufzuopfern, um den Frieden zu erhalten, als sie durch Ströme von Blut viel zu theuer zu erkaufen. Nur die Verletzung wahrer Besitzthümer und Rechte könne die Erneuerung der Scenen des Jammers und der Noth entschuldigen.

Nicht ohne Neid blickten die andern Großen des Hofes auf Saphirions hochstrahlenden Ruhm,

in der Provinz, mit zwanzig Jahren an meinen Großenkel verheirathet, der damals deren fünfzig zählte und erſter Präſident im Parlament zu Dijon war. Nachdem ſie vor zwei Jahren Witwe geworden, mußte ſie Familienangelegenheiten wegen ein Jahr in Holland zubringen, und hat alſo dort zu der Strenge der parlamentariſchen Gewohnheiten noch die abſtoßende Kälte der Herren Holländer hinzugefügt. Was in aller Welt hätte alſo eine ſolche ernſthafte Dame von uns denken ſollen, wenn ſie uns hier mitten in unſern luſtigen Albernheiten und Scherzen überraſcht hätte!

Marq. Sie hat keine Kinder, iſt unmenſchlich reich, und Sie ſind Ihre einzige Erbin.

Gräfin. Ihr zu gefallen, ihren Beifall, ihre Liebe zu gewinnen, da ſie mich bis jetzt noch niemals von Angeſicht zu Angeſicht geſehen hat, iſt meine Pflicht, wie mein Wunſch. Es war daher meine wohlberechnete Abſicht, ſie bei mir mit all der Ehrerbietung, allen den Rückſichten aufzunehmen, welche ihr Alter, ihr Stand und ihre Art zu denken mir gebieten, und der tolle Menſch von Chevalier ...

Marq. Iſt zeitig genug durchſchaut worden, damit Ihr Irrthum nicht der Welt etwas zu lachen gebe und den würdigen Empfang Ihrer Tante ſtöre. Ich rathe Ihnen alſo, meine Damen, ſobald man den Wagen jener — Untergeſchobenen anfahren hört, ſich ſogleich auf Ihre Zimmer zu verfügen. Ihre Dienerſchaft iſt davon unterrichtet, die falſche Frau Präſi-

bentin wird alſo durchaus gar Niemand in ihrem Wege finden, und iſt ſie einmal hier herein, ſo übernehme ich es, ſie wieder hinaus zu ſpediren. Verlaſſen Sie ſich auf mich.

Marg. Wenn Sie nun — ihr zu gefallen ſuchten!

Marq. (boshaft lächelnd) Ah! Sie glauben doch nicht, daß ich ihr den Hof machen werde? Je nun, wer weiß!

Marg. Blos zum Scherz.

Marq. (lächelnd) Und damit es nicht ein anderer thue?

Marg. Aber ...

Marq. O, wenn ich dadurch Jemand einen Gefallen erzeigen kann, und ſie in der That recht hübſch iſt, ſo habe ich nicht das Geringſte dagegen.

Gräfin. (etwas verdrüßlich) Wie, Herr Marquis? Sie, der Sie ſeit vierzehn Tagen hier ſich ſo wenig der Sachen angenommen, alles mit einer Art von vornehmem Mitleid angeſehen haben ... Sie wollten ſich die Mühe geben ...

Marq. Mitleid? — Hier? — Wie können Sie das ſagen, gnädige Gräfin! Nein, das gewiß nicht; aber offen will ich es eingeſtehen, die Welt und ihre frivolen Amüſements flößen mir nur Langeweile und Widerwillen ein, und ich ſtrebe mit ganzer Seele nach einem Intereſſe, was meinem Leben wieder Reiz, meinem Herzen wieder Muth verleihen könnte. Ich wußte, gnädige Frau, daß Ihr Schloß der Verſamm-

lungsort aller derer ſey, welche Heiterkeit und Freiheit allen Vergnügungen der Eitelkeit und Prunkſucht bei weitem vorziehen, daß man ſich bei Ihnen ohne Anſprüche, aber auch ohne kleinliche Rückſichten unterhalte, daß Sie gut, nachſichtig und natürlich ſeyen — da bin ich denn gekommen, habe geſehen, und — nun, ich will nicht wie Cäſar die Phraſe endigen, aber Sie ſind Witwe, freilich noch nicht zwanzig Jahre alt, während ich bereits über dreißig zähle — aber wie dem auch ſey, meine Familie dringt in mich, mich zu verheirathen, und Sie — Sie haben mir wenigſtens noch nicht zu hoffen verboten.

Luſſan. (leis zu ſeiner Schweſter) Ich irrte mich nicht! Er liebt ſie und ich muß ihr entſagen, entſagen trotz ihrer Verſprechungen ... (Die Gräfin wirft hier einen Blick auf Luſſan.)

Marq. (leis zu ihrem Bruder) Ja! glaube nur Einer an die Verſprechungen der Liebe! — O, mein Bruder, auch ich bin recht unglücklich!

Marq. (zur Gräfin) Wenn ich jetzt jenes Frauenzimmer ſehen und ſprechen will, ſo geſchieht es blos in der Abſicht, Ihnen einen Dienſt zu erzeigen und Sie zu rächen. Erlauben Sie mir, dieſe Pflicht ſchon als mein Recht zu betrachten.

Bedient. (zur Mitte eintretend) Es fährt ein Wagen in den Hof.

Marq. Schon! Der Chevalier hat keine Zeit verloren!

Marg. (für ſich) Er hat nicht auf meine Bitte geachtet!

Web. Der Wagen kam im geſtreckten Galopp angefahren.

Marq. Da ſieht man gleich, daß es nicht Ihre Tante iſt: Parlamentspferde gehen blos im Schritt.

Luſſ. (für ſich) Wenn ich ſie nur ſehen könnte, ehe ich auf mein Zimmer gehe!

Gräf. Ziehen wir uns denn zurück, bis Sie die Perſon wieder fortgeſchafft haben.

Marq. (ihr den Arm bietend) Erlauben Sie ...

(Der Bediente iſt fort. Die Gräfin, der Marquis und Margarethe gehen rechts ab.)

Luſſ. (ſieht ſie abgehen) Ja, ich muß jede Hoffnung aufgeben, und eine ſo ſchmerzliche Erinnerung aus meinem Herzen reißen! Ich will fort, will dieſes Schloß heute noch verlaſſen, weit hinweg von hier eilen, und mich in Vergnügungen und Zerſtreuungen ſtürzen. Die Schauſpielerin muß ich aber doch erſt noch zu Geſicht zu bekommen ſuchen, die eine ſo wunderliche Rolle übernommen hat. (Er geht an die Mittelthür.) Ei ſeht doch! allerliebſt! jung! reizend! Sie ſcheint wahrhaftig nicht blos die Kleider einer vornehmen Dame anzuhaben. Was für ein Anſtand! — Sie kommt hierher! Geſchwind fort! Sie ſoll ja eben ſo allein in dieſen Saal treten, als ſie in das Vorzimmer gelangt iſt. (Geht links ab.)

Dritter Auftritt.

Die Präſidentin (allein zur Mitte).

(Noch in der Thür) Niemand hier? — (eintretend) Und auch hier nicht! — Niemand an dem Schloßthore, Niemand an der Treppe, Niemand im Vorzimmer, Niemand überall! — Lebten wir in Kriegszeiten, ſo ſollte man glauben, das Schloß meiner Nichte ſey mit Sturm erobert worden, und alle Bewohner hätten über die Klinge ſpringen müſſen. Aber hier macht man blos der Langenweile den Krieg, und wenn das auch nicht allemal ohne Gefahr geſchieht, ſo ſind doch meiſtens die Folgen davon nicht ſo mörderiſch. — Nun denn! — (ſie ſetzt ſich in den Lehnſtuhl links) Vielleicht that ich Unrecht, hierher zu kommen, ohne daß ich mich vorher hatte anmelden laſſen? Mein ſeliger Herr und Gemahl, der Herr Präſident de Lamorinière, würde das eine Unziemlichkeit genannt haben. O! es war ein ſehr verdienſtvoller Mann, der Herr Präſident, und ich ſchätzte ihn ſo ſehr, daß ich ihn am Ende wahrhaft liebte, ohnerachtet der vierzig Jahre, die er zuviel hatte. Aber von den Freuden der Welt hatte ich freilich noch nichts genoſſen, als ich aus dem Kloſter in ſein ernſtes Haus trat, und fand ſie natürlich auch dort nicht. „Ich habe ſie vordem auch gekannt, dieſe Vergnügungen, dieſe Spiele, dieſe heitern Scherze", ſo pflegte der Herr Präſident zu ſprechen, „aber jetzt unterſagen ſie mir meine ernſten und wichtigen Geſchäfte. Was würden die, deren Ehre

oder Leben von meiner reifen Entſcheidung, meinem tiefen Nachdenken abhängt, dazu ſagen, wenn ich mich den Zerſtreuungen überließe?" — Und er hatte vollkommen Recht, der brave Mann; und ſo lebte ich armes Frauchen von 20 Jahren denn wie ein ehrenfeſter Criminalrichter von 60. — (ſteht auf) Manchmal regte ſich denn da doch wohl auch in mir ſo ein unbeſtimmtes Verlangen nach jenen unbekannten Freuden. Meine Gedanken ſchweiften in jene große Welt, die mir verboten war, und ich ſagte dann zu mir ſelbſt: „Es muß doch noch eine andere Art geben, glücklich zu ſeyn!" Manchmal empfand ich ſogar eine wahrhaft tolle Luſtigkeit, einen Trieb, zu lachen, Spaß zu treiben! Aber ſchnell mußte ich ſolche Anfälle kindiſcher Laune unterdrücken, welche der regelmäßige, ernſte Gang unſers täglichen Lebens und die geſetzten und geſtrengen Leute, die mich umgaben, mir durchaus nicht erlaubten. — Vor zwei Jahren, als ich Witwe ward und frei über mich ſchalten konnte, führten mich wichtige Geſchäfte für längere Zeit nach Holland. Ein Jahr, das ich in Amſterdam und dem Haag verlebte, hat mich zwar die große Welt kennen gelehrt, und ihre Sitten und Gebräuche ſind mir nicht ganz fremd geblieben, denn dieſe ſollen ſich, wie man ſagt, im Allgemeinen in jeder großen Stadt ähnlich ſehen, aber Paris war es doch immer, das ich kennen zu lernen brannte. Endlich ward mein Wunſch erfüllt, und es war mir ſchon, als ob dort ein neues Leben für mich beginnen ſollte; aber man

darf ſich ſeinem Einfluſſe nicht zu lange hingeben, wenn man ſich nicht ſelbſt ganz darin vergeſſen will. Und es lag mir doch ſo am Herzen, meine Nichte kennen zu lernen, und in ihrer Nähe die ſanften und innigen Bande des Familienglücks zu knüpfen, nach denen ich mich immer ſo ſehr geſehnt habe. — Ja, dieſes Alleinſtehen macht mich traurig. Meine Freiheit, mein großes Vermögen ſind ohnſtreitig höchſt ſchätzenswerthe Güter; aber das Vergnügen, ſie zu beſitzen, wiegt vielleicht dennoch nicht das auf, ſie wegzuſchenken. So drängte es mich denn, hier einzutreffen, und nach allen eingezogenen Nachrichten wußte ich auch ſchon im Voraus, wen ich in dieſem Schloſſe antreffen würde. Vor allen den eleganten Herrn Marquis von Stainville, deſſen Eroberung die Eitelkeit meiner Nichte reizt, und die ihm ihre aufrichtige Liebe zu Herrn von Luſſan aufopfert; dann den Couſin der Frau Gräfin, einen Tollkopf von Chevalier, von dem man mir tauſend alberne Streiche erzählt hat, und endlich die kleine, gute Margarethe von Luſſan, der dieſer luſtige Kauz, wie man ſagt, nicht ganz gleichgültig ſeyn ſoll. Alles das muß man ſich merken. Mit dieſen Notizen verſehen, werde ich mitten unter den Bewohnern dieſes Schloſſes mich nicht fremd fühlen, und mir Mühe geben können, ſie nicht zu ſehr auf Unkoſten der Tante aus der Provinz lachen zu laſſen. — Aber es kommt noch Niemand, und ich habe doch gleich beim Abſteigen einen meiner

Leute an meine Nichte geſchickt, um ſie von meiner Ankunft zu benachrichtigen. — Ha! da iſt er.

Vierter Auftritt.

Die Präſidentin. Gombaud.

(Letzterer kommt außer Athem und verſtört zur Mittelthür herein.)

Präſ. Nun, Gombaud? — Aber in dieſem Zuſtande?

Gomb. Gott ſey gelobt! Die gnädige Frau Präſidentin leben noch!

Präſ. Wie?

Gomb. Aber es iſt keine Zeit zu verlieren, um die Flucht zu ergreifen.

Präſ. Iſt Er betrunken, Gombaud?

Gomb. Auch noch dieſe Beſchimpfung nach allen denen, die ich ſchon über mich habe ergehen laſſen müſſen.

Präſ. Beſchimpfungen! — Hier? — Was iſt denn vorgefallen?

Gomb. Was vorgefallen iſt? — Wohl! Für's Erſte habe ich mit allem möglichen Anſtand und Würde die Ankunft der gnädigen Frau Präſidentin gemeldet.

Präſ. Nun?

Gomb. Nun! — die Leute haben mir in's Geſicht gelacht, und keiner von den Schlingeln von Be-

dienten hat der Frau Gräfin ſagen wollen, daß ihre Tante ſich im Schloſſe befinde.

Präſ. Das iſt ja ganz unglaublich!

Gomb. Dann habe ich ſelbſt gehen wollen. Ja proſit! Sie haben ſich über mich hergemacht, haben mich geſchoben und geſtoßen, und hätten mich wohl am Ende gar umgebracht, wenn mir's nicht endlich noch gelungen wäre, mich aus ihren Fäuſten zu befreien.

Präſ. Ich verſtehe kein Wort.

Gomb. Aber ich bin mit Gewalt dazu genöthigt worden, ihre Püffe und Fußſtöße zu verſtehen! ... O das iſt ganz deutlich! — Und die Schimpfreden noch obenein!

Präſ. Aber was konnten ſie denn ſagen? — Ich will es wiſſen.

Gomb. Sie wollen es wiſſen? — Nun meinetwegen. — Sie ſagten, die gnädige Frau Präſidentin wären keine Präſidentin.

Präſ. Ah!

Gomb. Sie ſagten, ſie wüßten ſchon alles, und es würde ſich Niemand zum Narren haben laſſen; es ſey abſcheulich, ſo unter einem angenommenen Namen hierher zu kommen, und davon zu profitiren, daß man eine wirkliche Tante erwarte.

Präſ. (ſich beſinnend) Unter einem angenommenen Namen? Da muß es ein Mißverſtändniß geben. Laß Er doch hören, Gombaud: man erwartete alſo eine Tante?

Gomb. Ja, gnädige Frau Präſidentin, und man hatte auch alles ſchon darauf vorbereitet; aber Sie ſind's nicht.

Präſ. Ich bin's nicht?

Gomb. Ich mochte ſagen, was ich wollte, ſie blieben dabei, daß ich dafür bezahlt wäre, eine Comödie hier ſpielen zu wollen.

Präſ. Gut denn; darunter liegt ein Geheimniß verborgen, das ich erforſchen werde.

Gomb. Aber die Püffe, die ich bekommen habe...

Präſ. Höre Er, Gombaud, man muß das weiter kommen ſehen.

Gomb. Wie? Was? Das ſoll noch weiter kommen?

Präſ. Ich will dieſen Scherz aufklären.

Gomb. Nun, das wäre mein Scherz! Die Art zu ſcherzen hier zu Lande gefällt mir nicht im Geringſten.

Präſ. So viel iſt gewiß, daß man Nachricht von meiner Anherreiſe erhalten, daß man alles für die Ankunft der Frau Präſidentin vorbereitet hatte, daß man aber nicht glaubte, ich ſey dieſe Dame. — Da müſſen wir denn vor allen Dingen zu erfahren ſuchen, für was man mich denn eigentlich hält.

auf die ausgezeichnete Gunst, in welcher er bei dem Großsultan stand. Vor allem ward dadurch der Mufti sein Feind, der bis jetzt den meisten Einfluß auf den Herrscher ausgeübt hatte. Die schlangenlistige Bosheit dieses Mannes suchte ein Mittel, den Nebenbuhler zu verderben; er hätte ihn nicht neben sich geduldet, geschweige über sich. Grabend umlagerte er ihn, und da Saphirion seine Gefühle und Ansichten nie zu verstecken pflegte, fand er bald einen Punkt, von dem aus er die Fäden des Verderbens zu spinnen für zweckmäßig hielt. Es war dies eben des edeln Helden Haß an ungerechten Kriegen.

Im Lande der Afghanen stritten sich zwei Thronbewerber. Einer, der zweite Sohn des verstorbnen Königs, von diesem schon zur Nachfolge bestimmt, der andre, ein Bruder des letztern, der sich als Vormund des blödsinnigen und auf das bestimmteste von der Nachfolge ausgeschlossenen ältesten Prinzen auf den Thron schwingen wollte. Der junge Erbprinz war ein trefflicher Jüngling, der Ohm ein wilder Tyrann, der sich als Beherrscher eines benachbarten kleinen Reichs schon den Haß aller Unterthanen zugezogen hatte. Das ganze Land huldigte dem Prinzen. Da gab der Mufti durch seine geheimen Kundschafter es dem Oheim ein, daß er den Grosultan um Beistand

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Margarethe von Luſſan.

Marg. (zeigt ſich in der Thüre rechts; für ſich) Ich muß doch wiſſen, wie ſie ausſieht.

Präſ. (ſie gewahr werdend, zu Gombaud) Still! dort ſeh' ich ein Geſichtchen, vor dem Niemand zu erſchrecken braucht. Beruhige Er ſich alſo, Gombaud, und laß Er auf jeden Fall meinen Wagen unten am Perron noch angeſpannt halten. (Gombaud geht durch die Mitte ab, die Präſidentin Margarethen entgegen.) Immer näher, mein Fräulein! ... O fürchten Sie ſich nicht! — Ich bin ...

Marg. (ironiſch) Die Frau Präſidentin de Lamoriniere, nicht wahr?

Präſ. Allerdings ... und dieſer Ton ...

Marg. O gehen Sie doch! Wir wiſſen alles.

Präſ. Was wiſſen Sie denn?

Marg. Daß Sie dem Chevalier zu Liebe hierher kommen.

Präſ. Dem Chevalier? — Aha! (für ſich) Das iſt Fräulein Margarethe von Luſſan.

Marg. Er iſt jetzt allerdings etwas ausgelaſſen, aber ſonſt ...

Präſ. Sonſt?

Marg. War er gut, verſtändig, vortrefflich, ehe er eine gewiſſe Bekanntſchaft machte ...

Präſ. (lächelnd) Wenn er keine andere Bekanntſchaft gemacht hat, als die, welche Sie im

Sinne zu haben ſcheinen, ſo verſichere ich Ihnen, daß er noch eben ſo gut, verſtändig und vortrefflich iſt.

Marg. Wahrhaftig?

Präſ. Hören Sie, ſchönes Kind, ſagten Sie nicht, daß man meine Ankunft hier im Schloſſe gewußt habe?

Marg. Verſteht ſich, und daß Sie hierher kämen, um ſich zu amüſiren.

Präſ. Allerdings. Und nun?

Marg. Und nun folgen Sie meinem Rathe und reiſen Sie auf der Stelle wieder ab. Das iſt das Beſte, was Sie thun können.

Präſ. Glauben Sie?

Marg. Uebrigens haben auch noch, ſeit man wußte, daß die Präſidentin kommen ſolle, faſt alle Perſonen hier im Schloſſe Briefe erhalten, welche ſie zur Abreiſe nöthigten, und ich ſelbſt werde noch heute Abend mit meinem Bruder das Schloß verlaſſen, denn es giebt hier nichts als Unglück für uns.

Präſ. Unglück? Aber es hieß ja, daß man hier im Schloſſe ſo luſtig lebe?

Marg. Ja, das wohl! Man divertirte ſich, um ſich zu zerſtreuen. — Brauchte man wohl ſo viel Geräuſch, wenn man wahrhaft glücklich wäre?

Präſ. (für ſich) Und das wäre das Glück, das mir von weitem ſo beneidenswerth ſchien? (laut) Aber weshalb ſind denn nur alle die Andern fort? Warum wollten ſie denn nicht mit der Präſidentin zuſammen ſeyn?

Marg. Weil die gute Dame aus tauſend lächerlichen Vorurtheilen zuſammengeſetzt iſt.

Präſ. Ah!

Marg. Sie verſteht auch nicht das Geringſte von dem Benehmen und der Geiſtesrichtung, die hier allein gefallen.

Präſ. Verſtehe!

Marg. Ich ſollte mich eigentlich nicht vor Ihnen ſehen laſſen, aber ich wollte Ihnen gern einen guten Rath geben — richten Sie ſich darnach — Ihre Liſt iſt entdeckt.

Präſ. (für ſich) Aha! die Frau Präſidentin von Lamoriniere iſt alſo ein lächerliches Inventarienſtück? Sie verſteht von der modiſchen Unterhaltung und Lebensart nicht das Mindeſte? — Nun, wir wollen ſehen.

Marg. Mein Himmel! der Marquis!

Präſ. Aha! dieſer furchtbare Herr Marquis alſo!

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Der Marquis.

Marq. (aus der Mitte kommend) Was ſeh' ich? Sie hier, mein Fräulein! Und ſollten doch Ihr Zimmer nicht verlaſſen!

Marg. Ich war gar zu neugierig ... Doch ich gehe ſchon wieder.

Marq. Darf ich Ihnen den Arm anbieten? (Er führt ſie zur Thüre rechts.)

Präſ. (für ſich) Ich bin doch wirklich begierig, dieſen berühmten Marquis kennen zu lernen, von dem ich ſo viel habe ſprechen hören.

Marq. (indem er wieder zurückkommt, für ſich) Sie iſt bei alle dem ganz allerliebſt!

Präſ. (für ſich) Ich muß nun doch zu entdecken ſuchen, für wen man mich denn eigentlich hält.

Marq. (nachdem er ſie begrüßt) Da wir jetzt allein ſind, wollen wir vernünftig mit einander ſprechen.

Präſ. Das iſt auch mein Wunſch.

Marq. Sie müſſen auf die Rolle verzichten, welche Sie hier ſpielen ſollten, und zu Ihren gewöhnlichen Rollen zurückkehren.

Präſ. (erſtaunt) Meine — Rollen?

Marq. Ja, Soubretten-, Beinkleiderrollen ...

Präſ. Mein Herr!

Marq. Sie ſind ganz vortrefflich darin, wie man mir geſagt hat; denn was mich betrifft, ich gehe in kein anderes Theater, als das Hoftheater.

Präſ. Theater?

Marq. Aber der verteufelte Chevalier, er kriecht überall herum. Er iſt ein wahrer Thunichtgut! Meinen Sie nicht auch?

Präſ. Ei freilich! ... Und ich? ... ich bin ...

Marq. Eine allerliebſte Schauſpielerin ... Das iſt allgemein anerkannt.

Präſ. Ah! ... (für ſich) Nun weiß ich's doch ... (laut) Ich bin eine Schauſpielerin, welche die Soubretten ſpielt, und ...

Marq. Jetzt hierher gekommen iſt, auf Bitten des durchtriebenen Chevalier, um eine ehrwürdige Dame aus der Provinz darzuſtellen, die wir zu unſerer größten Langeweile erwarten.

Präſ. (für ſich) Sehr ſchmeichelhaft!

Marq. Denn ihretwegen hieß die Frau Gräfin Surgis uns Ball und Spiel und Comödie im Stich zu laſſen.

Präſ. (für ſich) Aha, ſie wollte ſich vor mir verſtecken!

Marq. Sie ſehen alſo, daß wir alles wiſſen. ... O! der Spitzbube von Chevalier hätte doch bedenken ſollen, daß man uns nicht ſo leicht täuſchen könne!

Präſ. (lächelnd) Und daß man mich nicht für eine alte, verdrüßliche Tante halten werde, wie die Frau Präſidentin von Lamoriniere ſeyn ſoll.

Marq. Ganz gewiß.

Präſ. (für ſich) Seht doch! ſie ſcheinen in dem Phantaſieportrait, das ſie ſich von mir entwarfen, mir eben nicht geſchmeichelt zu haben! — Dafür muß ich mich rächen.

Marq. Dieſe heitere Laune, dieſes reizende Lächeln, alles mußte ja gleich die Wahrheit verrathen.

Präſ. Glauben Sie?

Marq. Und jetzt iſt ſomit alſo Ihre Rolle bereits ausgeſpielt.

Präſ. Glauben Sie?

Marq. Sie würde nicht eben glänzend geweſen ſeyn.

Präſ. Das müßte man erwarten.

Marq. Als ich hier hereintrat, waren Sie ſo verlegen, ſo ängſtlich, daß dies Sie ſchon verrathen haben müßte, wenn wir auch nicht ſchon im Voraus gewußt hätten, daß Sie die Präſidentin nicht wären.

Präſ. Das iſt gar nicht zu verwundern ... ich mußte nicht ...

Marq. Ei freilich! wenn man nicht weiß, mit wem man ſpricht ...

Präſ. Kann man eine ganze Menge lächerlicher Dinge ſchwatzen.

Marq. Das will ich glauben.

Präſ. (ihn anſehend) Und ich, ich bin davon überzeugt! ... Jetzt iſt das ganz etwas Anderes, jetzt fange ich nun an, auf's Beſtimmteſte zu wiſſen, was ich ſagen und thun muß.

Marq. Jetzt werden Sie Ihre natürliche Anmuth nicht zu einer Würde zwingen, die Ihnen nicht ſteht; jetzt werden Sie keinen Anſpruch mehr auf unſern Reſpect machen, ſondern nur auf unſere Liebe.

Präſ. Weder auf das Eine noch das Andere:

Marq. Sollten Sie denn ſo hochmüthig ſeyn?

Präſ. Sollten Sie denn ſo anſpruchsvoll ſeyn?

Marq. Anſpruchsvoll? — Oho! Sie glauben noch eine vornehme Dame zu ſeyn!

Präſ. Und bin's doch nicht! — (für ſich) Ich muß im Geiſte meiner Rolle bleiben.

Marq. Dafür ſind Sie aber wieder eine liebenswürdige Frau.

Präſ. Habe ich dabei gewonnen oder verloren?

Marq. Gewonnen, hundert Procent! Und wir erſt!

Präſ. Sie?

Marq. Glücklich der Mann, der ſeine Rechte anerkannt erhalten kann.

Präſ. Es ſcheint mir, als ob man nicht die mindeſte Zeit verliere, um ſie geltend zu machen.

Marq. Hier giebt's in allen Dingen ein Wettrennen. Den Preis gewinnt der, der am ſchnellſten an's Ziel kam.

Präſ. Ah!

Marq. Man fängt damit an, ſich zu gefallen, ſich zu lieben.

Präſ. Ehe man ſich kennt? — Nun, das iſt vielleicht ſehr klug.

Marq. Glauben Sie?

Präſ. Es giebt ſo viele Leute, die man nicht mehr lieben kann, wenn man ſie kennt.

Marq. Glücklicherweiſe kann ich das für keine Perſönlichkeit annehmen, weil ſie mich nicht kennen.

Präſ. Oh! wer kennte den Herrn Marquis von Stainville nicht? den geiſtreichſten Mann am Hofe, deſſen Bonmots überall im Cours ſind?

Marq. Wenn man Ihnen dies von mir geſagt hat, müſſen Sie gegenwärtig gewiß glauben, daß ich meinen Witz für eine beſſere Gelegenheit aufſpare.

Präſ. (lächelnd) O, man kann doch wohl kaum glauben, daß der Herr Marquis es mit dem Witze anfangen, wie Andere mit dem Gelde, und auf's Land ziehen, um Erſparniſſe zu machen?

Marq. Wozu Erſparniſſe? — Ich rechne darauf, daß ich nichts mehr auszugeben brauche.

Präſ. Wie ſo?

Marq. Daß ich in das reelle und einfache Leben mich verfügt habe.

Präſ. Sie ſcherzen.

Marq. Nein, ohne Scherz.

Präſ. Sie! der ſelbſt den König amüſiren muß?

Marq. Wenn ich nun aber den Witz verloren habe, der dazu gehört?

Präſ. (lachend) Wo iſt er denn hingerathen?

Marq. O! da muß man zuerſt wiſſen, wie ich dazu gekommen bin.

Präſ. Sie brauchten nur zu ſprechen.

Marq. Im Gegentheil! ... eben weil ich nichts ſagte.

Präſ. Eh!

Marq. Wir waren drei Brüder ...

Präſ. Aus einer großen und berühmten Familie ... das weiß ich ... aber fahren Sie nur fort, ich höre aufmerkſam zu.

Marq. Der älteſte erbte natürlich Titel, Vermögen und eine angeſehene Stelle am Hofe. Der zweite erhielt ein Regiment. Der dritte — das war ich — ſollte ſich für die Kirche beſtimmen ... ich weigerte

mich ... meine Familie ſprach von Malta, von ...: was weiß ich's? ... ich wollte nie etwas davon hören.

Präſ. Ja, ja, man hat mir geſagt, daß Sie immer für eine Art von Sonderling gegolten haben.

Marq. Ganz und gar nicht! .:. ich war blos ſehr faul und ſehr unwiſſend. Ein Hofmeiſter hatte den Auftrag erhalten, mich Latein zu lehren, das er ſelbſt nicht verſtand, und Weltſitte, von der er nicht ein Wort wußte. Mir lag blos an der ungebundeſten Freiheit. Befehlen oder gehorchen, beides mißfiel mir gleich; denn die, welche hier befehlen, wie die, welche hier gehorchen, ſchienen mir gleich frivol und inconſequent. Endlich drang man nicht mehr mit Bitten in mich, und ich glaubte nun im ruhigen Beſitze meiner Perſon zu ſeyn ... Gott bewahre! da ward ich mit einem Male gewahr, daß die Aufmerkſamkeit der Andern auf mich gerichtet ſey; der König zeichnete mich aus und alle Welt ſuchte mich. ... Errathen Sie, wie das zugegangen war? ... Meine Familie hatte ſich gegen mich verſchworen, um mir bei Hofe eine ausgezeichnete Stellung zu verſchaffen; man breitete überall aus, daß ich nicht den mindeſten Ehrgeiz beſitze, jede äußere Größe verſchmähe, Macht und Hoheit verachte, kurz ein vollſtändiges Original ſey, was denn doch ſtets einen höheren Geiſt vorausſetzt.

Präſ. Und Sie waren bei der Verſchwörung mit behülflich, ohne es ſelbſt zu wiſſen.

Marq. Man ging ſogar ſo weit, mir geiſtreiche Bonmots anzudichten, und ſo befand ich mich, ohne

je daran gedacht zu haben, in der Lage, den Ruf eines geiſtreichen Mannes aufrecht erhalten zu müſſen, das heißt, in einer Stellung, die am meiſten koſtet und am wenigſten einbringt.

Präſ. Und die Sie nach dem Urtheile Aller auf's Vortrefflichſte ausfüllten.

Marq. Mein armer älteſter Bruder, der nichts mehr zu wünſchen hatte und das Anſehen der Familie repräſentirte, ſtarb — vielleicht aus Langerweile. Der zweite ließ ſich vor'm Jahre pflichtmäßig bei der Belagerung von Freiburg erſchießen. .... Vermögen, Titel, Stelle, alles fiel nun auf mich. Der König hat mir ſo eben eine Gouverneurſtelle verliehen, meine Verwandten dringen darauf, daß ich mich verheirathe, Ehre, Ruhm und Nachkommenſchaft meiner Familie ruhen jetzt allein auf mir ... da mag ein Anderer auch noch mit dem Witze ſich belaſten — ich habe meine Entlaſſung eingereicht.

Präſ. Aber man hat ſie vielleicht nicht angenommen?

Marq. Uebrigens kenne ich nur zwei Dinge auf der Welt — Langeweile und Unterhaltung. ... Der einen entfliehen und die andere aufſuchen, darin beſteht das ganze Leben! Meinen Sie nicht auch?

Präſ. Und ich wette darauf, daß Sie ſtets die finden werden, welche Sie nicht ſuchten. Wie ſollte es Ihnen denn auch fern vom Hofe und der Reſidenz ergehen? ... Auch muß ich vorausſetzen, daß die Gouverneurſtelle, von der Sie ſprachen ...

und ein Hülfsheer ersuchen, dafür aber die Abtretung einer Provinz und einen jährlichen Tribut versprechen solle. Gern nahm dieser den Antrag an, und bald erschienen seine Gesandten in Byzanz, wo der Mufti schon vorher alles angewendet hatte, um den Großsultan für des Kronräubers Gesuch geneigt zu machen. Und nur zu leicht bestach er und die dargebotenen Begünstigungen die Habsucht des Sultans.

Im Divan geschah der Vortrag. Heftig setzte sich der Bewilligung des Antrags Saphirion entgegen. Er schilderte die Unrechtmäßigkeit des Unternehmens, und das schreckliche Elend des Krieges, welches dadurch über eine Provinz werde gebracht werden, die bis jetzt der Pforte nicht die geringste Veranlassung zum Mißvergnügen gegeben hätte. Auf der andern Seite bestritt der Mufti mit gleißnerischen Redekünsten diese Gründe des Rechts und der Menschlichkeit, und suchte mit Ausschmückung des zu erlangenden Vortheils das Ohr des Grossultans sich zu gewinnen. Ich verkenne ganz, rief dieser Saphirion zu, den Kriegsheldeu, der glorreich aus dem Kampfe gegen die Rebellen zog, oder bist du jetzt auf einmal so feig geworden? Sende mich gegen deine Feinde, ergegnete Saphirion kaltblütig, und mein Schwert soll ihre schuldigen Häupter treffen, aber zur Un-

Márq. Am Hofe die 100,000 Thaler, die ſie einbringt, zu verzehren ...

Präſ. Iſt alles, was Sie für Ihre Provinz thun können; nicht wahr? Könnte man ſich denn aber auch wohl den Herrn Marquis denken, wie er in einer kleinen Stadt wohnt, die Notabeln des Oertchens ceremoniös empfängt und die Cour dort — vielleicht einer Präſidentin macht?

Marq. (lachend) Hä, ha, ha!

Präſ. Warum lachen Sie ſo? Sie wollten ja doch eben mir die Cour machen!

Marq. Ja, das iſt etwas Anderes! — Für's Erſte habe ich hier Hoffnung auf Erhörung.

Präſ. Ich glaube kaum.

Marq. Und wenn ich durchaus nun geliebt ſeyn wollte?

Präſ. Man kann nicht alles, was man will.

Marq. Ich hätte große Luſt, Ihnen das Gegentheil zu beweiſen.

Präſ. Das wäre ſonderbar.

Marq. Es wäre allerliebſt.

Präſ. Aber mein Himmel, zu was könnte es Ihnen denn nützen? Iſt denn die Liebe eines weiblichen Weſens ein Hochzeitsgeſchenk, um damit den Brautſchmuck einer Neuvermählten zu vermehren?

Marq. Ah, Sie wiſſen alſo? ... Ein Heirathspläuchen?

Präſ. Allerdings. Sie bieten Namen, Rang und Vermögen einer Dame an ...

Marq. Die weiter nichts als dies von m
verlangt.

Präſ. Sie nehmen ſie alſo, ohne zu wiſſen, o
ſie zu Ihnen paßt, ohne zu wünſchen, daß ſ
Sie liebe?

Marq. Ich bin kein romantiſcher Schwärme
und es iſt Zeit, daß ich meine Angelegenheiten
Ordnung bringe.

Präſ. Das heißt, nachdem Sie für ſich allei
tolle Streiche gemacht haben, wollen Sie nun z
zweien eine Thorheit begehen?

Marq. Wie verdammt witzig! Ja, Du bi
Liſette! ... oder Manon?

Präſ. (ihm einen zornigen Blick zuwerfend) O

Marq. (mit anſtändigerm Tone) Ich fühle wir
lich ein wahres Verlangen in mir, Ihnen zu gefalle
Geiſt und Herz werden in Ihrer Nähe wach!

Präſ. (höhniſch) Wahrhaftig! ... Als ein Ho
mann, den die Langeweile gewaltig plagt, lieben S
die Veränderung, neue Erſcheinungen, nicht wahr?
Ja, ja, es fehlt Ihnen hier etwas, mein Herr Ma
quis, darauf wollte ich wetten! Dieſes nutzloſe, ga
einer frivolen und kleinlichen Eitelkeit dahingegebe
Leben, dieſe Dame, welche Sie heirathen, ohne d
Ihr Herz ſie gewählt hat, ohne daß das ihrige dur
Sie in lebhaftere Bewegung geſetzt worden iſt, all
das erſcheint Ihnen unſchmackhaft, fad! nicht wah
(mit tiefer Verachtung) Sie träumten vielleicht v
etwas Beſſerem? ... Aber glauben Sie denn, d

die Schauſpielerin — Liſette oder Manon, wie Sie ſie nun nennen mögen — Ihnen alles das gewähren könne, was Ihnen mangelt?

Marq. Dieſer verächtliche Ton ...

Präſ. Verwundert Sie? — O, allerdings nimmt man die ſüßen Redensarten des Herrn Marquis gewöhnlich ſo nicht auf. ... Es giebt allerdings unbeſonnene und verblendete Frauen, die ſich glücklich in dem Umgange jener müſſiggängeriſchen Männer befinden, die ihnen nichts ſchenken, als Stunden, mit denen ſie nichts anzufangen wiſſen, als Worte, die nichts bedeuten, und eine ruhmredige Nutzloſigkeit, auf welche ſie eitel ſind. Man hatte mir das immer geſagt, aber ich zweifelte noch daran, weil ich glaubte, ein weibliches Weſen müſſe ſeine Zuneigung dem Verdienſte, ſeine Achtung dem Talente, ſein Lächeln dem wahrhaft Liebenswürdigen und ſeine Liebe dem aufbewahren, deſſen Leben ruhmvoll und nützlich ſey.

Marq. Nützlich?

Präſ. Ja, nützlich! ... was aber durchaus nicht hindert, liebenswürdig und unterhaltend zu ſeyn. ... (lachend) Denn geſtehen Sie es nur, Herr Marquis, es giebt auch Leute, die zu nichts in der Welt nutz, und dabei doch auch unſäglich langweilig ſind.... Aber ich höre Stimmen.... Ohnſtreitig die Gräfin?

Chev. (außerhalb) Sie iſt es nicht.

Marq. Die Stimme des Chevalier.

Präſ. (für ſich) Aha, der Chevalier, der einen ſo allerliebſten Spaß ausgedacht hatte!

Marq. Auch die Gräfin Surgis höre ich. (Er geht ihnen entgegen.)

Präſ. (für ſich) Wohl! ... Der Feind rückt an! ... Jetzt gilt es! ... Muth, und, da nöthig, etwas Keckheit! Wir wollen doch ſehen, wer zuletzt lachen wird.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Luſſan. Margarethe. Der Chevalier. Die Gräfin.

Chev. (im Hintergrunde, halb leis) Aber der Marquis iſt ja noch da, und er wird mich vertheidigen, mich in Ihren Augen rechtfertigen.

Marq. Wenigſtens werde ich nicht derjenige ſeyn, der Sie ausſchmält, wenn es ja Jemand hier thun ſollte. Denn wahrhaftig, um gegen dieſe dort zu Gericht zu ſitzen, muß man ſie weder ſehen noch hören.

Chev. Ich habe ſie nie gehört, nie geſehen, und wiederhole es Ihnen, daß ich aus Furcht, Ihnen zu mißfallen, den ganzen Spaß aufgegeben habe, von dem man Sie unterrichtet hat.

Gräf. Nun, wer iſt es denn da ſonſt? (Sie nähern ſich alle dem Vorgrunde.)

Präſ. Nein, nein, Chevalier, geben Sie ſich eine Mühe mehr mit Abläugnen! — Es iſt alles aus! — Die Verlegenheit, in welche ich gerieth, als

ich Sie nicht fand, hat alle unſere Geheimniſſe an den Tag gebracht.

Chev. (betroffen) Unſere Geheimniſſe?

Gräf. (erſtaunt) Wie?

Präſ. Nun ja, unſere Geheimniſſe, um uns zuſammen über Tanten, Nichten, Marquis und Gräfinnen luſtig zu machen.

Chev. (verlegen) Aber ich — ich kenne Sie ja gar nicht!

Marq. (bei Seite, ſtaunend) Was heißt denn das?

Präſ. Wenn ich Ihnen nun aber ſage, daß der Spaß zu Ende iſt!

Chev. Welcher denn?

Präſ. (lachend) Aber was hat denn der Herr Chevalier nur? ... Er kennt ſeine alten Freunde nicht mehr ... erinnert ſich in der großen Welt nicht mehr an die Perſonen, mit denen er ſich von der Langeweile erholt, die er dort empfindet?

Chev. (zu der Gräfin gehend) Hören Sie mich, gnädige Gräfin!

Gräf. (ſich von ihm entfernend) Dieſe Hartnäckigkeit! ... Das geht doch wirklich zu weit!

Präſ. Sie müſſen den Herrn Chevalier entſchuldigen, gnädige Frau ... er iſt von der Liebe eines holden Kindes zu ſehr überzeugt, als daß er nicht anderswo Zerſtreuung ſuchen ſollte.

Chev. (zu Margarethen) O glauben Sie es nicht!

Marg. Pfui, mein Herr! ... das iſt unverzeihlich! ... Uns hierher zu führen mit der heiligen Ver-

ſicherung, daß Sie die Dame nicht kennten ... welche Lüge, welcher Betrug! ... Ich mag Sie in meinem Leben nicht wiederſehen! (Geht rechts ab.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen (ohne Margarethe).

Chev. Kann man mehr Unglück haben? (zur Präſidentin) Und Sie, Madame ...?

Präſ. (ihn unterbrechend) Was denn? — Ich komme hierher — wie Jedermann weiß, denn ſeit einer Stunde habe ich es nun bereits hören müſſen — blos in der Abſicht, um Ihnen einen Gefallen zu erzeigen, und nun ſieht es nicht im mindeſten aus, als ob Ihnen ein Gefallen dadurch geſchehen ſey.

Chev. Wie? ich, der ...

Präſ. (ihn unterbrechend) Sie wollten über die Geſichter, die Jeder machen würde, wenn er mich ſähe, ſo herzlich lachen — und nun ſchneiden blos Sie ein Geſicht, über das man lachen kann!

Marq. (für ſich) Macht er ſich über uns luſtig, oder thut ſie es?

Chev. (ungeduldig) Noch einmal! ich verſtehe von alle dem nichts!

Gräf. O das iſt abſcheulich, mein Herr! — Und Sie, Madame, wie hat es Ihnen in den Sinn kommen können, ſich hierher zu begeben?

Präſ. Nun? — erwarteten Sie mich denn nicht? — War ich denn nicht eingeladen worden, an

Ihren Vergnügungen Antheil zu nehmen, und auch meine Rolle in der Comödie mitzuſpielen?

Gräf. Aber ...

Präſ. (ſie unterbrechend) Heißt denn das nicht Comödie ſpielen, wenn man verſucht, in den Augen Aller für das zu gelten, was man nicht iſt? — zum Beiſpiel, die Hand eines Mannes anzunehmen, das heißt, ihm ſeine Liebe zu verſprechen, wenn man ihm dieſe nicht gewähren kann? (Sie fixirt dabei die Gräfin, welche ſich getroffen fühlt.)

Gräf. Madame!

Präſ. (auf Luſſan blickend) Wenn ein Anderer ſie bereits beſitzt, und man doch die Liebe, die dieſer fühlt, und die, welche er einflößt, einem Range, einem Vermögen opfert, das dieſer freilich nicht bieten kann, deſſen aber doch die Eitelkeit nicht entbehren zu können glaubt?

Luſſ. (für ſich) Sie ſpricht wirklich ganz vortrefflich.

Präſ. (fortfahrend und den Marquis fixirend) Aber, allen Frauen eine trügeriſche Liebe darbieten, den Geiſt, die Anmuth, welche ſie entzünden können, im reichſten Maße entfalten, und wenn es dann Eine giebt, die ihr Glück in unſere Liebe ſetzt, ſie bald darauf wieder um neuer Zerſtreuungen willen verlaſſen — oh! das iſt eine Comödie, die man nie ſpielen ſollte, in der wenigſtens ich keine Rolle haben möchte, und auf welche Verzicht zu leiſten ich Jedermann anrathe.

Gräf. Welche Sprache!

Chev. (halb leis) Sie sehen ja, daß es die Präsidentin selbst ist! ... Würde denn Manon so moralisch sprechen?

Präs. (zu Lussan) Sie, mein Herr, sollten, statt die Rolle des seufzenden Liebhabers zu übernehmen, die stets etwas undankbar ist, lieber den Chevalier um Rath fragen.

Luss. Ihn?

Präs. (lächelnd) Allerdings ... einen Maltheserritter! ... Ist denn der Orden der Ritter von Malta nicht ausdrücklich dazu gestiftet worden, um die Ungläubigen und Ungetreuen zu besiegen?

Gräf. (halb leis) Ungetreu?

Marq. (halb leis zur Gräfin) Nun, da sehen Sie doch wohl, daß es Manon ist! ... Würde wohl eine Präsidentin so scherzen?

Präs. Die gesunde einfältige Vernunft eines Frauenzimmers, das die große Welt nicht kennt, hat die Wolken, welche die Wahrheit verhüllten, verscheucht; jeder weiß nun, woran er sich zu halten hat. Chevalier, Sie sind ein Schmetterling, Sie kennen den Werth einer treuen, unverstellten Zuneigung noch nicht, und laufen zu sehr alten Frauen nach, als daß man Ihnen Eine für sich allein geben könnte.

Chev. Wie? — ich!

Präs. (ihn unterbrechend und sich an Lussan wendend) Herr von Lussan! Sie lieben aufrichtig. Ihnen gebührt ein Herz, das Ihre Liebe eitlen Ver-

gnügungen verzuziehen weiß. Sie ſuchten es da, wo es nicht zu finden war.

Gräf. Nein, das dulde ich nicht länger ... (Der Marquis hält ſie zurück.)

Präſ. (ſich an den Marquis wendend) Was Sie betrifft, Herr Marquis — ach! es iſt wahrhaftig ſchwer zu ſagen, was Sie eigentlich wollen, denn — Sie wiſſen es ſelbſt nicht! — Man müßte Ihren Geiſt beſchäftigen, der ein Recht dazu beſitzt, dabei etwas ſchwierig zu ſeyn, müßte Ihr Herz beſchäftigen, müßte — nun, geſchicktere Perſonen als ich werden ſich wohl dazu verſtehen; ich zweifle nicht daran. (Sie tritt zwiſchen den Marquis und die Gräfin.) Sie, gnädige Frau, (zur Gräfin) werden vielleicht bald lernen, daß Eroberungen leichter zu machen, als zu bewahren ſind, und daß, wenn das glänzende Auftreten einer Dame in der großen Welt von ſelbſt dieſe Eroberungen nach ſich zieht, es doch noch etwas Mehreren als deſſen bedarf, um ſie feſt zu halten. (Die Gräfin will ſprechen, die Präſidentin fährt fort:) Empfangen Sie indeſſen meinen herzlichſten Dank für Ihre Gaſtfreundlichkeit, ſo ſonderbar ſie mir auch anfangs vorkommen mußte; ich verdanke ihr das Vergnügen, das zu wiſſen, was Sie Andern ſo ſorgfältig verbargen, und die Wahrheit iſt eine ſo ſchöne Sache, daß man ſie nie zu theuer erkaufen kann. — Chevalier, Ihren Arm! ... Sie haben mich bei meiner Ankunft ſo vielen — Unziemlichkeiten ausgeſetzt, daß Sie mir es nicht verweigern können, mich bei meiner Abreiſe unter Ihren Schutz

zu nehmen. — Leben Sie wohl, gnädige Frau, und entſchuldigen Sie, wenn ich nicht die feine, ſchmeichleriſche Sitte der großen Welt Ihnen gezeigt habe, in der man hier ſo bewandert iſt. (Sie geht mit dem Chevalier ab.)

Neunter Auftritt.

Luſſan. Die Gräfin. Der Marquis.

Gräf. Wer iſt dieſes Weib?

Marq. Ich weiß es nicht, und begreife es nicht.

Gräf. Ganz gewiß iſt es wenigſtens die Präſidentin nicht, die vor meiner Geburt mit meinem Onkel verheirathet ward, und von der ich ſeit meinen Kinderſchuhen ſo viel erzählen hörte. Dieſe kann keine junge und ſchöne Frau mehr ſeyn. Eine Großtante kann dieſe Tournüre nicht haben!

Marq. Und eine Soubrette aus der italieniſchen Comödie verſtände nicht, ſo eine Sprache zu führen.

Gräf. Da haben Sie wieder Recht. Aber wer iſt ſie denn ſonſt?

Marq. Ich bin wahrhaftig ſo neugierig, dies zu erfahren, daß ich ihr auf der Stelle nachgehen will.

Luſſ. (lebhaft) Und ich werde Sie begleiten.

Marq. Sie, deſſen Herz ſo ſehr beſchäftigt iſt!

Luſſ. Sie, deſſen Seele ſo ſehr müſſig ſich fühlt!

Gräf. Aber, meine Herren, wie können Sie ſich denn noch hier darum ſtreiten, wer den Fußtapfen dieſer Perſon folgen will?

terdrückung von schuldlosen Nationen kann ich meine Beistimmung nicht geben. Erzürnt verließ der Grossultan die Versammlung.

Saphirion wußte, daß ihm das ganze Heer ergeben sey, daß es ohne seine Leitung nicht in den gefährlichen Kampf gegen die als kriegsgewohnt bekannten Afghanen ziehen werde, und er stand um so fester in seiner Weigerung, je gewisser er war, daß er nur so die Ruhe eines ganzen Volkes, die Ehre seiner eignen Nation schirmen könne. Doch im Geheim reizte der Mufti den Unwillen und die Leidenschaften des Grossultans immer mehr. Der Feind des Afghanischen Fürsten fügte zu seinen Anerbietungen noch das Versprechen von hundert der schönsten Mädchen dieses Landes für den Harem des wollüstigen Grossultans, und der Mufti wußte durch lügenhafte Zeugen und verfälschte Briefe es erst scheinbar, und dann immer glaubwürdiger zu machen, daß Saphirion mit dem Erbfürsten dieses Landes in geheimer Verbindung stehe, und nur deshalb nicht das Heer nicht gegen ihn anführen wolle. Doch wußte der Großsultan wohl, welchen großen Einfluß Saphirion auf seine Krieger habe, und daß er es nicht wagen dürfe, den Oberbefehl über dieselben einem andern Feldherrn zu geben, ohne ei-

Marq. Verzeihen Sie, gnädige Gräfin, verzeihen Sie! Aber ich habe keinen Augenblick Ruhe, bis ich weiß, wer ſie iſt. (Er eilt zur Mitte ab.)

Luſſ. Und ich muß ſie durchaus noch einmal ſprechen. (Ebenſo.)

Zehnter Auftritt.

Die Gräfin. Dann Margarethe.

Gräf. (allein) Sie gehen! — denken nur an ſie — und laſſen mich hier ſo allein! — Und auch Luſſan! — auch er!

Marg. (an der Thüre rechts) Iſt ſie fort?

Gräf. Ja, meine liebe Margarethe, und Alle ihr nach! — ſelbſt Ihr Bruder! — O! wenn Sie in mein Herz ſehen könnten! — Mein Schmerz verſtändigt mich über mich ſelbſt. — Ihr Bruder — ich liebte ihn!

Marg. Sie liebten ihn! — und hörten den Marquis an?

Gräf. Sie ſollen alles wiſſen! — Ja, dieſe Frau hat mich völlig durchſchaut! — Eine tolle Verſchwendung hat mein Vermögen zerrüttet, und der Marquis bot mir die Mittel eines Ueberfluſſes an, an den ich von jeher gewöhnt bin. ... Und doch fühle ich jetzt, wie mich das nicht glücklich machen würde, und daß ich es nur mit dem ſeyn kann ... den ich vielleicht für immer verloren habe, denn er iſt abgereiſt!

Marg. Verloren? — abgetrift? — Nein, das iſt unmöglich. Man hatte Ihren Leuten anbefohlen, ſich ein wenig auf Koſten der Dienerſchaft dieſer Frau luſtig zu machen. Dies haben ſie denn auch ſo redlich gethan, daß ihr Kutſcher im Belvedere eingeſperrt iſt, und die Wagenpferde eine halbe Stunde von hier ſich befinden. Dies einer ihrer Bedienten, der entwiſcht war, iſt, wie man ſagt, in die nächſte Stadt gegangen, um Hülfe zu holen. Alles das wollte ich Ihnen eben mittheilen.

Gräf. Das thut mir leid! Meine Leute haben die erhaltene Erlaubniß gemißbraucht. Ich will gleich ſelbſt nachſehen, und Ordre geben, daß man einen meiner Wagen anſpanne und dieſes Frauenzimmer fortbringe.

Marg. Ein Wort von Ihnen, theure Freundin, wird meinen Bruder für immer hier feſſeln! — Aber ich höre Geräuſch — vielleicht kommt ſie ſelbſt wieder hierher zurück.

Gräf. Dann kommen Sie, Margarethe! Wir wollen auch den Chevalier zurückhalten. ... So ſtrafbar Beide auch ſeyn mögen, iſt es doch beſſer, ihnen zu verzeihen, als dieſe Unbekannte einen Triumph über uns davontragen zu laſſen. — Ich höre ſie! Kommen Sie! ... ich mag nicht zum zweiten Male mit ihr zuſammen ſeyn. (Sie gehen rechts ab. Die Präſidentin kommt zur Mittelthür herein.)

Eilfter Auftritt.

Die Präſidentin. Der Chevalier. Luſſan. Der Marquis. Ein Bedienter.

Präſ. (im Eintreten) So wäre ich hier gefangen! — Kein Mittel, fortzukommen! — Meine Leute, mein Wagen, alles iſt verſchwunden! — Und ich könnte mich wahrhaftig fürchten, denn ich weiß nicht, ob Sie, meine Herren, Wächter für eine Gefangene, oder Vertheidiger für eine Dame in Gefahr ſind.

Marq. Wächter? ... Zweifeln Sie an unſerer Redlichkeit?

Präſ. Aber was ſoll ich nur davon denken? Indem man mich aus dem Schloſſe gehen heißt, verhindert man mich doch wieder daran! Und muß mir überhaupt nicht alles, was mir hier begegnet, was ich höre und ſehe, höchſt ſonderbar vorkommen? Doch möchte ich gern lieber darüber lachen, als böſe werden, und ich habe ſogar Luſt, die müſſigen Stunden meiner Gefangenſchaft damit auszufüllen, daß ich Ihnen allen einen Dienſt erzeige. Ich ſoll mich nicht in Ihre Vergnügungen miſchen, nun gut, ſo will ich mich in Ihr Glück mengen.

Marq. Und wie das?

Präſ. Sie ſollen's gleich ſehen. Jeder iſt hier unzufrieden, und wünſcht das, was er nicht hat. Herr von Luſſan iſt eiferſüchtig, der Herr Marquis langweilt ſich, und der Herr Chevalier iſt beſonders

in dieſem Augenblicke ſehr übler Laune! — Und doch hängt es vielleicht nur von mir ab, daß ſich dieſes alles auf der Stelle ändere! Wenn Sie mir helfen wollen, ſo ſoll, ehe eine Stunde vergeht, Jedermann zufrieden ſeyn.

Luſſ. Das iſt unmöglich.

Marq. Nun, wahrhaftig, da wär' ich doch neugierig, das zu ſehen.

Chev. Und was müßte man thun?

Präſ. Nichts, als mir verſprechen, meinem guten Rathe zu folgen.

Marq. O, ich verlange gar nichts Beſſeres.

Luſſ. Was riskire ich dabei?

Chev. Ich bin es zufrieden.

Präſ. Ich habe alſo Ihr Ehrenwort, meine Herren, mir zu gehorchen?

Alle Drei. Unſer Ehrenwort!

Präſ. Ich nehme es an und rechne darauf. — Alſo eine Stunde lang werden Sie mir blindlings Gehorſam leiſten! Sie, Herr Marquis, aus Neugierde; Sie, Herr von Luſſan, aus Rache; und Sie, Herr Chevalier, aus Nothwendigkeit, weil Sie mein Mitgenoſſe ſind.

Luſſ. Was auch immer jeden Einzelnen von uns dazu beſtimmen möge, wir werden gehorchen.

Präſ. Eine Stunde, und — drei ſolcher Männer, wie Sie! ... o! damit wollte ich einer ganzen Provinz den Krieg ankündigen! Urtheilen Sie alſo ſelbſt, ob es mir nicht gelingen muß, blos den Frie-

den in einem Schloſſe wieder herzuſtellen! — Aber ſo viel iſt gewiß: vollſtändiger Gehorſam während einer Stunde!

Marq. Während meines ganzen Lebens!

Chev. Ich habe nur eine Stunde verſprochen.

Präſ. (lächelnd) Ei! Sie ſind ein rebelliſcher Unterthan!

Bedienter. (tritt rechts ein) Fräulein von Luſſan bittet ihren Bruder, und die Frau Gräfin den Herrn Chevalier, zu ihr zu kommen.

Präſ. Vortrefflich! Meine Pläne glücken! Es kann nicht beſſer ſich fügen! (zu dem Bedienten) Sagen Sie den Damen, daß dieſe Herren nicht kommen werden.

Chev. Wie?

Präſ. Stillſchweigen! (zu dem Bedienten) Dieſe Herren laſſen den Damen ihren Reſpect vermelden, und ſtehen eben im Begriff, nach Paris abzureiſen. — Nun? — So gehen Sie doch! (Der Bediente geht nach einigem Zögern.) — Herr von Luſſan, haben Sie Pferde hier?

Luſſ. Zwei Reitpferde.

Präſ. Entfernen Sie ſich auf der Stelle alle Beide aus dem Schloſſe, aber ſo, daß man Sie fortreiten ſieht! Dann lenken Sie am Ende der Allee nach dem Dorfe ein, laſſen Ihre Pferde dort, und kommen unbemerkt wieder in's Schloß, wo ich Sie erwarte.

Luſſ. (zögernd) Aber ...

Chev. (ebenſo) Wenn nun ...

Präſ. Darf ſich der unbedingte Gehorſam ſolche Aber und Wenn erlauben? — Ich habe Ihr Wort.

Luſſ. Und wir halten es. — Kommen Sie, Chevalier!

Chev. (zu Luſſan) Ich verſichere Ihnen, daß die Dame ſich über uns luſtig macht.

Präſ. Möglich! ... aber das darf die Pferde doch nicht im Galopp hindern. ... Alſo vorwärts! (Der Chevalier und Luſſan gehen durch die Mitte ab.)

Zwölfter Auftritt.

Der Marquis. Die Präſidentin. Ein Bedienter.

Präſ. Und Sie, Marquis? ...

Marq. Ich? ich bleibe! ... und nichts auf der Welt ſoll mich daran hindern! ... Ich habe eine Wette darauf gemacht, nicht eher hier von dieſer Stelle zu weichen, bis ich ganz genau weiß, mit wem ich die Ehre habe zu ſprechen.

Präſ. Und wenn ich nun auch dagegen gewettet hätte, daß Sie es nicht wiſſen ſollen?

Marq. Nun denn, ſo müßte Einer von uns verlieren.

Präſ. Das wären Sie!

Marq. Oder Sie.

Präſ. Das wollen wir ſehen.

Marq. Erräth denn ein nur einigermaßen ge-

wandter Mann nicht alles, was eine Frau ihm geheim halten will?

Präſ. Verbirgt denn eine nur einigermaßen gewandte Frau nicht einem Manne alles, von dem ſie nicht will, daß er es wiſſen ſoll?

Marq. Wenn Sie mir nur wenigſtens gefälligſt auf zwei Fragen antworten wollten?

Präſ. Auf zwei? — Wohlan, ich fürchte Sie ſo wenig, daß ich Ihnen verſpreche, nicht eine davon ohne Antwort zu laſſen.

Marq. Zum Beiſpiel, wenn ich fragte, womit Sie Ihre Zeit verbringen?

Präſ. Nun denn, ſo würde ich es Ihnen ſagen.

Marq. Und ich daraus errathen, wer Sie wären.

Präſ. Doch nicht ſo ganz ſicher! ... Das Leben verſtreicht unter ſo unbedeutenden Geſchäften. — Welche Maſſe von Zeit verſchwendet nicht für's Erſte eine Frau an eine mehr oder minder ausgeſuchte Toilette, ſelbſt wenn ſie gar keinen Zweck mit ihrem Anzuge verbindet? ... Nennen Sie mir eine, die nicht ihre Zeit damit verſchwendete, Beſuche an Perſonen zu machen, oder dergleichen von Perſonen zu erhalten, die ſie manchmal ganz und gar nicht beſonders leiden mag? — Giebt es endlich eine, die nicht genöthigt wäre, auf an ſich ganz unſchuldige Vergnügungen Verzicht zu leiſten, um ſich die Achtung von Menſchen zu erwerben, die ſie oft ſelbſt nicht achtet? — Und dies iſt nicht nur allen Frauen gemein, ſondern, geſtehen Sie es nur, mein Herr, es giebt auch eine

Menge Männer, die nichts Nützlicheres und Anſtändigeres thun, als eben dies, und dies alsdann ein für die Einen wie für die Andern ſehr wohl angewendetes Leben nennen.

Marq. (lächelnd) Vortrefflich! — Wenn ich nun aber ferner fragte, was Ihre Gedanken beſchäftigt?

Präſ. Das würde Ihnen eben ſo wenig das entdecken, was Sie zu wiſſen verlangen.

Marq. Laſſen Sie doch einmal hören! — Aber die Wahrheit!

Präſ. Die Wahrheit iſt dieſe, daß alle Frauen Einen Gedanken haben, der der verſtändigſten durch's Köpfchen geht, wie der leichtſinnigſten am Herzen liegt, nämlich den, daß das ganze Glück darin beſteht, zu lieben und wieder geliebt zu werden. Da nun aber dieſer Wunſch allen eigenthümlich iſt, ſo kann er Ihnen nicht dazu dienen, um zu errathen, zu welcher Klaſſe diejenige gehört, die ihn eben im Kopfe oder Herzen hegt.

Marq. Und doch werde ich errathen.

Präſ. Habe ich mir doch nicht halb ſo viele Mühe gegeben, um den Herrn Marquis von Stainville zu errathen.

Marq. Mich errathen? mich!

Präſ. Ich weiß, daß ihm der Ruf eines geiſtreichen Mannes nicht genügt hat, ob es gleich in der großen Welt gewaltig viele Leute giebt, die mit Wenigerm auskommen. Um alſo wirklich glücklich zu werden, müßte er ...

Marq. Ihnen gefallen können!

Präſ. (lachend) Ganz und gar nicht! Denn indem der Herr Marquis noch Eine Eroberung zu der Menge ſeiner übrigen hinzufügt, thut er gewöhnlich nichts, als die Gattung ſeiner Langeweile zu wechſeln. Nein! er müßte Ruhm erwerben, ſein Ehrgeiz müßte geſchmeichelt werden.

Marq. Was ich bis jetzt davon geſehen, hat mir einen Ekel dagegen beigebracht.

Präſ. Oh! das glaube ich ſehr gern! Jener Ehrgeiz, das unſinnige Verlangen, Titel, Würden, Stellen und Reichthümer aufzuhäufen — jener Ruhm, der nichts als hohles Geräuſch iſt, kann höhern Gemüthern, feiner organiſirten Seelen nicht ſich aneignen. Aber ſeinen Namen mit edlen Unternehmungen zu verknüpfen, ſich durch wahres Verdienſt berühmt zu machen, dem Glücke Anderer förderlich zu werden, reich zu ſeyn, wo ſo viel Gutes zu thun noch übrig iſt, mächtig zu ſeyn, wo es noch ſo große Thaten zu vollbringen giebt — o! wer könnte Reichthum und Macht unter ſolchen Anſichten noch verachten?

Marq. Welche Sprache! — Welche Blicke!

Präſ. Und giebt es denn nicht auch neben dieſen ernſten Ideen noch reizende Vergnügungen?

Marq. Vergnügungen? — Ich bin ihrer überdrüſſig.

Präſ. O ja, allerdings dieſer Feſte und dieſer nutzloſen Unruhe. O! wie muß dies ermüden! —

Aber den Künſtrn zu leben, jene Talente in ſeine Nähe zu rufen, welche dem Leben neuen Reiz verleihen, ſeinen Geiſt mit tauſend neuen Ideen zu beſchäftigen, das halte ich für das wahre Vergnügen, deſſen können wir niemals überdrüſſig werden. — Doch ich fürchte, daß meine Unbekanntſchaft mit den Verhältniſſen der großen Welt mich in Ihren Augen recht lächerlich macht!

Marq. O! Sie ſind in meinen Augen das edelſte und hinreißendſte aller weiblichen Weſen, und das Einzige, deſſen ich nie überdrüſſig werden würde, wäre dies, Sie zu ſehen und Ihnen zuzuhören! — Aber vergaßen Sie nicht bei allen den Mitteln, um glücklich zu werden, welche Sie mir ſchilderten, dasjenige, das man in Ihrer Nähe nie vergeſſen kann — die Liebe?

Präſ. (lächelnd) Was könnte ich darüber ſagen, da ich ſie nicht kenne? ... ich, die blos dies in Erfahrung gebracht hat, daß man nie verliebt ſeyn kann, ohne Albernheiten zu begehen, und nie von Liebe ſprechen, ohne dergleichen zu ſagen?

Marq. (lebhaft) O, das würde der Fall nicht ſeyn, wenn man ein edles Herz und einen hellen Verſtand fände, wenn man ſich ſchätzte, um ſich zu lieben, und ſich auf ewig liebte!

Präſ. (erſtaunt) Iſt das ein Mann aus der großen Welt, ein von ihr gelangweilter und ſtolz herabblickender Mann, der ſo ſpricht?

nen heftigen Ausbruch innerer Unruhen zu befürchten.

Da rieth ihm der Mufti: Schrecke den Ungehorsamen, zeige deine Gewalt, und er wird nachgeben, lieber sein Leben erhalten, als den Bund mit dem Fürsten der Afghanen, oder seine menschenfreundlichen, sophistischen Grillen. Glaube nur, er verläßt sich auf den Schutz des Heeres, drum giebt er öffentlich nicht nach, setze ihn in die Nothwendigkeit, ohne diese Stütze entscheiden zu müssen, und er wird wohl sich auf die Seite des größern Vortheils wenden. Der schwache Großsultan ward überredet, und als die Nacht einbrach, wurde ein Bassa mit Bewaffneten aus dem Serail durch heimliche Eingänge, die nur für den Gebrauch des Großsultans bestimmt waren, in Saphiriens Pallast gesendet, um ihm die Wahl zwischen der seidnen Schnur und dem unbedingten Gehorsam für den Willen des Großsultans zu lassen.

Nur zu gut gelang es diesem, den heimtükkischen Mufti an der Spitze habend, sich der Eingänge von Saphirions Gemächern so zu versichern, daß keine Rettung, wenn er sie auch hätte versuchen wollen, keine Mittheilung nach außen für den gefürchteten Heerführer übrig blieb. Saphirion übersah schnell die Lage, in der er sich be-

Marq. (traurig) Ha! ſollte es wohl, ſo wie es einen Ehrgeiz und Vergnügungen giebt, die ich nicht kannte, auch eine Liebe geben, die ich nie kennen lernte? Beſäße das weibliche Weſen, das mein Herz klopfen ließ für große Ideen, für ein nützliches und vernünftiges Daſeyn, eine Gewalt über mich, wie ſie bisher noch Niemand über mich gegeben war? ... Iſt mir's doch, als ob hier alles ganz verändert ſey! — O ſprechen Sie, ſprechen Sie weiter!

Präſ. (etwas unruhig) Ich!?

Marq. Sie, deren Stimme ſo ſüß, deren Worte ſo rührend ſind! Sie, die man lieben muß! Sie, die Sie in mir höhere, edlere Gedanken erweckt haben, die, ich fühle es, mich allein würden glücklich machen können! Sie, neben der man ſo leicht den Ruhm und das Glück begreift! O reden Sie, reden Sie! Was iſt das für eine Macht Ihres Geiſtes, die auch den meinen neubelebt und zu dem Beſſeren erhebt?

Präſ. (für ſich) Warum bin ich denn ſo unruhig?

Marq. Sie, deren Gedanken alles, alles errathen!

Präſ. Aber deren Herz nicht das Mindeſte kennt.

Marq. Warum ſo unruhig, ſo verlegen, weil ich es wage, Ihnen zu ſagen, daß ich Sie liebe? — Dieſe Sprache ...

Präſ. Iſt mir gänzlich fremd, ich verſichere es Ihnen.

Marq. Wie? — Sie wüßten nicht —?

Präſ. (lächelnd, um ihre Unruhe zu verbergen) Ei nun — ſagten Sie nicht auch ſo eben, daß Sie

bis zu dieſem Augenblicke den Ruhm nicht gekannt hätten?

Marq. O ſagen Sie mir, ſagen Sie mir es auch, daß Sie bis zu dieſem Augenblicke die Liebe nicht gekannt haben!

Präſ. (lächelnd) Ich, die ich Ihnen blos ein wenig Vernunft predigen wollte!

Marq. Und ich, der ich wollte, daß Sie dieſe bei mir vergäßen!

Präſ. (bewegt) Wenn Sie meinem Rathe folgen wollten!

Marq. (zärtlich) Oh! wenn Sie das mit dem meinen thäten!

Präſ. Wenn Sie auf mich hörten, wie ſehr würde man Sie bewundern!

Marq. Wenn ich ganz von Ihnen verſtanden würde, wie ſehr würden Sie mich lieben!

Präſ. (unruhig) Aber ... die Vernunft...?

Marq. (zärtlich) Aber ... die Liebe ...?

Präſ. (verſucht zu ſcherzen, um ihre innere Bewegung zu verbergen) Es kommt mir in der That vor, als ob wir uns ganz und gar nicht mehr verſtehen.

Marq. (ihre Unruhe bemerkend) Es ſcheint mir im Gegentheile, als ob wir eben nun anfingen, uns zu verſtehen! — O weh! — da kommt Jemand!

Bedienter. (eintretend) Der Läufer des Herrn Marquis hat ſo eben Depeſchen für ihn gebracht.

Marq. Depeſchen?

Bed. Ordres von Sr. Majeſtät dem Könige.

Marq. Gieb! — Hab' ich nun noch Unrecht, die Größe zu verwünſchen, die ich unverdient ererbt habe? (Er nimmt das Paket, und bittet durch eine Bewegung die Präſidentin um Erlaubniß, es zu leſen. Der Bediente geht ab, die Präſidentin ſeitwärts vor.)

Präſ. (für ſich, während er lieſt) Mein Himmel! — Sollte er in meinem Herzen eben ſo weit vorgeſchritten ſeyn, als ich es in ſeinem Geiſte zu thun wünſchte? — Ja, ja, legt euch da nur einmal auf's Moraliſiren!

Marq. Es iſt meine Ernennung zum Gouverneur von Burgund.

Präſ. Ah!

Marq. Mit der Gnade, die mir Se. Majeſtät dadurch beweiſt, verbindet er zugleich die, mir zu verſtatten, dort nicht reſidiren zu müſſen.

Präſ. Und... (Der Marquis iſt in der Nähe des Tiſches mit Schreibegeräth.) Und Sie werden Sr. Majeſtät antworten, daß Sie morgen Höchſtderſelben für die erſte Gnade danken, aber die zweite nicht annehmen würden.

Marq. Wie?

Präſ. (mit Anmuth und Feinheit) Sehen Sie, wie ich Sie ſtets errathe! ... Die Gelegenheit, Gutes zu thun! ... wenn man ſchon den feſten Vorſatz dazu hat! — (Der Marquis ſteht an dem Tiſche und zögert. Sie fährt fort, indem ſie zurücktritt.) Ich ziehe mich zurück, wenn Sie dies am Antworten hindert.

Marq. O nein! Bleiben Sie! (Er ſetzt ſich an den Tiſch, ſcheint aber noch immer unentſchloſſen, was er thun ſoll.)

Präſ. Es giebt manchmal fern vom Throne große, aber ungekannte Talente, verkannte hohe Eigenſchaften, verfolgte Bedrängte und leidende Arme — o! welch ein ſchönes Recht, dieſe zu beſchützen, zu vertheidigen, zu unterſtützen! Es iſt die ſchönſte Hälfte der königlichen Autorität, welche Se. Majeſtät Ihnen anvertraut.

Marq. (lebhaft) Ja! es iſt ein edler Auftrag, und mein Dank dafür ſoll dem Könige beweiſen ... (Er fängt an zu ſchreiben, hält aber wieder inne.)

Präſ. Daß Niemand beſſer als Sie dieſe Pflichten zu erfüllen wiſſen wird.

Marq. Eine Macht, welche mir die Größten beneiden werden!

Präſ. Und die man von den Kleinſten ſegnen laſſen kann!

Marq. (hat einige Zeilen geſchrieben, und betrachtet die Präſidentin lächelnd) Keine müſſigen Stunden mehr.

Präſ. Aber auch keine Langeweile.

Marq. Nicht mehr jene ſchönen Feſte am Hofe — aber vielleicht einige Segnungen im Volke.

Präſ. (ihn mit Feinheit anſehend) Keine beneidete Glücksfälle und Tage voll Glanzes mehr!

Marq. Aber, wenn Sie wollen, einige wahrhaft glückliche Stunden.

Präſ. Nicht mehr zahlloſe Eroberungen von Damen nach der Mode, von Größe, Luxus und Glanz verblendet?

Marq. (ſie mit ſeinem Blicke befragend) Aber eine Einzige vielleicht, die uns um unſerer ſelbſt willen liebt.

Präſ. (mit ſehr herzlichem Tone) Recht oft gute Thaten — manchmal auch Ruhm.

Marq. (ihre Hand ergreifend) Aber Glück immerdar! — Nicht wahr?

Präſ. (ihre Hand zurückziehend) Oh! ſo ſchreiben Sie doch!

Bedienter. (kommt mit zwei Briefen in der Hand aus der Thüre rechts und geht nach der Thüre links zu mit den Worten:) Soll pünktlich beſorgt werden, gnädige Frau!

Präſ. (zum Bedienten) Komm' Er hierher! Man hat Ihm zwei Briefe gegeben, einen an Herrn von Luſſan und den andern an den Chevalier?

Bed. Ja, Madame.

Präſ. Davon war ich überzeugt. Er ſoll auf der Stelle nach Paris reiten und ſie den beiden Herren überbringen?

Bed. Ja, Madame.

Präſ. Dort wird Er ſie nicht finden. Nur ich weiß, wo ſie jetzt ſind. Gebe Er her. Ich will den Herren dieſe Briefe einhändigen. (Sie nimmt die Briefe.) Jetzt kann Er gehen; Sein Geſchäft iſt abgethan.

Bed. Aber Madame ...

Präſ. Sehe Er nur; ich ſtehe für alles.

Marq. (hat ſeinen Brief zugemacht und übergiebt ihn dem Bedienten.) Sey Er doch ſo gut und gebe Er dies meinem Läufer. (Der Bediente geht ab.)

Präſ. (beide Briefe in der Hand) Ich errathe, was dieſe beiden Briefe enthalten.

Marq. So errathen Sie alſo alles?

Präſ. (lachend) Und Sie — nichts?

Marq. Oh, ich weiß wohl, was ich am liebſten wiſſen möchte!

Präſ. Und das wäre?

(Hier kommen die Gräfin und Margarethe v. Luſſan aus der Thüre rechts, bleiben ſtehen und horchen.)

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Die Gräfin. Margarethe.

Marq. (zur Gräfin) Hatten Sie mir nicht vorhin geſagt —?

Präſ. Was denn?

Marq. Daß geliebt zu werden, der Wunſch aller Frauen ſey.

Gräf. (leis zu Margarethen) Wie? noch im Schloſſe? Und wie es ſcheint, fängt ſie auch mit dem Marquis an!

Präſ. (lachend zum Marquis) Das hätte ich geſagt? — O! das wäre ja ganz unverſtändig!

Marq. (zärtlich) O nein — ſehr verſtändig — denn es verſpräche Glück.

Marq. (leis zur Gräfin) Sie dürfen das wirklich nicht zugeben!

Gräf. (leis zu ihr) Nun, Sie ſollen ſehen!

Präſ. (zum Marquis) Ich ſcherzte nur vorhin.

Marq. (zärtlich ihre Hand ergreifend) Und ich, ich ſcherze jetzt ganz und gar nicht mehr.

Gräf. (tritt vor und lacht aus Leibeskräften) Allerliebſt, Herr Marquis, ganz allerliebſt! — Ich mache Ihnen mein Compliment.

Marq. (verlegen) Ihr Compliment?

Gräf. Wiſſen Sie auch, daß, wenn man mit ſo vieler Anmuth Jemand täuſchen will, man außerordentlich darin geübt ſeyn muß.

Marq. Täuſchen?

Präſ. (für ſich) Was iſt das?

Gräf. Ihre Stimme war ſo ſüß, ihr Ton ſo herzlich, daß, wenn ich nicht wüßte, wozu wir uns beredet haben ...

Marq. (erſtaunt) Beredet! — (beſinnt ſich) Ah! (Er macht der Gräfin Zeichen.)

Gräf. Nun aber iſt's Zeit, daß die Sache zu Ende kommt.

Präſ. (ungeduldig) So drücken Sie ſich doch deutlich aus, Frau Gräfin! — Wovon iſt denn die Rede?

Gräf. Je nun, wir verabredeten uns dieſen Morgen mit dem Herrn Marquis wegen einer kleinen Rache.

Marq. (lebhaft) Mit mir? Ganz und gar nicht! — Ich habe nichts mit verabredet.

Gräf. Es wäre weder anständig noch rechtlich, dieſen Scherz länger fortzuſetzen, und der Herr Marquis iſt zu gefährlich, als daß es nicht grauſam wäre, ein weibliches Weſen ſeinen Verführungen auszuſetzen.

Präſ. (für ſich, mit Schmerz) So war es nur ein Spiel!

Gräf. Der Herr Marquis ſollte Liebe heucheln, zu gefallen ſuchen, und uns dann mit der Erzählung amüſiren, wie ...

Marq. (unterbrechend) Nein, ich ſchwöre, daß meine Worte ...

Präſ. (mit Würde beginnend, aber ſehr ergriffen endend) Vergeſſen ſeyn ſollen! ... Und wenn die meinen wirklich gehört worden ſind, nun denn, ſo will ich das auch nicht bedauern. Jeder Kampf hat ſeine Gefahren, und es giebt keinen Sieg, der nicht etwas gekoſtet hätte.

Marq. (für ſich) Wie bewegt ſie iſt!

Präſ. Jetzt aber iſt nun alles zu Ende, und ich würde mich ſchon wieder entfernt haben, wenn nur mein Wagen hier wäre, und ich erſt dieſe beiden Briefe an ihre Adreſſen gebracht hätte.

Gräf. (ſtaunend) Unſere Briefe! — Sie haben unſere Briefe?

Marq. Das iſt abſcheulich!

Präſ. Ich nahm ſie, weil ich ſie (geht nach der Thür links) dieſen beiden Herren verſprochen hatte.

Gräf. Wie?

Präſ. Kommen Sie, Herr von Luſſan, kommen Sie, Chevalier!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Luſſan. Der Chevalier.

Präſ. Ich entbinde Sie Ihres Schwures.

Marq. (bei Seite) Sie waren hier!

Präſ. Man liebt Sie, und man ruft Sie zurück, um Ihnen dies zu ſagen. Ich hatte das vorausgeſehen. Es bedurfte nichts; als der Furcht Sie zu verlieren, um den ganzen Werth Ihrer Liebe zu begreifen. (Sie übergiebt ihnen die beiden Briefe.)

Gräf. Aber ... wer ſind Sie denn nur, Madame?

Präſ. (mit würdigem, aber ironiſchem Tone) Fragen Sie den Herrn Marquis von Stainville; denn wenn er ſich verbindlich gemacht hatte, eine Frau zu verführen, die er nicht liebte, ſo hatte er gewiß auch gewettet, ihren Namen zu errathen, den er nicht kannte. — (boshaft lächelnd) Sollte er denn alle Wetten heute verlieren?

(Luſſan und der Chevalier ſind, nachdem ſie ihre Briefe geleſen haben, zu der Gräfin und Margarethen gegangen.)

Marq. (lebhaft) Nein, beim Himmel! ich werde ſie nicht verlieren! — Noch geſtern waren meine

glücklichſten Tage voll Langeweile, Mißmuth und Abſpannung; jetzt fühle ich, was glücklich machen, glücklich werden heißt, ſelbſt für den Unglücklichſten! — Wer hat meiner Seele dieſe Kraft niedergeſchenkt, die ihr fehlte? — Es war die Macht des Geiſtes eines weiblichen Weſens! Und dieſes holde Weſen... O! ich wäre ja der unglückſeligſte aller Menſchen, wenn ſie nicht ihren Namen, heiße er auch wie er immer wolle, bald und für immer in den der Marquiſe von Stainville umwandelte!

Präſ. (für ſich) Wäre es möglich!

Gräf. (überraſcht) Wie? Sie liebten ſie? Sie! der noch dieſen Morgen ...

Marq. O! was am Morgen eine Lüge war, wird manchmal am Abend zur Wahrheit!

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Gombaud (eiligſt).

Gomb. Wir ſind gerettet! — Ein Freund der gnädigen Frau, der Herr erſte Präſident des Parlaments von Paris, deſſen Wagen ich glücklicherweiſe auf der Heerſtraße noch erkannte, kommt uns zu Hülfe, gnädigſte Frau Präſidentin.

Gräf. Was höre ich? (Allgemeines Staunen.)

Präſ. (lachend) Es iſt gut. — Er kann mit uns zu Abend eſſen, wenn meine Nichte es erlaubt.

Gomb. (ſtaunend) Ah! (Geht ab.)

fand. Sie hätten dieser Verkehrungen nicht bedurft, denn hätte er sich auch durch einen Aufruhr des Heeres, das ihm ganz ergeben war, retten können, für diesen Preis hätte er doch sein Leben nicht erkauft. Heldenruhm in neuem Kriege, Rettung seines Lebens, und Vortheile unermeßlicher Schätze, die er in diesem Kampfe erbeuten konnte, lagen auf der einen Seite vor ihm, aber auf der andern stand ein unterdrücktes, dem Herrscherwillen eines Tyrannen preisgegebenes, mit Strömen Blutes zur Knechtschaft gezwungenes Volk, stand ein Krieg, der Hunderttausenden das Leben kosten, den Kern der Jugend einer Nation vernichten, das Recht willkührlich über den Haufen werfen, und unter den Fußtritt der schändlichsten Gewalt beugen würde. Und das alles, weil er schwach genug gewesen sey, nicht für das allgemeine Glück eine Spanne Leben aufopfern zu wollen! Da bedachte er sich keinen Augenblick länger, blickte dem hohnlächelnden, giftigaufschwollnen Mufti groß und edel ins matte Auge, rief ihm zu: sage dem Grossultan, du Sklave der Gemeinheit, daß das Recht ewig, und mein Tod nur ein neues Siegel auf sein unverletzliches Gesetzbuch ist, und legte sich selbst die seidne Schnur um den Hals. — Vor seines Eltern Pallast aber und unter ihren Freudenthränen

Gräf. (geht zur Präſidentin) Wie? — meine Tante!

Alle. Ihre Tante!

Präſ. (lachend) Und um die Erkennungsſcene vollſtändig und unbezweifelt zu machen, ſo ſtatte ich meine Nichte aus, und mache ſo die Thorheiten wieder gut, welche ihre Verhältniſſe in Unordnung gebracht haben. Da nun aber Sie, Herr von Luſſan, mein Neffe werden, ſo werden Sie mir auch erlauben, Ihre Fräulein Schweſter ebenfalls auszuſtatten und ſie mit dem Herrn Chevalier zu vermählen, obgleich meine Bekanntſchaft mit ihm ſich erſt von heute Morgen datirt.

Chev. (zu Margarethen) Sie ſehen, daß ich nicht gelogen habe.

Gräf. Meine Tante! — meine Großtante! — Wie iſt denn das nur möglich? — Sie ſind ja ſeit länger als zwanzig Jahren verheirathet!

Präſ. Ich war zehn Jahre alt, eine Waiſe und reich. Eines Tages führte man mich aus der Kloſterpenſion, in welcher ich mich befand, mitten in eine große Verſammlung, und befahl mir da, etwas zu unterſchreiben, und als dies geſchehen war, nannte man mich Frau Präſidentin. Darauf zeigte man mir einen Herrn von ſehr finſterm Anſehen, der wahrſcheinlich nie eine Miene zum Lächeln verzogen hatte, und ſagte mir, daß er ſeit fünfzig Jahren von aller Welt geſchätzt und verehrt werde, daß er Herr von Lamorinière heiße, und ich ſeine Gemahlin ſey. Ich

war noch völlig ein Kind, und fürchtete mich gar gewaltig. — Dies war meine Vermählung! — Man brachte mich wieder auf einige Jahre ins Kloſter, und nachher verfloſſen meine Tage an der Seite eines Greiſes, der ein trefflicher Mann von Geiſt und Herz war. Ich habe nichts geſehen, nichts gelernt, nichts erfahren, als was der Herr Präſident mich ſehen, lernen und erfahren laſſen wollte. So verſtrich mein Leben. — Jetzt kam ich nun hierher, um zu erforſchen, ob Geiſt und Verſtand, wie ſie in der Provinz zu Hauſe ſind, auch in Paris aushelfen können.

Gräf. O verzeihen Sie, theure Tante! Ein Irrthum, eine Ueberraſchung! ...

Präſ. Wenn man nichts zu befürchten hat, braucht man ſich vor Ueberraſchungen nicht zu ſcheuen. — Doch auch ich, meine Freunde, habe ganz leidlich eichtſinnig mich benommen, und bin wirklich ein wenig beſorgt, den ehrwürdigen Namen des Herrn Präſidenten von Lamorinière compromittirt zu haben.

Marq. (ihr ſeine Hand darbietend) Da ſehen Sie nun wohl, daß Sie werden einwilligen müſſen, dieſen Namen zu verändern.

Präſ. (lächelnd) Je nun ... nur nicht gar zu geſchwind!

Marq. Kann man denn zu ſehr eilen, um glücklich zu machen?

Präſ. (ihm die Hand gebend) Und zu werden.

(Der Vorhang fällt.)

Eine

homöopathiſche Kur.

Luſtſpiel in einem Akte.

Nach Fouenier und Mievillie

von

Th. Hell.

Perſonen.

Frau von Bergen, eine junge Witwe.
Karl von Anderf, ihr Couſin.
William White, homöopathiſcher Arzt.
Marie, Kammerfrau } der Frau von Bergen.
Klaus, Bedienter }
Bediente.

Die Bühne ſtellt einen Salon dar. Thüren im Hintergrunde und an den Seiten. Ein Kamin rechts. Eben da weiter vor ein Tiſch mit Schreibgeräth.

Erſter Auftritt.

v. Andorf. Klaus.

Klaus. (ſitzt allein, links) Acht Tage! — acht lange Tage nichts anderes eſſen, als ...

v. And. (tritt zur Hinterthür ein) Frau von Bergen?

Klaus. (ſteht auf) Die gnädige Frau iſt nicht ſichtbar.

v. And. So werde ich warten.

Klaus. Das möchte vergebens ſeyn. — Die gnädige Frau nimmt keine Beſuche an, ſeit dem Tode des gnädigen Herrn.

v. And. Alſo iſt's doch wahr! — Frau von Bergen iſt frei! — frei ſeit länger als einem Jahre! — Man hatte mir's in Hamburg wohl geſagt, als ich dort ein Paar Tage mich aufhalten mußte, aber ich konnte ein ſolches Glück gar nicht für möglich halten.

Klaus. (für ſich) Nun, der bedauert den ſeligen gnädigen Herrn nicht eben außerordentlich! — Gewiß ein Stück von einem Verwandten!

v. And. Wie ich mich darnach ſehne, ſie wiederzuſehen! — Sage mir doch, lieber Freund, kann man nicht das Verbot auf irgend eine Art umſchiffen? (Er klimpert mit Geld in der Taſche.)

Klaus. Pfui doch, mein Herr! — Ich, und der gnädigen Frau ungehorſam ſeyn! Da verlöre ich ja meinen Dienſt ohne Weiteres, müßte wieder auf mein Dorf zurück, wieder werden, was ich war, ein armſeliger Ackerknecht — und, ſehen Sie, ich habe nie dem Ackerbau rechten Geſchmack abgewinnen können. — Es lebt ſich hier ſo gut!

v. And. Du biſt ein Leckermäulchen!

Klaus. Bin's allerdings geweſen, aber nun nicht mehr — ſeit dem letzten Vorfalle, der mir ...

v. And. Schon gut, ſchon gut! — Alſo Frau von Bergen iſt durchaus nicht ſichtbar?

Klaus. Nein, mein Herr! — ausgenommen für einen Couſin ihres Mannes, einen Herrn, der von einer langen Reiſe zurückkommen ſoll.

v. And. Das bin ich ja eben!

Klaus. Sie! — (für ſich) Sagte ich's nicht! — (laut) Sie wären alſo —?

v. And. Karl von Andorf, der von einer weiten Reiſe zurückkommt, und ſchon vor längerer Zeit an Herrn von Bergen geſchrieben hatte, ein Quartierchen für ihn parat zu halten.

Klaus. Ah, das ist etwas Anderes! — Wir warteten ja schon lange auf Sie, — das Quartierchen auch — da links ist's zurecht gemacht. Die gnädige Frau hat blos die Communicationsthüre vermauern und eine auf die andere Treppe herausbrechen lassen.

v. And. Warum denn?

Klaus. Wahrscheinlich um Ihnen nicht zu begegnen.

v. And. Wozu aber diese Vorsicht?

Klaus. Ja, das weiß ich nicht. Uebrigens stehen wir Alle Ihnen zu Diensten. Da aber jetzt der Arzt bei der gnädigen Frau ist, und man sie da nicht stören darf, so haben der Herr nur zu befehlen, wenn Sie indessen irgend etwas haben wollen.

v. And. Ja, das will ich. Ich bin teufelmäßig hungrig — so ein rechter Wolfshunger — und bitte Dich daher, bring' mir was zu frühstücken.

Klaus. Hierher?

v. And. Wie Du willst.

Klaus. Was wünschen Sie denn zu frühstücken?

v. And. Was es giebt. Mir alles gleich.

Klaus. Nämlich ...

v. And. Nun?

Klaus. Ich muß Ihnen nämlich sagen, daß wir jetzt für den Augenblick blos eine Gänseleber-Pastete haben.

v. And. Vortrefflich!

Klaus. Ach, mein Herr!

v. And. Was ist Dir denn?

Klaus. O nichts, nichts! — und da Sie es so befehlen, sollen Sie gleich bedient werden. (Geht langsam in den Hintergrunde ab.)

Zweiter Auftritt.

v. Andorf (allein).

Ist's doch beinahe, als ob mein Frühstück ihn in seiner Rechnung störe, und der närrische Kauz es für sich selbst bestimmt gehabt hätte! — Den werde ich mir nicht zum Freunde bei Amalien gemacht haben! — Und Amalie! — sie ist Witwe und zählt erst zwanzig Jahre. — Ich fühle so ein Wohlbehagen in mir, so eine Freude! Es ist mir, als ob's gar keinen Zweifel mehr für mich gäbe! Bis jetzt hat sie Niemand sehen, Niemand sprechen wollen. O, vortrefflich! Sie wird sich gewiß meiner Verzweiflung erinnert haben, als ihre Aeltern damals mir meinen Cousin vorzogen. Die gute Amalie! Sie wird mich nicht noch einmal haben aufopfern wollen! Sie wird bei sich gedacht haben: „Der arme Andorf reist jetzt in der Welt umher, und sucht sein Glück zu machen; nun, bei mir soll er es finden."

Dritter Auftritt.

v. Andorf. Klaus.

Klaus. (bringt einen kleinen Tisch, auf dem ein Frühstück mit einer Pastete angerichtet ist, und setzt ihn

in die Mitte der Bühne) Nun da! da iſt die verwünſchte Paſtete! — (für ſich) Mein ganzer Appetit iſt ſchon wieder bei dem bloßen Geruche zum Teufel! — (laut) Da iſt auch Clos-Vougeot.

v. And. Clos-Vougeot? O! das iſt ja ganz vortrefflich! — (er ſetzt ſich) Bei dem Talisman da will ich ſo lange warten, als es nur beliebt. — (fängt an zu eſſen) Delicat! Ganz köſtlich! (ſchenkt ſich ein und trinkt) Ein ſuperbes Weinchen! (ißt wieder) Aber die Paſtete! — ſo etwas Gutes iſt mir lange nicht vorgekommen.

Klaus. (rechts ſtehend, für ſich) Wie er ißt! wie er einhaut!

v. And. Nun, was ſiehſt Du mich denn ſo an?

Klaus. Ich? Gnädiger Herr!

v. And. Haha! Du fürchteſt Dich, ich möchte für Dich nichts übrig laſſen!

Klaus. Im Gegentheil — es wird für mich nur noch gar zu viel übrig bleiben.

v. And. Bah! Wenn ich Dich alſo erſuchte, hier ſo ein Schnittchen Paſtete mit mir zu verſpeiſen ...

Klaus. Da ſoll mich der Himmel davor bewahren!

v. And. Nun, das muß ich ſagen! — das iſt mir noch nicht vorgekommen.

Klaus. Ach, glauben Sie ja nicht, daß ich immer ſo einen Abſcheu vor der Paſtete gehabt habe — im Gegentheil — erſt noch vor vier Tagen! — Ach!

eben deshalb, weil ich sie erst allzulieb gehabt habe, verabscheue ich sie jetzt so gewaltig.

v. And. Mach' mich nicht neugierig!

Klaus. Leider ist's so.

v. And. Nun, da mußt Du mir die Geschichte Deiner Liebe und Deines Hasses erzählen, oder im Guten oder mit Gewalt hier das Restchen in Dich bringen.

Klaus. Barmherzigkeit! Barmherzigkeit! Da will ich Ihnen lieber alles bekennen! — Nun denn! Vor drei Tagen speiste der Arzt der gnädigen Frau, der Herr Doctor White, hier bei uns; da gab's gerade auch bei Tafel eine Gänseleber-Pastete. Der Herr Doctor fand sie so ausgezeichnet, daß die gnädige Frau ihn einlud, sie den andern Morgen zum Frühstück vollends zu verspeisen. — O, er ließ sich auch nicht lange bitten, der verwünschte Mediziner!

v. And. Ei, ei! Du nimmst Dir, wie es scheint, einige Freiheiten heraus!

Klaus. Ach! Sie müssen es mir nicht übel nehmen, wenn ich ihm alle Teufel auf den Hals wünsche, ihm und dem Dinge, was er sein System nennt — ich habe wohl alle Ursache dazu. Seit er bei der gnädigen Frau einen so großen Stein im Brete hat, und das ganze Haus gouverniet ...

v. And. Nicht möglich?!

Klaus. Hören Sie nur! — Abends also, als er fort war aus dem Speisesaale, und ich mich so ganz allein tête à tête mit dem bewußten Gerichte befand,

hob sich die Ehrenpforte immer herrlicher und nur der Schlußbogen fehlte noch zu ihrer Vollendung. —

Auf dem Throne Persiens übte Saphirion Recht und Frieden. Er fühlte sich selbst glücklich in dem Bewußtseyn alle Kräfte anzustrengen, um seine Unterthanen glücklich zu machen. Auch beteten sie ihn an, und wie sich sonst ihr Auge zu dem Throne wie zu einem Vulkane hob, vor dessen Feuerausbrüchen sie in keiner Stunde sicher waren, so blickten sie jetzt nur dahin wie zu dem blumenbesäeten Hügel, von dem herab die befruchtende Quelle in die Thäler rinnt. Eifrig arbeitete neben ihm am schönen Werke sein Freund Malek Hogar. Einst war Saphirion hinausgestoßen gewesen ins Elend von seinem grausamen Bruder, dem er jetzt in der Regierung gefolgt war, da hatte ihn Hogars Vater schützend aufgenommen in seinem kleinen ferngelegenen Eigenthum. Mit dessen Sohne war er emporgewachsen, Dank und innige Zuneigung ketteten Saphirion an ihn. Der Vater starb, bald darauf Saphirions Bruder, und des neuen Herrschers erste Freude war es, Hogar an seine Seite zu rufen, und mit ihm vereint das schöne Werk der Beglükkung seines Volks zu unternehmen.

Aber in Hogars Seele wohnte nicht der Engel

da fielen mir alle die außerordentlichen Lobeserhebungen wieder ein, die man ihm beigelegt hatte. — Das Ansehen war so ganz appetitlich — der Geruch so köstlich — er stieg mir ordentlich zu Kopfe — kurz und gut, mein Herr, durch ein unglückliches Schicksal unwillkührlich fortgerissen ...

v. And. Hast Du davon gekostet?

Klaus. Ach, leider, ja! — und so gründlich gekostet, daß, als der Herr Doctor am andern Morgen sich zum Frühstück an die Tafel setzte, ich ihm — gar nichts mehr davon zu serviren hatte. — Ich ward bestürzt, ich stotterte — ich glaube gar, ich schob's auf die Katze.

v. And. Das arme Thier!

Klaus. O! in dem furchtbaren Augenblicke hätte ich meinen leiblichen Bruder denuncirt! — Der Herr Doctor White aber richtete ein Paar Augen auf mich — ein Paar Augen, aus denen die helle Flamme der Eifersucht loderte. — „Aha!" sagte er hämisch lächelnd, „der Herr Klaus scheinen Pasteten zu lieben? O, mein braver Junge, da sollst Du Dich satt daran essen!" — Und nun bat er die gnädige Frau, ihm zu erlauben, daß er mich von meiner Genäschigkeit gründlich heilen dürfe. Die willigte auch ein, und da ließ er den Haushofmeister kommen, und sagte zu diesem, indem er auf mich zeigte: „Es ist Ihnen von heute an bei Strafe sofortiger Entlassung verboten, Meister Klaus hier acht Tage lang hinter einander

irgend eine andere Speiſe und Nahrung zukommen zu laſſen, als Gänſeleber-Paſtete."

v. And. Wahrhaftig? — Das iſt ja die Geſchichte von den Rebhühnern!

Klaus. Den erſten Tag aß ich drein hinein, daß es eine Luſt war, es mit anzuſehen. Am zweiten Mittage fing ich ſchon an, nur ſo etwas davon zu koſten, und heute — wo wir erſt den vierten Tag haben — habe ich lieber gar nicht frühſtücken wollen, als nur noch einen Biſſen von dieſer verwünſchten ... O du mein Himmel! iſt das geſalzen! iſt das gepfeffert! verbrennt einem das den Gaumen! Ich begreife gar nicht, wie man ſo etwas gut finden kann! — O! ich verſichere Ihnen, ich bin von meiner Schwäche für Gänſeleber-Paſtete gründlich kurirt.

v. And. Der Herr Doctor White ſcheint die alten Fabeln geleſen zu haben.

Klaus. Ja, davon weiß ich nichts; aber fabelhaft iſt mir's wahrhaftig im Leibe!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Marie (mit einem kleinen Päckchen unter dem Arme).

Marie. (tritt ſchnell ein) Endlich bin ich da! Das halte ich nicht mehr aus! Ich muß mit der gnädigen Frau ſprechen.

Klaus. Was? Sie ſind's, Mariechen? — Sie, wieder hier in der Stadt?

v. Arnd. (immer noch eſſend) Ah, Du biſt's, mein Kind! Du biſt immer noch bei der Frau von Bergen?

Marie. Ach! ſehen Sie doch! Herr von Andorf! Wie freut es mich, Sie wiederzuſehen!

Klaus. Sie kennen den Herrn?

Marie. Das will ich meinen! War ich denn nicht ſchon Kammermädchen bei der Frau von Bergen, als ſie noch unverheirathet war! Ei! das iſt das einzige Haus, in welchem ich bisher gedient habe, und ich denke auch bis an mein ſeliges Ende darin zu dienen.

Klaus. Nun, darauf fangen Sie es eben nicht an!

Marie. Wie ſo?

Klaus. Sie ſollten ja zwei Monate auf dem Landgute der gnädigen Frau bleiben, und nun ſind Sie ſchon wieder hier, und es ſind noch nicht einmal drei volle Wochen.

Marie. Das iſt nicht meine Schuld; und wenn die gnädige Frau erfahren wird, wie ich mich da draußen langweilte, ſo ganz allein ...

Klaus. Mit Ihrem Manne?

Marie. Das hindert nichts! — Mitten im Walde, in einer Gegend, wo es ſo wenig Mittel giebt, ſich ein Vergnügen zu verſchaffen — o! ich bin überzeugt, die gnädige Frau nimmt mir das nicht übel.

Klaus. Das kann möglich seyn; aber der Herr Doctor White! wenn der nicht da wär'! Hat er Ihnen nicht ausdrücklich zwei Monate verordnet? O! der läßt keinen Tag nach, der Trotzkopf!

v. And. Wie? Wieder ein Opferlamm des Herrn Doctor White? Es ist ja, als ob hier eine Kuranstalt wäre!

Marie. Ja, sehen Sie, die gnädige Frau hat mich vergangenen October mit ihrem Förster in Waldenthal verheirathet, als wir Alle dort waren. Kaum aber waren wir getraut, als die gnädige Frau wieder nach der Stadt zurückreiste, und mich mit sich nahm.

v. And. Ei, das war ja ganz abscheulich!

Marie. Sie können sich auch denken, wie ich außer mir war! Mein Fritz ist so ein wunderhübscher Mensch!

Klaus. Wunderhübsch! Wunderhübsch! Als ob's nicht noch viel hübschere gäbe!

Marie. Nun, Sie doch gewiß nicht! — Nun, kurz und gut, ich verging fast vor Sehnsucht, meinen Fritz wiederzusehen. — Als ich nun so eines Tages die gnädige Frau recht bat und quälte, weil sie mich durchaus nicht von sich lassen wollte, da kam eben der Herr Doctor White dazu, und als er nun so meine Noth mit angehört hatte, bat er die gnädige Frau, mich gehen zu lassen, aber unter der Bedingung, daß ich zwei ganzer Monate lang unausgesetzt auf dem Lande bleibe. „Wenn Sie", setzte er hinzu, „diese Bedingung nicht erfüllen, Marie, so

giebt Ihnen die gnädige Frau auf der Stelle Ihren Abſchied; alſo überlegen Sie ſich's." — Was gab's da lange zu überlegen? Auf der Stelle ſchnürte ich mein Bündel.

v. And. Und jetzt biſt Du das Landleben ſchon überdrüſſig?

Klaus. Und den Mann auch?

Marie. Ach lieber gar! — Aber wenn man nun ſo ganz und gar nur auf ſich beſchränkt iſt, und ſich vierzehn Tage lang immer nur ein und daſſelbe ſagt und wiederholt, ſo erſchöpft man ſich doch auch am Ende, und will einmal von etwas Anderem reden.

v. And. Armes Kind!

Marie. Und daran iſt Niemand Schuld, als der ſaubere Herr Doctor!

Klaus. (zu Andorf) Was ſagte ich Ihnen?

v. And. (aufſtehend) Aber das iſt ja ein wahrer böſer Genius, Euer Herr Doctor!

Klaus. Schlimmer als das! Er iſt — er iſt — ich weiß nicht was, aber auf jeden Fall ein gefährlicher Menſch!

Marie. Dem man nicht trauen darf! Denn nicht allein gegen uns iſt er ſo, ſondern auch gegen die gnädige Frau.

v. And. Wie denn das?

Marie. (leis) Sie wiſſen wahrſcheinlich ſchon, daß die gnädige Frau Niemand ſehen will, daß ſie geſchworen hat, ſich nicht wieder zu verheirathen, und,

was das Schlimmſte iſt, daß ſie wirklich an dieſem Schwure feſthält.

(Während dieſes Geſpräches trägt Klaus das Tiſchchen wieder fort.)

v. And. O weh!

Marie. Das ſcheint Ihnen ſonderbar? Oh, es kommt auch gar vielen Andern ſo vor.

v. And. Vielleicht iſt ihr Witwenſtand nur noch zu neu — und ſpäter ...

Marie. Zu neu? Bah! Nach fünfzehn Monaten! — O! das iſt lange genug, um unterdeß fünfzehn Männer vergeſſen zu haben — beſonders ſolche, wie der ihrige war — ein unausſtehlicher, brummiger, auffahreriſcher, geiziger Menſch. — Und trotz deſſen bilden Sie ſich nicht etwa ein, daß der Fortgang der Zeit ſie zu einem andern Entſchluſſe brächte — im Gegentheil!

v. And. Wie denn ſo, im Gegentheil?

Marie. Sie ſtrömt immer noch von Lobeserhebungen für den ſeligen Herrn über. Mit jedem Tage hat er einen Fehler weniger und eine gute Eigenſchaft mehr.

v. And. Das iſt die Wirkung der Perſpective, alles nimmt ſich ſchöner von weitem aus, und ein Mann, den man bei Lebzeiten für einen Teufel hielt, wird nach ſeinem Tode ein vollkommener Engel. — Aber ſollte nicht dabei auch vielleicht irgend eine neue heimliche Zuneigung ...

Klaus. Ja, ja, wer weiß!

Marie. Nein, da muß ich widerſprechen. — So lange ich bei der gnädigen Frau bin, hat ſie noch Niemand ſo recht eigentlich geliebt — ſelbſt Sie nicht.

v. And. Glaubſt Du?

Marie. Der Beweis davon iſt der, daß, wenn ſie Ihnen auch nach der beſtimmten Verordnung ihres ſeligen Herrn eine Wohnung in ihrem Hauſe eingeräumt, ſie doch die ausdrückliche Bedingung hinzugefügt hat, daß Sie keinen Verſuch machen ſollen, ſie zu ſehen, ja vielmehr ihr mit der größten Sorgfalt aus dem Wege gehen ſollen.

v. And. Das hat ſie geſagt?

Marie. Mit ausdrücklichen Worten.

v. And. Sollte man da nicht in Verzweiflung gerathen! — Frau von Bergen, die ehemals mir nicht abgeneigt zu ſeyn ſchien — eine verſtändige Frau, die darauf beſteht, Witwe zu bleiben! — So etwas kann nur mir begegnen!

Marie. Und dieſer Herr Doctor White beſtärkt ſie noch darin!

v. And. Er ſollte ſich unterſtehen!

Marie. O! noch viel mehr als das! — Nun, Sie werden bald ſelbſt ſehen — um ſo mehr, da es heute Sonntag iſt.

v. And. Was verſchlägt das?

Marie. Ja, ſehen Sie nur! Der ſelige Herr, der die ganze Woche über an der Börſe zu thun hatte, brachte alle Sonn- und Feſttage dafür mit der gnädigen Frau auf einer allerliebſten Villa zu, die er eine

halbe Stunde von hier ſich hatte bauen laſſen. Den Garten hatte er ſelbſt eingerichtet und bepflanzt.

v. And. Nun?

Marie. Nun? — Die gnädige Frau hat die Villa behalten, ohne auch nur das Geringſte darin abzuändern, außer daß ſie in dem Garten einen ganz herrlichen Pavillon hat einrichten laſſen — darin hat ſie nun eine ſuperbe Büſte des ſeligen Herrn aufgeſtellt.

v. And. Superb?

Marie. Man hat ihm ein wenig geſchmeichelt. — Alles das war nun fertig, und wir dachten ſchon nicht mehr daran. Da hat der Herr Doctor ſeit einem Monate der gnädigen Frau die Grille in den Kopf geſetzt, alle Sonntage dahinaus zu fahren, das Wetter mag ſeyn wie es will, und zwei geſchlagene Stunden dort zuzubringen! — und womit? — Ja, das frage ich Sie!

v. And. Wahrhaftig!

Klaus. Sie nennen das Ding das Heiligthum der Erinnerung.

v. And. Alle Wetter, mein Herr Doctor! wenn Sie ſolche Streiche machen, ſo werden Sie es mit mir zu thun bekommen!

Klaus. Ja, das wär' uns gerade recht!

v. And. Ich werde Ihnen Ihr Syſtem etwas ändern laſſen.

Klaus. So bald als nur möglich.

v. And. Sie verlangen, daß die Witwen ewig ihre verſtorbenen Männer bejammern ſollen?

Klaus. Das wollen wir doch ſehen!

v. And. Sie wollen ſie abhalten, ſich wieder zu verheirathen?

Klaus. Wo geriethen wir denn da hin?

v. And. Sie ſtürzen die alten Sitten und Gebräuche um?

Klaus. Altes Herkommen!

v. And. Meine Freunde! Unſer Feind iſt ſtark! Verbrüdern wir uns gegen ihn.

Klaus und Marie. Von Herzen gern.

v. And. Ihr werdet Euch Mühe geben, ihm bei der Frau von Bergen ein Bein zu ſtellen.

Marie. Ich will mein Möglichſtes thun.

Klaus. O! wir wollen ihm ſchon die Spitze bieten! — Wir fürchten uns nicht!

Marie. Ach du mein Gott! Da kommt er!

Klaus. Reißen wir aus! (Klaus und Marie laufen im Hintergrunde ab.)

Fünfter Auftritt.

v. And. Dann White.

v. And. (allein) He da! — Nun? — Vortrefflich! — Da laufen ſchon meine Alliirten über Hals und Kopf davon! — Meinetwegen auch! Jetzt gilt's, vor allen Dingen ſelbſt zu ſehen, mit wem man zu

thun hat. — (nach links ſehend) Aber wahrhaftig! — Täuſche ich mich nicht? — (White tritt zur Seitenthür links ein) Nein, Du biſt es leibhaftig, Wilhelm!

White. Karl! Du! — Mein Gott! wie ſich das fügt! — Du! den ich ſeit ſo langer Zeit nicht geſehen hatte!

v. And. Seit drei Jahren. Aber nun bin ich wieder da, und wie ich hoffe, unter günſtigen Auſpicien, denn die erſte Hand, die ich drücke, iſt die eines alten Univerſitätskameraden.

White. Eines Freundes!

v. And. Mein theurer Wilhelm!

White. Wilhelm? — Ganz recht! Du kannſt noch nicht wiſſen ... Alter Freund, wenn Du mir einen Gefallen thun willſt, ſo nenne mich William — William White.

v. And. Wie denn ſo?

White. Ich weiß ſehr wohl, daß dieſer Name nicht in meinem Taufzeugniſſe ſteht, und daß Du auf der Univerſität gewohnt warſt, mich Wilhelm zu nennen — aber William iſt eine engliſche Ueberſetzung von Wilhelm, und Du würdeſt mich verdrüßlich machen, wenn Du mich anders nennteſt.

v. And. Warum aber?

White. Weil — weil — William etwas viel Originelleres hat, eben weil's eine Ueberſetzung iſt, und White dazu! Eigentlich bin ich ein deutſcher Weiß, und nun bin ich ein engliſcher White geworden. Das kann mir Niemand verwehren, und hier

der Tugend. Kaum fühlte er sich dem Throne nah, so bestach ihn Ehrsucht und Neid zu dem schändlichen Wunsche, *ihn selbst zu besteigen*, und indem er die Maske der innigsten Hingebung, des treusten Eingehens in seine edlen Bestrebungen, an Saphirion vorhielt, übte er hinter ihr den schwärzesten Verrath. Unzufriedene macht auch die trefflichste Regierung, denn wo das Recht herrschen soll, knirschen alle, die das Unrecht lieben, und deren Zahl hatte sich unter der despotischen Willkühr des vorigen Regenten sehr gehäuft. Hogar fand bald Mitverschworne zu dem gräßlichen Plane, seinen Freund, seinen Wohlthäter zu morden, einem fernen, schwachen Verwandten des Hauses herbeizurufen, und nach der oft wiederholten Sitte des Morgenlandes unter seinem Namen die Zügel der Regierung allein zu ergreifen. Das Feuer des Verraths griff immer mehr um sich, brannte versteckt nur um so gefährlicher, und alle Maßregeln waren getroffen, daß es bald ausbrechen und unfehlbar zerstören sollte.

Da ward Saphirion von einem Mitwisser gewarnt. Er untersuchte, und mit Schaudern erkannte er, als er zum Haupte und zur Quelle der Verrätherei hinaufstieg, als solche seinen Hogar, den er liebte wie sein eignes Ich. Hoch lo-

zu Lande, wo man auf alles Engliſche rein verſeſſen iſt, bringt mir das einen unſäglichen Nutzen. Als Herr Doctor Wilhelm Weiß hatte ich blos ein Paar arme Teufel zu Kunden, aber der Herr Doctor William White behandelt jetzt faſt alle vornehme Leute in der Stadt.

v. And. Da wünſche ich Dir von Herzen Glück dazu; ich aber hoffe nicht, unter die Zahl Deiner Clienten zu kommen.

White. Nun, darauf kann man nicht ſchwören. Laß einmal ſehen! (fühlt ihm an den Puls) Ei, ei! etwas fieberhaft — unruhig!

v. And. Es wäre kein Wunder, nach der abſcheulichen Nachricht, die ich eben gehört habe.

White. Du befindeſt Dich unwohl? — Deſto beſſer, da tritt mein Amt ein, und es müßte ſonderbar zugehen, wenn ich Dir nicht wenigſtens eine Erleichterung verſchaffen wollte. Wer die Homöopathie gründlich verſteht, der wahre homöopathiſche Doctor, weiß, daß er durch ſeine Mittel alles kuriren kann, phyſiſche Uebel wie moraliſche.

v. And. Du biſt alſo Homöopath?

White. Vom Fuß bis zum Scheitel. Similia similibus! iſt mein Wahlſpruch. Gleiches durch Gleiches! Es kann nicht fehlen.

v. And. Auch bei meinem Leiden?

White. Auch bei Deinem. Laß alſo hören.

v. And. Nun denn, Herr Homöopath, ich bin in Frau von Bergen verliebt — verliebt, wie man es

nur seyn kann, — komme mit den schmeichelhaftesten Hoffnungen hierher, und höre nun, daß sie es sich zum Gesetz gemacht hat, dem Andenken an ihren seligen Eheherrn treu zu bleiben! — als ob mein verehrter Herr Cousin nicht bei Lebzeiten der allerunbedeutendste und langweiligste Mensch von der Welt gewesen wäre!

White. Wem sagst Du das? — Davon habe ich ihn bei aller meiner Kunst nie kuriren können.

v. And. Man versichert mich, daß sie Niemand sehen und sprechen will, selbst mich nicht, der sie doch seit so langer Zeit anbetet, und daß sie einen Schwur gethan hat, sich nicht wieder zu verheirathen. Alle Zuvorkommenheiten, alle Aufmerksamkeiten sollen dagegen fruchtlos seyn, — und in der That, wenn eine Witwe nach länger als einem Jahre sich noch in einem solchen Zustande befindet, muß man wohl alle Hoffnung aufgeben.

White. Alle Hoffnung aufgeben! Das wollte ich nur erst von Dir hören. — Wir bekommen alle unsere Kranken gewöhnlich in einem solchen Zustande. — Nun, so höre denn, mein Freund! Willst Du Dich mir ganz überlassen? Willst Du das vollenden, was ich bereits hier angefangen habe? — Wohl, so sollst Du Deine untröstliche Witwe in kurzer Zeit getröstet, und Dich als Ihren Ehemann sehen.

v. And. Und durch welches Mittel?

White. Durch die Homöopathie.

v. And. Ach, laß mich gehen!

White. Du riskirſt ja aber gar nichts dabei! Du ſagſt ja ſelbſt, daß Du alle Hoffnung aufgegeben haſt, und dennoch, wenn Du Punkt für Punkt dieſe meine ärztliche Vorſchrift befolgeſt ... (ſetzt ſich und ſchreibt) ſo ſtehe ich für Deine gänzliche Heilung, ſo wahr Hahnemann ein großer Mann und die Homöopathie die Krone aller Wiſſenſchaften iſt.

v. And. Ach, Du biſt ein Narr! — Doch meinetwegen! Ich riskire ja nichts dabei, wie Du eben ſagteſt.

White. (giebt ihm das Recept) Da! nimm Dein Recept, und mach', daß Du fortkommſt! Ich höre die Dame vom Hauſe.

v. And. Aber ...

White. (ihn zur Thür hinausſchiebend) Fort! fort! — ſie darf Dich in dieſem Augenblicke noch nicht ſehen.

v. And. (geht in der Mitte ab) Ich gehe ſchon.

Sechſter Auftritt.

White. Frau von Bergen.

Fr. v. B. (von links kommend) Sie ſind noch da, Doctor? — Deſto beſſer! Sie ſind ja doch das einzige Weſen, das mich verſteht!

White. Das iſt ja auch ſo ganz natürlich!

Fr. v. B. So ganz natürlich? — Nun freilich! — Aber das will man ja nicht zugeben! Man findet es im Gegentheile ſehr einfach, daß eine Witwe, ſobald

ſie die Trauer abgelegt hat, wieder in der großen Welt erſcheint, wie zuvor — und wenn nun einmal eine ſolche Unglückliche ihre Zurückgezogenheit bis über die vorgeſchriebene Zeit verlängert, ſo ſtaunt man ſie förmlich an, wie etwas ganz Außerordentliches, und an meinen theuern Bekanntinnen liegt es wahrhaftig nicht, daß ich nicht für das achte Wunderwerk der Welt gelte. Wenn ich von einem ewigen Witwenſtande ſpreche, ſo ſchreit man laut auf, als ob das in meinem Alter etwas völlig Unmögliches ſey — als ob man alt und häßlich ſeyn müßte, um treu und beſtändig zu ſeyn.

White. Ach, gnädige Frau, wenn Sie wüßten, wie ſchätzenswerth, wie bewundernswürdig Sie mir durch ſolche Geſinnungen erſcheinen! — Nein, weit entfernt davon, dieſen edeln Entſchluß zu bekämpfen, kann ich Ihnen nur meine unumwundenſte Billigung deſſelben zuſichern.

Fr. v. B. Ich glaubte hier ſprechen zu hören! — aber ich habe mich wohl getäuſcht, und in der Stimmung, in der ich bin, bildet man ſich oft etwas ein, was nicht iſt.

White. Ach Du lieber Himmel, ja! Aber dieſes Mal war es keine Einbildung. Ich ſprach hier mit Herrn von Andorf.

Fr. v. B. Mit Andorf! — Ja, ja, ich erwartete ihn heute. — Von einer ſehr langen Reiſe über's Meer zurückkehrend, ſchrieb er an meinen ſeligen Mann, ohne zu wiſſen, daß dieſer mich indeß als troſtloſe

Witwe zurückgelaſſen, und bat ihn um eine Wohnung in unſerm Hauſe. Aus Achtung für die mir ſchon bekannten wohlwollenden Geſinnungen meines Mannes gegen ihn, glaubte ich nicht vermeiden zu können, ſie ihm vorrichten zu laſſen.

White. Dieſes Zartgefühl macht Ihnen die größte Ehre. Uebrigens muß Herr von Andorf auch dem Herrn von Bergen außerordentlich anhänglich geweſen ſeyn, denn als er die traurige Nachricht von deſſen Ableben, von dem er noch nichts wußte, erſt hier durch mich empfing, ſtieß er einen Schrei aus und weinte und ſchluchzte, daß es einen Stein in der Erde hätte erbarmen mögen. Dann ſtürzte er plötzlich fort, ohne daß ich im Stande war, ihn zurückzuhalten.

Fr. v. B. Wahrhaftig? Das iſt wirklich ſtaunenswerth! Herr von Andorf war doch früher einmal der Nebenbuhler meines verſtorbenen Mannes, und dies der einzige Grund, weshalb ich anfangs Bedenken trug, ihn bei mir hier im Hauſe aufzunehmen. Es war mir bange, er möchte auf die Gedanken gerathen, ſeine alten Anſprüche wieder geltend zu machen.

White. (für ſich) Alle Wetter!

Fr. v. B. Aber ich habe Maßregeln genommen, welche allen meinen Verpflichtungen Genüge leiſten, und mich ſelbſt gegen frühere Erinnerungen ſchützen.

White. Ich kann ſolchen Beweiſen von Zartgefühl meine höchſte Achtung nicht verſagen.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Klaus.

Klaus. Nein! Das kann nicht länger ſo fortgehen!

White. Was giebt's denn?

Klaus. Ach, verzeihen Sie, gnädige Frau! — Iſt denn der Herr von Andorf nicht mehr hier?

Fr. v. B. Nein, und warum?

Klaus. Ich hoffte, er ſollte eine Fürbitte bei der gnädigen Frau für mich einlegen.

Fr. v. B. Eine Fürbitte? Wozu denn?

White. Haben Sie denn ſchon den klugen Streich des Herrn Klaus vergeſſen?

Fr. v. B. (lächelnd) Ach ja! Nicht wahr, er iſt's, dem Sie eine Diät vorgeſchrieben haben?

Klaus. Ja, gnädige Frau, ich! — ich bin dazu verurtheilt, acht Tage hinter einander mit aller Gewalt Paſtete zu eſſen! Aber ich fühle es wohl, daß ich's bis zu dieſem Termine nicht bringe. — Ich bitte Sie, gnädige Frau, um alles in der Welt, befehlen Sie dem Haushofmeiſter, daß er mir etwas Anderes zu eſſen giebt — was es auch immer ſeyn möge — gebackene Pflaumen — trockenes Brod — Commisbrod — Eſelsmilch —

Fr. v. B. Ja, da kann ich nichts dabei thun, das hängt ganz allein vom Doctor ab.

White. Und ich — ich gebe meine Einwilligung auf keinen Fall! — Die Homöopathie ...

Klaus. Bedenken Sie doch nur, was das ſagen will, nichts Anderes eſſen zu dürfen, als Paſtete, und immer wieder Paſtete! — Ich trockne ja ganz zuſammen — ich werde mager, wie eine Schindel — ich halt's nicht aus!

White. Hahaha! Das iſt köſtlich!

Fr. v. B. Der arme Klaus! — Wahrhaftig, der arme Junge treibt's ſo poſſirlich, daß ich ſelbſt wider Willen darüber lachen muß. (lacht laut auf) Hahaha!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. v. Andorf.

v. And. (ſehr niedergeſchlagen, mit dem Schnupftuche vor den Augen, tritt während des lauten Gelächters ein) Was muß ich ſehen! O mein Himmel!

Fr. v. B. Herr von Andorf!

v. And. Ein Haus, wo ich glaubte, daß nur der Schmerz herrſche! — O, verzeihen Sie mir meine Beſtürzung, gnädige Frau! — Aber ich hatte ſo wenig erwartet, daß ...

Fr. v. B. Mein Herr ...

v. And. Ich gehe ſogleich wieder.

Fr. v. B. Nein, bleiben Sie.

v. And. Ich bitte — thun Sie gar nicht, als ob ich da wäre — es würde mir unmöglich ſeyn, dieſe Stimmung zu theilen — noch betäubt von dem Schlage dieſer unſeligen Nachricht ... (Hält das Tuch vor die Augen.)

Klaus. (für ſich) Seht einmal! Was hat er denn nur?

v. And. Ich komme ſo eben erſt an — und dies möge mich wegen einer Kleidung entſchuldigen, die ſo wenig zu den Verhältniſſen paßt, welche hier ...

White. Ich entferne mich, um die Ergießung gegenſeitigen Schmerzes nicht zu ſtören. — (leis zu Andorf) Vortrefflich! — (laut zu Klaus) Komm mit, Burſche! (Beide ab.)

Neunter Auftritt.

Frau von Bergen. v. Andorf.

v. And. (nach einer Pauſe) Verzeihen Sie, gnädige Frau, einer Aufwallung, die ich nicht zu beherrſchen vermochte! Ich bin nunmehr überzeugt, daß jene Fröhlichkeit nur eine erzwungene war.

Fr. v. B. Ach, mein Herr! Könnten Sie noch daran zweifeln? Dann wären Sie der Einzige; denn meine wahren Gefühle ſind, ach! bekannt genug!

v. And. Rührende Worte, wenn ihnen die Thaten entſprechen!

Fr. v. B. Ich ſchwöre es Ihnen.

v. And. Ich glaube es Ihnen auf's Zuverläſſigſte, liebe Couſine! Erlauben Sie mir immer, Ihnen dieſen Namen zu geben, denn ich war ein Couſin Ihres verſtorbenen Gemahls.

Fr. v. B. Seine Verwandten ſind die meinen, Herr von Andorf; alles, was ihm angehört, kann mir nur theuer ſeyn.

v. And. Welch ein Mann war das!

Fr. v B. Ach, mein Herr!

v. And. So gut, ſo gefühlvoll!

Fr. v. B. O ja!

v. And. So liebenswürdig, ſo geiſtreich!

Fr. v. B. O ja! — Sie haben ihn nur wenig gekannt?

v. And. Und doch ausreichend genug, um allen dieſen ſchönen Eigenſchaften Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. — Eine immer gleiche Laune!

Fr. v. B. Ach ja! — manchmal!

v. And. Immer! — Und dann, ſo gefällig, ſo großmüthig, ſo ſanft ...

Fr. v. B. Genug, genug! — Sie wecken meinen ganzen Schmerz wieder auf! — Bedenken Sie doch, daß ich ein ganzes Jahr lang ſo glücklich war, ſeinen vollen Werth erkennen zu können.

v. And. Wie beklage ich Sie! — Aber — darf ich es Ihnen geſtehen? — ich habe viele Perſonen ſo ſprechen hören, wie Sie jetzt thun, und doch vielleicht nicht eine, bei der es ganz vom Herzen kam.

Fr. v. B. Aber ich ...

v. And. O, Sie! da iſt kein Zweifel daran! — Indeß ...

Fr. v. B. Was?

v. And. Ich muß Ihnen bekennen — es giebt einen gewiſſen Ausdruck wahrer Empfindung — den ich vergebens bei Ihnen wiederzufinden ſuche.

Fr. v. B. Wie?

v. And. Und dann hatte ich mir vorgeſtellt, daß der Schmerz — ein tiefer, ungeheuchelter Schmerz — die Züge entſtelle, abſpanne, ändere — und offen geſagt — es thut mir unendlich leid, es Ihnen geſtehen zu müſſen — aber ich habe Sie noch nie friſcher und reizender geſehen.

Fr. v. B. O, das wäre wenigſtens ganz gegen meinen Willen.

v. And. Das ſind nicht die von Thränen erloſchenen Augen, und ihr ſanfter Strahl ...

Fr. v. B. (mit Zurückhaltung) Mein Herr!

v. And. (wieder declamirend) Ach, meine theure Couſine — wenn man einen unerſetzlichen Verluſt erlitten hat — und der Ihrige iſt unerſetzlich ...

Fr. v. B. Mein Gott! ich weiß es ja!

v. And. So entſagt man von ſelbſt der Jugend, der Schönheit, den Verführungen der Welt.

Fr. v. B. Aber habe ich das denn nicht gethan? Hat man mich denn ſeit meines verewigten Gatten Tode, trotz der kurzen Zeit, welche unſere Verbindung nur dauerte, auch nur die kleinſte Zerſtreuung aufſuchen ſehen?

v. And. Aufſuchen? — O pfui doch! — Aber ſie zurückweiſen — ſie fliehen!

berte da noch einmal wilde Wuth, sich so hübisch hintergangen zu sehn, in seinem Innern auf. aber er gedachte bald, daß er Hogars Vater die Rettung seines Lebens, diesem selbst, als noch der Glanz des Thrones ihn nicht verblendet hatte, so viele Beweise hingebender, aufopfernder Freundschaft schuldig sey, und er vernichtete die Pergamente, welche den Beweis von Hogars Verbrechen enthielten, ließ ihn rufen, stellte sich ruhig vor ihn hin, sah ihm wehmüthig ins Gesicht, rief schmerzlich aus: Hogar! was wolltest du thun, du, mit dem ich ja so gern den Thron theilte, da ich es schon mit meinem Herzen that; preßte ihn dann wieder liebend an die Brust, und alles war zwischen ihnen vergessen. Sanfte, aber zweckmäßige Maßregeln wurden gegen die übrigen Verschwornen genommen, nur wenige außerhalb des Staats verbannt, die übrigen nur durch Wohlthaten fester verknüpft, oder in entferntern Provinzen durch neue vertraute Umgebungen unschädlich gemacht.

Saphirion hatte noch nie geliebt. Da ward ihm eine Sklavin geschenkt, Almansaris war ihr Name, deren erster Anblick schon ein neues, glühendes Gefühl in seinem Busen entstehen ließ. Er wollte ihre Gunst nicht erzwingen, sie sollte sie ihm freiwillig schenken, und die zarteste Be-

Fr. v. B. Ich habe ſie geſtohen, ſage ich Ihnen! Verſtehen Sie mich denn nicht?

v. And. Ja, die Dehors, die Meinung der Welt. — Aber ein bleibender, hartnäckiger Schmerz — ein immer gleicher, ſtets erneuter ...

Fr. v. B. Aber ich ſage Ihnen nochmals ...

v. And. Nein, liebe Couſine, davon können Sie mich mit allem Ihrem Verſtande nicht überzeugen! — Nach den Ideen, die ich mir gemacht habe, beweint man einen Gatten nicht ſo, und vorzüglich einen Gatten, wie dieſer war!

Fr. v. B. Aber, mein Herr, was hat Sie nur für eine plötzliche Liebe zu ihm ergriffen?

v. And. (ſchluchzend) Ach, theure Couſine!

Fr. v. B. Sie kannten ihn ja kaum!

v. And. (ſtärker ſchluchzend) Ach! gnädige Frau!

Fr. v. B. Aber, mein Herr, am Ende wird mir das doch gar zu ...

v. And. Ah, gnädige Frau, das iſt etwas Anderes! Wenn Sie böſe darüber werden, wenn man von ihm redet, ſo ...

Fr. v. B. Aber nein! ...

v. And. So bitte ich Sie um Verzeihung, und ſehe dadurch leider nur zu ſehr beſtätigt, was ...

Fr. v. B. Aber ſagen Sie mir nur, was Sie für ein Menſch ſind? Man ſollte wohl wahrhaftig gar ſterben, um Ihnen nur genug zu thun!

v. And. Sterben! Sterben! — O, gnädige Frau! mögen Ihre Lebenstage theuer und koſtbar

ſeyn für alle Welt — das begreife ich, das fühle ich — aber für Sie — nach einem ſolchen Unglücke! — Ach! ich fürchte ſehr, daß wir uns nie werden verſtehen lernen.

Fr. v. B. Da möchte man doch am Ende etwas ungeduldig werden!

v. And. Vortrefflich, gnädige Frau! O! ehe acht Tage vergehen, wird man Sie wieder in der großen Welt ſehen.

Fr. v. B. Und wenn das nun der Fall wäre? — Denn Sie treiben mich wirklich auf's Aeußerſte! — Sieht man nicht alle Tage junge Witwen auf Bällen und Soiréen erſcheinen, ohne daß ſie auch nur abwarten, bis das Trauerjahr verfloſſen ſey? — Und ich bin ſchon ſeit länger als einem Jahre frei.

v. And. Länger als einem Jahre?

Fr. v. B. Fünfzehn Monate, mein Herr, fünfzehn Monate und ein halb.

v. And. Gut! vollkommen gut! — O, meine gnädige Frau! Ich hatte erwartet, Sie unter ſo vielen leichtſinnigen Frauen, die in dem Witwenſtande nur die Reize der Freiheit erblicken, als eine Ausnahme von der Regel, als ein Beiſpiel, ein Muſter zu finden! — War es unglücklicherweiſe eine Täuſchung?! — ſollte ich mich betrogen haben?!

Fr. v. B. O! das ſage ich nicht!

v. And. Und was ſagen Sie denn?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Marie.

Marie. Hier iſt ein Brief für die gnädige Frau.

Fr. v. B. (nimmt den Brief) Gieb nur, Marie! — Aber was machſt Du denn wieder in der Stadt? — Du kommſt ſo ſchnell vom Lande herein, und ohne meine Erlaubniß?

v. And. Nun, da ſehen Sie, gnädige Frau! Sie ſind ruhig und unbefangen genug, um ſich mit ſolchen Nebendingen beſchäftigen zu können!

Fr. v. B. Mein Herr! Ich ſprach mit — meiner Kammerfrau!

v. And. Ah! wenn Sie nun ſogar böſe auch darüber werden! — Armer Couſin!

Fr. v. B. (lieſt den Brief) Was? — Mein Gott! — das muß ein Irrthum ſeyn! — Eine Loge im Opernhauſe — für mich?!

v. And. Unmöglich!

Fr. v. B. Eine Gitterloge! — Ach, die gute Tante, die mir ſie ſchickt! — Sie erinnert ſich gewiß noch daran, daß mein guter Mann dieſes Theater ſo außerordentlich liebte! — Ach, was haben wir nicht für genußreiche Abende darin zugebracht?

v. And. Mein Gott! — Sie werden es doch nicht annehmen?

Fr. v. B. Aber, mein Herr ...

v. And. Ich erlaube mir, Ihnen bemerklich zu machen, daß Sie das gar nicht können! Nein,

nein, Sie werden es nicht thun! Ihre Pflicht, Ihr guter Ruf, alles ſtreitet dagegen.

Marie. (für ſich) Nein! ſeht einmal! Er! der heute früh ...

Fr. v. W. Aber Sie werden doch erlauben, mein Herr ...

v. And. Ich ſehe gar nicht ein, wie Sie da auch nur einen Augenblick zögern können! — Ja, wenn Sie einen ganz gewöhnlichen Mann verloren hätten, ſo wollte ich noch gar nichts ſagen — aber einen Mann, wie Bergen!

Fr. v. W. O, mein Herr — ich werde von dieſer Lage keinen Gebrauch machen, weil ich nie die Idee gehabt habe, ſie anzunehmen — aber wenn mich etwas dafür hätte beſtimmen können, es dennoch zu zu thun, ſo wäre es die Affectation geweſen, die Sie darauf ſetzen, mir etwas als Pflicht aufzuerlegen, was doch keine iſt, was lediglich und allein von meinem Willen abhängt. Es iſt eine abſcheuliche Tyrannei, die Prätenſion zu haben, Jemand zu etwas zwingen zu wollen, was unſer Herz uns ohnedies angerathen haben würde. Und weil Sie denn ſo untröſtlich über Herrn von Bergen ſind, ſo ſage ich Ihnen gerade heraus, daß es ein ſehr ungeſchicktes Mittel iſt, mir ſein Andenken liebenswerth und theuer zu erhalten, wenn man mich ſo mit Erinnerung an ihn quält.

v. And. Ich hatte geglaubt, daß meine Freundſchaft für meinen verewigten Vetter, und der lebhafte

Antheil, den ich an ſeiner Witwe nehme, mir ein Recht verliehen, Ihnen einige kleine Bemerkungen vorzuhalten — wenn dem aber nicht ſo iſt, ſo bitte ich recht ſehr um Vergebung, und werde von nun an einen Schmerz zu verbergen wiſſen, der Ihnen ſo ungelegen erſcheint.

Marie. (bei Seite) Das faſſe ich nicht! — Wie? Er! Herr von Andorf!

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Klaus.

Klaus. Der Wagen der gnädigen Frau iſt angeſpannt!

Marie. (in Lachen ausbrechend) Ha! ha! ha!

Fr. v. B. Was giebt's denn da zu lachen?

Klaus. Da iſt alles die verwünſchte Paſtete daran Schuld! — Da unten kann ich mich gar nicht mehr ſehen laſſen, ohne daß ſie mich Alle auslachen.

Marie. Nehmen Sie mir's ja nicht übel, gnädige Frau! Ha, ha, ha! — Aber ich kann mich's nicht erwehren! Ha, ha, ha!

Klaus. Ich bin in einer verwünſchten Lage!

Marie. Was das für eine Jammermiene iſt!

Fr. v. B. und Marie. (lachend) Ha, ha, ha!

v. And. Nein, das iſt zu viel!

Marie. Und die ernſte Miene dieſes Herrn da! Ha, ha, ha!

Fr. v. B. und Marie. (mit ſtärkerem Gelächter) Ha, ha, ha!

Fr. v. B. O, verzeihen Sie, Herr von Andorf, wenn ich lache — aber ich kann nicht anders, ſo gern ich möchte. Ha, ha, ha!

v. And. Das iſt doch wirklich unerhört! — Es fehlte weiter nichts, als daß Sie auf die Promenade gingen!

Fr. v. B. Auf die Promenade? — O ja, dieſe Promenade iſt zugleich ſehr ſüß und ſehr traurig für mein Herz.

v. And. Wie! Sie führen nach Ihrer Villa? — zu dem Heiligthume der Erinnerung?

Fr. v. B. Allerdings. Aber woher wiſſen denn Sie ...?

v. And. Ich habe es gleich bei meiner Ankunft gehört. O! das lobe ich mir! Das iſt ein verdienſtvolles Werk!

Marie. Und vorzüglich bei dieſem gräßlichen Wetter!

Fr. v. B. Ach du mein Himmel! Es friert wohl ſehr ſtark?

v. And. Acht Grad unter'm Eispunkte.

Marie. Gnädige Frau, Sie ſollten es wirklich auf ein anderes Mal verſchieben.

Fr. v. B. Wahrhaftig —!

v. And. Nein, nein! durchaus nicht! — Heute, Sonntags — der feſtgeſetzte Tag!

Fr. v. B. (zu Marien) Hole mir meinen Mantel, alles, was ich brauche. — (zu Andorf) Sie verlangen es, mein Herr, Sie fordern es!

v. And. Zu Ihrer eigenen Beruhigung.

Fr. v. B. Vortrefflich!

v. And. (giebt ihr den Mantel um) Erlauben Sie gütigſt! — Es iſt ſo ſüß, ſich ſelbſt ſagen zu können: „Ich bin mit mir zufrieden.“

Fr. v. B. O freilich!

v. And. Ihre Boa! — Bei ſich ſelbſt die Stimme des Gewiſſens ſprechen zu hören: „Du haſt recht gehandelt.“

Fr. v. B. Verſteht ſich!

v. And. Es iſt ſo edel, allem Trotz zu bieten! — Den Schleier etwas mehr herunter!

Fr. v. B. O, zu viel Aufmerkſamkeit!

v. And. Klaus, laß vorfahren! — Es iſt ſo ſchön, zu dulden — für das Weſen, das man liebt!

Fr. v. B. (für ſich) Ich berſte vor Aergerniß! — (zu Andorf) Und Sie bleiben hier?

v. And. Ja, um Sie zurück zu erwarten. — (bietet ihr ſeinen Arm an) Erlauben Sie!

Fr. v. B. (weiſt ihn zurück) O, ich kann allein gehen!

v. And. (fortfahrend) Und dann mit Ihnen wieder zu weinen.

Fr. v. B. (ſeitwärts rechts abgehend, mit ſpitzem Tone) Nach Ihrer Bequemlichkeit! (Klaus und Marie folgen ihr.)

Zwölfter Auftritt.

v. Andorf (allein).

Vortrefflich! Herrlich! Ich glaube, ſie fängt es nun an genug zu haben, die arme Frau! Zwanzigmal ſtand ſie im Begriffe, loszuplatzen — aber ich habe ſtandhaft Gegenpart gehalten. Ich bin hart, ungerecht geweſen; das war gut! Nicht lange wird's dauern, ſo wird ſie ſich zu zerſtreuen, zu tröſten ſuchen, und dann — wird ſie mich *lieben*. Aber, bin ich deſſen auch ſo gewiß? Ich mache ihr ihren Schmerz läſtig; gut! — Aber wenn ich ihr ſelbſt bei der Gelegenheit auch läſtig und unausſtehlich würde? — Nun, wahrhaftig, ich fange es darnach an! — Und ihr Zorn — der Blick, den ſie bei'm Fortgehen auf mich geworfen hat! — Alle Wetter! ſollte ich meine Angelegenheiten ſelbſt verdorben haben? — Es war aber auch gewaltig unklug von mir, mich auf dieſen Wilhelm Weiß zu verlaſſen, einen trockenen Syſtematiker, der von den Gefühlen des Herzens kein Wörtchen verſteht. In Liebesangelegenheiten kann man ſich allemal ſelbſt nur den beſten Rath ertheilen, und wahrhaftig, von mir ſelbſt wäre ich gewiß nicht auf den Gedanken gerathen, einem weiblichen Weſen mich unangenehm zu machen, um ihm zu gefallen!

Dreizehnter Auftritt.

v. Andorf. Dr. White.

White. Nun, mein Freund?

v. And. Ah, Du biſt's? — Nun, Du kommſt mir gerade recht!

White. Biſt Du zufrieden?

v. And. (verdrüßlich) Sprich mir nicht davon!

White. Wie? Es iſt Dir nicht geglückt? — Du haſt alſo mein Recept nicht befolgt?

v. And. Und das wagt er noch zu ſagen, wenn ich auch nicht ein Jota davon abgewichen bin! — (Nimmt das Recept und zeigt es ihm.) Da ſieh'! — „Nimm eine zerknirſchte Miene an!" — Nun, gleich beim Eintreten haſt Du mir ein Compliment darüber gemacht. — „Das Schnupftuch vor die Augen!" — Da haſt Du zwei! — „Weinen, ſchluchzen!" — Ich habe nichts gethan als das, die ganze Tonleiter durch, und es hat mir Anſtrengung genug gekoſtet. Nun denn! trotz Deines Recepts, oder vielmehr eben durch Dein Recept, (er giebt's ihm zurück) fürchte ich ſehr, alle meine Hoffnungen vernichtet zu ſehen.

White. Alſo Frau von Bergen fängt nicht an, ihre Verzweiflung ſatt zu bekommen?

v. And. Im Gegentheil! Darüber habe ich mich nicht zu beklagen. Was die Tröſtung betrifft, ſo ſtehen meine Actien vortrefflich, aber meine Liebe befindet ſich dabei gewaltig übel. Ich muß ihr doch

auf's Aeußerſte unangenehm und langweilig vorgekommen ſeyn! Und das iſt Deine Schuld.

White. Undankbarer! — Ja, ſo ſind die Freunde! Sie vergeſſen das Gute, was man ihnen erzeigt, und halten ſich an die kleinſten Hinderniſſe, die ſich ihnen in den Weg ſtellen. — Bedenkſt Du denn nicht, daß Du ohne mich gleich nach dem erſten Beſuche wieder fortgeſchickt worden wäreſt? — Bedenkſt Du denn nicht, daß, wenn ſie getröſtet, auch der erſte Schritt gethan iſt, und daß die getröſtete Witwe von der wieder verheiratheten Witwe nur ſo weit entfernt iſt, als ein Ehecontract austrägt? Und bedenkſt Du denn nicht, daß ich es bin, der Dir zu alle dem verholfen hat?

v. And. Ich glaube wahrhaftig, Du haſt Recht! Ich war ein Thor, und widme Dir nun wieder meine volle Dankbarkeit.

White. Obligirt! — Uebrigens brauchſt Du Dich auch nicht bei mir zu bedanken, ſondern ganz allein bei der Homöopathie, dieſer bewundernswürdigen Kunſt, das Uebel durch die Uebertreibung deſſen, woher es ſeinen Urſprung nahm, auch wieder zu vertreiben. (Legt, ohne Acht zu haben, ſein Recept auf den Tiſch.) Ich empfehle ſie Dir unbedingt. Sie läßt ſich in allen Fällen, allen Kriſen anwenden — ja ſelbſt in der Politik würde ſie ein Mittel abgeben, um vortrefflich zu regieren. Gieb immer mehr als man verlangt, verdopple, verdreifache die Doſis, und Du wirſt ſehen,

handlung der Geliebten war der Blumenweg, auf dem er dazu zu gelangen hoffte. Kein Geheimniß hatte er vor Hogar, wie hätte er ihm diese Empfindung seines Herzens, die höchste, entscheidendste verheimlichen sollen? Es wäre selbst die Erwiederung seiner Liebe kein Glück für ihn gewesen, hätte er dem Freunde nicht können daran Antheil nehmen lassen. So führte er Hogar zu Almansaris, daß dieser auch die Treffliche sehe, sich an ihrem unendlich holden Wesen laben, mit ihm gemeinsam den Weg zu ihrem Herzen berathen sollte. Aber der trübe Spiegel in Hegars Gemüth strahlte nicht die reine Freude seines hohen Freundes zurück, sondern die verzerrte Gestalt seiner eignen Begierde. Denn auch ihn ergriff eine heftige Liebe zu Almansaris, und vergessend, daß er sie erst vom Herzen seines Freundes reißen, vielleicht dies Herz eben dadurch mitzerreißen mußte, strebte er mit ungezügeltem Verlangen darnach, sie die seinige zu nennen. Doch der Heuchler verstand es wohl, seine Flamme zu bergen, daß ihn Saphirion nicht trenne von dem Zusammensein mit ihm und ihr, aber der reinen, ungekünstelten, schuchternen Liebe Saphirions gegen über stellte er alle Kunstgriffe, alle Verführungen, alle Blendwerke seines in Schlauheit gewandten Geistes auf, wußte zu wu-

welch ein gewaltiges Reagens das iſt. — Aber ſage mir, iſt Frau von Bergen fort?

v. And. Ja, ſie iſt ausgefahren.

White. Schön! — Und gern?

v. And. Faſt gezwungen.

White. Vortrefflich! — Dabei ſchneit es Fußhoch! — Ein abſcheuliches Wetter! — Die Viſite wird nicht lange dauern.

v. And. Das glaube ich ſelbſt.

White. Nun denn, Freundchen! ſo mußt Du jetzt den Hauptſchlag machen. Ich will die Dienſtleute unſerer armen Kranken herbeirufen.

v. And. Wozu?

White. Nun, Du wirſt ſehen. (Er klingelt.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Klaus.

Klaus. Der Herr klingelte?

White. Nein, ich war's. — Rufe alle Dienſtleute zuſammen, und bringe ſie dann hierher! — Geh' und mach' geſchwind!

Klaus. Aber ...

White. Das Ende Deiner Kur hängt von Deiner Thätigkeit ab.

Klaus. Ich laufe was ich kann — ich bin gleich wieder da — es ſoll keine Secunde dauern.

v. And. Sage mir nur, was Du vorhaſt?

White. Zum Henker, was biſt Du neugierig! — Soll ich etwa auch dagegen die Homöopathie anwenden?

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Klaus. Marie. Einige Dienerſchaft.

Klaus. Da bringe ich ſie ſchon.

Marie. Was ſollen wir denn nur? Und Alle zuſammen?

White. (zu Marien) Möchteſt Du gern hier noch ein Paar Wochen in der Stadt bleiben?

Marie. Ach, zeitlebens!

White. (zu den Andern) Gefällt es Euch in Euerm Dienſte, und möchtet Ihr ihn gern behalten?

Die Dienſtleute. Ei freilich!

White. (zu Klaus) Und Du, mein Freund! machte es Dir Vergnügen, einmal etwas Anderes als Paſtete zu eſſen?

Klaus. Ach, Herr Doctor! für Sie thät' ich alles nur Erſinnliche!

White. Kann ich auf Euer Aller Beiſtand und Hülfe rechnen?

Alle. Mit Gut und Blut!

White. Nun denn, ſo hört und folgt. — Bis Frau von Bergen wieder hier zurück ſeyn wird ...

v. And. Still! Hörſt Du nicht einen Wagen?

White. Ja, wahrhaftig!

v. And. (an's Fenſter tretend) Sie iſt's! — Das nenne ich eine kurze Andacht!

White. Nun denn, ſo kommt mit mir! Sie darf uns hier nicht zuſammen finden, und ich will Euch alles drüben in Klauſens Stube erzählen.

v. And. Ich bin ſo neugierig ...

White. Höre! Nimm Dich vor einer Kur von mir in Acht! (Geht mit allen Anweſenden im Hintergrunde ab.)

Sechszehnter Auftritt.

Frau von Bergen.

(Sie kommt allein zur Seitenthür rechts herein, wirft ihren Mantel mürriſch auf den Tiſch, und ſich ſelbſt dann in einen Seſſel am Kamin.)

Fürchterliches Wetter! — Ich war ganz erſtarrt — ganz abgeſpannt — ich wäre geſtorben, wenn ich mich der freien Luft ausgeſetzt, wenn ich das gethan hätte, was der Herr von Andorf meine Pflicht zu nennen beliebt. — Ich kann nun einmal den Froſt und die Näſſe nicht vertragen — es wär' mein Letztes geweſen. — Als ich fühlte, wie unwohl mir ward, und wie der Schneeſturm an die Wagenſcheiben ſchlug, da, ich geſtehe es, da beſaß ich nicht den Muth, weiter zu fahren — ich war völlig kraftlos geworden. — (Sie ſteht auf.) Geſtern noch fühlte ich es, wie jene Ideen mich aufrecht hielten — heute, heute habe ich ſie vergebens mir zurückzurufen geſucht; es war

mir ſtets, als ob ich mir Zwang anthue, als ob ich blos aus Rückſicht gegen Andere ſo handle. Da ward mein Stolz rege! — Giebt es wohl noch eine Witwe, die ſich betrübter gezeigt hat, als ich geweſen bin? — Ich kenne nicht eine! — Frau von Halling hat ſich nach drei Monaten wieder verheirathet! — ſelbſt Frau von Tieffurt, eine Fromme! — eben deswegen, entſchuldigte ſie ſich. — Und — würde denn mein guter, ſeliger Mann ſelbſt es ſo um mich getrieben haben? — Er, der — das kann ich freilich nicht läugnen — auch nicht das geringſte Gefühl beſaß — ganz das Gegentheil vom Herrn von Andorf, der deſſen zu viel hat — ja, viel zu viel! — Und da will man mir noch Vorwürfe machen, daß ich meine Pflicht nicht erfülle? daß ich nicht genug für den Seligen thue? — Das iſt doch gar zu unbillig! — O, ich bedaure meinen guten Mann, ich betraure ihn gewiß recht aufrichtig — aber wenn man mir einen Schmerz aufzwingen will, den ich ohnedies ſchon ſo lebhaft fühle, ſo raubt man ihm ja alles, was wahrhaft Tröſtendes und Süßes in ihm liegt; man erſtickt ihn, man vertreibt ihn für immer aus meinem Herzen; ich werde wieder frei, ich trete wieder in die Welt, und — und — um ſolche zudringliche Menſchen dafür zu ſtrafen — wer weiß — wer weiß — ob ich nicht ſogar aufhören könnte, für immer Witwe zu bleiben! — Aber wo ſteckt nur Marie? (Sie klingelt.) — O Herr von Andorf, Sie können ſich dann ſagen: ‚Es war meine Schuld, meine Zudringlichkeit, meine

Uebertreibung, die das ganze Unheil geſtiftet hat!" — Und wenn Sie irgend Jemand Vorwürfe machen wollen, ſo brauchen Sie nur bei ſich ſelbſt anzufangen, denn man hat gewiß noch in ſeinem Leben nicht Jemand einen ehemaligen Nebenbuhler ſo beweinen ſehen! Er, der ſonſt ſo eiferſüchtig, ſo heftig war, und der mir geſchworen hatte, daß ... Nein, nein, die Männer ändern ſich, wie man eine Hand umdreht, und nur die Frauen verſtehen es, ihren Gefühlen Dauer zu verleihen und darin zu verharren. — Aber kommt denn gar Niemand? (Sie klingelt mehrere Male ſehr heftig.)

Siebenzehnter Auftritt.

Frau von Bergen. Marie. Klaus. Die Dienſtleute.

(Sämmtlich in tiefer Trauer, mit den Schnupftüchern vor den Augen.)

Dienſtleute. (weinend und ſchluchzend) Was — befehlen — denn — die gnädige Frau?

Fr. v. B. Was iſt denn das für eine Mummerei?

Marie. Ach, gnädige Frau! Ihr unendlicher Schmerz hat auch endlich uns Alle angeſteckt!

Klaus. Wir fangen nach fünfzehn Monaten wieder unſern guten, gnädigen Herrn von vorn zu beweinen an.

Dienſtl. (ſchluchzend) Ach! — der — gute — gnädige Herr!

Fr. v. B. Und Ihr könnt glauben, mich von der Aufrichtigkeit Eurer Thränen zu überzeugen?

Dienſtl. (weinend) Ach! — ach! — gnädige Frau, wir ...

Fr. v. B. Und dieſe Kleider, die Ihr ſchon ſeit drei Monaten abgelegt habt, wer hat ſie Euch denn wieder anziehen heißen?

Klaus. Herr von Andorf und der Herr Doctor.

Fr. v. B. Auch der Doctor?

Klaus. Er meinte, obgleich dieſe ſchwarze Livrée nicht mehr ſo ſtreng nothwendig ſey, ſo würde ſie Ihnen doch außerordentliches Vergnügen machen.

Fr. v. B. Geht! Laßt mich allein! — Statt daß Eure Thränen mich rühren ſollten — beleidigen, erbittern ſie mich vielmehr. — Geht auf der Stelle hinaus! — (Sie gehen Alle ab. Marie nimmt Mantel, Boa und Hut der gnädigen Frau mit.)

Achtzehnter Auftritt.

Frau v. Bergen (allein).

(Sie ſetzt ſich an den Tiſch.) Wie hat nur der Doctor ſeine Einwilligung zu einem ſo lächerlichen Auftritte geben können? — Ich bin auch ſo verdrüßlich! — (Ergreift unwillkührlich das Recept, das der Doctor auf dem Tiſche liegen ließ.) Seine Schrift — ein Recept! — (lieſt:) „Nimm eine zerknirſchte Miene an — das Schnupftuch vor die Augen.“ — Was iſt denn das? — (lieſt weiter:) „Eine ſtarke Doſis

von Seufzern, mit Thränen und Schluchzen vermiſcht — mehr in Verzweiflung ſeyn als ſie ſelbſt, und ihr ſelbſt ſo viel Schmerz ohne Unterlaß darbieten, daß ſie endlich zuerſt um Verſchonung damit bittet." — Mein Himmel! — „Durch dieſe homöopathiſche Behandlung wird Deine Kranke geneſen." — (Sie ſteht auf.) Kein Zweifel mehr! Der Doctor iſt mit Andorf einverſtanden — und ſie haben mich zum Beſten gehabt! — und ich habe mich tröſten laſſen! — denn wahrhaftig! ich kann mir es ſelbſt nicht verbergen — ich empfinde jetzt weniger Schmerz noch als Verdruß — beſonders gegen dieſen Herrn von Andorf, deſſen Falſchheit ... Aber was kann er nur für einen Grund haben, meine Trauer mir ausreden zu wollen, mir das Andenken an einen Andern ſtreitig zu machen? — Sollte er mich noch lieben? — mir noch treu geblieben ſeyn? — Nun, das wäre doch in der That etwas ſehr Achtungswerthes! — Nein, nein, das iſt etwas Abſcheuliches, etwas recht Boshaftes, ſein Spiel bis auf dieſen Grad mit mir getrieben zu haben, und ich werde mich rächen! — ja, das werde ich! — Wollte der Himmel nur, daß mir ein Mittel dazu einfiele! — Aber es wird mir ſchon einfallen! — Da kommt er! — Ei, mein Herr von Andorf, Sie legen ſich alſo auf die Homöopathie? — Recht ſchön! — Das kann ich auch!

Neunzehnter Auftritt.

Frau v. Bergen. v. Andorf.

v. And. (das Schnupftuch in der Hand) Sie sind da, gnädige Frau? — Ich gestehe, daß ich Sie so schnell wiederzusehen nicht hoffte! — Sie werden gewiß meine Aufmerksamkeit verbindlich aufgenommen haben, alle Ihre Leute schwarze Trauerkleider anlegen zu lassen.

Fr. v. B. Ich danke Ihnen recht sehr dafür. Auch habe ich nur mit meiner Rückkehr deshalb so geeilt, um mich bei Ihnen zu entschuldigen.

v. And. Worüber denn, gnädige Frau?

Fr. v. B. Ich habe über mein voriges Benehmen nachgedacht, und mir die größten Vorwürfe darüber gemacht.

v. And. Und warum denn?

Fr. v. B. Ich habe Ihren vortrefflichen Rath nicht ganz so aufgenommen, wie ich wohl hätte thun sollen.

v. And. Wenn's weiter nichts ist!

Fr. v. B. Ja, ich fühle es, Sie fassen meine Pflichten besser auf, als ich selbst. Ich bin es mir, ich bin es meinem Schmerze schuldig, von nun an in der undurchdringlichsten Einsamkeit zu leben.

v. And. In der Einsamkeit?!

Fr. v. B. Sie werden mit mir zufrieden seyn, lieber Cousin. Von heute an soll meine Thür allen meinen Freunden und Verwandten verschlossen seyn.

v. And. O mein Himmel!

Fr. v. B. Ja, ſelbſt denen, die ich bis jetzt aus Achtung für das Andenken meines verewigten Gatten, freundlich bei mir aufgenommen hatte.

v. And. (für ſich) Hol' der Henker die Homöopathie! (Er ſteckt das Schnupftuch in die Taſche.)

Fr. v. B. Kurz, ich werde alles thun, was Sie mir angerathen haben.

v. And. Aber, gnädige Frau, was ich vorhin ſagte ...

Fr. v. B. Sie hatten Recht — alle dieſe bloßen Vorſätze reichen noch nicht hin! O! Ihre Worte tönen mir noch ſo furchtbar in's Ohr: „So beweint man nicht einen Gatten, und vorzüglich einen Gatten, wie dieſer war!"

v. And. O! es giebt noch viele, die der Thränen weit würdiger waren, als er.

Fr. v. B. So voll Geiſt!

v. And. Das iſt noch ſehr die Frage.

Fr. v. B. Eine ſo immer gleiche Laune!

v. And. Ach ja! — (für ſich) Um aus der Haut zu fahren!

Fr. v. B. Sie haben mir die richtige Art und Weiſe meines Betragens vorgezeichnet — ich muß zwiſchen der Welt und mir eine unüberſteigliche Schranke errichten.

v. And. Aber nein doch! nein!

Fr. v. B. Ich werde dieſe Stadt verlaſſen — in einer fernen Provinz irgend ein Kloſter aufſuchen.

v. And. (heftig) Es giebt keine mehr!

Fr. v. B. Nun, ſo werde ich mich ganz allein für mich verſchließen — abſperren von der Welt.

v. And. Sie?!

Fr. v. B. Auf meiner Villa.

v. And. Gnädige Frau!

Fr. v. B. In dem Pavillon.

v. And. Couſine!

Fr. v. B. Den ganzen Winter über.

v. And. Amalie!

Fr. v. B. Ich werde vielleicht krank davon werden.

v. And. Großer Gott!

Fr. v. B. Aber was iſt an meinem Leben gelegen?

v. And. Was muß ich hören!

Fr. v. B. Das haben Sie ja ſelbſt geſagt.

v. And. Ich? — O nie! nie!

Fr. v. B. Ich bitte um Verzeihung — noch heute früh.

v. And. Heute früh — o mein Himmel! — da glaubte ich — ich bildete mir ein — oder vielmehr, ich konnte mir nicht einbilden — O Doctor, Doctor!

Fr. v. B. Aber, mein Gott! was iſt Ihnen denn? Sie ſprechen ja auf einmal ganz anders! — Ja, Sie haben ſogar auf einmal eine ganz andere Phyſiognomie!

v. And. Das kann leicht möglich ſeyn.

Fr. v. B. Sie weinen ja gar nicht mehr!

dern mit der Schönheit, die ihm täuschend verliehen war, und bald war das Herz der jungen unerfahrnen Almansaris von ihm umstrickt, und wenn sie Saphirion hohe Achtung nicht versagen konnte, glühte sie für Hegar in schwärmerischer Liebe.

Der Unredliche wagt nie die offne Bitte. So Hegar. Nur mit List glaubte er sich Almansaris zueignen zu können. Er schmiedete einen neuen Plan, die Geliebte heimlich aus dem Harem seines Herrns, wo sie als Gebieterin thronte, entführen zu können, und während dieser jammerte, in Wollust zu schwelgen. Er glaubte ihn sicher gefunden zu haben, und ein Ring, den er zu tragen pflegte, ward als das Zeichen verabredet, welchem Almansaris, werde es ihr gebracht, unbedingt folgen solle. Schon waren der Bote mit dem Ringe und Almansaris außer den Mauern des Harems, als sie durch einen Zufall verrathen und zurück vor Saphirion gebracht wurden. Almansaris gestand nichts, um den Geliebten nicht der Rache Preis zu geben, aber ihn verrieth dennoch der Ring an Saphirion. O! wie blutete sein Herz, vom doppelten Verrathe der Freundschaft und Liebe zerrissen! Doch er erhob sich über sich selbst. Du liebest ihn, Almansaris, sagte er sanft zu ihr, ach! ich kann keinem Herzen ge-

v. And. Nein, ich glaube nicht — denn ich bin wüthend!

Fr. v. B. Dieſer Verwandte, den Sie ſo ſehr lieben ...

v. And. Ein Nebenbuhler, den ich verabſcheue!

Fr. v. B. Ein Nebenbuhler?

v. And. Haben Sie denn ganz meine Liebe vergeſſen?

Fr. v. B. O, ganz und gar; das ſchwöre ich Ihnen.

v. And. Nun denn, gnädige Frau — aber ich nicht.

Fr. v. B. Wie? Seit drei Jahren!

v. And. Ich liebe Sie mehr als je, und gab Ihnen hier den Beweis davon.

Fr. v. B. Wodurch denn?

v. And. Durch mein Benehmen. — Stellen Sie ſich meine Freude vor, als ich erfuhr, daß Sie Witwe wären — und meinen Schmerz, als ich Ihren Entſchluß kennen lernte! — Da verſuchte ich es, ihn zu bekämpfen.

Fr. v. B. Aber im Gegentheil! Sie haben ihn ja nur noch mehr beſtärkt!

v. And. Nur um ihn zu zerſtören. — O Doctor! Doctor! — Ja, es iſt ſeine Schuld, gnädige Frau, wenn ich dieſen Morgen, zu meinem größten Leidweſen, es mir erlauben mußte, Sie auf eine Art zu behandeln ...

Fr. v. B. Die ganz dieser ärztlichen Vorschrift angemessen war. (Giebt ihm das Recept wieder.)

v. And. Ha! Sie wußten also alles? — O! Gnade! Gnade für den Unglücklichen, der auf Anrathen eines Andern Sie zu täuschen wagte! Hätte ich nur mein Herz befragt, so hätte ich Ihnen im ersten Augenblicke gestanden, daß ich Sie liebe, und immer geliebt habe, und ewig lieben werde!

Zwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. White.

Fr. v. B. Kommen Sie, Doctor! kommen Sie! — Hier ist der arme Herr von Andorf, der sich beklagt, daß er liebeskrank sey, und in der That auch alle Symptome davon zu erkennen giebt. Da nun dieses Uebel schon über zwei Jahre dauert, so scheint es ein sehr eingewurzeltes zu seyn, und ich frage Sie also um Rath, was für Mittel dagegen wohl anzuwenden seyn möchten?

White. Die Homöopathie!

v. And. Geh' zum Henker mit Deiner Homöopathie!

White. Wie Du willst.

Fr. v. B. Nun, so lassen Sie uns doch einmal sehen. Was schreibt denn die Homöopathie bei so einem bedenklichen Falle vor?

White. Zu heirathen — und ich stehe Ihnen dafür, daß binnen drei Monaten ...

v. And. O, glauben Sie das nicht! — Meine Liebe wird so lange dauern, als mein Leben!

(Man hört Porzellan zerbrechen.)

Einundzwanzigster Auftritt.

Die Vorigen. Marie.

Marie. Ach, verzeihen Sie, gnädige Frau! Es ist dem armen Klaus ein Unglück begegnet. Der arme Junge war so glückselig, von seiner Pastetenkur erlöst zu seyn, daß er ein Schlückchen zur Freudenbezeugung hat trinken wollen, und da mag er denn ein wenig zu tief in's Glas geguckt haben. Als ich ihm aber darüber den Text las, sagte er: „Sey nur ruhig, liebes Kind! Das wird schon besser werden. Ich kurire mich jetzt blos in derselben Art, wie der Herr Doctor mich vom Pastetenessen kurirt hat.

White. Seht den Spitzbuben! — Ja, ja, alle Welt mischt sich heut' zu Tage in die Homöopathie! — Nun?

Marie. Und da hat er wieder getrunken — und immer mehr getrunken — so daß, da er zuerst nur ein Bischen angestochen war, er nun ganz betrunken geworden ist.

White. Gut.

Marie. Und da ich ihn nun daran hindern wollte, noch eine Bouteille mehr auszustechen, ist er getaumelt und hat das Tabouret mit dem Porzellan heruntergeworfen.

White. Gut.

Fr. v. B. Wissen Sie auch, Doctor, daß das ein Einwurf gegen die Homöopathie ist?

White. O, ganz und gar nicht! Vielmehr ein neuer Beweis der Vortrefflichkeit unsers Systems.

v. And. Zum Beispiel?

White. Das sollen Sie gleich sehen. W
Klaus aufgehört hätte zu trinken, als er noch s
im Anfange des Trinkens war, so würde er die g
Nacht über albernes Zeug gesprochen haben.

v. And. Das könnte möglich seyn.

White. Statt dessen — was macht er j

Marie. Jetzt wird er wohl schlafen.

White. Nun?

v. And. Nun?

White. Durch Verstärkung der Masse
Trinkens ist er gleich bis auf den höchsten
gekommen, bis zum Paroxismus seiner Krankhe
und nach einigen Stunden wird er in seinem
malzustande wieder aus dem Bette aufstehen,
heißt, nüchtern und wieder hergestellt. Ich hatte
vollkommen Recht, zu behaupten, es gebe keinen
wo die Homöopathie nicht ihre Anwendung f
und keinen Fall, wo diese Anwendung nicht voll
men glückte. — (zu Frau von Bergen) Was m
Sie dazu, gnädige Frau?

v. And. O, geliebte Cousine, lassen Sie
erweichen!

Fr. v. B. Giebt es denn gar kein anderes Mi

White. Keins!

Fr. v. B. Nun denn! — so wollen wir
versuchen! (Giebt Andorf mit einem zärtlichen
die Hand.)

(Der Vorhang fällt.)

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Erf

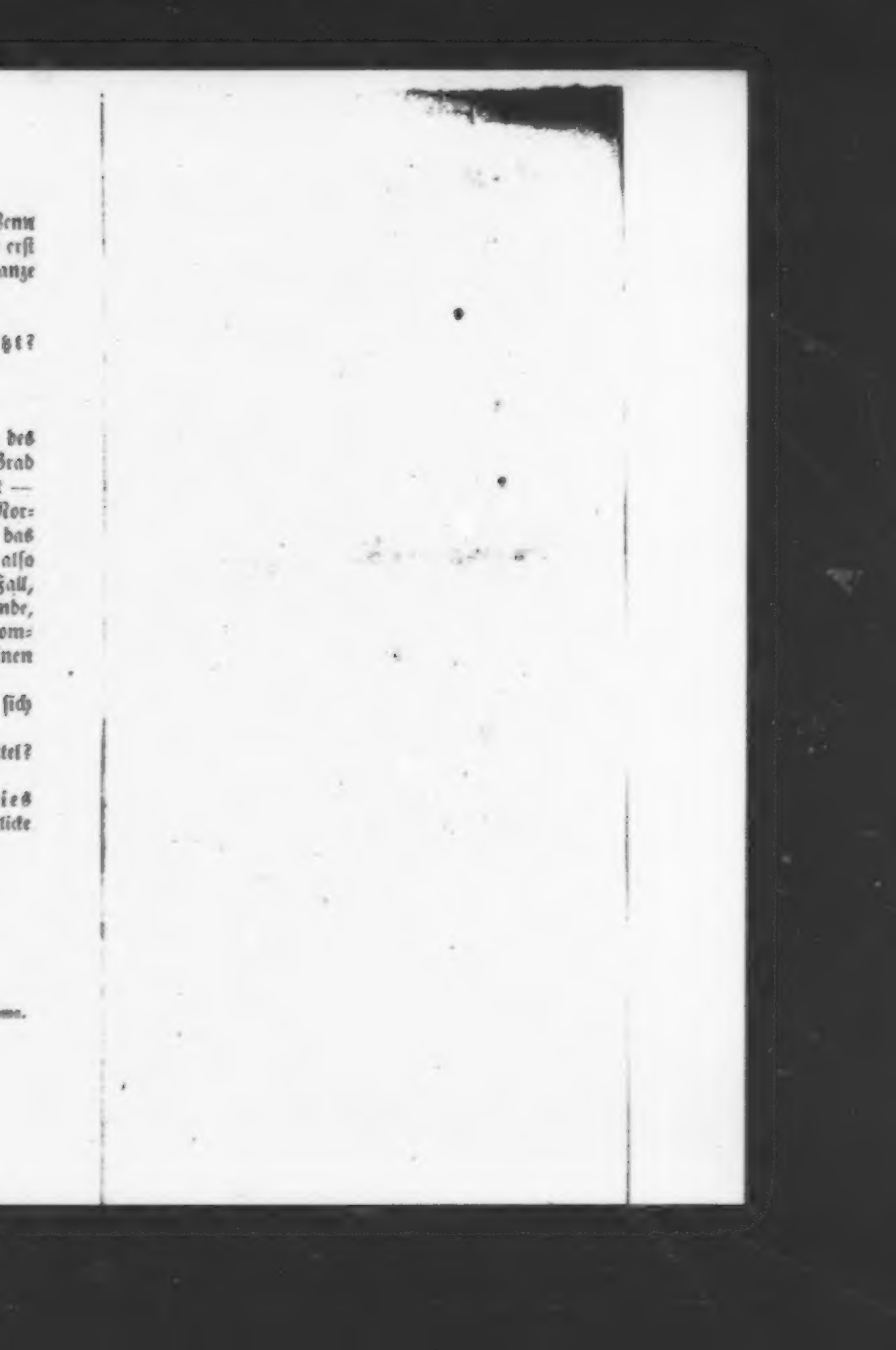

Stadtb. z. K. Bl. 548 cv.

Dramatisches

Vergißmeinnicht

auf das Jahr 1840

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutschland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Yp. 263

BESSEL.

Siebenzehntes Bändchen.

Enthält:

Luise von Lignerolles,
Schauspiel in 5 Aufzügen.

Suschen Irrwisch,
Posse in 1 Akt.

Der Gelehrte,
Schauspiel in 2 Aufzügen.

BIBL. VNIVERS LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung
1840.

Luiſe von Lignerolles.

Schauſpiel in fünf Aufzügen.

Nach dem Franzöſiſchen von Dinaux und Legouvé.

Bearbeitet

von

Th. Hell.

Personen.

Heinrich von Lignerolles.

Luiſe, ſeine Gattin.

Marie, ihr Kind.

Lagrange, Luiſens Vater.

Der Prinz von Miré.

Der Oberſt von Givry, ſein Neffe.

Cäcilie, deſſen Gemahlin.

Adjutant von Romain.

Joſephine, Amme Luiſens.

Karl, Heinrichs Bedienter.

Stephan, Bedienter.

Jäger. Bediente.

bieten mich zu lieben, aber warum vertrauteſt du dies nicht dem, der ja eben, weil er dich liebt, nur in deinem Glücke das ſeine ſucht. Beruhige dich! Noch heute führe ich Hogar ſelbſt in deine Arme.

Und ſchon freute ſich Saphirion, als er ſich ſelbſt ſo überwunden hatte, des Augenblicks, wo er dem Freunde einen neuen, wohl den größten Beweis geben wollte, wie er ja mit ſeinem Leben ihm geweiht ſey, und um dieſen Moment ganz zu genießen, wollte er das Feſt ſtill, aber um ſo inniger in den erhabenen und doch reizenden Umgebungen ſeines Luſtſchloſſes feiern, am folgenden Tage aber triumphirend, Hogar und Almanſaris an der Seite, in die Hauptſtadt einziehen. Er gebot alſo, daß Hogar ihm in jene Gegend, in das liebliche Thal am Abhange ſteiler Gebirge folgen möchte, er ſelbſt aber ging mit Almanſaris, welcher er ſein Vorhaben vertraute, voran. Angſt und Furcht peinigte Hogar, als er ſeinen Plan vernichtet, und ohne allen Zweifel ſich verrathen wußte. In ſeinem engen Herzen fühlte er, daß Saphirion ihm nun nicht wieder verzeihen könne, hätte er doch in gleichem Falle ſchon längſt Verderben herabgeſchleudert auf den Verbrecher. Aber er mußte gehorchen, und begab ſich auf das

Erſter Akt.

Gartenplatz vor dem Schloſſe Lignerolles. Links ein Pavillon. Tiſch und Stühle, Vorbereitung zum Frühſtücken.

Erſter Auftritt.

Karl und Joſephine treten ein. Erſterer richtet den Tiſch zum Frühſtücken vor.

Joſ. Da iſt die Tiſchwäſche, Herr Karl.

Karl. Schönen Dank, Frau Joſephine.

Joſ. Haben Sie die Zeitungen?

Karl. Ja, Frau Joſephine. Vom 30. September 1823. Den Courier français und den Constitutionnel, Oppoſitionsblätter.

Joſ. Die ſind für Herrn Lagrange.

Karl. Verſteht ſich. Er war ja Mitglied des Convents, und — verbannt.

Joſ. Aber die für Herrn von Lignerolles?

Karl. Sind auch da. Hier, ſehen Sie. Ein Journal, Frau Joſephine, iſt gleichſam das Portrait des Menſchen, der es ſich hält. Da haben Sie: Thea-

terjournal, Theaterrevue — das verſteht ſich von ſelbſt — ein dramatiſcher Dichter!

Joſ. Und ein berühmter! — Was für ſchöne Stücke hat er nicht geſchrieben! wie iſt er beklatſcht worden! — wie glücklich iſt die gnädige Frau!

Karl. Das wundert mich! — Ich hatte immer geglaubt, ein guter Dichter müſſe ſtets ein ſchlechter Ehemann ſeyn.

Joſ. Bedenken Sie doch, daß Herr von Lignerolles mit ſeiner Frau auferzogen worden iſt, daß ſie einander ſchon von ganz klein an gekannt! — Ach, wenn Sie ſie an dem Tage geſehen hätten wo Madame Lagrange ſie verheirathete!

Karl. Sie waren dabei, nicht wahr? Denn Sie ſind ja die Amme der gnädigen Frau geweſen und nennen ſie deshalb noch Du.

Joſ. Verſteht ſich!

Karl. Iſt ſie ſchon lange todt, die Madame Lagrange?

Joſ. Ach ja, das iſt wahr, Sie ſind ſeitdem erſt in's Haus gekommen. Je nun es werden auf den 10. October gerade 6 Jahre. Aber liebe Verſtorbene, wie dieſe vortreffliche Frau, vergißt man niemals.

Karl. Ihr Grab iſt im Park dort unten?

Joſ. Ja.

Karl. Herr Lagrange war nicht in Frankreich als Herr von Lignerolles heirathete?

Joſ. Nein, er war noch in der Verbannung.

Erſt vor zwei Monaten iſt er wieder zurückgekommen! aber trotz ſeiner ernſten kalten Miene liebt er doch ſeine Tochter ſo ſehr, ſo ſehr —

Karl. Da kommt die Herrſchaft.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Luiſe, Heinrich, Lagrange. (Während der erſtern Reden bringt Karl das Frühſtück.)

Luiſe (eintretend). Joſephine, hol mir meine Tochter.

Joſ. Ja, Luischen, gleich. (Geht ab.)

Heinr. (Manuſcript in der Hand haltend). Mein Plan iſt alſo zurückgewieſen. — Das heißt ſo viel wie ausgepocht. Nicht wahr, lieber Schwiegervater?

Lagr. Ich kann mich mit dem Charakter Ihres Eduards nicht befreunden.

Hr. Und Du auch nicht, Luiſe? Auch Du verurtheilſt mich?

Luiſe. Wie ſoll ich mich für einen Menſchen intereſſiren können, der keinen Schritt hält, ſondern nur immer in Sprüngen vorwärts kommt.

Karl. Es iſt angerichtet.

Luiſe (zu Heinr.) Komm, und ſetze Dich, Du armer Beſiegter.

Hr. Ei, beſiegt bin ich keinesweges, ich ziehe mich nur vor Dir zurück, weil Du ſtets Recht haſt, wenn Du mich anſiehſt. Aber mit Deinem Vater will ich mich noch ein wenig zanken, und da muß ich

denn zuerſt ſagen, daß ich kein großes Vertrauen zu ſeinem dramatiſchen Geſchmack habe. So ſprach ich vor ein Paar Tagen mit ihm von der Scene, die wie Du weißt, mich ſo geplagt hat.

Luiſe. Welche denn?

Heinr. Beſinne Dich nur. Zwei Brüder ſtehen an der Spitze einer Verſchwörung; man benachrichtigt den ältern, daß der jüngere um eines Weibes willen ihre Sache verräth. Dieſer eilt zu ihm — niemand zu Hauſe — aber er findet trotz deſſen den Beweis des Verraths dort vor. In dieſem Augenblicke tritt der Strafbare ein. Was ſoll ſein Bruder ihm nun ſagen? — Weißt Du was Dein Vater mir darauf antwortete?

Lagr. Er müſſe ihn tödten.

Heinr. Das wäre recht gut zum Schluſſe, aber gleich zu Anfange, was ſoll er ihm da ſagen?

Lagr. Nichts! Er geht auf ihn zu und tödtet ihn.

Heinr. Das iſt doch ein wenig ſtark! Ohne Präliminarien — ohne alles Zögern?

Lagr. Warum ſoll er zögern?

Heinr. Es iſt ſein Bruder.

Lagr. Nun? was thut das?

Heinr. Man tödtet einen Bruder nicht, ohne daß uns die Hand zittert.

Lagr. Iſt das, was dieſer Mann thut, nothwendig und gerecht, oder nicht? Iſt's das erſte, warum ſoll er zittern?

Heinr. Was ſagſt Du dazu, Luiſe?

Luiſe. Für eine Frau iſt das etwas ſehr ſchweres! Eine Sache auf Tod und Leben! Aber da dieſer Tod jetzt niemand das Leben koſtet, ſo bin ich der Meinung meines Vaters.

Heinr. Vortrefflich geſprochen, Tochter des Spartacus! (zu Lagrange) Befehlen Sie Thee? Sie völlig geharniſchter Ritter, der nicht begreifen kann, daß es auch Leute giebt, die nicht aus einem und demſelben Stück Eiſen geſchmiedet.

Lagr. So viel iſt wenigſtens gewiß, daß Sie außerordentlich conſequent verfahren, indem Sie Charaktere zulaſſen, die doch eigentlich keine ſind.

Heinr. Das war ein perſönlicher Stich! — Ei, das leide ich nicht, da widerſetze ich mich! Ich behaupte im Gegentheil, daß die Menſchen aus Einem Stück, die Eiſenbarren, wie Sie einer ſind, mein hochverehrter Herr Schwiegervater, nur eine Ausnahme machen. Die gewöhnlichen Charaktere ſind ſolche, welche ſich ſelbſt unaufhörlich ein Dementi geben, und daher iſt Eduard mit ſeiner beweglichen und auflodernden Phantaſie, Eduard mit ſeinen tauſend widerſprechenden Leidenſchaften ein wahrer Charakter.

Lagr. Wahr? möglich! aber ohne Kraft, ohne Wirkſamkeit.

Heinr. Ohne Kraft! — ein Menſch, der ganz Feuer und Flamme, ganz Enthuſiasmus iſt?

Lagr. Eben deswegen. Seine Tugenden ſind

Schwäche, weil ſie blos der Gewalt der Leidenſchaften folgen. Sehen Sie, Heinrich! Ihr Eduard, das ſind Sie ſelbſt. Und ich finde, daß ihr beide manchmal den ſchimmernden Phalänen gleicht, die um jedes Licht flattern und ſich verbrennen.

Heinr. Mag ſeyn; aber wenn ich etwas tauge, tauge ich es nur eben gerade dadurch. Eine erhabene Eigenſchaft, ein ſchönes Talent verführt mich, reißt mich fort; eine kühne That, ein edler Zug bringt mir bis hieher!

Lagr. Ja, aber Ihnen fehlt das was die edlen Eigenſchaften eines Mannes mit einander verbindet, die Herrſchaft über ſich ſelbſt, der Wille.

Heinr. Und Sie beſitzen deſſen zu viel, lieber Vater. Wenn Sie ſich einmal ein Ziel vorgeſetzt haben, ſo gehen Sie gerade darauf los wie eine Kanonenkugel.

Luiſe Heinrich! . . .

Lagr. Laß ihn doch fortſprechen, Kind! Kann es eine edlere Unterhaltung geben, als die, wo zwei Menſchen ſich gerade herausſagen: ſieh, ſo biſt Du?

Heinr. Liebſter Vater!

Lagr. Möglich, daß ich gar zu unbeugſam bin, Heinrich; das kommt davon her, weil ich in einer Zeit lebte, wo jede Handlung nach Pflicht und Recht zu einem Opfer ward, und hundertmal wär ich da vor Anſtrengung unterlegen, wenn ich nicht zwei ſtarke Stützen gehabt hätte . . . mein Gewiſſen . . . und Deine Mutter, Luiſe! . . . Heinrich, ſie hat mich

immer und immer geliebt ... Doch sprechen wir nicht davon.

Heinr. Nein, nein, sprechen wir davon, lieber Vater! denn sie ist ja auch meine Mutter; sie war es ja, die mir erlaubte, Luisen zu lieben, sie ist ja noch immer der unsichtbare Schutzgeist dieses Hauses.

Lagr. Wissen Sie auch ganz, was sie Ihnen schenkte, als sie Ihnen ihre Tochter gab?

Heinr. O, wohl weiß ich es! Ihr Bild und das Ihrige. Denn Luise hat von Ihnen die Kraft und von ihrer Mutter die Güte erhalten.

Lagr. Heinrich, und Sie übernahmen eine große Schuld, indem Sie das Unterpfand eines solchen Herzens erhielten! Denken Sie daran!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Josephine bringt Marien.

Jos. Da ist ein Brief, den ein Bauer für den gnädigen Herrn brachte. (Geht ab.)

Heinr. (liest) Aha, ich weiß schon. (Steht auf.)

Luise. Du gehst, Heinrich?

Heinr. Ja — ein Geschäft ...

Luise. Kommst aber bald wieder, nicht wahr?

Heinr. Ich werde nicht lange ausbleiben. (Geht.)

Lagr. (für sich) Sonderbar! Seit drei Tagen geht er so den ganzen Vormittag über aus dem Hause.

Marie. Guten Morgen, Mütterchen! Guten Morgen, Großvater!

Lagr. (küßt Marie) Luiſe, ich wünſchte, ſie gliche Dir. (Man hört ein Jagdhorn.)

Luiſe. Unſer Nachbar, der Prinz von Miré, jagt wieder dieſen Morgen.

Lagr. Ja, drei Tage hinter einander. Kennſt du ihn?

Luiſe. Nein; ich weiß blos, daß er ein unbarmherziger Jäger iſt, der bei ſeiner Leidenſchaft für Hirſche und wilde Schweine nur gar zu oft vergißt, daß ſeine Nachbarn nicht ſeine Vaſallen ſind.

Lagr. Und lebt er allein?

Luiſe. Gewöhnlich hat er, wie man ſagt, den Oberſt von Givry bei ſich, ſeinen Neffen, einen braven, wackern Mann, der aber mit ächt engliſcher trockner Haltung, gegen einmal angenommene Meinungen, wenn er ſie dem Rechte oder der Vernunft für zuwider hält, ohne alle Rückſicht ſeyn ſoll. Doch iſt er jetzt ſeit einiger Zeit nicht mehr hier.

Lagr. Er iſt unvermählt?

Luiſe. In Folge ſeines Syſtems hat er ohne alles Bedenken eine ſchöne Italienerin geheirathet, welche in den vornehmen Zirkeln England's großes Aufſehn durch ihre theatraliſchen Leiſtungen machte.

Lagr. Wie denn das?

Luiſe. Jung, arm, und wie man ſagt mit einer hinreißenden Stimme begabt, ſang ſie als prima Donna in den höhern Geſellſchaften die Muſikſtücke der größten Meiſter, ja ſelbſt ganze Opern. Sie gehörte ganz der artiſtiſchen Welt an.

, Lagr. Und wenn hat Herr von Givry ſie geheirathet?

Luiſe. Vor drei Jahren... Seit der Zeit ſingt ſie nicht mehr.

Lagr. (aufſtehend) Ich gehe einen Augenblick auf mein Zimmer. Und Du, was fängſt Du an?

Luiſe. Ich will Marien ihre Morgenſtunde geben. (Karl nimmt das Frühſtück weg. Luiſe bereitet vor was zum Unterricht nöthig. Während dem nähert ſich Lagrange Luiſen und Marien, und küßt erſtere auf die Stirn.)

Lagr. Lebt wohl, meine Kinder! (geht.)

Vierter Auftritt.

Luiſe. Marie.

Luiſe (nachdenkend) Mein Vater hatte etwas was ihm nicht ganz recht war. (Sie ſtreicht mit der Hand über die Stirn, dann geht ſie zu ihrer Tochter, ſetzt ſich zu ihr, und nimmt ihr Nähzeug.) Haſt Du den Atlas mitgebracht?

Marie. Ja, Mutterchen! Ach höre, zeige mir doch einmal auf der Karte das Land, wo der Vater geboren, und wo er vor 4 Jahren herkam.

Luiſe. Da iſt es.

Marie. Alle die kleinen Striche da, nicht wahr, das iſt Waſſer?

Luiſe. Das iſt das Meer.

Marie. Und über das ganze Waſſer weg hat der Vater gemußt, um hierher zu kommen?

Luiſe. Ja, mein Kind. — Kannſt Du den Namen des Landes leſen?

Marie (leiſe buchſtabirend) Martinique! — Das iſt Martinique? Und was hatte er denn dort zu thun?

Luiſe. Er ging dahin, um die ſchwarzen Menſchen zu vertheidigen — die ſehr unglücklich ſind — und hat 12 arme kleine Kinder von dort mitgebracht.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Stephan, Karl und Mathias.

Karl. Gnädige Frau! Gnädige Frau!

Luiſe. Was giebts denn?

Steph. Gnädige Frau, da iſt der Herr Prinz von Mirè mit ſeiner ganzen Meute Hunde in den Park gekommen.

Luiſe. Das iſt ja gar nicht möglich. Wir habens ja verboten.

Steph. Die Jäger ſind ſchon in der Mittelallee.

Luiſe. Der Herr Prinz ſind alſo der Tyrann der Commun! — Er verachtet alle Geſetze und Rechte?

Steph. (der immer in die Couliſſe ſieht) In drei Minuten kommen ſie hierher.

Luiſe. Sie werden nicht hierher kommen! — (zu Karl und Mathias) Ihr da, nehmt gleich die Flinten meines Mannes! Sie hängen dort im Pavil-

Lustschloß, als schon Saphirion die Stadt verlassen hatte.

Im wildesten Gebirg lag ein lieblicher Kiosk in der Vertiefung eines Felsen, von Palmen und Datteln umschattet, die hier sonst nirgends auf den unwirthlichen Steinen wuchsen. Dort stand Almansaris in züchtiger Verschleierung, dort sollte Hogar die Geliebte aus der Hand seines königlichen Freundes erhalten. So dachte Saphirion und eilte den steilen Felsenpfad voraus, wohin Hogar ihm zu folgen angewiesen war.

Stumm und lautlos erreichte ihn dieser. Saphirion stand an dem Punkte, wo auf der einen Seite eine kleine Beugung um den Felsen zu dem glücklichen Aufenthalte der Liebe und Freude führte, auf der andern Seite tiefe Abgründe unter dem Flusse des Wandrers sich eröffneten. Kommst du endlich! redete Saphirion ihm entgegen. Sieh, ich erwartete dich absichtlich hier. Du kennst die Stelle. Oft schon weilten wir hier in Betrachtungen. Wenige Schritte nach rechts bringen dich in herrliche Beschattung, zu saftigen Früchten, zu reicher Beglückung; Ein Schritt links, und du stürzest vernichtet herab. Tugend und Laster! Treue und Verrath! Ormuzd und Ahrimann! — Saphirion war unwillkührlich ernst geworden, und ein Engel Gottes hatte das Rächerfeuer des Himmels

lon — Stephan, Du ſtellſt Dich mit Deinem Bruder auf den Weg, den die Jäger einſchlagen, und alle Hunde, die ihr wegnehmen könnt, nehmt ihr. Geht! (Stephan geht, Mathias und Karl haben die Flinten geholt.) Um des allgemeinen Beſtens willen muß der Herr Prinz lernen, was das Eigenthum Andrer zu bedeuten hat (zu Marie) Fürchte Dich nicht, mein Töchterchen; bleib ſitzen, und halte Dich ganz ruhig und unbeweglich.

Marie. Ja, liebe Mutter.

Karl. Da ſind zwei Reiter, die ihre Pferde an dem Gitter gelaſſen haben und hierher kommen.

Luiſe. Stelle Dich an den Eingang der Allee dort.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Adjutant von Romain in einem Jagdüberrocke. Ein Jäger.

Luiſe. Meine Herren, nicht weiter! Ich bitte recht ſehr, ſich nicht weiter zu bemühen.

Rom. Wie? gnädige Frau!

Luiſe. Ich ſage Ihnen, daß Sie nicht weiter gehen werden.

Rom. Aber es giebt ja nur hier dieſen Weg und Sie halten die ganze Jagd auf.

Luiſe. Das weiß ich.

Rom. Der Hirſch wird uns entwiſchen.

Luiſe. Das iſt mir ſehr lieb für den Hirſch.

Rom. (zu dem Jäger) Laſſen wir ſie reden und gehen wir.

Luiſe (immer ſtickend) Ich bin überzeugt, meine Herren, daß Sie das nicht thun werden. Fürs erſte (dahin zeigend wo die beiden Bedienten ſtehen) aus Achtung für dieſe geladenen Büchſen — vorzüglich aber aus Höflichkeit gegen mich.

Rom. Wir ziehen uns zurück, gnädige Frau.

Luiſe. Davon war ich im Voraus überzeugt.

Rom. Welch eine Frau! (Sie gehen zurück.)

Luiſe (zu den Bedienten) Geht.

Steph. (eintretend) Gnädige Frau! wir haben die beiden ſchönſten Hunde von der ganzen Meute weggenommen.

Luiſe. Gut; ſperrt ſie in das Gewächshaus ein.

Steph. Es iſt auch ein Pikeur da, der ſie wieder haben will.

Luiſe. Ein Pikeur?

Steph. Ja, gnädige Frau, er ſagt, der Prinz ſei ſehr verwundert, daß man ſich unterſtanden habe...

Luiſe. Aha! Schon gut! Schickt den Pikeur nur wieder fort. (Stephan geht ab.)

Siebenter Auftritt.

Luiſe. Marie.

Luiſe. Nun, mein Töchterchen, wo waren wir denn ſtehn geblieben?

tant. Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß wenn ein Souverain mit Gewalt ſich irgendwo feſtſetzt, die übrigen Potentaten damit anfangen, ihre Repräſentanten von ihm abzuberufen; ſo bald er aber es durchgeſetzt hat, anerkannt zu werden, ſo ſchickt man ihm Conſuln und Generalconſuln zu. Nun, ein Adjutant hat ja wohl eben ſo viel Gewicht als ein Conſul, und ich bin daher bereit, Sie anzuhören, mein Herr. — Aber irre ich mich nicht, ſo habe ich ſchon das Vergnügen gehabt Ihre Stimme zu hören.

Rom. Ich war einer von den beiden Jägern, gnädige Frau, die ſo eben ...

Luiſe. Ah! ſehen Sie!

Rom. Gnädige Frau, der Herr Prinz von Mirè iſt ſehr betreten ...

Luiſe. Betreten!... Ich ſehe mit Vergnügen, daß er ſeine Sprache ändert. Vor ein Paar Minuten noch war er verwundert... Sie ſagen alſo, daß der Herr Prinz von Mirè ...

Rom. Sehr verlegen über das ſei, was vorgefallen. Er läßt die gnädige Frau deshalb um Verzeihung bitten, und ...

Luiſe. Erſucht mich, ihm ſeine Hunde auszuliefern.

Rom. Er erwartet dies von Ihrer Güte.

Luiſe. Ich werde ſie ihm aber nicht wieder zurückgeben.

Rom. Ich begreife, gnädige Frau, wie viel Verführeriſches dieſe Lage der Dinge für eine Dame

von Geiſt hat, und bin ſelbſt zu ſehr im Stande geweſen zu würdigen ...

Luiſe. Ei, mein Herr! verdient es die Art wie ich Sie eben aufgenommen habe, daß Sie mir dies ſagen?

Rom. Es giebt Frauen, die Alles mit Anmuth thun.

Luiſe. Wahrhaftig? Nun denn! So verſichere ich Ihnen, daß ich anmuthig war, ohne es zu wiſſen. Aber um auf den Gegenſtand Ihrer Ambaſſade zurückzukommen, auf... auf die Hunde..., ſo werde ich ſie nicht wieder zurückgeben. Ich ſehe den Herrn Prinz Miré als den perſönlichen Feind dieſes Landes an... ich habe ihm Gefangene abgenommen, ich behalte ſie, und was noch mehr iſt, da ich nicht eben zu den civiliſirteſten Nationen gehöre, wie Sie ſelbſt ſich haben überzeugen können, ſo verurtheile ich meine Gefangenen ...

Rom. (einfallend). Aber, gnädige Frau, es ſind die ſchönſten Thiere von der ganzen Meute, von der reinſten Race!

Luiſe. Wahrhaftig!

Rom. Sie ſtammen von Stentor und Dalila ab.

Luiſe. Warum ſagten Sie mir das nicht gleich, Herr Adjutant!... Alſo es ſind Hunde aus einem großen Hauſe, gehören den älteſten Familien an und ſind nicht aus der Art geſchlagen... Ei, dann...

Rom. Ah!

Luiſe. Ja, dann ... muß ich ſie um ſo viel

mehr behalten. Sie sehen selbst ein wie sehr dies den Ruhm ihrer Gefangennehmung vergrößert.

Rom. Wie? gnädige Frau!

Luise. Sie sind selbst Militair, Herr Adjutant, müssen also wissen, daß wenn man eine vornehme Person gefangen nimmt, man sie nicht so mir nichts Dir nichts wieder gehen läßt.

Rom. Allerliebst, gnädige Frau, allerliebst — Ich Thor, der ich nicht gleich einsah, daß alles das nur ein Scherz sey.

Luise. Ich habe nie das Talent besessen, scherzhaft zu seyn, und versichere Ihnen daher, daß es mein vollster Ernst ist.

Rom. (gräßend). Nun so verschieben Sie Ihren Urtheilsspruch wenigstens noch, gnädige Frau! Ich bitte um eine kleine Frist.

Luise. Zugestanden. (der Adjutant geht) Es scheint als ob ich den richtigsten Weg eingeschlagen hätte, indem ich die Meute angriff. Da ist der ganze kleine Hof in Aufruhr. Vom Pikeur hat der Alarm den Adjutanten ergriffen und wird noch weiter gehn.

Neunter Auftritt.

Luise. Marie.

Marie. Gottlob, daß er fort ist! Nun, liebes Mütterchen, das Taschenbuch?

Luise. Ein andres Mal, liebes Kind, ein an-

dres Mal; es giebt Dinge, von denen man nach einer frivolen Unterhaltung nicht ſprechen muß.

Marie. O ich bitte Dich, Mütterchen, zeig mir das Taſchenbuch!

Luiſe. Du beſtehſt darauf, Marie: nun wohl! Betrachte es mit Ehrfurcht, und nimm Dich ſo zuſammen, wie wenn Du Dein Gebet verrichteſt. Was glaubſt Du wohl, daß in dieſem Taſchenbuche iſt?

Marie. Nun?

Luiſe. Ein Brief Deiner Großmutter, und an Dich!

Marie. An mich?

Luiſe. Ja, meine Mutter ſchrieb an Dich kurz vorher ehe ſie ſtarb. Siehſt Du: „an mein liebes Enkelchen Marie.“

Marie. O gieb mir den Brief!

Luiſe. Du könnteſt ihn ja noch nicht einmal leſen, mein Kind, Du lieſeſt ja nur noch Gedrucktes.

Marie. Nun dann, ſo lies mir ihn vor.

Luiſe. Nein, Marie; dieſer Brief muß für Dich eine Belohnung ſeyn. Wenn Du verſtändig genug geworden, ſo wollen wir eines Morgens tief hinein in den Park gehen, da wo das Grabmal unſrer Mutter ſteht, und da, da, ſollſt Du mir dieſen uns heiligen Brief ſelbſt vorleſen.

Marie. O mein Mütterchen, das ſoll recht bald geſchehen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Prinz von Mirè unter dem Namen General von Barbois.

Karl (meldend). Herr General von Barbois.

Luiſe. Ein General! — (zu Marie) Geh, mein Kind! (Marie geht.)

Prinz. (grüßt und ſpricht dann für ſich). Wir wollen doch unſern Feind ſelbſt beobachten und darnach urtheilen. (laut) Gnädige Frau, ich habe die Ehre mich Ihnen als Bevollmächtigter des Prinzen vorzuſtellen.

Luiſe. Und der Herr Bevollmächtigte wünſchen...?

Prinz. Einen Traktat.

Luiſe. Ah! wir verhandeln alſo wie Staat gegen Staat? Vortrefflich!

Prinz. Sind wir denn ſo ſtrafbar, gnädige Frau?... Konnten wir denn in Ihrem Park ein ſo verwüſtendes Thier ſein Unweſen treiben laſſen?

Luiſe. Ich danke Seiner Hoheit für dieſe Aeußerung und kenne meine Lafontainiſchen Fabeln auch. — Was begehren Seiner Hoheit weiter?

Prinz. Daß Sie ſelbſt die Bedingungen dictiren.

Luiſe. Da ſage ich Ihnen im Voraus, Herr General, daß ich ſehr begehrlich ſeyn werde.

Prinz. Wir werden uns zu vertheidigen wiſſen. (für ſich) Wir wollen doch ſehen, was da herauskommen wird.

Luiſe. Zwiſchen dem Dorfe May und dem Orte Mondineuf befindet ſich ein im Winter für die Landleute gänzlich ungangbarer Weg. Der Prinz von Mirè ſoll ihn wieder herſtellen.

Prinz. Wünſchen Sie etwa, daß Herr von Lignerolles Maire der Gemeinde dort werde?

Luiſe. O nein, ich bin viel ehrgeiziger! — ich wünſche, daß der Prinz dort von allen geſegnet werde.

Prinz. Sie beſchäftigen ſich ſehr lebhaft mit dem Ruhme des Prinzen.

Luiſe. Es muß es doch irgend jemand thun.

Prinz. Und wenn nun der Prinz darein willigte, den Weg wieder herſtellen zu laſſen...

Luiſe. So würde er den erſten Artikel des Vertrags bewilligt haben.

Prinz. Wie? Es giebt alſo auch noch einen zweiten?

Luiſe. Ja, ſogar einen dritten. — Aber gehen wir der Ordnung nach. Der Prinz hat nicht weit von hier einige Acker Wald niederſchlagen laſſen. Er giebt den Armen der Gemeinde den vierten Theil davon.

Prinz (für ſich). Wird ganz abgeſchlagen. (laut) Das iſt unmöglich, gnädige Frau! Sie mißbrauchen... man verſchafft ſich doch nicht ſelbſt Recht... Der Prinz würde glauben, Sie wollten Ihr Spiel mit ihm treiben.

Luiſe. Ich ehre den Namen und Rang Seiner Hoheit, aber der Prinz hat ſich unzart benommen...

(Der Prinz macht eine Bewegung) Ja, ja, mein Herr General, unzart, indem er gegen mein Verbot sich bei mir eingedrängt hat. Die Vergütung, die ich verlange, beträgt noch nicht einmal so viel, als ihm eine seiner Jagden kostet, und man hat gewiß nicht sein Spiel mit ihm getrieben, wenn er einmal in seinem Leben, zufällig oder gewaltsam, wenn Sie wollen, statt einen Hirsch zu tödten, zweihundert Armen Erleichterung verschafft hat.

Prinz (für sich). Es ist besser, daß ich diese Lection selbst höre als durch einen Bevollmächtigten. (laut) Ich bin vielleicht ein wenig zu weit gegangen... und dafür nur um so mehr bereit, in Alles zu willigen.

Luise. Man hat mir immer gesagt, daß wenn die Gesandten in Zorn geriethen, dies ein gutes Anhalten zur Vereinigung sey.

Prinz (tritt an den Tisch und bereitet sich zu schreiben). Dictiren Sie denn, gnädige Frau.

Luise. Nun denn, so muß ich den dritten Artikel bei so gütigem Entgegenkommen fallen lassen.

Prinz. (übergiebt ihr das Papier) Ich glaube, daß hier nun nichts mehr fehlt, selbst nicht die Unterschrift.

Luise (liest). Was sehe ich! — Euer Hoheit!

Prinz. Werden Sie mir dieses Incognito verzeihn, schöne Frau?

Luise. Ei, das ist fast ein Verrath, Euer Hoheit und was ich Ihnen sagte...

Prinz. War die Wahrheit! Man gewinnt im-

in ein Auge gelegt, das nur von milder Liebe
sonst befeuchtet war. Kennst du diesen Ring?
fuhr er fort, und zog Hogars verrathenden Ring
hervor, im Begriff, ihn dem Freunde vorzuhalten
und den Beschämten dann plötzlich hinzuführen,
wo Liebe und Glück, durch die höchste Großmuth
verliehn, seiner warteten.

Aber Hogar gewahrte nur den Rächer in Sa-
phirion. Alle schlummernde Bosheit des Gemüths
mischte sich zu der Angst des Verbrechers, ent-
zündete, umwölkte sein Gehirn, und ein Teufel
leitete seinen Arm. Ja, ich kenne ihn! schrie er,
mit der Wuth der Verzweiflung, und er sey mit
ihr begraben im Abgrunde! Seine Hände zuckten
krampfhaft, er faßte den Freund, der so eben
ihm Einziges ihm hinab, und stürzte ihn hinab
die schauerliche Tiefe. Und schwankend noch
über den Schauern des Abgrundes rief ihm Sa-
phirion zu: Ich vergebe dir, denn ich wollte dein
Glück!

Doch er schwebte dahin auf rosigen Wolken,
schon seiner unbewußt, nur sanft eingewiegt von
himmlischen Tönen, die nah und fern um ihn er-
klangen. Und als er erwachte, da lag er an den
Herzen von Vater und Mutter, und fühlte sich
umschlungen von den Armen Rosalindens. Vor ih-
nen aber stand Sophranor mit leuchtendem Auge-

mer dabei, sie zu hören, vorzüglich aus so reizendem Munde.

Luise. Es zeigt wenigstens sehr viel guten Geschmack an, sie so hören zu wollen.

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich. Lagrange.

Heinr. (tritt schnell ein). Luise! Luise! — wo bist Du denn? — Ach da! Laß mich Dich ansehn, meine Luise! meine herrliche Luise! meine edle Kriegerin!

Luise. Heinrich!

Heinr. O! mir geht das Herz über! — ich muß sprechen!... Wie erkenne ich Dich so ganz daran! Wie bin ich stolz darauf, Dein Mann zu seyn!

Luise. Heinrich! Heinrich! — der Prinz!

Heinr. Ei, was Prinz! Schwiegervater, Sie haben Alles mit angesehen, sagen Sie selbst, ob das nicht edel, nicht ritterlich war?

Lagr. Ja, Tochter, Dein Benehmen war gut.

Luise (dem Vater den Prinzen vorstellend). Euer Hoheit, mein Vater!

Lagr. (kalt). Lagrange.

Prinz. Dieser Name ist uns nicht stets freundlich gesinnt gewesen, aber es ist ein ehrenwerther.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen, die Gräfin Givry im Reitkleide. Der übrige Theil der Jagd.

Gräfin. Da ſind wir, lieber Onkel, da ſind wir!

Prinz. Was giebts denn, liebe Nichte.

Gräfin. Ich war ſehr beſorgt um Sie, lieber Onkel, als ich ſah, daß Ihre Unterredung ſo lange dauerte. Die gnädige Frau verſteht ſich ſo gut auf Gefangennehmen, daß ich ſchon glaubte, ſie wolle Sie als Geißel zurückbehalten. Wir rücken daher auch mit Heeresmacht an, Sie zu befreien.

Prinz (ſtellt die Gräfin Luiſen vor). Gnädige Frau, ich ſtelle Ihnen hier meine Nichte, die Gräfin Givry, vor. (Heinrich begrüßt die Gräfin) Ei ſieh doch. Mir kommts vor, liebe Nichte, als ob Sie hier Bekannte fänden.

Heinr. Ich habe das Glück gehabt einen Monat auf dem Schloſſe Loré zuzubringen, während die Frau Gräfin ſich dort befand.

Lagr. (für ſich). Davon hat er mir nie etwas geſagt.

Luiſe. Das iſt ein Glück, um das wir ihn alle beneiden, denn die gnädige Frau bedarf keines Titels, um berühmt zu ſeyn.

Gräfin. Ach, meine Theure, woran erinnern Sie mich da? — meine Jahre der Triumphe, des ſeligen Rauſches... Ach! es war eine goldene Zeit!

Prinz. Nichte!

Gräfin. Ja, das müſſen Sie mir doch ſelbſt

zugeſtehen, lieber Onkel, daß ich mich herabgelaſſen habe, als ich die Verbindung mit Ihrem Neffen einging... Ich war vorher einmal ums andere Heldin und Prinzeſſin, Julie, Dido, Semiramis. — Er, er hat blos eine Gräfin aus mir gemacht, das iſt doch offenbar degradirt.

Prinz. Nichte! Nichte!

Gräfin. Verzeihn Sie mir, meine Beſte! Ich ſchwelge noch in der Begeiſterung eines erſten Triumphes.

Luiſe. Und der wäre?

Gräfin. Seit drei Tagen bin ich nun mit meinem theuern Onkel auf der Jagd.

Lagr. (für ſich). Seit drei Tagen.

Gräfin. Aber heut zum erſtenmale habe ich ihn... zu Pferde begleitet! Die Luft, die Bewegung, das Getös der Jagdhörner, alles hatte mich berauſcht... Ich glaubte General einer Armee zu ſeyn, ſo ganz es zu ſeyn, daß, als ich bei dem Graben vor Ihrem Park ankam, ich meinem Pferde die Sporen gab und zuerſt darüber ſetzte.

Prinz. Was mich nicht wenig wunderte, denn gewöhnlich ſind Sie nicht eben ſehr herzhaft.

Gräfin. Das allerdings, aber diesmal hatte ich ein Coſtüm, eine Rolle — ein Amazonenkleid, was faſt eben ſo viel ſagen will wie eine Rüſtung. — Ich glaubte Tancred zu ſpielen, und ſo oft ich den Tancred ſpielte, war ich tapfer wie ein Held.

Prinz. Schon gut, ſchon gut, Sie tolles Frau-

chen! Laſſen Sie es jetzt gut ſeyn und vereinigen Sie ſich mit mir, um die Dame vom Hauſe zu bitten, uns einen Tag auf Schloß Mirè zu ſchenken.

Luiſe. Euer Hoheit, wir gehen nie aus.

Prinz. Der Sieger darf dem Beſiegten eine Gnade nicht abſchlagen.

Luiſe. Mein Mann wird es ſich zur Ehre rechnen, dieſer Einladung Folge zu leiſten, was aber mich betrifft, ſo halten mich meine Pflichten als Tochter und Mutter zurück.

Prinz. Ausflüchte! vergebliche Ausflüchte! Ihr allerliebſtes Töchterchen ſoll Sie nicht verlaſſen und Ihr Herr Vater wird mir es doch deshalb nicht abſchlagen Sie zu begleiten, weil ich Fürſten unter meine Ahnen zähle.

Lagr. Nein, gnädiger Herr.

Prinz. Alſo Alles abgemacht, und wenn es Ihnen gefällig wäre, heut über vierzehn Tage.

Luiſe. Heut über vierzehn Tage. (Der Prinz grüßt zum Abgehen).

Heinr. (nähert ſich der Gräfin und ſagt ihr leiſe:) Cäcilie! Das Amazonenkleid ſteht Ihnen köſtlich.

(Der Vorhang fällt.)

Zweiter Akt.

Ein Saal im Schloſſe des Prinzen von Miré.

Erſter Auftritt.

Heinrich mit einer Reitpeitſche eintretend. Bedienter.

Heinr. (für ſich). Ich werde ſie ſehn! — ſie ſehn! — in ihrem eignen Hauſe — mein Herz ſchlägt wie beim erſten Rendezvous! (zu dem Bedienten) Iſt der Prinz im Schloſſe?

Bed. Seiner Hoheit ſind im Park. Ich werde ihm gleich melden ...

Heinr. Iſt nicht von Nöthen. Iſt die Frau Gräfin ſichtbar?

Bed. Ich werde mich erkundigen. So viel ich aber weiß, iſt die Frau Gräfin auch im Park. (Geht ab.)

Heinr. (allein). Wie unangenehm! — Ich eile allen voraus, in der Hoffnung ſie allein zu finden — niemand da! Sie hat mich nicht errathen! — Und heut, mitten unter dieſer Menſchenmenge, in der gänzlichen Unmöglichkeit mit ihr allein zu ſprechen! Sie ſo nahe mir zu ſehen, ohne ihr meine innerſten Gedanken mitzutheilen!... Alle dieſe Hinderniſſe

einer beglückten Liebe erhitzen mein Herz, vielleicht auch meinen Geist nur noch mehr zu einer glühenden, ungeregelten Leidenschaft... Ja ich muß sie sehn! muß sie allein sehen! (er setzt sich an einen Tisch und schreibt) Ich will ihr schreiben — ich werde sie sehn — sie wird kommen.

Zweiter Auftritt.

Heinrich. Die Gräfin.

Gräfin. Da bin ich schon!

Heinr. Sie! endlich! endlich!

Gräfin. Giebt es einen gehorsamern Genius als mich? Ihr bloßer Gedanke ruft mich, und ich bin da.

Heinr. Ich fing schon an zu verzweifeln.

Gräfin. Ah! damit fangen Sie stets an.

Heinr. Bedenken Sie doch auch, daß ich Sie seit vierzehn Tagen nicht gesehen habe; seit vierzehn Tagen hat sich Ihr Dichter nicht an seiner Sonne belebt! Wenn Sie wüßten, wie Ihr Enthusiasmus, der allem Farbe verleiht, wie die Schätze von Bildern und Erinnerungen, die Sie aus einer andern bessern Welt mit herübergebracht haben, mich entzücken, begeistern, berauschen! Ich mache stets die schönsten Gedichte, wenn ich Sie eben verließ. O! wie liebe ich Sie darum, daß Sie mich kommen sahn!

Gräfin. Stand ich denn nicht etwa bereits seit einer halben Stunde hinter meinem Vorhange wie

eine eiferſüchtige Spanierin und verwünſchte ganz in der Stille Raum und Zeit und auch Sie ein wenig... und dennoch machte mich der heutige Tag unruhig.

Heinr. Was fehlt Ihnen denn?

Gräfin. O, Sie werden heut keine Verſe machen! Ich bin verſtimmt, ich habe Furcht.

Heinr. Furcht? und vor wem?

Gräfin. Vor dem Greiſe mit der Stirn von Marmor, deſſen hellblaue Augen ſtets ſo unbeweglich ſind.

Heinr. Haben Sie etwa heut zu tief im Victor Hugo ſtudirt?

Gräfin. Scherzen Sie nicht, ich bitte Sie. Muß ich Ihnen Alles ſagen? Nun denn, ſeit vierzehn Tagen habe ich Gedanken wie ich ſie vorher noch nie gehabt. Vor dieſem Beſuche in Ihrem Schloſſe Lignerolles kannte ich blos Sie, Heinrich, aber an dieſem Tage ſah ich Ihre Gattin.

Heinr. O! ſprechen wir nie von ihr, ich beſchwöre Sie darum! — Sie werden heut ſingen, nicht wahr? — o Sie ſingen!

Gräfin Ja; ich werde Ihnen heut Ihre Lieblingsarie vortragen; die ombra adorata des Romeo.

Heinr. O Dank! Dank!

Gräfin. Ich muß Ihnen dafür danken. Es iſt ſo lange her, daß ich niemand Thränen entlockt habe.

Heinr. Wie ſo?

Gräfin. Wenn Sie wüßten, wie ſchwer es mir fällt, hier zu leben?

Heinr. Der Prinz iſt ſtolz, hochfahrend.

Gräfin. Nein, das nicht; er wirft mir es nie vor, ſeine Nichte zu ſeyn. Aber in dieſem Schloſſe tönt mir nichts wieder, applaudirt mich niemand. Mag der Graf Givry in Frankreich oder in England ſeyn, wie jetzt eben, ich bin den ganzen Tag allein, und des Abends, wenn ſie von der Jagd zurückkommen, ſo werfen ſie ſich beide auf Sopha und ich muß von einem gähnenden Munde mir zurufen hören: Cäcilie, ſinge uns doch etwas. Ich fange an und einige Minuten darauf ſind ſie eingeſchlafen.

Heinr. Die Gottloſen!

Gräfin. Ich, deren Stimme eine ganze Schaar von Zuhörern elektriſirte, ich, die jedes Auge in Thränen badete, ich, die die Göttin und das Ideal ſo vieler Seelen war, ich für Jäger ſingen, die von Hunden und Hirſchen träumen! Ach! ich bin das unglücklichſte aller Geſchöpfe, denn — ſoll ich es Ihnen geſtehn, Heinrich? — ich bedarf, wie des Athemholens, ſo des Einwirkens auf andere; ich muß Herzen haben zu rühren oder zu erheben! Ich erſticke an allen den Thränen, die ich bei andern nicht mehr fließen laſſen kann.

Heinr. Wie ſchön ſind Sie ſo!

Gräfin. Sehen Sie, Heinrich, als in dieſem Schloſſe, wo wir ſchon einen Monat verlebt hatten, ich nun eines Abends, als ich zu ſingen anfing, Ihr

Geſicht erblickte, ſo theilnehmend, ſo enthuſiaſtiſch, ſo verklärt! als Sie ſich vor das Piano ſetzten, Ihre glühenden Augen auf mich gerichtet, als ich Ihre Worte voll Bewunderung und Enthuſiasmus hörte, ja, Heinrich, da habe ich Sie geliebt, habe Sie geliebt wie eine Erinnerung, habe Sie geliebt als den Mann, der mich wieder ins Leben zurückrief, der mir die ſchönen Tage meiner Jugend wiedergab, Luft, Seele! Heinrich, man muß mir es verzeihen, daß ich Sie geliebt habe.

Heinr. Und ich! und ich! Wiſſen Sie was Sie für mich geweſen ſind? Ein Engel, der ſeine Finger auf die Augen eines Blinden legt und ihm die Sehkraft wieder giebt. Ehe ich Sie hörte, verſtand ich die Muſik nicht. Gluck, Mozart, Beethoven, alle dieſe großen Genien waren für mich wie die Bildſäule des Memnon, ehe die Sonne aufgeht. Da hörte ich Sie und die Sonne ging auf! Sie haben das Werk Gottes vollendet, Sie haben mich mit einem neuen Sinne begabt, Sie haben meiner Muſe eine Schweſter gegeben.

Gräfin. Still! Man kommt!

Bed. (anmeldend). Frau von Lignerolles, Herr Lagrange.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Luiſe, Lagrange, Marie, Joſephine, Karl.

Gräfin (Luiſe und Lagrange entgegengehend). Wir wollten Ihnen eben entgegengehen. — Herr von

Lignerolles kündigte mir Ihre Ankunft an. (zu Lagrange) Mein Onkel wird außerordentlich erfreut über Ihren Beſuch ſeyn, Herr Lagrange (zu Luiſe) Haben Sie eine angenehme Reiſe gehabt?

Luiſe. Eine ſehr angenehme, gnädige Frau. Der Weg war vortrefflich. O, der Prinz iſt ein ſeltenes Exemplar von Menſchen, ein Ambaſſadeur, der Wort hält! Er hat ſogar Bäume an den Wege anpflanzen laſſen, was nicht mit im Tractat ſtand.

Heinr. Ihr ſeyd mir ſchnell nachgefolgt, denn ich bin eben erſt angekommen.

Lagr. Wir ſind nicht ſchneller gefahren als gewöhnlich.

Gräfin. Aber Du mein Himmel, indem ich Sie hier aufhalte, beraube ich meinen Onkel des Vergnügens, Sie früher zu begrüßen! Wollen Sie mir erlauben, gnädige Frau, Sie in den Salon zu führen.

Marie. Kann ich mit Dir gehn, Mütterchen?

Luiſe. Bleibe hier bei Joſephinen; ich komme gleich wieder und hole Dich.

Lagr. (ſagt, als alle eben abgehen zu Heinrich) Heinrich! Sie ſollten nach Ihrem Pferde ſehn, ich fürchte es iſt krank, denn es iſt ganz weiß von Schaum.

Heinr. Das hat nichts zu bedeuten; es ſchwitzt ſehr leicht. (Sie gehen ab.)

sichte, und sprach: Freuet euch seiner, ihr Theuern, er hat den schweren Lauf vollendet, sein Herz ist groß, aber mild, er ist ein Held geworden, aber auch ein Mensch geblieben, hoch lodert die Flamme seines Innern, aber ihre Nahrung ist ein reines edles Gemüth. — Alle aber befanden sich vor dem köstlichen Triumphbogen, der sich nun in hoher Vollendung mit dem letzten Siege Saphirions über sich selbst herrlich wölbte. Und als dieser die Bilder erblickte, da löste sich das Dunkel in seinen Gedanken, klar ward er sich bewußt, was er gewesen war und jetzt sey, und fester wurzelte jeder große Entschluß zum Baume der reifsten, wohlthätigsten Frucht in seinem Herzen.

Von allen Seiten aber strömten die frohen Unterthanen herbei, Jubel erschallte über die Rückkehr des lang vermißten geliebten Prinzen. Einzog der laute Triumphzug unter dem wahren Freudenruf der Liebe durch die selbsterbaute Ehrenpforte, und unter ihrem heiligen Bogen sanken sich Saphirion und Rosalinde von Vater und Mutter gesegnet liebend ans liebende Herz.

Th. Hell.

Vierter Auftritt.

Marie. Joſephine. Karl.

Marie. Was ſoll ich denn nun anfangen, Amme?

Joſ. (auf den Tiſch zeigend). Da liegen Bücher. Blättre drin! (Marie ſetzt ſich an den Tiſch und blättert in den Büchern.)

Karl. Hörten Sie was der Herr von ſeinem Pferde ſagte? Es ſchwitzt ſehr leicht. Ich glaube es wohl! zwei Meilen in kaum mehr als einer halben Stunde.

Joſ. Nun? was beweiſt denn das?

Marie (macht die Bücher wieder zu). Es ſind keine Bilder drinn.

Karl. Das beweiſt, daß der Herr gern recht zeitig hier ankommen wollte.

Joſ. Schweigen Sie, Sie böſe Zunge.

Karl. Ich? ganz und gar nicht. Ich habe blos ein Paar gute Augen.

Marie (am Tiſche). Da liegt etwas Geſchriebenes — ich will doch ſehn, ob ich's heraus bekommen kann.

Karl. Sagen Sie einmal, Joſephine, glauben Sie, daß die gnädige Frau etwas merkt?

Joſ. Die gnädige Frau weiß gar nicht, daß es Leute in der Welt giebt, die betrügen.

Karl. Nun denn! ſo bin ich wenigſtens überzeugt, daß Herr Lagrange etwas errathen hat. Haben Sie vorhin ſein langes Geſicht geſehn? Sie mögen ſich in Acht nehmen.

Joſ. Da kommt die gnädige Frau.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Luiſe. Ein Kammermädchen.

Luiſe (mit der Gräfin ſprechend, die aber nicht mit eintritt.). Nicht weiter, gnädige Frau! Ich muß darum bitten. Das Mädchen genügt. Ich will meinen Leuten nur einiges anbefehlen und komme dann gleich wieder zu Ihnen (zu Karl) Sagen Sie dem Kutſcher, daß wir heut Abend um neun Uhr wieder abreiſen. Bis dahin können Sie gehn.

Karl. Ich danke Ihnen, gnädige Frau. (Geht ab).

Luiſe (zu Joſephine, indem ſie ihr Hut und Regenſchirm giebt). Joſephine, den Hut trage in das Zimmer, das die Mamſell Dir anweiſen wird, und dann hole Marie hier ab und bringe ſie zu den kleinen Nichten des Prinzen.

Joſ. Sogleich. (geht mit dem Kammermädchen ab. Marie ſitzt am Tiſch und buchſtabirt halb laut:)

Marie. Mel — ne — Cä — ci — lie.

Luiſe. Was lieſeſt Du denn da, mein Kind?

Marie. Wart einmal, Mütterchen. (lieſt) Meine Cäcilie.

Luiſe. Was iſt denn das für ein Blatt Papier, das Du ſo eifrig ſtudierſt?

Marie. Ei, Du wirſt mich loben. Ich kann nun auch Geſchriebenes leſen.

Luiſe. Du haſt mir das ſchon ſeit acht Tagen dreimal verſichert.

Marie. Nun, jetzt iſt es gewißlich wahr. (hält ihr das Papier hin). Da nimm und höre. (lieſt) Meine Cäcilie...

Luiſe. Heinrichs Hand!... Ja, ja, ſie iſts wahrhaftig. — (haſtig) Wo haſt Du das Papier gefunden?

Marie. Ach du mein Himmel! Du machſt mir bange.

Luiſe. Sage mir, wer Dir das Papier gegeben hat?

Marie. Es hat mir's niemand gegeben, ich hab es dort auf dem Tiſche gefunden.

Luiſe. (lieſt) „Meine Cäcilie! Du biſt nicht hier! Du warteſt alſo nicht mehr auf mich! Du liebſt mich nicht! Vierzehn Tage ohne Dich zu ſeyn!... O! ich wußte nicht was vierzehn Tage heißen!"

Marie. Was ſteht denn nur auf dem Papier? Ich glaubte Dir ein Vergnügen damit zu machen.

Luiſe. Du haſt mir auch in der That Vergnügen damit gemacht, mein Kind; großes Vergnügen! — O mein Gott! — laß mich! laß mich allein! (ſie läßt das Haupt in ihre Hände ſinken).

Marie (eilt fort). Ich will nur geſchwind den Großvater holen.

Sechſter Auftritt.

Luiſe (allein.)

(Aufſtehend) Cäcilie! Cäcilie! wer iſt das? Ich kenne niemand dieſes Namens! — aber vielleicht

ängſtige ich mich ohne Grund. (betrachtet das Billet.) Was iſt das überhaupt für ein Billet? ... nur kaum ein Paar Zeilen ... ſo gut wie nichts! — Wie kommt es nur hierher? — Warum nicht beendigt? — Ich faſſe es nicht! — Wenn es an die Gräfin wäre! — er iſt uns allerdings vorausgeeilt ... aber nicht doch! es kann ja nicht an ſie ſeyn, da er ja mit ihr eben zuſammen war. — Ach nein! ich bin eine Thörin, daß ich ſo zittre! — es iſt ein Briefchen aus einem Romane — eine dichteriſche Laune — er hat Cäcilie darüber geſchrieben, eben ſo gut wie jeden andern Namen. (lieſt das Billet wieder) Meine Cäcilie! und Du! — ſo ſchreibt man nur an eine Geliebte! — Ich will Heinrich aufſuchen, will ihm dieſes Billet zeigen.

Siebenter Auftritt.

Luiſe. Lagrange. Marie und Joſephine.

(Im Augenblick wo Luiſe abgehn will, tritt Lagrange, von Marie geführt, ein.)

Luiſe (für ſich). Mein Vater! Ha! warum gieng er?

(Joſephine erſcheint an der andern Thüre, Marie läuft auf ſie zu und geht mit ihr ab.)

Marie (vorm Abgehen zu Lagrange.) Sieh nur, wie traurig ſie iſt!

Lagr. (ſchnell zu Luiſe tretend). Was iſt Dir, meine Tochter?

Luiſe. Mir, lieber Vater? nichts; gar nichts!

Lagr. Deine Tochter kam ganz erſchrocken und holte mich — auch zitterſt Du noch, und es wäre Dir nichts?

Luiſe. Lieber Vater, Sie wiſſen wohl, daß die Frauen manchmal ohne allen Grund ſich beunruhigen ... es iſt ein Nervenzufall.

Lagr. Die Frauen — ja; aber Du, Luiſe, nein! Wenn Du weinſt, ſo geſchieht es weil Du wirklich leideſt, weil Du ſchmerzlich leideſt.

Luiſe. Lieber Vater, ich weine ja nicht.

Lagr. Ich habe Deine letzten Worte gehört. Warum willſt Du dieſes Billet Heinrich zeigen?

Luiſe. Um eine Aufklärung zu erhalten, deren ich bedarf.

Lagr. So? ... Alſo meine Beſorgniß für Dich war grundlos?

Luiſe. Ja, lieber Vater.

Lagr. Und Du bedarfſt meines Beiſtandes nicht?

Luiſe. So weit iſts nicht.

Lagr. Und Du biſt wieder hergeſtellt, ruhig?

Luiſe. Ganz ruhig.

Lagr. (für ſich). Ich werde Acht haben ... wenn mein Verdacht ſich beſtätigt, dann wehe ihm und dieſem Weibe!

Luiſe (für ſich). Ich kenne meine Pflicht. Heinrich! zwiſchen Dich und mich ſoll niemand treten, ſelbſt nicht mein Vater!

Achter Auftritt.

Luiſe. Lagrange. Heinrich. Der Prinz. Die Gräfin.

Heinr. Luiſe — lieber Vater, vereinigen Sie ſich mit mir, um die Frau Gräfin zu bewegen —

Luiſe. Was betrifft es denn?

Prinz. Zehn Neger, welche Herr von Ligneroles aus Martinique hat kommen laſſen, wie man aus Armenien junge Löwen kommen läßt, um zu verſuchen, ob man ſie zahm machen kann.

Heinr. Hoheit! Sie machen ſich über meine Neger luſtig?

Prinz. Ein klein wenig.

Gräfin. Und ich auch.

Heinr. Oh, meine alte Amme aus Martinique würde Ihren europäiſchen Stolz bald herabgeſtimmt haben, ſie behauptet, daß die Weißen nur ſchlecht gerathene Neger ſind.

Prinz. Wie würde der große Feind aller Vorurtheile, mein Neffe Givry, wenn er hier wäre, Ihnen Recht geben ... weil Sie Unrecht haben!

Luiſe (für ſich, in Träumereien verſunken). Cäcilie! ...

Heinr. Trotz deſſen behaupte ich, daß unter den 12 Kindern, die ich aus den Colonieen habe kommen laſſen, nicht Eins ſeyn wird, das nach einer guten Erziehung von 5 Jahren nicht im Stande ſeyn

ſollte, in jede beliebige Laufbahn einzutreten, — aber die Frau Gräfin muß mir dabei helfen.

Gräfin. Das iſt unmöglich.

Luiſe. Was willſt Du denn von ihr, Heinrich?

Heinr. Die Frau Gräfin ſoll ein ganzes Volk zu Ehren bringen, Sie ſoll die Civiliſation befördern.

Gräfin. O Herr v. Ligneroles! —

Heinr. O gewiß und ohne allen Zweifel! Wenn man ankündigt, daß die Frau Gräfin von Givry die Nichte Sr. Hoheit des Prinzen von Mirè ein Conzert zum Beſten der Schwarzen giebt, ſo ſtrömt die ganze Stadt hinzu — denn Sie ſind wie das junge Mädchen in der Fabel, das Perlen und Rubinen mit jedem Wort das ſie ſprach auf den Boden fallen ließ.

Prinz. Ei, ſo geben Sie doch nach, liebe Nichte, geben Sie nach!

Gräfin. Nun denn, ſo muß ich Ihnen geſtehen, daß ich es nicht wage.

Luiſe (aus ihrer Träumerei erwachend). Sie nicht, die in London ſo bewundert ward! Nein, nein, wir vereinen uns alle mit Seiner Hoheit und bitten Sie herzlich. (ſie ergreift ihre Hände)

Prinz. Vorwärts! vorwärts! — man muß auch nicht gar zu beſcheiden ſeyn. — Sie müſſen in dem Concerte ſingen, liebe Cäcilie!

Luiſe (läßt plötzlich der Gräfin Hände los, und ſtößt einen Schrei aus). Ah!

Gräfin. Was iſt Ihnen denn?

Lagr. (bei Seite). Der Name Cäcilie erſchütterte ſie.

Heinr. und der Prinz. Was iſt geſchehn?

Luiſe. Nichts! — nichts! — ein plötzlicher Schmerz — es iſt ſchon vorüber! (für ſich) O mein Herz!

Heinr. Nun denn! ſo bleibts alſo dabei! Das Concert! Das Concert!

Luiſe (mit einiger Haſt). Es wäre nicht großmüthig allzu ſehr in die Frau Gräfin zu dringen, wenn ſie Gründe hat, es abzuſchlagen.

Gräfin (indem ſie Luiſen betrachtet, und ſo daß es ſcheint als ob ſie am Schluſſe ihrer Rede nicht mehr ihre eignen Worte höre). Ich habe Furcht ... das iſt alles. Die Lichter, das Orcheſter, das Publikum, alles das beängſtigt mich. — Nach dreijähriger Entfernung wieder in jener Welt zu erſcheinen, die nicht mehr daran gewöhnt iſt uns zu lieben und ſeitdem ſchon mehr als Eine andre geliebt hat; ſich minder kräftig, minder unterſtützt zu zeigen ... nein, nein ...

Prinz (zu Heinrich). Laſſen Sie Ihr das Vergnügen es uns jetzt abzuſchlagen, was ſie Ihnen in einer Viertelſtunde von ſelbſt anbieten wird. — Nun, was fangen wir nun noch vor Tiſch an? (zu Luiſen) Befehlen Sie, gnädige Frau; Sie ſind hier die Königin.

Luiſe (ſich zum Lächeln zwingend). Nun denn, ſo ernenne ich Sie zu meinem Premier-Miniſter.

Prinz. Wohlan, ſo ſchlage ich denn vor die Abtei von Bury zu beſuchen, in der die intereſſanteſten alten Denkmäler zu ſehen ſind.

Luiſe. Sehr gern.

Prinz. Ich will ſogleich Befehl geben ...

Heinr. Sie beſitzen ohnſtreitig irgend eine Beſchreibung der Abtei in Ihrer Bibliothek?

Prinz. O ja, dort linker Hand. (weiſt auf eine Seitenthür)

Heinr. Tauſend Dank (leis zu der Gräfin). Bleiben Sie hier. (zu Luiſen) Luiſe, machſt Du Dich nicht bereit?

Lagr. (für ſich). Er will uns entfernen.

Luiſe (zu Cäcilien). Ich bitte um Erlaubniß Sie auf einen Augenblick zu verlaſſen. — Kommen Sie mit, lieber Vater? (ab)

Lagr. Ich will unterdeß ein wenig in den Park ſpazieren gehn. (ab)

Gräfin. (ſie bleibt allein, indem Heinrich links abging, Lagrange rechts, und Luiſe und der Prinz in der Mitte) Sollte ſie Verdacht hegen?

Neunter Auftritt.

Heinrich. Gräfin.

Heinr. (kommt ſchnell wieder). Niemand mehr hier?

Gräfin. Heinrich, warum baten Sie mich hier zu bleiben? Was wollen Sie von mir?

Heinr. Sie einen Augenblick ſehen, und um Gnade bitten.

Gräfin. O gehn Sie! gehn Sie!

Heinr. Was iſt Ihnen denn? Cäcilie!

Gräfin. Ich zittre.

Heinr. Und weshalb?

Gräfin. Hörten ſie nicht eben auch den Schrei den Ihre Frau ausſtieß, als man den Namen Cäcilie nannte? Sahen Sie nicht, wie ſie meine Hand plötzlich fahren ließ? Man hätte glauben ſollen, ſie habe eine Natter angegriffen. Oh! ſie weiß alles!

Heinr. Hätte ſie irgend einen Verdacht gehabt, ſo würde ſie Ihre Hände nicht ſo herzlich ergriffen haben. Nein, nein, beruhigen Sie ſich.

Gräfin. Und Ihr Schwiegervater, er ſprach kein Wort und beobachtete nur immer alles ſcharf? Stets gingen ſeine Augen von mir zu Ihnen, von Ihrer Frau zu mir! Dahinter ſteckt etwas!

Heinr. Gewiß nicht!

Gräfin. Wenn man uns zuſammen überraſchte! Um des Himmelswillen, gehen Sie!

Heinr. So verſprechen Sie mir wenigſtens, daß ich Sie morgen wiederſehe.

Gräfin. Ja, aber jetzt nur fort! Man kann jeden Augenblick hier ſeyn.

Heinr. Sie kommen alſo?

Gräfin. Wie denn kommen? Wohin denn?

Heinr. Wo Sie ſich nicht mehr fürchten werden; nach Lignerolles.

Die Schlittenfahrt.

Ach! wenn man warme Lieb' empfindet,
Sind kalte Tage gar nicht gut,
Das hat sich deutlich mir verkündet
Und fast benahm es mir den Muth;
Drum glaubt es mir! an warmen Tagen
Gedeiht allein das Myrthenreis,
Ich kann davon ein Wörtchen sagen,
Das Wörtchen macht mich jetzt noch heiß.

Ein Mädchen gabs mit rothen Wangen,
Nun ja! sie hatt' auch Stirn und Mund
Und Augen, die zum Herzen drangen
Und Grübchen in den Wangen rund,
Und Manches sonst zum Liebesspiele,
Und, war sie auch die schönste nicht,
So wird mir doch noch immer schwüle,
Wenn so mein Mund von ihrem spricht.

Gräfin. Nach...?

Heinr. Ja, in den fernſten Theil des Parks. Ohnweit des Teichs von Saint Maur iſt eine kleine Thüre; dort erwarte ich Sie um zwei Uhr.

Gräfin. Das iſt unmöglich.

Heinr. Es iſt nicht die mindeſte Gefahr dabei! Um zwei Uhr geht mein Schwiegervater ſtets auf ſein Zimmer und meine Frau ſchließt ſich mit ihrer Tochter ein. Alle Arbeitsleute halten dann ihren Mittagstiſch ... und es iſt mindeſtens eine Viertelſtunde vom Schloſſe bis in das kleine Wäldchen gleich an der Thüre. Sie kommen, nicht wahr?

Gräfin. Ich, doch! aber jetzt gehen Sie um Himmelswillen!

Heinr. O Dank, Dank! (küßt ihr die Hand.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Lagrange erſcheint in der Mittelthür, Luiſe an einer Seitenthür, mit einem Hute, in der Hand, wie zum Ausgehn.

Gräfin (leis). Großer Gott! Herr Lagrange!

Heinr. Luiſe!

Lagr. (ſchnell vortretend). Heinrich (er erblickt Luiſen, die auch vorſchreitet, und ſagt leiſe) Sie war hier! (bleibt ſtehen).

Luiſe. Ei, gnädige Frau, erlauben Sie mir, Ihnen einige Vorwürfe zu machen.

Gräfin (außerordentlich bestürzt). Mir? Frau v. Lignerolles!

Luise. Ja, ja! Ich sah wie Herr von Lignerolles Ihnen dankend die Hand küßte; glauben Sie denn nicht, daß ich gleich errathen habe?

Gräfin. Errathen!

Heinr. (für sich). Was wird sie sagen?

Luise. Errathen, daß Sie endlich seinen Bitten bewilligt haben, was die unsrigen vorhin von Ihnen nicht erlangen konnten. Gestehen Sie nur, daß Sie ihm versprochen haben, in dem bewußten Concert zu singen.

Heinr. (für sich). Wir sind gerettet!

Gräfin. Ich — weiß nicht —

Luise. O gestehen Sie es nur, sonst weiß ich wahrhaftig nicht, was ich von diesem Handkusse denken soll. Ich bin schon ohnedies ein wenig eifersüchtig darüber, daß Sie blos auf seine Bitten eingewilligt haben.

Gräfin. Herr von Lignerolles hat allerdings mit so vielem Feuer von diesen armen Unglücklichen gesprochen, daß ich nicht länger mich enthalten konnte ...

Luise. Ach ja, das wundert mich nicht: Diese Herrn Dichter setzen alles durch was sie nur wollen.

Lagr. (für sich) Sollte ich mich getäuscht haben?

Luise. Nun denn, so wollen wir unterwegs, wenn wir in die alte Abtei gehen, das Programm

zu unſerm Conzert entwerfen. — Lieber Vater! Der Prinz fragte eben nach Ihnen, ohnſtreitig wegen des Spazierganges.

Lagr. Ich komme gleich.

Luiſe. Heinrich, ſey ſo gut und hole Marien. Ich warte hier auf Dich.

Heinr. Im Augenblick! (zur Gräfin) Nochmals tauſend Dank, gnädige Frau. (ab.)

Eilfter Auftritt.

Luiſe. Die Gräfin.

Luiſe. Ihr morgendes Rendezvous mit meinem Manne, gnädige Frau, um welche Zeit ſollte es ſtatt finden?

Gräfin. Wie?!

Luiſe. Sie ſehen, daß ich alles weiß. Glauben Sie denn wirklich, daß Sie mich jetzt eben getäuſcht hatten? O nein! Aber mein Vater hatte Sie auch überraſcht, und Sie waren verloren, wenn ich nicht für Sie gethan hätte, was ich nie für mich ſelbſt würde gethan haben. Ich habe gelogen! gelogen! — Aber nun auch ſchnell die Stunde! Die Stunde!

Gräfin. Wer hat Ihnen geſagt, daß ...

Luiſe. Dieſer Brief des Herrn von Lignerolles.

Gräfin. Dieſen Brief kenne ich nicht.

Luiſe. Mögen Sie ihn kennen oder nicht, er iſt an Sie.

Gräfin. Ich verſichere Ihnen —

Luiſe. Er iſt an Sie! — Ihre Unruhe, Ihre Bläſſe, alles ſagt es mir — er iſt an Sie!

Gräfin. O mein Gott! mein Gott! — Nun dann! — So ſchwöre ich Ihnen, daß ich nicht zu dem Rendezvous gehen werde.

Luiſe. Und ich, ich beſchwöre Sie bei meinem Rechte als beleidigte Gattin, daß Sie dahin gehen.

Gräfin. Allmächtiger Gott! Was wollen Sie thun?

Luiſe. Sie gehen?

Gräfin. Nein, nie!

Luiſe. Sie gehen! Ja, Sie gehen, weil Sie ſtrafbar ſind, weil Sie mein Glück zerſtörten, weil Sie mir doch wenigſtens Etwas ſchuldig ſind, mir, die Ihnen nie ein Leid anthat.

Gräfin. Ich! ich mich dorthin begeben! an Ihrer Hand dorthin gehen! ihn dorthin locken! Nein! nein!

Luiſe. Schlagen Sie mir es nicht ab, wenn Sie Mitleid mit ſich ſelbſt haben! zwingen Sie mich nicht, blos meiner Verzweiflung Gehör zu geben! — Nur Ein Wort und ich bin furchtbar gerächt!

Gräfin (innerlich zerriſſen). Aber es iſt ja ein Verrath den Sie von mir verlangen!

Luiſe (ausbrechend). Auch dies! wenn Sie es ſo wollen! — Aber ſehen Sie mich an, gnädige Frau, ſehen Sie mich an, und ſagen Sie mir, ob ich wie eine Frau ausſehe, die eine Treuloſigkeit begeht!

Gräfin. O Gott! ich vergehe!

Luiſe. Ich höre Geräuſch — man ſucht uns auf ... antworten Sie!

Gräfin. Ich gebe nach ...

Luiſe. Die Stunde der Beſtellung?

Gräfin. Zwei Uhr.

Luiſe. Der Ort?

Gräfin. Am Ende des Parks ... die kleine Thür.

Luiſe. Bei dem Grabe meiner Mutter! ... Sie gehen hin und erwarten mich dort!

Gräfin. Ich gehe.

Luiſe. Und kein Wort davon an Herrn von Lignerolles.

Gräfin. Gnädige Frau!

Luiſe. Es muß ſeyn.

Gräfin. O! es tödtet mich!

Luiſe. Glauben denn Sie, die unglücklichſte von uns Beiden zu ſeyn? (Beide wenden ſich zum Abgehen nach dem Hintergrunde.)

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Akt.

Entlegener Theil des Parks von Lignerolles. Im Hintergrunde eine Mauer in die eine kleine Thür gebrochen. Rechts ein dichtes Gebüsch worin mehrere Cypressen und Trauerweiden.

Erster Auftritt.

Lagrange, allein. (Tritt in Nachdenken versunken auf.)

Nein! ich hatte mich gestern nicht getäuscht. Luise hat es umsonst versucht ruhig zu scheinen. Ich habe hinter dem unbeweglichen Vorhange ihres Gesichts, doch alle Kämpfe erblickt, die in ihr rege waren. Ich bedarf eines Rathes von höherer Hand, und unwillkührlich haben meine Schritte sich zu diesem entlegenen Orte gelenkt, wo meine Adele ruht, das tugendhafteste Weib und die edelste aller Mütter. (Pause, dann nähert er sich dem Gebüsch) Am 10. October! Es sind heut 30 Jahre, da war das Weib das dort schlummert noch jung und schön und reizend in dem Glücke das sie fühlte und schuf. In dieser selben Stunde knieten wir da vor dem Priester und

ſagten uns: Stets und ganz eins für das andre. — Vier und zwanzig Jahre lang biſt Du Deinem Verſprechen treu geblieben, und ſeit ſechs Jahren zum Himmel zurückgekehrt ... und ſeit ſechs Jahren iſt dies das erſtemal, daß ich den Jahrestag unſerer Verbindung da feiern kann, wo Deine Aſche ruht, denn die Verbannung trennt uns ſelbſt von den Todten! — Adele! Adele! Dieſe Unterredung mit Deiner Aſche wird mir unendlich ſchmerzlich ſeyn, aber der Schatten einer edlen Mutter wird mir den beſten Rath für ihre geliebte Tochter ertheilen. Adele todt! Luiſe in Verzweiflung! Nein! Das wäre zu viel! (er geht in das Gebüſch.)

Zweiter Auftritt.

Heinrich. Dann die Gräfin.

Heinr. (eilt ſchnell in den Hintergrund und lauſcht.) Es iſt zwei Uhr ... es war mir als ob ... (man hört dreimal an die Thür klopfen.) Da iſt ſie! (er öffnet die Thüre und führet dann die Gräfin auf die Bühne.) Meine reizende Cäcilie! — Wie blaß Sie ſind! Iſt Ihnen etwas Unangenehmes begegnet?

Gräfin. Nichts. Der Graf iſt dieſen Morgen wiedergekommen.

Heinr. Iſt etwas im Schloſſe vorgefallen?

Gräfin. Nein.

Heinr. Aber was iſt Ihnen denn nur? Was haben Sie denn? Ich konnte ſchon Ihre eiſige

Kälte gestern Abend nicht begreifen, und nun diese Angst heut Mittag!

Gräfin. Was ist das für ein Denkmal das dort unter jenen Bäumen steht?

Heinr. Es ist ein Grab.

Gräfin. Ein Grab!

Heinr. Gehen wir von hier fort.

Gräfin. Nein, bleiben wir!

Heinr. Dieser Ort wird in der Familie für geheiligt gehalten. Kommen Sie!

Gräfin (lebhaft). Nein! wir müssen bleiben, müssen bei diesem Grabe bleiben!

Heinr. Was für düstre Gedanken! — Ihr Schrecken steckt auch mich an!

Gräfin. Ein trauriges Vorgefühl! — Heinrich, bereiten Sie sich vor ... es droht Ihnen ein Unglück ... sehen Sie nicht, wie diese Bäume sich bewegen ... es kommt Jemand.

Heinr. Cäcilie!

Gräfin. Still! — Hören Sie!

(sie zeigt auf das Gebüsch und während sie nach dieser Seite sehen, tritt unbemerkt Luise, ganz weiß gekleidet, zwischen sie.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Luise.

Heinr. Ich sehe niemand! (erblickt Luisen.) Großer Gott! — Luise! (verlegen.) Du ... hier ...?

Gräfin (zitternd). Ich bin gekommen, gnädige Frau.

Heinr. Wie — was sagen Sie? — Sie wußten? — welches Geheimniß!

Luiſe. Sie hatte es verſprochen.

Heinr. Verſprochen! ... verſprochen! ... und wem?

Luiſe. Mir.

Heinr. (zornig). Dir! — Ha! — nun erklärt ſich mir die Angſt dieſer Dame ... ihre Bemühung mich zurückzuhalten ...

Gräfin. Machen Sie mir keinen Vorwurf!

Heinr. (heftiger werdend). Ihnen mache ich auch keinen! — (ſich zu Luiſen wendend.) Aber Sie! ... darf ich wiſſen, welche Rolle Sie mir hierbei beſtimmt? in welcher Abſicht, mit welchem Rechte Sie mich hierher geführt haben?

Luiſe. Mit welchem Rechte? ... wir ſind unſer drei hier, und Du fragſt mit welchem Recht?

Heinr. (ausbrechend). Nun denn, und wenn ich auch Unrecht gegen Sie gehabt hätte ... mußten Sie ſich nicht deshalb allein an mich wenden? ... War es Ihnen erlaubt, ein Spiel mit Ihrem Gemahl zu treiben, und mich in einen ſo lächerlichen Fallſtrick zu locken? Denn es iſt ein Fallſtrick dieſes Rendezvous!

Luiſe. O großer Gott! was hat dieſe Frau aus Deinem Herzen gemacht!

Gräfin. Vergebung! Vergebung! Ich zittre vor Schrecken und Reue.

Heinr. (zur Gräfin). Demüthigen Sie ſich nicht, denn ich läſſe Sie nicht erniedrigen. Kommen Sie, gnädige Frau, ſo lange ich da bin, werden Sie ſtets jemand haben, der Sie vertheidigt.

Luiſe. Und Du wollteſt mich ſo beſchimpfen!

Heinr. Schimpf gegen Schimpf!

Luiſe. O ſchweige! ſchweige! dort ſchlummert meine Mutter! fürchteſt Du denn nicht, daß ſie Dich höre?

Heinr. Die Schande fällt auf Dich!

Luiſe. Auf mich?

Heinr. Ja, auf Dich, die Du einen ſolchen Ort durch einen ſolchen Auftritt entweiht haſt.

Luiſe (ausbrechend). Nein! deſſen laſſe ich mich nicht beſchuldigen in Gegenwart meiner Mutter! ... ich muß mich rechtfertigen! — Nun denn! (ſich zur Gräfin wendend.) Seien Sie unſer Richter!

Gräfin. Ich!

Luiſe. Ja, Sie! Sie werden gerechter gegen mich ſeyn, als der Mann, dem ich mein ganzes Leben, mein ganzes Sein gab! Sprechen Sie! ſprechen Sie! Als ich geſtern dieſen Brief fand konnte ich nicht augenblicklich zum Prinzen damit gehen, und Ihr Lebensglück zerſtören, wie Sie das meine zerſtört haben?

Gräfin. O! Sie waren großmüthig!

Luiſe. Geſtern, als ich vor allen Menſchen

Ich war schon lang ihr nachgegangen
Wie so ein ächter Rittersmann;
Doch merkt' ich eben ihren Wangen
Nicht sonderlich Verändrung an.
Sie konnte, wie's bei Schiller heißet,
Mich ruhig gehn und kommen sehn,
Und als ich lang einst war verreiset,
Da war's, als wäre nichts geschehn.

Ein solches Felsenherz zu zwingen,
Das wird mir endlich hell und klar,
Da müssen andre Saiten klingen,
Sonst bleibt es ewig, wie es war.
Der Lenz und Sommer war verloren;
Drum ging ich rasch an meinen Plan
Und, dacht ich, ist der Stein gefroren,
Ists schneller wohl als sonst gethan.

Durch List und Ränke tief geschlungen
Aus Fädchen derb und Fädchen zart
War mir der große Wurf gelungen,
Die Schöpfung einer Schlittenfahrt.
Das Loos, das ich so klug gezogen,
Das theilte mir sie zu vom Haus,
Doch wie mir auch die Pulse flogen,
Sie sah so ziemlich ruhig aus.

entdeckte, daß Sie die Cäcilie wären die mich tödtete, empörte ſich mein ganzes Gemüth und trieb mich an, meinem Vater zuzurufen: Nimm mich fort von hier! — Habe ich da nicht meine Thränen zurückgedrängt, und das Geſchrei meines Herzens unterdrückt, auf die Gefahr hin, daran zu ſterben?

Gräfin. Ja, das thaten Sie!

Luiſe. Geſtern, als Sie beide ganz allein waren, und mein Vater Sie überraſchte, wer hat Sie gerettet?

Gräfin. Sie! Sie!

Luiſe (zu Heinrich). Da hörſt Du es, Mann! und Du beſchuldigſt mich daß ich Deine Demüthigung künſtlich vorbereitet habe! — Wer bin ich denn? ich! — iſt denn Deine Ehre nicht auch die meine?

Heinr. (macht eine Bewegung des Gefühls.)

Luiſe. Ja, ich war es, die zu der Frau Gräfin ſagte: Sie werden kommen! — ja, ich war es, die dieſen Ort zu dieſem Auftritte wählte! Aber weißt Du warum? — weißt Du es?

Gräfin. O mein Gott! — was erdulde ich!

Luiſe. Keine Rache! keine peinigende Eiferſucht! rief ich mir ſelbſt zu. Dieſe Gefühle ſind nicht für Dich geeignet! — Ich will ſie beide am Grabe meiner Mutter vereinen, und wenn ſie an dieſer feierlichen Stelle ſich finden ... in der Nähe dieſes ehrwürdigen, heiligen Schattens, dem Heinrich ſchwur, mich glücklich zu machen, da will ich zu ihnen treten,

und ihnen ohne Bitterkeit, ohne Vorwürfe zurufen: Geben Sie mir meinen Heinrich wieder, geben Sie mir ihn wieder! — Ich liebe ihn mit allen Kräften meiner Seele! — ich kann nicht leben ohne ihn! — geben Sie mir ihn wieder! — ich bin sein Weib! — geben Sie mir ihn wieder!

Heinr. Luise!

Luise. Und ist ihr Herz edel, so werden sie, sagte ich zu mir selbst, wenn ich ihnen meine zerrissene Seele zeige, mein zerstörtes Leben, wenn ich ihnen schildere, daß ich sterbe, wenn sie sich nicht trennen, und ich ihnen alles dieses sagen werde, mit Augen voll Thränen, mit einem Herzen vor Schluchzen gebrochen — ach! — die Thränen ersticken mich!

Heinr. Wehe mir!

Luise. Ja, das wollte ich thun! und um deswillen sollte es hier vor meiner Mutter geschehen! vor meiner Mutter, Heinrich! die Dir sagte, daß sie ruhig sterbe, weil Du der Gemahl ihrer Tochter seist, bei meiner Mutter, die zu beschimpfen, Du mir vorwirfst! Liebe war es, Liebe, die mich zu diesem Schritte bewog! ... und Du sahst darin nichts als einen Fallstrick! — O leb wohl! leb wohl! (sie will gehen.)

Heinr. Wehe!

Gräfin. Bleiben Sie, gnädige Frau! — Nicht Sie dürfen gehn! — O mein Leben gäbe ich darum, könnt' ich meine Kränkung gegen Sie ungeschehen machen. — Welch eine Macht üben Sie

aus! Ich ſollte gebeugt vor Ihnen ſtehen vor Schaam und ich bin durchdrungen von Dank und Bewunderung.

Luiſe. Sie weinen! Ach ich wußte wohl, daß Sie Mitleid mit mir haben würden.

Gräfin. Werden Sie großherzig genug ſeyn, um meine Reue anzunehmen? — O ſagen Sie mir, daß Sie mich nicht verachten!

Luiſe. Ich beklage Sie und verzeihe Ihnen. (ſie ſtreckt ihr die Hand entgegen.)

Gräfin (nachdem ſie Luiſens Hand mit Küſſen bedekt hat). O Herr von Lignerolles, wie war es möglich, daß Sie mich lieben konnten?! Ich gehe, und wir ſehen uns nie wieder! nie! (ſie geht durch die kleine Thür des Parks ab.)

Vierter Auftritt.

Luiſe. Heinrich.

Heinr. Luiſe! Luiſe! Zu Deinen Füßen! Deine Kniee umſchlingend! O wie haſſe, wie verabſcheue ich mich!

Luiſe. Steh auf, Heinrich.

Heinr. Nein, ich ſtehe nicht auf — hier iſt mein Platz! — Wie edel, wie erhaben ſchön warſt Du! — Dieſer Frau kein Wort das ſie gedemüthigt hätte! mir, dem unendlich Strafbaren nicht ein Wort des Vorwurfs! O! im Staube Deine Fußtritte küſſen, Deine Knie mit meinen Thränen

benetzen, und vergehen in Reue und Gewiſſensbiſſen, das, das ſollte ich thun.

Luiſe. Haben denn alle meine Wort Dich nicht überzeugt, daß ich Dir verzeihe? — Nun denn, ich will auch zu vergeſſen ſuchen.

Heinr. Oh vergieb und verzeih, denn meine Verweiflung iſt ſo furchtbar, und ich bewundre Dich ſo innig, daß ich mich Deiner doch nicht ganz unwürdig fühle. (Luiſe macht eine Bewegung.) Siehſt Du, es walten zwei Menſchen in mir! Der eine iſt einfach und gerade und begreift ſeine Pflicht, er hat in einem Herzen einen Altar aufgebaut, allem dem was gut iſt und edel ... Dieſer iſt der beſſere, und das iſt der, der Dich verehrt! Aber um dieſen innern und guten Menſchen her, hat ſich ein andrer unverſtändiger, reizbarer, auflodernder gebreitet, der in allem ſich berauſcht, der nur von der Atmoſphäre lebt, die ihn umgiebt, den die Künſte hinreißen, den das Talent verführt, den das Streben allem was gefällt, wieder zu gefallen, aufreizt und zum Thoren macht. Das iſt der ſchlechte, das iſt der, der Dich betrogen hat, das iſt der, den ich haſſe ...

Luiſe. Heinrich!

Heinrich. Das iſt die furchtbare Sonne der Colonieen, die noch in meinem Blute lodert und ſengt — das iſt mein unſeliger Kopf! — aber das Herz, o Luiſe, das Herz, dieſes Heiligthum aller Liebe, dieſer geheiligte, tief in der Bruſt verborgene Ort, in dieſes ſchwöre ich Dir, in dieſes iſt nie ein andres Bildniß

eingedrungen, als das Deine! Nun denn! jetzt iſt mein Herz, mein ganzes Leben Dein, alles iſt eingeſtimmt um nur Dich zu lieben! — Ja ich liebe Dich ... ich liebe Dich!

Luiſe. O ſprich dieſes Wort nicht aus, Heinrich! es thut mir weh!

Heinr. Ich will es ausſprechen, denn es füllt meine ganze Seele aus. Ich fühle jetzt tief und innig, daß ich nie mehr mich ſchuldig machen werde. In meiner Verblendung hatte ich nie an Deinen Schmerz gedacht, nie hatte ich Dich ja noch weinen ſehen, Luiſe! ... Und wenn Du wüßteſt, was mir jede Deiner Thränen war! Sieh wie Eine dieſer Zähren in mein Herz fiel, brach ſie es, aber reinigte es auch ... Ja, ſie erneute mich! — Jenes wechſelvolle, böſe, unbedachte Weſen, von dem ich eben mit Dir ſprach, es iſt todt! Du haſt es getödtet, nichts lebt mehr in mir als Du!

Luiſe. Wie kann ich Dir glauben!

Heinr. O Gott! einen Beweis! einen Beweis! ... So viel zu bergen in der Tiefe ſeiner Seele und es nicht zeigen zu können! — Doch halt! ſieh mich an! höre mich! Es muß in den Augen, muß in der Stimme etwas liegen das Dir ſagt, was in meinem Herzen vorgeht! — O, ſieh mich an! ruft Dir mein ganzes Weſen nicht laut aufjauchzend zu, daß ich Dich liebe?

Luiſe. Heinrich! täuſche mich nicht! laß Dein Verlangen mich zu tröſten nicht Dein Gefühl für

mich übertreiben! Denn wenn ich, nachdem ich so viel gelitten habe, mich wieder zur Freude emporhöbe, um von neuem zu leiden ... o ich fühle es ... dann ertrüge ich es nicht!

Heinr. Du wirst leben! leben! ... Dies ist der erste Kummer den ich Dir verursacht habe, es soll auch der letzte seyn (wie begeistert!) Deine Mutter ist hier! Luise, sie ist zwischen uns beiden wie ein geliebter Schatten, wie ein verklärter Engel — Du glaubst, das sie uns sieht! Daß sie uns hört! ... vor ihr, bei ihr schwöre ich Dir, daß ich Dir nie eine Thräne mehr kosten will!

Luise. O! ich fange an zu glauben ...

Heinr. Daß ich keiner andern auch nur den kleinsten Theil meiner Seele hingeben will.

Luise. O rede immer fort!

Heinr. Daß mein Blut, meine Gedanken, mein Leben nur dazu angewendet seyn soll, Deine Wunde zu heilen.

Luise. Ich glaube Dir! ich glaube Dir!

Heinr. Und wenn Du an mir zweifeltest ...

Luise. Ich zweifle nicht mehr — ich vergesse — ich weiß von nichts mehr — mein Leben beginnt von neuem — es ist das erstemal, daß Du mir sagst, ich liebe Dich!

Heinr. Ich habe meine Luise wieder erworben!

Luise. Ja! ich bin Dein, mein Heinrich! Dein! — O wie wohl thut mir dieses Glück! Hein-

rich! komm! komm mit mir und umarme unſer Kind!

Heinr. (ſie fortziehend). Ja, komm! komm! Geliebte meines Herzens und Mutter meines Kindes! (Sie entfernen ſich Arm in Arm.)

Fünfter Auftritt.

Lagrange. Später Graf von Givry.

Lagr. (tritt langſam aus dem Gebüſch der Cypreſſen und Trauerweiden hervor und ſieht Luiſen und Heinrich nach). Schwelge lange in Deiner letzten ſüßen Täuſchung, meine geliebte Tochter! — Dieſen Schwur, den Heinrich einer Todten that, nahm ein Lebender auf: ich hörte ihn! — und wenn er je ihn bräche ... (man hört die kleine Thür öffnen.) Welches Geräuſch! — wer kommt da? — (er geht nach der Thür zu.)

Givry (eintretend). Mein Herr, können Sie mir wohl gefälligſt ſagen, wem dieſer Park angehört.

Lagr. Dem Herrn von Lignerolles.

Givry. Ah! — Ich danke Ihnen.

Lagr. Und dürfte ich nun wohl fragen, mit wem ich die Ehre habe zu ſprechen?

Givry. Ich bin der Graf von Givry.

Lagr. (mit unwillkührlicher Bewegung). Ha! (ſie grüßen ſich gegenſeitig und der Graf geht wieder ab.

Lagrange folgt ihm mit den Blicken nach und sagt dann, als dieser sich entfernt hat) Wie bleich er war! — Nun sind wir unser zwei, um meine Tochter zu vertheidigen!

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Akt.

Die Bühne ſtellt einen Saal im Schloſſe Lignerolles vor.

Erſter Auftritt.

Heinrich (ſitzt an einem Tiſch den Kopf in beide Hände geſtützt.)

Wehe! Wehe mir! — Die Stimme die mich anklagt tönt ewig vor meinen Ohren! — Es iſt nun ein Jahr — heut gerade ein Jahr, wo ich feierlich ſchwur bei der ... nein! ich wage den Namen der Verklärten nicht auszuſprechen, die ich beleidigt habe! — Cäcilie! Cäcilie! warum mußte ich Dich nach zehn Monaten wiederſehn! Dich wiederſehn ohne meinen Schutzgeiſt zur Seite, Dich wiederſehn ſtrahlend von Ruhm ... mitten in jenem Feſte ... zu deſſen Königin Dich der Zauber Deiner Stimme erhob? — Warum fügte es das Schickſal ... Unglückſeliger! klage nicht das Schickſal an! Deine unſelige Einbildungskraft hat das Uebel hervorgerufen! Dein Stolz hat das Herz wieder erobern wollen, das alle andre Herzen entzückte und berauſchte! ... Sie kämpfte, ſie widerſtand! ... Sie hatte Dich geflohen, Du

aber haſt ihre Gewiſſensbiſſe beſiegt! Du! und immer wieder Du! ... O! wie furchtbar ich leide! Allmächtiger Gott, wenn Luiſe erführe! ... Ich werde Cäcilien nicht wiederſehen! — ich will morgen von hier fort: ... ja, ich will es!

Zweiter Auftritt.

Karl bringt einen Brief. Heinrich.

Heinr. Was giebts?

Karl. Gnädiger Herr, es ...

Heinr. Man ſoll mich nicht ſtören!

Karl. Es iſt der Baumeiſter.

Heinr. Das geht meiner Frau an, und die iſt nicht hier, wie Du recht gut weißt.

Karl. Er möchte gern mit dem gnädigen Herrn ſprechen.

Heinr. Sag ihm, daß ich auch nicht hier bin, daß ich meiner Frau nachgefahren nach Senlis zu Herrn Lagrange.

Karl. Er wünſcht zu wiſſen, wenn die gnädige Frau wieder kommt.

Heinr. In vier, in fünf Tagen. ... Aber man ſoll mich nicht überlaufen. ... Was haſt Du da?

Karl. Einen Brief den ein Bauer gebracht hat.

Heinr. Gieb her. (Karl geht ab.)

Wir fuhren ab mit Knall und Schellen,
Das Liebchen vorn, ich hinter ihr,
Da meinte sie, die Ohren gellen
Doch wahrlich von dem Knallen nur.
Ich ließ das Knallen und der Rappe,
Der hieb sich freilich ziemlich schlecht,
Da zog sie nieder ihre Kappe
Ganz gegen alles Schlittenrecht.

Wir fuhren weiter, zart und leise
Durft ich nun schon nicht reden sehr,
Und wollte doch auf dieser Reise
Von meiner Glut bekennen mehr,
Und eben als ich meinen Bitten
Nun wollte lassen freien Lauf,
Zog eine Schleuder links den Schlitten
Und ich — nun ja, ich hielt ihn auf.

Wer minnen will, darf nicht erliegen,
Das wußt ich und war unbesorgt,
Ließ immer schönre Worte fliegen,
Je mehr sie durch die Kappe horcht;
So schön ich aber auch gesprochen,
So blieb sie kalt, so blieb sie stumm,
's war so gut die Bahn gebrochen,
Und ach! ihr schien's so wenig drum.

Dritter Auftritt.

Heinrich (allein.)

Wie hart und unfreundlich ich werde! — (entsiegelt den Brief.) Gott! von Cäcilien! (liest.) Mein Mann weiß alles. Seit einem Jahre — seit dem Tage wo er mich aus dem Park an Ihrem Schlosse kommen sah, hegt er Verdacht gegen uns. Gestern hat er dieses unselige Geheimniß entdeckt! — Ich bin zu meiner Schwester nach Prigny geflohn! Sie wissen wie viel Thränen ich seit einem Monate vergossen habe, kennen alle die Gewissensbisse die mir das Herz durchbohren! Doch dem war nicht genug! — Was soll nun aus mir werden? — Es ist mir manchmal als ob mein Verstand sich verwirrte! ... Ich sterbe wenn ich ihn wiedersehe! — (Heinrich zerdrückt krampfhaft den Brief.) O Schicksal! Schicksal! — Der Himmel hat unsern Untergang beschlossen! Kein Mittel mehr zur Rückkehr! So ist er denn nun begonnen, dieser furchtbare Kampf! — Nun denn! so ist es auch meine erste Pflicht, die unglückselige Cäcilie zu retten! (will gehn.)

Vierter Auftritt.

Heinrich. Die Gräfin. (Die Thür öffnet sich schnell. Eine verschleierte Dame tritt ein. Sie schlägt den Schleier zurück.)

Heinr. Gott! Cäcilie!

Heinr. Sie hier!

Gräfin. Ja, ich bins! Wie ich hieher gekommen bin, das weiß ich nicht; aber ich bin verloren, schütze mich, vertheidige mich! ich habe niemand mehr auf der Welt als Dich!

Heinr. Welcher Entschluß! O sprich! sprich!

Gräfin. Gestern floh ich, wie ich Ihnen meldete in der Angst vor seiner Wuth zu meiner Schwester, wo ich diese Nacht zugebracht habe. Schon fing ich an, wieder aufzuathmen, als heut früh ... o! wie ich noch zittre!

Heinr. Heut früh ...

Gräfin. Erscholl plötzlich an mein Ohr eine Stimme ...

Heinr. Es war die seine!

Gräfin. Ja! hören Sie, Heinrich, er, der Graf von Givry war's, der meinen Namen voll Zorn ausrief! und gleich darauf eine furchtbare Drohung! Oh! nun bemächtigte sich die Angst meines ganzen Gemüthes ... mein Verstand ward irre ... ich ergriff diesen Schleier, stürzte aufs Feld, eilte hierher, und jetzt werfe ich mich zu Ihren Füßen und schreie: Vertheidigen Sie mich! Schützen Sie mich.

Heinr. Ja, ich werde Sie schützen, werde Sie gegen alle vertheidigen ... Er drohte Ihnen ...

Gräfin. Wenn er nur meinen Tod gewollt hätte! aber schlimmer als das, eine furchtbare Schmach, eine langdauernde Pein!

Gräfin. Mein Gott! Sie! Sie sich mit ihm schlagen! Ein Zweikampf! Ein Mord vielleicht! — Nein, fort! fort! (will gehn.)

Heinr. Bleiben Sie! Bleiben Sie!

Gräfin. Ach! alle Gewissensbisse erwachen mit Einemmale in mir! — und Ihre Gattin, Heinrich!

Heinr. Sie ist nicht hier, wie Sie wissen, und meine Pflicht ists, Sie zu beschützen.

Gräfin. Ich mache auch Sie unglücklich.

Heinr. Gleichviel!

Gräfin. Nein! lassen Sie mich fort!

Heinr. Beruhigen Sie sich, Cäcilie: ich bin allein, und hoffe Sie zu retten. — Eine alte Verwandte von mir, zwei Stunden von hier ...

Gräfin. Ueberlassen Sie mich meinem Schicksale!

Heinr. Kein Mensch wird Ihren Zufluchtsort kennen, und in einigen Tagen ...

Gräfin. Nun, ja, ja! aber gleich! auf der Stelle. Heinrich, man kommt! (Man hört Geräusch. Heinrich stürzt an die Thür.)

Heinr. (heftig). Was will man hier?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Karl.

Karl. So eben kommt Herr Lagrange und die gnädige Frau.

Heinr. Das ist unmöglich!

Karl. Ich habe ihren Wagen erkannt, als er an der Kirche vorbei fuhr. Sie müssen schon jetzt am Schloßthore seyn.

Heinr. Nun denn, so geh! Ich komme gleich. (Karl geht.)

Gräfin. Verloren! verloren. Ohne Rettung!

Heinr. Muth! Muth! Wir bedürfen seiner.

Gräfin. Nein, keinen Muth! Aber sterben sterben!

Heinr. Cäcilie! bin ich nicht noch da? Treten Sie hier in das Bibliothekenzimmer. In einigen Minuten wird alles vorbereitet seyn.

Gräfin. Barmherzigkeit! Ich sterbe!

Heinr. Gehen Sie hier einstweilen hinein! Ich flehe Sie darum an! (er hat sie seitwärts eintreten lassen, zieht den Schlüssel von dieser Thür, und geht nach der Mittelthür.) Ja! ich muß einmal für allemal ein Ende machen mit diesen furchtbaren Qualen!

Sechster Auftritt.

Heinrich. Luise. Lagrange. Josephine.

Luise. Heinrich! mein lieber Heinrich!

Heinr. Luise!

Lagr. Sie erwarteten uns nicht so früh, Heinrich? nicht wahr?

Lagr. Die Undankbare! Und ſie war doch bei Ihrem Vater.

Heinr. Ich danke Dir, Luiſe ...

Luiſe. Danke mir nicht, Heinrich: ich thats aus bloßem Egoismus. — Seit einem Jahre habe ich mich wieder ſo an das Glück gewöhnt, daß ich es gar nicht mehr entbehren kann.

Lagr. Wenn drei Perſonen bei einander ſind, von denen zwei in einander verliebt, ſo iſt die dritte faſt immer ein ſtummer Zuſchauer. Ich laſſe Euch Beide alſo allein und nehme Marien mit auf mein Zimmer.

Luiſe. Joſephine Du wirſt alles gehörig auspacken, was im Wagen iſt, Cartons und Bücher, und ...

Joſ. Ja gewiß, Luiſchen.

Luiſe. Ich komme gleich nach, Väterchen.

Lagr. Uebereile Dich nicht, Luiſe, ich habe nie Langeweile ohne Dich, wenn ich weiß, daß Du glücklich biſt. (geht ab mit Joſephine.)

Siebenter Auftritt.

Luiſe. Heinrich.

Luiſe. So ſind wir ja wieder bei einander! Bei einander, Heinrich! macht Dich das eben ſo glücklich als mich?

lernt man sein Herz ganz kennen. O wie ich Dich liebe, Heinrich! und Du?

Heinr. Bedarf das denn noch der Antwort?

Luise. Du hast Recht ... Ach! wie süß doch so ein Wiedersehen ist!

Heinr. (bei Seite). Ihre Freude schmerzt mich tief!

Luise. Sagen Sie mir aber doch nun auch einmal, mein Herr Dichter, was haben Sie denn während dieser ganzen Zeit gemacht? Denn ich habe Sie hier allein gelassen, damit Sie recht ungestört arbeiten konnten! He da! Ist unser vierter Akt fertig? (tritt an Heinrichs Schreibetisch.)

Heinr. Ich habe noch gar nichts niedergeschrieben.

Luise. Ach lasse mich doch ein wenig diese Papiere, diese Bücher durchmustern, mein Geliebter! Laß mich doch auch mein Theilchen an Deinem Leben während dieser acht Tage genießen! — Was ist denn das?

Heinr. Der Anfang einer Uebersetzung des Tacitus.

Luise. Tacitus! Der lateinische Name würde manchen Frauen eine Scheu einjagen, aber Du weißt, daß ich ihn liebe, ja ich muß Dir auch sogar, aber nur ganz leise gestehen, daß ich sogar das Griechische liebe, nämlich wenn Du es mir übersetzest! — Ach!

Luiſe. Warum denn nicht?

Heinr. Sie ſind noch nicht fertig.

Luiſe. Nun bin ich etwa nicht daran gewöhnt, Deine Arbeiten noch im Negligee zu leſen. (lieſt.) An Bianca. — Ein andrer Name als der Meine! — Ja, untreu muß er ſeyn, und wenns auch nur in Verſen wäre.

Heinr. Luiſe!

Luiſe. Du ſiehſt ja wohl, daß mir das nicht mehr weh thut, weil ich ſelbſt mit Dir davon ſpreche. Wirſt Du mirs glauben? Ich fürchtete es müßte eine lange Reihe von Jahren vergehen, ehe jene grauſamen Spuren ganz aus meiner Seele verſchwunden wären. Und ſieh nur! kaum ein Jährchen ... und alles iſt weg, rein weg! ... Ich ſtütze mich voll Vertraun auf Deinen Arm, als ob mir nie etwas Unangenehmes geſchehen wäre. Ich baue auf Dich, ich bin glücklich!

Heinr. (für ſich). Welche Qual!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Joſephine.

Joſ. (eilig herein). Ach Du mein lieber Himmel! was hat das zu bedeuten?

Luiſe. Was iſt Dir denn? Du zitterſt ja ganz!

ich die Bücher in der Bibliothek einrangiren sollte, die Du wieder mitgebracht hast. Herr Lagrange hatte einige davon zum Tragen genommen — denn es war eine ganze Menge — und war vor mir hergegangen. So trat ich denn eben in die Galerie, als er am obern Ende derselben war, an der hintern Bibliothekthür.

Heinr. (für sich). Großer Gott! sie ist verloren!

Jos. Er macht die Thüre auf, thut einen Schritt hinein, dann wirft er die Thür plötzlich wieder hinter sich zu, scheint einen Augenblick sich zu besinnen; und geht ohne mich gewahr zu werden, auf sein Zimmer.

Heinr. (für sich). Hat er sie gesehen?

Luise. Nun! und was ist denn dabei Furchtbares?

Jos. Warte nur, Luischen, warte nur! Ich komme nun auch bis an die Bibliothek — ich drehe den Schlüssel um ... Zugeschlossen von inwendig! — Nun! was soll ich davon denken.

Luise. Daß mein Vater als er schnell die Thüre zuwarf, das Schloß verdorben hat.

Jos. Aber warum ist denn er selber nicht hineingegangen?

Luise. Weil er wahrscheinlich sich anders besonnen hat. Aber warte einmal, Du altes, furchtsames Kind, wir können ja gleich in die Bibliothek

worden seyn — ich habe ihn schon heut früh gesucht, und nicht finden können.

Luise. Das schadet nichts. Ich habe hier meinen kleinen Hauptschlüssel bei mir, der schließt so viel ich weiß.

Heinr. (für sich). O mein Gott! (laut.) Aber Luise —

Luise. Laß mich doch das närrische Wesen überzeugen (sie geht an die Thüre und versucht ihren Schlüssel.) Schade! mein Schlüssel schließt doch nicht.

Heinr. (für sich). Ich schöpfe wieder Athem.

Jos. Siehst Du, Luischen?

Luise. Ich sehe nichts, als daß mein Schlüssel nicht schließt. Du glaubst doch nicht etwa daß der böse Feind im Schlüsselloche steckt?

Jos. Einerlei, Luischen, aber etwas steckt dahinter.

Luise. Nun meinetwegen. Jetzt komm mit mir und hilf mir Mariechen auskleiden, dann wollen wir nach einem Schlosser im Dorfe schicken. Oh! Du bist doch noch eine wahre Amme! Kommst Du nicht auch mit, Heinrich?

Heinr. Ich folge Dir.

Luise. Aber bald! (geht ab mit Josephinen.)

Neunter Auftritt.

Heinrich. Dann Karl.

ein Brief an meine alte Tante. (er ſchellt. Karl kommt. Er ſpricht mit ihm und ſchreibt fort.) In zehn Minuten müſſen die Pferde an meinen Wagen geſpannt ſeyn, und dieſer fährt vor die kleine Parkthüre.

Karl. Zu Befehl gnädiger Herr!

Heinr. Wenn alles fertig iſt, meldeſt Du es mir.

Karl. Zu Befehl.

Heinr. Eine Dame wird Dir dieſen Brief einhändigen und Du führſt ſie dahin, wohin die Adreſſe lautet!

Karl. Zu Befehl.

Heinr. Um mit mir zu ſprechen, warteſt Du aber bis ich allein bin; und von alle dem an keinen Menſchen ein Wort!

Karl. Nein, gnädiger Herr.

Heinr. Jetzt geh! (Karl ab. Heinrich bricht den Brief.) Ich muß nun eilen, ſie zu beruhigen. Ja, ich werde ſie retten! ich fühle es, ich rette ſie! (Karl zurück.)

Karl (meldend). Der Herr Graf Givry.

Heinr. Er! Verdammt! Alles auf Einmal! O wie haſſe ich ihn!

Zehnter Auftritt.

Heinrich. Graf Givry.

Auf einmal sah sie, welche Freude!
Sich mühsam, dacht ich, um nach mir.
Jetzt denk ich, daß ganz andre Leute
Auf Schlitten waren hinter ihr,
Und wie nun so die Feuerblicke
Durchzitterten der Kappe Flor,
Da hielt ich länger nicht zurücke
Und mit den Lippen drang ich vor.

Doch als der Augenblick vor allen
Nun an für meine Liebe brach,
Da ließ ich ach! die Leine fallen
Und ach! der Schlitten fiel ihr nach.
Wir flogen Beide recht behende
Weit aus dem Schlitten in den Schnee,
Und alle Freude hatt' ein Ende,
Es thaten Arm und Brust ihr weh!

Sie lächelte so süß und bitter,
Als sie im Schlitten wieder saß,
„Sie haben umgeworfen, Ritter!
Doch künftig nichts von solchem Spaß."
Ich mußte mir das lassen sagen
Und merkte wohl den Doppelsinn,
Drum hütet euch vor Wintertagen,
Ich traue nicht, so wahr ich bin!

Fr. Kuhn.

Bediente geht. — Nachdem Heinrich und der Graf sich begrüßt, sehen sie sich einige Minuten stillschweigend an) Herr von Lignerolles, wir sehen uns heut zum ersten-male, aber wir kennen uns schon.

Heinr. Wie so, Herr Graf?

Givry. Ich werde mich näher erklären. — Sie sind der Geliebte meiner Frau!

Heinr. Wer hat das zu behaupten gewagt?

Givry. Ich war schon vorher davon überzeugt, daß Sie weder ja noch nein antworten würden: auch war es gar keine Frage die ich an Sie richtete. (zeigt ihm zwei Briefe.) Ich habe Beweise.

Heinr. Nun dann, Herr Graf, was wollen Sie von mir? Sich mit mir schlagen? Desto bes-ser!! Die Waffen? Der Ort?

Givry. Sie fodern mich? Die Rollen haben sich da sonderbar vertauscht. — Ich werde mich nicht schlagen.

Heinr. Man hatte mir aber doch gesagt, daß Sie Muth hätten!

Givry. Man hat Ihnen die Wahrheit gesagt, und eben weil ich Muth habe, weil ich zehn Jahre lang Beweise davon auf den Schlachtfeldern gegeben habe, kann ich Ihnen sagen, daß ich mein Leben nicht für eine Frau aufs Spiel setzen werde, der ich weder

vertheidigen kann, angreifen dürfen, wenn noch ein Mann in ihrer Nähe ist!

Givry. Treiben Sie etwa Ihren Spaß mit mir, mit dieser ritterlichen Redensart? Wer sind denn Sie, Sie, mein Herr! Wie? weil Sie sich bei mir eingeschlichen, weil Sie meine Frau verführt haben, müßte ich Ihnen die Ehre anthun, mich mit Ihnen zu schlagen? O sagen Sie mir doch, wenn mir morgen ein Mensch nicht mein Glück, meine Lebensfreuden, sondern blos mein Geld raubt, muß ich da auch seine Aufforderung annehmen?

Heinr. Mein Herr Graf, das sind bloße Spitzfindigkeiten der Furcht. Also vorwärts!

Givry. O ja, ein Duell wär Ihnen recht bequem, das begreife ich wohl. Sie versetzten oder erhielten einen Degenstoß, und beides würde Ihnen viele Ehre machen, oder Sie brächten mich vielleicht sogar um, und lachten dann recht herzlich über den Hochseligen, mit dessen Frau Witwe. Nein, mein Herr, dazu habe ich doch zu viel gesunden Menschenverstand. Ich schlage mich nicht mit Leuten, die ich kann ins Gefängniß bringen lassen.

Heinr. Wie? Sie könnten so niedrig denken...

Givry. Ja, gewiß, ich werde so niedrig denken, mich zu rächen. Es ist lange genug üblich gewesen, daß die Ehemänner lächerlich gemacht werden sind.

dem rechten Flecke sitzt, Euch eine Lection geben, und nach Verdienst Euch züchtigen. Ein Prozeß, verstehen Sie, ein Prozeß, der Ihre Liebesabentheuer entpoetisirt: und dazu bedarfs nichts als daß Euch die Narrenschelle angehängt wird. Gut denn! ich werde sie Euch anhängen; und die andern werden mir darin nachfolgen.

Heinr. Was wollen Sie aber von mir? Was suchen Sie hier bei mir?

Givry. Meine Frau.

Heinr. Hier?

Givry. Ja mein Herr, hier! weil sie hier ist.

Heinr. Wer das sagt, hat gelogen.

Givry. Einen Augenblick, mein Herr! ich habe es gesagt! ich bin ihr von Senlis aus nachgefolgt; meine Leute haben sie hier zu Ihnen gehen sehen, also erkläre ich Ihnen, daß sie hier ist, und daß ich sie verlange.

Heinr. Und wenn sie hier wäre, halten Sie mich für schlecht genug, um sie Ihnen zu überantworten?

Givry. Sie waren schlecht genug, um sie zu verderben.

Heinr. Sie beleidigen mich, mein Herr!

Givry. Ich werde in dieser Hinsicht noch lange im Rest gegen Sie bleiben.

Givry. Ich mag Ihr Blut nicht! ich will meine Frau? Werden Sie mir sie übergeben?

Heinr. Ich befehle Ihnen, mein Haus zu verlassen.

Givry. So weiß ich was ich zu thun habe. (ruft.) Anton! (der Bediente Givry's tritt ein, dieser spricht leise mit ihm und jener geht wieder.)

Heinr. Was soll das?

Givry. Sie werdens erfahren. Da ich nicht will, daß Sie sie entfliehen lassen, so verlasse ich Sie nun nicht mehr.

Heinr. Was sagen Sie?

Givry. Ich sage, daß ich mich hier vor Sie hinsetze, und daß ich wie Ihr Schatten, Sie nicht einen einzigen Schritt thun lasse, ohne Ihnen zu folgen.

Heinr. Und Sie glauben, daß ich das dulden werde? Nun denn erkläre ich Ihnen dagegen, daß wenn Sie nicht gleich gehen, ich es wohl noch verstehen werde, Sie zu zwingen sich mit mir zu schlagen, und daß eine öffentliche Beleidigung . . .

Givry. Sie wollen mich doch nicht ins Gesicht schlagen? Dieser Arm, der zehn Jahre lang den Säbel handhabte, bräch dann Ihren Arm morsch entzwei, der nur die Feder zu halten weiß.

Heinr. Das wollen wir doch sehn! (er stürzt

Eilfter Auftritt.

Heinrich. Herr von Givry. Lagrange.

Heinr. Mein Schwiegervater!

Lagr. Heinrich, ich habe mit Dir zu ſprechen. (zu Givry) Herr Graf, ich habe mit Herrn von Lignerolles zu ſprechen.

Givry. Thun Sie das, mein Herr, aber ich weiche nicht von der Stelle.

Lagr. Ich muß ihn allein ſprechen.

Givry. Gut! dann wollen wir die Thür aufmachen, und ich will hinausgehen aber ohne den Herrn hier aus dem Geſicht zu verlieren. (er entfernt ſich und man ſieht ihn ſtets vor der Thür hin und her gehen. Die andern beiden ſprechen mit halbleiſer Stimme.)

Lagr. Ich habe die Dame, die dort war, geſehn und erkannt.

Heinr. Ich weiß es.

Lagr. Später will ich Ihnen ſagen, was ich darüber denke. Jetzt gilt es zuerſt die Rettung meiner Tochter. Iſt die Perſon fort?

Heinr. Noch nicht.

Lagr. Sie muß fort.

Heinr. Ja ... dieſen Abend.

Lagr. Im Augenblick. Joſephine hat ihre Furcht ihrer Herrſchaft mitgetheilt, man hat auch dem

Heinr. Gut denn! es sey! wenn Sie sie retten wollen.

Lagr. Nicht um jener Person, auch nicht um Ihretwillen, aber meiner Tochter wegen.

Heinr. An der kleinen Parkthüre wartet ein Wagen; lassen Sie sie durch die Thür entfliehn, die auf die Galerie geht.

Lagr. Das ist nicht möglich. Alle Hausleute sind in der Galerie. Sie muß von hier aus fort.

Heinr. Das ist eben so unmöglich! Sehen Sie nicht den Grafen?

Lagr. Ich kenne den Grafen nicht.

Heinr. Aber er weiß alles; er weiß, daß seine Frau hier ist; er ist hierher gekommen, um sie zurückzufodern.

Lagr. Und ich weiß, daß man in fünf Minuten die andre Thür öffnen und daß meine Tochter dann diese Person finden wird ...

Heinr. Aber hier ist ein Henker, der auf diese Unglückliche wartet!

Lagr. Diese Frau ist strafbar; wird sie bestraft, so hat sie es verdient, aber meine Tochter ist schuldlos.

Heinr. So hören Sie mich doch! ich sage Ihnen, daß sie in die Hände eines unversöhnlichen Gemahls fällt.

Lagr. Und ich sage Ihnen, daß wenn sie nicht

Heinr. Nun denn! weil alles sich zu ihrem Untergange verschwört, so werde ich wenigstens, ich, sie vertheidigen. Geschehe was da wolle.

Lagr. Oeffnen Sie diese Thür, oder ich thue es selbst.

Heinr. Sie werden nicht hineintreten!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Luise. Josephine.

Luise. Heinrich, sage mir nur, was hier vorgeht? Personen vom Gerichte sind in das Schloß gedrungen, und mir ists als hätte ich sogar Soldaten am Gitterthor gesehn.

Heinr. Gerichtsfolge!

Luise. Was ist nur geschehn? Um des Himmelswillen sagt mir es doch! — Du antwortest mir nicht, Heinrich? Und Sie auch nicht, Vater? O diese Ungewißheit ist furchtbar!

Lagr. Laß uns gehen, liebe Tochter.

Luise. Nein, nein!

Lagr. Nun denn, so fasse Muth!

Luise. Muth? Will man Dich etwa festnehmen, Heinrich? oder Sie, mein Vater?

Heinr. (zu dem Grafen der sich an der Thür zeigt). Herr Graf von Givry, Sie sind eine Memme!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Friedensrichter.

Friedensr. Herr Heinrich von Lignerolles?

Heinr. Das bin ich, mein Herr! aber mit welchem Rechte ...?

Graf. Thun Sie Ihre Pflicht, mein Herr.

Luise. Der Herr Graf spricht als ob er Herr hier wäre!

Friedensr. Im Namen des Gesetzes fodern wir Herrn von Lignerolles hierdurch auf, in unsern Gewahrsam die Frauensperson zu überliefern, die er bei sich verborgen hält.

Luise. Eine Frauensperson! Hörst Du, Heinrich? Eine Frauensperson! Wer ist diese Frau?

Graf. Ich will es Ihnen sagen.

Heinr. Wie? also gar nichts achten Sie mehr?

Graf. Was haben Sie denn geachtet, Herr von Lignerolles? Diese Frau, meine Gnädige, ist meine Frau, die Geliebte Ihres Gemahls.

Luise. Haben Sie Beweise?

Graf. Briefe.

Luise. Das Datum! das Datum!

Graf. Es giebt deren von einem Monate, von vierzehn Tagen, von einer Woche her.

Luise. Und diese Person ist hier! bei mir!

Heinr. (zum Grafen). Ha! das verbüßt nur Ihr Tod!

Graf. Das wollen wir ſehn (zu dem Friedensrichter.) Fahren Sie fort, mein Herr.

Friedensr. Und falls Herr von Lignerolles ſich weigern ſollte, uns die Frau Gräfin von Givry auszuliefern, ſo werden wir, vermöge unſrer Macht und Gewalt eine Hausſuchung bei demſelben veranſtalten laſſen. — Sie werden daher dem Geſetze Gehorſam leiſten, mein Herr.

Heinr. Nie! nie! Dieſe Dame iſt nicht hier! Sie haben nicht das Recht mit Gewalt in mein Haus einzudringen. — Ich verweigere es nochmals.

Friedensr. Sie irren ſich, Herr von Lignerolles, und aller Widerſtand würde hier vergebens ſeyn. Erſparen Sie uns daher lieber eine nutzloſe Gewaltthat und gehen Sie mit uns als Führer.

Heinr. Schande! Schande überall! (er ſieht Luiſen an, indem er Brief und Schlüſſel die er in der Hand hält, krampfhaft reibt). Großer Gott! Ein letzter Hoffnungsſtrahl! (zum Friedensrichter) Ich bin ſogleich der Ihre, mein Herr (er nähert ſich dem Seſſel wo Luiſe ohnweit des Tiſches wie vernichtet liegt, und indem er neben ſie Brief und Schlüſſel legt, ſagt er mit leiſer Stimme, doch ſo, daß er von ihr verſtanden wird.) Sie iſt dort. Mein Bedienter wartet auf ſie! Dieſer Schlüſſel! Dieſer Brief! Und ſie wäre gerettet! (er

Jetzt kommen Sie mein Herr! (Er geht ab. Ihm folgt der Friedensrichter und der Graf. Lagrange ist schon etwas vorher abgegangen).

Vierzehnter Auftritt.

Luise. Dann Karl und die Gräfin.

Luise (schellt. Karl tritt ein). Ihr Herr hat Ihnen Befehle gegeben. Sind Sie bereit zur Abreise?

Karl. Ja, gnädige Frau.

Luise (nimmt den Schlüssel und öffnet die Bibliothekthür. Die Gräfin stürzt in der größten Verwirrung auf die Bühne.) Fliehen Sie! Frau Gräfin! schnell fort!

Gräfin. Sie! — Sie!

Luise. Fort! fort! Der Bediente wird Sie führen und begleiten. Hier ist der Brief.

Gräfin. O gnädige Frau . . .

Luise. Nicht ein Wort! Nicht ein Wort! (Die Gräfin geht mit Karl ab).

Fünfzehnter Auftritt.

Luise. Erst allein, dann Lagrange.

Die Bilderstube.

Hast mir doch so viel gegeben,
Liebes Herz, an meinem Tag!
Kennest wohl, was mir das Leben
Schmücken und erfreuen mag;
Wie die Jahre selber bringen
Immer neuer Rosen Zier,
Windest immer neue Schlingen,
Rosenschlingen selber mir.

Wäre nur in unserm Zimmer
Alles, was wir lieben, da,
Ferne sind die Kinder immer
Ach! und nur die Bilder nah;
Weil ich aber unter Küssen
Heute sie nicht sehen kann,
Will ich ihre Schatten grüßen,
Schauen ihre Bilder an.

Lagr. (tritt ſchnell durch die Bibliothek ein). Sie iſt nicht mehr da (er nähert ſich Luiſen. Dieſe wird ihn gewahr und ſtreckt ihm die Hand entgegen. Lagrange drückt ſie ihr mit tiefem Gefühl und ſpricht mit gerührter Stimme.) Es liegen Geheimnißvolle und tiefe Tröſtungen in der Erfüllung einer Pflicht, wie ſchwer und peinlich ſie auch ſeyn mag ... und in gar harten Perioden meines Lebens habe ich eine große Erleichterung darin gefunden, jemanden in meiner Nähe zu wiſſen, der meine Schmerzen kannte, ſie theilte und ſtolz darauf war, mich nicht vor ſo furchtbaren Prüfungen zurückbeben zu ſehen. Laß mich Dir ſagen, daß Du edel und brav gehandelt haſt, und daß ich mich glücklich preiſe, Dein Vater zu ſeyn. (Luiſe dankt ihm mit einem innigen Blicke).

Sechszehnter Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich. Der Graf. Der Friedensrichter.

Heinr. Sind Sie zufrieden geſtellt, mein Herr?

Graf. Wir haben ſie nicht gefunden, daß iſt wahr ... aber triumphiren Sie nicht zu früh!

Heinr. Vergeſſen Sie nicht, das ich Sie erwarte! (Der Graf geht mit dem Friedensrichter ab. Heinrich geht an den Tiſch, wo er ſeinen Schlüſſel nach

fühle der Dankbarkeit.) Gerettet! (dann eilt er auf Luiſen zu.) Luiſe! (Luiſe ſteht bei dieſem Tone ſeiner Stimme auf, ſchmettert ihn mit einem Blicke der Verachtung zurück und geht ab, ohne ihm zu antworten.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

Ein Pavillon des Schloſſes, der Herrn Lagrange zur Wohnung dient. Hinterthür und Seitenthüre. Ein Tiſch in einer Ecke der Bühne, ein andrer im Hintergrunde.

Erſter Auftritt.

Luiſe. Joſephine.

(Joſephine betrachtet Luiſen mit Beſorgniß.)

Joſ. Seit geſtern Abend hat ſie keinen Augenblick Ruhe genoſſen! ... zu ihrem Vater hierher in dieſen Pavillon hat ſie ſich geflüchtet, und will den Herrn gar nicht ſehen! — und die Befehle die ſie mir gegeben hat — dieſe Veranſtaltungen — ich wage es gar nicht, ihr Vorhaben zu errathen!

Luiſe. (ohne mit Joſephinen zu ſprechen) Und mein Vater! ... er kommt noch nicht!

tet nicht! — o Du mein Gott! — Und der Vater Deiner Tochter, Dein Mann ...?

Luiſe. Sprich dieſen Namen nicht aus.

Joſ. Willſt Du ihn denn gar nicht ſehen?

Luiſe. Ihn ſehen!

Joſ. O du lieber Himmel, wie ſie das in Bewegung ſetzt! — wie ſie zittert! — Was ſoll noch daraus werden?

Luiſe. Ich kann hier nicht bleiben! ... ich gehe hier zu Grunde! Joſephine, wo iſt mein Vater? Hole ihn! Er ſoll ſich eilen! Soll kommen! (Joſephine geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Luiſe. Heinrich (ſchnell eintretend.)

Heinr. Was muß ich hören? — iſt es wahr, was man mir ſagt? — Dieſe Anſtalten und dieſe Vorbereitungen?

Luiſe. Ich reiſe mit meinem Vater ab.

Heinr. Abreiſen?

Luiſe. Wir trennen uns!

Heinr. Uns trennen! Höre mich Luiſe! Ob es gleich eine ſehr ernſte Sache iſt, zwei Exiſtenzen zu trennen, die ſeit ſo vielen Jahren vereinigt waren, ſo würde ich doch, wenn es ſich blos um Dich

will fort" zwar daran ſterben, aber dennoch darein willigen. Aber es giebt zwiſchen uns ein heiligeres Band als alle andre, ein unauflösliches — unſere Tochter!

Luiſe. Ich nehme Marie mit.

Heinr. Mir meine Tochter entreißen!

Luiſe. Um ſie Dir zu entreißen, nehme ich ſie mit mir.

Heinr. Das iſt unmöglich! Man entführt nicht ſo das Kind ſeinem Vater!

Luiſe. Ein Vater opfert alles auf, damit ſein Kind ſtolz auf ihn ſey; ein Vater lebt edel und lobenswerth, damit ſein Kind leben könne, wie er; ein Vater macht Anſpruch auf Achtung, damit ſein Kiud um ſeinethalben geachtet werde; wagſt Du es unter dieſen Bedingungen den Vaternamen geltend zu machen?

Heinr. Ja! ich thue es! ich mache ihn geltend, um mein Kind zu beſchützen! — Haſt Du vergeſſen, welche ſtrenge Rechenſchaft die Welt von einem Kinde wegen der Trennung ſeines Vaters und ſeiner Mutter fodert? daß dieſe Trennung, die eſt ein Verbrechen für die Eltern iſt, für das Kind zu einem Schandflecken wird?

Luiſe. Immer doch beſſer für ein ſolches Kind, als bei einem Vater leben, über deſſen Beiſpiel es erröthen müßte.

Luiſe. Ja! Du würdeſt eben ſo wenig das Haus Deines Kindes achten, als Du den häuslichen Heerd Deiner Frau achteteſt.

Heinr. Und Du kannſt glauben, daß ich darein willigen würde, mir mein ganzes Glück rauben zu laſſen?

Luiſe (ausbrechend). Unglückſeliger! ich wollte ſchweigen, oder doch wenigſtens nur Menſchenwürde und Vernunft ſprechen laſſen, da Du aber wagſt, Dich auf verlorenes Glück zu beziehen — ſo muß ich meine Seele vor Deinen Augen ſelbſt zerfleiſchen, um Dir all mein eignes Elend zu zeigen! — Du weißt alſo nicht mehr, daß ich Dich liebte, wie noch nie jemand geliebt worden! daß Du meine Wonne, mein Stolz warſt! Daß ich Dich ſo wahrhaft anbetete, daß ich ſelbſt über meine Liebe in Angſt gerieth und manchmal zu mir ſelbſt ſagte: Guter Gott, verzeihe mir! ich glaube, daß ich ihn mehr liebe, als mein Kind!

Heinr. Luiſe halt ein!

Luiſe. Nein, Du ſollſt Tropfen vor Tropfen all das Blut meiner Wunden dahin ſtrömen ſehen! — Statt dieſes Ideals meiner Anbetung, was habe ich gefunden? — Eins jener gewöhnlichen Weſen, die ihre Ausſchweifungen durch die Worte zu rechtfertigen glauben! ich bin nun einmal ſo!

(Heinrich macht eine Bewegung) Ja, elend und verdorben! — Wenn ein unglückliches Weib einmal aus Schwäche, oder wohl gar aus Verzweiflung einer strafbaren Neigung nachgiebt — Schande und Schmach über sie! — wenn aber ein Mann seine Buhlerin in sein Haus lockt, wenn seine Ausschweifungen die Gerichtsfolge unter das eheliche Dach führen — dann ist es nichts! — mag sein Weib, sein Weib das sich nichts vorzuwerfen hat, sich in ihrem ganzen Sein entwürdigt fühlen, es ist nichts! — unser Sein ist gebrochen, unser Herz blutet, wir leiden, wir sterben — nichts ist es, nichts! — Und darum sage ich Dir, daß eine solche Welt elend und verworfen ist!

Heinr. Beschuldige, verurtheile mich! ... aber geh nicht von hier! — höre mich!

Luise. Laß mich! ich höre Dich nicht! — ich glaube Dir nicht mehr! — Du hast gelogen! meiner Mutter gelogen! ... Du, der von ihr mir zugetheilte Bewahrer der Reinheit meines Herzens, Du hast sie in ihm befleckt, indem Du ihm Laster zeigtest, die es bisher nicht kannte. Du hast mir allen Glauben, alle Liebe genommen! Ich zweifle nun an meinem Vater, an meiner Tochter! — Oh! Du hast meine Seele getödtet! — O geh! geh! ich kann nicht mehr bei Dir seyn!

— aber ich bin Vater, bei Gott: ich laß mir meine Gattin, laſſe mir meine Tochter nicht entreißen! — Luiſe! — bringe mich nicht zur Verzweiflung — zwinge mich nicht daran zu denken, daß ich Dein Herr ſey — und Dir ſagen könnte: ich verbiete es Dir!

Luiſe. Ich würde Deinen Befehlen trotzen, weil Du das Recht verloren haſt, mir ſie zu ertheilen.

Heinr. Hüte Dich! iſt Dein Wille ſtark, ſo iſt es der meine noch mehr — und es giebt eine Macht, die uns beiden gebietet, und die ich aufrufen werde gegen Dich, um mein Kind zu behalten.

Luiſe. Du wirſt es nicht wagen!

Heinr. Ich werde alles wagen, um euch nicht alle beide zu verlieren.

Luiſe. Ich gehe!

Heinr. Luiſe!

Luiſe. Es bleibt dabei!

Heinr. Nun denn! (er ergreift ſie bei der Hand) es ſoll nicht ſeyn! — Ich ſuche meine Tochter auf! (er geht. Während der letzten Reden iſt Joſephine angekommen, und bleibet voll Schrecken im Hintergrunde des Zimmers.)

Dritter Auftritt.

Luiſe. Joſephine.

Luiſe (ſie ſteht einen Augenblick wie vernichtet). Meine Tochter! — Oh, daraus könnte ein großes Unglück entſtehen!

Joſ. (zu Luiſen eilend). Mein armes Kind! Er will Dich alſo zu Tode peinigen. — Er befiehlt Dir zu bleiben! — aber Du kannſt doch nicht Zeuge des furchtbaren Prozeſſes ſeyn —!

Luiſe. Ein Prozeß!

Joſ. Ja! — Die Drohung die der Graf Givry geſtern laut ausſprach — er hat ſie in Erfüllung gebracht! — Er verfolgt den gnädigen Herrn vor Gericht! — noch heute ... (hier tritt Lagrange ein und Joſephine geht).

Vierter Auftritt.

Luiſe. Lagrange.

Luiſe (ihm entgegen eilend). O Vater! Vater! nehmen Sie mich fort von hier! — Ich will fort! ich muß fort!

Lagr. Was iſt Dir, Luiſe?

Luiſe. Wir ſind entehrt! — Sie haben den Auftritt von geſtern geſehen! Heinrich hat mich hintergangen, verrathen ... und jetzt eben ſagt er mir

Lagr. Ich sah das Unglück kommen und war bedacht es zu verhüten.

Luise. O! ich hätte alles ertragen: Unglück, Verzweiflung, endlose Thränen ... aber dies! dies! ... meinen Namen, Ihren Namen, vor das Gericht gebracht zu hören! — mein Haus den Blicken der Menge geöffnet zu sehen! ... die Qualen meines Herzens preisgegeben durch einen Urtelsspruch! — O kommen Sie Vater! kommen Sie! lassen Sie uns vor aller Welt verbergen! Hundert Meilen von hier!

Lagr. Muth, Luise, Muth!

Luise. Muth! ... Giebt es denn auch noch Muth gegen die Schande! Oh! wenn ich nicht meine Tochter hätte! —

Jos. (eintretend). Der Graf Givry.

Luise Ha! (sie geht mit Josephinen seitwärts ab.)

Fünfter Auftritt.

Lagrange. Graf Givry.

Givry. Ich erfülle Ihre Wünsche, mein Herr.

Lagr. Verzeihen Sie, daß ich Sie bitten ließ, sich hieher zu bemühen: ich ...

Givry. Ich begreife sehr wohl, daß wenn man der Schwiegervater des Herrn von Lignerolles ist, man nicht seine Tochter verlassen will.

Drücken ihrer Hände Züge
In den Briefen an die Brust,
Daß sich Alles freundlich füge
Heute zu des Vaters Lust;
Denn es haben goldne Zeilen
Beide Kinder mir gesandt,
Und es mag uns nimmer theilen
Keine Ferne Herz und Hand.

Weißt du, wie in frühern Zeiten
Unser Gustav immerdar
Sieger wohl in allen Streiten
Und so sanft doch wieder war,
Wie dem jungen Löwen glühte
Seiner Augen-Sternen-Kreis
Und doch wieder Rosenblüthe
Waren seine Wangen heiß?

Wie's im kleinen Busen wühlte,
Wenn er bei der Lampe Schein
Gustav Adolphs Schlachten spielte,
Oder las von Wallenstein;
Sich in allen Zorn und Liebe
Mit des Mundes Fluth ergoß,
Und der Erde wild Getriebe
In die kleinen Arme schloß.

Givry. Ich bin stets davon überzeugt gewesen, mein Herr.

Lagr. Wer das thut, was Sie gestern gethan haben, ist rauh und energisch, aber er besitzt auch ein Herz zu dem man sprechen kann, und so bitte ich Sie denn, ohne Scheu, mir einen Dienst zu erzeigen.

Givry. Aufrichtig gesagt, thut mir das leid, denn ich glaube nicht, daß ich ihn Ihnen erzeigen kann.

Lagr. Ich hoffe das Gegentheil. — Ich wünschte mit Ihnen über den Prozeß zu sprechen.

Givry. Das dachte ich wohl.

Lagr. Sie sind Militair, Herr Graf, sind Oberst ... wenn nun morgen ein Soldat Sie beleidigte?

Givry. So würde ich ihn tödten.

Lagr. Und wenn er nun in dem Augenblicke wo Sie ihn durchstoßen wollten ein Kind ergriff, ... es vor seine Brust hielt, würden Sie Ihren Degen durch das Herz dieses Kindes stoßen, um bis zu dem jenes Mannes zu gelangen?

Givry. Mein Herr, ich bin kein Philosoph, kein Redner. Lassen wir also dieses Kind und den Degen bei Seite und gehen wir gerade aus zur Sache. Was Sie begehren, ist, daß ich auf den Prozeß ver-

von Frankreich ... würde ich dennoch nicht darauf verzichten.

Lagr. Nicht für einen Marschallstab, das glaube ich; aber um ein menschliches Dasein zu retten? — Herr Graf, ich spreche jetzt in einer Angelegenheit zu Ihnen, wo es sich um Leben und Tod handelt und stehe vor einem Richter, der das Schicksal von drei Menschen in seiner Hand trägt! — Ich weiß alles, was Ihre Ehre gelitten hat ...

Givry. Meine Ehre! Ich finde mich nicht im geringsten durch Ihren Herrn Schwiegersohn entehrt, und bitte Sie, davon überzeugt zu seyn ... Gott sey Dank, meine Ehre steht fester, als daß dies der Fall seyn könnte. Aber er hat mir wehe gethan, und ich will es ihm wieder thun.

Lagr. Ich will Ihnen nicht vorstellen, daß Sie sich selbst mit diesem Prozeß mehr schaden werden, als ihm, aber er steht nicht allein!

Givry. Nun? Um so besser! Meine Rache wird dann desto vollständiger seyn. ... Denn wenn ich Ihnen denn nun alles sagen muß: ich hasse Herrn von Lignerolles. Verstehen Sie wohl, ich hasse ihn; und wenn ich gerade diese Züchtigung für ihn erwählte, so geschah es, weil ich recht gut wußte, daß ich ihn so am tödtlichsten verwundete; verwundete in seinem Stolze, verwundete in den Seinen.

daß es Sie glücklich mache, eine ganze Familie zu vernichten, um einen Schuldigen desto mehr zu bestrafen ... nein, nein! Sie werden diesen Prozeß nicht fortsetzen!

Givry. Wie sollte ich mich denn dann sonst rächen? ... Ihren Schwiegersohn umbringen? — Ja, ich glaube wohl, daß Ihnen dadurch ein Dienst geschähe ... aber ich habe so meine eignen Grundsätze darüber.

Lagr. Diese Grundsätze werden nachgeben, wenn Sie alles Unglück erkennen werden, das Ihre Rache verursachen würde. Ich bin 60 Jahr alt, Herr Graf; mein Leben ist stets rein und streng gewesen, und ich gehöre zu denen, deren Herz heis blutet, wenn auch nur die mindeste Beleidigung sie streift. ... Und dennoch — handelte es sich blos um mich, ich würde Sie wahrhaftig nicht bitten. Aber es steht jemand hinter mir, jemand den ich vertheidigen muß; jemand den ich mehr als mein Leben liebe ... meine Tochter! — Fassen Sie meine Hände an, Herr Graf, sie sind noch naß von den Thränen der Verzweiflung die sie hier vergoß — hier! — vor wenigen Augenblicken — als sie jene furchtbare Nachricht erfuhr.

Givry (verlegen). Mein Herr ...!

Lagr. Denn meine Tochter ist kein gewöhnli-

ser schildern als alle meine Worte! ja, Herr Graf, meine Tochter war es, die gestern — die Gräfin Givry heimlich entweichen ließ.

Givry. Und sie sagen mir dies als einen Grund, mich für Ihre Tochter einzunehmen?

Lagr. Ja, Herr Graf! denn die Frau die ihren Mann ihre Nebenbuhlerin in sein Haus einführen sieht, die Frau die diese Nebenbuhlerin in ihrer Gewalt hat, die nur ein Wort zu sagen braucht, um sie zu verderben, und die sie dennoch rettet! — diese Frau ist der Bewunderung und Ehrfurcht werth! — Nun! Und nun sagen Sie selbst, entscheiden Sie, was ein solcher Prozeß für eine solche Frau seyn müßte ... für diese Frau, die dadurch in allem was ihr von Schamgefühl und Würde noch geblieben, verletzt, und in ihren eignen Augen herabgewürdigt seyn würde? — O Herr Graf! es ist nicht der gewöhnliche Lauf der Dinge, daß ein Greis seine Stirn vor einem jungen Manne beugt, und ihm zuruft; ich bitte Dich! Aber ich bin jetzt weder Greis, noch Mensch, noch Bürger; ich bin Vater! und der Vater ist es der zu Ihnen voll Verzweiflung schreit! Vernichten Sie nicht meine Tochter!

Lagr. Halten Sie ein! halten Sie ein! ... Ich bin bis ins Innerste gerührt; glauben Sie mir das ...! Ich ehre, ich beklage Sie ... aber bei

Sache muß alſo ihren Fortgang haben ... es ſchmerzt mich unendlich ... aber ich kann nicht anders!

Lagr. Nun denn, Herr Graf, ſo thun Sie was Ihnen recht däucht (er ſinkt in einen Seſſel und verbirgt ſein Geſicht in beide Hände, um ſein Schluchzen zu erſticken).

Givry (entfernt ſich, kommt aber dann ſchnell wieder). Nein! nein! — Man ſoll nicht ſagen, daß ich einem Manne mit weißen Haaren Thränen erpreßt habe! ... Geben Sie mir Papier und Feder ... ich will meinen Verzicht auf die Klage niederſchreiben.

Lagr. (ſchließt ihn in die Arme). O! ich danke Ihnen, Herr Graf!

Givry (ſich zum Schreiben bereitend). Glaub es wohl! — aber daß nun auch Ihr verdammter hölliſcher Schwiegerſohn auf der Stelle ſich aus dem Staube macht! — meine einzige Bedingung iſt — daß ich ihn nie wiederſehe! (ſetzt ſich).

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Heinrich (ſchnell eintretend). Zuletzt Luiſe.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER,K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18586/037

Lagr. (ſtürzt zwiſchen beide). Halten Sie ein, Herr von Lignerolles! Nicht Ein beleidigendes Wort mehr gegen den Herrn Grafen! nicht Eine Herausforderung! Denn jede Beleidigung die Sie ihm zufügten, ſehe ich voll und ganz als die meine an.

Givry (am Tiſche). Seyn Sie ruhig! ich ſchreibe weiter.

Heinr. Nichts wird mich mehr abhalten, ihn umzubringen!

Lagr. Unglückſeliger! Und er iſt eben beſchäftigt, Sie zu retten!

Heinr. Ich begehre nichts von ihm, als fünf Minuten Muth, wenn er dieſe auftreiben kann.

Givry (zuckt die Achſeln).

Heinr. (will auf ihn losſtürzen).

Lagr. (zwiſchen ihnen, ihn zurückhaltend). Wollen Sie mich wohl anhören? Ich habe Vaterrechte an Sie und befehle Ihnen mich zu hören! — Es iſt hier nicht die Rede, weder von Muth, noch von jugendlichem Ueberheben — es handelt ſich um die Ehre! — Dieſer Herr hier hat die Ihrige in ſeiner Hand. — Wenn er ein einziges Wort ſagt, ſo ſind Sie und Ihre Mitverbrecherin beſchimpft, Sie und Ihre Frau verloren! Nun denn! wiſſen Sie auch, was er da ſchreibt? Es iſt die Zurücknahme ſeiner Klage.

Givry. Ich bitte Sie, überzeugt zu ſeyn, daß ichs nicht um Ihretwillen thue.

Lagr. Und dafür verlangt er blos das Einzige, daß Sie Frankreich verlaſſen.

Givry. Ja, das fodre ich.

Heinr. Fodern! — Ich gehe nicht!

Lagr. Sie gehen nicht, ſagen Sie! und Sie glauben, daß ich das dulden werde? Sie glauben, daß wenn ich mich bis zur Bitte gedemüthigt habe, um Ihr Verbrechen wieder gut zu machen, und ich nun die Rettung meiner Tochter in der Hand halte, ich es dulden werde, daß Sie durch Ihre der Hölle entſtammte Thorheit, mein Werk wieder zu Nichte machen? (zu dem Grafen). Er wird Frankreich verlaſſen, ich verſpreche es Ihnen!

Heinr. Und was thäten Sie denn, wenn ...?

Lagr. Sie denken nur an Duell und Kampf. Wohlan denn! Hier ſind Waffen, und wenn Sie nicht von hier abreiſen, ſo wird nicht der Herr Graf Ihr Gegner ſeyn, ſondern ich. Sie wiſſen, was ein Wort in meinem Munde gilt ... Hören Sie alſo, was ich Ihnen ſage. ... Sie ſchwören uns in dieſem Augenblicke — in dieſem Augenblicke noch daß Sie Frankreich verlaſſen wollen — oder Sie ſind für mich nur der Henker meiner Tochter, und bei meiner Ehre, Sie ſollen nicht lebend von hier fort! — (Bedienter tritt ein). Wer kommt da?

Bedienter. Verzeihen Sie! Ein Reitender bringt dieſen Brief für den Herrn Grafen. Man

hat ihn aus dem Schloſſe Mirè abgeſendet, und er ſagt, es betreffe etwas ſehr Wichtiges.

Givry (lieſt den Brief). Oh! ... Ha!

Lagr. Was iſt Ihnen?

Givry (ihm den Brief gebend). Da, leſen Sie! leſen Sie laut! Dieſer Menſch wird vielleicht dann endlich begreifen, was er iſt.

Heinr. Ich zittre.

Lagr. Der Brief iſt vom Prinzen von Mirè. (lieſt). Theurer Neffe! Ein furchtbares Unglück hat uns betroffen! Geſtern hat ſich Cäcilie als ſie aus Lignerolles entfloh, in das Schloß der Frau von Beaumont geflüchtet. Aber durch ſo viel Schreckliches erſchüttert, von der Furcht, von der Schaam gefoltert, ... hat ſie den Verſtand verloren.

Heinr. Großer Gott!

Givry (auf ihn zuſtürzend und ihn bei der Hand faſſend). Hörten Sie, mein Herr! Hörten Sie?

Heinr. (macht eine ſtumme Bewegung).

Lagr. (ergreift ſeine andre Hand).

Givry. Sie ſtehen jetzt zwiſchen Ihren beiden Richtern.

Lagr. Zwiſchen zwei Männern, die ſtatt Ihrer Opfer Sie ergreifen.

Heinr. Laſſen Sie mich!

Lagr. Luiſe, ſo edel und treu!

Givry. Cäcilie, ſo ſchön und glücklich!

Heinr. Laſſen Sie mich!
Lagr. Luiſe, dem Tode nah!
Givry. Cäcilie, des Verſtandes beraubt!
Heinr. Ich gehe! ich reiſe!
Givry. Nein! jetzt reiſen Sie nicht!
Heinr. Sie wollen ſich ſchlagen?!
Givry. Ja!
Heinr. Endlich! — Auf Tod und Leben!
Givry. Auf Tod und Leben!
Heinr. Sogleich!
Givry. Sogleich!

Heinr. Ha! noch nie habe ich mich ſo glücklich gefühlt! — Kommen Sie! kommen Sie! (er zieht ihn durch eine Seitenthür ab).

Lagr. Ich darf ſie nicht verlaſſen! — Gott ich höre Luiſen!

Luiſe (ſchnell eintretend). Sie ſind nicht mehr hier! Vater! wo iſt er?

Lagr. Was willſt Du mit ihm?

Luiſe. Ich hörte des Grafen Givry Stimme ... ſie waren beide hier! — wo iſt Heinrich?

Lagr. Beruhige Dich, Luiſe.

Luiſe. Ein Duell!

Lagr. Nein! nein!

Luiſe. Sie ſchlagen ſich! und Sie haben ihn fortgelaſſen! — O mein Vater! eilen Sie! um Gotteswillen eilen Sie! (Man hört im Cabinet einen Schuß). Gott! — ein Schuß!

Und wie immer höher zogen
Seiner Blüthen Ranken sich,
Immer weiter fort sich bogen
Alle stark und kräftiglich;
Schlingend ein in seines Sinnes
Eigne muntre Götterwelt,
Die statt jeglichen Gewinnes
Nur allein am Herzen hält.

Nun es ist so ganz geworden,
Was ich lange keimen sah,
Und im großen Ritterorden
Edler Männer steht er da;
Schaffet mit den Händen immer,
Sendet viele Gaben aus
Und des Lebens goldner Schimmer
Strahlet um sein ganzes Haus.

Und da oben auch im Bilde
Meine Rosa schön und jung
Mit der Lippe voller Milde,
Mit der sanften Rede Schwung,
Mit dem blauen, klaren Auge,
Das empor die Seele hebt,
Während wir auf Rosenhauche
Ihrer Wangen Lächeln schwebt;

Lagr. Schon!

Luiſe. Dort! in jenem Zimmer!

Lagr. Tritt nicht hinein!

Luiſe (auf das Cabinet zu eilend). O Heinrich! — Heinrich! (Die Cabinetsthür geht auf und der Graf Givry erſcheint auf der Schwelle). Todt! (ſie ſinkt in die Arme ihres Vaters).

(Ende).

Suschen Irrwisch.

Posse in einem Akte.

Nach dem Französischen der Brüder Cogniard

von

Th. Hell.

Personen.

Fischer, Gutsbesitzer.
Minna, seine Tochter.
Rudolph, sein Pathe.
von Bonneval.
Pamphile, sein Zögling.
Krautmann, Apotheker.
Petersilie, Angestellter beim Telegraph.
Nachbarn und Freunde Fischers.

Die Handlung geht in einer kleinen Stadt ohnweit Köln vor.

Die Bühne stellt einen Garten dar. Links eine Mauer, rechts ein Pavillon. Vorn ein Bosket mit Gartenstühlen.

Erster Auftritt.

Minna (kommt von rechts her, bleibt stehn und sieht sich um.)

Ich bin allein — niemand sieht mich hier — so kann ich endlich ohne Gefahr das Briefchen lesen, das Rudolph mir heimlich hat zustecken lassen. — Laß doch sehn was er schreibt (liest den Brief den sie öffnet). „Donnerstag" — das war gestern. — „Heiß geliebte Minna! Seit wir von einander getrennt sind, bin ich unglücklich wie ein einsamer Hänfling. — Ihr Vater ist ein Wahnsinniger, der nichts als alberne Streiche macht. — Er wähnte meine Liebe zu ersticken, indem er mich hier in einer Branntweinbestillation anschmieden ließ. — Aber dieser Spiritus hat den meiner Liebe nicht besiegt, ich bin Dein geblieben, mitten unter diesen geistigen Verlockungen, Dein" — (sich unterbrechend) Ei seht doch einmal,

dein! — (liest) „ja, Dein, wie ich es immer war. — O zürne nicht, daß ich Dich dutze, aber die Leidenschaft gährt und tobt in mir, ich halte es nicht länger aus, sie wird das schwache Gefäß meiner Besonnenheit sprengen, und ich werde einen tüchtigen tollen Streich ausführen!" — ach du mein Himmel! — (liest). „Diesen Abend noch um 11 Uhr in der Stunde der Gespenster verlasse ich diese mir verhaßte Stadt — so bald man die Thüre unsers Liqueurgewölbes, oder vielmehr die meines Gefängnisses verschlossen haben wird, und mit den ersten Strahlen der freundlich aufgehenden Sonne denke ich bei Dir zu seyn. Dein Herr Vater hat mir verboten, die Schwelle seines Hauses zu betreten, ich werde daher über die Gartenmauer steigen, die dem Pavillon gegenüber liegt." — Das ist dort! O mein Gott, wenn man ihn sähe! — (liest). „Dort also bei Dir, Süße! O! wenn ich hundert Jahre alt würde, würde ich Dich hundert Jahre lieben, als dein feuriger Anbeter Rudolph. — Nachschrift. Bei meinem Eintreffen könnte es leicht seyn, daß ich einer kleinen Stärkung nach dem forcirten Marsche bedürfte, wenn Dir es also möglich ist, so halte im Pavillon ein Stückchen Brot und ein Paar Scheibchen Kalbsbraten bereit." — Ach! was mich der Mensch liebt! — Armer Rudolph! Drei Meilen im Mondenscheine zu wandern! — Wenn man ihn hier fände! — Glücklicherweise denkt Papa seit 6 Monaten an nichts als an den großen Arzt, der aus Paris hieher

zu uns gekommen ist, und alle Krankheit dadurch heilen will, daß er die Kranken mit wunderlichen Gesten in Schlaf bringt. — Der arme Papa! er träumt von nichts mehr, als nur von Magnetismus, wie er das Ding nennt, und seit er alle Welt zum Schlafen bringen will, schläft er selbst nicht mehr.

Zweiter Auftritt.

Fischer. Minna.

Fisch. (innerhalb). Minna! — Minna! — (tritt auf). Ah! da bist Du ja, mein Kind! — Nun? ist Herr von Bonneval aufgestanden? Hast Du ihn schon erblickt, diesen großen Gelehrten, den wir das Glück genießen seit vierzehn Tagen mit Wohnung, Nahrung und Erleuchtung zu versehn?

Min. Nein, Papa, ich bin ihn noch nicht gewahr worden: — ohnstreitig schläft er noch, denn er ist gestern so lange bei Tisch geblieben und hat unserm alten Rheinweine so ansehnlich zugesetzt...

Fisch. Ja, das muß man sagen, er langt tüchtig zu — er ißt wie ein Halbgott, dieser vortreffliche Herr von Bonneval — er hat einen superben Magen! — Was aber meinen Rheinwein betrifft, so behauptet er, daß dieser für das Magnetisiren sehr zuträglich sey, für diese erhabene Wissenschaft, welche alle Krankheiten heilt, in die Zukunft blicken läßt, verborgene Schätze entdecken hilft, Blinde zum Lesen, und Dumme zum geistreichen Sprechen bringt, kurz,

die durch den Magen sehen und durch die Kniee fühlen lehrt. — O mythologische erhabene Wissenschaft, Du! Wer weiß denn noch, wie weit man es mit Dir bringen kann.

Min. Aber Väterchen, das ist alles noch so in Dunkel gehüllt!

Fisch. Ja, für den gemeinen Troß, für die Uneingeweihten, aber nicht für den erhabenern Bonneval und seinen zarten Zögling Pamphilus, seinen Freund, seinen Knecht, kurz seinen Somnambülen — den allerliebsten jungen Menschen, den er aufs Commando einschlafen läßt. — Ach, Minna, wenn Du wüßtest. —

Min. Was denn, Papa?

Fisch. Nun so höre denn! Mit Hülfe der göttlichen Kunst dieses großen Mannes können wir im Kurzen unermeßlich reich werden.

Min. Wie denn so?

Fisch. Nach dem Rathe dieses berühmten Magnetiseurs denke ich das kleine Häuschen zu erkaufen, das dort am Ende unsers Städtchens liegt, und nicht mehr als 30,000 Thaler kosten soll.

Min. Dreißigtausend Thaler! — Die alte Baracke?

Fisch. (geheimnißvoll). Ja, ja, mein Kind — eben weil sie alt ist — denn in ihr ist vor zwei hundert und sieben und zwanzig Jahren ein Schatz vergraben worden.

Min. Ein Schatz?

Fiſch. Ja, meine Tochter, ein ungeheurer Schatz! Edelſteine, Goldbarren — Pamphilus hat alles das geſehn.

Min. Er hats geſehn?

Fiſch. Mit zugemachten Augen im Schlafe, kurz im ſomnambülen Zuſtande! Er hat das Haus deutlich beſchrieben, darin hat er den Schatz erblickt, hat die Geldſäcke gezählt, die Kiſten mit Edelſteinen — alles im Schlafe! Da hat mir denn der wackere Herr v. Bonneval den Rath gegeben jenes Haus mit Zubehör zu kaufen. Heut Abend noch werde ich den Kaufkontrakt unterzeichnen und morgen iſt alles, alles mein Eigenthum.

Min. Aber warum hat denn da der Doktor Haus und Schatz nicht für ſich behalten?

Fiſch. Weil das wahre, ächte Genie nie geizig iſt, meine Tochter, und dann, was büßt er denn dabei ein, hat er nicht jeden Augenblick Gelegenheit der Art ſo viel er nur will? Er braucht ſeinem Pamphilus nur zu ſagen: Schlaf, und ſiehe Dich nach einem Schatze für mich um . . . nach zehn, nach zwanzig Schätzen — einen reicher als den andern. Der treue, ſomnambüle Pamphilus ſchläft ein, und die begehrten Schätze ſind da! Damit abgethan! — Was für ein Mann! — was für ein Mann! O, meine Tochter, Du weißt noch nicht alles was ich zu hoffen wage! — Ich ſchmeichle mir mit der Hoffnung, daß Herr von Bonneval Dich hübſch finden ſoll, Minna!

Min. Ach, da sey Gott vor!

Fisch. Gestern, nach dem Abendessen hat er mir ganz leise zugeflistert, daß Du eine ganz vortreffliche Hausfrau abgeben würdest, — daß Du das Eingemachte mit einer Vollendung zu fertigen verständest die — dann hat er einen tiefen Seufzer ausgestoßen, hat mir bedeutsam die Hand gedrückt, und wir haben noch ein Paar Pflaumen in Cognac eingesetzt genossen, worauf wir uns zu Bett begeben haben. — Merkst Du wohl?

Min. Sie hätten aber doch, ehe Sie dem Doctor irgend eine Hoffnung gaben, daran denken sollen, lieber Papa, daß Sie vor nicht langer Zeit jemand Andern dazu aufgemuntert hatten, daß er mich lieben sollte. — Ich war mit Rudolph erzogen worden —

Fisch. Rudolph! : . . hat er Dir etwa Nachricht von sich gegeben? — Dieser Brief vielleicht — (er zieht Minna den Brief aus dem Gürtel und liest.) „Heiß geliebte Minna! seit wir von einander getrennt sind, bin ich unglücklich wie ein einsamer Hänfling" — (sieht nach der Unterschrift) „Rudolph!" — Ja, er ist von ihm! (steckt den Brief in die Tasche.) Ich mag mich heute nicht gern erbosen — aber Minna, das sage ich Dir, Deine selige Mutter die hier im Hause so ein wenig das Regiment führte, weil es mich inkommodirte, es selbst zu thun, Deine selige Mutter hatte so eine Art von Schwäche für den jungen Burschen, den ich deshalb nach ihrem Tode noch bei mir duldete, um das Andenken der rechtschaffnen Frau

in Ehren zu halten. Aber als der Knabe nun Jüngling ward, sagte ich — Holla! sachte, sachte! — und als der Jüngling gar zum jungen Mann heranwuchs, da rief ich — Basta! Halt er an! — und da habe ich ihn in einer Destillationsfabrik untergebracht, und gebeten, mir nicht mehr die Ehre anzuthun, in mein Haus zu kommen. Du wirst eine ansehnliche Mitgift bekommen, Minna, und die will ich nicht an einen Kirschwasserfabrikanten wegwerfen.

Min. Aber guter, lieber Papa . . .

Fisch. Still! — Silentium! — Ich höre Geräusch im Pavillon . . . der große Mann ist aufgestanden, und kommt ohnstreitig hieher. — Laß uns ihn mit gebührender Ehrerbietung empfangen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Bonneval (kommt gravitätisch aus dem Pavillon). Fischer (geht ihm entgegen). Minna (bleibt stehn).

Fisch. Den ehrfurchtsvollsten guten Morgen, erhabener Herr und Meister.

Bon. Guten Morgen, guten Morgen, mein lieber Zögling.

Fisch. Ja, ja, Ihr Zögling und Bewunderer (zu Minna.) Minna! begrüße doch auch unsern theuern Gast nach Gebühr.

Bon. (geht zu Minna). Erlauben Sie mir, ver-

Schon in ihren Kindeshänden
Trug sie schon den stillen Fleiß,
Alle Blättchen zu verwenden
Wußte sie in ihrem Kreis.
Alle Blüten in den Morgen
Ihres Lebens flocht sie ein,
Aber ihre kleinen Sorgen
Mußten immer Andern seyn.

Nun du seltne zarte Blüthe
Hast den Platz dir gut gewählt,
Hast der Kraft die holde Güte,
Leisen Sinn dem Geist vermählt.
Deines Mannes Arme halten
Kräftig aus an deiner Brust
Und es kann sich ganz entfalten
Deines Lebens Frühlingslust.

Willt du bald mir Dora bringen,
Deines Lebens ersten Sold,
Oder mir mit muntern Sprüngen,
Rosa! deinen Leopold;
Deinen Mann! den festen, treuen,
Lieben Mann in Freud und Noth,
Daß ich recht mich könnte freuen
An dem schönen Morgenroth.

ehrtes Fräulein — (er küßt ihr die Hand) immer frisch und glänzend wie ein Thautropfen!

Min. Ihre Dienerin, mein Herr!

Fisch. Herr von Bonneval, können wir Ihnen mit irgend etwas vor dem Frühstücke dienen?

Bon. Mit nichts! mit nichts! Des Morgens niemals mit etwas. Denn sehen Sie, des Morgens arbeitet mein Gehirn — (schlägt sich vor die Stirn). Dieß hier ist eine weite Höhle, in welcher die Geheimnisse der Natur ausgebrütet werden, die Schätze des Wissens, denen gegenüber die Menschen nun einmal durchaus kurzsichtig bleiben wollen.

Fisch. Die Blinden!

Bon. Ja, Herr Fischer, die Blinden, das ist das rechte Wort! Die Welt ist nur ein großes Blindeninstitut! Und dann der Haß, der Neid!

Fisch. Das ist nun einmal das Loos aller großen Geister, die etwas Neues zu Tage fördern. Soll ich's Ihnen gerade herausſagen? Sie wissen zu viel, das setzt die andern dann herab, und bringt sogar gewissen Leuten wesentlichen Nachtheil; so z. B. den Aerzten.

Bon. Die Aerzte! Arme unglückliche Menschen, die nur deswegen auf der Welt sind, um Recepte zu verschreiben, die Apotheker zu bereichern und sich Wagen und Pferde bezahlen zu lassen. Haben sie an Ihrer Krankheit genug Geld verdient, so schicken sie Sie in die Bäder, wo Sie's dann nur gar

zu oft ausbaden müſſen. Verzeihen Sie mir das Wortſpiel.

Fiſch. O nein, es iſt wahr, es iſt treffend. Aber nichts mehr von dieſen Herren, laſſen Sie uns vom Magnetismus reden, von dieſer Entdeckung aller Entdeckungen. Wie befindet ſich Ihr junger Mann, Ihr Somnambüle, der intereſſante Herr Pamphilus dieſen Morgen?

Bon. Er ſchläft noch. Er wird die Augen nicht eher öffnen, als bis es mir gefällig ſeyn wird. Ich brauche um ihn zu erwecken blos eine Bewegung, ein magnetiſches Zeichen zu machen und ſeinen Namen ganz leis auszuſprechen, ſo werden ſich auch in demſelben Augenblicke ſeine Augenlider öffnen.

Fiſch. O ich bitte, laſſen Sie uns das doch ſehen!

Bon. Herzlich gern. (Er öffnet die Thür des Pavillons und macht eine komiſche Bewegung). Da, da ſehen Sie. Blos mit dieſer Bewegung fängt er ſich ſchon an auf ſeinem Bette zu ſtrecken und zu winden. Jetzt brauche ich nur noch ganz leiſe ſeinen Namen zu murmeln (ſchrei't ſehr ſtark). Pamphile! Pamphile! Pamphile! Pamphile! wache auf!

Pamphile (vom Pavillon aus). He da! Was giebts denn? Ach ja, ja! Ich ſtehe ſchon auf.

Bon. Nun, da ſehen Sie.

Fiſch. Unerhört! ganz unerhört!

Min. (für ſich). Nun, da ſehe ich gar nichts erſtaunenswerthes.

Bon. (mit triumphirender Miene). Da iſt er ſchon!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Pamphile.

Pamph. (tritt aus dem Pavillon und reibt ſich die Augen). Was giebts denn nur? — Brennt's denn irgendwo? (Bonneval ſtößt ihn tüchtig, damit er Fiſcher ſieht). Ah! Sie ſind's, Meiſter! Was wollen Sie denn, mein Herr und Meiſter? Sprechen Sie, gebieten Sie, ich bin bereit, Ihnen zu gehorchen.

Fiſch. Welche Demuth! Welche Unterwürfigkeit! Wie man gleich den Einfluß ſieht, den Sie auf ſeine Phantaſie haben.

Bon. Das muß man auch, um mit Sicherheit operiren zu können.

Fiſch. Und Sie glauben wirklich, daß auch ich in nicht allzulanger Zeit —

Bon. Noch zwei bis drei Lehrſtunden und ich ſtehe für den Erfolg. So bald ich mich nur mit Fräulein Irrwiſch, der jungen Hellſeherin die ich in der Hauptſtadt entdeckt habe, in Rapport werde geſetzt haben, ſollen Sie ſelbſt über ſich in Staunen gerathen. Es iſt ein junges Mädchen mit einer nervös-galligen Konſtitution, mit allen den Eigenſchaf-

ten wie ſie Pamphile hat, ſittſam, mäßig, o! beſonders ganz außerordentlich mäßig. Sehen Sie nur: der junge Menſch trinkt nichts als Waſſer, und wäre im Stande, den ganzen Tag von zwei Zwiebacken zu leben.

Min. Gerade ſo viel wie mein Papagei bekommt.

Pamph. (der während dieſer letzten Rede im Hintergrunde umhergegangen). Werden wir denn nicht bald frühſtücken?

Bon. Wie? was? (Er macht ihm Zeichen, die Pamphile nicht bemerkt).

Min. (lachend). Sie haben alſo wohl Appetit, Herr Pamphile?

Pamph. Wie ein Wolf, mein Fräulein; ich äße ...

Bon. (leis). So halt doch Dein Maul!

Pamph. (der ihn nicht hört). Ich äße einen Bäckerladen rein auf.

Bon. (ſtößt ihn die Seite). Da! kaue dran!

Pamph. (ſchreit auf). Eh!

Fiſch. Was giebts denn?

Bon. Nichts, gar nichts! Ein bloßer magnetiſcher Funken, den ich in ihn ſchlagen ließ, um ſeinen Heißhunger zu ſtillen, denn dieſer an ihm ſo ungewöhnliche Appetit hängt mit dem Zuſtande der Atmoſphäre zuſammen. Ich wollte darauf wetten, daß der Wind nordöſtlich iſt. Allemal wenn der Wind

aus Nordosten kommt, stellt sich diese Krankheit bei ihm ein.

Fisch. Ach, wenn ich doch auch schon so weit wäre, daß mir solche magnetische Funken zu Gebote stünden! damit ich meine Freunde und Nachbarn zur Ueberzeugung bringen könnte, die mich immer ausspotten, und an diese Wunder nie glauben wollen! Wenn nur erst Ihre hübsche Hellseherin hier seyn wird, dann wollen auch wir schon sehen! Ach, mein theurer Herr v. Bonneval, an dem Tage, wo ich jemand werde zum Schlafen gebracht haben, will ich selbst zum erstenmale ruhig wieder einschlafen.

Bon. Es wird schon werden, Herr Fischer, es wird schon werden. Pamphile soll noch diesen Morgen in die Stadt gehen, um bei Ihrem Consulenten den Kauf-Contract abzuholen, den Sie ja versprochen noch heut Abend zu unterzeichnen. Bei der Gelegenheit wird er uns die junge Mamsell Irrwisch, unsere Hellseherin, mitbringen. Vor allen Dingen aber muß ich Ihnen noch Ihren Frühunterricht geben.

Fisch. Ei ja, darum bitte ich.

Bon. Pamphile, komm hieher.

Pam. Geht's zum Frühstück?

Fisch. Es scheint, als ob der Wind immer noch nordöstlich wäre.

Bon. Nein, sondern Du gehst mit uns, dort will ich Dich vor den Augen unsers vortrefflichen Herrn Fischer zum Schlafen bringen.

Min. (für ſich). Sie gehen! Wie herrlich!

Pamph. Mich zum Schlafen bringen! (für ſich). Aber dieſes Handwerk hier iſt doch gar zu ſchläfrig, das halte ich nicht länger mehr aus.

Bon. (geht galant zu Minna). Auf Wiederſehen, reizende Minna! Wenn ich durch meine Kunſt die Herzen magnetiſiren könnte, würde ich bald das Glück genießen, im Beſitze des Ihrigen zu ſeyn.

Fiſch. Wie galant das iſt! wie geſchmackvoll! O! dieſer Herr von Bonneval iſt elektriſch bis in ſeine Complimente.

Bon. Nun ſo kommen Sie, Herr Fiſcher, und Du auch, Pamphile. Es wird ſich dort ganz vortrefflich ſchlafen! (Alle bis auf Minna gehen links ab).

Fünfter Auftritt.

Minna. Dann Rudolph.

Min. Herr von Bonneval kann ſich liebenswürdig machen, ſo viel er will, ich werde doch nie Gefallen an ihm finden. — Mein Vater hat mich mit ſeinen Heirathsplänen ganz erſchreckt. Er iſt ſo gränzenlos eingenommen von ſeinem hochweiſen Herrn.

Rud. (erſcheint auf der Gartenmauer links. Er trägt eine Art Studenten-Coſtüm, lange blonde Haare und Bart). Minna! ich bin's.

Min. Rudolph.

Rud. Ja, Rudolph, Dein Geliebter, Dein

Anbeter — auf der Mauer reitend! (faltet die Hände). Minna, bleiben Sie stehen! laſſen Sie mich meine Augen an Ihnen weiden. — Ja! ja! es iſt meine Minna! Die Minna, der mein Herz gehört! Mein Gott! wie wird mir? Schwindel ergreift mich! Geſchwind eine Leiter her, Minna! eine Leiter, oder ich purzle herunter.

Min. Aber du mein Himmel, ich habe ja keine.

Rud. Nun denn, ſo brauche ich auch keine. Ich will mich da wo meine Holde weilt zur Erde ſtürzen. Fürchten Sie ſich nicht, ich kollre zu Ihren Füßen. (er ſpringt herunter, fällt und kollert bis zu ihr).

Min. Ach du mein Gott! Sie brechen den Hals!

Rud. (aufſtehend). Nein, nein! Es iſt eben kein großer Schade — bloß ein paar Ribben haben geknackt. Aber was thut das, bin ich doch endlich wieder bei Ihnen, und ſo ziemlich wohlbehalten.

Min. Armer Rudolph, Sie müſſen gewaltig müde ſeyn.

Rud. Allerdings ziemlich beträchtlich, beſonders die Kniee. Es iſt mir als ob die Gelenke dran nicht eingeölt wären, und ſo möchte ich mich immerwährend niederſetzen (er knickt komiſch mit den Knieen). Da ſehen Sie, das iſt unwillkührlich.

Min. Ich kann mir das wohl denken! Nach einem ſo weiten Wege.

Rud. O! jetzt lache ich darüber, denn in Ihrer

Nähe, Minna, fühle ich nicht die geringſte Müdigkeit. Wenn ich nur Ihr weiches, rundes Patſchchen berühren kann, iſt alle Ermattung rein verſchwunden, und ich ſpüre wie mir die Kraft zurückkehrt. O! ich liefe noch mit Ihnen drei Meilen weit; ach was, ſechs Meilen! von einem Ende der Welt zum andern reiſte ich mit Ihnen — in einer guten in Federn hängenden Chaiſe.

Min. Wenn Sie nur mein Vater hier nicht überraſcht!

Rud. Minna! Ihr Vater kann vom Glücke ſagen, daß er Ihr Vater iſt. Wenn er Ihnen nicht ſo nahe anginge, würde ich etwas ernſthafter mit ihm ſprechen, denn er hat ſich gegen mich auf eine ſehr unangenehme Art benommen.

Min. Rudolph! ich bitte Sie!

Rud. Warum hat er uns denn auf eine ſo brutale Art getrennt? warum hat er mich zu einem Liqueurfabrikanten geſteckt, mitten in ein Laboratorium voll Deſtillirkolben und Schleifkannen. O! Sie wiſſen es nicht, Minna, was es heißt ſo unter Deſtillirkolben und Blaſebälgen leben und ſieben Tage in der Woche lang dem Spiritus die Wege weiſen und das Phlegma in Geiſt verwandeln zu müſſen! Nichts in der Welt macht dümmer als ſo etwas. Bloß der Kirſch tröſtet mich noch manchmal ein wenig. Wenn ich dergleichen abziehe! ziehe ich ihn dann und wann auch etwas in mich hinein.

Min. Den Kirſch?

Rud. Ja! diesem Likör gelingt es manchmal meinen tiefen Schmerz zu bewältigen.

Min. Aber das ist ja eine abscheuliche Gewohnheit, die Sie sich da angeeignet haben, mein Herr!

Rud. Man muß sich doch irgend eine Beschäftigung zu verschaffen suchen, wenn man leidet! Aber sehen Sie, alles das muß auch wieder ein Ende haben, das kann wahrhaftig nicht lange mehr so fortdauern! Bei meiner armen Seele nicht lange mehr!

Min. Was wollen Sie denn aber thun?

Rud. Minna! In dieser Nacht, während ich im Mondlicht auf der Chaussee so einherwanderte, habe ich gar nicht unebne Betrachtungen angestellt. Ich sprach nämlich mit mir selbst und richtete sehr grobe Redensarten an mich, denen ich nicht eben auf die höflichste Art antwortete, denn, sehen Sie, vor mir selbst, brauche ich mich doch wohl nicht zu geniren. Kurz also, nach vielem Hin- und Herreden, nach einer der stürmischsten Sitzungen oder Wanderungen von der Welt haben wir mit einander folgendes beschlossen.

Min. Wer denn?

Rud. (sich nach und nach aufregend). Ich und mein Nicht ich, oder vielmehr mein Mit ich, und hunderttausend Advokaten sollen uns nicht auf andre Meinung bringen. Für's erste also glauben Sie vielleicht, daß ich wieder in die Stadt dort zurückkehren, und wieder in meiner Fabrik destilliren würde? Prosit! Ich bleibe in diesem kleinen Oertchen hier,

das ſo glücklich iſt, Sie zu heimen und zu beherbergen, Minna, und wo es bis jetzt keinen einzigen Deſtillateur giebt. Ich weiß voraus, daß man mich plagen und quälen, necken und zwicken wird, aber ich habe nun einmal meinen Kopf darauf geſetzt, und alle Wetter, man ſoll ſich vor mir in Acht nehmen! Zwickt man mich, ſo ſchlage ich aus, neckt man mich, ſo werde ich grob, will man mich verfolgen, Minna, will man uns von einander trennen, Minna, ſo ſoll man ſehn, wozu ich fähig bin. Ich thue das Aeußerſte, ich treib's bis zum Verbrechen, und der berühmte Schobry ſoll im Vergleich mit mir nur ein Hampelmann ſeyn!

Min. (zurückſchauernd). Wie abſcheulich!

Rud. (in Extaſe). Wenn Sie es ſo haben wollen, ſo kann ich ein eben ſo großer Bandit ſeyn, wie jemals Abällino nur einer geweſen.

Min. Aber das iſt ja ſchrecklich. Da fürchte ich mich ja vor Ihnen!

Rud. (ruhig und mit ſüßlichem Tone). Nun, nun, man ſpricht nur ſo; deßhalb geſchieht's nicht gleich, und es hängt nur von dieſer kleinen, runden Hand ab, mich aus einem Löwen in ein Lamm umzuwandeln.

Min. Nun, das laſſe ich mir gefallen, ſonſt wäre ich wahrhaftig davon gelaufen. Denn, mein Herr, es kommt jetzt darauf an, eben ſo viele Beſonnenheit als Muth zu zeigen. Leider ſteht es viel ſchlechter um uns als je.

Iſt doch, was ich mir gewonnen,
Weit auf Erden ausgeſtreut,
Weit das Leben ausgeſponnen,
Das ſich nur am Nahen freut;
Und ich zog dem ſtillen Hauſe
Doch ſo früh ſchon freundlich zu,
Wandte mich vom wilden Schmauſe
Zu des kleinen Heerdes Ruh.

Liebe! ſieh in Roſas Zügen
Deiner Züge Wiederſchein,
Als ich glühend von Vergnügen
Hieß zuerſt die Züge mein.
Willt du meine Freude meſſen,
Als ich fühlte deine Hand,
Ach! ich hab es nicht vergeſſen,
Roſa, ſieh an jene Wand.

Roſa, ſieh im Farbenſchimmer,
Roſa du, die ich erkohr — —
Und es öffnet ſich das Zimmer
Und die Thüren ſpringen vor.
Und es treten ſüße Mienen
Aus den Thüren lächelnd ein,
Ach! es müſſen unter ihnen
Roſa ſelbſt und Guſtav ſeyn.

Rud. Noch ſchlechter? — O, das wird wahrhaft komiſch; das iſt der Zeitung gleich!

Min. Ach ja doch ja! Seit Herr von Bonneval hier iſt!

Rud. Wie? dieſer franzöſiſche Doctor? O! ich kenne ihn, er iſt nicht eben liebenswürdig. — Aber unter welchem Vorwande miſcht er ſich denn in unſre ....

Min. Mein Vater lebt und athmet nur noch in ihm, und heut früh hat er mir zu verſtehn gegeben, daß er ſehr glücklich ſeyn würde, ihn als Schwiegerſohn zu beſitzen.

Rud. Als Schwiegerſohn! ... dieſen Menſchen von wenigſtens 48 Jahren! — Nun, das bricht mir vollends Arme und Beine entzwei! Das fährt mir in alle Gelenke (er knickt mehreremale zuſammen, richtet ſich aber immer wieder auf). Nun wohl! ſo erkläre ich Ihnen hiermit im Angeſichte dieſer alten Statüe hier, daß Sie dieſen Mann vor 48 Jahren nicht angehören werden. Ich will ihm zu verſtehen geben —

Min. Ach du mein Himmel! Ich höre den Papa! — Rudolph, geſchwind, verbergen Sie ſich; fliehen Sie!

Rud. Ich mich verbergen — ich fliehen! — Was denken Sie von mir? — Bin ich ein Schleichhändler? Ein Galerenſclav? Habe ich einen Hausdiebſtahl hier begangen? — Nein, und abermals nein! — Ich will mit Ihrem Vater zum letztenmale

ſprechen, will eine Enderklärung mit ihm haben, und das wird mein gebeugtes Herz wieder aufrichten.

Min. Wenn Sie's durchaus wollen, ſo laſſe ich Sie hier; aber bedenken Sie, daß es mein Vater iſt.

Rud. Ich werde mir Mühe geben, mich davon zu überreden.

Min. Suchen Sie ihm ſich wohlgefällig zu zeigen. (geht ab).

Rud. (ihr nachrufend). Wir wollen die Macht unſrer Beredſamkeit verſuchen.

Sechster Auftritt.

Rudolph. Fiſcher (von der andern Seite).

Fiſch. (ohne Rudolph zu ſehn). Welch ein Unterricht! welch ein köſtlicher Unterricht! Ja, ja, ich werde mir alle dieſe unbezahlbaren Geſtikulationen tief ins Gedächtniß prägen, mittelſt deren man das Fluidum bis in die entfernteſten Punkte ausſtrömen kann (er macht komiſche Bewegungen). Tſching, tſchling! tſching.

Rud. (ſieht ihn an, indem er ſeine Toilette etwas ordnet). Was macht er nur da?

Fiſch. (zurücktretend, als er Rudolph ſieht). Rudolph! Er hier!

Rud. Ja, mein verehrteſter Herr Pathe? Wie befinden Sie ſich?

Fiſch. Er hier! Und Er ſchämt ſich nicht, ſich vor mir ſehen zu laſſen?

Rud. Nein, mein verehrteſter Pathe. Befinden Sie ſich wohl?

Fiſch. Hatte ich Ihm nicht es unterſagt, je wieder über meine Schwelle zu kommen?

Rud. Allerdings, mein verehrteſter Herr Pathe, und deßhalb bin ich über die Mauer hier gekommen. Ihr Befinden iſt doch gut?

Fiſch. Ueber die Mauer! — Hinaufgeklettert?

Rud. Und auch wieder heruntergeſprungen, mein verehrteſter Pathe.

Fiſch. Alſo ſo reſpektirſt Du meine Befehle! Du kletterſt über die Mauer, um mit meiner Tochter zu koſen? — Wenn das ſo fortgeht, werde ich mit der Obrigkeit davon ſprechen.

Rud. Und mein Herr Pathe kann ſo mit mir ſprechen? — ein Mann, der mich über die Taufe gehalten, der mir meinen chriſtlichen Namen beigelegt, und eine Menge Zuckerdüten am Tauftage gekauft hat? — Nun, da habe einer einmal Pathen! — Aber Sie ſind bei alle dem dennoch mein Pathe, Herr Fiſcher, ſind mein zweiter Vater — denn ein Pathe iſt ſo gut wie ein zweiter Vater, das verſteht ſich von ſelbſt — und Sie können mich ſo anfahren, können mich nicht einmal fragen, ob ich nicht etwa müde bin, bitten mich nicht, mich zu ſetzen, und ich bin genöthigt es zu thun, ohne dazu aufgefodert worden zu ſeyn! (nimmt einen Stuhl und ſetzt ſich in

die Mitte der Bühne). Sie bieten mir nicht das geringſte Taubenflügelchen, noch das kleinſte Gläschen Flüſſiges an! — O mein Herr, Sie üben die Geſetze der Gaſtfreundſchaft nicht im mindeſten praktiſch aus, und doch wäre ein gutes Frühſtück und ein weiches Bettchen mir ſo höchſt willkommen geweſen.

Fiſch. Ich ſtehe da vor Ihm, ſtaune Ihn an, und bewundre Ihn; — oder vielmehr, ich bewundre mich ſelbſt.

Rud. Verſtändigen wir uns. Was bewundern Sie alſo eigentlich?

Fiſch. Ich, mein Herr, ich bewundere mich, daß ich Sie anhöre, ohne in den heftigſten Zorn zu gerathen. — Wahrhaftig, ich habe eine Geduld wie ein Heiliger.

Rud. Sie ein Heiliger! — Großen Dank! Wir ſollen Ihnen auch wohl eine Kapelle bauen?

Fiſch. (auf ihn zutretend). Schlechter Burſche! Taugenichts! Ungerathner Sohn!

Rud. (rückt mit dem Stuhle nach dem Bosket zu immer zurück). Nun, Sie ſchlachten nicht eben viel Ochſen und Maſtvieh, wenn die verlornen Söhne zu Ihnen wieder nach Hauſe kommen.

Fiſch. Tagedieb! Fauler Landläufer!

Rud. (immer zurückweichend). Aber Herr Pathe! Herr Pathe!

Fiſch. Ja! ich wiederhole es: Tagedieb! Landläufer! (Rudolph iſt jetzt mit ſeinem Stuhle ganz bis

in das Bosket gekommen, Fischer tritt dicht vor ihn hin). Soll ich Dir sagen, was Du seit Deiner Geburt angefangen hast? Nichts hast Du angefangen!

Rud. Nun dann habe ich auch nichts Böses angefangen (steht auf). Und Sie, Herr Fischer, soll ich Ihnen sagen, warum Sie mich so anfahren, und weßhalb Sie so einen Zahn auf mich haben? — Nun denn! weil ich nicht in Ihre magnetischen Albernheiten eingehe, weil ich Ihrer Manie eines alten, schwachsinnigen Mannes nicht schmeichle (er zieht sich wieder in das Bosket zurück und setzt sich).

Fisch. Eine Manie! Abscheulicher Mensch! Eine Manie! Aber weißt Du auch Dummkopf, was denn der Magnetismus eigentlich ist? Weißt Du es, unwissender Mensch? Laß sehn. Antworte!

Rud. Drei Meilen zu Fuße zu laufen, um solche Albernheiten anhören zu müssen. — Doch ich habe Minna versprochen, die grauen Haare ihres Vaters zu ehren, und ich werde sie ehren (er streckt sich auf dem Stuhle aus und reibt sich die Augen).

Fisch. Ah! — Er kann nichts mehr darauf antworten — Er ist ganz verdutzt! — Wie müßte Ihm nun vollends zu Muthe seyn, wenn er wüßte, daß in Kurzem ich, ich wie ich hier mit Ihm rede, dahin gelangen werde — in der Zukunft zu lesen? — O wenn Er es gewollt hätte, er hätte auch einmal lesen können. —

Rud. Ah! ich kann schon lesen!

Fisch. In der Zukunft! Dummkopf! Er hätte

auch Unterricht nehmen können bei Herrn von Bonneval, bei dieſem großen Weltweiſen und Arzt, den ich die Ehre habe in meinem Hauſe zu beſitzen, er hätte auch Ihm den Schlüſſel dargereicht zu den tauſendfältigen Wundern der Natur, er hätte Ihm dieſe Geſten gelehrt, ſieht Er, dieſe ſtaunenswerthen Geſten, mittelſt deren Er einen Menſchen zum Schlafen bringen kann (er macht magnetiſirende Bewegungen). Dzing! Dzing! — Fühlt Er es denn noch nicht ſelbſt, wie ich Ihn mit Elektrizität umhülle — fühlt Er ſich denn noch nicht davon durchprickelt, durchſtrömt? — Seh' Er nur, ſeh Er! — Tauſend und aber tauſend Funken ſprühen aus meinen Fingern auf Ihn zu! — Alles Irdiſche weicht vor dieſen zauberhaften Bewegungen. — Das magnetiſche Fluidum entſtrömt, und das große Werk iſt vollbracht (man hört Rudolph ſtark ſchnarchen). Was iſt das? — was höre ich? — was ſehe ich? — Iſt's möglich! — Er ſchläft! — Ich habe ihn in Schlaf gebracht; ich, Fiſcher, ich, ich habe ihn magnetiſirt ohne daß ich's ſelbſt gewußt habe! — O Glück! O Ruhm! — Ich habe ihn durch meine Geſten, durch meine überwiegende Kraft in Schlummer verſenkt! — Ha! nun mögen meine Herren Nachbarn kommen; und mich zum Beſten haben wollen — jetzt kann ich ſie überführen — der Beweis, da liegt er! — Geſchwind nun zu meinem Profeſſor, daß er mein Werk hier ſieht! — O was das für ein prächtiger, geſegneter Schlaf iſt! — ein wahrer Mur-

melthierſchlaf! — Wie will ich nun triumphiren, wie will ich alle Feinde und Neider beſchämen und zu Schande machen. — O! ich fühle eine magnetiſche Kraft in mir, eine Kraft, die im Stande wäre, alle meine Verwandte, alle meine Freunde zum Entſchlafen zu bringen! (geht voll Entzücken ab).

Siebenter Auftritt.

Rudolph (in der Laube ſchlafend). Bonneval und Pamphile (kommen von links).

Bon. Dort geht Fiſcher und läßt uns hier freies Feld. Komm alſo, Pamphile, und laß uns alles reiflich beſprechen.

Pamph. Ja, thun wir das.

Bon. Weißt Du auch, ungezogenes Bürſchchen, daß Du mich vorhin durch Deine üble Laune im höchſten Grade compromittiren konnteſt! — Schläft der Menſch ein und kaut noch — und brummt und murmelt zwiſchen den Zähnen!

Pamph. Darf ich ohne Umſchweife mit Ihnen ſprechen? — Gut dann! Wann Sie glauben, daß es mir großen Spaß macht, hier die ewige Schlafmütze zu ſpielen, ſo irren Sie ſich ſehr!

Bon. Undank! Himmelſchreiender Undank! Ein fauler Socius wie Du von jeher warſt — klagteſt Du darüber, daß Du zu viel arbeiten müßteſt, jetzt, wo ich Dich den ganzen Tag nach Herzensluſt ſchlafen laſſe, biſt Du wieder unzufrieden.

Pamph. Ach, ein Murmelthier vorzuſtellen, das wäre nicht eben ein groſses Unglück, aber um ſich das Anſehn eines groſsen Arztes zu geben, ſetzen Sie mich auf eine doch wahrhaftig gar zu frugale Diät. — Ja! wenn Sie mich mit Coteletten, Beefſteaks und Pfannenkuchen fütterten, — Ei, da wollte ich mir's recht gern gefallen laſſen, — aber nichts als Zugemüſe, Zugemüſe Mittags, Zugemüſe Abends, Zugemüſe den ganzen Tag! und dazu zwingen Sie mich, Waſſer zu trinken und geben dabei vor, daſs ich einen Abſcheu vor dem Weine habe! — Waſſer zu trinken, nichts als Waſſer! iſt denn das menſchlich? iſt denn da ein Zartgefühl dabei? — Nein, nein, und abermals nein! ich habe genung nach Ihrer Art geſchlafen, ich hab's nun ſatt und überſatt länger ſo eine Maulwurfsexiſtenz zu treiben — ich bin aufgeregt, aufgeregt, und die Sache muſs jetzt ein Ende nehmen!

Bon. So ſprich doch nur leiſer!

Pamph. Ich will nicht mehr ſomnambül ſeyn — ich will nicht mehr den ganzen Tag ſchlafen — lieber den ganzen Tag eſſen! Das lieſse ich mir noch gefallen, und dabei bleibt's!

Bon. (ſtöſst ihn in den Rücken). Wirſt Du Dein Maul halten!

Pbmph. (ſchreit laut auf). O weh! o weh! — Mein Herr! mein Herr! ich verbitte mir alle zweideutigen Aus- und Eindrücke.

Rud. (iſt von Pamphile's Geſchrei aufgewacht und

sagt für sich selbst). Was ist denn das? — Ich glaube gar ich schlief!

Bon. (zu Pamphile). Schafskopf! willst Du denn in dem Augenblicke wo wir im Begriffe stehn, durch die Leichtgläubigkeit des ehrlichen Tölpels, des Herrn Fischer, einen ungeheuern Gewinn zu machen, alles wieder verderben?

Rud. (aufmerkend, für sich). Ei, seht doch! (er zieht sich noch mehr zurück, um zu horchen).

Bon. Ist mein Plan nicht ganz vortrefflich ausgedacht? Lange schon satt es habend, den Bauern Gesundheitselixir, Viehpulver und Wundbalsam zu verkaufen, fällt mir auf einmal ein, daß ich hier in diesem Oertchen noch ein kleines Häuschen besitze, zu dem ein paar Spannen Landes gehören. Dieses Grundstück das ich von einem alten Oheim ererbt, mochte etwa ein 2 — 3000 Franken werth seyn, das war nun nicht gerade übel, aber für meinen Ehrgeiz so gut wie nichts. — Da kommt mir die Kunde von der Manie des ehrlichen alten Fischers zu Ohren. Schon vorher hatte ich mich dann und wann mit dem Magnetismus, diesem Vexirbeutel der Aerzte, beschäftigt ... da durchkreuzt mir plötzlich ein kühner Gedanke den Kopf. — Ich reise aus Strasburg fort, wir kommen hier an, und ich mache ohne große Mühe die Bekanntschaft unsers Wirths, des vortrefflichen Täubchens das wir rupfen wollen. ... Vor seinen Augen magnetisire ich Dich; Du wirst hellsehend, und sagst aus, daß in meiner alten Hütte

dort', ungeheure Summen vergraben liegen ... unſer ehrlicher Einfaltspinſel weiß nicht, daß die Baracke mir gehört, weil ich hier einen andern Namen führe, und ich bringe ihn endlich dahin, ſie um eine zwanzigmal größre Summe zu kaufen, als ſie werth iſt. — Einigen Perſonen könnte dies etwas — etwas leichtſinnig ſcheinen —

Pamph. O! warum denn?

Bon. Je nun weil — weil — aber mein Gewiſſen fühlt ſich dadurch nicht im mindeſten verletzt, denn wenn mein zweiter Plan gelingt, wenn mir der wackre Mann ſeine einzige Tochter zur Frau giebt, ſo bekommt er ja doch gewiſſermaßen ſein Geld wieder.

Pamph. Ja, das iſt wahr, er bekommt ſein Geld wieder.

Rud. (für ſich). Der Spitzbube!

Bon. He?

Pamph. Ich ſagte, er bekomme es wieder.

Bon. Bin ich nur erſt der Schwiegerſohn des reichen Fiſcher, ſo laſſe ich mich in Deutſchland nieder — ich werde reich — Du wirſt reich — Du nimmſt dann auch ein hübſches Weibchen, Du bekommſt allerliebſte Kinder, die Dir gar nicht ähnlich ſehen, und Dein Glück iſt gemacht.

Pamph. Ei, da könnte ich wahrhaft mein Pariſer Schätzchen heirathen, die wunderhübſche Suschen Irrwiſch, die ich hier in der benachbarten

Dora trägt die Hyacinthe
Leopold von Immergrün
Stolz und freudig das Gewinde
Und die jungen Wangen glühn.
Und der Vater hält gehoben
Dora wiegend an sein Herz,
Doch die Augen nur nach oben,
Doch die Seele himmelwärts.

Fr. Kuhn.

Hauptstadt unter diesem Namen als Putzmachermädchen wieder gefunden habe.

Bon. Das versteht sich! — Apropos, wegen Suschen Irrwisch hoffe ich doch, daß Du ihr alles gehörig einstudirt, sie in allem vollständig unterrichtet hast! Die Rolle die sie heute hier spielen soll, ist nicht so leicht, und nur durch sie allein können wir endlich die Unentschlossenheit meines künftigen Schwiegervaters zu einem Entschlusse bringen. — Du sagtest mir, sie sey groß, blaß, nervös.

Pamph. Oh, seyn Sie ganz ruhig; sie giebt eine vortreffliche Somnambüle ab. Sie liest schon mit einer Binde von drei Zoll dick vor den Augen, in die ich ein Paar kleine Löcher gebohrt habe.

Rud. (für sich). O! die Halunken!

Bon. Bravo! — Nun denn, so begieb Dich auf der Stelle nach der Stadt und bringe Suschen hieher. Auch mußt Du den Contract wegen des Hauses mitbringen, den ich dort von meinem Advokaten habe aufsetzen lassen. Du kennst ihn ja.

Pamph. O ja! aber frühstücken muß ich doch erst!

Bon. Schlemmer der Du bist. Da! hier hast Du Geld! davon bezahle die Eilpost und laß Dir etwas in der Schenke geben, aber mach daß Du fortkommst!

Pamph. (nimmt das Geld). Ah so lasse ich mir's gefallen. Ich will nur jetzt meinen Stock und Reisehut im Pavillon holen, und dann soll's gleich fortgehn.

Bon. Gut, gut! Ich aber eile zu dem wackern Herrn Fiſcher zurück, um das heilige Feuer in ihm nicht ausgehen zu laſſen. (Er geht links im Hintergrunde ab. Pamphile geht einen Augenblick in den Pavillon, um ſeinen Hut zu holen).

Achter Auftritt.

Rudolph. Dann Pamphile.

Rud. Das ſind ſchöne Neuigkeiten! Dieſe Menſchen da ſind doch ganz reſpectable Galgenvögel! — O! die Böſewichter! — Da will ich doch auch auf der Stelle alles meinem würdigen Herrn Pathen hinterbringen! (bleibt ſtehn). Doch halt! — das will ich wohl bleiben laſſen! — Er würde mir nicht glauben, würde ſich die Ohren verſtopfen, und ich müßte mit einer langen Naſe abziehn. — Was aber nun thun? — Wenn ich nur wenigſtens drei Wochen Zeit hätte zum Nachdenken! — aber nein, ich muß im Augenblicke meine Paar Gedanken zuſammennehmen. — Vor allen Dingen muß ich den Herrn Pamphile abzuhalten ſuchen, nach der Stadt zu fahren. — Ah, da kommt er (zieht ſich auf die Seite zurück).

Pamph. (kommt aus dem Pavillon mit Stock und Reiſehut). Na! da bin ich fertig. — Freilich hätte ich gern noch ein Frühſtückchen eingenommen vorm Abfahren, aber was thut's, es wird ſich wohl unterwegs eine Gelegenheit dazu finden (will abgehn).

Rud. Ich muß auf eine feine Art mit ihm anbinden (er tritt Pamphile in dem Augenblicke, wo dieser sich umdreht, auf den Fuß).

Pamph. (schreiend, springend und sich den Fuß befühlend). Oh! oh!

Rud. (hält ihm am Fuße und springt mit ihm herum). Verzeihen Sie! habe ich Sie etwa auf den Fuß getreten? O wie leichtfüßig ich doch bin!

Pamph. Hol Sie der Henker! Sie haben mir mit Ihrer Leichtfüßigkeit ein Hühnerauge todt getreten.

Rud. Hab' ich das? — o das wäre mir außerordentlich angenehm! — Uebrigens preise ich diesen Zufall, der mich Ihnen wieder nahe bringt! — Habe ich nicht die Ehre von Ihnen wieder erkannt zu werden?

Pamph. Nein, noch nicht.

Rud. Ich bin Rudolph.

Pamph. Adolph?

Rud. Nein, Rudolph! Pathe Rudolph! Derselbe Rudolph der damals hier im Hause war, als Sie mit dem Herrn Doctor zum erstenmale hier zu Mittag aßen ... wissen Sie noch, wir aßen Eierkrebschen.

Pamph. Wohl möglich! Aber ich empfehle mich Ihnen herzlich; ein wichtiges Geschäft. ...

Rud. (ihn beim Stocke den er unter den Arm genommen hat, zurückhaltend). Nur ein Augenblick.

chen noch! Wo wollen Sie denn nur so geschwind hin, wenn ich fragen darf?

Pamph. Ich reise in die Stadt. — Empfehle mich.

Rud. (hält ihn hinten am Hute fest). In die Stadt? Ei, da gehe ich auch heute Vormittag noch hin, und wenn Sie sich nur ein Viertelstündchen gedulden wollten. —

Pamph. Kann nicht! kann nicht! Ich versäume sonst die Eilpost.

Rud. (hält ihn bei der Halsbinde fest, die er ihm dabei aufzieht). Lassen Sie sich das nicht kümmern: ich biete Ihnen einen Platz in meinem Cariolchen an. Ich habe ein Pferdchen, das rennt wie eine Locomotive (bei Seite seine Beine betrachtend). Das ist meine Locomotive.

Pamph. Ja, wenn Sie ein Cariolchen haben. —

Rud. Ja, der Himmel hat mir eine Carole verehrt.

Pamph. (für sich). Da könnte ich drittehalb Gulden bei der Gelegenheit ersparen!

Rud. Und dann will ich doch nicht hoffen, daß Sie völlig nüchtern abreisen wollen? Drei Meilen, und noch nichts gegessen. Da muß man sein kleines Trommelchen hier besser zu versorgen verstehn, (klopft ihm auf den Magen).

Pamph. Sie nennen das ein Trommelchen? Bei mir ist's eine Pauke!

Rud. Eine Heerpauke! desto besser! Da frühstücken wir noch zusammen. Versteht sich, auf meine Kosten.

Pamph. (für sich). Frühstück und Reise umsonst! (laut). Nun denn, Herr Adolph, ich sage nicht nein.

Rud. Nun denn so sagen Sie also ja! — Eingeschlagen: abgemacht! Wir wollen uns mit rohem Schinken versorgen und Rheinwein dazu trinken.

Pamph. Rheinwein, wirklich Rheinwein?

Rud. Ja! ein Weinchen, von dem Sie mir wiedererzählen sollen! — Sie sollen welchen trinken, der funfzig Jahr alt ist.

Pamph. Funfzig Jahre! der muß Haare auf den Zähnen haben. Je nun meinetwegen. Wär's auch nur um der Neugierde willen, denn ich habe noch nie welchen getrunken.

Rud. Wie? Sie haben nie Rheinwein getrunken? Den König der Weine? Diesen Zaubertrank, von dessen Geruch allein schon man Verzuckungen bekömmt! dessen köstliches Feuer durch alle Nerven und Adern strömt! — Sollte man's glauben; er hat nie Rheinwein getrunken! — Ei so bedenken Sie doch, lieber Freund, daß Sie morgen vielleicht das Zeitliche segnen könnten, ohne je Rheinwein getrunken zu haben! — Nein, den Vorwurf würde ich mir mein ganzes Leben hindurch zu Gemüthe ziehn. — Er hat nie Rheinwein getrunken.

Pamph. Wohlan denn; ich sträube mich nicht

länger. Bei alle dem was Sie mir da vorerzählen kmmt mir schon das Wasser — nein, der Wein in den Mund. Lassen Sie uns also Ihren Nektar kosten, mein theurer Herr Adolph, lassen Sie uns! Ich werde dann nach der Stadt mit Ihnen fahren, um unsre . . .

Rud. O das weiß ich, um Ihre junge Somnambüle, Mamsell Suschen zu holen. (für sich) Ich stehe Dir dafür, daß sie nicht hieher kommen wird, Deine Suschen Irrwisch! — Es gehen mir tausend Pläne im Kopfe herum.

Fischer (innerhalb rufend). Nur hieher! hieher! Mir nach!

Rud. O weh; die Stimme meines Herrn Vathen!

Pamph. Alle Wetter! Da kommt Herr von Bonneval gewiß auch mit, und wenn er mich hier findet —

Rud. Kommen Sie, kommen Sie, wir schleichen uns fort!

Pamph. (mit ihm nach der Seite der Laube zugehend). Ja, wir schleichen uns fort.

Rud. (im Abgehn für sich). Und jetzt nur noch ein kleines Haarbeutelchen, und ich habe ihn! (sie gehen ab).

Neunter Auftritt.

Fiſcher. Hinter ihm Bonneval, Krautmann, Peterſilie und andre Nachbarn und Freunde. Später Minna.

Fiſch. Hier! hier meine Freunde, hier ſind wir auf dem Schauplatze meiner Thaten. — Hier habe ich ihn im Schlafe zurückgelaſſen, nachdem ich ihn ſelbſt magnetiſirt habe. — Da ſehen Sie ihn — (in die Laube tretend). Wie? was? Niemand hier!

Alle. Kein Menſchenkind! (lachend). Ha, ha, ha!

Fiſch. Aber wo iſt er denn hin? — Er muß indeß aufgewacht ſeyn?

Bon. (für ſich). Die Sache ſchien mir gleich von vorn herein ſehr unwahrſcheinlich.

Alle (lachend). Aus dem Staube ſoll er ſich gemacht haben! Ha, ha, ha!

Fiſch. Aber ich ſchwöre es Ihnen zu, daß ich hier auf dieſer Stelle den jungen Mann vor wenig Minuten zum Schlafen gebracht habe. — Da ich ihn aber zuvor etwas unfreundlich aufgenommen und angefahren hatte, ſo wird er fortgegangen ſeyn, ohne meine Rückkehr abzuwarten. Aber trotz deſſen bin ich jetzt auf's unumſtößlichſte von meiner ſteigenden magnetiſchen Kraft überzeugt, und bald hoffe ich, werde ich alle Ihre Zweifel zu Schanden machen, denn unſre junge weibliche Somnambüle kommt noch heut Abend hier an.

Von. Ja, mein theurer Mitarbeiter, es wird nicht lange mehr dauern, so werden alle Ihre Verläumder und Neider auf den Mund geschlagen werden, und Sie selbst werden die Wirkung unsers kostbaren Fluidums an Ihrer eignen Person verspüren. Ist doch schon jetzt bereits die ganze Welt dem göttlichen Einflusse des Magnetismus unterworfen. Magnetisirt nicht die Geliebte den Geliebten mit den Strahlen ihrer sanften Augen? Magnetisirt nicht der Redner in der Kammer, der kein Ende finden kann die Zuhörer so, daß sie alle endlich einschlafen? Magnetisirt nicht den Gourmand der Anblick einer Trüffelpastete, den alten Gecken das Entrechat einer schönen Tänzerin, den jungen Ehemann der Kuß seiner zärtlichen Ehehälfte, wenn sie einen neuen Shawl haben will. Kurz, ich behaupte, in unsrer Zeit sind alle Menschen entweder magnetisirt, oder Magnetiseurs.

Fisch. Welche Tiefe! Welches Genie!

Krtm. Das ist wohl möglich, aber in meiner Stellung als Apotheker dieses Oertchens, erlauben Sie mir, mein Herr, eine einzige Frage.

Fisch. Recht gern, mein Herr Krautmann.

Von. Der Herr nennen sich?

Krtm. Krautmann, Ihnen zu dienen.

Von. Nun denn, Herr Krautmann, so sprechen Sie; wir hören.

Krtm. Nur eine kleine Bemerkung.

Bon. Ei meinetwegen zehn, zwanzig Bemerkungen, wenn es Ihnen Vergnügen macht.

Krtm. Meine Herren! Sie behaupten also mittelst des Somnambulismus alle Krankheiten zu erkennen und zu heilen, nicht wahr?

Bon. Ja, Herr Krautmann, alle Krankheiten.

Krtm. Aber was soll denn, wenn das wahr ist, aus den Aerzten werden, und mithin auch, der Schlußfolge nach, aus den Apothekern?

Bon. Die werden freilich völlig unnütz.

Fisch. Man braucht dergleichen gar nicht mehr,

Krtm. Ja, was sollen sie denn aber alsdann anfangen?

Bon. Je nun etwas anderes; die Aerzte z. B. könnten sich auf die Viehheilkunde legen, und die Apotheker könnten einen Handel mit Parfümerieen anfangen.

Krtm. (mit Unwillen). Mit Parfümerieen! Das wäre mir etwas Schönes! Das ist ein schlechter Spaß, mein Herr!

Petrs. Meine Herren, ich hätte auch mit Erlaubniß eine Frage an Sie zu richten.

Fisch (stellt ihn Bonneval vor). Herr Petersilie, Angestellter bei dem Telegraphen in der Stadt.

Petrs. (sich vor Bonneval verbeugend). Seit nunmehr zehn vollen Jahren.

Bon. Bedecken Sie sich, mein Herr, bedecken Sie sich.

Petrs. Behaupten Sie nicht auch, meine

Herren, daß Ihre Somnambülen die Fähigkeit besitzen, alles zu sehen, was in sehr weiter Entfernung vorgehe? Ist das wirklich bewiesen?

Bon. Mein Herr — wie war's?

Petrs. Petersilie — Silie mit dem Peter.

Bon. Also mein Herr Peter mit der Silie, ich habe ein junges Mädchen magnetisirt, die in meinem magnetischen Salon in Schlaf verfiel, und darin ihre Mutter in Marseille ohne Fernrohr erblickte, und ganz genau beschrieb, wie sie gekleidet war, was sie vornahm, wie sie sich bewegte, ja, selbst ihre innersten Gedanken! — Da geschah es denn mehr als einmal, daß sie im Schlafe auffuhr und rief: Ach! die Mama macht jetzt eine Rahmsauce! oder: Mama giebt jetzt ihrem Gimpel Zucker: Ach! Mama juckt sich eben an der Nase .... und als wir darauf die Mutter brieflich deßhalb befragten, so zeigte sich's, daß sie zu derselben Stunde und Minute Rahmsauce gemacht, ihrem Gimpel Zucker gegeben und sich an der Nase gekratzt habe! — Was sagen Sie dazu?

Fisch. O welche Klarheit! welche Deutlichkeit! (zu Petersilie). Nun? wenn Sie das nicht für die deutlichsten Beweise ansehn —!

Petrs. Aber wenn das wahr ist, mein lieber Herr, da sind ja künftig die Telegraphen ganz unnütz!

Fisch. Eben so wie die Apotheker.

Petrs. Was sollen denn aber dann die Angestellten dabei anfangen?

Sehnsucht nach der Heimath.

Nur in dem Lande, das uns groß gezogen,
acht uns der Friede, blüht der Liebe Glück!
ob Berg' uns davon trennen, oder Wogen,
Mit magischer Gewalt zieht's uns zurück!
at uns die ganze fremde Welt betrogen,
ur Heimath wenden hoffend wir den Blick,
nd auf dem Platze unsrer Jugendfreuden
ergessen wir die überstandnen Leiden.

Wohl mancher schon verließ die heimschen Auen,
n hoffend in die Ferne hinzuziehn!
ort meinte er ein Paradies zu schauen,
o schönre Blumen seinen Wünschen blühn,
nd goldner Regen müsse niederthauen
n üppger Pracht die ganze Flur entglühn!
o zog er hin mit seinem kühnen Hoffen
nd sah im Geiste schon den Himmel offen.

Von. Die müſſen nun ſelbſt Somnambüle werden, um die wahre Fernſicht zu erhalten.

Petrſ. Oh! ehe das geſchieht, müſſen wir erſt ſelbſt mit eignen Augen ſehen was Sie uns da vorerzählt haben (zu den Nachbarn). Nicht wahr, Ihr Herren, das iſt unmöglich, das iſt abgeſchmackt.

Krtm. Lug und Trug, weiter nichts!

Die Nachb. Ja, ja, nichts als Lug und Trug!

Min. (kommt von rechts hinten vor). Ach, Papa, Papa! Da iſt ein junges Frauenzimmer gekommen, das ſich Suschen Irwiſch nennt, und gern mit Ihnen und Herrn Bonneval ſprechen möchte.

Flſch. Das iſt ſie! Das iſt ſie!

Von. (erſtaunt). Schon? wie iſt denn das möglich? (zu Minna). Kommt ſie denn allein?

Min. Sie iſt, wie ſie ſagt, vom Herrn Pamphile abgeſchickt worden.

Von. Sie werden einander wohl unterwegs begegnet ſeyn.... Einerlei! ... Laſſen Sie ſie nur kommen.

Min. (zurückgehend). Hieher, Mamſell!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Rudolph (in Frauenkleidung, nach Art und Weiſe eines wohlhabenden Bürgermädchens, mit einer Damenuhr am Gürtel.)

Die Nachbarn. Das alſo iſt die ſchläfrige Mamſell!

Krtm. Nun wollen wir sehn!

Petrs. Jetzt gilt's!

Fisch. (ist Rudolph entgegen gegangen und führt ihn bei der Hand vor). Kommen Sie! kommen Sie! fürchten Sie sich nicht!

Rud. (schlägt die Augen nieder und verneigt sich). Gott! ich bin so schüchtern; so furchtsam!

Fisch. (für sich). Wie bescheiden, wie unschuldig sie aussieht!

Mtn. (für sich). Es ist wahrhaftig Rudolph! Was muß er denn vorhaben?

Fisch. (zu den Nachbarn). Setzen Sie sich doch, meine Herren; holen Sie sich Stühle und setzen Sie sich.

Rud. (für sich, mit grober Stimme). Ich habe mir den Backenbart und Schnauzbart abgeschoren, und dem Himmel sey gedankt, nun erkennt mich niemand.

Von. (zieht Rudolph nach rechts hin, und spricht leise mit ihm). Sagen Sie mir, haben Sie denn meinen Pamphile nicht gesehn?

Rud. (eben so). Nein! durchaus nicht. Da er nicht kam machte ich mich selbst auf den Weg.

Von. (eben so). Er wollte Sie eben abholen. Doch das schadet nichts. Sie erinnern sich doch noch aller der Bedingungen die er mit Ihnen bei seinem letzten Besuche in der Stadt verabredet und alles was er Ihnen anempfohlen hat?

Rud. (eben so). Auf's genaueste.

Bon. (wie oben). Zeigen Sie sich höchst nervenschwach.

Rud. (eben so). Ich will schon schwach seyn, seyen Sie ganz ruhig.

Bon. (wie oben). Nehmen Sie ein inspirirtes Wesen an. Kurz machen Sie keine einfältigen Streiche.

Rud. (eben so). O! seyen Sie ohne Sorge, ich will alle Welt anführen.

Fisch. (der unterdeß die Nachbarn plaziren half, nun zu Rudolph). Anbetungswürdiges Mädchen, erlauben Sie mir, auf der Stelle unser Experiment anzufangen, denn meine Ungeduld kennt gar keine Gränzen mehr.

Rud. Ich stehe Ihnen zu Diensten, befehlen Sie ganz über meine schwache Person.

Bon. Vortrefflich! Nun so setzen Sie sich dahin (er läßt Rudolph mitten auf dem Theater sich setzen. Dann zu Fischer). Für das erstemal fragen Sie sie bloß ganz einfache Sachen, damit Sie sie nicht vor der Menge Menschen hier in Verlegenheit setzen.

Fisch. Oh! ich bin meiner Sache ganz sicher! — Ich will alle Welt in Staunen setzen! — Aufgepaßt also! Ich fange jetzt an! Herr von Bonneval haben Sie ein wachsames Auge auf mich und leiten Sie meine Schritte.

Bon. (für sich). Er macht mir völlig Angst mit seiner Zuversicht. (zu Fischer). Nun dann! so folgen Sie aufmerksam allen meinen Bewegungen und machen Sie sie nach.

Fiſch. (ſetzt ſich vor Rudolph). Ich verſchlinge Sie förmlich mit den Augen.

Rud. Ich bin fertig und bereit.

(Alles hat ſich im Vorgrunde in einem Halbkreiſe links geordnet. Rudolph ein wenig nach Fiſcher hin gewendet der rechts vor ihm ſitzt. Bonneval ſitzt, mehr links).

Bon. (mit begeiſtertem Anſtrich). Vor allen Dingen ſetzen Sie ſich dem Gegenſtande gerade gegenüber (Fiſcher ſetzt ſich). Erſte Bewegung. Strecken Sie Ihre beiden ausgebreiteten Hände vorwärts nach dem Geſichte der Somnambüle zu, gerade als wollten Sie ihr die Naſe breit drücken (Rudolph zuckt). Da ſehen Sie, ſo! — Floc! Floc! (er macht eine Bewegung, welche Fiſcher wiederholt).

Fiſch. (magnetiſirend). Floc! floc!

Bon. Gut! recht gut! Noch einmal dieſe Bewegung. Und noch einmal. Nun heben Sie Ihre Hände über den Kopf der Somnambüle, ſo daß ſie dieſe darüber breiten. — So! — Nun gehen Sie herunter damit, über die Achſeln, längs der Arme, bis zum Ellnbogen — wieder hinauf — herunter — hinauf — herunter!

Fiſch. Oh, jetzt verſtehe ich's vollkommen.

Bon. Nun nur weiter! Weichheit in den Bewegungen! Rundung! Grazie! So! —. Feſſeln Sie die Somnambüle mit Ihrem Blicke! Beherrſchen Sie ſie mit der Kraft Ihres Willens (leiſe zu Rudolph). Fangen Sie nun an ſich zu krümmen zu winden.

Fisch. (sieht Rud. mit stieren Augen an). Ja, ja! — Somnambüle, ich beherrsche Dich durch meinen Willen! Ich befehle Dir durch meinen Blick gefesselt zu seyn.

Rud. Ach! mir fällt ein Zentnergewicht auf die Augenlider! (er gähnt).

Fisch. Freunde! Nachbarn! Seht Ihr's! Sie gähnt schon! — O seht nur, was sie für einen Rachen aufsperrt! (indem er so spricht, dreht er sich rings um Rudolph herum und magnetisirt ihn von allen Seiten). Ha, ha! Ich bin elektrisch vom Kopfe bis zum Fuß! Ich komme mir vor wie eine große Elektrisirmaschine! Nichts als magnetisches Fluidum. Nichts als Elektrizität! Schlafe ein, Somnambüle! schlaf ein! Gehorche meiner Macht!

Rud. (stellt sich als schlafe er ein). Ich kann nicht länger widerstehn — ich — gehorche — ich — muß schlafen.

Fisch. Nun da seht Ihr! Da seht Ihr!

Die Nachb. (stehen auf und stellen sich hinter Rudolph). Sie schläft wahrhaftig.

Fisch. Triumph! Victoria! O wenn ich nicht jetzt vor Entzücken sterbe, so bleibe ich noch lange am Leben!

Von. Richten Sie nun die gewöhnlichen Fragen an sie!

Fisch. Ja, gleich! (zu Rudolph). Somnambüle, hörst Du in Deinem magnetischen Schlafe meine Stimme? (zu den andern). Still!

Rud. Ja.

Fiſch. Biſt Du geneigt auf meine Fragen zu antworten?

Rud. Ja.

Fiſch. Da hört Ihr's!

Alle. Es iſt erſtaunlich!

Fiſch. Nun will ich Euch beweiſen, daß die Somnambüle in dieſem Zuſtande eben ſo gut mit dem Rücken oder der Seite ſieht, als andre Leute mit den Augen. Verſuchen wirs einmal mit meiner Uhr.

Bon. (für ſich). Alle Wetter! das kann leicht was Dummes werden (er macht Rudolph Zeichen, welche dieſer nicht bemerkt).

Fiſch. (zu Rudolph). Junges Mädchen! Was lege ich Dir jetzt auf den Rücken? (er legt ſeine Uhr auf Rudolphs Rücken).

Rud. Eine jener Uhren, die man gewöhnlich einen alten Bratenwender nennt. (Bewegung unter den Umſtehenden).

Fiſch. Sie hat's errathen! — Kannſt Du mir aber auch nun ſagen, welche Zeit es ganz genau iſt?

Bon. (für ſich). Teufelskerl.

Rud. (ſieht verſtohlen nach der Uhr die er am Gürtel trägt und die er dann wieder verſteckt). Sieben und dreißig Minuten nach zwölf.

Fiſch. (ſeine Uhr zeigend). Meine Herren! meine Herren! bis auf drei Minuten vollkommen richtig und um die geht meine Uhr zu ſpät.

Alle. Es iſt unglaublich!

Bon. (für ſich). Bin ich doch faſt eben ſo er-

ſtaunt wie ſie (laut mit Pathos). Nun denn, meine Herren, zweifeln Sie nun noch?

Fiſch. (zieht eine Binde aus der Taſche). Oh! das iſt noch lange nicht alles! — Jetzt wollen wir verſuchen, ob ſie durch dieſe Binde hindurch leſen kann, die nicht im geringſten dazu eingerichtet iſt (er legt ihm die Binde um).

Rud. (für ſich). Alle Wetter! das wird bedenklich!

Bon. (für ſich). Eine Binde ohne Löcher! Alles iſt verloren! (er zieht Fiſcher am Rockſchooße, der aber nicht auf ihn hört).

Fiſch. (ſucht in ſeinen Taſchen). Wir brauchen nun ein Buch — was für eins es ſey — aber ich habe keins bei mir — aha! Da iſt ein Brief von meinem Spitzbuben von Pathen!

Rud. (für ſich). Mein Brief! — den kann ich auswendig.

Bon. (zu Fiſcher). Aber lieber Freund! die Aufgabe iſt doch gar zu ſchwer! Sie werden uns alle dadurch in Verlegenheit ſetzen.

Fiſch. Seyn Sie ganz unbeſorgt. (zu Rudolph, indem er den Brief vor die Binde hält). Somnambüle, kannſt Du dieſen Brief leſen?

Rud. O ja, ganz leicht. (er lieſt). „Heiß geliebte Minna! Seit wir von einander getrennt ſind, bin ich unglücklich wie ein einſamer Hänfling.“

Fiſch. (der nachlieſt). Wie ein Hänfling! — Ganz recht. (zu Rudolph). Weiter nun.

Rud. (fortfahrend). „Ihr Vater ist ein Wahnsinniger, der nichts als alberne Streiche macht.“ —

Krtm. (der nachliest). Ja, ja, so steht's drin.

Fisch. (staunend). Wahrhaftig?

Alle. Das ist ja unerhört! Ganz unerhört!

Bon. (für sich). Schlafe ich selbst, oder wache ich? — So etwas! —

Fisch. Und jetzt einen letzten Versuch!

Bon. Was denn noch?

Fisch. Ich will sie über den Ankauf des bewußten Hauses zu Rathe ziehen.

Bon. (geht hinter Rudolph und stellt sich rechts) O, ja, das thun Sie. (für sich). Darüber bin ich ruhig, den Pamphile hat ihr deßhalb schon längst alle ihre Antworten vorgeschrieben. Nun fehlt nachher nichts weiter als die Unterschrift des Kaufcontracts und die 30000 Thaler sind mein.

Fisch. (nachdem er Rud. die Binde abgenommen hat). Junges Mägdlein, reine Jungfrau, ich stehe im Begriff einen Kauf zu machen.

Rud. Von einem Hause — ich weiß es.

Fisch. Sie weiß es!!

Bon. (reibt sich voll Freude die Hände). Ja! sie weiß es!

Fisch. Eines Hauses also —

Rud. In dem ein Schatz vergraben worden.

Alle. Ein Schatz!

Rud. Ja, meine Herren, ein Schatz!

Bon. (für sich). Bravo! nun sind wir dran!

Fisch. ahre fort, interessante Schlafrednerin!

Rud. Derjenige, der Ihnen dieß gesagt hat, ist ein kleiner, häßlicher Kerl, der sich bei Ihnen eingeschlichen hat, mit einem Ueberrocke mit breiten Klappen, und einem enormen Toupet auf dem Kopfe, *) der mir in diesem Augenblicke immer von hinten Püffe in die Seite giebt.

Bon. (der ihn vorher in die Rippen stieß, zieht sich schnell zurück).

Fisch. Was soll denn das heißen?

Bon. He? Wie? Was? Was giebt's denn? (für sich). Sie muß wahnsinnig geworden seyn!

Rud. Ehrwürdiger Vater Fischer! Der bewußte Schatz ist nichts als ein Traumgebild. Man macht sich über Dich lustig. Man hat Dich für einen alten Gimpel angesehn.

Fisch. Für einen Gimpel!

Alle. Was sagt sie da?

Bon. Welcher Verrath!

Rud. (stark und eifrig). Man hat Dein Zutrauen hemißbraucht, Deine Leichtgläubigkeit schändlich benutzt, und der Beweis davon?

Bon. und Fisch. Ja! der Beweis!

Rud. (plötzlich aufspringend). Nun, der Beweis? — ist der, daß ich nicht schlafe, daß ich Euch alle angeführt habe, daß ich nicht Mamsell Suschen,

*) Nach Befinden der Tracht Bonnevals abzuändern.

sondern — Rudolph Helmthal, Ihr ergebenster Herr Pathe bin, und daß, wenn ich die Rolle der Somnambüle spielte, dieß nur geschah, um diesen abscheulichen französischen Wundbalsamhändler zu entlarven.

Fisch. (heftig erzürnt). Was? Und Du hast Dich unterstanden, Deinen Spaß mit mir zu treiben? Hast aus Deinem Pathen eine erbärmliche Karikatur machen wollen? — Ungeheuer in Frauenkleidern! — Und Du wagst es noch in meiner Gegenwart einen berühmten Gelehrten, einen Mann wie Herr Bonneval zu beleidigen?

Rud. Aber Sie wissen ja noch nicht alles!

Fisch. Packe Dich auf der Stelle von hier fort! (ergreift den Stock eines der Nachbarn). Oder ich will Dir meinen Fluch mit dem spanischen Rohre geben!

Bon. Ich triumphire!

Min. (zu Fischer tretend). Lieber Vater, beruhigen Sie sich doch!

Rud. (heftig schreiend). Aber diese Blindheit ist doch gar zu ophthalmologisch! (zu Fischer). Sie sind ja auch mit Blindheit geschlagen, als wär' Ihnen nie der Staar gestochen worden! Einen Stock haben Sie schon, Sie blinder Mann, es fehlt Ihnen nun weiter nichts als ein Hündchen mit einer Leine, das Sie an der Leine führt! — Wahrhaftig ein Hündchen für meinen biedern Herrn Pathen!

Und als das ferne Ziel er nun errungen,
Da steht er einsam auf dem weiten Plan,
Die trauten Heimathtöne sind verklungen,
Hier spricht ihn Nichts so engbefreundet an,
Was süß die Phantasie ihm vorgesungen,
Er fühlt es tief: es war ein leerer Wahn!
Zerrissen hat er alle frühern Bande,
Und irrt nun freundlos in dem fremden Lande!

So wendet endlich er nach Kampf und Leiden
Den matten Schritt zurück nach seiner Flur,
Fast will die Hoffnung seiner Brust entgleiten,
Doch sucht er emsig die verlorne Spur;
Und als er nun die Hütte sieht von weiten,
Da scheint zu stocken seines Lebens Uhr!
Doch bald ermannet er die müden Tritte
Und eilt beflügelt in der Seinen Mitte!

Und reuig sinkt er zu der Eltern Füßen:
Die nehmen liebend ihn in ihren Arm!
Die Jugendfreundin wagt er kaum zu grüßen,
Doch sie beut ihm die Lippen frisch und warm,
Und keiner läßt mit einem Wort ihn büßen
Den jahrelangen Kummer, Sorg' und Gram.
Da findet endlich er der Wehmuth Thränen
Und fühlt gestillt des Busens heißes Sehnen!

Fisch. (den Stock schwingend). Wenn Du auch nur noch eine Minute hier bleibst, so will ich Dich bedienen. —

Rud. Nun meinetwegen! so bleibt alle in der Finsterniß! (Er will ablaufen als Pamphile mit zwei Aufwärtern auftritt).

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Pamphile.

Pamph. (den Kellnern zurufend). Man wird Euch bezahlen! — ich bin ein Franzose ... ein freier Mann — Ihr sollt bezahlt werden — aber laßt mich nur los!

Bon. (für sich). Mein Himmel! er ist betrunken! — er wird alles verderben! (zu den Kellnern). Ich stehe für den jungen Mann! (zieht Pamphile links neben sich, und spricht zu Fischer). Der junge Mann scheint mir nicht recht wohl zu seyn, man muß ihn zu Bette bringen, und ihn ausschlafen lassen.

Pamph. (rechts an Bonnevals Seite springend). Schlafen — wieder schlafen! — Nein, zum Henker nein! — Ich will nicht mehr schlafen! — Meister Bonneval ich habe alle diese albernen Possen satt, und übersatt! (erblickt Fischer und tritt zu ihm). Ah, Sie sind's, Herr Fischer ohne Fisch! — Der rechtschaffne Mann hat einen guten Magen! er verträgt alles!

(Bonniväl will ihn fortziehn, Rudolph ſtellt ſich aber zwiſchen ihn und Pamphile). Sagen Sie mir doch einmal, verehrteſter Herr Fiſch — er, wie viel beträgt denn Ihr Schatz? — Ha, ha, ha! — wiegt er ſehr ſchwer, der vortreffliche Schatz? (er lacht laut, und ſtolpert dann in die Laube, wo er ſich auf einen Stuhl ſtreckt). Das iſt ein Schatz! — O über die luſtigen Späße!

Bon. (für ſich). Alles verloren!

Fiſch. (wie vom Blitze getroffen). Sie hatten mich nur zum Beſten!

Bon. (zu Pamphile mit Ribbenſtößen). Weinſchlauch! — Abſcheulicher Schwamm.

Rud. Nun, Pathe? — Hören Sie? Wollen Sie mich nun noch fortjagen?

Fiſch. (ergreift ſeine Hand). Nein, Rudolph, nein! — Du biſt eine ehrliche Haut! — Bleibe immer bei mir — und wenn Du wieder Dich zum Manne wirſt metamorphoſirt haben — ſieh meine Tochter da an — weiter ſage ich nichts.

Rud. O Minna! welches Glück! ſo groß — (er knickt wieder in die Kniee) daß ich mich kaum wieder auf den Füßen erhalten kann.

Bon. (voll Keckheit). Nach allem was ich ſehe bin ich hier ein völlig überflüßiges Weſen; ſo will ich denn meine Geheimniſſe und meine hohe Wiſſenſchaft

gläubigern Gemüthern zu Theil werden lassen. — Nach Tische packe ich zusammen.

Fisch. Je eher je lieber, denn ich mag in meinem Leben niemanden wieder zum Einschlafen bringen, am wenigsten aber — ein verehrtes Publikum!

(Der Vorhang fällt.)

Der Gelehrte.

Schauspiel in zwei Aufzügen.

Nach Scribe und Mazuel

von

Th. Hell.

Personen.

Geheimer Hofrath von Werthheim.
Frau von Werthheim.
Helena, ihre Tochter.
Professor Reinhold.
Dr. Schulz.
Unterlieutenant Stoll.
Christian, Reinholds Bedienter.

Erſter Aufzug.

Die Bühne ſtellt Reinholds Studierzimmer dar. Im Hintergrunde Bücherrepoſituren, eben ſo an den Seiten. Gegenſtände der Naturgeſchichte, Münzkäſten, Büſten u. ſ. w. über den Büchern und an paſſenden Orten. Rechts und etwas im Vorgrunde ein großer Tiſch mit Büchern und Scripturen, Landkarten und anderm gelehrten Apparat bedeckt. Auf derſelben Seite hinten die Thür zum Schlafgemach. Mittelthür.

Erſter Auftritt.

Chriſtian. Helene.

Hel. (öffnet leiſe die Thür). Er iſt nicht da?

Chriſt. Nein, mein Fräulein.

Hel. (in's Vorzimmer ſprechend). Bleibe nur draußen, Katharine und warte auf mich. (zu Chriſtian.) Wie befindet er ſich denn heut' früh?

Chriſt. Beſſer, Gott ſey's gedankt, und Ihnen — denn ohne Ihre Güte wär's um meinen armen lieben Herrn geſchehen geweſen.

Hel. Rede mir nicht davon!

Christ. Sie, die Sie sich nicht gescheut haben, jeden Tag von der ersten Etage, wo Sie wohnen, drei Treppen hoch heraufzusteigen, um einen armen Kranken zu pflegen und zu trösten!

Hel. (lächelnd). Der es, Gott sey Dank, nicht mehr ist — denn ich sehe, daß er ausgegangen, und sogar vergessen hat, daß heute der Tag ist, wo er mir Stunde geben soll. Du kannst ihm immer sagen, daß das nicht hübsch von ihm sey. (will gehn.)

Christ. (hält sie zurück). Ach, bleiben Sie doch nur noch ein bischen, liebes Fräulein! Er wird gewiß gleich wiederkommen — und dann würde er gewiß recht böse darüber seyn, daß er Sie nicht mehr träfe.

Hel. Also ist er doch manchmal böse?

Christ. Er? — ach nein, niemals! — Er arbeitet Tag und Nacht ohne Aufhören, und bekümmert sich um nichts und sagt nichts. Alles, was man thut ist wohl gethan. Ich kann angeben was ich will, es ist ihm alles recht, es mag so albern seyn als es nur will, und ich kann wirklich sagen, daß in den sechs Jahren wo ich nun sein Bedienter heiße, ich eigentlich der Herr bin.

Hel. Wie hast Du ihn denn kennen lernen?

Christ. Ja, das ist ganz sonderbar zugegangen. — Ich war ganzer vierzig Jahre lang Thürsteher im Hotel des alten Grafen Steinbart, und hatte mich zu meiner Zeit gewiß recht stattlich ausge-

nommen, da starb der alte Herr plötzlich, und ein junger Herr Neffe von ihm erbte das ganze Vermögen und folglich auch das Hotel und da ich nun freilich mitsammt dem Hotel ein wenig verblichen und unscheinbar geworden war, so ließ er das eine neu anstreichen, da aber mit mir so etwas doch nicht gehen wollte, so sagte er mich aus dem Dienste, ohne mir auch nur das kleinste Gnadenbrod anzuweisen, von dem ich hätte leben können.

Hel. Armer Mann!

Christ. Ja, das war ich wirklich — und nach ein paar Wochen nahe d'ran, Hungers zu sterben — denn, ich frage Sie selber, wer nimmt denn so einen alten ausgedienten Schweizer gern in seine Dienste, und weiter, als an der Thür Schildwacht stehen, verstand ich leider nichts. — Als ich nun eines Tages in solche traurige Gedanken versunken über die Gasse gehe, stoße ich mit einemmal, und ohne daß ich's gewahr werde, an einen Mann der auch auf der Gasse geht und in einem Buche liest, sich's aber so wenig versieht, an jemand anzustoßen, daß er der Länge lang hinfällt. — Das war der Herr Professor Reinhold.

Hel. Und auf die Art habt Ihr Euch Beide kennen gelernt?

Christ. Ja, liebes Fräulein. — Ob er nun gleich eine tüchtige Beule auf der Stirn hatte — denn ich war nicht schlecht an ihn angerannt — so bedankte er sich doch recht schön bei mir, weil ich ihm sein Buch, da

auch mit auf die Erde gefallen war, aufgehoben und es recht fein wieder abgewischt hatte. — Und darauf fragte er mich denn nun so, und als er hörte, daß ich alt und schwach und ohne alle Nahrung sey, und auch eben nicht zu recht viel mehr tauge — da nahm er mich in seine Dienste. Da bin ich denn nun seitdem bei ihm und lebe wie ein appanagirter Prinz, denn er bezahlt mich, aufrichtig gestanden, nur für's Nichtsthun, und, wahrhaftig, in dem Fache bestehle ich ihn nicht um sein Geld.

Hel. Je mehr ich mir sein Studierzimmer besehe — seine Bibliothek — seine Sammlungen, — je mehr finde ich, daß er sich hier glücklich fühlen muß! — es ist ja ein wahres Paradies!

Chrlst. Hm, hm! — ein Paradies! — nun, das doch wohl nicht so gerade zu. Denn wenn ich mich recht besinne, so war das Paradies ein schöner Garten, in freier Luft, während wir hier —

Hel. O nein, nein, das Paradies ist ja überall da, wo man sich glücklich fühlt — (betrachtet die Bücher der Bibliothek). Aber ich sehe da ja gar keine Bücher von ihm — die er selbst geschrieben hat — in allen Bibliotheken findet man sie, nur in der seinen nicht. — Du weißt wohl noch gar nicht, daß Dein Herr, der Professor Reinhold, ein Mann von außerordentlichen Talenten, von der größten Gelehrsamkeit ist, der noch einmal als einer der ausgezeichnetsten Köpfe Deutschlands auf die Nachwelt übergehen wird.

Christ. Glauben Sie? — Ei, um so schlimmer.

Hel. Warum denn?

Christ. Weil das ihn dahin bringen wird, sich zu todte zu arbeiten, sich selbst um's Leben zu bringen. Wie kann's denn auch anders seyn? Er thut ja von früh bis Abends nichts als lesen und schreiben, und manchmal geht's sogar die ganze Nacht so fort. Niemals eine Leibesübung, niemals an die frische Luft! Da muß er ja dickes Blut bekommen, und wird noch einmal am Schlagflusse sterben.

Hel. (erschrecken). Ach, Du mein Gott!

Christ. Und das schon in seinem Alter! — Denn er ist noch jung — ich glaube kaum, daß er vier und dreißig Jahr alt ist.

Hel. Wahrhaftig?

Christ. Ja, ja! — Das viele Studieren macht's nur, das er so alt aussieht — und dann soll man sich noch wundern, daß er immer so traurig und melancholisch ist — sitzt er denn nicht immer ganz krumm und gebückt über den Dingern da, die er seine Klassiker nennt — große dicke lateinische und griechische Wälzer, die ihm einen Haufen heidnischer und lästerlicher Gedanken in den Kopf setzen — denn, sehen Sie, mein liebes Fräulein, lassen Sie sich sagen, ein solcher Klassiker das ist nichts mehr und nichts weniger als ein alter Heide, und es thut mir in der Seele weh, daß ich, trotz meiner großen Liebe zu meinem guten Herrn, doch nicht

Bald baut die Liebe nun ihm ihre Rosen
Und fesselt ihn an ihren stillen Kreis!
Die fremde Welt hat ihn zurück gestoßen,
Hier schlägt ein Herz ihm, liebend treu und heiß!
Er ist beglückt bei seines Mädchens Kosen,
Ihm gnügt daheim ein ländlich stiller Fleiß!
Und warnend hörte man ihn oft verkünden:
Nur in der Heimath ist das Glück zu finden!

London, den 21. Dec.
1815.

Gustav Stern.

läugnen kann, daß er ein wenig auf die heidnische Seite hängt.

Hel. Ei bewahre!

Christ. Leider, leider ist's nur allzu wahr! — Wenn zum Beispiel die Waisenkinder unter unsern Fenstern singen, und man so die schönen klaren Stimmen hört, so recht angenehm quikend, da kann er's gar nicht mehr aushalten — er wirft die Feder hin und hält sich die Ohren zu, als könne er so einen christlichen Gesang gar nicht vertragen. Das ist doch merkwürdig!

Hel. Aber Herr Reinhold ist ja doch so brav, so gut —

Christ. Ja, das ist er wahrhaftig! Er liebt alle Welt! Wenn ich sage alle Welt, so muß ich jedoch die Kupferschmiede, die Klempner und die Schlosser davon ausnehmen, und die Tambours! — nun vollends die Tambours! — die können ihn gleich aus Reih' und Glied bringen. Wenn's einmal eine Revue oder Parade giebt, so hält er es gar nicht mehr im Hause aus.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Reinhold.

Reinh. (kommt mit dem Hute auf dem Kopfe und einem offnen Buche in der Hand herein). Eine schöne Edition, wahrhaftig! — Edition von 1560. — Die Alten sind zwar in allem unsre Meister, (sie

Liebe das Buch anblickend das er in der Hand hält) nur in der Druckerkunst nicht.

Christ. (ihn unterbrechend). Herr Prof —

Reinh. (ohne zu hören). Sie kannten keine Elzevirs, keine Aldinen, keine Didots! — Das nennt ich doch einen Druck! Die Buchstaben so schön schwarz — nur von der Zeit hie und da ein wenig ausgewischt! — Bei der Stelle möchte ich doch einmal die ganze Universität auffordern sie heraus zu buchstabiren.

Christ. (zu Helenen). Da hat er nun wieder vierzehn Tage vollauf, um Essen und Trinken zu vergessen! — Reden Sie doch mit ihm, liebes Fräulein, denn auf mich hört er nie.

Hel. (nähert sich Reinhold, der in die Lektüre versunken ist). Herr Professor! — Keine Antwort — (zieht ihn am Rocke). Lieber Herr Professor —

Reinh. Ah, Sie sind's, mein Fräulein! Meine theure Wohlthäterin! (zu Christian, der links zu ihm sich gestellt hat). Warum hast Du mir denn nichts gemeldet? — warum hast Du mir denn nicht gleich gesagt, daß das Fräulein —

Christ. Ich habe es Ihnen ja schon eine ganze Stunde lang zugerufen.

Reinh. Wahrhaftig? — Hm, das ist doch sonderbar! (giebt ihm das Buch). Da, trage das Buch in die Stube dort — lege es auf den Kamin — aber so, offen — hörst Du? Mache mir es ja nicht zu! — Denn sonst müßte ich das ganz Buch

wieder durchblättern, um die Stelle da herauszufinden.

Christ. (trägt das Buch gelassen fort). Gut, Herr Professor. (für sich, im Abgehen). Was für teufliſche Krakelfüße! — Daß doch ein guter Christ ſich mit ſo etwas abgeben kann! (geht in die Stube rechts).

Dritter Auftritt.

Helene. Reinhold.

Reinh. Mein Kopf iſt ſo ſchwer, ſo müd'!

Hel. Wenn Sie nicht beſſer auf ſich Acht haben, werden Sie noch ganz das Gedächtniß verlieren.

Reinh. O nein, nein! ich werde wenigſtens nie vergeſſen, was ich Ihnen verdanke! Ich war ſo leidend — ich wußte faſt nichts mehr von mir ſelbſt — meine Bücher — mein großes Werk, das Werk das ich eben zu ſchreiben angefangen hatte, alles hatte ich vergeſſen; ich konnte nicht mehr denken, ich war ſchon ſterbend — und als ich nun wieder die Augen öffnete, und an meiner Seite einen Engel ſitzen ſah, da glaubte ich, ich ſei ſchon im Himmel.

Hel. (lächelnd). Ei, für einen ſo großen Gelehrten war das ein gewaltiger Irrthum.

Reinh. O ja, denn jetzt ſehe ich es; ich war allerdings noch nicht im Himmel, aber — (ſie anſchauend) — der Himmel hatte ſich zu mir herabgelaſſen.

Hel. Ja wohl hatte der liebe Himmel sich erbarmt, und dann der gute Doktor, den ich gleich hatte holen lassen; ohne seine Hülfe —

Reinh. Ach ja, der brave Schulz — mein alter Freund — der Freund meiner Familie — ich hatte vergessen, es ihm sagen zu lassen — und es war nicht recht von mir, daß ich ohne ihn sterben wollte — er hat mir es auch genug vorgeweisen. Ach, Ihnen Beiden muß ich ja ewig ein Schuldner bleiben!

Hel. Ei, bin denn ich nicht etwa vielmehr Ihre Schuldnerin? Sie sind so gütig und geben mir italienische und englische Stunde, Sie, Herr Professor, ein so großer Gelehrter! Das ist doch eine außerordentliche Ehre für mich.

Reinh. Das ganz und gar nicht, liebes Fräulein; nur bequem ist es für Sie. In demselben Hause, nur einige Treppen zu steigen alle zwei Tage, und wenn ich Sie mit Ihrer alten guten Katharine kommen höre. —

Hel. Wo wir Sie in Ihren Arbeiten stören —

Reinh. Nein, nein, da ruhe ich mich aus — da erhole ich mich wieder — wie an einem schönen Gedichte von Schiller oder Goethe, und es ist mir stets, als ob ich mich an dem Tage immer wohler befände.

Hel. (schnell). O! da will ich lieber alle Tage kommen.

Reinh. Ich wagte nur nicht, es Ihnen vorzuschlagen.

Hel. Unglücklicherweise wird aber das nur erst nach ziemlich langer Zeit geschehen können; denn ich verreise jetzt auf drei Monate, lieber Herr Professor.

Reinh. Verreisen?! — Und — weshalb denn? — Ei, ei! Ihre Stunden so lange auszusetzen!

Hel. Ach, ich muß wohl. Es ist das eine Reise, die ich alle Jahre zu machen habe; zu einem alten Oheim, dessen einzige Erbin ich bin, und der sehr reich ist.

Reinh. Was liegt denn an dem Reichthum gegen die Geistesbildung gehalten?

Hel. Da haben Sie vollkommen Recht — aber meine Mutter hängt nicht eben sehr an den Wissenschaften, aber desto mehr am Vermögen, und besitzt weiter nichts als dieses kleine Haus, wo wir wohnen. Um nun den alten Onkel nicht böse zu machen, schickt sie mich alle Jahre drey Monate zu ihm auf's Land. Heut' Vormittag reise ich denn nun noch ab, und komme blos, um Abschied von Ihnen zu nehmen.

Reinh. Drei Monate! Das ist sehr lange! — Da werden Sie alles wieder vergessen, was Sie gelernt haben — vielleicht mich selbst.

Hel. O nein, nein! das glauben Sie ja nicht! und dieses Jahr macht mir nun vollends diese Reise eine Angst. —

Reinh. Und warum denn?

Hel. Weil mein Onkel und meine Tante mich verheirathen wollen.

Reinh. Sie verheirathen! — Nun, das muß ich sagen! — Wie kann man sich nur verheirathen? — Das wär' mir nie in den Sinn gekommen!

Hel. O, mir auch nicht — aber ich sage es Ihnen, weil ich so viel Vertrauen zu Ihnen habe, und damit Sie mir sagen mögen, was Sie davon denken.

Reinh. Was ich vom Heirathen denke?

Hel. Ja.

Reinh. Ich weiß es nicht.

Hel. Sie sind ja aber so gelehrt!

Reinh. Eben deswegen. In unsern alten und neuen Schriftstellern giebt es so viele Gründe für die Negative als für die Affirmative — und ich erinnere mich, daß ich vor einiger Zeit einmal selbst einige Gedanken darüber auf's Papier geworfen habe, die —

Hel. O! geben Sie mir das Papier! — Wo ist's denn?

Reinh. Das weiß ich nicht — ich habe solcher Papiere so viel — (auf den Tisch zeigend). Da vielleicht, unter tausend andern — wenn ich's aber wiederfinde, will ich's Ihnen gleich schicken.

Hel. Versprechen Sie mir das?

Reinh. Ganz gewiß.

Hel. Und ich — ich verspreche Ihnen dagegen, Ihrem Rathe zu folgen, von welcher Art er auch

seyn mögt. — Nun, leben Sie recht wohl, lieber Herr Professor! (abgehend).

Reinh. Leben Sie wohl! (er senkt den Kopf, steht einige Zeit träumend da, und setzt sich dann an den Tisch).

Hel. (kommt schüchtern wieder vor). Ich hätte Ihnen wohl noch etwas zu sagen, lieber Herr Professor — aber ich wage es kaum. (sieht, daß Reinhold nicht auf sie hört, lauter). Mein lieber Lehrer!

Reinh. (wie erwachend). Ach! sind Sie schon wieder da! — Desto besser!

Hel. Nein, ich war noch gar nicht fort! Aber ich sehe, daß Sie sich schon wieder an die Arbeit gesetzt haben.

Reinh. (aufstehend). Das thue ich immer — wenn ich Kummer habe — bei der Arbeit vergißt man alles.

Hel. Auch seine Freunde!

Reinh. Nein, nie — aber nur ihre Abwesenheit. — Was wollten Sie mir denn noch sagen?

Hel. Ach, das ist so schwer — ich war zwar ausdrücklich deswegen hieher gekommen — aber ich fürchte, ich werde wieder gehen, ohne es gewagt zu haben — Sie sind nicht reich, Sie nehmen nichts für Ihre lehrreichen Stunden — da habe ich denn — bei meinem Onkel — lachen Sie nicht — um die Rectorstelle für Sie gebeten.

Reinh. Für mich! — O! ich danke Ihnen! aber behalten Sie sie.

Helen. Sie schlagen sie aus?

Reinh. Sie kann Andern sehr nützlich seyn, ich bedarf ihrer nicht. — Meine Manuscripte, meine Arbeiten, das ist mein Leben, mein Daseyn, mein Ich, und alles was mich von diesen entfernt, selbst um mich glücklich machen zu wollen, würde mir nur wie das größte Unglück vorkommen. Hier will ich sterben, hier, mit der Feder in der Hand, mitten unter meinen Büchern — wie der Krieger auf dem Felde der Ehre. Ein vielleicht minder ruhmwürdiger, aber vielleicht eben so nützlicher Tod. — Ich habe da — (legt die Hand an die Stirn) — da hier einen Plan, der mich noch lange beschäftigen wird — aber was thut's! Hat denn der gelebt, der nach den längsten Lebensjahren nur ein unfruchtbares Andenken hinter sich läßt? — Aber wenn der Gelehrte nun auch immerhin durch geistige Anstrengung den Frieden seines Lebens abkürzt, aber dafür der ganzen Menschheit nützlich wird, wenn er sein Vaterland aufgeklärt und ihm Ehre gemacht, wenn seine Worte Keime der Tugend und Trefflichkeit in die Herzen seiner Mitbürger gesät haben, dann mag immerhin noch in der Blüthe seiner Tage der Genius ihm die Fackel senken, er stirbt ja nicht, fortlebt er in dem Herzen einer dankbaren Nachtwelt.

Hel. Ach, lieber Herr Professor, sprechen Sie doch nicht so!

Reinh. Dieſes Werk da, liebes Fräulein, ſollen Sie dann nach meinem Tode leſen. — Ich habe zwar bis jetzt erſt zwei Theile davon geſchrieben, und es wird deren ſechs haben. Das iſt freilich etwas lang — aber, nicht wahr, Sie verſprechen mir es, daß Sie es leſen wollen. — Von wem kann man denn ſonſt ſo eine Aufopferung verlangen als von ſeinen Freunden? — Sie werden dann vielleicht ſagen: es iſt ein rechter Schwätzer, der das geſchrieben hat, ein Träumer — aber bei alle dem ein gutmüthiger Träumer, ein Mann, der es redlich meinte — und er war mein Freund!

Hel. O! er wird es immer ſeyn!

Reinh. Es kommt vorzüglich ein Kapitel darin vor, wobei ich recht an Sie gedacht habe. — Ich glaubte bisher, es mit einiger Beredſamkeit, mit einer gewiſſen Wärme ausgearbeitet zu haben — aber — jetzt kommt mir's vor, als ob ich es noch viel beſſer hätte machen können. — Ja, ja, Cicero hat in ſeinem Buche de amicitia nichts davon — er ſpricht auch nicht ein Wörtchen von der Freundſchaft der Frauen! — Quâ a Diis immortalibus nihil melius habemus, nihil jucundius — oder dulcius? — Iſt's denn dulcius oder jucundius was im Texte ſteht?

Hel. Ja, davon weiß ich nichts.

Reinh. Ja, richtig! — Ich will doch gleich ſehen! — Wo iſt denn mein Cicero?! — Wo hat ihn denn der Thunichtgut von Chriſtian wieder hin

praktizirt? — Ach ja, ich las gestern Abends bei'm Auskleiden darin — er muß dort noch liegen in meinem Schlafzimmer — da — (er geht in sein Schlafzimmer rechts).

Vierter Auftritt.

Helene (allein).

In seinem Schlafzimmer! — Wenn er ihn dort nur wirklich hat liegen lassen — denn er ist so zerstreut, so sonderbar — wenn ich ihm vielleicht die Mühe des Suchens ersparen könnte? Cicero hat er gesagt — das ist ja wohl zu erkennen. — Wenn er nun mit hier auf dem Tische läge? (sucht unter den Büchern). Ah, da ist ein Papier mit seiner Handschrift! (liest). „Ueber das Heirathen!" — Das ist das wovon er vorhin mit mir sprach. — Das darf ich ja lesen. (liest). „Ueber die Nachtheile des Heirathens." (sie liest leis' und hält plötzlich erschrocken inne). Ach, Du mein Gott! Du Gott! — hätte ich doch nie geglaubt, daß das so ein Unglück wäre! — Aber er hat Recht, vollkommen Recht! Man darf nicht mehr an so etwas denken. — Ich zitt're und bebe noch ganz! — Wer kommt denn da? — Ah, der Doctor! (sie schlägt die Papiere zusammen und steckt sie ein).

Frau Adelheid.

Eine Legende.

Frau Adelheid war sanft und gut,
Ihr Haus der Waisen Schirm und Hut,
Ihr Heerd ein immer offner Schrein,
Ihr Wort für Alle Lebenswein.

Im Kloster, wo sie fromm befahl,
War sie ein sanfter Mondesstrahl,
Der keine Blume sengt und drückt,
Zu dem man auf mit Andacht blickt.

Auf ihrer Demuth weißes Kleid
War Himmelsklarheit ausgestreut
Und ihrer blauen Augen Licht
Ein Engel, der von Engeln spricht.

Fünfter Auftritt.

Helene. Dr. Schulz.

Dr. Schulz (sie grüßend). Fräulein Helene! — O! ich wußte wohl, daß ich Sie hier finden würde.

Hel. Warum denn, Herr Doctor?

Dr. Schulz. Weil ich im Vorzimmer die alte Katharine fand, die etwas eingenickt war, in der stillen Erwartung bis Ihre Stunde hier zu Ende. — Ich dächte, es müßte Sie selbst manchmal ein wenig langweilen.

Hel. Ei! wie können Sie mir das sagen? Sie, der den guten Reinhold so genau kennt! — Wenn er einen Augenblick seine Bücher vergißt, — und bei mir ist er so gut, sie oft zu vergessen — kann man keine anziehendere, keine liebenswürdigere Unterhaltung haben, als die seine. — Ich möchte ihm den ganzen Tag zuhören.

Dr. Schulz. Das glaube ich wohl! Ich habe ihn ehemals auch schon zuvorkommend, aufmerksam gesehen — ja, selbst galant.

Hel. Ei; das ist er immer noch, und auf die feinste Weise — ohne daß er's selbst weiß.

Dr. Schulz. Sobald aber ein Manuscript, eine alte Bücherschwarte, eine Medaille oder so etwas ihm vor die Augen kommt, ist er nicht mehr derselbe Mensch. Dann gehört er ganz einem an-

dern Jahrhunderte an. — Aber wo ist er denn jetzt?

Hel. Da d'rin, um seinen Cicero zu suchen.

Dr. Schulz. Wahrhaftig! — Nun, das ist sehr artig! — aus Liebe zu einem alten Philosophen ein junges, schönes Mädchen zu vergessen, das bei ihm ist!

Hel. Still! Da kommt er. Herr Doctor, leben Sie wohl. Ich gehe.

Dr. Schulz (sie zurückhaltend). Warum denn? — Ihre Gegenwart wird ihm lieber als jede and're seyn.

Hel. Die Ihrige ausgenommen.

Dr. Schulz. Das möchte ich doch kaum glauben.

Hel. Gewiß.

Dr. Schulz. Sie, seine Schülerin — er liebt Sie.

Hel. Weit weniger als Sie, denn — Sie sagten mir ja selbst vor ein paar Tagen, daß er die Alten allen andern vorzieht. Adieu, Herr Doctor! (geht ab).

Sechster Auftritt.

Reinhold (kommt lesend). Dr. Schulz.

Reinh. (im Cicero lesend). Solem e mundo tollere videntur, qui amicitiam e vita tollunt. — Nehmt die Freundschaft dem Leben und Ihr raubt

die Sonne der Welt! — Welche schöne Latinität! — Welche Reinheit! — Wie das trefflich gesagt ist!

(Schulz ergreift, ohne zu sprechen, Reinholds Hand, in welcher dieser das Buch hält. Reinhold nimmt, ohne ihn anzusehn, das Buch in die linke Hand und fährt fort zu lesen, während Schulz ihm an den Puls fühlt).

Dr. Schulz (verdrüßlich und laut). Schlecht, sehr schlecht!

Reinh. (sich unwillig umsehend). Schlecht! — Cicero!

Dr. Schulz. Ei was! — Ihr Puls.

Reinh. Ah, Sie sind's, Doctor!

Dr. Schulz. Ja, ja, ich und das Fieber.

Reinh. Das Sie mir mitbringen?

Dr. Schulz. Brauch's gar nicht, denn es hat Sie noch nicht verlassen — und wenn Sie so gesund zu werden glauben — so — so müssen Sie sterben — und das würde mir sehr großen Nachtheil bringen.

Reinh. Ihnen?

Dr. Schulz. Ja, mir! denn die Leute werden glauben, ich habe Sie um's Leben gebracht, und es ist doch nur das Studiren gewesen, — Ihre Hartnäckigkeit, meine Vorschriften nicht zu befolgen. — Heute aber, Sie mögen nun wollen oder nicht, heute müssen Sie mir folgen. — Also vor allen Dingen an die frische Luft, Bewegung, Zerstreuung! — Diese Wohnung hier muß auf der Stelle geräumt werden. — Heute noch lasse ich sie anschlagen,

Reinh. Doctor!

Dr. Schulz. Und dann, weil wir einmal jetzt im Zuge sind, so erlauben Sie mir gerade von der Leber weg zu reden — denn ich bin Ihr alter Freund, und bin der Freund Ihrer ganzen Familie gewesen — ich habe Sie Alle geboren werden sehen, Sie Alle auferzogen, abgewartet und begraben — denn von der ganzen lieben Familie sind Sie der Einzige, der noch am Leben ist.

Reinh. Das weiß ich.

Dr. Schulz. Und deshalb müssen Sie folglich gehörig Raison annehmen. — Wenn Sie allenfalls noch der jüngste von einem edeln und angesehenen Geschlechte wären, wenn alle Ehren, alle Glücksgüter, alle älterliche Zärtlichkeit bloß Ihren ältern Brüdern vorbehalten wäre, und man Ihnen als Ihr ganzes Glück in der Zukunft nur eine Lieutenantsstelle oder gar eine Zelle in einem Kloster verspräche, so könnte ich mir es wohl denken, wie eine solche ungerechte Zurücksezung Sie hätte kränken und dahin bringen müssen, Vaterland und Eltern zu verlassen, um sich ganz den Wissenschaften hinzugeben, sich hieher zu flüchten in den vierten Stock eines kleinen Häuschens und sich selbst und Ihren Arbeiten nur alles schuldig seyn zu wollen. Das wäre gut, das wäre edel gewesen, das hätte ich überall loben, Ihnen vollkommen Recht geben müssen. Aber jetzt, wo der Tod des letzten Ihrer Brüder Ihnen ein unermeßliches Vermögen zu Theil werden läßt, den Namen

einer der ersten Familien des Nachbarlandes ganz allein auf Sie überträgt, da legt Ihnen diese Wendung Ihres Schicksals, diese neue Stellung auch neue Pflichten auf, und der Graf Frankenstein kann nicht mehr so leben, wie es der Professor Reinhold that.

Reinh. Das heißt also, Doctor, ich soll Ihnen zu Liebe allen meinen Gewohnheiten, Neigungen, Bestrebungen, kurz, meinem ganzen Glücke entsagen.

Dr. Schulz. Nein, nicht ihnen entsagen, aber es nur auf eine and're Art einrichten. — Sie werden doch nicht für einen Geizhals gelten wollen?

Reinh. Gewiß nicht. — Ich werde Bücher kaufen, schöne Ausgaben — Manuscripte — Medaillen — ich werde Preise auf den Universitäten stiften — Lehrstühle für junge Gelehrte — Pensionen für verdiente alte Professoren — ich werde jedem von diesen die Hand drücken und ihm sagen: „Lieber College, da haben sie mir eine halbe Million aufgebürdet, mit der ich gar nicht weiß, wie ich auf dem Wege zur wahren Weisheit fortkommen soll; sey doch so gut, und nimm mir ein Theilchen davon ab. Allein kann ich's nicht ertragen, aber ich denke, wenn wir uns Alle d'rein theilen, so wird's keinen sehr drücken.

Dr. Schulz. Gut! schön! Das ist doch ein Anfang!

Reinh. Und weil wir einmal bei dem Kapitel

stehen, haben Sie zu dem alten Daniel Stoll geschickt?

Dr. Schulz. Die zwanzigtausend Gulden?

Reinh. Ja! — Der arme Stoll! Es war mein Lehrer im Lateinischen, der mich das liebe mensa, der Tisch, hat dekliniren gelehrt. — Er muß sich recht gewundert haben.

Dr. Schulz. Er nicht, denn er war todt. —

Reinh. O weh!

Dr. Schulz. Er hatte bloß einen Sohn ohne alles Vermögen hinterlassen.

Reinh. So muß man dem das Geld schicken.

Dr. Schulz. Ist bereits geschehen.

Reinh. Bravo, Doctor! Das ist gut. (er geht an den Tisch und nimmt einige Papiere zum Lesen, auf die sein Blick fällt).

Dr. Schulz. Ja, recht gut wohl für Ihr Herz, für Ihre persönliche Zufriedenheit, aber für Ihre Gesundheit reicht das wahrhaftig nicht hin. Dieses unausgesetzte Studiren, dieses sitzende klösterliche Leben, das Sie so mit aller Gewalt führen; diese freiwillige Gefangenschaft, zu der Sie sich verurtheilen, stimmen durchaus nicht zu Ihrem von Natur feurigem Gemüthe. Sie müssen ja selbst fühlen, daß Sie sich dadurch das Leben abkürzen.

Reinh. (immer mit seinen Papieren beschäftigt) Ich sage nicht geradezu nein, — aber was da thun?

Dr. Schulz. Gerade das Entgegengesetzte von

dem was Sie bis daher gethan haben. Suchen Sie Vergnügungen auf, Zerstreuungen, zu denen Sie Ihre gegenwärtige Stellung in der Welt berechtiget. Kaufen Sie sich ein schönes Hotel — sehen Sie Leute — gehen Sie auf die Jagd auf Ihren Besitzungen — geben Sie sich den Freuden der Tafel hin — geben Sie Bälle —

Reinh. Ich — und Bälle!

Dr. Schulz. Warum denn nicht? Sie tanzten ja sonst.

Reinh. (mit Unwillen). Tanzen, tanzen! — Ich hoffe doch, mein Herr Doctor, daß Sie mich nicht beleidigen wollen?

Dr. Schulz. Aber, zum Henker, ich sollte doch glauben, daß meine Diät nicht so schwer zu befolgen wäre, und daß viele Leute sich mit Vergnügen dazu verstehen würden?

Reinh. (freundlich zu ihm tretend). Viele Leute, ja, — aber nicht ich. Alles was Sie mir da vorschlagen, lieber Doctor, ist ja doch nur Erbärmlichkeit, Zeitverschwendung — (Schulz macht eine Bewegung). Ja, Zeitverschwendung, sage ich Ihnen, und man muß geizig auf seine Zeit seyn, muß mit ihr sorgsam haushalten, denn das ganze Leben besteht nur aus ihr. Und bedenken Sie doch, daß, während aller dieser Vergnügungen, mein großes Werk da nicht um eine Seite fortrücken würde! — Ich bin ja erst mit zwei Bänden zu Stande.

Dr. Schulz. Wie viel haben Sie denn deren noch zu schreiben?

Reinh. Vier — in groß Oktav.

Dr. Schulz. Und wie viel Zeit denken Sie wohl zu brauchen, um das Ganze zu beenden?

Reinh. Je nun, wenigstens acht Jahre! — Zwei Jahre auf jeden Band gerechnet.

Dr. Schulz. Nun, da ängstigen Sie sich deshalb nicht — es wird nie fertig werden.

Reinh. (voll Schrecken). Nie fertig?!

Dr. Schulz. Das Werk wird höchstens bei'm dritten Bande bleiben.

Reinh. Ist's möglich!

Dr. Schulz (immer kalt). Denn wenn Sie es so forttreiben, haben Sie nur noch zwei Jahre zu leben.

Reinh. Und meine Subscribenten, was würden die dazu sagen?

Dr. Schulz. Daß Sie ihnen nicht Wort gehalten haben.

Reinh. Und mein Ruf als rechtlicher Mann — und mein Ruhm als Professor! — und alle meine schöne Hoffnungen und Plänt! — Doctor! Doctor! Ich will durchaus mein großes Werk zu Stande bringen. Verschaffen Sie mir die Mittel und Wege dazu, und was es mich auch kosten möge, ich —

Dr. Schulz. Sie versprechen mir also, meine Verordnungen zu befolgen?

Reinh. Ich schwöre es.

Dr. Schulz. Wie sie auch lauten mögen?

Reinh. Welche es auch seyen.

Dr. Schulz. Nun denn! So schwöre ich Ihnen denn auch bei Galen und Hippokrates, daß es für Sie in diesem Augenblicke nur ein einziges Mittel Ihres Leibes giebt — nur ein einziges — Sie müssen heirathen.

Reinh. (voll Schrecken). Heirathen? — Doctor, das ist Ihr Spaß.

Dr. Schulz. Voller Ernst.

Reinh. Ich — heirathen? — Es muß doch mit mir schon sehr schlecht stehen.

Dr. Schulz. Ja, so ist es auch. Glauben Sie doch mir, Ihrem Freunde, Ihrem zweiten Vater! — Um dieses Eingenommenseyn des Gehirns, diesen Marasmus, der Sie vor der Zeit aufreibt, zu beseitigen, müssen Sorgfalt und Pflege angewendet werden, um Sie jeden Tag unausgesetzt zu zerstreuen — müssen Sie in einer steten Aufregung, einer Art von unausgesetzter — wie nenne ich's nur gleich? — Spannung erhalten werden — kurz, Sie müssen wider Ihren Willen Qual und Freude empfinden — und dieses Recept anwendbar zu machen, ist nichts im Stande, als eine Frau.

Reinh. (träumerisch). Eine Frau!

Dr. Schulz. Ja! Probatum est! Eine Universal-Arznei für Sie. Eine Frau — und dann kleine Murmelthierchen.

Reinh. (erschreckend). Was? — Kinder!

Dr. Schulz. Ein ganzes Dutzend zum wenigsten. — Man klagt immer die Aerzte an, daß sie die Welt entvölkern, nun, dießmal wenigstens soll mein Recept das Gegentheil bewirken.

Reinh. Eine Frau!

Dr. Schulz. Ja, ja, ja, und nochmals ja! Thun Sie das nicht, so gebe ich Ihnen mein ärztliches Ehrenwort, daß Sie noch den Verstand verlieren vor vielem Verstande, und wenn Sie dann im Narrenhause sterben, bringen Sie Wissenschaft und Studium für immer um allen Credit.

Reinh. Glauben Sie wirklich?

Dr. Schulz. Alle rechtschaffenen Mütter werden dann künftig ihre Kinder abhalten, lesen zu lernen.

Reinh. (halb lachend). Nun, nun, so arg wird's doch nicht werden! — Aber sehen Sie nur, ich habe seit so langer Zeit gegen das Heirathen —

Dr. Schulz. So viele Vorurtheile.

Reinh. Nein, nein, so viele vortreffliche Gründe, auf die ich mich jetzt nicht gleich besinne, aber die ich vielleicht hier wieder finden werde. (er sucht auf dem Tische). Ich hatte da so auf ein Blättchen alles was man zum Besten des Heirathens sagen kann niedergeschrieben — und auf ein anderes wieder, alles was sich dagegen aufbringen läßt — dann wollte ich so diese beiden Aufsätze mit einander vergleichen, und — (nimmt ein Blatt). Ah, da sehen

Und alle Schuld und Flecken baar,
Ihr Herz ein Spiegel rein und klar,
In das des Heilands Auge sah,
Und segnete, was dort geschah.

So war sie lang im ganzen Land
Der Liebe Born, der Liebe Hand,
Und jedes Herz ihm eigen ganz
Wie eigen ihr der Rosenkranz.

Und da geschah's, daß auf die Flur
Der Zorn des Himmels niederfuhr
Und alle Blüthen, alle Saat
Der Wetter wilder Fuß zertrat.

Und da geschah's, daß sich die Noth
Aufmachte mit dem Morgenroth
Und Abends nimmer ruhte nicht,
Und wieder kam zum Morgenlicht.

Wie brannte da von Haus zu Haus
Die Trübsal alle Herzen aus,
Wie starben da im Feuerzorn
Die Menschen ohne Brot und Korn.

Frau Adelheid das Zeichen sah,
Das weit in allem Land geschah,
Und schloß die Pforten nimmer mehr,
Daß sie auch Nachts zu Hülfe war.

Sie, Doctor, das wird's wohl seyn — ja, ja, lesen Sie nur gefälligst selbst.

Dr. Schulz. Recht gern. (liest.) „Willst Du nicht mehr auf der Erde allein stehen, willst Du Deine Leiden vermindern und Dein Glück verdoppeln — so verheirathe Dich!"

Reinh. (staunend). Wie!

Dr. Schulz (fortfahrend). „Künstler, Gelehrter, Philosoph, um Dein bescheid'nes Daheim lieb zu gewinnen, um gern darin zu weilen, um Dir darin zu gefallen — verheirathe Dich!"

Reinh. (wie vorher). Ist's möglich!

Dr. Schulz (weiter lesend). „Um Dich von Deinen Arbeiten zu erholen, um einen neuen Reiz in ihnen zu finden, um Augen von Wonne und Freude funkeln zu sehen, und Dir Deinen Ruhm noch theurer zu machen — Mann, verheirathe Dich!"

Reinh. Und das habe ich geschrieben? — es ist doch sonderbar!

Dr. Schulz (lesend). „Damit geizige Verwandte sich nicht über das was Du durch Deine Arbeiten errangst, zanken, nicht mit habgierigen Augen zu Dir kommen und Deine Reichthümer wie Deine Tage zählen; damit Liebe und sorgliche Pflege Dein Alter erleichtern, junge und kräftige Arme Deine wankenden Schritte unterstützen; damit Du einem zweiten Ich Dein Vermögen, Deinen Ruhm und die Ehre Deines Namens hinterlassen kannst,

habe eine Frau, freue Dich Deiner Kinder — halt rathe!"

Reinh. (warm). Ja, ja, ich hatte Recht, als ich mir das so ausdachte.

Dr. Schulz. Vollkommen Recht. Und wie gut haben Sie das gesagt.

Reinh. Nun möchte ich aber auch gern die Einwürfe sehen, die ich mir damals dagegen aufsetzte — und ich finde sie gar nicht mehr hier.

Dr. Schulz. Es giebt gar keine — es kann gar keine geben — dagegen ist doch gar nichts zu sagen — nichts zu thun, als sich zu verheirathen, um mit sich selbst im Einverständnisse zu bleiben.

Reinh. Weil's denn so seyn muß — nun, so will ich nicht nein sagen — aber nur unter einer Bedingung.

Dr. Schulz. Und die wäre?

Reinh. Daß Sie selbst, Doctor, mir eine Frau aussuchen müssen — was es auch für eine sey, ich —

Dr. Schulz. Das ist meine Sache.

Reinh. Denn dieses Anhalten, diese Demarchen, dieses Vorstellen —

Dr. Schulz. Das ist meine Sache.

Reinh. Die Cour, die man der ganzen Familie oder seiner Braut erst machen muß —

Dr. Schulz. Ist meine Sache.

Reinh. Gut denn. — So bleibe ich denn hier ruhig zu Hause und bekümmere mich nicht um

das mindeste. — Ist's doch schon genug, daß ich heirathe!

Dr. Schulz. Ganz recht. Und noch heut' werde ich, das was Ihnen fehlt, aufzufinden wissen.

Reinh. O! es wird nicht lange dauern. Sie haben also irgend eine Person der Sie gram sind, und die Sie auf diese Art bestrafen wollen — denn, aufrichtig! wer kann denn jemals mich haben wollen.

Dr. Schulz. Ein gutes, liebenswürdiges, freundliches, holdes Mädchen.

Reinh. Armes Kind, wie beklage ich Dich! — Aber, wenn sie wirklich gut ist, und ich sie dann unglücklich machte, das würde mir doch sehr leid thun! — Hören Sie, Doctor, da möchte ich doch wohl lieber noch eine, die recht böse wäre, da hätte ich mir dann nichts vorzuwerfen.

Dr. Schulz. Haben Sie mir nicht vor einer Minute noch gesagt, daß das meine Sache sey?

Reinh. Ganz recht, ganz recht! — Ja, ja, Sie haben meine Vollmacht, zu allem was Sie für das Beste erachten — aber nun leben Sie wohl, Doctor — es wird spät, die Zeit verstreicht, und ich habe heute noch gar nichts zu Stande gebracht. (setzt sich an den Schreibtisch).

Dr. Schulz. Also selbst noch an diesem Morgen wollen Sie —

Reinh. Ei, das versteht sich — gehen Sie und treiben Sie Ihre Geschäfte, ich bleibe indessen

hier, treibe die meinen, und — arbeite. — Ich muß ja die Zeit mitnehmen, so lange ich noch Garçon bin.

Dr. Schulz. Nun denn, ich gehe, und besehe mir die Braut für Sie, besuche die Familie, und halte an, und bringe alles in Richtigkeit, und in einer Stunde — bin ich wieder da! (geht ab).

Siebenter Auftritt.

Reinhold (allein).

In einer Stunde, hat er gesagt — verheirathet also in einer Stunde — oder es bleibt bei'm Alten — Ach, es ist doch Schade! Es ist so angenehm, allein zu seyn, zu Hause, in seiner Bibliothek — mitten unter seinen alten Autoren! — Das ist doch eine Gesellschaft! — Was für eine in der Welt kann sich denn auch mit der von zwei bis dreihundert geistreichen Männern vergleichen, die in Reih' und Glied in den Lokalen aufgestellt stehen, nicht sprechen ohne gefragt zu werden, und wieder schweigen, sobald man nur will? — O meine Freunde! meine alten Freunde! — Euch soll ich verlassen? — Nein, nein, das nicht! Das gewiß nicht! Nie soll eine fremde Hand Unordnung unter Euch bringen und von Euern gewohnten Plätzen Euch verjagen — von den Plätzen, die Ihr seit so langer Zeit schon hier einnehmt — das versprecke ich Euch. — Hm! wer stört mich denn da schon wieder?

Achter Auftritt.

Reinhold. Christian. Dann Stoll.

Reinh. Was giebt's denn? Was willst Du denn?

Christ. Es ist ein junger Mensch da, ein Militair, der mit Ihnen zu sprechen wünscht.

Reinh. (verdrüßlich). Ein Militair! — ich habe keine Zeit — bin nicht zu Hause — ich arbeite.

Christ. Aber, lieber Herr Professor — da ist er schon.

Stoll (tritt ein).

Reinh. Wer denn?

Christ. Der junge Herr!

Stoll (vortretend, zu Reinhold). Herr Professor, ich habe die Ehre —

Reinh. (ohne sich umzusehen). Mein Herr, ich wünschte diese Ehre ebenfalls zu haben — aber ich bin in diesem Augenblicke so beschäftigt — ich fange eben ein Kapitel an — wenn Sie die Güte haben wollten zu verziehen, bis es fertig ist?

Stoll. Das verlohnt sich nicht der Mühe — genieren Sie sich gar nicht — ich dringe gar nicht so sehr darauf mit Ihnen zu sprechen.

Christ. (ihm einen Stuhl anbietend). Nun, wenn Sie ihn bloß sehen wollen, so macht sich das viel leichter.

Stoll. Was sagt er da?

Christ. Ei nun, der Herr Professor ist wohl der Mühe werth dazu — und wenn Sie ihn kennen —

Stoll. Nicht im geringsten.

Christ. Sie wollen also erst seine Bekanntschaft machen?

Stoll. Ganz und gar nicht — Ich komme bloß des Quartiers hier wegen her, das monatlich für fünfzehn Gulden zu vermiethen seyn soll — ich hab's so eben unten angeschlagen gelesen.

Christ. Zu vermiethen! Unser Quartier zu vermiethen? — Ist denn das wahr, Herr Professor?

Reinh. (immer arbeitend). Was giebt's denn schon wieder?

Christ. (ihm in's Ohr schreiend). Der Herr da sagt, unser Quartier hier sey zu vermiethen.

Reinh. Ah, betrifft's das?? — Nun, da mag er sich an den Doctor wenden — das ist dem seine Sache — Ich bitte den Herrn nur um die Gewogenheit mich mein Kapitel vollends zu Ende bringen zu lassen.

Stoll (spricht zu Reinhold der immer fortschreibt). Recht gern, mein Herr, denn ich muß Ihnen nur offenherzig eingestehen, daß ich niemals mit den Wissenschaften zu thun gehabt habe, ob ich gleich einen Vater besaß, der Handel und Wandel damit trieb. — Ich bin von Kindesbeinen an bei der Pike auferzogen, und kann wohl sagen, daß ich im Mili-

taktikdienst eine hübsche Carrière gemacht habe. Nicht im Kriege, denn seit 1815 hatten wir keinen mehr; aber in allen Garnisonen, wo unser Regiment einquartiert war, das wegen der Präcision seiner Manoeuvres und der Schnelligkeit seiner Eroberungen einen ganz ausgezeichneten Ruhm sich erworben hat. Ich muß Ihnen auch nur sagen, daß ich selbst ein ganz neues System angenommen habe, das die ganze alte Taktik über den Haufen wirft. Sonst nämlich machte man den jungen Mädchen den Hof, ich aber, ich halte mich an die Tanten, an die Mütter, an die Großmama's und and're weibliche Autoritäten in aufsteigender Linie. Ich mache daher den Großmama's zu allererst eine Deklaration, welches man, nach strategischem Ausdruck, eine Position tourniren nennt, denn ich habe von meinen strategischen Stunden her mir wohl gemerkt, daß, wenn man eine Festung zur Uebergabe nöthigen will, man am sichersten diejenigen Punkte angreifen muß, an deren Vertheidigung man gar nicht denkt, weil sich seit langer Zeit kein Feind davor hatte sehen lassen. — Und bis hieher ist mir's auch vollkommen geglückt. Ich stehe eben im Begriff, eine reiche Erbin mit Beihülfe einer alten Tante, der ich den Hof gemacht habe, zu heirathen, und da es noch and're Verwandte giebt, mit denen sie hier im Hause zusammenwohnt, so habe ich mit größtem Vergnügen gesehen, daß es hier ein leeres Quartier giebt — (näher an Reinhold rückend und lauter sprechend), weil, wie Sie leicht

einsehen können, die Nachbarschaft — die Annäherung — und Sie verstehen wohl schon?

Reinh. Ei, zum Henker, mein Herr, ich bin ja mit meinem Kapitel noch nicht fertig, und Sie stören mich da.

Stoll. Ganz und gar nicht — aber man sagt doch gern, wenn man eine Unterredung von einem Quartier schließen will, wer man ist.

Christ. Nun, da können Sie nur wieder von vorn anfangen, denn er hat nicht ein Wort davon gehört.

Stoll. Laß er das nur gut seyn, wir werden uns noch ganz vortrefflich mit einander verstehen. (zu Reinhold). Wenn Sie also statt fünfzehn Gulden des Monats mir das Quartier für zehn ablassen wollen — (eindringlich) — für zehn.

Reinh. (zu Christian, der rechts bei ihm steht). Was sagt er da?

Stoll und Christ. (zusammenschreiend). Zehn Gulden!

Reinh. (in der Tasche suchend). Wenn's weiter nichts ist! — Da, mein Herr — da sind fünfund zwanzig und erzeigen Sie mir die Gefälligkeit mich nun in Ruhe zu lassen.

Stoll (stützt sich auf den Tisch und wirft ein großes Buch herunter). Was soll denn das bedeuten?

Reinh. (steht heftig auf). Ach, Du mein Himmel! Mein Tacitus an der Erde! — mein Taci-

tus — und alle meine Annotationen! (er rafft die Papiere zusammen, die in dem Buche steckten).

Stoll (staunend). Wie? Er, den nichts aus seinem Gleichgewichte brachte, ist nun ganz außer sich, daß ich da den alten Schinken heruntergeworfen habe!

Reinh. Was unterfangen Sie sich? — ein alter Schinken! — mein Tacitus! — Alle meine Helden — meine römischen Kaiser!

Stoll (lachend). Da liegen sie unter dem Tische!

Reinh. O Barbarei! O Vandalismus!

Christ. (sucht ihn zu besänftigen). Und das steckt alles in dem Buche da?

Reinh. Ist mir's doch, als ob ich den Sturz des römischen Reichs noch einmal selbst erlebte!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Dr. Schulz.

Dr. Schulz. Lassen Sie sich umarmen, theurer Freund!

Reinh. Ach, auch Sie, Doctor! — Läßt mich denn kein Mensch in Frieden?

Dr. Schulz. Ich sagte Ihnen ja, daß ich nicht lange ausbleiben würde — freuen Sie sich — es geht alles vortrefflich.

Reinh. Es geht alles abscheulich! — Da sehen Sie, meine Noten zum Tacitus, wie sie unter ein-

ander liegen! — Gott weiß wie viel Zeit ich brauchen werde, um sie wieder in Ordnung zu bringen!

Dr. Schulz. O! Sie werden nun Zeit genug haben, daran zu denken, nach Ihrer Heirath, die bereits im besten Gange ist.

Christ. (zu Reinhold). Ihrer Heirath! — ist's möglich! — Sie heirathen?

Reinh. Je, nun ja doch, ja — auf ärztliche Verordnung.

Dr. Schulz. Ich habe angehalten, nicht bei der Mutter, denn diese hat nicht die erste Stimme dabei, sondern bei dem Onkel und der Tante, von denen das Mädchen am meisten abhängt. — Eine achtbare Familie — Ansehn — Credit — man hat mich sehr freundlich angehört. (schüttelt Reinhold, um ihn aufmerksam zu machen). Sie hören doch auch?

Reinh. O ja, ich höre.

Dr. Schulz. Aber jetzt verlangt man durchaus, Sie selbst zu sehen.

Reinh. Sobald ich nur meinen Tacitus wieder in Ordnung gebracht haben.

Dr. Schulz (ungeduldig). Ach! dazu brauchen Sie ja wenigstens acht Tage Zeit.

Reinh. Acht Tage? — nein, mindestens vierzehn Tage kostet mich das, und daran ist der Herr hier Schuld.

Dr. Schulz. Ei, was kümmert mich der Herr! — es handelt sich um Ihre Braut, die Sie

Sie hielt die Kloſterſchweſtern an,
Daß jede that, wie ſie gethan,
Sie brachen ihrem Mahl es ab,
Was ihre Hand den Armen gab,

Und immer kärger ward das Mahl
Im ſtillen dunklen Kloſterſaal,
Und bleicher ſtets die Schweſtern ſtehn,
Wie Blüthen, die gen Himmel wehn.

Doch immer heiter, klar und lieb
Frau Adelheid, die Mutter, blieb,
Und in der Nacht im Glauben rang
Mit Gott ihr Beten und Geſang.

Und immer brannte fort der Zorn
Und nirgend für den Hunger Korn,
Und immer kleiner, kleiner ward,
Was ſie zum letzten aufgeſpart.

Da hob ſie auf zu Gott die Hand
Wie immer, wenn ſie Schmerz empfand,
Und heiliges Entzücken war
In ihrem blauen Augenpaar.

Und ſprach es ſanft und glaubensvoll,
Was warm aus ihrem Herzen quoll!
Ach Gott und Herr! du Gott der Huld!
Verzeih den Sündern ihre Schuld.

noch heut' Mittag zu Tisch erwartet — und das auf ihrem Landhause, drei Meilen von der Stadt.

Reinh. Ich! auswärts essen!

Dr. Schulz. Bei dem Herrn Geheimen Hofrath von Werthheim — weiter nichts.

(Während dieser Zeit hat Reinhold eine Feder genommen, und schreibt stehend).

Stoll (lebhaft zu Schulz). Wie? bei'm Herrn Geheimen Hofrath von Werthheim?

Dr. Schulz. Ganz recht.

Stoll. Und eine von dessen Nichten will der Herr hier heirathen?

Dr. Schulz. Des Hofraths leibhaftige Nichte: — er hat nur eine.

Stoll. Das wollen wir doch einmal sehen!

Dr. Schulz (zu Reinhold). Und wenn Sie nun erst das Mädchen kennen sollten — das ist eine Ueberraschung, die ich Ihnen aufgespart habe. — Jetzt ist das allerwichtigste aber, sich sogleich auf die Beine zu machen, denn um drei Meilen von hier zu Tisch zu fahren, haben wir gar keine Zeit zu verlieren. — Also, zieh'n Sie sich schnell an! — Verstehen Sie mich?

Reinh. (immer schreibend). Mich anziehen — weshalb denn?

Dr. Schulz (zu Christian). Es wär' zu weitläufig, wenn ich ihm das alles noch länge erklären wollte — geschwind also nur alles in Ordnung gebracht — ein Bräutigamsanzug — weiße feine

Wäsche, seid'ne Strümpfe — einen Frack, wenn einer da ist, — denn bei solchen Philosophen und Denkern muß man nur selbst an alles denken. (Er geht mit Christian in Reinholds Zimmer).

Zehnter Auftritt.

Reinhold. Stoll.

Stoll. Ich sehne mich recht darnach, mein Herr, mit Ihnen allein zu seyn.

Reinh. Ich auch, ich auch — denn jemehr ich allein bin, je angenehmer ist mir das.

Stoll (trocken). Ich will Ihnen nicht lange beschwerlich fallen — höchstens fünf Minuten. (Reinhold zieht seine Uhr heraus). Sie wollen sich verheirathen?

Reinh. Ja, mein Herr — mein Arzt will es so.

Stoll. Sie heirathen die Nichte des Herrn Geheimen Hofraths von Werthheim?

Reinh. Das ist dem Doctor seine Sache.

Stoll. Und ich, mein Herr, ich rathe Ihnen, keinen Schritt weiter zu thun.

Reinh. O! ich bin Ihnen für Ihren guten Rath recht sehr verbunden. — Aber Sie sprechen da von meiner Heirath, und ich glaubte, Sie hätten mit mir von der Miethe hier zu reden.

Stoll (ungeduldig). Ei, mein Herr —

Reinh. (immer an die Uhr sehend). Da Sie

mich aber bloß um fünf Minuten ersucht haben, so ist's immer am Ende ganz einerlei, ob wir davon oder von andern Gegenständen sprechen — das kommt auf Eins heraus.

Stoll. Nein, mein Herr — das ist ein sehr großer Unterschied. Denn Sie müssen wissen, daß ich diejenige liebe, die man für Sie bestimmt — daß ich sogar die Einwilligung ihrer Tante habe — die mich persönlich sehr auszeichnet.

Reinh. O, das ist sehr möglich — da müssen Sie mit dem Herrn Doctor sprechen — das ist nicht meine Sache.

Stoll. Kommt darauf an, denn ich muß es Ihnen nur gerade heraus sagen, daß ich einige Gründe habe, zu glauben, daß ich der jungen Person nicht gleichgültig bin.

Reinh. Aber, mein Herr! Das sind kleine häusliche Angelegenheiten — die gehen alle bloß den Doctor an — ich habe gar keine Zeit dazu — und ich muß so frei seyn, Ihnen zu sagen, daß die fünf Minuten —

Stoll. Wohl! Wenn dem so ist, so habe ich Ihnen nur bloß noch ein einziges Wort zu sagen (drückt ihm heftig die Hand). Wir werden uns wieder sehen.

Reinh. (mit Treuherzigkeit). Das soll mir sehr lieb seyn — ob Sie mir gleich den Tacitus da herunter geworfen haben.

Stoll. Ich werde wieder hieher kommen — morgen — mit einem Freunde.

Reinh. Hieher — mit einem Freunde — ja, da muß ich Ihnen offenherzig gestehen, daß mich das ein wenig geniren würde.

Stoll. Wünschen Sie lieber, daß wir Sie erwarten sollen?

Reinh. Ja, das wäre mir lieber.

Stoll (grüßend). Wie Ihnen das gefällig! — Hier ist meine Adresse (giebt sie ihm und geht ab).

Reinh. (ihm nachgrüßend). O! Sie sind gar zu gütig!

Eilfter Auftritt.

Reinhold. Christian (der mit Wäsche und Kleidern Reinholds eintritt und ihm immer damit nachgeht, und sie ihm anbietet, während dieser umherspazirt).

Reinh. O ja, ja, sobald ich nur Zeit haben werde — will ich doch gleich den jungen Menschen selbst wieder besuchen.

Christ. (ihm folgend). Herr Professor — hier! —

Reinh. (wie vorher). Er gefällt mir besser, als ich mir's anfangs gedacht hätte — und einige etwas allzu heftige Bewegungen abgerechnet —

Christ. (wie vorher). Aber, Herr Professor —

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Dr. Schulz.

Dr. Schulz. Nun? Geht's fort? Sind wir fertig? — Was! noch nicht einmal angefangen sich anzuziehen?

Christ. Da sehen Sie nur — ich warte wie auf Kohlen, bis der Herr sich nur ein wenig dazu hergiebt.

Dr. Schulz. Ja, wenn Du ihn fragst, da kommen wir nie zu Ende (er zupft Reinhold am Arme). Allons, Freund, vorwärts! Es hat Eile!

(Christian zieht ihm den Oberrock aus, und Schulz drückt ihn in einen Lehnstuhl nieder. Reinhold hat noch immer Feder und Papier in der Hand, giebt sich aber zu allem her. Er setzt sich. Während der Zeit zieht ihm Christian die Pantoffeln aus, und seid'ne Strümpfe an, die er an die kurzen Beinkleider festmacht).

Dr. Schulz (hat sich unterdessen an den Tisch gesetzt, und schwatzt mit ihm). Sie haben mit dem jungen Menschen die Sache abgemacht?

Reinhold (schreibt immer auf den Knien oder auf Christians Rücken fort, während dieser ihm die Schuhe anzieht). Ach ja! — Sie werden aber noch mit ihm reden müssen — denn ich habe ihn nicht so recht verstanden — auch habe ich ihm gleich gesagt, daß er sich mit Ihnen deshalb einzuverstehen habe! — Da liegt seine Adresse auf dem Tische.

Dr. Schulz (lieſt). „Friedrich Stoll, Unterlieutenant im vierten Regimente leichter Cavallerie.“ — Iſt es möglich! Das iſt ja der Sohn Ihres alten Profeſſors —

Reinh. Des alten Daniel Stoll, der mich mensa, der Tiſch, gelehrt hat?

Dr. Schulz. Und ohnſtreitig derſelbe, der die zwanzigtauſend Gulden von Ihnen erhalten hat, denn man hat mir geſagt, daß der einzige Sohn des Profeſſors im Militair diene und gerade in dem Regimente, das hier (auf die Adreſſe zeigend) ſteht.

Reinh. Sein Sohn! Das hätte ich mir doch nicht im Traume einfallen laſſen! — Nun, dem möge der Himmel ſein beſtes Glück ſchenken, denn er hatte einen ſehr wackern Vater, ein tüchtigen Lateiner, und ich erinnere mich noch immer im Gymnaſio, als ich in tertia ſaß — (Man hört in der Ferne einen Tambour wirbeln). Wieder der verwünſchte Tambour! (ſteht heftig auf). Der hat's d'rauf abgeſehen, mich überall zu verfolgen!

Dr. Schulz. Sie haben Recht — bei der Trommelei kann man's nicht länger in der Stadt aushalten — alſo vorwärts, denn wir haben noch dritthalb Stunde zu fahren, und es iſt bald eilf Uhr.

(Der Tambour kommt indeß immer näher, und Reinhold bekommt immer heftigere Nervenanfälle; endlich wirft er die Feder weg, und läuft wüthend umher).

Reinh. Nein, das iſt zu arg! — Das geht über alle menſchliche Geduld!

(Chriſtian und Schulz gehen ihm nach und ziehen ihm indeß den Rock an, geben ihm den Hut ꝛc.)

Dr. Schulz. So wollen wir denn geſchwind hinunter in den Wagen —

Reinh. Aber ich möchte doch erſt ein wenig Toilette machen. —

Dr. Schulz. Sie ſind ja ſchon angezogen!

Reinh. (beſieht ſich). Sollte man's glauben!

Dr. Schulz. So kommen Sie!

Reinh. Aber der ganze liebe, ſchöne Arbeitstag, und mein dritter Band! —

(Der Tambour kommt wieder näher).

Dr. Schulz. Hören Sie nicht? (auf's Fenſter deutend).

Reinh. Und meine Noten zum Tacitus! (In dieſem Augenblicke ſchlägt der Tambour ganz in der Nähe einen gewaltigen Wirbel). Nein! ſchlimmer kann's mit einer Frau nicht gehn! — (er läuft was er kann, zur Thür hinaus, Schulz ihm nach, zuletzt Chriſtian).

(Ende des erſten Aufzugs).

Zweiter Aufzug.

Die Bühne stellt ein schönes Zimmer im Landhause des Herrn von Werthheim dar. Im Hintergrunde zwei elegante Bücherschränke. Eine Seitenthür rechts, eine links und Mittelthür, welche in den Garten geht. Links vorn ein Tisch mit Büchern von allen Formaten, rechts an der Thür ein kleiner Gueridon.

Erster Auftritt.

Herr v. Werthheim. Frau v. Werthheim (kommen durch die Mitte).

Hr. v. Werthh. (kalt und gehalten). Und ich sage Ihnen, daß ich es nicht will.

Fr. v. Werthh. (lebhaft). Sie kennen gar keine andere Redensart als dieſe.

Hr. v. Werthh. (kalt). Weil ſie die einzige iſt, mit der man regiert.

Fr. v. Werthh. Und doch im Hausweſen wie überall nichts damit ausrichtet.

Hr. v. Werthh. Kann ſeyn, aber man regiert doch. Und ſo wiederhole ich es Ihnen denn nochmals, daß ich Ihren Herrn Friedrich Stoll nicht zum Manne meiner Nichte haben mag.

Fr. v. Werthh. Und was haben Sie denn

nur eigentlich gegen ihn einzuwenden? — Ein junger, allerliebster Officier —

Hr. v. Werthh. Ein Geck, der sich einen französischen Anstrich geben will — und Sie protegiren ihn nur um deswillen, weil er Ihnen den Hof macht, weil er Sie auf allen Bällen zum Tanzen aufzieht.

Fr. v. Werthh. Nein, mein Herr, sondern weil er so liebenswürdig ist, so geistreich, so leicht —

Hr. v. Werthh. Nun, da seyen Sie ganz still — diese ächt deutsche Leichtigkeit hätte mich bald um's Leben gebracht; wie weit die her ist weiß ich, denn neulich Abend hat Herr Stoll mich, als er mit Ihnen tanzte, auf den Fuß getreten —

Fr. v. Werthh. Ja, was hatten Sie aber auch dabei zu suchen, als er mit mir den Wiener Galopp tanzte?

Hr. v. Werthh. Madame — sprechen wir nicht mehr davon, wenn ich bitten darf! Ob ich gleich Geheimer Hofrath bin, weiß ich doch recht gut was ich sage — ich sehe klar — vielleicht nur zu klar. — Ich will nun einmal nicht, daß Herr Stoll meine Nichte heirathe — es ist schon gerade genug, daß er —

Fr. v. Werthh. Nun, was?

Hr. v. Werthh. Daß er Wiener Galopp mit meiner Frau tanzt — das paßt sich für die Gemahlin eines Geheimen Hofraths nicht — das könnte mir leicht bei der höchsten Behörde Nachtheil bringen —

Fr. v. Werthh. O! da verlassen Sie sich nur auf mich.

Hr. v. Werthh. Wie so? Madame! Was wollen Sie damit so eigentlich sagen?

Fr. v. Werthh. Was ich sagen will? — Daß ich Stoll mein Wort gegeben — daß ich ihm Hoffnungen gemacht habe —

Hr. v. Werthh. Hoffnungen?!

Fr. v. Werthh. Welche meine Nichte in Erfüllung bringen sollte. Was könnte ich ihm denn nun jetzt antworten?

Hr. v. Werthh. Daß ich für meine Nichte keinen Militair ohne Vermögen zum Gemahl haben will.

Fr. v. Werthh. Er hat ja aber welches — zwanzig tausend Gulden.

Hr. v. Werthh. Und woher denn?

Fr. v. Werthh. Daß weiß ich nicht, aber er hat sie. — Sein Agent kann es Ihnen bezeugen.

Hr. v. Werthh. Nun gut, aber dann müssen Sie ihm dennoch sagen, daß ich nicht will.

Fr. v. Werthh. Und warum nicht?

Hr. v. Werthh. Weil ich eine and're Parthie für meine Nichte habe, die man mir vorgeschlagen hat, und die ich angenommen — den einzigen und lezten Erben der Gräflich Frankensteinschen Familie, und der so reich ist, wie man mir gesagt hat, daß er sich um eine Mitgift nicht eben sehr bekümmern wird.

Dein Zorn ist groß! dein Zorn ist schwer,
Doch ist es unsre Schuld noch mehr.
Trägt aber nur der Sünder Leid,
So hast du wohl Barmherzigkeit.

Drum bet ich dich voll Glauben an,
Was Gott thut, das ist wohlgethan,
Ich aber will, ich Schwache nun,
Auf meinem Platz das Meine thun.

Von dieser Stunde an betrat
Sie nimmer, weder früh noch spat,
Noch Mittags wiederum zum Mahl
Den stillen dunkeln Klostersaal.

Von dieser Stunde an erhob
Sie nur den Mund zu Preis und Lob,
Das sie dem Herrn und Heiland gab,
Und thät sich aller Nahrung ab.

Von dieser frommen Stunde an
Zu welken ihr der Leib begann,
Doch in den blauen Augen war
Es immer freundlich lieb und klar.

Und als ihr fast die Kraft verging,
Da zog sie noch am Schellenring
Und rief die Schwestern aus dem Gang,
Die waren Alle stumm und bang.

Fr. v. Werthh. Das ist also der Grund?

Hr. v. Werthh. Nein, Madame — ich will das Glück meiner Nichte, das versteht sich, — aber ein Glück das mir nichts kostet ist mir natürlich doppelt theuer. Und dann eine so nahe Verwandtschaft mit einem Frankenstein — einem ehemaligen Reichsgrafen — das ist etwas werth — das giebt einem Geheimen Hofrathe noch mehr Ansehn, — das wird mich bei der höchsten Behörde empfehlen.

Fr. v. Werthh. Ach, Sie haben auch immer nichts weiter im Kopfe als das!

Hr. v. Werthh. Ist hinreichend, mein Kind, ist vollkommen hinreichend für einen Kopf aus der dritten Klasse der Hofordnung. — Aber dann tritt auch noch eine Rücksicht ein, welche die andern bei weitem überwiegt. Man versichert mir nämlich, daß der Herr Graf ein ausgezeichneter Gelehrter sey, und ich, der ich Mitglied der gelehrten Akademien von Berlin und München, Correspondent der Akademie von Calcutta und Stifter des hiesigen bibliographischen Vereins bin, ich würde gar nicht böse darüber seyn, auch noch diesen Stern am literarischen Horizonte zu der übrigen Lichtmasse hinzuzufügen, deren sich unsre Familie schon zu rühmen hat.

Fr. v. Werthh. Und deßhalb wollten Sie Ihre Nichte aufopfern?

Hr. v. Werthh. Aufopfern?

Fr. v. Werthh. Ja, mein Herr, denn sie bilte den jungen Stoll — und Sie wollten ihrer Nei-

gung entgegen treten? sie zwingen, einen Greis zu heirathen?

Hr. v. Werthh. Er ist erst drei und dreißig Jahr alt.

Fr. v. Werthh. Einen lächerlichen Menschen.

Hr. v. Werthh. Er bezieht jährlich 200,000 Gulden Einkünfte.

Fr. v. Werthh. Meinetwegen einen Crösus, den sie aber nicht lieben kann — nicht lieben wird. — Nun, Sie werden trotz Ihrer höchsten Behörde sehen, was daraus folgen wird.

Hr. v. Werthh. Belieben Sie jetzt zu schweigen, denn ich sehe unsre Nichte kommen.

Fr. v. Werthh. Ich beziehe mich bloß auf diese selbst — und wenn Sie sie befragen wollen —

Hr. v. Werthh. Ist nicht mehr wie billig.

Fr. v. Werthh. So werden Sie hören, ob ich Recht habe oder nicht.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Helene (kommt aus dem Garten).

Hr. v. Werthh. Komm näher, meine liebe Nichte — immer näher! — Wo kommst Du denn her?

Hel. Aus dem Garten. O! ich spaziere schon seit einer Stunde darin herum — seit ich angekommen bin.

Hr. v. Werthh. Es kommt mir vor als ob ſie rothe Augen habe.

Hel. Ach nein, lieber Onkel.

Fr. v. Werthh. Du haſt geweint.

Hel. Je nun, ein klein wenig — aber ohne Grund — ohne Urſache.

Fr. v. Werthh. Armes Kind! Die Ahnung, ja, die Ahnung! — Nun, ſo höre denn einmal. Haſt Du auf dem letzten Balle, wo wir zuſammen in der Stadt waren, einen jungen Mann bemerkt, der nicht von Deiner Seite wich?

Hel. Welchen denn? liebe Tante!

Hr. v. Werthh. Das heißt alſo, es gab darin eine ganze Menge.

Fr. v. Werthh. Einen jungen Dragoner-Officier — den Lieutnant Stoll.

Hel. Ach ja, liebe Tante.

Fr. v. Werthh. (zu ihrem Manne). Nun, da ſiehſt Du! (zu Helene). Ihr habt zuſammen getanzt. — Wie gefällt er Dir?

Hel. Das weiß ich ſelbſt nicht — ich habe ihn gar nicht angeſehen.

Hr. v. Werthh. (zu ſeiner Frau). Da hören Sie's!

Fr. v. Werthh. Ach, ſo ſagen wir Alle. (zu Helene). Aber, liebe Helene, Du mußt hier frei und offen ſprechen. — Wenn er nun um Deine Hand anhielt?

Hel. (für ſich). Ach! Du mein Gott!

Fr. v. Werthh. Und es nur von Dir abhinge, seinen Antrag anzunehmen, — was würdest Du thun?

Hel. Ihn zurückweisen.

Fr. v. Werthh. (zornig). Albernes Ding!

Hr. v. Werthh. (freudig). Bravo! meine liebe Nichte! Das macht Deinem Geschmacke Ehre, und Du hast wohl daran gethan, frei und offen zu sprechen, wie Dir's um's Herz ist, weil wir Dich ja viel zu lieb haben, um Deiner Neigung irgend eine Gewalt anthun zu wollen. — Wie nun aber, wenn statt des Herrn Stoll's, eines jungen Lieutenants, der nichts als seinen Säbel und seinen Tschako hat, ein Mann von Verdiensten, ein reicher und angesehener Mann sich darstellte — zum Beispiel, der Graf von Frankenstein — der Dir seine Hand und Vermögen anböte, — was würdest Du dann sagen?

Hel. (ergreift zärtlich seine Hand). O, mein guter Onkel — dann würde ich — ihn auch zurückweisen.

Hr. v. Werthh. Was soll das heißen?

Fr. v. Werthh. Das liebe Kind hat vollkommen Recht — da würde sie noch eher Herrn Stoll lieben.

Hel. Ganz und gar nicht.

Hr. v. Werthh. Nein, sie zöge gewiß den Grafen vor..

Hel. Ebenfalls nicht. — Weder den einen noch den andern.

Fr. v. Werthh. Und was verlangst Du denn?

Hr. v. Werthh. Was willst Du denn sonst?

Hel. So bleiben wie ich bin. — Ich will gar nicht heirathen.

Fr. v. Werthh. Und weßhalb denn nicht? wenn's beliebt?

Hel. Weil ich da ein Buch habe — oder vielmehr ein Heft, in dem alle Nachtheile des Eheſtandes ſo wahr und einleuchtend geſchildert ſind, daß ich ſeitdem gar nichts mehr davon hören mag.

Hr. v. Werthh. Zum Beiſpiel?

Hel. Da, lieber Onkel, leſen Sie ſelbſt, (giebt ihm das Heftchen) und Sie werden alle Unannehmlichkeiten einſehen, die nothwendig aus dem Heirathen entſtehen müſſen.

Hr. v. Werthh. (nimmt zornig das Heft und wirft es auf den links ſtehenden Tiſch). Was das für Albernheiten ſind! Glaubſt Du denn, daß ich daraus, etwas Neues lernen würde? und daß ich nicht ſchon wüßte, was es damit für eine Bewandtniß hat?

Hel. Nun, dann müſſen Sie auch zugeben, daß er Recht hat. Ach, und der Mann, der dieſes geſchrieben, hat ſo viele Talente, ſo viele Kenntniſſe, daß ich mich unbedingt auf ihn verlaſſe. Nein, nein, ſeit ich das da geleſen habe, will ich eher ſterben als heirathen; denn da man, wie da d'rin ſteht,

in der Ehe nun einmal aus Kummer und Noth auch ſterben muß, ſo iſt's ja viel beſſer, das erſtere ohne weiteres zu thun, da hat man doch wenigſtens die Ehe erſpart.

Hr. v. Werthh. Hat man je ſolche alberne Redensarten gehört! — Die haſt Du gewiß von Deiner Tante aufgeſchnappt! — Aber! was hilft das alles: zum Zwecke müſſen wir doch kommen. Ich habe dem Grafen Frankenſtein mein Wort gegeben, und er wird noch heut' hier eintreffen, hier auf unſer'm Landhauſe mit einem Freunde, der die ganze Sache eingeleitet hat. Für's erſte ſoll man ihn freundlich, heiter und fröhlich empfangen — das and're wird ſich ſchon finden.

Hel. Aber, lieber Onkel —

Hr. v. Werthh. Und wenn er Euch nicht gefällt — wenn ich mich genöthigt ſehe, mein Wort zurückzunehmen, ſo menge ich mich gar nicht mehr in Deine künftige Verſorgung und ſchicke Dich auf der Stelle zu Deiner Mutter nach der Stadt zurück.

Hel. (furchtſam die Augen niederſchlagend und eine Verneigung machend). Wie der Herr Onkel befehlen.

Fr. v. Werthh. Wir armen Frauen! Sind wir doch ſtets Opfer unſ'rer Sanftmuth und Unterwürfigkeit! (leiſ' zu Helene). Komm' Du nur, mein Kind — Muth gefaßt — nicht gewankt — ich will Dir ſchon beiſtehen. (geht mit ihr rechts ab).

Dritter Auftritt.

Herr v. Werthheim (allein).

Wahrhaftig, ich muß, bloß um meine Frau und Nichte zu regieren, mehr Mühe anwenden, als es der höchsten Behörde kostet, das ganze Land unter einen Hut zu bringen. Freilich ist das wahr, daß, wenn es auf einen guten Rath ankommt, meine Frau nicht in Verlegenheit damit ist, während bei uns Herrn Geheimen Hofräthen manchmal guter Rath theuer zu seyn scheint. — Nun, jeder nach seiner Art. — Still, da kommen sie.

Vierter Auftritt.

Herr v. Werthheim. Dr. Schulz. Reinhold.

Hr. v. Werthh. (zu Schulz). Was das schön von Ihnen ist, daß Sie sich hübsch zeitig eingefunden haben!

Dr. Schulz (hält Reinhold an der Hand und steht im Begriff, ihn dem Herrn v. Werthheim vorzustellen). Herr Geheimer Rath, wir haben uns mit Vergnügen beeilt, ich und mein Freund —

(Hier macht sich Reinhold sacht von Schulzens Hand los, und geht in die Gallerie vor der Thüre).

Hr. v. Werthh. Aber wo ist denn der Herr Graf?

Dr. Schulz. Ich habe die Ehre, ihn Ihnen hier vorzustellen. — (dreht sich um und bemerkt, daß Reinhold nicht mehr da ist). Nun, was ist denn das? (geht nach der Thüre wieder zu). Richtig! Da ist er dort in der Gallerie und betrachtet die alten Rüstungen und eine ganz verblich'ne alte Zeichnung! (er geht ab und kehrt gleich darauf mit Reinhold zurück, den er an der Hand hält). Da ist der Herr von Werthheim, Herzoglicher Geheimer Hofrath, Ihr zukünftiger Onkel, den Sie so sehr zu sehn wünschen.

Reinh. (geht feurig auf Werthheim los). O, mein Herr Geheimer Hofrath — erlauben Sie mir, Ihnen meine Hochachtung zu bezeugen — wie freue ich mich — wie entzückt bin ich —

Dr. Schulz. Nun, das geht ja recht gut! — ich habe ihn noch nie so zuvorkommend gesehen.

Hr. v. Werthh. (sich verbeugend). O, mein Herr Graf! die Freude, das Entzücken ist vielmehr auf meiner Seite, und ich kann Ihnen die Ehre haben zu versichern, daß ich und meine Frau —

Reinh. Nicht wahr, sie ist wenigstens dreihundert Jahr alt?

Hr. v. Werthh. Dreihundert Jahre! meine Frau?

Reinh. O nein, die Zeichnung die ich da eben gesehen habe — in Ihrem ersten Zimmer dort.

Hr. v. Werthh. Ja, das kann möglich seyn.

Reinh. Nein, gewiß, gewiß! Sie muß von

Albrecht Dürer seyn, wie ich an der Manier zu erkennen glaube.

Hr. v. Werthh. Das ist sie auch.

Reinh. O! das freut mich sehr. Ich sehe daraus, daß der Herr Geheime Hofrath auch Kunstkenner sind, und das vermehrt nur noch meine Hochachtung.

Hr. v. Werthh. Die mir ungemein schätzbar ist — besonders nach den Plänen einer nähern Verbindung, über welche unser gemeinschaftlicher Freund der Herr Doctor mit mir gesprochen hat.

Dr. Schulz. Ein Plan, den der Herr Graf mit der größten Wärme aufgefaßt hat, und er erwartet nur den glücklichen Augenblick, wo er den Damen seine Aufwartung machen kann, der Frau Geheimen Hofräthin und Ihrer liebenswürdigen Nichte.

Hr. v. Werthh. Die Damen haben nur noch einiges Nothwendige anzuordnen, und ich bin in Verzweiflung, daß sie den Herrn Grafen so lange warten lassen.

Reinh. (der unterdeß die Bibliothek betrachtet hat). Sie haben da eine kostbare Bibliothek.

Hr. v. Werthh. Sie können sie nur noch nicht recht sehen. Was die bildende Kunst betrifft, da bin ich nur ein Stümper, aber hinsichtlich der Bücher ist das ganz etwas anderes. Ich bin Mitglied der gelehrten Akademie zu Berlin und —

Reinh. (freudig). Ist's möglich! — Mitglied

des Vereins, der den Wissenschaften schon so große Dienste erwiesen hat!

Hr. v. Werthh. (selbstgefällig). „Quorum pars magna fui.“

Reinh. Aus dem Virgil! — Sehen Sie einmal! — (er giebt ihm die Hand). Sobald man die vaterländische Sprache spricht — des klassischen Vaterlands — ist man auch ein Landsmann — also mein theurer Landsmann!

Hr. v. Werthh. (ihm die Hand wieder drückend). Mein theurer Landsmann — mein geliebter Neffe!

Reinh. (geht an den Tisch und betrachtet die Bücher darauf). Sie haben da sehr schöne Editionen.

Hr. v. Werthh. Und eine noch schönere Nichte — das darf ich wohl sagen — nun, Sie sollen selbst sehen.

Reinh. Man darf sie also ansehen?

Hr. v. Werthh. Ei natürlich!

Reinh. (die Bücher näher untersuchend). Ein schöner Terenz! — ein Plautus! — ein vortrefflicher Petron! (nimmt das Buch und zeigt es Herrn von Werthheim). Mit allen neuen Fragmenten! — Das ist ein Schatz! — und der Druck, wie köstlich!

Hr. v. Werthh. Von Robertus Stephanus.

Reinh. Und ohnstreitig die ächte Ausgabe! — Warten Sie! — Pagina 66 da müssen zwei Druckfehler stehen, die in der unächten Ausgabe nicht vorhanden sind.

Und theilte noch den Segen aus
An Alle, die im frommen Haus,
Und ließ sie singen dann ein Lied
Und sang mit ihnen und — verschied.

Da war kein Auge trocken mehr
Bei allen Schwestern um sie her,
Da war kein Herz in keiner Brust,
Das noch gehabt am Leben Lust.

Als aber nun in stiller Nacht
Der Leib zur Erde war gebracht,
Und sich der Hügel sanft erhob
Und Rasen drum sich freundlich wob;

Da zogen Alle stumm zurück
Die Schwestern mit verweintem Blick,
Und irrten lang im Haus umher,
Denn ihre Mutter war nicht mehr.

Doch als nach einer Nacht voll Gram
Der schöne junge Morgen kam
Und jede nach dem Kirchhof nah
Aus ihrer Zelle Fenster sah;

Da war kein Rasen mehr zu sehn,
Kein Hügel sanft mit Grases Wehn,
Doch Halmen rauschten auf dem Grab
Wie goldne Wellen auf und ab.

Hr. v. Werthh. Ganz recht! — wir können gleich nachsehen — denn ich habe diese auch da.

Reinh. (wieder zum Tische tretend). Ein köstlicher Mann, der Herr Geheime Hofrath! Er hat alle Editionen!

Hr. v. Werthh. O! ich habe noch weit bessere.

Reinh. Wahrhaftig!

Hr. v. Werthh. Eine Nichte, deren Liebenswürdigkeit und Schönheit, verbunden mit so vieler Bescheidenheit —

Reinh. (einen Schrei ausstoßend). Nein! nein! Das ist einzig!

Hr. v. Werthh. Nicht wahr? Meine Nichte wird. . . .

Reinh. (fortfahrend). Da habe ich mich nun schon seit so langer Zeit darnach gesehnt! Der astrologisch-medicinische Kalender von 1457 in Folio.

Dr. Schulz. Nun, das ist etwas Rechtes!

Reinh. Barbaren, die Ihr seyd! — Von Guttenberg ist er — von Henne Gänsefleisch Guttenberg von Sorgenloch selbst — dem Erfinder der Buchdruckerkunst! (zu Herrn von Werthheim). Darf man es angreifen?

Hr. v. Werthh. O, recht gern.

Reinh. (nimmt den Kalender und tritt damit zwischen Schulz und Werthheim). O Meisterstück des menschlichen Geistes! Erster Stein zu dem ewigen Denkmale das das Genie der Civilisation der Erde errichtet hat! (zu Schulz). Wie? Sie sind nicht

bewegt, nicht gerührt? — Fühlen Sie, wie mein Herz schlägt! — Wie ich vor Freuden weinen möchte, wenn ich diese nun schon verblichenen Buchstaben sehe, magischen Zauberzeichen gleich, die die Barbarei verjagt und das Licht zur Welt gebracht haben, durch die die Wohlthaten der Wissenschaft verbreitet und die Erzeugnisse des Genie's unsterblich gemacht worden sind! (zu Herrn von Werthheim). O, wie glücklich Sie sind, einen solchen Schatz zu besitzen! Ich gäbe alles in der Welt darum —

Dr. Schulz. Wo denken Sie hin?

Reinh. Ja, ja! Doctor! Sie sagten heut' früh, es sey etwas Schönes um den Reichthum. In diesem Augenblicke fühle ich dessen ganzen Werth, und wenn ich jemals eine solche Incunabel erlangen kann —

Hr. v. Werthh. Sie ist die Ihrige.

Reinh. Was sagen Sie?

Hr. v. Werthh. Es ist mein Hochzeitsgeschenk.

Reinh. (ihm um den Hals fallend). Ach, mein Onkel! mein theurer Onkel! — Ja, Doctor, jetzt fühle ich's, daß Sie Recht hatten, und daß ich mich an's Heirathen gewöhnen werde.

Dr. Schulz. Wahrhaftig?

Reinh. Alles was ich bis jetzt davon gesehen habe, kommt mir so süß, so angenehm vor — Zeichnungen — Bücher — ich glaube noch zu Hause zu seyn — und dann ein vortrefflicher Onkel — ein bedeutender Gelehrter, der so schöne Editionen hat!

Dr. Schulz (zwischen Reinhold und Werthheim tretend). Vortrefflich! — Die Sache iſt alſo beſchloſſen und abgemacht. — Sie gefallen ſich einander gegenſeitig.

Hr. v. Werthh. und Reinh. Recht ſehr.

Hr. v. Werthh. Meiner Nichte Einwilligung jedoch vorbehalten.

Reinh. O! deßhalb trage ich keine Sorge. — Das iſt dem Doctor ſeine Sache.

Dr. Schulz. Ich ſtehe für alles.

Hr. v. Werthh. Iſt's möglich!

Dr. Schulz. Kündigen Sie nur vorläufig unſ're Ankunft den Damen an. Was mich betrifft, ſo muß ich, da man ſich jetzt gegenſeitig bereits einverſtanden hat, nur noch einen nothwendigen Krankenbeſuch in der Nachbarſchaft machen. Bis zum Mittagseſſen geben Sie mir doch Urlaub?

(Reinhold iſt indeß in die Bibliothek gegangen).

Hr. v. Werthh. Recht gern, Ich muß aber auch noch einiges beſorgen, und befürchte den Herrn Grafen allein laſſen zu müſſen.

Dr. Schulz. Da machen Sie ſich keine Sorge; der denkt ſchon nicht mehr an uns! Der iſt jetzt bei ſeinen Büchern. Er iſt im Stande, wenn er ſo einen alten Wälzer in die Hand nimmt, alles zu vergeſſen, ſelbſt das Mittagseſſen. Das iſt aber bei

mir nicht der Fall, und der Magen behält stets sein gutes Gedächtniß.

(Dr. Schulz geht nach wechselseitiger Begrüßung durch die Mitte, Hr. Werthheim rechts ab).

Fünfter Auftritt.

Reinhold (allein).

Ich muß mir dieß einzige Werk noch einmal betrachten und recht mit Ruhe. — Da, an den Tisch will ich mich dazu hinsetzen. (er setzt sich an den Tisch und legt den Kalender sorgfältig vor sich). Es ist doch etwas sehr angenehmes, einen Büchersammler in seiner Familie zu haben! Wieder ein Vorzug an den der Doctor und ich bei der Verrechnung der Vortheile welche das Heirathen darbietet, gar nicht gedacht hatten. (sein Blick fällt auf das Heft, das Herr von Werthheim im zweiten Auftritte auf den Tisch geworfen hat). Halt! was seh' ich denn da? — Ein Heft von meiner Hand! — Das habe ich ja geschrieben! — Sonderbar! — Sonderbar! (liest). „Ueber die Nachtheile des Heirathens." (er liest leis' weiter und unterbricht sich). Ist's denn möglich? (liest wieder). Da finde ich eine Menge Gründe die ich ganz vergessen hatte, und die mir doch von so großem Gewicht scheinen — (liest). „Wenn es das schwerste auf der Welt ist, für sich selbst das Glück zu erstreben, um wie viel schwerer muß es noch seyn, dieß für zwei, für drei, für vier thun zu müssen — und somit ohne alle

feste Bestimmung — denn wer kennt denn die Zahl der Kinder mit denen er im Ehestande bedroht ist. — Wer kann sie voraus sehn?" — Nun, ich gewiß nicht! — Dagegen ist gar nichts einzuwenden (tieft). „Künstler, Gelehrter, Philosoph! Dein Leben gehörte Dir selbst, es wird Dir nun nicht mehr angehören — indem Du Deine Unabhängigkeit verlierst, verlierst Du auch Dein Talent — es wird durch die Beschwerden und Kleinlichkeiten des Haushalts abgestumpft, erstickt, vernichtet werden — und wie willst Du denn auf die Begeisterung des Genius horchen, wenn die Stimme einer zornigen Hausfrau, wenn das Gekreisch der Kinder in der Wiege Dich bis in die Stille Deines Studierzimmers verfolgt?" — Das ist wahrhaftig wahr! — und daran hatte ich gar nicht gedacht! (er steht in der größten Unruhe auf). Kinder! — das schreit ja von der Geburt an — von der Wiege an — und wenn sie krank sind — wenn sie Zähnchen bekommen! (geht heftig umher). Schrecklich! Fürchterlich! sich so etwas zu denken! Von dem bloßen Gedanken bekomme ich schon Kopfschmerzen! (er durchfliegt das Heft) „Die Koketterie — die Gesellschaften — die Bälle — Du mußt entweder Deine Frau auf den Ball führen, oder Du giltst für einen schlechten Ehemann." — Das ist wieder wahr! — „Und führst Du sie hin, so bringst Du Dich um den Schlaf." — Das ist ebenfalls wahr! sehr wahr! — Der Ehestand ist also eine stete Schlaflosigkeit, ein immerwährender Alp! — und

ich, der ich mich bloß um deßwillen verheirathe, um mein großes Werk zu Ende zu bringen! — Da arbeite einer einmal, wenn man nicht geſchlafen hat! (er wirft das Heft auf den Gueridon rechts). Welches Glück, daß es noch Zeit iſt! Denn wenn ich dieſes Papier erſt den Tag nach meiner Hochzeit gefunden hätte — was hätte daraus entſtehen können!

Sechſter Auftritt.

Chriſtian. Reinhold.

Chriſt. (tritt geheimnißvoll ein). Ach, lieber Herr, lieber Herr! Da ſind Sie ja! — Ich möchte gern mit Ihnen ſprechen.

Reinh. Nun, das iſt eben nicht ſchwer.

Chriſt. Ja, das weiß ich wohl — aber das Schwere dabei iſt, daß Sie auch auf mich hören ſollen, — und doch betrifft es Ihr Lebensglück.

Reinh. Was iſt's denn?

Chriſt. Sie haben mir heut früh erzählt, daß Sie heirathen wollten, und ich habe nichts dagegen eingewendet, weil man bei Ihnen ſo etwas gar nicht anfangen kann, aber bei alle dem hat mich bei der Nachricht in Ihre Seele hinein geſchaudert vom Kopf bis auf die Fußzehen.

Reinh. Und warum denn?

Chriſt. Ja, ſehen Sie nur: ich ſagte nämlich ſo zu mir ſelbſt: Dein lieber Herr, der an gar nichts

denkt, wird gewiß auch niemals daran denken, daß er verheirathet iſt.

Reinh. Ich dächte an nichts?

Chriſt. Nein, lieber Herr, denn noch heute früh, als wir eben die Treppen hinunterſtiegen, kehrten Sie wieder um, um Ihren Tacitus mitzunehmen.

Reinh. Allerdings, und ich habe ihn hier in meiner Taſche.

Chriſt. Nein, lieber Herr; Sie nicht, ſondern ich, ich habe ihn hier in der meinigen. Aber ſtatt deſſen haben Sie Ihren Pantoffel erwiſcht und ihn in der Zerſtreutheit mitgenommen.

Reinh. (zieht den Pantoffel aus der Taſche und betrachtet ihn ſtaunend). Das iſt doch ſonderbar!

Chriſt. Ich bitte ſie aber, mir ihn wieder zu geben, weil ſonſt das Paar zerriſſen iſt.

Reinh. Da, alter Junge, da haſt Du alles was ich von Pantoffeln bei mir habe.

Chriſt. Nun ſchließen Sie aber einmal gütigſt aus dieſem Pantoffel da, ob Sie nicht zwanzigmal des Tages Ihre Frau vergeſſen würden — und Ihre Frau auf der andern Seite würde nun wieder nicht eben ſehr große Mühe haben, auch Sie zu vergeſſen — vorzüglich nach dem was ich ſo eben gehört habe.

Reinh. Und was haſt Du denn gehört?

Chriſt. Ja, ſehen Sie, ich war in dem Garten, und hatte mich ſo hinter ein Obſtſpalier verſteckt, als auf einmal zwei Perſonen kamen und ſich ganz nahe bei mir niederſetzten. An der Stimme erkannte

ich da gleich den jungen Herrn wieder, der heute früh Ihr Quartier miethen wollte.

Reinh. Den Lieutenant Stoll, den Sohn des Profeſſors?

Chriſt. Er ſprach mit der Dame vom Hauſe, der Frau von Werthheim — und ſie redeten von Ihnen. — Es kam mir vor, als ob dieſe Dame ein Häkchen auf Sie hätte, und Sie nicht recht leiden könnte.

Reinh. Weiter!

Chriſt. Und der Officier ſagte, indem er that, als ob er Sie anredete — warten Sie nur — ich habe mir die Worte recht ordentlich gemerkt, und ſie wohl hundertmal im Hergehn repetirt, weil die barbariſchen Namen die darin vorkommen, mir gar nicht im Gedächtniſſe bleiben wollten.

Reinh. Nun, was ſagte er denn?

Chriſt. Mit Verlaub zu ſagen, redete er Sie ganz grimmig an: „Verwünſchter Bücherwurm, weil Du nun einmal dieſes Band knüpfen willſt, ſo ſollſt Du bei Deiner neuen Helena das beneidenswerthe Loos eines zweiten — Mene — Mene —

Reinh. (einhelfend). Menelaus —

Chriſt. Ja, ja — Menelaus — finden. — So war's! — Was ſoll denn aber das heißen? Ich verſtehe kein Wort davon.

Reinh. Aber ich recht wohl.

Chriſt. Was Böſes muß es wohl ſeyn, denn

er ſah dazu recht grimmig aus. Wohl was ganz Nagelneues?

Reinh. Ach nein! Ein ſehr alter Gebrauch, den man den Griechen nachgeahmt hat.

Chriſt. So, ſo! Alſo griechiſch!

Reinh. Alſo grimmig ſah er aus?

Chriſt. Ja, aber auch ganz gewaltig verliebt.

Reinh. Der arme junge Menſch! — Und die Tante will mich, wie Du ſagteſt, auch nicht zum Neffen haben; ſie kann mich nicht leiden?

Chriſt. Ganz und gar nicht.

Reinh. Arme Frau!

Chriſt. Was ſagen Sie aber nun zu alle dem?

Reinh. (kalt). Nichts. (ſetzt ſich vor den Tiſch rechts).

Chriſt. Wie? — und Sie ſetzen ſich dahin und wollen wieder arbeiten nach alle dem was ich Ihnen eben geſagt habe?

Reinh. Das nicht, ſondern an die Tante ſchreiben, daß ich nicht alle unglücklich machen, ſondern lieber auf die Verheirathung verzichten will.

Chriſt. Ach! wie gut das von Ihnen iſt! (ſieht, daß Reinhold wieder ein anderes Blatt beſchreibt). Nun, an wen ſchreiben Sie denn da ſchon wieder? — Nehmen Sie mir's ja nicht übel — aber ich habe immer Angſt vor irgend einer Zerſtreuung.

Reinh. An den jungen Officier — an Herrn Stoll — um ihm zu melden, daß ich zu ſeinem Beſten auf alle meine Rechte Verzicht leiſte.

Chriſt. Welcher Edelmuth!

Reinh. (fortſchreibend). Ich habe kein Verdienſt dabei, denn jetzt geſchieht's um meines eig'nen Beſtens willen und nach meinen eig'nen Grundſätzen. — Chriſtian! Biſt Du verheirathet geweſen?

Chriſt. Ja, lieber Herr — es iſt ſchon lange her — als ich noch Portier war — es iſt mir aber ſehr ſchlecht bekommen!

Reinh. (immer fortſchreibend). Deine Frau hatte alſo einen Liebhaber?

Chriſt. Nein, lieber Herr — ſie hatte gar zwei.

Reinh. (läßt die Feder fallen). Das iſt doch zum Erſtaunen! (ſucht nach ſeinem Hefte und beſinnt ſich, daß er es auf den Gueridon gelegt hat; er zeigt darauf und ſagt zu Chriſtian). Gieb mir einmal das Heft da her! (Chriſtian bringt es ihm). Das iſt ein neues Argument, das ich Dir verdanke, und das ich auch noch hier nachtragen will. — Aber erſt bringe dieſen Brief da an Frau von Werthheim und den andern hier an an den Lieutenant Stoll.

Chriſt. Seyn Sie ganz unbeſorgt, das ſoll im Augenblicke mit Freuden geſchehen (er geht nach der Thüre zu).

Reinh. (will eben anfangen in ſein Heft zu ſchreiben). Du ſagteſt alſo zwei?

Chriſt. (bleibt ſtehen und kommt dann wieder zurück). Ja, lieber Herr — den Haushofmeiſter und den Feuereſſenkehrer.

Reinh. Den Feuereſſen —

Doch Halmen reif und schwer und dicht
Ergossen sich im Morgenlicht:
Und blaue Blumen wunderbar
Mit Augensternen lieb und klar.

Da — ob's wohl keine noch verstand,
Da merkten Alle doch die Hand,
Die ihnen aus dem stillen Grab
Die reinen vollen Aehren gab.

Die konnten sie doch wohl verstehn
Die Blumen, nimmer sonst gesehn,
Die, wie sonst Adelheid gethan,
Sie an mit blauen Augen sahn.

Und wie bei jedes Morgens Wehn
Sie thäten ab die Aehren mähn,
So schossen doch die Nacht darauf
Die Aehren immer schöner auf.

Und standen golden schwer und dicht
Bei jedem neuen Sonnenlicht
Und gaben weit dem Lande Korn,
Bis endlich ruhte Gottes Zorn.

Da standen nun sie wohl nicht mehr
Die Aehren um den Hügel her,
Doch wie die Mutter klar und lieb
Die blaue schöne Blume blieb.

Chriſt. Ja, ja, das konnte Ihnen damals die ganze Stadt ſagen — es hat Feuer genug an allen Ecken gegeben — Nun ich will die beiden Briefe beſorgen. (ab).

Siebenter Auftritt.

Helene. Reinhold (am Tiſche).

Hel. (tritt links ſchüchtern ein, ohne Reinhold zu ſehen). Ich bin tief erſchüttert! — Man ſucht mich, man ruft mich, um den mir beſtimmten Gemahl zu ſehen, ach, und ich empfinde ſchon im Voraus gegen ihn eine unbezwingliche Abneigung.

Reinh. (ohne ſie zu ſehen). Jetzt muß ich nun vor allen Dingen ſo ſchnell als nur immer möglich von hier fort.

Hel. (wie vorher). Wenn ich nur einen Freund, einen einzigen Freund hätte, um ihm meine Noth zu klagen, ihn in dieſer Bedrängniß um Rath zu fragen!

Reinh. (ſich umſehend, Helenen erblickend und aufſtehend). Mein Gott! Was ſeh' ich? Sie ſind's, mein Fräulein!

Hel. (ihn freudig bemerkend). Herr Profeſſor! Sie hier! O, wie mich das freut!

Reinh. Freut es Sie wirklich?

Hel. O, mein Gott, unendlich! Denn eben Sie wünſchte ich mir im Stillen herbei, ohne na-

türlich auch nur die leiſeſte Hoffnung dazu zu haben, und plötzlich ſehe ich Sie nun da vor mir!

Reinh. Liebes, gutes Fräulein!

Hel. Aber ſagen Sie mir nur, wer hätte daran denken ſollen, Sie hier in dieſem Landhauſe zu ſuchen? — Und daß Sie gerade zur rechten Zeit hier angekommen ſind, um mich zu vertheidigen, zu beſchützen!

Reinh. Sie?!

Hel. Ja, bedenken Sie nur, daß ich mit Gewalt einen reichen Mann heirathen ſoll, den ich verabſcheue!

Reinh. (theilnehmend). Und wen denn?

Hel. Den Grafen Frankenſtein.

Reinh. (ſtaunend). Iſt's möglich? — Sie alſo, liebes Fräulein, Sie ſind die Nichte des Herrn von Werthheim?

Hel. Ach Gott, ja!

Reinh. (ſie mit tiefer Bewegung betrachtend). Ich kann mich von meinem Staunen noch gar nicht erholen (traurig). Und Sie verabſcheuen den armen Grafen, ohne ihn noch zu kennen?

Hel. Ja, aus ganzer Seele.

Reinh. Und wenn Sie ihn kennten?

Hel. So würde es noch ſchlimmer ſeyn.

Reinh. Und weshalb?

Hel. Weil ich weder ſeinen Grafentitel noch ſein Vermögen mag. — Ich will überhaupt gar nicht heirathen — denn ich habe mir vorgenommen, Ih-

rem Rathe zu folgen, keine and're Meinung zu haben als die Ihrige — und da ich dieſe jetzt kenne, und in dem Heftchen dort geleſen habe — (auf das Heft zeigend, das auf dem Tiſche liegt).

Reinh. Ach, Sie haben geleſen!

Hel. Ja, Herr Profeſſor — und da Sie gegen das Heirathen ſind —

Reinh. Ja, allerdings bin ich es — aber es kann doch wohl auch vorfallen, daß ſelbſt Perſonen von Verdienſt zweierlei Meinung ſind — denn ſehen Sie, über das Kapitel kann man mit Ja und Nein antworten.

Hel. Sie aber haben Nein geſagt — und das ſchriftlich — und ich wüßte nicht, was ich von Ihnen halten ſollte, wenn Sie von früh bis Abends Ihre Meinung ſo ganz ändern könnten.

Reinh. Da behüte mich der Himmel davor! — Um Ihnen jedoch die Wahrheit zu bekennen, liebes Fräulein, muß ich Ihnen im Vertrauen geſtehen, daß ich ſelbſt in der größten Verlegenheit bin, denn — man will auch mich verheirathen.

Hel. Sehen Sie doch einmal! Nun, da will ich hoffen, daß Sie es auch abſchlagen werden.

Reinh. Noch vor einem Augenblicke war ich dazu entſchloſſen.

Hel. So iſt's recht! — Das lob' ich mir — man muß Charakter haben.

Reinh. Und jetzt, wo ich reiflicher darüber nachdenke, kommt es mir vor, als ſey es mit dem Heirathen

gerade ſo wie mit allen Dingen hier auf der Welt, die ihre gute und ihre böſe Seite haben, ſo daß derjenige der Uebles davon ſagt, nicht Unrecht hat, — aber auch der, der Gutes davon ſpricht, ganz Recht.

Hel. (verdrüßlich). Aber was ſagen denn nur Sie davon?

Reinh. Ich? — ich ſage, daß das Heirathen eben ſowohl die Urſache alles Guten wie alles Böſen ſeyn kann — und daß es alſo bloß darauf ankommt, eine rechte Wahl zu treffen.

Hel. Und wie?

Reinh. Indem man ein Weſen aufſucht, deſſen Charakter unſern guten Eigenſchaften angemeſſen iſt, und vorzüglich unſern Fehlern; denn unſre Fehler ſind ein weſentlicher Theil unſ'rer ſelbſt, von dem wir uns auch im häuslichen Leben nicht trennen wollen. — Da Sie nun die meinen recht wohl kennen, liebes Fräulein, ſo frage ich Sie, was Sie mir rathen würden?

Hel. Zu bleiben, wie Sie ſind.

Reinh. (ſeufzend). Das dachte ich wohl.

Hel. Ja, lieber Herr Profeſſor, Sie ſind gar zu ſchwer zum Manne zu nehmen, — Sie müßten eine ganz eigen für Sie geſchaff'ne Frau haben.

Reinh. (ſeufzend). Das ſagte ich mir auch.

Hel. Eine ſanfte und gute Frau — aber nicht gar zu hübſch — das wäre gar nicht nöthig. — Nicht eben zu viel Verſtand, denn Sie haben deſſen genug für zwei, die aber doch gewandt genug wäre,

um alle kleinlichen Haushaltungssorgen Ihnen aus den Augen zu rücken; ein Wesen, das vom Weibe die Zärtlichkeit und vom Manne die Freundschaft besäße, und das alle seine Zeit dazu anwendete, Sie vergessen zu machen, daß Sie verheirathet wären.

Reinh. Das ist wahr! Das wäre mir gerade recht.

Hel. Dann müßte sie auch noch, ohne Ihnen grade in die höhern Regionen der Wissenschaften folgen zu können, doch Kenntnisse genug besitzen, um sich für Ihre Studien zu interessiren, an Ihren gelungenen Arbeiten Theil zu nehmen, auf Ihren Ruhm stolz zu seyn — (näher zu ihm tretend) und mit Ihnen über Ihr großes Werk zu sprechen.

Reinh. Ja, ja, ganz recht — ganz recht!

Hel. Eine Frau endlich, die, da sie die Güte Ihres Herzens kennte, sich in keiner Art an die kleinen Sonderbarkeiten in Ihrem Thun und Treiben stieße, und damit zufrieden wäre, das zu seyn, was Sie, nach dem Studiren am allermeisten lieben.

Reinh. (lebhaft). Nein, nein — Sie vor allem andern — vor allem andern in der Welt! — Ja, ja, so eine Frau könnte ich recht brauchen! — Und Sie glauben also, liebes Fräulein, daß ich so eine nie finden würde?

Hel. Je nun, ich weiß nicht.

Reinh. Kennten Sie denn keine?

Hel. (die Augen niederschlagend). Hm — eine

vielleicht — (schnell). Aber das ist unmöglich! — daran muß man gar nicht denken.

Reinh. Und warum denn nicht?

Hel. Weil man diese dem Grafen Frankenstein bestimmt, den ich gar nicht ausstehen kann.

Reinh. (entzückt). Ist's möglich! — ach! Ich Ueberglücklicher! Nun denn! Nach diesem Geständnisse, theure Helene, erfahren Sie denn, daß — (in diesem Augenblicke tritt Stoll schnell herein, und wirft sich in Reinholds Arme).

Achter Auftritt.

Helene. Stoll. Reinhold.

Stoll. Welche Güte! Welche Großmuth! Wie soll ich Ihnen danken? —

Reinh. (für sich, in Verlegenheit). Mein Gott! an den dacht' ich gar nicht mehr.

Stoll. Dieser Brief den ich von Ihnen erhalten habe, dieser edelmüthige Brief läßt mich —

Reinh. (giebt ihm ein Zeichen). Schon gut, schon gut, Herr Lieutenant. Wir sprechen nachher davon (tritt zwischen Stoll und Helene). Gehen Sie jetzt, mein theures Fräulein, gehen Sie jetzt vor allen Dingen zu Ihrem Onkel, der wird Ihnen sagen — Ihnen erklären — ich selbst, ich kann es jetzt noch nicht — ich habe vor allen Dingen mit diesem Herrn hier zu sprechen — aber unterdessen soll

Ihr Herr Onkel zum Notar ſchicken und den Ehecontract gleich aufſetzen laſſen.

Hel. Wie ſoll ich denn das verſtehen? — ein Contract! Warum denn?

Stoll. (zu Reinhold). O! wie gut Sie ſind! — Sich auch noch darum zu bekümmern!

Reinh. Ja, ja, zum Notar ſoll Ihr Herr Onkel gleich ſchicken — ich bitte darum.

Hel. Sagen Sie mir aber nur — Sie ſind ſo bewegt — ſo unruhig —

Reinh. Ja, das bin ich — aber das iſt gerade eben Recht.

Hel. Nun, ich gehe — aber ich weiß durchaus nicht, was ich von den beiden Herrn denken ſoll (geht in der Mitte ab).

Neunter Auftritt.

Reinhold. Stoll.

Reinh. (ihr nachblickend, für ſich). Herrliches Mädchen! Ja, Du wirſt die Meine!

Stoll (ihr nachſehend, eben ſo). Herrliches Mädchen! und durch ihn wird ſie die Meine!

Reinh. (nach einer Pauſe des innern Gefühls dreht er den Kopf von der Mittelthür weg, und erblickt plötzlich wieder Stoll). Ach, ja ſo!

Stoll (ſich ebenfalls zu ihm wendend). Mein Wohlthäter!

Reinh. (verlegen). Mein Herr Lieutenant — Sie sehen mich einigermaßen verlegen —

Stoll. O nein, das bin ich! Wie wäre das auch anders möglich nach so vieler Großmuth? — Mir alle Ihre Rechte abzutreten — sich feierlich verbindlich zu machen, auf Helenens Hand zu verzichten — und sich nun noch sogar mit dem Notar und dem Contracte abzugeben.

Reinh. (verlegen). Das heißt, mein Herr Lieutenant — ich muß die Ehre haben, Ihnen zu sagen —

Stoll. Ich wollte gar nicht daran glauben — aber hier steht's ja geschrieben — von Ihrer Hand unterzeichnet. — Ihnen werde ich also mein Glück schuldig seyn.

Reinh. (wie vorher). O ja, liebster Freund — ich wünschte allerdings von ganzem Herzen, daß dem so wäre — aber — aber das ist nun nicht mehr möglich.

Stoll. Was wollen Sie damit sagen? — Habe ich denn denn nicht Ihr feierliches Versprechen?

Reinh. Ich sage nicht nein, — ich habe allerdings Unrecht gethan — wie ein Narr gehandelt — wie ein alberner Mensch mich benommen, — als ich auf meine künftige Gattin Verzicht leistete, hatte ich sie noch nicht gesehen — ich glaubte, es sey eine and're.

Stoll. Ei, das thut nichts zur Sache.

Reinh. O nein, das thut sehr viel! Es fand

ein Irrthum in der Person statt, ein error in persona — und alle Rechtsgelehrten in der Welt werden Ihnen sagen, daß das ein Versprechen rückgängig macht — pactum annihilat. —

Stoll. Mir gleichgültig. Verspricht man einmal etwas, so muß man sich fein vorsehen.

Reinh. Aber ich konnte doch nicht im Voraus sehen, daß ich ihr gefallen — daß sie mich lieben würde. — Sie werden selbst eingestehen müssen, daß das unmöglich war.

Stoll (mit Verachtung). Also man liebt Sie — Sie!

Reinh. Ja, mein theurer Freund, das thut man. — Meine Schuld ist's wahrhaftig nicht, und ich wende mich daher an Ihre Großmuth, an Ihr Gewissen. Sie sind noch jung, sind ein allerliebster Mensch, ein schöner Militair, Ihnen wird es nie an Damen fehlen, die eine zärtliche Zuneigung zu Ihnen fassen werden, während bei mir — o! da ist's eine ganz and're Sache. — Vielleicht giebt's in der ganzen Welt nur diese einzige, die so gütig ist, mir ihr Herz zu schenken. O! lassen Sie mir doch dieses bescheidene Glück, es wird Ihnen gewiß überschwängliche Zinsen bringen!

Stoll. Nein, mein Herr!

Reinh. Nun so ziehen Sie als Mensch noch einen einzigen Umstand in Berücksichtigung. Ich verheirathe mich auf Verordnung des Arztes — es handelt sich um mein Daseyn und meinen Verstand.

Stoll. Das geht mich alles nichts an — ich habe Ihr Verſprechen.

Reinh. Wohlan denn, mein Herr! — ich würde mich nicht unterfangen haben, es zu ſagen, aber jetzt, da Sie mich dazu zwingen — ſo will ich's Ihnen denn eingeſtehn, daß ich verliebt bin! — ja, ja, verliebt, völlig verliebt! — ich liebe Helenen leidenſchaftlich, und werde ſie weder Ihnen noch ſonſt jemand überlaſſen.

Stoll. Oho, das wollen wir wohl ſehen. Entweder Sie entſagen Helenens Hand auf der Stelle, oder Sie ſchlagen ſich mit mir.

Reinh. Weder ein's noch das and're. Ich werde auf Helenens Hand nicht verzichten, weil dieß meinem Glücke zuwider liefe, und ich werde mich nicht ſchlagen, weil dieß meinen Grundſätzen und Gewohnheiten zuwider läuft.

Stoll. Aha, Sie wollen ſich nicht ſchlagen? Nun denn ſo rechnen Sie darauf, mich überall zu finden, wo Sie auch nur immer ſeyn mögen, wie ich Sie dann mit den Namen eines Feigen, eines Ehrloſen brandmarke, öffentlich erkläre, daß alle Gelehrte nur ein erbärmliches haſenherziges Gelichter ſind, daß —

Reinh. (auch wild werdend). Alle Gelehrte? — Was reden Sie da von Gelehrten? — Mich beleidigen, das können Sie in des Himmels Namen, darauf würde ich nicht im mindeſten Acht haben — aber die Fakultät angreifen, die Wiſſenſchaft

Und ist mit Sternen blond und schön
Bei Aehren immer noch zu sehn,
Wie Adelheid auch einst das Brot
Mit sanften blauen Augen bot.

Fr. Kuhn.

verunglimpfen! — Das iſt eine Beleidigung, die alle Gränzen überſchreitet, und wegen deren ich nun jetzt ſelbſt von Ihnen Genugthuung verlange.

Stoll. Sey's denn — ich bin völlig dazu bereit. Und die Waffen?

Reinh. Welche Sie wollen.

Stoll. Piſtolen.

Reinh. Deſto beſſer — da braucht man ja bloß den Hahn abzudrücken.

Stoll. Um fünf Uhr — in der Allee dort unten am Waſſer.

Reinh. Ich werde mich einfinden.

Stoll. Ihr Sekundant?

Reinh. Mein Arzt.

Stoll. Sehr vorſichtig.

Reinh. Auf Wiederſehn.

Stoll. Auf Wiederſehn (geht ab).

Zehnter Auftritt.

Reinhold (allein).

Die Univerſität angreifen! — Der Menſch glaubt alſo, weil man ein Gelehrter iſt, weil man griechiſch und lateiniſch verſteht, man habe kein Herz im Leibe! Schon bei dem bloßen Gedanken iſt mir das Blut zu Kopf geſtiegen und ſiedet und klopft mir in allen

Adern wie in meinem achtzehnten Jahre. Nie habe ich mich kräftiger, nie männlicher gefühlt. — Der Doctor hat Recht — ich brauchte Zerſtreuung — eine Heirath — ein Duell — das war mir nothwendig, heilſam wie ein Medeenbad. — Und dann — mich für ſie ſchlagen — wie ein junger Menſch für ſeine Geliebte ſich ſchlagen! — Das iſt ſchön, das iſt herrlich — das macht mir Vergnügen. Ich kämpfe dann förmlich pro aris et focis — für meine Laren — für meine Frau — für meine Kinder! (hält plötzlich nachdenkend ein). Alle Wetter! — meine Kinder! — Aber ich habe ja noch keine! — und meine Frau — meine theure Helene! — wenn ich erſchoſſen würde — da könnte ich ſie ja nicht heirathen! — und meine angefangenen Arbeiten — und mein großes Werk! es ſoll alſo nicht zu Ende gebracht werden! — Ach, ich fühle, wie meine ganze Entſchloſſenheit mich verläßt! — Und der arme Doctor, der mir alles dieß um meiner Geſundheit willen verordnet hatte! — Doch weg, weg mit allen dieſen Gedanken, und da ein Gelehrter alles vorausſehen muß, ſo wollen wir doch auch nicht wie ein unbeſonnener Springinsfeld aus dieſer Welt gehen, ſondern unſere Angelegenheiten noch erſt ein wenig in Ordnung bringen (er ſetzt ſich an den Tiſch und ſchreibt).

Eilfter Auftritt.

Reinhold. Chriſtian.

Chriſt. Herr Profeſſor, ich habe Ihre beiden Briefe übergeben. Den an den jungen Officier in deſſen eig'ne Hände.

Reinh. (immer ſchreibend). Ich weiß es.

Chriſt. Was die Frau von Werthheim betrifft, ſo war die eben ausgegangen, man hat aber den Brief auf ihren Nähtiſch gelegt, und ſobald ſie wieder nach Hauſe kommt, wird ſie ihn ſchon finden. — Verſtanden? Herr Profeſſor!

Reinh. O ja!

Chriſt. Es iſt nur, weil Sie eben im Schreiben begriffen ſind. — Und dann ſoll ich Ihnen auch noch ſagen, ja nicht zu vergeſſen, daß hier um halb ſechs geſpeiſt wird.

Reinh. Es iſt gut. — Ich werde vorher noch ein wenig an das Ufer des Fluſſes ſpazieren gehen.

Chriſt. Da werden Sie recht wohl thun — das wird Ihnen Appetit machen. — O! Sie ſollten das oft thun.

Reinh. Hole mir Piſtolen.

Chriſt. Zum Spazierengehn?

Reinh. Ja.

Chriſt. Und wo ſoll ich denn welche herbekommen?

Reinh. Dort in der Gewehrkammer des Herrn Geheimen Hofraths. — Ich habe da welche gesehen.

Christ. Ach so! — Ja, ja, solche alte Waffenstücke — das sind so eine Art von Kunstgegenständen! Jetzt begreife ich's schon. — Ohnstreitig will er etwas Gelehrtes darüber schreiben (ab).

Reinh. (immer fortschreibend). Auf diese Art werden sie mich nicht ganz vergessen. — Jetzt will ich nur das Papier zusiegeln, an den Herrn Geheimen Hofrath überschreiben, und es hier auf dem Tische liegen lassen — wenn mir dann irgend ein Unglück zustieße — und möglich wäre es wohl — denn der junge Herr kann leicht geschickter als ich seyn, um jemand so das Lebenslicht — (er macht den Gest des Pistolenschießens). Ja, wenn er mich gefodert hätte (macht den Gest des Schreibens) im lateinischen oder griechischen, da wäre ich wohl —

Christ. (kommt mit zwei ungeheuern Pistolen zurück). Da! — Das sind ein paar ordentliche.

Reinh. (steht auf und nimmt die Pistolen). Gut! — (er betrachtet sie). Von Anno 1638. — Die haben vielleicht bei der Belagerung von Wien mit gedient — oder bei der Schlacht von Nürnberg (er steckt sie in die Taschen).

Christ. (für sich). Wenn das ist, sind sie wenigstens seit der Zeit nicht geputzt worden (laut zu Reinhold). Wie? Sie stecken sie in die Taschen?

Reinh. Ja. — Sobald der Doctor wieder kommt, sage ihm, daß ich nothwendig mit ihm zu

sprechen habe, und ihn um fünf Uhr unten in der Allee am Flusse erwarte, wohin ich auf der Stelle gehe.

Christ. Nun, da haben Sie hübsche Zeit auf ihn zu warten, denn es ist erst vier Uhr.

Reinh. Du hast Recht. — Was soll ich denn nur bis dahin anfangen? — Einen langweiligen Spaziergang hin und her machen? — Nein, nein, da will ich lieber noch dabei an meinem großen Werke arbeiten. — Man muß nie unnützerweise Zeit verlieren. Gieb mir doch die Bücher her, die ich dort auf dem Tische habe liegen sehen. — Die drei ersten oben auf sind die Feldzüge Gustav Adolphs. Ich werde sie nothwendig zu Rathe ziehen müssen. (Christian bringt sie ihm und er steckt sie in die Tasche). Ich habe auch da ein paar Bände über die Unruhen der Münsterschen Wiedertäufer gesehen, die mir sehr interessante Data zu enthalten scheinen. Gieb sie her, ich kann sie gewiß brauchen. (Christian bringt sie, und er steckt einen Theil ein, während er in jeder Hand einen andern behält). Beinahe hätte ich auch die beiden Bände in Folio über den Prozeß von Johann Huß vor dem Concilio in Costnitz vergessen, und die sind mir doch ganz unentbehrlich.

Christ. Und Ihren Tacitus da, den ich mitgebracht habe?

Reinh. Nur immer her! So etwas kann nie schaden! Man lernt nie aus, folglich muß man stu-

biren bis an ſein Ende — und für mich iſt das vielleicht nicht mehr weit. — D'rum komm' Du her, wackerer Tacitus, Du mein Lieblingsſchriftſteller und täglicher Geſellſchafter, Du ſollſt auch mein Begleitgleiter bei dieſem letzten Kampfe ſeyn. Mit Dir habe ich gelebt, mit Dir will ich ſterben; ja, ja, mein alter Freund, wir ſcheiden nicht von einander! (er geht ab, indem er die Taſchen voll Bücher hat, unter den Armen Foliobände und den Tacitus in der rechten, ein anderes Buch in der linken Hand).

Zwölfter Auftritt.

(Rechts herein kommen nach einer kleinen Pauſe) Helene und Herr v. Werthheim. Chriſtian.

Hel. (im Eintreten). Ich, ſeine Gattin! — ich, eine Gräfin! — Iſt's denn möglich?

Hr. v. Werthh. Lieber Freund, wo iſt denn ſein Herr?

Chriſt. Er ging eben fort.

Hr. v. Werthh. (geht an die Mittelthür und ruft ihm nach). Herr Graf! Herr Graf! — er hört mich nicht! — Wo geht er denn hin?

Chriſt. Spazieren.

Hr. v. Werthh. Mit der Laſt von Büchern?

Hel. (ihm ebenfalls nachſehend). Er ſieht aus wie eine wandernde Bibliothek.

Hr. v. Werthh. Ich wollte ihm eben nach seinem Wunsche den vollständigen Ehe-Contract bringen, den er in aller Schnelligkeit zu haben wünschte —

Christ. Wenn's der gnädige Herr befohlen, will ich ihn ihm nachtragen, denn ich weiß wo er hingegangen ist. Er wollte nur so ein wenig an's Ufer des Flusses spazieren gehen, und dort auf den Doctor warten. Ohnstreitig will er da so einige Untersuchungen anstellen, denn er hat ein paar alte Pistolen in die Tasche gesteckt und ist ganz mit Büchern gepanzert. Wenigstens ein paar Dutzend. Er wird sich gewiß mit den alten Trésiern recht gut divertiren. (geht durch die Mitte ab).

Hr. v. Werthh. Hat man jemals solch ein sonderbares Original gesehen?

Hel. Es liegt nun einmal so in seinem Character. Auch muß man ihn denn ruhig gehen lassen und ihn nicht darin stören. Seyn Sie indeß ganz unbesorgt, er ist nicht immer so, er liest nicht ohne Aufhören, er spricht auch manchmal — die Hauptsache ist nur, ihn zum Sprechen zu bringen — und wenn Sie ihn so eben gesehen hätten —

Hr. v. Werthh. O! ich zweifle gar nicht daran, daß er in Deiner Nähe lebendig wird — aber apropos vom Sprechen — da kommt meine Frau, und ich wäre gar nicht abgeneigt, mich an ihrer Aergerniß etwas zu weiden, wenn sie den Contract unterzeichnet sieht.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Werthheim. Dr. Schulz. Stoll.

Fr. v. Werthh. (tritt mit Schulzen ſchwatzend ein). Ja, ja, Herr Doctor, da habe ich ſo eben einen Brief vorgefunden, in welchem er ſelbſt auf die Hand meiner Nichte Verzicht leiſtet.

Hel. Er?!

Hr. v. Werthh. Das kann ich unmöglich glauben.

Stoll (leiſ' zu Frau v. Werthheim). Ich hätte es auch nicht erwartet — aber meine Drohungen haben alſo doch gute Wirkung gethan. — Der Herr Gelehrte hat etwas Angſt bekommen.

Dr. Schulz. Ein Rücktritt — ein Bruch! — nach der unſäglichen Mühe die ich mir gegeben habe! — Es war ja alles abgemacht; die Heirath beredet und beſchloſſen! — Nur auf eine halbe Stunde laſſe ich ihn allein — und als ich wiederkomme, iſt alles indeß aus einander, alles abgebrochen! — Aber das wollen wir doch ſehen!

Hel. Alles, alles iſt vorbei! — keine Hoffnung mehr!

Dr. Schulz. Für uns Aerzte giebt es ſtets noch Hoffnung bis auf den letzten Athemzug. — Aber was iſt denn aus dem Kranken geworden? —

Warum bekommt man ihn denn nicht zu ſehen, daß er ſich ſelbſt deutlicher erklären könnte? Wo iſt er denn?

Hr. v. Werthh. Am Ufer des Fluſſes mit einer Menge Büchern.

Hel. Und Piſtolen.

Dr. Schulz. Er? mit Piſtolen?

Stoll. Ach, Du mein Himmel! Er wartet doch nicht auf mich? — ich eile!

Dr. Schulz. Warum denn?

Stoll. Um mich mit ihm zu ſchlagen — Wir haben uns dorthin beſtellt! Und wenn er, wie ich bis jetzt noch hoffte, nicht freiwillig auf die Hand des Fräuleins Verzicht leiſtet, ſo wollen wir wohl ſehen —

Dr. Schulz. Ja, wir wollen ſehen.

Stoll. Allerdings Sie mit, Herr Doctor, denn er hat Sie als ſeinen Sekundanten genannt.

Dr. Schulz. Ich ſein Sekundant, und Sie ſein Mörder! — Sie, der Sohn ſeines alten Freundes, Sie, den er mit Wohlthaten überhäuft hat.

Stoll. Mich, mein Herr? Ich verſichere Ihnen, daß ich nie vorher —

Dr. Schulz. O ja, ganz Recht, weil er nicht mit ſeinen edlen Handlungen prunkt — er verbirgt ſie ſelbſt denen, die dadurch beglückt werden. —

Aber ich, ich kenne sie — ich weiß, wer die zwanzig tausend Gulden bei den Gerichten für den Sohn seines alten Lehrers deponirt hat.

Alle. Was sagen Sie?

Dr. Schulz. Daß ich es bin, der sie dahin gebracht hat — daß ich es bin, den er damit beauftragt hat — denn an dem Tage war ich sein Sekundant.

Stoll. O, Doctor! — wie soll — wie kann ich dieß —

Dr. Schulz. Vergelten? — dadurch, daß Sie auf der Stelle mit mir gehn, und ihn um Verzeihung bitten. — Geschwind, kommen Sie.

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Christian (erscheint im Hintergrunde der Bühne, bleich und entstellt — er bringt den Hut seines Herrn, seine Pistolen und die beiden Bände der Wiedertäufer).

Christ. Ach, es ist zu spät, Herr Doctor, zu spät! — Ach, mein armer Herr!

Dr. Schulz. Was ist denn vorgefallen?

Christ. In einem Augenblicke von Verzweiflung hat er sich in's Wasser gestürzt.

Hel. Großer Gott!

Dr. Schulz. Beruhigen Sie sich; das ist nicht

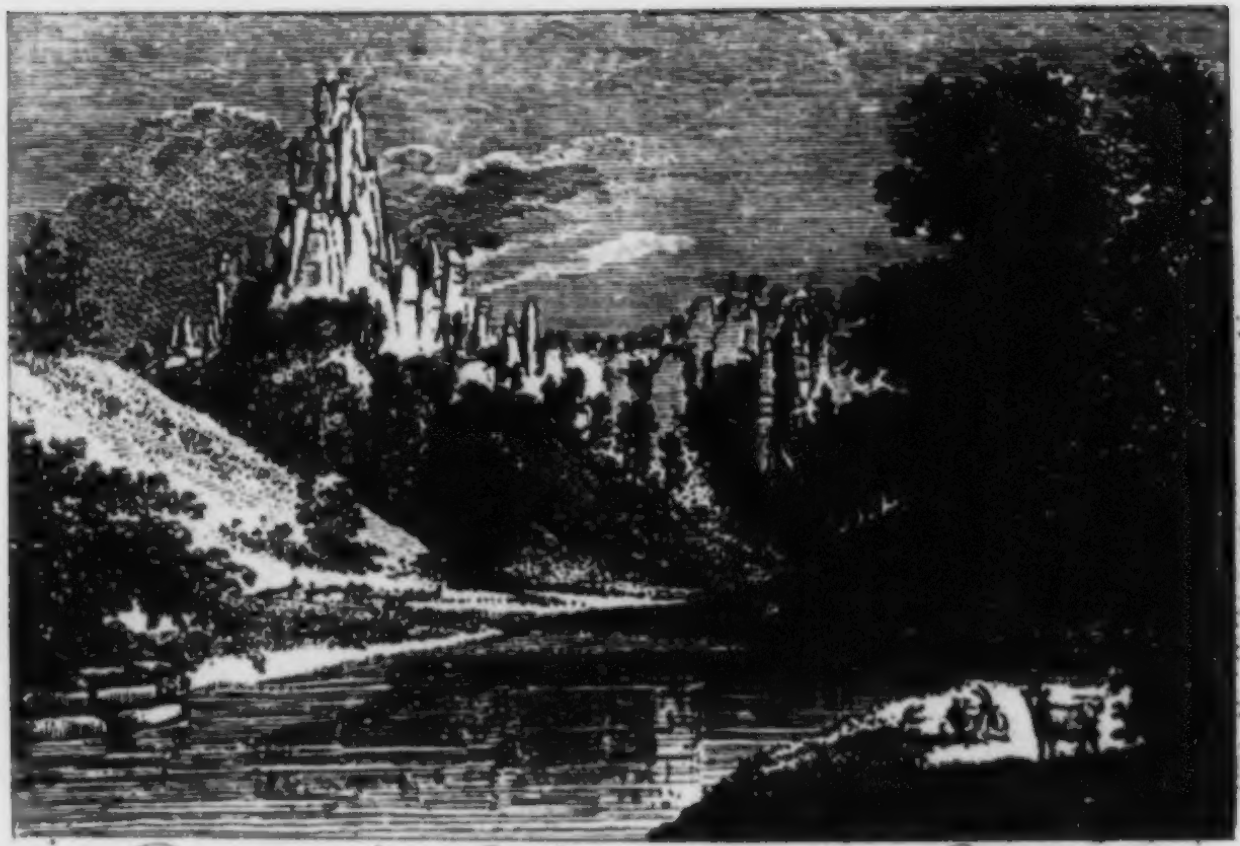

Die grosse und kleine Gans bei Baden.

möglich. — Der alberne Menſch da weiß nicht was er ſagt.

Chriſt. Albern? — ja, wenn ich's doch nur wäre! — Aber jetzt vor einer kleinen Weile, als ich auf den Spaziergang am Ufer des Fluſſes kam, ſah ich eine Menge Leute ſtehen, die von einem Manne ſprachen, der ſich eben in den Strom geſtürzt habe. — Ich laufe gleich hinzu — was finde ich am Ufer, wo's geſchehen ſeyn ſollte? — Den Hut meines Herrn, den ich oft genug ausgebürſtet habe, um ihn auf der Stelle wieder zu erkennen — und dann dieſe beiden dicken Bände da von den Wiedertäufern.

Hr. v. Werthh. Eine Edition aus meiner Bibliothek! (nimmt ſie und legt ſie auf den Tiſch).

Chriſt. Und ſeine Piſtolen, die er auf den Spaziergang mitgenommen hatte. — Aber er! — wo war er denn? — wo war er hingerathen? Verſchwunden! — untergeſunken!

Dr. Schulz. Welcher Gedanke!

Chriſt. Ja, mein Herr Doctor, Ihre Heirathsgedanken ſind es, die ihn den Kopf verrückt haben — und er hat ſich gewiß um's Leben gebracht, um nur nicht heirathen zu dürfen.

Dr. Schulz. Er, der eine ſo ſchöne Abhandlung über den Selbſtmord geſchrieben hat! Ich ſage Ihnen nochmals, daß das ganz unmöglich iſt, und daß ich gleich ſelbſt die Sache unterſuchen werde.

Hr. v. Werthh. (blickt auf den Tiſch). Ach,

a mein Gott! Da liegt ja ein Brief mit meiner
reſſe.

Hel. Es iſt ſeine Hand! Geben Sie her, lie-
r Onkel, geſchwind, geſchwind! (lieſt). „Dieß
mein Teſtament!“ Allmächtiger Gott! (ſie hält
ne, weint und ſinkt ſchluchzend mit dem Kopfe an des
nkels Bruſt. Sie hat das Papier fallen laſſen und
ibt ſo in dieſer Stellung dem Publiko ziemlich den
cken zukehrend. Dr. Schulz hebt das Papier auf,
d lieſt.)

Chriſt. Es iſt gar kein Zweifel mehr!

Dr. Schulz (leſend). „Ich ſetze meine geliebte
elene zur Erbin meines ganzen Vermögens ein, in-
m ich ſie wegen des Vorfalls um Verzeihung bitte,
r unſ're eheliche Verbindung rückgängig machte.“

Die Uebrigen. Welch ſchreckliches Unglück!

Dr. Schulz (fährt fort zu leſen und wird immer
rührter dabei). „Da ich nun aber nicht wünſche,
ß der bewußte junge Mann deshalb unverheirathet
ibe und verlöſche wie ich, ohne etwas hinter ſich zu
ſſen — ſo legire ich ihm vierzigtauſend Gulden, um
h eine Frau nach ſeinem Herzen auszuſuchen und
m Vaterlande kräftige und wohlerzogene Kinder zu
enken, welches nicht ſelbſt gethan zu haben, ich
frichtig bedaure.“

Alle. O, der treffliche, der einzige Menſch!

(Helene hebt den Kopf empor, ſieht Reinhold und ſtößt
einen Schrei aus. Alle thun daſſelbe und bleiben
in einer Gruppe ſtehen).

Fünfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Reinhold (kommt aus der Thür rechts im Schlafrocke mit einem Buche in der Hand, in dem er lieſt. Alle ſtürzen auf ihn zu).

Dr. Schulz (fällt ihm um den Hals). Mein Freund!

Hel. Herr Graf!

Hr. v. Werthh. Lieber Neffe!

Chriſt. Guter Herr!

Stoll. Mein Wohlthäter!

Reinh. (kalt) Was habt Ihr denn? — Iſt denn etwas vorgefallen?

Hel. Aber Sie —?

Reinh. Ach ja, mein Spaziergang — ich danke Ihnen ergebenſt — ſehr angenehm. Nun ſonderbar, ich fing ihn auf der Erde an und endigte ihn —

Dr. Schulz. Im Waſſer.

Reinh. Ganz recht! — Es iſt doch erſtaunend! — Ich las da ganz weit vom Ufer weg recht fleiſſig in meinen Papieren, und auf einmal fand ich mich im — Glücklicherweiſe iſt mein Manuſcript nicht naß geworden; ich habe es wie Camoens beim Schwimmen hoch über'm Waſſer erhalten. Darauf haben ſie mich durch die kleine Parkthüre in Ihr

Schlafzimmer geführt, Herr Geheimer Hofrath, wo ich so frei gewesen bin, mich Ihrer Pantoffeln und Ihres Schlafrocks zu bedienen — Sie sind doch nicht böse deshalb? lieber Onkel!

Hr. v. Werthh. (freudig). Sie sind also noch immer mein lieber Neffe?

Reinh. (ergreift Helenens Hand). Gewißlich, mein ganzes Leben lang — (er wird Stoll gewahr). Das heißt — ich dachte nicht mehr daran. — Ich flehe Ihnen zu Dienſten, mein Herr (ſucht in ſeinen Taſchen). Wo, zum Henker, ſind nur meine Piſtolen?

Stoll. Sie bedürfen keiner mehr, Herr Graf! Ich bin nur bereits allzu ſtrafbar gegen Sie, gegen meinen Wohlthäter.

Reinh. Wie? Sie wiſſen —?

Stoll. Ich weiß, daß ich Sie nie genug um Vergebung bitten kann.

Reinh. Ganz und gar nicht, ganz und gar nicht. — Ihre Hand her, das iſt hinreichend (er drückt ihm die Hand). Nur bitte ich Sie um das Einzige, aus Achtung für Ihren Vater, der mich das Latein gelehrt, ſprechen Sie nicht mehr ſchlecht von den Gelehrten, und hindern Sie keinen mehr d'ran, ſich zu verheirathen, denn ſie haben ohnedieß genug Angſt und Sorge dabei! Nicht wahr? Doctor!

Dr. Schulz. Ich fürchtete, wir würden nie damit zu Stande kommen — aber endlich iſt mein Kranker doch gerettet!

Reinh. (zärtlich Helenens Hand küſſend). Dank ſey es dieſem Rezepte!

(Der Vorhang fällt.)

BESSEL

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Kgl. Bibl. Kbh. N. K. S. 548 cv.

Dramatiſches

Vergißmeinnicht

auf das Jahr 1841

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutſchland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

BESSEL.

Achtzehntes Bändchen.

Enthält:

Der Verbannte,
Drama in 5 Aufzügen.

Ein Gewiſſensfall,
Schauſpiel in 3 Aufzügen.

Der Mulatte,
Luſtſpiel in 3 Aufzügen.

BIBL. VNIVERS LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1841.

Der Verbannte.

Drama in 5 Aufzügen.

Nach Soulié und Dehay bearbeitet

von

Th. Hell.

Personen.

Georges Bernard, Oberſt.

Vicomte Arthur d'Avarenne.

Marquis Lucien von Meliſſens, Sohn aus der erſten Ehe der Marquiſe.

Baron Leon Dubourg, Sohn aus zweiter Ehe der Marquiſe.

Rimois, Kammerdiener des Marquis.

Die Marquiſe Meliſſens, Witwe in zweiter Ehe des Baron Dubourg.

Luiſe Dubourg, Tochter der Marquiſe, Gattin Georges Bernard.

Urſule, Luiſen's Amme.

Bediente.

Zeit, 1816.

Erſter Aufzug.

Gut meublirter Salon. Rechts Tiſch und Kamin.

Erſter Auftritt.

Urſule. Nimois, der das Porzellan auf dem Kamin abwiſcht.

Urſ. Nun? werden Sie bald fertig ſeyn?

Nim. Gleich, gleich! Jedes Ding will Weile haben. Der Salon muß noch in Ordnung kommen, Mamſell Urſule . . .

Urſ. Madame, muß ich bitten.

Nim. Das heißt, wenn mir's beliebt.

Urſ. Was ſagen Sie?

Nim. Nichts. Ich putze nur hier die Meublen ab.

Urſ. Und Sie haben Ihre Zeit gut dazu gewählt! Um 6 Uhr Abends!

Nim. An einem Hochzeitstage giebts alle Hände voll zu thun: gehen, kommen, Trepp auf und Trepp nieder ſteigen.

Urſ. Und an den Thüren horchen!

Nim. Wie? — was?

Urs. Nehmen Sie mir's nicht übel, mein Herr Kammerdiener, aber mir kommt's immer vor, als ob Ihre Ohren in diesem Hause mehr zu thun hätten, als Ihre Beine.

Nim. Und wenn Sie sprechen, Mamsell Ursule, so ist das ein recht schwieriges Geschäft, Mamsell Amme . . .

Urs. Madame, muß ich bitten.

Nim. Das heißt, wenn mir's beliebt.

Urs. Unausstehlicher Mensch!

Nim. Das glaube ich wohl! Wir gehören nicht derselben Parthei an. Sie sind Feuer und Flamme für die Bonapartisten, und ich darf mir schmeicheln, einige davon auf die Seite geräumt zu haben.

Urs. Und das wagen Sie zu sagen? Hier in dem Hause der Wittwe des braven Oberst Bernard, der von Leuten wie Sie im Augenblicke seiner Flucht ermordet wurde!

Nim. Bitte um Verzeihung, dessen kann ich mich nicht rühmen.

Urs. Nun, wenn Sie's nicht gethan haben, so war's bloß, weil Sie nicht den Muth dazu hatten.

Nim. Falsch, Mamsell! nur weil ich nicht dabei war. Denn verdient hatte er es zehnfach, weil er mit seinem Regimente zu dem Usurpator überging. Er war ein Verräther wie sein Schwiegervater der General Dubourg, wie alle diese Spitzbuben von Bonapartisten . . .

Urs. Elender Menſch! — Und der Kammerdiener des Marquis von Meliſſens ſpricht ſo von Vater und Gatten der Schweſter ſeines Herrn?

Nim. Was iſt denn da Böſes dabei, wenn die Diener das ganz laut ſagen, was die Herren ganz heimlich denken?

Urs. Wie? Sie behaupten, daß der Herr Marquis . . .

Nim. Der Herr Marquis iſt ein Mann von ächtem Adel; verſtehen Sie mich, Frau Amme? Und wenn ſeine Mutter, die Frau Marquiſe von Meliſſens, genöthigt war, im Jahre 1793 den Bürger-General Dubourg zu heirathen, um nicht mit ihrem Kinde guillotinirt zu werden, ſo hat ſie dadurch nicht vergeſſen, was ſie vor dieſer Mißheirath war.

Urs. Da haben Sie leider Recht, denn ſie war kaum wieder Witwe, als ſie auch ſogleich den Namen des Generals verläugnete.

Nim. Da! da kommt der Erbe dieſes großen Namens! . . . der muß ja doch auch zu Ihren Freunden gehören!

Urs. (verdrießlich). Ein neugebackner Offizier! . . . der wird auch nicht mehr werth ſeyn als die andern.

Zweiter Auftritt.

Urſule. Leon. Nimois.

Leon. Ha! Du biſt's, Urſule.

Urs. Ja, in eigner Perſon, Herr Baron Dubourg.

Leon. Herr Baron Dubourg?

Urs. Nun? Thut Ihnen der Name Ihres Herrn Vaters auch in den Ohren weh?

Leon. Der Name meines Vaters! — nein, gewiß nicht . . . aber . . .

Urs. Sie haben freilich keine so vortreffliche Auswahl dabei, wie die Frau Marquise von Melissens, vormalige Baronin Dubourg, die sich auf einmal aus eigner Machtvollkommenheit wieder marquisirt hat.

Leon. Ursule, Du vergissest, daß Du mit mir von meiner Mutter sprichst.

Nim. (für sich). Erwischt! (laut). Nicht wahr, Herr Baron, die Frau Marquise hat sehr wohl daran gethan, den Namen der Frau Baronin Dubourg ruhen zu lassen, und . . .

Leon (streng). Was meine Mutter thut, habe ich kein Recht zu beurtheilen, — wenn Du Dich aber unterstehst, den Namen Dubourg noch einmal so auszusprechen, wie Du es jetzt gethan hast, so werfe ich Dich zur Thüre hinaus.

Urs. Bravo, Herr Baron! Das heißt doch reden!

Nim. (im Abgehen). Ja, aber auch nur reden. (ab.)

Leon (sich schnell nach ihm wendend). Schurke!

Dritter Auftritt.

Ursule. Leon.

Urs. (hält Leon zurück). Nehmen Sie sich in Acht! Das ist der Spion Ihres Herrn Bruders, der ihm

jetzt gewiß schon haarklein berichtet, was hier vorgegangen iſt ... einer von den Meuchelmördern von Nimes. ... Und Gott weiß, wer wüthender iſt, der Herr oder der Knecht. Er hat vielleicht auch ſchon Luſt, Sie als verdächtig anzugeben.

Leon. Allerdings muß ich Dir geſtehen, daß als ich geſtern Abends von Saint Cyr hier ankam, um der Vermählung meiner Schweſter beizuwohnen, der Empfang, den ich erhielt, mich ganz betroffen machte.... Mutter und Bruder ſchienen in mir einen Fremden zu ſehen ... Luiſe vermeidet mich ... und Du ſelbſt, Urſule ...

Urſ. Ach du mein Gott, das kommt daher, weil die Politik jetzt ſelbſt in die Familien Zwietracht ausgeſäet hat!

Leon. Und die unſere iſt ein nur zu deutlicher Beweis dieſes Unglücks, denn eben dieſe politiſchen Verhältniſſe waren es, die vor zwei Jahren, im Jahr 1814, die Trennung meines Vaters und meiner Mutter herbeiführten. Dann verließ ſie ihn und ging nach Paris, um meinen Bruder am Hofe Ludwigs XVIII. vorzuſtellen, und der Unterſchied, den ſie zwiſchen mir und ihm machte, war ſchon ſo groß, daß, ob ich gleich in ihrer Nähe, in Saint Cyr war, ſie mich doch dort nie eines Beſuchs gewürdigt hat.

Urſ. Damals, und während ihres Aufenthalts in Paris war es auch, wo der General, trotz aller ihrer ſchriftlichen Widerſprüche, ſeine Tochter, meine gute Luiſe, dem braven Oberſt Bernard zum Weibe

gab.... Der Oberst und der General sind beide todt... aber Ihre Mutter hat ihnen noch nicht verziehen!

Leon. Leidenschaft führt Sie irre, liebe Ursule, und wie mir Luise gesagt hat...

Urs. Haben Sie sie allein gesprochen?

Leon. Noch nicht... am Abende vor der Hochzeit und an diesem Tage selbst, hat eine junge Frau immer so viel zu thun!...

Urs. (traurig). Oder so viel zu weinen!

Leon. Was willst Du damit sagen?

Urs. Daß ich darauf wette, man opfert das arme Kind.

Leon. Du vergissest daß sie Witwe, nur von sich abhängig und durch ihr Vermögen gesichert ist.

Urs. Ja, ja, eben dieses Vermögens wegen!... Ihr Herr Bruder versteht zu rechnen, und so hofft denn der Herr Marquis, daß wenn er dem Vicomte Arthur d'Avarenne, der bei Hofe sehr gut angeschrieben, aber blutarm ist, eine Frau giebt, die ihm 50,000 Franks Renten mitbringt, dieser ihm das an Ehre und Anstellung wieder erstatten wird, was er ihm an Vermögen zuwendet.

Leon. Und Du glaubst, daß der Vicomte im Stande sey, einen solchen Handel abzuschließen?

Urs. Er? nein! ich halte ihn für einen rechtlichen Mann... und dann liebt er Luisen wirklich.

Leon. Aber was sagt diese dazu?

Urs. Das ist's ja eben, was ich nicht begreife.... Manchmal will sie, manchmal will sie wieder nicht...

ſie weint, ſie klagt; manchmal ſcheint ſie es gern zu ſehen, wenn der Vicomte kömmt, dann aber vermeidet ſie ihn wieder. . . . Ach, ſehen Sie, da muß etwas dahinter ſtecken . . .

Leon. Und Du glaubſt alſo, Luiſe gebe einem Zwange nach, dem ſie keinen Widerſtand entgegen zu ſetzen wage?

Urſ. Sie kennen ja Ihre Schweſter! Sie iſt gut bis zur Schwäche, und zittert vor jedem feſten Willen, der ihr entgegen tritt. . . . Als ſie den Oberſten Bernard heirathete, geſchah es ja auch mehr aus Gehorſam, als aus Liebe.

Leon. Liebte ſie denn ihren Mann nicht?

Urſ. Das will ich nicht geſagt haben . . . er war ſo brav, ſo gut, ſo ein ſchöner Mann. . . . Aber die Liebe iſt erſt hinterdrein gekommen, davon bin ich überzeugt . . . während ich jetzt ſehr fürchte, daß ſie dießmal ganz ausbleiben wird. Kurz, Sie werden mir es nicht aus dem Kopfe bringen, daß man ſie zwingt, daß man ihr Gewalt anthut.

Leon (ſieht den Marquis). Das will ich gleich erfahren, denn da iſt mein Bruder.

Vierter Auftritt.

Urſule. Leon. Marquis.

Marq. (unwillig zu Urſule). Luiſe iſt noch nicht heruntergekommen.

Urſ. Iſt ſie nicht heruntergekommen, ſo iſt ſie wahrſcheinlich noch nicht mit ihrer Toilette fertig.

Marq. Dann würden Sie beſſer thun, ihr zu helfen, als hier im Salon zu bleiben, und ſich um Dinge zu bekümmern, die Sie nichts angehen.

Urſ. Die mich nichts angehen?! Aber die gnädige Frau hat ihre Kammermädchen, und es ſcheint mir doch, als ob ich wohl das Recht hätte . . .

Marq. (verdrießlich). Man hat Ihnen ein Recht gelaſſen, das Sie nur zu ſehr mißbrauchen, nämlich das, unartig zu ſeyn. . . . Nur heut eben iſt deſſen genug geſchehen, — alſo! (mit einer Handbewegung) —

Urſ. (erzürnt). Herr Marquis!

Leon (bittend). Bruder!

Marq. (mit voriger Bewegung). Haben Sie mich verſtanden?

Urſ. O ja, ja, mein Herr Marquis: ich habe mir ſchon ſelbſt ſeit langer Zeit geſagt, daß wenn Sie hier zu einer Thür hereintreten, es beſſer für mich iſt, daß ich zur andern hinausgehe.

Marq. (trocken). Nun, ſo thun Sie's doch.

Urſ. (weinend). Nur noch einen Augenblick Geduld . . . ich werde ſchon einmal gehen, aber dann iſt's auch zum letztenmale.

Leon (theilnehmend). Urſule!

Urſ. Ich danke, Herr Baron, ich danke!

Leon. Nimm doch Vernunft an, Urſule, und beruhige Dich.

Urſ. Nein, nein, lieber Herr Baron! Denn

ſehen Sie, man wird nicht eher Ruhe und Frieden haben, bis man mich fortgejagt hat, wie die andern.... Und ſo iſt's beſſer, ich gehe ... und ich will auch gehen.... (im Abgehen) Ach, ich wußte es wohl, daß das ein trauriger Hochzeittag werden würde (geht).

Marq. (für ſich). Das Weib iſt mir unausſtehlich!

Fünfter Auftritt.

Leon. Der Marquis.

Leon. Warum biſt Du nur immer ſo hart gegen dieſe arme Frau?

Marq. (trocken). Ich liebe die ſchwatzhaften Domeſtiken nicht.

Leon. Du hätteſt aber bedenken ſollen, daß ich ſie vorher gefragt hatte.

Marq. Auch die jungen neugierigen Leute liebe ich eben ſo wenig.

Leon (ungeduldig). Lieber Bruder, Du könnteſt mich faſt dahin bringen, zu glauben, daß Urſule Recht gehabt habe.

Marq. Und worüber glaubte denn der Herr Baron Dubourg ſolchen Orakeln Glauben beimeſſen zu müſſen?

Leon. Ueber die offenbare Tyrannei, die der Herr Marquis von Meliſſens hier auszuüben ſcheint.

Marq. (heftig). Herr!

Erklärung der landschaftlichen Kupfer.

I.

Die große und kleine Gans heißen in der soge-
nnten sächsischen Schweiz zwei steile Felsen
nweit der Elbe in der Umgegend des durch seinen
alweg ausgezeichneten Dörfchens Raden, auf
lche man nur mit Mühe klimmt, jedoch auf ih-
n eine der schönsten Aussichten genießt. Es ist
bekannt, woher die Felsen diesen Namen haben
gen. Sie liegen einander gegenüber, und zwi-
n ihnen senkt sich eine schauerliche Tiefe herab,
ße man den Rabenkessel zu nennen pflegt.

Leon. Bedenken Sie wohl, daß Sie hier nicht Ihrer Schweſter Luiſe, dem armen, ſchüchternen und ſchwachen Geſchöpfe, gegenüber ſtehen, und daß ich ein Recht habe, zu wiſſen, was hier vorgeht, ſo wie darnach zu fragen, wenn mir's beliebt.

Marq. Und vergeſſen Sie auch nicht, daß ein ſolches Recht nur Ihrer Mutter zuſteht, und wenn dieſe es nicht ausübt, dem älteſten der Familie, mir!

Leon. Das kann vielleicht in Bezug auf das wahr ſeyn, was das edle Geſchlecht der Meliſſens betrifft, aber nicht in Bezug auf die Familie Dubourg.

Marq. Ich danke Ihnen, daß Sie ſelbſt dieſen Unterſchied zwiſchen uns machen.

Leon. Sie irren ſich: ich mache ihn nicht, ich nehme ihn nur an. Als Ihre Mutter den Namen meines Vaters aufgab, um den des Ihren wieder zu führen, ſah ich wohl ein, daß ihre Kinder vor ihrem Herzen nicht mehr gleich waren, und ſo beſchied ich mich denn mit Kummer, aber mit Ehrfurcht.

Marq. Und doch zeigen Sie deren ſehr wenig, wenn Sie den Rath, den ſie ihrer Tochter geben zu müſſen glaubte, mit den Namen der Gewalt und Tyrannei bezeichnen.

Leon (mit erhobener Stimme). Als ich von Gewalt und Tyrannei ſprach, habe ich den Namen meiner Mutter dabei nicht genannt, mein Herr.

Marq. Nun, ſo beziehe ich denn den Vorwurf auf mich ganz allein, und werde Luiſe bitten, darauf zu antworten.

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Luiſe.

Luiſe. Was habt ihr denn, liebe Brüder? was geht nur vor? Urſule kömmt in Thränen aufgelöſt zu mir, und hier finde ich euch beide heftig gegen einander perorirend, ja faſt zornig. . . .

Leon. Es iſt nichts, Luiſe . . . ein Streit, der unter uns bleiben muß.

Marq. Nein, das nicht! denn unſere Schweſter kann ihn beſſer entſcheiden, als irgend Jemand.

Luiſe. Wovon handelt ſichs denn?

Marq. Leon beſteht darauf . . .

Leon (lebhaft und das Wort betonend). Ich beſtehe hier auf gar nichts.

Marq. (eben ſo). Nun denn: Leon glaubt, daß Du hier nicht frei handeln könnteſt, und Gewalt Dir eine erzwungene Zuſtimmung zu einer Verbindung entriſſen habe, die nicht Dein Glück bezwecke. (Zu Leon) Das ſind doch wohl Ihre Ausdrücke?

Leon. Meine Ausdrücke und meine Gedanken.

Luiſe (zu Leon). Meinſt Du wirklich! Nun dann, Leon, ſo hat allerdings Dein Bruder Urſache gehabt, ſich dadurch verletzt zu fühlen. Denn ich bin frei, vollkommen frei.

Leon (für ſich). Sie will mich täuſchen.

Marq. Da ſehen Sie, wie ungegründet Ihr Verdacht war.

Leon (zweifelnd). Ich ſehe, daß Luiſe weint, und vielleicht . . .

Luiſe. O Leon! . . . ich weine . . . ja! aber daß ich an einem Tage wie heut, meine Brüder wie Fremde, und faſt wie Feinde mit einander ſprechen höre! . . . Leon, Du biſt der jüngere . . .

Leon (zum Marq. gehend). Verzeihe mir, Lucien, ich hatte Unrecht.

Marq. Sprechen wir nicht mehr davon, Leon! . . . Erlaube mir aber dabei Dir, nicht als älterer Bruder, ſondern weil ich mehr Erfahrung habe, zu ſagen, daß, wenn auch in einer Familie eines gegen das andere Verdacht oder gar Beſorgniß hegt, man dieſe doch nie zu Geſprächen mit den Dienſtboten herabſinken laſſen muß, und daß unſer Streit gewiß gar nicht würde Statt gefunden haben, wenn Du gleich mit unſerer Mutter oder unſerer Schweſter geſprochen hätteſt.

Leon (kalt). Du haſt Recht, mein Bruder.

Marq. (zu Luiſe gehend). Ich laſſe ihn bei Dir, Luiſe, damit Du das beſtätigſt, was Du ihm eben geſagt haſt. Dann wollen wir Dich zu Vollziehung einer Verbindung abholen, die Dir außer dem Glücke, das Du ſo ſehr verdienſt, auch eine höhere Stellung und einen geachteten Namen geben wird (geht ab).

Siebenter Auftritt.

Leon. Luiſe.

Leon (ſieht dem Marq. nach). Einen geachteten

Namen! Glaubt er denn, daß der Name Bernard es nicht auch gewesen ſey . . .

Luiſe (zu ihm tretend). Leon! o mein Bruder! . . . vermehre nicht noch meinen Kummer . . . meine Verzweiflung . . .

Leon. Deine Verzweiflung . . . Deinen Kummer! . . . So hatte ich denn alſo doch Recht! . . . Sie beſtanden auf dieſer Vermählung . . .

Luiſe. Es iſt wahr . . .

Leon. Und Du opferſt Dich ihrem Willen!

Luiſe (ausbrechend). Nun denn! wenn ich Dir denn durchaus die Wahrheit ſagen ſoll, ſo weiß ich ſelbſt nicht . . .

Leon (ſtaunend). Du weißt es ſelbſt nicht! . . .

Luiſe. Höre, Leon! . . . Du haſt Bernard nie gekannt . . . Du kennſt den Vicomte noch nicht . . . laß mich mein Herz vor Dir öffnen . . . und vielleicht verſtehſt Du beſſer darin zu leſen, als ich ſelbſt.

Leon (theilnehmend). Ich höre, Luiſe! ſprich, o ſprich!

Luiſe. Als mein Vater mir den Oberſten als den Gemahl vorſtellte, den er mir beſtimmte, hatte ich ihn kaum nur erſt kennen lernen. Der Widerſtand, den meine Mutter dieſer Heirath entgegenſetzte, der Gedanke, daß ſie ein neuer Grund des Zwieſpalts in unſerer Familie ſeyn werde, ja, ich bekenne es Dir, der kalte Charakter, der finſtere Sinn des Oberſten . . . alles das ſetzte mich in Angſt und Schrecken . . . und nur mit dieſen Gefühlen gehorchte ich dem unbeugſamen

Willen meines Vaters. . . . Aber bald, als ich den Mann, dem man mich hingegeben hatte, besser würdigen lernte, als ich unter dieser strengen Außenseite das edelste und nachsichtigste Gemüth entdeckte, als ich es begreifen lernte, welche hohen Gefühle, welcher reine Sinn für Ehre und Recht durch diese düstern politischen Träumereien sich Bahn brachen, o! da liebte ich ihn, und war stolz darauf, ihm anzugehören. . . . Da traten die Katastrophen des Jahres 1815 ein . . . Du weißt, welchen Antheil mein Mann daran nahm . . . Du weißt, wie er zum Tode verurtheilt wurde, und starb! . . .

Leon. Uebergehen wir diese traurigen Verhältnisse!

Luise. Nein Leon. . . . Denn sie sind die erste Ursache der Schrecknisse, die mich jetzt wieder umlagern . . . Du weißt, daß Bernard nach den hundert Tagen auf eine der Verbannungslisten gesetzt ward.

Leon. Die Begleiterinnen dessen, was man damals eine Amnestie nannte!

Luise. Mein Vater war bei Waterloo geblieben, und wenn mir nun Bernard entrissen ward, war ich ohne Stütze, ohne Schutz, denn ich sah voraus, daß meine Mutter mir die Widersetzlichkeit gegen ihre Befehle nie verzeihen würde. . . . Diese Furcht, mich allein auf der Welt zurückzulassen, bestimmte Bernard sein Heil in der Flucht zu suchen, und ob er es gleich als Feigheit betrachtete, sich seinen Richtern nicht zu stellen, gab er doch meinen Bitten, meinen Thränen nach . . . er floh! . . . Aber schon hatte ihn ein Rich-

terſpruch zum Tode verurtheilt, als er in dem Augenblicke erkannt ward, wo er in der Gegend von Marſeille ſich mit einigen andern Verbannten einſchiffen wollte. Man verfolgte ſie, und da man ſie nicht mehr einholen konnte, oder vielleicht auch wollte, ſo ſchoß man auf die Flüchtigen; und das Boot, das ſie trug, verſchwand mit allen, die ſich darauf befanden, in den Fluthen. Du wirſt meinen Schmerz begreifen! Um meinetwillen war er geflohen, und nun ſtarb er, weil er einer vielleicht ungegründeten Furcht nachgegeben hatte.

Leon. Mehr als ein Beiſpiel hat Dir bewieſen, daß ſeine Richter ſeiner nicht geſchont haben würden.

Luiſe. Dieß iſt das Einzige, womit ich mir noch Troſt zuſprechen muß ... und doch iſt es auch das, was mir die fürchterlichſten Vorwürfe meines Gewiſſens zurückläßt.

Leon. Vorwürfe, weil Du Deinen Gatten retten wollteſt?

Luiſe. Weil ich ihn ins Verderben ſtürzte!... Dieß waren meine erſten Gedanken, und ich beweinte ihn voll Verzweiflung, als meine Mutter und mein Bruder Lucien ſich mir wieder näherten. Sie machten mir keine Vorwürfe wegen des Vergangenen, zeigten mir aber, ohne ſo grauſam zu ſeyn, ſich wegen des Todes meines Mannes Glück zu wünſchen, daß ich allein ihn zu beklagen habe, und ſo mußte ich die Thränen, für die ſie keinen Troſt hatten, in der Einſamkeit verbergen.

Leon. Und warum ſchriebſt Du mir denn damals nicht?

Luiſe. Die Zerwürfniß war ja ohnedieß in unſerer Familie ſchon groß genug.

Leon. Arme Schweſter!

Luiſe. So lebte ich denn für mich allein und abgetrennt von Allen in meinem Schmerze, als der Herr d'Avarenne hier ankam ...

Leon. Der zum Präſidenten des Militair-Gerichts über die Inſurgenten der Iſère ernannt worden war.

Luiſe. Sein Sohn war Luciens Freund, und bald in unſern engern Kreis eingeführt.

Leon. Und begriff den Abſcheu nicht, den Dir die Gegenwart eines Mannes einflößen mußte, deſſen Vater jeden Tag Urtheile der Art ausſprach, wie ſie Deinen Gatten ins Elend geſtürzt hatten.

Luiſe. Und doch war ſeine Gegenwart mein einziger Troſt! — Er allein verſtand mich ... er allein beklagte mich ... er gab mir das Recht zu weinen! — Eben ſo exaltirt wie Bernard in ſeinen politiſchen Anſichten, aber gleich dieſem auch unfähig einer Ungerechtigkeit oder Falſchheit, erhob auch Arthur ſeine Stimme, um hier das Andenken Bernard's, als das eines edlen Feindes, zu vertheidigen. Er allein ſprach deſſen Namen aus, ohne ihn zu verwünſchen, und ich war ihm innig dankbar dafür. Und als ich ihn nun ſo alle Tage ſah, Leon, wie er mich geduldig anhörte, meine Angſt beſchwichtigte, ſanft mich meiner Ver-

zweiflung zu entreißen und mich wieder an das Leben, an die Menschen anzuketten suchte, als er mich mit zarter Schonung für mich, mit den tausendfachen kleinen Aufmerksamkeiten umgab, welche unvermerkt unsere Stunden so sehr ausfüllen, daß wir nicht mehr Zeit behalten, das zu fühlen, was wir leiden, da begriff ich, daß er mich liebte, und als er es wagte, mir es zu gestehen, empfand ich weder Beschämung noch Scheu es anzuhören, sondern hatte vor einer so ergebenen, ja demüthigen Liebe, die so innig und so neu für mich war, alles, alles vergessen.

Leon. Und theiltest sie vielleicht schon?

Luise. Ach! das war ja eben der Gedanke, vor dem ich mich entsetzte! Ich, die Wittwe Bernard's, den Sohn des Grafen d'Avarenne lieben! Es war mir, als müsse dieß eine gotteslästerliche Liebe seyn! und als Arthur um meine Hand bat, glaubte ich den Schatten Bernard's zu erblicken, der mir befahl, sie auszuschlagen! — Ich that es ... ich wies Arthur zurück. ... Er aber vertröstete sich auf eine spätere Zeit, und von diesem Augenblicke an, Leon, war er es, der mich gegen die gebieterischen Befehle meiner Mutter gegen Lucien's unablässiges Eindringen vertheidigte. Er stellte sich zwischen sie und mich, um mich bittern Vorwürfen, beschämenden Auftritten zu entziehen, und erst nach vielen Monaten solchen martervollen Daseyns habe ich, von meinen eignen Anstrengungen erschöpft, und nicht mehr fähig, grausamen Drohungen auf der einen, und den unterwürfig-

ſten Bitten auf der andern Seite zu widerſtehen, Arthur meine Hand zugeſagt, ohne zu wiſſen gab ich der Gewalt nach, die mich beſtürmte, oder der Liebe, die mich beſchützte.

Leon. Du giebſt der Liebe nach, Luiſe, die Du empfindeſt.

Luiſe (ungewiß über Leon's Anſicht). Ach! Leon!

Leon (ſie beruhigend). Sey ruhig! Du darfſt Dir ja doch keinen Vorwurf darüber machen, einen ſo edlen Mann zu lieben, wie Arthur.

Luiſe (freudig). Dank! Tauſend Dank, mein Bruder! O, ich fühle es, daß Deine Billigung mir den Muth wieder ſchenkt, der Bernard's Witwe zu fehlen begann.

Leon. Sey denn gefaßt, meine Schweſter, denn man kommt eben, um die Vicomteſſe d'Avarenne abzuholen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Die Marquiſe, der Vicomte, der Marquis, Urſule, Nimois, Bediente mit Leuchtern.

Die Marq. (zum Vicomte im Eintreten). Wie? Wir ſollen die Ehre nicht haben, den Grafen d'Avarenne bei uns zu ſehen?

Vic. Er läßt ſehr um Entſchuldigung bitten, gnädige Frau. Er hat mir aufgetragen, Ihnen ſeine vollſte Verehrung zu bezeugen; aber Sie wiſſen ja,

wie ſehr er Sclav ſeiner Pflichten iſt, und eben eingegangene Depeſchen von der höchſten Wichtigkeit halten ihn in Grenoble zurück.

Marq. Wichtige Depeſchen?

Vic. Ein neues Complott, das man in Paris entdeckt hat.

Die Marq. Immer wieder Complotte und Revolutionen!

Luiſe (für ſich). Immer neue Schlachtopfer!

Marq. (zum Vicomte tretend). Wiſſen Sie etwas Näheres, was . . .?

Vic. (ihn unterbrechend). Ich will Ihnen alles das nachher ſagen . . . denn ich habe auch Aufträge meines Vaters an Sie . . . aber vor allen Dingen (tritt zu Luiſe) erlauben Sie mir, Ihrer Schweſter zu danken, und ihr zu ſagen, wie glücklich und ſtolz ich bin, daß ſie eingewilligt hat, mir das Glück ihres Lebens anzuvertrauen.

Luiſe (ihm ihre Hand reichend). Ich vertraue Ihnen, Arthur!

Urſ. (bei Seite). Armes Kind!

Die Marq. Erlauben der Herr Vicomte, Ihnen meinen zweiten Sohn, Luiſens rechten Bruder, vorzuſtellen.

Leon (für ſich). Kein Wort von meinem Vater!

Die Marq. Seine Majeſtät hat ihn eben mit dem Decret als Sousliutenant begnadigt.

Vic. (herzlich). Sie haben da eine ſchöne Lauf-

2.

Den Eingang zu dem Dörfchen Raben, von der Elbseite her, hat der Künstler hier wiedergegeben. In nicht zu großer Ferne erblickt man den Lilienstein. Diese Felsenmasse, welche oben einen breiten, mit Buschwerk und Haidekräutern bewachsenen Rücken bietet, liegt dem Königsteine gegenüber und ist nur durch die Elbe von ihm getrennt. Sie ist beträchtlich höher als dieser, dagegen aber auch noch unzugänglicher, als er. Auf der Ebene am Fuße dieses Felsens waren im Jahre 1813 von Napoleon bedeutende Verschanzungen angelegt worden, in denen ein Theil der Truppen des Marschalls St. Cyr sich befand. Bei den stärker andringenden Massen der verbündeten Heere wurden sie jedoch bald verlassen, und man zog sich in die Stadt Dresden zurück. Zum Theil sind diese Verschanzungen noch zu sehn, bald werden sie zu Rasenhügeln werden, und der Hirt wird friedlich auf ihnen weiden, ohne zu wissen, daß sie waren.

So deckt Mutter Natur mit liebenden Händen den
Teppich
Ueber der Menschen Bemühn, mordend das eigne
Glück.
Daß ihr grünes Gewand die Spuren des Krieges verhülle,
Wo die Kugeln gesät, lispelt nun reifende Saat.

bahn betreten, mein theurer zukünftiger Bruder, die Ihnen aber auch große Pflichten auferlegt.

Leon. Ich hoffe sie ehrenvoll zu erfüllen.

Vic. Wenn man einen so berühmten Namen, wie den des General Dubourg trägt, so muß man ihn ruhmvoll behaupten.

Leon. O Dank, mein Bruder! Dank!

Vic. Und jetzt erlauben Sie mir, Sie um Ihre Freundschaft zu bitten.

Leon. Zwei Worte von Ihnen haben sie Ihnen für immer zugewendet! Sie haben der Ehre meines Vaters Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und meine Schwester glücklich zu machen versprochen, wir sind Freunde auf ewig! (sie drücken sich die Hand.)

Die Marq. (ziemlich unzufrieden). Recht gut! recht schön! ... Aber vergessen wir nicht, daß man auf uns wartet. ... Luise, bist Du bereit?

Luise. Sobald Sie befehlen, liebe Mutter. (Die Damen schicken sich zum Gehen an, Leon ertheilt der Dienerschaft Befehle.)

Marq. (leis zum Vicomte). Sie sagten, Sie hätten Aufträge Ihres Vaters an mich?

Vic. (eben so) Man hat starke Vermuthungen, daß einige Verurtheilte, deren man nicht habhaft werden konnte, sich in den Umgebungen dieses Schlosses aufhalten, und eine Aufregung anstiften wollen. Da nun die bewaffnete Macht, über welche Sie als Maire dieses Distrikts gebieten, nicht hinreichend seyn dürfte, jene Personen festnehmen zu lassen,

ſo wundern Sie ſich nicht, wenn Sie Agenten der Behörde in den Umgebungen hier herumſtreifen ſehen, und finden Sie ſich durch dieſe Maßregeln nicht verletzt.

Marq. (ihn unterbrechend). Sie wiſſen wer ich bin! Ich habe nur Ein Beſtreben, das, die Complotte der Feinde der Regierung zu verhindern ... und (auf Nimois zeigend) hier ſteht einer, der in ſolchen Expeditionen mehr werth iſt, als hundert Agenten der Behörden. (zu der Marquiſe) Nun, gnädige Mutter, nun wird es hohe Zeit, in die Kirche uns zu begeben.

Vic. (zur Marquiſe gehend). Wollen die gnädige Frau meine Hand annehmen? (er ergreift dieſe.)

Marq. (leis zu Nimois, der ihm ſeinen Hut giebt). Haſt Du gehört?

Nim. (leis zum Marquis). Ja, Herr Marquis.

Marq. (bietet Luiſen die Hand). Luiſe! (Sie nimmt des Marquis Hand.)

Urſ. (zu Leon, der zuletzt geht). Sie haben Ihre Schweſter nicht gefragt!

Leon (leis zu ihr). Still, Urſule! Still! (geht mit den andern. Die Diener leuchten vor.)

Neunter Auftritt.

Nimois. Urſule.

Urſ. (für ſich, erbittert). So haben ſie ſie endlich doch geopfert! — Nein, ich könnte bei der Trauung nicht zugegen ſeyn! ... Nun und nimmermehr!

Nim. (für ſich). Halt! Die Alte bleibt da (laut)! Warum gehen Sie denn nicht mit zur Trauung, Mamſell Urſule?

Urſ. Weil ſie mir zuwider iſt, Monſieur Nimois.

Nim. (für ſich). Das wußte ich ohnedieß.

Urſ. Und Sie, warum gehen denn Sie nicht, Monſieur Nimois?

Nim. Weil ich etwas Anderes zu thun habe, Mamſell Urſule.

Urſ. (für ſich). Irgend einen ſchlechten Streich, ohne Zweifel? (laut) Für Jemand aber, der ſich täglich vor ſeiner Herrſchaft rühmt, daß er alle Morgen die Meſſe beſucht . . .

Nim. Nun, Frau Amme?

Urſ. Ihre Abhaltungen müſſen ſehr wichtig ſeyn, um Sie zu verhindern, den Scheinheiligen vor den hohen Herrſchaften zu ſpielen (für ſich)! Geh nur, und klatſche es wieder!

Nim. Kann möglich ſeyn, Mamſell Urſule.

Urſ. Madame, wenn's gefällig.

Nim. Das heißt, wenn's mir beliebt. — Was mich aber in Staunen geſetzt, iſt dieß, daß Sie nicht neugieriger ſind, und ſich dieſe Trauung entgehen laſſen.

Urſ. Und warum das, Herr Kammerdiener?

Nim. Weil man eine ganz vortreffliche Amme ſeyn und doch nie ſo einer Ceremonie mit beigewohnt haben kann.

Urſ. Grobian!

Nim. (für ſich). Erwiſcht!

Urſ. (im Gehen). Vergeſſen Sie jedenfalls nicht, was Sie für das Feſt von heut Abend noch zu beſorgen haben.

Nim. Seyen Sie ganz ruhig, Mamſell Urſule, mein Gedächtniß iſt noch jung.

Urſ. (verdrießlich). Und ich kann's nicht dahin bringen, daß der Menſch aus dem Hauſe gejagt wird!

Zehnter Auftritt.

Nimois, allein. Dann Bedienter.

Sie iſt wüthend, die Alte! Das Wort wird ſie mir nie vergeben! Iſt mir einerlei! Mehr intereſſirt mich das, was mir der Marquis geſagt hat. . . . Ein Complott! . . . alſo gäb's noch ein Complott! — Nun, deſto beſſer! Da giebts auch noch einige von dieſen Bonapartiſten bei Seite zu bringen. . . . Wenn mir einer in die Hände fiele! — Jedenfalls will ich meine kleine Inſpectionsreiſe in der Umgegend anfangen (er will gehen).

Ein Bedienter (führt einen Unbekannten herein). Ich ſehe ſie nicht mehr hier, mein Herr; aber da iſt der Kammerdiener des Marquis.

Elfter Auftritt.

Nimois. Bernard. Der Bediente.

Nim. Was wünſchen der Herr?

Bern. Ich wünschte mit Madame Urſule zu ſprechen, und man ſagte mir, ich würde ſie hier finden.

Nim. Sie iſt eben fortgegangen; wenn Sie mir aber ſagen wollen, was . . .

Bern. Ich muß ihr das ſelbſt ſagen.

Nim. Louis geh, und ſage der Amme, daß dieſer Herr . . . (zu Bernard) Sie nennen ſich?

Bern. Deſſen bedarf es nicht.

Nim. Alſo ſage ihr, daß ein Herr, der ſeinen Namen nicht nennen will, mit ihr zu ſprechen wünſcht.

Bern. Mit ihr allein . . . verſtehen Sie?

Nim. (zu Bernard). Sehr gut (der Bediente geht ab: für ſich). Sollte etwa gar zufällig . . .? Das wäre doch gar zu glücklich! . . . Einerlei! . . . ich werde ein Auge darauf haben (geht in der Mitte ab).

Zwölfter Auftritt.

Bernard, allein.

Endlich wieder in Frankreich! . . . In meinem Hauſe . . . bei meiner Gattin! . . . Elend des Exils, Qualen des Hungers, Verzweiflung des Verbannten, o! ihr ſeyd nie da geweſen, denn ich bin wieder bei Luiſen, bin in meiner Heimath, bin in Frankreich, bin glücklich! . . . O Luiſe, Du liebteſt mich ja ſo innig, gewiß liebſt Du mich auch noch! Mein geliebtes Weib, Du ſollſt nun nicht mehr weinen, ſollſt nicht mehr allein ſeyn, ich bin nun wieder da, um Dich zu beſchützen! . . . Armes Weib! . . . was ſie gelitten ha-

den muß! ... und wie viele Male habe ich in der Verlassenheit meines Exils es beweint, daß ich ihr nicht den unerhörten Zufall melden konnte, der mich rettete, mich und meine Gefährten! Aber unser gegenseitiger Schwur war zu heilig! Und eben weil man nicht einmal mehr unser Daseyn vermuthet, ist das Unternehmen, das wir versuchen wollen, keine unmögliche Tollkühnheit. ... Aber die Marquise von Melissens und ihre beiden Söhne hier zu finden, hätte ich nicht erwartet. Gleichviel! Sie kennen mich nicht. Luise, die ich durch die Amme heimlich benachrichtigen lasse, wird an den Ort, den ich ihr bezeichne, kommen ... dort feiern wir die Stunde des Wiedersehens! ... Sie wird mir das zu unserer Unternehmung nöthige Geld verschaffen, und morgen schon wird mit dieser Beihülfe und durch einige Freunde, die uns schon die Hände geboten, Grenoble unser seyn! ... Dann werden wir sehen, ob in Frankreich noch eine Erinnerung von dem lebt, was es gewesen. ... Nur diese Hoffnung konnte mich aufrecht halten in meiner Verbannung, und habe ich mich getäuscht, dann bleibt mir nur der Tod!

Dreizehnter Auftritt.

Bernard. Der Bediente.

Bed. (eintretend). Madame Ursule wird gleich kommen.

Bern. Ich danke Ihnen.

Bed. Sie können aber nicht hier bleiben, denn als ich Sie meldete, habe ich die Madame sagen hören, daß die gnädige Frau in dieses Zimmer kommen werde. Bemühen Sie sich daher in den Salon (bezeichnet die Thüre rechts). Madame Ursule wird auch dahin kommen. . . . Ich höre eben die gnädige Frau (nimmt den Leuchter vom Tisch und trägt ihn in das Zimmer rechts).

Vierzehnter Auftritt.

Bernard, einen Augenblick allein. Dann Luise.

Bern. Luise! — o! die Freude wird ihr nicht schaden! — Sie ist's! . . . sie! . . . Ach ich habe nicht den Muth mich zu entfernen, da sie mir so nahe ist! Sie ist es! (er geht in den Hintergrund, nach der Seite von Luisens Zimmer zu.)

Luise (tritt in heftiger Bewegung ein, ohne Bernard zu sehen). Gott! . . . so ist denn alles vorüber! . . . Nur einen Augenblick! daß ich mich wieder fassen kann! . . . War mir's doch, als sähe ich ihn neben mir stehen, wie ein Gespenst! Ach! wird er in seinem Grabe mir verzeihen! Bernard! Bernard! (sie will in ihr Zimmer gehen und findet sich Bernard gegenüber.)

Bern. Luise!

Luise (stößt einen Schrei aus und prallt zurück). Ha! (Augenblick beiderseitigen Schweigens.)

Bern. (tritt endlich vor, während Luise zurück-

weicht). Luise! ich bin's! Dein Bernard ist es, den Du für todt hieltest!

Luise (schaudernd). Nein!

Bern. (dringend). Ich lebe!

Luise (immer zurücktretend). Nein!

Bern. (ihr folgend). Dein Gatte, der zu Dir zurückkommt!

Luise (sich gänzlich abwendend). Nein, nein, nein!

Bern. (sie mit Schrecken ansehend). Aber — ich! —

Luise (ganz besinnungslos). Er! — und hier! — am Leben! . . . Nein, nein! . . . ich bin wahnsinnig! Großer Gott! ich sehe Geister!

Bern. (bittend). Luise! Luise!

Luise (ihn mit Schrecken anstarrend). Aber er ist es doch! . . . er sieht mich an! . . . er spricht!

Bern. Luise! fasse Dich! — man könnte Dich hören! . . . man könnte hierher kommen — ein Wort könnte mich tödten.

Luise. Ihn tödten! — also ists doch wahr!

(Man hört Stimmen außerhalb im Hintergrunde.)

Bern. (nach hinten gehend). Man kommt schon!

Luise (für sich). Arthur's Stimme! (zu Bernard.) Ha! da Du es wirklich bist, so flieh, verbirg Dich!

Bern. (verwundert). Mich verbergen?

Luise (öffnet die Thür links). Hier verbirg Dich!

Bern. (an dieser Thür). Aber, Luise!

Luise (die nach der Mittelthür gegangen ist). Sie kommen! — So verbirg Dich doch! — Dort! dort!

Bern. O mein Gott!

(Mit den letzten Worten hat Luise Bernard wieder an die Thür links zurückgedrängt, sie stößt ihn gleichsam mit Schaudern in jenes Zimmer, verschließt hastig die Thür, und bleibt im Vorgrund verstummt und fast bewußtlos stehen.)

Funfzehnter Auftritt.

Luise. Die Marquise. Der Marquis. Der Vicomte. Leon. Nimois. Dann Ursule.

Die Marq. (eintretend). Aber was ist Dir denn, Luise? Dieses Aufschrein?

Luise (die sich noch nicht gefaßt hat). Nichts, nichts, liebe Mutter . . . ein Schrecken . . . ich glaubte zu sehen . . . zu hören . . . aber nein, . . . o nein! . . . ich habe nichts gesehen . . . nichts! . . . nichts!

Leon (bei Seite). Dieser Schrei war nicht ohne Grund.

Vic. (zu Luisen tretend). Sie sind unwohl, Luise?

Luise (bei seinem Anblicke erschreckend, für sich). Arthur! . . . ich habe geträumt! o mein Gott, ich habe nur geträumt!

Urs. (schnell eintretend und mit lauter Stimme zu Nimois). Nun? wo ist denn der Herr, der nach mir gefragt hat?

Marq. (zu Luise). Es war also Jemand hier?

Luise (mit Unruhe). Niemand . . . ich habe Niemand gesehen.

Nim. (zum Marquis). Er iſt noch nicht wieder fort, ich weiß es gewiß.

Die Marq. (zu Luiſen tretend). Man erwartet uns im Salon, Luiſe ... der Graf d'Avarenne iſt eben ſelbſt angekommen, und unſer langes Ausbleiben könnte ihm unangenehm ſeyn.

Luiſe. Ich folge Ihnen ſogleich, Mutter.

Urſ. (leis zu Luiſe). Aber was iſt Ihnen denn nur in aller Welt?

Luiſe (leis zu Urſule). Geh da hinein, und Du weißt es!

Urſ. Was ſoll das heißen?

Die Marq. (zu Luiſe). Nun? Soll Dein Schwiegervater ſelbſt kommen, und Dich mit Deinem Manne holen?

Luiſe (leis zu Urſule). Hörteſt Du? — mein Mann! — Geh hinein, geh, aber ſage ihm nichts ... nicht das Geringſte! ... er brächte mich um!

Die Marq. (ſchon im Abgehen, ungeduldig im Hintergrunde). Aber ſo komm doch, Luiſe.

Luiſe (faßt ſich zuſammen und ſtürzt zur Marquiſe). Da bin ich, Mutter! da bin ich!

(Alle wenden ſich zum Abgehen durch die Mitte, während Urſule nach links hingeht.)

(Ende des erſten Aufzuges.)

3.

Anspruchlos treten die freundlichen Gegenden um Leipzig abermals neben den pitoresken Parthien der Felsenschluchten um Hohenstein und Schandau auf. Da führt uns der Weg eine kleine Stunde weit von Leipzig in das Dorf Connewitz, das jedoch durch die Ansiedelungen mehrerer Familien der nahen Stadt zu einem reizenden kleinen Städtchen geworden ist. Auf dem Kupfer zeigt sich der Eingang zu demselben von der Stadtseite her, und das ansehnliche rechts liegende Landhaus zeugt von dem Geschmacke und der Bildung seines Erbauers. Mehrere ihm ähnliche bieten sich uns bei einer Wanderung durch das Dorf dar, hinter dem ein freundliches Flüßchen sich schlängelt, das die daran stoßenden Gärten lieblich besprült. Von den Mühen des Tages sich erholend, oder in stiller Ruhe den Musen opfernd, wohnen hier viele der angesehensten Männer Leipzigs mit ihren Familien, in denen Bildung und zarte Sitte heimisch sind; hier lebt auch er in den milden Tagen des Sommers und Frühlings, mit der trefflichen Gattin, und der nun bald einen edlen Gemahl beglückenden Tochter,

Der oft mit holden Musenspenden
Gemüth und Geist Genuß verlieh,
Aus dessen hoher Phantasie,

Zweiter Aufzug.

Zimmer in Luisen's Apartements. In der Mitte große, an den Seiten kleine Thüren. Ein Schreibetisch als Schrank rechts. Links Toiletten-Comode. Auf einem Tische brennende Lichter. Stühle.

Erster Auftritt.

Bernard, allein.

(Voll Bitterkeit.) Verbannung ist nichts! Elend ist nichts! der Tod selbst ist nichts! — Aber in sein Haus zurückzukehren und sich dort vergessen zu sehen ... mit offnem Herzen und Armen zurückzukehren, und weder ein Herz zu finden, das zu den unsern spricht, noch Arme, die sich uns entgegenstrecken! o! das ist wahres Unglück! ... Was geht nur hier vor ...? Ein Fest? ... Gehorcht Luise nur der Tyrannei ihrer Mutter, oder bin ich schon zu viel hier? Sie ist schön, sie ist reich, liebt vielleicht! ... Oh! wenn das wahr wäre! ... Ich muß es wissen! ... ich werde die Wahrheit in der Tiefe ihrer Seele lesen ... in ihrem Schweigen. ... Aber dazu müßte ich sie doch sehen!

Ich warte und die Zeit verſtreicht ... und meine Freunde erwarten mich auch! ... und wenn ich in einigen Stunden nicht bei ihnen bin, werden ſie ihr Vorhaben ohne mich verſuchen, oder vielmehr werden ſie ſich zerſtreuen und das Unternehmen aufgeben, deſſen Haupt ihnen nicht Wort hielt. Aber zu ihnen zurückkehren ohne das Gold, für welches man uns Waffen liefern ſoll! Das iſt unmöglich! ... Das hieße meine Gefährten in eine Gefahr gelockt zu haben, aus der ich ſie ſelbſt, und wenn ich im Kampfe für ſie ſtürbe, nicht retten könnte.... O Luiſe! Luiſe!

Zweiter Auftritt.

Bernard. Urſule tritt ein.

Bern. (zu Urſule, welche die Thür verſchließt). Nun? wird ſie endlich kommen?

Urſ. (erſchrocken). Mein Gott! warum gingen Sie aus meiner Stube fort, Herr Oberſt?

Bern. (mit bittrem Tone). Weil ich dort das Toſen jenes Feſtes, dem ſich zu entreißen Luiſe keine Zeit gewinnt, zu deutlich hörte.

Urſ. Aber ich ſagte Ihnen ja, daß ihre Mutter, ihr Bruder hier wären, und durchaus verlangten ...

Bern. (ſie unterbrechend). Und ſeit wenn gebieten dieſe bei mir?

Urſ. (zögernd). Bei Ihnen! ... Ach Sie vergeſſen, gnädiger Herr, daß Luiſe glauben mußte ...

Bern. O ja, ja! ... Du hast Recht ... sie mußte glauben ... sie konnte sich Glück wünschen ... und meine Rückkehr hat sie ohne Zweifel furchtbar enttäuscht.

Urs. O, gnädiger Herr, wie können Sie glauben? ...

Bern. (ungeduldig). Aber warum kommt sie nicht?

Urs. Kann sie denn? ... Man umringt sie ... beobachtet sie ... sucht vielleicht die Ursache ihrer Unruhe zu errathen ... die Ursache des Schreies, den sie ausstieß! ...

Bern. (bitter). Ja, ein Schrei des Abscheus und des Schreckens.

Urs. Aber bedenken Sie doch auch, wie es ihr zu Muthe seyn mußte, und welche Erschütterung ...

Bern. Oh, wenn sie nur kommen wollte ... ein Vorwand ließe sich schon finden ... eine Unpäßlichkeit ...

Urs. Aber dann könnte man ihr nachgehen, sie vielleicht bis hierher begleiten wollen.

Bern. Bis hierher?! — Und wer hat denn ein Recht, in Luisens Gemächer einzudringen?

Urs. (erlegen). Wer? ... ihre Mutter ... ihr Bruder .. der Marquis von Melissens. ...

Bern. Der wüthende Royalist, der es für eine Ehre halten würde, mich zu denunziren ... den Mann seiner Schwester zu denunziren. ...

Urs. Ein Bedienter schon reicht dazu hin, der sich verwundern könnte, einen Unbekannten in diesem

Zimmer zu finden — der rufen könnte . . . Leute her beiziehen . . .

(Hier hört man von weitem Tänze spielen, die bis zum Eintritte Luisens in der folgenden Scene fortdauern.)

Bern. Aber warum kommt denn sie dann nicht? . . . sie! . . . Oder soll ich sie mitten aus diesem Festgelage herausholen?

Urs. (erschrocken). Das wäre der Tod für Sie!

Bern. Oh, wenn es weiter nichts wäre, als der Tod für mich! . . . wenn nicht die wären, die meiner warteten . . . so hätte ich wahrhaftig nicht so viel Geduld! . . . denn diese Zögerung . . . diese Entschuldigungen . . . dieses Fest . . . (mit Bitterkeit) o! eine Wittwe hat Anspruch auf alle diese Huldigungen.

Urs. Aber, Herr Oberst . . .

Bern. Diese Frau, die sich ungefesselt glaubt . . .

Urs. (ihn zu beruhigen suchend). Lieber Herr . . .

Bern. Nach einer Witwenschaft von 15 Monaten schämt man sich noch, einen zweiten Mann zu nehmen . . .

Urs. (für sich). Mein Gott!

Bern. (mit verächtlichem Widerwillen). Aber einen Liebhaber! . . .

Urs. (schnell). Nein, Herr Oberst . . . Luise! . . . sie! . . . einen Liebhaber! . . . Nein, Sie denken das nicht, was Sie da sagten!

Bern. (sich fassend). Nein . . . ich gehe zu

weilt ... ich habe Unrecht ... aber ich muß sie durchaus sehen! ...

Urs. Nur noch einen Augenblick gedulden Sie sich! Ich will sie aufsuchen ... aber bis dahin, ich beschwöre Sie, bis dahin kehren Sie in meine Stube zurück. Sonst würde ich nicht wagen, dieses Zimmer zu verlassen. Gehen Sie, und ich schwöre Ihnen zu, daß sie kommen wird.

Bern. Gut denn, ich gehe! ... aber sage ihr, dieses mal, daß es sich um mein Leben, ja, was noch mehr ist, um meine Ehre handelt ... denn wenn ich entdeckt würde, so wäre ich es nicht allein, dessen Haupt unter dem Block fallen würde ... und daß ich dennoch dieses Schloß nicht verlassen kann, ohne sie wieder gesehen zu haben.

Urs. Ja, ja, Herr Oberst, sie wird kommen! gewiß wird sie kommen.

Bern. Bedenke, daß eine Stunde mich ins Verderben stürzen kann, daß ich warte! (er geht rechts ab.)

Urs. (sieht ihm nach, ehe sie die Thür verschließt). Da steigt er die kleine Treppe hinauf, die zu meiner Stube geht ... er darf hier nicht wieder herein! (sie verschließt die Thür.) Jetzt will ich sie aufsuchen! — O Gott! gütiger Gott, stehe uns bei! (Luise tritt in der Mitte ein.)

Dritter Auftritt.

Luise. Ursule.

Luise (sehr bewegt). Nun? — wo ist er?

Urs. In meiner Stube, gnädige Frau! (sie geht nach der Thür, wo Bernard abging.)

Luise (sie zurückhaltend). Oh, um so besser! — Da habe ich noch Zeit nachzudenken und zu überlegen.... Denn mitten unter dieser Menschenmenge hörte ich nichts mehr ... fühlte ich nichts mehr ... wußte ich nicht, ob ich noch existirte.

Urs. Sammeln Sie sich, gnädige Frau; denken Sie an das schreckliche Geständniß, das Sie ihm ablegen müssen.

Luise. Und kann ich es ihm denn ablegen? — Wie? ich ihm selbst sagen, daß ich ihn so schnell vergessen habe, daß ich das Weib eines andern bin! ... Georges es bekennen, daß ich eingewilligt habe, den Sohn des Grafen d'Avarenne zu heirathen.... Oh! nein, nein, das kann, das kann ich nicht! ... Das wage ich nicht!

Urs. Aber was wollen Sie ihm denn sagen?

Luise. Großer Gott! weiß ich das selbst?

Urs. Aber er wird kommen, gnädige Frau, wird hierher kommen, und wenn Sie ihm nicht die Wahrheit sagen, was dann? ... was wollen Sie dann thun?

Luise. Was ich thun will? Aber ich weiß es nicht! ... Du siehst ja wohl, daß ich es nicht weiß! ... (zerfließt in Thränen.)

Urs. (sie tröstend). Gnädige Frau ... Luise ... liebe Luise! ... Nun nun, nur ein wenig Muth ... seine Gefahr ist eben so dringend, als die Ihre.

Luise (sich sammelnd). Ja, Du hast Recht! man muß ihn retten ... und vielleicht daß dann ... aber um dieß zu können, muß ich alles wissen. ... Nun, so erzähle mir; was sagte er Dir? was verlangt er? warum ist er zurückgekehrt?

Urs. Ach, wenn Sie wüßten! ...

Luise (ungeduldig). Aber deßhalb frage ich Dich ja eben.

Urs. Wenn ich einigen Worten, die ihm entschlüpften, glauben soll, so handelt sich's wieder um ein neues Complott!

Luise. Um das, wovon man vorhin sprach?

Urs. Ja, das weiß ich nicht: aber er sagte mir: Melde Luisen, daß es sich um mein Leben, und was mehr ist, um meine Ehre handelt, denn wenn ich entdeckt würde, so würde ich es nicht allein seyn, dessen Haupt auf dem Blutgerüste fallen müßte.

Luise. Die Unglückseligen!

Urs. Und sage ihr, daß ich dessenohnerachtet dieses Schloß nicht verlassen kann, ohne sie gesprochen zu haben.

Luise (nachdenkend). Er will also dieses Schloß wieder verlassen?

Urs. So glaube ich.

Luise. Er will von hier wieder fort?

Urs. Auf der Stelle: eine Stunde, sagte er, könne ihn ins Verderben stürzen.

Luise. Auf der Stelle! O dann! ... das ist eine Eingebung vom Himmel! ... Er soll kommen! ... Er will fliehen ... nun denn! so fliehe ich mit ihm.

Urs. (bestürzt). Sie auch, gnädige Frau?

Luise. Bleibt mir etwas andres übrig?

Urs. Ja, Sie haben Recht, gnädige Frau.... Ja, ja, folgen Sie ihm, fliehen Sie mit ihm.

Luise. Und dann, wenn er sehen wird, daß ich keinen Augenblick zögerte ... wenn ich seine Gefahren mit ihm theilen werde.... Wenn ich Niemand mehr auf der Welt haben werde, als ihn allein ... dann wird er mir verzeihen. Nicht wahr?

Urs. O! Sie haben vollkommen Recht.

Luise. Nun denn! So hole ihn. Sage ihm, daß ich sehr unglücklich bin ... aber daß wir fliehen wollen ...

Urs. Ja, gnädige Frau (will gehen).

Luise (sie zurückhaltend). Nein, nein, sage ihm nichts. Er darf nicht das Mindeste vermuthen.... Aber geh! so gehe doch! Laß mir nicht Zeit, meinen Muth zu verlieren. Diese heimliche Treppe, welche zu Deiner Stube führt, geht auch in den Park hinab ... und durch diesen ...

Urs. Wohl, gnädige Frau. (Geht rechts ab. Leon ist indeß zur Mittelthür eingetreten.)

Vierter Auftritt.

Luise. Leon.

Leon (für sich). Ich hatte mich nicht getäuscht!

Luise (ohne ihn zu sehen). Und jetzt, damit man uns nicht überraschen könne . . . (wendet sich, um die Mittelthür zu verschließen, und erblickt Leon) Leon! Du!

Leon (der die letzten Worte der vorigen Scene hörte). Luise, ich habe alles verstanden.

Luise. Großer Gott!

Leon. Hole ihn, hast Du gesagt: diese Treppe geht in den Park, und durch diesen . . .

Luise. Durch diesen . . .

Leon. Kann man einen Verbannten entkommen lassen, der bei der Witwe des Obersten Bernard ein Asyl zu finden hoffen durfte. Nicht so?

Luise. O mein Bruder!

Leon. Keinen Vorwurf will ich Dir deßhalb machen, vielmehr Dir meinen Beistand anbieten.

Luise. Aber wer hat Dir gesagt . . .?

Leon. Dieser geheimnißvolle Fremde, der heut Abend im Schlosse angekommen ist, und dessen Spur man nicht hat wiederfinden können . . . die Angst, die Du seit ein Paar Stunden vergebens zu verbergen suchtest . . . Ursule, die zweimal mitten aus dem Feste Dich abruft . . . Dein Entfernen vom Ball . . . habe ich mich getäuscht?

Luise. Nun denn, ja, Leon, es ist wahr . . . und wenn Du wüßtest . . .

Leon. Du kannst mir alles sagen, Luise.

Luise (für sich, sich von Leon entfernend). Nein, nein, nicht ihm, der es errieth, daß ich Arthur liebe.

Leon. Nun Schwester? Du bedarfst also Deines Bruders nicht?

Luise. Nein, nein, ich bin entschlossen, allein zu leiden.

Leon. Sey's ... weil Du mir die Ehre einer solchen Theilnahme neidest ... aber man sucht Dich, man ist unruhig über Deine Abwesenheit, man kann hierher kommen ... denn Deine Mutter hat mich abgeschickt, Dich aufzusuchen.

Luise (schnell überlegend). Meine Mutter! ... Ach ja, Du hast Recht. ... Nun denn, so höre, Leon. Du mußt sogleich einen Wagen besorgen lassen.

Leon. Martial, mein treuer Diener, soll ihn fahren.

Luise. Kann er in zehn Minuten an der kleinen Parkthüre seyn?

Leon. Ja.

Luise. Du aber mußt, sobald Du mich benachrichtigt hast, daß alles bereit, sogleich wieder in den Saal gehen. Dort mußt Du meine Mutter, unsern Bruder, Jedermann zurückhalten, mußt das Fest durch die Versicherung verlängern, daß ich wieder erscheinen werde, und dann werden wir ... (sich besinnend) werde ich Zeit haben, ihn entfliehen zu lassen.

Leon. Zähle auf mich, liebe Schwester (er will

Die nicht der Mode Nebel blenden,
Ein reiner Quell von Harmonie
Entſtrömte. Möcht' er nimmer enden!
Denn das iſts eben, was ich nie
Dem lieben, braven Mann verzieh:
Daß er ſo ſelten pflegt zu ſpenden.

4.

Durch Connewitz geht es im Waldwege, der hie und da freundliche Ausſichten auf Wieſen und Felder darbietet, nach dem kleinen Dorfe Raſchwitz, welches durch ſeinen Wirthshausgarten bekannt iſt. Dorthin ſtrömt die ſchöne und junge Welt aus Leipzig allſonntäglich, wenn anders der Gott des Regens, der jetzt mit einemmale ſich ſo ſehr der Regierung anzunehmen ſcheint, es erlaubt, und ich rathe jedem dorthin zu wallfahrten, der einen recht reichen Blumengarten ſehen will, der noch dazu den Vorzug hat, daß man die Namen nicht erſt lange im Linné zu ſuchen braucht.

5.

Das Hoſpital von Greenwich.

Die Stadt Greenwich liegt in der Grafſchaft Kent, fünf engliſche Meilen von London. Das be-

durch die Mittelthür abgehen. Die Ballmusik beginnt wieder.)

Luise (zeigt auf die Thüre links). Da hinaus, da! Damit Niemand Dich aufhalte, oder Dir folge. ... Bedenke, daß wir auf Dich warten.

Leon (abgehend). Und alsdann wirst Du mir sagen ...?

Luise. O, alsdann wirst Du alles erfahren. (Leon geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Luise, allein.

Ja, ja! ... So ist unsere Flucht gesichert. ... O gütiger Gott! halte mich aufrecht: gieb mir Kraft! ... Wohlan denn! Vernunft, Ruhe, Muth! ... Laß doch sehen! ... (sie öffnet den Schreibtisch) Dieses Gold, diese Papiere, dieser Schmuck (sie legt alles in ein Kästchen, dann öffnet sie mehrere Schubfächer). Meine Diamanten ... (sie nimmt das Kästchen mit auf die andere Seite der Bühne und öffnet die Schubfächer des dortstehenden Meubles). Oh! ich werde gar nicht Zeit genug haben ... (sie sucht) wo sind nur meine Diamanten? — (sie sucht wieder) Mein Gott, sie sollten doch hier liegen! ... Ach, ich suche nur nicht recht ... ich bin so verwirrt. ... Aber wo sind nur meine Diamanten? ... O mein Kopf! mein Kopf! (sie drückt sich schmerzlich den Kopf zusammen und fühlt dabei Diadem und Halsband) Oh, da sind sie! ... ich war damit

geschmückt! ... geschmückt zu meiner Vermählung mit einem Andern! ... O Arthur! Arthur! (Bernard tritt ein.) Georges!

(Sie bleibt unbeweglich und zitternd stehen. Die Musik schweigt.)

Sechster Auftritt.

Luise. Bernard. Ursule.

Bern. (für sich, im Hintergrund). Wie sie zittert!

Luise (für sich). Ich sterbe!

Bern. (schmerzlich für sich). Nicht Ein Wort! Nichts!

Urs. (die sich Luisen genähert hat). Gnädige Frau! ... Gnädige Frau! Es ist der Herr Oberst.

Luise (ohne es zu wagen, Bernard anzusehen). Ja, ja! Sieh nur dort Acht! Leon wird kommen! Er hat einen Wagen besorgt. (Ursule geht zur Thür links ab.)

Bern. (vortretend und streng). Einen Wagen! und warum?

Luise. Für unsere Flucht, Georges.

Bern. Unsere Flucht, Luise! ... Ich bin nicht wieder nach Frankreich zurückgekommen, um zu fliehen.

Luise. Nun denn, um uns dahin zu bringen, wohin es Dir beliebt zu gehen.

Bern. Dahin, wohin ich gehe, kannst Du mir nicht folgen ... und ein Wagen kann uns dahin nicht bringen.

Luise (schmerzlich). Ich kann Dir überall hinfolgen, selbst in den Tod, und wie Du gehest, werde auch ich gehen.

Bern. Mitten in der Nacht?

Luise. Mitten in der Nacht.

Bern. In diesem Schmuck?

Luise. In diesem Schmuck.

Bern. Zu Fuß?

Luise. Zu Fuß (auf die Knie stürzend und in Thränen ausbrechend). Auf meinen Knieen, wenn Du gebeutst: aber folgen muß ich Dir!

Bern. (streng). Luise! was für eine furchtbare Gefahr bedroht Dich denn hier, daß Du der mir zu folgen, trotzest? Bedenke! Wir werden dann allein seyn, und ich werde Dich fragen, was Du mit meinem Namen angefangen hast, denn Du würdest nicht hier auf den Knieen vor mir liegen, wenn Du ihn nicht entehrt hättest.

Luise (schmerzlich). Nun denn, Georges, dann werde ich Dir sagen ...

Bern. (sie unterbrechend und heftig aufhebend). Du wirst mir Dein Verbrechen bekennen, nicht wahr?

Luise. Ich werde Dir mein Unglück nennen, und Du wirst mir sagen, ob es ein Verbrechen sey? Nun sieh — (sie zeigt ihm ihre Vorbereitungen) ich bin bereit Dir zu folgen. — Komm!

Bern. (ausbrechend). Er ist also hier, dieser Mensch?

Luise. Wen meinst Du?

Bern. Und er kann also in diese Zimmer kommen? Warum zitterst Du so!

Luise. Ach ich zittre für Dich!

Bern. (zornig). Oder für jenen Geliebten, nicht wahr?

Luise (heimlich). Georges! Gott hat Dich nicht wundervoll gerettet ... Du bist nicht ohne weitaussehende Pläne nach Frankreich zurückgekehrt ... man erwartet Dich, ich weiß es ...

Bern. Ja, man erwartet mich ... und zögere ich, so entgeht mir die Rache, wegen der ich kam ... und gehe ich, so verliere ich die Rache, die ich hier mir nehmen muß.

Luise. Keine von beiden wird Dir fehlen, denn ich begleite Dich ... Du erfüllst dann Deinen Beruf, und Deine Ehre ist gerettet.

Bern. Meine Ehre!

Luise. Ja, die Ehre des Kriegers und des Gemahls. Da ist Leon! Komm! komm! ich habe Dir geschworen, daß ich Dir alles sagen will. (Sie geht nach der Thür zu, wo Leon eintritt.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Leon.

Leon (im Eintreten). Halt! halt! (er schließt die Thür.)

Bern. (leis zu Luise). Still! Selbst gegen diesen

Luise (für sich). Was ist vorgefallen?

Leon. Luiſe! ... mein Herr! ... meine Beſorgniß hat ſich leider beſtätigt. ... Der Verdacht, den mir die Beängſtigung meiner Schweſter einflößte, iſt auch noch von Andern getheilt worden ... nicht aber, um ſich mit ihrer edlen Aufopferung zu verbinden, ſondern um dieſe zu hintertreiben. ... Alle Ausgänge aus dem Schloſſe, ſelbſt die verborgenſten, werden beobachtet. Keine Möglichkeit, aus ihm zu entkommen.

Luiſe. Wir ſind verloren!

Bern. Verloren!

Leon. Sie ſind gerettet, mein Herr, wenn Sie kein Bedenken tragen, dem Rathe zu folgen, den ich Ihnen geben will. ... Ich habe auf das Zimmer Urſule's feſtliche Kleider bringen laſſen, welche Sie ſtatt Ihrer Reiſekleider anlegen müſſen.

Luiſe. Wie!

Leon (zu Luiſe). Der Wagen, den ich beſorgt habe, hat ſich mit unter die zahlreichen Wagen der Gäſte gereiht. ... Wenn dieſer Herr nun ganz unbefangen durch den Saal geht, kann er leicht ins Vorzimmer gelangen.

Luiſe (zu Bernard). Ich werde dort warten.

Leon. Indem man nur in ihm eine Perſon erblickt, die das Anſehen hat, als habe ſie am Feſte Theil genommen ... eine Perſon im Ballkleide ... wird man keinen Verdacht hegen.

Bern. (zu Leon). Ich danke Ihnen, und nehme es an.

Leon. Aber um dieß zu bewirken, muß Luiſe

wieder beim Feste erscheinen, und durch ihre Gegenwart jeden Verdacht, der etwa entstehen konnte, beschwichtigen.

Luise. Wohl! ich werde den Muth dazu haben.

Bern. (bitter zu Luise). O! ich begreife, wie viel es Ihnen kosten wird, gnädige Frau.

Leon (zu Luise). Also eile! Die Kleider für den Herrn sind schon in jenem obern Zimmer, er legt sie an, und dann können wir in zehn Minuten unter der Ausfahrt vom Schlosse stehen. (Er geht nochmals nach links, um sicher zu seyn, daß ihm Niemand folgt.)

Bern. (leis zu Luise). Und jetzt denke daran, daß ich ohne Dich nicht von hier gehe (ab).

Luise. Noch diese Prüfung! Noch dieses Fest!

Leon (zu seiner Schwester zurückkehrend). Muth! Luise! Vergiß nicht, daß ich über Dir wache.

Luise. Und Du, Leon, vergiß nicht, daß wenn dieser Verbannte gefangen genommen würde, mir nichts übrig bliebe, als der Tod.

Leon (verwundert). Was sagst Du?

Luise (abgehend). Nichts! nichts!

Leon (allein). Ihr bliebe nichts übrig, als der Tod! sagte sie das nicht? ... Wer ist denn dieser Mann? — (man hört Schritte) Ha, es war Zeit! ... mein Bruder kommt ... Nimois hinter ihm ... O! ohne Ursache kommen sie nicht hierher! (geht durch die kleine Thür rechts ab.)

Achter Auftritt.

Der Marquis. Nimois. (Beide durch die Mittelthür eintretend.)

Marq. (im Eintreten). Du sagtest also, der Fremde ...

Nim. (auf die Thür rechts zeigend). Müsse dort seyn.

Marq. In Ursule's Zimmer?

Nim. Auf ihrem Zimmer, in welchem auch immer Licht blieb, ob die Alte gleich mehreremale herunterkam.

Marq. Und wer kann dieser Mann seyn?

Nim. Wenn Sie fest entschlossen sind, werden wir es auf der Stelle erfahren.

Marq. Ja, fest entschlossen, denn ich bin überzeugt, Luise giebt irgend einem furchtbaren Zwange nach. Dieser Unbekannte, der sich hier heimlich eingeschlichen hat, ist irgend ein ehemaliger Mitverschworner Bernard's. Er wird meiner Schwester gedroht ... ihre Schwäche benutzt, und von ihr das Versprechen erpreßt haben, ihm in seinem Unternehmen behülflich zu seyn.

Nim. (der die Schatulle auf dem Tische erblickt). Und recht ansehnlich behülflich zu seyn, wie mir's dünkt.

Marq. Wie so?

Nim. (auf die Schatulle zeigend). Sehen Sie nur ... diese offnen Fächer ... dieß Gold ... dieser Schmuck ...

Marq. Wahrhaftig? ... Ich irrte mich also nicht! ... Sind Deine Leute bereit?

Nim. Sie erwarten Ihre Befehle.

Marq. Nun denn, so führe sie hierher.

Nim. Sogleich. (Geht zur Mittelthüre ab. Leon tritt durch die kleine Thür rechts ein.)

Marq. (allein). Das Geräusch des Festes wird das der Gefangennehmung übertönen.

Neunter Auftritt.

Leon. Der Marquis.

Leon. Du irrst Dich, Bruder! Das Geräusch der Gefangennehmung wird das des Festes übertönen.

Marq. (bestürzt). Leon, was soll das heißen?

Leon. (schnell). Daß wenn Du Deine Helfershelfer herbeirufst, um den unglücklichen Verbannten gefangen zu nehmen, der hier sich verborgen hat, so werde ich alle die herbeirufen, die hierher gekommen sind, um eine Freude zu genießen, und ihnen zeigen, wie hoch der Marquis von Melissens die Gastfreundschaft ehrt.

Marq. (trocken). Das ist mir ganz Recht, mein Herr, denn sie werden dann zugleich erfahren, wie streng der Lieutenant Dubourg den Schwur der Treue hält, den er beim Empfang dieser Epaulette ablegte.

Leon. Wie es Ihnen beliebt ... Jeder seinen Theil von Entehrung!

Marq. Ihnen der der Empörung.

Leon. Ihnen der feiler Denunciation!

Marq. Mir die Nothwendigkeit meiner Pflichten. Denn Sie scheinen zu vergessen, daß so unwichtig auch meine Functionen hier seyn mögen, ich doch die oberste Behörde dieses Bezirkes bin, daß ich vermöge dieses Amtes und in diesem Augenblicke selbst Ihren Degen zu meinem Beistand auffordern könnte, und daß es dann Ihrerseits Verrätherei, wo nicht Feigheit wäre, ihn mir zu verweigern.

Leon (mit Feuer). Mein Herr! ... Nun denn! Sie und Ihre Meuchelmörder sollen nicht hier hinein dringen ... nur erst wenn Sie mich umgebracht, sollen Sie diesen Gefangenen haben ... eine solche Feigheit will ich verüben!

Marq. (für sich). Der Wahnsinnige! (sanft zu Leon.) Aber Leon, besinne Dich doch! ... weißt Du denn nicht, daß es nicht mehr ein bloßer Verbannter ist, den man verfolgt, sondern ein Aufrührer, ein Mann, der sträfliche Einverständnisse in Grenoble hat ... der die Treue der Garnison zu verlocken, die Sicherheit mehrerer Offiziere zu beeinträchtigen sucht. Es gilt also hier gar nicht, einem Unglücklichen Schutz angedeihen zu lassen, sondern ein Verbrechen zu verhüten, und die Gefangennehmung dieses Mannes kann uns die Namen aller seiner Mitgenossen entdecken.

Leon. Um eben so viele Schlachtopfer daraus zu machen! Nicht wahr?

Marq. (mit Strenge). Hüte Dich, nicht unter ihre Zahl zu gehören, Leon! Ich habe es Dir schon gesagt, mehr als Ein Offizier ist in das Complott verwickelt ... und diese Hartnäckigkeit, den Strafbaren zu vertheidigen, könnte leicht einen Verdacht erwecken ...

Leon (unterbrechend). Der auch meine Gefangennehmung herbeiführte. Nicht wahr?

Marq. Aber man muß doch endlich der wahnsinnigen Hartnäckigkeit ein Ende machen, die sich der Ausübung des Gesetzes entgegenstellt.

(Der Vicomte erscheint.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Vicomte. Dann Nimois.

Leon (dem Vicomte entgegengehend). O Vicomte!

Vic. (sanft). Keine Heftigkeit, Leon.

Leon (zum Vicomte). Sie wissen also auch? ... aber Sie werden es nicht zugeben; nein, Sie nicht!

Vic. Leon, ich vermag hierbei gar nichts. ... Mein Vater ist von allem unterrichtet .. er wird kommen, und Sie kennen seine unerbittliche Strenge.

Leon. Ihr Vater! ... aber das ist ja unmöglich! ... Wie? Sie, der Sie der Wittwe eines Verbannten eben Ihre Hand gereicht haben, Sie könnten zugeben, daß der erste Tag Ihrer Verbindung mit einem Blutflecken entweiht werde, mit einer Erinne-

rühmte Hospital daselbst ward von König Wilhelm und der Königin Maria im Jahre 1694 gegründet, und für invalide englische Seeleute und ihre Kinder, so wie für die Wittwen und Kinder derer, die im Seedienst geblieben waren, bestimmt. Es ist an der Südseite der Themse erbaut, und besteht aus vier besondern Gebäuden, welche den Namen der Könige Karl und Wilhelm und der Königinnen Anna und Marie führen. Die Länge derselben beträgt 360 Fuß. In der Mitte des Hofes, den die Gebäude bilden, steht die Statüe König Georgs II. aus einem einzigen weißen Marmorblock gebildet, den die Engländer den Franzosen abjagten.

Obschon dies Hospital durch die Unterstützung der Monarchen, wie der reichen englischen Privatleute einen sehr ansehnlichen Fonds hat, so muß doch noch jeder englische Matrose für die Unterhaltung derselben sechs Pence von seinem jedesmaligen Monatssolde dahin abgeben. Im Hospital selbst sind Stiftungen für 2410 alte oder unbrauchbare Seeleute, und 3000 werden außerhalb derselben erhalten. Jeder der letztern bekommt jährlich sieben Pfund Sterling. 200 Knaben werden auf Kosten des Hospitals in der Schiffkunst unterrichtet, und dann an die königlichen Schiffe abgegeben. An Beköstigung erhält jeder Hospitalit wöchentlich sieben Brote, jedes zu 16 Unzen, drei Pfund Rind- und

rung an das Schaffot, da Ihre Gattin nur erst zuvor so viel durch ein solches Unglück erlitten hat?! O Luise! arme, arme Schwester! Ist dieß das Glück, daß Dir der Vicomte d'Avarenne am Altare zugeschworen hat?

Vic. Ach! ich erfuhr dieses unglückliche Ereigniß zu spät, um ihm zuvorkommen zu können.

Leon. Nein, Sie werden Ihren Vater anflehen ... Sie werden dieses Verbrechen nicht begehen lassen ... nein, das können Sie nicht!

Vic. (ihn unterbrechend). Ich kann Ihnen wenigstens versprechen, alles zu thun, um den Verbannten zu retten.

Marq. (mit Ungeduld). Es ist endlich Zeit! (er ruft.) Nimois! (Nimois tritt ein.) Nimois, thu Deine Schuldigkeit.

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Luise.

Luise (tritt schnell zur Mittelthüre ein und stellt sich vor die Thüre rechts). Haltet ein! — Nein nein! — Niemand wird hier hereindringen! ... Niemand!

Marq. (streng). Luise!

Leon (zu Luise). Sie sind unversöhnlich!

Luise (zum Vicomte, den sie jetzt erblickt). Sie auch! ... O Arthur! Arthur! ... wenn Sie wüßten, wer dieser Verbannte ist!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Bernard.

Bern. (sich zeigend). Dieser Verbannte, hier ist er!

Luise (voll Schrecken). Großer Gott!

Bern. (Leon's Hand ergreifend). Dank, junger Mann! Sie sind der würdige Sohn eines braven Soldaten, Sie! (er sieht dabei den Marquis mit Verachtung an.)

Marq. (zu Nimois). Bemächtige Dich dieses Mannes!

Bern. Ist gar nicht nöthig, mein Herr! (er übergiebt Nimois, der vorgetreten ist, seine Pistolen.) Hier sind meine Waffen . . . ich folge Ihnen.

Marq. (zu Bernard). Ihr Name, mein Herr?

Bern. Mein Name? — Fragen Sie die Wittwe des Oberst Georges Bernard, jetzige Vicomtesse d'Avarenne, darnach.

Luise (zerschmettert). Er weiß alles! . . . Ich bin verloren!

Leon (zu Luisen eilend). Luise! (bringt sie in einen Sessel.)

Vic. (staunend). Verloren?

Marq. (zu Nimois). Man bereite alles vor, um ihn nach Grenoble abzuführen.

Vic. (zum Marquis). Doch nicht eher, als bis ich mit Luisen gesprochen habe.

(Der Vorhang fällt.)

Dritter Aufzug.

Salon des ersten Aufzuges.

Erster Auftritt.

Leon. Der Vicomte.

Es ist Nacht außerhalb — auf einem Tische rechts stehen brennende Kerzen. Der Vicomte sitzt am Tische und scheint in tiefes Nachdenken versunken. Leon tritt links ein.

Leon (näher tretend). Sie warteten auf mich, Vicomte?

Vic. Ha! Sie sind's, Leon! ... Wie geht es Ihrer Schwester, seit sie aus ihrer Ohnmacht erwacht ist?

Leon. Ursule sagte mir eben, daß sie sich viel besser befinde.

Vic. (verwundert). Ursule? — Sie waren also nicht bei Luise?

Leon. Nein, ich wartete mit meiner Mutter in dem Saale vor ihrem Zimmer

Vic. Wie? ... auch Frau von Melissens ...

Leon. Sie scheinen sich über diese Zurückziehung

zu wundern, Vicomte ... doch ich will Ihnen das Räthsel lösen ... ich bin Ihnen eine freie und offne Erklärung von allen dem schuldig, und ich darf hoffen, daß Sie sie aufnehmen, wie sie aufgenommen werden muß.

Vic. Ich erwarte sie mit Verlangen.

Leon. Kaum war meine Schwester ihrer Sinne wieder mächtig worden, als sich ihrer eine Art von Irrseyn bemeisterte, das durch den Anblick ihrer Mutter nur immer mehr sich zu steigern schien. Sie haben es gewollt! rief sie ihr zu: Es ist Ihr Werk!

Vic. So hätte ich mich denn nicht getäuscht!

Leon. Wenn ich Ihnen das mittheile, Vicomte, so geschieht es bloß, weil ich mehr als jeder Andere im Stande bin, die Besorgnisse zu verscheuchen, die solche Worte in Ihnen hervorbringen müssen ... Luise liebt Sie, dessen bin ich gewiß: sie hat es mir in der vollsten Ergießung ihrer Seele vertraut; glauben Sie es mir! Aber was ich Ihnen auch sagen muß, ist, daß diese Liebe nicht frei von Vorwürfen des Gewissens ist.

Vic. (bitter). Ach! also Gewissensbisse!

Leon. Seyen Sie gerecht, Arthur! — denken Sie an den Namen, den sie sonst trug, und an den, welchen sie heut erhielt.

Vic. Wenn es nur dieß wäre!

Leon. Und was könnte es denn sonst seyn? — Ich schwöre es Ihnen, ehe noch Luise diesen Verbannten gesehen, hatte sie mir bereits diese Beängstigungen, und wenn ich es Ihnen denn wiederholen soll,

diese innern Vorwürfe mitgetheilt, deren Beute sie war. Bedenken Sie nun selbst, bis zu welchem Grade diese Qualen die unglückselige und unerwartete Erscheinung jenes Mannes steigern mußte, dessen Lage so unheimliche Erinnerungen in ihr weckte, dieses Mannes, den sie in ihrem Hause, auf Befehl ihres Bruders, und unter den Augen ihres neuen Gemahls mußte gefangen nehmen sehen!

Vic. Gewiß! gewiß! ... Aber Sie, Leon, Sie kennen ihn, diesen Mann?

Leon. Wenn ich seinen Namen wüßte, würde ich kein Bedenken tragen, ihn Ihrem Ehrgefühle anheim zu geben ... aber ich weiß ihn nicht, ich versichere es Ihnen.

Vic. Aber Ursule muß ihn wissen.

Leon. Ich glaube das ... und wenn sie wünschen, sie zu befragen ...

Vic. Sie? ... nein! ... Aber wenn Luise mich sehen wollte ... oder noch besser, wenn sie die Rücksicht für mich hätte, einen Augenblick hierher ...

Leon. Ich will ihr Ihren Wunsch mittheilen ... vorher aber erlauben Sie mir, Arthur, Ihnen Ihr Versprechen ins Gedächtniß zurückzurufen, alles anzuwenden, um den Verbannten zu retten.

Vic. Ich habe es nicht vergessen, und eben deßhalb ist es nöthwendig, daß ich Luisen so bald als möglich spreche. ... Mein Vater ist wieder abgereist ... der Marquis in seinem allzugroßen Eifer für das öffentliche Wohl ihm nach bis Grenoble, um von dort

die zur Fortbringung des Gefangenen nöthige militärische Bedeckung zu holen.

Leon. Dieß also der Grund seiner Abreise?

Vic. Ja, denn das Gerücht von dieser Gefangennehmung hat schon die Grenzen des Schlosses überschritten, und das Landvolk ist nicht gut gestimmt. Wenn daher der Gefangene nicht von einer ansehnlichen Eskorte begleitet würde, so könnte man zu seiner Flucht leicht einen Handstreich zu befürchten haben.

Leon. Nun denn! Arthur! was Sie auch erfahren mögen, retten Sie ihn! o retten Sie ihn! Luise liebt Sie schon um des Schutzes willen, den Sie ihr angedeihen ließen, erstrecken Sie ihn bis auf diesen Unglücklichen, und die Liebe, welche sie für Sie hegt, wird dann frei von Angst und Vorwürfen seyn (geht links ab).

Zweiter Auftritt.

Vicomte, allein.

Angst! ... Vorwürfe! ... ja, ihre Angst kann mit dem verschwinden, der diese ihr verursacht hat ... aber ihre Vorwürfe! ... o! wenn das, was ich nicht zu vermuthen wage, wahr wäre, so würde meine Großmuth in einer Seele wie Luisens, die nur verirrt seyn konnte, aber wo das Ehrgefühl immer noch vorwaltet, diese nur noch vermehren. ... Sie liebt mich, versichert Leon! ja, ich glaube es, daß sie mich liebt, aber eben diese Liebe läßt sie auf ihre Vergangen-

heit einen schreckensvollen Blick werfen. . . . Und ich! mit welchem Gefühle werde ich sie jetzt befragen, ich, der gestern noch von meiner Leidenschaft verblendet, jeden der Lüge beschuldigt hätte, der den mindesten Zweifel in die vollste Reinheit ihres Herzens gesetzt? . . . Und heut! . . . Ach, auch heut führt mich meine Leidenschaft wieder irre, und zeigt mir in einem Vorfalle, den nur der Zufall allein herbeigeführt hat, die Folge eines Fehltrittes, den man mir verbarg. . . . O nein! das ist unmöglich! . . . ich vergesse, wie schwach Luise bei jeder Gemüths-Erschütterung ist . . . wie sehr gehäufte Leiden ihre Seele furchtsam und zum Schmerz geneigt gemacht haben! . . . Ja, ja, es ist ein Freund Bernard's, irgend ein alter Soldat jener napoleonischen Armee, die wie Eine Familie zusammenhing, wo jeder Mitinhaber der Ehre des andern war. . . . Wer weiß, welche Vorwürfe dieser Mann Luisen gemacht hat? . . . Ja, ja, es sind nur Erinnerungen an jene Verbannung, welche sie so peinigen . . . ja, ihr Bruder hat Recht, es ist der unversöhnliche Haß der Politik, der sie in Schrecken setzt . . . sie ist rein von aller Schuld, und meine Pflicht ist es nun, sie auch von aller Angst und Vorwürfen zu befreien. . . . O Luise! verzeihe mir! . . . Da ist sie! . . . wie bleich sie ist! . . . Nachsicht und Mitleid für so viel Schmerz!

Dritter Auftritt.

Leon. Luise. Der Vicomte.

Vic. Luise!

Luise. Herr Vicomte, mein Bruder sagte mir, daß Sie mich zu sprechen wünschten.

Vic. Ja, Luise, ja! ... und ich sagte auch Leon ...

Leon. Das, was sie mit Entzücken aus Ihrem Munde hören wird, und von Ihnen allein hören muß ... und das sogleich (zum Vicomte). Ich warte an der kleinen Thür des Parks (geht ab).

Vierter Auftritt.

Luise. Der Vicomte.

Luise. Was will er damit sagen?

Vic. Haben Sie ihn denn nicht verstanden? ... und muß ich Ihnen alles sagen, damit Sie mich nicht eben so hart behandeln, wie die, welche Schuld an Ihren Leiden sind?

Luise (gebeugt). Ja, ich leide! leide furchtbar! ... Doch nun! Sie wünschen mich zu sprechen, und hier bin ich.

Vic. Luise! Luise! Sie erbleichen! ... o nein! später! später!

Luise (sich fassend). Nein, nein! Jetzt! jetzt! — ich beschwöre Sie darum.

Vic. Verzeihen Sie mir also, wenn ich dieser

Unterredung eine Feierlichkeit gebe, welche mehr Vertrauen in mich unnöthig gemacht hätte.

Luise. Mehr Vertrauen! ... O! ich habe nie an dem Adel Ihres Gemüths gezweifelt.

Vic. Und dennoch gestern, Luise, gestern, als dieser Verbannte kam und Sie um ein Asyl flehte, da war ich es nicht, an den Sie sich wendeten.

Luise. An Sie! ich, an Sie mich wenden?

Vic. Ja, Luise ... und hätten Sie mich besser gekannt, so würden Sie sich keinen Augenblick bedacht haben.

Luise. O mein Gott!

Vic. Denn es ist die höchste Zeit, daß Sie es endlich erfahren. ... Ja, Luise, glauben Sie mir: politischer Haß ist nur bei solchen Menschen gewaltsam, die nie für die Parthei haben leiden müssen, deren Opfer sie sich jetzt nennen. Verfolgungswuth besitzen nur die, welche nie verfolgt worden sind; sie wohnt nicht in den Herzen derer, die ihr Leben als Unterpfand ihrer Gesinnungen in die Schanze geschlagen haben. ... Mein Vater und ich haben um unserer Sache willen in der Verbannung gelebt, und wenn vergossenes Blut ein Zeichen der Treue ist, so bedürfen weder er noch ich des Blutes der Verbannten, denn seit langer Zeit hatte das unsere mit untilgbarem Siegel unsere Treue bezeichnet.

Luise. Ja, das weiß ich, und dennoch ...

Vic. Dennoch ist mein Vater unbeugsam gewesen, nicht wahr? Aber diese Härte war das Werk

unserer Feinde, und indem sie uns den Vorwurf der Feigheit ins Gesicht schleuderten, zwangen sie uns, ihnen durch Strenge darauf zu antworten, und den Repressalien zu trotzen, mit denen sie uns ohne Unterlaß bedrohten.

Luise (für sich). Und die so nahe hier ihrer harren! O mein Gott!

Vic. Aber jetzt ist dieser furchtbare Kampf geendet ... die Gefühle des Vergebens und Vergessens können sprechen, ohne besorgen zu müssen, für Feigheit ausgelegt zu werden. Wir sind stark genug, um zu verzeihen, und wir werden verzeihen. So denken die unserer Sache aufrichtig ergebnen Männer, so denke ich! Luise! so denkt der, dem Sie Ihr Daseyn übergaben! — Und, Luise ... haben Sie mir jetzt nichts zu sagen?

Luise. O Arthur! Sie sind edel und großmüthig!

Vic. Ist das Ihre vollste Ueberzeugung, Luise?

Luise. Ja, sie ist es, Arthur! — O, ich verstehe Sie! ... Und Sie werden den Verbannten retten, nicht wahr?

Vic. (mit Milde und Liebe). Ja! ich werde ihn retten. ... Aber dann, Luise, werden Sie mich dann auch ohne Zwang lieben, werden Sie sich dann auch mit mir glücklich fühlen?

Luise (verlegen). O Arthur! Arthur!

Vic. (sie mit Zärtlichkeit betrachtend). Luise! Luise! ... Aber warum zittern Sie noch immer?

Und ist mit Sternen blond und schön
Bei Aehren immer noch zu sehn,
Wie Adelheid auch einst das Brot
Mit sanften blauen Augen bot.

Fr. Kuhn.

Luise. O! sehen Sie mich nicht so an! Sie flößen mir Furcht ein!

Vic. Furcht! — Aber nach allem dem, was ich Ihnen gesagt habe, Luise, aus welchem Grunde können Sie denn noch Furcht vor mir haben?

Luise (ausbrechend). Aber sehen Sie denn nicht, daß in meiner Seele etwas Schreckliches verborgen liegt ... etwas das ich Ihnen nicht zu sagen wage ... das ich Ihnen nie sagen kann!

Vic. (sich abwendend, für sich). O mein Verdacht! mein Verdacht!

Luise (zu ihm gehend). Aber Sie haben versprochen ihn zu retten, und Sie werden ihn retten? ...

Vic. (kalt). Ja, Sie haben Recht, gnädige Frau ... und fürchten Sie nicht mehr Verbannung oder Schaffot für ihn ... ich verspreche Ihnen seine Freiheit.

Luise (feurig). O Dank! Dank! innigen Dank (bittend)! Und Sie erlauben mir auch, ihm selbst diese tröstende Nachricht mitzutheilen? Nicht wahr?

Vic. (nach einer Pause). Nein, gnädige Frau, nein.... Der Entschluß, den ich eben gefaßt habe, zieht eine Verantwortlichkeit nach sich, die auf Niemand Andern lasten soll, als auf mir selbst.

Luise (besorgt). Eine Verantwortlichkeit! ... und um meinetwillen ... um meinetwillen wollen Sie dieser trotzen?

Vic. Vielleicht doch auch mit um mein selbst willen.... Aber gehen Sie jetzt wieder auf Ihr Zim-

mer.... Ich muß allein die Vorbereitungen zu dieser Flucht treffen! ... Gehen Sie, gehen Sie, gnädige Frau, und verlassen Sie sich auf mich.

Luise (will abgehen, bleibt aber wieder stehen und wendet sich zum Vicomte). Arthur! Arthur! Wenn Sie wüßten, welche Dankbarkeit ich für Sie fühle! ... wenn Sie wüßten, was ich leide! ... (der Vicomte nähert sich ihr.) Oh! Eines Tages werden Sie mich beklagen! ... Ja, Sie werden mich beklagen, das weiß ich gewiß! (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Vicomte, allein. Gleich darauf ein Offiziant.

Sie beklagen! — aber mich erst rächen! (er schellt; ein Offiziant erscheint.) Bringen Sie den Gefangenen hierher. (Offiziant ab.) Er muß sie also doch gewaltig lieben, dieser Mann, daß er dem Tode trotzte, um sie wiederzusehen ... vielleicht um sie mir streitig zu machen! ... Und doch zweifle ich noch immer.... O nein, nein! ... Dieser Schrecken ... dieß letzte Lebewohl! ... O Luise, Luise! Dieß Geheimniß, das Du mir nicht sagen wolltest, ich werde es diesem Manne entreißen, das schwöre ich Dir! und wenn Gott gerecht ist ... so wird dieser Mann es Niemand Andern sagen, als mir.

Sechſter Auftritt.

Bernard. Der Vicomte. Ein Offizianf.

Bern. (zu dem Offizianten, der mit ihm zur Mittelthür eintritt). Dieſer Herr will mich ſprechen?

Vic. (im Vorgrund). Ja, ich, mein Herr! (zu dem Offizianten) Laſſen Sie uns allein.

(Der Offiziant geht ab. Der Vicomte geht nach hinten, um ſich zu ſichern, daß er allein.)

Bern. (für ſich, vertretend). Er! deſſen Vater ſo viele meiner Waffenbrüder verurtheilt hat! er, der mir Luiſens Liebe entriß! ... Ha! Sollte ich ihm nicht auch einige der Martern zurückgeben, die ich erdulden mußte!

Vic. (rückkehrend und ſich vor Bernard ſtellend). Kennen Sie mich, mein Herr?

Bern. (mit kalter Verachtung). Geſtern, in dem Augenblicke, wo man mich gefangen nahm, ſtanden drei Männer vor mir ... einer davon wollte mich retten, ein anderer wollte mich verderben, ein dritter ließ beides geſchehen. Der erſte, ein edler Jüngling, war Leon Dubourg; der zweite, ein fanatiſcher Royaliſt, war der Marquis von Meliſſens; der dritte, der, welcher weder den Muth des Edelſinns, noch den der Verfolgung beſaß, das war der Vicomte d'Avarenne, das waren Sie! ... Sie ſehen, mein Herr, daß ich Sie kenne.

Vic. (ruhig). Ich ſehe, mein Herr, daß Sie meinen Namen wiſſen!

Bern. (verächtlich). Und Sie können ſehen, daß ich auch den Werth deſſen weiß, der ihn führt.

Vic. (mit dem Tone verächtlicher Höflichkeit). Verzeihung, mein Herr! wir haben jetzt andere Dinge zu thun, als uns unnütze Beleidigungen zu ſagen. ... Sie behaupten, mich zu kennen; wohl! ... was mich betrifft, ſo weiß ich nicht das mindeſte von Ihnen, ſelbſt Ihren Namen nicht.

Bern. Ach! Die Frau Vicomteſſe d'Avarenne hat ihn alſo nicht ſagen wollen?

Vic. Ich habe ihn nicht von ihr zu wiſſen verlangt.

Bern. (lächelnd). Das iſt außerordentlich diſcret von Ihnen.

Vic. Sie werden noch beſſer beurtheilen können, wie ſehr ich dieß bin, wenn ich Ihnen ſage, daß ich im Auftrage der Frau Vicomteſſe mit Ihnen ſprechen ſoll.

Bern. (mit verbiſſenem Grimm). Ach! die Frau Vicomteſſe hat Sie alſo, Sie, mit einer Botſchaft an mich beläſtigt?

Vic. Sie iſt ſo freundlich, vielen Antheil an Ihrem Schickſale zu nehmen.

Bern. (wie oben). O! ſie iſt ſo freundlich, Antheil an meinem Schickſale zu nehmen!

Vic. Sie hat noch mehr gethan: ſie hat mich gebeten, beſchworen, ihr Leben und Freiheit des Verbannten zu bewilligen.

Bern. (bitter). Des Verbannten!

Vic. Und dieſe Freiheit biete ich Ihnen jetzt an, mein Herr!

Bern. (verächtlich). Sie! . . . mir!

Vic. Ja, mein Herr! Und ich frage Sie auch, ob Sie — Sie dieſelbe von mir annehmen?

Bern. (eben ſo). Von Ihnen! . . . O mit dem größten Vergnügen!

Vic. (hitziger werdend). Ha! mein Herr! dieſer Spott!

Bern. (kalt). Was iſt Ihnen, mein Herr? (Pauſe.)

Vic. (für ſich). Oh! ich will ihn wohl noch zum Sprechen bringen!

Bern. (für ſich). Oh! ich habe ihn endlich verſtanden. . . . Und jetzt darf und kann ich mich rächen.

Vic. (nimmt ſeinen Ton verächtlicher Höflichkeit wieder an). In der That, mein Herr, fühle ich mich außerordentlich erfreut, daß Sie dieſen Dienſt von mir annehmen wollen.

Bern. (einen leichten Ton affectirend). Für welchen ich der Frau Vicomteſſe zu einer Dankbarkeit verpflichtet bin, deren ganzen Umfang ſie nur allein würdigen kann.

Vic. Und wovon Sie ſie entbürdet, mein Herr, . . . denn Luiſe hörte, indem ſie Sie zu retten ſuchte, nur auf die Stimme des Mitleids.

Bern. Luiſe, weil Sie ſie denn ſo zu nennen belieben, hat vielleicht auch, indem ſie mich zu retten ſuchte, auf die Stimme ehemaliger Erinnerungen gehört.

Vic. (nach einer Bewegung des Zorns, die er aber unterdrückt). Allerdings hat die Parthei, der Sie angehören, deren recht ſchmerzliche in ihr zurücklaſſen können.

Bern. Oh, politiſche Erinnerungen haben wenig Gewicht bei Frauen, und ihr Herz zieht es vor, ſüßere zu bewahren.

Vic. (ernſt). Und Sie glauben ein Recht an ähnliche Erinnerungen zu beſitzen?

Bern. (leicht und ironiſch). Ja, ſehen Sie nur, Herr Vicomte! Wir waren freilich nur rohe Soldaten, zu wenig erfahren in den ſchönen Manieren der Kammerherren und Garderobenmänner ... da Sie aber damals noch nicht zugegen waren ...

Vic. (mit kaltem Ingrimm). Genug, mein Herr! ich weiß nun von Ihnen alles, was ich wiſſen wollte.

Bern. (im ſcherzenden Tone). Das iſt mir ſehr lieb, denn ich könnte Ihnen auch wahrhaftig nicht mehr ſagen.

Vic. Und ich bedarf nichts mehr, um zu wiſſen, wer Sie ſind.

Bern. (verwundert). Wer ich bin?

Vic. (mit zorniger Kälte). Ja, mein Herr, wer Sie ſind! ... denn jetzt begreife ich, was die Worte eines gemeinen Menſchen, wie Sie, werth ſind, und ſage Ihnen ins Geſicht, daß Sie gelogen haben.

Bern. (voll Wuth). Gelogen! (gleich wieder ſeinen ſpottenden Ton annehmend). Aber ... ich werde hitzig ... das taugt nichts ... und ich begreife ſehr wohl,

mein Herr, daß es Ihnen weit mehr convenirt, mich der Lüge zu zeihen. O! das iſt viel bequemer, und vorzüglich viel weniger gefährlich.

Vic. (ſtets mit zurückgehaltenem Tone). Aber ich ſage Ihnen nochmals, mein Herr, daß Sie gelogen haben.

Bern. Sie ſagten mir aber auch vorhin, daß wir nicht hier wären, um uns unnöthige Beleidigungen zu ſagen.

Vic. (mit Verachtung). Weil ich Sie damals noch aller dieſer Erbärmlichkeiten nicht für fähig hielt.

Bern. (ihn unterbrechend). Es giebt eine, über die ſich ein Gefangener nicht vertheidigen kann, aber es giebt auch eine, wegen deren ich mich zu rechtfertigen im Stande bin, und dieſe wenigſtens will ich nicht auf mir dulden ... das iſt die Erbärmlichkeit, zu lügen.

Vic. (ſtizig). Sie fangen wieder an, mein Herr?

Bern. Nein, ich ende! ... Da ich in dem Augenblicke, wo man mich feſtnahm, meine Waffen abgab, ſo waren Ihre Helfershelfer nicht genöthigt, mich zu durchſuchen ... ich habe alſo bis jetzt dieſes Portrait behalten können (er zeigt dem Vicomte einen Medaillon).

Vic. (mit unruhiger Neugier). Dieß Portrait!

Bern. (lächelnd). Da! Sehen Sie, ob es wirklich das von Luiſen iſt?

Vic. (ſich noch zurückhaltend). Von Luiſen!

Bern. (mit Selbſtgefälligkeit). Damals war ſie ſchöner als jetzt.

Vic. (zornig). Elender!

Bern. (spottend). Das Glück, Ihnen anzugehören, hatte ihr noch nicht alle die Thränen gekostet, die ihrer Schönheit nachtheilig waren.

Vic. (wüthend). Schändlicher!

Bern. (wie oben). Aber sie ist doch noch immer sehr schön, und ...

Vic. (außer sich). Bube! Bube! Bube!

Bern. (ausbrechend). Schön! schön! mein Herr! ... noch etwas mehr Zorn! ... damit ich doch sehe, daß Sie auch leiden! (er entfernt sich vom Vicomte.)

Vic. (wüthend). Ha! jetzt mußt Du sterben!

Bern. Ja, ich weiß es, daß Ihre Henker mich in Grenoble erwarten.

Vic. (auf ihn zustürzend). Nein, nicht in Grenoble! — hier, hier! — im Augenblick! — Wer Du auch seyst, Verbannter oder nicht, Du gehörst mir, Du bist mein, mein Eigenthum, Du entgehst mir nicht!

Bern. (mit Würde). O Dank! Dank! mein Herr Vicomte, ich bitte Sie um Vergebung, daß ich Sie beschimpft habe ... Sie waren es werth, sich mit mir zu schlagen. Ich nehme es an.

Vic. In zwei Stunden wird der Tag angebrochen seyn.

Bern. In zwei Stunden wird es keinen Tag mehr für einen von uns beiden geben.

(Sie wollen durch die Mittelthür abgehen, als Louise durch die Thür links hereileilt.)

Siebenter Auftritt.

Bernard. Luiſe. Der Vicomte.

Luiſe (zu dem Vicomte). Großer Gott! ... Nimois iſt wieder zurück ... der Marquis folgt ihm mit Militair, und der Gefangene iſt noch nicht frei!

Vic. (zornig). O glauben Sie, gnädige Frau, daß ich eben ſo große Eile habe, ihm dieſe Freiheit zu gewähren, als Sie!

Luiſe (für ſich). Welcher Zorn!

Bern. (mit Entrüſtung). Und ich, ſie zu erhalten.

Luiſe (voll Schrecken, zu Bernard). Und zu welchem Zwecke, allmächtiger Gott?

Bern. (zu Luiſe, wie oben). Um zu wiſſen, wie Ihr neuer Gatte ſeinen Degen führt (er wendet ſich nach der Thür).

Luiſe (den Vicomte mit einem Blicke befragend). Schrecklich!

Vic. (im Zorne). Um zu wiſſen, wie Sie Ihren Geliebten beweinen! (Vicomte und Bernard gehen ab.)

Achter Auftritt.

Luiſe, allein.

Meinen Geliebten! — er auch! — o nein, nein, das darf nicht ſeyn ... ſo von allen Seiten kann ich doch nicht Schimpf und Verachtung ertragen ſollen! ... Georges hat es gewollt, und ich werde reden: Arthur ſoll alles wiſſen! — dann mag Gott entſchei-

den, und vielleicht rettet Arthur ihn doch noch! (ſie will abgehen, da tritt der Marquis ein.)

Neunter Auftritt.

Luiſe. Der Marquis. Zuletzt Mimois.

Marq. (hält Luiſe zurück). Es iſt nicht mehr Zeit, gnädige Frau.

Luiſe (mit furchtbarem Hohngelächter). Ha! Sie ſind's!

Marq. Ja, ich, der noch zeitig genug kommt, um die Schwäche des Vicomte zu hintertreiben.

Luiſe. Oh! ich wünſche Ihnen dazu Glück.

Marq. Ich erfuhr, daß er, durch Ihre Thränen verführt, dem Gefangenen die Freiheit ſchenken wollte.

Luiſe. Und daran hinderten Sie ihn? Vortrefflich!

Vic. (erſtaunt). Luiſe . . .!

Luiſe. Vortrefflich! ich ſchwöre es Ihnen! denn dieſe Freiheit wollten beide benutzen, um ſich zu ſchlagen und zu morden.

Marq. Sich ſchlagen und morden! Und weßhalb?

Luiſe (mit Wahnſinn). Weßhalb? — weil mein Gatte findet, daß es ſchändlich von mir geweſen iſt, den Vicomte d'Avarenne zu heirathen.

Marq. (nicht wiſſend, was er daran denken ſoll). Luiſe . . .!

Luiſe (wie oben). Und weil der Vicomte d'Ava-

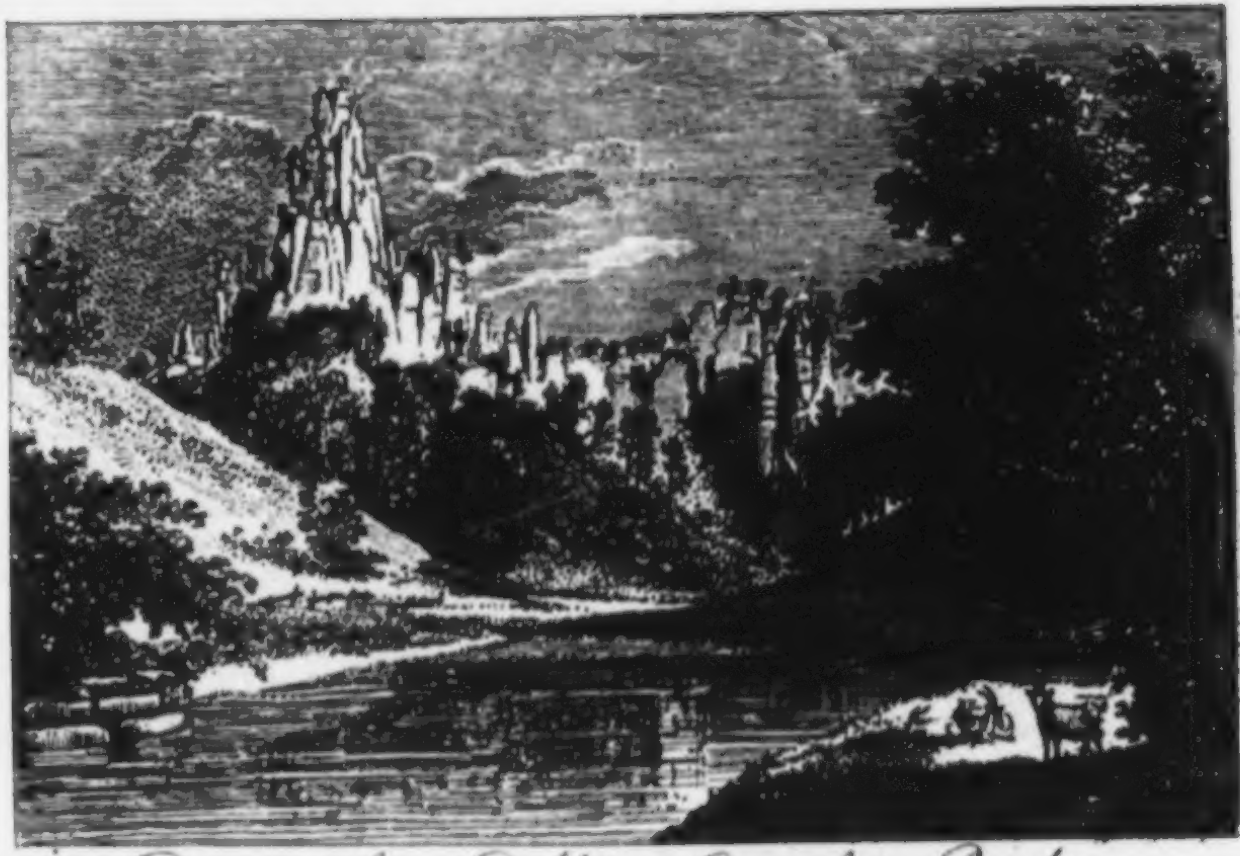

Die grosse und kleine Gans bei Baden.

renne findet, daß es schändlich von mir gewesen ist, meinen Geliebten retten zu wollen.

Marq. Du sprichst irr!

Luise (mit immer wachsender Exaltation). Nein, nein, nein! ich spreche nicht irr. . . . Ihr versteht mich nur nicht. . . . Aber vielleicht später, wenn nun, nachdem Ihr ihn habt festnehmen lassen, nachdem Ihr ihn nach Grenoble habt bringen lassen, der Henker dem Volke sein Haupt zeigt und ausruft: Das ist das Haupt des Obersten Georges Bernard! vielleicht versteht Ihr mich alsdann!

Marq. (staunend). Der Oberst lebt!

Luise (wie oben). Und dann versteht Ihr wohl auch, daß von dem Manne, den Ihr mir als todt gelogen, und von dem, den Ihr mir gestern als Gemahl gegeben, ich mich nicht für eine Verworfene kann ansehen lassen, und daß ich jetzt jedem, der es nur hören mag, die grausamen Martern schildern will, die Ihr mich habt erdulden lassen, Eure Drohungen gegen ein schwaches Weib, Eure Schlechtigkeit, Eure Wuth.

Marq. Still, um Gottes willen still! Ich rette ihn.

Luise (außer sich). Es ist nicht mehr Zeit! . . . Ihr habt ihn ins Verderben gestürzt! Ihr habt mich ins Verderben gestürzt! So will ich denn auch Euch wieder verderben! (sie sinkt erschöpft in einen Sessel. Der Marquis schlägt sich vor die Stirn und geht dann zu Nimois, der in diesem Augenblicke eintritt.)

(Der Vorhang fällt.)

Vierter Aufzug.

Ein Zimmer des Pavillons, in welchem Bernard gefangen ſitzt. Im Hintergrunde große Mittelthüren, rechts ein Fenſter mit Balkon. Weiter ſeitwärts Thüre aufs Feld. Eine Tafel mit brennenden Kerzen, Schreibzeug darauf. Links vorn eine Thür in ein Zimmer, und weiter hinten noch eine in ein Periſtyl. — Außen noch Nacht.

Erſter Auftritt.

Der Vicomte, auf das Zimmer links deutend.

Da der Marquis jetzt hier iſt, kann ich nicht mehr erſt den Tag erwarten, um die Thüre ſeines Gefängniſſes zu öffnen. Was kümmert mich die öffentliche Rache, wenn ich mir nur die meine ſicher ſtelle! — Ich will dieſem Menſchen die Freiheit wieder geben, und er wird ſich gewiß zum Zweikampfe an dem Orte ſtellen, den ich ihm bezeichnen werde. Es lag zu viel Haß in ſeiner Seele, als daß er ausbleiben könnte. . . . Hinein denn! . . . (er geht an die Thür links, Nimois hält ihn jedoch auf, der ſich in einem Gemach befindet, das vor dem liegt, worin Bernard gefangen iſt.)

Zweiter Auftritt.

Nimois. Der Vicomte.

Nim. Verzeihen Sie, Herr Vicomte, aber ich darf Sie nicht herein laſſen.

Vic. Was ſoll das heißen? .... Wer hat Ihnen das anbefehlen können?

Nim. Der, welcher hier zu befehlen hat ... der Herr Marquis.

Vic. Und glauben Sie, daß dieſer Befehl auch mich angehe?

Nim. Ja, und um ſo mehr, als der Herr Marquis Sie ausdrücklich genannt hat.

Vic. Mich?

Nim. Sie, Herr Vicomte.

Vic. Und wenn hat er dieſen Befehl gegeben?

Nim. Eine Viertelſtunde nach ſeiner Anherkunft ... unmittelbar nach einer Unterredung, die er mit ſeiner Frau Schweſter gehabt hat, deren Thränen ihn wohl auch rühren konnten.

Vic. Gut! ... Thun Sie Ihre Schuldigkeit.

Nim. Oh! Dieſe Anempfehlung iſt ganz unnöthig. So lange der Gefangene unter meiner Obhut ſteht, ſoll er gewiß nicht entkommen, wer es auch ſey, der ihn zu retten verſuchte. Das ſchwöre ich Ihnen (geht wieder hinein).

Dritter Auftritt.

Vicomte, allein.

Ja, der Marquis weiß alles! ... Luisens Verzweiflung hat es ihm entdeckt, und er will nun den Gefangenen um jeden Preis fortbringen lassen, will ihn an seine Richter abliefern, um nach dessen Tode ihn der Lüge und Verläumdung zu beschuldigen. — Nein, nein, ich gebe es nicht zu, daß dieser Mensch sagen könne, er habe mich auf eine Art beleidigt, wie er es gethan, und ich habe dem Henker die Sorge für meine Rache überlassen. — Nein! Sie sollen ihn nicht fortbringen! Gewiß nicht! (Leon tritt ein.)

Vierter Auftritt.

Leon. Der Vicomte.

Leon. Arthur! Ich suchte Sie! — Was gehet nur vor?

Vic. Warum so unruhig?

Leon. Und Sie begreifen das nicht? ... Nach Ihrem Versprechen wartete ich auf den Gefangenen an der kleinen Parkthüre. Da kam mein Bruder zurück, und nun suchte ich Sie auf, fand Sie aber nirgends. Jetzt wollte ich Luisen sprechen, aber denken Sie, wie groß meine Bestürzung seyn mußte, als ich erfuhr, daß Niemand zu ihr gelassen werde.

Vic. (verwundert). Niemand, sagen Sie?

Leon. Der Eintritt in ihr Zimmer ward mir

verweigert, und ſchon hatte Urſule vergeblich ſich alle Mühe gegeben, zu ihr gelaſſen zu werden . . .

Vic. Wie? Luiſe gefangen gehalten!

Leon. Ich ſage es Ihnen.

Vic. Aber was für einen Grund hat man Ihnen denn angegeben?

Leon. Herr Vicomte! ich wage keine Vermuthung — ich darf nicht vergeſſen, daß der, welcher hier befiehlt, mein Bruder iſt. . . . Aber ſolche Maßregeln gegen meine Schweſter . . .

Vic. Wird man auch mich ſie nicht ſehen laſſen?

Leon. Wer weiß? . . . Man fürchtet vielleicht das, was Luiſe Ihnen in Bezug auf dieſen Gefangenen mittheilen könnte, und man will Ihr Dazwiſchentreten verhüten, bis er ſich in den Händen der Gerichte befindet.

Vic. Oh, dahin kommt er nicht, das ſchwöre ich Ihnen.

Leon. Allerdings iſt er hier in dieſem Pavillon eingeſperrt . . . und wir könnten . . .

Vic. Wir können hier nichts . . . Ihr Bruder hat ſeine Maßregeln zu gut genommen. . . . Aber es giebt noch eine Gewalt, der auch er gehorchen muß.

Leon. Welcher Gewalt?

Vic. Ich will ein Wort an meinen Vater ſchreiben. . . . Wäre es Ihnen möglich, es aufs ſchnellſte zu ihm gelangen zu laſſen?

Leon. Ich werde es ſelbſt überbringen. Meine Pferde ſtehen bereit.

Vic. Können Sie in einer Stunde bis Grenoble und auch wieder zurück seyn?

Leon. Sehr gut, wenn Ihr Herr Vater mich nicht warten läßt.

Vic. Der Brief, den ich ihm schreiben werde, verstattet keinen Aufenthalt (setzt sich und schreibt).

Leon (öffnet das Fenster, das auf den Balkon geht). In Luisens Zimmer ist noch immer Licht ... sie ist noch wach ... arme Schwester! (er läßt das Fenster offen.)

Vic. (seinen Brief endend). Leon! (Leon tritt zu ihm.) Hören Sie, was ich meinem Vater schrieb: „Man hat uns hintergangen. Der gestern im Schloß Melissens festgenommene Gefangene ist kein politischer Verbrecher. Man will aus ihm das Opfer einer Privatrache machen, die uns entehren könnte, wenn wir ihr nicht zuvorkämen. Schicken Sie mir also sogleich einen Befehl zur Freilassung desselben mit offen gelassenen Namen, und verlassen Sie sich wegen dessen Gebrauchs auf meine Umsicht (er setzt auf)." Händigen Sie diesen Brief meinem Vater ein, und wenn er Sie fragt, so antworten Sie in demselben Sinne.

Leon. Wie? Sie haben erfahren ...?

Vic. Es ist dieß der einzige Weg, das, wornach ich strebe, zu erlangen, und wenn ich mich nicht irre, ist die Verantwortung wegen eines solchen Widerspruchs gegen alle Welt nur mein.

Leon. Genug! ich eile.

Vic. Eilen Sie! Ich will indeß den Marquis

aufſuchen, und ſehen, ob er es wagen wird, Luiſen auch vor mir zu verbergen. (Sie gehen ab. Leon durch die Thür rechts und der Vicomte durch die Mitte.)

Fünfter Auftritt.

Der Marquis. Dann Nimois.

Marq. (allein. Er kommt durch die Thür links und ſieht ſich überall vorſichtig um). Sie ſind fort! Ich habe keinen Augenblick zu verlieren (er geht ans offne Fenſter). Ja! dieſe Leiter iſt hinreichend (zieht eine Strickleiter vor und verbirgt ſie auf einem Seſſel, dann ruft er). Nimois!

Nim. (erſcheint). Ah, Sie ſind's, Herr Marquis.

Marq. Gieb mir den Schlüſſel zu dem Zimmer des Gefangenen.

Nim. (freudig). Er wird alſo fortgebracht! endlich!

Marq. Noch nicht . . . vorher muß er noch eine geheime Unterredung mit meiner Schweſter haben.

Vic. (ſtaunt). Mit der Frau Vicomteſſe? — Das iſt doch ſonderbar! Nun wohl! So laſſen Sie ſie in jenes Zimmer kommen . . . ich bleibe da drinn.

Marq. Das iſt nicht nöthig. Ich will den Gefangenen hierher bringen.

Nim. Hierher?

Marq. Ja, hier!

Nim. Herr Marquis! nehmen Sie ſich wohl in Acht!

Marq. (unzufrieden). Keine Einwendungen! Gehorche!

Nim. (verdrießlich). Aber ... Herr Marquis ...

Marq. (für ſich). Ich darf keinen Verdacht bei ihm erregen.

Nim. (für ſich). Dahinter ſteckt etwas!

Marq. (ſanft). Glaubſt Du denn, er werde etwa entwiſchen?

Nim. (auf die Thür rechts mit Lächeln zeigend). Bewahre! Wie könnte er denn das? Dieſe Thür da führt ja bloß in den Park, nach der Feldſeite zu.

Marq. (an die Thür gehend). Da ſoll Niemand hinaus (verſchließt ſie). Vor den übrigen ſtehen Wachen.

Nim. (für ſich). Und ich will ſie fein aufmerkſam machen.

Marq. (auf das Fenſter beim Balkon zeigend). Er müßte es denn durch dieſes Fenſter verſuchen, das aber über dreißig Fuß hoch iſt. ... Du ſiehſt alſo, daß nirgends ein Weg zum Entkommen iſt.

Nim. Wenn es ſich ums Leben handelt, kann man wohl einen Fall riskiren (für ſich). Schon gut! ich paſſe auf, und wenn er es wagen ſollte ...

Marq. Was ſagſt Du da?

Nim. Nichts, gar nichts. (Er giebt dem Marquis den Schlüſſel zu Bernard's Zimmer.)

Marq. Und jetzt geh!

Nim. (im Abgehen). Ich will auf meinem Poſten ſeyn, ehe der Gefangene hier herein kommt, und wehe

ihm, wenn er es verſuchen ſollte! (er geht durch die Thür links ab, die zum Periſtyl führt.)

Marq. (allein, nach einer Pauſe). Und jetzt, Eile! (Er nimmt die Strickleiter, befeſtigt ſie am Balkon und wirft ſie hinaus. Luiſe und die Marquiſe treten durch die Thür links ein.)

Sechſter Auftritt.

Die Marquiſe. Luiſe. Der Marquis. Zuletzt Bernard.

Die Marq. (zum Marquis). Ich habe Deine Schweſter bis hierher begleitet, damit ſie den Muth nicht verliere, deſſen ſie ſo ſehr bedarf.

Marq. Luiſe! ich habe Nimois entfernt ... Du wirſt mit dem Oberſten Bernard allein ſeyn ... dieſes Fenſter geht nach dem Felde ... Du verſtehſt mich.

Luiſe. Wagſt Du es denn nicht, Deinen Bruder offen und ehrlich zu retten?

Marq. Ich habe Dir es ſchon geſagt, daß ich nicht allein mehr für den Gefangenen verantwortlich bin, ſeit ein Offizier zu ſeiner Bewachung mit hierher gekommen iſt ... aber Du ſiehſt ... (führt ſie ans Fenſter) alle Vorkehrungen ſind getroffen ... Deine Sache iſt es nun, ihn zur Flucht zu beſtimmen (ſchließt das Fenſter).

Luiſe. Wohl!

Marq. Ich führe Dir ihn her (geht ab zu Bernard's Zimmer).

Die Marq. (zu Luiſen). Später, wenn wir Deine Stellung ohne Scandal wieder haben in Ordnung bringen können — wenn wir Gnade für den Oberſten erfleht haben — dann kannſt Du nach Frankreich wieder zurückkehren.

Luiſe. O nie, nie! jetzt nie!

Marq. (kommt mit Bernard zurück). Ich führe Sie zu Ihrer Frau.

Bern. (für ſich). Luiſe!

Marq. (zu Bernard). Sie wird Ihnen ſagen, was wir für Sie gethan haben (zur Marquiſe). Kommen Sie, gnädige Mutter (er geht mit ihr links ab).

Siebenter Auftritt.

Bernard. Luiſe.

Bern. Zu meiner Frau, hat er geſagt?

Luiſe. Ja, Georges ... zu Deiner Frau.

Bern. Weißt Du aber auch, daß meinen Namen ihm preisgeben, eben ſo viel iſt, als mein Leben.

Luiſe. Ja, aber es galt Dein Leben zu retten ... und deßhalb nannte ich ihn.

Bern. Oder vielmehr, um die eiferſüchtige Beſorgniß des Herrn Vicomte zu beſchwichtigen, deſſen Vertrauen ich etwas geſtört hatte.

Luiſe. Ich habe den Vicomte nicht wieder geſehen, ſeit ich Dich verließ, und er weiß nicht, wer Du biſt.

Bern. (überraſcht). Er weiß es nicht? ... alſo nicht er hat mir die Thüren dieſes Gefängniſſes geöffnet?

Luiſe. Er vermochte es nicht mehr ... und ſo ſoll ich Dir im Namen meines Bruders die Freiheit ankündigen.

Bern. Und welche Bedingungen macht mir dabei der Herr Marquis?

Luiſe. Ich habe keine für Dich annehmen wollen.

Bern. Weiß er, was ich mit dieſer Freiheit anfangen will?

Luiſe. Ich habe ihm nichts geſagt, als was nothwendig war, um ſie zu erlangen.

Bern. Wenn das iſt, ſo ſchlage ich ſie aus ... es wäre widerrechtlich von mir, das Leben anzunehmen, um wieder zu kommen, und mit den Waffen in der Hand diejenigen, die mich gerettet, zu bekämpfen und vielleicht zu verderben! ... Ich bleibe alſo, weil Dein Bruder nicht weiß, um welches Vorhabens willen ich nach Frankreich zurückgekehrt war.

Luiſe. Um eines Vorhabens willen, deſſen Ausführung man ſchon bewacht.

Bern. Was ſagſt Du?

Luiſe. Das ſchon gekannt war, ehe Du den Fuß in dieſes Haus geſetzt hatteſt, und wegen deſſen man Deine Mitgenoſſen überraſchen kann, wenn Du nicht vor Tages Anbruch bei ihnen biſt, um ſie zu warnen, und ſie der Gefahr zu entreißen, die ihnen droht.

Bern. Das ist nicht möglich! ... Nein, nein, Du hintergehst mich, und beeilst Dich nur, mich zu entfernen ... weiter nichts.

Luise. Ich beeile mich bloß, Dir zu folgen.

Bern. Nie! nie! ... Unglück und Verbannung gehörten mir bis heut allein an — ich behalte sie auch jetzt für mich.

Luise. Und was soll denn aus mir werden?

Bern. Du bleibst wo Du bist, ... in Deinem Vaterlande ... im Schooße Deiner Familie ... mitten unter Festen und Glück.

Luise. Glück! ... O Georges! Gott allein kann wissen, wer von uns beiden mehr gelitten hat, Du oder ich!

Bern. Wer mehr gelitten hat? ... Oh! nichts leichter zu entscheiden als das! ... Als ich zu entfliehen suchte, hat man Dir gesagt, daß das Boot, das mich und meine Gefährten trug, zerschmettert worden sey, und daß wir alle umgekommen wären.

Luise. Ja, und von diesem Tage an begannen meine Leiden.

Bern. Allerdings magst Du wohl in dem Augenblicke Schmerzen empfunden haben: Dein Gatte war dahin, ein Mann, der Dich geliebt, der Dir alles gegeben hatte, was er an Vermögen und Glück besaß.

Luise. Ja, das ist wahr, Georges! Du bist ein guter und edler Gatte für mich gewesen, und Gott hat gerecht gehandelt, als er Dich rettete.

Bern. Vielleicht; denn unsere Rettung war

ſchwer, denn ich und meine Gefährten ſind drei Tage lang angeklammert an die Trümmern unſeres Bootes auf dem ſtürmiſchen Meere herumgetrieben, ohne Führer, ohne Kräfte, ohne Hoffnung! ... drei ganze Tage, Luiſe! ... angeklammert an ein Bret, das uns in jeder Minute entſchlüpfen konnte, zähneklappernd vor Froſt, erſchöpft vor Hunger, ausgedörrt vor Durſt, und dem Himmel und den Menſchen fluchend, die uns in dieſes Elend ſtürzten.

Luiſe. O! welche gräßliche Qual!

Bern. Ja wohl, gräßlich, ſo daß die Verzweiflung bis zum Wahnſinn geſteigert wird! Denn ſo geſchah es in einer der Todesnächte dieſer fürchterlichen Stunden, daß wir auf dem Leichname Jacordi's, der vor unſern Augen in den Zuckungen des Hungers ſtarb, mit den ſchrecklichſten Eiden ſchwuren, daß, wenn Gott uns rettete, ſein Schickſal das unſere ſeyn ſolle; das heißt, daß keiner von uns weder Namen noch Güter, noch ſelbſt ſein Leben für dieſe Welt wieder annehmen wolle, bis wir ihn gerächt hätten.

Luiſe. O! Du hätteſt ihn nicht geſchworen, dieſen Schwur, wenn Du gewußt hätteſt, was für unzählige Martern er mich koſten ſollte.

Bern. Ja, Du weinteſt damals wahrſcheinlich noch, ... aber während Du in gerechtem Schmerze weinteſt, der Dich ehrte in den Augen der Welt, ward ich von einem italieniſchen Fiſcherboote aufgefangen und an den Meeresſtrand von Neapel geworfen, wo die Verbannung nicht minder ſtreng gehandhabt ward,

als in Frankreich. Da ward ich ein armer Tagelöhner, und ruderte den ganzen Tag, um nur des Abends meinen Hunger ſtillen zu können, ſchlief unter keinem Dache, aus Furcht, dort feſtgenommen zu werden, und der erſte beſte Vorübergehende konnte mich gröblich mißhandeln ... als Du ſchon nicht mehr weinteſt, als Du nicht mehr an den dachteſt, den Du verloren hatteſt, und vielleicht ſchon der Vicomte d'Avarenne an Deiner Seite ſaß.

Luiſe (ſchmerzlich). O Georges!

Bern. Nach Verlauf eines Jahres, vor fünf Monaten, geſchah es, daß meine Kameraden und ich, entſchloſſen den Tod dem Elende dieſer Verbannung vorzuziehen, uns verbanden, nach Frankreich zurückzukehren, und den Schwur zu erfüllen, den wir auf den Leichnam unſeres Freundes geſchworen.

Luiſe (verwundert). Vor fünf Monaten?

Bern. Ja, Luiſe, fünf Monate ſind's ſeitdem, ... und doch hatten wir nur jenes Italien zu durchwandern, das unſere Bataillone ſo oft in einigen Tagen erobert hatten! Aber wir waren Geſchlagene ohne Vaterland, Verbannte ohne Namen! Heut lebten wir von dem Almoſen, das man uns dargereicht, morgen erkauften wir uns durch harte Arbeit etwas Brod, um uns weiter fortzuſchleppen.... Während dieſer fünf Monate, Luiſe, habe ich der mühſeligſten Arbeiten mich unterzogen, ... ich habe den harten Boden umgegraben, ich habe die ſchwerſten Laſten getragen ... (er reißt ſeinen Orden mit Unwillen ab) ich habe

gedient wie ein Knecht, um nur leben zu können, denn im Leben lag die Hoffnung, mich zu rächen.

Luiſe. Immer nur die Rache!

Bern. Und Du, Luiſe! Du wardſt während dieſer Zeit getröſtet! ... Eingelullt in die Trunkenheit der Gegenwart, träumteſt Du vom Glück der Zukunft. Man liebte Dich und Du liebteſt wieder.

Luiſe (vorwurfsvoll). Ich dachte an Dich! nur an Dich.

Bern. Endlich, als ich die Gränze erreicht hatte ... nur dadurch, daß ich mich des Tages über verbarg, mich die Nacht hindurch auf den finſterſten Fußſteigen, in den ſteilſten Schluchten, halbtodt vor Hunger und Ermüdung, hinſchleppte, gelangte ich wie ein Bettler in mein Haus, das ich zu einem Feſte geſchmückt fand ... in mein Haus, worin ich der Freude begegnete, wo ich mein Weib wieder ſah in dem Entzücken einer neuen Liebe, in den Armen eines andern Gemahls! Und jetzt ſage mir, wer von uns beiden am meiſten gelitten hat?

Luiſe. Georges! Georges! ... Indem ich die Erzählung Deiner Leiden höre, vergeſſe ich alle Deine Beſchuldigungen! ... aber glaube mir, nicht die Martern des Körpers, nicht das Elend des Hungers, nicht die Erniedrigungen der Knechtſchaft ſind das, was am ſchwerſten zu ertragen iſt! Und wenn Du wüßteſt, was ich zu erdulden gehabt habe, würdeſt Du vielleicht doch ſagen, daß der Muth eines Weibes, das allem entſagt hat, eben ſo ſtark iſt, als

der des Mannes, der sich aufgerafft hat, um sich zu rächen.

Bern. Und der sich rächen wird! ... Denn ich versuche sie, diese Unternehmung, müßte ich's auch allein thun! (Er geht in den Hintergrund.)

Luise (flehend). Nein, das wirst Du nicht; denn was Du auch sagen magst, ich folge Dir.

Bern. (feurig). Und ich verbiete es Dir! (er führt sie wieder vor.) Als ich meine Freunde verließ, sagte ich zu ihnen: „ich suche jetzt mein Weib auf, die Tochter des braven General Dubourg, der bei Waterloo so tapfer auf dem Schlachtfelde blieb, sie liebt mich ... sie wird mich verstehen ... ihr Vermögen wird uns unterstützen, ihr Haus unser Zufluchtsort seyn." — Sie haben mir geglaubt! ... Und jetzt mag ich ihnen nicht sagen: „Man hat mich gezwungen, aus dem Hause meines Weibes zu fliehen; ich komme wieder zu Euch, elender und verbannter, als ich noch nie war, ... und die, auf welche ich meine Hoffnungen gebaut hatte, da ist sie! ... sie ist ist nicht mehr die Gattin des Obersten Bernard, sie ist die Gemahlin des Vicomte d'Avarenne; sie ist nicht mehr die Tochter des General Dubourg, sie ist die der Marquise von Melissens!" — Nein, nein, ich will mich nicht auch bis dahin herabwürdigen lassen, dieß zu sagen, und — Dich nicht zu bestrafen.

Luise (tiefgebeugt). Nimm mich mit Dir, Georges! und strafe mich dann, wenn Du die Wahrheit weißt.

Bern. Die Wahrheit weiß ich: auch ſiehſt Du wohl, daß ich keinen Zorn mehr hege, und Du nichts zu befürchten haſt, denn man rächt ſich nicht an denen, die man verachtet.

Luiſe (noch tiefer gebrückt). Und Niemand da, der mich vertheidigte! Großer Gott!

Bern. Warum rufſt Du nicht lieber den Vicomte d'Avarenne zu Hülfe?

Luiſe (ſchmerzlich). Georges! Georges! Du haſt ſelbſt ſo viel gelitten, ſey doch jetzt nicht unbarmherzig gegen mich!

Bern. Lebe wohl! Hoffe! der Tod kann nicht zaudern, mich zu erreichen!

Luiſe (in Verzweiflung). O! das iſt gräßlich!

Bern. (zum Gehen entſchloſſen). Wohinaus muß ich gehen, gnädige Frau?

Luiſe (mit Energie). Dort hinaus! Aber ich vor Dir! (ſie öffnet das Fenſter, der Vicomte tritt durch die Mittelthür ein.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Vicomte. Dann der Marquis, die Marquiſe und Nimois.

Vic. (zu Luiſe). Nein, ſo ſollten Sie ihn nicht retten!

Luiſe (erſchrocken). Arthur!

Bern. (für ſich). Der Vicomte!

Vic. (zu Bernard). So ſollen Sie nicht fliehen, mein Herr ...

Nim. (tritt mit dem Marquis und der Marquiſe ein). Und ich ſage Ihnen, daß ich doch herein will! ...

Vic. (zum Marquis, auf Nimeis zeigend). Und nicht von den Händen dieſes Menſchen ſollte er ſterben, Herr Marquis!

Alle. Was bedeutet das?

Vic. Daß wir alle zuſammen eine furchtbare Rechnung mit einander abzuthun haben!

Bern. (zum Vicomte). Nur mit mir, mein Herr! ... und Sie wiſſen, daß es nicht in meinen Kräften ſtand, Sie aufzuſuchen.

Vic. Darum bin ich ſelbſt gekommen, und zeitig genug, um zu erfahren, was ſie alle wollen!

Marq. (voll Zorn). Mein Herr!

Vic. (zum Marquis). Mit Ihnen alſo zuerſt! ... Gott hatte eine Schweſter an Ihre Seite geſtellt ... eine Witwe, eine Verlaſſene.... Vor Gott und vor Menſchen war es Ihre Pflicht, ſie zu tröſten, zu beſchützen. ... Sie haben ſich ihrer bemächtigt, wie ein Raubthier ſeiner Beute! Es giebt keine Qualen, keine Beleidigungen mehr, die Sie ihr nicht zugefügt haben ...

Bern. Was ſagt er?

Vic. (fortfahrend). Sie haben das Andenken ihres Vaters, ihres Gatten in ihrem Herzen herabgewürdigt, Sie haben ihre Erinnerungen, ihren Schmerz, das Andenken an alle, die ſie liebt, beſchimpft, und

ſie endlich ſo elend gemacht, daß ich ſie um alles deſſen willen, was ſie durch Sie erduldet, geliebt habe.

Luiſe (zu Bernard). Hörſt Du!

Vic. (zum Marquis). Sie haben gehandelt wie ein Henkersknecht! (der Marquis macht eine Bewegung des Zorns.)

Luiſe (zu Bernard). Hörſt Du!

Vic. Und dieſes Weib habe ich geliebt, redlich geliebt! ... Iſt dem nicht ſo, gnädige Frau? ... Denn als ich ſie ſo leiden ſah, hielt ich ſie für rein und ſchuldlos. ... O! ich glaubte, daß ſo viele Thränen, ſo viel Jammer, ſo viele Kämpfe, ſo viele Zurückweiſungen ... nur dem frommen Andenken angehören könnten, das ein Vater, das ein Gatte in ihrem Herzen zurück gelaſſen hatte.

Luiſe. O höre! höre!

Vic. Ich wußte nicht, daß es ſchmachvolle Erinnerungen waren, die ſie zurückſchreckten! ... Und wenn ich nicht ihre Pläne errathen hätte, ſo wäre (zum Marquis) Ihre Schweſter, mein Herr! (zur Marquiſe) Ihre Tochter, gnädige Frau! wäre mein Weib! wie ein verworfenes Weſen mit ihrem Geliebten entflohen!

Luiſe (zu Bernard, feurig). Und jetzt, jetzt ...

Bern. (feierlich). Ja! jetzt! jetzt hebe Dein Haupt mit Stolz in die Höhe! (zu dem Vicomte tretend.) Ja, mein Herr! ſie wäre entflohen, mit mir!

Vic. (zu Bernard). Aber Theil würde ich nehmen an all dieſem Gräuel, wenn ich ſie entfliehen

ließe.... Nein! Sie werden nicht mit dieſem Weibe entfliehen.

Bern. Vicomte d'Avarenne, nun, ſo kommen Sie denn, und machen Sie Luiſen dem Oberſt Georges Bernard ſtreitig!

Vic. und Nim. Georges Bernard!

Bern. Ja! Ihr Gatte, der ſein Weib um Verzeihung bittet, daß er es verkannte, und der, wenn er nun zum Tode gehen muß, weil er ſeinen Namen, nannte, ſich glücklich fühlen wird, durch dieſen Tod Zeugniß für ſo viel Leiden und ſo viel Tugend ablegen zu können (ſchließt Luiſen in die Arme).

(Stumme Scene zwiſchen Bernard, Luiſe und den übrigen.)

(Der Vorhang fällt.)

Erklärung der landschaftlichen Kupfer.

I.

Die große und kleine Gans heißen in der sogenannten sächsischen Schweiz zwei steile Felsen ohnweit der Elbe in der Umgegend des durch seinen Thalweg ausgezeichneten Dörfchens Raben, auf welche man nur mit Mühe klimmt, jedoch auf ihnen eine der schönsten Aussichten genießt. Es ist unbekannt, woher die Felsen diesen Namen haben mögen. Sie liegen einander gegenüber, und zwischen ihnen senkt sich eine schauerliche Tiefe herab, welche man den Rabenkessel zu nennen pflegt.

Fünfter Aufzug.

Daſſelbe Zimmer wie im zweiten Akte. Rechts ein Sopha, links Tiſch mit brennenden Kerzen.

Erſter Auftritt.

Bernard. Luiſe. Leon.

(Luiſe ſitzt auf dem Sopha, Bernard neben ihr, Leon ſtützt ſich auf die Lehne und betrachtet Luiſen.)

Leon. Sie ſchläft immer noch!

Bern. Nein, das iſt kein Schlummer ... das iſt die Abſpannung aller Kräfte und Gedanken. — Aber fahren Sie fort, Leon. (Er ſteht auf, Leon folgt ihm.)

Leon. Der Graf d'Avarenne hatte ſich alſo, obgleich ſehr ungern, entſchloſſen, mir den Befehl zu der Freilaſſung zu geben, um die ſein Sohn ihn dringend gebeten, als ich Nimois eintreten ſah, der ihm die Nachricht hinterbrachte, daß der Gefangene der Oberſt Bernard ſey. Nun nahm mir der Graf das Papier wieder ab, zerriß es, und händigte mir, nachdem er ſich einen Augenblick mit Nimois in ſein Ar-

beitszimmer begeben, ein anderes Paket mit Depeschen für den Vicomte ein.

Bern. Dessen Inhalt ohne Zweifel sehr verschieden von dem war, was dieser erwartet hatte.

Leon. Ich wage es nicht, Ihnen irgend eine Lösung zu geben, Oberst ... denn ich bin nicht allein zurückgekehrt, und der Offizier, welcher mich begleitete, und Ueberbringer spezieller Instructionen war, hat sich sogleich nach meiner Rückkehr mit meinem Bruder und Arthur eingeschlossen. Noch sind sie bei einander. ... Aber was mich zittern läßt, ist das, daß einer der Offizianten im Schlosse nach dem Gebirge abgesendet worden ist.

Bern. Genügt ihnen denn nicht an Einem Schlachtopfer? ... Müssen denn auch meine Gefährten sterben?

Luise (seit einem Augenblicke aufgewacht). Sterben! ... wer spricht von sterben?

Leon (geht zu Luise und zeigt auf Bernard). Er! Luise! ... Aber Arthur wird das nicht zugeben, und ich will zu ihm und ihn bitten ...

Luise. Ach! ich hatte es schon gethan!

Bern. (sich ihnen nahend). Gehen Sie, Leon, gehen Sie immer! ... ich weiß, daß ich es Ihnen vergebens verbieten würde ... aber ich weiß auch, daß Sie nichts erlangen werden.

(Leon drückt Luisens Hand und geht zur Thüre links ab.)

Zweiter Auftritt.

Bernard. Luiſe.

Luiſe (auf dem Sopha noch). Du beurtheilſt den Vicomte falſch, Georges ... alles, was ein edles Gemüth nur gewähren kann, wird Leon von ihm erlangen.

Bern. (der ſich wieder zu Luiſen geſetzt hat). Oh, nicht an dem Edelſinne des Vicomte zweifle ich, nur an ſeinen Kräften. Und vermöchte er es auch, ſo würde doch alle ſeine Macht vergebens ſeyn, mir ein Leben wiederzugeben, das ich nicht annehmen kann.

Luiſe. Und warum nicht, Georges? warum könnteſt Du es nicht annehmen?

Bern. Warum? ... Weil man, wie Du mir früher ſchon geſagt hatteſt, unſere Anherkunft kannte, und bereits meinen Freunden nachſpürt (er ſteht auf). Sie werden gefangen genommen werden. Kein Zweifel, denn ſie warten noch auf mich ... und Du begreifſt, Luiſe, daß wenn ſie ſterben müſſen, weil ſie mir gefolgt ſind, ich nicht leben kann, bloß weil mich der Zufall unter einen Schutz geſtellt hat, vor dem ich erröthen muß.

Luiſe (die zu Bernard getreten iſt). Aber ſie werden nicht ſterben ... und wenn ſie nun entfliehen könnten, ſo wie Du ... würdeſt Du dann noch Dich weigern, zu leben?

Bern. Höre mich, Luiſe! denn ich will einen Augenblick lang annehmen, als ob das, was Du mit ſo

vieler Wärme zu wünſchen ſcheinſt, und was ganz unmöglich iſt, geſchehen könnte. ... Ich will zugeben, daß man mich und meine Gefährten am Leben laſſen könne. ... Was ſoll ich jetzt mit dieſem Leben? Welche Zukunft ſteht mir bevor? ... Gedemüthigt durch die Nothwendigkeit unter einer Regierung zu leben, die ich haſſe, und doch nicht mehr im Stande, mich wegen dieſer Demüthigung zu rächen. ...

Luiſe. Liegt denn das ganze Leben nur in den unſeligen Leidenſchaften der Politik?

Bern. Ich verſtehe Dich, Luiſe! ... Ja, man vergißt ganz unvermerkt, alles was man früher von Ruhm und Anſehen träumte ... wie alles, was man durch Sclaverei leidet, wenn man ſein Gemüth dem ſüßen Zauber der Häuslichkeit im Kreiſe ſeiner Familie hingeben kann ... aber ich! ich habe keine andere Familie, als die Deine! ... und Du weißt ſelbſt, was für Gefühle ich dort finden würde.

Luiſe. Biſt Du denn unverſöhnlich! ... Und jene unglückliche Verbindung ...

Bern. Würde bald wieder gelöſet werden, das weiß ich ... aber die Liebe, die Dich dazu trieb ſie einzugehen, wird nicht mit ihr verlöſchen.

Luiſe. O Georges, Du biſt auch ſtets ſo hart!

Bern. Es iſt keine Anklage, Luiſe, die ich deßhalb gegen Dich richte. Ich weiß, daß Du mit mir gehen wirſt, wie ein treues, redliches Weib, daß Du ihn um meinetwillen verlaſſen, daß Du ihn nie wiederſehen wirſt ... aber weißt Du, was für ein Da-

seyn Du, selbst mit diesen Aufopferungen, führen würdest? ... Wärest Du gut, nachgebend, entsagend, kaum würde ich Dir alle diese Tugenden anrechnen können. Achtung, Sorge, Hingebung würden für mich da seyn, aber Dein Herz ... für einen andern. ... Ich würde das sehen, ich würde das fühlen ... Dein Lächeln würde mir wehe thun, als sey's eine schmerzliche Anstrengung ... Deine Thränen, wenn Du mir sie doch nicht ganz verbergen könntest, würden mir als Beleidigung erscheinen, als eine Beleidigung, die mich um so tiefer verwunden würde, jemehr der, dem sie fließen, sie verdient, und jemehr Du Dich für berechtigt halten mußtest, ihn zu lieben. ... Oh! dieses Mißtrauen jeder Stunde, diese Zweifel in jedem Augenblicke würden eine Qual für mich werden, zu deren Ertragung ich nicht Kraft genug in mir fühle. ... Oh, glaube mir, da ist's besser, zu sterben, als so zu leben!

Luise. Ja, Georges, Du hast Recht! ... Da ist's besser, zu sterben! ... (nach einer Pause) Aber wenn Du Dich doch getäuscht hättest ... wenn dieß nicht Dein zukünftiges Loos wäre ... wenn Deine Gefährten gerettet würden, wie Du, würdest Du denn dann bloß dieses Leben voll Verdacht, Furcht und Leidenschaft fürchten, das ich Dir bereitete? ...

Bern. (unterbrechend). Wäre denn dieses nicht schon genug? ... und zitterst Du nicht selbst, wenn Du Dir es denkst?

Luise. Nun denn, Georges, wenn ich Dir nun

auf der Stelle ein unabweisliches und untrügliches Unterpfand gäbe, daß keine dieſer Qualen, die Du vorausſiehſt, Dir zu Theil werden würde?

Bern. Ein Unterpfand?

Luiſe. Das Du anerkennen mußt, das alle Zweifel aus Deiner Seele verſcheuchen würde, allen Verdacht, alle Beſorgniß! — Wenn ich Dir dieß Unterpfand gäbe, willigteſt Du dann ein, zu leben?

Bern. (freudig). O Luiſe, wenn das möglich wäre!

Luiſe (lebhaft). Willigteſt Du dann ein, zu leben? Antwort!

Bern. (glücklich). Ja! ja! dann möchte ich leben!

Luiſe. Nun ſo lebe! denn ich ergreife dieſes Dein Wort als den heiligſten Schwur.

Bern. Den ich freudig halten werde, das ſchwöre ich Dir.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Leon.

Leon (zu Bernard). Oberſt! Oberſt! mein Bruder wünſcht mit Ihnen zu ſprechen, und irre ich nicht, will er Ihnen erfreuliche Nachrichten mittheilen.

Bern. (zu Leon). O ja, ja! erfreuliche jetzt, wenn es zu leben gilt . . . und wenn Luiſe das Verſprechen hält, das ſie mir gab.

Leon. Kommen Sie! man wartet (geht nach der Thür).

Luiſe (zu Bernard, der wieder zu ihr getreten iſt). Wenn Du wieder kommſt, werde ich mein Verſprechen gehalten haben, erinnere Dich dann des Deinen.

Bern. Oh! jetzt iſt es ja meine einzige Hoffnung! (geht zu Leon.) Kommen Sie, mein Bruder, kommen Sie! (beide ab.)

Vierter Auftritt.

Luiſe, allein.

Ja! ich werde es gehalten haben! — Oh! er hatte Recht! lieber ſterben, als ſo zu leben! . . . Möge mir Gott vergeben, wenn es ein Verbrechen iſt! Es wird wenigſtens das Einzige ſeyn, wegen deſſen ich ſeine Verzeihung anzuflehen habe. (Sie will gehen, da tritt der Vicomte ein. Sie iſt ſehr ergriffen und kehrt zurück.)

Fünfter Auftritt.

Luiſe. Der Vicomte.

Vic. Luiſe! erſchreckt Sie meine Gegenwart ſo ſehr?

Luiſe (für ſich). Ach! ich hoffte ihn nie wieder zu ſehen!

Vic. (traurig). Gnädige Frau! Das Opfer iſt gebracht. Alles was Sie gewünſcht haben, iſt geſchehen.

Luiſe. Alles?

Vic. Ja, gnädige Frau! Die Freunde des Oberſten ſind zeitig genug von der Gefahr benachrichtigt worden, um ſich zerſtreuen zu können, und Ihr Gemahl erhält ſeine Freiheit.

Luiſe. Ich hatte Sie um dieß alles gebeten, und es ihm verſprochen, ehe ich noch Ihre Antwort darauf hatte.

Vic. Ich danke Ihnen, daß Sie ſo feſt auf mein Wort gebaut haben; es iſt dieß wenigſtens ein Beweis, daß Sie den ſchätzten, dem Sie Ihre Hand gegeben hatten, wenn Sie ihn auch nicht liebten.

Luiſe (für ſich). Wenn ich ihn auch nicht liebte: o Gott!

Vic. (ſein Gefühl bemeiſternd). Seyen Sie glücklich, gnädige Frau, und wenn jemals wieder mein Name vor Ihnen ausgeſprochen werden ſollte, ſo vergeſſen Sie nicht, daß ich den des Oberſten Bernard nie in Unehren genannt habe.

Luiſe. Des Oberſten, der Ihren ganzen Edelmuth zu würdigen verſteht, der Ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, die Sie verdienen; denn es iſt ein Mann von Ehre, und ich bin ſtolz darauf, ſeinen Namen zu führen.

Vic. (mit Anſtrengung). Stolz und glücklich,

nicht wahr? O! seyen Sie es immer! ... Ich werde reisen, gnädige Frau: weit hinwegreisen, und Ihnen so die Verlegenheit meines Anblicks ersparen! — Ach ich hätte es schon thun sollen, ohne Sie noch einmal zu sehen!

Luise (verlegen). O ja! das wäre wohl besser gewesen!

Vic. (bitter). Aber ich hoffte noch auf ein Wort ... ein Wort des Bedauerns ... ein Versprechen mindestens, meiner zu gedenken!

Luise (gepreßt). Ach! ich darf dieß ja nicht.

Vic. Nun, so leben Sie denn wohl, gnädige Frau! Vergessen Sie mich ... ich werde mich auch bemühen, Sie zu vergessen! (er wendet sich ab, um seine Thränen zu verbergen.)

Luise (für sich, voll Schmerz). Ach! und weil ich ihn ja nie hätte vergessen können, mußte ich mich selbst verurtheilen!

Vic. Der Oberst wartet auf Sie, gnädige Frau ... er erhält in diesem Augenblicke seine Päße, um Frankreich mit Ihnen zu verlassen, mit Ihnen, die ich nie wiedersehen werde.

Luise. Mit mir!

Vic. Ja, mit Ihnen.

Luise. Sie irren sich, Vicomte; nicht mit mir.

Vic. (verwundert). Wie? Sie gehen nicht mit ihm? ... Sie folgen dem Manne nicht, auf den Sie so stolz sind?

Luiſe (ausbrechend). O großer Gott! das iſt zu hart! ... Zwei Männer, denen es eine Freude macht, ein armes Weib zu quälen!

Vic. Was ſagen Sie?

Luiſe. Zwei Männer, die ſich beſchweren, ... die mich anklagen ... und kein Wort des Mitleids für mich haben, die ich doch ſo unglücklich bin! (ſie weint mit bittrem Schmerz.)

Vic. (fragend). Unglücklich? ... das ſagten Sie vorhin nicht!

Luiſe (ſich entſchließend). Aber iſt es Ihnen denn nicht klar, daß ich ihn nicht mehr liebe?

Vic. (überraſcht). Sie lieben ihn nicht mehr?

Luiſe (mit Hingebung). Und daß Sie es ſind, dem mein Herz gehört!

Vic. (voll Glücks). Ich! ... großer Gott!

Luiſe. Ja, Arthur! ... und dieſe Liebe war ſo mächtig, daß ich davor erſchrack, ſie Ihnen einzugeſtehen. ... Der Gedanke, Ihnen anzugehören, ſchien mir ein ſo himmliſcher Traum, ein ſo ſüßer, daß ich es nicht wagte, mein Herz ihm hinzugeben, und zitterte, es möchte ein Verbrechen oder eine Täuſchung ſeyn, ... ſo weit erhaben ſchien mir dieſes Glück über alles, was Gott dem Menſchen und der Erde verheißen hat.

Vic. (enthuſiaſtiſch). Luiſe! ... Luiſe! ... iſt das wahr?

Luiſe (mit noch größerer Hingebung). Du ſiehſt,

2.

Den Eingang zu dem Dörfchen Raben, von der Elbseite her, hat der Künstler hier wiedergegeben. In nicht zu großer Ferne erblickt man den Lilienstein. Diese Felsenmasse, welche oben einen breiten, mit Buschwerk und Haidekräutern bewachsenen Rücken bietet, liegt dem Königsteine gegenüber und ist nur durch die Elbe von ihm getrennt. Sie ist beträchtlich höher als dieser, dagegen aber auch noch unzugänglicher, als er. Auf der Ebene am Fuße dieses Felsens waren im Jahre 1813 von Napoleon bedeutende Verschanzungen angelegt worden, in denen ein Theil der Truppen des Marschalls St. Cyr sich befand. Bei den stärker andringenden Massen der verbündeten Heere wurden sie jedoch bald verlassen, und man zog sich in die Stadt Dresden zurück. Zum Theil sind diese Verschanzungen noch zu sehn, bald werden sie zu Rasenhügeln werden, und der Hirt wird friedlich auf ihnen weiden, ohne zu wissen, daß sie waren.

So deckt Mutter Natur mit liebenden Händen den
Teppich
Ueber der Menschen Bemühn, mordend das eigne
Glück.
Daß ihr grünes Gewand die Spuren des Krieges verhülle,
Wo die Kugeln gesät, lispelt nun reifende Saat.

daß ich mich nicht geirrt hatte! ... Die Täuschung iſt zerronnen, und das Verbrechen eingezogen in mein Herz ... denn ich liebe Dich, Arthur! ich liebe Dich, und es wäre zu furchtbar geweſen, zu ſterben, ohne Dir es geſtanden zu haben.

Vic. (feurig). Luiſe! ... ach! wenn das iſt, dann kann ja die Zukunft uns noch angehören!

Luiſe (mit Schauder). Großer Gott!

Vic. (im Glück). Du liebſt mich, Luiſe!

Luiſe (ihn mit der Hand zurückſtoßend). O! ſchweigen Sie! — ſchweigen Sie!

Vic. Luiſe! meine Luiſe!

Luiſe (mit Würde). Herr Vicomte von d'Avarenne, Sie ſprechen mit einer Frau, die Ihren Namen geführt hat.

Vic. Luiſe!

Luiſe (wie oben). Und die noch den des Oberſt Bernard führt ... und die dieſe Namen Ihnen beiden wieder übergeben wird, rein und makellos, wie ſie ſolche von Ihnen empfing (geht ab).

Sechſter Auftritt.

Bernard. Der Vicomte.

Vic. (glaubt ſich allein). Ha! was nun thun! Was thun! Nach einem ſolchen Geſtändniß?

Bern. (der den letzten Theil des Auftrittes gehört

hat und ſchnell vortritt). Nach einem ſolchen Geſtändniß, Herr Vicomte, muß Ihnen mein Leben unerträglich ſeyn, wie mir das Ihrige verhaßt!

Vic. Mein Herr . . .

Bern. (wüthend). O! unſer Inſtinkt des Haſſes hatte uns beſſer geleitet, als dieſe prunkenden Gefühle von Edelmuth.

Vic. Sie ſind nicht mehr mein Feind, Herr Oberſt.

Bern. (wie oben). Aber Sie noch der meinige . . . denn Luiſe liebt Sie, und Sie lieben Luiſen! . . . Wohlan denn, befreien Sie ſie von mir! befreien Sie ſie von einem Menſchen, der jetzt, was ſie auch thun und ſagen mag, doch nur noch ein unverſöhnlicher und eiferſüchtiger Gebieter für ſie ſeyn kann. . . . Hier ſind meine Päſſe, und in Grenoble erwartet mich der Tod! (er zerreißt die Papiere und wirft ſie auf den Boden.)

Vic. Ihre Begnadigung wird noch vor Ihnen dort eintreffen.

Bern. (wüthend). Nun dann! dann bringen Sie es mit mir zu Ende, und tödten Sie mich! . . . Denn wenn ich Sie auch tödtete, würde ich doch noch eiferſüchtig auf die Erinnerungen an Sie ſeyn, die ich nicht zugleich mit Ihnen tödten kann. . . . Retten Sie ſich! . . . retten Sie mich! . . . retten Sie Luiſen! . . . So lange ich lebe, giebt es für dieſe kein Glück mehr auf der Welt . . . ſtatt daß, wenn Sie

mich tödten ... nun ja! mein Herr, dann — kann ja noch die Zukunft Ihnen angehören, wie Sie so eben hofften.

Vic. (sich noch zurückhaltend). O! hüten Sie sich! Geben Sie mir diese Hoffnung nicht!

Bern. (in der größten Zerstörung). Ich biete sie Ihnen an, Herr Vicomte ... und auf meine Ehre schwöre ich Ihnen, daß ich Luisen im Voraus wegen der Liebe, die sie für Sie haben wird, von aller Schuld lossspreche.

Vic. (endlich ausbrechend). O! ich weiß wohl, daß Sie nie die Meine seyn kann! Aber weil Sie es begehren, und weil Sie Luisen mit so furchtbarem Unglück bedrohen, will ich sie Ihnen abkämpfen, nicht um sie zu besitzen, sondern um sie Ihnen zu entreißen.

Bern. (freudig). Endlich! ... So kommen Sie! (sie wollen abgehen, als Luise ihnen entgegentritt. Sie ist bleich und schwankend. Ihre Haare fesselos.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Luise.

Luise (mit einer von Schmerz erstickten Stimme). So streitet Euch denn um eine Todte!

Vic. und Bern. (zugleich). Eine Todte! (Pause des Schreckens.)

Luiſe (zu Bernard tretend). Ja, Georges! ... Ich hatte Dir ein Unterpfand der Sicherſtellung gegen Deine Beſorgniſſe, gegen jeden Verdacht in Dir verſprochen ... glaubſt Du, daß das Grab ein ſicheres Aſyl genug ſey gegen ſtrafbare Regungen und Erinnerungen der Liebe?

Bern. (mit Zufriedenheit). Luiſe! ... Luiſe! ... Nein, das iſt nicht möglich!

Luiſe (mit noch ſchwächrer Stimme). Ich habe mein Wort gehalten, Georges! ich habe es gehalten, und fordere jetzt von Dir, daß Du auch das Deine halteſt. ... Du verſprachſt mir, leben zu wollen. ... O! vergiß nicht, daß ein Schwur, den man dem Tode gegenüber bricht, eine Gotteslästerung wäre, deren Du unfähig biſt! (ſie wird immer ſchwächer.)

Bern. (voll Verzweiflung). Unmöglich! — unmöglich! ... O Hülfe! ... Hülfe! (er geht nach dem Hintergrunde.)

Vic. (ſich Luiſen nähernd). Luiſe!

Luiſe (leis zum Vicomte). Ja! ich ſagte Dir, daß ich Dich liebte! Dich!

Bern. (zu Luiſen mit irrem Blick zurückkehrend). Nein, nein, Luiſe! ... wir werden Dich retten! ... Du wirſt leben! ... und wär's für ihn! ... müßteſt Du auch ihm angehören! (er will ſie in ſeine Arme nehmen.)

Luiſe (auf den Vicomte zeigend). Weder ihm! ... (ſich aus ſeinen Armen loswindend) noch Dir! ... dem Tode ... und Gott! (ſie ſinkt ſterbend nieder.)

Bern. Todt! (schnell zu ihr eilend.)

Vic. Todt! (will auch zu ihr eilen.)

Bern. (ihn mit der Hand zurückweisend). Todt oder lebend, mein Herr, gehört sie nur mir!

(Ende.)

Ein Gewiſſensfall.

Schauſpiel in 3 Aufzügen.

nach Lafont bearbeitet

von

Th. Hell.

Personen.

Herr von Werthheim.
Luise, seine Tochter
Freiherr von Lesten.
Aurora, dessen Frau.
Leopold Graf von Strahlen, ihr Neffe.
Pastor Wolf.
Karl Müller, sein Neffe.
Ein Bedienter.

Erſter Aufzug.

Zimmer bei Herrn von Werthheim mit Mittel- und Seitenthüren.

Erſter Auftritt.

Herr v. Werthheim, in Papieren blätternd. Herr und Frau v. Leſten, und Luiſe, am Tiſche ſitzend und Thee trinkend.

v. Leſt. Noch eine Taſſe, Luiſchen! — Ihr Vater iſt furchtbar mit ſeiner Lektüre beſchäftigt! — Lieber Werthheim, wir trinken da einen köſtlichen Thee! warum trinkſt Du nicht mit?

v. Werth. Gleich, gleich.

v. Leſt. Was zum Henker lieſeſt Du nur da ſo aufmerkſam?

v. Werth. Einen Vortrag über eine ſehr wichtige Angelegenheit.

v. Leſt. Deſſen Verfaſſer ...

v. Werth. Herr Müller, mein Sekretair iſt.

v. Leſt. Ein prächtiger Menſch — Kenntniſſe ohne Pedanterei, Geiſt ohne Anmaßung, Höflichkeit

ohne Kriecherei. Er ist gar nicht wie die meisten jungen Leute jetziger Zeit.

Luise. Nicht wahr, Herr v. Lesten, nicht wahr? — Befehlen Sie nicht noch eine Tasse Thee?

Aur. Sah ich nicht auf Deinem Piano eine Romanze, die er componirt hatte, Luise?

Luise. Wenn Sie wünschen, singe ich sie Ihnen.

Aur. Und in Deinem Album die allerliebsten Zeichnungen von ihm?

Luise. Ich copire sie jetzt.

Aur. Das ist ja ein Universalgenie.

v. Lest. (für sich). Meine Frau hat etwas im Sinne; das sehe ich.

Luise (zu ihrem Vater, der aufsteht). Sie sind fertig, Väterchen? Nun dann geschwind eine Tasse Thee (sie servirt ihm).

v. Werth. Nun, meine Damen, haben Sie Ihre Toilette für morgen Abend schon geordnet? — Ein wichtiger Gegenstand!

Aur. O! wie sich in dieser Frage die erhabene Geringschätzung spiegelt, die Sie gegen uns hegen! gegen uns armselige Geschöpfe immer nur mit Flitterstaat beschäftigt!

v. Lest. (für sich). Sie hat etwas! ich sehe es deutlich (laut). Was ist denn morgen vor?

v. Werth. Hast Du es denn schon wieder vergessen, Du kalte Personage? — Es ist ja der 18. October! — Und klopft Dir denn das Herz bei diesem Datum nicht höher? Vor 26 Jahren gewann

Deutschland an diesem Tage auf dem Schlachtfelde von Leipzig seine Freiheit wieder.

v. Lest. Ich war nicht dabei.

v. Werth. Aber ich! ich!

Luise. Ja, der morgende Tag ist ein Festtag für ganz Deutschland, und die Stadt giebt einen großen Ball.

v. Lest. Wirst Du auch hingehen, mein Kind?

Aur. Ei, das versteht sich.

v. Lest. Und Du begleitest Deine Tochter?

v. Werth. Allerdings.

v. Lest. Was fangt ihr nur aber in einem solchen Menschengewirre an?

v. Werth. Es ist einer der gewöhnlichsten Irrthümer bei Männern unseres Alters, Vergnügungen zu bestreiten, die sie nicht begreifen können.

v. Lest. Ich habe nie so ein Ballvergnügen begreifen können.

v. Werth. Oh! vor einigen zwanzig Jahren begriffst Du es ganz vortrefflich.

v. Lest. Fürchtest Du denn nicht, daß Deiner Tochter irgend einer jener Unglücksfälle begegnen könne, die bei so großen Volksfesten nicht selten sind?

Aur. Und was könnte denn das seyn?

v. Lest. Oh, das schönste Fest, das ich lange gesehen, ward durch einen Brand unterbrochen, und statt des gehofften Vergnügens war ich nahe daran, lebendig verbrannt zu werden.

Aur. Du warst bei dem Balle des Fürsten von Schwarzenberg?

3.

Anſpruchlos treten die freundlichen Gegenden um Leipzig abermals neben den pitoresken Parthien der Felſenſchluchten um Hohenſtein und Schandau auf. Da fährt uns der Weg eine kleine Stunde weit von Leipzig in das Dorf Connewitz, das jedoch durch die Anſiedelungen mehrerer Familien der nahen Stadt zu einem reizenden kleinen Städtchen geworden iſt. Auf dem Kupfer zeigt ſich der Eingang zu demſelben von der Stadtſeite her, und das anſehnliche rechts liegende Landhaus zeugt von dem Geſchmacke und der Bildung ſeines Erbauers. Mehrere ihm ähnliche bieten ſich uns bei einer Wanderung durch das Dorf dar, hinter dem ein freundliches Flüßchen ſich ſchlängelt, das die daran ſtoßenden Gärten lieblich beſpült. Von den Mühen des Tages ſich erholend, oder in ſtiller Ruhe den Muſen opfernd, wohnen hier viele der angeſehenſten Männer Leipzigs mit ihren Familien, in denen Bildung und zarte Sitte heimiſch ſind; hier lebt auch er in den milden Tagen des Sommers und Frühlings, mit der trefflichen Gattin, und der nun bald einen edlen Gemahl beglückenden Tochter,

Der oft mit holden Muſenſpenden
Gemüth und Geiſt Genuß verlieh,
Aus deſſen hoher Phantaſie,

v. Werth. Nein, er meint das Fest, das im Jahre 1815 in Bienheim den Offizieren gegeben ward, die bei Leipzig mit gefochten hatten. Das ganze Schloß war dazu eingerichtet worden, und um zehn Uhr, als das Fest im besten Gange war, griff das Feuer in dem Salon um sich.

v. Lest. (aufstehend). Es gab einen furchtbaren Tumult.

Luise. Doch Niemand verunglückt?

v. Werth. Das nicht, aber die größte Verwirrung.

Aur. Und wie kamst denn Du zu diesem Feste, da Du doch nie Militair, und am allerwenigsten bei der Leipziger Schlacht mit gewesen bist?

v. Werth. Er war auch gar nicht dazu eingeladen, aber ich litt damals von den ersten Anfällen der Krankheit, die mich späterhin nöthigte, den Dienst zu quittiren. Ich mußte das Bett hüten, und kein Gedanke daran, auf den Ball zu gehen. Da kam Lesten zu mir, und derselbe Mensch, der nie große Gesellschaft geliebt hat, drang so lange mit Bitten und Beschwören in mich, daß ich ihm endlich meine Uniform und mein Einladungsbillet überließ.

Aur. Und Niemand erkannte die Krähe unter den Pfauenfedern?

v. Lest. Schätzchen! Es waren über 2000 Personen zugegen — da gab kein Mensch auf mich Acht. — Uebrigens wäre meine Neugier mir auch bald noch theuer zu stehen gekommen. Mich schauderts noch,

wenn ich an die Gefahr denke, der ich damals ausgesetzt war, und wir thun also besser, gar nicht mehr davon zu sprechen.

v. Werth. Wir wollten ja auch überdieß noch vor Tisch ein wenig spazieren fahren. Also ...

Luise. Wird denn Herr Müller nicht mit uns fahren?

Aur. (für sich). Immer der Herr Müller!

v. Werth. Ich will es ihm vorschlagen, und die allergeduldigsten Pferde anspannen lassen.

Aur. Das ist eine Aufmerksamkeit, für die ich Ihnen sehr verbunden bin.

Luise. Mir verzeihen Sie aber, wenn ich Sie einen Augenblick verlasse. Ich muß erst noch einen Hut aufsetzen, werde aber nicht auf mich warten lassen (geht links, Werthheim durch die Mittelthüre ab).

Zweiter Auftritt.

v. Lesten. Aurora.

Aur. Ich bin besorgt! sehr besorgt!

v. Lest. Das bemerkte ich wohl, konnte aber die Ursache nicht errathen.

Aur. Oh! Du erräthst nie etwas!

v. Lest. Weil ich immer erst warte, daß Du mir's erklärst.

Aur. Das will ich denn auch jetzt. Also! Liegt Dir's noch am Herzen, daß mein Neffe Leopold, Frau-

lein v. Werthheim, die Tochter Deines Vetters und beſten Freundes heirathet?

v. Leſt. Ei wohl, liegt mir's am Herzen, weil es Dir Vergnügen macht.

Aur. Oh, Du haſt noch andere Urſachen, dieſe Heirath zu wünſchen. Für's erſte iſt Leopold eine gute Parthie. Er iſt zwar nicht reich, aber ein vor Kurzem erhaltenes Decret des Kaiſers hat ihm erlaubt, Namen und Wappen des verſtorbenen Grafen von Strahlen, ſeines Großonkels, anzunehmen. Für's zweite iſt er mein dereinſtiger einziger Erbe, weil uns der Himmel Kinder verſagt hat —

v. Leſt. Aurora . . .!

Aur. Du mußt mir alſo beiſtehen, ihn anſtändig unterzubringen.

v. Leſt. Hat uns denn der wackere Präſident nicht verſprochen, ihm die Hand ſeiner Tochter zu geben?

Aur. Ja, wenn ſeine Tochter einwilligt; das heißt, das kleine alberne Mädchen ſoll ſich ganz nach Belieben vermählen, und wenn ſie da ſtatt Leopolds den Herrn Müller lieber will . . .

v. Leſt. Herrn Müller! . . . was ſagſt Du da?

Aur. Ich ſage, daß er in Luiſe verliebt iſt, und ich müßte mich ſehr irren, wenn er Luiſen gleichgültig wäre. Sie haben es ganz vortrefflich gemacht, ihn vorhin ſo über alle Maaßen zu loben! Dieſer hergelaufene Menſch! Uebrigens iſt Ihr ſauberer Freund an alle dem Schuld, der ihn ſtets mit an ſeine Tafel gezogen, in ſeinen Wagen genommen hat. Wenn

man zu viele Rücksicht auf seine Dienstboten nimmt —

v. Leſt. Seine Dienſtboten! . . .

Aur. Vertheidigſt Du ihn etwa noch?

v. Leſt. Behüte mich der Himmel!

Aur. Er iſt ja doch weiter nichts als ein Sekretair! — Weiß man denn auch nur ein Wörtchen von ſeiner Familie? . . . Und wie hat ihn nur Herr v. Werthheim kennen lernen?

v. Leſt. Du weißt, daß der Präſident in den wenigen Muſeſtunden, die ihm von ſeinen Geſchäften übrig bleiben, Artikel in die hieſige gelehrte Zeitung ſchreibt.

Aur. Ach ja, er iſt auch Schriftſteller! Das iſt eine neue Verkehrtheit zu all den übrigen.

v. Leſt. Nun ſtand in denſelben Blättern vor etwa drei Monaten ein Aufſatz, den ein noch unbekannter junger Mann eingeſendet hatte. Werthheim las ihn und intereſſirte ſich aufs lebhafteſte für den Verfaſſer. Er lernte ihn kennen und nahm ihn als Sekretair an. Du ſiehſt alſo, daß er hier im Hauſe nicht auf dem Fuße eines beſoldeten Dieners ſteht, und daß . . .

Aur. Du hatteſt mir das ſchon einmal erzählt, aber damals glaubte ich noch nicht, daß Herr Müller mich je intereſſiren könnte. . . . Jetzt iſt das leider anders. . . . Der Vortheil meines Neffen, eine Mitgift von 100,000 Gulden . . . kurz man muß ſo ſchnell als möglich hier eingreifen . . . Herrn v. Werthheim

zu warnen, scheint mir für den Augenblick das Beste.

v. Leſt. Nimm Dich in Acht! Ich kenne ihn, er wird Beweiſe fordern.

Aur. Ich berufe mich auf Dein Zeugniß.

v. Leſt. Ich weiß ja alles nur durch Dich.

Aur. Und willſt mir nicht aufs Wort glauben? Nun denn, ſo giebt es ein Mittel, Dich zu überzeugen.

v. Leſt. Das wäre?

Aur. Du ſtehſt gut mit Herrn Müller?

v. Leſt. Bis auf einen gewiſſen Punkt.

Aur. So erzähle ihm, daß Dein Neffe im Begriff ſtehe, hierher zu kommen und Luiſen zu heirathen. Du wirſt die Wirkung dieſer Nachricht ſehen.

v. Leſt. Das iſt aber ein Fallſtrick.

Aur. Ein ſehr unſchuldiger ... und Du legſt ihn nur zu ſeinem eignen Beſten.

v. Leſt. Wie ſo?

Aur. Wohin kann ihn denn dieſe Liebe führen. Werthheim iſt zwar ein gewaltiger Philoſoph, wenn man ihm aber einen Sekretair zum Schwiegerſohne vorſchlüge, ſo ... doch ſtill! Da iſt er: nichts weiter. Fährt Herr Müller nicht mit uns, ſo wirſt Du leicht einen Vorwand finden, um hier zu bleiben und mit ihm zu ſprechen.

Dritter Auftritt.

Herr und Frau v. Lesten. v. Werthheim. Dann Luise.

v. Werth. Ich bitte um Vergebung, daß ich Sie aufhielt. Herr Müller hatte noch nothwendig mit mir zu sprechen. Aber es ist angespannt, also . . .

Luise (eintretend). Da bin ich! — Fährt denn Herr Müller nicht mit?

Aur. (zu ihrem Manne). Merkst Du?

v. Werth. Unmöglich! Ich hatte vergessen, daß er bei einem meiner Kollegen etwas Nothwendiges zu besorgen hat.

Luise (für sich). Schade um meinen hübschen Anzug! (laut.) Ach . . . da ist auch ein Brief an Sie, der eben angekommen.

Aur. Die Hand meines Neffen! . . . Sie erlauben?

v. Lest. Wer hat ihn denn Ihnen gegeben?

Luise. Mein Kammermädchen sagte mir, daß ihn ein Dragoner von Ihres Herrn Neffen Regimente gebracht habe.

v. Lest. Aber sein Regiment steht ja 25 Meilen von hier.

Luise. Das sagte ich auch.

Aur. Was für ein Glück! Er meldet mir seine Rückkehr. Der Kriegsminister hat sein Regiment in die Hauptstadt beordert, und dieß ist so schnell abgeritten, daß er nur erst diesen Morgen aus dem Nacht-

quartier Attenſtädt, einige Stunden von hier, uns hat ſchreiben können.

v. Leſt. Da kommt er gewiß bald ſelbſt.

v. Werth. Sie macht das ſo glücklich, wie ich ſehe, und ich mache Ihnen daher meinen Glückwunſch.

Aur. Oh! es iſt für uns alle ein Glück, lieber Präſident! Sie wiſſen ja, wie ſehr ich Luiſen liebe, und daß es eine große Freude für mich ſeyn würde . . .

v. Werth. Davon ſpäter.

Aur. Wir haben Ihr Wort.

v. Werth. Ich nehme es nicht zurück. Ihr Neffe hat viele gute Eigenſchaften. Noch etwas flüchtig . . .

Aur. Das iſt ein Fehler, den man bald ablegt.

v. Werth. Wenn will er denn hier eintreffen?

Aur. Er ſchreibt mir, daß ſein Regiment ohnweit von hier ein Paar Stunden Halt macht.

v. Werth. Nun, ſo wollen wir doch gleich auf die Straße nach Attenſtädt fahren, da müſſen wir ihm ja begegnen.

Aur. Allerliebſt! Ich danke Ihnen.

Luiſe (für ſich). Ach! wie langweilig das ſeyn wird!

v. Leſt. (leis zu Aurora). Du haſt nun jetzt keine Beſorgniß mehr, und ich kann alſo mitgehen . . .

Aur. (zu Leſten, leis). Jetzt weniger als je. Die beiden jungen Leute dürfen einander nicht begegnen.

v. Werth. Du kommſt nicht mit, Leſten? Was hält Dich denn ab?

v. Leſt. Ein unvorhergeſehenes Geſchäft . . .

Aur. Das keinen Aufſchub leidet. Er wird es jetzt geſchwind abthun, damit er uns den ganzen übrigen Theil des Tages ſchenken kann. . . . Alſo jetzt fort! (ſie gehen ab.)

Vierter Auftritt.

v. Leſten, allein.

Immer daſſelbe Lied! Will ich ausgehen, ſo muß ich bleiben, bleiben, ſo muß ich ausgehen. . . . Meine Ruhe kommt mir manchmal theuer zu ſtehen.

Fünfter Auftritt.

v. Leſten. Müller.

Mül. (kommt aus der Thüre rechts). Wie? Sie hier? Sind Sie denn nicht mit Ihrer Gemahlin und dem Herrn Präſidenten ausgefahren? Ihr Herr Neffe ſoll ja heut ankommen!

v. Leſt. Allerdings ſind die Damen mit Wertheim ihm entgegen gefahren, aber ich . . . ich bin da geblieben . . . einige Geſchäfte . . . Anordnungen. . . . Das hindert aber nicht, daß ich nicht gern ein Viertelſtündchen mit Ihnen plauderte.

Mül. Sie haben wohl den Herrn Grafen v. Strahlen lange nicht geſehen?

v. Leſt. Es können wohl ein anderthalb Jahr her ſeyn, ſeit er aus der Militairſchule kam. Vorher

war er ſtets bei mir, oder hier im Hauſe, wo Werthheim ſich ſehr für ſeine Zukunft intereſſirte.

Mül. Ach, er iſt ſo unendlich gut!

v. Leſt. Sie ſind immer noch ſehr zufrieden mit ihm?

Mül. Warum ſollte ich es nicht ſeyn? ... Die Aufnahme, die ich bei ihm fand, ohne daß er vorher mich kannte. ... Die Güte, mit der er mich überhäuft, ohne daß ich ſie verdiene ...

v. Leſt. Ich wollte vielmehr ſagen, zufrieden mit Ihrer Stellung?

Mül. Ich bin ſtolz darauf, daß er mich an ſeinen Arbeiten Theil nehmen läßt.

v. Leſt. Werthheim hat Credit, viel Credit, er kann Ihnen im Staatsdienſte gewaltig forthelfen. Wäre ich wie Sie, ſo ließe ich mich bei einer Geſandtſchaft anſtellen.

Mül. Oh, ich bin nicht ſo ehrgeizig. Ich wünſche mir gar keine Aenderung meiner Lage.

v. Leſt. Alle Wetter! — Aber Sie ſollten doch ſeine guten Abſichten mit Ihnen benutzen. Er wird jetzt ſeine Tochter verheirathen, und wer weiß, ob er nicht dadurch auf andere Gedanken geräth, die ...

Mül. Fräulein Luiſe vermählt ſich? ...

v. Leſt. Mit meinem Neffen Strahlen. Er kommt deßwegen ausdrücklich hierher.

Mül. Ausdrücklich?

v. Leſt. Das iſt eine ſeit langer Zeit zwiſchen uns verabredete Sache. Wußten Sie denn das nicht?

Mül. Nein ... ja, — ja, ja! Erlauben Sie, Ihnen meinen Glückwunsch zu machen.

v. Leſt. Und Sie, denken Sie an den guten Rath, den ich Ihnen ertheilte. Ihre Lage bei Werthheim iſt nur eine prekaire, und wenn ſich eine gute Gelegenheit darböte, ſie zu verbeſſern ...

Mül. Herr Baron, ich habe ganz beſondere Urſachen gehabt, die Stelle anzunehmen, die Herr v. Werthheim mir anbot. Verlaſſe ich dieſe jetzt, ſo geſchieht es bloß, um meine frühere Freiheit wieder zu erwerben.

v. Leſt. Wie es Ihnen beliebt. Die Freiheit iſt eine ſchöne Sache. Eine Stelle iſt nichts, lieber Freund, man kann jeden Augenblick ſeine Entlaſſung ſuchen, aber eine Heirath! o eine Heirath! Beneiden Sie nie das Glück einer Perſon, die ſich verheirathet! (für ſich.) Meine Ehehälfte hatte ſich nicht getäuſcht. Dieſe Frauen haben doch einen Inſtinkt! ... (laut.) Nun, auf Wiederſehen! (geht ab.)

Sechſter Auftritt.

Müller, allein.

Welch ein Erwachen! — Oh! ich mußte darauf gefaßt ſeyn! ... Wie ſeine Augen in den meinen zu leſen ſuchten! ... Es war eine Probe ... das ſehe ich wohl: aber die Nachricht, die er mir gab, iſt deſſenohnerachtet nicht unwahrſcheinlich! ... Meine thörigte Leidenſchaft hat alſo aufgehört ein Geheimniß zu ſeyn,

Die nicht der Mode Nebel blenden,
Ein reiner Quell von Harmonie
Entſtrömte. Möcht' er nimmer enden!
Denn das iſts eben, was ich nie
Dem lieben, braven Mann verzieh;
Daß er ſo ſelten pflegt zu ſpenden.

4.

Durch Connewitz geht es im Waldwege, der hie und da freundliche Ausſichten auf Wieſen und Felder darbietet, nach dem kleinen Dorfe Raſchwitz, welches durch ſeinen Wirthshausgarten bekannt iſt. Dorthin ſtrömt die ſchöne und junge Welt aus Leipzig allſonntäglich, wenn anders der Gott des Regens, der jezt mit einemmale ſich ſo ſehr der Regierung anzunehmen ſcheint, es erlaubt, und ich rathe jedem dorthin zu wallfahrten, der einen recht reichen Blumengarten ſehen will, der noch dazu den Vorzug hat, daß man die Namen nicht erſt lange im Linné zu ſuchen braucht.

5.

Das Hoſpital von Greenwich.

Die Stadt Greenwich liegt in der Grafſchaft Kent, fünf engliſche Meilen von London. Das be-

und ich muß dieſes Haus verlaſſen, wenn ich mich nicht daraus fortgejagt ſehen will! ... Verjagt! ... ich! ... O, Gott ſtraft mich! ... Ich bin ja nicht Herr meiner Jugend! Nicht um ſie in unſinnigen Wünſchen zu verträumen, in unfruchtbaren Plänen, verließ ich meinen würdigen Oheim, meinen zweiten Vater! ... Ich hatte einen Beruf zu erfüllen ... und ich habe ihn vergeſſen! ... Armes junges Mädchen! ... ſo ſollſt denn auch Du geopfert werden! ... Geopfert! ... wer giebt mir denn ein Recht dazu, dieß zu glauben? ... Iſt nicht Werthheim der zärtlichſte aller Väter, wie er der redlichſte aller Menſchen iſt? ... Vermählt er ſeine Tochter, ſo geſchieht es nur mit ihrer Einwilligung ... ſo liebt ſie dieſen Grafen v. Strahlen! ... Mein Entſchluß iſt gefaßt: beſtätigt ſich dieſe Nachricht, ſo gehe ich von hier fort. Auch wird ja das Glück, das ich in dieſem Hauſe genieße, durch ſtete innere Unruhe geſtört, denn in jedem Augenblicke kann ja Herr v. Werthheim erfahren, daß ich mich bei ihm unter einem Namen eingeſchlichen habe, der nicht der meine war ... und dann ... dann werde ich ihm die Wahrheit ſagen, die volle Wahrheit. Und ich werde gewiß ſeine Achtung nicht verlieren. Die Gründe, welche mir mein Benehmen vorſchrieben, ſind gewiß nicht ſtrafbar!

Siebenter Auftritt.

Müller. Leopold v. Strahlen in Uniform.

Leop. Niemand hier? — Alles ist ausgeflogen; und doch muß man meinen Brief erhalten haben.

Mül. (grüßend). Herr Graf . . .

Leop. (erwidernd). Mein Herr . . .

Mül. Doch ohnstreitig Herr Graf v. Strahlen?

Leop. Er selbst, aber mit wem habe ich die Ehre?

Mül. Ich bin der Sekretair des Herrn v. Werthheim.

Leop. Ach, Herr Müller! Meine Tante hat mir so viel von Ihnen geschrieben. . . . Aber wußte man hier denn nicht, daß ich kommen würde? . . . und dieser Empfang! . . .

Mül. Man ist Ihnen auf dem Wege nach Attenstädt entgegen gefahren.

Leop. Die gute Tante! und ich konnte ihr Vorwürfe machen! — Oh, wenn sie die Pferde laufen läßt, bis sie mir begegnet, da wird sie so bald nicht anhalten! . . . Aber, mein Herr, es ist doch sonderbar! je mehr ich Sie betrachte, je mehr ist mir's, als ob wir uns schon irgendwo gesehen haben müßten. Könnten Sie meinem Gedächtnisse nicht beistehen?

Mül. Wir thun wohl am Besten, diese Untersuchung bis auf gelegnere Zeit zu verschieben, denn ich höre eben den Wagen zurückkommen, und lasse Sie mit Ihrer Familie allein. Ich würde mir Vorwürfe

machen, durch mein Zugegenſeyn den Reiz dieſes erſten Wiederſehens zu ſtören (geht ab).

Leop. (allein). Jetzt muß ich mich nach den Inſtructionen meiner Tante richten, und eine ſentimentale Miene annehmen.

Achter Auftritt.

Leopold. Herr und Frau v. Leſten. v. Werthheim. Luiſe. Später ein Bedienter.

Aur. Hier, ſagteſt Du? — Ach ja! Da iſt er ja!

v. Leſt. Wir ſpielten Kämmerchen zu vermiethen.

Leop. Meine theuere Tante! ... Immer noch ſchön! ... Herr v. Werthheim ... Fräulein ...

v. Werth. Küſſen Sie ſie immer, lieber Leopold, ich erlaube es Ihnen. ... Wie lange iſt's denn her, daß ihr noch mit einander Blindekuh ſpieltet? ... Aber wie kommen Sie nur hierher, während wir Sie auf der Landſtraße ſuchten?

Leop. Meine Ungeduld ließ mich die Stunden ſo lang finden, als wären es Jahrhunderte. Da bat ich denn endlich meinen Oberſten um Urlaub ... er bewilligte mir ihn, und ich ſprengte nun ſogleich auf einem Querwege fort, freilich mit halsbrechender Gefahr, aber doch in der ſüßen Hoffnung, ein Viertelſtündchen eher zu kommen. Als ich bei meiner Tante anlangte, ſagte man mir, daß ſie hier bei Ihnen ſey, und da bin ich denn hierher geeilt. Aber Sie?

v. Werth. Wir begegneten Dragonern von Ihrer Avantgarde unterwegs, die uns denn weiter zu fahren verhinderten.

Aur. Du konntest zu keiner gelegnern Zeit eintreffen. Wir wollten eben einen Urlaub für Dich beim Minister auswirken.

Leop. Einen Urlaub?

Aur. Du hast uns ja darum gebeten. In allen Deinen Briefen sprachst Du die Sehnsucht aus, wieder einmal hierher zu kommen, und die Gegend wieder zu sehen, die der Schauplatz Deiner Kindheit war.

Leop. Ich weiß nicht, ob ichs geschrieben habe, aber gedacht habe ichs.

Aur. (leis). So mache doch vorwärts! Was das für Mühe kostet, Dich zum Sprechen zu bringen!

v. Werth. Nun, ohnstreitig hat der schnelle Ritt Sie ein wenig hungrig gemacht. Nicht noch ein Frühstückchen vor der Mittagstafel?

Leop. O ja, ja! vortrefflich! besonders wenn Sie nicht bald speisen.

Aur. (leis). Leopold!

Leop. Dennoch aber ... wenn ich mir's recht überlege ... die Empfindungen ... das innere Gefühl ... ich will lieber warten.

v. Lest. Das machst Du Recht, man muß sich nie das Mittagsessen verderben (ein Bedienter tritt ein).

v. Werth. Was giebts?

Bed. (Papiere haltend). Vom Herrn v. Raab, in der Sache, in der morgen das Urtheil gefällt werden soll.

v. Werth. Zum Herrn Sekretair (Bedienter ab).

Leop. Ihr Sekretair? Ist das nicht ein junger, recht hübscher Mensch, etwas ernsten Angesichts, den ich hier vorhin fand?

v. Werth. Wahrscheinlich. Ich wünsche, daß Sie sein Freund werden, Leopold.

Leop. Das wird um so leichter geschehen, als ich mich schon bei einem Haar mit ihm duellirt hätte.

v. Werth. Duellirt?

Leop. Allerdings.

Aur. Du kennst also Herrn Müller?

Leop. Sehr gut; aber das ist nicht sein Name.

v. Werth. Was sagen Sie da, Leopold? Sie irren sich.

Leop. Nein, nein, ich irre mich nicht. Schon bei dem ersten Blicke, den ich auf ihn warf, fiel er mir auf, und ich sagte zu mir selbst: das Gesicht solltest Du kennen, und jetzt steht alles klar vor mir.

v. Werth. Wo haben Sie ihn denn gesehen?

Leop. In der Nähe von Steinbach, bei einem ländlichen Feste, wo er mit einem allerliebsten Mädchen walzte: zum Anbeißen ...

Luise. Ein allerliebstes Mädchen? O erzählen Sie doch!

Aur. Wenn aber irgend etwas dabei ...

Leop. Wofür halten Sie mich, Tantchen? ...

man könnte die Geſchichte in einem Fräuleinpenſionate erzählen! . . . Ich war mit einigen Offizieren meiner Bekanntſchaft zu einem ländlichen Feſte geritten. Auf einmal erblickte ich unter den Tänzerinnen die lieblichſte kleine Perſon von der Welt . . . ein Mündchen ſo groß wie ein Auge, und ein Füßchen ſo klein wie ein Händchen.

Aur. Leopold!

Leop. Nun kurz, ſie ſah für eine Landſchöne gar nicht übel aus. Ich gehe auf ſie zu, und bitte um einen Walzer. Sie wird über und über roth und dreht ſich zu einer Art von Vormund oder Papa um, der wie ein Profeſſor oder Geiſtlicher ausſah, und den ſie mit den Augen zu fragen ſchien. Dieſer machte eine faſt unmerkliche Bewegung mit dem Kopfe, und in Folge deren ward ich abgewieſen.

v. Leſt. Das alberne Ding!

v. Werth. Aber Müller? . . .

Leop. Wir kommen gleich auf ihn. Ich war ſehr verdrießlich zurückgetreten, aber ſtellen Sie ſich mein Staunen, meine Entrüſtung vor, als ich ſie mit jemand Anderm ſich engagieren ſah. Ich hätte nicht verdient, Epaulettes zu tragen, wenn ich eine ſolche Beleidigung ruhig hingenommen hätte. Ich trat alſo wieder zu der Unbekannten und wendete mich mit den Worten an ihren Ritter: Mein Herr, da das Fräulein nicht mit mir hat tanzen wollen, ſo kann ſie auch mit niemand Anderm tanzen. — Und warum nicht? — Der Streit war ſchon heftiger geworden, als der alte Herr hinzu-

kam und sich darein mischte. Mein Herr, sagte er, dieses Mädchen war mir von ihren Eltern anvertraut worden: sie konnte bloß Einen Tänzer annehmen, und das war mein Neffe ... aber Sie haben Recht! nun soll sie gar nicht tanzen, weder mit Ihnen, noch mit sonst Jemand. — Mit diesen Worten nahm er sie mit sich fort. Sein Neffe mußte ihnen folgen, drückte mir aber im Weggehen die Hand mit einer Bedeutung, die ich wohl verstand. Am folgenden Morgen fanden wir uns auf der Festwiese wieder, aber tüchtig mit Degen und Pistolen versehen. Wir waren völlig bereit, uns den Hals gegenseitig zu brechen, aber unsere Secundanten erklärten einstimmig, daß gar kein Grund zu einem Duell, sondern bloß zu einem fröhlichen Frühstück bei ächtem Johannisberger vorhanden sey, und dieser Rath ward auf der Stelle befolgt. Das ist meine erste Waffenthat.

v. Werth. Gebe der Himmel, daß Sie in dieser Art keine blutigere zu bestehen haben! — Also Herr Müller war Ihr Gegner?

Leop. Ja, Herr Präsident. Aber so nannte man ihn damals nicht ... man nannte ihn ... wie denn gleich ... Stor ... Stor ... Storner, Karl Storner.

v. Werth. Karl Storner.

Leop. Ja, ja, so nannten sie ihn.

v. Werth. Und sagen Sie mir, erfuhren Sie nicht, wer er sey, woher gebürtig, wer seine Angehörigen?

Leop. Er verließ Steinbach kurze Zeit nach dieſem kleinen Abentheuer, und ich habe ihn nicht wieder geſehen. — Sein Oheim nannte ſich Wolf, und war ſeit länger als zwanzig Jahren Prediger in Steinbach. . . . Irre ich nicht, ſo war er aus Regensburg.

v. Werth. (für ſich). Ja, ja, er iſt es!

Luiſe. Was iſt Dir denn, lieber Vater? . . . Dieſe Mittheilung . . .

v. Werth. Ergreift mich ungemein.

Aur. Ich verſetze mich ganz in Ihre Lage. Es iſt gewiß ſehr ſchmerzlich, zu erfahren, daß eine Perſon, der man ſein ganzes Vertrauen ſchenkte, uns auf die unwürdigſte Art hintergangen hat.

v. Werth. Gnädige Frau, laſſen Sie uns nicht urtheilen, ehe wir nicht beide Partheien hörten.

v. Leſt. Das verſteht ſich. Die Abſichten dieſes jungen Mannes . . .

Aur. Konnten keine löblichen ſeyn! . . . einen falſchen Namen annehmen . . .

Leop. Ich verſichere Ihnen, daß es ein rechtlicher Mann iſt. Ich wäre außer mir, wenn ich ihm in Ihren Augen geſchadet hätte.

v. Werth. Frank! (der Bediente tritt ein.) Sagen Sie meinem Sekretair, daß ich ihn zu ſprechen wünſche. . . . Er iſt noch nicht ausgegangen?

Bed. Nein, gnädiger Herr! Er ſelbſt wünſchte, daß Sie ihm eine Unterredung gewährten . . . er hatte mir aufgetragen, es Ihnen zu ſagen (ab).

Luiſe. Er ſcheint ſelbſt eine Erklärung veran-

laſſen zu wollen ... gewiß hat er ſich alſo nichts vorzuwerfen.

Aur. Wir laſſen Sie allein.

v. Leſt. Sollen wir das Diner ſpäter beſtellen?

v. Werth. Iſt nicht von Nöthen.

Luiſe (Leopold's Arm ausſchlagend). Ich danke Ihnen, ich habe noch etwas auf meinem Zimmer zu beſorgen (geht in ihr Zimmer, die andern durch die Mitte ab).

Neunter Auftritt.

v. Werthheim, allein.

Storner! — Karl Storner! — Vorſehung! dieß ſind Deine Zügungen! — Ha! wenn es ſein Sohn wäre! O! wie wollte ich dem Himmel dafür danken! Ich würde dann doch irgend einen Erſatz ausdenken, irgend ein Mittel, um die Gewiſſensbiſſe zu beſchwichtigen, die mich ſeit zwanzig Jahren verfolgen.... Er kommt! ... ich weiß nicht, was ich ihm ſagen ſoll! ... Doch, da er ſelbſt zu mir gekommen iſt, da er mir vertrauensvoll die Hand reicht, weiß er ohne Zweifel nicht, zu welcher furchtbaren Rechenſchaft er mich ziehen kann.

Zehnter Auftritt.

v. Werthheim. Müller.

v. Werth. Sie wünſchten mich zu ſprechen, Herr Müller. Was haben Sie mir mitzutheilen?

Mül. Etwas für mich sehr Trauriges, Herr Präsident. Wichtige Gründe nöthigen mich, diese Stadt zu verlassen. Ich erfülle nur noch die Pflicht, Ihnen meinen Dank wie meine Verehrung zu bezeugen.

v. Werth. Haben Sie sich über Jemand hier zu beklagen? Hoffentlich nicht über mich. Wenn mir ein längeres Zusammenseyn das Recht gäbe, diesen Ausdruck zu gebrauchen, so möchte ich fast sagen, ich habe Sie stets wie meinen Sohn behandelt.

Mül. O! Herr Präsident! Sie haben an mir keinen Undankbaren gefunden. Wenn ich noch je an Ihrer Güte für mich hätte zweifeln können, so würde dieser Augenblick mir den unwiderleglichsten Beweis dafür geben.

v. Werth. Wie meinen Sie das?

Mül. Daß Sie mir Vorwürfe zu machen haben und mir Sie nicht machen.

v. Werth. Was für Vorwürfe, Herr Müller?

Mül. Oh, nennen Sie mich nicht mehr mit einem Namen, den ich aus Ihrem Munde nicht hören kann, ohne tiefe Beschämung zu empfinden. Dieser Name ist nicht der Meine, und Sie wissen es . . .

v. Werth. Wer hat Ihnen das gesagt?

Mül. Soeben hat mich Frau v. Lesten als Herr Storner begrüßt, und ihr Neffe mich wiedererkannt.

v. Werth. Ihr Entschluß, mich zu verlassen, beruht wahrscheinlich auf wichtigen Gründen. Die-

rühmte Hospital daselbst ward von König Wilhelm und der Königin Maria im Jahre 1694 gegründet, und für invalide englische Seeleute und ihre Kinder, so wie für die Wittwen und Kinder derer, die im Seedienst geblieben waren, bestimmt. Es ist an der Südseite der Themse erbaut, und besteht aus vier besondern Gebäuden, welche den Namen der Könige Karl und Wilhelm und der Königinnen Anna und Marie führen. Die Länge derselben beträgt 860 Fuß. In der Mitte des Hofes, den die Gebäude bilden, steht die Statüe König Georgs II. aus einem einzigen weißen Marmorblock gebildet, den die Engländer den Franzosen abjagten.

Obschon dies Hospital durch die Unterstützung der Monarchen, wie der reichen englischen Privatleute einen sehr ansehnlichen Fonds hat, so muß doch noch jeder englische Matrose für die Unterhaltung derselben sechs Pence von seinem jedesmaligen Monatssolde dahin abgeben. Im Hospital selbst sind Stiftungen für 2410 alte oder unbrauchbare Seeleute, und 3000 werden außerhalb derselben erhalten. Jeder der letztern bekommt jährlich sieben Pfund Sterling. 200 Knaben werden auf Kosten des Hospitals in der Schifffkunst unterrichtet, und dann an die königlichen Schiffe abgegeben. An Beköstigung erhält jeder Hospitalit wöchentlich sieben Brote, jedes zu 16 Unzen, drei Pfund Rind- und

ser Zufall hat das Vertrauen, das Sie mir einflößen, durchaus nicht gestört, und . . .

Mül. Und um dieses Vertrauen zu rechtfertigen, muß ich mich näher gegen Sie erklären. Mein Name ist Karl Storner. Als ich hierher kam, kam ich von Steinbach, und nicht von Jena, wie ich sagte. Dieselben Gründe, welche eine Aenderung meines Namens veranlaßten, zwangen mich auch, mein Vaterland zu verlassen. An allem, was ich Ihnen von meinem frühern Leben gesagt habe, ist nur Eins wahr, daß ich nämlich von frühester Kindheit an Waise ward. Man sagte mir, der Kummer über den Tod meiner Mutter habe auch meinen Vater ins Grab gestürzt. Weiter erfuhr ich nichts. Der Verwandte, der mich erzog, mein Oheim mütterlicher Seite, Prediger in Steinbach, hatte mir jede weitere Nachforschung über diesen traurigen Gegenstand verboten. Dein Vater, sagte er zu mir, hat Schriften hinterlassen, die Du eines Tages lesen wirst. Daraus wirst Du ihn besser kennen lernen, als aus allen meinen Worten. — Mit welchem Entzücken sah ich mich endlich zu den Jahren gelangt, wo dieses Versprechen in Erfüllung gehen konnte! . . . Die Schriften meines Vaters sind nicht von der Welt gekannt, und waren auch nicht dazu bestimmt, es zu werden. Es sind moralische und philosophische Abhandlungen, die er für seine Freunde und Zöglinge niedergeschrieben hat. . . . Ich versuche es nicht, Ihnen zu schildern, was ich bei ihrer Lectüre empfand, in meinem Munde würde das Lob verdächtig

klingen. Aber ich ward durch sie ein anderes Wesen, ein Mann, wie ich zuvor mich dessen nicht für fähig gehalten hätte. Ja! wenn in meinem Geiste Gedanken leben, unbefangen und gerade, wenn in meinem Herzen Gefühle vorhanden, redlich und wacker, so verdanke ich sie nur meinem edlen Vater! Dieß wird Ihnen aber die Liebe, ja die Anbetung begreiflich machen, die ich für ihn hege, ohne daß ich ihn gekannt habe, und alles, was ich zu thun im Stande seyn würde, um seinen Tod zu rächen: denn rächen muß ich ihn, mein Herr; sein Tod war ein Mord!

v. Werth. Und wie erfuhren Sie das?

Mül. Der Herr Graf v. Strahlen hat Ihnen wahrscheinlich unser Zusammentreffen und die Ursachen, die es herbeiführten, erzählt. Das kalte Blut der Secundanten brachte alles wieder in Ordnung. Aber ich hatte das Haus meines Oheims verlassen, um mich zu schlagen, und an ihn einen Brief geschrieben, der ihm eingehändigt werden sollte, wenn ich nicht wieder zurück käme. Ich kam zurück, der Brief aber befand sich durch ein unglückseliges Mißverständniß bereits in seinen Händen!

v. Werth. Der Unglückliche!

Mül. Ja, sehr unglücklich! und nicht ohne tiefe Erschütterung kann ich an seinen Empfang, als ich wiederkehrte, zurückdenken. „Oh! rief er aus, als er mich unter Thränen umarmte, ich hatte geglaubt, der Himmel habe Dir dasselbe Loos beschieden, wie Deinem Vater, und Du seyst gestorben wie er!“ Ich

wartete, bis er wieder ruhiger geworden war, aber ich hatte keins von den Worten verloren, die ihm in der ersten Aufregung entschlüpft waren, und bat ihn dann um Erklärung. Einige Zeit versagte er sie mir, dann endlich rief er aus: Nun ja denn! Es war auch ein Zweikampf, der Dir Deinen Vater raubte, ein Zweikampf, worin er gerechte Sache hatte, des nehme ich Gott zum Zeugen! Möge sein Beispiel Dir zur Lehre dienen! Auch Du könntest sonst leicht einen schändlichen Raufbold finden, der Dich mordete, wie es ihm geschah.

v. Werth. Einen Raufbold!

Mül. Dann erzählte er mir mit wenigen Worten, das bei einer Reise nach Wien mein Vater in einem Wirthshause auf einen Menschen gestoßen sey, der Händel an ihm gesucht, und ihn im Zweikampfe umgebracht habe! — am 17. Juni 1819. . . . Das Datum steht hier! (aufs Herz deutend.)

v. Werth. (für sich, eben so). Und hier!

Mül. (nach einer Pause). Das erste, wornach ich nun fragte, war der Name des schändlichen Mörders. — Oh! die Rache meines Vaters lag in meiner Frage! . . . Aber denken Sie sich mein Unglück! Mein Oheim weiß diesen Namen nicht, und aus Gründen, die ohnstreitig in den Pflichten seines geistlichen Amtes liegen, hat er nie einen Schritt gethan, um ihn zu entdecken. — So unvollständig aber auch diese Mittheilung war, verlieh sie doch meinem Leben einen Zweck und ein Ziel. Ich hatte jetzt nur einen einzigen

Gedanken ... er verfolgte mich Tag und Nacht ... den Gedanken, den zu finden, der meinen Vater getödtet hatte, und ihn wieder zu tödten! ... Wenden Sie mir nicht ein, daß er indeß gestorben seyn könne ... O er lebt! ... Gott hat ihn leben lassen! und jedenfalls schlüge ich mich, lebte er nicht mehr, dann mit seinem Sohne. ... So gab ich denn endlich der Idee nach, die mein ganzes Seyn erfüllte. Ich gab vor, reisen, die Welt kennen lernen zu wollen, und beschloß nach Wien zu gehen, um dort alle Nachrichten zu sammeln, alle Erkundigungen einzuziehen, ja selbst, wenn es seyn müßte, von dem Grabe meines Vaters das Geheimniß zu fordern, dem mein Oheim nicht hat nachspüren wollen.

v. Werth. Sie haben also einige Hoffnung?

Mül. Ich weiß den Namen des Wirthshauses, in welchem das Duell Statt fand ... ich habe ein Datum ... ein Bedienter, der meinem Vater stets gefolgt war, hat mir noch einige andere Nachweisungen gegeben ... und dann verlasse ich mich auf die Gerechtigkeit Gottes! — So verließ ich Steinbach, ohnerachtet mein Oheim mich zurückhalten wollte. Vor allen Dingen änderte ich meinen Namen. Wie hätte ich meine Nachforschungen nur mit einiger Aussicht auf Erfolg unternehmen können, wenn ich den Namen Stormer, den Namen meines Vaters, beibehielt! Die erste Bedingung für irgend eine Aussicht zur Entdeckung war, daß man meinen Antheil an dieser Angelegenheit nicht ahnen durfte. ... Denn denken Sie

selbst, wenn der, welcher meinen Vater tödtete, meinen Namen hätte aussprechen hören, würde er nicht, wenn er angesehen, irgend ein Mittel gefunden haben, mich spurlos verschwinden zu lassen, und wenn er dieß nicht, sich verborgen und alles angewendet haben, um mir zu entschlüpfen. Darum nahm ich den Namen Müller an. Jetzt wissen Sie mein Geheimniß, das mir hundertmal bereits auf den Lippen schwebte. Ich habe es Ihnen nicht entdeckt, weil es niemals angenehm ist, von Anderer Unglück sich erzählen zu lassen. Habe ich dadurch nun mein Recht auf Ihre Achtung verloren?

v. Werth. Nein! o nein! ... Armer Sohn! wie beklage ich Sie! ... Welches Vorhaben haben Sie gefaßt!

Mül. Sie tadeln mich ohnstreitig, daß ich so lange zauderte, es auszuführen. ... Ich wollte nur Einen Tag hier bleiben, und bin vier Monate geblieben, weil ... weil ... aber morgen reise ich nach Wien.

v. Werth. Welches gefährliche Unternehmen wollen Sie beginnen, junger Mann. ... Sie wollen Ihren Vater rächen. Das macht Ihrem kindlichen Herzen Ehre. Aber wissen Sie denn fürs Erste auch gewiß, daß sein Tod durch ein Verbrechen bewirkt ward? ... Ich will Sie durchaus nicht in dem schönen Gefühle der Ehrfurcht stören, die Sie für sein Andenken hegen, aber bei allem dem sind Ihnen, wie Sie mir selbst gesagt haben, alle näheren Umstände

dieses Duells völlig unbekannt. . . . Wenn er es nun gewesen wäre, der seinen Gegner forderte?

Múl. Mein Vater! ein Mann von so sanfter Gemüthsart! Mit der Einfachheit eines Gelehrten und der Milde eines Kindes! . . . Und hat mir mein Oheim nicht gesagt, daß seine Sache eine gerechte war? . . . Hat er nicht Gott zum Zeugen angerufen? . . . Oh, wenn Sie meinen Oheim kennten, wenn Sie ihn ein einziges Mal gesehen hätten, würden Sie überzeugt seyn, daß er mich nicht getäuscht haben könne.

v. Werth, Nun denn, so kehren Sie zu ihm zurück . . . legen Sie ihm Ihre Absicht vor . . .

Múl. Er wird sie nicht billigen.

v. Werth. Im Gefühl des Rechts.

Múl. Nein, aus Furcht für mein Leben.

v. Werth. O, derjenige, der Ihren Vater tödtete, ist vielleicht mehr zu beklagen, als Sie.

Múl. Beurtheilen Sie nicht sein Gemüth nach dem Ihren.

v. Werth. Ihr Entschluß ist also unwiderruflich?

Múl. Er ist es.

v. Werth. Und wie geht es denn zu, daß die Absicht, ihn auszuführen, gerade heute lebendiger in Ihnen geworden ist, als gestern und die andern Tage seither? Sie schienen da nicht an Ihre Abreise zu denken.

Múl. Und erröthe deßhalb vor mir selbst. . . . Verlangen Sie nicht, daß ich mich näher erkläre.

v. Werth. Wenn nun aber Ihre Nachforschungen nutzlos sind?

Mül. Sie werden es nicht seyn.

v. Werth. Können es aber doch! Dann vergessen Sie nicht, daß Sie in mir einen Freund besitzen ... und kehren Sie hierher zurück.

Mül. Das kann ich Ihnen nicht versprechen.

v. Werth. So haben Sie denn keine Zuneigung zu mir? (Müller stürzt auf eine Hand Werthheim's zu und küßt sie unter Thränen, dann geht er ab).

Elfter Auftritt.

Herr v. Werthheim, allein.

Was wollte er sagen? ... Was ist das für ein neues Geheimniß, das er unter Schluchzen zu enthüllen im Begriff stand? ... Allmächtiger Gott! Wenn seine Nachforschungen zu einem Resultate führten! Wenn er entdeckte ... großer Gott! Was dann thun? ... Wie ihn zurückhalten? ... Welche Vergütung käme je dem Raube gleich, den ich an ihm verübt habe!?

Zwölfter Auftritt.

v. Werthheim. Herr und Frau v. Lesten.

v. Lest. Nun? das Diner ist servirt. Wirst Du kommen?

Aur. Sie haben indeß mit dem Herrn Sekretair gesprochen? Es ist ein Subjekt, dem man nicht trauen darf, nicht wahr?

v. Werth. Sagen Sie das ja nicht, gnädige Frau! Er besitzt das edelste, das vortrefflichste Herz!

Aur. Er hat sich wegen seines falschen Namens gerechtfertigt?

v. Werth. Ja, gnädige Frau.

Aur. Und durch welche Gründe?

v. Werth. Sie müssen Ihnen ein Geheimniß bleiben.

Aur. Weil er nun einmal so im Zuge des Rechtfertigens war, so hätten Sie ihn doch auch fragen sollen, woher es kommt, daß er sich unterfleht, Ihre Tochter zu lieben?

v. Werth. Was sagen Sie, gnädige Frau? — Müller liebt meine Tochter!

Aur. Leidenschaftlich! — O dafür bürge ich Ihnen. Ich verstehe mich darauf.

v. Werth. Sie wissen das gewiß, was Sie mir da sagen?

Aur. Fragen Sie nur auch meinen Herrn Gemahl.

v. Leſt. In der That, als ich mit ihm von der Heirath Deiner Tochter mit meinem Neffen sprach, glaubte ich an seinem Erschrecken, seiner Unruhe ...

v. Werth. Er liebt Luisen! Und Luise ... o sie liebt ihn gewiß wieder! ... O, gnädige Frau! meine theure gnädige Frau! Leſten! mein einziger Freund! —

ach! Ihr wißt nicht ... Ihr könnt nicht wissen, aber das ist ein Fingerzeig des Himmels, und Gott sey gelobt, es kann noch alles wieder gut werden!

(Er eilt ab, die Letzten sehen ihm erstaunt nach.)

(Ende des ersten Akts.)

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Luise, allein.

Niemand hier! — Gottlob! — Ich bedarf der Einsamkeit! (wirft sich in einen Sessel.) Mein guter Vater! o wie er mir wohlgethan hat! — Herr Storner, sagte er mehreremale, hatte gerechte Ursachen, seinen Namen zu verbergen: ich werde nie dulden, daß man in meiner Gegenwart seine Redlichkeit, seine Absichten verdächtige. — O! das ist noch nichts! Nach dem Essen hat er mich einen Augenblick bei Seite gezogen, und . . . o, mein Gott, ich wage es noch gar nicht, die eigentliche Bedeutung dessen, was er da mit mir sprach, mir einzugestehen! — Mein Kind, Leopold ist nun wieder da. — Ja, lieber Vater, er ist wieder da, antwortete ich ganz gleichgültig. — Du weißt, was sein Oheim und ich schon seit längerer Zeit für Pläne mit Euch hatten. Leopold ist Dein Jugendfreund. — Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, lieber Vater — aber verheirathen mag ich

drei Pfund Schöpsenfleisch, ein Maß Erbsen, ein und ein Viertelpfund Käse, zwei Unzen Butter, vierzehn Quart Bier und ein Schilling Tabaksgeld. Auch bekommt jeder gemeine Mann noch alle zwei Jahre einen blauen Anzug, einen Hut, drei paar Strümpfe, zwei Paar Schuhe, fünf Halstücher, drei Hemden und zwei Schlafröcke.

Das Hospital hat mehr als hundert Beamte, größtentheils aus den vornehmsten Männern in England.

Sonst stand an diesem Orte eine durch Eduard IV. gestiftete Franziskaner-Abtei, in welcher besonders Catharine von Arragonien, Heinrichs VIII. erste Gemahlin, sich der Andacht weihte. Hier landete in neuern Zeiten die Prinzessin Augusta von Sachsen-Gotha, die Mutter des jetzigen Königs von England. Hier auch die sterblichen Ueberreste des großen Nelson, nachdem er am 21. Oct. 1805 bei Trafalgar siegend gefallen war. Von hier aus ward sein Leichnam auf dem reichgeschmückten Trauerwagen nach London in die Paulskirche gebracht, dieser Wagen selbst aber nach Greenwich zurückgeführt, wo er noch jetzt in der großen Halle aufbewahrt wird.

mich gar nicht! — Mit ihm vielleicht nicht, aber mit einem andern? — Ich fühlte, wie ich bei dieser Frage roth wurde. — Nun, nun, nur etwas Vertrauen! Hat Dir Jemand gesagt, daß er Dich liebe? — Ei das würde ich nicht zugegeben haben, und er hat es auch noch nicht gewagt. — Er? von wem sprichst Du denn? — O! Sie können meine Wahl nicht tadeln. Ich spreche von einem Manne, von dem Sie nie dulden werden, daß man in Ihrer Gegenwart seine Redlichkeit und seine Absichten verdächtige. — Da umarmte er mich mit Innigkeit und sagte: Sey unbesorgt wegen seiner Abreise; er wollte zwar fort, aber ich hoffe ihn schon zurückzuhalten (springt auf). Zurückzuhalten! — Ich hoffe ihn zurückzuhalten! — Ist das nicht deutlich genug? — Denn ich habe ihm doch eigentlich gestanden, daß ich Karl liebe. — Aber warum wollte er denn nur fort? Darüber ist mein Vater undurchdringlich. . . . Ach! Du mein Gott! Das junge Mädchen aus Steinbach, das nur mit ihm tanzen durfte. . . . Wenn er sie geliebt hätte . . . wenn frühere Versprechungen ihn zu ihr zurück riefen! — Ach, das ist ein Verdacht, der meine ganze Freude stört. . . . Wahrhaftig! Karl hat mir noch nie gesagt, daß er mich liebe! . . . Freilich braucht so etwas nicht erst mit klaren Worten gesagt zu werden, aber doch. . . . Mit wem soll ich nur über meine Besorgnisse sprechen, und wer kann sie mir erleichtern? . . . Leopold! — Ja, ja; er hat mir das Uebel angethan, vielleicht besitzt er auch das Heilmittel dafür (will ab).

Zweiter Auftritt.

Luise. Leopold.

Leop. Sie wollen schon wieder fort? Warum bestehen Sie denn so darauf, mich zu fliehen?

Luise. Ich?

Leop. Wir waren im Garten ... da entwischten Sie ... ich ging wieder in den Saal, und erblickte einen Theil Ihres Kleides, das verschwand.... Jetzt eben wieder! ... Ist das der Empfang, den der Freund Ihrer Kindheit verdient?

Luise. Meine Schuld ists nicht, daß die Zeit aus Ihnen einen Mann gemacht hat — und aus mir ein junges Mädchen. ... Es hat sich alles verändert.

Leop. Um so schlimmer für mich! Ich verliere bei der Veränderung außerordentlich. ..., Freilich, wenn Sie gewollt, hätte ich dabei gewinnen können! ... Und Sie haben Unrecht, nicht zu wollen! ... Wir Militairs geben vortreffliche Ehrenmänner ab ... die Gewohnheit der Disciplin ...

Luise. Das ist allerdings etwas! ... wenn ich aber glaube, was man mir oft gesagt hat, daß andere Fehler ...

Leop. Nennen Sie mir einen einzigen!

Luise. Einen, der mehr gilt, als Tausende — die Flatterhaftigkeit! und in der Carriere, welcher Sie folgen, ist sie sehr zu befürchten.

Leop. Wahrhaftig?

Luiſe. Mein Gott, ja! ... Der Nimbus, der ſich um eine Uniform verbreitet ... das Intereſſe, das man an dem Muthe nimmt ... das reizt die Frauen.

Leop. Glauben Sie?

Luiſe. Was zum Beiſpiel Sie betrifft, ſo würde bei Ihnen die Vergangenheit ein ſchlechter Bürge für die Zukunft ſeyn.

Leop. Wie ſo?

Luiſe. Ich verlange gar nicht etwa eine allgemeine Beichte von Ihnen ... aber wenn Ihnen ein Geſtändniß entſchlüpft iſt, kann ich doch billig davon profitiren.

Leop. Mir wäre ein Geſtändniß ...

Luiſe. Ja, noch heut Morgen.

Leop. Dürfte ich bitten ...

Luiſe. Die ſchöne Tänzerin, der zu Liebe Sie ſich mit Herrn Storner ſchlagen wollten ...

Leop. Margarethe?

Luiſe. Ah, ſehen Sie, da wiſſen Sie ſogar ſchon den Vornamen.

Leop. Sie ſind alſo eiferſüchtig?

Luiſe. Eiferſüchtig! — Ja, ich fürchte faſt!

Leop. Ich ſehe ſchon, daß man bei Ihnen über ſeinen Worten wachen muß.

Luiſe. Nun denn, ſie liebte Sie ... geſtehen Sie es nur aufrichtig.

Leop. Da Sie auf meine Aufrichtigkeit provoziren ... ſo kann ich allerdings nicht dafür ſtehen, ob

sie nicht an mich ... aber so viel kann ich Ihnen versichern, daß sie mir nicht mehr in die Gedanken kam.

Luise. Sie hatte Sie also ausgezeichnet.... Sie haben Beweise davon ...

Leop. Nicht die geringsten ... ich sage das nur, weil ... aber wie hätte ich mich auch damit abgeben sollen, ihr den Hof zu machen ... sie war ja von allen Seiten bewacht ... und überdieß ...

Luise. Ueberdieß?

Leop. Verlobt.

Luise. Mit Herrn Storner?

Leop. Gott bewahre! Mit einem Herrn von Waldeck, der aber noch auf der Universität studirte ... man erwartete ihn, als ich abreiste.

Luise. Aber mit welchem Rechte war denn Herr Storner ihr ausschließlicher Tänzer?

Leop. Mit dem eines Hausfreundes ... eines Stubenburschen des Verlobten ... ein junger Mann ohne Bedeutung ... während ich ...

Luise. Ich schöpfe wieder Athem.

Leop. Sie geben zu, daß ich mich gerechtfertigt habe?

Luise. Vollkommen! ... vollkommen!

Leop. Jetzt erlauben Sie mir aber auch, Ihnen zu sagen ...

Luise. Nichts ... nicht das Geringste mehr! ... Lassen Sie mich bei dem Eindrucke Ihrer letzten Worte verweilen ... Sie wissen nicht, mit welchem Vergnügen ich Sie gehört habe.

Leop. Ich glaube, daß ich es begreife.

Luiſe. Nein, nein, Sie begreifen es nicht! ... Man kommt ... laſſen Sie mich allein ... man könnte meine Unruhe bemerken.

Leop. Holdeſte!

Luiſe. O wie glücklich ich bin (eilt ab).

Dritter Auftritt.

Leopold. Herr und Frau von Leſten.

Aur. Alles geht ſchlecht! Alles! Herr v. Werthheim iſt ſichtlich unruhig in unſerer Gegenwart ... er thut, als ob er die häufigen Anſpielungen, die ich wegen unſeres Heirathsprojects mache, nicht verſtehe ... er ſinnt auf einen abſcheulichen Verrath (erblickt Leopold). Ha! Du biſt's, Leopold.

Leop. Sie ſcheinen ſehr beſchäftigt, theure Tante ...

Aur. Mit Deinen Angelegenheiten.

Leop. Die ſtehen vortrefflich! ... hatten Sie mir nicht geſchrieben, daß Herr v. Werthheim meine Bitte um Luiſens Hand freundlich aufgenommen habe?

Aur. Unter der Bedingung, daß Du ſeiner Tochter gefielſt.

Leop. Nun, ſo ſeyen Sie ganz ruhig! Sie hat mir eben eine allerliebſte kleine Eiferſuchtsſcene geſpielt.

Aur. Eine Eiferſuchtsſcene? Luiſe?

Leop. Und das geſtehen Sie doch, daß man auf

Personen, die uns gleichgültig sind, nicht eifersüchtig ist . . . folglich . . .

Aur. Wenn Du Dir nur nicht zu viel schmeichelst, und die Begebenheiten dann . . .

Leop. Darum ist es Zeit, jede Ungewißheit zu beseitigen. . . . Da kommt der Präsident. Ich will mit ihm auf eine Art sprechen, daß er einer definitiven Erklärung gar nicht ausweichen kann.

Aur. Vortrefflich! — Und Sie, mein Herr Gemahl, thun Sie nur alles, was ich thue; vor allem aber, was auch geschehen möge, stellen Sie sich, als ob es ganz unmöglich sey, daß er sein Wort zurücknehmen könne.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. v. Werthheim.

Leop. Herr Präsident! Vor etwa zwei Monaten hat mein Onkel die Güte gehabt, in meinem Namen eine Bitte an Sie zu richten, von deren Erfolg das Glück meines ganzen Lebens abhängt. Ihre Antwort war zwar noch nicht ganz entscheidend, schmeichelte aber doch meinen Hoffnungen. Nun bin ich selbst hier, um Sie zu bitten, die Ansprüche, die ich auf die Ehre haben könnte, in Ihre Familie aufgenommen zu werden, von neuem zu prüfen. Ich wünschte nicht, daß dieser Tag vorüber ginge, ohne daß mein Schicksal entschieden wäre (geht ab).

v. Werth. Eben davon wollte auch ich mit Dir jetzt sprechen, Lesten!

Aur. (sich setzend). Wertheſter Präſident, Sie müſſen nun jetzt eine Entſcheidung von ſich geben. Die Vermählung, um die ſichs handelt, iſt ſchon ſeit geraumer Zeit ſo gut wie arrangirt, es wird daher gar nicht ſchwer werden, uns gegenſeitig zu verſtändigen.

v. Werth. (leis zu Lesten). Aber ich möchte gern mit Dir allein ſprechen!

v. Leſt. Mit mir allein!

v. Werth. (wie oben). Schick Deine Frau fort!

v. Leſt. Du ſpaßeſt!

v. Werth. (wie oben). Nun, ſo will ichs verſuchen (laut). Meine ſchöne Dame, Leopold iſt ohnſtreitig in den Garten herunter gegangen, und Luiſe iſt auch dort ... fänden Sie es nicht für angemeſſen, daß ihre Unterredung nicht ohne einen Zeugen Statt fände?

Aur. Oh! ... im Begriff ſich zu verheirathen! ... Meine Gegenwart iſt viel nothwendiger hier.

v. Werth. (leis zu Lesten). Nun iſt die Reihe an Dir! ... oder ich gehe.

v. Leſt. Theure Freundin ...

Aur. Was giebts?

v. Leſt. Herr v. Werthheim wünſchte ...

Aur. Vor Dir allein einzugeſtehen, daß er entſchloſſen iſt, ſein Wort zurückzunehmen. Oh! das iſt

ein Vergnügen, das ich ihm nicht gewähren will ... ich will ihn sich schämen sehen.

v. Lest. Siehst Du, mein Kind, wenn Du nicht gehst, so will er ... Dir seinen Platz überlassen ... und siehe nur, er macht schon Anstalt dazu.

Aur. (aufstehend, und zwischen beide tretend). Nun denn, meine Herren ... so werde ich Sie allein lassen müssen. ... Ich glaubte, daß, da ich Mutterstelle bei dem Bräutigam vertrete, ich auch das Recht besäße, bei dieser hochwichtigen Conferenz mit zugegen zu seyn. ... Es scheint aber, als habe ich mich getäuscht. ... Ich gehe daher, und bin vollkommen beruhigt ... denn ich habe volles Vertrauen in Deine (zu ihrem Manne) so oft erprobte Festigkeit! ... und (zu Werthheim) in Ihre anerkannte Redlichkeit, einmal gegebene Versprechen unverbrüchlich zu halten (sie geht).

Fünfter Auftritt.

v. Werthheim. v. Lesten.

v. Lest. Das kostete Mühe!

v. Werth. Und wirst Du es denn nicht endlich müde werden, Deine männliche Würde so vor mir, vor meiner Tochter, vor der ganzen Welt compromittirt zu sehen?

v. Lest. Mein Lieber! Seit funfzehn Jahren ist das nun einmal so in der Ordnung. ... Scheiden kann ich mich nicht lassen, und so bleibt es denn vor der Hand, wie es nun einmal ist.

v. Werth. Du, ſonſt ſo unbändig, ſo wild! einer der größten Thunichtgut von ganz Deutſchland!

v. Leſt. Grade wie meine Frau! Vor unſerer Verheirathung war ſie ein wahrer Engel! Nun ſieh, was jetzt aus ihr geworden iſt! — Ich will's nicht abläugnen, daß ich zu Anfange dieſer Metamorphoſe manchmal Mühe hatte, mich daran zu gewöhnen . . . aber da gabs alle Tage Zank, Drohungen, Krämpfe! Meine Häuslichkeit ward mir zu einer wahren Hölle . . . ich mußte davon laufen, oder mich unterwerfen. Seit ich mich nun zu dem letzten entſchloſſen habe, genieße ich einige Ruhe.

v. Werth. Aber durch welche Opfer haſt Du ſie erkauft!

v. Leſt. Wenn uns eine Sache gefällt, muß man nicht fragen, wie viel ſie koſtet.

v. Werth. Armer Freund! Um der Buße Deiner Sünden willen biſt Du der Mann dieſer Frau geworden . . . Deine Frau rächt alle diejenigen vollkommen, die Du hinters Licht geführt haſt. Deine Heirath iſt eine Züchtigung der Vorſehung.

v. Leſt. Du kannſt vielleicht Recht haben. . . . Aber haſt Du denn ein tête à tête von mir gewünſcht, um von meiner Frau zu ſprechen? Da bin ich Dir nicht eben ſehr verbunden. Lieber ſuche ich ſie da ſelbſt wieder auf.

v. Werth. Ich beſchuldige ſie, und habe Unrecht — denn ſie hat mich heut auf die Spur einer für mich ſehr wichtigen Entdeckung geleitet.

v. Leſt. Welche Entdeckung?

v. Werth. Ich will es Dir gleich ſagen, vorher aber muß ich mit Dir von der Verbindung Deines Neffen mit meiner Tochter ſprechen.

v. Leſt. Nach dem, was Du uns bereits verſprochen haſt, ſehen wir ſie ſo gut als geſchloſſen an.

v. Werth. Ich habe aber nicht verſprochen, der Neigung meiner Tochter Gewalt anzuthun.

v. Leſt. Wer redet denn davon? ... Haßt ſie denn etwa Leopold?

v. Werth. Nein, das nicht, aber ... ſie liebt einen andern. ... Ihr hattet alle Beide Recht geſehen. ... Storner ...

v. Leſt. Und Du billigeſt dieſe Liebe?

v. Werth. Ich muß ſie billigen.

v. Leſt. Alſo Deinen Sekretair willſt Du zu Deinem Schwiegerſohne machen? ... Eine ſonderbare Wahl! Ich kann jedoch nichts dagegen einwenden, Du biſt Herr der Hand Deiner Tochter.

v. Werth. Laß mich Dir nur erklären ...

v. Leſt. Dein Entſchluß iſt mir unangenehm, das will ich Dir nicht verbergen. — Ob Luiſe Leopold oder Deinen Sekretair heirathet, das iſt mir am Ende einerlei, aber meine Frau rechnete auf dieſe Verbindung ihres Neffen. — Wer wird nun ihren Zorn auszubaden haben? Ich! Du hätteſt uns Dein Wort nicht geben ſollen ...

v. Werth. Aber ich war ja noch heut Vormittag entſchloſſen, es zu halten.

1.
2.
3.
4.

v. Leſt. Und was hat denn dieſen plötzlichen Wechſel veranlaßt?

v. Werth. Eine Jugenderinnerung.

v. Leſt. Oh! oh!

v. Werth. Nichts von der Art, wie Du es zu glauben ſcheinſt.... Höre!... Vor etwa zwanzig Jahren ſtand ich eben im Begriff, aus Wien wieder abzureiſen, und hatte daher einige Freunde in das Gaſthaus, wo ich wohnte, zu einem Abſchiedsſchmauſe gebeten. Meine Stube war zu klein, der Wirth konnte uns kein beſonderes Zimmer geben, und ſo kam es denn, daß ein noch junger Mann, aber mit einem ſehr ernſten und von Sorge und geiſtiger Anſtrengung gebleichten Geſichte in den Saal eintrat, und ſich an einen Tiſch ſetzte, der unſerm gemeinſchaftlichen ſehr nahe ſtand. Ich hatte dieſen jungen Mann nie geſehen, das wußte ich gewiß, und doch betrachtete ich ihn eben mit einer mir ganz unerklärlichen Theilnahme, als einer meiner Freunde meinen Namen ausſprach. — Kaum hatte er dieſen gehört, als er aufſprang. — Wer nannte hier den Namen Wertheim, und wer heißt hier ſo? rief er. — Das bin ich, antwortete ich, ebenfalls aufſtehend. — Wertheim, Hauptmann in einem Landwehrregimente im Jahre 1815? — So iſts. Was haben Sie dem Manne zu ſagen? — Ich habe ihm zu ſagen, fuhr er fort und ſtürzte auf mich zu, daß er ein Schurke iſt! — Du kannſt leicht denken, was für ein Lärmen ſich bei dieſem unerwarteten Anfalle erhob. — Mein Herr, da muß ein Irrthum vor-

walten! ich kenne Sie nicht! — Leicht möglich, daß Du mich nicht kennst: aber dieß möge Dir beweisen, daß ich hierher kam, um mich auf Leben und Tod mit Dir zu schlagen! — Und nun! — oh! ich kann dieß nur Dir allein sagen, weil ich mich dazu gezwungen fühle, mein Benehmen zu erklären! — Nun — that er mir die gräßlichste aller Beleidigungen an — eine Beleidigung, die weder Erklärungen, noch Entschuldigungen, noch Vergütungen verstattet, — er schlug mich ins Gesicht!

v. Lest. Furchtbar!

v. Werth. Eine Stunde darauf schlugen wir uns auf Tod und Leben.

v. Lest. Und ...

v. Werth. Ich tödtete ihn ...

v. Lest. Bei meiner Seele, das verdiente er.

v. Werth. Nein, Lesten! nein! Er verdiente es nicht! Es lag in seiner ganzen Handlungsweise ein Geheimniß, das ich nicht ergründen konnte, und alles macht mir es deutlich, daß dieser Mann eine Pflicht zu erfüllen glaubte, indem er mich beleidigte.

v. Lest. Aber seine Secundanten?

v. Werth. Er hatte einen einzigen, der eben so erbittert zu seyn schien, wie er selbst, und durchaus jede nähere Erklärung verweigerte. — Mit unbeschreiblicher Angst folgte er allen Wechselfällen des unglückseligen Zweikampfes. Als mein Gegner verwundet worden war, eilte er zu ihm, nahm ihn in seine Arme, und raunte ihm einige Worte zu, die wir nicht

verstehen konnten, dann wendete er sich aber an mich, und rief: „Herr v. Werthheim, ich kann nicht an die Stelle Ihres Schlachtopfers treten ... möge Gott unsere Rache übernehmen!“

v. Leſt. Nun weiß ichs. Du ließeſt damals einige Artikel gegen die geheimen Geſellſchaften drucken. Ich erinnere mich ſogar, daß ſie unterzeichnet waren: ein ehemaliger Hauptmann der Landwehr. Gewiß hat man Dir irgend einen Fanatiker über den Hals geſchickt, der vor einem Morde zurückbebend, ſeiner Geſchicklichkeit zu ſehr vertraute ...

v. Werth. Auch wir hatten erſt dieſen Gedanken, aber ich zog dann, wie Du leicht denken kannſt, Erkundigungen ein, die ihm widerſtritten. Mein Opfer war ein Profeſſor der Philoſophie aus der Rheingegend, den Jedermann wegen der Milde ſeines Charakters liebte und verehrte, ſo daß er ſich die Achtung aller Menſchen erworben hatte! ... Der beſte Menſch, den es je gegeben! ... Sein ganzes Vaterland hat ihn beweint.

v. Leſt. Und wie hieß er denn?

v Werth. Friedrich Stormer.

v. Leſt. Der Vater ...

v. Werth. Meines Sekretairs ... ja! dieſes jungen trefflichen Mannes.... Und weißt Du, weßhalb er ſeinen Namen verändert hatte? ... Er hat es mir heut früh erzählt: Weil er den aufſucht, der ſeinen Vater getödtet hat, und nun jenen wieder tödten will.

v. Leſt. Weiß er denn nicht, daß Du es biſt?

v. Werth. Er weiß es nicht . . . und, dem Himmel ſey Dank, ſeine ganze Familie hat es nie gewußt. Dieſe hat die Ueberzeugung, daß der brave Storner von der Hand eines Raufbolds, eines Schlägers, gefallen iſt. . . . Oh, was habe ich gelitten, während dieſer ſchrecklichen Mittheilung! . . . Voll innerer Unruhe wie ein Verbrecher vor ſeinem Richter, verbarg ich mein Angeſicht, als ob er mich hätte wieder erkennen können! . . . Es war nur der Sohn, aber es war mir, als ſtehe ich dem Vater gegenüber. Er richtete noch einmal dieſes brechende, aber drohende Auge auf mich, dieſen Blick, in welchem der Haß mit dem Tode kämpfte . . . er wollte noch eine letzte Verwünſchung ausſprechen . . . aber ſeine Stimme erſtarb in einem Strome von Blut!

v. Leſt. Du biſt an dieſem Ausgange unſchuldig.

v. Werth. Nicht wahr, das bin ich? Ich bin unſchuldig daran? Ach! ich konnte mich ja doch nicht anders benehmen, ich mußte mich ſchlagen! . . . Demohngeachtet laſtet der Mord eines braven Mannes und das Unglück einer ganzen Familie ſchwer auf dem Gewiſſen! . . . Leſten! dieſe Erinnerung hat mein ganzes Leben vergiftet! Mit welcher Sorgfalt habe ich es durchforſcht, um darin die Aufklärung dieſes blutigen Geheimniſſes zu finden! . . . aber nichts! . . . nichts! . . . Bei Gott, bei dem Leben meiner geliebten Tochter ſchwöre ich es, ich habe mir nichts gegen irgend Jemand vorzuwerfen . . . ich habe ſtets geſucht, als redlicher Mann zu handeln.

v. Leſt. Wer zweifelt daran? ... Und jetzt begreife ich auch, was Du vor haſt. ... Du willſt Deine Tochter dieſem jungen Manne geben.

v. Werth. Ja, um den Aufſchrei meines Gewiſſens zu beſchwichtigen, um wieder ruhige Nächte zu haben ... um das Uebel, das ich ihm zugefügt, wieder gut zu machen.

v. Leſt. Das Uebel war aber unwillkührlich.

v. Werth. Aber unermeßlich! ... Seit ſeiner früheſten Kindheit verwaiſt ... giebt es ein größeres Unglück? Alſo; die Hand aufs Herz, und ich fühle, daß ich ihm einen Erſatz ſchuldig bin. Nicht wahr? Ich habe ihm ſeinen Vater geraubt; das war ja das Theuerſte, was er auf der Welt beſaß! ... Nun denn, ſo gebe ich ihm dafür das Theuerſte, was ich beſitze, meine Tochter. ... Ich habe kein beſſeres Mittel, mich abzufinden.

v. Leſt. Weiß er ſchon das Glück, das ſeiner wartet!

v. Werth. Ich zählte auf Dich, um es ihm bekannt zu machen.

v. Leſt. Auf mich?

v. Werth. Du wirſt mir doch dieſen Dienſt nicht abſchlagen?

v. Leſt. Es würde mir ſehr leid thun ... aber ...

v. Werth. Ich kann ihm doch meine Tochter nicht ſelbſt anbieten!

v. Leſt. Was ſoll ich ihm aber ſagen?

v. Werth. Daß er mich um ihre Hand bitten soll.

v. Leſt. Nun ja denn ... wir wollen ſehen ... es preſſirt ja nicht ...

v. Werth. Wohl thut es das! nichts iſt dringender! ... Er will nach Wien reiſen ... morgen ... dieſen Abend vielleicht ... man muß ſogleich mit ihm ſprechen.

v. Leſt. Nun, ſo trage jemand Anderm dieſe Sache auf.

v. Werth. Wie? die Furcht vor Deiner Frau hat einen ſo großen Einfluß auf Dich?

v. Leſt. Ei! nicht etwa als ob ich ſie fürchtete ...

v. Werth. Nun was denn ſonſt?

v. Leſt. Nur den gewaltigen Lärmen, den ...

v. Werth. Ich verpflichte mich, Leopold eine reiche Erbin zu verſchaffen ... das magſt Du ihr ſagen, und wenn ſie dann noch Lärmen macht, ſo mache Du ihn toller, als ſie! ... nun fort! ... Ei, zum Henker, es handelt ſich ja darum, drei Glückliche zu machen! Alſo einen tüchtigen Entſchluß! Charakter!

v. Leſt. Am Ende haſt Du Recht! ... wo iſt Dein junger Mann?

v. Werth. Da kommt er eben herunter.

v. Leſt. Laß uns allein!

v. Werth. Ich will im Garten auf ihn warten. ... Dank im Voraus, Leſten! ... Auf Wiederſehen (ab).

Sechster Auftritt.

v. Lesten. Storner alsdann.

v. Lest. (allein). Er spricht von alle dem so ganz, als obs nichts zu bedeuten hätte, weil er so glücklich gewesen ist, nach vier Jahren Witwer zu werden! ... So viel ist gewiß, ich bin heute der Abgesandte von Gott und aller Welt.

Storn. (eintretend). Ich glaubte Herrn v. Werthheim hier zu finden.

v. Lest. Er ist eben in den Garten gegangen. ... Aber so bleiben Sie doch! ich habe ein Wörtchen mit Ihnen zu sprechen. Was muß ich hören? Sie wollen uns verlassen!

Storn. Ich suchte ihn eben auf, um ihm meine Rechnungen vorzulegen.

v. Lest. Ohnerachtet alles dessen, was er für Sie gethan hat?

Storn. Ich würde seinen Bitten nicht widerstanden haben, wenn mich nicht die heiligsten Pflichten nach Wien riefen.

v. Lest. Also müssen Sie durchaus fort?

Storn. Durchaus.

v. Lest. Das ist Ihnen aber bei alle dem sehr schnell gekommen! ... Herr, das ist doch ein recht böser Tag für mich! ... Schon das zweite Unglück, das mir passirt!

Storn. Sie sind allzugütig! ... Was war denn aber das erste?

v. Leſt. Etwas, das Sie nicht intereſſirt . . . das Zurückgehen der Heirath mit meinem Neffen.

Storn. Ihres . . .?

v. Leſt. Er heirathet nun Fräulein v. Wertheim nicht. . . . Die Sache iſt abgemacht. . . . Solche lang vorher ausgedachte Verbindungen glücken faſt nie.

Storn. Und von welcher Seite zeigten ſich Hinderniſſe?

v. Leſt. Hätten Sie das wohl geglaubt, von Seiten Luiſens?

Storn. Wie?

v. Leſt. Sie iſt ſo kühn geweſen, ihrem Vater zu bekennen, daß ſie für Leopold nur Freundſchaft fühle, und hat auf den Einwand, daß Freundſchaft unter Eheleuten leicht zur Liebe werde, ganz naiv geantwortet: daß bei ihr dieſer Uebergang unmöglich ſey, indem . . .

Storn. Indem . . .?

v. Leſt. Aber ich halte Sie hier auf, und Sie wollten zu Herrn v. Wertheim!

Storn. Indem, Herr v. Leſten?

v. Leſt. Nein, nein, machen Sie Ihre Geſchäfte ab.

Storn. O Herr v. Leſten, reden Sie! ich beſchwöre Sie darum! . . . Indem?

v. Leſt. Indem ſie bereits einen Andern liebe.

Storn. (für ſich). O Luiſe!

v. Leſt. Nun, was ſagen Sie zu dieſer Offenherzigkeit?

Storn. Ich sage, daß nichts rührender und achtungswerther ist, und daß, wenn der Herr Graf v. Strahlen nach einem solchen Geständnisse nicht seine Ansprüche aufgiebt . . .

v. Lest. Nun?

Storn. Aber er hat sie aufgegeben! . . . und sehr wohl daran gethan!

v. Lest. Sagen Sie mir aber nur, was denn Sie für ein besonderes Interesse an dieser Sache nehmen? . . . Wissen Sie etwa, auf wen Luisens Wahl gefallen ist?

Storn. Woher sollte ich es wissen?

v. Lest. Das weiß ich freilich nicht . . . aber sie hat sich nicht weiter erklären wollen, und ihr Vater ist also in großer Verlegenheit.

Storn. Warum?

v. Lest. Es ist der allernachsichtigste Mensch von der Welt! Er hat geschworen, nie der Neigung seiner Tochter entgegen zu seyn . . . aber wie soll er denn einen Schwiegersohn annehmen, dessen Namen man ihm nicht nennen will, und der sich selbst nicht bewirbt? . . . Das müssen Sie doch zugeben, daß das ein sehr alberner Mensch ist?

Storn. Wenn er nun aber fürchtet, durch seine Bewerbung den Mann zu beleidigen, den er über alles in der Welt ehrt und achtet? Wenn er Herrn v. Werthheim keinen Namen, kein Vermögen anzubieten hat?

v. Lest. Unserm Freunde ist bloß an einem rechtlichen Manne gelegen.

Storn. Aber seine Nachsicht hat doch gewiß auch ihre Gränzen! und sehen Sie, gesetzten Falles ... es versteht sich von selbst, daß von mir nicht die Rede seyn kann ... aber nehmen wir an, seine Tochter habe mir den Vorzug gegeben! Wenn nun ich um ihre Hand bäte? ... Was würde er zu mir sagen?

v. Lest. Er würde sie Ihnen mit Freuden geben.

Storn. Sie haben mich zum Besten! ... Leben Sie wohl, Herr Baron!

v. Lest. Sie gehen nicht zu Werthheim?

Storn. In der Unruhe, in der ich bin, wüßte ich nicht, was ich mit ihm reden sollte!

v. Lest. Aber mein Herr, eine bloße Voraussetzung macht nicht so viele Gemüthsbewegung, wie ich sie deutlich an Ihnen erblicke! ... Sie haben mir also die Wahrheit gesagt?

Storn. Nun denn, Herr Baron, Sie haben es errathen ... und darum reise ich auf der Stelle.

v. Lest. Und darum bleiben Sie hier! ... Vorwärts! Gehen Sie zu Herrn v. Werthheim, und machen Sie ihm dasselbe Geständniß, das Sie mir thaten.

Storn. Das werde ich nie wagen!

v. Lest. Sie werden es wagen! Ich sage Ihnen, Sie werden es wagen, weil er Ihnen dasselbe antworten wird, was ich Ihnen antwortete.

Storn. Herr Baron!

v. Lest. (schiebt ihn zur Mittelthür). Aber sehen Sie denn nicht, daß ich in seinem Namen mit Ihnen

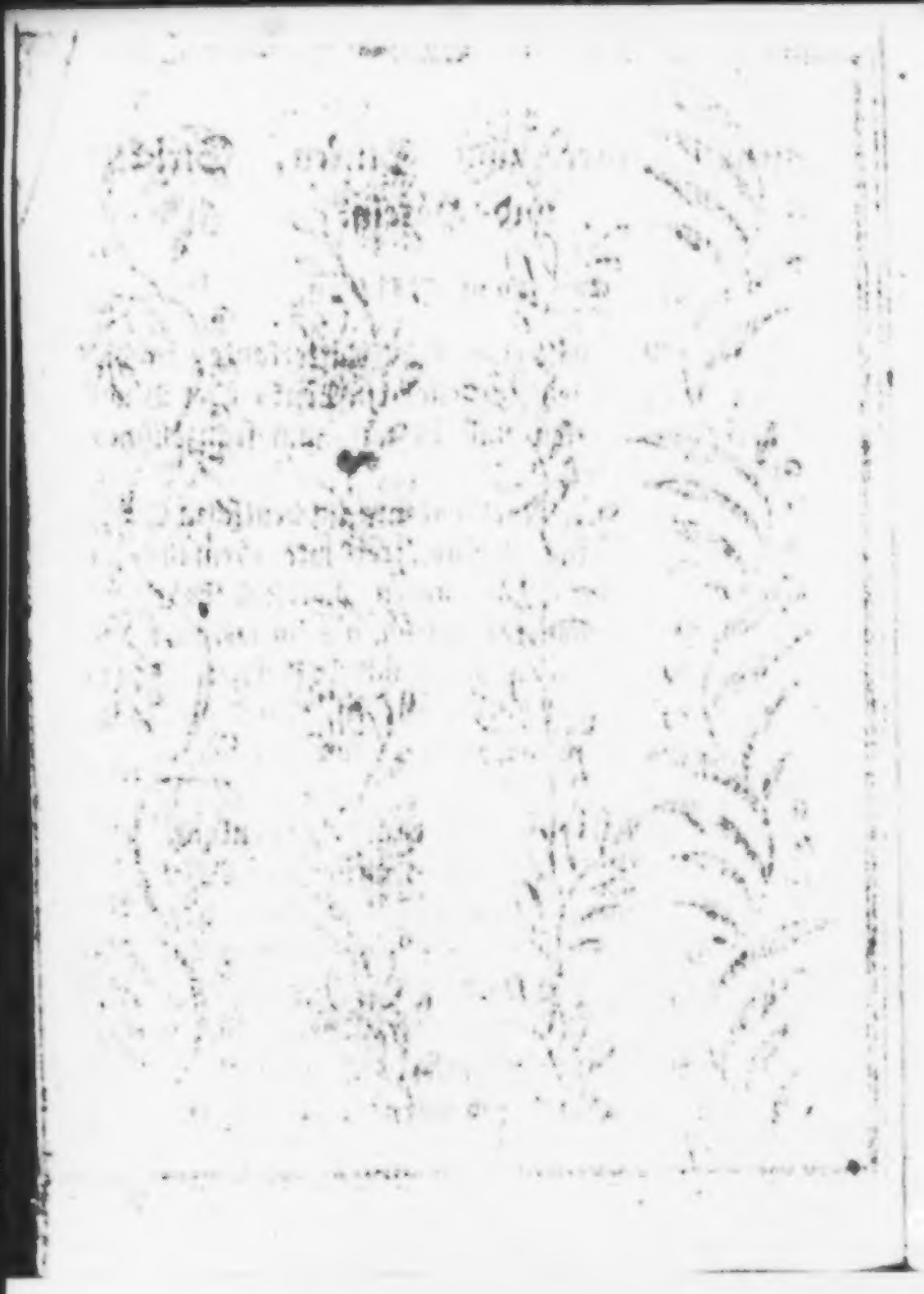

sprechen? ... daß ich alles sicher habe! Also gehen Sie! So gehen Sie doch!

Storn. Gott! ist es nur ein Traum? ... aber ich gebe mich ihm hin! ... O mein Herr, Ihnen werde ich mein Glück verdanken! (er stürzt sich in Lestens Arme. In dem Augenblicke tritt Frau v. Lesten ein. Storner eilt durch die Thür links ab, ohne sie gesehen zu haben).

Siebenter Auftritt.

Herr und Frau v. Lesten.

Aur. Sein Glück! ... was will er damit sagen?

v. Lest. (sich umdrehend). Ah, da bist Du ja, mein Schatz! ... Aber allein! ... Wo ist denn Leopold?

Aur. Er ist in Dienstangelegenheiten ausgegangen ... aber davon ist jetzt nicht die Rede. ... Was bedeutet denn dieser Ausruf: Ihnen werde ich mein Glück verdanken?

v. Lest. Enthusiastische Redensart! ... ich gab ihm einen unbedeutenden guten Rath, den er so dankbar aufnahm?

Aur. Nun? Werthheim hat mit Dir gesprochen? Was hatte er Dir zu sagen? Was habt Ihr beschlossen? Hat er unwiderruflich sein Wort zurückgenommen?

v. Lest. O! wenn Du mich hättest hören können! mit welchem Feuer ich die Rechte Deines Neffen ver-

theidigt habe! wie beredt ich war, indem ich ihm die Erinnerungen an unsere alte Freundschaft, und die Achtung, die man für gegebenes Wort haben muß, ins Gedächtniß zurückrief! Ich versichere Dir, ich hatte köstliche, erhabene Momente.

Aur. Deine Beredtsamkeit war umsonst verschwendet!

v. Leſt. Umsonst? Nein, nein, mein Kind! Ich stand auf dem Punkte, seinen Entschluß zu ändern.

Aur. Er hat also einen Entschluß? Welchen aber, welchen? O ich bitte Dich, sprich; sonst vergehe ich vor Ungeduld.

v. Leſt. (führt sie an ein Fenster). Da sieh! das ist ein Anblick, der mehr sagt, als alle meine Worte.

Aur. Der Sekretair in der Umarmung Werthheims!

v. Leſt. Der ihm die Hand seiner Tochter gewährt hat.

Aur. Gut, sehr gut! ich erwartete nichts anderes! Aber das ist doch ein schändlicher Verrath! . . . eine Verbindung ohne alle Vernunft! . . . Du bist mit im Complott gewesen!

v. Leſt. Ich?!

Aur. O! ich habe gute Augen! . . . Der Dank dieses jungen Mannes kam aus überströmendem Herzen . . . Du hast die ganze Intrigue geleitet! . . . Oh, läugne es nur nicht. . . . Aber aus welcher Absicht hast Du unsern Neffen einem Fremden auf-

geopfert? Einem Fremden! Aber ist er denn auch wirklich ein Fremder für Dich?

v. Leſt. Madame!

Aur. Mein Herr! Es ist aus! rein aus! Von heut an betrittſt Du dieſes Haus mit keinem Fuße mehr.

v. Leſt. Mit meinem beſten Freunde brechen!

Aur. Oder mir mir! ... Du haſt die Wahl.

v. Leſt. Wenn Du die Gründe ſeines Benehmens kennteſt! ...

Aur. Hat er ſie Dir geſagt?

v. Leſt. Allerdings.

Aur. Nun, ſo rede! Ich bin bereit, ſie zu würdigen ...

v. Leſt. Ich habe ihm verſprochen, ſie als ein Geheimniß zu betrachten.

Aur. Ein Geheimniß! ... und ich ſolls nicht wiſſen! ... nun, das iſt luſtig! ... Sie werden ſich deutlicher erklären, mein Herr! ... Sie werden bedenken, daß Ihr Stillſchweigen zu jeder Art von Vermuthungen berechtigt ...

v. Leſt. Madame, reden Sie und denken Sie, was Sie wollen! aber das Geheimniß eines Freundes verrathen, das hieße doch die Schwäche zu weit treiben! ... Sie haben mich nicht ſelten lächerlich gemacht, ... verſuchen Sie es nicht, mich auch verächtlich zu machen!

Aur. Das iſt das erſtemal, daß Sie mir auf eine ſolche Art antworten! ... Oh, ich ſehe nur zu deutlich,

daß Herr v. Werthheim mich in allem verfolgt, was mich umgiebt, und daß seine Rathschläge ...

v. Leſt. Ich habe ſie ganz vortrefflich gefunden, Madame ... nehmen Sie ſich in Acht, daß ich mich nicht verſucht fühle, ſie zu befolgen.

Aur. Verſuchen Sie es nur, und Sie ſollen ſehen ... Sie machen mich in der That immer neugieriger ...

v. Leſt. Still! es kommt Jemand! Man könnte wahrhaftig glauben, wir zankten uns.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Paſtor Wolf.

Wolf. Verzeihen Sie! Ich fand Niemand, mich zu melden.... Könnten Sie mir nicht ſagen, ob hier Herr Müller wohnt?

Aur. Herr Müller? Sie wollen vielmehr ſagen, Herr Storner.

Wolf. Allerdings ... aber ich glaubte, er ſey hier unter dem erſtern Namen bekannt.

Aur. Unter allen beiden, mein Herr. Welcher iſt nun aber der wahre? Vielleicht am Ende keiner von beiden.

Wolf. Gnädige Frau, ich bin der Oheim Storners.

v. Leſt. (bei Seite). Alle Wetter!

Wolf. Ich bedauere, daß Sie weder meinen Neffen, noch ſeine Familie kennen, ... Sie würden dann nicht ...

Aur. Oh, wir kennen Sie ganz vortrefflich. . . . Herr Paſtor Wolf, nicht wahr? . . . Sie ſehen, daß ich gut unterrichtet bin.

Wolf. Ich bedauere ſehr, daß dieß nicht mein Fall bei Ihnen iſt, gnädige Frau, und ich alſo nicht weiß, wem ich eine ſo völlig unerwartete Aufnahme verdanke.

v. Leſt. (für ſich). Sehr gut! (laut.) Sie wünſchen ohnſtreitig mit Ihrem Neffen zu ſprechen. . . . Ich will es ihm gleich ſagen laſſen.

Wolf. Ich würde Ihnen dafür ſehr verbunden ſeyn.

Aur. Sie kommen gerade zu rechter Zeit, Herr Paſtor, um ſeines Glückſternes ſich mit erfreuen zu können. Ich bin nun freilich nicht im Stande, ihn wegen der Mittel zu loben, die er dabei angewendet hat, aber wenn es nur glückt, ſo ſind alle Mittel gut.

Wolf. Ich habe meinen Neffen erzogen, gnädige Frau, und bin ſeiner Rechtlichkeit gewiß. . . . Mit Bedauern ſehe ich, daß er ſich ſchon Feinde gemacht hat . . . aber wer dieſe auch ſeyn mögen, und ſelbſt ehe ich ihn noch gehört habe, ſo iſt er es nicht, den ich verurtheile.

v. Leſt. (zu ſeiner Frau). Komm, komm, liebe Frau, Du haſt heute nicht Deinen ſchlagenden Tag. . . . (laut.) Es hat mich gefreut, mein Herr . . .

Aur. Das fehlte nur noch! . . . Nun, ſo will ich auch die Erſte ſeyn, welche dieſe prachtvolle Ver-

bindung in der Residenz bekannt macht (ab mit Lesten).

Neunter Auftritt.

Wolf, allein.

Wer ist denn diese Dame? Von was spricht sie? und was will sie von mir? Karln wäre ein Glücksstern aufgegangen? und welcher? ... Wir leben in einer Zeit, wo das nicht so schnell geschieht! ... Ich habe ihn vertheidigt, und ich mußte das ... aber es liegen hinter alle dem Geheimnisse verborgen, die mir mißfallen. ... Was ist das für ein Haus, wo er heimisch zu seyn scheint? ... Ohne Zweifel die Wohnung irgend eines vornehmen Herrn. ... Unter welchem Titel hat er ein Recht, es zu bewohnen? ... Böses Kind! Seit vier Monaten aus meinem Hause abgereist, hat er mir erst vor acht Tagen eine Nachricht über sich gegeben! ... Nun erwartete er eine Antwort, da kam ich lieber selbst. ... Breite Straße Nr. 18. ... Das ist die Adresse, die er mir gab, aber offenbar kann er doch hier nicht wohnen.

Zehnter Auftritt.

Wolf. Storner.

Storn. Mein Oheim! mein theurer Oheim!

Wolf (ihn umarmend). Karl ... ach ich bin zu schwach. Ich hätte Dich erst ausschelten sollen, ehe ich Dich umarmte.

Storn. Allerdings habe ich sehr großes Unrecht!

Wolf. Eins besonders kann ich Dir kaum verzeihen; daß Du abgereist bist, ohne mir Lebewohl zu sagen. Ich besaß also doch nicht Dein ganzes Vertrauen?

Storn. Ich wollte Ihnen den Zweck meiner Reise verheimlichen.

Wolf. Und ich fürchtete, ihn errathen zu haben; aber wenn ich diese heitere Stirn, dieses verklärte Gesicht dagegen halte, kann ich nicht glauben, daß Du mit den Gedanken beschäftigt warest, die ich bei Dir vermuthete.

Storn. Das ist ein Vorwurf.

Wolf. Nein.

Storn. Möge mein Vater mir verzeihen ... ich hatte mich zu seinem Rächer erklärt ... ich war abgereist, seinen Mörder aufzusuchen, und zu bestrafen. ... Sie erwarteten gewiß mich auf seinem Grabe knieend wieder zu finden, und finden mich nun, wie Sie sagten, mit heiterer Stirn und verklärtem Gesichte ... das ist eine Schande! ja eine Schande! ... Aber ich habe den Plan deßhalb nicht aufgegeben, den mir kindliche Liebe vorschreibt. Seine Ausführung nur ist verzögert! ... Geduld! Ich schwöre Ihnen von Neuem, daß mein Vater gerächt werden soll.

Wolf. Keine Rechtfertigung und keine Schwüre! ... Ich habe mich nie mit Deinen Racheplänen einverstehen können, und wenn ich sogleich nach Empfang Deines Briefes abgereist bin, so geschah es, um

Dich an deren Ausführung zu hindern. . . . Reden wir aber nicht mehr davon. Ein solches Gespräch setzt Dich in Erregung, und ich möchte Dich viel lieber beruhigen. . . . Ich müßte mich sehr irren, oder Deine viermonatliche Abwesenheit ist minder schmerzlich für Dich gewesen, als sie es für mich war, und Du hast mir irgend etwas Erfreuliches über Dich mitzutheilen.

Storn. Mein theurer Oheim! . . . Aber ich wage es nicht, zu Ihnen von meinem Glücke zu sprechen. Ich erröthe darüber, Ihnen gegenüber, dem ich ganz andere Versprechungen gegeben hatte . . . und doch ist mein Herz voll der unaussprechlichsten Freude! . . . Ach, ich weiß nicht, was ich fühle, aber die Gegenwart vermischt mit der Zukunft ihre vielen Bilder in mir, und ich möchte eben so wohl lachen, als weinen . . .

Wolf. Du liebst!

Storn. Und woher wissen Sie schon mein Geheimniß?

Wolf. Die Leidenschaften gleichen den Ungewittern . . . man ahnet sie schon voraus, ehe sie losbrechen. . . . Es ist also eine glückliche Liebe, die Dich beschäftigt?

Storn. Und mich hier zurückgehalten hat!

Wolf. Mein Sohn! . . . So preise auch ich mich glücklich, hierher geeilt zu seyn. . . . Das Glück oder Unglück Deines Lebens hängt von der Wahl ab, die

Du getroffen hast. ... Ich brenne vor Verlangen, Deine Geliebte zu sehen.

Storn. Ihre Neugier wird bald befriedigt werden. Sie bewohnt dieses Haus.

Wolf. Und wie geht das zu, daß Du bei ihr wohnst?

Storn. Bei ihrem Vater ... er ist einer der ersten Beamten dieser Stadt. ... Ich fand kein Mittel, mich ihm vorstellen zu lassen ... so bin ich denn als Sekretair in sein Haus aufgenommen worden.

Wolf. Und er nahm Dich auf, ohne zu wissen, daß Du seine Tochter liebtest? ... das ist Verführung!

Storn. Oh, ich hätte mich eher tödten lassen, als mit ihm von meiner Liebe zu sprechen. Sie sehen, und nur immer sehen, weiter wollte ich ja nichts. ... Und so stand ich im Begriff, diesen Morgen nach Wien abzureisen, als ihr Vater ... oh, wie soll ich es Ihnen so ganz sagen und erklären? ... Er vergißt den Abstand zwischen ihm und mir ... er nimmt mich zu seinem Schwiegersohne an, mich, den armen, unbekannten jungen Mann, ohne Rang, ohne Namen.

Wolf. Und welches ist der seine?

Storn. Es ist der Freiherr Heinrich v. Werthheim.

Wolf. Heinrich v. Werthheim!

Storn. Ist Ihnen der Name bekannt?

Wolf. Ob er mir bekannt ist! ... Heinrich v. Werthheim, der ehemals als Hauptmann in der Landwehr diente.

Storn. Derselbe.

Wolf. Gerichte Gottes! ... und bei ihm sind wir!? ... und Du willst seine Tochter heirathen?!

Storn. Tadeln Sie diese Verbindung, die so hoch über allem steht, was ich je hoffen konnte?

Wolf. Er weiß also nicht, wer Du bist? ... er kennt also Deinen wahren Namen nicht?

Storn. Ich habe ihn ihm noch heut Vormittag genannt, und ihm die Katastrophe erzählt, die mir meinen Vater raubte, so wie das Vorhaben, das ich gefaßt, seinen Mörder zu bestrafen.

Wolf. Und er hat Dich angehört?

Storn. Mit der lebhaftesten Erschütterung! ... Aber in welcher Beziehung steht ...?

Wolf. Mein Sohn! ... Du weißt, ob ich Dich liebe ... und ob Dein Glück das ist, was mir im Leben am meisten am Herzen liegt! ... Ich muß Dich mit einem furchtbaren Schlage treffen ... aber ich muß mich dazu entschließen, und die Ungeduld, die ich in Deinen Augen lese, verstattet mir nicht, an Linderungsmittel zu denken. ... Du kannst Fräulein v. Werthheim nicht heirathen.

Storn. Was sagen Sie?

Wolf. Du mußt dieser Liebe entsagen ... und müßtest Du auch blutige Thränen darüber vergießen.

Neue Muſter zum Sticken, Stricken und Häkeln.

A. Zum Sticken.

No. I. enthält eine Schilfblätterkante, in deren Stielen die jetzt ſo beliebten Senk- oder Bindlöcher hinauf laufen und iſt nur zum franzöſiſchen Stich eingerichtet.

No. II. eine Myrthenkante im deutſchen Stich.

No. III. eine Weinblätterkante ebenfalls im deutſchen Stich. Im bunten Plattſtich haben ſie allerdings ein ſchöneres Anſehn, als im weißen; aus dieſem Grnnde ſind auch von mir in beiden, Schatten und Licht mit bemerkt worden, indem die Kante in zwei Farben natürlicher und gebundner erſcheint.

No. IV. eine hängende Acazienkante mit Senk- oder Bindlöchern im franzöſiſchen Stich.

Ich darf wohl nicht erſt bemerken, daß dieſe vier Käntchen ſich beſonders ſchön in Gold und Silber, wie auch in Chenille arbeiten laſſen. In Arbeitsbeuteln für Damen, Leibbändern, Geldbörſen, Herren-Gilets, Tabatieren, Briefſtaſchen und Uhrbändern laſſen ſie ſich beſonders anwenden.

Storn. Ich begreife nicht ...

Wolf. Karl! ... Bist Du mir immer ein Sohn gewesen? Habe ich Vaterstelle an Dir vertreten?

Storn. O Gott!

Wolf. Nun denn! kein Fragen, kein Zaudern! ... Komm mit mir! komm! Fort von hier!

Storn. Ich habe um die Hand des Fräuleins v. Werthheim gebeten, man hat sie mir bewilligt, ich muß ihr Gatte werden ... es gilt meiner, es gilt ihrer Ehre! Was können Sie an dieser Verbindung tadeln? Luise ... o von ihr kann nicht die Rede seyn, denn welche Verläumdung wagte es, sie zu erreichen? ... also ihr Vater ist es, den Ihr Schweigen anklagt? ... Bis jetzt hat er für den rechtlichsten aller Menschen gegolten. Also sprechen Sie! Reden Sie! Welches ist sein Verbrechen?

Wolf. Zwinge mich nicht, Dir es zu sagen!

Storn. Ich will Sie einander gegenüber stellen ... und wessen Sie ihn auch beschuldigen mögen, ich zweifle nicht, daß er sich rechtfertigen wird.

Wolf. Sich rechtfertigen! Er! ... Wenn ihm das gelingen sollte, so müßte der Tod mir erst alles das wieder zurückgeben, was ich geliebt habe ... alles, was er mir raubte!

Storn. Das ist zu viel gesagt, und doch nicht genug!

Wolf. Komm! ... hinweg! hinweg! ... Aus

Mitleid mit Dir weigere ich mich, mich näher zu erklären.

Storn. Sie wollen mich also zwingen, Sie zu errathen.

Wolf. Mein Sohn!

Storn. Wenn Sie mir nicht so oft schon gesagt hätten, daß Sie den Namen des Mörders meines Vaters nicht wüßten ...

Wolf. Ich mußte Dir das sagen, weil ich neues Unglück dadurch verhüten zu können hoffte.

Storn. Also war es nicht wahr?! ... Sie wenden sich ab ... Sie zerstören den furchtbaren Verdacht nicht, der in meinem Geiste entstanden ist? ... O! sprechen Sie! Sagen Sie mir, daß Herr v. Werthheim nicht der einzige Mensch ist, den ich gezwungen bin, zu verfluchen.

Wolf. Kein Fluch, mein Sohn! ... er bereute! ... und der Beweis davon ist, daß er Dir die Hand seiner Tochter gab.

Storn. Ha! also ein Ersatz sollte es seyn! ... Nun ist alles klar! ... (geht mit großen Schritten umher.) Wünschen Sie sich nun Glück, mich mit so vieler Beharrlichkeit getäuscht zu haben! mir so hartnäckig seinen Namen verborgen zu haben! wünschen Sie sich Glück! ... Rache und Liebe sind die zwei glühendsten Leidenschaften in der Brust des Menschen. ... Auch in der meinen sind sie entflammt, und lodern, ohne daß es mir, Dank sey Ihnen, jemals möglich ist, sie zu befriedigen.

Wolf. Dann wirſt Du ſie bezähmen! Menſch und Chriſt, bedenke, daß das Leben ein ſteter Kampf iſt. (Storner ſtürzt in Wolfs Arme und der Vorhang fällt.)

(Ende des zweiten Akts.)

Dritter Aufzug.

Erſter Auftritt.

v. Werthheim. v. Leſten. Luiſe.

v. Werth. Nie? ... nie? ... er ſagte alſo, es ſey alles aus für immer?

Luiſe. Sie fanden, daß er doch etwas zu lange ausbleibe, da ging ich hierher, um ihm zu ſagen, daß mehrere Ihrer Freunde gekommen wären, und Sie ihnen Ihren künftigen Schwiegerſohn vorſtellen wollten. ... Bei dieſem Worte durchzuckte es ihn ſichtlich; Thränen floſſen ihm über die Wangen, und ohne ein Wort zu ſprechen, warf er ſich an die Bruſt ſeines Oheims. ... Ich war über dieſen Empfang ganz beſtürzt, denn wie hätte ich ſo etwas erwarten können! Da ich nun aber ſahe, daß er mir nicht antworten wolle, wendete ich mich an den Herrn Wolf, und fragte ihn, ob er nicht auch zu Ihnen kommen wolle? ... Nein, mein Fräulein, antwortete er; eine Unterredung zwiſchen euch Beiden wäre unnütz, mich aber bedauere er von ganzem Herzen. Und nun wendete

er sich auch zu mir, und sagte mir unter Schluchzen mit halberstickter Stimme: leben Sie wohl! alles ist abgebrochen; ich werde Sie nie, nie wiedersehen!

v. Werth. Beruhige Dich.

Luise. Nie! nie!

v. Werth. Sind Sie fortgegangen?

Luise. Das weiß ich nicht, lieber Vater. Ich blickte ihn an, ohne ein Wort sprechen zu können, und entfernte mich dann. Ach! dazu gehörte wahrhaft Muth, lieber Vater!

v. Werth. Den ich anerkenne, und Dir Glück dazu wünsche.

Luise. Also Herr Wolf hat meine Heirath mit ihm rückgängig gemacht? ... Und der Mann hatte doch ein so ehrwürdiges Ansehen! ... Was habe ich ihm nur aber gethan?

v. Werth. Gehe jetzt wieder in den Saal, und wenn Besuche kommen ...

Luise. Ich kann sie nicht annehmen! Nein! lieber Vater! die Gewalt, die ich mir vor ihm angethan habe, hat meine ganze Kraft erschöpft. Ich bitte Sie um Erlaubniß, auf mein Zimmer zu gehen. Aengstigen Sie sich aber nicht meinetwegen. Ich werde schon bald wieder beruhigt seyn, denn da Herr Müller ein undankbarer Mensch ist ...

v. Werth. Ach! er hat sich leider nichts vorzuwerfen.

Luise. Wie? ... mich zu verlassen, als Sie ihm eben meine Hand zugesagt haben? ... Das kön-

nen Sie noch entschuldigen? ... Nein, nein; ich sehe wohl, sein Oheim hat ihm so böse Rathschläge gegeben. Aber er hätte sie nicht annehmen sollen! Und wenn der Herr Wolf ihm verboten hätte, mich zu heirathen ... nun denn! so gehorcht man nicht, man setzt sich zur Wehr!

v. Werth. Du hast Recht, und am Ende, wenn Du auch nicht gerade den heirathest ...

Luise. Nein, lieber Vater, nein! Nur kein Wort von einem andern. Mir sind alle Menschen jetzt verhaßt. Ich will nur bei Ihnen leben, einsam und allein — und heirathen? ... nein, das thue ich nun in meinem Leben nicht (ab).

Zweiter Auftritt.

v. Werthheim. v. Lesten.

v. Lest. Die Ankunft des Oheims hat also das Spiel verdorben?

v. Werth. Was vermuthest Du?

v. Lest. Daß er seinem Neffen das Geheimniß des unglückseligen Duells entdeckt hat.

v. Werth. Aber er wußte ja nicht, daß ich der Mörder sey!

v. Lest. Sage vielmehr, daß er sich stellte, als wisse er es nicht. Da der junge Mann so heftigen Charakters ist, so war das eine weise Vorsicht. Bei alledem scheint es aber doch, als wolle er von der Hei-

rath nichts wiſſen, und habe ſeinen alten Groll beibehalten.

v. Werth. Und keine Spur zu haben, wodurch ich mir den Haß dieſer Familie zugezogen habe! Er will mich nicht ſehen, hat er geſagt, aber Gott ſey Dank, er hat dieſen Ort noch nicht verlaſſen, und ich werde ihn wohl aufzufinden wiſſen (klingelt).

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Diener.

v. Werth. Herr Müller iſt vor kurzem mit einem bejahrten Manne ausgegangen. Weißt Du welchen Weg er genommen hat?

Dien. Beide Herren ſind noch hier im Hauſe.

v. Werth. Wie?

Dien. Ich komme eben von der Poſt, wo ich zwei Plätze für ſie beſtellt habe.

v. Leſt. Sie ſind eilig.

Dien. Und als der Herr Präſident klingelten, wollte ich eben zu Herrn Müller hinaufgehen, um ihm Bericht über ſeinen Auftrag abzuſtatten.

v. Werth. Er iſt alſo auf ſeinem Zimmer?

Dien. Er ſchreibt einen Brief.

v. Leſt. Der ohnſtreitig an Dich gerichtet iſt.

v. Werth. Und der Fremde . . .

Dien. Iſt ſtets bei ihm geblieben.

v. Werth. Es iſt gut (Diener ab).

Vierter Auftritt.

v. Lesten. v. Werthheim.

v. Werth. Einen Brief! ... ohnstreitig einen Brief für den Geschäftsabschluß, der mir nichts erklärt, durch den ich nichts erfahre. ... Dabei kann ich mich nicht beruhigen.

v. Lest. Was begehrst Du denn sonst.

v. Werth. Eine entscheidende Erklärung.

v. Lest. Die kann er Dir nicht verweigern. Wenn man in der Stadt erfahren wird, daß die Verbindung Deiner Tochter nicht durch Deine abschlägliche Antwort, sondern durch die Deines Sekretairs zurückgegangen ist ...

v. Werth. So wird es ein gewaltiges Staunen geben, nicht wahr?

v. Lest. Ein unangenehmes Aufsehen für Dich.

v. Werth. Vorzüglich für Luisen! ... Armes, theures Kind! ... Ich will darauf wetten, daß Deine hochgeehrte Frau darüber die häßlichsten Auslegungen verbreitet.

v. Lest. Du fängst an, sie kennen zu lernen.

v. Werth. Und Du willst Dich Deiner männlichen Rechte nicht bedienen.

v. Lest. Ich kam, um Dir Lebewohl zu sagen. ... Ja, lieber Werthheim, meine Frau ist völlig wüthend, und nimmt mich mit sich fort ins Bad nach Ems, das langweiligste, das man in ganz Deutschland finden kann! ... Da werde ich ein köstliches

tête à tête von vier Monaten mit ihr haben! ... Ich ſagte Dir ja voraus, daß ſie ſich eclatant wegen der Heirath Deiner Tochter an mir rächen werde.

v. Werth. Da nun aber aus der Heirath nichts wird?

v. Leſt. Einerlei! Sie rächt ſich doch! ... Kurz, die Poſtpferde ſind auf neun Uhr beſtellt. Wenn Du bis dahin Dich wieder mit Deinen Sekretair verſöhnſt, ſo habe die Güte, mich es wiſſen zu laſſen und mir es zu ſchreiben. Erhalte ich bis neun Uhr kein Billet von Dir, ſo werde ich meiner Frau den officiellen Rückgang dieſer Verbindung notifiziren, und vielleicht gelingt es mir dann noch, ſie zurückzuhalten.

v. Werth. Dann glaube ich leider nicht, daß Du reiſen wirſt.

v. Leſt. Wollte Gott, Du hätteſt Recht! Wenn Du mir folgen wollteſt ...

v. Werth. Nun?

v. Leſt. So ließeſt Du den Herrn Wolf zuſammt ſeinem Neffen bei Seite liegen. Er ſchlägt Deine Tochter aus: deſto ſchlimmer für ihn. Aber ſelbſt vor der allergewiſſenhafteſten Redlichkeit haſt Du Dir nichts mehr vorzuwerfen. Mag er ſich eine andere Frau aus Steinbach holen! ... Glück auf den Weg!

v. Werth. Das iſt nun ſo ein Rath, wie ihn ein Egoiſt giebt, und das biſt Du immer geweſen. Wie? Du wollteſt, daß ...

v. Leſt. Kein Aufbrauſen, Werthheim! Du weißt, daß das nicht meine Sache iſt! Man hat einen

Freund, man giebt ihm einen guten Rath, er ſchickt Euch damit zum Henker ... das iſt alles ganz natürlich! ... Alſo, adieu, adieu! (geht ab).

Fünfter Auftritt.

v. Werthheim, allein.

Den braven unglücklichen jungen Mann verlaſſen, den ich zur Waiſe gemacht habe? Nein! Wenn ich nicht den innigſten Antheil an ihm nähme, verdiente ich ja nicht, ſelbſt Vater zu ſeyn! ... Da iſt er! (geht in den Hintergrund und verſchließt die Mittelthür).

Sechſter Auftritt.

v. Werthheim. Wolf. Storner. (Seitwärts eintretend.)

Wolf (zu ſeinem Neffen, ohne Werthheim zu ſehen). Muth Karl, Muth! ... Eine letzte Anſtrengung noch! ... Dieſer Brief muß in Herrn v. Werthheims Hände kommen ... weiter nichts! ... Eine mündliche Auseinanderſetzung wäre gefährlich und nutzlos, und Du ſiehſt ja, daß er ſelbſt ſie nicht wünſcht.

v. Werth. (vortretend). Wer hat Ihnen das geſagt?

Storn. Ha! da iſt er!

v. Werth. Ich wünſchte keine mündliche Erklärung? ... O, mein Herr, hätte ich gewußt, daß Sie

B. Zum Stricken oder Häkeln.

No. I. ein schmales Rosenkäntchen, dessen Höhe und Breite nach dem Geschmacke jeder Dame seyn dürfte.

No. II. ein Vergißmeinnichtkäntchen, das man selten so schmal findet, um es in allen schon oben beim Sticken genannten Gegenständen anwenden zu können.

No. III. eine ländliche Ansicht als Mittelstück in Börsen, Strick- und Tabaksbeutel, Brieftaschen, Stammbücher ꝛc.

Eckert.

in Steinbach lebten, würde ich ſchon längſt dahin gereiſt ſeyn, um mir ſie ſelbſt von Ihnen zu erbitten, und jetzt werde ich die Gelegenheit gewiß mir nicht entgehen laſſen, ſie von Ihnen zu erhalten.

Storn. (für ſich). O mein Gott! ... ihn vor mir zu ſehen! ... den Mörder meines Vaters, und mich nicht rächen zu können!

Wolf. Die Erklärung, welche ich Ihnen zu geben habe, wird ſehr kurz ſeyn. Sehen Sie mir ins Geſicht, wenn Sie es wagen. .... Haben zwanzig Jahre eines Daſeyns, dem Sie jedes Glück unmöglich machten, meine Züge ſo ſehr verändert, daß Sie mich nicht mehr wiederzuerkennen im Stande ſind?

v. Werth. O, ich kenne Sie wieder! ... Aber als ich Sie früher ſah, trugen Sie nicht dieſes Gewand. Wer hätte denken ſollen, daß der Zeuge jenes unſeligen Zweikampfes einſt einer der Diener des Gottes der Verſöhnung werden ſollte?

v. Werth. Oh! danken Sie es dieſem Stande, in welchem ich mich ſchon damals befand! Hätte mir an dieſem furchtbaren Tage noch das Recht zugeſtanden, einen Degen zu führen, ſo hätten Sie zwei Schlachtopfer ſtatt eines dem Tode geweiht, oder ich hätte Sie auf der Leiche meines Bruders getödtet!

v. Werth. Spricht ſo ein Prieſter mit mir?

Wolf. Ein Prieſter und ein Richter. Vor dem Richterſtuhle des Ewigen ſpricht die Gerechtigkeit eben ſo laut wie die Milde. ... Doch wozu alles das? Sie haben mich wiedererkannt ... das iſt genug. Sie wiſ-

sen nun, warum mein Neffe Ihre Tochter nicht heirathen kann.

v. Werth. Er könnte es, wenn Sie nicht gesprochen hätten! Oh! Sie waren besser berathen, als Sie sich stellten, als wüßten Sie den Namen dessen nicht, der seinen Vater tödtete. Damals zeigten Sie Besonnenheit, Diener des Herrn; jetzt ... nur Grausamkeit!

Wolf. Ich that, was ich zu thun für Pflicht hielt.

v. Werth. Schaffen Sie sich nicht selbst eingebildete Pflichten! Sie gaben jenem innern Widerwillen nach, dessen Grund zu bekennen, Sie noch jetzt sich weigern, und den das Alter wenigstens hätte mildern sollen! Was auch der Ursprung Ihres Hasses immer seyn möge, üben Sie so das Gebot aus: vergebet denen, die euch beleidigen? Unerbittlich nach zwanzig Jahren! ... O! die Gerechtigkeit der Menschen besitzt weniger Hartnäckigkeit als Sie! In diesem langen Zeitraume läßt sie die Strafe für die größten Verbrechen verjähren, und Storners Tod war nur ein Unglück! So reden Sie denn, mein Herr! Sie wollten mich anklagen, und ich bin jetzt der, der Sie anklagt. Mit welchem Rechte haben Sie sich zwischen die Beleidigung und ihre Vergütung hier gestellt?

Wolf. Es giebt Vergütungen, die noch unseliger sind, als die Beleidigungen selbst. Und Sie wissen nicht, daß der Zorn des Himmels in der Vergütung,

die Sie geträumt hatten, ſich am furchtbarſten zeigte! Nein, ich verlange keine andern Beweiſe dafür, daß er noch nicht verziehen hat. Er ſieht Ihre Reue, und ich weiß Ihre Abſichten zu würdigen. Das genüge. Ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie den Meinen ſollen Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Bedürfte ich ihrethalben der Rechtfertigung, ſo könnte dieſe nur vor Karl allein erfolgen, Ich habe nicht zugeben können, daß das Blut ſeines Vaters der Preis ſey, für welchen er ſein Glück erkaufe. Er möge ſich darüber erklären. Macht er mir Vorwürfe, daß ich ihm die Wahrheit geſagt habe?

Storn. Oh! mein einziges Unglück iſt, daß ich ſie zu ſpät erfuhr! Kürzen wir eine Unterredung ab, die weder mein Schickſal, noch das Ihre ändern kann. Ich reiſe ab, Herr Präſident. Für Ihre Wohlthaten kann ich Ihnen nicht danken; Sie haben mir den letzten Troſt geraubt, der einem Elenden übrig bleibt, das Recht, dem Schöpfer ſeines Unglücks zu fluchen! Möge Ihnen der Himmel den Tod meines Vaters verzeihen! ich . . . ich gebe den Vorſatz auf, ihn zu rächen! . . . Oh, was hatte ich Ihnen gethan, daß Sie mich mit ſo vieler Güte behandelten? und er, was hatte er Ihnen gethan, daß Sie ihn tödteten?

v. Werth. Sie ſprechen wie Jemand, der alle näheren Umſtände dieſes Zweikampfes noch nicht weiß.

Storn. Ich kenne nur den Ausgang deſſelben. Was geht mich auch alles Uebrige an?

v. Werth. Aber eben daraus geht hervor, von weſſen Seite die Ausforderung geſchah.

Storn. Wie? nicht von der Ihren? Mit wem hätte mein ſanfter Vater Händel anfangen können?

v. Werth. So glauben Sie alſo, ich habe ihn zuerſt gereizt? ... Aber was iſt denn das für eine Wahrheit, die man Ihnen mitgetheilt hat? ... Ich Ihren Vater herausfordern? ... Ich kannte ihn ja gar nicht! Eine Stunde vor dieſem Zweikampfe hatte ich ihn noch nie geſehen! ... Ich begreife die unvollſtändigen Mittheilungen Ihres Herrn Oheims gar nicht! Wenn er aber darauf beſteht, zu ſchweigen, ſo werde ich ſprechen. Iſt Ihre Liebe mir verloren, ſo will ich mir doch noch wenigſtens Ihre Achtung zu erhalten ſuchen. ... Der Mann alſo, den man Ihnen als einen Raufbold, einen Händelſucher zu ſchildern ſuchte, hatte zuerſt einen Schlag ins Geſicht erhalten! Ja! einen Backenſtreich von Ihrem Vater! Konnte er da Minderes thun, als ſich mit ihm ſchlagen?

Storn. (zu ſeinem Oheim). Einen Schlag ins Geſicht! ... O! warum haben Sie mir das nicht geſagt? ... Mein Vater war alſo ein Feind des Herrn v. Werthheim? Und welche Beleidigung hatte ihn zu dieſer furchtbaren Beſchimpfung getrieben?

Wolf. Karl! Du weißt nicht, was Du von mir zu erfahren wünſcheſt! Wenn ich mich entſchließen könnte, zu ſprechen, ſo dürfte es wenigſtens nicht in Deiner Gegenwart geſchehen! ... Herr Präſident!

mein unglücklicher Schwager wollte Sie zu einem Zweikampfe nöthigen, und seine Ehre erlaubte es nicht, Ihnen die Ursache dazu zu entdecken. Da Sie nun aber einmal jetzt darauf bestehen, das Geheimniß seines Betragens enthüllt zu sehen, so durchforschen Sie selbst Ihr Leben, und prüfen Sie, ob Sie nicht eine Handlung darin entdecken, welche die furchtbarste Züchtigung verdiente!

v. Werth. Gelobt sey Gott! mein Leben ist rein! Ich will den Ruf eines rechtlichen Mannes, den meine Mitbürger mir zugestanden haben, verlieren, wenn mir bewußt ist, was Ihr Bruder mir könnte vorzuwerfen haben.

Wolf. Ich glaubte, Sie besäßen ein besseres Gedächtniß.... So muß ich Ihnen denn helfen.... Erinnern Sie sich noch des Festes, das den Offizieren der Landwehr im Jahre 1815 zu Bienheim gegeben ward?

v. Werth. Was für eine Verbindung giebt es denn zwischen diesem Feste und dem Verbrechen, dessen Sie mich beschuldigen?

Wolf. Und Sie fragen mich noch?... Sie haben doch gewiß die Bekanntschaft nicht vergessen, die Sie dort machten?

v. Werth. Ich?... Ich bin gar nicht dabei gewesen!

Wolf. Wie?... Sie wären nicht bei dem Feste zugegen gewesen?

v. Werth. Auf meine Ehre, nein!... Ich

ſchwöre es Ihnen zu! ... An dem Tage, wo das Feſt begangen ward, hütete ich zu Hauſe das Bett. Ich hatte das Fieber und lag im halben Wahnſinn.

Wolf. Sie wagen das zu behaupten? ...'

v. Werth. Was ich im Stande bin, zu beweiſen.

Wolf. Das Loos iſt geworfen! Eine vollſtändige Erklärung iſt nun unerläßlich. ... Verewigter! Du wirſt mir verzeihen, daß ich den Eid breche, den ich Dir geſchworen habe! ... Karl, Du kannſt jetzt nicht zugegen bleiben. Entferne Dich!

Storn. Mich entfernen! Aber iſt mir denn die Rechtfertigung des Herrn v. Werthheim nicht noch viel wichtiger, als Ihnen ſelbſt? Handelt es ſich denn nicht um meine Liebe, um meine Zukunft?

Wolf. Und wenn es ſich ſelbſt um Dein Leben handelte, ſo könnte ich doch nie in Deiner Gegenwart ſprechen!

Storn. Oheim!

Wolf. Du haſt, ſchmeichle ich mir, Vertrauen in meine Erfahrung, meine Freundſchaft für Dich. Bei beiden beſchwöre ich Dich, uns jetzt zu verlaſſen, und zu warten, bis ich Dich rufe.

Storn. (abgehend). Aber dann ... dann laſſen Sie mich alles wiſſen! (geht auf ſein Zimmer ab.)

Siebenter Auftritt.

v. Werthheim. Wolf.

Wolf. Sie versichern also auf Ehre, daß Sie nicht bei dem Feste zugegen gewesen sind, das man im Jahre 1815 den Offizieren der Landwehr gab, Sie, der doch einer der gefeiertsten Helden dieses Festes war? ... Wer besuchte denn also dasselbe und hatte dieses Etui bei sich? (ihm ein Etui vorhaltend.)

v. Werth. Lassen Sie sehen.

Wolf. Sie erkennen es wieder, nicht wahr? Und ward es Ihnen nicht vom Juwelier Bamberg in Wien verkauft? ... Doch noch mehr! ... Hier ist eine Einladungskarte zu diesem Feste, worauf deutlich Ihr Name Joseph v. Werthheim steht. Haben Sie etwa einen Bruder oder Verwandten, der auch diesen Namen führt?

v. Werth. Ich erkenne dieses Etui an, das ich in der That bei jenem Juwelier gekauft, und um jene Zeit, von der Sie sprechen, verloren habe.

Wolf. Aber ich, ich habe es nicht verloren! Ich habe es treulich aufgehoben, als den Beweis Ihres Verbrechens.

v. Werth. Mein Herr, ehe wir weiter gehen, haben Sie die Güte, mir erst zu sagen, auf welche Art dieses Etui in Ihre Hände gekommen ist?

Wolf. Meine Schwester hat es auf ihrem Sterbebette ihrem Gatten, dem unglücklichen Sterner,

übergeben. Aus den Händen meines Schwagers iſt es in die meinen gekommen.

v. Werth. Ihre Schweſter?

Wolf. Und hier iſt ein Brief von ihr, ein letztes Lebewohl, das uns ihre Schwermuth und die traurige Abzehrung erklärte, an welcher ſie in ihrem 25ſten Jahre ſtarb!... Leſen Sie, Herr Präſident, leſen Sie!

v. Werth. (lieſt). „Mein Friedrich! Bedauere mich nicht, denn ich war Deiner unwerth!... Der Kummer, dem ich erliege, ſchreibt ſich von meiner Reiſe nach Wien und zu dem unglückſeligen Feſte her, wohin meine Tante mich führte. Durfte ich denn zu einem Feſte gehen, ohne meinen Bruder, ohne Dich? ... Du weißt, daß dieſes Feſt mit einer Feuersbrunſt endete. Kaum war ſie ausgebrochen, als meine Tante durch die Menſchenmenge von mir hinweggeriſſen ward. Ich floh aufs Gerathewohl in die bereits in Flammen ſtehenden Säle, als ich einem Offizier der Landwehr begegnete, der eine Stunde vorher, ohne uns zu kennen, uns angeredet hatte und mir lange Zeit nachgegangen war ... die Uniform, die er trug, flößte mir Vertrauen ein.... Außer mir ſelbſt, halb ohnmächtig, ließ ich mich von ihm fortſchleppen und retten ... ach! warum bin ich nicht lieber geſtorben?..."

Wolf. Fahren Sie fort, Herr Präſident, fahren Sie fort.

v. Werth. (lieſt). „Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, befand ich mich in Sicherheit ... aber ich war

verloren! ... Plötzlich hörte ich neben mir die Stimme meiner Tante, die mich rufte. ... Da bin ich! da bin ich! rief ich aus. ... Da ergriff jener Unselige die Flucht, und als ich aufstand, stieß ich mit dem Fuße an dieß Etui, das ich Dir jetzt übergebe, und das mir seinen Namen entdeckt hat! ... Zwei Jahre darauf verehlichten wir uns. Von da an hört mein Unglück auf, fängt mein Verbrechen an. ... Friedrich! ich war Mutter, ehe ich Dir meine Hand gab, und meine Tante zieht mein Kind auf. ... Verzeihe mir, daß ich Dich hinterging."

Wolf. Nun?

v. Werth. O! mein Staunen und mein Zorn sind so gewaltig, daß ich noch nicht Worte finde, mich zu erklären.

Wolf. Beschämt Sie dieser Brief?

v. Werth. Er zeigt mir bloß, daß der Tod Ihres Schwagers nicht das einzige Ihrer Leiden ist, das ich mir vorzuwerfen habe!

Wolf. Sie gestehen, daß Sie schuldig sind?

v. Werth. Nicht in der Art, wie Sie es glauben. ... „Die Uniform, die er trug, flößte mir Vertrauen ein!" ... Der Nichtswürdige! Auch seine Freundschaft flößte mir Vertrauen ein! ... Konnte ich einen so schändlichen Verrath auch nur ahnen?

Wolf. Was meinen Sie damit?

v. Werth. Ich meine, daß sich hier ein Grab auf die allerunglückseligste Art geöffnet hat, und daß, wenn Ihr Bruder, ehe er mich schlug, mir auch nur

ein Wort gesagt hätte, ein einziges Wort, so würde jener Zweikampf nicht Statt gefunden, dieses unselige Mißverständniß nicht zwanzig Jahre lang gedauert haben!

Wolf. Ein Mißverständniß?

v. Werth. Ach, es war nur allzu natürlich, und alle Umstände klagten mich an!

Wolf. Ein Mißverständniß!

v. Werth. O! unersetzliches Unglück! Warum sind Sie nur nie selbst auf den Gedanken gekommen, daß der, dessen Name auf dieser Karte steht, und der Schändliche, der Schuld an dem Tode Ihrer Schwester war, nicht eine und dieselbe Person zu seyn brauchten?

Wolf. Das ist nicht möglich! Herr! das kann nicht seyn!

v. Werth. Und ich schwöre Ihnen, daß es so ist!

Wolf. Allmächtiger Gott! Und wer wäre denn der Strafbare?

v. Werth. Ein ehemaliger Freund, dem jemals diesen Namen gegeben zu haben, ich mich jetzt schäme.

Wolf. Dieser Niederträchtige war Ihr Waffenbruder an dem Tage, der Deutschland befreite?

v. Werth. Nein, Gott sey Dank, nein!

Wolf. Und nach welchem Rechte konnte er denn an diesem Feste Antheil nehmen?

v. Werth. Indem er das meinige von mir erborgte! indem er meine Uniform und meine Einlaßkarte benutzte! ... Oh! ich werde mir es nie verzeihen,

daß ich ihm den Namen eines ehrlichen Mannes geliehen habe! aber damals hielt ich ihn für unfähig, diesen entehren zu können.

Wolf. O, mein Herr! ... wenn es wahr ... wenn es möglich wäre ...

v. Werth. Sie hegen noch Verdacht gegen mich?

Wolf. Ich kann es Ihnen nicht sagen, was es mich kosten würde, Ihnen meine Achtung zu verweigern, aber so überzeugend auch der Ausdruck der Wahrheit seyn möge, der auf Ihren Worten ruht, so wage ich es doch nicht, auf eine bloße Versicherung hin sie zu glauben. Sie werden mir den vollständigen Beweis Ihrer Schuldlosigkeit nicht abschlagen. Nun denn, so nennen Sie mir den Namen dieses nichtswürdigen Freundes, dieses Elenden, auf dem das Blut meines Schwagers und meiner Schwester haftet!

v. Werth. Nie, nie werde ich ihn Ihnen nennen! Nicht als ob ich noch eine Entschuldigung für sein Verbrechen wüßte: ich habe dadurch eben so gelitten, wie Sie nur leiden konnten, ja, ich bin noch zorniger auf ihn vielleicht, als Sie! Aber wozu sollte es führen? Wer von uns beiden kann ihn zur Rechenschaft ziehen,, wegen des Todes seiner beiden Schlachtopfer? ... Kann ich es thun, der ihn verachtet! ... Können Sie es, ein Diener des Herrn? ... Kann es Karl? Karl, der wie ich nun wohl einsehe, sein Sohn ist? ... Und ist nicht übrigens dieser Tag der Aufklärung und Wiedervereinigung auch ein Tag der Milde? ... Ueberlassen wir denjenigen, der so un-

heilvolle Begebenheiten verurſacht hat, dem Richterſtuhle Gottes, und denken wir nur daran, wieder gut zu machen, was noch gut zu machen iſt.... Nicht Karls Vater alſo habe ich getödtet, Ihr Schwager hatte Karl nur, wie ich aus Ihrer Mittheilung ſchließen muß, anerkannt, um ihm Namen und Familie zu ſchenken. Das Blut dieſes edlen Mannes, das durch ein unheilvolles Verhängniß vergoſſen ward, dampft alſo nicht mehr aus dem Boden zwiſchen ihm und mir! Sie fordern einen vollſtändigen Beweis meiner Schuldloſigkeit?... nun denn, ſo biete ich Ihnen von neuem die Hand meiner Tochter für Ihren Neffen an. Glauben Sie wohl, daß ich mich erfrechte, Bruder und Schweſter zu vermählen?

Wolf. Nein! das glaube ich nicht! Herr v. Werthheim, Sie ſind der edelſte Mann, den ich kenne (er giebt ihm die Hand). Sie haben Recht. Ueberlaſſen wir den Strafbaren der ewigen Gerechtigkeit dort oben, und denken wir nur an das Glück unſeres Sohnes. — Jetzt muß ich vor allen Dingen den ſtörenden Eindruck meiner Worte zu vernichten ſuchen.... Wie kann ich das, ohne ihm das Geheimniß ſeiner Geburt zu entdecken?... Es iſt ein ſchweres Unternehmen...

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Storner. Dann Luiſe.

Storn. (der ſchon ſeit kurzer Zeit eingetreten war).

Es wäre ein unmögliches! . . . aber ich bin ſchon ſeit einiger Zeit hier, und habe alles gehört.

Wolf. Unglückſeliger!

Storn. Und finden Sie wirklich ein Unglück darin? . . . Mir ſcheint es nicht ſo. Ich bin durch ſo vielen Wechſel von Schmerz und Freude gegangen, ich habe in wenigen Stunden ſo harte Schläge des Schickſals erfahren, daß ich ſelbſt irre an meinem Herzen geworden bin! Aber, möge ich mich auch deſſen erwehren wollen, wie ich immer will, Ein Gefühl darin hat die Herrſchaft über alle andere gewonnen, Ein Gedanke lebt nnd webt unabläſſig in mir, der, daß ich Ihre Hand erfaſſen, und ſie mit meinen Küſſen und Thränen bedecken kann! (Werthheims Hand faſſend und küſſend.)

v. Werth. (ihn umarmend). Karl! mein Sohn!

Storn. Ja, Ihr Sohn! Ihr Sohn! Sie allein ſind würdig, die Stelle deſſen zu erſetzen, den ich für meinen Vater hielt, und der nur der erſte meiner Wohlthäter war! O! der Himmel gab es Ihnen ein, daß Sie den Urheber ſo vieler Leiden, ſo vieler Verbrechen nicht nennen wollten! Nennen Sie mir ihn nie! ich beſchwöre Sie darum, nennen Sie mir ihn nie! (er ſtürzt ſich in Werthheims Arme. Während dieſer Umarmung tritt Luiſe ein, ſie erblickt dieß und ſtößt ein Freudengeſchrei aus.)

Luiſe. O Gott! Gott!

v. Werth. Du kommſt erwünſcht, meine Tochter! Aber Du weinſt?

Luiſe. Laſſen Sie das ſich nicht beunruhigen! es ſind Thränen, die vorher der Kummer mir in die Augen getrieben hatte, die aber nun die Freude aus ihnen weint.

v. Werth. Biſt Du noch entſchloſſen, nie zu heirathen?

Luiſe. Je nun, das wird von den Umſtänden abhängen.

v. Werth. Storner wird verſuchen, Deinen Widerwillen zu beſiegen.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Herr und Frau v. Leſten.

v. Leſt. (ſeine Frau hereinführend). Ich ſage Dir aber, daß neun Uhr vorüber iſt, und da Werthheim mir nicht geſchrieben hat, muß die Verheirathung ſeiner Tochter definitiv abgebrochen worden ſeyn.

Aur. Iſt das wahr, mein theurer Präſident?

v. Werth. Sie wollen mir Ihr Beileid bezeigen, und Sie ſehen, daß ich nur Glückwünſche anzunehmen habe.

Aur. Man hatte uns alſo hintergangen? Oh! immer beſſer! (zu ihrem Manne.) Da ſiehſt Du nun, weſſen Du mich ausgeſetzt haſt! Du ſollſt mir es aber büßen.

v. Leſt. Wir hatten ja aber doch mit einander verabredet ... ich glaubte ...

Aur. Der Vermählung beizuwohnen, werden wir nicht die Ehre haben, und empfehlen uns alſo.

Luiſe. Sie wollen fort?

Aur. Nach Ems. Meine Geſundheit macht es dringend nothwendig, Herr Präſident . . . (ſie grüßt und geht.)

v. Leſt. (zieht Werthheim bei Seite). Ich falle aus den Wolken! Wie haſt Du Dich nur wieder ausgeſöhnt? Du weißt alſo die Urſachen, warum er Dich ſo beleidigt hatte?

v. Werth. Ich habe alles erfahren.

v. Leſt. Wodurch?

v. Werth. Durch einen Brief, der in dieſem Etui lag. Da nimm es.

v. Leſt. (voll Staunen). Dieſes Etui? . . .

v. Werth. Dieſes Etui befand ſich in der Uniform, die ich Dir beim Balle am 18. October 1815 lieh.

v. Leſt. (beſtürzt). Und . . .?

v. Werth. Keine weitere Erklärung! Du wirſt ſchweigen, und . . . wir ſehen uns nie wieder!

(Werthheim weiſt ihm die Thür und umſchlingt dann Storner und Luiſen. Wolf ſteht ſegnend dabei und Leſten wendet ſich zum Abgehen.)

(Ende des Stücks.)

Der Mulatte.

Lustspiel in 3 Aufzügen.

Nach Melesville und Beauvoir

von

Th. Hell.

Perſonen.

Herr von Boulogne, General-Controleur.

Baron von Tourvel, deſſen Sohn.

Ritter von Saint-Georges.

Vicomte de la Morliere. } Freunde von St. Georges.
Marquis de Langeac. }

Plato, Kammerdiener von St. Georges.

Joſeph, Diener von St. Georges.

Julien, Poſthalter.

Erſter Piqueur.

Ein Polizeidiener.

Aufwärter.

Frau von Preſle, eine junge creoliſche Witwe.

Fanchette, Juliens Frau.

Eine Dame.

Eine Kammerfrau der Frau von Preſle.

Damen und Herren. Jäger, Polizeidiener, Piqueurs, Lakaien.

Jahr 1778. Ort: im erſten Akte ohnweit Rainey, im zweiten und dritten in Paris.

Erſter Aufzug.

Die Bühne ſtellt die Poſt in Rainey an der Auffahrt zu dem Schloſſe dar. Rechts das Wirthshaus mit einem ſchwarzen Wirthsſchilde, auf das noch kein Zeichen gemalt. Weiter hin ein offener Wagenſchuppen an das Haus angebaut, in dem man bloß den Kaſten einer Chaiſe erblickt, den man Scene 2 von hinterwärts hineinſchiebt. Der Brancard, ſo wie die Pferde, wenn ſie daran geſpannt, werden durch eine Bretvermachung und grüne Hecke verſteckt, welche den Poſthof von der Heerſtraße trennt. Links der Wirthshausgarten. Im Hintergrunde entfernt das Schloß Rainey.

Erſter Auftritt.

Julien. Fanchette. Piqueurs.

(Die Piqueurs trinken an einem Tiſche, Julien ſtößt mit ihnen an und Fanchette bedient ſie.)

Chor. Jagen, Jagen iſt unſer Vergnügen,
Ob nach dem Wilde, ob nach der Maid.
Trinken, trinken in vollen Zügen,
Was dann der Keller, der Wirth uns beut.

Sehn wir ein Rehchen, wir müssens erlegen,
Sehn wir ein Mädchen, wir folgen in Hast:
Freilich das Wild, das kommt nicht entgegen,
Aber die Mädchen? — je nun, wie sichs paßt.

(Trinkend und anstoßend.) Auf das Wohl des jungen Ehepaars!

Fanch. Mich schönstens zu bedanken.

Erst. Piq. Was soll denn das bedeuten, Julien? Du stehst ja da und reibst Dir die Stirn! ... Ist Dir der Ehestand schon zu Kopfe gestiegen?

Fanch. (lachend). Nach vierzehn Tagen? Nun, da möchte ich doch einmal sehen ...

Jul. (ernst). Nein, nein, ich denke über etwas anderes nach. (Auf sein Schild zeigend.) Ueber mein Gasthofsschild, das nun dort so ganz wehmüthig ein seiner erhabenen Lage würdiges Zeichen erwartet.

Piq. Es muß etwas ganz besonderes seyn.

Fanch. Das versteht sich! ... Königliche Post!

Jul. Und Station nach Schloß Rainey, wohin die Jagden des Prinzen und die Feste der Frau v. Montesson alle Celebritäten von Paris ziehen. ... Ich möchte gern so etwas recht Geistreiches haben.

Piq. Etwas Geistreiches! ... Wie wär's denn, wenn Du darauf setztest: Zur Ehrlichkeit!

Jul. Ach, das haben die Weinschenken schon abgedroschen.

Piq. Oder zum Sechszehnender.

Jul. Das könnte mir Unglück bedeuten. Ich hatte schon die Idee, darauf zu setzen: Zum Stell-

dichein der tapfern Soldaten! von wegen meines Regiments der Picardie, wo ich Trompeter unter den Dragonern war.

Fanch. Das wäre allerliebst! Mit einem schönen Soldaten darauf!

Jul. Ja, ja! aber der Maler hier im Dorfe ist im Heldenfache nicht stark; er versteht bloß Pasteten und Krebsschwänzchen zu malen.

Piq. Ach, was da, was da! ... Guter Wein braucht gar kein Schild, und bei einer so hübschen Frau Wirthin ... (ergreift Fanchettens Hand).

Jul. (schlägt ihn auf die Finger). Halt da, Herr de la Ramée! Da verbrennt man sich die Finger. Ich bin vom Regiment Picardie, und bei der ersten verliebten Miene, die sich hier blicken ließe ... schlüge ich zu wie ein Bär!

Piq. O Du eifersüchtiger Drache! (man hört links Hörnerton.) Ha! der Prinz bricht zur Jagd auf! (sein Glas leerend.) Vorwärts Kameraden!

(Man hört rechts ein Peitschenknallen.)

Aufwärter. (im Hintergrund). Eine Extrapost.

Jul. Wie viel Pferde?

Aufw. Zwei.

Jul. (nach dem Stalle zu schreiend). Zwei Pferde mit den Sprungriemen.

Piq. Gute Vorrichtung, Gevatter! Und Sie, meine Herren, fort zum Rendezvous im Walde. (Die Piqueurs gehen links ab, während Herr v. Boulogne und Frau v. Pretle rechts herkommen. Ju-

PENELOPE

lien geht mit der Zipfelmütze in der Hand ihnen voraus.)

Zweiter Auftritt.

Herr v. Boulogne, Frau v. Presle, Julien, Fanchette, Stallleute.

Hr. v. Boul. (Frau v. Presle hereinführend). Keine Pferde, wie ich Euch sage ... den Wagen in den Schuppen gebracht! ... ein Zimmer für die Frau Gräfin.

Jul. (zu Fanchette). Eine Gräfin! (laut.) Das schönste Zimmer im ganzen Hause.

Fanch. (leis). Wir haben ja nur eins.

Jul. (laut). Ja, ja, gerade das mußt Du geben.

Fanch. Ich eile, um alles in Bereitschaft zu setzen! (zu Frau v. Presle.) Die Frau Gräfin machen gewiß die Jagd bei dem Prinzen mit? ... Sie werden sich ohnstreitig bei uns ankleiden wollen?

Fr. v. Pr. Ja, mein Kind, und ich rechne dabei auf Dich als Kammerfrau!

Fanch. Allzuviel Ehre! (sich verbeugend.)

Fr. v. Pr. (zu einem Bedienten, der einen Karton aus dem Wagen bringt). Joseph, tragt mein Amazonenkleid nur dort hinein ...

Jul. Um welche Stunde befehlen der gnädige Herr den Wagen?

Hr. v. Boul. Wir fahren in diesem nicht wieder nach Paris zurück (für sich). Ich habe anders darüber

disponirt (zu Frau v. Presle). Die Frau Gräfin überläßt mir wohl ein Plätzchen in ihrer Voiture?

Fr. v. Pr. Mit dem größten Vergnügen. . . . Sie wird mit den Reitpferden kommen. . . . Mein Laufer wird es mir melden.

Jul. (für ſich). Ein Laufer, eine Batarde? . . . Was ſetze ich nur in mein Schild?

Hr. v. Boul. Nun? das Zimmer!

Jul. (knixend). Im Augenblick, gnädiger Herr! Nur noch ein Federwedelchen über die Meublen! O! ein wahres Kleinod von einem Zimmer! (zu Fanchette.) Du nimmſt den zerbrochnen Spiegel heraus . . . und das zerriſſene Rouleau . . . (zu Herrn v. Boulogne.) Alles iſt in dem gedeihgenſten Zuſtande, alles durchaus neu! (zu Fanchette.) Mach doch daß Du fortkommſt, anſtatt hier Maulaffen aufzuſperren! . . . Ich will indeß in der Küche für die Poſtillons ſorgen.

(Er geht mit ihr ins Haus. Unterdeß hat man den Wagen in den Schuppen gebracht.)

Dritter Auftritt.

Herr v. Boulogne. Frau v. Presle.

Fr. v. Pr. (lächelnd). Die armen Leute geben ſich eine Mühe!

Hr. v. Boul. Für Sie, gnädige Gräfin! O ſie ſind nur allzuglücklich! Hier iſt Ihr Schnupftuch, Ihr Flacon!

Fr. v. Pr. Welche Aufmerkſamkeit! In der

That, mein Herr v. Boulogne, ich hätte die Herren von der Finanze nie für so liebenswürdig gehalten.

Hr. v. Boul. (heiter). Weil man ihnen mit Unrecht so viel Uebles nachsagt. Dieser verteufelte Turcaret hat uns so großen Schaden zugefügt! So bald man von einem Controleur oder einem Generalpachter spricht, stellt man sich auch sogleich einen kleinen, runden, dickbäuchigen Mann vor, mit einem großen Stocke mit goldnem Knopfe in der Hand, der so wie er den Mund aufthut, eine Albernheit von sich giebt. Du mein Himmel! als ob man deßhalb um ein paar Grade dümmer wäre, weil man ein paar Säcke Geldes mehr im Kasten hat!

Fr. v. Pr. Im Gegentheil! Das zählt mit für geistige Gaben, ist gemünzter Verstand. Wenn man Sie aber so aufmerksam für mich sieht, sollte man darauf schwören, Sie wären es, der mich heirathen wollte.

Hr. v. Boul. Wollte der Himmel, dem wäre so! Aber ich spiele hier bloß die Rolle meines Sohnes.

Fr. v. Pr. Des Herrn Baron? ... Aber ist er denn nicht hier?

Hr. v. Boul. Er ist durch seine Stelle bei dem Prinzen von Conti sehr beschäftigt.

Fr. v. Pr. Oder durch seine Zerstreuungen! (lächelnd). Im Vertrauen, ich halte ihn für etwas sehr flüchtig.

Hr. v. Boul. (für sich). Und ich weiß es gewiß! (laut.) Im Gegentheil, gnädige Frau, er ist der ge-

ſetzteſte, verſtändigſte, ordentlichſte junge Mann von der Welt (für ſich) der mir ein unſinniges Geld verthut! (laut) der tauſend gute Eigenſchaften hat (für ſich) und eben ſo viele Schulden! (laut) und Sie gewiß ſehr glücklich machen wird.

Fr. v. Pr. (den Kopf ſchüttelnd). Mich glücklich? Hm, wer weiß! Ein Vater iſt im Allgemeinen nicht eben der beſte Beurtheiler des Werthes ſeiner Kinder, und nun Sie vollends, mein lieber Controleur, Sie, der Sie dieſen jungen Mann lieben, wie man einen einzigen Sohn liebt, Sie haben mir meine Zuſtimmung mit einer Beſtürmung entriſſen, die . . .

Hr. v. Boul. Aber iſt denn das nicht ganz natürlich? Waren wir nicht Nachbarsleute auf Sankt Domingo? Ich, in meiner Pflanzung zu den Palmen und Ihre Mutter, in ihrer prachtvollen Beſitzung zur Roſe? Oh! ich ſehe Sie noch immer als Kind vor mir! gut, heiter, . . . etwas lebhaft, etwas exaltirt freilich! Ich liebte Sie ſchon da wie meine Tochter, und ohne meine eilige Abreiſe, welche der Graf v. Preſle benutzte, um Ihre Hand zu erhalten . . .

Fr. v. Pr. Und bereits im erſten Jahre unſerer Ehe zu ſterben!

Hr. v. Boul. Nun, das hat er nicht am ſchlechteſten gemacht.

Fr. v. Pr. Und mir ein ungeheures Vermögen zu hinterlaſſen.

Hr. v. Boul. Das hat er ganz vortrefflich gemacht! Ein alter Seebär, brummig und rauh! . . .

Nach der Sitte unſerer Colonien ſind Sie dann bald darauf nach Frankreich geſchifft, um ſich zu tröſten, und ich, Ihr Schutzgeiſt, Ihr natürlicher Vormund, habe Sie überall hingeführt, in die Conzerts, die Oper, auf die Jagd der Prinzen . . .

Fr. v. Pr. (lächelnd). Und das alles mit der größten Zierlichkeit! . . . Aber bei allen den Vergnügungen, an denen Sie mich Theil nehmen ließen, habe ich doch bemerkt, daß Sie, mit Ausnahme Ihres Herrn Sohnes, keinen jungen Mann, keinen Anbeter mir zu nahe kommen laſſen.

Hr. v. Boul. Abſichtlich! abſichtlich! Unſere jungen Leute ſind ſo liebenswürdig, aber auch ſo verdorben!

Fr. v. Pr. (fein). Und Ihr Herr Sohn iſt einer der liebenswürdigſten?

Hr. v. Boul. Er allein macht eine Ausnahme von der Regel. . . . Er ſtreicht nie umher, wie die andern! (für ſich.) Wo mag er nur jetzt ſtecken?

Fr. v. Pr. Oh, davon bin ich vollkommen überzeugt. Aber doch möchte ich wohl gern eine Vergleichung anſtellen. Denn dieſes Mal will ich glücklich werden, wärs auch bloß der Abwechslung wegen.

Hr. v. Boul. (ängſtlich). Du mein Himmel! . . . Sollte etwa? . . . Aber nein, Sie haben noch kein Attachement? Ihr Herz iſt ruhig?

Fr. v. Pr. Ein Attachement? . . . nein! . . . Aber ruhig? . . . nun, dafür wollte ich doch nicht ſtehen.

Hr. v. Boul. Wie?

Fr. v. Pr. (lacht). Sehen Sie, wie Sie ſich ſchon fürchten! ... Nun, ſeyn Sie nur ohne Sorgen! Es iſt nichts ... eine wahre Kinderei, die mir noch manchmal ſo einfällt (ſeufzend) wenn ich mich in meine früheſten Jahre zurück verſetze.

Hr. v. Boul. Aha, ich habs! Irgend ein kleiner Creole? So ein Capitel aus Paul und Virginie?

Fr. v. Pr. Ich weiß in der That nicht, welchen Namen ich dieſer kindiſchen Zuneigung beilegen ſoll und Sie werden ſich gewaltig über mich luſtig machen, wenn ich Ihnen ſage, daß der Held meines Romans nur ein armer kleiner Negerjunge war.

Hr. v. Boul. (in Lachen ausbrechend). Ein Schwarzer! ... Ein Karaibe!

Fr. v. Pr. Ja, mein Herr, ein Schwarzer ... oder vielmehr ein Mulatte ... Aber der Unterſchied iſt ſo gering, daß es ſich nicht der Mühe verlohnt, darüber zu ſtreiten ... Oh! wenn Sie ihn geſehen hätten! ... Doch wozu mit Ihnen von einer ſolchen Erinnerung ſprechen?

Hr. v. Boul. Und doch! Doch! ... alles was Sie intereſſirt, iſt auch mir wichtig! (für ſich.) Der Teufel von Mulatten ſetzt mich ſchon wieder in eine Angſt ...

Fr. v. Pr. Es iſt eine ganz wunderliche Geſchichte! ... In der Pflanzung meiner Mutter, worin nicht weniger als vier Hundert Sklaven ſich be-

fanden, hatten wir auch eine gute, brave Negerin, die meine Amme geweſen war ... Noëmi ...

Hr. v. Boul. (eine Bewegung zurückdrängend). Noëmi!

Fr. v. Pr. Ja, ſo hieß ſie ... doch ... beſinne ich mich recht, ſo waren Sie es ja ſelbſt geweſen, der ſie uns verkauft hatte.

Hr. v. Boul. Möglich! ... möglich! ... ich habe ſo eine dunkle Erinnerung ...

Fr. v. Pr. Sie war ſehr hübſch geweſen ... für eine Negerin, und ihr Sohn, den man Camille nannte, und der vier bis fünf Jahr älter war als ich, ward bald mein Spielkamerad und Sklav! Er war es, der mir den Fächer oder Sonnenſchirm überhielt, der mich in meinen Hamak legte, oder auf den Sattel meines Pferdchens ſetzte! Stolz und unbändig gegen die andern, war er ſanft und unterwürfig gegen mich. Mein kleiner Page war ein Muſter von Anmuth und Dienſteifer. Mehr als einmal hat er ſein Leben gewagt, um das meine zu retten. Seine Geſchicklichkeit in allen Leibesübungen hatte ihn zum Wunder der ganzen Kolonie gemacht, und die ſchönen Damen der Inſel hätten mir ihn faſt durch Leckerbiſſen und Zuckerwerk, das ſie ihm ſchenkten, umgebracht. Eines Tages ... er war kaum ſechszehn Jahr alt ...

Hr. v. Boul. Nun?

Fr. v. Pr. Es gab ein großes Feſt auf der Inſel zur Ankunft des neuen Gouverneurs, und unter hundert Spielen ähnlicher Art auch auf der großen Ebene von

Artibonite ein Wettrennen. Die ganze creolische Noblesse war dabei versammelt. Die Mitwerbenden mußten maskirt seyn, damit der Preis, der von den Damen vertheilt ward, nur dem Würdigsten zu Theil werden solle. Jeder suchte nun an Gewandtheit und Kraft den Andern zu übertreffen. Da erschien auf einmal ein junger, wie die übrigen maskirter Mann, der sein Roß mit solcher Geschicklichkeit handhabte, daß von allen Seiten ein Beifallsgemurmel sich vernehmen ließ und seinen Sieg schon im Voraus anzuzeigen schien. In der That flog er auch wie ein Pfeil vorwärts, war bald allen seinen Nebenbuhlern voraus, und wurde mit Beifallssturm und Blumenspenden überschüttet. Als er unten an der Estrade ankam, auf welcher ich mit meiner Mutter saß, schlug er den Preis aus, den man ihm darbot, und gab durch Zeichen zu verstehen, daß er einen einzigen Lohn begehre, riß plötzlich dann seine Maske ab, und drückte einen glühenden Kuß auf meinen Nacken. Ein Schrei des Unwillens erscholl von allen Seiten. . . . „Ein Mulatte! ein Mulatte!“ rief meine Mutter, bleich vor Wuth: . . . und mit der silbernen Peitsche, die sie an ihrem Gürtel trug, schlug sie ihn ins Gesicht. . . . Er war es! es war Camille! . . . O welch ein Auftritt! . . . der Unglückliche! ich sehe ihn noch vor mir! . . . stumm . . . mit bebenden Lippen . . . das Gesicht von Blut überströmt und von Thränen, welche ihm die Schande auspreßte! . . . er konnte nur ein dumpfes Gestöhn

ausstoßen! ... Ich wollte zu ihm stürzen ... ihn beruhigen ... es war nicht mehr Zeit dazu. ... Von den Männern sich losreißend, die ihn festhalten wollten ... sprang er mit Einem Satze über die Schranken und verschwand für immer! ... Und ich ... ich weinte ... weinte, wie ich es noch jetzt thue. (Sie trocknet sich die Augen.) Denn ich kann nicht daran denken, ohne daß mir die Thränen in die Augen treten!

Hr. v. Boul. Und Sie haben ihn nie wieder gesehen?

Fr. v. Pr. (seufzend). Mein Gott, nein!

Hr. v. Boul. (für sich). Ich schöpfe wieder Athem.

Fr. v. Pr. Bloß in der Nacht nach diesem furchtbaren Auftritte ... während ich halb entschlummert war ... hörte ich unter meinem Fenster ein creolisches Lied leis anstimmen ... ein Lied, das ich nie vergessen ... das ich seit dem oft wiederholt habe. ... Warten Sie nur ... ich singe es Ihnen, so gut ich kann.

Weiße Blume, hier geboren,
Da Dich darf kein Schwarzer lieben,
Muß ich von der Welt nun scheiden,
Weil mir nichts mehr ist geblieben.
Lebe wohl, Du süße Herrin,
Der zu Lieb' ich viel ertragen,
Meine Schande, meine Liebe
Will ich nur den Sternen klagen,
Und im heißen
Bittern Leid dann sterben.

Hr. v. Boul. Das war er?

Fr. v. Pr. Ich eilte ans Fenster ... ich rief Camille ... Camille! ... vergebens! ... Man weiß nicht, was seitdem aus ihm geworden ist. ... Sie glaubten, er habe sich in den spanischen Theil der Insel geflüchtet.

Hr. v. Boul. Oder in die Wälder, wo er umgekommen seyn wird, wie so viele Andere.

Fr. v. Pr. (mit innerer Bewegung). O Gott!

Hr. v. Boul. Nun, nun ... wahrscheinlich ist es wenigstens! ... und also thut man am Besten, zu vergessen, was nicht zu ändern ist.

Fr. v. Pr. (traurig). Ach, ich fühle es wohl, daß es ein bloßer Traum ist ... [illegible]n mir aber eine Kleinigkeit, ein Nichts wieder ins Gedächtniß zurückruft: ... denn, sehen Sie, wie gestern Abends in der Oper ...

Hr. v. Boul. In der Oper?

Fr. v. Pr. Wir waren in Ihrer Loge ... als ich auf einmal uns gegenüber einen jungen eleganten Mann eintreten sah, dessen dunkle Gesichtsfarbe ...

Hr. u. Boul. Wieder ein Mulatte?

Fr. v. Pr. Allerdings! aber tausendmal graziöser, als alle Ihre jungen Leute, und da konnte er nun freilich in gar keiner Beziehung zu jenen armen Sklaven von Sankt Domingo gestellt werden ... aber dennoch ward ich durch seinen Anblick erschüttert ... und so oft er mich ansah ... und er sah mich oft an ... begann mir das Herz zu klopfen, mit einer Gewalt ...

Hr. v. Boul. (sucht das Gespräch zu unterbrechen).

Penelope.

Taschenbuch
für das Jahr 1818
der
Häuslichkeit und Eintracht
gewidmet.

Herausgegeben
von
Theodor Hell.

Mit 9 Kupfern und 2 Mustertafeln.

Leipzig,
bei J. C. Hinrichs.

Ach ja, ja ... wegen seiner Farbe ... ich begreife das ganz wohl ... frühe Erinnerungen ... Heimweh! ... Das ist allen fühlenden Herzen eigen. ... Nein, nein, meine theure Cäcilie, darüber machen Sie sich keine Sorge. Ihre Vermählung wird alle diese kleinen Visionen verscheuchen. Ich habe Ihr Wort, und so bald mein Sohn Ihr Gemahl seyn wird ...

Fr. v. Pr. Aber wer mochte nur der Mensch seyn? Wissen Sie seinen Namen?

Baron v. Tourvel (innerhalb). Hol der Henker den Chevalier Saint Georges!

Hr. v. Boul. Gott sey gelobt! Da kommt mein Sohn!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Baron v. Tourvel, im Jägeranzug, von links.

Bar. v. Tourv. (ohne die Anwesenden zu sehen). Muß er mir denn überall in den Weg kommen! Alle Wetter!

Hr. v. Boul. (zeigt ihm Frau v. Preste). Mein Sohn!

Bar. v. Tourv. (grüßend). O verzeihen Sie, Gräfin! ich sah Sie nicht. Wir müssen jetzt Alle ein so kurzes Gesicht haben! ... Ich habe Sie doch nicht warten lassen? ... Ich wäre außer mir! in Verzweiflung! ... Immer und immer war ich mit Ihnen beschäftigt.

Fr. v. Pr. Und zankten und ſchimpften doch ſo! Ich muß Ihnen ſchöne Dinge in die Gedanken bringen.

Bar. v. Tourv. Oh, es galt ja nur dem verwünſchten Chevalier Saint Georges!

Fr. v. Pr. Was hat er Ihnen denn gethan?

Bar. v. Tourv. Fragen Sie vielmehr, was er mir nicht gethan hat, dieſer Unglücksritter? Gott verdamme mich, aber ich glaube, er iſt bloß dazu in der Welt, um mich zur Verzweiflung zu bringen! Jetzt eben entführt er mir . . .

Fr. v. Pr. Eine Frau?

Bar. v. Tourv. Nein, ein Pferd!

Hr. v. Boul. Alberne Kleinigkeit! ein Pferd!

Bar. v. Tourv. Ein köſtliches Thier, das ſich aus den Ställen des Prinzen von Wales herſchreibt! (ſich zur Frau v. Preſle wendend.) Tauſend Louisd'or hätte ich darum gegeben! . . . Stellen Sie ſich vor, theure Gräfin, einen Hals, ſtolz und ſchlank wie Sophie Arnauld . . . kleine Füßchen wie die Guinard . . . und Augen! o Augen! . . . nun da kenne ich gar keine ſolchen Augen mehr . . . die Ihrigen ausgenommen.

Hr. v. Boul. Hm!

Fr. v. Pr. (lächelnd). Schönen Dank!

Bar. v. Tourv. (ſich verbeſſernd). Sans comparaison . . . verſteht ſich von ſelbſt.

Hr. v. Boul. (für ſich). Er wird ſich noch um den Hals reden!

Bar. v. Tourv. Kurz ein vollkommen ſchönes

Thier. Aber dabei unbändig, widerſpänſtig ... (zu ſeinem Vater) wie die kleine Präſidentin aus der Bretagne, Sie wiſſen ſchon?

Hr. v. Boul. (leis). Was ſprichſt Du da für albernes Zeug!

Bar. v. Tourv. (leis). Ganz recht! ... (laut.) Sein Eigenthümer, der Lord Dumbletton, konnte durchaus nicht damit fertig werden, und der Verſuche müde, verſprach er das köſtliche Roß dem zu überlaſſen, der es werde bändigen können. Wir ſtellten uns nun alle ſogleich in die Schranken ... ſechs bis ſieben ... Herr v. Lauzun, der Prinz v. Soubiſe, Lauraguais, andere der Art und ich, der, ohne Stolz zu ſagen, ziemlich feſt in den Steigbügeln iſt. ... Nun ja! ... vollſtändige Niederlage ... fünf bis ſechs Mal ausſchlagen ... da lagen wir alle ſammt auf dem Boden, mit mehr oder weniger zerbrochenen Ribben.

Fr. v. Pr. (lachend). Ja, dieſe Pferde ſind von einer Unhöflichkeit ...

Bar. v. Tourv. O nein, das iſts gar nicht, worüber ich mich ärgere! ... Da tritt auch dieſer Teufelskerl von Chevalier, dieſer ſchwarze Prinz mit in die Bahn ... ſchwingt ſich auf den Gaul, läßt ihn paradiren, courbettiren, macht ihn ſchmiegſam wie einen Handſchuh ... und hat das Pferd.

Fr. v. Pr. Der Chevalier Saint Georges?

Hr. v. Boul. Ganz recht, der, nach dem Sie ſich eben erkundigten.

Bar. v. Tourv. Wie? Sie hatten ihn bemerkt?

Fr. v. Pr. So im Vorübergehen. Geſtern in der Oper.

Hr. v. Boul. (ſcherzend). Es iſt allerdings eine bizarre Phiſiognomie.

Bar. v. Tourv. Das will ich meinen. Er ſieht aus wie ein Tintenklex in einer Puderſchachtel.

Fr. v. Pr. Ja, aber doch bei alle dem edle Züge, einen ausdrucksvollen Blick! ... Weiß man, wer er eigentlich iſt?

Hr. v. Boul. Gewiß irgend ein Abenteurer.

Bar. v. Tourv. In dieſer Hinſicht, ſchöne Dame, habe ich die genaueſten Nachrichten ... und ich kann Ihnen aufs Zuverläſſigſte ſagen ... daß man gar nichts weiß. ... Einige behaupten, er ſey ein überaus reicher Mexikaner ... Andere ein ruinirter Portugieſe ... ein abiſſiniſcher Prinz ... oder ein arabiſcher Korſar. ... Trotz deſſen iſt er die Seele aller Geſellſchaften; das Haus Orleans und Frau v. Monteſſon ſind ganz auf ihn verſeſſen. Vom Kopf bis zu den Füßen in Gold geſtickt, einherſtolzirend wie ein Marquis ... macht er Bonmots mit Laclos, ſicht mit der d'Eon, ſchreibt mit dem Schlittſchuh die Chiffer der Königin aufs Eis ... executirt eine Sonate mit ſeiner Reitpeitſche und tanzt die Menuett wie Veſtris! ... Wenn er mit alle dem nicht Premierminiſter wird, ſo müßte es nicht mit rechten Dingen zugehen.

Hr. v. Boul. (für ſich). Nun lobt er ihn noch aus allen Prädicaten!

Fr. v. Pr. Aber das ſind doch alles Talente . . .

Hr. v. Boul. (mit Ironie). Die mein Sehn aufs ſchrecklichſte übertreibt. Sein größtes Verdienſt liegt in der Bizarrerie ſeines Geſichts; ein gepuderter und parfümirter Mulatte! Das iſt etwas durchaus Originelles! Das iſt etwas Neues, und weiter braucht es nichts. Dazu Kapitain des Jagdgefolges des Herzogs von Orleans! . . . Aber trotz alles deſſen ein Lüderlich, ein Taugenichts!

Bar. v. Tourv. Allerdings ein ſchlechtes Subjekt, das noch dazu es wagt, Glück bei den Damen zu machen.

Fr. v. Pr. Wahrhaftig?

Hr. v. Boul. (dem Baron Zeichen machend, welche dieſer nicht ſieht). O das ſind Närrinnen!

Bar. v. Tourv. (lebhaft werdend). Nein, ganz und gar nicht! Allerliebſte Frauen! Er hat mir zwei bis drei vor der Naſe weggeſchnappt. Oh! (ſich beſinnend.) Oh! ich gäbe Tauſend Louisd'or darum, wenn ich . . .

Fr. v. Pr. Was denn, Baron?

Hr. v. Boul. (leis). So halt nur Dein Maul!

Bar. v. Tourv. Wenn ich . . . wenn ich das verteufelte Pferd wieder hätte . . . das mir immer im Kopfe herumgeht.

Hr. v. Boul. (für ſich). Ich muß ihm nur heraushelfen. (laut zu Fanchette, die eben auftritt.) Nun, wie ſtehts mit dem Zimmer, das wir beſtellt haben?

Fanch. Es iſt fertig.

Hr. v. Boul. Nun denn, meine theure Gräfin, geſchwind zu Ihrer Toilette. ... Ich habe noch hier in der Nähe etwas zu beſorgen.

Fr. v. Pr. Ich werde nicht lange warten laſſen! (für ſich im Abgehen.) Dieſer Saint Georges, von dem alle Welt ſpricht ... ich möchte doch nur wiſſen ... (geht mit Zanchette ins Haus.)

Fünfter Auftritt.

Herr v. Boulogne. Baron v. Tourvel.

Hr. v. Boul. Biſt Du verrückt? In Gegenwart Deiner Zukünftigen! ...

Bar. v. Tourv. Ja, ich habe doch wohl ein wenig zu frei geſprochen.

Hr. v. Boul. Tauſend Ungezogenheiten haſt Du geſagt! In einem Augenblicke, wo nur das Vermögen der Gräfin im Stande iſt, Deine zerrütteten Finanzen wieder herzuſtellen!

Bar. v. Tourv. (ungeduldig). Was verlangen Sie aber auch von mir, lieber Vater? Ich weiß ſelbſt nicht, wo mir der Kopf ſteht! Ich bin völlig wüthend! Bedenken Sie, daß ich ſeit vierzehn Tagen der kleinen Tänzerin Guimard den Hof mache!

Hr. v. Boul. Der Guimard alſo jetzt! ... Vor einem Monate war's die la Prairie.

Bar. v. Tourv. Oh, ſi donc! Die la Prairie iſt trocken, kalt, aus der Mode ... während die Guimard ... o! Tauſend Louisd'or gäbe ich darum, wenn

ich nur ihr kleines Füßchen küssen könnte, wenn sie so wie ein Zephir über die Bühne schwebt. Wie ein Schmetterling fliegt sie dahin, und man möchte ihr gleich nachschweben, in die Räume eines seligen Elysiums!

Hr. v. Boul. (ungeduldig). O! sie ist eine Göttin!

Bar. v. Tourv. Gott bewahre! Ein Ungeheuer ist sie, das mich nicht erhört! Sie soll eine heimliche Neigung für diesen verteufelten Saint Georges haben ... meinen Widersacher ... meinen Schwarzen ... sie ist närrisch auf ihn.

Hr. v. Boul. Was geht das mich an? ... Um so besser, wenn's so ist! Tänzerinnen! Tänzerinnen! Das ist ganz artig, dagegen habe ich nichts. Vor zwanzig Jahren hielt ich auch sehr viel auf dergleichen! Aber jetzt denke ich nicht mehr daran: aus Gründen! und Du solltest es eben so machen. Was geht Dich denn die Guimard, die la Prairie, die Lalotte und die Gogo an? Meinetwegen mag Dir der Chevalier die ganze Oper wegfischen ... wenn er Dir nur nicht Deine Braut wegfischt!

Bar. v. Tourv. Meine Braut? ... Frau v. Preslé?

Hr. v. Boul. Allerdings.

Bar. v. Tourv. Er sollte Absichten haben?

Hr. v. Boul. Das weiß ich nicht ... aber die Gräfin scheint sich sehr mit ihm zu beschäftigen ... sie hat ihn bloß gesehen, und dadurch sind schon alle Erinnerungen ihrer Kinderjahre wieder

in ihr erwacht! . . . O ſo ein creoliſches Köpfchen!

Bar. v. Tourv. (ſeinen Hut in die Stirn drückend). Hats denn dieſer verwünſchte Mohrenprinz in aller Art auf mich abgeſehen? . . . Das muß ein Ende nehmen . . . und ſo eine kleine Lection . . .

Hr. v. Boul. Das verbiete ich Dir! . . . ſeine bekannte Geſchicklichkeit . . .

Bar. v. Tourv. Bah! Fechtbodentenommee! . . . Ich weiß wohl, daß man von ihm ſagt, er nehme es mit einem Jeden auf . . . daß er mit der Piſtole eine Schwalbe im Fluge trifft . . . o! ich bin überzeugt, daß ſie aus bloßer Furcht herunterſtürzen. . . . Aber man muß das an Ort und Stelle ſehen! . . . er hat noch nie ein ernſtliches Rencontre gehabt . . . während ich! . . . ich bin dreimal dabei geweſen und dreimal . . . bleſſirt worden.

Hr. v. Boul. Das iſt ſehr tröſtlich.

Bar. v. Tourv. Zufall! . . . das beweiſt nichts. . . . Uebrigens ſpricht man von nichts als von ihm. Das iſt langweilig. So ein kleiner Degenſtoß würde mir gut thun.

Hr. v. Boul. Noch einmal, ich verbiete Dir das! (zärtlich.) Ein einziger Sohn . . . ein Taugenichts, den ich aber liebe, wie ein Narr. . . . Alle Wetter! . . . Wenn Du mir den Kummer machteſt! Nein, nein, ich habe ein anderes Mittel, den Chevalier zu entfernen, uns gegen ihn ſicher zu ſtellen.

Bar. v Tourv. Ein anderes Mittel!

Hr. v. Boul. (halb leis). Ja, ja! . . . eine Liebsintrigue mit der Frau eines Generalpächters . . . eines von den Matadoren . . .

Bar. v. Tourv. Der Mensch hat aber auch vor gar Niemand Respekt.

Hr. v. Boul. Das hat Allen die Köpfe verrückt.

Bar. v. Tourv. Das kann ich mir denken.

Hr. v. Boul. Da habe ich denn aus einer gewissen Ahnung mich ins Mittel geschlagen . . . und ich erwarte nun mit jeder Stunde . . .

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Joseph mit einem Briefe.

Jos. Herr General-Contreleur . . .

Hr. v. Boul. Was willst Du?

Jos. Ein Reitender, der in der goldnen Sonne abgestiegen, hat diesen Brief gebracht. Es sey etwas dringendes.

Hr. v. Boul. (den Brief erbrechend). Alle Wetter! Das wäre allerliebst. (Durchblickt das Papier.) Richtig! (zum Baron.) Wir sind nach Wunsch bedient.

Bar. v. Tourv. Was giebts denn?

Hr. v. Boul. Du sollst es erfahren. (Bei Seite.) Unser Chevalier wird diese Nacht in der Bastille schlafen. . . . Ein richtiger Verhaftsbefehl! . . . der wackere Herzog de la Veilliere hat immer alle Taschen voll für seine Freunde. (Zu Joseph.) Er wartet in der goldnen Sonne?

Joſ. Ja, gnädiger Herr.

Hr. v. Boul. (für ſich). Das iſt der Polizeidiener. (Zum Baron.) Ich muß Dich jetzt verlaſſen.

Bar. v. Tourv. Aber ſo erklären Sie mir nur ...

Hr. v. Boul. Ich habe jetzt keine Zeit. (Für ſich.) Ich muß dem Manne ſeine Anweiſungen geben. (Zum Baron.) Begleite Du die Gräfin. (Für ſich.) Jener Wagen, der mir manchmal bei kleinen Abenteuerchen ſo gute Dienſte that! Wie gemacht dazu! ... und wenn man ihn bei der Jagd überraſchen könnte. (Zum Baron.) Adieu, adieu, mein Sohn! ... Gieb Dir Mühe zu gefallen, hinzureißen! ... Ich ſtehe Dir dafür, daß Dich der Chevalier nicht dabei ſtören ſoll ... (geht mit Joſeph links ab).

Siebenter Auftritt.

Baron v. Tourvel, allein.

Er ſoll mich dabei nicht ſtören? Das iſt noch nicht ſo ausgemacht! Und mein Vater hat gut reden ... mit dieſem Teufelspatron giebt es nur eine Art, es zu Ende zu bringen ... ein tüchtiges Duell! (lebhaft auf- und abgehend.) Mein Herr Chevalier von Ebenholz, mein gepuderter Othello, Du ſchnappſt mir die Guimard weg, und willſt mir gar jetzt meine Frau entführen! ... Da gäbe ich doch 1000 Louisd'or darum ... doch nein, ich habe nur noch 25 ... aber einerlei, ich verſpräche 1000 Louisd'or, wenn ich mit ihm zuſammenträfe. ... Doch ſieh da, ich brauche

a

357 b

Goethe-Schiller-
Archiv
Weimar

das gar nicht! Da kommt er ja mit ſeinem gewöhnlichen Gefolge! ... Wir müſſen doch ſehen, wie wir uns ſo ein wenig an ihm reiben können.

Achter Auftritt.

Baron v. Tourvel. Saint Georges, La Morliere, de Langeac, Jäger und Piqueurs.

(Der Chevalier im reichen Jagdkleide nach engliſcher Sitte, die andern eben ſo, doch minder reich.)

Chor der Jäger (im Eintreten, zur Hörnerbegleitung).

Jagd und Liebe, Luſt und Freude,
Wein und Schönen, Wild und Kuß!
Ho! wir machen gute Beute,
Und es fehlt kein Kuß und Schuß.

St. Georg. (bei Seite, auf den Wagen im Hintergrunde blickend). Der Wagen da! ich täuſchte mich alſo nicht! ... Oh! wenn ich ſie wiederſehen könnte!

La Morl. Der Henker hole die verteufelten Hunde, die uns wieder nach Nancy zurückbringen.

St. Georg. Sie ſind auf falſche Spur gerathen.

Erſt. Piq. Herr v. Ramée war es zu weit, um den See herum zu reiten.

St. Georg. Während er ſelbſt mitten hinein ritt! ... Das hat ihn eben ſo verwirrt gemacht! ... Doch bah! Das ſchadet nichts, wir werden den Hirſch ſchon wieder annehmen ... oder irgend ein anderes

Wild. ... Und seht, hier sollt ihr indeß die Bekanntschaft der hübschesten Gastwirthin machen, die es nur geben kann.

Alle (zu ihm tretend). Wahrhaftig?

La Morl. In dieser Spelunke?

St. Georg. Der Wein ist abscheulich, aber die Wirthin ... wahrer Nektar! ... und dazu ein eifersüchtiger Ehemann!

La Morl. Dadurch wird sie hundertmal schöner.

St. Georg. Nun, ihr sollt selbst urtheilen. (Rufend und anklopfend.) Holla! he! Garçons! Mädchen! Bourdeaux! Champagner! Das Beste was ihr habt, wenn ihr was Gutes habt!

Bar. v. Tourv. (bei Seite). Was für ein Lärmen! ... als obs der Prinz selbst wäre! ... Und was für ein Gesicht! ... Die Frauen müssen doch einen ganz schlechten Geschmack haben.

La Morl. (zu St. Georges). Saint Georges! Siehst Du nicht?

St. Georg. Wen denn?

La Morl. (leis). Den Baron v. Tourvel, der dort herum spaziert.

St. Georg. (lachend). Er denkt an seinen Sturz vom Pferde! Er beißt in die Stangen!

La Morl. (leis). Du weißt, daß er Dich nicht ausstehen kann.

St. Georg. Nun wahrhaftig, das vergelte ich ihm redlich.

La Morl. Wegen der kleinen Guimard! Seit er Dich für seinen Nebenbuhler hält ...

St. Georg. (lächelnd). Sieht er alles schwarz! nicht wahr?

Alle. (lachend). Ho, ho, ho, allerliebst!

Bar. v. Tourv. (für sich). Alle Wetter, ich glaube, der Bursche hat es gewagt, über mich zu lachen! (nähert sich mit entschlossener Miene.) Herr Chevalier ...

St. Georg. Sie sinds, Baron! Freut mich unendlich! Und Sie sind nicht bei der Jagd? Sollte der kleine Unfall von heut früh ...?

Bar. v. Tourv. Bewahre, bewahre! ... aber ich habe ein Paar Worte mit Ihnen zu sprechen.

St. Georg. Augenblicklich.

Bar. v. Tourv. Nein, nachher! (auf einen Kellner zeigend, der Flaschen und Gläser bringt.) Man servirt Ihnen eben, da warte ich noch.

St. Georg. (grüßend). Wie es Ihnen gefällig.

Bar. v. Tourv. (für sich). Nehme ich Degen oder Pistolen?

La Morl. (zu St. Georges). Was hat er denn mit Dir?

St. Georg. (halb leis). Wer weiß? Vielleicht einen Degenstoß. Ich habe ihn viel zu lieb, um ihm eine solche kleine Gefälligkeit abzuschlagen. (Zum Kellner.) Was bringst Du uns denn da? ... Euern Krätzer? ... Ich habe Champagner verlangt! Vorwärts! Alle Wetter!

Fanch. (eintretend). Nun, nun, nein! Nur nicht ſo viel Lärmen, meine Herren! Wir haben vornehme Gäſte. Eine ſchöne Dame, die ſich da oben umkleidet.

St. Georg. (für ſich). Es iſt die Gräfin! (laut.) Ha! Du biſte, kleine Fanchette! ... allerliebſtes Engelspüppchen! ... Meine Herren, ich ſtelle Ihnen hiermit die Hebe von Rainey vor. Das Wunder dieſes Waldes (ſie umringen Fanchetten).

Bar. v. Tourv. (für ſich). Der Taugenichts! ... Aber ſie iſt wahrhaftig allerliebſt, die Kleine! ... ich muß ihr doch ein paar Wörtchen zuflüſtern.

Fanch. (wehrt ſich gegen die jungen Herren). O! laſſen Sie mich doch!

St. Georg. Wie ſpröd Du biſt! ... ein Roſenmädchen vom vorn Jahre!

Alle. Sie iſt Roſenmädchen geweſen?

St. Georg. Im vollſten Sinne des Wortes! nichts fehlte daran.

La Mort. (ſie umarmend). O dann ...

St. Georg. (ihn wegſchiebend). Das kommt uns von Rechts wegen zu.

Fanch. (ſich vertheidigend). Hat man das jemals geſehen! ... Das Mohrengeſicht!

St. Georg. Du fürchteſt Dich vor meinem Geſicht! ... Du liebſt die Schwarzbraunen nicht?

Fanch. (wie oben). Das kommt darauf an. Aber ſagen Sie mir doch: (auflachend.) Iſt das auch ächte Farbe?

St. Georg. Das kannſt Du gleich probiren. (Er küßt ſie.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Julien mit der Schürze und der Zipfelmütze, einen großen Rührlöffel in der Hand.

Jul. (unter der Thürſchwelle). Hoho! was ſoll denn das vorſtellen?

Fanch. Julien!

St. Georg. In der Zipfelmütze! Eheliches Symbol! ... Das muß der Mann ſeyn.

La Mort. Ein Mann! ... Bravo! ... Das macht die Sache intereſſant. (Sie fahren wie oben fort.)

Jul. (ſchreiend). Werden Sie einmal aufhören? Sie dort! ... Und Sie, ungebleichter Prinz, unterſtehen Sie ſich nicht, mit meiner Frau zu ſprechen!

Fanch. Da!

St. Georg. Was willſt Du denn? Ich ſpreche ja nicht mit ihr, ich küſſe ſie bloß. (Küßt ſie.)

Jul. (wüthend). Sapriſti!

St. Georg. (ſie noch einmal kuſſend). Stumm wie ein Fiſch.

Jul. (wirft ſeinen Rührlöffel dazwiſchen). Das iſt gar zu rührend!

Fanch. (ſich loswindend). So laſſen Sie mich doch!

Bar. v. Tourv. (für ſich.) Er wird Händel bekommen!

Jul. (ſchiebt ſeine Frau bei Seite). Das iſt doch

zu ſtark. (Er reißt einem Jäger den Degen aus der Scheide.) Ich bin vom Regimente Picardie, ich!

St. Georg. Darum alſo giebſt Du uns Wein von Deinem Regimente. Wahren Apfelwein.

Jul. (außer ſich). Meinen Wein ſchlecht machen, und meine Frau küſſen! ... vertheidigen Sie ſich, oder ich ſpieße Sie auf wie ein Rebhuhn.

Fanch. Sie werden ſich ſchlagen!

Alle (um ſie tretend). Bravo! ... der Mann!

St. Georg. (den Rührlöffel aufhebend). Alle Wetter, ich habe es da mit der ſtärkeren Parthie zu thun!

Jul. (auf ihn eindringend). Verführer!

St. Georg. (mit dem Löffel parirend). Menelaus, wie er leibt und lebt ... in der Küchenſchürze!

Jul. (wie oben). Böſewicht!

St. Georg. (eben ſo). Nimm Dich in Acht ... Du wirſt Dich verwunden. (Er ſchlägt ihn mit dem Löffel.)

Jul. (fechtend). Ich will Dir Deinen Wein ſchon zu Waſſer machen!

St. Georg. (parirend). Ich mag nicht in Deine Fußſtapfen treten! (berührt ihn.)

Jul. Oh! (erhält wieder einen Schlag.)

St. Georg. Es geſchieht ungern ... (ſchlägt ihn wieder) aber Du zwingſt mich dazu! (daſſelbe Spiel.)

Jul. Oh, oh!

St. Georg. Ich ſagte Dir's ja, daß Du Dir

Schaden thun würdeſt! ... Du verſtehſt ja nicht einmal den Degen feſtzuhalten! (ſchlägt ihn auf die Finger, ſo daß er den Degen fallen läßt.)

Jul. Alle Wetter! ... der hat eine Fauſt!

Alle (ihn ausſpottend). Gut getroffen!

Bar. v. Toury. (für ſich). Auf den Degen ſchlage ich mich mit ihm-nicht.

Jul. (auf ſeine durch St. Georges Stöße befleckte Schürze zeigend). Abſcheulich! Ich ſehe ja aus wie ein Schaumlöffel!

St. Georg. (die Handſchuhe abſchüttelnd). Das iſt Deine Schuld! Du zwingſt mich, zu Ehren eines armſeligen Stöpſels mir die Finger zu beſchmutzen.

Jul. (wieder heftig). Ei was, Stöpſel! Hier handelt ſichs um ganz andere Dinge. ... Aber damit iſt die Sache noch nicht aus. ... Der Degen ... nun, das iſt nicht meine Sache ... aber ich bin Dragoner geweſen! (in die Thür des Wirthshauſes rufend.) Jean, meine Piſtolen! (geht hinein, ſie zu holen.)

Fanch. Piſtolen! (zu St. Georges eilend.) Ach, gnädiger Herr, ich bitte Sie!

St. Georg. (lachend). Fürchte nichts, mein Kind.

Fanch. (außer ſich). Oh, Sie kennen ihn nicht ... wenn er einmal ſich etwas in den Kopf geſetzt hat ...

Jul. (wiederkommend, mit Piſtolen). Satisfaction will ich! ... auf Tod und Leben!

Fanch. (will ihn zurückhalten). Bedenke doch!

Jul. Das geht Dich nichts an! ... Das paſſirt unter uns Männern. (Auf die Jäger zeigend.) Dieſe Herren mögen Secundanten ſeyn.

Alle (lachend). Recht gern.

St. Georg. Ich ſoll ihm alſo wirklich den Hals brechen. ... Nun, wenn ihm ein Gefallen damit geſchieht ...

Jul. Ja, ja! vorwärts! Wir wollen ſehen! (zu St. Georges.) Da! Sie ſind ſchon geladen ... und hier ſind Kugeln ...

St. Georg. (eine nehmend). Kugeln? Bewahre! ... Ich könnte Dich ja todtſchießen! (ſieht auf den Boden, als ſuche er etwas.)

Jul. Was ſuchen Sie denn da?

St. Georg. Je nun ... irgend eine Kleinigkeit. ... Halt! (einen Nagel aufhebend). Da hab ichs ... ein Hufnagel.

Jul. Ein Nagel!

St. Georg. (ihn in die Piſtole ladend). Weiter brauche ich nichts, um Dir ein Auge auszuſchießen.

Jul. Ein Auge!

St. Georg. Damit Du künftig richtiger ſehen lernſt.

Fanch. (aufſchreiend). Ach, du mein Himmel, das würde ihm ſchön ſtehen!

St. Georg. (einige Schritte zurücktretend). Laß einmal ſehen: An welchem iſt Dir am wenigſten gelegen?

Jul. (eingeſchüchtert). Dasjenige ... welches ...

St. Georg. Auf 50 Schritte ... ich kenne meinen Schuß! ... alſo wähle!

Jul. (erſchrocken die Hand vor die Augen haltend). Wählen ſoll ich?

St. Georg. Das iſt ein Vortheil, den ich Dir angedeihen laſſen will! ... oder vielmehr ... nein! ... Du haſt noch kein Schild! (nimmt ihm die Schlafmütze ab.) Rühre Dich nicht! (er wirft die Mütze in die Höhe, zielt, ſchießt, und nagelt die Mütze auf das ſchwarze Schild.)

Alle Jäger. Bravo! Unvergleichlich!

Jul. Im Fluge!

Bar. v. Tourv. (für ſich). Alle Wetter! ... auf Piſtolen ſchlage ich mich auch nicht!

Frau v. Presle (am Fenſter des Gaſthofs erſcheinend). Welcher Lärmen? Was giebts denn? (bemerkt St. Georges.) Ha! Er iſts!

St. Georg. (bei Seite, ſie erblickend). Da iſt ſie! Ich wußte wohl, daß ich ſie zwingen würde, ſich zu zeigen. (Frau v. Presle, welche Niemand als St. Georges geſehen hat, verſchwindet ſogleich wieder.)

Jul. (verblüfft). Der kalte Schweiß läuft mir über die Stirn! Allmächtiger Gott, wenn mein Kopf noch in der Mütze geſteckt hätte!

St. Georg. (zu Julien). Und jetzt kannſt Du darüber ſetzen laſſen: Gaſthof zur Nachtmütze. (Alle lachen.)

Jul. (für ſich, voll Wuth). Und ich kanns ihm nicht ausbaden laſſen! (nach einer Pauſe.) Halt! mei-

ner Frau will ich ein Paar Worte ins Ohr ſagen ... das iſt eben ſo gut! ... So kommen Sie doch, Madame Julien! ... Gehen Sie nur immer ins Haus! Ich habe bloß ein Paar Wörtchen mit Ihnen zu ſprechen.

Fanch. (will davon flüchten). Ach, du lieber Himmel! Das kenne ich ſchon! ... Das geht nun wieder an!

Jul. Nur immer hinein! (treibt ſie ins Haus und folgt ihr.)

Bar. v. Tourv. (bei Seite). Ich will erſt noch ein Paar Fechtſtunden bei la Boeſſiere nehmen. ... Man läßt ſich doch nicht ſo mir nichts Dir nichts umbringen.

St. Georg. (ſich zu dem Baron wendend). Nun, mein Herr Baron ... Sie wollten mir ſagen?

Bar. v. Tourv. (verlegen). Nichts! ... o nichts! ... eine Kleinigkeit! ... hat gar keine Eile ... es war wegen des Pferdes ... Lord Dumbletton ... weil ich denn nun ... wenn Sie es etwa nicht behalten wollten ... ſo ſprechen wir noch darüber ... ſpäterhin. ... (Man hört Hörnerklang.) Die Jagd kommt in die Nähe ... und die Pferde für die Gräfin noch nicht da! ... ich muß es ihr nur gleich zu wiſſen thun (geht rechts ab).

St. Georg. (zu ſeinen Freunden). Was für ein Quodlibet! und um mir das zu ſagen, hat er eine Stunde hier gewartet.

Erſter Piqueur (vom Hintergrunde her rufend). Meine Herren! ... Der Hirſch kommt über die Chauſſée.

Berechnung

der

Einnahme und Ausgabe

im Jahr 1818.

La Morl. Geſchwind zu Pferde!

Alle. Zu Pferde! zu Pferde! (Alle eilen unter Hörnerblaſen, welches nach und nach ſchwächer wird, zur linken Seite ab. Nur St. Georges bleibt.)

Zehnter Auftritt.

St. Georges. Dann Frau v. Preele.

St. Georg. (nach dem Fenſter ſehend). Lauft nur, lauft! ich werde mich wohl hüten, von der Stelle zu weichen, denn wenn ich meiner Ahnung glauben darf. . . . (Erblickt Frau v. Preele.) Ich hatte mich nicht geirrt! Da iſt ſie! (geht in den Hintergrund.)

Fr. v. Pr. (im Amazonenkleide aus dem Gaſthofe tretend). Ein Streit . . . vielleicht ein unglücklicher Zufall. . . . (Erblickt St. Georges und bleibt ſtehen.) Nein! . . . er iſt allein!

St. Georg. (näher tretend). O! gnädige Frau! Wie viele tauſend Male habe ich Sie um Verzeihung zu bitten! Ich habe Sie erſchreckt, ich ſehe es . . .

Fr. v. Pr. (bewegt). Ja . . . ich geſtehe Ihnen, mein Herr . . . dieſer plötzliche Tumult . . . dieſes Geſchrei . . .

St. Georg. O es war nichts, gar nichts! Eine Piſtole, die ich probirte . . . wenn ich hätte ahnen können! . . . Alles in der Welt gäbe ich darum, eine ſo unverzeihliche Ungeſchicklichkeit wieder gut zu machen . . . und das Glück zu genießen, Ihnen meine Dienſte anbieten zu dürfen.

Fr. v. Pr. (ihn ſcharf betrachtend). Mein Herr. ... (Für ſich.) Er iſt es doch vielleicht nicht.

St. Georg. (für ſich). Wie ſie mich anſieht! (laut.) Sie wollen ſich zur Jagd begeben? ... Soll ich Ihre Leute rufen? ...

Fr. v. Pr. (lächelnd). Das würde vergeblich ſeyn! ... von den zwei Cavalieren, die mich dazu begleiten ſollten, erblicke ich keinen einzigen mehr.

St. Georg. (ſchnell). Ich würde mich glücklich ſchätzen, an ihre Stelle zu treten. Befehlen Sie über mich, gnädige Frau! ... (ſich beſinnend, voll Reſpekt.) Ich gehöre zu dem Gefolge Seiner Hoheit, gnädige Frau ... dieß iſt Ihnen ſchon Bürge für meine Verehrung ... wenn auch Ihr Anblick ſie nicht ſchon geböte.

Fr. v. Pr. (für ſich). Auch ſogar ſein Ton! (laut.) Wenn ich mich nicht irre, ſo habe ich die Ehre, mit dem Chevalier von St. Georges ...

St. Georg. Ja, gnädige Frau. ... (Lächelnd.) Ich bin zu leicht kennbar, als daß man ſich irren könnte ... ein ganz eigenthümliches Gepräge ...

Fr. v. Pr. (verlegen). Das meinte ich nicht.

St. Georg. Genieren Sie ſich nicht. (Mit Anmuth.) Es iſt unter jeder Beziehung ſchon ein Glück, die Aufmerkſamkeit der Damen auf ſich zu lenken, und ſo würde ich denn dieſes glückliche Privilegium ſegnen, wenn es mir die der reizendſten Dame am ganzen Hofe verſchafft hätte.

Fr. v. Pr. (für ſich). Er drückt ſich ſehr gut aus.

St. Georg. Dieſe dunkle, traurige Farbe ſoll auf einer andern Hemisphäre das Zeichen der Sklaverei ſeyn. O! ich bin für immer damit zufrieden; denn kann man da, wo Geiſt und Anmuth herrſchen, ſich die Freiheit wünſchen?

Fr. v. Pr. Wahrhaftig, mein Herr, ſolche Schmeicheleien.... (Mit Abſicht.) Sie ſind nicht in Frankreich geboren?

St. Georg. (ſchnell). Nein, nein, gnädige Frau, ich gehöre einer portugieſiſchen Familie in Peru an, die bei der Ankunft des neuen Vicekönigs...

Fr. v. Pr. (für ſich). Nun, da ſieht man, wie albern ich bin!

St. Georg. Aber es iſt jetzt wahrſcheinlich nicht Zeit, Sie mit den Heldenthaten meiner Ahnen zu langweilen... wir müſſen der Jagd nach und Sie haben nur über mich zu befehlen.

Fr. v. Pr. Aber wir ſehen uns ja heut zum erſten Male!

St. Georg. Oh, in Frankreich kennt man ſich, ohne ſich je geſehen zu haben... und wenn Sie mir erlauben?

Fr. v. Pr. (lächelnd). Ich fürchte nur zu viele ſchöne Damen mir zu Feindinnen zu machen.

St. Georg. (feurig). Gilt dieß Beiwort auch nur für eine neben der reizenden Gräfin v. Preſle?

Fr. v. Pr. (ſchnell). Sie kennen mich?

St. Georg. (verlegen). O nein!

Fr. v. Pr. Und doch?

St. Georg. (ſich faſſend). Ich hörte Ihren Namen nennen ... ſo bald man Sie geſehen hat ... muß man auch zu erfahren wünſchen ...

Fr. v. Pr. (für ſich). Dahinter ſteckt etwas, das ich wiſſen muß. (Laut.) Wo ſind aber nur meine Pferde?

St. Georg. Aengſtigen Sie ſich deßhalb nicht ... die meinen ſind hier. ... (Nach links zeigend.) Ich habe gerade einen kleinen allerliebſten Braunen ... den ich für die Gräfin von Praslin beſtimmte.... (Nach links gehend.) Sehen Sie! Er iſt geſattelt und gezäumt.... Ich flehe Ihnen dafür! ... Uebrigens werde ich Ihnen auch nicht von der Seite weichen.

Fr. v. Pr. Das beſtimmt mich.

St. Georg. (für ſich). Welch ein Glück! (in die Couliſſe redend und Zeichen gebend, die Pferde herbeizuführen.) Telemaque!

Fr. v. Pr. (ihm mit den Augen folgend und für ſich). Ich will dieß Geheimniß ſchon durchdringen ... mit etwas Geſchicklichkeit und Koketterie! ... Es wäre freilich das erſtemal ... aber man muß die Landes-Mode nun einmal mitmachen.

St. Georg. (für ſich). Zwei Stunden ... an Ihrer Seite! (bietet ihr die Hand.) Gnädige Frau! (In dieſem Augenblicke tritt ein Polizeidiener in einem Mantel, der im Hintergrunde erſchien und St. Georges beobachtet hatte, näher zu ihm.)

Polizeid. Herr v. St. Georges?

St. Georg. (ohne die Hand der Frau v. Pretle loszulaſſen). Was wünſchen Sie?

Polizeid. Ein Wort?

St. Georg. Ich habe jetzt keine Zeit.

Polizeid. Von Sr. Hoheit.

St. Georg. Ah dann! (zu Frau v. Pretle.) Verzeihen Sie, gnädige Frau ... der Dienſt ... ohne Zweifel dringende Aufträge ... der Marquis v. Langeac, den ich dort erblicke, wird für den Augenblick meine Stelle vertreten.

Fr. v. Pr. Aber Sie kommen wieder zu mir?

St. Georg. Im Augenblicke ... für jetzt laſſe ich mir die ſüße Pflicht nicht nehmen, Ihnen den Steigbügel zu halten! (Zum Polizeidiener.) Ich bin augenblicklich wieder hier. (Geht links mit Frau v. Pretle ab.)

Elfter Auftritt.

Der Polizeidiener. Seine Leute. Dann Julien.

Polizeid. Er kann uns nicht entwiſchen. (Zu ſeinen Leuten, die durch die Hecke verborgen werden.) Seyd Ihr da? (ſie ſtecken die Köpfe durch die Hecke.) Gut! Laßt Euch von Niemand erblicken! (ſie verſchwinden. Er ruft nach der Poſt zu.) Poſtillon! Poſtillon!

Jul. (auftretend). Was giebts?

Polizeid. (auf den Wagen im Hintergrunde zeigend). Zwei Pferde an dieſe Chaiſe ...

Jul. Sie gehört Herrn v. Boulogne.

Polizeid. (ihm ein Papier zeigend). Er borgt ſie mir. Hier ſein Atteſt.

Jul. Ah bah!

Polizeid. Und nun raſch! Es gilt eine Arreſtation auf Befehl des Königs.

Jul. (erſchrocken). Eine Arreſtation!

Polizeid. So zittre doch nicht ſo! Man ſollte glauben, Du machteſt eben Deinen Wein! Es gilt ja nur dem Chevalier v. Saint Georges.

Jul. (freudig). Dem Chevalier? ... dem Mohrenprinzen! Oh! das iſt ja ganz vortrefflich! Oh der große König! der gute König! der allervortrefflichſte König! Hoch lebe der König! ... Meine beſten Pferde, und ich ſelber fahre.

Polizeid. (tritt zum Wagen und öffnet den Schlag mit einem Schlüſſel). Zieh indeß Deine Stiefeln an.

Jul. Auf der Stelle! Ich will Dich lehren, Du eingepudertes gebackenes Pflaumengeſicht, dem Regiment Picardie ſolche Schande anzuthun! ... He da! den Grauſchimmel! meine Stiefeln! meine Peitſche! (verſchwindet unter dem Schuppen.)

Polzeid. Es iſt ein Schloß daran ... ein Schlüſſel. ... Vortrefflich!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Saint Georges, der von links wieder auftritt und mit der Hand zurückgrüßt.

St. Georg. In wenigen Augenblicken, reizende Gebieterin! (für sich.) Da fliegt sie hin!... sie sitzt zu Pferde wie ein Engel!... O wenn ich nur schon wieder bei ihr wäre! (sich schnell zum Polizeidiener wendend.) Nun, mein Herr! was haben Sie mir zu sagen?

Polizeid. Daß Sie mir augenblicklich folgen müssen.

St. Georg. Ihnen folgen?... und wohin denn?

Polizeid. In die Bastille.

St. Georg. (staunend). Ich!

Polizeid. Ja, Sie!

St. Georg. Das ist gar nicht möglich!... Da waltet ein Irrthum vor!... Wissen Sie denn auch, wer ich bin?

Polizeid. Der Chevalier Saint Georges, Kapitain des Jagdgefolges Sr. Hoheit des Herzogs von Orleans.

St. Georg. Und Sie haben Befehl, mich...

Polizeid. In die Bastille zu bringen.

St. Georg. (heftig). Alle Wetter!

Polizeid. (seinen Leuten ein Zeichen gebend, welche vortreten). Keinen Widerstand, Herr v. Saint Georges; es ist für alles gesorgt, und diese Leute...

St. Georg. (lächelnd). O, mein Herr Polizeid!

diener, und wenn es noch einmal so viel wären, wär ich wohl Mannes genug, sie aus dem Felde zu schlagen ... und Sie zur Zugabe, wenn ich mirs vornähme ... aber der Hofstaat Seiner Hoheit muß mit einem guten Beispiele des Respekts für die Befehle des Königs vorangehen. Also gehorche ich.

Polizeid. (geht zum Wagen). Ich hatte von Ihrer Höflichkeit nichts anderes erwartet.

St. Georg. (für sich). Und die Gräfin, die auf mich wartet! Das ist doch höchst unangenehm!

Polizeid. (ihm den Wagentritt zeigend). Beliebts, Herr v. St. Georges?

St. Georg. Nach Ihnen, mein Herr, wenn ich bitten darf.

Polizeid. Oh! ich kenne meine Schuldigkeit.

St. Georg. (in den Wagen steigend). Man kann unmöglich Jemand mit größerer Zierlichkeit arretiren! ... Ich werde Sie meinen Freunden empfehlen. (Bemerkt, daß jener die Wagenthür verschließt.) Was machen Sie denn da?

Polizeid. Oh nichts ... gar nichts! nur eine kleine Vorsicht ... ich verschließe die Thür. ... Man wird nun gleich anspannen und in fünf Minuten ...

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. La Mortiere und 2 andere Jäger.

La Mort. He da! Chevalier! ... wo bist Du denn?

St. Georg. (ſteckt den Kopf zum Wagenfenſtre heraus). Wer ruft?

La Morl. Was zum Teufel machſt Du denn da? ... wo willſt Du denn hin?

St. Georg. In die Baſtille, mein Freund.

La Morl. In die Baſtille?

St. Georg. Ja! ... hier iſt noch ein Platz, wenn Du mitwillſt ... eine gute Gelegenheit, eine Rückfuhre.

La Morl. (zum Polizeidiener). Was ſoll denn das bedeuten? ... Ein Offiziant des Prinzen in die Baſtille?

Polizeid. Wir haben Befehl dazu.

La Morl. (hitzig werdend). Das iſt nicht möglich! ... ihr ſeyd Spitzbuben!

Polizeid. Mein Herr!

St. Georg. (im Wagen). La Morliere!

La Morl. (immer heftiger). Ja, ja, das iſt eine Hinterliſt, ein Fallſtrick ... irgend eine Privatrache ... aber ich dulde das nicht. (Zu den Jägern). Hierher, meine Freunde! Jagen wir ſie fort, dieſe Canaillen! (ſie ziehen den Degen. Der Polizeidiener ſetzt ſich nebſt ſeinen Leuten zur Wehr, und läßt dabei den Wagenſchlüſſel fallen.)

Polizeid. Rebellion! Widerſetzlichkeit! Meine Herren! Sehen Sie zu, was Sie thun!

La Morl. (auf ſie eindringend). Ihr Lumpenpak, ich will Euch ſchon zeigen ... (Alles drängt ſich nach links von der Bühne.)

Vierzehnter Auftritt.

Saint Georges, allein im Wagen. Dann Baron v. Tourvel.

(Schreiend.) La Morliere! Bist Du toll? Meine Herren! Das kann übel ablaufen! ... Sie hören mich nicht! Er ist im Stande, die ganze Polizei über die Klinge springen zu lassen! ... Das hat er von mir gelernt! ... Aber kann er denn nicht wirklich Recht haben? ... Wenn das nur so ein Handstreich aus Privatrache wäre? ... (versucht zu öffnen.) Nicht möglich! ... zugeschlossen! ... und Niemand da! ... Nun frage ich Jemand, wem ich hier ähnlich sehe? Ich komme mir vor, wie ein Aushängeschild an einen Kramladen: „zum Mohrenköpfe!" ... Ha, ha, ha! (sieht auf den Boden.) Was glänzt denn dort am Boden? ... Der Schlüssel zur Wagenthür ... der brave Polizeimann hat ihn im Tumult fallen lassen. ... (Streckt die Arme heraus.) Wenn ich ihn erlangen könnte! ... Ach nein! ich habe dazu nicht lange Finger genug! (nach links sehend.) Wer kommt denn da? ... Der Baron v. Tourvel! ... Wenn ich! ... vielleicht! ... Er ist nicht gerade der Klügste!

Bar. v. Tourv. (geht schnell übers Theater und ins Wirthshaus). Endlich sind die verwünschten Reitpferde da! ... ich muß nur gleich sehen, ob die Gräfin fertig ist? (ab.)

St. Georg. Die Gräfin! ... sollte er auch

Januar.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Absichten haben? ... Ein Grund mehr! ... Da kommt er wieder!

Bar. v. Tourv. (zu sich selbst, indem er mit dem Fuße stampft). Fort! ... wie? ... wohin? ... Das ist gerade so wie mirs immer geht!

St. Georg. (für sich). Aufgepaßt! (laut und im Wagen sich umherwerfend.) Ja! es ist ein schändlicher Streich! ein abscheulicher Fallstrick!

Bar. v. Tourv. (spöttisch). Ei! Sie sinds, Herr v. St. Georges? ... schon so schnell die Jag' verlassen? ... Fahren ohnstreitig nach Paris?

St. Georg. Ganz wider meinen Willen, das kann ich Ihnen versichern, lieber Baron.

Bar. v. Tourv. Wider Ihren Willen?

St. Georg. Ich bin ein Gefangener.

Bar. v. Tourv. (lachend). Bah!

St. Georg. Buchstäblich wahr! ... Ein abscheuliches Abenteuer!

Bar. v. Tourv. Irgend ein Nebenbuhler?

St. Georg. Ganz und gar nicht! ... Viel närrischer, mein Freund! ... Eine Dame läßt mich entführen.

Bar. v. Tourv. Eine Dame! (bei Seite). Der Geck! Das ist mir ja noch nie passirt! (laut.) Wie denn so?

St. Georg. Kommen Sie nur hierher ... ich will's Ihnen ausführlich erzählen. ... Sie kennen die kleine Tänzerin, die Gulmard?

Bar. v. Tourv. (für sich). Alle Wetter!

St. Georg. Stellen Sie sich vor, daß die kleine Hexe auf einmal sich in mich verliebt hat.

Bar. v. Tourv. (für sich). Und ich brenne auf sie!

St. Georg. Ich aber nicht im geringsten in sie.... Ich finde sie lang, mager, gelb ...

Bar. v. Tourv. (für sich). Grobian! Er hat eben ein Recht, von gelb zu reden.

St. Georg. Sie hat mich wenigstens zwanzigmal zum Souper in ihrem Absteigequartier eingeladen, immer habe ichs abgeschlagen. Hat alles nichts geholfen! In Verzweiflung über meine Weigerung hat sie mich hier von Spitzbubenkerls festnehmen lassen, und will mich nun zwingen ...

Bar. v. Tourv. Mit ihr zu soupiren?

St. Georg. (lächelnd). Aber ich will sie schon anführen ... ich ... ich esse keinen Bissen!

Bar. v. Tourv. (für sich). Gott! ist der dumm!

St. Georg. Ist das nicht eine Infamie?

Bar. v. Tourv. Ei bewahre! Und wenn ich an Ihrer Stelle wäre ...

St. Georg. Da möchte ich doch einmal sehen, was Sie anfingen.

Bar. v. Tourv. Wie? Sie wollten mir Ihre Stelle abtreten?

St. Georg. Mit dem größten Vergnügen.

Bar. v. Tourv. Das wäre herrlich! Aber wie das anfangen?

St. Georg. Nichts leichter als das! ... Da! ... heben Sie dort den kleinen Schlüssel auf, den

meine Entführer unversehens haben fallen lassen ... als sie fortgingen, um die Pferde zu bestellen ... er muß die Thür hier schließen ...

Bar. v. Tourv. (öffnet). Prächtig!

St. Georg. (auf den Boden springend). Tausend Dank!

Bar. v. Tourv. Keine Ursach!

St. Georg. Und nun nehmen Sie schnell meinen Platz ein.

Bar. v. Tourv. Allerliebst! Herrlich! O die Guimard! ... (stehen bleibend.) Aber mein Himmel! wenn sie mich erblickt, wird sie ja gleich den Unterschied zwischen weiß und schwarz ...

St. Georg. (ihn immer fortschiebend). Bewahre! bewahre! ... sie wartet auf mich ... in einem kleinen dunkeln Zimmerchen ... ganz hinten im Garten.

Bar. v. Tourv. O Du hartherzige Guimard, ich werde Dir dann also sagen können ...

St. Georg. (ihn vollends in den Wagen schiebend und einschließend). Sagen Sie ihr, was Sie nur wollen ... aber lassen Sie die Rouleaux herab ... denn man kommt! ... So! ... Und still wie im Grabe, damit man nichts von dem Unterschieben merkt! ... Nun dann, glückliche Reise! (seitwärts und hinter die Hecke schlüpfend.) Es war die höchste Zeit! (verschwindet einen Augenblick lang links.)

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Polizeidiener. Julien. Dann nach und nach Herr v. Boulogne von rechts, Frau v. Presle, La Morliere, Langeac, Jäger, von links Piqueurs.

(Man hört Hörnerklänge, die sich nach und nach nähern, und das Halali blasen.)

Polizeid. (ganz erhitzt). Nun geschwind! ... Die unsinnigen Menschen holen Verstärkerung herbei, und die Jagd kommt hierher. (Ruft.) Postillon! Postillon!

Jul. (außerhalb). Da bin ich!

Polizeid. (die Rouleaux ansehend). Er hat die Rouleaux heruntergelassen. ... Der Gefangene will ein Schläfchen machen. ... Desto besser!

Hr. v. Boul. (am Fenster des Wirthshauses, nach dem Schuppen sehend). Vortrefflich! ... er ist in der Falle! ... Ich habe Sorge dafür getragen, daß er ganz verborgen und streng verwahrt gehalten wird ... bis die Vermählung meines Sohnes vorbei ist.

(Hörner und Eintritt der Jäger mit dem Chor.)

Polizeid. Nun fort! Postillon! zu Roß!

Jul. (dem man noch einmal rechts einschenkt). Auf der Stelle! ... Sie sollen die Peitsche gleich tüchtig knallen hören.

Jägerchor. Die Jagd ist aus bei Hörnerklang,
Der Sieg ward uns zu Theil

Er iſt bei Scherz und Geſang
Für keinen Lorbeer feil.

(Sie ſtellen ſich an die Seite.)

La Morl. (geht über die Bühne rechts und tritt zu der Frau v. Preske und den Jägern, die von links herkommen). Der arme Saint Georges! (auf den Wagen zeigend.) Da drinnen haben ſie ihn gefangen!

Fr. v. Pr. Mein Gott!

La Morl. Sie bringen ihn in die Baſtille!

Alle. Das dürfen wir nicht leiden!

St. Georg. (hat ſich von der Jägergruppe verſteckt, hinter Frau v. Preske geſchlichen und flüſtert ihr zu). Tragen Sie keine Sorge ... da bin ich!

Fr. v. Pr. Aber wie? ... wer denn ſonſt?

St. Georg. Ein guter Freund, der meine Stelle eingenommen hat.... Aber ſtill!

Polizeid. (auf dem Kutſchbock, zum Poſtillon). Vorwärts!

Jul. (innerhalb, mit der Peitſche knallend). Marſch!

(Man ſieht den Wagen fortfahren.)

St. Georg. (verſteckt). Glückliche Reiſe!

(Ende des erſten Akts.)

Zweiter Aufzug.

Die Bühne ſtellt einen Gartenſalon im Geſchmack zu Ludwig XVI. Zeiten vor. Thüren im Hintergrund und an den Seiten. Rechts vorn ein Clavier, auf welchem Muſikalien und eine Violine. Links eine Toilette, an welcher Frau v. Presle ſitzt, der eine Kammerfrau vollends die Haare ordnet.

Erſter Auftritt.

Frau v. Presle. Herr v. Boulogne. Kammerfrau.

Fr. v. Pr. Heut Abend ſchon den Kontrakt!

Hr. v. Boul. Der Notar iſt in Kenntniß geſetzt ... und in zwei Stunden ...

Fr. v. Pr. Unmöglich! Sie wiſſen, daß ich Geſellſchaft habe! Wir muſiziren.

Hr. v. Boul. Um ſo mehr! ... Niemand wird glauben, daß mitten in einer Geſellſchaft ... und da Sie durchaus darauf beſtehen, daß alles insgeheim ...

Fr. v. Pr. Bewahre! Ich ganz und gar nicht. Sie haben es ja verlangt.

Hr. v. Boul. Allerdings ich . . . aber um Ihretwillen . . . eine junge Witwe! . . . die Redensarten . . . (für ſich) und die Mittheilungen über meinen Sohn, die dann nicht ausgeblieben wären.

Fr. v. Pr. Mir einerlei, mein lieber Contrôleur . . . aber man bringt doch eine arme Witwe nicht ſo über Hals und Kopf wieder unter die Haube!

Hr. v. Boul. (für ſich). Alle Wetter! ſollte der verwünſchte Chevalier ſchon Eindruck gemacht haben!

Fr. v. Pr. Alſo morgen vielleicht . . . übermorgen . . . es drängt ja nichts.

Hr. v. Boul. Das wünſchte ich wohl! . . . aber es iſt unmöglich, jetzt noch zurückzutreten.

Fr. v. Pr. Wie?! (Die Kammerfrau geht ab.)

Hr. v. Boul. Sie werden bös auf mich werden! Der König, den ich von unſern Angelegenheiten in Kenntniß geſetzt hatte, will durchaus noch vor Schlafengehen dieſen Abend den Kontrakt unterzeichnen.

Fr. v. Pr. Dieſen Abend!

Hr. v. Boul. (mit gleichgültigem Tone). Ja . . . zugleich mit dem des Herrn v. Saint Georges.

Fr. v. Pr. (betroffen). Saint Georges! Der Chevalier heirathet?

Hr. v. Boul. So ſagt man. (Für ſich.) Er iſt unter Schloß und Riegel, kann mich alſo nicht Lügen ſtrafen.

Fr. v. Pr. Und wen?

Hr. v. Boul. Eine Engländerin, glaube ich . . . eine reiche Erbin. (Für ſich.) Es iſt nicht un-

eben, ſo etwas fallen zu laſſen ... hebe es auf, wer Luſt hat.

Fr. v. Pr. (bewegter). Und iſt ſeine Braut hübſch?

Hr. v. Boul. Wahrhaftig ... das weiß ich nicht ... das intereſſirt mich ſo wenig.

Fr. v. Pr. (lebhaft). Oh ... und mich erſt ... denn ich begreife gar nicht, was für eine Wuth man hat, mir immer von dem Chevalier Saint Georges vorzureden! ... Uebrigens haben Sie Recht, Controleur ... man kann es da durchaus nicht länger verſchieben ... der König ſelbſt ... eine ſolche Ehre ... und dann haben Sie auch mein Wort ... ein alter Freund meiner Mutter ... noch heut Abend unterzeichne ich ... gleich auf der Stelle, wenn Sie wollen.

Hr. v. Boul. (für ſich). Triumph! (ihr die Hand küſſend.) Eben ſo gut als ſchön!

Fr. v. Pr. (lächelnd). Aber meinen künftigen Herrn Gemahl muß ich doch erſt wieder zu Geſicht bekommen ... ſeit der Jagd von heut früh ...

Hr. v. Boul. Ich werde ihn Ihnen gleich herſchicken. (Für ſich.) Wenn ich ihn erwiſche! Wo zum Henker mag er nur ſtecken? Ich habe ihn gar nicht wiedergeſehen! (laut.) Er läuft wahrſcheinlich nach den Hochzeitsgeſchenken herum.... (Für ſich.) Glücklicherweiſe habe ich ſelbſt daran gedacht, denn er ließ ſich lieber aufhängen, als daß ... (laut.) Er wird gewiß ſeinen vortrefflichen Geſchmack darin Ihnen zeigen.... So leben Sie denn wohl, liebenswürdigſte aller Schwiegertöchter!

Fr. v. Pr. Wenn man Sie so artig sieht, sollte man wirklich glauben, Sie wären der Bräutigam.

Hr. v. Boul. O! wenn ich das doch seyn könnte! aber leider bin ich nur der glücklichste aller Schwiegerväter! (geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Frau v. Presle, allein. Nach einer Pause.

Er verheirathet sich! (lebhaft). Was geht denn das mich an? Ein Mensch, den ich nur Einmal gesehen hatte, und welchen trügerische Erinnerungen . . . nein, nein, es muß mir gleichgültig seyn! (mit verändertem Tone.) Und doch! wenn ich ihn mit dem Baron vergleiche! . . . so viele Anmuth, Geist und Muth! . . . selbst seine eigenthümliche Phisiognomie . . . man mag sagen, was man will, er sieht doch nicht wie so ein Alltagsmensch aus, und ich möchte doch um jeden Preis . . .

Dritter Auftritt.

Frau v. Presle. Die Kammerfrau.

Kammerfr. Gnädige Frau! Gnädige Frau!

Fr. v. Pr. Was giebts denn?

Kammerfr. (halbleis). Er ist da.

Fr. v. Pr. Wer denn?

Kammerfr. Der Diener des Herrn v. St. Georges, den Sie verlangt haben.

Fr. v. Pr. Ah! das iſt ſehr unnöthig. (Sich verbeſſernd.) Oder vielmehr . . . ja, ja, er ſoll kommen! . . . da ich ihn durch Zufall wiedererkannt habe . . . ſo kann er mir ſagen . . . (die Kammerfrau hat unterdeß Plato hereingelaſſen.) Es iſt gut: . . . wenn Jemand kommt . . . melde es mir erſt. (Kammerfrau ab.)

Vierter Auftritt.

Frau v. Presle. Plato.

Plato (das Zimmer betrachtend). Alle Wetter! was für Meublen! Das muß wenigſtens eine Herzogin ſeyn . . . oder eine Tänzerin.

Fr. v. Pr. (rechts ſitzend). Näher, mein Freund.

Plato (für ſich). Es iſt doch recht angenehm, einem Herren zu dienen, der eben Mode iſt. Man hat es nur mit vornehmen Leuten zu thun.

Fr. v. Pr. Sie ſind im Dienſt des Chevalier St. Georges?

Plato. Sein Kammerdiener, zu Befehl.

Fr. v. Pr. Sie kennen mich nicht?

Plato. Nein, gnädige Frau.

Fr. v. Pr. Aber ich kenne Sie . . . Sie heißen Plato.

Plato (erſtaunt). Ganz recht.

Fr. v. Pr. Sie waren Aufſeher der Neger in St. Domingo . . . bei der Marquiſe Saſſenaye . . . meiner Mutter.

Plato (bewegt). Ihrer Mutter! . . . die Mar-

Die Schildjungfrau von Fr. Laun.

quise! . . . wie? gnädige Frau, das sind Sie! (näher tretend, um sie zu betrachten.) Ja, wahrhaftig! Diese zarten, lieblichen Züge . . . dieses freundliche Lächeln!

Fr. v. Pr. (ihm die Hand zustreckend, die er küßt). Ja, ja, mein Freund! Du siehst, daß ich Dich nicht vergessen hatte.

Plato (sich die Augen trocknend). Ach! es ist mir, als ob ich noch auf der Plantage de la Rosa wäre . . . damals, wo ich in der Blüthe meines Ruhmes stand! das war doch noch ein Ort, wo es mir wohl ging! Vierhundert Neger unter meinem Commando, die ich ganz vortrefflich und väterlich commandirte. (Ausdruck des Schlagens. Dann seufzend.) Alte gute Zeit! Manchmal that mir freilich der Arm etwas weh . . . weil ich, damit die Sache gehörig gemacht werde, alles selbst besorgte. (Mit Innigkeit.) Die armen guten Kinder! Sie werden mich gewiß recht vermißt haben!

Fr. v. Pr. (lächelnd). Nun, so außerordentlich eben nicht.

Plato. Ja, ja, ich bin überzeugt, daß es nachher mit der Pflanzung viel schlechter gegangen ist. Denn, sehen Sie, mit dem Gesinde muß man so umgehen, um es zu conserviren! . . . Heut zu Tage freilich da sind ganz andere Grundsätze Mode, aber man sieht auch, was daraus wird! Jetzt ist alles umgedreht! jetzt bedienen die Weißen die Schwarzen. Die Neger sitzen in der Karosse . . . und ich, ich stehe hinten drauf! . . . ich, Plato! . . . aber ich bin Philosoph, ich!

Fr. v. Pr. (mit Theilnahme). Geht das Deinen Herrn an? und ſollte der Chevalier etwa ſelbſt . . .?

Plato. Ich bewahre! Ich ſpreche nur ſo im Allgemeinen. Heilige Jungfrau! wie wärs denn nur zu denken, daß ſich ein Neger, ein Sklave an den Hof eingeſchlichen hätte! . . . Da verdiente er ja doch, daß man ihn kurz und klein hackte, . . . wie . . . wie . . . nein, nein! Er ſieht nur ſo ein wenig wie ein Mulatte aus, aber er iſt weder ein Lügenmaul, noch ein Gutſchmecker. Gegen ſeine Leute iſt er ſtets die Güte ſelbſt, und wenn er wirklich ein Schwarzer wäre, ſo wär ja nichts natürlicher, als daß er den Weißen alles wieder zu vergelten ſuchte, was ſie früher an ihm gethan hätten, und da wär ich denn gleich der erſte bei der Hand . . . der . . .

Fr. v. Pr. Er iſt alſo ein guter Herr?

Plato. Der beſte von der Welt! und von einer Geduld, einer Sanftmuth! . . . Wenn mir ſo einmal ein kleines Ungeſchick paſſirte . . . denn ob man gleich dem Geblüte nach ein Weißer iſt, kann man doch nicht immer dafür ſtehen . . . ſo eine zerbrochene Taſſe, oder einmal Haarraufen beim Auskämmen . . . da ſagte er denn weiter nichts, als ganz lächelnd: Plato! wie viel Peitſchenhiebe hätteſt Du einem Neger für das gegeben? . . . Nun ſagte ich ihm das auch, gnädige Frau . . . weil man doch vor allen Dingen auch ein Gewiſſen hat.

Fr. v. Pr. Verſteht ſich.

Plato. Am Schluſſe des Monats hielt er mir

eine Rechnung von 3,780 Peitſchenhieben vor, die ich zu erhalten gehabt hätte. Hätte er mir ſie gegeben, ſo hätte ich gar nichts dagegen einwenden können, ja, ich hätte ſie mir ſelbſt gegeben, wenn er es verlangt. Nun denn! ſtatt deſſen läßt er mir 10 Louisd'or in die Hand ſchlüpfen und ſagt bloß dazu: Armer Plato, Du kannſt Gott danken, daß die Neger nicht die Peitſche führen, es würde Dir ſchlecht bekommen! ... Das nenne ich doch einen Herrn! Ins Feuer ging ich für ihn.

Fr. v. Pr. Aber woher hat er nur ſein Vermögen?

Plato. Das weiß ich nicht.

Fr. v. Pr. Beſitzt er Güter?

Plato. So viel ich weiß, nein.

Fr. v. Pr. Und er iſt freigebig?

Plato. Wie ein Prinz! Rechts und links wirft er das Geld weg ... oft ſchickt er ſogar welches in die Colonien durch den Gouverneur von Sanct Domingo.

Fr. v. Pr. (für ſich). Nach Sanct Domingo! es wäre alſo doch möglich! ... aber nein, dieſe Heirath ... (laut.) Kennſt Du ſeine Braut?

Plato. Seine Braut?

Fr. v. Pr. Ja, Du weißt, daß er ſich verheirathet.

Plato. I bewahre!

Fr. v. Pr. Ja, ja.

Plato. Ich ſchwöre Ihnen ...

Fr. v. Pr. Mach doch nicht den Geheimniß-

wollen ... er hat es mir ja ſelbſt geſagt. ... Der König ſoll den Kontrakt unterzeichnen ... Du ſiehſt, daß ich alles weiß.

Plato (wie von einer Erinnerung ergriffen). Ach ſehen Sie! um deßwillen ſieht er wohl alle Abende ein kleines Portrait ſo lange an.

Fr. v. Pr. Ein Portrait?

Plato. Mit einer Aufregung, einer Wonne! ... er hat ſtets Thränen dabei in den Augen.

Fr. v. Pr. Ein Frauenportrait?

Plato. Ich habe es noch nie ſehen können ...

Fr. v. Pr. (für ſich). O! das wußte ich wohl!

Plato. Weil er's ſtets wieder in ſein Pult legt, in ein Fach ...

Fr. v. Pr. Das Du Dir gemerkt haſt? ... O! wenn Du es doch dort einmal herausnehmen und mir bringen könnteſt!

Plato. Das Portrait? nehmen!

Fr. v. Pr. Nur auf einen Augenblick! Er erfährt ja nichts davon.

Plato. Meinen guten Herrn verrathen! ... hintergehen! ... Nein, nein, da könnte er mir auf der Stelle noch einmal eine kleine Note von 3700 Peitſchenhieben vorlegen.

Fr. v. Pr. Nein, nein! Es iſt ein bloßer Scherz. Nichts als eine Anwandlung von Neugier! (ſehr unruhig, aber ſich doch zum Lächeln zwingend.) Weil er, ſiehſt Du ... weil er mir den Namen ſeiner Braut nicht hat ſagen wollen ... nun, da habe

ich mit ihm gewettet ... daß ich ihn doch heraus bekommen würde. Und es liegt mir sehr viel daran, meine Wette zu gewinnen.... Man behauptet, daß diese Verbindung ... die Familie ... sein Glück ... verstehst Du wohl? (ihm schmeichelnd.) Und dann bestehe ich darauf ... ach nein, nein, ich wünsche es bloß ... ich bitte Dich darum ... und das wirst Du mir doch nicht abschlagen ... mein guter, lieber Plato ... mir, Deinem kleinen Fräulein, das Dich so lieb hatte!

Plato (bezaubert). Ich sehe wohl, daß ich Unrecht thue, aber Sie könnten mir befehlen, ich sollte über den Thurm von Notre Dame wegspringen, und ich würde es doch auf der Stelle versuchen.

Fr. v. Pr. (freudig). Hundert Louisd'or für Dich, wenn Du mir es bringst.

Plato. Das Glück meines Herrn! und hundert Louisd'or! Das ist ja ein Handel ohne Gleichen! ... Ein Dummkopf von Schwarzen würde ihn ablehnen, aber ich, ich nehme ihn an.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Kammerfrau eilig.

Kammerfr. (leis zur Gräfin). Der Herr v. Saint Georges kommt die große Treppe herauf.

Fr. v. Pr. (für sich). Der Chevalier! (laut.) Ein Besuch, lieber Freund, da muß ich Dich fortschicken. ... (Zur Kammerfrau.) Laß ihn dort hinaus gehen.

(Nach rechts zeigend.) Höre, lieber Plato, wenn Du irgend etwas entdeckſt, ſo komm gleich zu mir, zu welcher Tagesſtunde es auch ſey.... Sollte Geſellſchaft bei mir ſeyn, ſo werde ich Jemand ſchicken, der mit Dir ſpricht.... Jetzt geh!... geſchwind!... (die Kammerfrau führt Plato durch die Thüre rechts ab.)

Sechſter Auftritt.

Frau v. Presle und Saint Georges, im reichen Hofkleide.

Fr. v. Pr. (noch allein). Ich muß ſie kennen!... aber er?... was will er noch bei mir?

Bedienter (meldend). Der Herr Chevalier v. Saint Georges.

Fr. v. Pr. (ihn kalt grüßend). Sie ſind's, mein Herr?

St. Georg. Verzeihung, Frau Gräfin!... Ich bin allerdings ſehr zudringlich, bevor ich noch die Erlaubniß erhielt... aber ich kam eben deßhalb hierher, um Sie darum zu bitten....

Fr. v. Pr. Ah!

St. Georg. Und Seiten der Frau v. Monteſſon Ihnen die Einladung zu deren morgendem Balle zu bringen, die Sie doch hoffentlich nicht abſchlagen werden. (Uebergiebt ihr ein Billet.)

Fr. v. Pr. (für ſich, indem ſie das Billet auf die Toilette links wirft). Ein bloßer Vorwand!

St. Georg. Und der innige Wunſch, zu erfahren, wie Sie ſich befinden.... Sie ſcheinen unwohl.

Fr. v. Pr. (sehr kalt, indem sie sich setzt). Hm ja ... ein wenig Migraine! ... Ermüdung ... ich muß fürchten, mein Herr, eine sehr trockne Unterhaltung zu gewähren, und Sie würden daher besser thun, dahin zu gehen ... wo man Sie ohnstreitig mit Ungeduld erwartet.

St. Georg. (erstaunt). Man erwartet mich! wo denn, gnädige Frau?

Fr. v. Pr. Je nun, bei Ihrer Braut! ... Wenn man sich verheirathen will, so ...

St. Georg. Mich verheirathen! Wer hat Ihnen denn das gesagt?

Fr. v. Pr. Das Stadtgerücht.

St. Georg. (lächelnd). Es ist doch sonderbar, daß ich nicht ein Wörtchen davon erfahren habe.... Wahrscheinlich notifizirt man mir es noch.

Fr. v. Pr. (aufstehend). Wie? mein Herr!

St. Georg. (ernst). Man hat Sie hintergangen, gnädige Frau. Ich heirathe nicht, und werde wahrscheinlich nie heirathen.

Fr. v. Pr. (mit freundlichem Tone). Oh! ... So setzen Sie sich doch, wenn ich bitten darf.

St. Georg. Ich fürchte lästig zu fallen ... Ihr Befinden ...

Fr. v. Pr. Ach nein; es geht schon wieder besser.

St. Georg. (sie zärtlich ansehend). Ja, ja! ... Da kommen schon wieder die Rosen auf die Wangen ... und mit ihnen auch das milde Auge.

Fr. v. Pr. Ja, die Migraine ... das kommt

und geht, ehe man ſichs verſieht. (Ihn zum Sitzen nöthigend.) Aber ſo ſetzen Sie ſich doch, Chevalier! Ich ſchwatzte wohl gern ſo ein wenig. Ich habe Ihnen tauſenderlei zu ſagen ... und Sie dann auch um eine Gefälligkeit zu bitten.

St. Georg. (ſich neben ſie ſetzend). Eine Gefälligkeit! ich! O, gnädige Frau, das machte mich überglücklich! Befehlen Sie, ich beſchwöre Sie!

Fr. v. Pr. Nachher! (heiter.) Und Ihr Abentheuer von heut früh? Erzählen Sie mir doch! Und der Freund, der ſtatt Ihrer ſich's in der Baſtille gefallen ließ! Das iſt doch wahrhaftig ein Liebesdienſt.

St. Georg. (lächelnd). Die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren laſſen! Doch wußte er freilich nicht ſo recht genau, wohin es ging.

Fr. v. Pr. Wahrhaftig?

St. Georg. (wie oben). Er glaubte, es gelte ein zärtliches Stelldichein.

Fr. v. Pr. (auch lachend). Ha, ha, ha! Das iſt grauſam! ... Chevalier, Sie ſind ein gefährlicher Menſch! ... Und wer iſt denn der Unglückliche? Kenne ich ihn?

St. Georg. (ernſt). Ich darf ihn nicht nennen ... die Pflichten der Freundſchaft.

Fr. v. Pr. (immer lachend). Sie erfüllen ſie vortrefflich! O Sie ſagen mir es gewiß noch. Nicht wahr? Doch vor allen Dingen wegen der Gefälligkeit, um die ich Sie bitte.

St. Georg. O! gnädige Frau, befehlen Sie!

Fr. v. Pr. (alle ſeine Bewegungen beobachtend). Sie ſagten mir, Sie ſtammten aus ...

St. Georg. Braſilien.

Fr. v. Pr. Nein, nein ... Sie ſprachen ... von einer portugieſiſchen Familie, ſonſt in Peru.

St. Georg. (etwas verlegen). Ach ja, ja ... Braſilien, Peru ... wir hatten in beiden Beſitzungen ...: und dann die Nähe ... natürlich ...

Fr. v. Pr. Gleich viel! ... Auch ſagten Sie mir, daß Sie mit dem Gouverneur von St. Domingo in Verbindung ſtänden ... nun möchte ich aber gern durch dieſen etwas über das Schickſal eines jungen Mannes erfahren ... den ich ſchon als Kind gekannt habe.

St. Georg. Ein junger Mann? ... der Sie intereſſirt?

Fr. v. Pr. O! recht ſehr!

St. Georg. (für ſich). Was höre ich!

Fr. v. Pr. (für ſich). Es ergreift ihn! (laut.) Er war ein Sklav meiner Mutter, floh aber aus unſerer Pflanzung ... wegen einer Kränkung, die mir ſehr viele Thränen gekoſtet hat.

St. Georg. (für ſich). Wär es möglich!

Fr. v. Pr. Ich habe ihn nie vergeſſen ... denn ich hatte ihn ſo lieb!

St. Georg. (ſehr bewegt). Sie hatten ihn lieb; Sie, die hochgeſtellte Gräfin! (ſich faſſend und ſcherzend.) Nun ja! Sie hatten ihn lieb; das heißt, wie eine Puppe, eine Laune, ein Windſpiel oder ſo etwas,

das uns einen Augenblick lang amüsirt, dann aber bald von einem andern Günstlinge wieder ersetzt wird.

Fr. v. Pr. Ja ... anfangs ... möglich! aber nachher? (lächelnd den Kopf schüttelnd.) Hm! ich weiß wahrhaftig nicht, was da noch daraus hätte werden können!

St. Georg. (freudig). Was sagen Sie?

Fr. v. Pr. (für sich). Es ist ein unschuldiger Fallstrick ... aber wenn er es wirklich ist, so muß er sich nun verrathen!

St. Georg. (ängstlich). Sie glaubten, daß vielleicht später ...

Fr. v. Pr. Hören Sie, Chevalier ... ich habe so manchmal ganz eigenthümliche, wunderliche Gedanken! ... Die Verachtung, die Demüthigung, die man auf einen Unglücklichen häuft ... auf ein edles, stolzes Gemüth ... nun ja, das rührt mich, das zieht mich so an, das fesselt mich so ... (ihn beobachtend.) Ich fürchte nur, daß der arme Camille ...

St. Georg. (für sich). Camille!

Fr. v. Pr. Sich so verlassen und allein nicht zu irgend etwas habe verleiten lassen, das ...

St. Georg. (feurig und aufstehend). Ihn entehren konnte! ... o nein ... gewiß nicht!

Fr. v. Pr. (auch aufstehend). Was wissen denn Sie davon?

St. Georg. (sich fassend). Ich meine nur so ... Er, der Ihre Achtung verdienen konnte, ist gewiß nie

im Stande geweſen, dieß zu vergeſſen und ſich herabzuwürdigen.

Fr. v. Pr. (für ſich). Er iſt es! er iſt es! (laut.) Oh, da denke ich wie Sie, und daher auch um ſo lieber an die ſchönen und glücklichen Tage unſerer Kindheit zurück. (Ihn fixirend.) Dieſen Freund meiner Kindheit, ich ſehe ihn noch . . . er ſteht vor mir . . . und mein Mund ruft ihm vergebens zu . . . (zärtlich.) Denkſt Du denn nicht mehr an mich?

St. Georg. Wie gut! wie himmliſch gut!

Fr. v. Pr. (ſchnell). Chevalier, Sie ſind gerührt!

St. Georg. O ich will es Ihnen nicht läugnen, gnädige Frau . . . denn auch ich, auch ich hatte eine Freundin meiner Kindheit! . . . eine Schweſter . . . die mir ſehr theuer war! . . . Mein ſeligſter Traum war der, ihr einmal ſagen zu können, wie ſehr ich ſie liebte . . . wie ſchon ihr bloßer Blick mein Leben mit Hoffnung und Stolz begeiſterte! Ach! noch glaube ich ſie vor mir zu ſehen, mit ihrem unſchuldsvollen Lächeln, ihrer rührenden Anmuth, ihrer himmliſchen Güte! (ſich abwendend, um eine Thräne zu trocknen.) O! verzeihen Sie mir! . . . dieſe Erinnerungen!

Fr. v. Pr. (zu ihm eilend). Ja! es iſt kein Zweifel mehr! er iſt es! Es iſt Camille!

St. Georg. (ſich faſſend). Wie? . . . was meinen Sie? . . .

Fr. v. Pr. (ſich hingebend). Ja! ja! . . . dieſe Rührung . . . dieſe Züge! . . . o um Gotteswillen, Camille . . . Sie ſehen, wie ich leide! . . . nur Ein

Wort! ein einziges Wort! nur dieß! . . . o allmächtiger Gott, so ſagen Sie mir doch, daß Sie es ſind!

St. Georg. (gefaßter). Camille? . . . Ich! gnädige Frau! . . .

Fr. v. Pr. Ja, Sie! . . . und dieſe Freundin Ihrer Kindheit, nach der Sie ſich ſo ſehnen . . .

St. Georg. (mit einer Bewegung). Ach! ich habe ſie verloren!

Fr. v. Pr. (niedergedrückt). Todt! (ſinkt in einen Seſſel an ihrer Toilette.) O meine Hoffnungen!

St. Georg. (ihr zu Hülfe eilend). Gott! was iſt Ihnen?

Fr. v. Pr. (nach einer Pauſe). Nichts! gar nichts! . . . O verzeihen Sie, Chevalier . . . ein Anfall augenblicklicher Träumereien . . . alles, warum ich Sie bitten werde, iſt jetzt nur, daß Sie es übernehmen mögen, dem armen Camille dieſen letzten Beweis meines Andenkens zukommen zu laſſen. (Sie übergiebt ihm eine Schrift, die ſie von ihrer Toilette nimmt.)

St. Georg. (neugierig). Dieſe Schrift! . . .

Fr. v. Pr. (mit einem Seufzer). Ließ ich ſchon gleich nach dem Tode meiner Mutter aufſetzen und unterzeichnete ſie. . . . Er ſoll wenigſtens daraus ſehen, daß ich ihn nicht vergeſſen habe.

St. Georg. (der die Schrift entfaltet und einen Blick hineingeworfen hat). Was ſehe ich! . . . Gerechter Himmel! . . . Eine ſo große Wohlthat!

Fr. v. Pr. Sie wird ihm keine Freude mehr machen!

St. Georg. (freudig). Was ſagen Sie? ... Das theuerſte, das höchſte Gut! die Freiheit! und Sie, gnädige Frau, Sie! (er fällt ihr zu Füßen.)

Fr. v. Pr. Was thun Sie?

St. Georg. (verwirrt). Ich huldige der edelſten Seele, dem erhabenſten Gemüthe ... das ja ſchon dieſe Züge mir kund gegeben hatten! ... Ja ſo viele Großmuth ſiegt über die Bedenklichkeiten meines Verſtandes ... und Ihnen, aber auch nur Ihnen allein bekenne ich ...

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr v. Boulogne (erſcheint im Hintergrunde).

Hr. v. Boul. Was ſehe ich?

Fr. v. Pr. Ach!

St. Georg. (aufſtehend). Herr v. Boulogne! Hol' der Henker den Zudringlichen!

Hr. v. Boul. Der Herr Chevalier! (für ſich.) Den ich zwiſchen vier Mauern glaubte!

St. Georg. (für ſich, ſeine heitere Laune wieder annehmend). Ha, ha! Der Vater meines theuren Freundes!

Fr. v. Pr. (unangenehm geſtört und ſich zum Lächeln zwingend). Der Chevalier v. Saint Georges, Herr v. Boulogne.

Hr. v. Boul. Oh! ich habe ihn ſehr wohl geſehen ... er war ſogar ...

Fr. v. Pr. (mit erzwungenem Lächeln). Zu meinen Füßen? Allerdings! ... Er hatte mir ... (nimmt eine Karte vom Tiſche) dieſe Einladungskarte der Frau v. Monteſſon gebracht, und drang in mich, ſie anzunehmen ... mit ſeiner bekannten Anmuth. ... Sie traten dazu ein, gerade wie ein eiferſüchtiger Ehemann ... das hat mich etwas außer Faſſung gebracht ... mir Angſt gemacht.

Hr. v. Boul. (zweifelnd). Hm! ... alſo auf den Knieen ... je nun ... gewöhnlich ...

St. Georg. (für ſich, den Blicken der Frau v. Presle folgend). Schön! Nun weiß ichs! (laut.) Ich hoffe, daß der Herr General-Controleur ſich mit mir vereinen werden, um die gnädige Frau dahin zu beſtimmen, daß ...

Hr. v. Boul. Aber wie iſt mir denn? ... ich bin ganz erſtaunt! ... ich glaubte ... das heißt, man hatte mir verſichert, daß der Herr Chevalier einige Zeit abweſend ſeyn würden.

St. Georg. (für ſich). Vortrefflich! Alſo ihm habe ichs zu danken! deſto beſſer! das bringt mich vollends ins Geleis. (Laut.) Sie haben vollkommen Recht! Ich wollte es nur nicht ſagen ... (lachend.) Aber dieſer Teufelsmenſch von Controleur hat eine Naſe ... man ſollte glauben, er habe alle Aermel voll Verhaftsbefehle. ... Nun ja denn! So wie Sie mich hier ſehen, ſollte ich in der Baſtille übernachten.

Hr. v. Boul. Ah bah!

Fr. v. Pr. Nein, nein, es iſt nicht wahr!

Hr. v. Boul. Wer ſollte denn gewagt haben?

St. Georg. (lachend). Wenn mein Vater noch lebte ... ſo hätte ich denken können, er wär's geweſen ... dieſer vortreffliche Papa! ... Aber nun! irgend eine andere barmherzige Seele ... die meinen Teint vor den brennenden Sonnenſtrahlen hat ſchützen wollen.

Hr. v. Boul. (neugierig). Und wie haben Sie es denn angefangen?

St. Georg. Oh! Glücklicherweiſe beſitzt man Freunde.

Hr. v. Boul. Freunde?

Fr. v. Pr. (zu Herr v. Boulogne). Eine köſtliche Hiſtorie! ... Ein Anderer, der ſeinen Platz eingenommen hat.

Hr. v. Boul. (wider Willen lachend). Schön!

St. Georg. (lachend). Allerdings!

Hr. v. Boul. (ſtärker lachend). Ha, ha, ha! Deliziös!

St. Georg. (eben ſo). Nicht wahr? ... Sie können leicht denken, was für ein Geſicht er gemacht haben wird.

Hr. v. Boul. (immer ſtärker lachend). Ja, ja! ... Der Dummkopf! (für ſich.) Wo zum Henker ſteckt nur mein Sohn? Das würde ihm Spaß machen!

St. Georg. (lachend). Abgerechnet, daß man ihn ohne Zweifel ganz beſonders empfohlen haben wird.

Hr. v. Boul. (ausbrechend). Oh! das thut man ſtets! . . . und der arme Einfaltspinſel muß nun alles das über ſich ergehen laſſen! . . . Nun, deſſen genieße er billig! . . . Ha, ha, ha! (ſie lachen alle drei. Dann bei Seite.) Man kann ihm wahrhaftig nicht gram ſeyn, dem luſtigen Kauze! . . . Aber wo zum Henker bleibt nur mein Sohn! . . . Der Chevalier niſtet ſich indeß hier ein! (laut.) Ich wollte Ihnen nur melden, Gräfin, daß es in Ihrem Salon ſchon von allerliebſter Geſellſchaft wimmelt! (für ſich.) Ich hoffe, daß er nun gehen wird.

St. Georg. (für ſich, ihn errathend). Gut ausgedacht! . . . aber das Vergnügen ſoll er doch nicht haben!

Hr. v. Boul. (als er den Chevalier unbeweglich bleiben ſieht). Er verſteht mich nicht! (laut.) Wir wollen den Herrn Chevalier nicht länger aufhalten . . . ſeine Geſchäfte . . . der Dienſt . . .

Fr. v. Pr. Ich wage nicht, ihn zu bitten . . . (leis zum Chevalier.) Bleiben Sie.

St. Georg. (für ſich). Köſtlich!

Fr. v. Pr. (laut). Wenn er nichts beſſeres aber vorhat . . .

St. Georg. (eifrig). Ich hatte dieſen Abend der Frau Gräfin geweiht, und ich würde mich glücklich ſchätzen . . . (ſich zu Herrn v. Boulogne mit neckender Miene wendend.) Und dann die dringenden, freundſchaftlichen Bitten des Herrn General-Controleur, denen man unmöglich widerſtehen kann!

Hr. v. Boul. (für ſich). Hol ihn der Henker! (leis zu Frau v. Preſle.) Wie? Sie halten ihn zurück?

Fr. v. Pr. (leis zu ihm). Man kann ja doch nicht unhöflich ſeyn! Uebrigens brauchen wir Tänzer, um uns für den Baron ſchadlos zu halten, den ich noch immer nicht ſehe.

Hr. v. Boul. Er folgt mir auf dem Fuße! (für ſich.) Was iſt nur aus ihm geworden? Ich wette darauf, daß er zwiſchen den Couliſſen ſteckt, bei irgend einer Flora oder Pomona! . . . der Junge bringt mich noch unter die Erde!

St. Georg. (für ſich). Der arme Controleur!.. er erſtickt noch! . . . das hat er an mir verdient!

Fr. v. Pr. (ſieht die Thür ſich öffnen). Hä! Da kommt unſere Geſellſchaft!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Damen und Herren (in Feierkleidern. Gegenſeitige Begrüßungen. Frau v. Preſle geht den Damen entgegen, und läßt ſie dann ſetzen und grüßt die Herren. Die Toilette wird weggenommen und ſtatt deren ein tafelförmiges Klavier hereingebracht. Herr v. Boulogne und St. Georges miſchen ſich unter die Gruppen. Bediente bringen und ordnen Stühle).

Fr. v. Pr. (zu den Damen). Wie ſehr bin ich Ihnen dankbar, meine Damen! Setzen Sie ſich doch! Nehmen Sie Platz! (ſie ſetzt ſich unter die Damen.)

Hr. v. Boul. (bei Seite, und indem er dem St. Georges mit dem Auge folgt). Wie er ſich Mühe giebt, in ihre Nähe zu gelangen, um mit ihr zu ſprechen! Aber ich will es ihm ſchon wehren! (ſetzt ſich mitten auf die Bühne in einen Seſſel.)

St. Georg. (für ſich). Wie er mich anſieht!... Ja, wenn Blicke tödten könnten, wäre ich ſchon längſt durchbohrt.

Hr. v. Boul. (ſehr liebenswürdig). Nun, meine Damen, was giebts Neues in Verſailles? ... Die petits soupers ... das Ballet Galathee ... giebts denn keine friſche ſcandaleuſe Anekdote?

St. Georg. (bei den Damen). Doch, doch! Man ſpricht ſehr viel von den Tollheiten des Söhnchens eines reichen Financiers mit einer jungen Operntänzerin, und ich kann Ihnen darüber einiges mittheilen, das ...

Hr. v. Boul. (huſtend und ihn unterbrechend). Ha, ha ... das iſt etwas Altes ſchon! ... Spaßhaft, ſehr ſpaßhaft! ... Hum, hum! ... Wie wär's denn, wenn wir ein wenig Muſik machten? (für ſich.) Unterdeß könnte doch endlich mein Sohn ankommen!

Eine Dame (zu Frau v. Preſle). Ach ja, meine liebe Gräfin!

St. Georg. (öffnet das Klavier). Man hat uns ſo viel Schönes von Ihrem Talente geſagt.

Fr. v. Pr. O! das verlohnt ſich gar nicht der Mühe ... und es ſollte mir ſehr angenehm ſeyn, Ihren Wunſch zu erfüllen ... (zu Herrn v. Bou-

logne.) Wenn nur Ihr Herr Sohn, der mich accompagniren soll . . .

Hr. v. Boul. (auf eine Violine zeigend, die auf dem Klaviere liegt). Seine Violine ist schon da.

Fr. v. Pr. Ja, das ist doch nicht genug, und allein kann ich nicht . . .

Die Dame. O wie schade!

St. Georg. (näher tretend). Gnädige Frau, ich bin allerdings ein sehr schlechter Spieler, um aber die Damen nicht des Vergnügens zu berauben, Sie zu hören . . .

Fr. v. Pr. Wollten Sie mich begleiten?

St. Georg. So gut ich kann! (er holt die Violine.)

Eine Dame. Wie liebenswürdig doch der Chevalier ist!

Hr. v. Boul. (bei Seite). Charmant! ich hatte das alles so arrangirt, daß mein Sohn brilliren sollte . . . und nun zieht er den Vortheil daraus!

Fr. v. Pr. Es ist ein Musikstück, das jetzt eben sehr beliebt ist. Sie kennen es gewiß.

St. Georg. (schwatzend, indem er seine Violine stimmt). Sie befehlen, gnädige Frau! (an Herrn v. Boulogne sich wendend.) Das ist Ihres Herrn Sohnes Violine, Controleur?

Hr. v. Boul. Freilich . . . ein Amati . . .

St. Georg. Wahrhaftig . . . nun ich will damit kein Compliment sagen . . . aber es ist ein abscheuliches Bret.

Hr. v. Boul. He?

St. Georg. Nämlich die Violine! ... verſteht ſich! (die Quinte ſtickend.) Apropos, Controleur ... was iſt denn nur aus Ihrem Sohne geworden? ... Verwünſchte Quinte! ... Warum iſt er denn nicht da? Ei, das iſt nicht ſchön! Man hält den Damen ſein Wort beſſer! Aber es iſt ein kleiner Leichtſinn, der junge Mann!

Hr. v. Boul. Herr Chevalier!

St. Georg. Sie werden ſehen, daß die Gulmard ihn noch zu dummen Streichen verleitet! (er präludiert, und führt dabei einen künſtlichen Gang aus.)

Alle. Ah! allerliebſt! vortrefflich!

St. Georg. (zu Frau v. Preſle) Nun zu Ihrem Befehl, gnädige Frau.

Hr. v. Boul. (für ſich). Er will nur gern mit ihr ſchwatzen! ... aber ich wills ihm ſchon zeigen! (er ſtellt ſich zwiſchen beide, und nimmt die Noten, die Frau v. Preſle an St. Georges reicht.) Erlauben Sie, Chevalier; ich will Ihnen die Noten halten.

St. Georg. Bemühen Sie ſich nicht.

Hr. v. Boul. Nein, nein! ... es muß doch Jeder etwas dabei thun!

Alle. Seyn Sie doch ſtill, Herr v. Boulogne!

(Frau v. Preſle executirt ein jener Zeit angemeſſenes Muſikſtück [vielleicht aus Armide], das erſt ein längeres Ritornell hat, und dann in Geſang übergeht. Saint Georges begleitet ſie zart und gewandt. Während des Ritornells, oder bei einem Ruhepunkte der Stimme in der Arie ſelbſt, ſpricht St. Georges

Februar.	Einnahme.	Ausgabe
den		

zum Herrn v. Boulogne, indem er immer zu ſpielen fortfährt.)

St. Georg. Aber Herr v. Boulogne! Sie ſtoßen mich ja! Nehmen Sie ſich doch in Acht! ... (Herr v. Boulogne tritt ihm noch näher.) Jetzt kriechen Sie mir gar in die Taſche!

Hr. v. Boul. Nehmen Sie mirs nicht übel ... aber ich höre etwas ſchwer ... und bin doch ſo ein Liebhaber von der Muſik.

St. Georg. (immer fortſpielend). Sie ſind wohl auch blind? ... Sie halten mir ja die Noten verkehrt!

Hr. v. Boul. (das Blatt umwendend). Oh! der Enthuſiasmus!

St. Georg. Mir einerlei! Ich ſehe doch nicht darauf! ich accompagnire nach dem Gehör.... (Bei einer Cadenz, womit das Stück ſchließt, bringt er jetzt noch ein brillanteres Spiel als vorher an.)

Alle. Bravo! köſtlich! vortrefflich!

Fr. v. Pr. (zu St. Georges). Sie ſpielen mit einer Gewandtheit! ... einem Ausdruck!

Hr. v. Boul. (verdrüßlich). Ja, ja ... allerliebſt! bewunderswürdig! göttlich! ... aber die Muſik ... die Sonaten ... wäre den Damen nicht ein Tänzchen noch angenehmer? ... (man hört Tanzmuſik im Nebenzimmer.) Da hören Sie! (zu Frau v. Preële.) Die allerliebſte Menuet von vorgeſtern.

Fr. v. Pr. Es wäre mir ganz Recht ... aber Ihr Herr Sohn, dem ich ſie verſprochen hatte ... und ohne Cavalier ...

St. Georg. (zu ihr tretend). Ich bin zwar ein ſehr ſchlechter Tänzer, gnädige Frau ...

Hr. v. Boul. (für ſich). Der Spitzbube! Auch das noch!

St. Georg. Aber um die Quadrille nicht zu ſtören ...

Fr. v. Pr. Sie tanzen auch, Chevalier?

Hr. v. Boul. (losplatzend). Das will ich wohl glauben! Die Menuet iſt ja von ihm ... und er tanzt wie ein Engel! ... (für ſich.) Was habe ich da wieder gemacht! ... Und mein Böſewicht von Sohn, der ſich noch immer nicht ſehen läßt!

St. Georg. (zieht die Handſchuhe an und bietet Frau v. Preste die Hand). Gnädige Frau!

Baron v. Tourvel (außerhalb). Es iſt ſchändlich! ... abſcheulich!

Hr. v. Boul. (freudig). Ah, da iſt er! nun Gottlob!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Baron v. Tourvel (in Unordnung und im Coſtüm des erſten Akts, die Reitpeitſche in der Hand).

Bar. v. Tourv. (das letzte Wort hörend). Ja, wahrhaftig, Gottlob! ...: ich dachte ſchon, ich käme nie wieder heraus!

Alle. (ihn anſehend). Ach, Du mein Gott!

Fr. v. Pr. Was für ein Anzug!

Hr. v. Boul. Welche Toilette!

St. Georg. Gefängniß-Negligé

Fr. v. Pr. Gefängniß?

Hr. v. Boul. Woher kommst Du denn?

Bar. v. Tourv. Alle Wetter, aus der Bastille!

Alle. Aus der Bastille!

Hr. v. Boul. (ein Lachen unterdrückend, das ihn unwillkührlich befällt). Wie? ... Du warst? (leise) Dummkopf!

Fr. v. Pr. (laut auflachend). Wie, Baron? Sie waren es?

Bar. v. Tourv. Ja, ja, ich war es, ich! Man besitzt hier eine Art und Weise, an meinem Unglücke Theil zu nehmen, die mich in Wuth versetzt! (mit Verdruß.) O! die Bastille! es ist eine allerliebste Sache! Ich mochte ihnen zurufen, wie ich wollte: so sehr doch nur, wen Ihr von Euch habt! ... vergleicht nur das Signalement! Es ist ja wie Tag und Nacht! Es half alles nichts! Sie behaupteten, das habe gar nichts zu sagen, alle Signalements sähen einander ähnlich, man brauche als Beweis dafür nur die Pässe anzusehen! ... Tausend Louisd'or hätte ich darum gegeben, wenn ich sie alle hätte können in den tiefsten Graben werfen ... und jetzt, da mich der Gouverneur selbst endlich wieder losgemacht hat, jetzt gäbe ich zwei Tausend darum, wenn ich den Bösewicht wiederfinden könnte, der ... (er blickt um sich und entdeckt den Chevalier, der mit Frau v. Preste lacht.) Ah! da ist er!

St. Georg. Guten Abend, Baron!

Bar. v. Tourv. Ha! Sie ſinds, mein Herr...

St. Georg. (unbefangen). Glückliche Reiſe gehabt!

Bar. v. Tourv. (heftig). Ha! mein Herr! Sie ſollten wahrhaftig roth werden ...

St. Georg. (lachend). Das wäre mir ein groſer Gefalle.

Bar. v. Tourv. Vor Scham über den infamen Streich.

Fr. v. Pr. Meine Herren ...

Hr. v. Boul. (leis zum Baron). Sey ruhig!

Bar. v. Tourv. Nein!

Hr. v. Boul. (wie oben). Du wirſt Dir Händel zuziehen.

Bar. v. Tourv. Deſto beſſer.

St. Georg. (ſcherzend). O Baron! Baron! was für ein undankbarer Menſch Sie ſind! ... Ich habe die Sache mit ſo vieler Artigkeit behandelt. ... Fragen Sie nur Ihren Herrn Vater. ... Ich bin überzeugt, daß er mich im Grund des Herzens entſchuldigt.

Hr. v. Boul. Laſſen wir das!

Bar. v. Tourv. Was geht das mich an, ob er es thut oder nicht? ... Ich rufe die ganze Geſellſchaft zu Zeugen auf.

St. Georg. O ſehr gern! Mit Vergnügen! Denn ich beſtehe nie hartnäckig auf meiner Meinung. Habe ich Unrecht, ſo werde ich es gern zugeben. Alſo ... erzählen Sie nur den Hergang, Baron!

Bar. v. Tourv. Das will ich.

Hr. v. Boul. (leis zu ihm). So halte doch Dein Maul!

Bar. v. Tourv. (feurig). Nein! ich will reden! ... So ſtellen Sie ſich denn vor, meine Damen, daß dieſer Herr hier in einem Wagen ſaß ... da erzählte er mir denn, daß er zu einem Rendezvous mit einer gewiſſen Perſon fahre ... für die ich gerade auch ... (er begegnet hier einem Blicke der Frau v. Preſle, die ihn zuhört, und hält plötzlich ein.) Oh! ... nun iſts vorbei ... das ſtößt dem Faß den Boden aus!

Hr. v. Boul. (für ſich). Immer beſſer!

St. Georg. Nun? ... Sie halten auf halbem Wege inne?

Fr. v. Pr. So fahren Sie doch fort! ... Eine Perſon alſo, für die Sie gerade auch ...

Bar. v. Tourv. (ſtotternd). O nein, nein! ... im Gegentheil! ... er war es, er, weil ich ... nun denn, ja! ... da habe ich denn die Sache umgedreht. ... Und ſo iſts aus!

Fr. v. Pr. (laut lachend). Alſo deßhalb hat man Sie in die Baſtille gebracht?

St. Georg. Da iſt kein Wort davon wahr! ... Sie wollen die Geſchichte nicht erzählen, Baron? ... Nun denn, ſo werde ich es thun. ... Stellen Sie ſich alſo vor, meine Damen ...

Bar. v. Tourv. Nein, nein ... es iſt gar nicht nöthig, ſage ich Ihnen! (verdrüßlich.) Ich bin zufrieden geſtellt.

St. Georg. Ja, wenn Sie zufrieden gestellt sind, so ...

Bar. v. Tourv. (voll Verdruß). Es betraf eine Wette. ... Ich bekenne, daß der Herr hier sie gewonnen hat. (In sich murmelnd.) Und ich werde sie ihm bei der nächsten Gelegenheit bezahlen.

(Die Tanzmusik fängt wieder an.)

Hr. v. Boul. Gut, gut! ... Um so mehr, als die Menuet Dich jetzt auffordert.

Bar. v. Tourv. (legt seine Reitpeitsche aufs Klavier und zieht die Handschuhe an). Die Menuet! ... Alle Wetter! ... Da komme ich ja noch zur gelegensten Zeit! ... Gräfin, Sie wissen, daß Sie mir die erste versprachen.

St. Georg. (sich vor ihn stellend). Bitte um Verzeihung ...

Bar. v. Tourv. Was wollen ...?

Fr. v. Pr. Sie waren nicht da, Baron, und in Ihrer Abwesenheit lud ich den Herrn hier ein ...

Bar. v. Tourv. Wieder Er!

St. Georg. Sie bedürfen überdieß der Ruhe! Wenn man mit Extrapost gereist ist ...

Fr. v. Pr. (lebhaft, indem sie ihre Hand dem Chevalier reicht). Und da Sie heut Morgens *seinen* Platz eingenommen hatten, kann er wohl heute Abend auf den *Ihrigen* Anspruch machen.

(Alles mit Ausnahme des Barons und Herrn v. Boulogne begiebt sich in den Tanzsaal.)

Zehnter Auftritt.

Baron v. Tourvel. Herr v. Boulogne.

Bar. v. Tourv. Das ſieht gerade ſo aus wie eine Myſtifikation. Was hat nur das alles zu bedeuten?

Hr. v. Boul. (zurückkehrend). Daß Du Dich haſt in einer Falle fangen laſſen, die ich dem Chevalier ſtellte, und daß, wenn Du nicht beſſer auf Deiner Hut biſt, er Dich auf alle Art und Weiſe bei der Gräfin ausſtechen wird.

Bar. v. Tourv. Das iſt alſo ein Krieg auf Tod und Leben! ... Ei da will ich doch ...

Hr. v. Boul. Glücklicherweiſe habe ich ihr Wort. Benutze alſo die Ankunft des Notars, der ſchon hier ſeyn ſollte, und wenn der Kontrakt einmal unterzeichnet iſt ...

Bar. v. Tourv. (nach der Seite ſehend). Der Kontrakt ... der Kontrakt ... und unterdeſſen tanzt er mit meiner Frau.

Hr. v. Boul. Ich muß wieder hinein, denn ich muß immer dabei ſeyn ... um Deine dummen Streiche wieder gut zu machen. Geh, und bringe vor allen Dingen Deine Toilette in Ordnung, und ... (leis hinblickend.) Mein Gott! ... er faßt ſie bei der Hand! ... Es iſt doch ſchrecklich; verliebt für einen andern, und eiferſüchtig in Auftrag zu ſeyn! Ich ſchwitze große Tropfen! (geht links ab.)

Elfter Auftritt.

Baron v. Tourvel (allein).

Meine Toilette ſoll ich in Ordnung bringen. Ja, ja! (nach links ſehend.) Und während der Zeit macht das verwünſchte Safran-Geſichte ſeine Streiche immer ſchlimmer! Nein! dieſesmal gilts! Degen oder Piſtole! Mag er Meiſter ſeyn, wie er will! ... Und wenn er mich umbrächte, ich muß Rache haben! (will abgehen.)

Zwölfter Auftritt.

Baron v. Tourvel. Plato (erſcheint an der kleinen verborgenen Thüre rechts, und tritt behutſam ein).

Plato (für ſich). Ja, da iſts, wo ich vorhin fortging.

Bar. v. Tourv. (ihn erblickend, bleibt im Hintergrunde ſtehen). Was iſt denn das für ein Geſicht?

Plato (nach allen Seiten ſich umſehend). Es gilt jetzt nur, keine dummen Streiche zu machen! (wird den Baron gewahr.) Ah! da iſt Jemand ... vielleicht der Haushofmeiſter ... oder ſonſt ein Bedienter ... (ihm ein Zeichen gebend, halblaut.) Bſt! bſt!

Bar. v. Tourv. (für ſich). Was will er denn? ... dieß geheimnißvolle Weſen ... der Kerl kommt mir verdächtig vor.

Plato. Hören Sie einmal, mein Freund!

Bar. v. Tourv. (mit Unwillen). Freund!

Plato. Ich möchte gern mit der Frau Gräfin sprechen.

Bar. v. Tourv. Mit der Gräfin?

Plato (mit der Miene des Einverständnisses). Ja ... etwas, das den Chevalier Saint Georges betrifft.

Bar. v. Tourv. (für sich). Also schon Einverständnisse! (laut.) Ist jetzt unmöglich! ... Sie hat eben Gesellschaft.

Plato. Weiß es, weiß! ... Aber sie hatte mir gesagt, daß wenn sie mich nicht selbst sprechen könne, sie Jemand dazu Auftrag ertheilen wolle.

Bar. v. Tourv. (eilig). Ach ja, ja! ... das bin ich! ... ich wartete auf Sie! (macht die Thür links zu.)

Plato (lächelnd). Ich dachte mir's gleich. Ja, da habe ich eine feine Nase! ... (mit Selbstzufriedenheit.) So ein Dummkopf von Schwarzen hätte tausend Albernheiten gemacht ... während ich auf der Stelle den rechten Mann erwische. (Zum Baron, der wieder zu ihm kommt.) Sie sollen mir also die 100 Louisd'or auszahlen?

Bar. v. Tourv. Die hundert ... (für sich.) Alle Wetter! (laut, indem er ihm eine Börse giebt.) Ja, ich! ... Ich habe da zwar nur vor der Hand 25, aber die übrigen können Sie bei mir abholen, so bald Sie wollen.

Plato. Schön! (leiser sprechend.) Ich hab's!

Bar. v. Tourv. Ha! (für sich.) Was muß es denn seyn?

Plato. Sie wissen doch?

Bar. v. Tourv. Freilich weiß ich! (für sich.) Wenn ich auch nur eine Idee davon hätte!

Plato. Es hat mir viele Ueberwindung gekostet . . . aber endlich habe ich doch die Hand darnach ausgestreckt.

Bar. v. Tourv. (lächelnd). Nicht übel!

Plato. Aber aufmachen habe ich das Etui nicht können.

Bar. v. Tourv. Das ist Schade!

Plato. Da habe ich denn das ganze Portrait genommen . . .

Bar. v. Tourv. (für sich). Sie hat ihm ihr Portrait gegeben?

Plato. Und bringe es nun hierher! . . . Da können wir doch seine Braut kennen lernen.

Bar. v. Tourv. Seine Braut! (für sich.) Ich bin ganz verwirrt! . . . er will also heirathen? (laut.) Nun, und das Portrait?

Plato (ihm ein kleines Etui überreichend). Da ist es. . . . Gesehen habe ichs aber nicht . . . weil so ein verborgener Drücker da seyn muß . . .

Bar. v. Tourv. (das Etui drehend). Ach, das finde ich schon! Ich bin in solchen Dingen sehr gut bewandert! (er öffnet es.) Da! . . . was sehe ich? . . . Eine Negerin.

Plato. Eine Negerin!

Bar. v. Tourv. (lachend). Nun da mag er sie in Gottes Namen heirathen! . . . Gleich und gleich

März.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

gesellt sich gern.... Sie ist wahrhaftig nicht übel, das Frauenzimmer!

Plato (das Gemälde betrachtend). Eine prächtige Person!... Aber warten Sie doch!... wahrhaftigen Gott!... sie ist es! (für sich.) Noëmi! die Mutter des kleinen Camille!

Bar. v. Tourv. Du kennst sie?

Plato. Ei freilich!... Aber dann wäre ja mein Herr...

Bar. v. Tourv. (lebhaft). Sie geht ihm also näher an?

Plato. Alle Wetter!... wenn man es erführe!... Das könnte ihn ins größte Unglück stürzen!

Bar. v. Tourv. Ihn ins Unglück stürzen? (für sich.) Ha! dießmal glaube ich, ist mir meine Rache gewiß!

Plato (will das Portrait zurücknehmen). Ich muß dem zuvorkommen!

Bar. v. Tourv. (steckt das Etui in die Tasche). Bewahre! das kommt nicht aus meinen Händen.

Plato. Aber...

Bar. v. Tourv. Es kommt Jemand! (ihn nach rechts ziehend.) Also geschwind fort!... Da hinaus!... nur mir nach!

Plato (verdutzt). Wohin denn?

Bar. v. Tourv. (schnell). In mein Hôtel... da nur zwei Schritte... um Dein Geld in Empfang zu nehmen... die 100 Louisd'or, die 1000 Louisd'or... so viel Du nur immer willst.

Plato. Aber ...

Bar. v. Tourv. (ihn fortstoßend). Fort, fort! Du Unglückskind! (sie entfernen sich beide rechts.)

Dreizehnter Auftritt.

Saint Georges. Herr v. Boulogne. Die ganze Gesellschaft. Dann der Notar. Frau v. Presle. (Man hört ein Getös von Bravo's und Beifallklatschen, welches das Ende der Menuet anzuzeigen scheint.)

St. Georg. (allein, im Vorgrunde). Unmöglich ihr auch nur ein Wörtchen zuzuflüstern. Immer war der verwünschte Controleur bald hinter, bald vor uns, um jedes Wort zu belauschen. Ich weiß es nicht, aber ich habe ein inneres Vorgefühl, daß etwas sehr Unangenehmes für mich im Werke ist! (wird Frau v. Presle gewahr.) Ah! da ist sie!

Fr. v. Pr. (zu ihm tretend). Die Menuet ist also von Ihnen, Chevalier? Allerliebst! ganz allerliebst, und (halb leis) Sie hatten vorhin ein kleines Geständniß angefangen ...

St. Georg. (leis). Ja, ich wollte ...

Hr. v. Boul. (zwischen sie tretend, und Frau v. Presle den Fächer anbietend). Verzeihen Sie, Gräfin! Sie hatten Ihren Fächer vergessen!

Fr. v. Pr. (trocken). Ich danke Ihnen.

St. Georg. (für sich). Die unausstehlichste Personage, die ich noch gesehen habe!

Hr. v. Boul. (zu Frau v. Preste). Der Notar ist da! (er zeigt nach links, wo sich dieser an den Tisch setzt.)

St. Georg. (für sich). Ein Notar!

Fr. v. Pr. (für sich). Schon! ... und ich gab mein Wort!

Hr. v. Boul. (mit lächelnder Miene). Was sagten Sie denn dem Chevalier?

Fr. v. Pr. (verlegen). O nichts ... nichts ... ich sprach mit ihm von ...

St. Georg. (heiter). Wahrhaftig, Herr v. Boulogne, Sie machen Ihrer Stelle als General-Controleur außerordentliche Ehre! ... Sie controliren Alles! ... Die gnädige Frau sprach mit mir von meiner Menuet ... welche sie die Gnade hat, gar nicht übel zu finden, und ersuchte mich, ihr die Musik dazu zu geben.

Fr. v. Pr. (in seine Idee eingehend). Ja, Herr Chevalier! es liegt mir viel daran, sie von Ihrer Hand zu besitzen.

Hr. v. Boul. (aufs Klavier zeigend). Das geht sehr leicht ... dort finden Sie alles, was Sie dazu brauchen.

St. Georg. (eilt dahin). Im Augenblick, Frau Gräfin! (für sich.) Wenn ich ihr nur ein Paar Zeilen schreiben könnte!

Hr. v. Boul. (zu Frau v. Preste). Während der Zeit können wir ja den Kontrakt unterzeichnen.

St. Georg. (für sich). Der Kontrakt!

Fr. v. Pr. (ergriffen und für sich). Was soll ich anfangen? ... und der König, der diese Verbindung wünscht ... der auf mich zürnen könnte!

St. Georg. (für sich). Gott! ich errathe! ... Aber wie das hintertreiben?

Hr. v. Boul. (zu Frau v. Presle, indem er unterzeichnet). Ich will zuerst unterschreiben ... dann mein Sohn, der vor Ungeduld brennt ... (er sieht sich um und erblickt ihn nicht mehr.) Alle Wetter! wo ist er denn?

Fr. v. P.. Wie? er ist fort!

Hr. v. Boul. (zu Frau v. Presle). Nein, nein! er muß nur noch da drin im andern Saale seyn! (für sich.) Der Unglückselige, der nie auf Einer Stelle bleiben kann! ... Ah, da ist er!

Fr. v. Pr. Keine Hoffnung mehr!

St. Georg. (für sich.) Nun ist alles aus!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Baron v. Tourvel (im Hofkleide.)

Bar. v. Tourv. (für sich). Ich weiß nun genug! ... Aber vor allen Dingen die Heirath! (er tritt zu den Damen im Hintergrunde.)

Hr. v. Boul. (zieht seinen Sohn dort weg, und schiebt ihn zu Frau v. Presle hin. Leis). Spiele ein andermal den Galanten! ... Geschwind unterzeichne! ... Wir haben sie!

St. Georg. (für ſich, maſchinenmäßig auf dem Klavier ſpielend). Was nun anfangen? ... Es iſt um die Beſinnung zu verlieren!

Bar. v. Tourv. (zu Frau v. Presle). Wie? liebenswürdigſte Gräfin! es wäre möglich? (er geht an den Tiſch.)

St. Georg. Sie wird unterſchreiben!

Bar. v. Tourv. (der unterzeichnet hat). Triumph!

St. Georg. (für ſich). Vielleicht, daß die Erinnerung ... (fängt auf dem Klaviere das Ritornell des creoliſchen Liedes aus dem erſten Akte zu ſpielen an.)

Bar. v. Tourv. (bietet der Frau v. Presle die Feder). Und nun, meine Reizende!

Fr. v. Pr. (horchend und ſtehen bleibend). Was höre ich?

St. Georg. (beginnt halbleiſe das Lied aus dem erſten Akte, wobei er Frau v. Presle mit dem Ausdrucke inniger Empfindung anſieht.)

Weiße Blume, hier geboren,
Da Dich darf kein Schwarzer lieben, u. ſ. w.

Fr. v. Pr. (ſehr bewegt, und während der letzten Zeilen ſprechend). Ich irre mich nicht! ... Ja dieſes Lied von vordem! ... O mein Gott! er iſt es! ja, er iſt es! (kraftvoll, indem ſie die Feder aus der Hand wirft.) Ich unterzeichne nicht!

Bar. v. Tourv. Wie? gnädige Frau!

Hr. v. Boul. (zu ihr eilend). Was ſagen Sie, Gräfin?

(Alles tritt näher zu ihr.)

Fr. v. Pr. Ich unterzeichne nicht, meine Herren! ... Ja, ich bin fest dazu entschlossen ... und ... Niemand, sollte ich glauben, hat ein Recht, mich dazu zu zwingen.

St. Georg. (für sich). Ich schöpfe Odem!

Bar. v. Tourv. (sich erhitzend). So ein eclat!

Hr. v. Boul. (zitternd). Da wir Ihr Wort haben! ... eine so angemessene Parthie rückgängig zu machen!

Fr. v. Pr. Mein Wort? ... allerdings ... aber damals wußte ich noch nicht ... ich habe es überlegt ... ich habe Ihren Herrn Sohn näher beobachtet ... sein Benehmen ... sein Charakter ... kurz, ich bin Herrin meines Willens ... und erkläre Ihnen, daß ich nicht unterzeichnen werde. (Pause.)

Bar. v. Tourv. (für sich, ihren Blicken folgend). Wieder Er! ... ihre Blicke ... und diese triumphirende Miene! (mit gehaltenem Tone.) Behüte uns der Himmel, gnädige Frau, daß wir versuchen sollten, Sie zu irgend etwas zu zwingen! ... Ehe ich aber diesen Ort verlasse, bitte ich nur um die Erlaubniß, Sie den edlen Nebenbuhler näher kennen zu lehren, wegen dessen Sie mich aufopfern! (auf St. Georges zeigend.)

St. Georg. (mit unwillkührlicher Bewegung die Reitpeitsche ergreifend, die auf dem Klavier liegen geblieben). Mein Herr!

Bar. v. Tourv. (spöttisch). Oh! ich kann

mir denken, daß Sie die Peitsche sehr gut zu handhaben verstehen! Denn wenn man mit dem Instrumente erzogen worden ist!

Fr. v. Pr. (besorgt). Baron!

St. Georg. (läßt die Peitsche fallen). Gott!

Alle. Wie?

Bar. v. Tourv. (mit sehr lauter Stimme). Ja, meine Damen! ... Was würden Sie von einem elenden Sklaven sagen, der aus unsern Colonieen in Folge verdienter Züchtigung entfloh, und unter erborgtem Namen, unter angemaßtem Titel es gewagt hat, sich in unsre Salons, ja selbst bei Hofe einzuschleichen ... die höheren Stände, die Prinzen, ganz Frankreich zu betrügen? ... Nun denn! dieser Nichtswürdige ... (auf St. Georges zeigend) hier steht er vor Ihnen!

St. Georg. (mit furchtbarer Bewegung, von seinen Freunden, die ihn umringen, zurückgehalten). Schurke!

Hr. v. Boul. Mein Sohn!

Fr. v. Pr. (zitternd). Bei mir! meine Herren! Um Gottes willen!

St. Georg. (zum Baron mit erstickter Stimme). Dafür sollen Sie mir Rechenschaft geben!

Bar. v. Tourv. (noch lauter sprechend). Einem Neger? ... einem Sklaven? ... Pfui doch! ... Ich bin ohne Vorurtheile ... ich schlage mich mit aller Welt ... und wenn Sie ein freier Mann wären,

Bar. v. Tourv. Mit Anbruch des Tages!

St. Georg. Um keinen neuen zu erleben! (er ſtürzt ab, der Baron eilt zur Frau v. Presle, die ohnmächtig in einen Seſſel ſank. Herr v. Boulogne eilt einige Schritte dem Chevalier nach. Alles iſt in größter Beſtürzung.)

(Ende des zweiten Akts.)

Dritter Aufzug.

Die Bühne stellt das Zimmer des Chevaliers vor. Thüre im Hintergrund und an den Seiten. In den Ecken zwei Fenster. Rechts ein Kamin. Hie und da Papiere, Gemälde, Musikalien, Porzellan, alles gemischt auf einer Toilette. Rechts ein Tisch und Stühle. Links ein Sofa.

Erster Auftritt.

Saint Georges. Ein Lakai (der eintritt, wenn St Georges geklingelt hat).

St. Georg. (am Tische sitzend). Diese Briefe an ihre Adresse. (Der Lakai geht ab.) Sechs Uhr! ... und noch Niemand! ... Ein Duell! ... Ich, der ich vor allen Beleidigungen mich gesichert zu haben glaubte ... der ich geschworen hatte, eine Waffe nur im ernsten Kampfe zu gebrauchen! ... aber diesesmal muß es seyn! Der Unselige, der mich vor den Augen des Weibes entehrt hat, das ich liebte, vor den Augen der ganzen Welt, darf keinen Tag länger leben! (wirft sich in einen Sessel.) Und sie! ... O mein Gott! was

Der Johannisabend von Luise Brackmann.

wird sie von mir denken! (horchend.) Es kommt Jemand.... Ha, Du bists, Plato.

Zweiter Auftritt.

Saint Georges. Plato.

Plato (in Verzweiflung). Ja, Herr Chevalier..; das heißt... doch nein... ich weiß nicht mehr, wie ich Sie nennen soll... Sie sehen in mir einen wüthenden, zur Verzweiflung getriebenen Menschen.

St. Georg. Wüthend? und gegen wen?

Plato. Gegen wen? gegen mich! der ich Schuld daran bin... bei den besten Absichten habe ich nichts als dumme Streiche gemacht.... Ein Dummkopf von Schwarzen wäre zehnmal gescheidter gewesen!... Auch ists nun aus!... ich verachte die Weißen... in meiner Person.

St. Georg. (mit Ungeduld). Hast Du dem Baron meinen Brief eingehändigt?

Plato. Den Teufel auch! Er hat mich ja ganz aus Reih und Glied gebracht!... als ich die Spitzbüberei sah, mit der er mich hinters Licht geführt hat... war ich kein civilisirter Mensch mehr... ich hätte ihn erdrosselt, wenn er mich nicht aus der Thüre geworfen hätte.

St. Georg. Daran hat er Recht gethan. In was mischst Du Dich aber auch alles?

Plato. In was ich mich mische?... O du mein Gott!... Ein so guter Herr! (niederknieend.)

Da, lieber Herr ... schlagen Sie mich ... bringen Sie mich um ... zertreten Sie mich ... Sie thun mir einen wahren Gefallen ... denn Sie nehmen mir eine Centnerlast vom Herzen.

St. Georg. (geht auf die andere Seite). Laß es gut seyn.

Plato (ihm nachrutschend). Nur so ein klein wenig, bester, gnädiger Herr! Ich bitte Sie darum.

St. Georg. Hör' auf, sage ich Dir! ... Was hat der Baron geantwortet?

Plato (aufstehend). In einer Stunde wird er Sie mit seinem Sekundanten abholen.

St. Georg. (zu sich). Noch eine Stunde warten! (zu Plato.) Hast Du la Mortiere in Kenntniß gesetzt?

Plato. Er schlief noch wie ein Fürst. ... Als er erfuhr, wovon die Rede sey, fing er an aus voller Kehle zu lachen ... und zog sich dann geschwind an, als gehe es zu einer partie de plaisir.

St. Georg. (für sich). Es ist auch eine, sich zu rächen!

Plato. Ja doch! ... und wenn das Unglück wollte ...

St. Georg. Was? Du zitterst? ... Hast Du denn kein Vertrauen mehr auf mich?

Plato. O ja! aber Sie haben es mit einem großen Ignoranten zu thun! und ein ungeschickter Stoß ist bald geschehen.

St. Georg. (horchend). Es kommt Jemand ...: Er ists.

Plato (für ſich). Schon gut, ich gehe unten nicht fort, und wenn der andere ſichs unterſteht, ſich einzufinden, ſo traktire ich ihn wie einen Neger! (ab.)

Dritter Auftritt.

Saint Georges. La Mortiere (in Uniform).

La Morl. Nun, da bin ich!

St. Georg. (ihm die Hand drückend). Dank! herzlichen Dank!

La Morl. Mein Seel, es mußte ſo etwas ſeyn, um mich ſo zeitig zum Aufſtehen zu bringen! . . . bin ich doch erſt nach vier Uhr früh zu Bett gegangen! . . . Alſo, es iſt wirklich ernſthaft?

St. Georg. Sehr ernſthaft.

La Morl. Deſto beſſer! . . . Du haſt mir ſchon lange keinen Unterricht mehr gegeben . . . das ſoll mir für eine Lection gelten! (ſich aufs Sofa ſtreckend). Apropos . . . Du biſt ja geſtern nicht zu der kleinen Herzogin von Villequier gekommen? . . . Ein köſtlicher Abend! . . . Gehts denn auf Degen oder Piſtolen?

St. Georg. Das weiß ich ſelbſt noch nicht.

La Morl. Das Abendeſſen war ſuperb! . . . ein teufliſches Spiel! . . . Mit wem ſchlägſt Du Dich denn?

St. Georg. Mit dem Baron v. Tourvel.

La Morl. (aufſtehend). Dem Manne in der Extrapoſt? Aha, ha, ha! Oh! meine Antipathie! . . . Hat er ſichs einfallen laſſen, das übel zu nehmen?

St. Georg. O nein, die Sache iſt ernſthafter.

La Morl. Oh, das wundert mich gar nicht! Siehſt Du, es giebt ſolche widerwärtige Figuren, mit denen man gar nicht anders fertig werden kann, als daß man ſie ſich ſo (ein Durchbohren andeutend) aus dem Wege räumt. Es iſt unangenehm, aber es iſt nun einmal ſo.

St. Georg. (nachdenkend). Ja! ... es ist so Bestimmung!

La Morl. Uebrigens ist's ja auch nur ein Baron weniger ... es giebt deren heut zu Tage ohnedieß genug.

Plato (geheimnißvoll eintretend). Herr Chevalier ...

St. Georg. Was giebts?

Plato (halblaut). Eine Visite! Eine dichtverschleierte Dame!

La Morl. (hinzutretend). Eine Dame!

Plato. Die durchaus mit Ihnen sprechen will.

St. Georg. Um sechs Uhr früh!

La Morl. Aha, eine andere Sorte von Rendezvous, die aber keiner Zeugen bedarf! (will gehen.)

St. Georg. (ihn zurückhaltend). So bleibe doch! ... ich schwöre Dir, daß ich nicht weiß ...

La Morl. (nach rechts gehend). Laß nur, laß nur! Ich habe noch nicht gefrühstückt, und will mich in Deinen Speisesaal verfügen, vielleicht finde ich doch noch einige Brocken; und was Deine schöne Unbekannte betrifft ...

Plato. Da ist sie schon!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Frau v. Presle (tritt ein, sie ist sehr einfach angezogen und verschleiert. Sie tritt schnell ein, bleibt aber plötzlich bestürzt stehen). La Morliere (macht St. Georges ein Zeichen des Einverständnisses und geht rechts ab). Saint Georges (staunt, als er die Gestalt erblickt und die Gräfin ahnet).

Plato (erst im Hintergrunde, dann abgehend). Es ist wirklich ein Frauenzimmer! ... Da hats keine Gefahr.

Fr. v. Pr. (wirft, als sie sich allein sieht, ihren

Schleier ab. Athemlos). Oh! ich fürchtete schon zu spät zu kommen!

St. Georg. Gott, was sehe ich! Sie! gnädige Frau! Und hier!

Fr. v. Pr. (bleich und bewegt). Fragen Sie mich nicht, wie ich hierher gekommen bin ... ich weiß es nicht ... ich erinnere mich nicht mehr ... ich kannte Ihre Wohnung nicht ... und doch habe ich sie gefunden. ... Ich bin da!

St. Georg. Diese Blässe ... dieses Zittern.... O! (bietet ihr einen Sessel.) Um des Himmels willen ...

Fr. v. Pr.–Nein ... ich kann nur einen Augenblick ... mein Wagen hält wenige Schritte von hier! ... ich reise ... ich verlasse Paris für immer!

St. Georg. Sie reisen fort?

Fr. v. Pr. Ja ... ich kehre dahin zurück, von wo ich mich nie hätte entfernen sollen ... weit hinweg von dem thörigten Geschwätz der Verläumdung!

St. Georg. (schmerzlich). Wie? ihre vergifteten Pfeile haben es selbst gewagt, Sie ...

Fr. v. Pr. Wie kann ich es zum Stillschweigen bringen? ... war jener Auftritt nicht öffentlich? Fand er nicht in meiner eignen Wohnung Statt? War ich nicht die Ursache oder der Vorwand? Oh! es ist für Eure Müssiggänger ein so großer Glücksfund, den guten Namen eines Weibes aufzuopfern, zu morden! ... Ich fühle, daß ich nicht die Kraft besitze, solchen Angriffen entgegen zu treten! ... Aber ehe ich von hier abreise, wollte ich Sie noch einmal sehen, zum letztenmale, Chevalier! ... wollte Sie bei alledem, was Ihnen heilig ist, bitten, die schrecklichen Folgen ungeschehen seyn zu lassen ...

St. Georg. (lebhaft). Aber, gnädige Frau! soll denn eine so furchtbare Beleidigung unbestraft bleiben!

Fr. v. Pr. Täuschen Sie sich nicht selbst, St. Georges! Ein Zweikampf, wie auch sein Ausgang seyn möge, kann hier nichts wieder gut machen! ... Ich spreche nicht von mir, von meinem Namen, schmählich angetastet in einem Streite, wo die Existenz zweier Personen auf dem Spiele steht, spreche nicht von dem Unglück eines Weibes, auf der der Tod eines Menschen lastet, so verdient er auch seyn möge, ich spreche nur von Ihnen, von Ihnen allein! Auch wenn Sie Sieger sind, in diesem Duell, sind Sie für immer verloren, ist Ihre Laufbahn, sind Ihre Aussichten vernichtet!

St. Georg. (bitter). O, gnädige Frau, ist nicht alles dieß schon jetzt durch die Erbärmlichkeit eines Gecken vernichtet? Achtung, Ehre, Anerkennung! Hat er mir nicht alles entrissen? In den Augen der Welt, die mich noch gestern bis zu den Wolken erhob, bin ich heut nichts mehr, als ein erbärmlicher Sklave, den der niedrigste Weiße mit vollstem Rechte verachten und mißhandeln darf.

Fr. v. Pr. Oh! glauben Sie das nicht!

St. Georg. (mit Wärme). Und wissen Sie, was er alles gegen mich verschuldet hat, dieser Mann, für den Sie Schonung von mir begehren? Wissen Sie, daß er alle meine Hoffnungen, die ich funfzehn Jahre lang hegte, vernichtet hat? ... Ja! in diesem Augenblicke, wo ich vielleicht zum letztenmale mit Ihnen spreche, besitze ich den Muth, es Ihnen zu entdecken, dieses Geheimniß meines Lebens, in das noch kein fremder Blick eingedrungen ist! ... Unter dem brennenden Himmel von Sanct Domingo, unter den Ketten, die mich schon bei meiner Geburt umschlangen, wagte ich es, ein anderes Schicksal, eine andere Welt mir zu träumen, denn unter meiner Sklavenfarbe fühlte ich in meiner Seele den Athem der Freiheit, und die

Kraft, meine Ketten zu brechen! . . . Bei meinen ersten Schritten ins Leben schon war mir ja, gleich einer Gabe der Vorsehung, ein Kind erschienen, ein Engel, der nun der Leitstern, die Seele aller meiner Handlungen, aller meiner Gedanken ward. Für dieses himmlische Kind lernte ich den Stolz kennen, für dieses Kind suchte ich mich über die andern meinesgleichen zu erheben, für ein Lächeln von ihm hätte ich freudig mein Leben dahin gegeben! Und Sie wissen selbst, gnädige Frau, ob diese Hingebung jemals sich verläugnet hat?

Fr. v. Pr. (gerührt). O nie! nie!

St. Georg. Gezwungen zu fliehen, hat mich die Erinnerung an dieses reizende Wesen doch nicht verlassen . . . und funfzehn Jahre hindurch ist diese Liebe, diese Anbetung die einzige nie gestörte und tiefe, die ich jemals empfunden habe, ist sie mein Leben geworden! Ich wollte durch die Macht der Anstrengungen aller Art mich bis zu ihr erheben . . . ich weiß nicht, welche geheime Ahnung mir sagte, daß diese Farbe, dieß Gepräge des Sklaventhums, selbst nur dazu dienen werde, mein Glück zu befördern! und ich hatte mich nicht getäuscht! . . . Das Seltene dieser Züge, jene unbedeutenden Talente, die ich mir bloß in der Absicht erworben hatte, um die Aufmerksamkeit derer auf mich zu lenken, die vor allen Dingen erst eine Puppe zum Spielen haben müssen . . . alles dieß hat dazu gedient, mir den Weg zu bahnen! Aber das war nicht genug für mich, ich bedurfte einer Stellung in der Welt! ich wollte sie und ich würde sie erlangt haben! Und wenn dann die Ehrenstellen und Auszeichnungen, die ich loß mir selbst zu verdanken gehabt, die Schmach meiner Geburt von mir weggewaschen haben würden, das Brandmal, womit vordem der Peitschenhieb meine Stirn bezeichnet . . . wenn diese stolzen Menschen mir

die Hand gereicht hätten als ihresgleichen ... dann, o dann hätte ich meine Blicke zu Ihnen gewendet, dann hätte ich Ihnen gesagt, das ist Ihr Werk, Ihnen allein verdanke ich das, was ich bin, was ich gethan habe! O sprechen Sie, bin ich nun endlich Ihrer würdig, oder muß ich noch mehr thun?

Fr. v. Pr. (mit Hingebung). O Camille ... mein Herz! Sie haben es errathen!

St. Georg. (verzweiflungsvoll). Und diesen Traum von funfzehn langen Jahren, diesen seligen Traum hat dieser Mensch zerstört, zerschmettert! ... Und Sie verlangen, daß ich ihm verzeihe! ... nein, nein! ... sein Herzblut muß mir zahlen für das Glück, das er mir entrissen hat!

Fr. v. Pr. O sagen Sie das nicht! Um Himmelswillen, hören Sie mich! Liegt denn nicht größerer Muth darin, die Beleidigung zu verachten, und sich selbst zu besiegen? ... Und was gewährte Ihnen denn nun auch, o mein Gott! dieser unglückselige Sieg? Bedürfen Sie denn eines solchen Ausganges noch zu so vielen? Und kann nicht ein unglücklicher Zufall die gerechteste Rache untergehen lassen? ... (zärtlich.) O Camille! ... noch gestern gehörten Sie mir an ... noch gestern waren Sie mein eigen ... mit Einem Worte konnte ich diesen Zweikampf hindern! ... und die Freiheit, die ich Ihnen schenkte, sollte also ... (St. Georges macht eine Bewegung.) O! ich bereue diese Gabe nicht ... Sie waren ihrer werth ... Sie hatten sie sich schon seit langer Zeit nur durch Ihr Verdienst erworben ... aber, bei alledem, habe ich denn diese Gewalt, die ich über Sie besaß, habe ich sie denn für immer verloren? ... Kann ich denn nicht mehr über Sie gebieten, wie sonst? ... (lebhafter, und als wolle sie ihn am Antworten hindern.) Antworten Sie mir nicht ... aber

gedenken Sie unserer Kinderjahre, Camille ... Ihres Strebens, mir in Allem zu Gefallen zu leben ... Ihrer Unterwürfigkeit gegen meinen kleinsten Wunsch und Begehr! ... O damals, wenn ich damals von Ihnen das Opfer einer Empfindlichkeit verlangt hätte, Vergessenheit einer Beleidigung ... ja, das Leben Ihres Todtfeindes selbst, Sie hätten keinen Augenblick gezögert! ... Und heut, wo ich es um Ihrer selbst, um meinetwillen mir erbitte ... wo ich nicht mehr begehre, gebiete, sondern flehe ... sollte ich es heut minder erhalten, als damals? ... Und wollen Sie mich dafür bestrafen, gut und großmüthig gewesen zu seyn?

St. Georg. (von einem Gedanken ergriffen). Ha! ich errathe!

Fr. v. Pr. Was?

St. Georg. Der Baron ... dem Sie sich vermählen sollten ...

Fr. v. Pr. Nun?

St. Georg. Sie zittern für ihn?

Fr. v. Pr. (mit Hingebung). Für ihn? ... Und wenn es nun für Sie wäre!

St. Georg. (entzückt). Für mich! Großer Gott! Was haben Sie gesagt?

Fr. v. Pr. Was meine Thränen, meine Angst Ihnen schon längst hätten sagen sollten! ... Ja, Camille, weil Ihre Gefahr, weil Ihre Ungerechtigkeit mir dieses Geständniß entrissen haben ... wohlan denn! Ja! ich liebe Sie allein! und nur für Ihr Leben allein zittre ich!

St. Georg. Habe ich recht gehört! ... Wie? dieses Glück, das ich nicht zu hoffen wagte ...!

Fr. v. Pr. Und jetzt, wo es sich um mein Leben, um meine Ruhe handelt! Ja, jetzt entsagen Sie diesem Zweikampfe ... ich lese es in Ihren Augen

... jetzt vergessen Sie die Beleidigungen eines Nebenbuhlers ...

St. Georg. (kraftvoll). Ich? gnädige Frau! Nein! Weniger als je! ... Sie haben so eben mein Urtheil gesprochen. ... Der Mann, den Sie lieben, kann nicht leben ohne Ehre!

Fr. v. Pr. Großer Gott!

St. Georg. Und keine Macht der Erden soll mir den Räuber dieser Ehre entreißen!

Hr. v. Boul. (von außen). Ich sage Ihnen aber, daß ich ihn sprechen muß!

Fr. v. Pr. (erschrocken). Was höre ich? Diese Stimme?

St. Georg. Herr v. Boulogne.

Fr. v. Pr. Der General-Controleur ... ich bin verloren, wenn er mich hier erblickt!

St. Georg. (zeigt ihr die Thüre links, die er öffnet). Diese Thüre ... eine Treppe führt von da in den Garten ... Sie können dort wieder zu Ihrem Wagen gelangen.

Fr. v. Pr. (ihren Schleier nehmend und dorthin eilend). Gut! ... Leben Sie wohl!

St. Georg. O Gott! ... für immer!

Fr. v. Pr. (die Thüre halboffen haltend). Camille! Sie haben mich verstanden? ... Trotz meiner Liebe für Sie ... und wäre es mein Tod ... ich habe es Ihnen gesagt! Findet dieser Zweikampf Statt ... so reise ich auf der Stelle ab ... und Sie sehen mich nie wieder.

St. Georg. (mit sich kämpfend). Ein solches Opfer ...

Fr. v. Pr. (angstvoll). Nun?

St. Georg. (nach einer Pause, mit Anstrengung). Nun denn! ... so leben Sie wohl, gnädige Frau!

Fr. v. Pr. Ha! ... leben Sie wohl! (verschwindet und schließt die Thüre hinter sich.)

St. Georg. (allein). Getrennt! getrennt auf ewig!

Plato (eintretend und meldend). Herr v. Boulogne (ab).

Sechster Auftritt.

Saint Georges. Herr v. Boulogne.

St. Georg. (kalt). Ich kann nicht begreifen, mein Herr, was Sie zu mir führt ...

Hr. v. Boul. (bewegt). Ich begreife wohl, daß Sie mich nicht erwarteten ... aber ich bin vor der Stunde des Rendezvous gekommen, damit mein Sohn nichts von diesem Schritte wisse.

St. Georg. (höhnisch). Ich verstehe! ... Sie kommen ohne sein Vorwissen ... um mir seine Entschuldigungen zu hinterbringen.

Hr. v. Boul. Nein, mein Herr ... ich komme, um Ihnen zu sagen ... daß dieses Duell unmöglich ist.

St. Georg. (wie oben). Der Herr General-Controleur haben ohnstreitig wieder einen Verhaftsbefehl in der Tasche ... ich weiß schon, daß Sie mit dieser Art von Waffen vertraut sind.

Hr. v. Boul. (bewegter). Nein, mein Herr ... ich hätte mich allerdings an den König wenden können, um dem Unglück vorzubeugen, das mir droht, aber ich wollte nur Sie allein zum Richter dabei haben! (voll Entzücken.) Wenn Sie erfahren werden ... wenn ich es Ihnen entdeckt habe ... das Geheimniß, welches der Zufall mich gestern entdecken ließ, und das ein Unglücksstern mir bisher verborgen gehalten hatte ... dann bin ich überzeugt, Sie werden keinen Augenblick länger anstehen, jede Empfindlichkeit, jeden Haß zu unterdrücken; und so brauche ich nur ein einziges

Wort auszusprechen, um Ihnen den Degen aus der Hand zu winden.

St. Georg. (staunend). Wie?

Hr. v. Boul. (für sich). Ach, nur mit Zittern! ... und noch weiß ich nicht, ob ich Muth genug haben werde ...

St. Georg. So sprechen Sie!

Hr. v. Boul. Wohlan denn! ... Saint Georges! ... der, den Ihre Hand bedroht ... Baron v. Tourvel ... mein Sohn ...

St. Georg. Weiter!

Hr. v. Boul. (mit Anstrengung). Ist Ihr Bruder!

St. Georg. (zurückweichend). Mein Bruder!

Hr. v. Boul. (innerlich bewegt). Ja ... Saint Georges ... Ihr Bruder!

St. Georg. Ha! Er! ...

Hr. v. Boul. Ersparen Sie mir Ihre Vorwürfe! (mit halbleiser Stimme und einiger Verlegenheit.) Ihre Mutter ... ach! ... ihre reine, hingebende Liebe hätte wohl ein besseres Schicksal verdient ... aber eine reiche Heirath ... geschmeichelte Eitelkeit ... ich wollte jede Spur der Vergangenheit entfernen, die sie rückgängig hätte machen können, und vergaß so, was ich der armen Noëmi schuldig war ... (die Stimme noch mehr senkend, und voll innerer Bewegung.) Ich ließ sie verkaufen ... als sie eben Mutter werden sollte ...

St. Georg. (mit Unwillen). Verkaufen ... sie ... und ihr Kind!

Hr. v. Boul. Ich will einen Fehler nicht zu entschuldigen versuchen, den nichts rechtfertigen kann ... glücklicherweise hat mir der Auftritt von gestern die Wahrheit enthüllt! ... Ja! Saint Georges! Du bist mein Sohn! und wirst der Stimme eines Vaters ...

St. Georg. Mein Vater? ... Ich kenne nur

die arme Negerin, die mich ernährt, mir ihre Sorge wie ihre Liebe gewidmet hat! Sie iſt meine ganze Familie!

Hr. v. Boul. (niedergeſchmettert). Großer Gott! . . . Du verkennteſt . . .

St. Georg. (voll Kraft). Das, was Sie ſelbſt verkannt haben! (mit Bitterkeit.) So glauben Sie denn, mein Herr, daß der Name eines Vaters eine gleichgültige Benennung iſt, die man von ſich werfen kann, wenn ſie uns läſtig iſt, und wieder auf ſie ſich berufen darf, um ihre Rechte geltend zu machen? Glauben Sie denn, daß man Vaterrechte üben und alle Vaterpflichten vernachläſſigen darf? Glauben Sie, daß es genüge, nach fünf und zwanzig Jahren einem unglücklichen, gedemüthigten, mit Füßen getretenen Weſen zu ſagen: ich habe Dich nie anerkennen wollen, ich werde Dich nie anerkennen, ich habe Dich der Infamie geweiht, habe Dich vor Deiner Geburt verkauft, denn ſchon Dein bloßer Anblick wäre eine Beleidigung für mich geweſen . . . aber heute, heute zittere ich für den Erben meines Namens, meines Vermögens . . . ſein Leben iſt in Deinen Händen! . . . Du mußt mir Deinen Ruf, Deine Ehre opfern! . . . ich befehle es . . . Du mußt mir gehorchen . . . denn Du biſt mein Sohn! ich bin Dein Vater!

Hr. v. Boul. (mit flehendem Tone). St. Georges!

St. Georg. (bitter). Einen Vater! . . . ich! . . . und wo war denn dieſer Vater, als die Peitſche einer übermüthigen Herrin meine Stirn blutig hieb, und ſie mit Schande bezeichnete? . . . wo war er denn, als ich, durch die Sandwüſte fliehend, um einen Biſſen Brod bettelte, um meine Kräfte zu erneuen, um einen Tropfen Waſſers, um meinen Durſt zu ſtillen? War er da, dieſer Vater, um mir die Hand zu reichen,

als ich, dem Uebermaße der Arbeit erliegend, die Erde mit blutigem Schweiße benetzte? Und später, als meine Anstrengungen, meine Beharrlichkeit das Glück bemeisterten, als ich mir einen Namen, ein Daseyn schuf, war er da zugegen, um mich ans Herz zu drücken, und mir zu sagen: ich bin stolz auf Dich! ... Nein! ... o nein! ... dem legitimen Sohne jede Sorge, jede Liebe! ... dem elenden Sklaven Verwerfung, Vergessenheit, Schande! ... Sie sehen also wohl, mein Herr, daß ich keinen Vater habe ... daß ich nie einen hatte!

Hr. v. Boul. (ergriffen). Ja! ich habe diese Behandlung verdient! ... Aber Du wirst nicht unerbittlich seyn, mein Sohn! ... Beim ewigen Himmel beschwöre ich Dich, vergiß eine Beleidigung, die ich zurücknehme ... verzichte auf einen Kampf, der ein Verbrechen wäre!

St. Georg. (stolz). Um es ohne Entehrung zu können, mein Herr, gestehen und erklären Sie laut, daß er mein Bruder ist! ... Nicht hier, nicht vor mir allein, nicht zitternd ... sondern vor der ganzen Welt, fest und unerschrocken! Sie schlagen die Augen nieder ... Sie schweigen! ... Oh! ich verstehe Sie! ich soll meine Rache aufgeben, soll mich vor ganz Paris erniedrigen, um einen Andern zu retten, dessen Ehre für die Ihre gilt, während Sie die meine hinwerfen, der Schmach, der Verachtung!

Hr. v. Boul. Ja, ich bin ungerecht, bin grausam! aber wenn das Vorurtheil, wenn die Gesetze der Welt Dich aus meinen Armen verbannen und meine Liebe in Fesseln schmieden, wenn es mir nicht mehr erlaubt ist, dem Triebe meines Herzens zu folgen, ohne Verachtung und Vorwurf auf mich herabzuziehen, bist Du nicht edelmüthig genug, um meine Qualen zu begreifen, und ihnen ein Ende zu machen?

... Ich flehe Dich um das Leben meines Sohnes ... kniend flehe ich Dich darum!

St. Georg. (ihn schnell aufhebend). Mein Herr! ...

Hr. v. Boul. Ich schäme mich dessen nicht.

St. Georg. Lassen Sie mich.

Hr. v. Boul. Aus Erbarmen! ...

St. Georg. Lassen Sie mich, sage ich Ihnen! (horchend.) Hören Sie! ... man kommt die Treppe herauf.

Hr. v. Boul. (voll Schrecken nach rechts tretend). Das ist er!

St. Georg. Entfernen Sie sich!

Hr. v. Boul. Nein, ich bleibe! ... Ich will zugegen hier seyn!

St. Georg. Bedenken Sie?

Hr. v. Boul. (mit Kraft). Keine Gewalt der Erde soll mich von hier fortbringen! Ich will mein Schicksal kennen lernen, will den Kelch ganz ausleeren, aber erinnern Sie sich ...

St. Georg. Ich erinnere mich, daß ich nichts versprochen habe, und daß ich beschimpft worden bin!

(Herr v. Boulogne geht in den Hintergrund, so daß der Baron ihn beim Eintreten nicht sieht.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Baron v. Tourvel (im Morgenanzug). Plato (im Hintergrunde). Dann La Morliere (vom Lärmen herbeigeführt).

Plato (im Hintergrunde). Nein, mein Herr! es ist unmöglich!

Bar. v. Tourv. (zu St. Georges). Steuern Sie doch diesem Bedienten, mein Herr! ... Wer Sie

nicht kennt, sollte glauben, Sie hätten den Menschen dahin postirt, um Jedermann den Zutritt zu Ihnen zu verwehren.

St. Georg. (zu Plato). Hinaus!

Plato. Herr . . .!

St. Georg. Hinaus, sage ich! . . . und die Thüre verschlossen!

Plato. O mein Himmel! (er schließt die Mittelthür und geht ab.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Plato. Zuletzt Frau v. Presle.

St. Georg. (unruhig und auf La Morliere zeigend). Hier ist mein Secundant, Baron; aber den Ihren sehe ich nicht.

Bar. v. Tourv. Ich konnte nicht länger auf ihn warten . . . aber er kommt gewiß noch.

Hr. v. Boul. (vortretend). Nein! er wird nicht kommen!

La Morl. Herr v. Boulogne!

Bar. v. Tourv. (zurücktretend). Mein Vater!

Hr. v. Boul. (weiter vortretend und kräftig). Ja, mein Herr! ich bins, der an seine Stelle tritt . . . ich werde Dein Secundant seyn.

Bar. v. Tourv. Sie? Allmächtiger Gott!

La Morl. u. St. Georg. Unmöglich!

Hr. v. Boul. Und warum nicht, mein Herr? . . . wer von Ihnen hat ein Recht, mich zurückzuweisen? . . . wer könnte sorglicher über die Ehre des Barons wachen, als sein Vater? . . . (Bewegung der beiden jungen Leute.) Oh! fürchten Sie nichts! Ich werde diesen Zweikampf nicht verhindern . . . (auf St.

Georges blickend.) Er iſt unvermeidlich, das weiß ich! ... und da meine Bitten zurückgewieſen worden ſind ... da die Stimme eines Vaters nicht Gehör gefunden hat ... ſo vergeſſen Sie, wer ich bin ... und ſehen Sie in mir nur einen Secundanten ... ich werde die Pflichten eines ſolchen vollkommen erfüllen, Ich beſitze den Muth dazu.

Bar. v. Tourv. Um des Himmels willen ... erſparen Sie ſich dieſe Qual!

Hr. v. Boul. (ausbrechend). Oh, ich würde noch hundertmal mehr leiden, wenn ich hier nicht zugegen wäre.

La Morl. u. St. Georg. Mein Herr ...!

Hr. v. Boul. (mit Kraft). Ich will es! ... es iſt ein Recht, das mir Niemand entreißen ſoll! (zu La Mortiere.) Wohlan denn, mein Herr! Beſtimmen wir die Bedingungen.

St. Georg. (bei Seite). Welche Prüfung!

Bar. v. Tourv. Sie ſind ſchon beſtimmt ... und durch den Chevalier ſelbſt.

Hr. v. Boul. u. La Morl. Und wie?

Bar. v. Tourv. (zu St. Georges). Ja, mein Herr! ... ich habe Ihr Billet erhalten, und danke Ihnen für Ihr loyales Benehmen. ... Sie überlaſſen mir die Wahl der Waffen. ... Alſo Piſtolen! ... das übrige findet ſich von ſelbſt ... Sie ſind der Beleidigte, haben alſo den erſten Schuß.

Hr. v. Boul. (mit Schrecken). Den erſten! ... Er!

St. Georg. Was ſagen Sie?

La Morl. Das iſt in der Ordnung.

Bar. v. Tourv. Ich verlange weder Gunſt noch Mitleid ... und wie groß auch die Gefahr ſey ... die Sorge für meine Ehre fordert, daß alles ſtreng nach den hergebrachten Geſetzen des Zweikampfes gehe

. . . wohlan denn, meine Herren: die Wagen stehen unten . . . gehen wir!

(La Mortiere geht mit dem Baron in den Hintergrund, um abzugehen.)

Hr. v. Boul. Gott! (halbleis zu St. Georges, in Verzweiflung.) Dein Bruder! . . . Dein Bruder! . . . Selbst sein Anblick entwaffnet Dich nicht?

St. Georg. (zu Herr v. Boulogne). Wohlan, mein Herr! . . . Sie sind ohne Erbarmen! . . . Durch Sie habe ich alles verloren . . . nichts blieb mir übrig, als meine Ehre . . . Sie verlangen, daß ich auch diese opfre! . . . Gut denn! es sey! . . . ich will Ihnen auch noch den Gipfel der Infamie und Entwürdigung schuldig seyn!

Bar. v. Tourv. (staunend und zu St. Georges zurückkehrend). Nun, mein Herr?

St. Georg. (mit tiefer Bewegung, nach einem augenblicklichen Zögern, zum Baron). Denken Sie von mir, was Sie wollen, mein Herr . . . sprechen Sie, ich sey ein Mann ohne Glauben, ohne Ehre . . . aber . . . dieser Zweikampf ist unmöglich . . . ich schlage mich nicht mit Ihnen!

La Mort. u. Bar. v. Tourv. Was höre ich?

Hr. v. Boul. (voll Freude). Ha!

St. Georg. (mit tiefer Bitterkeit). Und jetzt verkünden Sie es laut: Saint Georges ist eine Memme! . . . sagen Sie es aller Welt, daß er sich vor Ihnen gedemüthigt . . . daß er es verweigert hat, sich zu schlagen! . . . Rufen Sie auf mich alle Verachtung, allen Hohn, alle Schmach herab . . . ich willige ein, ich nehme sie auf mich! . . . (zu Herrn v. Boulogne mit halbleiser Stimme.) Sind Sie nun zufrieden, mein Herr! . . . bin ich herabgewürdigt genug?

La Mort. (verwirrt). Chevalier!

Bar. v. Tourv. (erstaunt). Nein, das ist nicht

möglich! (seinen Vater ansehend.) Diese Sprache! ... was ist denn vorgefallen? ... Vater! ... Sie waren bei ihm! ... was haben Sie ihm denn gesagt?

Fr. v. Pr. (öffnet auf einmal die Thür links und tritt vor). Was er ihm gesagt hat, mein Herr? ...

Alle. Was sehe ich?

Hr. v. Boul. Die Gräfin!

Fr. v. Pr. (tiefbewegt). Er hat ihm gesagt ... daß Sie sein Bruder sind!

Bar. v. Tourv. u. La Mork. Sein Bruder!

Fr. v. Pr. (mit Gefühl). Und jetzt sage ich zu dem edelsten, dem großmüthigsten aller Menschen, zu dem der verachtet, verkannt, zurückgestoßen von allen ... ich, die Gräfin v. Presle, ich sage zu ihm ... Chevalier! ich flehe Sie, meine Hand anzunehmen ... ich werde stolz darauf seyn, Ihre Gattin zu werden!

(Bewegung der höchsten Freude in St. Georges. Er beugt sich auf ihre Hand. Herr v. Boulogne ist niedergeschmettert, der Baron stürzt sich gerührt in die Arme des Chevalier.)

(Der Vorhang fällt.)

BESSEL

Gedruckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

April:	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Dramatisches
Vergißmeinnicht
auf das Jahr **1843**

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutschland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Zwanzigstes Bändchen.

Enthält:

Bob, oder die Pulververschwörung,
Lustspiel in 2 Aufzügen.

Der Schulmeister,
Posse in 1 Akt,

Fesseln,
Lustspiel in 5 Akten.

BESSEL

Dresden und **Leipzig,**
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1843.

Yob

oder

die Pulververschwörung.

Lustspiel in 2 Aufzügen.

Nach Duport und de Forges bearbeitet

von

Th. Hell.

Perſonen.

Jacob I. König von England.
Seine beiden Kinder.
Edith Glendower, Waiſe, Erzieherin derſelben.
Lord Felton, im erſten Akte unter dem Namen Brown.
Francis, ſein Sohn.
Bob, Schmidt.
Der Scherif von Saint Patrik.
Ralph.
Krickett, Schreiber des Scherif.
Morton, Offizier der Königl. Garde.
Doctor Albobrandini, erſter Leibarzt des Königs.
Aliſon, Wirthin zum Einhorn.
Ein Acciſeoffizjant.
Ein Matroſe.
Hofherrn.
Hochzeitgäſte von Bob und Aliſon.

Die Handlung fällt in das Jahr 1605. Der erſte Akt ſpielt zu St. Patrik, einem kleinen Hafen in der Grafſchaft Wighton, in Schottland, der zweite zu London im Königlichen Pallaſte.

Erſter Aufzug.

Die Bühne ſtellt den Hof des Gaſthofs zum Einhorn vor. Im Hintergrunde ein Gatterwerk mit Einfahrthür in der Mitte. Ohnweit der Thür ein Keller, deſſen offne Thür dem Publiko gegenüber. Man erblickt mehre Fäſſer darin. Rechts das Hauptgebäude. Links vorn eine Gartenlaube mit Tiſchen, Bänken u. ſ. w.

Erſter Auftritt.

Lord Felton, unter dem Namen **Brown**. Der **Scherif**. **Ralph**. Ein **Offizjant**. Beim Aufgehn des Vorhangs ſitzen der Scherif und der Offizjant links unter der Laube. Ralph in der Mitte der Bühne, diktirt dem Offizjanten. Brown ohnweit des Kellers.

Ralph. (diktirend). Alſo: — Hafen von Saint Patrik ... am 20. October 1605. ... Ladung der franzöſiſchen Brigg, die beiden Schweſtern. — Unter Gottes Geleit ... (blickt auf Brown) und unter Führung von ...

Brown. Georges Brown, Reiſediener des Hauſes Hartley und Compagnie.

Ralph. (zum Offiziant). Habt Ihr? ... 36 Barils Jamaika-Rum.

Brown. (allem obigen mit Anſchein von Gleichgiltigkeit folgend). Erſter Qualität.

Ralph. Das glaube ich gern (geht zum Keller, Brown tritt mit ihm ein, und ſie ſchaffen ein Barit heraus). Die gewaltige Sorgfalt die Ihr beim Ausſchiffen Eurer Lumpereien hattet! ... Ihr verlort ſie nicht einen Augenblick aus den Augen.

Scher. Die Leute im Hafen ſind nicht immer ganz ſicher.

Ralph. (das Barit, das Brown ihm darbietet, anſtechend). Verſtehe! ſo ein Stich mit dem Bohrer iſt bald gegeben ... und damit Euer Rum ungemiſcht in London anlange, begleitet Ihr ihn ſelbſt — das iſt weislich (er koſtet den Rum, den er in eine kleine Taſſe füllte und findet ihn ſchmackhaft).

Brown. Nun, Camerad? findet Ihr ihn gut?

Ralph. Alle Wetter — der ſelige Lord Glendower, deſſen Schloß Ihr dort unten ſeht, hatte keinen beſſern im Keller, und das war doch ein tüchtiger Wohlſchmecker (bringt mit Browns Hilfe das Fäßchen wieder in den Keller).

Brown. (unruhig). Iſt das Schloß noch bewohnt?

Ralph. Nein ... ſeit des alten Lords Tode hat ſeine Enkelin, Miſſ Edith, Schottland verlaſſen.

Brown. (für ſich). Gut! ... man hätte mich ſonſt leicht erkennen können.

Ralph. (ſchlägt Feuer und zündet ſich die Pfeife an). Ja, noch vor ſechs Monaten war das alte Schloß ein gar freundlicher Aufenthalt ... Miß Edith war ſo gut! ... Die ganze Gegend liebte ſie ... die Armen werden ſie noch lange vermiſſen.

Scher. Schon gut, ſchon gut, alter Schwätzer! Expedire jetzt lieber den braven Mann, der ſchon lange wartet.

Ralph. (rauchend). Soll geſchehen, ſoll geſchehen, Herr Scherif! ... ich bin gleich fertig ... (geht nach dem Keller). Alle Wetter! was für eine Schlachtordnung! — (lacht). Es iſt auf meine Ehre etwas Impoſantes darin! — Nun laßt ſehn, was alle die Burſche da im Leibe haben (er will in den Keller, Brown ſtürzt auf ihn zu, reißt ihm die Pfeife weg und wirft ſie weit von ſich. Der Scherif und Offiziant ſtehen auf).

Brown. Halt! halt!

Scher. (für ſich). Wie unvorſichtig!

Ralph. (erſtaunt). Was fällt Euch denn ein? Freund! — ſeid Ihr närriſch geworden?

Brown. (verlegen). Es war aber doch —

Offiz. Wie? — was?

Ralph. Warum reißt Ihr mir denn die Pfeife aus der Hand?

Scher. Ei zum Henker ... weil wir den Geruch nicht vertragen können.

Ralph. Seht einmal! — das incommodirt Euch! — Es iſt aber doch das erſtemal Herr Scherif, daß Ihr Euch darüber beklagt.

Scher. Möglich ... es war eine perſönliche Nachſicht von meiner Seite ... aber als Magiſtratsperſon muß ich über der Vollſtreckung der Landesgeſetze wachen ... und Ihr, ein öffentlicher Beamter, Ihr, Ralph Digby, Accis-Einnehmer in Saint Patrik, Ihr müßt doch wohl wiſſen, daß unſer glorreicher Beherrſcher, Jacob I. den Gebrauch der Nicotiana in allen ſeinen Staaten verboten hat.

Ralph. Ach was, es iſt keine Nicotiana ... es iſt Tabak.

Scher. Ignorant!

Ralph. Uebrigens iſt denn das ein Grund dafür, daß dieſer große Greifzu da — (droht Brown mit der Fauſt). Komm nur an, Du!

Brown. (auf ihn zuſtürzend und ihm drohend). Unverſchämter!

Ralph. (in der Stellung um ihm zu begegnen). Warum denn?

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Alifon von links her.

Alif. He da, he da! was giebts denn? — was iſt denn das für Streit hier?

Scher. Es iſt der Schafkopf von Einnehmer...

Ralph. Sagt vielmehr, der Grobian da ...

Alif. Still! — da der Herr Scherif ſein Halts Maul nicht einlegt, ſo will ich ſeine Stelle vertreten. — Ich weiß zwar nicht wovon die Rede iſt, aber das

ist einerlei — die Sache ist abgemacht, die Partheien sind ausgeglichen und tragen die Kosten zu gleichen Theilen, welche in zwei Pinten Doppelale aus meinem Keller liquidirt werden, die auf der Stelle auszutrinken sind.

(Sie nöthigt alle sich an den Tisch links zu setzen, worauf man einen großen Krug und Gläser bringt.)

Scher. (lachend). Wohl gesprochen, Mistres Allson — hätts selbst nicht besser machen können. — Aber mein Freund Brown giebt mir zu verstehen, daß er gern wieder fort möchte . . . und . . .

Brown. (zu Ralph). Und so erkläre ich denn auch, was in den andern Fässern ist, für Rum erster Qualität. Darauf steht der höchste Zoll. Ihr seht also, daß ich Euch nicht hintergehen will.

Ralph. Nun denn! Das beträgt also 40 Pfund für sämmtliche Abgaben.

Brown. (übergiebt ihm das Geld). Da!

Ralph. (übergiebt dem Scherif die Schrift). Und jetzt Herr Scherif bleibt nichts übrig . . .

Scher. Als daß ich Namen und Siegel darunter setze.

Ralph. (zu Brown). Glückliche Reise denn, Camerad, und nichts für ungut. — Auf Wiedersehn, Dame Allson.

Alis. (ihn begleitend). Guten Morgen, guten Morgen Dickkopf.

(Ralph geht mit den Offiziant hinten ab).

Mai.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Dritter Auftritt.

Brown. Der Scherif. Alison.

Brown. Wollt Ihr nun wohl uns auch die Rechnung machen, Mistreſſ, und Euch erkundigen, ob mein Wagen angeſpannt iſt?

Alis. Was das erſte betrifft, recht gern, aber wegen des zweiten muß ich Euch ſagen, daß der Stallburſche, als er die Pferde anſpannen wollte, bemerkt hat, daß eins davon die Hufeiſen verloren.

Brown. (für ſich). Fataler Aufſchub!

Alis. Nun werdet nur nicht ungeduldig! Bob iſt geſchwind fertig.

Brown. Wer iſt denn dieſer Bob?

Alis. Der geſchickteſte Schmidt in ganz St. Patrik. Na, und noch dazu mein Zukünftiger . . . und heut Abend mein Mann.

(Brown verſchließt unterdeß ſorgfältig die Thür des Kellers und ſteckt den Schlüſſel in die Taſche.)

Scher. Seid Ihr alſo wirklich entſchloſſen, den dummen Streich zu machen?

Alis. Dummer Streich! dummer Streich?

Scher. Nicht anders. — Ihr, Frau Alison, eine junge hübſche Witwe, Beſitzerin des beſten Gaſthofs in St. Patrik — Ihr, die Ihr unter den angeſehnſten Perſonen der Stadt Euch einen Mann auswählen konntet — nehmt einen Bob!

Alis. Wenn er mir nun aber gefällt, der

Burſche? ... ein vortrefflicher Arbeiter, ehrlich, thätig ... der mich liebt, der mir alles an den Augen abſieht, der für mich durchs Feuer laufen würde. ...

Scher. Das wohl, aber der hier ... (auf den Kopf deutend).

Aliſ. Ei was? ... weil er in Folge eines unglücklichen Zufalls, der ihm das Leben hätte koſten können, manchmal ſo kleine Anfälle von Rappelköpfigkeit hatte. ...

Scher. Die wiederkehren, die bis zur Raſerei anſteigen können! ... Noch neulich hat der Doctor Anderſon mit mir darüber geſprochen ... es bedürfe, ſagte er, blos einer etwas ſtarken Gemüthsbewegung ...

Aliſ. Ah, das ſagt Ihr nur, um mir Angſt einzujagen ... (für ſich). der garſtige Menſch!

Brown. (kommt wieder vor, mit Ungeduld). Kann man den Schmidt nicht antreiben, daß er ...

(Man hört Bob in der Couliſſe.)

Aliſ. Da kommt er ſchon ... ſprecht ſelbſt mit ihm.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Bob im Arbeitscoſtüm.

Bob. (im Hintergrund in die Couliſſe). Vorwärts! Burſche, vorwärts! ... immer angeblaſen! ſobald alles fertig iſt, ſagſt Du mirs. (kommt vor). Aha, Ihr habt Beſuch, Miſtres Aliſon! (zeigt ihr ſeine ſchwarzen Hände). Ich gebe Euch keine Hand, weil ...

(zum Scherif) Guten Tag zuſammen ... und dem Herrn Scherif insbeſondere.

Scher. Schon gut, Meiſter Iſegrimm.

Brown. Und mein Pferd?

Bob. Beſchlagen und beſchuht! und das tüchtig, wie ſich verſteht.... Ein braves Thierchen das Ihr da habt!

Brown. Ich kann alſo abreiſen?

Bob. O ja, ja, ja!... Aber halt! ich muß Euch noch ſagen, daß ich eben als angeſpannt wurde, bemerkte, daß Euer Schloßnagel entzwei... (Brown und der Scherif zeigen Ungeduld). Da habe ich mich denn gleich an die Arbeit gemacht. — Oh verliert die Geduld deshalb nicht! In weniger als einer Stunde...

Brown. Eine Stunde! (ſetzt ſich mit dem Scherif an den Tiſch).

Bob. Eher früher als ſpäter! Denn bei mir gehts heiß zu in der Werkſtatt, und wenn erſt eine junge Hausfrau darin ſeyn wird, ſo wirds noch feuriger zugehen.

Scher. Alle Wetter! Du biſt galant!

Bob. Und warum ſollte ichs denn nicht ſeyn, bei einem ſo allerliebſten kleinen Weibchen, wie dieſe da? ... die nun bald mein Eigenthum ſeyn wird ... heute noch ... denn da iſt gar kein Zweifel mehr daran, dieſen Abend ſeid Ihr Miſtres Bob!

Aliſ. Ja, ja, Herr Scherif, vergeßt nicht, daß ihr uns zuſammen zu geben habt ... um 4 Uhr unterſchreiben wir den Contrakt. ...

Bob. Und um 5 Uhr, beim Hochzeitsſchmauſe, da rechnen wir auf Euch, Herr Scherif! — Ja, da ſolls luſtig zugehen!

Scher. Verſteht ſich, mein Junge! ... Holla hoch!

Bob. (zu Aliſon). Thut er doch, der alte Duckmäuſer da, als obs ihm ein Ernſt damit wäre! (laut). Das heißt, wenn ich ſage, es ſoll luſtig zugehen, ſo iſt das ſo eine Redensart, denn im Grunde iſt mirs doch bange ums Herz.

Aliſ. Bange! und warum denn, junger Herr?

Bob. Warum? und das fragt ſie noch!... weil uns ein Paar Gäſte fehlen, die wir doch fürs Leben gern dabei gehabt hätten ...

Aliſ. Ach ja, das iſt wahr! — Fürs erſte Miſſ Edith Glendower, meine Milchſchweſter —

Bob. Und meinen erſten Brautführer, Sir Francis Felton.

Brown. (unwillkürlich). Meinen Sohn!

Bob. (ihn anſehend). He? — was beliebt? — Ihr ſagtet?

Scher. (ſchnell). Nichts, nichts! — Er ſagte, daß er auch einen Sohn habe, der Francis heißt.

Bob. (zu Brown). Nun, da wünſche ich nur, ohne Euch zu nahe treten zu wollen, daß er dem ähnlich ſehe, den wir kennen.... Das iſt einmal ein wackrer junger Menſch ... luſtig, liebenswürdig, gar nicht ſtolz — und brav! — brav, nun ...! Aliſon, Ihr werdet Euch noch erinnern ... als er vorm

Jahre hierher kam und die Ferien auf Schloß Glendower zubrachte ... als ich da einmal in den Mühlgraben, ohnweit der Schleifmühle fiel ... den Kopf vorn weg, mit dem ganzen Anzuge da ... es wär um mich geschehen gewesen ...

Brown. (aufstehend und sich ihm theilnehmend nähernd, was auch der Scherif thut). Da rettete er Euch?

Alif. Mit Gefahr seines Lebens.

Bob. Ja! ich weiß, was ich ihm verdanke! — aber er soll auch keinen Undankbaren an mir finden — und wenn ich ihn jemals einen solchen Gegendienst erzeigen könnte, ich würde es für das größte Glück meines Lebens halten. — Drum habe ich ihm auch einen gewaltig schönen Brief auf die Universität geschrieben, um ihm meine Heirath anzuzeigen und wahrhaftig — ich hoffte immer —

Scher. (Achsel zuckend). Doch nicht, daß er seine Studien im Stiche lassen würde, um zu Euch zu kommen?

Bob. Je nun, warum nicht?

Scher. Schafskopf.

Franc. (außerhalb der Scene). Ja, ja! — führt nur mein Pferd in den Stall und sorgt recht ordentlich dafür.

Brown. (bei Seite). Mein Gott! — diese Stimme!

Alif. (mit Bob nach hinten gehend). Das ist Sir Francis!

Brown. (für sich). Er hier!

Bob. (vom Hintergrunde aus zum Scherif). Seht doch einmal! — Schafskopf! — Ei, da kommt jemand, der Euch ſtatt meiner antworten wird.

Alliſ. (in die Couliſſe ſehend). Ja, ja, er iſts wirklich! — Eben ſteigt er im großen Hofe vom Pferde.

Brown. (für ſich). Was mag er wollen? Nach London reiſen? Daran muß ich um jeden Preis ihn hindern. (leis zum Scherif) Laßt uns gehn! — Wenn er mich in dieſer Verkleidung entdeckte, ſo wäre alles verloren (geht nach links ab).

Bob. (zum Scherif, der ihm folgen will). Wie? Ihr wollt ſchon fort?

Scher. Verſteht ſich! Muß ich nicht nach Hauſe, um den Paß dieſes braven Mannes zu viſiren?

Bob. Nun denn, auf baldiges Wiederſehen! Aber gewiß, Herr Scherif!

Scher. Ja, ja, auf Wiederſehen! (geht Brown nach).

Fünfter Auftritt.

Bob. Aliſon. Francis.

Franc. (Aliſon umarmend und Bob die Hand drückend). Nun, da bin ich, Ihr alten lieben Freunde!

Alliſ. Das iſt doch wahrhaftig wahr, wenn man den Wolf nennt

Bob. So kommt er gerennt! Aber dennoch tauſendmal willkommen!

Alliſ. Und jetzt, wo wir gar nicht mehr darauf rechneten!

Bob. Ihr habt alſo meinen Brief erhalten?

Franc. O ja, und da ich eben nach London mußte, machte ich einen kleinen Umweg hieher, um der holden Braut mein Hochzeitsgeſchenk ſelbſt zu überbringen. Denn Ihr wißt es noch gar nicht — der einfältige Schüler aus Edinburg iſt jetzt eine große Perſonage, der alles ein gewaltiges Glück bei Hofe prophezeiht.

Aliſ. Wie geht denn das zu?

Franc. O ganz einfach. — Bei der letzten Anweſenheit des Königs in Edinburg — es mögen etwa 3 Monate ſeyn — wohnte er den Prüfungen auf der Univerſität bei, und ließ ſich ſogar herab, mehre Schüler ſelbſt zu befragen. Ich befand mich unter dieſer Anzahl und hatte das Glück mir den Beifall Sr. Majeſtät durch die glänzende Art und Weiſe, womit ich ein lateiniſches Colloquium mit ihm überſtand, zu erwerben.

Bob. Lateiniſch! — Aliſon, hört Ihr! der König ſpricht lateiniſch! Was für ein großer Monarch!

Franc. Oh, unſer König Jacob iſt eben ſo gelehrt als gut und leutſelig. — Da mußt ich ihm denn meinen Namen, und die Lage meiner Familie ſagen, und als er erfuhr, daß ich der Sohn des Lord Felton ſei, rief er aus: Ein wackrer Edelmann, der freilich mit mir grollt, wie ich leider weiß, weil ich einmal es abſchlug, zu ſeinen Gunſten eine Ungerechtigkeit zu begehen. Aber ich hoffe, daß er nicht unverſöhnlich ſeyn wird. Was Euch betrifft, mein junger Lateiner, fuhr die Majeſtät fort, und klopfte mir freundlich auf

die Backen, ſo kommt, ſo bald Ihr Eure Studien beendigt habt, nach London, an meinen Hof, da will ich für Euch ſorgen.

Bob. Das nenne ich mir eine Ausſicht! Nun, Lord Felton wird ſchön verwundert darüber ſeyn, wenn er vom Continent zurück kommt.

Aliſ. Und Miſſ Edith vollends, die gar nicht dran denkt, daß Ihr zu ihr nach London kommen könntet!

Franc. Wie? Iſt Edith in London? wohnt nicht mehr bei ihrem Großvater auf dem Schloß Glendower?

Aliſ. Nein! wißt Ihr denn nicht, daß der gute Gott den alten Lord zu ſich genommen hat, und daß unſre junge gute Lady ohne allen Schutz ganz allein hätte ſtehen müſſen, wenn der König ſich nicht an die edelmüthige Ergebenheit Lord Glendowers, ihres Vaters erinnert hätte.

Franc. Ja, ja, er war es, der den Streich aufing den der Verräther Ruthwen gegen den König beabſichtigte.

Bob. Und da hat denn unſer guter Jakob, um ſeine Schuld bei deſſen edler Waiſe abzutragen, dieſe an ſeinen Hof kommen laſſen.

Aliſ. Um mit ſeinen Kindern als Geſpielin, als Freundin erzogen zu werden.

Bob. Und dieſer Zug, ſeht Ihr, hat ihm meine ganze Hochachtung erworben, auf Tod und Leben.

Von dieſem Tage an, konnte der König ſich ſagen: Bob ſchätzt mich, ich bin zufrieden!

Franc. Miſſ Edith in London!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Ein Schreiber des Scherif.

Schreiber. Sir Francis Felton?

Franc. Das bin ich.

Schreiber (giebt ihm einen Brief). Ein Brief für Euch.

Franc. (betrachtet die Schrift). Von meinem Vater.

Bob. (zum Schreiber). Ach, das iſt ja Krickett, der Schreiber des Herrn Scherifs! — Wie zum Henker iſt denn der Brief an Euch gelangt?

Schreiber. Der Scherif ſagte, der Kapitän der beiden Schweſtern habe ihn aus Frankreich mitgebracht — und da er gehört, daß Milord nach St. Patrik gekommen ſey. . . .

Franc. Da, mein Freund, etwas für Eure Mühe (giebt ihm Geld).

Schreiber. Dank, Milord! (läuft ab).

Siebenter Auftritt.

Francis. Bob. Aliſon.

Franc. Das iſt doch wahrhaftig ſonderbar! Laßt aber doch einmal ſehen, was mir mein Vater ſchreibt: (er lieſ't) „Mein Sohn! Sobald Du dieſen Brief

erhältſt, reiſeſt Du auf der Stelle ab, und ſelbſt — ohne Dich auf unſerm Schloſſe Amandale, das auf Deinem Wege liegt, zu verweilen., Du gehſt nach Douvers und ſchiffſt Dich da nach Frankreich ein, wo Deine Gegenwart für mich ſehr nothwendig iſt. — In Calais angelangt, erwarteſt Du dann im Hôtel des Etrangers meine weitern Befehle. Eile, denn es handelt ſich um wichtige Angelegenheiten. Dein Dich liebender Vater Lord Felton."

Alif. Was für ein Unglück!

Bob. Nun, da ſeht Ihr nun, das habt Ihr von Eurem ewigen Aufſchreiben! — Wenn Ihr die Hochzeit ſchon vor 6 Monaten hättet zugeben wollen.

Alif. Da wart Ihr ja noch ſo leidend an Eurer Wunde. —

Franc. Da iſt nichts weiter zu thun — man muß gehorchen.

Bob. Alſo, Sir Francis — einmal, zweimal, kein Gegenmittel?

Franc. Du ſiehſt ja, wackrer Junge!

Bob. (nach dem Hintergrunde und rufend). Tom! Williams! Das Pferd von Milord.

Alif. Da müſſen wir uns freilich darein ergeben; aber ein Glas Wein auf die Reiſe müßt Ihr doch trinken.

Bob. Ja! trinken wir ein Glas Wein auf die Reiſe.

Alif. Ihr nicht! Ihr bleibt da, und beſchäftigt Euch mit den nöthigen Vorbereitungen.

Judas von Caravaggio von Theod. Hell.

Bob. Wie Du willſt, mein Frauchen! (zu Francis). Iſt ſie nicht allerliebſt?

Alliſ. Vor allen muß das Bier für die Gäſte gezogen werden. Dort iſt die Tonne, im kleinen Keller hinter den Rumfäſſern des Fremden.

Bob. Rumfäſſer!

Alliſ. Störe nichts dran, denn der Herr ſieht nicht freundlich aus. — Da! hier haſt du meinen Hauptſchlüſſel! (giebt ihm den Schlüſſel).

Bob. Schönen Dank, mein Frauchen!

Franc. Nun, ſo lebt recht wohl! Hoffentlich ſehen wir uns bald wieder, und wenn ich durch London komme, wo ich mich dem Könige vorſtellen ſoll, ſehe ich doch wohl Miſſ Edith, da will ich ihr recht viel von Euch erzählen.

Alliſ. Sagt ihr, daß wir nie aufhören, für ihr Glück zu beten.

Bob. Und viele Empfehle von uns an Seiner Majeſtät. Ich habe ihn zwar nur ein einziges Mal geſehen aber —

Franc. Adieu! Adieu! (er geht mit Alliſon ab).

Achter Auftritt.

Bob allein.

Es fängt an dunkel zu werden (ihnen nachrufend). Glückliche Reiſe Sir Francis! — Du kommſt doch bald wieder mein Frauchen? ... Alſo für den ganzen Abend ſoll für Getränk geſorgt werden. Gut! (geht

an den Keller und ſchließt mit dem Hauptſchlüſſel auf). Dann werde ich ein Bischen an meine Toilette denken; und das ſcheint mir nicht zum Ueberfluß (als er die Rumfäſſer im Keller erblickte). Ha, das iſt wahr, hier ſteht alles ſo voll, daß man ſich kaum umdrehen kann. — Das ſind doch Fäſſer und kein Ende! — Und alle voll Rum! voll guten Rum! wahren Jamaika-Rum! — Das Waſſer läuft mir im Munde zuſammen, wenn ich ſie nur anſehe! .. Ei, Ei, Freund Bob, was ſind das für Gedanken? — Sollten wir uns etwa ein wenig betrinken wollen? Noch vor der Hochzeit! — Bei alle dem ärgerts mich, daß ich den Fremden nicht ſtatt der Bezahlung um eine Flaſche von dieſem guten Rum gebeten habe, die in unſerm kleinen Oertchen eine ſo ſeltene Erſcheinung iſt. ... Das wäre gar nicht übel geweſen. ... Da hätte ich unſre Gäſte ein wenig benebeln können! — und meine kleine Frau dazu! — . Sie hat ohnedies ſchon ſo leuchtende Augen, ſo menſchenmörderiſche! was müßte das erſt geweſen ſeyn, wenn ... Ei, alle Wetter, das iſt ſchade! — Nun, ſobald der Fremde wiederkommt, will ich ihm meinen Vorſchlag machen, unterdeß aber einſtweilen ein Kännchen immer abfüllen — ein wenig von dem Fäßchen da, und ein wenig von dem andern dort — da wird's keins gewahr (er nimmt eine Schleifkanne vom Tiſche und will in den Keller gehen). Alle Wetter! es iſt aber teufelmäßig finſter da drin — und man könnte leicht ein Unglück anrichten ... (nimmt ein Endchen Licht, zündet es an der Laterne an, und liebt

es auf eins der Fässer indem er ein wenig Talg abgleßt). So gehts. Jetzt Hand an's Werk! (er bohrt eines der Fässer an). Komm Du her, mein Schätzchen! (er stellt seine Kanne unter das Loch das er gebohrt hat). Hm! das fließt noch nicht! (er sucht das Loch mit dem Bohrer größer zu machen). Was zum Henker läuft mir denn da durch die Finger? ... man sollte glauben, es wäre Sand! — Laßt doch einmal sehen! (hält seine Hand an's Licht). Das ist doch ganz sonderbar! — ganz schwarz! — Was für Körner sind denn das? — Aber wahrhaftig! — ich glaube gar! — (in diesem Augenblicke schlüpfen ihm ein Paar Körner durch die Finger, fallen auf's Licht und entzünden sich. Bob macht einen Satz zurück). Pulver! — Schießpulver! (voll Schrecken). Was soll denn das heißen? — Da sind gewiß alle die Fässer hier voll davon! — Da könnte ja das ganze Dorf in die Luft fliegen! (er bemerkt, daß das Licht auf dem Fasse fast ganz herab gebrannt ist und das Holz des Fasses sich zu entzünden anfängt). Ach du mein Gott! das Licht hatte ich ganz vergessen! — Und Alison! Barmherzigkeit — die Flamme brennt schon in's Holz! — Es ist aus mit uns! (er springt in die Höhe und löscht krampfhaft das Licht mit dem Schurzfelle aus). Ich kann mich nicht mehr aufrecht halten — die Kniee knicken mir ein — und doch möchte ich gleich auf der Stelle zum Scherif laufen und ihm sagen ... (horcht). Doch still! da ist er ja! ich höre ihn reden — den schickt mir der Himmel zu! — (geht in den Hintergrund). Aber er ist nicht allein ... der

Mann mit den Fäſſern iſt bei ihm! — Das wird immer verwickelter! (er ſchließt die Kellerthür zu). Bob! mein Alter! keine Unbeſonnenheit! Aufgepaßt! Vor allen Dingen müſſen wir ſuchen ein Paar Wörtchen von der Unterhaltung der beiden da, wegzuſchnappen (er verbirgt ſich in einem Winkel rechts).

Neunter Auftritt.

Bob verſteckt. Der Scherif. Brown. Ein Fuhrmann. Sie kommen von hinten links her, und alles wird in dieſem Auftritte geheimnißvoll verhandelt.

Brown. (zum Fuhrmann, indem er ihm den Kellerſchlüſſel gibt). Da iſt der Schlüſſel. — Aber jetzt ſchnell! — Und um alle Unannehmlichkeit zu vermeiden, beſorgt ſelbſt Eure Ladung. Man kann die Fäſſer aus dem Keller durch das Fenſter, das auf das Gäßchen am Wirthshauſe geht, heraus bringen — das vermeidet alles Aufſehen (der Fuhrmann geht in den Keller und verſchließt die Thür hinter ſich. Dann tritt Brown wieder zum Scherif). Ihr ſteht mir alſo dafür, Herr Scherif, daß ich keine weitere Unterſuchung bis London zu befürchten habe.

Scher. Mylord können ganz ruhig ſeyn.

Bob. (für ſich). Mylord! das iſt alſo ein Mylord!

Scher. Der Paſſirzettel iſt ganz darnach eingerichtet.

Brown. Gut, dann habt Ihr nur noch die Auf-

träge zu befolgen, die man Euch an unſre Freunde in Nordſchottland gegeben hat.

Scher. Morgen ſchon reiſe ich ab.

Brown. Durchſtreift das Land — beſucht unſre Freunde — ſie ſind ſehr zahlreich — ſagt Ihnen, daß ſie ſich beſtimmt innerhalb 14 Tagen in London einfinden.

Bob. (für ſich). Innerhalb 14 Tagen.

Brown. Das iſt der Zeitpunkt, wo wir dann die Sache mit Einem Schlage zu Ende bringen wollen.

Bob. (für ſich). Mit Einem Schlage!

Scher. Mylord kann auf mich rechnen.

Bob. (für ſich). Alter Spitzbube!

Brown. Euer Dienſteifer ſoll belohnt werden ... Es war unmöglich, ſich in England ſo viel Pulver zu verſchaffen, und ohne Euch, ohne die Erleichterungen die Ihr uns bei unſerm Ausſchiffen in dieſem kleinen Hafen gewährt habt, wäre die Unternehmung unmöglich geworden.

Scher. Möchte ſie doch nach Wunſch gelingen!

Brown. Darauf hoffe ich! — Jedenfalls muß, wenn wir unterwegs entdeckt werden ſollten, ein Piſtolenſchuß in eins jener Fäſſer ...

Scher. und Bob. Großer Gott!

Brown. Iſt's denn nicht beſſer, ſich in die Luft zu ſprengen, als ſich fangen und ergreifen zu laſſen? Aber es hat keine Noth dabei, unſer Plan iſt zu gut berechnet.

Fuhrm. (kommt aus dem Keller, aus dem alle

Fässer fortgeschafft sind.) Mylord! Alles ist bereit — der Wagen wird eben fortfahren.

Brown. Lebt denn wohl, Herr Scherif — wir sehen uns in London wieder — nach dem Ereigniß.

Scher. Ich werde nicht fehlen. (Brown geht mit dem Fuhrmann rechts ab, der Scherif entfernt sich links.)

Zehnter Auftritt.

Bob allein, bleich und entstellt vorkommend.

Ist's möglich! Hab' ich recht gehört! — Ein Komplot! — Und um's mit einem Schlage zu Ende zu bringen! — und in 14 Tagen ... mit 36 Fässern Pulver — und unser König, der dort so ganz ruhig sitzt — ohne nur eine Idee davon zu haben, daß diese Bösewichter ...! Oh! wartet nur! Ich bin noch da, ich! ... und ich werde nicht zugeben, daß ... Aber wie das anfangen? — Schreiben? Der Brief kann verloren gehn ... und wenn man erfährt, daß ich es weiß ... sie haben überall Mitverschworne ... dieser Bösewicht von Scherif, er ließe mich heimlich ermorden! — Auf der andern Seite, selbst gehen ... ich — im Augenblicke wo ich Hochzeit machen soll ... das würde Verdacht erregen. ... Und doch ist keine Zeit zu verlieren! ... in 14 Tagen! ... in 14 Tagen! — und Niemand dem ich mich anvertrauen könnte! ... Niemand der mir einen guten Rath gäbe! ... Ach du mein Gott!

mein Gott! ... das iſt ganz um den Kopf zu verlieren! (er ſetzt ſich auf die Bank vom Tiſche links.)

Elfter Auftritt.

Bob. Aliſon im Hochzeitsſtaate.

Aliſ. (von rechts her). Alle unſre Hochzeitsgäſte ſind da, — nur der Bräutigam läßt auf ſich warten — das iſt ſehr artig! (wird Bob gewahr der in Nachdenken verſunken iſt). Ah, da iſt er ja, Gott ſey Dank! (ſie geht zu ihm und klopft ihn auf die Achſel.)

Bob. (erſchrocken). Was iſt's? Was giebt's?

Aliſ. Nun, nun! ich bins! — fürchtet Ihr Euch denn vor mir?

Bob. Oho, Ihr ſeyd's — Miſtres Aliſon.

Aliſ. (ihn unterſuchend). Was iſt denn das? noch nicht angezogen? — An was denkt Ihr denn?

Bob. Ich? — an nichts! — ich verſichre Euch — ich denke nur — Du mein Gott, es iſt keine Zeit zu verlieren! Ich muß fort! (der Scherif kommt aus dem Hintergrunde). Der Scherif.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Scherif.

Scher. Ich hoffe nicht zu ſpät zu kommen.

Aliſ. O gewiß nicht, Herr Scherif — denn Ihr ſeht — (auf Bob zeigend). Der Herr hier iſt noch ganz und gar nicht fertig.

Scher. In der That, mein Sohn — Du biſt noch in einem wenig hochzeitlichen Coſtüm. . . .

Bob. (für ſich). Sieht er nicht gleich ſo ſonderbar aus?

Aliſ. (ihn fortſtoßend). Aber ſo geht doch! macht doch!

Bob (zu ſich ſelbſt). Du mein Gott, ſie kommt mir jetzt noch weit hübſcher vor, als je! — Nein, ich fühls, ich bringe es nicht übers Herz ſie zu verlaſſen! — Und doch iſt es dringend nothwendig! Ich muß dem unſeligen Wagen auf dem Fuße nach, denn wenn ich ihn aus den Augen verliere —

Aliſ. (zu ihm gehend). Aber ſagt mir nur in aller Welt, was Ihr habt?

Scher. Es kommt mir vor, als ließe er ſich recht mit Gewalt zu ſeinem Glücke nöthigen.

Aliſ. (zu Bob). Ihr ſeht, was für artige Bemerkungen Ihr mir zuzieht.

Scher. Er hat vor Wonne den Kopf verloren!

Bob (für ſich). Den Kopf verlieren! — Ha! was für ein Gedanke! — (laut und ein verrücktes Weſen annehmend). He! Wer ſpricht hier vom Kopf verlieren? — Ich hätte den Kopf verloren? ich! — Das iſt nicht wahr! — Das ſind ſchlechte Leute, böſe Zungen, die das ſagen! — Mein Kopf ſteht völlig auf dem rechten Flecke — es fehlt nichts daran — ich habe vielmehr noch etwas dazu gethan! (zu Aliſon). Da! ſeht einmal nach!

Aliſ. Ach Du mein Gott! was iſt ihm nur?

Scher. Ich ſagte es ja! — nicht richtig im Kopfe!

Bob (zum Scherif). Was braucht Ihr mich ſo anzuſehen? Ihr!

Scher. Ich!

Bob. Ja! — Ihr! — Mit Euern großen häßlichen, grünen Augen.

Scher. Grober Menſch!

Bob. Ah, warte nur! warte nur! — Jetzt erkenne ich Dich wieder! — Ja, ja! — Du biſt wahrhaftig derſelbe alte Wolf, der mich neulich auf dem Kreuzwege im Walde hat beißen wollen.

Scher. Was will er denn damit ſagen?

Bob. Ha! Du willſt mich auch hier wieder anfallen, Du abſcheulich.s Vieh? — Aber bleib mir vom Leibe! Geh, oder . . .

Scher. (flüchtet ſich nach links). Da mach ich mich lieber bei Seite!

Alle. Bob! lieber Bob!

Bob (ergreift eine Heugabel). Nein, nein! Du kommſt mir nicht ſo davon! — Die Thore zugemacht! — einen Stock her! — eine Heugabel! — einen Dreſchflegel! — Alles gleich, wenn ich ihn nur todtſchlagen kann! (läuft auf den Scherif zu).

Scher. Zu Hilfe! zu Hilfe!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Die Hochzeitsgäste eilen auf Geſchrei des Scherifs herbei.

Gäſte (untereinander). Was iſt denn geſchehen? Was giebt es denn?

Bob (ſieht ſie wie verſtört an). Ach, ſeht einmal! — Was für eine Menge Leute! — Guten Morgen ihr Herrn und Damen.

Alif. (mit vieler Milde). Es ſind ja unſre Verwandte und Freunde, die zur Hochzeit kommen . . .

Bob (mit einer Bewegung, die er aber gleich wieder unterdrückt). Zu unſrer Hochzeit! — (wieder mit dem Ausdruck des Geſtörtſeyns). Hochzeit? — Wer heirathet denn? (zum Scherif) Ihr etwa? — Ei da mache ich Euch meinen Glückwunſch — vortrefflicher Mann! — Wißt Ihr das aber auch ganz gewiß? — Doch gleichviel! eine Hochzeit, da muß ich dabei ſeyn! — Alſo vorwärts! — und die Sackpfeifer vor! (er nimmt Alſon bei den Händen und zwingt ſie zum Tanzen). Seht doch! — es geht ja prächtig! — (läßt ſie los). Und auch der da — (zum Scherif). Der muß auch tanzen — und das recht ordentlich! — (ſpringt mit dem Scherif herum). Herrlich! vortrefflich! (läßt ihn los und ſagt zu den andern, die ihn umringen). Ihr denkt wohl, Bob iſt betrunken? — Betrunken! — den will ich ſehen, der mir das Schuld giebt! — Mich arretiren laſſen? — Wer? der Conſtabel! Der

Den

ſoll mir nur kommen! — He, Du da ... (auf den Scherif zu, der ſich hinter einige Frauen verſteckt hat). Du drohſt mir noch! Du! — Du willſt mich feſtnehmen? — Nun warte! warte! (er geht auf ihn los, verfolgt ihn, reißt ihm das Barett ab und wirft es in die Luft u. ſ. w.).

Scher. Haltet ihn feſt!

Bob (wirft die auf ihn Eindringenden zurück und läuft im Hintergrunde ab). Fort, wem ſeine Knochen lieb ſind!

Alif. (ruft ihn nach). Ach der arme Menſch! (und ſinkt dann ohnmächtig auf die Bank. Alle Anweſende drängen ſich um ſie. Der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Aufzugs.

Zweiter Aufzug.

Saal im Königl. Pallaſt zu Whitehall. Im Hintergrunde 3 große Thüren, die auf eine Galerie gehen. Rechts und links Thüren in die innern Gemächer. Vorn rechts eine Art hoher Tiſch als Pult, auf welchem Schreibematerialien. Links vorn ein großer Seſſel.

Erſter Auftritt.

Jakob I. ſitzt in dem Seſſel. Seine beiden Kinder an ſeinen Knieen, die Prinzeſſin rechts, der Prinz links. Edith ſteht links beim kleinen Prinzen.

Jakob. Gut meine Kinder! recht gut geantwortet... gebt mir einen Kuß. — So! und komm Du auch her, Edith, daß Dein König Dir danken kann (ſtreckt ihr die Hand entgegen, die ſie ihm küßt).

Edith. Sire...

Jakob. Ja, ja, das iſt Dein Werk! Das verdanken ſie Deiner Sorgfalt für ihre Erziehung... Die armen Kinder! Da ich ihnen die Mutter nicht wieder geben kann, will ich ihnen wenigſtens eine ältere Schweſter ſchenken... ein Schweſterchen das eben ſo gut

als ſchön iſt. — Nun, fahre nur ſo fort: Jakob wird nicht undankbar ſeyn ... er hat ſchon auf ein Mittelchen gedacht, Dich zu belohnen.

Edith. Euer Majeſtät Zufriedenheit iſt mir Lohnes genug.

Jakob. Mir aber nicht — und dem Himmel ſei Dank, mittelſt einer gewiſſen Vermählung, die ich im Sinne habe ...

Edith. Wie, Sire!

Jakob (mit boshafter Güte lächelnd). Nun nun! nicht roth werden — wir ſprechen ein anderes Mal davon! — Aber was könnten wir denn unſern beiden kleinen Doctoren hier als Zeichen unſrer Zufriedenheit gewähren? — Laßt doch ſelbſt hören, meine Kinder! Sprecht, was könnte Euch Vergnügen machen? (die Kinder ſehen ſich nach Edith um) Wie? — Ihr ſeht Edith an, ſtatt mir zu antworten?

Edith. Weil ſie es nicht wagen.

Jakob (lächelnd). Es iſt alſo wohl eine ungeheure Bitte?

Edith. Sie wollten nämlich ſagen, daß heut den 5. November ſei, wo Ew. Majeſtät in Perſon das Parlament eröffnen werden, und daß ſie dieſe Feſtlichkeit gern mit anſehen möchten.

Jakob. Seht doch einmal die kleinen ehrgeizigen Püppchen an, die ſchon ſo frühzeitig Prinzen und Princeſſinnen vorſtellen wollen! — Nun ſeht, Kinderchen, wenn wir es Euch erlauben, müßt Ihr aber auch unſeren Unterthanen eine gute Meinung von

Euch beibringen. Sie ſollen Euch liebgewinnen, denn ſie ſind ja auch meine Kinder.

Der Prinz. Ja, Papa.

Jakob. Nun denn, laßt ſehn! kommt wieder her! da aufs Knie! Und verſprecht mir recht verſtändig zu ſeyn (er ſetzt ſich die Prinzeſſin aufs Knie und läßt den Prinzen zwiſchen den Beinen ſtehn). Ihr werdet alſo nicht weinen? Keine Geſichter ſchneiden?

Die Prinz. Nein, Papa.

Jakob Werdet mich nicht am Mantel zupfen, während ich meine Rede leſe?

Der Prinz. O, nein, nein, Papa!

Jakob (im heiter feierlichen Tone). Nun denn! — Fürſtenkinder halten ihr Wort! — Ich verlaſſe mich auf das Eure! (für ſich) Ich bin gar nicht böſe, daß ſie es wünſchen, denn die liebliche Unſchuld der Kinder wird mit für den Vater ſprechen helfen. — (laut) Nun, geht jetzt, liebe Kinder und laßt Euch anziehn. (Edith führt die Kinder bis an die Thüre links.)

Zweiter Auftritt.

Edith. Jakob I.

Edith. Würden Ew. Majeſtät zürnen, wenn ich der königlichen Gnade noch eine Gelegenheit mehr verſchaffte, Glückliche zu machen?

Jakob. Und die wäre?

Edith. Meine Milchſchweſter, die heute früh in London angekommen iſt ... eine Landsmännin von Euer Majeſtät.

Jakob. Eine Schottin! — Das konnte ich mir wohl denken! — Alle die etwas haben wollen, sind Landsleute von mir. — Ich schäme mich deſſen in der That manchmal den Herrn Engländern gegenüber, zu Ehren unſers alten Schottlands, das ſie eine Bettlerherberge nennen. — So war noch geſtern Abends die Rede von einem wahren Original von dorther, der den ganzen Tag über alle Zugänge des Pallaſtes belagert habe, um bis zu mir zu gelangen Ja! meine Schotten ſcheuen ſich vor nichts!

Edith. Dann bitte ich um Verzeihung, daß ich Euer Majeſtät zu beläſtigen wagte . . .

Jakob. Für Deinen Schützling? — ſieh einmal! — da ſie aber Deine Milchſchweſter iſt — Dir kann ich nun einmal nichts abſchlagen: — wo iſt ſie denn?

Edith. Hier, ganz in der Nähe, die Befehle Ew. Majeſtät erwartend.

Jakob. Nun denn, ſo bringe ſie geſchwind her.

Edith (nach der Thür links gehend). Komm, Aliſon! komm! Se. Majeſtät will Dich ſehen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Aliſon.

Aliſ. (welche ein Plaid über ihren Anzug trägt). Ach! Miſſ Edith, was fürchte ich mich!

Edith. Das thue nicht, ſondern ſprich wie Dirs ums Herz iſt.

Jakob. Nur näher, meine Tochter! — (für ſich)

Wie mich das Plaid an mein liebes Schottland erinnert!

Alis. (schüchtern näher tretend). Euer Majeſtät —

Jakob. Du haſt mir alſo eine Bitte vorzutragen?

Alis. Ja, Sire . . .

Jakob. Nun ſo thue es, und wenn ſie nicht die ſchwachen Kräfte überſteigt, über die jetzt meine königliche Kaſſe gebieten kann . . .

Alis. Verzeiht Sire . . . aber . . .

Jakob. Nun?

Edith. Sie bittet nicht um Geld . . . das bedarf ſie nicht . . . verlangt auch keins.

Jakob (zu Aliſon). Wahrhaftig nicht! (heiter und ſtolz). Nun ſo ſage mir noch einer etwas gegen den Charakter meiner Schotten! — Wir ſind, der Himmel weiß es, alleſammt eine bettelarme Nation — und da iſt doch eine Schottin, die kein Geld verlangt, die es ſogar zurückweiſ't! — Es iſt etwas ſeltenes, aber es iſt doch wenigſtens Ein Beiſpiel! — Ja, meine Tochter, dieſe Deine Weigerung vertauſchte ich nicht gegen die anſehnlichſte Subſidie, die mir das engliſche Parlament bewilligen könnte. — Alſo ſprich ſchnell . . . was können wir für Dich thun?

Alis. (zögernd). Sire. . . .

Edith. Euer Majeſtät mögen zuerſt erfahren, daß ſie einen Bräutigam hatte . . .

Jakob. Aha, eine Liebesgeſchichte — je nun, hübſch genug iſt ſie dazu! — Alſo?

Edith. Alſo? — Nun, der Bräutigam hat ſie mit einem Male verlaſſen.

Jakob. Eine Untreue?

Alif. Nein, Sire, im Gegentheil; mein armer Bräutigam hatte mich außerordentlich lieb, und das iſt vielleicht Schuld an dem ganzen Unglücke.

Jakob. Wie denn ſo?

Alif. Je nun, er wird mich wohl gar zu lieb gehabt haben, und eben als wir uns verheirathen ſollten, aus all zu großer Freude ... ſo viel iſt wenigſtens gewiß, daß ſein armer Kopf ... und noch dazu war er in früherer Zeit daran verwundet worden ...

Jakob. Sein Kopf iſt alſo? ...

Alif. Mit ihm davon gelaufen!

Jakob. Alſo verrückt?

Alif. Zum Anbinden, Sire! und was das Schlimmſte dabei, iſt dies, daß wir nicht wiſſen, wo er hin gelaufen iſt! — Ein armer Wahnſinniger, ſich ſelbſt überlaſſen, in der Welt umherirrend! — Ach, das iſt ja ganz entſetzlich! — Ich hielts auch zu Hauſe gar nicht aus ... ich machte mich auf den Weg, und bat Miſſ Edith um ihre Vorſprache, damit Euer Majeſtät Befehl ertheilen ...

Jakob. Daß man ihn im ganzen Lande aufſuche?

Alif. Ja, Ew. Majeſtät, und ſobald als möglich.

Jakob. Aber um unſere Scherifs auf die Spur des Davongelaufenen zu bringen, müßten doch vorher einige Anzeigen ...

Alis. Ehe ich fortging habe ich mir sein genaues Signalement, mit allen Beweisen und Attesten aufsetzen lassen . . .

Jakob. Gut! — so holt die Papiere und übergebt sie uns sogleich, wir wollen dann bestimmte Befehle ertheilen . . .

Alis. Ach, Euer Majestät . . . so viel Gnade!

Jakob. Geh, geh, mein armes Kind! — Edith, Du wirst dafür sorgen, daß Dein Schützling wieder herein gelassen wird. (Edith und Alison gehen links ab. Dann werden die Mittelthüren geöffnet).

Vierter Auftritt.

Jakob I. Lord Felton. Doctor Aldobrandini. Morton. Herrn vom Parlament und Hofe.]

Felt. (im Namen der andern sprechend). Euer Kön. Majestät verstatten, daß wir unsre Huldigung zu dem heutigen glorreichen Tage darbringen, wo dieselben das Parlament väterlichst wieder eröffnen, und dem Vaterlande neue Versicherung der Ruhe, des Friedens und der Wohlfahrt geben werden.

Jakob. Seid mir alle recht herzlich willkommen! Grüß Euch Gott mein treuer Buckingham! und Euch Raleigh, unser kühner Segler! und Euch auch Ben Johnson, Nebenbuhler unser Shakespear! — Doctor Aldobrandini, dieser Gruß gilt dem Freunde und nicht dem Arzte, denn wir befinden uns, Gott sei Dank,

völlig wohl. — Ihr aber Lord Felton! ſieht man Euch endlich wieder?

Felt. Sir, ich gehorchte den Befehlen Euer Majeſtät.

Jakob. Das heißt, Ihr mußtet erſt Befehle erhalten, um Euch an meinem Hof ſehen zu laſſen . . . ei, ei, Milord, das iſt nicht recht! das iſt nicht recht! Aber wir wollen uns ſchon rächen.

Felt. (unruhig). Sire . . .

Jakob. Ja, Milord, wir halten Euch feſt, und Ihr ſollt uns nicht entſchlüpfen, Ihr und Euer Sohn.

Felt. (ſchnell). Mein Sohn! — O Sire, er hat nicht den geringſten Theil . . .

Jakob (ihn unterbrechend). An Euerm Widerwillen gegen den Hof, das will ich wohl glauben, aber nicht an unſern Beſtrebungen, Euch wieder uns näher zu bringen.

Felt. (ſtaunend). Wie ſo, Sire?

Jakob. Wir wollen keine Unzufriedenen mehr in unſerm Reiche, aber um ſie zu beſiegen, ſollen unſre einzigen Waffen nur Wohlthaten für ſie ſeyn.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Francis.

Franc. (von außen). Ich habe Befehle bei Seiner Majeſtät einzuholen.

Felt. (erſtaunt). Dieſe Stimme?

Jakob. Nur immer näher, Francis!

Franc. Mein Vater!

Felt. (für ſich). Großer Gott!

Jakob. Ihr ſcheinet Euch über ſeine Gegenwart zu verwundern, Mylord! — Ihr vermuthetet ihn ſchon auf dem Continente ... aber ich hielt ihn bei ſeiner Durchreiſe durch London hier am Hofe zurück, und habe ihn als Unterpfand unſrer Wiedervereinigung zu meinem Gardeoffizier ernannt.

Franc. O Sire! Wie glücklich macht es mich, für die Sicherheit eines ſo theuern Königs zu wachen ... und der Himmel ſelbſt will mir wohl, indem er mir ſchon eine kleine Gelegenheit dazu dargeboten hat.

Jakob. Was meinſt Du damit?

Franc. Ich war eben jetzt mit Ablöſung der Poſten beſchäftigt, als ich mich von außen rufen hörte und durch das Thorgitter einen wackern ehrlichen Schotten erblickte, den Schmidt von Saint Patrik...

Felt. (für ſich). Von St. Patrik!

Jakob. Vielleicht denſelben, der ſchon ſeit geſtern hier um das Palais ſich herumtreibt?

Franc. Denſelben, Sire! Und mit gefalteten Händen bat er mich, Euch ſobald als möglich dieſe Schrift zu übergeben, denn es handle ſich, wie er verſicherte, um Euer Leben.

Felt. (für ſich). Was hat das zu bedeuten?

Jakob (ſcherzend). Um unſer Leben? — Ei, das wird ja ganz ernſthaft! — Ha, ha, jetzt errathe ich: irgend ein neues Recept, eine Wundertinktur, ein Lebenselixir, wie man ſie uns oft anbietet.

Juni.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Felt. Ohne allen Zweifel! und es wäre zu ſehr unter der Würde Euer Majeſtät . . .

Franc. Verzeiht, lieber Vater, da denke ich ganz anders als Ihr. Wenn es ſich um das Leben unſers guten Königs handelt, iſts doch in der Ungewißheit immer gerathener, alles zu leſen, was . . .

Jakob. Nun, nun! wär's auch blos um Dich zufrieden zu ſtellen. — Gieb her! (er will das Schreiben aus Francis Hand nehmen).

Felt. (hindert dieſen an der Uebergabe). Halt Francis! Euer Majeſtät vergeſſen, daß es viele Fälle von Briefen giebt, in denen ein heimliches, feines Gift, daß denjenigen, der ſie zuerſt öffnete . . .

(Aldobrandini und ein andrer Hofherr nähern ſich und ſtellen ſich links.)

Franc. O! wenns weiter nichts iſt als dies! (er erbricht ſchnell das Siegel).

Jakob (gerührt). Edles Herz!

Franc. (übergiebt dem König die Schrift). Jetzt leſet, Sire.

Jakob (nimmt ſie). So viel Ergebenheit! (er lieſt). Laß doch ſehen! — mein Gott! — doch nein, nein! — das iſt unmöglich! — und doch alles ſo genau und beſtimmt! — (zu Francis). Bringt den Mann herbei (Francis verbeugt ſich und geht ab). Da, Ihr Herrn, ſeht ſelbſt! (er giebt den Brief dem Hofherrn, der ihm rechts ſteht. Die drei Perſonen links blicken mit hinein). Wenn es wahr wäre! — ein Abgrund unter meinen Füßen! — und meine Kinder! — die armen

Kinder, die ich vorhin noch auf meinen Knieen wiegte! (zu einem Offizier). Morton!

Mort. (vortretend). Majeſtät!

Jakob (leis zu ihm). Zu Pferde — Carriere! — die beſte Brigg vor Anker in der Themſe — ehe eine Stunde vergeht, ſich bereit machen unter Segel nach Dänemark zu gehn —

Mort. Ich eile! (geht ab).

Jakob. Ja! — die theuern Kinder — an den Hof ihres Oheims — und ich — mir geſchehe hier was Gott will!

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Bob, von Francis eingeführt.

Bob (außerhalb). Seid ganz ruhig — der König iſt ein Schotte — und Landsleute untereinander — (er tritt ein).

Felt. (ihn erkennend, für ſich). Er iſt es!

Bob (aus der Ferne auf den König blickend). Ja, ja, das iſt er! — Ich erkenne ihn wieder! — Nach ſo viel Anſtrengungen und Qualen! — Mein Gott ich danke dir!

Jakob (zu Bob). Näher, Freund!

Bob (grüßend). Gott zum Gruß, Sire!

Jakob (zu Denen, die ihm rechts ſtehen, und die eine Bewegung machen, ſich zurückzuziehen). Bleibt, Ihr Herrn, Ihr ſollt mir Euern guten Rath geben. (Lord Felton hält ſich ſo, daß er von Bob nicht geſehen

wird.) Sag einmal! — Haſt Du ſelbſt das Schreiben da aufgeſetzt?

Bob. Ja, Sire ... ſo gut ichs nur gekonnt — Denn ob ich gleich nur Schmidt bin — aber, aus treuer Liebe zu unſerm guten König Jakob ...

Jakob (ihn unterbrechend). Und beharrſt dabei? — ſtehſt für die Wahrheit?

Bob. Mit meinem Kopfe.

Jakob. Und hat Dich keine andere Triebfeder, kein äußerer Vortheil dazu veranlaßt?

Bob. Das fehlte mir noch! habe ich denn nicht um deswillen mein ganzes Glück aufgegeben, alle meine Hoffnungen, ein Kleinod von einer Frau die auf mich wartet — wenn ſie noch auf mich wartet — denn die Frauen ... mit der Treue ...

Jakob. Warum haſt Du aber keiner obrigkeitlichen Behörde etwas davon mitgetheilt?

Bob. Es war ja ſchon ein Scherif mit im Complot! — konnten denn da nicht noch andere auch mit darin ſeyn? Und wenn die Obrigkeit ſelbſt anfängt, ſich in Verſchwörungen einzulaſſen, ſo kann man ſich gar nicht mehr herausfinden. Darum habe ich mich blos Euer Majeſtät vertrauen wollen. Denn mit Euer Majeſtät und mir iſt das etwas ganz anderes: wir verſtehen einander — und ſchon geſtern würde ich, wenn Euer Majeſtät Soldaten mich nicht mit Kolbenſtößen von allen Thüren zurückgewieſen hätten ...

Jakob (der nicht mehr auf ihn hört und in Nachdenken verſunken iſt). Schon gut! ſchon gut!

Bob. Das ſagte ich ihnen auch — aber ſie ſtie-
ßen immer drauf zu.

Jakob (zu den Herrn rechts). Nun was denkt Ihr dazu, Ihr Herrn?

Aldob. Daß man die ſchnellſten und ſtrengſten Maßregeln ergreifen muß ...

Felt. Doch ſollte man meinen, daß wenn die Pulverfäſſer anderswo exiſtirten, als in der Einbildung dieſes Mannes, er ihnen beim Fortſchaffen gefolgt wäre, und ſie nicht aus den Augen verloren hätte.

Jakob. Das iſt wohl wahr. (Bob ſich wieder nähernd) Du hätteſt den Wagen nacheilen ſollen.

Bob. Was das nun iſt! ... ja wohl bin ich ihm nachgelaufen ... und das zu Fuß, durch lauter Querwege, trotz der Gleiſe und Löcher ... ſie ſind gar zu ſchlecht die Landſtraßen, Euer Majeſtät!

Jakob. Endlich haſt Du ihn aber doch aus den Augen verloren?

Bob. Nicht eher als etwa 30 engliſche Meilen von London, in der Grafſchaft Derby, ohnweit dem Schloſſe Annandale.

Felt. (für ſich). Ich ſchöpfe wieder Athem!

Jakob. Nun?

Bob. Ja nun! Es ward Nacht, ich war wie zerſchlagen, die Beine wollten nicht mehr fort ... übrigens hatte auch der Wagen Halt gemacht! da ſchlief ich denn in einem Graben ein, und als ich wie-

der aufwachte ... fort war alles! nicht ein Menſch mehr zu hören, noch zu ſehn!

Jakob. Er hat ſo etwas zuverſichtliches in Ton und Miene!

Felt. Sire ...

Jakob. Aber der verkleidete Fuhrmann, der jetzt in London ſeyn ſoll, haſt Du ſeine Züge Dir recht ins Gedächtniß geprägt?

Bob. Oh, was das betrifft, Sire, ſo würde ich ihn unter Tauſenden heraus finden. — Eine häßliche Phyſiognomie! — ſo finſter, ſo verſtellt! — Augen — (in dieſem Augenblicke fallen ſeine Blicke auf Lord Felton). Ach du mein Gott! — aber nein! nein! — das iſt ja gar nicht möglich! — und dennoch!

Jakob. Was iſt Dir denn?

Bob (immer Lord Felton anſehend). Es iſt — es iſt — weil ich nicht weiß — ob ich — (für ſich, wie Jemand, der einen Entſchluß faßt). Et zum Henker, beſtś ſchlimmer! — geſchehe was da wolle! (zum Könige). Euer Majeſtät ...

Felt. (für ſich). Alles verloren!

Bob. Ich muß Euch ſagen, daß —

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Aliſon.

Aliſ. (außerhalb). Der König hat mir befohlen ...

Bob (ſich umſehend). Was für eine Stimme! —

Aliſ. (vortretend). Euer Majeſtät ...

Bob. Allſon!

Alliſ. Bob! (zu Jakob). Euer Majeſtät haben ihn alſo gefunden?

Jakob. Wen denn?

Alliſ. Meinen Bräutigam.

Jakob. Wie? — dieſer arme Burſche, der . . .

Alliſ. Iſt dieſer hier! Und zum Beweiſe deſſen, hier das Signalement, und die Atteſte, die ich in Ew. Maj. Hände lege (übergiebt dem Könige Papiere).

Jakob (nimmt ſie und wirft einen Blick drauf). Wahrhaftig! — alles trifft! — Und ich konnte glauben! — (lachend) Ha, ha, hä!

Bob (zu ſich ſelbſt). Jetzt lacht er mir ins Geſicht!

Jakob. Doctor Aldobrandini! (Bob zeigend). Ich übergebe dieſen Mann Eurer Sorge — ſchont nichts um ihn wieder herzuſtellen — er iſt verrückt.

Alle. Verrückt.

Felt. (für ſich). Gerettet!

Bob. Ich, verrückt! — Euer Majeſtät! ich beſchwöre Euch, mich anzuhören! — Glaubt ja nicht, was Euch Aliſon ſagt, ſie täuſcht ſich ſelbſt — es liegt ein Irrthum zu Grunde. . . .

Jakob (den Wachen ein Zeichen gebend). Bringt ihn fort! (die Wachen treten vor).

Bob. Nur ein einziges Wort, Euer Majeſtät! (er entwiſcht den Wachen, die ihn faſſen). Nur ein einziges! — Es könnte Euch ſpäter gereuen!

Allf. Da ſeht Ihrs! (die Wachen treten wieder vor und ergreifen Bob).

Bob. Nun meinetwegen! — Armer König! — Was ſoll aus Dir werden? (er wird abgeführt. Alifon folgt ihm. Alle Perſonen, Felton ausgenommen, ziehen ſich in den Hintergrund).

Ein Hofherr (der während dieſer Scene ſich Lord Felton genähert hat, flüſtert dieſem zu). Unſre Freunde ſind auf ihrem Poſten, und bei dem verabredeten Zeichen ... (Lord Felton antwortet ihm durch eine bejahende Bewegung).

Achter Auftritt.

Jakob I. Francis. Lord Felton. Einige Hofherrn im Hintergrunde.

Franc. Wie bin ich beſchämt, Euer Majeſtät...

Jakob. Wegen des Mißgriffs? Und verdanke ich es ihm denn nicht, dieſen Tag mit einer guten Handlung anfangen zu können? (zu Lord Felton). Milord, morgen werde ich Euch meine Pläne wegen Eures Sohn mittheilen.

Felt. (für ſich). Morgen! — Wohl mir!

Jakob. Um ihm jedoch bis dahin mein Vertrauen zu beweiſen, beſtimme ich, daß er mit unter der Zahl derer ſeyn ſoll, die mich ſo eben ins Parlament begleiten.

Felt. (für ſich). Allmächtiger Gott!

Franc. (freudig). Ins Parlament! Welch ein Glück!

Jakob. Auf Wiederſehn, Ihr Herrn! (er geht, von den Hofherrn gefolgt, durch die Mitte ab.)

Neunter Auftritt.

Lord Felton und Francis, welche zurückblieben.

Felt. (für ſich). Mein Sohn im Parlament! und in einer Stunde! — o nein! nein! (er ſinkt in einen Lehnſeſſel).

Franc. Mein geliebter Vater! ich blieb zurück, um jetzt, wo die Gegenwart des Königs mir keinen Zwang mehr auflegt, Euch meine innigſte Dankbarkeit auszudrücken. O! wenn Ihr morgen Eure Einwilligung zu dem gebt, was der edle König für mich thun will, ſo verdanke ich Euch mehr als mein Leben! — Aber, theurer Vater! — Ihr antwortet nicht? — Ihr zürnt doch nicht?

Felt. Wundre Dich nicht über mein Schweigen ... es thut mir ſo leid, Deinen Wünſchen entgegen ſeyn zu müſſen — und doch drängt mich eine gebieteriſche Nothwendigkeit — Du mußt ohne allen Verzug aus London fort.

Franc. Und warum?

Felt. Ein unvorhergeſehener Unglücksfall ...

Franc. Ein Unglück ... Und Ihr ſagtet mir nicht gleich ...

Felt. Konnte ich denn in Gegenwart des Königs? . . .

Franc. Aber jetzt! — was iſt es? was kann Euch ſo in Unruhe ſetzen?

Felt. Ich habe — ich erhalte — (auf den Gedanken kommend, der ihm fehlte) ſo eben die Nachricht, daß unſer Schloß Annandale jetzt nur noch eine Ruine iſt.

Franc. Dieſes Schloß, das, als ich vor Kurzem vorüber kam, mir noch ſo unzerſtörbar ſchien!

Felt. (ſich beſinnend). Allerdings — aber — eine Feuersbrunſt — vor fünf bis ſechs Tagen — und da ſich nun im dortigen Familienarchive werthvolle Gegenſtände, wichtige Papiere befinden, die man mit aller Sorgfalt aus den Trümmern zu retten ſuchen muß, ſo kann ich das nur Dir, mein Sohn, anvertrauen, der ſelbſt das größte Intereſſe dabei hat.

Franc. Gewiß, gewiß mein Vater! Und ich reiſe auch heut noch ab, gleich nach der Parlamentsſitzung.

Felt. Nein, nein, auf der Stelle.

Franc. Aber lieber Vater, ich bitte dringend! um ein Paar Stunden willen, die doch von gar keiner Wichtigkeit für die Sache ſeyn können, raubt mir nicht die ſo ausgezeichnete Ehre die der König . . .

Felt. Dem Du lieber gehorchen willſt, als mir? . . .

Franc. O mein Vater! Dieſer Vorwurf! — Wohl! ich beſtehe nicht mehr darauf. Aber darf ich

ohne ausdrückliche Erlaubniß des Königs auf dem Posten fehlen, den er mir anwies?

Felt. Du hast Recht! — aber diese will ich Dir verschaffen.... Ich eile sogleich zum Könige, um ihn darum zu bitten (geht durch die Mitte ab).

Zehnter Auftritt.

Francis. Alison von links kommend.

Franc. Ah, seid Ihrs, meine gute Alison?

Alis. Sir Francis!

Franc. Ihr könnt ohne Zweifel Miss Edith zu sprechen bekommen? — bittet sie in meinem Namen um eine kurze Unterredung nur von wenigen Minuten ... und vor allem, weint nicht so sehr! alle Hoffnung ist ja noch nicht verloren! ... also Muth! Muth! Ich komme im Augenblicke wieder (geht durch die Mitte ab).

Elfter Auftritt.

Alison allein.

Muth! — Ja, das ist leicht gesagt! ... aber nach dem neuen Anfalle, den der arme Bob gehabt hat! — ich fürchte sehr, daß es dagegen gar kein Mittel mehr giebt!

Juli.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Zwölfter Auftritt.

Bob. Alison. Die Thüre rechts öffnet sich leis und Bob steckt den Kopf vorsichtig herein. Er ist in ein großes schwarzes Gewand gehüllt und hat ein schwarzes Barett tief in die Augen gedrückt. Sein Costüm ist ganz dem des Doctor Albobrandini ähnlich.

Bob (wird Alisen gewahr, ohne sie zu erkennen). Jemand hier! — Da müssen wir uns fortmachen.

Alis. (sich umsehend und einen Schreckensschrei ausstoßend). Ach du mein Gott! ists denn möglich? Er ist es! Bob! Zu Hilfe!

Bob (zu ihr eilend). Um Gottes willen still, wenn Du nicht Schuld an meinem Tode seyn willst!

Alis. An seinem Tode! — Was soll denn das heißen?

Bob. Ists nicht schon genug, mich bis London gejagt — durch Dein albernes Geschwätz England an den Rand des Abgrunds gebracht zu haben —

Alis. Ich!

Bob. Ja! Ihr! — glücklicherweise ist der König noch hier im Pallaste und wird nicht eher daraus fortgehen, als bis ich Mittel und Wege gefunden habe, mich ihm zu Füßen zu werfen.

Alis. Ach du mein Gott! — was ist das nun wieder? — und diese Kleidung? — Sage mir nur, Bob, erkläre mir nur, denn ich verstehe kein Wort von alle dem.

Bob. Verſtehe ich denn ſelbſt etwas? — Stellt Euch nur zuerſt vor, daß, als ich durch Eure Schuld an Händen und Füßen gebunden den Klauen dieſes abſcheulichen Doctors übergeben worden war, den der Henker dafür in die Kur nehmen möge, ich wüthete und tobte, ja, ich glaube, ich wäre im Ernſte nun verrückt worden, wenn ich nicht meine fünf Sinne mit beiden Händen feſtgehalten hätte. — Ich hatte auch alle Urſache dazu — denn hat er mir nicht Dinge angethan, dieſer abſcheuliche Henkersknecht! Dinge! Zuerſt eine gräßliche Douche, die ich in allen Gliedern fühle — (ſchaudernd). Ber!

Alif. Armer Junge! — eine Douche! — er, der ſo einen Abſcheu vorm Waſſer hat!

Bob. Und legte er nicht nachher alles zu Recht, um mir zur Ader zu laſſen! — Er hatte mich ſchon losgebunden — hielt mir den Arm — als auf einmal, wie ich mich ſo allein mit ihm ſah, ein plötzlicher luminöſer Gedanke mich durchzuckte. Ich ſagte zu mir ſelbſt: Warte, warte, mein Baſilio, ich will Dir die Douche bezahlen! und darauf ſpringe ich, ohne Vorgeſehn zu rufen und ohne ihm auch nur Zeit zur Beſinnung zu laſſen, auf meinen Mann los, ſtopfe ihm ſeine eigene Perücke in den Mund, wickle ihn wie einen Knäul zuſammen, und binde ihn zu wie einen Baumwollenballen, ſchiebe ihn dann unter den Tiſch und laufe davon.

Alif. (Athem holend). Ah!

Bob. Nachdem ich noch, um die Wachen zu täu-

ſchen, die Vorſicht gehabt hätte, ſein Coſtüm anzuziehen, den Ueberzug des Schwarzkünſtlers (er dreht ſich um und beſieht ſich). Wahrhaftig! ich habe ihn vom Kopf bis zu Fuß ausgeſchält — Barett — Kleid — (an die Taſchen fühlend und Verſchiedenes herausziehend). Was iſt denn darin? — Schreibezeug — Lanzetten — alter Böſewicht! Das ging auf mich! — Nun ſo viel iſt gewiß, daß ich ſeitdem den Pallaſt nach allen Himmelsſtrichen durchſtreiche — Trepp auf, Trepp ab — alle Thüren öffne — aus den Gängen und Gewölben mich nicht herausfinden kann, und doch niemand nach dem rechten Wege zu fragen wage, aus Furcht erkannt, feſtgenommen und wieder geboucht zu werden.

Aliſ. (für ſich). Alles, was er da ſagt, klingt ſo vernünftig! (laut). Was wollt Ihr denn aber nun jetzt anfangen?

Bob. Ja, wenn ichs ſelbſt wüßte! Der König hat ſo eine ganz eigenthümliche Art für geleiſtete Dienſte dankbar zu ſeyn, daß ich am allerliebſten zu Euch ſagte: Kommt! und laß uns wieder nach unſerm guten Schottland zurückkehren! Wenn ich aber an das denke, was ihm droht — was uns allen droht — denn vielleicht eben jetzt — in dieſem Augenblicke hier unter unſern Füßen — (voll Schrecken). Ach Herr, mein Gott!

Aliſ. (für ſich). Da gehts ſchon wieder bei ihm los! (laut) aber ſo ſagt mir wenigſtens —

Bob. Nichts, nichts! — Das Geheimniß iſt

gar zu gefährlich — Ihr ſeht, was es mir eingetragen hat — da will ichs doch lieber bei mir allein behalten.

Alif. (in die Thüre rechts blickend). Sir Francis und Miſſ Edith — vielleicht wollt Ihrs lieber dieſen ſagen.

Bob. Bewahre! bewahre! . . . es darf mich Niemand kennen — ich bin geboucht genug! (er hockt ſich in den Seſſel links, den er ein wenig umdreht, um nicht geſehen zu werden).

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Francis und Edith von rechts.

Franc. O Miſſ Edith! Was für ein Glück, Euch noch vor meiner Abreiſe zu begegnen!

Edith. Eurer Abreiſe, Sir Francis!

Franc. Ach, ſie verzögert die Hoffnungen, die Seiner Majeſtät mir zu faſſen erlaubten! (Edith ſchlägt die Augen nieder). Hätte ich mich denn auch je ohne die dringendſten Urſachen von Euch entfernen können?

Edith. Und dieſe ſind?

Franc. Ein Unglücksfall, der unſer Schloß Annandale betroffen hat.

Edith. O wehe!

Bob (für ſich). Hört doch einmal! — Annandale . . . wo ich die Spur des verkleideten Fuhrmanns verlor!

Franc. Mein Vater hat ſo eben die Nachricht

erhalten, daß eine unglückselige Feuersbrunst es in den letzten Tagen des Octobers von Grund aus zerstört hat.

Bob (für sich). Das ist nicht wahr! Am 1. November habe ichs noch unversehrt stehen sehen.

Franc. Und mein Vater hat sich diesen Verlust so sehr zu Gemüthe gezogen, daß er durchaus verlangt, ich soll mich heute noch, im Augenblicke, zu der Brandstelle begeben, ohne mir auch nur so viel Zeit zu vergönnen, um der Eröffnung des Parlaments mit beizuwohnen.

Bob (für sich). Ah, bah!

Franc. Er, der sonst stets so ruhig ist, zeigt dabei eine Ungeduld, eine fieberhafte Aufregung, die mich selbst fast beunruhigt.

Bob (für sich). Warte! warte! warte!

Franc. Da! urtheilen Sie selbst!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Lord Felton.

Felt. Ah, mein Sohn! ich suchte Dich.

Bob (für sich). Der Mann mit den Pulverfässern, wie er leibt und lebt!

Felt. Mitten unter den Geschäften, die ihn jetzt bedrängen, habe ich den König kaum sprechen können, er hat mir jedoch versprochen, mir sogleich die Gnade zu bewilligen, um die ich ihn für Dich gebeten habe.

Franc. Für mich, lieber Vater! O! diese plötz-

liche Abreiſe iſt mir ſo . . .! Kann denn nichts Ihren Entſchluß abändern?

Felt. Ich begreife Deinen Verdruß — aber es giebt Verhältniſſe, wo ein Vater den Wunſch ſeines Sohnes, eben weil er dieſen liebt, nicht erfüllen kann.

Bob (für ſich). Das iſt alles höchſt ſonderbar!

Felt. (zu Miſſ Edith). Ihr werdet mir verzeihn, reizende Miſſ, daß ich ihn ſo ſchnell dem Glücke entreiße, ſich in Eurer Nähe zu befinden . . .

Edith. Auch ruft mich meine Pflicht, Mylord, jetzt wieder zu dem Prinzen und der Prinzeſſin. Lebt daher wohl! — Aliſon, Du kommſt mit mir (geht durch die Mitte ab).

Aliſ. Sogleich! (für ſich). Da kann er doch wenigſtens indeß entwiſchen! (folgt Edith).

Felt. So komm mein Sohn, damit ich Dir das Nöthige noch mittheilen kann (geht mit Francis zur Mitte ab).

Funfzehnter Auftritt.

Bob allein.

Sein Sohn! Sein Sohn! — (er zieht ſeine ſchwarze Robe aus und wirft ſie hinter das Pult rechts). Jetzt ſteht die Sache wieder ganz anders! — Sir Francis! ein ſo braver junger Mann! — mein Lebensretter! Und einen Vater wie den da! — Mir geht der Athem aus! — Ich erſticke! — Der Alp drückt mich! — Luft! Luft! — Ach Du lieber Gott!

laß mich nur jetzt nicht im Stiche! — Wenn die Gefahr immer größer wird, laß doch auch meinen Verſtand immer größer werden! — Ja, ja! die Unruhe dieſes Milords womit er ſeinen Sohn fortſchickt — dieſer Brand, den er lediglich erfindet — und das gerade in dem Augenblicke der Ceremonie der Parlamentseröffnung um einen Vorwand zu haben, Sir Francis am Hingehn zu verhindern! — Es iſt ja klar! — jetzt eben ſolls geſchehn! — im Parlamentshauſe — vielleicht in den Kellern da unten — (ſchaudernd). Oh! oh! und der König! unſer armer König, der in der nächſten Viertelſtunde ſchon dorthin — (geht in den Hintergrund). Er kommt! Muth gefaßt! — Aber nein! der abſcheuliche Milord iſt noch bei ihm! — Wo verſtecke ich mich denn einſtweilen? — Ha dort! (er verkriecht ſich hinter das Pult).

Sechszehnter Auftritt.

Lord Felton. Jakob I. Bob. Dann Morton.

Jakob (im Hintergrunde). Man ſuche den armen Verrückten im ganzen Pallaſte auf, und bringe ihn wieder in Verwahrung (tritt auf).

Felt. (eben ſo im Hintergrunde). Und widerſetzt er ſich, ſo dürfte eine tüchtige Portion Schläge — (tritt auch ein).

Bob (verſteckt). Nun, da würde mirs gut gehn, wenn ſie mich zu ſehen bekämen!

Jakob. Ich darf gar nicht an den armen Doktor

denken, den man zuſammengeſchnürt, wie ein Wickelkind, halbtodt vor Furcht, unterm — (fängt an zu lachen). Er muß ſich drollig ausgenommen haben!

Mort. (eintretend). Sire, das Schiff das Eure Majeſtät für Dänemark ſich fertig halten ließen, iſt bereit zur Abfahrt.

Jakob (nachdenkend). Das Schiff? — Ach ja! — Gut, Morton. (für ſich) Ich lache über die Furcht der andern und es ſcheint mir doch, als ob ich ſelbſt noch vor kurzem nicht frei davon geweſen wäre! — O leichtgläubige Menſchen! — Wegen der Ausſage eines Verrückten ſtand ich in Begriff mir die Gegenwart meiner armen Kinder zu rauben! — Gott ſei Dank, daß ich noch Zeit genug enttäuſcht worden bin, und jetzt ſollen ſie gewiß hier bleiben.

Mort. Man erwartet Euer Majeſtät Befehle.

Jakob. Gut, gut! Nach der Parlamentseröffnung ein Courier zu dem Könige, meinem Schwiegervater, um ihn Nachricht davon zu geben (Morton geht ab).

Felt. Erlauben Ew. Majeſtät jetzt, Euch wieder daran zu erinnern —

Jakob. Ach ja, an den Urlaub für Euern Sohn. — Ganz recht, aber erſt nach der Parlamentsſitzung.

Felt. Verzeihen Euer Majeſtät, aber ich muß darauf dringen, daß noch vor derſelben — ſogleich —

Jakob. Nein, nein! Wo denkt Ihr denn hin? dem jungen Manne eine ſolche Ehre zu entziehn! — Das iſt ja gar nicht wie ein zärtlicher Vater gehandelt!

Felt. Euer Majeſtät, es betrifft ein ſo höchſt wichtiges Intereſſe, daß —

Bob (für ſich). Ausgemacht! — So iſts!

Jakob. Nun denn! weil Ihr es durchaus wollt — ſo ſtellt Euch dorthin und ſchreibt (zeigt auf das Pult).

(Lord Felton tritt zum Pult und Jakob ſetzt ſich in den Seſſel links.)

Bob (für ſich). Ach, Du mein Gott! — Wenn ichs wagte? — Ach nein, nein! — Aber es bleibt weiter gar nichts übrig! — Herz gefaßt! — Geſchwind das Schreibzeug des alten Schwarzrocks — das Taſchenbuch — (er zieht aus des Doktors Robe das Schreibzeug und dann das Portefeuille, woraus er ein Blatt Papier nimmt. Dann ſchreibt er auf den Knieen hinter dem Pulte).

Jakob (zu Lord Felton). Habt Ihr?

Felt. Ja Sire.

Jakob (diktirt). „— Wir, Jakob I. von Gottes Gnaden König von England und Schottland" . . .

Felt. (wiederholend). Schottland.

Jakob. „Ertheilen durch gegenwärtiges Dekret unſerm getreuen und wohlbetrauten Hauptmann Francis Felton, unſre königliche Erlaubniß" —

Felt. Erlaubniß . . .

Jakob. „Auf der Stelle von London abzureiſen, und ſprechen ihm von dem Dienſte bei unſrer Perſon während acht Tagen frei." — Iſt das genug?

Felt. (endet). Vollkommen genug.

Bob (hat aufgehört zu ſchreiben, für ſich). Da! — Das wirds, glaube ich, machen!

Felt. (aufſtehend). Wenn Eure Majeſtät jetzt geruhen (bietet dem Könige die Feder an, der zum Pulte tritt, und lieſ't was Lord Felton ſchrieb).

Jakob (ſich umwendend, um mit Felton zu ſprechen). Milord, das wird den armen Francis zur Verzweiflung bringen! —

Felt. Sire . . .

Bob (hat unterdeß ſchnell das Papier, das er ſchrieb, der vom Könige diktirten Ordre untergeſchoben). Gott rette England!

Jakob. Da Ihr es aber einmal ſo wollt — (er wendet ſich wieder zum Pulte und unterzeichnet. Darauf bricht er das Blatt zuſammen, giebt es Felton, der zum Pulte tritt, es in ein Couvert ſteckt, ſiegelt, und einen Offizier giebt, der links eintritt).

Felt. Dieſe Ordre an Sir Francis mit dem Befehle auf der Stelle abzureiſen. (Offizier geht ab.)

Jakob (zu Lord Felton). Auf Wiederſehn, Mylord. — Wir wollen noch ein wenig unſre Eröffnungsrede durchſtudiren. Sorgt dafür, daß mich Niemand hier ſtöre, bis Ihr mich ins Parlament abholt. (Felton geht in der Mitte ab. Die Thüren werden verſchloſſen.)

Das Wiedersehen an der Louisenklippe
von Fr. Gleich.

Siebzehnter Auftritt.

Jakob I. Bob verſteckt.

Bob (für ſich). Seine Rede! wenn er wüßte, was für eine teufliſche Exploſion ſie unterbrechen ſoll!

Jakob (am Pulte, ſeine Rede in der Hand). Ja, da will ich noch eine Stelle hinzuſetzen. Die Gegenwart meiner Kinder motivirt ſie.

Bob (für ſich). Seiner Kinder! — ſie ſollten auch dabei ſeyn — arme Opferlämmer!

Jakob. So dächte ich ... Nach zwei Jahrhunderten von Bürgerkriegen um die ſtets ungewiſſe und beſtrittene Thronfolge, biete ich nun England ein doppeltes Pfand der Sicherheit in meinen Kindern dar. Keine Verfolgungen, keine Verſchwörungen mehr! Dem Lande wird die Zuverſicht langer Ruhe zu Theil (man hört eine Uhr zwei ſchlagen). Zwei Uhr — die Stunde des Abgangs des Zugs.

Bob (für ſich). Schon! ... o du mein Gott! — und Sir Francis, der noch nicht Zeit gehabt haben wird ...

Jakob. Die Geſchäfte dieſes Vormittags haben ſie ſo ſchnell herbeigeführt, daß ich ... im nächſten Augenblicke die Kanonen, die Glocken ... ich muß mich doch dem Zuge anſchließen (er geht nach dem Hintergrunde zu).

Bob (iſt aus ſeinem Verſtecke vorgetreten. Er ſtürzt nach der Mittelthüre hin, ſo daß er dem Könige, als dieſer

abgehen will, gegenüber ſteht). Sire, Ihr werdet nicht gehen!

Jakob. Was ſehe ich! — Der Verrückte hier?

Bob. Verrückt, nein, das bin ich nicht! — Sire! Sire höret mich!

Jakob. Ich kann nicht — ich habe keine Zeit!

Bob. Vergebung — aber! —

Jakob. Entferne Dich! Fort!

Bob (entſchloſſen). Unmöglich, Euer Majeſtät!

Jakob. Du gehorchſt nicht Deinem Könige?

Bob. Ich gehorche einem Herrn, der noch mächtiger iſt als dieſer — Gott! der mich hieher geführt hat, um Euch zu retten ... und ich werde Euch retten, aller Welt zum Trotz — und da nöthig, — Eurer ſelbſt.

Jakob (zu ſich). Armer Menſch! — mich retten! — ja, das iſt ſeine fixe Idee! — (geht an das Pult, um ſeine Rede zu holen). Entferne Dich, ſage ich Dir, oder Du zwingſt mich, Leute herbei zu rufen ...

Bob. Leute rufen? — O! Gott ſei Dank! Das würde nichts helfen. Es käme niemand. Ihr habt es ja ſelbſt verboten!

Jakob (für ſich). Mein Gott! das wird ernſthafter als ich geglaubt hatte! — Ich kann aber doch gegen den unglücklichen Menſchen nicht Gewalt brauchen! (laut und ſanft). Komm näher, und laß uns vernünftig mit einander ſprechen. — Deine Abſicht iſt gut, das weiß ich und danke Dir dafür — aber

Du ſiehſt doch wohl, daß Du Dir ganz unnütze Einbildungen machſt ... es iſt ja alles ruhig ... kein Gedanke an Verſchwörungen ...

Bob. Kein Gedanke! — Ja, ich weiß wohl, das Ihr das glaubt! ... und freilich bin ich bis jetzt noch nicht im Stande geweſen — aber Sire, ich bitte Euch blos noch um eine halbe Stunde, und wenn dann Bob ſich getäuſcht hat, wenn er Euch keine Beweiſe bringen kann — nun, ſo macht mit ihm, was Ihr wollt — nur noch ein halbes Stündchen!

Jakob (für ſich). O Geduld! (laut). Wenn Du für meine Sicherheit beſorgt biſt, magſt Du ſelbſt darüber wachen: — wir wollen zuſammen fortgehn.

Bob (ſchnell, indem er ſeine widerſetzliche Stellung annimmt). Ihr kommt nicht von hier.

Jakob (eine Aufwallung von Zorn unterdrückend). Du denkſt alſo nicht daran, daß Du unbewehrt biſt, und ich einen Degen habe ...

Bob. Ja, das iſt wahr, Sire! Ihr könnt mich tödten ... aber ich bin ganz ruhig, denn das thut Ihr nicht. ... und wenn auch, ſo hätte ich doch dann meine Pflicht erfüllt, ſo lange ich nur gekonnt, und wenn es mir auch nicht geglückt wäre, Euch zu retten, nun gut, ſo wäre ich doch wenigſtens für Euch geſtorben ... und vor Euch.

Jakob (für ſich mit Rührung). Der Menſch hat einen Ausdruck des Gefühls! — (laut). Nun denn, mein wackrer und getreuer Schotte, ſo halte mich denn nicht länger auf. Dein König bittet Dich darum.

Bob. Ja, wenn ich nur könnte, Sire! (mit immer steigender Wärme). O, mir allein gebührt es, Euch zu bitten, Euch zu beſchwören, auf meinen Knieen um Verzeihung zu bitten! (Jakob der in den Hintergrund gegangen iſt, ſetzt ſich voll Ungeduld in den Seſſel links). Ich weiß wohl, daß ich im höchſten Grade ſtrafbar ſeyn würde, Euch ſo gequält zu haben, wenn es in der Welt ein andres Mittel gäbe — aber es giebt keins! — Und da Ihr mich denn Euern wackern und getreuen Schotten nennt, ſo ſchenkt mir doch auch nur ein wenig Glauben und Vertrauen. — Man beſchuldigt mich der Verrücktheit — aber würde denn ein Verrückter ſo viel Ausdauer, ſo viel Folgerechtes in ſeinen Ideen, in ſeinen Handlungen haben? — Seht nur! So bald ich das abſcheuliche Complott erfuhr, lief ich fort, verließ alles was mir am liebſten auf der Welt war, Verwandte, Freunde, meine holde Braut, alles was ich liebte! — Ich durchzog England zu Fuß, wie ein Bettler, freudig und gern, und ohne mich entmuthigen zu laſſen, denn ich ſagte zu mir ſelbſt: Du wirſt Deinem Könige das Leben retten! und wenn ich nun endlich alle Unfälle, alle Hinderniſſe überwunden habe, wenn ich nun bis vor Euch gelangt bin, wenn ich Euch ſelbſt ohne Zeugen ſprechen kann, ſo wollt Ihr mich nicht anhören, ſo ſagt Ihr, der Kerl iſt verrückt! — Aber was muß man denn thun, um Euch zu überzeugen? — Sire, mein König, mein guter Herr! Seht, da lieg' ich zu Euern Füßen — ich vergieße bittre Thränen — ich beſchwöre Euch in meiner

Herzensangſt, Euch nicht ſelbſt ins Verderben zu ſtürzen! — Spricht denn ſo ein Verrückter? — Fühlt denn ſo ein Verrückter für ſeinen guten König? — Ich ſtellte mich ja nur zu Hauſe ſo, um ihren Verfolgungen zu entgehen, wenn ſie hätten vermuthen können, daß ich ihren Anſchlägen auf der Spur wäre, und ſie Euch zu entdecken im Begriffe ſtände. Und dieſen Verfolgungen durfte ich mich nicht ausſetzen, denn mein armſeliges bischen Leben war mir jetzt nur um deswillen theuer, weil Euer koſtbares davon abhing.

Jakob (ſehr gerührt, aufſtehend, und für ſich). Ich ſchäme mich wahrhaftig vor mir ſelbſt. — Es iſt kindiſch, iſt ſchwach, nach ſo vielen Beweiſen ſeines Zuſtandes — aber wider meinen eignen Willen giebt es Augenblicke, wo ich verſucht wäre zu glauben —

Bob. O mein gnädigſter König! So überlaßt Euch doch dieſer guten Empfindung! — Ach Du guter Gott! Ihr habt ſo oft den Hofſchranzen Glauben und Vertrauen geſchenkt, die Euch verrathen haben, warum ſolltet Ihr nicht auch ein einzigesmal einem armen Teufel aus der niedern Volksklaſſe glauben?

Jakob (halb überzeugt). Nun denn! — So rede! — Ich höre.

Bob (wie Jemand, der ſchnell ſeine Gedanken ſammelt). Nun, ſo hört denn, daß ſo eben —

(Man hört in der Ferne das Läuten der Glocken und Kanonenſchüſſe.)

Jakob (darauf horchend). Still! — dieſes Getös

— Die Glocken — die Schüſſe — es iſt das Zeichen uns ins Parlament zu begeben.

Bob. Ach, um Gotteswillen nein, Sire! — es iſt nichts! — ich höre nichts!

Jakob. Ja, ja, es iſt das Signal, ſage ich Dir! — und es giebt mich mir ſelbſt zurück. — Der Hof, das Parlament, das Volk warten auf mich — und wenn ich noch länger zögerte — wenn man die Urſache davon erführe — nein, nein! ich kann mich dem nicht ausſetzen, das Mährchen von ganz England, von ganz Europa zu werden — alſo fort!

Bob (ſich vor ihm hinwerfend). Sire!

Jakob. Fort! — laß mich gehn! (er will mit Gewalt fortgehn).

Bob (ihn zurückhaltend). Sire!

Jakob. Verwegener! Du wagſt es, die Hand an Deinen König zu legen? — Weißt Du auch, daß das ein Verbrechen iſt, welches die Geſetze mit dem Tode beſtrafen?

Bob (mit der größten Kraft). Nun denn! ſo übergebt mich ihrer Strenge! Denn ich ſage es Euch noch' einmal: ich bin völlig bei Verſtande! Und da mir um Euch zurück zu halten nicht mehr übrig bleibt, als Gewalt, wohlan! und koſte es mir den Kopf, ich werde ſie anwenden. — Wir ſtehen hier allein gegenüber, der König und der Bauer — der Bauer iſt der ſtärkere, er iſt es, der hier gebietet, und er ruft dem Könige: Sire! wenn Ihr über die Schwelle dieſer Thür ſchreitet, ſo iſt es um Euch geſchehen, um Euch

und um England. Und darum ſetz ich mein Leben daran!

Jakob. Mein Gott! was ſoll ich thun?

Stimmen von außen. Was iſt dem Könige widerfahren?

Edith (an der Thür). Euer Majeſtät!

Bob. Großer Gott!

Jakob (aufſtehend). Ah! — Aufgemacht, Ihr Herrn!

Bob. Er ruft ſie noch!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Morton. Edith. Hofherrn. Offiziere. Aliſon, die links ſtehen bleibt.

Alle (ſchnell eintretend und nach Bob zu eilend, um ihn feſtzunehmen und den König zu ſchützen). Der Verrückte!

Jakob (hält ſie durch eine Bewegung zurück). Halt! — man füge dieſem Mann kein Leids zu! — es iſt genug, wenn man ihn, bis wir wieder zurückkommen, im Auge behält — und nun fort, meine Herren, ins Parlament.

Bob (für ſich). Ich kann nicht mehr!

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Francis.

Franc. (eilt außer ſich herbei). Sire!

Bob. Endlich!

Franc. Eure Befehle ſind vollzogen.

Bob (für ſich). Gott ſei gelobt!

Jakob (überraſcht). Meine Befehle?

Franc. Ich bin ins Parlament geeilt, ich habe alle Kellergewölbe öffnen laſſen, und ſie ſelbſt unterſucht, wie Ihr ſchriftlich anbefohlen —

Jakob. Ich? Schriftlich?

Franc. Und in einem finſtern Schlupfwinkel, der in ein benachbartes Haus ging, fand ich endlich — o Gott! — was für ein Anblick! o mein guter edler König! — und wie ſehr muß ich Euern Scharfblick bewundern, als ich entdeckte, daß alle Eure Vermuthungen, alle Eure Anzeigen ſich beſtätigten! ... Ja, eine Mine — ein Vulkan unter Euern Füßen!

Bob. Sechsunddreißig Fäſſer Pulver!

Alle. Gott!

Jakob (ſich zu Bob wendend). Wie?

Bob (mit komiſch triumphirender Miene). Ah!

Franc. Im Nebenhauſe die unſelige Lunte — und ein Mann dabei, im Begriff, ſie an die Pulverleitung zu legen — ich ſtürzte auf ihn los — und ohnerachtet ſeiner Gegenwehr, und nachdem ich ihn niedergeworfen habe, gelang es mir, mich einiger Papiere zu bemächtigen, die er zu vernichten ſuchte, und die Euch auf die Spur ſeiner Mitgenoſſen leiten werden.

Jakob (nimmt die Papiere). Gebt! (wirft einen Blick darein). Ja eine Liſte — Namen —

Bob (bei Seite, Francis betrachtend). Mein Gott! — ſein Vater! — und er, mein Retter, entehrt!

Jakob (die Papiere in der Hand). Immer und immer Verräther! — Undankbare! — Nun, ich will ſie nicht kennen — der Gerichtshof mag ſtrafen — ich will nur belohnen! (zu Bob). Tritt näher. (Bob thut es). Ich verdanke Dir das Leben — nein, noch mehr, ich verdanke Dir das Leben meiner — (um ſich mit dem Blicke ſuchend). Edith, wo ſind meine Kinder?

Edith (nach links zeigend). Dort Euer Majeſtät.

Jakob. Ah, bringe ſie her! laß ſie kommen! (Edith geht ab). Ich ſehne mich darnach, ſie zu ſehen! zu umarmen! (Edith bringt die Kinder, der König eilt auf ſie zu und umarmt ſie innigſt mit Thränen in den Augen). O meine Kinder! — meine theuere Kinder! — Wenn ich daran denke — daß ohne ihn — (er blickt auf Bob. Edith nimmt die Kinder an der Hand. Der König tritt zu Bob). Was begehreſt Du nun, redlicher Menſch!

Bob (auf Francis blickend, für ſich). Wenn ichs wagen dürfte —

Jakob (immer halb leiſe). Nun?

Bob. Es iſt doch vielleicht allzukühn!

Jakob. So ſprich doch!

Bob (ſehr langſam, und den König beobachtend). Wenn — ſich unter den Verſchwornen — jemand finden ſollte — (Jakob ſieht ihn ſcharf an). Mein Vater . . .

Jakob. Unglückseliger!

Bob. Ja! Das wußte ich wohl! —

Jakob (sich zwingend). Nun denn! — nein, nein! — Ich verspreche Dir seine Begnadigung.

Bob. Das genügt noch nicht.

Jakob. Wie?

Bob (immer Francis verstohlen ansehend). Nein! — denn wenn sein Name einmal ausgesprochen ist — so fällt die Schande und Schmach auch auf seinen Sohn — und eher sterben! —

Jakob. Nun denn — auf Königswort! — Ich will den Namen, den Du mir bezeichnen wirst, auf der Liste ausstreichen — und um den Verräther aus dem Reiche zu verbannen, wird es wohl einen Vorwand geben — ja! diese Mission nach Dänemark . . . bist Du nun zufrieden?

Bob (die Hand küssend, die Jakob zu ihm ausstreckt). Das nenne ich doch einen Schotten!

Jakob (laut). Was Dich betrifft, Francis — Ediths Hand und als Hochzeitsgeschenk den Titel als Graf und das Commando eines Garderegiments.

Franc. u. Edith. O Sire!

Bob (leis zum König). Nebst der Mission nach Dänemark für seinen Vater!

Jakob (erstaunt). Wie? — Er!

Bob (tritt zurück, und macht ein Zeichen, als bitte er, das Geheimniß zu verschweigen).

Alis. (leis zu Bob, dem sie sich genähert hat). Und

wenn wir getraut ſind, wirſt Du mir wohl ſagen wie . . .

Bob. Was? — Verſteht ſich! ganz gewiß! (für ſich). Ein Geheimniß! meiner Frau! Ja, da kann ſie warten!

Jakob (auf Bob blickend). O Urtheile der Menſchen! — Dieſer unbedeutende Mann iſt es allein, der Alles gethan, Alles gerettet hat — und wem wird die Nachwelt die Ehre deshalb geben? — Mir!

Das Orcheſter fällt in die Melodie des God save the king ein, und der Vorhang fällt.

Ende.

Der Schulmeiſter.

Poſſe in 1 Akt.

Nach Locroy und Anicet bearbeitet

von

Th. Hell.

Personen.

Friedmann, Schulmeister in einem Flecken.
Kritzler, Adjunkt des Gerichtsschreibers.
Steiner, Provinzialrath.
Charlotte, Tochter des Schulmeisters.
Witwe Kehling.
Hans Weisbrodt, Bäckerbursche.

Hugo Helfer,
Scipio Kritzler,
Joseph Kämmel,
Kaspar Werber,
Benjamin Haltenschild,
Leberecht Nothanker,
Lulu Kehling,
Hans Fleischer.
} Dorfschüler.

Andre Schüler. Ortseinwohner. Musikanten.

Erſter Auftritt.

Die Bühne ſtellt eine Unterſtube mit Schultiſchen und Bänken vor. Im Hintergrunde ein erhöhtes Katheder nebſt Stuhl für den Lehrer. Rechts Ausgangsthüre. Links Thüre zu Charlottens Stube. Rechts Fenſter.

Charlotte, dann Hans Weisbrodt.

Charlotte (ſitzt an einem Tiſche und zählt die Kränze, die ſie gewunden hat). Fünfzehn — ſechzehn — ſiebenzehn! — Das, dächte ich wär' für die unterſte Klaſſe genug! — es ſind nur 20 Schüler drinn.

Hans Weisbrodt (im Bäckerburſchencoſtüm, bringt den Brodbedarf für das Haus). Ha! ha! da ſieht man, daß heut die Preisvertheilung iſt! Sie haben ſchon von früh an alle Hände voll zu thun.

Charl. Ah, ſind Sie's, lieber Hans!

H. Weißbr. Soll ich Ihnen helfen, Mamſell Lottchen? auf die Kränze verſtehe ich mich!

Charl. Schönen Dank! Ich habe blos noch die für die obere Klaſſe zu machen — für die Erwachſenen — das wird nicht viel Zeit koſten — es iſt blos Einer darin.

H. Weisbr. Das iſt eine ſchöne Einrichtung —

da weiß man gewiß, daß man nicht den zweiten Preis bekommt.

Charl. Oh, wenn auch die Klaſſe zahlreicher wäre, Herr Helfer würde doch gewiß den erſten Preis erhalten, weil er ſich ſo viele Mühe giebt.

H. Weisbr. Ei, ich weiß ſchon, daß Sie ihm ſtets das Wort reden — und das iſt auch ganz recht — weil er Ihr Liebhaber iſt. — Habs ſchon lange weggehabt. — Zieren Sie ſich nur nicht! — Wenn er Sie ſieht, wird er ja ganz ſcharlachroth, wodurch er noch mehr wie ein Gimpel ausſieht, und dann —

Charl. Schon gut! — man bedarf Ihrer feinen Bemerkungen gar nicht. — Es iſt ein junger Mann der alles Mögliche thut, etwas zu lernen —

H. Weisbr. Und der doch nichts begreift.

Charl. Oho, eben ſo gut, wie ein Anderer. — Er hat wenigſtens ſo viel Verſtand, ſich nicht fortjagen zu laſſen.

H. Weisbr. Mamſell Charlotte, ich weiß wohl, auf wen Sie ſticheln. Der Herr Schulmeiſter hat mich allerdings aus der Schule fortgeſchickt, aber das iſt mir ganz recht, ich bin auch gar nicht böſe deshalb auf Ihren Herrn Vater, auf den braven Herrn Friedmann — aber wenn ich einmal dem Spitzbuben, dem Scipio etwas anhaben kann, ſo ſolls gewiß geſchehen! — Er war Schuld daran.

Charl. Weil Sie ihn immer ſchlugen.

H. Weisbr. Dafür beſorgte ich aber auch ſeine Schularbeiten.

Charl. Also haben Sie die schönen Schreibereien gemacht?

H. Weisbr. Ei freilich, und darum sagte auch der Herr Friedmann immer, Scipio sei am weitesten in der Klasse — aber das geschah alles nur, weil er der Sohn des Adjunkts des Gerichtsschreibers ist, der jetzt die Stelle des Bürgermeisters vertritt.

Charl. Herr Weisbrodt!

H. Weisbr. Nun, nun, ich will dadurch Ihrem Herrn Vater nichts Böses nachsagen, aber der Obrigkeit gegenüber, ist er platt wie eine Flunder. Sie machen da Lorbeerkränze aus Eichenblättern?

Charl. Leider! — Es giebt nur einen einzigen Lorbeerbaum im Orte, bei Herrn Kritzler — seine Frau hat ihn ihm zum Geburtstage geschenkt, und er hat ihn uns nicht borgen wollen.

H. Weisbr. Als ob ihm das etwas geschadet hätte, wenn Kränze daraus gemacht worden wären. — Sie sind doch wahre Knauser, diese Kritzlers! —

Charl. (steht auf). Sie bringen uns unser Brod!

H. Weisbr. Ja! und die kleinen Semmelchen dazu. — Aber warum sagen Sie nur immer Sie zu mir, Mamsell Charlotte? Vor 14 Tagen duzten Sie mich ja noch wie die andern.

Charl. Da waren Sie in der Schule bei meinem Vater — jetzt sind Sie aber ein junger selbstständiger Mann geworden — das setzt mich in Verlegenheit. —

H. Weisbr. Ach, lassen Sie sich das nicht hin-

ein ſetzen, Mamſell Charlotte! Ich fand es viel hübſcher, wie Sie ſonſt mit mir ſprachen. — Aber ſtill, da ſchlägt ja die Schulſtunde — und ich höre ſchon die Brut! — (er nimmt ſeinen Brodkorb, während Charlotte die Kränze in ein Schubfach verſchlieſt). Erlauben Sie's, ſo mache ich mich durch den Garten fort.

Charl. Warum denn?

H. Weisbr. Ich möchte nicht gern mit Ihrem Papa zuſammen treffen — er hat es ſo in der Art, mich immer, ſo oft er mir begegnet, bei den Ohren zu nehmen.

Charl. So warten Sie doch nur, bis ich Sie bezahlt habe.

H. Weisbr. Ich komme ſchon wieder — während der Erholungsſtunde — ich muß nur noch zur Wittwe Kehling, die auf mich wartet, um ihren Kaffee trinken zu können. — Wenn ſie ihn nicht ſchon früh um 6 Uhr einſchlürfen kann, bekommt ſie Magenkrämpfe.

Charl. Und jetzt iſts ſchon acht. — Nun, kommen Sie nur — ich muß Ihnen ja die Gartenthür aufmachen. — Warum ſind Sie nicht mehr in der Schule, da könnten Sie heute auch dableiben!

H. Weisbr. Nein, bewahre mich der Himmel! es iſt doch beſſer ſo. (Geht mit Charlotten ab.)

Zweiter Auftritt.

Friedmann und ſämmtliche Schüler.

Die Schüler treten je zwei und zwei ein, die Kleinen an der Spitze. Jeder trägt eine Mappe und Bücher in Riemen geſchnallt. Die meiſten ſind in Blauſen, Alle in Holzſchuhen bis auf Kritzler, der große Schuhe mit Schnallen, blaue Strümpfe und kurze Pantalons trägt. In einiger Entfernung von der zweiten Klaſſe tritt die der Erwachſenen ein, die blos aus Hugo Helfer beſteht. Er hat auch eine Mappe und zwei Bücher an einer langen Schnur. Kritzler zankt ſich mit einem Mitſchüler der hinter ihm geht, und ihm einen Stoß giebt.

Friedmann (der voran ging, zu den Kindern, die ſehr viel lärmen machen). Ruhe in der Colonne.

Kritzl. Herr Magiſter, er hat mich auf die Hacke getreten.

Friedm. Du haſt immer über etwas zu klagen, Kritzler! — An Eure Plätze! — Aufgepaßt!

(Die Kinder haben ſich vor ihre Bänke geſtellt, Friedmann in ſeinen Lehnſtuhl geſetzt. Er ſchlägt mit dem Lineal auf den Tiſch und die Knaben legen ihre Holzſchuhe ab. Beim zweiten Schlage ſetzen ſie ſich auf ihre Plätze, beim dritten öffnen ſie Bücher und Mappen und legen ſie vor ſich).

Helfer. (Für ſich) Zum Henker, ich darf nur hier in die Stube treten, und da iſt mirs allemal als ob ich 14 Tage lang nicht geſchlafen hätte. (Er gähnt.)

Kritzl. (der ihm gegenüber ſitzt, gähnt auch). Ah!

Friedm. Haſt du die Nacht ſchlecht geſchlafen,

Friedm. (wider Willen gähnend). Nun! wird denn das Gähnen bald aufhören? — Das ist alle Tage so, sobald nur die Stunde anfängt. — Ich will den Namensaufruf vornehmen. Untere Klasse: Wilhelm Koch?

Koch. Hier!

Friedm. Kaspar Werber?

Werb. Hier!

Friedm. Benjamin Haltenschild?

Halt. Hier!

Fried. Siegfried Theuerdank?

Theuerd. Hier!

Friedm. Leberecht Nothanker?

Noth. Hier!

Friedm. Joseph Kämmel? — Joseph Kämmel!

Kämm. Hier!

Friedm. Wird er antworten! Wir sind nicht hier um zu plaudern. — Wie gehts denn Deiner Frau Mutter?

Kämm. Die ist nicht krank. Die von Haltenschild hat die Blutigel sich anlegen lassen.

Friedm. Weiß es, weiß es. Aber deshalb kann ich Dich doch fragen. — (Für sich) Ob die Burschen etwas von guter Lebensart verstehen? — (Laut rufend) Scipio Kritzler.

Kritzl. Hier!

Friedm. Ich weiß es schon.

Kritzl. (schreiend). Hier!

es ja! Hält Er mich denn für blind und taub? — Ich muß Dir die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß Du nie fehlſt.

Helfer. (für ſich). Das will ich wohl glauben. Man bringt ihn alle Morgen mittelſt der Ruthe und der Kindermagd hierher.

Friedm. Still dort! Wer ſpricht da in der obern Klaſſe?

Helf. Ich nicht.

Friedm. (fährt im Aufruf fort). Lulu Kehling? — Lulu Kehling?

Werber (mit verſtellter klarer Stimme). Hier!

Friedm. Wo denn aber? — Ich ſehe ja Lulu Kehling nicht.

Werb. (aufſtehend). Herr Magiſter, er ſagte mir, daß er nicht kommen könne, weil er Medicin eingenommen habe.

Kriſt. (aufſtehend). Das iſt nicht wahr. Ich habe ihm begegnet wie er mit Stiefler nach Papa's Hauſe zuging — ſie haben mir ſogar meine Butterbemme wegſtibitzt — ſo daß ich jetzt nicht frühſtücken kann. (Er weint.)

Alle (lachen). Ha, ha!

Friedm. Silentium! Ich werde den Kehling aufſchreiben. Was aber den Stiefler anbelangt, ſo iſts ſchon das Drittemal, daß er fehlt. — Gehen wir jetzt zum Aufruf der obern Klaſſe über. Hugo Helfer?

Helf. Hier!

August.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Wir wollen jetzt den Unterricht anfangen. (Kämmel hebt die Hand in die Höhe.) Gut! (Er macht ein Zeichen der Bewilligung und jener geht ab.) Laßt sehen. — Arithmetik. — Multiplication. — Damit beschäftigen wir uns nun schon seit einem Jahre — wir sollten doch endlich etwas davon wissen. — Also! — Und nun dießmal ein wenig den Verstand zusammengenommen, wenns möglich ist. Eins und eins.

Schüler. Macht zwei.

Friedm. Sehr gut! Zwei und zwei.

Schül. Macht vier.

Friedm. Vier und vier.

Schül. Macht acht.

Friedm. Acht und acht.

Schül. Macht sechzehn.

Friedm. Sechzehn und sechzehn.

Schül. Zweiunddreißig.

Friedm. Zweiunddreißig und zweiunddreißig? (Er hält inne. Verlegenheit der Schüler. Dann fragt er wieder ungeduldig.) Zweiunddreißig und zweiunddreißig?

Schül. (suchend). Zweiunddreißig und zweiunddreißig?

Friedm. (Für sich) Es ist wahrhaftig zum Dreinschlagen! — Nun, Einfaltspinsel?

Schül. Macht vierundsechzig.

Fried. Zweimal vierundsechzig?

(Allgemeines Schweigen. Helfer nimmt die Feder und rechnet eifrig.)

Helf. (triumphirend). Macht Sechshundertundzwanzig.

Friedm. Schönen Dank! Wer hat das gesagt? Ah, das ist die obere Klasse! Nun, wenn ihr mit dem übrigen eben so beschlagen seid — werden wir es in der Mathematik recht weit bringen, meine Theuern! — Doch genug! Gehen wir geschwind zur Geographie über. — Aufgepaßt! — Großherzogthum Hessen: Provinz Rheinhessen. Hauptort, Bevölkerung, Produkte, Handel.

Schül. Rheinhessen; Darmstadt, Taback, Wachslichter —

Friedm. Was ist das wieder! — Das wird wieder gehn wie bei der Arithmetik! — Ihr thuts wohl recht absichtlich? — Der erste den ich bei Darmstadt, oder irgend einer andern Stadt, die nicht Mainz ist, ertappe, soll mirs entgelten. Ich lasse die ganze Klasse knieen, wenn das nicht besser wird. — Wartet nur, ich will Euch schon in Ordnung bringen! — Also wieder angefangen: Großherzogthum . . .

Schül. Großherzogthum Hessen. — Rheinhessen — Hauptort Mainz — Rauchtaback, Schnupftaback, Spielkarten, Leder und Hüte, Fischbein, Glasperlen und Wachsperlen, schwarze Seife, Wagen. Bevölkerung 3000 Seelen. 30000 Seelen. 300000 Seelen. (Alles unter einander gesprochen.)

Friedm. (der während der Zeit sich geärgert hat,

tauſend — drei Millionen. Die Produkte aller Kreiſe zuſammen untereinander. Geht zum Henker! (Alle Schüler ſtehen auf.) Halt da! was ſoll das? — Ich habe die Stunde nicht aufgehoben! — Der erſte der ſich rühret, ſoll mir 24 Stunden auf Erbſen knieen. — Man nehme die Schreibebücher zur Hand, ich will dictiren. (Für ſich) Wenn ich bedenke, daß dieſe Einfaltspinſel da, die Hoffnung des Vaterlands ſind! — Ich habe bereits ihre Eltern erzogen. Die waren auch ſehr dumm, das iſt wahr — aber doch nicht die Hälfte ſo wie dieſe. — Es iſt eine ausgemachte Sache für mich, daß das Menſchengeſchlecht immer mehr zum Thiere herabſinkt. (Laut) Geſchrieben! Aſtronomiſche Geographie. (Für ſich) Ich bringe ihnen ſo ein wenig von Allem bei. (Dictirt) Die zwölf Zeichen des Thierkreiſes ſind:

Helf. (zu Nothanker, der vor ihm ſitzt.) So ſetze dich mir doch nicht ſo auf die Beine; das genirt mich ja beim Schreiben.

Noth. Warum haſt du ſo lange Beine?

Helf. Wirſt du zurückrücken?

Nothanck. Willſt du mich nicht ſtoßen, langer Spargelſtengel!

Helf. Nenne mich nicht Spargelſtengel oder ich bringe dich um, wenn ich gehe.

Friedm. Wird das noch lange da unten dauern? — Wenn ich mich hineinmiſche, ſo ... (dictirt) des Thierkreiſes ſind: der Widder, der Stier, die Zwil-

Helf. (die andern fragend). Die zwölf Zeichen von wann?

Friedm. Vom Thierkreiſe Zodiakus: — die Zwillinge, der Krebs, der Löwe, die Jungfrau — (ſich unterbrechend) wo iſt das Schreibebuch von Haltenſchild?

Halt. Ich habs verloren, als ich vorhin Steine auf dem Waſſer ſpringen ließ.

Friedm. Moſje Haltenſchild wird 154 mal das Wort „aufheben" abſchreiben. (Dictirt) Der Löwe, die Jungfrau —

Helf. Um Verzeihung — der Stier, der Krebs — ich kann nicht nach...

Friedm. Laß nur weißem Raum einſtweilen — die Jungfrau, die Wage. — Kritzler ſchreibt nicht.

Kritzl. Ich kann nicht... ſie haben mir Maikäfer in den Rücken practicirt.

Friedm. Quetſche ſie todt! — (Dictirt) Die Wage, der Scorpion. —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Witwe Kehling mit ihrem Knaben.

W. Kehling (von außen). Du wirſt mit hereinkommen, ſage ich dir! du wirſt.

Friedm. (für ſich). Das iſt die Witwe Kehling, die uns ſtört.

W. Kehl. (ihren Sohn [illegible] am Ohr hereinzi-

wicht, du Höllenbrand! (Zu Friedmann) Ich bringe hier Ihnen meinen ungerathenen Sohn. (Zu Lulu) Da! bitte den Herrn Magiſter um Verzeihung, kleiner Galgenſtrick!

Friedm. Ah, du biſt's, Lulu? (fortdictirend) Die Wage, der Scorpion...

W. Kehl. Stellen Sie ſich vor — denn alle Welt ſolls erfahren, was für Schimpf und Schande mir der Unglücksmenſch da macht — ſtellen Sie ſich vor, daß ich ihn auf einem Aepfelbaume im Garten des Herrn Adjunkt gefunden habe.

Kritzl. Bei Papa?

Friedm. Bei dem Herrn Adjunkt?

W. Kehl. Und er war nicht einmal allein — es war noch ein andrer dabei — ein Böſewicht wie er — der Sohn von Fleiſchers — wieder einer, der ſeiner Familie viel Kummer verurſachen wird.

Friedm. Bei dem Herrn Adjunkt! — der Fall iſt wichtig.

Kritzl. (auf einen furchtſamen Jungen zeigend, der an der Thür ſteht). Da iſt Fleiſchers Hans.

Friedm. (den kleinen Fleiſcher faſſend). Alſo du biſts geweſen! — und du haſt noch die Keckheit dich hier ſehen zu laſſen, nach dem was du begangen haſt? — Nieder auf die Kniee mitten in der Klaſſe, kleiner Taugenichts!

W. Kehl. So iſts recht, das iſt gut. (Zu ihrem Sohne) Kniee doch auch dahin! Du!

Helf. (Zu Fleiſcher der einen Knie [illegible]) Sich

doch einen her! (Fleiſcher läßt heimlich den Kameraden einige Aepfel zukommen.)

Friedm. (ohne es zu ſehen). Du haſt ſchon lange meine Geduld auf die Probe geſtellt, und ich bin endlich deiner Streiche ſatt, Fleiſcherhans. (Er ſieht ſich um und ſieht, daß Fleiſcher einen Apfel ißt.) Er ißt! — Gleich her damit, kleiner Spitzbube! — Die Taſchen ausgeleert! — Während ich mit ihm ſpreche, iſt er ſo keck — das nenne ich doch einen verwegenen Buben! — (er beißt in einen Apfel) Und nicht einmal reif! — Geſindel, Barbaren die ihr ſeid! — es iſt alſo blos der Trieb zu verwüſten, der euch treibt? (wirft die Aepfel zum Fenſter hinaus) Seht, das mache ich mit euren Aepfeln.. — und um ſolche Gemeinheiten zu treiben, kommt ihr nicht in die Klaſſe und geſellt euch zu einem Lulu Kehling?!

W. Kehl. Ha, nun kommſt du daran!

Friedm. Ein Taugenichts.

W. Kehl. Da hörſt du 's!

Friedm. Das wird dir ſchlecht bekommen, wenn du ſo fortfährſt.

W. Kehl. Hörſt du! — Ins Zuchthaus wirſt du noch kommen!

Friedm. Und welch einen Tag wähltest du, um deine ſträflichen Neigungen zu befriedigen? — Den Tag der Preisvertheilung.

W. Kehl. Ja, du Böſewicht! — An ſo einem Tage! — Du ſollteſt vor Schaam in die Erde ſinken, du gottloſer Menſch! (Vertraulich zu Friedmann) Wird

er denn keinen Preis bekommen dieſes Jahr, Herr Friedmann?

Friedm. Wer?

W. Kehl. Nun, mein Lulu.

Friedm. Ihr Lulu?

W. Kehl. Warum ſoll er ihn denn nicht eben ſo gut haben, wie die andern? — Glauben Sie denn, daß er nicht eben ſo viel werth iſt, wie der kleine Reihler, der ein Einfaltspinſel iſt wie ſein Vater?

Friedm. Frau Kehling!

W. Kehl. Ach gehen Sie doch! — wir wiſſen recht gut, wie das zuzugehen pflegt. — Sie ziehen die Ohren ein vor der Obrigkeit.

Friedm. Frau Kehling, ich muß Sie erſuchen meine Klaſſe zu verlaſſen.

W. Kehl. Weil Sie eine Zulage haben wollen.

Friedm. Die mir gehört und gebührt — ja, von Rechtswegen.

W. Kehl. Und wer bezahlt Ihnen denn die Preiſe? — Die Gemeinde! — Nun denn, da Jedermann ſie Ihnen bezahlt, warum ſoll ſie denn da nicht auch Jedermann erhalten?

Friedm. Frau Kehling — wenn Sie weniger beſchränkte Einſichten hätten —

W. Kehl. Und ich verlange durchaus, daß mein Lulu einen bekommt — oder ich nehme ihn aus der Schule.

Friedm. Nun ſo nehmen Sie ihn! — glau-

ben Sie denn, daß ich mir deshalb die Augen ausweinen würde?

W. Kehl. Und ich doch wohl auch nicht? — O über das große Glück in Ihre Wolfsschlucht da zu kommen! — Hier hat er eben alle seine Ungezogenheiten gelernt. —

Friedm. Frau Kehling!

W. Kehl. (ihren Sohn anstoßend). Steh' gleich auf! — Ja, ja, die Kleinen werden hier nur verdorben bei Ihnen! — Man braucht ja nur den kleinen Kiefermann anzusehen, den Sohn des Waldläufers: seit er aus der Schule hier gekommen, unterfteht er sich seiner Mutter mit Schlägen zu drohen. O! sie soll Ihnen das ins Gesicht sagen.

Friedm. Ja, Frau Kehling, und das gleich! — Helfer! halte indeß einmal die Stunde.

W. Kehl. Ins Gesicht! (Zu Lulu) Komm, mein Lämmchen! (Zu Friedmann) Ja, ins Gesicht!

Friedm. (sehr gereizt). Sie sind eine Verläumderin!

W. Kehl. Und Sie ein alter Duckmäuser!

Friedm. Kommen Sie! der Waldläufer soll in Ihrer Gegenwart mich rechtfertigen.

W. Kehl. Das wollen wir doch einmal sehen. (Sie gehen im heftigsten Streit ab.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen ausser Friedmann, die Witwe Kehling und Lulu.

Die ganze Classe. He da, Frau Kehling. He da! He da!

Helf. Silentium! Still geschwiegen! Jetzt bin ich Schulmeister, und wer es wagt sich zu rühren.

Werb. O! geh doch.

Haltensch. Thut er nicht groß, weil er der längste unter uns ist?

Helf. Silentium! (Zu Leberecht) Auf deinem Platze geblieben, Nothanker. (Für sich) Diese stille Stunde will ich benutzen, um an meine Liebe zu denken. — O Gott! wenn ich mich in diesen Gedanken versenke, durchrieselt es mich vom Köpfe bis zu den Füßen. Ganze Stunden könnte ich in einem solchen seligen Zustande verleben. Wenn ich mir denke, daß ich je dein Mann werden könnte, Lottchen, so ist mirs als ob ichs schon wäre.

Nothank. (macht das Krähen eines Hahnes nach). [Fikeriki]

(Werber bellt wie ein Hund. Die Schüler schlagen ein lautes Gelächter auf.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Lottchen mit einer Tasse.

Helf. Sie ist es!

Lottch. Wo ist denn Papa?

Helf. Er ist weggegangen, Mamsell, und ich halte indeß die Stunde.

Lottch. Nun, das thun Sie auf eine ganz allerliebste Art!

Helf. Sollte man Geräusch gemacht haben?

Lottch. Sie hörten es nicht? — An was dachten Sie denn indeß?

Helf. (sich nähernd). An etwas, das meinem Herzen sehr wohl thut... Wenn Sie nur auch eben so daran dächten wie ich?...

Lottch. So seien Sie doch still!

Helf. Sie bringen da wohl das Frühstück Ihres Herrn Vaters?

Lottch. Ja, ich habe aber den Zucker nicht erreichen können, der oben in dem großen Wandschranke liegt.

Werb. Den Zucker? — soll ich ihn holen?

Alle (aufstehend). Nein ich! ich! ich!

Helf. Nicht gerührt! — Ich selbst werde gehen. Ihr wartet hier.

Lottch. Aber Sie wissen ja nicht wo er ist.

Helf. Ich werde ihn schon finden.

Lottch. Und die Schule?

Hans Weissbrodt (eintretend). Ich will meine drei Kreuzer holen, Mamsell Lottchen! Ich habe Ihrem Herrn Vater unterwegs begegnet.

Helf. Da ist ja Hans Weissbrodt. Sind hatte

September.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

indeß an meiner Statt die Schule, nur ein paar Augenblicke.

Löttch. (zu Helfer). Ich muß Ihnen doch zeigen, wo er liegt.

Helf. (zu Hans Weisbrodt). Ich komme gleich wieder. (Ab mit Lottchen.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, ohne Helfer und Lottchen.

Alle Schüler (springen über Tische und Bänke in die Mitte der Stube). Hurrah! Halloh!

H. Weisbr. Was macht Ihr denn? Die Klasse gestört!

Alle Schül. Freigegeben! Freigegeben!

H. Weisbr. Ihr ungezogenen Kinder!

Nothank. Höre, Weisbrodt! singe uns doch etwas!

H. Weisbr. Nun meinetwegen! ihr müßt mich aber mit euren Holzschuhen accompagniren.

Alle Schül. Ja, ja, ja, ja! Das ist prächtig!

H. Weisbr. (singt):

Ueber die Wiesen, die Felder
Lustig im Sprunge nun fort,
Frisch hinein in die Wälder
Haselnüsse giebts dort!

Alle.

Ueber die Wiesen ꝛc.

Hans Weisbrodt.

Hannchen ging mit dem Schwarme
Auch zu dem Walde fort,
Doch wie erschrack die Arme,
Ach, den Wolf fand sie dort!

Alle.

Ueber die Wiesen ꝛc.

Hans Weisbrodt.

Anfangs war er ganz zierlich,
Half ihr im Pflücken noch dort,
Zeigte sich fromm und manierlich,
Sprach ein gar höfliches Wort.

Alle.

Ueber die Wiesen ꝛc

Hans Weisbrodt.

Vor der andern Vereine
Zog er allmählig sie fort,
Kaum daß sie mit ihm alleine,
Husch — verzehrt er sie dort!

Alle.

Ueber die Wiesen ꝛc.

(Bei dem letzten Verse nehmen alle Schüler ihre Bücher und werfen sie in die Luft. Heiser ist gitten unter dem Lärmen eingetreten. Das kleine Lehrerchen ist auf das Lesepult gestiegen und verzehrt dort sein Frühstück.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Helfer. Friedmann.

Friedm. (eintretend). So gehts bei mir zu, wenn ich nicht da bin! So treibt ihrs, ihr Böſewichter! So mißbraucht ihr meine Nachſicht! — Und dann ſagt man mir ins Geſicht, daß ich euch verziehe — daß ihr hier nichts Gutes lernt. Ja, ja! Die Milde und Güte verſteht ihr nicht zu ſchätzen — man muß ein wildes Thier ſein gegen euch! — Wohlan denn, das will ich denn auch ſein! — Helfer! auf die Kniee nieder!

Helf. Was? das wäre mir etwas?

Friedm. (außer ſich). Niedergekniet, oder ich jage dich aus der Klaſſe.

Helf. (Für ſich) Charlotte! (Laut) Sie mißbrauchen Ihre bürgerliche Stellung auf das grauſamſte, Herr Friedmann! (Für ſich) Charlotte! (Laut) Ich muß ganz kirſchroth ausſehen.

Friedm. (ſucht den kleinen Lebrecht auf, der bei ſeinem Eintritt unter den Tiſch kroch). Ich will nicht hoffen, daß hier Jemand ſich unterſteht, Rebellion zu machen?

Helf. (für ſich). Für die Geliebte ſterben! — Ja, um ihretwillen ſeis! — Sonſt — alter Perückenſtock! — O Priſti, Sapiſti, Sakriſti, wie demüthigend das iſt! (Er kniet nieder.)

Friedm. Kaspar Werber niedergekniet!

Werb. Ich binz ja nicht gewesen!

Friedm. Nicht widersprochen! nicht gemukst! Joseph Kämmel niedergekniet. Benjamin Haltenschild, niedergekniet! Die ganze Klasse niedergekniet! Ich will euch lehren zu tanzen, wenn ich nicht dabei bin! (Geht um seinen Kaffee zu trinken.) Seht doch mal! Ists mir doch, als hätte ich noch nicht gefrühstückt ehe ich fort ging.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Kritzler der Vater.

Vater Kritzl. Lassen Sie sich ja nicht stören!

Friedm. Der Herr Adjunkt! (ihn grüßend) Herr Adjunkt!

V. Kritzl. Ist denn jetzt Betstunde?

Friedm. Das nicht gerade, aber — es ist den jungen Leuten so bequemer. — Steht doch auf, vor dem Herrn Adjunkt! (Die Schüler stehen auf.)

V. Kritzl. Es ist heut ein Ehrentag für die lieben Kinder hier. Die Gemeinde versteht sich für sie zu großen Aufopferungen, und wenn sie dem nicht entsprächen, würde man die Schule eingehen lassen müssen.

Friedm. (schnell). Ich kann auch nur rühmen, daß sie ungemein eifrig und fleißig sind.

Kritzl. Das ist mir lieb! — Ich wollte nur ein einziges Wörtchen mit Ihnen sprechen, Herr Friedmann.

Friedm. Wenn der Kreisherrl noch nicht auf

ständig aufgeklärt ist, so ist es wahrhaftig nicht mein Fehler; der Herr Adjunkt wissen alles was ich gethan habe, um Kenntnisse unter den Massen zu verbreiten.

Kritzl. O ja, o ja! Ihre obere Klasse der Erwachsenen ist keine Narretei, wie man sie gewöhnlich nennt. Vermehrt sie sich denn nicht?

Friedm. Im Winter ist sie immer stärker besucht, weil ich Feuerung und Licht liefere.

Kritzl. Ah so! — Ich vergesse jedoch das Motiv, das mich hierher gebracht hat. — Ich wollte blos eine einzige Frage an Sie thun. — Sind Sie mit meinem Scipio noch immer zufrieden?

Friedm. Zufrieden? Bezaubert, Herr Adjunkt, bezaubert!

Kritzl. Ich habe meine Ursachen, Sie darnach zu fragen. Hat er Hoffnung bei der Vertheilung. Ich möchte das gerne recht zuversichtlich wissen.

Friedm. Herr Adjunkt, Sie werden zufrieden sein.

Kritzl. (Für sich) Da kann ich meinen Brief abschicken. (Laut) Mehr verlange ich nicht. Ich bin zufrieden und ich glaube, daß Sie es auch sein werden.

Friedm. Sobald es Herr Adjunkt sind ....

Kritzl. Ach, paperlapap! Sie werden es auch sein ... Bereiten Sie sich auf eine Ueberraschung vor ... Ich habe eine für Sie in petto.

Friedm. Sollte es etwa die Besoldungszulage sein, die ich bei der obersten Behörde ...

Kritzl. Nun, das wäre nichts Unwahrscheinliches ...

Man hat vielleicht ein Mittel gefunden, Ihnen dazu zu verhelfen... Ich erkläre mich nicht näher... ich weiß nichts... weiß von gar nichts.

Friedm. Rechnen der Herr Adjunkt ganz auf meine Dankbarkeit... Scipio, komm doch und sprich mit deinem Herrn Vater.

Kritzl. Ganz das Ebenbild seiner Mutter! (Zu seinem Sohne) Scipio, du hast Aussichten, mein Junge.

Scipio. Aussichten Papa! Wozu denn?

Friedm. (leise zu Kritzl.) Herr Adjunkt — Herr Adjunkt!

Kritzl. Sie haben Recht. (Zu Scipio) Auf einen Preis.

Scip. Ach, das wäre mir eben gelegen. Ich mache mir nicht so viel daraus.

Kritzl. (lacht). Schelm der du bist.

Friedm. (sich zum Lachen zwingend). Ha, ha! (Für sich). Schafskopf der!

Kritzl. Nun denn, ich habe noch einen zweiten, der 11 Monate jünger, und noch klüger ist als dieser.

Fried. Noch klüger! (Für sich) Wenn er ihn doch anderswohin schickte!

Kritzl. Ja, das sieht mir ähnlich, nicht wahr? — Nun so leben Sie wohl, Herr Friedmann. Sie wissen was ich Ihnen gesagt habe, und werden zufrieden sein.

Friedm. Oh, Herr Adjunkt, seien Sie überzeugt — erlauben Sie, daß ich Sie begleite...

Kritzl. Kann ich Scipio mitnehmen?

Friedm. Wie denn, Herr Adjunkt? — Die Stunde ist ohnedies aus — und dann, für Sie, Herr Adjunkt! — (Zu den Schülern) Macht dem Herrn Adjunkt Euer Compliment, die Klasse ist aus!

Alle Schüler. Vivat der Herr Adjunkt!

Kritzl. Sie werden doch nicht um meinetwillen...

Friedm. Einmal ist ja nicht immer!

Kritzl. Nun denn, so wollen wir sie freigeben.

Alle Schül. Freigegeben! Freigegeben! Vivat! vivat!

(Die Schüler laufen davon. Kritzler nimmt seinen Sohn an die Hand und geht mit ihm ab.)

Neunter Auftritt.

Friedmann dann Charlotte.

Friedm. (nachrufend). Lauft doch dem Herrn Adjunkt nicht so vor den Beinen herum! (rückkehrend) Vortreffliche Obrigkeit! Er bildet sich ein, sein Sohn sei ein Phönix!... Nur seiner staunenswerthen Dummheit habe ich die Protektion zu danken, womit er mich beehrt.

Charl. Haben Sie gefrühstückt, Papa?

Friedm. Das weiß ich selbst nicht. — Habe ich denn Zeit an so etwas zu denken? — Gieb mir Dinte und Feder, ich will die Liste der Zöglinge aufsetzen, deren Namen noch heute unter Beifallrufen proclamirt werden sollen.

Charl. Wie zufrieden Sie aussehen, Papa!

Friedm. Ich habe auch alle Ursachen zufrieden zu sein. Ich glaube mir nicht zu schmeicheln, mein Kind, wenn ich sage, daß ich endlich eine Zulage erhalten werde.

Charl. Eine Zulage! Ei, die kommt ja ganz zur rechten Zeit für meine Ausstattung! Da müssen wir gleich anfangen, etwas zu sparen.

Friedm. Ich werde damit anfangen, mir eine wollne Weste, ein paar wollne Strümpfe und ein paar wollne Beinkleider zu kaufen. Ich will mich ganz in Wolle einhüllen, wenn es dann kalt wird, brauchen wir nicht einzuheizen.

Charl. Und ich?

Friedm. Dir kaufe ich eine Wärmflasche. — Laß sehen! — Untre Klasse: Geschichte...

Charl. Und wird sie bald ankommen, die Zulage?

Friedm. Ich hege diese Hoffnung, wenn ich anders den Herrn Adjunkt recht verstanden habe, der sich nicht ganz deutlich ausgedrückt hat. Fürs erste wird es ihm überhaupt schwer, sich auszudrücken wie du weißt. Er ist von sehr bornirten Anlagen und hat seinem Lehrer gewiß erstaunliche Noth gemacht. Sein Sohn ist gerade wie er. (Schreibt) Prämie für Geschichte: Scipio Kritzler. (Zu Charlotte) Du hast doch auch deine Kränze besorgt? — Prämie für Geographie: Scipio Kritzler. (Sich unterbrechend) Man muß ja nicht etwa glauben, als sähe ich diese Zula-

für eine besondere Vergünstigung des Herrn Adjunkt an und wolle mich bei ihm dafür bedanken. (Schreibt) Prämie für Schönschreiben: Scipio Kritzler. (Sich unterbrechend) Nein, das ist blos Gerechtigkeit, und Gerechtigkeit ist meine Pflicht. (Schreibt) Prämie für Gedächtnißübungen: Scipio Kritzler. (Wie oben) In unsern Zeiten nimmt das persönliche Intresse so überhand, daß — (schreibt) Preis für Rechtschreiben: Scipio Kritzler.

Charl. Sie bemerken es gar nicht, daß indem Sie von Gerechtigkeit sprachen, Sie alle Prämien für das Söhnchen des Herrn Adjunkt bestimmen.

Friedm. Ach geh doch! Ja wahrhaftig! Siehst du, da hat mich die Dankbarkeit verführt. Das ist allerdings ein edles Gefühl, aber sie muß uns nicht zu weit verleiten. Zuförderst kann ich das Rechtschreiben und das Schönschreiben ausstreichen, man muß ihm ja die Grundstriche erst allemal vormalen. Ich weiß gar nicht, woran ich dachte!

Charl. Das kam daher, weil Sie eben mit mir sprachen, und so maschinenmäßig.

Friedm. Richtig, richtig! Gedächtniß? Das hat er grade so schlecht wie sein Vater. — Gestrichen! — Da ist nun noch die Geschichte: — Er hat mir ja aber neulich auch nicht eine Frage daraus beantworten können. — Gestrichen! — Was die Geographie betrifft, so wissen sie auch nicht eine Sylbe davon, weder er, noch die andern. — Gestrichen! So! so ists gut.

Charl. Schön! aber da hat er ja gar keine Prämie mehr.

Friedm. Der kleine Kritzler? — das wäre! — (in die Schrift blickend) Ja wahrhaftig, nicht eine! Da hast du mich nun wieder mit deinen Bemerkungen ganz aus Reih und Glied gebracht! — Wenn sein Sohn nicht mit einer Ladung Kränze aus der Schule kommt, so wird der Herr Adjunkt mirs entgelten lassen, das ist eine sehr kitzliche Sache.

Charl. Und die Andern? Es müssen doch auch noch Prämien für die übrig bleiben! Die Mutter Kämmel hat mir schon die Ohren voll geweint, es würde sie so glücklich machen, wenn ihr Sohn etwas bekäme..

Friedm. Ich weiß, ich weiß. Es ist eine brave Frau, die Mutter Kämmel.

Charl. Ja, und so gefällig — man kann ihr gar nichts abschlagen. Derselbe Fall ists bei Vater Haltenschild, der Ihnen stets Ihr Holz sägt und noch nicht einen Pfennig dafür bekommen hat.

Friedm. Alle Wetter, wenn du's so nimmst, so bin ich auch dem Herrn Nothanker etwas schuldig, bei dem ich alle Sonntage Mittags esse.

Charl. Das versteht sich.

Friedm. Nun, so laß sehen! Man muß es so einzurichten suchen, daß alle Welt zufrieden ist. Da hast du die Liste. — Sage jetzt die Namen, mein Kind.

Charl. Der kleine Kehling.

Friedm. Prämie für verständiges Benehmen.

Die Schwüre der Treue von L. v. Germar.

Charl. Kaspar Werber.

Friedm. Prämie für Reinlichkeit.

Charl. Joseph Kämmel.

Friedm Prämie für Geschicklichkeit.

Charl. Leberecht Nothanker.

Friedm. Prämie für Gesundheit.

Charl. Der große Stremmler.

Friedm. Prämie für Wachsthum.

Charl. Tadu Stift.

Friedm. Der noch nicht einmal declinirn kann! — Prämie für was? — Prämie für Verebtsamkeit. — Nun ich dächte das ginge gut vorwärts.

Charl. Es sind noch 10 übrig.

Friedm. Ei, so laß mich ungeschoren! — Da will ich lieber gleich allen in Bausch und Bogen Prämien geben, als mich noch zwei Stunden hinsetzen und darüber nachdenken. — Das ist viel klüger und besser und giebt keinen Anlaß zu Neid und Eifersucht. — Wie viel Bücher habe ich noch in meiner Bibliothek!

Charl. Von denen die die Würmer nicht zerfressen haben, giebts nur noch eine Sammlung von Haupt- und Staatsactionen fünfzehn Bände. Das ist etwas Nagelneues!

Friedm. Wenn ich da jedem einen Band gebe, so ist die Sache abgemacht. — Sie können sich dann zusammensetzen, wenn sie Lust haben, sie im Zusammenhange zu lesen. — Also jetzt vorwärts! — Mach alles hier rein und nett, und vor allen Dingen setze

meinen Lehnstuhl dahin, damit die Behörde sichs darauf bequem machen kann. Ich komme gleich zurück. (Ab.)

Zehnter Auftritt.

Charlotte, dann Helfer.

Charl. Das ist allemal eine Plage für meinen Vater, diese Preisaustheilung.

Helf. (eintretend, für sich). Da ist sie.

Charl. (kehrend). Ja, an solchen kleinen Orten wie hier ist man ungeheuer begehrlich! Nur der arme Helfer begehrt nichts — freilich kanns ihm ohnedies, da er der einzige aus der obern Klasse ist, nicht fehlen, aber — (ihn erblickend) Ah! Sie sind's!

Helf. Ja, Mamsell, ich bins.

Charl. Sehen Sie doch! Und was wollen Sie denn hier?

Helf. Es war mir als ob ich ein Schulheft vergessen hätte.

Charl. Ja, ja, einen Vorwand wissen Sie schon immer zu finden, um mich hier zu treffen, wenn ich allein bin.

Helf. Sind Sie böse darüber?

Charl. Ich weiß nicht wie Sie es anfangen, aber Sie drehen sich um unser Haus herum den ganzen Tag.

Helf. Und nicht auch die Nacht?

Charl. Ich dächte gar die Nacht!

Helf. Ei das versteht sich.

Charl. Ach du mein Gott, wenn Ihnen da ein Unglück zustieße! Unser großer garstiger Ulisses —

Helf. Oh, wir kennen uns.

Charl. Das ist ein tüchtiger Hauswächter!

Helf. Oh, jetzt verläßt er sich auf mich, sobald ich mich sehen lasse, legt er sich aufs Ohr.

Charl. Aber was führt Sie denn so hierher bei dunkler Nachtzeit?

Helf. Der Wunsch, Ihnen so nahe zu sein als nur immer möglich — die Hoffnung Sie einmal sanft schnarchen zu hören..!. die Liebe — ach die jagt mich im Mondenscheine gar gewaltig herum! (tief seufzend) Ach!

Charl. Sie haben wohl den Schnupfen?

Helf. O nein, ich seufze!

Charl. Wie traurig Sie heut nun sind!

Helf. Ich bin gekränkt, gedemüthigt! — Ihr Vater hat mich herabgewürdigt! — Er hat mich knieen lassen! — Alle Wetter! Ein Mensch, der schon mit bei der Conscription sein Loos gezogen hat! — Das ist nun Schuld daran, daß man mir im Orte hier Gesichter schneidet! — O, ich habe eben den Kleinknecht des Herrn Adjunkt in den Stadtteich geworfen.

Charl. Warum denn?

Helf. Weil er lachte, als ich vorbeiging.

Charl. In den Teich! Ach du mein Gott!

Helf. Aengstigen Sie sich nicht, es war nur eine halbe Elle Wasser darin, das übrige nichts als Schlamm. — Blos das hat ihn ein bischen genirt, daß

er wie ein Pfeil mit dem Kopfe zuerst hineingefahren ist... wenn er aber nur ein wenig Geduld hat, wird er sich schon wieder heraushelfen.

Charl. Pfui, was das garstig ist! Sie werden recht unartig, Herr Helfer!

Helf. Oh, ich möchte lieber kratzen und beißen! Ich fühle es, daß ich alle Tage heftiger werde. Das kommt von der Demüthigung her, die ich empfinde, daß ich immer noch in diese Klasse kommen muß, die an alledem Schuld ist.

Charl. Ei! das ist gar nicht hübsch von Ihnen! thun Sie es denn nicht, um mich zu sehen zu bekommen, um bei meinem Vater einen Stein im Brete zu erhalten?

Helf. Und wenn kann ich ihn denn endlich um Ihre Hand bitten? Will er uns denn noch länger so fortschleppen? — Da werde ich am Ende ein Löwe — ein Tiger!

Charl. Man muß Geduld haben. Sie wissen, daß er meine Hand niemals einem andern geben will, als einem Studirten... und auch ich möchte keinen andern heirathen... Papa hat sich immer so viel mit der Erziehung andrer Kinder beschäftigt, daß er keine Zeit gehabt hat, an die meinige zu denken. Darum muß ich einen Mann haben, bei dem ich noch etwas lernen kann. Und drum müssen Sie auch noch recht viel von meinem Vater lernen, damit Sie mich nachher wieder lehren können.

Helf. Recht gut das, aber ich fürchte nur daß

ich das, was ich Sie gern lehren möchte, nicht von ihm werde lernen können.

Charl. Ach gehen Sie doch! ist denn mein Vater nicht etwa gescheit genug?

Helf. Es giebt Dinge, die er wieder vergessen haben kann.

Charl. Uebrigens thue ich Unrecht, Ihnen Vorwürfe zu machen, denn Sie besuchen Ihre Klassen regelmäßig und der Papa ist recht zufrieden mit Ihnen.

Helf. (mit tiefem Schmerze). Er hat mich knieen lassen!

Charl. Und unter den Kränzen habe ich einen viel größer gemacht als die andern — (zieht ein Schubfach auf und nimmt einen Kranz heraus, den sie Helfer aufsetzt). Laßt einmal sehen, ob er Ihnen steht?

Helf. Was? — Sie haben ihn gemacht? — Sie, Charlottchen, mit Ihren lieben Patschchen! — Oh, den trage ich Zeitlebens auf meinem Herzen! Lassen Sie mir ihn! lassen Sie!

Charl. Wo denken Sie denn hin? Muß ihn denn Ihnen nicht der Herr Adjunkt selbst auf den Kopf setzen! Das wird eine ganz besondere Ehre für Sie sein! Das heißt studiren!

Helf. Je nun ja! — aber glauben Sie denn, daß das unsre Angelegenheiten bei Papa weiter bringen wird?

Charl. O gewiß!

Helf. Er wird also in unsre Verbindung willigen?

Charl. Ich hoffe es!

Helf. Und ich brauche mich nachher mit weiter gar nichts abzugeben, als Ihr lieber Mann zu sein?

Charl. Je nun —

Helf. Christi, sopristi, sacristi! wenn ich das glauben könnte!

Charl. Sie glauben also nicht, daß ich zu arm bin, um Sie zu heirathen?

Helf. Zu arm? — Sie! — und ich erst! — Ich habe ja auch weiter nichts als meine Erziehung.

Charl. Als Mitgift bringe ich Ihnen gar nichts zu.

Helf. Gehts denn mir etwa besser?

Charl. Aber ohne Geld soll eine Haushaltung schlecht bestehen!

Helf. O! die Liebe hilft besser haushalten als alles Geld.

Charl. Ich habe nichts als —

Helf. Unschuld und Herzensgüte, und das ist besser als aller Reichthum.

Charl. Je nun, man kann wohl auch vergnügt sein ohne den.

Helf. Hat man nichts mehr auf dem Tische, so nimmt man sich zum Dessert noch einen kleinen Leckerbissen (er küßt sie).

Charl. Ei, ei! was machen Sie da!

Helf. Ich hole mein Dessert nach.

Charl. Das gilt nichts vor der Hochzeit

Helf. Nur noch einmal auf Abſchlag! (Er will ſie wieder küſſen, in dem Augenblicke iſt aber Friedmann ein und dazwiſchen getreten, ſo daß er dieſen umarmt.)

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Friedmann.

Helf. (betroffen). Du mein Himmel! Ich habe den Schulmeiſter geküßt!

Friedm. Er Thunichtgut! will er gleich fort von hier!

Helf. Erlauben Sie ...

Friedm. So eine Keckheit!

Helf. Verzeihen Sie, aber ich hatte gar nicht die Abſicht, einen Kuß auf Ihre Wangen zu drücken. Oh gewiß nicht!

Friedm. Ich verbiete Dir, je ein Auge auf meine Tochter zu richten!

Helf. Ach! Gehen Sie doch!

Friedm. Wenn ich Dich wieder erwiſche. — (Für ſich) Einer von meinen Zöglingen! — (Laut) Mach daß du fort kommſt!

Helf. Und ihre Hand! — ich ſeufzte nach ihrer Hand!

Friedm. (außer ſich, macht ihm den Geſt einer Ohrfeige). Du ſollſt die meinige fühlen!

Charl. Papa!

Helf. Rühren Sie mich nicht an! rühren Sie mich nicht an! — Donner und Wetter, wenn man

mich anrührt! — Ich fürchte mich vor Niemand — ich habe gewaltige Fäuste — mit Einem Schlage könnte ich einen Menschen umbringen! — Besehen Sie den Stuhl . . . Krack! — morsch entzwei! — So treib ichs mit den Meubeln. — Eine Bank! — mir ganz einerlei — und wenns Eichenholz wäre! — Krack! Mitten von einander!

Friedm. (für sich). Ach du mein Gott, er bricht mir ja alles in kleine Stücken!

Helf. Ich drehe einen Rüstbaum wie einen Korkzieher — ich biege Eisenstangen wie Zwirnfaden — o ich bin stark! — Donner und Wetter, wenn mich Jemand anrührt!

Friedm. Gehen Sie! — Ich rühre Sie nicht an! — Fort! oder ich rufe mir Hülfe herbei.

Charl. Gehen Sie doch, Herr Helfer!

Helf. Ich bin ein entfesselter Tiger! Ich will meine Bücher verbrennen, meine Hefte verschlucken . . . Alles ausrotten, alles vernichten! — (Hebt ihn mit dem Arme in die Höhe.) Ich glaube, ich könnte Sie mit Einem Arme in die Höhe heben.

Charl. Lieber Herr Helfer!

Helf. Nein! ich will es nicht versuchen. (Mit der größten Heftigkeit) Sie verbieten mir also, mit Ihrer Tochter zu sprechen . . .

Friedm. Ja, ja, ja! Ich verbiete es Ihnen!

Helf. Und ich werde doch mit ihr sprechen!

Friedm. Wider meinen Willen?

Helf. Wider das Verbot aller Welt.

Friedm. O, mein Herr, wenn das geschieht, werde ich Sie durch die Gensdarmerie festnehmen lassen!

Helf. O, die Gensdarmen! — Die wiegen nicht eine Unze schwer für mich . . . Ich hebe sie alle mit einer einzigen Hand in die Luft, die Gensdarmen . . . Das ist mir nur ein Spielwerk.

Friedm. Meinetwegen auch! aber ich fürchte mich nicht vor Ihnen, mein Herr! Ich bin hier in meinem Hause, und ich befehle Ihnen, es auf der Stelle zu verlassen.

Helf. Nun gut, ich gehe, aber ich schwöre es Ihnen zu, daß ich demohngeachtet noch Ihr Schwiegersohn werden will, und dann werden wir unsre Kinder gewiß nicht zu Ihnen in die Schule schicken. (Geht ab.)

Zwölfter Auftrit.

Friedemann, Charlotte, Kritzler der Vater.

Vat. Kritzl. (an den, als er eintritt, Helfer gewaltig anrennt). Alle Wetter!

Friedm. (glaubt es sei Helfer). Wie? immer noch da! (Dreht sich um, und erblickt Kritzler, besänftigt.) Ah, der Herr Adjunkt!

Vat. Kritzl. (sehr eilig). Ja, ja! — ich habe Ihnen nur zwei Worte zu sagen — es ist fürchterlich heiß! — Ich bin gelaufen — ich schwitze über und über.

Friedm. Ist Ihnen nicht gefällig sich zu setzen?

Kritzl. Danke schön! — Kann nicht! — Nun, wie weit sind Sie? — Sie haben den Saal noch nicht aufgeputzt? — Ich wollte Ihnen einen Teppich schicken, um ihn über den Schreibtisch zu decken, aber Madam Kritzler wollte es nicht zugeben ..... sie fürchtet, er möchte Schaden leiden. — Also pünktlich um 2 Uhr! Lassen Sie den Herrn Provinzialrath nicht warten.

Friedm. Den Provinzialrath?

Kritzl. Herrn Steiner junior — es sind der Brüder zwei — der hier ist der jüngere. — Ich hatte mich selbst geirrt. Ich hatte ihm geschrieben: An Herrn Steiner den ältern.

Friedm. Geschrieben! — und weshalb?

Kritzl. Das errathen Sie nicht? — Ich habe ihn ersucht, hieher zu kommen. — Ich erfuhr, daß er seine Revision in dem Kreise ein Paar Stündchen von hier machte — und da ladete ich ihn im Namen der Commun ein, der Preisvertheilung hier mit beizuwohnen. — Er hats angenommen, der gute Herr Steiner der jüngere, junior! Wenn er einmal hier ist, so kanns gar nicht fehlen, daß er die Zöglinge selbst fragen wird. —

Friedm. (für sich). Gott steh mir bei!

Kritzl. Vor allen Ihre obere Klasse, die ich ihm besonders herausgestrichen habe.

Friedm. (für sich). Die habe ich eben zum Hause hinaus geworfen!

Charl. (für sich). Nun, da wirds uns gut gehn!

Kritzl. Und dann die, welche Prämien erhielten — die bessern wenigstens von den Kleinen. — Sie sagten ja, mein Sohn sei dabei. — Das habe ich vorläufig Herrn Steiner junior gemeldet — er weiß es also, und ich glaube, Sie brauchen daher nur Einen der Kleinen zu examiniren.

Friedm. O ja, er wird genug daran haben!

Kritzl. Ich thue das alles blos in Ihrem Interesse, damit Sie einen Versprecher im Kirchenrathe haben, und Ihre Besoldungserhöhung folglich leichter durchgeht. Es wäre mir aber auch nicht unangenehm, bei dieser Gelegenheit meinen Scipio sich ein wenig hervorthun zu lassen. Im Vertrauen, ich denke um ein kleines Stipendium für ihn anzuhalten.

Friedm. Und Sie hoffen es zu bekommen?

Kritzl. Allerdings.

Friedm. O! Sie können auf Ihre Angelegenheit eben so gewiß rechnen, wie ich auf die meine.

Kritzl. Nicht wahr? ich habe gute Hoffnung.

Friedm. So wie ich. (Für sich) Da bin ich in einer schönen Lage! — Die obere Klasse zum Teufel gejagt, und in der untern Jungen, wo einer immer dümmer ist als der andere ... (sieht an die uhr). Halb zwei! — Wie sich daraus helfen? — Charlotte! (Zu Kritzler) Sie erlauben? (Leise zu Charlotten) Sieh, wie du Helfer zu packen bekommst — bringe mir den kleinen Kritzler hierher. — Geschwind! geschwind! So geh doch! (Charlotte ab.) Ich bin ein verlorner Mann!

Kritzl. Das ist die Ueberraschung, von der ich heut früh mit Ihnen sprach. — Ja, wenn ich mir einmal etwas in den Kopf gesetzt habe! — Ein andrer hätte ein Jahr dazu gebraucht. Ich, ich habe das gleich aufgefunden.

Friedm. Und ganz allein?

Kritzl. Ganz allein! — Nun, jetzt muß ich fort. Sie können leicht denken, daß ich an einem Tage wie der heutige ist, noch eine Menge anzuordnen habe.

Friedm. Versteht sich! — Glauben Sie denn also wirklich, daß Ihr Sohn —

Kritzl. Ich wünschte gern so etwas Majestätisches in die Feierlichkeit zu legen. — Musik. Ja, die müssen wir haben! Da ist fürs erste die Nationalgarde, die borgen uns ihren Querpfeifer.

Friedm. O gewiß. Aber ich fürchte, Ihr Herr Sohn . . .

Kritzl. Ich bestelle eine Violine — wird aus der Communcasse bezahlt! Wenn nur der Spielmann zu Hause ist. Mit dem Tambour will ich schon aushelfen. — Also fürs erste einen Marsch, jedesmal wenn Scipio eine Prämie erhält.

Friedm. (ihn zurückhaltend). Ja ja! — Könnte man sich denn aber nicht mit dem Herrn Schulinspector dahin verständigen, daß er gar niemand fragte? — das heißt — nun Sie verstehen mich schon! — Ich fürchte nur, Ihr Herr Sohn möchte allzuschüchtern sein.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER,K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18587/038

Kritzl. Er? Nun, da kennen Sie ihn schlecht!

Friedm. Und doch! — doch! — er ist so leicht eingeschüchtert — und dann kann er kein Wort mehr vorbringen ... Es sollte mir doch außerordentlich leid thun um den allerliebsten Jungen. — Wärs denn da nicht besser, einen andern, wenn auch minder Fähigen auszusuchen, der aber doch antworten könnte?

Kritzl. Einen andern? — Gehen Sie mir! — Spaßen Sie etwa mit mir?

Friedm. Wie sollte ich mich das unterfangen, Herr Adjunkt!

Kritzl. Sie haben mir doch nicht zu viel Schönes über ihn gesagt?

Friedm. Ganz und gar nicht.

Kritzl. Nun, was proponiren Sie mir denn da jetzt für Dinge?

Friedm. O — ich —

Kritzl. Warum wollen Sie ihn denn bei Seite schieben?

Friedm. O das will ich ja nicht!

Kritzl. Ich kann solche Ungerechtigkeiten nicht leiden.

Friedm. Es sollen auch keine vorfallen.

Kritzl. Ich bestehe darauf, daß man meinen Scipio fragt.

Friedm. Ich werde Ihren Scipio fragen.

Kritzl. Und wenn er nicht antwortet, so ist es Ihre Schuld.

Friedm. Ganz gewiß! (Für sich) Was soll nur noch daraus werden?

Kritzl. Nun, dabei bleibts. Aufs Wiedersehn also!. Und auf beiderseitigen Triumph! (Ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Friedmann allein.

Ja! es wird ein schöner Triumph werden! Er wird ganz vortrefflich sein. Dein liebenswürdiger Schwiegersohn! Du kannst dir darauf rechnen! — In einer halben Stunde werden wir alle vollkommen zufrieden gestellt sein! — Und diesen Morgen schon hat er es gewußt, und mir kein Wort davon gesagt! — ich hätte dann wenigstens noch Zeit gehabt, sie auf so etwas vorzubereiten. — Aber nein — er läßt mich gehn — er kommt jetzt erst, wo es zu spät ist! — Wie soll ich es nun nur anfangen mit einem kleinen Esel, der auch von Allem nicht das Geringste weiß, und einer obern Klasse, die wahrscheinlich nicht wieder wird ins Haus zurückkommen wollen? — Kein Schulmeister hat sich noch je in einer so kritischen Lage befunden! — Ich bin ruinirt, zu Grunde gerichtet! — Aus ists mit allen meinen schönen Hoffnungen und Träumen! — Nach den Kenntnissen meiner Zöglinge wird man meine eignen beurtheilen, und dann adieu Zulage! Ich rechnete so bestimmt darauf zur Mitgift für meine Tochter und zu einem neuen Schlafrocke für mich. Adieu Mitgift und Schlafrock! — Nun, Charlotte wirds da

machen wie ich, und — noch ein Weilchen warten. — Wenn sie nur wenigstens kämen, und ich sie noch ein klein wenig davon unterrichten könnte, so . . .

Vierzehnter Auftritt.

Friedmann, Charlotte, Kritzler d. j. (festlich gekleidet) dann Helfer.

Charl. Nun da bin ich, Papa! Ich bringe den kleinen Kritzler mit. Seine Mutter wollte ihn eben anziehn. Sie wollte ihn gar nicht mit fort lassen.

Friedm. Und Helfer?

Charl. Kommt mir auf dem Fuße nach. — So kommen Sie doch herein!

Helf. (mit finstrer Miene). Was soll ich denn hier?

Friedm. Noch ist nichts verloren! — Kommt her meine Kinder, meine theuern Kinder! So, da habe ich sie. — Ich habe Euch eine freudige Nachricht mitzutheilen. — Man wird Euch examiniren, meine Puttchen. — Herr Steiner, ein Provinzialrath aus der Residenz — der ausdrücklich deshalb hierher kommt. — Es ist sehr viel Güte von ihm, sich so zu bemühen. — Nun, was ist da zu thun? Es ist ein Stein der uns vom Himmel herunter fällt. — Man verlangt nur die beiden Geschicktesten aus jeder Klasse, natürlicherweise habe ich da Euch beide ausgewählt. (Für sich) Man muß ihre Eitelkeit etwas rege machen. (Laut) Ihr also,

ihr beide sollt die Ehre haben, examinirt zu werden. — Du zuvörderst mein kleiner Helfer.

Helf. Ich ersuche Sie, mich nicht zu duzen.

Friedm. Sie, wollte ich sagen, Sie zuförderst Herr Helfer.

Helf. Ja — ich — aber ich werde nicht antworten.

Friedm. Schön!

Helf. Ich werde nicht einmal kommen.

Friedm. Allerliebst! — das geht gut.

Heef. Und warum sollte ich denn auch kommen? Kenne ich etwa Ihre obere Klasse nicht? Ich gehöre nicht mehr dazu, Sie haben mich fortgeschickt.

Friedm. Ich nehme Sie wieder.

Helf. Und denken Sie denn, daß ich mit so einem kleinen Nußknacker mich sollte zusammenspannen lassen, den die ganze Schule nicht ausstehen kann?

Charl. Und warum denn nicht?

Helf. Weil er ein Heuchler und daran Schuld ist, daß man Ungerechtigkeiten begeht.

Scipio. Ich?

Helf. Ja du! du bist ein Zuträger.

Scipio. Das werde ich Papa sagen.

Friedm. (für sich). Nun geht mir der auch fort! (Zu Kritzler) Lieber Kritzler — mäßigen Sie sich! — Unter Schulkameraden muß man so etwas nicht so genau nehmen.

Scipio. Ja dem Papa werde ichs sagen und da sollst du sehn!

Friedm. (für sich). Das fehlt mir nun noch!

Helf. (zu Kritzler). Aus deinem Papa mache ich mir nicht das geringste.

Friedm. Aber lieber guter Herr Helfer, ich beschwöre Sie!

Helf. Ich kenne Sie nicht, mein Herr!

Charl. Pfui über den Dickkopf!

Helf. Sie haben mich aus Ihrem Hause fortgejagt.

Friedm. Ich erlaube Ihnen wieder herein zu kommen.

Helf. Sie haben mir die Hand Ihrer Tochter verweigert.

Friedm. Ich gebe sie dir ja, Bösewicht — wenn es gut geht... wenn du auf eine erträgliche Art antwortest.

Helf. Sie geben mir sie? Mir, wirklich mir? O du mein Himmel! — Wahrhaftig? Auf Ehrenwort?

Friedm. Ja doch, ja! — Seht nur meine Schäfchen — wir müssen uns nur einen Augenblick miteinander verständigen.

Charl. Hat man nicht Noth gehabt, es so weit bei ihm zu bringen!

Friedm. Seht, jetzt ists dreiviertel auf zwei Uhr. (Zu Helfer) Wie heißt die Hauptstadt von Preußen? (Helfer schweigt.) Von Oestreich? (eben so.) Von

England? (eben ſo.) Iſt das alles was du weißt. (Zu Kritzler) Wie wird das Jahr eingetheilt? (Kritzler ſchweigt.) Der Monat? (eben ſo.) Der Tag? (eben ſo.) Schönen Dank!

Charl. Ach du mein Gott! (Zu Helfer) Was haben Sie denn in Ihren Stunden angefangen?

Helf. Ich habe an Sie gedacht.

Friedm. (auf Kritzler zeigend). In der Aſtronomie war er immer der erſte, der da!

Scipio. Ja, da machte mir Hans Weisbrodt meine Aufgaben.

Friedm. (liebkoſt ihn mit unterdrückter Wuth). Armer Kleiner, ſieh einmal! — es wunderte mich auch immer! — Nun, da hat der Hans wohl auch deine Vorſchriften geſchrieben?

Kritzl. Ja.

Friedm. Charmant! Seit der andre nicht mehr da iſt, macht er auch Krakelfüße wie eine Henne die über den Schnee läuft. (Zu beiden) Jetzt könnt ihr gehen.

Charl. Wie? Sie ſchicken ſie fort?

Friedm. Was ſoll ich denn mit ihnen anfangen? — Man bringt ja kein Wort aus ihnen.

Charl. Nun, und das Examen? Und der Herr Provinzialrath?

Friedm. Der kanns halten wie er will! — Ich gehe fort und ſpeiſe auswärts.

Charl. Gott bewahre — man muß doch alles

mögliche aufbieten, daß es noch gut gehe! — und Ihre Zulage!

Helf. Ja, ja, man muß noch sehen, wie mans gut machen kann. Fürs erste soll kein Lärmen gemacht werden. Ich nehme es auf mich, das zu verhüten.

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Haus Weisbrodt.

H. Weisbr. (hat die letzten Worte gehört und ist im Hintergrunde stehen geblieben... für sich). Ja, das wäre mir! —

Charl. Gäb es denn gar kein Mittel? — Ach du lieber Himmel! es wäre ja so leicht zu machen, wenn sie die Fragen vorher wüßten.

Friedm. Ja wohl ginge das, wenn ich sie fragte, dann ginge es ganz von selbst — aber wie es anfangen, wenn — es gäbe aber doch vielleicht noch ein Mittel — wenn ich eine Liste von Fragen aufschriebe — ja, ja, das könnte uns retten! (Zu Helfer) Du antwortest aus der Geschichte. — (Zu Kritzler) Und du aus der Geographie. — Ich will euch das schriftlich geben, Fragen und Antworten. (Zu Kritzler) Du wirst doch wenigstens einige davon auswendig lernen können.

H. Weisbr. (für sich). Oja, das glaube ich wohl — das ist so ganz bequem.

Helf Ich habe ein so schlechtes Gedächtniß.

Friedm. Nun, da mußt du suchen, sie auf

October.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

eine geschickte Art zu lesen — so von der Seite — das wirst du doch können! — du legst dir das Blatt auf deine Bank — oder in die Hand.

Helf. In meinen Hut, das ist mir bequemer, so habe ichs immer gemacht.

Friedm. (an die Uhr sehend). Wir werden aber gar nicht mehr Zeit dazu haben!

Helf. Und etwas groß muß ichs auch geschrieben bekommen.

Charl. Ich wollts gern thun, aber ich schreibe so schlecht.

H. Weisbr. (für sich). Da hab ich eine Idee — ich will alles unter einander wirren. (Geht vor.) Ach verzeihen Sie, ich glaubte es wäre —

Charl. Ah, da ist der Weisbrodt, der eine so schöne Hand schreibt!

Friedm. Ja wohl! (Nimmt zwei Bücher.) Geographie! Lieber Junge, schreibe mir doch geschwind diese Seite hier ab, . . . für Kritzler . . . setze dich dort hin . . . es ist kein Augenblick mehr zu verlieren. Geschichte; da, das ist für Helfer . Aber vor Allem Hand auf den Mund.

H. Weisbr. O, da können Sie ganz ruhig sein.

Friedm. (setzt sich an sein Pult). Und hier ist auch noch gar nichts in Ordnung! — Sie werden kommen ehe... O! ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht

Charl. Aengstigen Sie sich nicht, Papa...

ich will schon alles anordnen. — Helfen Sie mir, Helfer — Sie auch, kleiner Kritzler.

Friedm. Und ich will indeß die Fragen für den Examinator abschreiben — aber geschwind nur — recht geschwind! — Ich bekomme gewiß noch meinen Schwindel dabei! (Friedmann und Weisbrodt schreiben. Charlotte, Helfer und Kritzler richten indeß eiligst den Saal vor.)

Charl. (zu Helfer und Kritzler). Geben Sie mir die Blumengewinde her.

Helf. Da sind sie.

Charl. Ich muß dazu hinaufsteigen. Halten Sie mir den Stuhl.

Helf. (für sich). Was das für ein Füßchen ist!

Charl. Stört es Sie nicht, Papa, so singe ich unterdessen ein Liedchen, da geht die Arbeit besser von der Hand.

Friedm. Immer singe zu, wir schreiben.

Charl. (singt).

Flink zur Arbeit und behende,
Das bringt alles bald zum Ende
Und so besser schmeckt die Ruh'.
Drum nur frisch die Hand gerühret,
Und was Noth thut ausgeführet,
Immer zu! immer zu!

Selbstgethan ist stets am besten
Und vor ungebetnen Gästen
Schenke dir der Himmel Ruh,
Doch wenn jemand Liebes käme,

Und die Hälfte auf ſich nähme:
Immer zu! immer zu!

Friedm. Die Hand thut mir weh! (Zu Weisbrodt) Biſt du ſchon weit?

Weisbr. Ich bin fertig.

Friedm. Bei mir wirds auch nicht lange dauern. — So! (Für ſich) Doch jetzt laß ſehen, daß wir uns nicht irren. — Oberſte Klaſſe: Geſchichte. Das iſt hier.

Weisbr. (giebt Helfer eines der Papiere, das er beſchrieben hat). Du haſt über die Geſchichte zu antworten. Nimm geſchwind. (Für ſich) Es iſt die Abſchrift von der Geographie.

Friedm. Untre Klaſſe: Geographie.

Weisbr. (giebt Kritzler das andre Papier). Du mußt über die Geographie antworten. Studire es gut durch. (Für ſich) Es iſt die Geſchichte.

Friedm. Nun, (zu Weisbrodt) und deine Abſchriften.

Weisbr. Habe ich ihnen ſchon übergeben und bin überzeugt, daß es vortrefflich gehen wird.

Friedm. Es war auch die höchſte Zeit! ich höre ſchon Leute kommen ... und der Herr Adjunkt — ich muß ihn doch gehörig empfangen.

Charl. Ich will die Bücher in Ordnung bringen.

Helf. Und ich will ſtudiren.

Weisbr. Und ich will mich amüſiren.

(Alle gehen ab, bis auf Friedmann und Weisbrodt.)

Sechszehnter Auftritt.

Friedmann. Weisbrodt. Adjunkt Kritzler. Charlotte. Frau Kehling. Einwohner beiderlei Geschlechts des Fleckens. Drei Musiker. Alles begrüßt sich gegenseitig beim Eintreten.

Adj. Kritzl. Er wird gleich kommen. Er ist hier gegenüber im Wirthshause abgestiegen. Ich habe ihn zwar leider noch nicht sehen können, den guten Herrn Steiner, den jüngern, Junior, aber ich habe ihm sagen lassen, daß man ihn abholen werde, sobald alles hier vorbereitet sei. — Also setzen wir uns. Die Musik fällt jedesmal ein, wenn ich ein Zeichen gebe. Wo ist denn Scipio?

Friedm. Er studirt eben noch darauf los. — Das wird ihm keinen Schaden thun.

Adj. Kritzl. Zwei Plätze hier vorn vor, für die Zöglinge welche befragt werden sollen.

(Während der Zeit hat man die Bücher und Kränze herbei gebracht und alles auf den Tisch gelegt).

Charl. (leise zu Weisbrodt). Ich habe eine schöne Angst! Meine Heirath hängt davon ab, obs gut geht oder nicht.

H. Weisbr. (für sich). Ach du mein Himmel! Was habe ich da gemacht!

Adj. Ist denn niemand da, den man zu dem Herrn Provinzialrath schicken könnte?

Friedm. Geh Du doch, Weisbrodt.

H. Weisbr. Ja, Herr Friedmann. (Für sich) Nun da habe ich was Schönes angerichtet! (Geht ab.)

Adj. Sobald der Herr Provinzialrath erſcheint, ſteht Jedermann auf.

Wittwe Kehling (zu ihren Nachbarn). Ihr werdet ſchon ſehen, wie ungerecht es dabei zugehen wird!

Adj. (geht an die Eingangsthüre zu Friedmann). Sie, Herr Friedmann, empfangen ihn hier an der Eingangsthüre ... (Er ſtößt mit Helfer zuſammen, der ſonntäglich geputzt mit Handſchuhen eintritt.) So ſeht Euch doch vor!

Friedm. (leiſe zu Helfer). Nun, haſt Dus denn ein wenig im Kopfe?

Helf. Sein Sie ganz ruhig; ich habs überm Kopfe.

Friedm. Nun denn, ſo will ich wieder Hoffnung ſchöpfen.

W. Kehl. (zu den Nachbarinnen). Ihr wißt ja, daß ich meinen Lulu weggenommen habe. Man mißhandelt hier die Kinder, und ich laſſe nun einmal meinen Einzigen nicht ſchlagen. Der iſt gewohnt mit Liebe und Sanftmuth behandelt zu werden. (Giebt Lulu einen Rippenſtoß.) Wirſt du gerade ſtehn, und nicht wie eine Sichel!

Charl. (zeigt auf einen Stuhl). Das iſt Ihr Platz, Herr Helfer.

Helf. Stellen Sie ſich hübſch vor mich hin, das wird mir Muth machen.

Adj. (an der Thür). Ich höre den Herrn Steiner kommen.

Friedm. Der Herr Provinzialrath!

Adj. Allons, Musik! (Die Musik spielt die Melodie: Ei du lieber Augustin.)

Siebenzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Provinzialrath Steiner, der vom Adjunkt und Friedmann herein geführt wird. Alle stehen auf und bewillkommnen ihn. Während fortdauernder Musik wird er auf den Platz am Katheder geführt und neben ihm stehen die vorgenannten. Der Adjunkt giebt endlich der Musik ein Zeichen, welche schweigt. Sämmtliche Schüler treten ein und ordnen sich.

Adj. Kritzl. Erlauben Euer Hochwohlgeboren, daß ich Ihnen im Namen der ganzen Ortsgemeinde das Vergnügen ausdrücke, welches — welches — Es ist ein außerordentlich glorreicher Tag für den Adjunkt einer Commun, wenn — wenn — wenn sich —

Steiner. (zu allen sprechend). Belieben Sie sich zu setzen. Was Sie mir so eben so beredt vortrugen, mein Herr Adjunkt, ist mir eben so ehrenvoll als erfreulich. Ich habe es für meine Pflicht gehalten, Ihre Einladung anzunehmen, ob ich gleich nicht damit beauftragt bin, die Schulen zu beaufsichtigen. Dies ist ohnstreitig der Herr Lehrer hiesigen Orts?

Friedm. (mit tiefer Verbeugung). Ja, Euer Hochwohlgeboren.

Stein. Nach dem was der Herr Adjunkt mir schriftlich mitgetheilt hat, besteht Ihr Institut aus zwei Klassen, Herr Friedmann. Recht schön! Es wird mir sehr angenehm sein, vortheilhaften Bericht

über die Fortschritte abzustatten, welche der Unterricht in dieser Provinz gemacht hat.

Friedm. Sie sind allerdings sehr bemerklich. (Er legt seine beiden Papiere aufs Katheder.) Erlauben der Herr Provinzialrath, daß ich Ihnen hier —

Stein. Alle diese Kinder hier besuchen also Ihre Schule? (Liest in einem der Papiere). Geschichtskursus. Folgereihe der Fragen, welche man nach Auswahl der obern Klasse vorlegen könnte! — Ich danke Ihnen dafür. Aber das ist nicht nöthig.

Friedm. (für sich). Wie? Er will sie doch nicht etwas anderes fragen!

Stein. Ich glaubte, es sei hier nur ganz einfach von einer Preisvertheilung die Rede.

Adj. Kritzl. Das heißt, Herr Provinzialrath —

Stein. Aus diesen Aufsätzen aber ersehe ich, daß Sie mich ersuchen, die Zöglinge selbst zu befragen, und ich muß Ihnen gestehen — wenn ich das vorausgesehen hätte — es würde mich sehr in Verlegenheit setzen . . .

Adj. Kritzl. (für sich). Und mein Scipio! wie könnte der denn sonst? — (Laut) O mein Herr Provinzialrath, — Sie erzeigen uns gewiß diese Gefälligkeit.

Stein. Da Sie es nun einmal so wollen! . . . aber ich wiederhole Ihnen, daß ich mich nur sehr ungern, nur gleichsam gezwungen, dazu hergebe. — Nun denn! So bezeichnen Sie mir einen Zögling aus der obern Klasse.

Friedm. Hugo Helfer! (Helfer steht auf.)

Stein. Und einen aus der untern.

Adj. Kritzl. Der erste beste.

Friedm. Scipio Kritzler, steh auf! (Es entsteht ein Gemurmel.)

W. Kehl. Ja, das wußte ich voraus! Es ist doch ein Speichellecker dieser Mensch! — Und Ihr alle da könnt dieß so kaltblütig mit ansehn?

Charl. (für sich). Jetzt naht der furchtbare Augenblick.

Friedm. Ich ersuche den Herrn Provinzialrath, nur die Fragen aus dem Cursus an sie zu richten. Sie sind alle hier aufgezeichnet. Ich müßte sonst befürchten . . .

Stein. (zu Helfer, der sich unterdeß wieder gesetzt hat). Aufgestanden, da! — Wie viele Regenten gab es im Fränkischen Kaiserhause?

Helf. He? wie beliebts? — (Sieht in seinen Hut). Das habe ich ja nicht.

Friedm. Nun?

Charl. (für sich). Ach du mein Gott! Er kann nicht antworten.

Friedm. (einflüsternd, so daß es Helfer an der Bewegung seiner Lippen verstehen soll). Vier — vier — sieh doch nur! (Er macht ihm ein Zeichen, daß er die Antwort im Hute habe. Helfer schüttelt mit dem Kopfe).

Stein. Nun, weiß man es denn nicht?

Helf. (liest so rasch als möglich). Ach verzeihen

Sie! Sie wollten nämlich fragen, wie viele Welttheile es gäbe?

Friedm. (für ſich). Wer hat denn darnach gefragt!

Helf. Es giebt deren aber vier, nämlich Europa, Aſia, Afrika und Amerika. Einige Perſonen fügen ſogar noch einen fünften hinzu, nämlich, nämlich — (er kanns nicht herausbuchſtabieren) — aber man iſt nicht genöthiget das anzunehmen — es iſt das Geſchmacksſache.

Friedm. Unglückſeliger Menſch! (Macht ihm ein Zeichen des Zornes.)

Stein. (zu Helfer). Setzen Sie ſich. (Zu Scipio Kritzler). Könnte man mir wohl ſagen, wie viel Hauptracen es unter den Bewohnern Europa's giebt?

Helf. (halbleiſe) Verzeihen Sie — das iſt mein Penſum — das habe ich.

Scipio. Es ſind deren vier, nämlich Konrad II., Heinrich III., IV. und V.

Friedm. Nun antwortet der aus der Geſchichte! — Was hat denn Weisbrodt gemacht?

Stein. (zu Helfer). Welches waren die berühmteſten Kaiſer aus dem Hohenſtaufſchen Hauſe?

Helf. (für ſich). Der fragt auch gar nichts von dem was ich da drin habe! (Laut) Sie meinen, welches die hauptſächlichſten Berge in Europa ſind?

Friedm. Nicht doch! – er fragte ja —

Helf. Da haben wir zuvörderſt die Alpen, die Pyrenäen. (Für ſich) Alle Wetter ich kanns nicht gut leſen! (Laut). Die Apo — Ap — Apenninen.

Stein. Legen Sie doch Ihren Hut weg!

Helf. Die Apenninen — der Veſuv — der Hekla — in Italien —

Stein. So legen Sie doch den Hut weg!

Helf. Oh, der genirt mich gar nicht. (Fortfahrend) Die Kra — Kar — Karpen — (für ſich) Sind das verwünſchte Namen!

Adj. Sie ſollen den Hut weglegen.

Helf. Danke ſchön! aber ich erkälte mich ſonſt ſo leicht. — Karpath — die Karpathen in Ungarn — der Aetna — in Irland...

Stein. Den Hut weg!

Alle Schül. (leis ziſchelnd). Deinen Hut — du ſollſt den Hut weglegen!

Helf. Irland — Irland —

Adj. (nimmt ihm den Hut aus der Hand). Wenn Sie nicht hören!

Helf. Nun, weiter iſt ohnedies nichts drin!

Friedm. Mich rührt der Schlag!

Stein. (zu Scipio). Nennen Sie mir die vorzüglichſten Wohnſitze des ſlawiſchen Volksſtammes.

Scip. Konrad III. Friedrich I....

Friedm. Ja, das dachte ich' mir!

Scip. Heinrich VI. Otto IV.

Friedm. Muſik! Muſik!

November.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Adj. Was machen Sie denn da? — Nein! noch nicht.

Friedm. Ja, ja!

Adj. Nein, nein!

Scip. Friedrich II. Konrad IV.

Friedm. Genug, genug!

Witw. Kehl. (giebt ihrem Söhnchen einen Stoß). Da ſieh, wie der antwortet!

Adj. (mit Stolz zu Friedmann). Nun? was ſagen Sie dazu?

Friedm. Sind Sie zufrieden? Wirklich?

Stein. (zu Helfer). Durch wen iſt das oſtgothiſche Reich in Italien begründet worden?

Friedm. (für ſich). Nun kann der nicht einmal mehr aus ſeinem Hute antworten!

Stein. (wiederholend). Wie und durch wen iſt das oſtgothiſche Reich in Italien begründet worden?

Friedm. (flüſtert von ſeinem Sitze aus immer lauter nach und nach ein). Das oſtgothiſche Reich —

Helf. Das oſtgothiſche Reich —

Friedm. Ward begründet —

Helf. Ward begründet —

Friedm. In Italien.

Helf. Im Italieniſchen —

Friedm. Durch Theoderich —

Helf. Durch Theodor —

Friedm. Durch Theoderich — Schafzipfel —

Helf. Durch Theoderich Schafzipfel —

Friedm. Welcher zur Residenz —

Helf. Wie? was? — ich verstehs nicht —

Friedm. Zur Residenz —

Helf. Als Resistenz —

Friedm. Wählte —

Alle (flüstern ein). Wählte —

Friedm. Ravenna —

Alle (wie oben). Ravenna!

Helf. Rabenau.

Friedm. Musik! Musik!

Helf. Musik.

Friedm. Mich wandelt eine Ohnmacht an!

Charl. (zu ihm eilend). Papa!

Helf. (zu Friedmann eilend). Es wird Ihnen doch nicht unwohl?

Friedm. (nach vorn schwankend). Was muß er davon denken! — Was wird er sagen? — Ich werde sicher abgesetzt!

Weisbr. (der sich mitten unter sie geschlichen hat). Gott bewahre! Ganz und gar nicht! Er hat von dem was hier gesprochen worden ist, eben so wenig verstanden, als von dem was ich ihm beim Hergehen gesagt habe. — Er ist taub!

Friedm. Charl. Helf. Adj. Taub!

Weisbr. Stocktaub! — Ich habe ihn in die Ohren geschrieen wie ein Zahnbrecher — er hat auch nicht eine Sylbe gehört. — Würde ich ihn denn sonst haben hierher gehen lassen?

Adj. (aufſchreiend). Wie? er iſt taub!

Helf. Sind Sie noch immer unwohl, Herr Friedmann?

Friedm. O nein — es war nur ſo ein Uebergang.

Stein. Meine lieben Zöglinge! Es iſt mir eine außerordentliche Freude geweſen, die Fortſchritte, die Ihr in Euern Studien gemacht habt, als Augenzeuge beſtätigen zu können. Fahrt ſtets ſo fort, wie Ihr es bisher gethan (Zu Friedmann). Und Sie, mein Herr, empfangen Sie mit meinem Glückwunſche die Verſicherung, daß die oberſte Schulbehörde Ihre Anſtrengungen belohnen wird.

Friedm. (für ſich). Er hat nichts gehört!

Helf. Das laſſe ich mir gefallen!

Weisbr. u. Alle. Es lebe der Herr Provinzialrath!

W. Kehl. Zulage wollen ſie ihm noch geben! — Iſt das nicht eine Schande!

Helf. Und nun, Papa Friedmann! nicht wahr, nun halten Sie auch Ihr Verſprechen?

Friedm. Nun ja denn!

Adj. (ziemlich unzufrieden). Aber da hat er ja auch nichts von dem gehört, was mein Scipio —.

Stein. Ich will nun die Namen derjenigen ausrufen, welche Prämien erhalten haben. Obere Klaſſe der Erwachſenen: Geſchichtsſtudium. Einziger Preis, Herr Hugo Helfer!

(Die Musik fällt in einen Triumphmarsch ein. Helfer empfängt den Kranz und wird von Steiner, dem Adjunkt und Friedmann umarmt.)

Stein. Untere Klasse: Geographische Studien: Erster Preis zu gleichen Theilen: Scipio Kritzler und Leberecht Nothanker.

(Musik fällt wieder ein. Die Genannten nahen sich zum Preisempfang, und in dieser Gruppe fällt der Vorhang).

(Ende.)

Fesseln.

Luſtſpiel in 5 Akten.

Nach dem Franzöſiſchen des Scribe

übertragen

von

Th. Hell.

Personen.

Emmerie d'Albret, ein junger Tonsetzer.
Clerambeau, Kaufmann, sein Oheim.
Aline, dessen Tochter.
Der Graf v. Saint Geran, Pair von Frankreich, Contre-Admiral.
Louise, dessen Gemahlin.
Hector Ballandard, Avoué.
Julien, Bedienter des Grafen.
Ein Notar.
Ein Diener Emmeric's.
Diener im Hôtel.
Mehrere Diener.

Scene: Paris.

Erſter Akt.

Die Bühne ſtellt das ſehr elegante Zimmer eines Künſtlers dar. Rechts ein Piano. Ohnweit davon ein Tiſch, worauf Album's und Noten liegen.

Erſter Auftritt.

Hector tritt zur Mittelthüre ein. **Emmeric** ſitzt rechts, den Kopf auf die Hand geſtützt, vor ſeinem Pianoforte.

Hect. (fröhlich). Ich bin's! — Ein Profaner, der in den Tempel der Kunſt eindringt.

Emmeric (aufblickend). Freund Ballandard!

Hect. Ich ſtöre Dich doch nicht? Du ſaßeſt da vor Deinem Piano, arbeiteteſt ohnſtreitig, ſuchteſt irgend eine Melodie?

Emm. Ich? nein! — ich ſaß ganz müſſig.

Hect. Um ſo ſchlimmer! Wir warten alle ſehnlichſt auf ein zweites Werk von Dir, das Deines erſten würdig. Mit fünf und zwanzig Jahren auf unſerem großen Oper-Theater einen Beifall erringen, der allen Leuten den Kopf verdreht! — Das iſt ja köſtlich! — bewunderns-

werth — Und ich, Hector Ballandard, Avoué erster Instanz, bin stolz darauf, im Justizpalaste mich rühmen zu können: Das ist Emmeric d'Albret, mein Landsmann, mein Spielgenosse, mein Jugendfreund. Er ist so wie ich aus Bordeaux: wir haben uns nie von einander getrennt. (Giebt ihm einen Brief in Umschlag). Da hast Du auch einen Brief, der heut Morgen unter meiner Adresse für Dich angekommen ist.

Emm. (steckt den Brief in die Tasche). Ich danke Dir! — Du hast Dich doch deshalb von nichts abhalten lassen?

Hect. Bewahre! — Ich brauche erst um 2 Uhr vor Gericht zu erscheinen, — in der dritten Abtheilung — da habe ich noch Zeit. — (auf die Tasche klopfend, wohin Emmeric den Brief steckte). Immer noch wegen des Prozesses, wovon Du mit mir sprechen sollst?

Emm. Ja, mein Freund.

Hect. Sobald Du willst: ich stehe stets zu Diensten. Ein Client wie Du giebt einer Advokaten-Expedition Glanz und Ansehen.

Emm. Deine bedarf das nicht erst! Sie soll ja, wie alle Welt sagt, eine der vorzüglichsten von Paris sein, Dank Deiner Thätigkeit, Deinen Kenntnissen und vor Allem Deinen Rufe als ehrlicher Mann.

Hect. Ja, sieh nur, das ist jetzt die einzige Art, sich vor Andern auszuzeichnen. — Man

hat das für einen Advokaten originell gefunden — und meine Kundschaft hat sich dadurch verdoppelt.

Emm. So wie Deine Einnahme — denn man behauptet, daß Du jährlich so ein 40,000 Francs verdienst.

Hect. Etwas mehr, etwas weniger. — Ich vegetire nun so im Staube einer Expedition, mitten unter Licitationen, Inventarien und Executionen, oder an großen Tagen im Justizpalaste einen wichtigen Vortrag über einen Rinnstein oder eine Pfändung haltend, deren sich kein anderer Advokat annehmen will! Uebrigens aber, was ich auch vornehmen möge, ungekannt und ignorirt von Allen, ausgenommen von einem Clienten, der sich meine Adresse an dem Tage, wo sein Prozeß verhandelt wird, ausbittet, und sie nur zu oft an dem, wo er das Liquidum bezahlen soll, wieder vergessen hat. — Während Du! o welch ein Unterschied! Welche glänzende Laufbahn! Bravo's von allen Seiten, Vermögen und Ruhm! Das Leben eines Künstlers ist ein Leben wie im Paradiese. Du bringst Deine Vormittage mit den schönsten Actricen von Paris und Deine Abende in der vornehmen Welt zu, wo der Künstler so hoch in Ehren gehalten wird, daß man sogar sagt — (halbleise) vornehme Damen, Herzoginnen, Marquisen bewürben sich um Deine —

Emm. (einfallend) Was sagst Du?

Hect. Versteht sich, aus bloßer Liebe zur

Kunst! — Ach, weil wir einmal davon sprechen, so habe ich auch eine Bitte an Dich. — Man wird Deine neue Oper bald aufführen ...

Emm. Der erste Akt wird jetzt einstudirt. — Weiter ist noch nichts fertig.

Hect. Nun denn, so erzeige mir den Gefallen und nimm mich mit in die Probe.

Emm. Sobald Du willst.

Hect. Ich danke Dir recht sehr. (verlegen). Und sage mir doch — da nimmst Du mich doch mit auf's Theater — in die Coulissen — ich kann mit den Sängerinnen sprechen ...

Emm. Versteht sich.

Hect. Ach! ich werde mir's gar nicht getrauen.

Emm. (lachend). O geh' doch!

Hect. Und dann, noch einen Dienst. Wenn Du mir doch von irgend einer Herzogin im Faubourg Saint Germain eine Einladung zu einem Balle oder Concerte verschaffen könntest!

Emm. Das heißt ...?

Hect. Eine Einladung, die ich vorzeigen könnte, oder wenigstens sehen lassen. — Das würde mir sehr vielen Nutzen schaffen.

Emm. Wie denn so?

Hect. Das will ich Dir sagen. (vertraulich). Ich möchte mich gern verheirathen.

Emm. Daran thust Du wohl! — vorzüglich wenn es aus Neigung geschieht.

Puppenspieler's Trilogie von Th. Hell.

Hect. Ja, lieber Freund, ganz aus Neigung und doch mit Verstand! Eine allerliebste Person, eine nette Aussteuer, mit der ich meine Stelle vollends bezahlen kann. Der Vater giebt auf der Stelle 200,000 Francs, ohne was er künftig thun wird. Ein reicher Kaufmann aus Bercy und seine Tochter, Fräulein Victorie Giraut gefällt mir ganz außerordentlich. Sie ist sehr hübsch und ganz vortrefflich erzogen — kann malen und versteht Musik. —

Emm. Ah! sie singt?

Hect. Nein, Gott sei Dank, das nicht. Es geht ihr wie mir, sie singt stets falsch... und in dieser Beziehung wenigstens wird's an Harmonie in unserer Wirthschaft nicht fehlen. Aber es giebt eine andere Saite, wo wir nicht mit einander einstimmen. Sie besitzt Phantasie, Poesie, sie träumt von einem idealischen, duftigen Gemahl — von so einer gewaltsamen Liebesgluth — einer vulkanischen Explosion — und ich bin ein bloßer trockner Advokat — habe nie irgend Jemand den Hof gemacht! — Ich habe nicht Zeit dazu gehabt! — mußte die ganze Woche über in meiner Expedition sitzen. — Ehemals wohl, ehe ich mir meine Stelle noch gekauft hatte, da konnte ich doch wenigstens Sonntags den Verliebten spielen — und auch da war's noch nicht weit her — höchstens ein Kammermädchen —

Emm. Oh! es giebt deren allerliebste —

Hect. (verächtlich). O ja, ja, — das ist jung, ist artig, ich hübsch, wenn Du willst — aber es ist doch nichts distinguirtes! — Pickeniks; eine Parthie zu Esel nach Montmorency, ein Mittagsessen unter freiem Himmel, wobei man lacht wie unsinnig — o das ist erschrecklich langweilig!

Emm. Köstlich ist's!

Hect. Es führt aber zu nichts... Dagegen, wenn ich wie Du so ein Mann wäre, Mode in der vornehmen Welt — ein gefeierter Don Juan, Victoria — denn so läßt sie sich jetzt nennen — würde mich anbeten! — Schon gestern sagte ich ihr, Du seist mein Freund... Du wirst nicht böse darüber werden, mein intimer Freund — das machte den besten Effekt von der Welt! — Wenn sie nun erfährt, daß ich hinter die Coulissen gehe, und ganz besonders zu Herzoginnen, so wird mir das in ihren Augen ein Relief geben. —

Emm. Ich begreife.

Hect. Denn siehst Du, Herzoginnen, das ist so Zeitlebens ein Hauptgedanke von mir gewesen — und als ich noch auf der Expedition bei meinem alten Advokaten war, ging ich oft Abends nach den Arbeitsstunden noch an die Oper oder zu den Italienern und sah sie in den Wagen steigen. — Wenn ich mir nun so ihre eleganten Anzüge, ihr stolzes, vornehmes Aeußere und die Wappen und Livreen auf den Carossen betrachtete, da sagte ich zu mir: Ist's denn möglich, daß es so glück-

liche Leute geben kann, die von einer solchen Dame geliebt werden? Von einer Marquise, einer Comtesse, ja auch nur einer Baronesse, wenn man's nicht weiter bringen kann, geliebt zu werden, das muß zum Verzweifeln vor Entzücken sein! — Wenn ich dann nach Hause schlich, nicht selten etwas besprützt von den hohen Carossen, und an Dich dachte, da konnte ich mir nicht helfen, auszurufen: Ach, wie glücklich ist mein Freund Emmeric! — Es ist das einzige Mal, daß ich Dich beneidet habe.

Emm. Und Du thatest sehr Unrecht daran. Erinnerst Du Dich an die Fabel vom Icarus?

Hect. O ja — noch habe ich meine Mythologie über den Akten nicht ganz vergessen! — Aber Gott sei Dank, das paßt nicht auf Dich! Du fällst nicht herunter — im Gegentheil...

Emm. O nein, nein, ich bin wahrhaftig nahe daran. — Das stürmische Gewirr dieser hohen Regionen, zu denen ich mich habe erheben wollen, hindert mich daran, mir, so wie Du gethan, eine solide, ehrenvolle und unabhängige Stellung zu verschaffen. — Die elegante und unbedeutende Welt, in die ich wider meinen Willen geschleudert worden bin, raubt mir all die schönen Augenblicke, die ich auf mein Studium verwenden sollte. — In diesem Momente noch läßt das Billet, das Du mir eben eingehändigt... (zieht es heraus).

Hect. Ist's denn nicht wegen eines Prozesses?

Emm. (ironisch lachend, indem er den Brief öffnet). O ja, allerdings ein Prozeß — aber schon lange gewonnen — um nun allen Verdacht abzuwenden, und damit mein Name nicht unaufhörlich von ihren Leuten, die mich kennen, gelesen werde, adressirt man die Briefe an Dich, den man nicht kennt; Herrn Ballandard... einem Avoué — das sieht aus wie ein Geschäftsbrief.

Hect. Und ist doch ein Liebesbrief von irgend einer Marquise.

Emm. Sie erinnert mich daran, daß morgen Oper ist, eine Benefizvorstellung, wohin ich sie begleiten soll.

Hect. (schnell). In ihrem Wagen? — in ihre Loge?

Emm. (sich an den Tisch setzend). Versteht sich. — Aber diese Loge — es war keine mehr zu haben — sie waren alle bestellt — man mußte also eine haben, gehe es wie es gehe. (zeigt ein Logenbillet, das er aus einem Fache nimmt). Nr. 10. rechts im ersten Range zwischen den Säulen. Und weißt Du, was mich das kostet?

Hect. 25 bis 30 Francs das Billet, das beträgt wenigstens —

Emm. (ungeduldig). Ich rede ja gar nicht davon! (wirft den Umschlag auf den Tisch und verbirgt den Brief in den Blättern eines Manuscripts, das er in der Hand hat, dann steckt er das Logenbillet in einen andern Umschlag, den er aus einem Schubfache nimmt,

siegelt ihn, steckt ihn in die Tasche und steht während des Folgenden auf). Aber Wege und Gänge und Mühe und Zeit ohne Ende — den ganzen gestrigen Tag damit hingebracht, eine Loge aufzutreiben, statt hier vor meinem Piano sitzen zu bleiben und das Quintett niederzuschreiben, das mir eingefallen war und wovon mir das Motiv wieder aus dem Gedächtnisse entschlüpft ist, — dieses Quintett, das meine Sänger und Sängerinnen sehnlichst erwarteten. — Da siehst Du also, wie ich nicht arbeite, wie ich nichts vor mich bringe und warum meine Oper nie fertig werden wird!

Hect. Um so schlimmer! denn ich weiß Personen, die sich schon außerordentlich darauf freuten, der ersten Vorstellung beizuwohnen.

Emm. Nun, und wer denn?

Hect. Deine Familie, Herr Clerambeau, Dein Onkel und seine allerliebste Tochter, Deine...

Emm. Meine Cousine?

Hect. Ich glaube sogar, daß sie blos deshalb nach Paris gekommen ist, denn sie sehnte sich schon seit so lange darnach.

Emm. Wahrhaftig?

Hect. Und Dank sei's der Krankheit, die sie überstanden. —

Emm. Das arme Mädchen! — ich fand sie noch so leidend.

Hect Man sieht's ihr nicht mehr an: gesund und frisch wie ein Röschen. Sie hat nun

ihren Vater zu überreden gewußt, daß die Luft der Hauptstadt ihr gut thun werde — und wenn man einer der ersten Kaufleute in Bordeaux ist und eine Tochter hat...

Emm. Und wann treffen sie ein?

Hect. Ei, sie sollten schon angekommen sein.

Emm. Woher weißt Du's denn?

Hect. Bin ich nicht des Herrn Clerambeau Geschäftsmann? Hast Du den verwickelten Prozeß vergessen, den ich für ihn gewonnen habe und weshalb ich vor'm Jahre zweimal nach Bordeaux reisen mußte? Er hatte mir den Auftrag gegeben, ihm hier eine Wohnung zu besorgen.

Emm. Nun?

Hect. Nun, ich glaube an der Ecke der Straße Richelieu und des Boulevard des Italiens giebt es ein treffliches Unterkommen — das Hôtel de Castille.

Emm. Dieses hier!

Hect. Ich habe die erste Etage gemiethet: 2000 Francs den Monat. — Dein Onkel ist reich und dann das Vergnügen, in demselben Hause zu wohnen mit seinem Neffen —

Emm. (umarmt ihn). Köstlicher Mensch! Was für ein herrlicher Gedanke! — Wie freue ich mich, meine Familie wieder zu sehen! — Aline, meine Schwester, meine Gefährtin, meine Schülerin; denn wir musicirten zusammen.

Hect. Wir wollen ihnen ritterlich beistehen.

Emm. Du nimmst meinen Onkel an den Arm.

Hect. Wir führen sie überall hin! — In den Justizpalast! —

Emm. In die erste Vorstellung meiner Oper.

Hect. Die ist ja aber noch nicht fertig

Emm. (feurig). Sie wird es, sie wird es! — Aline muß Zeuge meines Triumphes sein — denn sie versteht sich darauf. Eine köstliche Stimme und einen Geschmack! — Ich nehme die Arbeit gleich wieder vor. (geht an's Piano). Ich habe mein Quintett — habe das Motif wiedergefunden — höre nur!

Hect. (nimmt einen Stuhl). Vortrefflich! doch halt!

Emm. (innehaltend). Was hast Du denn?

Hect. (horchend). Man kommt die Treppe herauf! Hörst Du nicht?

Emm. (eben so). Ja, wahrhaftig! — Diese Stimme! (Die Thüre geht auf).

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Clerambeau. Aline.

Emm. (von Weitem rufend). Mein Onkel! — meine Cousine! (zu Aline eilend und sie mehrmals küssend). Theure Aline! Welche Freude, Sie wiederzusehen.

Cler. (zwischen beide tretend). Nun ja, ja, ja — Und ich?

Emm. (ihm die Hand drückend). Sein Sie tausendmal gegrüßt, liebster Onkel. (Aline betrachtend). Aber seit einem Jahre, seit meinem letzten Besuche in Bordeaux, wie hat sich Cousinchen verschönert!

Al. Und mein Vater, der immer sagt, im Gegentheil —

Cler. (sie bei der Hand nehmend). So grüße doch auch unsern Freund, den Herrn Ballandard, und danke ihm für die Wohnung, die er uns besorgt hat!

Al. Sie ist ganz allerliebst.

Cler. Sie hatten mir nicht geschrieben, daß mein Neffe auch in dem Hôtel wohnte, man sagte mir's aber eben.

Hect. Eine Ueberraschung, die ich Ihnen machen wollte.

Al. Gerade die Etage drüber! Wie bequem das für meinen Cousin sein wird... (zu Cler. mit niedergeschlagenen Augen) wenn er uns besuchen will.

Cler. O! er soll sich durchaus nicht deshalb derangiren... ganz ohne alle Umstände.. so wie wir. Du siehst, wir machen Dir unsere Ankunftsvisite, aber das verpflichtet Dich zu nichts.

Emm. Wie, lieber Onkel?

Cler. Du haſt zu arbeiten ... Ein Künſtler muß fleißig ſein.

Emm. Man kann Zeit zu Allem gewinnen ... ich begleite Sie überall hin, ſtelle Sie in der großen Welt vor ...

Cler. Schönen Dank! ich mag nichts damit zu thun haben.

Hect. (zu Cler.) Ei! er iſt in alle vornehme Häuſer eingeführt.

Cler. Um ſo mehr, denn es herrſchen oft Grundſätze darin, die meinem unbefangenen Töchterchen leicht nachtheilig werden könnten.

Emm. Oh! wer hat Ihnen das geſagt?

Cler. Eure Bücher und Eure Zeitungen. — Ei, Sie müſſen wiſſen, mein Herr, daß wir in Bordeaux Alles leſen, was in Paris erſcheint.

Emm. (ihn mit bedauernder Miene bei der Hand nehmend). Armer Onkel!

Cler. Warum das?

Emm. (lachend). Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, denn Sie ſind mehr zu beklagen als zu tadeln, aber Sie haben doch wohl Unrecht, uns nach Ihrer Lectüre zu beurtheilen. — Unſre Sitten ſind anſtändiger als unſre Bücher, und wenn Sie längere Zeit unter uns verweilen, werden Sie finden, daß es in unſeren Salons noch einige Sittlichkeit und ächten guten Ton giebt, Tugenden in den Familien, glückliche Ehen im Volke und

ehrliche Leute überall... selbst im Justizpalaste: fragen Sie nur Ballandard.

Cler. Ihn! ja, ihn nehme ich aus — denn er ist aus Bordeaux. Dort herrscht noch eine Aufrichtigkeit, eine Reinheit der Sitten (seinen Neffen ansehend) die in unsern Tagen sehr selten ist. Daher kommen bei ihm auch die Prozesse endlich zum Schlusse, während sie bei andern...

Emm. Nun da sehen Sie...

Cler. Eine Ausnahme, die nichts beweist. Und Sie, mein Herr, Sie sehen immer nur die Sachen von der vortheilhaften Seite, gerade wie Ihr seliger Vater, mein lieber Schwager, Balthasar d'Albret, der stets in Idealen und nie in der Wirklichkeit lebte. Wollte ich ihn doch aus Liebe zu Ihrer wackern Mutter, meiner guten lieben Schwester, mit mir associiren — da hätte er so wie ich sich ein tüchtiges, solides Vermögen erwerben können... Aber nein! statt bei der Kaufmanns-Marine zu bleiben, wo man Geld gewinnen kann, wollte er mit aller Gewalt in königliche Seedienste.

Emm. Wo man die Epauletten gewinnt — Ruhm...

Cler. Und Kanonenkugeln. — Bei Navarin trafen sie ihn und er hinterließ mir eine Wittwe, die ihm auch bald nachgefolgt ist, und einen Sohn, den ich in meinem Hause erzogen habe, den ich auch für den Handel bestimmen wollte.... erst als

Den

Cömmis — (einen Blick auf ſeine Tochter werfend) und — dann — nun, wer weiß? — Aber bah! Bei der Familie findet man ſtets die entgegengeſetzten Richtungen von denen, die man mit ihnen einzuſchlagen wünſcht... Und eines ſchönen Tages höre ich denn von allen Seiten mir die Ohren voll ſchreien, daß mein junger Herr Neffe Anlagen hätte — Talente, Genie —

Emm. Dies nicht, lieber Onkel, aber der glühende Wunſch, Ihnen nicht zur Laſt zu fallen und Ihnen bald Ihre Wohlthaten zu vergelten.

Cler. Meine Wohlthaten ... wer redete denn davon mit Dir?... Niemand.

Emm. Als ich, der ſie nie vergeſſen wird.

Cler. Nun denn, war denn das ein Grund, mich zu verlaſſen, weil Du — weil Du Genie beſaßeſt? Wer verlangte es denn von Dir? wer brachte Dir denn ſolche Gedanken bei? Ich gewiß nicht! Und nun vollends muſikaliſche Gedanken, ich! der ich nie eine Note habe ſpielen können.

Hect. (geht bei Alinen vorbei und drückt Cler. die Hand). Das freut mich, daß ich da auch von Ihrer Parthie bin! — Ich verſtehe auch keine Note, aber dennoch liebe ich die Muſik.

Cler. Ich! ich verabſcheue ſie im Beſonderen und alle ſchönen Künſte im Allgemeinen. — Wozu dient denn ein Maler? — Wozu iſt denn ein Muſicus zu gebrauchen? —.. Die Familien

unter einander zu hetzen, den jungen Mädchen die Köpfe zu verrücken, ihnen vor ihren Piano's die Zeit zu rauben, die sie zum Rechnen und zur doppelten Buchführung anwenden könnten.

Al. Aber, lieber Vater —!

Cler. Ich sage das nicht von Dir, Aline, denn Du copirst ja und führst sogar die Correspondenz ...

Al. Und die Wirthschaft.

Cler. Ganz recht! Und wenn ich den Verdruß habe, alle Tage hören zu müssen: Ihre Tochter singt ja wie die Malibran, so ist das nicht mein Fehler, sondern der des Herrn Neffen, und es giebt jetzt keine Möglichkeit mehr, ihn zu verbessern, denn das schreibt sich schon von lange her, aus ihren Kinderjahren, und während ich meine Casse berichtigte oder in meine Bücher eintrug, hörte ich in meinem Hause, dem Handelshause Clerambeau junior, einen Teufelslärmen; Ensemblestücke, die der junge Herr damals schon componirte und die er allein mit seiner Cousine executirte, Finales, Quintetts und Duo's, immer dasselbe: — „Ich werde ewig Dich lieben — Du wirst ewig mich lieben!" — Und wenn ich so gekonnt hätte, — aber man kann immer nicht wie man will, wenn man ein Kind hat, eine einzige Tochter, die man immer fürchten muß zu verlieren — da muß man wohl von seinen Grundsätzen etwas nachlassen, wenn man auch nicht will.

Al. O, lieber Vater, ſtellen Sie ſich doch nicht gar ſo bös!... Bedenken Sie doch, als Sie neulich die Oper des Couſins hörten — (zu Emm.) denn ſie iſt auch ohnlängſt in Bordeaux gegeben worden — in Ihrer Vaterſtadt, und mit einem Beifalle! einem Enthuſiasmus! — Ach wie glücklich war ich da, wie ſtolz!... ich mußte über mich ſelbſt lachen, daß ich während des Klatſchens und Bravorufens die Augen niederſchlug und roth wurde über Ihren Ruhm, als ob's auch ein wenig der meine wäre... Und doch war's auch wieder ſo ganz natürlich... denn er gehörte ja zur Familie... Und mein Vater ſelbſt, im zweiten Akte nach dem Duett — Sie wiſſen ſchon, das Liebesduett, das ſo wunderſchön iſt! — Sie applaudirten Alle, ſie riefen den Compoſiteur, ihren Landsmann, der aber nicht zugegen war... Und dann wendeten ſie ſich Alle, wie von Einer Empfindung beſeelt, nach unſerer Loge hin und grüßten uns mit- lautem Bravorufen und ehrten uns mit Ihrem Ruhme, uns, Ihre Freunde, Ihre Verwandte. Das machte doch auch einen tiefen Eindruck auf Sie, lieber Vater!

Cler. Bewahre! bewahre!

Al. Doch, doch, lieber Vater! — ich habe es ja ſelbſt geſehen!... Thränen rollten aus Ihren Augen... ſie waren bewegt, erſchüttert...

Cler. Das glaube ich wohl — ich hatte eine Höllenangſt... meine Tochter ward unwohl...

Emm. Ist's möglich!

Cler. Die Musik bringt stets diese Wirkung bei ihr hervor, Musik, woher sie auch kommen möge... die erste beste... und wenn meine Tochter unwohl wird... vergesse ich Alles... gebe ich alles Preis...

Al. Das weiß ich und mißbrauche es dennoch nicht.

Cler. Nein, Du bist auch gleich wieder besser geworden.

Al. Und habe Sie um nichts gebeten!

Cler. Das ist wieder wahr: aber laß Dir das nicht mehr begegnen.

Al. Ach! die Partitur war aber doch auch gar zu herrlich! — Sie sagten Alle: eine schönere kann er nicht mehr schreiben... nur ich, ich sagte, doch doch! Und nicht wahr, lieber Cousin, Ihre zweite Oper wird noch viel vortrefflicher werden? Sie versprechen mir das!

Emm. Ja, liebe Cousine.

Al. Wär's auch nur, um jene zu beschämen! Und diesen Abend, nicht wahr, da spielen Sie uns etwas daraus vor?

Emm. Versteht sich.

Hect. (zu Aline mit einer Art von Stolz). Ich darf in die Probe kommen.

Al. Sie, Herr Vallandard?

Hect. Er hat mir's versprochen.

Al. Und wir auch, nicht wahr? Sie führen uns hin.

Emm. Es wird mich glücklich machen.

Cler. Aber nun fort, fort! Man muß den Herrn nicht von der Arbeit abhalten. Sage ihm Adieu und laß uns heruntergehen. (Er nimmt Aline bei der Hand und will sie fortführen).

Al. Nur noch einen Augenblick!... Es ist etwas ganz sonderbares, bei einem Garçon zu sein... versteht sich mit seinem Vater... und der Herr Cousin wohnen gar nicht übel... ein herrliches Pianoforte... Also daran arbeiten Sie? Hier finden Sie Ihre himmlischen Melodieen... und (ergreift ein Heft, das auf dem Tische am Piano liegt). dieses dicke Heft hier, das ist Ihr Operntext! — Ach, lassen Sie doch einmal sehen! —

Cler. Aber so bedenke doch... Das ist ja eine Unbescheidenheit...

Emm. Ich wüßte nicht!...

Hect. Eine Oper kann ja Jedermann sehen.

Al. Und diese hier wird auch Jedermann sehen, hoffe ich: ich kann also getrost anfangen. (Sie kommt wieder vor und liest im Manuscript). Da finde ich gleich ganz allerliebste Verse:

„In Dir ist meine Seele ganz,
Mein Sein und all mein Leben,
Dich flieh'n ist Tod, Dich wiedersehn,
Ein neues Dasein geben."

Cler. (tritt auch an den Tisch und blickt in's Manuscript). Ja! — Das ist recht hübsch!... und

das da ... (nimmt ein Blatt daraus und lieſt): „Wie glücklich ſoll uns der morgende Abend in der Oper machen, mein theurer Freund!"

Al. (bewegt ausrufend). Mein theurer Freund!

Cler. (zu Emm., ſich unterbrechend). Aha, verzeihen Sie, werther Herr Neffe! (ſich zu Alinen wendend). Was haſt Du denn, Aline?

Al. (ſucht ſich zu faſſen). O nichts! nichts! — Geben Sie doch den Brief dem Couſin wieder.

Emm. (verlegen). Bewahre! — liebe Couſine — er iſt nicht an mich.

Al. An wen denn ſonſt?

Emm. An Ballandard.

Hect. An mich?

Cler. (lachend). Wenn Du uns das beweiſen kannſt ...

Emm. Sehr leicht. Hier iſt die Adreſſe dazu, das Couvert. — Sie ſehen, von derſelben Hand. Leſen Sie alſo: An Herrn Ballandard, Avoué, Straße Gaillon.

Al. (freudig). Iſt's möglich!

Hect. (leiſe zu Emm.). Aber, lieber Freund!

Emm. (eben ſo). Sei doch ſtill!

Cler. (unterſucht verwundert mit ſeiner Tochter das Couvert). Es iſt wahrhaftig wahr! — Ein Siegel mit einem Wappen — alſo eine vornehme Dame! — Wer hätte das je glauben ſollen? — Hector Ballandard, den ich ſtets für den jung-

fräulichſten und keuſcheſten aller Advokaten hielt — erſter Inſtanz.

Hect. (der immer von Emm. zurückgehalten wird). Bei alle dem —

Cler. Nun nehme Einer davon einen Maßſtab für die Andern! — Aber pfui, mein Herr —

Hect. (zwiſchen Al. und Cler. tretend). Wenn Sie mich nur anhören wollten!

Emm. Er zog mich eben wegen der Opernloge zu Rathe, und wie er ſie ſich verſchaffen könne.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Olivier.

Oliv. Man fragt nach Herrn Clerambeau und ſeiner Fräulein Tochter ...

Al. Wer denn?

Oliv. Ein Herr von etwa 40 Jahren, der ſich unterdeß sans façon in Ihr Zimmer geſetzt hat.

Al. Das iſt zuverläſſig mein Herr Pathe; er hatte mir verſprochen, wenn ich ankäme, gleich hier zu ſein.

Cler. Ein vornehmer Herr — ein Pair von Frankreich, den wir warten laſſen!

Al. Adieu, lieber Couſin! Auf Wiederſehn! Adieu, Herr Ballandard.., vergeſſen Sie die Opernloge nicht.

Hect. Aber wenn ich Ihnen nun wiederhole...

Cler. (zu Emm.) Hatte ich nun Unrecht, wenn ich Dir sagte, daß Dein Paris — siehst Du schon den Einfluß der Hauptstadt!

Al. (schon im Abgehen). Kommen Sie denn bald? —

Cler. Ja, meine Tochter, gleich! — Die Immoralität hat sich selbst bis in die Aktenschränke verbreitet! — Ich komme schon, komme schon! (geht mit Olivier ab).

Vierter Auftritt.

Emmeric. Hector.

Emm. (hält Hector zurück, der auch abgehen will). Nein, sage ich Dir, Du bleibst und gehst nicht mit!

Hect. Ich will sie nur enttäuschen...

Emm. Warum denn? — was schadet Dir denn das?

Hect. Was es mir schadet? Dein Onkel ist ein sehr reicher und sehr moralischer Cliente, bei dem Du mich dadurch in ein nachtheiliges Licht stellst... und wenn dieser Brief... wenn die Eroberung, die Du mir beilegst, mich um seine Kundschaft bringt, so...

Emm. Sei doch ganz ruhig darüber!

Hect. Und warum behältst Du denn nicht

Dein Glück für Dich, Du ein Garçon, und ſchiebſt es mir zu, mir, einem verheiratheten Manne, oder wenigſtens eben ſo gut ... weil ich in dieſem Augenblicke der Sache ſehr nahe bin?

Emm. Warum? — warum! — weil ſchon der bloße Gedanke, daß meine Couſine hätte glauben oder vorausſetzen können —

Hect. (kräftig). Das was iſt, was wahr iſt!

Emm. Ja doch, ja!... aber als ich ſie ſo unruhig darüber werden ſah, wußte ich nicht, was ich anfangen ſollte.

Hect. Du liebſt ſie alſo?

Emm. Ich? was für eine Idee! — Kann ich denn, darf ich denn auch nur daran denken?

Hect. Und wer hindert Dich denn daran?

Emm. Mein Onkel iſt unmenſchlich reich... und ich!

Hect. Er hat das Geld — Du haſt das Talent... das kann ſich wohl mit einander verheirathen.

Emm. Haſt Du es denn nicht eben gehört? Er haßt die Künſte und die Künſtler.

Hect. Die Tochter liebt ſie aber und wird ihn ſchon auch dahin bringen.

Emm. Nie, nie!

Hect. Sie wird ihn bitten, flehen.

Emm. Er wird unerbittlich ſein.

Hect. Nun, ſo wird ſie unwohl werden,

und Du haſt gehört, daß das für ihn ein Argument ohne allen Widerſpruch iſt.

Emm. Das uns doch nicht weiter bringen wird, denn wenn Du wüßteſt, wenn ich Dir ſagen könnte, dürfte —

Hect. Es giebt alſo noch andere Gründe?

Emm. Ja, es giebt deren.

Hect. Nun denn, an wen könnteſt Du Dich beſſer in Deinen Angelegenheiten wenden, als an mich, Deinen Freund und einen Advokaten?

Emm. Da haſt Du Recht. — Nun denn, mein Freund — als ich vor vier Jahren Bordeaux verließ, zählte meine Couſine deren dreizehn bis höchſtens vierzehn. Sie war nur noch ein Kind, und ich, ſchon ein junger Mann, kam in Paris voll Feuer und Ehrgeiz an, nur von glücklichen Erfolgen, von Ruhm und Reichthum träumend. Nicht kannte ich noch die zahlloſen Hinderniſſe, die den Künſtler beim Eintritte in ſeine Laufbahn zurückhalten. — Wie ihnen nun beweiſen, daß das Talent, womit man mir geſchmeichelt hatte, das ſchöpferiſche Feuer, das ich in mir fühlte, wirklich vorhanden ſei? Ein Maler braucht blos Leinwand und Pinſel, und ohne Unterſtützung, ohne Protection, allein, auf ſeinem Dachſtübchen, arbeitet er das Gemälde aus, das bei der nächſten Ausſtellung allen Augen zurufen ſoll: Verweilet hier und ſchaut! Da giebt es Talent — vielleicht ſogar Genie! — Um wie viel bevorzugter iſt ſein

December.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Schicksal als das des Tonsetzers, des unglücklichen Musikers, der allein bei seiner Begeisterung die Melodieen hört, die aus ihm strömen, ohne sie zu den Ohren anderer Hörer bringen zu können! Er kann nicht, wie jener, um sich erkennen zu lassen, das Malertuch und die Farben kaufen, die allein jenem nothwendig sind. Er bedarf des elenden Libretto, des Textbuchs, wie sie es nennen, das ein Jeder dem Unbekannten versagt. Er muß ein Theater haben, Sänger, ein Orchester, ein Publikum, zu dem er sagen kann: Hört! Und Alles das war mir versagt! Auch war bald Entmuthigung und Verzweiflung den früheren thörigten Einbildungen gefolgt. Ich sah schon das Elend, die Schande, vor mir und vielleicht gar — ja, ja! lieber sterben, als in meine Heimath, zu meiner Familie zurückkehren, ungekannt und unbemerkt, wie ich sie verlassen hatte!

Hect. Und Du hattest mir nie etwas davon gesagt!

Emm. Glückliche Erfolge theilen sich gern Anderen mit, aber Verrechnungen der Eigenliebe entziehen sich am liebsten den Augen Aller. Man behält sie in seinem Innern, man bewahrt sie hier, hier in seinem Herzen und sollten sie es zersprengen. — Eines Abends befand ich mich in einem vornehmen Salon des Faubourg Saint Germain, wo ich durch mein Talent als Pianofortespieler Zutritt erhalten hatte. Da erblickte

ich unter den Schönheiten, die Verdienſt oder Mode auf den erſten Rang gehoben, eine junge Dame, welche zwanzig Nebenbuhler, Grafen und Marquis, mit unermüdlicher Aufmerkſamkeit umringten. Eine ſtolze und verächtlich um ſich blickende Schönheit, die aber dieſer Stolz ſehr wohl kleidete, denn ſie ſchien geboren, um zu herrſchen! Auch bettelten alle dieſe vornehmen Herren, alle dieſe jungen Elegants, die zu ihren Füßen lagen, um einen Blick, den ſie ihnen nicht gewährte ... Ohnſtreitig fiel ihr mein düſteres, ſorgenvolles Weſen auf oder ließ ſie ihr edler Sinn errathen, daß es hier Troſt für einen Unglücklichen gelte, denn ſie ſchwebte über den Saal und ſetzte ſich — neben mich, der ich vor Erregung zuſammenbebte. — Ich hatte ſie noch nicht in der ganzen Fülle ihrer Schönheit betrachtet... ich hatte das nicht gewagt!

Hect. Und dieſe Dame ſaß nun neben Dir? Du dreimal Glücklicher!

Emm. Noch hatte ſie nicht geſprochen, als mir ihr Blick ſchon geſagt: Was fehlt Dir? — Auch hatte ich ihr einige Zeit darauf, und ohne daß ich es ſelbſt gewollt, alle meine Leiden und meine Verzweiflung geklagt. — Lächelnd hörte ſie mir zu... ſo wie Engel lächeln, wenn ſie Hülfe und Troſt verſprechen, und kaum hatte ich geendet, als ſie mit dem Fächer einen von denen her-

heiwinkte, die noch kurz vorher am meiſten um ſie beſchäftigt geweſen waren.

Hect. Einen Herzog, einen Marquis —

Emm. Nein, wahrhaftig nicht.

Hect. Den Miniſter des Innern?

Emm. Es war blos ein Gelehrter, der durch ſeine Feder ſich eine Unabhängigkeit zu verſchaffen gewußt hatte, die man ihm vorwarf. Uebrigens beſaß er in einem Zeitalter, wo Jedermann Genie hat, durchaus keins, nicht einmal Geiſt, kein Talent ſogar, aber dafür deſto mehr Glück, und ſeit zwanzig Jahren hatte der Zufall alle ſeine Unternehmungen begünſtigt. Das war gerade der Mann, den ich brauchte. Mein Herr, ſagte meine Beſchützerin zu ihm: Sie ſprachen vorhin ſehr galant mit mir von Ihrer Ergebenheit, nun wohl, ich will Ihnen ein Mittel an die Hand geben, dieſe mir zu beweiſen. Der Herr hier iſt ein junger Tonſetzer, den Sie nicht kennen — aber ich, ich kenne ihn — Sie werden ihm alſo einen Operntext verſchaffen, wobei Sie nicht an ſich, ſondern an ihn denken — denn er muß einen Succes haben! — Und am andern Morgen ſchon hatte ich einen Text und einige Monate darauf einen Namen, Ruhm, Vermögen und glänzende Ausſicht in die Zukunft.

Hect. Es iſt zum Erſtaunen! Eine ſolche Frau hätte ich angebetet!

Emm. Wer ſagt Dir denn, daß ich es nicht

auch gethan? Ich hatte von nun an nur noch Einen Gedanken, immer um sie zu sein, sie in alle Concerte, auf alle Bälle zu begleiten, wo ich unter der Menge verborgen, in dem Entzücken schwelgte, sie zu sehen! — Man hat gesagt, die Liebe wachse in der Zurückgezogenheit, in der Einsamkeit — o! um wie viel mächtiger ist sie im Geräusche der Welt, in den glänzenden Gesellschaften, beim Schimmer der Lüstres und der Juwelen, in den strahlenden Salons, wo die, die man liebt, uns noch viel schöner erscheint durch die Huldigungen, die sie umdrängen, wo alle Leidenschaften durch Hindernisse und Zwang nur noch heftiger sich entflammen, wo ein ganzer Abend in sehnsuchtsvollem Erwarten vorübergeht und dann der Zauber eines einzigen Blicks — o! was soll ich Dir's noch sagen? Dieses edle Wesen, so stolz auf ihren Rang und ihren Ruf, dieses jungk und schöne, von Allen angebetete oder beneidete Weib ward endlich von meiner Dankbarkeit, meiner Liebe, von einem Rufe vielleicht, der doch nur allein ihr Werk war, gerührt. —

Hect. Und Du fühlst Dich nicht als den Glücklichsten aller Sterblichen?

Emm. Ja, mein Freund —

Hect. Für ein solches Glück gäbe ich meine Expedition und alle meine Clienten hin, und ich kann mir's wohl denken, daß Dir jetzt kein einziger Wunsch mehr übrig bleibt.

Emm. Nein, gewiß nicht. Aber wenn nun dieser Wahnsinn, dieses Fieber wieder gestillt ist, so schlüpfen doch einige Schimmer von Ueberlegung vor unseren geblendeten Augen vorüber und diese köstliche, berauschende Lage stellt sich uns nach und nach als das dar, was sie wirklich ist — als falsch, furchtbar und gefährlich. — In steter Verstellung und Lüge leben, ohne Unterlaß über jeden seiner Schritte, seiner Worte, seiner Blicke wachen, Niemand sein Glück oder seine Leiden gestehen können, Entehrung über einen Hausstand zu bringen, einen rechtlichen Mann zu hintergehen, der uns treuherzig die Hand bietet, ja uns sogar oft mit seiner Freundschaft zur Last fällt, das ist unser tägliches Loos! Und wenn man nun einmal in einem Augenblicke des Verdrusses, der Schaam, der Gewissensbisse, den Muth in sich fühlt, einem Glücke zu entsagen, das uns so unglücklich macht, wenn man sich auf dem Wunsche eines minder aufgeregten Lebens ertappt — wer bietet uns dann Frieden und Ruhe dar, die ersten Bedürfnisse des Künstlers? Und wenn uns nun — endlich in unseren Träumen, in der Ferne sich eine freundliche Häuslichkeit zeigt — ein Familienleben — so sagt man sich sogleich wieder, daß Pflicht, daß Dankbarkeit uns solche Gedanken verbieten, daß ein Mann von Ehre ganz Derjenigen angehört, die ihm Alles geopfert hat. — Dann, dann erst wird man gewahr, daß man nicht mehr

Herr seiner Zukunft ist und daß, so süß und verführerisch auch die Bande sind, die uns zurückhalten oder fesseln, Blumenketten immer doch Ketten sind!

Hect. Du hast ihr also Vorwürfe zu machen?

Emm. Keine, zum Unglück! — Gut, liebenswürdig und ergeben würde sie Allem für mich Trotz bieten.

Hect. Sie muß aber doch auch ihre Fehler haben?

Emm. Nur ich, ich allein habe sie alle, alle! und einen unter andern — einen sehr furchtbaren — dessen sie auf keinen Fall fähig wäre und gegen den man vergebens sich wehrt — den nämlich, daß ich wider meinen Willen dennoch hier fühle, daß ich —

Hect. Daß Du sie nicht mehr liebst!

Emm. Das ist's nicht gerade, was ich sagen wollte. — Sie ist mir unendlich theuer, ich schätze, ich verehre sie, ich wollte, es zeigte sich mir eine Gelegenheit, für sie in den Tod zu gehen, weil wir alsdann quitt wären —

Hect. Dann liebst Du sie aber doch nicht.

Emm. O nein, nein! ich liebe sie nur weniger, oder vielmehr, ich liebe sie auf eine andere Weise, seit zum Unglück vor einem Jahre — ich ein anderes weibliches Wesen wiedersah... wiederfand...

Hect. Deine Couſine?

Emm. Nun denn! ja!... Vor'm Jahre... die vierzehn Tage, die ich in Bordeaux zubrachte. Als dieſes Mädchen, das ich als Kind verlaſſen hatte, wieder vor meinem Blicke ſtand, mit allem Reiz der Jugend geſchmückt, als ich dieſe Herzensreinheit, dieſen milden Charakter, dieſes unbefangene Gemüth bewundern konnte, in dem ich eben ſo wie in ihren Augen zu leſen verſtand, ſchien mir Alles an ihr zu ſagen, daß ihre Zuneigung für mich dieſelbe geblieben ſei wie ſonſt, wie immer... ſie ſah in mir ihren Bruder, ihren Freund, ihren Gatten! — (liebevoll) Ich ihr Gatte! (voll Verzweiflung.) Und jene Bande, die ich nicht zerſprengen kann!

Hect. Du kannſt es nicht?

Emm. Nein, nein! denn ich bin weder ein Verräther noch ein Undankbarer! Ich verdanke ihr Alles! ohne ſie wäre ich nichts, gar nichts! Und zum Danke für ihre Wohlthaten, ihre Liebe ſollte ich ſie feig verlaſſen! — Ja, feig! — denn Gefahren bedrohen ſie. — So vorſichtig ich mich auch benommen habe, Haß und Neid ſind bereit, ſich zu erheben, dumpfe Gerüchte gehen umher, man fängt an, Verdacht zu ſchöpfen, Neckereien ſind bis zu ihrem Gemahl gedrungen und haben ihn mißtrauiſch gemacht. — Ein Bruch würde ihm Alles entdecken — denn in ihrem Schmerze, ihrer Verzweiflung würde ſie nichts ſchonen... und ihr

Ruf, ihr Vermögen, ihr Leben — Alles hätte ich auf's Spiel gestellt! — Nein, nein! Mein Loos ist geworfen — mein Schicksal bestimmt: ich kann es nicht ändern, und so will ich denn, sei es auch nur als Strafe, als Buße, ewig an diese Fesseln geschmiedet bleiben, denen ich mit Frevel nachgestrebt habe und um die mich vielleicht Andere noch beneiden!

Hect. Kann sein! — Aber wenn sich dennoch Mittel fänden —

Emm. (ungeduldig.) Welche? Nein! es ist unmöglich! (zu Olivier, der eintritt.) Was giebt's?

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Olivier.

Oliv. Ein Besuch für Sie.

Emm. (ungeduldig.) Ich nehme Niemand an — habe nicht Zeit.

Oliv. Hier ist die Karte.

Emm. Einerlei — ich bin nicht zu Hause. (Oliv. legt die Karte auf den Gueriden links und will wieder gehen. Emmeric geht zu Oliv., giebt ihm das Legenbillet, das er in's Couvert schloß und in die Tasche steckte.) Da! — dies Billet, Du weißt schon, wohin.

Oliv. Ja, mein Herr!

Emm. (ist unterdeß links hin gegangen und hat

die Karte geleſen, die Oliv. auf den Tiſch legte.) Der Graf von Saint Geran — Pair von Frankreich.

Emm. (ſchnell.) Saint Geran! — Was will er? wo iſt er?

Oliv. Unten bei Ihrem Onkel.

Emm. Er ſoll kommen! — Gleich! (Oliv. ab).

Sechſter Auftritt.

Emmeric. Hector.

Hect. (immer noch mit der Karte in der Hand.) Graf Saint Geran, Pair von Frankreich!... Iſt denn das ein Verwandter von dem furchtbaren Seebär, von dem eingefleiſchten Duellanten, der zum Contre-Admiral ernannt worden iſt und es ſtets in der Gewohnheit hat, ſeinem Gegner das Lebenslicht auszublaſen?

Emm. (kalt.) Er iſt es ſelbſt.

Hect. Ach, Du mein Gott! und Du nimmſt ihn an?

Emm. Warum nicht?

Hect. Das muß ja ein wahrhafter Wütherich ſein, der flucht und trinkt — immer mit der Pfeife im Munde oder den Säbel in der Hand! Und ich, ein Mann des Friedenſtiftens — das heißt ein Mann der Prozeſſe — ich habe gar keinen Geſchmack für Leute, die ſich zanken und ſtreiten — anderswo als im Juſtizpalaſte.

Emm. Du liebſt die Seeleute nicht?

Hect. Sie jagen mir Angſt ein, vorzüglich dieſer da.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Herr v. Saint Geran. Oliv.

Oliv. (meldend.) Der Herr Contre-Admiral Graf v. Saint Geran. (Emm. und Hect. gehen dieſem entgegen.)

St. Ger. Ich bitte, meine Herren, derangiren Sie ſich nicht. Wenn Sie die geringſten Umſtände machen, ſo gehe ich wieder.

Emm. Aber — Herr Graf! —

St. Ger. Sie würden mich es ſonſt bereuen laſſen, daß ich ſchon ſo früh zu Ihnen gekommen bin — en garçon. — Ich komme eben von Ihrem Onkel, dem ich meinen Ankunftsbeſuch gemacht habe, und auf die Gefahr hin, ihn in irgend einem Meiſterwerke zu ſtören, wollte ich doch zugleich dabei die Hand eines Freundes drücken.

Emm. Ich danke Ihnen dafür...

St. Ger. Das ſind die Nachtheile des Talentes und des Berühmtſeins — man muß die Bewunderung und die Beſuche der Liebhaber aushalten.

Hect. Ah, der Graf ſind auch Liebhaber?

St. Ger. Im italieniſchen Theater abonnirt! Ein wüthender Dilettant und Bewunderer Ihrer Muſik. Erſt Sie, lieber Freund, haben mich

wieder mit der französischen Musik ausgesöhnt, die mir seit langer Zeit schon zuwider war, denn ich hasse Lärmen und wildes Geräusch.

Hect. Sie, Herr Graf?

St. Ger. Damit kann man mich bis an's andere Ende der Welt jagen. — Ich komme, um Sie an ein Vergnügen zu erinnern, das Sie mir versprochen haben — Ihrer ersten Probe beiwohnen zu dürfen.

Hect. (sich brüstend.) Ich werde auch dabei sein.

St. Ger. Dann wird das Vergnügen für mich doppelt sein, mein Herr! Ich werde die Ehre haben, mich neben Sie zu setzen, denn ohnstreitig sind Sie ein Liebhaber wie ich?

Hect. Nein, Herr Graf, ich bin weder ein Liebhaber, noch ein vornehmer Herr.

St. Ger. Noch besser! ein Künstler also?

Hect. Advokat, zu Befehl.

Emm. Hector Ballandard, mein intimer Freund — und ich bitte um die Erlaubniß, ihn Ihnen vorzustellen.

St. Ger. Ein Mann von Ehre und Rechtlichkeit — von dem ausgezeichnetsten Rufe im Justizpalaste. — Sie sehen, daß die Vorstellung unnöthig war... wir kennen uns schon. — Und er ist Ihr Freund?

Emm. Ich vertraue ihm alle meine Angelegenheiten.

St. Ger. Wenn das der Fall ist, so können wir ja auch die, wegen der ich eben mit Ihnen sprechen wollte, vor ihm verhandeln.

Emm. Wie? Herr Graf, Sie kamen —?

St. Ger. (lächelnd.) Ihrer Probe wegen — und dann auch wegen noch etwas. Setzen wir uns.

(Hector holt einen Stuhl, den er St. Geran giebt, Emmeric einen andern und Hector noch einen für sich.)

St. Ger. (zu Hector, der stehen blieb.) Nach Ihnen, mein Herr! ich muß bitten!

Hect. Wird nicht geschehen.

St. Ger. (zwingt Hector, sich mit ihm zugleich zu setzen.) Ich werde es nicht zugeben.

Hect. Das ist aber doch wirklich zu stark — und ich kann es noch gar nicht fassen. — Verzeihen Sie! Ich habe doch die Ehre, mit dem Herrn Grafen v. Saint Geran, dem Contre-Admiral zu sprechen?

St. Ger. Allerdings.

Hect. Mit dem, der sich neulich mit seinem Schiffe in die Luft sprengen wollte?

St. Ger. Und warum nicht?

Hect. Entschuldigen Sie meine Unwissenheit! — Ich hatte bis jetzt noch keinen Seemann als auf dem Theater gesehen — ich glaubte, sie müßten alle fluchen und nur von Vorder- und Hinter-Stefen sprechen.

St. Ger. Es giebt wohl kaum noch dergleichen. Ich wenigstens kenne keine,

Hect. So hat man mich auch wegen Ihrer drei Duelle mit Unwahrheit berichtet. —

St. Ger. Doch nicht ganz. Diese sind leider nur zu wahr.

Hect. Ist möglich! Sie, der Sie so voll Höflichkeit und Zuvorkommenheit sind!

St. Ger. Da muß ich schon, damit Sie nicht eine gar zu ungünstige Meinung von mir hegen, mich zu rechtfertigen suchen. Ich habe es stets, ob aus Geschmack, ob aus Sonderbarkeit, lasse ich unentschieden, mit dem Frieden, der Ruhe und der Regierung gehalten. Das ist so eine Ansicht, eben so gut, wie jede andere, und ich hatte sie einmal. So gehörte ich dann also zum juste milieu und überdies war ich Pair von Frankreich und verheirathet, drei Dinge, die in unsrer Zeit sehr vielen Stoff zum Lächerlichmachen darbieten, und wahrscheinlich hätte man mich auch nicht verschont; ja, man fing sogar schon an. Nun ist's aber auch wieder eine von meinen Bizarrerien, daß ich keinen Gefallen daran finde, mich über Jemand aufzuhalten, und es auch umgekehrt wieder nicht über mich liebe.

Hect. Ich begreife.

St. Ger. Da legte ich mich dann in meinen müßigen Stunden — und deren hat ein Seemann sehr viele — eifrigst auf den Degen und die Pistolen — so daß ich meiner Sache so ziem-

lich ſicher war. — Auch hat ſeit jenen drei unglücklichen Zweikämpfen —

Hect. Unglücklich für ihre Gegner, die alle drei dabei geblieben ſind.

St. Ger. Das hat dann, wie ſie vorhin ſelbſt ſagten, die Spötter zum Schweigen gebracht, mich mit der ganzen Welt verſöhnt, mir vergönnt, in meinem natürlichen Charakter zu bleiben, und mir die Erlaubniß verſchafft, rechtlich und friedliebend zu ſein — ohne daß man mich deshalb zur Verantwortung zieht. — Da haben ſie mein Recept.

Hect. Das ich nicht mißbrauchen werde — ob es gleich untrüglich iſt. — Aber, Herr Graf, Sie wollen ja von Geſchäften mit uns ſprechen. — Das iſt etwas anderes — da ſtehe ich meinen Mann. —

Emm. Und ich erwarte es in der That mit Ungeduld.

St. Ger. (lächelnd). Wahrhaftig? Nun denn, ſo hören Sie: Lieber Emmeric, ſie ſind ein ſehr ſchätzenswerther junger Mann, den ich ſehr lieb habe, zuförderſt wegen ſeines Talents ... und dann auch noch aus andern Gründen. Ihr Vater, Balthaſar d'Albret, war Schiffscapitain, und ich, der jüngſte Sohn einer edlen Familie in Bretagne, Aſpirant in der Marine, wo man damals ſehr wenig Achtung für die jungen Edelleute hatte, wenn ſie nicht ihre Probeſtücke abgelegt.

Ihr würdiger Vater verschaffte mir Gelegenheit, es mit den meinen zu thun. Er war freundschaftlich gegen mich gesinnt — protegirte mich — er stellte mich immer vorn an — das heißt neben sich — auch hatte ich bei seiner letzten Affaire die Ehre durch dieselbe Kugel verwundet zu werden, die ihm das Leben raubte.

Emm. Herr Graf!

St. Ger. Sie können wohl denken, daß sich so etwas nicht vergißt, und daß es Leute giebt, deren Schuldner man ewig bleibt, sie und wir mögens wollen oder nicht! Hätten Sie die Laufbahn Ihres Vaters erwählt, so würde meine Freundschaft Sie auf's kräftigste unterstützt haben — da das aber nicht der Fall sein konnte, so hat Sie sie in einer andern Laufbahn wenigstens nicht aus den Augen verloren. Als Sie nach Paris kamen, war ich zu meinem großen Bedauern zur See und auf einer entfernten Expedition — aber das Jahr darauf wohnte ich Ihrer ersten Probe bei, und ob ich gleich kein Zänker bin, so hätte ich's doch Niemand rathen wollen, der nicht Bravo gerufen hätte! Glücklicherweise waren wir alle derselben Meinung. Da ich nun also weder für Ihren Ruf noch Ruhm etwas thun konnte, so habe ich an Ihr Glück, an Ihren Wohlstand gedacht — und will Sie verheirathen.

Emm. Sie, Herr Graf!

Hect. Ist's möglich!

St. Ger. Ja, ja! Sie können's glauben. — Ein Künstler muß heirathen. Zu viel Kummer, Verdruß, Langweiligkeit und kleinliche Sorgen drängen sich um sein äußeres Leben; er würde ihnen unterliegen, wenn er nicht in seinem Hause Entschädigung für diese Leiden oder Vergessen derselben fände, das Glück und die Liebe, die ihn am heimischen Heerde erwarten. Er bedarf eines stets zugänglichen Freundes, der seinen Muth erneuert und erhebt, ihn über seine Unfälle tröstet, seine Triumphe theilt, ihn zu seinen Gesängen begeistert und sie sich mittheilen läßt: und dieser Freund ist seine Frau! — Und wenn er mit einem Herzen, das durch eine hämische Kritik verletzt worden, die Wuth, die ihn verzehrt, die Thränen, die ihn ersticken, unter einem Lächeln vor aller Augen verborgen hat, vor wem soll er sich denn dann ausweinen? vor seiner Frau, die mit ihm weinen wird.

Emm. Oh, Sie haben Recht.

St. Ger. Nicht wahr?

Emm. Aber bei meiner unsichern Lage, ohne eine feste Aussicht. —

St. Ger. Auch darüber habe ich nachgedacht. Künstler wissen selten Vermögen zu erwerben, Sie müssen daher ein schon erworbenes bekommen ... eine reiche Erbin, die Ihr Dasein von allen materiellen Sorgen befreit, erlaubt Ihnen, Meisterwerke ganz nach Ihrer Laune und Muße

zu verfertigen. — Wie wäre es denn da mit der einzigen Tochter eines reichen Kaufmanns in Bordeaux. — Ihres Onkels zum Beispiel. —

Hect. (aufstehend.) Du mein Gott!

Emm. (eben so.) Das ist unmöglich!

St. Ger. (einen Augenblick vor ihnen aufstehend.) Das soll gar nicht Ihre Sorge sein, sondern die meine. — Wenn es keine Hindernisse dabei gäbe — wenn man nichts dabei zu thun fände — hätte ich ja auch kein Verdienst dabei — und ich will durchaus eins haben. — Vor allen Dingen und ganz einzig und allein wünsche ich nur zu wissen — denn Ihre Cousine, Aline, ist mein Pathchen, und Ihr Glück liegt mir sehr am Herzen — ob Sie sie lieben.

Emm. Ich? Herr Graf!

Hect. (schnell.) Er ist ganz in sie vernarrt! er betet sie an! Hat völlig den Kopf darüber verloren! Eben jetzt noch sprachen wir davon — und er war außer sich, keine Hoffnung auf ihre Hand haben zu können.

St. Ger. Also doch — wenn sie Ihre Frau würde. — Sie versprechen mir, sie glücklich zu machen?

Emm. Oh! ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre.

St. Ger. (seine Hand ergreifend.) Schön! — (kalt.) Sie ist die Ihre.

Emm. u. Hect. (laut ausrufend.) Wie?

St. Ger. Ich gebe sie Ihnen.

Emm. Herr Graf?

St. Ger. (kräftig.) Sie ist die Ihre mit einer Aussteuer von 100,000 Thalern — das ist alles, was ich bis jetzt erlangen konnte — später wollen wir weiter sehen. —

Hect. Aber erlauben Sie — erlauben Sie — ich, der ich in Geschäften gewandt bin, dessen Beruf dergleichen ist — ich selbst kann so etwas nicht so gut und so schnell zu Stande bringen, und bitte daher, mir auch dieses Recept zukommen zu lassen.

St. Ger. Recht gern. Ich sagte Ihnen schon, daß ich mein Päthchen liebe — fast so sehr, wie Sie, und das ist viel gesagt. Sie schrieb mir manchmal — denn sie schreibt allerliebst — und ob sie zwar nie ihres Cousins erwähnte — so zweifelte ich doch nicht daran — und Sie vielleicht auch nicht — daß sie ihm recht herzlich gut war. Der Beweis davon ist, daß ihre vorjährige Krankheit gerade an dem Tage angefangen hat, wo ihr Vater ihr etwas von einem Heirathsplane mit einem reichen Gutsbesitzer in Medoc sagte, und da ich von ihrer Reise nach Paris Nachricht erhielt, nahm ich mir vor, so wie sie hier angekommen, gleich die Sache anzugreifen.

Hect. (ſich die Hände reibend.) Das iſt's ja eben — gleich drauf los und geentert! (für ſich.) Die Seeleute ſind doch bewundernswürdig!

Emm. Und was ſagte Clerambeau?

St. Ger. Was er ſagte? Er war auch ganz aufrichtig und — ſchlug es gerade zu ab.

Emm. Mein Gott!

St. Ger. Und das ſogar recht ohne Umſtände, und bat mich, den alten Freund ſeines Hauſes, den Pathen ſeiner Tochter, über dies Kapitel kein Wort weiter zu verlieren.

Hect. Alle Wetter! Da geſtehe ich, daß ich meiner Wege gegangen wäre.

St. Ger. Ich? — ich blieb und antwortete ihm ganz einfach: Herr Clerambeau, erinnern Sie ſich noch des Tags, wo Sie drei Kauffartheiſchiffe in See hatten, die von den Engländern genommen worden waren, des Tags, wo das Haus Clerambeau junior in Bordeaux ſchon ſich bankerott erklären und ſeine Bilanz einreichen wollte, des Tags endlich, wo ein achtbarer Kaufmann in ſein Arbeitszimmer eingeſchloſſen, die Schande nicht überleben und ſich eine Kugel durch den Kopf jagen wollte — als es auf einmal an die Thür klopfte und ihm zurief, daß ſeine drei Schiffe vom Capitain Saint Getan wieder im Hafen eingebracht worden wären. ... Ich ſehe dieſen Mann noch vor mir, wie er die Treppe herab eilte, ſich in meine Arme ſtürzte

und ausrief: Capitain: alles was ich habe und besitze, das gehört Ihnen! — Damals schlug ich es aus, jetzt nehme ich es an — und von allem, was Sie besitzen, verlange ich jetzt das Kostbarste — Ihre Tochter! Werden Sie mir sie verweigern?

Hect. u. Emm. Nun?

St. Ger. Nun! Das war ein Wechsel, den ich ihn vorhielt — ein längst ausgestellter, der nun endlich einkassirt werden sollte — und so hartherzig auch diese alten Handelsherrn sind, so haben sie es doch so sehr in der Gewohnheit, ihre Unterschrift in Ehren zu halten — daß er mir seine Tochter in die Arme warf, mit den Worten: da ist sie, machen Sie sich bezahlt!

Emm. O Herr Graf! — O mein Retter!

St. Ger. Doch nur unter zwei Bedingungen. — Erschrecken Sie nicht — denn die Kaufleute haben doch auch noch einen andern Ehrgeiz, als den nach Gelde. ... Die erste ist, daß sein Schwiegersohn ...

Hect. (einfallend.) Da er kein Vermögen besitzt, wenigstens einen Titel habe — eine Auszeichnung. — Oh! daran hat er so viel Anrecht, als jeder andere, und dafür werden wir schon sorgen.

St. Ger. Was die zweite betrifft, so ist sie noch leichter.

Emm. u. Hect. Und die ist?

St. Ger. Ob ich gleich ein Freund der Sitte bin, sagte er, so besitze ich doch nicht eine so lächerliche Strenge zu fodern, daß mein Schwiegersohn bisher ein Muster von Vernunft und Zurückgezogenheit gewesen sei. Ich würde ihm sogar einige kleine Jugendthorheiten verzeihen, vorübergehende Verirrungen, die am nächsten Tage vergessen sind und keinen Einfluß auf die Zukunft haben.

Hect. Was für ein köstlicher Papa!

St. Ger. Da ich aber das Glück meiner Tochter in keiner Art auf's Spiel setzen möchte, so darf kein ernstliches und wirkliches Liebesverhältniß die Gegenwart überleben und der Zukunft Gefahr drohen.

Emm. (für sich.) Mein Himmel!

St. Ger. Geben sie mir also, setzte er hinzu, Ihr Ehrenwort und das seine, daß eine solche Gefahr nicht vorhanden sei — und ich willige auf der Stelle ein.

Emm. Herr Graf!

St. Ger. (lächelnd.) Ich schwur ihm unbedenklich, daß mir kein solches Verhältniß von Ihnen bekannt ... und nun brauchen Sie blos noch ... Aber warum so betroffen?

Emm. (verlegen.) Weil — weil —

St. Ger. Nun?

Hect. Weil er allerdings — seit längerer Zeit in Verhältnissen sich befindet — in zarten Banden —

Emm. (schnell und zu St. Ger.) Die ich zerreißen werde, das schwöre ich Ihnen! — Noch heut' soll alles zwischen uns zu Ende sein und auf immer.

Hect. Ganz in der Ordnung — es ist ja auch so leicht. —

St. Ger. (den Kopf schüttelnd.) Nein, nein, ihr jungen Leute, nicht so leicht, als ihr glaubt.

Emm. (kräftig.) Wenn man entschlossen ist.

Hect. (eben so.) Wenn man es ernstlich will.

St. Ger. Das ist kein Grund! — Da giebt es die zartesten Rücksichten — die Ehre einer Familie oder eines Gatten — die Verzweiflung einer armen Frau — ihre Liebe, ihre Thränen, Eure eigne Schwäche, tausend Umstände, die man nicht voraus sehen kann, knüpfen und vereinen mit jedem Augenblicke wieder die Ringe jener goldnen Kette, die von Blei ist, wenn man sie trägt, und von Eisen, wenn man sie brechen will. ... Ich selbst, wie Sie mich hier sehen, ich war in gleicher Lage. — Ich trug eine Liebe im Herzen, als unbesonnene Freunde mir, um mich von dieser unsinnigen Leidenschaft loszureißen, eine reiche und vornehme Heirath vorschlugen. Unermeßliche Besitzungen in den Colonien, die Tochter

eines Marquis, und was mehr noch, ein junges und schönes Mädchen, das ich zu jeder andern Zeit würde angebetet haben. ... Aber damals!... wider meinen eignen Willen, in das Joch zurückgebracht, dem ich entfliehen wollte, und noch lange gegen ein unseliges Uebergewicht kämpfend, war ich unempfindlich für die Süßigkeiten einer neuen ehelichen Verbindung, ich vernachlässigte, ich floh sogar meine junge Frau, die, Dank sei es dem Himmel, nie das Geheimniß meiner Kälte und Gleichgültigkeit erfahren hat. — Aber bei alle dem konnte das doch geschehen — und Sie sehen also, daß in seiner Vorsorge für die Sicherheit und den Frieden Ihres Hauswesens Ihr Schwiegervater unglücklicher Weise Recht hat.

Emm. Nein, Herr Graf — und sie können ihm versichern, daß ich frei bin — denn schon seit langer Zeit war jene Liebe nicht mehr vorhanden... seit langer Zeit hatte ich sie schon bekämpft — über sie gesiegt — und von heute an, hoffe ich, durch Sanftmuth und Vernunft einer andern Person dies begreifen zu lehren und sie selbst zu sich zurückzuführen.

Hect. (zu St. Geran, der ungläubig den Kopf schüttelt.) Ich stehe für ihn ein!... und auf uns beide —

St. Ger. Auf uns drei!

Emm. (sich wendend.) Was ist's?

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Olivier (kommt aus der Mittelthüre rechts und nähert sich Emmeric.)

Oliv. (halbleis.) Ich habe den Brief abgegeben.

Emm. (schnell.) Gut! gut!

Oliv. (wie oben.) Keine Antwort, aber man erwartet Sie.

Emm. (zu Olivier, der abgeht.) Schon recht: ich weiß, was es ist.

St. Ger. Und ich auch.

Hect. Es kam von ihr — das ist sonnenklar — Nun denn! da darf man nicht zaudern, man muß hingehen, nicht wahr?

St. Ger. (Emmeric's Hand ergreifend, welche zittert.) Und Sie zittern schon! — Muth gefaßt!

Emm. Ich werde ihn haben.

Hect. (auf die Pendule sehend.) Und mein Prozeß in der dritten Justizabtheilung! — ich muß fort!

St. Ger. Mein Wagen steht unten, Herr Ballandard, und wenn ich Sie in den Justizpalast bringen darf —

Hect. Zu viel Ehre! (für sich.) Der Wagen eines Pairs von Frankreich! — eines Contre-Admirals! — Wenn Victoria mich vorüberfahren sähe!

St. Ger. Um so mehr, Herr Ballandard,

da ich Sie schon wahrhaft als Mensch wie als Anwalt schätze und mit Ihnen von einer Angelegenheit zu sprechen habe, die mich persönlich angeht, von einem tüchtigen Prozesse —

Hect. Da bin ich! — alle Segel aufgespannt! — fertig und bereit, auf den Feind loszugehen.

St. Ger. Vortrefflich!

Hect. Und bei'm ersten Commando Feuer aus allen Batterieen.

St. Ger. Nun, wir sprechen davon unterwegs.

Hect. (lachend.) Sie wollen mich also gütigst an Bord nehmen?

St. Ger. (Hector unter dem Arme nehmend und fortführend.) Ja, allerdings. — Dann fahre ich von dort nach dem Luxembourg — in die Pairskammer.

Emm. (seinen Hut ergreifend.) Und ich, Herr Graf, ich gehe zu ihr! (ab.)

Ende des ersten Aktes.

Zweiter Akt.

Erſter Auftritt.

Zimmer in St. Gerans Hauſe. **Louiſe** ſitzt links vor einem Stickrahmen, ohne zu arbeiten. **Herr v. St. Geran** tritt zur Mitte ein.

Louiſe (ſich wendend.) Sie? Herr Graf! und ſo früh? — Wer hätte das vermuthen ſollen! — Und die Rede, die Sie in der Pairskammer halten wollten?

St. Ger. Die Sitzung war verſchoben worden. — Ich erfuhr's im Juſtizpalaſte.

Lſe. Sie waren im Juſtizpalaſte!

St. Ger. Wenn man Prozeſſe und Advokaten auf dem Nacken hat — und ich habe einen recht allerliebſten —

Lſe. Prozeß?

St. Ger. Nein, Advokaten.

Lſe. Das iſt ziemlich eins und daſſelbe.

St. Ger. Ich habe ihm unterwegs die Erbſchaftsangelegenheit Ihres Onkels auseinandergeſetzt.

Lse. Das ist nicht leicht!

St. Ger. Freilich! Er hat mich aber auf der Stelle verstanden — und besser als ich mich selbst — o! es ist ein sehr geschickter Mann und er wird sicher hierher kommen, wenn er aus dem Justizpalaste kommt, wohin ich ihn gefahren habe. — Nun wollte ich in's Luxembourg, als ich im Audienzsaale dem Vicomte de Beange, meinem Collegen begegnete.

Lse. Ah, der Vicomte prozessirt also auch!

St. Ger. Gegen seine Frau. — Er hatte eben die Scheidungssache gewonnen. — Er sagte mir, daß heute keine Kammersitzung sei und er also meine Rede nicht hören werde. Es war ein wahrer Glückstag für ihn.

Lse. Aber Sie, da Sie sich auf die Rede vorbereitet hatten — war Ihnen die Nachricht nicht unangenehm?

St. Ger. In diesem Augenblicke nicht mehr — da ich Sie allein finde — was für mich etwas sehr seltnes ist.

Lse. Und etwas sehr langweiliges, nicht wahr?

St. Ger. (zu ihr tretend.) Ganz und gar nicht! — Statt zu reden, werde ich zuhören — das ist offenbarer Gewinn.

Lse. (sich zu ihm wendend.) Wissen Sie auch, Saint Geran, daß Sie sehr liebenswürdig und sehr galant werden?

St. Ger. (lächelnd.) Und wissen Sie auch, Frau Gräfin, seit wann?

Lse. Ich bin in der Chronologie nicht sehr stark.

St. Ger. Das heißt, Sie haben nicht darauf geachtet. — Nun denn; seit ich glaube, daß Sie etwas kokett geworden sind! — Das wundert Sie?

Lse. O nein, nein! — Denn dem Himmel sei Dank, das bringt fast stets dieselbe Wirkung hervor. — Während der ersten drei Jahre unserer Verheirathung, als ich in meinem Hôtel ganz einsam und zurückgezogen lebte, Niemand sah, auf meinen Herrn Gemahl wartete, der nie kam, und an ihn dachte, der keinen Gedanken an mich hatte, da mächtigere Reize ihn gefesselt hielten —

St. Ger. Was sagen Sie?

Lse. Die Reize des Ruhmes, versteht sich! Da störte mir armen, vernachlässigten und vergessenen, mit 20 Jahren begrabenen Frau, nichts das Schweigen und die Ruhe meines Mausoleums, wollte sagen, meiner Häuslichkeit, und Sie selbst machten es wie alle Welt und schienen kaum noch daran zu denken, daß ich existirte. Jetzt aber, wo Jedermann mich sucht, Huldigungen auf mich niederströmen und ich gestrebt habe, in die Mode zu kommen, nicht aus Geschmack dafür, sondern blos aus Ueberdruß, gar nichts zu sein, jetzt hat Sie, mein Herr Graf, der Lärmen, den Sie um

ſich her vernehmen, wieder aus dem Schlafe geweckt — Sie haben aus Ungeduld oder Neugier Ihre Augen ebenfalls auf diejenige zu richten geruht, welche Jedermann anſieht — und da zufällig gefunden, daß das Ihre Frau ſei! — Eine wahre Ueberraſchung — ein Zauberſchlag für Sie und beſonders für mich — für mich, die durchaus nicht unempfindlich bleiben konnte bei einer ſo zärtlichen Wirkung des Zufalls.

St. Ger. Sehr ſchön! vortrefflich! Machen Sie ſich immerhin luſtig auf meine Unkoſten! — Sie haben Recht! — Aber bedenken Sie auch! Ehedem beſchäftigt mit Ideen, die mich ganz in Beſitz nahmen — mit Ideen von Ruhm, von Ehrgeiz, von Vermögen —

Liſe. Und noch einigen andern.

St. Ger. Auch möglich! — Aber Zeit, Ueberlegungen — beſonders die, die ich vor zwei Jahren in Folge meiner Bleſſur machte, die mir den Tod drohte — ſo glaubte ich wenigſtens mit aller Welt, denn die Journale hatten es ſchon im Voraus drucken laſſen.

Liſe. Das iſt wahr.

St. Ger. Und von da an ſchwur ich mir — Louiſe, ich muß Ihnen einen Beweis meiner vollſten Offenheit ablegen und mein ganzes Unrecht, alle meine Fehler eingeſtehen — eines Tages — wo —

Liſe. (lächelnd.) Wo wir Zeit genug dazu haben werden!

St. Ger. (eben so.) Allerdings — um dann auch von den Ihren sprechen zu können.

Lse. Ich hätte auch welche?

St. Ger. (den Kopf schüttelnd.) Je nun —!

Lse. (schnell.) Geschwind, welche? — (Als sie ihn zaudern sieht.) Nur Einen!

St. Ger. Sie setzen mich in eine große Verlegenheit —

Lse. (triumphirend.) Da sehen Sie!

St. Ger. (lächelnd.) In die Verlegenheit der Auswahl.

Lse. Wie so, mein Herr?

St. Ger. Für's Erste sind Sie stolz, aber dieser Stolz steht Ihnen köstlich — und Sie haben auch so viel Recht dazu, daß man Sie deshalb gar nicht tadeln darf. Dann —

Lse. Ah, es giebt auch noch ein dann!

St. Ger. Dann verzeihen Sie eine Beleidigung nicht leicht. — Ich mache Ihnen keinen Vorwurf darüber — denn auch ich würde es so machen wie Sie. — Für Unrecht von Personen, die ich liebe, würde auch ich vielleicht unbeugsam und unversöhnlich sein — aber wenn ich dies Unrecht wüßte oder auch nur vermuthen könnte, so würde ich es ihnen offen sagen und erklären — Offenheit vor allen Dingen, und da finde ich denn — und dies ist der schwerste Vorwurf, den ich Ihnen zu machen habe — daß Sie es manchmal daran fehlen lassen.

Lse. (aufstehend.) Ei, sagen Sie das nicht! — Denn eben jetzt werde ich Ihnen mittheilen —

St. Ger. Und was?

Lse. Was ich wohl schon zwanzigmal Ihnen habe gestehen wollen, und noch in diesem Augenblicke —

St. Ger. Sie zögern! — Sie werden unruhig. — Sollte —

Lse. O nein, nein, Herr Graf — aber Sie haben nie gewußt, was für eine edle Neigung mich zu Ihnen hinzog! Als man mit mir, einem jungen Mädchen von kaum achtzehn Jahren, von der Verbindung mit einem Manne ohne Vermögen sprach, der mehr als noch einmal so alt war als ich, da glaubte man, ich würde ihn ausschlagen — ich nahm ihn aber an, denn es war ein Mann von Verdienst und Herz, dessen ganzen Lebenslauf ich schon seit lange kannte. — Ja, Herr Graf, eben so gut wie Sie und noch besser hätte ich die Schlachten erzählen können, denen Sie beigewohnt, Ihre Unternehmungen, Ihre Wunden. — Ich fühlte mich glücklich, den, der mir diesen Schatz von Ruhm entgegen bot, ein reiches Erbtheil darzubringen — ich war stolz auf Sie, stolz auf Ihren Namen — und in meinem damaligen Alter wäre eine solche Exaltation leicht Liebe geworden. Es würde Ihnen nicht viel gekostet haben, dieses Herz zu gewinnen, das dem Ihren entgegenflog — aber Sie wollten es nicht! —

Ich weiß nicht, welche Schranke sich zwischen uns erhob —

St. Ger. (unruhig.) Und kein Vorwurf bis heute!

Lse. O, Herr Graf — Klagen? — Vorwürfe? Eifersucht? ich, der Sie doch einigen Stolz zugestehen! — Ich schwieg. — Selbstschätzung, eben jener Hochmuth, den Sie mir vorhin vorwarfen, gaben mir Kraft zu kämpfen und zu siegen: — und als Sie dann später zu mir zurückkehrten, trennte uns ein neues noch viel größeres Hinderniß — die Erinnerung an die Vergangenheit und meine Gleichgültigkeit. — Nun, beschuldigen Sie mich noch des Mangels an Offenherzigkeit?

St. Ger. (offen.) Nein, Louise! Alles das ist wahr, und diese Worte, die mir Hoffnung und Muth rauben sollten, erwecken nur einen innigen Wunsch in mir — den, mein Unrecht wieder gut zu machen und durch meine Aufmerksamkeit, meine Zärtlichkeit, durch eine treue und unermüdliche Ergebenheit dieses Herz wieder zu gewinnen, das ich verloren habe! — Und es wenigstens zu versuchen — daran können Sie mich doch nicht hindern.

Lse. O nein, gewiß nicht.

St. Ger. Bin ich gleich Ihr Gatte, kann ich doch auch wie jeder Andere darnach streben, Ihnen zu gefallen: — und mein Verdienst dabei

wird noch größer sein — denn ich finde mehr Schwierigkeiten. Unglücklicherweise wird mir nur Zeit und Gelegenheit fehlen. — Man hat mir ein neues Commando übertragen und in wenigen Tagen muß ich nach den Antillen segeln.

Lse. Sie wollen fort?

St. Ger. Eine vortreffliche Gelegenheit, mit Ihren Besitzungen in Martinique Bekanntschaft zu machen... mit jenem schönen Lande, wo Sie seit so langer Zeit erwartet werden und wo der Prozeß, in den man Sie wegen der Verlassenschaft Ihres Onkels verwickelt, vielleicht Ihre Gegenwart erfordert. — Ich sage Ihnen nichts von dem Vergnügen, das ich haben würde, Sie auf meinem Schiffe zu sehen, wo Sie als Gebieterin befehlen würden: — um eine solche Reise zu unternehmen, muß man lieben — und Sie, Gräfin —

Lse. Ich? — ich liebe die See nicht — das wissen Sie ja!

St. Ger. Sie sind sehr gütig, sich nicht noch anders auszudrücken... und ich danke Ihnen dafür! — Aber liegt Ihrem Wunsche, in Paris zu bleiben, nicht noch ein anderes Motiv zum Grunde?

Lse. (erregt.) Was wollen Sie damit sagen?

St. Ger. Verzeihung! — jetzt ist die Reihe der Offenheit an mir. — Der Wunsch also, zu gefallen und zu glänzen, dessen Sie sich nicht er-

wehren, führt Ihnen eine Schaar von Anbetern zu, deren Huldigungen Sie dulden. — Ich kenne Sie, Louise, und nie ist ein entehrender Verdacht in meiner Seele aufgestiegen. — Aber Ihre Jugend, meine öfteren Reisen, Ihre Lage, Ihr Aufsehen in der großen Welt, Alles dies hat den Neid erregen, die Eitelkeit Anderer verletzen können. Es ist einem Fat so leicht, die sittlichste Frau von der Welt in's Gerede zu bringen. Schon hat es mir geschienen — und Sie wissen, daß ich nicht der Duldsamste bin — als ob einige indirecte Anspielungen, einige Salonneckereien mir von einem Paar alten Damen, denn von denen geht allemal so etwas aus, absichtlich zugeraunt worden wären.— Dann habe ich um mich geblickt und es ist mir vorgekommen, als ob —

Lse. Was denn, Herr Graf?

St. Ger. Sie sind betroffen.

Lse. Nicht betroffen, aber neugierig zu erfahren —

St. Ger. Was ich weiß? — Nun denn! — Es scheint mir, als ob Ihr junger Cousin, der Vicomte von Langeac —

Lse. (lachend.) Der!

St. Ger. Dieser mittelalterliche Narr! — der seines jetzigen Jahrhunderts sich schämt — der bestiefelte Stallmeister, der im Champ de Mars

oder bei einer Steeple chase dem Lächerlichmachen nachläuft —

Lſe. Und allemal den Sieg davon trägt.

St. Ger. Sie können nicht läugnen, daß er Sie überallhin verfolgt und Ihnen ganz öffentlich den eifrigſten Hof macht. — Noch geſtern —

Lſe. Das iſt wahr! — Ich kann ihn aber doch nicht hindern, mich zu lieben.

St. Ger. Das nicht — aber ich kann ihn hindern, es Ihnen zu ſagen... es öffentlich zu geſtehen. Und wenn er es noch einmal thut —

Lſe. Was thäten dann Sie?

St. Ger. (kalt) Was ich thäte? — Ich würde ihn daran hindern, jemals wieder Jemanden den Hof zu machen.

Lſe. (kalt.) Ach, gehen Sie doch!

St. Ger. (eben ſo.) Auf Ehre! Er iſt ein Narr!

Lſe. (lachend.) Das iſt aber doch kein Grund, die Leute umzubringen! — Da dürften Sie den Degen gar nicht aus der Hand legen, und in Ihrem eigenen Intereſſe beſchwöre ich Sie...

St. Ger. Nun meinetwegen, um Ihnen einen Gefallen zu thun! — dafür aber bitte ich Sie auch wieder um einen.

Lſe. Oh, von ganzem Herzen, wenn es in meinen Kräften ſteht.

St. Ger Ich habe mit Ihnen von dem Sohne eines meiner älteſten Freunde zu ſprechen,

von Emmeric d'Albret, einem jungen Manne von außerordentlichem Talent... den ich sehr liebe und den Sie also eben deswegen vielleicht gar nicht lieben.

Lse. Wie können Sie das denken?

St. Ger. Wenigstens kommt er trotz aller meiner Mühe, ihn an mich zu ziehen, sehr selten zu uns — und an seiner Stelle thäte ich das auch — denn der kalte, eisige Empfang, den er von Ihrer Seite erhält...! Nicht als wäre das nicht den Regeln des Ceremoniels vollkommen angemessen, aber mit Künstlern macht man doch eine Ausnahme davon. — Sie werden nicht zu den officiellen Diners und Soireen zugezogen, aber dafür empfängt man sie außerdem herzlich und ungenirt. — Bei ihm nehme ich's übrigens mit den Besuchen nicht so genau, und wenn er nicht kommt, gehe ich zu ihm. — Ich komme eben von ihm her.

Lse. Sie, Herr Graf?

St. Ger. Da habe ich auch den Muster-Advokaten gefunden, den phönomenalen Praktiker, von dem ich vorhin sprach, Herrn Hector Ballandard.

Lse. Ballandard!

St. Ger. Kennen Sie ihn?

Lse. Ganz und gar nicht — aber der Name ist mir bekannt.

St. Ger. Ohnstreitig aus den Journalen,

den Kaufs-Ankündigungen. Alſo Herr Ballandard und ich haben für unſern Freund Emmeric ein ganz vortreffliches Geſchäft im Sinne — was ich Ihnen erzählen werde, wenn es zu Stande gekommen iſt — denn ſo weit iſt's noch nicht und bis dahin iſt's beſſer, man ſchweigt. Unterdeß hat er ein Werk componirt, das ihn an die Spitze der franzöſiſchen Schule ſtellt, ein Werk, das dem Vaterlande Ehre macht — und dieſe Ehre muß ihm das Vaterland erwiedern.

Lſe. Nun, und alſo?

St. Ger. Ich könnte ſein Anrecht bei dem Miniſter, Ihrem Onkel geltend machen — aber bei der Verhandlung über das letzte an die Kammer gebrachte Geſetz habe ich eine Rede gehalten —

Lſe. Gegen ihn?

St. Ger. Nein, für ihn — und ſo ſähe es aus, als forderte ich die Belohnung meines Dienſtes — während, wenn Sie — ſeine Nichte —

Lſe. Ich, Herr Graf!

St. Ger. Es wäre mir allerdings lieb, aber wenn es Ihnen zu unangenehm iſt —

Lſe. Ganz und gar nicht — und Ihnen zu Gefallen beſonders —

Bedienter (meldend.) Herr Emmeric d'Albret.

St. Ger. Iſt willkommen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Emmeric.

Emm. (nähert sich ehrfurchtsvoll grüßend Louisen.) Befinden sich die Frau Gräfin wohl?

Lf. (kalt sich verbeugend.) Recht wohl, mein Herr. (setzt sich links an ihren Strickrahmen.) Sie haben mit dem Herrn Grafen von Geschäften zu sprechen und so will ich Sie denn nicht stören.

St. Ger. (nimmt Emmeric mit nach links, leise zu ihm.) Ich kann mir wohl denken, daß Sie mir viel zu erzählen haben. — Sie kommen von ihr?

Emm. (unruhig.) Das heißt, Herr Graf —

St. Ger. Ah, Sie hatten es uns versprochen.

Emm. Und that es auch — nicht ohne Zagen, das gestehe ich Ihnen — es war aber Besuch dort, auf den ich nicht gefaßt war — und da konnte ich noch nicht sprechen.

St. Ger. (lachend.) Das war Ihnen gewiß sehr lieb.

Emm. (naiv.) Allerdings — denn alles was eine solche Erklärung noch verzögern kann —

St. Ger. (lächelnd.) Nun, was sagte ich Ihnen? — Da sehen Sie schon! — Man bricht solche Ketten nicht nach Lust und Belieben.

Emm. Ich werde es aber doch! Das ſchwöre ich Ihnen.

St. Ger. Nun, ſo müſſen Sie wieder hingehen, müſſen ihr alles ſagen, und das ſo bald als möglich.

Emm. Ja, Herr Graf.

St. Ger. Vortrefflich! — Sobald alſo alles beendigt iſt, ſehe ich Sie heut' noch wieder.

Emm. Bald, hoffe ich — dieſen Abend noch.

St. Ger. Wie es Ihnen recht iſt. Ich erwarte auch Ihren Freund Ballandard, der, wenn er aus dem Juſtizpalaſte kommt, mich beſuchen will. Vorher will ich noch die Papiere in Ordnung bringen, die ich ihm verſprochen habe und deren er zu unſerm Prozeß bedarf. — Sie erlauben alſo —

Emm. (ſich verbeugend.) Herr Graf —

St. Ger. (ihm die Hand gebend.) Auf baldiges Wiederſehn. (geht durch die Mittelthür ab.)

Dritter Auftritt.

Louiſe. Emmeric.

Emm. (nähert ſich nach einem augenblicklichen Zögern Louiſen, die noch immer mit Sticken beſchäftigt iſt.) Die Frau Gräfin haben das Billet zu der Oper erhalten, das ich die Ehre hatte Ihnen zu überſenden?

Lfe. (lächelnd.) Ja ... ich habe die Ehre gehabt — eine vortreffliche Loge — im erſten Range zwiſchen den Säulen — gerade wie ich's wünſchte — ich habe Ihnen recht viele Mühe gemacht — ich bin nun einmal ſo eine Egoiſtin — ich habe nur an mich gedacht — und an das Vergnügen, einen ganzen Abend — mit und neben Ihnen zu verleben.

Emm. (verlegen.) O gewiß — aber die Menſchenmenge, die Sie gewöhnlich umgiebt. —

Lfe. Wir werden freilich nicht tête à tête ſein, das weiß ich wohl, und kaum werde ich Sie ſeh'n und ſprechen können, aber ich werde doch wiſſen, daß Sie hinter meinem Stuhle ſtehen. — (ſchnell.) Sein Sie nur ruhig, ich werde mich nicht umdrehen ... aber wenn ich es doch wollte, ... ſo würde es nur von mir abhängen, und das iſt ſchon viel. ... Und dann das Gefühl ſchön zu ſein — in Ihren Augen — denn ich werde auf's reizendſte angezogen ſein, und man wird mich bemerken. — (ſchnell.) Achten werde ich nicht darauf, das verſpreche ich Ihnen ... aber Sie — Sie werden es hoffentlich ſehen. ... Auch mag die Oper ſo ſchlecht ſein, als ſie nur immer will — ſchadet nichts — ich verſpreche Ihnen im Voraus, daß ich entzückt ſein werde und mir alles köſtlich vorkommen wird.

Emm. Wahrhaftig! — ich weiß nicht, wie ich Ihnen ſagen ſoll. —

Inhalt.

Die webende Penelope, von C. A. Böttiger (zur Erläuterung des Titelkupfers von Schnorr und Böhm). . . . . Seite v

Erzählungen:

Die Schildjungfrau, von Friedrich Laun (mit Kupfer von Näke und Reinhold). . 1

Der Johannisabend, von Louise Brachmann (mit Kupfer von Lud. Schnorr und Rosmäsler). 38

Polydor von Caravagio, von Theodor Hell (mit Kupfer von Näke und Riss). . . 65

Das Wiedersehen an der Luisenkirche, von Friedrich Gleich (mit Kupfer von Ramberg und Jury). 121

Die Schwüre der Treue, von Ludwig von Germar (mit Kupfer von V. Schnorr und Frosch). 191

Gedichte.

Puppenspielers Klage, von Theodor Hell (mit Kupfer von Ramberg und Jury). . 281

Lſe. Was denn? mein Herr.

Emm. Daß ich morgen — Sie nicht werde begleiten können.

Lſe. Mein Gott! — es iſt Ihnen doch kein Unglück begegnet — kein Unfall — nein, nein, wohl nur das Geſchäft, von dem ich vorhin hörte — ein wichtiges Geſchäft für Sie. — Ei, da müſſen Sie hingehen, lieber Freund, das verſteht ſich! — Ich werde zu Hauſe bleiben — es findet ſich ſchon irgend ein Vorwand — ich entſage meinem Vergnügen, oder vielmehr — es giebt keins mehr für mich, ſobald Sie nicht da ſind, und dann iſt dies wohl auch ein Grund für Sie, daß Sie heut' bei uns diniren und den Abend bei uns zubringen, wozu Sie hierdurch eingeladen ſind.

Emm. Ich!

Lſe. Ich kann es — ich habe ein Recht dazu: — man hat mir vorgeworfen, daß ich Sie nie einlade — und man hatte Recht — ich wagte es nicht — ich wage es nie — verzeihen Sie mir — denn ich habe ſo viele Urſachen. ...

Emm. Ich weiß es.

Lſe. So viele Urſachen zur Beſorgniß! — Dieſe Welt, die uns nicht beobachtet und uns doch zu errathen ſcheint ... dieſe Nebenbuhler, deren erwachte Eiferſucht —

Emm. (ſchnell.) Nur zu wahr!

Lſe. Andere noch ſchrecklichere Gefahren ... andere Vorwürfe ... andere Qualen ... meine Familie — o laſſen Sie mich ſchweigen! — noch einige Tage und eine beſſere Zukunft zeigt ſich uns ... wir werden weniger Gram, weniger Unruhe und Zwang haben; denn man ſoll ſich entfernen ... man ſoll abreiſen ... man hat es mir geſagt. (ſchnell.) Und man hat mir ſogar vorgeſchlagen, Paris zu verlaſſen. — Doch Sie verlaſſen — nie!

Emm. (für ſich.) O mein Gott!

Lſe. Ohnſtreitig wird man dieſen Abend oder beim Diner mit Ihnen davon ſprechen.

Emm. Nein, Louiſe — ich komme nicht.

Lſe. (ſtaunend.) Weder heut' Abend — noch morgen?

Emm. Noch morgen.

Lſe. Und wann denn, mein Freund, wann?

Emm. Nie! — Ich darf Sie nie wiederſehen!

Lſe. Unmöglich! — Ich habe falſch gehört! — Das waren Sie nicht, der das ſagte!

Emm. Nein! es iſt eine ſtärkere, eine mächtigere Stimme, als die meine — es iſt die der Ehre und der Dankbarkeit. Es giebt auf der Welt noch eine drückendere Laſt, als meine eignen Vorwürfe — Wohlthaten, gegen die ich vergebens anſtrebe! eine Freundſchaft, die mich niederbeugt

und zu Boden drückt — die Ihres Gemahl! — Ich verdanke ihm zu viel!

Lse. Und mir, mein Herr, mir verdanken Sie nichts? Diese Vorwürfe, die Sie sich selbst machen, — glauben Sie, daß sie mir unbekannt sind? — glauben Sie denn, daß nicht auch ich, so wie Sie, mich schäme zu hintergehen und zu heucheln — und daß noch eben jetzt, — vor Ihrer Ankunft, von seiner Offenheit, von seiner Biederkeit erschüttert — ich im Begriff stand, alles zu entdecken.

Emm. O Himmel!

Lse. Da dachte ich an Sie und ich hielt ein! ... ja, mein Herr, ich zitterte für Sie — für Sie allein ... denn ich, ich wußte mich zu vertheidigen: ich hätte ihn gefragt, ob der Sclave, den er so lange unterdrückt und verachtet hatte, nicht das Recht besitze, seine Kette zu brechen — ich hätte ihm die unwürdige Nebenbuhlerin unserer Verbindung in's Gedächtniß zurückgerufen und die Beleidigungen, die ich schweigend ertrug ... ich hätte es ihm bewiesen — denn ich besitze diese Briefe — ich habe sie aufgehoben — sie sind meine Vertheidigung, meine Rechtfertigung — wenn sonst nichts auf der Welt mich rechtfertigen könnte.

Emm. Was sagen Sie?

Lse. Nein — nein — ich täusche mich nicht! bin ich in seinen Augen vielleicht zu entschuldigen, bin

ich es nicht in den meinen, und doch wissen Sie, ob ich gekämpft, ob ich der Neigung, die mich hinriß, widerstanden habe — über die ich doch noch gesiegt hätte, wenn eine unselige, lügenhafte Nachricht mich nicht hintergangen. — Ich hielt mich für frei ... und da war ich es, die trotz des Abstandes, der in den Augen der Welt uns trennen konnte — ich war es — denn ich war die Reichere — ich, die Ihnen ihr Vermögen, ihre Hand antrug — denn ich liebte Sie! — Und als diese fälschlich verbreitete Todesnachricht endlich und nur zu spät widerlegt ward — da wurde eine Liebe, die ich für edel und erlaubt gehalten hatte, zum Verrath. — Ich war strafbar — denn ich war Sclavin: — es war mir verboten, Sie zu lieben — in dem Augenblicke, wo ich Sie mehr liebte, als je — wo ich Sie auf ewig liebte!

Emm. Oh, Sie sind es nicht, nur ich bin es, der strafbar ist! Ich bin es, der keine Gnade verdient!

Lse. Um so besser! — desto größer wird das Glück für mich sein, Ihnen zu verzeihen! Und wenn keine andern Gründe vorhanden sind —

Emm. Sie sind es — persönliche für mich — von mir ausgehend, von meinem eignen Willen.

Lse. Und freiwillig wollen Sie mich verlassen? — nein, das ist nicht möglich! Sie täuschen

mich! — Sie wenden Ihr Gesicht ab — O Gott! was man mir eben erzählte! — [auch er vielleicht! Verdacht gegen Herrn v. Langeac!

Emm. (zornig.) Herr v. Langeac!

Lse. (freudig.) Eifersucht! — also noch eifersüchtig! — O wie schön das von Ihnen ist! — das hoffte ich nicht mehr — ich zitterte, daß Sie es nicht wären — und sehen Sie, wie ungerecht ich war. — Noch diesen Morgen sagte ich zu mir: er hat es nicht einmal bemerkt — während ein andrer! — Nun denn, ja! — seit einiger Zeit glaubte ich bei Ihnen — Kälte, Gleichgültigkeit zu finden — es kam mir wenigstens so vor, o, verzeihen Sie meiner Schwachheit! man fürchtet so leicht, wenn man liebt! Um Sie nun auch Unruhe und Eifersucht kennen zu lehren, wurde ich kokett — aus Verdruß — oder vielmehr aus Liebe. — Es war nicht recht, ich gestehe es und klage mich selbst an — aber ich bin hart dafür bestraft worden — und erst gestern habe ich den ganzen Umfang meines Fehlers bemerkt. — Jener Fat, der von mir keine andere Ermunterung als mein Schweigen erhielt, hat es gewagt, als er mir die Hand gab, um mir in den Wagen zu helfen — mir ein Billet zuzustecken.

Emm. (voll Zorn.) Ist's möglich?

Lse. Das ich ihn vor die Füße würde geworfen, vor seinen Augen zerrissen haben — wenn mein Mann nicht zugegen gewesen wäre. — Sie

kennen ihn, es wäre um den Vicomte geschehen gewesen — und wider meinen Willen mußte ich —

Emm. Sie haben das Billet behalten?

Lse. Um es Ihnen zu übergeben — Ihnen zu zeigen. — Ich habe es nicht einmal gelesen — da liegt es in meinem Secretair — und Sie mögen nun selbst sehen. —

Emm. Dessen bedarf es nicht.

Lse. Und dann vergaß ich noch — denn ich will Ihnen alles sagen — daß der Vicomte mich gestern Abend bat, ihm für morgen einen Platz in meiner Opernloge zu erlauben.

Emm. Und Sie thaten es?

Lse. (zärtlich.) O nein, das schlug ich ab — denn in meinem Herzen lebte schon die Hoffnung, daß Sie kommen würden — daß ich diesen Abend in Ihrer Nähe verleben könnte — und jetzt, wo ich demüthig und reuig all mein Unrecht eingestanden habe, wird sich Ihr gewalt'ger Zorn nicht legen? Verdient jenes Plätzchen, das ich für Sie aufhob und so tapfer vertheidigte, nicht einige Nachsicht?

Emm. (bewegt.) Louise! —

Lse. (sanft.) Und Sie kommen nicht wahr? — Warum sich nun noch wehren?

Emm. Weil ich es muß! — weil ich gegen meinen eignen Willen im Begriff stand, meinen Entschluß zu vergessen — weil —

Lſe. (ernſt.) Weil Verdruß oder Eigenliebe Ihnen nachzugeben verbieten. — Das iſt nicht gut, mein Herr! — das iſt ſehr bös! — Denen, die man liebt gegenüber, giebts weder Eitelkeit noch Stolz mehr. — Und jetzt — nachdem ich gebeten hatte, befehle ich nun. — Sie begleiten mich morgen in die Oper — in meine Loge — Sie bleiben darin — wenn Sie mich lieben — und ich ſetze nur noch ein Wort hinzu: wenn Sie nicht kommen ... iſt alles zwiſchen uns aus! (geht links ab.)

Vierter Auftritt.

Emmeric allein, dann Hector.

Nein — nein! — ich werde es nie vermögen, und ſo lange ſie da iſt, ſo lange ich ſie ſehe, ſo lange ich dieſen Ton ihrer Stimme höre — mag der, der mich der Schwäche beſchuldigt, unerſchütterlicher oder grauſamer ſein, als ich! Ich, ich vermag es nicht, ſo vieler Liebe gegenüber, einzugeſtehen, daß ich ein Treuloſer, ein Undankbarer bin. (er legt ſeinen Hut auf den Tiſch links.) Wohlan denn! in Erwartung andern Muths laßt mich wenigſtens den des Schweigens — den der Entfernung haben! — Da ſie mir ſelbſt das Mittel zum Bruche darbietet, ſo ergreife ich es — und morgen werde ich nicht — nein, ich werde nicht in die Oper gehen! Ich ſchwöre es! —

Sie wird mich verſtehen, und ohne Aufſehen, ohne Erklärung wird alles geſagt — alles geendet ſein! (Hector tritt durch die Mitte ein.) Ah, da biſt du ja!

Hect. Ja, mein Freund — Anwalt und Rathgeber des Herrn von Saint Geran. Eine köſtliche Clientel, die ich Dir verdanke. Ich komme wegen ſeines Prozeſſes. — Seit Jahrhunderten ſaß er auf dem Trocknen, aber mit meiner Hülfe wollen wir das weite Meer gewinnen und auf eine Art manövriren. —

Emm. Oh nimm Dich nur in Acht, man ſpricht ſonſt, Du ſeyſt der Seebär.

Hect. Das iſt wahr; ich identificire mich ſo ſehr mit meinen Clienten, daß — Aber was führt Dich hierher? — Du kommſt wohl auch, um ihm wegen eines Geſchäfts Nachricht zu bringen — wegen des Deinigen?

Emm. Ja, mein Freund.

Hect. (ſchnell und halb leis.) Erzähle mir das doch auch — Du kommſt von ihr.

Emm. Ja! — ich komme vom andern Ende von Paris her — im Augenblicke.

Hect. Nun?

Emm. Nun denn, mein Freund — alles iſt zu Ende — alles abgebrochen — oder wenigſtens eben ſo gut.

Hect. Vivat! Vivat! — Und Herr von St. Geran der behauptete, man komme damit nie

zum Ziele! — Ich mache Dir mein Compliment — für Dich und mich.

Emm. Wie so?

Hect. Ich hätte leicht noch einmal compromittirt werden können! — Du weißt gar nicht, was für Folgen eine solche Freundschaft, wie die Deine hat — es ist gar zu gefährlich! — Ich komme von Deinem Onkel, der Dich beiläufig erwartet.

Emm. Ja, ich versprach ihn und die Cousine zu ihrem ersten Ausgange abzuholen.

Hect. Nun, und weißt Du, wen ich dort getroffen habe — im Gespräche mit seiner Tochter? — meine Victoria Giraut!

Emm. Deine Flamme?

Hect. Sie kennen sich. Herr Giraut, der Weinhändler, der alljährlich Medoc und St. Emilien aufkauft, nahm dann und wann seine Tochter mit nach Bordeaux — zu Deinem Onkel Clerambeau, seinen Geschäftsfreund — und die beiden Mädchen haben eine gewaltige Freundschaft für einander —

Emm. Nun, wo ist denn da etwas Böses?

Hect. Das erräthst Du nicht? — Deine Louise wird ihr alles gesagt haben. — Diese jungen Mädchen sind so schwazhaft! — Folglich auch von der Eroberung, an der ich so unschuldig bin, und die Du an meine Ordre abgetreten hast — von dem Briefe — der Leidenschaft — von der ich blos der Deckmantel und Umschlag bin.

Emm. (sucht ihn zu trösten.) Vielleicht auch nicht.

Hect. Da giebts kein vielleicht mehr. Ich bin dessen nur zu gewiß, denn in dem Augenblicke, als ich aus dem Zimmer Deines Onkels kam, sagte Victoria zu mir: Aha! Herr Hector Ballandard machen Opferlämmer und richten Unglück in der großen Welt an, und stehen im Briefwechsel mit Gräfinnen und Baronessen! — Da siehst Du, woran Du Schuld bist. — Ich wollte läugnen, ohne Dich zu verrathen, und dabei stellte ich mich so linkisch und verlegen an, daß man es für Discretion hielt. — Und jetzt könnten Du und ich die Wahrheit sagen, sie glaubten es doch nicht.

Emm. Nun, so wollen wir gar nichts sagen.

Hect. Gar nichts? — und meine Heirath, die zurückgehen wird! — das wäre mein Unglück! —

Emm. Nur noch einige Tage Geduld, und dann rechtfertige ich dich selbst bei der Familie Giraut, und will Dir so viele Beweise liefern, daß man endlich doch daran glauben muß.

Hect. Nun, meinetwegen — denn Victoria hat köstliche schwarze Augen, und ob sie gleich nur eine Stunde von Paris geboren ist, würdest Du sie doch für eine Spanierin halten. — Und dann hat sie auch 200,000 Francs Mitgift. — Und wenn man verliebt ist —

Ulrich, eine Erzählung von K. G. Prätzel. Seite 286
Tägliche Haustafel, von Fr. Kuhn. . . 298
Arachne, von Philippi. 302
Häuslichkeit. 309
Ein Wort vom Wetter, von Trautschold. . 312
Arm Aennchen, von Fr. Kuhn. . . . 315
Erklärung der Landschaften. 319
Erklärung der Kupfertafel für Strick- und Stickarbeiten, von Fr. Eckert. 325

Emm. In die Mitgift?

Hect. Bewähre! — Aber alles das ist so eng mit einander verbunden, daß ich es um alles in der Welt nicht trennen möchte — in meiner Zuneigung. Uebrigens, lieber Freund, hast Du für Euch Beide recht wohl daran gethan, zu brechen, denn zu Dir im Vertrauen gesagt — diese Liebschaft fing schon an ruchbar zu werden.

Emm. Was Du sagst!

Hect. Ich hörte davon eben sprechen — ich, der von gar nichts weiß.

Emm. Und wo denn?

Hect. An einem Orte, der eben nichts Geheimnißvolles hat — im Café Tortoni — wo ich nach dem Besuche bei deinem Onkel hingegangen war — es liegt gerade gegenüber. Drei junge Leute, die dort frühstückten und sehr viel schwatzten und tranken: — einer davon nannte Deinen Namen; — ein großer junger Mann mit blondem Barte, wie eine umgekehrte Pyramide — eine Physiognomie à la Werther, lang, träumerisch und bleich.

Emm. (für sich.) Der Vicomte Langeac!

Hect. Der andere sagte zu ihm: Es wäre doch unerhört, wenn der junge Musikmacher Dich ausstechen sollte! Aber — „das Ohr ist ja der Weg zum Herzen" — und ich wette darauf, daß er von dem Platze Gebrauch machen wird, den sie Dir auf morgen in der Oper verweigerte, —

Das will ich ihm schon verbieten, — und wie? — Die Gräfin ist meine Verwandte, ich habe ein Recht über ihren guten Ruf zu wachen, und wenn ihr Mann nichts sieht, so werde ich, ich mich wenigstens dagegen setzen, daß man sie nicht compromittirt. Ich werde an Emmeric schreiben, daß ich ihm verbiete, morgen mit ihr in die Oper zu gehen. Ich werde ihm schreiben, Ihr seid meine Zeugen, und ich schwöre Euch, daß er nicht geht. Wenn aber doch —

Emm. Der Unverschämte!

Hect. Was thut Dir denn das, da Du sie ja doch nicht mehr siehst, da alles zwischen euch zu Ende ist?

Emm. Nein, nein! jetzt darf noch nichts zu Ende sein!

Hect. Und warum?

Emm. Warum? Weil Du nicht weißt, daß so eben bei ihr — diese verwünschte Opernloge!

Hect. Nummer 10. zwischen den Säulen, ich habe es nicht vergessen.

Emm. Nun dann! sie hat mir einen Platz angeboten und dabei gesagt, daß ich morgen kommen müßte, oder alles sei zwischen uns aus. — Schon war ich entschlossen, nicht hin zu gehen.

Hect. Vortrefflich!

Emm. Doch jetzt, nach dem was Du mir gesagt hast — kann mich um meiner selbst, meiner Ehre wegen nichts abhalten, dennoch zu gehn.

Hect. Da ist ja kein Menschenverstand darin! denn gesetzt, daß ich nichts gesagt hätte. —

Emm. Und dieser beleidigende Brief, den ich ohnstreitig bei mir zu Hause finden werde! Er sollte glauben, daß ich mich vor ihm fürchte, daß ich ihm gehorche? nein, nein! ich gehe!

Hect. Du wirst nicht gehen!

Emm. Ich sage Dir, ich werde!

Hect. Und ich sage Dir, nein! — Ah, der Herr Graf! (er geht ihm entgegen.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von St. Geran.
(er hat Papiere in der Hand, die er auf den Tisch links legt.)

St. Ger. Was giebts denn, meine Herren?

Hect. Ich rufe den Herrn Grafen zum Schiedsrichter auf!

Emm. (für sich, voll Schrecken.) O mein Gott!

St. Ger. Ich bringe Ihnen die Papiere zu meinem Prozesse.

Hect. Und ich habe Ihnen einen andern zur Entscheidung vorzulegen.

Emm. Hector! ich bitte dich!

Hect. Ei das ist unrecht, wenn Du Dich nicht von uns leiten lassen willst! Die Leute, die ihren Verstand beisammen haben, müssen doch diejenigen zurecht weisen, die keinen mehr besitzen.

St. Ger. Nicht mehr wie billig: aber um was handelt sich's denn?

Emm. Nein, Du wirst schweigen!

Hect. Ich bin Advokat — und ich werde reden! Ich werde die Lage der Sache auseinandersetzen und der Gerichtshof (auf St. Geran zeigend.) wird entscheiden. (auf Emmeric zeigend.) Er kommt vom andern Ende von Paris hieher, kommt von ihr, wie er es uns versprochen hatte.

St. Ger. Ah, Sie sind also wieder hingegangen? — Vortrefflich!

Hect. Ja, vortrefflich! — aber warten Sie nur, er hat gebrochen.

St. Ger. Noch besser.

Hect. Allerdings — aber nun geht alles wieder zurück — wegen einer Begebenheit, wegen eines unerwarteten Umstandes!

St. Ger. Sagte ich's nicht? Es treten immer dergleichen in dem Augenblicke ein, wo man schon glaubte, daß alles zu Ende sei.

Hect. Eine elende Kleinigkeit — eine Loge auf morgen in die Oper. —

Emm. Hector! um des Himmels willen.

Hect. Werde immer böse.

Emm. Ja, das werde ich auch!

St. Ger. (zwischen beide tretend.) Lassen Sie uns doch sehen, lieben Freunde, ob es kein Mittel giebt, diese wichtige Angelegenheit auszugleichen — und ob ich Ihnen nicht beistehen kann. —

Hect. Ich verlange ja weiter nichts, denn wenn Sie sich darein mischen, wird sich alles ausgleichen.

Emm. (für sich.) Wir sind verloren!

Hect. Man hat ihm nämlich gesagt: wenn Sie morgen nicht in meine Loge kommen, ist alles zwischen uns aus.

Emm. (zornig.) Hector!

Hect. Seine eigenen Worte — Du sagtest sie mir selbst, und daß total gebrochen sei. — Da verbietet aber nun ein Nebenbuhler, ein Fat, unserm Emmeric dahin sich zu begeben, und er, der erst nicht wollte, der entschlossen war, nicht dahin zu gehen, antwortet mir jetzt —

St. Ger. Daß er gehen wird.

Hect. Das ist ja ganz toll und verrückt! nicht wahr?

St. Ger. Aber auch ganz natürlich.

Emm. (schnell.) Nicht wahr? Herr Graf?

St. Ger. Ohne allen Zweifel, und ich würde gerade eben so handeln.

Hect. (läßt betroffen die Arme hängen.) Nun! das ist mir doch zu viel.

St. Ger. Nein, gerade das Rechte! und wenn Sie mir die Sache zur Entscheidung überlassen —

Hect. u. Emm. Ja, mit Vergnügen!

St. Ger. (ernst.) Weil Emmeric. genöthigt ist, mit jener Dame zu brechen, so muß er sie nicht wieder sehen.

Hect. Bravo!

St. Ger. Noch in ihrer Loge erscheinen.

Hect. Vortrefflich gerichtet!

St. Ger. Er kommt also in die meine — wir haben eine.

Emm. (bestürzt.) Herr Graf!

St. Ger. Mit seinem Schwiegervater und seiner Braut Aline, die ich einladen werde.

Emm. Erlauben Sie!

St. Ger. Unter den Augen und Angesichts dessen, der Sie herausgefodert hat. — Sie werden mir ihn zeigen und im Zwischenakte mir den Arm geben. Wir werden dann schon Mittel haben, ihn aufzufinden und in seine Nähe zu gelangen. Dann werde ich ihm vor Allen, die um ihn stehen, sagen, daß ich Ihnen und Ihrer Braut in meiner Loge einen Platz angeboten habe, den Sie anfangs ausgeschlagen — und wenn wir während dessen in seinen Zügen das geringste Zeichen des Zweifels oder Unglaubens sehen, so erlaube ich Ihnen, ihn

darüber zu Rede zu ſtellen. — Ich bin dann da, bin Ihr Secundant.

Hect. Ach du mein Gott!

St. Ger. Oh, man muß nicht glauben, daß ſolch ein Bruch nicht auch einige Degenſtöße oder ſo etwas mit ſich bringe.

Emm. Das weiß ich, Herr Graf, und erwarte es — wünſche es ſogar. — Ich werde in Ihre Loge kommen, werde —

Hect. Nun meinetwegen, und im Nachhausegehen kann man Deinen Onkel, der Dich erwartet und vielleicht ſchon ungeduldig geworden iſt, die Einladung des Grafen für morgen eröffnen.

St. Ger. Ganz Recht! (zu Emmeric.) Darum gehen Sie geſchwind, während wir hier von unſerm Prozeſſe ſprechen.

(Emmeric holt ſeinen Hut vom Tiſche.)

Hect. Wie Sie befehlen.

St. Ger. Und wenn Herr Ballandard morgen ſeine Freunde in die Oper begleiten will. —

Hect. Wie? wahrhaftig! Sie wollen die Güte haben, Herr Graf? (für ſich.) O Victoria! — Wenn die auch mit hingehen könnte! (laut.) Aber ich fürchte unbeſcheiden zu ſein, Ihnen läſtig zu fallen. —

St. Ger. (lächelnd.) Ganz und gar nicht — eine ungeheuer große Loge. — Im erſten Range Nr. 10. zwiſchen den Säulen. —

Hect. u. Emm. (bestürzt bei Seite.) Mein Gott!

Emm. (der seinen Hut geholt hatte und gehen wollte, bleibt stehen.)

St. Ger. Meine Frau hat sie von einer Freundin bekommen, die sie ihr abgetreten hat. Es war schwierig, denn man riß sich darum. (sich zu Emmeric wendend, der gehen wollte, aber stehen blieb und Hector Zeichen macht.) Nun? — was haben Sie noch?

Emm. Nichts! — Herr Graf. — Die Unruhe — die Erregung — natürliche Folgen —

St. Ger. Des Gegenstandes, über den wir sprachen. — Eilen Sie nun zu Alinen — ihrer Braut. — Schon ihr bloßer Anblick wird Sie beruhigen. — Adieu, mein Freund — auf baldiges Wiedersehn. (Emmeric geht voll Unruhe ab.)

Sechster Auftritt.

Hector. Herr von Saint Geran.

St. Ger. (der Emmeric begleitete.) Armer junger Mensch! — er ist wirklich ganz betroffen! — (Hector ansehend.) Aber Sie auch!

Hect. (für sich.) Ich habe keinen Blutstropfen mehr in den Adern.

St. Ger. Dieselbe Physiognomie. —

Hect. (stammelnd.) Ich — ich liebe — den theuern Emmeric so sehr — daß — daß alles, was ihn betrifft —

St. Ger. (lacht.) Ganz begreiflich! Orest und Pylades hatten nur Ein Herz — das ist wahr — aber nicht dasselbe Gesicht — und das Ihre ist unbezahlbar!

Hect. Sie sind sehr gütig! (für sich.) Ich weiß nicht mehr, was ich sage!

St. Ger. Also nun zu unserm Prozesse — denn bei Ihnen ist guter Rath nicht theuer — und Sie besitzen besonders in Geschäftssachen eine Klarheit, eine Einsicht — die mich ungemein erfreut hat. — Hier sind die Papiere, von denen ich mit Ihnen sprach. (auf den Tisch rechts zeigend.) Wenn Sie also wollen, können wir sie hier zusammen durchgehen. (er nimmt sie und setzt sich an den Tisch links, Hector gegenüber.)

Hect. (während der Zeit rechts, vorn auf der Bühne.) Dieser fürchterliche Mensch! — wenn das entdeckt wird! — Emmeric — und auch ich, den man für den Mitgenossen in diesem verrätherischen Complot ansehen wird —

St. Ger. (sitzend.) Nun, wenn Sie wollen.

Hect. Herr Graf! (er setzt sich dem Grafen gegenüber)

St. Ger. Hier sind pro primo die Papiere, welche unsere Verwandtschaft beweisen — und folglich unser Recht an die Verlassenschaft? —

Hect. (immer unruhig.) Vortrefflich, Herr Graf! Sie sagten eine Verlassenschaft? —

St. Ger. Von der ich mit Ihnen gesprochen habe — unsers Onkels, der kinderlos in Martinique gestorben ist. — Er war der Onkel meiner Frau. —

Hect. Ihrer Frau Gemahlin! — (sich vergessend.) Oh, wenn ich das gewußt hätte!

St. Ger. Was denn?

Hect. (sucht einzulenken.) Daß Ihr Onkel in Martinique ohne Kinder gestorben ist.

St. Ger. Aber Sie wußten es ja — ich habe es Ihnen bereits mitgetheilt — und aus diesen Schriften werden Sie sehen, daß unser Großonkel —

Hect. Der auf Martinique? —

St. Ger. Nein doch! — sein Vater hatte eine Saint Dizier geheirathet, die ebenfalls unsere Großmutter ist, so daß von beiden Seiten die Erbschaft uns zufallen müßte, weil sie die Tante meiner Frau war. — Nach der genealogischen Reihenfolge ist nun unser Onkel —

Hect. (mit Unruhe aber schnell.) Aha — jetzt besinne ich mich wieder — vortrefflich! — Ihr Großonkel war — seine Tante. —

St. Ger. (mit Lachen ausbrechend.) Was schwatzen Sie da?

Riedel sc. 1810.

St Albans Abbey.

Hect. Verzeihung, Verzeihung. — (für ſich.) Gott, was für Schande mache ich mir! (laut.) Ich geſtehe Ihnen, daß ich ungeheuern Kopfſchmerz habe — eine Migraine — die mich verhindert — zu ſehen und zu begreifen.

St. Ger. Wahrhaftig! — Ihre Hand iſt eiskalt.

Hect. Und mein Kopf glüht.

St. Ger. Da muß ich Sie um Vergebung bitten, daß ich in einem ſolchen Augenblicke mit Ihnen von Geſchäften ſprechen wollte. — Wir verſchieben unſere Conferenz auf einen andern Tag.

Hect. (ſich die Stirn trocknend.) Ich ſchöpfe wieder Athem!

St. Ger. Um ſo mehr, da meine Frau hier kommt.

Hect. (für ſich.) Da geht wieder die Angſt los! —

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Louiſe (ſchnell eintretend).

Lſe. (zu St. Ger.) Ach, Herr Graf, ich muß Ihnen das allerglücklichſte Zuſammentreffen mittheilen!

St. Ger. (ſie unterbrechend.) Herr Ballanbard, unſer Avoud — unſer Freund — ich habe die Ehre ihn Ihnen vorzuſtellen.

Hect. (für ſich.) Alle Wetter, iſt die ſchön! — wenn — (ſich unterbrechend.) Einerlei! für den Preis hier, möchte ich ſie lieber gar nicht ſehen!

St. Ger. Ein Mann voll Talent, wenn er nicht Kopfſchmerz hat.

Hect. (ſucht zu lächeln.) Das iſt wahr — ich bin dem ſehr ausgeſetzt. — (ſich unterbrechend.) Du mein Gott, was ſage ich nun da wieder!

St. Ger. (zu Hector.) Zu viel Beſcheidenheit! — (zu Louiſe.) Ich bin ſo frei geweſen, ohne erſt um Deine Erlaubniß zu bitten, für morgen ihm einen Platz in Deiner Opernloge zu überlaſſen.

Lſe. (voll Liebenswürdigkeit.) Sie konnten im Voraus meiner Zuſtimmung und meines Dankes verſichert ſein.

St. Ger. Er wird mit Emmerie d'Albret, ſeinem Freunde kommen, der mir es eben auch verſprochen hat.

Lſe. (macht eine freudige Bewegung, faßt ſich aber und ſagt kalt.) Daran thut er ſehr wohl — es freut mich.

St. Ger. (lächelnd.) Das heißt, es iſt Ihnen unangenehm.

Lſe. (kalt.) Bewahre!

St. Ger. Ei du mein Himmel, ich ſehe es ja — ich kenne Sie!

Lſe. Sie irren ſich doch.

Hect. (für sich, indem er sich abwendet.) Ich fürchte, daß sie mir's an den Augen ansehen!

Lse. Der Beweis davon, Herr Graf, daß ich Ihnen nach Ihren Wünschen sehr gute Nachrichten über ihn mittheilen kann.

St. Ger. Wie denn so?

Lse. (schnell und freudig.) Oh, es ist ein einziger Zufall — unbezahlbar — aber heute habe ich nun einmal Glück in Allem.

Hect. (für sich.) Das ist nicht mein Fall!

Lse. Ich wollte eben ausfahren und einen Besuch abstatten, den Sie gewünscht hatten, als ein Wagen in den Hof unseres Hotels fuhr.... Schon wollte ich sagen lassen, ich sei nicht zu Hause — da meldete man mir — nun! Sie errathen es nicht! — meinen Onkel.

Hect. (schnell.) Den aus Martinique — (innehaltend.) Was sage ich nun wieder! er ist ja todt.

Lse. Den theuren Onkel, der mich so lieb hat und den ich nie zu sehen bekomme! — Ganz natürlich, wenn man Minister ist — hat man keine Zeit, weder um Familie noch Freunde zu haben — man gehört ganz —

St. Ger. (kalt.) Seinen Feinden!

Lse. (freudig.) Vollkommen wahr, Herr Graf! — Da habe ich denn auf der Stelle an meine Petition oder vielmehr an die Ihre gedacht — und der Minister hat mit dem gefälligsten Lächeln

mir zu antworten beliebt, daß das eine Perſon von Talent ſei — was wahr iſt — und daß er ſchon an ihn gedacht habe — was vielleicht nicht eben ſo wahr iſt und ihm nur deſto mehr Ehre macht.

St. Ger. Alſo bewilligt?

Lſe. Nun ja, Herr Graf!

St. Ger. (zu Hector tretend.) Nun, da hören Sie! — Emmeric, Ihr Freund, erhält das Kreuz der Ehrenlegion.

Hect. (ſtotternd.) Ich bin entzückt!

St. Ger. (lächelnd.) Sie werden es nicht allein ſein — es wird ein Paar Perſonen in der Welt geben, denen dieſe Nachricht noch mehr Freude machen wird.

Lſe. Wem denn?

St. Ger. (halbleis in das Ohr ſeiner Frau.) Seinem Schwiegervater und ſeiner Braut.

Lſe. (beſtürzt.) Seinem Schwiegervater!

St. Ger. (wie oben und heiter.) Nun ja doch! — Das war ja die Angelegenheit, womit wir uns beſchäftigten und von der man nicht eher ſprechen durfte, als bis ſie völlig in Ordnung. — Jetzt iſt ſie es — von dieſer königlichen Gnade hing ſeine Heirath ab: — und Ihnen verdankt er ſie! (Zu Hect.) Ich will nun auch ſelbſt, da man nicht zu ſchnell gute Nachrichten erfahren kann, ſeinen Schwiegervater davon in Kenntniß ſetzen.

Lſe. (für ſich.) Und ſein Beſuch heut früh —

seine Reden — seine Verlegenheit — Oh! welche Falschheit!

(Louise bleibt vorn rechts stehen, St. Geran nimmt die Papiere vom Tische und trägt sie in sein Cabinet, dessen Thüre er offen läßt. Hector sucht unbemerkt durch die Mitteltüre sich zu entfernen. Louise bemerkt es und hält ihn zurück.)

Lse. (ihre Unruhe verbergend und ein anmuthiges Wesen annehmend.) Herr — Herr Vallandard!

Hect. (kehrt zurück und stellt sich links von ihr.) Gnädige Frau! (bei Seite, sie betrachtend.) Gott! wie bewegt sie ist! — und ich auch!

Lse. (affectirt ein Lächeln.) Es handelt sich also um eine Heirath für Herrn Emmerie d'Albret?

Hect. (sehr verlegen antwortend und immer nach St. Gerans Cabinet hin blickend.) Allerdings — wenigstens ist Frage davon — man spricht so Verschiedenes —

Lse. (sucht sich zu zwingen.) So? Und mit wem?

Hect. (leise.) Ich weiß es nicht, weiß es nicht.

Lse. Sie? Sein intimer Freund?

Hect. Er ist sehr zurückhaltend — sehr verschlossen — er sagt nichts.

Lse. (mit heftiger Bewegung.) Den Namen, die Wohnung des Schwiegervaters — der Braut —

Hect. Ich weiß sie selbst nicht.

(In diesem Augenblicke tritt St. Geran mit einem Briefe in der Hand ein.)

St. Ger. Hier meine Mittheilung an seine Familie — und ich will selbst sogleich —

(Louise geht an den Tisch und schellt. Ein Bedienter in Livree tritt ein.)

Lse. (nimmt den Brief aus den Händen ihres Mannes und wendet sich damit zu dem Bedienten.) Julien, Sie tragen diesen Brief — (blickt auf die Adresse und liest nun das, was sie spricht, mit zitternder Stimme.) an Herrn Clerambeau — Kaufmann — Hôtel de Castille — Boulevard des Italiens.

St. Ger. (zum Bedienten.) Auf der Stelle — denn eben jetzt muß die ganze Familie bei einander sein.

Lse. (im Vordergrund der Bühne, einen Entschluß fassend.) Um so besser! — (zum Bedienten.) Julien, meinen Wagen!

Hect. (für sich.) Barmherziger Gott! Alles ist verloren!

(Der Bediente geht durch die Mitteltüre ab, St. Geran und Louise links. Hector grüßt sie und geht ebenfalls durch die Mitteltüre ab.)

Ende des zweiten Aktes.

Dritter Akt.

Die Bühne stellt einen eleganten Salen im Hôtel de Castille dar, wo Clerambeau wohnt. Mitteltüre und zwei Seitentüren. Tisch und Schreibgeräth links.

Erster Auftritt.

Clerambeau und Aline schnell eintretend.

Al. (mit ihrem Vater sprechend.) Ein Brief also von meinem Pathen, dem Grafen St. Geran?

Cler. Ja, ja, und tausendmal ja! sein Bedienter bringt mir ihn eben.

Al. Und Sie haben mir ihn nicht gezeigt! — es sind also unangenehme Nachrichten?

Cler. Wollte der Himmel!

Al. Wie so?

Cler. Wie so, wie so! — wenn ich ein Versprechen gegeben habe, so halte ich es, und ich hatte versprochen, Dich zu verheirathen — wenn Dein Cousin —

Al. Das Ehrenlegionskreuz erhielt. (freudig.) Nun?

Cler. (verdrießlich.) Nun? — er hat es!

Al. Iſt's möglich! und das macht Sie verdrießlich?

Cler. Ich hatte geglaubt — ich hoffte, daß das mit mehr Schwierigkeiten verbunden wäre — aber bei dem verteufelten St. Geran darf man nur auf ein Hinderniß rechnen! Er ſteht für ihn ein, er verantwortet Alles! — ich hatte ihm nur ſo eben meine Ideen mitgetheilt, er hat ſie gleich in Ordnung gebracht, hat den Notar und die Paar Freunde, die wir in Paris haben, beſtellt — und verlangt, daß der Contract noch heute Abend unterzeichnet werde, da er ſich übermorgen nach Martinique einſchifft.

Al. Ei, da muß man eilen! Er hat Recht, ohne ihn würde es gar nicht gehen.

Cler. Allerdings; aber das iſt mir doch Alles viel zu ſchnell — ich bin gern glücklich mit Bequemlichkeit — und wenn man mir nicht im Voraus etwas davon ſagt — wenn man mich ſo drängt — ſo bin ich gar nicht mehr ich ſelbſt, und nichts wird fertig ſein.

Al. Weil Sie es nur nicht wollen, lieber Papa! Und das iſt nicht hübſch von Ihnen! — Ich will Sie nicht etwa ausſchmälen, Väterchen — aber wenn man etwas ſelbſt wider Willen thut, muß man es doch mit guter Art thun. Was haben Sie denn an meinem Couſin auszuſetzen?

Cler. Was ich habe?

Al. Ist's nicht ein Mann von Ehre, von Talent, den Jedermann achtet?

Cler. (zornig.) Was ich habe?

Al. Ist er nicht der Sohn Ihres geliebten Schwagers — den Sie aufgezogen haben — der einzige Verwandte, den Sie noch besitzen? — Ginge er nicht für Sie und für mich durch's Feuer?

Cler. (außer sich.) Was ich habe? Nun denn! Daß Du ihn zu sehr liebst.

Al. Das ist Ihre Schuld! — Sie allein sind die Ursache davon; weil Sie nicht gerecht gegen ihn sind, so thue ich's nur aus dem Grunde, um ihn dafür zu entschädigen. Nehmen Sie sich also in Acht, Sie dürfen's halbwegs darnach anfangen, so vermehrt sich das noch, dagegen, wenn Sie ihn freundlich aufnähmen und ein wenig Liebe zeigten —

Cler. Glaubst Du?

Bedienter (meldend.) Herr d'Albret.

Al. (halbleis.) Da ist er schon! gehen Sie ihm entgegen — reichen Sie ihm die Hand und umarmen Sie ihn.

Cler. (verlegen und halbleis.) Was? — ich soll —

Al. Wenn Sie nicht sonst lieber wollen, daß ich...

Cler. (ſchnell.) Nein, nein! (Emmeric, der eintritt, entgegen gehend.) Mein theurer Freund, mein lieber Neffe!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Emmeric.

Emm. (wirft ſich Cler. in die Arme, der ihn küßt.)

Al. (zu ihrem Vater mit Beifallsmiene.) Nun, das laſſe ich mir doch gefallen! (zu Emm.) Da ſehen Sie! Mein Vater, den ich mehr als je liebe — auch er wünſcht unſere Verbindung.

Emm. (freudig zu Cler.) O! wenn es wahr wäre!

Cler. Nun ja doch, ja! Ich habe es immer gewünſcht — und was ich mich wohl hütete, Euch zu geſtehen, war ſchon von Anfang her der Plan und der Wunſch meines Lebens. — In Deiner zarteſten Jugend ſchon erblickte ich in Dir den Mann meiner Tochter und ich beſtimmte ſie Dir mit ſammt der Handlung Clerambeau jun. von Bordeaux — denn ich liebte Dich wie einen Sohn — und eben deswegen war ich ſo böſe auf Dich, als ich ſah, daß Du alle meine Hoffnungen zu nichte machteſt — als Du das Piano dem Comptoir vorzogſt und die Cavatinen den Bankbillets — was doch ſehr verſchieden iſt.

Al. Nicht immer!

Cler. Und als Du Bordeaux verließeſt — als ich erfuhr, daß Du in Paris ſeiſt — Paris und die Oper! — da geſtehe ich Dir offen, daß ich Dich für verloren hielt. — Da habe ich mir denn endlich geſagt, Clerambeau, das iſt nun deine Sache, rette vor Allem deine Tochter! — und deswegen habe ich in meiner Beſorgniß —

Al. Was für Beſorgniſſe?

Cler (zu ihr tretend.) Das brauchſt Du nicht zu wiſſen. (zu Emmer.) Aber ich, als Familienvater — das iſt eine andere Sache, ich muß ſchon Berufs wegen Furcht vor Allem haben, muß ängſtlich und mißtrauiſch ſein, für ſie mit, die ganz Vertrauen und Liebe iſt — denn mein Leben hängt von ihrer Ruhe, ihrer Zufriedenheit, ihrem Glücke ab und ihr Unglück wäre ein Verbrechen, das ich weder Andern noch mir ſelbſt verzeihen würde.

Al. Welches Unglück kann mich denn mit ihm treffen — und mit Ihnen.

Cler. Je nun, ja, ſo lange ich da bin, würde es noch ſo übel und böſe gehen — ſie würde mir ihren Kummer vertrauen, wenn ſie welcher drückte — aber wenn ich nicht mehr da bin — wenn ſie Niemand mehr haben wird, der ſie tröſten könnte —! Ich kenne ſie, ja ſiehſt Du, ich kenne ſie beſſer als Du — ſie ſtürbe auf der Stelle.

Al. (lächelnd.) Ach, gehen Sie doch!

Cler. Ei zum Henker, als ob mir das nicht schon beinahe begegnet wäre? — weißt Du denn, wovon sie so krank war — warum ich sie abmagern sah? — weil Du seit sechs Monaten nicht geschrieben oder nur irgend etwas von Dir hattest hören lassen.

Al. (legt ihm die Hand auf den Mund.) Väterchen!

Cler. Und bei Deinem ersten Briefe — husch, da war Gesundheit, Frische und Alles wieder da!

Al. Das ist nicht wahr!

Cler. Ich sage Dir's, sie würde vor Kummer sterben, wenn jemals ihr Mann sie nicht mehr oder wenn er eine andere liebte.

Al. Welch eine Idee! Ist denn das möglich?

Emm. (innig.) O meine Cousine!

Al. Ich verbiete es Ihnen, sich zu vertheidigen. (zu Cler.) Glauben Sie denn, mein Cousin mache es wie Herr Hector Ballandard, der meine Freundin Victoria liebt, sie heirathen will und Briefe von einer vornehmen Dame erhält? (zu Emm.) Das würde mein Cousin nie thun — denn das ist schlecht! Auch habe ich's Victoria gesagt — ich habe ihr Alles gesagt, weil man Niemand hintergehen soll — (Emmeric durchbebt es.) Was ist Ihnen denn?

Emm. (schnell.) Nichts! — ich dachte an den armen Ballandard, der doch im Grunde jenes

Mädchen wirklich liebt und dem das ohnſtreitig ſehr viel geſchadet haben wird.

Al. Ach nein, nicht allzu viel! — Es iſt zum Staunen! — Victoria ſchien mehr davon überraſcht als indignirt... nur den Namen der vornehmen Dame wollte ſie gern wiſſen. (naiv.) Sie wiſſen ihn doch nicht etwa, lieber Couſin?

Emm (verſtört.) Nein liebe Couſine.

Cler. (die Achſel zuckend.) Als ob er Dir's auch ſagen würde.

Al. (vertrauensvoll.) Oh! Er würde mir Alles ſagen, denn er liebt mich, davon bin ich überzeugt — und um ihn dafür zu belohnen, will ich ihm fröhliche Nachrichten mittheilen. Herr St. Geran, mein Pathe, hat ſo eben meinem Vater geſchrieben, daß Sie das Kreuz der Ehrenlegion erhalten haben.

Cler. Dank ſei es der Güte ſeiner Frau, der Frau v. St. Geran, die ſelbſt darum bei ihrem Onkel, dem Miniſter gebeten hat.

Al. Was für eine gute, treffliche Dame! — Kennen Sie ſie denn, lieber Couſin? — Sie muß allerliebſt ſein.

Cler. So ſagt wenigſtens Jedermann.

Al. O wie will ich ſie lieb haben, wie will ich ſie ſegnen!... bei ihr müſſen wir gleich unſere erſte Hochzeitsviſite machen. Unglücklicherweiſe wird mein Pathe nicht mehr zugegen ſein, denn er ſchifft ſich ein, geht fort — darum müſſen

wir auch eiligst noch diesen Abend den Contract unterzeichnen — (die Augen niederschlagend.) wenn Sie nicht wie mein Vater sind und es Ihnen gar zu unangenehm ist.

Emm. (liebevoll.) O meine Cousine! — mein Weib!

Cler. (tritt zwischen beide.) Nur noch einen Augenblick Geduld! — Ich habe noch mit Ihnen zu sprechen.

Al. (sich nähernd.) Was giebt's denn schon wieder?

Cler. Mit ihm allein! (giebt Aline ein Zeichen, sich entfernt zu halten.) Bleib' Du dort! (zieht Emmeric auf die rechte Seite der Bühne.) Ich gestehe Dir offen, daß ich noch einige Zweifel Deinetwegen hatte: — ich hatte so unbestimmter, verblümter Weise von einer Liebschaft reden gehört, die — aber Herr v. Saint Geran, mein edler Freund, hat mir geschworen, — denn ohne dies hätte ich nie eingewilligt, so weit die Sache auch schon gediehen gewesen, ich hätte sie auf der Stelle rückgängig gemacht. — Er hat mir aber geschworen, daß Du keine Zuneigung, keine Verbindung mehr hättest, die das zukünftige Glück Deiner Ehe stören könnten.

Emm. O mein theurer Onkel! —

Cler. Ich glaube es auch — aber ich verlange von Dir denselben Schwur. — (nach hinten gehend.) Hm! wer kommt denn da?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Hector.

Hect. (ſchnell eintretend und ſich an Emm. wendend.) Mein Freund! mein theurer Freund! (erblickt Cler. und Aline.) Verzeihen Sie, ich ſah Sie nicht.

Cler. Wie bewegt Sie ſind! — man ſollte glauben, man ſetze Ihnen nach.

Al. Und Sie fürchteten ſich?

Hect. Das nicht — aber ich bin gelaufen — hatte Eile — eine höchſt wichtige Sache, wegen der ich mir Rath bei Emmeric holen wollte — eine perſönliche, mich angehende Sache.

(Cler. entfernt ſich von ihnen und ſetzt ſich an den Tiſch links, wo er in Broſchüren blättert.)

Al. (die zu Emmeric trat, flüſtert ihm zu.) Das bezieht ſich gewiß auch auf das von heute früh — mit der vornehmen Dame.

Emm. (unruhig.) Möglich!

Al. (wie oben.) Er muß ſich aber doch in Acht nehmen, wenn er meine Freundin Victoria heirathen will! — Ein Mann muß nur ſeine Frau lieb haben.

Emm. (verlegen.) Ganz gewiß.

Al. Nun denn — ſo ſagen ſie ihm das! — Ich laſſe Sie mit ihm. (Sie geht links zu ihrem Vater und lieſt über ſeine Schulter.)

Emm. (tritt ungeduldig zu Hect., der rechts ſteht.)

Was giebt's denn nur? Was bringt Dich so eilig hierher?

Hect. (halbleis.) Sprich, Du habeſt eine Probe! Nimm Deinen Hut und komm!

Emm. Was ſoll denn das heißen?

Hect. Mache daß Du fortkommſt oder laſſe den Sturm und die Erklärungen über Dich ergehen.

Emm. Und warum?

Hect. Weil ſie auf der Stelle hier ſein wird.

Emm. Wer denn?

Hect. Die Gräfin — ich bin gelaufen — um nur ein paar Minuten eher zu kommen —

Emm. Großer Gott! wie kann ich hindern —

Hect. Es iſt zu ſpät! Da iſt ſie ſchon!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Louiſe erſcheint in der Mittelthüre, dem Bedienten, der anmelden wollte, voraneilend.

Lſe (bleibt einen Augenblick im Hintergrunde ſtehen und betrachtet ſie ſämmtlich.) Da ſind ſie!

(Aline und ihr Vater betrachten ſie erſtaunt. Louiſe geht einen Schritt zu Emm. vor.)

Hect. (eilt ihr zuvor und ſtellt ſie Clerambeau vor.) Die Frau Gräfin v. St. Geran.

(Der Bediente, der ihr folgte, entfernt ſich.)

Cler. Die Gemahlin unſeres Freundes?

Al. Unseres Wohlthäters? (auf sie zueilend.) Selbst unsere Wohlthäterin!

Cler. Die uns mit ihrem Besuche beehrt —

Lse. (bewegt und Aline betrachtend.) Herr v. St. Geran suchte vergebens mich zurückzuhalten — ich bin schon so früh gekommen, weil ich innig wünschte, sein Pathchen kennen zu lernen — und seinen alten und intimen Freund, Herrn Cleram-beau.

Cler. Sie sind allzu gütig — es war unsere Pflicht, Sie uns nicht zuvorkommen zu lassen — uns in Ihr Hôtel zu verfügen — aber wir sind seit so Kurzem erst angekommen — (nimmt seine Toch-ter bei der Hand.) Ich habe die Ehre, Ihnen mein Töchterchen Aline, das Pathchen Ihres Herrn Gemahls vorzustellen.

Lse. (die immer auf Alinen gesehen hat.) Ah! (sucht sich zu fassen.) Sie ist allerliebst!

Cler. Nicht gar zu übel! — für Jemand, der nie aus Bordeaux gekommen ist — und da Sie, gnädige Frau, nie Paris verließen, so mußte es überaus schwer halten, Bekanntschaft anzuknü-pfen — aber jetzt hoffe ich — da sie mit ihrem Cousin verlobt ist —

Hect. und Emm. (für sich, sich abwendend.) Mein Himmel!

Lse. Verlobt! (mit Bitterkeit.) Oh, da mache ich Herrn Emmeric d'Albret, ihrem Verlobten, mein Compliment darüber.

Al. Dank sei es Ihnen, gnädige Frau! — O! ich weiß noch gar nicht, wie ich Ihnen genug danken soll — denn Alles ist Ihr Werk... die Einwilligung meines Vaters — meine Verheirathung mit meinem Cousin...

Emm. (will sie unterbrechen.) Aline! —

Al. Warum wollen wir denn der gnädigen Frau unsere Dankbarkeit, unser Glück nicht eingestehen?

Cler. Das ihr Werk ist.

Lse. Noch nicht.

Al. Sollte es denn noch Hindernisse geben?

Lse. (Emm. ansehend.) Vielleicht.

Hect. (schnell.) Wegen des Ehrenlegionkreuzes —

Cler. Und welche denn?

Lse. (sucht ihre Erregung zu mäßigen.) Ich muß davon mit Herrn d'Albret sprechen, den ich hier nicht zu finden glaubte; (zu Cler. und Al.) Erschrecken Sie nicht darüber! ich werde ihm — ihm allein — Alles das sagen, was ich denke — über —

Hect. (schnell.) Ueber jene Hindernisse —

Cler. Wir lassen Sie allein. (verbeugt sich.)

Al. (zu Louisen.) Ach du mein Gott, wenn man nur nicht wieder aufschieben und warten muß.

Emm. (leis zu Hector.) Führe sie doch fort.

Cler. (leis zu seiner Tochter.) Laß' uns gehen, liebes Kind! (Er geht zuerst aus der Thüre links.)

Al. (geht einige Schritte ihm nach, dann bleibt ſie ſtehn und ſagt zu Louiſe): Adieu, gnädige Frau!

Lſe. (grüßt ſie mit der Hand und ſucht ihre Ungeduld zu mäßigen.)

Al. (geht, indem ſie mit Hector ſpricht.) Es wäre ja zum Verzweifeln, wenn es nun wieder neue Hinderniſſe gäbe. (Beide zur Thüre links ab.)

Fünfter Auftritt.

Louiſe. Emmerie.

Lſe. Da ſind wir denn allein! — ich wollte ſelbſt ſehen und mich überzeugen, daß ich durch keinen Traum, keine Verläumdung getäuſcht worden. — Aber nein — Alles iſt wahr! — Alles iſt Wirklichkeit! und diesmal wenigſtens hat man mich nicht hintergangen. — Wie? noch dieſen Morgen und während Sie vor meinen Augen die innigſten Gefühle zur Schau trugen — verhandelte man wegen einer Heirath für Sie — was ſage ich, war dieſe ſchon beſchloſſen und feſtgeſetzt! Und alle Ihre Freunde, alle Welt wußte von dieſer Heirath, nur ich nicht! — Und wozu die Furcht mir ſie wiſſen zu laſſen, weshalb dies Zögern es mir mitzutheilen? Fürchteten Sie ſich vor Anſprüchen oder Hinderniſſen? oder für mein Leben bei dem Schmerz, Sie zu verlieren? — Das iſt ein Uebermaß von Achtung, das ich nicht erwartete — aber ich erwartete Rechtlichkeit, Offenheit —

Mannesehre — und ich sehe, mein Herr, daß das zu viel verlangt war!

Emm. Schuldigen Sie meine Schwäche, nicht meine Offenheit an! — Erst diesen Morgen — ich schwöre es Ihnen — hat Herr v. Saint Geran den Gedanken an diese Heirath gefaßt, und ich eilte zu Ihnen, fest entschlossen, Alles Ihnen zu sagen. Als ich Sie aber sah, gnädige Frau, hatte ich nicht Kraft noch Muth mehr, Ihnen ein Gefühl zu bekennen —

Lse. Dem ich nicht geglaubt haben würde. — Würden Sie mich wohl überreden wollen, mein Herr, daß Sie Ihre Cousine, die Sie seit Ihrer Kindheit kannten und seit so langer Zeit vergessen hatten, auf einmal seit heute früh und seit sie hier angekommen, geliebt hätten — und daß das Familien-Arrangement, daß die Speculation des Herrn v. Saint Geran auf der Stelle eine Heirath aus Neigung geworden sei?

Emm. Ja, gnädige Frau, das ist die Wahrheit —

Lse Gern möchte ich es glauben um Ihrer Ehre willen, um das Recht zu haben, Ihnen doch einige Achtung noch zu erhalten — aber unglücklicherweise ist Herr Clerambeau unmenschlich reich.

Emm. Oh, gnädige Frau!

Lse. (zornig.) Ja, einer Geldheirath — dem kleinlichsten Interesse opfern Sie mich auf! —

Die webende Penelope.

(Zur Erklärung des Titelkupfers.)

Nichts ist billiger, als daß die Kapelle, welche irgend einen Namen aus dem Heiligenkalender trägt, auch diese Weihe durch ein Bild des Heiligen bestätige, das darin aufgestellt oder angemalt wurde. Die Anwendung auf das Titelkupfer, welches diesen Jahrgang unsers Taschenbuchs ziert, ergibt sich von selbst.

Wie hat denn jene altgriechische Penelope ausgesehen, rief uns schon früher manche Leserin, von edler Wißbegierde entzündet, zu, indem sie in dem freilich ganz modernen Büchlein blätterte, das ihren Namen trägt und sich daraus bald eine Erzählung, bald ein Räthsel mittheilen ließ. „Die Frau, welche ein hundert und acht Freier in Jahrelanger Bewerbung um sich versammelt sah, und zwar in einem Alter, wo sie schon einen erwachsnen Sohn auf Reisen schickt, muß doch ein Ausbund von Schönheit und Liebreiz gewesen, und in dem ächten Verjüngungs-Born der Horen und Grazien gebadet worden seyn!“ So setzte wohl manche unserer Lese-Freundinnen, die Vossens Odyssee neben ihrem Stickrahm liegen hatte, neugierig forschend oder auch wohl mit einem schalkhaften Lächeln hinzu.

Zur Antwort folgendes: verehrte Freundinnen, wir haben es, um eine so preiswürdige Neugierde nach bestem Wissen und Gewissen zu befriedigen, an keiner Nachforschung in den Bildwerken, die uns aus dem classischen Alterthum übrig geblieben sind, fehlen lassen. Wir haben manchen Schweißtropfen vergossen, um die Bilderbücher und Museen, zum Theil von seltener Größe und Wohlbeleibtheit, durchzublättern. Wir haben uns mit erfahrnen Alterthüm-

Emm. Nein, nein! Ich schwöre es Ihnen!

Lse. Ich glaube nicht mehr an Ihre Worte, noch an Ihre Schwüre, nur Ihren Handlungen würde ich glauben. — Erklären Sie also augenblicklich und in meiner Gegenwart Ihrem Onkel, daß Sie von dieser Heirath zurücktreten — daß sie für immer aufgegeben ist. — Das müssen Sie! — ich befehle es Ihnen, ich, der Sie Alles verdanken.

Emm. (sie schnell unterbrechend.) Oh, Sie brauchen mir das nicht in's Gedächtniß zurückzurufen: die Bande der Dankbarkeit werden mich ewig an Sie binden und Sie können das glauben, weil selbst Ihre Vorwürfe sie nicht gelöst haben. — Was aber den Rang betrifft, der uns trennt, so gestehe ich ihm alle seine Vorrechte zu, nur nicht das, so mit mir zu sprechen. — Oh, Sie sind eine vornehme Dame — ich, ich bin nur ein armer Künstler, aber geadelt durch Ihre Liebe und durch einigen Ruhm, giebt es keinen Abstand mehr zwischen uns — und sollten alle die Herzöge und Pairs und alle die vornehmen Herren, die Sie mit ihren Huldigungen umgeben, vor Stolz wüthen und über einen solchen Nebenbuhler außer sich gerathen, ich, der Musiker, der Künstler, ich schätze mich doch eben so hoch wie sie, und wäre ich Haydn oder Mozart, so würde ich ihnen nicht einmal erlauben, sich eben so hoch zu schätzen als ich mich — denn der Adel der Kunst ist wohl eben so viel werth als jeder andere — ist eben so ruhm-

voll und seltner — denn der König, der Herzöge und Pairs ernennt, kann keine Talente schaffen.

Lse. Sie irren sich, mein Herr, ich habe weder die Absicht noch das Recht —

Emm. Mich als Sklave zu behandeln — und mir zu befehlen.

Lse. Nun wohl — und es ist das letzte Mal — so bitte ich Sie denn, verzeihen Sie diesem Stolze, der wider meinen eigenen Willen sich empört und den ich noch nicht beherrschen kann. — Lassen Sie mich Zeit und Kraft gewinnen, dieses unglückselige Band zu lösen — das mich herabwürdigt und eben so sehr auf mir lastet wie auf Ihnen. — Hundertmal habe ich dies gewollt — hundertmal warf ich mir es vor — und zitterte doch vor dem Gelingen. Ihr Unrecht an mir wird mir den Muth geben, den mein Herz mir versagte. — So grausam auch dieser Beistand sein mag, er kommt doch auch von Ihnen und ich danke Ihnen dafür — er wird mich unterstützen, meine Selbstachtung wieder zu gewinnen — ein Uebergewicht zu besiegen, das doch nicht ganz so groß ist, als Sie glauben und als ich selbst es wähnte. — Vielleicht giebt es in meinem Herzen noch mehr Stolz als Liebe — vielleicht hätte ich Ihren Verlust leichter ertragen als Ihr Michverlassen — und in diesem Augenblicke, wo ich Sie nicht mehr als den erblicke, wie meine Einbildungskraft Sie mir so gern schuf — sondern so wie Sie sind — befrage

ich mein Herz — und schon scheint es mir — als könne ich Sie vergessen — Sie von mir verbannen — Sie nicht mehr lieben — und selbst — (mit plötzlichem Ausdrucke der Leidenschaft.) Ach nein, nein! — ich bin noch nicht wie Sie — ich will Sie nicht hintergehen — ich liebe Sie — ich liebe Sie ewig!

Emm. O Gott! — wenn man uns hörte! —

Lse. Ha! dieses Wort flößt Ihnen Schrecken ein! — Sie fürchten sich, es zu hören! — Sie! (auf eine Bewegung Emmerics innehaltend und die Augen niederschlagend.) Fürchten Sie nichts, mein Herr — fürchten Sie nicht, daß ich Sie in Verlegenheit bringe. — Ich habe, um Sie darüber zu beruhigen, kostbarere Beweggründe noch als Sie selbst: das Blut, dem ich entstammte und den Namen, den ich führe. — Schon zu strafbar war es, diese durch meinen Fehltritt gekränkt zu haben, als daß ich sie nun noch durch ein öffentliches Aufsehen beschimpfen sollte. Und wenn ich bisher glaubte, daß unsere größte Strafe in der Verletzung unserer Pflichten liege, so steht mir heute, Dank sei es Ihnen, eine noch größere Züchtigung vor Augen — nämlich die, über den zu erröthen, den man so ganz verkannt hat, und mein einziger Kummer ist jetzt das Ehrenzeichen, das ich für Sie erbettelte und das Sie nicht verdienen.

Emm. Ha! Gott sei Dank! So haben Sie sie denn selbst zerrissen diese Bande, die ich nicht zu

lösen wagte! Ihre Beleidigungen haben mich befreit von meinen Ketten und noch mehr von meinen Vorwürfen. — Ich werde der Gatte meiner Cousine!

Lse. Sie würden der Gatte —

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Julien schnell eintretend.

Lse. Sie, Julien? Was führt Sie hieher?

Jul. (halbleis zur Gräfin.) Der Herr Graf ist eben wieder nach Hause gekommen und hat nach der Frau Gräfin gefragt — er scheint sehr aufgeregt. —

Lse. (für sich.) O Gott (laut zu Jul., indem sie ihm ein Zeichen giebt, vorauszugehen.) Gehen Sie — gehen Sie — ich eile! (Sie eilt nach der Mittelthür.)

Emm. (einige Schritte ihr nachgehend.) Gnädige Frau, um des Himmels Willen —

Lse. (nach ihm sich umkehrend.) Leben Sie wohl, mein Herr — leben Sie wohl für immer.

Siebenter Auftritt.

Emm. (allein, sinkt in einen Sessel.) Ah! (Er bleibt einige Augenblicke so, die Hände vor die Augen geschlagen, dann blickt er freudig um sich her.) Frei! —

Ich bin frei! — Ich athme wieder! — Ich bin neu geboren! — Ich bin kein Sklave mehr!

Achter Auftritt.

Hector (ſteckt den Kopf durch die Thüre links und wagt nicht, einzutreten.) Emmeric.

Emm. (zu ihm eilend.) O mein Freund, mein theurer Hector!

Hect. Was giebt's denn?

Emm. (ihm an den Hals fallend.) Umarme mich! — Alles iſt zu Ende!

Hect. Wahrhaftig?

Emm. Ich gehöre Niemand mehr an — ich bin mein eigener Herr — Alles iſt abgebrochen — Alles gelöſet — und für immer.

Hect. Gebe es der Himmel!

Emm. Du zweifelſt noch?

Hect. Nein, nein — aber ſo, wie heute früh Jemand ſagte — den ich nicht nennen will — ich fürchte noch immer irgend einen unvorhergeſehenen Umſtand, der Alles wieder in Frage ſtellt — und die Verzweiflung von vorhin ſetzt mich in Schrecken.

Emm. Ach das iſt nur zu wahr! — Armes Weib!

Hect. Dir thut ſie ſchon wieder Leid?

Emm. Nein, aber ich beklage ſie.

Hect. Und ich, ich beklage Niemand als Diejenigen, die sich wider ihren Willen und trotz allen Sträubens in solche gefährliche Dinge mit verwickelt sehen, die ihnen doch gar nichts angehen! Wenn Du mich nur vorhin gesehen hättest, Du hättest mich gar nicht wieder erkannt. — Ich war ganz stupid!

Emm. Mein armer Ballandard!

Hect. Und ich, der ich Dich um Dein Glück und um die vornehmen Damen beneidete! — Es lebe der Bürgerstand! Es lebe Mamsell Giraut! Sie ist hier!

Emm. Wie so?

Hect. Es giebt heute Abend hier Gesellschaft — einige Freunde, und sie ist zuerst gekommen.

Emm. Und ich habe Dich bei ihr so in Verlegenheit gesetzt! — Ich will sie aber auch gleich aufsuchen und unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihr die Wahrheit gestehen.

Hect. (ihn zurückhaltend.) Das wirst Du wohl bleiben lassen!

Emm. Und weshalb denn nicht?

Hect. Du kannst gar nicht glauben, was ich in ihren Augen seit heute früh gewonnen habe. — Sie ist artig — liebenswürdig — bringt das Gespräch immer wieder auf das Liebesverhältniß, das ich Dir verdanke — und wovon sie nie glaubte, daß ich es auflösen könnte. — Scheint's

doch, als ob dergleichen Dinge eine Modesache wären — und daß blos Einer anzufangen brauche — um den Andern Muth einzuflößen —

Emm. Und Mamsell Victoria — ?

Hect. Meine Schuld ist es nicht — sondern die Deine! Ich habe gar nicht darnach verlangt, ein kleiner Taugenichts zu sein, doch jetzt, da es einmal anerkannt und festgestellt ist, so siehst Du leicht ein, daß man nichts dagegen sagen muß, denn wenn Du mir meine Fehler nimmst, nimmst Du mir auch meine Vortheile.

Emm. Ganz recht! So behalte sie denn! Ich lasse Dir so viel als Du immer willst.

Hect. (ihn bei der Hand fassend.) Ich danke Dir! — Bezweifelst Du nun mein Glück?

Emm. Es kommt doch dem meinen nicht gleich! — Da ist Aline!

(Er geht ihr entgegen, die aus der Thüre links kommt.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Aline.

Al. Nun, mein Herr, muß ich Sie aufsuchen! Ich habe den Wagen der Frau Gräfin fortfahren hören — und die Hindernisse, von denen die Rede war?

Hect. Freuen Sie sich!

Emm. Es giebt keine mehr!

Al. (freudig.) Vortrefflich! — Alle Welt iſt auch ſchon da, den Herrn Notar und meinen Pathen ausgenommen — die beiden Hauptperſonen — verſteht ſich uns abgerechnet. — Und Sie, Herr Vallandard, Sie ſucht Victoria ſchon ſeit einer halben Stunde mit den Augen und hat mich ſchon dreimal gefragt, wo Sie bleiben.

Hect. (leis zu Emmeric.) Da ſiehſt Du's — ſie kann nicht mehr ohne mich ſein. — Ich eile zu ihr! (geht ab.)

Al. (zu den Bedienten gehend, die im Hintergrunde erſcheinen.) Nun das Eis und den Punſch herumgegeben! — Fein geſchwind.

Bedient. Ja, Fräulein!

Emm. (lächelnd.) Sie beſchäftigen ſich ja auch mit Allem!

Al. Das gehört ſich für uns, aber — wenn ich Ihren Hausſtand zu führen habe, wird das noch viel beſſer gehen. (zeigt auf den Salon rechts.) Ich muß jetzt wieder hinein, und Sie auch, nicht wahr? Man könnte glauben, ich bliebe hier, um mit Ihnen zu ſchwatzen. Es iſt auch vielleicht wahr! (im Ablaufen.) Adieu Emmeric! (ſchlägt ſich vor die Stirn.) Du mein Himmel! ich, der Sie ein ſo gutes Gedächtniß zutrauen — ich hätte bald ein Billet vergeſſen — das eben Ihr Bedienter heruntergebracht hat.

Emm. (nimmt den Brief und ſieht Aline an.) Dank, liebe Couſine, Dank! (er blickt auf die Schrift.) Mein Gott! (geht ſchnell über die Bühne. Aline hat ſich während der Zeit zu zwei Bedienten gewendet, die zur Mittelthüre mit Erfriſchungen eintraten.)

Al. Dies in den großen Salon. (zu einem andern.) Sie in das Cabinet meines Vaters und in das Boudoir! — Und die Spieltiſche nicht zu vergeſſen! — Sie kommen — nicht wahr?

Emm. (unruhig.) Ja, ja! ich folge Ihnen. (ſie geht in das Zimmer rechts, wo das Boudoir angenommen wird, während Hector links aus dem Saale kommt.)

Zehnter Auftritt.

Hector (ſchnell eintretend). Emmeric.

Hect. Ein Glas Eis — für Fräulein Victoria! — (blickt auf und ſieht Emmeric, der am Tiſche rechts ſteht.) Nun, was iſt denn das? — er ſchwankt — er iſt unwohl — hat ihn das Uebermaß der Freude — (zu ihm eilend.) Emmeric!

Emm. (ſchnell.) Schweig! ſchweig.

Hect. Was iſt Dir denn?

Emm. Er iſt von ihr — von der Comteſſe — da — lies! (Giebt ihm den Brief.)

Hect. (lieſt.) „Mein Mann hat alles entdeckt. — Er weiß alles!“ (zitternd.) Ach! ich habe nicht Kraft, zu enden!

Emm. (nimmt den Brief und lieſt): „Ich habe Niemand mehr auf der Welt um mich zu vertheidigen, oder mir Rath zu geben, als Sie! — Ich bin bei Ihnen — ich erwarte Sie."

Hect. (zornig.) Nun, was ſagte ich Dir? Das nimmt kein Ende — hört nie auf!

Emm. (voll Verzweiflung.) Und im glücklichſten Augenblicke meines Lebens! — Leb wohl, Hector, leb wohl!

Hect. Willſt Du denn zu ihr gehn?

Emm. Und wie kann ich zaudern, ohne mich ſelbſt zu beſchimpfen? — Für mich, durch mich hat ſie alles verloren, ihren Rang, ihr Vermögen, ihren Ruf! Und giebt es nicht noch außerdem einen Mann von Ehre, den ich beleidigt und gekränkt habe?

Hect. O ſage mir das nicht!

Emm. Und ohne Zweifel morgen — ja, ſo ſei's! — mein Leben gehört ihm, und ich werde es ihm darbringen.

Hect. Du wirſt nicht gehen!

Emm. Schweig, und beruhige Dich! Laß uns nur einiges kalte Blut noch behalten. — Laß uns vor allem an jene unglückliche Frau denken — an ihre Abreiſe — an ihre Flucht. — Dazu iſt Geld nöthig — viel Geld: — ich habe keins. —

Hect. Einerlei, denn ich habe welches. —

lern in Briefwechsel und Unterhandlung gesetzt, welches bei dem jetzt schmälich gesteigerten Briefporto keinen geringen Aufwand verursacht, um an fremder Leuchte unser Lämpchen anzuzünden. Aber alles Forschen, Durchblättern und Briefwechseln ist schier fruchtlos gewesen. Die Alten bildeten und malten die schöne Penelope nicht, sondern sie hatten sie. Denn bei jeder schönen und keuschen Ehefrau sagte der treue Nachbar — Hausfreunde gab es damals noch nicht — zum treu beharrenden Eheherrn: sieh, das ist deine Penelope! Und da nun in jedem Gynäceum eine lebendige Penelope saß, so bedurfte es keines Conterfeis.

Uns ist wirklich nur eine einzige, wahrhaft antike Abbildung der Penelope vorgekommen, die auf einem Bruchstück von Terra Cotta (gebrannter Erde) in der beim königl. Münzkabinet in Paris befindlichen Anticagliensammlung in flacherhobener Arbeit sich erhalten, und an dem gelehrten Conservateur dieser Sammlung, Millin *), einen fleißigen Erklärer gefunden hat. Da sitzt die vielgeprüfte und stets probehaltig erfundne schöne Gemahlin des Ulysses, in Wünsche der keuscheſten Sehnsucht nach dem noch fern geglaubten Gatten versunken, auf einem Sessel ohne Lehne, die Füße über einander geschlagen, das sorgenschwere Haupt auf ihre Rechte senkend, welche wieder ihren Stützpunct auf dem übergeschlagenen Fuße findet. Vor ihr stehen in lebhafter Unterredung befangen ihre zwei Zofen, Melantho und Eurynome, dem Leser der Odyssee bestreundete Namen.

*) S. Millin Monumens antiques inédits. T. II. pl. 41. p. 317. vergl. Gallerie mythologique pl. 174. n. 642.

Emm. Dieſen Abend dürfen ſie noch nichts davon wiſſen. — Erſt morgen — erſt morgen kannſt Du. — Du ſagſt ihnen alles, wenn ich nicht mehr bin.

Hect. Was ſagſt Du?

Emm. (kalt.) Kann es denn anders ſein?

Hect. (außer ſich.) Das darf aber nicht ſein! — Das will ich nicht!

Emm. Still, und doch!

Hect. Aber das iſt doch unvernünftig! — Sich ſchlagen und umbringen laſſen, oder in ein fremdes Land fliehen, wegen einer Frau, die man nicht mehr liebt — und um ihretwillen eine Braut aufgeben —

Emm. Aber ſo ſchweige doch!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Aline (kommt aus dem Saale rechts und tritt bei den letzten Worten ein.)

Al. Umbringen laſſen! — Von wem reden Sie denn? (zu Hector, ſtehen bleibend und ihn anſehend.) Ach du mein Gott! wie blaß Sie ſind, Herr Ballandard!

Hect. Ich? — ja, das iſt wahr — ich läugne es nicht —

Al. Das könnten Sie auch gar nicht. — Was iſt Ihnen denn begegnet? — Was iſt geſchehen?

Hect. (unruhig.) Ich wollte — ich kann Ihnen nicht sagen — erklären —

Emm. (leis zu ihr.) Es ist ein Geheimniß.

Al. (schnell.) Das Sie mir sagen werden?

Emm. (eben so.) Gewiß! (leis zu Hecker.) Habe Acht auf sie.

Hect. (erschrocken.) Ich! — Und wenn indeß —

Emm. Was denn?

Hect. Der Mann — käme?

Emm. (ihn treibend.) Ich komme gleich zu Dir — geh nur!

Hect. (für sich.) Ha! Ballandard! Wenn man Dich jemals wieder auf so etwas betrifft! — Und wenn man einmal dabei ist — kein Mittel herauszukommen — verurtheilt für immer! (einem Blick Emmerics begegnend.) Ich gehe schon, lieber Freund, ich gehe. (im Abgehn.) Das ist ja, um den Kopf zu verlieren, den Kopf zu verlieren!

Zwölfter Auftritt.

Emmeric. Aline.

Al. (heiter ihm nachsehend.) Er ist ungemein komisch, der Herr Ballandard! (zu Emmeric eilend.) Und nun geschwind sein Geheimniß.

Emm. (verlegen.) Sein Geheimniß?

Al. (ihn betrachtend und ſeine Unruhe gewahrend.) Es iſt alſo etwas Ernſthaftes?

Emm. Das Ernſthafteſte von der Welt.

Al. Immer noch die Dame, die Leidenſchaft von heute Morgen?

Emm. Ja — ja! — Dieſe unglückliche Leidenſchaft, für die er nur zu hart beſtraft wird.

Al. Das iſt ganz Recht — das hat er verdient.

Emm. Sehr wahr — aber es geht ihm an's Leben.

Al. O! der arme junge Mann!

Emm. Ein Duell.

Al. Barmherziger Gott!

Emm. Und da ich ſein Secundant bin —

Al. (ſchnell.) Die Secundanten laufen doch keine Gefahr?

Emm. Nein.

Al. Nun, dann iſt's gut!

Emm. Aber wir müſſen alle beide fort, und ich auf der Stelle zu ihm — ohne daß man es bemerkt — und wegen Ihres Vaters — wegen aller Welt —

Al. Beſonders wegen Victoria. —

Emm. Müßte man doch den Contract noch aufſchieben — bis morgen — und deshalb eine Urſache ſuchen — die nicht von mir ausginge.

Al. Das wird sich schon finden — das übernehme ich.

Emm. Wollten Sie das!

Al. Sobald Sie es wünschen — sobald Ihnen ein Dienst damit geschieht! — Und dann bin ich so glücklich, ein Geheimniß mit Ihnen gemeinschaftlich zu haben! — Sein Sie ganz ruhig, es soll wohl verwahrt bleiben, denn Sie — das bin ich.

Emm. (bei Seite.) O ich Unglückseliger!

Al. Nehmen Sie sich nur in Acht, mein Vater kommt — zwingen Sie sich — ein lächelndes Ansehen, wie ich.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Clerambeau.

Cler. Können Sie sich eine solche Unannehmlichkeit denken! Der Herr von Saint Geran, mein Freund —

Al. Mein Pathe und unser Contractszeuge — nun?

Cler. Nun, er läßt mir sagen, daß, da ihn eine sehr wichtige Angelegenheit zu Hause zurückhalte —

Emm. (für sich.) Ich errathe sie nur zu sehr!

Cler. Er heut' Abend den Contract nicht mit unterzeichnen könne ... und uns sogar bitte,

nicht auf ihn zu warten. — Ich bin ganz in Verzweiflung darüber!

Al. Und ich auch.

Cler. Aber bei alle dem — der Notar ist da — so wie alle unsre Freunde. — So kommt denn, meine Kinder.

Al. (leis zu Emmeric, der ein Zeichen der Befürchtung macht.) Sein Sie nur ohne Sorge! (laut zu Cler.) Nein, liebes Vaterchen, das würde sich nicht schicken.

Cler. Warum denn?

Al. Mein Pathe hat diese Heirath zu Stande gebracht, er soll mein Zeuge sein, und wir können also nicht, wenn er abwesend ist. — (leis zu Emm.) Hab' ich's gut gemacht? (Emmeric drückt ihr die Hand.)

Cler. Da er es aber erlaubt und uns ausdrücklich dazu autorisirt. —

Al. (zu ihrem Vater tretend und Emm. ansehend.) Das ist ganz einerlei — wir verschieben es bis morgen — denn das ist man einem Freunde schuldig.

Cler. (warm werdend.) Gegen alle andere eine Unhöflichkeit begehen! — Du, die es nicht erwarten konnte!

Al. Ich muß mich jetzt darein fügen.

Cler. Du, die es noch heut' Morgen nicht um einen Tag, nicht um eine Stunde verschoben haben wollte. —

Al. Das war nun so eine Laune von mir — jetzt habe ich eine andere.

Cler. Wirst Du still sein!

Al. Eine Caprice!

Cler. Willst Du das nicht in Gegenwart Deines Cousins, Deines Bräutigams sagen! — Was muß er denn für eine Idee von Dir fassen?

Al. Eine gute — hoffe ich.

Cler. (schnell und zu Emmeric tretend.) Lieber Neffe, beurtheilen Sie sie nicht nach so etwas und glauben Sie nicht etwa, daß sie einen häßlichen Charakter habe! — Ich habe sie so noch nie gesehen — es ist das erstemal. —

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Hector.

Hect. (nähert sich Emmeric mit leiser Stimme.) Sie verlangt nach Dir und erwartet Dich — und wenn Du nicht kommst —

Emm. (eben so.) Im Augenblick.

Cler. (zu Alin.) Kommen Sie, Mamsell, und machen Sie wenigstens unsern Freunden die Entschuldigung. —

Al. (zu Clerambeau, der nach dem Saale zugeht.) Ja, lieber Vater, ich komme gleich. — (Cler. geht ab. Aline schnell zu Emm.) Sind Sie mit mir zufrieden, lieber Cousin?

Hect. (ſtaunend.) Wie!

Al. (mit Vorwurf.) Oh, Sie machen Ihren Freunden vielen Kummer, Herr Ballandard.

Hect. (erſtaunt.) Ich?

Al. Einerlei! — gehen Sie nur! — gehen Sie geſchwind. (ſich der Thüre links nähernd.) Adieu! auf baldiges Wiederſehn!

Emm. (an der Mittelthür auf Aline blickend.) Und einem ſolchen Glück entſagen müſſen!

Al. (links.) Morgen alſo! (ab.)

Hect. (zieht Emm. durch die Mittelthür ab.) Komm! komm!

(Beide ab.)

Ende des dritten Aktes.

Vierter Akt.

Dasselbe Zimmer wie im dritten Akte. Hector tritt durch die Mittelthüre ein und spricht zurück.

Ja, ja — Herrn Clerambeau — ich muß ihn sprechen — und glaubte nicht, daß er um diese Zeit schon Besuch habe. — (kommt vor.) Ich will warten! — Was für eine Nacht habe ich zugebracht! — Ich habe es gestern Abend Emmeric versprochen zeitig hieher zu gehen, um seinen Schwiegervater auf die Begebenheiten des heutigen Tages vorzubereiten. — Es ist in unserer gestrigen Berathung beschlossen worden, daß Frau von St. Geran sich heute sehr früh von Hause entfernen wird — und mit Emmeric allein ist ausgemacht, daß, wenn er im Duell nicht falle, er mit ihr in die Schweiz fliehen wolle. — Wo nicht, so werde ich's thun. (schmerzlich.) Und meine Expedition! — ich habe die ganze Nacht kein Auge zugethan. — Nur Degen und Pistolen

habe ich vor mir gesehen! — Ein furchtbares Alpdrücken. — Ja, ja, der Faubourg St. Germain ist weit gefährlicher als Montmorency, und die Leidenschaften zu Wagen taugen noch weniger als die Liebschaften zu Fuß. — Diese kann man wenigstens zu jeder Zeit nach Belieben abbrechen. Ich hatte immer da ein unfehlbares Mittel, die Entwickelung zu beeilen. Ich schrieb keck und kühn jedesmal: „Ich weiß alles — und werde Sie nie wieder sehen.“ — Niemals hat man die Erklärung von mir nachverlangt, während hier! — Gott weiß, ob es deren geben muß — und von welcher Art! — Mein furchtbarer Client kommt mir wie ein Gespenst vor, das ich überall sehe. (bemerkt St. Geran, der zur Thüre links heraustritt.) Hab' ich's nicht gesagt?

Zweiter Auftritt.

Saint Geran. Hector.

Hect. Wie? — Sie sind es, Herr Graf! — Schon so früh aus Ihrem Hôtel gegangen!

St. Ger. Ich kam vielmehr eben erst dahin zurück! — Ich weiß, daß Clerambeau früh aufsteht, wollte mich daher bei ihm wegen meiner Unhöflichkeit von gestern Abend entschuldigen, und ihm sagen, weshalb ich der Abschließung des Contracts nicht beiwohnen konnte.

Hect. (für sich.) Der Schwiegervater weiß alles — der Besuch ist unnöthig.

St. Ger. Und da ich hier Sie antreffe, Herr Vallandard, so habe ich mich auch mit Ihnen auszusprechen.

Hect. Mein Gott!

St. Ger. Ich habe gestern in Bezug auf unsern Prozeß, den Aufsatz der Consultation bekommen, die Sie mir zusendeten. (lächelnd.) Der Kopfschmerz war vorüber — das gab sich deutlich darin kund, denn ich habe nie etwas klareres, gedrängteres und besser abgefaßteres gelesen Es ist ein Meisterwerk.

Hect. (sich verbeugend.) Herr Graf!

St. Ger. Nein, nein, da ist gar nicht mehr darüber zu streiten, ich sehe meinen Prozeß als gewonnen an, und hätte sogleich zu Ihnen gehen, oder Ihnen schreiben sollen, um Ihnen meinen Dank dafür abzustatten — aber Sie müssen entschuldigen, daß gestern eine eben so unangenehme als unvorausgesehene Sache —

Hect. (für sich.) Wenn ich nur da ein Arrangement zu Stande bringen könnte! (laut.) Eine unglückselige Sache —

St. Ger. (lächelnd.) Und das weiß man schon — das ist schon bekannt?

Hect. (verlegen.) Nur ich — ich allein — der Zufall — die Clientel — die Freundschaft, die mich mit —

Von außerordentlicher Schönheit ist denn nun freilich in diesem Erzeugniß alter Plastik nur wenig zu entdecken. Dem Künstler war es mehr um den Ausdruck sehnsüchtiger Trauer und eine in Schmerz versunkene Stellung zu thun. Wer also die schöne Penelope uns jetzt noch verkörpern und vor's Auge bringen will, muß es machen, wie es die alten Künstler auch machten, muß seinen Homer zur Hand nehmen und aus den beschreibenden Beiwörtern, die der Dichter seiner Penelope zutheilt, und aus ihrer ganzen Art, in welcher der Dichter sie sich dort bewegen und darstellen läßt, seine Phantasie anregen und beflügeln. So machte es auch Flaxmann in seinen berühmten Umrissen zur Odyssee, wobei ihm denn freilich schöne alte Vasengemälde, die er klug zu benutzen wußte, manche gar anmuthige Form und Stellung angaben.

So machte es denn auch wirklich der wackere Künstler, der das Vorbild zu dem Kupferstich zeichnete, welches das Titelblatt ziert. Er gab dem in unverwelklicher Jugend blühenden Gesicht der holden Frau den Ausdruck, welcher in der Handlung selbst liegt, in der wir die züchtige Penelope hier erblikken. Sie treibt hier das Weben, das anmuthigste Geschäft der großen Göttin Pallas Athene, die das Weben erfand und in den Wohnungen der Olympier selbst die köstlichsten Gewänder und Teppiche webte; wie denn jeder aus dem Homerischen Froschmäusler sich des Zorns der Göttin über die gottlosen Mäuse erinnert, welche in einer Nacht ihr ganzes herrliches Gewebe zerfressen hatten. Auch hier droht nächtliches Verderben dem, was die fleißige Kunstweberin am Tage vollendet hatte. Aber sie zerstört selbst ihr gelungenes Tagewerk. Ist es daher nicht seit zwei Jahrtausenden ein Sprichwort in der al-

St. Ger. Freundschaft! — da mache ich Ihnen wahrhaftig meinen Glückwunsch nicht dazu.

Hect. Sie haben Recht — aber giebt es denn kein Mittel, im Interesse aller Partheien, die Sache zu arrangiren?

St. Ger. Sie ist zu Ende — so viel ist wenigstens gewiß.

Hect. Sie haben sich schon heut' früh gesehen.

St. Ger. Wir haben uns um 5 Uhr geschlagen.

Hect. Todt! — todt! — Sie haben ihn getödtet!

St. Ger. Ich hätte es vielleicht gesollt — aber in dem Augenblicke — die Erinnerung an ein Versprechen — ich habe meine Pistole auf die linke Achsel gerichtet.

Hect. Und haben getroffen!

St. Ger. Alle Wetter!

Hect. (von Zorn zitternd.) Aber das ist furchtbar! — Herr Graf, Sie sind hart!

St. Ger. Sie vertheidigen ihn?

Hect. (außer sich.) Ja, ja! — Herr Graf, ich bin nur ein Advokat — und verstehe nicht — aber einerlei — sobald es einen Freund betrifft —

St. Ger. (kalt und ihn bei der Hand nehmend.) Ehe Sie mich anklagen, lesen Sie, mein

Herr! — Wenn Sie in dem Secretair Ihrer Frau einen Brief wie diesen da gefunden hätten —

Hect. (für sich, einen Blick auf den Brief werfend.) Mein Himmel! — das ist ja nicht Emmerics Hand.

St. Ger. Meiner Frau den Hof machen — sich über Ihre Gleichgültigkeit beklagen, und ihr sogar einen förmlichen Liebesantrag thun, besonders in diesem Style — das könnte mir zwar gleichgültig sein — aber besonders diese beiden Zeilen hier, die nur mich betreffen. — (den Brief zurücknehmend und lesend.) „Wie wir neulich in unserm Club sagten, dieser furchtbare Admiral, der mit seinem langen Fernrohre nicht einmal das sieht, was in seinem Hause vorgeht.“ — Durfte ich solche Beleidigungen ungestraft lassen, solche Reden, die öffentlich in einem Club gehalten wurden — durch Ihren Schützling, den Vicomte?

Hect. (für sich.) Ich verstehe noch kein Wort!

St. Ger. Das einzige Unrecht, das ich beging, war dieses, daß, als dieser Brief mir durch Zufall in die Hände kam, ich in Gegenwart meines Kammerdieners, der eben dazu kam, meine erste Zorneswuth ausbrechen ließ. Ruhiger geworden, unterdrückte ich sie, denn meine Frau durfte nicht

wissen, daß ich von diesen Beleidigungen unterrichtet sei, die sie mit vollem Recht vor mir verborgen hatte. Da wollte ich nun Anfangs an Emmeric schreiben, und ihn ersuchen, mein Secundant zu sein — aber das würde seine Braut erschreckt haben, und so nahm ich denn einen meiner Offiziere, einen Schiffslieutenant dazu, mit dem ich mich diesen Morgen zu Herrn von Langeac begab.

Hect. Herrn von Langeac!

St. Ger. Ihr Freund! — Sie sagten mir's ja.

Hect. Das heißt, mein Client — alle meine Clienten sind meine Freunde: — aber jetzt, da ich weiß, was vorgefallen ist, jetzt ist das ganz verschieden — ich kenne ihn nicht mehr.

St. Ger. Ich danke Ihnen dafür.

Hect. Ja, wenn ich ihm begegnete, ich würde ihn nicht einmal grüßen — alles, was ich nur wünsche, ist das, daß die Wunde nicht gefährlich.

St. Ger. (gleichgültig.) Ich weiß nicht, hoffe es aber. Uebrigens wollte ich über diese ganze Sache nur mit Herrn Clerambeau und seinem Schwiegersohne sprechen, daher habe ich auch Emmeric sagen lassen, daß ich ihn erwarte —

Hect. (für sich.). Wir sind gerettet. — Ich muß nur Emmeric davon in Kenntniß setzen! — Gott! da ist er!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Emmeric.

Emm. (kommt bleich, das Kleid über der Brust zugeknöpft, in der Hand ein Kästchen mit Pistolen. Er nähert sich Herrn St. Geran, obnerachtet Hectors Zeichen, die er nicht sieht, erregt.) Herr Graf, Sie haben mir sagen lassen, daß Sie mich hier erwarteten — bei meinem Schwiegervater — und ich stelle mich also zu Ihrem Befehl.

St. Ger. (erstaunt.) Meinem Befehl! — und warum?

Emm. (eben so.) Ich begreife nicht, Herr Graf, wie Sie mich das noch fragen.

Hect. (schnell.) Wahrhaftig, das stand ihm von Rechtswegen zu — denn ich sah ihn schon heut' früh — erzählte ihm alles — und er machte sich eine Lust daraus, Ihr Secundant zu sein. — Deshalb kam er eben.

St. Ger. Wahrhaftig? — da danke ich Ihnen dafür, mein lieber — ich hatte gleich an Sie gedacht.

Hect. Das sagte der Herr Graf mir eben auch.

Emm. (erstaunend.) Mein Gott! was bedeutet —

Hect. (zu ihm tretend.) Unglücklicherweise ist alles schon vorbei — leg nur die Pistolen wieder hin — Du brauchst sie nicht mehr. (nimmt sie ihm ab und stellt das Kästchen auf den Tisch.) Diesen Morgen hat der Zweikampf stattgefunden.

St. Ger. Um 5 Uhr.

Hect. (schnell.) Und Herr von Langeac ist verwundet worden.

Emm. Ha! Verwundet!

Hect. Nicht gefährlich — erschrick nicht! — Das wird ihn lehren, solche Reden sich zu unterstehen, wie ich Dir schon sagte. — Es war eine gute Lection.

Emm. (tief erschüttert.) Ja! — ja! — in der That!

Hect. (eben so.) An die er denken wird. —

St. Ger. Das hoffe ich. — Ihr Schwiegervater, dem ich eben alles erzählt habe, sagte mir, daß weder Sie noch mein Pathchen den Contract in meiner Abwesenheit unterschreiben wollten, und ich hatte mich deshalb doppelt bei Ihnen Beiden zu entschuldigen, was er nur unter der Bedingung angenommen hat, daß ich ein freund-

ſchaftliches Frühſtück mit Ihnen einnähme. Dies habe ich denn auch nicht abgeſchlagen. Ich eile nur noch vor meiner morgenden Abreiſe einige Geſchäfte in Ordnung zu bringen, wovon das eine auch Sie betrifft. — Alſo auf baldiges Wiederſehen. (geht einige Schritte zurück und bleibt dann ſtehen.) Und dann heut' Abend unſer Heirathe-Contract, und diesmal ohne Aufſchub.

Hect. (für ſich.) Gott gebe es!

St. Ger. Und wenn wir Zeit übrig behalten — bringen wir den Ueberreſt des Abends in der Oper zu — bei der berüchtigten Vorſtellung, wo wir Ihren Gegner aufſuchen wollen.

Hect. (freudig herausplatzend.) Den wir nicht finden werden.

St. Ger. Und warum nicht?

Hect. (verlegen.) Ich — ich vermuthe nämlich —

St. Ger. Gleich viel! So ſind wir doch da — wir Andern. — Alſo Adieu, meine jungen Freunde.

Hect. Adieu, Herr Graf. —

(St. Geran geht, Hector endet ſeine Rede nicht, ſondern ſinkt erſchöpft in einen Seſſel links, während Emmeric ſich in einen andern rechts ſetzt.)

Vierter Auftritt.

Hector. Emmeric.

Hect. Wieder ein Sturm vorüber!

Emm. (erſchüttert.) Ich weiß nicht mehr, wo ich bin!

Hect. Ich noch vielweniger. — Erregungen und Reden, wie dieſe, kürzen unſer Daſein ab. — Ich werde krank darüber werden.

Emm. (von ſeinem Staunen ſich nicht erholen könnend.) Es war alſo Herr von Langeac — und ohne Deine Geiſtesgegenwart. —

Hect. Ich? der ich nie welche habe! — Ich hatte eine ſolche Angſt, daß ich dadurch Muth bekommen habe. — Ich hielt ſchon Alles für verloren.

Emm. (ſchnell aufſtehend und links gehend.) Ach du mein Gott!

Hect. Was haſt Du denn wieder?

Emm. Und ſeine Frau?

Hect. Wo iſt ſie denn?

Emm. Bei mir — wo ſie wegen unſerer Flucht ſich verbarg.

Hect. Ein neues Schrecken! — Das fängt alſo immer wieder an! — Laß uns eilen. — (er geht an die Thür und ſieht Louiſe bleich und verſtört eintreten.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Louiſe.

(Louiſe ſieht Emmeric nicht ſogleich und blos Hector, der ihr entgegenkommt. Sie eilt zu dieſem.)

Lſe. Ich habe den Wagen erkannt — ich ſah es aus dem Fenſter — er iſt eben wieder fort — ſie werden ſich ſchlagen — kommen Sie, kommen Sie, ſonſt tödtet er Emmeric! (ſie wendet ſich, erblickt dieſen und ſtößt einen Schrei aus.) Ah!

Emm. Sein Sie ruhig, das Duell hat ſchon ſtattgefunden.

Hect. Aber nicht mit ihm?

Emm. Mit Herrn Langeac.

Lſe. Iſt's möglich!

Hect. Von dem er einen Brief in Ihrem Sekretair gefunden hatte.

Emm. Dem Sekretair, wo auch die meinen lagen — und der Bediente, der uns ergeben iſt, iſt voll Schrecken gekommen, Ihnen von des Grafen Zorn Nachricht zu bringen.

Lſe. Ach, ſo geht es, wenn man ſtrafbar iſt! — Ich glaubte, alles ſei entdeckt.

Emm. Und alles iſt gerettet.

Hect. Aber Sie müſſen nun auf eiligſt hier fort. — Ich hole einen Wagen.

Emm. Er ſoll unten warten.

Hect. Ganz recht — ich komme wieder und melde Dir's. — Und dieſe Piſtolen? (er nimmt das Käſtchen vom Tiſche weg nebſt ſeinen Hut und geht.)

Sechſter Auftritt.

Emmeric. Louiſe.

Emm. Ja, Sie müſſen in Ihr Hôtel zurück, ehe der Graf wieder dort geweſen iſt — denn wenn er nach Ihnen fragte — wenn er Sie nicht fände —

Lſe. (außer ſich.) Ich begreife es — Sie haben Recht — aber verzeihen Sie mir — ſo viele Gedanken durchkreuzen ſich — die Furcht und die Hoffnung. — Sie hatten mich verlaſſen, wie Sie ſagten, um unſere Abreiſe vorzubereiten. Ich glaubte, Sie hätten mich getäuſcht: — Ich ſah Ihren Tod voraus — und da bin ich — ohne es ſelbſt zu wollen — von Ihnen fortgegangen — ich war wie bewußtlos — dieſe Treppe herab. — Ich war wahnſinnig.

Emm. (unruhig um ſich blickend.) Kommen Sie, kommen Sie — laſſen Sie uns nur an Ihre Sicherheit denken.

Lſe. (ohne auf ihn zu hören.) Ja, ja! ſo iſt es denn alſo doch wahr: Sie wollten Alles für mich aufopfern — Ihre Familie, Ihr Vaterland!

— So viel Liebe unerachtet meiner Beleidigungen! — Sie sehen wohl, daß mir uns immer liebten und daß, vereinigt durch die Gefahr, uns nichts mehr trennen kann! — Was jene Heirath betrifft —

Emm. (mit Schrecken.) Was wagen Sie zu sagen?

Lse. (schnell.) Ihr Wort ist verpfändet. Ich weiß das! Sie können es jetzt nicht mehr zurücknehmen — aber ich, ich übernehme dieß.

Emm. (erschrocken.) Großer Gott! — Kommen Sie sogleich, sage ich Ihnen — bleiben wir nicht noch länger hier!

Lse. Und warum nicht?

Emm. Wenn man Sie so sähe — am frühen Morgen — bei meinem Onkel —

Lse. Das ist wahr — daran dachte ich nicht.

Emm. Kommen Sie wieder zu mir herauf — da wollen wir auf Ballandard warten. (sie thun einige Schritte und bleiben dann stehen.) Nein! hören Sie! — man spricht!

Al. (außerhalb.) Wie? er kam schon?

Emm. Die Stimme meiner Cousine.

Lse. (erschrocken.) Ha! — sie darf mich nicht sehen!

Emm. (auf die Thüre rechts zeigend.) Da hinein! — Fürchten Sie nichts.

Lse. (zögernd.) Und doch —

ten und neuen Völkersprachen geworden, wenn man ausdrücken will, daß man sein eignes Geschäft ungethan, seine Wirksamkeit fruchtlos mache, davon zu sagen: Du webst das Gewebe der Penelope? Mit dieser Sache hatte es denn eigentlich folgende Bewandtniß.

Die schöne Penelope war nicht umsonst die Gemahlin des listigen Ulysses gewesen. Auch sie war erfindungsreich in Mitteln zum Zweck, wie der listigste aller Helden, die vor Troja kämpften, der sinnreiche Ulysses. Das bewies sie auch in der Kunst, womit sie den Jahrelang fortgesetzten Zudringlichkeiten und immer lästiger werdenden Bewerbungen der Freier im Palaste des Königs immer neue Ausflüchte und Vertagungen entgegensetzte. Endlich verlangt sie in steigender Bedrängniß nur noch eine volle Weberfrist, das heißt: sie erklärt, sie werde einem der Freier dann ihre Hand geben, wenn sie einen köstlichen Teppich, der dem noch lebenden Vater des Ulysses einst zum Leichengewand bei der Verbrennung seines Leichnams dienen sollte, vollendet haben würde. Doch hören wir lieber den ganzen Hergang aus dem Munde des Antinoos, eines der vornehmsten unter der Freierschaar, wie er im zweiten Gesang der Odyssee dem auf einmal kräftig hervortretenden, sich selbst mündig erklärenden einzigen Sohne des Ulysses und der Penelope, dem Telemachos, den ganzen Handel vorerzählt. Zwar hat gewiß jede unserer Leserinnen den deutschgewordnen Homer unsers Vater Voß selbst zur Hand; aber um der Bequemlichkeit willen stehe auch hier das Lied des unsterblichen Sängers:

Dieß verschuldet die Mutter, geübt in den Ränken des Trugs.
Denn schon sind drei Jahre dahin und bald auch das vierte,

Emm. Um des Himmelswillen — wenn Sie mich lieben!

(Louise geht in das Cabinet rechts, dessen Thüre Emmeric verschließt.)

Siebenter Auftritt.

Aline. Emmeric.

Al. (freudig zur Mittelthüre hereineilend.) Mein lieber Cousin! — und schon so früh! — O, wie das gut von Ihnen — wie liebenswürdig das ist! — Aber erwartet hatte ich's doch ein Bischen. Ich sagte mir immer: er weiß, daß du unruhig bist, da wird er wohl kommen — um meinetwillen — und ein wenig auch um seinetwillen.

Emm. (verlegen.) O natürlich!

Al. Nun, was giebt's Neues? Dieser abscheuliche Zweikampf —

Emm. Hat stattgefunden — diesen Morgen —

Al. Und Herr Ballandard?

Emm. Es ist ihm nichts geschehen.

Al. Das lasse ich mir gefallen. — Und sein Gegner?

Emm. (unruhig nach der Thüre rechts schauend.) Ich weiß nicht —

Al. Aber Sie waren doch dabei zugegen, als sein Secundant?

Emm. Ja, das heißt — ich weiß nicht, ob es Folgen haben wird —

Al. Er ist also verwundet?

Emm. Ha — ja — liebe Cousine — ich glaubte es Ihnen schon gesagt zu haben —

Al. Nicht ein Wörtchen! — Aber seht doch einmal den Herrn Ballandard! wer hätte das je denken sollen? — Sich so zu schlagen — Einen zu verwunden! — Ich hatte Ihnen zu schweigen versprochen, aber das wird zu ernst, zu fürchterlich.

Emm. Liebe Cousine!

Al. Ei, ich will nicht Victoria, ohne sie gewarnt zu haben, einen Zänker, einen Hitzkopf, einen Händelsucher heirathen lassen —

Emm. Um des Himmels willen!

Al. Er ist Ihr Freund, aber Victoria ist meine Freundin — und da es sich um ihr Glück handelt —

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Clerambeau.

Cler. Was giebt's denn? Was ist denn los? — Schon bei einander! —

Al. (unbedacht.) Ach, geben Sie darauf nicht Acht, Papa; wir streiten uns nur so ein wenig. (läuft auf ihn zu und umarmt ihn.) Guten Morgen auch, liebes Papachen — denn mit Ihnen fängt sich stets mein Tag an.

Cler. (lächelnd und Emmerie ansehend.) Hm!

Heute doch nicht, wie ich sehe! — Man hatte mir gesagt, daß Ballandard hier sei und mich sprechen wolle. (zu Aline, die mit Emmeric schwatzt.) Was machst Du nur da? — Dein Pathe wird mit uns frühstücken.

Al. Ja, das ist wahr.

Cler. Und Du hast noch nichts in Ordnung — Du beschäftigst Dich mit nichts — nicht einmal mit Hausangelegenheiten! — Dein Cousin wird nichts mehr von Dir wissen wollen — wird die Verheirathung aufgeben —

Al. (zu Emm.) Ist das wahr, Cousin? Nun da will ich doch gleich ein Frühstück bestellen, das ganz köstlich sein soll. (geht nach der hintern Thür.)

Cler. (zu Emmeric tretend.) Und ich — will mich mit der Mitgift beschäftigen — denn man muß doch auch daran denken.

Al. (nach links zu ihrem Vater zurückkommend.) Bah! — ich sollte glauben, mein Cousin würde mich auch ohne das heirathen! — Nicht wahr, Emmeric?

Cler. Aber so gehe doch! — Das Kind hat wahrhaftig allen Gehorsam verloren! — Nichts wird fertig sein. Drum mache, daß Du fortkommst — um — um desto eher wiederzukommen.

Al. (heiter.) Und Sie sagen, ich sei nicht folgsam, Väterchen! Ich gehe und — komme bald wieder. (sie läuft durch die Thüre links ab, Cler.

folgt ihr langsam. In diesem Augenblicke öffnet Louise die Thüre rechts.)

Lse. (halbleis.) Kann ich nun heraus?

Emm. (schnell wieder die Thüre zudrückend.) Noch nicht!

Cler. (der sich umsah und bemerkte, daß Emm. die Thüre zumachte, kommt zurück.) He! — was giebt's? — man machte die Thüre hier zu.

Emm. (verlegen.) Möglich! — ich habe nichts gesehen.

Cler. (nach rechts gehend.) Es war mir, als hörte ich sprechen —

Emm. (ihn am Arme zurückhaltend.) Ich selbst habe vielleicht einige Worte gesprochen —

Cler. Mit wem denn?

Emm. (ihn immer fortführend.) Mit wem? — mit Ballandard — den ich dort in Ihrem Cabinet zu bemerken glaubte, wo er sich eingeschlossen hatte.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Hector.

Hect. (kommt leis zu Emm. geschlichen.) Der Wagen ist unten.

Emm. (bebt zusammen und sagt ihm schnell halbleis): Es ist gut.

Hect. Soll ich zu Dir hinauf und es ihr sgen?

Emm. (wie oben.) Nein!

(Hect. entfernt sich und Cler. tritt zu Emm.)

Cler. (halblei.) Das ist ja Ballandard.

Emm. (unruhig.) Ja, es wundert mich —

Cler. (wie oben.) Mich nicht — denn mir war's, als sähe ich ein Frauenkleid —

Emm. Jemand aus dem Hause —

Cler. Es ist aber Niemand hier durchgegangen.

Emm. Das ist wahr — aber auf einer anderen Treppe — ein anderer Ausgang —

Cler. Es giebt keinen weiter —

Emm. (in der größten Unruhe.) Nun dann weiß ich's nicht — ich kann mir's nicht erklären — wir müssen uns getäuscht haben — Sie auch.

Cler. (einen Schritt vorwärts machend.) Das können wir ja leicht sehen! — Halt! da kommt meine Tochter.

Die Vorigen. Aline aus der Mitte, dann Herr v. St. Geran.

Al. (fröhlich eintretend.) Mein Herr Pathe — mein Herr Pathe ist da!

Cler. (ihm entgegen gehend.) Herzlich willkommen!

Emm. (für sich.) Unseliges Zusammentreffen!

Al. (Hector zurückhaltend, der sich entfernen will.)

Ich laſſe Sie nicht fort! Sie ſind mein Gefangener und bleiben zu unſerem Familienfrühſtück.

(Cler. iſt in dem Hintergrunde der Bühne und drückt dem eintretenden St. Geran die Hand. Während der Zeit hat Emm. voll Unruhe und Angſt ſich der Thüre rechts nähern wollen und ſieht Cler. vor ſich, der St. Geran verlaſſen hatte und Emm. unausgeſetzt beobachtet. Emm. tritt nun wieder mit vor.)

St. Ger. (zu Al.) Ich habe wieder auf mich warten laſſen und doch keine Zeit verloren. Denn ehe ich noch nach Hauſe fuhr, eilte ich in die Grande Chancellerie wegen einer Ueberraſchung für mein Pathchen — aber es iſt dort kein Fertigwerden — ich mußte bis jetzt warten.

Al. Wahrhaftig!

St. Ger. (zu Al. halbleis.) Nun komme ich aber auch mit dem Decrete, das ich in meiner Gegenwart habe ausfertigen laſſen — für den neuen Herrn Ritter — welches Dein Bräutigam nun aus Deiner Hand erhalten ſoll! Du wirſt es ihm dieſen Abend nach der Unterzeichnung des Contracts geben.

Al. O, wie viel Güte!

Cler. (geht jetzt zu St. Ger. und ſagt ihm mit Innigkeit): Und doch habe ich Sie noch um etwas zu bitten — eine Auskunft — eine Conſultation.

Hect. (vortretend.) Da bin ich!

Cler. Ich danke Ihnen! Seien Sie ſo gefällig, mit meiner Tochter uns im kleinen Salon

zu erwarten, wo wir uns in wenig Augenblicken wieder einfinden werden.

Al. (zu Hect.) Es iſt wegen der Mitgift — kommen Sie!

Hect. Wie blaß ſieht Ihr Vater aus?

Al. (heiter.) Er wird Hunger haben — er hat noch nicht gefrühſtückt! — Aber ſeien Sie ganz ruhig, das Frühſtück wird nicht lange auf ſich warten laſſen. — So kommen Sie doch, Herr Vallandard!

(Sie geht mit Hect. links ab. Cler. geht einige Schritte ihnen nach, um von ihrem Fortgehen vergewiſſert zu ſein.)

Elfter Auftritt.

Clerambeau nach links vorkommend. St. Geran. Emmeric.

St. Ger. Nun ſo ſprechen Sie! Was wünſchen Sie von mir?

Cler. (mit Erregung.) Ich wollte Ihnen in's Gedächtniß zurückrufen, edler Freund, daß, als Sie um die Hand meiner Tochter für meinen Neffen warben, Sie für ihn Bürgſchaft leiſteten. Sie ſchwuren mir, ſo wie er, auf Ihre Ehre, daß von nun an in ſeinem Benehmen kein Geheimniß — keine Intrigue — kein Verhältniß, das das Glück meines Kindes gefährden könnte —

stattfinden sollte. — Unter dieser einzigen Bedingung habe ich eingewilligt. Das wissen Sie.

St. Ger. Allerdings! — wo wollen Sie damit hinaus?

Cler. Dahin, mein Freund — daß Sie sich weder verwundern, noch mit mir zürnen müssen, wenn ich mein Wort zurücknehme.

St. Ger. Wohin denken Sie?

Emm. Aber um des Himmels willen warum? —

Cler. Das wagt er noch zu fragen — wenn er in dieser selbigen Stunde — hier bei mir — in der Wohnung seiner Braut, ins Geheim ein Frauenzimmer aufgenommen hat — (über's Theater gehend.) das dort verborgen ist, in diesem Zimmer.

Emm. (sich vor Cler. stellend, der dort eintreten will.) Mein Herr! —

Cler. Der Beweis davon — daß er mich nicht hineinlassen will.

Emm. (ungeduldig.) Weil — weil ohnerachtet der Liebe und Achtung, die ich für Sie habe — ich selbst nach meiner Heirath nicht einer Inquisition unterworfen sein will — einem immer wieder sich erneuernden Verdachte — und das einzige Mittel, sich dem nicht späterhin auszusetzen, ist dies, gleich mit dem ersten Tage anzufangen —

St. Ger. Das scheint mir nicht unbillig.

Cler. Aber das weiße Kleid, das ich doch gesehen habe!

Emm. (unruhig.) Möglich! — aber ich versichere Ihnen, daß das Frauenzimmer, das durch diesen Salon gekommen, eine Person ist, die ich kaum bemerkt habe — Jemand aus dem Hause —

Cler. (will eindringen.) Das können wir doch gleich sehen!

Emm. (sich vor die Thüre stellend.) Das heißt, Sie glauben meinen Worten nicht — und schon dieses Mißtrauen —

Cler. Ich mißtraue Niemand, aber ich sehe lieber gern selbst.

Emm. Und eben das beleidigt mich, das werde ich nie dulden!

St. Ger. (lächelnd.) Erhitzen Sie sich doch darüber nicht, lieber Freund; ich bin ganz uninteressirt in der Sache — und wenn Sie mich also als Schiedsrichter annehmen wollen —

Emm. (eilt mit der größten Angst St. Ger. entgegen und befindet sich so in der Mitte.) Nein, nein, Herr Graf!

St. Ger. (erstaunt.) Und warum denn nicht?

Emm. Weil er auch Ihnen nicht glauben würde — er würde Keinem von uns glauben — er glaubt an Niemand.

St. Ger. (lächelnd und sich links in einen Sessel setzend.) Freilich!

Emm. (Cler. mit flehendem Blicke ansehend.) Selbst nicht an meine Ehre!

Cler. (der nach dem Cabinet rechts zu ging, bleibt einen Augenblick unentschlossen und zögernd stehen.) Wahrhaftig! — ich weiß nicht, ob ich noch soll — (Emm. macht eine freudige Bewegung.) Nein! wahrhaftig nein! (er eilt in das Cabinet rechts. Emm. steht niedergeschmettert und in Verzweiflung, erst bei St. Grans Stimme erwachend.)

Zwölfter Auftritt.

St. Geran. Emmeric.

St. Ger. (giebt Emm. ein Zeichen, ihm näher zu kommen.) Sagen Sie mir nur — (halblei.) Ob wirklich — (auf die Thüre rechts zeigend.) Dort? — Wäre es vielleicht wider Ihren Willen, sie — immer noch sie?

Emm. (schnell.) Nein, Herr Graf, Niemand! — und ich schwöre Ihnen —

St. Ger. (kalt.) Ich glaube Ihnen, sonst hätten Sie mich zum Schiedsrichter erwählt, überzeugt, daß mein Bericht zu Ihren Gunsten ausgefallen wäre.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Clerambeau kommt aus dem Zimmer rechts, dessen Thüre er verschließt. Er ist bleich, außer sich und hält sich kaum aufrecht, indem er eine heitere Miene affectirt.

St. Ger. (ihn anstehend.) Nun? — (Cler. der-

Seit sie falsch versprottet den Herzenswunsch der Achäer.
Siehe sie stellt in der Kammer und wirkt' ein großes Gewebe,
Fein und übermäßig, und sprach in unsrer Versammlung:
Jünglinge, weilend um mich, weil starb der edle Odysseus,
Wartet den Hochzeittag zu beschleunigen, bis ich den Mantel
Fertig gewirkt (damit nicht umsonst das Garn mir verderbe)
Für den Held Laertes ein Leichengewand, wenn dereinst ihn
Schrecklich ereilt die Stunde des langhin streckenden Todes.
Jene sprache, uns aber gewann sie die muthigen Herzen.
Jetzo saß sie des Tages und wirkt ihr großes Gewebe;
Trennt es sodann in der Nacht bei angezündeten Fackeln.
So drei Jahr entging sie durch List und betrog die Achäer.
Doch wie das vierte der Jahr ankam, in der Horen Begleitung,
Und mit den wechselnde Monden sich viel der Tage vollendet;
Jetzo erzählt es eine der Dienenden, welche sie wahrnahm,
Und wir fanden sie selbst, ihr schönes Gewand auftrennend.
Also vollendete sie, zwar ungern, aber genöthigt.

So weit Vater Voß nach Homer, mit dem wir in Allem, nur nicht im Sitzen am Gewebe einverstanden sind. Homer singt bloß: sie webte. Das Sitzen ist ein moderner Zusatz, die alte Welt kannte keinen Webestuhl. Stehend webten die Mädchen und Frauen an der senkrecht zwischen zwei Webebäumen aufgespannten Kette oder am Aufzuge des Garns, eine Bemerkung, die wir bloß anführen, um unser antiquarisches Gewissen zu bewahren und wegen dieser Kleinigkeitskrämerey unsre Leserinnen gar höflich um Verzeihung bitten.

Nun ist auch die Idee unsers Künstlers deutlich. Auflösend ihr Tagewerk am Webestand, erblicken wir hier die züchtigste und fleißigste aller Heroinen. Hätte der Raum den Zusatz von zwei Fackeln rechts und links gestattet, so würde die Sache

ſucht zu ſprechen, kann aber nicht. St. Ger. geht zu ihm.) Nun alſo?

Cler. (verſucht zu lachen.) Nichts — ganz und gar nichts — durchaus nichts.

Emm. (zu St. Ger.) Ich hatte es Ihnen ja geſagt.

St. Ger. (ſieht Cler. an und lacht.) Er iſt noch ganz angegriffen und bewegt davon.

Cler. Keineswegs: — das heißt, es iſt wohl möglich — die Ueberraſchung nichts zu finden — (Emm. anblickend.) Und ich begreife, daß — daß —

St. Ger. (zu ihm tretend.) Daß Sie ſehr mißtrauiſch geweſen ſind und Alles mit verdächtigen Augen anſehen. — Laſſen Sie ſich das zur Lehre dienen.

Cler. Ja, zur wahren Lehre, die ich benutzen werde.

St. Ger. Um ſeine Verheirathung zu beſchleunigen.

Cler. (macht eine Bewegung.)

St. Ger. Ei, da berufe ich mich auf Ihr Wort — Sie haben mir's gegeben und ich halte darauf. — Jetzt alſo, mein Theurer, wo Sie mir weder Beweiſe noch Verdacht entgegen zu ſetzen haben —

Cler. (hingeriſſen wider Willen.) Aber im Gegentheil!

St. Ger. Wie? Es gäbe alſo doch?

Cler. (ſchnell.) Niemand — Niemand in der

Welt — Sie sprachen aber von Verdacht, und da sagte ich, im Gegentheil — ich habe keinen mehr und meine Zuversicht —

St. Ger. Ist zurückgekehrt.

Cler. O ja!

St. Ger. Nun, sagte ich's denn nicht? Keine Hindernisse mehr, Alles ist in Ordnung. — Ihre Hand, Ihre Hand, und diesen Abend den Contract.

Cler. (stotternd.) Ja, Herr Graf.

St. Ger. Und was den Artikel betrifft, den wir heute früh verbessert haben — (zu Emm.) den wegen der Mitgift, die noch vermehrt worden ist —

Emm. (beschämt.) O mein Gott!

St. Ger. So werden Sie ihn dem Notar schicken?

Cler. (Alles in fieberhafter Aufregung.) Auf der Stelle, verehrter Freund, auf der Stelle — ich treffe Sie bei meiner Tochter wieder — Sie und —

St. Ger. (heiter nach der Thüre links gehend.) Das Frühstück.

Emm. (zu Cler. tretend.) Aber Herr —

Cler. (leis und mit feierlichem Tone.) Fürchten Sie nichts — ich werde sie fortgeleiten.

St. Ger. (sich zu Emm. umkehrend.) Nun?

Cler. Gehen Sie doch, gehen Sie doch, man erwartet Sie.

(Emm. geht mit St. Ger. durch die Mitte ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Clerambeau, der die Thüre links öffnet, dann Louise.

Cler. Kommen Sie, gnädige Frau! Alle Gefahr ist entfernt.

Lse. (schwankend eintretend, stützt sich auf den Sessel, der an der Thüre steht.) Meine Kniee brechen!

Cler. (erschrocken.) Um des Himmels willen!

Lse. Sie haben meine Ehre und Leben gerettet — um Gottes willen hören Sie mich!

Cler. (nach der Thüre links sehend.) Man könnte wieder kommen!

Lse. (mit Verzweiflung.) Mir gleich, wenn ich nur auch Sie rette, wenn ich diese Heirath verhindere, in die weder Sie einwilligen können noch ich! (sich zu fassen suchend.) Verzeihen Sie, mein Herr, ich will Sie nicht beleidigen, im Gegentheil — ich will nur Ihr Glück und das Ihrer Tochter. — Sie wäre nicht glücklich — er würde sie nicht lieben!

Cler. Diese Bande waren also trotz seines Wortes nicht gelöset!

Lse. Und doch! — gestern — hier selbst! — Ach damals hatte ich noch Kraft, ich hatte noch Muth, ich glaubte, daß er mich nicht mehr liebe. (freudig.) Aber ich täuschte mich und er sich auch. — Sobald er meine Gefahr erfuhr.

Cler. Ist's möglich!

Lse. Er wollte Alles verlassen — wollte mit mir in's Exil!

Cler. Mit Ihnen!

Lse. Diesen Morgen war Alles schon bereit zu der Abreise, die uns in's Verderben gestürzt hätte — (mit Exaltation.) und die ich vielleicht doch noch beklage. — O, schelten Sie mich nicht! ich weiß, wie strafbar ich bin, aber wem soll ich meine Besorgnisse, meine Qualen vertrauen — ich habe keinen Vater mehr! — O, hätte ich einen, ich umfaßte seine Kniee, ich spräche zu ihm: Habe Mitleiden mit Deinem Kinde! Vergieb der Raserei, die mir die Vernunft raubt! — Vertheidige mich gegen mich selbst! — Halte mich ab, mich in's Verderben zu stürzen! (fällt ihm zu Füßen.) denn ich — ich kann nichts als ihn lieben!

Cler. (sucht sie gerührt aufzuheben.) Gnädige Frau — gnädige Frau! — Mein Kind!

Lse. (freudig aufstehend.) Mein Kind! — Das sprechen Sie?

Cler. Ja, ich will über Ihnen wachen! — aber reden Sie um des Himmels willen, sagen Sie —

Lse. Ich will fort — ich will gehorchen — wenn Sie mir schwören, daß diese Heirath nicht stattfindet.

Cler. (nach der Thüre rechts sehend.) Man kommt! — vielleicht Ihr Gemahl!

Lse. Mein Richter! Er soll Alles wissen. (freudig.) Nein, es ist Emmeric!

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Emmeric.

Emm. (auf Cler. zustürzend.) Mein Herr!

Cler. (mit strengem Tone zu Emm. auf Lse. zeigend.) Sie fühlen selbst, daß jetzt Ihre Heirath unmöglich ist.

Lse. (mit einem Schrei.) Dank! — ich reise! (durch die Mittelthüre ab.)

Emm. (verzweiflungsvoll zu Cler.) O! was haben Sie gethan!

Cler. Meine Pflicht! — Ich werde meiner Tochter Alles sagen.

Sechzehnter Auftritt.

Aline. Emmeric. Clerambeau.

Al. (von links kommend und zu Emmeric laufend.) Nun? — und das Frühstück? — Man wartet auf Sie alle Beide.

Cler. Da sind wir schon, mein Kind! (Emmeric betrachtend, den Aline mit fortzieht.) Er, mein Schwiegersohn! — Nimmermehr!

Ende des vierten Aktes.

Fünfter Akt.

Dieſelbe Scene wie im dritten.

Erſter Auftritt.

Aline. Hector.

Hect. Ja, mein Fräulein, ich habe Ihren Auftrag ausgerichtet, und ſo wie wir aufgeſtanden waren, bin ich ſogleich zu Fräulein Victoria Giraut gegangen und habe ſie in Ihrem Namen für heute Abend eingeladen.

Al. Und ſie hat's angenommen?

Hect. Mit einer Güte — einer Anmuth! — Sie hat mir erlaubt, ſie abzuholen und ihr den Arm zu geben — Und ihr Vater, der Weinhändler Herr Giraut, der eben nicht der höflichſte iſt! hat mir bei'm Hinausbegleiten geſagt: Bei meiner Seele, Herr Ballandard — es iſt zwar kein Menſchenverſtand drinn — aber ich glaube wirklich, ſie liebt Sie! — Ja, das hat er mir geſagt.

Al. Iſt's möglich?

Hect. Wort vor Wort — und wenn ich mich nicht vor einer Selbstliebe fürchtete, die übrigens gar nicht in meinem Charakter liegt — so möchte ich fast die Idee hegen, als ob der Handelsherr von Bercy Recht habe. — In vino veritas.

Al. (es nicht verstehend.) Was?

Hect. Nichts! Es ist lateinisch. — Bei meiner Freude, bei meiner Dankbarkeit mag ich aber doch kein Geheimniß mehr für Victoria auf dem Herzen haben und will ihr Alles sagen.

Al. (ihm die Hand reichend.) Das ist brav von Ihnen — und das söhnt mich mit Ihnen wieder aus — aber es ist nicht mehr nöthig — ich hatte ihr schon Alles gesagt.

Hect. Wie?

Al. Von Ihrem Duell — Ihrem Zweikampf — von dem Menschen, den sie verwundet haben —

Hect. (erschrocken.) Was haben Sie gethan!

Al. Das mußte ich ja.

Hect. Alles ist verloren!

Al. Im Gegentheile! Sie hat mit Entzücken und Verwunderung ausgerufen: Ballandard hat sich geschlagen! — Ballandard hat ein Duell gehabt! — und hätten Sie nur die Rührung gesehen, mit der Sie sich nach Ihnen erkundigt hat —

Hect. (außer sich.) Sie liebt mich!

Al. Sie, die geschworen hatte, sich nie

Madame Ballandard nennen zu lassen, — das war ihr ganz zuwider — sie hatte mir's gesagt.

Hect. Nun gut, so wird man sie Madame Hector nennen — weil sie einen Helden, weil sie mich liebt —

Al. Das ist unbegreiflich!

Hect. Und Sie auch —

Al. Wenn ich sage unbegreiflich — so meine ich damit Victoria's kriegerische Phantasie —

Hect. Die leicht ihr gefährliches haben könnte, denn wenn man sich ihr zu Liebe alle Wochen so schlagen müßte, so —. Man könnte freilich ergegnen, daß, wenn man einmal seine Sporen verdient hat, man zu nichts mehr verpflichtet ist —

Al. Ganz gewiß. — Aber sagen Sie mir doch, Sie, der Alles weiß — warum mein Cousin während des Frühstücks so schweigsam und niedergeschlagen ward?

Hect. (fröhlich.) Ich habe nichts bemerkt — ich aß — ich trank — ich sprach — ich war so froh, als ich diesen Wagen endlich hatte abfahren gehört —

Al. Wie? — welchen Wagen?

Hect. (sich besinnend.) O nichts! — ein böser Client, vor dem ich Angst hatte. Jeder ist nun einmal so nach seiner Art glücklich. Ich bin für das laute Glück, er für das schweigsame.

Al. Nein, nein! — er hat Etwas — denn

als Sie fort waren und mein Pathe auch, trat mein Vater zu mir, um mit mir zu sprechen, da hielt ihn Emmeric zurück und ob sie gleich leis redeten, hörte ich doch, daß er zu ihm sagte! — Lieber also ich — ich! — ich verspreche es Ihnen.

Hect. Was soll denn das heißen?

Al. Angelegenheiten, die meinen Vater betrafen — denn er ging dann fort und ließ uns allein. Das erschreckte mich auch nicht, denn man hat mir gesagt, daß das sp zwischen Brautleuten üblich — und Emmeric sagte zitternd zu mir: — Aline — ich muß Ihnen sagen — damit Sie es wissen, — daß ich Sie mehr als Alles in der Welt liebe — daß ich nicht ohne Sie leben kann! (heiter.) Nun, was soll mir denn so ein Geheimniß? — brauchte er mir denn das erst zu sagen? — Während er aber so sprach, glaubte ich Thränen in seinen Augen zu erblicken.

Hect. (für sich.) Großer Gott!

Al. Ich sage, ich glaubte — denn ohne mich anzusehen, ohne den Kopf nach mir zurückzuwenden, lief er davon.

Hect. (bei Seite, zornig.) Sie hat Recht! — Da steckt noch etwas dahinter.

Al. Was kann es nur sein? Haben Sie keine Ahnung?

Hect. Je nun, irgend eine Unannehmlichkeit — seine neue Oper, die ihn quält und ängstigt — um Ihretwillen — als ob sie ihn blos seines

Ruhmes wegen liebten — wie Fräulein Victoria mich — wegen meiner Bravour!

Al. Nein, nein, etwas von der Art ist's nicht.

Hect. Vielleicht in seinem Künstler-Budjet eine kleine Finanzverlegenheit — einige Schuldpöstchen, die er Ihrem Vater nicht sagen will —

Al. Glauben Sie? — Doch da ist er! — Lassen Sie uns allein!

Hect. (sich Emmeric nähernd, der aus der Thüre links kommt.) Was giebt's denn nur noch?

Emm. (in der größten Unruhe.) Du sollst es erfahren — jetzt lass' uns.

Hect. (für sich.) Meinetwegen, da sie es beide wünschen! — Ich suche Victoria auf. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Aline. Emmeric.

Emm. (für sich, sie betrachtend.) Werde ich dießmal mehr Muth haben? — Und doch muß es sein, denn ich habe es ihrem Vater versprochen, mein Glück und alle meine Hoffnungen selbst aufzuopfern.

Al. (für sich.) Ja, ja, wenn ich's nur ein wenig geschickt anfange, erfahre ich, was ihn so plagt.

noch ausdruckvoller, noch homerischer geworden seyn, und wir erinnern uns dabei, daß der treffliche Herder, als einst in einer jener Gesellschaften, welche uns wohl kein Schreiber weimarischer Nächte wiedergeben wird, von Sujets zu Nachtstücken aus dem Vater der Dichtkunst, aus Homer, die Rede war, auch unsere Penelope in Vorschlag brachte, wie sie beim nächtlichen Fackelschein ihr Taggewebe wieder auflöset, wobei natürlich die zwei Lieblingszofen der Königin als Fackelhalterinnen rechts und links in gar zierlicher Form und Stellung anzubringen wären. Denn wie bekannt liebte das Alterthum, das überall Diener und Sclaven brauchte, wo wir nur der Geräthschaften als stummer Aufwärter (dumb Waites) uns bedienen, auch bei nächtlichen Gastmahlen, Festen und Nachtgeschäften lebende Personen in Licht- und Fackelhalter zu verwandeln *). Wer malerischen Sinn zu dieser Aufgabe mitbringt, begreift von selbst, welche herrliche Lichteffecte und Reflexe ein solches Bild, welches eine der Zofen ganz in Schatten, die andre ins volle Licht stellen würde, dem des Helldunkels kundigen Künstler darbieten könnte, wenn er auch nicht den täuschenden Pinsel eines Freudenbergers führte. Möchte an die Stelle unserer mystificirenden Heiligen- und Madonnenbilder, worin sich unsere neueste Kunst-

*) Die nach der üppigen Phäakensitte in Homer nachgebildeten goldnen Bildsäulen, welche brennende Fackeln zum Gastmahl in den Händen tragen, in Lucrez II, 24. sind nur als Ausartungen des Luxus zu betrachten. In der Ordnung leuchteten lebende Daduchen oder Lychnuchen, d. h. Fackel- und Lampenhalter. Dadurch kam Nero auf die grausenvolle Idee, die ersten Christen im Circus zu selbstbrennenden Pechfackeln zu machen.

Emm. (verlegen.) Liebe Couſine —

Al. Nun?

Emm. Sie ſprachen mit Ballandard?

Al. Ja — wir ſchwatzten von tauſend gleichgültigen Dingen — von jungen Herren, von Ihren Freunden, und ſagten da, es ſei doch ausgemacht, daß ein junger Menſch, der ohne Vermögen nach Paris kommt, wie talentvoll er auch ſein möge, ſich nicht auf der Stelle eine Lage, einen Etat ſchaffen könne. Leben müſſe er aber doch auch unterdeſſen, und da ſei es denn ganz natürlich, daß er borge, daß er Schulden mache. Es ſei auch das gar nicht ſo ſchlimm; im Gegentheil würde ich ihn nur um deſto mehr achten —

Emm. (ſtaunend.) Wozu ſagen Sie mir das?

Al. Wozu? — Weil es ganz natürlich iſt, daß man ſich vor ſeinem Schwiegervater nicht bloßgeben will. — Die Schwiegerväter begreifen die Sachen nicht, oder ſehen ſie wenigſtens immer von der falſchen Seite an — aber eine Schweſter — eine Couſine — eine Braut — ich zum Beiſpiel.

Emm. Wie? Sie könnten glauben? — man hat Sie hintergangen — ich ſchwöre es Ihnen.

Al. Ei, um ſo ſchlimmer dann!

Emm. Und Sie wollten —

Al. Alles mit Ihnen theilen — das hätte jetzt mich glücklich gemacht — und ſpäter wäre

es meine Pflicht gewesen. — Und Sie, mein Herr, warum folgen Sie nicht meinem Beispiele? — gehören mir denn Ihre Sorgen und Kümmernisse nicht auch an?

Emm. Ach, je mehr ich Sie höre, je unmöglicher erscheint es mir, sie Ihnen anzuvertrauen.

Al. Und ich errathe sie fast.

Emm. Was sagen Sie?

Al. O ganz gewiß würde ich stolz und glücklich sein, durch Ihre Erfolge einen Namen zu führen, den Jedermann mit Beifall krönt, aber die Tage Ihrer Triumphe werden dennoch nicht die sein, wo ich Sie am innigsten lieben werde! Denn dabei werde ich Ihnen unnütz vorkommen. Aber für den geschicktesten und glücklichlichsten Künstler selbst giebt es doch auch Tage des zweifelhaften oder sogar unglücklichen Kampfes — in solchen Augenblicken werde ich Ihnen zur Seite stehen — mein Herz wird mit Ihnen in gleicher Furcht und Hoffnung schlagen — um Sie zu kräftigen, werde ich Ihnen Muth zusprechen oder mit Ihnen mich ängstigen — und wenn wir unterliegen — o! wie will ich Sie da erst lieben. — Denn Sie werden dann meiner bedürfen: meine Liebe wird sich mehren mit Ihren Schmerzen: — und wenn Sie etwa daran zweifeln — versuchen Sie es nur einmal unglücklich zu sein, mein Freund, und Sie sollen sehen.

Emm. O sie sind das edelste, beste und vollkommenste Geschöpf von der Welt!

Al. Nein, nein, nein! Aber ich wußte wohl, daß ich das Rechte treffen würde. — Also keine Furcht mehr — keine Unruhe! — Sie sollen keine mehr haben — (mit Liebe.) denn ich habe ja keine mehr! — Und sehen Sie denn nicht, welche schöne Zukunft sich vor uns öffnet? Freunde, Ansehen, ein feines Vermögen, und was noch viel besser ist, häusliches Glück! Denn wir lieben uns ja so sehr, und da wir beide noch so jung sind, können wir uns noch recht lange lieben.

Emm. (außer sich.) O immer, immer! das ganze Leben lang! (innehaltend.) Nein! — nein! — Das wollte, das durfte ich nicht sagen — aber als ich Sie hörte, vergaß ich Alles — sah nichts mehr als meine Freundin — mein Weib!

Al. (ihm in die Arme sinkend.) Nun! bin ich denn das nicht?

Emm. (einen Schrei ausstoßend und sie an sein Herz drückend.) Oh!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Clerambeau.

Cler. (zornig eintretend.) Was sehe ich da?

Al. Sein Sie darüber außer Sorgen, Väterchen! Wir hatten uns etwas gestritten und versöhnen uns jetzt — weiter ist's nichts.

Cler. Halten Sie so Ihr Versprechen, mein Herr?

Al. Das gewaltige Unglück! — Am Verlobungstage!

Cler. Entferne Dich!

Al. Ei, was Sie streng sind, Väterchen! viel mehr als ich, die ihm herzlich vergiebt.

Cler. Ich bitte Dich, uns zu verlassen.

Al. Nun ja, ja, aber ich hätte Sie erst gern wieder versöhnt.

Cler. (ungeduldig.) Schon gut, sage ich Dir, ich werde an Alles denken.

Al. Vortrefflich! und hatten das Wichtigste vergessen! — meine Pathe nämlich, Frau v. Saint Geran, die Sie nicht eingeladen hatten; das ist doch eine Unhöflichkeit — die ich aber auf der Stelle wieder gut gemacht habe und das in Ihrem Namen — und sie wird kommen, seien Sie ganz ruhig! — Jetzt aber gehe ich: ich gehe schon — (macht Emmeric eine tiefe Verbeugung.) und empfehle mich Ihnen ganz gehorsamst, Herr d'Albret! (geht.)

Vierter Auftritt.

Emmeric. Clerambeau.

Cler. Sie wünschten, daß es durch Sie und nicht durch mich geschehe — und ich zog das auch vor — denn sie wäre im Stande gewesen, mir nicht zu glauben. Sie hatten es über sich

genommen, meiner Tochter zu sagen, daß Sie sie nicht mehr liebten, daß Sie trotz Ihres gegebenen Wortes eine Andere liebten —

Emm. Verlangen Sie nur Schwüre von mir, welche die Ehre zu halten vermag und die mich nicht zur Lüge nöthigen! — ich wiederhole es Ihnen, daß ich in der ganzen Welt nur meine Cousine liebe — daß Alles mit Frau v. Saint Geran abgebrochen ist — daß sie wider meinen Willen hierher kam.

Cler. Und wider Ihren Willen wird sie nach Ihrer Verheirathung das Unglück meiner Tochter machen. —

Emm. Nein, nein! sie täuschte sich! Sie hielt diese Abreise für Liebe — dieses Opfer, das mein Unglück machte: — jetzt aber, wo sie außer aller Gefahr ist, werde ich sie nicht mehr sehen — nichts wird meinen Entschluß ändern.

Cler. Was wissen Sie? — Sie waren nicht bei ihr — als sie in Thränen zerfließend sich zu meinen Füßen warf — und als ich dieses arme Wesen so erblickte — so bleich — so jung — so unglücklich — und so schön — denn das muß ich zugeben, mein Herr, sie ist sehr schön! Nun denn! da fühlte ich mich gerührt und erweicht — ich hatte nicht die Kraft mehr, ihr zu zürnen — ich glaube sogar, daß ich ihr verziehen habe, ich, der ich sechzig Jahre alt bin, und Sie mit fünf und zwanzig!

Emm. O, mein Herr!

Cler. Nein! Ich setze das Glück und die Zukunft meiner Tochter nicht auf ein so gefährliches Spiel, ich spreche nicht von dem Gerede und Scandal, die gewöhnliche Folge solcher Verbindungen — von der Entehrung eines edlen Mannes, der nie verzeihen wird! Ich gebe sogar zu, daß der Zufall, der Ihnen bisher so günstig zu Statten kam, auch noch ferner alle andere Augen täuschen wird, aber die meiner Tochter wird er nicht täuschen! und so werde ich mein armes Kind, im innern Herzen verletzt, abzehren und sich in Thränen auflösen sehen — vielleicht sterben, ohne sich zu beklagen, ohne Sie anzuschuldigen. — Aber ich selbst werde mich anschuldigen, ich! — der ich Alles wußte und für nichts sorgte — ich, der, um ihr den Schmerz einiger Tage zu ersparen, sie zu ewigen Qualen und zu dem Unglücke ihres Lebens verurtheilte. — Nein, nein! mein Entschluß ist gefaßt und auf der Stelle gehe ich —

Emm. Wenn Sie meine Verzweiflung nicht fürchten, so — fürchten Sie wenigstens die Alinen's.

Cler. Dann werde ich da sein, um sie zu trösten. — Ich nehme sie mit mir fort, ich reise mit ihr, ich erfülle alle ihre Wünsche — nur diesen einen ausgenommen — und mit der Zeit und meinem Vermögen — und dann sind Sie ja auch nicht der einzige Mann auf der Welt — sie wird

Sie vergessen, sie wird andere Gedanken bekommen' —

Emm. Nie!

Cler. Ich werde es ihr befehlen, ich ihr Vater — oder ich werde es wenigstens so einzurichten suchen, daß sie einen Andern liebt... das ist ein Rettungsmittel, eine erlaubte Zerstreuung, während, wenn sie verheirathet wäre — (endigen wollend.) Kurz, da Sie Ihr Versprechen nicht halten wollen, werde ich ihr sagen, daß die Zurückweisung von Ihnen sich herschreibt.

Emm. Ich hab's gewollt, ich hab's versucht — es geht über meine Kräfte — und wenn sie jetzt hier zugegen wäre, könnte ich nur zu ihren Füßen sinken und zu den Ihren! — Nein, solche Härte liegt nicht in Ihrer Seele, und ich sehe es, Sie sind von meinem Schmerze gerührt.

Cler. Das kann wohl sein — denn wider meinen Willen beklage ich Dich — ich bin Dir gut, ich werde Dir immer gut sein als meinen Neffen, aber nie als meinen Schwiegersohn — und wenn Du sie also weder sehen noch sprechen kannst, nun gut, so schreibt man, das wirkt dann um so kräftiger! — Also dahin gesetzt, mein Herr, und geschrieben!

Emm. Und was Ihr sagen, o mein Gott!

Cler. Ich will Dir's dictiren. — „Liebe Cousine! Ich muß offen gegen Sie sein. Ich liebe Sie nicht mehr.

Emm. (sitzend und schreibend.) Aber ich sage Ihnen, ja, daß ich die unauslöschlichste, die treueste Liebe für sie fühle, die aufrichtigste und wahrste! — Dies also ausgenommen, werde ich schreiben, was Sie wollen.

Cler. (ungeduldig.) Nun, so müssen wir einen andern Vorwand nehmen! (dictirt.) „Ich liebe Sie —

Emm. Ah, das lasse ich mir gefallen! (mit Wärme.) Ich liebe Sie —

Cler. (dictirt.) „Ich muß Ihnen aber bekennen, daß Ihr Charakter —

Emm. (einfallend.) Der sanfteste, der liebenswürdigste Charakter! —

Cler. Das weiß Niemand besser als ich!

Emm. Geist, Gemüth, ein Herz ohne gleichen!

Cler. (mit Stolz.) Das will ich glauben!

Emm. (schnell.) Das gestehen Sie also selbst ein? Nun da sehen Sie doch also auch, daß ich gegen ihren Charakter nichts einwenden kann! Das wäre albern, wäre unwahrscheinlich — das glaubte sie nicht.

Cler. (zornig.) Aber brechen muß man nun doch einmal! Sie mögen also Gründe für Ihr Zurücktreten angeben oder nicht, ihre Hand müssen Sie ausschlagen müssen Sie, weil die Ehre eines

Freundes und die Vorsorge für Ihr Leben mich verhindern die Wahrheit zu sagen.

Emm. (außer sich.) Nun dann! — so sagen Sie die Wahrheit — es ist so besser! — muß ich mein Leben opfern, so nehme ein anderer die Mühe über sich! Dann werde ich doch wenigstens nicht selbst mein Todesurtheil unterzeichnet haben — sondern Sie thaten es.

Cler. Mein Gott! — Herr von Saint Geran!

Emm. (zerreißt, was er geschrieben.) Um so besser! — Sagen Sie es in seiner Gegenwart, ich erlaube es Ihnen.

Cler. Ich!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Herr v. St. Geran.

St. Ger. (der das letzte Wort gehört hat.) Was giebt's denn? — Was ist's denn wieder?

Cler. (unruhig.) Was es giebt, mein Freund? — was es giebt? — nichts.

St. Ger. Das heißt, der Schwiegersohn und der Schwiegervater sind stets im Streit mit einander. (zu Cler.) Und wenn Sie nicht mehr Ursache dazu haben, als heut' früh. — Was betrifft's denn?

Cler. (wie oben.) Ein Paar Zeilen, die ich ihm dictirte — und die er schrieb — nein, die er nicht schreiben wollte —

St. Ger. (Emm. ansehend.) An jene Frau?

Cler. Ja — an jene — die ihn nicht aufgeben will — im Gegentheil.

St. Ger. Er hat sie also wiedergesehn?

Cler. Nein, nein — nicht er — ich — sie ist hieher gekommen — sie widersetzt sich dieser Heirath — sie hat mir es gesagt. —

St. Ger. Er liebt sie also noch?

Emm. Ich! — ich verabscheue sie!

St. Ger. Nun denn, so schreiben Sie es ihr. (zu Cler.) Und das will er nicht?

Cler. Ja, Herr Graf.

St. Ger. (streng.) Da hat er Unrecht. — Solche Verbindungen kann man nicht sanft auflösen — man muß sie zerreißen. — Wenn die Sachen bis dahin gekommen sind, gilt es nicht mehr, Rücksichten zu nehmen, noch zu schonen: — und da diese Liebe Ihnen unerträglich geworden ist — müssen Sie es ihr nicht blos schreiben — nein, Sie müssen es ihr sagen — in's Gesicht.

Cler. Das würde nicht genügen.

St. Ger. (erstaunt.) Wie?

Cler. Das würde nicht genügen — für mich! — dem sie es erklärt hatte — daß sie nie in

bestrebung so sonderbar verirrt, indem sie vor lauter Kindlichkeit kindisch wird, bald ein wackrer Kunstfreund sich einen solchen Gegenstand bei einem tüchtigen Maler bestellen und eine unserer Kunstausstellungen damit erfreuen!

Auf jeden Fall würde Penelope auch in einem Nachtstück, wie wir es denken, den Kopf, als sey sie durch ein plötzliches Geräusch aufmerksam gemacht, eben so uns zuwenden, als der Künstler sie hier vorgestellt hat. Ist doch in dieser Kopfbewegung, verbunden mit der leisen Andeutung des lauschenden Aufhorchens, die ganze Handlung auch ohne allen weitern Beisatz bedeutsam genug angegeben. Man kann sich nun, je nachdem die Phantasie größern oder geringern Aufwand zu machen eben im Fluge sich befindet, die Ueberraschungsscene mit den hereinstürzenden Freiern, oder die Ankunft der Schaffnerin Eurykleа oder was sonst beliebt, leicht hinzufantasiren.

Wegen des Costüms, denn auch darüber ein Wörtchen fallen zu lassen, ziemt unserer Scholiasten-Gewissenhaftigkeit, durfte die Erinnerung wohl an ihrer Stelle seyn, daß die Zucht- und Sittliebende Penelope im Homer nie ohne einen Kopfschleier erscheint, oder man nenne es dem griechischen Worte folgend (kredemnon), einen Kopfbund, dessen Enden sie oft an beide Wangen anschließend zusammenhält. Es war, so sagt einer der verständigsten Lexicographen, jene Art Schawl oder Schleier, womit sich jetzt die Frauen jener Gegenden das Haupt umhüllen. Man begreift indeß auch ohne unsern Fingerzeig, daß dieser Schleier sich hier nur zart einfassend und das anmuthige Eirund des Gesichts gleichsam einrahmend um das Hinterhaupt herum legen dürfte. Denn lange vorher als Sassoferrata seiner verschleierten Madonna den Schleier so freund-

dieſe Heirath willigen werde. — Wenn ſie nicht einwilligt und es ausdrücklich von mir verlangt —

Emm. (zornig.) Was unmöglich iſt —

St. Ger. (eben ſo.) Das iſt alſo eben ſo viel, als, Sie nehmen Ihr Wort zurück.

Cler. (wie oben.) Das iſt, was ich ſage, was ich will.

Bedienter (meldet) Frau Gräfin von St. Geran!

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Louiſe.

Cler. (betroffen.) Die Frau Gräfin!

Lſe. (macht Cler. eine tiefe Verbeugung.)

St. Ger. Meine Frau, die wegen des Contracts kommt — wegen der Verheirathung, die nicht mehr ſtattfindet. —

Lſe. (mit einer Freude, die ſie unterdrückt.) Iſt's möglich?

St. Ger. Ei nun ja! — ein neues Hinderniß! (auf Emmerie zeigend.) Der Herr hier weiſt die Braut zurück.

Lſe. (freudig.) Warum denn?

St. Ger. (halblei ſer die Achſel zu Louiſe.) Wegen einer andern. . . .

Lſe. Die er alſo ſehr liebt?

St. Ger. (eben ſo.) Im Gegentheil — die er haßt — die er verabſcheut.

Lſe. (für ſich.) Großer Gott!

Emm. (ſchnell.) Erlauben Sie —

Cler. (eben ſo.) Das hat er nicht geſagt —

St. Ger. (gleichfalls.) Er hat es uns geſagt — und das ſo eben — hier auf der Stelle — er hat's zugegeben — eine Liebe, die ihn drückt — die ihm unerträglich iſt.

Lſe. (erſchüttert.) Und wie kann jene Perſon ſolche Geſinnungen noch nicht kennen?

St. Ger. (eben ſo und halbleis.) Was weiß ich's? Alberne Rückſichten, ein ungeſchicktes Zartgefühl hindern ihn dann, die Wahrheit zu geſtehen — (leis, aber mit Kraft) und doch behaupte ich, daß ſie es endlich erfahren muß, und — wenn ich es ihr ſelbſt ſagen ſollte!

Lſe. (ſchnell.) Da haben Sie Recht.

St. Ger. Nicht wahr?

Cler. (zu St. Geran, den er unterbrechen will.) Herr Graf! —

Emm. (eben ſo.) Um des Himmels willen —

St. Ger (auf Emmeric zeigend.) Aber er will nicht — er wagt es nicht — ſehen Sie nur — ſchon der bloße Gedanke macht ihn verlegen und zitternd.

Lſe. (wirft einen verachtungsvollen Blick auf Emmerie, der die Augen niederſchlägt.) Sie ſagen die Wahrheit!

St. Ger. (zu Cleramb.) Und jetzt, lieber Freund, jetzt kenne ich nur noch Ein Mittel: — ich will mein Pathchen Aline holen. Ihr Anblick wird ihm vielleicht den Muth einflößen, der ihm fehlt, ... oder wo nicht, ſo denke ich, wie Sie, daß er ſie nicht verdient, wenn er noch einen Augenblick zwiſchen dem Weſen, das er liebt, und dem, daß er nicht mehr liebt, im Zweifel ſchwankt. (geht rechts ab.)

Siebenter Auftritt.

Louiſe. Emmeric. Clerambeau.

Lſe. (ſinkt in einen Seſſel links, der am Tiſche ſteht.) Ah!

Emm. (folgt eine Zeitlang St. Geran mit ſeinen Blicken, bis dieſer verſchwunden, dann nähert er ſich Louiſen.) Um Gottes willen, hören Sie mich!

Lſe. (macht ihm mit der Hand ein Zeichen, ſich zu entfernen.) Laſſen Sie mich!

Cler. (tritt zu ihr.) Ja, ja, Frau — glauben Sie — ich bezeuge es ihm —

Lſe. (giebt ihm mit der Hand ein Zeichen, zu ſchweigen.) Schon genug! (ihre Blicke fallen auf den Tiſch, wo ſie Feder und Papier ſieht; ſie ſchreibt ſchnell und in der heftigſten Bewegung.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Hector (zur Mittelthüre eintretend.)

Hect. (zu Emmeric eilend.) Oh, mein Freund, ich habe Victoria und ihren Vater hieher gebracht — und Dir verdanke ich es — ſie willigt ein — ſie heirathet mich — morgen wird der Contract abgeſchloſſen.

Emm. (zeigt ihm Louiſen, die ſchreibt.) Still!

Hect. (ſtaunt, als er ſie ſieht.) Ha! — ich zittre für uns! — Sie hier!

Cler. (zu Emmeric, indem er ihm Hector zeigt.) Er weiß alſo auch?

Hect. (halblaut.) Freilich — ganz gegen meinen Willen.

Emm. (rechts blickend.) Man kommt!

Cler. (zu Louiſen.) Gnädige Frau — um des Himmels willen — nehmen Sie ſich in Acht — man kommt.

Lſe. (immer fortſchreibend.) Laſſen Sie mich, ſage ich Ihnen.

Emm. (nach rechts ſehend.) Es iſt Herr von St. Geran.

Hect. (zu Cler.) Ihr Mann iſt's!

Cler. (zu Louiſe.) Ihr Gemahl!

Lſe. (kalt.) Gleichviel!

Neunter Auftritt.

Louiſe am Tiſche ſchreibend. Cleramb. u. Hector vor ihr ſtehend und ſie zu verbergen ſuchend. Emmeric geht Hrn. v. St. Geran entgegen, der von rechts kommt und Aline an der Hand hat.

St. Ger. Kommen Sie Aline, kommen Sie! — Sie werden ſchon erfahren, weshalb.

Al. (fröhlich.) Oh, Sie haben Ihr myſteriöſes Weſen gar nicht nöthig, lieber Pathe — es geht an den Contract — denn der Notar iſt eben angekommen und ich will alſo Alles vorrichten laſſen.

(Sie geht zurück nach der Mitte und giebt den Bedienten Befehl, in die Mitte des Zimmers einen Tiſch und Seſſel zu ſtellen. Dann geht ſie durch die Mittelthüre ab und kommt gegen das Ende des zehnten Auftritts mit dem Notar zurück.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen ohne Aline.

Louise steht im Augenblicke, wo Aline abgeht, vom Tische auf, nähert sich Clerambeau und giebt ihm den Brief, den sie schrieb, heimlich in die Hand.

Lse. Lesen Sie! (sie entfernt sich von ihm.)

Cler. O mein Gott!

Hect. (schnell zu ihm tretend) Was?

St. Ger. (der an der äußersten rechten Seite steht, wendet sich in diesem Augenblicke nach Clerambeau und Hector um.) Was giebt's.

Cler. (betroffen.) Einen Brief ...

St. Ger. Der also eben ankam?

Cler. (noch verlegener, zeigt auf Hector, der bei ihm steht.) Ja — ja — Ballandard brachte mir ihn.

Hect. (für sich.) Wieder ich!

St. Ger. Ein Brief von ihr? — Lassen Sie doch sehen.

Hect. (steht zwischen beiden und streckt die Hand aus.) Ich habe Befehl, ihn blos Herrn Clerambeau sehen zu lassen.

Cler. Ja, das ist wahr.

St. Ger. Nun dann — so lesen sie ihn uns.

Lse. (mit Würde.) Ja, Herr Clerambeau — lesen Sie — lesen Sie ganz laut.

Cler. (lieſt mit Erſchütterung.) „Ich beſchwöre Sie, mein Herr, Ihre Tochter Herrn Emmerie d'Albret zur Gattin zu geben, denn zwiſchen mir und ihm iſt Alles zu Ende — für ewig! — Ich ſchwöre Ihnen dies, und wenn Sie noch daran zweifeln könnten, ſo möge Ihnen dieſer Brief, von dem mein Glück und mein Leben abhängt, Bürge für dieſe Verſicherung ſein!" — Und unterzeichnet —

Hect. u. Emm. Iſt's möglich!

Cler. Mit vollem Namen.

St. Ger. (zu Clerambeau mit billigender Miene näher tretend.) Nun dann! — Dieſe Frau — ohnerachtet aller ihrer Verirrungen —

Cler. (eilt ihn zu unterbrechen.) Nicht wahr? (mit Wärme und auf den Brief klopfend, den er wieder zuſammen bricht.) Es iſt ſchön! — es iſt vortrefflich!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Aline. Der Notar.

Al. (die zur Mittelthüre eintrat und die letzten Worte hörte.) Was denn, lieber Vater? — was iſt denn ſchön und vortrefflich?

Cler. (ſchnell.) Das geht Dich nichts an. — Wo iſt der Notar?

Al. Da kommt er.

(Alle wenden sich und gehen nach dem Hintergrunde. Der Notar setzt sich an den Tisch, auf dem Kerzen stehen. Zwei sind angezündet, zwei andere noch nicht. Rechts und links einige Sessel am Tische im Halbkreise.)

Cler. Alles sehr gut!

St. Ger. Und nun zur Unterzeichnung!

Al. Welches Glück!

(Aline und Emmeric treten zurück und stehen neben dem Notar rechts und links. Er giebt ihnen die Feder zur Unterschrift. Sie unterzeichnen.)

Cler. (der links steht, geht über die Bühne und dreht den Brief in den Fingern.) Und was mit diesem Briefe? (er geht an den Tisch rechts und verbrennt den Brief an einer Kerze, die dort steht.)

Lse. Was thun Sie?

Cler. (absichtlich und Louisen ansehend.) Ich? — ich sehe hinreichend — (geht und zündet mit dem brennenden Papiere die beiden Kerzen auf dem Tische des Notars an.) aber der Herr Notar — (der Notar verbeugt sich dankbar.)

St. Ger. (zu seiner Frau, auf Cler. zeigend.) Er hat Recht, man kann Vertrauen in ihn setzen.

(Die Darsteller sind folgendermaßen vertheilt: Louise und St. Geran vorn auf der Bühne links. Aline hinter dem Tische stehend bei'm Notar, der sitzt. Emmeric ebenfalls bei ihm hinter dem Tische. Cleramb. rechts vor dem Tische. Hector auf der äußersten Rechten vorn.)

Cler. (den Contract stehend unterzeichnend.) Heut' der Contract und in einigen Tagen die Hochzeit, denn morgen reisen wir alle zusammen nach Bordeaux. (setzt sich zum Notar.)

St. Ger. (links am Tische unterzeichnend.) Sie sind sehr glücklich! — Auch ich reise morgen — (auf die äußerste Linke zu Louisen tretend.) — und allein!

Lse. Vielleicht, Herr Graf ...

St. Ger. (schnell.) Was wollten Sie sagen —?

Lse. Daß man seit heut' Morgen mir versichert — ja, bewiesen hat, daß meine Gegenwart in Martinique unumgänglich nöthig sei.

St. Ger. Und wer?

Lse. Ihr Advokat — Herr Vallandard.

Hect. (für sich.) Wieder ich! — ich bin der Geschäftsmann der ganzen Welt!

St. Ger. (voll Freude.) O, das wäre köstlich! Sie! die Sie sich so sehr vor der See fürchteten!

Lse. (mit Rührung, ein Lächeln versuchend.) Das ist wahr! — aber es giebt Schwächen, von denen uns die Scham heilt — denn sobald man darüber erröthet — ist es leicht, sie zu besiegen. — (sich dem Tische nähernd.) Ist jetzt die Reihe, zu unterzeichnen, nicht an mir, Herr Notar?

Al. (ihr die Feder gebend.) Da, gnädige Frau! — neben mich!

Hect. (der sie unterzeichnen sieht.) Endlich! — aber nicht ohne Mühe!

Al. (zu Hector.) Nun Sie, Herr Vallandard!

Hect. (nimmt die Feder.) O Victoria! (tritt an den Tisch.) Bald wird's mit uns auch so sein!

Al. (halblei's zu Hector, während er schreibt.) Ja! — Sie haben mehr Glück, als Sie verdienen!

Hect. (leis zu Emmeric.) Hörst Du?

Al. (wie oben.) Aber nehmen Sie sich zur Lehre — und setzen Sie sich dem nicht mehr aus!

Hect. Ja, mein Fräulein! (Emmerics Hand drückend.) Man verspricht es Ihnen.

(Der Vorhang fällt, während Alle um den Tisch her sitzend gruppirt sind.)

Ende des Stücks.

BESSEL.

ich gewinnend um Haupt und um Wangen zu legen und so eine eigene Classe von Madonnen-Bildern (Madonna velata) in Gunst und Umlauf zu setzen verstand, kannte schon das Alterthum nur diese Verschleierung als die allein verschönende und kunstgerechte Kopfumhüllung. Wie würden die alten Griechen und Römer zu den unförmlichen Hüten, zu den hochaufgebauschten Hauben und Spitzenaufthürmungen, und zu den in barbarischem Federputz wehenden Bonnets unserer Modewelt den Kopf geschüttelt und laut aufgelacht haben!

Es konnte die Absicht eines solchen Vorworts, als hier verlangt wurde, keineswegs seyn, eine vollständige Erzählung von dem aufzustellen, was die in Fabeleien und Geschichtchen aller Art sich selbst stets überbietende Griechenwelt auf Kosten der Penelope sich ausgesonnen hat. Auch diese Unbescholtenste aller Frauen ist durch die alles travestirende Spott- und Lachlust der Griechen und durch jenen die Götter selbst nicht verschonenden Trieb zur Parodie mitunter auch wohl durch die Zügellosigkeit jener Sitte, welche der Mundschenkin Hebe den Scheidebrief schrieb, um den schönen Ganymed an ihre Stelle zu setzen, durch mancherlei bösen Leumund gegangen, und vielfach verlästert und ins Gerede gebracht worden *). Der Himmel bewahre nur jede neue Penelope vor allen Versuchungen, wie sie der freche Duclos seine Präsidentin von Tourvel erfahren läßt.

Böttiger.

*) Man lese in mythologischen Wörterbüchern die Artikel Pan nach, und vergleiche die ganze Lästerchronik in Bayles Dictionaire, article Penelope, note E. F.

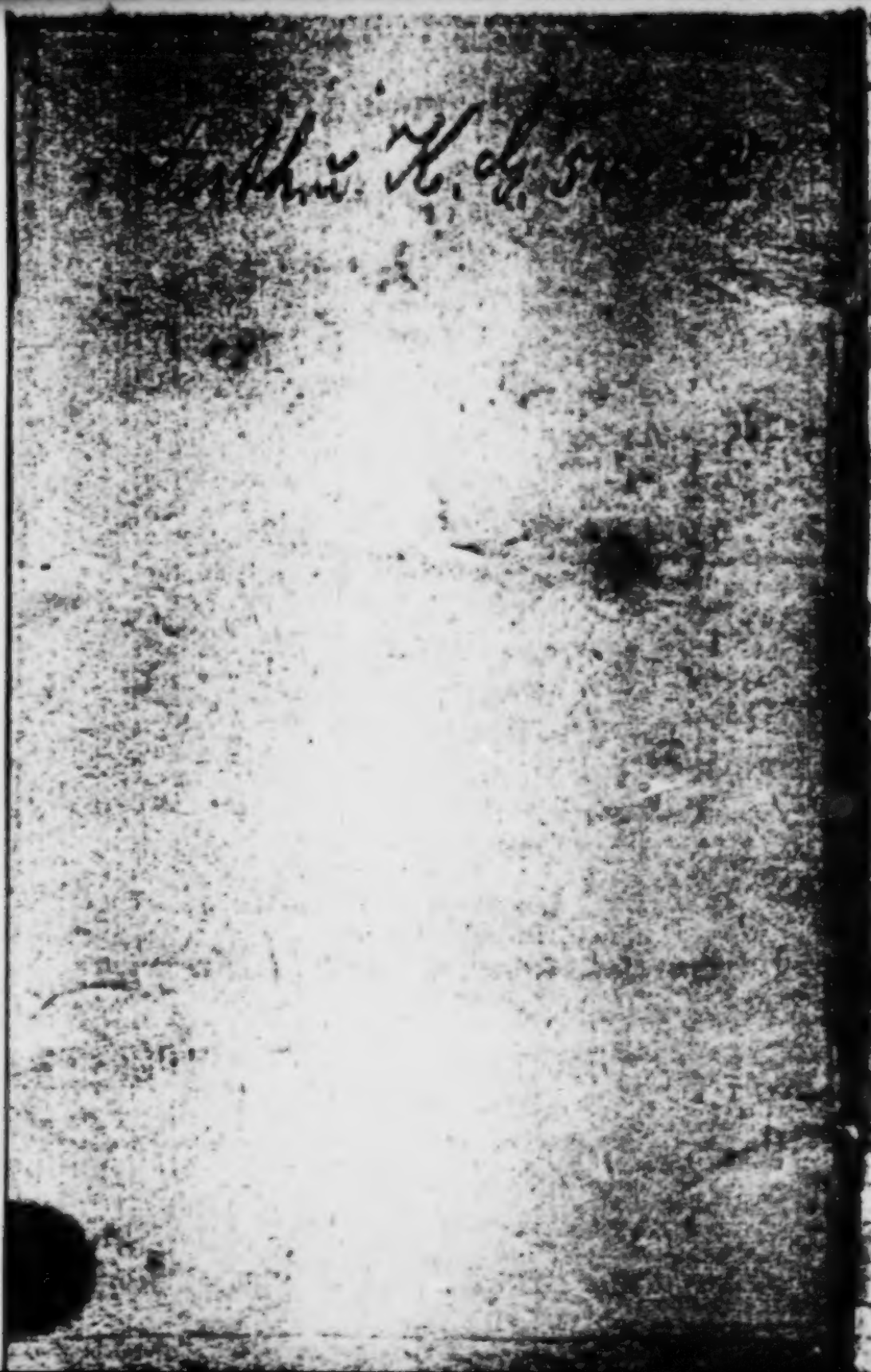

Dramatiſches
Vergißmeinnicht
auf das Jahr 1844
aus
den Gärten des Auslandes nach Deutſchland
verpflanzt
von
Theodor Hell.

Einundzwanzigſtes Bändchen.

Enthält:

Oscar, oder: Wie ſchwer iſt's doch eine Frau zu betrügen!
Luſtſpiel in 3 Aufzügen.

Die Reiſe nach Rußland.
Luſtſpiel in 3 Aufzügen.

Der Sohn Cromwell's oder: Eine Reſtauration.
Hiſtoriſches Luſtſpiel in 5 Akten.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1844.

BESSEL
BIBL.
UNIVER
LIP

Oscar,

oder:

Wie schwer ist's doch seine Frau zu betrügen!

Lustspiel in 3 Aufzügen.

Nach Scribe und Duveyrier

von

Th. Hell.

Perſonen.

Oscar Bonnivet.

Juliette, ſeine Frau.

Gideon Bonnivet, ſein Oheim.

Therigny, Notar.

Manette, Julietten's Kammerjungfer.

Erſter Act.

(Elegantes Zimmer.)

Erſter Auftritt.

Juliette. Therigny (eintretend).

Jul. Ach, Herr Therigny! unſer Herr Notar! Schon ſo früh bei mir! — Das iſt ſehr angenehm, aber auch ſehr gefährlich! — In der Provinz klatſcht man gern ein wenig und ein ſo früher Beſuch könnte mir leicht eine üble Nachrede zuziehen.

Ther. Ihnen, gnädige Frau! — O, Sie wiſſen wohl, daß das unmöglich iſt. — Sie ſind bis jetzt ungeſtraft die liebenswürdigſte und reizendſte Frau des Departements geweſen.

Jul. (ſchnell). Still doch! Wenn die Frauen uns hörten!

Ther. Und dann komme ich auch ganz einfach in Geſchäftsangelegenheiten!

Jul. Ganz einfach?

Ther. Ja, gnädige Frau — unglücklicherweiſe!

Jul. Sehr galant. — Nun alſo?

Ther. Nun alſo — gnädige Frau — das ſchöne

Landhaus, zu dem Sie so viel Lust hatten — zwei Stunden von der Stadt —

Jul. Das des Präfecten?

Ther. Ist zu haben.

Jul. Wissen Sie das gewiß?

Ther. Er hat mir selbst gesagt, daß er es gern los sein will, und da ich Sie mehrere Male von diesem Grundstücke hatte sprechen hören —

Jul. Es ist meine Puppe! Ich würde etwas Köstliches daraus machen! — Aber mein Mann muß es auch erst kaufen wollen!

Ther. Er? der Sohn eines reichen Banquiers und General-Einnehmer unseres Departements kann ja dies recht leicht, ohne sich zu geniren und von seinem Ueberflusse thun.

Jul. O, Ueberfluß hat er nie!

Ther. Freilich wohl. — Aber er liebt Sie innigst und gehorcht in Allem Ihrem Willen.

Jul. Nicht immer. — Es giebt Tage, wo ich Alles bei ihm vermag, wo ich Alles fordern kann, und wieder andere, wo ich —

Ther. Zurücktreten muß?

Jul. Das thue ich nie!

Ther. Was thun Sie denn sonst?

Jul. Ich warte! Und das ist schon viel. Das Warten ist etwas so Langweiliges —

Ther. O, das weiß ich, gnädige Frau, und mehr als ein Anderer, denn in Ihrer Nähe befindet sich schon seit längerer Zeit ein Wesen — wegen dessen

ich gern mit Ihnen ſprechen möchte und es doch nicht wage — Ihre reizende Couſine — Athenais.

Jul. Sehen Sie doch? — Sie kamen aber doch nur ganz einfach und blos in Geſchäftsangelegenheiten zu mir!

Ther. Eine reine, wahre Liebe — eine rechtliche —

Jul. O, das glaube ich gern — es giebt ja gar keine andere bei einem Notar! — Alſo meine Couſine lieben Sie, mein Herr?

Ther. Seit den Ferien, ſeit den drei Monaten, welche ſie hier verlebte.

Jul. Und trotz der Abreiſe und ihres Aufenthaltes in Paris?

Ther. Denke ich nur an ſie — ſehe ich ſie unausgeſetzt vor mir, in meinem kleinen Haushalte, deſſen Schmuck ſie ſein würde.

Jul. Recht ſchön. — Aber Sie wiſſen wohl nicht, daß meine Couſine nicht reich iſt? — Sie beſitzt blos ein Vermögen von 20,000 Francs.

Ther. Wahrhaftig? — Ich glaubte, ſie beſäße gar nichts.

Jul. Und Sie bitten bei mir um ihre Hand?

Ther. Allerdings.

Jul. Sie haben alſo ein Notariat in Paris gekauft?

Ther. Nein, gnädige Frau. Ich bin und bleibe nur ein armer Notar aus der Provinz.

Jul. Das ſehe ich wohl! Die Pariſer Notare ſind weniger romantiſch. Wiſſen Sie auch, Herr

Therigny, daß ich Sie sublim, heroisch, bewundernswürdig finde! Selbst ohne Vermögen ein Mädchen heirathen, das auch keins hat!

Ther. (freudig). Sie sind also für mich?

Jul. Das versteht sich. — Ich will es — ich muß es sogar ... Von heute an wären Sie schon mein Cousin, wenn es nur von mir abhinge.

Ther. Sind Sie nicht Athenais einzige Verwandte?

Jul. Allerdings — aber seit drei Monaten ist mein Mann zu ihrem Vormunde ernannt worden — eben wegen jener 20,000 Francs, von denen ich Ihnen sagte. Ein reicher Kaufmann — ein Onkel von ihr in New-York ...

Ther. Wahrhaftig?

Jul. Ja, es giebt noch Onkels in Amerika — sie sind allerdings selten ... aber es giebt noch dergleichen ... vielleicht ist dies der letzte. — Dieser Onkel also, der blos zwei Erben hinterließ, einen Neffen und eine Nichte, hat, statt ab intestato, wie Ihr Juristen sprecht, zu sterben, was ihm weit weniger Mühe würde gemacht haben, durch Testament Alles dem Einen hinterlassen und meiner armen Cousine nur die Bagatelle von 20,000 Francs vermacht, wegen der sie nun einen Vormund hat bekommen müssen, und da ist denn die Wahl auf meinen Mann gefallen, der sich sogar noch dagegen gesträubt hat. — An diesen müssen Sie sich also wenden.

Ther. Dazu bedarf es aber auch Ihrer Protection —

Die Schildjungfrau.

Ganz Norwegen war in Gährung. Freyr der schwedische Unterkönig hatte dahin einen Einfall gethan und jeden seiner Schritte mit Blut, Feuer und Schande bezeichnet. Wer den Mord des greisen Fürsten Sigurd Hring nicht billigen mochte, der mußte gleiches Schicksals gewärtig seyn. Die eingeborenen Männer waren von der Uebermacht in die Flucht geschlagen und Frauen und Jungfrauen fanden keinen Schild mehr in ihrer Tugend. — Da traten die letztern zusammen und als sie hörten, daß König Regnar Lodbrok, auch unter dem Namen der Mächtige bekannt, seinem Norwegen zu Hülfe komme, so eilten sie schaarenweis in sein Lager, Waffen daselbst begehrend. —

Lathgertha, die Wortführerin einer dieser Schaaren, ward vor den König gebracht, welcher, niedergebeugt von Schwermuth, in seinem Zelte saß. Thora, seine Gemahlin, die Tochter des Königs Heerraud von Ostgothland, welche er von zweien Riesen

Jul. Die Sie beſitzen. Und mein Mann ſoll ſogar noch etwas zu der Mitgift hinzufügen. Als Vormund hat er ein Recht dazu.

Ther. O nein, gnädige Frau!

Jul. Seien Sie ganz ruhig. Mißbrauchen wird er es gewiß nicht ... denn mein Mann iſt ein Mann der Ordnung, ein Finanzmann, der ſeine Gefühle eben ſo ſtreng unter Controle hält, wie ſeine Caſſenbücher. Er giebt nicht, er bezahlt — übrigens ein ganz vortrefflicher Menſch, bei dem aber Oekonomie ſo zur Tugend geworden iſt, daß, wenn man ihn zwingt großmüthig zu ſein, er ſich deſſen ſchämt und ſich entſchuldigt, weil er glaubt, er derangire ſich! Daher muß ich auch, ehe ich an Ihre Geſchäfte denke, mich zuvor mit den meinigen beſchäftigen!

Ther. Nicht mehr als billig.

Jul. Für's Erſte ſammele ich alle meine Angriffswaffen für jenes Landhaus mit ſeinen Zubehörungen! — Zwei Stunden von hier — da kann man doch unmöglich täglich zu Fuß hingehen ... man muß alſo höchſt nothwendigerweiſe Pferde und Wagen haben, die er mir ſchon ſeit ſo langer Zeit abgeſchlagen hat, und nach denen ich mich doch ſo ſehne — wie nach Allem, was man uns abſchlägt. — Sie ſehen daraus, mein Herr, daß es drei Dinge ſind, die ich wünſche, und die ich wiſſen werde, zu erlangen. — Ihre Heirath wird das Dritte ſein.

Ther. Aber wie wollen Sie —?

Jul. Das iſt meine Sache! — Still, mein Mann!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Oscar (ſchnell eintretend).

Oscar (für ſich). Gott! meine Frau! Ich glaubte, ſie wäre ſchon fort!

Jul. Nun! was iſt Dir denn?

Oscar. Du hatteſt mich ja ſo eben verlaſſen, um dem Onkel entgegen zu gehen . . .

Jul. Herrn Gideon Bonnivet, der dieſen Morgen mit dem Eilwagen ankommen ſoll? Allerdings! Und ich wollte eben ausgehen, als ich Herrn Therigny begegnete, der mit mir über eine wichtige, auch für Dich ſehr wichtige Angelegenheit ſprechen wollte.

Oscar (unruhig). Danke ſchön! Danke! (bei Seite, immer ungeduldig auf die Thüre rechts ſehend.) Wenn er unterdeſſen käme! (Laut.) Wir ſprechen ein anderes Mal darüber, denn unſer Onkel verdient alle Aufmerkſamkeit und Zuvorkommenheit — ein Inspecteur des Finances, dem ich damals meine Stelle als General-Einnehmer verdankte. — Er iſt auf einer Inſpectionsreiſe begriffen — unterſucht alle Caſſen — mit der meinen fängt er an . . .

Jul. Nun das beängſtigt und beunruhigt Dich doch gewiß ſeit einigen Tagen nicht ſo außerordentlich.

Oscar. Nein, wahrhaftig nicht.

Jul. Alſo iſt's ein anderer Grund.

Oscar (für ſich). Sie merkt etwas! — (Laut.)

Gar kein Grund — gar keiner — es giebt aber Augenblicke, wo man ſich in einer Geiſtesſtimmung befindet, die ſo ein wenig —

Jul. Verdrüßlich iſt, nicht wahr? — O! da muß man heitere Ideen anwenden, um ſie zu vertreiben — Nun denn! Du kennſt ja das allerliebſte Landhaus des Präfecten — das ich ſo große Luſt hatte, zu beſitzen, und Du, es mir zu ſchenken —

Oscar (immer wie oben nach der Thür rechts ſehend). O, ja wohl! — Alles was Dir Vergnügen machen kann! — Aber um an eine ſolche Thorheit zu denken, müßte unſer Präfect es erſt aus den Händen laſſen wollen, was er nie thun wird. — Er hat mir's ſelbſt geſagt.

Jul. Und wenn er ſich doch nun dazu entſchloſſen hätte?

Oscar. Das iſt unmöglich!

Jul. Gewiß iſt's, lieber Mann! Dann —

Oscar. Ja, dann — dann würde ich ganz gewiß nicht nein ſagen — aber auch nicht ja!

Jul. Nun, was würdeſt Du denn da ſonſt ſagen?

Oscar. Ich würde ſagen, daß man erſt ſehen muß, ob —

Jul. Das iſt auch unſere Anſicht, und da iſt hier Herr Therigny, unſer Notar, der Alles unterſuchen kann, Erkundigungen einziehen.

Ther. Mit dem größten Vergnügen — heute noch — und was den Preis betrifft —

Jul. Das ist wahr! daran dachte ich nicht!

Ther. Funfzigtausend Francs.

Jul. Hm, das ist sehr theuer — nicht wahr, lieber Mann?

Oscar (ungeduldig). O, der Preis, der Preis, liebes Kind, der ist's nicht, was mich zurückhält — denn wenn man einmal entschlossen ist — (für sich) nicht zu kaufen — (laut) Aber mein Onkel, der bei seiner Ankunft Niemand vorfinden wird!

Jul. Ei freilich! (klingelt.)

Mar. (tritt ein).

Jul. Mariette! meinen Sonnenschirm und Hut!

Oscar. Es ist weit von hier zur Post.

Jul. Sehr weit — besonders wenn man zu Fuße geht. — Ja, wenn wir schon den Wagen hätten, von dem wir seit langer Zeit reden —

Oscar (macht eine Bewegung).

Jul. Nicht jetzt — denn es kann mir ja gar nicht einfallen, wenn Du schon ein Landhaus kaufst, Dich auch zu bitten, einen Wagen — ich denke nicht einmal daran! — Nun, da bin ich fertig, lieber Mann, fertig und bereit.

Oscar. Endlich! endlich!

Jul. Wie wär's, wenn Du mitgingst?

Oscar. Wo denkst Du hin? — Es ist ja Einnahmetag! — Und meine Casse — meine Quittungen —

Jul. Schon gut, schon gut! — Ich zwinge Dich nicht! Ihren Arm, Herr Therigny! (Bewegung

Oscar's.) Ja, einen Cavalier muß man nun einmal haben, wenn man einen zu sehr beschäftigten Mann hat, wie den meinen — und keinen Wagen! (geht mit Therigny ab.)

Dritter Auftritt.

Oscar. Manette.

Oscar. Nun, Gott sei Dank, da bin ich endlich allein! (sich wendend und Manetten erblickend, die unbeweglich dasteht.) Was machst Du da?

Man. Ich?

Oscar. Ja, Du!

Man. (den Federwedel in der Hand). Ich bringe Ihr Zimmer in Ordnung, wie ich's alle Tage um diese Zeit zu thun pflege. — Wenn der gnädige Herr nicht heute ganz besondere Ursachen hat —

Oscar. Ursachen? — Was für welche?

Man. Ja, das weiß ich nicht ... der gnädige Herr kann deren haben — er ist Herr und Meister, und wenn er durchaus will, daß die gnädige Frau fortgehen soll, er, der sie immer zurückzuhalten sucht — so hat er dazu seine Beweggründe, die Niemand etwas angehen.

Oscar (für sich). Seh' nur Einer die Dienstleute — sobald man sich unglücklicherweise einmal dem aussetzt von ihnen controllirt zu werden! (laut.) Du bist eine Närrin, Manette, und ich hätte Dir schon längst die Thür gewiesen, wenn Deine Voraussetzungen gegründet wären — aber da sie es nicht sind —

Mar. (vom Hintergrunde vorkommend, wo sie ihren Wedel auf einen Stuhl gelegt hat). Nun ja doch — wie Sie befehlen — und da der gnädige Herr Niemand erwarten, Sie auch jetzt ein Augenblickchen Zeit zu haben scheinen —

Oscar. Nun?

Man. Da möchte ich wohl mit gehorsamstem Respekt mir eine Frage erlauben.

Oscar. Und welche? — Geschwind!

Man. Ist's denn wahr, gnädiger Herr — Sie lesen ja alle Zeitungen — daß das 17. leichte Regiment aus Africa wieder zurück ist?

Oscar (stutzend). Warum fragst Du mich darnach?

Man. Weil — weil der Chanteloup, der Bursche aus der Gewürzhandlung, der vor 5 Jahren als Herrn Therigny's Ersatzmann eingetreten ist, in diesem Regimente steht — und also auch wieder mitgekommen wäre — um mich zu heirathen — wenn Abdelkader es erlaubt — und Sie, gnädiger Herr.

Oscar. Nun ja, so ist's! — Das Regiment ist in Toulon gelandet und wird in einigen Tagen durch unsere Stadt kommen. — Und wenn Du verständig, treu, und vorzüglich nicht neugierig bist —

Man. (schnell). Es giebt also doch etwas?

Oscar (streng). Höre Du!

Man. Verzeihung, gnädiger Herr — ich kann nicht dafür — ich möchte so gern immer wissen was — ich kann mir nicht helfen — und wenn man mir's von

meinem Lohne abzöge. — Und wenn übrigens der gnädige Herr ein kleines Geheimniß hätte, was ja in den vornehmsten Häusern und bei den besten Ehen vorkommen kann, so könnte er mir es ohne alles Bedenken vertrauen. — Ich bin neugierig, so lange ich nichts weiß — aber sobald man mir es einmal gesagt hat — ist auch Niemand verschwiegener und discreter als ich!

Oscar (für sich). Sie will bestochen sein — das liegt klar am Tage (greift in die Tasche). Aber wenn ich ihr etwas gebe — so ist das so gut wie eingestehen — macht mich von ihr abhängig! (Laut.) Geh!

Man. Schon! (Für sich.) Er machte anfangs eine recht zweckmäßige Bewegung — aber er bleibt nie bei einer richtigen Gedankenfolge! — Meinetwegen! — er mag sagen, was er will, er hat etwas — und ich will es schon herausbekommen!

Oscar. Habe ich Dir nicht gesagt, daß Du gehen sollst?

Man. Ganz recht, gnädiger Herr — und ich gehe auch schon!

Oscar. Nun?

Man. Ich will nur meinen Staubwedel holen (geht durch die Hinterthür ab).

Oscar (eilt zu der Thür links, vor die er den Riegel schiebt).

Man. (die Hinterthür wieder öffnend). Er hat einen Riegel vorgeschoben!

Oscar (thut einen Schritt nach der Hinterthür,

welche Manette sogleich wieder schließt. (Oscar schiebt auch hier den Riegel vor).

Vierter Auftritt.

Oscar allein.

O, was man doch für Noth hat, allein zu sein, und sich der Herrschaft seiner Untergebenen zu entziehen! Schreiber — Commis — Bedienten — sobald man zufällig etwas verbergen will . . . so scheinen sie Alle es recht darauf anzulegen, um es heraus zu bekommen. — Das ist eine ununterbrochene Verbrüderung — und vorzüglich heut — (man klopft an der Thür rechts) Ach, es war die höchste Zeit! — Eine Minute früher und wir wurden überrascht! (er öffnet geheimnißvoll.)

Fünfter Auftritt.

Oscar. Gideon.

Oscar (ihn umarmend). Mein theurer Onkel!

Gid. Liebster Neffe! — Wie? Nur Du bist's? — So viele Vorsichtsmaaßregeln — ein so geheimnißvolles Eintreten — da hatte ich mich ganz auf etwas Anderes gefaßt gemacht — glaubte mich noch einmal zu einem allerliebsten Abenteuerchen berufen.

Oscar. Haben Sie denn kein Briefchen von mir auf der letzten Post gefunden?

Gid. Ei freilich.

Oscar. Und meine Hand nicht erkannt?

Gid. So ungefähr! — „Laſſen Sie Ihren Wagen am letzten Hauſe der Vorſtadt, kommen Sie zu Fuße durch die Gartenthüre, welche Sie offen finden werden, und von da durch den kleinen untern Saal.“ — Alles iſt auf's Pünktlichſte befolgt worden — und da bin ich denn bei dieſem Stelldichein, welches alſo nichts mehr und nichts weniger, als ein Familienfeſt iſt! — Da hoffte ich auf etwas Beſſeres!

Oscar. Wie, lieber Onkel?

Gid. Auf Deine Frau zum Beiſpiel. — Sie iſt allerliebſt, mein kleines Nichtchen, und erinnert mich an Gräfin Roquencourt, meine erſte Flamme — und die dann auch noch an —

Oscar. O ja, lieber Onkel, ich weiß, daß Sie deren Viele gehabt haben.

Gid. Einige wenigſtens — unter dem Conſulate — beſonders aber unter dem Kaiſerreiche — das war die gute, ſchöne Zeit — die Zeit der Eroberungen! — Wir machten deren Alle! — Unglücklicherweiſe koſten Eroberungen viel — ich habe auch einen Theil meines Vermögens dabei zugeſetzt — doch etwas iſt noch übriggeblieben — ſowie gleichfalls einige Hülfsmittelchen zu neuen Eroberungen — Philoſophie — eine zweite Jugend — und Erfahrung!

Oscar. Und eben an dieſe Erfahrung will ich mich jetzt wenden, beſter Onkel. — Ein Abenteuerchen, von dem meine Frau nichts weiß und nie etwas erfahren darf.

Gid. Eine Ehrensache — verstehe. — Ich soll Dein Secundant sein.

Oscar. O nein, Onkelchen. Ich weiß zwar, daß Sie brav sind —

Gid. Wie Alle zur Kaiserzeit. — Uebrigens liegt das auch im Blute. — Wir stammen väterlicher Seite vom General Bonnivet ab, der am Hofe von Franz I. ein tüchtiger Degen und besonders ein galanter Wurm war — ein waghalsiger Verführer.

Oscar (seufzend). Daher also kommt's! — Und das bringt mich ganz natürlich auf die fürchterliche Geschichte, die ich Ihnen mittheilen will.

Gid. Ich höre.

Oscar. Für's Erste wissen Sie, daß ich mich verheirathet habe. Eine allerliebste, gute, herrliche Frau — die mich liebt — die mich anbetet!

Gid. Und Du?

Oscar. O ich! Ich liebe sie zum Rasendwerden und bin der glücklichste Mensch von der Welt.

Gid. Nun, wo ist denn da das Fürchterliche?

Oscar. Warten Sie nur! Warten Sie nur! — Als Geschäftsmann und Rechnungsmensch hatte ich meine Jünglingsjahre unter Ziffern zugebracht — meine Frau ist meine erste Liebe.

Gid. (lachend). Ach, geh' doch! Deine Gräfin Roquencourt —

Oscar. Es ist wahrhaftig so.

Gid. Nun, dann mache ich Dir mein Compliment — Du hast gut angefangen.

losgekämpft hatte, war vor Kurzem gestorben und er konnte die allgemein Verehrte nicht vergessen. — Großer König — so begann die hohe Lathgertha — Heil Dir! Ganz Norwegen hatte keinen Platz mehr einer sittigen Jungfrau würdig, da erschienest Du mit Deinem Heere und wir kommen, uns ihm anzuschließen. Waffen, mein König, nur Waffen! Wir werden uns dieser Gabe nicht unwerth zeigen!

Kinder — so antwortete Regnar — habt Ihr auch Eure Kraft erwogen, als Ihr die zarte Hand, nur des Rockens und Webestuhls gewohnt, zu Führung von Schwert und Lanze bestimmtet?

Die Rache für unser Vaterland, für unsere Schwestern, wird der Kraft nachhelfen, welche uns ermangelt! — sprach Lathgertha.

Wohlan — sagte der König — Euer Wille geschehe! und ließ Waffen herbeiholen. Darauf fragte er die Wortführerin um ihren Namen und sprach, als er mit diesem zugleich ihre Abkunft erfuhr: Deine edle Gestalt verkündete mir auf den ersten Blick eine hohe Geburt.

Als nun die Waffen herbeikamen, auch die Jungfrauen im nahen Walde sie angethan hatten, bis auf die Schwerter, da wurden sie zu dem Könige zurückgeführt und empfingen jede das Schwert aus seiner Hand. Alle glichen sie, wie sie jetzt waren, den Männern; nur Lathgertha's Geschlecht ließ sich schwerlich verkennen an den goldenen Lok-

Oscar. Auch gab es nach meiner Hochzeit eine unaufhörliche Anbetung, und zwei und ein halb Jahr brachte ich alle Augenblicke, die ich nicht meiner Casse widmen mußte, bei meiner Frau zu. Man nannte mich im ganzen Departement das Modell aller Ehemänner und General-Einnehmer. Alle Tage mit Juliette bei Visiten, bei Promenaden. Alle Abende zeitig nach Hause. Und da man nicht immer schwatzen kann, so lasen wir dann. — Bis dahin hatte ich noch nicht viel gelesen, und beeilte mich also, mit der neuen Literatur Bekanntschaft zu machen, die eben die alte vom Throne gestoßen hatte. — So las ich alle Abende das Beste was herauskam, d. h.: das Schrecklichste! — Und ich kann's nicht läugnen, daß da ich bis dahin nicht aus dem Classischen und meiner General-Einnahme herausgekommen war, diese Stürme des Herzens, diese sträflichen und wahnsinnigen Leidenschaften, diese Helden des modernen Trauerspiels, die, nachdem sie alle Schranken der bürgerlichen Verhältnisse mit Füßen getreten haben, sich am Schlusse zur Entwickelung eine Kugel durch den Kopf jagen, diese Entwickelung abgerechnet, ganz außerordentlich gefielen. — Da ich nun so viele Unthaten las — so fing ich an, darüber nachzudenken — und von dem Denken trieb mich's nun gewaltsam — auch dergleichen zu begehen.

Gid. Ach, Du mein Himmel!

Oscar. Aus einem innern Instinkte, oder einem Ueberreste von Moralität aber wählte ich von allen diesen Frevels den unschuldigsten und angenehmsten.

Gid. Die Untreue!

Oscar. Ja, Onkelchen! — Madame Bonnivet war allerliebst — aber sie war meine Frau; sie schuf mir ein Paradies — aber es war ein irdisches und bekanntes, während die Andern — o! bei den andern Frauen war es eine neue Welt — ein phantastisches Elisium — ein infernalisches Paradies! — Bei solchen Gedanken schlug mir das Herz höher und ich rief aus: Ja! Auch ich will der Held eines glühenden, lechzenden weltschmerzlichen Drama's werden! — Und die erste Heldin, die sich mir dazu darbot, war —

Gid. Ich errathe: eine verheirathete Frau!

Oscar. Keineswegs.

Gid. Eine Witwe! — O, es giebt allerliebste! —

Oscar. Möglich! — Verlangen Sie keine Details — ich beschwöre Sie! — Person, Zeit — Alles muß ein tiefes Geheimniß bleiben!

Gid. Ich halt's zwar nicht sehr mit Geheimnissen — aber Du hast ganz Recht.

Oscar. Blos dies kann ich Ihnen sagen, daß, da ich nicht den Muth hatte, mich mündlich zu erklären, ich es wagte, in einem flammenden Briefe sie um ein Rendezvous zu bitten. Es endete so: „Heute Abend um 10 Uhr in der Grotte des Parks eine Minute voll Glück, oder ich sterbe!" Darauf antwortete sie: „O Oscar, ich erwarte Dich."

Gid. O Oscar!

Oscar. Ich erwarte Dich! — Wer hätte da

wieder zurücktreten sollen? — Es galt nun meine Ehre! — Was hätten Sie gethan, wenn man: „O Oscar" an Sie geschrieben hätte?

Gid. Das fragst Du noch? — Sobald die Rede von einer unwiderstehlichen Hinneigung ist, so —

Oscar. Das war's aber eigentlich nicht — denn ich liebte im Herzen nur meine Frau! — Aber Sie haben von so etwas keinen Begriff.

Gid. Doch! Doch!

Oscar. Auch war ich von meinem Glücke ganz überrascht und fast verlegen. — Ich hatte nicht geglaubt, daß die Sachen so schnell und so weit gehen würden —

Gid. Ei, alle Wetter! — das ist nun einmal so bei der neuen Schule!

Oscar. Und eine Stunde vor dem fatalen Rendezvous —

Gid. Verzichtetest Du darauf?

Oscar. O nein! — setzte ich mich mit ein Paar Freunden zu einem tüchtigen Souper, um mir Muth zu machen, mich zu betäuben — und nach dem Champagner, als ich eben fort wollte, kam auch noch ein Platzregen dazu.

Gid. Recht romantisch und vortrefflich!

Oscar. Ja, für Sie, lieber Onkel, aber nicht für mich. Ich nahm mir sogleich fest vor, daß dieses erste Glück auch mein letztes sein sollte . . . und der Himmel segnete mein Gelübde, denn meine neue Pas-

ſion mußte unſere Stadt verlaſſen, und reiſ'te ab, ohne mich wieder geſehen zu haben.

Gid. Nun, da war alſo Alles, Gottlob! aus?

Oscar. Ganz und gar nicht. — Ich weiß nicht, wie es zugegangen iſt, aber ſeitdem hat meine Frau, die ſonſt ohne alles Mißtrauen war, Verdacht zu hegen angefangen.

Gid. Wahrhaftig?

Oscar. Um dieſen nun zu verbannen, muß ich ja allen ihren kleinen Capricen, jedem Wunſch von ihr nachleben, und ſo vermehrt ſich der Luxus meines Hauſes täglich. Ich gebe Diners, Soireen, ſelbſt Bälle ...

Gid. Was thut das? — Wenn Du es kannſt!

Oscar. Je nun, ich kann es wohl — aber die Capricen — ich meine, der Verdacht meiner Frau, ſtatt ſich zu vermindern, verdoppelt ſich ſtets. — Seit einiger Zeit denkt ſie an nichts als an Landhäuſer und Equipage. — Hier in der Provinz!

Gid. Das iſt ja kein großes Unglück!

Oscar. Und dann iſt meine Frau jung und hübſch — man beſtürmt ſie mit Huldigungen — ſelbſt der Präfect macht ihr den Hof — manche Präfecte haben ja nichts weiter zu thun! — Ich weiß wohl, daß Juliette eine verſtändige Frau iſt, daß ſie Grundſätze hat ... aber wenn ſie entdeckte ... und eben jetzt, theurer Onkel, würde Alles entdeckt werden, wenn Sie mir nicht zu Hülfe kämen.

Gid. Nun, ſo ſprich nur geſchwind!

Oscar (mit erſtickter Stimme). Mein Gott! Seien Sie ſtill!

Gid. Was giebt's denn?

Oscar (das Ohr ſpitzend). Das Kammermädchen meiner Frau iſt ſo neugierig — wenn es uns hört! (Er macht die Thüre rechts auf.) Nein — Niemand! — Aber größerer Sicherheit wegen — (Er ſchiebt den Riegel wieder vor.) Sie ſehen ſelbſt, lieber Onkel — die Unruhe — die Angſt — ſo geht mir's nun vom Morgen bis zum Abend! — Ja, das kommt dabei heraus, wenn man ſeine Frau betrügt!

Gid. Er iſt amüſant!

Oscar. Die Präfecte — die Wagen — die Landhäuſer. — Ach! eine Frau, die man betrügt, macht uns viel zu ſchaffen!

Gid. Ja, da iſt's beſſer, ſelbſt betrogen zu werden, da hat ſie doch die größte Noth davon. — Du ſagteſt alſo?

Oscar. Daß vorgeſtern ein abſcheulicher Vorfall —

Gid. Du haſt Dich verrathen?

Oscar. Halb und halb. — Was mich aber beinahe zu Grunde gerichtet hätte, könnte mir auch, mit Ihrer Hülfe, meine Ruhe zurückgeben. — Bei dieſem fatalen Rendezvous —

Gid. In der Grotte?

Oscar. Ja! — Im Entfliehen — denn ſie floh davon — hatte ſie eine Bandſchleife in meinen Händen gelaſſen. — Ein theures Pfand, das ich in

einen Ueberreſt ihres Briefchens eingeſchlagen und verſiegelt habe. — Man thut das nun ſo — aber man thut völlig Unrecht! — Vorgeſtern nun, als ich mich ankleidete, um zum Präfecten mit meiner Frau zu Tiſche zu gehen, war dieſe bereits angezogen und ich noch nicht. — Sie war allerliebſt — ein reizender Anzug — ſie kam und wollte mich abholen — mußte alſo ein wenig warten. — Ich wurde ungeduldig — klingelte — verlangte meine Halsbinde — und um mir zu helfen, ging ſie in meine Commode, meine Schubfächer — ſtörte Alles drunter und drüber —

Gid. Und fand das geheimnißvolle Andenken!

Oscar. Richtig! — mit einer pfiffigen, neugierigen Miene hielt ſie mir es vor und fragte ſatyriſch, was denn in dieſem ſo koſtbar verſiegeltem Päktchen zu finden ſei? — Ich war ganz beſtürzt und antwortete: Liebes Kind, das weiß ich nicht. — Nun denn, entgegnete ſie ſchnell, ſo können mir's ja bald erfahren! Und damit begann ſie das Siegel zu erbrechen — als mir auf der Stelle ein geiſtreicher Gedanke einfiel und ich mich plötzlich Ihres alten Ruhmes als eines unwiderſtehlichen Eroberers erinnerte. Halt! rief ich da: es gehört meinem Onkel! — Onkel Gideon, der mir vor ſeiner letzten Reiſe dieſes Unterpfand anvertraute und mich bat, es treu aufzuheben, und ihn ja nicht zu verrathen!

Gid. Nicht übel für einen Conſcribirten!

Oscar. Wiſſen Sie, was ſie darauf antwortete? Da Dein Onkel morgen hierher kommt, will ich ihm

ſelbſt dieſen geheimnißvollen Schatz übergeben, unter der Bedingung, daß er mir vorher ſagt, was er enthält.

Gid. Alle Wetter!

Oscar. O, das iſt noch nicht Alles! — Sie kennen ihre Bosheit noch gar nicht! — Da Sie das letzte Mal mit der Eilpoſt kamen, wollte ſie Ihnen heute entgegen gehen, um mich abzuhalten, Sie vorher von der Sache zu unterrichten. Ich aber, dem Sie glücklicherweiſe vorher geſchrieben hatte, daß Sie dies Mal mit Extrapoſt reiſ'ten, ich habe nichts geſagt, Ihren Brief nicht gezeigt, ſondern ſie Ihnen entgegen gehen laſſen. — Und jetzt errathen Sie wohl den Dienſt, den Sie mir erzeigen müſſen!

Gid. Zugeſtanden! — Sobald es Dein Glück und Deine Ruhe betrifft.

Oscar (ihn umarmend). O mein Retter!

Gid. Apropos, ich bringe Dir auch die Miethzinſen Deines Hauſes in Paris mit, 10,000 Francs, die ich da im Porteſeuille habe.

Oscar (halbleis). Still! ich höre gehn!

Gid. Was Du für ein feines Ohr haſt!

Oscar. Das will ich glauben — die Gewohnheit! — Sie iſt es!

Jul. (außerhalb, will öffnen). Du haſt Dich eingeſchloſſen, lieber Mann?

Oscar. Wie ich's Ihnen ſagte! — Jetzt machen Sie, daß Sie fortkommen! — (Ihn zurückrufend.) Ach, ich vergaß — ein blau und kirſchrothes Band. — Vergeſſen Sie es nicht!

Gid. (halblaut). Bewahre! — Blau und kirschroth! — O, ich kenne ſolche Lagen!

Jul. (draußen klopfend.) So mache doch auf! Mache auf!

Oscar. Geſchwind! — Gehen Sie durch den Garten! — Steigen Sie wieder in Ihren Wagen und halten Sie dann Ihren feierlichen Einzug, mit Lärmen und Peitſchengeknall.

Gid. Verlaſſe Dich auf mich! — In zehn Minuten bin ich wieder hier (geht ab).

Jul. (von außen, immer ſtärker klopfend). Aber mein Gott!

Oscar (laut). Da bin ich ja ſchon, mein Kind! (öffnet.)

Sechſter Auftritt.

Oscar. Juliette.

Jul. Ich glaubte wahrhaftig, Du wollteſt gar nicht aufmachen!

Oscar. Ich brachte eben eine verwünſcht verwickelte Rechnung zu Ende — und Du weißt — wenn ich in den Ziffern ſtecke —

Jul. (mißtrauiſch). Ah, Du calculirteſt? — Das iſt doch ſonderbar!

Oscar. Warum denn?

Jul. Weil ich mir einbildete, Du ſeieſt hier mit Jemand eingeſchloſſen —

Oscar (für ſich). Sie erräth Alles!

Jul. Der, als er mich hörte, ſich aus dem Staube machte.

Oscar. Wie kannſt Du nur ſo etwas denken?

Jul. (mißtrauiſch umherſehend). Es iſt kein Menſchenverſtand darin, nicht wahr?

Oscar (für ſich). Sie hat Verdacht auf etwas!

Jul. Heut' geht mir nun einmal nichts nach Wunſch! — Ich ging alſo auf die Poſt und wartete auf Deinen Onkel —

Oscar (den Staunenden ſpielend). O! und er kam nicht?

Jul. (ihn anſehend). Wie kannſt Du denn das ſagen?

Oscar (verlegen). Je nun, ich ſage das — wie Jemand, der darüber in Staunen geräth — weil eine ſolche Zögerung mich in Staunen ſetzt, — und Dich verdrüßlich macht, wie ich ſehe.

Jul. Allerdings — denn ohnerachtet ſeiner Lächerlichkeiten —

Oscar (erſchrecken). So ſei doch ſtill!

Jul. (die Stimme erhebend). Ich ſage, daß er ohnerachtet ſeiner Lächerlichkeiten doch einmal Ihr Onkel iſt, und ich ihn gern zuerſt umarmt hätte.

Oscar (für ſich). Oder ausgefragt!! —

Jul. Sein Ausbleiben beunruhigt mich — es iſt nicht natürlich.

Oscar (für ſich). Ja wohl!

Jul. (unruhig.) Wenn nur nicht ein unangenehmer Zufall —

Oscar (für sich). Ich vergaß, ihm einen anzuempfehlen — (laut und heiter). Ein Zufall? — Ja! ja! ganz gewiß — ein Zufall —

Jul. Und Sie sagen das mit einer so freudigen Miene?

Oscar (für sich). Daran dachte ich schon wieder nicht! — O Gott! Wie schwer ist's doch, seine Frau zu betrügen!

Man. (außerhalb). Herr Bonnivet!

Oscar. Nun da! — Beruhige Dich! — Hörst Du? Eine Chaise! — Der Postillion knallt! —

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Manette.

Man. (hereinspringend). Eine Postchaise, die in den Hof fährt. — Es ist Herr Gideon, Ihr Onkel! — Er befindet sich wohl, hat sich gar nicht verändert. — Er hat mich im Herausspringen aus der Chaise umarmt, und einen Lärmen gemacht — einen Spektakel — der treibt nichts geheim!

Oscar (für sich). Kleine Närrin!

Jul. Und wer treibt denn dergleichen hier?

Man. O Niemand! — Ich wollte nur damit sagen — da ist er schon!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Gideon.

Gid. Guten Morgen, Kinder! — Guten Mor-

ken, deren Reichthum nicht unter den Helm zu zwingen war und daher prachtvoll über Schultern und Rücken herabwogte.

Jungfrau — sagte der König, solches bemerkend — mit Recht meinest Du, ein so klares Gold nicht durch die Scheere verletzen zu dürfen. Gleichwol würde daran der Feind alsbald erkennen, daß der Männerarm fehlt, Deinem Schwerte Nachdruck zu verleihen. Möge Dir dies ein Wink seyn zur Entsagung des kriegerischen Vorsatzes. In meinem Gefolge wirst Du so viel Sicherheit finden, als auf der festesten Burg.

Mein König — entgegnete Lathgertha — nicht Sicherheit allein, Rache, bittre Rache ist es hauptsächlich, was ich bezwecke und der kann ich einzig als Mitkämpfende genügen. Erkennen die Räuber es, daß ich ein Weib bin, nun um so besser. Denn so sollen sie zugleich inne werden, wie auch Weiber das Schwert zu führen wissen in ihrer Verzweiflung.

Bei dieser Rede strömte der Jungfrau die heilige Glut der Begeisterung aus dem Gesicht dergestalt, daß Regnar ausrief, Das ist Tyr's kriegerisches Feuer, was aus Deinem Auge blitzt und dem darf ich nicht wehren, weder als König, noch als Skalde. — Sey Du meine Schildjungfrau, Lathgertha! —

gen, Neffe! — und vor allen Dingen, Nichte! denn ich liebe die Nichten! . . .

Jul. Und die Nichten thun für Sie desgleichen.

Oscar. O, das glaube ich gern.

Gid. Ein zu beerbender Onkel!

Jul. (lächelnd). Das ist Ihr einziger Fehler!

Gid. Beruhigen Sie sich! — Dieser Fehler wird alle Tage geringer — und ich fürchte, man wird mich recht bald blos bald um mein selbstwillen lieben müssen.

Jul. Das wäre mir eben recht. — Vertrauen und Offenheit von beiden Seiten — nämlich wenn Sie uns mit gutem Beispiele vorangehen.

Gid. Wovon handelt sich's denn? - Denn ich begreife noch nicht —

Jul. Von einer Erklärung. — Geh, Manette.

Man. Ja, gnädige Frau. (Sie sucht die Thür links zu öffnen.)

Jul. Nun?

Man. (den Riegel zurückschiebend). Halt! Da war ja der Riegel vor! — Wer schiebt denn hier die Riegel vor? (ab.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Manette.

Gid. Nun? Sie sprachen von einer Erklärung . . .

Jul. Um die ich Sie bitte.

Gid. Tête à tête?

Jul. Nein! Vor Zeugen!

Oscar (für sich). Sie verliert keine Zeit!

Gid. Ich stehe zu Befehl.

Jul. (öffnet ein kleines Kästchen, das auf dem Tische steht, und tritt mit einem versiegelten Päcktchen zu Gideon).

Oscar (leise zu Gideon). Blau und kirschroth!

Gid. (eben so). Sei doch ruhig!

Jul. (das Päcktchen Gideon darbietend). Kennen Sie das, lieber Onkel?

Gid. (stellt sich erstaunt). Ob ich es kenne? (Oscar mit der Miene des Vorwurfs ansehend.) Ei, lieber Neffe! — Du hattest mir doch versprochen, dieses theure Andenken getreu aufzubewahren!

Oscar (zu Julietten). Nun, da hörst Du! — Es gehört ihm — und Du kannst es ihm wiedergeben!

Jul. Noch einen Augenblick! — Ich bin nun einmal sehr mißtrauisch. (Zu Gideon.) So können Sie mir ja wohl auch sagen, theurer Herr Onkel, was dieses geheimnißvolle Papier enthält?

Gid. Aber schöne Nichte!

Jul. Sie zögern?

Gid. Ganz und gar nicht — aber man ist discret, oder man ist es nicht.

Jul. Gegen seine Nichte hat es gar nichts auf sich!

Gid. Nun denn! Dieses Papier enthält eine Bandschleife — und dieses Band muß — so viel ich mich entsinne — blau und kirschroth sein!

Jul. (hat indeß das Papier entsiegelt). Wahrhaftig!

Oscar (halblei zu seiner Frau). Nun, da siehst Du!

Jul. (giebt das Band an Gideon zurück). Und weiter war nichts in dem Papiere?

Gid. (auf Oscar blickend). Nein, weiter nichts.

Jul. Denken Sie recht nach?

Oscar (für sich). Ach, Du mein Himmel, das hatte ich vergessen!

Gid. Ich kann mich auf nichts besinnen!

Jul. Was ich noch darinnen sehe, ist aber doch merkwürdig genug, und ich muß Sie bitten, mir die Worte, die ich eben las, zu erklären: „O Oscar, ich erwarte Dich!"

Gid. (für sich). Der ungeschickte Mensch!

Oscar (eben so). Das fatale Papier, in das ich es einschlug!

Jul. Soviel ich weiß, ist Oscar der Name meines Mannes?

Gid. Allerdings! Aber das hindert nicht, daß es nicht auch der meine sein kann.

Jul. Der Ihre?

Gid. Ein romantischer Name, dessen ich mich blos bei Gelegenheiten ähnlicher Gattung bediente, der mir aber von Gott und Rechtswegen zukommt. Der Beweis davon, daß ich ihn, als ich noch jung war, meinem Neffen als Pathe beilegen ließ.

Oscar (für sich). Gott! Wenn ich ihn doch umarmen könnte!

Jul. (zu Oscar). Ah, Dein Onkel iſt alſo auch Dein Pathe?

Oscar. Ja, liebes Kind, er hat mich nach ſich genannt.

Gid. Oscar Vonnivet ... ganz Montpellier kann es bezeugen.

Jul. (ihm mit anmuthiger Art den Brief zurückgebend). Montpellier iſt ein wenig weit — und da glaube ich Ihnen lieber auf's Wort! (Die Hand ihrem Manne hinſtreckend.) Ich habe keinen Verdacht mehr!

Oscar. O mein Engel! (Für ſich.) Arme Frau! Wie ich ſie betrüge!

Jul. (zu Gideon). Jetzt verzeihen Sie mir nun auch, lieber Onkel, die Fragen und Plagen womit ich Sie gleich bei Ihrer Ankunft quälte, und wofür ich mir noch eine Entſchädigung für Sie verbehalte. — Sie bleiben doch einige Tage bei uns?

Gid. So lange als möglich.

Jul. Um ſo beſſer, denn ich habe Ihnen, ſowie meinem lieben Oscar eine Ueberraſchung zugedacht.

Oscar. Und die wäre?

Jul. Rathe!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Manette.

Man. Es iſt ſervirt.

Oscar (unruhig). Ich kann's nicht errathen!

Jul. Ein kleines Perſönchen, das uns ſeit ſechs Monaten, ſeit den letzten Ferien nicht beſucht hat.

Oscar (für sich). Mein Gott! — (Laut.) Athenais?

Jul. Athenais von Beauregard — meine kleine Cousine — die Du so hübsch fandest, selbst ehe sie Dein Mündel ward.

Oscar. Das heißt — ja, ja — sie ist nicht übel. —

Jul. Das Lob ist sehr gering! — Da wende ich mich lieber an meinen Onkel, der sie in Paris gesehen hat, und sich auf so etwas versteht!

Gid. Sie ist hinreißend, delizids!

Oscar (für sich). Ich wette d'rauf, daß ich roth geworden bin!

Jul. (heiter). Nun denn also, meine Herren, ich kündige Ihnen hiermit an, daß ich diesen Engel erwarte —

Oscar (außer sich). Sie kommt wieder?

Gid. Ich wußte es schon und freue mich sehr darauf. Man hatte mir schon in Paris gesagt, daß ich wahrscheinlich hier mit ihr zusammen treffen würde.

Jul. Und ein Brief, den ich eben auf der Post fand, sagt mir, daß sie heut noch ankommt.

Oscar. Heut?

Jul. Was ist Dir denn?

Oscar. Mir? — Nichts — gar nichts! (Für sich.) Sie zuerst in Gegenwart meiner Frau wiedersehen! — Aus meiner Verlegenheit wird sie Alles errathen!

Man. (die im Hintergrunde ſtand). Gnädige Frau, ich ſagte Ihnen, daß das Abendeſſen —

Jul. Wir kommen ſchon. (Zu Gideon.) Lieber Onkel, Ihren Arm!

Oscar (für ſich im Vordergrunde). Ich möchte hundert Meilen weit von hier ſein! — Was ſoll ich nun anfangen, was ſagen? — Vorzüglich jetzt, da ſie mein Mündel geworden. — Und mein Onkel, den ich nicht einmal deßhalb um Rath fragen konnte!

Man. (zu ihm tretend). Gnädiger Herr — das Diner —

Oscar (ungeduldig). Ich habe keinen Hunger!

Man. (neugierig). Warum denn nicht?

Oscar (ſchnell). O nein, nein! — Ich ſterbe vor Hunger! (Bei Seite.) Die verwünſchten Dienſtleute! (Zu Gideon und Juliette, die in den Speiſeſaal treten.) So wartet doch! So wartet doch! Ich komme ja ſchon! (ihnen nach.)

(Der Vorhang fällt.)

Ende des erſten Acts.

Zweiter Act.

(Daſſelbe Zimmer.)

Erſter Auftritt.

Manette. Therigny.

Man. Ja! ja, Herr Therigny, er war's!

Ther. Der arme Chanteloup mein Erſatzmann?

Man. Er ſelbſt! — und doch auch wieder nicht! — Denken Sie ſich nur! Ich bediente eben den Herrn und die gnädige Frau, die mit dem Onkel ſpeiſ'ten, als auf einmal — Rataplan, plan, plan ... Ich ſpringe an's Fenſter, wie ich's denn immer zu thun pflege, alles läuft auf dem Markte zuſammen — und ſiehe, da kommt ein ganzes Regiment marſchirt, Trommeln voraus, lauter ſchöne, junge Leute mit einer alten, zerriſſenen Fahne. — Es war das ſiebenzehnte! — Das Regiment von Chanteloup! — Da ließ ich vor Schrecken den Teller fallen und rannte davon.

Ther. Und ſo haſt Du ihn wieder geſehen?

Man. Ich kannte ihn gar nicht mehr; aber er, er hat mich gleich wieder erkannt, und iſt mir um den Hals gefallen. — O, er hat ein recht martialiſches An-

sehen! Etwas schwarz geworden, aber immer noch treu! Er hat mir's zugesichert, mit einem Gefühle, einer Gluth ... ei nun, wenn man aus Afrika kommt! — Und dann hat er auch einen köstlichen Säbelhieb über den Backen —

Ther. Mein armer Ersatzmann!

Man. Das muß Sie rühren, Sie der so freundlich sich für ihn —

Ther. Das werde ich immer sein. — In seiner Abwesenheit habe ich die Sorge für sein kleines Vermögen übernommen, habe es ihm angelegt und arrondirt, seine 2000 Francs, und jetzt mit Kapital und Zinsen während 5 Jahren —

Man. Ei, Du mein Himmel! Da muß er ja ein Millionär werden! — und ich, die ich nur immer noch meine 100 Thaler Lohn habe — das ist ja eine ganz ungleiche Heirath!

Ther. Man wird Dir schon zulegen.

Man. Die gnädige Frau vielleicht — aber der gnädige Herr hat die Cassenschlüssel, und wenn Sie bei dem ein Wörtchen für mich könnten fallen lassen —

Ther. Das ist nicht so leicht — da ich selbst ihn um etwas Anderes zu bitten habe.

Man. Um was denn?

Ther. (lächelnd.) Du wirst es schon erfahren, hoffe ich.

Man. Und ich auch! — Denn hier erfährt man in der Regel gar nichts. — Noch vorhin, während des Essens, da ward dem gnädigen Herrn offenbar nicht

recht dabei — er ward bald roth, bald blaß, verlangte zu trinken, wenn sein Glas noch voll war, nannte seinen Onkel mein Kind, und seine Frau lieber Onkel. — Was konnte das nur sein?

Ther. O, ich kann mir's wohl denken.

Mân. Er kann sich's denken! Wie glücklich er ist!

Ther. Das Landhaus geht ihm schon im Kopfe herum.

Man. Da sind sie!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Oscar. Juliette. Gideon.

Gid. Die General-Einnehmer sollen leben! Man ißt bei ihnen ganz vortrefflich!

Jul. Ah, Herr Therigny! (Zu Gideon.) Unser Herr Notar, den ich die Ehre habe Ihnen vorzustellen.

Gid. Ein Notar! Bravo! Ich liebe auch die Notare.

Jul. (lachend). Wenn Sie von Tische kommen, lieben Sie alle Welt.

Gid. Wahr! besonders den Kaffee.

Jul. Manette, geschwind!

Gid. (zu Manette, die abgeht). Recht heiß — denn mit dem Kaffee ist's (Oscar's Hand ergreifend) wie mit den Freunden — sie müssen heiß sein! — Aber Du, ich weiß gar nicht was Du hast? — Du

biſt wie Eis — biſt geiſtlos — biſt wie ein offenes Caſſenbuch, das kein Wörtchen von ſich giebt.

Oscar. O nein, lieber Onkel, ich bin wie gewöhnlich.

Gid. Dann, meine arme Nichte —

Oscar (für ſich). Schon ſeit einer Stunde fürchte ich jeden Augenblick ihre Ankunft! (Laut.) Ich möchte auch noch gern mit Ihnen ſprechen — Sie um Rath fragen. —

Jul. (ſchnell). Wegen unſers neuen Landhauſes.

Ther. Von dem ich hier Plan und Inventarium bringe.

Oscar (verwirrt). Ja, ja — ganz recht.

Gid. (einen Bedienten erblickend, der Taſſen auf einem Plateau bringt). Nach dem Kaffee. — Auch ich habe mit Dir von wichtigen, mich betreffenden Angelegenheiten zu ſprechen — da wir hier ſo en famille zuſammen ſind — bleiben Sie nur, Herr Notar! Sie ſind nicht zu viel dabei — ich werde Sie auch noch brauchen.

Jul. Sie wollen auch ein Landhaus kaufen —

Ther. Daſſelbe vielleicht . . .

Oscar (ſchnell). Wenn das iſt, trete ich zurück.

Gid. Nein, nein — etwas Beſſeres als das. (Alle ſetzen ſich.) Sie ſollen nämlich erfahren, lieben Freunde, daß ich nach einer ungemein verlängerten Jugendzeit nun das Bedürfniß empfinde, meine Entlaſſung zu nehmen —

Oscar. Als Finanz-Inſpektor?

Die Heere rückten an einander. Aber Freyr's Schaaren, großen Theils aus erzwungenen Kämpfern bestehend, zerstoben vor dem Schwerte der Gerechtigkeit, welches Regnar und die Seinigen führten. Die Jungfrauen unter ihm thaten Unglaubliches, zumal Lathgertha, deren goldenes Haar immer aus den dichtesten Feindeshaufen wie der Glanz des Ruhmes selbst herausleuchtete. —

Der Ruf ihrer Thaten erscholl im ganzen Lager des Königs und zwei Heerführer erschienen auf Einmal vor ihr, sie zu fragen, welchem von ihnen die Hand der Jungfrau zu Theil werden könne?

Keinem! — antwortete sie, unwillig hinzufügend: Meinet Ihr, ich sey dem Heere beigetreten, und hätte mein Leben darangesetzt, das treulose Herz eines Mannes zu erangeln? Mit nichten! Nur zu viele meiner Schwestern warnen mich durch ihr Beispiel vor Eurem ganzen, meineidigen Geschlechte. Diese Warnung soll an mir nicht verloren gehen! —

Eine solche Antwort hielten die beiden Heerführer für große Schmach um so mehr, da Jugend, Kraft und Schönheit das Gesuch derselben unterstützten. Daher beschwerten sie sich so laut über der Jungfrau Seltsamkeit, daß der König den Wortwechsel vernehmend aus seinem Zelte trat, nach der Ursache zu fragen.

Mein König — so begann der eine der Wer-

Gid. (Kaffee trinkend). Nein — von meinem abenteuerlichen Leben als Eroberer. — Ich ſtimme für Reform — und verheirathe mich!

Oscar und Jul. Sie?

Gid. Als Philoſoph! — als Weiſer! — Ich hänge nicht an Vermögen —

Oscar. Sie lieben es aber doch ſo ſehr!

Gid. Nicht mehr als meine übrigen Liebhabereien. — Da ich nun aber alle dergleichen aufgebe — ſo fange ich gleich auch mit dieſer an. — Ich beſaß 30,000 Francs jährliche Einkünfte. — Die Hälfte davon hat die große Oper verzehrt, Tanz und Geſang — wechſelsweiſe oder auch zugleich. — Was mir nun übriggeblieben, will ich einer armen, aber ſchönen und tugenhaften Frau zu Füßen legen. Das iſt Oekonomie! — Die Tugend koſtet ja nichts.

Oscar. Wahrhaftig!

Gid. Wie ich Dir ſage.

Jul. (ihn bei der Hand nehmend). Das iſt ſchön, Onkelchen — vortrefflich! — Das hätte ich gar nicht von Ihnen erwartet.

Oscar. Und ich auch nicht. — Ohne Mitgift!

Gid. Ohne Mitgift! — Ich mag keine. — Was ſoll mir Gold — Silber — Bankzettel — Renten-Inſkriptionen? — Im Finanz Miniſterio ſieht man ja nichts als dergleichen. — Aber Seelenreinheit — Unſchuld — Anſpruchsloſigkeit — das iſt etwas Neues in der Adminiſtration — etwas Originelles, Unerwartetes! — Nun, Ihr billigt alſo?

Oscar. Versteht sich.

Jul. Wir können's gar nicht erwarten, unsere neue Tante zu sehen.

Gid. Das soll noch heut geschehen — oder vielmehr — Ihr kennt sie schon!

Oscar und Jul. Wär's möglich!

Gid. Noch besser! — Sie hängt von Euch ab, oder vielmehr von Oscar — denn sie ist seine Mündel.

Jul., Oscar und Ther. Athenais! (Alle stehen auf, bis auf Gideon.)

Gid. (sie ansehend). Nun? Ihr seid ja alle ganz verblüfft!

Ther. Herr —

Jul. (ihn zurückhaltend, halblei). Still doch!

Oscar. Wie? mein Onkel! — Athenais von Beauregard?

Gid. Die ich in Paris gesehen habe und allerliebst finde!

Oscar. Und sie ist die — junge Person —

Gid. Die ich heirathen will — und um die ich bei Dir anhalte.

Oscar. Bei mir! (Für sich.) Das ist zu viel! — Denn es ist ja doch bei alle dem mein Onkel! (Laut.) und ich kann's nicht zugeben — nicht gestatten —

Gid. Und warum denn nicht? Herr Neffe!

Oscar. Weil — weil —

Gid. (dringend). Nun, vorwärts! — vorwärts!

Oscar (für sich). Er sieht nicht — er begreift nicht! — Ich mag ihm Zeichen machen, so viel ich will

— (laut.) Weil der Unterſchied der Jahre und des Charakters —

Gid. Das geht Dich nichts an.

Oscar. Es dahin bringen würden — daß unbezweifelt — irgend ein Unglück —

Gid. Das geht mich an — und wenn Du noch länger zögerſt, nach allen den Dienſten, die ich Dir geleiſtet habe —

Jul. (ſchnell). Was denn für welche?

Oscar. O, keine! — (Zu Gideon.) Ich wollte nur — um Ihres eigenen Beſten willen — Ihnen ſagen — Ihnen mittheilen, daß — ſie es — (leis.) Sie war es ja!

Gid. (ungeduldig). Wer denn?

Oscar (halbleis). In der geheimnißvollen Grotte — das Band blau und —

Gid. (erſtaunend). Kirſchroth! — Alle Wetter!

Jul. (ſchnell). Was giebt's denn? — Sie verändern ja die Farbe?

Gid. Bewahre! Die Farbe hat damit gar nichts zu ſchaffen. Aber — Ihr Mann — der ſich ohnſtreitig irrt — behauptet — oder giebt mir vielmehr zu verſtehen —

Oscar (will ihn zum Schweigen bringen). Onkel!

Gid. Daß man dieſe junge Perſon einer Uebereilung beſchuldige — einer Unbeſonnenheit —

Ther. (zu Oscar tretend). Das iſt Verläumdung! — Ich fordere Herrn Bonnevet, oder wer es

sonst sein mag, auf, die geringste Thatsache anzuführen —

Oscar (für sich). Nun habe ich's auch mit dem zu thun! (Laut.) Erlauben Sie! ich sagte, ich glaube —

Gid. Du bist also Deiner Sache nicht gewiß?

Oscar. Doch! Doch!

Ther. Nun dann, mein Herr — so werden Sie mir auf der Stelle Beweise geben —

Oscar. Das kann ich nicht. — Hören Sie doch nur —

Ther. Ich höre nicht! — Sie müssen sprechen!

Jul. Ja, ja, Du mußt sprechen! mußt erklären...

Alle drei. Sprechen! Erklären!

Oscar (für sich). Ach, Du mein Himmel! Was für eine Lage! (Laut.) Gut denn! — Ich weiß von nichts! — Heirathen Sie, Onkel, heirathen Sie zu!

Gid. Nein, nein, Du sollst sprechen!

Oscar. Ich weiß ja — persönlich — von nichts: — aber ich habe sagen hören — so oberflächlich — unbestimmt — und der Onkel auch — daß vor einigen Monaten in einem Park — ein Zusammentreffen — ein unschuldiger Zufall —

Jul. (schnell, mit Lachen). Wenn's weiter nichts ist! Da sein Sie ganz ruhig! — Ich weiß, was es ist.

Oscar (für sich, voll Schrecken). Mein Himmel! sie weiß!

Jul. Ich glaubte, daß man diesen Scherz nie erfahren solle —

Oscar (verwundert). Ein Scherz!

Jul. Nun ja, mein Herr! — Aber so bald man die Sache nur im Mindesten im Ernst nimmt, kann man Jemand sehr kompromittiren. — Ich muß Dir also die Anekdote ganz ausführlich erzählen.

Oscar (für sich). Mir! — Das ist allerliebst!

Jul. Athenais, welche nichts vor mir verschwiegen hielt — erzählte mir eines Tages, daß sie in ihrem Arbeitskörbchen —

Oscar (leis zu Gideon). Ja, ja, da sehen Sie!

Jul. Einen Liebesbrief gefunden habe — einen Brief, worin man sie um ein Rendezvous gebeten.

Gid. Und diesen Brief —

Jul. Habe ich nicht gelesen, denn Athenais hatte ihn in ihrer ersten Aufwallung in's Feuer geworfen.

Oscar (für sich). Ich bin gerettet!

Jul. Auch wollte sie mir, ob aus Discretion oder andern Rücksichten weiß ich nicht, nie den Namen des Strafbaren nennen.

Oscar. Vortrefflich!

Jul. Aber ich, ich nahm mir's fest vor, ihn zu entdecken und zu beschämen — und ohne Athenais etwas zu sagen, schickte ich des Abends — denn es war zum Abende erbeten —

Oscar (für sich). Sie glaubt mir etwas Neues zu sagen!

Jul. Bei einem Unwetter ohne Gleichen — zu dem bestimmten Orte des Rendezvous — eine Person auf die ich mich verlassen konnte —

Gid. Ei! — Und wen denn?

Jul. Manette — mein Kammermädchen ...

Oscar. Mein Himmel! — Wie? — Sie war —

Gid. (lachend). Deliziös! Köſtlich!

Jul. Ja, meine Herren! — Aber das Wetter war ſo gräßlich, daß der Verführer nicht gekommen war ... wie Manette uns verſicherte, — ſie kam wieder, ohne Jemand getroffen zu haben.

Oscar (für ſich). Die Lügnerin!

Gid. (lacht laut). O, das iſt unbezahlbar! — Und mein Neffe der glaubte —

Jul. (ſchnell). Und was denn?

Oscar (eben ſo, leiſe). So ſchweigen Sie doch!

Gid. (ſich beſinnend, aber immer lachend). Der glaubte mir ſeine Einwilligung verſagen zu müſſen — mir, ſeinem Onkel — und der Ehre der Familie wegen! — O das iſt herrlich! das iſt trefflich! Das nenne ich mir doch einen edlen Neffen! — Aber jetzt iſt das Ungewitter, die geheimnißvolle Grotte — die Grotte von Dido und Aeneas vollkommen aufgeklärt. Und nun keine Hinderniſſe, keine Zögerung mehr. — Du kannſt mir als Vormund Deine Unterſchrift und Deinen Segen nicht verſagen.

Oscar (ungeduldig). Nun ja doch, nein!

Ther. Mein Himmel! (Leis zu Julie.) Hörten Sie!

Jul. (eben ſo). O ja!

Gid. (leis zu Oscar). Nun, ſo laß uns zum Ende kommen — denn die Haſt des Herrn Notar,

Dich auf der Stelle um Erklärung zu bitten — ist mir verdächtiger als alles Uebrige.

Oscar (eben so). Glauben Sie? —

Gid. (eben so). Ich verstehe mich besser darauf als Du. — (Laut.) Laß uns in Dein Zimmer gehen und dort die Punkte des Kontraktes entwerfen, die der Herr hier dann in gehörige Form bringen wird. Denn da ich reich bin, ist meine Absicht, Alles mit meiner Frau zu theilen, die es nicht ist.

Jul. Das ist allzugroßmüthig.

Gid. Also, Herr Notar, gegenseitige Vermögensschenkung — Verschreibung und Protokoll und all den Griesgram von dem ich nichts verstehe. — Bringen Sie mir alles das auf's Beste in Ordnung.

Oscar (bei Seite in seine Gedanken verloren) Also Manette war's!

Gid. (hat sich der Thür zu Oscar's Zimmer genähert). Nun, kommst Du?

Oscar (immer träumerisch). Ja, lieber Onkel!

Gid. O Oscar — ich erwarte Dich!

Oscar (schaudernd). Wie? — was? (Halb leis.) Wie können Sie nur mit so etwas noch Spaß treiben!

Gid. Ich sage Dir, daß ich pressirt bin: — ich habe noch einen Besuch bei'm Präfect zu machen. — Adieu, schöne Nichte! Auf baldiges Wiedersehen! Und Du, mein Neffe und Vormund — ehrwürdiger Vormund! — komm geschwind! (geht mit Oscar rechts ab.)

Dritter Auftritt.

Juliette. Therigny.

Ther. Nun, gnädige Frau!

Jul. Nun? Herr Therigny!

Ther. Ihr Mann willigt ein!

Jul. Wer iſt daran Schuld? — Sie! — denn erſt ſchlug er es ab — und da kamen Sie und verdarben alles wieder mit Ihren Erklärungen —

Ther. Mußte ich ſie nicht fordern? — Konnte ich auch nur den Schatten eines Verdachtes auf der ruhen laſſen, die ich liebe!

Jul. Nein, gewiß nicht! — Die Abſicht war edel und lobenswerth — aber in der Welt bringen uns immer gute Abſichten am erſten in's Verderben.

Ther. Alſo hatte ich Unrecht?

Jul. Ein Unrecht, das Ihnen meine Achtung und meinen Schutz verbürgt.

Ther. Sie ſind ſehr gütig — aber es kommt unterdeß ein Nebenbuhler —

Jul. Von funfzig Jahren!

Ther. Und 15,000 Francs jährlicher Renten mit einem Edelmuthe, einer Uneigennützigkeit —

Jul. Die ich nicht begreife und die er nie gehabt hat. — Das nenne ich Unglück!

Ther. Das kann nur mir geſchehen! — Ihr Mann hat ihm doch förmlich ſein Wort gegeben!

Jul. Weil er es ihm nicht abſchlagen konnte.

— Aber es kann immer noch möglich ſein, daß er es zurücknimmt.

Ther. Und wer könnte ihn dazu zwingen? — Wer könnte uns retten?

Jul. (lächelnd). Neue Alliirte (ſie ſchellt).

Ther. Was wollen Sie?

Jul. Ich ſchelle Manetten, meinem Kammermädchen.

Ther. Demſelben, das ſie zum Rendezvous ſchickten? —

Jul. Glauben Sie kein Wort davon. — Manette iſt ein unbeſcholtenes Mädchen — das zu keinem Rendezvous geht, ſelbſt nicht als Stellvertreterin.

Ther. Aber warum ſagten Sie denn da?

Jul. Warum? — Weil eine Lüge oft mehr einträgt, als eine Wahrheit. — Sie ſollen den Beweis davon jetzt ſehen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Manette.

Man. Die Schachteln mit den Hüten, die Sie von Paris erwarteten, ſind angekommen.

Jul. Gut! ich will ſie nachher ſehen.

Ther. O, gnädige Frau, ſolch ein Opfer! —

Jul. (lächelnd). Ja, ja, man hat im Leben manchmal ſolche Anfälle von Heroismus . . . Freundespflicht vor allem! (Zu Manetten.) Komm einmal her, Manette. — Gefällt es Dir bei mir, und liegt Dir daran, hier zu bleiben?

Man. Wie können gnädige Frau nur noch fragen! — Die vortrefflichste Herrschaft in der Stadt! — Und die gnädige Frau sind so gut und freigebig! — Nie eine üble Laune, einen Verdruß — und doch hätte sie mehr als Jemand Ursache dazu. — Der Herr hier wird mir's bezeugen.

Jul. (lächelnd). Ich danke Dir. (Kalt.) Glaubst Du auch, daß ich wirklich Herrin im Hause bin? —

Man. (schnell). O ja! ob es gleich nicht so scheint: denn der gnädige Herr, der die Macht und Gewalt in Händen hat, befiehlt doch nie etwas Anderes, als was die gnädige Frau erst sich ausgedacht.

Jul. Allerliebst!

Man. Und das ist so vortrefflich, daß ich's in meinem Haushalte gerade auch so einrichten werde — wenn ich Chanteloup geheirathet habe.

Jul. Schön! — Aber wenn Du Chanteloup heirathen willst — merke wohl auf! — mußt Du mir heute Punkt vor Punkt folgen.

Man. Das ist sehr leicht.

Jul. Ohne zu klügeln, ohne zu widersprechen, ohne nach etwas zu fragen.

Man. Das ist schon schwerer, weil ich gern wissen möchte — aber am Ende ist's auch einerlei.

Jul. Du suchst also Deinen Herrn auf, der sich jetzt mit dem Onkel in seinem Arbeitszimmer befindet, um einen Heirathskontrakt zu entwerfen. Du trittst ganz sacht zu ihm, und sagst ihm ganz leise in's Ohr:

er — Deine Schildjungfrau hat nicht uns allein, sie hat auch Dich schwer beleidiget. Wir kamen um ihre Hand anzuhalten, ihr die Wahl zwischen uns überlassend. Aber nicht genug, daß sie uns beide verwirft, belegt sie auch noch mit Schmähungen das ganze Geschlecht, welches wir mit Dir theilen. —

Und warum das, Lathgertha? — fragte der König. — Wodurch haben die Männer sich so schwer an Dir vergangen?

Darauf antwortete sie: Nicht an meiner Person, mein König, doch nur allzuoft an dem Geschlechte, zu welchem ich gehöre. Beispiele haben mich gewarnt. Vergönne Du mir, Mächtiger, fortan immer Deine Schildjungfrau zu seyn, laß mich in Deiner Trauer um die edle Königin die so überaus seltene Männertreue bewundern. Laß mich zuweilen die Lieder vernehmen, welche Du ihr zum Ruhme zu singen pflegst und beharre in Deiner Liebe zu der viel zu frühe Verschwundenen. Vielleicht daß diese Gesinnung künftig einmal meinen Glauben an die Treue Deines Geschlechts noch am ehesten wieder aufrichtet! —

Es sey, Lathgertha! antwortete Regnar. Bleibe Du die würdige Kampfgesellin, welche Du mir gewesen bist in diesem Streite! —

Und Ihr — so sprach er dann, mit den beiden Heerführern hinweggehend — Ihr müßt Euch damit beruhigen, daß Lathgertha immer den einen von

„Ich will es nicht, daß dieſe Heirath zu Stande kömmt: ich verbiete es Ihnen."

Man. Ich?!

Jul. Du ſelbſt.

Man. Ich ſoll meinem Herrn, Ihrem Herrn Gemahl, den ich verehre und reſpektire —

Jul. (ſtreng). Du ſagſt es ihm, oder —

Man. Aber wenn ich nun auch ſo kühn wäre — wie könnte er mich dann anhören, ohne mich nicht gleich zur Thüre hinauszuwerfen?

Jul. Er wird Dich mit Aufmerkſamkeit und Achtung anhören.

Man. Mich?!

Jul. Dich ſelbſt! ... Und wenn er doch nicht wollte, ſo ſetzeſt Du hinzu: „Ich verbiete es Ihnen oder ich ſage Alles!"

Man. (lebhaft). Es iſt alſo ein Geheimniß dabei? —

Jul. (ſtreng). Du! — Denke an unſere Bedingungen!

Man. O, nicht aus Neugierde, — aber um der gnädigen Frau ſelbſt willen. Was Sie mir da anbefohlen haben zu ſagen —

Jul. Iſt leicht zu behalten: „Ich verbiete es Ihnen."

Man. „Oder ich ſage Alles!" — Das ſetzt aber doch voraus, daß ich etwas weiß und wenn ich nun nichts weiß —

Jul. So wird es geradezu dieſelbe Wirkung haben. — Geh und gehorche.

Man. (ſich dem Cabinet nähernd). Ja, gnädige Frau! — Es bleibt aber doch immer eine ganz wunderliche Commiſſion! — Es wäre mir eben ſo lieb, wenn die gnädige Frau ſich ſelbſt damit incommodiren wollten! — (ſie ſieht, daß man jene Thüre öffnet und geht daher ſchnell wieder zu Juliette) da iſt er!

Jul. Um ſo mehr! — Sage ihm was ich Dir geſagt habe, nicht mehr und nicht weniger . . . und geh davon nicht ab. — (Zu Therigny.) Wir wollen uns indeß mit wichtigern Gegenſtänden beſchäftigen.

Ther. (erſtaunt). Und womit denn?

Jul. Mit dem Landhauſe von dem wir noch nicht Alles beſprochen haben — und doch iſt dies das Weſentlichſte.

Ther. Zu Ihrem Befehl, gnädige Frau! (ſie ſetzen ſich an den Tiſch links, indem ſie Anſchläge und Pläne unterſuchen.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Oscar kommt aus dem Zimmer rechts.

Oscar (zurückſprechend). Ja doch, lieber Onkel — ſein Sie nur ruhig! es ſoll Alles nach Ihrem Sinne in Ordnung gebracht werden. (Für ſich.) Ich habe noch nie ein ſo ängſtliches Treiben und Drängen geſehen! (Erblickt Manette.) Mein Himmel, Manette! — Es iſt das erſte Mal, daß ich ſie wieder ſehe, ſeit

ich ganz gewiß weiß, daß ſie — es war — die — Und ſo ihr gegenüber zu ſtehn!

Man. Gnädiger Herr!

Oscar (für ſich). Ach Du mein Gott! — Sie tritt zu mir! — und meine Frau, die dort —

Man. (verlegen). Gnädiger Herr —

Oscar (für ſich). Gar kein Zweifel! ſie will mit mir ſprechen. (Sie betrachtend.) Und wie verlegen ſie iſt — wie unruhig! — Ich hatte das vorher noch nie bemerkt. (Laut zu Manette.) Ich habe zu thun.

Man. Ich habe dem gnädigen Herrn nur ein Wörtchen zu ſagen.

Oscar (für ſich). Schlage ich's ihr ab, ſo iſt ſie im Stande mir hier eine Scene zu machen — (giebt ihr ein Zeichen, rechts am Ende der Bühne zu ihm zu kommen) da bin ich.

Man. (für ſich). Jetzt Muth gefaßt! — Wenn ich nur wüßte, wie ich's anfinge?

Oscar (die Augen niederſchlagend, halblei). Was betrifft's denn, Manette?

Man. Was es betrifft? — (Für ſich) Ich bring's nicht über die Zunge! (Laut.) Es betrifft dies, daß ich — daß ich — dem gnädigen Herrn zu melden habe, daß die Untereinnehmer auf ihn im Garten warten.

Oscar. Gut! (Für ſich.) Ich ſchöpfe wieder Athem! (Laut.) Ich will gleich hingehen. (Thut einige Schritte.)

Man. Gnädiger Herr!

Oscar (kömmt wieder). Noch etwas?

Man. Ja! — Nicht als ob ich den Respekt gegen den gnädigen Herrn verletzen wollte, der wohl wissen wird, daß ich niemals ein Wörtchen mit ihm von —

Oscar (halblei und schnell). Nein, nein, Manette, das kann ich Dir nicht anders nachsagen, und bin mit Deiner Discretion bis jetzt vollkommen zufrieden gewesen. Aber siehst Du, in diesem Augenblicke habe ich ein Geschäft mit Herrn Therigny abzumachen — einen Heirathscontrakt —

Man. Eben deßhalb.

Oscar (staunend). Wegen dieser Heirath?

Man. Ja, gnädiger Herr. (Für sich.) Jetzt gilt's! (Laut.) Sie darf nicht zu Stande kommen: ich verbiete es Ihnen!

Oscar. Ach, Du mein Himmel!

Man. (für sich). Da ist's heraus! — Er wird wüthend werden!

Oscar (leis). Du verbietest es mir, Manette? — Was sollen diese neuen Prätensionen, diese Manieren, diese unerträglichen Forderungen bedeuten? Und zu welchem Zwecke? Aus was für Ursachen?

Man. Ursachen? Meine Ursachen? — Ich verbiete es Ihnen, dabei bleibt's!

Oscar. Aber —

Man. Oder ich sage Alles!

Oscar. Leiser, leiser! Du Unglückskind!

Man. (für sich). Halt doch! — sollte man nicht glauben, er habe mehr Furcht als ich.

Oscar. Ich hätte ja gar nichts dagegen, aber

mein Onkel, der zu dem Präfecten gezogen iſt — und dem ich verſprochen habe —

Man. Ei, ſeht doch einmal. — Nun gut, ſo ſage ich Alles — Alles und auf der Stelle.

Oscar (leis und ſchnell). Schon gut, ſchon gut! Ich willige ja ein! — Aber ſchweige nur! (Für ſich.) Und ſie nicht aus der Stube werfen können, und von ihr ſo abhängig zu ſein.

Jul. (ſteht auf). Was haſt Du nur?

Oscar (auf Therigny zeigend). O nichts — nichts — ich brachte blos dem Herrn den Entwurf des Heirathscontrakts. —

Jul. Und das beunruhigt Dich ſo?

Oscar (auf Manetten ſehend). Ja, allerdings — weil — weil ſeit dem Verſprechen, das ich dem Onkel gab — ich mir's überlegt habe — daß, trotz ſeines Vermögens — er ſich doch in einem Alter befinde, wobei das Glück Deiner Couſine Gefahr laufen könnte.

Ther. (freudig). O Gott!

Jul. Das ſagten wir ja auch ſchon.

Oscar. Und wenn Du mir behülflich ſein wollteſt, meinem Onkel begreiflich zu machen ... Ich verlange ja durchaus weiter gar nichts — (immer auf Manetten ſehend) als daß Alles friedlich und ohne Aufſehen abgehe — und alle Welt zufrieden geſtellt werde.

Jul. Vortrefflich! das nehme ich auf mich, und ſobald er wieder wird nach Hauſe gekommen ſein — Aber Deine Einnehmer, die im Garten auf Dich warten.

Oscar. Ich gehe schon. (Naht sich Manetten, während Juliette und Therigny die Papiere zusammen nehmen, die sie auf dem Tische links liegen ließen!) Nun, bist Du zufrieden, Despotin?

Man. (für sich). Ha! ein Gedanke! (Laut.) Noch nicht ganz: und wenn man wegen meiner bevorstehenden Heirath meinen Gehalt um ein hundert Francs vermehren könnte —

Oscar. Wie? Du begehrst auch noch —

Man. Ja, das thue ich — oder ich sage Alles!

Oscar (schnell). Gut, gut! 500, 600 Francs, aber schweige! (Für sich.) O meine Männerwürde! (Zu Juliette, die ihn betrachtet.) Ich gehe in den Garten. (In der Mitte ab.)

Sechster Auftritt.

Therigny. Juliette. Manette.

Man. (die ihm nachsieht). O wie das spaßhaft ist!

Ther. Gnädige Frau! das ist ja unbegreiflich, magisch!

Jul. Gleichviel, wenn Sie nur glücklich sind, auch ohne es zu begreifen! Aber nun haben Sie keine Zeit zu verlieren. Gehen Sie meinem Manne nach, und halten Sie bei ihm, ohne ihn zu Athem kommen zu lassen, um die Hand seiner Mündel an.

Ther. Ich!

Jul. Ihr Nebenbuhler muß, wenn er zurückkommt, schon seinen Platz besetzt finden.

Ther. Und die Mittel dazu? — Ich kann mich wohl als Mitbewerber ſtellen — aber Herrn Bonnivet zwingen, mich anzuerkennen —

Jul. Das iſt meine Sache. Ich will mich damit beſchäftigen, ſo wie mit meinen eignen Angelegenheiten, die ich ein wenig über Sie vernachläſſigt habe.

Ther. O, gnädige Frau, wenn mein Dank —

Jul. Gehen Sie nur, gehen Sie! (Therigny küßt ihr die Hand und geht.)

Siebenter Auftritt.

Juliette. Manette.

Jul. (ſetzt ſich an den Tiſch rechts und ſchreibt). Ja, nur einige Worte von der unbekannten Hand, die er gewiß wieder erkennen wird.

Man. (ſteht bei ihr, und verſucht einige Male zu ſprechen). Gnädige Frau!

Jul. (immer ſchreibend). Nun?

Man. Dürfte man denn nicht wiſſen — nur ein ganz klein wenig.

Jul. Unmöglich! — Ich habe Dir alles Fragen verboten. (Aufſtehend.) Aber hören ſollſt Du jetzt.

Man. (freudig). Noch etwas! — Deſto beſſer.

Jul. Dieſen Brief hier händigſt Du ſogleich, aber ganz geheimnißvoll, meinem Manne ein.

Man. (das Billet öffnend, das nicht verſiegelt). Das wird nicht ſchwer fallen — und ſobald Sie nicht mehr da ſind —

Jul. (sie zurückhaltend). O nein! während ich da bin, aber ohne daß ich's gewahr werde.

Man. Nun, das ist doch ein wenig stark! — Und wenn Sie mir nur zum Mindesten sagten —

Jul. Still! — Es ist mein Mann! — Denke an unsere Bedingungen!

Achter Auftritt.

Juliette geht links hin. **Oscar** tritt ein zur Mitte. **Manette** hält sich hinten links.

Oscar (zornig eintretend). Das ist doch gar zu arg! — Das ist wie abgeredt!

Jul. (sanft). Was hast Du denn, lieber Mann?

Oscar. Sie scheinen sich Alle das Wort gegeben zu haben, um Athenais bei mir anzuhalten.

Jul. (unbefangen). Wahrhaftig? — Und wer denn noch?

Oscar. Es wäre Dir im Traume nicht eingefallen! — Therigny, unser Notar! Nun, was sagst Du von einer solchen Prätension?

Jul. Ich? gar nichts. — Das geht Dich an. Was hast Du denn geantwortet?

Oscar. Was man antwortet, wenn man nicht weiß, was man sagen soll — wenn man noch keine bestimmten Ansichten darüber hat — wenn man hofft, daß sie erst kommen sollen. — Ich bin sehr geschmeichelt dadurch — ich werde sehen — ich werde die Ehre haben, Ihnen schriftlich —

Man. (halbleis). Gnädiger Herr! —

Oscar (ungeduldig). Schon wieder! (Manette zeigt ihm den Brief, den sie in der Hand hält, während Juliette in den Hintergrund geht, halblei.) Ein Billet in Gegenwart meiner Frau!

Man. (wie oben). Gnädiger Herr! —

Oscar (eben so). Einerlei! Ich nehme es nicht.

Jul. (schnell). Was giebt's denn?

Oscar. Ich sagte, daß ich so gut als sich's thun läßt Herrn Therigny antworten würde.

Man. (ihm näher tretend halblei). Gnädiger Herr! ich hab's auf Ihren Schreibtisch gelegt.

Oscar (giebt ihr ein Zeichen zu gehen). Ich seh's nur gar zu wohl!

Man. (im Gehn). Aber, gnädiger Herr — (zeigt mit dem Finger) dort links!

Oscar. Das Mädchen ist doch von einer Unbesonnenheit und Ungeschicklichkeit!

Man. (im Abgehn bei Juliette vorbeikommend). Hab' ich's so recht gemacht? (Juliette giebt durch ein Zeichen zu erkennen, daß sie zufrieden und Manette geht im Hintergrunde ab).

Neunter Auftritt.

Juliette. Oscar.

Oscar. (setzt sich an den Tisch und verbirgt den Brief unter einen Haufen Papiere). Glücklicherweise ist meine Frau nichts davon gewahr worden! — Die Ehemänner haben ihren besondern Schutzgeist!

Jul. (welche aufgestanden ist, befindet sich in diesem

Augenblicke hinter ihm). Nun, mein Kind? Du ſchreibſt ja nicht?

Oscar (verlegen). Ich — ich ſuchte eine Phraſe — und eine Feder.

Jul. (ihm eine Feder bietend). Da iſt eine. (Sich auf die Achſel ihres Mannes lehnend.) Genire Dich doch nicht?

Oscar. O bewahre!

Jul. Während Du ſchriebſt wollte ich Dir nur ſagen — ... daß wegen des Landhauſes — das vom Präfect — er mir ſelbſt den Gedanken dazu gegeben hat — denn er iſt ſehr liebenswürdig — ſehr galant gegen mich.

Oscar (ſucht zu lächeln). O ja, ja, man ſollte faſt glauben er mache Dir die Cour —

Jul. (lachend). Und da hätte man nicht Unrecht! — Aber es hilft ihm zu nichts, denn ich habe es ihm gleich von Haus aus geſagt, ich liebe meinen Mann recht ſehr, und ſo lange er mich wieder liebt, ſo lange er mir treu bleibt —

Oscar (für ſich). Ach Gott!

Jul. Ja, wenn das ſich einmal änderte — o, dann! — (Einlenkend.) Glücklicherweiſe iſt davon nicht die Rede, ſondern von dem Landhauſe, das, wie er ſagt, für Deine Geſundheit ſo durchaus nothwendig ſei.

Oscar (für ſich immer ſchreibend). Sie weicht und wankt nicht!

Jul. Und darin bin ich ganz ſeiner Meinung,

Euch hätte zurückweisen müssen. So hat ein jeder seinen Gefährten im Unglück. —

Schon längst hatte Lathgertha gewünscht, dem Könige zu erkennen zu geben, was sie so überaus mächtig hinzog zu ihm, nämlich die Treue, mit der er an seiner verstorbenen Gemalin hing, deren Tugenden in dem Munde des Volkes fortlebten. Die Jungfrau freute sich sehr, daß es bei dieser Gelegenheit geschehen war. Sie hörte gar gern die schöne Stimme, mit welcher Regnar seine Lieder sang und hatte nur, wenn sie ihm nachschlich, solche zu belauschen, zeither immer gefürchtet, daß er, falls er sie entdeckte, eine unschickliche Zudringlichkeit an seine Person darin wahrnehmen könnte.

Vielleicht hatte Lathgerthens Lob seiner Treue des Königs Skaldenkunst angeregt. Denn bald vernahm sie aus dem benachbarten Walde die Töne seiner Zither, welche sie immer so gern als ihre Wegweiserin betrachtete. Leise wandelte ihr Fuß den Klängen nach. Da entdeckte sie den König ganz allein und noch im Harnisch sitzend auf dem Todtenhügel eines vor wenig Stunden hier begrabenen Hauptmanns. Lathgertha nahm ihren Platz hinter einer alten Eiche, stark genug, um die schlanke Gestalt völlig zu verbergen.

Noch spielte Regnar's Kunst eine Zeitlang

denn ſeit einiger Zeit — ja, heute zum Beiſpiel biſt Du gar nicht recht wohl.

Oscar. Allerdings — ich fühle mich heute etwas —

Jul. Da ſiehſt Du's! — Aber die freie Luft — eine ländliche Beſitzung wohin Du ungenirt gehen kannſt — oder fahren! — Das brauchſt Du, das iſt nothwendig für Deine Geſundheit — und wenn Du mich alſo lieb haſt, ſo —

Oscar. Kannſt Du daran zweifeln?

Jul. (zärtlich). Ich weiche hier nicht von dannen, bis Du eingewilligt haſt.

Oscar (für ſich). Man ſollte glauben, ſie wiſſe die Augenblicke ganz genau, wo ich ihr nichts abſchlagen kann. (Laut.) Nun ja denn — ja — ich willige ein — ich kaufe Dir es — ich ſchenk' es Dir.

Jul. (ſchnell). Und auch die Equipage?

Oscar (ungeduldig). Auch die!

Jul. Ach, wie gut Du biſt, wie liebenswürdig! wie einzig! — Ich will es auch nun aller Welt ſagen was ich für einen Mann an Dir habe — von dem Notar angefangen, der noch hier iſt und auf Deine Antwort wartet.

Oscar. Von der ich noch nicht zwei Zeilen hintereinander habe ſchreiben können.

Jul. Ach ja, ich ſehe es wohl — ich ſtöre Dich. — Leb' wohl, mein Kind.

Oscar. Adjeu, mein Schatz.

Jul. Ich laſſe Dich auch allein. — Adieu Oscar! (geht links ab.)

Oscar. Adieu Juliette!

Zehnter Auftritt.

Oscar. Gideon.

Oscar (aufathmend). Endlich! (Steckt den Brief unter ſeinen Papieren). Laßt doch nun ſehen, was die unglückſelige Perſon mir ſchreiben kann!

Gid. (aus der Mitte eintretend). Da bin ich! — Alles geht herrlich! Ich habe den Präfecten und die Stadtautoritäten geſprochen, und ihnen von meiner Verheirathung erzählt —

Oscar. Ach Du mein Himmel! — Das iſt unmöglich! — Kann jetzt nicht mehr ſtatt finden!

Gid. Was redeſt Du da?

Oscar (giebt ihm den Brief). Da leſen Sie! leſen Sie dieſen Brief von Manette!

Gid. (lieſ't). „O Oscar!" — dieſelbe Schrift wie von heutmorgen —

Oscar. Das kommt dabei heraus wenn man den Kammermädchen ſchreiben lehrt.

Gid. (lieſ't). „O Oscar! Herr Therigny, der junge Notar, deſſen Erſatzmann Chanteloup iſt —

Oscar. Das iſt wahr.

Gid. (lieſ't). „Verſpricht mir 3000 Francs wenn er Athenais heirathet." — Sagte ich's nicht, daß er verliebt in ſie ſei?!

Oscar. Was geht denn das mich an? Lesen Sie nur!

Gid. (lieſt). „Ich bitte Sie alſo, ohne es Ihnen zu befehlen —"

Oscar. Was für ein Styl!

Gid. (lieſt). „Sie ihm noch heute zur Frau zu geben: — wo nicht — ſo ſage ich Alles der Ihren."

Oscar. Sie ſagt ihr Alles! — Da hören Sie ja! — Was für ein Spektakel! Was für ein Aufſehn! Was für ein Scandal! — Und das Kapitel der Wiedervergeltungen, der Repreſſalien, von dem meine Frau ſo eben ſprach —

Gid. Laß mich in Ruhe!

Oscar. Für mein Glück, für meine häusliche Ruhe iſt es alſo durchaus nothwendig —

Gid. Daß ich dem meinen entſage.

Oscar. O nein, das nicht! Aber wenn Sie einmal ſich's vorgenommen haben, zu heirathen, ſo giebt's ja noch andere Frauenzimmer. Warum nun gerade dieſes Mädchen ſich in den Kopf ſetzen, die Sie ja kaum kennen und die ohne Vermögen iſt.

Gid. Ohne Vermögen? — (Mit gepreßtem Tone.) Sie beſitzt 500,000 Francs!

Oscar (ſchnell). Bewahre! bewahre! Sie hat ja nicht geerbt, ſondern ihr Couſin —

Gid. (betonend). Erbte! erbte!

Oscar. Was wollen Sie damit ſagen?

Gid. Daß dieſer Couſin vor drei Wochen zu New-York in einem Duell wegen einer Operntänzerin,

die den ganzen Congreß in Revolution gebracht hat — einen Degenstoß erhielt — und ohne Testament verstarb.

Oscar. Wissen Sie das gewiß?

Gid. Ich war gestern im Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten, als die Nachricht ankam. — Keine andern Verwandten, keine andern Erben als Athenais.

Oscar. Jetzt begreife ich die Uneigennützigkeit und die gegenseitige Schenkung —

Gid. Und wenn Du mir also nicht Wort hältst, so bin ich auch nicht mehr verpflichtet, das meine zu halten, und werde Deiner Frau Alles haarklein erzählen.

Oscar (erschrocken). Onkel!

Gid. Entschließe Dich!

Oscar. Was soll ich Allerärmster denn da anfangen? Wie mich diesem häuslichen Tyrannen entziehen, den meine Nachgiebigkeit nur noch verwegner gemacht hat?

Gid. Nichts leichter als das! — Selbst der Inhalt dieses Briefes beweis't, daß es sich hier nur um ein Mehrgebot handelt.

Oscar. Ach gehn Sie!

Gid. Wie bei allen Gewissensfällen! — Für 3000 Francs verkaufte sie sich der Gegenpartei — gieb ihr 4000 und sie ist auf der unsern — und schweigt.

Oscar. Glauben Sie wirklich?

Gid. Ich ſtehe dafür. Ich nehme Alles auf mich. —

Oscar. O Sie lieber, Sie vortrefflicher Onkel! Welchen Dank bin ich Ihnen ſchuldig! — Es thut mir nur leid, daß Sie ſich deßhalb ſo in Unkoſten ſtecken müſſen —

Gid. Ganz und gar nicht. — Das geht ja mich nichts an — das trifft nur Dich — und da ich Geld für Dich in Händen habe —

Oscar. Aber ich ſollte doch meinen —

Gid. Was denn?

Oscar. Wer hier heirathen will, das ſind doch Sie!

Gid. Allerdings. — Aber — wer den dummen Streich gemacht hat, das warſt Du! — Wer hat ihn denn alſo nun zu bezahlen? — Du!

Oscar. Erlauben Sie —

Gid. Da iſt ſie ſelbſt ſchon!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Manette.

Man. Gnädiger Herr! Gnädiger Herr!

Oscar. Wieder etwas Neues!

Gid. Still, und aufgepaßt!

Man. Fräulein Athenais iſt angekommen. Sie iſt bei der gnädigen Frau, die mir befohlen hat, Sie davon zu benachrichtigen.

Gid. (leis zu Oscar). Du ſiehſt, daß da keine

Zeit zu verlieren ist. — (Laut.) Es ist gut, Manette. — Komm näher.

Man. (näher tretend). Haben Sie mir etwas zu sagen?

Gid. Ja. (Leis zu Oscar, indem er Manette betrachtet.) Ich hatte sie mir noch gar nicht so recht besehen — sie ist wirklich ganz allerliebst, die Kleine! — Du Spitzbube! — Du hast mehr Glück als Verstand!

Oscar (leis). Lieber Onkel, wie können Sie nur jetzt an so etwas denken! (Sie seitwärts betrachtend). Ja, garstig ist sie wahrhaftig nicht! (Sich fassend). Tritt näher, Manette, mein Onkel will Dir etwas sagen.

Man. (für sich, zwischen Beide tretend). Was mögen Sie nur alle Beide haben?

Oscar (nach kurzem Schweigen). Ich habe Dein Billet gelesen, Manette.

Man. Ah! Sie haben es gelesen?

Gid. (kalt). Er hat es gelesen.

Man. Er hat es gelesen?

Gid. Und ich auch.

Oscar. Ich mache Dir keine Vorwürfe.

Man. Sie sind sehr gütig, gnädiger Herr.

Oscar (furchtsam). Was geschehen ist — ist geschehen, Manette.

Gid. Reden wir nicht mehr davon.

Man. Ich habe auch gar nicht davon geredet.

Oscar. Du hast mir aber doch zugeflüstert: Ich werde Alles sagen.

Man. Ja, das habe ich geſagt.

Gid. Aber thun wird ſie es nicht — denn es liegt ihr daran, Madame Chanteloup zu werden.

Man. Ei freilich.

Gid. Und wir bieten ihr hiermit an —

Oscar. Für's Erſte 600 Francs Lohn —

Man. Darüber ſind wir ſchon eins.

Gid. Und überdies 4000 Francs.

Man. (erſtaunt). Wie? — mir? — 4000 Francs!

Gid. Auf der Stelle. (Oeffnet ſein Porteſeuille.)

Oscar. Wenn Du ſchweigſt — wenn Du nichts ſagſt.

Gid. Wenn Du ein unverbrüchliches Stillſchweigen beobachteſt.

Man. (die Hand ausſtreckend). Ach, wenn's weiter nichts iſt, als das! — Aber es iſt doch gar nicht möglich!

Gid. (die Banknoten ihr gebend). Da ſind ſie.

Oscar (halbleis). Aber Du verſprichſt zu ſchweigen? — Du ſiehſt ſelbſt ein, wie nothwendig das iſt.

Gid. (eben ſo). Beſſer noch als wir — weil Du heirathen willſt. — Alſo, kein Wort!

Oscar. Kein Wort!

Man. Ich ſchwöre es! — und wenn mir ein einziges Wort entſchlüpft, ſo —

Oscar. Schon gut.

Man. (zu Oscar). Sie kennen mich.

Oscar (freudig). Gieb mir einen Kuß! — (sie zurückstoßend). Nein! — gieb ihn meinem Onkel.

Gid. Recht gern — denn ich verdanke Dir meine Heirath. —

Oscar. Und ich meine Ruhe! — Ich habe nun nichts mehr zu fürchten. Ich habe meine Würde als Mann, meine Autorität als Gatte wiedergefunden.

Gid. Du hast sie Dir wieder erobert?

Oscar. Ja, lieber Onkel! aber wie Sie vorhin sagten, Eroberungen sind theuer! — Nun, gleichviel.

Gid. Du mußt nun Gebrauch davon machen.

Oscar. Und als Herr auftreten! — Das soll auch sogleich geschehen. — Ich gehe zu meiner Frau.

Gid. Und ich zum Notar — zu dem andern, dem Alten! (Beide gehen zur Mitte ab.)

Zwölfter Auftritt.

Manette bleibt unbeweglich in der Mitte der Bühne stehen.

Und nichts davon begreifen zu können! — Nun, auch gut! (Hebt die Hand mit den Banknoten in die Höhe.) O, Chanteloup! — Ich muß zu ihm, und ihm Alles sagen, was ich weiß! — Da wird er freilich nicht viel erfahren! (Eilt ab.)

Ende des zweiten Acts.

Dritter Act.

(Die vorige Decoration.)

Erſter Auftritt.

Juliette. Manette.

Man. Ja, gnädige Frau, Sie hatten vollkommen Recht mir zu verſprechen, daß ich reich werden, daß ich Chanteloup heirathen würde.

Jul. Es freut mich um deinetwillen, daß ich Urſache dazu war.

Man. Ja, Sie, und dann der gnädige Herr, der zuerſt mit dem doppelten Lohne —

Jul. Wahrhaftig?

Man. Und dann Ihr Herr Onkel, der, nachdem er Ihren — das heißt meinen Brief geleſen hatte, mir 4000 Francs gab — um ſtill zu ſchweigen, wie Sie mir anempfohlen hatten.

Jul. Verſtehe! — Und Du haſt das Geld angenommen?

Man. Als ehrliches Mädchen, feſt entſchloſſen es zu verdienen.

Jul. Gut, gut! — Ich will Dir nun jetzt —

Man. Noch einen Brief geben? — Das wäre ja herrlich!

Jul. Nein, — ſondern nur Inſtruktionen zu Antworten —

Man. Ach, nicht doch, gnädige Frau!

Jul. Du ſollſt blos ſagen —

Man. Das kann ich nicht. — Ich muß mich jetzt zurückziehen; ich kann nicht mehr mit Ihnen in Compagnie bleiben.

Jul. Und warum denn nicht?

Man. Ja, mit Ihnen — ſoll ich ſagen, und mit jenen — ſoll ich nicht ſagen. Da ſehen Sie denn wohl ein, daß ich um meinen neuen Lohn zu erhalten — weiter gar nichts mehr über mich nehmen kann, als zu ſchweigen, wenn Ihnen das angenehm ſein dürfte — weil dies zu meinen Verbindlichkeiten paßt.

Jul. Allerliebſt! Mamſell Manette geht alſo zum Feinde über!

Man. Ich bitte die gnädige Frau, deßhalb nicht böſe auf mich zu ſein!

Jul. Nicht im geringſten.

Man. Ich ſprach eben mit Chanteloup von meinen 4000 Francs. Er war ganz erſtaunt darüber, weil ich nun reicher bin als er — und ſein größter Wunſch wäre nur der, den Kriegsdienſt zu verlaſſen, und mit mir in der gnädigen Frau Dienſt zu treten.

gleichsam mit den Tönen der Zither; wie sie sich von selbst derselben darboten. Bald aber wurden ihre leisen Klänge die Begleitung folgendes Gesanges:

Schlacht ist geschlagen!
Thora, mein süßes Licht,
Lasse den Panzer nicht
Länger mich tragen.

Mache den Helm mir los,
Aus ist das Tödten,
Wehr nicht vonnöthen
Uns, in der Liebe Schoos.

Siegesentzücken,
Thora, verträmmtest Du? —
Warum sonst säumtest Du,
Mich zu erquicken?

Wehe, wohin mein Blick,
Nach Dir gesendet,
Angstvoll sich wendet,
Kehret er leer zurück.

Nirgend im Haine,
Nirgend auf bunter Flur,
Nirgend der Zarten Spur,
Nirgend die Meine!

Jul. Wahrhaftig?

Man. Ich habe mit dem gnädigen Herrn noch nicht geſprochen — bei dem geht's von ſelbſt.

Jul. Siehſt Du!

Man. Aber es hängt auch von der gnädigen Frau ab — und wenn Sie wegen Chanteloup nur ein paar Worte ſagen wollten — ſo etwas Freundliches —

Jul. Ja, ſiehſt Du, Manette, da geht mir's wie Dir! Ich bin auch zum Stillſchweigen verpflichtet — und deßhalb —

Man. O, das werden Sie gewiß nicht —

Jul. Und doch!

Man. Die gnädige Frau ſind ſo gut, daß Sie gewiß einwilligen werden — außerdem — ſo leid es mir thät —

Jul. Würdeſt Du mich verlaſſen?

Man. O, nein, das nicht — weil die Anhänglichkeit — die Liebe — aber — (furchtſam und die Augen niederſchlagend) ich würde Alles ſagen.

Jul. Ei, ſieh doch! (Für ſich.) Da bin ich nun gefangen! (Laut.) Und was willſt Du denn ſagen, wenn man fragen darf?

Man. Ich werde dem gnädigen Herrn ſagen, daß Sie es waren, die mir auftrugen, ihm zu ſagen: Ich werde Alles ſagen; Alles!

Jul. (für ſich). Sie hat Recht! — Schon das allein wäre hinreichend. (Laut.) Es iſt gut, Manette. — Wo haſt Du Deinen Chanteloup?

Man. In der Caserne — ein halbes Stündchen von hier — aber ich will ihn holen.

Jul. Das kannst Du. — Geh und heut Abend noch werde ich Dir und ihm Antwort sagen —

Man. Ich gehe schon! — (Schüchtern.) Ich wußte wohl, daß die gnädige Frau einsehen würden —

Jul. O ja! Ich sehe es ein! (Manette geht ab.) Ich sehe nämlich ein, daß keine Zeit zu verlieren ist, den Hauptschlag zu thun, wenn nicht Manette Herrin im Hause werden soll.

Zweiter Auftritt.

Juliette. Theriguy.

Ther. Ah, gnädige Frau!

Jul. Nun, was bringen Sie für Nachrichten?

Ther. Grundschlechte! — Ich begab mich zu Ihrem Manne um endlich die Antwort von ihm zu erhalten, auf die ich wartete! Er war nicht allein! Er, Ihr Onkel und mein College, der alte Notar, sprachen zusammen laut und lebhaft, so daß, als ich die Thür des Zimmers öffnete, ich noch deutlich die Worte hören konnte: „Ja, lieber Onkel, Athenais ist jetzt die Ihrige! Ich bin stark, ich bin muthig, ich fürchte mich vor nichts mehr!" — Als sie mich gewahr wurden, schwiegen sie zwar, aber das hörte ich, noch deutlich.

Jul. Und unglücklicherweise ist es wahr! — Das Glück hat uns verlassen! Alles verräth uns! (Lächelnd.) Athenais ausgenommen, mit der ich eben

ſprach, und die noch ganz die unſere iſt. — Aber Manette, auf die ich rechnete, um ohne mich zu compromittiren handeln und unſere Feinde ſtets in Schach halten zu können —

Ther. Sie war Ihnen ja ſo ergeben!

Jul. Sie iſt zu dem Feinde übergegangen, und ich weiß mir nun keinen Rath mehr!

Ther. Sie, die den Ereigniſſen gebietet und aus Hinderniſſen ſich nur ein Spiel macht! Habe ich nicht noch heut früh geſehen, wie Sie durch eine wahrhaft wunderbare und zauberiſche Gewalt, die Entſchlüſſe Ihres Mannes, nach Ihrem eigenen Willen modelten? Es bedarf alſo jetzt auch nur eines Wortes!

Jul. (nachdenkend). Möglich! Und wenn ich dieſes Wort ſpräche, zwänge ich ihn vielleicht mir zu gehorchen — heute noch — aber dann gewiß auch zum letzten Male. — Dies geheimnißvolle Wort, das meine Stärke ausmacht, und durch das ich ſeit 6 Monaten herrſche, iſt kaum ausgeſprochen und gekannt, als auch der ganze Zauber ſchwindet, der Talisman vernichtet iſt. — Kurz, mein Herr, das hieße meiner Herrſchaft entſagen, und man hängt doch immer noch daran.

Ther. Ich verſtehe Sie nicht.

Jul. Das hoffe ich auch. (Horchend.) Da kommt mein Mann.

Ther. (ſchnell). Sie beſchützen uns . . . Sie retten mich!

Jul. (eben ſo). Es iſt mein innigſter Wunſch —

aber dennoch — (zögernd) weiß ich nicht — stehe für nichts — will es aber versuchen! — Gehen Sie nur! gehen Sie!

Ther. Meine ganze Hoffnung beruht auf Ihnen! (geht.)

Dritter Auftritt.

Juliette. Oscar.

Oscar (in der Scene). So soll's aber nicht sein! — Und Manette! warum ist sie nicht da, wenn ich sie haben will? Warum hat sie sich ohne meine Erlaubniß entfernt?

Jul. (für sich). Welche Festigkeit im Organe! — Therigny hat Recht! — Er fürchtet sich nicht mehr! Er steht wieder auf seinen Füßen.

Oscar (für sich, freudig). Ich bin wie neu geboren! Ich habe sie alle ausgezankt! Ach! Das ist mir seit langer Zeit nicht passirt! (Wird Juliette gewahr.) Ah, Du bist's, liebes Kind!

Jul. Ich selbst — und komme, mit Dir von Geschäftssachen zu sprechen.

Oscar. Ahä, ich errathe! wegen des Landhauses und der Equipage.

Jul. Keineswegs! — Die hast Du ja schon zugestanden.

Oscar (für sich). Ganz wider meinen Willen! und wenn es jetzt noch möglich wäre, es rückgängig zu machen — (laut und sich setzend.) Nun, was willst Du

denn da sonst? — Spute Dich, liebes Kind, denn ich erwarte den Onkel, der mit den völlig ausgefertigten Dokumenten bald hier sein wird, da sie nur noch auf meine Unterschrift warten.

Jul. So bist Du also zu dieser Verbindung entschlossen?

Oscar. Man muß doch endlich einmal auf's Reine kommen! — Es ist mein Onkel — mein einziger Verwandter — es betrifft also meine Familie — und wegen tausend andern Ursachen —

Jul. (schnell). Um die ich bitte.

Oscar. Die viel zu weitläuftig aufzuzählen wären, und gegen die doch nicht das Geringste einzuwenden ist —

Jul. Es giebt aber doch auch einen Grund, den ich für sehr wichtig halte, und den wir nicht voraussehen konnten — nämlich den, daß Herr Therigny von Athenais geliebt wird.

Oscar. Daran stößt sich mein Onkel nicht.

Jul. Ja, jetzt wohl, wo seine Leidenschaft ihn blind macht, aber später bereut er es gewiß, ein Mädchen wider ihren Willen geheirathet zu haben, die doch jedenfalls ohne Aussichten und Vermögen ist.

Oscar (mit der Dose spielend). So pflegen nun die Frauen alles oberflächlich zu beurtheilen! — (Mit einer wichtigen Miene.) Athenais ist im Gegentheil sehr reich.

Jul. Wahrhaftig?

Oscar (wie oben). Ungeheuer reich — der

Couſin iſt geſtorben, und ſie hat über 500,000 Francs geerbt.

Jul. (ſchnell). Und Dein Onkel wußte das?

Oscar. Er weiß ſtets was er zu thun hat.

Jul. (bei Seite). Und er ſollte ſie erhalten — und mein armer Schützling — ſo verliebt — ſo uneigennützig! — Das wäre ja nicht halb Recht! — Allons! Muth gefaßt! — Großmuth! — Selbſt auf Koſten meiner Oberherrſchaft will ich ſeiner Liebe beiſtehen! (Sie tritt wieder zu Oscar, der immer noch in den Seſſel geſtreckt iſt.) Lieber Mann —

Oscar (mit mürriſchem Tone). Nun? Kommen wir endlich zu der furchtbaren Geſchäftsſache, worüber Du mit mir ſprechen mußt?

Jul. Ja — ja — eine ſehr verwickelte — ſehr ſchwierige Sache —

Oscar. Für Euch Frauen, die Ihr nichts von alle dem verſteht, und vor Allem Angſt habt — während wir Männer —

Jul. Deßwegen wende ich mich auch an Dich, der Du Dich gewiß viel beſſer herausziehen wirſt, als ich.

Oscar. Wohl möglich! — Nun, ſo laß doch hören, mein Kind; wovon handelt ſich's denn?

Jul. Ich erzählte Ihnen heute früh — von der närriſchen Geſchichte — Sie wiſſen ja — von der geheimnißvollen Grotte —

Oscar (für ſich und ſchnell aufſtehend). Mein Gott! geht's denn ſchon wieder davon los!

Jul. (für ſich). Aha! meine Herrſchaft fängt wieder an! (Laut.) Von dem Einfalle, den ich gehabt hatte, die kleine Manette dahin zu ſchicken.

Oscar (ſchnell). Die Niemand dort fand. — Sie hat es Dir ja ſelbſt verſichert.

Jul. Freilich wohl — aber, aber — mir kommt's jetzt vor, als ob ſie mich belogen habe — und der Beweis davon iſt der, daß ſie noch erſt heute — denke Dir nur — von ihrem Verführer die ungeheure Summe — von 4000 Francs erhalten hat.

Oscar. Mein Gott!

Jul. Und allem Anſcheine nach hat Chanteloup, ihr Liebhaber — ein Soldat —

Oscar. Der aus Afrika zurückkommt —

Jul. Gern wiſſen wollen, woher die Summe kommt — und die arme Manette hat, eingeſchüchtert von ſeinen Drohungen, ihm Alles geſtanden — ſelbſt den Namen ihres Verführers.

Oscaar. Und Du weißt ihn?

Jul. Du mein Gott, leider nein! — Aber es wird nicht lange dauern, ſo wird er bekannt werden — denn Chanteloup iſt ſo eiferſüchtig, ſo wild, daß er jenen in ſeiner Wuth umbringen will. — Manette hat es mir geſagt — und wenn man ihn nicht zur Vernunft bringen kann, ſo — Was ſoll ich nun einem ſo rohen, eiferſüchtigen Soldaten ſagen — während Du, mein Kind —

Oscar. Ich? — Was ſoll ich denn mit ihm reden?

Jul. (kalt). Moral ſollſt Du ihm predigen, Verzeihung und Nachſicht gegen diejenigen, die deren bedürfen. — Uebrigens beſitzen ja, wie Du eben ſagteſt, nur die Männer allein Gewandtheit und Einſicht in Geſchäftsangelegenheiten — in ſolchen vorzüglich — (macht ihm eine Verbeugung) und daher überlaſſe ich es Dir, die Sache mit ihm abzuthun.

Oscar (ſie zurückhaltend). Mein Kind!

Jul. Was willſt Du denn noch von mir?

Oscar (verlegen). Nur noch ein Wort — ein einziges!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Gideon.

Gid. Da bin ich — und alle Schriften, die wir brauchen zur Unterſchrift für Dich. (Giebt ſie ihm.)

Oscar (nimmt ſie und behält ſie in der Hand). Gleich, gleich! — lieber Onkel! ich ſtehe gleich zu Dienſte — nur ein paar Worte noch mit meiner Frau —

Gid. Hausangelegenheiten —

Oscar. Allerdings.

Gid. Die ehre und reſpektire ich! — So werde ich's auch halten — von morgen an! — Da Ihr aber Beide hier beiſammen ſeid, ſo kann ich Euch ſagen, daß unten im Hauſe Jemand iſt, der Euch beiderſeits zu ſprechen wünſcht — ein Soldat —

Oscar. Ach Du mein Gott!

Gid. Den Manette mitgebracht hat.

Jul. (zu Oscar.). Ohnstreitig Chanteloup.

Gid. Ganz recht. — Er kommt die Treppe herauf.

Oscar (leis zu Gideon, während Juliette in den Hintergrund geht). Halte ihn zurück, laß ihn nicht hereinkommen — oder Alles ist verloren!

Gid. Wie denn das?

Oscar. Er weiß Alles! — eine fürchterliche Scene — auf die ich meine Frau vorbereiten muß.

Gid. Ich verstehe! — Du wolltest ja ein Trauerspiel! — Nun, da hast Du's!

Oscar (ungeduldig): Aber, Onkel!

Gid. Das ist meine Sache — das geht mich an! (Geht durch die Mitte ab, während Juliette wieder vorkommt.)

Jul. Jetzt gilt's!

Fünfter Auftritt.

Juliette. Oscar.

Oscar (vorn, für sich). Es giebt keinen andern Ausweg! — Ich muß wieder zur alten klassischen Schule zurückkehren — muß meiner Frau Alles eingestehen — um so mehr, als sie in wenig Augenblicken es ohnedies

erfahren wird. — (Sich zu Juliette wendend, die einige Schritte macht, um abzugehn.) Mein liebes Kind —

Jul. Nun? — und Du gehst nicht mit hinunter?

Oscar (unruhig). Noch nicht! — ich wollte vor allen Dingen erst mit Dir sprechen — mich berathen —

Jul. (auf die Papiere zeigend, die er in der Hand hat). Wegen des Kontraktes? — wegen der Papiere, die Dir der Herr Onkel eingehändigt hat?

Oscar (immer in größter Unruhe). Ja — meine holde Freundin — Deinen guten Rath vor allem.

Jul. Wahrhaftig? — Und Sie belieben noch einige Rücksicht auf meine Bitten zu nehmen?

Oscar. Ich? — aber Du weißt es ja doch — alles was Dein Wunsch ist, ist auch der meine! — So noch heut Vormittag das Landhaus — das ich so glücklich gewesen bin, Dir auf der Stelle schenken zu können — und ohne erst lange zu handeln. — Und was den jungen Mann anbelangt — und seine Heirath —

Jul. Wär's möglich? — Ach, was Du gut und nachsichtig gegen mich bist!

Oscar. Ach nein, nein! Im Gegentheile — ich bedarf Deiner ganzen Nachsicht.

Jul. Wie denn so? sprich doch deutlicher.

Oscar. Ach, das ist eben so schwer! — Siehst

Bäume, was wollt ihr mir,
Mit eurem Grüssen?
Mit eurem Küssen,
Lüfte, was wollet ihr?

Neidische Lüfte,
Statt nur zu minnen sie,
Trugt ihr von hinnen sie
Wie Blumendüfte.

Wo ist der Augen Blau,
Sager, geblieben?
Wo ist das Lieben
Meiner so holden Frau? —

Aus ird'schen Gleisen
Streb' ich zu ihr hinaus,
Droben in Freia's Haus
Folkwang *) geheißen,

Muß ihre Wohnung seyn.
Und ich hienieden,
Sollte geschieden
Leben von ihr, allein?

---

*) Aufenthalt der tugendhaften Frauen nach ihrem Tode.

Du, meine theure Freundin — ich habe Dich aus Liebe geheirathet — aus bloßer Liebe, die auch die Zeit noch nicht gemindert hat — im Gegentheil!

Jul. Nun ja! da sehe ich noch kein Unglück.

Oscar. O gewiß nicht! — Aber das ist auch wieder Schuld, daß ich Dich mit einem Excess — einem Wahnsinn — einer ausschließlichen Leidenschaft geliebt habe, was vielleicht auch wieder Unrecht war.

Jul. Möglich! Aber es hat doch nichts geschadet!

Oscar. Doch! doch! — Ein Mann, der in steter Anbetung seiner Frau begriffen ist — der macht sich leicht lächerlich, besonders in der Provinz.

Jul. Wahrhaftig?

Oscar. Und aus Furcht vor Epigrammen — aus Eigenliebe — aus weiter nichts — denn ich schwöre Dir zu, ich liebte sie nicht!

Jul. Wie? mein Herr!

Oscar (schnell). Ein Augenblick der Verirrung, des Sichselbstvergessens — ein einziger Augenblick — der mir meine Ruhe für immer geraubt hat! — Und der Beweis davon, daß ich heute — von freien Stücken und ohne daß mich etwas dazu zwingt — von Gewissensbissen und Begeisterung getrieben — lieber Alles gestehen will, und hier zu Deinen Füßen — (er kniet vor ihr).

Jul. (kalt). Stehen Sie auf, Herr Bonnivet!

Oscar. Wie? — nicht einen einzigen zornigen Blick! — und dieſes Verzeihen —

Jul. (wie oben). Wird mir um ſo leichter, als Deine Freimüthigkeit mich zu gleicher berechtigt ... und ich Dir alſo nun auch meinerſeits ohne Furcht geſtehen kann: — auch ich bin ſtrafbar!

Oscar (aufſpringend). He? was?

Jul. Niemals hätteſt Du ohne Dein jetziges reuiges Geſtändniß mein unglückliches Geheimniß erfahren! Niemals hätte ich's gewagt Dir zu geſtehen, daß ich Dich betrogen habe — und ſchon lange —

Oscar. Was ſoll denn das heißen?

Jul. Daß es Ehen giebt, wo man, ohne es ſelbſt zu wollen, doch ſich einverſteht. — Und ſo herrſchte auch zwiſchen uns — wie Du jetzt ſiehſt — eine gewiſſe Sympathie.

Oscar. Nein, es iſt nicht wahr! — Du biſt nicht ſtrafbar!

Jul. Viel mehr als Du! — Denn Du geſtehſt mir, Du habeſt mich um einer Perſon willen betrogen, die Du nicht geliebt, und ich, ich that es um Jemandes willen, den ich liebte, und den ich noch liebe!

Oscar. Wie? — der Präfect!

Jul. (ſchnell). Nein, der nicht — aber ein anderer.

Oscar. Wie? — hier! — vor meinen Augen! — Und ſeit wann denn?

Jul. Seit etwa 6 Monaten —

Oscar (für ſich). Um dieſelbe Zeit wie ich!

Jul. Man bat mich in einem liebeglühenden Briefe um ein Rendezvous —

Oscar. Gerade wie ich!

Jul. Um 10 Uhr Abends —

Oscar. Nein, das iſt nicht möglich! — Du treibſt Deinen Spaß mit mir!

Jul. Ja, mein Herr, ſeit 6 ganzen Monaten. —

Oscar (ihr an den Hals fliegend). Juliette! — welches Glück! — Und Manette?

Jul. War ich!

Oscar (ihr mit einem Aufſchrei zu Füßen ſinkend). Ah! — Vergebung! — Unterwerfung — unbedingter Gehorſam von nun an.

Jul. Das wollte ich nur — weiter nichts!

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen. Therigny kommt von links. Gideon aus der Mitte.

Gid. Zu Füßen ſeiner Frau! — Der Unbeſonnene! — (Leis zu Oscar). Schweige doch! — Still doch! —

Oscar. Nein, lieber Onkel, ich habe Alles geſtanden.

Gib. Wer wird denn das thun? — Chanteloup weiß von nichts.

Oscar. Aber meine Frau von Allem.

Gib. Iſt's möglich?

Oscar (halbleis auf Juliette zeigend). Ei freilich! — O Oscar, ich erwarte Dich!

Gib. Wie? — Sie!

Jul. Sie waren gegen mich, lieber Onkel — da nun aber nach dem Kriege — und ich glaube wenigſtens, daß man zur Kaiſerzeit es ſo machte — nach dem Kriege alſo der Sieger ſtets auf Koſten ſeines Feindes ſeine Bundesgenoſſen belohnte und bereicherte — (zu Therigny) ſo werden Sie, Herr Therigny, Athenais heirathen, denn mein Mann willigt ein.

Gib. Wie? Alle Wetter!

Jul. Und Sie auch, lieber Onkel — denn er wird von ihr geliebt. — Jeder nach der Reihe, lieber Onkel! — Was kann Sie nach ſo vielen Siegen eine kleine Niederlage verſchlagen? (Zu Therigny.) Ueberdies, und als Erſatz für die Kriegskoſten, hatte ich Ihnen eine Mitgift verſprochen. — Sie erhalten 500,000 Francs.

Ther. Ich, gnädige Frau?

Jul. Beruhigen Sie ſich: — mein Mann iſt's nicht der ſie giebt.

Oscar. Glücklicherweiſe!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Manette.

Man. Gnädige Frau! — gnädige Frau! — da bin ich, und Chanteloup auch, der unten wartet.

Jul. Es wird uns freuen, ihn zu ſehen, und Euch zu verheirathen.

Oscar (freudig). Ja! wahrhaftig! — Manette, wahrhaftig!

Man. (mit Zuverſicht). Und was die Anſtellung betrifft, um die ich hier für ihn gebeten habe —

Jul. So muß man nicht mehr daran denken.

Oscar. Wir haben beſchloſſen — meine Frau und ich — daß dieſes Geſuch unzuläſſig iſt.

Man. (verdrüßlich). Ei dann — wenn dem ſo iſt — (leis zu Oscar.) So ſage ich Alles!

Oscar (laut). Das kannſt Du thun. — Sage es nur!

Man. (leis zu Juliette). Gnädige Frau, ich werde Alles ſagen.

Jul. Das kannſt Du thun. — Sage es nur!

Man. (zu Gideon gehend). Wie? mein Herr —

Gid. Nun ja! — Du kannſt Alles ſagen ... man giebt Dir die Erlaubniß dazu.

Man. (ſtaunend). So? — So! — Ei, da ſieht's ja aus, als ob jetzt außer mir alle Welt im Klaren wäre.

Oscar (zu Gideon). Und ich Thor, der ich glaubte meine Frau zu betrügen —

Gid. Und der selbst vielmehr —

Oscar (sich zu Juliette wendend). Danke für gnädige Strafe!

Jul. Und will's nicht wieder thun!

Ende.

Die Reiſe nach Rußland.

Luſtſpiel in 3 Aufzügen.

Nach dem Franzöſiſchen bearbeitet

von

Th. Hell.

Personen.

Baron de Valency, Bankier.
Dupare, sein Schwager, Kaufmann.
Leonard Thierry, Tonsetzer.
Albert Thierry, Polytechniker.
Florestan Deronval.
Robert, Agent.
Germain, Kammerdiener Valency's.
Ein Gerichtsdiener.
Heloise v. Valency.
Lucie, Dupare's Tochter.

Erſter Aufzug.

Saal bei Valency. Thüren im Hintergrunde und an den Seiten. Ein Tiſch links, worauf Papiere und Journale. Dabei ein Seſſel. Gegenüber ein kleiner Tiſch mit einigen Notenblättern.

Erſter Auftritt.

Dupare, Lucie und de Valency kommen von links. Von der andern Seite Heloiſe.

d. Val. Ich ſage Ihnen aber, lieber Schwager, daß Sie Unrecht haben.

Dup. Und ich ſage Ihnen, lieber Schwager, daß ich Recht habe.

Luc. Lieber Vater, lieber Onkel, im Augenblicke des Abſchieds —

Dup. Und wenn ich Ihnen während meiner Reiſe nach Deutſchland meine Tochter anvertraue, ſo verlangte ich, daß ſie nach meiner Art und Weiſe angeleitet werden ſolle.

Hel. (eintretend). Ich höre Streit. Da muß mein Herr Bruder dabei seyn!

Dup. Dein Mann ist's, der wie gewöhnlich sich in meine Angelegenheiten mischen will.

Val. Wenn Sie nicht folgen, begehen Sie einen dummen Streich.

Dup. Das ist Ihre Ansicht? Gut! dann thue ich gerade das Gegentheil, und bin überzeugt, es gescheidt zu machen.

Val. Da haben Sie uns nun seit Ihrer Ankunft in Paris zweimal besucht und eben so oft sich gezankt.

Dup. Weil hier ein Ton im Hause herrscht, eine Nachäffung vornehmer Art und Weise, die mir nicht anstehen.

Hel. Weil Du nichts anders bist und nie etwas anders werden wirst, als ein Kaufmann.

Dup. Und darauf bin ich stolz. Ein tüchtiger Fabrikant, wie mein Vater, der auch der Deine war, wenn Du's erlaubst, Du müßtest denn, seit Du die Frau eines Bankiers geworden bist und Dein Mann sich den Barontitel gekauft hat, andere Voreltern Dir mit angeschafft haben.

Val. Nun also jetzt zu etwas Anderem!

Dup. Ich hätte besser gethan, meine Tochter nicht aus der Pension wegzunehmen als bis ich sie verheirathet —

Val. Das geht auf mich.

Lüftchen, o hebet
Gütig mich auf zu ihr;
Fortan genüget mir
Keine, die lebet.

Selber der Sieggesang
Mag mich nicht freuen,
Ohne der Treuen
Zärtlicher Stimme Klang. —

Führt mich von hinnen,
Lüfte, so schwül und trüb;
Ohne mein süßes Lieb,
Was hier beginnen? —

Lathgertha war während dieses Liedes einigemal hervorgetreten hinter ihrem Baume. Ihr ganzes Herz neigte sich hin zu dem treuen Gemahle. Ach, so gern hätte sie sich ihm zu Füßen geworfen, ihm zu danken für die schöne Gesinnung, welche gleich der Flamme um eine geliebte Hingeschiedene, aus den Zeiten, wo man die Todten noch dem Feuer übergab, zum Himmel hinaufloderte. Immer aber scheuete sie falsche Auslegung und zog sich daher von Neuem hinter ihre Eiche. Hier hielt sie sich noch verborgen, als der König seufzend nach seinem Gezelte zurückschlich.

Ja — rief sie dann aus, ebenfalls auf dem Rückwege in's Lager — das ist noch ein Mann von

Dup. Und das lieber an einen ehrlichen Handwerksmann, als ſie ſo —

Val. Ich ſehe in meinem Hauſe nur Adel, die vornehmſten Bankiers und einige Künſtler, die ich protegiere!

Hel. Meine Nichte bildet ſich bei mir nach der Sitte der großen Welt.

Dup. Ja, daß ſich Gott erbarme! Vorgeſtern habe ich zum erſtenmale einer ſolchen Reunion beigewohnt.

Luc. Ach was für ein köſtliches Feſt! Comedie, Ball . . .

Dup. Lampen und Polizeiſoldaten. Es war zum Entzücken! Beſonders eure Comödie, worin Sie, Herr Schwager, ſich beſonders lächerlich ausnahmen.

Val. Das lag in meiner Rolle.

Dup. Und was die Kupferſtiche aus dem Modejournal betrifft, die in den Quadrillen tanzten . . .

Val. Nehmen Sie ſich in Acht! ich könnte Ihnen einige Quadrillen nennen, wo mehr als 15 Millionen in der Luft ſchwebten.

Hel. Ohne die Ausſichten für die Zukunft zu rechnen.

Luc. Ach, Väterchen, wenn Sie mit dem einem meiner Tänzer geſprochen hätten, würde er Ihnen gewiß ſehr gefallen haben. Gar keine Oberflächlichkeit, ein ſehr verſtändiges Geſpräch, eine ausgezeichnete Haltung.

Hel. Ohnſtreitig Herr Floreſtan Deronval?

Luc. O nein, der nicht.

Dup. Nun mit dem bleibe mir doch gleich ganz vom Leibe, mit deinem Herrn Deronval. Ich fragte aus bloßer Neugier wie der Mensch hieße, der unter dem Vorwande, daß er die englischen Pferde liebe, auch ihre Sprache redet — ein allerliebster Jargon.

Hel. Aber doch ein recht artiger junger Mann.

Val. Und reich!

Dup. Darin liegts eben: reich! reich! Das wiegt alles Andre auf: Talente, Sitte, Verstand und Herz! Nun meinetwegen! Soll ich mir etwas aus den Leuten machen, so muß ich wissen, daß sie zu etwas zu gebrauchen sind.

Val. Sie sind ein Saint Simonist.

Dup. Diese Protection für Künstler, deren Ihr Euch so gewaltig rühmet, worin zeigt sie sich denn? Wenn ein junger Mann Euch darum bittet, wenn er Talent hat, aber arm ist, so bin ich überzeugt, daß Ihr ihn aus Euren Salons hinausweist, damit er nur nicht in ärmlicher Kleidung dort gesehen werde.

Hel. Was für eine rührende Betrachtung! (sie setzt sich an den Tisch rechts und ergreift das Modejournal).

Val. Sie würden sich trefflich für die mürrischen Alten in unsern Comödien eignen.

Dup. (zornig). Ich und Comödie! Ei, so wollte ich doch — doch ruhig! ich gehe ja ohnedies, denn der Eilwagen wartet nicht. (zu Lucie). Hast Du es dem Bedienten gesagt, daß er mir einen Fiaker holen soll?

Luc. Ja, lieber Vater, ich will aber doch nachsehn.

(geht in den Hintergrund ab, und kommt dann gleich wieder zu Heloiſe).

Val. Ach, ich vergaß! — Herr Robert hat mir aufgetragen, Sie zu fragen —

Dup. Herr Robert, der Geſchäftsmann, den Sie mir für meine kleine Beſitzung in Pontoiſe zugewieſen haben? — Ich habe kein großes Vertrauen in ihn. Was will er denn?

Val. Da Ihr Haus dort in dieſem Sommer nicht vermiethet worden, ſo fragt er an, ob er den kleinen Pavillon im Garten beſonders vermiethen könne?

Dup. Meinetwegen.

Germ. (eintretend). Der Wagen für Herrn Dupare iſt da.

Dup. Nun adieu denn! Frau Baronin! — Herr von Valency!

Val. (für ſich). Elſaſſiſcher Bär!

Dup. Mein Mantel?

Luc. Sie haben ihn im Cabinet des Onkels gelaſſen.

Dup. Ganz recht.

Val. Sie können ihn im Vorbeigehn mitnehmen. — Heloiſe, kommſt Du zum Frühſtück?

Hel. Sogleich.

Luc. Ich begleite meinen Vater hinunter.

Val. Germain, ich bin nur für Herrn Deronval zu ſprechen. (Alle gehen links ab).

Zweiter Auftritt.

Germain, dann Albert.

Germ. Der Wagen für Herrn Dupare! Ein einspänniger Fiaker, der ihn auf die Post bringt! Die Familie der gnädigen Frau scheint nicht weit her zu seyn.

Alb. (eintretend). Herr von Valency?

Germ. Ist nicht zu Hause.

Alb. Er hat mich aber um diese Stunde hierher bestellt.

Germ. Das ist etwas anderes. — Der Herr ist beschäftigt.

Alb. Bringen Sie ihm diese Karte.

Germ. (für sich). Er behält den Hut auf! Das muß ein Kapitalist sein. (ab nach links, grüßend).

Dritter Auftritt.

Albert allein.

Hier, hier war es, wo ich mit ihr tanzte — hier, wo ich das kleine Portefeuille aufhob, das sie verlor — und das ich gewagt habe, ihr noch nicht wieder zurück zu geben. — Oh, wenn mir die Unternehmung gelingt, wegen der ich hier bin, so werde ich es auch wagen dürfen, ihr meine Liebe zu gestehen. — Aber mein Bruder Leonard, der Musiklehrer dieser Damen, ist noch nicht da! Er ging doch vor mir aus, um mich wieder hier zu treffen, und für mein Project sich zu verwenden. Uebrigens ist es ein gutes Zeichen für ihn,

daß er noch nicht da ist. Möchte er doch die Redaction der musikalischen Artikel erlangt haben, die man ihm für das neue Journal versprochen hat! — Ah, da ist er!

Vierter Auftritt.

Albert. Leonard mit einer Notenrolle in der Hand.

Alb. Nun?

Leon. „Sie brauchten einen Rechnungsführer,
Allein ein Tänzer ward gewählt."

Alb. Die Redaction?

Leon. Vergeben — ich weiß nicht an wen — einen vornehmen Mann, sagte man mir.

Alb. Wieder eine getäuschte Hoffnung!

Leon. Du warteſt auf Deine Audienz?

Alb. Herr von Valency hat zu thun.

Leon. Das heißt, er frühstückt. — (auf ein verneinendes Zeichen Alberts). Ich habe ihn vom Hofe aus hinter einer Gänseleberpaſtete sitzen sehen, die ihn gut disponiren wird. Allerdings ist dieses Gespräch mit ihm höchst wichtig für Dein Project.

Alb. Es wird über Glück oder Unglück meines Lebens entscheiden.

Leon. Es fehlt Dir noch ein wenig mehr Anmaaßung und weniger Bescheidenheit. Sprich nur mit Deinem künftigen Beschützer mit der Sicherheit Deines Talents und besonders des seinigen und Du kannst überzeugt sein, daß er mindestens die Hälfte von dem glauben wird, was Du ihm sagst.

Germ. (wiederkommend). Der Herr Baron kann in diesem Augenblicke Niemand sprechen. Wenn der Herr später wiederkommen wollen.

Alb. (zu Leonard). Und diesen Augenblick mit so vieler Ungeduld erwartet zu haben!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Floreſtan Deronval in einem weißen Makintosh, darunter Reitkleid, einen kurzen dünnen Stock in der Hand.

Flor. Ein Pferd für 1000 Thaler! — Hier an der Thür des Hauſes zuſammen zu brechen. (Er lorgnirt Albert, dann Leonard, zu dem er ſpricht). Guten Tag, Leonard. (Zu Germain). Valency iſt doch zu Hauſe?

Leon. Ja, aber wie es ſcheint, ſehr beſchäftigt.

Flor. Oh, dieſe Tagesbefehle gehen mich nicht an. Germain, melde mich.

Germ. Belieben Sie einzutreten. (Floreſtan lorgnirt noch einmal Albert und geht dann vor Germain ab).

Sechſter Auftritt.

Albert. Leonard.

Alb. Ein Narr, den ich nicht ausſtehen kann.

Leon. Herr Floreſtan Deronval! — Da haſt Du Unrecht.

Alb. Ich, Unrecht?

Leon. Er iſt das Orakel des ganzen Hauſes, und wenn Du etwas durchſetzen willſt, ſo verabſcheue

ihn, so viel Du nur willst, aber finde öffentlich, daß er Geist und Geschmack hat.

Alb. Nie!

Leon. Alle Wetter! Habe ich doch auch beides an dem Baron Valency gefunden.

Alb. Ich will einer sclavischen Gefälligkeit nichts zu verdanken haben; ich gehe meinen Weg grad aus.

Leon. Mein armer Albert! Die Mathematik hat Dich auf falsche Ansichten gebracht. In der Welt, in welcher wir zu leben berufen sind, giebts keinen Weg der weiter wäre, als den geraden.

Alb. Gleichviel.

Leon. Und wohin hat Dich diese fehlerhafte Theorie geführt? Du wirst aus der polytechnischen Schule entlassen; durch eine besondere Gnadenbezeigung stellt Dich das Gouvernement zu Gros-Caillou in der Königl. Taback-Manufactur an. Da befindest Du Dich denn nun nicht in Deiner Sphäre und legst Dich darauf, vortreffliche industrielle Entwürfe auszuarbeiten.

Alb. Konnte ich meine Gedanken in einer unbedeutenden Fabrikation einkerkern, wo ich mich völlig nutzlos fand?

Leon. Du lieber Gott, was sollte aus uns werden, wenn alle die sich irgendwo nutzlos fänden, gleich ihre Dimission eingeben wollten, wie Du?

Alb. Aber —

Leon. Habe ich, der ich hier vor Dir stehe, mir nicht auch 10 ganze Jahre lang eingebildet, daß ein

Compositeur, um es bis zur Darstellung seines Werks auf der Bühne zu bringen, auch den geraden Weg gehen müsse, d. h. den großen Preis zur römischen Reise zu gewinnen? Ich erhielt ihn; man schickte mich dem zu Folge fort, um 3 Jahre meines Lebens auf Unkosten der Steuerpflichtigen damit zuzubringen, in der Hauptstadt der christlichen Welt Billard zu spielen und Cigarren zu rauchen, und als ich wiederkam, wurde ich trotz meiner sonnenklaren Ansprüche abgewiesen. Und die Folge davon ist, daß ich noch Stunden nach Marken gebe und Feuilletons schreibe. Fünfzehn Jahr meines Lebens habe ich im Musikfache gearbeitet, und muß jetzt von der Literatur leben.

Alb. Und so gehen unsre besten Jahre hin!

Leon. Verliere ich etwa deshalb den Muth? ich! Habe ich nicht, da mir niemand einen Text machen wollte, mir selbst einen zusammen gearbeitet, und hast Du mich nicht an meiner Oper Sesostris, Wort und Musik tüchtig schreiben sehen, im Schweiße meines Genie's und mit Hilfe eines Reimlexikons?

Alb. Ja, und man hat Dein Werk dennoch zurückgewiesen.

Leon. Nach 6 monatlichem Warten! — Und hier nun, im Hotel Valency bin ich nach meinem Schiffbruche wieder gelandet.

Alb. Wird man jetzt Deine Oper geben?

Leon. Ich hoffe es durch die Baronin zu bewirken. — Hier bringe ich ihr meine große Arie, (er

legt seine Musikrolle auf den Tisch rechts) und darein habe ich ein gewisses Billetchen schlüpfen lassen — Ihre Eitelkeit soll sich dadurch geschmeichelt sehen, wenn auch andre meine Arbeit vortrefflich finden, damit ich nicht mehr allein nur der Meinung sei. — Was den Baron anbelangt, so lobe ich ihn in den Journalen.

Alb. Und Du schämst Dich nicht?

Leon. Er redigirt die Artikel mit mir zugleich, aber er ist mir doch dafür einigen Dank schuldig. Du siehst ja schon, daß er Dich auf meine Bitte zum Balle eingeladen hat. Damit er thue, was wir von ihm wünschen, müßtest Du — ja, müßtest Du Dich von mir ganz leiten lassen.

Alb. Und was ist denn Deine Idee dabei?

Leon. Höre zu! Ein berühmter Philosoph, der ein ganzes Evangelium über den Egoismus geschrieben hat, und in unsrer Zeit zu leben verdiente, La Rochefoucauld, hat in einer seiner Maximen gesagt: „Um in der Welt ein Unterkommen zu finden, muß man alles Mögliche thun, um sich den Anschein zu geben, als habe man es schon." Das heißt so viel, als: um Vermögen zu erwerben, muß man vor allen Dingen scheinen, als habe man schon welches. Darum denke Dir ein Vermögen aus, das Dir vielleicht einmal zu Theil werden könnte, um statt dessen zu gelten, das Du noch nicht hast.

Alb. Woher sollte aber das kommen? Etwa von einem Onkel in America?

Leon. Oder in Rußland? — Wir haben ja

gerade einen, der in Riga etablirt ist. — Wer weiß, ob der nicht unterdeß reich geworden ist?

Alb. Seit langer Zeit haben wir ja kein Wort von ihm gehört.

Leon. Eben deswegen! Das ist ein gutes Kennzeichen! — Auf jeden Fall habe ich daher bereits an ihn geschrieben, ob er uns nicht 200,000 Francs borgen wolle, wo wir denn bald gemüthliche Köpfe sein würden.

Alb. Nein, Leonard, laß mich noch nicht an meinem Jahrhunderte verzweifeln, und bis ich das Gegentheil in den Händen habe, immer noch glauben, daß auch noch jetzt persönliches Verdienst zu Vermögen führen könne.

Leon. Der Baron wird Dich nicht anhören, und in 10 Jahren wirst Du so weit sein, wie jetzt.

Alb. Ach du mein Gott! und unterdeß heirathet sie einen andern!

Leon. Heirathet — also verliebt bist Du?

Alb. Leonard! Vater und Mutter verlor ich früh, Deine Freundschaft war also bis jetzt die einzige und sicherste Trösterin meines Lebens. Jetzt aber hat sich die Liebe aller Kräfte meiner Seele bemächtigt, und spornt mich der Ehrgeiz, so geschieht es nur um ihretwillen, um nur sie zu verdienen. Jedes Glück, nach dem ich mich ehedem sehnte, hat jetzt nur noch Reiz für mich durch sie!

Leon. Aber wer ist denn sie?

Alb. Habe ich Dir denn das noch nicht gesagt? Lucie!

treuem Herzen, wo aber, wo, giebt es deren wohl mehr? —

Der Sieg über den schwedischen Unterkönig war so vollständig gewesen, daß man in Regnar's Lager an einen Ueberfall gar nicht dachte und daher der Rest des Tages dem Trinkhorne und der Sorglosigkeit gewidmet wurde. Darauf eben schien Freyr gerechnet zu haben und brach, begünstigt von dem festen Schlafe der Gegner und dem Dunkel der Nacht, mit einem schnell aufgerafften Schwarme gegen Anbruch des Morgens herein. Gar Manchem im Lager ward im Schlafe der Stahl durch das Herz gestoßen, bis endlich das Geschrei der Sterbenden die Andern erweckte und nun der Feind, jedoch fruchtlos, dasselbe durch kriegerischen Lärm zu überbieten anfing. Freyr war schon nahe bei Regnar's Zelte, als dieser den Zustand der Dinge entdeckte. Mit Beihülfe Lathgerthens rief er eiligst die Seinigen zusammen und führte sie, zum Theil ganz ungerüstet, gegen die Angreifenden. Die Wuth der also überraschten Sieger und das Verlangen ihre mit so vielem Blute erkauften Vortheile nicht zu verlieren, halfen den Mängeln ihrer Bewaffnung nach. Bald aber hätte Regnar's allzugroße Kühnheit ihnen diesen Helden gekostet. Nur von Wenigen geleitet, hatte er sich, gleich einem

Leon. Die Nichte des Bankiers.

Alb. Darum haſſe ich dieſen Floreſtan ſo ſehr, der beim Balle nicht von ihrer Seite wich.

Leon. Da ſei ganz ruhig, der iſt der erklärte Anbeter der Baronin.

Alb. Iſt das wahr?

Leon. Ausgemacht. — Und wie ſtehſt Du denn mit der Nichte?

Alb. Ihre Blicke, ihre Worte — obgleich nur unbeſtimmt — aber dennoch unwillkürlich legte ich mir ſie wie ein Einverſtändniß ihres Herzens mit dem meinigen aus. — Ein Geſtändniß ihr zu thun, habe ich freilich noch nicht gewagt.

Leon. Wovon haſt Du denn mit ihr während der beiden Contretänze geſprochen? — Man muß ihr Deine Leidenſchaft kund machen; das nehme ich über mich.

Alb. Leonard —

Leon. Ja, ja! Ich greife das Centrum der Feſtung an, um den Triumph der Seſoſtris ſicher zu ſtellen. — Ich zeige mich als den Nebenbuhler des furchtbaren Floreſtan, und dieſes Papierchen, das ich in meine große Arie einſchob, iſt eine Erklärung.

Alb. Welche Unvorſichtigkeit!

Leon. Ach geh doch, es iſt ja keine Kriegserklärung.

Alb. Man kommt.

Leon. (nach der Thür links ſehend). Es iſt die ganze Familie, die aus dem Eßſaale kommt.

Alb. (für ſich). Wenn ich ſie wiederſehen könnte! (laut). Frau von Valency bleibt ſtehen, um mit

Floreſtan zu ſprechen — Herr von Valency ſcheint nachzudenken —

Leon. Nachzudenken? — nein, das iſt unmöglich! (hinſetzend). Du irrſt Dich! — er verdaut!

Alb. Ich kann nicht länger bleiben.

Leon. Geh, aber komm bald wieder! — unterdeß habe ich mit dem Baron geſprochen.

Alb. Gut! (im Abgehn erblickt er Lucie, die auftritt). Sie iſts!

Luc. (für ſich, mit Gefühl). Mein Tänzer!

(Albert zögert noch, als er aber die Uebrigen, die Baronin von Floreſtan geführt, eintreten ſieht, grüßt er und geht ab).

Siebenter Auftritt.

Leonard. Lucie. Heloiſe. Floreſtan.

Flor. Ich habe John nach Poſtpferden geſchickt.

Hel. Wir müſſen gegen zwei Uhr in Chantilly ſeyn.

Flor. Das Rennen wird köſtlich werden. Ich habe mich auch noch bei einem handicap und in den two yars old stake engagiert.

Hel. Sie haben mir bereits erklärt, was das iſt.

Flor. Rennen von zweijährigen Zöglingen. — Man kann das nur gut im Engliſchen ausdrücken. — Ich laſſe auch Helena, ein ächtes Vollblutpferd, mit laufen — göttlich gebaut! — Auch meinen neuen

Jokey ſollen Sie ſehen. Er iſt nicht größer als mein Reitſtöckchen da.

Leon. (für ſich). Anmuthige Galanterien!

Hel. (ihn erblickend). Ah, Sie ſind da, Herr Leonard?

Flor. (zu Leonard). Es iſt mir ſehr lieb, Sie zu ſehen — Ich werde mir wohl Ihre Hilfe ein wenig erbitten müſſen — man hat mich erſucht, das Muſik-Feuilleton in dem neuen Journal zu übernehmen.

Leon. (für ſich). Was mir verſprochen war!

Flor. Ich rechne hinſichtlich einiger techniſchen Ausdrücke auf Sie.

Leon. (für ſich). Man braucht einen Muſiker und nimmt einen Reitknecht!

Hel. Wir wollen Sie heut nicht bemühn, Herr Leonard. Wir nehmen dieſen Morgen keine Stunde.

Leon. (für ſich). Ha, ha! ein neues Hinderniß.

Luc. Aber warum nicht, liebe Tante? Wir haben ja noch eine volle Stunde Zeit und bis Ihre Modehändlerin kommt —

Hel. Das Piano ſteht noch nicht einmal wieder an Ort und Stelle.

Flor. Am Morgen nach einem Balle!

Hel. Es iſt noch Alles in Unordnung.

Flor. (zieht ſeinen Paletot aus, und legt ihn auf einen Stuhl im Hintergrunde).

Leon. Ich könnte indeß mit Fräulein den Generalbaß vornehmen.

Luc. Ja wohl.

Hel. Wie Du willſt.

Luc. (holt die Musikalien vom Tische rechts). Hier ist meine Arbeit.

Leon. (für sich). Vor allem meine Erklärung an ihre Adresse. (Laut). Frau Baronin, hier ist die große Arie aus meiner Oper, die Sie von mir gewünscht haben.

Hel. (lächelnd). Das heißt, die Sie mir angeboten haben. — Nun, so lassen Sie sehn. (Will hineinsehen).

Leon. (auf Floreſtan blickend). In ſeinem Beiſeyn! — (laut). Nein, jetzt nicht — wenn Sie allein ſeyn werden — vor Ihrem Piano — und dann urtheilen Sie nicht allzuſtreng — überzeugen Sie ſich von dem Gefühl, das mich begeiſterte.

Luc. (welcher Floreſtan heimlich Galanterien zu ſagen ſcheint). Wenn es Ihnen gefällig, Herr Leonard.

Leon. Sogleich mein Fräulein. (Für ſich.) Laß ſehn, wie weit es mit meinem Bruder iſt.

Hel. (ſetzt ſich an den Tiſch links zu Floreſtan). Wenn Sie eine Muſikſtunde nicht allzuſehr langweilt —

Flor. Es giebt keine Langeweile für mich, als wo Sie nicht ſind, gnädige Frau.

Hel. (halbleis). Uebrigens habe ich mich auch ein klein wenig mit Ihnen zu zanken.

Flor. (ebenſo). Mit mir? (Er nimmt einen Stuhl und ſetzt ſich neben Heloiſe. Sie ſprechen leiſe fort).

Luc. (zu Leon). Hier iſt meine Arbeit.

Leon. Hat der Ball Ihnen angenehme Träume gewährt?

Luc. Je nun — ja! Und Sie haben Sie ſich amüſirt?

Leon. Nicht mir gerade hat er die tiefſten Eindrücke hinterlaſſen. — Aber als Sie vorhin eintraten, ſagte mir noch jemand —

Luc. Der junge Mann, der dann fortging? In der That glaube ich ihn auf dem Balle geſehn zu haben.

Leon. Und er war ſo glücklich, mit Ihnen zu tanzen.

Luc. Sie kennen ihn?

Leon. Es iſt mein Bruder.

Luc. (mit Lieblichkeit). Ihr Bruder!

Leon. Albert —

Luc. (innehaltend). Man beobachtet uns.

Leon. (laut). Ueber die Akkorde. — Allgemeine Regeln — (er bietet Lucie einen Stuhl und ſetzt ſich neben ſie an den Tiſch rechts).

Flor. (zu Heloiſe). Es ſchien mir, als ſpräche Herr Leonard leis mit Ihrer Nichte.

Hel. Vorwand, um mir nicht zu antworten.

Flor. Glauben Sie das ja nicht, da meine Rechtfertigung ſo ſüß iſt.

Leon. (für ſich, auf Floreſtan und Heloiſe blickend). Wenn ſie es nur nicht in ſeiner Gegenwart findet!

Luc. (furchtſam). Ihr Bruder ſchien ſo traurig — er hat nur zweimal mit — mit derſelben Dame getanzt.

Leon. (für ſich). Sie hat gezählt! (laut). Und wenn er nun blos zwei Engagements von ihr erhalten

konnte — und wenn er dann nur ſein größtes Glück darein geſetzt hat, Sie tanzen zu ſehen, ſelbſt mit andern!

Luc. (für ſich). Er hat mit ihm von mir geſprochen.

Leon. Ach, wenn er erfahren dürfte, daß er Erinnerungen zurückgelaſſen habe, Erinnerungen, die nur entfernt denen ähnlich in ſeinem eignen Herzen —

Luc. (unruhig). Herr Leonard —

Leon. (ſpricht nun leis und warm weiter mit ihr fort.)

Flor. (zu Heloiſe). Eiferſüchtig! Sahen Sie denn nicht, daß die Klugheit rieth, bei Lucie den Dringenden zu ſpielen, um die Aufmerkſamkeit von uns abzulenken?

Hel. Das wohl, aber —

Flor. Nehmen wir uns in Acht. — Dieſer Muſikmeiſter könnte Conjecturen machen — (er ſteht auf). Und dann ſcheint mir auch der Unterricht ſehr geheimnißvoll betrieben zu werden.

Leon. (es bemerkend). Recht ſchön, mein Fräulein, Sie faſſen mit außerordentlicher Leichtigkeit.

Flor. Herr Leonard ſcheint mit ſeiner liebenswürdigen Schülerin zufrieden!

Leon. (aufſtehend). Perfectly well. Man kann unmöglich trefflichere Anlagen haben.

Hel. (entdeckt das Billet im Notenheft). Ein Billetdoux! — Er! — Oh, das iſt allerliebſt!

Leon. (bemerkt es: für ſich). Mein Billet! — Der Angriff iſt von allen Punkten aus gemacht.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Herr von Valency mit einer Coursliſte.

Val. (zu Heloiſe). Die Modehändlerin und die Mätherin müſſen in Deinem Zimmer ſeyn. Ich habe ſie über den Hof gehen ſehen.

Flor. Geſchäfte gehen Allem vor.

Hel. Herr Floreſtan, Sie, der ſoviel Geſchmack beſitzt —

Flor. (zu ihr tretend). Ihr Miniſter der Moden folgt Ihnen in den Staatsrath.

Hel. (zu Floreſtan, auf Leonard blickend). Kommen Sie! ich habe Ihnen vieles mitzutheilen. (Gehen rechts ab).

Germ. (meldet). Herr Albert Thierry.

Luc. (für ſich). Er iſt es!

Val. (ſich an den Tiſch links ſetzend). Was will denn der Herr?

Leon. Mein Bruder, dem Sie verſprachen, daß er Ihnen ſeinen Plan vorlegen dürfe —

Val. Ja, wenn er nur nicht eben jetzt —

Luc. Oh, geniren Sie ſich nicht, lieber Onkel! (Sie giebt Germain ein Zeichen, ihn einzuführen). Meine Stunde iſt geendet, und um Sie nicht zu ſtören, entferne ich mich. (Leis zu Leonard). Der Augenblick iſt günſtig. (Ab).

Neunter Auftritt.

Valency. Leonard. Albert.

Leon. Hier habe ich die Ehre, Ihnen meinen Bruder vorzustellen. Der Herr Baron wird seine natürliche Schüchternheit einer so hohen Personalität gegenüber verzeihen.

Val. O ja, ja — recht gern — kenne das schon. (Für sich). Ich dächte dieser Musiklehrer verstehe sich recht angemessen auszudrücken.

Alb. (für sich). Mein Schicksal wird sich entscheiden.

Leon. (leis zu ihm). Nur fein klug!

Alb. (zu Valency). Verzeihen Sie, Herr Baron, wenn ich jetzt ungelegen komme, aber ich hatte heute früh mich bereits gemeldet —

Val. Ja, das hatte ich vergessen —

Leon. Wenn man das Geschick der industriellen Welt in seinem Kopfe trägt!

Val. (in seine Schreibtafel schreibend). Sprechen Sie immer, ich höre schon zu.

Alb. Ich habe ein Project zu einer neuen Eisenbahn entworfen!

Val. Ah! — Eisenbahn! — nichts nutz! — Eine große Bahnstrecke, das lasse ich mir noch gefallen, aber dafür sorgt die Regierung, und die Zweigbahnen, Lustbahnen — gehorsamer Diener, da könnte man eben so gut Rutschberge anlegen.

Alb. Mein Project würde besonders dem Handel

große Vortheile bringen. — Mich dünkt, als hätten die Schwierigkeiten der Unternehmung, die aber durchaus nur dem Anscheine nach unübersteiglich sind, bis jetzt die Gedanken davon abgelenkt.

Leon. Ja, in Folge der Studien, die er darüber gemacht hat, würden diese Schwierigkeiten vollkommen und leicht zu beseitigen sein.

Alb. Ich habe hier die Pläne entworfen, die Berechnungen angestellt —

Val. (schreibend). Fünf, davon neun — ich sage Ihnen ja, junger Mann, daß diese Art von Projecten gar nicht meine Sache ist! — Warum wenden Sie sich nicht lieber —

Alb. Ich kenne hier niemand —

Leon. (schnell einfallend). Der so wie Sie im Stande wäre, die Sache zu durchschauen, und nach der gütigen Einladung zu Ihrem Balle —

Val. Ach, du mein Gott, man ladet alle Welt ein.

Alb. Ich hatte gehofft, daß Sie unser beiderseitiger Beschützer werden sollten, denn auch mein Bruder kann Ihnen seine Beförderung zu verdanken haben. Er hat eine Oper geschrieben —

Leon. Sesostris, Text und Musik.

Alb: Und wenn er hier damit Glück machte, auf der Bühne Ihres Hotels —

Leon. Wo alle berühmte Kenner und Kunstfreunde zusammenströmen, alle Celebritäten, die es sich zur Ehre rechnen, Sie zu kennen.

Val. (selbstgefällig lächelnd, macht seine Schreibtafel zu und steht auf). Mein Herr —

Alb. Würde dieser unter Ihrem Schutze erworbene glückliche Erfolg ihm einen Ruf begründen —

Leon. Der nur ein Abglanz des Ihrigen wäre! — Hätten Sie wohl die Güte, eine Probe meiner Sesostris zu verstatten?

Val. Das geht Herrn Florestan und meine Frau an.

Leon. (für sich). Immer Florestan!

Val. Musik ist nicht meine starke Seite ... ich halte es mit Sprüchwörtern, kleinen Possen ... ich besitze kein musikalisches Ohr.

Leon. Unmöglich! unmöglich! — Was aber meinen Bruder betrifft, so hängt das ganz von Ihnen ab —

Alb. Darf ich Ihnen meine Papiere hier lassen?

Val. O recht gern. — (Albert giebt sie ihm, er legt sie auf den Tisch und setzt sich wieder). Ich werde sehen — prüfen —

Leon. Mit Ihrem überwiegenden Scharfblick!

Alb. Wann darf ich wieder —

Val. In 14 Tagen — 4 Wochen —

Alb. Vier Wochen! — Ach, Herr Baron, das ist sehr lange! — Ich habe schon viele Jahre mit Warten zugebracht, und weil die Hoffnung in mir nun fast aufgezehrt ist, wage ich es jetzt vielleicht zudringlich zu erscheinen. — Ich habe, sowie mein Bruder, meine ganze Jugend dazu angewendet, mir einiges Talent

Wetterstrale, in einen der stärksten Feindesschwärme gestürzt und schon war es der großen Uebermacht gelungen, ihn zu umringen. Der Königsglanz war es vielleicht allein, was sein Leben noch auf Augenblicke schützte. Da eilte Lathgertha mit einer Schaar herzu und verwirrte den Sinn des Haufens durch ihr Heldenschwert, das sich bald blutige Bahn machte rechts und links bis zu Regnar, welcher einer Wunde halber seine Waffen nur noch schwer zu behaupten vermochte.

Kaum aber daß sie ihn befreit hatte, so trat König Freyr selbst nach der Kämpferin hin und sprach: Sage, wer bist Du und was ist Lüge an Dir, das wallende Gold Deines Haares oder der Arm von Stahl? — Sage mir, ob Du ein Weib bist, durch Zauberei toll gemacht, oder ein Held, wie unsereins? —

Versuche meine Tollheit, treuloser Mörder meines Vaterlandes! — rief Lathgertha und drang auf ihn ein. Sogleich erhob sich zwischen ihnen ein Gefecht, während dessen ringsum die Streiter beider Heere ihren Waffen Ruhe gaben. Der Sieg schwankte lange. Da war es, als schlüge Lathgertha aus dem Eisen heraus, das ihr Gesicht verbarg, einen Blick nach dem Himmel, vielleicht um der Götter Gunst zu erflehen, oder auch wohl, um ihnen vorzuwerfen, daß sie die gerechte Sache so lange sieglos gelassen hatten. Dann geschah plötzlich ein

zu verſchaffen. — Wir ſind ohne Vermögen, ohne Verwandte —

Leon. (einfallend). Einen Onkel ausgenommen, einen Kaufmann in Rußland — der ungeheuer reich iſt —

Alb. (unterbrechend). Nur von unſerer Arbeit haben wir noch etwas zu hoffen und die meine iſt bisher vollkommen unfruchtbar geweſen! — Ich lebe von der Unterſtützung meines Bruders.

Leon. (für ſich). Wie ungeſchickt! das raubt uns vollends alle Ausſicht!

Val. Das iſt allerdings ſehr ehrenwerth! (nimmt eine Zeitung vom Tiſche und ſetzt ſich um zu leſen).

Alb. Ich habe Ihnen ohne falſche Scham unſre Lage enthüllt, Herr Baron, weil ich überzeugt bin, daß Ihr Herz daran Antheil nimmt —

Val. (kalt). O ja, ja —

Alb. Zwei jungen Männern, die Vertrauen in ſich ſelbſt haben, die Hand zu reichen, ihnen Mittel zu verſchaffen, vorwärts zu kommen, das iſt eine edle Aufgabe, die Ihrer Lage und der Geſinnungen, die ich bei Ihnen vorausſetzen muß, vollkommen würdig iſt.

Val. Meine Wohlthätigkeit iſt bekannt.

Alb. (für ſich mit einem Anflug von Stolz). Seine Wohlthätigkeit!

Leon. (für ſich). Jetzt wird er ihm gleich einen Louisdor anbieten!

Val. Nun, ſo erzeigen Sie mir das Vergnügen, mir zu ſagen, worin ich Ihnen beirathig ſein kann?

Alb. Indem Sie uns Ihre Protection gewähren.

Val. Haben Sie Geld?

Alb. Eine Commandite, welche Sie errichteten.

Val. Halt! halt! — Ja, wenn Sie Capitale mitbrächten — das wäre etwas — aber mit Ihren Plänen! — Man sieht nur zu sehr, daß Sie sich blos ein Fortkommen zu verschaffen suchen! — Uebrigens habe ich auch keinen Sou an so etwas zu wenden. — Sie könnten 1000 Francs von mir verlangen, und ich wäre nicht im Stande, sie Ihnen zu geben. — Es thut mir daher ungemein leid, aber es wäre gänzlich unnütz, wenn wir weiter davon sprächen.

(Albert schlägt sich schmerzlich vor die Stirn, dann holt er schnell seinen Hut von rechts).

Leon. (folgt ihm). Nun?

Alb. Keine Hoffnung mehr!

Leon. Doch! — von seiner Frau her! — Sie hat meine Liebeserklärung — Alles kann sich noch ändern.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Floreſtan.

Flor. Lieber Baron, ich kann Ihnen sagen, daß Ihre Frau unter der schönen Welt bei dem Wettrennen Fureur machen wird! — Sie kommen doch?

Val. Ja, nach der Börse, zum Diner —

Flor. Wo wir, wie ich hoffe, auf den Triumph meiner Helena trinken werden. — Ich eile zu Susse, um mir ein Memorandum book für meine Paris zu kaufen.

Val. Sie haben Revanchen zu fordern?

Flor. Bin ich denn im Verluſt? — ich habe wahrhaftig nicht nachgerechnet. — Aber ich muß mir doch auch noch erſt Geld holen, um in jedem Falle — (er holt ſeinen Paletot, den er anzieht).

Val. Sie werden doch nicht! — Wozu bin denn ich da?

Flor. Wahrhaftig? Sie obligirten mich, wenn Sie mir 4 bis 5000 Francs gäben.

Val. Meine Caſſe ſteht zu Ihrem Befehle.

Flor. Da brauche ich nicht erſt den langen Weg zu machen. — (Zurückkommend). Ah, Sie ſind auch noch da, Herr Leonard! — Haben Sie in dem Muſikſtücke, das Sie der Frau Baronin einhändigten, nichts vergeſſen?

Leon. Nein.

Flor. Ein — Papier —

Leon. Ein Papier!

Flor. Das ich Ihnen wieder einhändigen ſoll — hier iſt es. Sie werden es ohnſtreitig gleich bei den erſten Worten wiedererkennen: „Ein Unglücklicher, der im Stillen leidet —“

Leon. Mein Herr!

Val. Was iſt denn das?

Flor. Ein Blatt aus einem noch unedirten Romane dieſes Herrn — ein Feuilleton für die Zeitſchrift des Herrn von Valency —

Val. Ah, ſehen Sie!

Leon. (für ſich). Abſcheulich!

Alb. (eben ſo). Der Unvorſichtige!

Flor. Oh, es iſt Wärme und Leidenſchaft darin.

Val. Laſſen Sie doch ſehen! —

Leon. (will das Billet nehmen). Erlauben Sie —

Val Ich will Ihnen meine Meinung darüber ſagen.

Flor. (für ſich). Noch beſſer! (Giebt das Billet Valency).

Val. (lieſt). „Ein Unglücklicher, der im Stillen leidet, und nur von Ihrem Mitleid noch eine Hoffnung hegt —"

Leon. (vor Floreſtan tretend und den Brief nehmend). Erlauben Sie — es iſt — es war nicht dazu beſtimmt.

Val. Ah, ich verſtehe! — ſo ein erſter Entwurf —

Flor. (mit boshafter Deutung). Ein Roman in Briefen — aber das iſt ſehr altmodiſch, mein Lieber — und wenn Sie mir glauben wollen, ſo geben Sie das auf — damit machen Sie kein Glück.

Val. Folgen Sie immer dem Rathe dieſes Herrn da; er verſteht ſich darauf.

Leon. Ich hätte nur gewünſcht, der Herr hier hätte mir dieſe Kritik allein geſagt.

Alb. (leis zu Floreſtan). Es hätte mehr Muth gezeigt.

Val. Thun Sie doch gar nicht als ob ich dabei wäre — das haben ja nur die beiden Herrn miteinander abzumachen.

Flor. Ich vermuthete gar nicht, noch Sie hier

zu finden — aber Sie erwarteten vielleicht von Frau von Valency — die Marke für Ihre Lection.

Leon. (leis). Ich bezahle auch diejenigen, die man mir giebt, mein Herr! — Wenn iſt's gefällig?

Flor. Bedaure recht ſehr, daß ich auf der Stelle nach Chantilly muß. — (Zu Valency). Adieu indeß! ich komme ſo bald als nur möglich wieder, um die Damen nicht warten zu laſſen.

Val. Da werden Sie Ihr Geld bereit finden. Ich gehe ſelbſt in die Caſſe, wo ich noch meine Sortenzettel zu holen habe.

Flor. Ich begleite Sie. (Gehen ab).

Elfter Auftritt.

Albert. Leonard.

Leon. Geſchlagen, total geſchlagen!

Alb. Oh, ich hielt mich kaum noch zurück!

Leon. (zerreißt ſein Billet) Mein letztes Hilfsmittel!

Alb. Dein Bankier! Welch ein Empfang! Und dieſer Floreſtan! Ich weiß nicht, welcher Inſtinct von Haß und Eiferſucht mich gegen ihn entflammt! — Alles gelingt ihm! Alles iſt für ihn! Und warum? Welches Talent beſitzt er? Was hat er?

Leon. Geld, Geld, und wieder Geld! und Du haſt geſtanden, daß wir arm ſind! Du haſt mir nicht glauben wollen.

Alb. Warum bin ich auf dieſen Ball gegangen!

Als ich nur noch Ehrgeiz besaß, war ich voll Muth und Geduld — jetzt, jetzt fühle ich hier eine Leidenschaft, die mich verzehrt — fühle mich muthlos, verzweifelnd.

Leon. Und ich fühle mich vielmehr um so aufgeregter. — Glaubst Du denn, daß ich mein Mißgeschick so ruhig hinnehme, und nur dazu Verstand besitze, andern Geistesschwachen damit auszuhelfen? — Ich, Leonard, ich sollte mich selbst dazu verurtheilen, Zeitlebens kleinen Mamsellchen das Do — re — mi — vorzusingen, wenn ich Meisterwerke componiren könnte? Nein! beim Himmel, nein! Fehlts uns an einem Fußschemel um uns zu Vermögen und Glück hinaufzuschwingen, nun wohl, so wollen wir es erstürmen!

Alb. Komm! ich sage diesem Hause für immer Lebewohl.

Leon. Warte noch! (für sich). Ich muß ihm helfen, er mag wollen oder nicht! (laut). Bleibe noch hier.

Alb. Was soll ich denn jetzt noch?

Leon. Bleiben, sag ich Dir: nur noch fünf Minuten. Erfinde einen Vorwand. — Ich laufe auf die Post. Die Antwort unsers Onkels kann angekommen sein — und wer weiß —

Alb. Eitle Hoffnung! — Ich will nicht warten, bis man mich hier fortjagt.

Leon. Wenn ich Dir aber sage! — (Als Albert fort will, findet er sich Lucie gegenüber, die eintritt, und bleibt schnell stehen). Du bleibst, nicht wahr? (ab).

Zwölfter Auftritt.

Albert. Lucie.

Luc. (für ſich). Er iſt allein!

Alb. Großer Gott! Wenn ich ſie vergeſſen muß, warum zeigſt Du mir ſie noch einmal!

Luc. Sie warten auf meinen Onkel?

Alb. Nein, mein Fräulein — ich ſah ihn ſchon.

Luc. (für ſich). Wie rührend er das ſagt!

Alb. (übergiebt Lucie ihr Engagementstäfelchen). Ich konnte am Schluſſe des Balles Ihnen nicht mehr —

Luc. Mein Täfelchen?

Alb. Herr Floreſtan war ſtets in Ihrer Nähe.

Luc. (für ſich). Er glaubt doch nicht, daß ich den liebe?

Alb. Ehe ich dieſes Haus verlaſſe, das ich nicht wieder betreten ſoll, wollte ich noch zuvor es Ihnen —

Luc. Aber Herr Leonard hatte uns doch geſagt, daß ein wichtiges Unternehmen Sie mit meinem Onkel in nähere Verbindung bringen werde?

Alb. Ja, heut früh noch hegte ich dieſe Hoffnung, und alle meine Ausſichten auf künftiges Glück knüpften ſich daran. — Aber ich bin zurückgewieſen worden. Welchen Antheil könnte auch ich Jemand einflößen?

Luc. Hat denn Herr Leonard nicht auch meinem Onkel geſagt? ... Mir hat er blos ein Paar Worte geſagt, und ich verſichre Ihnen —

Alb. (feurig). Daß Sie sich für mich interessirt haben? — Sie, mein Fräulein! Sie! — O habe ich recht gehört? —

Luc. Mein Onkel! (Albert entfernt sich. Valency tritt zwischen Beide).

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Valency.

Val. Hm! Was soll denn das seyn? Warum sind Sie nicht bei Ihrer Tante, Fräulein?

Luc. (verlegen). Ich erwartete sie hier im Salon zu finden — und fand diesen Herrn, der —

Val. Auf was wartete? He!

Alb. Auf die Risse und Pläne, die ich Ihnen übergeben. — Da Sie nicht darauf einzugehn gedenken —

Val. Ihre Papiere? — Da sind sie; ha! — ich sehe nicht, was Sie abhielt, sie hier gleich selbst an sich zu nehmen? (Geht an den Tisch links).

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Heloise von rechts. Dann Floreſtan.

Hel. Ist Floreſtan noch nicht zurück?

Val. Fragen Sie bei der Familie Ihres Herrn Musikmeisters darnach, die sich hier heimisch niedergelassen hat.

Hel. Wie so?

Germ. (meldet). Herr Floreſtan Deronval.

Hel. Kommen Sie endlich?

Flor. Ich bin nicht Schuld. — Ich komme gleich mit den Pferden.

Val. (zu Albert). Da nehmen Sie Ihre Papiere — und von nun an —

Alb. Soll meine Gegenwart Sie nicht mehr beläſtigen. (Mit einem Seitenblicke auf Lucie). Leben Sie wohl!

Val. Germain, begleite den Herrn.

Leon. (von außen). Albert! Albert!

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Leonard.

Val. Nun?

Flor. Was für ein Geſchrei!

Leon. (eintretend). Ah, da biſt Du ja noch! Komm! umarme mich! Oh verzeihen Sie, daß ich ſo gerade zu — aber was uns Beiden begegnet, iſt ſo unerwartet!

Alb. Was giebts denn?

Leon. Unſer Onkel in Rußland —

Alb. Er hat geſchrieben?

Leon. (ſchmerzlich). Wir können ihn nur noch beweinen! (Den Ton ändernd). Er hat uns ſein ganzes Vermögen hinterlaſſen!

Alb. Mein Gott!

Alle. Eine Erbſchaft?

Alb. Uns?

Leon. Ein unermeßliches Vermögen! — Der arme Onkel!

Val. O, ich verstehe Ihren Schmerz ... Ein solcher Verlust! ...

Alb. Es ist unmöglich!

Leon. Hier dieser Brief meldet uns Alles.

Alb. Gieb!

Leon. (verweigernd). Hier?

Val. Wir erlauben gern —

Leon. Nein, nachher! Jetzt keinen Augenblick verloren! — Du kannst im Postwagen lesen. Wir müssen auf der Stelle nach Petersburg!

Val. Das müssen Sie! — Die Encassirung der Erbschaft —

Luc. (traurig). Er reist fort!

Hel. Aber wenn Sie wiederkommen, meine Herren —

Leon. Soll unser erster Besuch in diesem Hause seyn, wo wir als arme Künstler solches Wohlwollen gefunden haben! (Zu Albert, indem er ihn fortzieht.) Jetzt komm!

Val. Und Ihre Papiere, Herr Albert! — Diese Pläne müssen Sie mir doch da lassen!

Alb. O, Herr Baron —

Leon. (bei Seite). Die Actien fangen an zu steigen! (Laut). Leben Sie wohl, gnädige Frau! (Zu Lucie). Mein Fräulein, es thut mir sehr leid, das Vergnügen entbehren zu müssen, Ihre musikalische

neuer heftiger Angriff von ihrer Seite, welcher dem Kronenräuber das Leben kostete.

Kaum lag er zu Boden, so fiel die Schildjungfrau nebst den Ihrigen auf die von dem Sturz ihres Anführers ganz regungslos gewordenen Feinde mit Heldenkraft ein und nicht lange, so erscholl in Regnar's ganzem Heere der Siegesruf.

Die Feinde irreten hierhin und dahin vor den Waffen der sie allenthalben Verfolgenden. Heil, Heil Lathgerthen, der königlichen Heldin! so erklang es um die Rückkehrende. König Regnar trat ihr aus dem Gezelte entgegen.

Vergönne mir — sagte er — daß ich selbst Dich befreie von Panzer und Helm, denen Du so viel Ehre gemacht. Der Ausruf des Volkes gilt mir für Weissagung: Nicht Schildjungfrau, sondern Königin verdienest Du zu seyn! —

Mein König — so sprach sie, als er das übernommene Geschäft wirklich verrichtet und auf seinen Wink die Umstehenden sich entfernt hatten — die Götter legten den Sieg in meine schwache Hand, laß uns ihre Macht preisen!

Auch das — erwiederte Regnar — zwiefach habe ich es nöthig wegen Ihres Fingerzeiges auf meine Zukunft. Ich meinte, nach Thora Hiort, sey keine würdig des Thrones zu Leibra, aber mein Glaube ist nur Wahn gewesen, Lathgerthen, die

Bildung zu vollenden. (Mit Absicht). Vergessen Sie indeß nichts.

Luc. Ich werde warten.

Flor. Vorwärts also nach Chantilly!

Val. Ich, auf die Börse!

Leon. Und wir mit Courierpferden nach Petersburg. Adieu denn, adieu!

Alle. Auf Wiedersehn! (Alle eilen zu verschiedenen Seiten ab).

Ende des ersten Aufzuges.

Zweiter Aufzug.

Ein Garten. Hinten eine Mauer mit Gitterthür. Links ein Pavillon. An derselben Seite ein Tisch, worauf Papiere, einige Bücher und eine ausgebreitete Landkarte. Im Hintergrunde Feld. Rechts eine Steinbank. Ueber die Mauer hin erblickt man einen Pfahl und Tafel mit der Inschrift: Octroi de Pontoise.

Erster Auftritt.

Albert. Leonard. Letzterer schreibt, Ersterer sitzt auf der Bank mit einem offenen Album auf den Knieen.

Leon. Also: (liest was er schrieb). „Von der Gränze Sibiriens, Gouvernement Archangel. Wir lagern hier einige Stunden vom Eismeer unter Zelten von Rennthierfellen in einer gänzlich menschenleeren Gegend. Ohnweit von uns stürzen Lawinen herab, und die Bärenmütter spielen mit ihren Kleinen auf dem Schneeteppich." (Er lacht laut). Und von wo aus schreibe ich diese Erinnerungen aus dem Innern Rußlands? Von Pontoise, 4 Meilen von Paris, dem

einzigen und letzten Ziele unſrer phantaſtiſchen Wanderungen! (Steht auf). Und Du! biſt Du mit Deiner Zeichnung von der Berezina fertig? Fauler Menſch! Du biſt ja noch nicht weiter als bei der erſten Eisſcholle!

Alb. Nein, nein, ich kann dieſen unedlen Scherz nicht länger fortſetzen!

Leon. Fängſt Du ſchon wieder an? Habe ich Dich nicht ſchon vollkommen von der Wahrheit dieſer Maxime, dem Principe all' meiner höchſt weiſen Combinationen überzeugt?

Alb. Nein, nein! — Wenn ich nur nicht ſelbſt von Dir betrogen worden wäre! — Aber mit einem Briefe zu kommen — eine Erbſchaft zu erfinden —

Leon. Wenigſtens mußt Du geſtehen, daß ich meine Rolle als reicher Erbe ſehr gut geſpielt habe, und Du — Du haſt mich, ohne es zu wiſſen, vortrefflich unterſtützt.

Alb. Warum folgte ich nicht meinem erſten Entſchluſſe, als Du auf der nächſten Station hinter Paris mir Alles geſtandeſt? — Aber Deine Feſtigkeit, ja Halsſtarrigkeit, gewinnt ſtets den Sieg über mich, und da ſitzen wir nun hier bereits 3 Monate, jeden Tag der Gefahr ausgeſetzt, erkannt zu werden.

Leon. Allerdings iſt dieſer Garten ſchön, und es fehlt nicht an Beſuchern, die hierher kommen und im Freien ſpeiſen, unter dem Vorwande, das zu vermiethende Local zu beſehen. Und doch hatten wir dieſen Pavillon ausdrücklich wegen ſeiner verſteckten Lage gemiethet.

Alb. Ich werde hier meines Lebens nicht froh — Tage ohne Arbeit — Nächte im Fieber — ein ſtetes Harren und Erwarten, das mich aufreibt . . .

Leon. Freue Dich, die Zeit unſrer Abgeſchloſſenheit wird bald verſtrichen ſeyn.

Alb. Gott ſey Dank.

Leon. In einigen Tagen fahren wir wieder in die Thore von Paris ein, wo uns alle Welt, wir ſelbſt mit eingeſchloſſen, ſteif und feſt für Millionairs halten muß.

Alb. Aber Leonard —

Leon. Du willſt alſo Lucie nicht heirathen?

Alb. O ſchweige! Warum beſitze ich nicht alle Schätze der Welt, und Lucie wäre arm und verlaſſen, um ein Recht zu haben, ſie zu lieben und zu bereichern! Aber kannſt Du glauben, daß ich je ihre Hand dem Kunſtgriffe zu verdanken haben möchte, zu welchem Du mich fortriſſeſt?

Leon. Soll ich Dir's denn tauſendmal wiederholen, daß dieſer Kunſtgriff nur dazu dienen ſoll, Dein Glück zu begründen, daß dieſes, jetzt noch chimäriſche, aber bald wahrhafte Glück, Deine Heirath zur Folge haben wird? — Capitale werden Dir für Deine Pläne und Maſchinen zuſtrömen, ſobald man erfährt, daß Du ihrer nicht mehr bedarfſt.

Alb. Aber wie die Leute dahin bringen?

Leon. Nichts leichter als das. Unſre Erſparniſſe werden uns verſtatten, zwei Monate lang wie die Prinzen zu leben.

Alb. Mit 6000 Francs?

Leon. Laß uns einmal die Rechnung machen. — Ein Coupé mit zwei Pferden monatlich 600 Francs ... Wohnung, 200 Francs ...

Alb. Für zwei Prinzen! 200 Francs! Ohnstreitig au marais?

Leon. Ganz und gar nicht. Rue de la Paix — zwei bescheidene Zimmer — aber in einem prachtvollen Hotel — Befehl, niemand zu uns hinaufgehn zu lassen. Wir wohnen — in unserm Wagen.

Alb. Und speisen?

Leon. Incognito. Aber Abends vor dem Café de Paris eine halbe Tasse und Zahnstocher. — Summa summarum 1000 Francs monatlich. — Bleiben 2000 Francs für gelbe Handschuhe und gefirnißte Stiefeln.

Alb. Du bist ein Narr!

Leon. Und dabei bringe ich noch gar nicht das Honorar von der vortrefflichen Reisebeschreibung in Anschlag, die schon ihren Verleger hat.

Alb. Wahrhaftig?

Leon. Versteht sich; einen sichern und soliden Verleger, den Freund Gerard zufällig gefunden, und den er so ein wenig mit ins Vertrauen gezogen hat. — Ich erwarte ihn alle Augenblicke.

Alb. Still! da kommt unser Hausherr von dort. (Auf den Pavillon zeigend).

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Robert.

Leon. Ei, guten Tag, Herr Robert.

Rob. Meine Herren, hier iſt ein Brief.

Alb. Ein Brief?

Rob. Aus Paris.

Leon. Her damit.

Alb. An uns? Aber wer kann denn wiſſen? —

Rob. Beruhige ſich der junge Herr. Auf der Adreſſe ſteht blos der volle Name Leonard, und weiter nichts, was wir nicht ſchon wüßten.

Leon. Zu Ihrem großen Leidweſen, Herr Robert. (Entſiegelt den Brief und lieſt ihn).

Rob. Was gehts denn mich an, daß die Herren hier ſich verborgen halten wollen, wenn ſie nur ihren Miethzins gehörig bezahlen?

Leon. (nimmt, nachdem er geleſen hat, Albert bei Seite). Unſer Buchhändler wird noch dieſen Morgen hier ſeyn. Wenn ihm nichts in den Weg gekommen iſt, wird er bereits — (ſieht nach der Uhr) in einer Viertelſtunde eintreffen. Keine Zeit alſo zu verlieren! — Ich will ein Frühſtück für drei Perſonen beſtellen.

Alb. Ich eſſe nicht mit. Ich will dieſer ganzen Sache fremd bleiben.

Leon. Wo gehſt Du hin?

Alb. Ein wenig ſpazieren.

Leon. Nach Paris! unter die Fenſter Deiner Schönen, wie es ſchon öfters geſchehen.

Alb. Du weißt?

Leon. Wo ſollteſt Du denn ſonſt hingehen, wenn Du des Abends fortläufſt und erſt des Morgens wieder nach Hauſe kommſt?

Alb. Nu ja denn! Sie einen Augenblick zu ſehen, wenn ich in einer dunkeln Ecke der Straße ſtehe, ſie vor dem Lichte vorüberſtreifen zu ſehn, das aus ihrem Fenſter leuchtet, noch lange, lange dort zu bleiben, wenn dieſes Licht auch längſt erloſchen, darin beſteht mein Glück! Und ich kehre dann ermuthigter wieder hieher zurück.

Leon. Aber ſey vorſichtig dabei!

Alb. Ich verſpreche es Dir. (Er drückt Leonard die Hand und holt ſeinen Hut, während dieſer Manuſcript und Karte in den Pavillon trägt).

Leon. (ihn zurückrufend). Ach Albert! ich vergaß — Gehe doch zu Schneider Humann und bitte ihn, uns baldmöglichſt unſre Kleider zu ſchicken. — Ich hoffe, er ſoll in ihrem Schnitte die Quinteſſenz ſeines Genie's entfaltet haben, denn ſie ſollen in dem Romane unſers Glücks eine große Rolle ſpielen.

Alb. Soll geſchehen. (Geht ab).

Leon. (zu Robert.) Ich aber eile nun zu dem Reſtaurateur, und wenn während deſſen etwa — ich bleibe aber höchſtens ein Viertelſtündchen weg — ſich irgend Jemand — ein Buchhändler aus Paris — nach mir erkundigen ſollte, ſo erſuchen Sie ihn, ein wenig zu warten. (Ab).

Dritter Auftritt.

Robert allein.

Zwei junge Männer, die sich verborgen halten, die mir ihren Miethzins regelmäßig bezahlt und noch kein Geld von mir geborgt haben. — Das geht nicht mit rechten Dingen zu — Auf der andern Seite stutzte der Eigenthümer dieses Hauses, der gestern erst aus Deutschland hierher kam, ganz gewaltig, als er auch nur ihre Vornamen hörte —

Vierter Auftritt.

Duparc. Robert.

Dup. (von rechts). Herr Robert!

Rob. Befehlen?

Dup. Ich habe meine Rückkehr meiner Tochter nach Paris gemeldet — sollte sie etwa während meiner Abwesenheit vom Hause ankommen, so sagen Sie ihr, sie möge ein wenig warten.

Rob. Sehr wohl.

Dup. Sind Ihre Miethleute dort?

Rob. Sie werden gleich wieder da seyn.

Dup. Sie sagten mir, sie nennen sich Leonard und Albert . . . aber ihr Familienname?

Rob. Sie machen ein Geheimniß daraus.

Dup. Sie suchen sich also zu verbergen?

Rob. Alle Anzeichen lassen mich das glauben. — Wenn es Sie aber so sehr interessirt, so kann ich Ih-

nen im Vertrauen mittheilen, daß es mir gelungen ist zu entdecken, daß sie sich Thierry nennen.

Dup. (für sich). Ganz recht! — so hießen die beiden jungen Leute, von denen mir meine Tochter schrieb. (Laut). Gut, gut! ich will Sie nicht abhalten. — Sorgen Sie dafür, daß bis heute Abend die Rechnungen über die hiesige Einnahme in bessere Ordnung gebracht sind, als Sie mir sie gestern zeigten.

Rob. Blos ein kleines Versehen im Auslassen einer Ziffer . . .

Dup. Ja, in der Colonne der Tausende.

Rob. Da seh ich schon Fräulein Tochter kommen. (Er entfernt sich rechts).

Fünfter Auftritt.

Lucie. Dupare.

Luc. Mein theurer Vater! (Umarmt ihn). Man sagte mir, Sie wären hieher gegangen und da eilte ich —

Dup. Meine liebe Lucie!

Luc. Die Tante ist auch mitgekommen.

Dup. Sehr gefällig von meiner Frau Schwester.

Luc. Aber dabei ist etwas, das ich nicht begreifen kann. — Erst wars ausgemacht, daß ich ganz allein hieher fahren sollte, da Tante sich mit Herrn Floreſtan zu einem Concert versprochen hatte, aber auf einmal hat er sich davon losgemacht, und gesagt, daß er Geschäfte halber Paris auf ein paar Tage verlassen müsse. Nun wollte mich die Tante mit aller Gewalt begleiten.

Es schien als glaube sie, Herr Floreſtan werde sich heimlich nach Pontoiſe begeben, um dort mit mir zuſammen zu treffen.

Dup. Wozu hätte er denn das heimlich zu thun gebraucht, da ja Dein Onkel nach ſeinen Briefen Dich durchaus mit ihm verheirathen will?

Luc. Mich?

Dup. Du kannſt aber wohl denken, daß ich dies nicht thun werde, ohne deshalb erſt mit Dir mich berathen zu haben.

Luc. Ach, das Heirathen iſt etwas ſo Ernſthaftes — und dann — (die Augen niederſchlagend) man hat doch ſtets ſo ſeine kleine Vorliebe —

Dup. Laſſen wir jetzt einſtweilen den Herrn Floreſtan und ſage mir, ſchriebſt Du mir nicht, daß zwei junge Männer zu Deinem Onkel kämen — zwei Brüder?

Luc. (freudig). Herr Albert und Herr Leonard Thierry, ja! (Für ſich). Sollte er wiſſen —

Dup. Kannſt Du mir ſagen, wo ſie jetzt ſich aufhalten?

Luc. O ja, ſehr weit von hier! In Rußland.

Dup. In Rußland?

Luc. Sie ſind jetzt ſehr reich. — Sie hatten einen Onkel in Rußland und haben jetzt deſſen Erbſchaft dort angetreten.

Dup. (für ſich) Und während man ſie in Rußland glaubt, ſind ſie —

Luc. Wir ſehnen uns alle nach ihrer Rückkehr.

schöne, die ruhmvolle, haben die Götter selbst gesendet zur Stellvertreterin der Hingeschiedenen. —

Auf dieses Wort erbleichte Lathgertha.

Mein König — sprach sie — daß ich Dich liebe, ist gewiß, aber zerstöre Du nicht selbst diese Liebe durch eine Auszeichnung, welche mir nach Thora nicht gebühret. Beruht doch meine Neigung zu Dir hauptsächlich auf der Freude an der Deinigen zu der in Freia's himmlischen Saal Emporgehobenen! —

Lathgertha — versetzte Regnar — wir sind beide im Irrthume gewesen; laß uns das bekennen. Mein Thron ist mir zur Last, seit die Königin darauf fehlt. Freia selbst sendet mir eine an die Stelle derjenigen, welche sie in ihr Reich aufgenommen hat, und ich sollte widerstreben dem heiligen Willen der Göttin der Liebe?

Regnar, — sprach Lathgertha — nur allzuoft sieht Dein Geschlecht das für den Willen Freia's an, was doch nichts ist, als der Frevel seines eigenen, treulosen Herzens. Bewahre Deine Liebe für Thora, die Unerreichte, und laß mich fernerhin Deine Schildjungfrau seyn. —

Nein! — antwortete der König — Entweder Deine Liebe zu mir ist eitel Lüge oder Du wirst mein Verlangen nicht zurückweisen.

Mein König — sprach Lathgertha — die Götter mögen richten über mich, wenn es nicht ist, wie

Sie ſind ſo gut, ſo liebenswürdig, ſo gefällig, ſo geiſtreich!

Dup. Ei, ſieh einmal!

Luc. Auch ob mir gleich Tante geſagt hat, daß man ſuchen müſſe, alle ſeine Tänzer zu erobern, ſie aber dann ſchmachten zu laſſen, ohne daß das etwas zu bedeuten habe —

Dup. (zornig). Was! wie! Aus Dir eine Coquette machen? — Ich will hoffen, daß die ſaubre Erziehung Dich noch nicht verdorben hat!

Luc. O nein, nein, gewiß nicht . . . denn Herr Albert —

Dup. Nun?

Luc. Den hatte ich auch zu erobern geſucht, und ich fürchte, ich fürchte — daß das doch etwas zu bedeuten hatte.

Dup. (ſtreng). Was ſoll das heißen, Mamſell?

Luc. Das ſoll Ihnen nur beweiſen, daß ich keine Coquette bin.

Dup. Herr Albert machte Dir alſo den Hof?

Luc. (nickt ohne zu antworten mit dem Kopfe).

Dup. Sieh doch! — Verſprichſt Du mir, mir alles offen zu geſtehen?

Luc. Ja, lieber Vater!

Dup. Gut denn! — Nachher! — Jetzt geh wieder ins Haus.

Luc. Ohne Sie?

Dup. Ja, ich habe hier noch ein Geſchäft.

Luc. (naiv). Vergeſſen Sie nicht, daß Sie verſprochen haben, ſich mit mir zu berathen.

Dup. Ja, über Dein Glück.

Luc. Oh, da bin ich zufrieden! Tauſend Dank, lieber Vater, tauſend Dank!

Dup. Geh nur, geh! (Lucie ab).

Sechster Auftritt.

Dupare allein.

Sollte ſie ihn ernſtlich lieben? — Oh, ich fürchte es! — Was kann aber der Zweck dieſer vorgegebenen Reiſe ſeyn? Wäre ihre Erbſchaft auch nur eine Erfindung? — Ich muß ſo ſchnell als möglich dies Geheimniß erforſchen, um des Glücks meiner Tochter, um meiner eignen Ruhe willen.

Siebenter Auftritt.

Dupare. Leonard. Ein Burſche des Reſtaurateur mit einem Korbe, worin das Frühſtück.

Leon. (zu dem Burſchen, auf den Tiſch zeigend). Da decke nur.

Dup. (bei Seite). Ohnſtreitig einer von den jungen Herren.

Leon. (ihn gewahrend). Auch ſo ein Gartenfreund!

Dup. (für ſich). Reden wir ihn als Eigenthümer an. (laut). Habe ich die Ehre, mit Herrn Albert Thierr — ?

Leon. Nein, mein Herr — Leonard.

Dup. Ohne Ihnen persönlich bekannt zu seyn, mein Herr, stehen wir schon in Geschäftsverbindungen — freilich nur durch Mittelspersonen.

Leon. Ah, der Buchhändler! — Mein Herr, ich erwartete Sie bereits. — Gerard, unser gemeinschaftlicher Freund, meldete es mir heut früh.

Dup. Gerard!

Leon. (nimmt Stock und Hut Duparcs und legt sie auf die Bank). Erlauben Sie — da ist eben das Frühstück serviert — und wenn Sie mir den Gefallen erzeigen wollen —

Dup. Ist gar nicht nöthig.

Leon. Aber ich bitte — ohne Umstände!

Dup. (für sich). Eine Verwechslung, wie ich merke — doch ich muß sie benutzen, um zu dem zu gelangen, was ich zu wissen wünsche.

Leon. Setzen Sie sich hierher! hierher. (Sie setzen sich. Leon bedient Dupare). Mein Herr, ohnstreitig sind Sie mit der Geschichte unsers Aufenthalts in Pontoise —

Dup. (für sich). Ha, ha, da kommt er schon!

Leon. Durch Freund Gerard unterrichtet worden. Ich erwähne also deshalb weiter nichts davon.

Dup. Ich muß aber doch —

Leon. Nein, nein, lassen Sie uns gleich zu der kleinen Angelegenheit übergehen, die Sie hieher gebracht hat. — Sie genießen des Rufs eines Mannes, der mehr für die Ehre, als für den Gewinn arbeitet — diese Ihre Grundsätze theile ich unbedingt.

Dup. (für ſich). Nun, das klingt nicht übel.

Leon. Und als ich mich entſchloß, meine beiden Bände zu ſchreiben —

Dup. Sie ſind Gelehrter?

Leon. Ich bin Muſiker, mein Herr. — Ich ſagte Ihnen alſo, daß ich nur an den Vortheil unſers Verlegers dachte, als ich mit meinem Bruder — den ich Ihnen ſpäterhin vorſtellen werde — mich entſchloß, unſre Reiſe-Eindrücke in Rußland zu ſchreiben.

Dup. Sie waren dort — in Rußland?

Leon. Niemals, mein Herr.

Dup. Und Ihr Herr Bruder?

Leon. Eben ſo wenig.

Dup. Und Sie wollten es wagen . . .

Leon. Der wahre Schriftſteller erſchrickt vor keiner noch ſo großen Schwierigkeit. Unſer Freund Gerard muß Ihnen auch ſchon geſagt haben, daß das Werk bereits vollendet iſt. — Ich gebe es Ihnen, und da ich dabei nur die Ehre in der Ausſicht habe, ſo ſehe ich mich mit wahrem Widerwillen genöthigt, tauſend Francs von Ihnen dafür anzunehmen, die Sie uns ganz nach Ihrer Bequemlichkeit bezahlen werden — morgen zum Beiſpiel wenn Sie mir erlauben, Ihnen meinen Dankſagungsbeſuch abzuſtatten.

Dup. (für ſich). Aus alle dem erfahre ich nicht —

Leon. Oh, mein Herr, Sie werden aus den Wolken fallen, wenn Sie von unſerer Jagd auf die ſibiriſchen Zobel leſen werden, die wir nach Anweiſung der Geographie von Malte Brun im 65ſten Grade

nördlicher Breite unternommen haben, und von der Geschichte des alten Grenadiers der Kaisergarde, der seit 30 Jahren an den Ufern der Beresina herum irrt. — Schon in dieser Episode liegen wenigstens 10 Auflagen! — Für 4000 Francs bekommen Sie es also wahrhaft geschenkt, wenn man leider — statt alles Vermögens nur Schulden hat.

Dup. (schnell). Sie haben Schulden, mein Herr?

Leon. (für sich). Gut erfunden, um ihn weichherzig zu machen.

Dup. Es ist mir lieb, daß ich das weiß.

Leon. Wahrhaftig?

Dup. Und wie haben Sie denn diese Schulden gemacht?

Leon. Oh, solche Dinger machen sich von selbst.

Dup. (sich die Hände reibend). Wein, Spiel, Mädchen!

Leon. Scheints doch, als ob der Herr Verleger die Jugend sehr wohl kenne.

Dup. Das müssen Sie mir erzählen!

Leon. (für sich). Heulen wir mit den Wölfen! (Laut). Ach, mein Herr, wenn ich meine Memoiren schreiben wollte! — Blos meine galanten Avantüren allein würden 10,000 Francs unter Brüdern werth seyn, und für den Preis überließe ich Ihnen noch meine Duelle als Zugabe.

Dup. Ihre Duelle! — Und Ihr Herr Bruder?

Leon. Albert ist mein Zögling — das ist genug gesagt. — Aber Sie wissen ja, daß der Teufel die

Einſiedlerkutte anzog. Nun denn! Mein Bruder will ſich mit einem allerliebſten Mädchen verheirathen, deren Onkel Bankier und der Vater ein derber elſaſſiſcher Kaufmann iſt, der in dieſem Augenblicke in Deutſchland herumreiſt.

Dup. (ſich zu Leon vertraut beugend). Er wird ſie aber nicht kriegen!

Leon. (ebenſo). Er wird ſie kriegen, und Sie ſind's, der ſie ihm geben ſoll.

Dup. Ich?

Leon. Mittelſt Ihrer 4000 Francs, die das Piedeſtal unſers Glücks werden, und den Glauben an unſre große Erbſchaft beſtätigen ſollen, mit der wir alle Welt anzuführen hoffen.

Dup. (aufſtehend, für ſich). Oho!

Leon. (auch aufſtehend). Da Gerard es für nothwendig gehalten hat, Ihnen Alles zu ſagen, ſo giebt es keine Geheimniſſe mehr zwiſchen uns. Ich will Ihnen alſo das koſtbare Manuſcript einhändigen, das ich dort im Pavillon habe. Morgen zahlen Sie mir dann die 4000 Francs, und vielen Dank dazu, wenns Ihnen gefällig iſt. (Geht in den Pavillon).

Achter Auftritt.

Dupare. Dann Floreſtan. Später Leonard.

Dup. (allein). Ich bin ganz verblüfft! — Meine arme Lucie! — Sollte ſie ſo unglücklich ſeyn, ihre Neigung einem Menſchen zugewendet zu haben, der — ?

Ich will ihr aber die Augen öffnen — und dann wollen wir auch den Protegirten des Herrn v. Valency ſehen. — Es iſt ja doch am Ende keine Todtſünde, engliſche Pferde gern zu haben!

Flor. (ſtürzt in den Garten und ſchließt die Thür hinter ſich). Wenn ſie mich nur nicht geſehen haben.

Dup. (ihn betrachtend). Iſt mirs doch, als ob ich die Figur ſchon irgendwo erblickt hätte!

Flor. (Dupare gewahr werdend). Mein Herr! ich befinde mich ohnſtreitig hier in Ihrem Eigenthume. — Erlauben Sie mir, einen Augenblick hier zu verweilen. Ich laufe Gefahr, feſtgenommen zu werden, nicht als Verbrecher, ſondern als Schuldner einiger armſeligen Bankbillets zu 1000 Francs, die ich mir hier holen wollte. Die Handelsgerichtsoffizianten ſind mir auf der Ferſe.

Dup. Mein Herr, ich möchte wohl gern —

Leon. (kommt mit dem Manuſcripte aus dem Pavillon). Ich will Ihnen fürs erſte meine Epiſode: der Grenadier von der Vereſina, vorleſen.

Flor, Herr Leonard!

Leon. Herr Floreſtan!

Dup. (für ſich). Ha! Floreſtan! Seht einmal! Schon wieder einer! (laut). Wie? Sie ſind der berühmte Herr Floreſtan Deronval? Und Sie würden —

Flor. Still! Um des Himmelswillen ſagen Sie vor dieſem Herrn nicht, daß ich verfolgt werde!

Leon. (Dupare zu ſich ziehend). Sagen Sie vor

dieſem Herrn ja nichts von dem, was ich Ihnen anvertraut habe!

Dup. (laut). Ei alle Wetter! Sie brauchen ſich einer vor dem andern gar nicht zu verſtecken! (Zu Floreſtan). Und Sie werden dem Herrn hier verſprechen, nichts davon verlauten zu laſſen, daß ſeine Erbſchaft und Reiſe nach Rußland nur eine Myſtifikation ſind —

Flor. Wahrhaftig? Ha, ha, ha! (laut auflachend).

Dup. (zu Leonard). Unter der Bedingung, daß Sie niemand etwas davon ſagen, daß der Herr hier von Gerichtsdienern verfolgt wird.

Leon. Er? Ha, ha, ha!

Dup. So ſind doch die gegenſeitigen Stellungen gehörig ins Klare gebracht, und Sie ſehen daraus, meine Herren, daß Sie dazu geboren ſind, ſich mit einander zu verſtändigen.

Flor. (zu Dupare). Der Herr ſind alſo der Vertraute, der Freund des Herrn Leonard? — Ihre Anſicht iſt ganz die meine. Mithin durch Sie vollkommne und aufrichtige Verſöhnung zwiſchen Herrn Leonard und mir. (Dieſem die Hand reichend). Zu gegenſeitigem Intereſſe! — Ich weiß, daß Ihre Erbſchaft —

Leon. Ich weiß, daß Ihre Gerichtsdiener —

Flor. Ich habe hier in der Nähe zweideutige Geſtalten erblickt. — Ich ſpüre den Gerichtsdiener ſtundenweit auf — ohnſtreitig ein Relai, den man hinter mir drein geſtellt hat. — Glücklicherweiſe ha-

ben ſie mich nicht zu Geſicht bekommen, denn mein Signalement haben ſie gewiß in der Taſche, und ich kann ihnen nicht auch entſchlüpfen, wie neulich jenem, dem ich unter der Maske eines alten Engländers aus den Krallen kam.

Leon. Sie ſind alſo ruinirt?

Flor. O nicht doch! Als ob Leute meiner Art jemals ruinirt wären? — Ich bin nur — genirt — weiter nichts. — In Baden hat mich die Roulette etwas ſchlecht behandelt, und bei dem letzten Wettrennen zu Epſom bin ich rein unglücklich in meinen Paris geweſen. Ja, um mir das Garaus zu machen, eine wahre Verſchwörung der Helena!

Dup. (für ſich). Ha, ha, eine Maitreſſe — eine Tänzerin!

Flor. Sie, die ſich bis dahin ſo exemplariſch betragen hatte!

Dup. (für ſich). Ja, es iſt gar kein Zweifel daran! — Aber ich muß es noch genauer wiſſen. (Laut). Freilich, freilich! — Aller Anfang iſt immer roſenfarben. — Erſt wenn ſie mitten im Gange ſind, ſtolpern ſie am meiſten.

Flor. Ach, wenn ſie blos geſtolpert wäre, mein Herr! — Aber ſie iſt ganz geſtürzt! — Und ein ſo ſchöner Ruf!

Dup. (ſpöttiſch). Wahrhaftig?

Flor. 15,000 Francs hatte ich vor 6 Monaten für ſie ausgeſchlagen, und nun iſt ſie für 25 Louisdor verkauft worden!

Dup. Verkauft!

Flor. Von meinen Gläubigern.

Dup. Ja so! Von wem sprechen Sie denn?

Flor. Von der Helena.

Dup. Ihrer Geliebten?

Flor. Bewahre, von meinem Rennpferde! — Arme Helena! — Adieu die Stände von Pallisanderholz und die Raufen von weißem Marmor! — Aber von alledem unverbrüchliches Stillschweigen, und gegenseitiger Beistand. (Zu Leonard). Fürs erste also, mein Theurer, sind wir nun nicht mehr Nebenbuhler bei Frau von Valency.

Dup. (macht eine staunende Bewegung).

Leon. Wie so?

Flor. Ich breche mit der Tante, um die Nichte zu heirathen.

Leon. Sie?

Dup. (für sich). Das wollen wir doch sehen.

Leon. (für sich). Und Albert!

Dup. Herr von Valency weiß also nicht, daß Sie — genirt sind?

Flor. Er wird nichts davon erfahren, Dank sey es einem Meister Wucherer von hier, einem Araber, einem Juden, dem wahren, hiesigen Hautabzieher, an den mich vor 8 Tagen einige junge Leute von Stande, die er die Ehre hat, auszuplündern, gewiesen haben. Er wartet hier in der Nähe — aber ich fürchte nur, daß

ich sage. Um mich selbst zu sichern vor allen Aufwallungen der Gefühle gegen irgend einen Mann, habe ich das Gelübde gethan, keinen jemals zum Gatten zu wählen, der nicht in mein Haus zu Drontheim, allein und ohne Rüstung, blos mit einem Spieße bewehrt, zu kommen weiß.

Und das ist die ganze Schwierigkeit? fragte der König. —

Lathgertha antwortete: Sie ist groß genug. Nur durch eine besondere Thür muß der Eingang geschehen und vor ihr liegen als Wächter ein wutiger Hund und ein blutdürstiger Bär.

Wohlan — sprach der König — eile gen Drontheim in Dein Haus. Sobald mein Arm heil geworden, werde ich Dir folgen, um das Abentheuer zu bestehen.

Großer Herrscher — erwiederte Lathgertha, seine Knie umfassend — jene Wächter sind mit einem Spieße schwerlich beide zu bekämpfen. Während Du Dich auf den einen wirfst, wird der andere Deinem Leben ein Ende machen. — Ein Leben, auf welches so viele Völker Anspruch haben, setze es nicht an die Lösung eines Gelübdes, dessen Thorheit mich jetzt selbst am schmerzlichsten verwundet.

Darauf antwortete der König mit finsterm Blicke:

Heuchlerin, mit Deiner Liebe zu mir, warum mir ausreden, ein Gelübde zu lösen, da doch davon

die Gerichtsdiener — (Er wirft einen Blick durch die Gitterthür).

Leon. (für ſich). Wenn ich Dich doch in ihre Krallen liefern könnte!

Dup. (für ſich). Ich möchte da doch meinen Schwager warnen!

Flor. (kommt wieder vor und blickt in den Garten rechts). Aber iſt mirs doch, als ſäh ich ihn dort?

Dup. und Leon. Herrn Robert?

Dup. Der alſo iſt Ihr Wucherer?

Flor. Sie kennen ihn?

Dup. (für ſich). Hat mir der Spitzbube nicht auch das Meine geſtohlen?

Flor. Da könnten Sie mir ja helfen, die Sache mit ihm abzumachen?

Dup. Wenn er mich ſieht, wird er nicht mit der Sprache herauswollen. — Aber dort im Pavillon, da will ich zuhören ohne geſehen zu werden. — Thuts Noth, trete ich vor und zeige mich. (Geht in den Pavillon).

Flor. Bravo! — Sie, Leonard, ſtehen Sie dort vor der kleinen Thür Schildwache, damit nicht etwa die Gerichtsdiener —

Leon. (von einem Gedanken durchzuckt). Ja, ja, ſogleich! (Für ſich). Ich ſuche ſie auf! — Und hätteſt Du Beine, noch flinker als die der Helena, dieſesmal entgehſt Du ihnen nicht. (Geht im Hintergrunde ab).

Neunter Auftritt.

Robert. Floreſtan. Duparc, im Pavillon.

Rob. Was ſeh ich? — Sie ſind bis hieher gekommen! — Ich wollte eben —

Flor. Mir die 30,000 Francs bringen?

Rob. Ei, ei, mein Herr, 30,000 Francs findet man nicht ſo auf der Gaſſe.

Flor. Ich habe Ihr Wort.

Rob. Hören Sie, ich will Ihnen einen guten Rath geben.

Flor Mir wäre ein ſchlechtes Darlehn lieber.

Rob. Nur eine vortheilhafte Heirath kann Sie retten.

Flor. Dazu bin ich ja auch entſchloſſen.

Rob. Ich habe Ihre Sache hier in der Brieftaſche.

Flor. Sie?

Rob. Ich habe hier ſo im Allgemeinen das notirt, was junge Männer aus guten Häuſern intereſſiren kann. Da iſt z. B. eine Clientin aus der Provinz, die einen angeſehenen Namen zu erhalten wünſcht. Ein Fräulein ohne Eltern am Leben, blonde Haare etwas ins röthliche ſchimmernd, ſehr wohl gewachſen, beſonders von der einen Seite, allerdings 40 Jahre, aber eben ſo viele Tauſende von Thalern.

Flor. Da weiß ichs beſſer.

Rob. Aber haben Sie's auch gewiß?

Flor. Ja, wenn ich Ihre 30,000 Francs habe, aber baar, oder wenigſtens zum größten Theil, das

heißt ohne Anrechnung von allen Möbeln, Küchengeschirr und Mäusefallen.

Rob. Das ist aber doch wieder eine andre Sache. Dagegen wenn Sie meine Clientin nähmen —

Flor. Mit dem rothen Kopfe!

Rob. Und die Mitgift sonach durch meine Hände ging —

Flor. Mit der schiefen Taille!

Rob. So kämen Sie mit höchstens 25 pro Cent davon, die Commissionsgebühren mit eingeschlossen.

Flor. Und 40 Jahre dazu!

Rob. Ihre Speculation dagegen stürzt uns ins Ungewisse.

Flor. Schließen wir unsern Handel ab. — Fürs erste also als Commissionsgebühren, zwei köstliche Wettrenner. (Für sich). Mit steifen Beinen.

Rob. Pferde! — Was soll ich denn damit anfangen?

Flor. Sie können sie auch in Ihre Brieftasche legen.

Rob. Nein, nein, richtige Rechnung macht gute Freundschaft! — Also lassen Sie sich sagen: Ich liefre Alles was zur Ausstaffirung eines Bräutigams nöthig . . . ich übergebe Ihnen die Commandite unsrer Unternehmung — und den Profit — theilen wir.

Flor. (für sich, nach dem Pavillon blickend). Er kommt mir nicht zu Hilfe! — (rufend) Bst! Bst!

Rob. Wen rufen Sie denn?

Flor. Niemand. — Doch halt. (Zieht ein Pa-

pier aus der Tasche). Hier hab' ich den Entwurf einer Schuldverschreibung. — Sehen Sie nach, ob sie Ihnen ansteht.

Rob. (nimmt die Papiere und liest leis).

Flor. (geht zum Pavillon und sagt zu Duparc, der herantritt, leise). So kommen Sie mir doch zu Hilfe!

Dup. Ja, ja, nun ists Zeit, daß ich mich sehen lasse.

Flor. (der einen Blick außerhalb der kleinen Thür wirft). Was sehe ich? — Leonard mit den Gerichtsdienern! — (Zu Duparc). Bringen Sie den Handel ohne mich ins Reine.

Dup. So bleiben Sie doch!

Flor. Die Gerichtsdiener sind dort: — ich muß von hier fort: — ich warte dort an der Ecke auf Sie. (Geht links ab).

Dup. (für sich). Mit dem da also später! — Jetzt mit dem Schufte hier!

Zehnter Auftritt.

Robert. Duparc. Später Heloise.

Rob. (hat gelesen). Das Doppelte der dargeliehenen Summe! ... Das ist doch viel zu wenig — (wendet sich und erblickt Duparc). Ei sehen Sie!

Dup. Sie glaubten wohl nicht, mich hier zu finden, Meister Spitzbube!

Rob. Mein Herr! . .

Dup. Das alſo ſind die ehrſamen Geſchäftchen, die Sie treiben!

Rob. Ich faſſe nicht, was . . .

Dup. Oh, ich habe Alles gehört! — Fort von hier, auf der Stelle! . . . Ich enthebe Sie der Beſorgung meiner Geſchäfte — und wehe Ihnen, wenn ich —

Hel. (eintretend). Wie? Sie ſinds!

Dup. Sie kommen gerade recht. (Zu Robert). Gehen Sie und ſchließen Sie auf der Stelle Ihre Rechnungen ab.

Rob. Ich bin ein verlorner Mann! (geht ab).

Hel. (zu Dupare, unruhig). Sind Sie ſchon lange hier. — Es war mir als hätte ich aus den Saalfenſtern —

Dup. Herrn Floreſtan geſehn? — Da haben Sie ſich nicht getäuſcht.

Hel. (für ſich). Mein Verdacht war alſo begründet.

Dup. Schade, daß Sie nicht ein Paar Augenblicke früher gekommen ſind. . . Sie hätten dann zugleich den Geſchäftsführer, den Sie mir gütigſt zugewieſen haben und Herrn Floreſtan kennen gelernt.

Hel. Wie?

Dup. Ich weiß nun genug über Sie und Ihre noble Geſellſchaft.

Hel. Und ich ſehe, daß Reiſen Sie nicht verändert haben. — Sie kommen eben ſo liebenswürdig wieder, als Sie von hier fortgingen.

Dup. Ich komme glücklicherweiſe noch zur rech-

ten Zeit wieder, um meine arme Tochter aus der verdorbenen und intriganten Welt zu retten, in der ich sie, wie ich jetzt mit Schaudern sehe, gelassen habe.

Hel. O was für feierliche Redensarten!

Dup. Wäre Ihr Mann nicht ein Schwachkopf —

Hel. (ruhig). Nun?

Dup. Sie würden gesehn haben, daß sein theurer Freund Florestan — aber die Männer werden gewöhnlich am letzten gewahr —

Hel. Ha, ha, ha! Es fehlt weiter nichts, als zu glauben, daß — aber, Herr Schwager, sagen Sie mir doch in aller Welt, woher Sie kommen? — Du mein Himmel, was sollte denn aus uns werden, mit Ehemännern, die den ganzen Tag auf der Börse speculiren, wenn wir nicht unsre Anbeter hätten, die deren Stelle in der großen Welt einnehmen?

Dup. Nun, wenn das ist, so gereicht es mir zum Vergnügen Ihnen zu sagen, daß Ihr Anbeter in der großen Welt eine sehr traurige Figur spielt, maaßen er durch seine Gläubiger verfolgt wird — zu Grunde gerichtet ist.

Hel. Florestan!

Dup. Und jetzt, um seine Finanzen in Ordnung zu bringen, auf die Mitgift meiner Tochter speculirt.

Hel. Er!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Lucie, die beim Eintreten ihren Hut auf eine Bank legt.

Luc. Ich ſuchte Sie überall. — Der Wagen ſteht dort am Gitterthor. Wenn Sie noch länger warten, ſo kommen wir zu Tiſch nicht mehr nach Paris.

Dup. Wir fahren gleich, mein Kind. — Ich habe nur noch ein Viertelſtündchen mit dem ſaubern Herrn Robert zu thun. Bleib indeß hier bei Deiner Tante. Ich komme bald wieder, denn ehe wir Pontoiſe verlaſſen, müſſen wir noch einige Entdeckungen machen. (Geht ab)

Zwölfter Auftritt.

Heloiſe. Lucie.

Hel. (für ſich, mit Verdruß). Sich mit meiner Nichte verheirathen!

Luc. Wir müſſen zeitig in Paris ſeyn, weil heut nach Tiſch noch eine Probe der Comödie iſt, die wir heut Abend aufführen wollen. Wie freue ich mich darauf! Und wie komiſch wird der Onkel in ſeinem Coſtüm als Sganarelle ausſehen!

Hel. Sie ſpielen ein wenig zu viel Comödie mit mir, Mamſell!

Luc. Ich, liebe Tante?!

Hel. Behaupten Sie noch immer, nicht gewußt

zu haben, daß Floreſtan hier in Pontoiſe mit Ihnen zuſammentreffen ſoll?

Luc. Er iſt hier?

Hel. Es iſt allerdings unangenehm, daß meine Gegenwart ſeine Plänchen ſtört! — Alſo Herr Floreſtan macht Ihnen den Hof . . .

Luc. Er wie jeder andre.

Hel. Und Sie geben allen Hoffnung — wie eine ausgelernte Coquette!

Luc. Ich? — Ich laſſe ſie ſeufzen, wie Sie michs ja ſelbſt gelehrt haben.

Hel. Oh, deſſen bedurfte es gar nicht, Sie hatten ſelbſt dazu natürliche Anlage genug, wie ich ſehe. — Doch ſage ich Ihnen hiermit, daß Ihre Vermählung mit Floreſtan nicht ſtattfinden kann.

Luc. Und warum denn?

Hel. Ich werde es nie zugeben, daß Sie einen Verſchwender, ein ſchlechtes Subject heirathen.

Luc. Oh, liebe Tante, wie gut Sie ſind, und wie ſehr ich Ihnen dafür danke!

Hel. (ſtaunend). Sie mir?

Luc. O ja, ja! — Ich liebe Floreſtan nicht im geringſten. — Mein Onkel hat, ohne mich zu fragen —

Hel. Ich werde ihm meinen Glückwünſch zu ſeiner vortrefflichen Wahl machen. (Für ſich mit Erregung und Verdruß). Man glaubte mit mir ſein Spiel treiben zu können! — Aber ich werde mich rächen!

Luc. (für ſich, Heloiſen betrachtend). Was hat ſie nur?

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Leonard.

Leon. (für ſich). Meine Spürhunde ſind auf ihren Poſten, Floreſtan kann ihnen nicht entgehen. — Was ſind denn das aber für Damen? (Vortretend und ſie erkennend). Ach, Du mein Himmel!

Hel. und Luc. Herr Leonard!

Leon. (für ſich). Sie!

Hel. Sie hier? — Seit wann ſind Sie denn wieder zurück?

Leon. Meine Damen — ich komme — im Augenblick —

Luc. Mit Ihrem Herrn Bruder.

Leon. (maſchinenmäßig wiederholend). Mit meinem Herrn Bruder ... ja — allerdings, mein Fräulein.

Hel. Wie freue ich mich, daß unſre Spazierfahrt —

Leon. Eine Spazierfahrt — ach ja — nur der Zufall — (für ſich) Gottlob! (laut) Ohnſtreitig eine kleine Neugier! — Dieſe Boskets ſind ſo ſchattig, ſo anmuthig — daß ich ſelbſt — ſo im Vorüberkommen —

Luc. Sie kommen gerades Weges aus Rußland?

Leon. (fängt an ſich zu faſſen). Ja, gerades Wegs.

Hel. Alſo auf dieſer Straße reiſt man, wenn man —

Leon. Das nicht — nämlich — ja, auf dieſer Straße kommt man wieder.

Luc. Die Herren ſind ohnſtreitig zur See gekommen?

Leon. Ganz Recht, mit dem Dampfboote von Havre.

Hel. Und wie kommts denn da, daß Sie ſich zu Pontoiſe aufgehalten haben?

Leon. Ha, ha! (er lacht, um indeß etwas auszudenken). Das kam nämlich ſo — daß eine Stunde von hier — (den Ton verändernd) ein kleiner Unglücksfall —

Luc. und Hel. Ein Unglücksfall!

Leon. Wir zerbrachen unſern Reiſewagen. (Für ſich). Das iſt allerdings ſehr abgedroſchen, aber das einzige Rettungsmittel.

Hel. Sie haben doch nicht Schaden genommen?

Luc. Und Ihr Herr Bruder?

Leon. Albert — der iſt weniger gut weggekommen — er wollte aus dem Wagen ſpringen — und ſein Fuß —

Hel. und Luc. Ach, du mein Gott!

Leon. Ich habe ihn in dem Dorfe laſſen müſſen, wo man unſern Wagen wieder zuſammenflickt.

Luc. Tantchen könnte ihm ja den unſern ſchicken.

Hel. Das wollte ich eben vorſchlagen.

Leon. Unendlichen Dank dafür, meine Damen! — Aber ſein Uebel bedeutet ſo gut wie gar nichts. — Morgen, wenn Sie erlauben, werden wir bereits das Vergnügen haben —

allein mein Glück und das Heil meiner Völker abhängt? Ich würde mir Vorwürfe machen, Dich ferner als bloſe Schildjungfrau um mich zu ſehen, da Du Dein Recht auf den Thron durch unglaubliche Tapferkeit bewährt haſt. Ein König iſt da, um Recht zu geben einem jeden und koſtete es ihm ſein eigenes Leben!

Lathgertha erſchrak vor dem flammenden Auge des Königs. Er bemerkte das und ſagte, gütig ihr die Hand reichend:

Stehe auf, Lathgertha, und ziehe gen Drontheim!

Schweren Kummer im Herzen erhob ſie ſich und ſchlich hinweg, um des Königs Befehl zu vollbringen. Vergebens ſann ſie auf ihrer Reiſe ſowohl als nach ihrer Ankunft in der Heimath, über Mittel nach, Regnar'n des Abentheuers Beſtehen zu erleichtern. Liſt verſchmähte ſie, weil ſie hierdurch die Rache der Nornen nicht nur auf ſich, ſondern auch auf den König herabzuziehen fürchtete. Gleichwohl war es recht ſchauerlich anzuſehen, wie die beiden an ihre Wohnung geſeſſelten Thiere viel wilder geworden ſchienen, als je zuvor.

Eines Morgens rief der Lärm, den die Thürwächter erhoben, Lathgerthen zum Fenſter, da ſahe ſie, zu ihrem größten Schrecken, den König in der

Hel. Es thut mir leid, daß wir nicht schon heute —

Leon. Albert muß sich sehr vor der geringsten Anstrengung in Acht nehmen — gehen darf er gar nicht — auch würde er's nicht im Stande seyn.

Alb. (von außen rufend). Leonard!

Luc. Aber diese Stimme!

Leon. (für sich). Wie ungeschickt! Jetzt eben hieher zu kommen! (Albert erblickend, der eilig gelaufen kommt). Und noch dazu gelaufen!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Albert.

Alb. (erblickt Lucie und bleibt plötzlich stehn). Ha!

Luc. Er ist es wirklich!

Hel. Wir hatten schon große Angst — aber ich sehe mit Vergnügen —

Luc. Haben Sie noch Schmerzen?

Alb. (verlegen, und Leonards Zeichen zu deuten suchend). Oh, ich! — mein Fräulein —

Leon. Der arme Albert ist von seinem Falle noch ganz betäubt.

Alb. (für sich). Von meinem Falle?

Leon. Wenn man in einen 6 Fuß tiefen Graben gefallen ist —

Hel. Es ist entsetzlich!

Luc. Sie hätten des Todes seyn können!

Leon. Und Dein Bein? (leis) Warum biſt Du nicht in Paris?

Alb. (ebenſo). Ich ſah den Wagen der Damen.

Leon. (laut). Nicht wahr, am rechten Beine?

Alb. Ja, ja, ſo viel ich weiß.

Leon. Da ſehen Sie, meine Damen, daß Ihr Anblick ihn ſeine Leiden vergeſſen läßt.

Hel. Da dies der Fall iſt, ſo können Sie, meine Herren, unſre Einladung für heut Abend nicht ausſchlagen.

Alb. (ſchnell). Wir nehmen ſie dankbar an, gnädige Frau!

Luc. Wir haben Ball und Comödie.

Hel. Ich rechne darauf, Herr Leonard, daß Sie es an Applaudiren nicht werden fehlen laſſen.

Leon. Kann dies jemals Ihnen gegenüber nicht der Fall ſeyn? — Erlauben Sie uns, Sie bis an Ihren Wagen zu begleiten.

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Duparc.

Dup. (für ſich). Da ſind ſie!

Leon. (zu Duparc gehend). Mein wertheſter Freund!

Luc. (freudig zu Heloiſen eilend). Sie kennen ſich.

Alb. (für ſich). Wer iſt der Mann?

Leon. (zu Duparc). Morgen bringe ich Ihnen

nebſt Freund Gerard das Manuſcript. Für jetzt entſchuldigen Sie uns, nicht wahr? Wir begleiten dieſe Damen nach Paris.

Dup. (kalt). Wenn Sie aber erlauben, ſo fahre ich mit.

Leon. (für ſich). Er genirt ſich gar nicht, der Herr Buchhändler!

Hel. Ich kann den Herren zwei Plätze anbieten.

Alb. Welches Glück!

Leon. (für ſich). Und unſer Gepäck? (laut) Tauſend Dank, gnädige Frau, aber —

Hel. Da Ihr Wagen einmal —

Leon. Er muß nun wohl wieder in den Stand geſetzt ſeyn. — Nicht wahr, Albert?

Dup. Ah, Ihr Wagen iſt —

Leon. Eine Stunde von hier zerbrochen. (Für ſich). Will mich der nun auch noch auf die Folter ſpannen.

Hel. Die Herren haben Ihnen ihre Geſchichte erzählt?

Dup. Oh ja, Sie haben mir ſo viel erzählt —

Leon. (leis zu Dupare auf Heloiſen zeigend). Sie wiſſen ja —

Dup. (laut). Wie Sie ſehen, ſo kennen wir uns jedes einzeln, und es konnte mir daher nichts erwünſchter kommen, als uns alle hier zuſammen zu ſehen, um recht offenherzig gegenſeitige Bekanntſchaft zu machen.

Leon. (leis). Wollen Sie uns denn ins Verderben ſtürzen?

Alb. Der Mann wird alles verräthen!

Leon. Meine Damen, darf ich Ihnen unſre Arme —

Dup. (ihn zurückhaltend). Bitte noch ein wenig zu verziehen, meine Herren, ich habe noch die Damen von einigen ganz merkwürdigen Partikularitäten in Kenntniß zu ſetzen. Von einer Erbſchaft, die ein vollſtändiger Roman iſt. — Sie lieben ja dergleichen, Frau Baronin!

Hel. Aber wir wiſſen ja das alles ſchon.

Leon. Allerdings. (Nochmals ſeinen Arm bietend). Erlauben Sie, meine Damen! —

Dup. (ihn wieder zurückhaltend). Erſt nur noch ein Paar Wörtchen über eine gewiſſe Reiſe nach Rußland —

Alb. (für ſich). Wem hat er ſich nur preisgegeben?

Dup. Unſre Reiſenden haben ein Tagebuch über ihre Expedition geſchrieben.

Hel. Ein ſehr glücklicher Gedanke!

Dup. Allerdings, nur daß hier Reiſender ſo viel heißt wie — Lügner.

Alb. (tritt zu Dupart). Um des Himmels willen, mein Herr!

Leon. (für ſich). Jetzt, Genie, verlaß mich nicht!

Hel. Dieſe Herren beſitzen zu viel Gewiſſenhaftigkeit —

Dup. Glauben Sie? — Nun denn! Ich behaupte, Ihnen das Gegentheil beweiſen zu können.

Alb. (für ſich). Wir ſind verloren!

Leon. Wir ſind gerettet! (Er ſagt dies, indem er am Eingange des Gartens eine Perſon erblickt, die mit dem Hute in der Hand ſich nähert. Darauf ſagt er zu Duparc, indem er ihm die Hand auf die Achſel legt, und jenem ein Zeichen des Einverſtändniſſes giebt). Was wollen Sie dieſen Damen beweiſen? — Ich wette im Voraus, daß Sie Unrecht haben.

Dup. Das wollen wir doch ſehen. (Zu Heloiſe) Erfahren Sie denn alſo —

Der Eintretende. (zu Duparc). Hätten der Herr wohl die Güte, mir zwei Worte insgeheim zu vergönnen?

Dup. Ei, ich habe vor niemand Geheimniſſe.

Leon. Geniren Sie ſich nicht — wir wollen Sie gar nicht ſtören. — (Den Arm anbietend). Frau Baronin — (er geht mit der Baronin, nachdem er dem Eintretenden abermals ein Zeichen gegeben hat).

Dup. (zu Heloiſe). Nur einen Augenblick! — Fahren Sie doch nicht fort!

Hel. Wir werden auf Sie im Wagen warten.

Leon. (zu Heloiſen). Gnädige Frau — (geht mit ihr im Hintergrunde ab, ſo wie Albert mit Lucie).

Sechzehnter Auftritt.

Duparc. Der Eintretende. Dann Leonard.

Dup. Nun geſchwind! — Was betrifft's denn?

Eintr. (ihm Papiere vorzeigend). Ein kleines Aktenſtückchen.

Dup. Was soll mir denn das Geschmiere?

Eintr. Es sind einige Ansprüche, die wir das Vergnügen haben werden, Ihnen gegen die Summe von 10,393 Francs, 3 Centimen zu überlassen, als den Betrag des Wechsels ausgestellt auf die Ordre des Herrn Turiel, Pferdehändlers, sammt Kosten der Klage, des Verfahrens, u. s. w. u. s. w.

Dup. Mein Herr, Sie sind ein Betrüger!

Eintr. Mein Herr, ich bin ein Huissier!

(In diesem Augenblicke erscheinen zwei Handelsgerichtsdiener und bleiben als Wache an der Gartengitterthür stehen).

Dup. (wirft das Aktenstück auf die Erde). Ich bezahle keinen Heller.

Huis. So arretire ich Sie.

Dup. Es findet hier ein Irrthum in der Person statt.

Huis. Geht mich nichts an! Sie entwischen mir nicht wie meinem Collegen. — Man hat mich schon von Ihren Kunstgriffen, Verkleidungen und dergleichen unterrichtet, mein Herr alter Engländer! — Also vorwärts!

Dup. Es ist eine schreiende Illegalität!

Huis. (ihn fortstoßend). Immer nur vorwärts!

Dup. Ich gehe nicht!

Huis. (zu den Gerichtsdienern). So macht ihm Beine!

(Die Gerichtsdiener treten vor).

Dup. Gewalt! — (erblickt Leonard, der wieder

im Garten erſcheint). Halt da! — Da iſt ein Herr, der Ihnen ſagen kann —

Leon. Ja, ja, ganz Recht! Nur fort mit ihm!

Dup. O Spitzbube!

Leon. Nach Clichy!

(Dupare wird fortgeführt).

Ende des zweiten Aufzuges.

Dritter Aufzug.

Im Hotel Valeney. Ein Saal, der zu der Geſellſchafts-bühne führt. Die Mittelthür geht in einen andern Saal, in dem ein angezündeter Kronleuchter hängt. Zwei Seitenthüren. Auf jeder Seite ein Tiſch mit Candelabern. Rechts Schreibgeräth. Links einige Bücher.

Erſter Auftritt.

Lucie, von links kommend.

Ich wäre fertig. Jetzt will ich noch ein wenig meine Rolle durchgehn. (Nimmt eine Rolle und denkt nach). Er iſt wieder da — ich habe ihn geſehn — diesmal iſt es keine Täuſchung, wie es mir ſo oft des Abends gegangen iſt, wenn ich von meinem Zimmer aus einen jungen Mann auf der Straße im Dunkeln unbeweglich ſtehen ſah — die Augen auf meine Fenſter gerichtet — und der ſo dort ſtand, lange, lange. Je öfter er wiederkam, je entſchiedener ſchien mir dieſe Aehnlichkeit. — Aber er war ja gar nicht in Paris! — und wenn ich

ihn zu ſehen glaubte, ſo geſchahs wohl nur, weil ich es ſo ſehr wünſchte! — Nun iſt er aber wieder zurückgekehrt! — Ach, bei all der Freude, die ich darüber empfinde, erſchrecke ich um ſo mehr vor dem Gedanken, daß meine Tante beinahe eine Kokette aus mir gemacht hätte, die gar niemanden liebt! — Glücklicherweiſe hatte ich ein Herz, das niemals ſo etwas gewollt hat.

Zweiter Auftritt.

Lucie. Heloiſe im Ballſtaat. Valency. Später Germain.

Val. (zu Heloiſen im Eintreten). In Pontoiſe haben Sie ſie getroffen?

Hel. Ja.

Luc. Liebe Tante, iſt das Ihr Coſtüm?

Hel. Ei freilich.

Luc. Um Sganarelle's Frau zu ſpielen?

Hel. Oh, ich werde doch nicht im groben, gemeinen Kleide auftreten ſollen?

Val. Dabei könnten Sie doch immer noch Ihre Diamanten anbringen, während ich meine Orden und Kreuze doch nicht auf meinem Sganarellrocke tragen kann. — Aber apropos unſrer Reiſenden. Sie haben doch unſre Einladung angenommen?

Hel. Sie verſprachen mir zu kommen.

Val. (ruft). Germain! (zum Bedienten) Germain, Du ſtehſt Schildwacht an der großen Treppe,

worüber die Gäſte kommen, und ſobald Herr Albert und Leonard Thierry erſcheinen, führſt Du ſie hieher. Ich kanns gar nicht erwarten, bis ich ſie wiederſehe. Höre, Germain, dieſe Herren ausgenommen, wird niemand hinter die Couliſſen gelaſſen, niemand als die Schauſpieler und Damen, welche Rollen in der Comödie und der Oper haben.

Germ. Aber die Männer dieſer Damen?

Val. Zurückgewieſen! — Die Männer ganz beſonders. — Sie ſpielen uns ſonſt nur in den Zwiſchenacten eiferſüchtige Scenen. — Zurückgewieſen! — Das iſt eine allgemein erbetene Maaßregel.

Hel. (lächelnd.) Von den Männern?

Val. O nein, nein: von den Frauen. (Zu Germain). Iſt der Saal ſchon voll?

Germ. Gedrückt voll, gnädiger Herr.

Val. Da können noch Zuſchauer in den Corridors ſtehen. Wenn ſie ſich nur ein wenig geniren, wird jedermann gut ſehen können. Und höre, Germain, Du, den ich zu meinem General-Controleur ernannt habe, ſorge ja dafür, daß ſie, ſobald das Schauſpiel zu Ende iſt, ſich gleich auf der Stelle empfehlen, und nicht ſo viele Leute zum Souper dableiben.

Hel. Die meiſten ſind nur zum Aplaudiren zu brauchen. (Germain geht ab).

Val. Sieben Uhr! und Floreſtan noch nicht da! Er hat kaum zwei Proben mitgemacht! Er hatte mir doch verſprochen, zeitig hier zu ſeyn, ... um noch vor dem Schauſpiele —

That allein und nur mit einem Spieße bewehrt, ohnfern dem Hause und beide Thiere schon so weit, als ihre Ketten reichten, ihm entgegengefahren. Als sie nun gewahr wurde, daß Regnar eben, den Spieß nach dem Hunde erhebend, sich näherte, so öffnete sie schnell das Fenster und rief:

Nein, mein König, das wollen die Götter nicht, daß mein frevelhaftes Gelübde Dein Untergang werde. Möge lieber ihr ganzer Zorn hereinbrechen über mich, die Schuldige! — Laß, ich beschwöre Dich, den Angriff auf diese Unholde und begieb Dich auf die andere Seite meiner Burg. Die Zugbrücke soll sogleich herunter. So wirst Du ohne alle Gefahr in die Burg gelangen.

Das will ich nicht! sprach der König. Dein Gelübde ist auch das meinige geworden. Die Thiere, oder ich!

Und so fiel er plötzlich über den schrecklichen Hund her, ihm den Hals mit seinen Knieen zerquetschend, während er den Spieß immer dahin richtete, wo der grimmige Bär den Rachen nach ihm aufsperrte, bis endlich die Waffe tief im Schlunde des Raubthieres fest saß.

Da jauchzte Lathgertha vor Freude und eilte dem Sieger entgegen, welcher sie sogleich als seine Gemahlin grüßte. Drauf sendete er Boten nach seinem Gefolge, das er in Guldalen zurückgelassen, und die Hochzeit wurde gefeiert.

Hel. Ohnstreitig halten ihn wichtige Ursachen zurück, sonst zeigte er wahrhaftig sehr wenig Eifer für einen Bräutigam.

Val. Einen Bräutigam.

Hel. (höhnisch). Nun ja! Ist denn seine Verbindung mit Lucie nicht zwischen Ihnen beiden verabredet?

Val. Wie? Sie wissen —

Hel. Ich weiß, daß Sie wohl daran thäten, mich in gewissen Dingen zu Rathe zu ziehen... So würde ich Sie zum Beispiel daran hindern, die Mitgift Ihrer Nichte dazu anzuwenden, derangirte Verhältnisse wieder in Ordnung zu bringen.

Val. Floreſtan? —

Hel. Ist ruinirt.

Luc. (die sich rechts hingesetzt hatte, um ihre Rolle zu studiren, steht auf). Ruinirt!

Val. Woher wissen Sie das?

Hel. Das kann Ihnen einerlei seyn, aber es ist so.

Val. Ruinirt! — Da beklage ich ihn von ganzem Herzen. ... Ich gestehe Ihnen offen, daß ich da nicht weiß, was aus ihm werden soll, denn in sich selbst hat er gar keine Hilfsquellen.

Hel. Der leichtsinnigste, unzuverlässigste Mensch von der Welt!

Luc. Und nichts weniger als liebenswürdig.

Val. Ein reines nutzloses Nichts! — Was das für ein Unterschied ist zwischen ihm und Herrn Albert Thierry znm Beispiel!

Luc. (freudig). Nicht wahr, Onkel?

Hel. Und seinem Bruder, Herrn Leonard.

Val. Geist, Talent!

Luc. Das ist die allgemeine Stimme.

Val. So einen Mann wünschte ich Dir.

Luc. Glauben Sie wirklich, lieber Onkel!

Val. Nun, ich dächte, ich wäre ganz Deiner Meinung.

Luc. Und ich der Ihrigen. Oh, wenn Sie wüßten, wie liebenswürdig er ist, wenn Sie wüßten —

Val. (declamirend):

„Ward ihm zu Theile jüngst die große Erbschaft doch,
Was brauch' ich weiter dann von ihm zu wissen noch?"

— wie Meister Gorgibus in unserm Lustspiele sagt. — Nun, nun, ich werde das mit Papa Duparc, der recht zu gelegener Zeit von seiner Reise zurückkommt, in Ordnung bringen. — Wir werden ihn doch auch heut Abend sehen?

Luc. Als wir von Pontoise abreisten, kam eben ein Herr zu ihm, der von sehr wichtigen Angelegenheiten mit ihm zu sprechen hatte.

Hel. Und wir konnten nicht länger warten — wegen unsrer Comödie.

Val. Ja, und wenn Herr Florestan nicht kommt, so wird sie zu Wasser, unsre Comödie! — Meine Rolle, in der ich gewiß ganz außerordentlich gefallen hätte!

Germ. (meldet). Herr Leonard und Herr Albert Thierry!

(Die beiden jungen Männer erſcheinen im Vorzimmer mit einem höchſt glänzenden Jäger, der außerhalb des Saales ſtehen bleibt).

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Leonard. Albert.

Leon. (zu dem Jäger, ihm ſeinen Paletot zuwerfend). Wieder ins Hotel! — Den Wagen um Mitternacht.

Val. Ah, da ſind ſie ja, die lieben Reiſenden! — Seyen Sie uns herzlich willkommen.

Leon. Herr Baron, meine Damen, Sie ſehen aus unſrer Eil —

Hel. Für die ich Ihnen ſehr dankbar bin.

Luc. (für ſich). Oh, ich wußte gewiß, daß er kommen würde!

Val. Wie gütig das von Ihnen iſt — müde, wie Sie ſind, und nach dem Unfalle unterwegs — denn ich weiß von meiner Frau —

Leon. Nichts wäre im Stande geweſen, uns zurückzuhalten.

Val. Und bei einer erſt ſo ſpät erfolgten Einladung. — Aber wenn ich dieſe nicht hätte nach Rußland ſenden ſollen —

Leon. Wo ſie uns ſehr leicht nicht getroffen haben könnte.

Val. Sind Ihre Angelegenheiten endlich völlig zu Stande?

Leon. Noch nicht ganz. — Die russischen Gesetze sind in Bezug auf Erbschaften so langsam —

Val. Wahrhaftig?

Leon. Fragen Sie meinen Bruder. (Leis zu Albert). Rede doch etwas! (laut) Und der Wunsch, bald wieder nach Frankreich zurückzukehren, wohin alles uns zurückrief —

Luc. (zu Albert). Sie waren wohl sehr ungeduldig?

Alb. O ja, ja, mein Fräulein. Ich fühlte innig, daß Verbannung die schwerste aller Strafen seyn müsse. Könnte ich Ihnen doch die freudigen Gefühle schildern, die mich durchströmten, beim endlichen Wiederanblick —

Leon. Des Asphalts der Boulevards und des Obelisken auf dem Platze von Louis XV. — Ja! ein wahrer Enthusiasmus!

Val. Sie haben aber doch dort gewiß Ihre Procura gelassen?

Leon. Versteht sich, denn wir haben in der Eil höchstens ein 100,000 Rubel mitgenommen.

Val. Je nun, das ist schon ganz artig. — Und Rußland, wie haben Sie es denn gefunden?

Leon. Sehr civilisirt. — Nicht wahr Albert? (Zu Albert leis). Aber so gieb doch auch ein Wörtchen dazu! (laut). Wir glaubten in der That nur einige Meilen von Paris entfernt zu seyn.

Val. Werden Sie Ihre Reise nicht auch beschreiben?

Hel. Die Herren denken es zu thun.

Leon. Sind ſchon damit fertig. — Ein förmliches Tagebuch — mit landſchaftlichen Anſichten — oh! ich mache Sie darin auf eine Erzählung aufmerkſam, die Ihnen manche Thränen koſten wird. ... Ein alter Grenadier — ein Ueberreſt der großen Armee!

Val. Der großen Armee! — O die habe ich gar gut gekannt — die ſchöne Zeit der großen Lieferungen! — Oh, damals war alles groß!

Hel. Sie haben auch eine Oper fertig?

Leon. Seſoſtris.

Luc. Von Ihnen componirt?

Leon. Text und Muſik.

Hel. Sie überreichten mir ein Bruchſtück, das Sachen enthielt —

Leon. Wobei ich mich glücklich ſchätzen würde, wenn ſie Ihrem Herzen werth geworden wären.

Val. Gut, gut! Wir werden Seſoſtris aufführen, und ich nehme es über mich, Ihnen einen Text für die komiſche Oper zu verſchaffen.

Leon. Herr Baron! —

Val. Was Sie betrifft, Herr Albert, ſo habe ich Ihren vortrefflichen Plan geleſen —

Alb. (freudig). Wahrhaftig, Herr Baron! Und Ihr Urtheil darüber?

Val. Daß es die glücklichſte Idee von der Welt iſt.

Luc. (für ſich). Oh, deſto beſſer!

Val. Genial und gründlich!

Alb. Oh, Herr Baron, Ihr Beifall, Ihre Billigung — das ist der Lohn, den ich aufs heißeste ersehnt habe! — Jetzt fasse ich wieder Vertrauen zu mir selbst, zu meiner Zukunft! Das Ziel, nach dem ich so lange vergebens strebte, ich werde es erreichen!

Val. Es handelt sich jetzt darum, so bald als möglich eine Commandite zu organisiren —

Leon. Da haben wirs endlich!

Val. Die ganze Börse soupirt heute bei mir, und ohne also bis morgen zu warten —

Alb. Oh, Herr Baron, mein Dank —

Val. O bewahre! bewahre! — Ein noch ungekanntes Genie in das rechte Licht stellen —

Leon. (leis zu Albert). Nun bist Du schon ein Genie!

Val. Das ist eine Rolle, auf die ich stolz bin. — Aber Apropos der Rolle — Herr Florestan kommt ja noch nicht?

Hel. Es ist unausstehlich!

Val. Er ist sicher ruinirt! — Ich verliere auch 4000 Francs dabei.

Hel. Sie liehen ihm Geld?

Val. Freilich! Weil ich glaubte, er brauche keins.

Leon. Ganz natürlich.

Val. (zu Leonard). Sprechen Sie nicht weiter davon.

Leon. Ich werde so discret seyn, wie Sie selbst.

Val. Man muß großmüthig seyn! Blos mein Cassier solls erfahren.

Hel. Und somit ist unsere Comödie, Dank sey es dem Herrn Floreſtan, auseinander!

Val. Kein Liebhaber für meine Frau.

Leon. Könnten Sie mich nicht brauchen?

Val. Ja, wenn das möglich wäre!

Hel. Und warum denn nicht?

Val. In so kurzer Zeit!

Leon. Mit einem guten Souſleur. — Was ſpielen Sie denn?

Val. Etwas von Moliere.

Leon. Moliere, den kenn' ich auswendig.

Hel. Sie ſind ein köſtlicher Menſch!

Val. (declamirend):

„Das iſt ein Mann — doch nein — vielmehr der meiner Frau."

Ein Vers meiner Rolle.

Leon. (nachdenkend). In — in —

Val. In Sganarelle.

Leon. Ja, ja! Sganarelle, oder der . . .

Val. Das bin ich. Die Frau Baronin macht die Frau des Sganarelle.

Leon. Und Célie?

Luc. Ich, Herr Leonard.

Leon. Vortrefflich. Das Stück weiß ich ſo gut wie das ABC.

Alb. (leis zu Leonard). Was machſt Du da wieder!

Leon. (ebenſo zu Albert). Laß mich nur. (Laut). Ein Liebhaber, der von einer Reiſe zurückkommt, und voll Angſt und Sorge ſich findet, denn:

„Cölies Vermählung füllt mit Unruh seine Seele!“ Denn in der That hat man während der Abwesenheit des jungen Mannes Cölie mit einem reichern Manne vermählen wollen.

Luc. Ja, ja, so ists.

Leon. Aber er faßt wieder Muth:

„Cölie ließ ihn bemerken
Beweise ihrer Lieb', die seine Hoffnung stärken.“

Hel. u. Val. Bravo! Bravo!

Luc. Ganz und gar die Situation!

Alb. (für sich). Sie hat mich dabei angeblickt!

Hel. Welch glückliches Zusammentreffen!

Val. Sie spielen also?

Leon. Abgemacht!

Val. Nun denn, geschwind, geschwind ein kleines Pröbchen, so im engen Kreise! (Er holt ein Buch vom Tische und kommt dann wieder in die Mitte der Bühne). Da ist das Stück ... Ich habe blos einige kleine Verbesserungen darin angebracht.

Leon. In Moliere?!

Val. Der Spaßvogel ist ein wenig gar zu leichtfertig, und unsre Damen haben keusche Ohren.

Hel. Mein Mann hat Ausdrücke verändert, die ...

Leon. Ein Beweis seines Geschmacks.

Val. Sie sehen selbst ein, daß für einen Zuhörerkreis wie der unsrige, zu viele Personalitäten darin vorgekommen seyn würden. (Er blättert in dem Buche, das er in der Hand hat). Aber, wo zum Henker ist nur —

Alb. (zu Lucie, der er sich indeß näherte). Ich könnte leicht eifersüchtig auf meinen Bruder werden, mein Fräulein! Seine Rolle in jenem Lustspiele —

Luc. Sie werden die Ihre während des Balls zu spielen haben.

Leon. (zu Heloise). Warum ist meine Rolle nicht noch näher mit der Ihrigen in Verbindung!

Hel. Sie scherzen!

Leon. O nein! Ich wünschte vielmehr —

Val. (für sich, einen Vers seiner Rolle im Buche lesend, um anzudeuten, daß er das Gesuchte gefunden) „Mit einem Hirschgeweih die Stirne mir zu krönen." Ich hab's! ich hab's! Nun, probieren wir hier oder auf dem Theater?

Hel. Auf dem Theater dächte ich.

Leon. Schön! (Alle wenden sich zum Abgehen, bleiben aber stehn, als sie Florestan erblicken, der zwischen Valency und Heloise tritt).

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Florestán.

Flor. Was für eine Wagenreihe!

Val. Florestan!

Flor. Ich mußte 200 Schritt von der Thüre aus meinem Cabriolet steigen, um nur — (zu Valency) guten Tag! (Valency dreht ihm den Rücken und fängt an, seine Rolle halblei zu recitiren. Florestan begrüßt

nun Heloiſen). Gnädige Frau! — und Herr Leonard! — Schon wieder aus Rußland zurück?

Leon. Mein Herr — ich freue mich — wie geht es Ihren Pferden? my dear!

Flor. Vortrefflich, eins ausgenommen, Bollingbroke, das beinah den Hals gebrochen hätte und ich mit — das iſt auch die Urſache, warum ich ſo ſpät gekommen bin. — Ich war bei einer steeple chase engagirt.

Leon. (für ſich). Mit den Gerichtsdienern!

Hel. Heut, mein Herr, heut waren Sie auf dem Bollingbroke!

Flor. Nein, gnädige Frau, unter ihm war ich. — Im Augenblicke, als ich über eine Barriere ſprengen wollte, überſchlug ſich das Thier mit mir. Ich lag darunter, dem Erſticken nahe, als die unbeſonnenen Menſchen herbei eilten und mir mit Gewalt Hilfe bringen wollten — wenn ſie mich nur mit der Fingerſpitze berührt hätten, ſo war mein Einſatz von 500 Louisdor verloren — das iſt Geſetz. Glücklicherweiſe wehrte ich mich, ſtand ohne ihre Hilfe auf — huſch in den Sattel — ich galoppire weiter und bin der erſte am Ziele.

Luc. (leis zu Valency). Immer dieſelben Geſchichten!

Val. Wenns keine Pferde mehr giebt, wovon ſoll er denn dann noch reden?

Hel. Ha! Alſo ſo haben Sie Ihren Tag angewendet?

Drei Jahre lang lebte der König mit Lathgerthen in Norwegen und sie gebar ihm einen Sohn, Namens Fridleif und zwei Töchter.

Ein Aufruhr der Jütländer und Schonen erheischte seine Gegenwart, als eben Lathgertha im Kindbette lag.

Wollten die Götter — sagte sie bei der Trennung — daß ich mit Dir ziehen könnte; denn so wie Du jetzt scheidest, werde ich Dich nie, nie wiedersehen!

Und warum nicht? fragte Regnar. Bin ich doch schon aus so manchem Kampfe siegreich, oft sogar unverletzt gegangen?

Das — versetzte Lathgertha im Tone der Weissagung — das wird auch diesmal der Fall seyn. Aber als mein ehelich Gemal werde ich Dich nimmer wiedersehen. Und welch ein Recht hätte ich auch, das zu hoffen? Hast Du die herrliche Thora vergessen in meinen Armen, um wie viel eher werde ich Dir aus dem Sinne kommen. — Kein Betheuern, Regnar, fuhr sie fort. Kehrest Du mir wieder, wie Du gehest, als mein Gemal, so werde ich den Göttern dafür danken. Bewährt sich aber meine Ahndung, dann werde ich denken, daß ich glücklich gewesen bin durch Deine Liebe und diejenige segnen, welche dieses Glückes nach mir genießen soll, wenn sie dessen würdig ist. —

Keinen Schwur, Regnar! so wiederholte sie,

Flor. Ich war wie zerſchlagen, aber da ich die Dunkelheit einbrechen ſah, ſo ritt ich dennoch in Einem Galopp noch nach Hauſe, von wo ich denn ganz in Verzweiflung hierher fuhr, denn Sie hatten auf mich gewartet!

Hel. Sehr geduldig.

Flor. Wenn ich nun den Hals gebrochen hätte, was wäre aus Ihrer Comödie geworden?

Val. Oh, deshalb ſeyen Sie außer Sorgen.

Hel. Herr Leonard hat die Güte, die Rolle zu übernehmen, welche Sie ſpielen ſollten.

Flor. Herr Leonard? — Erlauben Sie, mein lieber Baron, ich ...

Val. Zerſchlagen wie Sie ſind, werden Sie gar nicht böſe darüber werden, einen bloßen Zuſchauer abzugeben. — Ich muß aber doch geſchwind einmal im Saale nachſehen. — Herr Leonard, in 5 Minuten auf der Bühne, der kleinen Probe wegen. (ab).

Flor. (ihm nachgehend). Aber erlauben Sie doch, mein Beſter, daß ich — (kommt wieder vor). Ohne Herrn Leonard beleidigen zu wollen, muß ich gegen eine Stellvertretung proteſtiren —

Hel. Welche durchaus nothwendig geworden ... es läßt ſich nicht gut Comödie mit Leuten ſpielen, die erſt nach Sonnenuntergang zur Probe kommen können.

Flor. Gnädige Frau!

Hel. Herr Floreſtan, wir empfehlen uns Ihnen, ich und meine Nichte. (Heloiſe und Lucie verbeu-

gen ſich gegen Floreſtan und gehen ab. Dieſer bleibt beſtürzt ſtehen).

Leon. (zu Albert). Decrescendo!

Fünfter Auftritt.

Leonard. Albert. Floreſtan.

Flor. (für ſich). Eiferſucht! Nichts als Eiferſucht! — Sie vermuthet vielleicht ſo etwas von meinen Heirathsprojecten! — (Zu Leonard). Vor allen Dingen meinen Glückwunſch. — Ich bin ausgeſtochen, wohl bekomme es Ihnen! — Ich ſuche jetzt Sganarelle auf, um zu erfahren, ob er etwas geſagt hat — vor der Hand ſoll er ſchweigen — die Baronin braucht es erſt nach der Unterſchrift zu erfahren. (Geht ab).

Sechſter Auftritt.

Albert. Leonard.

Leon. Victoria! — Floreſtan iſt zu Grunde gerichtet! Complet zu Grunde gerichtet! — Wie Diomed von ſeinen eignen Pferden gefreſſen! Dank ſey es unſerm Reichthume! Du biſt nun ein Menſch von Genie und ich auch ... ein groſſer Compoſiteur, das verſteht ſich, das merkt man ſchon an meinen gelben Handſchuhen und neuem Frack. O erhabener Schneider Human! Du der dieſe Schöpfung vollendete, man ſollte Dir ein Pantheon errichten und daran mit goldnen Lettern die Inſchrift ſetzen: Dem Könige der Schneider die dankbaren Emporkömmlinge.

Alb. Deine Lustigkeit macht mich ganz verdutzt. — Wäre sie nicht, so würde all mein Gefühl sich gegen die Lüge empören, deren wir uns schuldig machen.

Leon. Lüge? — Ist denn unser Talent nicht wirklich und wahr? — Man wollte es beim Sonnenlichte nicht erkennen, da habe ich es denn in eine theatralische Gasbeleuchtung gestellt. — Das ist ein bloßer Lichtwechsel, ein optischer Prozeß — wie in einem Diorama.

Alb. Ja, ja, Du thatest wohl daran — jetzt sehe ichs ein. — Seit Florestan ruinirt ist, ist er ein bloßer Geck geworden, und wir dagegen — aber wenn man es entdeckte . . .

Leon. Wie nur?

Alb. Diese Personnage in Pontoise, die Du für einen Buchhändler angesehn hast . . .

Leon. Und die mich alles ausplaudern ließ, während, wie ich jetzt erfahren habe, der wirkliche Buchhändler nicht einen Fuß außerhalb Paris gesetzt hat —

Alb. Das macht mich für meine Liebe besorgt.

Leon. Ach, Deine Liebe! — Für jetzt laß sie sich nur noch von Seufzern ernähren, denn wenn Du den Roman auf die Spitze treiben wolltest, müßtest Du Dich wegen Deines Vermögens ausweisen —

Alb. (erschrocken). Dann wäre alles verloren!

Leon. Ist aber erst einmal Deine Stellung gesichert —

Alb. (freudig). So erkläre ich mich.

Leon. Und Herr Leonard Thierry, berühmter

Tonſetzer, hat die Ehre, die Vermählung ſeines Bruders Albert mit Fräulein Lucie Duparc anzuzeigen.

Alb. Oh, mein Feund, mein Bruder! Die Hoffnung, welche Du mir giebſt, belebt mein Herz zum Entzücken, und macht mich vor Freude toll! — Lucie — meine Frau!

Leon. Wir machen dann nach vornehmer Art eine Hochzeitreiſe — und zwar nach Rußland — fürs erſte aus Dankbarkeit, und dann um zu ſehen, ob Deine Zeichnungen nicht etwa zufällig ein wenig ähnlich ſind.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. de Valency.

Val. (aus der Mittelthür, worin er ſtehen bleibt). Nun, Herr Leonard! Meine Frau erwartet Sie zur Probe! — Geſchwind, geſchwind! — Sie ruft Sie und fragt jedes Echo nach Ihnen.

Leon. Ich eile, ich fliege! (ab).

Val. (zu Albert). Wir aber gehen blos. — Ich bin trotz dem überall! — Ich verdopple, ich multiplizire mich förmlich. Geſchäfte und Vergnügungen werden zu gleicher Zeit betrieben. — Eben ſprach ich von Ihrer Eiſenbahn mit einem Collegen, der mit uns ſpielt — dem Gorgibus — er nimmt 200 Actien. Vor Mitternacht können ſie alle untergebracht ſeyn. — Ich werde aller Welt zwiſchen dem Thee und dem Gefrornen Eiſenbahnen anbieten.

Alb. Oh, Herr Baron, vielleicht werde ich Ihnen das Glück meines Lebens verdanken!

Val. Ich weiß es! — Verlassen Sie sich auf mich, mein junger Freund, wir werden alsdann alle dem durch eine rasche Heirath die Krone aufsetzen.

Alb. (erschrocken). Heirath! — jetzt! — O, Herr Baron, ich bin außer Stande —

Val. Weil Sie verliebt sind? — Aber deshalb wollen wir nichts von der Hand weisen. — Es könnte leicht möglich seyn, daß gerade von der Person die Rede wäre, die Sie lieben.

Alb. Mein Gott!

Val. Meine Fräulein Nichte hat mir ihr Herzchen ausgeschüttet, und ich habe keine Zeit verloren. — Ihr Vater ist eben angekommen. — Er ist freilich heut von verteufelter Laune! — Warum? weiß ich nicht, aber das hat mich doch nicht abgehalten, tiefer in die Sache einzugehn.

Alb. Sie haben ihm gesagt —

Val. Blos Ihre Talente habe ich ihm vorgerechnet — und was eine Hauptsache ist, Ihr schönes Vermögen.

Alb. (für sich). Alles ist verloren!

Val. Duparc will selbst mit Ihnen davon sprechen, ja, ja, er besteht darauf, daß Sie selbst bei ihm um das Mädchen anhalten sollen. — Es ist ein Original — ein antediluvianischer Starrkopf — ich stelle Sie ihm im Augenblicke vor.

Germ. (eintretend). Man erwartet den gnädigen Herrn auf dem Theater.

Val. Verzeihen Sie, man wartet auf mich, (declamirend):
„Ich geh — werf' ab den Ohm — und werde Eganerelle."
He, he, he! Das ist so ein Vers von eignem Machwerk. — Oh, wenn man auch Bankier ist, reitet man doch eben so gut seinen Pegasus wie irgend ein anderer. (Geht ab).

Achter Auftritt.

Albert allein.

Ja, ja! alles ist verloren! Um ihre Hand anhalten, das wäre ein Betrug! — Mein Traum verweht — und dies in demselben Augenblicke, wo ich erfahre, daß sie mich liebt! — Sie liebt mich! — O du mein Gott! Was mich mit Himmelsfreuden erfüllen sollte, ist gerade das, was mich zu Boden drückt! — Ich verliere den Verstand! — Lucie! — Lucie! — Aber ich muß ihr alles sagen! — Ja, ich will wenigstens ein rechtlicher Mensch bleiben! — Aber wie mit ihr sprechen? — vor so vielen Leuten? — Ein Brief! Ja, es giebt nur dies einzige Mittel. (Setzt sich rechts und schreibt.)

Neunter Auftritt.

Albert. Lucie.

Luc. (eintretend). Ich will doch sehn, wo ich meinen Vater finde. — Ha, Albert! — Er schreibt. — Wie hübsch er ist! — Oh, wenn meine Wünsche...

wenn ich ihm angehöre! — (In diesem Augenblicke hat Albert zu schreiben aufgehört. Er wirft die Feder weg und stützt das Haupt in beide Hände. Dann scheint er wieder Muth zu fassen, und trocknet sich das Auge). Er weint! — O mein Gott! was ist ihm denn? — Meine Tante hat mir freilich gesagt, ich soll mich nie von den Thränen eines jungen Mannes rühren lassen! — Da sieht man, daß ich gar nicht mehr kokett bin, denn ich hätte große Lust, selbst aus Herzensgrunde zu weinen.

Alb. (hat seinen Brief geendet und gesiegelt und steht auf). Nun fort! — Ha, sie!

Luc. Man ließ Sie allein, Herr Albert? Ich glaubte hier meinen Vater zu finden, der eben angekommen ist.

Alb. Mein Fräulein — ehe Sie mit ihm sprechen, hören Sie mich gefälligst an. — Ich muß mit Ihnen allein sprechen — und in wenigen Minuten wär es dann zu spät.

Luc. (für sich). Wie mir das Herz schlägt! — Er will mir gewiß ein Geständniß ablegen!

Alb. (für sich). Wie soll ich Worte finden? (laut) Von dem Tage an, wo ich das erstemal hieher gekommen bin, mein Fräulein, hatten alle meine Wünsche und Bestrebungen nur Ein Ziel. — Ich hatte Hoffnungen, ob auch in einer weiten Ferne — aber heut — (für sich). O nein, nein! ich werde nie den Muth dazu haben!

Luc. (für sich). Aber eine solche Erklärung ist ja gar nicht so etwas Fürchterliches!

Alb. Mein Fräulein! — wenn es wahr wäre, daß Sie einiges Intereſſe an meinem — o nehmen Sie dieſen Brief — nehmen Sie, ich beſchwöre Sie darum — und wenn ich nicht mehr hier ſeyn werde — ſo leſen Sie ihn. — Leben Sie wohl! (eilt ab).

Zehnter Auftritt.

Lucie, allein.

Leben Sie wohl! — und vorhin eben — dieſe Thränen! — Ich zittre! — Man hat ihm vielleicht geſagt, daß ich mit ihm auch erſt nur ſo mein Spiel treiben wollen — aber jetzt muß er doch geſehen haben, daß ich ihn liebe, wahrhaft liebe! — Hätte ich aber auch dieſen Brief annehmen ſollen? — Ach, gewiß nicht, wenn ich ihn nicht vorher hätte weinen ſehn. — Nein, gewiß und wahrhaftig nicht! — Aber ſoll ich ihn nun leſen? — O nein, nein, ich habe meinem Vater verſprochen —

Dup. (von außen). Ich will doch ſehn, wer mich zurückhalten ſoll!

Luc. Er iſt es ſelbſt! (verbirgt den Brief).

Elfter Auftritt.

Lucie. Duparc. Germain.

Germ. Aber, mein Herr, meine Anweiſung —

Dup. Der Henker hole Dich und Deine Anweiſung!

Luc. Aber, Germain, ſehen Sie denn nicht, daß es mein Vater iſt?

Germ. Das wußte ich nicht. Ich hielt den Herrn für einen Ehemann. (Ab).

Dup. (den Stock ſchwingend). Ich ſehe nicht ein, was mich abhält, hier alles kurz und klein zu ſchlagen! — Du ſpielſt wohl auch in der ſaubern Comödie mit? — Nur Geduld, ich habe mir noch ſo ein kleines Nachſpielchen dazu ausgedacht.

Luc. Ach, lieber Vater, ich konnte es nicht abſchlagen.

Dup. So ſoll es wenigſtens zum letztenmale ſeyn — denn morgen nehme ich Dich aus dieſem Hauſe weg, wo man nie anders hereinkommen kann, als zwiſchen ein Paar Reihen Lampen. — Wollte man mir nicht geradezu den Einlaß verwehren unter dem Vorwande, weil ich keine Einladung vorzeigen konnte. — Ich kam ohnedies ſchon in einer Laune hieher, in einer Laune — warum biſt Du aus Pontoiſe fortgefahren, ohne auf mich zu warten?

Luc. Der Herr, der mit Ihnen in dringenden Geſchäften ſprechen wollte —

Dup. Der Schurke! Der Spitzbube!

Luc. Wer hat Ihnen denn etwas zu Leid gethan?

Dup. Oh niemand, niemand! Es iſt nur ſo eine Reiſeerinnerung.

Luc. Der Herr hielt Sie ſo lange auf ...

Dup. Und ſo feſt!

Luc. Daß meine Tante für gut hielt, immer fortzufahren.

Dup. Vor den Maire geschleppt, um meine Identität zu beweisen! — Aber das sollen sie mir theuer bezahlen! — Wo ist Dein Oncle? Er wollte mir jemand vorstellen.

Luc. Herrn Albert!

Dup. Freue Dich nicht gar zu sehr darüber — denn ich sage Dir ein für allemal: Herr Albert wird nie Dein Mann.

Luc. Oh, mein Gott!

Dup. Nie! — Er ist hier, nicht wahr? — Er hat wieder angefangen, Dir die Cour zu machen? — Sage mir alles! Gestehe!

Luc. (sich rechts niedersetzend). O! ich wäre Zeitlebens unglücklich!

Dup. Ta, ta, ta, ta, es ist besser, Du weinst jetzt, als dann in Deinem eignen Hause. Du wirst bald einsehen, ob ich Recht habe. (Erblickt Florestan, der zur Mitte eintritt). Aha, da kommt der andere! — Suchen wir uns zu beherrschen!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Florestan.

Flor. (zu Dupart, ohne Lucie zu sehn). Ich täusche mich nicht! — Sie sinds wirklich, den ich von weitem —

Dup. (kalt). Ich bins allerdings.

als der König ihr seine Treue bekräftigen zu wollen schien. Siehe, wie dort im Hafen alles bereit ist und eile, Deiner Herrscherpflicht Gnüge zu leisten.

Als er, tief gerührt, sie verlassen hatte, da erhob sie sich von ihrem Lager, um die Abfahrt mit anzusehen. Sie verfolgte die Bahn seiner dreihundert Schiffe so lange, bis ihr Auge den Thränenschleier, der es umfloß, nicht mehr zu durchdringen vermochte. —

Lathgertha's Ahndung erfüllte sich. Regnar siegte überall, während mehreren Jahren, sein Herz aber wußte er nicht zu bekämpfen.

Einsmals bei Nacht lief er mit seinen Schiffen in einen Hafen, dicht bei Spangereid ein. Hier lebte eine Hirtin Namens Kraka. Als diese im ersten Strale des Morgens die vielen Schiffe erblickte, so eilte sie zurück in ihre Wohnung, schlug ihr lichtes Haar in Locken und legte die besten Kleider an. Die Mutter verwies ihr, daß sie die Heerde, wegen so unnützer Dinge, verlassen habe. Aber Kraka sagte:

Die Heerde ist unter guter Obhut und meine Herkunft begehret es, daß ich die Augen der Ankömmlinge nicht durch sorglosen Anzug verletze.

Deine Herkunft? entgegnete Grima, ihre sogenannte Mutter, erschrocken.

Flor. (unruhig). Bei Herrn von Valency . . .

Dup. Ich kam ausdrücklich hieher, um Sie zu finden, Sie und . . .

Flor. Aber es kennt Sie doch niemand!

Dup. Nein, niemand.

Flor. Sie waren ja alle aus Pontoise davon geflogen . . . ich habe keinen Menschen mehr dort gefunden . . . (erblickt Lucie). Doch still! (sich ihr nähernd). Reizende Lucie . . .

Dup. (für sich). Ich hätte wahrhaftig Lust . . . aber nein, mein sauberer Herr Schwager muß dabei seyn.

Flor. (wieder zu Dupare tretend). Und meine Angelegenheit? Ist alles abgethan?

Dup. Nein.

Flor. Was? Fehlgeschlagen! Alle Teufel! (als er sieht, daß Lucie aufsteht). O, verzeihen Sie, schöne Lucie, daß ich noch nicht meine Pflicht gethan habe — einer meiner Freunde — (Dupare vorstellend) meiner intimsten Freunde, ein reicher Sportman, ein großer Liebhaber von Rennpferden, dem ich hier Zutritt zu verschaffen übernahm und Ihnen jetzt vorstelle.

Luc. Wie? Sie stellen mir meinen Va . . .

Dup. (schnell zu ihr tretend und ihr ein Zeichen gebend zu schweigen). Kein Wort! Gehe, und warte im Nebenzimmer auf mich.

Luc. (für sich, links abgehend). Was soll denn das heißen?

Flor. (unruhig für sich). Diese verfehlte Anleihe!

(zu Dupare) Sie geht! — nun, deſto beſſer! — Dieſe da iſts, die ich heirathe.

Dup. Ha, ha, ha! Dieſe da!

Flor. Aber ich muß auf der Stelle 30,000 Francs haben. — Einer meiner Gläubiger iſt hier und droht alles unter die Leute zu bringen, wenn ich ihn nicht beſchwichtige. — Da kann niemand helfen als Sie! — Denken Sie doch nach, überlegen Sie!

Dup. Ich?

Flor. Das Viertel der Mitgift, wenn Sie mich hier herausziehen.

Dup. Sie bieten mir ein Viertel der Mitgift an?

Flor. Wenn ich innerhalb einer Stunde im Beſitz von 30 Bankbillets zu 1000 Franks bin.

Dup. Gut, gut! — Ich werde mit Herrn von Valency ſprechen, um ſeine Abſichten kennen zu lernen.

Flor. Mit dem bin ich ganz in Richtigkeit. Er wartet nur auf die Ankunft des Vaters — eines reichen Kaufmanns aus der Provinz — der ſich ſehr geſchmeichelt finden wird —

Dup. Glauben Sie?

Flor. Alle Wetter! — So ein Eingeborner von Mühlhauſen, bei Wachsleinwand auferzogen — und — einen Schwiegerſohn bekommen wie mich!

Dup. Sie haben ganz Recht. — Nun denn! wenn Sie mich mit Herrn von Valency ſprechen ſehn — ſo treten Sie nur zu uns — Ihre Angelegenheit wird dann bald abgethan ſeyn.

Flor. Sie sind mein Schutzengel!

Dup. Verlassen Sie sich darauf. (Für sich). Jetzt zu meiner Tochter. (Geht links ab).

Dreizehnter Auftritt.

Florestan, allein.

Ja, wenn er nicht wäre, müßte ich den alten Spitzbuben Robert wieder zu Hilfe nehmen, wenn ich mich nicht in die Stallfütterung der Regierung verfügen wollte. Ja, diese sorgt väterlich für die Verbesserung der Racen durch solide Einsperrung und magre Kost. — Aber das Heirathen, das Heirathen ist eine Verjüngungsquelle für zerrüttete Vermögensumstände — Ich muß nur eilen, und meinem Gläubiger die tröstliche Nachricht bringen. (Er will rechts abgehen, bleibt aber an der Thür stehen, als er Valency's Stimme hört).

Vierzehnter Auftritt.

Florestan, de Valency, Albert, dann Leonard und Heloise.

Val. (Albert beim Arme hereinbringend). Sind Sie toll, junger Mann? — Sie laufen da über Hals und Kopf die Treppe hinunter! — Halt da! — ich lasse Sie sonst von meiner Munizipalgarde festnehmen. — Fortzulaufen, da ich Sie eben Herrn Duparc, Ihrem künftigen Schwiegervater vorstellen will!

Alb. Was ſoll ich ſagen?

Flor. (für ſich). Wie? Was? — Er mein Nebenbuhler! — weil man ihn für reich hält. — Nun, wartet nur, im Augenblicke bringe ich die Geſchichte von der Erbſchaft unter die Leute, und dann wollen wir ſehen! (Geht rechts ab).

Hel. (tritt im Hintergrunde an Leonards Arme auf). Sie werden Ihre Sachen vortrefflich machen! — Ich bin ganz entzückt!

Leon. Verläßt mich das Gedächtniß, ſo werde ich zu Ehren des Herrn Barons improviſiren — man wird dann alles auf die ſo glücklich veränderten Verhältniſſe ſchieben.

Val. So bleibt denn weiter nichts übrig, als ſich anzukleiden. — Wo iſt denn Lucie?

Hel. Ohnſtreitig bei ihrem Vater.

Val. Ich will doch, da wir noch einige Zeit übrig haben ... (geht nach links und erblickt Duparc). Ha! — erwünſcht! — Geſchwind! geſchwind!

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Duparc und Lucie von links.

Dup. Ich treibe mich ſchon ſeit einer Stunde herum, um Sie aufzufinden.

Val. Meine Herren, ich ſtelle Ihnen hier Herrn Duparc, den Vater meiner Nichte vor.

Leon. (ſich umdrehend und wie vom Blitz getroffen). Ha!

Alb. Er!

Luc. (für ſich). Was iſt Ihnen denn?

Val. (zu Dupare, in der Präſentation fortfahrend). Herr Albert Thierry, von dem ich mit Ihnen ſprach — ein junger Mann von Genie, Verfaſſer eines ſublimen Aufſatzes, der ſein Vermögen verdoppeln wird. — Herr Leonard Thierry, ſein Bruder, ein Tonſetzer vom größten Talent.

Dup. Oh, ich kenne bereits die Herren.

Val. Ei!

Hel. Habe ich es Dir nicht geſagt?

Dup. Ja, ja — wir ſind uns begegnet.

Val. Wo denn?

Dup. Auf unſern Reiſen — in Rußland — wo dieſe Herren die Verlaſſenſchaft eines reichen Onkels erhoben haben — (zu Leonard) nicht wahr, mein junger Herr?

Leon. (für ſich). Ich ſtehe auf Nadelſpitzen!

Alb. (für ſich, auf Lucie blickend). In ihrer Gegenwart!

Val. (zu Dupare). Sie waren alſo auch in Rußland? — Sie!

Dup. Ich auch, gerade ſo wie dieſe Herren.

Luc. (zu Dupare). Warum waren Sie denn da heut Morgens ſo verwundert?

Val. Das iſt wahrhaftig ein Zuſammentreffen, das man kaum in einem Romane ſo finden ſollte! — Allerliebſt, ganz allerliebſt!

Leon. O ja!

Val. Nun, da werden ſich ja unter ſo alten Bekannten die Sachen von ſelbſt machen — und wir können gleich über gewiſſe Projektchen ſprechen —

Leon. (für ſich). Wo will er hinaus?

Alb. (ebenſo). Habe ich das verdient? (Man läutet von außen).

Val. Ach du mein Himmel! es iſt zu ſpät. — Das iſt ſchon die Theaterklingel! — Wir müſſen uns anziehen, Herr Leonard, geſchwind! geſchwind! — Während der Zeit wird der liebenswürdige Herr Albert mit Papa Duparc ein Wörtchen im Vertrauen ſprechen. — Verſtehen Sie, meine Damen!

Hel. Wir gehen ſchon.

Val. Allons, Herr Leonard! vorwärts!

Leon. Ich folge Ihnen. (Valency geht ab).

Luc. (zu Duparc, bittend). Beſter Vater!

Dup. (leis). Denke nicht mehr daran.

Hel. (zu Lucie). Kommſt Du?

Luc. (für ſich, im Abgehn). Ach! ich habe große Luſt, jetzt Komödie zu ſpielen! (Mit Heloiſe ab).

Sechzehnter Auftritt.

Leonard. Duparc. Albert.

Leon. (für ſich). Jeder Menſch hat nur Einen Vater, und gerade an den der Kleinen dort, mußte ich kommen!

Dup. (zu Albert). Nun, junger Mann? — Sie wollen mich um etwas bitten? — Herr von Valency hat mit mir von Ihren Abſichten auf meine Tochter geſprochen.

Leon. (für ſich). Nun, das fehlte noch!

Dup. Fräulein Duparc iſt eine reiche Partie, und Ihr Anſuchen läßt mich vorausſetzen, daß alle Verhältniſſe ſich im Einklange finden. — Sie haben, wie man mir ſagt, eine Erbſchaft gemacht . . .

Alb. Mein Herr —

Leon. (für ſich). Welche Verlegenheit!

Dup. Warum ſo beſtürzt, mein Herr? — Ha! ich errathe. Sie wünſchen ohnſtreitig zu wiſſen, wie ich mich von der Sache losgemacht habe, wegen der man mit mir in Pontoiſe ſprechen wollte.

Leon. Seyen Sie überzeugt, mein Herr, daß wenn ich gewußt hätte, meine Unbeſonnenheit würde —

Dup. Den Vater der Fräulein Duparc treffen. — Ja das iſt freilich ein ſehr unglücklicher Gedanke geweſen, gerade den Vater zum Vertrauten Ihrer Duelle, Abenteuer und Schulden zu wählen.

Alb. Unſrer Schulden?

Leon. Ach, du lieber Himmel, wir ſind gar nicht reich genug, um Schulden zu haben! — Ich habe alles das blos in einer Aufwallung von Eitelkeit geſagt. Auf Ehre!

Dup. Oh, eine ſo große Erfindungsgabe ſetzt mich gar nicht in Verwunderung. Sie hatten auch bereits eine Erbſchaft erfunden.

Alb. Ueberhäufen Sie uns mit Vorwürfen, Sie haben das vollſte Recht dazu! Und doch, wenn Sie in meinem tiefſten Herzen leſen könnten! — Aber alles klagt uns als ſchuldig an, und wir werden nie verſuchen, uns zu rechtfertigen.

Dup. Das glaube ich.

Leon. Ich will es auch nicht, aber, mein Herr, Sie ſind Kaufmann, Sie wiſſen, daß jeder Producent einen Abſatz für ſeine Waaren haben muß. Nun könnte ich Ihnen ſagen, daß unſre Arbeiten in unſern Schreibepulten liegen geblieben ſind, und warum? weil in Paris jedem Erfolge ein gewiſſer Ruf voraus-gehen muß. Ich könnte Ihnen ſagen, daß wir zehn Jahre lang durch den eignen Werth unſrer Beſtrebungen dieſen Ruf zu erlangen geſucht haben, und daß ich endlich, bei der Bemerkung, daß ſo viele Leute vorwärts kamen, die durch nichts als durch ihr Gold glänzten, uns auch einen ſolchen goldnen Ruf zu verſchaffen verſuchte.

Dup. Mein Tadel trifft —

Leon. Mich allein! nur mich allein! Denn ehe mein Bruder noch wußte, was ich vorhatte, waren die Würfel ſchon gefallen, und er mußte vorwärts mit mir in dem einmal Begonnenen! — Ich will Herrn von Valency nicht anklagen, aber als ein un-

bemittelter Menſch konnte es mein Bruder nicht einmal bei ihm dahin bringen, daß er ſeine induſtriellen Pläne auch nur anhörte.

Dup. Oh, das ſieht ihm ganz ähnlich.

Leon. Seit wir für reich gelten, ſehen wir ſie angenommen, geprieſen! Ruf, Glück, Erfolg, alles kommt unſerm vermeinten Reichthume entgegen. Nun denn! wenn dieſer glückliche Ausgang durch das Talent gerechtfertigt wird, ſo werden Sie noch eher als jeder andre uns nicht wegen einer Vorſpiegelung verurtheilen, die am Ende doch niemand auch nur im geringſten geſchadet hat. — Dies wären die Vertheidigungsgründe, die ich bei jedem andern vorbringen würde. — Ihnen aber gegenüber würde ich nichts zu unſrer Rechtfertigung ſagen.

Dup. Und würden daran ſehr wohl thun! — Wie jeder andre, würde auch ich einen Kunſtgriff leicht haben verzeihen können, der blos dazu gedient hätte, Ihnen einen gewiſſen Ruf zu verſchaffen — aber ſich deſſen zu bedienen, um ſich in den Schooß einer Familie zu ſchleichen —

Alb. Erlauben Sie —

Dup. Dieſe Lüge zu benutzen, um ſich die Zuneigung eines jungen Mädchens zu erwerben — Das iſt eines rechtlichen Mannes unwürdig.

Alb. Halten Sie ein! — Dadurch wenigſtens würde ich nicht Ihre Achtung verſcherzt haben. — Ja,

ich liebe Ihre Fräulein Tochter — aber ſtets ſchweigend und zurückgezogen, und nie habe ich ihr ein Wort davon geſagt.

Dup. Aber mehr als das, Sie haben es ihr geſchrieben! Hat aber Lucie die Unklugheit begangen, Ihren Brief anzunehmen, ſo hat ſie ihn doch wenigſtens nicht geleſen, ſondern ihrem Vater uneröffnet eingehändigt und hier iſt er. — Empfangen Sie ihn uneröffnet und ungeleſen zurück.

Leon. (für ſich). Einen Brief!

Alb. (zu Duparc). So leſen Sie ihn, mein Herr!

Dup. Ich?

Alb. (den Brief nehmend). Oder hören Sie ihn mindeſtens an. (Er öffnet den Brief und lieſt). „Mein Fräulein, Ihr Herr Vater iſt ſo eben angekommen — man hat ihn in meinem Namen um Ihre Hand gebeten. Um aber auf ein ſolches Glück Anſpruch machen zu können, müßte man Vermögen beſitzen, und das meinige — war nur ein Schein. . . . Ich entferne mich alſo, ohne auch nur von meiner Verzweiflung mit Ihnen zu ſprechen, denn durch dieſes letzte Opfer allein, kann ich mich als ehrlicher Mann zeigen."

Leon. (für ſich). Ein Rettungsanker!

Dup. (nimmt den Brief und lieſt ihn leis nach). —

Allerdings! antwortete Kraka. Ich weiß recht gut, daß Ake, Dein Gatte, mein Vater so wenig ist, als Du meine Mutter. Auch möchte es ihm schwer werden, Rechenschaft zu geben vom Tode meines erhabenen Vaters und daß er sich in dessen Besitz setzte. Fürchte jedoch nichts, Grima. Um deinetwillen soll mein weiches Herz das finstre Geheimniß nicht bis zur Lippe lassen. Doch verlange ich, daß Du gleichfalls schweigest, auch gegen Ake.

Inzwischen langten Leute an von Regnar's Schiffen, um Brod zu bereiten. Diese staunten über Kraka's hohe Reize und ihr Betragen, und wollten nicht glauben, daß, wie sie versicherte, Grima ihre Mutter seyn könne. Sie vermochten auch ihre Blicke so wenig abzuwenden von ihr, daß darüber das Brod, welches sie backen wollten, halb verbrannte.

Als sie nun damit zurück kamen auf das Schiff des Königs, so war dieser sehr ungehalten über das mißlungene Gebäck. Darauf gestanden sie aufrichtig die Ursache davon und versicherten, Kraka sey an Schönheit mit niemandem als mit der verewigten Königin Thora zu vergleichen und auch an Sitte ganz einer Tochter von hoher Abkunft ähnlich.

Dies erregte Regnar's Neugier. Um zu sehen, ob Kraka auch wirklich die ihr nachgerühmten, geistigen Vorzüge besitze, schickte er abermals Leute an das Land, der Jungfrau einige Räthsel aufzugeben

Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Heloiſe und Lucie. Dann Valency und Floreſtan.

Hel. Herr Leonard, ich ſuchte Sie. — Gehen Sie geſchwind und widerſprechen Sie einem beleidigenden Gerüchte. Man ſagt ſo eben meinem Manne —

Luc. Mein Onkel iſt wüthend! Er war eben mit ſeinem Coſtüm zu Ende, als Herr Floreſtan kam und ihm ſagte, daß — eine abſcheuliche Verläumdung, das iſt ausgemacht!

Leon. (für ſich). Er weiß alles!

Val. (außen). Das will ich auf der Stelle ins Klare bringen. (Er tritt als Sganarelle gekleidet ein, Floreſtan zugleich mit ihm und bleibt im Hintergrunde).

Dup. (zu Valency). Ah! wie geſchmackvoll Sie angezogen ſind! — Drehen Sie ſich doch einmal um, daß man Sie vollſtändig bewundern kann.

Val. Ach was, es handelt ſich hier um ernſthafte Gegenſtände.

Dup. Dieſes Koſtüm iſt völlig geeignet, eine gewiſſe Würde zu verleihn.

Val. Ei, Herr Duparc.

Dup. Ei, Herr Sganarelle —

Flor. (bei Seite, ganz beſtürzt). Duparc! (will fort).

Dup. Oh, ſo bleiben Sie doch!

Val. Man ſagt, die Erbſchaft dieſer Herren ſey eine bloße Erfindung.

Operntext und dem andern die Unterbringung ſeiner ſämmtlichen Actien verſchafft? ... Es war eine Wuth, ein wahrer Wahnſinn! Es iſt keine einzige mehr da.

Dup. Sie bleiben doch immer und ewig derſelbe; nur für diejenigen Leute dienſtfertig und achtungsvoll, welche Geld haben! — Und das Vermögen dieſer jungen Männer hier, das ſolideſte von allen, wollen Sie jetzt ſo, mir nichts Dir nichts, nicht anerkennen?

Val. Sie haben alſo wirklich Vermögen!

Dup. Beſitzen Sie denn nicht Talent?

Val. Talent, Talent! Das kann man leicht haben. Aber mit bloßem Talente meine Nichte heirathen — nein!

Dup. Vor allen Dingen kommt mirs vor, als ob nur ich derjenige wäre, der hier das Recht hätte, Nein zu ſagen. Sind Sie ihr Vater? und wollen etwa Sie in Ihrer Sganarelljacke mich abhalten, dieſe Heirath zu genehmigen, wenn mirs ſo gefällt?

Val. Sie würden eine Thorheit begehn!

Dup. Iſt das Ihre Anſicht?

Val. Ja.

Dup. Das genügt mir! — Ich verheirathe ſie!

Luc. (ihrem Vater um den Hals fallend). Oh, mein Vater!

Alb. Herr Dupare! —

Dup. Preiſt Euch glücklich, daß ſie mich alle ſo in Harniſch gejagt haben.

Leon. Das iſt eine Einwilligung ab irato!

Val. (zu Heloiſe). Ich laſſe mir nichts weiß ma-

chen. — Sie haben eine Erbſchaft gethan, das iſt gewiß.

Dup. (zu Albert). Werden Sie ein brauchbarer Mann. Ich vergeſſe alles Vorhergegangene, weil Ihnen auch ohne Erbſchaft noch ein nützliches Talent bleibt. Das iſt bei alledem doch das ſicherſte Mittel, vorwärts zu kommen.

Val. Davon bin ich der Beweis.

Leon. O Selbſterkenntniß!

Ende

Der
Sohn Cromwell's,
oder:
Eine Reſtauration.
Hiſtoriſches Luſtſpiel in 5 Akten,
nach Scribe
bearbeitet
von
Theodor Hell.

Personen.

Richard Cromwell, Sohn des Protektor's.
Karl Stuart, Prätendent.
Monk, General des Parlaments.
Lambert, Republikanischer General.
Ephraim Kelseen, Parlaments-Mitglied.
Lord Penruddok, Royalist.
Sydenham, Offizier von Dienst.
Lady Regine Terringham, Royalistin.
Helene Newport, Mündel des Lord Penruddok.

Der Schauplatz ist in den ersten 3 Akten im Schlosse der Lady Regine, im 4ten im Gasthause zum schwarzen Bär, im 5ten zu Whitehall in London.

Zeit: Monat Mai 1660.

Erſter Akt.

Die Bühne ſtellt einen Saal im Schloſſe der Lady Regine Torringham vor. Eine Thüre im Hintergrunde und zwei Seitenthüren an jeder Seite.

Erſter Auftritt.

Lady Regine mit Papieren in der Hand. **Helene**, an einer Tapiſſerie arbeitend. Beide an einem Tiſche rechts ſitzend.

Lady Reg. Ja, liebe Helene! ich bin vor Freude außer mir! Alles geht nach Wunſch.

Helene. Glaubſt Du das? Und doch dürfen wir nur leiſ und bei verſchloſſenen Thüren ſprechen, während ganz England bei dem bloßen Namen Cromwell zittert!

L. R. Ich aber liebe ihn! Er hat dieſes Parlament vertrieben, das zuvor ein Gleiches an ſeinem Könige verübt hatte, er hat die Freiheit geopfert, wie er ſeinen König geopfert hat! Das iſt recht! Das iſt billig! Ich mache es, wie die Nation und decretire ihm meinen Dank.

Hel. Und decretirſt Du ihn auch dem Krieger, der England wie ein erobertes Land behandelt?

L. R. Um so mehr!

Hel. Der erst vorige Woche dieses Schloß niederreißen wollte, weil es Royalisten gehöre.

L. R. Da sehe ich kein Unglück!

Hel. Und wer würde uns vertheidigt haben, wäre nicht Master Clark, unser junger Nachbar, da gewesen, den diese heldenmüthige That leicht das Leben kosten kann ...

L. R. (schnell). Nein, nein! Ich hoffe, man soll ihn nicht zu Rechenschaft gezogen haben! Kein Brief aus London, keine Zeitung erwähnt seiner.

Hel. Es sind doch aber nun bereits 2 Tage verflossen, daß wir ihn nicht sahen, und der Offizier, der das Detachement commandirte, hat seinen Rapport an Cromwell abgeschickt.

L. R. Und liebe Cousine, dazu muß noch in den nächsten Augenblicken die Ordre des Protectors einlaufen, meiner Besitzungen sich zu bemächtigen — nein, nein, sie zu beschützen, wie Cromwell schon die Deinen beschützt hat. — Das ist alles kein Unglück! — Er wird so lange bei uns und den Seinen confisciren, exiliren u. inkarceriren, bis diese guten Engländer, gleich den Fröschen, die auch einen — Protector verlangten, dahin kommen werden, die vorige Tyrannei sich zurück zu wünschen, die doch wenigstens ihr Vermögen und ihre Personen respectirte. (Aufstehend) Ja, ich hoffe es, Carl Stuart wird bald in sein Königreich wieder zurückkehren und wir, seine Anhänger und Freunde werden wieder an seinem Hofe

glänzen. Ich werde Herzogin, werde Oberſthofmeiſterin der Königin werden — vielleicht noch etwas Größeres, und Du, Helene, die Tochter des Lord Newport, der bei Dunbar fiel, Du, eine Couſine und Mündel des Lord Penruddok, des hartnäckigſten unter allen unſeren Verſchworenen, Du wirſt — ja, Du wirſt werden, was Du nur willſt ... für's Erſte wird man Dir all' Dein Vermögen zurückgeben — zum mindeſten!

Hel. Mir ziemlich einerlei.

L. R. Und dann einen ſchönen und jungen Gemahl, einen artigen Lord, der Dich am Hofe wird glänzen laſſen.

Hel. O, was das betrifft, Couſine, daran hänge ich nicht.

L. R. Ja, ja, ich weiß, Du hängſt nur noch an Deiner Vorliebe zur Zurückgezogenheit, Du willſt Dich auf Deinen Gütern verbergen, wenn man ſie Dir nur wird wieder gegeben haben, und als redliche Walliſer Pächtersfrau leben.

Hel. Und warum nicht? Meine Freunde, Lord Newport ausgenommen, der die Verbannung unſeres guten Königs theilt, meine Verwandten ſind faſt alle auf dem Schlachtfelde geblieben. Als kleine Waiſe ohne großes Vermögen würde ich das beſcheidenſte Loos, wenn es mir Ruhe des Herzens und Geiſtes gewährte, der Unruhe und der Erregung, die uns umgiebt, vorziehen, vorziehen jenen ſo oft getäuſchten und immer wieder neu belebten

Hoffnungen, diesen geheimnißvollen Comploten, diesen innigen Verbindungen mit einer Menge Verschworener aller Gattungen, mit diesen Leuten, die ihr mit allen guten Eigenschaften ausschmückt, sobald ihr voraussetzt, daß sie die einzige besitzen, Royalisten zu sein. Nicht etwa als ob ich nicht auch, gleich Dir, diejenigen liebte und ehrte, die wahrhaft dieses Namens würdig wie mein Vater sind und auf den Schlachtfeldern von Dunbar oder Worcester ihr Blut für die Sache der Stuart's vergossen haben. Ihre Geburt, ihre Stellung, Alles was sie näher angeht, legt ihnen die Pflicht auf, thätigen Antheil an unseren bürgerlichen Streitigkeiten zu nehmen; aber für uns, meine theure Cousine, für uns Frauen giebt es nur einen Beruf, und der ist, es zu versuchen die Furien des Hasses zu beschwichtigen, unsere Mitbrüder einander zu nähern, oder ihnen wenigstens in den Kreisen ihrer Häuslichkeit etwas von der Ruhe und dem Frieden zu gewähren, den sie in der Außenwelt nicht finden können, die Hand denen zu bieten, welche leiden, die zu trösten, welche weinen, oder unsere Thränen mit den ihren zu mischen, und ohne Unterschied des Ranges oder der Meinung, nur eine Partei zu kennen, — die der Unglücklichen! Ja, das, das ist unser Beruf.

L. R. (höhnisch). Wahrhaftig!

Hel. Und ich begreife nicht, wie Du und mein Vormund in dieser Atmosphäre von Intriguen

und die Hirtin dann mitzubringen, daß sie solche ihm löse.

Darauf kam Kraka mit den Abgesendeten wirklich in die Nähe des Schiffes, ihren Scharfsinn durch Lösung der schweren Aufgaben beweisend. Und Regnar fühlte sich so bezaubert hiervon sowohl als von ihrer seltenen Schönheit, und sprach, wie sie wieder fort wollte:

Holde Jungfrau, habe ich Deine schönen Augen nur darum erblickt, um den Schmerz kennen zu lernen, den ihr Entbehren mit sich bringt? Hat Dein Korallenmund mir nur darum geleuchtet, daß mir der Verlust seiner köstlichen Rede desto empfindlicher werde? — Nein, mein süßes Kind! laß es Dir ein wenig gefallen auf meinem Schiffe. In Deiner Hand steht es, mir solches zum Göttersaale umzuwandeln. Komm, Kraka, sey Du meine Walkyre. Der Meth von Dir dargeboten, würde mich schon hinaufheben unter die Götter, wenn Deine Lippen zuvor den Rand des Trinkhorns bezaubern wollten.

Mein König — antwortete die Jungfrau — Deine Gnade ist allzugroß gegen die geringe Magd. Doch muß Dein Wille mir Befehl werden, sobald ich Dein königliches Wort erhalte, daß meine Person vollkommen sicher seyn soll!

Vollkommen! — sprach Regnar —. nimm hierauf des Königs Wort.

es aushalten könnt, die für mich eine Todesqual sein würde!

L. R. Und die mein Glück ausmacht! Eben deshalb, weil man uns Frauen den Muth und das Recht verweigert, den Gefahren zu trotzen, liegt in diesem kühnen und abentheuerlichen Leben hier so viel Reiz, so viel Erregung. Als Wittwe des Lord Torringham, frei und unabhängig, und mich selbst nur zum Opfer darbringend, liebe ich jene Thätigkeit, wie politische Verschwörungen sie verlangen, ohne mich jedoch übrigens von der für unsere Pläne nothwendigen klugen Vorsicht zu entfernen. Und eben deshalb beschäftige ich mich des Morgens mit der Verwaltung meines Vermögens und sehe dem Anscheine nach Niemand als Dich und Master Clark, unsern jungen Nachbar, der alle Abende bei uns zubringt, und uns, während wir arbeiten, die Verse des Secretairs Cromwell's aus dessen Manuscripte vorlies't.

Hel. (lächelnd). Das verlorene Paradies.

L. R. Ohne nur im mindesten zu denken, daß diese dem Anscheine nach so furchtsame und zurückgezogene Frau an Kühnheit es mit dem Satan des republikanischen Milton aufnimmt, während der Nacht geheime Zusammenkünfte der Edlen der Umgegend bei sich sieht, und mit Lord Grenville, ja selbst mit Carl Stuart auf Gefahr ihres Lebens correspondirt. Das klingt furchtbar, aber es beschäftigt mich. Ich habe den Sturmvogel, den

Alcyon, mir zum Sinnbilde genommen, der sich nur beim Nahen des Sturmes wohl fühlt, und wollte man mich zu der Ruhe des häuslichen Lebens verurtheilen, so wäre das mein Todesurtheil — ich überlebte es nicht!

Hel. Still!

Zweiter Auftritt.

Helene. Lady Regine. Ephraim, der an der Hinterthüre mit einigen schwarz gekleideten Männern erscheint, denen er Befehle ertheilt, dann aber langsam vorschreitet.

Hel. Wer kommt denn da? — Diese fromme Uniform mit großem Säbel und der Bibel in der Hand!

L. R. Es ist irgend ein Puritaner, irgend ein Independente, ein Anhänger der fünften Monarchie. Wie hat man ihn nur hereintreten lassen?

Eph. Alle Thore öffnen sich vor mir. Ich komme im Namen und auf Befehl Sr. Excellenz Olivier Cromwell's, Lord-Protector aller drei Königreiche, um hier ein genaues Inventarium dieses Besitzthums nebst aller Zubehörungen aufzunehmen und sie mit Sequestration zu belegen.

L. R. Und Ihr habt Euch beeilt, zu gehorchen.

Eph. (für sich). Ich mußte wohl! Denn der Tyrann — (laut) Der Herr sagte zu mir: Ephraim

Kelſeen, gehe in das Schloß Torringham, wo ein junger Mann, Namens Clark, das Schwert gegen die Unſerigen gezogen hat. Ich habe meine Gründe, um dieſem Unſinnigen Verzeihung angedeihen zu laſſen und verzeihe gleichergeſtalt der Moabitin, deren Vertheidigung er übernahm, aber nie ihrem Schloſſe. Geh und nimm es in Beſchlag.

L. R. Für Euch!

Eph. Mit nichten. (Für ſich) Das iſt eben das Unglück!

L. R. (die indeß Ephraim beobachtet hat). Aber wahrhaftig! — ich täuſche mich nicht! — Dieſe Stimme — dieſe Züge — wir ſind ja alte Bekannte! — Du biſt Joſua Nickleby.

Eph. Das war mein Name auf der ſündigen Erde.

L. R. Einer unſerer Unterthanen, der in dieſer Grafſchaft lange die Profeſſion eines Gaſtwirths und zugleich Schulmeiſters trieb.

Eph. Derſelbe! — Aber mein Name im Himmel iſt jetzt Ephraim Kelſeen, Vertheidiger des Volks und des Glaubens, Mitglied des letzten Parlaments.

L. R. Und Du biſt's, — Ihr ſeid es, Ephraim, der jetzt ſich der Beſitzung bemächtigen will, auf der Ihr geboren, auf der Ihr erzogen wurdet! Denn wenn ich mich recht erinnere, ſo war es mein trefflicher Vater, der —

Eph. Ganz recht, ganz recht! Der alte brave Herr hat mir Unterricht ertheilen laſſen, und das Licht iſt über mich gekommen, und ich habe mich

gefragt, warum Andere denn Schlösser besäßen, während ich, Josua Nickleby, keins hätte! Gleichheit muß sein, und Könige oder andere Regierungen, gleich viel, ich habe geschworen, alle diejenigen zu stürzen, die mir nicht auch mein Theil zukommen lassen — auf das ich noch bis date warte: — und deshalb habe ich meine Gastwirthschaft zum schwarzen Bären verlassen und bin mit der presbiterianischen Armee gegen den Stuart gezogen, gegen den Gottlosen, der, wie man sagt, seinem Volke die Gewalt entrissen hat.

L. R. Und Ihr habt ihn gestürzt, habt ihm Krone und Leben geraubt!

Eph. Ein schöner Gewinn, diese Krone! Einer hat sich darnach gebückt, hat sie aufgehoben und für sich allein behalten. Da war's ja nicht der Mühe werth, sie dem Andern zu nehmen.

L. R. Ich sehe, daß Ephraim unter die Mißvergnügten gehört.

Eph. Und wie sollte man nicht, wenn die, welche die Hand zuletzt an's Werk gelegt haben, die Diener des Herrn plündern und berauben? Alles, was wir gesät haben, ärndten sie, Alles, was wir genommen haben, nehmen sie uns wieder.

L. R. Das ist empörend.

Eph. Nicht wahr?

L. R. Und ich wundere mich nur, daß Ihr Euch da noch nicht empört.

Eph. Geduld. Sie hatten mich mit in das

Parlament genommen, das England regieren sollte. Wir waren unserer 144 Souveraine.

L. R. Ja, ja, sonst wird immer eine Nation durch ihre bedeutendsten Männer repräsentirt, Cromwell aber hat im entgegengesetzten Sinne gehandelt, und sich unter den Schneidern und Schustern, Gastwirthen, Brauern und Fuhrleuten eine Majorität ausgesucht.

Eph. Die kaum lesen konnte. Als ehemaliger Schulmeister glaubte ich wahrhaftig ich sei noch vor meinen Schulbänken und mußte dort also natürlich das Uebergewicht erhalten, das ein Sprecher über die hat, welche schweigen. Schon hatte ich mir 22 Stimmen zu verschaffen gewußt, die mir blindlings anhingen; zweiundzwanzig Stimmen, die blos mit der meinen schrieen. — Das war schon hinreichend, um Lärm zu machen, um Anderen furchtbar zu werden. So fing's denn auch schon an vorwärts zu gehen, als eines Morgens dieser Baalssohn, dieser Cromwell, dieser auf Israel losgelassene Tyrann nach Westminster kam. Er dringt in den heiligen Bezirk des Parlaments, und ohne um's Wort zu bitten, das mir gerade zu Theil geworden war, nimmt er es sich, wie er Alles nimmt, und schreit mit einer Donnerstimme, gegen die meine sämmtlichen 22 gar nichts waren: „Ihr seid nicht mehr die Erwählten des Volks! Begebt Euch hinweg! Gott hat Euch verworfen! Fort mit Euch!" — und als wir noch ein wenig zögerten,

trotz seiner höflichen Einladung, uns fort zu packen, wo wir doch zu Hause waren — stampfte er mit dem Fuße auf, die Thüren öffneten sich und zwei Rotten Soldaten traten ein, deren Anblick und Hellebarden den Rückzug meiner achtbaren Collegen und den meinen in eine Flucht verwandelten. Cromwell ging zuletzt fort, verschloß die Thore von Westminster, steckte den Schlüssel in die Tasche, und am folgenden Morgen hatten die Londoner Spaßvögel auf die Mauern dieses Hauses, das nun seines Parlaments beraubt war, die Worte gekritzelt: Eine unmöblirte Wohnung zu vermiethen!

L. R. Ich kann mir's denken, wie aufgebracht Ihr sein müßt.

Eph. Ich bin nicht der einzige, der es ist. Alle Diener des wahren Gottes, alle die Unseren sind es gleich mir. Sie sind nichts mehr, und sind daher wüthend gegen einen Verräther, den wir zur Oberherrschaft erhoben haben, und der dort bleibt ... und bleiben will!

L. R. Das ist Eure Schuld. — Warum ließ sich ein so ausgezeichneter Redner, wie Ihr seid, an den Wagen des Tyrannen schmieden?

Eph. Ei, doch nur so lange als er auf den Wagen sitzt ... Wenn er nicht mehr d'rauf sitzt — so wollen wir weiter sehen.

L. R. Und wenn es nun Mittel und Wege gäbe, ihn herunter zu stürzen und Euch an seine Stelle zu setzen?

Eph. Mich?

L. R. Euch und die Euren.

Eph. Meine zweiundzwanzig! — Auf den Wagen!

L. R. Warum nicht?

Eph. Sie sind's nicht gewohnt; — und ich, Ephraim, der Puritaner, ehemaliges Mitglied des Parlaments und Vertheidiger des Volks, ich hänge nicht mehr an eitlen Titeln.

L. R. So viel Uneigennützigkeit ...

Eph. Oeffentliche Anstellungen setzen uns zu sehr den Augen der Menge aus und bringen uns in's Geschrei, während Capitale ... das sieht man nicht, das hindert uns auch nicht daran immer noch populair zu sein. — Mein System ist nun einmal das: alle Welt glücklich zu sehen ... und wenn so Jedermann 5 bis 600 Guineen jährliche Einkünfte hätte ....

L. R. (lachend). Für eine ökonomische Regierung ist das etwas theuer, und bis mit der Zeit alle Welt dazu gelangt ....

Eph. (die Augen niederschlagend). Will ich Niemand daran hindern, bei mir anzufangen.

L. R. (halb leise und schnell). Das wäre nicht unmöglich ... es käme nur darauf an, sich zu verständigen .... unsere Anstrengungen gemeinschaftlich gegen den gemeinschaftlichen Feind zu richten, und Cromwell zu stürzen — um dann zu Eurem System zu gelangen.

Eph. Wie? — Ihr, Milady — Ihr wärt auch dabei?

L. R. Und warum nicht? — wenn man nichts mehr beſitzt — und da jetzt mein Vermögen confiſcirt iſt, bin ich wie eine Euresgleichen.

Eph. Ganz recht, und bei der Gelegenheit könnt Ihr auf uns rechnen —

L. R. Das thue ich auch, ich und die meinen. — Um aber jetzt keinen Verdacht zu geben, ſo vollzieht Euern Auftrag — nehmt das anbefohlene Inventarium auf.

Eph. Ihr verlangt es! — Nun ſo ſchütze Euch Gott, Milady.

L. R. Und Ihr, mein neuer Alliirter.

Eph. (geht ab).

Dritter Auftritt.

Lady Regine. Helene.

Hel. (die am Tiſche ſitzen blieb). Ich kann mich noch gar nicht faſſen und bewundere Dich! — Ein gegen Dich abgeſendeter Feind — ,

L. R. (ſetzt ſich an die andere Seite des Tiſches). Aus dem ich einen Anhänger gemacht habe. — Es macht mir Freude, die Feinde zu verführen, Hinderniſſe zu beſiegen.

Hel. Und was willſt Du denn dann machen, wenn es keine mehr giebt, wenn der König Carl wieder auf dem Throne ſeiner Väter ſitzen wird?

L. R. O, dann giebt es doch immer noch Miniſter zu ernennen und abzuſetzen, Stellen ſeinen Feinden aus den Zähnen zu rücken, oder ſeinen Freunden in die Hände zu ſpielen! Und welch' ein Glück, das ganze Völkchen von Höflingen und Bittſtellern zu ſeinen Füßen zu ſehen! Welches Glück, größer als jedes andere, wenn es nun unter dem Haufen ein beſcheidenes und ſchüchternes Verdienſt giebt, das man ganz bei Seite geſetzt hat, das durch ſich ſelbſt zu nichts gelangt ſein würde, und nun Alles uns verdankt! Wie betrachtet man es da mit Stolz als ſein Werk, dieſes Weſen, das uns dann wie eine wohlthätige, geheimnißvolle Gottheit insgeheim anbetet! — Das iſt ſtets mein Traum von wahrem Glück geweſen.

Hel. Du? — Du hätteſt ſolche zärtliche Träume? — Das iſt gar nicht möglich.

L. R. (lächelnd). Das heißt, Du hältſt mich für unfähig, zu lieben.

Hel. Und Lord Pemruddok, mein Vormund, dem Du Deine Hand verſprochen haſt, wenn die Verſchwörung gelingt —

L. R. Das gehört in die Politik — und wir ſprechen von Liebe.

Hel. Du liebſt alſo!

L. R. Warum nicht?

Hel. (freudig). Oh, das freut mich!

L. R. Was geht denn das Dich an?

Hel. Weil ich ſeit langer Zeit ſchon Dir auch

gern ein Geſtändniß ablegen wollte, und es doch nicht wagte, da Du immer ſo ſehr beſchäftigt biſt. Ich wollte alſo erſt noch die Rückkehr meines Onkels abwarten, aber jetzt —

L. R. (ſchnell.) O, ſo ſprich!

Bedienter. (tritt ein.) Maſter Clark.

Alle Beide. (beide legen ſich ergriffen gegenſeitig die Hand auf den Mund.) Still dann!

L. R. Sage ihm nichts von Ephraim und deſſen Beſuch.

Hel. Gewiß nicht, ſonſt möchte er Luſt bekommen, ihn durch's Fenſter ſpazieren zu laſſen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen (ſitzend). Clark (tritt ein).

L. R. Wir waren beſorgt um Euretwillen, Mſtr. Clark.

Hel. Zwei Tage, ohne uns beſucht zu haben!

L. R. Seit drei Monaten, wo Ihr in unſerer Nähe wohnt, iſt dies das erſtemal.

Clk. Ich danke Euch, Miß Helene und Lady Regine, daß Ihr die Abweſenheit Eures armen Nachbars Eurer Aufmerkſamkeit gewürdigt.

Hel. (unruhig.) Und mußten wir nicht wegen dieſer Abweſenheit beſorgt ſein?

Clk. Ei freilich! es betraf auch etwas ſehr wichtiges! eine Ueberſchwemmung, die einer kleinen Wieſe am Ufer des Kennet drohte.

Als nun die Jungfrau in das Schiff kam, und Regnar'n den Meth kredenzte, da wählte der König am Trinkhorne allezeit genau die Stelle, worauf ihre Lippen geruht hatten und sog hiermit die Pein der Liebe immer tiefer in sein Herz. Drauf nahete sein Mund dem ihrigen und sagte:

Kraka, Deine Lippen verschwenden ihre Gunst an das fühllose Trinkhorn. Nur entseelt giebt es mir den Blütenhauch Deines herrlichen Lebens wieder. Laß solchen doch sogleich auf mich selbst übergehen, Leben zum Leben! —

Da erleuchtete plötzlich ein hoher Purpurglanz das Angesicht der Jungfrau, sie schlug sittsam die Augen nieder und der König drückte einen Kuß auf ihren Mund.

Aber dieser Kuß loderte bald gar stürmisch ihm aus Wangen und Augen und er sprach, die Arme verlangensvoll nach der Hirtin ausstreckend, welche sich ein wenig entfernt hatte:

O du Holdselige, mein Herz dürstet nach dem Deinigen, wie meine Lippen die Deinigen ersehnten.

Allein Kraka stand auf und sprach mit ernster Miene: Vergiß nicht, Herr, der Zusage, welche Du mir gegeben hast. Gebiete Deinem Herzen, oder erlaube mir, sogleich zurückzukehren nach meiner Heerde. —

Das nicht, mein holdes Kind! bat der König.

L. R. Weiter nichts?

Elk. Oh, das ist viel für mich, der kein anderes Verdienst besitzt, als Landeigenthümer zu sein.

L. R. Ei, das ist allzubescheiden! Es hinge nur von Euch ab, sich mit Euren Kenntnissen, Euren Talenten einen Namen zu machen, in unsern politischen Cirkeln zu glänzen, und wie viele Andere sich emporschwingen.

Elk. (mit einem Seufzer.) Oh, Milady, es ist so schön daheim! Es giebt ein persisches Sprichwort, das ich sehr schätze und welches lautet: Willst du glücklich sein, so verbirg dein Leben.

Hel. Und das Sprichwort hat Recht.

Elk. Nicht wahr?

L. R. Wenn aber Jeder so dächte, was sollte dann aus dem Wohle des Vaterlandes werden?

Elk. Sein Wohl! — Oh, Milady, darein mischen sich nur gar zu viele Leute, und ich denke immer, es würde viel besser gehen, wenn die Hälfte unserer Staatsmänner vom Steuerruder des Staates abträte und sich gleich mir hinter den Pflug stellte. — Der Stand eines Landmanns ist ein so edler und schöner!

Hel. (lächelnd.) Wenn man ihn so übt, wie Ihr.

L. R. (aufstehend.) Ja, ja, ein Original von Landmann! — Sich mehr als 12 Meilen von London zu entfernen, in der Grafschaft Berck ein kleines Gütchen zu kaufen, wo Ihr niemand besucht, noch Besuche annehmt.

Hel. In dieſen Zeiten der Unruhe keiner Partei anzugehören, und im Lande hier keinen Beſchützer zu haben!

Clk. (ſie betrachtend.) Ich habe etwas beſſeres als dies — ich ſchmeichle mir, hier Freunde zu haben.

L. R. Ihr habt Recht.

Hel. Und Euer Vater?

L. R. Er beſucht Euch alſo nicht?

Clk. Nein, wir haben uns entzweit.

Hel. Und worüber?

Clk. Bedarf es in jetziger Zeit noch der Frage? Giebt es jetzt in England auch nur eine einzige Familie, wo Verſchiedenheit der Meinungen und Anſichten nicht den Bruder und die Schweſter, den Sohn und den Vater trennte? — Der meine, für den ich mit Freuden Blut und Leben geopfert hätte, konnte gleichgültig für die Gefühle der zärtlichſten Liebe, die mein Herz erfüllen, mich weder verſtehen noch lieben! — Er hat mich von ſich entfernt — und ich gehorchte.

L. R. Iſt er in London?

Clk. (gleichgültig.) Ja, Miladh. — Er bekleidet eine Stelle, die ihm vielleicht nicht lange mehr gehört,... dann werde ich eilen, ſein Schickſal zu theilen — welches es auch immer ſein mag! — Dann wird er mir, ohne nach meinen Meinungen zu fragen, vielleicht erlauben, ſein Sohn zu ſein.

L. R. Ein Wort blos: — Er iſt alſo nicht Royaliſt?

Clk. (ſchaudernd.) Nein — Milady! (mit finſtrer Miene.) — im Gegentheil!

L. R. (feurig.) Während Ihr, Maſter Clark —

Clk. (kalt.) Ich, Milady — ich bin für den Frieden, für die wahre Freiheit, für das wahre Glück Englands. Das heißt alſo, ich gehöre keiner der jetzigen Parteien an ... und Niemand macht Anſprüche auf mich. Deshalb habe ich mich entſchloſſen, allein zu leben! Dort drüben und in meiner Familie lebte ich ja nicht, während hier unter den Schattenbäumen meiner kleinen Pachtung ich Schutz gefunden habe gegen die Anfeindungen der Parteien und die Zwiſtigkeiten der Familie. Einem Matroſen gleich, der den Sturm nicht mehr brauſen hört, habe ich wieder friſchen Athem geſchöpft, neues Leben eingeſogen, und mich ganz der Ruhe des Landbaus, dem Studium und der Freundſchaft gewidmet. So habe ich die drei ſchönſten und glücklichſten Monate meines Daſeins entfliehen ſehen, drei Monate, wo ich Euch, edle Damen, täglich ſah, und jeder Tag nur die ſüßeſten Erinnerungen hinter ſich zurückließ, und die noch beſeeligendere Hoffnung für den folgenden.

L. R. Unglücklicherweiſe leben wir in einer Zeit, wo man nichts reſpectirt, ſelbſt nicht die ſtillen Landleute. Euer Leben hat vielleicht verſchont werden können, aber Eure ſchöne Wieſe, die ſich bis

an die Ufer des Kennet erſtreckt, wird es vielleicht nicht werden.

Elk. Warum?

Hel. Weil Ihr unſere Vertheidigung übernahmt.

L. R. Seine Beſitzungen oder die ſeiner Freunde vertheidigen, der Plünderung, den Zudringlichkeiten ſich widerſetzen, das iſt ein Verbrechen, welches der Tyrann mit Confiscation oder Tod beſtraft.

Hel. (die nach hinten gegangen war, kehrt zu ihrer Couſine zurück, um ihr Stillſchweigen aufzulegen.)

Elk. Oh, welche Idee habt Ihr von Cromwell! —

Hel. Ihr wißt alſo nicht, weſſen er fähig iſt; Ihr kennt ihn alſo nicht?

Elk. Aber Ihr, Miß Helene, kennt denn Ihr ihn?

Hel. Nur zu ſehr! — Sein bloßer Name flößt mir ein Schrecken ein, das ich nicht zu beherrſchen vermag. Ich ſehe ſie immer vor mir, dieſe ſtrengen und wilden Züge, dieſe grauen, durchbohrenden Augen; ich höre ſie, dieſe dumpfe Stimme, in meinem Ohre wiedertönen, gleich einer Todtenglocke, und wenn ich ihm wieder gegenüberſtehen ſollte —

Elk. Wenn ſahet Ihr ihn denn zum erſten Male, und wo wart Ihr da?

Hel. Zu ſeinen Füßen! ihn um Gnade für meine Mutter flehend, die nach der Schlacht von

Worceſter Karl II. in ihrem Schloſſe als herumirrenden Flüchtling aufgenommen hatte! Ja, Maſter Clark, es ſtand Todesſtrafe darauf, wer Dach und Nahrung ſeinem Könige biete, und meine Mutter hatte ihr Verbrechen bekannt. Gleich ihrem Gatten, Lord Newport, ſollte ſie mit ihrem Kopfe für ihren Muth, für ihre Treue büßen. Es ſind 6 Jahre ſeitdem verfloſſen; ich war damals kaum 12 Jahre alt, und ſtand allein und verlaſſen von allen. Da glaubte ich, daß das Flehen eines Kindes auch das Herz des wildeſten Mannes, ſelbſt eines Cromwells rühren müſſe! Aber wie bis zu ihm gelangen? Von ſeinen Soldaten zurückgewieſen, ſtand ich an der Pforte ſeines Palaſtes und bat und weinte, als zwei Offiziere des Parlaments vorübergingen, von denen der eine das Anſehen eines Mannes höheren Standes, der andere das eines Brauers aus der City hatte. Sie blieben vor mir ſtehen und fragten mich. Ah! — ſagte der erſtere — ſie iſt die Tochter eines Lords, und recht artig — ſagte der andere. — Komm denn, wir gehen zu Seiner Hoheit, den Lord Protektor, und wollen Dich mitnehmen. Ich folgte ihnen durch eine unzählige Menge verwickelter Gänge, voll Soldaten, die ſämmtlich meine Führer ehrfurchtsvoll begrüßten. So kamen wir in ein kleines niedriges und düſtres Zimmer, wo eine zahlreiche, um einen runden Tiſch ſitzende Familie einem Krieger von mittler Statur andachtsvoll zuhörte, der uns bei unſerem Eintritte den Rü-

den zuwendete, und ihnen mit feierlichem Tone ein Capitel aus der Bibel verlas. Auf das Geräusch, das wir machten, sprang er erschreckt auf, setzte sich aber, als er meine beiden Begleiter erblickte, sogleich wieder und sagte: Ah, Du bist's, George Monk, und Du, Lambert. Was wollt Ihr?

Clk. George Monk!

L. M. Ehemals Royalist, jetzt Anhänger Cromwells!

Clk. Und Lambert: der Republikaner!

L. R. Der Karls I. Tod begehrte!

Hel. Das ist wahr, aber in diesem Augenblicke begehrte er das Leben meiner Mutter! — Ich hatte mich dem Tyrann zu Füßen geworfen und um Gnade und Erbarmen gefleht! Er antwortete, ohne mich anzusehen: Schafft mir das Kind fort! — Monk that einen Schritt auf mich zu, um zu gehorchen, aber Lambert stellte sich vor ihn. — Nein, nein, ich weiche nicht von hier, rief ich aus, und hing mich an Cromwells Gewand, unter dem ich den Panzer fühlte, den er nie abzulegen wagt, nein, nein, ich weiche nicht! Bei dem heiligen Buche, bei dem göttlichen Worte, in dem Ihr lasst, beschwöre ich Euch, seid gnädig und barmherzig! — Diese Bibel — antwortete er, indem er das Haupt mit einer heuchlerischen Betrübniß neigte — diese Bibel schreibt uns allerdings unsere Pflichten vor, denn es steht darin geschrieben: Ihr werdet die Amalekiter und ihre Kinder und Kindeskinder und

die letzten ihres Stammes tödten! — Mein Kind, ich that also Unrecht, Dich zu verschonen! — Bei diesen Worten hörte ich einen Aufschrei des Unwillens. Er entfuhr einem jungen Manne, der an dem Tische sitzend und uns den Rücken zukehrend, sich anschickte aufzustehen, seine Schwester aber legte die Hand auf seine Schulter und nöthigte ihn, sich wieder zu setzen. Während dessen hörte ich, wie Cromwell, als man mich aus dem Zimmer fortschleppte, ohne daß die beiden Generale, die mit niedergeschlagenen Augen vor ihrem Herrn standen, es gewagt hätten, mich zu vertheidigen, und als ich mich immer weiter entfernte, wüthend ausrief: Schweig, Richard: Schweig, mein Sohn! — Dann verloren sich die Stimmen — und kein Ton gelangte mehr zu meinem Ohre. — Ich eilte in das Gefängniß meiner armen Mutter, und hatte keine andere Hoffnung, als mit ihr zugleich zu sterben, als sich am Abende die Thüren des Kerkers öffneten und wir Monk hereintreten sahen. Seid getrost — sagte er zu meiner Mutter — Euch und Eurer Tochter ist das Leben geschenkt. Cromwell begnügt sich damit, Eure Güter einzuziehen und Euch nach Schottland zu verbannen. Weder Lambert noch ich hätten es dahin bringen können, seinen Willen zu beugen; es war sein Sohn, war Richard Cromwell, der, als dieses Mädchen fortgegangen war, ausrief: Vater! Vater! Als ich Dich um das Leben Karl's I. bat, hast Du mich zurückgewiesen und mir vom Wohle

des Staats vorgeredet. Hängt denn das Wohl des Staates jetzt von dem Tode dieser beiden Frauen ab? Willst Du Deine Kinder zwingen, bei Deinem Namen zu erröthen und einst ihr Erbtheil zurückzuweisen, wenn an ihn mehr Blut klebt, als Ruhm an ihm strahlt. — Das Gesetz, das Gesetz — antwortete Cromwell, bleich vor Wuth — das Gesetz verurtheilt sie. Sterben sollen die Stuart's und ihr ganzer Anhang! — Nun, so fange bei Deinem Sohne an! Es lebe Stuart! es lebe der König! — Und Lady Elisabeth, seine Schwester, reichte ihm die Hand und wiederholte mit ihm den todtbringenden Ruf: Es lebe Stuart! — Vernichtet war bei diesem unerwarteten Schlage Cromwell in einen Sessel gesunken, und hatte tief aufgeseufzt: Selbst unter meinen Kindern! — Eine Stunde darauf war unsere Begnadigung unterzeichnet.

Elk. Und Richard? — Sie haben ihn nicht wieder gesehen?

Hel. Wir mußten noch an demselben Abende in die Verbannung fort, ohne unser Dankgefühl ihm bezeigen zu können; — aber in meinem Herzen lebt es fort für ihn.

Elk. Und Monk?

L. R. O den — den haben wir vergangenes Jahr sehr oft in Schottland gesehen, wo er commandirte.

(Man hört das Geräusch eines Wagens)

Hel. Still! Hörst Du, Cousine! — Ein

Wagen fährt in den Hof! — Er iſt es! es iſt mein Onkel.

L. R. Lord Penruddok.

Hel. Ich eile ihm entgegen. (ab.)

Fünfter Auftritt.

Lady Regine. Clark.

Clk. Lord Penruddok? — Iſt er mit dem verwandt oder befreundet, der in die Angelegenheit des Capitain Grave und des Doctor Hervett verwickelt war?

L. R. Es iſt derſelbe. Ich glaube es wenigſtens. — Seit dem Tode ihrer Mutter iſt er Helenens Vormund. Wir ſehen ihn jedoch ſehr ſelten.

Clk. Nun dann, deſto beſſer. Er iſt einer von jenen unruhigen, nie raſtenden Köpfen, die man am Schluſſe jeder Revolution ausbrüten und herumſummen ſieht. Wahre Schmeisfliegen, die gehen und kommen, ſich überall zeigen, das Bedürfniß haben zu ſprechen und Neuigkeiten zu erzählen, und ſich ſelbſt für Mitverſchworne halten, weil ſie Briefe tragen, von deren Inhalt ſie nichts wiſſen. Politiſche Marionetten, welche die Hand, die ſie am Faden dreht, weder ſehen noch kennen. Dieſer hier iſt der Agent der hohen royaliſtiſchen Nobleſſe, der Umträger, der Geſchäftsmann der Reſtauration, den ſie ihre Pläne ausführen läßt, ohne ſie ihm je anzuvertrauen.

Auch giebt es kein Complot, in das er nicht mit verwickelt wäre, ohne auch nur das geringste davon zu begreifen, und wenn er bisher frei und unangefochten davon gekommen ist, so schreibt es nicht seiner Geschicklichkeit, noch seiner Unbedeutendheit zu, sondern den Diensten, die er selbst, ohne es zu wissen, Cromwell leistet.

L. R. (unruhig.) Wie so?

Clk. Man hat mir versichert, daß der Lord Protektor ihn für einen seiner kostbarsten und treusten Emissaire hält, für einen hochadlichen Spion, der ihm gratis dient und ihn nie betrügt. Denn wenn sich Lord Penruddok irgendwo sehen läßt, so ist gewiß auch ein Complot in der Nähe. — Folgt seiner Spur — und er findet es.

L. R. (bei Seite.) O weh!

Clk. Dies der Grund, warum mich seine Gegenwart hier um Euretwillen beunruhigt.

L. R. (entgegengehend.) Da ist er.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Lord Penruddok.

L. Pen. Endlich, theure Lady, nach einer Reise von 3 Monaten — (Clarke gewahrend.) Wer ist der Herr?

L. R. Mstr. Clark, der sei Eurer Abreise das kleine Gut gekauft hat, das an das unsere gränzt,

Bleibe Kraka! Deines schönen Leibes wartet auf meiner Burg das prachtvolle Gewand aus Silber und Golde gewebt, welches meine erste Gemalin, die Königin Thora, getragen! —

Herr — versetzte Kraka — wie möchte so geringe Magd sich erdreusten, die Gewande von Thora Hiort, der Unvergleichlichen, anzulegen? — Der einzige Schmuck, der mir zukommt, ist meine Unschuld. — Und nun laß mich zurück kehren und verfolge den Zweck deiner Fahrt. Kommst Du wieder und denkest meiner dann noch, so thue mir's zu wissen, auf daß ich meinem Könige, dem theuern Herrn, noch einmal meine Huldigung darbringe. —

Es sey — sprach Regnar — lebe wohl! Bald bin ich wieder hier, Dich an den Platz von Thora Hiort zu führen! —

Wirklich vergaß der König nicht, was er Kraken zugesagt hatte. Als er siegreich wieder einlief in den Hafen, ließ er sogleich die Hirtin holen und sprach zu ihr:

Da bin ich, mein Wort einzulösen. Mein Thron soll in Zukunft auch der Deinige werden. Doch sage mir zuvor, wer Du bist. Denn wäre auch vielleicht so viel Schönheit im Hirtenstande zu finden, so deutet doch das Licht deines Geistes auf eine höhere Abkunft.

und der uns neulich ritterlich gegen die Soldaten Cromwells vertheidigte.

L. Pen. Der Herr iſt alſo von unſerer Partei, ein Cavalier, ein Stuart, ein Royaliſt.

Clk. Mein Herr, ich bin ein Nachbar.

L. M. Ein Freund!

L. Pen. Das wollte ich eben ſagen. Es freut mich Eure Bekanntſchaft zu machen, vor allem aber Euch wiederzuſehen, ſchöne Lady. — Man kann alſo in ſeiner Gegenwart über —

L. M. (macht ihm ein verneinendes Zeichen.)

L. Pen. Ah, von was ſprachen wir denn gleich?

L. M. Lady Helene, Eure Nichte und Mündel, erwartete Euch mit Ungeduld.

L. Pen. Ich weiß! — ich weiß! — Die wenigen Worte, die ſie bereits mit mir geſprochen hat, und ihre Briefe beſonders ließen mich es wohl errathen, denn wir, die wir Takt, Feinheit und Geſchäftskenntniß beſitzen, begreifen leicht —

L. M. Was denn?

L. Pen. Je nun — daß ſie eben nicht ungehalten darüber ſein würde, ſich zu vermählen, und daß es Jemand giebt, der ihr wohl gefällt.

Clk. (bewegt) Wahrhaftig!

L. M. Und wer?

L. Pen. Oh, und das erräth eine ſo feine Frau, wie Ihr ſeid, nicht gleich? — Der, der ihr dazu geholfen hat, Gnade für ihre Mutter zu er-

langen, der im vorigen Jahre ihr so unausgesetzt den Hof in Schottland machte.

L. R. Der Gouverneur?

Clk. (schnell.) Der General Monk?

L. Pen. Dieser Mann, der in seinem wohlüberlegten Enthusiasmus eben so eifriger Republikaner geworden ist, wie er glühender Royalist war, immer mit demselben kalten Blute; eine zweideutige Fackel, die sich zwar manchmal am Feuer der Revolution entzündet, aber nie entflammt. Er hatte um Helenens Hand angehalten.

Clk. Ist's möglich!

L. Pen. Sey's, daß die großen Besitzungen der Waise, die er ihr wieder zu verschaffen versprach, seiner republikanischen Seele nicht gerade zuwider waren, sey's, daß er als General Cromwell's in einer royalistischen Verbindung das Mittel sah, im voraus der Freund und Bundesgenosse aller Revolutionen zu sein. — Aber wir haben ihn abgewiesen, ohne auch nur Helenen ein Wort davon zu sagen.

L. R. Die also nichts davon weis.

L. Pen. Die es aber doch erfahren hat, es bedauert und daran denkt.

L. R. Bewahre!

Clk. Und der Beweis?

L. Pen. Der Beweis? (auf seine Stirn zeigend.) der ist hier! — Wenn man an die Leitung großer Geschäfte gewöhnt ist, so sieht man da klar, wo die

andern nur blind hinſchauen, ſo findet man etwas, wo für andere nichts vorhanden zu ſein ſcheint. Kurz wir werden bald erfahren —

Elk. Da iſt ſie.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Helene.

Hel. O, liebe Couſine! — Männer zu Roß in dem Schloßhofe! — Ich fürchte, es droht Gefahr!

Elk. Sagte ich's nicht? — Wo Lord Penruddok ſich zeigt, kann das nicht ausbleiben.

Hel. Nein, nein, ich habe Angſt für Euch — ob man uns gleich heute früh verſicherte, daß Cromwell Maſter Clark verziehen habe.

Elk. Es kam alſo Jemand hierher?

L. R. (ſchnell.) Gleichviel!

Elk. Nein, nein! Euch anzugreifen, anſtatt ſich an mich zu halten, das werde ich nie zugeben. Ich werde Euch vertheidigen! — Ich eile nach London.

L. Pen. Maſter Clarke hat alſo dort Einfluß?

Elk. Nicht ich — aber mein Vater kennt wegen ſeiner Stellung einige einflußreiche Perſonen. —

Hel. Ganz recht! — Ich fürchte ein Unglück für ihn oder für Euch, — denn einer der Reiter, die eben hereinſprengten — ganz mit Staub bedeckt

— ſagte mir, daß er von Eurer Pachtung komme! Man hatte ihm geſagt, daß Ihr hier wäret, und er will wegen Eures Vaters, wegen Eurer Sicherheit mit Euch ſprechen, wegen Vorkehrungen, die getroffen werden müſſen — und alles dies mit einer ſolchen Haſt und Unruhe, daß ich ſelbſt ganz zitternd hierher geeilt bin.

L. R. O geht! ſchnell! ſchnell!

Elk. Aber Euch ſo zu verlaſſen!

L. Pen. Bin ich nicht da, um die Damen zu vertheidigen?

Hel. Um's Himmels willen, geht!

Elk. Ich will hören, was der Bote bringt.

Hel. Und Ihr kommt wieder! Ihr verſprecht es uns!

Elk. Ja — ja! — dieſen Abend! (halb leis.) Lady Helene, ich muß mit Euch ſprechen!

Hel. Wir erwarten Euch.

Elk. (durch die Mittelthüre ab.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen ohne Clark.

Hel. Und wenn er nicht wiederkäme! — wenn man ihn gefangen nähme!

L. R. So würden wir ihn befreien — oder rächen! Und vielleicht iſt dieſer Augenblick nicht mehr fern. (zu L. Penrud.) Nicht wahr?

L. Pen. Ja, ohne Zweifel!

L. R. (zu Helene.) Laß uns allein. (Helene geht.)

Neunter Auftritt.

Lady Regine. Lord Penruddok.

L. R. Nun denn, Mylord, was bringt Ihr für Nachrichten?

L. Pen. Erlaubt mir zuerſt von uns zu ſprechen, denn ich kann, wie ein zweiter La Rochefaucault zu einer zweiten Herzogin von Longueville ſagen:

Ihr zu gefallen, ihr mit ihrer Augen Macht,
Bracht' ich den Kön'gen Krieg, hätt' Göttern ihn gebracht!

Und für ſo viele Wege, ſo viele überſtandene Gefahren, denen ich auf Eurem Befehl und um der guten Sache willen trotzte, habe ich nun ein Recht auf den Lohn, den Ihr mich dafür hoffen ließt.

L. R. Nach der glorreichen Wiedereinſetzung unſers jungen Monarchen.

L. Pen. Das iſt wahr! Es giebt aber Wiedereinſetzungen, die ſo langſam vorwärts gehen, — und junge Monarchen, die erſt nach vielen Jahren wieder in den Pallaſt ihrer Vorältern gelangen; — meine Dynaſtie aber hat keine Zeit zu warten, und ich fürchte mich immer vor einer Uſurpation.

L. R. Welche Idee! — wir, die Freunde der Legitimität! — Sprechen wir aber jetzt von Eurer Reise. — Wie weit ſind wir?

L. Pen. Das möchte ich Euch fragen! — Denn alles iſt ſo fein eingefädelt, daß ich, der ich an der Spitze des Ganzen ſtehe, dennoch nicht das geringſte weiß — außer daß ich conſpirire.

L. R. Weiter bedarfs auch nichts. — Noch heute Morgen ſprach man mit mir von Euch, — von Verdacht — beſonders aber von Ideen, auf die Ihr Cromwell bringt.

L. Pen. Er fürchtet mich.

L. R. (mit Feinheit.) Er nicht allein. — Ihr waret alſo in Frankreich und Spanien.

L. Pen. Mit den Packeten und chiffrirten Depeſchen von Euch und Lady Hamilton und allen den Lady's, die für die Reſtauration conſpiriren. Man nennt auch daher ſpottweiſe des Königs Staatsrath den Knoten des Bandes.

L. R. Einen Knoten, der alle feſſeln wird. — Nun denn! — Zuerſt in Madrid, der Miniſter —

L. Pen. Luis de Haro hat mich, ohnſtreitig aus Rückſicht auf den Ambaſſadeur Cromwells, nicht angenommen, ja mir nicht einmal geantwortet. — Das iſt ein gutes Zeichen, nicht wahr?

L. R. Dann gingt ihr nach Frankreich?

L. Pen. Und auch dort, immer wieder wegen des Cromwell'ſchen Ambaſſadeurs, ward ich vom

Cardinal Mazarin nicht angenommen. Es iſt doch erſtaunt! ſie fürchten ſich Alle vor Cromwell! Der aber, wie Ihr ſagt, dagegen wieder vor mir! — Statt deſſen hat mir die Herzogin von Longueville, für die Ihr mir ein Paar Manchetten mitgegeben hattet, eine Bandſchleife von Orangefarbe überreicht, die ich in Holland, zu Breda, Lord Newport, dem Bruder Helenens eingehändigt.

L. M. (ſchnell.) Der bei Karl Stuart ſich befindet. Nun?

L. Pen. Er ſchien ganz entzückt zu ſein und trug mir an Euch eine wichtige Botſchaft auf — die ich da — verſiegelt bei mir habe. (überreicht ein Packet).

L. M. So gebt geſchwind! (ſie öffnet ſchnell das Packet).

L. Pen. (nähert ſich ihr, um hinein zu ſehen.) Ein Fächer!

L. M. (zerbricht den Fächer in der Hälfte und zieht ein Billet heraus, das ſie lieſt).

L. Pen. Allerliebſt! Die Diplomatik macht doch ganz außerordentliche Fortſchritte! — Uebrigens hat mich auch Lord Newport unſerm huldreichſten Fürſten vorgeſtellt, der von ſelbſt, und ohne daß ich ihn darum gebeten mir die Gouverneurſtelle von Devonſhire und Middleſſex verſprochen hat.

L. M. (die immer las). O mein Gott! welche Unvorſichtigkeit!

L. Pen. (hinzutretend). Wie?

L. R. Nichts, nichts! (für ſich das Papier überfliegend). Zu Briſtol gelandet, — in einem ſichern Verſteck verborgen. — Der König erwartet nur ein Signal, um ſich nach London zu begeben — bei Nacht reiſend — und auf Euerm Schloſſe verweilend!

L. Pen. Was giebt's denn nur?

L. R. Complimente! Galanterien! — Hören Sie nur den Schluß (lieſ't): „Monk iſt ganz für die Wiederherſtellung der Monarchie gewonnen: — er erwartet nur den Augenblick, wo er ſich erklären und nach London marſchiren kann; ſo lange aber Cromwell die Obergewalt beſitzt, wagt er es nicht. Man muß alſo durch alle mögliche Mittel den Sturz des Tyrannen beſchleunigen."

L. Pen. Das iſt ja aber eben die Schwierigkeit! — Wir ſind allerdings die geſchickteſten und zahlreichſten — an gutem Rath — aber um Leute zu finden, die Hand an's Werk legen, Perſonen, die es thätig anzugreifen verſtehen —

L. R. Wir werden ſie finden! (erblickt Ephraim, der zur Mittelthüre eintritt.) Und da iſt gleich einer — ein Feind Cromwell's — einer der einflußreichſten Mitglieder des letzten Parlaments.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ephraim.

L. R. (Ephraim den Lord verſtellend). Ich ſtelle ihnen hier einen der eleganteſten Herren des vorigen Hofes vor. (Beide grüßen ſich, heben den Kopf in die Höhe und ſehen ſich an.)

L. Pen. Ephraim Kelſeen! Der mein Schloß niedergebrannt hat!

Eph. Lord Penruddok, der mich aufhängen laſſen wollte.

L. R. Dieſer Sprecher des Pöbels!

Eph. Dieſer Höfling des Königthums!

L. R. Meine Herren, meine Herren! höret doch!

L. Pen. Eher trete ich ſelbſt das Wappen meiner Ahnen mit Füßen, ehe ich mit dieſem unter einer Fahne ſtehe.

Eph. Eher vertrock'ne meine Hand, als daß Iſrael mit Baal zuſammen arbeite, um denſelben Bau zu erheben!

L. R. Es handelt ſich hier ja nicht um's Erheben, ſondern um's Stürzen, es iſt weder von dem Wappen Eurer Vorfahren, noch von Iſrael und Baal die Rede, ſondern von Euerm gegenſeitigen Vortheil, und Euer Vortheil iſt in dieſem Augenblicke, Alles zu zerſtören.

L. Pen. Das iſt wahr.

L. R. Den, der regiert, zu ſtürzen und ſeine Stelle einzunehmen.

Eph. Ganz recht, und bei ſolchem Zwecke ...

L. Pen. Iſt Empörung Pflicht.

Eph. Iſt Bürgerkrieg erlaubt.

L. Pen. Liegt das Heil in der Anarchie.

Eph. Iſt Alles legal.

L. R. Vortrefflich.

L. Pen. Wenn nur das Gebäude einſtürzt.

Eph. Und wir uns um die Trümmern ſchlagen dürfen.

L. Pen. (tritt zu Ephraim) Ich bin Euer Mann.

Eph. Und ich der Eure. Kein Haß alſo mehr.

L. Pen. Eintracht und Achtung! — (leiſe zu L. Regine) vorläufig.

Eph. Ich werde allen Euern vornehmen Freunden ſagen, zieht aus Eure vergoldeten Gewänder und marſchirt mit uns Arm in Arm.

L. Pen. Und ich zu den Euern, zieht Handſchuhe an und gebt uns die Hand.

L. R. Abgemacht und beſchloſſen: Cavaliere und Rundköpfe.

Eph. (die Hand ausſtreckend). Wir ſind verbunden.

L. Pen. (ebenſo). Freunde ... für Leben —

Eph. Und Tod!

Aber Kraka wollte nichts davon wissen. Lieber wollte sie nicht Königin seyn, als eine solche Erhebung dem Zufalle der Geburt verdanken. Auch setzte sie Regnars Verlangen, die Hochzeit früher als nach seiner Heimkehr mit ihr zu feiern, den kräftigsten Widerstand entgegen.

Als nach der Ankunft auf einer der Burgen des Königs schon alle Pracht aufgeboten und der Vorabend des Festes gekommen war, da begehrte eine Fremde, gerade wie Regnar sich noch auf der Jagd befand, Gehör bei der Braut und wurde vorgelassen.

Kraka — sprach die Fremde, eine hohe Gestalt, als sie mit ihr allein war und den Schleier, der sie deckte, gehoben hatte — nur sehen wollte ich, wer denselben Thron einnehmen soll, den einst Thora verherrlichte. Etwas Edleres als Deine Gestalt ist mir nie vor Augen gekommen. Nimm diesen Ring von mir zum Andenken; er bürge Dir meine Rückkehr und meinen Beistand, wenn je eine Stunde der Gefahr für Dich eintreten sollte.

Wer bist Du? — fragte Kraka — die Pracht des ihr verehrten Ringes anstaunend.

Nicht Deine Freundin! antwortete die Fremde, und Kraka erstarrte fast vor dem schmerzlichen Blikke, welchen jene auf sie warf, ehe sie den Schleier wieder vornahm und sich entfernte. —

Als Regnar im Dämmerlichte zurückkehrte von der Jagd und bei seiner Braut einsprach, so war es

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Offizier des Parlaments.

Der Offizier (übergiebt Ephraim, der in den Hintergrund geht, ein Papier und ſpricht): An den ehrenwerthen Maſter Ephraim Kelſeen, vormaliges Mitglied des Parlaments (grüßt und geht ab).

Eph. (kommt auf die Bühne rechts vor). Was ſoll das heißen? — Vormaliges Mitglied! — (er betrachtet die Adreſſe des Briefs) Wahrhaftig, hier ſteht's! und von der Hand des ehrenwerthen Maſter Lerethal, unſerm ehemaligen Präſidenten.

L. R. So leſet doch!

Eph. (lieſ't). Mein Himmel! — „Das Parlament willkührlich von Cromwell aufgelöſ't — wird wieder geſetzlich neu hergeſtellt — und zuſammengerufen, um über ein neues Regierungs-Syſtem abzuſtimmen —"

L. R. Und Cromwell?

L. Pen. Iſt alſo geſtürzt?

Eph. Er iſt todt!

L. R. und L. Pen. Todt!

Eph. In ſeinem Pallaſte, auf ſeinem Bette!

L. Pen. (mit Widerwillen). Wie alle Welt!

Eph. Wie ein König — unter vier Aerzten.

L. Pen. Welche Ungerechtigkeit!

Eph. (lieſ't weiter). „Und an der Spitze ſeiner Armee marſchirt Monk nach London.

L. R. (leiſ' und freudig zu Penruddek). Ha! um den König wieder einzuſetzen!

L. Pen. (ebenſo). Endlich! — Wir ſiegen!

Eph. (für ſich leſend). Ha! was iſt das! — er will die Freiheit wieder herſtellen — die Unabhängigkeit — die Royaliſten erdrücken — alle ihre Anhänger vernichten!" — Alle Wetter! was wollte ich thun!

L. Pen. (hochmüthig). Nun, mein werther neuer Herr Alliirter, was ſagt Ihr dazu?

Eph. Ich ſage, daß Ephraim, der Puritaner, nur Aufrichtigkeit und Freimuth kennt! — Cromwell iſt geſtürzt, und unſern Bedingungen zu Folge — nehme ich nun meinen alten Haß wieder an.

L. Pen. Und ich den meinen!

L. R. Und weßhalb denn, Ihr Herren?

Eph. Das iſt ja ganz natürlich! — Man gab ſich die Hand —

L. Pen. Und ſchlägt ſich nun.

Eph. Man war ſich Freund —

L. Pen. Und geſieht's nicht mehr.

Eph. Man ſchätzte ſich heut' —

L. Pen. Und verachtet ſich morgen.

Eph. Und wenn die Gelegenheit ſich zeigt —

L. Pen. Wenn die Noth treibt ſich wieder zu ſchätzen —

Eph. Stets dieſelbe Offenheit.

L. Pen. Dieſelbe Zuneigung.

Eph. Bis dahin aber Jeder für ſich und nach ſeiner Weiſe.

L. Pen. Hoch lebe Stuart!

Eph. Hoch die Freiheit!

(Ephraim geht durch die Mitte, Penruddek und Lady Regine links ab).

Ende des erſten Akts.

Zweiter Akt.

Dieſelbe Decoration.

Erſter Auftritt.

Helene allein.

Dieſen Abend — hat er geſagt! — und er kommt noch nicht! — Unmöglich war's, mit meiner Couſine zu ſprechen! — Das iſt es nun, dieſes begebenheitsreiche Leben, das ſie ſo glücklich macht — und mich ſo zittern läßt! — Der Tod Cromwells, die Abreiſe meines Onkels zu Gott weis welcher neuen royaliſtiſchen Miſſion, und Monks Marſch nach London! — Alle behaupten, er werde Karl Stuart als König ausrufen; — ſie glauben es, weil ſie es hoffen und wünſchen — aber andere werden es nicht wünſchen! — Es giebt nicht lauter Royaliſten in der Welt, und die Rundköpfe, die Karl I. vom Throne ſtießen, werden von Karl II. nichts wiſſen wollen. — Wieder neue Kämpfe, neue Verbannungen, neue Todesurtheile! — Oh, mein armes Vaterland! — Und Maſter Clark, der immer noch nicht kommt! — Sollte er's ſein? — Nein, es iſt ein Fremder.

Zweiter Auftritt.

Helene. Lambert.

Lb. Habe ich die Ehre mit Miß Helene Newport zu sprechen.

Hel. Ja, Sir.

Lb. Ihr kennt mich nicht mehr?

Hel. (betrachtet ihn erstaunend.) Und doch — ich glaube mich zu erinnern. —

Lb. Vor 5 bis 6 Jahren — vor dem Thore von Cromwells Pallast...

Hel. (aufschreiend und zu ihm tretend.) Lambert!

Lb. (kalt.) Ich bins.

Hel. Mein Vertheidiger — mein Beschützer — mein Freund! — Ha! welche Veränderung!

Lb. Sechs Jahre bin ich am Ruder: — dahin zu gelangen, will nichts sagen, aber sich dort zu erhalten, junges Mädchen, das ist die Schwierigkeit! — Cromwell ist unterlegen! — Sorgen, Unruhen, Beängstigungen: — er schlief nicht mehr! — nun kann er schlafen... aber andere wachen — und so komme ich denn, um mit Euch über unsere Angelegenheiten zu sprechen.

Hel. (erstaunt.) Mit mir! General?

Lb. Mit Euch! — Die Augenblicke sind kostbar. — (gerade zu.) Master Clark liebt Euch.

Hel. Mich! — mein Gott! wer hat Euch das gesagt?

Lb. Er ſelbſt — ich habe eine ganze Stunde lang mit ihm geſprochen... er hat mir erzählt, daß er ſeit 3 Monaten alle Tage hierher komme — daß er anfangs durch die Schönheit der Lady Terringham, Eurer Couſine, hingeriſſen, dieſer einige Huldigungen dargebracht habe, daß aber bald darauf Eure Güte, Euer ſanfter Charakter und andere Urſachen noch, ihn für Euch. — Doch ohne Umſchweife: ich hab's Euch geſagt und weis es gewiß, daß er Euch liebt — und glühend liebt — und Ihr?

Hel. Erlaubt mir —

Lb. Ich muß es wiſſen! — es iſt für mich von größter Wichtigkeit.

Hel. (ſtaunend.) Für Euch?

Lb. Verzeiht mir, daß ich ſo geradezu Euch frage. Aber ich bin ein alter Soldat Cromwells und verſtehe mich nicht auf ſchöne Redensarten. — Miß Helene, zum Dank für den Dienſt, den ich Euch damals leiſtete, antwortet nur aufrichtig, — liebt Ihr Maſter Clark? — Ja, oder nein!

Hel. Nun denn: ja!

Lb. Um ſo ſchlimmer.

Hel. Und warum?

Lb. Weil er Euch heirathen und um Euretwillen auf eine treffliche Stelle Verzicht leiſten will.

Hel. So viel Liebe! — Ja, das ſieht ihm ähnlich! Das iſt ſchön!

Lb. Albern iſt es.

Hel. Oh, weil Ihr nie geliebt habt!

Lb. Nie, nie! — Ich verstehe nichts davon. — Aber dafür habe ich die Freundschaft kennen lernen — manchmal, und den Haß — sehr oft, und so vermuthe ich denn, daß die Liebe oder der Haß, beide dasselbe Fieber, dieselbe Erregung hervorbringen müssen nur — in umgekehrtem Sinne.

Hel. (lächelnd.) So ungefähr.

Lb. Um einen Feind zu verderben, den ich verabscheue, gäbe ich mein Blut, ja, was noch mehr ist, mein ganzes Lebensglück hin. — Thätet Ihr dasselbe auch für den, den Ihr liebt?

Hel. Im Augenblick!

Lb. Nun denn — so fordere ich diese Aufopferung von Euch.

Hel. Von mir? und wie?

Lb. Ich will Euch alles sagen. Da Ihr den geringen Dienst, den ich Euch leistete, indem ich Euch vor unsern General führte, nicht vergessen habt, müßt Ihr Euch um so dankbarer noch eines viel bedeutenderen Vertheidigers erinnern, der jünger und kühner als wir, sich nicht scheute, Cromwell Trotz zu bieten.

Hel. Richard's! — der meine Mutter rettete und dem mein ganzes Leben angehört!

Lb. Ganz recht. — Nun so raubt ihm denn das glorreiche Erbtheil, das seiner wartet, nicht — denn dieser Master Clark, dieser junge unbekannte

Mann, der Euch liebt und Euch alles aufopfern will — iſt Richard Cromwell.

Hel. (aufſchreiend.) Ha!

Lb. Die Obergewalt ſeines Vaters, die Verbindung mit Frankreich, die Nichte des Cardinal Mazarin — er ſchlägt alles aus, er hat keinen Ehrgeiz als den, als Landmann auf ſeinen Gütern, in ſeiner Häuslichkeit, im Schooße ſeiner Familie zu leben. Denn, ſagte er zu mir, es giebt ein Weſen, das ich liebe und von dem meine Zukunft abhängt! — Werde ich wieder geliebt, was ich noch nicht weis, aber dieſes Mädchen in Deiner Gegenwart darum befragen werde, ſo wäre ich doch ein gewaltiger Thor, das Glück, das meiner wartet, gegen die Martern und Qualen zu vertauſchen, die Du mir vorſchlägſt. — Liebt ſie mich aber nicht, zieht ſie mir einen Andern vor —

Hel. O nie! nie!

Lb. Nun ſo habe ich nur noch, bis er hierher kommt — denn er wird kommen — ein einziges Wort hinzuzufügen, auf das Richard nicht hören würde, aber das Ihr, Miß Helene, gewiß zu würdigen wiſſen werdet. Es iſt dies, daß der Sohn Cromwells ſich täuſcht, wenn er glaubt, daß ein zurückgezogenes ſtilles Leben ihm leicht, ihm erlaubt werden wird. Als Gegenſtand des Mißtrauens für alle Parteien, iſt ein Prätendent der ſich zurückzieht, immer ſtrafbar; ſelbſt die Rechte, auf welche er jetzt verzichtet, die aber doch früher oder ſpäter

er oder die Seinen immer noch geltend machen könnten, rechnet man ihm als Verbrechen an. Im Schooße seiner Verborgenheit sind dennoch Aller Augen auf ihn gerichtet, man späht seinen Worten nach, und bei dem geringsten Vorwande oder der mindesten Furcht bedroht Gift oder Dolch vertheidigungslos sein Leben.

Hel. O mein Gott!

Lb. Er iſt's!

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Richard.

Rich. Ihr hattet Recht, Miß Helene, großes Unglück drohte mir. (auf Lambert zeigend.) Hier dieſer Freund bringt mir die unheilvolle Botſchaft. — Ich bedarf mehr als je Eurer tröſtenden Freundſchaft! — Ich habe meinen Vater verloren!

Hel. (ihm die Hand reichend.)

Rich. Ob auch ſeit 3 Monaten aus ſeinen Augen verbannt, war ich doch ſeinem Herzen immer gegenwärtig, und mich hat er in ſeinen letzten Augenblicken als den einzigen Erben eines Glücks bezeichnet, das ihm ſo theuer zu ſtehen gekommen war.

Hel. (mit Rührung.) Niemand verdient es mehr als Ihr, niemand wird einen beſſeren Gebrauch davon machen — das weis ich gewiß!

Rich. Und doch könntet Ihr Euch irren. — Ich weiß Güter, welche blos dem Ehrgeize oder der Eitelkeit schmeicheln, wenig zu schätzen; es giebt andere, ächtere, in die ich mein Glück setze, eine befreundete Hand, auf die sich die meine in allen Lebensverhältnissen stützen kann, ein aufrichtiges, mir treuergebenes Herz, das in meinem Dasein das seine findet, und mit meinem Loose, welches es auch sei, sich beglückt fühlt, eine Liebe, zu der Glücksgüter nichts hinzufügen, und die nur allein das Unglück noch höher steigern kann. — Das ist der Gegenstand meiner Sehnsucht, das sind die Träume, die ich mir geschaffen hatte, als ich Euch erblickte, und die nun ein Wort zu zerstören droht.

Hel. Wie so?

Rich. Lord Penruddok, Euer Onkel, hat uns diesen Morgen versichert, daß Ihr den General Monk liebt!

Hel. Ich?

Rich. Ist das wahr? — O sprecht!

Lb. (auf Richard zeigend.) Das Glück, das Dasein eines Freundes hängt davon ab.

Rich. Ist es wahr, daß Ihr Monk liebt?

Hel. (den Kopf abwendend). Es ist wahr! (sie bemerkt die eben eintretende Lady Regine, welche die letzten Worte nicht gehört hat.) Meine Cousine! (für sich.) Gut, daß sie kommt! Ich hätte nicht den Muth gehabt, ihn noch länger zu täuschen! (geht durch die Mittelthüre ab, wohin sie Lambert begleitet.)

ihr Erstes, daß sie den Vorfall ihm kund that. Er erblaßte vor dem Anblicke des Ringes; denn er erkannte ihn für den, welchen er der vergessenen Lathgertha einst gegeben hatte.

Geliebter Regnar — sprach Kraka — das schöne Morgenlicht Deiner Wange hat ein einziger Blitz von diesem Ringe dir getödtet, zugleich mit der süßen Rede auf deiner Lippe. Verschweige mir doch nicht, welch ein finsteres Geheimniß hinter den Straien des Kleinods schlummert. —

Da gestand der König, was es mit dem Ringe für Bewandniß habe und daß es der nämliche sey, welchen Lathgertha am Hochzeitfeste von ihm erhalten.

Regnar — sagte hierauf Kraka mit tiefem Schmerze — ich lebte vorhin einzig meiner Heerde und wußte nicht einmal, daß nach der göttergleichen Thora noch eine dein Gemal gewesen. Was wird mir das Bestehen deiner Liebe verbürgen, wenn Bürgen, wie dieser Ring, nicht dafür haften können? — König, laß mich zurückziehen in meine Heimath, in den stillen Kreis, über den meine Wünsche sonst nie hinaus gingen. Ich werde suchen, sie dort wieder einzugewöhnen. Und gelänge mir es nicht, lieber dann noch ein mangelhaftes Leben führen, als dein künftiges Vergessen meiner beweinen müssen!

Kraka — rief Regnar mit Leidenschaft — Lath-

Vierter Auftritt.

Lambert bleibt im Hintergrunde und blickt ihr eine Zeit lang nach, nachdem ſie ſchon verſchwunden iſt. **Richard** und **L. Regine** vorn.

L. R. (heiter zu Richard.) Wie? Ihr, Maſter Clark, Ihr ſeid ihr Vertrauter — und ſie liebt Monk?

Rich. Ja, Milady, und Ihr ſeid darüber empört.

L. R. Erſtaunt vielmehr. (auf Lamb. zeigend.) Wer iſt der Mann?

Rich. Mein beſter Freund.

L. R. Dieſe Nachricht kann uns im Gegentheil außerordentlich in unſern Plänen fördern; (halb leiſe) und wenn ich ſie Euch bisher verbarg, einem wahren Freunde, der unaufgefordert für mich das Aeußerſte wagte, ſo geſchah es blos, weil ich wohl ſorglos mein eigenes Leben, aber nicht das Eure in Gefahr ſetzen könnte. Seit Cromwells Tode iſt nichts mehr zu befürchten, Alles bereitet ſich vor zur Rückkehr der Stuarts — und wenn Ihr erfahren werdet —

Rich. (ſchnell.) Ich will nichts wiſſen, will nur Euch den Gefahren entreißen.

L. R. Denen ich Trotz bieten werde. Denn nicht für mich allein belebt mich Kühnheit und Muth. Ich ſtrebe nur nach Gelingen um Euch Eurer

Verborgenheit zu entreißen, Euch ein Schickſal zu bereiten, einen Rang anzuweiſen, der Eurer würdig.

Rich. (die Stimme erhebend) Und Ihr könntet glauben, daß ich das annehmen würde?

L. R. (kräftig.) Ja! — weil in dieſem Augenblicke Gleichgültigkeit oder Zurückgezogenheit nicht mehr erlaubt ſind, weil am Tage der Gefahr jeder Engländer ſich erheben, eine Partei erwählen und für deren Anſicht kämpfen muß. (auf Lamb zeigend.) Ich berufe mich auf Euren Freund.

Lb. (der ſeit einiger Zeit wieder vortrat) Milady hat Recht. Wenn die Parteien einander gegenüberſtehen, iſt der, welcher neutral bleibt, ein Verräther.

L. R. Wer in der Ferne bleibt, iſt ein Feiger.

Lb. Der ſich nur bereit hält, ſich auf die Seite der Siegenden zu ſtellen.

L. R. Und das könnt Ihr nicht wollen, weil es noch etwas Höheres giebt, als die Ruhe und ſelbſt das Glück! — die Ehre.

Rich. Ja! Ihr ſprecht wahr; ja, welche Geſinnungen Ihr auch immer haben mögt, die Träume von Glück, die ich mir geſchaffen hatte, ſind nicht mehr ausführbar, ich muß ihnen entſagen und meine zerſtörten Täuſchungen auf ein glorreiches Ziel übertragen. Gleich viel in welcher Stellung und unter welcher Fahne, ſeinem Vaterlande kann man immer dienen. So weihe ich denn dem meinen meine Ruhe und mein Leben. Nur dies bitte ich Euch

noch, Lady! entſagt Euern Abſichten, denn nicht durch Euch, ſondern durch mich allein will ich mich erheben. Iſt mir das Schickſal entgegen, nun dann, ſo werdet Ihr mich nicht wieder ſehen und Eure Freundſchaft für mich wird Euch nicht Verlegenheiten ausgeſetzt haben. Iſt es mir aber günſtig, ſo werde ich zurückkehren und nie vergeſſen, was Ihr für den armen Clark thun wolltet. — Denn ich kann unglücklich ſein, aber nicht undankbar! — Lebt wohl Milady! — (zu Lambert.) Komm! ich bin der Deine! (geht durch die Mitte mit Lambert ab.)

Fünfter Auftritt.

Lady Regine allein.

Und ich ſollte für ihn nicht alles aufbieten! — Ein ſo edler, ſo trefflicher Jüngling! — nein, nein, er kann, er darf mich nicht daran hindern! — Er iſt arm, ich werde ihn reich machen, ſein Name iſt unbekannt, ich werde ihn ruhmvoll machen, und meine Liebe ſoll ihm ſelbſt wider ſeinen Willen unterſtützen! — Alles leiſtet uns übrigens Beiſtand, alles erklärt ſich für uns. (ſie blickt in die Briefe, die ſie beim Auftreten in der Hand hielt.) Von der Lady Hamilton — von der Gräfin Lauderdale. — (innehaltend.) Mein Himmel! (lieſt.) Alles geht ſchlecht, theure Lady. Beeilt ja die Ankunft des Königs nicht. Monk, den wir für uns gewonnen glaubten, hat

ſich geweigert, ſeinen eignen Bruder, Nikolas Monk, anzuhören, den Kaplan, dem wir aufgetragen hatten, ihn über ſeine Anſichten auszuforſchen. Noch mehr, er hat einen Brief in den Zeitungen veröffentlichen laſſen, worin er erklärt, daß die Stuart's und die ehemalige Monarchie unmöglich geworden ſind. Endlich — und ich kann Euch die Wahrheit dieſer Thatſache verbürgen — hat der General in der Stadt York einem Offiziere einen Backenſtreich gegeben, der ihn beſchuldigte, an die Rückkehr Carl's II. zu denken, — (ſie ſinkt in einen Seſſel). Vorbei mit allen unſeren Hoffnungen!

Sechster Auftritt.

Lady Regine und Lord Penruddok.

L. R. Nun, da ſeid Ihr ja! Wie ſteht's?

L. P. Kennequi, der Bergſchotte, iſt mir voraus geeilt, und in zwölf Stunden, ſagte er, könne die Botſchaft an den Empfänger gelangt ſein.

L. R. Deſto ſchlimmer jetzt! Denn die Umſtände ſind nicht mehr ſo vortheilhaft, als ich hoffte.

L. P. Im Gegentheile noch beſſer! Ich ließ meine Pferde im Gaſthofe zum goldnen Apfel tränken, als dort eben zwei Offiziere Monk's ankamen, denen ich ein Glas Porto anbot.

L. R. Und Ihr ſchwatztet!

L. Pen. Ohne etwas zu ſagen. — Ihr kennt mich ja. — Sie gingen der Armee voraus, um für dieſen Abend Quartier zu machen für Monk und ſeinen Generalſtab. — Sie kannten die Gegend hier gar nicht, und da warf ich denn ſo hin, daß das ſchönſte Schloß ringsherum das der Lady Terringham ſei, und in dieſem Augenblicke faſt leer ſtehe.

L. R. Nun?

L. Pen. Nun! Sie ſahen ſich lachend an, und ich bin überzeugt, daß binnen jetzt und wenigen Augenblicken Ihr den General und alle ſeine Offiziere zum Abendeſſen und Nachtquartier hier haben werdet.

L. R. Unglückſeliger Menſch! Was habt Ihr gemacht!

L. Pen. Eine köſtliche und ganz natürliche Zuſammenkunft mit Monk eingeleitet. Ich bringe ihn Euch auf zwei bis drei Tage hieher, ohne den geringſten Verdacht zu erwecken.

L. R. Und in dieſem Schloſſe wird morgen Abend Karl Stuart ankommen!

L. Pen. Der König!

L. R. Er ſelbſt: — ſeit einigen Tagen in der Umgend von Briſtol an's Land geſtiegen und verborgen. Der Brief, den Ihr ihm durch Kennequi ſendetet, meldete ihm ja, daß er ohne Beſorgniß hieher kommen dürfe und hier völlig in Sicherheit ſei.

L. Pen. Davon wußte ich ja nichts! — Aber, um ſo beſſer, da ja Monk zu den Unſrigen gehört.

L. R. Und wenn das nicht der Fall wäre?

L. Pen. O geht!

L. R. Wenn er es erklärt hätte?

L. Pen. Aus Klugheit! — Monk iſt ſehr vorſichtig.

L. R. Wenn er es geſchrieben, unterzeichnet hätte?

L. Pen. Um ſein Spiel beſſer zu verbergen. — Der Brief, den Ihr heute früh von Lord Newport erhieltet, iſt zu beſtimmt und klar. Ich habe Lord Newport in Holland geſehen, ich habe ihn ſelbſt geſehen. Er iſt bei dem Könige, er iſt der Rathgeber des Königs, und ein königlicher Rathgeber muß wiſſen, was er ſagt und ſchreibt.

L. R. (durch's Fenſter ſehend). Still! Hörtet Ihr den Lärmen? — Die Reiter? — Es iſt Monk und ſeine Offiziere.

L. Pen. Ein Bundsgenoſſe, der uns zueilt.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Helene.

Hel. (herbeieilend). Couſine! liebe Couſine! — Das hätteſt Du gewiß nicht gedacht! — Der General Monk!

L. R. (lächelnd). Wahrhaftig, er iſt's: und wenn ich es nicht mit meinen Augen geſehen, hätte ich es aus Deiner Erregung errathen.

Hel. Sage lieber aus meiner Verwunderung. — Da iſt er!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Monk mit Offizieren, die im Hintergrunde bleiben. Ephraim.

Monk (zu einigen Offizieren ſprechend). Keine Unordnung, meine Herren! Ob dieſes Schloß gleich, wie man ſagt, Anhängern der Stuart's gehört, ſo ſoll doch Alles darin mit Achtung behandelt werden.

L. Pen. (leiſ' zu L. Regine). Hört Ihr! Was ſagte ich Euch eben?

Monk. Wir haben von hier nur noch zwölf Meilen nach London und können alſo morgen dort ſein. Wir werden uns daſelbſt unter die Befehle des Parlaments ſtellen, das uns, um uns zu begrüßen, einige ſeiner angeſehenſten Mitglieder, Mäſter Scot, Robinſon und den hochachtbaren Sir Ephraim entgegenſchickt. Geht jetzt. (Die Offiziere gehen ab. Monk kommt vor. Dann zu L. Regine und Helene). Verzeiht, Miladh, daß wir hier ſo ungefragt Beſitz von Eurem Schloſſe genommen haben. Daß es Euch angehöre, habe ich erſt beim Einreiten durch das achtbare Parlamentsmitglied erfahren, das uns hier empfing, und nun preiſe ich mich glücklich, mich hier unter Bekannten zu finden.

L. R. Vielmehr fühlen wir uns beglückt, gegen Euch das Recht der Gaſtfreundſchaft ausüben zu können, und wenn der Herr General nach einem ſo langen Marſche einige Erfriſchungen annehmen wollte — (Monk verbeugt ſich zum Zeichen der Annahme, und L. Regine giebt Helenen ein Zeichen, deshalb Befehle zu ertheilen).

Monk (ſich zu Ephraim wendend). Ihr ſagt alſo, das Parlament ſehe unſerer Ankunft mit Vergnügen entgegen?

Eph. Mit Enthuſiasmus ... es erblickt darin den Triumph der guten Sache, und hat mich daher einſtimmig mit einer Botſchaft an Euch beauftragt —

Mk. Die Ihr mir eben in Gegenwart der ganzen Armee eröffnet habt.

Eph. (halb leiſ'). Und mit noch einer, die blos Euch insbeſondere betrifft.

Mk. Die Mittheilungen des Parlaments in Maſſe wie im Einzelnen werde ich ſtets mit Achtung und Unterwerfung annehmen.

L. R. (zeigt Monk und Ephraim den Tiſch, worauf man Flaſchen und Gläſer geſetzt hat). Meine Herren!
(Penruddok, Monk und Ephraim treten an den Tiſch links, wo Helene ihnen einſchenkt).

L. Pen. (zu Monk). Der erſte Toaſt gilt Euch, General!

Mk. (ſein Glas hebend) Den Damen! Den ſüßen Erinnerungen, die unſer Zuſammentreffen in

Schottland zurückließ. — Und jetzt iſt's an Euch, Mylord!

L. Pen. Oh, mein Toaſt iſt bekannt? — Karl Stuart! (Ephraim ſetzt ſein Glas auf den Tiſch und trinkt nicht).

Mk. (kalt). Recht gern. — Ich habe mich nie geweigert, auf die Geſundheit von Verbannten zu trinken, vorzüglich auf die Geſundheit ſolcher, die es für immer ſind. (Hebt das Glas): Auf Karl Stuart!

L. R. (leiſ' zu Penruddok). Hört Ihr!

L. Pen. (halb leiſ' und ſich Monk nähernd). General, ich muß mit Euch ſprechen.

Mk. Mit mir?

L. Pen. Ja, und Ihr werdet mir, wie ich hoffe, eine geheime Unterredung nicht abſchlagen.

Mk. Leider iſt es mir unmöglich, die Ehre anzunehmen, die mir Mylord Penruddok zugedacht hat.

L. Pen. (gereizt). Mylord!

Mk. Habt die Güte, meine Stelle bei dieſen Damen zu vertreten und ihnen den Arm zu geben. Ich habe mit dem achtbaren Maſter Kelſeen, den das Parlament an mich abgeſchickt hat, zu ſprechen.

L. Pen. (zu den Damen, die ihn fortführen). Aber der Menſch da (auf Monk zeigend) iſt ein Verräther!

L. R. (kalt). O nein! — er iſt blos ein Staatsmann. — Kommt! (ſie geht mit ihm und Helen ab).

Neunter Auftritt.

Monk. Ephraim.

Mk. (kalt zu Ephraim). Ich höre. Sprecht!

Eph. Das von Euch wieder eingesetzte Parlament hat seine erste Sitzung gehalten — worin Jedermann gesprochen hat. — Es war ihnen seit langer Zeit nicht so wohl geworden.

Mk. (kalt). Also Jedermann hat gesprochen —

Eph. Und folglich ist's unmöglich gewesen, sich zu verstehen. — Ich bin noch ganz betäubt.

Mk. (mit theilnehmendem Tone). Wahrhaftig!

Eph. Laßt's Euch nicht kümmern, General, es ist für's Vaterland geschehen. — Aber das durch uns vertretene Vaterland weiß, da es Eure Absichten noch nicht kennt, ebenfalls noch nicht, welche Regierungsform es proclamiren soll.

Mk. (kalt). Ich erwarte seine Befehle.

Eph. Die meisten der Hochachtbaren sagten, als sie aus der Sitzung kamen: „An die Spitze einer durch das Schwert begründeten Revolution gehört ein Krieger. General Lambert, die Pest der berathenden Versammlungen, der alle Fragen mit dem Säbel durchhaut, ist weit entfernt und mit der Armee in Irland, Monk dagegen mit der seinen in der Nähe" ....

Mk. (wie oben). Das sagten sie?

Eph. Ja, General.

Mk. Und der Beweis?

gerthen verband mir ihr seltener Heldensinn, an dich bin ich gefesselt durch unbezwingbare Liebe. Vertraue dieser und es wird keines weitern Bürgen bedürfen! —

Und Lathgertha — fragte die Braut, was soll aus ihr werden, aus ihr, deiner rechtmäßigen Gattin? Das Unglück der Armen würde ein gar gefährlicher Grund für meine Seligkeit seyn! —

Kaum hatte sie das ausgesprochen, so bewegte sich eine Gestalt hervor aus dem Hintergrunde der Halle, welche die Schatten der Dämmerung bisher verborgen hatten.

Lathgertha! riefen beide zugleich, als die Herannahende den Schleier zurück schlug. Dazu wichen sie erschrocken um einige Schritte.

Scheuet mich nicht! sprach die Königin. Auch du nicht, Kraka; denn dein Wohlwollen hat dir nun das meinige erworben. Regnar wird glücklich seyn mit dir, und ich segne Euer Bündniß, wie ich es ihm gelobte im Augenblicke des Scheidens. Laßt mich zum Schutzgeiste desselben werden, da ja doch mein ganzes Leben nichts weiter ist, als der heißeste Wunsch für das Glück des Königs! —

Lathgertha — sprach Kraka, während Regnar vertieft schien in schwere Gedanken — wer wäre zur Königin geboren an seiner Seite, wenn du es nicht bist, und wer möchte wagen, dich von diesem

Eph. (übergiebt ihm ein Papier). Ich weiß, daß Ihr einen braucht: — hier iſt er. — Ich bin — oder vielmehr wir ſind 22 Stimmen, die nur eine ausmachen! eine geſammte und compakte Beredſamkeit, die nur ſtets in Maſſe auftritt und alle unentſchiedene und einzeln ſtehende Bedenklichkeiten mit ſich fortreißt. Und wenn dann in einem Augenblicke, wo Niemand ſich auszuſprechen wagt, 22 Stimmen den Anfang machen — und den General Monk zum Nachfolger Cromwell's ausrufen — der General aber den Beiſtand annimmt, den wir ihm bieten ... und uns ſeiner Seits Gewährleiſtungen giebt —

Mk. (den Blick auf das Papier gebeftet, das ihm Ephraim gab). Ich ſehe hierin Stellen für alle Welt bedungen, und für Ephraim Kelſeen keine! — als blos 500 Guineen Leibrente. (Sich kalt zu ihm wendend): Sir, ich bin von dem Dienſte gerührt, den ihr mir leiſten wollt und will ihn durch einen noch viel größeren vergelten — durch einen guten Rath. Wir leben in einer Zeit, wo Umſicht und Klugheit ſo nothwendig ſind, daß es nur eines ſolchen Vorſchlags, wie ich ihn hier von Euch und Euern Freunden unterzeichnet in der Hand halte, bedürfte, um dem nächſten Gouvernement — das ich noch nicht kenne — den unmittelbarſten Vorwand zu geben, Euch alle zuſammen — hängen zu laſſen.

Eph. (erſchrocken). General!

Mk. Ich werde jedoch einen ſolchen Beweis von Vertrauen nicht mißbrauchen, das um ſo größer iſt, als es Euch Alle von mir abhängig macht — (ſteckt das Papier in die Taſche) Aber ich werde Euch ſagen —

Eph. (wendet ſich und wird den eintretenden Lambert gewahr). Gott! — Lambert!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen, Lambert.

Mk. Ihr, General! Ihr verließet Irland!

Lb. Und Ihr Schottland.

Mk. Der achtbare Maſter Ephraim Kelſeen wird Euch ſagen, daß mich das Parlament mit meiner Armee nach London zurück berief.

Lb. Und die meine iſt dem Befehle zuvorgekommen, ſchon in London eingerückt und hat um Weſtminſter ſich einquartirt. Von morgen an wird ſie auch die Sitzungen des langen Parlaments beſchützen, das, Dank ſei es Euch, wieder in's Leben getreten iſt.

Mk. Ich freue mich außerordentlich, mein tapfrer, theurer Camerad, unſere Truppen wieder einmal unter denſelben Fahnen und für dieſelbe Sache vereint zu ſehen, wie zur Zeit unſers glorreichen und geliebten Generals, des Lords Protector.

Lb. (geradezu). Hört einmal, Monk: ich schlage mich eben so gut wie Ihr, aber Ihr habt mehr Verstand als ich. Ihr habt ein Talent, das mir abgeht, die Gabe Eure Gedanken verbergen zu können, ich aber den Fehler, die meinen von mir zu geben. So vernehmt sie denn auch jetzt. Man behauptet, Ihr strebtet darnach an Cromwell's Stelle zu treten, und hättet deshalb das selig verstorbene Parlament wieder aufgeweckt, das Ihr nun zu erkaufen hofftet.

Mk. Und womit?

Eph. Ja, mit was? Das möcht' ich auch gern wissen.

Lb. (Ephraim betrachtend). Ich erkläre hiermit den Parlamentsmitgliedern in der Person des hier gegenwärtigen Sir Ephraim, daß wenn ich einen einzigen kennen lernen sollte, der im Stande wäre, Euch seine Stimme zu geben, dieß das letzte Mal wäre, daß er sie verkaufte, denn ich würde mich besser darauf verstehen als sein Präsident Lorethal, ihm für immer das Wort abzuschneiden.

Mk. Das sagte ich ja eben auch zu dem achtbaren Sir Ephraim.

Eph. (verlegen). Ja — ja — in der That ...

Lb. Und Euch, General, würde ich sagen: Wir waren zwar gern bereit, Cromwell zu gehorchen, denn er hatte über uns das Uebergewicht des Genies, man konnte seine Kriegerstirn vor dem beugen, der königliche Häupter nicht schonte — aber

Euch, George Monk, Euch erkläre ich in meinem Namen und in dem aller republikaniſchen Offiziere, Fletwood, Harriſon und zwanzig anderer, die Euersgleichen ſind, daß wir Euch nie als unſern Herrn anerkennen werden.

Mk. Das begreife ich, denn ich würde auch keinem von Euch das Recht einräumen, der meine zu ſein.

Eph. Da wir nun aber einmal in dieſer Regierungsverlegenheit ſind, an wen ſollen wir uns denn da wenden?

Mk. (Lambert aufſtehend). Eure Meinung?

Lb. Die Eure!

Mk. Die Republik — rein und einfach! — Die Obergewalt für Alle.

Lb. Das iſt eben ſo gut, als ob ſie Niemanden gehörte.

Eph. Und dann — Republik iſt eine arme Regierungsform.

Lb. (mit Verachtung). Kauft nur auf Credit — um ſich abzufinden ...

Eph. Und bezahlt nicht. — Alſo die Stuart's.

Mk. Das Land will nichts mehr von ihnen wiſſen — und Ihr?

Lb. Das wäre eben ſo gut, als unſer Todesurtheil ſelbſt unterzeichnen. — Wir haben den Vater geſtürzt, und der Sohn kann nur mit Gedanken der Rache ...

Mk. Der Verbannung —

Eph. Oder einer Amneſtie in's Land kommen — was am Ende auf Eins hinausläuft.

Lb. Während Richard Cromwell —

Mk. Der Sohn des Protectors —

Lb. Uns nie beſchuldigen kann, Karl I. geopfert —.

Eph. Oder die Monarchie geſtürzt zu haben.

Mk. Es wäre nur eine Schwierigkeit dabei.

Lb. Nämlich?

Mk. Ich kenne Richard's Anſichten und Denkungsart. Er wäre im Stande es von ſich zu weiſen.

Lb. Er nimmt es an. — Ich habe ihn eben dazu vermocht.

Mk. So errathe ich ſchon, wer unter ihm regieren wird.

Lb. (halb leiſ'). Ihr und ich.

Eph. (ſchnell). Mehr nicht als zwei?

Mk. (für ſich). Das iſt um Einen zu viel.

Lb. (zu Monk). Nun?

Mk. (zögernd). Aber — das Parlament!

Eph. Ja, das Parlament.

Lb. Stehen wir nicht an der Spitze der beiden Heere Englands? Wer das Schwert hält, für den gehört auch das Berathen.

Eph. Und für die berathenden Verſammlungen?

Lb. Das Gehorchen, ohne Wortgeſchwätz. So handelte Cromwell, der die Beredſamkeit nicht auf-

kommen ließ. Und da unſere Dragoner Weſtminſter beſetzt halten —

Mk. Ihr bürgt mir alſo für das freie und ungezwungene Votum unſerer hochachtbaren —

Lb. Ich bürge Euch für ſie, wenn Ihr mir für Euch ſelbſt bürgt. — Heute noch laßt Ihr durch Eure Truppen, wie ich durch die meinen Richard Cromwell als Protector Englands proclamiren, — wo nicht, ſo erlaubt Ihr mir und den Meinen, Euch als Verräther zu durchbohren.

Mk. (kalt). Weshalb denn? — Ihr ſeid der Mann danach, nicht erſt um Erlaubniß dazu zu bitten.

Lb. Sagt mir, George Monk, nur ein einziges Mal in Euerm Leben aufrichtig, ja oder nein. — Ich bin entſchloſſen, dieſe Proclamation mit oder ohne Euch vor ſich gehen zu laſſen. Krieg oder Frieden. Welches wollt Ihr?

Mk. Ich bitte nur um Zeit, die Proclamation aufzuſetzen. — Ein Viertelſtündchen wird genügen.

Lb. Eine Viertelſtunde? — Gut. — Ich komme und hole ſie.

Eph. (ſich Monk nähernd, während Lambert nach hinten geht). So ſind wir alſo für Richard?

Mk. (halb leiſe). Vielleicht. — (Laut). Ihr werdet nicht abreiſen, ohne meinen Gruß an den hochachtbaren Loretbal, Euern Präſidenten, mitzunehmen.

Lb. (iſt wieder vorgekommen und geht mit Ephraim in dem Augenblicke ab, wo Lady Regine aus der Thüre rechts tritt).

Eilfter Auftritt.

Mouk. L. Regine.

M k. (ſetzt ſich an den Tiſch und erblickt die Lady). Ach, Ihr ſeid's, Mylady.

L. R. Und ich komme, um mit Euch von Familienangelegenheiten zu ſprechen — aber Ihr ſeid zu beſchäftigt dazu.

M k. Ich, beſchäftigt? — Ganz und gar nicht! — einige verläufige Maßregeln — Ihr könnt Euch ſelbſt davon überzeugen.

L. R. (ſieht ihm über die Schulter, während er ſchreibt). Mein Himmel! — Richard Cromwell als Protector proclamirt! — das heißt als König Englands!

M k. (immer ſchreibend). Und warum nicht? — unter den gegenwärtigen Umſtänden — ſehe ich nichts Beſſeres als das. (Für ſich ſelbſt, während L. Regine im Hintergrunde die Thüre ſchließt.) Da das noch Beſſere nicht möglich iſt — oder wenigſtens Aufſchub verlangt — und da ſo eine Proclamation nur die verpflichtet, die daran glauben. (Während er ſchreibt iſt L. Regine wieder zu ihm hingetreten).

L. R. Und Ihr, General, deſſen Ausſichten ſo glänzend waren, Ihr ſeid es, der ſich in den Sold eines Königthums von *einem* Tage begiebt?

M k. (kalt). Scheint mir's doch, Lady, als ſprächen wir hier *nicht* von Familienangelegenheiten.

L. R. Im Gegentheil, ganz in Bezug auf eine Verbindung, die Ihr ehemals wünschtet.

Mk. Und die Ihr und Lord Penruddok zurückgewiesen habt.

L. R. Weil wir voraussetzten, Helene sei ihr selbst entgegen: — aber jetzt, wo wir den Beweis vom Gegentheile haben, wird unsere Einwilligung Euch nicht fehlen. Dies ist das, wovon ihr Vormund und ich Euch gern in Kenntniß setzen wollten.

Mk. (aufstehend). Verzeiht, Mylady, aber ich bin von Natur etwas schwergläubig. Ich glaube zwar wohl, daß jetzt, wo man es für nöthig hält, mich zu gewinnen, jene Einwilligung mir in der That zu Theil werden wird, daß aber, wenn nun der Augenblick kommen sollte, ein solches Versprechen auch zu verwirklichen, man mir, wie ehedem, meine Vergangenheit vorwerfen würde ...

L. R. Dann wären wir ja viel strenger als Stuart selbst, der Euch schon lange verziehen hat. Weit schmerzlicher würde es uns sein, sehen zu müssen, wie Helenens Gemahl, unser Verbündeter, unser Verwandter, den erbärmlichen Vortheil eine Republik aufrecht zu erhalten, der unsterblichen Ehre vorzöge, eine Monarchie wieder empor zu heben, sehen zu müssen, wie er Lambert und der ganzen republikanischen Partei die Lumpen der Oberherrschaft streitig machte, statt der Erste im Staate nach dem Könige zu sein, der ihn zu seinem Connetable

und erſten Miniſter ernannt haben würde. — (Bewegung Monk's.) Ja, ja, er würde es gethan haben — er ſchrieb es mir, und ich bewahre ſeinen Brief noch — und man giebt nicht ohne Bedauern für ſeine Familie und Verwandte einen Glanz auf, der auf Alle zurückſtrahlen würde. — Doch was verſchlägt das, ſobald es darauf ankommt, General, Euch unſere Offenheit, an der Ihr noch zweifelt, zu beweiſen. — Helene, meine holde Couſine, liebt Euch, ſie gehört Euch an, und morgen, ja, heute noch, wenn Ihr es begehrt, unterzeichnen wir ihren Contract.

M k. (ſie aufmerkſam beobachtend). Und Lady Helene — wird ſie Eure Worte nicht Lügen ſtrafen?

L. R. Weder ſie, noch ſonſt Jemand. — Nur eine Schwierigkeit wäre vielleicht noch dabei.

M k. Seht!

L. R. Und dieſe würde von Eurer Seite kommen.

M k. Wie das?

L. R. (langſam und ihn fixirend). Wenn es nun einen Freund unſerer Familie gäbe — dem es ſehr daran gelegen wäre, den Contract mit zu unterzeichnen — und mit dem Ihr — Ihr, General! — nicht gern zuſammenkommen wolltet. —

M k. Und warum nicht? Sind denn, wenn dieſe Verbindung zu Stande kommt, nicht Eure Freunde auch die meinigen?

L. R. Um ſo mehr, als dieſer Freund dieſes

Zusammenkommen sehnlich wünscht — aber es gern insgeheim und ohne Zeugen sähe — Niemand als wir zwei.

M k. Niemand weiter?

L. R. Ich schwöre es Euch! — wenn er Euch nur hat, sind die Anderen Alle ihm gleichgültig und unnütz.

M k. Wie? Alle meine anderen Cameraden, Harrison, Fletwood, Lambert —

L. R. Abgesetzt oder gerichtet.

M k. (schnell). Ha! wißt Ihr auch, daß er gute Einfälle hat, dieser — Euer Hausfreund!

L. R. (stolz). Er würde sie Euch unstreitig besser als ich erklären können, wenn er durch Zufall — Euch morgen Abend begegnen könnte — zum Beispiel — in dem Schlosse, wo Ihr wohnt, (sich wendend und bemerkend, daß die Mittelthüre sich öffnet). Man kommt. (Sie entfernt sich von Monk, geht nach hinten hin und dann rechts).

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Ephraim. Lambert. Offiziere, die im Hintergrunde bleiben.

L b. (sich Monk nähernd). Nun?

M k. Hier ist die Proclamation.

L b. Dank, George Monk. Nun glaube ich Euch.

Platze zu verdrängen? — Lebe wohl, königliches Paar und sey glücklich! —

So meinest du — versetzte Lathgertha, sie zurückhaltend — daß mir an jenem Platze noch wohl seyn könnte? Nimmermehr! — Dich aber dort zu wissen, ist mein Glück, eben weil das seinige mein einziger Wunsch ist! — Nun bitte ich, lasset mich, wie ich Euch lasse und du, Kraka, traue um so mehr auf die Erfüllung dessen, was die Feindin dir vorhin versprach, weil sie seitdem deine treueste Freundin geworden ist! —

Somit umarmte sie die erbleichte, halbbewußtlose Braut, legte solche in des Königs Arme und verschwand aus der Halle. —

An Kraka's Busen vergaß Regnar eine Zeitlang seine Leidenschaft für den Kriegsruhm. Auch erfreute sie ihn mit der Geburt mehrerer Söhne. Lathgerthen, welche kein Wort von sich hören ließ, besangen beide, Regnar und die Königin in anmuthigen Liedern; denn Kraka war, wie er, glücklich in Ausübung der Dichtkunst. Daher fanden auch die Skalden treffliche Aufnahme bei ihrem Hoflager und die berühmten Stärkodder und Brage gefielen sich da besonders wohl. —

Endlich aber riß theils die Nothwendigkeit, theils die Neigung den König doch wieder hinaus in die Gefahren des Meeres und der Schlachten.

Mk. (zu den Offizieren). Ihr, meine Herren, werft Euch morgen früh auf die Pferde und bringt dieſe Proclamation in unſere verſchiedenen Standquartiere. (Zu Lambert): Auf morgen früh, General! (Zu L. Regine): Auf morgen Abend, Mylady.

Eph. (zu Monk tretend). Und meine Zweiundzwanzig? wem gehören ſie an?

Mk. Vor der Hand noch Niemandem. — Wer zu etwas gelangen will, muß warten können.

Eph. Ich werde warten.

(Monk, Lambert und Ephraim gehen durch die Mittelthüre ab, indem ſie L. Regine grüßen, die rechts ſich entfernt).

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

Dieſelbe Decoration.

Erſter Auftritt.

Lady Regine. Lord Penruddok.

L. Pen. Nun das iſt eine ſchöne Neuigkeit! — Während wir uns über den Tod Cromwells freuen, im feſten Glauben, daß der Thron dadurch erledigt ſei und wir ihn nur zu beſteigen brauchten, ernennt man einen neuen Souverain!

L. R. Wahrhaftig?

L. Pen. Und nicht wir! die Armeen Lamperts und Monks, die in London zuſammengeſtoßen ſind, haben ihn proklamirt.

L. R. Richard Cromwell. — Ich wußte es ſeit geſtern Abend. — Ich hatte die Proclamation eher geleſen als irgend Jemand.

L. Pen. Aber das, was Ihr nicht wißt, iſt die Wirkung, die ſie hervorgebracht hat. Dieſer Londoner Pöbel, der uns ſchon ſeit ſo langer Zeit und mit ſo vieler Ungeduld erwartete, ſcheint ganz reſignirt zu ſein, auch noch länger auf uns zu warten.

Nicht die geringſte Schwierigkeit — ſtatt deſſen Freudenausbrüche, Vivats — ſelbſt Enthuſiasmus und Illuminationen. — Ich bin überzeugt, daß ſie ſich blos täuſchen. Sie glauben, dies ſei ihr wahrer Souverain. Sonach mag ich aber reden und thun was ich will, wir kommen nirgends vorwärts. — Von allen Verſchwörungen, wobei ich noch je die Hand mit im Spiele gehabt habe, iſt dies die langſamſte, die durchaus nicht vom Flecke kommt. Nur ich allein mühe mich damit ab, und ich kann doch nicht alles machen.

L. R. Geduld. — Ihr ſaht Lady Helene? — Sie iſt ohnſtreitig entzückt?

L. Pen. Ach nein!

L. R. Ihr habt ihr alſo wohl nicht geſagt, daß wir in ihre Vermählung mit Monk willigen?

L. Pen. Doch, doch! Aber ſie will nicht; ſie will unverheirathet bleiben.

L. R. Aber ich habe es doch ſelbſt von ihr gehört, daß ſie Monk liebt.

L. Pen. Auch hatte ich es Euch geſagt.

L. R. Und doch ſchlägt ſie ſeine Hand aus?

L. Pen. Ihr wißt ja wohl, ein junges Mädchen — das iſt ſchlimmer, als eine ganze Verſchwörung, — man wird nicht daraus klug.

L. R. Aber dieſe Nachricht iſt ja viel furchtbarer als alles übrige, was Ihr erfahren habt! — Monk wird nun glauben, man habe ihn zum Beſten gehabt, und das Schloß ſogleich verlaſſen.

L. Pen. Je eher, je beſſer, da Ihr mir ja ſagtet, daß man die Ankunft des Königs erwarte.

L. R. Um mit Monk eine Unterredung zu haben.

L. Pen. Ah, bah!

L. R. Alles verabredet, alles in Ordnung.

L. Pen. Und Ihr ſagtet mir nichts davon? — Was machen wir denn da? — wozu entſcheiden wir uns?

L. R. Abzureiſen.

L. Pen. Wieder!

L. R. Und Helene mitzunehmen, um zwiſchen ihr und Monk jede Erklärung zu vermeiden. Ihr werdet auf halbem Wege am Gaſthauſe zum ſchwarzen Bär anhalten.

L. Pen. Eine gräßliche Kneipe! — Ephraim Kelſeen ſeine. — Da gehe ich doch lieber geradenwegs nach London in mein Hotel.

L. R. Nein. In dem Gaſthauſe zum ſchwarzen Bären findet Ihr die Herzogin von Hamilton und die Gräfin Lauderdale, beide verkleidet, die auf mich warten.

L. Pen. (ſich die Hände reibend.) Nun denn, da gehts doch wenigſtens vorwärts.

L. R. Ihr werdet ihnen das wichtige Geſchäft ſchildern, das mich hier zurückhält, morgen jedoch werde ich bei ihnen eintreffen.

L. Pen. Sehr ſchön! ſehr ſchön! Das iſt doch noch eine diplomatiſche Miſſion.

L. R. Ich füge noch die hinzu, unterwegs Helene zu überreden, Euch zu gehorchen; — alſo eilt und geht.

L. Pen. Und der König, der hierher kommen wird, und den ich ſo gern an meine Gouverneurſtelle von Devonſhire und Middleſſex erinnert hätte!

L. R. Ich werde Seine Majeſtät empfangen.

L. Pen. Ganz Recht! Das iſt's aber eben, was mich ſo unruhig macht. — Karl Stuart iſt jung, liebenswürdig, galant — ſo bei ſpäter Zeit ein **tête à tête** in dieſem Schloſſe mit einer ſchönen Frau. —

L. R. Wie, Mylord? Ihr könntet fürchten —

L. Pen. Wenn man liebt — fürchtet man alles.

L. R. Eiferſüchtig! — eiferſüchtig auf Euern König!

L. Pen. Ihr ſeid ſo entſetzlich royaliſtiſch!

L. R. Ihr, Mylord, verdient nicht es zu ſein, wenn Euch dies erſchreckt.

L. Pen. Aber bei alle dem — (man klopft an der Thüre rechts.)

L. R. Man hat geklopft! — er iſt es! — geht, oder ich nehme alle meine Verſprechungen zurück!

L. Pen. Ich gehe, gehe! — ich gehorche meinen beiden Gebietern. (geht durch die Mitte ab.)

Zweiter Auftritt.

Lady Regine öffnet die zweite Thüre rechts. **Karl Stuart,** sehr einfach gekleidet und in einen Mantel gehüllt.

L. R. (fällt vor ihm auf die Kniee.) Sire! — mein König!

K. St. Woran denkt Ihr, Miladyl — Ihr zu den Füßen eines armen Prätendenten, der noch gar nichts ist! (hebt sie auf.) Nur mit denen, die regieren, nur mit Euch müßte man auf diese Art sprechen.

L. R. Dieser Mantel, vom Ungewitter durchnäßt. — (nimmt ihm denselben ab.) Aber auch in einem so heillosen Wetter!

K. St. Das schönste, das glücklichste Wetter, ein Wetter, das mich nicht betrogen hat, weil ich nun hier bei Euch bin. (L. Regine bringt ihm einen Sessel, auf dem er sich ausstreckt.) Ha! es ist doch hier viel besser als in Mitten der Wasserfälle und Bergschlünde, oder zwischen den Zweigen einer königlichen Eiche.

L. R. Was man uns erzählte, ist also doch wahr!

K. St. Ja! Von allen Erinnerungen aus der Schlacht von Worcester ist diese die mindest angenehme. Vier und zwanzig Stunden unter diesem dichten Blätterdache sich zu verbergen und unter mir diese schändlichen Rundköpfe vorüberziehen

zu sehen, diese wüthenden Presbyterianer, die mich suchten und oft gerade unter meiner Eiche Halt machten, dem einzigen Besitzthum, das mir übrig blieb, um unter den Augen ihres Souverains zu essen und zu trinken, dem es an allem gebrach, und der in diesem Augenblicke alle seine Ansprüche auf die Krone um ein Glas Porter vertauscht hätte.

L. R. Euer Majestät scherzen.

K. St. Nein, Milady. — Eine hungernde Majestät ist etwas sehr Trauriges. — Ich versichere Euch, daß ich in diesen 24 Stunden nur darnach strebte herunterzusteigen.

L. R. Ich glaube allerdings, daß es in Eurem so bewegten Leben keinen gleich fürchterlichen Zeitpunkt gab.

K. St. (aufstehend.) Doch! — meine erste Expedition nach Schottland.

L. R. Nach dem Tode des braven Montrose, der für Euch starb.

K. St. Ja, wo ich, um als König anerkannt zu werden, alle Morgen die Predigten der Puritaner mit anhören mußte! — Das hieß einen Thron sehr theuer erkaufen! — Der schottische war wahrhaftig nicht so viel werth! Ein abscheuliches Land, mystische Mittagsessen, wo man betete, statt zu speisen, ein unaufhörliches Fasten und nicht eine hübsche Frau — wenigstens hielten sie sich versteckt. Mit presbyterianischen Psalmen und Gesichter verscheuchten sie. Während hier in England —

welch ein Unterschied! — Seit 14 Tagen, wo ich in Briſtol landete, habe ich nur allerliebſte und mir ergebene Frauen geſehen, meinen ganzen treuen Adel, der ſich jeder Gefahr ausſetzte, um mich wieder zu erblicken. Vor zwei Tagen bei Lady Milongby zu Parham, die vorige Nacht in dem Schloſſe der Marquiſe von Trelawney, jede Nacht eine neue Wirthin, und ſo von Freunden zu Freunden bis London. Das iſt ein abentheuerliches Leben, das für einen Glücksfürſten, wie ich bin, ſich ganz vortrefflich paßt.

L. R. Ich ſchrieb Euer Majeſtät, daß Ihr Euch zeigen könntet, daß die Thore der Hauptſtadt Euch würden geöffnet werden.

K. St. Ich hoffe es auch! — Cromwell lebt nicht mehr.

L. R. Aber geſtern haben die Soldaten den Sohn des Tyrannen, Richard Cromwell, zum Protektor Englands ausgerufen. — Eine bloße militairiſche Meuterei, die keine Folgen haben kann.

K. St. Und wenn man auch das Schwert ziehen müßte, wäre mir das um ſo lieber. — Wir haben uns ſchon nicht ſo ganz übel bei Worceſter gezeigt, wo wir mit einer Hand voll Bergvolk den Angriff Lamberts und der ganzen Reiterei ausgehalten haben, und bedenkt einmal, Miladi, wenn wir unſern Einzug in London verwundet und mit dem Arme in der Schärpe halten könnten, was das für eine Wirkung hervorbringen müßte!

L. R. Auf Eure Unterthanen.

K. St. Und vorzüglich auf die Damen, die auf allen Balconen stehen würden. — Wir haben so etwas von Heinrich IV. von Frankreich an uns — vom Vater meiner Mutter — der Paris und sein Königreich eroberte, indem er mit seiner Person zahlte. Was das Degenführen betrifft, haben wir dieselben Ideen und Neigungen wie er.

L. R. (lächelnd). Und wohl auch noch in anderen Dingen.

K. St. (lebhaft). O ja, ja! (lächelnd). Und wenn ich mich erinnere, daß während meiner Flucht, wo Cromwell und der Tod mir drohten, zu Boscobel die junge Pächterin und zu Woodstock die liebliche Alice — Nehmts nicht übel, Miladi, aber es ist stärker als ich. Und wenn es um Krone und Leben ginge, ich könnte der Gewalt von zwei schönen Augen nicht widerstehen.

L. R. Da werden Ew. Majestät, ob ich gleich Dero Abneigung gegen Predigten kenne, mir doch erlauben, Denenselben etwas Weisheit zu predigen.

K. St. Thut es nur, ich höre zu — ich werde nicht hinsehen. — Ihr sagtet also Miladi —

L. R. Daß Ihr in diesem Schlosse mit Monk zusammentreffen werdet — dem einflußreichsten Generale.

K. St. Ja, ja, das habt Ihr mir geschrieben; mit Monk, dem Parlamentsgenerale, der mir ganz ergeben ist.

L. R. Noch nicht — im Gegentheil muß man ihn zu gewinnen ſuchen — ich habe auch ſchon angefangen. —

K. St. Nun denn, ſo laßt uns ihn gewinnen! Das iſt ja gar nicht ſchwer. Sie werden ſehr zufrieden ſein, ihren Souverain wieder zu ſehen.

L. R. Und deshalb, Sire, habe ich Monk Verſprechungen gemacht. —

K. St. (ſie unterbrechend). Die ich halten werde — das verſteht ſich! — Wer iſt die junge Perſon, die ich ſo eben ſah — dort im untern Saale — in Reiſekleidern?

L. R. Lady Helene Newport, meine Couſine, die nach London zurückkehrt.

K. St. Ah, alſo ſo ein Familienzug — ſo ein Zug, der mir gefällt und mich ergreift. — Ich habe ſie hinreißend gefunden.

L. R. Das darf nicht ſein. — Nehmt Euch wohl in Acht, das hieße Alles aufgeben.

K. St. Und warum?

L. R. Sie iſt die Geliebte — iſt die Braut Monk's, nur durch die Ausſicht auf eine Vermählung mit ihr wird es uns gelingen, ihn zu verführen.

K. St. Aha, der Monk ſoll ſie heirathen! — Wiſſt Ihr auch, daß das zu viel Glück für ihn wäre, daß ſie viel zu ſchön iſt für einen verdammten Presbyterianer wie er.

Einst als er dem Unterkönig Eistein in Schweden, welcher oft bei ihm gewesen war, den Gegenbesuch in Upsala abstattete, erblickte er dessen Tochter Ingeborg. Seit seiner Verbindung mit Kraka hätte noch kein Weib Regnar's Auge so entzückt, wie die reizende Ingeborg. — Eistein, ihr Vater, bemerkte es bald, und weil er nur allzugern in näherer Verbindung mit dem Mächtigen gestanden hätte, so ordnete er an, daß Ingeborg beim festlichen Male ihnen den Meth einschenken solle. — Regnar verlor sich wirklich dabei immer mehr in den Reizen der Jungfrau. Da ließen, von dem schlauen Schwedenkönige angestellt, einige der Jarle, welche mit Regnar waren, ein Wort fallen gegen den Berauschten, daß es doch recht angemessen seyn würde seinem Ruhme und seiner Herkunft und Würde, wenn er die liebenswürdige Ingeborg zur Gemahlin erwählte. Der Meth, nur zu oft ihm kredenzt von der anmuthigen Schmeichlerin, machte, daß er den Vorschlag recht passend fand und in der That zwischen ihm und der Fürstentochter eine Verlobung zu Stande kam. Doch machte er die Bedingung, daß es inzwischen dabei bleiben solle; auch verbot er, als er von Schweden nach Hause reisete, seinem Gefolge bei Todesstrafe, nicht das Mindeste von dem Vorgefallenen in Norwegen, dem Wohnsitze Kraka's, verlauten zu lassen.

L. R. Deſſen Ihr aber bedürft, und den Ihr deshalb mit Liebkoſungen, Macht und Ehre überhäufen werdet.

K. St. Das heißt?

L. R. Was ſeine Nebenbuhler Lambert, Fletwood und ſo weiter betrifft, die Ihr auch gewinnen müßt, aber jeden beſonders, denn ſie ſind aufeinander eiferſüchtig, ſo müßtet Ihr —

K. St. (gerade zu). Nun, ja doch, ja! — Gold, Titel, Orden — ich habe Vorräthe davon.

L. R. Das dürfte nicht ausreichen. — Jeder von ihnen müßte ſich ſelbſt für den erſten in der Achtung, in dem Wohlwollen Euer Majeſtät halten, während Ihr Euer Vertrauen blos dem einzigen Monk ſchenktet, der der furchtbarſte und vor allem der gewandteſte iſt.

K. St. Ja — ja! — Darauf verſtehen wir uns am allerbeßten, unſere Miniſter zu wählen. — Für's erſte Euch.

L. R. Mich, Sire!

K. St. Ich habe mich manchmal durch bloße Schönheit verführen laſſen können, aber wenn ſich mit den anmuthigſten Zügen Geiſt, Feinheit und Verſtand vereinigt findet, kann man nichts beſſeres thun, als nicht etwa zu gebieten, ſondern ſich zu unterwerfen. Nur zu Euch allein habe ich, wie heute, ſo auch immer, Vertrauen. Ihr ſollt meine Freundin und mein geheimer Rath ſein. Ohne den Namen einer Königin zu führen, ſollt Ihr doch

herrschen. Sind auch Eure Befehle geheim, werden sie doch darum nicht minder unumstößlich sein, und der König, der Euch seine ganze Macht überläßt, erbittet sich dagegen von Euch nur ein klein wenig Gebiet in Eurem Herzen.

L. R. Wenn nun aber dies gerade unmöglich wäre — wenn eben aus Interesse für Eure Majestät dieses Herz schon vergeben — schon versprochen wäre?

K. St. O, ich weiß — ich weiß! — Die Marquise von Trelawnay erzählte mir gestern, daß Ihr aus Ergebenheit für mich, Euer Herz im Falle glücklichen Erfolges, an den Lord Penruddok verpfändet habt, einen unserer Verschwornen, in welchem diese Hoffnung einen so glühenden und hartnäckigen Eifer entzündet hat, daß es kein Mittel giebt, ihn wieder zum Schweigen oder zur Ruhe zu bringen. Der Himmel bewahre uns aber davor, die Rechte eines so getreuen Unterthanen anzutasten. Wenn er Euch die Hand reicht, Mylady, so wollen wir ihn mit Stellen und Ehren überhäufen, und für ihn eine ganz besondere Achtung und Rücksicht hegen.

L. R. Euer Majestät sind sehr großmüthig — und wenn ich nun — um meines Credits mich zu bedienen, von Ew. Majestät statt Titel und Ehren, für Jemand um eine passende Anstellung in Eurer Nähe bäte. —

K. St. Für Penruddok!

L. R. Vielleicht! — Ich sage noch nicht für wen. — Ja, ich wünschte sogar, daß man mich

nicht darnach fragte. — Eine zweifache Gnade, für die ich zweifach dankbar sein würde.

K. St. Dann würde es mir schwer werden, eine Bitte abzuschlagen, die mir eine solche Hoffnung gewährt. Weil aber, die Souveraine jetzt so vielem Undankbaren begegnen, und Dankbarkeit mit jedem Tage eine schwierigere und seltenere Tugend wird, so hätte ein König wohl ein Recht, einige Garantieen dafür zu fordern.

L. R. Wie? Ew. Majestät könnten glauben —

K. St. (ihre Hand ergreifend). Ich frage Euch, meinen geheimen Rath, ob es nicht klüger wäre —

L. R. Still!

K. St. Wer kommt?

L. R. Ohne Zweifel Monk... und die Angelegenheit, die er mit uns besprechen will, ist von einer solchen Wichtigkeit —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Monk, der beide kalt grüßt.

L. R. (nach einem augenblicklichen Stillschweigen, als sie sieht, daß Niemand spricht). Jeder von uns hat sich pünktlich eingestellt. (Zu Monk): Hier ist der Freund, von dem ich gestern mit Euch sprach, dieser Freund meiner Familie, der mich noch eben daran erinnerte, daß Ihr vordem auch der Freund der seinigen ge-

wesen seid; daß Ihr als Generalmajor der irländischen Brigade, für Karl I. bei der Belagerung von Nantwich die Waffen führtet, und zwei Jahre lang für ihn als Gefangener in dem Tower schmachtetet.

M k. Wie? — Mylady!

L. R. Alles Uebrige — hat er vergessen! Er hat nur Gedächtniß für erzeigte Dienste.

K. St. Ja, Sir.

L. R. Und der Beweis davon ist, daß Seiner Majestät, mit der ich von der Stelle eines Groß-Connetable sprach —

K. St. Noch den Titel eines Herzogs d'Albemarle und das Gouvernement von Middlesex hinzufügte.

M k. Ah, Sire!

K. St. (zu Monk tretend). Ich gebe Euch noch mehr — mein volles Vertrauen, denn ich liefere mich in Eure Hände, überlasse Euch mein Schicksal und das der Monarchie.

M k. Deren Rückkehr wir so oft ersehnt haben.

K. St. Und warum ließt Ihr mich es nicht wissen?

M k. Bei Lebzeiten Cromwell's hätte das alles verderben heißen. Der geringste Verdacht hätte mich der Mittel beraubt, Euch zu dienen, und selbst jetzt könnte ich, wenn irgend eine Gefahr Euch bedrohte, Euch nur dadurch retten, daß ich fortführe mir den Anschein zu geben, als gehöre ich einer anderen Partei an, als der Eurigen.

K. St. Ich begreife. Dies würde von Eurer Seite nur ein neuer Beweis von Treue ſein, und ſobald ich weiß, daß ich auf Euch zählen kann. —

Mk. Ich leiſte Euch keine Schwüre, Sire. —

K. St. (ſich ſetzend). Und thut Recht daran. (zu Lady Regine, die ihm einen Seſſel bringt). O verzeiht, Myladh.

Mk. Ich ſtehe für die Offiziere meiner Armee. Sie raiſonniren nicht, ſie gehorchen und werden mir folgen, wohin ich ſie führe.

L. R. Was das Parlament betrifft —

Mk. So ſcheint es dabei ohne Einfluß. Doch kann ich dieſes Jahr auf 22 Stimmen rechnen, die man mir angeboten hat.

L. R. Und wir auch.

K. St. Das macht 44.

Mk. Die von Ephraim Kelſeen nämlich.

L. R. Das ſind auch die meinen.

K. St. Da bleiben es doch nur 22.

Mk. Es werden ſchon noch andere nachkommen. — Nun müßte man nur noch die republikaniſche Partei gewinnen.

K. St. Das wird ſchwer fallen.

L. R. Weniger als Ihr glaubt, und wenn Ew. Majeſtät mich hören will —

K. St. Stets mit Vergnügen, Myladh.

L. R. Seit langer Zeit, und ohne daß es der General ſelbſt wußte (auf Menk zeigend), hatten mehrere Offiziere der republikaniſchen Armee, die mit

Cromwell unzufrieden waren, eine geheime Verbindung gegen ihn geschlossen. Die Herzogin von Hamilton kam.te durch den Obrist Pride, der ihr gewaltig huldigt, ihre Pläne.

K. St. (heiter). Wahrhaftig? Die Herzogin von Hamilton soll, wie man sagt, eine sehr schöne Person sein. Ist sie braun oder blond?

L. R. (ungeduldig). Sie ist — sie ist — Eurer Majestät sehr ergeben, das ist die Hauptsache. Die Offiziere also, deren Absicht es war, eine militairische Regierung zu begründen, wollten Cromwell stürzen, und so findet sich die Verschwöryng, die gegen ihn ausbrechen sollte, noch völlig organisirt, um gegen dessen Sohn zu handeln. Noch mehr: da es der gröte Vortheil hier ist, schnell zu Werke zu gehen, so hat man beschlossen, sich morgen schon Richard's zu entledigen, oder ihn wenigstens zu entführen. Es sollte daher zu Verabredung der entscheidenden Maßregeln eine Zusammenkunft 5 Meilen von London in dem Gasthause zum schwarzen Bär unter dem Vorwande eines kameradschaftlichen Mahles statt finden. Die Herzogin weiß es, und soll dort zufällig, als fahre sie auf ihr Schloß, anhalten, und ich soll morgen mit ihr dort zusammentreffen, um die Pläne, die zu einem andern Zwecke verabredet worden, zum Besten Ew. Majestät zu lenken. Gelingt es uns, so werden unsere Freunde, die sich schon bereit halten, sich mit den Offizieren vereinen und das Complot wird morgen ausbrechen, sobald der

König in London angekommen. Das iſt das Signal. — Nun, was ſagen Ew. Majeſtät dazu?

K. St. Was ſagt der General?

Mk. Daß man ſich immerhin der Offiziere bedienen kann, um Richard zu ſtürzen — und dann — dann wird man ſehen.

K. St. Vollkommen recht! — Dann wollen wir ſehen. (aufſtehend). So iſt alſo alles in Ordnung.

Mk. Noch nicht! — Was thun wir in Bezug auf die Vergangenheit?

K. St. (ſetzt ſich wieder). Allgemeine und vollſtändige Amneſtie.

Mk. Und Lambert?

K. St. (heiter). Ah, Lambert, der die Reiterei bei Worceſter commandirte, und gegen den wir uns den ganzen Tag ſchlugen: — ein wüthender Presbyterianer.

Mk. Das meine ich eben.

K. St. Ein eingefleiſchter Satan!

Mk. Nur zu wahr!

K. St. Den ich mit Vergnügen wiederſehen, und ihm die Hand drücken werde.

L. R. (ihm die Hand auf die Schulter legend). Nein, Sire.

K. St. Ei zum Henker doch! doch! Was könnten wir ihm denn geben? — Das Generals-Commando über die Reiterei; darauf verſteht er ſich.

Mk. (verdrießlich). Glaubt Ihr?

K. St. (aufstehend). Oh, das weiß ich gewiß! Denn er verfolgte uns im gestreckten Galopp und mit einer solchen Wuth — daß ich ihn hundert mal zu allen Teufeln wünschte.

Mk. (kalt). Ueber diese und einige andere nicht minder wichtige Gegenstände, möchte es vielleicht wohl gut sein, ein halbes Stündchen sich insbesondere zu berathen.

L. R. (schiebt den Sessel zurück, den sie dem Könige gebracht hat) Ich verstehe — und entferne mich — oder noch besser: Ihr könntet ungestörter in meinem Bibliothekzimmer dort darüber sprechen. (zeigt auf die erste Thüre rechts).

Mk. Kommt Niemand dahin?

L. R. Niemand.

Mk. Ausgenommen Ephraim Kelseen. (leise zu Lady). Ephraim ist ein Parlamentsmitglied, dessen Ergebenheit den festen Preis von 500 Guineen Rente hat. — Ich habe sie nicht — aber ich habe das Recht, ihn aufhängen zu lassen, und er wird heute Abend hierher kommen, um meine letzten Befehle abzuholen. Ueber die kleine Treppe wird er kommen, die er sehr genau kennt.

L. R. Seit wann?

Mk. Seit er das Inventarium des Schlosses aufgenommen hat.

K. St. (grüßt die Lady). Tausendmal Verge-

bung, Miladh! — (zu Monk). Alſo fort, General! laßt uns denn von Geſchäften ſprechen. — Wird's ſehr lange dauern? Schien mir's doch, als hätten wir die Hauptpunkte ſchon alle beſprochen, und ich ſehe gar nicht ein, was uns noch übrig bleibt.

Mk. Hm! Wär's auch nur die königliche Proclamation.

K. St. Ja, ja, das iſt wahr.

Mk. Und wenn ich Ew. Majeſtät bei dem Entwurfe helfen kann —

L. R. (lächelnd). Oh, auf Proclamationen verſteht ſich der General vortrefflich!

Mk. (ſich verbeugend). Ihr ſeid allzugütig.

L. R. (für ſich). Es iſt ſeit geſtern ſchon die zweite.

(Karl Stuart und Monk gehen durch die vordere Thüre rechts ab).

Vierter Auftritt.

Lady Regine allein, dem Könige nachſehend.

Leichtſinnig, keck, den Geſchäften abhold, den Vergnügungen nachjagend und den Damen überaus gewogen! — Das iſt ein König, wie wir ihn brauchen. — Günſtling oder Miniſter, der erſte, der ſich ſeiner bemächtigt, wird England beherrſchen. Und der pfiffige Monk wollte ſchon — — Da müſſen wir ein wachſames Auge haben, und ſeinen Mini-

ſtern nicht die Initiative gewinnen laſſen. (ſie horcht nach der Seite links). Man hat geklopft. — Es iſt Ephraim. (ſie öffnet).

Fünfter Auftritt.

Lady Regine. Richard.

L. R. Maſter Clark! Welches Glück!

Rich. Lady Regine! (ſich umſehend). O, wie lange hatte ich Euch nicht geſehen — Euch und dieſes Schloß!

L. R. Woher kommt Ihr denn?

Rich. Von London, wo ich, wie ich Euch verſprach, Euern Rath befolgt habe. Man bot mir eine Stellung, einen Platz, den ich angenommen. Neue Plage, neue Sclaverei, die ſchon anfängt! Denn ſeit zwei Tagen kein Augenblick der Freiheit! Jetzt erſchien der erſte, und ich benutzte ihn ſogleich, um meinem Exil zu entfliehen, und meine Freunde, mein vormaliges Glück wiederzufinden, Euch — und Lady Helene!

L. R. Sie iſt nicht mehr hier — iſt in London.

Rich. (betrübt). Ach! — um ſo ſchlimmer! Ich wollte ihr — ihr und Euch ſehr wichtige Dinge über meine jetzige Lage mittheilen.

L. R. (heiter). Welche ſie auch ſein mag, ſie wiegt die nicht auf, in die ich Euch jetzt zu bringen hoffe.

Einsmals saß die Königin Krala am Strande des Meeres, ihr Auge bange dahin gerichtet, wo der Gemal ihr verschwunden war. Endlich nach langer Stille brach die Angst ihres Herzens in folgenden Gesang aus:

In düstre Weite
Verschwimmt mein Blick,
Ach, meine Freude
Kehrt nie zurück.

Die Winde sausen
So trostlos her,
Die Wogen brausen
So ahndungsschwer;

Mich faßt ein Grauen!
Soll es denn nicht
Ihn wieder schauen
Dies Augenlicht?

Was soll dies Leben
Im düstern Haus?
Die Arme streben
Nach ihm hinaus. —

Die Arme sinken
Vom Streben matt;

Rich. (lächelnd). Ich zweifle doch!

L. R. Wer hat ſie Euch denn verſchafft?

Rich. Freunde meines Vaters — der General Lambert — den Ihr ja hier geſehen habt.

L. R. Mein Gott! — Feinde des Königs!

Rich. Ich ſagte Euch im voraus, daß ich, um vorwärts zu kommen, wahrſcheinlich einen andern Weg einſchlagen würde, als den Eurigen. Unter allen Parteien giebt es Ehre zu erringen. Aber ehe ich Euch ſagen kann, was ich begonnen habe und was ich jetzt bin, wollte ich erſt wiſſen, ob in Eurem Herzen Eure politiſchen Anſichten nicht Eure Gefühle überwögen, und ob ein Freund, der zum Beiſpiel dächte wie Richard Cromwell, ſeine Rechte auf Eure Freundſchaft noch behaupten könnte. (Man klopft links).

L. R. (für ſich). Mein Himmel!

Rich. Was iſt Euch denn? — Warum ſo unruhig?

L. R. Ein Geheimniß — das nicht das meine iſt — aber es ſoll das letzte ſein.

Rich. Eine politiſche Intrigue? eine Verſchwörung? Vielleicht Lord Penruddok!

L. R. Sie werden gleich fortgehen, und wenn ich dann frei bin, werde ich Euch alles ſagen, und Ihr ſollt ſelbſt ſehen ob ich Euch Freundin blieb, ſollt ſelbſt ſehen, ob unter dieſen ehrgeizigen Träumen, die Ihr ſo ſehr tadelt, ein einziger iſt, deſſen Zweck nicht Euer Glück, Eure Beförderung wäre.

(Zeigt auf die erſte Thüre links). Da hinein! — nur einen Augenblick! — Ich bitte Euch! (Richard geht in die erſte Thüre links und Lady Regine öffnet die zweite).

Sechster Auftritt.

Ephraim. Lady Regine.

Eph. Ich muß mit dem General ſprechen.

L. R. Er erwartet Euch.

Eph. Wo iſt er?

L. R. (auf Monk zeigend, der aus der Thüre rechts tritt). Hier!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Monk.

Mk. (in die Thür rechts ſprechend). Ja, ich ſtehe für Alles, und was das Parlament betrifft — ſobald Ephraim kommt — (ihn bemerkend). Ah! — Ephraim! — Wir erwarteten Euch. — Was giebt's Neues?

Eph. Sonderbare Dinge.

Mk. Erzählt!

Eph. Um mich hierher nach Euer Excellenz Befehl insgeheim zu verfügen, bin ich dieſen Abend aus meinem Gaſthauſe zum ſchwarzen Bären fortgegangen, und habe mich durch den Park geſchlichen, in der Hoffnung, dort Niemand zu begegnen.

Mk. Nun?

Eph. Nun, — unter den großen Bäumen um das Schloß her hörte ich Pferdegetrappel, und als ich vorwärts ging und den Kopf über die Hecke ſteckte, ſah ich ganz in der Stille eine ganze Compagnie Dragoner aufmarſchirt, und mitten unter ihnen erkannte ich, ob er gleich ganz leiſe ſprach, den General Lambert.

Mk. Lambert! der in London war!

Eph. Und hörte ihn den Befehl geben, das Schloß zu umzingeln, und Soldaten im Innern aufzuſtellen. — Da hört! (nach der Mittelthüre zeigend). Es kommen ſchon welche an jene Thüre! (geht, um zu horchen, in den Hintergrund).

Mk. Der Verräther hat ſie mir nachgeſendet — er hegt einen Verdacht! (für ſich). Und wenn er mich hier fände — bei Nacht — in einer geheimen Unterredung mit Stuart. —

L. R. (zu Monk tretend). Und wenn der König morgen nicht in London iſt, kann die Verſchwörung nicht ſtattfinden — alles iſt dann verunglückt!

Mk. Ei freilich! — es iſt nicht mehr daran zu denken! — Denn dieſer Lambert — (für ſich). Er kann mich für immer unglücklich machen, mich richten und verurtheilen laſſen — und an ſeiner Stelle thät ich's ſelbſt. (zu Ephraim, der zu ihm tritt, während Lady Regine in den Hintergrund geht und an der Thüre horcht). Iſt er's auch wirklich! — Habt Ihr ihn geſehen?

Eph. Mehr noch als das! Indem ich in eine andere Allee bog, ſah ich bei mir pfeilſchnell einen Mann vorübereilen — und ich wollte ſchwören — nicht bei meinem Kopfe, ſondern bei allen Heiligen des Paradieſes — daß es Richard Cromwell war. (geht wieder in den Hintergrund).

Mk. (für ſich). Richard! — mit Lambert! — Kein Zweifel! es iſt ein Fallſtrick! — Sie wiſſen alles.

L. R. (ſehr unruhig zu ihm kommend). Nun, General?

Mk. (halb leiſ'). Eure Royaliſten ſind ſo ſchwatzhaft und ungeſchickt — ſie haben uns gewiß verrathen.

L. R. (eben ſo). Ihr ſeid's vielmehr, der durch ſeine ſteten Zögerungen —

Mk. Ich? — der ich mich unklug ausſetzen wollte, und für wen!

L. R. Kurz — was nun thun?

Mk. (halb leiſ'). Was nun thun? (zu Ephraim, der wieder zu ihm tritt). Gleich, Ephraim. (ſich von ihm entfernend und L. Regine auf die linke Seite ziehend.) Wir müſſen Karl Stuart entfernen — ihn aus dem Schloſſe fortbringen.

L. R. (eben ſo). Ihr übernehmet es?

Mk. (wie oben). Ich? — nein, das iſt unmöglich! — Das hieße mich ſelbſt in's Verderben ſtürzen — ohne ihn zu retten. — Um über ihn zu wachen, ihm beizuſtehen, ihn ſpäterhin zu befreien,

muß man nicht einmal auch nur den mindeſten Verdacht auf mich werfen können. — Uebrigens kennt Ihr, als Herrin des Schloſſes, beſſer als ich die Mittel und Wege zur Flucht und Rettung.

L. R. Und welche?

M k. Irgend ein geheimer Verſteck — eine Verkleidung. — Das beſorgt Ihr.

L. R. Und wenn ich mich Ephraim vertraute?

M k. Nehmt Euch wohl in Acht.

L. R. Es iſt doch aber Euer Freund.

M k. Um ſo mehr. — Verlaßt Euch auf Niemand, als auf Euch allein, Miladh.

E p h. (laut, indem er von dem Seſſel rechts aufſteht, in den er ſich geſetzt). Nun, General! Für wem ſind wir denn alſo ſo recht eigentlich?

M k. (halb leiſ'). Für Richard — für Richard Cromwell, hört Ihr wohl. Vergeßt es nicht, daß ich es bin, der Euch dazu beſtimmt hat.

E p h. Ich bin alſo beſtimmt.

M k. Verſteht ſich! — Kommt, kommt! — Ich weiß, was wir noch zu thun haben. — Lebt wohl, Miladh. (ſie öffnen die Mittelthüre).

(Zwei Soldaten vor derſelben). Wer da?

M k. (laut). General Monk.

E p h. (eben ſo). Parlaments-Mitglied.

M k. Wir wollen mit dem General Lambert ſprechen.

(Die beiden Soldaten präſentiren und Monk geht mit Ephraim ab. Die Thüre ſchließt ſich).

Achter Auftritt.

Lady Regine allein.

Er wird ihn ausliefern! — wird ihn an seine Kameraden verrathen, um sich gegen allen Verdacht zu schützen, und ich hätte den König also, statt ihn morgen nach London zuführen, wo seiner ein Thron wartet, in eine solche Falle gelockt! — Wie gräßlich! — Wie schändlich! (sie erblickt Richard, der aus der ersten Thüre links kommt). Ah, Clark!

Neunter Auftritt.

Lady Regine. Clark eintretend.

Rich. So sind denn endlich Eure Gäste fort!

L. R. Noch nicht alle! — Noch einer ist da, der die Gefahr nicht ahnet, die ihn bedroht — Jemand, für den ich zittere.

Rich. (ihre Hand ergreifend). Wahrhaftig! — und wer ist es denn?

L. R. (sucht sich zu fassen). Ein Verwandter — ein Cousin — den Ihr nicht kennt — Lord Newport.

Rich. Helenens Bruder?

L. R. Ja, ja — ein Freund Stuart's.

Rich. Ich glaubte, er sei bei dem Könige in Holland.

L. R. Er ist hier — in diesem Schlosse ver-

borgen — man ſucht ihn — entdeckt man ihn, ſo iſt er verloren, und wir Alle vielleicht mit.

Rich. Was ſagte ich Euch, Milady? — Da ſeht Ihr es, welchen Ausgang dieſe Complotte, dieſe Intriguen nehmen — dieſe Wagſtücke, die Euer und der Euern Leben gefährten.

L. R. O mein Freund, entreißt mich dieſer Gefahr!

Rich. Ihr habt Recht! — Erſt wenn Ihr gerettet ſeid, ſollt Ihr erfahren, was ich denke.

L. R. Hört Ihr! — Man kommt! — Es ſind die Soldaten, die ihn ſuchen! — Haltet ſie zurück! — Nur ſo lange, bis ich ihn durch den Park habe entfliehen laſſen können, wenn es noch möglich iſt! (ſie geht durch die Thüre rechts ab).

Zehnter Auftritt.

Richard. Lambert durch die Mitte.

Rich. (ſehr bewegt). Helenens Bruder! — ja, ja! ich will ihn retten, und ohne daß er erfährt, wer ihm dieſen Dienſt leiſtete. (Erblickt Lambert.) Ihr hier, General! Was führt Euch hierher?

Lb. Und das fragt mich Eure Hoheit?

Rich. Still! — Vergeßt in dieſem Schloſſe wie in ſeiner Umgend nicht, daß ich für meine ehemaligen Nachbarn nur noch Maſter Clark ſein will.

Lb. Und warum?

Rich. Oh — die Zudringlichen, die Bittſteller, die Leute, die nach Anſtellung jagen!

Lb. Gut. — Aber aus London ganz allein um dieſe Zeit ſich entfernen! — Mir kam es zu über das Oberhaupt des Staats zu wachen, mir und meiner Bedeckung.

Rich. Und wozu? — und was ſoll hier für Gefahr dabei ſein?

Lb. Gefahr giebt's überall! — In London wie hier, — In den erſten Augenblicken einer Oberherrſchaft, nach welcher Jeder ſtrebte, iſt Alles zu befürchten. — Ich bin nicht allein dieſer Meinung: Auch Monk, der nach London zurückkommt und ſeit zwei Tagen in dem Schloſſe der Lady Terringham war, hat mir beim Fortgehen geſagt: General, habt wohl Acht! ich fürchte, daß es in dieſer Umgegend royaliſtiſche Zuſammenkünfte und Pläne giebt. Ich weiß zwar noch nichts Gewiſſes, aber ich glaube es, und da Ihr Leute bei Euch habt, ſo durchſtreift morgen mit Tagesanbruch die Umgegend und vergeßt nicht, daß ich Euch dieſen Rath gegeben habe. — Schönen Dank, entgegnete ich darauf, aber ſtatt erſt den Tag abzuwarten, habe ich auf der Stelle Ordre gegeben, Alles zu durchforſchen, und gleich mit dem Schloſſe ſelbſt anzufangen, das ich von allen Seiten habe beſetzen laſſen, ſo daß jede verdächtige oder unbekannte Perſon — Da ſeht, was ſagte ich Euch?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Karl Stuart, kommt aus ſeinem Zimmer rechts, von drei parlamentariſchen Offizieren begleitet. **Lady Regine.**

L. R. (zu den Offizieren, die Karl Stuart umgeben). Aber, Ihr Herren vergönnt! —

K. St. Ich ſage Euch, Mylords, oder meine Herren, daß Eure Fragen mir gewaltig zudringlich ſcheinen. — Ich kenne kein Geſetz, das mir verböte einen Abend bei Lady Terringham zuzubringen, welche die Güte hatte, mich bei ſich aufzunehmen, und was meinen Namen betrifft, der unſtreitig eben ſo bekannt iſt, als einer der Euern, ſo würde ich, wenn man es nur nicht geradezu fordert, ſehr geneigt ſein, Euch zu ſagen, daß ich —

Rich. (geht auf ihn zu und giebt ihm die Hand). Ei! Albert Littleton — mein Gutsnachbar!

K. St. (der ihm ebenfalls die Hand drückt). Beim heiligen George, hoch erfreut Euch hier zu finden! (Zu L. Regine leiſ'). Wer iſt der Mann?

L. R. (eben ſo). Maſter Clark — einer unſerer Freunde.

K. St. Der gute Maſter Clark! — Wie freut es mich ihn hier anzutreffen und ihm die Hand ſchütteln zu können!

Lb. Ihr kennt Euch?

Rich. Sein Gut gränzt an das meine, und wohl zwanzigmal ſind wir zuſammen auf der Fuchs-

jagd geweſen. (Er tritt zu L. Regine, ſo daß zu äußerſt links Lambert ſteht, dann Karl, dann die Lady und Richard).

Lb. Das läßt ſich hören. — (Zu den Offizieren): Ihr da, ſetzt Eure Nachforſchungen fort. — Ein Dutzend Dragoner etwa ſollen die Umgegend durchſtreifen. — (Zu einem Offizier, der bei ihm ſteht): Und wenn Ihr flüchtigen Royaliſten begegnet, ja, wäre es Karl Stuart ſelbſt — (halb leiſ', ohne daß Richard es hören kann, aber ſo, daß es Karl vernimmt, der neben ihm ſich befindet) keinen Lärm gemacht, kein Aufſehen — Ihr verſteht mich — zwei Kugeln durch den Kopf ...

K. St. (ſchnell). Ei! Das geht ja gewaltig raſch!

Lb. Das iſt meine Art ſo. — Das macht allen Prozeß und Gerichtsſpektakel unnöthig.

K. St. Ihr ſcheint die Gerichte nicht ſehr zu lieben?

Lb. Nein, wahrhaftig nicht.

K. St. Mit wem habe ich denn die Ehre zu ſprechen?

Rich. Mit dem General Lambert — einem Freunde von meinem Vater und mir.

K. S. (ausbrechend). Lambert!

Lb. Ihr kennt mich?

K. St. Nicht von Perſon, aber dem Ruſe nach — und dann — (auf Richard zeigend) Die

Das Wellenblinken,
Ich bin es satt.

Nichts will ich wissen,
Als ihn, nur ihn,
Ihn will ich küssen
Und an mich ziehn! —

Als sie dies mit dem Ausdrucke der Verzweiflung gesungen hatte, warf sie sich mit dem Angesichte auf den grünen Erdboden, den Krieger im silberweißen Harnische nicht bemerkend, der sich inzwischen schon ihr genähert hatte.

Nach ausgezogenem Handschuh legte dieser seine Hand mild auf die Schulter der Weinenden und sprach: Höre mich Königin!

Bei dem Tone dieser Stimme wendete sich Kraka sogleich zurück; doch erschrak sie, als sie den Geharnischten erblickte.

Laß Dich nicht irren! sagte der und nahm den Helm vom Haupte. Sieh Deine Freundin, Lathgertha. Ueberall bin ich dem Könige gefolgt und auf daß er mich nicht erkenne, habe ich mein langes Haar abschneiden lassen. —

Sey mir gegrüßt, tausendmal! rief Kraka. Du wirst meinen Schmerz gewiß begreifen, denn Du hast ihn ja gleichfalls geliebt! — Sprich, lebt er noch, und wird er bald heimkehren? —

Freunde meiner Freunde ſind auch die unſren. — Zu Euern Dienſten alſo, General.

Rich. (leiſ' zu Lady Regine). Seid Ihr mit mir zufrieden?

L. R. (dankbar). Unſer Retter!

Rich. (zu Karl Stuart leiſ'). Wohin wünſcht Lord Newport gebracht zu ſein?

L. R. (einfallend). Nach London! (leiſ' zu Karl Stuart) wo unſere Verſchworenen nur Euch erwarten, um ſich laut auszuſprechen.

Lb. (hat indeß ſeinen Offizieren im Hintergrunde einige Befehle ertheilt und kommt nun wieder vor). Was habt Ihr denn? Was giebt's denn?

Rich. (der ihm entgegen ging). Maſter Littleton, mein lieber Nachbar, bat um einen Platz ...

Lb. Er weiß es alſo ſchon —

Rich. (einfallend). In meinem Wagen, der unten hält, und ſo gedenke ich ihn denn mit nach London zu nehmen. (Zu Karl Stuart): Ich muß Euch nur ſagen, daß der General denſelben Weg nehmen wird, wie wir.

Lb. Und wenn eine Compagnie Dragoner Euch nicht allzu unangenehm ſind —

K. St. (haſtig). Im Gegentheil! — köſtlich! — vortrefflich! (Leiſ' zu Regine): Es iſt pompös! — Feierlicher Einzug in meine Hauptſtadt, vom General Lambert und ſeiner Reiterei escortirt — von ihm, der ehemals bei Worceſter —

L. R. (giebt ihm ein Zeichen zu ſchweigen). Unbeſonnener!

Lb. Iſt's nun gefällig? Vorwärts! Wir treffen ohnedies ſchon ſpät in London ein.

K. St. (mit einem Blicke auf L. Regine). Doch beſſer ſpät, als gar nicht! (Karl Stuart geht durch die Mitte zwiſchen Lambert und Richard ab, der ihm die Hand giebt, während Lady Regine ihnen mit den Augen folgt).

Ende des dritten Aktes.

Vierter Akt.

Saal im Gasthause zum schwarzen Bären. Mittelthüre. Zwei Seitenthüren. Ein Fenster rechts vorn.

Erster Auftritt.

Lord Penruddok. Helene.

Hel. Welch' Getöse in diesem Gasthause! Weder ich noch meine Kammerfrau haben diese Nacht davor schlafen können. Und Ihr?

L. Pen. Ich? — O, das ist etwas ganz Anderes. — Ich schlafe gar nicht — ich habe wichtigere Sachen zu thun.

Hel. Warum hielten wir auch bei diesem Ephraim an und reis'ten nicht gestern Abends geradezu bis London?

L. Pen. Liebe Nichte, es giebt Gründe, die Du zu durchschauen weder im Stande bist, noch durchschauen darfst.

Hel. Wieder ein politisches Complot, irgend ein Verschwörungspläuchen?

L. Pen. Je nun — ich sage nicht nein.

Hel. Und ich sage, daß man zu einer Verschwörung doch lieber ein Gasthaus wählen sollte,

wo man einander verſtehen kann. — Das iſt hier ſelbſt mitten in der Nacht nicht möglich. Es iſt ein ſolcher Lärmen an der Thüre und im Hofe —

L. Pen. Ein zerbrochenes Rad, Reiſende, die Unterkommen verlangen, das iſt doch das Einfachſte und Gewöhnlichſte von der Welt, was es aber nicht iſt, iſt Euer Eigenſinn, liebe Nichte, mich daran zu verhindern, die Miſſion, mit der man mich beehrte, ehrenvoll zu erfüllen. — Eine Verbindung mit Monk uns verweigern!

Hel. Die Ihr noch geſtern erſt ſelbſt tadeltet.

L. Pen. Und die ich heute billige, ... ſonſt wäre ja gar keine Politik dabei. — Geſchieht ſo etwas wie dies, ſo müſſen natürlich die größten Intereſſen in's Spiel kommen, die des Königs und unſerer Partei! — und wenn man von Euch nur Zeit begehrt —

Hel. Nun denn, lieber Onkel, weil meine Couſine einen ſo großen Werth darauf legt, ſo iſt Alles, was ich Euch verſprechen kann, dies — es zu machen, wie der General ſelbſt es gemacht — und mich nicht auszuſprechen.

L. Pen. Weder Ja, noch Nein! das iſt's ja eben. Da kann ich ja ſagen, was ich will. (Man hört von mehreren Seiten klingeln).

Hel. Da hört Ihr! — Das iſt ja gar nicht auszuhalten!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Karl Stuart, eine Klingel in der Hand, mit der er beim Eintritt schellt.

K. St. (von der Mitte her). Iſt denn Alles taub, in dieſem verwünſchten ſchwarzen Bären?

L. Pen. Mein Gott! wen ſehe ich!

K. St. Lord Penruddock, unſer Vielgetreuer! — und die allerliebſte Perſon, der ich geſtern im Schloſſe Terringham begegnete — das junge Mädchen mit den wunderſchönen Augen?

Hel. (bei Seite). Ein ſehr lebensluſtiger junger Mann!

L. Pen. Meine Nichte, welche ich die Ehre habe Euch vorzuſtellen. Lady Helene Newport, deren Vater, Lord Newport —

K. St. Ich weiß, ich weiß. Ein den Stuart's ganz ergebenes Haus — und ſomit gehöre ich faſt auch zu Eurer Familie.

Hel. Wie ſo?

K. St. Um mich den Nachforſchungen dieſer tollen Rundköpfe zu entziehen, hat man mich geſtern für den Bruder dieſer ſchönen Dame ausgegeben.

L. Pen. Oh, welche Ehre für uns — für Euch, liebe Nichte!

Hel. (für ſich). Das iſt doch höchſtens —

K. St. Und mein Reiſegefährte, der mich wirklich auch dafür hielt, und mich mit Zuvorkommenheiten und Güte überhäufte, hat mir auch von

nichts als von meiner schönen Schwester vorerzählt, bis endlich mitten in der Nacht und im besten Flusse unserer Unterredung, zwanzig Schritte vom schwarzen Bäre unser Wagen brach, so daß wir hier ein Unterkommen suchen mußten, während unsere Escorte, denn wir hatten eine recht ansehnliche, ihren Weg fortsetzte, um Karl Stuart aufzuspüren und zu verfolgen. — Das war doch allerliebst! —

Hel. Man glaubt also, daß er in England ist?

K. St. Ja, Milady, wo er sein Reich wieder erobern will.

L. Pen. Was auch gar nicht fehlen kann, denn Alles ist zu seiner glorreichen Wiedereinsetzung bereit, England brennt vor Ungeduld nach seinem Könige ... das Volk ist ganz für ihn ...

K. St. Das sagt mir Jedermann, und es wundert mich auch nicht. Seit das Reich unter dem presbiterianischen Joche schmachtet, unter strengen Gebräuchen, Predigten und Sermonen, ist es vor Langweile nicht mehr darin auszuhalten, und Cromwell hat mehr Menschen durch den Spleen getödtet als durch's Schwert.

L. Pen. Daher ist auch das Volk für Stuart und verbirgt es nicht; laut spricht es dies aus und — hört nur, hört! — Da draußen selbst erschallt der Ausruf: Es lebe Stuart!

(Man hört von außen rufen: Es lebe Richard!).

Hel. Es ist doch sonderbar! ich glaubte vielmehr Richard zu hören.

L. Pen. Oh, blos ſo ein paar einzelne Stimmen aus dem Pöbel! Aber wir, wir haben die Beſſern für uns, das Herz der Nation! — Die Salons ſind auf unſerer Seite — unter den Damen und dem hohen Adel rühmt man den Muth, die Liebenswürdigkeit, die Tugenden unſers Königs.

Hel. (den Kopf ſchüttelnd). Die Tugenden?

L. Pen. Ja, liebe Nichte — ein legitimer König beſitzt alle und jede!

K. St. (heiter) Ein ſchöner Grundſatz in der Theorie — aber über die Praxis wollen wir uns nicht ſtreiten. — Ihr macht mich ſchamroth, Mylord, für den König Karl.

Hel. Um ſo mehr als mein Onkel ſelbſt —

L. Pen. Nichte!

Hel. Uns oft geſagt hat, daß er ſehr leichtſinnig ſei —

L. Pen. (ſchnell). Das iſt nicht wahr, Sire, das iſt nicht wahr!

Hel. (ſtaunend). Der König! — O mein Gott!

K. St. (lächelnd). Er ſelbſt, Milady, der bei ſo vieler Anmuth und Schönheit, wie er hier ſteht, ſich faſt Glück dazu wünſcht, nicht mehr Euer Bruder zu ſein.

Hel. (die Augen niederſchlagend). Euer Majeſtät ſehen wohl, daß mein Onkel einigermaßen Recht hatte.

L. Pen. (ſchnell). Ich habe es nicht geſagt, Sire, ich habe es in der That nicht geſagt, ich bin ein viel zu treuer Royaliſt zu ſo etwas. — Alle

Welt wird mir das bezeugen, von den schönen und edeln Damen an, die hier sind, bis auf —

K. St. Ich weiß es, und so bringt mich denn, ehe ich mit meinem Reisegefährten das Frühstück einnehme, bei dem er mich erwartet, zu diesen Damen. Ich glaubte sie erst heut' in London zu sehen. — Das hiesige Zusammentreffen wird sie überraschen.

L. Pen. (halb leise). Und entzücken! — Denn man hat große Pläne, die ich nicht kenne.

K. St. (ebenso). Ich aber: — Richard zu stürzen, oder sich seiner zu entledigen.

Hel. (für sich). Mein Gott!

K. St. Lebt wohl, Milady, auf Wiedersehen. — Ich werde dem Könige es auftragen, Karl Stuart bei Euch zu rechtfertigen. (Geht mit L. Pen. ab).

Dritter Auftritt.

Helene allein.

Richard stürzen, sagten sie — sich seiner entledigen! — seiner Stellung oder seinem Leben drohn! — Und, für immer getrennt, kann ich nicht über ihm wachen! — Gebe der Himmel, daß er fern von ihnen, und vor Gefahren geschützt sei! — Ha! (sie erblickt Richard, der aus der Thür links kommt, und bleibt unbeweglich stehen).

Vierter Auftritt.

Helene. Richard, mit Sydenham von links kommend.

Rich. Ihr ſagt alſo, Sydenham, daß die dritte Diviſion, die ich ehemals commandirte, eine Meile von hier cantonirt?

Sydenh. Ja, Mylord, bereit nach London zu marſchiren.

Rich. Ich will ſie vorher ſehen. Sie iſt mir ſeit langer Zeit ergeben. Stellt die Bataillone in der Ebene auf, die vor dieſen Fenſtern liegt, und ſagt dem General Monk, daß er zu mir in das Gaſthaus hieher kommt! — Ich werde auf ihn warten, um die Truppen die Revue paſſiren zu laſſen. — (Sydenham geht durch die Mitte ab. Richard tritt weiter vor und erblickt Helene, welche ſeitwärts ſteht). Helene!

Hel. (ſich ihm nähernd) Richard?

Rich. Ha! — Ihr wißt, wer ich bin — Ihr kennt mich? (Bewegt): Oh, ganz Recht! — Monk hat Euch ja Alles ſagen müſſen — Ihr müßt ja ſein Vertrauen beſitzen, da er Euch ſeine Liebe ſchenkte. — Zwar beneide ich ſein Loos, aber ich kann ihn doch nur deſſen würdig finden. Er iſt ein treuer und wackrer Soldat, Freund meines Vaters und der meine — und dann — wie grauſam ſie auch für mich war, ſo habe ich doch Eure Offenheit gegen mich, Euern Freund, zu ſchätzen gewußt. — Ihr habt mir die Wahrheit geſtanden, als ich noch blos

Master Clark, — als ich noch nichts war — als Euer Freund!

Hel. (bei Seite). O Himmel! — und jetzt, da er Lord Protektor — jetzt muß ich mehr als je schweigen!

Rich. O glaubt gewiß, Lady Helene, daß Richard Cromwell auf der höchsten Stelle, zu der man ihn gedrängt hat, nie weder das Loos noch die Freunde vergessen wird, die er sich selbst gewählt hatte. — Ich verdankte Euch die glücklichsten Tage — mindestens die glücklichsten Träume meines Lebens! Wundert Euch also nicht über meine Dankbarkeit, und zögert nicht, sie auf die Probe zu stellen. — Schon gestern bei Lady Terringham, wohin sich, wie sonst, meine Schritte fast wider meinen Willen gerichtet hatten, — bei Lady Terringham, wo ich Euch suchte — war ich so glücklich eine Person zu retten, die Euch theuer ist, eine Person, welche zu beschützen mir vielleicht neuere Pflichten verbieten sollten. — Doch nein, ich irre mich! Er war ja kein Feind mehr für mich — er war Euer Bruder — er war der meine!

Hel. O welche Großmuth! — den Mann vor Gefahr zu schützen — der in diesem Augenblicke, und vielleicht selbst hier —

Rich. Ihr habt ihn gesehen, habt ihn umarmt!

Hel. Ja, Mylord! — (Für sich): Und auch ich muß ihn täuschen! — (laut) und jetzt habe ich nur noch um eine Gnade zu bitten.

Das wird er! — sprach Lathgertha und die Königin preßte sie stürmisch an den liebeheißen Busen.

Mäßige jedoch Deine Freude — fuhr Lathgertha fort. — Noch zwar ist nichts verloren für Dich; doch sind Dinge geschehen, die wohl hätten unterbleiben sollen. Ich eilte voraus, Dich darauf zu bereiten. —

Lathgertha sagte nun der Zagenden von Regnar's Verlobung mit Ingeborg und wie man ihn durch Vorspiegelung der hohen Herkunft dieser Königstochter, beim Meth dazu gebracht habe. —

Da entdeckte ihr die tief erschütterte zermalmte Kraka, daß sie von höherer Herkunft als die neue Verlobte und eine Tochter Sigurd Swends sey mit Namen Aslauga.

Dann — so frohlockte Lathgertha — dann ist auch deine Ehe geborgen. Doch rathe ich Dir, deinen Gemal ruhig und, wenn Du's vermagst, mit der alten Liebe zu empfangen. So kann sich am besten Gelegenheit finden, ihm sein Unrecht zu verweisen, ohne ihn zu erzürnen. Ohnfehlbar wird er die Quelle wissen wollen, aus der solche Nachricht Dir zugekommen. Nenne mich dann nicht; gieb mir jedoch Kunde davon.

Das gelobte ihr Kraka und Lathgertha entfernte sich.

Rich. Sprecht.

Hel. Bleibt nicht länger hier!

Rich. Fürchtet Ihr für Euern Bruder?

Hel. Ja! — und für Euch auch.

Rich. Und warum?

Hel. Ich weiß es nicht — kann's Euch nicht sagen — aber ich habe eine Art Vorgefühl, das mich für Euch zittern läßt.

Rich. Und wer könnte mich bedrohen? — Die Stellung, in der ich mich befinde, ich habe sie nicht verlangt — man hat sie mir angeboten ... Ach, vormals, nicht aber jetzt, hätte man mich beneiden können! — Nicht mehr für sich, sondern nur für die zu leben, zu deren Herrscher man berufen ist — nicht mehr mit seinem Glücke, sondern nur mit dem Anderer sich zu beschäftigen, für die Aufrechthaltung der Gesetze, für den Ruhm des Landes zu sorgen und zu wachen, und für die Freiheit Aller die seine in Fesseln zu schmieden, das ist's, wie ich die Aufgabe der Oberherrschaft verstehe, und wer sie für diesen Preis annehmen will, mag kommen und mir sie rauben! — Ich werde ihm vielleicht nur Dank dafür wissen.

Hel. Oh, der Haß überlegt nicht so! — Sie wissen nicht, wie gut Ihr seid, wie gerecht Ihr seid, und Eure Feinde —

Rich. Ich habe keine! Die Anhänger Stuart's, die größten Würden des Reichs sind gekommen und haben mir den Eid der Treue geleistet. Die Ar-

mee, ſie beſteht aus den Kriegern meines Vaters, die Alle hoch lebe Richard! gerufen haben, und deren Stimmen ich ſo eben erſt noch hörte.

Hel. Das iſt wahr — aber doch —

Rich. Wer könnte mich verrathen? — Ich, ich ſelbſt habe nie Jemand verrathen, und Dank ſei es dem Himmel, ich beſitze hier (auf's Herz deutend) zu viel Redlichkeit, und vor Allem zu viel Ehrgefühl, um an Verrath bei Anderen zu glauben.

Hel. Und gerade dieſe Eure Zuverſicht iſt's, die mich in Schrecken ſetzt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Ephraim.

Eph. (in die Coulisse). Ihr laßt Euch durch ein Nichts erſchrecken! Offiziere mit ihren Pferden, vornehme Herren mit ihren Wagen — was verſchlägt denn das? — man ſchickt Niemand fort — das iſt hier nicht, wie anderwo — hier giebt's immer Platz für Jeden, der darnach verlangt.

Hel. Es iſt Ephraim!

Rich. Hochachtbarer Sir Ephraim!

Eph. Seine Hoheit, der Lord Protector, in meinem Hauſe!

Rich. Ah, dieß Haus iſt Euer?

Eph. Ich habe es meinem Schwiegerſohne abgetreten, weil ein Mitglied des langen Parlaments

nicht Jedermann zu Befehl ſtehen kann. Nur in dem Zwiſchenräumen der Seſſion, oder manchmal, wie heute zum Beiſpiel, nehme ich mich der Wirthſchaft an, und ſchreie zu meinem Vergnügen.

Rich. Als Liebhaber.

Eph. Um das Organ geſchmeidig zu erhalten! — Haben Eure Hoheit den General Monk geſprochen?

Rich. Ich erwarte ihn.

Eph. Er wird Euch mittheilen, daß wir uns geſtern zuſammen in einem politiſchen Vereine befanden, und daß ich und meine hochachtbaren Collegen Euch gänzlich ergeben ſind.

Rich. (leiſ' zu Helenen). Da hört Ihr.

Eph. Ihr habt in mir 22 Stimmen zu Eurer Dispoſition, durch die Eure Regierung kräftig unterſtützt werden wird.

Rich. So lange ſie es verdient.

Eph. (ſich verbeugend). Das heißt, immer! — und ſo wollte ich denn gerade heute mich auch noch in Euern Pallaſt zu Whitehall verfügen.

Rich. Wo Ihr zu jeder Zeit ſehr willkommen ſein werdet.

Eph. Um wegen einer Angelegenheit mit Euch zu ſprechen, wegen eines Complots. —

Rich. Schon!

Eph. Deſſen erſte Fäden ich zu faſſen glaube, und das Eure Freiheit, ja, Euer Leben bedroht.

Hel. (zu Richard). Da hört Ihr!

Eph. Man fürchtet mich zwar als Parlamentsmitglied, aber als Gastwirth setzt man kein Mißtrauen in mich — und seit gestern habe ich hier — ja, eben hier, Erkundigungen eingezogen — kurz, ich bin auf der Spur — und werde sie verfolgen.

Hel. O, wie das gut von Euch ist, Sir Ephraim! Seid überzeugt, daß mein Dank — (sich unterbrechend). Mylord's Dank —

Eph. Darauf rechne ich auch ein wenig, nur ärgert's mich, daß der General Monk noch nicht kommt, er hätte besser als ich Euer Hoheit erklären können — (zu Helene). Verzeiht, Milady! (Helene tritt einige Schritte zurück. Er spricht dann leis' und mit einiger Verlegenheit zu Richard). Ob gleich die Ehre, Euch zu dienen, über allen Preis erhaben ist — so scheint es mir doch, und Eure Hoheit werden ohne Zweifel wie ich denken — daß für Jemand, der ohne allen Ehrgeiz ist, aber nicht ohne Familie — ein bescheidener und geringer Jahresgehalt von 5 bis 600 Guineen, —

Rich. (mit Unwillen). Haltet ein! Ich weiß nicht, ob es unter Euern Collegen noch welche giebt, die ihren edlen Beruf blos für einen Handel mit Stellen und Ehrenbezeigungen halten, aber das erkläre ich Euch hiermit, daß ich sie für minder strafbar und niedrig halten würde, als die Regierung, die sich zu ihnen erniedrigen oder sie bezahlen könnte. — Die Gewissen erkaufen, heißt, das seine selbst dem Meistbietenden Preis geben. — Was die Mörder

betrifft, mit denen Ihr mir droht, so trug mein Vater einen Panzer, um sich dagegen zu schützen, ich aber werde ihren Dolchen nur ein Herz ohne Furcht und vorzüglich ohne innere Vorwürfe entgegenstellen. Geht, und laßt Euch nie wieder vor mir sehen!

Eph. (bei Seite). Die Regierung kann sich nicht halten! (geht durch die Mitte ab).

Sechster Auftritt.

Helene. Richard.

Hel. (zu ihm eilend). Ja! Ihr verdient den Thron!

Rich. Waren dies die Complote und Menschen, wegen deren Ihr für mich Sorge trugt?

Hel. Diese da — nein, ich kannte sie nicht — aber es giebt furchtbarere! — Meine Lage ist so traurig, daß ohnerachtet meiner Freundschaft für Euch, andere Gefühle mir vielleicht verbieten sollten zu sprechen.

Rich. Wie?

Hel. Schwört mir wenigstens — auf Ehrenwort — daß, was Ihr auch erfahren werdet, Ihr nichts davon wissen wollt und Allen verzeiht.

Rich. Ich schwöre es Euch, mit Eurem Bruder anfangend.

Hel. Nun denn! Diese Royalisten, auf welche

Ihr rechnetet, und ſo viele Eurer Freunde — (man hört außerhalb ſprechen).

Rich. Es iſt die Stimme Lord Newport's, Eures Bruders.

Hel. (für ſich). O mein Gott! — Später, Mylord, ſpäter! — Aber glaubt mir und verlaßt dieſes Haus! (ſie geht zur Mitte ab).

Siebenter Auftritt.

Richard. Karl Stuart.

K. St. (tritt rechts auf und ſpricht in die Couliſſe). Man ſchicke uns Sir Ephraim oder einige ſeiner oberſten Hofbeamten hierher, aber man bediene uns doch wenigſtens ſelbſt, zum Henker! (zu Richard). Ihr ſeht, mein theurer Reiſebegleiter, daß ich Euch nicht vergeſſen habe! Ich verließ um Euretwillen, Maſter Clark, die Geſellſchaft ſchöner Damen, mit denen ich durchaus frühſtücken ſollte. — Habt Ihr Hunger?

Rich. Ich weiß es nicht — ich habe nicht Zeit dazu.

K. St. Ich aber, ich habe einen königlichen Appetit, der keine Zeit zum Warten hat.

Rich. Und ich ſehe, daß es Euch eben ſo geht, wie ihm. Setzen wir uns alſo, um Geduld zu lernen, ein wenig und ſchwatzen wir über Eure Angelegenheiten, denn ich habe eben mit Lady Helene geſprochen. (nimmt einen Seſſel und ſetzt ſich zuerſt). Platz genommen!

K. St. (ihn betrachtend). Der gute Maſter Clark

iſt mit mir ſo ungenirt, ſo — (nimmt einen Stuhl), und wenn der arme junge Mann jemals die Wahrheit erführe —

Rich. Ich hatte Lady Terringham und auch noch andern verſprochen, Euch zu retten.

K. St. Und habt Euer Wort als wackrer und redlicher Mann gehalten. Eure Schuld iſt's nicht, daß unſere Poſtchaiſe brach — auch verlange ich daher, was auch Euer Stand und Beruf ſein möge, nur das Eine, daß die gute Sache triumphire und Richard geſtürzt werde —

Rich. Ihr ſeid allzugütig!

K. St. Und dagegen Stuart ſeine Stelle wieder einnehme, und dann verſpreche ich Euch —

Rich. (lächelnd). Daß ich die meine nicht lange behalten werde — daran zweifle ich gar nicht. — Aber jetzt iſt nicht von mir, Mylord, ſondern von Euch die Rede. — Eure Schweſter —

K. St. (verwundert). Meine Schweſter? — (ſich beſinnend). Ach ja, ganz Recht.

Rich. Lady Helene hat Angſt wegen unſeres hieſigen Aufenthaltes, und wünſcht Eure Abreiſe.

K. St. Nach dem Frühſtücke.

Rich. Wohin werdet Ihr aber, um Euch Richard's oder ſeiner Miniſter Verfolgungen zu entziehen, Euch in London begeben?

K. St. Wohin? Nun, in meine Wohnung.

Rich. Recht gut, aber wenn man Euch dort entdeckt?

K. St. Man wird mich nicht entdecken, und Richard wird nicht einmal glauben, daß ich in England sei.

Rich. Vielleicht weiß er es doch schon.

K. St. Er! — ach geht!

Rich. Kennt Ihr ihn?

K. St. Man behauptet, daß er ein rechtlicher und als bloßer Privatmann ein sehr ausgezeichneter Mensch sei, voll bürgerlicher Tugenden. Er hat nur einen Fehler.

Rich. Und welchen?

K. St. Daß er König ist.

Rich. Einen Fehler, den Karl Stuart auch gern hätte.

K. St. Versteht sich. Das ist vielleicht der einzige, den er nicht hat, denn außerdem besitzt er alle die, die zu einem großen Fursten gehören; — er liebt die Verschwendung, den Luxus und das Vergnügen, und wenn seine Unterthanen nicht glücklich sind, wird es nicht seine Schuld sein, denn seine Regierung soll ein immerwährendes Fest werden. (man servirt auf einem Plateau den Thee). Ah, das ist nicht übel! (fortfahrend). Auch bringt die Aussicht, Bälle, Zerstreuungen und einen Hof zurückkehren zu sehen, an dem man brilliren und intriguiren kann, alle Ladys dazu sich thätig für unsere Sache zu verwenden. Fur's erste führen sie uns ihre eigenen Männer zu, was doch etwas ist — und dann auch noch andere — was noch mehr an

Zahl beträgt! und Ihr ſelbſt, Ihr werdet zu uns treten, werdet einer der unſern werden, obgleich Lady Regine behauptet, Ihr hingt noch etwas ſehr an der puritaniſchen Partei. Ich habe es jedoch über mich genommen, Euch zu bekehren — und ich ſtehe dafür —

Rich. (lächelnd). Das iſt originell! — Mich, der ich gerade auch die Idee hatte, Euch in Euerm Intereſſe dahin zu bringen, Euern Hoffnungen zu entſagen. —

K. St. Sie ſind nie ſicherer und begründeter geweſen, als jetzt. Bedenkt doch, daß wir den Herzog Hamilton, den Grafen von Lauderdale, den Marquis d'Ormond für uns haben, den Lord Mayor ſogar!

Rich. Das iſt nicht möglich! — Alle dieſe haben ſich mit Richard verbunden und ihm den Eid der Treue geleiſtet.

K. St. (lachend). Politiſcher Eid! — außerdem noch Horace Towſend, Middleton, Arundel —

Rich. Falſch! Sie haben bei Richard um Anſtellung gebeten und ſie erhalten.

K. St. Iſt unter uns verabredet worden! — Man reicht der Regierung die Hand, um ſie am Fortſchreiten zu hindern.

Rich. Ihr wiegt Euch in bloßen Täuſchungen ein; ich verſichere es Euch!

K. St. Ich habe die Herren ja eben geſehen und ihnen die Hand gedrückt.

Rich. Sollte Lady Helene Recht haben?

K. St. (sich Thee einschenkend). Das ist noch nichts! Diese Damen haben es unternommen, selbst unsere Feinde zu verführen. Für die gute Sache ist Alles erlaubt. Koketterie wird zur Treue und Royalismus, und nicht lange, mein Theurer, so wird Euere ganze Partei, werden Eure strengsten Puritaner —

Rich. Ihr scherzt.

K. St. Ei, bedenkt Ihr denn nicht, was für Geist, Geschicklichkeit und Feinheit in allen diesen jungen Lady's steckt. Die Herzogin Hamilton, Lady Terringham vorzüglich, oder vielmehr — nun Ihr kennt sie ja! eine außerordentliche Staatsfrau, ganz nur Kopf, nichts im Herzen, eine bewundernswerthe Person. — Aber ich muß discret sein, denn ich traf Euch ja bei ihr, und Ihr interessirt Euch vielleicht —

Rich. Ich? — ganz und gar nicht.

K. St. Wahr? — Nun, dann um so besser! Dann muß ich Euch als Freund und im Vertrauen sagen, daß während der kurzen Zeit, wo er sie sah, der König bis über den Kopf in sie verliebt ist.

Rich. (schnell). Stuart ist also in England!

K. St. Ei freilich, mein Theurer. — Doch, geschwiegen!

(Beide stehen auf).

Rich. Und Lady Regine?

K. St. (lachend). Ist allerliebst! — Sie und Lady Hamilton streiten sich schon um die Stelle als

Darauf langte der König in Norwegen wieder an. Als er nun auf seiner Burg die Vornehmsten um sich her berief, auch nachdem das Abzuhandelnde vollbracht und die Versammlung wieder entlassen war, noch immer seiner Gemalin sich nicht zeigte, gleichsam als scheue er ihre Blicke, so erschien diese selbst mit zweien ihrer Söhne vor ihm, schickte sie dem Vater zu und blieb dann in einiger Entfernung stehen. Regnar nahm die beiden Söhne auf seine Arme, liebkosete ihnen und sprach dann zu der Gemalin, nicht ohne merkliche Gemüthsbewegung:

Nun, meine Liebe, warum Du noch so fern von mir?

Muß ich nicht, mein Herr und Gemal, erwarten, ob es auch dein Wille ist, mich zu sprechen. Vergebens harrete ich auf dein Kommen in meinem Gemache.

Bis jetzt hielten andere Dinge mich hier zurück. Es soll im Hafen vor mir ein Kämpfer eingelaufen seyn, dessen Tapferkeit in der Schlacht ich die Rettung meines Lebens verdanke. Daher war mein Erstes, der Befehl, ihn aufzusuchen, damit nicht, wie nach der Schlacht, wo er sich im Getümmel verlor, er meinem Auge entgehe, und mein Herz abermals um den Genuß komme, ihm den wohlverdienten Dank abzutragen. —

Zugleich hatte Regnar sich ihr genähert und schloß sie zärtlich in seine Arme. Denn die alte

Favoritin, und indem man bald der, bald jener verſpricht —

Rich. Wie? — allen beiden!

K. St. Der König iſt ihnen das ſchuldig; — er verdankt ihnen Alles — und durch ſie, durch ihre Geſchicklichkeit fallen uns die Republikaner zu.

Rich. Frauen mögen immerhin täuſchen — aber Verrath von Freunden, von Soldaten Cromwell's! das iſt nicht möglich!

K. St. Und wenn nun doch, mein lieber Maſter Clark? — Ihr wollt nichts glauben! Die unzufriedenen oder unbefriedigten Republikaner alle, die, welche auf Cromwell zu folgen hofften, und deren waren viele, ſind eben ſo viele Feinde ſeines Sohnes Richard!

Rich. Dem ſie ſelbſt die Oberherrſchaft übertrugen!

K. St. Einſtweilen — und eben heute in dieſem Gaſthofe hier unter dem Vorwande eines Mittagseſſen des Armeecorps ſoll eine geheimnißvolle Zuſammenkunft ſtattfinden, zu der auch ich eingeladen bin.

Rich. Ihr!

K. St. Für den König und in ſeinem Namen.

Rich. Und ich, Mylord, erkläre Euch, daß man Euch täuſcht — und daß Ihr Euch ſelbſt täuſcht — denn ſie werden nicht kommen.

K. St. (lacht). Laßt's nur gut ſein.

Achter Auftritt.

Richard. Lady Regine. Karl Stuart.

L. R. (tritt ſchnell rechts ein und erblickt Richard). Ah, Ihr ſeid's, Maſter Clark, dem wir ſo viel verdanken! Ihr werdet unſere Freude und unſere Hoffnung theilen. Der Oberſt Pride iſt eben angekommen.

K. St. (zu Richard). Da ſeht Ihr.

L. R. Was Harriſon betrifft, den er mitbringen ſollte —

Rich. (mit Unwillen). Harriſon! — der Generalmajor!

L. R. So kommt der nicht.

Rich. (zu K. Stuart). Ha! ſagte ich's Euch nicht?

L. R. Er iſt zu Whitehall zurückgehalten, was aber beſſer iſt als das, ſeht, dieſen Brief hat er geſchrieben, der ihm nun nicht mehr verſtattet zurückzutreten. — Was die Uebrigen betrifft, ſo kommen ſie alle von verſchiedenen Seiten an.

K. St. (zu Richard mit triumphirender Miene). Nun?

Rich. Nein, noch kann ich's nicht glauben — und wenn ich nicht ſelbſt Zeuge bin —

L. R. Brauche es blos das, um Euch für die gute Sache zu beſtimmen. — (nach rechts gehend). Da ſeht durch dieſes Fenſter, das in den Hof geht, - -

ſeht, wie ſie in den Verſammlungsſaal ſtrömen. (Richard geht an das Fenſter rechts weiter hinten, Karl Stuart und Lady Regine ſtehen weiter vorn).

Rich. Averton, Arthur, Ludlow — (für ſich). Die Freunde meines Vaters! — (wieder hinausſehend). Fletwood! (für ſich). Mein Schwager! meine eigene Familie! (ſchmerzlich). Ach, Helene, du hatteſt Recht! (Er ſieht noch ferner hinaus, während Lady Regine in der Mitte der Bühne mit K. Stuart ſpricht, der Harriſon's Brief lieſ't).

L. R. Sie ſind nun Alle verſammelt und erwarten blos Euch. — So kommt!

K. St. (Richard den Brief gebend, den er eben beendet). Da leſ't, Ungläubiger! (Zu Lady Regine, die ihn forttreibt). Ich komme gleich hinunter, Mylady, aber ſagt mir nur — (er führt ſie an der Hand vor und ſpricht leiſe mit ihr).

Rich. (rechts am Fenſter). Das iſt zu viel Schlechtigkeit und Verrath! (Monk bemerkend, der links eintritt). Ah, endlich ein Freund!

K. St. (der auch Monk bemerkt). Ah, Ihr ſeid's, General! Kommt doch, mein Lieber!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Monk.

M k. (den König erblickend). Mein Gott! (zu ihm und Lady Regine eilend). Was hat das zu bedeuten?

Während die Richard treu ergebenen Truppen von allen Seiten zur Revue hierher marſchiren, ſeid Ihr hier, Miladh, und mit dem Könige!

Rich. (tritt vor und zu L. Regine). Mit dem Könige?

Mk. (erblickt Richard und ſteht erſtaunt). Mein Himmel!

L. R. (fröhlich). Nun ja!

K. St. (zu Richard).) Ja, mein theurer Freund! Ich bin es! (zu Monk ſich wendend). Beruhigt Euch, General, und zittert nicht für mich; — ſeit unſerer geſtrigen Unterredung ſtehen unſere Angelegenheiten ganz vortrefflich.

L. R. Alle Welt iſt für uns.

K. St. Lady Regine und Maſter Clark.

Mk. (ſtaunend). Wie?

K. St. Maſter Clark, unſer Vertrauter und Freund! — Ihr mögt Harriſons Brief leſen, und er wird Euch alles klar machen. (zu Lady Regine, die in ihn bringt, zu gehen). Ach ja, man erwartet mich. — Pünktlichkeit iſt die Höflichkeit der Könige — wenn ſie es ſind — um wie viel mehr, wenn ſie, wie ich, es noch nicht ſind! (er geht rechts ab. Richard geht in den Hintergrund und giebt Sydenham, der an der Mittelthüre erſchien, einen Befehl).

Zehnter Auftritt.

Monk. Lady Regine. Richard.

L. R. (zu Monk tretend, der unbeweglich ſtehen blieb). General! Ihr ſeht, es giebt keine Gefahr mehr, Euch nun offen zu erklären ... und da Ihr geſtern uns ſagtet —

Mk. (zornig). So ſchweigt doch!

L. R. Und warum denn?

Mk. Das iſt ja Richard!

L. R. (erſtaunt). Er! Richard!

Rich. (zwiſchen Beide vorwärts tretend). Ja, Richard Cromwell, den Ihr verrieth! Nicht Ihr, Milady. Euch mache ich keine Vorwürfe. Ihr wart mir nichts ſchuldig, und eine edle Dame kann ungeſcheut die Begünſtigte eines Königs werden, ... wie er mir ſelbſt geſagt hat.

L. R. Unwahrheit und Eitelkeit!

Rich. Ein Königswort kann nicht lügen.

Mk. Erlaubt mir —

Rich. Und wozu? Eure Handlungen ſprachen. Die meinen werden Euch darauf antworten. Ich habe von Euch Allen nur Verrath empfangen, Ihr ſollt von mir Gerechtigkeit erhalten — (ſich der Thüre rechts nähernd) Ihr und die Verräther alle, die mich umgeben.

L. R. Ha! was wollt Ihr thun!

Rich. Ihr aber, Milady, eilt, ehe das Gericht losbricht, zu Euerm königlichen Geliebten, ſagt

ihm, daß ich Alles weiß, daß er gehen, daß er ſich augenblicklich entfernen ſolle. — Geht! — geht. — Eilt! — Er möge nicht länger meine Rache reizen, und mich nicht daran mich erinnern laſſen, daß das Blut, das in meinen Adern ſiedet, das Blut Cromwell's iſt. (Er geht durch die Mittelthüre ab, L. Regine rechts. Monk ſinkt links in einen Seſſel und ſtützt den Kopf in die Hände.

Ende des vierten Akts.

Fünfter Akt.

Zimmer im Schloſſe Whitehall.

Erſter Auftritt.

Richard, allein an einem Tiſche.

Ja, der, deſſen Namen ich trage, hätte nicht auf die Strafe warten laſſen, und bei dem erſten Verrathe, den ich erfuhr, fühlte ich den Trieb, ihm nachzuahmen. Aber ſo viele Fälle von Treubruch folgten darauf, daß der, welcher mir erſt unerhört und ſchändlich erſchien, mir jetzt ſo einfach und gewöhnlich vorkommt, daß ich ihn wie eine natürliche Folge der Obergewalt anſehe. — Wer herrſcht, muß darauf gefaßt ſein. — Ich hätte allzuviele zu beſtrafen gehabt, und habe daher den Blick abgewendet, nicht aus Milde, ſondern aus Ekel. — Ich will nichts geſehen haben! Ich weiß von nichts mehr! Aber auch ſie nicht! Denn bei dem bloßen Gerüchte von Gefahren, denen ich entgangen, regnet es Adreſſen von allen Seiten, und ſie ſind von denen unterzeichnet, die — (in Papiere blickend.) Ja, es ſind dieſelben! — Ich werde ſie als ein Denk-

mal ihrer Erbärmlichkeit aufheben. — Ich fange an zu begreifen, wie bei denen, die da herrſchen, Verachtung gegen die Menſchen überhand nehmen kann. Nur einige Tage der Herrſchaft reichen ſchon hin, ſie ganz zu würdigen: — ſie taugen ſo wenig — und verkaufen ſich doch ſo theuer! — Was Monk betrifft, ſo iſt's ein Anderes: — er hat mehr Offenheit oder mehr Geſchick gehabt. — Alles hat er mir geſtanden, Alles. Ich begreife, daß ihn, um Lady Regine zu verdienen, um ſie zu erringen, eine blinde Liebe zu deren Partei gezogen hat. Ich begreife, daß man um ihretwillen Alles vergeſſen kann! — (Ein Diener tritt ein und ſagt ihm etwas heimlich.) Lady Terringham, ſagſt Du? — Laß ſie eintreten! Gleich!

Zweiter Auftritt.

Richard. Lady Regine.

Rich. Lady Terringham bittet mich um Audienz?

L. R. Bittet um Gerechtigkeit, Mylord, und Ihr werdet ſie Euern Freunden, hoffe ich, nicht verweigern.

Rich. Eben ſo wenig, wie meinen Feinden. Sprecht.

L. R. Karl Stuart kannte mich, ich geſtehe es ein, falſcher Verſprechungen, kleiner Kunſtgriffe,

ſelbſt der Coquetterie beſchuldigen, und wenn ich einen ſolchen Vorwurf verdient habe, ſo wißt Ihr aus welcher Abſicht und in welcher Hoffnung, aber wenn er ſich meiner Liebe rühmte, ſo hat er die Unwahrheit geſagt, und ſein Mangel an Treue entbindet auch mich der meinen. Hätte ich ihn, wie Ihr mir es gebotet, ermahnt, augenblicklich England zu verlaſſen, ſo würde ich mir alle Mittel, mich zu rechtfertigen geraubt haben. Ich habe ihn zurückhalten, und indem ich ihm mit Ausſichten auf einen günſtigen Erfolg, der jetzt unmöglich geworden iſt, ſchmeichelte, habe ich ihm ein Verſteck im Pallaſte Penruddock aufſuchen laſſen, damit Ihr von ihm ſelbſt erfahrt, daß er eine Lüge ſagte, unwürdig eines Edelmannes, geſchweige eines Königs.

Rich. Ich glaube Euch, Miladh, ich glaube, daß Ihr ihn niemals geliebt habt, eben ſo wenig als Lord Penruddok, der, wie man ſagt, mein zweiter Nebenbuhler iſt — eben ſo wenig als mich ſelbſt.

L. R. Das wagt Ihr zu ſagen!

Rich. Nicht als ob ich Euch deßhalb anklagte, aber Ihr ſelbſt täuſcht Euch noch in dieſem Augenblicke. Was Ihr liebt, iſt nur Geräuſch, Aufſehen, Erregung, Gefahr! Was Ihr liebt, iſt der Rauſch der Größe, iſt die Oberherrſchaft, und nicht lange, ſo würdet Ihr auch mich nicht mehr lieben. Denn dieſe goldnen Ketten, welche ſo viel Sehnſucht darnach erwecken, wecken in mir nur eine einzige, die Sehnſucht ſie zu brechen: — Oh, ich hätte keinen Augenblick da-

mit gezaudert, wenn das einzige Glück, das ich beneide, mir hätte zu Theil werden können. — Aber ich habe verzichtet! — Ich gebe Lady Helenen alle ihre mit Beschlag belegten Güter zurück, und erlaube ihr, sich für den Gemahl zu bestimmen, den sie sich selbst erwählt. So wird sich der Sohn Cromwell's rächen! und nun fordere ich Monk auf, mich zu verrathen.

L. R. So viel ich Euch Beide kenne, habt Ihr ihm wohl seinen Verrath verzeihen können, er aber wird Euch Eure Huld nie verzeihen, und bald vielleicht —

Rich. Oh, sagt mir das nicht! raubt mir nicht alle meine süßen Täuschungen! laßt mich noch an Dankbarkeit glauben (ihr die Hand zustreckend) und an Freundschaft.

L. R. (bewegt). Oh, Richard!

Rich. Möge sie in den entgegengesetzten Parteien, zu denen uns das Schicksal warf, ein Band der Vereinigung sein, und da wir jene nicht mehr verlassen können, ohne uns zu entehren, so laßt uns dabei verharren, was auch geschehen möge, und welches Unrecht sie auch verüben! Laßt uns ferner, Ihr Euerm Könige, der Euch beleidigt, ich meinen Freunden dienen, die mich verrathen, und treu bleiben — selbst den Undankbaren.

L. R. (ihm die Hand bietend). Oh, Mylord! (Aengstlich aufhorchend): Man kommt!

Liebe war beim Anblick der noch überaus schönen Frau neu erwacht. — Nunmehr fragte Aslauga mit Thränen im Auge, ob er auch ihrer gedacht habe, wie sie seiner Tag und Nacht, und er erwiederte:

Wie hätte ich wohl der schönen Krala vergessen mögen? —

Hierbei aber schlich sein Blick im Geleite des bösen Bewußtseyns zur Seite, um nicht auf den Blick der Fragenden zu treffen. —

Und was — so fuhr diese nun schmerzlicher fort — was bringt mein liebes Gemal Neues mit aus ferner Gegend? —

Darauf sprach Regnar mit Achselzucken: Meine Neuigkeiten sehen alle so blutig aus, daß sie wenig taugen für das Ohr zarter Frauen. —

Wohlan — versetzte sie — so sollst Du etwas Neues durch mich erfahren. Etwas recht Wunderliches. Ein König, welcher schon zu Hause eine Gemalin hat, die er herzlich zu lieben vorgiebt, ist eben eine Verlobung mit Ingeborg, der Tochter seines Unterkönigs eingegangen. —

Da entfärbte sich Regnar und fragte:

Wer hat solche Kunde hierher bringen mögen?

Du sollst ihn selbst sprechen, antwortete die Königin und verließ das Gemach.

Je mehr aber den König diese Verlobung reuete, deßo ergrimmter ward er auf den Ueberbringer

Rich. So geht, Milady, geht; daß man die Royaliſtin nicht dem Sohne Cromwell's die Hand drücken ſehe.

L. R. Nein, nein, nicht dieſem, ſondern dem Freunde!

Rich. Ihr habt Recht! König vielleicht nur auf wenige Augenblicke, aber Euer Freund — für immer!

L. R. (geht durch die Thüre rechts ab).

Dritter Auftritt.

Lambert. Richard.

Rich. Was bringſt Du, Lambert! Was giebt's?

Lb. Das giebt's, daß Euer Hoheit Euern Umgebungen nicht genug mißtrauen, daß Ihr gegen Niemand Verdacht hegt! Das iſt ein Unglück.

Rich. Und Du, Du hegſt ihn gegen alle Welt.

Lb. Da habe ich viel mehr Ausſicht als Ihr, das Rechte zu treffen — Dank ſei's Eurer Milde, es bereitet ſich ſchon wieder eine Treuloſigkeit vor. Es giebt dumpfe Gerüchte, verdächtige und zahlreiche Verſammlungen. Barricaden hat man errichtet in allen Straßen umher, hat die Fallgitter herabgelaſſen und die Stadtthore geſperrt ohne meinen Befehl. — Ihr müßtet es denn anbefohlen haben?

Rich. Ich? Keineswegs.

Lb. Jedenfalls ſieht man recht leicht, woran man ſich dabei zu halten hat. Im Hofe des Pallaſtes ſteht eine Schwadron vom Dienſt und im Saale der Wachen befinden ſich fünf bis ſechs Offiziere, für die ich einſtehe, und in einigen Minuten werden wir die Straßen Londons gereinigt haben.

Rich. Mein Gott! ſchon Gefechte und in der Hauptſtadt ſelbſt!

Lb. (keck). Wenn's ſein muß, warum nicht! — Die Hauptſache iſt in Ruhe und Friede zu regieren. — Cromwell, Euer Vater, verſtand ſich darauf.

Rich. Ja! Oliver Cromwell würde nicht gezögert haben! ich glaube ihn ſagen zu hören: „Karl Stuart iſt in meiner Gewalt — augenblicklich falle er — Andere ſcheinen uns ſchwankend — beim Zweifel muß man ſich ihrer entledigen. — Ein Befehl an's Parlament — der Preſſe Stillſchweigen auferlegt — Kartätſchen in die Straßen Londons — Friede und Ruhe werden herrſchen und auch ich! —" Und gleich dir, mein Vater, würde ich, eben ſo handelnd, ein großer Mann ſein, zwar gehaßt, aber geachtet von meinen Zeitgenoſſen, welche ſchweigen und bewundert von der Nachwelt, die mein Lob preiſen würde. — Ich aber, dein Richard, der nicht durch die Gewalt, ſondern durch die Geſetze herrſchen wollte, der als erſter Bürger dieſer Republik ſich nur deshalb für höher ſtehend hielt als die anderen, um die

Gefahr von fern am erſten zu entdecken und am treueſten für die Sicherheit und das Glück Aller zu wachen, ich Unſinniger, der ich Bedlams würdiger war als dieſes Pallaſtes, ich, der ich in meinen Träumen Dank und Liebe meiner Mitbürger für möglich hielt, ich, betrogen und verrathen von allen Denen, die ich liebte! — (Lambert macht eine Bewegung, er ergreift deſſen Hand): Nein, nicht von Allen, weil Du mir bleibſt, Du, Lambert, Du allein, deſſen Zuneigung wahr und uneigennützig iſt. — Siehſt Du nun wohl, ich ſagte mir noch dieſen Morgen, ein ehrlicher Mann, der gewiſſenhaft regiert, iſt das nicht, was ſie brauchen! Mitten unter allen dieſen ſtreitenden Furien des Ehrgeizes, die keine Gleichheit dulden, als unter der Bedingung, daß Jeder in der erſten Linie ſtehe . . . . eignet vielleicht Karl Stuart ſich beſſer zum Könige für ſie als ich.

Lb. Woran denkt Ihr?

Rich. Er hat ein Anrecht! — einen Namen! — Er iſt in dem Range geboren, zu dem man mich berufen hat; nicht als ob die Herrſchaft der Stuart's, wenn ich ſie recht beurtheile, glorreich und von langer Dauer ſein könnte, aber unter Cromwell hat England genug Ruhm erworben und unter Karl II. wird das erſchöpfte Land wenigſtens einige Jahre lang eine Ruhe finden, deren es bedarf, und die meine Regierung ihm nicht geben würde.

Lb. Was wollt Ihr damit ſagen?

Rich. Nichts! — nichts! — Ohne Zweifel habe ich Unrecht — aber, wenn dennoch Englands Ruhe und Wohl von meinem Zurücktreten abhinge?

Lb. (mit Unwillen). Englands Wohl sagt Ihr? — Und das unsere? — und wir, die wir Euch auf den ersten Platz gestellt haben, um Cromwell fortzusetzen, uns gegen Stuart und Alle zu halten, uns, unsere Köpfe, unsere Rechte, unsere Güter! — Nun! Ihr werdet nicht der Oberherrschaft feig entfliehen! Ihr dürft es nicht, sollt es nicht! Denn unser Schicksal ist mit dem Euern verbunden, und König oder Protector, wie auch Euer Titel sein möge, der Thron gehört Euch — oder uns das Schaffot! — Die Krone auf Euerm Haupte — oder das Henkersbeil über dem unsern — wählt.

Rich. Ach! — ich sehe es wohl ein! — ich bin Euch nöthig! — Nicht mir seid Ihr treu und ergeben — Euch selbst seid Ihr's — Euern Interessen.

Lb. (verlegen). Nein, Mylord! — Aber dennoch —

Rich. (für sich, schwerzlich). Ach! wie leicht schmeichelt man sich selbst, wenn man herrscht! — Noch eben glaubte ich in meinem Stolze, ich hätte noch einen Freund! — und nun nicht einen — nicht einen! (Laut): Du hast Recht, Lambert, ich war ein Egoist.

Lb. (gutmüthig). Nicht wahr?

Rich. Und müßte ich auch dabei unterliegen, ich muß die Oberherrschaft behalten, um meine Freunde zu beschützen und ihre Interessen zu vertheidigen.

Lb. (wie oben). Das ist ja ganz natürlich.

Rich. Darum sei nur ruhig, ich werde nie die Deinigen vergessen.

Lb. Das laß ich mir gefallen. (Sich wendend): Da kommt Sydenham, der Offizier vom Dienst.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Sydenham.

Sydenh. General Monk, der eben mit zahlreicher Begleitung angekommen ist, wünscht Euer Hoheit zu sprechen. Auch dies Billet, das man mich bat, Euer Hoheit unverzüglich und zu eigenen Händen zu übergeben, hat mir eine Person eingehändigt, die sich entfernen wollte, ohne sich zu erkennen zu geben.

Lb. Und Du hast sie gehen lassen?

Sydenh. Nein, General, ich habe sie zurückgehalten.

Rich. Gut. — Laßt den General Monk eintreten.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Monk.

Rich. (fährt fort das Billet zu leſen, während Monk zu ihm tritt und ihn grüßt. Richard erwiedert kalt ſeinen Gruß und ſagt zu Sydenham): Entlaß die Begleitung, die mit dem General gekommen iſt, — Lambert's Schwadron reicht zur Wache des Pallaſtes hin. (Sydenham geht und kommt nach einiger Zeit wieder).

Mk. (erſtaunt). Wie? Mylord!

Rich. Wir bedürfen nicht ſo vieler Leute, um von Geſchäften zu ſprechen — und in den Straßen Londons mit einem königlichen Gefolge einher zu ziehen, könnte Euch leicht in den Augen des Volkes ſchaden und Abſichten vorausſetzen laſſen, an die Ihr doch ganz und gar nicht denkt.

Mk. Allerdings. Aber die Unruhen, die in dieſem Augenblicke in der Hauptſtadt herrſchen —

Rich. (kalt). Hört, was man mir in Bezug darauf ſchreibt. — (Lieſt): „Das Volk, das von geheimen Agenten aufgeregt wurde, ſoll dieſen Abend die Stadt durchſtreifen und rufen: Nieder mit Richard! Nieder mit Stuart! Es lebe Monk! Monk für immer!“

Mk. (unterbrechend). Und das könnt Ihr glauben?

Rich. Nicht ein Wort glaube ich davon — aber man muß Alles leſen. (Fährt fort): „Monk's

Soldaten ſind in ihren Quartieren verſammelt und bereit, dieſe Aufregung zu befördern, welche 22 Stimmen im Parlamente unterſtützen werden. Schenkt dieſen Nachrichten Glauben, ſie ſind vollkommen wahr; die Perſon, welche ſie Euch giebt, will und darf nicht gekannt ſein, aber ſie erfuhr Alles durch einen Agenten Monk's, Ephraim Kelſeen, dem der General 500 Guineen Leibrente von der Mitgift ſeiner Gemahlin verſprochen hat."

Mk. Welche Schändlichkeit! — und eine ſolche Verläumdung —

Rich. Bedarf gar keiner Widerlegung.

Mk. Nicht durch Worte, durch meine Thaten will ich darauf antworten.

Rich. Das iſt die einzige Eurer würdige Rechtfertigung, und ich will ſie Euch darbieten. — Was auch deren Vorwand oder Zweck ſein möge, es giebt in der Stadt einen Anfang von Meuterei, man hat Ketten gezogen, hat die Fallgitter herabgelaſſen, geht alſo und nehmt die Dienſtſchwadren des General Lambert, zerbrecht die Ketten und die Fallgitter, zerſtreut die Rebellen, und wenn ſie ſich vertheidigen, ſo gebt Feuer auf ſie.

Mk. Auf das Volk ſchießen!

Rich. Auf die Rebellen, die Verräther.

Lb. Fürchtet Ihr Euch etwa, die Euern zu treffen?

Mk. Nein, gewiß nicht, — aber es giebt Verhältniſſe. —

Rich. Die, zum Beispiel, wenn Ihr selbst sie zusammenberufen hättet! — dann wären freilich die Flineensalven —

Lb. Ein infamer Verrath. —

Rich. (kalt). Mehr noch, als dies: eine große Ungeschicklichkeit. Denn das hieße mit einem Male alle Eure Hoffnungen vernichten.

Mk. (warm). Das heißt, Ihr setzt also voraus —

Rich. (streng). Alles! — wenn Ihr zögert! — nichts! — wenn Ihr auf der Stelle geht.

Mk. Ich gehe.

Rich. (zu Lambert). Lambert, befiehl den sechs Offizieren, die Dir ergeben sind, und draußen im Wachsaale warten, bei dieser Expedition den General Monk zu begleiten und ihn keinen Augenblick zu verlassen.

Lb. Ich möchte lieber Niemand anderm als mir selbst diese Ehre überlassen.

Rich. Nein! — Du kommst hieher zurück. Ich bedarf Deiner. Du sollst blos Deinen jungen Offizieren anbefehlen, daß sie in dem Falle, wenn der General zögerte, was ich für unmöglich halte —

Lb. Nun?

Rich. (kalt). Feuer geben sollten.

Lb. Auf die Rebellen?

Rich. (auf Monk zeigend) Nein! — auf ihn!

Mk. (betroffen). Wie? Mylord!

Lb. (kräftig und ihm die Hand drückend). Richard, Cromwell's Sohn, das iſt gut.

Rich. Geht! (Lambert und Monk gehen durch die Mitte ab).

Sechster Auftritt.

Richard zu Sydenham, der im Hintergrunde blieb.

Rich. Laßt die Perſon eintreten, der wir dieſe Warnung verdanken! (Sydenham geht rechts ab) die mir ach! nur zu begründet ſcheint! Ich muß den belohnen, der mir ſie gegeben hat, und vor allen Dingen ihn befragen — (er erblickt ein verſchleiertes Frauenzimmer an der Thüre rechts). Himmel! — ein Weib! — (geht zu ihr und nimmt ſie bei der Hand). Tretet näher — und fürchtet Euch nicht. — Großer Gott! — ihre Hand zittert in der meinen! — ſie ſchwankt — die Kräfte verlaſſen ſie! (ſie ſinkt in einen Seſſel. Richard hebt ihren Schleier und ruft aus): Helene!

Siebenter Auftritt.

Lambert zur Mittelthüre eintretend. Richard. Helene.

Lb. Der Befehl iſt vollzogen, ſie ſind fort. (zu Richard eilend). Was iſt Euch?

Rich. Welche Ueberraſchung! — Unbegreiflich! — Es iſt Helene! — Helene Newport.

Lb. Die Lady! —

Rich. Die selbst hieher kommt, um Monk zu entlarven.

Lb. Was sagte ich Euch?

Rich. Monk, dem sie ihre Hand reichen sollte, den sie liebt, den sie anbetet!

Lb. Ei bewahre! Der, den sie liebt — seid Ihr!

Rich. Ich? — Wer hat dir das gesagt?

Lb. Sie selbst. Auf meine Bitte, und um Euch nicht die Oberherrschaft zu entziehen, hatte sie den Muth, der Liebe zu Euch zu entsagen.

Rich. (stößt einen Aufschrei aus, eilt an den Tisch links und schreibt eiligst).

Lb. (steht indeß an dem Sessel rechts, hebt den Flacon, den Richard fallen ließ, auf, und läßt Helene daran riechen, indem er zu sprechen fortfährt). Das mußte dawals sein, damit Ihr dahin kämt, wo Ihr jetzt steht, aber nun, da Ihr da seid, wo Ihr seid, nun, da Monk's Erklärung und die Flucht der Royalisten Euch für immer diese Stellung sichern, nun gebe ich ihr ihren Schwur und Euch die Freiheit zurück, sie zu lieben. — Liebt immerhin die, so Euch lieben, es giebt deren ohnedieß nicht viele. — Sie kommt wieder zu sich! — Sie erholt sich!

Rich. (steht schnell auf und giebt Lambert ein Papier, das er eben gesiegelt hat). Diese Schrift in's Parlament — an den Präsident Lorethal. (Lambert geht in der Mitte ab. Richard sagt zu Sydenham, der rechts

der Nachricht, und beschloß, daß er eines schrecklichen Todes sterben solle. —

Hier ist der Bote! sprach bald darauf die zurückkehrende Königin, Lathgerthen im Panzer und verschlossenen Helm, wie sie solchen in der Schlacht getragen hatte, hereinführend, dann ging sie wieder.

Aber der König, seines Zornes ganz vergessend, rief aus: Heil mir, daß ich Dich wiedersehe, Du Tapferer, denn an dem silberweißen Harnisch erkannte er den Helden, den er eben aufsuchen ließ. —

Und Du warst es — fügte er dann hinzu — der Kraken jene Kunde brachte, die eine sehr behutsame Einleitung erfordert hätte, um hier an ihrem Platze zu seyn? —

So meinest Du — erwiederte Lathgertha — daß Einleitungen ein Verbrechen gut machen, oder auch nur seine Schwere vermindern können?

Aber mächtiger noch als das Wiedersehen des ihm in der Schlacht so wohl bekannt gewordenen blanken Harnisches wirkte die weibliche Stimme auf Regnar, die er vernahm, und er rief ahndungsvoll: Wer bist Du? —

Da öffnete Lathgertha den Helm und sprach: Mein Gesicht wird Dir sagen, daß ich am besten in die Tiefe des Schmerzes eindringen konnte, welchen Du deiner Gemalin zugedacht hattest! — Und mich, die ich deinen Wankelmuth voraus sahe bei unserer Trennung, mich traf er gewiß noch weit weniger,

eintritt). Dieſes in des Lord Penruddok Wohnung an Albert Littleton. Er ſoll es in Deiner Gegenwart unterzeichnen — aber ſchnell! — Du ſtehſt mir dafür! — Eile und komm bald wieder. — (Sydenham rechts ab).

Achter Auftritt.

Richard. Helene im Seſſel. Sie beginnt zu ſich zu kommen und blickt verwundert umher.

Hel. Wo bin ich?

Rich. Bei dem, den Ihr gerettet habt!

Hel. (bewegt). Ach! konnte ich denn anders? — Ephraim — kam heimlich — um mich zu fragen, ob mir der Lord Protektor wirklich alle meine Güter zurückgegeben habe. Denn dieſe ſollten den Verrath bezahlen. — Ohne nun lange zu überlegen — eilte ich hierher — als ich aber ſchon an der Schwelle des Pallaſtes ſtand, zögerte ich, vor dieſem Schritte ſelbſt erſchreckend. — Aber dieſer Pallaſt war ja der von Whitehall, wo Ihr ſelbſt vordem meine Mutter gerettet hattet!

Rich. Alſo ſelbſt damals ſchon, als Ihr meine Liebe, meine Hand zurückwieſt, wußtet Ihr, wer ich ſei!

Hel. Ja, Richard!

Rich. Und mich, mich, der Euch liebte, mich, der Euch ſein Leben weihen wollte, mich konntet Ihr zurückſtoßen!

Hel. Damit Ihr König, damit Ihr glücklich würdet!

Rich. O! was thatet Ihr! Wie groß war Euer Irrthum! Betrachtet diesen Pallast! Seht diese Säle und befragt sie, von wie viel tausendfachen Schmerzen sie schon Zeuge waren, von wie vielen Seufzern, von wie vielen herbem Schluchzen sie wiederhallten! Ich war noch sehr jung, als längs dieser Höfe mitten durch diese Wachen und eine stumme Menschenmenge ich einen Mann gehen sah, schwarz gekleidet, und die Soldaten sahen mit Unwillen auf ihn und höhnten ihn, und man rief rings um ihn her: „Hinrichtung! Gerechtigkeit! Gerechtigkeit!“ Und einer von denen, die da standen, schlug ihn in's Gesicht! Und ich fragte, wer dieser Mann sei? Da sagte man mir: das ist ein König! Ein König, der vor seine Richter gebracht ward, oder vielmehr, der zum Schaffotte ging! — Später sah ich die Stufen dieses Pallastes betreten von einem Soldaten, vor dem ganz England zitterte, und der doch unter diesen düstern Gewölben vor dem bloßen Geräusche seiner eignen Tritte erbebte! Ich sah ihn seine Tage freudenlos hinbringen und seine Nächte ohne Schlaf! — Da ergriff er meine Hand und rief: „Steh' auf! Sie kommen — sie kommen! — hörst Du die Mörder? — da sind sie!“ — Nein, sie, sie waren es nicht, die ihn plötzlich erweckt und von seinem Lager vertrieben hatten, es war ein blutiges Gespenst, das eine zer-

brochene Krone trug! Und wenn er mich dann in seine Arme schloß, mich, noch ein Kind, dann rief er ängstlich mir zu: „Vertheidige mich doch! Weise ihn zurück!“ Und ich fühlte, wie er nach Luft ächzte, von Schweiß bedeckt, mit gesträubtem Haare! — Dieser Krieger, dieser Mann — es war auch ein König! — Es war mein Vater! Und das ist die Erbschaft, die Ihr mir gewünscht habt, damit ich glücklich werde?! — Oh, man kann die Oberherrschaft annehmen, wenn man im voraus auf Freundschaft, auf Liebe und alle Güter des Lebens verzichtet hat, aber wenn diese uns wiedergegeben sind, wenn man geliebt wird, wenn man bei seiner Geliebten, seinem Weibe die Reize der Zurückgezogenheit und des häuslichen Lebens genießen kann, die Ruhe der Fluren, das Studium, das Glück, die Freiheit! wer mag da noch länger Sclave bleiben! wer da nicht schnell seine Ketten brechen?! — Und dies habe ich gethan!

Hel. Ihr! O mein Gott! Und Euer Leben, das ihre Rache selbst bis in die Zurückgezogenheit verfolgen wird!

Rich. Seid unbesorgt. Man kann die Rechte oder den Ehrgeiz eines Prätendenten fürchten, der noch nie bis zur Obergewalt gelangt ist, aber man glaubt an seine offne Redlichkeit, wenn er schon das Scepter in der Hand hielt, wenn er es behalten konnte, und es doch selbst und ohne Reue zerbrach. — Ich bin frei! — Größe und Macht, ich gebe

Euch Eure goldnen Ketten, Eure Schmeichelworte und Eure Höflinge zurück. Ich gebe Euch zurück ihre Erniedrigungen und ihre Treuloſigkeiten, ihre Undankbarkeit und ihren Verrath! — Ich habe keinen Antheil mehr an Euch; nehmt alles zurück und gebt mir dafür meinen Frohſinn, meine Luſt, mein Vertrauen und meine Liebe wieder!

Neunter Auftritt.

Lambert tritt zur Mitte ein. **Lady Regine. Richard. Helene. Sydenham** hinter Lambert.

L. R. Ha! was ſehe ich! Helene und Richard!

Rich. Nein, nicht mehr Richard! ſondern Clark, Euer Nachbar, Euer Freund! (nimmt aus Sydenham's Hand die Papiere, die ihm dieſer überreicht).

L. R. Den wir dem Untergange entriſſen haben!

Lb. Wißt Ihr, was vorgeht? — Sie ſagen alle Ihr hättet der Krone entſagt, und bei dieſem bloßen Gerücht ließ Monk, der auf die Seinen Feuer geben laſſen und die Partheigänger zerſtreut hatte, Monk, deſſen Hoffnungen für immer vernichtet ſind, in den Straßen Londons durch die Soldaten **Karl II.** zum Könige von England ausrufen.

L. R. Was? Karl ſiegt!

Rich. (der indeß das Billet las, das ihm Sydenham übergab). Ja, er ſiegt! Aber er glaubt durch

Euch, Myladh, durch Eure treue Ergebenheit den Sieg errungen zu haben. Ich ſchrieb ihm, daß Euer Rath und Eure Freundſchaft mich zur Abdankung beſtimmt hätten.

Lb. Von der ich nicht Zeuge ſein mag! und müßte ich mich mit dem Pallaſte von Whitehall, Monk, Stuart und ſeinen ganzen Hof in die Luft ſprengen!

Rich. Sieh Dich wohl vor! Du würdeſt dabei zu viel verlieren. — In dieſer, von Karl Stuart unterzeichneten Schrift bietet er mir nach ſich die erſte Stelle an — die ich ausſchlage. (Helenen's Hand drückend). Ich habe etwas beſſeres gefunden! — Aber auf meine Bitte erhält er allen meinen Freunden, Cromwell's Offizieren, ihre Titel, Würden und Ehren. Noch mehr, er ernennt Lambert zum Herzoge von Norfolk, Gouverneur von Devonſhire und erſten Schatz-Commiſſair.

Lb. (freudig). Iſt's möglich!

Rich. Und jetzt, da ich Deine Reichthümer und Ehrenſtellen vermehrt habe, jetzt, da am Hofe Karl Stuarts Du alles biſt, wirſt Du mir nun wohl erlauben, nichts zu ſein?

Lb. Was ſagt Ihr?

Rich. Still! Hörſt Du das Geſchrei? (man hört außerhalb rufen): Es lebe der König! (es treten mehrere Gruppen von Offizieren ein, unter denen Ephraim).

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ephraim. Später Lord Peterborough.

Eph. Es ist abscheulich!

Rich. Ich kann Euch nun nicht mehr Euer Recht verschaffen, Master Kelsey — wendet Euch an Karl Stuart.

Eph. Aber wie? — Während ich im Parlament für Monk votire, ruft er Karl II. aus! Wieder eine Regierung, die mir übel will, und nichts für mich thun wird. Man erlebt doch nichts als Verrath!

Rich. Zum ersten Male in unserem Leben sind wir da einerlei Meinung. (Zu den Offizieren, die eintraten und Lambert umgaben). Harrison, Luttlow, Fletwood, Ihr Freunde alle meines Vaters und die meinen — ich gebe Euch Euere Schwüre zurück. Seid den Stuart's treu, wie Ihr mir es wart. Republikaner, ich erlaube Euch, Royalisten zu sein. — Ich verlasse diesen Pallast für immer — (Helenens Hand fassend), um an der Schwelle desselben das Glück wieder zu finden, das ich draußen zurückgelassen hatte. (er geht mit Helenen durch die Thüre links in dem Augenblicke, wo das Geschrei von außen sich verdoppelt).

L. Pen. (tritt durch die Mitte ein). Der König! meine Herren! der König! Es lebe Monk! es lebe der König!

Eph. (halb leiſ', während alle Gruppen nach und nach eintreten). Sprecht für mich beim Könige!

L. Pen. Ich kenne Euch nicht mehr, mein Lieber! Wenn der Tag des Gerichts anbricht, muß Jeder den Lohn oder die Strafe für ſeine gehabten Meinungen einärndten.

Eph. Aber ich habe ſie ja alleſammt gehabt! eben ſo wie Monk! und ich werde nichts, und er, Herzog und Miniſter! — Hört Ihr's! hört Ihr's! (Außerhalb und auf der Bühne ertönt der Ruf: Es lebe der König! Es leben die Stuart's!).

Eilfter Auftritt.

Die Vorigen. Männer und Frauen des Volks. Herren u. Damen, die Monk und dem Könige Karl vorausgehen und dieſe umgeben. Man weht mit Tüchern und Oelzweigen.

K. St. (grüßt während des Rufes Alle freundlich mit Mund und Hand). Mein gutes, edles Volk! — meine treuen Engländer! — Ja, ja, ich finde alle meine alten Freunde wieder! (geht von Lambert zu Harriſon, von Desborough zu Fletwood, denen er anmuthig zulächelt.) und Andere noch mehr, die, wenn auch noch neu, mir doch nicht minder theuer ſind? — General Monk, Herzog von Albemarle, Euerm Muthe und beſonders Eurer Klugheit verdanken wir unſere Krone. Ihr habt die treue Ergebenheit bis zum Heroismus geſteigert, Ihr

habt die als Aufrührer zerstreut, die Euch zum Oberhaupte des Staats ausrufen wollten. Ihr habt die 22 Mitglieder des Parlaments für Verräther erklärt, die Euch die Oberherrschaft zuerkannten.

Eph. (für sich). Das ist zu stark!

K. St. Und für ewige Zeiten wird man in der Geschichte Monk als den Helden und das Muster der Treue preisen.

Mk. So viel kann ich wenigstens versichern, Sire, daß ich seit vierzehn Jahren diese glorreiche Wiederherstellung stets im Sinne habe.

K. St. Wir wissen es. (Sich L. Regine nähernd): Und auch Ihr, Milady, deren Ergebenheit für unsere Person unsere vollste — Dankbarkeit verdient; (halb leis') ja selbst noch mehr! (Lord Penruddok auf die Achsel klopfend): Und hier steht der getreue Diener, der Freund seines Königs, dem ich mein ganzes Vertrauen schenke.

L. Pen. (lächelnd und halb leis'). Und mein Gouvernement von Middlesex?

K. St. Ist an Monk vergeben.

L. Pen. Aber das von Devonshire?

K. St. An Lambert.

L. Pen. Aber die Stellen als Kammerherr?

K. St. An Harrison, an Fletwood, an Luttlow! Es waren Feinde. Ich mußte mich ihrer schwankenden Treue versichern, — während die Eure über allen Zweifel erhaben ist. (Zu Lady Regine): Gleich der Euern, Milady. (Zu Ephraim tretend):

Was Euch betrifft, Sir, der Ihr in Euerm Haſſe gegen das Königsthum ſo unerſchütterlich wart, daß Ihr ſelbſt im Parlamente in dem Augenblicke gegen mich ſtimmtet, wo ganz England ſich ſchon zu meinen Gunſten ausſprach, Euch zu gewinnen kann ich weder hoffen noch beabſichtigen, aber ich achte Eure Anſichten, weil ſie gewiſſenhaft ſind, und bewillige Euch — (Ephraim verbeugt ſich) Eure Verzeihung.

Eph. (für ſich). Weiter nichts?

L. Pen. (eben ſo). Nach Allem, was ich gethan habe! — O Undankbarkeit der Fürſten!

L. R. (bei Seite). Ha! wie abſcheulich!

Eph. (eben ſo). Da giebt's noch eine Regierung zu ſtürzen!

Alle (Tücher und Hüte bewegend). Es lebe Karl Stuart! Es lebe der König!

Der Vorhang fällt.

BESSEL

Dresden, gedruckt bei C. H. Gärtner.

Archiv für Geschichte

denn sie, die lieber ihr Leben aufgegeben hätte, als den Glauben an deine Treue! —

Lathgertha — sprach der König — dein Erscheinen demüthigt mich ungemein. Wie so groß stehest Du vor mir! Als ich gegen Dich ungerecht wurde, da kamst Du, mir Heil zu wünschen. Unerkannt bist Du in den Schlachten stets mir auf den Fersen gewesen, um mein Schutz zu werden, und nun nimmst Du dich sogar noch derjenigen an, welche, wenn schon schuldlos, doch das Mittel wurde, dich von meiner Seite zu trennen? —

Blos darum — fiel Lathgertha ein — weil es mir klar geworden, daß, für deinen Thron wie für dein Herz, keine geeigneter ist, als Aslauga! —

Aslauga? fragte der Erstaunte.

Ja, so heißt die Tochter Sigurd Swends, welche unter dem Namen Kraka deine Gattin geworden ist. Weil sie nicht ihrer Herkunft, sondern einzig deiner Liebe ihr Glück verdanken wollte, so verschmähte sie zeither, Dir die Vorzüge ihrer Geburt zu zeigen. Aber die Ränke im Auslande gegen die Arglose geschmiedet, machen es deinen Freunden zur Pflicht, sie Dir im vollen Glanze aller ihrer Eigenschaften darzustellen. —

Lathgertha — sprach der König — von wie vielen Gefahren hast Du mich gerettet? — Sage, womit kann ich die belohnen, welche so unverdient der

Dramatiſches

Vergißmeinnicht

auf das Jahr **1845**

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutſchland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

BESSEL.

Zweiundzwanzigſtes Bändchen:

Enthält:

Helene, oder die Verklärungen.
Schauſpiel in 3 Akten.

Eva.
Drama in fünf Acten.

Königin von Frankreich!
Luſtſpiel in einem Akt.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Dresden und **Leipzig**,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1845.

Helene,

oder:

Die Verklärungen.

Schauſpiel in 3 Akten.

Nach Zſchokke's Novelle von Lockoy und Arnoulb.

Aus dem Franzöſiſchen

von

Th. Hell.

Personen.

Graf von Hornegk.
Helene, seine Tochter.
Die verwittwete Fürstin Anna, seine Schwester.
Oberst Albert, ihr Sohn.
Rudolph Werner.
Müller, Gastwirth.
Margarethe, seine Frau.
Sophie, Helenens Kammerfrau.
Franz, ein alter Diener des Grafen.
Ein Diener.
Jäger.

Der Schauplatz ist im ersten Akt im Müllerschen Gasthause in den Tiroler Gebirgen, im zweiten und dritten zu Nizza im Hotel des Grafen.

Erſter Aufzug.

Gaſthofsſaal in den Friauler Gebirgen ohnweit Venzone. Seiten- und Mittelthür. Links ein Kamin.

Erſter Auftritt.

Einige Jäger ſitzen am Tiſche, zechen und ſingen. Müller tritt zu ihnen ein.

Mül. Ich habe auf mich warten laſſen müſſen. Es ſind Fremde gekommen, die ich vorher zu beſorgen hatte. Das iſt etwas ſeltnes hier in dieſen Friauler Gebirgen, wo wir manchmal 14 Tage hinleben, ohne daß nur irgend ein Chriſtenkind an unſere Thür klopft. Die Nebenwege, die von der Heerſtraße nach Venedig hier in dieſes einſame Wirthshaus abführen, ſind ſo

der italieniſchen Seite zu, wie in Strömen, und der Wind treibt das Unwetter zu uns her.

Erſter Jäger. Ach, was thut das! Trink indeß ein Gläschen mit uns.

Die Jäger. Ja, ja! Angeſtoßen. (Sie ſchenken dem Wirthe ein und er ſtößt mit ihnen an.)

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Graf von Hornеck tritt rechts ein. Dann Sophie.

Mül. (zu den Jägern.) Still! da iſt der fremde Herr, der heut früh angekommen iſt.

Graf (zu Müller). Sie haben doch nicht etwa Franz, meinen alten Diener geſehen?

Mül. Ja, eben verließ ich ihn bei der Kammerfrau des gnädigen Fräuleins.

Sophie (iſt unterdeß durch die Mitte eingetreten). Herr Graf, Franz bezahlt eben die Maulthiertreiber, die uns hierher gebracht haben. Ich hatte nur die Brieftaſche hier geholt, die man beim Gepäck vergeſſen hatte.

Graf. Schon gut. Gehn Sie nur zu meiner Tochter. (Sophie geht ab. Zu Müller.) Sorgen Sie gut für meinen Franz; es iſt ein alter treuer Diener, den die Reiſe ſehr angegriffen hat.

Mül. Es ſoll ihm an nichts fehlen, ſein Eſſen iſt bereit und der beſte Wein aus meinem Keller dabei.

Graf. Wenn der Zufall etwa die Person hieherbrächte, von der ich mit Ihnen gesprochen habe, so lassen Sie mir es gleich sagen. Sie werden sie sehr leicht an dem Signalement erkennen, das ich Ihnen gegeben habe.

Mül. So gut als ob ich sie schon wer weiß wie oft gesehen hätte! Ein junger Mann von 23 bis 24 Jahren, der allein zu Fuße reis't, mittler Größe, blaß, mit schwarzen Augen und Haaren, einem braunen Rock und dunkelblauen Mantel.

Graf. Ganz recht.

Mül. Soll man es ihm denn, wenn er wirklich hier eintrifft, wie Ew. Excellenz zu glauben scheinen, sagen, daß seiner hier Jemand warte?

Graf. Nein, sagen Sie ihm nichts, bis ich nicht zuvor mit ihm gesprochen habe. Ich gehe auf mein Zimmer und ersuche Sie, mich sogleich wie gesagt zu benachrichtigen. (Geht rechts ab.)

Mül. (zu den Jägern). Nun, da kann ich noch nicht mit euch fort.

Dritter Auftritt.

Die Jäger. Müller. Margareth.

ſchwatzen, könnteſt Du lieber dem Johann helfen, das Stroh einzubringen, das im Hofe liegt.

Mül. Alle Wetter! Da haſt Du recht! Bringe indeß das kleine Zimmer dort (zeigt nach links) in Ordnung ... Falls noch ein Reiſender käme.

Marg. Wer ſoll denn bei dieſem gräßlichen Wetter noch kommen? Erwarteſt Du denn Jemand?

Mül. Vielleicht ja, vielleicht nein. Thue nur immer, was ich Dir ſage.

Marg. Das Zimmerchen war ja ſchon für den Bedienten des alten Herrn in Bereitſchaft geſetzt. Wo logiren wir den nun hin?

Mül. Je, der mag in der Scheune ſchlafen. (Zu den Jägern.) Laßt euch die Zeit nicht lang werden, in 10 Minuten bin ich wieder da. — (Zu Margareth.) Du, vergiß nicht, ihnen einzuſchenken — es ſind Freunde, wahre Freunde, die es mit der Zeche nicht ſo genau nehmen (Geht. Margareth nimmt Flaſchen aus einem Schranke im Hintergrunde und ſtellt ſie auf den Tiſch.)

Erſter Jäger. Schönen Dank, Frau Margareth! (Blitz und Donner). Das iſt ja aber auch ein gräuliches Unwetter!

Marg. Behüte Gott jeden Chriſtenmenſchen, der nicht unter Dach und Fach iſt!

Vierter Auftritt.

ein paar Augenblicke ein Unterkommen ſuchen. (Er legt ſeinen blauen Mantel auf den Stuhl und hat darunter einen braunen Rock an.)

Marg. (ſich umdrehend). Ein Reiſender! — (Zu ihm tretend.) Der Herr kommt?

Werner. Aus Italien.

Marg. Und will ſich wohl hier vor dem gewaltigen Unwetter ein wenig ſchützen?

Werner. Ganz recht. Kann ich eine Stube haben?

Marg. (auf links zeigend). Ja dort!

Werner. Danke ſchön. (Geht dahin.)

Marg. Befehlen der Herr ſonſt noch etwas?

Werner. (ſchon auf der Schwelle). Nein, jetzt nichts.

Fünfter Auftritt.

Margareth. Die Jäger. Dann Müller.

Marg. Der junge Mann ſieht gar nicht übel aus. Er gefällt mir.

Mül. (eintretend). Nun, ihr Herren, fort in die Küche, da iſt ein gutes Feuerchen angemacht, und Wein und Abendeſſen vollauf!

Jäger. Danke ſchön! Danke! (Gehen durch

Sechster Auftritt.

Margareth. Müller.

Marg. (Das Geräth in Ordnung bringend). Aber ſage mir Mann! biſt Du ein Hexenmeiſter?

Mül. (ebenſo). Warum denn?

Marg. Weil wirklich ein Fremder gekommen iſt.

Mül. Was ſagſt Du?

Marg. Dort iſt er! (auf die Thür links zeigend.) und ſcheint ſich ziemlich zu langweilen, denn ſiehſt Du, da kommt er ſchon wieder.

Siebenter Auftritt.

Margareth. Müller. Werner.

Mül. (für ſich). Ein junger Mann!

Werner (zu Margareth, ohne Müller zu ſehen). In der Stube iſt kein Kamin und ich bin durch und durch naß. Da will ich lieber hier bleiben und Sie bitten, das Feuer wieder anzufachen. Seyn Sie ſo gut!

Marg. Soll gleich geſchehen. (Legt Holz auf's Feuer.)

Werner. Das Wetter wird wohl nicht lange anhalten? Wie weit iſts denn von hier noch bis ins nächſte Gränzdorf auf deutſchem Grund und Boden?

Mül. (der hinter ihm ſtand und ihn muſterte).

Schutzgeist meines Daseyns und Glückes geworden ist? —

So meinest du König — erwiederte sie — daß ich um elenden Lohn mein Leben darbieten möchte? — Nein! alle deine Königreiche wären mir zu gering. Das Anschauen deines Wohls allein ist es, was mich ergötzen kann, und ich bin so zufrieden mit dem Gelingen meiner Absicht, daß ich selbst deines Anerkennens meiner Bestrebungen nicht bedarf. Sey glücklich, Regnar, das wünschte ich Dir, als ich deine Schildjungfrau, das, als ich deine Gemalin war, und auch späterhin ist das immer das mächtigste Sehnen meines Herzens gewesen.

Erschüttert von der hohen Gesinnung dieser Liebenden versank der König in einen an völlige Gedankenlosigkeit gränzenden Zustand. Als er wieder aufwachte, war er allein, auch Lathgertha, nach welcher er überall suchen ließ, nirgends mehr vorhanden. —

Da ging er zu Aslaugen, gestand ihr sein Unrecht, vernahm von ihr die nähern Umstände wegen ihrer Herkunft und erneuerte seinen Schwur der Treue in ihren Armen.

Viele Jahre nachher empörte sich Harald, Regnar's Bruder, maßte sich selbst die Königswürde an, und brachte ein so großes Heer auf gegen den rech-

Werner. Noch 3 Stunden, ſagen Sie, und wahrſcheinlich ſehr ſchlechter Weg?

Mül. (der ihn von Kopf bis zu Fuß betrachtet). Abſcheulicher! Man muß ihn ganz genau kennen, um ſich nicht im Gebirge zu verirren. (Für ſich). Drei bis vierundzwanzig Jahr!

Werner. Kann man keinen Führer bekommen?

Mül. (für ſich). Brauner Rock — blaſſes Geſicht —

Werner. Herr Wirth, ich frage Sie, ob man nicht einen Führer bekommen kann?

Mül. (für ſich, den blauen Mantel erblickend, den Werner auf dem Stuhle ließ). Blauer Mantel!

Marg. So antworte doch dem Herrn! — Du biſt ja ganz verblüfft!

Mül. Ei freilich, freilich kann man einen bekommen — es ſind gerade dieſen Morgen erſt zwei angekommen.

Werner. So bedingen Sie ſie für mich.

Mül. Auf der Stelle, mein Herr! (für ſich) Haar und Augen ſchwarz — ja ja, das trifft Alles ein! (zu Werner) Ich will gleich Ihren Auftrag beſorgen..: (für ſich) und dem fremden Herrn es melden. (Geht ab).

Achter Auftritt.

Werner. Margareth,

Werner (der Müller nachblickte). Nach dem

Werner (ſich wärmend). Hat er mich nicht von Kopf bis Fuß betrachtet, als ob er mein Signalement zu machen habe! Als ich aber hier herein trat, fand ich doch ſchon Gäſte —

Marg. Es ſind Freunde von uns, Jäger aus der Umgegend. Aber unſer Wirthshaus iſt auch noch von andern Fremden beſetzt. Wir haben dort oben ſeit heut früh eine deutſche Familie. Sie beſteht aus einem alten Herrn und einer jungen Perſon, ſeiner Tochter, die gefährlich krank und ſchwach iſt. Auch haben ſie noch einen alten Bedienten mit ſich und eine Kammerfrau und Kammerzofe. Sie ſchienen erſt weiter fahren zu wollen, aber das ſchlechte Wetter und die Schwäche der jungen Dame haben ſie genöthigt, hier liegen zu bleiben.

Werner (ſie unterbrechend). Ich will Sie nicht aufhalten, wenn Sie ſonſt zu thun haben.

Marg. Der Herr wird wegen der Unhöflichkeit meines Mannes doch nicht ungehalten ſeyn? Wenn Sie es befehlen, will ich ihn tüchtig auszanken — oh, er iſt daran gewöhnt.

Werner. Nein nein, 's iſt ſchon gut. (Margarethe grüßt und geht. Werner ſetzt ſich ans Feuer. Wie Margarethe durch die Mittelthür abgeht, tritt der Graf von rechts herein.)

Neunter Auftritt.

Werner. Der Graf.

Werner. Iſt Jemand da? (Wendet ſich um und erblickt den Grafen. Er ſteht auf und Beide begrüßen ſich. Nach einer Pauſe, für ſich.) Ich hatte den Herrn nicht geſehen, er ſcheint mich aber auch zu muſtern.

Graf. (als er ſieht, daß Werner unbedeckten Haupts ſtehen bleibt). Ich wollte den Herrn nicht ſtören, und wußte, als ich hereintrat, nicht, daß hier auch ſchon Jemand ſey. — Ich bin ein Reiſender wie Sie.

Werner. Und erwarten wie ich das Aufhören des Unwetters, um Ihre Reiſe weiter fortzuſetzen?

Graf. Noch weiß ich nicht, wann ich werde abreiſen können. — Setzen Sie ſich alſo wieder, und bedecken Sie ſich.

Werner. Ob ich gleich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, ſo werden Sie mir doch erlauben, Beides nicht zu thun. Ich habe niemals die Achtung aus den Augen geſetzt, die man in meinem Alter den weißen Haaren eines Greiſes ſchuldig iſt.

Graf. Das iſt eine ſehr edle Geſinnung und ich preiſe mich glücklich, ſie bei einem jungen Manne zu finden, den der Zufall mit mir zugleich in dieſen einſam gelegenen Gaſthof führte. Sie reiſen allein?

Werner (näher zu ihm hintretend). Allein!

Graf. Sie kommen aus Italien und kehren nach Deutſchland zurück?

Graf. Niemand. Ich richtete nur eine Frage an Sie, die ich nicht für unbescheiden hielt.

Werner. Sie ist es nicht im Geringsten, und die Frage, welche ich an Sie richte, ist der Beweis davon. Reisen Sie auch nach Deutschland?

Graf. Ich habe es vor einiger Zeit verlassen, und Gott gebe, daß, wenn ich es wiedersehe, es mit heitrern Augen und minderm Seelenschmerz geschehen möge!

Werner. O, verzeihen Sie, mein Herr, wenn ich durch meine Frage peinliche Erinnerungen in Ihnen weckte. Gehört doch Kummer jedem Alter an!

Graf. In dem Ihren kennt man den, der mich belastet, noch nicht.

Werner. Aber vielleicht andern, nicht minder schmerzlichen.

Graf. Verzweifeln Sie nicht! Sie sind jung und so gehört Ihnen die Zukunft.

Werner. Die Zukunft!

Graf. Worüber kann man sich in Ihrem Alter zu beklagen haben? — Was verursacht Ihnen Schmerz? — Noch unbekannt zu seyn? — Mit 20 Jahren kann man noch keinen berühmten Namen besitzen.

Werner. Der meine wird es nie werden.

Graf. Mangel an Glücksgütern? — Unglückliche, hoffnungslose Liebe? —

Werner. Oh, mein Herr! allerdings bricht

kann dies eingestehen, wenn diese Liebe kein weibliches Wesen bekränkte, keine andern Thränen noch fließen, als die unsern, wenn sie, rein wie der Gegenstand, der sie einflößte, nur uns allein Kummer bereitete.

Graf. Ich höre Ihnen theilnehmend zu. Es ruht auf Ihren Worten ein Gepräge der Wahrheit, ein Verein von Begeisterung und schmerzhafter Entsagung, der mich anzieht und interessirt. Mit dieser bittern Empfindung trauert man nicht um ein gewöhnliches Gut. O lassen Sie mich tiefer blicken in Ihr Leben! — Nicht wahr, eine glänzende Laufbahn verschloß sich Ihnen?

Werner. Ja, so war es!

Graf. Ich war davon überzeugt durch jedes Ihrer Worte. — Welches Hinderniß stellte sich denn aber Ihnen entgegen?

Werner. Warum es Ihnen noch näher schildern — ?

Graf. Sie haben Recht. Ich kann keinen Anspruch darauf machen, Sie nach Ihren Geheimnissen zu fragen. — Erst seit wenigen Augenblicken hat uns der Zufall hier zusammengeführt. — Aber dennoch giebt es Leiden, die milder werden, wenn man sie Jemand mittheilen kann, und es würde mich beglückt haben, Ihnen einige tröstende Worte sagen zu können.

Werner. O mein Herr! ich —

Graf. Sie kehren nach Deutschland zurück — vielleicht zu Ihren Aeltern? Sie

Graf. Da hält sich also Ihre Familie auf?

Werner. Ich habe keine mehr! Mein Vater war ein Handwerker, der sich durch Fleiß und Anstrengung einiges Vermögen erworben hatte, das ihm erlaubte, seine alten Tage in Ruhe zuzubringen.

Graf. Und Sie wählten einen andern Erwerb?

Werner. Ich bin — oder ich war vielmehr Maler. — Jetzt habe ich aber Pinsel und Palette von mir geworfen, um sie nie wieder aufzunehmen.

Graf. Dies also ist die Ursache Ihres Kummers?

Werner. Ja, mein Herr! — Aber erlauben Sie mir nun auch Sie zu fragen: welches Interesse können Sie dabei haben, zu wissen — ?

Graf. Oh, ein sehr großes! — (sich fassend) Sie treten erst ins Leben ein, und da schmerzt es mich, Sie schon beim Beginn so entmuthigt zu sehen. Und doch that man wohl Ihrer Neigung keinen Zwang an! Ihr Vater — ?

Werner. Oh, ich mache seinem Andenken keinen Vorwurf. Er wurde getäuscht, wie ich selbst. — Von meiner Kindheit an hatte jene vorwaltende Hinneigung alle übrige zurückgedrängt. Ganze Tage brachte ich mit Zeichnen zu und bald erklärte ich, daß ich Maler werden wolle.

Graf. Und er mußte Ihren Bitten nachgeben?

Werner. Was er auch that. — Ein Dachstübchen in meiner Eltern Hause wurde mein Atelier.

Liebe für mich geblendet, waren ſtolz auf mich. Nicht lange jedoch und ich erhielt Unterricht von einem geſchickten Maler. Oh! wie man da Aufmunterungen über mich häufte, wie man mich rühmte, ein angehendes Genie in mir fand, und ſo reiſte ich denn, als mein Vater ſtarb und ich bald darauf auch meine Mutter verlor, von Anderheim ab, voll jener Lobeserhebungen, auf meine Kraft vertrauend, freudig meiner Zukunft entgegen, in der Ueberzeugung, bald die Stelle zu erreichen, die man mir verſprochen hatte — eine Stelle unter den ausgezeichnetſten Künſtlern. — Ich beſuchte zuerſt Belgien und Holland. — Stumm blieb ich vor Bewunderung bei den Meiſterwerken, die ſich meinen Blicken darboten! Tagelang betrachtete ich dieſe erhabenen Gemälde, voll des Fleißes wie der Begeiſterung, erhaben über Alles, was ich mir bis jetzt vorgeſtellt, und die das Ziel, das ich in meiner kindiſchen Einbildung geglaubt hatte, ſchon mit der Hand erfaſſen zu können, ſo weit von mir in die Ferne rückten. Rubens verblendete mich, Rembrandt gab mir eine Art Schwindel, und ich fing an ſchmerzlich auszurufen, daß der Malerburſche aus Anderheim, daß das eitle Kind, das an den Ruhm geglaubt, den man ihm verheißen, nicht einmal würdig geweſen wäre, jenen Meiſtern als Farbenreiber zu dienen.

Graf. Sie beurtheilten ſich ohne Zweifel allzuſtreng. Der erſte Platz iſt nur für Wenige beſtimmt.

vor der Kreuzesabnahme von Jouvenet, da begriff ich, was für Studium, Zeit und Anlagen dazu erforderlich seyen, auch nur auf den zweiten zu gelangen. — Und nur dahin noch richtete sich mein heißer Wunsch, als ich vor einem Monate in Venedig ein Bild beendete, auf das ich meine ganze Kunst, allen meinen Fleiß, meine vollste Seele verwendet hatte. — Und eines Tages stürzte ich nach Hause, zerriß meine Leinwand, trat sie mit Füßen, zerbrach Pinsel und Palette — denn ich hatte in einer Kapelle, die bis dahin meinen Nachforschungen entgangen war, ein Bild gesehen, denselben Gegenstand, den ich eben vollendet — das Meine war neben diesem nur das Werk eines elenden Schülers und jenes trug den Namen eines Meisters, aber eines Meisters, den ich noch nicht einmal nennen gehört hatte! — Da fühlte ich, daß Alles für mich vorüber sey. Das Bewußtsein meiner eignen Schwäche trat klar vor mich hin, ich erlag unter der Last, die ich hatte heben wollen, mein Kopf neigte sich unter dem Unendlichen, was mich erdrückte. Diesesmal entfloh mir das Ziel meines Lebens für immerdar! ich hatte es mir auf der Erde festgestellt, nur mit wenigen Schritten erreichbar — und es strahlt hoch oben vom Himmel herab!

Graf (für sich). Ja, ja! eine edle, erhabene Seele! (laut) Sie sind zu schnell an sich selbst verzweifelt, und später, wenn Sie Ihr Streben zu zügeln verstehen —

Werner. Nein, mein Herr! ich habe Ihnen

brochen habe: Sie wissen nun, wer der Gegenstand derselben war. — Ich bin geboren, um zu begreifen, was schön ist, ich fühle sich in mir den Keim des Gedankens entfalten und in der Tiefe meines Herzens tausend wirre Schöpfungen anregen, aber es fehlt mir die Kraft, ihnen Licht und Leben zu geben, diese ideale Schönheit, welche ich mit meinen geistigen Augen erblicke, mit einer körperlichen Form zu bekleiden. Ich will das Idol, das ich so aufrichtig angebetet habe, nicht entweihen, nicht eine göttliche Kunst zum Lebensunterhalt, zum Handwerk herabwürdigen.

Graf (für sich, ihn betrachtend). Edler junger Mann!

Werner. Doch verzeihen Sie, mein Herr! Ich habe mich durch ein wohlwollendes Wort von Ihnen verleiten lassen, Sie von mir zu unterhalten, ohne zu bedenken, daß wir uns noch nicht kennen, und uns auch nie wiedersehen werden. — Vergessen Sie also, was ich Ihnen sagte, so wie mich selbst.

Graf. Oh, ich bedaure die Zeit nicht im geringsten, wo es mir vergönnt war, Ihnen zuzuhören.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Müller.

Mül. (zu Werner). Nach Ihrem Boten ist geschickt.

Werner. Wohl.

Graf. So ſchnell wollen Sie fort?

Werner. Ja, mein Herr! Das Unwetter ſcheint vorüber.

Graf. Aber die Nacht wird bald hereinbrechen.

Werner. Der Bote, der mich führen ſoll, kennt ja wohl die Wege, und ich habe nur 3 Stunden weit.

Graf. Es thut mir leid, daß Sie uns ſo bald verlaſſen wollen, aber wir ſehen uns vielleicht doch noch vor Ihrer Abreiſe. (Im Abgehn nach rechts heimlich zu Müller.) Sie kommen ſogleich auf mein Zimmer.

Elfter Auftritt.

Werner. Müller.

Mül. Der alte Herr hat ein recht ehrwürdiges Anſehen.

Werner. Allerdings.

Mül. Und ich halte ihn auch gar nicht für ſtolz, ob er gleich aus einer ſehr vornehmen Familie ſeyn muß, nach einigen Worten zu ſchließen, die ich von ſeinen Dienſtleuten hörte.

Werner. Er hat äußerſt freundlich mit mir geſprochen.

Mül. Das iſt nach dem Intereſſe, das er an Ihnen nimmt, gar nicht zu verwundern. — Hätten Sie nur geſehen, wie tief bewegt er war, als ich ihm Ihre Ankunft meldete.

mäßige Beherrscher, daß dieser sogar die Greise nicht verschonen konnte mit dem Kriegsdienste.

Da erst erschien Lathgertha wieder beim Hoflager Regnar's, mit seinem und ihrem Sohne Fridleif, welcher, trotz seiner zarten Jugend, gepanzert und schlagfertig war, wie seine Mutter. Aslaugens Söhne, Erich und Agnar, theilten ebenfalls schon die Gefahren des Krieges. Ein vorzeitiger Angriff des allzukühnen Erich und dessen Verwundung brachte aber bald einen großen Theil des königlichen Heeres in Unordnung. Da erschienen plötzlich Lathgertha und Fridleif, umgingen den schon siegestrunkenen Feind mit ihren Schaaren und warfen sich so heftig auf ihn, daß die anscheinenden Sieger bald auf das Haupt geschlagen wurden, und Harald selbst gezwungen war, die Flucht zu ergreifen.

Je größer die Gefahr gewesen, desto größer war auch nunmehr das Jauchzen in Regnar's Lager. Ueberall loderten Opferflammen zum Himmel. Ueberall ertönten in den Siegesgesängen die Namen, Lathgertha und Fridleif. —

Lathgertha — sprach der König, sie zwischen sich und Aslaugen führend — Du bist die Seele unseres Glückes, verschmähe nicht länger, meinen Dank dafür hinzunehmen. Deine Tapferkeit und Deine Weisheit würden jedem Throne zur Zier gereichen. Welcher in meinen Landen möchte Dir wohl der liebste seyn? —

Mül. Je nun ja! Ich verlor keine Zeit, da er mirs so an's Herz gelegt hatte.

Werner. Da haben Sie sich jedenfalls geirrt. Ich habe ja den Herrn nie zuvor gekannt.

Mül. Unmöglich, denn er erwartete Sie ja hier.

Werner. Er erwartete mich? — mich?

Mül. Versteht sich, seit heut Mittag.

Werner. Mich? —

Mül. Wenn ich Ihnen sage, daß er mir deßhalb Alles auf's Angelegenste anempfohlen hatte, daß er zehnmal des Tages über nach Ihnen gefragt hat, und gleich herunter gekommen ist, sobald ich ihm Ihre Ankunft meldete.

Werner. Dann muß hier irgend ein Mißverständniß zu Grunde liegen, irgend ein Irrthum —

Mül. Nun, ich konnte mich nicht täuschen, denn der alte Herr hatte mir ja alles haarklein angegeben — 23 Jahr alt — doch halt! — er hatte mirs ja nicht aufgetragen, Ihnen Alles das zu erzählen, und Sie selbst haben vielleicht Ihre Gründe, nicht zu gestehen, daß Sie ihn kennen.

Werner. Ich versichere es Ihnen, daß ich deren keine habe. Ich weiß ja nicht einmal seinen Namen! — Wie heißt er denn?

Mül. Ja, das weiß ich auch nicht! — Aber da kommt sein Kammerdiener, der wird es uns sagen können. — Es ist gewiß Jemand, den Sie ganz aus dem Gedächtnisse verloren und jetzt Mühe haben, ihn wieder zu erkennen.

Werner (für ſich). Ich kann noch nicht faſſen —

Mül. Warten Sie nur: ich will ſchon ſuchen, ſeinen Namen zu erfahren; das bringt Sie dann auf die Spur.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Franz.

Mül. (zu Franz). Da, lieber Freund, dort habe ich Ihr Abendbrot. (Oeffnet das Büffet). Kalte Küche freilich nur, die ich für Sie aufgehoben habe, aber dafür auch eine Flaſche guter alter Wein, die Ihnen wieder ein wenig einheizen ſoll.

Franz. Hm!

Mül. Eine Flaſche alter Wein.

Franz. Alt? Da bringen Sie drei.

Mül. Für Sie? — Meinetwegen auch! — Apropos, Sie wiſſen doch, daß Sie in der Scheune ſchlafen werden?

Franz. Ey!

Mül. Auf Befehl Ihres Herrn, deſſen Namen ich mir nicht merken kann —

Franz. Des Grafen Horneck.

Mül. (leis zu Werner). Nun, da haben Sie es! Graf Horneck. Wie?

Werner. Ich kenne keinen Menſchen des Namens.

Mül. Ich gehn Sie doch, das iſt ein wenig

wird er böse. (Wieder zu Werner). Sie besinnen sich also wirklich nicht?

Werner. Nein, sage ich Ihnen.

Mül. Nun, da werde ein andrer daraus klug! (Geht rechts ab).

Dreizehnter Auftritt.

Franz. Werner.

Werner (für sich). Der Graf Horneck? — er hat sich nach mir erkundigt! Das ist ja gar nicht möglich!

Franz (sich an den Tisch links setzend). Erlauben Sie, daß ich hier bleibe, mein Herr?

Werner. Nach Belieben. (Für sich). Vielleicht könnte ich durch ihn einige Aufklärung über dieses Räthsel erhalten. (Laut.) Man hat sich geirrt, wenn man Ihnen gesagt, daß ich Sie aus dem Schlafzimmer vertreibe, das für Sie bestimmt war. Ich begebe mich in wenigen Minuten wieder auf den Weg nach Deutschland.

Franz. Sind Sie auch ein Deutscher, mein Herr?

Werner. Allerdings.

Franz. Nun denn, auf Ihr Wohl! (trinkt) Guter Wein!

Werner. Wir haben, soviel ich weiß, nicht denselben Weg?

Franz. Nein. (Singt) Immer lustig, frisch

Werner. Geniren Sie sich nicht. — Sie gehn nach Italien?

Franz. Ja. (Trinkt.)

Werner. Wissen Sie, ob Ihr Herr hier Jemand erwartete?

Franz. Jemand? Nein! — Warum?

Werner. Oh, wegen nichts! (Für sich). Es ist doch sonderbar!

Franz (singt): Immer lustig, frisch und heiter,
Durch das Leben fröhlich weiter,
Unglück geht ja doch stets mit,
Und der Tod folgt Deinem Schritt!

Sie nehmen also den Weg nach Deutschland hinüber?

Werner. Ja.

Franz (seufzt).

Werner. Scheints doch, als ob Sie mich beneideten?

Franz (seufzt).

Werner. Warum denn?

Franz (trinkt). Oh, um nichts!

Werner. Sie sind in Diensten des Herrn Grafen und müssen sich da recht wohl befinden. Der Graf ist wohl ein sehr reicher Herr?

Franz. Sehr reich, doch aber noch nicht so reich als sein ältester Bruder, der Fürst von Horneck-Waldorf, der eine Witwe hinterlassen hat, die Frau Fürstin und

Franz. In Böhmen. (Trinkt). Warum fragen Sie denn darnach?

Werner. Weil man hier sonderbarerweise geglaubt hat, ich kenne ihn, aber man irrte sich.

Franz. Wohl möglich. (Trinkt). Dem Namen nach wär's vielleicht möglich gewesen, aber außerdem wohl schwerlich, denn er sieht Niemand bei sich. (Singt.) Immer lustig, immer —

Werner. Ich bin ihm auch gänzlich unbekannt. — Sie bemerkten doch nicht etwas, was das Gegentheil andeuten könnte?

Franz (trinkt). Nein.

Werner. Man behauptete, er habe sich nach mir erkundigt.

Franz. Je nun, das wäre wohl nicht unmöglich.

Werner. Ohne mich zu kennen?

Franz. Was beweist denn das? Es giebt Familien, wo so ungewöhnliche und sonderbare Dinge vorgehen — (schenkt sich ein) Wasser — nichts als bloßes Wasser!

Werner. Sie sprachen von sonderbaren Dingen, die vorgingen —

Franz (schon halbtrunken). O ja wohl, — ganz sonderbare! — wir erleben gar keine andern — wir stecken mitten drin! — Ich zum Beispiel, wie ich hier mit Ihnen spreche, ich bin auf Alles gefaßt. — Ah prosit! wenn man deshalb vor Hunger und Durst sterben sollte, weil man sich fürchtete, es müsse einem ein Unglück begegnen —

Franz. Ja, unausbleiblich.

Werner. Und wer bringt Sie denn auf den Gedanken?

Franz. Wer? — Die Comteſſe hat's ja geſagt — und wenn die etwas ſagt . . .

Werner. Die Comteſſe?

Franz. Deswegen trinke ich denn auch — ſo ein klein wenig — um mir ein Bischen die Grillen zu vertreiben.

Werner. Was für ein Unglück ſollen Sie denn zu befürchten haben?

Franz (immer trunkener). Ja, wenn man das wüßte! — Das iſt ja eben die Hexerei! — Wenn man's voraus wüßte — aber es packt einen, ehe man ſichs verſieht! — Wie's dem armen Herrn Schäfer gegangen iſt — der hat auch keinen Muks deßhalb weiter gethan —

Werner. Herr Schäfer?

Franz. Der Sekretair des Herrn Grafen — ein braver junger Mann — er war ſo geſund, wie Sie und ich — aber die Comteſſe hatte den nahen Tod von einem unter uns vorausgeſagt und als wir da ſo einen verdammten ſteilen Weg in dieſen Gebirgen hinritten — partauz — da ſtürzt auf einmal der arme Herr Schäfer mit ſeinem ſteifen Rappen in einen Abgrund hinunter und liegt da unten 100 Fuß tiefer als andre ehrliche Chriſtenkinder.

Werner. Neue Räthſel!

wird man ihnen schon die Geschichte ausführlicher erzähzen! — Der arme Schäfer! — Morgen bin ich nun vielleicht an der Reihe. (Singt). Immer lustig, immer heiter! — (spricht) Wein her! — (singt wieder):

Bleibst daheim, stürzt ein das Haus,
Fällst in Abgrund, gehst du aus.

(Spricht). Immer mehr Wein!

Werner (für sich). Alles das ist doch so sonderbar! und wenn ich nicht abreisen müßte, so ...

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Margareth bringt Lichter.

Marg. (zu Werner). Ich will das Licht auf Ihr Zimmer bringen.

Werner. Auf mein Zimmer? Ist wohl nicht nöthig, da ich nicht hier bleibe. — Der Bote, den man mir besorgte —

Marg. Ist wieder fort.

Werner. Fort?

Marg. Ja, man hat ihn fortgeschickt. Weiß das der Herr nicht?

Werner. Wer hat ihn denn fortgeschickt?

Marg. Mein Mann, auf Befehl des alten Herrn, der vorhin mit Ihnen sprach.

Werner. Des Grafen Horneck?

Marg. Ich glaubte, das wäre alles mit Ihnen verabredet, da er Sie ja kenne

zum Grunde, das ich mir nicht erklären kann! — Di
Erzählung des Kammerdieners — dieſe Vorausſagun
gen — dieſe hinter meinem Rücken getroffenen Anor
nungen! (geht an den Tiſch und klopft Franz auf d
Achſel). Sagen Sie mir nur —

Franz (ſich umſehend). Ja, ja, es paſſirt ga
gewiß ein Unglück! (ſingt:) Fäuſt in Abgrund, ge
Du aus.

Werner. Hören Sie nur einen Augenblick u
ſagen Sie mir —

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf ſehr bewegt und unruh

Franz. Ja, ja, ſie hat's geſagt! (bemerkt
Grafen) Ha, der Herr Graf! (ſteht taumelnd auf).

Graf. Du biſt hier, Franz, in einem Zuſtande

Franz (auf Werner zeigend). Weil der Herr
— auch ein Deutſcher iſt — ein Landsmann —
wiſſen, wie das Vergnügen macht — und da —
es iſt ſchon vorüber —

Graf. Ich mache Dir keine Vorwürfe,
jetzt geh.

Marg. (kommt aus Werners Zimmer zurück
giebt Franz den Arm). Kommen Sie mit mir!

Franz. Oh, ich brauche gar keinen Fü
(ſchwankt) Nun, da geben Sie mir nur den

Sechzehnter Auftritt.

Werner. Der Graf.

Graf. Ich hatte es Ihnen vorausgesagt, mein Herr, daß ich Sie vor Ihrer Abreise noch wiedersehen würde, und ich fühle daher wohl, daß die Unterredung, die ich mir von Ihnen erbitte, mit einer offenen Erklärung anfangen muß. Ich bin sie Ihnen schuldig und werde sie Ihnen geben.

Werner. Sie haben also wirklich den Boten wieder wegschicken lassen, den ich mir bestellt hatte?

Graf. Ja, das that ich und hoffe, daß Sie nun hier bleiben werden.

Werner. Sie hoffen es? Welches Interesse kann ich Ihnen denn aber einflößen? Was kann ich denn aber für Sie seyn, Herr Graf? — Ich stehe allein in der Welt, ich kenne niemand und niemand kümmert sich um mich, ich habe keine Freunde, keinen Beschützer . . .

Graf. So hören Sie denn. — Sie gedenken nach Deutschland zurückzugehen?

Werner. Wie ich Ihnen schon sagte.

Graf. Aber nichts veranlaßt Sie doch eigentlich dazu. Wohlan denn, mein Herr! Sie sind arm, ich bin reich — kommen Sie mit mir, verlassen Sie mich nicht mehr. — Vergönnen Sie es mir, das Unrecht, das das Schicksal Ihnen zufügte, wieder gut zu machen, vergönnen Sie es mir, diesen edlen Geist, der an sich selbst verzweifelt, vor Untergang zu bewahren

vergönnen Sie es mir, Sie vor Entmuthigung zu
retten.

Werner. Herr Graf!

Graf. Ich habe Ihre Geständnisse gehört —
ja, Sie besitzen Seelengröße und Charakterstärke.
Schlagen Sie mir es also nicht ab, mich zu begleiten.
Reisen Sie mit mir nach Italien, ins mittägliche
Frankreich, wohin Sie wollen. Ja, wir werden Ih-
nen folgen, wohin es Ihnen beliebt, aber bleiben Sie
bei uns!

Werner. Aber, Herr Graf, dieses Glück, das
Sie mir anbieten —

Graf. Werden Sie sich rechtmäßig verdienen
es wird der Lohn Ihrer Arbeiten, Ihrer Dienste seyn

Werner. Ich vermag es Ihnen nicht auszu
drücken, was ich bei Ihren so glänzenden Anträge
empfinde, Herr Graf, aber dennoch ziehe ich es v
meine Freiheit zu bewahren, sie nicht einer erst
Aufregung zu opfern, die Sie später gereuen dürf
und ich müßte mich vor mir selbst schämen, wenn m
glauben könnte, daß das Interesse mich bestimmt ha

Graf. Sie schlagen mir es also ab?

Werner. Ich muß!

Graf. Ich verlange ja keine Verpflichtung
Lebenszeit. Nach einem Jahre, vielleicht noch frü
sind Sie wieder frei.

Werner. Dringen Sie nicht länger in m
Herr Graf! — Ich möchte nicht gern vor Ihren A
als ein Mann erscheinen, der mit Gleichgültigkeit

Aslauga fiel ihm hier in die Rede und sprach zu ihr: O Du, Königin durch Geist und Kraft, mit Freuden räume ich der Würdigern meinen Platz ein auf diesem Throne, wenn Du mir den lassest in Regnar's Herzen. Lathgertha, nimm sie zurück die Würde, welche Dir schon früher gehörte, und gönne mir dafür auch einen Theil Deiner Liebe! —

Als Regnar's Beglückerin — sagte Lathgertha — ist diese Dir schon ohnehin gewiß! — Nein, Lieben, lasset mich mit Euern Gaben, denket, daß Ihr mir mehr nehmen würdet, als geben, wenn ihr mich um das Gefühl brächtet, Euch ohne allen Eigennutz gedient zu haben. —

Nun denn — sprach der König — da Dein hohes Verdienst meine öffentliche Anerkennung zurückweiset, so wende ich mich an Deinen Sohn. Fridleif, komm her, Du bist auch der meinige, darum ernenne ich Dich hiermit zum Könige von Dronthheim, auf daß wenigstens Deine Mutter, die allenthalben Herrscherin seyn könnte mit Ruhme, in einem Lande wohne, dessen Fürst als Sohn ihr untergeben ist! —

F. Laun.

Undank einen Antrag zurückwieſe, der mich ehrt und mich mit Dankbarkeit durchdringt, den ich aber dennoch nicht annehmen kann!

Graf. Alſo abgeſchlagen!

Werner. Ja, Herr Graf!

Graf. Zurückgewieſen! (er geht mit großen Schritten umher, dann bleibt er plötzlich ſtehen). Werner!

Werner. Sie wiſſen meinen Namen?

Graf (ſeine Hand ergreifend). Wir dürfen, wir können uns nicht trennen!

Werner. Wer hat Ihnen meinen Namen genannt, Herr Graf? Ich glaubte für Sie ein ganz Unbekannter zu ſeyn.

Graf. Ein Unbekannter? Und doch waren Sie es, den ich ſuchte, Sie, Rudolph Werner!

Werner. Auch mein Vorname!

Graf. Sie, um deſſenwillen ich dieſe Reiſe nach Italien unternahm! Sie, wegen deſſen ich gerade dieſen gefährlichen Weg wählte, der einem der Unſern das Leben koſtete, weil ich Ihnen gerade auf dieſem begegnen ſollte.

Werner. Ich hatte aber niemand geſagt, welchen Weg ich wählen würde, ja, ich wußte es ſelbſt nicht!

Graf. Um Sie zu ſehen, hielt ich in dieſem Wirthshauſe an, wo auch Sie eintreffen ſollten.

Werner. Unmöglich.

Graf. Sie mir unbekannt! Sie? — Verließen Sie nicht Florenz, um nach Venedig zu reiſen? Vor vierzehn Tagen, als Sie ſich in Venedig ent-

ſchloſſen, wieder nach Deutſchland zurückzukehren, zö
gerten Sie nicht da plötzlich wieder? Standen Si
nicht auf dem Punkte, ſich nach Malta einzu
ſchiffen, an Bord eines griechiſchen Schiffs, das ebe
dahin abſegeln wollte?

Werner. Herr Graf!

Graf. Ja, heute noch, nur zwei Meilen vo
hier, vor einigen Stunden, ſetzten Sie ſich da nic
auf ein Felſenſtück am Wege?

Werner. Allerdings.

Graf. Und weinten Sie da nicht, ganz Ihre
Schmerze, Ihren Bekümmerniſſen hingegeben, re
bitterlich?

Werner. Aber wer hat Ihnen das Alles
ſagt, Herr Graf? Welcher geheimnißvolle Zeuge m
ner Handlungen ſteht an meiner Seite, wenn ich m
völlig einſam glaube?

Graf. Wer? Meine Tochter! Meine kran
meine ſterbende Tochter!

Werner. Ihre Tochter! — o reden Sie,
den Sie, Herr Graf! . . . Ihr Schmerz durchbo
mich, Ihre Worte verwirren mich . . . ſie ſtürzen m
in tiefes Dunkel, reißen mich weit hinweg von der w
lichen Welt, und ich würde ſie für Irrſinn halten, wenn
nicht ein Vater wäre, der ſo mit mir von ſeiner Toc
ſpräche! — Ihre Tochter, die ich nicht kenne, iſt kr
leidet, und Sie ſuchen mich auf! — ſie ſtirbt,
Sie bieten mir Ihr Vermögen an, um bei Ihne
bleiben! Kann denn ich Ihre Tochter retten?

Graf (ergreift ſeine beiden Hände, und ſinkt vor ihm auf die Knie). Sie können es wenigſtens verſuchen!

Werner. Was thun Sie, Herr Graf? Stehen Sie auf! Um Gottes willen!

Graf. Nein, nein, hier, hier iſt mein Platz! (die Hand auf's Herz legend) und der Ihrige iſt hier, Werner, wenn Sie einwilligen, meine Tochter zu retten. — Sie ſagten ja, Sie hätten Achtung vor meinen weißen Haaren, die ich jetzt vor Ihnen in den Staub beuge. — O mein junger Freund, es iſt ſchön, es iſt edel, Greiſe zu ehren, die traurig, leidend und ſchwach ſind und des Schutzes derer bedürfen, die noch jung ſind ... aber wer Greiſe achtet, muß auch die Schwäche eines Kindes achten, die Unſchuld eines jungen Mädchens. Und dieſem kann dann der Vater getroſt zurufen: Deiner Ehre vertraue ich meine Tochter! — Ja, Herr Werner, was ich Ihnen zu ſagen habe, iſt ſeltſam, unerklärlich! — Fragen Sie mich nicht, wie es möglich iſt — welche unbekannte Macht ihr ganzes Weſen verſtört und ihr dieſe Viſionen zuſendet, die den Raum nicht kennen, die der Zeit voraneilen — welche Macht ihr einen Schlaf voll Licht und Klarheit giebt, und ſie nach ihrem Erwachen in der Finſterniß, in der Unkenntniß von Allem was ſie geſagt, geſehen, verlangt hat, zurückläßt! — Ich weiß es nicht! ich faſſe nichts, begreife nichts davon, ich ſehe nur meine Tochter, die jene Extaſen, die mir Schrecken einjagen, mit ſich fortreißen; meine Tochter,

deren Gesundheit unterliegt, deren Kräfte sich in diesem ungleichen Kampfe des Geistes und Körpers erschöpfen! Ich höre nur die Stimme meines Kindes, meines einzigen Glücks, meiner Freude, meiner Liebe, welche weiß was ich nicht kenne, und ausruft: es giebt auf Erden jemand, den ich suche, den ich rufe, dessen Gegenwart mir Frieden, Leben zurückgeben wird, und dieser Mann — er nennt sich Rudolph Werner — ist in Venedig! — Fort, fort mein Vater! — fort, ihm entgegen! — Und ich, ich gebe mich hin dem Willen meiner Tochter, wie der Blinde den Blicken des, der ihn leitet. Ich folge dem Wege, den sie mir angiebt, und ich erwarte Sie hier, weil sie mir befohlen hat, Sie hier zu erwarten, und ich finde Sie auch endlich, und ich falle weinend vor Ihnen nieder und rufe schluchzend: O Du siehst ja, daß alles das wahr und wirklich ist! O rette, rette meine Tochter!

Werner. Was verlangen Sie von mir, Herr Graf, und welche furchtbare Pflicht gedenken Sie mir aufzulegen? Sie fordern von mir das Heil und das Leben Ihrer Tochter! aber ich besitze ja nicht jene Wissenschaft, welche Kranke zu heilen versteht!

Graf. Wenn Sie diese besäßen, würden Sie mir dasselbe sagen, was mir schon so Viele sagten, daß die Wissenschaft hier nichts vermag, daß die Krankheit meiner Tochter nur ein vorgerücktes Stadium ihres somnambulen Zustandes ist, und daß die Anfälle dieses Leidens, das ich sorgfältig vor aller Welt verberge, sich nach und nach schwächen werden, bis zum Tode

Aber was noch niemand bis jetzt gewußt hat, das ist das Geständniß, das ich Ihnen jetzt ablegte, Sie und ich, wir wissen allein, in welche Hände ihre Heilung gelegt ist. Sie selbst, wenn sie wieder erwacht ist von ihren Extasen, sie selbst weiß es nicht! — So werden Sie jetzt vor ihr erscheinen, und sie wird nicht wissen, wer Sie sind! — Vor einigen Tagen noch sagte sie uns einen andern Unfall voraus und nach ihrem Erwachen besann sie sich auf nichts mehr. — Werner, es ist ein Vater, der Sie beschwört, ein verzweifelnder Vater! — Ja, ja, es muß ein Wunder geschehen, um meine Tochter zu retten, aber wenn Sie dieses auch nicht bewirken können, Werner, so dürfen Sie es doch nicht verweigern, es mindestens zu versuchen! — Werner! mein einziger Vertrauter — mein innigster Freund von nun an . . . ich habe noch Thränen in den Augen, flehende Bitten in der Brust, . . . aber ich habe keine Kraft mehr — keine Töne . . . ich . . .

Werner. Oh, bitten Sie mich nicht, Herr Graf! — ich weine gleich Ihnen! — Nein, ich verlasse Sie nicht — ich gehöre — Ihnen an, ganz Ihnen an, bis zu dem Tage, wo Sie meiner nicht mehr bedürfen.

Graf. Mein Freund! Mein Retter! O Dank! tausendfachen Dank!

Werner. Noch nicht, Herr Graf; ich habe Ihnen ja noch nicht gesagt, daß das Geheimniß, das Sie mir anvertraut haben, hier (die Hand aufs Herz legend) begraben bleiben wird.

Graf. Ja! nicht wahr?

Werner. Empfangen Sie meinen heiligen Schwur, zu schweigen und mich Ihrer Tochter zu widmen, wie ich es einer Schwester thun würde. — Und jetzt bin ich der Ihre! — Ihre Hand . . .

Graf. Nein, nein, in meine Arme! (er umarmt ihn innig. Man hört außerhalb Geräusch). Aber was ist das?

Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Müller. Dann Margareth.

Mül. (hereinstürzend). Ach, du mein Gott!

Werner. Was giebts denn?

Marg. (ebenso). Zu Hilfe! zu Hilfe! Feuer! Feuer!

Graf. Sie hatte es wohl vorausgesagt!

Werner. Aber wie? — wo?

Marg. Der Kammerdiener — in der Scheune — das Licht — wir sind ruinirt!

Graf. Nur Fassung! Fassung!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Sophie.

Sophie. Um Gotteswillen!

Graf. Auch Sie!

Sophie. Das Zimmer der Comtesse! — gerade über der Scheune — die Flammen —

Werner (fortstürzend). Ich rette sie! (Alle eilen ihm nach.)

Zweiter Aufzug.

Ein reich meublirter Saal. Links das Cabinet des Grafen, rechts das Zimmer seiner Tochter. Allgemeine Thür in der Mitte.

Erster Auftritt.

Sophie, welche Anordnungen trifft. Franz, aus des Grafen Cabinet kommend.

Sophie. Ist der Graf schon wieder in seinem Zimmer, Franz?

Franz. Nein; ich habe ihm aber die heutigen Journale in sein Cabinet gelegt.

Sophie. Nun, so gehen Sie doch in das Entresol. Man erwartet Sie zum Frühstück.

Franz. Ach, ich habe keinen Appetit mehr!

Sophie. Das sagte auch der Haushofmeister, und in der Hoffnung, Ihnen wieder welchen zu machen, hat er eine Flasche alten Rheinwein für Sie bei-Seite gestellt.

Franz. Seit ich keinen Hunger mehr habe, hab
ich auch keinen Durst mehr; und ich habe keine
Durst mehr, seit ich nur Wasser trinke.

Sophie. Aha, Sie sind noch immer Ihre
Versprechen treu?

Franz. Immer, aber das wird doch das Feu
nicht hindern, in meiner Kammer auszubrechen, wen
sich's der Teufel noch einmal in den Kopf gesetzt h
Man hat freilich behauptet, ich hätte das Licht ni
ausgelöscht gehabt, und das Unglück sey daraus e
standen — meinetwegen auch, aber ich weiß doch n
ich weiß! — Doch gut, da ist ein Brief für die Co
tesse.

Sophie (die Adresse betrachtend). Von i
Tante, der verwitweten Prinzessin von Horneck-W
dorf. Wir hatten lange nichts von ihr erfahren
fingen schon an, deshalb besorgt zu seyn. Sie wi
ja selbst, daß, als wir in Deutschland waren,
Woche verging, wo sie uns nicht schrieb. Unsre
reise hat sie wegen der Gesundheit ihrer Nichte, di
erzogen und wie eine eigne Tochter verzogen hat, g
recht in Angst gesetzt. — Doch seht einmal, der
hat ja das Postzeichen von Mailand.

Franz. Nun, so eilen Sie, ihn der Co
einzuhändigen.

Sophie. Sie ist ausgegangen.

Franz. Ausgegangen?

Sophie. Sie wünschte einen kleinen Sp
gang zu Fuß zu machen, um sich ein wenig

streuen. Wir haben ja auch noch nirgends so eingezogen gelebt als während der beiden Monate hier in Nizza.

Franz. Wissen Sie aber auch, daß sich die Gesundheit der Comtesse bedeutend gebessert hat?

Sophie. Allerdings: Ruhe und Klima wirken vortheilhaft auf sie ein. Aber sie würde sich noch besser befinden, wenn man das sorgfältig vermiede, was ihr unangenehm ist. So handelt man, unter uns gesagt, ganz verkehrt, daß man neue Personen in ihre Nähe bringt, besonders wenn sie ihr so wenig erfreulich sind wie ...

Franz. Der neue Sekretair, Herr Werner, wollen Sie sagen. — Ja, ja, ich weiß schon, daß Sie ihm nicht eben sehr gewogen sind.

Sophie. Ich theile da nur dasselbe Gefühl mit allen Personen hier im Hause.

Franz. Was hat er Ihnen denn gethan?

Sophie. Mir? nichts. Aber Sie müssen doch selbst zugeben, daß es sehr sonderbar ist, wenn man sieht wie ein Fremder, den man mitten von der Landstraße aufgelesen hat, sich so mit einemmale des Vertrauens des Herrn Grafen bemächtigt und somit eine sehr wichtige Personage im Hause wird. — Dazu kommt, daß seit er hier ist, Alles noch ein sonderbareres, bizarreres Ansehn gewinnt als früher — man zieht sich vollends von Allem zurück — die Aerzte werden sammt und sonders verabschiedet. — Kurz, ich kann mir weder sein Benehmen, noch seine plötz-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER,K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18588/039

Der Johannisabend.

Die Sonne war heiter untergegangen, und Wölkchen, in denen sich Gold und Azur, und Rosenroth, und durchsichtig tiefes Veilchenblau vermischten, prangten wie eine bunte Blumenflur des Himmels, im tiefen Westen ausgebreitet. Auf Erden aber blühten nicht minder schön die Rosen und Purpurmohnen und Cyanen zwischen den goldnen Aehrenfeldern. Im mild dämmernden Abendscheine lag das Dörfchen, lagen die Fluren und die ferne Waldung. Da wandelten drei Mädchen nach dem Brunnen, den etwas abwärts von dem Dörfchen an einer Felswand Buchen und flüsternde Eschen überschatten. Sie füllten ihre Krüge mit der kristallnen Welle, und setzten sich dann auf den Brunnenrand um ein wenig auszuruhen und sich nach vollendetem Tagewerk an einem traulichen Gespräche zu letzen. Denn alle Drei liebten einander schwesterlich, ob sie gleich nicht wirkliche Schwestern waren; — und was die Eine traf, das fühlte auch die Andre in holder

liche Gunst erklären, und habe es gar kein Hehl, daß mir dieses geheimnißvolle Wesen, das immer zu Hause bei verschlossenen Thüren sitzt, das mit niemand spricht, das niemand kennt, und nach dessen Pfeife wir doch alle tanzen müssen, im höchsten Grade zuwider ist.

Franz. Und als mitleidige Seele geben Sie sich daher alle Mühe, Ihrer gnädigen Comtesse allen den Widerwillen einzuflößen, den Sie selbst gegen ihn hegen?

Sophie. Ich? O, das habe ich bei der Comtesse gar nicht nöthig gehabt, denn ich bin überzeugt, daß er ihr eben so mißfällt, wie mir. Hat sie doch, sey's nun Zufall oder Vorahnung, schon bei seinem ersten Anblicke Furcht vor ihm gehabt.

Franz. Ah, das ist die alte Geschichte! Das war die abscheuliche Nacht, wo wir beinah alle zusammen verbrannt wären. Das Feuer hatte schon das obere Stockwerk ergriffen, wo die Comtesse wohnte. — Während der Herr Graf und die Leute im Hause die Thüre zu ihr einzuschlagen bemüht waren, stieg Herr Werner von außen durch das zerschmetterte Fenster herein. Die Comtesse erwacht endlich; sieht einen Mann in ihr Schlafzimmer stürzen; sie kann sich das nicht erklären; ein fürchterliches Schrecken ergreift sie, sie wird ohnmächtig; — alles dies ist ja ganz natürlich. — Als sie aber von den fürchterlichen Krämpfen die ihr das zuzog, wieder zu sich kam —

Sophie. Wußte sie von gar nichts mehr und

der Herr Graf verbot uns ausdrücklich, in ihrer Gegenwart von dem Vorgefallenen zu sprechen. Er fürchtete ihre ohnedies schon so fieberhafte Phantasie noch mehr aufzuregen.

Franz. Sie haben ihm auch diesesmal getreulich gehorcht, um nur ja der jungen Comtesse nicht dabei sagen zu müssen, daß Herr Werner ihr das Leben gerettet hat. Und sehen Sie, das ist schlecht! Und wenn ich ihn nicht schon um deswillen liebte, weil er so großmüthig auch mit zu meiner Rettung Hand anlegte, so würde ich ihn schon blos um deßwillen lieben, weil er Ihnen so sehr zuwider ist.

Sophie. Ich habe des gar kein Hehl, und trotz des Ansehns, das er bei dem Grafen genießen soll —

Franz. Still! da ist er.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Werner.

Werner. Ist der Herr Graf auf seinem Zimmer?

Franz. Nein, er ist ausgegangen.

Werner. So komme ich wieder.

Franz. Er wird aber gleich wieder zurück seyn.

Sophie. Herr Werner wünschen vielleicht allein zu seyn.

Werner (macht eine verneinende Bewegung).

Sophie. Nun, da Sie es uns erlauben, hier zu bleiben, so ergreife ich diese Gelegenheit, Sie um Ihren gütigen Beistand zu bitten. In unserer Lage

hat man nicht immer das Glück, der Herrschaft zu gefallen, und da Ihre Empfehlung so wirksam seyn soll —

Werner. Der Herr Graf erzeigt mir die Ehre, mich nie über andre Dinge zu Rath zu ziehen, als die sich auf das mir gnädigst von ihm übertragene Sekretariatsgeschäft beziehen.

Sophie. Oh, verzeihen Sie! Ich glaubte, Herr Werner gebe seinen Beirath zu allem, auch ohne erst gefragt zu werden, und da ich weiß, daß was er äußert, sehr sorgfältig ausgeführt wird, so dachte ich, es könne nicht schaden —

Franz. Da kommt der Herr.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf. Franz, sage, daß heut nicht angespannt werden soll. Ich gehe nicht wieder aus.

Franz. Ist der gnädigen Comtesse der Spaziergang nicht gut bekommen?

Graf. Im Gegentheil, sehr gut! Ich danke Dir, Franz, für Deine Theilnahme.

Sophie. Ach, die gnädige Comtesse ist so gut, und wir sind ihr alle so treu ergeben!

Graf. Ich weiß es, ich weiß es und freue mich darüber. (Zu Werner gleichgiltig). Ah, Herr Werner! Sie warten wohl auf mich?

Werner. Befehlen Sie, daß ich in Ihr Cabinet komme?

Graf. Ist nicht nöthig, Sie müßten mir denn etwas Besonderes mitzutheilen haben. Ich will hier meine Briefe aus Deutschland durchlesen, und giebts etwas zu antworten, so besprechen wir's. (Zu Sophie.) Meine Tochter bedarf Ihrer vielleicht. Gehen Sie zu ihr.

Franz (im Abgehn zu Sophie leis). Sie sehn, daß der Graf mit ihm spricht wie mit uns allen: er bleibt sich stets gleich.

Sophie (ebenso zu Franz). Herr Franz, Sie sind ein sehr schlechter Physiognomiker. (Beide ab.)

Vierter Auftritt.

Der Graf. Werner.

Graf (geht herzlich zu Werner und ergreift dessen Hand). Mein Freund! — wie weh thut mir der Zwang, den ich mir auflegen muß! — Um Ihr Verweilen in meinem Hause zu rechtfertigen, sehe ich mich genöthigt, Ihnen den Schein einer Anstellung in meinen Diensten zu geben; Sie sind also hier in Aller Augen mein Sekretair und weiter nichts.

Werner. Ich hatte Ihnen in dieser Beziehung auch zu melden, Herr Graf, daß Sie wahrscheinlich heut noch einen Brief aus Deutschland in Bezug auf den Rechtsstreit, den Sie mit dem Schwanberger Hause haben, erhalten werden. Was die 100,000 Gulden betrifft, welche Ihrer Comtesse Tochter eigenthümlich gehören, so werden sie ihr bald ausgezahlt werden —

Graf. Und Sie werden sie wieder anlegen, wie Sie es für das Beste halten. Sie wissen ja, daß ich unter vier Augen nie mit Ihnen von Geschäften sprechen will. Ich verlasse mich da ganz auf Sie.

Werner. Ich bin stolz und glücklich durch dieses Vertrauen, das zu verdienen ich mich bestreben werde.

Graf. Sind Sie auch wirklich glücklich, Werner? O wie gern möchte ichs glauben! Die Lage, in welcher Sie sich hier befinden, ist peinlich, ich weiß es nur zu sehr. Zurückgezogen von allen Vergnügungen, einsam auf Ihrem Zimmer, das Sie kaum zu verlassen wagen, erwarten Sie in jedem Augenblicke des Tags, daß ein von uns beiden nur gekanntes Zeichen Sie davon benachrichtige, daß hier ein Leiden zu beschwichtigen oder ein Kummer zu stillen sey. Dann eilen Sie die geheime Treppe herab, die aus Ihrem Zimmer in das meinige führt, — eilen zu mir — und zum Lohne für eine so großmüthige Aufopferung sagt Ihnen nur Eine Stimme Dank — erkennt nur Ein Herz Ihre Wohlthat an — und diese Stimme ist die meine, dieses Herz schlägt hier! (auf's Herz die Hand legend) Nur ich allein kenne Sie ganz, nur ich allein weiß, was wir Ihnen schuldig sind! — Bis jetzt hat es noch nicht geschienen, als ob Sie bei so vielen Opfern, so vieler Entsagung körperlich litten — aber seit einigen Tagen —

Werner (einfallend). Haben Sie mich doch nicht minder eifrig, nicht minder ergeben gefunden?

Graf. Nein, das nicht — aber Sie ſind nachdenkend geworden — mit etwas anderm im Geiſte beſchäftigt — und doch ſcheint meine Tochter vor meinen Augen wieder zu Leben und Geſundheit zurückzukehren. Wer ſollte, wenn er ſie ſieht, auch nur eine Idee von der Sorge haben, die ihr Zuſtand mir noch verurſacht? — Sie hat bis jetzt keine Ahnung von der Dankbarkeit, die ich Ihnen ſchuldig bin — und vielleicht können Sie mir vorwerfen, daß —

Wernee. O nein, nein! Nie, nie ſoll ſie die Urſache derſelben erfahren! — Dies Geheimniß gehört nur uns Beiden an, Herr Graf, und es muß auch mit uns ſterben.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Helene.

Hel. (eilt herein). Vater! lieber Vater!

Graf. Du biſts?

Hel. Ich bringe Dir eine Nachricht, die Dir viele Freude machen wird, und über die ich ganz außer mir bin. Ich habe ſo eben einen Brief von meiner Tante, der verwitweten Fürſtin erhalten —

Graf. Meiner Schwägerin?

Hel. Und rathe einmal, von woher?

Graf. Nun?

Hel. Von Mailand!

Graf. Von Mailand?

Hel. Ja, von Mailand. Sie schreibt mir, daß die letzten Nachrichten, die du ihr als wir Deutschland verließen, geschrieben, sie sehr besorgt gemacht, und da sie erfahren, daß wir in Nizza, folglich ihr so nahe wären, sie sich entschlossen habe, selbst hierher zu uns zu kommen.

Graf (für sich). Mein Gott! Wie ihren Fragen, ihrer Neugier entrinnen? Ich, der ich ihr immer ein Geheimniß aus dem Zustande meiner Tochter machte!

Hel. Ihr Sohn der Fürst Albert, mein Jugendgespiele, wird auch mitkommen.

Werner (bei Seite). Ah!

Hel. Seit zehn Jahren habe ich ihn nicht gesehn! — Ich bin gewaltig neugierig auf ihn! — und er soll es auch auf mich seyn.

Graf (für sich). Der Prinz, für den ich ehedem eine Verbindung mit Helenen —

Hel. Tantchen scheint recht darauf zu brennen, bei uns zu seyn, und darum glaube ich, wir werden gar nicht mehr lange auf sie zu warten brauchen. Denn Du weißt ja, Väterchen, daß wenn Tantchen sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hat, sie mit der Ausführung rasch bei der Hand ist. Mache Dich daher nur jeden Augenblick darauf gefaßt . . .

Bedienter (meldend). Ihro Durchlaucht die Frau Fürstin von Horneck-Waldorf.

Hel. Nun, was sagte ich Dir?

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Die Fürstin. Oberst Albert.

Fürstin. Nun da bin ich, da bin ich! (giebt dem Grafen die Hand. Helene und Werner haben sich auf verschiedne Seiten zurückgezogen.) Bin ich nicht wie ein Vogel geflogen? — Gestern früh noch in Mailand und heute schon hier? — Was meinen Sie dazu? — Aber Ihretwegen, lieber Schwager, hab' ich's nicht so eilig getrieben — o bewahre Gott — sondern blos des guten, lieben, herzigen Kindes wegen! (erblickt Werner, den sie grüßt) O verzeihen Sie — (leis zum Grafen) Wer ist denn der Herr?

Graf (ebenso). Mein Sekretair.

Fürstin. Ah so! Ich glaubte, es wäre Jemand der — (abbrechend) Nun aber, wie geht es ihr? Was macht denn das arme Kind? — Bringen Sie mich doch gleich zu ihr — ich bin überzeugt, daß sie große Freude haben wird, mich zu sehen.

Hel. (die im Hintergrunde lauschte, eilt vor und fällt ihr um den Hals). Ja, ja, Sie gutes, prächtiges Tantchen!

Fürstin. Ey! da bist Du ja! (sie zärtlich küssend) Da ist sie ja, die liebe Kleine! Wie sie leibt und lebt! — (zu ihrem Sohne) Da, Albert, geschwind, umarme die Cousine! (zu dem Grafen sich wendend) Was haben Sie mir denn aber geschrieben, lieber Bruder? Ihnen nach stand es ja ganz erbärmlich mit dem armen Kinde.

Graf (leis). Es kann möglich seyn, daß ich zu ängstlich schrieb. Aber ich bitte, nicht in ihrer Gegenwart —

Fürstin. Man zweifelte an ihrem Aufkommen.

Graf (leis zu ihr). Bitte! Bitte!

Fürstin. So daß ich einen Augenblick lang bange war, ich möchte zu spät kommen.

Graf (wie oben). Ich beschwöre Sie!

Fürstin. Und jetzt fliegt sie mir an den Hals, so flink wie ein junges Reh, und ich finde sie frisch und roth wie die Gesundheit selbst —

Graf. O ja — aber Sie hätten nicht nöthig gehabt, sie darauf aufmerksam —

Fürstin. O haben Sie keine Sorge, das erschreckt sie nicht. (Zu Helene). Siehst Du, mein Kind, wenn eine Krankheit über ein junges Mädchengesicht hinweggegangen ist und es bleibt so hübsch wie das Deine, so kann jene nicht sehr gefährlich gewesen sein. So habe ich denn nun auch gleich von Haus aus keinen Begriff von der Deinen gehabt. Dein Vater hat allerdings so eine Art jemand eine Sache begreiflich zu machen, daß man nicht ein Wörtchen davon versteht! — Da ist er denn nun wieder Schuld daran, daß ich drei Pferde und einen Postillon zu Schande habe fahren lassen, um nur ein Stündchen eher hieher zu kommen.

Graf. Ich will nicht hoffen, daß —

Fürstin. Ja, ja, wie ich Ihnen sage, 3 Pferde und einen Postillon — einen Spitzbuben, der, da wir

niemand beim zweiten Relai fanden, der an seiner Stelle hätte fahren können, drohte, uns dort im Stiche zu lassen, unter dem Vorwande, er könne sich nicht mehr auf dem Pferde erhalten. — Ei zum Henker! auch noch die dritte Station hat er machen müssen — und erst als wir ankamen, ist es ihm schlecht geworden.

Alb. Auch kostete es nicht viel Mühe, ihn wieder auf die Beine zu bringen, besonders als Sie ihm 50 Gulden in die Hand fallen ließen.

Fürstin. Er sagte ja, er könne unter 8 Tagen seinen Dienst nicht wieder antreten — und hat vielleicht eine Frau und eine Menge Kinder — denn daran fehlts immer bei solchen armen Leuten nicht.

Hel. (zu Albert). Immer noch so lebendig!

Alb. (ebenso zu Helenen). Aber auch immer noch so gut!

Graf. Seit wann haben Sie denn Böhmen verlassen? und durch welchen Zufall befinden Sie sich in Italien?

Fürstin. Ich bin schon seit einem Monate da. Mein Sohn drängte mich so diese Reise zu machen, und ihn in Mailand zu besuchen, wo das Regiment das er commandirt, in Garnison steht. Wissen Sie auch, daß ich von Ihrem Italien gar nicht entzückt bin? Nicht ein einziges Schloß mit Thürmen und Zinnen, keine einzige Ritterburg, vor der man Respect haben muß, nichts was so ganz einen noblen

Theilnahme. Die lieblichſten der Mädchen im ganzen Dorfe waren ſie, und auch die drei ſtattlichſten Jünglinge des Dorfs hatten um ihre Liebe geworben. Allein nur Roſa und die blonde Klara waren glücklich; die ſanfte zärtliche Maria hatte ſchon lang ihres Geliebten entbehren müſſen; er war zur Ferne in den Krieg gezogen, ohne daß ſie Nachricht von ihm erhalten hatte, und ſelbſt an ſeiner Treue mußte ſie zweifeln.

Wißt Ihr was, Kinder? fing die lebhafte Roſa an, laßt uns ein Stündchen hier bleiben! Mein Anſelm und Dein Heinrich, liebe Klara, müſſen nun bald aus der Stadt zurückkehren und hier müſſen ſie vorüber kommen, wenn ſie dort um die Waldecke lenken. Dann können wir ſie überraſchen, und es wird mannigfachen Scherz geben!

Klara willigte ein, die arme Maria dachte wohl ſtill in ihrem Herzen: Ach Gott! wie glücklich ſind dieſe Beide! Ich habe keinen Gruß der Liebe zu erwarten! — Allein ſie kämpfte die aufquellende Thräne nieder, und freute ſich innig am Glücke ihrer Freundinnen.

O wie herrlich es iſt, ringsum uns her! fing Roſa wieder an, ſo warm und duftig iſt die Nacht! — Seht, dort kehren die Kinder mit ihren ſchönen bunten Blumen aus dem Felde zurück ins Dorf! — Das werden morgen ſtattliche Johannisкränze werden!

Anſtrich hat. Alles als obs erſt von geſtern her wäre, kaum zwei bis drei Palläſte, die allenfalls noch der Mühe verlohnten. — Nein, da lobe ich mir unſer Deutſchland, und ich vertauſchte wahrhaftig unſre alte Schloßkapelle auf Horneck nicht mit der Kathedrale von Mailand — die ganz neu erbaut iſt.

Hel. In Mailand erhielten Sie alſo Nachrichten von uns?

Fürſtin. Ja, meine liebe Kleine. Der Brief Deines Vaters war mir nachgeſchickt worden.

Hel. Und dürfen wir hoffen, Sie hier recht lange bei uns zu behalten?

Fürſtin. Ei, das verſteht ſich; ich weiche und wanke nicht von Dir.

Graf. (für ſich). Mein Gott! Was giebts nur für ein Mittel, ſie zu entfernen?

Fürſtin. Ich habe mir noch keine Wohnung ausgeſucht, aber der öſterreich'ſche General-Conſul, der meine Ankunft gleich erfuhr, hat mir ſchon Beſuch gemacht, und mir verſprochen, mir eine zu beſorgen.

Graf. Oh, ich werde nicht zugeben, daß dieſes Geſchäft jemand anders übernimmt, als ich.

Alb. So erlauben Sie es wenigſtens mir, lieber Oncle.

Graf. Nein, nein, bleibe hier; ich will nur meinen Leuten einige Befehle deshalb geben und bin gleich wieder hier. (Er geht mit Werner, dem er einen Wink giebt, ab.)

Siebenter Auftritt.

Albert. Helene. Die Fürstin.

Fürstin. Nun so komm denn und küsse mich noch einmal, meine liebe Kleine! Ich weiß in der That nicht, was Dein Vater dachte, als er mir schrieb!

Alb. Der Oncle hat ohnstreitig wohl, ohne deshalb Vorwürfe zu verdienen, sich selbst die Gefahr größer ausgemalt, als —

Fürstin. Ja, ja, Du hast Recht. Er ist ein vortrefflicher Mann, den ich ungemein liebe und hochachte, aber auf dessen Urtheil man sich nicht im geringsten verlassen kann. Beweis davon sein alberner Brief. Er hat nun einmal das Unglück, daß es ihm ganz an Energie fehlt, daß er alles schwarz sieht, und vor allem in Angst geräth. Kurz, er ist das leibhaftige Ebenbild Deines verstorbenen Vaters, Albert, der ohnstreitig der größte Angstmann war, der —

Hel. O mein Tantchen, wie freue ich mich, Sie wiederzusehn — und Sie auch, lieber Cousin.

Alb. Sie sind also nicht böse darüber, daß ich meine Mutter begleitet habe?

Hel. O bewahre! — (zur Fürstin). Ihre Ankunft macht mich jetzt doppelt glücklich, denn ich hatte hier schreckliche Langeweile.

Fürstin. Wahrhaftig?

Hel. Ja wohl! Und unter uns gesagt, ich glaube, daß das meine eigentliche Krankheit war. — Und dann hatte ich vielleicht noch anderen Kummer.

Fürstin. Du? liebe Nichte?

Hel. Je nun ja, aber wenn ich ihn Ihnen erzählen wollte, würden Sie mich gar nicht verstehen.

Fürstin. Nun, das beruhigt mich: — da ist es mit dem Kummer gewiß nicht weit her. — Und was hat denn nun Dein Herr Vater in seiner hohen Weisheit ausgedacht, um diese Langeweile, über die Du Dich beklagst, zu beseitigen? Was macht er Dir denn für Zerstreuung, für Vergnügen?

Hel. Wir sehen durchaus niemand.

Fürstin. So will er Dich also bei lebendigem Leibe begraben? Ach du mein Himmel! Der arme Mann! Da muß man heut noch Gegenmittel anwenden, und das nehme ich auf mich. — Fällt mirs doch eben ein, daß mir der österreich'sche Consul gesagt hat, er gebe heut Abend einen Ball! — Ach Du armes Kind, was würde am Ende aus Dir geworden seyn, wenn ich nicht gekommen wäre!

Alb. Aber man müßte doch wohl zuvor, liebe Mutter —

Fürstin. Mein Herr Sohn, ich verlange dabei gar nicht Deinen Rath, inmaßen derselbe gewöhnlich keinen gesunden Menschenverstand hat.

Alb. (sich lächelnd verbeugend). Sehr verbunden!

Hel. (leis und lachend zu Albert), Wie die Tante mit Ihnen doch spricht!

Alb. (ebenso). Militairisch.

Hel. Und Sie beklagen sich darüber nicht?

Alb. Behüte der Himmel! Es würde ihr zu

ſchwer fallen, ſich zu zwingen. Und es iſt eine ſo herrliche Mutter!

Hel. (ihm die Hand reichend). Sie haben ſich nicht verändert, Albert!

Fürſtin. Ohnſtreitig giebts in dieſer Stadt Spaziergänge, wo man jemand begegnet — Umgegenden, die der Mühe des Beſuchens lohnen. — Du wirſt dich darnach erkundigen, Albert, und wir wollen ſie beſuchen.

Hel. Ach ja, ja, zuſammen! ſowie wir ſonſt die wilden Gründe im Waldorfer Forſte, oder die lieblichen Fluren, die ihn umſchließen, durchſtrichen.

Fürſtin (ſetzt ſich und ſchreibt).

Alb. (zu Helene). Sie haben alſo noch nicht die abentheuerlichen Streifereien vergeſſen, wo Sie ſich ſo muthig und fröhlich zeigten?

Hel. Und Sie ſo gut und gefällig. — Ach, ich denke oft und mit Freuden daran!

Fürſtin. Das freut mich, das freut mich! — Siehſt du, ich habe eben dem öſterreich'ſchen Conſul geſchrieben, daß ich ſeine Einladung für heut Abend annehme und Dich mitbringen werde.

Hel. Mich?

Fürſtin. Dir aber, Herr Sohn, ſage ich, daß ich beſchloſſen habe, Deine Couſine ſoll die Königin des Balles werden, und daß Du ihr alſo ein paſſendes Coſtüm beſorgſt.

Alb. Mit Vergnügen.

Hel. Sie, lieber Couſin, Sie wollten die Güte haben?

Alb. Oh, mit dem größten Vergnügen.

Hel. Und glauben, daß in ſo kurzer Zeit —

Alb. Verlaſſen Sie ſich auf mich, daß Sie die Schönſte auf dem ganzen Ball ſeyn ſollen — habe ich doch nur noch ſo wenig dafür zu thun.

Hel. Oh, wie ich Ihnen gut bin, lieber Couſin.

Fürſtin. Sieht ſie doch ſchon zehnmal beſſer aus, als vorhin, wo wir ankamen!

(Werner hat bei ſeinem Eintreten die vorletzte Rede gehört. Er bleibt einen Augenblick ſtehn, und zwingt ſich eine unwillkührliche Bewegung zu unterdrücken.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Werner. Dann der Graf.

Werner. Gnädigſte Frau, der Herr Graf hatte mich beauftragt, mich in Ihrem Namen mit dem Eigenthümer des Hotels zu beſprechen, das er für Sie gemiethet hat. Alles iſt in Ordnung.

Fürſtin (die den Brief brach und ſiegelte, ohne Werner anzuſehen). Gut! — Bringen Sie das an die Adreſſe, den öſterreichiſchen General-Conſul. (Sie ſteht auf.)

Alb. (ſchnell, als er Werners ſtaunende Bewegung bemerkt). Liebe Mutter! — (zu Werner) Verzeihen Sie! (zur Fürſtin) Erlauben Sie, daß ich den Auftrag übernehme.

Graf (eintretend zu Werner). Ah! Sie hier! Sie waren ſo gütig, ſich zu bemühen, um . . .

Werner (verbeugt ſich zum Zeichen der Bejahung).

Fürſtin (zum Grafen). Ja, alles iſt in Ordnung, iſt abgemacht. Ich danke Ihnen für die Mühe, die Sie ſich gaben. Uebrigens kommen Sie mir ganz zur gelegenen Zeit. Ich habe mit Ihnen zu ſprechen.

Graf. Mit mir? — Ich ſtehe zu Befehl.

Alb. Meine Mutter will Ihnen ein Plänchen mittheilen, das ſie für dieſen Abend entworfen hat.

Hel. Und das mich ein wenig angeht.

Graf. Dich?

Fürſtin. Ja, ja! — Ich nehme ſie mit auf den Ball.

Graf. Wie?

Fürſtin. Laß uns allein, liebes Kind.

Hel. (zu Albert). Kommen Sie, lieber Couſin, ich muß Ihnen doch auch ein wenig meine Gedanken mittheilen. (Sie faßt ihn unter dem Arme und hüpft mit ihm ab. Werner entfernt ſich traurig).

Neunter Auftritt.

Die Fürſtin. Der Graf.

Graf. Meine Tochter auf den Ball?

Fürſtin. Ihre Tochter auf den Ball! — Das ſetzt Sie in Staunen. — Oh, ich dachte mirs wohl.

Graf. Haben Sie denn wirklich die Abſicht?

Fürſtin. Ob ich die Abſicht habe? — Ich habe ja ſchon für ſie zugeſagt.

Graf. Das ist ganz unmöglich! — Bedenken Sie doch!

Fürstin. Fürs erste macht es mir große Freude, Ihnen sagen zu müssen, daß Sie von der Krankheit Ihrer Tochter nicht das Mindeste verstehen.

Graf. Ah!

Fürstin. Oh! Aber auch nicht das mindeste. Ihre Tochter hat Langeweile ... Seyen Sie überzeugt, sie hat Langeweile.

Graf. Und um diese zu verscheuchen, schlagen Sie fürs erste vor —

Fürstin. Sie zu verheirathen.

Graf. Zu verheirathen?

Fürstin. Ja! — Das ist freilich eine Art von Zerstreuung, die nicht allemal sehr ergötzlich ist — das weiß ich.

Graf. Sie zu verheirathen?

Fürstin. Ja, ja, ja! — Sollte man nicht glauben, ich schlüge Ihnen da etwas ganz Seltsames und Ungewöhnliches vor?

Graf. Und jetzt zu verheirathen? — Aber das ist ja ganz unmöglich! — (für sich) Und doch kann ich ihr nicht sagen ... (laut) Haben Sie wirklich im Ernste daran gedacht?

Fürstin. Nun, ich dächte, ich sähe nicht so aus, als ob ich spaßen wollte.

Graf. Ich beschwöre Sie, davon nicht mehr die Rede seyn zu lassen ...

Fürſtin. Sie beſitzen ein kaltes Blut, das ich in der That bewundre.

Graf. Aber Sie bedenken nicht — meine Tochter iſt noch ſo jung.

Fürſtin. Sie muß verheirathet werden.

Graf. Noch nicht 18 Jahr.

Fürſtin. Ich habe mit 17 meinen Herrn Fürſten geheirathet — und es war gerade recht.

Graf. Aber liebe Schwägerin ...

Fürſtin. Aber lieber Schwager, Sie werden mich doch nicht eines Beſſeren belehren wollen, da ich hier aus Erfahrung ſprechen kann? — Ich war auch ſo ſchwermüthig, ſo träumeriſch, wie Helene. Auch ich flößte ſo wie ſie meiner Familie die größte Beſorgniß ein. Da zeigte ſich der Herr Fürſt meinen Blicken und ich faßte augenblicklich für ihn eine Leidenſchaft, die mich an den Rand des Grabes brachte. Ja, ja mein Herr Graf, mein Zuſtand war ſehr bedenklich, meine Einbildungskraft ſehr krank. Es war mir, als ob die Liebe, die ich empfand, nie enden könne, als ob er es allein wäre, der mich ans Leben feſſelte, das ohne ihn mir unerträglich ſeyn würde. — Aber endlich kams, Gott ſey gelobt, zur Vermählung.

Graf. Und das curirte Sie?

Fürſtin. Radical! — Gleicherweiſe glaubte ich denn auch für meine Nichte ſorgen zu müſſen, und da ich das Mädchen wie meine Tochter liebe, da ich ſie glücklich zu ſehen wünſche — ſo halte ich hiermit feierlichſt um ihre Hand für meinen Sohn an.

Graf (für ſich). O mein Gott! (laut) Für ſpäter — nicht wahr? Denn jetzt —

Fürſtin. Hören Sie mich an, Herr Schwager. Ich weiß, daß Sie ehedem ſelbſt an eine ſolche Verbindung gedacht haben, die meine Nichte zur Erbin der beiden Linien des Hauſes Waldorf machen würde. Mein verſtorbener Gemahl, der Herr Fürſt, hatte allerdings andre Abſichten mit ſeinem Sohne und Sie fühlten ſich ſehr gekränkt dadurch. Nun fühle ich mich glücklich, das jetzt wieder gut machen zu können, und wenn es nöthig wäre Ihnen Beweiſe dafür zu geben, ſo ſage ich Ihnen noch, daß ich als Pathe meiner Nichte der lieben Kleinen zum Hochzeitsgeſchenke die Herrſchaft Hochberg, die mir eigenthümlich gehört und die jährlich 150,000 Gulden einträgt, verehre.

Graf. O gnädigſte Frau — liebe Schwägerin — wie rührt es mich, daß Sie ſo —

Fürſtin. Danken Sie mir nicht, ſondern antworten Sie mir ohne Umſchweife: iſt das Ihnen ſo recht?

Graf. Allerdings war dieſe Verbindung ein Lieblingsgedanke von mir.

Fürſtin. Und jetzt ſoll er zur Ausführung kommen.

Graf. Glauben Sie denn nicht, daß ich mit Freuden darein willigen würde, wenn es möglich wäre?

Fürſtin. Was kann es denn da noch für ein Hinderniß geben?

Graf. Aber Sie wiſſen ja ... Muß ich es Ihnen denn wiederholen?

Fürſtin. Sie beſitzen eine Hartnäckigkeit, die mich außer mich bringen könnte! Und da ich das Unglück habe, alle Ihre Gründe höchſt lächerlich zu finden, ſo bitte ich um eine offne, beſtimmte, deutliche Erklärung.

Graf. Beſtehen Sie nicht darauf, ich beſchwöre Sie! —

Fürſtin. Und das heute noch! — Ich habe ein Recht ſie zu verlangen.

Graf. Dringen Sie nicht noch mehr in mich — oder ich muß wider meinen Willen . . .

Fürſtin. Weiter — weiter!

Graf. Sie zwingen mich dazu! — Nun denn! — mit innigem Bedauern erkläre ich es. — Ich kann und darf jetzt Ihren Antrag nicht annehmen.

Fürſtin (ſtolz). Iſt das Ihre definitive Antwort? — Gut denn!

Graf. Ich ſchwöre es Ihnen zu, daß es mich in tiefſter Seele ſchmerzt —

Fürſtin. Und doch weigern Sie ſich?

Graf. Wenn Sie wie ich wüßten, was es mich koſtet —

Fürſtin. Aha! — Und nun kein Wort mehr über dieſen Gegenſtand — ich bitte darum — kein Wort mehr — oder ich gehe auf der Stelle.

Graf. Nein, an mir iſt es vielmehr, mich zu entfernen. (Im Abgehn). O, welche Pein! (Geht ins Cabinet.)

Sie wollen eine dichte Blumenschnur über die Mittelstraße des Dorfs wegziehen, sagte Klara, und auch die Linde rings bekränzen, wo wir morgen Nachmittag tanzen. — Ich hörte dies von meinen kleinen Brüdern.

Ja wenn man klein ist! seufzte Rosa; wir durften heut nicht von der Arbeit weg, und nun ist es zu spät! — Wir sind müde und es wird dunkel. —

Nun morgen in der ersten Frühe, — sagte Klara besänftigend, — finden wir auch noch Blumen genug, und können uns Jede einen recht schmucken Kranz winden! Seyd nur hübsch munter! Dann gehn wir alle drei hinaus in dem schönen, thaufrischen Morgen, wenn noch die Perlen auf den Blumen funkeln. — Der Festtag ist ja unser, bis uns das feiernde Geläut zur Kirche ruft. —

Du hast Recht, sagte Maria, das ist noch schöner! — — Aber wie man doch noch an allem hängt, was uns in den Kindheitstagen freute!

Es ist aber auch ein schönes, schönes Fest! rief Klara, der längste Festtag in dem Jahre, wo die Natur in ihrer höchsten Reife steht, und gleichsam alle Strahlen, und alle Farben sich zusammen drängen.

Und mir ist er so lieb! sagte Maria, ich weiß selbst nicht warum?

O laßt uns etwas singen! rief die fröhliche Rosa, zur Ehre des Johannistages! — Und Du, liebe Klara, fange Du an!

Zehnter Auftritt.

Sophie. Die Fürstin.

Sophie. Der Herr Graf hat befohlen, anzuspannen, im Fall Eure Durchlaucht vielleicht erst das Hotel besehen wollten, das man für Sie zu miethen im Begriff steht. Der Wagen ist in Bereitschaft.

Fürstin. Ist mein Bruder denn verrückt geworden?

Sophie. Gnädigste Frau!

Fürstin. Sind Sie es denn nicht auch gewahr geworden, daß es hier (auf die Stirn deutend) nicht so recht richtig mit ihm ist? — Ich bin ganz außer mir! —

Sophie. Hatten denn die gnädige Frau nicht den Wunsch geäußert, vorher noch —

Fürstin. Ach, es handelt sich um etwas ganz anderes, liebes Kind — um eine Unterredung, die ich eben mit ihm gehabt habe — um eine Antwort, eine Erklärung von ihm — allerdings nur mit vieler Mühe ihm entrissen — aber dennoch —

Sophie. Ja, wenn das ist, gnädige Frau, so wäre es vielleicht besser gewesen, vorher Herr Wernern deshalb zu Rathe zu ziehn.

Fürstin. Herrn Werner? — was soll denn das bedeuten? — Sie wissen nicht was Sie wollen. Was soll denn Herr Werner dabei zu thun haben?

Sophie. Oh, verzeihen Sie — ich wußte al-

lerdings nicht, wovon die Rede war, da man aber hier nichts ohne seinen Beirath unternimmt — und da selbst die Comtesse sich vor seinem Einflusse fürchtet, so dachte ich —

Fürstin. Wie? was ist das?

Sophie. Ich thue ihm vielleicht Unrecht und es ist möglich, daß er sich blos auf die Verwaltung des Vermögens des Herrn Grafen beschränkt, der ihm alles, was er besitzt, anvertraut hat, ob er gleich von niemand empfohlen war, und ihn niemand kannte, bevor wir seine vortreffliche Bekanntschaft in einem elenden Gasthofe in Friaul machten.

Fürstin (für sich). Ey seht doch! Was muß ich da hören?

Sophie. Jedenfalls bitte ich aber die gnädigste Frau, was ich da gesagt habe, gnädigst zu vergessen, und besonders nicht in Gegenwart der Comtesse etwas davon zu erwähnen. Es ist ihr so unangenehm, von diesem Fremden sprechen zu hören, daß sie uns verboten hat —

Fürstin. Schon gut, meine Liebe. Heben Sie Ihre Empfehlungen für Ihres Gleichen und Ihre Vertraulichkeiten für diejenigen auf, die darnach Verlangen tragen.

Sophie (verbeugt sich und geht).

Fürstin. Sollte der Mensch wirklich einen Einfluß auf die abschlägliche Antwort haben, die ich erhielt?

Elfter Auftritt.

Die Fürſtin. Helene.

Hel. Ach, liebe Tante, wenn Sie das allerliebſte Coſtüm ſehen ſollten, das mir der Couſin eben geſchickt hat! — Unter uns geſagt, ich glaube daß es mir köſtlich ſtehen wird! — Aber was iſt Ihnen denn, liebe Tante? Sie ſehen ſo verdrießlich aus! — Erlaubt mir etwa der Vater nicht, auf den Ball zu gehen?

Fürſtin. Dein Vater iſt ein Trotzkopf, mit dem ich für immer brechen ſollte.

Hel. Ach, du mein Gott!

Fürſtin. Thue ich es nicht, ſo geſchiehts blos deswegen, weil ich noch immer hoffe, daß er wieder zur Vernunft kommen wird. Aber was iſt denn das, was ich hier vorhin gehört habe? Es ſoll ja jemand hier im Hauſe geben, der ſich ſeines Vertrauens, ſeiner ganzen Handlungsweiſe vollkommen bemächtigt hat, den er um alles fragt, der eigentlich Herr und Meiſter iſt?

Hel. Liebe Tante!

Fürſtin. Antwort! — Ich verlange, daß man mir das alles näher erklärt! — Um ſo mehr als ich anfange zu glauben, daß der Einfluß, von welchem man mir vorredete, nicht ohne Wirkung auf die plötzliche Sinnesänderung Deines Vaters geweſen ſeyn mag. Er iſt gar nicht mehr derſelbe!

Hel. Ach, ich hatte wohl Recht, als ich Ihnen ſagte, daß mein Kummer nicht ohne Urſache ſey.

Fürſtin. Sollte dieſe denn wirklich gegründet ſeyn? — Ich geſtehe Dir, daß ich kein großes Gewicht auf die Worte gelegt habe, die Du mir bei meiner Ankunft ſagteſt. — Sollte ſich denn Dein Vater auch gegen Dich verändert haben?

Hel. O nein, nein! — Das wage ich noch nicht zu ſagen — denn ſehen Sie — es bedarf ſo wenig um mein Herz zu beunruhigen, meinen armen Kopf zu exaltiren! — Ich fühle ſelbſt, daß mein Geiſt nicht kräftig genug iſt, und leicht durch äußere Eindrücke ſich beſtimmen läßt. Das benutzen nun meine Umgebungen, um mich noch bittrer zu machen. Aber nicht durch das leide ich, was man mir ſagt, ſondern durch das, was ich empfinde.

Fürſtin. Wie denn ſo?

Hel. Oh — liebe Tante — ich könnte es niemand anvertrauen — aber Ihnen, ja Ihnen will ich es! — Es giebt eine fremde Perſon im Hauſe, die ſich zwiſchen mich und meinen Vater drängt, eine fremde Perſon, der er ſein ganzes Vertrauen geſchenkt hat, die er wie einen Sohn liebt — und auf die ich eiferſüchtig bin.

Fürſtin. Du? arme Kleine! —

Hel. Ihnen, liebe Tante, Ihnen kann ich endlich mein Herz ausſchütten, ach ich bedarf deſſen ſo ſehr. Sonſt kam mein Vater mir immer mit Liebe und Freundlichkeit entgegen, jetzt iſt er ſtets ernſt und düſter. Wenn ich ihn ſonſt recht herzlich umſchlang, drückte er mich eben ſo wieder an ſein Herz, jetzt weicht er

von mir zurück und erwidert meine Liebkosungen mit Kälte und Gleichgiltigkeit. O mein Gott, was habe ich denn gethan, um seiner Vaterliebe so unwerth zu seyn?

Fürstin. Nun, nun, gieb Dich nur zufrieden! — man hat Dir ein wenig den Kopf warm gemacht — und das taugt nichts — aber dem sey wie ihm wolle, Du quälst Dich ab, Du bist unglücklich, und das darf nicht seyn! — So macht Euch doch von diesem Menschen los — jagt ihn fort diesen Störenfried!

Hel. Oh, liebe Tante!

Fürstin. Ist denn das so schwer? Würde es denn Dein Vater nicht thun, wenn Du ihn darum bätest?

Hel. Ich?

Fürstin. Er muß fort, und das so bald als möglich! Ich wills nicht machen wie die andern Leute hier, gewiß nicht — aber der ungünstige Einfluß, den sie ihm zuschreiben, ist keine Erdichtung — er ist wirklich vorhanden — und stärker als Du Dir es denken kannst.

Hel. Glauben Sie?

Fürstin. Ich habe Beweise davon — und wenn Du vor ihm Dich fürchtest, so hast Du Recht.

Hel. Da sehen Sie also, Sie selbst ...

Fürstin. Ich? — ich fürchte mich nicht, aber ich bin empört darüber, Du armes Kind, das es nicht einmal wagt, sich darüber zu beklagen.

Hel. Und könnte ich es denn? Würde ich es je gewagt haben? Nein, ich schweige, leide und weine.

Fürstin. Aber das kann ja nicht so fortgehn! — Das muß ein Ende haben!

Hel. Ich weine, — ja! — und habe nur Sie, theure Tante . . . (bemerkt den Grafen.) Doch still, still! Da kommt mein Vater.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf (mit einem Briefe in der Hand eintretend. Für sich.) Noch immer da! (laut) Ich glaubte, Sie wären ausgefahren, liebe Schwägerin, und wollte eben in Ihr Hotel schicken. Nachrichten über meinen Proceß, die ich eben erhielt, machen es mir nothwendig, einen vertrauten Mann nach Böhmen zu senden. Vor seiner Abreise wollte ich gern noch Ihre Befehle mir erbitten.

Fürstin. (sehr bitter). Das wäre ja eine vortreffliche Gelegenheit, Herr Graf, sich des Herrn Werner zu entledigen . . . Aber ohnstreitig war es nicht Ihre Absicht, gerade ihn mit dieser Sendung zu beehren?

Graf. Wie meinen Sie das?

Fürstin. Ich meine, Herr Graf, daß es für jedermann ein Glück gewesen seyn würde, wenn Ihre Wahl auf die vorgenannte Person gefallen wäre, deren Gegenwart in diesem Hause nur Unruhe und Unheil anrichtet.

Graf. Wie kommen Sie darauf, zu vermuthen, daß —

Fürstin. Alles, was ich seitt meiner Ankunft gesehen und gehört habe, bringt mich darauf. Uebrigens brauchen Sie mich deshalb gar nicht zu fragen. Sehen Sie nur Ihre Tochter an, Herr Graf — Helenens Thränen werden Ihnen antworten. (Zu Helenen, die den Kopf abwendet). Thu' mir den Gefallen, sie nicht abzutrocknen.

Graf. Ihre Thränen? — Aber so rede doch, Helene! Was ist Dir denn?

Fürstin. Was ihr ist, Herr Graf? — Weiter nichts, als daß das Kind im tiefsten Herzen leidet — daß sie gewohnt ist, geliebt zu werden, und daß der Vorzug, den Sie einem Fremdeen, einem Abenteurer geben, sie im Innersten verletzt hat; daß —

Graf. Genug! genug! ich beschwöre Sie. — Meine Tochter hat sich nie über ein Gefühl gerechten, redlich verdienten Wohlwollens verwundern können — meine Tochter hat nie daran gedacht,, daß meine Liebe für sie einer Aenderung fähig sey — daß ich sie minder lieben könnte! — Und sie — meine Helene — wäre eifersüchtig!

Hel. Ach ja!

Graf. Wahrhaftig! Du?

Hel. Ja, mein Vater, ja! ich habe gezittert, einen Theil der zärtlichen Liebe einbüßen zu müssen, die sonst nur mir allein gehörte — Ich fürchtete sie verloren zu haben . . .

Graf (mit tiefem Schmerz). Helene! — Oh! — Doch ich glaube es nicht einmal nöthig zu haben, Dich darüber zu beruhigen, — Du bist ein Kind, dessen Gefühl man irre zu führen, dessen Verstand man zu täuschen versuchte.

Fürstin. Und das ist alles, was Sie darauf zu antworten haben? Und nach alle dem, was die da Ihnen gestanden hat, ist er noch hier und Sie haben ihn nicht auf der Stelle fortgeschickt?

Graf (zu seiner Tochter mit erzwungener Haltung). Ich glaube wohl es nicht nöthig zu haben, mich vor Dir zu rechtfertigen. — Ich wiederhole es Dir — Du bist ein Kind — geh auf Dein Zimmer — es wird spät und Deine Tante will Dich mit auf den Ball nehmen. — Geh!

Hel. (in Thränen). Ach, Du liebst mich nicht mehr, lieber Vater!

Graf. Helene!

Hel. Ehedem hättest Du mir jetzt die Arme geöffnet, hättest mich an Dein Herz gedrückt!

Graf. Meine Tochter!

Hel. Und jetzt bleibst Du stumm und kalt und hast auch nicht ein einziges Wörtchen, um mich zu trösten!

Graf. Siehst Du denn nicht, daß Deine Ungerechtigkeit mir weh thut, daß Deine Undankbarkeit mich empört?

Hel. O mein Vater!

Graf. Unglückliches Kind, das nicht einmal

weiß wie viel Bitteres für mich in seinen Worten, wie viel Herzzerreißendes in seinen Vorwürfen liegt!

Hel. Großer Gott!

Graf. Aber Du bist grausam — aber es freut Dich mich zu quälen! —

Hel. O guter, guter Vater, sprich nicht so! — Ja, ja — ich hatte Unrecht — ich täuschte mich — Du liebst Dein Kind noch — wirst es immer lieben!

Graf. Und daran konnte es zweifeln?

Hel. (mit einer Art von Irrseyn). Nein, nein! — jetzt nicht mehr! — Tante, Tante! — ich war ungerecht! —

Graf (der wieder Herr seiner selbst geworden ist, faßt sie bei der Hand). Ja! — Du hattest Unrecht! Aber auch ich habe mir Vorwürfe zu machen. — Ich hätte mehr Herr meiner selbst seyn sollen! — Helene! meine geliebte Tochter! — Geh jetzt, geh!

Hel. Ja — ja — ich gehe. (sie geht nach ihrem Zimmer zu, schwankt und sinkt in einen Sessel.)

Fürstin (nach einem augenblicklichen Stillschweigen sehr heftig). Sie sind ein Tyrann!

Graf. Gnädigste Frau!

Fürstin. O, hoffen Sie nicht, daß ich meine Worte zurückhalte — ich habe bis jetzt geschwiegen — und der Himmel weiß wie viel es mich gekostet hat — aber es muß nun alles heraus; ich muß Ihnen Alles sagen, was ich auf dem Herzen habe.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Franz.

Franz. Herr Graf!

Fürstin. Wer hat Ihn gerufen?

Franz. Verzeihung, Ew. Durchlaucht, ich kam blos, um meine Ordre einzuholen, da ich sogleich abreisen soll — aber ich gehe schon — (erblickt Helene, die bewegungslos in einem Sessel am Eingange ihres Zimmers sitzt) Großer Gott! — Herr Graf! Sehen Sie doch! Die Comtesse! —

Fürstin. Meine Nichte!

Graf. (eilt zu ihr und nimmt sie in die Arme). Helene! Mein Kind! (zur Prinzessin) Ohne Angst! Es ist nichts! — es wird vorüber gehn. (Ihre Hände in den seinen haltend). Mein geliebtes Kind! — Ich bin es! — Dein Vater! — O verzeih, verzeihe!

Fürstin. Nun, es ist auch wahrhaftig Zeit, daß Sie — (zu Helenen) was war Dir denn, mein Kind?

Hel. Ich weiß nicht — nichts — ich setzte mich dorthin und da — oh, Sie müssen sich nicht darüber ängstigen — es ist ja schon vorbei.

Graf. Meine theure Tochter!

Hel. Du bist doch nicht mehr bös auf mich?

Graf. Ich?

Hel. Oh, so bin ich wieder ganz glücklich! (sie geht mit dem Grafen in ihr Zimmer.)

Gern! erwiederte Klara, wenn Ihr mir folgen wollt. — Und die Mädchen begannen mit lieblicher Stimme den folgenden Wechselgesang:

Klara.

Lieblich ist des Veilchens Winken
Aus dem jungen Frühlingsgrün.
Lieblich wie der Sterne Blinken
Zarter Hiazinthen Blühn.

Doch die höchste Kraft vereinet
Nun das Jahr mit Schönermuth;
Und — die volle Ros' erscheinet
In der tiefen Purpurgluth.

Rosa.

So, vor andrer Tage Reihen
Scheint zum schönsten die Natur
Dich Johannistag zu weihen.
Blumigt funkeln Hain und Flur.

Und weil Dich die treue Rose
Nie mit ihrem Glanz verläßt,
— Tag aus sel'ger Heimath Schooße, —
Nennt man Dich: das Rosenfest.

Maria.

Hört Ihr? drüben schlägt am Hügel
Noch einmal die Nachtigall!

Vierzehnter Auftritt.

Franz. Die Fürstin.

Franz. Die arme, liebe Comtesse! Sie bildete sich so eine Freude darauf ein, auf den Ball zu gehn! Ihre Kammerfrau wartete schon da drin auf sie zum Anziehn.

Fürstin. Laß er mir den Herrn Werner hierher kommen.

Franz. Herrn Werner?

Fürstin. Ist er etwa taub, lieber Freund?

Franz. Nein, Ihro Durchlaucht — wenigstens hat man mir es nie gesagt: — ich habe wohl verstanden, daß Sie den Herrn Werner hierher haben wollen.

Fürstin. Nun ja doch, ja; so hole man ihn.

Franz. Ich gehe auch schon — dachte nur aber noch bei mir selbst, ob man nicht etwa bereits Ihro Durchlaucht gegen den jungen Mann eingenommen habe ...

Fürstin. Was geht das Ihn an?

Franz. Dann wollte ich Ihro Durchlaucht sagen ...

Fürstin. Hat mein Bruder die Gewohnheit, wenn er Ihm etwas befiehlt, Ihn erst deshalb um Rath zu fragen?

Franz. Manchmal doch auch, Ihro Durchlaucht — o ja! — und er glaubt sich dabei nicht wegzuwerfen. Wir kennen uns einander bereits nun seit 25 Jahren — o ja doch — manchmal! — Nun, nun, ich gehe schon, gehe schon! — Herr Werner ist gerade

hier in der Nähe auf ſeiner Stube. Ich fand ihn vorhin eben noch dort, denn man ſchwatzt hier ſo albernes Zeug — (erblickt Werner, der aus des Grafen Cabinet kommt). Hm! wie iſt er denn da hinein gekommen?

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Werner.

Werner (für ſich). Mir wars, als ob mich der Graf gerufen habe.

Franz (auf Werner deutend). Eben fragten Ihro Durchlaucht: — da iſt er ſelbſt! (für ſich) Ich begreife es nicht!

Fürſtin (für ſich). Wohlan denn! (zu Franz) Es iſt gut!

Franz (im Abgehn für ſich). Dahinter muß ich doch zu kommen ſuchen! (Geht in des Grafen Cabinet.)

Sechzehnter Auftritt.

Werner. Die Fürſtin.

Fürſtin. Irre ich nicht, Herr Werner, ſo konnte ich bei meiner Ankunft Ihre Bekanntſchaft noch nicht machen? Sie kommen mir alſo recht gelegen. Ich wollte Sie eben rufen laſſen.

Werner. Mich gnädigſte Frau?

Fürſtin. Ja, Sie. Ich kann mir wohl denken, daß Sie ſich darüber wundern. Sie können ſich ſchwerlich vorſtellen, was ich mit Ihnen zu verhandeln habe. Nun, Sie ſollen es erfahren. — Unſre Unter-

redung wird nicht allzu lang seyn. — Mein Herr! es hat den Anschein, als ob Sie in diesem Hause ein Uebergewicht sich angemaßt hätten, das der Stellung, die Ihnen darin angewiesen, ganz und gar nicht angemessen ist.

Werner (mit Ruhe). Man irrt sich, wenn man das behauptet.

Fürstin. Auch setzt man noch hinzu, daß mein Bruder Sie über alles um Rath fragt und nur durch Ihre Augen sieht.

Werner. Der Herr Graf bezeigt mir in Betreff der Anstellung, die er mir in seinen Diensten gegeben, einiges Vertrauen; weiter nichts.

Fürstin. Das nimmt mich gar nicht Wunder! Er hat stets die Manie gehabt, sich dem ersten Besten so hinzugeben. Mein verstorbener Gemahl glich ihm darin auf ein Haar, aber ich habe bald Ordnung gemacht. Kurz also, Herr Werner, man versichert, daß mein Bruder Sie mit ausgezeichnetem Wohlwollen behandelt.

Werner. Das kann ich nicht läugnen.

Fürstin. Daß er Aufmerksamkeiten Ihnen schenkt — ja ich möchte fast sagen Freundschaft.

Werner. Ich weiß daß er —

Fürstin. Und ich weiß nicht, ob Sie aber auch wissen, Herr Werner, daß Sie aller Welt hier im Hause mißfallen?

Werner. Gnädigste Frau —

Fürstin. Ohne Ausnahme! — Von mir

rede ich nicht — denn ich komme eben an — und doch würde ich, wenn Sie neugierig genug wären, meine Meinung über Sie hören zu wollen, kein großes Bedenken tragen, sie Ihnen offen zu bekennen.

Werner. Das iſt ganz unnöthig.

Fürſtin. Weil Sie ſie errathen?

Werner. Ich ziehe vor, ſie nicht kennen zu lernen.

Fürſtin. Es giebt allerdings Dinge, die nicht angenehm zu hören ſind, und wo man beſſer thut, ſie zu vermeiden.

Werner. Sie ließen mich hoffen, gnädigſte Frau, daß dieſe Unterredung nicht lang dauern werde.

Fürſtin. Ich kürze ſie alſo ab, und will verſuchen, recht deutlich zu ſeyn. Ich weiß nicht, wer Sie ſind und woher Sie kommen. Ich kenne die Abſichten nicht, die Sie hier hegen, auch werde ich mich nicht darum kümmern; aber Sie beſitzen wie ich hoffen will, noch einiges höhere Ehrgefühl, und dann werden Sie auch wiſſen, was Ihnen nach dem was ich Ihnen geſagt habe, zu thun übrig bleibt. Wenn man bemerkt, daß man in einer Familie zu viel iſt, wenn man in ein häusliches Verhältniß den Keim der Zerrüttung pflanzt, ſo hat man nur eine Partei zu ergreifen, mein Herr — die, ſich zu entfernen.

Werner. Das war auch mein Vorſatz.

Fürſtin. Deſto beſſer! Und werden Sie ihn bald in Ausführung bringen?

Werner. So bald man es mir erlauben wird.

Fürstin. Oh, wenn Sie blos noch einer Erlaubniß dazu bedürfen, so gebe ich sie Ihnen . . .

Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf.

Graf. Ich werde meine Tochter begleiten, Frau Schwägerin, und Sie dort wiedersehen.

Fürstin. Der Herr hier verläßt Sie.

Graf (bei Seite). Werner!

Fürstin. Er hat es mir eben erklärt. Es ist abgemacht. Er kam dem um was ich ihn ersuchen wollte, selbst entgegen. Er sah ein, wie viel Peinliches und Verlegenes seine hiesige Lage habe . . . und ich lobe ihn deshalb. Sie werden nun, wie ich hoffe, auch Ihr Wort halten.

Graf. Gnädigste Frau!

Fürstin. Was Sie betrifft, Herr Werner, so hoffe ich Sie nach dem, was zwischen uns vorgefallen ist, nie wiederzusehen. (Geht ab.)

Achtzehnter Auftritt.

Der Graf. Werner.

Graf. Sie wollen mich verlassen?

Werner (schmerzlich). Ja, Herr Graf!

Graf. Sie mich verlassen! Sie, Werner!

Werner. Ich muß.

Graf. Wenn morgen, heut vielleicht noch, meine

Tochter wieder dem Anfall eines Uebels unterliegen kann, das kaum erst gemindert worden ist? Erst vor wenigen Minuten noch zitterte ich für sie. Jetzt ist sie ruhiger geworden und konnte sich zu dem Feste ankleiden lassen, auf dem sie aber nicht erscheinen wird, denn kaum hatte sie ihre Kammerfrau fortgeschickt, als sie mich auch schon bat, sie nicht dorthin mitzunehmen. — Werner! Ihr Beruf ist noch nicht erfüllt, und Sie wollen mich verlassen!

Werner. Ja!

Graf. War denn das Opfer das Sie brachten, größer als Ihr Muth?

Werner. Ja.

Graf. Sie wollen es nicht vollenden?

Werner. Ich habe nicht mehr die Kraft dazu.

Graf. Weil man es Ihnen hier durch Demüthigungen und Unannehmlichkeiten zu verleiden sucht, weil ich Sie nicht laut und offen vertheidigen darf, wie es meine Pflicht wäre? Ihre Geduld erschöpft sich, Sie sind des Zwanges müde, den Sie sich um meinetwillen auflegen, um meinetwillen, dem Sie nichts schuldig sind, und deshalb verlassen Sie mich. Aber neben mir giebt es ein schwankendes, leicht zerstörbares Daseyn, das mir theurer ist als das meine — begehren Sie denn daß ich, um Sie zurück zu halten, ein Geheimniß breche, an das die Zukunft meines Kindes geknüpft ist und allen laut verkünde, was ich Ihnen schuldig bin? — Wohl, ich werde es!

Werner. Lassen Sie mich fort!

Graf. Wie? Und für immer?

Werner. Lassen Sie mich fort von hier!

Graf. Aber Sie schwuren mir, meine Tochter zu retten?

Werner. Aber — ich liebe sie!

Graf. Werner!

Werner. Ja! ich liebe sie, und nur sie ist es, vor der ich fliehe, nur sie allein! — Sie glaubten, ich sey nun endlich meiner Entsagungen müde? — Oh nein, Herr Graf! Was sollten mich, um Ihnen Ihre Tochter wieder zu schenken, selbst die größten Beleidigungen kümmern, was verschlügen mir jene nichtswürdigen Angriffe, wenn es hier nur gälte, sie zu retten, wenn ich sie nicht liebte? — Oh, möge man mich hier verkennen, mir gleich; — möge man mich beschuldigen, verachten, einerlei; — aber aus dem Herzen reiße man mir diese Leidenschaft ohne Hoffnung, ohne Aussicht in die Zukunft, gegen die ich im täglichen Kampfe die wenige Kraft, die ich noch besitze, erschöpfe, den kleinen Rest der Besinnung, der mir noch geblieben ist! — Oh, meine Freiheit! meine Freiheit! — damit ich in Ruhe athmen, damit ich leben, damit ich vergessen kann!

Graf. Sie! Sie! Werner! — Oh, Sie haben mich getäuscht!

Werner. Ich Sie getäuscht? Ich! Herr Graf? Und welcher andre hätte mehr Kraft besessen als ich? welcher andre hätte länger angekämpft? —

Ich habe Sie getäuſcht, ja! weil ich vermeinte mich gegen dieſe Eindrücke waffnen zu können! — und wenn das was ich ſagte, wahnſinnig war, wenn eine ſolche Gewalt über ſich niemanden verliehen iſt — warum begehrten Sie ſie denn von mir? Von mir! — Sie begreifen alſo nicht, daß, wie ich mich auch anſtrenge, doch mein Gedanke nicht von ihr laſſen kann, daß ich ſie überall erblicke, nicht ſo, wie ſie im wirklichen Leben iſt, ſondern ſo wie ſie uns angehört, uns beiden, in jenem Zuſtande, der weder Wachen noch Schlaf, weder Leben noch Tod iſt. Sie haben ſie alſo nicht gehört, wenn ſie mich wieder erkennt, wenn ſie mich zu ihrer Hilfe herbei ruft? — Und jene Geiſteshelle, die nicht mehr der Erde anzugehören ſcheint; jene Seele, die ſich beklagt, indem ſie mich um Rettung fleht, die mir entdeckt, daß ſie die Schweſter der meinen iſt, daß ſie ſich nicht mehr von dieſer trennen kann! — Und Sie können fordern, daß ich dieſe Worte vergeſſe? — Nein, nein! ich trage ſie in meinem Herzen mit mir fort, und wenn ich allein bin, ſo rufe ich nach ihr, ſo ſuche ich ſie auf, ſo ſpreche ich mit ihr! — Und Sie können fordern, daß ich bei ruhigem Sinne bleibe? — Nein! Nein! ich habe ihn verloren, Herr Graf — und mit ihm die Hoffnung, den Frieden, das Glück — denn an ihrer Liebe hängt mein Leben!

Graf. Ja! gehen Sie, gehen Sie Werner! — Augenblicklich! — Sie müſſen fort! — Um meinetwillen, um Ihrer ſelbſt willen! — Ich beſchwöre Sie . . . gehen Sie! gehen Sie!

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Helene. (Leiſe Muſik).

Hel. (erſcheint in der Thür zu ihrem Zimmer. Sie iſt im Ballanzuge und ſomnambul). Lieber Vater!

Graf. Großer Gott! (er eilt zu ihr und hält ſie aufrecht).

Hel. Sie waren nicht bei ihr — ſie ſucht Sie auf, weil ſie leidet; — oh, ſie leidet ſchwer! Er will fort — ja — und doch hatte er verſprochen, ſie zu retten! — Was ſoll aus ihr werden, wenn er ſie verläßt? Oh, bleiben Sie! Sie iſt ſo ungerecht wenn ſie erwacht — aber ſie weiß nicht was ſie thut — Sie müſſen ihr verzeihen! — O aus Barmherzigkeit, Werner! gehen Sie nicht von ihr fort! — Werner, Werner! wenn Sie mich verlaſſen, ſo ſterbe ich!

Graf. Oh, mein Gott! mein Gott!

(Helene ſinkt in einen Seſſel. Der Graf ſchlägt die Hände vor das Geſicht. Werner kniet an der Stelle nieder, wo er ſtand.)

Dritter Aufzug.

Ein andres reich decorirtes Zimmer. Seiten- und Mittelthüren. Links ein Fenster.

Erſter Auftritt.

Franz. Dann Sophie und Bediente.

Franz (von Werner rechts kommend). Herr Werner iſt ausgegangen: — er iſt jetzt immer außer dem Hauſe, immer traurig! — Hats wohl auch Urſache! Ich bin faſt der Einzige hier, der ſich jetzt noch mit ihm beſchäftigt. Armer junger Mann!

Sophie (zu den Bedienten, mit denen ſie eintritt). Tragen Sie nur hier ins Nebenzimmer die Cartons, die die Fürſtin der Comteſſe Helene geſchickt hat. (Zwei Bediente gehen mit Cartons übers Theater nach links.)

Grüßt uns auf der Töne Flügel,
Schwärmerisch — zum letzten Mal!

Holde Sängerin der Liebe,
Wo die Ros' ist, mußt Du seyn!
Ohne süßen Wohllaut bliebe
Doch verödet Flur und Hain.

Und gleichsam wie zum Wettstreit aufgefordert schwebten aus den thauglänzenden Zweigen die Töne einer späten Nachtigall immer näher heran. Die Mädchen lauschten still entzückt bis sich die verschwimmenden Töne in der schweigenden Abendluft wieder verloren. —

Wie still es jetzt ist! sagte Klara, nur die letzten Töne der Abendglocke zittern noch leise über das Feld zu uns her.

Und dort, sagte Maria, geht nun der Mond silberhell über der Waldhöh' auf! — Wie ein Bote des Friedens scheint er uns himmlische Kunde herüber zu senden! —

Aber ein wenig schauerlich ist's doch! rief Rosa. — Die Bäume rauschen hier so heimlich mit dem Rieseln des Quells zusammen und werfen, da der Mond nun hinter ihnen steht, so dunkle, flatternde Schatten auf den Grund!

Ei es ist auch nichts Unbedeutendes mit der Johannisnacht, sagte Klara, wißt Ihr nicht, daß sie eben so gut eine Geisternacht ist, als die des heili-

Zweiter Auftritt.

Sophie. Franz. Dann der Graf.

Sophie. Alle Tage neue Geschenke! — Das Haus hier hat ganz einen andern Charakter angenommen und seit man sich hier amüsirt und herrlich und in Freuden lebt, scheint mir der Credit des Herrn Sekretairs immer mehr in Abnahme zu gerathen. Wenn uns doch nur irgend ein glücklicher Zufall ganz von ihm erlöste! — Ja, ja, ich habs immer gesagt; meiner jungen Comtesse fehlte nichts als Zerstreuung. — Ach, da sind Sie ja auch, Franz! — Warum sehen Sie denn so finster aus?

Franz. Finden Sie das? — Wohl möglich! Aber es ist nun einmal so meine Art. Das geht niemand etwas an. (Geht ab.)

Graf (tritt ein). Mit wem sprachen Sie denn?

Sophie. Mit Franz. Ich sagte ihm, daß die vielen Zerstreuungen, die man jetzt der gnädigen Comtesse verschafft, sie wieder ganz gesund gemacht hätten.

Graf. Ja wohl, und ich danke allen denen herzlich, deren Sorgfalt und Freundschaft diese Genesung herbeigeführt hat. — Wo ist meine Tochter?

Sophie. Auf ihrem Zimmer.

Graf. Sagen Sie ihr, daß ich sie hier erwarte (Sophie geht ab).

Dritter Auftritt.

Der Graf allein; er ſetzt ſich.

Ich bin nun am Ende dieſer langen und ſchmerzlichen Prüfung. Niemand ſoll je erfahren, was ich ſeit drei Monaten gelitten habe, ſeit dem Tage, wo Werner mir das Geſtändniß ſeiner Liebe ablegte, und ich doch genöthigt war, ihn zu bitten: Bleiben Sie bei meiner Tochter, die Sie lieben! (aufſtehend). Auch Er hat viel gelitten! — Aber endlich hat er dieſe heftige Leidenſchaft niedergekämpft, die ihn einen Augenblick lang irre geführt hatte. Er hat ſeine Ruhe, ſeine Gleichmüthigkeit wieder gewonnen. Oh! wie froh bin ich darüber! Beſonders in dieſem Augenblick! — Meine Schwägerin ſchrieb dem Anrathen des jungen Mannes die Weigerung zu, die ich der mir von ihr vorgeſchlagenen Vermählung entgegenſetzte. Um ihren unzarten Vorausſetzungen ein Ende zu machen, den Verdacht, den ſie ſchon zu hegen begann, von der Wahrheit abzulenken, mußte ich mirs angelegen ſeyn laſſen, mit ihr über jene Verbindung wieder zu ſprechen. — Bedurfte es bei einer Perſon von ihrem Charakter noch eines Mehrerern, um nicht nun ihrerſeits die Sache für unter uns abgemacht anzuſehen? Aber was nur ein Verſprechen für die Zukunft war, iſt nun dadurch eine feierliche Verpflichtung geworden, und alles iſt ſeitdem viel ſchneller gegangen, als ich es ſelbſt wünſchte. Ach! wie vortheilhaft auch dieſe Verbindung, die mir ſonſt für das Glück meiner Tochter ſo

am Herzen lag, seyn mag, so mache ich mir doch beinah Vorwürfe, jetzt darein zu willigen, gleich als ob jemand dadurch unglücklich werden müßte. — Aber noch ist's Zeit! Ich muß Helenen sprechen, sie befragen. — Ha! da ist sie!

Vierter Auftritt.

Der Graf. Helene.

Hel. Du hast mich rufen lassen, lieber Vater?

Graf. Ja, mein Kind.

Hel. Doch nicht, um mich auszuschmählen?

Graf. Dich auszuschmählen! und weshalb?

Hel. Weil ich heut früh ausgegangen bin. Ich habe einen Spaziergang zu Fuß außerhalb der Stadt gemacht.

Graf. Allein?

Hel. Nein, mit Sophie. — Franz begleitete uns von weitem.

Graf. Da sehe ich nichts übles dabei. Oder hatte dieser Spaziergang noch einen besondern Zweck?

Hel. Keinen.

Graf. Wie bekamst Du denn aber Lust dazu?

Hel. Das weiß ich in der That selbst nicht. Die Sonne schien so schön, der Himmel war so blau, die Luft so rein, die Flur so lachend, da zog michs hinaus und ich lief so geschwind, als ob michs triebe, irgendwo zu rechter Zeit noch anzukommen. Ich war wie von einem Zauber hingerissen. — Sophie konnte kaum nach. Der arme Franz verwünschte mich innerlich und strengte

ſich nach Möglichkeit an, mich nicht aus den Augen zu verlieren. So bin ich gewiß weiter als eine halbe Meile gegangen, ohne nur ſtill ſtehen zu bleiben. — Nun, Väterchen, biſt Du nicht damit zufrieden, daß ich ſo muthig und unermüdet werde, wie ehemals?

Graf. Laß Dich umarmen, liebe Helene. (Er thut es). Ja, ja, ich bin ſehr glücklich!

Hel. Und ich böſes Mädchen konnte Dir vorwerfen, daß Du mich nicht mehr liebteſt! — Ich bin ſehr garſtig, ſehr undankbar gegen Dich geweſen! — Aber ich wußte ja nicht was ich ſagte.

Graf. Helene!

Hel. Alle Welt hier hat von meinen Launen zu leiden gehabt! — Aber ſey nur ruhig, ich will wieder gut und ſanft werden — ich will mich wieder von aller Welt lieben laſſen. — Glaubſt Du, daß mir das ſchwer werden wird?

Graf. Wenn ich Dir darauf antworten ſoll, muß ich erſt wiſſen, wem Du gefallen willſt.

Hel. Je nun, aller Welt.

Graf. Aber vielleicht doch irgend jemand mehr als allen andern.

Hel. Je nun, fürs erſte Dir!

Graf. Und dann?

Hel. Und dann — meiner Tante.

Graf. Und weiter?

Hel. Da muß ich nun ſchon meinen Couſin Albert zuerſt nennen, weil er mein einziger Verwandter iſt. Das iſt dann ſeine Reihe.

Graf. Und wenn Dein Couſin Albert Dir nun ſagte: Couſine Helene, willſt Du weiter niemand lieben als mich? Was würdeſt Du darauf antworten?

Hel. Was ich eben Dir ſagte: Daß ich weiter niemand liebe, außer Dich, die Tante und den Couſin.

Graf. So würdeſt Du alſo darein willigen, ſeine Gemahlin zu werden?

Hel. Er hat Dich um meine Hand gebeten?

Graf. Er liebt Dich.

Hel. Ich weiß es.

Graf. Er hat es Dir geſagt?

Hel. Das nicht, aber ich weiß es.

Graf. Und Du — liebſt Du ihn?

Hel. Lieber Vater! —

Graf. Sprich offen mit mir, Helene: es handelt ſich um Dein Glück, Deine Zukunft.

Hel. Du ſollſt ſelbſt über meine Gefühle urtheilen. — Ja, ich geſtehe es, ich ſehe meinen Couſin gern — ich bin dankbar für die Theilnahme, die er mir erzeigt, für die Zuneigung, von der er mir ſo viele Beweiſe gegeben hat: — er hat mich durch Aufmerkſamkeiten verwöhnt — er hat ſich allen meinen kleinen Launen hingegeben — mit jedem Tage hat er neue Vergnügungen, neue Zerſtreuungen für mich aufgefunden. — Wie ſollte ich ihn da nicht lieben? Ich bin ihm ja meine Heilung ſchuldig!

Graf. Vielleicht!

Hel. Die Tante wenigſtens ſagt's, und Du

haſt ihr nie widerſprochen. Auch fühle ich es ja; es geht mir viel beſſer, ſeit er hier iſt.

Graf (für ſich). Ihr Irrthum thut mir weh, aber ich wage es nicht, ihn vielleicht auf Koſten ihrer Ruhe, ihres Glücks zu berichtigen! (laut) Wenn Du nun aber auch Albert Deine Wiedergeneſung nicht ſchuldig wärſt, würdeſt Du ihn denn dann immer auch noch ſo lieben, wie Du ihn jetzt liebſt?

Hel. Das weiß ich nicht — aber ich glaube es. Ach! lieber Vater! ich habe darüber ſo viel mit Dir zu ſprechen!

Graf. Nun ſo ſprich! — Ich höre.

Hel. Seit einiger Zeit iſt es mir, als ob ich aus einem Traume erwacht ſey. Alles was ich fühle und empfinde, iſt ganz neu für mich. Bis hierher war ich gleichgiltig gegen alles, was mich umgab, aber wie verändert iſt das nun jetzt! Es iſt als wäre mir eine andre Exiſtenz, ein neues Leben zu Theil geworden. Fühle nur wie lebhaft mein Herz ſchlägt, wie es wieder erwacht iſt zur Freude, zum Glück! Meine Seele iſt gleichſam aus ihren Banden entfeſſelt, und fliegt nun wie eine Biene zu jedem neuen Gegenſtande, um ſich daran zu weiden und Glück daraus zu ſaugen! Harmonien bezaubern mein Ohr, und Lächeln kommt überall meinem Blick entgegen. — Ja, ja, jetzt bin ich glücklich, und ſieh einmal, ſelbſt der vielleicht unwillkührliche Haß, den mir ſonſt gewiſſe Perſonen einflößten, er iſt verſchwunden. Noch dieſen Morgen ſahen Sophie und ich, eine halbe Stunde von hier am

Ufer des See's einen Menschen an einem Baumstamme sitzen, der in tiefe Gedanken versunken zu seyn schien. — Es war Herr Werner. — Bei unsrer Annäherung stand er auf, grüßte mich ... und verschwand. Nun wahrhaftig, wenn er mich angeredet hätte, wie ers wohl gekonnt, ich glaube, ich hätte ihn ohne Mißbehagen angehört, ihn, dessen bloßer Anblick noch vor einigen Monaten mir so unangenehm war.

Graf. Du siehst ihn also jetzt mit Gleichgiltigkeit an. Das ist aber nicht dasselbe Gefühl, das Du für Deinen Cousin empfindest?

Hel. Oh nein, das ist ganz etwas anderes. — Sage mir doch, Väterchen — denn ich bin ja noch ein bloßes Kind, ich existire ja erst so recht eigentlich seit einigen Tagen — sage mir doch: woran erkennt man denn die Liebe? Muß denn ein junges Mädchen erschüttert, unruhig, verlegen in Gegenwart dessen werden, den sie liebt? darf sie nicht mehr wagen, ihn anzusehen? muß sie bei dem Tone seiner Stimme zusammenbeben? — Von alle dem empfinde ich allerdings nichts — aber es macht mir Vergnügen, den Cousin zu sehen — ich habe für ihn eine recht aufrichtige Zuneigung, eine innige Dankbarkeit ... es ist mir, als ob ich traurig seyn würde, wenn er mich verließe: — ist das Liebe?

Graf. Es ist wenigstens alles, was er nur verlangen kann, Helene; und dies Geständniß wird ihn mit Freude erfüllen. (Für sich.) Sie liebt ihn!

Hel. Da höre ich ihn mit der Tante! — Du

wirſt ihm doch nicht wieder ſagen, was ich Dir vertraut habe?

Graf. Du haſt mich ja nicht auf's Schweigen verpflichtet! — Oder willſt Du es ihm lieber ſelbſt ſagen?

Hel. Ja, Väterchen! (für ſich). Ich werde es aber doch nicht thun.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Die Fürſtin. Albert.

Fürſtin (zu Helenen). Ach, da biſt Du ja, liebe Kleine! deſto beſſer!

Alb. (ſich Helenen nähernd). Hat Sie Ihr Spaziergang ermüdet, liebe Couſine?

Hel. Woher wiſſen Sie?

Alb. Ich ſah Sie zurückkommen.

Hel. Ei, das iſt ja recht häßlich, mich ſo auszuſpioniren!

Fürſtin. Nun, ich möchte doch wohl ſehen, was Albert anfinge, wenn er nicht Stunde für Stunde wüßte, was Du angiebſt? Das hieße doch recht unaufmerkſam und gleichgiltig ſeyn, beſonders auf dem Punkte, wo wir jetzt mit einander ſtehen. — Du weißt mein Kind, daß Du Dich heute vermählſt.

Hel. Ich? liebe Tante!

Fürſtin. Nun ja, heut oder morgen.

Graf. Erlauben Sie mir aber, liebe Schwägerin —

Fürſtin. Sie hatten mir ja doch aber Alles überlaſſen? — Alſo heut in einer Stunde feiern wir Deine Verlobung.

Hel. Und mit wem? liebe Tante.

Alb. Und Sie errathen es nicht, theure Couſine?

Hel. Nein.

Fürſtin. Coketterie junger Mädchen! — Nun, Du ſollſt das Vergnügen haben, Dich überraſchen zu laſſen!... Haſt Du heut Morgen das nicht erhalten, was ich Dir zuſchickte ... meine Hochzeitsgeſchenke, den Schmuck, den vollſtändigen Brautanzug?

Hel. Ich hatte dieſe neuen Beweiſe Ihrer Huld, theure Tante, noch gar nicht näher betrachtet... ich wußte nicht ...

Fürſtin. Ich habe für Alles geſorgt, Alles arrangirt, Alles angeordnet ... (zum Grafen) Ihr Notar behauptet, daß er die 100,000 Gulden, welche Sie erhielten und die zum mütterlichen Erbtheile Helenens gehörten, noch gar nicht von Ihnen bekam. — Nun, das mögen Sie mit ihm ausmachen, er wird ſogleich hier ſeyn. —

Alb. Verzeihen Sie, liebe Mutter — Sie hatten mir allerdings aufgetragen, es ihm zu ſagen — aber — man mußte doch vorher wiſſen, ob auch Couſinchen einwilligte.

Fürſtin. Mein Herr Sohn, wenn ich etwas ſage, ſo habe ich meine Urſachen dazu. Der Notar wird alſo gleich hier ſeyn.

Alb. Er iſt aber noch nicht in Kenntniß geſetzt.

Fürſtin. Er iſt es.

Alb. Ich war gar noch nicht bei ihm.

Fürſtin. Das hatte ich mir wohl gedacht — daher habe ich mich ſelbſt in die Canzlei dieſes verehrten Herrn begeben, eine ſehr düſtre Spelunke, höchſt unreinlich, nach vermoderten Papieren riechend, wo mich ein halbes Dutzend junge Herren Schreiber von Kopf bis zu den Füßen anſahen, ſo daß ich mich genöthigt ſah, ſie etwas ernſthaft anzureden, um ſie den Reſpect beobachten zu laſſen, den ſie vergeſſen hatten.

Alb. Theure Couſine, Sie haben gehört, was meine Mutter geſagt hat. Was antworten Sie darauf? —

Hel. Adieu, Couſin.

Alb. Wohin wollen Sie?

Hel. Den Brautanzug anprobiren, den mir die Tante geſchickt hat. (Geht in ihr Zimmer ab.)

Fürſtin. Du biſt allerliebſt! — In Deinem Alter war ich gerade eben ſo.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen ohne Helene.

Alb. Sie liebt mich! — O wie glücklich bin ich!

Graf (zur Fürſtin). Alſo heut Verlobung! Gut, ich bin es zufrieden. Die Vermählung ſelbſt aber kann erſt in einiger Zeit ſtattfinden.

Fürſtin. Wie?

Graf. Nur unter dieſer Bedingung werde ich...

gen Andreas und Silveſter? Die ſtärkſten Geiſterbande werden da gelöſt, und die Schatten wandeln über die dunkle Brücke zu uns herüber. —

O ſtill, ſtill! rief Roſa und ſchauerte zuſammen, Du machſt uns bang! — Nein nun wollt' ich doch, daß unſere Wildfänge kämen! ſonſt — bin ich im Stande — — ich gehe heim!

Laß uns noch bleiben! bat Klara; — Aber was wir thun könnten, Schweſtern, um uns die ſtille Zeit zu kürzen, wäre, daß wir uns, Jede abwechſelnd, eine Geſchichte erzählten! — So etwas Wunderbares, Geiſterhaftes und doch Wahres, wovon wir ſagen könnten, daß es ſich wirklich zugetragen habe. —

Nun gut! gut! — ſagte Roſa. — Mir fällt ſogleich etwas ein, das ſich ganz für den heutigen Abend ſchickt! Und um ſo ruhiger kann ich es Euch erzählen, da wir ziemlich entfernt von einem Strome wohnen. — Ihr wißt doch aber, in den Stromgegenden ſagt man durchgängig: Stets am Johannisabende fordre der Fluß ein Opfer. — Nun wohnte vor nicht langer Zeit an dem Geſtade eines ſehr großen Stroms ein ſchönes und ſittſames Mädchen, Agatha mit Namen. Sie war die Tochter eines Schiffers, welcher von Zeit zu Zeit ein Ladungsſchiff den Strom hinauf nach der entfernten Stadt geführt hatte. Jetzt war der Vater todt; ſie wohnte nun allein mit ihrem Bruder in der klei-

Fürſtin. Und der Grund dazu, wenn ich bitten darf?

Alb. O laſſen Sie doch, liebe Mutter, meinem Onkel es freiſtehen, den Augenblick meines Glücks noch zu verzögern! — Ich unterwerfe mich ſeinen Wünſchen. — Ja! ich willige ein, denn ich hoffe dadurch den Beweis zu geben, daß ich des Kleinods nicht unwürdig bin, das Sie mir anvertrauen.

Graf. Das iſt ſchön, Albert; das freut mich.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Werner.

Werner. Verzeihen Sie, Herr Graf, wenn ich ſtöre ... man fragt aber nach Ihnen und der gnädigſten Frau.

Graf (bei Seite). Werner! — Nein, er ſoll nicht Zeuge ſeyn! Sein Herz würde zu viel dabei leiden! (laut) Liebe Schwägerin, lieber Neffe, gehen Sie nur immer in den Saal — ich werde gleich nachkommen. (Zu Werner). Sie bleiben.

Fürſtin (leiſe). Sie haben noch mit Ihrem Sekretair zu ſprechen? — Ich an Ihrer Stelle, ich würde, was Sie auch immer ſagen mögen, nicht das mindeſte Zutrauen in den jungen Mann ſetzen. (Laut) Laſſen Sie gefälligſt nicht lange auf ſich warten. (Zu Albert). Nun, das ſage ich Dir, wenn der hochſelige Fürſt von Waldorf ſo wenig Eile gezeigt hätte wie Du, er würde nie zu der Ehre gelangt ſeyn, Dein Vater zu werden. (Zu

dem Grafen). Alſo recht bald! Sie wiſſen, daß ich nicht gern etwas aufſchiebe. Bei mir muß Alles kurz abgethan ſeyn. (Geht mit Albert ab).

Achter Auftritt.

Der Graf. Werner.

Graf (Werner bei der Hand faſſend). Werner, Sie vermeiden es, mich zu ſehen, mir zu begegnen: — ich mußte eine Gelegenheit wie die gegenwärtige benutzen, um mit Ihnen zu ſprechen. — Schon ſeit drei Tagen ſind wir nicht zuſammengetroffen.

Werner. Sie kommen ja faſt nie von der Seite Ihrer Tochter.

Graf. Und Ihre Gegenwart bei dieſer iſt nicht mehr nöthig.

Werner. Allerdings.

Graf. Vielleicht erſcheine ich in Ihren Augen als Egoiſt, daß ich dieſer Ihnen peinlichen Lage nicht eher ein Ende mache, nicht eher die Kette löſe, an welche ich Sie geſchmiedet habe.

Werner. Herr Graf —

Graf. Die Geſundheit meiner Tochter iſt wieder hergeſtellt. — Freilich erſt vorgeſtern noch, als ſie hier allein geblieben war, fand ich ſie in jenem Schlafe der mich ſonſt erſchreckte, der aber nach und nach, ſowie der Zuſtand der Exaltation, der ihn herbeiführte, ſich beruhigte, eine Art ruhigen Traumes geworden iſt. — Sie waren nicht da, und ſie hat Sie

nicht einmal gerufen. — So kann ich denn in einiger Zeit, vielleicht heute noch, Ihnen Ihre Freiheit zurückgeben.

Werner. Meine Freiheit?

Graf. Werner! Sie erbleichen!

Werner. Meine Freiheit! habe ich Sie denn schon darum gebeten, Herr Graf?

Graf. Wie?

Werner. Das heißt also, Sie wollen mich fortschicken ... Oh, Sie haben ganz Recht! ... Sie bedürfen meiner nicht mehr! ... und so muß ich denn jetzt, mag ich gehn oder bleiben wollen, mich entfernen.

Graf. Aber haben Sie mich denn nicht selbst gebeten Sie gehn zu lassen?

Werner. Oh, Herr Graf!

Graf. Was könnte Sie also noch zurückhalten? — Werner! ich täusche mich nicht ... jene unbesonnene Liebe, die Sie mir gestanden, Sie haben sie vergessen — Sie sind ruhig, sind Herr Ihrer selbst geworden der gegenüber, die sie Ihnen eingeflößt hatte. — Unter uns besteht nur noch das Verhältniß der Dankbarkeit und Freundschaft und wenn zwei Freunde sich trennen, so kann der eine ohne zu erröthen, die Wohlthaten des andern annehmen. — Werner! Sie lieben meine Tochter nicht mehr?

Werner. Ich sie nicht mehr lieben! Ich meine Liebe vergessen haben? — Wer hat Ihnen das gesagt? — Ich wäre gefühllos worden, weil, nachdem ich Ihnen versprochen hatte, sie wie eine Schwester zu ehren, ich

ſie nur ſchweigend angebetet! — weil, nachdem ich Ihnen geſagt hatte: laſſen Sie mich fliehen! ich bei ihr geblieben bin, traurig, ohne Wort, ohne Blick, wie ein Schattenbild, in mein Herz die glühenden Laute zurückpreſſend, die ſich auf meine Lippen drängten! weil ich mit meinen Händen das Leben feſſelnd, das ihnen entfliehen wollte, ſie Ihnen zurückgab, keuſch und rein, dieſen umherſchweifenden Gedanken, der mich ſuchte, dieſe verirrte Seele, die mir gehörte. Ich ſie nicht lieben! Hätte ich mich denn Ihrer Tochter bemächtigen ſollen, um Ihnen Glauben an meine Liebe einzuflößen?

Graf. Werner!

Werner. Ich liebe ſie noch! hören Sie es, Herr Graf, und Sie waren es, der es ſo wollte! Sie haben mich hierher gebracht, Sie haben mir befohlen zu bleiben, Sie der mich jetzt fortjagt und es doch weiß daß ich dulde, ohne mich zu beklagen und daß Sie nichts von mir zu befürchten haben!

Graf. Ach! das war es eben, was ich beſorgte!

Werner. Und Sie klagten ſich eben ſelbſt des Egoismus an! Oh, ſuchen Sie nicht mich zu täuſchen, Herr Graf; jagen Sie mich fort, Sie haben ein Recht dazu: ich war blos Ihr Knecht, und alle Herren ſind undankbar. Aber ſagen Sie mir nicht daß Sie mich beklagen; rühmen Sie ſich nicht der Freiheit, die Sie mir zurückgeben! bieten Sie mir kein Gold, Herr Graf! — Gold! aber wiſſen Sie denn auch, was Sie damit erkaufen wollen? Ich habe Ih-

nen die Ruhe meiner Tage, den Schlaf meiner Nächte, den Frieden meines Herzens gegeben; — ich bin hierher gekommen, arm, aber entsagend, und nun gehe ich von hier fort, mit einer Liebe in der Bruſt, die mich tödtet, mit einem Fieber, das mich verzehrt, mit der Verzweiflung zur ſteten Begleiterin meines Daſeyns! ſind Sie reich genug, Herr Graf, um alles das zu bezahlen? Entweder mußten Sie mich früher gehen laſſen, oder Sie müſſen mir jetzt das ſchmerzliche Vergnügen gönnen, manchmal noch von weitem die zu betrachten, die ich gerettet habe! Ich kann ſie nicht verlaſſen! Sie würden gezwungen ſeyn, mich öffentlich fortzujagen, Ihren Dienern anzubefehlen, mich auf die Straße zu werfen und hinter mir die Thüre Ihres Hauſes zu verſchließen. O haben Sie Mitleid! Mitleid! behalten Sie mich hier! (Er kniet vor ihm nieder).

Graf (hebt ihn auf). Werner! — Oh! immerhin beſchuldigen Sie mich! — Ihr Schmerz iſt gerecht — Ihre Vorwürfe ſind verdient. — Ja, ja, Sie haben ein Recht, Rechenſchaft von mir zu fordern über Ihr Glück, von mir, der ich ſelbſt glücklich bin nur durch Sie! — Aber was konnte ich thun? — Meine Tochter war dem Tode nahe und ich ſagte zu Ihnen: Rette ſie! wie ich heute zu Ihnen ſagen würde: Da, nimm ſie Dir, ſie iſt die Deine! — wenn es möglich wäre.

Werner. Herr Graf!

Graf. Nicht ich bin es, der ſo grauſam iſt, Werner; nicht mein Wille iſt es, der Sie von hier

entfernt. — Ich bin nicht reich, ich beſitze nicht den Stolz vornehmer Herkunft, ich erkenne den Zwiſchenraum nicht an, den die Meinung der Welt zwiſchen uns annimmt — aber ich gehorche dem unſeligen Schickſale, das uns zuſammengeführt hat, das aus Ihnen das Opfer machte und aus mir — den Henker! — Ich liebe Sie, Werner — ich ſegne Sie — ich würde Sie meinen Sohn nennen, ich! — aber meine Tochter! — Sollte ich ihr dieſes Geheimniß entdecken? — Sie liebt ihren Couſin.

Werner. Ah!

Graf (mit Thränen). Sie hat es mir ſelbſt geſtanden, Werner — da ſehen Sie wohl, daß ich ſchweigen mußte.

Werner. Sie liebt ihn!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Franz.

Franz. Die Frau Fürſtin von Waldorf ſchickt mich nach dem Herrn Grafen. Der Notar wäre da.

Werner. Sie vermählen ſie? — (Mit voller Anſtrengung). Laſſen Sie ſich nicht zurückhalten, Herr Graf.

Graf. Wir ſehen uns wieder. — Ich muß Sie wiederſehn — muß noch mit Ihnen ſprechen. (Für ſich im Abgehn.) Unglücklicher junger Mann!

Zehnter Auftritt.

Franz. Werner.

(Werner ſinkt vom Schmerz ergriffen in einen Seſſel am Tiſche rechts, verbirgt das Geſicht in die Hände und ſchweigt).

Franz. Was iſt ihm nur? — Herr Werner! — Mein lieber Herr Werner! — Mein Gott, was iſt denn vorgefallen?

Werner (wie irr aufſtehend). Ein Pferd — ein Pferd, das mich ſchnell von hier fortbringt!

Franz. Was? — Sie wollen fort?

Werner. Leb wohl, Franz! — ich will ſelbſt in den Stall und ſatteln ... (ſtehen bleibend). Aber vorher — (nach rechts gehend).

Franz. Wo wollen Sie denn hin?

Werner. Auf dem geheimen Wege das Käſtchen noch mitnehmen, in dem die Briefe meiner Mutter liegen — (für ſich) und Helenens Portrait, das meine Hand verſtohlen entwarf, und das ich ſo tauſendmal betrachtete! — Iſt es doch der einzige Schatz, der mir noch bleibt. — Nein, nur im Tode laß ich es! (geht rechts ab).

Elfter Auftritt.

Franz. Dann Helene.

Franz. Herr Werner! — So hören Sie doch Herr Werner!

Hel. (links im Brautanzuge auftretend). Nun, da wäre ich fertig! — Köſtliche Sachen!

Franz. Oh, er bringt ſich gewiß um's Leben!

Hel. Ums Leben bringen! — Wer denn, Franz?

Franz. Wer? — Oh, was geht denn das Sie an, gnädige Comteſſe? Sie ſind geſchmückt, geputzt, heiter und glücklich — andrer Kummer geht Sie nichts an! — Man wartet ſchon auf Sie! — Eilen Sie! — Ach es iſt furchtbar! ſchrecklich!

Hel. Franz, Du ſollſt es mir durchaus ſagen! — Du weinſt ja ſogar!

Franz. Ja ich weine, und er auch — er vergoß Thränen der Verzweiflung! — Oh, er bringt ſich gewiß um, der arme Herr Werner! — Fortgejagt zu werden! — Und Ihr Herr Vater weiß doch was er ihm verdankt, daß ohne ihn Sie vielleicht nicht mehr hier wären...

Hel. Ich! ich?

Franz. Habe ich geſagt Sie? gnädige Comteſſe! O nein, nein, ich habe nichts geſagt.

Hel. Erkläre Dich doch deutlicher, Franz!

Franz. Nein, ich habe nichts geſagt! — Uebrigens mißfiel er Ihnen ja auch ſtets — nun, Sie werden ihn nicht wiederſehen, das iſt ja Alles!

Hel. Du wirſt mir's ſagen, Franz —

Franz. Nein, es geſchieht nicht.

Hel. Ich will aber nunmehr alles wiſſen! und wenn Du es mir nicht ſagſt, ſo frage ich meinen Vater darnach.

Franz. Ihren Vater? — O nein, nein! der Herr Graf darf nicht wissen —

Hel. Es betrifft also ein Geheimniß?

Franz. Für alle Welt.

Hel. Ausgenommen für Dich! Und mithin sollst und mußt Du sprechen. — Mein Vater verdankt ihm viel — Ohne ihn wäre ich vielleicht nicht hier? — Warum denn?

Franz. Warum? — weil er Sie gerettet hat. — Nun, ja denn! ich habs gesagt! — Das Herz ist mir zu voll und ich muß es zur Schande für alle Undankbare ausschütten.

Hel. Franz!

Franz. Oh, das betrifft nicht Sie, Comtesse — Sie wissen von nichts, Sie können sich auf nichts mehr besinnen, Sie!

Hel. Nein, auf nichts.

Franz. Sie wissen nicht, weshalb dieser junge Mann hierher gekommen ist? Und doch haben Sie ihn herbeigerufen.

Hel. Ich?

Franz. Ja, Sie! ... in Ihrer Krankheit — in Ihrem Schlafe — wovon Sie beim Erwachen keine Erinnerung mehr hatten! Damals als Sie voraussagten, was geschehen werde — den Tod des armen Schäfer — den Brand des Wirthshauses in Friaul —

Hel. Franz, Du erschreckst mich!

Franz. Sie haben ihn aufgesucht, Sie! — Sie haben ihn zu sich gerufen — seine Gegenwart be-

ruhigte Sie — niemand aber hier wußte es — und auch ich wußte es nicht, ſo gut wie alle Welt; aber eines Tags erfuhr ich es — an demſelben Tage, wo Ihre Frau Tante und deren Herr Sohn ankamen — ja, da entdeckte ich, daß das Zimmer des Herrn Werner und das Ihres Herrn Vaters durch eine geheime Treppe, die ich noch nie geſehen hatte, miteinander in Verbindung ſtanden. Von Staunen gefeſſelt blieb ich verborgen ſtehen und hörte wie Herr Werner Ihren Herrn Vater beſchwor, ihn fortreiſen zu laſſen. Er ſagte ihm mit einem Ausdrucke, der das Herz zerriß: Ich liebe Ihre Tochter, Herr Graf, ich liebe ſie und dieſe Liebe tödtet mich. Meine Vernunft verirrt ſich! Laſſen Sie mich fort! — Dann traten Sie ein, Comteſſe; Sie gingen, Sie ſprachen im Schlafe und ſagten zu ihm: Werner, bleiben Sie oder ich ſterbe! Und er blieb, der arme junge Mann, der Sie ohne Hoffnung liebte, und ſein Bleiben hat Ihnen die Geſundheit wiedergeſchenkt, die Sie einem andern verdanken zu müſſen glaubten. Er hat ſich verachten, beleidigen, mißhandeln laſſen von aller Welt, und heut, wo man ſeiner Hingebung nicht mehr bedarf, heut jagt man ihn fort.

Hel. Was habe ich gehört! — Ja, es giebt Augenblicke, wo meine Gedanken mir nicht mehr angehören und in Träumen ſich verlieren, von denen mir keine Erinnerung zurückbleibt. Ich alſo habe Werner herbeigerufen! Ich habe ihm geſagt, daß er bleiben ſolle! — Ja, ja! dann muß er fort! fort! Ich würde es nicht mehr wagen, die Augen vor ihm aufzuſchlagen.

nen, vom Strom umbrauſten Hütte. Ihr Geliebter, ein junger Schiffer aus einer entlegnen Gegend, war ſeines Berufs wegen in der Ferne, und ſie konnte ihn auch ſobald nicht wieder zu ſehn hoffen. Nun kam die Feier des Johannistages, der allemal im nahen Dorfe mit Tanz und Sang begangen ward; Ihr Bruder hatte eine Braut im Dorfe und freute ſich ſchon ſehr auf das liebliche Feſt; aber für Agatha war keine Freude zu hoffen, da ſie ſie nicht mit dem Entfernten theilen konnte, ob ſich gleich viele Jünglinge beſtrebt hätten an ſeiner Statt ſie zum Reigen zu führen. — Doch konnte ſie ſich, als nun der ſchöne Vorabend des Feſtes kam, nicht enthalten, auch die gewohnte Blumenfreude zu genießen.

Sie ging daher erſt in ihr Gärtchen an der Hütte, das von ſchlanken Erlen umſäuſelt ward, brach dort volle glühende Roſen, deren genug am Haſelzaune ſtanden, brach ſtarkduftenden Thymian und dunkle Nelken, und legte Alles in ihr Binſenkörbchen. Drauf eilte ſie mit kindlich frohem Eifer hinaus ins Feld, um auch blaue Cyanen und helle Purpurmohnen zu holen. Die hohen goldnen Kornfelder wogten im Schein der Sonne, die ſich eben zum Untergange neigte und ihre Spitzen mit flüchtigem Purpurroth beſtreifte.

Agatha hatte abſichtlich eine Gegend gewählt, welche vom Dorfe abwärts lag, und wo ſie nun

Franz. Aber gnädige Comteſſe!

Hel. Warum haſt Du geredet, Franz! — Du mußteſt mich in meiner Unwiſſenheit laſſen! — Er liebt mich! — er hat mich gerettet! — ich wußte es ja nicht und war alſo nicht ungerecht, nicht undankbar! Er liebt mich! und er hat mir es nie geſagt, mir, deren Willen doch dem Seinen gehorchte! O er hat wohl ſehr viel leiden müſſen, nicht wahr?

Franz. Ach, ja wohl! ... und er leidet noch — wenn Sie ihn nur geſehen hätten, ſo wie ich.

Hel. Still, Franz ſtill! .. da iſt er! — Du haſt mir nichts geſagt! — nichts! — ich weiß von nichts!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Werner.

Werner. Und nun fort! (erblickt Helenen) Sie hier! — Ach, meine Kräfte ſchwinden!

Franz. Sie wollen alſo doch fort, Herr Werner?

Werner. Ja, Franz! ich gehe. — Ich ſollte erſt in einigen Tagen abreiſen, aber es iſt beſſer, es geſchieht heute, augenblicklich. — Leb wohl, Franz! — Gnädige Comteſſe — leben Sie wohl! (zu Franz) Suche mich nicht zurückzuhalten und ſage niemand etwas davon. (Zu Helenen). Sie — werden ſich vermählen, gnädige Comteſſe ... Wenn Ihr Glück von meinen innigſten Wünſchen abhängt — ſo werden Sie recht glücklich werden! ... Ihr künftiger Gemahl ... liebt Sie ... ſeiner Liebe, ſeiner Anbetung werden

Sie ein Glück verdanken ... (Helene macht eine Bewegung.) Was mich betrifft, so habe ich nur die einzige Bitte ... vergessen Sie mich! (für sich im Abgehn.) Ach! warum mußte ich Sie wiedersehn!

Dreizehnter Auftritt.

Helene. Franz.

Hel. Er ist fort!

Franz. Ach gnädige Comtesse! und nicht Ein Wort, nicht Einen Blick, um ihn zu trösten!

Hel. Sollt ich ihn denn sehen lassen, daß ich weine?

Franz. Sie weinen?

Hel. Franz! — Er ging ja fort, ohne mir auch nur das geringste über sich selbst zu sagen — ohne mit mir von dem zu sprechen, was er für mich gethan hat! — Ich that Unrecht, nicht wahr, ihn so fortgehen zu lassen?

Franz (am Fenster). Er geht über den Hof ... er steigt zu Pferde.

Hel. Wenn er jetzt da wäre ...

Franz. Nun? wenn!

Hel. Ich glaube, ich würde es wagen, ihm zu danken. — Aber er darf nicht fort! — Nein, er darf es nicht! Franz, halte ihn zurück.

Franz. Oh, gnädige Comtesse, das ist ein guter Gedanke! Er muß noch hier Papiere in Ordnung zu bringen, Rechnungen abzulegen haben.

Hel. Ja, ja, so ists. Eile, lauf, und gieb

ihm das als Grund an, um ihn zurückzuhalten. Er muß wissen, daß ich nicht undankbar bin! Und er kann doch auch nicht so fort, ohne meinen Vater noch einmal gesehen zu haben.

Franz. Vielleicht komme ich noch Zeit genug. (Er eilt ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Helene allein. Sie tritt an's Fenster.

Dort ist er noch! — Mein Gott, wie blaß! — wie leidend er aussieht! — Er sieht noch einmal hieher. (Sie zieht sich einen Augenblick vom Fenster zurück). Sollte er mich gesehen haben? (geht wieder hin). Nein! — er reitet fort — und Franz ist noch nicht da! — Wo bleibt er nur? — Er ist schon am Gitter-Thore! — Zu spät, Franz! Zu spät! — Ah, da ist er endlich! — Er läuft, er ruft, — die Leute im Hause vereinigen sich mit ihm! — Aber hört er sie denn nicht? — Da wendet er den Kopf — er hält an! (Sie sinkt in einen Sessel am Fenster).

Funfzehnter Auftritt.

Helene. Albert. Der Graf.

Graf. Ich dachte Du würdest zu uns in den Saal kommen: wir warteten auf Dich, Helene.

Hel. Liebster Vater!

Alb. Sie wissen, theure Cousine, daß ich stets bereit bin, Sie zu entschuldigen, und diesesmal würde

mir ſelbſt meine Mutter keine Vorwürfe darüber machen. Jedenfalls hat Ihre Toilette Sie ſo lange aufgehalten, aber dafür ſind Sie auch über alle Beſchreibung reizend! (ſich ihr nähernd). Sie ſcheinen bewegt!

Hel. Ich, lieber Couſin? — o nein — nein.

Graf. Und doch, mein Kind! Du ſcheinſt traurig.

Hel. Ach nein, lieber Vater! Ich bin glücklich, ſehr glücklich!

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Die Fürſtin. Dann Franz.

Fürſtin (zum Grafen). Sie haben ſich alſo doch entſchloſſen Ihrem Herrn Werner ohne Umſtände die Thüre zu zeigen?

Graf. Ich? woher glauben Sie das?

Fürſtin. Oder es müßte wahr ſeyn, wie man mir ſagte, daß er fortgeht, ohne jemand davon zu benachrichtigen.

Graf. Er?

Fürſtin. Er ſoll ſchon ſein Pferd in Galopp geſetzt haben und würde bereits weit weg ſeyn, wenn Ihre Leute ihm nicht nachgelaufen wären.

Graf. Meine Leute, das iſt ein Irrthum! — Er muß noch mit mir ſprechen und das that er noch nicht.

Fürſtin. Wenn ich Ihnen nun aber ſage, daß er ſchon fort war und man alle mögliche Mühe von der Welt hatte, um ſeiner wieder habhaft zu werden.

Graf. Aber wer hat ſich denn erlaubt — ? Nein, das iſt unmöglich!

Franz (eintretend). Ei freilich, ganz unmöglich!

Fürſtin. Was?

Franz. Ich bitte Ihro Durchlaucht unterthänigſt um Verzeihung, aber der Herr Graf hat Recht — es war unmöglich daß Herr Werner auch nur daran denken konnte fortzureiten, wie man es gerne hätte auslegen mögen, ohne erſt mit dem Herrn Grafen geſprochen, ohne ſeine Rechnungen in Ordnung gebracht zu haben.

Fürſtin. Wie? er ging fort, ohne Rechnung abgelegt zu haben!

Graf. Liebe Schwägerin, wer hat Ihnen denn nur fürs erſte geſagt, daß er wirklich fortgehen wollte!

Franz. Ganz recht! — es war ein bloßer Spazierritt, wie er es hundertmal gethan hat. — Uebrigens verſichert er aber auch, daß man alles vollkommen in der Ordnung würde gefunden haben, und das kann man ihm wohl glauben. — Das iſt aber auch jetzt einerlei: als er eben fortreiten wollte, beſann er ſich, daß er noch mit dem Herrn Grafen zu ſprechen, daß er ihm wichtige Gegenſtände zu übergeben habe — es war Zerſtreuung — Vergeſſenheit — weiter nichts!

Fürſtin. Ich will in eine ſo bedenkliche Sache nicht weiter eingehn. Ich habe Ihren Herrn Werner nie ſehr geliebt, aber es ſollte mir für Sie, Herr Graf, ja, für ihn ſelbſt ſehr leid thun, wenn ſein Betragen zu Verdacht Veranlaſſung geben könnte —

Alb. Liebe Mutter!

Hel. Tante!

Fürstin. Ich sage nichts weiter.

Franz. Sowie ich ihm nur zwei Worte gesagt hatte, ist er auf seine Zimmer geeilt und hat mich dringend gebeten, anzufragen, ob der Herr Graf ihn nicht auf der Stelle annehmen wollten.

Graf. So geh und sage ihm, daß er kommen soll.

Franz. Ja, Herr Graf, ja, ich gehe, und dann wird man sehen.

Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Werner.

Werner (bleich und verstört eintretend). Herr Graf! Herr Graf!

Graf. Was ist Ihnen? Werner!

Werner. Herr Graf, Sie haben mich gewiß nicht wieder zurückholen lassen, um mir noch einen Schimpf anzuthun? um mich noch zu entehren? Diese Banknoten — diese 100,000 Gulden, die ich in Ihrer Gegenwart in das Schreibepult legte... Sie haben sie wieder herausgenommen — nicht wahr? — sie befinden sich in Ihren Händen? — O sagen Sie es doch! sagen Sie es! Sie sehen, daß ich darnach dürste es zu hören! daß mein Blut siedet! daß ich sie nicht mehr gefunden habe!

Graf. Was sagen Sie? Da muß man nachsuchen!

Werner. Aber ich habe bereits alles durchſucht, alles aufgebrochen. Sie ſind nicht mehr da! (Allgemeine Bewegung).

Fürſtin (für ſich). Ei das wird bedenklich!

Graf. Beruhigen Sie ſich, Werner! beruhigen Sie ſich, mein Freund!

Werner. Vor zwei Tagen noch, Herr Graf als ich meine Papiere, meine Rechnungen ordnete, habe ich ſie noch geſehen, ſie in den Händen gehabt... ſo wahr als ich vor Ihnen ſtehe — ſo wahr als Gott mein Zeuge iſt! — Und Sie haben ſie nicht ſelbſt? Sie haben Sie nicht? O mein Gott! mein Gott! —

Graf. Franz! man ſoll ſogleich alle meine Leute befragen! — Ich habe gegen keinen einzelnen Verdacht, aber alle müſſen in dieſem Augenblicke zur Unterſuchung gezogen werden. Niemand ſoll aus dem Hauſe — niemand! (ergreift Werners Hand). Außer Sie, Werner, wenn Sie es wünſchen.

Werner. Ich? — ich, Herr Graf! — aber ich kann ja jetzt nicht mehr von hier weichen! — ich liege ja auf der Folter!

Fürſtin (für ſich). Das iſt aber doch bei alledem ſehr ſonderbar!

Graf. Es wird klar werden — man wird ja erforſchen — es iſt ja unmöglich, daß eine ſolche Summe verſchwunden ſeyn kann!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen Sophie.

Sophie (bringt ein Käſtchen in der Hand). Verzeihen Sie, da jedermann hier in Verdacht kommt, ſo muß ſich auch jedermann hier rechtfertigen: Herr Werner ſo gut wie wir andern.

Graf. Ich verbiete Ihnen ...

Werner. Oh, laſſen Sie ſie nur! — Ja, ich wie alle andre! ich zuerſt! — Man unterſuche alſo —

Franz (zu Sophie). Nun? was iſts denn nun weiter? — Herr Werner nahm als er fortritt, unter dem Reiſemantel ein kleines Käſtchen mit! Was iſt denn das für ein Unglück, wenn er ſein Eigenthum mitnimmt. (Nimmt das Käſtchen aus Sophiens Händen). Thun Sie doch nur nicht ſo heimlich damit. (Stellt es auf den Tiſch). Nun, da ſteht es alſo, das Käſtchen! da ſteht es. — Soll er es nun nicht auch etwa, um ſich zu rechtfertigen, hier in Ihrer Gegenwart aufſchließen? — O ja, das wird er auch! — Machen Sie es doch auf, Herr Werner!

Werner (für ſich). O mein Gott! — das Portrait! — Wie ſoll ich es vor ihren Augen verbergen?

Fürſtin (für ſich). Wie verlegen er iſt!

Franz. Machen Sie es nur vor Allen hier auf, um Jeden, der Sie verdächtigt, zu beſchämen! Man wird Sie dann wenigſtens beſſer kennen lernen, wird Ihnen Gerechtigkeit wiederfahren laſſen.

Werner. Ich — man verlangt — man begehrt — (für ſich) was ſoll ich thun? — o mein Gott

Graf. Nein, Werner! Ich verbiete es Ihnen! (Zu Sophie) Gehen Sie, und kein Wort weiter (Sophie zieht ſich zurück.)

Hel. Und man hätte glauben können, daß er...!

Fürſtin (für ſich). Alles das iſt ungemein peinlich für mich. (Leis zu Werner). Mein Herr, ich weiß zwar nicht, was ich von Ihrem Zaubern denken ſoll — ich will es auch gar nicht zu errathen ſuchen — aber mein Bruder hatte Ihnen ſein ganzes Vertrauen geſchenkt — dies ſoll nicht getäuſcht werden. — Gehen Sie, gehen Sie ohne Furcht, die fehlende Summe wird ſich wiederfinden — es ſoll meine Sorge ſeyn.

Werner. Nein, gnädigſte Frau! ich öffne das Käſtchen! ich öffne es! — (er hält plötzlich zu dem Tiſche tretend ein). Aber nur vor dem Herrn Grafen... nur vor ihm allein!

(Allgemeines Verwundern. Augenblick des Schweigens. Alles zieht ſich langſam in den Hintergrund.)

Fürſtin (für ſich). Ach, ich fürchte, es nur zu gut errathen zu haben.

Alb. Liebe Mutter! (nähert ſich Werner) Ich hatte nicht vorher die Ehre, Sie zu kennen, Herr Werner, aber ich habe Sie jetzt gehört, und halte Sie der Achtung unſrer aller für werth.

Graf (drückt ohne etwas zu ſprechen, Albert die Hand, um ihm zu danken).

Franz (zu Albert). Ah, Sie vertheidigen ihn! Sie ſind ein braver junger Mann.

Werner. Hier iſt der Schlüſſel, Herr Graf! — öffnen Sie das Käſtchen.

Graf. Nein, Werner — ich nehme Ihrerſeits keine Rechtfertigung an.

Werner. Und doch muß es ſo ſeyn — Sie ſehen es ſelbſt — nehmen Sie alſo... wenn Sie das Käſtchen geöffnet haben, werden Sie ſelbſt einſehen, warum ich die Blicke aller Andern vermeiden wollte.

(Der Graf geht zum Tiſche. Alle übrigen Perſonen ſind im Hintergrunde gruppirt, ängſtlich das Ende des Auftritts erwartend.)

Graf (das Käſtchen öffnend). Allmächtiger Gott! — Banknoten! — Dieſe Summe! (Er legt ſchnell die Hand auf den Deckel und ſchlägt ihn wieder zu).

Fürſtin. Der Graf bebte zuſammen!

Werner (zum Grafen, der langſam zu ihm trat). Hatte ich Unrecht, Herr Graf?

Graf. Werner! Werner! — ſehen Sie mich an! — Iſt das Käſtchen hier nie aus Ihren Händen gekommen?

Werner. Nein, niemand als ich hat es jemals geöffnet.

Graf. Das iſt aber unmöglich!

Werner. Was wollen Sie damit ſagen?

Graf. Still! um Gotteswillen ſtill! Sie ſtürzen ſich ins Verderben!

Werner. Ich? mich?

Graf. Sie machen ſich unglücklich!

Werner. Aber was iſt denn das? Laſſen Sie

ganz einsam war mit ihren Träumen. Sehr schöne Blumen fand sie hier, und flocht die herrlichsten farbigen Kränze. Als sie aber nun die liebliche Arbeit geendet hatte, sagte sie auf einmal wehmüthig nachdenkend zu sich selbst: Aber wem geb' ich sie nun, die schönen Kränze? Ach er ist fern, und wer weiß, ob er mir je wieder kehrt, mein guter freundlicher Johannes! — Dies war der Name ihres Geliebten, wie der des Festtags. —

Doch jetzt kam ihr mit einem Male ein Gedanke, hell wie der Sonnenschimmer, der sich aus Westen goß. Sie eilte nach der stillen Feldkapelle, die sich nicht fern davon am Fuße eines Hügels hob. Dort war ein Bild des heiligen Johannes, des Schutzheiligen ihres Geliebten. Sie trat in das einsame Heiligthum, die rothe Abendsonne schien eben durch die hochgewölbten Fenster und hob das ehrwürdige Bild hervor. O Du, rief Agatha, Schutzheiliger meines Einziggeliebten! Zu Deinen Füßen will ich die bunten Freudenkränze niederlegen! ein Opfer der Andacht und Treue. — O mein Gott! rief sie und sank inbrünstig betend auf die Knie, beschütze Du mit Deinen Heiligen die fernen Schritte meines Treuen!

Und kaum hatte sie so gebetet, da war es als ob in dem Augenblicke ein weißer, flüchtiger Schatten an ihr vorüber strife. Die Blumen der Kränze, die sie zu Füßen des Heiligen gehangen hatte,

mich doch sehen! (Er tritt an den Tisch, öffnet das Kästchen wieder und stößt einen Schrei aus.) Ha!

Franz (hat sich mit den übrigen Personen wieder dem geöffneten Kästchen genaht, das Werner vor Schrecken umstürzte und halb ausschüttete.) Banknoten! — und ich war es! — O mein Himmel! — Es ist nicht möglich! — Nein, Herr Werner, es ist nicht möglich!

Werner (aufschreiend). Nein! nein! (er wankt und hält sich an den Tisch, zu dem er trat) Sie glauben es nicht? — Niemand hier glaubt es? — Diese Summe, ich habe sie nicht entwendet! — Aber wer, wer kann es mir sagen, wie sich das alles hier, hier findet? — O mein Gott! giebt es denn niemand, der mich rechtfertigen will?

Hel. Ich! ich, Werner! ich werde es! Und dachten Sie denn nicht gleich an mich? — Habe ich nicht Sie zu meinem Beistand mir gerufen, ... warum rufen Sie mich nicht auch zu dem Ihrigen? — Haben nicht Sie mir das Leben gerettet, warum sollte ich Ihnen nicht auch die Ehre retten?

Graf. Helene!

Alb. Was ist das?

Hel. Sie wissen es hier nicht, daß Sie es mir befehlen könnten — daß mein Wille dem Ihrigen unterworfen ist ... befehlen Sie mir es also doch, Ihnen die Menschen zu nennen, die Sie ins Verderben stürzen wollen ... vor einem Monate noch würde ich sie gestannt haben! — Aber warum sollte ich es jetzt nicht

mehr können, da es darauf ankommt, Sie zu retten! — Oh, ich werde es können, Werner! ich werde es!

Graf. Meine Tochter!

Fürstin. Helene!

Hel. Lassen Sie mich! — lassen Sie mich! — Ja — ich fühle es... O Werner! Werner! (Sie sinkt in einen Sessel. Von diesem Augenblicke an beginnt eine leise Musik im Orchester, die bis zum Schlusse des Stücks fortdauert).

Graf. Großer Gott!

Fürstin. Was bedeutet denn das alles?

Franz. O still!

Hel. (im magnetischen Schlafe). Forscht nicht nach! — ihr würdet es doch nicht errathen... Mein Vater — Vater! .. Helene ist es... vorgestern... als sie allein war ... es ist ihre Mitgift ... sie hat sie dorthin gelegt... neben ihr Portrait... für ihn!...

Alb. (ergreift Werners Hand). Denn sie liebt ihn, und er ist ihrer werth.

Franz. Sagte ichs nicht gleich!

Hel. (im Schlafe fortsprechend). Sie that unrecht daran — sehr unrecht — man hat ihn in Verdacht — ihn! — o mein Gott! — seine Ehre! — oh!

Fürstin. Mein theures Kind!... noch kann ich mir aber nicht erklären...

Alb. Liebe Mutter! wecken Sie sie ja nicht auf. — (Zu Werner). Sie verdienen sie mehr als ich.

Graf. Werner! — mein Sohn!

Alb. Sie erwacht ... (zum Grafen) bleiben Sie ... bleiben Sie da!

(Albert und die Fürstin entfernen sich einige Schritte. Franz eben so. Der Graf ergreift die Hand seiner Tochter. Werner kniet neben ihr.)

Hel. (blickt, als sie erwacht ist, rings um sich her und sieht die Gruppe). Gott! ich habe gebetet!

(Sie sinkt in die Arme ihres Vaters.)

Ende.

Eva.

—++—

Drama in fünf Aufzügen.

Nach Leon Gozlan bearbeitet

von

Th. Hell.

Personen:

Der Herzog von Kermare.
Der Marquis von Kermare, sein Sohn.
Der Vicomte von Rosamberg.
Der Graf d'Apremire.
Der Chevalier de Gondrin.
Der Capitain Montbrün.
Daniel, Quäker.
Eva, seine Tochter.
Renè.
Taboureau.
Joseph, Stadtbote.
Simon, } Daniels Diener.
Toby, }
Caprice, Sclavin des Marquis.
Montreuil, Diener desselben.
Freunde des Marquis.
Quäker und Quäkerinnen.
Marine-Offiziere.
Sclaven.

Die Scene im ersten und fünften Aufzuge in Philadelphia, im zweiten, dritten und vierten in Quebec.

Erſter Aufzug.

Die Bühne ſtellt das Innere einer Quäkerwohnung vor, einfach, reinlich und ſauber. Seitenthüren und Thüre in der Mitte. Statt aller Meublen hölzerne Bänke und eichne Stühle. Ein Spinnrad links. Auf derſelben Seite ein Fenſter in den Garten. Beim Aufgange des Vorhanges lieſt Toby, als Quäker gekleidet, in einer großen, auf einem Stehpulte offen liegenden Bibel. Um ihn her ſtehen junge Quäkerinnen, die mit größter Aufmerkſamkeit zuhören.

Erſter Auftritt.

Toby. Simon. Quäkerinnen.

Toby (lieſt). „Ein ſtarkes Weib iſt köſtlicher als Alles, was vom Ende der Welt dir gebracht wird.

„Das Herz ihres Mannes ſetzt ſeine Zuverſicht auf ſie.

„Sie ſteht auf, wenn es noch Nacht, und ihre Finger ergreifen die Spindel.

„Sie hat dem Cananäer einen Gürtel gegeben.

„Anmuth ist trügend und Schönheit ist eitel; aber das Weib, das den Herrn fürchtet, wird Lobes die Fülle haben.“ (Er macht das Buch zu.) Geht nun, liebe Schwestern, und ahmt der starken Frau nach, welche das heilige Buch Euch als Muster vorstellt. Daniel, unser geliebtes Oberhaupt, haben wichtige Geschäfte abgehalten, selbst diesen Unterricht Euch zu geben; wenn aber Eine oder die Andere seines Rathes bedarf, so wird sie ihn hier zur Stunde, wo er Recht zu sprechen pflegt, bereit finden, sie zu hören. (Die Quäkerinnen gehen ab.)

Zweiter Auftritt.

Toby. Simon.

Toby. Da bist Du nun, lieber Bruder Simon, bald nach Deiner Anherkunft in unsre Sitten und Gebräuche eingeweiht und wirst Diener des Hauses Daniels, des Oberhaupts der Quäker und erster obrigkeitlicher Person in Philadelphia.

Sim. Wie glücklich bin ich, hier aufgenommen worden zu sein! Ich werde also in Ihre Stelle treten, lieber Oheim?

Tob. Entwöhne Dich, mein Freund, des üblen Gebrauchs, in dem Lande, wo Du jetzt bist, Sie zu sagen.

Sim. Es wird mir nicht leicht werden, lieber Oheim, das muß ich gestehen, mich nach diesem

Sprachgebrauche zu richten, da ich eben erſt aus London komme, wo man ſelbſt die Jagdhunde unſrer Lords nicht duzen darf. Aber ſage mir doch nun alſo auch, lieber Oheim, was ich hier im Hauſe, wo man mich ſo großmüthig aufgenommen hat, zu thun habe? Bin ich denn Daniels Kammerdiener?

Th. Die Quäker, mein Freund, haben keinen Kammerdiener.

Sim. Alſo ſein Kutſcher?

Th. Die Quäker gehen ſtets zu Fuße.

Sim. Aber auf welche Art bin ich denn dann ſein Diener.

Th. Du wirſt ihm in ſeinen Arbeiten helfen.

Sm. Ich ſehe ſchon, daß ich da ganz beſonders Daniels Koch ſein werde; denn wenn auch die Quäker zu Fuße gehen, ſo ſetze ich doch voraus daß ſie eſſen müſſen. Was für eine Art von Küche liebt denn alſo der Herr Daniel? die italieniſche oder franzöſiſche?

Th. Die Quäker nähren ſich gröſtentheils nur von Zugemüſen und trinken nichts als Waſſer.

Sm. Du ſpaſeſt.

Th. Rede nicht ſo, mein Bruder! Wenn Daniel Dich hörte, würde er glauben, Du habeſt den Laſtern der Welt, die Du verlaſſen, noch nicht ganz entſagt, und ſeieſt daher in Deinem Herzen noch kein ächter Quäker.

Sm. Daniel würde mich dann falsch beurtheilen. Er hat mich bei meiner Ankunft in Amerika freundlich aufgenommen, hat mir eine Anstellung in seinem Hause gegeben; ich werde ihm daher zeitlebens dankbar sein. Uebrigens sieht er so gütig aus, daß man ihn liebt, ehe man ihn noch näher kennt.

Th. Und wenn man ihn näher kennt, so liebt man ihn immer mehr. Er ist nachsichtig für Andere, streng nur gegen sich und die Seinen, gerecht gegen alle, als obrigkeitliche Person aber unbeugsam.

Sm. Sage mir doch, lieber Oheim, ist er Quäker von Geburt?

Th. Neugierde sehen wir als ein großes Laster an.

Sm. Vergieb! So werde ich doch wohl wenigstens nach der Ursache der Traurigkeit fragen können, die mir vom ersten Tage an bei ihm so auffiel.

Th. Daniel ist traurig, weil seine Tochter nicht bei ihm ist.

Sm. Er hat also eine Tochter!

Th. Ein junges, sanftes, schönes, geliebtes Wesen. Sie ist die schönste und angebetetste unter allen! — Seit länger als drei Monaten ist sie schon abwesend von hier und nie noch hatte ihre Entfernung so lange gedauert.

Sm. Und wohin geht sie denn bei diesen unruhigen Zeiten, wenn sie das väterliche Haus verläßt?

Th. Keiner von uns weiß es, selbst ich alter Diener des Hauses nicht. Plötzlich verläßt sie ihre Arbeiten, geht, und wir bleiben Wochen, ja Monate lang ohne sie zu sehen; dann aber erscheint sie in einem Augenblicke, wo man sie nicht erwartete, wieder unter uns.

Sm. Und auch ihr Vater weiß die Zeit ihrer Rückkehr nicht?

Th. Auch er nicht. Seit zwei Monaten geht er täglich an das Thor von Philadelphia, und wartet dort auf sie. Daher hat er es mir auch heut überlassen, an seiner Stelle das Frühgebet zu halten, denn diese lange Entfernung beunruhigt ihn sehr.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Daniel.

Th. Nun? Gute Nachrichten?

Dan. Traurige. Die Straße nach Philadelphia ist verlassen und die Engländer haben in der Provinz Jersey die Oberhand. Der Kampf zwischen ihnen und den Amerikanern ist verzweifelnd. Von einem Augenblicke zum andern können wir von der Niederlage unsrer Brüder, der Independenten, hören. Philadelphia steht in Erwartung, die um so peinlicher ist, als der Sturm der letzten Nacht, der diesen Morgen noch heftiger geworden, alle Mittheilung vom Meere her

regten sich flüsternd, und ihr war als höre sie deutlich ein dumpfes schauerliches Stromgebrause, obgleich die Luft ganz still und der Strom weit entfernt war.

Erschrocken sprang sie auf, und eilte mit fliegenden Schritten nach ihrer Wohnung zurück. Eine angstvolle Ahndung trieb sie vorwärts. — Die Sonne war indeß ganz untergegangen, und selbst die Abendröthe hatten aufsteigende Wolken bedeckt. Eine trübe regnigte Dämmerung lag auf den Ufern. Der Strom ging hoch, und re,te sich mit unterirdischem, fürchterlichem Brausen. — Da sah sie am entfernten gegenseitigen Ufer ein kleines Fahrzeug mit den Wellen kämpfen. Sie flog um ihren Bruder zu holen, und zeigte ihm den traurigen Anblick. O Gott, mein Bruder, sagte sie, wer weiß welch armer Fremdling dort sich unserm wilden Strome anvertraut hat, dessen Gefahren er nicht kennt!

Und kaum hatte sie diese Worte gesprochen als ein Wirbel das Fahrzeug faßte, es niederschleuderte und den unglücklichen Ruderer in die schlagenden Fluten stürzte. —

Bei diesem Anblick eilten die Geschwister den Nachen loszubinden, und mit vereinten Kräften auf dem ihnen bekanntern Elemente dem Unglücklichen Hülfe zu bringen. Sie kamen bei ihm an als er eben untersinkend, zum letzten Male sich empor arbeitete, und sie nun deutlich sein Gesicht sehn

unterbricht. Ich wollte aus dem Thore meiner Tochter entgegen gehen, aber der Sturm hat mich zu Boden geworfen; dann versuchte ich es, mich in ein Boot zu setzen, um den Fluß herabzuschiffen, wenn sie vielleicht von dort her käme. Aber es war unmöglich! das Boot konnte nicht abfahren. Wenn meiner Tochter ein Unglück zugestoßen wäre! Meiner geliebten Eva! — Oh, wie kann ich —

Bote der Stadt (außerhalb). Daniel! Daniel!

Dan. Das ist der Stadtbote.

Tb. Er kommt mit einigen unsrer Brüder hierher.

Dan. (für sich). Was wird er mir verkünden?

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Bote. Quäker.

D. Bote. Sieg! Sieg!

Dan. (für sich). Gottlob!... Nachrichten dann auch von meiner Tochter! (laut) O sprich und sage an, was sich ereignet hat. Hört! hört!

Bote. Dreitausend Mann englischer Truppen machten den Insurgenten seit 10 Tagen und 10 Nächten die Besetzung der Provinz Jersey streitig. Die Insurgenten erlagen der Ermattung, und 3000 Engländer deckten die Höhen eines fürchter-

lichen Hohlweges. Aus dieſer Lage mußten ſie um jeden Preis vertrieben werden, oder Jerſey war verloren. Sechsmal hatten die braven Amerikaner den Angriff verſucht, ſechsmal waren ſie zurückgeworfen worden. Schon wollten ſie das Schlachtfeld den Engländern räumen, ihnen Jerſey überlaſſen, als mitten unter ihnen die begeiſterte Jungfrau erſchien, welche ſie den Morgenſtern nennen.

Dan. (für ſich). Oh, endlich! (laut) Fahre fort.

Bote. Sie war in ihr langes, weißes Gewand gekleidet und ritt ein weißes Roß. An ihrer Stirn glänzte der Stern, der ihr jenen Beinamen erwarb. So ritt ſie vor der Fronte des amerikaniſchen Heeres hin, deſſen Linien durch Kanonenkugeln zerſtört waren. Die Unordnung hört auf. Ihre Gegenwart iſt der Befehl zu ſiegen oder zu ſterben. An der Spitze der geſchlagenen, zurückgeworfenen Krieger beginnt ſie mit ihnen die Felſenmauer hinanzuklettern, von welcher herab die Kartätſchen raſen. Sie war allen voraus; ſie ſang dem Herrn.

Dan. (für ſich). Meine Tochter kommt alſo zurück! (laut) Aber ende! ende!

Bote. Bei ihrer Stimme fanden die Krieger ihren Muth wieder; die Feinde, den nochmaligen Angriff nicht erwartend, wichen, ließen ihre Fahnen, ihre Kanonen zurück und flohen vor

diesem Würgengel, der sogleich während des Siegsgeschreis und dem Getümmel der Schlacht wieder verschwand. — Dies hab ich, Joseph, der Stadtbote, Dir, Daniel, als unsrer ersten Magistratsperson, zu sagen gehabt. (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Eva, als Quäkerin gekleidet.

Eva. Wo ist Daniel, wo ist mein Vater?

Dan. Ah, da ist sie! Oh meine Tochter, wie sehnsuchtsvoll wartete ich auf Dich! (zu den Quäkern) Brüder! die Sache unsrer Freunde siegt. Warum konnte es nicht ohne Blutvergießen geschehen! Geht, verbreitet Euch in die Stadt und verkündigt allen diesen Sieg. In einigen Augenblicken wird die Stunde schlagen, wo ich zu Gericht sitzen soll. Wer etwas anzubringen hat, stelle sich da ein, ich werde schnell und nach bestem Gewissen das meine thun. Geht! (die Quäker gehen ab.)

Sechster Auftritt.

Daniel und Eva.

Dan. Komm noch einmal in meine Arme.

Eva. O verzeihe mir, mein Vater, daß ich Dir nicht gehorcht.

Dan. Du bist doch nicht verwundet worden?

Eva. Die Kugeln haben mich dieſesmal, wie immer, verſchont. Ich bin mitten unter ihnen hingegangen, ohne ſie auch nur zu hören.

Dan. So willſt Du mich denn immer ängſtigen? Eva, Du hatteſt mir doch verſprochen —

Eva. Ich weiß, daß ich Unrecht that; aber eine Stimme, ſtärker als die Deine, rief mir. Immer vermied ich ſie, aber immer hörte ich ſie wieder. Sie folgte mir, wenn ich arbeitete, ſie ſagte mir ganz leiſe: verlaß das Haus deines Vaters, hörſt du die Kanonen nicht? Hörſt du nicht das Wehklagen deiner Brüder, der Amerikaner, die unter den Hufen der Roſſe, im Feuer der Kartätſchen ausathmen? Ich betete nun, betete heiß und immer heißer, aber die geheimnißvolle Stimme drang durch mein Gebet, beherrſchte es. Schlief ich ein, ſo ſprach dieſe Stimme mit mir in meinen Träumen, und erweckte mich. Endlich mußte ich ihr gehorchen. So eilte ich denn fort, ohne Dich geſehen, ohne Dir Lebewohl geſagt zu haben. Da ſiehſt Du nun, daß ſie vom Himmel kam, dieſe Stimme, weil ſie mich nicht getäuſcht hat.

Dan. Möchte ſie doch nie wieder ſich vor Deinen Ohren hören laſſen! Wenn eine Kugel Dich träfe, weißt Du denn nicht, daß ſie dann auch das Leben Deines Vaters trifft? Eva! ich bedarf es daß Du in meiner Nähe bleibſt, daß Du mich nicht mehr verläſſeſt. Ich habe ja Deine Mutter nicht mehr, und liebe Dich ſo ſehr.

Eva. Sei ruhig, Daniel, morgen beginne ich meine Arbeiten wieder. Du sollst mit mir zufrieden sein.

Dan. Du wirst sie nie wieder verlassen. Versprich es mir. — Wie? Du zögerst! — Träumst Du etwa noch von neuen Gefahren? Gott wird die Sache des Gerechten auch ohne Dich siegen lassen.

Eva. Warum rief er mich dann?

Dan. Und wenn dieser Ruf, den Du zu vernehmen glaubtest, nur ein bloßer Traum Deiner Einbildungskraft war?

Eva. Denke an Jeanne d'Arc, zu der auch eine solche Stimme sprach.

Dan. Jeanne d'Arc starb auf einem englischen Schafotte!

Eva. Aber Frankreich wurde frei!

Dan. Du erschreckst mich.

Eva. Höre, meine Vater, und Du wirst sehen, daß meine Sendung noch nicht zu Ende.

Dan. Sprich denn.

Eva. Auf meinem Zuge näherte ich mich den Gränzen Canada's, welche die amerikanische Insurrection noch nicht überschritt. Viele unsrer unglücklichen Brüder, denn es befinden sich zu Quebec Quäker gleich uns in großer Anzahl, verließen Tag vor Tag jenes Land und suchten, von Verfolgungen fortgetrieben, einen Zufluchtsort in den bereits von den Independenten eroberten

Gegenden. Ich befragte sie, und da erzählten sie mir weinend, daß sie vor den Verfolgern unsers Glaubens, vor einem Manne insbesondere flöhen, der sie rastlos quäle, der grausam, mitleidslos, ohne Grundsätze und blutdürstig sei.

Dan. Sein Name? Hörtest Du seinen Namen?

Eva. Es ist ein sehr großer Name: der des vormaligen Gouverneurs von Quebec.

Dan. Des ehemaligen Gouverneurs? Eines Franzosen?

Eva. Ja, eines Franzosen, des alten Herzogs von Kermare.

Dan. Des Herzogs von Kermare?

Eva. Ja, so heißt der Henker unsrer Brüder!

Dan. Man hat Dich getäuscht. Der Herzog von Kermare? Das kann ich nicht glauben. Er, der tapferste Degen, das treueste Ehrenwort, die edelste ritterliche Gestalt! Er, der durch seine glorreiche Niederlage bei Quebec, glorreicher als ein Sieg, sich selbst bei seinen Feinden den Beinamen des großen Besiegten erworben hat! Das ist unmöglich! Und wenn er es nun auch wäre, was darfst Du hoffen?

Eva. Ich hoffe, daß der Tag kommen wird, wo die Independenten in Canada einrücken. Ruft mich dann die Stimme von oben an die Spitze der Heere, so werde ich folgen, nicht allein um die Freiheit meines Vaterlandes zu vertheidigen,

ſondern auch, um die Quäker, meine Brüder, zu befreien. Ich werde dahin gehen, wohin der Ruhm mich ruft, und wäre es ſelbſt der des Märtyrerthums.

Dan. Kind, bleibe bei mir. Die Ruhe iſt hier wohlthuend. Warum dieſe ehrgeizigen Gedanken? Sie ſind nicht für uns geeignet, nicht für Dich, die ſo leicht erregt wird. Laß Dein Herz in meinen Händen, ich werde es behüten, daß es nicht im Ruhme ein Glück ſuche, das es nur von der reinſten Tugend erwarten ſollte. Hüte Dich vor Hochmuth.

Eva. Ich, und Hochmuth!

Dan. Du gingſt einfach und beſcheiden von hier.

Eva. Und komme eben ſo zurück, mein Vater, wie ich ausgegangen.

Dan. Das iſt gut.

Eva. Willſt Du mir nun, Vater, Deinen Segen zu meiner Heimkehr ertheilen?

Dan. Ich bitte Dich vielmehr um den Deinen. Nicht die Zahl der Jahre iſt es, die vor Gott heilig macht, es iſt der Inhalt des Herzens, verbunden mit der Majeſtät des Geiſtes. Kind, vom Herrn geſegnet, ſegne Deinen Vater! Doch die Stunde iſt da, wo ich unſern Brüdern Recht ſprechen muß. Der Vater weiche denn dem Richter.

Siebenter Auftritt.

Daniel. Eva. Simon. Toby. Quäker beiderlei Geschlechts. Alle mit den Hüten auf dem Kopfe.

Dan. (steht neben einem hölzernen Stuhle in der Mitte der Bühne). Herr, unser Gott! ich will Gerechtigkeit handhaben in deinem Namen. Irre ich, so führe du mich den rechten Weg; bin ich gerecht, so sei dafür gepriesen. (Tom und Will treten hervor.) (Sich setzend) Worüber beklagt ihr euch?

Tom. Ich bin der älteste.

Will. Ich bin sein Bruder.

Dan. Ein Streit zwischen zwei Brüdern!

Tom. Unsre Mutter ist alt und schwach. Ich, der älteste, begehre, daß sie bei mir hier in Philadelphia bleibe. Mein Bruder aber streitet mir mein Recht ab.

Will. Ich bin freilich der jüngste, aber doch glaube ich meinem Bruder das Recht streitig machen zu können, das er in Anspruch nimmt. Ich bewohne allerdings Thornton, 30 Meilen von Philadelphia, aber meine Mutter ist dort geboren worden. Giebt mir das nicht ein Recht, meine Mutter in meinem Hause zu haben?

Dan. Und was sagt eure Mutter?

Tom. Daß sie sechs Monate bei dem einen und sechs Monate bei dem andern wohnen will.

Dan. Und warum habt ihr denn dieß Abkommen nicht angenommen? (Beide Brüder schweigen.)

Ich errathe. Kinder, thut also wie es eure Mutter will. Sechs Monate bringt sie bei Dir zu, Tom, und sechs Monate bei Dir, Will, und unsre Mitbürger, eure Brüder, werden die Kosten der Reise bestreiten, die sie von Philadelphia nach Thornton, und von Thornton nach Philadelphia machen muß. (Die Brüder umarmen sich.)

Sim. In diesem Lande würden die Advokaten kein Glück machen. (Ein Greis tritt vor.)

Dan. Was will dieser Greis?

Tob. Die Tochter seines Sohnes hat schimpflicher Weise die eheliche Treue gebrochen.

Dan. Er kennet das Gesetz, das furchtbare! (er öffnet einen Schrank neben sich und nimmt einen schwarzen Schleier heraus.) Das Haupt mit diesem schwarzen Schleier bedeckt, wird die Strafbare aus der Stadt gejagt werden.

Tob. (zum Greise). Du hast keine Tochter mehr. (Ein junges Mädchen tritt aus der Menge.)

Dan. Stütze Dich auf den Arm von dieser, sie wird Dir als Tochter dienen. (Ein Mann, als Matrose gekleidet, tritt vor.)

Dan. Man hat Dich angeklagt. Bist Du strafbar?

Der Matrose. Ich weiß es nicht.

Dan. Du hast diese Nacht während des fürchterlichen Sturmes von weitem Nothschüsse ertönen hören. Ein Schiff kämpfte mit dem Unter-

gange. Du biſt Matroſe und biſt ihm nicht zu Hülfe geeilt.

Matr. Ich glaubte die engliſche Flagge zu erkennen.

Dan. Was Du thateſt, war bös. Du biſt noch unerfahren in unſern Geſetzen; lerne ſie beſſer kennen. Die Gefahr macht alle Menſchen zu Brüdern. Du mußteſt uns rufen; wir wären Alle ans Ufer geeilt. Aber es iſt vielleicht noch Zeit! Geh, eile mit unſern Brüdern, den Unglücklichen beizuſtehen, oder ihnen wenigſtens ein Grab zu bereiten. (Sie wollen eben abgehen, als Roſamberg eintritt.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Vicomte von Roſamberg.

Vicomte. Iſt nicht mehr nöthig. Der Schiffbrüchige war ich, ein Franzoſe. Ich bedarf noch keines Grabes, wie ihr ſeht.

Dan. Dein Schiff ging unter?

Vic. Blos meine zwei Gefährten gingen unter. (für ſich) Ich glaube ſie noch immer hinter mir drein zu ſehen.

Dan. Aber dieſe Schüſſe?

Vic. Sollen Euch mit zwei Worten klar werden. Ich bin oder war vielmehr Paſſagier am Bord der franzöſiſchen Fregatte, die Eroberin, die mit verſchiedenen Aufträgen an die nord-

konnten. — O Gott im Himmel, es ist Johannes! riefen Bruder und Schwester. — Beide faßten nach seinen emporstrebenden Händen, — und — glücklich gelang es ihnen, den Halbentseelten in den Nachen zu ziehen. —

Als sich aber nun beide mühten ihn aus dem Wasser empor zu ziehn, — da fuhr auf einmal eine dunkle Hand aus der Flut herauf, und faßte nach Agathens entblößtem Arm. — Das Mädchen aber hatte einen der rosigen Johanniskränze um ihren Arm geschlungen behalten, um ihn daheim an ihrem kleinen Fenster aufzuhängen; diesen faßte die dunkle Geisterhand, und riß ihn wild hinunter in die Tiefe. — Agatha achtete es kaum, und während sie sich unter tausend Liebkosungen mit dem erretteten Lieblinge beschäftigte, rief sie, fröhlich nach der Fluth hinwinkend: Ist dir an Blumen etwas gelegen, armer Stromgeist? o auf ein kleines Blumenopfer kömmt mirs nicht an! Nimm nur den Kranz als für Dich gewunden zum Lösegeld für den Geliebten. —

Und am andern Tage schlossen die Liebenden, an dem Altar der kleinen Feldkapelle, wo sie der rettenden Erscheinung gewürdigt worden war, den frohen hochzeitlichen Bund.

Das ist ihr Schutzgeist gewesen! sagte Maria, der sie im entscheidenden Augenblick zum Strom gerufen hat. — Ein süßer Glaube, der mir immer

amerikaniſche Küſte verſehen war, ehe ſie in Quebec, dem eigentlichen Beſtimmungsorte, lande. Geſtern Abend nun war das Meer ruhig, die Luft ſtill, die Sturmvögel ſtreiften über die Waſſerfläche neben uns. Ob ich nicht eine Jagd auf Sturmvögel mache? ſagte ich zu mir ſelbſt. Flugs werfe ich mich mit meinen zwei Gefährten in die Schaluppe, (der Vicomte ſieht ſich um, als wolle er nachſehen, ob ſie nicht bei ihm ſeien) und fahre ins Weite. Ich jage und jage lange. Da ſinkt auf einmal ein Nebel vom Himmel und wird immer dicker und dicker. Endlich wird gar ein recht ordentlicher Sturm daraus. Ich überlaſſe mich nun dem Schickſale. Das macht auch gleich ſeine Streiche, hebt meine Schaluppe in die Höhe und ſchleudert ſie gegen die Felſen am Ufer. Meine Gefährten verſchwinden, (er ſieht ſich wieder um) und ich werde ans Land geworfen und faſt in den Sand begraben. So wurde ich wie durch ein Wunder gerettet. Die Kanonenſchüſſe, die Ihr hörtet, kamen unſtreitig von der Fregatte her, um mich zurückzurufen. Als der Tag anbrach und ich aufs Meer blickte, ſah ich nichts als dieſes, die Fregatte hatte ihren Weg fortgeſetzt. Wollten Sie wohl jetzt die Güte haben, mir zu ſagen, wo ich bin?

Dan. In Penſylvanien.

Vic. Ich dachte es bald. Und in welcher Stadt, wenn ich bitten darf?

Dan. In Philadelphia.

Vic. Das iſt allerliebſt! Ich bin alſo...

Eva (vor ihrem Spinnrade ſitzend und ſinnend). Bei Quäkern.

Vic. Welch' ein göttliches Weſen!

Eva. Was iſt Dir denn, mein Bruder?

Vic. Mademoiſelle! ich bin heimiſch geweſen in den Salons zu Paris und Verſailles und bei den Feſten in Trianon, ich habe den letzten Abendfeſten des Herzogs von Richelieu beigewohnt, aber bei allen dieſem Zuſammenſtrömen der ſchönſten Frauen Europa's habe ich keine einzige gefunden, die werth ſei, mit Ihnen verglichen zu werden!... Aber wer ſind Sie denn?

Eva. Ich bin eine Magd des Herrn.

Vic. Da bin ich noch um nichts klüger.

Dan. Sie iſt meine Tochter.

Vic. Das iſt etwas anderes. (für ſich) Mehr erfahre ich dadurch freilich auch nicht.

Dan. Doch Du wirſt der Ruhe bedürfen, und wenn Du mit mir gehen willſt —

Sim. Ich glaube, der Herr hat vor allen Dingen nöthig, etwas zu ſich zu nehmen.

Vic. Der Burſche hat Recht. Ein Schiffbruch macht merkwürdigen Appetit. Giebt es Wirthshäuſer hier?

Tob. Bleib bei uns, Bruder! unſer Tiſch wird der Deine ſein.

Dan. Mein Haus ſteht Dir zu Dienſten.

Vic. Ja seht, ich kann ja doch nicht bei aller Welt auf einmal frühstücken, ja nicht einmal bei irgend einem von Euch. Ich wollte schon ein Pickenick vorschlagen, um keinen zurückzuweisen, als ich mich noch zur rechten Zeit besonnen habe, daß ich meinen ersten Besuch, und folglich mein erstes Frühstück dem hiesigen Einwohner schuldig bin, dem ich diese Depeschen Seiten meiner Regierung übergeben soll. (er lies't:) „An Herrn Daniel, Quäker, erste obrigkeitliche Person in Philadelphia."

Dan. Das bin ich.

Vic. Sie? — Wie sich das trifft!... Wenn das ist, so lassen Sie also diese Leute hier sich entfernen. Sie werden mir unstreitig eine vertrauliche Antwort mitzutheilen haben.

Dan. Meine Freunde, verlaßt uns. Du, Eva, und Du, Simon, bereitet das Mahl für unsern Gast.

Vic. (zu Eva). Auf Wiedersehn, anbetungswerthe Quäkerin, denn ich kann ja sonst von hier nicht fort. Am liebsten blieb ich mein ganzes Leben lang hier.

Eva. Lebe wohl, mein Bruder. (Alle andern gehen.)

Neunter Auftritt.

Daniel. Der Vicomte.

Dan. Wir sind allein.

Vic. Hier sind meine Depeschen.

Dan. Was kann Deine Regierung mir zu schreiben haben?

Vic. Ich weiß es durchaus nicht. Das ist die ernsthafte Seite meiner Mission. Ich bin blos beauftragt, eine Antwort mitzubringen, ohne die Frage zu kennen. Ich besitze mithin schon die Hälfte des Vertrauens meines Vaterlandes.

Dan. Sehen wir denn, was man mir schreibt. (lies't.)

Vic. (für sich). Welches köstliche Mädchen!... Ob ich vielleicht durch dieses Fenster?... Richtig, da geht sie im Garten! Welche Anmuth, welche Reize!

Dan. (für sich, nachdem er gelesen). Ists möglich! Trotz der Aenderung meines Namens und meiner Beschäftigung haben sie mich in meiner Einsamkeit entdeckt! — Ah, Franklin hat es ihnen gewiß gesagt! — Wie dem auch sei, es ist unmöglich! Aber weiß dieser junge Mensch, wie er vorgiebt, in der That den Namen dessen nicht, an den er sich gewendet? Das muß ich erfahren. (laut) Du bist also der Vicomte von Rosamberg?

Vic. Ich sehe, daß man Ihnen meinerseits mitgetheilt hat, was man mir Ihrerseits nicht that.

Dan. Und Du kommst nach Amerika, um in den Reihen der Insurgenten mitzufechten?

Vic. Es ist eine wahre Wuth unter uns jungen französischen Edelleuten, unsere Degen den

Amerikanern darzubieten. Die Independenz ist in der Mode. Dem Strome folgen wäre nichts weiter gewesen, als was alle Welt thut, und so komme denn ich noch aus einem ganz andern Grunde nach Amerika, den Sie gewiß nie errathen werden, und verfüge mich deshalb zuerst nach Quebec.

Dan. Nach Quebec?

Vic. Ja, nach dieser originellsten Stadt in der Welt. Paris und der Nordpol zusammen! Versailles und der Fall des Niagara. Aus dem Salon in die Urwälder. Neben einer Herzogin steht dort eine Sclavin, die feine Welt jagt sich mit weißen Bären herum und die Menschenfresser tragen poudre à la maréchale. So schreibt mir wenigstens mein Cousin, der Graf d'Apremire. Sie müssen ja wohl vom Grafen d'Apremire haben reden hören?

Dan. Nein.

Vic. Oh? das ist erstaunend!

Dan. (für sich). Was mag er nur beabsichtigen?

Vic. Der Graf d'Apremire ist der Cousin, der Freund, der Gefährte bei allen Vergnügungen und Festen des berüchtigten, berühmten, schrecklichen, prächtigen, wundervollen Herrn von Kermare, der in Quebec wohnt.

Dan. Diesen kenne ich.

Vic. Es fehlte auch nur noch, daß Sie dieſen auch nicht kennten, wenn man in Paris, Verſailles und Fontainebleau, überall wo es Salons, Frauen, Intriguen und einen Degen giebt, nur von ihm ſpricht; wenn man nur von ſeinen Duellen, ſeiner verſchwenderiſchen Freigebigkeit, ſeinem Luxus, ſeinen Hunden, ſeinen Pferden, ſeinen Liebesabentheuern redet. Geſchmack, Gewandtheit, Geiſt, kaltes Blut haben ihn zum höchſten Vergleichungspunkte für den franzöſiſchen Hof berufen, der ſelbſt über alle Vergleichung erhaben iſt.

Dan. Ich kenne einen ſolchen Menſchen nicht. Ich kenne blos den, der denſelben Namen führt und ehemals Gouverneur von Quebec war.

Vic. Ich aber rede von deſſen Sohne, dem Marquis Acton von Kermare!

Dan. (für ſich). Ha! jetzt errathe ich. Ohnſtreitig derſelbe, den man meiner Tochter nannte. (laut) Aber ſpricht man denn nicht auch von dem Vater dieſes berüchtigten Marquis von Kermare?

Vic. Sie wiſſen ja, daß man ſich in Paris nicht um die Väter bekümmert. Nennt man ihn aber doch, ſo geſchieht's nur ſeiner Halsſtarrigkeit wegen, mit welcher er darauf beſteht, daß ſeine Gemahlin, eine mindeſtens 30 Jahre jüngere Dame als er, ganz bürgerlich und anſtändig bei ihm und für ihn leben ſoll. Als ob die Vögel bei den Bären hauſ'ten! Daraus iſt denn nun entſtanden,

was in dergleichen Fällen immer zu geschehen pflegt... sie haben mit einander gebrochen, und sich von gemeinschaftlicher Langerweile getrennt.

Dan. Und er lebt allein mit einem solchen Sohne?

Vic. Er lebt ja nicht mit seinem Sohne! Er lebt mit Niemand zusammen, sondern ganz in der Einsamkeit. Was die Frau Herzogin betrifft, so bringt sie, seit sie ihren Alten verlassen hat, alle Winter in Frankreich zu, wo sie geboren ist. Auch diesen Winter noch glänzte sie am Hofe und ich habe die Ehre gehabt, mit ihr in Versailles zu tanzen. Jetzt ist sie jedoch in Montreal, blos 30 Stunden von dem, den sie am meisten nach sich selbst liebt, von ihrem Sohne Acton, und hat auch alle Ursache ihn zu lieben, denn dieser Sohn ist ihr leibhaftes Ebenbild, stolz, heftig, großartig, vergnügungssüchtig wie sie.

Dan. Aber was willst Du denn eigentlich in Quebec?

Vic. Nun so hören Sie! Ich komme ausdrücklich nach Amerika, um diesem Muster aller jungen Männer nach der Mode, seine Geliebte abtrünnig zu machen und mich mit ihm zu schlagen.

Dan. Deshalb!

Vic. Unsre jungen Männer nach der Mode in Paris wollen, ehe sie das unerhörte Uebergewicht, das dieser Marquis in allen eleganten Cirkeln gewonnen hat, eingestehen, sich erst durch

das Zeugniß eines der Ihrigen von der Wahrheit aller dieser Wunder, die man ihm nachrühmt, überzeugen. So haben wir denn unsre Namen in ein Gefäß gethan und der meine ist herausgezogen worden. Ein wahres Glück für unser Vorhaben, denn was das Duell angeht, so treffe ich einen Dukaten auf 50 Schritte, und auf den Degen habe ich mich schon ein paar Mal mit dem Chevalier Saint Georges nicht ohne Glück gemessen.

Dan. Und der König hat eine solche Reise erlaubt?

Vic. Ja, ich habe mich wohl gehütet, dem guten Könige die wahre Ursache anzugeben, ich gab klugerweise vor, daß ich mich ein wenig unter den Amerikanern mit herumschlagen wolle. Als ich nun in Versailles meine Abschiedsvisite machte, wo ich auch einen Ihrer Landsleute, Namens Franklin, antraf, (Daniel verbeugt sich) nahm mich der Minister bei Seite, und ersuchte mich, einige Depeschen an Herrn Daniel, Quäker in Philadelphia, mitzunehmen, was ich denn dem höflichen Herrn nicht abschlagen konnte. Folglich bin ich mit einem doppelten Auftrage hierher geschickt worden. Der erste ist erfüllt, und den zweiten werde ich eben so unermüdet ausführen.

Dan. Unbesonnener! Ist denn Dein Dasein Niemand nützlich und werth, daß Du es so preisgiebst?

Vic. Außer meinen Pferden, Hunden und Gläubigern wüßte ich nicht, wem es nützlich werden könnte. — Ihre Antwort...

Dan. Aber das Leben eines Menschen...

Vic. Ich habe blos nochmals um Ihre Antwort zu bitten.

Dan. Sage dem Minister, daß Daniels Pflanzungen geglückt sind, und seine Reisfelder volle Früchte bringen.

Vic. Das ist leicht zu merken. So nimmt sich also eine diplomatische Mission aus? — Schön! nun kann ich geradesweges nach Quebec gehen.

Dan. Da Du einmal dorthin willst, wirst Du einen guten Rath von mir annehmen?

Vic. Annehmen recht gern, aber ich sage Ihnen voraus, daß ich Ihnen niemals einen wiedergeben kann.

Dan. Sage den jungen französischen Herren, in deren Mitte Du Dich in Quebec befinden wirst, daß sie mit dem Laster brechen und ihren Grausamkeiten Einhalt thun möchten, wo nicht —

Vic. Wo nicht, so würde der Himmel sie strafen! Nicht wahr, das soll ich ihnen in Ihrem Namen sagen?

Dan. Nein! sondern, daß sie dafür hart und unfehlbar bestraft werden würden, hier auf der Erde, bei sich, in ihren Palästen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Eva. Simon. Später Toby.

Eva. Das Frühstück für Dich iſt bereit, mein Bruder. Genieße die Früchte, die ich für Dich in unſerm Garten gepflückt habe.

Vic. Da Sie, holdeſtes Kind, ſie gepflückt haben, werden ſie köſtlich ſchmecken. (Man hört außerhalb Geräuſch.)

Dan. Was iſt das für ein Geſchrei? Dieſer Tumult an unſerm Hauſe!

Eva (am Fenſter). Viele unſerer Brüder kommen in den Hof. Toby vor ihnen her.

Dan. (zum Vic.) Verzeihung, lieber Gaſt.

Vic. Geniren Sie ſich nicht. Sie zu Ihren Geſchäften, ich zu den Meinen.

Dan. Simon, begleite unſern Freund.

Vic. (zu Simon.) Komm Alter! Ich möchte gern bald wieder hier ſein. (Mit einem Blicke auf Eva ab mit Simon.)

Tob. (tritt in großer Aufregung ein und ruft von hinten vor). Daniel! Daniel!

Dan. Was haſt Du, alter Toby? Wie iſt Du doch ſo bewegt!

Tob. Von Ermüdung und Schmerzen erſchöpft kam ſo eben einer unſerer Brüder aus Lieber hier an.

Dan. Sag ihm, daß er eintreten ſoll.

unendlich wohlthuend war, der Glaube, daß uns Gott unsichtbare Begleiter zugesellt, die sich schützend zu unsrer Menschlichkeit herablassen!

Gewiß! — sagte Klara. — Sey es auch mit der dunklen Geisterhand in Deiner lieblichen Geschichte, wie es will, liebe Rosa! — so viel ist sicher nicht zu läugnen, daß uns zuweilen die himmlischen Mächte einen Warnungswink geben, der uns retten kann, wenn wir ihm so vertrauen, wie hier die fromme, betende Schifferin that. Und davon weiß ich selbst ein Beispiel, für dessen heilige Wahrheit ich Euch bürgen kann. Nur daß damals nicht auf den Wink des Schutzengels so glücklich geachtet worden ist. — Meine Geschichte ist ein wenig traurig; wenn Ihr Euch davor nicht scheut? —

O nein, erzähle! riefen die Schwestern, und Klara begann:

In der Gegend, wo meine Mutter heimisch ist, liegt ein Dörfchen, in einem reizenden Gebirgsthale, nicht fern von dem großen königlichen Walde. Hier wohnen größtentheils arme Holzschläger. Einer von ihnen, Namens Leuthold, hatte sich erst vor kurzer Zeit mit einem Mädchen verheirathet, das er auf das Heißeste liebte, und von ihr wieder so geliebt ward. Sie hatten kaum einige Wochen mit einander gelebt, als eines Morgens die junge Frau ihrem Manne mit Thränen um den Hals fiel, und

Tob. Dazu hat er nicht Kraft genug. An unserer Hausschwelle ist er niedergesunken und diese Schrift entfiel seinen bebenden Händen.

Eva. (nimmt von Toby schnell das Papier und lies't.) „Ich Akton von Kermare." (Sie hebt die Augen zum Himmel.) Acton von Kermare! was werden wir hören müssen? (lies't.) „Ich, Acton von Kermare, habe zu meinem Vergnügen den Träger dieser Zeilen martern lassen und ihn dann wieder unter die Quäker, seines Gleichen, zurückgeschickt, damit sie daraus sehen können, wie ich diejenigen behandle, welche sich unterfangen, in Canada dem Volke zu predigen, daß wir alle auf der Erde Brüder sind, daß Gott keine Sclaven geschaffen hat, daß wir mäßig leben, keine Liebesverhältnisse, keine Pferde, keine Wagen u. s. w. haben sollen und andere Albernheiten mehr. Des zu Urkund habe ich dieses Document eigenhändig unterzeichnet und besiegelt. Acton, Marquis von Kermare." — Nun, mein Vater, hatte ich Recht?

Dan. Nein! Denn dieser Strafbare ist nicht der Herzog von Kermare, der große Besiegte, es ist sein Sohn, sein fürchterlicher Sohn, der Marquis Acton! Oh! alles dies wird enden! — Doch zuerst laßt uns Sorge für den armen Unglücklichen tragen. Kommt! Kommt! (Daniel geht mit den Quäkern ab.)

Elfter Auftritt.

Eva allein.

Dieſer Kermare iſt alſo unerbittlich! Und niemand, niemand, um uns an ihm zu rächen! Mein Gott, willſt du uns ganz verlaſſen? Gieb mir ein Zeichen und ich werde dich verſtehen und ich werde, o mein Gott! der innern Stimme gehorchen, die in dieſem Augenblicke wieder zu mir ſpricht, der unſichtbaren Hand, die mich forttreibt. Aber mein Vater? Ich muß wählen, zwiſchen ihm und dem Himmel! Was ſoll ich thun? (ſie erblickt die Bibel.) Ha! (ſie öffnet das Buch nach Zufall.) Judith! Ja, das iſt ein Wink des Himmels! Judith! — Ich gehe, ich gehorche. — Leb wohl, mein Vater, lebe wohl, vielleicht für immer! (ſie öffnet ein Schubfach des Pultes, wo die Bibel liegt, und nimmt ein Portrait heraus.) Nur das Bildniß meiner Mutter nehme ich mit mir. Mein guter Vater erfahre wenigſtens, daß ich abgereiſt bis! (ſie ſtürzt das Spinnrad um und nimmt Mantel und Hut, welche ſie vorhin abgelegt hatte, wieder.) Ich höre ſeine Stimme! Der Muth droht mich zu verlaſſen; aber der Himmel ruft mich. Dir mein Herz, o mein Vater, mein Leben aber dir, der du es forderſt, o mein Gott! (ſie eilt ab)

Zwölfter Auftritt.

Daniel. Marine-Offiziere. Dann der Vicomte.

Ein Offiz. Haben Sie diese Nacht keine Kanonenschüsse gehört?

Dan. Wohl hörte ich sie.

Offiz. Einer unsrer Passagiere, der Vicomte von Rosamberg ist an Ihre Küste geworfen worden. Wir suchen ihn. Ist er etwa hier?

Vic. (eintretend). Alle Wetter, ob er hier ist? Er kommt eben vom Frühstück.

Offiz. Theurer Vicomte, wir hielten Dich für verloren.

Vic. Ich danke Euch. Seht hier meine Trümmern.

Offiz. Und Deine beiden Gefährten? Weißt Du, was aus ihnen geworden ist?

Vic. Still!

Offiz. Sie sind gerettet!

Vic. Gerettet! Nicht einmal das Meer will etwas von ihnen wissen!

Offiz. Wir fanden sie Beide an den Mast der Schaluppe geklammert.

Vic. Unglück über Unglück!

Offiz. Aber nun fort, fort! Das Schiff ist segelfertig und der Wind vortrefflich.

Vic. Nur noch einen Augenblick. (zu Dan.)

Wo iſt Ihre Tochter? Ich wünſchte dieſem Engel der Gaſtfreundſchaft, dieſem Wunder von Schönheit, Friſche und Jugend Lebewohl zu ſagen. Oh, meine Herren, wenn Sie ſie ſähen! Aber wo iſt ſie nur?

Dan. Du ſiehſt wie unruhig ich bin —... Ich weiß es nicht ... ich hatte ſie hier gelaſſen. — Aber, was ſehe ich! Dieſes umgeworfene Spinnrad. Sie hat wieder eine Reiſe angetreten! O meine Tochter!

Vic. Der Vogel iſt ausgeflogen ... es iſt um mich geſchehen ... ich hatte doch mindeſtens auf einen Abſchiedskuß gerechnet.

Offiz. So komm doch, Roſamberg.

Vic. Sie war das Ebenbild von dem Ideale, das mir ſtets im Traume vorſchwebte ... Leben Sie wohl, ehrlicher Gaſtfreund!

Dan. Lebe wohl, mein Bruder.

(Der Vicomte und die Offiziere ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Daniel allein. Dann Simon.

Fort! ... und wohin diesmal? — In Penſylvanien iſt ja Frieden! — Wo kann ſie ſein? — Dieſe offene Bibel ... Die Geſchichte der Judith ... oh, jetzt wird mir alles klar! (Simon tritt ein.) — Simon! Simon!

Sim. Wie Du zitterſt!

Dan. Wir müſſen fort!

Sim. Wohl.

Dan. Weit, weit weg! Nach Canada, nach Quebec.

Sim. Ich bin bereit.

Dan. Sind wir dort angelangt, ſo läſſeſt Du mit mir den Marquis Acton von Kermare nicht aus den Augen. Hörſt Du?

Sim. Ich werde thun, was Du thuſt.

Dan. Und wenn ſich ein Dolch gegen ihn erhebt, hältſt Du dieſen ab.

Sim. Der Marquis von Kermare iſt alſo Dein Wohlthäter?

Dan. Er iſt unſer wüthendſter Feind.

Sim. Aber wer will ihn tödten?

Dan. Meine Tochter!

Ende des erſten Aktes.

Zweiter Aufzug.

Quebec 1776. Die Bühne ſtellt einen Garten in den Colonien dar. Von beiden Seiten Couliſſen von Cedern, Tulpen, Akazien und andern Baumpflanzungen, die als Bogengänge gehalten ſind. Im Hintergrunde die Stadt. Links eine Tafel, auf welcher die Ueberreſte eines trefflichen Frühſtücks. Gäſte daran. Um ſie her reizende Sclavinnen, welche ſie bedienen. Rechts die Oeffnung eines Pavillons, zu einem großen Hauſe gehörig. Drei Stufen führen hinauf. Der Tag bricht an. Das ganze Gemälde befindet ſich unter einem Zeltdache. Ein großer Vorhang, den man pittoresk fallen laſſen kann, theilt das Zelt in zwei Theile. Er iſt während des ganzen Aufzuges maleriſch in die Höhe gehoben.

Erſter Auftritt.

Der Graf **d'Apremire.** Chevalier de **Gondrin.** Capitain **Montbrün** und andere junge Leute.

Graf. Der Cyprier bleibt doch der beſte Wein.

Chev. Ich lobe mir den Burgunder.

Cap. Und ich den Bordeaux.

Graf. Der beste Wein ist und bleibt der, den man in guter Gesellschaft trinkt, den Siegern zum Possen

Cap. D'Apremire hat Recht.

Graf. Ja, ja, gebt's nur zu, es läßt sich gut Besieger sein. Seht einmal, als unsre Väter noch Herren von Canada waren, mußten sie sich Tag und Nacht gegen die Huronen, die Rothhäute und die Engländer vertheidigen. Endlich haben sie diese Colonie den Letztern abtreten müssen und seitdem giebts keine Sorge, keine Beschwerde mehr für uns. Die Sieger nehmen es auf sich, die Wilden zurückzuweisen und lassen uns in Frieden unsere Gelder verzehren. — Aber so setzen Sie sich doch, meine Herren!

Chev. Wir haben ja gar keine Eile! Wir sitzen blos seit gestern hier an der Tafel und brauchen erst in anderthalb Stunden zu unserer famösen Jagd aufzubrechen.

Cap. Verschwiegenheit, meine Herren!

Chev. Setzen wir uns also wieder, und ahmen wir nicht dem Herzog von Kermare, dem Vater unseres Wirthes, nach.

Graf. Sollte man's glauben, daß der alte Herzog seit zwei Jahren, seit der merkwürdigen Einnahme Quebec's, noch nicht ein einziges Mal aus seinem Palaste gekommen ist! Weshalb? Blos um sich den großen Besiegten nennen zu lassen.

Chev. Und den wenigen Verstand vollends zu verlieren, den Alter und Wunden ihm noch übrig gelassen haben. Seine hellen Augenblicke sollen sich nur selten zeigen, wie man sagt. — Aber was ist das für ein Lärmen?

Cap. Nichts. Ein Sclave, der vor Ermüdung hinsinkt.

Graf. Ei zum Henker, warum fährt er nicht? Wir thun es ja auch. (d'Apremire streckt sich wieder auf dem Sessel aus, wo er zuerst saß und durchblättert eine Zeitung, die ein Sclave ihm überreicht. Dann ruft er:) Meine Herren! hören Sie einmal!

Cap. Was hast Du denn da?

Graf. Die Quebeker Zeitung. Hört nur! (lies't.) „Die amerikanische Insurrection greift alle Tage weiter um sich. Bis jetzt hatte New-York nicht Antheil daran genommen, aber gestern haben sich die Matrosen in dieser Stadt empört."

Cap. Und die Ursache dazu?

Graf. (lies't.) „Da die Engländer den Wein um's Doppelte besteuern wollten, haben die Matrosen im Viertel des Zollhauses die Waffen ergriffen."

Chev. Man wird sie aufhängen.

Graf. (lesend) „Sie haben den Oberzolleinnehmer aufgehangen."

Chev. Das ist viel lustiger.

Cap. Enthält denn Deine interessante Quebeker Zeitung nichts Amüsanteres?

Graf (durchblättert die Zeitung). Geduld! — Doch ja! — Eine gute Neuigkeit, meine Herren.

Chev. So laß sie hören.

Graf (lies't). „Unter den Franzosen, die vorigen Monat hier anlangten und nach Amerika kamen, um Dienste in den Heeren der Independenten zu nehmen, zeichnet sich der junge Vicomte Armand von Rosamberg aus."

Chev. Das ist mein Cousin.

Graf. Auch der meine, wenn Sie es erlauben. Ein lustiger Gesell mehr hier! Vivat! (lies't weiter.) „Er ist zuerst in Pensylvanien an's Land gestiegen und von da nach Boston gegangen. Ehe er noch in die Independenten-Armee eintritt, will er, wie man sagt, nach Quebec kommen, um dort einige Verwandte zu besuchen." ... Meine Herren, da müssen wir Ehre bei ihm einlegen. Bedenken Sie, daß er aus Versailles kommt!

Chev. Unser schöner Cousin wird mit uns zufrieden sein.

Montreuil (meldend). Ein junger eben in Quebec angekommener Herr fragt nach dem Herrn Marquis Acton.

Graf. Bringe ihn nur hieher. (Montreuil geht ab.) Wir vertreten so gut des Marquis Stelle, daß wir ihn wohl ersetzen können.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Vicomte eintretend.

Vic. Eine Orgie; da muß mein Couſin d'Apremire mit darunter ſein.

Graf. Der Herr Vicomte von Roſamberg?

Vic. Derſelbe.

Graf. Laſſen Sie ſich umarmen, Couſin.

Vic. Ich komme aus Frankreich mit der Fregatte, die Eroberin, an.

Graf. Kleidet man ſich dort jetzt ſo?

Vic. Ja. Gefällt es Ihnen?

Chev. Köſtlich! Ich bitte Sie, Herr Vicomte, meinem Schneider nur ein paar Minuten zu ſchenken.

Vic. Sehr gern ... Was meinen Sie von dieſer Farbe?

Graf. Himmliſch!

Vic. Ich habe ſie erfunden.

Graf. Was giebts Neues in Frankreich?

Vic. Alles. Aber bin ich nicht hier beim Herrn Marquis von Kermare?

Graf. Allerdings.

Vic. Er iſt alſo nicht zu Hauſe?

Graf. Er mußte geſtern Abend abreiſen, um einige ſeiner Sclaven zu züchtigen, denen es in die Gedanken gekommen war zu rebelliren. Er ſollte vorige Nacht wieder hier eintreffen, da aber

ihn beschwor, nur heute nicht mit in den Wald zu gehen!

Liebes Herz, erwiederte Leuthold lächelnd, was fällt dir ein? — Wir haben heut die große Eiche zu fällen; da würd' ich schön ankommen bei meinen Mitgesellen, wenn ich gerade da nicht mit gehn wollte. —

O das ist es ja eben! — rief Margaretha mit erhöhter Angst, — eben die große Eiche, von dieser hat mir in dieser Nacht so fürchterlich geträumt! — Ach höre nur Leuthold! ich will es dir erzählen! — Dabei zog sie ihn liebkosend neben sich auf einen Sitz, und immer seine Hände fest in den ihren haltend, fuhr sie fort:

Sieh, mir träumte, ich sähe Euch im Walde, wie Ihr die Eiche fälltet; sie kam — ich sah mit Entsetzen wie sie sich auf die Seite lenkte, wo Du standest; vergebens strebt' ich, Dich mit der Angst, die uns in Träumen eigen ist, hinweg zu winken; — Du gabst nicht auf mich Acht; die Eiche kam, und — o Gott! — ich sah wie sie Dich im Fall erreichte! — Die Sinne vergingen mir. — Als ich mich erholte — Leuthold — da brachte man mir in ein weißes Tuch gehüllt Deinen zerschmetterten Leichnam! —

Sie brach bei diesen Worten in neue Thränen aus. — Nicht ohne innere Erschütterung hatte Leuthold diese Erzählung angehört; und eine geheime Stimme in seinem Herzen befahl ihm, dem Flehn

seine Abwesenheit sich verlängerte, so haben wir aus Artigkeit uns selbst genöthigt gesehen, auch das Souper bis an den lichten Morgen zu verlängern. Jetzt muß er bald kommen.

Vic. Mein Verlangen, ihn zu sehen, ist sehr groß. Aber ich will nun nicht länger Ihr Abendessen und Frühstück stören.

Graf. Sie stören uns nicht im geringsten. Sie brauchen nur um sich zu blicken. Also nochmals, mein schöner Cousin, was bringen Sie uns Neues und Seltenes mit?

Vic. Das errathen Sie gewiß nicht!

Graf. Geben Sie es uns lieber gleich zum Besten. Was bringen Sie uns also aus Paris mit?

Vic. Gläubiger! — Sie sind ohnstreitig bereits im Voraus überzeugt, daß ich Schulden habe und schätzen mich hoch genug, um zu glauben, daß diese nicht gering sind.

Graf. Wir kennen Sie dem Rufe nach.

Vic. Unter meinen Pariser Gläubigern verließen besonders zwei mich eben so wenig, wie mein Schatten; mein Juwelier und mein Sattler. Ich hatte drei Schatten.

Graf. Was wollten die Leute denn?

Vic. Das frage ich Sie auch! — Sie spähten auf den Moment, wo ich mündig sein würde, um mich zu nöthigen, ihnen zuerst für

hundert und ſechzig Tauſend Thaler Wechſelbriefe zu unterſchreiben, die ohne dieſe Mündigkeitsbedingung von keinem Werthe in ihren Händen geweſen wären. Sie haben mein Ehrenwort, daß ſobald ich majorenn bin, ich die Wechſel unterſchreiben will, denn wenn wir auch nicht bezahlen, müſſen wir doch immer den Anſchein haben, als ob wir bezahlen wollten. So oft ich nun einige Tage zu Verſailles im Gefolge des Hofes zubrachte, ſah ich ſie hinter mir her, wo ſie thaten, als botaniſirten ſie. Begab ich mich zu meinem Vater aufs Land, ſo logirten ſie ſich auf einem benachbarten Dorfe in irgend einer Kneipe ein, bereit in der Stunde meiner Majorennität, die gar nicht mehr ſo fern war, eher als alle andere Gläubiger vor mich zu treten. Endlich verlaſſe ich Paris und reiſe ab. Meine Poſtchaiſe hält in Havre, wo bereits das Schiff auf mich wartete, das mich denn auch hierher gebracht hat. Was ſehe ich, als ich in Havre über den Quai gehe?

Graf. Ihre beiden Gläubiger?

Vic. Ich bekam die Seekrankheit! Höflich gegen ſie, biete ich ihnen an, das Schiff eines meiner Verwandten, des Viceadmirals, von dem ich noch vor meiner Abreiſe nach Amerika Abſchied nehmen wollte, ihnen in allen ſeinen Theilen zu zeigen. Der Antrag wird angenommen. Meine beiden Gläubiger beſteigen mit mir das Schiff und während ich ſie deſſen Eleganz und Solidität bewundern laſſe,

giebt mein Freund, der Capitain, Befehl, ohne Lärmen die Anker zu lichten. Die Segel schwellen, man stößt vom Lande. Der Wind ist gut und meine beiden Gläubiger sind auf offener See.

Graf. Prächtig! Und Sie haben sie nicht 100 Meilen weiter auf irgend einer wüsten Insel ans Land gesetzt?

Vic. Ans Land gesetzt! Das will ich meinen! Beide mit hierher gebracht, nachdem sie mir an alle Orte gefolgt, wo ich gelandet. Erst auf die canarischen Inseln, wo ich vier ganzer Monate lang durch die Reize einer Spanierin zurückgehalten ward, die einen Dolch im Gürtel trug, zur Vertheidigung — ihres Gürtels. Dann ließ ich sie beide wieder einschiffen und habe sie an der Küste von Pensylvanien vor etwa 5 Wochen mit mir Schiffbruch leiden lassen. Aber sie sind nicht umzubringen gewesen. Es ist förmlich für sie ein Schiffbruch zum Vergnügen gewesen. Als ich nämlich nach meiner eignen Rettung wieder an Bord stieg, hatte ich das Vergnügen, meine beiden Gläubiger auch da wieder zu finden. Ich nahm sie daher wieder zu mir, denn ich muß die Ehre haben, Ihnen zu sagen, daß, da meine beiden Gläubiger in dem Augenblicke, wo ich sie entführte, nicht 10 Livres in der Tasche hatten, ich sie großmüthigerweise in meine Dienste genommen habe. Der eine, der Juwelier, ist mein Kammer-

diener, der andere, der Sattler, mein Friſeur geworden. Sehen Sie! Da ſind ſie beide.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Renè und **Tabourean** treten ein, der eine mit dem Mantelſacke des Vicomte, der andere mit dem Friſirapparat. **Caprice.**

Chev. Platz der Großſultanin!

Cap. Ha, ha, Caprice iſts.

Vic. Eine herrliche Brünette.

Chev. Ein Glas Alicante für die ſchöne Caprice! Das größte, das da iſt.

Capr. Der Herr Herzog von Kermare läßt bitten, einige Minuten lang ſtill zu ſein.

Chev. Was will er denn mit unſerm Schweigen machen?

Capr. Es iſt dies die Stunde, wo er ſein Morgengebet hält.

Gräf. Hindern wir ihn denn daran?

Capr. Der Herr Herzog wünſcht daß ſeine frommen Gedanken nicht durch das Getöſe Ihres Gelags geſtört werden. Was ſoll ich ihm für eine Antwort bringen?

Graf (umfaßt Caprice). Du ſollſt ihm ſagen, daß wir nach unſerer Art ebenfalls fromm die Vorſehung anflehen, daß ſie uns Küche, Keller und die allerliebſten Sclavinnen ſeines Herrn

Sohnes erhalte, unter denen Du den ersten Rang einnimmst.

Capr. Mein Herr Graf, wenn ich auch eine Sclavin bin, bin ich doch nicht die Ihre. Ich gehöre dem Marquis Acton von Kermare zu.

Graf. Ein schöner Grund! Schonen wir denn auch etwa seine französischen und spanischen Weine? seine Sclavinnen, die uns hier bedienen müssen? Was für ein Recht hast denn Du dazu, eine Ausnahme zu machen?

Capr. Ich liebe ihn.

Graf. Ist das nicht da ein Peitschenhieb von ihm, dessen Spur Du noch auf der Achsel trägst?

Capr. Es ist ein Peitschenhieb von ihm, aber ich liebe ihn doch.

Graf. Wundern Sie sich nicht, lieber Vicomte, über eine so tolle Liebe einer Sclavin zu dem Marquis. Aber er behext sie förmlich. Denken Sie nur! Vor drei Tagen hielt der Marquis eine Bärenjagd im Walde.

Capr. Vor vier Tagen wars.

Graf. Von Müdigkeit erschöpft, setzt er sich unter einen Baum. Eine Viper lag im Grase verborgen. Sie verwundet den Marquis an der Hand. Ihr Gift ist in unserm Clima unrettbar tödtlich. Auch schwoll der Arm des Marquis sogleich auf und das Gehirn war schon angegriffen. Er sank in Schlaf, in einen Schlaf, aus

dem man nicht wieder erwacht. Da ſtürzt ſich Caprice, die den Marquis begleitet hatte, auf ſeine Hand und mit ihrem heißen Athem erwärmt ſie die Wunde und ſaugt, trotz der augenſcheinlichſten Lebensgefahr, das Gift aus derſelben. Der Marquis fühlt das Blut wieder in ſeinen Adern fließen, in denen es bereits geronnen war. Er erwacht; er iſt gerettet!... Was machſt Du da? fragt er Caprice. Hatte ich Dir es nicht verboten, mir nachzukommen? — Das war der Dank für ſie. — Iſt das nicht wahr?

Capr. Sagte ich Ihnen nicht, daß ich ihn liebte?

Graf. Närrin! Vor Dir hat er die, die vor Dir kam, bis zur Anbetung geliebt. In ſeiner mythologiſchen Entzückung nannte er ſie Juno. Juno hat jetzt das edle Amt, ſeine Hunde zu füttern.

Capr. (für ſich). Wie unartig ſind ſie! Dahinter liegt etwas verborgen. (laut.) Meine Herren, ich muß fort. Der Herr Herzog wartet auf mich.

Graf. Nur noch ein Wort. Der Marquis nannte Dich in der erſten Gluth ſeiner Leidenſchaft für Dich, Caprice. Du wirſt auch nur die Dauer einer Caprice haben. Dein Reich iſt zu Ende.

Capr. (für ſich). Sie müſſen etwas wiſſen, das ich noch nicht kenne.

Vic. (für sich). Sie ist also bereits wieder entlassen. Warten wir also noch.

Chev. Der Marquis, der seine Sclaven, wenn sie ihm nicht mehr gefallen, auf dem Markte verkaufen läßt, kann es mit Dir den nächsten besten Tag auch so machen. Wer also von Euch will sie haben? Ich bringe Dich zur Auction. Caprice zu verkaufen, letztentlassene Favorite des Marquis von Kermare. Ausgebot 1000 Livres.

Graf. Zweitausend.

Cap. Zweitausend fünf hundert.

Vic. Wahrhaftig, es geht hier toller zu als in Versailles.

Graf. Noch 10 Livres! (zu Caprice.) Verstehst Du auch plattirtes Geschirr zu poliren?

Capr. (für sich). Das Gewitter wird sich bald über mir entladen! Ihre Beleidigungen sind untrügliche Vorboten. (Alle lachen laut auf. Während dem tritt der Herzog auf.)

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Herzog von Kermare.

Herz. (langsam aus der Mitte vorschreitend). Da die Herren mich nicht in meinem Zimmer beten lassen wollen, so will ichs hier thun. (er sieht alle die jungen Leute scharf an, indem er rings umher geht. Alle nehmen lachende Stellungen an, nur der Vicomte bleibt anständig.)

Chev. Da werden wir wieder einmal etwas Tolles erleben.

Herz. Wie kommt es, daß ich meinen würdigen Sohn nicht unter Ihnen finde?

Graf. Er iſt verreiſt, um unſre und ſeine Sclaven zur Vernunft zu bringen.

Herz. Und wer wird die Herrn dieſer Sclaven zur Vernunft bringen?

Chev. Recht ſpaßhaft!

Cap. Meine Herren, denken Sie daran, daß wir Gäſte ſeines Sohnes ſind.

Herz. Oh, behaltet Euer Mitleid! Ich bin in meinem Hauſe. Erinnert Euch lieber daran, daß ich für Euch haften muß, jungen Leute! Als Canada durch Waffengewalt in feindliche Hände überging, hatte der General Clinton das Recht, Euch alle nach Frankreich zurückzuſchicken. Das heißt, Euch zu verbannen. Denn wenn Ihr auch aus edlem franzöſiſchen Blute ſtammt, ſo hat doch keiner von Euch das Licht der Welt im Vaterlande ſeiner Ahnen erblickt.

Graf. Ach, das iſt eine alte Geſchichte!

Herz. Nicht Verbannung nur, das größte Elend wäre es für Euch geweſen. Alle Eure Güter, alle Eure Einkünfte ſind hier. Ich verwendete mich für Euch beim General Clinton. Das geſchah vor 15 Jahren. Ihr waret noch jung, Ihr waret noch beſſer. Einige von Euch wurden nach jener großen Schlacht blutend in die Arme ihrer Mütter

zurückgebracht. Das war ein wackrer Anfang. Der Feind hatte Achtung für uns, Eure Väter; ein Lächeln für Euch, tapfre Kinder. Ich also verwendete mich für Euch beim General Clinton. Ich versprach ihm in Eurem Namen, daß, wenn Ihr aufhörtet, Soldaten zu sein, Ihr in der Muße eines ehrenvollen Friedens ruhige Bürger werden würdet. Unter dieser leichten Bedingung konntet Ihr auf dem Boden Eurer Vorfahren bleiben. Und nun macht Ihr auf diese Art meinen Versprechungen, meinem Worte, mir, Eurer Verpflichtung Ehre! Besiegte, seid bescheiden!

Graf. Ist das Ihre Art zu beten, Herr Herzog? Im Pariser Ritual habe ich dies Gebet nicht gelesen.

Herz. Was fragten Sie mich, Herr Graf? ... Es war mir, als hätten Sie mit mir gesprochen.

Chev. Sein Verstand verläßt ihn.

Cap. Machte ers doch eben so mit uns!

Graf. Ich fragte Sie, Monseigneur, ob das Ihre Art zu beten wäre? Sie drohten uns ja mit einem Gebete.

Herz. So fang ich es denn an. (Unangemessene Stellung der andern, bis auf den Vicomte, der immer nachdenkend bleibt. Der Herzog beugt sich und spricht mit auf der Brust gefaltenen Händen) Mein Herr und Gott! Indem ich dir das Opfer meiner Niederlage bringe, über die ich selbst

nicht vor dir erröthe, bitte ich dich für die Ruhe der tapfern Seele des hohen und mächtigen Herrn Grafen d'Apremire, meines Waffengefährten, der in der Vertheidigung Canada's den Tod fand.

Graf (steht auf und hält nur noch mit sichtlichem Zittern das Weinglas, das er zuvor in die Hand nahm). Mein Bruder!

Herz. Mein Herr und Gott! indem ich mich selbst mit dem Namen des großen Besiegten ehre, welchen großmüthige Feinde mir gaben, bitte ich für die Ruhe der redlichen Seele, des hohen und mächtigen Herrn Baron von Montbrün, meines Waffengefährten, der bei Quebecs Vertheidigung gegen die Engländer fiel.

Cap. (aufstehend und das Haupt neigend). Mein geliebter Oheim! Mein Wohlthäter!

Herz. Und bitte dich eben so, mein Gott, für die Ruhe der ritterlichen Seele des hohen und mächtigen Herrn, des braven Ritters von Gondrin, der im Dienste des Königs bei der Vertheidigung Quebecs getödtet ward.

Chev. (das Gesicht in der Hand bergend). Mein theurer Vater!

Herz. Sie sehen, meine Herren, daß ich mir Schweigen zu verschaffen gewußt habe. — Mein Gebet ist vollendet. Fahren Sie nun fort. (Er geht ab.)

der Liebenden zu gehorchen. Doch das Gefühl, es sey schimpflich, bei der leichtern Arbeit den Lohn zu theilen, und bei der schwerern dann seine Gefährten zu verlassen, um als neuer Ehemann den Bitten seiner jungen Frau zu gehorchen, kam ihm so unerträglich vor, daß er jene warnende Stimme in seiner Brust mit Gewalt niederkämpfte, seine Frau, unter zärtlichen Umarmungen, beschwor, sich nicht mit solchen abergläubischen Dingen zu quälen, und jetzt als seine Gefährten an das Fenster kamen, entschlossen mit ihnen ging. — Margaretha rang indeß leise schluchzend die Hände. — Als er schon auf der Schwelle war, zog es ihn doch noch einmal zurück; er wandte sich nach ihr, drückte sie noch einmal recht innig an das Herz, und — ging. —

Als die Arbeiter an den Bergstrom kamen, und eben in den Kahn steigen wollten um überzufahren, sagte Leuthold zu den Uebrigen, nach dem jenseitigen waldbewachsenen Ufer deutend:

Seht, das ist doch recht seltsam! — da drüben am Ufer! —

Was denn? fragten die Andern.

Nun seht Ihr ihn denn nicht? erwiederte Leuthold, den lichtern Schatten jenseits? Er wandelt immer hin und wieder und winkt als ob wir nicht überfahren sollten. —

Die Andern sahen nichts, und lachten über Leutholds Einbildung wie sie es nannten. Zurück

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, ohne den Herzog.

Vic. Der Geistesirre hat Euch tüchtig geschüttelt.

Graf. Ich bekenne es.

Chev. Ich bin ganz zerknirscht.

Graf. Bah! Die freie Luft wird uns wieder herstellen. Uebrigens ists auch nun Zeit ... auf die Jagd zu gehen ... Herr von Rosamberg ist schon vertraut genug, um ihn mit in unser Geheimniß zu ziehen.

Vic. Was ist denn das für ein Wild, aus dem Ihr mir ein solches Geheimniß macht?

Graf. Ein junges Mädchen.

Vic. Ah, das lasse ich mir gefallen. Weiter also.

Graf. Vergangenen Monat gingen wir einmal alle mit Tagesanbruch im Park des Marquis spazieren, er selbst uns voran. Plötzlich giebt er uns ein Zeichen, still zu sein.

Vic. Was gab es denn?

Graf. Was ich Ihnen schon sagte: ein junges Mädchen von wunderbarer Schönheit saß am Fuße einer großen Ceder, an welche ein Pferd angebunden war. Der Marquis schoß, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, mit der Pistole einen schönen rothen Vogel vom Baume,

der gleich einer Flamme durch die Zweige herabfiel. — Das ist nicht gut, was Du da gethan hast, rief sie und stand auf. Diese Flamingo's fliegen jeden Tag 50 Meilen, nur um ein wenig frisches Moos am Ufer des Flusses zu holen und es in das Nest ihrer Kleinen zu bringen. Du hast den Vater getödtet und die Kleinen werden diese Nacht vor Kälte umkommen. Darauf band sie, ohne unsre Entschuldigungen anzuhören, ihr Pferd los, schwang sich hinauf und verschwand, indem sie den tödtlich verwundeten Vogel an ihren Busen drückte.

Vic. Lieber Cousin, Sie sind ein wenig verliebt.

Cap. Das sind wir ja alle in sie.

Vic. Ihr Alter?

Graf. Sechszehn Jahr.

Vic. Das fürchtete ich. Nun denn, so erkläre ich Ihnen hiermit: ich bin auch in sie verliebt.

Graf. Sobald der Marquis nun unsre schöne Einsiedlerin erblickt hatte, rief er aus: ich wette 1000 Luisd'or gegen jeden von Euch, daß, ehe ein Monat von heut an vergeht, dieses junge Mädchen in meiner Gewalt ist! Wir haben die Wette angenommen.

Vic. (für sich). Und ich werde sie gewinnen! (laut). Und Folge und Ende dieses Abentheuers?

Graf. War dies, daß wir unsre Sclaven auf einen Feldzug nach ihr ausgeschickt haben, diese aber vergebens in den benachbarten Waldungen umhergestreift sind. Endlich erfuhr einer von uns durch einen alten Waldhüter, daß das junge Mädchen allnächtlich um diesen Palast sich herumtreibe, am Tage aber in den nach Norden gelegenen Wald sich verliere, bis wohin er noch nie so neugierig gewesen, sie zu verfolgen. Weiter brauchen wir aber auch nichts zu wissen, denn jetzt begeben wir uns an den Eingang der Waldung, benutzen die Abwesenheit des Marquis und entführen die Schöne aus seinen eigenen Besitzungen.

Vic. (seine Hand ergreifend). Ich schlage mich zu Eurer Parthei! Nehmt Ihr mich an?

Graf. Bravo! eine wahre Ohrfeige für seinen Hochmuth! Ein glühendes Eisen auf seine Eitelkeit!

Vic. (für sich). Besser konnte ich in Quebec nicht debütiren. — (laut.) Zu den Waffen.

Graf. So kommen Sie denn mit, mein schöner Cousin. Zu Pferde! zu Pferde! (Als sie abgehen wollen tritt der Marquis ein, von mehren Sclavinnen begleitet, worunter auch Caprice.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Marquis von Kermare. Caprice. Sclavinnen.

Marq. Geben Sie sich keine Mühe, meine Herren; sie ist mein. (Er giebt seine Peitsche einer Sclavin, seinen Hut an Caprice.)

Alle. Der Marquis!

Marq. Ja, meine Herren, ich habe die Wette gewonnen! Sie bildeten sich wohl ein, ich hätte sie vergessen gehabt. Die vorgespiegelte Ursache meiner Abwesenheit hat Sie getäuscht. Das ist köstlich! Während Sie bei mir soupirten und dejeunirten, beschäftigte ich mich damit, Ihnen die geheimnißvolle Unbekannte vor dem Munde wegzufischen! Woran dachten Sie aber auch nur?

Capr. (für sich). Jetzt kann ich mir ihre Unartigkeit erklären.

Marq. Doch keinen Groll deshalb, meine Freunde. (giebt ihnen die Hand.)

Vic. Ganz so, wie man mir ihn beschrieben hat; Kraft, Spott und Stolz.

Marq. Aber aufrichtig gesagt, Sie haben Unrecht gehabt, mir diese Eroberung nicht streitig zu machen. Das junge Mädchen ist noch viel hinreißender, als Sie sichs gedacht haben. Ihre Füßchen sind wie die einer Nymphe!... Chevalier, Sie lieben besonders schöne Hände, nun, Sie sollen ein Paar sehen, um die eine Königin

vor Neid vergehen könnte... Graf! Sie haben in Ihrem Album eine große Sammlung der ausgezeichnetsten Frauenköpfe, lassen Sie ja dies Gesichtchen nicht aus.

Capr. (für sich). Er hat ganz vergessen, daß ich da bin.

Marq. Und Sie, Capitain, der Sie sich schon einigemale wegen einer sentimentalen Creolin aus Luisiana auf Leben und Tod geschossen haben, hüten Sie sich! Sie könnten leicht dahin gebracht werden, wieder von vorn anzufangen, denn diese seltene Schönheit wird allen unsern jungen Herren in Canada den Kopf verrücken. (Er bleibt jetzt vor dem Vicomte stehen, den er bis dahin nicht bemerkt hat und grüßt ihn.)

Vic. Herr Marquis, glücklicherweise für mich bin ich aus Versailles.

Marq. Sehr erfreut, Sie bei mir zu sehen! — Was verschafft mir die Ehre...?

Vic. Ihr ungeheurer Ruf, mein Herr Marquis, ist auch bis zu uns nach Paris gedrungen. Auf den feierlichen Wunsch des jungen französischen Adels bin ich nach Quebec gereiset, um Eure Herrlichkeit zu sehen, Sie kennen zu lernen und die Mission, womit man mich beehrt hat, Ihnen auszurichten. Und gleich mein erstes Auftreten ist wundervoll.

Marq. Oh, beurtheilen Sie mich ja danach nicht! Das ist ein bloßes Schülerglück. Da

sollen Sie besseres sehen. Meine heutigen Erfolge verdanke ich übrigens blos diesen Herren hier. Ich habe einen ihrer Sclaven durch Geld gewonnen und dann die meinen dahin geschickt, wo die Entführung vor sich gehen sollte. Meine Sclaven waren geschickter, als die jener Herren, weiter nichts.

Vic. (er giebt dem Marquis ein Schreiben). Erlauben jetzt der Herr Marquis...

Capr. (für sich). Ich werde schon auch daran kommen!

Chev. Wie er seinen Spaß mit uns getrieben hat!

Marq. (nachdem er gelesen). Ist es möglich? Der französische Adel sollte mich so hoch schätzen, daß er mir diese Ehre zuerkennte? Eines seiner ausgezeichnetsten Mitglieder hierher zu schicken, um sich mit mir zu schlagen! — Hätten Sie die Güte gehabt, Herr Vicomte, mir etwas davon im Voraus wissen zu lassen, so wäre ich Ihnen halben Wegs entgegen gekommen.

Graf. Wie? deshalb sind Sie übers Meer geschifft, deshalb haben Sie Versailles verlassen?

Vic. Ich bedaure nur, daß es blos 1000 Meilen waren, die ich zu reisen hatte und daß ich nur Einmal Schiffbruch litt!

Graf. Allerliebste Originalität!

Marq. So viel ich weiß, fordern die Gebräuche des französischen Adels von Ihnen, daß Sie irgend einen Vorwand zur Herausforderung,

irgend einen hinreichenden Beweggrund haben müssen, um mir das Lebenslicht auszublasen. Sobald Sie sich von Ihrer Ermüdung werden erholt haben, hoffe ich die Ehre zu haben, ihn Ihnen darbieten zu können. Bis dahin betrachten Sie mein Haus als das Ihre. Sie werden mir doch nicht die Kränkung anthun, anderswo zu wohnen?

Vic. Ich werde Ihnen nie dankbar genug sein können. Um Ihnen jedoch zu beweisen, Herr Marquis, daß ich einer so gütigen Aufnahme nicht ganz unwürdig bin, muß ich Ihnen sagen, daß die Frau Herzogin, Ihre edle Mutter, mir, als ich in Versailles Abschied von ihr nahm, die Gnade erzeigt hat, zu erlauben, daß, wenn ich je nach Amerika käme, ich sie in Montreal besuchen sollte. Denn sie ist jetzt in Montreal, blos 60 Stunden von hier...

Marq. Sie haben meine Mutter gesehen! — Gesprochen!... Ist es nicht eine hinreißende, einzige, anbetungswürdige, vollendete Frau?

Vic. Das ist mir erst ganz klar geworden, seit ich ihren Sohn gesehen habe.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Montreuil.

Montr. Der Adjutant des Herrn Gouverneurs will, wie gewöhnlich, die Herren inspiciren. Er vertritt heut die Stelle des Herrn Gouver-

neurs, welcher krank iſt und erwartet die Herren im Wachzimmer.

Marq. Sage, daß wir ſogleich kommen werden. (Montreuil ab.) Ei, der Herr Gouverneur von Quebec iſt mehr als krank, er iſt verrückt, daß er glauben kann, wir wären im Stande, gegen die Ruhe eines Landes zu conſpiriren, in dem es uns ſo wohl geht! (zum Vic.) Wundern Sie ſich nicht darüber, Herr Vicomte, es iſt nur ein ſchwacher Ring unſrer Abhängigkeit.

Vic. Der Ring gleicht aber doch ein wenig einem Halseiſen.

Marq. Meine Herren, nur voraus. Ich folge. (Sie gehen ab.)

Capr. (den Marquis zurückhaltend). Gnädiger Herr!

Marq. Ah Du! Bleibe hier und empfange die Perſon, die ich erwarte.

Capr. Ich?

Marq. Es iſt der letzte Befehl, den ich Dir gebe. Von heut an hörſt Du auf, meine Sclavin zu ſein. Du haſt mir das Leben gerettet, ich gebe Dir dafür Deine Freiheit. (ab).

Neunter Auftritt.

Caprice allein.

Meine Freiheit! Ich will mehr! Er läßt mich frei, in dem Augenblicke, wo mein ſteter

Gedanke der iſt, mich durch einen unvertilgbaren Anſpruch an ihn zu ketten. Dieſe Hoffnung iſt ein Recht und meine Liebe hat es erworben, die ſeinige hat es mir gegeben. Ich habe es wie ein ehernes Band um mein Herz geſchloſſen und er bietet mir nun an, das meines Fußes zu zerbrechen! — Meine Freiheit! — Oh, er will nur die ſeine wieder haben, will mir entgehen. Warum gab er ſie mir nicht neulich, als er glaubte, ich habe mich für ihn einer ſchrecklichen, einer tödtlichen Gefahr ausgeſetzt, ich ſei ſeine Retterin geweſen? Seine Retterin! Ach! warum war ich es nicht! ich, die jeden Augenblick gern ihr Leben für das ſeinige gäbe, gleich wie die Gluth, die er in meinem Herzen entflammt hat, nie erlöſchen kann! Ich komme zu der Stelle im Walde, wo der Marquis ſich befindet; eben gewinnt er das Daſein wieder unter den Lippen eines Mädchens, das ich vorher nie geſehen. Ich verſcheuche es. Als er die Augen öffnet, ſieht er niemand als mich neben ſich. So glaubt er und wird immer glauben, daß ich es geweſen, die ihn rettete. Wer ſollte mich verrathen? Und doch wird dieſe Hingebung für mich ohne Lohn bleiben. Denn ſelbſt ſeit dieſer muthvollen That, die mir eben ſo gut angehört, wie einer andern, denn ich würde ſie auch vollbracht haben, die nur mir angehört, denn niemand wird auftreten, um ſie mir ſtreitig zu machen, ſpricht er weniger als je davon, meine

Hoffnung auf seine Versprechungen zu verwirklichen. Nein, er kündigt mir sogar eben an, daß ich aufhören werde seine Favoritsclavin zu sein, denn diese Freiheit, die er mir zuwirft, ist nur eine versteckte Ungnade, ist ein Abschied. Er liebt also bereits die, welche er durch eine Entführung hierher gebracht hat? Diese jungen Männer, die mich so unartig behandelten, hätten doch Recht? Aber warum quäle ich mich auch so voreilig selbst? Wie viele Frauen habe ich nicht in diesen Palast kommen sehen! Und wo sind sie jetzt? Wäre sie auch noch mächtiger, die, welche heut eintreten wird, der Saft der kleinen Blumen, die auf den stehenden Gewässern wachsen, besitzt noch mehr Macht als sie. Aber doch habe ich Vorgefühle, Befürchtungen, wie ich sie noch nie gekannt! Ich möchte sie so gern besiegen ... ich möchte ... Aber da ist sie schon! (Mehrere Sclaven führen Eva mit verbundenen Augen herein. Sie ist als Quäkerin gekleidet, aber ihr Gewand unter dem Mantel verborgen, den sie im ersten Acte trug.)

Zehnter Auftritt.

Caprice. Eva.

Capr. (zu den Sclaven). Geht! (sie löst zitternd Eva's Binde.)

Eva. Wo bin ich?

Capr. (für sich). Gott! sie ist es! Sie, die

geſcheucht durch ihren Spott ſtieg dieſer nun, in ſich gekehrt und ſchweigend, in den Kahn, und legte auch den übrigen Weg in gleicher Stimmung zurück. — Der lichte Schatten war verſchwunden. — Es ſoll ſein Schutzgeiſt geweſen ſeyn. —

Sie kamen nun auf den Platz, mitten im Walde, wo die alte ungeheure Eiche ſtand, gleichſam der Rieſe des Hayns. Die Werkzeuge wurden angelegt, die Aeſte kunſtreich mit den Augen gemeſſen, nach welcher Seite ihr Gewicht größer ſey, und in welcher Richtung man ſie alſo ſchneiden müſſe. — Und die Arbeit begann.

Schon die Beſchäftigung ſelbſt, noch mehr aber der Reiz, der immer in einer etwas höhern, ſchwierigern Aufgabe bei einer gewohnten Arbeit liegt, zerſtreuten unwillkührlich Leutholds Trübſinn; er wurde wieder heiter wie gewöhnlich, und jener finſtre Traum war endlich ganz vergeſſen.

Jetzt war der ſtarke ungeheure Stamm durchſägt, der Rieſe ſollte fallen. — Leuthold hatte ſeine ſchöne neue Säge auf die Seite gelegt, wohin die Eiche nicht fallen ſollte. — Allein man hatte das Gewicht der Zweige doch nicht richtig berechnet; ſie ſchwankte, erhielt das Uebergewicht, und neigte ſich jetzt heftig auf die Seite, auf der die Säge lag. — Dem armen Leuthold war dieſes ſchöne Werkzeug ſchon ein wichtiges Beſitzthum; mit Schrecken ſah er, wie die Eiche es jetzt zertrümmern werde, und

ich im Walde bei dem Marquis fand, sie, die ihn vom Natternstich rettete! Wie schön sie ist: Oh, wie schön!

Eva. Wohin hat man mich gebracht? Was will man von mir? Aber wo bin ich nur?

Capr. Siehst Du es denn nicht? In einem Hause, wo alles Vergnügen und Freude athmet, von einem Morgenroth zum anderen, bei dem reichsten Manne Canada's, bei einem Edelmanne, der Nächte in Geräusch und Gluth bedarf, wie wir des Schlafs, um auszuruhen. Alles was ihm gefällt, will er, alles was er will, erhält er durch Gold oder Gewalt. Dieser Herr, dieser Gebieter ist es, der Dich hat entführen lassen.

Eva. Was sagst Du? (Marquis von Kermare erscheint im Hintergrunde.)

Capr. Sieh! da ist er!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Marquis.

Eva (zu Caprice). Er! aber das ist ja derselbe, der mir das Leben verdankt!

Capr. (für sich). Sie hat ihn wieder erkannt

Marq. (zu Caprice). Verlaß uns.

Capr. (für sich). Dieses Weib wird ihm sagen, daß sie ihn gerettet hat! Sie ist schön! Sie ist zu schön! (geht ab.)

Zwölfter Auftritt.

Eva. Der Marquis.

Eva. Iſts wahr, daß Du hier der Herr biſt?

Marq. Ja, nur ich allein.

Eva. Da Du alſo der Herr biſt, ſo ſage mir, warum Deine Sclaven mich ergriffen und gewaltſam mit verbundenen Augen hierher gebracht haben?

Marq. Es drohte Ihnen heut Morgens große Gefahr.

Eva. Mir?

Marq. Ja, von jungen Leuten entführt zu werden, die gewettet hatten, ſich Ihrer zu bemächtigen. Ich wußte das, und um den Plan nicht zur Ausführung kommen zu laſſen, ließ ich Sie hierher bringen.

Eva. Dann danke ich Dir. Da ich aber nun durch Deine Güte hier und außer aller Gefahr bin, ſo laß mich wieder gehen.

Marq. Schon!

Eva. Du haſt mir nichts mehr zu ſagen?

Marq. (ſie zurückhaltend). Bleiben Sie noch!

Eva. Warum denn? Was ſoll ich länger hier?

Marq. Ihr Glück und das meine begründen,

Eva. Ich werde nicht eher glücklich sein, bis ich mein Werk vollbracht habe.

Marq. (für sich). Welche sonderbare Rede! (laut.) Bleiben Sie hier und vollbringen Sie Ihr Werk. Ich widersetze mich ihm nicht.

Eva. Ich bedarf der Einsamkeit, welche Kraft giebt, solche Gedanken auszuführen. Lebe wohl.

Marq. Nein, ich lasse Sie nicht gehen!

Eva. Habe ich Dir nicht gesagt, daß Gott mich zu einer Sendung auserwählt, die ich noch nicht erfüllt habe. Ich komme, um Amerika von dem bösartigsten, grausamsten aller Menschen zu befreien, von einem Manne, der Blut trinkt, wie Herodes, aus duftenden Bechern. Du hast mich verstanden. Bist Du nun nicht ein Feind Gottes, so laß mich jetzt gehen.

Marq. Aber das schlägt ja in mein Fach. Für Ihre schönen Hände gehört Seide und Kuß, für die meinen das Eisen. Hier ist ein Arm, hier ein Schwert, dessen Kraft man kennt. Nennen Sie mir Ihren Feind und ich räche Sie auf der Stelle. Rechnen Sie ganz auf den Marquis von Kermare.

Eva. Der Marquis von Kermare! Wo ist er?

Marq. Hier, vor Ihnen. Ich bin es.

Eva. Du! Du? ... der Marquis ... von Kermare? — Oh mein Gott! Das ist unmöglich!

Marq. Nichts wahrer als das! Ich bin ...

Eva (zurücktretend). O ſchweige, ſchweige! — Ich zittere davor, Dir zu glauben.

Marq. (für ſich). Woher ihr Schrecken? (laut) So muß ich Ihnen denn wiederholen, daß ich der Edelmann bin, der durch Ihre Nähe ſich glücklich ...

Eva (für ſich). Und ich habe ihm das Leben gerettet!

Marq. (für ſich). Sie zittert.

Eva (für ſich). So tödte ihn doch! Es iſt ja der Marquis von Kermare! Aber wenn ich ihn tödten ſollte, warum ließeſt du mich zuvor ſein Leben retten, o mein Gott! Und wenn ich ihn jetzt noch tödten ſoll, ſo ſtärke wieder meinen kraftloſen Arm, mein mattes Herz! Allein, ohne dich, vermag ich es nicht! ... Wohlan denn! ſo laß mich von ſeiner Hand ſterben, weil ich nicht den Muth beſitze, ihn durch die meine zu vernichten. (laut, indem ſie die Kapuze ihres Mantels zurückwirft.) Kermare, ich bin eine Quäkerin, tödte mich!

Marq. Eine Quäkerin! Mein Glücksſtern iſt doch gar zu originell!

Eva. Tödte mich, ſage ich Dir, wie Du meine Brüder getödtet haſt.

Marq. Sie tödten, Sie, ſo ſchön, um einem Weiſen den Verſtand zu rauben und ihn einem Thoren wiederzugeben!

Eva. Nun, so laß mich fort.

Marq. Keins von beiden. Sie sollen hier bei mir, mit mir bleiben. Ich will, ich fordre es.

Eva (für sich). Gott straft mich für meine Feigheit. O Herr, alles was du thust, ist wohlgethan.

Marq. Ein Kuß auf diese Hand, um meine Eroberung zu besiegeln.

Eva. O mein Gott!

Marq. Einen Kuß auf diese Stirn.

Eva. Mein Gott! so vertheidige mich doch!

Marq. Und noch tausend Küsse!

Eva. Zu Hülfe! zu Hülfe!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Caprice. Der Vicomte. Der Graf und die übrigen Edelleute.

Alle. Da ist sie ja!

Vic. Geschrei! Thränen!

Marq. Meine Herren, ich bin in meinem Hause.

Vic. Was sehe ich? Meine schöne Wirthin aus Philadelphia! Holdeste...

Marq. Sie kennen sie, Herr Vicomte?

Vic. Ja, Herr Marquis, und auf das Recht einer alten Bekanntschaft gestützt, widersetze ich mich laut jeder Ungebühr, welche diesem jungen Mädchen geschehen könnte.

Marq. (zu Caprice). Führe sie in den Sommer-Pavillon. (zu den Sclaven.) Ihr bewacht die Thüren desselben. Hundert Peitschenhiebe dem, der sich ihm neugierig naht, der Tod dem, der hineindringt. (Eva, Caprice und Sclaven ab.) Was sagten Sie vorhin, Herr von Rosamberg?

Vic. Ich sagte, daß ein solches Benehmen gegen ein junges Mädchen, ein Kind, das in den Wäldern sich verirrt hat, eines Edelmannes unwürdig ist.

Marq. Herr Vicomte...

Vic. In Frankreich haben wir schon längst die Liebestränke, die Entführungen, alle diese Contrebande der Liebe unsern Generalpächtern überlassen. Sie sind hier um ein Jahrzehent in der Mode zurück, Herr Marquis.

Marq. Zum Ende!

Vic. Wohl! Um mir selbst eine Gefälligkeit zu erzeigen, werden Sie dem jungen Mädchen auf der Stelle wieder die Freiheit schenken...

Marq. Oder?

Vic. Oder erlauben, daß ich es Ihnen auf dieselbe Art streitig mache, wie Sie dasselbe behalten zu wollen behaupten. Gewalt wird der Gewalt entgegen treten. Das Pistol ist meine Waffe.

Marq. So habe ich mich denn nicht einmal zu bemühen gebraucht, um Ihnen einen Vorwand zu der Herausforderung zu gewähren, nach

der Sie strebten, um sich mit mir zu messen. Er bietet sich von selbst dar. Das ist eine glückliche Vorbedeutung. Der Ort unsers Zusammentreffens?

Vic. Bei Ihnen, morgen um 2 Uhr.

Marq. Sehr gern, um 2 Uhr also.

Graf. Als Cousin des Vicomte von Rosamberg, bitte ich um dieselbe Gefälligkeit.

Marq. Alle Wetter! So will mir also die Noblesse von Canada dieselbe Ehre erzeigen, wie die von Frankreich? Aber, lieber Graf, haben Sie nicht etwas blöde Augen?

Graf. Also auf den Degen.

Marq. Schön! Auf den Degen! Und Ihre Stunde, auch wie die des Vicomte? Ich richte mich ganz nach der Collegialität.

Graf. So sei's!

Marq. (zu den Uebrigen) Was Sie anbelangt, meine Herren, so habe ich nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß ich morgen um dieselbe Stunde ebenfalls Ihnen zu Befehl stehe. Es ist eine große Ehre für mich. Ein wahrer Festtag. Um ihn desto feierlicher zu begehen, will ich meinem Kaplan anbefehlen, von morgen früh an fortwährend die Schloßglocke läuten zu lassen, das Sterbeglöckchen. Wir werden ja dann sehen, wer den Glöckner bezahlen wird. Aber ein Schurke, wer nur eine Minute lang ausbleibt. Uebrigens wissen Sie doch, meine Herren sämmt-

lich, daß bei mir Souper und Ball nach dem Duell iſt.

Vic. Ich wünſche von ganzem Herzen, Herr Marquis, daß Sie bei Souper und Ball zugegen ſein mögen.

Marq. Mein Herr Vicomte, ich werde dafür auf alle mögliche Art beſorgt ſein. (Alle gehen lachend ab.) So giebts denn endlich niemand mehr hier, der mir ſie ſtreitig macht!

Vierzehnter Auftritt.

Der Marquis. Der Herzog.

Herz. Sie irren ſich, mein Herr!

Marq. Doch nicht etwa Sie, mein Herr Vater?

Herz. Nein!

Marq. Und wer denn ſonſt?

Herz. Gott! (Der Marquis zwingt ſich zum Lachen.)

Der Vorhang fällt ſchnell.

Dritter Aufzug.

Ein reich geſchmückter Saal.

Erſter Auftritt.

Caprice, der Vicomte, Renè und Taboureau.
Der Vicomte zwiſchen den beiden letztern, wovon ihm erſterer Paſtillen anbietet, während er dem letztern einen Fächer zurückgiebt.

Vic. Ich führe wahrhaftig ein Leben wie in der Tauſend und Einen Nacht! Vor 5 Monaten war ich noch in Verſailles; vor 5 Wochen litt ich Schiffbruch an der Penſylvaniſchen Küſte und jetzt ſitze ich hier in dem bequemſten Lehnſeſſel zu Quebec, einlogirt bei dem Herrn Marquis von Kermare, mit dem ich mich heut um zwei Uhr ſchlage, und was noch wundervoller als alles iſt, ich ſchlage mich um eines jungen Mädchens willen, das ich zu Philadelphia ſah und hier, ich weiß gar nicht wie, wiederfinde. Alles das ſieht wie ein Traum aus, und ich würde faſt

an meiner eigenen Exiſtenz zweifeln, wenn nicht meine zwei Gläubiger hier neben mir ſtünden. Ich habe Schulden, folglich exiſtire ich! (zu Capriee) Mademoiſelle!

Capr. Herr Vicomte.

Vic. Was iſt denn aus der jungen Perſon geworden, die Ihr Herr hat entführen laſſen?

Capr. Sie iſt im Pavillon am Ende dieſer Galerie eingeſchloſſen.

Vic. Der Herr vom Hauſe ſcheint mir ganz beſonders grauſam mit dieſem ſchönen Mädchen zu verfahren.

Capr. (für ſich). Soll ich denn immer nur von ihrer Schönheit ſprechen hören!

Vic. Schöner als alle, die ich je ſo ſchwach war zu lieben: nicht wahr Renè?

Ren. Herr Vicomte, ich habe noch nicht die Ehre gehabt, ſie zu ſehen.

Vic. Schlingel! Wenn es meine Anſicht iſt, kann es wohl auch die Deine ſein! Sage der Mademoiſelle da, ob die Damen, für die ich bei Dir in Paris koſtbaren Schmuck von Perlen und Diamanten beſtellte, nicht alle auch Mirakel von Schönheit waren. Die blonde Gräfin Val de Pont, die ſtolze Marquiſe von la Marche und die vielen andern.

Ren. (ein Papier aus der Taſche nehmend.) Die letzte Rechnung für Topaſen, Perlen und Smaragden, die der Herr Vicomte in der Zeit als er

ohne sich zu bedenken sprang er schnell hinzu, um noch im Fluge die Säge wegzureißen.

Um Gotteswillen! die Eiche kommt! — schrieen die Andern. — Es war zu spät! im Augenblick als sich der Unglückliche niederbeugte die Säge zu erfassen, holte ihn die immer schneller stürzende Eiche ein, und krachte, dumpf, zerschmetternd, auf ihn nieder. —

Die arme Margaretha hatte indeß den Tag in namenloser Unruhe hingebracht. Sie ging, weil sie die Einsamkeit nicht mehr ertragen konnte, zu einer Nachbarin, einer rechtschaffnen erfahrnen Alten, die ihr Trost zusprach und ihr erzählte, wie ihr Mann auch Holzschläger gewesen sey, und manchen großen Baum mit habe fällen helfen, ohne daß eine Fährlichkeit sich dabei zugetragen habe. Die junge Frau hörte dankbar gefällig zu, allein heimlich die Hände ringend trat sie doch oft ans Fenster, das nach dem Strome ging. — Der Abend kam heran. — Da sah Margaretha die Gefährten ihres Leutholds überfahren, — ihn aber nicht mit ihnen; — und — wehe! — Wie sie es im Traum gesehen hatte, so brachte man ihr in ein weißes Tuch geschlagen des armen Gatten ganz zerschmetterten Leichnam. —

Erschüttert hatten die Mädchen die Geschichte des unglücklichen jungen Paars gehört. — Ich weiß Euch auch eine Geschichte zu erzählen, sagte Maria

der Gräfin Clorinde von Val de Pont den Hof machte, bei mir entnahm, betrug 10000 Livres und 11 Denirs, welches verbunden mit den vorhergehenden Rechnungen die Summe von 64000 Livres 11 Denirs ausmacht.

Vic. Ich verlange eine öffentliche Anerkennung meines guten Geschmacks von Dir, und Du sprichst von Rechnungen! Schweige!

Ren. Herr Vicomte, es waren sehr schöne Damen.

Vic. Da hören Sie's! Nun denn, es giebt auch nicht eine darunter, deren Schimmer nicht durch die interessante Natürlichkeit dieser Quäkerin weit überstrahlt werde. Wie glücklich würde ich mich fühlen, sie zu sehen, zu sprechen, ihr zu gefallen, sie zu trösten, von ihr geliebt zu werden.

Capr. Ah, Sie lieben sie also auch! (für sich) Liebt sie denn alle Welt?

Vic. Ist's denn nicht etwas ganz natürliches, dem Wesen für die man sein Leben in die Schanze schlägt, gefallen zu wollen? Ist sie nicht die Ursache meines Duells? Oh, was gäbe ich nicht darum, bis zu ihr zu gelangen?

Capr. Drei Thüren wären zu sprengen, um dies zu bewerkstelligen.

Vic. Ich setze indeß voraus, daß diese Thüren Schlüssel haben.

Capr. Die mir anvertraut sind.

Vic. Sonst hatte ich ungeheures Glück, die

Bedenklichkeiten der Aufseher und Hüter zu beschwichtigen. Fragen Sie nur Taboureau und Renè. Ich habe in dieser Gattung von Taktik die grösten Studien gemacht. Erinnerst Du Dich noch, Taboureau, an die köstlichen Equipagen, die ich zum Geschenke machte.

Tab. (ein Papier aus der Tasche ziehend). Der letzte Wagen, den ich die Ehre hatte auf Ihre Rechnung anzufertigen, war ein unbezahlbares Meisterstück. Auch hat mir ihn der Herr Vicomte nie bezahlt. Ich verkaufte selbigen Ihnen für 8000 Livres, die mit Hinzurechnung der 82000 Livres, die Sie mir schon schuldig waren, eine Totalsumme von 90000 Livres ausmachten.

Vic. (zu Renè und Taboureau). Geht! (sie gehn. Vic stand auf um sie fortzuschicken und spricht bei Seite). Der erste Theil meiner Mission nach Quebec ist im besten Zuge, denn ich habe mein Duell und schlage mich in einigen Stunden mit dem Marquis. Der zweite Theil schreibt mir vor, das weibliche Wesen zu entführen, das er am meisten liebt. Jetzt ist der Augenblick da, Sorge dafür zu tragen, meine Mission vollständig zu erfüllen. (zu Capr.) Ich will mit Ihnen ohne Rückhalt sprechen In Ihrer Macht steht es, mich bei der Quäkerin einzuführen. Ihre Anmuth hat mich entzückt, ihr Unglück gerührt. Vielleicht werde ich heut um ihretwillen erschossen, darum will ich sie noch einmal sehen.

Capr. Es iſt 10 Uhr. Wenn ich Ihnen auch nur die Schwelle dieſer erſten Thüre, die auf die Galerie zum Pavillon der Quäkerin führt, öffnete, ſo würde ich bereits um 12 Uhr von den Peitſchen der Sklavenaufſeher zerfleiſcht, den Fluß in einer Barke herabſchwimmen und auf irgend eine Inſel verbannt ſein, von der ich nie wiederkäme. Ich möchte aber lieber hier bleiben.

Vic. Das begreife ich. Sie befinden ſich hier zu wohl, um auf Koſten Ihrer Freiheit mir behülflich ſein zu wollen. Indeß...

Capr. Nicht dieſer Verluſt iſt's, der mich erſchreckt. Was verſuchte ich nicht, um zu meinem Ziele gelangen! Still! Der Wagen des Marquis fährt in den innern Hof. Entfernen Sie ſich, daß er uns nicht beiſammen ſieht.

Vic. Ich werde Sie aber doch bald wieder ſehen, um dieſes kaum begonnene Geſpräch fortzuſetzen?

Capr. Ja, wenn ich Ihrer bedarf. (Der Vic. ab).

Zweiter Auftritt.

Caprice allein.

Vor allen will ich wiſſen, ob ich verrathen, ob ich nichts mehr bin. Seine Gegenwart wird eine Erklärung herbeiführen: ich ſehne mich nach ihr und fürchte ſie doch. Ich will ſie aber und

werde ſie haben. Je nachdem er handelt, je nachdem ich. Da iſt er!

Dritter Auftritt.

Caprice. Der Marquis. Montreuil.

Marq. (zu Capricen). In einer Stunde frühſtücke ich hier. (zu Montreuil). Du ſagſt, der Herzog, mein Vater, habe wieder ſeine Anfälle von Geiſtesabweſenheit?

Mont. Ja, gnädiger Herr, und ſchlimmer als je. Nach dem Auftritte — der Unterredung die Sie mit ihm hatten, iſt er in einen Seſſel geſunken und darin eine Viertelſtunde regungslos geblieben.

Marq. (zu Capricen). Zwei Couverts.

Capr. Erwarten der Herr Marquis noch Jemand?

Marq. Ich werde mit der Quäkerin frühſtücken.

Mont. Wie Sie befohlen, habe ich Erkundigung über das Befinden Sr. Excellenz des Herrn Gouverneur eingezogen.

Marq. Ach ja, wie befindet er ſich?

Mont. Seine Krankheit iſt bedenklicher als man anfangs geglaubt hatte. Man fürchtet für ſein Leben.

Marq. Die Alten fangen endlich an, Platz

zu machen. (zu Capricen). Du biſt noch da? So hole die Quäkerin.

Capr. Gnädiger Herr! (ſie bleibt im Hintergrunde ſtehen).

Marq. Geh, Montreuil! (Montreuil ab). Wie? (zu Capricen). Du haſt meinen Befehl nicht befolgt? Was ſoll das heißen? — Alle Wetter, ich vergaß daß Du nicht mehr meine Sklavin biſt. — Oh, Verzeihen Sie, Madame, aber ich werde ſelbſt klingeln . . .

Capr. Bleiben Sie!

Marq. Was haſt Du?

Capr. Ich habe . . . Ich will Ihnen ſagen, was ich habe.

Marq. Jedesmal wenn Du von mir irgend eine neue Begünſtigung haben willſt, nimmſt Du zu dieſer finſtern Miene Deine Zuflucht; die immer irgend einem eingebildeten Vorwurfe vorausgeht.

Capr. Ich habe Sie um keine Begünſtigung zu bitten. Sie haben mich reich gemacht, haben mir tauſend Acker Waldes geſchenkt, haben mir die Einkünfte von der Fiſcherei der Königsinſel überlaſſen, haben mir die Freiheit gegeben, aber wir ſind deshalb doch nicht quitt, denn ich habe Ihnen auch meine Liebe gegeben, meine Liebe, die viel mehr werth iſt, als alles was Sie mir gewährten.

Marq. Könnten wir unſre kleine Rechnung nicht nach dem Frühſtücke abthun?

Capr. Ich glaube, Herr Marquis — Sie lieben mich nicht mehr.

Marq. Wie viel Acker Waldes berechnest Du dieſen Verluſt?

Capr. Ich habe von Ihnen ein Verſprechen.

Marq. Und welches?

Capr. Daß Sie mich zu Ihrer Gattin erheben werden.

Marq. Den beſten Beweis meiner Zuneigung kann ich Dir dadurch geben, daß ich es nicht halte.

Capr. Ich weiß wohl, daß ich nur eine Sklaverei für die andre eintauſche, wenn der Titel einer Geliebten in den einer Gemahlin ſich umwandelt, daß eine goldne Kette noch ſchwerer iſt als eine eiſerne, aber gleichviel. Ich will Sie in die vornehme Welt begleiten, zu welcher mir der Eintritt bis jetzt unterſagt geweſen iſt. Ich will mich allen dieſen Hochgebornen und hochmüthigen Nebenbuhlerinnen, die bei Ihrer Liebe zu mir vor Verdruß erröthetten und vor Neid Thränen vergoſſen, als Ihre Gattin zeigen, müßte ich auch dann heimkehrend, mit ihren Kränkungen überhäuft, weinen und erröthen wie ſie, müßte ich auch dann wieder Ihre Sklavin werden. Außerhalb an Ihrem Arme, mein Gemahl, innerhalb zu Ihren Füßen, mein Gebieter.

Marq. Ernſtlich! Haſt Du jemals darauf

gerechnet, Marquise von Kermare zu werden? Dich in einem Wagen mit meinem Wappen zu wiegen? O geh doch!

Capr. Die Frau Gräfin von Rochebrune war Sclavin, wie ich, die Baronin von Chamborin, auch als Sclavin geboren, war Stickerin bei dem Herrn Baron, ehe sie seine Gemahlin wurde. Bin ich weniger als diese?

Marq. Wir haben alle in unserm Leben solche schöne Träume.

Capr. So war meine Hoffnung auf Ihr Versprechen also auch ein Traum?

Marq. Nun, Du hast doch bei alledem nicht schlecht geträumt. Wer warst Du denn? Woher kamst Du?

Capr. Ja; ich ward am Ufer des Lorenzostromes gefunden, allein, verlassen, zwischen Blumen und Schilfrohr entschlummert.

Marq. Ein Vorübergehender fand Dich und verkaufte Dich der Herzogin von Kermare, meiner Mutter. Diese fand Dich aufgeweckt, anmuthig, schlank und ließ Dich tanzen und das Tambourin spielen lernen.

Capr. Ja, ich war eine Tänzerin, weil es Ihnen beliebt, mich daran zu erinnern. Aber ich gefiel Ihnen, Herr Marquis, aber ich liebte Sie meinerseits so heiß, so thöricht, daß ich endlich selbst Ihre Fehler liebte und sie mir aneignete, damit Sie nicht allein gehaßt würden. Eifer-

süchtig sogar, auch meinen Theil an der Furcht zu haben, die Sie hier überall einflößten, wurde ich, die Frau, der Schrecken aller Frauen Ihres Palastes, trat ich, die Sclavin, meine Mitsclaven mit Füßen! Was konnte ich mehr noch thun?

Marq. Ich sehe Dich noch, wie Du mit unbeschreiblicher Anmuth Dich auf der Spitze Deines niedlichen Füßchens herumdrehtest und die Blumen aus Deinem Schürzchen unter tausend zugeworfenen Küßchen ringsum ausspendetest. Welches allerliebste Teufelchen Du doch warst!

Capr. Der gnädige Herr wollen also Ihr Versprechen nicht halten?

Marq. Könntest Du wohl noch einmal in meinem chinesischen Porzellankabinet pirouettiren, ohne ein einziges Stückchen zu zerbrechen?

Capr. Gnädiger Herr! soll ich die junge Quäkerin holen?

Marq. Geh, und laß uns den Thee bringen.

Capr. Ich will ihn selbst vorrichten, Herr Marquis! (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Der Marquis allein.

Sollte man's glauben? Ich Acton von Kermare, ich habe einen Theil der Nacht zugebracht, die Augen starr auf die Fenster des Pavillons gerichtet, in welchen ich dieses junge, mysteriöse

Mädchen habe einschließen lassen! Ja! das Mädchen, das ich auffand, der ich einen Monat lang nachjagte, die zwanzig Nebenbuhler mir mit List abstritten und heut mit dem Degen abstreiten wollen, es ist mein, ich halte es fest, es ist hier! und ich habe mich ihm noch keinen Schritt genähert, ich, so kühn gegen alle andere! Aber sie ist auch so unbefangen, so ganz und gar nicht wie die andern! — Doch sie kommt; ohnstreitig in Thränen. Der Sturm droht, rüsten wir uns ihm entgegen zu treten! Es ist ja nur ein Augenblick!

Fünfter Auftritt.

Der Marquis. Eva. Caprice.

Capr. Herr Marquis, Ihr Befehl ist vollzogen.

Marq. Gut! Ich bin für niemand zu sprechen.

Capr. Ich entferne mich. (für sich im Abgehen.) Und werde wieder kommen.

Marq. (welcher Eva unaufhörlich betrachtet, für sich). Welcher Anschein von Ruhe und Zuversicht! — Und ich erwartete Zorn und Thränen ... Woher diese Veränderung?

Eva. Du hast mich rufen lassen und ich bin gekommen. Was willst Du von mir, mein Bruder?

Marq. Ich will mit Ihnen sprechen.

Eva. Sprich, wenn das Dein Wunsch ist, aber kurz, das ist der meine.

Marq. Sie sind schön, sehr schön! Das verlohnt sich nicht der Mühe, es erst zu sagen. Nicht wahr?

Eva. Wenn Du es denkst, hast Du auch ein Recht, es zu sagen.

Marq. Ich denke noch etwas anderes. Ich wünsche Ihnen zu gefallen.

Eva. Wenn Du gut bist, wirst Du mir gefallen.

Marq. Ei der Tausend! wenn ich gut wäre, würde ich vollkommen sein.

Eva (für sich). Und ich stellte mir ihn furchtbar vor und auf seinem Gesichte das Gepräge seiner Grausamkeiten!

Marq. Aber ich sagte, daß ich Ihnen gefallen wolle: wie finden Sie die Kleider, welche die Frauen meines Haushalts tragen?

Eva. Sehr schön! Noch nie habe ich prächtigere gesehn.

Marq. Sie sollen eben solche haben.

Eva. Ich würde diesen Putz annehmen, mein Bruder, wenn meine Religion es erlaubte; aber in Pensylvanien...

Marq. Sie werden nicht nach Pensylvanien zurückkehren, Sie werden hier bleiben, hier in Quebec, im zweiten Paris; Sie werden einen

nach einigem Schweigen, zwar wieder andrer Art, allein von der ich ebenfalls sagen kann, daß sie ganz heilig wahr ist, und die auch den geheimnißvollen Zusammenhang der Geisterwelt mit unsrer irdischen beweist. — Ihr wißt, ich war oft auf dem Schlosse bei unsrer trefflichen verstorbnen Gräfin; sie liebte mich, und hatte mich zum Theil erzogen. Als ich erwachsen war, nicht lang vor ihrem Tode, sagte sie einst in einer recht vertrauten Stunde zu mir: Mein gutes Kind, der Uebergang in jenes dunkle unbekannte Land wird mir recht leicht werden, da mir schon von dorther ein freundlicher, sichtbarer Wink zugekommen ist.

Sie theilte mir darauf ein Ereigniß aus ihren frühern Jugendjahren mit, das mich innig bewegte, und das ich nie vergessen habe. — Euch, meinen treuen Schwestern, darf ich es ja in dieser stillen Stunde wohl entdecken, ohne daß mir der selige Geist, der ja nun dort am Ziele aller Sehnsucht, und jenseit alles menschlichen Irrthums ist, deshalb zürnen sollte. —

Von erster Kindheit an war die Gräfin mit einem jungen Vetter in herzlicher, beinah geschwisterlicher Zärtlichkeit aufgewachsen. Ihr Vater hatte den Elternlosen in sein Haus genommen und ihn mit freigebiger Großmuth seinem Stande gemäß erziehen lassen. Lang glaubte die Gräfin in dem liebenswürdigen Julius einen Bruder zu lieben, und auch als dieser Irrthum schwand, auch für den

Palaſt gleich dieſen bewohnen. Gefällt Ihnen dieſer?

Eva. Ja, mein Bruder, recht ſehr.

Marq. Nun dann! Sie ſollen einen noch viel ſchönern haben.

Eva (für ſich). Wie viel Großmuth! (laut.) Was ſollte ich mit deinem Palaſte anfangen, mein Bruder? Unſer Glaube fordert die ſtrengſte Einfalt; unſre Geräthe ſind Bänke von Eichenholz, auf die wir uns nur ſetzen, um zu beten.

Marq. Ich denke nach, was ich Ihnen noch anbieten könnte.

Eva. Warum denn immer das? Wenn ich etwas brauchte, würde ich Dich darum bitten.

Marq. Alſo iſt der große Zorn gegen mich verſchwunden? Und jetzt...

Eva. Jetzt bin ich ruhig und ergeben. Deshalb erſcheine ich auch ohne Furcht vor Dir.

Marq. (für ſich). Welche Würde! Ich weiß nicht, ob man über mich lachen oder mich bewundern würde, wenn man mich hier ſo verlegen, ſo ſchlichtern dieſem jungen Mädchen gegenüber ſähe. Ich weiß ſelbſt nicht... Sollte ſie mich täuſchen?

Eva (für ſich). Sollte Gott ein ſo edles Geſicht als Maske für einen Gottloſen geſchaffen haben?

Marq. Wie heißen Sie, meine ſchöne Quäkerin?

Eva. Ich nenne mich Eva, bin die Tochter des Quäkers Daniel und war wie ich Dir gesagt habe, von Philadelphia nach Quebec gekommen, um den Mann zu tödten, den mir Gott bezeichnet hatte.

Marq. Sie denken noch immer an Ihr Vorhaben?

Eva. Ich habe darauf verzichtet.

Marq. Sie sehen, daß schon die Luft, die man in diesem Palaste athmet, die finsterſten Gedanken in heitre umwandelt. In einigen Tagen werden Sie es nicht mehr bedauern, daß man Sie hierher gebracht hat und nach und nach dahin kommen, gar nicht mehr an Ihr Vaterland zu denken.

Eva. Nicht mehr an mein Vaterland denken!

Marq. Was haben Sie denn dort ſo koſtbares?

Eva. Das Glück, das aus der Tugend ſtrömt, alles was die Zufriedenheit des Lebens ausmacht. Beſcheidene Wünſche, ſanfte Freude, ein Herz, rein wie unſer ſchöner Himmel und ſtets ruhig.

Marq. Aber das iſt ja die ſtille Ruhe des Todes, die Sie mir da ſchildern! Hier werden Sie unerhörte Vergnügungen kennen lernen, werden von Entzücken zu Entzücken ſchwärmen. Hier wird keiner Ihrer Reize im Schatten bleiben. Der Stolz der Frauen iſt, zu gefallen, und Sie werden gefallen. Die höchſte Luſt der Frauen iſt,

den Neid auf sich zu ziehen, und man wird Sie beneiden, man wird Sie zerreißen und Sie werden wieder zerreißen, das heißt wahrhaft leben. Dies ist ächtes Glück und ich biete es Ihnen an.

Eva. Mein Bruder, ich verstehe das nicht.

Marq. (für sich). Ist das wahr? Oh, wenn ich 16 Jahr alt wäre, ich hätte Furcht, daß ich sie liebte.

Eva. Ich danke Dir bei alledem für Dein Anerbieten, mein Bruder; aber ich ziehe das Glück, daheim zu sein, vor. Unsere Art zu sein ist die bessere.

Marq. Sie werden die meine kennen lernen. Ja, das müssen Sie! Dann werden Sie diese nicht nur der Ihrigen vorziehen, sondern auch einst und vielleicht bald den lieben, der Sie damit bekannt gemacht hat.

Eva. Ich Dich lieben?

Marq. Allerdings! Ja, Sie werden mich lieben — so gewiß, als ich Ihre zitternden Hände in den meinigen halte, so gewiß, als ich zu Ihren Füßen liege und mich in Ihren so erschrockenen und doch so süßen Blicken berausche.

Eva. Ich Dich lieben! (für sich.) Wie sein Blick, wie seine Worte mich verwirren!

Marq. Sie sollten mir einen Quäker, einen Pflanzer, ein schweigsames, albernes Wesen vorziehen?

Eva. Ein gutes, von seinen Brüdern ge-

liebtes, auf ſeine Würde vor den Menſchen ſtolzes und vor Gott demüthiges Weſen würde ich lieben.

Marq. Aber ich, laſſen Sie ſich das ſagen, ich würde nur ein mir ſtreitig gemachtes, von mir errungenes Weib lieben, deren Züge von den Geheimniſſen der Toilette noch verſchönert, deren Geiſt, in tauſend Strahlen der Koketterie glänzend, zahlloſe Nebenbuhler um ſich geſchaart hätte, die zugleich Zeugniß gäben von ihrer Schönheit und meiner Macht.

Eva. Ein ſolches Weib ſollte Zuneigung einflößen?

Marq. Sie, Sie wären dieſes Weib.

Eva. Ich, mein Bruder? Oh, denke nicht daran!

Marq. Alſo haben Sie es doch verſtanden! ... Und jetzt bereiten Sie ſich vor, mir zu gehorchen. Nicht mehr jene Heuchelei der Sprache, die ich nur zu viel gehört, nicht mehr jene Heuchelei der Sitten, die mich einen Augenblick lang amüſirt hat. Wozu das? Jene Kleider, welche Sie ausſchlugen, werden Sie tragen.

Eva. Nein!

Marq. Ihre Ballkleider ſind ſchon beſtellt und unterwegs. Dieſen Abend iſt Feſt bei mir, und Sie ſind die Königin deſſelben. Sie werden vor Ihren Nebenbuhlerinnen erſcheinen und dieſe werden ſehen, ob der Marquis von Kermare Geſchmack hat. Heut Abend

der erſte Tag Ihres Königreichs, meine Gebieterin.

Eva. Eben ſo wenig heut Abends als je.. Ich habe Dir's geſagt, nie!

Marq. Das iſt ein bloßes Wort.

Eva. Das iſt mein Wille.

Marq. Wiſſen Sie denn nicht daß ich hier Herr bin, eben ſo unumſchränkter Herr als irgend ein König auf ſeinem Throne? Daß alles was mir nicht nachgiebt, bricht? Daß, wenn es ſein muß...

Sechsler Auftritt.

Die Vorigen. Caprice.

Marq. Wer wagt es uns zu ſtören? Ich hatte ausdrücklich verboten...

Capr. Gnädiger Herr, man hat zwei Quäker in Ihrem Palaſte feſtgenommen. (für ſich). Was wird er thun?

Marq. So peitſche man ſie und ſchmiede ſie ein. Das verlohnte wohl der Mühe, mich zu unterbrechen!

Eva. (knieend). Oh Gnade, Gnade für ſie! Ich flehe Dich an!... Was haben ſie Dir denn Böſes zugefügt? Warum ſo grauſam? Gnade, Gnade! Ich bitte um Gnade für ſie, Dich, der mir einen Palaſt anbot!

Marq. Wie verführeriſch ſie ſo iſt! — Ge-

hen Sie wieder in Ihren Pavillon und denken Sie an das, was ich Ihnen gesagt habe.

Eva. Ich werde an das denken, was ich Dir gesagt habe. Ich werde Dich lieben, wenn Du gut bist (sie geht, Caprice schließt hinter ihr zu).

Marq. (zu Capr.). Laß die beiden Quäker vor mich bringen. Ich will sie seh'n.

Capr. (im Abgehen). Wenn er ihnen verzeiht, so liebt er dieses Mädchen mehr als er noch Jemand geliebt hat.

Siebenter Auftritt.

Marquis von Kermare allein.

Es ist nicht zu glauben! Ich, der gelangweilteste, der übersatteste Mensch von der Welt, habe mit der Neugier eines Kindes dem zugehört, was ein andres Kind mir ganz nach Herzenslust vorgeschwatzt hat. Sie hat mich interessirt, sie hat mich lächeln gemacht, sie würde mich bis zu Thränen gerührt haben, wenn sie es gewollt! Wahrhaftig, ich bin krank.

Achter Auftritt.

Montreuil. Simon. Daniel. Der Marquis.

Montr. Gnädiger Herr, hier sind die beiden Männer. (geht ab).

Sim. (bei Seite). Wir sind ganz gewiß bei einem vornehmen Herrn.

Dan. (für sich). Wie mir das Herz schlug, als ich den Fuß in diesen Palast setzte! — Welche Erinnerungen!... Aber das führte mich nicht hierher.

Marq. Ihr seyd Quäker und ihr wagt es, bei mir einzudringen!

Dan. Ein Quäker fürchtet nur Gott.

Marq. Keine Jeremiaden! — Woher kommt Ihr?

Dan. Aus Philadelphia.

Marq. Was wollt Ihr hier?

Dan. Dir einen Dienst erzeigen.

Marq. Du?!

Dan. Du bist der Haß, die Schmach, der Fluch aller Quäker, meiner Brüder!

Marq. Und um mir das zu sagen, hast Du Dich incommodirt? Um mir das zu sagen, hast Du mich in einer allerliebsten Unterhaltung mit einer deliciösen Quäkerin gestört?

Dan. Du mit einer Quäkerin? Du lügst.

Marq. Sie ist aus Deinem Lande, aus Philadelphia.

Dan. Du lügst! Ihr Name?

Marq. Eva.

Dan. Meine Tochter?

Marq. Eva ist Deine Tochter?

Dan. Meine Tochter ist hier! Aber sie ging

ja dahin, um... Gott ſei geprieſen, daß ich noch zu rechter Zeit angelangt bin! Geh, laß ſie hierher kommen, gieb mir ſie wieder.

Marq. Ich Dir ſie wiedergeben? Ich, der ich ſie habe entführen laſſen!

Dan. Entführen! o mein Gott! Du weißt alſo nicht?...

Marq. Ich weiß daß ſie ſchön iſt und daß ſie mir gefällt. Darum habe ich ſie entführen laſſen.

Dan. Schändlich! ſchändlich!

Marq. Quäker, Du mißbrauchſt Dein Vaterrecht. Geh, entferne Dich, und danke dem Himmel, daß ich Dir um Eva's willen Dein Leben ſchenke.

Dan. Ich werde ohne ſie mich nicht entfernen. Gieb mir ſie wieder, ſage ich Dir, oder...

Marq. Drohungen! Nun das iſt köſtlich! (er ſchellt. Drei Diener erſcheinen mit Montreuil). Montreuil, führe dieſe beiden Männer in die Küche, und laſſe ihnen ein Frühſtück geben.

Sim. (für ſich). Ich hatte es ja gleich geſagt, daß dieſer Mann ein vornehmer Herr ſei.

Dan. Ich werde hier auf dieſer Stelle bleiben, bis Du mir meine Tochter wieder gegeben haſt, oder ein anderer als Du mir Gerechtigkeit gewährte. Denn dieſer wird ſie mir nicht verweigern.

Marq. Und wer ist denn dieser so gewaltige Mann?

Dan. Dein Vater.

Marq. Er! An den hätte ich wahrhaftig zuletzt gedacht. Nun wie Du willst. Warte auf ihn. Ich habe Dir ein Frühstück angeboten. Soll man es Dir hierher bringen? (zu Sim.) Mein Sohn, Du scheinst mir weniger halsstarrig, geh also in die Küche.

Sim. Ja, mein Herr! (geht mit dem Bedienten ab).

Dan. (für sich). Meine Tochter in der Höhle des Marquis! Meine Tochter seine Gefangene! Aber wo ist denn der Vater dieses schändlichen Mörders und Spötters? Welchen Theil dieses Palastes bewohnt er? Wo ist der Herzog von Kermare?

Neunter Auftritt.

Der Herzog. Daniel. Der Marquis. Ersterer langsam eintretend.

Marq. Sieh! Du wirst nach Wunsch bedient! Da ist er.

Dan. (einige Schritte dem Herzoge entgegen, der vorschreitet ohne ihn zu sehen). Dies wäre er! Wie? Dies der gewaltige Herzog von Kermare? Das ist nur noch ein wandelnder Schatten.

Marq. (zu Dan.) Ich lasse Euch bei einan-

der. (für ſich). Ein Quäker und ein Geiſteskranker; die Unterhaltung muß höchſt intereſſant ſein. Was mich betrifft, ſo werde ich bei den Quebeker Handelsleuten den Schmuck und den Putz holen, die ich beſtellt habe, um mein neues Idol zu zieren. (ab.)

Herz. (in einen Seſſel geſunken). Welche Schmerzen! o mein Gott!

Dan. Mein Freund! Man behandelt mich ſchlecht bei Dir! — Er hört mich nicht! Er ſcheint zu träumen... Herzog von Kermare!

Herz. Was will man von mir?

Dav. Mein Freund, ich ſagte Dir, daß man mich bei Dir ſchlecht behandle.

Herz. Und darüber beklagen Sie ſich bei mir?

Dav. Biſt Du nicht der Vater des Marquis von Kermare?

Herz. Ich bin blos ſein Vater.

Dan. Iſt das nicht genug?

Herz. (das Haupt ſenkend). Nein.

Dav. Nun, ſo will ich mit dem vormaligen Gouverneur von Quebec ſprechen.

Herz. Der vormalige Gouverneur von Quebec?... Ich kenne ihn nicht.

Dan. Was ſagſt Du? — Aber dieſer vormalige Gouverneur von Quebec biſt ja Du!

Herz. Ich? ich!... O welche Schmerzen!

Dan. Allmächt'ger Gott!... Dieſe Reden,

emporwachsenden Jüngling blieb ihr Gefühl immer in diesen ruhig sichern Gränzen. Bei Julius aber verwandelte sich die früher gewohnte Zärtlichkeit in die heftigste Leidenschaft. Doch er erwog seine geringen Glücksumstände und hielt es daher für den größten Undank gegen seinen trefflichen Wohlthäter, wenn er auf den theuersten Schatz des schon alternden Vaters Ansprüche machen wolle. Auch fühlte er wohl nur zu bald, daß die Art seiner Empfindung nicht von der fröhlichen Emilie getheilt werde. — Und so beschloß er, was es ihm auch kosten möge, sein tiefes Gefühl männlich zu bekämpfen, und keinen Blick in sein glückloses Herz dringen zu lassen.

Durch zufällige Familienverhältnisse kam er in fremde Kriegsdienste, die ihn, weit übers Meer, in einen andern Welttheil führten. Als er jetzt von Emilien Abschied nehmen sollte, faßte er bewegt ihre Hand, und sagte, ihr mit feuchtem Blick ins Auge sehend: »Lebe wohl Emilie! Sey glücklich ohne mich! — Doch — wenn ich todt bin, — dann schenke Deinem treuesten Freunde eine Thräne!

Julius, sagte Emilie bewegt und mit hervorquellenden Thränen, — o Du darfst nicht sterben! — Du mußt noch lange leben, zu meiner und noch vieler andrer Menschen Freude.

Doch! doch! — sagte Julius, wehmüthig vor sich niederblickend, — aber wenn ich sterbe, so wird sich meine Seele nicht von der Erde losreißen kön-

dieſer irre Blick!... Sein Verſtand iſt zerſtört!... Und meine Tochter! meine Tochter!... Oh, wie bringe ich meine Klage ihm zur Verſtändniß? — Herzog von Kermare, erinnerſt Du Dich noch an die Schlacht von Quebec?

Herz. Nein.

Dan. Wie? Jenes großen, ſchönen, blutigen Tages des 13. Decembers 1759, jenes von Deiner Hand unterzeichneten Vertrags?

Herz. Da ich hier nicht ruhig bleiben kann, ſo gehe ich. (er ſteht auf und geht langſam fort).

Dan. Alles iſt verloren, wenn er geht!... Meine Tochter! meine Tochter!... Das letzte Mittel!... verſuchen wir es — (er geht zum Herzoge, nimmt ihn beim Arme und führt ihn zu einem Fenſter). Da ſieh hin! Dort wurde die große Schlacht von Quebec geliefert... Siehſt Du? — Dort! (Der Herzog bleibt ſtehn und richtet ſeine Blicke auf die bezeichneten Punkte). Auf dieſem ſich herabſenkenden Berghange ſtellte ſich die Armee von Canada unter den Befehlen der Herrn von Moncalm auf.

Herz. Moncalm!...

Dan. Ja! und tiefer unten noch, zwiſchen dem Berge und dem Lorenzoſluſſe, erwarteten 10000 Reiter, die Fauſt am Säbel, den Sturm der Engländer. Du warſt es, der dieſe 10000 Mann commandirte. (für ſich). Sein Blick belebt ſich... ſeine Vernunft wird freier...

Herz. Das iſt wahr... Und die engliſche Armee, die ſich zum Angriff bereitete, commandirte der General... der General Wolf.

Dan. Ha, er erinnert ſich wieder!

Herz. Und da unten auf der andern Seite des Berges hielt die engliſche Reiterei unter den Befehlen des unerſchrockenen Clinton. — Dort ſtanden ſie.

Dan. Und Du hier.

Herz. Das Gehölz wurde angezündet.

Dan. Die Pulvermühle dort ſprang in die Luft.

Herz. Was für ein fürchterlicher Tag! Während die engliſche Flotille unter Commando des Admiral Sounders die Dächer unſrer Häuſer beſtrich, rückte ihre Artillerie immer weiter gegen uns vor. Aber wir wichen nicht. Alles ſchlug ſich, und alles ſtarb für Dich, ſchönes Frankreich, ferne Mutter, die uns nicht ſterben ſah. Moncalm ſtarb auf dieſer Schanze, Drucourt in dieſer Vertiefung, de Levy ſtehend, wie alle ſeine Ahnen, Brilhac!... man fand nichts mehr von Brilhac! — O Herr! laſſen Sie mich weinen! Aber auch gerecht müſſen wir ſein. Die Engländer verrichteten Wunder der Tapferkeit. Wir ſtürzten auf ſie, ſie auf uns! Wir tödteten ſie, ſie uns! Sie uns Moncalm, unſern General, wir ihnen Wolf, den ihren. Clinton beſtieg Wolfs Roß und übernahm das Commando.

Dan. Als Moncalm gefallen, ſetzte ſich der Herzog von Kermare an die Spitze der Franzoſen, die nie tapferer, die nie entſchloſſener gefochten hatten als jetzt. Mitten in dieſem Feuerqualme ſah man einen Mann ruhig, ob auch mit zerſchmetterter Fauſt, doch noch die weiße Fahne halten, das warſt Du!

Herz. Ja, ich hatte ein edles Beiſpiel vor Augen, den General Clinton, der mir entgegen kam mit dem Arm in der Binde. Seine Schärpe war die engliſche Fahne, denn alle ſeine Fahnenträger waren gefallen. Clinton, o edler Feind! Die Engländer erdrückten uns, aber ſie zogen in das rauchende, zertrümmerte Quebec nur über die Leichname von 10000 Franzoſen. Das war die einzige Beute, die wir ihnen ließen.

Dan. Er erinnert ſich! er erinnert ſich!

Herz. Ich war beſiegt: ich unterzeichnete die Capitulation, wodurch Canada an die Engländer überging, aber neben meinen Namen ſah man einen Blutfleck. Das ſagte genug. Todtwund ſank ich zuſammen. Meine Augen öffneten ſich erſt wieder in des General Clinton Armen.

Dan. Der zum Zeichen ewiger Freundſchaft ſeinen Hoſenbandorden mit Deinem Ludwigskreuze austauſchte.

Herz. Großer Gott! Aber woher wiſſen Sie das alles? Sie!

Dan. Mein Geſicht hat ſich alſo wohl ſehr verändert?

Herz. Wie? Sie wären...

Dan. Herzog von Kermare, da iſt das Ludwigskreuz, das Du mir zum Tauſche gegen meinen Hoſenbandorden gegeben hatteſt, und das ich, da ich nach der Schlacht wieder Quäker geworden, wie ich es vorher war, als ein Zeichen der Achtung des erſten Heerführers meines Jahrhunderts aufbewahrt hatte.

Herz. Clinton! Clinton! das iſt einer der ſchönſten Tage meines Lebens! Mein Beſieger!

Dan. Dein alter Freund.

Herz. Laſſen Sie mich ihre tapfern Hände drücken.

Dan. Laß mich Deine Stirn küſſen, mein Bruder.

Herz. Umarmen wir uns, mein Waffengefährte, daß unſre alten Herzen an einander klopfen. O wie ſchön iſt's, gütiger Gott! den wackern Gegner von vordem in ſeine Arme zu ſchließen!.. Ha! Sie haben mir einen Augenblick lang Gedanken, Verſtand und Leben zurückgegeben! (plötzlich zurücktretend). Aber weshalb ſind Sie denn hier? Sie ſprachen von dem Vertrage von Quebec... Sie kommen weit her, bleich, erſchöpft, und fodern die Erfüllung deſſelben... Sie nannten meinen Sohn... Sie erſchrecken mich? — Was hat er wieder gethan?

Dan. Er hat mir meine Tochter entführt...

und da iſt er! (er zeigt auf den Marquis, der mit Montreuil eintritt, welcher einen Schmuck trägt).

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Der Marquis. Montreuil.

Herz. Das Mädchen, das ſich hier befindet, iſt Ihre Tochter! Ihre Tochter! (auf den Marquis zutretend). Sei der gefürchtetſte Schläger der Colonie, der Verführer, deſſen Ruf ſo ausgebreitet, daß er das Meer überſchreit, das iſt ein Ruhm über deſſen Werth ich Dir meine unverſtellte Anſicht eröffnet habe. Der Baum unſers Geſchlechtes wurde zu alt, um ſich nicht zu ſpalten. Die Eiche der Kermare hat ihres Wachsthums Punkt erreicht. Ohne Dich wären wir zu eitel geworden. Als chriſtlicher Edelmann iſt es dahin mit mir gekommen, daß ich Dich für eine Züchtigung Gottes angeſehen habe. Aber was meine weißen Haare nicht dulden dürfen, iſt, daß Du meinen Palaſt zum Schauplatze Deiner Orgien machſt. Mein Palaſt erhebt ſich auf einer Feſtung, die ganz mit engliſchen Kugeln durchlöchert. Eine Feſtung iſt ein frommer Ort; man muß ſich darin mit Achtung benehmen, wie in einer Kirche, denn die Todten ruhen in ihr auch unter den Steinen.

Marq. (nimmt das Schmuckkäſtchen aus Montreuils Hand, öffnet und unterſucht es). Ich will an

ihren Armen dieſe Rubinſpangen, in ihren Ohren dieſe flimmernden Strahlengarben ſehen.

Herz. So hörſt Du auf mich!

Marq. Sie wird hinreißend ſein, unter dieſem Diademe. — Sie ſagten alſo, lieber Vater... (giebt das Käſtchen an Montreuil, der abgeht).

Herz. Gieb augenblicklich jenem Mädchen die Freiheit, oder ich verlaſſe den Palaſt — Wähle!

Marq. Ich habe gewählt.

Herz. Alſo jagſt Du mich fort!

Marq. Dieſer Palaſt iſt der Wittwenſitz meiner Mutter.

Herz. Er jagt mich fort! Allmächtiger Gott! War mir das vorbehalten! Entſtellt, beraubt, beſiegt, von meiner Frau verlaſſen, werde ich nun auch von meinem Sohne verjagt! Welch ein herrlicher Lohn! Mein Sohn verjagt mich. Er ſchweigt. Alſo heut noch werde ich ſcheiden. Mein Vermögen iſt's nach dem Du lüſtern biſt, oh, immerhin! ich werde ſelbſt zum Gouverneur gehen und es ihm ſagen; Mylord, werde ich ſagen, Sie ſind ein tapfrer Krieger, Sie haben mich beſiegt; mein Sohn verjagt mich. Verleihen Sie mir die Ueberfahrt und Nahrung der Matroſen auf einer Ihrer Fregatten. Das Exil erbitte ich mir.

Dan. Du bleibſt hier, ich will es.

Marq. Sprachſt denn Du auch, erbärmlicher Quäker?

Dan. Ich ſage Dir, daß Dein Vater von

allen Ehrenbezeugungen umgeben bleiben soll, und daß Du gehen wirst, Du und die Deinen, aus Quebec, aus Canada, aus ganz Amerika. Ich verjage Euch von hier, ich!

Marq. Meine Sclaven sollen Dich mit ihren Peitschen eines Bessern belehren.

Dan. (eine Schrift entrollend und lesend). „Am 13. Dec. 1759. Capitulation der französischen vom General Clinton besiegten Armee."

Herz. Neige Dich, Marquis von Kermare, tief zu Boden! Der General Clinton steht vor Dir.

Marq. Dies der General Clinton!

Dan. (lesend). Der General Clinton sichert einerseits den Franzosen den Genuß ihres Eigenthums zu und erlaubt ihnen nach gewohnten Sitten und Gebräuchen zu leben; anderseits macht sich der Herzog von Kermare bei seiner Ehre verbindlich, dafür Sorge zu tragen, daß sich die Franzosen als friedliche Bürger aufführen, und wenn dieser Vertrag nicht gewissenhaft beobachtet wird, sollen die Franzosen aus Canada vertrieben werden, als schlechte Bürger und Wortbrüchige, und zurückgeschickt nach Frankreich, mit Verlust alles ihres hier besitzenden Eigenthums."

Marq. (für sich). Welcher höllische Vertrag!

Dan. Ist der, welcher seinen Vater verjagt und mir meine Tochter stiehlt, ein guter Bürger?

Marq. (für sich). Darauf war ich nicht ge-

faßt! — (laut). Ja, dieſer Vertrag ... ſcheint allerdings ... Ihnen das Recht zuzugeſtehen ... aber warten Sie doch. Leſen Sie doch einmal die letzte Clauſel. (leſend). „Uebertreten die Franzoſen je die Stipulationen dieſes Vertrags, ſo bleiben ihnen nach vorgängiger offiziellen Aufforderung noch 24 Stunden Zeit, ſich ihm zu unterwerfen.“ Ich habe alſo noch die Capitulationsfriſt von 24 Stunden vor mir, um mich zu entſcheiden, ob ich Ihnen Ihre Tochter wiedergeben oder aus Canada fortgeſchickt werden will. Das verdient reiflichere Ueberlegung. Ich nehme mir daher Zeit, Mylord.

Herz. Es giebt keinen Vertrag, der ...

Marq. Mein Herr Vater, das ſteht ausdrücklich im Traktate. Ich befolge ihn pünktlich; thun Sie daſſelbe. Ahmen Sie mir nach.

Dan. Nun denn! ſo zittre! Ein Dolch iſt aufgehoben über Dir; ehe 24 Stunden vergehen, ehe die Friſt verläuft, die Du ergreifſt um meine Schande zu vollenden, biſt Du nicht mehr.

Marq. Ein Mord! — Spaß! ... Wer ſollte es wagen ...

Dav. Wer es wagen ſollte? Meine Tochter.

Marq. Seine Tochter! — Und doch! — die himmliſche Sendung von der ſie ſprach.... Alſo um mich zu tödten!

Dan. Giebſt Du mir ſie nun zurück?

Marq. Ein allerliebſtes Mädchen, das mich

umbringen will! Mylord, Sie könnten mir nichts sagen, was mich mehr wünschen ließe, sie zu behalten, als dies.

Dan. Ich eile zum Gouverneur.

Marq. Gehen Sie.

Dan. Er wird mir die Macht verleihn, die in seinen Händen liegt, mit dieser werde ich zurückkehren und Dir meine Tochter entreißen. Ich werde denen die mich begleiten, den Weg zeigen, wodurch ich vordem drang, um meine Fahne auf der Spitze dieser Festung aufzupflanzen. — Damals folgten sie der Spur meines Blutes, denn ich war Soldat; jetzt bin ich Vater, sie werden der Spur meiner Thränen folgen. (ab.)

Herz. Marquis, Sie sind nicht mehr mein Sohn! (ab.)

Marq. Montreuil! Montreuil!

Elfter Auftritt.

Montreuil. Der Marquis. Später Caprice.

Montr. Gnädiger Herr!

Marq. Rufe meine Leute, meine Dienerschaft, meinen ganzen Hausstand herbei.

Montr. Droht Gefahr?

Marq. Gehorche! (Montr. ab). Nie hat die Eroberung eines Weibes mir noch so viele Mühe gekostet! Erbitterte Nebenbuhler, ergrimmte Väter, ein Capitulationsvertrag, eine Kriegserklärung,

und um dem Ganzen die Krone aufzuſetzen, iſt das Weib, das alle dieſe Ungewitter von Neid und Zorn über mein Haupt zuſammenruft, ausdrücklich hierher gekommen, um mich umzubringen. Ich bedurfte wahrhaftig dieſer Erregung, um mein abgeſpanntes Gemüth wieder aufzufriſchen. Alſo Krieg! Krieg!

Zwölfter Auftritt.

Der Marquis. Montreuil mit den Dienern.

Marq. Man wird uns in kurzer Zeit hier angreifen. Wir müſſen uns vertheidigen. Ihr ſeid meine Soldaten, ſeid meine Armee. Montreuil, Dich ernenne ich zu meinem Adjutanten. Die Entſchloſſenſten unter Euch beſetzen die Schloßthore, Ihr Andern die Galerien im Innern. Ich werde überall ſein, und darum brav ausgehalten! Montreuil, gieb ihnen Waffen und wenn die Munition Euch ausgeht, ſo laßt die Meublen auf die Köpfe der Stürmenden regnen. Genügt das nicht, ſo legen wir Feuer ans Schloß. Da mag denn nun der Gouverneur kommen, wir werden ihn zu empfangen wiſſen. Geh Montreuil! ihr mit ihm. (Sie gehen ab.) Der König Ludwig XVI. ſoll durch mich erfahren, wie man ein Weib ſich behält, er, deſſen Ahnherr Ludwig XV. nicht Canada zu behalten verſtand. (ruft.) Caprice! Caprice! (Caprice tritt ein.) Laß die Quäkerin

nen, ohne Dir noch im Augenblick des Scheidens ein Zeichen ihrer Liebe gegeben zu haben! — — Lebe wohl, theure, theure Emilie! und denk an dieses Wort!

Wohl dachte Emilie nach seiner Abreise noch oft mit Herzlichkeit und Wehmuth, wohl auch mit Sehnsucht an ihn den freundlichen Gespielen ihrer Jugend, indessen trat nach und nach doch sein Bild in die Dämmerung der Vergangenheit zurück; und die Gegenwart bot der glänzend Aufgeblühten dagegen ihre vollsten Freuden. Ihr Stand bestimmte sie für das Leben der großen Welt, und diese mag wohl leicht in ihrem ruhelosen Wirbel die zarten, duftigen Erinnerungen verwehen.

Mehrere Jahre waren verflossen; Emilie gab jetzt, nach dem Wunsche ihres Vaters, einem ihre Ansprüche vollkommen erfüllenden Gatten ihre Hand. Sie lebte glücklich, obschon ruhig und leidenschaftslos liebend. Im zweiten Jahre ihrer Ehe gebar sie einen Sohn. Als dieser einige Monate alt war, saß sie in einer jener schlaflosen Nächte, welche die Folge einer schweren Niederkunft waren, in ihrem Bette aufrecht und harrte auf einen wohlthätigen Schlummer. Sie hatte niemand bei sich in dem Gemache, worin sie schlief, nur die Wiege ihres ruhig schlummernden Kindes stand dicht vor ihrem Bette, und ein Wachslicht warf einen freundlichen Schimmer durch den einsamen Raum.

kommen. (Caprice geht ab.) Welch ein amüsanter Beitrag wird das zu dem Tagebuche werden, das ich ausdrücklich für meine Mutter schreibe, für meine köstliche Mutter! Eine Intrigue! Die Hälfte davon verdanke ich aber ihr. Ja, Sie sollen alles wissen, Frau Herzogin! alles! Liebe, Intrigue, Mord! — Ha, sie wollte mich tödten...

Dreizehnter Auftritt.

Der Marquis. Eva.

Marq. (zu Eva, die eintritt). Kommen Sie! kommen Sie! Es handelt sich um Ihre Schützlinge, jene Quäker, für welche Sie um Gnade baten und denen ich verziehen habe.

Eva. Verziehen!

Marq. Wären Sie nur selbst da gewesen, Sie hätten sie gewiß zum Tode verurtheilt.

Eva. Was für ein schreckliches Verbrechen haben sie denn begangen?

Marq. Sie haben, um sich wegen ihres Eindringens bei mir zu rechtfertigen, es gewagt, mir zu sagen, daß sie mir eine Verschwörung gegen mein Leben entdecken wollten.

Eva. Ich zittere.

Marq. Ja, sie haben mir gesagt, daß eine Person, deren Worte voll Milde sind, deren Handlungen Tugend und Reinheit athmen, sich

in meinen Palaſt begeben habe, um mich zu morden.

Eva. Und was haſt Du ihnen geantwortet?

Marq. Ich ließ die Perſon herbei rufen, welche ſie anſchuldigten, ich gab ihr dieſen Dolch in die Hand (er giebt ihr einen Dolch), dieſen Dolch, deſſen feine und vergiftete Spitze kaum einer leiſen Bewegung bedarf, um bis ins Herz zu dringen und öffnete meine Bruſt. (er thut es.) Nun?... worauf warten Sie noch?... Stoßen Sie zu! denn Sie waren es, die man anſchuldigte.

Eva (den Dolch wegwerfend). Sie ſagten die Wahrheit.

Marq. Wer alſo hinderte Sie am Morde?

Eva. Kannte ich Dich denn, als ich Dir an dem Tage, wo Du von der Schlange geſtochen wurdeſt, das Leben wieder gab? Und als ich Dich kennen gelernt, konnte ich Dir denn dann, Dir, den ich gerettet hatte, den Tod geben?

Marq. Wie? Sie ſinds!... und nicht jene war es? — Sondern Sie!

Eva. Ja, ich war es.

Marq. So hat ſie mich denn belogen, jene andere! (Caprice tritt ein mit einem Teller von Ebenholz, worauf eine goldene und eine ſilberne Taſſe.)

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Caprice.

Marq. Komm hierher! Rede die Wahrheit! (er zeigt auf die Wunde). Wahrheit!

Capr. (ſich verbeugend, für ſich). Sie hat geſprochen!

Marq. Ich hatte Dir die Freiheit geſchenkt. Tiefer, tiefer nun, Sclavin, und diene als ſolche der, welcher Du meinen Dank ſtehlen wollteſt.

Capr. Ja, gnädiger Herr! (Sie ſtellt den Teller auf den Gueriden, nimmt die ſilberne Taſſe und geht zum Marquis und Eva, bleibt aber einige Schritte vor ihnen ſtehen.)

Marq. (ſitzend). Nun tadle man mich noch, daß ich die Frauen nicht achten kann! Dieſer vertraue ich meine Geheimniſſe und mein Gold an, ein Schiff könnte nicht die Reichthümer faſſen, mit denen ich ſie überhäufte. Die Frau Sclavin will aber mehr, ſie will Marquiſe von Kermare werden, und um die Marquiſenkrone auf ihr Haupt zu erhalten, auf das ich das Recht habe meinen Fuß zu ſetzen, wenn ich mein Pferd beſteige, ſagt ſie mir, daß ſie mir das Leben gerettet habe und lügt. Sie bietet ſich ſelbſt zur Kerkermeiſterin dar und verlangt, daß ich der Henker derjenigen werde, der ich jetzt das Leben danke, aus einer

Hingebung, einem Selbſtopfer, deſſen du nicht fähig geweſen wäreſt, Negerin!

Capr. (mit der Taſſe zu Eva gehend, für ſich). Geduld!

Eva (ſitzend). Kränke nicht meine Schweſter: verzeihe ihr, mein Bruder.

Marq. (zu Caprice). Thue Deine Pflicht! Auf die Kniee!

Capr. (für ſich). Endlich! (Sie kniet und überreicht Eva die Taſſe.)

Marq. Auch ich übe Gerechtigkeit aus. Ich demüthige und erhebe. (zu Eva.) Ich gebe Ihnen das Beſitzthum dieſer Sclavin, ihre Rechte in meinem Hauſe. Die Gefangene in meinem Palaſte ſoll deſſen Gebieterin werden. Sprechen Sie nicht mehr davon, mich zu verlaſſen! Sie ſollen dies von nun an nie; nie... Ja! ich bete Sie an! Ich liebe Sie!

Capr. (hält die Taſſe näher).

Eva (aufſtehend, für ſich). Er liebt mich! Jetzt, jetzt fange ich an zu zittern!

Capr. (die Taſſe von neuem anbietend). Befehlen Sie, Gebieterin?

Eva (ſtreckt die Hand aus, um die Taſſe zu nehmen. Der Marquis, der zwiſchen ſie und Caprice getreten iſt, hält ihren Arm zurück).

Marq. Eva! ich liebe Sie, wie ich noch kein weibliches Weſen geliebt habe, keine von denen, die mir blos einen unſichern Theil ihres

Daseins zwischen einer Vergangenheit, die nicht mir gehörte und einer Zukunft, die noch für niemand bestimmt ist, gegeben haben. Wenn ich Sie auch mit mir in den Abgrund herniederreiße, der sich unter unsern Schritten öffnen wird, so werde ich doch mindestens wissen, daß niemand vor mir diese Ihre süße Unwissenheit befleckte. Eva, mit Recht so genannt, ich werde der erste Mann sein, dem Sie werden gesagt haben: ich liebe dich!

Capr. (für sich). Nein! Du wirst nicht der erste sein! Sie wird fallen, gleich mir!

Marq. Sie antworten nicht?

Capr. (für sich). Kein Gift! Aber Schande! Der Graf Rosamberg ist nicht weit. (Sie läßt die Tasse fallen).

Marq. Fort, ungeschickte Sclavin!

Eva. Sie ist nicht mehr Deine Sclavin, sondern die meine. Du hast sie mir geschenkt. (zu Caprice.) Bleibe hier! bleibe bei mir! — Ich fürchte mich vor ihm! ja, ich fürchte mich vor ihm: denn ich liebe ihn! ich liebe ihn! (Sie sinkt erschöpft zusammen.)

Ende des dritten Aktes.

Vierter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſter Auftritt.

Caprice. Eva.

Eva. Du biſt gut geweſen, meine Schweſter, und ich danke Dir, daß Du mich nicht verlaſſen haſt.

Capr. (für ſich). Sie dankt mir noch!

Eva. Hier bei Dir verſchwindet meine Unruhe und Frieden kehrt nach und nach in meine Seele zurück. Ich kann meine Gedanken ſammeln und mein erſter iſt für Dich, die nie meine Sclavin, ſondern eine Gefährtin, eine Freundin ſein wird. Willſt Du das?

Capr. Sie vergeſſen, ſchöne Herrin, daß der Marquis blos unter der Bedingung eingewilligt hat ſich zu entfernen, daß Sie Ihr Verſprechen halten, ſich ſogleich für das Feſt zu ſchmücken, für das glänzende Feſt, das er dieſen

Abend Ihnen zu Ehren giebt. Ich erwarte Ihre Befehle, um Ihnen in das Ankleidezimmer zu folgen.

Eva. Ich gehe nicht! — Nie werde ich dahin gehen!

Capr. Aber nach dem Verſprechen, das Sie...

Eva. Nur die Furcht hat eingewilligt, nicht ich ſelbſt. Ich habe blos deshalb zugeſagt dieſen Putz anzunehmen, mich in jenes Zimmer zu begeben, bei deſſen bloßem Namen ich unwillkührlich erröthen muß, um mich von ſeinem Blicke, ſeiner Stimme zu entfernen... Haſt Du denn aber nicht gehört, was er zu mir ſagte?

Capr. Was er Ihnen ſagte, theure Herrin, das hat er ſeit zehn Jahren allen Frauen und mir ſelbſt mit demſelben Tone, derſelben Leidenſchaft, derſelben Gluth geſagt. Er hat Ihnen geſagt: ich liebe ſie! Und auch Sie haben, als Sie dieſe in ſeinem Munde ſo bezaubernden Worte hörten, ſo wie ich vor Liebe und Furcht gebebt.

Eva. Schweig! o ſchweige!

Capr. Da Sie ſo gut, ſo zutraulich ſind, muß ich Ihnen auch noch ſagen, daß die Liebe, die er für mich hegte, verflogen iſt, ſeit er Sie geſehen. Nun iſt die Reihe an Ihnen! hüten Sie ſich!

Eva. Und Du lügſt nicht? — Wie? dieſe glühende Leidenſchaft...

Capr. Wird beim Anblicke des erſten weiblichen Weſens, das ihm beſſer gefallen wird als Sie, erlöſchen und alle gefallen ihm das erſte Mal beſſer.

Eva. Dann beklage ich Dich, meine Schweſter, denn ich fühle, daß Lüge in der Liebe Gottloſigkeit vor dem Himmel iſt.

Capr. Alle Männer ſind jedoch glücklicherweiſe nicht wie er. Einige machen ſich durch Zartgefühl und Treue der Geſinnungen würdig, die ſie einflößen. Sie können das auch noch einmal erfahren.

Eva. Ich will von nichts mehr wiſſen. Geh wieder zum Marquis und ſage ihm, daß ich dieſe ſchuldloſen Kleider nie ablegen werde. Geh und komm wieder zu mir und verlaſſe mich nicht mehr.

Capr. Ich will dem Marquis Ihre Weigerung jene Kleider anzulegen, mittheilen. (für ſich). Dieſes junge Mädchen iſt fürchterlich! Aber ſie wird ſie doch anziehen, ſie wird es! jedoch für einen andern als für ihn. (ab.)

Zweiter Auftritt.

Eva allein, betend.

Guter Gott! Mäßige dieſen neuen Schmerz, von dem mein Herz ergriffen iſt! Verſtatte nicht, daß ein anderer Gedanke in der Seele ſeine Stelle finde, wo ſeit meiner früheſten Kindheit nur Du

wohnteſt und die Liebe zu meinem Vater! Ich kenne es noch kaum, dieſes Gefühl, das nicht der Himmel mir ſendete und ſchon hat es mir Thränen entlockt, die ich dir nicht darbringen kann. Nimm mir dieſe Liebe! Laß mich nicht mehr ihrer gedenken! (ſie ſetzt ſich an einen Tiſch, auf dem ein offnes Album in reichem Einbande liegt und blättert darin.) „Tagebuch aus meinem Leben, für meine theure Mutter, die Herzogin von Kermare.“ Er hat noch ſeine Mutter! (ſie lieſ't.) „Am 13. — Ja, das Leben iſt mir unerträglich. Wenn mir doch irgend ein Unglück widerfahren könnte. Am 15. — Es iſt mir ein großes Unglück begegnet, meine holdeſte Mutter, ein ſehr großes. Ich liebe! Und weiſt Du, wen ich liebe? Laß Deinen Schleier vor Deine Augen fallen; ich liebe, vergöttere — eine Quäkerin!“ Was habe ich geleſen! Das iſt ja von geſtern! (lieſ't.) „Ich vergöttere eine Quäkerin! Glaube aber nicht, holdeſte Mutter, daß dieſe Liebe eine jener flüchtigen Launen ſei, wie ich deren ſo viele in meinem Leben gehabt. Sie iſt tief, gebieteriſch und mild. Schließe daraus, ob ich liebe, ich bin ſchüchtern ihr gegenüber, ich achte ſie. Ich!“ — Aber was ſagte mir denn dieſe Sclavin? Er hat mir alſo nicht gelogen... Lügt man denn gegen ſeine Mutter? — O ja, er liebt mich, er liebt mich! Es iſt Wahrheit, Wahrheit!... Unglückſelige', woher dieſe Freude? — Mein Gott! Wozu haſt du

mich bestimmt! Werde ich ihn mit mir retten, oder untergehen mit ihm?

Marq. (in der Coulisse). Laßt mich!

Eva. Ich höre seine Stimme. Ruhig mein Herz, ruhig!

Dritter Auftritt.

Eva. Der Marquis. Renè. Tabourcau. Caprice. Montreuil.

Marq. (nach hinten rufend). Aber ich sage Euch, daß Ihr mich sollt gehen lassen! Ich habe keine Zeit, Euch anzuhören! Das ist ja wahrhaft unerlaubt! (Als er eintritt, kommen Renè und Tabourcau dicht hinter ihm. Er spricht zu Montreuil:) Du sagst, der Gouverneur sei todt?

Mont. Man hat eben die Nachricht davon gebracht.

Marq. Man stirbt also noch in Quebec? Das wird meinem Quäker ganz besonders unangenehm sein, da er mich mit den Leuten des Gouverneurs in meinem Hause belagern wollte. Du ordnest also die Entwaffnung an, Montreuil. Der Krieg ist aus. (Montreuil geht. Zu Eva:) Was hat mir da so eben Caprice gesagt? Ists wahr, daß Sie nicht einwilligen?

Ren. (vortret.) Wir sind allerdings sehr kühn —

Marq. Kann ich denn Euch gar nicht los werden? Wie seid Ihr hier herein gekommen?

Da sah sie wie die grünseidnen Gardinen, welche die Glasthüre verhingen, sich auf einmal leis zu bewegen schienen, gleich als ob sie ein sanftes Lüftchen hin und wieder wehe; — und — in dem Augenblick schwebte eine Gestalt herein, die ihrem Herzen, — ach, nur zu bekannt war! — Julius war es; zwar etwas bleich, doch noch ganz mit seiner sanften holdseligen Miene wie sie ihn sonst gesehen hatte. Nur schien noch etwas Herrlicheres, Ueberirdisches sein ganzes Wesen zu umgeben. — Er schwebte auf sie zu, und blickte sie wehmüthig lächelnd an, machte dann eine Bewegung als ob er das schlummernde Kind segnen wolle, und zerfloß vor ihren staunenden Augen in Luft.

Für eine Täuschung ihrer Sinne hielt sie diese Erscheinung, doch war dadurch in ihrer Seele die Erinnerung an den guten, noch immer theuern Jugendfreund schmerzhaft aufgeregt worden, und mit ahnungsvoller Trauer zeichnete sie sich am andern Morgen den Tag und die Stunde der Erscheinung auf. — Ein Vierteljahr später kam die Nachricht aus dem fernen Welttheil an ihren Vater, daß Julius dort in einer großen Schlacht tödtlich verwundet worden und darauf in derselben Nacht und zu derselben Stunde verschieden sey, in welcher Emilien sein bleiches Schattenbild erschienen war. —

Die Hörerinnen schwiegen eine Weile von Wehmuth und Mitleid bewegt; und Maria fügte noch

Tab. Wir gehören ins Haus, denn wir hatten die Ehre, den Herrn Vicomte von Rosamberg zu begleiten.

Marq. Fort!

Eva (für sich). Ich wage nicht die Augen zu ihm aufzuheben.

Marq. (zu Eva). Ich muß mich wundern, daß ich Sie noch hier finde. Sie kennen meine Absichten, meinen Willen. Sie verweigern es also, sich dem zu unterwerfen?... Antworten Sie.

Eva (für sich). Muth!

Marq. Aber so antworten Sie doch, wenn ich mit Ihnen rede!

Eva. Antworte Du selbst erst diesen beiden Männern. Sie reden auch mit Dir.

Marq. Ich befehle Ihnen...

Eva. Und ich bitte Dich, ihnen zu antworten.

Marq. Gut!.. Was wollt Ihr von mir? Geschwind! Redet!

Tab. Sie pflegen stets in Ihren Duellen Ihren Gegner umzubringen.

Marq. Laßt mich gehn!

Ren. Sie schlagen sich heute mit dem Herrn Vicomte von Rosamberg.

Marq. Zu Ende! zu Ende!

Eva (für sich). Er schlägt sich?

Capr. (für sich). Wie sie aufhorcht!

Ren. Wenn Sie den Vicomte umbringen, ſo büßen wir alles ein.

Marq. Das iſt zu ſtark! Ihr treibt Euern Spaß mit mir. Wißt Ihr nicht, daß der Vicomte, für den Ihr um Schonung bittet, der tapferſte und gefährlichſte Duellant von Paris iſt und daß er folglich eben ſo gut mich tödten kann?

Eva (für ſich). Ihn tödten! O mein Gott!

Capr. (für ſich). Wie voll Angſt ſie iſt!

Eva. Mein Freund, thue, was ſie von Dir begehren.

Marq. Sie wünſchten...?

Eva. Ich bitte Dich darum, mein Bruder.

Marq. (für ſich). Wer kann ihr widerſtehen? (laut.) Sie wollen es? — Nun denn!

Eva (für ſich). Er ſchlägt ſich nicht!

Capr. (für ſich). Er ſollte das Duell aufgeben? Er!

Marq. Man hat mir geſagt, der Vicomte ſei Euch 160,000 Livres ſchuldig.

Tab. Und 18 Denirs.

Marq. Ich bezahle ſie.

Eva. Das iſt gut, mein Bruder.

Tab. und Ren. Gnädigſter Herr!...

Marq. Und jetzt werdet Ihr mir wohl erlauben, mich mit dem Herrn von Roſamberg zu ſchlagen.

Tab. So viel Sie wollen.

Eva (für ſich). Was ſagt er? (laut.) Wie? Dieſes Duell...

Marq. Findet nun bei niemand Hinderniß. Ob ich nun den Vicomte umbringe, oder er mich, gleichviel! Dieſe Herren werden bezahlt und Sie werden alſo zufrieden ſein.

Eva. Aber...

Marq. Ich habe Ihnen Gehorſam geleiſtet, meine Holde; jetzt iſt die Reihe an Ihnen. (zu den Gläubigern.) Kommt! (geht mit ihnen ab).

Vierter Auftritt.

Caprice. Eva.

Eva. Er wird ſich alſo doch ſchlagen!

Capr. Es iſt ein Zweikampf auf Leben und Tod!

Eva. Und wann?

Capr. Dieſen Nachmittag.

Eva. Und weßhalb?

Capr. Um Ihretwillen.

Eva. Um meinetwillen?

Capr. Der Vicomte von Roſamberg liebt Sie auch und hat den Marquis, aus Verdruß, Sie in deſſen Gewalt zu ſehen, gereizt, beleidigt, gefordert.

Eva. Wenn er ihn tödtete!

Capr. Die Geſchicklichkeit des Vicomte findet in ganz Europa nicht ihres Gleichen.

Eva. So flösse sein Blut um meinetwillen! — Nein, das darf nicht sein! — Ich werde mich ihm zu Füßen werfen.

Capr. Er wird nicht auf Sie hören.

Eva. Ich werde mich an ihn hängen.

Capr. Er wird Sie von sich stoßen. Selbst die Person, die er am meisten in der Welt liebt, seine Mutter, würde nicht im Stande sein, ihn davon abzubringen. Aber auch ein solches Duell!

Eva. Es giebt also kein Mittel?

Capr. Ein einziges vielleicht.

Eva. Geschwind! Nenne es!

Capr. Einer von beiden muß bei dem Rendezvous, das sie sich für heut 2 Uhr im Saale der Wachen gegeben haben, sich nicht einfinden.

Eva. Ja, das muß geschehen.

Capr. Wenn Sie wollen, so erscheint der Vicomte nicht.

Eva. Wenn ich es will? Oh, ich will es, will es!

Capr. Der Vicomte liebt Sie, wie ich Ihnen schon sagte. Der Beweis davon ist dies. (giebt Eva ein Billet.) Er hat mir dieses Billet an Sie gegeben, worin er um das Glück bittet, Sie heute einen Augenblick noch zu sprechen.

Eva (ohne das Billet zu berühren). Nun?

Capr. An Ihrer Stelle würde ich ihm antworten, daß ich ihn heut um 2 Uhr hier erwarte. Dies ist die Stunde des Duells mit dem Mar-

quis. Ich würde mich nun aufs Reizendste anziehen, würde anmuthig, hinreißend, unwiderstehlich sein. Oho, erschrecken Sie nur nicht! Ich sage ja blos, was ich thun würde, wenn ich an Ihrer Stelle wäre.

Eva. Weiter!

Capr. Er würde kommen; er würde den Marquis und sein Duell vergessen, und die ganze Welt, und die Stunde, ja vor allen die Stunde! Ich würde ihn in Staunen setzen, nicht zu sich kommen lassen, in einen Zauberkreis ihn bannen. Es giebt Blicke, die die Seele einathmen und mit sich fortreißen. So behielt ich ihn in meiner Gewalt, fesselte ihn, wie der Adler unsrer Cordilleren in den Kreisen seines Flugs alles betäubt, was auf sein Geschrei herbeigekommen. In seinem Traumesschwindel dürfte er dann nichts hören, nichts sehen, als mich. Sein Leben würde ich aufhalten. Keine Zeit müßte es mehr für ihn geben. Wenn dann die Stunde vorüber, würde ich zu ihm sagen: Sieh! die Sonne ist untergegangen; der, den ich liebe, lebt.

Eva. Ich verstand Dich nicht, jetzt verstehe ich Dich. Geh!

Capr. Nun so lassen Sie ihn denn sterben! O geht! Ihr liebt mit den Lippen, nicht mit dem Herzen. Oh, warum liebe denn ich allein nur den Marquis! Ich hätte dem Vicomte

geantwortet und er wäre gekommen. (Eine Todtenglocke läutet.)

Eva. Geh!

Capr. Hören Sie das Läuten der Glocke?

Eva. Was bedeutet das?

Capr. Es ist die Todtenglocke.

Eva. Wer ist denn gestorben?

Capr. Sie läutet für den, der heut sterben soll.

Eva. Heut!

Capr. Es ist ein Scherz des Herrn Marquis, eine Artigkeit, die er dem, der im heutigen Duelle fallen wird, im Voraus erzeigt: und dieses wird der Herr Marquis selbst sein.

Eva. O sage das nicht! sag es nicht! (Montreuil tritt mit einem Pistolenkästchen und zwei Degen ein.)

Capr. Da! hier sind schon die Waffen!

Eva. Oh! diese Waffen! Dieses schreckliche Läuten! — Dictire, ich schreibe! (Sie eilt an den Tisch.)

Capr. Nur zwei Worte: „Kommen Sie, ich liebe Sie!“ Und Ihr Name.

Eva. Jetzt komm und mache mich schön!

Capr. (für sich, das Billet ungebrochen in der Hand haltend). Endlich! (beide ab.)

Fünfter Auftritt.

Montreuil. Dann der Marquis.

Mont. Sollte man doch meinen, ich hätte ihnen Furcht eingejagt! Mein Anblick scheint nicht der tröſtlichſte zu ſein.

Marq. Noch nie erhielt ich ſo viele Segnungen! Freilich iſt es auch das erſtemal in meinem Leben, daß ich dergleichen erhalte. Mir verdankten ſie es, ſagten ſie, daß ſie nach Frankreich zurückkehren, ihre Frauen wiederſehen, ihre kleinen Kinder wieder umarmen könnten! Die armen Teufel! (zu Montr.) Wo iſt Eva?

Mont. Sie iſt eben dort hineingegangen. Es ſchien als fliehe ſie vor Ihnen.

Marq. Immer dieſelbe Furcht, derſelbe Widerſtand und doch habe ich bis jetzt in alles gewilligt, was ſie wünſchte!

Mont. (auf die Waffen zeigend, die er auf den Tiſch legte). Ich kam, gnädiger Herr! — Nun, dort ſehen Sie, warum ich kam.

Marq. Du biſt recht eilig damit geweſen, Montreuil.

Mont. Sie haben wohl vergeſſen, gnädiger Herr, daß Sie geſtern an dieſe Herren ſchrieben, ſie möchten das Rendezvous, das ſie ihnen gegeben, zwei Stunden früher eintreten laſſen. Es iſt bald Mittag und ſie werden alſo gleich hier ſein.

Marq. Du haſt Recht, ich beſann mich nicht mehr darauf. So etwas zu vergeſſen, iſt ſonſt nicht meine Art. (ruft:) Holla! (ein Diener tritt ein.) Eine Flaſche ſpaniſchen Wein. (Diener ab.)

Mont. Sind der gnädige Herr dieſen Morgen nicht ganz wohl?

Marq. Ja, zum erſtenmale in meinem Leben zittere ich vor einem Weibe. Ich finde mich nicht mehr in mir, ich bin nicht mehr ich ſelbſt! (Der Diener bringt eine Flaſche Wein und ein Glas. Der Marquis trinkt ſogleich). Wenn ich fallen ſollte...

Mont. Getödtet werden? Das iſt unmöglich, gnädiger Herr!

Marq. Ich glaube es allerdings auch, daß es unmöglich iſt. Leute wie ich tödtet man nicht. Wenn ich aber der Spielball irgend einer Intrigue werden ſollte? (trinkt.) Meine ironiſchen Herren Nebenbuhler würden nicht verfehlen, auf meine Koſten zu lachen und zu ſpötteln: „endlich hat er doch ſeinen Meiſter gefunden! Dieſes Weib macht aus ihm alles, was es will.“ (trinkt). Oh, ſie ſollen betrogen werden in ihrer teufliſchen Hoffnung! Sie gehört mir und wird nur mir gehören! Noch einmal will ich ſie ſehen, ehe ich dieſen Palaſt verlaſſe, und dann ſollen ſie ſich nur noch über ihr Leben ſtreiten können. (trinkt.)

Mont. Gnädiger Herr, dieſer Wein iſt furchtbar. Seien ſie vorſichtig, ſonſt würde der Tod —

Marq. Was ſollen dieſe unheilvollen Worte bedeuten? Zweifelſt Du an meiner Geſchicklichkeit heute? (er öffnet das Piſtolenkäſtchen und nimmt eine.) Wen erblicke ich denn da unten am Ende des Parks?

Mont. Es iſt Corail, Ihr kleiner Mohr, der ſich auf der Schaukel wiegt.

Marq. (ſchießt nach dieſer Richtung hin). Ich habe getroffen.

Mont. Corail ſtürzte! er iſt todt!

Marq. Schwachkopf! Ich habe blos das Seil an der Schaukel durchſchoſſen. Sieh ſelbſt nach und zweifle nicht mehr an der Feſtigkeit meiner Hand. (Montreuil geht.) Ich mußte mich aufregen, Feuer in mich bringen! Jetzt glühe ich und ich will zu ihr und ſie ſprechen! Jetzt ſollen Thränen, Schluchzen und Verzweiflung keine Waffen mehr gegen mich ſein. (er klopft an die Thür, die zu Eva führt.) Aufgemacht! Ich bins. So machen Sie doch auf! (Caprice öffnet und bleibt auf der Thürſchwelle ſtehen.)

Sechster Auftritt.

Der Marquis. Caprice.

Capr. Was befehlen Sie?

Marq. Ich will herein.

Capr. Der gnädige Herr können nicht herein.

Marq. Das will ich doch ſehen!

Capr. Sie werden nicht eintreten.

Marq. Und auf weſſen Befehl?

Capr. Auf den ausdrücklichen Befehl derjenigen, der Sie mir befohlen haben, als Sclavin zu gehorchen. Sie hat mir aufgetragen, niemand zu ihr zu laſſen.

Marq. Aber ich?

Capr. Sie vor allen nicht.

Marq. Mach Platz, ſage ich Dir.

Capr. Ich weiche nicht von der Stelle.

Marq. Caprice!!!

Capr. Schlagen Sie mich!

Marq. Ich morde Dich.

Capr. Thun Sie es.

Marq. Nun denn... (ein Sclave tritt ein und bringt auf goldnem Teller einen Brief.) Wer wagt es, hier einzutreten?

Der Sclave (den Brief darbietend). Von der Frau Herzogin, Ihrer Frau Mutter.

Marq. Ein Brief aus Montreal, von meiner Mutter, von meinem Idole! Gieb! (er wirft dem Sclaven, der abgeht, ſeine Börſe zu. Caprice hat indeß die Thür geſchloſſen). Von meiner Mutter! O Ueberfülle des Glücks! Von meiner angebeteten Mutter! (lieſt:) „Mein theurer Sohn. Ich komme aus Paris wieder hier an. Wir haben beide kein Geheimniß vor einander. Nun denn, ſo laß mich Dir ſagen, daß ich immer noch bei den letzten Feſten in Fontainebleau die Geſuchteſte,

hinzu: Er war nun in ein noch entfernteres Land gegangen! — — und die gute Gräfin hatte wohl nie den zärtlichen Geführten ihrer Jugend vergessen! — Ihrer stillen Sehnsucht muß wohl der Tod ein willkommner Bote gewesen seyn, der sie mit dem Vorangegangnen vereinigte. — Ein seliger Gedanke, daß endlich doch dort getrennte unglückliche Liebe nicht mehr leidet! — Dort wandelt sie nun wohl mit dem himmlischen Freunde und blickt selig auf uns herab!

Maria, sagte Rosa, diese Geschichte ist ja beinahe ganz das Gegenstück zu dem schönen traurigen Liede, welches Du neulich sangst! o ich bitte Dich, liebste Maria, sing es jetzt noch einmal!

Wenn es Euch Freude macht; erwiederte Maria mit einem unterdrückten Seufzer.

O ja! bat Klara, die es noch nicht kannte, und Maria, sich überwindend, sang:

Schlaflos warf sich auf den seidnen Kissen
Wendlin in dem schönen Schloß am Rhein,
Denn die wachen Schlangen im Gewissen
Ließen nicht ihn träumend glücklich seyn.

War durch Meineid nicht das Schloß errungen
Und mit ihm der reichen Gräfin Hand?
Von der Neuvermählten hold umschlungen,
Mahnt' ihn doch ein früh'res Liebesband.

die Bewundertste war. Ist Montreal, wo ich seit 14 Tagen mich wieder aufhalte, auch keine so reizende Hölle wie Paris, so amüsirt man sich doch auch hier, denn ich muß diesen Brief unbeendet lassen, um auf einen Ball zu gehen, den Lord Herbert den Damen der Colonie giebt. Also für jetzt, Adieu, mein Acton." — Ich bin im Voraus von dem Vergnügen überzeugt, daß sie bei diesem Feste gehabt hat. — Doch weiter! (lies't:) „Ich bin wieder zu Hause, mein Acton, nach dem Abende bei Lord Herbert. Was für ein Glanz, welcher Luxus, welche Bezauberung! Es war prachtvoll. Um 5 Uhr früh schifften wir uns auf dem See ein. Tolle Frauen wollten sich in den kristallenen Fluthen baden. Ich war eine dieser Tollen!" — Das konnte ich denken. — „Welche Nacht! Während von meiner Stirn der Schweiß von der Gluth des Balles noch tropft, sind meine Arme noch feucht von den kühlen Wogen des Sees. Also, geliebter Acton, gönne mir einen Augenblick Ruhe, dann will ich meine Erzählung schließen, denn ich bin noch nicht damit zu Ende." — Was sehe ich? — „Mich ergreift ein Schauder, meine Zähne klappern, das Sehen wird mir schwer, meine Gedanken verwirren sich, ich fühle, daß" — O mein Gott! Was nun noch folgt, ist nicht von ihrer Hand! Barmherzigkeit!! — „Die Frau Herzogin ist eben verschieden." — Todt! todt! meine Mutter todt! nein! das ist

nicht möglich! Meine Augen ſehen nicht recht! Aber hier ſteht es ja! hier, hier! „Jene Nacht auf dem Balle hat ſie getödtet.“ — Oh meine Mutter! ſo ſoll ich dich nie wiederſehen! Furchtbar! furchtbar! Nach einem Balle getödtet! Ausgegangen ſchön, triumphirend, fröhlich, herzoglich und wiedergekehrt — eine Leiche! Schauderhafte Phantaſien des Todes! Sollte es eine Vorbedeutung ſein? Und nichts, nichts, um uns vor einem ſolchen Tode zu warnen, zu ſchützen! Und was ſollte mich ſchützen? Mein Gold? Meine Mutter war reicher als ich, und ſie iſt todt! Meine Macht? Sie beſaß zehnmal mehr Sclaven als ich, und ſie iſt todt! Ueberall rettungsloſe Zuflucht! Man betäubt ſich, weiter nichts! Man regt das Waſſer auf, aber die Wahrheit bleibt im Grunde! O meine Mutter, die Wahrheit iſt nur dies, daß unſre Freuden, deine wie meine, falſch, lügneriſch, vergiftet waren. Dieſe Bälle, Feſte, durchſchwärmte Nächte und Abentheuer tiranniſiren, beläſtigen mich ſchon ſeit lange. Ich bin ihrer müde. Giebt es jenſeits dieſes Lebens nichts, wer ſoll mir bezahlen, was ich gelitten habe unter dieſer Maske der Fröhlichkeit, welche der Tod uns abreißt? Und giebt es etwas... O meine Mutter! was giebt es dann? Wir haben kein Geheimniß vor einander, ſo ſchriebſt du mir noch einige Minuten vor deinem Tode. Nun denn, meine Mutter, ich beſchwöre dich bei

der unermeſſenen Liebe, die ich ſtets zu dir gehegt, bei dem unermeſſenen Jammer über deinen Verluſt, bei dem quälenden Zweifel, der mir das Herz zerreißt, bei der Liebe, die mit meinem Schmerze kämpft, antworte mir! Was giebt es? Sieh, ich ſtehe mit einem Fuße in meinem vergangenen Leben, mit dem andern in meinem zukünftigen. Ich bitte dich darum mit allen meinen Thränen, o meine Mutter, was giebt es? (Die Thür des Hintergrundes öffnet ſich, der Herzog von Kermare ſchreitet langſam, mit einem Schlüſſel in der Hand, vor.

Siebenter Auftritt.

Der Marquis. Der Herzog.

Herz. Der Tod Deiner Mutter, der Herzogin, den man mir ſo eben meldet, macht Dich zum geſetzlichen Beſitzer dieſes Palaſtes. Ich verlaſſe ihn. Ehe dies aber geſchieht, empfehle ich Dir meine Leute an, alte treue Diener, die nicht im Stande ſind, mir nach Frankreich zu folgen. Die meiſten ſind alte verwundete Krieger aus meiner vormaligen Heerſchaar. Sei freundlicher gegen ſie, als Du es gegen Deinen Vater geweſen biſt. Hier iſt der Schlüſſel zum Hauptthore Deines Palaſtes. Er öffnet die Thür, welche in den Park geht. Dreimal bin ich im Jahre 1759 mit dem Degen in der einen, die weiße Fahne in

der andern Hand, dort ausgefallen auf die Feinde. Dreimal wichen ſie unſerm Angriffe. Beim viertenmale brachte man mich ſelbſt, gehüllt in meine Fahne, zurück! Man hielt mich für todt! Glorreiches Leichentuch! (der Marquis nimmt zitternd den Schlüſſel.) Heut gehe ich wieder hinaus, aber verjagt von meinem Sohne! — Komm und öffne. (der Marquis hat ſeinen Vater ohne Unterbrechung angehört. Als er geendet, ſinkt er zu deſſen Füßen und legt den Schlüſſel vor dieſe.)

Herz. (ſeinen Sohn aufhebend). Ich bleibe.

Marq. (für ſich). Mutter! o meine Mutter! hätteſt du mir geantwortet? Eva, Eva! willſt du ſo geliebt ſein?

Herz. Ich will Trauer anlegen um Deine Mutter.

Marq. Sie! — Sie verzeihen ihr alſo?

Herz. Zum Danke für das, was Du thateſt.

Marq. Und ich, mein Vater, ich?

Herz. Mein Sohn, es giebt noch einen Vater, einen Greis wie ich, dem Du Vergütung ſchuldig biſt. Beleidigt, mißhandelt, entehrt von Dir, ſitzt er an der Schwelle Deines Palaſtes und erfleht ſeine Tochter zurück.

Marq. Sagen Sie Daniel, daß ſeine Tochter ihm zurückgegeben iſt, daß er ſie holen ſoll.

Herz. Mein Sohn, Du haſt mich noch nie umarmt. (Der Herzog und Marquis breiten die Arme einander entgegen. Umarmung. Dann geht der Herzog.)

Marq. Ich schöpfte nicht mehr Athem, nun ist die Brust frei. Dieser Trost kam von meinem Vater! Aber warum ist Eva nicht hier, wenn dies alles nicht blos ein Traum ist? O sie komme, um den weinen zu sehen, der andern so viele Thränen gekostet hat. Meine Mutter, meine Mutter! Du hast mir geantwortet. Es giebt etwas dort oben! (ruft:) Montreuil! (Montreuil tritt ein.) Bringe meine Sclaven hierher.

Mont. Zu Befehl, gnädiger Herr. (geht ab).

Marq. Ist mirs doch, als ob mein bisheriges Dasein von mir herabsänke und mich verlasse. — Ja, meine Mutter, ja, Eva, ich habe euch verstanden, dich, die angebetete Todte, dich, die theure Lebende.

Achter Auftritt.

Der Marquis. Montreuil. Alle Sclaven.

Marq. Zittert nicht so. Ich ließ Euch nicht zusammenrufen, um Euch zu strafen. Das wundert Euch. Euch alle, die ich erniedrigt, zu Boden getreten, gemartert habe mit Peitsche und Stock, Euch alle erkläre ich hier im Namen des Herrn, unsers Gottes, für frei. Ihr seid frei, rächt Euch nun! (Alle Sclaven beugen sich.) Steht auf, meine Brüder, erhebt Euch, wir sind einander alle gleich. Eva, ich will noch größer in deinen Augen sein!

Mont. (tritt ſchnell ein). Gnädiger Herr, die Herren von Roſamberg, d'Apremire, Gondrin und ihre Freunde haben mich, da ſie nicht länger mehr im Wachſaale warten wollen, gezwungen, ſie in Ihre Zimmer zu führen. Sie folgen mir hierher und kommen eben...

Marq. Ha! mein Duell mit ihnen! Ganz recht, mein Duell...

Mont. Da ſind ſie.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Der Vicomte. Der Capitain. Der Graf. Der Chevalier und andere Edelleute. Zuletzt Daniel.

Vic. Sind Sie fertig, Herr Marquis? wir ſind es längſt.

Marq. Ich ſchlage mich nicht.

Vic. Hörten wir recht?

Marq. Ich ſchlage mich nicht.

Vic. Sie ſchlagen ſich nicht? Und meine Reiſe! Meine Miſſion! Marquis von Kermare, Sie wiſſen, mit welchem Namen man die benennt, die ſich ſo benehmen wie Sie.

Marq. Ich weiß es.

Vic. Es thut mir in der That leid, aber es iſt hart, nach Verſailles wieder ſo zurückzukehren, wie ich es verlaſſen habe. Ich bin alſo gezwungen, Ihnen in Gegenwart dieſer Herren

zu ſagen, daß Sie eine Memme ſind und ich werde dies in Frankreich, am Hofe, dem ganzen Adel wiederholen, wenn ich Rechenſchaft von meiner Sendung ablege.

Marq. Muth! Muth! o mein Gott!

Cap. Marquis von Kermare, Sie ſind eine Memme und ſo zerbreche ich Ihren Degen. (er zerbricht des Marquis Degen.)

Marq. Den mein Ahnherr in der Schlacht von Denain trug!

Graf. Marquis von Kermare, Sie ſind eine Memme und dieſer Backenſtreich, den ich Ihnen mit dieſem Handſchuh gebe, entzieht Ihnen den Titel als Marquis. (er wirft ihm einen Handſchuh hin.)

Marq. Mein Vater berührte dieſe Wange mit ſeinen ehrwürdigen Lippen!

Chev. Marquis von Kermare, Sie ſind eine Memme und...

Ein Sclave (wirft ſich ihm zu Füßen). Nein! nein! dieſer Menſch iſt keine Memme! Er iſt ein Gott!

Marq. (den Sclaven aufhebend). Stehe auf, mein Bruder! Ich bin kein Gott, ſondern ein Menſch wie Du. Ich folge dem Glauben derjenigen, welche ich liebe. Ich bin ein Quäker.

(Alle jungen Männer lachen.)

Vic. Letzter der Kermare, Sie ſind auch der Letzte aller Menſchen!

Marq. Amerika, das ſich erhob, bedarf Vertheidiger. Wer will mir folgen?

Die Sclaven. Wir alle.

Marq. Ihr wurdet frei durch mich, möge es Amerika durch Euch werden. — Eva, wie wirſt du mich lieben, wenn ich zurückkomme, wie beweinen, wenn ich nicht wiederkehre! Kommt! (Im Augenblick, wo der Marquis mit den Sclaven abgeht, tritt Caprice aus dem Ankleidezimmer in den Vordergrund der Bühne. Sie hält den Vicomte, welcher der letzte der auch abgehenden Edelleute iſt, zurück. Dieſe ſind an der Mittelthüre ſtehen geblieben und bilden einen Halbkreis bis nach vorn.)

Capr. (giebt dem Vicomte das Billet und zeigt ihm die Thür zum Ankleidezimmer). Dort iſt ſie.

Vic. (giebt das Billet an den Chevalier, der zu ihm getreten iſt). Meine Herren, man wird in Verſailles mit mir zufrieden ſein. Hier der Beweis meines Siegs. Geben Sie es weiter! (Er geht ins Nebenzimmer und ſchließt die Thür. Der Chevalier giebt lachend das Billet an den Capitain und ſo wird es unter Lachen herumgezeigt. In dieſem Augenblicke erſcheint Daniel auf der Schwelle der Mittelthür.)

Dan. Meine Tochter? wo iſt meine Tochter? (der letzte unter den Edelleuten giebt das Billet an Daniel, der es durchblickt und ausruft:) Mein Gott! was habe ich geleſen! — Weh mir, ich habe keine Tochter mehr!

Ende des vierten Akts.

Fünfter Aufzug.

Decoration wie im ersten.

Erster Auftritt.

Daniel. Viele Quäker und Quäkerinnen.

Dan. Keine Pracht, sage ich Euch, keine eitle Herrlichkeit. Unsre Freude, mit der wir, wie ganz Amerika, den ersten Tag unsrer Unabhängigkeit feiern und den wackern Heerführer, der Pensylvanien befreite, unter uns empfingen, sei ruhig und bescheiden.

Tob. Soll denn aber unsre Dankbarkeit für diesen Fremden, der unser Bruder geworden ist, ohne äußeres Zeichen bleiben?

Dan. Er wird den schönsten Lohn empfangen. Aber ich sage es Euch nochmals, seid ruhig, denn während wir hier glücklich sind, erhalte ich die Nachricht durch einen jungen Sclaven aus Quebec, daß Tausende verbannter Franzosen aus

dieſer Colonie auswandern müſſen. Ihr, die ihr jetzt ein Vaterland habt, denkt an die, welche keins mehr beſitzen.

Sim. (eintretend). Daniel, Franzoſen, die aus Canada kommen, bitten um gaſtfreundliche Aufnahme.

Dan. Franzoſen!

Tob. Jener Sclave hatte Dich alſo nicht getäuſcht.

Sim. Der Herzog von Kermare iſt an ihrer Spitze.

Dan. (für ſich). Der Herzog! Welch ein Name! Der Vater des, der Schuld daran, daß ich keine Tochter mehr habe! (laut.) Hierher, in mein Haus führe dieſe Franzoſen. Kommt alle! Laßt uns ihnen entgegen gehen. (alle ab.)

Zweiter Auftritt.

Eva tritt im Quäkerkoſtüm, wie im erſten Akte, vorſichtig ein.

Sie ſind nicht mehr da. Ich wartete nur bis ſie fortgegangen. — Meines Vaters Stimme zu hören und nicht in ſeine Arme ſtürzen zu können! Mich verbergen, immer verbergen zu müſſen! Aber dennoch ſei mir geſegnet, o Stätte, wo ich meine Kindheit verlebte! Welch ein Glück, dich wieder zu ſehen! Jetzt kann ich ja ſterben, denn noch Einmal ſah ich dich! Aber mein Vater?

Wohl vernommen hatt' er aus der Ferne,
Wie der Gram der Treuen Herz durchwühlt,
Ungewiß ob noch auf unſerm Sterne
Ihren Geiſt der ſchöne Körper hielt.

Tag' und Monden ſind dahin geſchwunden,
Für die Neuvermählten voll von Pracht,
Aber Ruhe hatt' er nie gefunden,
Wachend nicht, und nicht im Traum der Nacht.

Als auf einmal nächtlich die Gardine
Oeffnet' eine leiſe kalte Hand,
Und der Geiſt der armen Idaline
Blaß im Leichenſchleier vor ihm ſtand.

Bebe nicht, wenn ich der Gruft entſchwebe,
Sprach ſie, wenn mein Wunſch das Grab durchbricht,
Du, mein ehmals Heißgeliebter, bebe
Vor dem Nah'n der armen Freundin nicht!

Nicht im Zorn erſchein' ich, nicht Verderben
Bring ich Deinem neuen Glück voll Haß,
Konnt' ich auch aus Liebe für Dich ſterben,
Dir zu fluchen, nie vermocht' ich das.

Frühe zwar hat aus dem ſchönen Leben
Mich verdrängt der übermächt'ge Schmerz;
Doch der Himmel hat mir Kraft gegeben,
Daß geduldig ausgeharrt mein Herz.

Er ſah mich nicht wieder, wird mich nie wieder ſehen! — Wenn jemand käme! Ich habe ja nicht die Macht mehr über mich, mich von hier loszureißen. Aber was habe ich denn gethan, o mein Gott! Ich habe geliebt und bin nun verurtheilt zu Leid und Schmerz durch mein ganzes Leben!... Ich höre Geräuſch! — Nein! — Alles erſchreckt mich... Alles iſt hier noch an derſelben Stelle. Der Tiſch, woran ich Abends arbeitete, die alte Bibel, wo ich leſen lernte, dem Fingerzeige meines guten Vaters folgend. Da iſt ſein Lehnſtuhl. (ſie lehnt ſich zärtlich über ihn, als ob ihr Vater noch darin ſäße.) Mein Vater! wenn du hier wärſt, würde ich dir ſagen — ach, ich würde dir alles ſagen.

Dritter Auftritt.

Eva. Der Vicomte.

Vic. Ich bin vorausgegangen. Das Haus kannte ich ja ſchon.

Eva. Herr Vicomte! Sie kommen wie von Gott geſendet!

Vic. Bewahre! Nur vom neuen Gouverneur von Quebec, der uns fortgejagt hat.

Eva. Ich war bei Ihnen, ich folgte Ihnen, ich wartete in Philadelphia auf Sie, um Sie meinem Vater gegenüber zu ſtellen. Gott hat Sie in ſein Haus geführt. Hören Sie mich!

Herr von Rosamberg, Sie haben von mir einen Schwur gefordert und erhalten, einen Schwur, der mir das Leben kostet.

Vic. Sie wissen, um welchen Preis ich ihn erhielt.

Eva. Er kostet mir das Leben! Ich muß mich lösen von diesem Schwure, ich muß meinem Vater sagen können...

Vic. Woran denken Sie?

Eva. Ich denke nur daran! Ich muß meinem Vater sagen können, daß der Vicomte von Rosamberg, der eines Tages in dem Palaste des Marquis von Kermare Herr meiner Ehre war, durch meine Thränen gerührt, durch mein Schrecken erschüttert, bei so furchtbarem Schmerze so rechtlich und mild sich zeigte, daß er das Knie bog und zu mir sagte: „Empfangen Sie den Beweis meiner Ehrerbietung, Eva!

Vic. Still, still! um des Himmelswillen nicht so laut! Man könnte Ihre Lobeserhebungen hören! Doch schwuren Sie mir auch damals, mir den vollen Ruhm eines Triumphs zu überlassen, durch dessen Aufgabe ich mir in Ihren Augen ein so großes Verdienst erwarb. Ich habe also Ihren Schwur...

Eva. Sie irren sich: Sie haben mein Leben! Entscheiden Sie nun, ob ich sterben oder leben soll.

Vic. Wie? Sie verlangen also jetzt...

Eva. Daß Sie Ihren Freunden die Wahrheit sagen sollen, allen diesen jungen Männern, welche Sie in mein Zimmer eintreten sahen. Die Wahrheit kann man ja Jedermann sagen.

Vic. Noch einmal, das ist unmöglich! Wie alle Zeitungen es Frankreich und Europa ankündigten, bin ich blos um deswillen nach Amerika gekommen, um mich mit dem Herrn von Kermare zu schlagen und ihm seine Geliebte zu rauben. Ich schlage mich nicht mit ihm, fataler Streich, der fast einer Lächerlichkeit ähnlich sieht: statt dessen kann ich ihm aber seine Geliebte rauben und ich trete zurück wie ein Schulknabe; offenbare Lächerlichkeit! Und Sie begehren nun, um mich vollends zu vernichten, daß ich der ganzen Welt diese unverzeihliche, diese kolossale Lächerlichkeit eingestehe! Wenn man so tugendhaft ist, mein Herr Vicomte, würde man mir am Hofe von Versailles zurufen: so bleibt man zu Hause! — Ei, ich habe auch für meinen guten Ruf zu sorgen.

Eva. Mein Tod ist also zu Ihrem Rufe nöthig?

Vic. Ich sehe schon, daß Sie nicht wissen, was es in Frankreich, in Paris, vorzüglich aber in Versailles zu bedeuten hat, sich lächerlich zu machen. Lächerlich machen! Du mein Himmel! Der General, der in der Schlacht feig davon lief, der

Räuber, der in einem Hohlwege mordet, kann wieder durch irgend ein Hinterthürchen ſich in die Geſellſchaft einſchleichen; aber ein Menſch, der ſich lächerlich gemacht hat, kommt nie wieder in die Höhe; nein, nie! Man brandmarkt Verbrecher auf der Schulter, das läßt ſich verbergen, aber Menſchen, die ſich lächerlich machen, tragen das Brandmaal auf der Stirn und das ſieht man ſtets.

Eva. Ich hielt Sie für beſſer, nachdem ich Sie ſo gut ſah.

Vic. (für ſich). Das arme Kind. (laut.) Verlangen Sie mein Leben, aber hören Sie auf, das öffentliche Bekenntniß einer Handlung von mir zu fordern, die mich verhaßter als einen Verbrecher machen würde. Ja, gebieten Sie über mein Leben, denn ich würde es opfern, ich würde mich tödten, aus Schwäche, aus Mitleid, aus Herzensdrang...

Eva. Ich verlange nichts mehr von Ihnen. — Ein Schwur, das weiß ich, iſt eine furchtbare Handlung. Wer ihn bricht, verräth Gott! Ein Eidbruch iſt unvermeidliche, ewige Seelenverdammniß. Wohlan denn! Ich werde meinen Schwur brechen, ich werde jene jungen Männer aufſuchen, wo ich ſie nur finde... Ja, ich werde ſie finden! ich werde ihnen die Wahrheit ſagen; denn es giebt zwei Menſchen, deren Achtung mir theurer

ist als mein Leben auf dieser Welt, als mein Leben in der künftigen. Der eine ist mein Vater; der andere ... der andere — was verschlägt das Sie, wenn ich nur verdammt bin!

Vic. (für sich). Sie bringt mich zur Verzweiflung. (laut.) Hören Sie mich. Ich will alle diese Herren hierher kommen lassen, da Sie es wünschen...

Eva. Nun?

Vic. Ihren Vater, alle Welt, und will ihnen sagen: Ja, das junge Mädchen da habe ich dem Marquis geraubt, wie ich mich zu Versailles vor dem ganzen Hofe verpflichtet hatte. Das ist wahr und ich muß es ihnen sagen. Dann aber werde ich hinzufügen: Aus diesem jungen Mädchen, meine Herren, habe ich aber meine Gemahlin gemacht! — Nun, sagen Sie! Wollen Sie Vicomtesse von Rosamberg werden? Ueberlegen Sie sich's: ich reise diesen Abend ab.

Eva. Und ich sogleich, denn mein Vater wird zurückkommen... Sie aber, mein Herr, bleiben Sie und sagen Sie ihm: Ein armes, einfaches, unbescholtenes Mädchen, der Stab für das Greisenalter ihres Vaters, das Lächeln seines Hauses, der Stolz der Stadt, hat einen Edelmann gebeten, hat ihn mit ihren heiligsten Thränen angefleht, ihre Unschuld öffentlich zu bekennen, damit sie mit erhobener Stirn, die Hand auf dem

reinen Herzen, wieder in die Stadt, unter das Dach ihres Vaters zurückkehren könne, und dieser Edelmann hat ihr geantwortet: Nein; bleib geschändet, oder stirb! ich will mich nicht lächerlich machen!... Werden Sie es wagen, dies zu sagen?... Aber hüten Sie sich, Herr von Rosamberg, Sie würden sich lächerlich machen... Sie weinen ja!

Vic. Ich lasse Ihnen bis diesen Abend Zeit, sich zu entscheiden, ob Sie Vicomtesse von Rosamberg werden wollen oder nicht. Leben Sie wohl! (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Eva allein.

Er geht! Keine Hoffnung mehr! O das ist schrecklich! Er allein konnte mich durch ein Wort aus seinem Munde retten, und er will es nicht sagen! Sage du es doch nun an seiner Stelle, o mein Gott! oder du wirst mir Rechenschaft geben dort oben wegen dieses Schweigens! — Ich höre Schritte. — Mein Vater ists! — Fort, fort! (ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Herzog von Kermare. Der Graf. Der Capitain. Der Chevalier und die andern Edelleute der vorhergehenden Aufzüge. Daniel. Quäker.

Dan. (zum Herzoge). Seien Sie willkommen. (zu den Quäkern.) Meine Brüder, das ist der edelste aller Menschen, ein großer Name der Vergangenheit und noch ein größeres Herz, der Herzog von Kermare.

Herz. Die jungen Männer hier sind die Söhne meiner ehemaligen Waffengefährten. Der neue Gouverneur von Quebec hat mich zwar von der strengen Maßregel ausgenommen, welche sie betroffen, aber dennoch habe ich ihr Schicksal theilen wollen. Ich kehre mit ihnen nach Frankreich zurück. Ich will dem Könige, meinem Herrn, Rechenschaft ablegen von der hohen Sendung, die sein Ahnherr mir vor 30 Jahren anvertraute, als er mich zum Gouverneur von Canada und General der Armeen der Colonie ernannte. Ich bin fast zu alt zu einer solchen Reise, aber die Pflicht gebietet sie. An dem Tage, wo ich jenen Beweis der Achtung meines Königs erhielt, sagte dieser zu mir in Gegenwart des ganzen Hofes: Cousin, ich gebe ihnen, um Canada zu vertheidigen, drei geheiligte Gegenstände mit; diesen Degen, der dem großen Condé

angehörte, dieſe von der Königin geflickte Fahne und die Ehre Frankreichs, und damit zeigte er auf 300 Edelleute, die unter den bravſten ſeines Heeres von ihm auserwählt und beſtimmt waren, mir zu folgen. Sire, werde ich nun bald zu Sr. Majeſtät Ludwig XVI. ſagen, die Geſetze des Kriegs haben mich genöthigt, Canada abzutreten, aber ich bringe ihnen die drei geheiligten Gegenſtände wieder zurück, die mir anvertraut waren, um es zu vertheidigen. Hier iſt der Stumpf des Degens, Sire, hier iſt das, was die Kartätſchen von der Fahne übrig gelaſſen haben. Sire! Ihr Ahnherr hatte mir auch 300 Edelleute gegeben; ſie ſind alle für Sie, Sire, geſtorben. Ich allein blieb übrig. Hier alſo auch die Ehre! — (zu Daniel.) Jetzt, edler Freund, zähle ich auf Ihren Schutz, um durch die Stadt zu ziehen und mich noch heut Abend mit allen dieſen jungen Männern nach Frankreich einzuſchiffen.

Dan. Ihr ſeid alle meine Gäſte, Ihr ſeid alle hier zu Hauſe. Theilt unſer Glück mit uns. Heut feiert Philadelphia in einem Familienfeſte die Ankunft des, dem es ſeine Befreiung verdankt. In wenig Minuten wird unſer Befreier mitten unter uns ſein. (zum Herzoge.) Du biſt traurig, mein Bruder.

Herz. Ich hatte einen Sohn!

Dan Wen erinnerſt Du daran!

Herz. Seit 6 Monaten weiß ich nicht, was aus ihm geworden iſt und verlaſſe heut Amerika mit dem traurigen Gedanken ihn nie wieder zu ſehen. (leiſer.) Und Ihre Tochter?

Dan. (leiſer.) Friede der Todten! Sie iſt zu Quebec in Deinem Palaſte vor 6 Monaten geſtorben.

Herz. Und wenn ſie doch einſt wiederkäme und in Deine Arme ſich ſtürzte!

Dan. Sprich nicht ſo! ich würde genöthigt ſein, ſie mit der unerbittlichſten Strenge unſrer Geſetze zu beſtrafen.

Herz. Sie! Ihr Vater! Deine Lippen oder Deine Augen haben gelogen! Woher dieſe Thränen, Greis?

Sim. (tritt ein und ruft). Er iſt da! er iſt da! Er wollte ſich unſern Umarmungen entziehen, aber einer erkannte ihn und nannte ihn der Menge! Er kommt zu Dir Daniel!

Dan. Meine Freunde, es iſt ein Franzoſe gleich Euch.

Herz. Ein Franzoſe! Ha! das iſt noch ein ſchöner Tag in der Verbannung!

Dan. Ihr kennt ihn ohne Zweifel alle: es iſt der Vicomte von Roſamberg.

Alle (ſtaunend). Der Vicomte von Roſamberg.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Der Vicomte.

Vic. (welcher früher eingetreten, geht jetzt vor). Das iſt doch gar zu ſpaßhaft! Ich und ein Sieger! Ueber wen macht man ſich denn luſtig?

Dan. Das iſt er aber doch!

Vic. Ich einen Sieg errungen haben! Ich komme ja eben von Quebec mit den Herren hier, die, ſo viel ich weiß, eben ſo wenig geſiegt haben, als ich.

Graf. Es muß hier etwas ganz ſonderbares vorgehen.

Dan. Wie? Du biſt es alſo nicht, den man bei der Belagerung von New-York zum Lieutenant ernannte, bei der von Boſton zum Hauptmann und zu Rhode Island zum General?

Vic. Ach gehen Sie!

Dan. Du biſt alſo nicht der Vicomte von Roſamberg?

Vic. Das wollte ich meinen! Und der einzige dieſes Titels in Europa.

Dan. Und wer hat denn ſonſt unſre Feinde beſiegt?

Tob. (hereineilend). Er iſts! er kommt! Da iſt er! (Außerhalb Volksjubel. Der Marquis von Kermare tritt ein, vom Volke begleitet, welches Palmen trägt. Junge weißgekleidete Mädchen.)

Und nun wohn' ich in den Lichtgebieten,
In des Frühlings und des Friedens Land;
Wo mir lächeln all' die sel'gen Blüthen,
Die ich nicht auf dieser Erde fand.

Dorther komm' ich, Frieden dir zu bringen,
Da so tiefe Qual dein Herz durchglüht;
Lindrung dir zu wehn auf Aetherschwingen,
Du, zu dem mich jetzt noch Liebe zieht.

Sie verschwand. Der Frieden war gekommen
Mit dem Gruß in sein zerrißnes Herz;
Und die schwere Schuld hinweg genommen
Durch der heißen Reue Flammenschmerz.

Aber Leben war nun nicht auf Erden
Mehr für ihn; Er sprach zur Gattin mild,
Mag ein beff'res Glück dir künftig werden,
Edle Freundin noch im Lenzgefild.

Da die Todessehnsucht ich getrunken
Aus des sanften Engels Friedensblick,
Hält nun nichts mehr meines Lebens Funken
In der ausgeglühten Brust zurück. —

Und so schwebte die befreite Seele
Sanft hinüber ins Versöhnungsland. —
Eine Nachtigall mit weicher Kehle
Klagt' am Grab des Lebens Unbestand.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Marquis. Volk.

Herz. Mein Sohn!

Alle. Der Marquis von Kermare!

Marq. Zu viel Glück! zu viel Ruhm! (zum Herzoge). Mein Vater! freuen Sie sich, mich wieder zu sehen?

Herz. Mein Sohn, man stirbt nicht vor Freude.

Marq. Und Du Daniel?

Dan. Hast Du denn vergessen, was geschehen? Glaubst Du, daß der Ruhm...

Marq. Lege meiner Verzeihung alles das hinzu, was noch meinem Ruhme fehlte.

Dan. (für sich). Schweige Vaterherz! Richter, thue deine Pflicht. (laut.) Bruder! Pensylvanien, das du retteteſt, bewilligt Dir den Titel seines Bürgers und ernennt Dich, für ein ganzes Jahr, zur obersten Magistratsperson von Philadelphia.

Marq. Habe Dank, mein neues Vaterland! Innigen Dank!

Vic. Ein Wort, Herr Marquis.

Marq. Ich errathe Dich; (zu den Edelleuten.) An dem Tage, wo ein plötzlicher Lichtstrahl den

Abgrund meines Lebens erleuchtete, an dem Tage, wo ich von Ihnen allen wie eine Memme behandelt wurde, stürzte ich mich in das Kriegsgetümmel, um in ihm unterzugehen. Die Insurrection nahm mich an; da ich aber Quäker geworden war, wollte ich nicht den Krieg unter meinem Namen führen, erborgte also den Deinen, Vicomte von Rosamberg, und habe ihn berühmt gemacht. Das ist meine einzige Rache für Deine Beleidigungen, das ist auch meine Antwort auf Eure Aufforderungen, Eure Beschimpfungen, Ihr Herren. Sagt nun noch, daß der Marquis von Kermare eine Memme ist. (zum Vicomte.) Du aber, mein Bruder, verzeihe mir Deinen Ruhm.

Vic. Nie! nie! Wer sollte mir selbst verzeihen? Es ist dies ein neuer und schwierigerer Zweikampf, den Sie da erfunden haben, Herr Marquis. Doch nehme ich die Ausforderung dazu an. In Kurzem werden Sie den Ausgang kennen lernen. Lächerlich! Nein, das wird der Vicomte von Rosamberg sich nie machen. (geht ab.)

Marq. Wenn er ruhiger geworden, wird er zurückkehren und mir die Hand drücken. (Man hört außerhalb Geschrei.) Was ist das für ein Geschrei? (für sich.) Sie kommt mir nie aus den Gedanken! Aber ich sehe sie nicht und doch bin ich blos um ihretwillen hier.

Tob. (zu Dan.) Daniel, man bringt eine der Frauen hierher, die den schwarzen Schleier verdient haben, damit Du über sie das Urtheil der Verbannung aussprechen mögest.

Dan. Heut! an einem solchen Tage! — Ihr Name?

Tob. (leise zu Daniel). Es ist Deine Tochter.

Dan. (leise zu Toby). Deine Hand, Toby, daß man mich nicht schwanken sehe. (laut.) Der Richter in Philadelphia, die oberste Magistratsperson, bin nicht mehr ich. Dieser da ists. Ihm allein steht das Recht zu, zu strafen oder loszusprechen.

Marq. Ich? strafen!

Dan. Unsre Gesetze richten schnell. Man führt die Angeschuldigte Dir zu: strafe oder verzeihe. (zu den Quäkern.) Kommt, meine Brüder und laßt ihn allein mit der Angeklagten und Gott.

Herz. Mein Sohn, Du bist hier fast so hoch gestellt wie ein König, Du bist tapfer gewesen, bist groß geworden, sei nun auch gerecht, dann fehlt Dir blos noch die Krone. (Alle gehen ab, bis auf den Marquis.)

Marq. Warum mir diese schmerzliche Pflicht auferlegen, wenn mein Herz nur voll von dem sanften Gedanken ist, Eva wieder zu sehen? Man kommt! Wenn sie es wäre? Nein, nein, es ist das strafbare Weib! Sie naht sich, bedeckt mit

einem ſchwarzen Schleier. Oh, wie tiefes Mitleid mir das Herz durchdringt!

Achter Auftritt.

Eva, ſchwarz verſchleiert, wird von **zwei Quäkern** hereingeführt, welche dann wieder abgehen und die Thür ſchließen. **Der Marquis.**

Marq. Tritt näher, meine Schweſter.

Eva (für ſich). Großer Gott! das iſt er!

Marq. Oeffne mir Deine ganze Seele.

Eva (für ſich). Oh! ich ſterbe!

Marq. Sage mir die reinſte Wahrheit. Jene dort ſind ſtreng, ich aber, ſiehſt Du meine Schweſter, ich habe gelitten und ich bin mild geworden. Ich will Dich noch nicht verurtheilen; weiß ich doch ſelbſt am beſten, von welcher Ferne aus man doch noch zum Guten zurückkehren kann?

Eva. Meine Todesqual beginnt!

Marq. War es die Liebe, die Dein Leben zerſtörte?

Eva. Ich habe geliebt — und liebe noch.

Marq. (für ſich). An welche Stimme erinnert mich die ihrige! (laut.) Und Du haſt nicht an die Verzweiflung deſſen gedacht, den Du liebſt?

Eva. Um ſeinetwillen ſtehe ich hier.

Marq. Um ſeinetwillen!

Eva. Sein Leben war bedroht: es galt das gezückte Schwert eines jungen Mannes zurückzu-

halten. Ein Weib befand ſich bei mir. Sie ſagte zu mir: Rufe den jungen Mann zu dir, und der, den du liebſt, lebt.

Marq. Vollende!

Eva. Er wurde gerettet! Er! Ein Weib lachte höhniſch an meiner Seite. Ich trat heraus. Junge Männer erwarteten mich, um mich mit ins Herz dringendem Gelächter zu begrüßen. Ich eilte zu dem höchſtgelegenſten Fenſter, um mich herabzuſtürzen... Ein Greis hielt mich auf und ſchloß mich in ſeine Arme. Er beklagte mich, er nannte mich ſeine Tochter, und ich tödtete mich nicht.

Marq. Oh, ich hätte es gemacht wie er; ich hätte Dir mein vollſtes Mitleid geſchenkt.

Eva. Ich mag Dein Mitleid nicht, denn ich ſchwöre, daß ich...

Marq. Nun?

Eva. Ich habe nichts geſagt! nicht wahr? Verabſcheue mich, fliehe mich, wie es die andern thun, verjage mich.

Marq. Bleib; denn ich habe Dir noch nicht geſagt, daß ich ſo wie Du auch liebte und wie Du der Verzeihung auch bedurfte. Ja! ich liebte ein junges Mädchen, deſſen Stimme eben ſo ſanft und rührend iſt, wie die Deine.

Eva (für ſich). Welche Erinnerung erweckt er in mir!

Marq. Ich liebte ſie ſo ſehr, daß ich mich meines mit Schmuz befleckten Lebens ſchämte und hinging, um mich ihrer würdig zu machen.

Eva. Herr! Du haſt nicht zweimal Deinem Sohne Todesqual erdulden laſſen!

Marq. Ich werde ſie bald wiederſehen und zu ihr ſagen: Eva! blicke mit Stolz auf mich!... Aber warum bebſt Du? Ich geſtehe Dir dies, damit auch Du Hoffnung faſſeſt. Die Liebe hat mich erhoben, ſie hat Deinen Fall verurſacht. Wir haben alle beide Anſpruch auf Mitleid, auf Nachſicht, auf Verzeihung.

Eva. Nein, ich bedarf keine Verzeihung! O mein Gott, tödte mich auf der Stelle, oder ich rede!

Marq. Dieſer Schmerzensruf! Dieſe Stimme, deren Erinnerung ich jeden Augenblick bekämpfe! Nimm Deinen Schleier ab. Ich will Dein Geſicht ſehen!

Eva. In dieſer Welt erblickſt Du es nicht! Lebe wohl!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Caprice.

Capr. (den Schleier Eva's aufhebend). Da ſehen Sie, Marquis von Kermare!

Marq. (zurücktretend). Allmächtiger Gott!

Täuschen mich meine Augen? Das bin nicht ich! Das ist nicht sie! Du! und hier!

Capr. Ja, sie ists, Herr Marquis; es ist dieselbe, die ich auf den Knieen bedienen mußte. Und daß sie hier ist, das ist mein Werk.

Marq. Welch ein fürchterlicher Traum! Aber um Deine Liebe zu erwerben, Eva, habe ich meinen Rang von mir geworfen, mein Vermögen verschenkt, meinen Sclaven die Freiheit gegeben. Ich habe mein Blut um Deinetwillen vergossen und dies ist nun mein Lohn!

Eva. O Herr! verdamme mich! Du sollst die Wahrheit erfahren. Der junge Mann, den diese da frevelhaft bei mir einschloß —

Marq. Schweig'.

Eva. Laß mich reden! Von dem Uebermaße meiner Liebe zu Dir betroffen, von meinen Thränen gerührt ...

Marq. Nun?

Eva. Fiel er mir zu Füßen.

Marq. Ende! ende!

Eva. Und blieb dort! Und nachdem er mich hatte schwören lassen, nie zu bekennen, daß er mich heilig gehalten — ach! was hätte ich in einem solchen Augenblicke nicht geschworen! — ging er fort und ich durfte Dich noch lieben. Aber, o mein Gott, mein Gott! ich vergaß, was er mir noch vor Kurzem gesagt hat! Er sagte

mir, daß Du mir nicht glauben würdeſt, ſelbſt wenn ich Dir dieſes Geſtändniß ablegte. Antworte! Glaubſt Du mir?

Marq. Wer wagte es, Dich Lügen zu ſtrafen?

Capr. Ich! alles, was ſie umgiebt! Sind jetzt dieſe jungen Männer aus Quebec nicht hier, und unbekannt mit dem Geheimniſſe einer Unſchuld, an die ſie nicht glauben werden? Und die hunderttauſend Stimmen dieſer fanatiſchen Stadt, wer wird die zum Schweigen bringen? Und wenn man auch alle dieſe Zeugniſſe erſtickte, würde doch noch das eines Mannes übrig bleiben, der ſich nicht erweichen laſſen wird. Und dieſer Mann iſt hier, wird überall ſein. Er iſt aus Frankreich gekommen, um den guten Ruf dieſes Mädchens an ſich zu reißen; er hat ihn ihr geraubt, entriſſen und bringt ihn noch angſtvoll zuckend nach Frankreich zurück. Sie haben ſeinen Namen ihm genommen, Marquis von Kermare, er aber nahm Ihnen Ihr Glück.

Marq. (legt unwillkührlich die Hand an den Degen). Ah! das iſt der Vicomte von Roſamsberg! Nun denn!...

Capr. Und keine Rache möglich, Herr Marquis, denn Sie ſind Quäker.

Marq. O mein Gott!

Capr. Geben Sie alſo eine ſo ſchöne Freude auf, denn ich fordere nun die meine. Ich leide,

leiden Sie nun auch. Nachdem Sie die Ehre so vieler Frauen mit Füßen getreten haben, können Sie nun nichts thun, um die Ehre derjenigen zu retten, die stets rein und unbescholten war. Das ist Ihre Züchtigung! Das Volk dringt heran! es zürnt! wer von uns dreien muß hier sterben?

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Daniel. Die jungen Eheleute. Dann der Herzog von Kermare.

Marq. (wirft, als er die Eintretenden erblickt, schnell Eva den Schleier über). Ha!

Dan. (bemerkt dies). Er verurtheilt sie zur Verbannung!

(Der Herzog von Kermare tritt ein und giebt seinem Sohne einen Brief.)

Marq. Vom Vicomte von Rosamberg. (er liest laut:) „Herr Marquis! Die Bitte eines Sterbenden ist heilig. Sie werden in diesem Hause ein junges Mädchen, Namens Eva, wiedergefunden haben, von dem sie zärtlich geliebt werden, ein junges Mädchen, das mir eines Tages, um mich nicht für immer lächerlich zu machen, in Ihrem Palaste zu Quebec schwören mußte, nie zu sagen, daß ich es ehrte und schonte wie eine Heilige. Sagen Sie diesem Engel, dem ich mich nur mit der Ehrerbietung eines Bruders für

ſeine Schweſter nahte, daß er für mich beten ſoll. Ich habe ſie auf Erden gerettet, ſo rette ſie mich denn im Himmel!

Dan. (zu Eva). Ich habe meine Tochter wieder!

Marq. (fährt im Leſen fort). „Denn unter den Schlachten, die ich durch Sie gewann, giebt es eine, die Sie vergeſſen haben, die — wo ich von einem Piſtolenſchuſſe getödtet wurde.“ (Man hört einen Piſtolenſchuß. In demſelben Augenblicke hebt der Marquis Eva's ſchwarzen Schleier auf und fällt ihr zu Füßen. Alle Edelleute verbeugen ſich ehrfurchtsvoll vor ihr.

Herz. Gott hat gerichtet!

Ende.

Maria hatte mit höchster Anstrengung gesungen; ihre Stimme zitterte, sie konnte kaum enden, ein Strom von Thränen brach aus ihren sanften, still beseelten Augen. Die Schwestern schlossen sie in ihre Arme, wohl fühlend, wie dies Lied den Schmerz über ihr eignes Schicksal erneuert habe. Sie wollten sie eben durch Liebkosungen zu beruhigen suchen, und ihr alles Tröstliche sagen was sie nur wußten — — da rauschten plötzlich die flüsternden Eschen noch stärker, als bewege sie der Wind, und hervor sprangen Rosens und Klarens erwartete Freunde. —

Anselm! Heinrich! riefen die freudig Ueberraschten. Die Jünglinge eilten auf die Mädchen zu, und schlangen frische, duftende Gewinde der herrlichsten Johannisblumen um sie her, die sie, die Sprechenden belauschend, für diese gewunden hatten. Sie sangen dazu mit fröhlicher Stimme:

Kehrt aus dunkler Träume Lande,
Kehrt zur Wirklichkeit zurück!
Seht, Euch fesseln Blumenbande!
Euch erwarten Lieb' und Glück!

Rosa und Klara dankten unter freudigen Liebkosungen, ob sie schon ein wenig auf die unberufnen Lauscher schalten. Maria schlug durch Thränen lächelnd die holden Augen auf, und suchte sich am Anblick fremden Glücks gegen den eignen Schmerz zu stärken. —

Dresden,
gedruckt bei Carl Heinrich Gärtner.

Königin von Frankreich!

Lustspiel in einem Akt.

Nach dem Französischen

von

Th. Hell.

Personen.

Stanislaus Leszinski, vormaliger König von Polen.
Maria, seine Tochter.
Ulrike, Prinzessin Radziwill, dessen Schwester.
Ludwig d'Estrées.*)
Christiern, Schwede, im Dienste des Königs.
Ein Offizier.
Ein Diener.

Scene, Weissenburg im Elsas.

---

*) Auch von einer Dame gespielt werden.

Erſter Auftritt.

Das Arbeitzimmer des Königs. Einfach, aber anſtändig meublirt.

Stanislaus. Marie.

Stanislaus ſitzt vor einem Tiſche mit einer Landkarte beſchäftigt. Auf der andern Seite Marie ſtickend.

Stanislaus. Ja, ja, das waren glorreiche Schlachten! — und du, mein Bundsgenoß, meine Stütze, mein Wohlthäter, Karl XII., ein einziger Unglücksfall, der dich betraf, machte all' dieſen günſtigen Erfolgen ein Ende und ſtürzte mich von dem Throne herab, auf den du mich gerufen hatteſt! — Pultawa! Pultawa! — Unſeliger Tag! — An dir verlor ich einen Freund und eine Krone! — O wie bedaure ich noch dieſen jungen Helden! So groß, ſo edel, und ſo meuchleriſch ſterben!

Marie (ſanft). Aber, mein theurer Vater, warum rufen Sie ſich immer nur ſo ſchmerzliche Erfahrungen ins Gedächtniß zurück?

Stan. Ei, liebes Kind, davon muß ich ja hier leben! — Seit fünf Jahren bin ich, zurückgewieſen

von allen deutschen Fürsten, die vor Peter dem ersten meinem Verfolger zittern, hierher verbannt in diesen' Winkel Frankreichs, wo ich endlich ein Asyl gegen Verfolgung und Elend gefunden habe. Ja, mein Kind, ich hatte Dir es bis jetzt verschwiegen, um Deine Unruhe und Besorgnisse nicht zu vermehren, man hat sogar versucht, mich aus diesem kleinen Weissenburg, das ich mir im Elsaß zu meinem Aufenthalte ausgesucht habe, zu verjagen.

Marie. Großer Gott! wäre es möglich!

Stan. Aber als der Gesandte des Königs von Polen nach Versailles kam, um seine Besorgnisse, mich in Frankreich residiren zu sehen, auszusprechen, antwortete der verstorbne Regent: Sagen Sie Ihrem Gebieter, daß Frankreich stets das Asyl für unglückliche Könige war, daß es auch Stanislaus Leszinski unter seinen Schutz genommen hat und seine Wohlthaten ihm nicht entziehen wird.

Marie. Treffliche Antwort, die Sie aber, geliebter Vater, nur um so mehr den heimlichen Nachstellungen Ihrer Feinde Preis giebt.

Stan. Oh, diesen Zweck werden sie nicht erreichen ... Uebrigens ist das Leben eines Soldaten etwas so Unbedeutendes! ... Ich habe es oft in Schlachten preisgegeben! ... Aber dich, meine theure Marie allein, ohne Stütze zurückzulassen, nur dies zerreißt und ängstigt mein Herz ... So habe ich denn auch nur den einzigen Wunsch, meine Tochter, dein künftiges Schicksal sicher zu stellen und Dir eine Zukunft zu bereiten, die zwar min-

der glänzend ist als die, auf welche Du vermöge Deiner Geburt Anspruch machen konntest, aber selbst in einem bescheidenen Loose, selbst in der Stille der Verborgenheit giebt es noch wahres Glück, wenn man diese mit dem theilen kann, den man liebt und von dem man wieder geliebt wird. (Schließt seine Tochter in die Arme.)

Marie. Ja, ja, mein Vater, vertrauen wir auf die Vorsehung! Als Tochter eines mächtigen Königs würde ich vielleicht genöthigt gewesen sein, ihn einst zu verlassen, um dem Gemahle zu folgen, den die Politik mir gegeben hätte ... als Tochter eines unglücklichen Königs kann ich diesem ganz angehören, nur leben, um ihn zu lieben und ihm die innigste und frömmste Sorge zu weihn.

Stan. (küßt sie auf die Stirn). Theures Kind! (Man hört Stimmen neben an). Wer ist da? War das nicht Christierns, meines braven Schweden Stimme? ... Streitet er sich nicht mit jemand, den er nicht eintreten lassen will?

Marie. Es wird doch kein Bösewicht sein, der sich zu Ihnen drängt! (Sie stellt sich vor ihren Vater. Christiern tritt in die Seitenthür).

Zweiter Auftritt.

Dieselben. Christiern. Dann Ulrike.

Stan. (zu Christiern). Was giebt es denn?

Christ. Sire, eine Dame, die mit Gewalt eintreten will, ohne mir ihren Namen anzugeben.

Ulr. (im Hintergrunde auftretend). Prinzessin Radziwill, Groß-Palatine von Litthauen.

Stan. Meine Schwester.

Marie. Meine Tante! (Gehen ihr entgegen).

Christ. (für sich). Wie dumm! die Schwester Sr. Majestät! (laut) Sire ich wußte nicht —

Ulr. Keine Entschuldigung! Man muß immer wissen ... Es giebt Personen, in deren ganzem Wesen man schon ihren Namen liest und eine gewisse Hoheit und Würde —

Stan. Liebe Schwester, verzeih dem guten Manne seinen Diensteifer! ... Ein braver und getreuer Schwede, der nach meiner Thronentsetzung mir durchaus nach Frankreich folgen wollte.

Ulr. Treu, das ist sehr gut... besonders sehr selten ... aber deswegen kann man doch noch immer —

Stan. Seit dem letzten meuchelmörderischen Anfalle auf mein Leben, dessen Opfer ich beinahe geworden wäre, hält er mehr als je auf genaue Rede und Antwort, und sieht überall Emissaire meiner Feinde.

Ulr. Aha, das heißt so viel, als er hat mir die Ehre erzeigt, mich für einen Uhlanen oder Panduren zu halten! Sehr schmeichelhaft! In der That! Und dies also ist die ganze Wache, die ich in Deiner Residenz finde?

Stan. Wie Du siehst.

Ulr. Ich glaubte immer, unser junger Herr Vetter in Versailles, Ludwig XV. von Bourbon, habe

Dir ein Geschenk mit einem Regimente zu Deiner Ehrenwache und Sicherstellung gemacht.

Stan. Allerdings, aber ich habe ihm geantwortet, daß ich keiner andern Wache bedürfe als seines Schutzes und der Herzen der Franzosen.

Ulr. Bei alle dem hätte aber doch der Anstand und deine Abstammung —

Stan. Oh, liebe Schwester, eine Majestät, die von einer Pension lebt, welche ihr der französische Hof giebt, darf an solche Eitelkeiten nicht mehr denken. Nein, nein, ich begehre nichts, was mich an verlorne Größe erinnern könnte.

Ulr. Immer noch Deine philosophischen Ideen. Die Luft hier taugt nichts für Dich, mein Bruder.

Christ. (leis zu Stanislaus). Sire, Dero Befehle?

Stan. (zu ihm). Geh wieder auf Deinen Posten.

Marie. Und wache so treu wie bisher. (Christiern geht bei Ulrike vorbei, die ihn kalt ansieht und mit einer Bewegung entfernt).

Dritter Auftritt.

Die Vorigen ohne Christiern.

Stan. Aber liebe Schwester, Du in Frankreich!

Ulr. Während Du mich im tiefsten Rußland glaubtest.

Stan. Eine so unerwartete Erscheinung —

Ulr. Nimmt Dich Wunder.

Stan. Erschreckt mich.

Ulr. Und warum?

Stan. Weil ohne Zweifel auch Dich Verbannung so schnell aus Deinem Lande vertrieben hat. Czaar Peter wird sich an Dir gerächt haben, weil er meine Vertreibung aus Frankreich nicht erlangen konnte.

Ulr. Sei darüber ruhig, lieber Bruder! Keine Verfolgung trieb mich aus Litthauen, und der Selbstherrscher behandelt mich als kleine Fürstin, die es nicht wagen würde, sich an dem nordischen Coloß zu versuchen. — Sire, ich habe 300 Meilen zurückgelegt, auf Wegen, welche die europäische Civilisation noch nie betreten hat, Dieselben können also leicht vermuthen, daß die Sehnsucht, Eure Majestät und meine liebenswürdige Nichte zu umarmen, mich nicht allein hierher geführt hat. (Geheimnißvoll) Gewaltige und geheimnißvolle Interessen —

Marie. Lieber Vater, erlauben Sie mir, mich zu entfernen.

Ulr. Keineswegs, meine holde Nichte. Ihre Gegenwart ist hier nothwendig, denn da der Gegenstand dieser Unterredung der Ruhm Ihres Hauses ist, so können Sie in keiner Hinsicht ihr fremd bleiben.

Stan. (der Marien zurückhielt). Bleib, liebe Tochter. Wir hören, Schwester!

Ulr. Sire, seit den 5 Jahren, wo Sie in dieses ärmliche Elsasser Städtchen eingesperrt sind, habe ich alle polnische Große, die sich früher unter Ihrer Regierung verbanden, um sich gegen die moscowitische Herrschaft aufzulehnen, besucht, ich habe ihren Haß aufgeregt, ihre Hoffnungen erweckt und mit ihnen einen

Operationsplan entwerfen, zu deſſen Ausführung Ihr Wiedererſcheinen in Polen das Signal ſein ſoll, wo Sie eine Armee von 20,000 Mann erwartet.

Stan. Was ſagſt Du? 20,000 Polen!

Ulr. Alles auserleſene Mannſchaft, bereit unter ihren ehemaligen Generalen Miecislas und Pericyn zu marſchiren. Noch andre Hilfsmittel bieten ſich Ihnen an. Der Primas von Warſchau, der Palatin von Poſen erklären ſich für Sie.

Stan. (begeiſtert). Und ich ſollte an der Spitze ſo vieler Tapfern ſtehen, und ich ſollte noch einmal die Feinde vor mir herjagen können?

Ulr. Ja! ein allgemeiner Aufſtand wird Sie unterſtützen. Nur einige Provinzen, deren Palatine dem neuen Könige treugeblieben ſind, werden es wagen, ſich auszuſchließen. — Man wird dieſe Rebellen beſiegen.

Stan. Aber dieſe Rebellen ſind Polen!

Ulr. Einerlei! Man wird ſie zerſtreuen, vernichten, ſie und ihre Anhänger.

Stan. Aber das wäre ja ein Bürgerkrieg!

Ulr. Politiſche Nothwendigkeit.

Stan. Ein unerſetzliches Unglück!

Ulr. Das Sie zögern läßt?

Stan. Nein, das mir Entſcheidung bringt und ich bleibe in meiner Verbannung.

Ulr. Iſt's möglich? Welche Schwäche! So hoher Beſtimmung nicht zu entſprechen! Die Sorge für ſeinen Ruhm und das künftige Loos ſeines Kindes aufzugeben!

Und Du, holde Maria, fing der fröhliche Heinrich an, hängst Du denn immer noch an deinem dunkeln Schattenbilde? wenn Raimund todt oder treulos ist, was hilft Dir dann sein leerer Schatten?

Heinrich, sagte Maria, dein Scherz ist nicht freundlich.

Er scherzt nicht! sagte Anselm. Es ist in der That Schade um Dich, daß Du Dich so fruchtlos verzehrst; wir fanden heut einen recht stattlichen Jüngling, der eben ein solches Mädchen wünscht wie Du bist. Er wagte nur noch nicht sich Dir selbst vorzustellen, wir sollten Dich ein wenig vorbereiten.

Ist es wahr, Heinrich? Anselm? fragten Klara und Rosa theilnehmend.

Gewiß — erwiederten die Beiden einstimmig. — Er ist ganz nahe, und will Dich selbst um Dein Herz bitten.

O liebste Maria! riefen die Mädchen in der ersten freudigen Sehnsucht auch ihre Freundin glücklich zu sehen. —

O Gott! sagte Maria schmerzlich, Spott durfte ich nicht von Euch erwarten, meine Freunde; und ist es Ernst, so kennt Ihr mich nicht, wenn ihr glaubt, daß mir ein neues Band ein ewig unvergeßliches ersetzen könnte.

Nun, sehen kannst Du ihn doch wohl! meinten die Junglinge, und waren auch sogleich windschnell

Stan. Oh, meine Schweſter! Suche nicht meinen Entſchluß zu erſchüttern. Du kennſt nur allzugut den Weg, der zu meinem Herzen führt. Einem Soldaten von Ruhm vorreden, einem gekränkten Könige von Rache, einem Vater von der Vernachläſſigung ſeiner Tochter!

Ulr. Ja, Du giebſt ihr Erbe auf, ihre geheiligſten Rechte trittſt Du mit Füßen.

Stan. Nun denn, ſo entſcheide ſie ſelbſt und ſchreibe mir meinen Entſchluß vor. (Zu Marie). Meine Tochter, Du haſt die Zuſicherungen mit angehört, die mir gemacht worden ſind, Du weißt, welchen Gefahren und Mühen Deine Tante ſich ausgeſetzt hat, um unſre Anhänger zu vereinen, die jetzt darauf brennen, das Schwert zu zücken. Der Kampf kann lang und blutig ſein, aber wenn der Sieg meine Anſtrengungen krönt, ſo werde ich Dich auch nach Warſchau zurückführen und Dich auf den Thron ſetzen, von dem Du verdrängt wurdeſt. . . . Dir, Marie, Dir iſt es nun anheimgeſtellt, das Signal zu dieſem Kriege zu geben. Sprich ein Wort und ich gehe.

Marie. Du bleibſt, o mein Vater!

Ulr. Wie? Nichts! Und das ſollte der Lohn für alle unſre Aufopferungen ſeyn?

Marie. Nein, ſo viele Großmuth, ſo viel ſchweſterliche Hingebung ſollen keine Undankbare an mir finden und mein ganzes Leben ſoll dem Streben geweiht ſeyn, Ihnen meine Dankbarkeit zu zeigen. Giebt es aber denn doch nicht Pflichten der Menſchlichkeit, welche

über diesen Gefühlen stehen, zu denen uns die Zuneigung entflammt? Muß, weil ein Mann, weil ein junges Mädchen von dem Range herabgestoßen wurden, zu welchem der Zufall sie erhob, der Friede eines Königreichs gestört, ein ganzes Volk dem Ehrgeize einer Familie geopfert werden? Nein! Gott allein kommt es zu, das Geschick der Reiche zu bestimmen; wenn seine Hand uns demüthigte, kann auch die Vorsehung uns über alle unsre Hoffnungen hinaus wieder erheben. Möge also das Unglück uns ruhig, duldend, edel finden. und wenn je Deine Stirne, mein Vater, wieder mit einer Krone geschmückt werden soll, so geschehe es nicht auf Kosten des Herzbluts eines einzigen Deiner Unterthanen.

Stan. (seine Tochter an sein Herz drückend). Brav! o meine Tochter! brav! Das war eine Deiner würdige Antwort.

Marie (durch ihren Enthusiasmus beschämt). Oh, Verzeihung, theurer Vater! Eine solche Kühnheit von mir —

Stan. War der Ausdruck eines edlen Herzens.

Ulr. Es bleibt mir also nichts übrig, als Eure Majestät zu ersuchen, mich zu entlassen.

Stan. Wie? Schwester! Du wolltest uns so verlassen?

Marie. Nach einer so langen Trennung unsrer Liebe nicht wenigstens noch einige Tage schenken?

Ulr. Ich weiß nicht ob ich soll ...

Marie. O liebe Tante, ich bitte dringend darum.

Stan. Und ich vereine mich mit den Bitten meiner Tochter. (Leit.) Ich habe Dir auch noch einen Plan zu vertrauen.

Marie. Keine abschlägliche Antwort!

Ulr. Wenn Ihr es denn durchaus so wollt! (Zu Marie.) Aber bei alle dem sollte ich böse auf Dich bleiben! Schlägst einen so schönen... (Marie macht eine Bewegung). Doch ich ergebe mich. Aber das sage ich Euch, wenn ich wieder nach Litthauen komme, fange ich wieder von vorn an. O ich muß Euch doch noch in Warschau sehen! Ich habe mir's einmal in den Kopf gesetzt.

Marie (zu Stanislaus). Jetzt will ich unsre Armen besuchen, heute erwarten sie mich, und die Großen müssen über ihren Interessen nicht das Bedürfniß der Geringen vergessen.

Ulr. (giebt ihr eine Börse). Liebe Nichte, laß mich auch mein Scherflein dazu beitragen.

Marie. Gott vergelt es Ihnen, wackres Tantchen! (Ab).

Vierter Auftritt.

Stanislaus. Ulrike.

Stan. Braves Mädchen! — Wenn Du wüßtest, Schwester, wie viel Tugend und Erhabenheit in der Seele dieses Mädchens wohnt! ... Nie war eine Stirn würdiger eine Krone zu tragen, als die ihre!

Ulr. Und doch stößest Du die zurück, die ich Dir anbiete.

Stan. Von etwas andrem. — In meinen letzten Briefen theilte ich Dir meine Abſicht mit —

Ulr. Den König von Frankreich zu erſuchen, Dich in ſeiner Armee anzuſtellen... Dich, den Freund des großen Karl XII., Dich, deſſen Name dem mächtigen Czaar Peter ſo furchtbar war, Dich wollteſt Du in gleichen Rang mit Glücksrittern ſtellen!

Stan. Unter denen die Namen eines Turenne und Catinat glänzen, die es ſich zur Ehre rechnen, einſt gemeine Soldaten geweſen zu ſeyn. — Glaube mir, ſelbſt ein Fürſt muß es für ruhmvoll halten, in ihren Fußtapfen zu wandeln, gleich ihnen ſich der Ehre des Marſchallſtabes würdig zu machen. Und dann geſtehe ich Dir auch, liebe Schweſter, daß dieſes Nichtsthun, zu dem ich verurtheilt bin, mich drückt, mich aufreibt, dieſe Penſion, welche ich beziehe, mich demüthigt.

Ulr. Dich demüthigt? und weshalb denn? Sind denn nicht die Könige verpflichtet, ſich gegenſeitig, ſowohl bei guten als böſen Tagen zu unterſtützen? Und wahrhaftig, dieſer junge Ludwig von Frankreich entledigt ſich nur ſehr kärglich der Pflichten, die ein gekröntes Haupt gegen eine geſtürzte Majeſtät hat. Er giebt Dir gleichſam wider Willen eine kleine Rente, wie ſie kaum der geringſte ſeiner Generalpächter bezieht und Du hältſt Dich für verpflichtet gegen ihn und Du glaubſt, Du müßteſt Dich dadurch dankbar bezeigen, daß Du ihm Dein tapfres Schwert anbieteſt.

Stan. Ja, es iſt mein unerſchütterlicher Entſchluß.

Ulr. (spöttisch). Und ohnstreitig wird Prinzessin Marie, als entsagende Tochter, Dich in Deine Garnisonen begleiten?

Stan. Nein, meine Tochter wird ihrem Gemahle folgen.

Ulr. (mit dem größten Staunen). Ihrem Gemahle?

Stan. Das wollte ich Dir eben mittheilen.

Ulr. O sprich! sprich! Ich kann mich vor Erstaunen und Freude kaum fassen! — Meine Nichte also vermählt! — Mitten in dieser Abgezogenheit haben ihre Reize, ihre Tugenden die Aufmerksamkeit irgend eines großen Monarchen auf sich gezogen! ... Aber wessen, lieber Bruder? — Des Prinzen von Wales vielleicht, dessen Vermählung mit der Prinzessin von Preußen sich zerschlug?

Stan. Dieser nicht.

Ulr. (schnell). Des Churfürsten von Baiern? — Er ist Witwer.

Stan. Es ist weder ein König, noch ein Prinz, noch ein Churfürst.

Ulr. Wer denn sonst?

Stan. Höre mich an. Ich theilte Dir in meinem letzten Briefe etwas über die Aufmerksamkeiten mit, womit der Oberst des hier in Garnison liegenden Regiments uns überhäufe.

Ulr. Ich erinnre mich dessen recht wohl. Aber was soll das hier?

Stan. Dieser durch seine Verdienste, seinen Muth und seine Geburt ausgezeichnete Offizier —

Ulr. Ja, ja, jetzt beſinne ich mich auch auf ſeinen Namen — ein Graf d'Eſtrées, ohnſtreitig ein Abkömmling der reizenden Gabriele, jener hiſtoriſchen Schönheit.

Stan. (lächelnd). Wohl ein wenig zu hiſtoriſch.

Ulr. Ei weshalb denn? — Die Liebe eines Königs — iſt man denn ſtets Herr genug über ſich, ſeine Gefühle zu beherrſchen?

Stan. Das ſagte mir auch der Graf, als er mir geſtand, daß er meine Tochter nicht habe erblicken können, ohne von ihr hingeriſſen zu werden.

Ulr. Was ſoll das heißen? — Er hat doch nicht gewagt —

Stan. Mich um die Hand der Prinzeſſin Marie zu bitten.

Ulr. Und Du haſt doch eine ſolche Kühnheit nach Verdienſt behandelt?

Stan. Seine Liebe ſchien ſo wahr — er ſchwur mir mit ſo vielem Feuer, ſein ganzes Leben dem Glücke meiner Tochter zu weihen, daß ich ihm meine Einwilligung nicht verſagen konnte.

Ulr. Deine Einwilligung? — Bruder, was haſt Du gethan!

Stan. Nur Eine Bedingung habe ich dem Grafen d'Eſtrées vorgeſchrieben.

Ulr. Und welche?

Stan. Väterliche Schwäche — falſche Eitelkeit vielleicht, deren ich mich im Innern ſchäme, die mich aber doch von ihm fordern ließ —

Ulr. Nun?

Stan. Daß er ſeinen Einfluß, der ſehr bedeutend ſeyn ſoll, dazu anwende, ſeinen Grafentitel in den eines Herzogs und Pairs zu verwandeln. Vielleicht entſchuldigt die Sorge für die Zukunft meiner Tochter und ihrer Nachkommen dieſe Forderung.

Ulr. Aber Marie hat gewiß in eine ſolche unpaſſende Verbindung nicht gewilligt!

Stan. Marie weiß noch nichts, ſelbſt nicht von der Liebe des Grafen, der ſich gegen ſie ſtets in den Gränzen der tiefſten Ehrerbietung gehalten hat. Der Graf iſt nach Verſailles gereiſt und kehrt er mit den Titeln zurück, die ich ſchwach genug war, von ihm zu fordern, ſo werde ich ihn meiner Tochter als den Mann vorſtellen, den ich für würdig halte, ihr Glück zu begründen, und ich bin überzeugt, daß ihn Marie annehmen wird.

Ulr. Ich aber werde nicht dulden, daß eine Erbin der Jablonowski . . . ich werde ihr ſagen . . .

Stan. Kein Wort — denn ich habe das meine gegeben.

Ulr. Nun denn, ſo reiſe ich auf der Stelle ab, um nicht der Unannehmlichkeit ausgeſetzt zu ſeyn, mit Deinem edlen Schwiegerſohne zuſammen zu treffen.

Stan. Sei darüber ruhig. Die Rückkehr des Grafen iſt nicht ſo nahe und er wird gewiß Verſailles nicht verlaſſen, ohne mich vorher davon in Kenntniß geſetzt zu haben.

Bedienter (eintretend). Der Herr Graf d'Eſtrées.

Stan. (ſtaunend). Was höre ich?

Ulr. Eine Ueberraſchung, die er Dir machen will.

Stan. (zum Diener). Eintreten! (Diener ab).

Ulr. Haſt Du bemerkt, Bruder, daß der Graf, nicht aber der Herzog d'Eſtrées angemeldet worden iſt? Wäre unſer Herr Liebhaber glücklich geweſen in ſeinen Bemühungen, ſo würde er wohl nicht unterlaſſen haben, ſeinen neuen Titel im Voraus für ſich ſprechen zu laſſen.

Stan. Still! er kommt.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Ludwig d'Eſtrées. Dieſer iſt in der Chevauxlegersuniform.

Stan. Was ſehe ich, das iſt ja nicht Er!

Ulr. Wie? ſo jung noch? Und Dein künftiger Schwiegerſohn?

Ludw. Nicht Er, ſondern ſein Bruder!

Stan. Sein Bruder!

Ludw. Souslieutenant in den Chevauxlegers des Königs.

Ulr. Das laſſe ich mir gefallen, denn er kann noch nicht 20 Jahre alt ſeyn.

Ludw. Vor allen Dingen erlauben Sie mir, Sire, daß ich mich vor einem erhabenen Dulder beuge. (Für ſich). Ich hätte nicht geglaubt, daß ſein Anblick mich ſo ergreifen würde.

Stan. Und ich erſuche Sie, Herr Lieutenant, mir zu ſagen, welcher Urſache ich Ihren gütigen Be-

ſuch zu verdanken habe? — Der Graf d'Eſtrées hatte uns nie geſagt ...

Ludw. Daß er einen Bruder von meinem Alter habe? Eine ſehr natürliche Zerſtreuung. Wenn man ſo viel von ſich ſelbſt zu ſagen hat, beſchäftigt man ſich nicht mit andern.

Stan. Und Sie bringen mir ohnſtreitig eine Botſchaft von ihm?

Ludw. Allerdings, freilich nur eine mündliche, deren ganz vertraute und geheimnißvolle Eigenſchaft hoffentlich aber hinreichen wird, mich bei Ew. Majeſtät zu accreditiren. Mein Bruder iſt zum Herzog und Pair von Frankreich ernannt worden. Da man am Hofe die wichtigen Gründe kannte, welche ihn veranlaßten, um den herzoglichen Titel und die Pairswürde nachzuſuchen, ſo machte die Erlangung derſelben gar keine Schwierigkeit. Ludwig XV. war erfreut, einem jungen und braven Cavalier in einer Herzensangelegenheit dienen zu können. — In ſeinem Alter wohl etwas ſehr Natürliches.

Ulr. (zu Stanislaus). Das iſt ein jüngerer Bruder, dem es nicht an Keckheit fehlt — wahrſcheinlich liegt es im Blute.

Stan. (vorſtellend). Meine Schweſter!

Ludw. Ew. Majeſtät Schweſter! Ich wußte nicht ...

(Ulrike, vor der er ſich beugt, giebt ihm mürriſch die Hand zum Kuſſe.)

Stan. Dieſe neue Güte des Königs verpflichtet mich zu dem innigſten Danke.

Ludw. Oh, das war ja nicht der Mühe werth . . . es iſt ſo leicht, etwas Gutes zu thun! Mein Bruder alſo ward beim Petit-lever zugelaſſen. Ich kann es Ihnen ganz genau erzählen, denn ich war dabei zugegen.

Ulr. Sie? Ein Souslieutenant!

Ludw. Ganz ſo, wie Sie mich hier vor ſich ſehn, gnädigſte Frau.

Ulr. Unglaublich!

Ludw. Ich werde der ausgezeichneten Ehre, deren Sie der König von Polen würdigt, nie ein Hinderniß in den Weg legen, ſagte Ludwig XV. zu meinem Bruder. Gehen Sie denn hin, Herr Herzog, der Sie bloß dieſes Titels bedürfen, um der Schwiegerſohn eines der größten Heerführer unſers Jahrhunderts, eines der weiſeſten Monarchen, welche Europa beherrſcht haben, zu werden; gehen Sie und werden Sie der glückliche Gemahl dieſer anbetenswerthen Prinzeſſin, deren Tugenden und Schönheit mein ganzer Hof rühmt und preiſt. Sie ſind Herzog und Pair, unſer Couſin d'Eſtrées!

Ulr. Das hat der König geſagt?

Ludw. Du mein Himmel, Wort vor Wort, wie ich es jetzt ſage.

Ulr. Und er hat eingewilligt, er, ſonſt ſo ſtolz?

Ludw. Stolz — kann ſeyn, nur nicht in Liebesangelegenheiten, denn in der Beziehung, glaube ich, würde er die mindeſt vornehmſte ſeiner Unterthanen allen andern vorziehn, wenn ſie die ſchönſte unter ihnen wäre.

zurück geeilt in die flüsternden Eschen. — Aengstlich hob Maria das schwere Wassergefäß vom Brunnen, und drängte die Freundinnen zur Heimkehr. — Allein — in diesem Augenblick kamen die Jünglinge schon wieder zurück, — einen Dritten in ihrer Mitte führend, der über Beide hervorstrahlte, wie die Rose über die einfachen Cyanen in den Johanniskränzen. — Der Mond war eben hervorgetreten und beleuchtete den schlanken Jüngling im blanken kriegerischen Schmucke.

Raimund! — klang es vom Munde der überraschten Klara und Rosa; und Maria schwankte zurück den Jüngling schwindelnd anblickend. — Maria! meine theuerste Maria! rief dieser und schloß die Bebende in seine Arme. —

Verwundert und entzückt blickten die Schwestern auf das Glück der guten, freundlichen Maria, deren stiller Gram ihnen die eigne Freude oft getrübt hatte. Raimunds Gestalt hatte sich schöner ausgebildet, und der Schmuck einer höhern kriegerischen Würde zierte ihn.

O mein treues, geliebtes Mädchen, rief er, Du hieltest mich also für untreu, und wolltest mir doch Deine Treue bewahren? Glaube mir, nie vergaß auch ich einen Augenblick unsre Liebe! Nur Umstände, die ich Dir späterhin erklären werde, haben mich selbst und alle Nachrichten von mir zurück gehalten. Doch mein Herz war ewig bei Dir, meine süße Marie!

Ulr. Der König, der ja kaum 16 Jahr alt iſt, ſollte ſolche Grundſätze haben?

Ludw. Königliche Frühreife! Ein Abkömmling Ludwigs XIV.! Familien-Privilegien!

Ulr. (zu Stanislaus). Sollte man wohl glauben, daß dieſer kecke junge Menſch ſo vor einem gekrönten Haupte zu ſprechen wage?

Stan. Laß ihn doch, Schweſter. Der junge Mann beſitzt einen Anſtrich von Freimuth und Offenheit, der mir gefällt. (Zu Ludwig). So gab alſo der König ſeine Einwilligung gern und ſogleich?

Ludw. Ja, aber unter der Bedingung, daß auch Prinzeſſin Marie die ihrige gebe; denn wie man ſagt, ſo kennt ſie noch die Abſichten nicht, die man mit ihr vorhat.

Stan. Das iſt wahr.

Ludw. Und ich bin alſo hierher gekommen, um als redlicher Bruder und verſchwiegener Bote ihre Zuſtimmung zu gewinnen.

Ulr. Die ſie aber, wie ich hoffe, nicht ertheilen wird. Denn wenn ſie ſie gäbe — ja, mein Bruder, wenn ſie ſie gäbe, ſo ſetzte ich ſelbſt eine Proteſtation auf, die ich von allen Palatinen von Weiß-Rußland unterzeichnen ließ.

Stan. Liebe Schweſter, Du haſt vergeſſen, daß mein Wille ... Herr Graf, Ihre doppelte Eigenſchaft als Bruder und Abgeſandter verleiht Ihnen ein Recht, ſich Mühe zu geben, dieſe Verbindung zu Stande zu bringen. Als Vater würde man glauben, ich habe

befohlen, meine Wille iſt aber, daß meiner Tochter die frei'ſte Wahl bleibe. Ich trage Ihnen alſo auch auf, mit Marien zu ſprechen und ihre Einwilligung zu gewinnen.

Ulr. Bruder!

Stan. Sei nicht böſe, liebe Schweſter, die diplomatiſche Form iſt noch ſo ein Ueberreſt königlicher Angewöhnungen. Werden denn die Vermählungen fürſtlicher Perſonen nicht durch Geſandte eingeleitet? Hier alſo der meine.

Ulr. Aber . . .

Stan. Ein franzöſiſcher Edelmann und künftiger Schwager, mehr bedarf es durchaus nicht, um allen Anſtandsforderungen Genüge zu leiſten. Ich gehe alſo zu meiner Tochter und ſage ihr, daß jemand ſie um eine Audienz erſuchen laſſe. Sie ſehen daraus, Herr Graf, daß ich das vollſte Vertrauen in Sie ſetze.

Ludw. Deſſen ich mich würdig zeigen werde.

Ulr. Und ich ſetze unterdeß meine Proteſtation auf! (Sie geht ab. Stanislaus ebenſo auf der entgegengeſetzten Seite.)

Sechſter Auftritt.

Ludwig allein.

Vortrefflich! Meine Liſt iſt gelungen und der König Stanislaus ſelbſt iſt darauf eingegangen. — Ich fürchtete ſeinen ſcharfen Blick. Einem Könige muß es leichter als jedem andern werden, einen König zu errathen. — So werde ich denn alſo, Dank ſey es dieſer

Uniform und dem Namen d'Eſtrées, ohne von ihr erkannt zu werden, jene Prinzeſſin kennen lernen, deren Vollkommenheiten man nicht genug rühmen und preiſen kann! Ich war wahrhaftig zu nahe bei ihr, um dem Verlangen, ſie zu ſehen, widerſtehen zu können. Von Hagenau, wo ich die Lothringen'ſchen Regimenter die Revue paſſiren ließ, bis Weiſſenburg waren ja kaum drei Stunden! Auf's Pferd ſteigen, mich von einem einzigen Stallmeiſter begleiten laſſen und hier ankommen, war eben ſo geſchwind ausgeführt als gedacht. Ohnſtreitig hat man nun bereits meine königliche Flucht bemerkt; alles iſt nothwendig in Bewegung darüber; nicht lange jedoch, ſo werde ich ſie wieder beruhigt haben, denn ſobald ich die Prinzeſſin geſehen habe, eile ich zurück. Oh, wie beklemmte es mir das Herz, als ich dieſen ſo unglücklichen und in ſeiner Entſagung doch ſo großen Monarchen erblickte! Welche Heiterkeit in dieſen edlen Zügen! Ja, ich fühle meine Hoheit durch die Demuth dieſes Königs faſt gebeugt! Uebrigens kann dieſer Beſuch leicht Aufſehn in Europa erregen und mein Bruder, Czaar Peter, wird anfangen, gewaltig auf ſeiner Hut zu ſeyn. — (Auf- und abgehend). Aber ſoll ich denn auch wirklich in dieſe Heirath d'Eſtrées mit der Prinzeſſin Lezinska einwilligen? — Iſt die Parthie nicht gar zu ungleich? — Und dennoch; geſchähe es auch nur meinem Onkel Bourbon zum Poſſen, der d'Eſtrées davon abzuwenden ſuchte. Es iſt eine unvortheilhafte Parthie für Sie, ſagte er zu ihm, wir wollen Ihnen ſtatt dieſer Tochter

eines armen Königs die reichste Erbin in ganz Frankreich aussuchen. — Ey, als ob es nicht von mir abhinge, Marie Leszinska reicher als die Tochter des goldgestopftesten Blutsaugers auszustatten? Oh, mein lieber Onkel Bourbon, Ihre Politik ist die, es mit keinem meiner Alliirten verderben zu wollen, selbst wenn die Menschlichkeit dabei zu Grunde ginge, die meine wird es vielleicht eines Tages seyn, einen gekrönten Krieger, dem das Schlachtenglück untreu war, wieder empor zu heben, und kann ich ihm nicht seinen Thron zurückgeben, wenigstens den Gemahl seiner Tochter so hoch zu stellen, daß der König von Polen seines Gleichen in ihm erkennen muß. — d'Estrées ist ein tapferer Kriegsheld, er besitzt das Herz des Bearners, von dem er allem Anscheine nach ein wenig abstammen dürfte: nun denn, ein Enkel Heinrichs IV. kann doch wohl die Tochter des wackern Stanislaus heirathen! — Aber wen sehe ich dort am Ende der Galerie? — Diese junge Dame von so edlem Anstande, so einnehmender Miene, welche der König begleitet — sollte es wohl die Prinzessin Marie seyn?

Siebenter Auftritt.

Stanislaus. Marie. Ludwig.

Marie (zu Stanislaus, ohne Ludwig zu sehen). Eine Audienz! ich, lieber Vater?

Stan. Ja, Du selbst.

Marie. Also wohl ein armer Nothleidender, denn, lieber Vater, Du weißt ja, daß meine Kräfte sich nicht weiter erstrecken.

Stan. (Ludwig zeigend). Da iſt er.

Marie (erſtaunt). Dieſer?

Stan. Derſelbe.

Marie (leis zu Stanislaus). Der ſieht eben nicht ſehr beklagenswerth aus.

Stan. Ich ſtelle Dir hier den Herrn Grafen d'Eſtrées, Bruder unſers Freundes, des Oberſten, vor.

Marie. Oh, herzlich willkommen! Bringen Sie uns Nachrichten von dem Oberſten?

Ludw. (vortretend). Ja, Hoheit und ich komme ...

Stan. Von Verſailles. Er hat mit Dir von einer Angelegenheit zu ſprechen, die auch für mich von der größten Wichtigkeit iſt.

Marie. Für Sie, mein Vater?

Stan. Zu der ich aber blos dann meine Zuſtimmung geben kann, wenn ſie auch die Deine erhalten hat und da ich fürchten muß, daß meine Gegenwart Dich in Deiner Entſcheidung geniren könnte, ſo entferne ich mich.

Marie. Welches Geheimniß!

Stan. Höre den Herrn Grafen an. Sollte Dich das, was er Dir ſagen wird, in etwas überraſchen, ſo berufe ich mich auf Deine Nachſicht bei einem Fehler, den auch ich mit begangen habe, weil ich es ihm erlaubte.

Marie. Aber was...

Stan. Ich kann nichts weiter ſagen, ſonſt könnteſt Du das für den Ausſpruch deines Willens halten, was nur allein der Wunſch iſt, Dich glücklich zu ſehen.

Befrage alſo Dein Herz, mein Kind, denn nur von dieſem ſollſt Du Dir Rath ertheilen laſſen, nur dieſem ſollſt Du folgen. (Geht ab).

Achter Auftritt.

Marie. Ludwig.

Marie (nachdenkend). Dieſer feierliche Ton — dieſe innere Bewegung, die mein Vater vergebens zu bemeiſtern ſuchte ...

Ludw. (für ſich). Wir ſind allein. Friſch an die Unterhandlungen!

Marie (wie oben). Ich ſollte wohl etwas davor erſchrecken, aber erfahren muß ich bei alledem ...

Ludw. (für ſich). Die Hauptſchwierigkeit iſt hier für einen andern zu ſprechen. — Sie iſt ſo ſchön, ſo anmuthig; ach! ich fange an einzuſehen, daß das Geſchäft eines Abgeſandten nicht ſo leicht iſt, als ich mir es gedacht hätte.

Marie (ebenſo). Wollen wir denn noch lange uns ſo anſehen, ohne zu ſprechen?

Ludw. (wie oben). Und dabei hat ſie etwas ſo Ueberlegenes!

Marie (für ſich). Ich fange an zu glauben, daß er ſich vor mir fürchtet. Er iſt vielleicht nicht gewohnt, mit Prinzeſſinnen, ſelbſt mit entthronten, zu ſprechen, und ſtellt ſich ſo etwas ganz erſchrecklich vor. Ich muß ihm doch Muth machen. (Laut, indem ſie zu ihm tritt). Herr Graf —

Ludw. (ſchnell). Hoheit —

Marie. Mein Vater ſagte mir, daß Sie hiehergekommen wären...

Ludw. Von Verſailles.

Marie. Schöne Gegend.

Ludw. Ja, ſehr ſchön.

Marie. Ein wahrhaft königlicher Wohnſitz, der Verein aller Wunder der Kunſt. — (Für ſich). Man muß nur von gleichgiltigen Dingen mit ihm zu reden anfangen.

Ludw. (für ſich). Geht das ſo fort, ſo ſprechen wir noch von Regen und ſchönem Wetter. (Laut). Ja, Hoheit, Verſailles, wie es Ludwig XIV. ſchuf, iſt ein bewundernswerther Aufenthalt, wo aber doch die Langeweile manchmal die Bewohner nur zu heftig anpackt und den König ſelbſt.

Marie. Wahrhaftig? der arme junge Mann! — und wer hindert ihn denn daran, die Vergnügungen zu genießen, die ſeinem Alter angemeſſen ſind?

Ludw. Wer? ein Abbé Fleury, der ehrwürdigſte aber auch der langweiligſte Mann unter allen Geiſtlichen in Frankreich und Navarra. Und dann der Herzog von Bourbon, immer zänkiſch und finſter wie ein leibhafter Komödienonkel, und endlich eine Schaar von Kammerdienern, Dienern aller Art, Unter-Gouverneurs und eine ganze Litanei von Aufſehern, die ſtets aufpaſſen, wo er geht und ſteht, ſich bewegt oder ruht, ſchläft oder wacht.

Marie. Aber Sie ſprechen ja davon, wie...

Ludw. Von einer Sache, die ich ganz in der

Nähe geſehen und die mich tief ergriffen hat. Können Sie denken, daß man die Sachen ſo weit getrieben hat, ihn verheirathen zu wollen, ohne ihm auch nur ein Wort davon zu ſagen und an wen? an die Infantin von Spanien, ein kleines Kind von vier Jahren. Welche Abſcheulichkeit! Ihm eine Frau zuzuſchicken, wie man einem Kinde ein Spielwerk in die Hand giebt, und noch dazu ihm, deſſen heißes Gefühl nach dem Glücke ſeufzt, das Geſtändniß wahrer Liebe zu vernehmen!

Marie. Welches Feuer!

Ludw. (enthuſiaſtiſch). Oh, Sie begreifen das nicht! Was können Sie für Intereſſe an dem Glücke eines armen gekrönten Sklaven nehmen?

Marie. Was ich für Intereſſe daran nehme? Und ich ſollte gleichgiltig ſeyn können gegen den, der meinen Vater ſo edel unterſtützt, der ihm die Freundeshand geboten hat, als ganz Europa ihn von ſich ſtieß. Oh, Gott iſt mein Zeuge, daß ich kein Gebet zum Himmel richte, worin nicht der Wunſch ſich ausſpricht, ihn mit einer Prinzeſſin verbunden zu ſehen, die durch Tugend und Edelſinn würdig ſey, bis zu ihm erhoben zu werden!

Ludw. Wär's möglich!

Marie. Und wenn ich etwas ſchmerzlich bedaure, ſo iſt es dies, daß mein dankbares Gemüth nicht das Glück erreichen kann, ihn den Ausdruck dieſes Dankes ſelbſt vernehmen zu laſſen.

Ludw. Oh, wenn er dies hörte, er würde Ih-

nen zu Füßen fallen und ſo viele Schönheit und Tugend knieend anbeten. (Er macht eine Bewegung dazu).

Marie. Sachte, ſachte, Herr Graf! Daß Sie an dem Kummer Ihres Königs Theil nehmen, war eines treuen Unterthanen würdig — aber daß Sie hier ſeine Stelle einnehmen wollen, zeigt doch gar zu große Hingebung.

Ludw. (für ſich). Hol' der Henker meine Negotiation! Ich hatte d'Eſtrées und ſeine Liebe ganz und gar vergeſſen.

Marie. Wenn es Ihnen gefällig, ſo bitte ich mir jetzt den Grund Ihres hieſigen Erſcheinens mitzutheilen.

Ludw. Ach, Hoheit, dieſe Gefühle, die mich jetzt hinriſſen, ſind es nicht dieſelben, welche Sie allem einflößen, was ſich Ihnen naht? Ja es iſt ein Zauber, dem man nicht widerſtehen kann und der oft der Ehrerbietung Schweigen gebietet, um die Liebe herrſchen zu laſſen.

Marie. Herr Graf!

Ludw. O Verzeihung! Hören Sie mich ohne Zorn an.

Marie (für ſich). Jetzt fängt er an, mir Furcht einzujagen!

Ludw. Kann es nicht jemand geben, der in der Nähe ſo vieler Reize den hohen Rang vergaß, der Ihnen zu Theil ward und ſich mit der Hoffnung ſchmeichelte, daß Sie ihn für würdig halten würden...

Marie. Dieſe Sprache ...

Ludw. Hat ſie mir Ihr Vater nicht erlaubt?

Marie. Mein Vater ...

Ludw. Erinnern Sie ſich ſeiner letzten Worte: Sollte Dich das, was Du hören wirſt, einigermaßen in Staunen ſetzen, ſo ſey nachſichtig. — Das iſt doch, glaube ich, deutlich genug.

Marie. Oh, Sie müſſen ſein Vertrauen getäuſcht haben, denn ich kann unmöglich glauben, daß ...

Ludw. Und doch iſt nichts wahrer als dies, und ich bin ſehr zu beklagen, da ich bei einer ſolchen Erlaubniß, und ob ich gleich bis jetzt nur für einen Dritten, für meinen Fürſten, meinen Herrn geſprochen habe, doch ſo unglücklich war, Ihnen ſo ſehr zu mißfallen, daß ich ſogar Ihren Zorn mir zuzog! Oh, ich fühle ganz, wie ſchrecklich es iſt, Ihnen Abneigung, vielleicht gar Widerwillen einzuflößen.

Marie. Widerwillen? — Wie können Sie glauben ... und ...

Ludw. Ah, Sie verabſcheuen mich alſo nicht?

Marie. Haß iſt ein gottloſes Gefühl.

Ludw. Und Liebe eine heilige Tugend.

Marie. Liebe! Oh nein! — aus weiblicher Schwäche kann man vielleicht das, was uns ſchmeichelt, gern anhören, aber ein tieferes Gefühl —

Ludw. Liebt man die Unterhaltung mit gewiſſen Perſonen, iſt man dann nicht nahe daran, dieſe ſelbſt zu lieben?

Marie. Muß man denn alle die gleich lieben, die man gern ſieht?

Und immer wechselnd blickte er ihr in die holden Augen, und schloß sie immer wieder um so inniger ans Herz.

Gute Maria, sagte Klara, Du freutest Dich vorhin so sehr in dem Gedanken, daß Gott uns einen unsichtbaren Schutzengel zugesselle. Er gab ihn Dir nun wohl in der geliebten, sichtbaren Gestalt!

Die Andern mahnten endlich an die Heimkehr; sie nahmen die geliebten Wiedervereinigten in ihre Mitte, und führten unter jubelnden Gesängen sie dem stillen, heimischen Dörfchen zu.

Die muntre Rosa sang zuerst, und rief den Bäumen, Abschied nehmend, zu:

Luft'ge Eschen! dunkle Buchen!
Seyd nun ewig uns geweiht!
Was der Blick nicht wagt zu suchen,
Geht aus Eurer Dunkelheit.

Freundin, nicht blos Mondenstrahlen
Barg der dunkle Blätterflor;
Wonne nach der Sehnsucht Qualen
Brach mit süßem Glanz hervor!

Die Jünglinge fielen ein:

Schöner nach der Trennung Bangen
Lacht das frohe Wiedersehn!

Ludw. Alſo ſehn Sie mich doch gern? — Sie geſtehen alſo, daß Sie mich gern ſehen! — Oh! nehmen Sie dieſe Worte nicht zurück! — Sie wenden ſich ab ... wollen ſich entfernen ...

Marie (ſtreng). Mein Herr Graf, ich darf Sie nicht länger ſo ſprechen hören!

Ludw. Oh, nur noch ein einziges Wort!

Marie. Auch nicht Eins! (Für ſich). Mein Gott! was geht denn in mir vor? O Vater! daran biſt Du Schuld! (Sie geht in großer Bewegung ab).

Neunter Auftritt.

Ludwig allein.

Sie entflieht, um mir die Bewegung zu verbergen, die ſie ergriff. — Sie hat mich ohne Zorn angehört, ſcheint mich nicht ungern zu ſehen! — Oh, ich bin vor Freude und Glück ganz außer mir! Wenn der Cardinal Fleury da wäre, ich glaube, ich könnte ihn umarmen und meinen Onkel Bourbon dazu! Was für ein Geſicht ſie machen würden, wenn ich ihnen ſagte, daß ich liebe und recht im vollen Ernſte die Tochter eines vertriebenen Königs liebe! Aber, lieber Neffe — aber Sire, die Politik! der Staat! Ei was, meine Herren, die Staatspolitik hat für eine liebende Seele keinen geſunden Menſchenverſtand. Maria Leszinska wird ... (plötzlich den Ton ändernd) die Gemahlin des Herzogs d'Eſtrées werden, der ſein ganzes Lebensglück auf die Liebe dieſes Mädchens gegründet hat. Meinen Rang mißbrauchen, meine Macht, um ſie

ihm zu entreißen, ich, ſein König, ich, auf den er ſein Vertrauen ſetzte, um deſſen Unterſtützung er bat, deſſen Wort er erhielt, das wäre ja eine Treuloſigkeit, eine Schlechtigkeit! Nein, nein, ich werde ſchweigen — werde mich entfernen. (Nach einer Pauſe). Aber wenn ich ſeinem Ehrgeize ſchmeicheln und dadurch ſeine Liebe in den Hintergrund treten laſſen könnte! Ehrenſtellen, Reichthum, die Hälfte meines Schatzes... alles, alles wollte ich ihm anbieten! — Aber nein, er ſchlüge es aus, denn welcher Schatz käme Mariens Liebe gleich? (Er ſinkt erſchöpft in einen Seſſel. Stanislaus tritt ein und klopft ihm auf die Schulter.)

Zehnter Auftritt.

Ludwig. Stanislaus.

Stan. Nun, mein junger Freund, Sie ſind ja ganz in Nachdenken verloren.

Ludw. Ich? — Sire...

Stan. Warum ſo ſchwermüthig? hat Ihre Werbung nicht ganz den Erfolg gehabt, den Sie davon erwarteten?

Ludw. (für ſich). Was ſoll ich ihm ſagen?

Stan. So ſprechen Sie doch! — Ich muß ja doch nothwendig wiſſen, was meine Tochter Ihnen geantwortet hat. Alſo keine falſche Scham und vor allem keine Umſchweife. Ich habe ſie nie geliebt und hier mehr als je will ich der Sache gerade ins Geſicht ſehen. Nimmt Marie Ihren Bruder an oder nicht?

Ludw. Ich weiß es nicht.

Stan. Wie? Sie wissen es nicht?

Ludw. Ja, Sire; denn die Prinzessin hat mir nichts gesagt, woraus ich auf ein Ja oder Nein schliessen könnte.

Stan. Sie haben sie aber doch gefragt? — sind in sie gedrungen?

Ludw. Ei freilich! (Für sich). Ich kann ihm doch nicht eingestehen, daß ich ihr nicht ein Wörtchen gesagt habe!

Stan. Aber wie ist denn das möglich?

Ludw. Oh, Sire ... Sie können wohl denken ... die natürliche Zurückhaltung bei einer jungen Dame ... ihre Schüchternheit ... ihre Verlegenheit ... auch die meine ... die noch größer war ... die Nothwendigkeit, meine Worte manchmal zu umschreiben, um sie nicht ... zu sehr zu überraschen ... ihr zu mißfallen ... kurz ... ich habe so viele Rücksichten genommen ... so viele ...

Stan. Nichtssagende Redensarten angewendet, daß meine Tochter noch gar nicht weiß, wovon die Rede ist.

Ludw. Das fürchte ich fast selbst.

Stan. Diplomatische Geschicklichkeit. Man spricht wer weiß wie lange, ohne sich zu verstehen und die Sache geht indeß nicht um einen Schritt vorwärts. Also noch einmal angefangen: aber jetzt werde ich Ihnen zur Seite stehen, um das zu erklären, was vielleicht sonst noch immer unverständlich wäre.

Ludw. (verlegen). Wie, Sire? Sie wollten, daß jetzt gleich wieder ...

Stan. Verſteht ſich! Wozu denn noch länger warten? Denken Sie doch an die Ungeduld deſſen, der Sie abgeſchickt hat! Ein Tag, eine Stunde Aufenthalt, die Sie ihm erſparen, ſind eben ſo viel neue Anſprüche auf ſeine dankbare Freundſchaft.

Ludw. Aber... (für ſich). Ich liege auf der Folter!

Stan. (für ſich). Sonderbarer junger Mann! Erſt hatte er ſo viel Zuverſicht und jetzt zittert er beinah.

Ludw. (ebenſo). Nein, nein, ich kann bei dieſer Unterredung nicht zugegen ſeyn!

Er will nach dem Hintergrunde zu abgehn, ſowie Stanislaus in das Zimmer ſeiner Tochter. In dieſem Augenblicke tritt Ulrike mit einem Blatt Papier in der Hand ein).

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Ulrike.

Ulr. Lieber Bruder, ich ſuchte Dich.

Stan. Was giebt es denn?

Ulr. Etwas, das Du auf der Stelle leſen mußt.

Stan. (lächelnd). Aha, ohne Zweifel Deine Proteſtation.

Ulr. Meine Proteſtation? Nein, dazu iſt hier weder Zeit noch Ort... ich weiß nur zu gut, daß ſie ohne Wirkung bleiben würde. Dieſes Blatt iſt eine Depeſche, die Dein Schwede mir für Dich übergeben hat. Sie kommt ſo eben mit einer ausdrücklichen Stafette aus Verſailles.

Stan. u. Ludw. Aus Verſailles!

Stan. Da ſehen Sie, ob es wahr iſt, was ich Ihnen von der Ungeduld, der Unruhe, der Liebesgluth ſagte!

Ludw. (für ſich). Ach, ja wohl, begreife ich es ſelbſt nur zu gut!

Stan. (die Unterſchrift anſehend). Allerdings vom Oberſten.

Ulr. (auf ihren Bruder blickend). Unglückſelige Verbindung!

Stan. (im Leſen). Sehe ich denn wirklich recht? — Es iſt ja ganz unmöglich! — o nein, nein, es iſt nur allzuwahr! — Mein Gott, welche Demüthigung! (Er ſagt dies ſo, daß es die andern nicht hören, die jedoch ſeine Erſchütterung wohl bemerken. Dann ſinkt er in einen Seſſel).

Ulr. (zu ihm eilend). Bruder! was iſt Dir?

Ludw. Sire! was ergreift Sie ſo plötzlich?

Ulr. So ſprich doch! Was ſteht denn für eine unheilvolle Nachricht in dieſem Briefe? Vertreibt man Dich etwa aus Frankreich?

Ludw. (ſtolz). O nein! das würde der König nicht dulden.

Stan. Aber das duldet er, daß einer ſeiner Unterthanen mich herabwürdigt.

Ludw. Das iſt unmöglich!

Stan. Sie vertheidigen ihn?

Ludw. Das ist meine Pflicht.

Stan. Nun denn, so behaupten Sie denn auch, daß der Graf d'Estrées ein Mann von Zartgefühl und Rechtlichkeit ist.

Ludw. Wenigstens hat man ihn bis jetzt dafür gehalten.

Stan. (stark). Dann bin ich der erste, der es laut erklärt, daß er vielmehr ein Mann ohne Treue und Glauben ist.

Ludw. Bedenken Sie was Sie sprechen und noch dazu mit jemand, der hier dessen Namen trägt!

Stan. Oh, warum ist er nicht selbst zugegen! Meinen Handschuh würfe ich ihm ins Gesicht, mit der Fläche meines Degens schlüge ich ihn.

Ludw. Sire, Ihr Alter, Ihr Rang!

Stan. Ich bin hier nicht mehr König... ich bin hier nur noch Vater, ein in seiner innigsten Liebe, in dem Stolze seines Alters, in seiner einzigen Tochter beleidigter Vater.

Ludw. Was sagen Sie!

Ulr. Beruhige Dich doch, Bruder!

Stan. (giebt seiner Schwester den Brief). Da lies und sage selbst, ob mein Zorn gerecht ist.

Ulr. (liest): „Sire! Erlauben Sie, daß ich Euer Majestät vollstes Wohlwollen in Anspruch nehme, da ohnstreitig mich ein Zorn treffen wird, den ich jedoch

nicht verdient zu haben glaube. Sire, ich erkenne freilich zu spät, daß ich der hohen Verbindung nicht würdig bin, nach welcher ich gewagt habe zu streben. Eine bescheidenere Verbindung, welche ich so eben mit Fräulein d'Aſtanieres, der Tochter des Generalpächters geſchloſſen habe, nöthigt mich, Euer Majeſtät zu bitten, meine Verzichtsleiſtung auf die Hand der verehrteſten Prinzeſſin Marie hiermit anzunehmen und mir gnädigſt zu erlauben, Ihnen das mir gewährte königliche Wort zurückzugeben. Oberſt d'Eſtrées."

Ludw. Ha! das iſt ſchändlich!

Ulr. Unglücklicher Bruder! Nein, ich habe nicht mehr den Muth, Dir Vorwürfe zu machen.

Ludw. (zornig). Einen König ſo zu demüthigen! Prinzeſſin Marie, ſie, die die Anbetung der ganzen Welt verdient, um der Tochter eines elenden Pächters willen aufzugeben! O, das iſt um vor Scham und Unwillen die Augen nicht mehr aufzuſchlagen!

Ulr. Muth, mein Bruder! Dies iſt der Augenblick, um Deine ganze Energie wieder zu gewinnen. — Du haſt nun kennen lernen, welche Tiefe von Treuloſigkeit in den Herzen der Menſchen verborgen.

Stan. Oh, ich hätte ſie herausgefordert, mir auch nur ein Murren zu entreißen, wenn ſie mich ſelbſt angegriffen hätten: aber meine Tochter, mein theures Kind, dieſen Engel von Tugend, aufgegeben, verachtet zu ſehen, und das durch meine Schuld ... oh, das iſt mehr Schmerz, als meine Seele zu erdulden im Stande

iſt ... Ich fühle, wie mir wider meinen Willen glühende Thränen die Wangen herabrollen! (Zu Ludwig). Mein Herr! Sie können es dem Elenden ſagen, daß Sie einen König, einen Krieger haben weinen ſehn.

Ludw. Eine ſolche Unredlichkeit wird nicht ungeſtraft bleiben. — Verlaſſen Sie ſich auf mich, ich werde Sie rächen! (Marie tritt bei dieſen letzten Worten ein.)

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Marie.

Marie. Rächen? Und wen?

Stan. (ſchnell zu Ludwig). Still, mein Herr! Kein Wort!

Marie. Sie ſchweigen ... Man verbirgt mir ein Geheimniß?

Ulr. (ſchnell zwiſchen ſie und den König tretend). Nein, liebe Nichte, nichts von Bedeutung. Du ſollſt es ſpäterhin erfahren.

Marie. Aber wenn etwas Feindſeliges ... O mein Vater, um des Himmels Willen flehe ich Sie an, laſſen Sie mich nicht in dieſer Unruhe.

Stan. (tief bewegt). Armes Kind!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Chriſtiern.

Chriſt. (ſchnell eintretend). Sire, verzeihen Sie, daß ich, ohne Ihren Befehl ... aber ein wichtiges Ereigniß ...

Ulr. Was denn?

Christ. Es verbreitet sich ein Gerücht, daß der König von Frankreich, der sich in Hagenau befand, plötzlich dort verschwunden sey, ohne daß man wisse, was aus ihm geworden.

Marie. Mein Himmel!

Ulr. Der König von Frankreich?

Stan. Ludwig XV.?

Ludw. (zu Marie). Beruhigen Sie sich; solche Gerüchte sind gewöhnlich übertrieben.

Christ. Seine Adjutanten suchen ihn überall auf. Mehrere derselben sind schon auch hier nach Weissenburg gekommen, in der Hoffnung, ihren Herrn bei Eurer Majestät zu finden.

Stan. (halbleis zu Ludwig). Ich hoffe, daß das nicht der Fall seyn wird!

Ludw. Vielleicht will er Ihnen eine eclatante Genugthuung anbieten.

Christ. Die Adjutanten sind in die große Gallerie gegangen.

Stan. Ersuchen Sie sie, mein Herr, nur einige Augenblicke sich dort zu gedulden bis ich selbst...

Ludw. Sehr gern. (Für sich). Es ist auch die höchste Zeit, sie zu beruhigen. (Ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Staanislaus. Ulrike. Marie. Christiern.

Stan. Liebe Schwester... ich will den König von Frankreich nicht sprechen. — Du wirst auf der

Stelle abreiſen und Marie mit nach München nehmen. — Chriſtiern, laß augenblicklich den Reiſewagen anſpannen. (Chriſtiern ab.)

Marie. Sie entfernen mich, lieber Vater!... Dieſe Härte...

Stan. Ich hart gegen Dich!... mein Stolz, mein Troſt, mein Glück!... O komm in meine Arme, mein Kind! An mein Herz!... Und dann, dann folge der Prinzeſſin Ulrike... Geh! wir werden uns bald wiederſehen!... Zaudre nicht länger... ich will, ich befehle es... forderſt Du es, ſo flehe ich Dich darum.

Marie. O mein Vater, ich gehorche! (Stanislaus umarmt ſeine Tochter. Ulrike ergreift Mariens Hand und ſcheint bereit, ſie fortzuführen, als Chriſtiern eintritt und meldet:)

Chriſt. Eine Botſchaft des Königs von Frankreich!

Funfzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ludwig tritt ein.

Stan. Wieder Sie! Herr Graf!

Marie (für ſich). Warum empfängt ihn denn mein Vater ſo ſtreng? Was hat denn der arme, junge Menſch verbrochen?

Ludw. (zu Stanislaus). Haben Sie die Gnade, dieſe Depeſche zu eröffnen.

Stan. (öffnet den Brief mit Unwillen und ſpricht,

Was sich wahr in Lieb' umfangen
Wird in fester Treu bestehn.

Aber Klara — als sie schon am Eingange des Dörfchens waren, reichte innig bewegt ihrer Freundin Maria die Hand und beschloß also:

Selbst vergessend gabst du, Treue,
Warm nur unserm Glück Dich hin:
So bewährt sich schön aufs neue
Jener großen Wahrheit Sinn:

Während Freundes Glück zu sehen,
Sich ein edles Herz erfreut,
Steigt ihm schon von lichten Höhen
Still die eigne Seligkeit.

Louise Brachmann.

nachdem er ihn geleſen hat). Durch dieſe Botſchaft bietet der König von Frankreich, Ludwig XV., Dir den jüngſten Bruder des Oberſten d'Eſtrées zum Gemahl an! Welche ſonderbare Ueberraſchung!

Marie. Gott! was höre ich?

Stan. Er dringt darauf, indem er verſichert, daß dieſen jungen Mann die höchſten Ehrenſtellen erwarten und es ſein heißeſter Wunſch iſt, dieſe Verbindung vollzogen zu ſehen. (Zu Ludwig im wegwerfenden Tone). Iſt hier die Rede von Ihnen, mein Herr?

Ludw. Von mir ſelbſt, Sire.

Marie (für ſich). O mein Gott!

Ludw. Ich erwarte die Antwort Eurer Majeſtät.

Stan. Ich will von dieſen d'Eſtrées nicht mehr reden hören. — Dies meine Antwort an Ihren König.

Ludw. Iſt Ihnen dieſer Name ſo mißfällig, Sire? Dann lege ich ihn noch heut ab.

Ulr. Eine königliche Prinzeſſin und ein Sous-lieutnant!

Ludw. Mein Lieutnantsgrad alſo erſchreckt Sie? — Wohlan denn, wenn ich nun Capitän wäre? Wäre das nicht genug? — Oder Obriſt — General! — Verlangen Sie noch mehr? — Herzog und Pair? — Ein Wort nur, und ich bin Fürſt!

Stan. (einen Schritt zurücktretend). Genug! genug!

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Mehrere Offiziere.

Ein General-Adjutant (vor Ludwig ehrfurchtsvoll hintretend). Sire! die Eskorte für Euer Majestät ist bereit. Ich erwarte weitere Befehle.

Marie. Er! der König von Frankreich!

Alle. Der König!

Stan. Ah, Sire! (er will das Knie vor Ludwig beugen, der ihn aber zurückhält und selbst vor ihm kniet). Nein Sire, das kommt mir zu, der ich von Eurer Majestät das Glück meines Lebens, das Heil Frankreichs zu erbitten habe.

Stan. Wie? eine so große Ehre für uns arme Verbannte!

Ludw. (aufstehend). Weiß't die Prinzessin den Exsouslieutnant Ludwig noch zurück?

Marie (die Augen niederschlagend). Sire ...

Ulr. Nun, Bruder, wußte ich nicht gewiß, daß sie noch einen Thron besteigen werde?

Marie. O mein Vater! Aber trennen werden wir uns nie!

Ludw. (zu den Offizieren). Meine Herren! der König von Frankreich ist stolz darauf und schätzt sich glücklich, aus der Hand des Königs von Polen diejenige zur Gemahlin zu erhalten, welche einer seiner Unterthanen für eine zu schlechte Parthie hielt.

Marie (zu Stanislaus). Lieber Vater, was will er denn damit sagen?

Ludw. (sie unterbrechend). Hören Sie den Ruf aus dem Schloßhofe? Es sind meine Offiziere, die mich zu sehen begehren. (zum General-Adjutant). Herr von Champmartin, öffnen Sie gefälligst diese Balkon-Thür, damit ich ihnen meine Braut vorstellen kann. (Es geschieht. Er tritt mit Marien an der Hand in die Thür und ruft nach unten): Maria Leszinska, Königin von Frankreich! (Von außen erschallt ein kräftiges Hoch! von Männerstimmen.)

(Der Vorhang fällt.)

Grimma, Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoir.

Dramatiſches

Vergißmeinnicht

auf das Jahr 1846

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutſchland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

BESSEL.

Dreiundzwanzigſtes Bändchen.

Enthält:

Ein guter Ruf.
Luſtſpiel in einem Aufzug.

Der Wirrkopf oder der Unglücksvogel.
Luſtſpiel in 3 Aufzügen.

Die Vormünderin.
Luſtſpiel in 3 Aufzügen.

BIBL. VNIV. LIPS.

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1846.

Ein guter Ruf.

Luſtſpiel in einem Aufzug.

Nach Auguſte Arnould.

von

Theodor Hell.

Perſonen:

Julien Bourdet.
Lambert, ſein Freund.
Dupuis.
Henriette Rollin.
Marteau, Gärtner,
Belotte, Haushälterin bei Bourdet.
Eine Frauenſtimme.
Eine Kinderſtimme.
Ein Fiaker.

Scene, Paſſy.

Ein elegant meublirtes Zimmer. Thür im Hintergrunde, Fenster links, welche mit Läden von innen geschlossen sind. Tische und Stühle.

Erster Auftritt.

Wenn der Vorhang aufgeht sind Thüre und Fenster geschlossen. Man hört gewaltig an der Hausthüre schellen und klopfen. Einen Augenblick darauf hört man die Klingel in dem Zimmer links. **Bourdet. Belotte.**

Bourd. (ruft innerhalb links). Belotte! Marteau!

(Man fängt wieder an zu schellen und zu klopfen an der Hausthür. Bourdet klingelt innerhalb von Neuem.)

Bel. (in der Coulisse rechts). Gleich! gleich! ... Ich muß doch erst ein Halstuch umnehmen!

Zweiter Auftritt.

Bourdet von links öffnend. **Belotte** rechts eintretend. **Marteau** kommt vom Hintergrunde. Ersterer ist im Schlafrocke. Marteau in einer Jacke. Letztre steckt noch die Nadeln an ihrem Tuche.

Mart. Herr Bourdet, man lärmt an der Hausthür.

Polydor von Caravagio.

Es waren gar arme Leute zu Caravagio, einem Flecken im Gebiete von Mayland, denen im Jahre 1495. ein schöner, gesunder Knabe geboren ward. Caldara hießen sie, und in der Taufe war dem Sohne der Name Polydoro gegeben. Freudig wuchs er heran, und was die Armuth der Eltern an Unterricht ihm nicht gewähren konnte, ersetzte ein lebendiger Sinn, ein freyes heitres Gemüth. Nicht mochte er aber gern weilen in enger Kammer, sondern hinaus ins Freye strebte sein Wesen, und mit nichts war er zu fesseln an den engen Raum der ärmlichen Wohnung seiner Eltern, als wenn der Vater, der früher in Diensten gewesen war bey dem kunstreichen Leonardo da Vinci, ihm von diesem und von seinen herrlichen Arbeiten, deren er viele hatte entstehen und ausführen sehen, besonders auch von dem Abendmahle des Herrn, das er in Mayland in einem Refektorio über alle Maßen treflich gemalt, und

Bourd. Ich weiß ja! weiß ja! Schon ſeit einer Stunde klingle ich und rufe! (Es fängt wieder an zu ſchellen und zu klopfen.)

Bel. Welcher Lärmen! Man kann ja in dem Hauſe nicht einmal ſchlafen!

Bourd. (am Fenſter, das er geöffnet hat, und wo man nun die Morgendämmerung erblickt.) Was giebt's denn nur?

Eine Frauenſtimme. (von außen) Lieber Herr Bourdet, kommen ſie geſchwind!

Bourd. Wer ſind Sie denn?

Die Stimme. Ihre Nachbarin, Madame Laurent.

Bel. Was will denn die zu ſo früher Tageszeit, der Zankteufel?

Mart. Iſt denn Feuer in der Nachbarſchaft?.. Wir ſind hier keine Pompiers.

Bourd. (zu Bel. und Mart.) So ſeid doch ſtill! (am Fenſter) Was wollen Sie denn?

Die Stimme. Kommen Sie doch herunter, lieber Herr Bourdet! Kommen Sie! .... Mein Mann ....

Mart. Schlägt er ſie etwa?

Bourd. Willſt du das Maul halten? (am Fenſter) Nun, Ihr Mann?

Stimme. Ich werde Ihnen das unterwegs erzählen. Jetzt dauerte es zu lange. . . . .

Bourd. Aber doch ....

Stimme. Es iſt kein Augenblick zu verlieren!

. . . . Retten Sie mich . . . retten Sie ihn . . . ich weiche und wanke nicht von der Thür bis ſie herunterkommen. (man hört ſtärker klingeln und klopfen.)

Bourd. (am Fenſter) Sie werden die Klingel abreißen! (man hört die Klingel herabfallen) Nun, da haben wir's! (am Fenſter) Nun denn! Sein ſie nur ruhig, Madame Laurent, ich komme ja ſchon! . . . Aber laſſen Sie nur eine Minute . . . ich bin ja noch gar nicht angezogen!

Stimme. Mein Gott! ich auch nicht! . . . das ſchadet nichts! . . . Ach du lieber Himmel! es wird zu ſpät! zu ſpät!

Bourd. Nun da bin ſchon! da bin ich ſchon! (er läuft durch die Hinterthür ab. Man hört ihn ſchnell die Treppe hinuntergehen, die Hausthür aufſchließen und ſagen:) Geben ſie mir ihren Arm, Frau Nachbarin, und ſagen Sie mir . . .

Stimme. Kommen Sie! kommen Sie! Stellen Sie ſich vor, daß geſtern Abend . . . (die Stimme entfernt ſich und man hört nichts mehr).

Dritter Auftritt.

Bellotte. Marteau.

(Es wird nach und nach heller Tag.)

Mart. Das iſt ein Frühwecker dieſe Frau! Sie klopft! ſie klingelt, als ſei hier eine Apotheke! Sie genirt ſich gar nicht.

Bel. Was genirt ſich denn überhaupt mit Herrn Bourdet?

Mart. Sie wenigſtens nicht, Mamſell Belotte, ſo viel iſt ausgemacht. ... Warum iſt denn ſein Mittageſſen niemals fertig, wenn er es verlangt! ... Er iſt das fromme Lamm des lieben Herr Gotts dieſer rechtſchaffne Mann! Ich bin bei vielen Herrn geweſen, aber ein beſſerer iſt mir noch nicht vorgekommen. Seit den zwei Jahren, daß ich nun ſchon in ſeinen Dienſten bin; ja, ja ſeit zwei Jahren, denn jetzt zählen wir 1832 und es war gerade in dem Jahre wo der Julimonat eintrat. Ich bin zum Gärtner avancirt, als er dies Haus hier in Paſſy kaufte. So lange ich bei ihm bin, habe ich ihn nur Gutes thun ſehen ... andern Leuten gefällig ſein. ... Um jemand einen Dienſt zu erzeigen, denkt er nicht an Eſſen, Trinken und Schlafen ... Man kann wirklich von ihm ſagen, daß er ein durchaus braver Mann iſt.

Bel. Ih ja, ja ....

Mart. Ich habe gehört, es gebe in Paris jährlich Preiſe für tugendhafte Leute ... Er hätte längſt einen erhalten ſollen ....

Bel. Ih ja, ja ...

Mart. Ja? ... ja? Sie ſagen ja, als ob Sie Nein ſagen wollten. Sind Sie denn nicht meiner Meinung?

Bel. Jeder hat ſo die ſeinige.

Mart. Wie? Nach Ihrer Meinung wär er wohl nicht ... ?

Bel. Er iſt alles, was Sie nur wollen .... er iſt höflich, verbindlich, er beſitzt Geiſt, Erziehung, er zankt nie, er verleiht Geld, er giebt Almoſen, er

ſprünge ins Feuer, um Jemandem einen Dienſt zu erzeigen.

Mart. Das iſt wahr!

Bel. Nun allerdings! Aber ich ſage doch, es ſteckt etwas dahinter!

Mart. Und was denn?

Bel. Ich laſſe mich nicht von alle dem irre machen .... Man hat gute Eigenſchaften, aber man hat auch ſeine Fehler .... jeder hat die ſeinen ... Herr Laurent zum Beiſpiel, unſer Nachbar, iſt hartköpfig, gehäſſig, tückiſch ... unſer andrer Nachbar, Herr von Saint Firmin, iſt aufbrauſend wie ein Truthahn; Sie, Marteau, Sie ſind ....

Mart. Nun, was bin ich denn?

Bel. Ein Trunkenbold. Aber Herr Bourdet, was iſt denn der, frage ich Sie? Er raucht nicht, er ſchnupft nicht, er trinkt nicht, er ſpielt nicht ... ein Mann in dieſem Alter und keine Fehler haben! ... Das geht nicht mit natürlichen Dingen zu! Da liegt irgend ein verborgenes Laſter zum Grunde.

Mart. Ah bah!

Bel. Ich bin nun auch ſeit zwei Jahren bei ihm ... 14 Tage nach Ihnen zog ich an ... ich wollte erſt lange nicht, weil man weiß, weſſen die Haushälterinnen bei einem Garçon ausgeſetzt ſind. ... Er, er thut gar nicht als ob er es nur bemerkte, daß ich im Hauſe wäre! ... Er hat allerdings ſehr wohl daran gethan, mir nicht zu nahe zu kommen ... aber auch nicht einmal das kleinſte Wörtchen mir zu ſagen ...

Mart. Mir auch nicht. Das kommt daher weil er Sie so respectirt wie mich.

Bel. Kann sein, aber es giebt vielleicht andre, die er nicht so respectirt. . . . . Das Frauenzimmerportrait, das er selbst gemalt hat, und das im Salon hängt . . . . haben Sie es gesehen?

Mart. Ich werde doch! es sticht einem ja gerade beim Eintreten in die Augen.

Bel. Er bringt ganze Stunden damit zu, es zu betrachten und mit ihm zu sprechen.

Mart. Es ist vielleicht das Portrait seiner Schwester?

Bel. Er hat keine.

Mart. Oder seine Mutter?

Bel. Eine junge Person von 20 Jahren!

Mart. Seht doch! ja ich verstehe mich nicht auf Malerei.

Bel. Man braucht sich auch nicht darauf zu verstehen, um zu wissen, was es ist. Es ist weder seine Schwester noch seine Mutter, es ist auch nicht seine Frau . . . es ist seine Geliebte . . . irgend ein armes, junges Mädchen, das er verführt hat . . . Das erräth sich übrigens leicht, und mich betrügt man in diesem Artikel nicht. . . . .

Mart. Ja, das ist wahr, darin sind Sie sehr erfahren. Aber gleichviel! ich kann nicht daran glauben . . .

Bel. Weil Sie nicht gehörig überlegen. Jedermann sagt, daß er ein braver Mann sei, die Tugend,

die Rechtſchaffenheit ſelbſt, und ich . . . ich behaupte, daß er ein Heuchler iſt und weiter nichts! Laſſen Sie mich nur machen . . . es wird alles ſchon einmal an den Tag kommen . . . Sie werden ſehen, daß ich Recht habe . . . es werden hier Sachen geſchehen die man ſich gar nicht vorgeſtellt hat . . . Mein Entſchluß iſt auch ſchon gefaßt . . . ich halte mich ſtets zum Abzuge bereit . . . denn, das kann nicht ſo fortdauern, das kann es nicht!

Mart. Alle Wetter, davon glaube ich kein Wort und es wurmt mich in der Seele, wenn ich Sie ſo gegen ihn losziehen höre . . . Ja! zum Henker, das macht mich grimmig!

Bel. Werden Sie grimmig ſo viel Sie wollen.

Mart. Ich bin nur ein dummer Kerl, aber bei alle dem bin ich überzeugt, daß Sie ihm nicht ſo viel Uebles nachreden würden, wenn er Ihnen ein wenig zu nahe gekommen wäre.

Bel. Sie ſind ein ſchlechter Menſch!

Mart. Und daß er ſich da nicht eben geſtochen haben würde . . . und deßhalb machen Sie nun jetzt den armen braven Mann zu Schanden! . . . das iſt nicht recht von Ihnen! . . ı Zum Henker! nein! . . . das iſt es nicht!

Bel. Halten Sie das Maul! Sie Trunkenbold!

Mart. Sie böſe Zunge, Sie!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Bourdet.

Bourd. Ei, ei! man zankt ſich hier!

Mart. Die Perſon ſprach ſchlecht von Ihnen.

Bourd. Oh!... Nun, ſie hat vielleicht Recht.

Bel. Ja, ich habe Recht, mein Herr... ich ſagte blos, Sie wären viel zu gut, daß Sie Sich ſelbſt ſo aufopferten, um dem erſten Beſten einen Dienſt zu leiſten.... Es iſt ja nur Ihr eigenes Intereſſe, das mich ſo reden läßt... nur der Antheil, den ich an Ihnen nehme... aber das verſteht der Menſch nicht.

Mart. (bei Seite) Kann die lügen! (laut) Herr Bourdet...

Bourd. Es iſt ſchon gut... ſchon gut!... ſtill doch! Friede!... und denkt nicht mehr daran!... Ich will keinen Zank in meinem Hauſe... iſt's doch genug, daß ich den meiner Nachbarsleute ausgleichen muß.

Bel. Alſo wegen eines Zankes hat Madame Laurent Sie ſo früh ſchon geholt?

Bourd. Allerdings. Geſtern Abend hat ihr Mann im Kaffeehauſe, als er mit Herrn von Saint Firmin Domino geſpielt, einen Streit bekommen. Das hat mit der Doppel-Sechſe angefangen und mit Schimpfreden und Drohungen geendigt und endlich haben ſie ſich heute früh gar ſchlagen wollen. Ich bin noch zu rechter Zeit dazu gekommen. Aber was war das für ein Auftritt! Die beiden Gegner maßen ſich mit ſtolzen und drohenden Blicken.... Saint Firmin hatte ein buntes Tuch um den Kopf, Laurent eine Zipfelmütze.... Die

beiderſeitigen zärtlichen Ehehälften in Unterröcken und Camiſolen, ſchreiend und heulend. Ich, in dieſem Koſtüm hier, von Einem zum Andern laufend und predigend, bald rechts bald links gezogen, vergeblich ſuchend mir Gehör zu verſchaffen ... alles redete auf Einmal... Mein Herr!... Theodore... Madame!... Hypolit!... Sie ſind ein ſchlechter Menſch!...Er iſt der Vater meiner Kinder!... Sie ſind ein Lügner!... Vorwärts!... Halten Sie ein!... Es iſt mein Tod!... Ich falle in Ohnmacht!... Und damit fiel Frau von Saint Firmin in meine Arme. Mit der einen Hand unterſtützte ich die Unglückliche und mit der andern geſtikulire ich wie ein Deputirter auf der Tribune.... ich ſpreche... ich gehe auf den Urſprung ihres Zankes zurück, auf die unglückſelige Doppelſechſe, die den Streit zwiſchen den beiden Freunden entzündete.... Ich ſtrenge mein letztes Bischen Beredtſamkeit an... Sie wollen gegenſeitig ihr Blut vergießen! Ha! was willſt Du thun mit dieſem Blute, Du reißendes Thier? Willſt Du es trinken?... Bei dieſer niederſchmetternden Anrede traten ſie zuerſt erſchreckt zurück... denn näherten ſie ſich wieder, ſtreckten ſich die Hände entgegen... und alle Welt lag ſich in den Armen.

Mart. Das iſt gut! Das laſſe ich mir gefallen! Ohne Sie hätte aber gewiß einer daran glauben müſſen!

Bourd. Ich habe Laurent Unrecht gegeben... ich habe ihn gezwungen ſeinem Gegner Entſchuldigungen zu machen... er hat es auch mit ſehr verdrüßlicher

Miene gethan... aber kurz er hat es gethan.... Sie wollten mich mit zum Frühstück nehmen... aber ich war ihrer Gesellschaft müde... und da bin ich nun... mit einem Appetit der seines Gleichen sucht!... Die Erregung... die freie Luft... Belotte, das geht Dich an... (zu Marteau) Du kannst zum Schlosser gehen, damit er die Hausklingel wieder herstellt. Dann räumst Du aus dem Pavillon hinten im Garten alles hierher... bringst vor allem meine Bücher... er ist erst neu gebaut und noch zu feucht... ich kann nicht darinnen bleiben.... Nun geh, ich erwarte heut Niemand... fragt man nach mir... so bin ich nicht zu Hause... ich will einmal den ganzen Tag über meine Ruhe genießen.

Mart. Gut, Herr Bourdet.

Bel. Herr Bourdet, glauben Sie mir, daß, was ich gesagt habe, aus Theilnahme für Sie geschah.

Bourd. Ich zweifle nicht daran, Du bist ein gutes Mädchen.

Mart. (leis zu Belotte) Sie sollten sich schämen bis über die Hutschnur! (Beide gehen ab.)

Fünfter Auftritt.

Bourdet allein.

Ein gutes Mädchen?... Die böseste Zunge im ganzen Lande!... aber schicke ich sie fort... so bekomme ich vielleicht eine noch viel schlimmere... Sie bestiehlt mich nicht... wenigstens nicht zu sehr... sie ist nicht mehr jung und hat folglich keine Liebschaften... sie

denkt und ſpricht ſchlecht von mir... da iſt ſie vielleicht die Einzige die es thut, und wenn ich den Complimenten Aller derer, die mich kennen, Glauben beimeſſen ſoll, ſo würde es nur von mir ſelbſt abhängen, mich für ein vollkommenes Weſen anzuſehen. Die Menſchen müſſen doch eine recht ſchlechte Meinung von ſich ſelbſt haben, daß ich um ſo wohlfeilen Preis einen ſolchen Ruf von Güte und Tugend erhalten habe! Vater- und mutterlos, ja faſt ohne einen einzigen Verwandten, mußte ich arbeiten um zu leben, oder ein Schuft werden. So habe ich denn gearbeitet. Da iſt nun eben kein großes Verdienſt dabei! Ich hatte eine vortreffliche Erziehung erhalten, von dieſer habe ich Vortheil gezogen, und bin Lehrer der griechiſchen und lateiniſchen Sprache geworden. Späterhin habe ich jungen hübſchen Perſonen im Zeichnen und Malen Unterricht gegeben und beſonders einer, die ich nie vergeſſen werde und von der ich fliehen mußte!... Henriette war ſehr hübſch! aber zugleich eben ſo naiv und zutraulich! Es würde einem böſen Menſchen, der ſie verführen wollen, ſo leicht geworden ſein, ihren Verſtand irre zu leiten!... o! das wäre recht ſchlecht geweſen!... Damals war ich arm und ſie war reich; ich konnte keine Anſprüche auf ihre Hand wagen.... Da reiſte ich fort, voll Verzweiflung und verwünſchte ... ja, jetzt darf ich mirs wohl eingeſtehen — verwünſchte im Herzen die Tugend, die mir ein ſo großes Opfer auferlegte.... Zwanzigmal ſtand ich auf dem Puncte wieder in die Stadt zurückzukehren, die ſie be-

dabey dem Judas das Angesicht des ihm häßlich abgünstigen Priors gegeben hatte, erzählte.

So sah der Vater in dem Gemüthe seines Knaben Polydor sich die innigste Liebe für die edle Kunst der Malerey entfalten, welche, wenn sie recht tief und fest darin gewurzelt hat, und nur einige Gelegenheit gewinnt ihre Zweige nach Aussen hin zu erstrecken, gewiß recht herrliche und immer duftende Blüthen trägt, aber ehe er noch in seiner Armuth etwas thun konnte, um vielleicht dem Sohne den Zutritt in das Malerstüblein irgend eines Meisters, deren es damals zwar sehr große, aber auch nur sehr wenige gab, zu verschaffen, starb er plötzlich dahin, und hinterließ den unterdeß ins zwölfte Jahr getretenen Knaben als eine vaterlose Waise.

Polydors Mutter sah sich genöthigt ihr Unterkommen in dem benachbarten Schlosse des Grafen von Stellachiara unter den Frauen von dessen Gattin zu suchen, und sie nahm ihren Sohn mit sich dahin, dem sie jedoch, weil er nun zu Diensten gebraucht wurde, den für solche Personen gewöhnlichen Namen, Pietro, beylegte. So wurde er der Aussicht auf eine weitere Bildung gänzlich beraubt, denn einsam lebten des Schlosses Bewohner, in steten Fehden verwickelt der Graf, und der Knabe ward dazu gebraucht, daheim dem alten Diener beyzustehen, dem die Aufsicht über die Gemächer anbefohlen war. Eins davon ward jedoch dem Polydor

wohnte, mich zu ihren Füßen zu werfen, ihr meine Liebe zu erklären.... Endlich siegte die Vernunft: ich reiste weit weg und nahm die süßschmerzliche Erinnerung überall hin mit mir.... Als ich nach Paris zurückkehrte, erfuhr ich, daß ein Bruder meines Vaters, den ich seit 20 Jahren nicht gesehen und nie an ihn gedacht hatte, ohne Kinder gestorben sei, und Julien Bourdet, seinen Neffen zum einzigen Erben ernannt habe.... Zehntausend Livres Rente!... aber es war ein wenig zu spät! Ich war reich, aber Henriette dachte nicht mehr an mich!... Ich habe nie gewagt, mich nach ihr zu erkundigen... wozu auch meinem Schmerz erneuern? Sie ist ohne Zweifel verheirathet... ich, ich werde nie heirathen.... So genieße ich denn, da ich meiner Erben wegen keine Ersparnisse zu machen brauche, meines Vermögens so nach meiner Art und Weise. Gefälligkeiten zu erzeigen, mich beliebt und geachtet zu machen, das ist die würdigste Art Henriettens Andenken zu ehren, mich ihr wenigstens im Geiste zu nähern und wenn ich sie einmal wieder sehe.... Aber nein, ich werde sie nicht wieder sehen..... Ich habe mir gut vorpredigen, daß ich nicht mehr an sie denken will.... ich thu's doch immer!... Noch diesen Morgen träumte ich, daß ich sie sähe, daß sie mit mir spräche, als mich die Frau Nachbarin auf einmal weckte.... Ich habe Madame Laurent aus Herzensgrunde in die Hölle gewünscht!... Man kann wohl die Leute aus dem Schlafe wecken, aber nicht aus einem solchen Traume!... Es wird wahrhaftig Zeit, daß ich anfange

auch ein wenig für mich ſelbſt zu leben. Daß ich doch auch an mich denke ... und das will ich auch! ich will auch heute gleich Niemand eine Minute meines Tages abtreten! (ruft) Belotte! geſchwind mein Frühſtück! —

Sechſter Auftritt.

Belotte, Bourdet. Erſtere mit dem Frühſtücke.

Bel. Hier iſt es ſchon! (für ſich) Iſt das ein Treiben! (laut) Es thut mir leid, wenn Sie haben warten müſſen.

Bourd. Es iſt kein Unglück! (er ſetzt ſich und fängt zu eſſen an.)

Bel. (für ſich) Er ſchlingt es ja in ſich wie ein Hamſter! (laut) Herr Bourdet ſcheinen guten Appetit zu haben.

Bourd. Das iſt wahr; ich fühle da ſo eine Leere ...

Bel. Ich wünſche wohl zu bekommen.

Bourd. Danke! ... Iſt Marteau noch nicht wieder da?

Bel. Ich glaube ich höre ihn.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Marteau.

Mart. Herr Bourdet! es iſt heute Sonntag.

Bourd. Nun ja doch?

Mart. Der Schloſſer arbeitet alſo bis Dienſtag nicht. Ich habe aber dem Briefträger begegnet, der

mir zwei Briefe für Sie gegeben hat. 4 Sous und 12 Sous.

Bourd. Gieb! (öffnet den einen) Aha, von Lambert. Einem alten Freunde meiner Familie, und der Mutter von Henriette. (lieſ't) „Lieber Bourdet! Du magſt Dich verſtecken wie Du willſt und als Waldbär leben, Deine Höhle, Dein Aufenthalt iſt entdeckt ... und ich komme zu Dir und das zwar morgen Sonntags in der Frühe, mit meiner Frau, die ich Dir vorſtellen werde." ... Er iſt verheirathet! ... „Es würde zu weitläufig ſein, Dir ſchriftlich mitzutheilen, was mich zu Dir treibt, ich werde Dir es aber mündlich ſagen. Lambert" Es macht mir wahre Freude, den guten Lambert wiederzuſehen! Das wird doch Jemand ſein, mit dem ich von Henrietten werde reden können!

Bel. (für ſich) Ein Beſuch! ... Das kommt ohnſtreitig zum Mittagseſſen! ... In dem Hauſe kann man nicht einal Sonntags Ruhe haben!

Bourd. (zu Marteau) Höre, lieber Junge, das iſt ein alter Freund, der mich beſucht, ſorge alſo dafür, daß Alles recht feſtlich bei mir ausſieht, und daß man Dir über Deine Blumen, Deinen Garten Complimente ſagt.

Mart. Ja, Herr Bourdet! Um ſo mehr, als Sie vielleicht noch andere Beſuche bekommen. ... Dieſer Brief für 12 Sous ...

Bourd. Ach ſieh! an den dachte ich gar nicht mehr.

Bel. Sind der Herr fertig?

Bourd. Ja! (Bilotte nimmt das Frühſtückegeräth und geht! —

Achter Auftritt.

Bourdet, Marteau.

Bourd. (öffnet den Brief und lieſt.) Lyon, den 15. Juni 1832. Lieber Couſin! (ſieht nach der Unterſchrift) Joſeph Duclerc... Ach ja, ein Verwandter... ſehr entfernt ... aber der einzige, den ich noch habe und den ich auch recht gern entbehren würde ... ein ſchlechter Menſch, der mir immer nur Schaden zuzufügen geſucht hat. ... Was will denn der? (lieſt) „Mein lieber Couſin! Ich habe mir ſonſt großes Unrecht gegen Sie zu Schulden kommen laſſen und bekenne das.“ (ſprechend) Ah! endlich! Nun das iſt doch ein guter Zug von ihm. (lieſt) „Ich ſehe Alles ein, und möchte es nunmehr gern wieder gut machen, beſitze aber nur ein einziges Mittel, Ihnen zu beweiſen daß ich Ihren ganzen Werth, ihre Nachſicht für die Fehler Andrer, Ihre Güte, ihre Tugend zu ſchätzen weiß.“ (ſprechend) Ei! ei! ... das nenne ich doch Complimente! Nicht wahr, Marteau!

Mart. Das klingt mir gar zu ſüß! Ihr Herr Couſin ſcheint mir ſo eine Art Schmeichler zu ſein!

Bourd. Warte nur, es iſt noch nicht aus. Ihre unerſchöpfliche Wohlthätigkeit, Ihre Großmuth geben mir Muth, und ich wende mich daher an Ihr vortreffliches Herz.“ ... Er will Geld von mir borgen, das iſt ausgemacht!

Mart. Ich glaub's auch.

Bourd. (lieſt) „Seit wir uns nicht geſehen

haben, bin ich ein reicher Mann geworden." (sprechend) Ei! desto besser für ihn ... und für mich! (liest) „Aber ach! ich werde nicht Zeit haben mein Vermögen zu genießen ... im Begriff diese Welt zu verlassen ..."

Mart. Er wird sie doch nicht gar zum Erben einsetzen?

Bourd. Man sollte es wahrhaftig glauben!

Neunter Auftritt.

Die Vorigen, Belotte.

Bourd. (als er Belotte wiederkommen sieht) Du kommst gerade im interessantesten Augenblicke ... komm nur her ... Du böse Zunge ... höre mir zu ... und lerne daraus, daß man stets Unrecht hat, Uebles vorauszusetzen. (liest) „Im Begriff" ... (zu Belotte sprechend) Mein Cousin Duclerc schreibt mir und erkennt sein Unrecht an ...

Mart. Und hinterläßt ihm sein Vermögen.

Bourd. (liest) „Im Begriff diese Welt zu verlassen, glaube ich einen tröstenden Gedanken mit mir nach Jenseits hinübernehmen zu können. Ich hinterlasse nämlich zwei Kinder, zwei Knaben in zartem Alter und wage es zu hoffen, daß Sie, der Beste aller Verwandten, der Tugendhafteste aller Menschen, diesen Waisen Ihren Schutz, Ihre Unterstützung nicht versagen werden. ... Ich vermache Ihnen daher meine beiden Söhne, Alexander und Achill, und weiß im Voraus, daß Sie diese Erbschaft freundlichst annehmen werden." (sprechend) Eine schöne Erbschaft!

Mart. Er nennt das ſein Unrecht wieder gut machen, Ihr Herr Couſin!

Bourd. (lieſt.) „Sie werden das Vermögen dieſer Waiſen bis zur Volljährigkeit derſelben verwalten. Durch wen können ſie beſſer erzogen werden als durch den Mann, der Allen ein Beiſpiel der Redlichkeit und Ehre giebt. Leben Sie auf ewig wohl, mein tugendreicher Couſin.“ (ſprechend) Da ſteht noch eine Nachſchrift von einer andern Hand. (lieſt) „Der unglückliche Augenblick iſt eingetreten, mein Herr. Alexander und Achill reiſen dieſen Morgen mit der Diligence ab, und werden nächſten Sonntag in Paris eintreffen. Laſſen Sie ſie gefälligſt im Büreau der Meſſagerie von Laſitte und Caillard abholen.“ Alle Wetter! Das iſt ja ganz entſetzlich!

Bel. Da ſind Sie ja auf einmal Familienvater!... Nun, das wird hübſch werden!

Bourd. Familienvater!... wie ſix Du biſt! ... ich habe noch gar nicht Ja geſagt.

Bel. Es iſt aber eben ſo gut als obs geſchehen wäre. Gehn Sie doch!

Bourd. Zwei Kinder!... wenn's nur blos Eins wäre... aber zwei Jungen!

Bel. Zwei Teufelsbraten!

Mart. Die Alles im Hauſe umſtürzen werden!

Bel. Die man aufſtehen laſſen, zu Bette legen, abwaſchen muß!

Bourd. Die meine Bücher untereinander werfen!

Bel. Und den ganzen Tag ſchreien!

Mart. Den Garten fourragiren!

Bourd. Ich werde keinen Augenblick mehr Ruhe haben! (zu Marteau) Nun? was machſt Du denn noch da? Warum haſt Du nicht ſchon Deine Jacke angezogen und Deinen Hut genommen?

Mart. Warum denn?

Bourd. Warum? Ei zum Henker, um nach der Diligence zu gehen und die beiden Knaben zu holen! Du ſollteſt ſchon fort ſein! Du ſollteſt ſchon fort ſein!

Bel. Nun! was habe ich geſagt?

Bourd. Kann ich denn anders? Sie ſind ja einmal da!... Es wird mich allerdings gewaltig genieren... aber dafür können die armen Kinder ja nichts! ... Und hat mir ſie nicht ihr Vater auf dem Todtenbette anvertraut, damit ſie nicht in ſchlechte Hände gerathen! ... kann ich ſie denn da verlaſſen?

Mart. Die armen kleinen Würmer! Sie haben freilich niemand als Sie!

Bourd. Soll ich Dir Beine machen, Faullenzer! Du ſpielſt den Mitleidigen, fängſt wohl gar an zu weinen, gehſt aber nicht von der Stelle. Da haſt Du Geld!... Nur einen Fiaker auf die Stunde ... geh und komm bald wieder... Du fragſt nach den kleinen Duclerc...

Mart. Ja, Herr Bourdet.

Bourd. Vorwärts! vorwärts! (Marteau läuft ab.)

Zehnter Auftritt.

Bourdet Bellotte.

Bel. Nun, das fängt gut an!

Burd. Gar nicht übel, Brummbär!... Eine Dienſtleiſtung und eine gute That!... Ich wollte müſſig gehen... meine Zeit verlieren... da ſiehſt Du nun, daß das nicht ſein ſoll. Und es ich auch ſo beſſer... und für Dich auch... ich bin überzeugt, daß Du Kinder liebſt...

Bel. Ich?

Bourd. Daß Du ſie lieb haben wirſt.

Bel. Darauf rechnen Sie ja nicht. Sie wiſſen ja nicht einmal, wo wir ſie hin logiren ſollen?

Bourd. Das werden wir ſchon ſehen... Das Haus iſt groß... und dann gebe ich den Aelteſten nach einigen Tagen in Penſion... den Jüngern ſchicke ich in die Schule... und ſpäter alle Beide in's Gymnaſium... Wenn ich mir das ſo bedenke, wird mir das ja gar keine Unbequemlichkeit machen... wird mich nicht hindern, mich mit mir ſelbſt zu beſchäftigen, für mich ſelbſt zu leben.

Bel. (bei Seite) Das ſoll mir ein Andrer weiß machen, daß man die Kinder anderer Leute ſo aus bloßer Seelengüte zu ſich nimmt! Da ſteckt etwas dahinter!

Bourd. Ich höre einen Wagen vor'm Hauſe halten... das iſt gewiß Lambert... Gieb mir doch meinen Rock.

Bel. Ja, mein Herr.

Bourd. Mach ihnen auf... geschwind!

Bel. Ja, Herr Bourdet. (im Abgehn) Geschwind! ... an andre Leute ihre Beine denkt er nicht! ... der Egoist!

Eilfter Auftritt.

Bourdet allein.

Der gute Lambert! Was das für eine Freude für mich ist, ihn wieder zu sehen! ... vielleicht bleibt er gar ein Paar Tage bei mir... Es kommt die Treppe herauf ... er ist's! (geht nach der Thür im Hintergrund).

Zwölfter Auftritt.

Bourdet, Dupuis, Belotte, ein Fiakerkutscher.

(Dupuis, und der Kutscher tragen einen sehr schweren Koffer.)

Bourd. Herr Dupuis?!

Dup. Wie geht es Ihnen? Wie befinden Sie sich? (Der Kutscher und er setzen den Koffer an den Boden beim Tische rechts.)

Bourd. Was bringen Sie denn da?

Dup. Das ist eine neue Erfindung... ich werde es Ihnen gleich erklären.... (zum Kutscher) Warten Sie nur... (zu Belotte) Liebes Kind, lassen Sie uns allein.

Bourd. Geh, Belotte und gieb dem braven Mann da etwas zu trinken. (Belotte geht mit dem Kutscher ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Bourdet. Dupuis.

Dup. Ich komme ohne Umstände zu Ihnen ... wie in ein erobertes Land ... aber ich weiß schon, Sie sind viel zu gütig und gefällig, um mir nicht zu verzeihen, daß ich so frei bin ...

Bourd. Schon gut, schon gut! Keine Complimente, ich bitte Sie!

Dup. Ei bewahre, keine Complimente! Das ist ja volle Gerechtigkeit! ... Wenn man von mir sagte: Dupuis ist ein braver, aufrichtiger, offner Mann ... ei so es würde mir Vergnügen machen und ich wehrte mich nicht dagegen.... Welche Zeit ist es denn? (zieht die Uhr.) Ein Viertel auf neun ... bis halb neun Uhr muß ich Ihnen die Ursachen erklärt haben, die mich zu Ihnen führen, müssen Sie einwilligen und ich Ihnen Lebewohl sagen ... Sie wissen, daß ich gern Alles kurz abthue ... Lieber Freund ich habe an Sie gedacht.

Bourd. (auf die Koffer zeigend) Wegen Ihrer Erfindung? ... Thut mir sehr leid, aber ich habe kein Geld.

Dup. Ich verlange auch keins ... ich meinerseits gebe mich mit Speculationen ab ... ich bleibe was ich bin, Geschäftsagent, Renteneinnehmer, beehrt mit dem Vertrauen meiner Mitbürger indem ich es wie ich mir nachrühmen kann, durch die Rechtlichkeit meines Charakters rechtfertige. Ich will Ihnen blos

besonders lieb. Es hing darin ein Gemälde von dem berühmten Meister Pietro aus Perugia, welches die heilige Mutter Gottes darstellte, wie sich das himmlisch schöne Jesus Kind, etwa drei bis vier Jahre alt ihr naht, und die Händchen liebend nach ihr ausstreckt, während es mit den zarten Füßchen einen Wurm zertritt, welchen der Maler im Angesicht doppelt abscheulich als einen Mensch dargestellt hatte.

Nun trug es sich aber zu, daß, als der Graf von einem Zuge nach Hause kam, er einen jungen Knecht unter den Reisigen mitbrachte, dem er vieles Vertrauen schenkte, da er sagte, daß dieser ihm im letzten Kampfe schier das Leben gerettet habe. Dieser Knecht, Arnolfo genannt, war aber sofort beim ersten Anblicke dem Polydor, ohne daß dieser recht wußte weshalb, zuwider, auch schmeichelte sich derselbe in die Gunst des Grafen so ein, daß er allem andern Hausgesinde herrisch und gebietend begegnete, welches diese wegen dessen Jugend und sonstiger üblen Weise wohl verdroß, sie aber doch, da der Graf es so wohl mit ihm meinte, nicht wehren konnten. Nun begab es sich auch zu dieser Zeit, daß die Gräfin das kleine Töchterlein einer gar armen Verwandten, welche verwitwet gestorben war, und dieses Waislein ohne Rath hinterlassen hatte, zu sich nahm. Und jedermann hatte sein Wohlgefallen an der kleinen Klara, die eben in ihr viertes Jahr

einen Beweis der Achtung geben, die ich für Sie hege. (geheimnißvoll) In diesem Koffer sind 200,000 Franks.

Bourd. (laut aufschreiend) 200,000 Franks!

Dup. Leise! leise! Es brauchts ja niemand zu wissen, daß Sie eine so bedeutende Summe bei sich haben.

Bourd. Bei mir? ich?...

Dup. Unterbrechen Sie mich nicht. (zieht seine Uhr heraus) Jetzt ist's 20 Minuten über acht.. Hören Sie die ganze Geschichte... vor einigen Tagen bekam ich diese 200,000 Franks, und sollte für denselben Clienten nach 150,000 morgen Mittags erheben. Nun erfahre ich denn gestern Abends ... daß der Inhaber jener letztern Summe sich desselben Tages aus dem Staube gemacht hat!... Das ist schändlich! ... das ist abscheulich!... ein Mann, der in dem ausgezeichnetsten Rufe stand! ... man weiß nicht mehr auf wem man sich verlassen kann; auf Ehre!... Was aber nun anfangen? Ihm nacheilen? Glücklicherweise erfuhr ich, daß er nach Calais sich geflüchtet, von wo er sich wahrscheinlich nach England einschiffen wird... Aber wo sollte ich nun während einer Abwesenheit, deren Dauer man gar nicht bestimmen kann, die 200,000 Franks lassen, die ich bereits zu Hause hatte?.... Es giebt Diebe und böse Menschen!... Endlich fiel mir diesen Morgen ein köstlicher Gedanke ein! Ich dachte an Sie..., und sagte mir: Der rechtschaffne Bourdet, der vortreffliche Mann, der wahre Wohlthäter seiner

Freunde, wird mir gewiß den Gefallen thun, und diese 200000 Franks einstweilen mir aufheben.

Boud. Ich!

Dun. Da sind sie ... und ich eile nun mit wahrer Herzenserleichterung meinem Spitzbuben nach.

Boud. Warten Sie noch ... nur einen Augenblick ... ich kann das Geld nicht annehmen!

Dun. Nicht?

Bourd. Nein!

Dur. Nein?

Bourd. Ganz bestimmt!

Dp. Ach gehn Sie! das glaube ich Ihnen nicht Sie wollen sich einen Spaß machen, mich in Verlegenheit setzen, mich auslachen ... Schön! mein Freund, wenn ich wiederkomme, wollen wir darüber spaßen, so viel Sie nur immer wollen ... aber heute habe ich nicht Zeit dazu ... Um 9 Uhr muß ich in die Postchaise steigen ... (die Uhr ziehend) Es sind 25 Minuten auf Neun ... ich habe schon Ihr Bekenntniß darüber schriftlich vorbereitet ... Da sehen Sie ... Sie brauchen es nur zu unterschreiben ... Sie bekennen blos einen verschlossenen Koffer von mir erhalten zu haben ... weiter ist unter uns beiden gar nichts nöthig ... (geht an den Tisch rechts.) Da ist Tinte und Feder.

Bourd. Aber ich will nicht!

Dp. Sie wollen dieses Recipisse nicht unterschreiben?

Bourd. Nein, Ihr Geld will ich nicht!

Dp. Wie? Aber das hilft nun einmal nichts

mehr, mein Vetter! Sie müssen es behalten. Es ist nun einmal hier bei Ihnen, und wird hier bleiben ... ich gehe schon ... leben Sie wohl.

Bourd. Uebergeben Sie es jemand anders.

Dup. Wem denn? giebts denn einen redlicheren, sicherern Mann als Sie? ... Alle Wetter, wenn ich einen hätte, würde ich nicht zu Ihnen gekommen sein!

Bourd. Geben Sie es doch Ihrem Clienten.

Dup. Er ist nicht in Paris.

Bourd. Legen Sie es in die Bank.

Dup. Verschlossen! ... Es ist heut Sonntag.

Bourd. Deponiren Sie's bei einem Notar.

Dup. Der Bursche, der die 150,000 Franks mit sich genommen hat, war auch ein Notar!

Bourd. Ich kann diese Verantwortlichkeit nicht übernehmen ... kann meine Ruhe Ihnen nicht zum Opfer bringen.

Dup. Muß ich denn nicht auch Opfer bringen? ... Ich reise fort ... schließe mein Büreau ... verlasse meine Geschäfte ... verliere meine Kundschaft ...

Bourd. Ja, das ist recht schön und gut von Ihnen ... aber ...

Dup. Und was verlange ich denn von Ihnen? nichts als einige Tage lang ein Depositum zu verwahren!

Bourd. Sie sagten aber, Ihre Abwesenheit könne länger dauern ...

Dup. Wenn ich meinen Spitzbuben nicht mehr in Calais finde, ja, ... aber wenn ich noch zu rechter Zeit dort ankomme! ... Und dann, gesetzten Falls ich träfe ihn auch nicht ..., so schreibe ich Ihnen und Sie schicken mir das Geld nach England. ... Nun sehen Sie! morgen früh bin ich in Calais, morgen Abend in London, meinen Brief und Adresse erhalten Sie übermorgen, Mittwoch schicken Sie mir mein Geld ... und ... schlafen ruhig.

Bourd. Welcher Teufel hat Sie nur zu mir hergeführt!

Dup. Sie willigen also ein?

Bourd. Nein!

Dup. Doch, doch! ... ich lese es in Ihren Augen, daß Sie das Geld nehmen. ... Tausend Dank!

Bourd. Wenn ich wenigstens gewiß wüßte, daß in einigen Tagen ...

Dup. Können sich darauf verlassen ... es liegt mir mehr daran, das Geld wieder zu haben, als wenn es mein eignes wäre. ... (an den Tisch gehend) Unterzeichnen Sie nur! wenn ich Ihnen schreibe, schicke ich Ihnen den Empfangschein wieder.

Bourd. (am Tische) Ach! da unterschreibe ich schlaflose Nächte!

Dup. Es ist ja nicht Ihr Gewissen, das Sie nicht wird schlafen lassen! (nimmt den Schein aus Bourdets Hand) Rechtschaffene Leute müssen ja einander helfen und es giebt leider so viele Spitzbuben! ... Nun

leben Sie wohl! Meinen Brief erhalten Sie übermorgen. ... Adieu! Adieu! (er umarmt ihn und geht ab.)

Vierzehnter Auftritt.

Bourdet allein.

Da ist er fort! ... und der Geldkoffer ist da! ... Aufgeweckt um ein Duell zu schlichten, Vormundschaft zweier Knaben, Depesition von 200,000 Franks, ... nun wahrhaftig, Belotte hat recht, der Tag fängt gut an! ... Wenn das nur nicht so fortgeht! ... Dupuis hat mir zwar versprochen, daß er in einigen Tagen ... aber ich bin überzeugt, daß er das nur gesagt hat, um mich zur Uebernahme zu bewegen. ... Vormund und Depositar! Die beiden schwersten Verantwortlichkeiten! ... Ich, der ich nur für mich selbst leben will! ... Werde ich auch die Kinder gut erziehen können? Was sollen sie werden? Wo stelle ich den Koffer hin? Wohin verberge ich ihn? Wenn Jemand erführe, daß ich eine solche Summe im Hause hätte! ... Ich werde alle Angst und Qual eines Geizhalses auszustehen haben; werde alle Welt in Verdacht haben, mir selbst nicht mehr trauen, mich vor meinem Schatten fürchten! Wer kommt! ... wer ist das? ... nun, wer denn nur? ... Das geht gut! da sehe ich schon den armen Marteau für einen Spitzbuben an!

Funzehnter Auftritt.

Bourdet, Marteau.

Mart. Die Kleinen sind unten.

Bourd. (hart) Gut! da mögen ſie bleiben!

Mart. Es ſind allerliebſte Bürſchchen!

Bourd. (eben ſo) Deſto beſſer für ſie!

Mart. Man hat ſie gut abgerichtet ... ſie verlangen ihren Papa Bourdet zu ſehen! ... Wollen denn der Herr nicht herunterkommen?

Bourd. Gleich. ... Marteau hälteſt Du das Haus hier für ſicher?

Mart. Sicher? gegen was?

Bourd. Dummkopf! Ich frage Dich, ob man hier ſicher iſt?

Mart. Je nun, ich dächte doch! ... Man hat mir freilich oft meine Feigen und Gutedel geſtohlen

Bourd. Man hat Dir Deine Feigen geſtohlen?

Mart. Freilich! über die Mauer hinüber, die nicht eben ſehr hoch iſt.

Bourd. Sie iſt viel zu niedrig, nicht wahr? Du mußt morgen einen Maurer kommen laſſen, daß er ſie um 3 Ellen höher macht.

Mart. Rings herum?

Bourd. Rings herum.

Mart. Iſt etwa in der Nachbarſchaft etwas Böſes verübt worden? Eine Mordthat?

Bourd. Was ſagſt Du!

Mart. Ich frage ja Sie!

Bourd. Nein, nein, ... das nicht ... aber man kann nie vorſichtig genug ſein.

Mart. (für ſich) Das iſt das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er daran denkt.

Bourd. Iſt Deine Jagdflinte in gutem Zuſtande? ... immer geladen?

Mart. Mit Rehpoſten.

Bourd. Du mußt ſie mit Kugeln laden.

Mart. Ja, woher nehmen?

Bourd. Kaufe welche ... doch nein ... man ſoll das nicht wiſſen ... gieße Dir ſelbſt welche ... unten iſt noch eine Kugelform ... und mit altem Blei ... die Dachröhre, ſtatt deren neulich eine neue eingeſetzt worden ...

Mart. Ja, ja, die iſt gut dazu.

Bourd. Welche Zeit gehſt Du ſchlafen?

Mart. Gewöhnlich mit der Sonne.

Bourd. Faulpelz! ... künftig gehſt Du erſt um Mitternacht zu Bette.

Mart. Um Mitternacht?

Bourd. Frühſtens.

Mart. Aber, lieber Herr, das wäre mein Tod ... in einem Monate können Sie mich begraben.

Bourd. Du beſtellſt deinen Bruder Thomas, daß er an Deiner Stelle aufbleibt, wenn Du ſchläfſt ... es ſoll durchaus Jemand ſtets auf den Beinen ſein ... und mit der Flinte im Arm.

Mart. Was ſoll nur alles das bedeuten? ... Nun, wie Sie befehlen!

Bourd. Du bringſt meine Bücher aus dem Pavillon nicht hierher.

Mart. Nein, Herr Bourdet.

Bourd. Im Gegentheil bringst Du mein Bette wieder hinein ... Ich schlafe diese Nacht im Pavillon.

Mart. Ja, Herr Bourdet.

Bourd. Dann nimmst Du Dein Grabscheid und gräbst ein Loch, ein sehr großes, sehr tiefes Loch, gerade unter dem Pavillonfenster.

Mart. Ja, Herr Bourdet.

Bourd. Und sagst Niemand ein Wort davon.

Mart. Nein, Herr Bourdet.

Bourd. Dann hilfst Du mir den Koffer da in den Pavillon tragen ...

Mart. Ha, ha, verstehe schon ... das geschieht alles wegen des Geldkastens ...

Bourd. Geldkasten! ... warum nicht gar die ganze Bank. Es sind Schriften darin, weiter nichts ... Manuscripte, Musikalien ... Sachen ohne Werth ... die ich einem Freunde während seiner Abwesenheit aufbewahren soll ... Nun allons! greif an, und hilf mir! —

Mart. (strauchelt als er den Koffer aufheben will) Alle Wetter! ist der schwer.

Bourd. (strauchelt auch) Du hast aber auch nicht für zwei Pfennige Force! ... der ist ja ganz leicht! (für sich) Ich kann nicht mehr! ... Ich habe mir den Arm schon ausgerissen! (laut) Tragen wir ihn durch meine Stube. (sie tragen ihn nach der Thüre links hin.)

Mart. Hm, hm! Für Papier ist das gewaltig schwer! Das muß auf beiden Seiten beschrieben sein!

Bel. (hinter der Thür rechts) Wollt ihr ruhig ſein, Ihr kleinen Schreihälſe!

Sechzehnter Auftritt.

Die Vorigen, Belotte.

Bel. Herr Bourdet, die Kleinen ſchreien ...

Bourd. (unfreundlich) Gieb ihnen zu eſſen.

Bel. Das nehmen ſie ſich ſelbſt zur Gnüge....

Bourd. Sie ſollen ſich zum Henker ſcheren! ... Gleich komme ich. (zu Marteau) Nun vorwärts! Schlafmütze! (trägt mit Marteau den Koffer links ab.)

Siebzehnter Auftritt.

Belotte allein.

Was iſt denn das! Da bringen ſie den Koffer von dem Herrn von vorhin fort! ... Wo will er denn damit hin? ... Sie gehen in den Garten ... nun, das wird gut ... Das Haus wird immer anmuthiger! ... Wenn er glaubt, daß ich bleiben werde, ſo ...

Achtzehnter Auftritt.

Belotte, Lambert, Henriette. Letztere Beide vom Hintergrunde her.

Lamb. Iſt Herr Bourdet zugegen?

Bel. (ſich umdrehend) Wieder Jemand! Ein Herr und eine Dame! (ſie wendet ſich, um Henriettens Geſicht zu ſehen.)

Lamb. (der zwiſchen beiden ſteht) Iſt er zu Hauſe?

Bel. (für ſich) Ich habe große Luſt „Nein" zu ſagen. (laut) Ich weiß es nicht.

Lamb. Er muß zu Hauſe ſein, oder gleich wiederkommen ... Ich habe ihm geſchrieben, daß ich kommen würde. ... Ich heiße Lambert ... wir wollen ein wenig auf ihn warten!

Bel. (für ſich) Sie verſteckt ſich! (bringt einen Stuhl) Wenn Madame ſich ſetzen will ...

Lamb. (zu Henrietten) Ich glaube gar, Sie zittern!

Henr. (zu ihm) Ich geſtehe Ihnen, daß, als ich hier eintrat, ich mich einer gewiſſen innern Bewegung nicht enthalten konnte ...

Lamb. Muth gefaßt! ... Bourdet hat ſich nicht geändert ... er iſt immer noch der beſte aller Menſchen.

Henr. Das hoffe ich ... aber dieſer Schritt ...

Lamb. Iſt allerdings etwas ſonderbar ... und wird ihn Anfangs doppelt in Erſtaunen ſetzen ... aber es war die klügſte Parthie ... ja die einzige, die wir ergreifen konnten. ... Da ich genöthigt bin, Sie zu verlaſſen, ohne Zeit zu haben, Ihnen während meiner Abweſenheit einen angemeſſenen Zufluchtsort zu verſchaffen, muß ich Freund Bourdet eine kleine Lüge machen ... allerdings eine ſehr unſchuldige ...

Henr. Die ihn aber doch ſehr beunruhigen wird, davon bin ich überzeugt. ... Und wenn ich es in

trat, und das Kind war auch freundlich und hold gegen jedermann, nur nicht gegen den Arnolfo, allermeist aber war es unserm Polydor zugethan, den es oft bat, es auf den Arm zu nehmen, und gar nicht von ihm wieder lassen wollte.

Arnolfo aber war erbittert gegen das Kind, und that ihm heimlich allerlei übles, jedoch mit Vorsicht, damit es niemand gewahre, und sein Zorn richtete sich auf Polydor zugleich, weil diesem Klara sich besonders zuneigte, und er wohl bemerkte, wie jener für ihn keinen freundlichen Sinn hege.

Als nun so Polydor vier Jahre im Schlosse war und sein sechzehntes Jahr erreicht hatte, starb seine Mutter, die ihm unendlich theuer gewesen, und um derentwillen er gern manches ertragen, was seinem innern Gefühle wohl zuwider. Er fand sich aber nun recht einsam und allein, und ward immer stiller und in sich geschlossener, so daß seine Mitgesellen es nicht fassen konnten, wie ihn solch ein Verlust so lang betrüben könne, und ihn weidlich neckten, vor allen höhnisch aber Arnolfo. Da stand er manchmal vor jenem frommen Bilde und blickte in das verklärte Antlitz der Jungfrau und in des Kindleins göttliches Auge, und erquickte sich daran. Einmal stand er auch so, als Arnolfo ihn antrat, und mit stechenden Reden ihn störte. Anfangs achtete er dessen nicht, als er aber dem Höhnenden zufällig

den ersten Augenblicken vermeiden könnte, ihn zu sehen ...

Lamb. Da ist er schon!

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Bourdet, kommt wieder zur Thüre links herein. Henriette steht hinter Lambert. Belotte im Hintergrunde.

Bourd. (ohne sogleich Lambert oder Henrietten zu sehen) Der Koffer ist im Pavillon. ... Als ich durch den Garten ging, sah ich die beiden Kinder ... sie sprangen mir an den Hals ... ließen mich gar nicht wieder los ... es sind allerliebste Bürschchen! (er wendet sich um und bemerkt erst Lambert, dann Henriette.) Lambert! ... Henriette ... O mein Gott!

Lamb. Ja, mein lieber Bourdet, da sind wir. ... Komm doch in meine Arme. (er geht auf ihn zu)

Bourd. (für sich voll Schmerz) Sie ist seine Frau! (er sinkt in einen Stuhl.)

Lamb. Was ist Dir denn? ... Du bist plötzlich unwohl!

Bourd. Es ist nichts! ... die Ueberraschung ... die Freude Sie Beide wiederzusehen. ... (erblickt Belotte, zornig) Was machst Du noch hier?

Bel. Nun, ich gehe ja schon!

Bourd. (zornig) Neugierige, naseweise Person! (Belotte geht murrend ab)

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen außer Belotte.

Lamb. Nun, nun! ſchmähle nur nicht!

Bourd. Sie ſucht ſtets etwas aufzuſchnappen! ... Da muß man wohl die Geduld verlieren! (für ſich) ſie iſt ſeine Frau! ... das fehlte mir heute nur noch! (zu Lambert) Mein theurer Freund ... ich wünſche Dir Glück! ... Du haſt mich wahrhaftig ... ſo angenehm überraſcht ... (für ſich, Henrietten betrachtend) Sie iſt immer noch ſo hübſch! (laut) Sie ſind alſo verheirathet?

Henr. Ja, Herr Bourdet! ... ſeit einem Monate. ... Vorm Jahre, als meine Mutter ſtarb ... war ich allein geblieben ... ohne Verwandte, ohne Stütze. ... Da nahm ich Lamberts Hand an ... unſers alten Freundes ... der ſtets für mein kleines Vermögen geſorgt hatte. ... Sie haben ſich immer wohl befunden?

Bourd. O ja, ... Gott ſei Dank ... ſehr wohl! (für ſich) Gar nicht im mindeſten unruhig! ... nicht die geringſte Verlegenheit!

Henr. Lambert hat mit Ihnen von ſehr wichtigen Geſchäften zu ſprechen ... erlauben Sie mir alſo, daß ich mich entferne.

Bourd. Oh, Madame ... gehen Sie nur in dieſes Zimmer ... ich werde ſogleich Befehl geben, daß ...

Henr. Incommodiren Sie meinetwegen Sie

mand ... Auf Wiederſehn, Herr Bourdet, auf Wiederſehn! (geht rechts ab.)

Einundzwanzigſter Auftritt.

Bourdet, Lambert.

Lamb. (ſich in Poſitur ſetzend) Hm! hm! ... Theurer Freund, geliebter Bourdet! da ich Deine vortrefflichen Eigenſchaften kenne ...

Bourd. Halt! erlaube mir, Dich zu unterbrechen. Du fängſt an, mir eine Lobrede zu halten ... alſo nur ohne Umſchweife! Ich ſehe daraus bereits im voraus, daß ich Dir einen Dienſt leiſten ſoll.

Lamb. Nun denn ... ja!

Bourd. Ich bin bereit und willig.

Lamb. Ohne zu wiſſen wozu?

Bourd. Ohne es zu wiſſen. Seit dieſem Morgen fange ich ſtets an „Nein" zu ſagen und höre ſtets mit „Ja" auf. Da halte ichs doch für viel beſſer, gleich vom Anfange an „Ja" zu ſagen. Alſo laß hören!

Lamb. Ich preiſe mich glücklich, Dich ſo freundlich geſtimmt zu ſehen.... Was ich Dir zu ſagen habe...

Bourd. Keine Vorrede! Zur Sache!

Lamb. Zur Sache? Gut! ... Ich will Dir meine Frau anvertrauen.

Bourd. Was ſagſt Du?

Lamb. Daß ich Dir meine Frau anvertraue. ... Ein unvorhergeſehener Umſtand, eine Nachricht, die ich erſt dieſen Morgen erhielt, und die ich Dir

nicht erſt auseinanderſetzen will, nöthigen mich, auf der Stelle Paris zu verlaſſen, ob wir gleich erſt geſtern Abends hier angekommen ſind, und mich einzuſchiffen ...

Bourd. Nach England?

Lamb. Vielleicht. ... Ich kann dabei Henriette nicht mit mir nehmen. Die Anſtrengung der Reiſe, der Ueberfahrt, eine vielleicht länger dauernde Entfernung ... da habe ich ſie mit zu Dir gebracht und ich reiſe nun eben ſo ruhig ab, als ob ich ſie bei ihrer Mutter ließe.

Bourd. Lambert?

Lamb. Theurer Freund?

Bourd. Lambert! ... Haſt Du Rouſſeau's neue Heloiſe geleſen?

Lamb. Ja!

Bourd. Was hältſt Du von Herrn von Weimar, der darein willigte, daß St. Perux ſeine Frau wieder ſah?

Lamb. Ich halte ihn für einen Thoren!

Bourd. Ich auch! ... Mehr ſage ich Dir nicht!

Lamb. Wie ſo?

Bourd. Blinder, gedankenloſer Mann! ... Habe ich nicht früher Fräulein Henrietten Unterricht gegeben?

Lamb. Das weiß ich wohl.

Bourd. Habe ich ... ſie nicht geliebt!

Lamb. Das weiß ich wohl.

Bourd. Und Du wollteſt ... Du biſt es der ...

Lamb. Ja, ich bin es, der ... Ach, lieber Bourdet, was redeſt Du mir denn da von Deinem Herrn von Volmar vor! wie paßt das hierher? ... Saint Preux hatte Julien verführt ...

Bourd. Ja.

Lamb. Biſt Du etwa ein Verführer? He!

Bourd. Nein.

Lamb. Julie hatte einen Fehltritt gethan.

Bourd. Ja.

Lamb. That das je Henriette?

Bourd. Nein.

Lamb. Du haſt ſie geliebt?

Bourd. Ja.

Lamb. Liebſt Du ſie denn noch?

Bourd. Nein.

Lamb. Nun denn, alſo! ... Da ſiehſt Du wohl, daß das nicht den gemeinſten Menſchenverſtand hat. Herr von Volmar war ein Thor; das mag er immer geweſen ſein, dagegen habe ich nichts, aber ich, ich bin ein verſtändiger Mann. Du haſt Henrietten gekannt, ſchüchtern, zurückhaltend, wie jedes junge Mädchen ſein ſoll, aber heiter, fröhlich, vergnügensluſtig, wie es ihrem Alter angemeſſen war. ... Aber jetzt iſt ſie ganz anders geworden! ſie liebt die Einſamkeit, die Zurückgezogenheit ... ſie iſt ſogar verlegen. ... Uebrigens habe ich Dir nur noch ein Wort zu ſagen, und dies Eine wird ſtatt aller andern gelten: ... ich

habe auf Dich gerechnet und Henriette und ich haben so gehandelt, als ob wir bereits Deine Einwilligung hätten.... Darnach richte Dich also.

Bourd. So ist die Sache abgemacht?

Lamb. So ganz, daß meine Frau eben zurückkommt, nicht um Deine Antwort zu wissen, sondern um Dir zu danken.

Bourd. (für sich.) Ich weiß nicht mehr wie ich daran bin!... Ich weiß nicht, wache ich oder träume ich?... Ich bekomme den Schwindel...

Zweiundzwanzigster Auftritt.

Die Vorigen Henriette aus der Stube rechts.

Lamb. (ihr entgegen.) Komm Henriette! wir hatten ihn richtig beurtheilt!... Er allein war dieses Zeichens unsers Vertrauens würdig, und er nimmt es mit Vergnügen an.

Bourd. Mit Vergnügen.

Lamb. Wenn etwas meinen Schmerz, Dich verlassen zu müssen, mindern kann, so ist es der Gedanke, Dich in der Obhut dieses vortrefflichen Freundes zurückzulassen. (zu Bourd.) Meine Frau hat zuerst diesen Gedanken gehabt.

Bourd. Ah?

Henr. Und ich sehe, daß ich mich nicht getäuscht habe, Herr Bourdet.

Bourd. Oh nein... ich schätze mich glücklich... (für sich.) Sie war es also!... sie muß sich also doch ihrerseits recht sicher wissen... aber auch ich werde da-

hin kommen! ... ich will Herr meiner ſelbſt ſein ... er kann abreiſen, wann er nur will.

Lamb. Nun denn, vorwärts! die Scheidemi-nute iſt da!

Bourd. Schon?

Lamb. Ich habe ſogar ſchon zu lange gezögert ... Adieu, Bourdet. (leis zu ihm.) Du weißt was ich Dir geſagt habe ... ſetze Dich alſo nicht in Unko-ſten, ein liebenswürdiger Geſellſchafter zu ſein ... gieb Dich weiter gar nicht viel mit ihr ab ... laß ſie allein ... das wird ihr am meiſten zuſagen.

Bourd. (für ſich.) Und mir auch.

Lamb. Adieu Henriette! (leis zu ihr.) Haben Sie noch Furcht?

Henr. (leis zu ihm.) Nein.

Lamb. (wie oben.) Und Sie wiſſen ſich ſicher, Ihr Geheimniß zu bewahren?

Henr. (eben ſo.) Ja.

Lamb. (leis.) Nun ſo gehe ich! (tritt zu ihr um ſie zu umarmen, halbleis.) Sie müſſen das ſchon er-lauben!

Henr. (laut.) Adieu, adieu, mein Theurer auf baldiges Wiederſehen!

Lamb. Ich hoffe es ... und mit guten Nach-richten! ... Adieu, Adieu, alle Beide! (geht ab.)

Dreiundzwanzigſter Auftritt.

Bourdet. Henriette. Dieſe ſetzte ſich rechts und ſcheint ein Buch, das auf den Tiſche liegt zu durchfliegen.

Bourd. (für ſich.) Allein mit ihr! ... Aber ſie

hat mich vergeſſen! Gut denn! ... So will ich ihrer Gleichgiltigkeit, ihrer Vergeſſenheit, eiſige Kälte gegenüber ſtellen. (laut) Madame ... ſehen Sie dieſes Haus für das Ihrige an ... beſtimmen, befehlen Sie über mich ... ich wohne in einem Pavillon am Ende des Gartens ... und werde nur dann erſt wieder hierher kommen, wenn Sie es erlauben werden.

Henr. Ich habe Sie geſtört, Herr Bourdet.

Bourd. Ganz und gar nicht ... Ich werde mich Ihnen empfehlen.

Henr. Sie haben Geſchäfte?

Bourd. So eigentlich nicht ... aber wenn Sie vorziehen, allein zu ſein...

Henr. Oh nein.

Bourd. Ich glaubte aber doch ... Sie ſchienen geneigt zu ſein, zu leſen.

Henr. Ich habe nur ſo zufällig dieſes Buch geöffnet. Larochefoucaulds Maximen ... und was ich darin geleſen, macht mich nicht begierig weiter zu leſen ... Ein abſcheuliches Buch! verworfene Ideen ungebildet ausgedrückt!

Bourd. Scheint Ihnen?

Henr. Urtheilen Sie nur ſelbſt. Da, leſen Sie ... Maxime 387. (ſie giebt ihm das Buch.)

Bourd. (leſend.) „Es giebt wenig rechtliche Frauen, die nicht ihres Handwerks überdrüſſig wären."

Henr. Das iſt abſcheulich, nicht wahr?

Bourd. Und gänzlich falſch.

Henr. Das lasse ich mir gefallen. Könnte ich glauben, daß jene Ansicht auch die Ihrige wäre, so vergäbe ich Ihnen das nie und bliebe keinen Augenblick länger hier.

Bourd. Aber wie könnten Sie das auch nur denken! ... da ich das Beispiel des Gegentheils vor den Augen habe! Es giebt vielleicht Frauen, die ihre Pflichten vergessen, aber es giebt auch andre, und viele andre, die unfähig sind, sie zu verletzen ... Es ist ein überspanntes System, das Tugend, Freundschaft und Hingebung verkennt ... und wenn der Verfasser gesucht hat, der Liebe, diesem edeln und reinen Gefühle, zu nahe zu treten, so hat er nie die wahre, aufrichtige, zarte Liebe gekannt, welche im Stande ist, sich selbst aufzuopfern um ... (für sich.) Ach, Du mein Gott! was sage ich da?

Henr. Fahren Sie fort!

Bourd. Oh, Madame...

Henr. Es macht mir Vergnügen, Ihnen zuzuhören ... und Sie eben so gut, gefühlvoll, enthusiastisch wiederzufinden, wie ich Sie vordem gekannt habe.

Bourd. Sie erinnern sich dessen noch?

Henr. An Alles, ... an Ihre Unterrichtsstunden, Ihre Geduld mit Ihrer Schülerin, Ihre Spaziergänge, Abends, mit meiner Mutter ... und Ihre schnelle Abreise, ohne Grund...

Bourd. Oh, sein Sie überzeugt, daß ...

Henr. Das ist Ihr Geheimniß ... ich habe

kein Recht in daſſelbe einzubringen ... Jedermann hat ſo ſeine kleinen Geheimniſſe.

Bourd. Oh ja!

Henr. Erinnern Sie Sich noch des Streits, deſſen Zeugen wir eines Tages waren und über deſſen Ausgang ich ſo lachen mußte?

Bourd. Unter den Weiden am Ufer des Flüßchens ... Oh ja!

Henr. Der elegante junge Herr, der aus Paris angekommen war und allen Damen in unſerm Städtchen den Hof machte?

Bourd. Der ſchöne Herr, mit Glacé-Handſchuhen, parfümirt, etoffirt, friſirt ...

Henr. Und der den Streit mit Jean Pierre, dem Sohne unſers Pachters anfing...

Bourd. Ein Bein untergeſtellt und ein Fauſtſchlag, da lag er an der Erde.

Henr. Das heißt, im Waſſer! ... Er war mit den feinſten ſchwarzen Haren hineingefallen...

Bourd. Und kam mit einem grauen Haarreſte wieder heraus.

Henr. Ha, ha, ha! er ſagte, das wäre ein Nervenzufall! Ha, ha, ha!

Bourd. Ha, ha, ha! (Hält plötzlich ein). Was mache ich denn da?... ich lache!

Henr. Das ſind wohlthuende Erinnerungen... Erinnerungen aus einer Zeit die nicht wiederkehren wird!

Bourd. Sie bedauern ſie doch nicht?

ins Angeſicht, und dann wieder hin auf das Bild ſah, und ſein Auge niederblickend von dem Himmliſchen hinweg, auf den Höllenwurm zu des Heilands Füßen fiel, da ſtieß er einen lauten Schrey aus, denn mit Schaudern erkannte er in Arnolfos Antlitz die Aehnlichkeit mit jenem Verworfenen. Und er rief unwillkührlich: hebe Dich weg von mir Satanas! Der andre aber erzürnt darüber, ließ ihn hart an, und als Polydor in ſeiner Betäubung ſagte, auf das Bild und das Gewürm darauf zeigend: ſieh das biſt Du! da ergrimmte er vollends, ſtürzte gegen Polydor und wollte ihn mishandeln. Dieſer aber wehrte ihn ab mit Jugendkraft, und als ſie ſo einen Augenblick gerungen hatten, warf er ihn zu Boden. Es war aber unterdeß Klara hereingetreten, und hatte den heftigen Streit mit kindlicher Angſt betrachtet, und als Arnolfo ſeiner Sinne kaum mächtig auf dem Boden lag, Polydor aber ſich aufrichtend neben ihm ſtand, lief ſie zu dieſem, und trat auf den verhaßten Knecht mit den zarten Fußchen, unter den Worten: es geſchieht ihm ganz Recht, guter Pietro, er iſt ſo gar häßlich, und hat Dich und mich gar nicht lieb! Und Polydor nahm Klara in ſeine Arme, und küßte das holde Kind, das ihm ſo ſelig freundlich und tröſtend zulächelte wie das heilige Kind des Meiſters aus Perugia auf jenem Gemälde, Arnolfo aber ſchlich ſich zähneknirſchend hinaus.

Henr. Doch!... manchmal.

Bourd. (für ſich.) Ich gehe auf ſchlüpfrigem Boden ... feſtgehalten! ... nicht ausgeglitten!

Henr. Während Lamberts Abweſenheit laſſen Sie uns unſre Zeit wie ſonſt verbringen... Lectüre, Arbeiten, Spazierengehen.... Sie werden mir wieder Unterricht geben ... und Sie ſollen ſehen, daß ich indeß nicht zurückgekommen bin.

Bourd. Oh! ich beſchäftige mich ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr mit Malen ... Ich bringe nichts mehr zu Wege.

Henr. Sagen Sie mir das nicht! Da bin ich vom Gegentheil überzeugt. Sie ſollen ſich wieder neben mich ſetzen ... ſollen mir guten Rath geben... mich loben, wenn ich etwas gut mache ... und tadeln, wenn ich fehle. Ja, ja, auch tadeln! ... Wie wär's wenn wir Lambert eine Ueberraſchung machten? ... Fangen Sie mein Portrait für ihn an.

Bourd. Ich?

Henr. Wollen Sie?

Bourd. Nein! ... nein! ... das iſt unmöglich!

Henr. Nun denn! ſo will ich verſuchen, das Ihrige zu malen.

Bourd. Das meine!

Henr. Für Lambert, verſteht ſich! ... Das wird ihm Freude machen ... von meiner Hand.... Nun willigen Sie ein?

Bourd. Nein ... nein!

Henr. Oh, Sie müſſen! Und nach der Arbeit, dann ſchwatzen wir zuſammen, wie jetzt eben.... Die Umgegend hier ſoll allerliebſt ſein ... Sie geben mir den Arm. ...

Bourd. (für ſich.) Und Lambert, der mir ſagte, daß ſie die Einſamkeit liebe! ... Alle Männer ſind doch ſo!

Henr. Ich bedarf der Zerſtreuung ... denn ich habe große Urſache traurig zu ſein, ach ja! ... und vielleicht bin ich eben jetzt einem Unglücke ausgeſetzt ... Nun, ich werde Ihnen meinen Kummer mittheilen ... und Sie mir den Ihren.

Bourd. Ich habe keinen!

Henr. Wäre denn das möglich! ... bei einem Herzen wie das Ihre ... dieſem regen Gefühl ...

Bourd. Ich habe gar kein Herz ... ich habe kein reges Gefühl. ..

Henr. Jeder hat ſeine kleinen Leiden ... Ich weiß nicht wer einmal geſagt hat: Die erſte Hälfte des Lebens geht damit vorüber, die zweite herbeizuwünſchen, und die zweite die erſte zu vermiſſen und zu bedauern ... Das iſt eine große Wahrheit.

Bourd. O ja! eine große Wahrheit! (für ſich). Was mache ich denn? ... ich werde gerührt!

Henr. Ich habe viel darüber nachgedacht, ſeit wir uns nicht geſehen haben, mein lieber Julien!

Bourd. (für ſich). Julien! ... Sie nennt mich Julien!

Henr. Wenn man jung iſt, macht man ſich

Pläne, träumt ſich Dinge, die dann nicht zur Ausführung gelangen. Ach!

Bourd. (für ſich) Sie ſeufzt!

Henr. Die Zeit geht darüber vorbei ... man legt ſeinem Herzen Stillſchweigen auf ... und hört nur die Vernunft. ...

Bourd. (für ſich). Sie liebt ihren Mann nicht, das iſt klar! ... Armer Lambert!

Henr. Man leidet ... man denkt an Früheres ... und muß doch vor den Augen der Welt glücklich ſcheinen!

Bourd. (für ſich). Und ſie, ſie ſpricht ſo mit mir! ... ſie von der ich glaubte ...

Henr. Begegnet man aber einem alten Freunde, deſſen Herz ſich nicht verändert hat, ſo kann man noch an Glück glauben.

Bourd. (für ſich). Ach du mein Gott! ... ſie liebt mich! ... Das iſt doch abſcheulich von ihr!

Vierundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Marteau.

Mar. (leiſe zu Bourdet). Herr Bourdet! das Loch iſt fertig!

Bourd. Marteau!

Mar. Herr Bourdet!

Bourd. Larochefoucauld iſt ein großer Moraliſt!

Mar. Ja, Herr Bourdet! das Loch iſt fertig.

Bourd. (in großer Unruhe). Madame ... ich ... verzeihen Sie, ... Sie liebt mich! ... Armer Lambert! ... Ach ich verliere noch den Kopf darüber! (eilt mit Marteau ab.)

Fünfundzwanzigster Auftritt.

Henriette allein.

Er liebt mich noch! ... er leidet! ... aber gestraft muß er für seine ehemalige Zurückhaltung werden! ... Fortzugehen, abzureisen ohne ein Wort zu sagen, drei Jahre auszubleiben, ohne nur etwas von sich hören zu lassen! ... Ja, ... ja ... er liebt mich noch ... und ich? als ich ihn, sich so beklagen hörte, stand ich auf dem Punkte, ihm zu sagen ... (man hört ein Geräusch von Meublen die in der Stube rechts umfallen). Was für ein Lärmen?

Eine Kinderstimme (schreit und weint im Zimmer rechts.) Du garstiger Mensch! ... Hu, hu hu! ... Ich werde es Papa Bourdet sagen, daß du mich geschlagen hast! ... Hu, hu, hu!

Henr. Was höre ich?

Bel. (in der Stube rechts). Wollt ihr das Maul halten, ihr kleinen Ungeheuer!

Vorige Kinderstimme. Der Achill hat mich ... geschlagen ... und ich sag's Papa Bourdet!

Henr. Was bedeutet das ..? (sie schellt).

Sechsundzwanzigster Auftritt.

Henriette. Belotte, von rechts her.

Bel. Abscheuliche Kinder!... Madame haben geklingelt?

Henr. Sagen Sie mir doch ...

Bel. (tritt zwei Schritt zurück) Ach du mein Gott!

Henr. Was haben Sie denn?

Bel. Nein!... das ist doch gar zu ähnlich!... das Original zu dem Portrait!

Henr. Was für ein Portrait?

Bel. Das von Ihnen!

Henr. Wie? Herr Bourdet hat mein Portrait?

Bel. Und noch dazu von seiner eignen Hand gemalt! ... und der Herr sieht es den ganzen Tag über an ... und spricht mit ihm!... Nun, Madame müssen das ja doch wohl wissen ... da sage ich Ihnen gewiß nichts Neues!

Henr. Ich fragte Sie auch gar nicht darnach ... Ich habe hier in der Stube dort weinen hören ...

Bel. Das sind die Kinder.

Henr. Was für Kinder?

Bel. Je nun Alexander und Achill. (für sich). Es wird nun alles klar!... ich dachte mir's gleich, daß man die Kinder eines andern nicht so ohne weiteres ins Haus ...

Henr. Alexander!... Achill!...

Bel. Madame kennt ſie nicht?

Henr. Nein!

Bel. Madame wird noch Zeit genug dazu haben, da Sie ja bei uns hier mit ihnen zuſammen wohnen werden.

Henr. Mit ihnen?

Bel. Der älteſte iſt 6 Jahr, der andre 5 ... (für ſich). Sie ſieht noch ſehr jung aus! ... Ja das weiß ſich herauszuputzen!

Henr. (für ſich). Was muß ich hören!

Bel. Sie ſind heut früh hier angekommen ... eine Stunde vor Madame.

Henr. (für ſich). Sollte es wahr ſein?

Bel. Ich kann Madame verſichern, daß es allerliebſte Bürſchchen ſind ... ſie haben ſchon vier Teller, zwei Gläſer und einen Spiegel zerbrochen. ... Wenn Madame ſie liebkoſen will ...

Bel. (für ſich). Es iſt nicht möglich!

Bel. Sie werden ganz glücklich ſein ... Madame zu ſehen ... den Papa haben ſie ſchon geſehen ... wenn alſo Madame wünſcht ...

Heur. Nein, nein ... Verlaſſen ſie mich ... Sie haben einen Ton, der mir höchlich mißfällt .. eine impertinente Art ſich auszudrücken! ... (für ſich). Was ſoll ich glauben? ... o mein Gott! (zu Betotte.) Sind Sie noch immer da? ... aber ſo gehen Sie doch ... ich will allein ſein.

Bel. Oh, man geht ſchon ... Madame! ...

(für ſich). Madame! ... das Wort bleibt mir in der Kehle ſtecken.

Henr. Nun?

Bel. Nun ja, man geht ſchon!

Siebenundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Bourdet.

Bourd. Henriette! Sie weinen!

Bel. (für ſich). Er nennt ſie Henriette! ... was für ein Scandal!

Henr. Dieſes Mädchen hier ...

Bel. Aber ich ...

Bourd. Keine Entſchuldigung! ... ich jage Dich fort! ... geh Deiner Wege!

Bel. (im Abgehen). Ach du mein Gott! Und das nennt man einen tugendhaften Mann. (ab).

Achtundzwanzigſter Auftritt.

Henriette. Bourdet.

Bourd. Was hat ſie denn gethan? Was hat ſie geſagt?

Henr. Ach, Herr Bourdet!

Bourd. Beruhigen Sie Sich...

Henr. Ja ... Ich werde mich beruhigen ... iſt es denn möglich Herr Bourdet?

Bourd. Was denn?

Henr. Was ich eben gehört habe?

Bourd. (für ſich.) Was muß ſie denn gehört haben?

Henr. Wie Unrecht wäre es von Ihnen, meiner Freundſchaft, meinem Vertrauen ſo entſprochen zu haben?

Bourd. Ich bitte recht ſehr, ſagen Sie mir...

Henr. Ach, Herr Bourdet, Wir kennen uns nun ſeit drei Jahren, und der älteſte iſt ſechs Jahr.

Bourd. Der älteſte? ... Ach, die Kinder?

Henr. Sie waren da, ſoeben, ich habe ſie gehört!

Bourd. Und man hat Ihnen geſagt? ...

Henr. Was braucht man mir erſt zu ſagen? ... ſie riefen nach Ihnen! ... Jetzt, jetzt begreife ich es, warum Sie damals abreiſten, warum Sie mich ſo ſchnell verlaſſen haben; ein anderes Intereſſe rief Sie, eine andere Liebe.

Bourd. Henriette! ... das iſt zu viel! ... nur ein Wort ... ein einziges Wort! ...

Henr. Sagen es Sie doch! ſprechen Sie es aus! Ich warte darauf ... rechtfertigen Sie ſich, da Sie es können. Ja, ja, ich habe mich getäuſcht, nicht wahr, Julien?

Bourd. Nun denn! (hält plötzlich inne und für ſich.) Lambert! ... mein Freund! ... was für ein Opfer bringe ich Dir!

Henr. Sie antworten nicht? ... Oh, das genügt, mein Herr! ...und ich habe nun Ihre vorgeſpiegelten Tugenden kennen lernen.

Bourd. O Lambert!

Henr. Sprechen Sie dieſen Namen nicht mehr aus; er iſt der eines achtenswerthen Mannes,

den Sie beleidigen ... indem Sie mein Portrait bei ſich behalten...

Bourd. Madame...

Henr. Aber ich werde es nicht dulden, daß Sie im Beſitze deſſelben bleiben...

Bourd. Nein, Madame...

Henr. Sie werden es vernichten ... Sie werden es in meiner Gegenwart zerreißen...

Bourd. Ja, Madame ... (für ſich.) Oh, mein Glück, mein einziges Gut!

Henr. Und von nun an, mein Herr, giebt es nichts Gemeinſchaftliches mehr zwiſchen uns, und Sie werden künftig unbehindert ſein, in den Augen der Andern mit einer Tugend zu prunken, von der Sie ſo gut zu ſprechen wiſſen, und die Sie ſo ſchlecht ausüben.

Bourd. Madame...

Neunundzwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen. Belotte. Dann Martean.

Bel. Herr Bourdet.

Bourd. Noch da! Was willſt Du von mir?

Bel. Ich bitte Sie um Berichtigung meiner Rechnung ehe man Sie arretirt.

Henr. Ehe man ihn arretirt!

Bel. Ja, Madame! (für ſich.) Alles iſt entdeckt!

Mart. (herbeieilend.) Herr Bourdet, das kann ſchlecht ablaufen...

Bourd. Laß mich in Ruhe!

Mart. Ja, Herr Bourdet. Der Herr Commiſſair und die Wache ſind unten.

Bourd. Der Commiſſair! die Wache! bei mir! ... Man hat wohl in der Nachbarſchaft geſtohlen! ... Es iſt gewiß Feuer in der Nähe! ... Sie werden ſehen, daß man mich beſchuldigt, ich ſei der Dieb, der Brandſtifter!

Mart. Nein, Herr Bourdet ... ſondern Sie wären ein Feind des Gouvernements, ein Verſchworner...

Bourd. Ich!

Henr. Er!

Bel. (für ſich.) Wie er blaß wird!

Mart. Sie ſagen, Sie hätten in Ihren Garten Waffen vergraben ... eine verdächtige Maſchiene...

Bourd. Dupuis Koffer!

Mart. Und dann haben ſie gerade Thomas angetroffen wie er Kugeln aus der alten Dachrinne goß...

Bel. (für ſich.) Er iſt ein Republikaner!

Henr. (für ſich.) Was muß ich hören!

Bourd. Wer hat Ihnen denn geſagt, daß ich einen Koffer vergraben habe?

Bel. (für ſich.) Er geſteht's alſo ein!'

Mart. Ih je, Herr Laurent, der Mann

Schnelles Verderben aber schwur er in seiner Seele dem Jüngling. Und bald war der bübische Anschlag ins Werk gestellt. Der Graf hatte Arnolfo mit großem Vertrauen die Sorge für das kostbare Prachtgeschirr seines Rosses, womit er nur bei feierlichen Gelegenheiten das edle Thier zu schmükken pflegte, übertragen. Jetzt sollte es gebraucht werden bei einem stattlichen Aufzuge, zu welchem der Graf nach Mayland geladen war. Als aber Arnolfo in den Schrein ging, wo es verschlossen gehalten ward, da fand sich durch Gewalt das Schloß verletzt, und das silberne Gebiß des Rosses, an den Enden mit theuern Steinen verziert, war nicht mehr zu finden. Der böse Knecht zerrauste sich das Haar, und meldete mit Zeichen des Schreckens dem Grafen den Diebstahl, ihn anflehend, sofort bei allem Gesinde im Hause ob dieser Entfremdung nachforschen zu lassen. Dieß geschah denn auch. Ruhig befand sich Polydor in seiner Kammer, als der Burgvoigt eintrat, um auch bei ihm nachzusehen. Aber wie schauderte er zusammen, als man unter seinem Nachtlager sorgsam versteckt das Geraubte fand. Wohl betheuerte er seine Unschuld, wohl war es die Wahrheit, wenn er behauptete, daß Arnolfo es ihm in seiner Abwesenheit selbst dorthin gelegt haben müsse, um ihn, den er hasse, zu verderben, doch konnte er dadurch keinen Glauben gewinnen, denn die That sprach zu laut gegen ihn, und Arnol-

mit der Doppelsechse, der uns über die Gartenmauer herüber zugesehen hat.

Bourd. Nachbar Laurent!

Mart. Er hat Sie denunzirt.

Bourd. Ganz recht! ... weil ich ihm einen Dienst erzeigt habe!

Henr. (zu Bourdet) Diese Anklage ist jedenfalls ungegründet! Eilen sie also hinunter ...

Mart. Lassen Sie sich nicht sehen!

Bel. Zahlen Sie mir meine Rechnung ...

Dreißigster Auftritt.

Die Vorigen. Lambert.

Lamb. (tritt schnell ein mit einem Papiere in der Hand) Mein Freund ... dieses Papier ... dieser Empfangschein ... Es ist wirklich Deine Unterschrift ...

Bourd. (außer sich) Nun auch der! ... Laßt mich in Ruhe! laßt mich! ... Alle! alle!

Lamb. Höre doch!

Bourd. Nein ... nichts. ...

Lamb. Dupuis ...

Bourd. Ist mir einerlei.

Lamb. Aber ...

Bourd. Erzeigt nur andern Leuten Gefälligkeiten ... erzieht nur andrer Leute Kinder!

Henr. Was höre ich?

Bourd. Hebt ihnen nur ihr Geld auf!

Lamb. Aber es war ja gar nicht das seine.

Bourd. Respectirt nur ihre Weiber!

Lamb. Aber es ist ja gar nicht die meine!

Bourd. Was?!!

Lamb. Du willst mich ja nicht anhören! ... Ich lief einem Schurken nach, der mir mein Vermögen auf betrügerische Art gestohlen hatte; ich habe ihn auf der ersten Station erwischt. Während meiner Abwesenheit mußte ich für diese (auf Henrietten zeigend) einen Beschützer finden. Ein junges Mädchen, Gebieterin ihrer Hand, wie ihres Herzens, das hätte Deine Tugend auf eine zu schwere Probe stellen heißen, während eine verheirathete Frau, die Frau eines Freundes, für Dich zu einem geheiligten Unterpfande wurde. ... Du hast es treulich bewahrt, und ... es gehört nun Dein!

Henr. Oh, mein Freund! Ich habe Ihnen vielen Kummer verursacht! Aber es geschah Alles ... aus Liebe!

Bourd. Henriette!

Henr. Julien!

Mart. Das rührt mich ganz!

Bel. (für sich) Er heirathet sie! ... Er macht

seinen Fehler wieder gut. (zu Henrietten, laut) Wenn die gnädige Frau befehlen wollen wegen des Mittagsessens? ...

Henr. Gehen Sie!

Bel. Madame! ... (halb laut im Abgehen) Ich erzähl's überall was ich weiß; da zieht doch Niemand zu ihr!

Lamb. Und das nennt man einen guten Ruf!

Ende.

Der Wirrkopf

oder

der Unglücksvogel.

Lustspiel in 3 Aufzügen.

Nach Bayard und Laya

von

Theodor Hell.

Personen.

Gey, Inhaber eines Geschäftsbüreau.
Felix, Associé.
Adrien, desgleichen. .
Dunois, Geldmäkler, ehemaliger Chef d'Escadron.
Anita, dessen Frau.
Adeline, dessen Tochter erster Ehe.
Madame Bernard, Inhaberin eines Briefpostbüreaus.
Madame Benoit, Gastwirthin.
Lefourd, Bote.
Caporal, Feldhüter.
Joseph, Bedienter.
Ein Briefträger.

Scene: Paris im ersten und zweiten Aufzuge; Bralboise bei Nantes im Dritten.

Erſter Aufzug.

Ein Saal. Seitenthüren und Mittelthür. Rechts ein Tiſch mit Teppich, links ein doppelter Schreibtiſch.

Erſter Auftritt.

Felix. Adrien.

Felix ſitzt am Schreibtiſche links, Adrien rechts. Beide arbeiten.

Adr. (Rechnungen aus Caſſenbüchern abſchließend.) Uebertrag 9,530 ..... Tratten zu decken, 6,825 ... (in einem andern Buche blätternd) und hier ... 18—25 ... (leis mit Rechnen fortfahrend.)

Fel. (ſucht einige Papiere und legt ſie in einen gebrochenen Brief, nachdem er ſie in Eile durchlaufen). „Ende dieſes belieben ſie zu zahlen." ... Das iſt doch wahrlich ein höchſt abgeſchmackter Ausdruck! „Belieben Sie zu zahlen!" Als ob jemals auf der ganzen Erdoberfläche es ein Weſen gegeben hätte, bei geſundem

Leibe und Geiste, dem es beliebt hätte, auch nur die kleinste Summe zu zahlen!

Adr. (fortfahrend). 43. ... 68. ... 80.

Fel. Solch ein Wesen würde ich für Geld sehen lassen, und vortreffliche Geschäfte damit machen. ... „Belieben Sie zu zahlen." ... Welche bittere Ironie! ... Meinst Du nicht auch! Bruder?

Adr. (die Feder zornig wegwerfend). Da haben wir's! ... Hol Dich der Henker mit Deinem Geschwätz! ... Nun muß ich wieder von vorn anfangen! Ich habe den Faden verloren.

Fel. Den Faden hast Du verloren? ... Was denn für einen Faden? ... Hattest Du denn einen Faden?

Adr. Je nun, den Faden meiner Aufzählung! ... Wie zum Henker kännst Du nur schreiben, wenn Du so dummes Zeug redest, und ohne daran zu denken was Du thust?

Fel. Ei bewahre! bewahre! ich denke immer an das was ich thue ... nur denke ich auch noch an andere Dinge nebenbei ... an eine Masse andere Dinge.

Adr. Und daher kommt es auch, daß Du immer solche verkehrte Streiche machst. ... Deine Briefe müssen davon wimmeln.

Fel. Das habe ich mit andern großen Geistern gemein.

Adr. Nimm Dich in Acht! Herr Gey, der uns bei seinem Geschäftsbüreau assozirt hat, klagt oft darüber, daß Du keinen Kopf hättest.

Fel. Was? ich keinen Kopf? ... Nun, das muß ich sagen! Ich sollte doch glauben, daß ich einen recht ordentlichen hätte, ausgerüstet mit allen möglichen Utensilien!

Adr. Daß Du immer die Nase hoch trägst ...

Fel. Nun sehe Einer! Ich soll keinen Kopf haben, und doch auch die Nase hoch tragen! ... Das ist ja ein offenbarer Widerspruch! ... Habe ich keinen Kopf, so kann ich auch keine Nase tragen, weder hoch noch tief, und thue ich das, so habe ich auch einen Kopf: ... Das ist doch klar und deutlich, logisch und kathegorisch!

Adr. Man hat ihm von einem Wortwechsel erzählt, den Du gestern gehabt hast. ...

Fel. Gestern! — Oh, eine Albernheit! — Es betraf Dich.

Adr. Mich?

Fel. Versteht sich! Stelle Dir nur vor ... als ich gestern von der Börse kam, aß ich noch ein Paar kleine Pastetchen bei Felix ... meinem Namensvetter. ... Da sah ich einen jungen Menschen vorüber gehen, der ganz Deine Art und Weise, Deine Haltung hatte. ... Ich rufe ihm nach ... Du aber antwortest nicht ... ich laufe Dir nach und bringe Dir einen tüchtigen Freundschaftsschlag bei, daß Dir der Hut, den Du aufhattest, bis auf die Nase hereinfuhr ... oder vielmehr Dir nicht hereinfuhr, denn Du warst es gar nicht, sondern eine Art von Bull-Dogge, der sich umdrehte, fluchte und rechts und links, ohne

sehen zu können um sich schlug. ... Man schrie, man vertheidigte sich; es war ein allgemeines Handgemenge. ... Endlich macht man ihm die Nase wieder frei, indem man ihm etwas unsanft den Hut wieder davon zurückzieht. ... Ich mache ihm meine besten Entschuldigungen. ... Er will nichts davon hören. ... Dann sage ich ihm, daß ich ihn für meinen Bruder gehalten hätte, der ein sehr hübscher junger Mann sei. ... Das beruhigte ihn ... und er ist endlich so gütig ein Paar kleine Pastetchen anzunehmen, die er verzehrt und die ich bezahle. ... Das war ein brüderlicher Faustschlag, der mich 2 Franks 10 Sous gekostet hat.

Adr. Er konnte Dich einen Pistolenschuß kosten ... wie bei dem abscheulichen Duell, das Du vergangenen Monat auf dem Halse gehabt hast.

Fel. Oh, das ... da frage ich Dich wieder, ob ich daran Schuld war! ... Es war gerade in den schönsten Frühlingstagen ... am 1. Mai. ... Ich war ganz lustig und guter Dinge, und ging so mit den Händen in den Taschen und die Nase in der Luft einher, an meine künftigen Liebschaften denkend, wie ein Mensch der noch nicht verheirathet ist, aber nicht übel Lust hat, es ein wenig zu werden ... als auf einmal ... in der Straße Saint Autin ich an einem offenen Fenster eine allerliebste Frau erblicke, zu drei Viertel von einem Musselinvorhange verborgen ... die mir mit mysteriöser Hand ein Zeichen macht ... sieh'st Du, ... so! ... als wolle sie sagen: Guten Morgen, ... mein Mann ist nicht da ... ich warte

auf Sie! ... Es war ein Traum ... ein Mährchen aus tauſend und einer Nacht. ... Ich ſehe mich rings um. ... Niemand in der Nähe! ... Es war der erſte Mal wie er leibt und lebt! ... Alſo nicht lange gezögert ... ich eile in das Haus ... ich fliege die Treppe hinauf ... und gerade als ich beim erſten Stockwerk ankomme, öffnet ſich eine Thür und ich erkenne meine Unbekannte. ... Ich ſtürze in ihr Zimmer. ... Sie ſtößt einen Schrei aus: Ha! ... gerade ſo, als ob Jemand ſagen wollte: „Er iſt es nicht!" ... Ich ſtoße einen gleichen aus: Oh! gerade ſo, als ob Jemand ſagen wollte: „Bah! das iſt mir einerlei." ... Sie will mir entfliehen; ich halte ſie zurück ... und plötzlich ergreift mich eine Eiſenfauſt beim Kragen. ... Ich drehe mich um und ſtehe Naſe an Naſe vor einem ungeheuern Barte, an einem Geſichte auf einem Körper von ſechs Fuß Höhe, der mich wie einen Kräuſel herumdreht, auf den Boden niederlegt und die Thür zwiſchen uns Beiden zuwirft. ... Es war ein ſuperber Menſch! ... Sie war hübſch ... aber er war wahrhaft ſuperbe! Ich haſple mich auf, um wieder fortzugehen wie ich gekommen war, als ich auf einmal durch die Thür hindurch eine Stimme im tiefſten Baſſe vernehme. ... Es war die des Bartmanns, der mir zurief: „Morgen, Terraſſe Saint Germain, mit Piſtolen und Secundanten ... um neun Uhr." ... „Gut!" entgegnete ich ihm ... aber ich fand es nicht im Geringſten gut. Ich verbrachte einen jammervollen Tag und eine detto Nacht. ... Endlich am folgenden Morgen ſtellte ich

so, dem Grafen vertraut, erbitterte dessen Gemüth nur immer mehr.

Polydor ward in einen finstern Kerker des Schlosses geworfen, um nach wenigen Tagen zum Gericht überliefert, und mit dem Strange bestraft zu werden. Ach! wie elend lag der arme Jüngling in dieser Finsterniß! Doch den Schuldlosen erquickte ein himmlischer Trost, und sein frommes Auge sah nur freundliche Gestalten helfender Engel und Heiligen an den dunkeln Wänden des Gefängnisses, so daß er fast ruhig dem unvermeidlich scheinenden Tode entgegen sah.

Es hatte aber auch ein holdes Engelskind in seiner siegenden Unschuld über ihm gewacht. Nämlich die holde Klara, die ihm so kindlich liebend ergeben war. Als sie ihn fortführen sah in die Tiefe des Kerkers, und von dem Grafen und der guten Gräfin und allen hörte, daß er sterben müsse, da wand sie unaufhörlich die kleinen Hände unter zahllosen Thränen, und fiel ihren Pflegeältern zu Füssen, und bat um Polydors Leben, als um das ihrige. Aber des Grafen Zorn verweigerte es ihr hart. Da ergriff sie ein unnennbarer Schmerz, und in krampfhaften Bewegungen sank das holde Kind fast leblos dahin. Ihre Phantasie arbeitete gewaltsam, und ihr Irrreden erschöpfte ihre Kraft. Immer sprach sie von Polydor, und wenn Arnolfo sich ihr nahen wollte, wendete sie sich heftig hinweg wie vor

mich beim Rendezvous ein ... und fand da bereits meinen Gegner in Geleit von zwei Secundanten. Es kam zu einer Erklärung. ... Die Dame am Fenster war die Gemahlin eines an der Börse sehr bekannten Mannes ... des Herrn (er zischelt ihm den Namen in's Ohr). Ich hatte Recht gehabt, der Mann war nicht zu Hause, aber der Gestus mit der Hand: „ich warte auf Dich!" den ich für mich ausgelegt hatte, galt einem Andern ... einem Herrn Cousin. ... Und das war mein Bartmann, der in einem gegenüberliegenden Kaffeehause das verabredete Zeichen erwartete. ... Das Uebrige weißt Du. ... Die Erklärung war hitzig; Alle Wetter! ... Ich zitterte an allen Gliedern. ... Die Pistolen waren geladen. ... Glücklicherweise, glaube ich, hatte der Bartmann weniger Muth als Appetit ... und Alles endete mit einem Frühstück im Café Henri IV. ... Wir tranken ansehnlich und schlugen uns ganz und gar nicht. ... Ich bezahlte für die ganze Gesellschaft. ... Das war ein kleines Qui pro quo, das mir 92 Franks 25 Centimes kostete.

Adr. Da gab's doch zum Glück kein Opfer!

Fel. Nun, dafür mochte ich doch nicht stehen! ... Was mich betrifft, so habe ich mich mit einigen andern Liebschaften zu trösten gesucht. ... Aber jetzt lieber Bruder ... jetzt bin ich wahrhaft verliebt! (zornig) Alle Wetter! ja!

Adr. Verliebt! ... Schon wieder!

Fel. Du bist's wohl etwa nicht? Heuchler der Du bist! (Adrien geht wieder an seinen Tisch.) Freilich

gilt's bei Dir redlichen Absichten ... während ich, ... Bösewicht, der ich bin! ... Es ist wieder ein Ehemann dabei im Spiele.

Fel. (ohne auf ihn zu hören). Apropos, Herr Dunois ...

Adr. Herr Dunois! wer hat Dir denn etwas von Herrn Dunois gesagt?

Fel. Niemand, aber ich selbst spreche von ihm ... von Herrn Dunois, meinem künftigen Schwiegervater und überdies unserm Geldmakler. ... Du weißt, daß wir ihm schreiben müssen ...

Adr. Das thue ich eben: (für sich) mit derselben Feder, die ich dazu gebraucht, für Madame Dunois das feuerfangendste Liebesbriefchen zu schreiben! (laut) Was mich ein wenig stutzig macht, ist nur der Umstand, daß dieser Herr Gemahl so ein alter grober Eisenfresser ist.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Gey, sehr geputzt. Dann Joseph.

Gey. (zornig). Ei zum Henker, das ist doch höchst unangenehm! Ist das ein Unglücksvogel!

Adr. Was haben Sie denn, Herr Gey?

Gey. Von Ihnen rede ich nicht ... aber von Ihrem Bruder!

Fel. Von mir? Ei da muß ich bitten, Papa Gey.

Gey. Zum Henker, nennen Sie mich nicht Papa Gey! ... Das habe ich Ihnen schon zwanzig-

mal gesagt. ... Es klingt ja gerade als wollten Sie sagen „Papagey" ... und da muß ich Ihnen bemerklich machen, daß dieser anständige Vogel, ob mit Recht oder Unrecht will ich nicht untersuchen, für ein Wesen gehalten wird ... das nicht gerade einen erfinderischen Geist besitzt ... mithin ist ein solcher Namenkanklang nicht eben schmeichelhaft.

Fel. Ich habe nie an Ihren Geist gedacht!

Gey. Und dann, da ich nicht Papa, nicht Vater bin ...

Fel. Ah bah! ahbah!

Gey. Es giebt hier nichts zu ah bahen!

Fel. Bei einer so stürmischen Existenz wie die Ihre, sollten Sie uns weis machen wollen ...

Gey. (sich aufblähend). Ach gehen Sie doch, Sie Spasvogel! ... aber Sie vergessen ganz, daß ich wüthend auf Sie bin, mit Ihrem Falschverstehen, Ihren Apothekerverwechslungen! Habe ich Ihnen nicht schon oft gesagt, daß daraus noch einmal ein Unglück entstehen wird? ...

Fel. Ich habe eine Verwechslung in der Apotheke gemacht? ... Sind Sie denn krank?

Gey. Ei was? nicht in der Apotheke, sondern im Geschäft! im Geschäft! was noch viel nachtheiligere Folgen haben kann. ... Ich hatte Ihnen zwei Papiere eingehändigt, die zur Auszahlung an uns gekommen waren ... Eine Anweisung an Pinson, die Sie auszahlen ... und einen Wechsel von Jolibois, den Sie protestiren sollten.

Fel. Nun ja!

Gey. Nun ja!

Fel. Nun ja?

Gey. Nun! Ja! ... Ich esse zu Mittag bei Pinson. ... Ein köstliches Diner! ... Die Frau vom Hause ... eine superbe Truthenne mit Trüffeln ... hatte mich rechts neben sich gesetzt ... die einen Duft hatte, einen Duft! ich war ganz geschmeichelt ... und mitten bei dem mirakulösesten Desert ... bei der dritten Flasche Champagner ... bringt man dem Amphitryo ein gestempeltes Papier, bei dessen Anblick er vom Stuhle aufspringt. ... Er zerknirscht es in der Hand und wirft mir es mit einer wüthenden Miene an den Kopf. ... Ich öffne es ... lese es ... und was sehe ich? ... einen Protest!

Adr. Einen Protest!

Gey. Sie hatten die Anweisung des rechtschaffenen Pinson protestiren lassen ... der mir so ein magnifikes Diner gab ... glücklicher Weise hatte ich es schon in mich gebracht!

Fel. Wahrhaftig? Ha, ha, ha! ... Ja, ja, jetzt habe ich's! Ich hatte den Wechsel von Jolibois gezahlt! Ha, ha, ha!

Gey. Und darüber kann der Mensch lachen? (lacht selbst) Ha, ha, ha! ... Ich habe den Kaffee stehen lassen ... bin gleich zum Huissier gelaufen, um den Protest cassiren zu lassen ... und dann zu Jolibois, der mich mit Segnungen überschüttet hat.

Fel. Nun, das war wenigſtens ein Erſatz für den Kaffee.

Gey. Gehen Sie zum Henker ... er wird den nächſten Monat bezahlen.

Fel. Da iſt ja der Fehler wieder gut gemacht!

Gey. Das wohl, ... aber ſpielen Sie mir nicht wieder ſo einen Streich ... oder ... (den Ton ändernd zu Adrien) Wie finden ſie mich heut?

Adr. Ziemlich wohl auf.

Gey. Nein, das nicht ... meine Toilette ... ich will der Madame Bernard die Cour machen ... Nun? wie finden Sie mich?

Fel. Blendend.

Gey. Meinen Sie? Ja ich glaube wirklich, daß ich etwas ziemlich in die Augen Stechendes habe.

Fel. Bohrendes! Bohrendes!

Gey. Madame Bernard muß ſich entſcheiden... Ich nehme ſie mit Sturm ... ihr Herz ...

Fel. Und ihr ſchönes Poſtbüreau ...

Gey. Das man ihr nach dem Tode ihres erſten Mannes gelaſſen hat, um einen zweiten zu finden ... und hier iſt er!

Fel. Bravo.

Gey. Ich will noch über meinen äußern Menſchen heute conſultiren, meine Nichte, eine kleine Kokette ... Apropos, haben Sie an ihren Mann geſchrieben ... an Duonis.

Fel. Ja, Papa Gey ... ich habe dieſen Vormittag ſchon 4 Briefe geſchrieben. (hält ihm einen

hin). Da ſehen Sie! (zieht ihn zurück) Nein, der nicht! .., Da, dieſer.

Gey. (den Brief durchfliegend) 600 Franks-Rente zum Verkauf mit 120 ... Ganz recht.

Fel. (für ſich) Bald hätte ich ihm den Brief an Madame Dunois gegeben.

Gey. Das muß man ſagen, der Teufelskerl, ſchreibt eine magnifike Hand! ... Wenn er nur nicht ſo tolle Sprünge machen wollte, der Wirrkopf!

Fel. (den andern Brief betrachtend.) Das kommt daher, weil man ſeine Gebeine geſchont hat.

Gey. Was iſt denn das da für ein Brief?

Fel. Da muß ich bitten ... das iſt kein Brie in Geſchäftsangelegenheiten ... oder vielmehr doch auch — — in Herzensgeſchäftsangelegenheiten.

Gey. Ein Liebesbrief? ... Ich habe eine wahre Leidenſchaft für dergleichen kleine Tollheiten ... zeigen Sie doch!

Fel. Unmöglich! ... das könnte eine Dame compromittiren.

Abr. (Kommt von ſeinem Tiſche näher hinzugetreten.)

Gey. Ach! was ... unter Männern! ... Zeigen Sie nur!

Fel. Nun denn, Sie kennen ja die Perſon nicht. (lieſt) „Theuere Ann" ... den Namen überſchlage ich.

Gey. Es iſt eine Ann ... eine Anna ... ich kenne da mehrere ... will ſchon nachſpüren ... Weiter?

meine Ohren tönten, wie ein Strom von Harmonie, da fühlte ich durch mein ganzes Weſen eine glühende Lava rinnen, die ſeitdem Brand und Verwirrung darin angerichtet hat.

Gey. Das glüht, das erwärmt!

Fel. (leſend) Ich habe begriffen und eingeſehen, daß der geizige Filz ...

Adr. Hoho! der Filz.

Gey. Das iſt der Mann! ... allerdings etwas riskant!

Fel. Möglich ... aber ich habe keinen andern Ausdruck gefunden, um meinen Gedanken wiederzugeben.

Gey. Ich hätte ganz einfach geſagt, Dein Mann ... damit iſt Alles ausgedrückt ... Weiter!

Fel. Ich habe begriffen und eingeſehen ...

Adr. (ſieht Joſeph eintreten) Joſeph! ... Still! ... Was iſts?

Joſ. Madame Dunois iſt im Salon mit ihrer Stieftochter.

Fel. Anita!

Adr. Adeline! (beide wenden ſich um abzugehen).

Gey. (hält ſie zurück) Halt doch! Wo wollt ihr denn hin? (zu Adrien) Geben Sie geſchwind die Briefe die zur Poſt müſſen, (zu Joſeph) Dann kannſt Du meine Nichte hereintreten laſſen.

Fel. (am Pulte) Ganz recht! ... ich habe noch zwei Adreſſen zu ſchreiben (für ſich) Madame Dunois hier! ... beinahe hätte ich mich verrathen!

Gey. Nun so machen Sie geschwind .... Sie wissen doch auch, daß wir heute noch 1000 Thaler zu Herrn Vauxlair bringen müssen?

Fel. Tausend Thaler ... da sind sie ... ich will sie gleich in mein Portefeuille stecken. (legt Banknoten ins Portefeuille.)

Adr. (zu Felix.) Geschwind nun Deine Briefe!

Fel. Da, da! (für sich.) Das geht! Ich laß mein Briefchen ihr selbst in die Hand schlüpfen ... ihnen vor der Nase ... oh, das heißt ganz auf großem Fuße leben!

(Joseph, dem Adrian die Briefe gab, geht damit ab, und macht den Damen die Thür auf.)

Adr. Da sind die Damen.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen, Anita, Adelina, jede mit einem Strauße in der Hand.

Gey. (zu ihnen eilend.) Schönsten guten Morgen, meine Schönen!

An. Endlich, lieber Onkel, kann man bis zu Ihnen gelangen ... das ist ein wahrer Glücksfall! (wird Adrian und Felix gewahr, welche grüßen.) Ach, meine Herren, verzeihen Sie ... ich hatte nicht gesehen ...

Adel. Aber ich! o ich hatte die Herrn auf der Stelle gesehen!

Adr. Meine theure Adeline!

Fel. Welche Unbefangenheit! (für ſich) die Andre iſt lange nicht ſo unbefangen ... ſie verräth ſich nicht.

Gey. Meine liebe Anita, was verſchafft mir denn das Vergnügen ....

An. Nun, liebes Onkelchen? Ihr Namenstag! .... da durfte ich doch nicht fehlen! .... Nehmen Sie unſre Sträuschen freundlich an, ſo wie die beſten Wünſche die wir damit verbinden .... zur bevorſtehenden Vermählung.

Gey. Mit Freuden! (er küßt ſie.)

Adel. (ihren Strauß übergebend.) Das wird Ihnen Glück bringen.

Gey. (ſie küſſend.) Angenommen, angenommen! ... Adrian mag es Ihnen wiedervergelten ... Ei, ei! Werden Sie doch ganz roth, mein Schätzchen!

Fel. Sie wird ganz roth, das liebe Schätzchen.

Gey. Was für allerliebſte Sträuschen! ... wie liebenswürdig Ihr ſeid! ... ich kann eigentlich die Blumen nicht ausſtehen, ſie nehmen mir den Kopf ein ... aber Ihr ſeyd doch höchſt liebenswürdig! (er legt die Blumen auf den Kaminſimms.)

An. Sie können die Blumen Mad. Bernard geben, lieber Onkel.

Fel. Das dächte ich auch.

Gey. (zurückkehrend) Was giebts?

Fel. (holt einen andern Blumenſtrauß vom Kamin. Für ſich.) Was für ein Gedanke! (laut.) Verzeihen Sie ... da iſt ein Strauß von Veilchen mit

einer verzehrenden Flamme. Am dritten Tage standen der Graf und die Gräfin, welche Klara sehr liebten, hoffnungslos an ihrem Lager, da sagte der Pater Anselmo, der bis jetzt vergebens alle Kenntniß der Arzneykunde, die ihm beiwohnte, erschöpft hatte: da sie so unaufhörlich nach Polydor verlangt, laßt ihn doch auf einen Augenblick aus dem Kerker zu ihr holen, vielleicht lindert sein Anblick die Heftigkeit ihrer Krankheit. Und der Graf willigte ein. Man entledigte Polydor seiner Ketten und führte ihn durch die Gemächer an Klaras Krankenlager. Ihm war es wie ein Traum, doch begegnete er überall theilnehmenden Blicken, nur in Arnolfos Auge, als dieser wild an ihm vorüber eilte, hämischem Grimm. Da er aber zur Thüre des Gemachs hereintrat, erwachte Klara aus tiefer Betäubung, und streckte ihm die zarten Arme entgegen, und zog ihn mit süßen Worten, ihn ohne Unterlaß nennend, an ihre Brust, und weinte bitterlich. Und alle die umher standen ergriff gleiche Rührung und sie weinten auch mit dem holden Kinde, so daß selbst des Grafen Herz sich erweichte. Und als Klara ihre flehenden Blicke zu ihm richtete und mit weicher Stimme rief: Guter Vater! laßt Eure Klara doch bei dem schönen Leben bleiben, und verzeiht dem armen Pietro, da wendete er sich mild bewegt zu der Tochter und sagte: Wenn Du nur dadurch wieder gesund wirst, so sey ihm verziehen um Deinet-

einer weißen Camelie, das ich heute früh unserm lieben Herrn Gey gebracht hatte.

Adr. Nein nein ... ich war's ja, der ...

Fel. Ach ja, wir haben es beide zusammengebracht ... aber da die Blumen Herrn Gey Kopfschmerzen machen ... (für sich) Ja, ja, ich stecke mein Briefchen dahinein.

Adr. (leise zu Adeline). Aber er war ja gar nicht für ihn!

Adel. Lassen Sie nur, Sie geben mir einen andern. (sie setzt sich rechts und Adrien geht zu ihr).

Fel. (indem er seinen Brief in den Strauß steckt). Und ich würde mich sehr glücklich schätzen, wenn Madame ihn gütigst annähmen. (für sich) Ich spiele den Blumen schön mit. (laut) Die Blumen sind so frisch! (für sich) Da, nun steckt's drin! (zu Anita gewendet und laut deklamirend).

Den frischen Strauß bescheidner Veilchen,
O nimm ihn heute von mir an!
Mög' irgend ein geheimer Zauber
Darin sich Deinem Herzen nah'n.
Ein Jeder wählet sich die Blume
Die Aehnlichkeit mit ihm verlieh:
Die meine hält sich gern verborgen,
Nur Liebe weiß zu finden sie.

(für sich) Sie begreift's noch nicht! (leis zu ihr) Im Innern ... da steckt's:

Die meine hält sich gern verborgen,
Nur Liebe weiß zu finden sie.

Gey. (ihn fortschiebend.) Der Spitzbube! wie

hübſch er das macht! ... Er hat wahrhaftig mehr Verſtand als ich!

Fel. Schönen Dank.

An. Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich ...

Gey. So nimm's doch nur, thue als ob's von mir käme. ...

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Dunois.

Dun. (noch an der Mittelthür). Guten Morgen Alle zuſammen.

An. Mein Mann!

Gey. (ihm entgegen). Ah, der liebe Herr Dunois!

Fel. (ſich ſchnell von Anita entfernend und bei Seite). Der Mann! ... Da fällt mir ein Mühlſtein auf den Kopf! —

Dun. Guten Morgen, lieber Onkel Gey! Ich bringe Ihnen zu Ihrem Namenstage auch ein kleines Geſchenk ... einen Händedruck.

Gey. (ihm lächelnd die Hand gebend). Da kann ich ſagen, daß ich in der That davon ergriffen bin. Ha, ha, ha!

Fel. Ah! Allerliebſt!

Gey (ſelbſtvergnügt). Nicht wahr? nicht übel!

Dun. Guten Morgen, meine Herren. Guten Morgen, Adrien. (zu Anita) Ah, ſchon hier mein Kind?

Fel. (leis zu Anita). Er wird Sie etwas spät gewahr.

Gey. Apropos, Sie kommen mir ganz zur gelegenen Zeit! ... ich hatte eben an Sie schreiben lassen.

Dun. Um mich zum Frühstück einzuladen?

Gey. Ach, dummes Zeug! Nein wegen einer kleinen Börsenoperation. ... Felix, geben Sie ihm doch den Brief.

Fel. Gleich, gleich! (er sucht) Wahrhaftig ... ich habe ... er ist nicht da!

Dun. Wie denn so?

Fel. (immer suchend). Ich glaubte aber doch ... ich habe ihn wohl mit auf die Post geschickt.

Gey. Nun da sieht man's wieder! ... Wie? meine Nichte kommt hierher und statt sie zu ersuchen, den Brief an ihren Mann mitzunehmen, schicken Sie ihn auf die Post! Sie machen aber auch nichts als dumme Streiche!

Fel. O verzeihen Sie ... ich war so zerstreut. (er wirft einen Blick auf Anita.)

Gey. Ja wohl, zerstreut durch Ihre Liebschaft.

Dun. Aha! der Herr sind verliebt?

Fel. Ich? ... Ei, nun ja! ... ich habe dieses Vergnügen, (wie vorhin) „im Innern!"

Gey. Ei da sagen Sie mir doch, Dunois, ob Sie Annen an der Börse kennen?

Dun. Annen? Was wollen Sie damit sagen?

Gey. Das heißt Ehemänner, die den Namenstag ihrer Frauen am St. Annentage feiern?

Fel. Papa Gey!

Gey. Denn der Name seiner Herzenskönigin fängt mit einem Anna an.

Fel. Gey! (er macht ihm Zeichen.)

Dun. (lachend). Ha, ha, ha, ich hab's! ... Ich weiß! Ha, ha, ha!

Fel. (lachend). Ha, ha, ha! (für sich) Geh nur ... Du merkst es doch nicht!

Dun. Ja, ja, ich weiß, Herr Felix ist ein Herzensräuber. ... Der Tausendsassa!

Fel. Oh ... ich ...

Dun. Ich rathe ihm nur, dabei nicht mit einem Herrn Gemahl sich einzulassen, wie der, dessen Secundant ich eben gewesen bin.

An. Du?

Adel. (steht auf und kommt mit Adrian vor.) O du mein Gott!

Gey. Sie waren Secundant?

Adr. In einem Duell.

Dun. Nun ihr seht, daß ich nicht daran gestorben bin ... Der kleine gute Mann lebt noch! — Aha, Kind, was hast Du denn da für einen herrlich riechenden Strauß? (er nimmt ihn ihr.)

Fel. (für sich.) Mein Himmel! mein Brief!

An. Es ist ein Geschenk meines Herrn Onkels ... Aber das Duell?

Gey. Wer hat sich denn geschlagen?

Dun. Einer meiner Collegen ... ein Mann der Haare auf den Zähnen hat ... ein ehemaliger Kriegsknecht, so wie ich ... er hat einem kleinen Hasenfuß, der um seine Frau herum courbettirte, eine Lection geben wollen. Ha! wir sind nicht etwa solche löschpapierne Ehemänner! Nach dem ersten Schusse hat man jedoch die Sache friedlich beigelegt, ganz gegen meinen Willen!

Gey. Gegen Deinen Willen!

Dun. Ich hätte wieder von vorn angefangen und der Bursche hätte mir das Leben genommen oder ich ihm.

Fel. Ach! — (Dunois sieht ihn an.) Sie entblättern ja ganz Ihren Strauß! (er greift nach dem Strauße, Dunois zieht ihn aber zurück.)

Gey. Diese ehemalige Kaisergarde hat den Teufel im Leibe!

An. Du bist also so außerordentlich eifersüchtig!

Dun. Ja, das bin ich! Und wenn es jemals so ein naseweises Bürschchen wagte ... ich zerrisse ihn in Stücken, wie diesen Straus!

Fel. (stößt einen Schrei aus.) Ah! (Anita nimmt schnell den Straus.) Es ist ja der Straus von Madame!

Adel. Ach! das ist nicht hübsch, wenn man so bösartig ist!

Dun. Bösartig? Gott bewahre! Ich bin sanft wie ein Kind, aber ich bohrte ihn doch mit Vergnügen durch und durch! Das brächte mir die Hand wieder

in Uebung. Sie iſt mir ohnedies ein wenig eingeroſtet ... ich brauche ſo etwas ... ich war geboren für den Krieg! ... Nun ſtill davon! O hören Sie, Gey, und Sie, lieber Adrien, ehe ich aufs Land reiſe, wohin meine Pflichten mich rufen ... denn Sie wiſſen ... ich bin Maire meiner Gemeinde, und als Maire angebetet ... ſo ſehr, daß davon die Rede iſt, mich zu ... (aufs Knopfloch zeigend.) Sie verſtehen ſchon ... mich zu ...

Gey. Zu decoriren ...

Adel. Ein rothes Bändchen! Oh, was mir das für Freude machen würde.

Dun. Und mir erſt! ... Ach, meine Freunde, nur das fehlt mir noch ... das nur drückt mich noch Tag und Nacht ... ich habe einen wahren Heißhunger decorirt zu ſeyn.

Fel. Oh, das iſt man Ihnen auch ſchuldig. (für ſich.) Verſteht ſich!

Dun. An dem Tage, wo es geſchieht, illuminire ich.

Fel. (für ſich.) Ich bezahle die Lampen.

Dun. Nun aber, lieber Onkel, muß ich vor meiner Abreiſe noch mit Ihnen von ernſthaften Geſchäften ſprechen ... von Heirathsangelegenheiten ... Gehen wir in Ihr Cabinet, wenn die Damen es gütigſt erlauben.

Adel. Oh, mit Vergnügen.

Gey. Sie merkt wohl, daß das Geſpräch ſie angeht ... Gehſt Du mit, Anita?

Fel. (leise zu ihr.) Barmherzigkeit! ... der Straus! ...

An. Hm ... ich ... ich ...

Dun. Ah bah, die Damen sind nur zu brauchen, wenn von Lappenstaat die Rede ist.

An. (gereizt.) Wenn Du das sagst, so bleibe ich.

Fel. (für sich.) Gottlob!

Dun. (zu Felix.) Kommen Sie mit, Sie Alleweltseroberer?

Fel. Oh ich ... ich habe noch einige Gänge zu gehen. (für sich) Gott! Wie dieses Wesen mich zum Zorne reizt!

Adel. Ich habe dort im Saale eine allerliebste Etagere gesehen, und auf der will ich unsere Blumen in Ordnung bringen, Papa Gey.

Gey. O liebe Kleine, nennen Sie mich doch nicht auch Papa Gey ... ich gehe ja auf Freiers Füßen.

Adel. (sucht die Sträuße zusammen.)

Dun. (geht zu Gey). Ganz recht, Sie sind auch so ein Mann, der auf Eroberungen ausgeht. (geht mit Gey und Adrien rechts ab. Felix durch die Mitte eben so.)

Fünfter Auftritt.

Anita allein.

Oh, die Herren Ehemänner! Mit ihrer Unartigkeit, ihrer Ungeschicklichkeit! Man sollte sagen, sie wären von einem bösen Dämon besessen ... während die andern jungen Leute dagegen so liebenswürdig

ſind! ... Aber was wollte nur eigentlich Herr Felix mit ſeinem Strauße ſagen? ... Dieſes geheimnißvolle Weſen ... (erblickt das Briefchen unter der Camelie.) Ha! ... ein Billet! ... Der Unbeſonnene! ... Wenn mein Mann ... ich zittre noch an allen Gliedern! .. Nein, nein, ich leſe den Brief nicht! ... Mich ſo zu compromittiren bei einem Manne, wie dem meinen! ... Ja, ich will ihm antworten, daß er zu viel gewagt habe, mir zu ſchreiben und daß meine Ehre mir gebiete ... ja, das iſt Alles wahr, aber um ihm etwas abzuſchlagen, muß man doch erſt wiſſen, um was er gebeten hat! ... Der exaltirte junge Menſch! ... Etwas muß ich doch thun, um ihn wieder zur Vernunft zu bringen! ... Uebrigens glaubte mir es ohnedies niemand, und wenn ich's auch zehnmal ſagte, daß ich den Brief nicht geleſen habe, ... alſo ... (ſie öffnet den Brief. Felix tritt leiſe ein und bleibt im Hintergrunde ſtehen.)

Sechſter Auftritt.

Anita. Felix.

Fel. (für ſich.) Ha! ſie lieſ't meinen Brief.

An. (innehaltend.) Mein Gott ... ich zittre.

Fel. (nähertretend.) Wie gerührt ſie ſein wird.

An. Aber was iſt das? ... was ſoll dieſes fonderbare Billet bedeuten?

Fel. (hervortretend.) Glauben Sie ihm! glauben Sie ihm!

An. Mein Herr!

Fel. Es ist der wahrhafte Ausdruck meines Gefühls, das ... (kniet nieder.)

An. Dieses Billet? (in Lachen ausbrechend.) Ha, ha, ha!

Fel. (für sich.) Sie lacht darüber? (laut.) Es ist der glühende Ausdruck einer Leidenschaft, die ...

An. (liest.) „Belieben Sie nach dem gestrigen Cours von 120,70 uns 6000 Renten zu 5 Procent ... Ha, ha, ha!

Fel. Ah bah! (nimmt den Brief. Nach einer Pause auflachend überlaut.) Ha, ha, ha! (Sie lachen beide.) O verzeihen Sie, es ist ein Irrthum.

An. (immer lachend.) Ja? — o ja ... das glaube ich, ha, ha, ha!

Fel. (eben so.) Ha, ha, ha! Ich muß gestehen, daß ...

An. Man wohl nie einer Dame ... in einen Veilchenstrauß, eine ... hà, ha, ha!

Fel. Die Sache ist die, daß ... ha, ha, ha! ... es ist wahrhaftig originell! ... Ich hatte nämlich ... ha, ha, ha! zu derselben Zeit den Auftrag erhalten an ... (hält plötzlich inne und wird ganz ernsthaft) Ach du mein Gott! ... (er steht wieder auf und wiederholt, während Anita immerfort lacht, den Ausruf:) Ach du mein Gott!

An. Nun was haben Sie denn auf ein Mal? Ha, ha!

Fel. (mit heftigem Aufschrei.) Ach du mein Gott! (er läuft wie toll im Zimmer umher.)

An. (ſetzt ſich links.) Und man ſpricht von Ihren verrückten Streichen ... da thut man Ihnen doch himmelſchreiendes Unrecht!

Fel. (für ſich.) Das Briefchen an den Mann an die Frau ... und den andern für ſie an ihn fortgeſchickt, fort! ... Oh Sapriſti!

An. (ohne auf ihn zu hören.) Da werde ich noch lange darüber lachen müſſen ... Was für ein Wirrkopf!

Fel. Ja, mein Kopf! ... Er dreht ſich im Ring ... er fällt mir vor die Füße!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Adeline.

Adel. Was iſt denn das für ein Geſchrei ... für ein Gelächter?

Fel. Oh, es iſt nichts! gar nichts!

Adel. Ah, was für ein jämmerliches Geſicht!

Fel. Finden Sie? ... nein! ... nie! ... (für ſich.) Wenn er wiederkommt, ſo ſind wir verloren! (Anita ſteht auf.)

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Dunois, Gey, Adrian.

Dun. Schön, ſchön! Da ſind wir ja vollkommen einig. (zu Anita.) Aber Schätzchen, was ging denn indeſſen hier vor? ... Ihr wart von einer Luſtigkeit ...

An. Es war der Herr Felix ... der mir ... eine Renten-Beſtellung übergab ... Courszettel ... und dergleichen.

willen. Polydor ward daher nur in leidlicher Haft gehalten, und als am vierten Tage darauf Klara wieder blühte in voller Frische der Kindheit, ließ der Graf Polydor rufen, und verkündete ihm, daß er frei sey, aber nicht länger weilen könne in diesem Schlosse, und gab ihm einen Zehrpfennig auf den Weg, und hieß ihn wandern aus dem Gebiete von Mayland, ansonst, würde er ferner darin gefunden, man ihn ergreifen und sein Loos schlimmer seyn werde als vorher. Deß bedankte sich Polydor wohl und eilte das Schloß zu verlassen, aber zu dem lieben alten Bilde mußte er noch einmal treten und der Madonna danken für seine Befreiung. Indem er aber so kniete, trat Klara, das holde Kind, eilig herein, und drückte ihm ein Kreutzlein von Ebenholz mit Silber eingefaßt, das sie immer an ihrem Halse getragen hatte, in die Hand, raunte ihm zu: bleibt gut und fromm, armer Polydor, und gedenkt meiner, und verließ schnell das Gemach, Polydor aber in weniger Zeit darauf das Schloß.

Wohin er sich nun wenden sollte, wußte der arme Jüngling nicht, doch zog ihn ein innerer Trieb nach Rom, obschon die Weite des Weges und die unsichern Pfade über die rauhen Apenninen ihn davon abzumahnen schienen. Aber er hatte gehört, daß dort viel große Künstler versammelt seyen, und in Bauwerk und Malerei eine neue Welt sich aufthue, auch wünschte er den heiligen Vater zu sehen

Dun. (lacht. Sehr galant!

Gey. (lacht.) Mit einer hübſchen Frau von Geſchäften ſprechen! ... Aber warten Sie doch! ... Das war gewiß der Brief an Sie ... Er ſollte ja aber auf der Poſt ſein?

Fel. Ja doch ... nein doch ... das heißt ... ich glaubte ... als ich aber noch einmal nachſuchte ... Hier auf meinem Schreibtiſche ... da fand ich ihn noch. (für ſich.) Ich ſchwitze Angſtſchweiß.

Dun. (der indeß den Brief durchgeleſen hat.) Gut, gut! ... ich werde die Operation machen, in der nächſten Stunde ... Nun Adeline, mein liebes Kind, ich habe mit Adrian mich ausgeſprochen ... es iſt ein braver junger Mann ... in guter Lage ... aus einer guten Familie ... (er ſchlägt dabei Felix, der nachdenkend daſtand, auf die Achſel.)

Fel. (ſich erſchrocken umdrehend.) He! was giebts? — mein Herr! ...

Dun. Was haben Sie denn nur in aller Welt? ... Sie ſind doch nicht unwohl?

Fel. Ich? ... nein ... das heißt ... ich habe die Ehre, Ihnen mein Compliment zu machen!

Gey. Ha, ha, er iſt wieder einmal abweſend.

Fel. Wie ſo, abweſend! Was verſtehen Sie unter dieſem abweſend.

An. (für ſich.) Welche Unruhe! er wird ſich verrathen!

Gey. Was gabs denn eigentlich?

Dun. Ich ſagte, daß ſein Bruder meine Tochter liebe ...

Adr. Oh von ganzem Herzen.!

Dun. Meine Tochter haßt ihn auch nicht. Nicht wahr?

Adel. Im Gegentheil!

Dun. (Felix die Hand reichend.) Und da ich hoffe, daß die Seinigen mir immer freundlich zugethan ſein werden ... Ihre Hand ...

Fel. Mein Herr ... o gewiß, gewiß! (für ſich.) Da kommt er an den rechten!

Dun. So wollen wir bei meiner Wiederkehr in die Stadt die Heirath zu Stande bringen. (ungeduldig.) Ihre Hand, alle Wetter! ... O wie Sie zittern!

Fel. Ich ... nein ... das heißt ... haben Sie doch die Güte ſich niederzulaſſen.

Dun. Schönen Dank! ich gehe jetzt und nehme meine Damen hier mit. Aber ich eile ... Die alberne Geſchichte heute früh hat mir eine Menge koſtbare Zeit weggenommen ... und warum? Da frage ich Sie! ... um einem Ehemanne ſeinem Gegner die Hand reichen zu ſehen! ... Der Dummkopf!

Fel. (ergrimmt.) Oh.

Dun. ſieht ihn an, worauf er gleich lächelt.

Gey. Der Mann mochte wohl ſeiner Sache nicht ſo gewiß ſein, wie Sie geweſen wären. Sie ſollen ja einer der tüchtigſten Schläger in der Armee geweſen ſein.

Dun. (luſtig.) Ja, mit dem Degen, da numerirte ich Ihnen die Rippen, und mit der Piſtole ſchöß ich dem Abdelkader eine Fliege von der Naſe weg.

Gey. Von hier aus doch nicht!

Fel. (wie oben.) Oh, (für ſich.) Schakal Du!

An. Das iſt ein wunderſchönes geſelliges Talent, das du da beſitzeſt, lieber Mann.

Dun. Laſſen wir das jetzt. Die beiden jungen Leute hier wollen ſich verheirathen und da muß man ihnen den Eheſtand nicht ſchwarz malen.

Adr. Oh, ich fürchte mich nicht.

Gey. Die Leute gleich todt machen!

Dun. Verſteht ſich.

An. Ein Mann muß ...

Dun. Vor allen den Liebhaber fortjagen und abſtrafen. Iſt aber die Frau ſtrafbar ... bei ihr anfangen.

An. (für ſich.) Armer Junge.

Fel. (eben ſo.) Arme Frau!

(Dunois giebt ſeiner Frau den Arm und geht mit ihr ab. Adeline folgt. Gey und Adrian begleiten ſie.)

Neunter Auftritt.

Adrian, Felix, Gey.

Gey. (nimmt ſeinen Hut.) Ich gehe nun zu Madame Bernard.

Fel. (der vorn ſchwankend ſtehen blieb.) Der Tiger! der Kanibale! ... Oh, ich habe keinen Blute-

klopfen mehr ... Das Herz wird mir ganz ſchwach! (er will eben umſinken, Gey und Adrian ſtützen ihn.)

Gey. Was iſt denn das? Was hat er denn? Iſt er denn krank?

Adr. Lieber Bruder!

Gey. (ihn ſchüttelnd.) Kommen Sie doch zu ſich!

Fel. (ſtößt einen lauten Schrei aus.) Ha! (er reißt ſich los und läuft zu einer Klingel links am Ka-min.) Joſeph! ... wenn es nur noch Zeit iſt! ... Joſeph!

Gey. Was giebt es nur?

Fel. (wieder in die Mitte kommend.) Was es giebt? ... es giebt ... daß mein Brief ...

Gey und Adr. Nun?

Fel. Verloren iſt!

Gey. Ihr Brief verloren? —

Fel. Mein Brief! ... Oh und ihr Alle ſeid ... nein, ihr nicht ... aber ſie! ſie.

Gey. Was aber?

Fel. Verloren!

Adr. Verloren?

Fel. Ja!

Gey. Aber wer denn nur?

Fel. Sie, ſie! ... ſie die ich liebe!

Gey. Ah, jetzt habe ichs! ... aber ich begreife nicht!

Fel. Es iſt gar nicht nöthig, daß Sie's begreifen! ... Nein! ... er ſoll ihn nicht bekommen! ... eher ſterbe ich!

Adr. Aber Bruder!

Fel. Abscheuliche Geschichte! ... Unselige Zerstreuung! Ich hätte den Einen da hinein ... den Andern dort hinein ...

Gey. Aber ich verstehe gar nicht ...

Fel. Es ist auch nicht nöthig, daß Sie verstehen ... (geht wieder an den Kamin und klingelt.) Will er denn endlich kommen, der Schlingel.

Adr. Wer denn?

Fel. Je nun, Joseph! Ich klingle ja schon seit einer ...

Adr. Aber weißt Du denn nicht, daß an dieser Schnur keine Klingel ist?

Gey. Die andere ists.

Fel. (springt wüthend nach der Klingel links und reißt sie ab, daß ihm die Schnur in der Hand bleibt.)

Gey. Das ist ja wahrer Wahnsinn!

Fel. (wirft ihm die Schnur zwischen die Beine.)

Gey. Alle Wetter!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen, Joseph.

Jos. Da bin ich.

Fel. (läuft auf ihn zu.) Kommst Du endlich, Schnecke? — Die Briefe die ich Dir gegeben habe?

Jos. Die Briefe?

Fel. Ja, die Briefe, ... wo sind sie?

Jos. Auf der Post!

Fel. Henkersknecht! auf der Poſt! ... auf welcher Poſt?

Joſ. Nun, alle Wetter, auf der Poſt!

Gey. Natürlich ... weil ...

Fel. (will auf Joſeph ſich ſtürzen. Adrien hält ihn zurück.) Die Poſt! die Poſt! Dummkopf! welche Poſt?

Adr. (zu Joſeph.) Er fragt Dich, in welches Poſt-Büreau?

Fel. Ja! in welches? ... welches?

Joſ. Ah, ſo! ... ja, ja! ... in den Kaufmannsladen an der Ecke.

Fel. Ich laufe! (für ſich.) Ich werde ihn wiederholen, meinen Brief! (ſchreiend.) Meinen Hut! (für ſich.) Ja, ich muß ihn wieder haben, und ſollte ich ... (ſchreit.) Meinen Hut!

Joſ. (ſucht den Hut.)

Gey. (hält ihn von der einen Seite feſt.) Aber was haben Sie nur?

Adr. (von der andern Seite.) Um was handelt ſich's nur?

Fel. (außer ſich.) Es handelt ſich um mein Leben ... um mein Glück, um das Deine, um das ihrige! ... meinen Hut! meinen Hut.

Joſ. (ſucht.) Er muß gar nicht hier ſein! ich hole ihn! (geht links ab.)

Adr. Aber ſo erkläre mir doch nur ...

Fel. Was? ... daß ich dieſen liebeglühenden Brief, den ich an eine Frau ſchrieb ...

Gey. An ihre Anna ...

Fel. An den Mann adreſſirt habe.

Gey. An den Filz!

Adr. An wen denn?

Fel. (wieder in den Hintergrund laufend.) Meinen Hut! meinen Hut! ... Nein ... ich will einen Wagen nehmen, Joſeph! (wieder vorkommend.) Doch nein ... ich komme geſchwinder zu Fuße ... Lebt wohl und betet für mich! ... Aber meinen Hut ... (er erblickt den Hut, den Gey in der Hand hält.) Ach da iſt er! (er ergreift ihn und läuft damit ab.)

Gey. (ihm nach.) Nein, nein, es iſt ja meiner! ... mein neuer!

Adr. (eben ſo.) Bruder!

Joſ. (kommt von links mit dem Hute.) Da iſt der Hut! ꝛc.

(Ende des erſten Aufzuges.)

Zweiter Aufzug.

Getheiltes Theater. Die größere Hälfte ſtellt ein Poſtbüreau mit Stühlen, Cartons, Pulten u. ſ. w. vor, welches hinten auf ein zweites Büreau geht. Die kleinere Hälfte rechts zeigt ein vergittertes Cabinet mit grünen Vorhängen, Stühlen, Cartons u. ſ. w. vorn gegen das Publikum offen. Seitenthür ins Büreau.

Erſter Auftritt.

Madame Bernard, Briefträger. Erſtere iſt im Cabinet und überſchreibt Pakete. Die Briefträger ſind im Büreau beſchäftigt.

Mb. Bern. (in's Büreau tretend.) Nun fort ihr Herren, es hat ſchon 10 geſchlagen. Beeilen Sie ſich, die Briefkaſten an ſich zu nehmen.

Alle. Ja, Madame Bernard.

Mb. Bern. Der Dienſt in unſern Artondiſſementsbüreaus iſt nicht immer ſorgfältig und genau ... Der Herr Generalpoſtdirector hat ſchon einige Male darüber geklagt. Wer iſt denn das letzte Mal

bei Empfangnahme des Briefkaſtens im Haupt-Bureau zugegen geweſen?

Ein Briefſtr. Franceis.

Md. Bern. Gut. ... Es darf nur eine Stunde Zwiſchenraum zwiſchen der hieſigen Empfangnahme und der dortigen Abgabe verſtreichen. Alſo hübſch rührig!

Alle. Ja, Madame Bernard. (ſie gehen durch den Hintergrund ab.)

Zweiter Auftritt.

Madame Bernard. Dann Anita.

Md. Bern. Da habe ich Gottlob wieder einen freien Augenblick. Wenn Herr Gey den guten Gedanken hätte, mir jetzt ein wenig die Cour zu machen! ... Ich arme Wittwe! ... Ich gewöhne mich nach und nach an ihn ... und wenn er nicht da iſt, iſt mirs als ob mir etwas fehlte. (ſeufzt.) Ach! ja! (geht nach ihrem Cabinet zu.)

An. (vom Hintergrunde her.) Madame ...

Md. Bern. (faſt ſchon in der Thür ohne ſie zu ſehen.) Iſt Jemand da? ... Man gehe nur in das Büreau ... hier wird nicht frankirt.

An. Ich habe aber nichts zu frankiren, Madame Bernard.

Md. Bern. Ah, Sie ſinds, Madame Dunois!

An. Ich ſelbſt und komme ... um für meinen Onkel mit Ihnen zu ſprechen ... Wiſſen Sie auch, daß er ganz einſchrumpft? Der arme Mann! —

Bestimmen Sie doch endlich den Tag Ihrer Vermählung!

Md. Bern. Ei sehen Sie doch! ... Herr Gey ist ein kleiner, zudringlicher Mann .... er läßt mich gar nicht zu Athem kommen ... Ich habe ihm freilich mein Wort gegeben ...

An. Und brauchen es nur zu halten ... Nun meine liebe zukünftige Tante! machen Sie einen Glücklichen, und zögern Sie nicht.

Md. Bern. Einen Glücklichen! ... er wirds vielleicht sein — aber ich ... stehen Sie mir auch für mein Glück?

An. Allerdings. Er wird Ihnen nichts von Allem verweigern, was er Ihnen geben kann.

Md. Bern. Er ist nicht mehr jung.

An. Aber er ist so gut.

Md. Bern. Das ist nicht Ein und Dasselbe!

An. Gewiß, Sie werden glücklich sein, Sie!

Md. Bern. Ich! ... wie Sie das nur so sagen ... sollten etwa Sie, meine theure Anita, es nicht sein? ... Ihr Mann ...

An. Mein Mann! ... lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen, liebes Tantchen.

Md. Bern. Nein, nein ... und da Sie nun einmal angefangen haben, mir etwas zu beichten, so müssen Sie mir alles vollständig herausbekennen ... Herr Dunois ...

An. Ist ein vortrefflicher Mann!

Md. Bern. Etwas lebhaft ...

in seiner segensreichen Herrlichkeit, und so zog er getrost dahin, wohin ein inneres Verlangen seine Schritte richtete.

Nach mancher mühsamen Wanderung, nach mancher Fährlichkeit, aus welcher ihn meist seine jugendliche Kraft und reiner Sinn befreite, kam er denn an einem Morgen an, in der heiligen Stadt. Wie ihm zu Muthe war, als er nun an dem Orte sich befand, wohin wohl jedes tiefere Gemüth sich mit sanfter Macht gezogen fühlt, wer mag das aussprechen. Nichts zwar wußte er von dem ehrwürdigen Alterthume, aber was er davon sah, setzte ihn in Erstaunen, und senkte ihn in ein Meer dunkler aber wohlthuender Empfindungen, aus welchen aufzutauchen ihn nur die Kunstwerke riefen, die schon neuere Meisterhände in Bildwerk und Gebäu hier reichlich geschaffen hatten, um ihn wieder mit neuem Entzücken zu erfüllen. So irrte er in stetem Anschauen umher und stillte mit weniger Kupfermünze sein Bedürfniß, bis auch diese ihm endlich zu mangeln anfing, und er wohl bemerkte, daß er irgend eine ernstliche Beschäftigung ergreifen müsse, wenn er nicht als Bettler des herrlichen Roms unwerth sich machen wolle.

Nichts aber hatte ihn so lebhaft angezogen als der Bau des großen, dem heiligen Peter geweihten Tempels, der eben damals unter dem erhabnen Bramante in seiner Schönheit sich immer mehr erhob.

An. (mit leiser Stimme.) Sagen Sie lieber ... hart, eifersüchtig, ... immer zankend und verdrüßlich ... weil man ihm den Orden nicht giebt ... als ob das meine Schuld wäre! ... Und dann auch gleich mit dem Degen aus der Scheide um eines einzigen Wortes willen, das man an mich richtet, ... wegen eines einzigen Blicks; einer kleinen Freundlichkeit! ... Ach, ich zittre, wenn ich nur daran denke!

Md. Bern. Sie zittern ... für Jemand?

An. Das habe ich nicht gesagt!

Md. Bern. Nein, allerdings nicht. Aber glauben Sie nicht, daß, wenn man selbst einmal verheirathet war, man einige Erfahrungen dabei machte? ... Ach, Du mein Himmel! ich weiß recht wohl, daß eine junge, hübsche Frau alle Tage einer Liebeserklärung ausgesetzt ist! Sie fürchten sich wohl auch vor einer?

An. Ja freilich.

Md. Bern. Das wußte ich.

An. Ich bin ein wenig kokett gewesen ... es war unrecht von mir! ... und diese jungen Leute sind gleich so unternehmend ...

Md. Bern. Wem sagen Sie das? Also eine Art Anbeter ... und Sie sind nicht unempfindlich!

An. Ach du lieber Himmel, wie ist denn das möglich, wenn die gestrengen Eheherrn so verdrüßlich und zänkisch und die Anbeter so artig, so zuvorkommend sind!

Md. Bern. Ja, ja! die lieben Ehemänner sollten entweder zugeben, daß man jene liebte, oder selbst eben so liebenswürdig werden!

An. Was Sie da so verständig sprechen! ... Doch jetzt von etwas Andrem. Ich kam zu Ihnen, um Ihnen meinen Onkel zu empfehlen, ehe ich aufs Land gehe.

Md. Bern. Sie verlassen uns?

An. Heute noch ... auf der Eisenbahn nach Rouen ... mit meiner Stieftochter, die bei meiner Schwester auf mich wartet, und die ich eben abholen will. ... Mein Mann wird mit dem frühern Zuge vorausgehen um mir den Wagen bis Mantes entgegen zu schicken ... und diesen Abend noch werde ich, Gott sei Dank, ruhig sein und glücklich und nicht mehr an ihn denken.

Md. Bern. An Ihren Mann?

An. Nicht doch!

Md. Bern. Aha, an den andern ... Nein, nein, da müssen Sie mir noch erst ein wenig mehr davon erzählen! Kommen Sie, kommen Sie mit in mein Kabinet, da können wir ungestört plaudern. (sie läßt sie vor sich in das Cabinet gehen; in dem Augenblick hört man im Nebenzimmer Geräusch. Anita ist bereits im Cabinet, aber Madame Bernard bleibt im Augenblicke stehen, wo Felix eintritt und macht die Thür zu.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Felix.

Fel. (nach hinten.) Gut, gut! ... lassen Sie mich nur! ... Ich muß herein ... muß selbst mit ihr reden ... Madame!

Md. Bern. Oh, mein Herr! ich erſchrecke ganz!

An. (im Cabinet.) Felix!

Fel. Ach! ... das iſt ja Madame Bernard! Die gute Madame Bernard! Und ich, der ich in meiner Verwirrung und Unruhe ſie gar nicht erkannte! ... Oh, Verzeihung! Ich habe den Kopf verloren! werde noch verrückt ... waſſerſcheu.

Md. Bern. Ach du mein Gott!

Fel. Fürchten Sie ſich nicht ... ich beiße nicht.

Md. Bern. Nun das iſt noch gut!

An. (im Cabinet.) Wie verſtört er iſt!

Fel. Madame Bernard, in Ihren Händen liegt meine Ehre, mein Leben. (Madame Bernard will ſprechen.) Sagen Sie mir nichts! Wir haben keine Zeit zu verlieren!

Md. Bern. Iſt etwa Herr Gey ...

Fel. Ach, was geht mich Ihr Herr Gey an! ... ich bins, ich, der Sie beſchwört, für mich nehme ich meine Zuflucht zu Ihnen! ... Ich habe mich bereits mit zwei Gewürzkrämern herumgeſtritten ... Der Schafskopf, der Joſeph, ſagte mir, der Kaufmannsladen an der Ecke! ... Aber welche Ecke? Eſel! ... Nun da bin ich an beide Ecken gegangen ... ich wollte zwei Briefkaſten ſprengen ... aber dieſe Spitzbuben von Gewürzkrämern haben einen Kopf, einen harten Kopf! ... ich habe Ihnen einige derbe Worte geſagt, ... einer hat mich vor die Bruſt geſtoßen ... ich habs bei dem andern wieder eben ſo gemacht ... und

endlich erfahren, daß alle Briefe in dem Viertel hier an Sie abgegeben werden müßten.

Md. Bern. Das iſt wahr ... und ich warte darauf.

Fel. Oh, Mad. Bernard, laſſen Sie ſich nun umarmen!

Md. Bern. Mein Herr!

Fel. Fürchten Sie ſich nicht ... Das iſt ſo eine redneriſche Figur ... die Ihrige aber achte ich viel zu ſehr. ... Aber die Briefe, die Sie erwarten ...

Md. Bern. Sichte ich dann und mache zwei Pakete daraus, das eine für Paris, das andre für die Provinzen und dann kommen Sie auf das Hauptpoſtbüreau ...

Fel. Gut! aber ehe das geſchieht, überlaſſen Sie ſie mir! ... mir! ... mir! ...

An. (im Cabinet.) Welche Idee!

Md. Bern. Alle die Briefe?

Fel. Ja, alle, alle, ich muß ſie alle ſehen, alle durchſuchen, bis ich einen finde ...,

Md. Bern. Aber das iſt ja ganz unmöglich!

Fel. Muß möglich werden! Die Briefträger werden hierher kommen ... und dann, dann, dann die Briefe!

Md. Bern. Aber Sie werden Sie nicht erhalten!

Fel. Aber ich werde ſie erhalten! Sapriſti! (ſich beſinnend.) Werden Sie nicht böſe, Mad. Bernard! Ich will Ihnen keine Gewalt anthun ... da-

vor soll mich Gott behüten ... aber ich bitte, ich beschwöre Sie!

An. (im Cabinet.) Welches Interesse ...

Fel. Sie werden nachgeben ... oder fürchten Sie sonst ein Unglück! ... ich bin zu Allem fähig, fähig Sie zu ... zu ... verwünschen!

Md. Bern. Ach, wenns weiter nichts ist!

Fel. Was wollen Sie denn, das ich noch Schlimmeres thun soll?

Md. Bern. Ich will, daß Sie sich beruhigen ... und überlegen, daß es kein Mittel giebt ...

Fel. Kein Mittel! ... Aber so wissen Sie denn nicht, daß es sich um Leben und Tod handelt von .. von mir ... von ihm ... von ihr ... der Unglückseligen!

Md. Bern. Es ist ein weibliches Wesen dabei im Spiele!

Fel. Ja, ein Wesen, ein weibliches, ein himmlisches ... ein Wesen, das ich liebe.

An. (im Cabinet.) Mein Gott!

Fel. Das ich compromittirt habe ... Ja, ich kann Ihnen sagen, sobald ich das Wesen nur nicht nenne ...

Md. Bern. Nun denn, Sie haben ihr geschrieben und Sie wird den Brief bekommen. Das ist Alles!

Fel. Alles! alles! Ach Du mein Himmel Mad. Bernard wie alt ..., wie allerliebst Sie sind! ... Ja, wenn das Alles wäre, würde ich denn da so in

Schweiß gebadet ſein? ... Aber wenn nun dieſer glühende, ſprudelnde, brodelnde Liebesbrief, in dem ich meine Leidenſchaft ſchildere, welche überſtrömt, und die ihrige male, die ich errathen habe ... durch Mißverſtändniſſe adreſſirt worden wäre ... an den Mann!

An. (einen Schrei ausſtoßend.) Ah!

Fel. Was iſt das? Wer hat „Ah" geſagt?

Md. Bern. Geben Sie nicht Acht darauf.

Fel. (fortfahrend.) Ja, ſtatt eines Geſchäftsbriefes, den ſie erhalten hat, ſie!

An. (ſinkt in einen Stuhl.) Verloren! Verloren! (ſie wirft einen nebenſtehenden Stuhl um.)

Fel. (an die Thür ſtürzend.) Aber was iſt nur das!

Md. Bern. (ihm folgend.) Nichts! nichts!

Fel. (ins Cabinet tretend). Mein Himmel! Gott! Gerechter Himmel! Ohnmächtig!

Md. Bern. (eben ſo.) Was ſehe ich? ... Madame Dunois!

Fel. Sprechen Sie den Namen nicht aus! ... Anita! — Sie hat alles gehört! ... ſie weiß alles!

Md. Bern. Wie? ... Sie iſts!

Fel. Ach! der arme Engel! ... welch ein Schreck! (er umarmt ſie.) Und ich habe ſie getödtet! (umarmt ſie wieder.) O ich Böſewicht! (er umarmt ſie nochmals.)

Md. Bern. Aber hören Sie doch auf! .. umarmt man denn ſo eine Frau?

Fel. Ja! ... ja! ... Das thut man ...

damit ſie wieder zuſich kommt! ... Oh, das iſt mir immer geglückt! ... Anita! ... Madame! ... Komm doch zu Dir! ... Ich werde Sie retten, ich ſchwöre es Dir!

Md. Bern. Aber Sie ſehen doch, daß ſie Sie nicht verſteht!

Fel. Das iſt wahr, und Sie laſſen mich immer fortreden, ſo holen Sie doch einen Arzt ... einen Pharmaceut ... einen Apotheker! ... irgend eine unbedeutende Kleinigkeit!

Md. Bern. Nein, nein, nur etwas Aether! ... Ich habe welchen oben auf meinem Zimmer! ... auf dem Kamine.

Fel. Aber ſo gehn ſie doch!

Md. Bern. Ja, ich gehe ... (Sie tritt aus dem Cabinet.) Ach! Du mein Himmel! Wen ſehe ich! ... Wenn ihr Mann eine Ahnung hatte!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Dunois.

Dun. (im Hintergrund.) Ah, da ſind Sie ja!

Md. Bern. (laut rufend und die Thür zuſchlagend.) Herr Dunois!

Fel. Oh!

An. (wieder zu ſich kommend.) Wo bin ich?

Fel. (ſchnell.) St!

Dun. (vorkommend.) Man ſollte wahrhaft glauben, Madame Bernard, mein Beſuch ſei Ihnen, nicht angenehm.

An. (horchend.) Gott!

Fel. (leis.) Er iſt es! ... das Ungeheuer!

An. (aufſtehend.) Mein Mann.

Fel. (leis.) St!

Md. Bern. Ja, in der That ... ich bin ein wenig ... ich muß geſtehen, daß ich ſogar ſehr ſtark ... denn wenn man Jemand nicht erwartet ... der dann ſo plötzlich ...

Dun. Als ich eben aus Paris abreiſen wollte, dachte ich daran, als ich vor Ihrem Büreau vorbeikam, daß ich vergeſſen hatte, noch ein kleines Briefchen wegen des verwünſchten Ordens zu ſchreiben, den man mir immer verſpricht und der nie ankommt! ... ſchon ſeit zehn Jahren warte ich darauf! ... zehn Jahre! ... ich laſſe mirs ſauer werden!

Md. Bern. Sie hängen ſehr daran?

Dun. Sehr! ... Sie erlauben alſo, hier die paar Zeilen zu ſchreiben; nicht wahr? (will in das Cabinet.)

Md. Bern. Nein, nicht dahinein!

Dun. Ach, es iſt ſchon, jemand darin? ... ein heimlicher Beſuch? ... vielleicht Herr Gey! ... Ei, ei, Sie kleine Spitzbübin!

M. Bern. Vielleicht!

Dun. He, he, he, ... der liebe Onkel! ... er iſt verliebt ... brennt wie ein Vulkan! ... meine Gegenwart würde ihn verſchüchtern. ... Oh, gehen Sie nur, Md. Bernard, gehen Sie nur, ich halte Sie nicht zurück. ... Ich wäre außer mir, wenn ich Sie in et-

was ſtörte! (für ſich) Die arme kleine Turteltaube! (laut) Ich kann ja auch hier ſchreiben (ſetzt ſich an den Tiſch rechts) Hier finde ich ja alles, was ich brauche.

Fel. (leis.) Er glaubt, ich ſei Gey.

An. Ach! wenn er ahnete.

Fel. (leis) St!

M. Bern. Sie gehen heute noch auf Ihr Landgut?

Dun. (ſchreibend.) Ja, ... mit meiner Tochter und Frau, die ich, wenn ich von Ihnen fortgehe, bei meiner Schwägerin abholen will ... Unter uns geſagt, bin ich nicht bös, daß wir von hier fort kommen ... wegen Anita.

M. Bern. Wegen Ihrer Frau?

Dun. Ja. Seit einiger Zeit iſt ſie traurig, niedergeſchlagen, und des Nachts ſo unruhig ... Man ſollte glauben, es gehe ihr etwas im Kopfe herum ... oder im Herzen.

Fel. (leis zu Anita.) In der That?

An. (ſchlägt die Augen nieder.)

Dun. Alles das mißfällt mir.

M. Bern. Und warum?

Dun. Ach warum, warum, warum! ... will ich ... Sehen Sie Mad. Bernard, heut zu Tage verrücken die Trauerſpiele und Romane den Weibern die Köpfe, die Feuilletons von den Herrn Alexander Dumas ... und Herrn Sue ... und Herrn ... ach was weiß ich! ... Das iſt ein Haufen von Geheim-

niſſen und Geheimniſſen ... und immer iſt dabei die Liebe mit im Spiele!

Fel. (für ſich.) Glücklicherweiſe (laut) Und um meinetwillen...

And. (leis) St!

M. Bern. Sie ſind doch nicht eiferſüchtig?

Dun. Eiferſüchtig? ... Oh gehn Sie doch! das wäre ja albern von mir ... Ich bins aber doch ein wenig ... und ſehr viel ... ganz ungeheuer.

M. Bern. (In einen Seſſel ſich ſetzend.) Mein Gott! wenn ihr Mann ſie hier fände!

Dun. Ich wüßte nicht, was ich in meinem Grimme nicht zu thun im Stande wäre.

An. (ebenſo.) Gott wenn mein Mann mich fände!

Dun. Lebendig käme mir der Böſewicht gewiß nicht von der Stelle!

Fel. (ebenſo.) Gott wenn das Tigerthier mich tödtet!

Dun. (aufſtehend.) Nun bin ich fertig ... jetzt nur noch die Frankatur ... Nun leben Sie wohl, Mad. Bernard ... Eilen Sie zu dem braven Gey, der Sie ſehnſuchtsvoll erwartet. Ha, ha, ha!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Gey.

Gey. (Nach der Seite ſprechend.) Freilich! Mad. Bernard!

Dun. Alle Wetter! das iſt er ja!

M. Bern. (für ſich.) Nun, der kommt gerade recht!

Schon waren die vier ungeheuern Pfeiler unter der Kuppel schier bis an den Kranz fertig und es konnten die vier großen Bogen geschlagen werden, auf welchen dieser Himmelsdom ruhen sollte. Mehrere hundert Arbeiter waren täglich hier beschäftigt, und nicht selten erschien der ehrwürdige Priester des Herrn der heilige Vater selbst dabei, um zu sehen wie weit das Werk vorgerückt sey. Denn ohnweit davon war das Gebäu des Vatikans, wo eben der engelgleiche Jüngling Raphael die schönsten Gebilde der Malerei auf die Wände der hohen Zimmer schuf.

Polydor trat also als Handlanger zu dem Bau, die Geschäfte treu und fleißig für ein geringes Tagelohn verrichtend, zu welchen die Meister des Mauerhandwerks ihn gebrauchten, und bald Steine herbeiholend, bald Kalk und Mörtel, daß kunstgerecht alles zum herrlichen Ende sich in einander füge. Er gefiel den Bauleuten bald durch seinen Fleiß und sein freundliches Wesen, und nicht lange war es, so trug ihm einer ein Geschäft auf, das ihn hinführte in die Gemächer, in denen Raphael arbeitete.

Schon war die Schule von Athen fast vollendet dort zu schauen, schon der Streit über das heilige Sakrament, und andre der treflichsten Werke begonnen, da trat Polydor zum ersten Male in dieses Heiligthum der Kunst, und ihre ganze Herrlichkeit ging vor ihm auf. Freudenthränen stürzten ihm über die Wangen, und seine Seele war wie neu geboren

An. (leis.) Es kommt Jemand.

Fel. (leis.) Es iſt Papa Gey. (alles dies zu ſammen)

Gey. (ohne Dunois zu ſehen der nach hinten ging.) Madame! ... endlich konnte ich zu Ihnen gelangen ... ſchon ſeit einer Stunde bin ich darnach unterwegs.

Dun. (vorkommend.) Ah, da müſſen Sie den längſten Weg genommen haben, Verehrter?

Gey. Aha, Herr Dunois! (Geht nach hinten um abzulegen.)

Dun. (leis zu Mad. Bern.) Aber wer iſt denn ſonſt? ... Sie werden roth!

Gey. (zurückkommend.) Verzeihung! ich bin ganz verſtört! ... Haben Sie Felix nicht geſehen, den kleinen Felix?

Dun. Ihren Aſſocie?

Gey. (zu Mad. Bern.) Er ſollte zu Ihnen gehen.

Fel. (für ſich.) Ha! gut!

M. Bern. (ſehr ſchnell.) Nein! ... nein ... ich habe ihn nicht geſehen.

Fel. (ſucht während des Folgenden Anita zu beruhigen).

Gey. Er iſt wie ein Verrückter von uns fortgelaufen ... und hat alle Geſchäfte im Stiche gelaſſen.

Dun. Wieder eine Lebensintrigue! denn darnach ſieht er ganz aus. Es iſt ein durchtriebener

Geck, der im Stande wäre eine Frau zu compromittiren...

Fel. (leis zu Anita.) O nein! ... nie!

Dun. Bis er auf einen Mann ſtieße, der ihm den Hals oder die Rippen bräche.

Fel. (leis.) Barmherzigkeit! Schlagetodt!

An. (leis.) Mein Herr! ...

Fel. (ebenſo.) O Vergebung! (Kniet mit einem Knie vor ihr nieder).

Gey. Wahrhaftig, das ſieht ihm ähnlich! und ich glaube, daß er in dieſem Augenblicke im Zuge iſt, irgend einen dummen Streich wieder gut zu machen.

M. Bern. (macht ihm ein Zeichen zu ſchweigen.)

Gey. Sie wiſſen ja, ſeine Anna...

M. Bern.. (verdoppelte ihr Zeichen)

Gey. He? ... was beliebt?

M. Bern. (lächelnd.) Ich? ich ſagte nichts.

Dun. Mad. Bernard ... (leis.) Sie ſind doch allerdings etwas unruhig. (lachend.) Sagen Sie mir doch, haben Sie dort etwa einen Nebenbuhler des armen Gey dort verſteckt? ... ſoll ich ihn mit mir fortnehmen?

M. Bern. Nein ... nein ... es iſt nicht nöthig!

Gey. Was haben Sie denn nur?

Dun. Adieu, mein lieber Gey ... ich laſſe Sie bei Ihrer zarten Liebe ... Ich will meinen Brief frankiren ... Leben Sie wohl, ſchöne Tante. (er will fortgehen Mad. Bern. begleitet ihn) Gey macht

unterdeß die Cabinetsthür auf und erblickt Felix zu Anita's Füßen. Er stößt einen Schrei des Entsetzens aus und macht die Thüre wieder zu.)

Gey. Ach!

Mb. Bern. (für sich.) Mein Gott!

Dun. (sich umdrehend.) Was giets denn?

An. (verbirgt ihr Gesicht in ihre Hände).

Fel. (für sich) Das fehlte noch!

Gey. Was beliebt?

Dun. Sie riefen: Ach!

Gey. Ja, ich habe Ach gesagt ... ach ja! ... jetzt besinne ich mich ... da ... alleweile ... weil ... alle Wetter ... ja weil ...

Dun. Nun, weßhalb?

Gey. Weil mir Felix Bruder Adrien, Ihr künftiger Schwiegersohn, noch viele Grüße an Sie aufgetragen hat.

Dun. Weiter nichts? ... Hole Sie der Henker! ... Ich glaubte das Haus bräche zusammen, so riefen Sie Ach! (geht ab)

Sechster Auftritt.

Madame Bernard. Gey. Felix. Anita.

M. Bern. (sich an die Thür kehrend) Gott sei Dank! Ich habe keinen Blutstropfen mehr in den Adern!

Fel. (zu Anita.) Er ist fort.

An. O mein Himmel!

Gey. (mit dem Rücken nach der Cabinetsthür) Das heißt Geistesgegenwart beſitzen.

Fel. (öffnet die Cabinetsthür.) Er kommt nicht wieder! (Bei dieſer Bewegung erſchrecken wieder Alle.)

Md. Bern. und Gey. (ſtoßen einen Schrei aus.) Ah!

Fel. (macht die Thür ſchnell wieder zu, öffnet ſie aber nach einer kleinen Pauſe von Neuem.)

Gey. Steh' mir der Himmel bei. Was Sie mich erſchreckt haben! Ich glaubte, er wäre es wieder!

Md. Bern. Nein, nein ... ich ſehe ihn dort gehen.

Fel. (läßt nun Anita aus dem Cabinet, welche ſchnell zu Mad. Bernard eilt.) Sie haben nichts mehr zu befürchten.

Gey. (ernſt.) Aber liebe Nichte, jetzt bitte ich, mir auch zu erklären, wie es zugeht, daß dieſer junge Springinsfeld mit Ihnen dort eingeſchloſſen war. Das iſt gegen die Moral.

Md. Bern. Ach, ſein Sie ruhig, ich war ja dabei.

Gey. Das iſt's eben was mich ... mich ... Der Ausdruck fehlt mir

An. Ach lieber Onkel, ich bin compromittirt, bin verloren! ... Erhält mein Mann den Brief, ſo bringt er mich um.

Gey. (ſchreiend) Aber was denn für einen Brief?

Fel. (noch lauter ſchreiend) Aber den von heute

früh, (halb leis) den ich Ihnen vorgeleſen habe ... der für Madame beſtimmt war, und den ich ... an ihren Mann adreſſirt habe.

Gey. Ach Sapriſti! ... ſeine Anna ... Anita .. Da haben wir's! Und der Filz ... und ein Brief, worin er ſich rühmt, geliebt zu werden ... ja, ja, das haſt Du darin geſagt! O Herzeleid.

An. Ich habe ihm dazu kein Recht gegeben ... ich war leichtſinnig ....aber ich bin nur zu ſehr dafür beſtraft.

Fel. So gehen Sie doch und ſagen Sie dieſem Ungeheuer, daß ſeine Frau ſchuldlos iſt!

Gey. Er würde es nicht glauben; (erblickt ſeinen Hut in Felix Hand) Das iſt ja mein Hut!

Fel. (giebt ihn ihm.) Ihr Hut!... Darum alſo fiel er mir immer über die Naſe.

An. Madame Bernard rathen Sie mir! Was ſoll ich thun, was anfangen?

Md. Bern. (zu Gey) Lieber Freund, rathen Sie uns! ... Nur Eine Idee!

Gey. Ich habe keine ... ich habe ſelten welche ... und heut bin ich ganz wie ausgebeutelt.

Fel. Eine Idee! Ha! da kommt mir eine!... die Liebe hat ſie mir eingegeben! ... Deßhalb bin ich ja hierher gekommen!... Dieſer unglückſelige Brief... er wird hierher gebracht werden ... Sie werden ihn uns wiedergeben.

Gey. Ja, das iſt's!

An. Ich bin gerettet!

Md. Bern. Einen Brief? ... Woran denken Sie? ... ich kann ja meine Pflicht nicht ſo übertreten!

Fel. Geben Sie mir meinen Brief wieder ... oder ich ſchreite zu dem Aeußerſten ... um Sie dazu zu zwingen ... ich richte ein Unglück an, wiſſen Sie das! ... Ich bringe Ihren Gey um.

Gey. Mich?

An. Herr Felix ... o, ich bitte Sie! ...

Md. Bern. Der Menſch ſetzt mich in Angſt ... halten Sie ihn zurück!

Fel. Nein, nein! Niemand ſoll mich halten! ... Mein Kopf dreht ſich mit mir im Ring! Ich werde toll! ... Meinen Brief! ... Wir wollen ihn zuſammen aufſuchen! Es iſt ja ganz leicht: der Name, meine Hand ... ich umfaſſe Ihre Knie, wie es in den Trauerſpielen ſteht ... Ihre geheiligten Kniee.

An. Gute Tante!

Gey. Liebenswürdige Freundin!

Fel. Ja, ja, Sie bewilligen es, großmüthigſte aller Frauen. ... Wir müſſen uns die Briefe hierher geben laſſen.

Md. Bern. (halb abgewandt) Klingeln Sie ja den Briefträgern nicht.

Fel. (erblickt die Klingelſchnur an der Cabinettthür, ſtürzt darauf zu und klingelt) Ha! (Madam Bernard geht zu ihm, um ihn zurückzuhalten) O, Sie ſchenken mir das Leben wieder! (kommt zurück) Und in der Entzückung meines Dankes ... (er umarmt Madam Bernard).

mit der Doppelſechſe, der uns über die Gartenmauer herüber zugeſehen hat.

Bourd. Nachbar Laurent!

Mart. Er hat Sie denunzirt.

Bourd. Ganz recht! ... weil ich ihm einen Dienſt erzeigt habe!

Henr. (zu Bourdet) Dieſe Anklage iſt jedenfalls ungegründet! Eilen ſie alſo hinunter ...

Mart. Laſſen Sie ſich nicht ſehen!

Bel. Zahlen Sie mir meine Rechnung ...

Dreißigſter Auftritt.

Die Vorigen. Lambert.

Lamb. (tritt ſchnell ein mit einem Papiere in der Hand) Mein Freund ... dieſes Papier ... dieſer Empfangſchein ... Es iſt wirklich Deine Unterſchrift ...

Bourd. (außer ſich) Nun auch der! ... Laßt mich in Ruhe! laßt mich! ... Alle! alle!

Lamb. Höre doch!

Bourd. Nein ... nichts. ...

Lamb. Dupuis ...

Bourd. Iſt mir einerlei.

Lamb. Aber ...

Bourd. Erzeigt nur andern Leuten Gefälligkeiten ... erzieht nur andrer Leute Kinder!

Henr. Was höre ich?

Bourd. Hebt ihnen nur ihr Geld auf!

Lamb. Aber es war ja gar nicht das seine.

Bourd. Respectirt nur ihre Weiber!

Lamb. Aber es ist ja gar nicht die meine!

Bourd. Was?!!

Lamb. Du willst mich ja nicht anhören! ... Ich lief einem Schurken nach, der mir mein Vermögen auf betrügerische Art gestohlen hatte; ich habe ihn auf der ersten Station erwischt. Während meiner Abwesenheit mußte ich für diese (auf Henrietten zeigend) einen Beschützer finden. Ein junges Mädchen, Gebieterin ihrer Hand, wie ihres Herzens, das hätte Deine Tugend auf eine zu schwere Probe stellen heißen, während eine verheirathete Frau, die Frau eines Freundes, für Dich zu einem geheiligten Unterpfande wurde. ... Du hast es treulich bewahrt, und ... es gehört nun Dein!

Henr. Oh, mein Freund! Ich habe Ihnen vielen Kummer verursacht! Aber es geschah Alles ... aus Liebe!

Bourd. Henriette!

Henr. Julien!

Mart. Das rührt mich ganz!

Bel. (für sich) Er heirathet sie! ... Er macht

Md. Bern. Daß Sie mir keine Briefe mehr nehmen.

Fel. (durchſieht die Adreſſen) Madame ... Madame ... Das iſt wieder an ein Frauenzimmer. ... An Herr Berry ... das iſt von einem Feinſchmecker ... Mademoiſelle Nathalie ... Monſieur Dunois ... ah, nun habe ich ihn! (kommt mit dem Briefe vor.)

An. Endlich!

Fel. Ich wußte wohl, daß ich ihn noch erwiſchen würde ... Ach! nun kann man wieder frei Athem holen!

Md. Bern. (wiederſetzt ſich dem Erbrechen.) Daß Sie ihn nicht aufbrechen!

Fel. Es iſt ja aber mein eigner! (entſiegelt ihn.) Wenn ich Ihnen nun ſage, daß er von mir ſelbſt geſchrieben iſt. (lieſt.) Anliegend ſende ich Ihnen den Betrag für den Senf, zu dem Sie ...

Md. Bern. Ach Du mein Himmel! ein Geldbrief! (ſie ſinkt in einen Stuhl rechts).

Fel. (beſtürzt.) Alle Wetter, ja! ... 500 Francs! ... 500 Francs für Senf!

Md. Bern. (aufſpringend.) Aber, mein Herr, das iſt abſcheulich!

Fel. (lieſt die Adreſſe.) „Dubois" ... Herr Dubois! ... Ja wahrhaftig! ich habe Dunois geleſen!

Md. Bern. (den Brief nehmend.) Wir müſſen ihn gleich wieder zuſiegeln.

An. So iſt ſein Brief alſo fort!

Gey. Und in Dunois Händen?

Fel. Das iſt unmöglich!

Md. Bern. (zu Gey.) Theurer Freund.

Fel. Vor die Thüre, Papa Gey! (Gey geht wieder in den Hintergrund, die andern an den Tiſch zurück.) Er muß noch hier ſein ... muß hier dabei ſein! ... ich muß ihn wieder finden!

Md. Bern. (macht den Brief wieder zu.) Sie ſehen aber doch, daß er nicht da iſt! ... Er iſt nicht mit bei dieſer Sammlung ... und wenn er nicht wenigſtens vor 10 Uhr auf die Poſt gekommen iſt ...

Fel. Das kann leicht möglich ſein.

Md. Bern. So iſt er dann gleich auf das Hauptpoſtbüreau abgegeben worden.

Gey. Sehr möglich. (etwas näher tretend.)

An. Und wenn mein Mann ihn erhalten hat ...

Fel. Schon! ... Doch nein, nein! (er nimmt wieder einen Brief) da ſehen Sie!

Md. Bern. (ihn zurückhaltend.) Laſſen Sie. Ich befehle es Ihnen.

Fel. (ſie zurückſtoßend.) Laſſen Sie mich doch!

Gey (ſich zwiſchen beide ſtellend). Reſpect gegen Madame!

Fel. Vor die Thüre Gey!

An. Lieber Onkel!

Gey (geht wieder an die Thür, dann ruft er:) Es kommt Jemand.

An. Laſſen Sie Niemand herein!

im Anschauen dieser Bilder voll Milde und Gluth, Wahrheit und Himmelsnähe. Träumend verließ er endlich die Säle, als die Nacht hereindunkelte; mit einer seligen Wehmuth, die er sich nicht erklären konnte, kehrte er nicht etwa in sein enges Stüblein zurück, sondern wanderte ohnfern des Koliseums unter dem Sternenhimmel einher, von unbekannter Sehnsucht erfüllt. Endlich stand der Wunsch lebhaft vor ihm, nur immer zu weilen vor diesen Gebilden, und in ihrem Anschauen sich zu verklären, und er entsann sich, daß er gehört habe, wie doch der hohe Meister, der diese Werke geschaffen, ein gar freundlicher, sanfter Jüngling sey, der wohl sein Flehen erhören werde, ihn hinweg zu nehmen von seiner jetzigen Arbeit und zu dulden, daß er ihm an die Hand mit allerhand Dienstleistung gehe.

Am andern Morgen aber ging der herrliche Raphael dem Vatikane zu an sein unsterbliches Werk. Da trat ihn ein kräftiger Jüngling in ärmlicher Kleidung, aber mit frommen und doch geistreichem Angesicht, und trotz der schlechten Hülle in nicht unedler Haltung an, und bat ihn, daß er ihm erlauben möge, sein Diener zu werden bei der Arbeit an den schönen Gemälden, die er gestern zum ersten Male erblickt habe, und von denen er sich nicht trennen können ohne zugleich von dem, was sein ganzes Leben worden sey, zu scheiden. Raphael hörte freundlich ihn an, fragte ihn wer er sey, worauf Polydor

M. Bern. Allerdings! ... man könnte Dinge vermuthen ...

Fel. Verläumdungen ſchmieden!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Briefträger.

Briefte. Verzeihen Sie, Mad. Bernard ... ich komme wegen der letzten Sammlung. ... Die Briefträger vom Hauptbüreau gingen vorüber und zeigten an, daß wir noch im Rückſtande wären.

M. Bern. (geht mit dem Briefträger an den Tiſch). Da, ſind die Briefe ... ich habe angefangen ſie auszuſuchen ... beſorgen Sie das Uebrige, damit ſie fortkommen. (für ſich) Ich bin todt!

Fel. (zum Briefträger). Junger Mann ... Sie ſprachen da von den Briefträgern des Hauptbüreaus ... haben Sie ſie geſehen?

Briefte. Ja. ... Sie machen ihren Umgang um die zehn Uhr Briefe auszugeben.

Fel. Ah! ganz recht!

An. (leis). Mein Herr!

M. Bern. (leis). Keine Unbeſonnenheit!

Fel. (zum Briefträger, indem er ihn vorführt). Und wo ſind ſie?

Briefte. Wer denn?

Fel. (ihn ſchüttelnd). Die Briefträger! die Briefträger!

Gey. Felix!

Briefträger. Ihr Omnibus hielt eben vor der Thür des Weinhändlers an der Ecke! ... Da sind sie abgestiegen.

Fel. Bei dem Weinhändler an der Ecke? ... ich laufe hin zu ihm! (er läuft ab, stößt den Briefträger zurück und rennt an Adrien, der eben eintritt.) Verzeihung! es ist nicht gern geschehen!

Neunter Auftritt.

Mad. Bernard. Adrien. Gey. Anita.

Adr. Schönen Dank!

Gey. Adrien! ... Er hat Ihnen doch keinen Schaden zugefügt?

Adr. Wer denn nur?

Gey. Je nun, Ihr Bruder! ... Ihr Taugenichts von Bruder! ... Sie wissen noch nicht ...

An. Lieber Onkel! ich bitte Sie! Kein Wort!

Adr. Madame Dunois, ich bin hoch erfreut, Sie hier zu finden. ... Ich kam um mit dem Herrn Gey wegen des Wechsels zu sprechen den wir heut bezahlen müssen ... man ist schon zweimal wegen des Geldes dagewesen.

Gey. Aber Ihr Bruder hat ja auch die Cassenschlüssel!

Adr. Madame, ich komme eben von ihren Herrn Gemahl. - Er ist wüthend!

An. Mein Himmel!

Adr. Ich war zu Ihrer Frau Schwester ge-

gangen, um von Madmoiſelle Adeline Abſchied zu nehmen, meiner Braut ...

Gey. Ihrer Braut? ... Ihrer! ... des Bruders von jenem dort! ... Das laſſen Sie ſich nur vergehen!

Adr. Was ſagen Sie?

Gey. Er brächte ſicher alle Beide um.

Adr. Ich habe jedoch ſein Wort ... und wenn ich Adeline verliere ... jetzt überlebte ich's nicht mehr!

Md. Bern. Armer junger Menſch!

An. Aber warum war denn mein Mann ſo wüthend?

Adr. Weil er Sie mit ſeiner Tochter zu finden glaubte ... und Sie Schuld an einer Zögerung ſind, die ſeine ganzen Pläne ſtört! ... Wo kann ſie nur ſein? rief er aus. ... Man ſagte ihm, daß Sie ſich hier bei Madame Bernard verweilt haben müßten. ... Aber ich komme ja eben von dorther! rief er aus! ſo war ſie alſo dort verſteckt!

An. Allmächtiger Gott!

Gey. Ach! wenn er auf den Gedanken kommt, ſolche Ideen zu haben, ſo wird es uns gut ergehen!

M. Bern. Ich trage eine Krankheit davon. ... Das fängt ſchon an!

Gey. Armes Kätzchen! ... ich pflege und warte Sie! —

An. Oh, ſagen Sie es ihm ja nicht! ... Niemals ſoll er erfahren, daß ich hier war. ... Wenn er es errieth! ...

Adr. Aber was dann?

An. Ich gehe ... ich werde unterwegs einen Vorwand ausdenken, um meine Zögerung zu rechtfertigen.

Adr. Er wollte ſogleich mit fortgehen, um Sie aufzuſuchen ... da hielt man ihn aber zurück.

An. Zu meinem Glücke. ... Leben Sie wohl, gute Madame Bernard. ... Herr Adrien, ſagen Sie Ihrem Bruder, daß ich ihm verzeihe, aber daß es auch ſeine Pflicht iſt, mich zu retten.

Adr. Sie? Mein Bruder?

An. Leben Sie wohl!

Gey (herbeieilend). Da kommt Ihr Mann wieder!

Adr. Herr Dunois? Ich dachte mir's wohl.

An. Er darf mich nicht hier finden.

Md. Bern. Nein, nein ... kommen Sie ... da hinaus ... über meine kleine Treppe ... auf mein Zimmer ... und dann fort auf der andern Seite des Hauſes.

(Md. Bernard läßt ſie durch die Thür links gehen.)

Adr. (zu Gey). Aber nun werden Sie mir doch endlich ſagen ...

Gey. Was? ... daß Ihr Bruder ein abſcheulicher Menſch iſt.

Zehnter Auftritt.

Mad. Bernard. Gey. Dunois. Adrien.

Dun. (mit Kälte eintretend.) Ah! es iſt Geſellſchaft hier!

Md. Bern. (ſich zum Lächeln zwingend). Sieh doch, Herr Dunois! ... Ich glaubte Sie ſchon unterwegs auf's Land!

Gey (eben ſo). Sieh doch, Herr Dunois! ... Ich glaubte Sie ſchon unterwegs auf's Land.

Dun. (beobachtend um ſich her). O bewahre! nein! ... es trat ein kleines Hinderniß ein ... wovon Sie wohl Herr Adrien unterrichtet hat.

Adr. (betroffen). Ich! ... ich komme ja eben erſt an ... ich habe nicht Zeit gehabt. ...

Gey (eben ſo). Er kommt ja eben erſt ... hat nicht Zeit gehabt.

Dun. Und dieſes Hinderniß iſt ... daß meine Frau verloren gegangen iſt ...

Md. Bern. (angeſtrengt lachend.) Aha, ha! das iſt wahrhaft luſtig.

Dun. (ſie immerfort beobachtend.) Finden Sie? ... und da man mir geſagt hatte, daß ſie zu Madame Bernard gehen wollte ...

Md. Bern. Zu mir? (zuverſichtlich) Ja ... allerdings ... aber ſie iſt ſchon lange wieder fort.

Gey (eben ſo). Ja ſchon lange.

Adr. Madame Dunois hat ſich ohnſtreitig unterwegs aufgehalten ... um noch etwas zu kaufen ...

Dun. Glauben Sie? (auf den Hintergrund zeigend) Aber man verſicherte mir dort, eben wie ich hereintrat ... daß hier eine Dame bei Ihnen ſei ... und ſo glaubte ich vielleicht, daß die Perſon, die in jenem Cabinette verborgen geweſen ...

Md. Bern. (vertraulich) Mein Himmel, wenn man es denn nun einmal ſagen muß; es war ... eine Nähterin, die mir etwas anprobirte ... und es giebt dabei gewiſſe Kleinigkeiten ...

Gey (eben ſo). Sie begreifen wohl, daß es dabei gewiſſe Kleinigkeiten giebt ... es war ... ein Corſet.

Dun. Alſo ... nicht meine Frau?

Adr. Wie können Sie ſo etwas glauben?

Md. Bern. (laut lachend). Ihre Frau! ha, ha, ha! Warum hätte die ſich denn verſtecken ſollen?

Gey (eben ſo). Ha, ha, ha! ... ja, warum?

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Felix.

Fel. (im Hintergrunde). Unglückliche Schickſals, tücke! (vorkommend) Ich habe mich eben mit den Briefträgern herumgeſchlagen ... der von der Straße Bondy war nicht dabei! (Adrien faßt ihn am Arme.) Nun? (Gey huſtet) He? (bemerkt Dunois.) Oh!

Dun. Herr Felix!

Fel. Mein Herr ... ich erwartete nicht ... gewiß nicht ... aber ſie! ... ſie!

Dun. Was zum Henker ſprachen Sie von der Straße, wo ich wohne?

Md. Bern. Ich habe nichts gehört.

Gey. Ich auch nicht.

Adr. Ich auch nicht

Fel. (verwirrt). Ich auch nicht.

Dun. Sie haben geſagt: der auf der Straße Bondy war nicht dabei.

Fel. Ich? ... ich habe geſagt: (ſchreiend) Ach ja! ... ganz recht! ... ich komme von unſern Clienten ... und da ſagte ich zu meinem Bruder ... der von der Straße Bondy war nicht da.

Gey. Ja, ja ... der von der Straße Bondy ...

Fel. Nun da ſehen Sie!

Dun. Nun denn, ſo leben Sie wohl! ... es iſt doch wohl möglich, daß ich meine Frau jetzt antreffe ... Ich gehe auch in die Straße Bondy, ich!

Gey (ihn zurückhaltend). Meine Nichte? nein, die treffen Sie nicht: ſie wartet auf Sie bei ihrer Schweſter; ... ganz gewiß.

Dun. Gleichviel ... ſeit ich fort bin, ſind vielleicht Schriften für mich angekommen ... Briefe ... und wenn mein Portier ſo geſcheut geweſen iſt, ſie an ſich zu behalten ...

Md. Bern. u. Gey (bei Seite). Ah! (Madame Bernard geht nach ihrem Cabinet.)

Fel. (bei Seite). Seine Briefe!

Dun. (abgehend) Leben Sie wohl. (kommt wieder und zu Felix.) Sie haben alſo auf der Straße Bondy noch andere Clienten als mich?

Fel. (ſich zum Lachen zwingend). O ja! ... ha, ha, ha! ... O Gott ja! (Dunois geht nach dem Hintergrunde.)

Md. Bern. (in ihr Cabinet tretend.). Ich kann mich nicht mehr auf den Füßen halten! (ſetzt ſich darin.)

Gey. (zu Felix halbleis). Wenn er nun aber den Brief findet?

Adr. (eben ſo). Welchen?

Fel. (eben ſo). Ich habe ihn!

Dun. (aufmerkſam gemacht, wendet ſich um). Was ſagten Sie?

Fel. Oh nichts! ... Madame Bernard rufte Sie eben hier in Ihrem Cabinet.

Dun. Mich? ... Was iſt's denn, Madame Bernard, ſprechen Sie geſchwind, denn ich habe Eile.

Adr. (halbleis). Ihr habt aber alle eine Miene ...

(Dunois geht in das Cabinet, Felix ſtürzt an die Thüre deſſelben.)

Gey (leis). Was machen Sie denn?

Fel. Still! ... ich ſperre ihn in den Käfig! der Tiger!

Adr. Biſt Du toll?

Dun. Heda! heda! man ſchließt mich ein! ... Sie ſchließen mich ein!

Gey. Mit Madame Bernard? ... ey, das muß ich mir ...

M. Bern. (für ſich.) Ich begreife! ... Ha, ha, ha! (lachend.)

Fel. (leis.) Haltet ihn auf! ich bin noch vor ihm bei ſeinem Portier! ... Meinen Hut!

Dun. Wollen Sie wohl aufmachen? Alle Donnerwetter!

Adr. Sogleich! (Felix hält ihn zurück) Aber so laß doch! . . . mein künftiger Schwiegervater.

Fel. (leis.) Unglückſeliger! . . . der Mann an dem ich den Liebesbrief für ſeine Frau adreſſirt habe. . . .

Ad. Ach du mein Himmel

Fel. (leis) Iſt er! er! . . . meinen Hut! . . . Ah! (er nimmt Gey's Hut und läuft ab).

Gey. Schon wieder! . . . das iſt ja der meine! (er läuft ihm nach).

Dun. (an der Thür rüttelnd.) Werden Sie aufmachen!

M. Bern. (zurückhaltend) Es iſt ein Späßchen, ha! ha! ha!

Adr. (in einen Stuhl fallend.) Adieu meine Heirath!

(Gey will Felix aufhalten, der iſt ihm aber entwiſcht.)

(Ende des zweiten Acts.)

Dritter Aufzug.

Das Theater ſtellt einen Saal in einem Wirthshauſe vor. Rechts und links Thüren. Links vorn ein Fenſter. Rechts weiter hinten ein gleiches und ein Tiſch. Links im Hintergrunde Eingangsthür und eine Art Schenktiſch, mit Gläſern, Taſſen, Flaſchen ꝛc.

Erſter Auftritt.

Mad. Benoit. Leſourd. Caporol. Erſtere am Schenktiſch, letztere an einem Tiſche trinkend.

Leſ. Jetzt muß ich aber fort, Herr Flurwächter. —

Cap. Noch eine Flaſche!... Ich trakire! — Heda, Wirthin!... Um Euch Beine zu machen.

Mad. Ben. Ja, wenn Sie ihm Ohren machen könnten.... (bringt eine Flaſche.) Da, Vater Caporal! — Und dann ſollt Ihr mir ſagen, ob nicht ein Briefträger auf dem Lande, ein Bote der Briefpoſt, wenn er nur die Adreſſen leſen und die dicken Sous

ihm dieſes, ſo wie auch ſeinen wahren Taufnamen, den er nun wieder zu führen gedenke, berichtete, und als Raphael von den Baumeiſtern hörte, daß es ein treuer und fleißiger Knecht ſey, ſagte er Polydor, daß er wohl geneigt ſey ſeine Bitte zu erfüllen, maßen er ja gar zu heftig und wahrhaft dies zu wünſchen ſcheine. Worauf er ihn denn ſofort mit in die Gemächer nahm, welche er mit dem herrlichſten Schmucke auszuzieren hatte, der je einem Kaiſerſaale zu Theil worden iſt, und ihn anwies, das Fäßchen mit dem naſſen Kalke zu beſorgen, deſſen er immer bei ſeiner Arbeit auf der Wand bedürfe.

O! Du ſeliges Gefühl, das da in des armen Polydors Buſen erwuchs, als er nun immer um den herrlichen Meiſter, um den begabteſten und lieblichſten aller Menſchen ſeyn durfte, und ſchauen, wie Geſtalt nach Geſtalt auflebte aus der Schöpfungsfülle dieſer Rieſenkraft, und wie die todte Mauer ſich belebte, in Gebilden, die treflicher noch nie hervorgerufen worden waren, durch die Zauberkunſt der Zeichnung und der Farben. Es war Polydor als ſey er reicher und glücklicher, als der vornehmſte aller der Cardinäle und Fürſten Roms, und er hätte in ſeinem Dienſte nicht getauſcht mit allem was ihm Reichthum und Würde je darbieten mochten. Wenn nun der theure Meiſter an ſeinem Werke mit voller Seele arbeitete, und er jedem Bedürfniſſe lauſchend, das etwa dieſem nöthig ſeyn könnte zu

einnehmen kann... (man hört links klingeln) Das iſt die Klingel der Damen... ſie verlangen ihr Zuckerwaſſer.... Sagt mir doch, iſt's denn wahr, daß heute ein Feuerwerk abgebrannt wird bei dem Feſte, das man heute Abend dem Maire giebt? (man klingelt ſtärker) Komme ſchon! komme ſchon! (geht mit einem Teller nach links)

Leſ. Vater Caporal... Ihr haltet mich auf und ich verſpäte mich ... ich habe noch viele Briefe herumzutragen. (er nimmt die Briefe aus ſeinem ledernen Felleiſen)

Cap. (ſchenkt ihm ein) Oh, oh, heute habt Ihr tüchtig geladen.

Leſ. Schönen Dank!... Ich habe zur Genüge. —

Cap. Wie?... Ha! ha! ha!... Iſt der Kerl taub! (ſchreiend) Ich rede ja von den Briefen da ... Ihr habt heute tüchtig geladen.

Leſ. Ach, ja, ja... wenn die ſchöne Jahreszeit eintritt, geht das wieder los.... Auf Eure Geſundheit!

Cap. Auf dem Ohre hört er noch ein wenig; aber auf dem andern nichts, nicht ein Wörtchen mehr. (ſchreit) Auf die Eure!

Leſ. (durchblickt die Adreſſen) Wenn die Leutchen aus der Hauptſtadt auf's Land kommen, da haben wir verteufelt zu laufen!... zweimal Austragen an einem Tage!... Da ſind die Briefe, die heute Morgen aus Paris gekommen ſind... Das iſt nun

heute ſchon der zweite Spaziergang um Mantes herum.... Da ſeht! das iſt das Packet nach Juſiers, wo es die berühmten Advokaten giebt... ich habe mir ſagen laſſen, daß die Leutchen dort im Stande ſein ſollen, drei Stunden hintereinander weg zu reden, ohne Athem zu holen. (er ſteckt die Briefe, die er auf den Tiſch gelegt hatte, ſo wie er die Ueberſchriften lieſ't, wieder in ſeinen Lederbeutel) Ah! an unſern neuen Maire... aufs Schloß Belboiſe (lieſ't.) Herr Herr Dunois... Wechſel-Maculatur.... Was iſt denn das wieder für ein Titel?

Cap. Ah, an Herrn Dunois ... dem man ein Feſt in der Commun geben will ... ich ſah ihn, wie er heut nach Hauſe fuhr ... er kam geradewegs von Paris.

Leſ. Du lieber Himmel, wenn ich das doch gewußt hätte!... Es iſt verdammt weit zu laufen bis Belboiſe! (aufſtehend) Aber nun fort, ich muß die Briefe doch noch in der Gegend umher austragen. (hängt ſeinen Lederſack um und nimmt ſeinen Stock.) Alſo fortmarſchirt.

Cap. (aufſtehend.) Ich will auch meinen Umgang machen als Flurſchütz. Alſo noch einen Schluck auf den Weg, Alter. (ſie trinken.)

Mdm. Ben. (kommt wieder.) Seid ihr denn noch nicht fort?

Leſ. Schönen Dank! (geht ab.)

Cap. (geht über die Bühne links, um ſeinen Säbel zu holen.) Setzen Sie nur alles auf meine Rech-

nung, Mütterchen! (Felix tritt im Hintergrunde ein) Halt! was iſt denn das für eine jämmerliche Erſcheinung?

Zweiter Auftritt.

Felix. Mad. Benoit. Caporol.

Fel. (tritt ganz erſchöpft ein, er iſt außer ſich, hält ſich noch kaum aufrecht und ſtützt ſich auf einen groſſen Stock. Er trocknet den Schweis von der Stirn. Sein Hut iſt in's Geſicht gedrückt) Das weiße Roß? — das weiße Roß!

Cap. Das hier iſt die Gebieterin davon, mein Herr. (geht ab)

Fel. (zur Benoit gehend) Ah! weiße Gaſtwirthin! einen Stuhl, einen Sitz! einen Seſſel, ein Glas Bier, Waſſer, Wein; gleichviel!

Ben. (zurücktretend) Der iſt ja verrückt!

Fel. Ich erſticke! ich erſticke, falle um; ſtürze in Ohnmacht, halten Sie mich!

Ben. (bringt einen Stuhl) Da! ... da iſt zuerſt ...

Fel. O gefühlvolles Weib! Dank! Da ... (ſetzt ſich) Au!

Ben. Hat der Herr Schaden gelitten?

Fel. Ich fürchtete es ... jetzt weiß ich's gewiß! ...

Ben. Wo denn?

Fel. (mit Discretion) Das geht mich nur an ... das beſorge nur ich ... aber den Hut nehmen Sie

mir vor allen Dingen ab ... ich habe keine Arme mehr, ich habe keine Beine mehr, ich habe nichts mehr!

Ben. (nimmt ihm den Hut ab) Aber du mein Gott! er hat ja keinen Boden!

Fel. Er iſt wie ich!

Ben. Wie denn?

Fel. Ein Ochſe! ...

Ben. Ein Ochſe?

Fel. Geben Sie mir zu trinken (ſie geht in den Hintergrund) Nein; nein! (ſie kommt wieder) Ja doch! ... und dann ein Fortkommen, was es auch ſei ... ein Pferd, einen Eſel, einen Maulthier ... (ſich verbeſſernd) Nein, kein Maulthier! (ſich die Rippen reibend) Ja, kein Maulthier! Ich hab's genoſſen! (ungeduldig) Aber ſo treffen Sie doch Anſtalt!

Ben. Aber, mein Herr! ... ich weiß nicht was Sie wollen? ... bald jagen Sie mich rechts, bald jagen Sie mich links! ... Trinken Sie erſt einmal! Da! ... das iſt Wachholder, das wird Sie beruhigen.

Fel. Mit Vergnügen! (nachdem er getrunken hat) Purr! ... und es giebt Leute, die ſich in ſo etwas benebeln können! (ſteht auf, nachdem er nochmals getrunken) Und jetzt ... Weib! Gaſtwirthin! ... jetzt beſchwöre ich Sie ... ich klage Sie an, im Namen Ihres Gatten!

Ben. Ich habe keinen.

Fel. Nun denn, im Namen Ihrer Kinder!

Ben. Ich habe keine.

Fel. Ein Pferd!... ein Königreich, ein Kaiserthum für ein Pferd!... Ich wiege es mit Golde auf! ... Da, da ſind 5 Francs... und dann ſo viel man nur will!... Gehen Sie doch, immer noch ſchöne, junge Frau! (für ſich.) ich ſchmeichle ihr. (laut.) Gehen Sie!...

Ben. (gerührt.) So viel Großmuth!... ſo viel Höflichkeit!

Fel. Gehen Sie!

Ben. Sein Sie ruhig... ich gehe ſchon.

Fel. (ſchiebt ſie hinaus.) Aber ſo gehen Sie doch!

Dritter Auftritt.

Felix allein.

Und wenn die ganze Hölle gegen mich losgelaſſen wärt, hätte ſie nicht mehr Martern auf mein armes Haupt häufen können! (er reibt ſich die Rippen) Wenn ich ſage auf mein Haupt, ſo meine ich ... (wüthend.) Hu!... (ruhiger.) Während dieſer abſcheuliche Dunois ſich in ſeinem Käfig mit der Zukünftigen des Papageys herumbalgte... (lacht) He! he! he!... ich lache?... wer lacht da?... Da iſt gar nichts Lächerliches! ... während des fliege ich zu ihm.... Straße Bondy ... zu ſeinem Portier. ... Hat der Poſtbote die Briefe für Herrn Dunois gebracht?... Ja, mein Herr. ... Ah, geben Sie ſie mir! ... Ich habe ſie nicht mehr. ... Wo ſind ſie denn?... er hat ſie zurückgenommen. ... Wer? ... der Poſtbote. ... Warum? ... Um ſie

ihm nach Mantes nachzuſchicken.... Wann?... Sogleich.... Und da erhält er ſie dort?... Dieſen Abend. ... Hol Sie der Teufel! ... Grobian! ... Alter Dummkopf! ... Und damit lauf ich wieder fort ohne zu wiſſen wohin und weshalb.... Da plötzlich ein Lichtſtrahl!... Es iſt da nur Ein Weg zu ergreifen! ... Man muß ihnen zuvorkommen.... So ergreife ich denn den Weg, mich auf den Weg zu machen... ich eile auf das Landgut dieſes Tigers, auf der Eiſenbahn nach Rouen... Station Mantes... Gut! ich halte ein Cabriolet an... 20 Francs, rufe ich, 20 Francs zu verdienen!... und mit Einem Sprunge bin ich von der Straße Bondy bis in die Straße St. Lazare, wo ich gerade ankomme, als man zum zweitenmal klingelt... Ich ſtürze mich ins Büreau... ich reiße einem Schafzippel das Fahrbillet weg, das er eben gekauft hatte... ich werfe ihm 20 Francs zu, die ihn beſchwichtigen... das macht ſchon 40!... wie der Wind ſpringe ich zu einem Wagen, verſenke mich darein und falle halbtodt auf die Kniee eines greiſten Frauenzimmers, das einen Schrei ausſtößt und mich zur Seite auf einen jungen Spitz wirft, der mich anpackt... nicht beim Kragen... ſondern hier... und mir einen Fetzen aus meinem Pantalon reißt.... Ich war wie betrunken vor Zorn, Hitze und Mattigkeit... Da träume ich nun ſo im halben Schlummer, ich werde eher ankommen, als er... der Brief natürlich!... ich werde mich auf der Straße nach Belleboiſe in Hinterhalt legen... werde den Poſtboten er-

warten ... ihn mit Höflichkeit gewinnen ... (sehr stark) ihm eher alle Haare ausreißen, als ihm diesen Beweis meiner Leidenschaft für Anita lassen! ... So war denn Alles vortrefflich vorbereitet und geordnet! (sich vor den Kopf schlagend) Und doch sagen Sie, ich sei ein Wirrkopf! Ich hatte alles vorausgesehen, war auf alles gefaßt ... auf alles! ... ausgenommen auf das Schrecklichste! ... Eine schnarrende Stimme weckt mich aus meinen süßen Träumen ... ich glaubte, ich wäre schon in Mantes ... oder wenigstens in Poissy! ... Bewahre der Himmel! ... Diese furchtbare Alte, meine Nachbarin, unterhielt sich mit ihrem Spitze, legte ihm die beiden Pfoten auf die Thüröffnung und sagte: Sieh Dich hübsch um, Azorchen, hörst Du? ... erkennst Du da Dein kleines Wäldchen von Vezinet? ... Von Vezinet? ... [In zwei Minuten werden wir in Peck sein! ... In Peck! rufe ich aus und fahre auf dem Sitze, der doch nichts weniger als elastisch war, hoch in die Höhe ... In Peck, alte Megäre! ... Und ich glaube, ich hätte sie erwürgen können. Da hielt zum Glücke der Zug an ... Die abscheuliche Hexe hatte wahrgesprochen ... ja, wir waren zu Peck! ... ich hatte den Bahnzug nach St. Germain statt den nach Rouen genommen. ... Spitzbuben die! ... Ich schimpfe auf alle Eisenbahnen, ich schreie nach einem Wagen, nach Poissy, nach Mantes! ... Da ist einer, mein Herr! schreit ein Einspänner ... Ein Einspänner für mich, der ich lieber mit Sechsen gefahren wäre! ... Ich nehme ihn aber doch

nach Mantes, aber im Galopp, mit verhängtem Zügel, für 40 Francs ... dies macht nun achtzig ... Vierzig Francs, sagt der Kerl, gut, mein Herr; in zwei Stunden sind Sie dort, oder wir krepiren alle Beide! ... er meinte nämlich seinen Gaul... Zwei Stunden ... Da bin ich nun wieder unterwegs ... werde geworfen und gestoßen nach allen Dimensionen ... ich machte Sprünge, daß ich mir bald den Kopf eingestoßen und die Rippen gebrochen hätte! ... Endlich erblicke ich Poissy! ... Muth gefaßt! ... Aber hier bei dieser Einfahrt in die Stadt der Ochsen und Kälber hat mir das Schicksal das Schrecklichste vorbehalten! ... Es ist Markttag! ... Verstopfung von Thieren, Wagen und Ochsentreibern, die uns die Durchfahrt hemmen. Man schreit dem Kutscher zu, an der Seite herum zu fahren ... er weiß nicht, was er thun soll ... ich reiße ihm die Peitsche aus der Hand und klitsch, klatsch ... ich stürze mich mitten unter die fünfhundert Stück Hornthiere! ... Ja die Hornthiere! ... ich komme nicht von ihnen fort! ... Nun entsteht ein allgemeines Gemenge: die Ochsen fürchten sich vor dem Pferde und das Pferd wieder vor den Ochsen ... Das Schrecken der Thiere geht auf die Menschen über ... die fluchen, jene brüllen und diese blöcken ... mein Wagen wird angehalten ... ich springe heraus entschlossen, mein Leben theuer zu erkaufen! Gleich zu Anfange stößt mir ein Ochse meinen Hut über die Nase, ein Treiber nimmt mich beim Kragen ... man spricht davon uns als Unterpfand zu behalten ... Da lasse ich

20 Franks dem zuſchlüpfen, der mich feſthält .. Das macht 100 Francs! ich ſchneide ſacht dem Pferde die Stränge ab, ... wobei ſich's fand, daß es ein Mauleſel war ... mager und hager! ... Ach! ... ich klammre mich drauf, ſchrei dem Kutſcher zu: 100 Franks für Dich! ... das macht 200! ... und entwiſche ſo endlich dieſer ganzen Canaille mit zwei und vier Beinen ... die nun ſogleich den Wagen in Beſchlag nimmt ... während ich auf mein Maulthier geklebt ... ja geklebt, das iſt das rechte Wort ... es bis hierher ziehe, (auf ſeinen Prügel zeigend.) mittels dieſer Liebkoſungen! ... Da unten liegts im Stalle, außer Stande noch einen Schritt weiter zu kommen ... das arme Thier! ... gerade wie ich!

(Die Arme wüthend kreuzend) Nun, den Herrn Eiſenbahninſpectoren will ich's ſchon vergelten ... ſie ſollen auch wie ich von Poiſſy noch Mantes auf einem Mauleſel reiten ... die Cavalcade muß ich mit anſehn ... aber ein ander mal ... jetzt kann ich nicht mehr... Es wird mir ganz ſchwarz vor den Augen ... ich ſehe nicht mehr ... die Beine brechen mir ... ich falle ... haltet mich! (in dieſem Augenblicke traten Gey und Adrien ein, die ihn in ihre Arme auffangen.

Vierter Auftritt.

Adeline, Felix, Gey.

Gey. Heda!

Adr. Mein Gott!

Fel. (wie ohnmächtig ſtreckt die Arme nach Gey

aus). Dank! Dank! mitleidsvolle Frau! ... nein! es iſt kein weibliches Weſen!

Gey. (ihn ſchüttelnd) Kommen Sie doch zu ſich!

Adr. (ebenſo) Felix!

Fel. Ach ſeht doch! ſeht doch! Ihr ſeibs!

Gey. Unglückſeliger Menſch, was iſt Ihnen denn zugeſtoßen?

Fel. (ſchreiend) Wie kommen Sie hierher?

Adr. (ebenſo) Welchen Bahnzug haſt Du denn genommen?

Fel. (ebenſo) Was wollt ihr denn hier?

Gey. (ebenſo) Aber ſo erklären Sie mir doch...

Fel. (ebenſo) Nichts! (gemäßigt) Sprechen wir nicht weiter davon ... ich müßte die Erzählung von vorn anfangen, die ich mir jetzt eben ſelbſt gemacht habe ... und ich habe daran genug! ... ſchönen Dank! ... aber Ihr?

Adr. Ich errieth, daß Du nach Belboiſe fahren würdeſt ... ich fürchtete ein Unglück ... wir ſetzten uns alſo vor zwei Stunden auf die Eiſenbahn nach Rouen.

Fel. (ihm die Hand drückend) Guter Bruder!

Gey. Ja! ... Madame Bernard, die die Krone aller Weiber iſt ... verlangte ausdrücklich, daß ich mich zwiſchen Anita und ihren Mann ſetzen ſollte. ...

Fel. Und ich auch, ich werde mich auch zwiſchen die Beiden ſetzen ... und wehe dann!

Gey. Was iſt's dann?

seinem Werke, und so da stand ein froh bereiter Diener mit dem Fäßlein, in welchem der nasse Kalk sich befand, da fügte sichs wohl auch, daß Raphael einmal nach ihm umblickte im Wohlgefallen an dem Gelingen, wo man so gern in ein andres Auge blickt, und ihn gleichsam Theil nehmen ließ an dem Urtheile, das er selbst fällte in seinem Sinne, da wäre Polydor gern niedergekniet und hätte dem guten Gott gedankt, daß er ihn gewürdigt habe einer innern Glückseligkeit, deren der arme Knabe Theil zu werden wohl nie hätte glauben können.

Es fügte sich nun aber, daß ein Jüngling gleiches Alters mit Polydor, genannt Maturino, aus Florenz gebürtig, von Raphael besondrer Lehre gewürdigt wurde in der schönen Kunst der Bildnerey, und das gleiche Alter zog diesen oft hin zu dem freundlichen Polydor, trauliches Gespräch mit ihm anzuknüpfen, und eben so fügte es sich, daß Raphael dem Maturino einstmals aufgegeben hatte, einen Abriß zu machen von einer der Gestalten, die so eben seine Meisterhand auf der Wand des Gemaches geschaffen hatte. Maturino aber mußte, als er die Zeichnung nur erst begonnen, schnell eines andern Auftrags wegen das Zimmer verlassen. Da sagte dieser gleichsam scherzend zu Polydor, der eben müßig, und nur, wie er immer zu thun pflegte, tief versunken im Anschauen der Gebilde seines Meisters da stand, er möge, während er entfernt sey, doch die

Adr. Was haſt Du denn vor?

Fel. Nichts! ... reden wir nicht mehr davon ... Jetzt habe ich keine Furcht mehr! ... Um die Angriffe eines Tigers von mir abzuhalten, ſeid Ihr ja jetzt bei mir! Und ſo theilen wir Gefahren und Lohn!

Gey. (gerührt.) O ſchön! ſchön! ... Aber apropos, bald hätte ichs vergeſſen. ... Der Wechſel den Sie bezahlen ſollten?

Fel. O! ... ſeien Sie außer Sorgen! ... ich habe das Geld.

Adr. Und der Caſſenſchlüſſel, den Du mitgenommen haſt!

Fel. Ihr werdet doch nicht fürchten, daß ich ihn ſtehlen will?

Gey. Aber der Wechſel wird proteſtirt werden!

Adr. Aber unſre Zahlungen!

Fel. Aber du mein Himmel, was ſchwatzt Ihr mir denn da von Euern Wechſeln vor, ... von Euern Zahlungen! ... Darum bekümmre ich mich auch nicht ſo viel! ... Ihr wißt alſo wohl noch nicht, was Liebe iſt? ... O! wenn die ſchöne Madam Bernard durch Ihre Schuld compromittirt worden wäre ...!

Gey O gerechter Himmel!

Fel. Wenn ihr Leben Gefahr liefe!

Gey. Alle Wetter!

Fel. Wenn auch das Ihrige bedroht wäre!

Gey. Ei zum Teufel!

Fel. Würden Sie da nicht fliehen ...?

Gey. Auf der Stelle!

Fel. Mit ihr?

Gey. Oder auch ohne ſie.

Fel. Nun denn! Ich werde Anita ſehen, ich werde ſie ihrem Anthropophagen von Manne entreißen ... der ſie vielleicht jetzt ſchon wie ein Butterbrod verzehrt! ... Ja! ... (weinend) Mein Leben gehört ihr.... Ach! nur zu beglückt, wenn ich auf dieſe Art wieder gut machen könnte, was ... (hält inne, mit plötzlich verändertem Tone wüthend) Aber da ſehe einer, ob die alte, verrückte Frau wiederkommt!

Gey. Welche alte verrückte Frau? (für ſich) Alles, was er da ſchwatzt iſt ja ſelbſt verrückt.

Fel. Nun, die Gaſtwirthin! ... die ich nach einem Pferde geſchickt habe ... nach irgend einem Vierfüßler. ... Ach, ich hätte lieber ſelbſt gehen ſollen. ... Meinen Hut.

Gey (giebt ihm den, den er aufhat) Ihr Hut ... da iſt er! er preßt mir den Kopf zuſammen ... iſt mir viel zu enge ... geben Sie mir. ...

Fel. (ihn aufſetzend) Ja! ... er iſt's wirklich ... aber dieſer da ... (nimmt den andern).

Gey. Nun, der nimmt ſich ſchön aus!

Fel. Dieſer abſcheuliche Hut, den ich gegen einen Ochſen vertheidigt habe! ... der mir ſtets über die Augen herein fiel ... der mir die Nerven reizte ... (wirft ihn zu Boden) Scheuſal! (tritt ihn mit Füßen) Da, da, da!

Gey. Aber er iſt ja mein! ... iſt der meine! ... (hebt ihn auf.)

Fel. Und jetzt fort ... um sie retten, wenn es noch Zeit ist! ... Ein Pferd! ... Ich nehme euch alle Beide auf die Croupe hinter mich.

Gey. Mich gewiß nicht!

Fel. (ihn fortziehend.) Doch! doch!

Adr. Nimm Dich in Acht!

Gey (sich wehrend.) Aber so lassen Sie mich doch! —

An. (in der Stube links.) Warte nur da, liebes Kind! ... ich will blos wissen. ...

Fel. (horcht und läßt Gey los.) Gerechter Himmel! ... diese Stimme! ... Hören Sie doch!

Gey (taumelnd.) Böſewicht!

Fel. Still doch!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Anita.

An. (tritt von links auf und spricht zurück.) Sieh doch aus dem Fenster, ob der Wagen. ...

Fel. Sie ist's!

Adr. Madame Dunois!

Gey. Meine Nichte!

An. Was sehe ich? ... Onkel Sie! ... Herr Adrien! ...

Fel. Und ich! ... der gekommen ist, um Sie zu retten oder mit Ihnen zu sterben!

An. Mein Herr! Welche Sprache! ... Ihre Gegenwart erschreckt mich! (geht zu Gey.) Aber die Ihre beruhigt mich wieder.

Fel. Als ich Sie für verloren hielt! ... jetzt? ſo nahe bei mir!

An. Mein Mann hat uns hier zurückgelaſſen.

Adr. O Himmel! Adeline! ...

An. Sie iſt bei mir. (Adrien will fort.) O bleiben Sie! ... ſie darf nichts von meiner Angſt wiſſen! ... Mein Mann iſt vorausgegangen, um uns den Wagen zu ſchicken, auf den wir nun hier warten.

Gey. Alſo weiß er noch nichts? hat noch nichts erhalten?

An. Nein ... noch nichts ... als er uns verließ. ... O, ich beeilte mich, ihn aus Paris fortzubringen ... aber unterwegs war ich ſo unruhig, ſo verſtört, daß ich jeden Augenblick fürchtete, mich zu verrathen! ... und doch weiß Gott! daß ich nicht ſtrafbar bin!

Fel. Nein, nein, Du biſt es nicht!

An. Mein Herr!

Fel. (beſinnt ſich.) Sie ſind es nicht! (für ſich.) Ach! ... (laut.) Aber wird er uns glauben?

An. Da Sie Ihren Brief wieder haben. ...

Fel. Nein ... den habe ich eben nicht ... weil er immer noch hinter ihm drein läuft ... und ich wieder hinter dem Briefe her!

An. Was ſagen Sie?

Gey. Er iſt alſo aus Paris fort?

Adr. Nach dem Landhauſe des Herrn Dunois?

An. Der ihn vielleicht in dieſem Augenblicke ſchon in den Händen hat?

Fel. Ach Gott, ja!

An. Lieber Onkel! verlaſſen Sie mich nicht!

Fel. Nein, nein, weder Ihr Onkel, noch ich, noch Niemand! ... wir werden alle bei Ihnen bleiben, wir Alle würden mit Dir ſein ... um Sie zu ſchützen Sie zu vertheidigen ... nicht wahr?

Gey. Ja, um Dich zu vertheidigen! (für ſich.) ich wollte lieber, ich wäre gar nicht gekommen.

An. O, mein Herr, mein Mann war ſchon während der ganzen Herfahrt wüthend auf Sie, ich weiß nicht, warum.

Fel. Weil ich ihn eingekäfigt habe!

Adr. Ja, ja ... es war als ob er eine Art Verdacht hege! ...

An. Aber wie helfen wir uns nur aus dieſer ſchrecklichen Lage?

Fel. Ich weiß nur Ein Mittel. Es iſt etwas höchſt gewaltſam und gräßlich, aber ... es reizt mich. —

An., Gey. und Adr. Und das wäre?

Fel. Ich entführe Sie!

An. O, welcher Gedanke, mein Herr! Es war ſchon genug, daß Sie mich ſo ſchmerzlich compromittirten. Muß ich jetzt mein unglückliches Schickſal ertragen, ſo will ich es wenigſtens nicht verdienen.

Fel. O, Madame. ...

An. Nein, nie! nie! ... ich folge nur meinem Onkel.

Gey. Eine Entführung! ... Sapriſti! (für

ſich.) Es iſt mir höchſt unangenehm, daß ich gekommen bin! —

Fel. (auf die Knie fallend.) O, ich bitte, ich beſchwöre Sie ... auf meinen Knieen ... verzeihen Sie mir eine Unbeſonnenheit, die ich gern mit meinem Leben wieder ungeſchehen machen möchte!

An. Stehen Sie auf ... Herr! ſtehen Sie doch auf! —

Adr. Lieber Bruder! ...

Fel. Nein! ich bleibe hier liegen, bis Sie eingewilligt haben werden — ...

Sechſter Auftritt.

Die Vorigen... Die Benoit.

Ben. Er iſt da, er iſt da!

Gey. (nimmt ſchnell Anita an ſeine linke Seite).

Fel. (ſteht auf.) Wer denn?

Ben. (für ſich.) Seht doch! Der Herr hier auf den Knieen vor der Frau unſers Herrn Maire!

Fel. Was wollen Sie denn?

Ben. Ich? ... ich komme wegen des Schimmels den Sie beſtellt haben.

Fel. Ein Pferd! ... nein, das kann ich nicht mehr brauchen.... ich muß jetzt einen Wagen haben.

Ben. Ganz recht! ... es iſt auch ein Wagen unten im Hofe ... er iſt zu miethen.

Fel. Ich nehme ihn, nehme ihn! ... geh Adrien ... gehen Sie, Papa Gey, ... ich muß ihn haben ... 100, 200, 300 Francs ... und 200 für meine Reiſe

... dies macht 500. ... (zu Adrien.) Aber so gehe doch! —

An. Liebe Frau, ist denn die Post von heut Abend angekommen ...?

Ben. Ja, Madame ... man hat die Briefe gleich verhin ausgetheilt ... der Postbote war eben noch da und trank einen Schluck.

Fel. Der Postbote! (zur Ben.) Und wo ging er hin?

Ben. Noch ins Städtchen, ehe er aufs Schloß gehen wollte. (geht ans Fenster links.) Sehen Sie, da können Sie ihn noch sehen.

Fel. (ihr nachgehend.) Wo?

Ben. Sehen Sie nur da unten ... am Ende der Straße ... ein Mann in einer Jacke...

Fel. Mit seinem Sacke und seinem Stabe,... der ewige Jude.

Ben. Das ist er?

Gey. Der ewige Jude?

Fel. Nein, der Postbote!

Ben. Da tritt er in das kleine Hölzchen.

Ant. In der Richtung nach Belboise!

Gey. Er ist also noch nicht dort gewesen!

Fel. (halblei.) still! ... Ja! ja, der muß ihn noch in seinem Sacke haben! also fort! (er holt seinen Stock von rechts.)

Gey. Was solls denn wieder geben.

Ant. Wo wollen sie hin?

Fel. (zwischen sie tretend, halblei) Fürchten Sie

nichts! ... ich will es mit Güte durchzuſetzen ſuchen. (feierlich.) Beten Sie für mich und meine Seele ... denn ich bin zu Allem fähig! (er ſpringt durch das Fenſter bei dem die Benoit noch ſteht.)

Ben. (erſchrocken.) Alle gute Geiſter!

Gey. Allmächtiger Himmel! Da bekommt man ja graue Haare vor der Zeit!

An. Ich bebe!

Siebenter Auftritt.

Die **Vorigen** ohne **Felix. Adeline.**

Adel. (von links kommend.) Anita! Anita! da kommt der Wagen, um uns abzuholen! ... ich habe ihn eben aus dem Fenſtern erblickt! ... Herr Gey!

An. Geſchwind fort! ich halte es hier nicht länger aus! Kommen Sie lieber Onkel.

Gey. Ja, gleich! (für ſich.) Ich bin im höchſten Grade verdrüßlich, daß ich gekommen bin!

Ben. (im Hintergrunde.) Da kommt auch der Herr Maire.

Adel. Mein Papa!

Gey. Er!

An. Mein Mann!

Achter Auftritt.

Die **Vorigen. Dunois** und **Adeline.**

Dun. (heiter zu Adr.) Wie, junger Freund, Sie ſind mit Herrn Gey gekommen?

Gey. (leis zu Anita.) Er lacht! ... er weiß noch nichts.

Dun. Da iſt er ja der liebe Onkel. (die Benoit geht.) ... Nun, Anita, Du ſiehſt, ich hole Dich mit dem Wagen ſelbſt ab. Du hatteſt mir aber nichts geſagt, daß dieſe beiden Herrn auch kommen würden. ... Wieder Geheimniſſe, Zuſammenflüſtern ... das iſt nicht gut; ... Ich weiß alles!

Gey. He?

Adr. Mein Herr. ...

An. Was denn?

Adel. Es giebt ein Geheimniß?

Dun. Zum Henker! läugnet es nur nicht! ... Seit heute früh merkte ich es ſchon ... Meine Frau hatte ſo eine ganz ſonderbare Miene ... Da ſeht, ſie hat ſie noch!

An. Ich weiß nicht was ... ich ...

Dun. Und ich, der ich mich in Paris über das Flüſtern und Ziſcheln beunruhigte ... über Dein verlegenes Weſen ... hatte mich der Schafkopf mit Mad. Bernard eingeſperrt.

Adr. Felix!

Dun. (lachend.) Sagen Sie mir doch, Gey, waren Sie nicht auch ein wenig eiferſüchtig?

Gey. Ich? ... oh nein! (für ſich.) Wenn er ſo lacht, geht mirs bis in das innerſte Mark!

Dun. Glücklicherweiſe erfuhr ich ſo wie ich hier ankam die Auflöſung des Räthſels ... Ihr beſchäftigtet euch mit mir in Paris, wie ſich indeß meine Com-

mun mit mir hier beſchäftigte ... Nicht wahr? ... Nun ſo ſprecht nur gerade heraus! Ich will thun, als wüßte ich von nichts.

Adel. Aber, Papa von was weißt Du denn?

Dun. Ich weiß ... ich weiß, daß meine Commun-Mitglieder, in Anerkennung einiger kleinen Dienſte, welche ihnen ihr armer Maire geleiſtet hat, ihm ein Feſt veranſtalten.

Gey. Ach, das iſt's?

Dun. Das wußten Sie nicht? (zu Anita.) He! Du, mit Deiner beſtürzten Miene!

An. Ei ja freilich!

Adel. Ein Feſt!

Gey. Es iſt ganz unmöglich, Ihnen etwas verbergen zu wollen.

Dun. Vielleicht haben Sie das Feuerwerk dazu mitgebracht.

Adel. Es iſt auch ein Feuerwrek dabei!

Gey. (für ſich.) Wenn die Bombe nur nicht früher platzt!

Dun. Aber ſagt mir nur, was macht ihr nur alle für verteufelte Geſichter! ... man ſollte ſagen, ihr wüßtet doch nicht ...

Gey u. Adr. Oh nein, nein.

An. Wenn ich Dir aber verſichre ...

Dun. Seht doch, ſeht! ... Ihr verbergt mir etwas! (Man hört Geſchrei und Lärmen.) Und was iſt denn das für ein Lärmen? ... Was muß ich hören?

Adel. Ach du mein Gott! die Menſchenmenge!

Zeichnung vollenden, worauf er hinaus ging in geraumer Zeit nicht wiederkehrend. Für Polydor aber war es, als sey mit dieser obschon nur scherzhaften Mahnung doch ein höherer Ruf an ihn erschollen, dem er nicht widerstreben könne, wie denn manchmal Augenblicke im Menschenleben sich finden, wo schlummernde Kräfte zum vollen Leben erwachen, und sich nicht länger einhüllen lassen in das frühere Dunkel, einem Keime gleich, der lange unter der deckenden Erde sich barg, bis er endlich die Scholle wegstößt, und hervorbricht an das Licht des Tages.

So ergriff denn Polydor freudig und kühn den Zeichenstift des Maturino, und setzte sich kecklich an dessen Arbeit, wie begeistert und in fast fieberhafter Bewegung, da er zum ersten Male das, wenn auch nur in schwachen Zügen nachbilden wollte, was sein angebeteter Meister geschaffen hatte, und welches doch immer in seiner Seele und vor den Augen seines Geistes lebte, als sey es tief im Innersten sein Eigenthum geworden. Seltner die Augen auf das Wand-Gemälde, mehr und schier immer auf das Blatt gerichtet, auf welchem er das entwarf, wozu es ja des Blicks nach aussen für ihn nicht bedurfte, sondern das er aus seinem Innern nur hervorzuziehen brauchte, saß er also ohnweit des Gerüstes, auf welchem Raphael in der Höhe arbeitete. Auf einmal aber stand dieser, welcher herabgestiegen war, seinen treuen Diener vermissend, und ihn nun bei

Gey. Man zankt ſich!

Adr. (im Hintergrunde.) Es kommt von dort her!

Ant. (erſchrocken.) Wir wollen lieber fortgehn!

Dun. Bewahre! Ich weiß was es iſt . . . es ſind meine Communmitglieder, die mich abzuholen kommen. . . . Sollte denn das Feſt ſchon angefangen haben? (der Lärm vermehrt ſich.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Die Benoit. Dann Felix, Leſourd, Caporal, Landleute.

Ben. Herr Maire! Herr Maire! (Geſchrei von draußen.) Hierher! Hierher!

Dun. (lächelnd.) Würde und Ruhe! . . . Ihr werdets ſehen! . . . Was giebts denn Mutter Benoit?

Ben. Ach Du mein Gott! . . . Ein Delinquent! . . . Wenn Sie wüſten . . . der alte Taube und der Poſtbote.

Adr. u. Gey. Der Poſtbote!

Dun. Nun?

Leon. Iſt angefallen worden!

An. O Gott!

Dun. Ein Criminalfall! Wie ſich das trifft!

Ben. Da ſind ſie alle!

Gey u. Adr. Laßt ſie nicht herein! (wollen gehen.)

Dun. (ſie zurückhaltend.) Nein! nein! Ich will Gericht halten . . . Alle Teufel! Wo iſt denn meine Schärpe?

(Die Landleute treten ein. Felix ſträubt ſich gegen zwei derſelben und Caporal, die ihn halten.)

Fel. Aber ſo laßt mich doch los! ... Ich ſage Euch, laßt mich los!

Cap. Da iſt der Herr Maire.

Fel. Nun denn, wo iſt Euer Herr Maire, ihr Schurken, wo iſt er?

Dun. Hierher Angeklagter!

Fel. Endlich! (wendet ſich und erblickt Dunois.) Oh!

Dun. (erſtaunend) Bah!

Adl. Herr Felix!

Dun. Sie! (blickt alle mit Staunen an.)

Fel. (für ſich) Da fällt mir eine Cathedrale auf den Kopf! ... Er iſt der Maire!

Dun. Felix! ... Was ſoll denn das heißen?

(Caporal, Leſourd und Felix ſprechen zugleich.)

Cap. Das geht ſo zu, Herr Maire. Ich machte meine Runde im kleinen Hölzchen von Belboiſe, da höre ich auf einmal um Hilfe ſchrein: ... Ich ſpringe gleich mit einigen Freunden, die im Forſthäuschen eins tranken ...

Leſ. Ich ging eben durchs kleine Hölzchen, als dieſer Unbekannte mir mit einenmale in den Weg tritt ... und mich anſpricht ... ich ſage ihm, daß ich nicht gut höre ... da packt er mich ...

Fel. Das iſt die Thatſache. Ich nähere mich ungemein höflich dieſem Manne, um ...

Dun. Werden Sie ſchweigen? Still! ...

Leſ. (allein fortfahrend) Das heißt, er will mir

mit Gewalt meinen Sack nehmen . . . ich trete natürlich zurück . . .

Fel. Er hebt seinen Stock gegen mich, . . .

Dun. (sie überschreiend.) Schweigt doch! . . . Jeder nach der Reihe; (zu Felix.) Wie kommen Sie hierher . . . in jenes Hölzchen?

Fel. (außer sich.) Das geht Sie nichts an! . . . Das geht niemand an! . . . als mich! . . . Ich hatte das Recht, spaziren zu gehen . . . ich wollte spazieren gehen, . . . ich ging spazieren. . . . Wollen Sie meinen Kopf? . . . Da ist er, nehmen Sie ihn!

Dun. Aber Sie sind nicht gescheid!

Adr. Felix! Bruder!

Les.. Er wollte mir meinen Briefsack nehmen!.

Fel. Das ist nicht wahr! er lügt!

Les. Da packte er mich und wollte mich schlagen!

Fel. Unwahrheit! Lüge!

Dun. Aber Sie haben ja noch eine Klappe von seiner Jacke in der Hand!

Fel. (hinsehend) Ja, wahrhaftig! (Sie in die Luft werfend.) Da!

Dun. So erklären Sie mir doch wenigstens . . .

Fel. Nein! nichts! ich antworte nicht mehr! . . . Nehmen Sie meinen Kopf! (für sich) Unglückseliges Weib!

Adr. (leis zu Lesourd.) Sagen Sie, Sie wä-

ren's geweſen, der ihn angefallen hat ... (gibt ihm heimlich ſeine Börſe.) Nehmen Sie!

Leſ. (laut, ohne ihn zu verſtehen.) Schönen Dank, mein Herr! ... Gott vergelte es Ihnen.

Dun. Was giebts denn da wieder.

Leſ. Der gute Herr hier gab mir dieſe Börſe.

Dun. Herr Adrien!

(Während dieſer Zeit ſprach Gey leiſe mit Caporal.)

Corp. (ſich wegwendend.) Ich fürchte nichts mein Herr.

Dun. Was denn?

Cap. Der Herr hier droht mir damit, mich abſetzen zu laſſen.

Dun. Gey! (ſie alle betrachtend.) Aber das iſt ja ein ganzes Complott (zu Anita.) Wie bewegt Du biſt!

An. Ich?

Dun. (für ſich.) Da ſteckt etwas dahinter!

Fel. (geht zu Dunois.) In der That ... erlauben Sie mir, mein lieber ...

Dun. Mein Herr Maire.

Fel. Mein Herr Maire, auch gut! ... Es kommt mir vor, als ſollten Sie uns wohl nicht auf gleiche Art behandeln, wie dieſe Canaille. ...

Landleute. (murmeln.) He! Canaille hat er geſagt!

Dun. (ſie beſchwichtigend.) Meine Freunde! liebe Leute! (zu Felix.) Sie ſprechen von meinen Com-

mummitgliedern . . . Herr! ich erſuche Sie, mehr Achtung zu zeigen.

Alle. Es lebe unſer Herr Maire!

Dun. (für ſich.) Das giebt mir eine gute Stellung!

Fel. (für ſich.) Sieht er nicht aus wie Napoleon auf der Säule? (laut.) Ich wollte blos damit ſagen, mein lieber . . .

Dun. Mein Herr Maire!

Fel. Nun meinetwegen, mein Herr Maire! . . . Ich wollte blos damit ſagen, daß dieſer Mann mich zuerſt angefallen hat. Ich fragte ihr nach dem Wege und da drohte er mir gleich . . . Sie ſehen, er antwortet auch jetzt noch nicht.

Dun. Das glaube ich wohl, denn er iſt taub.

Fel. Ah! Sie ſind taub! . . . Warum ſagteſt Du mir denn das nicht gleich? Ah, Du biſt taub! (leiſer.) Dummkopf! Schurke! . . . Was der Kerl häßlich iſt! . . . Alles was er ſagt iſt falſch! Alles alles! . . . Sage einmal das Gegentheil! (er will den Sack nehmen.)

Leſ. Rühren Sie meinen Sack nicht an!

Cap. (ſchreiend.) Sie haben ihm ſeinen Briefbeutel nehmen wollen?

Leſ. Ja.

Cap. Und da habe ich ihn arretirt.

Dun. Und haben wohl daran gethan! (zu Felix.) Warum wollten Sie ihm denn ſeinen Briefbeutel nehmen? . . . Geben Sie mir ihn doch einmal her!

Adr. An. u. Gey. (für ſich.) Ach Du mein Himmel!

Fel. (ſich darauf ſtürzend.) Nein! Sie haben kein Recht dazu! . . . niemand hat ein Recht dazu, ihn anzugreifen. Das Poſtgeheimniß iſt heilig!

Cap. (ihn zurückhaltend.) Hallah ho!

Dun. (bei Seite ſie betrachtend.) Es iſt doch ſonderbar!

Leſ. Ich wollte eben die Briefe an den Herrn Maire nach Belboiſe bringen. (er macht den Beutel auf.)

Dun. So? ſind Briefe an mich dabei?

Leſ. (Briefe herausziehend.) Briefe aus Paris.

Gey. (bei Seite.) Nun iſt's aus mit uns!

Fel. (leis.) Aufgepaßt! (er huſtet, um Gey u. Adrien ein Zeichen zu geben.) Hm! Hm!

Leſ. Da!

Fel. (giebt ihm einen Stoß an den Arm, daß die Briefe in die Luft fliegen.) Alle Wetter! Was machſt Du denn? (er ſtürzt ſich auf die Briefe.)

Leſ. (ihn zurückſtoßend.) Ho! Spitzbube!

(Ein paar Bauern halten Felix zurück.)

Fel. (ſich wehrend.) So laßt mich doch los! . . . Adrien, Gey, helft doch! . . . da, da, da! . . . Gey, nimm ſie doch . . . ſie! ſie!

(Gey und Adrien ſuchen die Briefe zu erwiſchen die Leſourd und Caporal aufleſen, indem ſie jene zurückſtoßen.)

Dun. Alſo meine Briefe will man haben?

Cap. (der ſie aufgelegt hat.) Da ſind ſie Herr Maire.

An. (für ſich.) Ich wage es nicht die Augen aufzuſchlagen.

Leſ. Vier Briefe und ein Journal.

Dun. (ſie nehmend.) Ganz richtig.

Fel. (bei Seite.) Er hat ſie!

Cap. (Felix beim Kragen nehmend.) Herr Maire befehlen Sie, daß ich dieſen Maleficianten in die Fiedel bringe?

Alle. Ja, ja, in die Fiedel!

Fel. Ganz recht! ... da habt ihr meinen Kopf.

Dun. Meine Freunde! meine Lieben! ... Ich ſtehe für dieſen Herrn ... ich kenne ihn ... wir ſind verwandt mit einander.

Cap. (Felix loslaſſend.) Potz Fiſchchen! ... wenn wir das gewußt hätten, daß er zur Verwandſchaft des Herrn Maire gehört ...

Leſ. Heh? was iſts denn?

Dun. (ſich ein Anſehen gebend.) Das iſt einerlei ... Ihr habt Eure Schuldigkeit gethan ... habt ſie redlich gethan ... vor der Gerechtigkeit gilt keine Freundſchaft.

Alle. Es lebe unſer Herr Maire!

Dun. Dank! dank! (für ſich.) Das ſchmeichelt ihnen ... ſie wählten mich am Ende gar zum Deputirten, wenn ich wollte. (laut.) Bleibt hier im Hauſe, und verliert den Delinquenten nicht aus den Augen, ... bis ich die Sache ins Klare gebracht habe ... Ich will nur jetzt erſt meine Briefe leſen ... und Euerm Eifer und Ergebenheit eine kleine Ergötzlichkeit zuſammen laſſen ... dem armen Tauben da vor allen Dingen! ... Ihr ſollt auf meine Geſundheit

trinken, und auf meiner Frau Geſundheit, die euch alle in ihrem Herzen trägt. (zu ſeiner Frau und Adeline.) Macht ihnen eine Verbeugung. (Dieſe verneigen ſich.)

Alle. Es lebe der Herr Maire und die Seinigen!

(Dunois geht von den Lohnleuten umgeben ab, indem er einen Brief lieſt, den er erbrach. Gey folgt bis an die Thüre. Anita will mit Adeline links abgehen. Felix fällt auf einen Stuhl. Adrien ſieht Adelinen traurig nach.

Zehnter Auftritt.

Felix. Gey. Adrien, Anita und zuletzt Adeline.

Fel. Und jetzt iſt Alles aus und zu Ende! ... Er hat ihn! Er hat ihn! (aufſpringend.) Und ich habe es nicht vermocht! Alle Donnerwetter!

An. (bleibt im Abgehen ſtehen.) Mein Herr! ... o mein Herr! gehen Sie ... entfliehen Sie ... wenn Sie mich lieben.

Fel. Wenn ich Sie liebe!

Gey. (am Fenſter rechts.) Still! ... da iſt er im Garten ... Er lieſ't! ... Der Brief ſcheint es nicht geweſen zu ſein ... er legt ihn ruhig wieder zuſammen.

An. Aber unter den andern? ...

Fel. Muß er ſein! Der ſchreckliche Augenblick naht! Das iſt der Gnadenſtoß!

Adr. Felix! Du haſt uns ins Unglück geſtürzt! aber ... rette Dich ... flieh!

An. Ja, er brächte Sie um, wenn er Sie noch träfe! fliehen Sie!

Fel. Ich fliehen? ... und allein, allein! ... ohne die Frau, deren Ehre, deren Leben ich in Gefahr gestürzt habe!

Gey. (am Fenster.) Still! er lies't einen zweiten Brief ... er runzelt die Stirn.

An. Der ists!

Adr. Bruder!

Fel. Nun denn, ja! ich werde gehen ... ich gehe schon ... aber mit Ihnen, Madame ... Ich liebe Sie, und ehe ich Sie verlasse, eher ließe ich mich hier umbringen.

An. O schweigen Sie! eine Entführung hier auf der Stelle!

Fel. Nein das nicht ... gehen Sie mit meinem Bruder, ... mit Ihrem Onkel ... flüchten Sie zu Madame Bernard.

Gey. (stößt am Fenster einen lauten Schrei aus.) Ah!

Alle. (in der größten Angst.) Nun?

Gey. Er wars wieder nicht! ... Er knauft ihn zusammen und steckt ihn in die Tasche.

Fel. Aber wenn wir noch einen Augenblick hier bleiben ... ists dann nicht mehr Zeit! ... Er mordet Sie ... ich morde ihn ... er mordet mich ... das wird ein allgemeiner Mord und Todschlag.

Gey. (am Fenster.) Der letzte Brief!

An. O mein Gott!

Fel. Geſchwind fort!

Adr. (in den Hintergrund gehend) Das Haus iſt bewacht!

Fel. Dann zum Fenſter hinaus! (zeigt auf das Fenſter links) Adrien, der Wagen?

Adr. Iſt da ... noch angeſpannt ... um ihn uns anzuvertrauen verlangt man ein Unterpfand von 500 Franks. Ich habe kein Geld.

Gey. Ich auch nicht! ... Er ſieht hier herauf!

Fel. Warte! ... das Geld, das ich heut früh mitgenommen habe, um den Wechſel zu bezahlen. (zieht ſein Portefeuille heraus und öffnet es.)

An. So kommen Sie, lieber Onkel. ... Herr Adrien, Sie bleiben hier ... und erklären meinem Manne ...

(Man hört außerhalb Dunois einen langen Schrei ausſtoßen.)

Gey. (am Fenſter) Er ſtößt einen Schrei aus ... er ſpringt in die Höhe! ... Ich flüchte mich!

Fel. (ſtößt einen Schrei aus) Ha! ... ach du mein Himmel! (er nimmt einen Brief aus dem Portefeuille und lacht) Ha, ha, ha!

Gey. Er lacht ... vor Verzweiflung!

Adr. Was hat er denn?

Fel. (von Freude erſtickt und athemlos) Wenn ich euch ſage ... Anita! ... mein Bruder! (den verſiegelten Brief ſchwenkend) Hier iſt er! ... das iſt er! ... und ich, der ihn ſeit heute Morgen ...

Adr. Himmel!

so ganz ungewohnter Beschäftigung gewahrte, hinter ihm, und schaute mit Staunen in das Blatt, da er erblickte, mit welcher Wahrheit und Kühnheit der Begeisterte, welchem nie ein Unterricht vorher zu Theil geworden war, eine Gestalt auf das Papier zeichnete, deren Ausführung einem vieljährigen Schüler der edlen Kunst reiche Ehre gebracht haben würde. War es nicht als ob die Stimme eines Engels Polydors erschalle, als Raphael ihm mit den Worten: Polydor, Du bist berufen zu höherem Werke! sanft die Hand aufs Lockenhaupt legte, und dann das Antlitz des Jünglings zu sich wendend, ihm in die vor Freude und Kunsteifer gluhenden Augen sah, und indem er ihm einen Kuß auf die offne Stirn drückte, mit treuem Sinne fortfuhr: Leg hin Dein ärmliches Handwerkzeug, denn Du sollst fortan mein Schüler seyn, ich aber will Dein redlicher Meister werden.

Und als solchen bewies sich auch der Herrliche, und war treu in den Werken der Bildung aller der köstlichen Keime, die in dem Geiste und Herzen Polydors lagen für die schöne Kunst der Bildnerey, und sah diese mit hoher Freude sich schnell und über alle Maße reichlich entfalten. Denn es war nun aufgeschlossen in Polydors Gemüth was bisher dunkel darin gelegen hatte, und jedes zurückgedrängte Sinnen und Trachten des Knaben und Jünglings trat nun hervor in ausgesprochenem Streben für die

An. Mein Herr!

Fel. (in Gey's Arme ſtürzend und ihn an ſich drückend) Gey! mein theurer ... mein alter Gey!

Gey. Laſſen Sie mich doch los! Sie erdrücken mich ja!

Adr. Dieſer Brief?

Fel. Da! ... da ... in meinem Portefeuille; ... Dieſen Morgen ... Ha, ha, ha!

Gey. Wahrhaftig! ... Du hatteſt ihn alſo nicht auf die Poſt gegeben. (er lacht) Ha, ha, ha!

Adr. Wär's möglich? (lacht) Ha, ha, ha!

An. (kaum aufathmend) Wie? der Brief!

Fel. (ganz ausbrechend) Da iſt er! Ha, ha, ha! (ſie lachen Alle. Bald ſeinen Brief küſſend, bald mit der Fauſt drohend) O du geliebter ... du abſcheulicher Brief! ... Und wenn ich bedenke, daß ich auf einem Mauleſel von Paris nach Mantes geritten bin, während er da, da ſteckte ... daß er alle Pulsſchläge meines Herzens gefühlt hat ... und daß er mir auch nicht ein einziges Mal ſagte: Ich bin ja da! Da bin ich ja!

Gey. Welch ein verrücktes Haus!

Fel. Oh! beklagen Sie ſich doch nicht! (zu Anita) Gerettet! (den Brief ſchwenkend und herumhüpfend, während Alle lachen) Tra la la, Tra la la!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Adeline, Dunois.

Adel. (von links kommend) Was iſt das für ein Lärmen! Welche Fröhlichkeit!

Dun. (durch die Mittelthür hereinhüpfend einen offnen Brief in der Hand.) Ha, ha, ha! Da iſt er! da iſt er! Tra la la, Tra la la! ... Der Brief, der fameuſe Brief! Ich habe ihn!

Adr. u. Gey. Der Brief!

An. Welchen Brief?

Dun. Nun ja doch, ja! Den Brief, den ihr unterwegs auffangen wolltet! ... Jetzt begreife ichs! ich Dummkopf! ... Da iſt er!

Fel. (den ſeinen verbergend.) Ah! bah!

Dun. Ihr wolltet mich ſpäter damit überraſchen ... zum Mittagseſſen ... Ha, ha, ha, geſtehen Sie es nur, Papa Gey!

Gey. Ach ja, ... allerdings! (für ſich) Was will er damit ſagen!

Dun. (zu Anita) Du warſt auch mit dabei, he? ... mit Deinen ängſtlichen Geſichtern! ...

An. Ich! (für ſich) Bei was denn?

Dun. (zu Felix) Ha, Sie wollten mir eine Ehre erzeigen, Sie Spaßvogel!

Fel. (ſtotternd) Ich ... ich wollte ... ich ... dieſer Menſch verurſacht mir eine Gänſehaut.

Dun. Schönen Dank! ... Er war vom Secretair des Miniſters ... ich habe ihn geleſen ... Nun ja! ich habe den Orden, ich habe ihn, mein Kind!

Adel. O welches Glück.

An. Liebſter Mann, das freut mich ... Das entzückt mich!

Gey. Nicht möglich!

Fel. (seinen Brief zerreißend) Das ist einer von den Briefen ... Ihnen kann man aber auch gar keine Ueberraschung machen!

Dun. Was machen Sie denn da?

Fel. Nichts ... gar nichts.

Dun. Jetzt nehme ich Euch bis Abends zum Fest alle mit auf mein Landhaus ... Kommen Sie her, Adrien ... Sie sind ein braver junger Mann ... ich bin glücklich ... und wir machen nun so bald als möglich Hochzeit, wenn Adeline darein willigt.

Adel. Von ganzem Herzen!

Fel. Ja, wir geben alle nach Belbeise.

An. (leis) Lieber Onkel!

Gey. Ja, wir alle, aber Du nicht, mein lieber Sohn.

Fel. Oh! was heißt das? Diese Redensart verstehe ich nicht.

Gey. Das heißt, Du gehst wieder nach Paris zurück ... um unsere Wechsel zu bezahlen.

Adr. Das Geld dazu hast Du in Deinem Portefeuille.

Dun. Aber später kommt er wieder zu uns.

Fel. (bei Seite) Oh Du Mann! (laut) Ja, morgen.

An. (halb leise und sehr ernst) Nein, nie! nie!

Fel. (halb leis) Ah, bah!

Gey. (eben so) So ists recht, Du Unglücksvogel!

Ende.

Die Vormünderin.

Luſtſpiel in 3 Aufzügen.

Nach Scribe und Duport

von

Theodor Hell.

Personen.

Graf Leopold von Wulfen.
Amalie von Moldau.
Conradi, Fabrikant.
Elise, seine Tochter.
Bedienter.
Jokei.
Gerichtsdiener.
Wirthsmädchen.

Der Schauplatz ist im ersten und zweiten Akte ohnweit Wien, im dritten zu Bruck in Steyermark.

Erſter Aufzug.

Zimmer in einem Wirthshauſe.

Erſter Auftritt.

Conradi. Eliſe.

Conradi. Ja, meine Tochter, wir werden in dieſem Gaſthofe zu Mittag eſſen und erſt morgen aus dieſer kleinen Stadt weiter fahren.

El. Warum aber nicht ſchon heut'?

Conradi. Weil ich einige Beſuche in der Nachbarſchaft auf einigen Schlöſſern machen muß, die während der ſchönen Jahreszeiten von den Herrſchaften aus Wien bewohnt werden.

El. Aber ſagen Sie mir nur, haben denn Sie, ein ſo reicher Fabrikherr, das nöthig?

Conradi. Ich habe Dir's ſchon zehnmal verboten, daß Du nicht ſo ſprechen ſollſt. Du kannſt wohl ſagen ein Capitaliſt, ein Rentier, der ſeine Gelder in Wollen-

und Baumwollenwebereien anlegt, und als ſolcher habe ich freilich die vornehmen Herren nicht nöthig.

El. Nun denn!

Conrdi. Aber ihr Geld brauche ich. Wenn man an der Spitze einer Unternehmung gleich der meinen ſteht ... Conradi und Compagnie ... eine Goldmine ... ſicherer Abſatz ... 200 pro Cent Gewinn ... da läßt man auch gern ſeine Mitmenſchen daran Antheil nehmen und Actionaire dazu eintreten.

El. Aber, lieber Vater, wenn die Unternehmung ſo ſchön und einträglich iſt ...

Conrdi. Schweig!

El. Warum behalten Sie ſie denn da nicht lieber allein?

Conrdi. Weil im Allgemeinen doch bei allen ſolchen Actienunternehmungen die Sache erſt dann am geſichertſten iſt, wenn man keine Actien mehr hat. Darum will ich die meinen bei den großen und reichen Herren hier in der Gegend unterbringen und dieſe an einer patriotiſchen und nationalen Speculation, die für die Induſtrie von dem unſäglichſten Nutzen ſein kann, mit Antheil nehmen laſſen.

El. Und wir reiſen alſo erſt morgen?

Conrdi. Vielleicht noch ſpäter ... wenn meine Beſuche glücklich ausfallen — das heißt, wenn ſich einer oder der andere findet, der auf meine Ankündigungen eingeht. Denn die Actionaire ſind wie die

Hafe; ſpringt nur einer erſt vor, ſo ſpringen die andern nach.

El. Und während der Zeit ſoll ich hier im Gaſthauſe ſitzen! Allerliebſt. Und ich freute mich ſchon ſo ſehr darauf recht bald wieder zu Hauſe und bei unſern Fabrikarbeitern zu ſein! — Acht Tage ſind wir ſchon fort. Haben Sie denn ſeitdem noch keine Nachricht von zu Hauſe?

Enrdi. Oh ja! Heut' früh erhielt ich einen ſehr ausführlichen Brief.

El. Ach! und von wem?

Enrdi. Von Werner, meinem jungen Buchhalter.

El. Geht es ihm gut? Das heißt, geht alles gut?

Enrdi. Ach ja ... Werner geht ſelbſt.

El. Nicht möglich!

Enrdi. Er iſt ſogar ſchon fort.

El. Und Sie haben das zugegeben? — Ein junger, Ihnen ſo nützlicher Mann!

Enrdi. Ich ſage nicht nein.

El. Verſtändig und ehrlich und ergeben — der für Sie und das ganze Haus durch's Feuer gegangen wäre. Den fortzuſchicken!

Enrdi. Ich nicht, er hat ſelbſt gewollt.

El. Weil Sie ihm wahrſcheinlich Vorwürfe oder Verdrüßlichkeiten geſchrieben haben! — Sie zanken ſich auch die ganze Zeit mit ihm ... Sie ſcheinen ihm ein Verbrechen daraus zu machen, daß er noch

nichts hat ... Ei zum Henker, man fängt so an wie er, und kommt doch zuletzt zu Vermögen ... Das wissen Sie selbst am Besten, Sie, der Sie in Ihrer Jugend an dem alten General von Wulfen einen Gönner und Helfer fanden ... Wenn man aber den Leuten den Muth nimmt — wenn man sie demüthigt und diese dann das Herz auf dem rechten Flecke haben, so gehen sie, man bekommt sie nicht wieder zu sehen, nun bedauert man sie, möchte sie gern wieder haben, ... aber dann ist's zu spät.

Conrdi. Aber wenn sie uns von selbst wegen ihrer Geschäfte und Vergnügungen verlassen, wie dann? — Da lies!

El. (liest.) „Ich melde Ihnen, Herr Conradi, daß ich Sie verlasse und außer Landes gehe. Ich bin dazu entschlossen aus freiem Willen und Verlangen. Nur darum bitte ich Sie, daß Sie, wenn ich so glücklich gewesen bin, Ihrem Hause einige Dienste zu leisten, ein Jahr lang auf mich warten und wenn ich dann nicht wieder zurück bin, mit dem, weshalb ich Sie in meinem letzten Briefe bat, nach Belieben schalten." — Mit was denn?

Conrdi. Mit seiner Stelle als Werkführer, (für sich) das heißt mit meiner Tochter, (laut) die er mich bat ihm bis dahin aufzuheben; ... als ob das möglich wäre, als ob es da nicht 20 andere gäbe, die mich darum bitten werden!

El. Aber Sie brauchen sie ihnen ja doch nicht zu geben.

Conrdi. Zu geben, zu geben! Du redeſt wie Du es verſtehſt. ... Indeſſen ... damit Du ſiehſt, daß ich ein zärtlicher Vater bin ... wenn Du Dich hier gar zu ſehr langweilſt, will ich ſehen, daß ich heut' Abend wieder abreiſen kann.

El. Wie Sie wollen.

Conrdi. Du warſt ja vorher ſo eilig! ... Nun, ich will mich' ſchon darnach einrichten, obgleich mein altes Fabrikpferd keine große Luſt zum Weiterfahren zu haben ſcheint.

El. Ach du mein Himmel! Morgen, ... übermorgen ... es iſt noch immer Zeit genug.

Conrdi. Sieh einmal! — Aber wer kommt denn da?

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Leopold.

Leop. (in der Thür zurückredend, eine Serviette in der Hand.) Und das nennt Ihr ein Frühſtück? ... Ihr ſolltet verurtheilt ſein, alle Tage ſo eins zu verſchlingen.

Conrdi. Herr Graf Leopold von Wulfen, einer unſerer eleganteſten jungen Männer — hier in dieſem elenden Gaſthofe, 5 Meilen von Wien!

Leop. Herr Conradi! Der edle Mann, der mir bei Lebzeiten meines Onkels ſo gütig Gelder auf deſſen Verlaſſenſchaft vorſchoß?

Kunst, und wie er vorher schon an seinem Raphael gehangen hatte in stiller Verehrung, im unbewußten Anerkenntniß aller Größe und Lieblichkeit dieses Meisters, so wurde seine Liebe nun noch inniger, da es ihm mit jedem Fortschritte in seinem theuern Geschäfte nun immer mehr klar ward, was denn so Großes und überaus Herrliches liege in dem Meister von Urbino, dessen Schöpfungen die Mitwelt bewunderte und die Nachwelt als unerreichbar betrachtet.

Wir wollen aber einer andern Hand es überlassen zu beschreiben, wie nach und nach Polydor heranwuchs in der Kunst, genug daß wir hier wissen, wie nur wenige Monden, schier kein ganzes Jahr, vergingen, als schon der fleißige Schüler gewürdigt ward von seinem Lehrer zu Ausführung mancher Arbeit, die dieser mit seiner hohen Kunst entworfen und vorgezeichnet hatte, wovon noch unter den großen Gemälden in dem Saale, wo die Schule von Athen sich befindet, zehn Basreliefs Zeugniß geben, welche Polydor unter die Meisterstücke Raphaels gleich als in vergoldeter Bronze malen durfte, so wie er denn später auch im Saale Constantins des Großen manches Schöne ausführte, als schon des treflichen Lehrers Hand von der Erdenarbeit ausruhte.

Es war aber Maturino von Florenz, mit dem er dabei die innigste Freundschaft schloß, und Hand in Hand schritten die beiden schönen Jünglinge auf

Conrdi. Allerdings hatte ich die Ehre Ihr Bankier zu sein.

Leop. Und ich die, Ihnen wenigstens 20 bis 25,000 Gulden schuldig zu bleiben, um die Sie mich wahrscheinlich mahnen wollen?

Conrdi. Ich? Für wen halten mich der Herr Graf? — Jemand um Geld mahnen, der dessen so viel besitzt, wie Hochdieselben! ... ja, ihm dessen noch mehr anzubieten, wenn er's bedürfte, das lasse ich mir gefallen! Aber so glücklich kann ich freilich nicht sein! Wenn man einen Millionär von Onkel beerbt, so viele Schätze sein nennt ... (zu Elise) Mach doch Dein Compliment, albernes Mädchen! ... Elise, meine Tochter, die ich die Ehre habe Ihnen vorzustellen.

Leop. Ah, Ihre Tochter! — Wahrhaftig, Herr Conradi; wenn Sie mir eben von Schätzen sprachen, so besitzen Sie ja deren selbst so reizende ...

Conrdi. Der Herr Graf sind immer galant.

Leop. (ergreift Elisen's Hand) Ich bin Kenner, weiter nichts.

Conrdi. (für sich) Wenn ich ihn für meine Actien gewinnen könnte! Das wäre ein Lockvogel für andere! (laut zu Elise) Nun, Kind, siehst Du denn nicht, daß der Herr Graf Dich bei der Hand nimmt?

El. Ich hatte es nicht gemerkt.

Conrdi. Und daß er sie gar küßt?

El. Ach, wahrhaftig? — ich dachte nicht daran! (zu ihrem Vater tretend) Das ist mir jetzt ganz gleichgiltig.

Conrdi. (halb leis) Aber mir nicht! (laut) Geh, und beſorge unſer Mittagseſſen.

El. Gleich, lieber Vater. (für ſich) Den armen Werner gehen laſſen! ... Was ſoll denn da aus der Fabrik werden? (ſich gegen Leopold verneigend) Herr Graf, ich habe die Ehre ... (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Conradi. Leopold.

Conrdi. Ich glaubte der Herr Graf wären in Frankreich, um ſomehr als Sie bereits Ihre Vollmachten an Herrn Doctor Richter, Ihren Geſchäftsmann ...

Leop. Ich komme ſchon wieder von dorther, und habe nicht Zeit gehabt, auch nur das Mindeſte dort zu beſorgen, ſelbſt nicht einmal meine Trauer. Auch wäre ich bereits in Wien, hätte nicht ein Rendezvous, das ich einer ſchönen Dame gegeben habe, mich in dieſer elenden Kneipe zurückgehalten.

Conrdi. So daß alſo der Herr Graf der Eröffnung des Teſtaments nicht haben beiwohnen können, die geſtern oder vorgeſtern ſtattgefunden haben muß?

Leop. Wahrſcheinlich. Uebrigens mir gleichgiltig. Doctor Richter weiß, daß ich hier bin, und wird mir alſo hierher ſchreiben ... wenn ich Zeit zum Leſen haben werde. — Aber ſagen Sie mir doch einmal, Conradi, Sie, der Sie meinen Onkel den Feldmarſchall kannten, glauben Sie, daß er wirklich, wie

alle Welt sagt, 6 bis 700,000 Gulden Einkünfte hatte.

Cnrdi. Mehr als das, Herr Graf.

Leop. (sich auf dessen Schultee stützend) Wahrhaftig?

Cnrdi. Ich habe die Ehre gehabt nicht selten [illegible] Geschäftchen mit ihm zu machen. — Oh er verstand sich recht gut darauf, und so in Gütern und Capitalien schätze ich ihn doch wohl auf 11 oder 12 mal Hunderttausend Gulden jährlicher Einkünfte.

Leop. Sehen Sie!

Cnrdi. Ja so ein Erbschaftchen ist nicht unangenehm! Ein wenig lange haben Sie freilich darauf warten müssen.

Leop. Und sie theuer bezahlen!

Cnrdi. Ja, ja, der alte Herr Feldmarschall waren freilich nicht eben sehr zärtlich, und ich habe ihn manchmal gegen Sie in Anfällen von Wuth gesehen...

Leop. Weiß! Weiß!... Und als ich in Paris war...

Cnrdi. Die Predigten die er Ihnen schickte...

Leop. Und das Geld das er mir nicht schickte.

Cnrdi. Und sobald man mit ihm von Ihnen sprach, die Anfälle von Zorn in die er gerieth...

Leop. Die ihm nachher wieder Anfälle von Gicht zuzogen...

Cnrdi. An denen Sie dann allemal schuld sein mußten!

Leop. Als ob ich sein Arzt gewesen wäre! Und gerade in solchen Augenblicken schrieb er mir dann stets ... was mir endlich gewaltig langweilig wurde. ... Immer dieselbe Litanei! „Spieler! Taugenichts! Verschwender! es hätte aus Dir ein talentvoller und braver Mensch werden können, und jetzt bist Du nichts als ein Narr, ein Fat, ein Zierengel, Tohabohi von Flausen, ohne Verstand!" Oh, ich war vom geraden Gegentheil überzeugt, aber um ihn durch Widerspruch nicht noch mehr aufzubringen, antwortete ich ihm gar nicht mehr.

Cnrdi. Und thaten sehr wohl daran! Ein Edelmann aus gutem Hause und von hoher Abkunft, so wie Sie, ein Orakel des Geschmacks, des guten Tons und der Mode, muß sich nicht wie ein Schüler behandeln oder von einem alten Soldaten bevormunden lassen, einem Brummbär, einem groben ...

Leop. Conradi!

Cnrdi. Einem hartherzigen, geizigen ...

Leop. Conradi! er war mein Onkel ... und ist nicht mehr!

Cnrdi. Ganz recht, das löscht sein Unrecht aus! ... Die Predigten vergehn, die harten Thaler bleiben! ... Und wenn man dann seinem Erben für 12 mal hunderttausend Gulden Revenüen hinterläßt ...

Leop. So bleibt diesem nur noch etwas zu wünschen übrig.

Cnrdi. Und dies ist?

Leop. Sie sobald als möglich wieder durchbringen zu können.

Cnrdi. Und das setzt Sie in Verlegenheit?

Leop. Nicht gerade in Verlegenheit, aber es beunruhigt mich ... und ich kann mich noch nicht ganz entschließen ... auf welche Art und Weise ... Es gibt deren so wenige!

Cnrd. Wenn der Herr Graf mir erlauben wollen, so kann ich Ihnen dabei behülflich sein. ... Ich habe eine Unternehmung im Sinne ...

Leop. Und ich auch eine ... wahrscheinlich origineller und amüsanter als die Ihre ... die in der großen Welt einen Teufelslärm machen wird. ... Man erwartet in Wien eine reizende Tänzerin, eine wahre Sylphide, die Fridolina, die schon auf allen Bühnen Europa's geglänzt und gekrönte Köpfe wie Ungekrönte verrückt hat. ... Der Glückliche, der sie jetzt anbetet und sich um ihretwillen zu Grunde richtet, ist ein junger Engländer, Lord Lokely, ein eifersüchtiger, alberner Geck, den ich bald aus dem Sattel zu heben gedenke.

Cnrdi. Hoffen Sie?

Leop. Oh, ich bin meiner Sache ganz sicher! ... Die Fridolina, die mit ihm aus Paris abgereist ist, wird ihn unterwegs im Stiche lassen, und hier in diesem Gasthofe, 5 Meilen vor Wien mit mir zusammentreffen ... heute noch erwarte ich sie ... und morgen dann halten wir unsern feierlichen Ein-

zug in der Hauptſtadt Oeſtreichs, England vor der Naſe.

Cnrdi. Das darüber böſe werden wird. ...

Leop. Darauf rechne ich! Ein Duell, eine Entführung gleich am erſten Tage. ... Das macht mich Mode ... denn in der großen Welt hängt Alles vom erſten Auftreten ab.

Cnrdi. Wohl möglich! Aber wenn ich wie Sie wäre, ſo würde ich ein anderes Mittel vorziehn, mein Geld zu verthun.

Leop. Das ſoll mich nicht davon abhalten. ... Alſo, packen Sie aus. ... Doch nein, ſtill! Hörten Sie nicht ſeit ein paar Augenblicken ſchon Wagengeraſſel? (an's Fenſter tretend) Richtig! ſie iſt es! es iſt die Fridolina!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Amalie. Ein Dienſtmädchen.

Cnrdi. Wahrhaftig, da mache ich Ihnen mein Compliment! — eine wunderſchöne Perſon!

Leop. Nicht wahr? (ſich umſehend und Amalie erblickend) Nein! Das iſt ſie ja nicht! (zum Fenſter hinausſchend) Und in einer Halbchaiſe! — Fridoline in einer Halbchaiſe? — Das wär' ihr gar nicht möglich!

Amal. (zum Dienſtmädchen). Es iſt gut, meine Liebe. Laſſe ſie mir nur die Stube vorrichten, da es keine andere weiter gibt. Unterdeß will ich hier warten ... hier im Saale ... wenn ich die Herren nicht genire?

Leop. Nicht im Geringsten ... wir fürchten vielmehr Ihnen lästig zu sein.

Amal. Ganz und gar nicht. Da ich aber einige Stunden in diesem Gasthofe verweilen muß, bitte ich Sie um die Erlaubniß, einige Zeilen an Freunde zu schreiben, die mich hier erwarten.

Leop. (leis zu Conradi). Ja, ja, ... wie Sie sagten ... gar nicht übel ... sehr anständige Haltung ...

Cnrdi. Vornehme sogar!

Leop. Aber kalt, ruhig und gesetzt! ... Was für ein Unterschied gegen Fridoline, die keine Minute lang auf einer Stelle bleiben kann, und nur aus Achtung für ihre Anbeter, die noch auf der Erde verweilen, diese dann und wann berührt.

Cnrd. Wer die Dame nur sein mag?

Leop. Ihrer Kleidung und Haltung nach ... nach diesem schwarzen Kostüm, und besonders nach diesen niedergeschlagenen Augen .... ohnstreitig eine Art von Fremmen ...

Cnrdi. Die an Herren schreibt?

Leop. Das hindert nicht. ... Das Staunenswerthe dabei ist, daß sie sich gar nicht um uns bekümmert!

Cnrdi. Je nun, sie weiß ja nicht, daß es hier einen Millionair gibt, ich habe große Lust, es ihr zu sagen.

Leop. (ihn zurückhaltend). Das thun Sie ja nicht.

Amal. (aufstehend). Ich glaubte, meine Herrn, Sie würden meinem Beispiele folgen. . . Ohne allen Zwang . . . oder ich muß sonst fürchten, unbescheiden zu sein. . . . Sie waren vor meiner Ankunft mit wichtigen Verhandlungen beschäftiget, die ich unterbrach.

Leop. (etwas gereizt). Oh ganz und gar nicht. (zu Conradi) Sie sagten also, daß Sie ein vortreffliches Mittel wüßten, ein großes Vermögen anzubringen?

Cnrdi. Ja, Herr Graf! (lauter) Und wenn man wie Sie eine Million Gulden Einkünfte besitzt —

Leop. (im Tone des Vorwurfs). Ich hatte Ihnen aber doch verboten . . .

Cnrdi. (halb leis). Es ist ganz einerlei . . . sie hat's recht gut verstanden . . . aber nicht einmal den Kopf hat sie in die Höhe gehoben.

Leop. (gereizt). Mir gleichgiltig . . . aber alle Welt braucht deshalb doch nicht zu wissen, daß . . Sie sagten also?

Cnrdi. Daß wenn ich wie Sie wäre, ich Actien zu der Unternehmung ankaufen würde, mit der ich jezt mich beschäftige, und die in kurzer Zeit Ihr Kapital verdoppeln muß.

Leop. Wahrhaftig?

Cnrdi. Ich schwör's Ihnen zu.

Leop. Aber Sie vergessen ganz, lieber Conradi, daß ich schon viel zu reich bin. (für sich seitwärts blickend) Sie hat doch aufgesehen! (laut) Und daß es sich nicht darum handelt, dieses Vermögen zu vergrö-

ſern, ſondern es auf's Angenehmſte zu verthuen. (für ſich) Sie ſieht nicht mehr her! (laut) Alſo zuerſt in Wien ein Hotel, einen Pallaſt, Equipagen, engliſche Jokeis ...

Conrdi. Nun, das geht ſchon ziemlich raſch.

Leop. Dann eine vollſtändige Meute Hunde. ... Niemand hat dergleichen mehr ... aber eben darum will ich's. ... Dann Bälle, Conzerte, Feten ...

Conrdi. Sehen Sie doch!

Leop. Und wenn das Alles nichts hilft ... das Whiſt, die Wetten und die Fridolina.

Conrdi. Das wird kaum ein Jahr dauern! Das aber was ich Ihnen vorſchlug ... Sie haben die Sache nicht recht richtig aufgefaßt, Sie haben geglaubt, ich biete Ihnen ein ſicheres Vermögen an. Aber im Gegentheil! Ich ſprach ja von Actien! Verſtehen Sie wohl? Actien! Das ſetzt jedes Jahr oder jeden Monat neue Einzahlungen voraus, die Ihnen unendliche Ehre machen, Sie an die Spitze der finanziellen Ariſtokratie ſtellen werden, wie Sie ſchon an der Spitze der faſhionablen ſtehen, und überdieß der zu großen Fülle Ihres Reichthums einen reißenden und zuverläſſigen Abfluß zuſichern.

Leop. Laſſen Sie mich ungeſchoren, Conradi! Mein Syſtem iſt doch beſſer.

Conrdi. (ſehr laut.) Das läugne ich, und behaupte, das meine ſei es.

Leop. (eben ſo). Das meine!

Conrdi. (ebenfalls). Nun, Sie werden's ſehen.

Leop. (ebenſo). Das wollen wir.

Amal. (aufſtehend). Meine Herren ...

Cnrdi. Ich berufe mich auf die gnädige Frau.

Leop. Und ich auch ... denn aus dem ironiſchen Lächeln, das um ihre Lippen ſpielt, ſehe ich, daß ihr kein Wort von unſerer Unterhaltung entging.

Amal. Ohne es zu wollen, meine Herren; ich bitte daher um Verzeihung.

Leop. Unter der Bedingung, daß Sie zwiſchen uns entſcheiden und uns auch Ihre Anſicht zum Beſten geben.

Amal. Das würde mich ſehr in Verlegenheit ſetzen. ... Ich verſtehe mich nicht auf Reichthümer ... da ich bis jetzt keine beſeſſen habe ... im Gegentheile ...

Cnrdi. (für ſich verächtlich). Die kauft mir meine Actien gewiß nicht ab!

Amal. Auch ward ich dazu erzogen, ſie entbehren zu können ... was wohl auf Eins herauskommt! ... vielleicht ein Nachtheil meiner klöſterlichen Erziehung. Statt alſo Jemand wegen großer Reichthümer zu beneiden, fühle ich mich vielmehr immer verſucht, ihn zu bedauern.

Leop. Sie ſind außerordentlich gütig! Und weshalb, wenn's gefällig?

Amal. Weil es mir erſchrecklich vorkommt; weil ich glaube, daß zum Beiſpiel eine Million Einkünfte eine Million Pflichten auferlegen müſſe ...

Leop. Sich zu amüſiren, allerdings.

dem Wege der Kunst vor, in Fleiß und frohem Gelingen. Sie widmeten aber späterhin, als die Lehrjahre vorüber waren, und sie frey zu wählen verstanden was ihren Anlagen und innerm Sinne zusprache, sich vor allen der Nachbildung der Statuen und Frisen und halb und ganz erhobenen treflichen Arbeiten in Marmor und bildfähigem Stein, die uns aus dem Alterthume von den großen griechischen Künstlern übrig geblieben sind, und verfertigten davon so viele und so trefliche Zeichnungen, daß sie theils hohen Ruhm dadurch erwarben, theils in eignen Nachbildungen den Alten schier gleich kamen in Richtigkeit der Zeichnung. Und so geschah es auch, daß sie weniger mit den Farben sich beschäftigten, sondern das Studium der schönen Färbung mehr ihren Mitarbeitern überließen, und gar herrliche Sachen dafür grau in grau gehalten lieferten, besonders in der Weise, welche man Sgrafitto nannte, und welches also auf die Fläche der Wände gearbeitet ward, daß man auf eine mit angezündetem Stroh geschwärzten und dann mit weißem Kalk überstrichenem Wand, mit einem eisernen Griffel eine Zeichnung dergestalt hineinschrieb, daß der schwarze Grund unter der weißen Oberfläche wieder zum Vorschein kam, und so Schatten und Licht sich wunderbarlich und anmuthig gestaltete.

Es wurden aber damals besonders die Palläste der Großen von Aussen gar zierlich gemalt, und es

Amal. Für so viel Geld sich zu amüsiren, muß sehr schwer sein.

Leop. Das sagte ich ja auch! ... Die gnädige Frau sind also meiner Ansicht?

Amal. Nicht so ganz! ... Mir kommt es immer vor, als sei man nicht ungestraft zum Ueberflusse verurtheilt. Unsere Vorfahren pflegten zu sagen: Adel giebt Pflicht! Aber heut zu Tage heißt es: Reichthum verpflichtet auch. Denn dieses ungeheuere Kolossalvermögen ist uns nicht blos zu unserem Vergnügen gegeben worden. ... Der Himmel hat einem Einzigen den Antheil so vieler Andern nur unter der Bedingung bewilligt, daß er ihn ihnen wieder im Einzelnen zurück geben soll. — Dem Unglücke, oder der Kindheit die Hand entgegenstrecken, der Armuth, die aus Mangel an Unterstützung zum Verbrechen führen kann, beispringen, dem Arbeiter, der Kräfte besitzt, nicht etwa blos Geld, sondern Beschäftigung, dem Alter, das nicht mehr arbeiten kann, Beistand und Schirm verleihen, mit Einem Worte, nützlich sein, um geehrt zu werden und uns unsere Reichthümer verzeihen zu lassen, das sind die Pflichten, welche die öffentliche Meinung Ihnen und allen armen Reichen auferlegt. ... Aber mein Herr, verzeihen Sie meine Kühnheit. Ich wollte Ihnen blos beweisen, daß es nicht so leicht ist ein Millionair zu sein, und daß man den Leuten, die drein willigen, es zu werden, einigen Dank wissen muß. ... Denn es ist oft eine schwere und peinliche Last! (heiter) Was übrigens euch wieder

nicht ſo gar übel iſt, wär's auch nur zum Troſte für diejenigen, die der Himmel mit ſo etwas verſchont hat.

Cnrdi. (leis zu Leopold). Sie hatten Recht ... es iſt eine Fromme!

Leop. (eben ſo). Und überdieß eine Pedantin! (laut) Gnädige Frau, nie habe ich noch eine Predigt mit größerer Anmuth vortragen hören. ... aber was ich vor allen Dingen gern wiſſen möchte ... das wäre der Name des Predigers.

Amal. Was verſchlägt der Name, wenn der Rath nur gut war.

Leop. Damit bin ich eben noch nicht ganz einverſtanden! Daß eine im Kloſter oder bei frommen Werken erzogene Dame nichts erbaulicher und nützlicher in der Welt findet, als die Kutte anzuziehen, oder Oekonomin bei irgend einem Hospitale zu werden, begreife ich allerdings vollkommen, aber wir jungen Leute ſehen den Werth des Lebens und Vermögens aus ganz anderen Augen an. Mir ſcheint das Beſtreben, eines wie das andere in Freude und Vergnügen hinzubringen, eine angenehmere und der menſchlichen Geſellſchaft vielleicht eben ſo nützliche Philoſophie. Ja, gnädige Frau, wenn der Luxus meiner Livreen und Equipagen, meiner Meuten und meiner Juwelen bis in die Tiefe des düſtern Gewerbslokals eindringt und den armen Arbeiter bereichert, der von meinen Extravaganzen leben muß, und vielleicht vor Hunger ſterben würde, wenn ich allzu verſtändig wäre, habe ich dann durch Thorheit auch daſſelbe Ziel er-

langt, nach welchem Sie durch weiſe Berechnung ſtreben, und ſcheint Ihnen mein philanthropiſches Syſtem, wenn es auch von dem Ihren unterſchieden, demnach nicht auch einige Würdigung oder Achtung zu verdienen?

Amal. Mein Herr! ...

Leop. Später, wenn das Alter uns das Blut in den Adern kälter fließen läßt, wenn weiße Haare, die Aushängeſchilder des Verſtandes, daran mahnen, daß es nun an Zeit und Stunde ſei, moraliſch und fromm zu werden, dann werden wir auch wie alle andern darauf bedacht ſein, die Fehler, die wir nicht mehr begehen können, abzubüßen. Bis dahin aber, gnädige Frau, laſſen Sie uns in der Welt, die uns beneidet und anſtaunt, glänzen, laſſen Sie uns ihr das Gold vor die Füße werfen, das ſie verführt, und ſie zwingt, ſich vor uns zu beugen! Mögen ſie uns immer als Helden des Tages und Könige der Mode ausrufen — iſt's doch bei alledem ein Königthum, das man nur ſich ſelbſt verdankt, und das auch ſeinen Schimmer und ſeine Schranzen hat.

Amal. Verzeihen Sie, meine Herren, wir verſtehen uns nicht.

Leop. Offen geſagt, das glaube ich auch.

Amal. Und ich bin deſſen gewiß. Nie habe ich einem jungen Manne wie Sie die Zurückgezogenheit und Strenge eines Kloſters empfohlen und gepredigt, aber als ich Sie ſah, ſchien es mir, als liege in Ihnen etwas Beſſeres als der Held des Tages oder der Kö-

nig der Mode zu werden ... es ſchien mir, als ob Sie in dieſer Umgebung, die Sie beneiden und anſtaunen wird, durch etwas Anderes glänzen könnten als durch den Luxus Ihrer Pferde und Equipagen, daß Sie ſich vielleicht durch ein anderes Aufſehen, als das Ihrer Reichthümer über die Menge erheben und Aller Blicke auf ſich ziehen könnten. Habe ich mich geirrt, mein Herr, ſo bitte ich nochmals um Verzeihung, daß ich einen Ehrgeiz in Ihnen vorausſetzte, der bei gleicher Lage der meinige geweſen ſein würde. Sie hatten diesmal Recht, und ich fange daher an, Ihrer Meinung zu ſein ... daß wir uns nicht verſtehen können.

Leop. (verdrüßlich). Und ich, gnädige Frau, ich werde mir, ohne Ihnen in jener hohen Meinung von ſich ſelbſt nachfolgen zu wollen, da dies zu weit führen würde ... mir erlauben ... (ungeduldig ſich umdrehend). Was giebt's denn?

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Eliſe.

Eliſe. Ein Courier aus Wien in geſtrecktem Galopp, der dem Herrn Grafen Depeſchen überbringt, die er an Niemand ſonſt abgeben will.

Leop. (zu Enrdi). Von meinem Geſchäftsmann.

Enrdi. Laſſen Sie uns geſchwind ſehen ...

Leop. Gnädige Frau, ich bin außer mir, eine ſo intereſſante Unterhaltung abbrechen und Sie ver-

lassen zu müssen. Sie können sich gewiß vorstellen, wie sehr es mich schmerzt, genöthigt zu sein ...

Amal. (lachend). Mich mit Geschäften abzugeben.

Leop. (gereizt). Oh, da irren Sie sich ... Ernsthafte Beschäftigungen haben für mich einen großen Reiz ...

Amal. Wie Alles wozu Sie nie kommen. (Macht ihm eine Abschiedsverbeugung).

Leop. Das heißt, gnädige Frau ... (ihren Abschiedsgruß erwiedernd sagt er zu Conradi). Ich verabscheue diese Frau.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen, ohne Leopold.

Cnrdi. (für sich). Und ich auch! — Bigott! frömmelnd! Moralisirend und — keinen Heller im Beutel!

El. (zu Conradi). Und dann muß ich Ihnen auch noch sagen, daß wir auch unmöglich hier speisen können.

Cnrdi. Und warum nicht?

El. Weil die Leute der gnädigen Frau bei ihrem Eintreffen gleich Alles in Beschlag genommen haben. Selbst die Gerichte, die ich schon bestellt hatte, hat man ihr überlassen.

Cnrdi. Ihre Leute, sagst Du? Sie ist ja in einem Einspänner gekommen.

El. Ja, gehen Sie doch!

Cnrdi. Der Herr Graf hat ihn ja im Hofe stehen sehen!

El. Das war ja der unsre, den ich habe anspannen lassen, damit wir anderswo etwas zu essen suchen könnten.

Cnrdi. Und sie ist angekommen?

El. In einem köstlichen Reisewagen. Sechs Pferde, zwei Postillons.

Cnrdi. Das ist ja aber gar nicht möglich.

El. Wenn ich's nun aber selbst gesehen habe!... Und ihre Leute, die ich so mit einander schwatzen hörte, sagten, sie besitze mehr als eine Million!

Cnrdi. Sie auch! Ist denn jetzt alle Welt ein Millionair!

El. Allem Anschein nach ist's eine sehr vornehme Dame. Sie könnte vielleicht etwas für Werner thun... und wenn ich mit ihr davon spräche ...

Cnrdi. Unterstehe Dich! Privatinteressen, Bitten bei einer Unbekannten! — (für sich). Wenn sie mir einige Actien abnehmen wollte! (laut, indem er sich Amalien nähert, welche Schriften auf einem Seitentischchen ordnet). Die gnädige Frau sprachen vorhin so edel, so ganz würdevoll von der rechten Anwendung des Reichthums ... daß ich überzeugt bin, es bedürfe blos der Erwähnung einer ächt patriotischen, wahrhaft nationalen und höchst nützlichen Unternehmung, um hier auf den Listen meiner Subscribenten auch Ihren verehrten Namen neben dem des Herrn Grafen von Wulfen zu sehen.

Amal. Was sagen Sie? Der Graf von Wulfen, Graf Leopold ist hier?

Enrdi. Ja, gnädige Frau.

Amal. Der Neffe des Marschalls?

Enrdi. Und sein Erbe.

El. Sie sahen ihn schon.

Amal. Wie?

Enrdi. Der junge Mann, der erst vor wenigen Augenblicken die Ehre hatte, sich mit Ihnen zu streiten.

Amal. Oh, wenn ich das gewußt hätte! Seien Sie überzeugt, mein Herr, daß ich es nicht wußte, sonst würde ich mir nicht erlaubt haben...

Enrdi. Das ist ja gar kein Unglück... aber ein viel reelleres ist dies, daß er gleich uns dem Unfalle ausgesetzt ist, heut Mittag hungern zu müssen, da Ihre Leute sich aller Küchenvorräthe bemächtigt haben.

Amal. Es ist nicht möglich! Oh, mein Herr, da Sie ihn kennen, so bitte ich Sie, ihn zu ersuchen, daß er, sowie Sie und dieses Fräulein, mir die Ehre erzeigen soll, heut Mittag mein Gast zu sein.

Enrdi. (für sich). Wie bewegt sie ist.

Amal. Wenn er anders nur solche Einladung freundlich annehmen will.

Enrdi. Oh, er wird sie gewiß nicht von sich weisen, eben so wenig als wir.

Amal. Gedenkt der Graf noch lange in diesem Orte, in diesem Gasthof zu bleiben?

Cnrdi. Nur auf einige Stunden ... (halb leis). Er wartet auf eine Dame die ihm hier ein Rendezvous gegeben hat.

Amal. Gut, gut! Haben Sie also die Güte, sich mit meiner Einladung zu beeilen.

Cnrdi. Augenblicklich.

Amal. (zu einer Kammerfrau welche die Thür zu ihrem Zimmer öffnet, und ihr ein Zeichen giebt, daß alles bereit sei). Sehr wohl! (zu Conradi). Und was Ihren Antrag betrifft, mein Herr ... so werde ich alles unterzeichnen, was Sie wünschen. (geht ab).

Siebenter Auftritt.

Conradi. Elise.

El. Nun, lieber Vater — und nun glauben Sie mir wohl auch nicht, daß diese vornehme Dame Absichten auf den Herrn Grafen hat?

Cnrdi. Das wollte ich meinen! — Hab's ja deutlich gesehen ... Aber wie unintereſſirt ſie ſich ſtellen konnte — wie ſie ſo den Reichthum über die Achſel anſah ... und jetzt wirft ſie ſich ihm an den Hals, und warum?

El. Vielleicht weil ſie ihn liebt.

Cnrdi. Ganz und gar nicht, ſondern weil er reich iſt.

El. Ach, gehn Sie! ſie die eine Million beſitzt!

Cnrdi. Darum will ſie eben zwei haben. So geht's ſtets, ſtets! — Das kommt daher, weil die Frauen alle ...

El. Wie die Männer sind.

Enrdi. Kannst recht haben! (erblickt Leopold, der von rechts kommt) Da kommt der Sieger, der Held, der Ueberwinder Germaniens.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Leopold bleich und unruhig.

Enrdi. Der sich nur zu zeigen braucht, um wie Cäsar auszurufen: veni, vidi ... Aber Du mein Himmel, was macht er denn für ein Gesicht? Was ist Ihnen denn, Herr Graf?

Leop. (sucht sich zu fassen) Mir? ... nichts. ... Diese Schriften ... diese Geschäfte ...

El. Ja, das sagte auch die Dame: — wenn man nicht daran gewöhnt ist ...

Enrdi. Der Courier an Sie aus Wien ...

Leop. Ganz recht ... Papiere, die der Satan selbst nicht dechiffriren könnte ... ob sie gleich von ihm dictirt und vollzogen worden sind.

Enrdi. Wenn der Herr Graf mich damit beauftragen wollten, und wenn dieselben selbst in den ersten Augenblicken der Liquidation, der Inventur und so weiter, wo man doch immer noch nicht gleich bei Casse ist, von mir einen kleinen Vorschuß annehmen wollten ... ein 15 oder 30,000 Gulden ...

Leop. (schnell). Ich borgen! ... Da ich Ihnen noch so viel schuldig bin ...

Enrdi. Oh, das hat gute Wege ... deshalb

ſein Sie außer Sorgen ... wenn man einen alten Onkel von Millionair beerbt.

Leop. (verdrüßlich). Er auch!

Enrdi. Was iſt Ihnen aber nur?

Leop. (gereizt). Immer dieſelbe einfältige Redensart, die mich von meiner Kindheit an verfolgt hat. Auf der Univerſität, wenn ſie mich zu ihren Parthieen und Feſten verlocken wollten, da hieß es ſtets, was brauchſt Du denn zu lernen und zu ſtudiren? Dein Onkel iſt ein Millionair! ... Später in der großen Welt, als es ſich darum handelte, eine Beſchäftigung zu ergreifen: — „Wozu denn? Dafür iſt ja Dein Onkel da?" ... Und Sie auch, Sie alle, wenn ich wegen einer thörigten Ausgabe Bedenken trug zu borgen und in andrer Leute Caſſen zu greifen, da hieß es immer: Ach gehn Sie doch! Was ängſtigen Sie ſich denn? Ihr Onkel iſt ja ein Millionair!

Enrdi. Und iſt denn das nicht wahr? ... He?

Leop. (ungeduldig). O ja, ja, allerdings! ... Aber wahr oder nicht ... bedarf ich denn ſeiner Reichthümer ſo unumgänglich nothwendig, daß man ſie mir ſtets an den Kopf wirft?

Enrdi. O erlauben Sie ...

Leop. Will man mir damit etwa ſagen, daß ſie mir nothwendig, unentbehrlich ſind ... daß ich ohne ſie gar nichts bin?

Enrdi. Was für Ideen! ... Sind Sie denn nicht ſtets blos um Ihrer ſelbſt willen geliebt und geehrt worden? ... Hat man Sie denn bei Lebzeiten

hieß kein Gebäude ein Pallast, wo nicht eine solche Zierde die Aussenseite desselben schmückte. Da wurden von Polydor und seinem Freunde vieler solcher Palläste also und auch im Sgrafitto geziert, zu grosser Bewunderung und Vergnügen der Römer, welches alles jedoch leider durch die Ungunst der Witterung und andre Stürme jener und der folgenden Zeiten, nach und nach fast gänzlich zerstört worden, so daß dermalen nur noch in einigen Höfen Roms gar ärmliche und fast verdorbene Bruchstücke gegen die ehemalige Pracht dieser Werke gehalten, davon zu sehen sind.

Es geschah aber eines Tages, daß während Maturino an einem andern Pallaste arbeitete, dem Polydor die Verzierung eines Gebäudes übertragen ward, welches ein fremder Edelmann von außerordentlichem Reichthume ohnweit der Kirche des heiligen Eustachii, erkauft hatte, und nun in neuer Zierde geschmückt zu sehen wünschte. Es waren die Bedingungen, welche durch den Hausmeister, ohne daß der Künstler den Besitzer des Hauses selbst zu sehen bekam, angeboten wurden, so vortheilhaft, daß Polydor die Arbeit gern unternahm, das Gerüst errichten ließ, und alsdann bald mit Lust und Liebe ans Werk ging.

Er arbeitete eben an den schönen Zeichnungen, die er unter dem zweiten Stockwerke des Palastes anzubringen gedachte, und unter denen sich beson-

Ihres Onkels, wo Sie weiter nichts als Schulden besaßen, nicht schon angebetet? Denken Sie nur an die Gräfin Gradiska, die sich dreimal hat umbringen wollen ...

Leop. Ja, wegen eines russischen Fürsten.

Cnrdi. Und zweimal Ihretwegen! ... Ist nicht noch eben heute ... (halblaut) Oh, Sie wissen es noch nicht, diese Spröde, dieses Tugendbild ... diese vornehme Dame von vorhin ...

Leop. (mit zweifelnder Miene). Eine vornehme Dame!

Cnrdi. Ja, ja, meine Tochter kann's bestätigen.

El. Ein Wagen mit sechs Pferden.

Cnrdi. Ein unermeßliches Vermögen.

El. Sie hat uns zum Mittagessen eingeladen.

Cnrdi. Beim ersten Blicke sich in Sie verliebt!

El. Und da Sie beide so reich sind, kann eine Heirath nicht fehlen.

Leop. Ei, seht doch!

El. Der Herr Graf müßten denn etwa nicht wollen!

Leop. (ironisch). Und warum nicht?

El. Sie lieben sie also schon?

Leop. Ich? ... ich habe sie kaum angesehen .. aber es bedürfte nur eines einzigen Blickes, um zu erkennen, daß sie linkisch, kleinstädtisch, ohne Grazie und Tournure ist.

El. (staunend). Was Sie sagen!

Leop. Und dazu pedantiſch und abſprechend. — Deſto beſſer, ſo iſt mir's gerade recht! — O ja, ja, ſie gefällt mir, ſie paßt für mich! — Ich wünſchte ſie noch zehnmal unerträglicher und lächerlicher, um ihr den Hof zu machen, ſie zu entführen und zu heirathen, ſie und ihr Vermögen ... um es Wien zu beweiſen, und aller Welt zu zeigen, daß ich mir aus Gütern und Renten und Palläſten nicht ſo viel mache.

El. Was ſoll denn das heißen?

Enrdi. Welche Redensarten?

Leop. Sie liebt mich alſo, ſagen Sie? ... und ſie iſt reich! ... Darauf kann man doch wahrhaftig ſtolz ſein! Reichthümer die man mit zwei lateiniſchen Worten, einem Ringe und einem ehelichen Ja erlangen kann! — Oh, ich werde es ausſprechen dies Ja! ... ich werde ſie heirathen ... ich werde ſie glücklich machen. ... Aber ſie ſoll mir dafür büßen, das ſchwöre ich! Eclatant will ich mich rächen! Feſt auf Feſt! Vergnügen auf Vergnügen! Und Fridolina, die treue Schöne, die nur Reichthum begehrt, wie wird ſie mich lieben, mich verehren. ... Dank ſei es meiner Frau!

Enrdi. Still doch, da kommt ſie.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Amalie.

Enrdi. (zu Amalie). Der Herr Graf nehmen dankbar an.

Amal. (voll Anmuth). Ich danke ihm dafür ... und auch Ihnen ... Herr ...

Curdi. (der am Tiſche links ſteht). Wenn Sie daher die Gewogenheit haben wollten, wie Sie mir gütigſt verſprachen, auf die Liſte meiner Subſcribenten, Dero hochgeehrten und glorreichen Namen ...

Amal. Sehr gern. (Während ſie unterzeichnet, öffnet ſich die Mittelthür und ein Bedienter in reicher Livree tritt ein.)

Bedienter. Es iſt angerichtet.

Leop. (zu Amalie). Erlauben die gnädige Frau Ihnen meinen Arm anzubieten?

(Amalie verneigt ſich bejahend und Leopold geht zu ihr.)

Curdi. (lieſ't den Namen, den Amalie unterzeichnete). Chanoineſſe Amalie von Moldau.

Leop. (bleibt ſtehn). Amalie ...?

Curdi. Von Moldau.

(Leopold tritt beſtürzt zurück, ergreift ſeinen Hut, der auf dem Tiſche lag; und eilt durch die Mittelthür ab.)

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen ohne Leopold.

El. Was iſt denn dem Herrn Grafen?

Curdi. Was trieb ihn denn ſo in die Flucht?

Amal. Ich, mein Herr! ... mein Name, den Sie nannten.

El. Hat er denn ſo was Entſetzliches?

Curdi. (lieſ't noch einmal). Amalie von Moldau. ... Da ſehe ich nichts darin!

El. Ich auch nicht.

Amal. Aber er! ... Hören Sie!

El. Ein Wagen ... er fährt fort!

Conrdi. Und wohin?

Amal. An's Ende der Welt, wenn Sie ihn nicht zurückhalten ... denn ich muß mit ihm ſprechen .:. dringend ... es handelt ſich ...

Conrdi. Um Ihr Vermögen?

Amal. Oh, um viel Größeres! ... und wenn Sie ihn hindern, ... wenn Sie ihn zurückhalten ... verlangen Sie von mir was Sie wollen!

Conrdi. Sein Sie ganz ruhig.

Amal. Ich darf auf Sie zählen ... nicht wahr?

Conrdi. Beſtimmt! ... ich verſtehe ja ... verſtehe ... das heißt, nein, ich verſtehe nicht.

Amal. So eilen Sie! fliegen Sie! bringen Sie ihn wieder hierher ...

El. Ja, und wär's auch nur aus Neugierde!

(Amalie geht links, Eliſe und Conradi durch die Mitte ab.)

(Ende des erſten Aufzuges.)

Zweiter Aufzug.

Dieſelbe Dekoration.

Erſter Auftritt.

Conradi. Leopold.

Cnrdi. Nun, mein Herr Graf! Bei allem Ihnen ſchuldigen Reſpect ſollen Sie mir doch nicht entwiſchen.

Leop. Wenn ich Ihnen aber ſage ...

Cnrdi. Es iſt mein Wägelchen, es iſt mein Pferd, deſſen Sie ſich bedient haben. Und als Sie dieſes letztere in Galopp brachten, ſagte ich gleich zu mir ſelbſt: ſchon gut, er wird nicht weit kommen.... Das iſt denn auch erfolgt ... nach zweihundert Schritten umgeworfen.

Leop. Verwünſchter Gaul!

Cnrdi. Er gehört zur Fabrik und geht den gewöhnlichen Geſchäftsgang. Statt ihn aber zu ver-

wünſchen, ſollten Sie ſich noch bei ihm bedanken, daß er Sie genöthigt hat, ſogleich zu Fuß zurück zu kommen, um eine Unartigkeit wieder gut zu machen, und das Rendezvous anzunehmen, das Ihnen eine ſchöne Dame angeboten hat.

Leop. Nein, nie!

Conrdi. Und warum?

Leop. Weil ich dieſe Perſon nicht wieder ſehen will. ... Sie iſt mir verhaßt.

Conrdi. Und was hat ſie Ihnen denn gethan?

Leop. Was ſie mir gethan hat? Erinnern Sie ſich noch des Couriers, den man mir eben aus Wien geſchickt hat?

Conrdi. Vom Herrn Richter, Ihrem Geſchäftsmann?

Leop. Ganz recht. Er überbrachte mir ganz einfach die Abſchrift des Teſtaments meines Onkels, des Feldmarſchalls ... und in dieſem Teſtamente ... Conradi, es wird Ihnen gehen wie mir — Sie werden es nicht glauben können —

Conrdi. Nun?

Leop. Bin ich enterbt!

Conrdi. (aufſchreiend). Ha! das iſt ſchrecklich! das iſt abſcheulich!

Leop. (ihn bei der Hand nehmend). Ich wußte wohl, daß Sie darüber eben ſo empört ſein würden, wie ich. ... Vollſtändig enterbt ... auch nicht einmal das kleinſte Legat ... nicht ein Andenken!

Cnrdi. (mit Schrecken). Was? nicht einmal 20,000 Gulden!

Leop. Nicht Einen!

Cnrdi. Oh das ist namenlos schauderhaft! Solch ein Spiel treibt man nicht mit Treu und Glauben von Personen, die sich auf Sie verließen!

Leop. Warten Sie nur! das ist noch nicht Alles! Er überläßt sein ganzes Vermögen, Ländereien, Schlösser, Häuser, Capitale, Meublen, Silberzeug und Juwelen, nicht das Mindeste ausgenommen, einer Weibsperson, die unserer Familie gar nichts angeht ... mit der er nicht im Entferntesten anverwandt ist ... einer Unbekannten — kurz der Person, die Sie vorhin gesehen haben!

Cnrdi. Der Chanoinessin!

Leop. Derselben. — Amalie von Moldau, die mein hochverehrter Onkel in irgend einem Kloster aufgespürt und mit sich genommen hatte. ... Da zweifle man nun noch an der Art und Weise, wie sie zu der Erbschaft gekommen ist!

Cnrdi. Wie? Sie glaubten ...

Leop. Ich glaube nicht, ich weiß es gewiß. ... Und mein Onkel, der anfangs durchaus verlangte, daß ich sie heirathen sollte, weil er behauptete, sie liebe mich und er überzeugt sei; daß ihre Vernunft und Ruhe meine Tollheit mäßigen werde! Sie können leicht denken, daß ich mich dessen in Ausdrücken weigerte, die sie nicht wird vergessen haben, und diesem ihrem Ver-

druß, dieſer ihrer Rache, dieſen ihren Kunſtgriffen an einem ſchwachen Greiſe verdanke ich nun meinen Ruin.

Cnrdi. Unſern!

Leop. Ja, den Verluſt aller meiner Rechte, aller meiner Ausſichten in die Zukunft! ... Begreifen Sie nun wohl, daß ich ſie haſſe, verabſcheue?

Cnrdi. Da haben Sie freilich recht.

Leop. Und daß ich ſie nicht vor den Augen ſehen kann.

Cnrdi. Da haben Sie Unrecht.

Leop. Ich?

Cnrdi. Freilich! ... Es iſt hier nicht die Rede von Moral ... ſondern von Geſchäften ... was etwas ganz Verſchiedenes iſt. ... Ihr Onkel liebt eine Perſon; gut! ... er ſetzt ſie zu ſeiner Erbin ein, wer kann es ihm wehren ... aber ſie ſchlagen die Unterredung aus, zu welcher ſie Sie einladet ... das iſt unrecht, denn ... wenn ſie nun mit Ihnen theilen wollte?

Leop. Ach gehen Sie!

Cnrdi. Und warum denn nicht? ... Man kann ja Scrupel, kann Gewiſſensbiſſe haben. ... Das iſt nicht verboten ... und wenn ſie nun ſelbſt auf eine Art Ausgleichung fällt ... zum Beiſpiel auf eine Heirath ...

Leop. Ich ſie heirathen? ... Eher ſterben!

Cnrdi. Ach, es handelt ſich hier nicht um's Sterben! ... das iſt leicht geſchehen ... das paſſirt alle Tage. ... Und unter dem Vorwande, man ſei geſtorben ... läßt man die Leute ... das heißt, ſeine

Freunde, ſeine beſten Freunde ... in der Verlegenheit ſtecken. Nein, es handelt ſich hier darum, die Perſonen, die es gut mit Ihnen meinen, anzuhören ... und ſelbſt die, die es nicht gut mit Ihnen meinen. ... Das müſſen Sie, junger Mann, ja, das müſſen Sie! ... wenn auch nicht um Ihret, doch wenigſtens um der Andern willen. ... Da iſt ſie! ... Sie haben ſich bereits geſehen ... der erſte Anblick iſt vorüber. ... Jetzt iſt's eben ſo viel, wenn Sie bleiben.

Zweiter Auftritt.

Amalie. Conradi. Leopold.

Conrdi. Ihrem Befehle zu Folge, gnädige Frau, bringe ich Ihnen den Flüchtling hier wieder zurück. Er mußte gutwillig oder gezwungen ... was mir in Ihren Augen, wie ich hoffe, zur Ehre gereichen wird.

Amal. Mehr als mir.

Conrdi. Erlauben Sie ... ich verſtehe nämlich darunter ...

Amal. Schon gut. ... Sobald alſo der Herr Graf mir einige Augenblicke ſchenken will —

Conrdi. (leis zu Leopold). Ich bin doch ſehr neugierig, was ſie Ihnen ſagen wird. ...

Leop. Meinetwegen ... da's einmal nicht anders iſt!

Amal. (zu Conrdi). Mein Herr —

Conrdi. Gnädige Frau.

Amal. Ihre Tochter ſuchte Sie ſo eben: ſie fragte nach Ihnen. —

Conrdi. Ach gewiß nur eine Kleinigkeit ... ich glaube nicht daß ...

Amal. Nein, nein, ich würde es mir nicht verzeihen, Sie ihr entzogen zu haben.

Leop. (leis zu Conradi und ungeduldig). Sehen Sie denn nicht, daß ſie Sie nicht dabei haben will?

Conrdi. (leis). Es ſieht mir allerdings ſo aus. (laut) Ganz zu Ihrem Befehle, meine Gnädige. (ab).

Dritter Auftritt.

Amalie. Leopold.

Amal. Ich verheimliche mir es nicht, Herr Graf, daß dieſe Unterredung nicht viel Annehmliches für Sie haben kann. Aber ſein Sie überzeugt, daß ſie Ihnen nicht am meiſten koſtet.

Leop. Ich weiß nicht, was ſie Ihnen koſtet, aber allerdings was ſie Ihnen einbringt.

Amal. Das was ich Ihnen mitzutheilen habe, iſt für Sie von ſo großer Wichtigkeit ...

Leop. O ſehr verbunden für Ihre Theilnahme —

Amal. Ja, Herr Graf, eine aufrichtige Theilnahme ... denn dieſe hegte für Sie der beſte und edelſte aller Menſchen, Ihr Onkel, in deſſen Namen ich jetzt mit Ihnen zu ſprechen wünſche.

Leop. Sie, gnädige Frau, in ſeinem Namen! ... und mit welchem Rechte, in welchem Bezuge? Es ſcheint mir doch, als müßte ich zu allererſt wenigſtens wiſſen, wer diejenige ſei, die meinen Onkel repräſentirt.

ders ein Raub der Proserpina auszeichnete, als er die sanften Töne einer Zither hörte, zu denen sich bald eine so wunderherrliche Stimme gesellte, daß ihm ganz wohl und weh zu Muthe ward bei diesen schmachtenden, tief aus der Brust ausgestöhnten Lauten. Sie schienen ihm so sonderbar vertraut, und doch auch wieder so fremd, daß er nicht wußte, was er davon denken sollte, auch niemand mittheilte, was er gehört hatte. Als die Töne schwiegen, stieg er aufwärts, gleichsam in seinem Geschäfte des Zeichnens fortfahrend, auf angelegter Leiter zu den Fenstern, von woher sie zu kommen schienen, aber er fand, daß dichte Teppiche vor diesen hingen, keine kleine Lücke lassend, so daß es unmöglich sey in jene Gemächer zu schauen und zu ergründen, wer der reizende Mund sey, von dem solche Klänge flossen, wem die schone Hand gehere, die so vortreflich die Saiten ertönen lasse.

Mehr als einmal, besonders aber in der Abendstunde, erschallten die Laute und bewegten immer mehr des Künstlers Herz, der von der Gegend, woher sie kamen, gar nicht sich trennen konnte, und in stets bessernder Arbeit dort verweilte. Wohl erkundigte er sich, konnte aber in dem Hause, wo das Geheimnißvolle überhaupt heimisch zu seyn schien, nichts erfahren, als daß der Edelmann Falardo heiße und sehr eingezogen lebe, und daß man seine Abkunft so wie seine übrigen Verhältnisse nicht näher kenne.

Amal. Das ſollen Sie ſogleich hören. ... Es ſind nun einundzwanzig Jahre her, daß Ihr Onkel zur Armee in's Feld ging. Er hatte einen Freund, einen Kameraden, mit dem er allen Feldzügen des Erzherzogs Karl beigewohnt. Dieſer Freund war mein Vater, der, als er an ſeiner Seite, von einer Kugel tödlich getroffen, zu Boden ſank, ihm noch vorm Hinſcheiden ſagen konnte: Ich vermache Dir meine verwaiſ'te, mittelloſe Tochter! — Ihr Onkel drückte ihm die Hand und entgegnete: Ich werde ſie nie verlaſſen! — Und er hielt ſein Wort! ... Auch iſt mein ganzes Leben in Liebe, ja in Anbetung ihm gewidmet geweſen.

Leop. (mit bitterm Spotte). Ah, Sie geſtehen das ſelbſt ein!

Amal. Und warum nicht? — Ich war nicht die Einzige, die er mit Wohlthaten überhäufte. (ihm einen verächtlichen Blick zuwerfend) Aber wenigſtens ſuchte ich ſie zu verdienen.

Leop. (abſichtlich). So verſichert man ... und man behauptet ſogar, daß Ihre Dankbarkeit ...

Amal. Stets deſſen würdig war, der Vaterſtelle an mir vertreten hatte. ... In dem Kloſter, wohin er mich gebracht hatte, kannte ich ihn lange Zeit blos aus ſeinen Briefen und aus dem Ruhme, der ſeinem Namen auf allen Schlachtfeldern unſerer Heere zu Theil ward. ... Aber endlich eines Tages beſuchte er mich ſelbſt, und ob ich gleich noch jung war, werde ich doch dieſes erſte Zuſammentreffen nie vergeſſen. Ja ich erinnere mich noch lebhaft dieſer edeln kriegeri-

ſchen Haltung, die von ſeiner glänzenden Uniform noch mehr herausgehoben ward, beſonders aber der ſchönen goldnen Epaulette, auf die er ſo ſtolz war. ... Einige Jahr darauf kam er wieder ... aber ſtatt einer Epaulette hatte er dann zwei — über ſeine Stirn ging aber auch eine breite Schmarre. ... Wieder ſpäter ſah ich ihn von neuem. Da war ſeine Bruſt mit Sternen und Orden bedeckt, aber er konnte nur an dem Arme eines Führers vorſchreiten. ... So wie ich ihn nun von weitem erblickte, eilte ich zu ihm und bot ihm meinen Arm dazu an. ... Du haſt mich errathen, theure Tochter, ſagte er. Du haſt errathen, daß ich Deiner bedarf und Dich abzuholen komme. ... Du ſollſt mich nun nicht mehr verlaſſen, ſollſt mein einziges Kind ſein ... denn zum Troſte und zur Stütze für mein Alter hatte ich zwar auf einen Neffen gerechnet ... aber ich habe keinen mehr.

Leop. O Gott!

Amal. Ja, Herr Graf, er ſprach ſtets von dieſem Neffen, dem einzigen Erben ſeines Namens, der, wie er ſagte, deſſen Würde aufrecht erhalten ſolle, aber ſtatt deſſen ihm täglich durch Schulden, Duelle und ſeiner unwürdige Verhältniſſe Schmach bereite.

Leop. Und um mich auf den Weg der Tugend zurück zu führen, befahl er mir, Sie zu heirathen?

Amal. (ſchnell). Ich ſchwöre Ihnen, daß ich das nicht wußte, daß ich es erſt durch Ihre, für mich ſo beleidigende Antwort erfuhr.

Leop. Auch hat ſie mir Ihren Haß eingebracht.

Amal. Sagen Sie vielmehr meine Dankbarkeit; denn dieſe Verweigerung enthob mich ſelbſt dem Schmerze, meinem Wohlthäter ungehorſam ſein zu müſſen.

Leop. Hinderte Sie aber doch nicht, ihn gegen mich aufzubringen.

Amal. Ach, mein Herr Graf, Sie ſelbſt gaben ſich nur zu ſehr die größte Mühe damit, und was ihn am tiefſten verletzte war die Nachricht, die man ihm von jener nächtlichen Streitigkeit bei Ihrem Weggange aus einem Spielhauſe, dem Einmiſchen der Polizei, Ihrer Schlägerei mit den Officianten derſelben — oh was weiß ich alles — hinterbrachte. In ſeinem Zorn ſchrieb er mehrere Briefe an Sie, die Sie aber alle nicht beantworteten.

Leop. (verlegen). Ja, und ich that recht daran.

Amal. Und ich habe wohl Urſache, mir Glück dazu zu wünſchen! ... denn ſomit können Sie mich wenigſtens nicht beſchuldigen, Ihre Briefe unterſchlagen zu haben. ... Soll ich nun noch erzählen, wie dieſe letzte Beleidigung den würdigen Greis vollends erbitterte, der nun, ohngeachtet meiner Bitten ...

Leop. Sich entſchloß, mich zu enterben.

Amal. Das war wenigſtens ſein Vorſatz.

Leop. Und er hat ihn wahrhaftig nur zu gut ausgeführt! (höhniſch). Trotz Ihrer Bitten!

Amal. Vielleicht.

Leop. Wie ſo vielleicht?

Amal. Liebe Tochter, ſagte Ihr Onkel zu mir, Du haſt gut um Verzeihung zu bitten für einen undankbaren Menſchen ... mein Vermögen, das ich mir durch Anſtrengung und Muth ſauer erworben habe, ſoll wenigſtens nach meinem Tode nicht in ſtrafbaren und ſchmachvollen Tollheiten wieder verſchwendet werden ... ich ſetze Dich alſo zur Erbin deſſelben ein ... Dich allein, ohne Ausnahme, ohne Fideicommiß.

Leop. Nun ja, ſagte ich denn das nicht?

Amal. (fortfahrend). Und überlaſſe es Dir, meinem Neffen ſo viel davon zu überlaſſen als Du willſt ... und wann Du willſt.

Leop. (mit Unwillen). Wie! gnädige Frau ...

Amal. (immer fortfahrend). Wenn Du völlig davon überzeugt biſt, daß er durch veränderte Aufführung, durch Befolgung der Befehle, die Du ihm in meinem Namen mittheilen wirſt, deſſen würdig iſt. —

Leop. Oh, ich verſtehe! — Das heißt ſo viel, ich ſoll unter Ihrer Vormundſchaft ſtehen!

Amal. Herr Graf, ich weiß nicht, ob man das ſo nennt — Alles was ich weiß, iſt dies, daß ich zum erſtenmale dem Befehle Ihres Onkels nicht kindliche Folge leiſtete. ... Ich wies die Erbſchaft zurück, die er mir beſtimmte.

Leop. Das war ſehr großmüthig von Ihnen.

Amal. Nun drohte er mir damit, Alles dem Hospitale zu vermachen.

Leop. Das kann man leicht ſagen.

Amal. Und auch beweiſen, Herr Graf. ... Sie haben alſo das Teſtament Ihres Onkels nicht ganz geleſen?

Leop. Pfui doch ... gleich nach den erſten Zeilen ...

Amal. Ich begreife ... der Zorn, der Unwille gegen mich ... aber Sie hatten Unrecht ... denn am Schluſſe des Teſtaments würden Sie folgende Beſtimmung gefunden haben: „Wenn die Tochter meines alten Freundes, Amalie von Moldau, ſich weigert, mein Vermögen anzunehmen, ſo ſoll es an die Hospitäler Wiens fallen.“ Ich durfte mich daher nicht länger weigern, ſelbſt um Ihres Vortheiles willen.

Leop. Um meines Vortheiles willen ... immer um meinetwillen! — Und Sie glauben doch wohl nicht, daß ich in der Hoffnung eines in Ausſicht geſtellten vermeinten Wiedererſatzes ...

Amal. Die Sie ſelbſt zur Gewißheit machen können; und da Sie blos Ihr Benehmen zu ändern und zur Beſonnenheit zurückzukehren brauchen, ſo ...

Leop. Oh, Sie wiſſen wohl, daß Sie nichts riskiren.

Amal. Alſo hängt Ihr Vermögen nicht von mir, ſondern von Ihnen ab! ... Ich bin blos die Perſon, die es in Verwahrung hat. Setzen Sie mich in den Stand es Ihnen herauszugeben, und ich werde Ihnen dafür recht ſehr verbunden ſein.

Leop. Wirklich! ... nun auch noch Hohn, Verſpottung!

Amal. O nein, ich spreche im vollsten Ernste und da Ihre vollständige Bekehrung vielleicht lange auf sich warten lassen könnte, so finde ich, um einen Anfang zu machen, es bis dahin angemessen und verständig, dem Herrn Neffen des Feldmarschalls von Wulfen eine angemessene Stellung zu gewähren, ... so etwa 12 bis 15,000 Gulden jährlich.

Leop. (mit Unwillen). Mir! — und Sie wagten es?

Amal. (ohne sich stören zu lassen). Eine Jahresrente, die sich alle Monate vermehren würde — nach Verhältniß der Besserung und Verständigkeit, die sich würde verspüren lassen.

Leop. (außer sich). Nein! das ist zu viel! Ihre Kränkungen und Scherze zu ertragen war mir allenfalls möglich. Aber daß Sie auch nur vermuthen können, ich würde Ihre Geschenke annehmen, beleidigende Geschenke, die von dem an mir geübten Raube stammen! ...

Amal. Nun, dann nehmen Sie sie ja nicht an, sondern wieder.

Leop. Es ist genug, daß sie durch Ihre Hände gingen, um ihren Empfang schimpflich zu machen.

Amal. Das ist sehr hart, mein Herr Graf! ... aber ich kenne meine Pflichten ... und werde sie erfüllen.

Leop. Und ich die Meinen! ... nie, nie werde ich etwas von Ihnen annehmen.

Amal. Vielleicht zwinge ich Sie doch dazu.

Leop. Das wollen wir doch sehen!

Amal. O ja wohl!

Leop. Nun denn, so sei's!

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Elise.

El. Ach Herr Graf! ach gnädige Frau!

Leop. Was gibt's denn?

El. Ich kann's noch gar nicht glauben, ob ich es gleich gehört habe! ... Ich war da unten im Saale, als zwei schwarzgekleidete Herren eintraten, die mich fragten, ob es wahr sei, daß sich der Graf Leopold in diesem Gasthofe befinde. Als ich nun Ja antwortete, so schrie der Eine davon, ohne nur im Mindesten auf mich zu achten, laut auf: Geschwind, geschwind! ist er erst in Wien, so können wir seiner nicht mehr habhaft werden! — Wenn er uns nun aber Widerstand leistet, entgegnete der andere. — Ei, so haben wir unsere Verhaftungsbefehle, versetzte jener wieder, und ist er einmal hinter Schloß und Riegel, so muß er uns unsern Wechsel von 50000 Gulden bezahlen. Holen Sie nur die Gerichte und lassen Sie das Haus besetzen, dann schaffen wir ihn gleich im Wagen fort! Und darauf gingen sie.

Leop. Meiner Freiheit mich berauben! — Und wenn ich alle Advokaten und Gerichtsdiener von ganz Wien mit eigner Hand umbringen sollte —

Amal. (kalt). Das würde nur die Kosten vermehren, denn heut zu Tage wird ein ermordeter Ge-

richtsdiener eben ſo theuer bezahlt wie ein Graf des heil. röm. Reichs.

Graf. Gnädige Frau!

Amal. Nicht etwa, als ob er eben ſo viel werth wäre, … aber der Anſatz iſt nun einmal ſo … (zu Eliſe) Liebes Kind, ſehen Sie doch zu, ob Sie nicht einen der ſchwarzen Herren wieder habhaft werden können, und erſuchen Sie ihn, weder Lärmen noch Scandal zu machen, ſondern hier ein paar Worte in's geheim mit mir zu ſprechen, verſtehen Sie, mit mir allein.

El. (abgehend). Ich will's verſuchen.

Leop. (zornig). Was haben Sie vor?

Amal. Alle Ihre Schulden zu bezahlen, denn es wäre unſchicklich, wenn der Neffe des General-Feldmarſchalls von Wulfen in's Gefängniß gebracht würde.

Leop. (voll Zorn). Und doch ziehe ich das Letztere vor.

Amal. Die Entſcheidung darüber kommt nicht Ihnen zu.

Leop. Wenn ich es aber nun will!

Amal. Sie können es ohne meine Erlaubniß nicht mehr. Und was die Zukunft betrifft, Herr Graf … wenn Sie nun einmal Luſt dazu haben, ſo fahren Sie nur ſo fort … Ich werde ebenfalls bei meiner Art und Weiſe bleiben.

Leop. Wie? Bei allen meinen Schulden! Sie wagten es …

Amal. Alle zu bezahlen. Ja, mein Herr.

Leop. (außer ſich). Aber das iſt ja ganz abſcheulich! ... Ich könnte ja dann keine mehr machen!

Amal. Das iſt's ja eben was ich wünſche. Und wenn Sie nun durchaus darauf beſtehen, ſich bei mir abzufinden ... nichts leichter, als das; künftig mit der Zeit Ordnung und Arbeit!

Leop. (wie oben). Das fehlte mir noch! ... Mich zu höhnen, zu beleidigen! — ja mir ſogar Moral zu leſen! ... Nein, das bringt mich ganz außer mir ... Doch Gott ſei Dank, ich kann Ihrer Hülfe noch entbehren, kann mich an andere wenden ... Ich habe noch Credit ... habe noch Freunde! ... Ha, Herr Conradi!

Fünfter Auftritt.

Amalie. Conradi. Leopold.

Leop. Kommen Sie, kommen Sie, lieber Conradi. Ich habe nicht vergeſſen, daß Sie mir heut früh aus freien Stücken großmüthig und redlich 20 bis 25,000 Gulden antrugen.

Conrd. Das iſt wahr.

Leop. Die ich ablehnte.

Conrdi. Das iſt auch wahr.

Leop. Aber die ich jetzt annehme.

Conrd. Sie? — Sie, Herr Graf!

Leop. (zu Conradi; auf Amalie blickend). Das wird freilich noch nicht Alles das decken, was man in dieſem Augenblicke von mir verlangt, ich weiß das ...

aber es wird jene wenigſtens dahin vermögen, in Geduld zu ſtehen ... wird ihnen erlauben, mir Zeit zu laſſen, und mir erſparen, eine Protektion anzunehmen, die eine Schande und Schmach für mich iſt. Alſo geben Sie, geben Sie!

Enrdi. Unmöglich, Herr Graf! Und ich muß Ihnen vielmehr im Gegentheile ſagen ...

Leop. Wie?

Enrdi. Daß ich ſo eben einen Brief von meiner Fabrik erhalten habe ... unſere Arbeiter haben in der vorigen Woche keinen Lohn erhalten können ... ſie beſtehen darauf, ihn wenigſtens in dieſer zu bekommen ... und da morgen Sonnabend iſt ...

Leop. Nun?

Enrdi. (verlegen). Nun? ... wenn der Herr Graf ... ohne daß es ihn genirte ... mir die kleine Summe wieder zurückzahlen könnte ...

Leop. Mein Gott!

Enrdi. Die ich Ihnen vor 3 Jahren vorgeſtreckt habe ... ohne Sie deshalb zu beunruhigen ... zu mahnen ... nie, nie! das wiſſen Sie.

Leop. (bitter). O ja, allerdings.

Enrdi. Es bedurfte daher eines ſo dringenden Bedürfniſſes wie das gegenwärtige ... denn der Herr Graf wiſſen, wie ſehr ich mich zu Ihren Freunden zähle.

Leop. Ich weiß nicht, was mich zurückhält, Sie zum Fenſter hinausſpazieren zu laſſen, zu allen meinen andern Freunden. ...

Enrdi. (erſchrocken). Herr Graf!

Eines Abends aber blieb Polydor länger als gewöhnlich auf seinem Gerüste, während schon alles um ihn her vollkommen still geworden war, näherte sich noch mehr dem Fenster, und legte das Ohr lauschend an dasselbe, wie von einer unbestimmten Ahnung getrieben. Da vernahm er endlich die Worte des Gesangs selbst, da ihn vorher nur die Töne bezaubert hatten, und er vernahm, daß es klagende Worte waren, die von tiefer Wehmuth eingegeben zu seyn schienen. Oft unterbrachen tiefe Seufzer die Strophen, und dann begann der schmerzliche Gesang von neuem. Endlich entfernte sich Polydor jedoch, um am nächsten Abende wieder eben dahin zurückzukehren, indem er seine Zither, die er gar kunstreich schlug, mit auf sein Gerüst nahm. Er hörte dieselben Worte von neuem, und besonders drang ihm der stets wiederkehrende Schluß eines dieser Gesänge zum Herzen, der auf deutsch also lauten mochte:

Ach! im Schloß ohnfern Milano
War ich wohl beglückt zu heissen,
Bis mich Trug und Bosheit mußte
Aus den stillen Mauern reissen!

Er dachte diesen Worten nach, vermuthend, daß wohl gar ein weibliches Wesen aus gleichem Lande mit ihm hier leiden müsse. Dunkle Bilder stiegen in seiner Seele auf, aber ein helles Licht überstrahlte sie, als ein neues Lied, wohl freudiger als die

Amal. Beruhigen Sie ſich, Herr Conradi, ich gebe Ihnen zwei Zeilen an meinen Bankier.

Conradi. Iſt's möglich?

Leop. (ſchnell zu Conradi). Mein Herr ...

Conradi. Was ſoll's?

Leop. Ich verbiete Ihnen ſie anzunehmen.

Conradi. Was ſagen Sie?

Leop. Daß es unnütz iſt, wenn Sie etwas von der gnädigen Frau annehmen.

Conradi. Ja, wenn der Herr Graf mich lieber ſelbſt bezahlen wollen ...

Leop. Nein, jetzt nicht ... aber in einigen Tagen.

Conradi. Da iſt's aber doch viel einfacher, jetzt gleich auf der Stelle ...

Leop. Nein, nein, ich beſchwöre Sie! ... Conradi... mein alter Freund ... wenn Sie jemals irgend eine Zuneigung für meine Familie gehabt haben, für mich oder für mein Vermögen, nehmen Sie es nicht an!

Conradi. Ach, gehn Sie doch!

Leop. Laſſen Sie ſich nicht bezahlen.

Conradi. Sie bedenken aber nicht ...

Leop. Aber ſehen Sie denn nicht, daß es für mich eine blutige Beleidigung, ein gräßlicher Schimpf iſt? —

Conradi. Das iſt mir einerlei.

Leop. Mir aber nicht. (nimmt ihn beim Kra-

n). Und Sie werden es nicht annehmen, mein Herr
.. oder Sie ſterben hier unter meinen Händen ...

Conrdi. Das iſt doch aber zu ſtark! ... nichts
lbſt zu geben, und mich auch noch am Annehmen
on Andern zu hindern!

Leop. (einen Jockei bemerkend, der eben jetzt ein-
eitt; er läßt Conradi los und geht dieſem entgegen.)
a! einer von ihren Leuten ... ihre Livrée ... ſie
t es!

Jockei. (übergibt ihm einen Brief). Ja; Herr
Graf! (ab)

Leop. (zu Conradi, der das von Amalien indeß ge-
hriebene Billet nimmt). Oh, jetzt können Sie das
nmerhin ... ich werde mich nun gegen jedermann
bfinden ... denn eine Freundin iſt nun hier ... eine
ahre Freundin ... die mir zur Hilfe herbeieilt.

Conrdi. Wär's möglich?

Leop. (mit Würde). Genug nun, mein Herr!
— Gehn Sie!

Conrdi. (für ſich). Der Hochmuth kommt wie-
er! ... Sollten die Kapitalien auch wiedergekommen
ein? ... Gleichviel! Mag er ſagen was er will;
ein Geld einzukaſſiren bringt niemals Schande! ...
Herr Graf, ich habe die Ehre mich zu empfehlen. (ab).

Sechſter Auftritt.

Amalie. Leopold.

Leop. (den Brief öffnend). Já, er iſt von Fri-
olina!

Amal. Den Bankier kenne ich nicht.

Leop. Ein Bankier? ... Ein Bankier zu deſſen Füßen alle die andern liegen würden!

Amal. Das erklärt mir noch nichts.

Leop. Ah, Sie wollen wiſſen? ... Nun denn, gnädige Frau, ſo erfahren Sie denn, und wenn auch Ihre Verſchämtheit dabei ein wenig roth werden ſollte, daß Fridolina eine Sängerin von der großen Oper in Paris iſt, die auf Gaſtrollen nach Wien reiſ't. Oh, wenn man ſich damit abgibt, die Leute unter Vormundſchaft zu halten, ſie auf Artikel zu vernehmen, ſo muß man auch darauf gefaßt ſein, dies und jenes mit anzuhören. ... Fridolina iſt ein anbetenswürdiges Mädchen ... von einer Grazie, einer Leichtigkeit, ... einer zauberiſchen Taille und hinreißenden Füßchen.

Amal. Herr Graf!

Leop. Nicht prüde ... nicht ſcheinheilig ... ihren eigenen Vortheil ſehr wenig achtend, und Reichthum nur ſich wünſchend um ihn wieder verſchwenden zu können. ... Uebrigens für diejenigen, welche ſie liebt, von einer Aufopferung ohne Gleichen ... und unter dieſe zu gehören, habe ich die Ehre. ... Was ſagen Sie nun?

Amal. (kalt). Was ich ſage? Daß Sie Unrecht daran thun, ſolche Bekanntſchaften zu haben.

Leop. Eine Bekanntſchaft? — Oh, ſagen Sie lieber eine glühende Liebe ...

Amal. Die, wie die Freundſchaft vorhin, Ihr Vermögen nicht überleben wird.

Leop. Da irren Sie ſich, und Sie ſollen ſogleich ſehen ... (lieſt) „Mein theurer Leopold“ ...

Amal. Herr Graf ...

Leop. (höhniſch). Ich kann den Text nicht ändern ... und meine Vormünderin betrügen! (lieſt) „Mein theurer Leopold. Man behauptet, daß Sie zu Grunde gerichtet ſind! ... Ich hänge nicht an Reichthum.“ (zu Amalie) Da hören Sie! (lieſt) denn ich bin nie reicher geweſen, als in dieſen Augenblicken ... aber ich hänge an Stand, an Namen, an höherem Anſehn!“ (für ſich leis fortfahrend) O du mein Himmel! ſie bietet mir ihr Vermögen und ihre Hand an!

Amal. (lächelnd). Das iſt köſtlich!

Leop. (leſend). „Antworten Sie mir auf der Stelle.“

Amal. Eine herrliche Verbindung! o wahrhaftig, da müſſen Sie ſich beeilen!

Leop. (bitter). Oh ... dieſe Redlichkeit, dieſe Offenheit, vor Allem aber dieſe Uneigennützigkeit ſcheinen mir doch nicht ſo ſehr zu verachten ... ſie ſind ſo ſelten! ... Und übrigens läge eine Art von Ausgleichung darin, von der einen Frau zu Grunde gerichtet und von der andern bereichert worden zu ſein ... eine Art Gerechtigkeit ... der Finger Gottes!

Amal. Herr Graf, Sie denken doch nicht etwa wirklich daran ....

Leop. Ob ich daran denke? — O ja, recht

sehr! ... und ich wiederhole es; ich sehe es für einen Wink des Himmels an. Giebt es dabei etwas zu tadeln, so fällt dieser Tadel wahrhaftig nicht auf mich, sondern auf die Person, die mich zu diesem Aeußersten getrieben und gezwungen hat ... Es geschieht, um mich aus der Lage zu reißen, in welche sie mich drängte, um meinen Rang, meine Herkunft, meinen Namen aufrecht zu erhalten ....

Amal. (einfallend). Die Sie vergessen, entehren, sich und mich einem solchen Scandal, dem Gerede preisgeben!

Leop. Ah, Sie fürchten den Scandal? ... um so besser! Ich, ich liebe ihn, ... ich strebe nach ihm, ... das ist mein Element. .... Und eben weil Sie ihn fürchten, soll es welchen geben.

Amal. Nein, Herr Graf, denn Ihr Onkel hat mir anbefohlen, Alles zu verhindern, was der Ehre seines Namens nachtheilig werden könnte ... und Sie begreifen also wohl, daß diese Verbindung nicht statt finden kann ... daß ich weder meine Billigung noch meine Einwilligung dazu geben werde.

Leop. Ihre Einwilligung! Ihre?

Amal. Ja, Herr Graf.

Leop. (kann sich kaum zurückhalten). Nun das ist doch bei meiner Seele höchst lustig, und allein schon mehr werth als die Millien die ich einbüße. — Ich muß also, um mich zu verheirathen, mir erst der gnädigen Frau Einwilligung erbitten!

Amal. Allerdings, mein Herr.

Leop. Oder meiner Vormünderin ehrfurchtsvolle Vorstellungen zusenden!

Amal. Die jedenfalls fruchtlos sein würden, so lange ich nicht sähe, daß Sie andere Gesinnungen angenommen haben.

Leop. Meine Gesinnungen? Diese wünschen Sie also kennen zu lernen, meine Gnädige? O mit Vergnügen. Sie bestehen darin, daß ich Ihnen weit eher meinen Ruin, dessen Ursache Sie sind, als diesen hofmeisternden Ton, dieses hochmüthige, kalte Blut verzeihen würde, diese aufgeblasene Moral, diesen Pedantismus von Vernunft und Tugend, die, wenn ich je Geschmack dafür gehabt hätte, diesen mir für mein ganzes Leben verleidet und verhaßt gemacht haben würden. Meine Gesinnungen! daß ich ehe ich Sie kennen lernte Sie eben nicht sehr liebte, im Gegentheile es dadurch bewies, daß ich Ihre Hand ausschlug ... jetzt aber ist es nicht mehr Gleichgültigkeit, jetzt ist es Wuth ... Ingrimm! ... Ich verabscheue Sie, ich verwünsche Sie! ... Da haben Sie meine Gesinnungen. ... Und Sie werden mich Beständigkeit gelehrt haben, wenigstens darin, daß ich Ihnen versichern kann, diese Gesinnungen gegen Sie werden sich nie ändern.

Amal. (kalt). Mein Herr, im Testamente steht nirgends geschrieben, daß Sie gezwungen werden sollen, mich zu lieben ... sondern blos sich auf eine Ihrer Familie würdige Art aufzuführen. Ich bitte also nicht in meinem Namen, Ihre Heirathspro-

jecte aufzugeben... denn dies wäre gerade ein Grund Sie zum Gegentheile zu bewegen — sondern im Namen deſſen, der mir die Sorge für Ihre Ehre und Ihren guten Ruf aufgetragen hat... im Namen Ihres Onkels ... und in ſeinem Namen ... verbiete ich es Ihnen.

Leop. Sie verbieten es! Sie! gnädige Frau?

Amal. Ja.

Leop. Nun wahrhaftig! Hätte ich vorher noch zaudern können, ſo wäre ich jetzt entſchloſſen. Und noch in dieſem Augenblicke antworte ich der Fridelina, antworte ihr, daß ich ihre Hand annehme, mit Dank, mit Liebe, mit Hochachtung, mit Enthuſiasmus!... Und wir wollen doch ſehen, meine Gnädige, wie Sie ſich dabei benehmen werden, um mich daran zu hindern. (Er ſetzt ſich an den Tiſch rechts und ſchreibt voll Wuth, Amalien den Rücken kehrend.)

Siebenter Auftritt.

Amalie. Eliſe, welche einen ſchwarzgekleideten Herrn zur Thüre einführt. Leopold.

El. (zu dem Herrn.) Hier, mein Herr, hier iſt die Dame, die mit Ihnen ſprechen will, um Alles in Ordnung zu bringen.

(Der ſchwarzgekleidete Mann tritt zu Amalie, die leis mit ihm ſpricht und ihm Inſtructionen ertheilt. Er grüßt dann ehrerbietig, und geht ab.)

Leop. (am Schreibtiſche beſchäftigt). Ha! Sie verbieten mir es!... Welche Seligkeit, dem Herrn Hofmeiſter ungehorſam zu ſein! (ſchreibt) „Meine theure

Fridolina. Ich kenne Deine edlen Eigenſchaften (innehaltend) und ich nicht allein! (ſchreibend) und heirathe Dich daher lieber, als eine jener heuchleriſchen Tugendheldinnen, die unter dem Anſcheine der Beſonnenheit die eigennützigſten Berechnungen verbergen ... Du haſt Dich keinen Augenblick bedacht ... (für ſich) das heißt, wenn ſie zwiſchen mir und dem reichen Lord ſchwankt ... und wenn er ihr ſeine Hand anbietet, ſo bin ich nicht ſicher, daß ſie ... um ſo nothwendiger, daß man ihm zuvorkommt! (ſchreibt und blickt auf Amalien) „Ich biete Dir daher meinen Rang und Namen an und nur unter der einzigen Bedingung ... daß unſre Vermählung morgen in Wien, mit dem größten Pompe in der Stephanskirche vor ſich geht ... und daß Du deſſelben Tages früh Morgens ſchon an allen Straßenecken mit großen Buchſtaben anſchlagen läſſeſt: „dieſen Abend wird aufgeführt die Zigeunerin, zum Beginn der Vorſtellungen der Frau Gräfin von Wulfen, welche darin die Cachuca tanzen wird."

Amal. Das iſt reine Verrücktheit, mein Herr, und Sie haben den Kopf verloren ...

Leop. Um Fridolinens willen ... ganz recht! ... und ich eile, ihr augenblicklich dieſes Billet ſelbſt zu überbringen.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Gerichtsdiener.

Gerichtsd. Sie werden die Güte haben, zu bleiben, Herr Graf, denn Sie ſind mein Arreſtant.

Leop. Ich!

Gerichtsd. Keine Umſtände!... Der Befehl iſt hier, und unten ſteht die Gerichtsfolge... Aller Widerſtand würde daher vergeblich ſein.

Leop. Sie kommen von meinen Gläubigern...!

Gerichtsd. Nein, dieſe Ehre haben wir nicht mehr... Wir ſind bezahlt ... oder haben wenigſtens hinlängliche Sicherheit, Dank ſei es der Perſon, der wir unſre Wechſel und Rechte abgetreten haben.

Leop. Und dieſe iſt?

Gerichtsd. Die Frau Chanoineſſe Amalie von Meldau.

Leop. Ha! dieſe Schändlichkeit fehlte nur noch!... Nicht zufrieden, mir mein Vermögen geraubt zu haben ... nun mir auch noch meine Freiheit zu rauben ... mich feſtnehmen zu laſſen ...

Amal. Nein, Herr Graf! blos Ihre Verbindung mit der Fridolina zu hintertreiben!... Ich hatte es Ihnen zuvor geſagt ... und da man im Gefängniſſe ſich nicht vermählt ...

Leop. Möglich! ... aber wenn ich wieder herauskomme ...

Amal. So haben Sie ſie vergeſſen.

Leop. Nie! nie!

Amal. Dann rechne ich auf jene. (ſie giebt dem Gerichtsdiener einen Wink).

Gerichtsd. (nähert ſich Leopold ehrerbietig). Herr Graf, ... ich ſtehe zu Ihrem Dienſte.

Leop. Und ich werde nicht eher von hier fort

gehen, bis ich nicht wenigſtens Ihr Benehmen öffentlich bekannt gemacht, Sie in den Augen Aller mit Schimpf und Schande bedeckt habe ...

Amal. Die Sie dann nur über ſich ſelbſt gebracht haben würden ... Wenn Sie meinem guten Rathe folgen wollen, Herr Graf, ſo beobachten Sie bei dieſem gezwungenem Rückzuge ein Stillſchweigen, das ich meiner Seits nicht zu verrathen verſpreche.

Gerichtsd. Wenns gefällig?

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Conradi. Eliſe.

Cnrdi. Ach du mein Himmel, was giebt es denn?

El. Was iſt denn vorgefallen?

Amal. Ein glückliches Ereigniß für den Herrn Grafen. Alle ſeine Schulden ſind bezahlt worden.

Gerichtsd. Das iſt wahr.

Amal. Und überdies reiſ't er in dieſem Augenblick ab.

Leop. (wüthend). Gnädige Frau!

Amal. In einer ſehr wichtigen Sendung ... die ihn einige Zeit lang entfernt halten ... aber, wie ich hoffe, ſeine Zukunft und ſein Vermögen ſicher ſtellen wird.

Cnrdi. Erlauben Sie mir, Herr Graf, Ihnen dazu meinen Glückwunſch abzuſtatten.

El. Und auch den meinen.

Cnrdi. Und wenn jemals in Zukunft das

voriger, wie ein Nachklang frühern Glücks also begann:

Stellachiara, stille Hallen,
Als ich noch ein frohes Kind,
Dem die Eltern freundlich sind,
Durft in Deinen Sälen wallen.

Es entfaltete sich alles lebendiger vor seinem Gemüthe, und als der letzte Vers des Gesanges klang:

Stellachiara, Stellachiara!
Schaudervoll wardst Du zerstört,
Und von Heilgen nicht erhört
Weint nun sonder Rettung Klara.

Da war ihm kein Zweifel mehr übrig, und alle Gefühle der frühsten Jugend, und alle Bilder, welche Zeit und Entfernung geschwächt hatten, erwachten lebhafter als je in ihm, denn es mußte ja der holde Kindes-Engel Klara, der ihn einst vom schmachvollen Tode losgefleht hatte, hier weilen in diesem Gemache, wohl nun herangewachsen zu einer der Knospe herrlich entblühenden Jungfrau. Da ergriff er seine Zither und sang und spielte nach dem Fenster zugewandt, mit kräftiger Stimme, daß er hoffen konnte in dem Gemache vernommen zu werden:

Fasse Muth, Du holde Klara,
Der, den Du vom Tod gerettet

Haus Conradi und Compagnie Ihnen in etwas gefällig ſein könnte ...

Leop. (zornig). Gehen Sie zum ...

Conrdi. (halbleiſe). Sie ſehen nun wohl, wie ſehr Recht ich hatte, Ihnen zu ſagen: Hören Sie auf ſie!

El. Iſt dies eine Ausgleichung?

Conrdi. Oder eine Heirath!

Leop. (für ſich). Nein! man ſtirbt nicht vor Wuth, denn ich bin noch am Leben! (zum Gerichtsd.) Nun mein Herr! fort! fort! (er geht ſtürmiſch durch die Mittelthür ab.)

El. (ihm nachſehend). Iſt der eilig!

Conrdi. (eben ſo). Iſt der glücklich!

Ende des zweiten Aktes.

Dritter Aufzug.

Zimmer in einem Wirthshause.

Erſter Auftritt.

Conradi. Eliſe.

Cnr. Sage mir nur wenigſtens was Du haſt.

El. Ich? nichts.

Cnrdi. Biſt Du denn mit unſerer Reiſe in's Murchthal, der ſchönſten Gegend Steiermarks nicht zufrieden? Berge, Felſen, Eiſen- und Bleiminen, die ſo viel werth ſind als Silberminen.

El. Das iſt möglich, ich habe nicht Acht darauf gehabt.

Cnrdi. Wie? nicht Acht gehabt! Ich lenke von meinem Wege ab, ich, der ich ſo preſſirt bin, weil Mamſell ihre Andacht in Mariazell verrichten will, dem berühmteſten Wallfahrtsorte dieſes Landes, und kaum habe ich Zeit gehabt, die Madonna zu be-

ſehen, die aus gediegenem Silber iſt, auch das Altar von Silber und das Gitter rings umher von Silber, was wohl der Mühe verlohnt, beſehen zu werden, und wo ich gern einen ganzen Tag geblieben wäre, als mich Mamſell am Arme faßt, mich aus der Kirche fortzieht und mir während des ganzen Wegs bis hierher kein Wort mehr ſagt, nicht mehr ſieht...! Iſt das etwa angenehm?

El. Ich dachte an etwas Anderes.

Cnrdi. Und an was denn?

El. An Ihren Prozeß.

Cnrdi. Nun das iſt wieder etwas Neues! Ein Prozeß, den ich blos meiner Actionaire willen führe, und der für mich ſelbſt ganz gleichgültig iſt. Als Direktor des Geſchäfts ſpiele ich mit meinem gewonnenen Gelde. (ſich die Hände reibend) Ich habe keine Actien mehr, nicht eine einzige.

El. Alſo auf die Art haben Sie ſich binnen zwei Jahren ein ſo ſchönes Vermögen erworben?

Cnrdi. Wie Du ſagſt, und ich habe keinen Wunſch mehr, als für meine Tochter einen braven Mann und für mich ein Titelchen oder ſo etwas zu erlangen.

El. Sie?

Cnrdi. Warum denn nicht, eben ſo gut, wie ſo viele Andere, die es noch weniger verdient haben? Weißt Du noch, daß ich, als ich anfing, nicht das Geringſte hatte, nicht einen rothen Heller... und jetzt habe ich ſo ein paarmal hundert tauſend Thaler?

Ich dächte also doch, man wäre mir irgend eine Belohnung dafür schuldig?

El. Für das Vermögen, das Sie sich erworben haben?

Cnrdi. Allerdings!... eine Nationalbelohnung! ach! (um sich blickend) Und dies hier ist das Schloß, das man uns streitig macht. Das schönste im ganzen Distrikt von Bruck, ja von ganz Steiermark.... Es gehört zu der Verlassenschaft von Wulfen.

El. Ein fürstlicher Wohnsitz!

Cnrdi. Den wir zu einer Spinnerei einrichten wollen ... wenn wir gewinnen ... was aber noch gar nicht so gewiß ist. Denn die Universalerbin, das Fräulein von Moldau, macht es uns streitig, und das recht ordentlich. Um mir nun nichts vorzuwerfen zu haben, hatte ich mich auch an den berühmtesten Advokaten in Wien, den Doctor Kuntzmann gewendet, aber er konnte jetzt nicht sogleich hierher kommen, weil er einen andern wichtigen Prozeß in Ungarn abzuthun hat. Doch will er mir zur Untersuchung der Sache hier an Ort und Stelle einen jungen Mann schicken, der seit längerer Zeit in seiner Kanzley und unter seiner Aufsicht gearbeitet hat. Unterdessen aber speis't man gemeinschaftlich und prozessirt desgleichen, und wir werden höchst ehrenvoll aufgenommen, Du vorzüglich, von Fräulein Amalie von Moldau, unserer Gegnerin.

El. Die ihre Güte soweit getrieben hat, uns

auf dieſer Reiſe eine Wohnung auf ihrem Schloſſe anzubieten.

Cnrdi. Auf ihrem Schloſſe! ihrem Schloſſe! ... oder auf dem unſern; was doch erſt entſchieden werden ſoll.

El. (durch das Fenſter rechts ſehend) Und es iſt ſo herrlich gelegen! Dieſe Ausſicht hier über das Thal und das Dorf! (ſchreit auf) Ach du mein Gott! — da iſt er wieder!

Cnrdi. Wer denn?

El. Schon heut zum zweiten Male treffe ich auf ihn! — Aber dieſes Mal iſts noch ſchlimmer! — er ging eben mit einem jungen Mädchen ... ſehr jung, ſehr hübſch, — o gewiß, gewiß!

Cnrdi. Wer denn aber?

El. Und was Sie ihm nie würden zugetraut haben, und ich auch nicht — denn es iſt höchſt unſchicklich, ganz unverzeihlich — er, ſonſt ſo ſchüchtern, dort in der Allee ... ich habs mit meinen eignen Augen geſehen!

Cnrdi. (ungeduldig). Aber wer nur, zum Henker?

El. Werner!

Cnrdi. Mein ehemaliger Fabrikaufſeher, der ſeit zwei Jahren Reiſen macht —

El. Nun wenn das die Bildung iſt, die man auf Reiſen erhält! — Und ich, der Sie es zum Vorwurf machen, daß ich ihn bedaure, daß ich an ihn denke, ihn ſogar liebe. — Ich ihn lieben!

Enrdi. Du ſchlugſt ja aber alle Parthieen aus, die ich Dir antrug.

El. Ich?

Enrdi. Während er — Was Du mir da ſagſt, wundert mich aber gar nicht. Er iſt hier aus dem Orte, iſt hier geboren, hier erzogen, und ſoll, wie man behauptet, in 3 bis 4 Tagen ein junges Mädchen von hier heirathen, wahrſcheinlich Die, die Du vorhin geſehen haſt ... die Sache iſt nicht ſo ſchlimm, als Du glaubſt.

El. Nicht ſo ſchlimm? — Noch viel ſchlimmer.

Enrdi. Wie denn ſo?

El. Wie denn ſo? — wie denn ſo? — Weil er uns doch, wie mich dünkt, von dieſer Heirath etwas hätte ſagen ſollen, — Ihnen wenigſtens, dem er ſo viel verdankt. — Nichts von alle dem! — Dieſen Morgen in Mariazell — in dem Augenblicke, wo ich in die ſilberne Capelle eintrete — erblicke ich Herrn Werner, den ich ſeit einem Jahre nicht geſehen hatte, und der dort ganz blaß und bleich betet, wie Jemand, dem etwas ſchwer auf dem Herzen liegt.

Enrdi. Je nun, wenn man ſich verheirathen will — das finde ich ganz natürlich.

El. Ganz und gar nicht! ... Denn als er mich ſah, ſtieß er einen gewaltigen Schrei aus, ſprang auf und lief davon — ſtatt zu mir zu kommen, mich zu fragen, wie es mir gehe, das heißt, wie es Ihnen gehe. ... Nein, das vergebe ich ihm nun und nimmermehr, und das hat mir auch während dem ganzen

Wege hieher meine gute Laune verdorben. . . . Uebrigens kann es mir auch ganz gleichgültig sein, denn ich hoffe gar nicht, ihn je wieder zu sehen, oder mit ihm zusammenzutreffen ... das heißt, doch ein einziges Mal noch, um es gerade so zu machen, wie er, und davon zu laufen.

Enrdi. Ach geh doch!

El. Nein, nein, es ist mein Ernst; und um Ihnen zu beweisen, wie Unrecht Sie mir mit Ihrem Zweifel thun — will ich auf der Stelle heirathen.

Enrdi. Das nenne ich vernünftig sprechen ... und sobald wir wieder nach Wien kommen —

El. Nein, nein, nicht erst dort, sondern hier und das heute noch — damit er's mit ansieht ... und ich eher vor den Altar trete als er, damit er, wenn's später geschieht, nicht etwa glaube ich thue es aus Verzweiflung.

Enrdi. Ganz gut, und da zwei bis drei Partieen Dir zur Auswahl offen stehen —

El. Vortrefflich!

Enrdi. So frage ich Dich: willst Du den Hofrath?

El. Ja.

Enrdi. Oder lieber den Kaufmann Barneck?

El. O ja.

Enrdi. Oder den Bankier Gehlmann?

El. Meinetwegen.

Enrdi. Ja, o ja, meinetwegen! ... Du kannst sie ja aber doch nicht alle drei heirathen?

El. Mir ist Alles gleich. Wählen Sie selbst, was Sie fürs Beste, fürs Glänzendste halten, aber so, daß Werner aus Verdruß stirbt. Ach wenn ich ein Mittel wüßte, Herzogin oder Gräfin zu werden, oder einen Prinzen aus königlichem Geblüt zu heirathen...

Cnrdi. Es ist nicht gerade einer da ... also rathe ich Dir, den Banquier zu nehmen.

El. Nein, das ist mir zu wenig.

Cnrdi. Den Kaufmann!

El. Noch weniger.

Cnrdi. Nun, da muß es nothwendig beim Hofrath bleiben.

El. Welchen Sie wollen, nur den ausgenommen, den ich verabscheue.

Cnrdi. Vortrefflich! ... Da sind wir wieder auf dem alten Punkte.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Leopold.

El. (nach der Thür im Hintergrunde). Aber was sehe ich? — Dieser schwarzgekleidete Herr —

Cnrdi. Ist der Rechtsanwalt, den wir erwarten.

El. (auf ihn zueilend). Bewahre! Es ist ja der Herr Graf Leopold!

Cnrdi. Der Herr Graf von Wulfen! den wir für einen Advokaten hielten.

Leop. Nun, Eins schließt das andre nicht aus.

Cnrdi. Ganz recht. Man verlangt dergleichen jetzt von allen unsern Diplomaten! ... Und die wichtige Mission die man Ihnen übertragen hatte —?

Leop. Dauerte im Ganzen drei Monate. Nachher habe ich mich an Herrn Kuntzmann, den ersten Advokaten in Wien gewendet, bei dem ich noch studiere und arbeite. Er hat mir einige Sachen übertragen, und es scheint, als habe ich mich nicht ganz ungeschickt dabei benommen. Da ich nun erfuhr, daß er behindert sei, Ihren Prozeß gegen die Frau Baronin von Moldau zu übernehmen, so ersuchte ich ihn, mich damit zu beauftragen, und ich verspreche Ihnen, Alles dabei aufzubieten, was Fleiß und Eifer nur vermögen.

Cnrdi. Und glauben Sie, daß wir gewinnen werden?

Leop. Oh, ich möchte Ihnen mit dem größten Vergnügen dafür stehen, aber ...

Cnrdi. (kopfschüttelnd). Die Sache ist zweifelhaft?

Leop. Wie Sie sagen.

Cnrdi. Ich weiß das recht gut ... eben so wie unsre Actionäre! Und das Schlimmste dabei ist, daß unser Gegenpart, die Stiftsdame, bei Hofe sehr gut angeschrieben ist, und besonders in dem Ruf der größten Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit steht.

Leop. (ungeduldig). Es ist unbegreiflich, daß in der großen Welt, in die ich deshalb nicht mehr komme, sie Jedermann schätzt und rühmt.

Cnrd. Man ſagt ſogar, daß ſie Ihnen einen Theil Ihres Vermögens zurückgegeben habe ...

Leop. (ſucht ſeinen Zorn zu bemeiſtern). Das bringt mich ja eben ſo auf! Darin thut ſich eben ihre Treuloſigkeit und Hinterliſt kund! Sie hat mich dadurch hindern wollen meine Klage anzuſtellen und mich höchſten Orts zu beſchweren. Ich habe auch geſchwiegen, wie Sie ſehen! Niemand hat von mir ein Zeichen des Unwillens geſehen, aber um ſo mehr drängt es mich nun, ihr Benehmen zu entſchleiern, und vor aller Welt Augen ihr die heuchleriſche Maske abzuziehen, hinter der ſie ſich verſteckt.

Cnrdi. Wobei ich Ihnen redlich helfen werde.

Leop. Wahrhaftig!

Cnrdi. Sie wiſſen daß ihr in Wien alle Welt den Hof machte, und ihre Anbeter ...

Leop. Oh, ich habe ſie geſehen, habe ſie gezählt! ... Ganz natürlich, denn ſie iſt reich ... und von all den Gecken, die ſie umringten ..!

Conrdi. Hatte ihr bis jetzt keiner gefallen. Kalt und untheilnehmend, dem Anſcheine nach, hatte ſie nicht zu dem mindeſten Verdachte, nicht zu der unſchuldigſten Verläumdung Stoff gegeben ... jetzt ſcheint es aber doch ... und das wäre Waſſer auf unſere Mühle ... als ob ſie ... als ob ſie einen Erklärten habe..

Leop. (ſchnell). Das iſt nicht wahr!

Cnrdi. Wie? Sie vertheidigen ſie noch?

Leop. Ich? Davor behüte mich der Himmel!

Als ein Kind in Stellachiara,
Ist mit Treu an Dich gekettet,
Pietro lebt, vertrau dem Treuen,
Hülfe wird er Dir verleihen.

Ein lautes Aufschreien in dem Zimmer hatte Polydor vernommen, als er seinen Gesang begonnen hatte, aber nur um so inniger und seelenvoller wiederholte er die Worte seines Liedes, schier den Mund auf die hohen Glasscheiben drückend, damit er recht verstanden werden möge.

Und als er geendet hatte, da mochte sich von innen Klara eben so nahe an den Teppich gelehnt haben, der die Fenster verhing, denn er hörte wie aus der Ferne eine Stimme ihm zuflüstern: Ists möglich! Bist Du es, Pietro! Und wie kommst Du hieher? Da sagte er ihr denn auf dieselbe Weise ganz kurz sein Geschick, und daß sie wohl von dem Polydor werde haben sprechen hören, der jetzt das Aeußere dieses Pallastes mit seiner Kunst auszuschmücken habe, daß er dieses sey, und daß er so durch die Hand der Heiligen wieder in ihre Nähe, vielleicht zu ihrer Rettung herbeigeführt worden sey. Sie aber entgegnete, ihr Unglück sey groß, sie werde streng bewacht, und nur in diesem Augenblick sey zu ihrem großen Glück ihr harter Wächter ungewöhnlich lange abwesend. Sie fürchte jedoch dessen schnelle Rückkehr, die Fensterteppiche aber

Sie wissen ja selbst am Besten ob ich sie hasse, ob ich sie verabscheue, und waren ja selbst Zeuge, wie gleich vom ersten Augenblicke an, ich eine Abneigung gegen sie empfand die nun immer noch gewachsen ist. Aber der Haß macht mich deshalb doch nicht ungerecht. Sie mag immerhin hinterlistig, habgierig, geizig sein, und dabei von einen Pedantismus, einem Hochmuthe, der einem zur Verzweiflung bringen kann ... alles das gebe ich zu ... aber was ihre Ehre, ihre Tugend, ihre Unbescholtenheit betrifft, das ist etwas Anderes: dagegen läßt sich nicht das Mindeste einwenden. Ich habe sie in dieser Beziehung keine Minute aus den Augen verloren, und von dieser Seite bleibt sie stets achtenswerth.

Enrdi. Sie also auch! ... auch Sie sind angeführt.

Leop. Ich? wie so?

Enrdi. Der Graf Waldstein, kaiserlicher Kammerherr, hat ihr seine Hand angeboten, und sie hat sie ausgeschlagen, weil sie, wie sie ihm selbst gesagt hat, bereits einen andern liebe.

Leop. (zwingt sich höhnisch zu lächeln). So! einen andern liebt sie also? ... und das gesteht sie ein? ... Oh ... der muß außerordentlich zu beneiden sein und ich werde ihm meinen innigsten Glückwunsch abstatten, sobald ich ihn nur kenne.

Enrdi. Geduld! — Der Oberst Kalkreuth, einer unserer Actionaire, hat mir versichert, es wäre der Graf Bubna.

Leop. Der reiche Majoratsherr?

Cnrdi. Ja, ja, derſelbe.

Leop. In der That! es iſt wahr! ... ſie beſuchte manchmal ſein Hotel ... ich habe ihren Wagen dort halten ſehn.

Cnrdi. Faſt alle Tage ... (halb leis) bis in die Nacht!

Leop. Wenn Sie mir das beweiſen könnten.

Cnrdi. Nun? was thäten Sie denn dann?

Leop. Ich würde Sie für meinen beſten, meinen treueſten Freund halten. Mein Dank würde grenzenlos ſein.

Cnrdi. Schon gut, ſchon gut! Heute noch erwarte ich einen Brief mit Beweiſen in Menge, deren Sie ſich werden bedienen können, um dieſen Ruf, der ihr bei ihrem Prozeſſe ſo ſehr zu ſtatten kommt, zu untergraben.

Leop. Schon gut! Vor allen Dingen müſſen wir aber doch erſt Ihre Anſprüche näher unterſuchen.

Conrdi. Ich habe die Documente darüber in meinem Wagen. Ich hole ſie ſogleich. Bleiben Sie nur indeſſen hier, mein lieber Herr Advokat ... Herr Graf, wollte ich ſagen. (geht ab.)

Dritter Auftritt.

Leopold. Eliſe.

El. (die während dieſes Geſprächs ſich ſeitwärts an den Tiſch geſetzt und genäht hat, ſteht jetzt auf und betrachtet Leopold). Ich werde mich nie an den Gedan-

ken gewöhnen, wie ein so vornehmer Herr Advokat werden kann.

Leop. Und warum denn nicht? Muß man denn nicht leben?

El. Sie, Herr Graf, dem man so wichtige Missionen aufgetragen hatte?

Leop. Ach, reden wir nicht mehr davon!

El. Und warum denn nicht?

Leop. (halb leis, mit verbissenem Groll). Wissen Sie denn nicht, daß diese sogenannte Mission ein Gefängniß war, das sich auf Anordnung des edlen Fräulein Amalie von Moldau vor mir öffnete und hinter mir schloß? Wissen Sie denn nicht, daß ich drei ganze Monate lang allein war, ohne irgend eine andere Gesellschaft als dicke staubige Folianten, Werke über Rechtsgelahrheit, Geschichte, Moral und Philosophie, eins so unnütz und schwerfällig als das andere, die ich entweder in mich bringen oder vor langer Weile sterben mußte? Und bei meinem glühenden Hasse mußte ich doch am Leben bleiben, am Leben bleiben, um mich rächen zu können. Endlich, nach drei Monaten, wurden meine Fesseln aus Ermüdung, oder Laune, oder was mich am allermeisten empört, wohl gar aus Mitleid mir wieder abgenommen, und ich fühlte mich frei, aber auch ... ohne alle Mittel.

El. Ohne Mittel!

Leop. Ja, noch viel schlimmer! denn ich mußte mich vor mir selbst schämen. Jeden Monat hatte man mir, gleichsam um mich zu versuchen, den Betrag

einer Art von Pension zugesendet, die ich aber stets zurückwies. Oh, ich wollte ihnen nicht die Freude machen, mich herabgewürdigt zu haben. Und wenn ich aus Elend und Hunger vor ihrem Golde hätte umkommen sollen, ich schwur, keinen Pfennig davon anzurühren, nnd habe mein Wort gehalten. Aber um dies zu bewerkstelligen, mußte ich mich auf mich selbst verlassen können, und so habe ich denn ohne Unterlaß gearbeitet, gearbeitet Tag und Nacht.

El. Und aus Vergnügen?

Leop. Nein; aus Wuth! Die wenigen Studien, die ich im Gefängnisse gemacht, oder vielmehr erst angefangen hatte, halfen mir doch so viel, daß ich mich an einen berühmten Rechtsgelehrten wenden konnte, der denn auch die Güte hatte, mich in seine Expedition aufzunehmen und zu beschäftigen. Welche Wonne, welchen Stolz fühlte ich bei dem ersten Gelde das ich mir dort verdiente! Wie betrachtete ich es mit Wohlgefallen, mit einer Art von Geiz! Wie schien es mir weit, weit köstlicher, als jene Haufen Goldes, die ich mir ohne Mühe erworben, und ohne Vergnügen verschwendet hatte! Und dann bahnte es mir ja auch den Weg zu meiner Rache! Denn um diesem Weibe Beschimpfung mit Beschimpfung zu vergelten, um ihre Geheimnisse und Liebesintriguen zu entschleiern, um endlich das Recht zu erlangen mich über sie zu erheben und sie nun meiner Seits zu demüthigen, mußte ich mich erst Schuldenfrei machen, mußte mich von der Last befreien, die mich jetzt mehr drückte, als sonst,

von jenen 60 bis 80,000 Gulden, welche man so unedel gewesen ist, für mich zu bezahlen.

El. Sie denken doch nicht mehr daran?

Leop. Ob ich daran denke? Tag und Nacht denke ich daran, und in jenem Gefängnisse, wo ich aus Erschöpfung, aus Arbeit und Zorn krank ward, brauchte man in dem Momente, wo ich schon der Krankheit zu erliegen fürchtete, nur ihren Namen heimlich oder laut auszusprechen, um meine Wuth und mit ihr meine Kräfte wieder neu gestärkt zu sehen. Und so gebe es der Himmel nur, daß ich einen reichen Schwiegervater auftreibe, und eine Mitgift, die es mir möglich machte, meine Todfeindin zu bezahlen! Dann, und so bald ich meine Freiheit wieder haben werde, mich an ihr und ihrem Geliebten zu rächen ... wehe ihr! wehe ihnen!

El. Wie? diese Idee, diesen Plan hätten Sie wirklich?

Leop. Ganz gewiß! Es ist so wohlthuend, die zu bestrafen, die uns beleidigt haben.

El. Wem sagen Sie das? (näher zu ihm tretend). Ob sie gleich Advokat geworden sind, blieben Sie doch wohl noch immer Graf von Wulfen?

Leop. Versteht sich.

El. Und Ihre Frau würde Frau Gräfin werden und nach Hof gehen können?

Leop. Ohne Zweifel.

El. Würde Ihr Wappen auf dem Wagen haben?

Leop. Ganz gewiß.

El. (für ſich). Ha! da müßte es doch Werner ſehen! (laut.) Hören Sie, Herr Graf! wenn ich nun ein Mädchen kennte, das ſo ein 3 bis 400,000 Gulden Mitgift bekäme, und darauf brennte, auf der Stelle zu heirathen, aber auf der Stelle?

Leop. Wahrhaftig? — Und iſt das Mädchen hübſch?

El. (kalt). Recht hübſch. ... Ich ſchlage ſie Ihnen alſo vor.

Leop. Und ich nehme ſie an.

El. Auf der Stelle?

Leop. Ja auf der Stelle.

El. Wie? ohne ſie zu kennen?

Leop. Sobald Sie dafür ſtehen, daß die Mitgift ...

El. Oh, was das betrifft ...

Leop. Das muß ich Ihnen aber im Voraus ſagen, und aufrichtig bekennen, daß ich — daß ich ſie vielleicht nicht lieben werde.

El. Nicht mehr als billig! Das Mädchen Sie auch nicht.

Leop. Vortrefflich! Daß es ſogar möglich wäre, daß ich ...

El. Und ſie auch.

Leop. Denn ich heirathe ſie blos aus Verdruß, aus Zorn ...

El. Oh, ich begreife das!

Leop. Und als ein Mittel, mich zu rächen.

El. Ganz recht. Eine Heirath aus Rache! Das iſt eben der jungen Perſon ganz recht.

Leop. Herrlich! Und ſobald Sie mir dieſelbe daher werden vorgeſtellt haben ...

El. Es iſt Ihnen alſo Recht?

Leop. Vollkommen.

El. Und mir auch! ... Es giebt Perſonen, denen ich es nur gar zu gern beweiſen möchte, daß man ſie entbehren kann.

Leop. (erſtaunt). Wie, mein Fräulein? Sie ſelbſt! ...

El. Ja, Herr Graf! — Iſt Ihnen das unangenehm?

Leop. Oh, nicht im geringſten.

El. Nun, ſo ...

Leop. Aber Ihr Vater ...

El. Ja, das iſt wahr!

Leop. Deſſen Character ich kenne ...

El. Allerdings!

Leop. Er würde nie einwilligen.

El. Daran habe ich nicht gedacht. Ah, da iſt er.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Conradi.

Cnrdi. (ſchnell eintretend). Ach, mein Herr Advokat ... wollte ſagen mein Herr Graf ... ich bin ganz beſtürzt ... entzückt ... gerührt ...

El. Hätten Sie vielleicht ſchon errathen?

Cnrdi. Was denn?

El. Daß ich endlich in meiner Wahl entſchieden bin?

Cnrdi. (freudig.) Du heiratheſt den Hofrath? Du wirſt Frau Hofräthin?

El. Höher hinauf! Ich bringe Ihnen einen Titel, einen Rang, der Sie in Staunen ſetzen wird ... vorausgeſetzt, daß Sie auf der Stelle einwilligen ... denn wir ſind ſehr preſſirt.

Leop. (halb leis). Das heißt ...

El. (eben ſo). Ja doch! (laut) Wir lieben uns .., ich und der Herr Graf ...

Cnrdi. (einen Schrei ausſtoßend.) Iſts möglich!

El. Und wenn Sie wollen ...

Cnrdi. (die Hand hinhaltend). Eingeſchlagen!

Leop. (erſtaunt.) Wie?

Cnrdi. Eingeſchlagen, ſage ich ... mein Schwiegerſohn ... mein theurer Schwiegerſohn!

Leop. Sie wiſſen aber doch, daß ich nichts habe ...

Cnrdi. Mir ganz einerlei. Das Glück meines einzigen Kindes ...

Leop. Nichts, auf der Welt nichts, als ein wenig Talent und vielen Muth; das iſt mein ganzes Vermögen.

Cnrdi. Oh, was das Vermögen betrifft, ſo iſt mir das Ihrige gerade genug ... Ei, ſehen Sie doch! Nun, nun, ſpielen Sie nur den Geheimnißvollen gegen alle hier ... das iſt ſo ein Gedanke von Ihnen, eine Laune ... mir auch recht, aber mir, mir können Sie Alles eingeſtehen, denn ich habe ſo eben Alles erfahren ... Ob Sie gleich theilweiſe enterbt ſind, weiß ich

doch jetzt Ihr ganzes Abkommen mit Fräulein von Moldau.

Leop. Was wollen Sie damit sagen?

Enrdi. Diese köstlichen Wälder hier auf dem Gebirge, diese trefflich angebauten Ebenen, diese großen Seen, diese Eisenhütten, diese Streckwerke, erregten sogleich meine Neugier und Bewunderung. Ich fragte mehre Arbeiter oder Bauern mit einer Art von Neid, wer der Besitzer derselben sei, und alle antworteten: der Neffe des Generals, Herr Graf Leopold von Wulfen.

El. (mit einem Freudenschrei). Ists möglich?

Leop. Wie? sie hätten Ihnen gesagt daß ...

Enrdi. Ihr Herr ein junger Graf, ein Original, eine Art Gelehrter sei, der seit zwei Jahren auch nicht ein einziges Mal seine Besitzungen besucht habe, weil er in Wien lebe bei einem alten Advokaten und dort die Rechte studiere, um einmal Gesandter oder Minister zu werden.

Leop. (will ihn unterbrechen.) Herr ...

Enrdi. Aber trotz dessen, und ohnerachtet seiner Abwesenheit, sagten sie, wären die Güter nie besser bewirthschaftet worden, hätten nie mehr eingebracht, als eben jetzt. Von Wien aus, und bei allen seinen Arbeiten habe der junge Herr immer noch Zeit sich mit allem zu beschäftigen. Er habe einen Intendant der ihnen seine Befehle zukommen lasse, und durch diese ungeheuern Einkünfte, die er seit zwei Jahren aufgehäuft und keinen Kreuzer davon angerührt habe, hätten sie

eine prächtige Heerſtraße, eine gute Schule, ein Krankenhaus, ein Findelhaus ...

Leop. (zornig). Das iſt nicht wahr! ... und wir wollen doch ſehen!

Conrdi. (ſchreiend). Ich habs ja aber doch mit meinen eigenen Augen geſehen! ... Auf dem Marktplatze hier im Flecken ... ein prächtiges Gebäude und Ihr Name in goldnen Buchſtaben: Graf Leopolds Stiftung.

Leop. (ungeduldig). Wenn ich Ihnen aber ſage ...

Conrdi. Daß Sie nichts davon wußten? Ja, das glaube ich Ihnen recht gern. Sie haben es Ihnen nicht geſagt, aber es ſteht doch da und ſobald die Leute von mir erfuhren, daß ihr vortrefflicher, großmüthiger Herr, der Graf Leopold von Wulfen hier incognito zugegen ſei ..., ſind ſie gelaufen und haben ſich unter einander verabredet und werden nun hierher kommen, die Obrigkeit an der Spitze, die jungen Mädchen mit Blumenſträußern, und eine koſtbare Muſik, denn hier iſt Alles muſikaliſch ... nun Sie werden bald einen gewaltigen Spektakel hören.

El. Ah, wie das köſtlich ſein wird! Werner wirds auch hören!

Leop. (wüthend). Solch ein Auftritt! So eine Myſtification! ... nein, das iſt zu toll! — Laufen Sie, Conradi, eilen Sie, beſtellen Sie Alles wieder ab! Und wenn es hier Leute giebt, die ſich nicht geſcheut haben, mich zum Gegenſtande eines ſo beleidigenden Scherzes zu machen ...

seyen so befestiget, daß sie jene nicht ohne diese zu zerstören öffnen könne, und wolle sie das Weitere auf ein Blättlein schreiben und es in die kleine Oeffnung, welche über dem Fenster sey, um Luft in das Gemach zu lassen, verbergen, wo er es morgen abholen könne, auch solle er ein gleiches wieder für sie thun. Sey sie allein, wolle sie das Lied erklingen lassen „Stellachiara, Stellachiara." In demselben Augenblicke hörte auch Polydor eine Thür stark zuschlagen, und so mochte wohl der Aufseher eingetreten und Klara schnell vom Fenster entflohen seyn.

Am folgenden Abende aber erklang das Lied nicht, obwohl Polydor genau darauf lauschte, dafür aber zog er aus der kleinen Oeffnung zu seiner großen Freude ein engbeschriebenes Blättlein, worin ihm Klara folgendes schrieb. Sie sey still herangewachsen bei den Pflegältern auf Stellachiara bis sie das funfzehnte Jahr erreicht gehabt, und alles immer geblieben, wie es war, nur daß sie manchmal mit tiefer Wehmuth an den guten Pietro gedacht, und den häßlichen Arnolfo immer mehr gehaßt habe, je höher dieser in der Gunst des Grafen gestiegen sey, so daß ihm zuletzt die Aufsicht über das ganze Schloß übergeben worden. In einer Nacht aber sey auf einmal ein gewaltiger Lärmen von Waffen im Schlosse entstanden, der sie aus dem Schlafe geweckt, wo sie denn durch die Fenster gesehen habe, wie fremde wilde Krieger mit dem Hausgesinde im

Cnrdi. Sagen Sie lieber eines ſolchen Triumphes!

Leop. Aber ſo gehen Sie doch, ſage ich Ihnen, oder ich gehe auf der Stelle ſelbſt.

Cnrdi. Nun wahrhaftig, eine ſolche Beſcheidenheit iſt mir noch nie vorgekommen!

Leop. Haben Sie mich verſtanden?

Cnrdi. Nein, Herr Schwiegerſohn, das allerdings nicht ... aber es iſt einerlei ... ich gehe, ich laufe, ich vollziehe Ihre Befehle, Herr Schwiegerſohn ... ich habe meine Einwilligung gegeben und die Sache iſt abgemacht, alſo komm, liebe Tochter.

El. Ja, ja, wir wollen noch über die Hochzeit ſprechen. Oh, mit aller Welt will ich davon ſprechen, da wird es doch Werner gewiß erfahren, und vor Neid berſten! (geht mit Conradi zur Mitte ab.)

Fünfter Auftritt.

Leopold allein.

Nein, das heißt ſein Spiel mit mir allzuweit treiben, und ich möchte doch wiſſen, mit welchem Rechte man ſich auf meine Koſten eine ſolche beleidigende und demüthigende Neckerei erlauben darf! — Oh, wenn ſie nur einen Bruder hätte, einen Mann! oder wenigſtens, wie man mich eben hoffen ließ, einen Geliebten! Aber nein! Alles iſt gegen mich und ich kann nicht einmal auf ſo etwas hoffen! — Ha! da kommt ſie! Ich muß mich zu mäßigen, zu beruhigen ſuchen.

Sechster Auftritt.

Amalie. Leopold.

Amal. (In der Hand eine Masse von Papieren, die sie auf einen Tisch legt.) In diesem Augenblicke, Herr Graf, erfahre ich Ihre Ankunft auf diesem Schlosse.

Leop. Nicht als Ihr Gast, gnädige Frau, sondern als Ihr Gegner: ich komme als Anwalt der Conradischen Actienunternehmung hierher, um gegen Sie die mir übertragenen Ansprüche geltend zu machen.

Amal. Mit Vergnügen, Herr Graf, habe ich von Ihren Arbeiten und Erfolgen in der juristischen Laufbahn gehört. Die sehr wichtige Sache, mit der man Sie beauftragt hat, beweist hinlänglich, wie groß schon Ihr Ruf ist, und wenn die Verhältnisse, in welchen wir stehen, mir erlaubt hätten, Sie zu meinem eignen Anwalt zu machen ...

Leop. (zornig). Gnädige Frau!

Amal. So würde ich Ihnen selbst die Durchführung einer Sache übergeben haben, die weit mehr Sie als alle Andern interessirt, denn es sind ja nur die Gerechtsame Ihres Onkels — bald wohl auch die Ihrigen! — die ich mit vollem Recht vertheidige, und welche Sie widerrechtlich angreifen.

Leop. Unsere Richter werden darüber entscheiden. Ehe ich jedoch für meine Clienten spreche, habe ich Sie noch um eine Erklärung zu bitten, die mich persönlich und allein angeht.

Amal. Und die wäre? — Ich bin zur Antwort bereit!

Leop. Ich will die Vergangenheit nicht berühren, noch jene dreimonatliche Gefangenschaft ...

Amal. Die zu verkürzen leider nicht in meiner Macht ſtand.

Leop. Könnten Sie mir das beweiſen?

Amal. Mit einem einzigen Worte. Sie hatten mir geſchworen, die Fridoline zu heirathen, ſobald Sie wieder auf freiem Fuße wären. Ich konnte Ihnen alſo erſt an dem Tage die Freiheit wiedergeben, wo jene die ihre für immer dem Lord Kockerille verpfändete.

Leop. (ſchnell.) Verheirathet!

Amal. Seit nun faſt einem Jahre. Jetzt aber klagt ſie wieder auf Scheidung und es nimmt mich Wunder, daß ſie nicht Sie zu ihrem Advokaten erwählt hat, Sie Herr Graf, der ...

Leop. Keinen Scherz, gnädige Frau! ... nicht als ob dieſer hier mich kränken könnte, aber es giebt andere, beißendere, wegen deren ich Sie zur Rede zu ſtellen habe. — Daß Sie ſich mit dem mir Geraubten bereicherten, gnädige Frau, laſſe ich mir gefallen, ich überlaſſe es Ihnen gern, aber in dieſer Gegend hier, auf dieſer Beſitzung ſich meines Namens zu bedienen, um mich zu demüthigen und in den Augen Ihrer Unterthanen, die eigentlich die Meinen hätten ſein ſollen, lächerlich zu machen; zu meinem Ruin noch Verſpottung, Hohn zu geſellen ...

Amal. Und wodurch habe ich denn einen ſolchen

Vorwurf verdient? Iſt es denn ein ſo ſtrafbarer Scherz, Ihre Einkünfte dazu anzuwenden, um den Ertrag dieſer Güter zu verdoppeln? Nennen Sie das verſpotten, Ihnen die Liebe Ihrer Unterthanen zu erwerben, den Segen der Armen, den Dank der Beſchädigten, Ihren Namen mit nützlichen Einrichtungen zu verbinden, welche Ihr Werk ſind?

Leop. Ja, wenn alles das wahr wäre?

Amal. Und wer ſagt Ihnen denn, daß es das nicht iſt? Von allem Ihren Unrecht, Herr Graf, war dies das größte, daß Sie mir nie glauben wollten, ſo oft ich Ihnen auch ſagte, daß ich, der Ihr Vermögen anvertraut worden, verpflichtet ſei, dies ſo lange zu bewahren, als es in Ihren Händen noch Gefahr laufe, aber auch bereit, es Ihnen zurück zu geben, ſobald Sie deſſen würdig.

Leop. (ungeduldig). Aber, gnädige Frau ...

Amal. Oh, laſſen Sie mich nun auch reden! ... Als ich ſah, wie geneigt Sie waren, dieſes Vermögen zu verſchwenden, oder Ihren Namen durch eine unpaſſende Vermählung zu brandmarken, mußte ich, ich, die Bewahrerin Ihrer Güter und Ihrer Ehre, ich, Ihre Vormünderin, wie Sie mir die Ehre anthaten mich zu nennen, einem mehr leichtſinnigen als ſtraftaren Mündel, die freie Dispoſition darüber entziehen, und da ich mich zu dieſem Behufe nicht an die Obrigkeit wenden konnte, ſo wendete ich mich an Ihre Gläubiger, die mir Recht und Mittel dazu gaben.

Leop. Oh, erinnern Sie mich nicht an jene Zeit, die meinen ganzen Zorn wieder aufregen würde.

Amalie. Lassen Sie mich im Gegentheil Sie recht lebhaft daran erinnern, um Sie in Ihren eigenen Augen zu erheben. Ja, Herr Graf, als ich sah, mit welchem Stolze Sie Geschenke zurückwiesen, welche Sie für beleidigend hielten, mit welchem Muthe Sie gegen Unglück und Mangel kämpften, mit welcher Ausdauer Sie darauf bestanden, nur sich selbst und Ihrer Arbeit Alles verdanken zu wollen ... da fühlte ich, wie Recht ich gehabt hatte, nicht an Ihrer Zukunft zu zweifeln, und von diesem Augenblick an schenkte ich Ihnen meine ganze Hochachtung wieder.

Leop. (ergriffen.) Ich ...

Amal. Werden Sie nicht böse darüber, das verpflichtet Sie ja zu nichts ... selbst nicht zu dem gegenseitigen Geschenke der Ihren. ... Aber nun stand auch der Entschluß bei mir fest, daß während dieser Zeit Ihre Unterthanen, die nichts von Ihrer Gefangenschaft wußten, und nur Ihrer Wohlthaten theilhaftig wurden, Sie ganz natürlich lieben und segnen sollten ... darin liegt doch gewiß weder Verhöhnung noch Spott! — Und nun, Herr Graf, wo Sie durch Erfahrung und Unglück belehrt, den Werth der Zeit wie der Arbeit und den rechten Gebrauch jenes Goldes kennen lernten, das man gewöhnlich nur dann auch stets weise verthut, wenn man es mit Mühe erwarb ... jetzt wo Sie die Hochachtung aller Menschen und vorzüglich Ihre eigene wiedergewonnen haben, jetzt, wo Niemand

als ich, Ihnen Vorwürfe zu machen hat, jetzt, wo Ihr Oheim, wenn er noch lebte, Sie endlich seines Namens, und seiner Ahnherren würdig finden, Ihr Unrecht vergessen und mit Ihnen zufrieden sein würde ... jetzt darf auch ich thun, wie er! ... Von diesem Augenblick an hört mein Geschäft auf!

Leop. (verlegen). Was wollen Sie damit sagen?

Amal. So zum Beispiel werden Sie wohl jetzt nun selbst den Prozeß gegen die Conradischen Actionaire übernehmen, für welche Sie bisher als Advokat auftraten, und da Sie alsdann beiden Parteien dienen, so müßte es nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn Sie sich nicht bald mit einander einverstehen sollten.

Leop. (noch zögernd). Oh, Sie täuschen mich — Sie treiben noch immer Ihren Scherz!

Amal. Weil Sie als berühmter Advokat, wie billig, Beweise fordern, so lassen Sie sich denn meine Vormundschaftsrechnungen vorlegen, die ich mit hierher brachte und zu prüfen bitte ... Erlauben Sie nur, daß ich sie noch erst ein wenig in Ordnung bringe. (Sie geht nach den Papieren, welche sie vorhin auf den Tisch links legte.)

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Conradi.

Conrdi. (mit einem Brief.) Hier ist er, theurer Freund, hier ist er.

Leop. Wer denn?

Conr. Je nun, jener Beweis, nach dem Sie so

ſehr verlangten ... der Brief des Oberſten. (Leopold nimmt ihn ſchnell.) Und wenn Sie ihn geleſen haben werden und dann noch zweifeln ...

Leop. (durchlieſt den Brief.) Ha! das iſt abſcheulich ... das iſt infam.

Enrdi. (halb leis.) Im Gegentheil! vortrefflich! köſtlich! denn beim Termin läßt ſich das benutzen ... ſie zu Schanden machen ... verſteht ſich mit gehöriger Rückſicht ... Uebrigens lieber Schwiegerſohn, habe ich Ihre Verlobung hier im Orte ſchon bekannt gemacht.

Leop. (immer mit dem Brief beſchäftigt.) Gut!

Enrdi. Die Leutchen ſind ganz entzückt darüber.

Leop. (voll Verdruß.) Und ich auch.

Enrdi. Denn ich ſagte ihnen, daß Sie mir Ihr Wort gegeben hätten, ſo wie ich Ihnen ... Ich wollte daher auch den Notar ſchon erſuchen hierher zu kommen, um Alles in Ordnung ...

Leop. (ungeduldig.) Gut, gut! Und nur geſchwind! Alles was Sie wünſchen, ich unterzeichne Alles, wenn Sie nur gehen!

Enrdi. Ich gehe ſchon. (eilt ab.)

Achter Auftritt.

Leopold. Amalie (welche am Tiſche links ſitzt).

Amal. Nun, Herr Graf, ich und meine Vormundſchaftsrechnungen warten auf Sie!

Leop. (trocken.) Iſt gar nicht nöthig, gnädige Frau.

Amal. Für Sie vielleicht, aber mir, mir liegt daran, Ihnen zu beweiſen, daß ich meine Pflichten erfüllt habe.

Leop. (ironiſch.) Ihre Pflichten! — Oh, ich weiß, daß Sie der Sclav Ihrer Pflichten ſind! — Es genügt mir an der Probe, die ich davon hier in den Händen habe.

Amal. Was wollen Sie damit ſagen?

Leop. Daß ich ſchon ſeit langer Zeit darnach ſtrebte, mich zu rächen und Sie zu verderben!... Endlich habe ich die Mittel dazu!... Oh ſein Sie unbeſorgt, gnädige Frau ... ich werde mich ihrer nicht bedienen ... ich werde ſchweigen! ... Aber rühmen Sie ſich nie mehr deſſen, was Sie für mich gethan haben ... denn von dieſem Augenblick an ſind wir quitt!

Amal. Ich verſtehe Sie nicht, Herr Graf!

Leop. (bitter.) Sie verſtehen es nicht, daß man ſich ein Spiel aus dem machen kann, was das Heiligſte iſt? daß man von außen Frömmigkeit und Tugend zur Schau tragen und ins geheim und im Verborgenen darüber jubeln kann, alle Augen betrogen zu haben? ... mit den meinen anzufangen ... denn dieſen Morgen, ja, noch eben jetzt, ſtand es in meinem Innern, trotz des Haſſes den ich ſchuldigerweiſe gegen Sie hege, felſenfeſt, daß Sie das reinſte, das unſträflichſte Weſen wären, das ...

Amal. Wahrhaftig!

Leop. Aber jetzt wo ich Alles weiß ...

Amal. Und was wiſſen Sie denn, Herr Graf!

Leop. Daß Sie Jemand lieben! ...

Amal. Und wenn das nun auch wäre; iſt mir denn das verboten?

Leop. (im heftigſten Zorne.) Und Sie geſtehen es alſo ſelbſt ein! ... Nun denn! Ich kenne Ihr Geheimniß! Ich weiß wer es iſt! (Amalie macht ein Zeichen des Erſchreckens.) Oh, zittern Sie nicht, gnädige Frau — ich gab Ihnen ja mein Wort ... Ich werde discret ſein ... ich habe nichts geleſen ... ich werde ſelbſt, wenn es nöthig würde, dieſen Brief abläugnen und nie mit Jemand davon ſprechen ... als mit Ihnen, gnädige Frau, (er übergiebt ihn ihr.) Da! Leſen Sie! o leſen Sie gefälligſt, denn ich, ich würde es nicht können! Sie werden daraus ſehen, daß Amalie von Meldau, dieſe Amalie, die in der Welt für ſo unempfindlich und tugendhaft galt, vierzehn volle Tage hindurch allein und verkleidet bei dem Grafen von Bubna lebte, ſich heimlich von der Frau ſeines Haushofmeiſters durch den Garten ins Schloß führen ließ und erſt am frühen Morgen daraus wieder fort ging ... Man hat Sie geſehen! .. der Kutſcher des Grafen bezeugt es!

Amal. (kalt, während ſie den Brief lieſ't.) Ja, ja, ſogar der Kutſcher! — Hier ſtehts!

Leop. Und gerade zu derſelben Zeit war Amalie von Meldau aus ihren Umgebungen verſchwunden, und Niemand konnte ſagen, wo ſie ſich aufhalte, wohin ſie gereiſ't! ... Können Sie Namen, Datum, Thatſachen läugnen?

Amal. Nein, Herr Graf! ... und was noch ſchlimmer iſt ... man hat Ihnen nur erſt die Hälfte geſchrieben.

Leop. (ſtaunend.) Wie?

Amal. Die Hälfte der Anekdote ... So muß ich ſie Ihnen denn wohl ganz erzählen ... Erfahren Sie denn, Herr Graf, daß ich mir ſehr voreilig einen jungen Mündel aufgebürdet hatte, an dem ich wider meinen Willen mehr Intereſſe nahm, als er eigentlich verdiente, denn, offen geſagt, war es ein ſehr ungerathenes Subject ... damals! ... denn ſeitdem hat er ſich ſehr geändert ... Verſchiedene Umſtände, deren Aufzählung hier zu weitläuftig ſein würde, hatten mich damals genöthigt ſehr ſtreng gegen ihn zu ſein ... Er war mein Gefangener, und ob ich gleich nicht anders hatte handeln können, machte ich mir doch im Stillen Vorwürfe darüber, die ſich verdoppelten, als ich erfuhr daß er aus zu großer Anſtrengung im Arbeiten krank geworden ſei.

Leop. (ſchnell.) Wie! gnädige Frau?

Amal. Aha, das intereſſirt Sie, wie ich ſehe.

Leop. Oh nein, ganz und gar nicht. Aber ich...

Amal. Denken Sie ſelbſt, wie tief mich ein ſolches Unglück ſchmerzen mußte, für deſſen erſte Veranlaſſung ich mich ſelbſt anzuſehen hatte. Anfangs wollte ich gleich ſelbſt zu ihm eilen, aber die ſtrengen Regeln der Sittlichkeit hätten das vielleicht nicht erlaubt, uno dann ſtand ich auch, offen Ihnen geſtanden, nicht eben zum Beſten mit meinem Mündel. Er

Schloßhofe gestritten und dies bewältigt hätten. Bald drauf und ehe sie vom Schrecken betäubt einen Entschluß habe fassen können, sey Arnolfo mit blutigem Schwert in ihr Schlafgemach getreten und habe ihr befohlen ihm zu folgen. Als sie dieses nicht gewollt, sondern verlangt, daß er sie zu dem Grafen und der Gräfin führen solle, habe er wild höhnisch gelacht, und mit teuflischer Stimme gesprochen; an diesem Schwert siehst Du noch ihr Blut, worauf er sie, die halb bewußtlos geworden, beim Arme ergriffen und mit fortgezogen habe. Als sie in den Schloßhof getreten, sey schon ein Theil des Schlosses in Flammen aufgegangen, und sie habe den Grafen sterbend auf dem Boden erblickt. Da habe sie das Bewußtseyn vollends verlassen, und sie es auch nicht eher wieder erlangt, als in einer Hütte im Walde, unter einigen alten Weibern, welche um sie beschäftigt gewesen. Arnolfo habe ihr da kühnlich erklärt, daß sie nun in seiner Gewalt, die Burg zerstört, Hab und Gut ihrer Pflegältern aber zum größten Theil in seinen Händen sey, sie solle daher in ihr Schicksal sich fügen, und ihn als ihren Retter lieben, da seine Gesellen ihr nur auf seine Vorbitte das Leben erhalten hätten. Sie habe ihn mit Abscheu darauf von sich gestoßen, und den Tod begehrt, er jedoch nicht aufgehört mit seiner fürchterlichen Liebe in sie zu dringen, worauf denn Schrekken und Gram sie lange an das Krankenlager gefes-

war wenig unterwürfig, noch weniger gelehrig, oft sogar sehr ungalant, was freilich nur halb Unrecht war. Zwar fing ich an, mich daran zu gewöhnen, aber ich mußte befürchten, daß mein Anblick wie gewöhnlich keinen angenehmen, ja bei seinem Zustande vielleicht sogar einen nachtheiligen und gefährlichen Eindruck auf ihn machen möchte. ... Ich wendete mich daher an den Grafen Bubna, der die Oberaufsicht über die Gefängnisse hatte, einen alten Freund Ihres Onkels und einen ohnerachtet seiner sechzig Jahre noch immer sehr angenehmen Mann und durch den Garten an seinem Hotel, das an die Gefängnisse stieß, begab ich mich mehrmals in dem Kostüm einer barmherzigen Schwester zu meinem Mündel, der mich aber nicht erkennen konnte, weil er im hitzigen Fiber mit stetem Phantasiren lag, und so oft ich ihm meinen beruhigenden Trank eingab, hörte ich ihn ... im heftigsten Zorne, auf das abscheuliche, verhaßte — Stiftsfräulein schimpfen. —

Leop. Oh, gnädige Frau —

Amal. Zürnen Sie ihm deshalb nicht, Herr Graf ... er lag ja im Wahnsinn! ... Einige Tage darauf fing er jedoch an, Dank sei es der Sorgfalt die wir ihm gewidmet hatten, wieder zur Vernunft zu kommen, und ich schickte mich also an ihn zu verlassen. — Schwester Nanny, sagte er da zu mir ...

Leop. (lebhaft). Schwester Nanny! — Ja, ich erinnere mich ...

Amal. Und dabei drückte der Kranke, der sich nun schon in der Wiedergenesung befand, dieser kräftig die Hand und fuhr fort: Meine gute liebe fromme Schwester, Dir, nur Dir verdanke ich das Leben. Wie soll ich Dir meinen Dank dafür beweisen? Ach! wenn ich noch reich wäre! Wenn das abscheuliche verwünschte Stiftsfräulein mir nicht Alles entrissen hätte, Alles geraubt! ... Es blieb mir nichts übrig als ein Ring ... ein Ring von meiner Mutter. ... Da! nimm ihn!

Leop. Diesen Ring, den ich glaubte verloren zu haben!

Amal. Suchen Sie ihn nicht länger, Herr Graf. Hier ist er (zeigt ihn ihm).

Leop. Oh, gnädige Frau.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Conradi.

Leop. (schnell eintretend). Herr Schwiegersohn! Herr Schwiegersohn!

Amal. Sein Schwiegersohn!

Leop. O mein Gott!

Conradi. Alle Ihre Unterthanen sind im Schloßhofe versammelt und lassen sich durchaus nicht wieder fortschicken, denn Ihre Vermählung ist schon überall bekannt, und sobald sie den Notar erblickten, den ich auf Ihren Befehl hatte kommen lassen ...

Amal. (erschüttert). Wie? Der Herr Graf vermählt sich?

Conrdi. (ſchnell). Ja, gnädige Frau, mit meiner Tochter! Eine Inclinationsheirath! Sie liebten ſich beide, und da meine Tochter ihn für arm hielt, ſo bot ſie ihm Herz, Hand und Vermögen an. ...

Amal. (ebenſo). Und jetzt, wo Sie nun wieder in den Beſitz aller Ihrer Güter gekommen ſind ...

Conrdi. (voll Freude). Iſt's möglich?

Amal. Wenn Sie einmal Ihr Wort gegeben haben ... wenn Ihr Herz das Mädchen liebt ...

Conrdi. Verſteht ſich! Zum Sterben!

Amal. So gilt's kein Zaudern mehr! ... Und Sie thun recht daran! ... Ich bitte blos darum, als Vormünderin und Freundin den Contract mit unterzeichnen zu dürfen.

Conrdi. Nicht mehr als billig.... (auf die Thür rechts zeigend). Da drin iſt ſchon der Notar, um ihn in Ordnung zubringen.

Amal. Nun ſo dürfen wir keine Zeit verlieren.

Conrdi. (nach rechts). Ich gehe immer voraus.

Amal. Und wir folgen Ihnen. (Conradi geht in die Thür rechts, Amalie die ihm folgt bleibt ſtehen als ſie Leopold ſich in einen links ſtehenden Seſſel werfen ſieht).

Zehnter Auftritt.

Leopold. Amalie.

Amal. (zu Leopold). Nun, Herr Graf! Sie kommen nicht?

Leop. (trocken). Nein!

Amal. Und warum?

Leop. Weil ich mich nun nicht mehr verheirathen will. —

Amal. Woran denken Sie? Jetzt wo der Notar ſchon da iſt, wo man ſich gegenſeitig das Wort gegeben hat, ein junges Mädchen, das es durchaus nicht verdient hat, ſo zu compromittiren; ein Mädchen das Sie liebt!

Leop. Oh nein, nein! ... Ich bin überzeugt, daß ſie mich nicht liebt ... und ich ſie auch nicht.

Amal. Wozu dann aber in dieſe Heirath willigen und ſie noch dazu bekannt machen!

Leop. (ausbrechend). Ach! ich weiß es ſelbſt nicht! ... oder vielmehr: ja! ich weiß es! ... Aber ich will es Ihnen nicht ſagen, und kann es Ihnen nicht ſagen!

Amal. Sie erſchrecken mich, Leopold! Wahrhaftig! — Je mehr ich Sie höre, je mehr muß ich befürchten, daß Sie nicht bei vollem Verſtande ſind.

Leop. Freilich bin ich das nicht! ... und ein einziges Wort von mir würde hinreichen, Ihnen mein Irrſein zu beweiſen. ... Ich liebe eine andere!

Amal. Und warum ſagten Sie dieſer das nicht?

Leop. Ach, ich war ihrer ſo wenig werth! Ich erkannte in ihr, ohne mir es ſelbſt geſtehen zu wollen, dennoch eine ſolche Ueberlegenheit, daß ich davon gedemüthigt, entwürdigt ward, ſo daß aus Wuth über ſie und über mich ... ich ſie liebte, indem ich ſie ver-

abscheute ... oder vielmehr, ich zwang mich, sie zu verabscheuen, um sie nicht lieben zu müssen!

Amal. (die Augen niederschlagend.) Das ist schwer zu begreifen.

Leop. (naiv). Auch ich selbst, gnädige Frau, habe es nie begreifen können. Aber wenn Sie sie kennten. ...

Amal. (schnell). Das ist gar nicht nöthig. Ist sie so wie Sie mir sie schildern, so zweifle ich sehr daran, daß man ihr gefallen könnte, wenn man allen seinen Versprechungen untreu würde.

Leop. Und was soll man denn sonst thun?

Amal. Diese halten ... die Erwartungen und Hoffnungen dieses jungen Mädchens, das noch in der Trunkenheit seines Glückes schwelgt, nicht täuschen! ... ihm Ihr ganzes Vermögen schenken!

Leop. Und Sie? ... was bliebe denn dann Ihnen?

Amal. (zeigt ihm den Ring). Mein Ring!

Leop. (voll Verzweiflung). O mein Himmel!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Elise.

El. (schluchzend). Ach! ach!

Leop. (zu Amalie.) Da sehen Sie! auch sie, von der Sie glaubten, sie schwelge im Entzücken dieser Vermählung! — sie weint! — O wie herrlich ist das!

El. Das ist recht garstig von Ihnen, mich so auszulachen! Habe ich Ihnen nicht vorhin erst noch verge-

ſchlagen, mich zu heirathen, blos um Ihnen einen Gefallen zu erzeigen, wegen der gnädigen Frau hier, die Sie ſo verabſcheuten! ... (zu Amalie) Ja, gnädige Frau! ſo iſt's! aus bloßer Gefälligkeit! ... Oh! es iſt doch gar zu grauſam, wenn man jemandem einen Dienſt hat erweiſen wollen, ſo dafür beſtraft zu werden!

Amal. Was wollen Sie damit ſagen?

El. Eben begegnete ich Wernern ... der vor einem Jahre von uns fortgegangen war, um ſein Glück zu ſuchen und mich dann zu heirathen ...

Leop. Iſt's möglich!

El. Aber ob er gleich viel Talent hat, und ſich ſehr gut zu benehmen weiß ... denn das weiß er vortrefflich ... hatte er doch nichts vor ſich bringen können, weil's ihn an Geld gefehlt hat ... und ſo war er denn hierher gekommen, wo er geboren iſt, um ſeine Schweſter noch einmal zu ſehen ehe er vom Leben Abſchied nähme. ... Und wie er mir das erzählt hat, da iſt mein ganzer Groll gegen ihn auf der Stelle verſchwunden und meine ganze vorige Liebe wieder ins Herz zurückgekehrt.

Leop. (einen Schrei ausſtoßend). Eliſe! Eliſe! ... Du biſt himmliſch! göttlich! Ich muß Dich umarmen!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Conradi mit einer Schrift in der Hand.

Conrdi. Bravo! ... die Brautleute umarmen ſich! ... Nun, nun, laßt Euch nicht ſtören! ... Ich

habe nichts dagegen. Und hier iſt die Erlaubniß dazu, ſchwarz auf weiß. (das Notariatsinſtrument ihnen zeigend).

Leop. Nein, Herr Conradi, das iſt nicht mehr möglich.

Cnrdi. Was ſoll das heißen?

Leop. Das ſoll heißen, daß ich Ihr Schwiegerſohn würde geworden ſein, denn Sie haben mein Wort ... aber ein unüberſteigliches Hinderniß, das ich gar nicht erwarten konnte ...

Cnrdi. (Amalie anſehend). Wie? die gnädige Frau ſollte es wagen ...

Leop. Bewahre! — Ihre Tochter iſt's! ... ſie wagt einen andern zu lieben.

Cnrdi. (zornig). Den blonden Werner!

Leop. Sie wußten alſo?

Cnrdi. Das heißt, ich vermuthete!

Leop. Und ſagten mir nichts davon? ... Das war ſchlecht.

Cnrdi. Ach, das war Alles ſo weitläufig ...

Leop. Sie müſſen überzeugt ſein, daß mir kein Opfer zu groß ſein würde, um das Glück Ihrer Tochter ſicher zu ſtellen! ... Alſo ... für's erſte, entſage ich ihrer Hand!

El. (ſchnell). Ach! Herr Graf! Nun möchte ich Sie umarmen ... (innehaltend) wenn ich es wagen dürfte.

Leop. (zu Conradi). Nun, da ſehen Sie! (ernſt) Werner iſt ein braver ehrlicher Burſche, den ich liebe, den ich hochachte ...

El. (naiv). Sie kennen ihn aber ja gar nicht!

Leop. Einerlei! ... wenn Sie ihn nur lieben, ſo lieb ich ihn auch.

El. Nun, das iſt doch ſtark!

Leop. (auf Amalie blickend). Und in Betracht der Lehren, die man mir gütigſt über die rechte Verwendung des Reichthums ertheilt hat ... leihe ich Wernern ... ſchenke ich dem braven jungen Manne zu ſeiner Einrichtung eben ſo viel, als die Mitgift Ihrer Tochter beträgt.

El. (ihm an den Hals fliegend). Nein, nun kann ich mich nicht mehr halten!

Conrdi. Eliſe! Eliſe!

El. Lohne es Ihnen der Himmel!

Leop. (Amalien zärtlich anblickend). Wird er Ihren Wunſch wohl erhören? ... Wird dieſe Hand, die ſchon meinen Ring trägt, eines Tages mir ſelbſt noch angehören?

Amal. (ſtreckt ohne ihm zu antworten, ihm die Hand entgegen. Leopold ruft freudig auf und ſinkt ihr zu Füßen!)

El. Was! die Vormünderin, die Sie ruinirt hat! —

Conrdi. Die Sie ſo verabſcheuten!

Leop. Ist das Wesen, das ich grenzenlos liebe!

Amal. Und die er heirathet ...

Leop. Um stets unter Vormundschaft zu bleiben!

BESSEL.

selt hätten. Als sie genesen, habe Arnolfo, der unterdeß in prachtvolle Kleidung sich vermummt, sie, jedoch stets auf strengste von zwei seiner Getreuen bewacht, nach Florenz geführt, wo er eine Zeitlang sich aufgehalten, dann aber hieher gebracht, sie immer mit den Anträgen seiner Liebe verfolgend, ohne daß sie ausgehen, jemand anders als den Verhaßten sehen, ja selbst des Trostes der heiligen Religion nicht genießen könne. Polydor möge sie zu retten suchen, aber ja seines eignen ihr so theuern Lebens gedenken, daß er es nicht in Gefahr bringe, da ihr Tyrann, der hier sich sicher wisse, wie er ihr selbst vertraut, gewiß sehr mächtige Beschützer haben müsse.

So lauteten Klaras Zeilen, welche Polydor mit der höchsten Theilnahme erfüllt haben würden, wäre nicht schon vorher in ihm die ganze Liebe, welche er für das Kind Klara gehegt, nunmehr glühender und heißer für die Jungfrau erwacht gewesen, ohne daß er sich selbst gestehen mochte, was ihn im Innersten durchdrungen hatte.

Er schrieb auf dieselbe Weise am andern Tage Klara, daß er tief bewegt sey von ihrem grausamen Schicksal, der Retterin seines Lebens stets gedacht habe, und gern das seinige opfern wolle um das ihre aus so schändlichen Fesseln zu befreien. Doch lehre ihn allerdings die Klugheit, die Gluth seiner Liebe unter der Asche vorsichtiger Zögerung zu bergen. Denn wohl sey ihr Peiniger unter dem Schutze des

~~Ellis~~

Tesh v. S. 548 Ga.

Dramatiſches

Vergißmeinnicht

auf das Jahr **1847**

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutſchland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Vierundzwanzigſtes Bändchen.

Enthält:

Der junge Vormund.
Luſtſpiel in 2 Aufzügen.

Jeanne und Jeanneton.
Luſtſpiel in 2 Aufzügen.

Ihr Bild.
Luſtſpiel in 1 Aufzug.

Hofmann.

Dresden und **Leipzig**,
in der Arnoldiſchen Buchhandlung
1847.

BIBL.
VNIVERS
LIPS.

Der junge Vormund.

Luſtſpiel in zwei Aufzügen.

Nach Melesville und Vermont

von

Theodor Hell.

Hoffmann

Personen:

Felix Derneville.

Frau von Marcuil, dessen Tante.

Valentine de la Marnierre.

Chabanais, Bankier.

Armide Chabanais, dessen Frau.

Raoul Beauvoisin, Advocat aus der Provinz.

Ein Bedienter von Felix.

Ein Notar.

Eine Gouvernante.

Gäste.

Dienerschaft.

Der erste Act spielt in Paris, der zweite in Passy.

Erſter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Beauvoiſin, ein Bedienter.

(Der Bediente ordnet auf einer Etagere links mehre in Papier gewickelte Packete. Beauvoiſin tritt in übertriebenem Ballcoſtüme ein. Kleiner Schnurrbart.)

Beauv. (im Hintergrund.) Felix iſt nicht zu Hauſe?

Bed. Nein, gnädiger Herr.

Beauv. Hm! er hatte mir doch verſprochen, auf mich zu warten. Wir ſoupiren doch heute hier? Nicht wahr? (ſetzt ſich rechts)

Bed. Der Herr hat das Souper um 2 Uhr nach Mitternacht beſtellt.

Beauv. Zwei Uhr! ... Das iſt ja faſt ein Frühſtück. ... In Beſançon ſoupiren wir um 9 Uhr. ... Freilich haben wir auch in Beſançon keinen Ball im Opernhauſe.

Zweiter Auftritt.

Beauvoiſin. Chabanais aus der Mitte kommend.

Chab. (zu einem andern Bedienten). Ah bah! Felix wäre ausgegangen? Ich wollte ihn ja eben abholen. (erblickt Beauvoiſin) Ah, ſieh doch, Beauvoiſin!

Beauv. Guten Tag, Chabanais ... oder vielmehr, guten Abend!

Chab. Grüß Dich Gott, Demoſthenes! (drückt ihm die Hand) Was machſt Du denn hier?

Beauv. Wie Du ſiehſt ... ich ruhe aus.

Chab. Du ruhſt aus! ... um Mitternacht! um die Zeit, wo man erſt zu leben anfängt! ... Was für ein Unſinn!

Beauv. Verzeihe Freund! ... Aber in Beſançon legen wir uns um 10 Uhr zu Bett.

Chab. (verächtlich). Ja! ... in der Provinz ſchlaft ihr in der Nacht! Ihr armen Narren! In Paris weiß man die Zeit beſſer zu benutzen. Man ſoupirt ſpät, ſchläft gar nicht und lebt mithin doppelt! Das iſt ja profit tout clair!

Beauv. Ja, dafür macht ihr aber auch umgekehrt aus Tag Nacht und mithin ...

Chab. Bewahre! Wir behalten Zeit zu Allem! Wenn man Bankier iſt, wie ich, muß man ſich unter die Vergnügungen und Geſchäfte theilen! Ich amüſire mich während der Nacht ... aber ich ſchlafe deshalb nicht während des Tages. Von 8 Uhr Morgens an bis 6 Uhr Abends, Wechſel, Rente, Actien!

Da bin ich ſtreng! Da darf nichts verſäumt werden! Aber Schlag 6 Uhr ſchließe ich mein Büreau ... dann vorwärts Freuden und Ergötzlichkeiten dieſer Welt! Des Morgens die Pflicht, des Abends die Zerſtreuung! ... Tags über die Einnahme, in der Nacht die Ausgabe! ... So halte ich meine Bücher ... und mein Leben ... in der doppelten Buchhaltung!

Beauv. Und wann ſchläfſt Du denn?

Chab. Im Sommer, auf dem Lande.

Beauv. (in declamirendem Tone). Und Deine Frau? ... Denn Du biſt verheirathet, Du Unglückſeliger! ... Du haſt heilige Bande geſchloſſen, welche die Natur wie die Geſellſchaft ...

Chab. Beauvoiſin! Lege doch nur die unſelige Gewohnheit ab, immer wie ein Actenſtück zu ſprechen. ... Du biſt Advokat ... und bewirbſt Dich um eine Stelle als Subſtitut. ... Spare Deine Mittel auf die Zeit, wo Du als öffentlicher Redner auftreten wirſt. ... Meine Frau ... mit der iſt's wie mit den Geſchäften ... ſie hat auch ihre gewiſſen Stunden! Zum Beiſpiel heut Abend habe ich ſie in's Schauſpiel geführt ... wir ſind wie verſtändige Leute wieder nach Hauſe gegangen. ... Armide hat ſich in ihr Zimmer eingeſchloſſen ... und ich bin ausgegangen. ... Armide ruht ... und Rinald wird eine delicióſe Nacht als Garçon zubringen.

Beauv. (lächelnd). Don Juan ... Du vierprozentiger! Sieh doch! Da verdienteſt Du doch we-

nigſtens, daß auch ihrerſeits ... Deine keuſche Ehehälfte ...

Chab. Sie? O, pfui doch! ... eine ſtrenge Tugend!

Beauv. Um ſo ſtrafbarer biſt Du deshalb! ... Denn beim Zeus, Deine Frau iſt ſchön!

Chab. Wie ein Engel!

Beauv. Geiſtreich!

Chab. Wie ein Teufel ... aber ein romantiſches Köpfchen ... immer in den Wolken, immer das Gefühl im ſiebenten Himmel! Da ich nun meiner Natur nach ſehr irdiſch geſinnt bin, ſo liebe ich die Maskenbälle vor Allem. Da glänze, da bezaubere ich. Nun, Du ſollſt ſehen, wie ich eine Intrigue anſpinne und eine Eroberung wegfiſche.

Beauv. Schlechtes Subject! Du nimmſt mich alſo mit in die Oper?

Chab. Alle Wetter! Du biſt nach Paris gekommen, um Sitten und Menſchen zu ſtudiren! Du biſt Garçon, biſt noch nicht in der Magiſtratsperücke ... Du haſt das vollſte Recht, dumme Streiche zu machen.

Beauv. (ſich brüſtend). Nun, ich dächte, ich könnte mich auch mit Erfolg ſehen laſſen! ... Merkſt Du den Advokaten aus dieſer Tournüre? ... und dieſes jugendlich entkeimende Schnurrbärtchen? Die geſtrengen Herren verbieten es uns, wenn wir das Barett aufhaben, ohnſtreitig weil ſie fürchten, die Juſtiz möchte davor erſchrecken, daher laſſe ich mir es nur in

den Vacanzen wachsen. Da kann ich es doch zwei Monate lang tragen, und wenn die Gerichtshandlungen wieder angehen ... vitsch! (macht das Zeichen des Rasirens) bin ich wieder im Geiste der Gesetze.

Chab. (lacht). Ha! ha! erlaubt man sich's in Besançon auch, Calembourgs zu machen?

Beauv. Auch nur während der Vacanzen! Dieses Jahr dehne ich sie aber auf einen Theil des Winters aus.

Chab. Und Du wirst gut dabei fahren.

Beauv. Meinst Du?

Chab. Wenn Du meinen Rath befolgest! — Siehe einmal Felix an, meinen Schüler ... denn ich liebe es leidenschaftlich, junge Leute zu bilden ... ein vollendeter junger Mann! ... mit 20 Jahren schon! ... er verführt eine Frau und schlürft ein Glas Champagner mit einer Grazie ...

Beauv. (verwundert). Wahrhaftig?

Chab. Er hat einen wahren Durst ... nach Eroberungen! In diesem Augenblicke ist er ernstlich verliebt ... eine wahre Leidenschaft ... ich weiß nicht in wen, er spielt den Discreten gegen mich, ganz wider seine Gewohnheit! ... aber das hindert ihn nicht daran, rechts nnd links sich umzusehen ... um sich zu entschädigen ... für die Strenge seiner Grausamen!

Beauv. Man widersteht also? ... ihm, dem Unwiderstehlichen ... mit 40000 Livres Renten?

Chab. Ja, mein Freund ... es giebt noch Frauen, die sich zu vertheidigen wissen! ... nur we-

in Rom so mächtigen Hauses Fieramosca, dessen Oberhaupt er, man wisse nicht wie, zu gewinnen gewußt habe, so daß mit Gewalt gegen denselben gar nichts auszurichten sey, und man sich daher der List bedienen, dazu aber Vorbereitungen treffen, und eine schickliche Gelegenheit abwarten müsse. Zugleich legte er in dies Briefstein den Stamm des kleinen Kreuzes, das Klara ihm einst als Kind gegeben, und er in Noth und Freude treu bewahrt hatte, damit ihr kein Zweifel sey, jener Pietro sey wirklich Polydor.

Er bereitete aber alles vor, um eine Flucht mit Klara, welche sich ihm anzuvertrauen nicht zauderte, möglich zu machen, sie nach Neapel zu bringen und von dort aus die Uebelthaten des elenden Räubers, der schon als Arnolfo ihn gern vernichtet hätte, vor Gericht zu bringen, wozu bei den dermaligen Verhältnissen in Rom weder Gelegenheit war, noch eine andre Aussicht, als daß eine solche Anklage gegen den Clienten eines der mächtigsten Häuser dem armen unberathenen Maler Freiheit und Leben würde gekostet, jenem aber nichts geschadet haben. Auch seinem Freunde Maturino von Florenz, mit dem er ja jedes Studium der hohen Kunst, wie jeden Genuß und Schmerz des Lebens theilte, verschwieg er die löbliche Absicht nicht, Klara zu retten, und gern leistete dieser ihm Beistand in manchem Anschlage

nige allerdings ... aber man findet deren doch ... wenn man glücklich im Finden iſt.

Beauv. (mit der Miene eines Eroberers). O ich werde dergleichen finden! ... Fort auf den Maskenball! (er will gehen, Felix tritt in der Mitte ein.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Felix mit einem offenen Billet in der Hand.

Fel. Ihr ſeid noch hier?

Die Beiden. Felix!

Fel. Ich hätte Euch bis morgen früh noch mitten im Foyer geſucht.

Chab. Du kommſt von dort?

Beauv. Geht's ſchon ein wenig warm dort her? —

Fel. Glühend, Freund! ... Ströme von Licht ... Ueberſchwemmungen von Frauen ... kleine Domino's mit Nymphentaillen ...

Beauv. (vor Vergnügen ſchaudernd). O!

Fel. Händchen ... und Füßchen!

Beauv. (eben ſo). O! o!

Fel. Ich wäre nicht wieder fortzubringen geweſen, wenn ich hier nicht noch wegen unſers Soupers etwas hätte anzuordnen gehabt.

Chab. (auf das Billet zeigend, das Felix in der Hand und welches dieſer ſogleich einſteckt). Und ein Liebesbriefchen in Empfang zu nehmen. (zu Beauvoiſin)

Ein großer Mann! Er bietet Allem zugleich die Stirn wie Napoleon!

Fel. (mit einiger Verlegenheit). O bewahre! ... es iſt ein Geſchäftsbrief.

Chab. (mit neckender Miene). Von Deinem Geldmäkler?

Beauv. (eben ſo). Oder Deinem Advocaten?

Fel. (lächelnd). Schlechter Spaß!

Chab. Geh, geh! Es iſt von der ſchönen Unbekannten! man riecht's ja ſchon an dem ſüßen Dufte, den er aushaucht. ... Nun ſieh, Du thuſt ganz unrecht, den Geheimnißvollen gegen mich zu ſpielen. ... Wenn ich ſie trotz deſſen entdecke, weißt Du, was ich thue, um Dich dafür zu beſtrafen? ... ich entführe ſie Dir.

Beauv. (ſich die Hände reibend). Das wäre ſpaßhaft!

Fel. (lachend). Schäme Dich doch! ... einem Kameraden!

Chab. O, was das betrifft, da kenne ich keine Schonung! ... ich bliese meinem beſten Freunde ſeine ſchönſte Dame vom Brete weg ... ohne die geringſten Gewiſſensbiſſe.

Beauv. (ſich immer die Hände reibend). Iſt das ein Coſake!

Fel. (für ſich). Ich werde mir das merken. (laut und kalt) Wie befindet ſich denn Deine Frau, Chabanais?

Chab. Vortrefflich! ... Sie ſchläft.

Fel. Weißt Du das auch gewiß?

Chab. Warum fragſt Du denn darnach?

Fel. (lachend). In Deinem Intereſſe! nur in Deinem Intereſſe. Wenn ſie nun Verdacht hätte, wegen des Lebens, das Du führſt? ...

Chab. (böſe werdend). Ich ſage Euch nur das Eine! ... wenn Ihr mir von meiner Frau vorredet ... ſo gehe ich auf der Stelle fort. ... Alle Wetter! wir ſind ja hier zuſammen, um uns zu amüſiren ... und nicht um ... (wieder fröhlich werdend) Seht! Da iſt mir ſo eben ein Gedanke durch den Sinn gefahren! ... Nach dem Balle ſollen wir alſo bei Dir eſſen, Felix ... gut! ... aber ein Souper nur unter Männern ... das iſt langweilig ...

Beauv. Monoton!

Chab. Wie wär's, wenn wir einige Damen einlüden?

Beauv. (mit verſchämter Miene). O! ... o!

Chab. Damen ... das heißt anpaſſende!

Beauv. Anſtändige!

Chab. Verſteht ſich von ſelbſt.

Fel. (für ſich). Iſt's doch, als ob er mir's zu Gefallen thät. (mit geſetztem Tone) Meine Herren ... meine Herren ... das iſt etwas ſehr Ernſthaftes ... ich habe auch ſchon daran gedacht ... (lachend) und ſechs Couverts decken laſſen.

Chab. Prächtig. Jeder bringt vom Balle die Seinige mit.

Beauv. (verlegen). Wie? ich auch?

Fel. Verſteht ſich.

Beauv. Nun ja doch! ja! ... Die Spitzbuben bringen mich ganz aus meinem Charakter ... ich bin ganz munter geworden.

Chab. (ſcherzend). Frauen ſind in der Jahreszeit, in der wir leben, nichts Seltenes. ... Im Carneval regnet es dergleichen.

Fel. (eben ſo). Beſonders wenn's zum Soupiren geht. —

Chab. (belebter werdend). Ich bringe zwei mit.

Beauv. (eben ſo). Und ich drei ... vielleicht noch mehr! Felix muß einen Anſchieber an den Tiſch machen laſſen.

Fel. (lachend). Wie er Muth bekommt, Meiſter Raoul Beauvoiſin!

Beauv. (ſich aufreizend). O! was das betrifft! ... mein Seel! ... das ſollt Ihr ſehen. (mit leichtem Tone) In Betracht, daß ... angeſehen, daß ... bewegender Urſachen halber ... Domino, verurtheile ich Dich, mir zu folgen ... bei Hals und Kragen ...

Chab. (lacht). Vortrefflich geſagt! ... Und wer Niemand mitbringt?

Beauv. Bezahlt Strafe.

Fel. Ein Diner au Rocher de Cancalle!

Chab. Zu 30 Franks der Mann.

Beauv. (aufgereizt). 50 Franks der Mann!

Fel. Bravo! ... Wieder eine tolle Nacht! ... Es iſt die letzte im Carneval!

Beauv. Morgen nehme ich meine Amtsmiene wieder an.

Chab. Morgen komme ich wieder zu Madame Chabanais.

Fel. Morgen trete ich in mein Geschäft als Vormund.

Chab. (staunend). Als Vormund? ... Du!

Beauv. Freilich! freilich! dieses junge Mündelchen, das man Dir aus Guadeloupe zuschickt ... (zu Chabanais lachend) Ein Kind, Freundchen, das er erziehen soll.

Chab. Nun, das wird in gute Hände gerathen!

Fel. Sprecht mir nicht davon. ... Ich bin wüthend darüber! ... ich hoffte, meine Ernennung sollte nicht anerkannt werden ... ja, prosit! ... Meine Tante, die gute Frau von Mareuil, die entzückt ist, mich als Vormund zu sehen, denn sie schmeichelt sich, daß mich das zur Vernunft bringen wird, schreibt mir heut Morgen aus ihrem Landhause zu Passy, wo sie während des ganzen Jahres wohnt, daß dieses Kind, diese kleine Titine, wie sie ihr Vater nannte, in Havre angekommen ist, sammt ihrer Amme ... und daß ich mich bereit halten soll, sie morgen oder übermorgen bei mir aufzunehmen!

Chab. (lacht). Ha! ha! ha! ich kann nicht erwarten, bis ich Dich in Deiner neuen Würde sehe! Du mußt Dich prächtig ausnehmen! ... Aber nun fort! fort, wenn wir noch die Auswahl haben wollen! ... Glücklicherweise ist die Oper nur zwei Schritte von hier.

Fel. Geh nur immer ... wir kommen nach.

... Ich habe noch eine kleine juriſtiſche Conſultation mit Beauvoiſin zu halten!

Chab. Nun, ſo lebt wohl, auf Wiederſehn! (geht ab)

Vierter Auftritt.

Felix. Beauvoiſin.

Beauv. (will Chabanais nach). So warte doch, Chabanais!

Fel. (ihn zurückhaltend). Nur zwei Worte!

Beauv. (unruhig). Aber der Ball!

Fel. Es betrifft eben jene Vormundſchaft.

Beauv. Ja, aber die Damen?

Fel. (ungeduldig). Alle Wetter! Wir haben alle Mühe von der Welt gehabt, Dich von Deiner Gravität ein wenig flott zu machen, und jetzt, wo ich Dich als Rechtsgelehrten brauche ...

Beauv. (ſeine Uhr ziehend). Um dieſe Zeit liegt der Rechtsgelehrte jederzeit ſchon im Bette.

Fel. Wecke ihn nur für fünf Minuten wieder auf.

Beauv. (ſeine Uhr einſteckend). Nun, ſo laß hören.

Fel. Du weißt, daß einer meiner Verwandten, Herr de la Mariniere, vor ungefähr 25 Jahren ſich in Guadeloupe niederließ. ... Ich war damals noch gar nicht geboren.

Beauv. Weil Du jetzt erſt 23 Jahr alt biſt.

Fel. Aber mein Bruder lebte damals noch ...

ein älterer Bruder ... der jetzt 35 Jahr alt sein würde. ...

Beauv. Und vielleicht heut Abend mit uns soupirte, wenn er nicht in seinem fünfzehnten Jahre gestorben wäre.

Fel. Nach der Abreise des Herrn de la Marniere hörten alle Verbindungen zwischen ihm und unserer Familie auf. Da man einander nicht mehr schrieb, so hat er auch vom Tode meines Bruders und meiner Geburt nichts erfahren! Als er jedoch sein Ende herannahen sah und nur eine kleine Tochter hinterließ, nicht aber wußte, wem er dieses Kind anvertrauen sollte, so hat er sich daran erinnert, daß Herr Derneville, mein Vater, einen Sohn hinterlassen habe und geglaubt, daß dies mein älterer Bruder sei. Da dieser nun jetzt ein Mann von gesetzten Jahren sein müßte, so hat er ihm durch ein Testament die Vormundschaft über sein Töchterchen übertragen.

Beauv. Das nennen wir Juristen einen Error in persona. Dergleichen Mißgriffe mögen oft bei Maskenbällen vorkommen ... man glaubt mit einer hübschen Frau zu thun zu haben ... und erblickt dann ... (er macht die Grimasse des Schauderns.)

Fel. Du kannst wohl glauben, daß ich über mein Amt als Vormund eben nicht entzückt gewesen bin.

Beauv. Warum denn nicht, Felix? ... Vormund zu sein, ist eine wichtige Bestimmung. ... Bei den Römern war die Vormundschaft ein ... nun, er-

innere mich morgen daran, Dir zu ſagen, was die Vormundſchaft bei den Römern war. (will gehen.)

Fel. (ihn zurückhaltend.) Sehr ſchön! aber ich möchte gerne wiſſen, ob ich denn gar nichts thun könnte, um mich davon los zu machen? — Ein Vormund von zwanzig Jahren.

Beauv. Drei und zwanzig!

Fel. Wenn ich geltend zu machen ſuchte, daß Herr de la Marniere ſich getäuſcht habe?

Beauv. Hilft nichts', hilft Dir Alles nichts, ... Lieber! Ich kenne den Artikel im Teſtamente ... er iſt klar und deutlich: „Ich ernenne als Vormund meiner minderjährigen Tochter Marie Eliſabeth Valentine de la Marniere, Herrn Derneville, meinen Neffen, den Sohn meines verſtorbenen leiblichen Couſins, des Generals Derneville ..." Dieſer Neffe à la modo de Bretagne, der biſt Du ... Du beſitzeſt alle erforderlichen Eigenſchaften ... Du warſt zur Zeit der Teſtamentsfertigung volljährig ... Du biſt männlichen Geſchlechts ... Du biſt im Beſitze aller Deiner bürgerlichen Rechte ... Du biſt geeignet dazu, aptus, aptissimus! ... ſo drücken wir Lateiner uns aus; ... Du kannſt und darfſt Dich alſo nicht weigern! Da haſt Du meine Conſultation! — So ſpät am Tage habe ich wahrhaftig noch keine gegeben ... (ſieht an die Uhr.) Du hatteſt mich nur um 5 Minuten gebeten, ich habe Dir zehn geopfert, jetzt begiebt ſich der Rechtsgelehrte wieder zur Ruhe und der Weltmann ſtürzt ſich in den Maskenball. Kommſt Du? ...

Nein? ... Auch gut! ... Ich gehe als leichtes Corps voraus und will Tod und Verderben, Gluth und Flamme ſchleudern in die feindlichen Reihen ... der hübſchen Mädchen! (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Felix allein.

Nun denn! das Loos iſt geworfen! ich werde Vormund.... Was iſt's denn am Ende auch? Ein Kind, eine Amme ... das wird uns eben nicht ſo ſehr geniren ... und wenn ich weiter keine Sorge hätte ... (nach einer Pauſe:) aber dieſe Liebe, die mein Herz erfüllt, und meinen Verſtand verwirrt! ... Ja, ja, das iſt gewiß eine ächte Leidenſchaft; denn ich werde ganz albern dabei ... ich mache mir Gewiſſensbiſſe! ... dieſer Brief bietet mir aber eine ſo gute Gelegenheit dar! (er lieſ't ihn wieder:) „Beweiſen Sie mir, daß mein Mann mich hintergeht ... nur unter dieſer Bedingung werde ich an die treue Freundſchaft glauben, deren Sie mich unaufhörlich verſichern.... Ich werde Mitternacht auf dem Maskenball der Oper ſein ... in der Loge der Frau von Civrac Nr. 3 ... Ich trage einen blauen Domino mit Roſaauspuß ... Armida." (ſteckt das Billet wieder in die Taſche) Es ihr beweiſen? nichts leichter als das; ich brauche ihm nur während des Balls nachzugehen und ſeiner Frau zu zeigen, wie er mit irgend einem artigen, kleinen Domino unter dem Arme fortgeht.... Sie wird wüthend ſein ... und die Züchtigung des Treuloſen

... wird mein Lohn. (innehaltend) Aber das wäre ja abscheulich! Sein Vertrauen mißbrauchen! Ihn auf so eine Art mitleidslos preis geben! Nein, nein, das schriee um Rache! Das hieße die Gesetze der Freundschaft mit Füßen treten! Ja, man kann wohl der Frau eines Freundes ein wenig den Hof machen ... aber die Geheimnisse des Ehemannes ihr Preis geben ... nein, das ist und bleibt unerlaubt! ... um daher meiner ganz sicher zu sein (legt seinen Hut auf die Seite) bleibt es dabei, ich gehe gar nicht auf den Ball.

Sechster Auftritt.

Felix. Zwei **Diener** in Livree, welche brennende Lichter tragen, welche sie auf's Kamin setzen.

Dien. Wo befehlen der Herr zu speisen?

Fel. Hier in diesem Zimmer. (für sich) Es ist aber doch Schade! ... es fügt sich Alles so gut! (zu dem Diener) Ihr geht in den Caffe de Paris und besorgt, daß alles schnell und gut hierher gebracht wird.

Dien. Zu Befehl.

Fel. (ohne auf ihn zu achten). Sie würde es ihm nie verziehen haben! Diese schwärmerischen Naturen ... wenn sie sich einmal etwas in den Kopf setzen ... sind sie wahre kleine Vulkane! ... (zu den Bedienten) Ihr habt doch den Champagner in Eis setzen lassen?

Dien. Zehn Bouteillen. (sie zünden den Candelaber an und gehn).

Fel. (allein.) Aber sagte dieser teuflische Cha-

den sie deshalb trafen, oft aber auch, durch die unruhige Kriegszeit gestört, wieder verwarfen.

So oft aber der Abend kam, wechselten Polydor und Klara Worte oder Schreiben, und der geschickte Künstler zerstörte an diesem Theile des Hauses seine wohlgelungene Arbeit so oft wieder, daß man hätte glauben sollen, er wolle das Außerordentlichste dort darstellen, was noch je durch seine kunstreiche Hand entstanden war. Wohl war es auch das Außerordentlichste, das ihn dort fest hielt, und ohne daß eins das andre sah, schlugen die reinen Liebesflammen in dem Herzen der holdseligen Jungfrau, wie in dem des wackern Künstlers auf; jedes malte sich ein Bild aus den Zügen, die es in zarter Kindheit aufgefaßt oder von dieser zarten Kindheit nun übertrug auf die schön erblühte Rose, und die schmelzendern Töne der Zither, und die begeisterten Worte der Gesänge, und die bebende Stimme sagten es laut und verständlich, ob auch die Schrift noch davon schwieg, ein äußeres Zeichen dessen scheuend, was ja so unaussprechlich im innersten Gemüthe der Liebenden lebte und glühte.

Sorgfältig vermied aber indeß Polydor jede Gelegenheit, wo der harte Quäler seiner Klara ihn hätte erblicken können, daß er nicht in dem Künstler Polydor den erkenne, den er als Pietro dem Tode weihen wollte, und Schlingen lege seinen Füßen noch jetzt, und alles vergebens sey. Denn schon war es

damals vorhin nicht selbst, daß er einen Freund betrügen würde, ohne sich das geringste Gewissen daraus zu machen? ... Hat er mir nicht selbst schon mehr als zwanzig Eroberungen vor der Nase weggeblasen? ... Und dann liebt er ja seine Frau nicht ... während ich! ... ich bete sie schon seit einem Jahrhunderte an! seit drei Monaten! (nimmt seinen Hut wieder.) Diese Nr. 3. ... dieser lichtblaue Domino ... mit Rosaausputz ... sie muß allerliebst darin aussehen! ... Wenn ich nur fünf Minuten hinginge! ... (wirft den Hut wieder weg) Nein doch! nein! ... da capitulire ich nun schon wieder! ... man muß ein ehrlicher Kerl sein bis auf die Nagelprobe ... der Himmel wird mir's schon einmal wieder vergelten, vielleicht!

Siebenter Auftritt.

Felix. Beauvoisin.

Beauv. (die Thür öffnend). Ich bin's!

Fel. Schon zurück?

Beauv. Ja.

Fel. Und allein?

Beauv. Das wundert Dich?

Fel. (lachend). Nein.

Beauv. (seinen Hut abtrocknend). Ein unerhörtes Abenteuer, Freund!

Fel. Du bist abgeführt worden! ... Oh, laß

Beauv. Wie, abgeführt! ... aber ganz und gar nicht! ... ich ſage Dir vielmehr, ein Abenteuer! ... ein wahrer Roman!

Fel. Du ſiehſt auch ganz komiſch aus!

Beauv. Wie? ich ſähe aus? Bemerkſt Du denn etwas auf meinem Geſichte? (er fährt ſich mit der Hand über die Backen) O bewahre! ... das iſt die Aufregung einer erſten Eroberung! ... Nur eine Dame mit hierher zu bringen! eh, das war erbärmlich ... ich habe zwei mitbringen wollen!

Fel. Und das hat Dir die Sache verdorben! Du hätteſt an das Sprüchwort denken ſollen: man kann nicht zweien ... Damen dienen.

Beauv. Ha, ha! wenn's weiter nichts geweſen wäre! Stelle Dir nur vor! ... Ich trete in's Opernhaus. — Kaum bin ich Mitten in den Foyer gelangt, ... ſo erblicke ich ſchon eine köſtliche Frauengeſtalt! ... Oh! groß, ſchlank, reizend! ... ich trete auf ſie zu ... ich attakire! ... ſie nimmt meinen Arm an ... nun laß ich einige von jenen Einleitungsphraſen los, deren Geheimniß wir nur allein beſitzen, als z. B. ... es iſt ſehr heiß ... der Ball iſt allerliebſt!

Fel. Und ſie antwortet Dir?

Beauv. Nein, ſie antwortet mir nicht ... nämlich nicht gleich ... ſie lacht blos ... und Du weißt, wenn eine Dame lacht ...

Fel. Iſt ſie entwaffnet.

Beauv. Ich kenne fast mehrere Redensarten

Fel. Zur Einleitung!

Beauv. Es iſt außerordentlich heiß! ... Der Ball iſt köſtlich! ... und endlich entſchließt ſie ſich mir mit zitternder Stimme zu antworten: Yes! Oh! yes! very good!

Fel. Das war eine Griſette ... aus Regent Street.

Beauv. Eine Engländerin war's! ... Nun haſſe ich die Engländer nicht gerade ... das heißt im feminino! ... und da ich noch einen Domino mitbringen wollte, behalte ich einſtweilen dieſen.... Ich mache eine zweite Tour durch den Foyer ... und erblicke in einer Fenſterbrüſtung ein anderes köſtliches Weib! groß, ſchlank ... eine jagende Diana! ... Ich habe eine Schwäche für ſchlanke Frauen ... ich rede alſo auch dieſe an, attakire ſie....

Fel. Das iſt ja dieſelbe Geſchichte!

Beauv. Wart nur! wart nur! ... Ich biete ihr meinen andern Arm ... ſie nimmt ihn an ... ich laſſe einige Phraſen los....

Fel. (ihn nachahmend). Es iſt außerordentlich heiß!

Beauv. Sie bleibt anfangs ſtumm ... ich fahre fort, und ſie antwortet mir mit einer Flötenſtimme: My Zijn Heer, wat n dat?

Fel. Es war eine Holländerin!

Beauv. Richtig! ... da ſiehſt Du nun, ich

war groß ... Aber zurücktreten? nein, nie! ... Laß uns größer ſein als die Gefahr! rief ich mir zu, und welcher Ruhm für unſere Flagge, wenn ich die ſchöne Holländerin feſſeln, und dem treuloſen Albion die Hölle heiß machen könnte!

Fel. Du Held!

Beauv. Glücklicherweiſe beſitze ich die Beredtſamkeit der Geſtikulation ... ich beginne alſo eine Pantomime, eine ſehr ausdrucksvolle Pantomime ... vielleicht gar zu ausdrucksvoll! denn bei den erſten Worten ziehen mir England und Holland ....

Fel. Wie?

Beauv. (ſich verbeſſernd). Das heißt, ſie ziehen ſich aus meinen Armen und entwiſchen ... und ich ſtehe verdutzt da und habe in beiden Armen ... gar nichts mehr!

Fel. Und Du haſt nicht gleich andere Eroberungen zu machen geſucht?

Beauv. Um etwa auf eine Polin oder Marokkanerin zu ſtoßen? ... nein, da danke ich gehorſamſt.

Fel. (lachend). Bah! geh wieder hin, und ſuche Chabanais auf, der wird Dich ſchon an Masken weiſen, die Deine Pantomime nicht in die Flucht jagt. (die Mittelthür öffnet ſich und Chabanais erſcheint.) Da iſt er ja ſelbſt!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Chabanais.

Chab. (geheimnißvoll). Bst!

Fel. Allein?

Beauv. (geschmeichelt). Allein?

Chab. Still doch!

Beauv. (für sich). Ist er auch etwa der Engländerin begegnet?

Fel. Warum denn eine so geheimnißvolle Miene?

Chab. Ich bringe mein Contingent! die Perle des Balls!

Fel. (Beauvoisin ansehend). Das lasse ich mir gefallen!

Beauv. Bravissimo!

Chab. (ihnen Schweigen gebietend). Leiser!

Fel. Wo ist sie denn?

Chab. Dort ... im kleinen Salon! ... Oh, das ist nicht ein Frauenzimmer wie die andern ... das ist etwas ganz besonders! ... eine Comtesse zum wenigsten ... sie will nicht hier herein, wenn noch andere Frauenzimmer da sind.

Fel. Gut! Du siehst, daß sie da kommen kann.

Beauv. (die Handschuh anziehend). Ich werde ihr gleich die Hand bieten.

Chab. (ihn zurückhaltend). Bewahre! ... Sie gehört mir! ... Ich werde wohl nicht nöthig haben, [illegible] für sie zu empfehlen! ... Be-

Fel. Jetzt iſt es eine Marquiſe geworden!

Beauv. Vielleicht eine Herzogin!

Chab. Es ſollte mich wahrhaftig nicht wundern. Nun Ihr ſollt ſehen, welche vornehme Haltung; ... vorzüglich welche reizende Toilette! ... Ein blauer Domino mit Roſaausputz!

Fel. (ihn am Arme zupfend). Was ſagſt Du da?

Chab. Was haſt Du denn?

Fel. Noch einmal, ich bitte! ... Du ſagteſt ein ...

Chab. Ein blauer Domino ... mit Roſaausputz! ... das iſt doch feiner Geſchmack!

Fel. Vortrefflich! (für ſich) Es iſt ſeine Frau! und er ſelbſt bringt ſie hierher!

Beauv. (Chabannais ſtoßend). Aber ſo hole ſie doch!

Fel. Allerdings! ... Gehe doch!

Chab. Gleich, meine Herren! Aber Haltung! Anſtand! Seid Gentlemen! (er geht und kommt ſogleich mit Armiden an der Hand zurück. Sie iſt maskirt.)

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Armide.

Beauv. (ordnet die Haare vor einem Spiegel) Eine Comteſſe! Eine Marquiſe! Eine Herzogin! [illegible] einmal

ſo will, ſo bin ich wenigſtens nicht Schuld daran! (ſie erblickend) Sie iſt's wirklich!

Beauv. (ſich umdrehend und ſie anſtaunend.) Ha!

Chab. Meine Herren, ich habe die Ehre, Ihnen hier die Königin des Balles vorzuſtellen ... welche ſich herablaſſen will, ein Abendeſſen anzunehmen ... blos um mich noch ferner zum Beſten zu halten.

Fel. (grüßend). Gnädige Frau!

Beauv. (ebenſo). Schöne Dame!

Chab. Sie hat mir ſo treffende, ſo geiſtreiche Sachen geſagt!

Arm. (mit verſtellter Stimme). Glauben Sie ihm kein Wort, meine Herren! ... Herr Chabanais vielmehr war ganz unwiderſtehlich!

Chab. (mit beſcheidenem Tone). Oh, gnädige Frau!

Arm. Ich weiß nur zu wohl, welche Unbeſonnenheit in dieſem meinem Schritte liegt.

Fel. (für ſich). Sie verſtellt die Stimme vortrefflich! (laut.) Bei uns, gnädige Frau, haben Sie nichts zu befürchten!

Arm. Mich hier allein mit drei liebenswürdigen jungen Männern zu finden!

Beauv. (mit Beſcheidenheit). Oh, gnädige Frau! eh! (zu Chabanais tritt) Sage ihr ja nicht, daß ich eine Anſtellung ſuche!

ein Maskenball ſich endet! ... Die Neckerei hat ſo viel Anmuthiges ... die Maske erweckt ſo viele Geheimniſſe ... welche nur die Sympathie der Herzen erklären kann! Nicht wahr, Herr Beauveiſin?

Beauv. (geſchmeichelt). Sie kennen mich, ſchöne Unbekannte?

Arm. Ganz genau! Und vorhin erſt in der Oper hatte ich Luſt, Sie ein wenig zu necken....

Beauv. (gefühlvoll). Oh warum bin ich Ihnen nicht begegnet, ſtatt ...

Arm. Ja! das wäre vielleicht beſſer geweſen! ... Ich hätte Sie ohnſtreitig nicht ... ſo ſtreng behandelt wie Ihre beiden Damen ...

Beauv. (verlegen). Ah! ... Sie haben geſehen? ...

Chab. Was denn?

Beauv. Oh nichts! nichts!

Fel. Zwei Masken deren er ſich bemächtigt hatte ... Er hat mir das alles erzählt.

Arm. (zu Beauveuſin). Mit dem kleinſten Detail? Mit allen Nebenumſtänden? (macht eine Handbewegung).

Chab. Weh! hätte er gar ...!

Arm. Für Frauenhändchen ... konnte ſie ziemlich derb zuſchlagen.

Fel. und Chab. Ohrfeigen! (ſie lachen). Ha, ha, ha!

Arm. Hatte der Herr hier es Ihnen nicht geſagt?

Beauv. (bestürzt). Erlauben Sie! ... nein ... auf den ersten Anblick ... könnte es vielleicht das Ansehen haben als ob ... aber das war nicht der Fall ... Uebrigens war es eine Holländerin ... Niemand hat es verstehen können.

Fel. (leis zu ihm). Du angenommen!

Arm. Verzeihen Sie ... es hat Wiederklang gefunden ... hat Lärmen gemacht.

Beauv. (für sich). Ei du mein Himmel! wenn es zu den Ohren des Justizministers gekommen wäre.

Chab. Armer Junge! Der ganz Paris!

(Es treten Bediente ein, welche eine servirte mit Lichtern besetzte Tafel von 4 Couverts tragen).

Fel. (lacht). Lassen wir diese allerdings schlagende Episode ruhen! ... Da ist das Souper ... Zur Tafel denn! .. Beauvoisin, der Champagner wird Dich Dein Mißgeschick vergessen lassen. (Sie setzen sich. Die Diener entfernen sich und man speist.

Chab. (zu Armide). Wie? und diese abscheuliche Larve soll beibehalten werden?

Beauv. Diese häßliche Maske die uns; tausendfältige Reize entzieht! (will mit der Hand darnach greifen).

Arm. (schlägt ihm mit ihrem Bouquet darauf). Sachte, sachte, Herr Beauvoisin! Sie sind heute in Ihren Einfällen nun einmal nicht glücklich! Ich behalte mir ausdrücklich die Privilegien des Incognito vor ... Sie erlauben doch, Herr Derneville?

ſind die Damen unumſchränkte Gebieterinnen. . . . Und Sie mehr als jede andre, gnädige Frau.

Chab. (zu Beauvoiſin leis). Sie wird ſie doch abnehmen!

Beauv. (eben ſo). Sie muß ſie abnehmen! Alle Wetter!

Chab. (Champagner einſchenkend). Das iſt grauſam, Marquiſe!

Beauv. (eben ſo). Barbariſch, Ducheſſe!

Arm. (lachend). Marquiſe! Ducheſſe! . . . Das iſt bloſe Klugheit, meine Herren . . . weiter nichts. Herr Chabanais hat volles Recht, ſo ſchwierig zu ſein!

Chab. (mit Fadheit). Ich bin freilich ſtets beſonders bevorzugt worden . . .

Arm. Ohne noch in Anſchlag zu bringen, daß Ihre Frau . . . Man ſagt, ſie ſei nicht übel.

Chab. (mit leichtem Tone). Meine Frau! . . . Oh! Pah! . . .

Fel. (für ſich). Schon Recht! . . . Geh nur in die Falle!

Chab. (mit gleichgiltigem Tone). Allerdings iſt Madame Chabanais . . . immer noch ſehr angenehm . . . des Abends . . . bei Lichtern . . .

Arm. (verletzt). Wahrhaftig?

Fel. (ſchnell). Oh, wie ungerecht Du biſt, Chabanais! Geſtehe es doch, daß ſie reizend iſt in ihrer Anmuth und Jugendlichkeit! . . . Der ſprechendſte

den Bemühungen der Freunde geglückt, in Ostia einen Schiffer zu gewinnen, der sie für hohen Lohn nach Neapolis bringen wollte, und es sollten nur noch acht Tage vergehen, bis dessen Schifflein in segelfertigem Stande sich befinde, dann aber wollte Maturino schnelle Rosse vor dem Thore bereit halten, Klara sollte eines Abends ihre Wächter auf eine halbe Stunde entfernen, die Teppiche vor den Fenstern zerstören, diese öffnen, zu Polydor, der ihrer auf der Leiter harre, eilen, dort sich in einen Mantel hüllen, Roms Straßen eilig durchstreifen und dann den schnellen Rossen die Flucht nach Ostia vertrauen.

Da brach plötzlich das Unglück über Rom herein, welches eine bessere Staatsklugheit Clemens des VII. der nach dem schnellen Ableben Adrian VI. den päpstlichen Stuhl bestieg, leicht hätte abwenden können. Der Connetable von Bourbon brach an der Spitze seiner Truppen, in verzweiflungsvollem Muthe, aber eben deshalb um so entschlossener, Rom, was es auch kosten möge, zu erobern, am 26. April von Arezzo auf. Er hatte kein Geschütz, keine Wagen, keine Lebensmittel, aber so hinderte auch nichts seinen Flug. Der Soldat, Spanier wie Deutscher, ertrug alles gern in Hoffnung der gewissen und unermeßnen Beute, und so stand er vor Rom, ehe noch kaum der Papst von seinem Aufbruche gehört hatte. Dieser vertraute die Vertheidigung der

Beauv. (trinkend). Ja, alle dieſe Ehemänner ſind abſcheuliche Böſewichter!

Chab. Ach geht doch! Darauf verſteht ihr euch beide nicht. (auf Armide zeigend). Hat die Madam Chabanais je dieſen ſchmiegſamen und hinreißenden Wuchs beſeſſen . . . Dieſe Nobleſſe, die ſich in jedem Worte, jeder Bewegung ausſpricht? Dieſe ariſtokratiſche, aus Roſenduft gewebte Hand? . . . (er ergreift Armidens Hand und bedeckt ſie mit Küſſen).

Arm. Das iſt ſehr ſchmeichelhaft für mich, mein Herr, . . . aber wenn Madame Chabanais Sie hörte.

Chab. Oh da hat es gute Wege . . . ein blindes Vertrauen in mich! . . . Dazu habe ich ſie aufgezogen . . . Und dann betet ſie mich auch viel zu ſehr an.

Arm. Ah! Sie betet ſie an!

Chab. (Der immer ſucht ihre Maske zu lüften). So ſehr, daß es am Ende langweilig wird.

Fel. (für ſich). Immer beſſer!

Arm. (gibt Chabanais einen Schlag auf die Hand). Oh! Sie haben gar zu viel Glück (von einer Erinnerung betroffen). Und warten Sie doch. Eben vorhin als ich zu Ihnen trat, um Sie ein wenig zu necken, da ſchwatzten Sie mit einer andern Dame.

Chab. (leis zu Beauvoiſin). Sie iſt eiferſüchtig . . . Brave! (laut). Eine andre Dame? . . . Ach ja . . . Die kleine Coralie! eine Tänzerin! eine Freundin

Arm. Ah!

Fel. (für ſich). Sehr gut!

Chab. Welcher nebenbei geſagt, mein Freund Felix gewaltig die Cour macht ...

Arm. (zu Felix). Wie, mein Herr?

Fel. (ſchnell). Ganz und gar nicht! im Gegentheil! es iſt kein Wort wahr!

Chab. Sie hat mirs geſagt ... Und Beauvoiſin auch!

Beauv. Ich? das iſt Verläumdung!

Fel. (zu Armide). Ich kann Ihnen zuſchwören ...

Chab. (lachend). Was ſchadet denn das Dir? Deine Flamme iſt ja nicht hier.

Arm. Seine Flamme?

Chab. (leis). Ja! ... ein Zieräffchen dem er den Hof macht ... und die ihn nur zum Narren haben wird.

Arm. Glauben Sie?

Chab. Ich weiß es ganz gewiß.

Arm. (fängt an ausgelaſſen zu lachen). Ha, ha, ha!

Chab. (lacht auch). Ha, ha, ha! Das iſt ſpaßhaft! nicht wahr?

Beauv. (noch ſtärker lachend). Ha, ha, ha! ... was giebt es denn? (ſie lachen alle drei überlaut).

Fel. (lebhaft). Glauben Sie ihm nichts, gnädige Frau ... er iſt eiferſüchtig auf Coralie ... und dann ... bildet er ſich ein ...

Chab. Ich! eifersüchtig! pfui doch! . . . Ich bin es so wenig . . . daß ich sie Euch mit hierhergebracht hätte, wenn ich nicht so glücklich gewesen wäre, der gnädigen Frau zu begegnen . . . Denn hübsch ist sie allerdings, diese Coralie . . . sehr hübsch! (leis zu Beauvoisin). Ich will sie dahin bringen, sich zu demaskiren; (laut). Die schönsten Augen . . . und Zähne . . . und eine Frische! (Armide greift an ihre Maske. Chabanais leis zu Beauvoisin). Siehst Du! (laut). Und dann hätte auch Coralie ihre Maske gewiß nicht vorbehalten! . . . Dies herrliche Mädchen! . . . Nein! Die hätte ihre Maske gewiß nicht vorbehalten!

Arm. (lustig und aufstehend). Nun denn, so sollen Sie durch mich nicht bei dem Tausche verlieren. . . . Und weil Coralie ihre Maske würde abgenommen haben . . .

Chab. (leis zu Beauvoisin). Siehst Du den Theatertroup!

Beauv. (nimmt eine Kerze um die Scene zu beleuchten). Nun?

Arm. So nehme ich auch die meine ab! (sie demaskiret sich. Alle springen auf).

Chab. Allmächtiger Himmel, meine Frau!

Beauv. (sein Licht niedersetzend). Seine Frau!

Jel. (den Ueberraschten spielend). Seine Frau!

(Augenblickliche Pause.)

Arm. Nun, meine Herren? Sie sind stumm!

wenn ſie ſich demaskirt hätte, ſchwerlich einen ſolchen Effect hervor gebracht haben würde.

Chab. (eine lächelnde Miene annehmend). Liebſte Freundin!...

Fel. Ich wußte nicht....

Beauv. (leis zu Chabanais). Da ſind mir doch meine beiden Ohrfeigen noch lieber.

Arm. (heiter). Finden Sie wirklich, daß Madame Chabanais noch anmuthig ſei ... des Abends ... bei Lichtern?

Alle Drei. Oh, gnädige Frau!

Chab. (ſtockend). Verzeihung meine Holde! ... ich wollte damit nicht ſagen ... Der Anſchein freilich ... aber ... ich wußte ſehr gut, daß Du es wäreſt ... und da ...

Arm. (verächtlich). Oh, mein Herr! Schon ſeit längerer Zeit hatte ich bemerkt....

Chab. Nein, wahrhaftig! ich hatte Dich erkannt! ... Denn ſonſt würde ich ja nicht ſo albern geweſen ſein, und....

Arm. Genug! Warum ſuchſt Du Dich da zu rechtfertigen? Ich mache Dir ja keinen Vorwurf! Oh nein ... ich bin auf Niemand hier bös! ... Es war ein Carnevalsſcherz, weiter nichts! (ſetzt ſich wieder). Geſchwind, Herr Felix, ein Glas Champagner!

Fel. (ihr einſchenkend). Die gnädige Frau hat Recht! Allgemeine Amneſtie.

Beauv. (ſetzt ſich wieder). So iſts Recht! ... Ich bringe einen Toaſt aus ... auf die eheliche Treue!

Chab. (leiſ' ihm auf den Fuß tretend). Alberner Menſch!

Arm. (fein). Auf Ihr Glück, meine Herren ... bei Mamſell Coralie! (ſie blickt Felix an).

Chab. (abwehrend). Ei! das iſt noch ein Reſtchen Groll! ... Du bildeſt Dir doch nicht ein ... daß ...

Fel. (ſchnell). Da thun Sie Unrecht, gnädige Frau ... und wenn es mir erlaubt iſt, etwas zum Beſten des Angeſchuldigten zu ſagen ... gnädige Frau, wie können Sie glauben, daß ein Mann der Sie liebt, der Ihre Liebe zu verdienen ſtrebt, ſein Glück verſcherzen, und Sie in einem Ihrer ſo unwürdigen Wettſtreite wird compromittiren wollen? ... Nein, nein, das iſt unmöglich ... und das Herz, in welchem Sie einmal herrſchten, kann nie mehr einer andern angehören.

Chab. (ihm die Hand drückend). Dank, Dank! Liebſter Freund! (zu Beauvoiſin) Das nenne ich doch noch einen Freund!

Beauv. Ich ſelbſt hätte Deine Sache nicht beſſer führen können.

Arm. (lächelnd). Und er könnte ſeine Sache leicht gewonnen haben!

Fel. (mit Entzücken). Wie, gnädige Frau?

Chab. (aufathmend). Er hat ſie gewonnen, er hat! das ſehe ich.

Arm. Das habe ich noch nicht geſagt.

Chab. (ihr die Hand küſſend). Und doch! doch

Theure Freundin, laß Gnade für Recht ergehen! Wir bedürfen ja alle der Nachsicht!

Arm. Alle?

Chab. Außer Du!

Fel. (heiter). Ei freilich haben wir alle dem Ansehn unsrer Stellung Eintrag gethan! . . . Chabenais seinem Ansehen als Ehemann . . . Beauvoisin seinem Ansehen als Magistratsperson . . . und ich . . . meinem Ansehen als Vormund.

Arm. Vormund?

Beauv. Allerdings.

Chab. In Wahrheit! Sein Mündelchen kommt morgen an.

Arm. Ei! da statte ich Ihnen meinen Glückwunsch dazu ab.

Fel. Mein Gott, freilich! Es ist heut mein letzter Tag der Freiheit! . . . Morgen trete ich in das Rollenfach der Bartolo's ein. Ich werde eine Halskrause tragen . . . ein großes Gebund Schlüssel im Gürtel . . . und zu singen anfangen: (er singt aus Rossinis Barbier von Sevilla).

Ad un Dottor della mia sorte
Questo scusa, Signorina!

Beauv. (lachte). Vortrefflich!

Chab. (lachend). Ein wahrer Lattiche . . . in Miniatur.

Fel. (trinkend). Ich werde ein Auge auf Euch haben, Ihr Herren . . . und wenn Ihr Euch einfallen lasset, die Almaviva zu spielen . . .

Chab. (lachend und trinkend). Oh, das hat keine Gefahr!

Beauv. (trinkend). Eine Couſine, die eben von der Amme kommt!

Arm. Wie Ihnen das läſtig fallen wird!

Fel. Ach nein! ... ich gebe ſie ſogleich in Penſion. (lachend). Blos des Sonntags ... Da führe ich ſie ſpazieren ... in den Kindergarten.

Chab. Du wirſt Dich allerliebſt ausnehmen!

Beauv. (lachend). Als Kindermuhme!

Fel. (ſtets heiter). Ich werde meine Pflichten auf die patriarchaliſchſte Art von der Welt erfüllen! Ich habe ſchon alles in Bereitſchaft ſetzen laſſen. Ihr kleines Stübchen ... ihr Kindermägelchen ... wollen Sie das Spielzeug ſehen, das ich ihr gekaufe habe! (er geht an die Etagere und nimmt einige in Papier eingeſchlagne Päkchen die er ihnen zeigt).

Arm. Eine kleine Wirthſchaft!.

Chab. Eine Puppe!

Beauv. Oh wie die hübſch iſt! (nimmt die Puppe). Mein Fräulein ... wollen Sie mir gütigſt erlauben ... (er ſetzt ſie auf den Tiſch). Sie ſind ſehr geſchmackvoll angezogen ... (er treibt Neckerei mit der Puppe).

Arm. (lachend). Ich glaube wahrhaftig, Herr Beauveiſin hat endlich eine Eroberung gemacht.

Fel. Ja, er iſt auf dem beſten Wege ſein Glück zu machen! Ha! ha! ha!

Beauv. (ſeine Puppe zeigend). Was wollt Ihr

denn? Iſt denn das nicht beinahe ein hübſches Dämchen! Es fehlt ihr nur noch die Sprache ... Und das iſt kein großes Unglück.

Arm. (lächelnd). Und die Handbewegung! ... das iſt auch kein Unglück.

Beauv. Ich werde ihr zu geben ſuchen, was ihr fehlt ... Ich werde ſie beleben! (er hält ein Glas an die Lippen der Puppe). Pygmalion flößte ſeiner Galathea durch Champagner Leben ein!

Fel. (auflachend). Ein Teufelskerl der Beauvoiſin!

Beauv. (ſeine Puppe präſentirend). Meine Herren! ich ſchlage Ihnen eine Geſundheit vor auf das Wohl unſrer Puppe aus den Antillen ... und ihrer ehrwürdigen Amme.

Alle. (die Gläſer hebend). Ja, ja! auf ihr Geſundheit! Sie ſoll leben! (Alle ſtoßen an).

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Bedienter, dann Valentine und ihre Gouvernante.

Bed. Gnädiger Herr!

Fel. (erhitzt). Was giebts?

Bed. Man fragt nach Ihnen.

Fel. So ſpät! ... Zum Henker! ich bin nicht zu Hauſe.

Bed. Aber ... es iſt ... es ſcheint als ob ... es iſt ...

Fel. Dummkopf, so sags doch heraus! wer denn?

Web. Die Mündel des gnädigen Herrn!

Alle. Die Mündel!

Fel. (aufstehend). Mamsell Titine! ... Schon! ... Ah, das ist etwas anderes! ... Führe sie sogleich in die ...

Arm. Nicht doch! nicht doch! hier herein lassen Sie sie kommen, die Kleine!

Fel. (zum Bedienten). Nun meinetwegen! (Bedienter ab).

Chab. Freilich, freilich! ... zum Dessert! ... das ist so die Stunde wo man die Kinder hereinbringen läßt ... Ich will ihr ein Zuckerbütchen mit Makronen zu recht machen.

Beauv. Und ich ihr ihre Puppe präsentiern.

Fel. Und ihr sollt sehen, wie väterlich ich gegen sie sein werde. Ich fühle mich schon ganz zur Rührung gestimmt! (hustet). Hm! hm! ... Mein theures Kind! (er geht nach dem Hintergrunde).

(Inderheß hat man die Tafel weggeräumt und nach links im Hindergrunde gesetzt. Jetzt tritt Valentine mit einer alten Gouvernante ein, die einen Augenblick im Hintergrunde bleibt und fast sogleich auf ein Zeichen von Valentine sich entfernt. Felix ist letzterer mit einem Glase Wein entgegen gegangen. Beauvoisin desgleichen rechts mit der Puppe und Chabanais mit einem Teller voll Bisquits links. Armide steht am Tische. Pause).

Val. (furchtsam und alle Welt betrachtend). Welcher von den Herren hier ist denn mein Vormund?

Fel. (erſtaunt). Ihr Vormund!

Alle. Ihr Vormund!

Fel. (verwegen). Hm? Wie, mein Fräulein, Sie wären?

Val. Valentine de la Marniere? ... Ja ... mein Herr.

Chab. (leis zu Beauvoiſin den Teller verbergend). Ah bah! das iſt alſo die Kleine die eben von der Amm kommt?

Beauv. (ſucht die Puppe in ſeine Taſche zu ſtecken). Wie dieſe Creolinnen ſich doch frühzeitig ausbilden!

Arm. (für ſich). Das Miſsverſtändniß iſt köſtlich!

Fel. (ſehr verlegen ſein Glas auf den Tiſch links ſtellend). Ich konnte nicht glauben ... das heißt, ich erwartete keineswegs ... und kann kaum begreifen ... (für ſich und ſich anſtrengend ſich ein Anſehen zu geben). Alle Wetter! meine Würde als Vormund ſcheint mir ein wenig compromittirt zu ſein!

Val. (um ſich blickend). Aber, Herr Derneville? ...

Fel. (mit Haltung). Das bin ich, mein ſchönes Fräulein.

Val. Sie? mein Herr! ... Aber Sie haben ohnſtreitig einen Bruder oder Onkel gleiches Namens?

Fel. Keineswegs! ... ich bin der einzige meines Namens.

Val. (noch mehr erſtaunt). Und Sie ... Sie wären mein Vormund!

Fel. (anfangs lächelnd). Ja, in der That ...

Stadt dem Renzo da Cori an, von welchem unerfahrnen Anführer die verderblichsten Maßregeln genommen, auch die vorzüglichsten Mittel, die Stadt zu vertheidigen, in stolzer Sicherheit vernachlässigt wurden. So geschah es denn, daß der Bourbon am 6. May des Jahres 1527. den Angriff auf die Stadt am frühen Morgen begann. Er hatte ein weißes Gewand über seine Rüstung geworfen und sich an die Spitze seiner Truppen gestellt, damit ihn jeder wohl sehen könne, und er dadurch den Muth der Seinigen anfeuern möge. Auch verhüllte ein dichter Nebel das Unternehmen der Angreifenden, so daß sie fast unbemerkt bis an die Mauern kamen, wo sie denn sofort Sturmleitern anlegten, jedoch von der Schweitzerleibwache des Papstes und andern tapfern Männern gar unfreundlich empfangen wurden. Es sprang aber, als er dieses und den schlechten Fortgang des Sturmes gewahrte, der Bourbon sogleich vom Pferde, drang bis dahin vor, wo die ersten der Seinigen standen, ergriff selbst eine Sturmleiter, stieg auf ihr hinauf, und gelangte so der erste auf die Mauer, wohin ihm seine Krieger nachzufolgen sich mühten.

Indeß hatte aber alles, was tapferes Gemüth besaß und die hochgeliebte Stadt nicht in die Hände der Fremden gerathen lassen wollte, sich ebenfalls so gut, als es geschehen konnte, bewaffnet, und eilte zur Vertheidigung der Mauer herbei. Nur war es

(ernst). Glauben Sie mir daß ich von dem Umfange meiner Pflichten durchdrungen bin, und mich bestreben werde sie zu erfüllen, mit aller ... mit aller ... der ... der ...

Val. (unbefangen). Oh daran zweifle ich nicht, mein Herr, aber ich bin ganz in Verzweiflung! ... Kaum in Havre angelangt bin ich in meiner Ungeduld mich unter Ihren Schutz zu begeben von da sogleich wieder abgereis't, ohne Sie davon zuvor in Kenntniß zu setzen ... Und nun sehe ich, daß ich Sie störe ... (auf den Tisch zeigend). Ohnstreitig ein kleines Familienfest?

Fel. (verlegen) Familie? ... Allerdings! ... vertraute Freunde.

Val. (zu Armide tretend). Ich habe wohl die Ehre, Madame Derneville?

Arm. Wie?

Fel. (schnell) O nein, nein, ich bin nicht verheirathet.

Val. Ach ich errathe! ... die vortreffliche Verwandte deren Briefe voll so großer Güte ... (sie geht wieder zu ihr). Frau von Mareuil?

Fel. Meine Tante!

Arm. (verletzt). Was sagt die Kleine?

Fel. O nichts, ... nichts ... Frau von Mareuil ist 50 Jahr alt. (er stellt seine Freunde vor) Madame Chabanais ... Gattin eines unsrer ersten Bankiers ... dieses hier! ... Herr Beauvoisin, ein ausgezeichneter

Advokat zu einer angesehenen Stelle in der Magistratur bestimmt.

Val. (grüßend). Wie betreten bin ich, daß ...

Chab. (leis). Sie ist gar nicht übel.

Beauv. (eben so). Sehr hübsch.

Arm. (für sich). Ein Anzug aus der andern Hemisphäre.

Fel. (verlegen). Wir saßen da ... beisammen .. beim Soupèr ... weil am Mardigras .... man gern hier soupirt ... Ich weiß nicht ob man auch in den Colonieen. ...

Val. (lachend). O ja mein Herr ...! man soupirt da auch manchmal.

Chab. Vorzüglich wenn man von einem Maskenballe kommt.

Arm. (auf Felix blickend). Und sich anschickt wieder dahin zurückzukehren.

Val. O! lassen Sie sich durch mich nicht abhalten! ... Ich wäre in Verzweiflung!

Chab. Das Fräulein hat Recht.

Beauv. Unsere Gegenwart muß sie geniren.

Arm. Die ersten Verlegenheiten einer eben Angekommenen ...

Chab. Lassen wir Felix sein liebes Mündelchen installiren ...

Arm. (zu ihr tretend). Später werden wir ungemein erfreut sein Ihre Bekanntschaft zu machen. (Die beiden Damen begrüßen sich kalt).

Beauv. (für sich). Hm! das muß eine gute

Parthie sein!... diese Creolinnen haben colossales Vermögen ... auch schon recht ausgebildet! (laut und grüßend). Mein Fräulein ... ich ...

Arm. (leis zu Felix). Sie kommen doch nachher noch zu uns ... ich erwarte Sie ...

Fel. (leise). ¡Ich habe also meine Sache gewonnen! ...

Arm. (leis und anmuthig). Das werde ich Ihnen nachher sagen.

Chab. (zwischen sie tretend). Auf Wiedersehn, Felix!

Alle. Adieu! adieu, Felix! Auf Wiedersehen!

(Chabanais Beauvoisin und Armide gehen ab. Felix begleitet letztere bis in den Hintergund. Valentine bleibt vorn.)

Elfter Auftritt.

Felix. Valentine.

Fel. (hinten für sich). Wenn ich ihr nur noch diese Nacht zwei Worte sagen kann ... so ist sie mein! (vorkommend). Ja das wohl, ja aber was fange ich unterdeß mit meiner Mündel an? Das setzt mich in große Verlegenheit! (als er sieht daß Valentine sich rechts niedergesetzt hat). Sie will sich doch nicht etwa hier förmlich niederlassen! (zu ihr laut). Sie scheinen müd zu sein, liebe Cousine?

Val. Ich gestehe es ... die Reise ...

Fel. (auf die Tafel zeigend). Und ich habe noch gar

nicht daran gedacht Ihnen ... Ich werde Ihnen selbst serviren.

Val. (mit einem Gest dankend). Vielen Dank! ... ich bedarf in der That nichts.

Fel. (dringend). Wenn ich aber darum bitte! ... Thun Sie als ob Sie zu Hause wären.

Val. Sie sind sehr gütig.

Fel. Sie wollen wohl eher sagen sehr ausgelassen! ... Sein Sie offen, diese erste Begegnung hat Ihnen keine sehr vortheilhafte Meinung von mir beigebracht ... dieses Souper ... dieses Lärmen ... diese Unordnung.

Val. Ach Du mein Himmel ich weiß ja nicht das geringste von Ihren Sitten und Gewohnheiten hier ... (lächelnd). Ich bin nur noch eine kleine Wilde ... aber ich werde mich schon bilden! ... Und bis dahin werden Sie mir ein kleines Staunen über gewisse Dinge vergeben müssen.

Fel. Nichts natürlicher als das! ... Jedes Land hat seine ...

Val. Was mich überrascht hat, war nicht, daß ich hier Ihre Freunde, den Bankier und Advokaten fand, aber diese Dame ... so hierher zu kommen um mit einem Garçon zu soupiren ... In Guadaloupe würde man das sehr sonderbar finden.

Fel. (unbefangen). In Paris auch ... (lachend). Aber das ist ein lustiges Abenteuer das ich Ihnen erzählen muß ... stellen Sie sich vor ...

Val. (schnell aufstehend und nach links gehend).

O laſſen Sie das! Ihre Pflicht als Vormund verbindet Sie nicht, mir alles zu ſagen was ...

Fel. Da haben Sie recht (für ſich). Ich hätte beinah einen dummen Streich gemacht!

Val. Und ich, vollends ... die ich ſie für Ihre Frau angeſehen habe! (lächelnd). Nicht als ob ich fände daß Sie wie ein Familienvater ausſähen ... obgleich dieſe Sachen hier, die nur Kindern zugehören können!... (ſie zeigt auf die Wirthſchaft und die Puppe, die Beauvoiſin auf den Tiſch gelegt hat).

Fel. (ſehr verlegen.). Dieſe Sachen? — Ach ja! ... es ſind ...

Val. (lächelnd). Es ſind Meublen die man nicht gewöhnlich bei einem Garçon findet ... wenigſtens in Guadaloupe.

Fel. Sehen Sie, liebe Couſine ... wenn ich es Ihnen denn nun eingeſtehen ſoll ... dieſe Kinderwirthſchaft dieſe Puppe ... waren ...

Val. Nun?

Fel. Für Sie beſtimmt.

Val. Für mich?

Fel. (heiter). Ja, wahrhaftig! ... Ein Irrthum, ein Miſsverſtändniß! Ihr Vater nannte Sie in ſeinem Briefe ſeine kleine Titine ...

Val. Ein Kindername ... den ſeine väterliche Liebe für mich beibehalten hatte.

Fel. Und ſprach von einer Amme ...

Val. (lachend). Und da glaubten Sie? ... Ja, ja! Aber es ſind nun faſt 16 Jahre, ſeit meine gute

Chloe aus meiner Amme meine Gouvernante geworden iſt.

Fel. Das konnte ich freilich nicht errathen. ... Ich hielt Sie für wenigſtens 10 Jahr jünger.

Val. Und ich Sie für 10 Jahre wenigſtens älter.

Fel. Ja, wegen meines verſtorbenen Bruders! (ſeufzend) Ach! warum ſind ſie nicht 10 Jahr jünger!

Val. (lächelnd). Es gehörte ſich vielmehr für Sie, zehn Jahre älter zu ſein! ... Aber bei alledem muß man ſeine Partie ergreifen ... und das Unglück iſt vielleicht nicht ſo groß als wir glauben. Für's Erſte werden Sie nun nicht die Sorge auf ſich haben, mich erziehen zu müſſen ... erzogen bin ich ſchon ... meine Fehler ... und ich habe deren ſehr viel ... hängen mir ſchon ſeit ſo lange an, daß Sie nicht deshalb verantwortlich gemacht werden können... Zu zeitig der Pflege einer Mutter beraubt und bei der Kränklichkeit meines Vaters genöthigt, ſeinem Hausweſen vorzuſtehen ... haben mir, glaube ich, Unglück und Nothwendigkeit ſo viel Kraft und Entſchluß verliehen, daß Sie dadurch eines großen Theils der Sorge für mich überhoben ſein werden ... vor der Sie ſich ſo ſehr fürchten.

Fel. Ich? o, ganz und gar nicht!

Val. Doch! doch! Aber beruhigen Sie ſich; je älter ich ſchon bin, um ſo ſchneller werden Sie alter Verlegenheiten überhoben ſein und ich werde mir alle mögliche Mühe geben, lediglich Ihnen zu Liebe Ihrer Vormundſchaft zu entwachſen.

Fel. (für ſich). Es fehlt ihr wahrhaftig nicht an Geiſt! (er ſieht an die Uhr) Schon vier Uhr früh! ... und Armide, die auf mich wartet! (laut) Gewiß, liebe Mündel ... (den Ton ändernd) Ach, jetzt denke ich erſt daran ... Sie ſehnen ſich gewiß recht nach Ruhe?

Val. Das will ich nicht ganz läugnen.

Fel. (eifrig und in den Hintergrund gehend um zu rufen). Erlauben Sie, daß ich Sie in Ihr Zimmer bringen laſſe.

Val. In mein Zimmer? Wo denn?

Fel. (nach rechts zeigend). Je nun ... dort ...

Val. Bei Ihnen?

Fel. Allerdings ... da ...

Val. Aber wo denken Sie denn hin? In derſelben Wohnung ... ein Mündel von meinem Alter ... und ein Vormund von dem Ihren.

Fel. (ſchnell). Ja! Das iſt allerdings nicht paſſend! Laſſen Sie es uns überlegen ... und morgen ...

Val. Wie denn morgen? ... aber wir brauchen es ja heute!... Warten Sie doch! Haben wir nicht eine Verwandte, von der wir vorhin ſprachen ... Frau von Mareuil?

Fel. Ach, meine Tante! ... Das iſt wahr! ... Daran dachte ich nicht. ... Sie ſollen bei ihr wohnen ... und ich ... ich werde Sie benachrichtigen ...

Val. Von weitem!

Fel. (ſchnell). Ja, von weitem ... indem ich über Ihr Glück wache!

Val. Alſo, mein lieber Herr Vormund, gehe ich zu Frau von Mareuil.

Fel. Ja, mein liebes Mündel, morgen.

Val. Ei, Sie ſagen immer nur morgen! ... Nein! nein! heute noch! ... auf der Stelle.

Fel. Das iſt unmöglich!

Val. Und warum denn?

Fel. Frau von Mareuil iſt nicht in Paris.

Val. (erſchrocken). Ach du mein Himmel!

Fel. Sie wohnt in Paſſy ... eine ſtarke Viertelſtunde von der Barriere.

Val. Eine Viertelſtunde nur! ... Gottlob! ... Was für eine Furcht Sie mir eingejagt haben! ... So bringen Sie mich denn nach Paſſy!

Fel. (betroffen). Jetzt? ... ich!

Val. (holt ihren Hut herbei). Und wer denn ſonſt? Sind Sie nicht mein Vormund? Müſſen Sie nicht über mich wachen?

Fel. (für ſich). Barmherziger Himmel! Mein Rendezvous! Dazu käm' ich jedenfalls zu ſpät! (laut) Ja ... wenn nicht ... es iſt höchſt unangenehm ... wenn nicht geſtern Abends ... im Bois de Boulogne mein Wagen gebrochen wäre ... und mitten in der Nacht ... wird es ſchwer ſein, ein Fortkommen zu finden ...

Val. (klingelt). Einen Wagen? ... Es ſollen ja deren in Paris zu jeder Stunde zu haben ſein.

Fel. (für ſich). Was macht ſie denn da?

Val. (zu einem Bedienten, der eintritt). Laſſen Sie einen Lohnwagen für Ihren Herrn kommen, ich bitte darum.

Bed. Es ſteht einer unten vor der Thür, den ich auf Befehl des Herrn ſo lange zurückbehalten hatte.

Fel. (für ſich). Der mich auf den Maskenball bringen ſollte.

Val. (zu Felix). Sie hatten alſo ſchon vorausgeſehen?

Fel. Ja ... allerdings ... ich hatte nur vergeſſen ...

Val. O, wie gut Sie ſind!

Fel. (für ſich). Nicht möglich zu entwiſchen! (laut) Aber wenn wir ſo fahren ... wir zwei ...

Val. (abermals klingelnd und zu Felix). O bewahre! (zu dem eintretenden Bedienten). Sagen Sie meiner Gouvernante, daß wir ſogleich wieder abreiſen und ſie Alles dazu parat machen ſoll. Ich erwarte ſie hier. (als der Bediente nicht geht) Nun? ... machen Sie, daß Sie fortkommen!

(Der Bediente läuft ab.)

Fel. (für ſich). Seht doch! ... ſie iſt daran gewöhnt, ihren Negern Beine zu machen. (laut und verdrießlich) Es iſt wenigſtens ein ſehr großes Glück, daß Frau von Mareuil nicht auf ihrem Landgute in der Bretagne iſt! ... Was hätten wir denn dann angefangen?

Val. (ruhig). Wir hätten Postpferde kommen lassen.

Fel. (staunend). O! (für sich) Es setzt sie nichts in Verlegenheit!

Val. (sanft). Es ist Ihnen nicht recht gelegen, mich zu begleiten?

Fel. (artig). O bewahre! ... ich schätze mich vielmehr glücklich ... (für sich) Armide wird längst fort sein ... sie wird es mir nie verzeihen! ... wir bleiben für immer entzweit! ... verwünschte Vormundschaft!

(Die Gouvernante tritt mit Paketen belastet ein.)

Val. (zu Felix gehend). Wollen Sie mir helfen meinen Shawl umnehmen?

Fel. (wüthend). Mit Vergnügen.

Val. (nimmt die beiden Cartons, welche die Gouvernante in der Hand hat und giebt ihm einen.) Sie wären wohl auch so gütig, sich damit zu belästigen, nicht wahr?

Fel. Sehr gern! (für sich) Donnerwetter!

Val. (giebt ihm den zweiten). Und damit auch?

Fel. (verdrüßlich). O ... ja! (für sich) Hol' sie der Henker!

(Er nimmt beide Cartons und geht mit mürrischer Miene in den Vorgrund. Valentine tritt zum Spiegel und setzt den Hut auf.)

Val. (vor dem Spiegel). Jetzt ... zu Ihrem Befehl, mein lieber Herr Vormund!

wohl zu beklagen, daß solcher tapfrer Herzen nur sehr wenige sich vorfanden, die meisten aber der schwelgerischen Jugend feig daheim blieben, und lieber das bitterste erwarten, als sich selbst, und Ehre und Gut vertheidigen wollten. Unter dem Haufen frischer Gesellen war denn auch Polydor und Maturino, ersterer mit einem guten Schwerte und einer Flinte bewaffnet. Als sie nach der Gegend des Angriffs eilten, stießen sie auf den Goldschmidts- und Bildhauergesellen Benvenuto Cellini, ihnen wohl vertraut ob seiner kunstreichen Arbeit und seines männlichen ungebeugten Sinnes. Mit diesem und noch einigen andern verbanden sie sich, und kamen eben an die Mauer zwischen den Quartieren der Vorstadt, welche del Monte und di Santo Spirito geheißen werden, als der Bourbon dieselbe erstiegen hatte, und die Seinigen ihm nachdrängten.

Da nahm der kühne Cellini seine Flinte und traf, indem er unter den Haufen der Feinde schoß, gerade den Bourbon, den eben seine Leute in die Höhe huben, und Polydor thät eben so, wodurch sie viele der Stürmenden tödteten und verwundeten. Als Bourbon aber empfand, daß seine Wunde tödtlich, ließ er die Umstehenden seinen Leib mit einem Mantel bedecken, damit sein Anblick die Soldaten nicht muthlos mache. Diese dürsteten aber nur um so mehr nach Rache und Blut, und nach einem zweistündigen Kampfe ward endlich von ihnen an vielen

Fel. (für ſich). Zu meinem Befehl? Ich dächte doch wahrhaftig zu dem ihren!

(Felix hat einen Carton unter dem Arme, einen zweiten in der Hand. Den andern Arm bietet er Valentinen. Der Bediente folgt ſeinem Herrn, indem er deſſen Palletot hält, von dem dieſer einen Aermel angezogen hat, und deſſen Hut trägt. Die Gouvernante zuletzt.)

(Ende des erſten Aufzuges.)

Zweiter Aufzug.

(Ein Garten. Rechts ein Pavillon mit Eingang von vorn, durch den man im Hintergrunde einen Schreibtisch darin erblickt. Ein Tisch, Stühle und Bänke im Garten. Links eine Schaukel zwischen zwei hohen Bäumen.)

Felix. Frau von Mareuil, welche am Pavillon sitzt und stickt. Ersterer geht sprechend auf und ab.

Fr. v. Mar. Ein häßlicher Character! ... Valentine?

Fel. Ja, liebe Tante.

Fr. v. Mar. Die sanfteste Person von der Welt!

Fel. (die Achseln zuckend). Eine Sittenpredigerin! ein spöttisches höhnisches Gemüth!

Fr. v. Mar. Seit einem Jahre, wo sie nun bei mir ist, habe ich mich nur über sie zu freuen gehabt.

Fel. Und ich seit einem Jahre, wo ich ihr Vormund bin, nur zu beklagen! ... Hat sie sichs nicht herausgenommen, so wie sie nur hier warm geworden

ist, mein ganzes Benehmen dirigiren zu wollen. ... Ordnung in meine Angelegenheiten zu bringen?

Fr. v. Mar. Da seh ich kein Unglück dabei!

Fel. Ich hatte Schulden und jetzt habe ich keine mehr; ich glaube sogar, daß ich spare! ... das ist doch höchst lächerlich! ... diese Kleine versteht die Geschäfte wie ein Procurator! ... Sie hat meine Rechnungen ins Reine gebracht, mein Schulden bezahlt. ... Ich selbst wäre nie da herausgekommen!

Fr. v. Mar. Und darüber bist Du böse?

Fel. (schnell). Das versteht sich. Es giebt Gelegenheiten wo man lieber betrogen werden will, wenn man nur das Ansehen hat, als hänge man von sich selbst ab. (Verdrüßlich). Ists doch wahrhaftig als ob ich unter Vormundschaft stünde. ... Das ist ja die verkehrte Welt! ... Mit dreiundzwanzig Jahren. ... von einem Kinde am Gängelbande geführt zu werden!

Fr. v. Mar. Als ob wir dies nicht Alle würden, auf diese oder jene Art! — Gleichviel! wenn man nur zum Glück gelangt!

Fel. (sich die Hände reibend). Aber es soll anders werden! ... Ganz anders! ... Noch heute verheirathe ich meine Mündel! ... in einer Stunde wird der Contract unterzeichnet.

Fr. v. Mar. Das ist es eben was ich nicht billigen kann.

Fel. Warum denn nicht? Fräulein de la Marniere ist ein so vollkommnes Wesen, daß nur ein Ehe-

mann würdig genug ſein kann, ihre Vortrefflichkeit ganz einzuſehen.

Fr. v. Mar. Aber der den Du ihr ausgewählt haſt. ...

Fel. Iſt auch ein vollkommner Menſch in ſeiner Art... mein Freund Beauvoiſin.

Fr. v. Mar. Biſt Du aber auch gewiß, daß er ihr anſteht? ... Mir gefällt er nur ſehr mäßig.

Fel. Sie hat ihn freiwillig genommen.

Fr. v. Mar. Das iſt wahr! aber ſie hatte ihn früher zurückgewieſen ... und Herr Beauvoiſin hatte ſogar ſchon alle Hoffuung aufgegeben... als auf einmal ich weiß nicht was vorgegangen iſt... und ſie ihre Einwilligung erklärt hat.

Fel. Woran ſie ſehr wohl gethan! Beauvoiſin iſt eine ſehr gute Parthie... dreißig Jahr... eine angeſehene Stellung!

Fr. v. Mar. Einverſtanden.

Fel. Steht im Begriffe zum Subſtitut ernannt zu werden.

Fr. v. Mar. Aber wird es nie.

Fel. Der beſte Charakter von der Welt!

Fr. v. Mar. Möglich.

Fel. Und was ſeinen Verſtand anbelangt....

Fr. v. Mar. Ah, ſeinen Verſtand. ...

Fel. Nun ich gebe es ja zu, daß er etwas albern iſt... aber was wollen Sie denn Beſſeres? Geſchmeidig wie ein Handſchuh, kann ſeine Frau alles

mit ihm anfangen was sie nur will. (bemerkt Beauvoisin). Nicht wahr, Beauvoisin?

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Beauvoisin.

Beauv. (in großem Putz, weiße Handschuh, ein Bouquet in der Hand). Ja, ja, mein theurer Freund, Du hast Recht ... ich weiß zwar nicht wovon die Rede ist, das ist aber einerlei. (grüßt). Gnädige Frau Baronin! (zu Felix). Du mußt Recht haben. Ein Vormund der mir sein Mündel giebt!

Fel. Sehen Sie, wie galant er ist! ... und die köstlichen Blumen die er mit aufs Land bringt!

Beauv. Besser als das! Ich komme aus Paris, wo ich das Hochzeitskörbchen eingekauft habe!

Fel. Ich bin überzeugt, daß Du dumme Streiche gemacht hast.

Fr. v. Mar. (freundlich). Sie hätten sich nicht so große Kosten machen sollen! Valentinens Geschmack ist so einfach!

Beauv. (bescheiden). Auch ich selbst schmeichle mir sehr einfach zu sein! aber die Liebe rechnet nicht ... und für meine Frau ist mir nichts zu kostbar.

Fel. Das glaube ich wohl! die Frau eines Substituten!

Beauv. Und vielleicht noch etwas Höheres! (zu Felix). Was sagtest Du dazu, wenn deine Mündel die Frau eines Deputirten würde?

Fel. Du denkst an eine Deputirtenstelle?

Beauv. Ich bin dazu im Vorschlage.

Fel. Ah! ... und wer hat Dich vorgeschlagen?

Beauv. Ich selbst! ... ich habe Einfluß in meinem Arrondissement, wie wir meine politischen Freunde versichern.

Fel. Da sehen Sie, liebe Tante, wie verliebt er ist! denn wenn er Ehrgeiz hat, so ist es blos um seiner Frau willen.

Beauv. (schnell). Nur um ihretwillen! ... ich möchte ihr lieber einen Thron anbieten.

Fr. v. Mar. (mit Güte). Ich sehe mit Vergnügen, mein Herr, daß Sie meiner Valentine Vorzüge zu würdigen wissen.

Beauv. (mit Enthusiasmus). Ah! ein so vollendetes junges Frauenzimmer!

Fr. v. Mar. (Felix mit Absicht ansehend). Sanft... liebenswürdig!

Beauv. Eine schöne Mitgift! (sich besinnend). Nicht um meinetwillen, da sei der Himmel für! ... wenn ich Vermögen mir wünsche, so ist es nur um Ihretwillen. (zu Felix). Hunderttausend Thaler, wie Du mir gesagt hast, nicht wahr?

Fel. Ja.

Beauv. Gerade hunderttausend Thaler? ... Du weißt, man sagt manchmal 100,000 Thaler ... wenn es auch nur dreimalhundert und dreißig oder vierzigtausend Francs sind.

Fel. Einhunderttausend Thaler ... nicht mehr

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER.K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18569/040

und nicht weniger... runde Summe! Man hat den Nachlaß liquidirt und das Geld iſt aus Guadaloupe angekommen. Da Valentine in 6 Monaten mündig wird, ſo hat der Familienrath mich autoriſirt, die Summe bis dahin bei einen Notar oder Banquier zu deponiren, um ihr oder ihrem Manne die Freiheit zu laſſen, es auf eine ſelbſtbeliebige Art dann anzulegen. ... Und das habe ich denn auch gethan.

Beauv. (ſchnell). Ich weiß gerade eine köſtliche Art es recht gut unterzubringen! ... Das Schloß Maupertuis, nicht weit von Beſançon... ein prächtiges altes lehnherrliches Beſitzthum... Meine politiſchen Freunde rathen mir an, es zu kaufen... weil ein Volksvertreter der ein Schloß hat... ſich doch viel beſſer ausnimmt.

Fel. (heiter). Nun denn! Geſtrenger Herr von Maupertuis, Sie können Ihr Schloß ſogleich nach Unterzeichnen des Contractes ankaufen. Wir werden dies in dem Pavillon da thun, den ich jetzt bewohne.

Fr. v. Mar. Denn im Hauſe iſt das unterſte zu oberſt gekehrt, wegen des Balls für heut Abend.... Da wir aber nur unſre Familie und die Contracts-Zeugen hier haben werden ... (zu Beauvoiſin). Einer der Ihren iſt ſo viel ich weiß, Herr Chabanais?

Beauv. Chabanais? Ja. Aber es iſt noch nicht gewiß ob er kommen kann. Es iſt heute Zahltag. ...

Fel. Deshalb hat er ſich alſo auch ſeit zwei Tagen nicht in Paſſy ſehen laſſen! Denn er iſt unſer

Nachbar ... Dort ... den Fenstern hier gegenüber. ... Aber er treibt so viele Geschäfte!

Beauv. (leis zur Baronin). Ich fürchte sogar daß er deren zu viele treibt! ... Es laufen so gewisse Gerüchte. ...

Fr. v. Mar. (leis). Wie?

Beauv. (eben so). Wegen Steinkohlengruben in Brabant. ... die auf einmal heruntergehen ... Er sagt zwar, es sey das ein gutes Zeichen ... mir kommt es aber nicht so vor ... und es sollte mich nicht wundern, wenn von einem Augenblicke zum andern ... (macht des Zeichen des sich Entfernens).

Fr. v. Mar. (leis). Ach du mein Himmel.

Beauv. (leis). Sagen Sie Felix nichts! Er ist sein Freund! (laut). Auch Madame Chabanais werden wir nicht haben.

Fr. v. Mar. Ist sie verreis't?

Beauv. Ja sie ist in Fontainebleau bei ihrer Tante.

Fel. (für sich). Ich hoffe daß sie nicht mehr dort ist ... und in einigen Stunden ...

Beauv. Es ist doch spaßhaft, daß er in Passy eine allerliebste Sommerwohnung gemiethet hat ... und doch seine Frau anders wohin schickt ... (leis zu Frau von Mareuil) und das bestätigt mir nur um so mehr ...

Fr. v. Mar. Es war für uns eine sehr angenehme Nachbarschaft.

Fel. (für sich). Und so bequem für Signale.

Beauv. Sollte er übrigens nicht kommen ... so nehmen mir einen andern Zeugen. ... Die ſind nicht ſo ſelten!

Fel. Ganz gewiß!

Fr. v. Mar. Ich will unſre Gäſte indeß annehmen und Valentinen die Ankunft ihres Vormunds melden ... den ſie ſeit drei Tagen nicht geſehen hat. (zu Beauvoiſin). Auf Wiederſehn, mein Herr! (Beauvoiſin verbeugt ſich. Dann leiſe zu Felix). Stehe dem Kinde ein wenig mit gutem Rathe bei ... Du biſt es ihr ſchuldig.

Fel. Ja, ja, die übliche Vorhaltung! daran ſoll es nicht fehlen! (Frau von Mareuil geht ab).

Dritter Auftritt.

Felix. Beauvoiſin.

Fel. (luſtig). Freilich muß ich ſie als verſtändiger Vormund mit ihren neuen Pflichten bekannt machen! ... Wie zum Henker fange ich das nur an?

Beauv. Nichts leichter als das. (giebt ſich ein Anſehn). Meine liebe Mündel ... ich habe Ihr Glück ſtets vor Augen gehabt, und Ihnen daher einen jungen liebenswürdigen, beſcheidenen Mann ausgeſucht, einen Mann mit einer glücklichen Phyſiognomie und allen geſelligen Eigenſchaften begabt. ... Meine theure junge Braut, lieben Sie ihn daher von Herzen, dieſen Gemahl ... und ſchenken Sie ihm all das häusliche Glück, deſſen die Bande des ehelichen Lebens nur jemals fähig ſind ... hienieden!

Punkten die Mauer überstiegen, und was sie bewahrt hatte, niedergemacht, oder in die Flucht gejagt. Wer mag aber das grausame Unglück beschreiben, welches nun über die Stadt herein brach, als die beutegierigen Soldaten losgelassen und ohne Aufsicht umherstreiften, unaufgehalten ihren Durst nach Geld und Gut und Wollust stillten, wie sie es nur mochten, wo die heiligen Tempel und Altäre, ja selbst die Gebeine der Märtyrer nicht verschont wurden, noch weniger die Würde der Cardinäle und Prälaten und das Ansehn irgend eines edlen Stammes. Und mögen wir dies um so weniger thun, da wir es nicht verhehlen dürfen, daß vor andern die deutschen Kriegsknechte das Aergste thaten, so daß sie die ehrwürdigen Männer in der Kleidung ihres Amtes umherführten durch die Stadt gleich wilden Thieren, sie verspottend und beschimpfend, und darf uns dabei nur dieses trösten, daß die neusten Zeiten dargethan haben, wie großmüthig der deutsche Krieger sich zu verhalten wisse in dem Lande der Feinde, viele andre beschämend.

Es war aber Polydor bei der Wehr gegen die Anstürmenden von einem Geschoß verwundet besinnungslos niedergesunken, und mochte wohl einige Zeit so gelegen haben. Denn als er sich wieder erholte, bemerkte er, daß die Stelle, wo er sich befand, verlassen sey, und dagegen groſsen Tumult in dem Innern der Stadt. Das traurige Schicksal derjel-

Fel. Sehr ſchön ... aber ich muß auch Dich anreden, Dich! ... und zu Dir werde ich ſagen: Beauvoiſin, ich vertraue Dir das Schickſal eines guten liebenswürdigen Mädchens ... und ich hoffe, daß von nun an Deine Vernunft, Dein verſtändiges Benehmen ...

Beauv. Ah, was das betrifft, ſo habe ich mir dabei nie einen Fehler zu Schulden kommen laſſen ... das heißt ... ein einziges Mal ... nur Einmal. ...

Fel. Ah bah!

Beauv. Eine augenblickliche Verirrung ... aber meine liebenswürdige Zukünftige hat mir es verziehen.

Fel. Wie? Du haſt ihr erzählt? ...

Beauv. Vor dem Abſchluß einer Vermählung machte mein Zartgefühl es mir zur Pflicht.

Fel. (für ſich). Iſt der dumm!

Beauv. (fragend). Was meinteſt Du? (fortfahrend). Ueberdis hat es deine Mündel durchaus verlangt ... und nur unter dieſer Bedingung hat ſie mir ihr Wort gegeben. (mit wohlgefälliger Miene). Du weißt ... die Frauen pflegen die Thunichtgute nicht eben zu verabſcheuen. ... Ich habe ihr auch eine allgemeine Beichte abgelegt.

Fel. Ach du mein Gott!

Beauv. Sie iſt nicht lang geweſen ... Denn mein einziges Abenteuer iſt nicht bis zur Entwicklung gediehen. Ach nein! ich habe den Roman im zweiten

Kapitel enden lassen. ... Nach dem Empfange nämlich einer...

Fel. (macht den Gest einer Ohrfeige). Ach ja ... ich weiß ... auf dem Maskenballe. ...

Beauv. Nein! nach dem Empfange einer leidenschaftlichen Liebeszuschrift ... Ach welch ein Brief, lieber Freund. ... eine Poesie ... und ein Feuer! ... Der Vesuv unter Blumen! ... Es war um den Verstand zu verlieren. ... Da habe ich überlegt ... Es handelte sich um meine Zukunft. ... Ich aber rief: Nein, und nochmals nein!!.. und so begnügte ich mich denn, auf diesen glühenden Brief mit demjenigen zu antworten, was wir Juristen, ein Declinatorium nennen.

Fel. Eine ablehnende Antwort?

Beauv. Ja!

Fel. Nein da bin ich nicht so stark wie Du! Ich, ich gebe der Leidenschaft nach die mich hinreißt.

Beauv. Ich weiß! ... und Du giebst oft nach!

Fel. Oh dieses Mal ist es fürs ganze Leben!

Beauv. Immer noch Deine anonyme Flamme ... vom vergangnen Jahre?

Fel. Ja mein Freund! ... ein Ideal von einem Weibe! ... Auch diese schreibt poetische und glühende Briefe! ... denen man nicht widerstehen kann!

Beauv. Ich verstehe! ... Du hast eine Entwickelung gehabt, Du Spitzbube!

Fel. (leis). Ich werde ſie haben ... und noch heute. Ich habe alles auf die geheimſte Art dazu vorbereitet. ... Eine Poſtchaiſe erwartet mich einige Stunden von hier in einem kleinen Hölzchen, ohnweit der Quellen von Juviſy.

Beauv. Eine Entführung alſo!

Fel. Still! Sie wird im Wagen kommen ... und ſobald der Contract hier unterzeichnet ... ein flinker Renner ... (nach links zeigend) ſteht dort geſattelt ... ich ſchwinge mich hinauf ... ſetze die Sporen ein ... komme an ... fliege an ihre Seite ... und vorwärts Poſtillon.

Beauv. Allerliebſt! Eine ſentimentale Reiſe! .. Und wenn ich bedenke, daß auch ich hätte können ſo ... doch ſtill! ... Da kommt Deine Mündel!

Fel. Kein Wort!

Beauv. Alle Wetter: Meine Tollheiten konnte ich ihr wohl geſtehen ... aber die Deinen? ... das hätte zu lange gedauert.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. **Valentine,**

Val. (herbeieilend). Frau von Mareuil hat mir eben Ihre Ankunft gemeldet, mein lieber Vormund, und ich ... (hält inne da ſie Beauvoiſin ſieht.) Ach ... verzeihen Sie, mein Herr!

Beauv. (ein Bouquet darbietend) Erlauben Sie mir, mein Fräulein, Ihnen dieſe Blumen darzubieten, das Ebenbild. ...

Fel. (mit Emphaſe). Der jugendlichen Friſche Ihrer Reize. ...

Beauv. (zu Felix). Unterbrich mich doch nicht ... ich verirre mich ja ...

Val. (nimmt das Bouquet). Großen Dank für Ihr gütiges Andenken, mein Herr.

Beauv. (mit Emphaſe). Oh mein Fräulein, wie ſollte ich nicht tief bewegt ſeyn, wenn für mich der Horizont des Glücks ſich malt am ... am ...

Fel. Am Horizonte!

Beauv. (unwillkührlich). Am Horizonte. ... Nein doch! ... Da ſiehſt Du nun! Du unterbrichſt mich auch ſtets. ... Mein Fräulein. (er geht nach rechts um ſich von Felix zu entfernen). Mein Fräulein, heut werden wir die mich beglückende Schrift unterzeichnen ...

Val. Ja, mein Herr ... nnd ohnſtreitig wünſcht mein Vormund deshalb mit mir zu ſprechen.

Beauv. Das ſcheint mir auch ſo.

Val. (giebt ihm ein Zeichen ſich zu entfernen). Mit mir zu ſprechen ... und allein ...

Beauv. Ah! (begreifend). Ach ja! ... ſehr wohl! ... ich verſtehe! (lacht und macht ſich bereit zu gehen). Ich ſoll ... ich will das Studium meiner Rolle als Ehemann gehorſamſt anfangen! (kommt wieder zurück). Erlauben Sie mir vorher nur noch mir von Felix den Contrakt wieder auszubitten, den ich dem Notar einhändigen ſoll.

Fel. Den Contract? ... Den ſoll ich haben?

Beauv. Ei poz tauſend! haſt Du ihn denn nicht geleſen?

Fel. Ei ja ja, ... und wie! ... ich habe ihn ganz durchſtudiert. (für ſich). Ich habe ihn nicht einmal angeſehen! (laut). Wo habe ich ihn denn hin gethan? Ah! ich glaube in den Pavillon! (er geht in dieſen. Während er in allen Fächern des Schreibtiſches darin immer im Angeſicht des Publikums ſucht, hält Valentine Beauvoiſin, der ihm folgen wollte, zurück).

Val. (leis). Herr Beauvoiſin.

Beauv. (eben ſo). Meine reizende Zukünftige?

Val. (leis). Hören Sie mich ruhig an ... Sie lieben mich?

Beauv. (ſehr laut). Ob ich Sie ... oh mein Gott! ... das heißt ich. ...

Val. (ihm Stillſchweigen gebietend). Leiſer! leiſer! ... Sie wollen mich heirathen?

Beauv. (ſehr leis). Ob ich das will! Oh mein Gott! das heißt, ich. ...

Val. (leis). Gut, gut! ... Sie werden mich auch heirathen. Ich habe es Ihnen zugeſagt! Aber zum Danke für die Verpflichtungen, die ich gegen Sie auf mich genommen habe, ... es exiſtirt ein Brief, den Sie mir verſprochen haben. ...

Beauv. (leis). Sie ſollen ihn haben.

Fel. (im Pavillon ſuchend). Ich glaubte, ihn doch hier hinein gelegt zu haben. ...

Val. Holen Sie ihn.

Beauv. Ja, aber....

Val. Auf der Stelle! ... Ich habe meine Urſachen.

Beauv. Aber zum Henker, von Paſſy bis in die Vorſtadt de Roule, wo ich wohne....

Val. Sind nur zwei Schritte! ... und wenn Sie galoppiren....

Beauv. Aber worauf denn? ... galoppiren!

Val. Ein geſatteltes Pferd erwartet Sie an der kleinen Parkthüre.

Fel. (unter den Möbeln ſuchend). Wenn er nicht wo herunter gefallen iſt...

Beauv. (leis). Ein Pferd ... aber erlauben Sie ... ich bin ein einziges Mal in meinem Leben geritten ... in Montmorency ... und war denn das auch wirklich ein Pferd? (nach einigem Nachdenken.) Nein! es war....

Val. Gleichviel ... es darf kein Augenblick verloren werden ... wo nicht....

Fel. (den Contract in dem Korbe für alte Papiere findend). Ah, da iſt er!

Val. (leis und dringend). Nun?

Beauv. (leis und ſchnell). Ich gehorche.

Val. (wie oben). Still und daß Niemand....

Beauv. (leis und zu Felix gehend). Tragen Sie keine Sorge.

Fel. (kommt und giebt ihm den Contract). Hier lieber Freund!... er ſcheint mir ſehr gut abgefaßt zu ſein.

Beauv. (nimmt ihn und blickt auf Valentine).

Alſo meine angebetete Zukünftige, werde ich jetzt gehn und das Körbchen beſorgen. (leis.) Das war fein!

Val. (mit der Miene des Einverſtändniſſes). Ja, ja! ... ich ſehne mich darnach, es zu bewundern!

Beauv. Ich habe Alles ſelbſt ausgeſucht, Ringe und Armbänder, Shawls und Fächer, und eine Kette ... eine Kette!

Val. (lächelnd). Eine Kette! ... ach ja, das iſt oft das Einzige, was von einem Hochzeitskörbchen übrig bleibt!

Beauv. (zu Felix). Allerliebſt! Haſt Du's verſtanden? Eine Kette! (leis zu Valentine.) Nun denn, ſo muß ich mich denn Ihnen zu Gefallen auch auf's Reiten legen! (thut als ob er rechts abgehe, geht aber verſtohlen nach links).

Fünfter Auftritt.

Felix. Valentine.

Fel. (für ſich nach einer Pauſe, in welcher er Valentine angeſehen hat). So will ich denn verſuchen, meinem Amte Ehre zu machen! (bereitet ſich zum Sprechen vor.) Hm! hm!

Val. (bei Seite lächelnd). Er iſt gewaltig verlegen!

Fel. Meine liebe Mündel.

Val. Mein werther Herr Vormund!

Fel. (mit Gewicht). Ihre Vermählung wird Sie von einer Vormundſchaft befreien ... die....

Val. (ſanft). Ihnen weit drückender war als mir.

Fel. Das habe ich nicht ſagen wollen!

Val. Oh, ſeien Sie aufrichtig ... und geſtehen Sie, daß wenn Sie mich vor meiner Volljährigkeit verheirathen, dies nicht um meinetwillen geſchieht.

Fel. Und für wen denn ſonſt, wenns gefällig?

Val. Nun, um Ihretwillen ... um freier zu ſein ... weniger genirt.

Fel. (für ſich). Sie hat einen Inſtinkt! ... (laut.) Sie thun mir da zu viel, das ſchwöre ich Ihnen....

Val. Ach du mein Himmel, es ſoll ja kein Vorwurf ſein! ... Ich weiß ja, daß es mit den Mündeln geht, wie mit den Prinzeſſinnen ... man verheirathet ſie, ohne nach ihrem Geſchmacke zu fragen ... wenn nur die politiſche Convenienz dadurch befriedigt wird! ... Uebrigens iſt Herr Beauvoiſin ein Mann ... ohngefähr wie alle Welt: ... es iſt möglich, daß er mich glücklich macht ... und von mir will ich auch gar nicht mit Ihnen ſprechen ... ſondern von Ihnen.

Fel. (erſtaunt). Von mir?

Val. In dem Augenblicke, wo wir uns trennen werden, bin ich Ihnen eine Erklärung meines Benehmens ſchuldig.

Fel. (für ſich). Nun das iſt gut! jetzt wird ſie anfangen, mir eine Predigt zu halten!

Val. Seit einem Jahre werden Sie, mein theurer Vormund, wohl gefunden haben, daß ich allzuoffen Ihre tollen Streiche getadelt habe ... Ich habe mir dabei Ihren Haß zugezogen!

Fel. Oh, glauben Sie nicht, daß....

Val. (ſanft). Doch! doch! und das iſt recht ſchlimm! ... denn ich, ich habe ſtets wahre Freundſchaft für Sie gehegt!... eine ächt ſchweſterliche Freundſchaft! ... denn im Grunde haben Sie doch auch viele recht gute Eigenſchaften ... und meine Gegenvorſtellungen waren nur die Folge einer wohlwollenden Theilnahme ... (Felix lächelt indem er ſich geſchmeichelt glaubt). welche ... verzeihen Sie mir ... ein Kind mir einflößte, das nicht im Stande iſt, ſich ſelbſt zu leiten.

Fel. (die Stirn runzelnd). Oh! ... mein Fräulein....

Val. Ich habe vielleicht Unrecht daran gethan ... aber wenn es gälte, noch einmal wieder anzufangen ... würde ich doch nicht anders handeln.

Fel. (mit dem Fuße ſtampfend). Sie iſt unverbeſſerlich!

Val. (mit ernſtem Tone). So lange Sie nur leichtſinnige Vergnügungen aufſuchten, habe ich die Augen zugedrückt.

Fel. (mit Spott). Wahrhaftig?

Val. Aber jetzt, jetzt iſt die Sache ernſthafter! und obgleich ich Sie nun bald verlaſſe, muß ich Ihnen doch noch die letzte Thorheit erſparen.

Fel. (ſtaunend). Was wollen Sie damit ſagen?

Val. (ſehr ernſt). Hören Sie mich ruhig an, Felix. (zögernd.) Ich werde mit Ihnen in einem Tone ſprechen, der Ihnen an einem jungen Mädchen fremd vorkommen wird ... aber Sie müſſen das meiner Erziehung zur Laſt legen! ... da ich Niemand zum Führer meiner frühſten Jugend hatte, als meinen Vater, habe ich frühzeitig gelernt, die Welt ſo zu ſehen, wie ſie wirklich iſt ... mit ihren Schwächen ... ihren Verirrungen ... Dies hat mir die Möglichkeit gewährt, Ihre Aufführung zu überwachen, und die Gefahren zu erkennen, welche Sie bedrohten.

Fel. Ich verſtehe Sie nicht.

Val. (langſam und ihn anſehend). Ich erkläre mich näher. Sie haben ... oder vielmehr, Sie glauben ein Gefühl zu hegen, das man übereinkommen iſt, eine ernſte Leidenſchaft zu nennen.

Fel. (für ſich). Wie zum Henker hat ſie erfahren können? (laut.) Welch ein Scherz!

Val. Sie wollen von hier fort, wollen Ihr Vaterland verlaſſen, .. mit der Heldin Ihres ſchönen Romans.

Fel. (unruhig werdend.) Ich begreife durchaus nicht ...

Val. Oh! lügen Sie nicht! ... es iſt ſo häßlich, zu lügen! Ich habe Beweiſe!

Fel. Beweiſe!

Val. Schriftliche Beweiſe! (lächelnd) Sie halten aber nicht ſehr ſtrenge Ordnung, mein werther Herr Vormund ... Sie miſchen alle Ihre Papiere

ben ſtand hell vor ihm, und mit Beben dachte er an Klara. Nicht ſeiner Wunde denkend, eilte er alſo fort nach der Gegend zu, wo der Geliebten Haus ſich befand, und da er in der Eile der Bewaffnung nur einen ſchlechten Mantel um ſich geworfen hatte, achtete man ſeiner nicht, ſo daß er unangefallen bis wenige Schritte von jenem Hauſe gelangte. Mit Entſetzen ſah er aber, wie in dieſem Augenblicke vier wilde Kriegsknechte ein wohlgekleidetes Frauenzimmer aus der Thüre deſſelben auf die Straße zogen, unter ungezügeltem Jubel, indem zwei derſelben die Sträubende mit leichtfertigen Armen umſchlungen hielten, und in ihren gierigen Blicken ſich das Gräßlichſte malte. Die Frauengeſtalt aber blickte auf im Verzweiflungsſchmerz zu den Heiligen, Hülfe von ihnen in der Noth erflehend, und als Polydor dies Antlitz ſchaute, ergriff es ihn mit dem Beben des fürchterlichſten Schmerzes, und doch auch wieder mit der entzückendſten Wonne, wie ja einen Jüngling durchſtrömen muß, der die, welche er heiß liebt im Bilde ſeines Gemüthes, jetzt zum erſten Male in der Wirklichkeit vor ſich ſieht. In Liebe und Wuth zog er ſein Schwert, das er wiedergefunden und jetzt unter dem Mantel verborgen getragen hatte, und ſtürzte auf die Verhaßten los, welche Klara ergriffen hielten. Klara aber, Polydor erblickend, ſtieß einen Ruf aus, der Hoffnung des Entzückens und der Furcht, und ſank im heißen Gebete in die

unter einander ... Rechnungen, Wechsel-Briefe und ... andere Briefe!

Fel. (unruhig). Andere Briefe?

Val. Das setzt mich der Nothwendigkeit aus, manchmal Dinge zu lesen ... die eben nicht sehr erbaulich für ein junges Mädchen sind.

Fel. Wie?

Val. (einen Brief vorziehend). Gestern zum Beispiel ... habe ich in den Erbschaftspapieren, die Sie mir übergaben ... eine Schrift gefunden, die sich durch Zufall in das Actenstück verschoben hatte ... und die Sie in gutem Gottesnamen mit vor die Gerichte geschickt haben würden ... wo dieselbe dann die Herren nicht wenig erbaut haben würde, wie Sie gleich aus den ersten Worten derselben werden beurtheilen können. (sie schlägt einen Brief aus einander und lies't:) „Es ist geschehen! ... ich gebe der Leidenschaft nach die Sie so lebendig ausdrücken.... Felix, ich glaube an Sie!"

Fel. (für sich in der größte Unruhe:) Armidens Brief! Und ich glaubte ihn hier herein ... (er sucht bei sich nach).

Val. (wie vorhin fortfahrend). „Fliehen wir eine Welt, welche gleichgestimmte Seelen von sich stößt und suchen wir am Strande des Genfer See's eine stille, geheimnißvolle Wohnung auf, wo...."

Fel. (zornig). Valentine! (er entreißt ihr den Brief und entfernt sich von ihr. Pause).

Val. Und wegen eines solchen Briefs wollen Sie Ihre Zukunft auf's Spiel setzen? ... deßhalb al-

ſo wollten Sie dieſe gute Tante verlaſſen, die Sie wie einen Sohn liebt? ... die nur Sie noch auf der Welt hat!

Fel. (ungeduldig). Mein Fräulein!

Val. Aber das werde ich ſchon in Ordnung zu bringen wiſſen! Und wenn Sie Ihr unbeſonnenes Vorhaben nicht von ſelbſt aufgeben, werde ich ſchon wiſſen, Sie daran zu hindern.

Fel. (verletzt und empört). Sie mich daran hindern?

Val. (entſchieden). Ja!

Fel. Sie?

Val. Ich!

Fel. (außer ſich). Nein, das iſt zu arg! ... Hat man noch je einen Vormund ſo tyranniſirt geſehen?

Val. Das hilft nun einmal nichts!

Fel. (ſich beruhigend und ſie verſpottend). Glücklicherweiſe ſind meine Maßregeln ſo gut getroffen, und es iſt Ihnen ſo ganz unmöglich zu errathen, wie....

Val. Es iſt freilich ſchwer! ... aber mit Mühe nnd Fleiß gelangt man doch zu manchem ... Wenn ich nun für's erſte vermuthe ... daß man Sie in einer Poſtchaiſe erwartet?

Fel. Wie?

Val. Bei den Quellen von Juviſy zum Beiſpiel?

Fel. (verlegen für ſich). Was ſagt ſie da?

Val. Und daß ſobald mein Contract vollzogen,

ein ſchneller Renner bereit ſtehe. Dort an ... der kleinen Parkthüre, der Sie auf ſeinem Rücken. ...

Fel. (außer ſich). Das iſt zum Schlagtreffen! ... Das iſt Teufelsſpiel! (zu Valentine:) O! Sie glauben zu triumphiren! ... Aber ich erkläre Ihnen jetzt, daß ich nicht erſt nach dem Contracte, ſondern auf der Stelle nun abreiſen werde ... Und ſomit Adieu! (geht nach hinten hin).

Val. (ruhig). Bemühen Sie ſich nicht ... Sie finden Niemand mehr.

Fel. Was iſt das?

Val. Ich habe in Ihrem Namen ſagen laſſen ... daß Sie Alles wüßten.

Fel. Alles? was denn?

Val. Das ſollen Sie ſogleich erfahren.

Fel. Nein! das iſt abſcheulich! das iſt unmöglich! ... Ich muß ſie enttäuſchen ... und wenn ich mein Pferd in Galopp ſetze ... (will wieder gehn).

Val. Laſſen Sie's gut ſein! ... es iſt kein Pferd mehr da.

Fel. (ſtehend bleibend). Was? kein Pferd mehr!

Val. Das heißt ... es iſt ſchon ein Reiter darauf.

Fel. Nein! dieſe Keckheit! ... Valentine! Sie hätten ſich unterſtanden? ... Nein, ich kann's nicht glauben! Ich muß es ſelbſt ſehen! (er läuft nach links hinten ab. Faſt in demſelben Augenblicke tritt Beauvoiſin auf derſelben Seite weiter vorn auf).

Sechster Auftritt.

Beauvoiſin. Valentine.

Val. (folgt Felix mit den Augen). Armer Vormund! ... ſpäter wird er mir es Dank wiſſen.

(Beauvoiſin tritt verſichtig ein. Er iſt in größter Unordnung, Rock und Pantalons mit Staub bedeckt).

Beauv. (halb leis). Bſt! bſt! da bin ich!

Val. Ah! ... endlich!

Beauv. Ich bin vom Pferde gefallen.

Val. Ach Du mein Gott!

Beauv. Aber erſt bei der Rückkehr!

Val. Ah! das war ſehr gut!

Beauv. Sehr gut! ich dächte doch nicht ... ſondern ſehr übel vielmehr! ... Sobald das Teufelsthier den Stall merkte, fing es an eine Art von wahnſinnigem engliſchen Walzer zu tanzen ... Und, in dem Augenblicke, wo ich zu mir ſagte: jetzt fall' ich gewiß herunter! ... lag ich ſchon unten!

Val. Sie haben ſich doch keinen Schaden gethan?

Beauv. (unentſchloſſen). Ich? ... ich dächte nicht!

Val. Und der Brief?

Beauv. Hier iſt er. (übergiebt ihn).

Val. Sie ſind ein allerliebſter Menſch.

Beauv. Sie ſind außerordentlich gütig! ... aber ich muß mich wahrhaftig umkleiden!

Val. So thun Sie das ſchnell ... es kommt Jemand.

Beauv. (auf derſelben Seite wieder abeilend) Oh!

Siebenter Auftritt.

Valentine. Felix.

Fel. (wüthend wieder eintretend). Es war wahr! ... Kein Pferd mehr da!

Val. (mit der Schaukel ſpielend). Ich hatte es Ihnen wohl geſagt.

Fel. (wüthend). Nein! das iſt abſcheulich ... meine Geheimniſſe belauſchen ... mich wie eine Schlange umſtricken! ... Sehen Sie, Valentine! vorher verabſcheute ich Sie ſchon ... aber jetzt! jetzt. ...

Val. (lächelnd). Es ſcheint mir doch, als könnten Sie's da nicht noch ſchlimmer mit mir machen.

Fel. (will auf der andern Seite abgehen). Ich habe keinen Augenblick zu verlieren ... ich habe Befehl gegeben, daß ein anderes Pferd ... ich eile, ſie noch zu erreichen.

Val. (mit einer Bewegung ihn zurückhaltend). Nur einen Augenblick! ... Ich habe in Ihrem Namen ſagen laſſen, daß Sie Alles wüßten ... ſo müſſen Sie denn nun auch Alles wiſſen! (giebt ihm den Brief an Beauvoiſin). Leſen Sie.

Fel. (ihn öffnend). Ihre Hand! ... von Armiden! (durchfliegt ihn) Mein Gott! ... Liebesbetheurungen ... wie mir geſchahen! ... Schwüre ewiger Treue ... wie mir! ... ein Plan zur Flucht ... an die Ufer des Genfer See's ... wie mit mir! (für ſich).

Aber an wen nur? (lieſ't) „Mein lieber Raoul!" (wendet den Brief um und lieſ't die Adreſſe) An „Herrn Beauvoiſin" ... Beauvoiſin! ... Ha! jetzt begreife ich's! ... der Brief von dem er vorhin mit mir ſprach ... Und das Datum? ... vor drei Monaten!

Val. (mit Milde). Es ſchmerzt Sie, Felix! ... Ich ſehe, daß ich Unrecht that!

Fel. (bewegt). Nein ... nein! ... Sie thaten ſehr wohl! ... ich bin entzaubert! ... An einen Beauvoiſin! ... Aber warum denn ſo entſetzliche Koketterie! ſo abſcheuliche Treuloſigkeit?

Val. (fein). Warum? warum? Nun ſo hören Sie denn! ... Man muß es mit Niemand verderben ... wenn man einen Mann haben will.

Fel. Einen Mann! ... Madame? ...

Val. Ja! ... Madame! ... Madame! ... Herr Raoul iſt feiner geweſen als Sie ... denn er hat entdeckt, daß Ihr ſauberer Freund Sie alle getäuſcht hat, indem er Ihnen ſeine Frau ... als ſeine Frau vorſtellte.

Fel. Mein Himmel!

Val. Er hatte ihr blos ſeinen Namen geliehen ... weiter nichts.

Fel. (mit Verdruß). Ha! ... ſo betrogen zu werden! (er nimmt einen Stuhl und ſetzt ſich rechts, Valentinen den Rücken zukehrend).

Val. (ernſt). Jetzt muß nun Ihr Pferd wieder zurück ſein ... wollen Sie ihr noch nachreiten ...

ſo ſtehts in Ihrem Belieben. (ſie geht an die Schaukel und ſetzt ſich abſichtslos hinein.)

Fel. (ſehr bewegt und ohne ſie anzuſehn). Sie wiederſehen! Nein, nie! ich verachte ſie! ... aber ich bin deſto mehr gedemüthigt ... durch dieſe Kleine!

Val. (ſich ſanft ſchaukelnd) Es ſitzt ſich recht gut da drauf.

Fel. Hm?

Val. Sehr gut! ſehr gut!

Fel. (ſich umdrehend und ſie auf der Schaukel erblickend). Ah! ... und da ſoll man noch ſie ausſchmälen! (ſie ſich ſchaukeln ſehend). Ein bloßes Kind! ... da ſieht man's! ... und trotz meines Zorns muß ich geſtehen, daß ſie mich vor einer gewaltigen Thorheit gerettet hat! ... Aber eine ſolche Verpflichtung gegen ſie zu haben! ... das iſt unerträglich!

Val. (ihn von weitem lächelnd anſehend). Nun? Sie haben keine Eile mehr zu galoppiren?

Fel. (verdrüßlich). Sie ſind grauſam!

Val. Und Sie, mein Herr Vormund, Sie ſind ganz und gar nicht höflich. Sie ſehen, daß ich Luſt habe, mich zu ſchaukeln und geben auch nicht einmal einen einzigen kleinen Schub ... (Handbewegung).

Fel. (zornig aufſtehend). Ich? ... Nun gar! .. So ein Vorſchlag!

Val. Weil Sie böſe auf mich ſind? ... Je nun, das fällt täglich gegen eine Dame vor, und das hindert doch nicht, daß man artig gegen ſie iſt.

Fel. (der Schaukel näher tretend). Oh! Valentine!

Val. (kalt). Nun was iſts?

Fel. Können Sie denn dieſe Gleichmüthigkeit noch behalten, wenn Sie mich ſo in Verzweiflung ſehen?

Val. Das wird Sie zerſtreuen ... Allons ... Angefaßt! (ſie nimmt ihn bei der Hand, zieht ihn ſanft näher und unwillkührlich ſetzt er die Schaukel in Bewegung).

Fel. Ach!

Val. (ſchaukelnd). Sehen Sie! ... (nach einer Pauſe). Sagen Sie doch einmal ... lieber Vormund!

Fel. Was?

Val. Finden Sie nicht auch, daß der Genferſee Unglück hat ... es wird ſich nun Niemand hineinſtürzen.

Fel. (wider Willen lächelnd). Nein.

Val. (lachend). Nun Gottlob, da ſehen Sie, Sie fangen ſchon an zu lächeln! Das kleidet Sie viel beſſer ... Nein! Nein! langſamer, langſamer! (ſie verliert den Hut)! Ach Du mein Himmel! ... mein Hut! ... Nun! ... wo iſt er denn?

Fel. (für ſich, ſich etwas entfernend). Wahrhaftig! ... Dieſe Hingebung ... Dieſe fröhliche Unbefangenheit, ſie giebt ihrer Phiſiognomie einen Ausdruck!

Val. (Hält einen Augenblick an und ſetzt einen Fuß auf den Boden). Glauben Sie mir, was Ihnen fehlt, das iſt ein ruhiges ſtilles Glück.

Fel. (für ſich). Was für ein feines geiſtreiches Lächeln!

Val. Ein gutes kleines Frauchen ... das Sie um Ihrer ſelbſt willen liebt ... nur um Ihrer ſelbſt willen.

Fel. (für ſich). Sie iſt wahrhaftig allerliebſt! ... Warum habe ich ſie denn aber nur vorher nie recht angeſehen.

Val. Und die will ich Ihnen ausſuchen, wenn ich verheirathet ſeyn werde ... und dann ſollen Sie ſagen: Ja, ja, die arme kleine Valentine, die ich immer ſo ſehr verwünſchte ... ſie war ſo freundlich gegen mich, und ich verdanke ihr mein Glück.

Fel. (zu ihr tretend). Wie gut Sie ſind.

Val. Oho! Sie geſtehen alſo jetzt daß ich gut bin? ... vorhin ſagten Sie das nicht.

Fel. (ihre Hand ergreifend). Wie ungerecht war ich da!

Val. Nun, das laſſe ich mir gefallen! (ſieht ihn an und ſpricht nach einer Pauſe). Nun? ... wollen Sie mich nicht noch ein wenig ſchaukeln?

Fel. (ſchnell). O ja! ja! (für ſich). Es iſt ſonderbar, ich weiß gar nicht, wie mir iſt? (er ſchaukelt ſie.)

Val. Es iſt doch eine wahre Wonne, ſo durch die Lüfte zu fliegen!

Fel. (für ſich). Wie mir das Herz ſchlägt! ... wie mir ſo wohl wird, wenn ſie mich anſieht!

Val. Man glaubt wirklich in den Himmel zu fliegen, wenn man so durch die grünen Blätter schaut!

Fel. (für sich). Was bewegt mich denn so? ... Was schwebt denn mit so neuem Reiz mir vor den Augen?

Val. Sind Sie auch so vergnügt? (nach ihm sehend).

Fel. Oh ich! ...

(In diesem Augenblicke giebt Felix der Schaukel eine falsche Wendung. Valentine stößt einen Schrei aus und verliert das Gleichgewicht, Felix hält die Schaukel an und fängt Valentine in seinen Armen auf).

Val. Ah!

Fel. Was war Ihnen denn?

Val. Oh nichts! ... ein Schwindel, ich glaubte ich fiele und da hatte ich Angst.

Fel. (sehr bewegt). Oh, ich auch!

Val. Ja, Sie sind wahrhaftig recht gut! ... (schnell). Aber das soll uns nicht abhalten wieder anzufangen. (blickt nach der Seite). Doch da seh ich schon die Gäste kommen!

Fel. (verdrüßlich). Wie Schade!

Val. Nicht wahr? ... es war so unterhaltend! ... Es ist doch recht unangenehm, so gestört zu werden! und wär's sogar ein Heirathscontract! (geht nach hinten entgegen).

Fel. (für sich, unruhig). Der Contract! ... das hatte ich ganz vergessen! (sich vor die Stirn schlagend).

Kule. Denn die vier Kriegsknechte ließen sie nur los, um sich mit wilderer Wuth gegen den Einzelnen zu wenden, der ihnen ihre Beute abzujagen wagte, und ob Polydor schon zwei derselben heftig verwundete, so warf ihn doch ein Streich des Dritten über das Haupt, verbunden mit dem Verluste vielen Blutes, das bei der heftigen Bewegung seiner frühern Wunde neu entströmte, abermals bewußtlos zu Boden.

Freundesliebe aber ließ Maturino, welchen das Gedränge der Flüchtigen mit von der Mauer fortgerissen hatte, als das erste Ungestüm des eindringenden Feindes nur einigermaßen geringer geworden war, seinen Polydor aufsuchen, sollte es ihm auch seine eigne Sicherheit gefährden. Und als er ihn nicht an der Mauer fand, wo sie früher gestanden hatten, eilte er, sich erfreuend, daß er sonach wohl noch am Leben, weiter, und da er wohl sich denken konnte, daß Polydor gewiß dorthin sich begeben habe, wo die Seele seines Lebens weile, ging er nach dem Hause, wo Klara gewohnt hatte. Und ohnweit desselben sah er den Freund in seinem Blute liegen. Wohl erschütterte ihn der Anblick sehr, doch bemerkte er bald, daß noch Leben sey in jenem, und da der Abend eben anfing einzubrechen, blieb er bei ihm still sitzen, ihn bequemer an die Wand einer nahestehenden Kirche lehnend, sich selbst aber stellend, als sey er zum Tode verwundet, damit die noch überall

Mein Gott! ſie verheirathet ſich! ... Und ich war es, der. ....

Achter Auftritt.

Die **Vorigen. Beauvoiſin. Frau v. Mareuil. Chabanais. Der Notar.**

(Bediente, welche einen Gartentiſch und einen Stuhl in die Mitte ſetzen, Schreibegeräth bringen, und ſich dann entfernen. Nach einer Pauſe).

Fr. v. Mar. Nun, da ſind wir, lieber Felix.

Beauv. Herr Notar! nehmen Sie Platz. Ich habe meinen Zeugen. Der Herr hier. (auf Chabanais deutend). Ich habe ihn noch unterwegs feſtgehalten. (für ſich). Ich gab ſchon alle Hoffnung auf und glaubte er wäre bereits ...

Chab. (ſehr geſchäftig und willig). Ja ... ich wollte nur noch einige Papiere holen ... aber ich bin im höchſten Grade eilig. Der Drang der Geſchäfte ... (für ſich). Die Nachricht muß ſchon bekannt geworden ſein ... und die Poſtchaiſe die auf mich wartet —

Fel. (bei Seite). Aber das iſt doch nicht möglich! ... es darf nicht ſein! ... Wie aber es aufſchieben? ... wie verhindern?

Beauv. (leis zu Valentine auf Chabanais zeigend). Nehmen Sie ſich vor allen Dingen in Acht, daß Chabanais den Brief nicht zu ſehen bekommt! (für ſich). Ein Teufelskerl der auf 30 Schritte das As aus der Karte ſchießt.

Fr. v. Mar. (zu Felix). Felix! gieb nun in Deiner Qualität als Vormund Deiner Mündel die Hand . . . Und nun, Herr Notar . . .

Fel. (für sich einen Entschluß fassend). Es bleibt mir wahrhaftig kein anderes Mittel übrig!

Beauv. So stehe ich denn an dem schönsten Augenblicke meines Lebens!

Fel. (trit entschlossen zu dem Notar der sich anschickt, den Contract vorzulesen). Es ist nicht nöthig, Herr Notar . . . Es giebt hier nichts vorzulesen! . . . Diese Heirath kann nicht vor sich gehen.

(Allgemeine Bewegung).

Alle. Wie?

Val. Was sagt er?

Fr. v. Mar. Felix!

Chab. (will fort). Dann werde ich mich sogleich entfernen.

Beauv. (ihn zurückhaltend). Nur noch einen Augenblick! (zu Felix). Das ist doch wohl nicht Dein Ernst?

Fel. (trocken und aufgeregt). Ja, mein Herr! . . . Ich habe es mir überlegt . . Ihr Charakter . . . meine Pflichten! . . . Ich habe meine Idee geändert.

Beauv. Seine Idee geändert.

Fel. (mit Nachdruck). Auch habe ich bereits eine andere Parthie für meine Mündel.

Alle. Eine andere Parthie.

Chab. Ah, bah.

Beauv. (aufſchreiend). Aber das iſt ja abſcheulich, das iſt unerhört!

Fr. v. Mar. (zu Felix). Was fällt Dir ein?

Beauv. (wüthend zu Felix tretend). Mein Herr, das iſt eine Beleidigung!

Fel. Was? mein Herr!

Fr. v. Mar. (zwiſchen Beide tretend). Die Sache iſt ſchon zu weit vorgeſchritten!

Fel. (mit Feſtigkeit). Noch einmal! Ich bin der Vormund des Fräulein de la Marniere . . . ich habe das Recht, dieſe Heirath zu hindern . . . Und dieſe Heirath ſoll nicht vor ſich gehen.

Fr. v. Mar. Aber ſo bedenke doch!

Fel. Nichts, ich bedenke nichts mehr! Mein Wille iſt feſt, und ich bin Mannes genug, ihn gegen jede Zuredung wie gegen jede Gewalt aufrecht zu halten.

Fr. v. Mar (zu Beauvoiſin und Chabanais). Kommen Sie, kommen Sie, meine Herren! Sie ſehen wie aufgeregt er iſt. Laſſen wir ihn ein paar Minuten allein. Ich hoffe, daß ſein Blut ſich etwas abgekühlt haben wird, wenn wir wieder zurückkommen. Folgen Sie uns, Valentine. (ſie geht mit Beauvoiſin ab, der auch Chabanais mit fortbringen hilft. Der Notar folgt. Valentine ebenfalls, doch bleibt ſie dann im Hintergrunde ſtehen).

Neunter Auftritt.

Felix. Valentine.

Fel. (ſich allein glaubend). Nun denn! ſo bin ich Herr vom Schlachtfeld! . . . Und es iſt recht ſo! (für ſich, indem er Valentine im Hintergrunde erblickt). Valentine! . . . ſie iſt geblieben! . . . (Pauſe).

Val. (ihn mit gekreuzten Armen anſehend). Nun, das iſt allerliebſt, mein Herr! . . . eine ſchöne Aufführung für einen Vormund! . . . Und ich, die ich glaubte, Sie wären verſtändig geworden!

Fel. (ſchüchtern). Sie ſind wohl ſehr bös auf mich, Valentine?

Val. (mit dem Anſtrich einiger Würde). Außerordentlich ſehr, mein Herr. Ein ſolches Scandal! . . . Warum eine Verbindung rückgängig machen, die Sie ſelbſt geſchloſſen hatten? . . . Und wer iſt denn der neue Herr Gemahl, von dem man mir heut zum erſten Male ein Wort ſagt?

Fel. (zögernd). Sie haben ihn nicht errathen?

Val. (ihn zweifelhaft anſehend). Nein, ich mag ſuchen wie ich will . . .

Val. Nun denn! Valentine . . . dieſer Gemahl . . . iſt . . .

Val. Iſt?

Fel. Iſt . . . Jemand, der in ſeinem ungerechten Vorurtheile Ihnen Ihr Uebergewicht nicht verzieh, . . . dieſen unbefangenen Verſtand, der ſtets gegen ſeine Thorheiten auftrat . . . dieſe unermüdliche Sorge,

welche ſeine Eitelkeit demüthigte! . . . Er war blind. . . . Aber nach dem letzten Dienſte den Sie ihm geleiſtet haben . . . als Sie ihn der Gefahr entriſſen, einen ebenſo thörigten als lächerlichen Schritt zu thun, da iſt wie durch Bezauberung, die Binde ſeinen Augen entfallen, er hat alle die Anmuth erkannt, die in Ihrem Uebergewichte, Ihrem Verſtand liegt, er hat Sie ſo geſehen, wie Sie wirklich ſind, ſchön, liebenswürdig, vollendet!

Val. (gerührt). Wie? . . . Sie . . . wären . . .

Fel. Ja, ich! ich! . . . ich bin es der Sie liebt!

Val. Sie! der mich noch vor 5 Minuten verabſcheute? der mir das ſelbſt wiederholte?

Fel. Ja, ich bin es, und um mich dafür zu ſtrafen, iſt meine Liebe für Sie urplötzlich zur heiſſeſten Gluth, zum Wahnſinn geſtiegen! Ja, zweifeln Sie nicht an dieſer plötzlichen Verwandlung! Der Himmel allein konnte ſie in mir hervorbringen und ich fühlte vorher zuviel Haß gegen Sie, als daß ich nicht damit hätte enden ſollen, Sie aufs Innigſte zu lieben.

Val. (ironiſch). Oho! . . . alſo eine plötzliche Leidenſchaft. Noch vor einer Viertelſtunde wollten Sie Ihr Herz einer Andern ſchenken . . . Da die Entführung mißlang, entfloh die Liebe und der Platz blieb leer. — Jetzt haben Sie die Güte, mir ihn einzuräumen. Oh! das iſt ſehr ſchmeichelhaft! . . . Und ohn-

ſtreitig geben Sie mir nun kraft Ihrer vormundſchaftlichen Würde den Befehl, . . . Sie zu heirathen.

Fel. (zärtlich). Nein, o nein! . . . Ich befehle nichts! . . . ich bin nicht mehr Ihr Vormund! mein Gott! bin ich es denn wirklich einmal geweſen? . . . Es kommt mir vor, als ob vielmehr Sie . . .

Val. (lächelnd). Das iſt nicht ganz unwahr!

Fel. Was ich jetzt will, iſt nur dies, Sie recht glücklich zu machen . . . und Beauvoiſin iſt nicht der Mann dazu . . .

Val. (für ſich). Das fürchte ich ſelbſt.

Fel. Dieſer Menſch ſtrebt nur nach Ihrem Vermögen.

Val (für ſich). Das beſorge ich.

Fel. Sie können ihn nicht lieben!

Val. (für ſich). Das fühle ich wohl!

Fel. (mit Seele). Während ich, der Sie um Ihrer ſelbſt willen anbetet . . . oh! es iſt unmöglich, daß Sie mich nicht lieben!

Val. (aufſchreiend). Wie? mein Herr!

Fel. (liebevoll). Ja, Sie lieben mich, das weiß ich gewiß! Ich fordere keinen andern Beweis dafür als dieſe unausgeſetzte Sorge für mich, dieſen unaufhörlichen Kampf Ihres Verſtandes gegen meine Tollheiten . . . Alles das war ja Liebe! war es gegen Ihr Wiſſen! war es, ohne daß Sie ſich Rechenſchaft darüber ablegten! Aber es war doch Liebe! Liebe! . . . und eine um ſo köſtlichere Liebe, als ſie ſich nur durch Wohlthaten kund gab.

Val. (für ſich und zitternd). O mein Gott! wenn er Recht hätte! . . . Mein Herz klopft ſo heftig!

Fel. Schließen Sie daraus, wie glücklich wir ſeyn könnten! In der Nähe unſrer theuern Tante! Welche gute Haushaltung wir führen könnten . . .

Val. (lächelnd). Glauben Sie?

Fel. (hingeriſſen). Fürs erſte würde meine Frau, wenn wir verheirathet wären, unumſchränkte Gebieterin ſein. . . .

Val. (eben ſo). Oh, was das betrifft, ſo wäre das ſehr vernünftig.

Fel. Dann wäre meine Beſchäftigung die, ſie zu lieben, ihr alle möglichen Vergnügungen und Genüſſe zu verſchaffen . . .

Val. Ei! das wäre gar nicht übel!

Fel. Wir hätten ein ſchönes Haus, um darin ſtill unſerm Glück zu leben . . . eine elegante Equipage um uns auf die Promenade zu fahren . . . Sie lieben die Muſik; wir werden eine Loge in der Oper und bei den Italienern haben. . . . Sie tanzen zum Entzücken . . . Alle Tage Feſte und Bälle, deren Königin Sie ſeyn werden! . . . Alle Tage neue Kleider, Diamanten. . . .

Val. (heiter). Halten Sie ein! Sie richten uns zu Grunde.

Fel. Glauben Sie? . . . Geh ich zu ſchnell! . . . Gut denn! . . . So wenden wir mehr Oekonomie an! . . . wir beſchränken die Feſte . . .

Val. Die Diamanten!

Fel. (feurig ſie an dem Arm nehmend). Was Sie wünſchen, werde auch ich wünſchen ... Ihr Geſchmack wird auch der meine ſeyn! ... Und wenn Sie mich ſo Ihnen gehorſam ſehen, nur für meine Valentine lebend und athmend ... werden Sie ſich ſagen: das iſt mein Zögling! ... ich bin es geweſen, die ſich, dieſen kleinen artigen Mann herangebildet hat!

Val. (fortgeriſſen). Oh! das wird allerliebſt werden! (plötzlich von einem Gedanken betroffen). Oh! Ach mein Gott! ich vergaß ...

Fel. Was iſt Ihnen?

Val. Nichts! Aber das iſt ja ein Traum, der nie zur Wirklichkeit werden kann! (reißt ſich los und geht links hin).

Fel. Und warum nicht?

Val. Eine heilige Verpflichtung ...

Fel. Eine Verpflichtung! ...

Val. Freilich! ... Bei Ihren Entführungsplänen mußte ich doch einen Beweis von der Untreue einer Perſon haben, die Sie mißbrauchte, und um dieſen Brief, den ich Ihnen vorhin gezeigt habe, zu erhalten ... habe ich mich aufgeopfert!

Fel. Wie?

Val. Sehen Sie, dort kommt Herr Beauvoiſin! ... ohnſtreitig, um ſeine Anſprüche geltend zu machen.

Fel. Beauvoiſin!

Zehnter Auftritt.

Beauvoiſin, der ernſt und kalt mit einem Brief in der Hand auftritt.

Die Vorigen.

Fel. (zornig). Biſt Du's ſchon wieder!

Beauv. (kalt). Ja, Herr Derneville! (für ſich) Haltung! Würde! (laut). Sie haben den Despoten ſpielen ... und zwei Herzen trennen wollen ... die für einander geſchaffen waren! ... Im erſten Augenblicke ... der Ueberraſchung ... einer ſolchen Beleidigung ... hielt ich mich für verloren, aber glücklicher Weiſe hatte ich eine Waffe in den Händen, welche Ihre Autorität zu nichte macht.

Fel. Eine Waffe?

Beauv. Ja! einen Brief des Fräuleins, der mich für das monſtröſe Benehmen meines Exfreundes entſchädigt.

Fel. (ihn ergreifend). Einen Brief! Was ſagſt Du? ... Hierher mit Dir! .... Antwort!

Beauv. (betroffen). Was ſoll denn das heißen? Ich ſage zu Ihnen, Herr Derneville ... und Sie ſagen zu mir: Hierher mit Dir! ... Ich ſage Sie zu Ihnen und Sie nennen mich Du!... Es ſcheint mir doch, als ob nach dem, was vorgefallen, ...

Fel. (an ſich haltend). Nun denn ... Herr von Beauvoiſin ...

Beauv. (ſtolz). Nein, mein Herr ... ich habe noch kein von' ... wenn ich es haben werde ... ſpäter werden wir ſehen ...

Fel. (ungeduldig). Ei zum Henker, machen wir ein Ende! Was iſt das für ein Brief von Valentine? Ich will es wiſſen . . .

Beauv. (ihm trotzend). Sie wollen? (ſich milder ſtimmend). Darauf ſoll mir's nicht ankommen; ich würde ſtolz darauf ſein, ihn der ganzen Welt als ein Unterpfand ihrer Liebe zu zeigen.

Val. (furchtſam). Herr Beauvoiſin . . .!

Fel. Ihrer Liebe?

Beauv. (bei Seite). Das ärgert ihn! (laut) Sie können ſelbſt darüber urtheilen. (lieſt) Mein lieber Herr Beauvoiſin." (ſich unterbrechend) Mein lieber! (für ſich) Ich hebe das ausdrücklich hervor, um ihm den Dolch ins Herz zu ſtoßen. (wieder beginnend) „Mein lieber . . .

Fel. (verdrüßlich) Ich habe es zur Gnüge gehört. . . . Weiter!

Beauv. (lieſt:) „Ich habe zuerſt Ihre Hand ausgeſchlagen . . . und hatte Unrecht, alle die ſchätzbaren Eigenſchaften zu verkennen" . . . (hervorhebend) Schätzbar! (für ſich) ich hebe dieſes hervor, um tiefer zu verwunden!

Fel. O, ſo mach doch fort!

Beauv. (beleidigt). Wie, mein Herr! mach doch fort? . . . Sie ſind nicht berechtigt, zu ſagen: Mach doch fort. . . . (lieſt) „Heut, wo Sie zur Vergeltung des Opfers, das ich von Ihnen fordere, mich um eine förmliche Verpflichtung bitten, welche Ihnen meine Hand zuſichert, erkläre ich . . . daß ich bereit bin, ſie

herumstreifenden Kriegsknechte nicht den Wehrhaften anfallen möchten.

Es glückte ihm dieses auch. Und als die Nacht vollends eingebrochen, trug er den Freund, der noch immer im halben Todesschlummer lag, durch abgelegene Straßen in das kleine Haus, wo sie gemeinschaftlich wohnten, und welches, da es ärmlichen Ansehens von außen, die Habgierde keines der feindlichen Soldaten gereizt hatte.

Nur mühsam gelang es hier den Bemühungen des Freundes, den erlöschenden Lebensfunken Polydors wieder anzufachen, und es vergingen viele Wochen ehe dieser das völlige Bewußtseyn des Lebens wieder erhielt. Matrino hätte nun wohl so gern das erste Erwachen seines Freundes mit der beruhigenden Nachricht bezeichnet, welch ein Schicksal Klara betroffen habe, aber aller Nachforschungen ohnerachtet, welche bei dem fürchterlichen Zustande, in dem sich damals das arme Rom befand, nur mühsam, gefahrbringend und doch unvollständig seyn konnten, war es nicht möglich gewesen, auch nur das Kleinste über sie zu erfahren. Von dem Besitzer des Hauses aber, dem Peiniger Klaras, ging das Gerücht, daß er bei der Plünderung desselben, da er sich den eindringenden Soldaten habe widersetzen wollen, von ihnen getödtet, das Haus in Brand gesteckt, und er unter den Trümmern vergraben worden sey.

Ihnen zu geben! Ich verſpreche Ihnen dies bei Gott! und dies iſt ein Schwur, den ich nie brechen werde ... müßte ich auch, um ihn erfüllen zu können, den Augenblick abwarten, wo es mir frei ſtehen wird, über mich ſelbſt zu gebieten."

Fel. (für ſich). Mein Himmel!

Beauv. (endend). „Bis dahin ... werde ich mich nicht eher für deſſen entbunden halten ... bis Sie ſelbſt mir mein Wort zurückgeben!" (ihm die Unterſchrift zeigend) Valentine de la Marnière! Und das Datum? ... vor acht Tagen!

Fel. Iſt es denn möglich!

Val. (für ſich). Wie unglücklich er ſcheint! Oh, wenn ich gewußt hätte!

Beauv. (für ſich). Es wurmt ihn fürchterlich! Das iſt meine Rache!

Fel. (bei Seite). Ich möchte ihm lieber Ohrfeigen geben! (laut) Geh! fort! ... nein! ... bleib! ...

Beauv. Es iſt doch höchſt unanſtändig, daß Sie mich noch immer duzen! Bleib! geh! ... Das klingt ja gerade, als ob ich Ihr Bedienter wäre! ... Ich werde thun, was mir beliebt. Und ich gehe.

Fel. (zornig). Dieſer Brief hat keine Gültigkeit, mein Herr!

Beauv. (zurückkehrend). Er wird ſie in drei Monaten haben, mein Herr, weil das Fräulein dann mündig iſt ... wo ich ſie auch wider Ihren Willen heirathen werde.

Fel. Ich werde Dich wohl daran zu hindern wiſſen!

Beauv. Und wie?

Fel. (ausbrechend). Indem ich Dich ermorde!

Beauv. Oh!

Val. Felix!

Fel. Ja, Du wirſt mir Rede ſtehen! Heute noch! Im Augenblicke!

Beauv. Das werden wir ſpäter ſehen... aber Sie, mein Herr, Sie werden damit anfangen, Ihre Rechnung abzulegen, mir die 300000 Franks auszuhändigen...

Fel. (gleichgiltig). Oh, die 300000 Franks liegen ſchon lange bereit!... Sie ſtehen bei Chabanais.

Beauv. (erſchreckend). Bei Chabanais! Was? ...habe ich recht gehört?

Fel. Nun ja, ich habe ſie ihm einſtweilen eingezahlt.

Beauv. Barmherziger Gott!... Aber er hat ja Bankerot gemacht!

Fel. Chabanais?

Beauv. (außer ſich). Er iſt ausgetreten... es iſt ganz beſtimmt!... Jedermann weiß es.

Val. Iſts möglich!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Frau v. Marenil.

Fr. v. Mar. Liebe Kinder! Was für eine

Neuigkeit! Ich bin ganz außer mir darüber! Herr Chabanais...

Fel. u. Val. Es iſt alſo wahr?

Fr. v. Mar. Fallirt mit drei Millionen!

Beauv. (wüthend). Und der Herr hier, der ihm vor wenigen Tagen noch...

Fr. v. Mar. (zu Felix). Wie? er hatte Geld von Dir?

Fel. Wollte doch Gott, daß er mein ganzes Vermögen mitgenommen hätte! Aber mich trifft es nicht! Meine arme Valentine, werden Sie mir das je vergeben?... Sie iſt zu Grunde gerichtet!

Fr. v. Mar. Zu Grunde gerichtet! Sie!... allmächtiger Gott! mein armes Kind!

Val. Liebe Tante! betrüben Sie ſich nicht darüber!

Beauv. Es iſt ſchändlich, iſt abſcheulich. Das folgt daraus, wenn man Vormünder von zwanzig Jahren ernennt!... Milchbärte!... Die nicht wiſſen, was ſie thun! Denn das iſt doch wahrhaftig keine Kleinigkeit!... Das iſt ein Ereigniß!... Die Lage iſt freilich noch immer dieſelbe... wenn man nicht annehmen will... daß die Sachen ſich doch ſehr verſchieden geſtellt haben....

Fel. (für ſich, einen Gedanken faſſend). Ha!... wahrhaftig!... ſeine Unruhe!... Hätte ich da einen Meiſterſtreich gemacht, ohne daran zu denken?... (laut) Was wollen Sie damit ſagen, mein Herr?... ſehr verſchieden?

Beauv. Ohne Zweifel, mein Herr! ein Vormund vertraut nicht auf eine ſo leichtſinnige Weiſe....

Fel. (kalt). Ich hatte dazu die Genehmigung des Familienraths erhalten.

Beauv. Aber man nimmt doch ſeine Sicherheitsmaaßregeln!

Fel. (eben ſo). Ich habe ſie auch genommen, mein Herr.

Beauv. (aufathmend). Ah!

Fel. Ich habe hier den Empfangſchein von Chabanais, den ich Ihnen einhändigen werde.

Beauv. (wüthend). Den Empfangsſchein von Chabanais!... Und was ſoll ich damit anfangen?

Fel. (für ſich). O, Gottlob! wir ſind gewiß gerettet... und ich bin reich genug... (laut) Ja ich habe den Empfangsſchein, mein Herr!

Beauv. (ausbrechend). Ein ſolcher Wiſch!... und das ſagt er mit lächelndem Munde, mit heiterm Geſicht, mit fröhlichen Augen!... Man ſollte ſagen, er ſei noch entzückt darüber, ſeine Mündel zu Grunde gerichtet zu haben!... Ja, mein Herr! Sie ſehen ganz entzückt aus!... Das heißt doch den Haß, den Sie ſtets gegen dieſes intereſſante Schlachtopfer gezeigt haben, allzuweit treiben!

Fr. v. Mar. In der That, lieber Neffe....

Val. Aber, liebe Tante, er wußte ja nicht...

Fel. Wenn ich ruhig bin, mein Herr, ſo iſt es deßhalb, weil ich Ihr Zartgefühl kenne, und weiß

...daß ohnerachtet des Verluſts des Vermögens meiner Mündel, Sie nicht zögern werden...

Beauv. (mit Entſchluß). Oho! Sie glauben mich in die Enge getrieben zu haben?... Nun denn, mein Herr!... Nein! ich werde nicht zögern... ich darf nicht zögern... ich bin Verpflichtungen gegen meine politiſchen Freunde eingegangen... ich habe ihnen eine Mitgift von 300000 Franks verſprochen, und ſie beſtehen darauf... nur um dieſen Preis allein vertrauen ſie mir die Intereſſen meines Vaterlandes an.... (zögernd) Und obgleich meine Liebe glühender iſt als je...

Die Damen (mit verſchiedenem Gefühl). Nun?

Beauv. (mit Aufregung). So würde ich mich doch ihrer Achtung unwerth halten... wenn ich länger noch einen Anſpruch behielte.... der... (Er zieht Valentinens Brief aus der Taſche und giebt ihn ihr mit abgewandtem Geſichte).

Val. (voll Freude). Mein Brief! (für ſich) Oh, wie glücklich bin ich, zu Grunde gerichtet zu ſein.!

Fr. v. Mar. (mit Verachtung). Oh!

Fel. (für ſich). Ich athme wieder!

Beauv. (mit einem tiefen Seufzer). Man iſt manchmal ſehr unglücklich dadurch, politiſche Freunde zu haben. (Valentine hat den Brief zerriſſen.)

Fel. (ſich zurückhaltend). O wie wahr!... Aber das edle Benehmen des Herrn Beauvoiſin elektriſirt auch mich... und ob ich gleich geſetzlich für nichts

verantwortlich zu ſein brauche, erſtatte ich doch meinem Mündel aus meinem Vermögen die 300000 Franks, die ich allzu leichtſinnig Herrn Chabanais anvertraut habe.

Beauv. Was?

Fr. v. Mar. (ihren Neffen umarmend). Braver Neffe!... Das iſt eine Handlung der Gerechtigkeit, die mich wieder mit Dir ausſöhnt.

Beauv. (lieſt die Stücken des Briefs wieder auf). Das hätte man doch gleich sagen ſollen.... Wie wär's, ſchöne Valentine, wenn wir die Sachen wieder in den vorigen Stand ſetzten?

Val. (lächelnd). Nein, Herr Beauvoiſin!... Sie haben zwar meinen Brief wieder aufgeleſen... aber die Stücke ſind zu nichts mehr nütze.

Beauv. (zornig auf die Papierſtücke blickend). Und man hängt nicht mehr alle dieſe Bankerottirer!... Böſewicht von Chabanais!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen Chabanais

Chab. (im Hintergrunde). Wer ſprach hier gefälligſt von mir?

Alle. Was ſehe ich?

Die beiden Damen. Herr Chabanais.

Chab. Nun ja, ich bins.... Ich komme zum Mittagseſſen.... Das wundert Sie? (zu Fr. v. Mareuil.) Hatten die gnädige Frau mich nicht dazu eingeladen?

Fr. v. Mar. (verlegen). O gewiß.... Aber man glaubte...

Val. (eben ſo). Man ſagte...

Beauv. (eben ſo). Man behauptete...

Fel. Beauvoiſin verſicherte, daß Du nach Belgien gereiſ't wärſt.

Chab. (ihn ſchief anſehend). Beauvoiſin?.. Ach ja, ein verſtellter Zurückzug... ein geſchicktes Manoeuver... eines der großen Feldherren der Dreiprocentigen würdig.... Die Actien unſerer Brabanter Kohlengruben fielen auf die furchtbarſte Art! Ich beſaß deren 1200 Stück... und wäre verloren geweſen... da hatte ſie das Gerücht von meiner Flucht vollends bis auf Null herunter gebracht.... Nun hatte ich meine Ordres auf dieſen Fall geſtellt.... Meine Agenten kauften 3000 davon auf... und auf einmal ließ ich mich wieder an der Börſe ſehen, fröhlich, lächelnd, die Hände voll Banknoten. ... Augenblicklich war das Vertrauen wieder hergeſtellt, die Actien ſtiegen, die Wuth des Aufkaufens miſchte ſich darein... ich verkaufte mit ungeheurem Vortheile wieder, und nach einer Viertelſtunde ſah ich mich reicher und angeſehener als je.

Fel. (lachend). Das iſt ja Magie!

Beauv. Der wackere Chabanais!... ich ſagte wohl, daß es ganz unmöglich ſei....

Chab. (ſchießt einen dröhnenden Blick auf ihn, der ihn ſtumm macht). Apropos, Felix, da ſiehſt Du nun wohl, daß ich Deine deponirten 300000 Franks nicht

halten kann. Meine Fonds ſind zu groß ... ich bringe ſie Ihr alſo wieder. (leis, indem er ſie ihm übergiebt) Deine Gelder haben mich gerettet! Du haſt mir einen Dienſt geleiſtet, ohne es zu wiſſen! Tauſend Dank!

Fel. (leis). Und Du mir! Hunderttauſendmal Dank!

Beauv. Das iſt doch eine Speculation von einer Kühnheit geweſen, die ...

Chab. Unfehlbar war, ... denn ich habe auf die Verläumdung ſpeculirt! (Beauvoiſin von der Seite anſehend). Sie hat mir gute Dienſte geleiſtet ... aber die Verläumder ſelbſt werde ich zu züchtigen wiſſen (halb leis) Sie verſtehen mich, Herr Beauvoiſin ... auf 25 Schritt!

Beauv. (für ſich). Und auf 50 putzt er ein Licht aus! ... Ich bin ein ausgeputzter Menſch!

Fr. v. Mar. Das iſt alles recht gut.... Valentine hat ihr Vermögen wieder erhalten ... aber ihren Mann ... Sie muß doch jetzt einen haben....

Val. Mein Vormund ... (ſchüchtern) hatte von einem meiner Bewerber geſprochen.....

Fel. (zu Valentine tretend und ihr liebend die Hand küſſend). Der geſchworen hat, Valentine glücklich zu machen.

Fr. v. Mar. (von einer Idee betroffen). Ach du mein Himmel!

Chab. (errathend). Ah bah!

Beauv. (ſich vor die Stirn ſchlagend). Daß mir das nicht eingefallen iſt!

Fr. v. Mar. (vor Freude bebend). Wie? (zu Felix) Du, der ſie verabſcheute ...

Fel. (zärtlich). Eben deswegen will ich ſie nun recht unglücklich machen!

Fr. v. Mar. (zu Valentine). Du, die ſo böſe auf ihn war?

Val. (Felix die Hand reichend). Nun, da ſehen Sie daß ichs noch bin!

Fr. v. Mar. Und Du willſt ihn heirathen?

Val. Ja, liebe Tante, um immer unter Vormundſchaft zu bleiben.

Ende des zweiten und letzten Aktes.

Diese Nachrichten raubten Polydor alle Freude der Seele, ob auch schon seine Jugendkraft und der treue Beistand seines Maturino ihn wieder völlig herstellten. Auch ihm, der nun selbst Rom durchstreifen konnte, gelang es nicht etwas Bestimmteres zu erkunden und in dumpfe Trauer versank sein Gemüth, und düster blickte sein Auge.

Doch bald nahte sich ihm der Schmerz noch von einer andern Seite. Ansteckende Krankheiten waren in Rom ausgebrochen, denn die 40,000 fremden Krieger, welche jetzt darin hausten, dachten nicht daran, welche Vorsicht ein heißer Sommer in dem ungewohnten Klima nothwendig mache, und so riß die fürchterlichste Pest bald mehr als 20,000 von ihnen hinweg, während die unglücklichen Einwohner der Stadt von anderm Elend gereinigt, auch noch von diesem, dem allerschrecklichsten, mit ergriffen wurden. Unter ihnen Maturino. Treu hatte er das Leben seines Polydors bewacht, treu bewachte dieser wieder das seine, aber der fürchterlichen Gewalt der bösartigen Seuche konnte keine Pflege, konnte selbst die starke Natur des Florentiners nicht den Sieg abgewinnen, und im tiefsten Schmerz verloren, selbst wünschend, daß er mit ihm hinabsteigen könne in die dunkle Gruft, stand Polydor an der Leiche seines Freundes, mit dem er alles verlor, was ihn noch an das Leben band, denn selbst das Gefühl

Jeanne und Jeanneton.

Luſtſpiel in zwei Aufzügen

von

Scribe und Varner.

In's Deutſche überſetzt

von

Theodor Hell.

Personen:

Die Marquise d'Aubervilliers,
Coquebert, Juwelenhändler.
Anatole, sein Sohn.
Galuchet, Goldarbeiter.
Jeanne, } Töchter Galuchets.
Jeanneton, }
Ein Diener.

Ort der Handlung Paris; im ersten Acte bei Galuchet, im zweiten bei Coquebert.

Erſter Aufzug.

Innres eine Dachſtube. Thüre im Hintergrunde und an den Seiten. Links vorn eine kleine Werkſtatt mit einem alten Seſſel. Weiter hinten ein Fenſter. Im Hintergrunde ein Kamin, auf welchem eine kupferne Lampe und ein Jasminſtock. Rechts vorn ein kleiner Gueridon, mit einem Arbeitskörbchen. Im Hintergrunde ein Büffet.

Erſter Auftritt.

Jeanne und Jeanneton, jede in einer Ecke des Theaters; erſtere rechts mit Nähen beſchäftigt, letztere links desgleichen mit Rechnungen.

Jeannet. Ich mag rechnen wie ich will, ich finde ſtets die Woche 30 Franks Einnahme und 35 Franks Ausgabe. ... Das iſt ſchauderhaft für einen Caſſirer ... wie ich es bin ... indeß meine Schweſter arbeitet. ... Das arme Mädchen! (Jeanne betrachtend, die ihr ein wenig den Rücken zukehrte und die Arbeit aus der Hand fallen ließ) Seit einer halben Stunde hat ſie das Köpfchen nicht in die Höhe gerichtet! ... Ich

muß aber doch die Addition noch einmal durchgehen, und dann geſchwind auch wieder an die Arbeit.

Jean. (für ſich in einem Briefe leſend, den ſie aus der Taſche zieht). „Nie wird mein Vater in unſere Verbindung willigen. ... Dieſen Abend um 11 Uhr werde ich an Ihrer Thür ſein. ... Vertrauen Sie ſich alſo mir, der ich Sie liebe und mündig bin. ... Anatole.“ ... O! mein Herr Anatole! was verlangen Sie da von mir! Und die Nachſchrift: „Wenn Sie einwilligen, ſo ſtellen Sie den Blumentopf an's Fenſter.“ ... Nein, nie! nie! ... Meinen Vater verlaſſen, der ſo gut iſt ... und meine arme Schweſter Jeanneton! ...

Jeannet. (ſchreiend). Ha! ... da finde ich jetzt gar 37 Franks! ... Sieben Franks mehr als die Einnahme.

Jean. Was haſt Du denn nur?

Jeannet. Was ich habe? ... was ich habe? ... Ich habe eben nichts. ... Das iſt das Unglück! ... Mit der Ausgabe geht's ſo ſehr geſchwind! ... Und da Du geſtern mit dem Vater von dem Feſte zu Saint Cloud ſprachſt ...

Jean. Nun? ... würde Dir's nicht auch Vergnügen machen, dahin zu gehen?

Jeannet. O ja, ja! ... Es tanzt ſich dort ſo hübſch ... und wir würden doch auch getanzt haben ... will ich hoffen!

Jean. Verſteht ſich! verſteht ſich! (für ſich) Der arme Anatole!

Jeanet. Aber das würde wieder Geld koſten!

Jean. Freilich! freilich! ... Ach! wenn ich nur einmal recht reich werden ... eine gute Parthie machen könnte! ... Davon träume ich Tag und Nacht!

Jeannet. Ja, das thun alle junge Mädchen.

Jean. Meinem Vater ein sorgenloses Leben schaffen ... fünf bis sechshundert Franks Renten!

Jeannet. Ach geh! Du bist gar nicht freigebig! ... Ich gäbe ihm wenigstens fünf bis sechs Tausend.

Jean. Da heirathest Du also einen Herzog ... oder einen Marquis?

Jeannet. Je nun, wenn man einmal dabei ist ... das kostet za nicht mehr.

Jean. Ich ... ich würde mit einem hübschen jungen Manne zufrieden sein ... der viel Liebe für mich ... und ein kleines Vermögen hätte. Ja, ein kleines Vermögen ist doch gar nicht übel, wenn man es hat.

Jeannet. Allerdings, liebe Schwester ... aber wenn man es entbehren kann, kommt's auf eins hinaus.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Galuchet.

Gal. (tritt singend ein). Wem das Glück Reichthum giebt
Dem giebt es auch Sorgen, u. s. w.

Jean. Wie vergnügt Sie aussehen!

Jeannet. Und wie ermüdet Sie ſind!

Gal. Ich bin gelaufen, um ſchneller zu Euch zu kommen.

Jeannet. Und ſind warm geworden!

Gal. Das hat nichts zu bedeuten. ... Gieb mir ein Glas Waſſer.

Jeannet. Ach bewahre! lieber ein Glas Wein.

Gal. Ei, ſieh doch! ... giebt's denn dergleichen hier?

Jeannet. Verſteht ſich! ... Wir haben eben unſere Rechnung zuſammen abgeſchloſſen, ich und die Schweſter. ... Sie können ſich heute ein wenig ausruhen.

Gal. Glaubſt Du?

Jean. Ja, lieber Vater!

Jeannet. Unſer Monat iſt gut ... wir haben Ueberſchuß.

Gal. Und ich glaubte, es ſei ein Defizit eingetreten!

Jeannet. Im Gegentheil! ... Fragen Sie nur meine Schweſter, die weiß, ſo wie ich die Totalſumme. ... Nicht wahr?

Jean. (präſentirt ihm ein Glas, während Jeannetton einſchenkt). Allerdings.

Jeannet. Darum trinken Sie, lieber Vater ... trinken Sie unbeſorgt. ... Unſere Affairen gehen gut.

Jean. Und werden noch beſſer gehen ... das verſpreche ich Ihnen.

Jeannet. Das will ich glauben. ... Durch Ordnung und Sparſamkeit kommt man immer weiter vorwärts.

Gal. Nun denn! Du haſt Recht, gute Jeanneton, und ein Glück kommt nie allein ... Ihr errathet gewiß nicht, was ich Euch da mitbringe? ... eine Banknote.

Jeannet. Ah bah!

Jean. Ach, gehen Sie doch!

Gal. Ja, ja, die Sache iſt allerdings ſehr komiſch und muß Euch völlig wunderbar vorkommen. Eine Banknote in meiner Taſche, wo ſonſt nur einige Kupfermünze ſich verkrümelt. Das Billet hätte ſich gewiß einer ſolchen Nachbarſchaft geſchämt; aber glücklicherweiſe, (klopft auf die Taſche) war hier gerade gar Niemand zu Hauſe!

Jean. (ſich links auf ſeine Stuhllehne lehnend). O! das müſſen Sie erzählen!

Jeannet. (ſetzt ſich auf den Arm ſeines Armſtuhles rechts). Ja, Väterchen, wir hören zu!

Gal. Seht einmal, faſt wie ſonſt, wo ich Euch Beide auf meinen Knieen hatte! ... Aber jetzt ſeid Ihr gar zu groß dazu geworden und das iſt Schade! ... Doch nein! Ihr ſeid auch viel hübſcher geworden und das macht's wieder gut. ... Nun alſo hört! Damals, wie ich Euch ſagte, war ich eines Tags ein wenig ... angeſtochen ...

Jeannet. Ach bewahre! das ſagten Sie uns nicht, denn das paſſirt Ihnen nie.

Gal. Jetzt nicht, nein ... aber sonst! ... Seht Ihr, meine Kinder, wenn der Arbeiter die ganze Woche über in Anstrengung und Noth zugebracht hat, so ist es ganz natürlich, daß er des Sonntags oder Montags sich ein wenig gute Zeit und glückliche Stunden gönnt.

Jeannnet. Ist man denn glücklich, wenn man trinkt?

Gal. Nein, das nicht, ... aber man träumt sich's doch, es zu sein, und das kommt auf eins hinaus. Nun denn, Eure Mutter, die eine sehr hübsche Frau war, so wie Du Jeanne, und ein gescheites Köpfchen, so wie Du, Jeanneton, also Eure Mutter mochte schmälen wie sie wollte, sie hatte mich doch von diesem Glücklichmachen nicht heilen können, das sie sonderbarer Weise einen Fehler nannte.

Jeannet. Ei da hatte sie recht!

Gal. Nun da sehe eins, Mamsell Galuchet! ... oder vielmehr Madame Ich befehls! ... Denn dieses Mädchen da ... das ist die leibhafte Moral in Nachthaube und Unterrock! ... Nun denn weiter! .. Nichts hatte angeschlagen. ... Als ich aber die beiden jungen Mädchen im Hause hatte, die nun keinen andern Vater und Mutter zugleich besaßen als mich ... ging ich in mich, schloß meine Rechnung mit dem Weinschenken ab und machte Bekanntschaft mit dem Wasserträger. Ja, sagte ich zu mir selbst, weg nun mit Schmausereien und Gelagen; da ich jetzt meinen Kindern als Führer dienen soll, kann ich, um diese

nicht aus dem geraden Wege zu bringen, doch nicht ſelber in die Quere gehen!

Jean. Sie guter Vater!

Gal. Stille, ſtille! Man ſoll ſich nicht ſelbſt rühmen! ... Von Zeit zu Zeit ... ſo von weitem ... gerieth ich aber doch manchmal wieder ... aber nicht oft! ... Endlich aber einmal ... es war das letzte Mal! ... Da hatte mir Herr Coquebert, mein Patron, der Juwelier, für den ich arbeitete, einen Diamant von 2000 Franks an Werth zu faſſen gegeben. Den Kopf nun ſo ein wenig wirr, wie ich Euch ſagte ... verlor ich den!

Jean. u. Jeannet. Ach du mein Gott!

Gal. Alle Wetter, habe ich arbeiten müſſen, um das wieder zu verdienen und trotz aller meiner Anſtrengungen war ich noch faſt die Hälfte darauf ſchuldig ... als ich geſtern die Nachricht bekam, daß auf der Poſt für mich ein recommandirter Brief liege. ... Ich gehe gleich heute früh dahin und ſeht nur, Kinder, ſeht! ... Da leſet es ſelbſt!

Jean. (lieſt). „Sie ſind Herrn Coquebert noch 1000 Franks ſchuldig. Hier ſind ſie. Was Ihren neuen Gläubiger betrifft, ſo machen Sie ſich deshalb keine Sorge und ſuchen Sie nicht, ihn kennen zu lernen, indem Sie mir erlauben, mich blos zu unterzeichnen: der Freund rechtlicher Leute und braver Arbeiter.“

Jeannet. Iſt das möglich?

Jean. (ihr den Brief zeigend). Da ſieh nur!

Jeannet. (einen Schrei ausſtoßend). Ah!

Jean. Was haſt Du denn?

Jeannet. Nichts! ... Ich ſage blos, daß das gewiß ein braver junger Mann iſt, der das geſchrieben hat.

Gal. Wer ſagt Dir denn, daß er jung iſt?

Jeannet. (ihm den Brief zurückgebend). Ach ja! es kann vielleicht auch ein Alter ſein.

Gal. (den Brief ablehnend). Nein, nein, behalte ihn, Jeanneten; Du biſt ja der Caſſier und Finanzminiſter. Wir bezahlen nun Herrn Coquebert. Und jetzt, wo wir keine Schulden mehr haben, vivat die Freude! Alles was wir nun erwerben ...

Jeannet. Müſſen wir ſparen.

Gal. Ach, geh doch! Das iſt gar zu langweilig. ...

Jeannet. Bei Seite legen für böſe Zeiten.

Gal. Dergleichen wird's gar nicht mehr geben! ... Jenes war's ja nur allein, was mich noch quälte.

Jeannet. Und, wenn Sie krank würden, lieber Vater?

Gal. Ich werde es nicht ... ich kann es gar nicht werden! ... Ich bin ſo glücklich, wenn ich Euch da ſo ſehe, hier bei mir, in meinem kleinen Stübchen. ... Da ſehe ich Euch an und arbeite ... und die Arbeit geht wie von ſelbſt. ... Und nun vollends Sonntags! ... wenn wir alle Dreie ausgehen ... und ich unter jedem Arme eine habe ... mit Eurem allerliebſten Thun und Weſen, Euren rothen Mützchen und Euren eben ſo roſenrothen Geſichterchen ... und wenn nun Alle, die vorübergehen, ſich umdrehen, um Euch

für die hohe Kunst war ihm untreu geworden in diesen Monden des Entsetzens und der Klage.

Aber verweilen mochte er wenigstens nicht länger dort, wo er zwar das Höchste erlangt hatte, aber nur um es desto schmerzlicher wieder zu verlieren, und er verließ daher Rom in den nächsten Tagen nach Maturins Tode, nach Neapel sich wendend, das er ja früher unter fröhlichern Aussichten mit der vollen Heiterkeit seiner Seele zu betreten gehofft hatte. Ruhiger war es dort und freundlicher als in Rom, welches unter der schrecklichsten Geissel der Verheerungen des Kriegs und der Pest erlag, aber in seinem Herzen ward es nicht lichter. Die herrliche Natur dieser Braut des Meeres mahnte ihn nur daran, daß er sie ohne Freund, ohne Geliebte betrachten müsse, und nur dann, wenn nächtlich der Vesuv hochrothe Flammen leuchten ließ aus seiner glühenden Mündung, schien es ihm, als sey er vertraut mit dieser Gegend, weil eben so in ihm die Flammen der Sehnsucht und des Schmerzes auflo-derten, und jedes andre Bild mit den Farben des Schreckens übertünchten. Wohl arbeitete er manches daselbst, besonders für einige Kirchen, aber wie damals in Neapel der reine Sinn für die Kunst noch nicht erwacht war, und die Bewohner dieser Stadt mehr an den rauschenden Vergnügen des wilden Sinnenlebens sich ergötzten, als zu den höhern und stillern Genüssen der milden Kunstbildungen sich

noch einige Mal zu sehen und seine Miene machen, als wollten sie sagen: „Alle Wetter! das sind doch hübsche Mädchen!“ ... Ja, Ihr könnt das gar nicht so sehen wie ich.

Jeannet. (lächelnd). Doch, doch, mein Väterchen!

Jean. (eben so). Und das macht uns Vergnügen. —

Gal. Und mir erst! ... Ich habe es gern, wenn man Euch schön findet! ... Wir gehen auch gleich morgen nach Saint Cloud! ... es ist Fest dort.

Jeannet. Nein, Väterchen ... denn dazu muß man Toilette haben, und das kostet viel.

Gal. Da wir aber bei Casse sind ... wie Du sagtest.

Jeannet. Nicht genug!

Gal. Das laßt mich machen.

Jeannet. Aber, lieber Vater ...

Gal. Du willst doch nicht etwa Schätze sammeln, um die Diebe anzulocken? ... Geld, das ungenutzt da liegt ... kann böse Träume machen und ich schlafe gern ruhig. (man klopft) He? ... wer ist das denn?

Jeannet. (geht um zu öffnen). Sie haben wohl schon Angst? ... Es ist der Sohn des Herrn Coquebert. —

Jean. (betroffen). Anatole!

(Sie setzt sich an die Werkstatt Galuchets, der sein Kleid auszieht, sein Schurzfell umbindet und sich dann an einen kleinen Tisch setzt, wo er arbeitet.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Anatole.

An. (etwas unruhig). Guten Morgen, Galuchet, Ihr Diener, Madmoiſells ... ich komme, weil ich befürchtete ...

Gal. Was denn? mein junger Herr?

An. (wie oben). Sie nicht zu finden.

Gal. Und deshalb kamen Sie?

An. (unruhig und Jeanne anſehend). O bewahre! ... ſondern wegen der Diamanten hier, die man ganz neu faſſen muß, und ſobald wie möglich ... denn mein Vater ſagt, es ſei ſehr eilig ... es iſt für eine Hochzeit beſtimmt. ... Und da hätte ich ſie denn ... in Ihrer Abweſenheit einer von Ihren Töchtern eingehändigt. ... Mamſell Jeanneton, die, ſo viel ich weiß, die Aelteſte iſt ...

Gal. Nein, das nicht.

An. Ah! ... alſo Mamſell Jeanne?

Gal. Noch weniger.

An. Es ſcheint mir aber doch, als ob es eine davon ſein müßte ... die die Aelteſte wäre ... ich will nämlich ſagen, die Jüngſte.

Gal. Da irren Sie ſich ... ſie ſind mir alle Beide an demſelben Tage geſchenkt worden.

An. Aha! ſie ſind alſo Zwillinge?

Gal. Wie Sie ſagen. Daſſelbe Alter, derſelbe Name. ... Jeanne Galuchet. ... Die Eine aber habe ich Jeanneton genannt, um ſie von einander zu unterſcheiden.

Jeannet. Es kommt mir aber doch vor, als ob unſer Herr Papa ſich nicht ſehr in Unkoſten mit Nachdenken geſetzt hat ... denn es giebt doch ſo viele andere Namen!

Gal. Ich habe nie von einem andern hören wollen. ... Es war der Eurer Mutter: Marie Jeanne Galuchet. ... Eine brave Frau, ihr guten Kinder, die Perle des ganzen Viertels. ... Und Ihr werdet werden, wie ſie ... nicht wahr?

An. (bei Seite, ſtets auf Jeanne blickend, die die Augen niederſchlägt). Sie ſieht mich nicht an ... ſie ſagt mir kein Wort! ... Unmöglich, zu erfahren, ob ſie einwilligt!

Jeannet. (bietet ihm einen Stuhl an). Setzen Sie ſich doch, Herr Anatole.

An. Ich danke Ihnen, Mamſell! (ſetzt ſich) Ich ſtehe eben ſo gern.

Jeannet. (einen andern Stuhl bringend und ihn ſitzend findend). Ah! ... ja wenn Sie ſo ſtehen bleiben. ... (ſie ſetzt ſich) Alſo zu einer Hochzeit ſind die Diamanten beſtimmt? ... Darf man ſie ſehen?

An. (giebt ihr ein Schmuckkäſtchen). Ja, Mamſell ... der Contract wird morgen unterzeichnet ... morgen! ... (blickt auf Jeanne) O, er iſt ſehr glücklich, der Bräutigam!

Jeannet. Das kommt noch darauf an! ... Wenn nun die, welche er heirathen ſoll ... alt und häßlich iſt? ... und ich wollte darauf wetten!

Gal. (an ſeiner Werkſtatt arbeitend). Was das nun wieder für eine Idee iſt! ... Woher glaubſt Du denn das?

Jeannet. Weil die Diamanten ſo wunderſchön ſind! ... Und wenn ſie nun dieſes ganzen Weſens da bedarf, um ſelbſt ſchön zu ſein ... iſt das nicht ein böſes Zeichen?

Gal. Ihr Kinderchen! (mit Eitelkeit auf ſeine Töchter blickend) brauchts freilich nicht ... achtzehn Jahr, das iſt beſſer als alle Diamanten.

An. Allerdings! ... aber die Schönheit iſt doch noch ſehr wenig ... denke ich wenigſtens.

Jeannet. (für ſich). Und er iſt bei der Sache gar nicht intereſſirt!

An. (immer Jeanne anſehend). Der Character iſt die Hauptſache, der Character! ... denn es giebt Mädchen, die unter dem Vorwande, daß ſie ſchön ſind ... ſich kein Gewiſſen daraus machen, Perſonen, von denen ſie geliebt werden, zur Verzweiflung zu bringen.

Jeannet. (ihn und ihre Schweſter anſehend). Das wäre ſchlimm!

An. (wie oben). Nicht wahr? ... Die ſich rechte Mühe zu geben ſcheinen, ihnen weh zu thun ... ſie in's Innerſte zu kränken ... aber man ergreift dann endlich ſeine Partei ... (er kehrt die Lehne des Stuhls Jeannen zu und wendet ſich zu Jeanneton) und man vergißt ſie.

Jeannet. Das iſt auch das Beſte, was man thun kann!

An. (wie oben). Nicht wahr, Mademoiſell?

Gal. (links, Jeanne anſehend, die aufſteht). Nun? ... was iſt Dir denn? ... Du biſt ſo blaß geworden!

Jean. (halb leis). Nichts ... lieber Vater ... nur ein wenig Kopfſchmerz!

Gal. (ſchnell aufſtehend). Du armes Kind! (auf den Kamin blickend) Ja, ja, das glaube ich wohl! ... Der Jasmin in dieſer Vaſe! ... Das kann einen wohl betäuben und Kopfſchmerzen machen. ... Warte! warte!

(Während Jeanne einige Schritte thut, um das zu hören, was Anatole ſpricht, der rechts leis mit Jeanneton redet, öffnet Galuchet das Fenſter im Hintergrunde und ſetzt die Blumenvaſe hinaus, dann kommt er zu Jeanne zurück.)

Gal. Nun mein Kind! ... geht's nun beſſer?

An. (aufſtehend und zu Jeanneton, die er grüßt). Leben Sie wohl, Mademoiſelle! (er holt ſeinen Hut aus dem Hintergrunde und bemerkt die Vaſe, welche Galuchet hingeſtellt hat.)

Jeannet. Adieu, mein Herr!

An. (für ſich). Gott! welch ein Glück! Sie willigt ein! ſie erwartet mich heut Abend!

Jeannet. (zu Anatole, der mit ſeinem Hute das Arbeitskörbchen auf dem Tiſche umwirft). Ei! Herr Anatole! was ficht Sie denn an? Sie haben mir ja meine Zwirnknäulchen und Nähnadelbüchſe auf die Erde geworfen!

Gal. Ei die Nähnadelbüchse!

An. O, nehmen Sie es nicht übel!

Jeannet. Sie können mir nun helfen, ſie wieder aufzuſuchen.

An. Mit dem größten Vergnügen! (kniet nieder, um es zu thun).

Jean. (die ſich umſah und die Vaſe auf dem Fenſter erblickt. Sie eilt hin, es zu ſchließen). Gott! was ſehe ich! (laut und zu Anatole eilig zurückkehrend) Mein Herr! ... O, glauben Sie ja nicht ...

Gal. (der im Hintergrunde des Theaters war, zwiſchen beide tretend). Was giebt's denn? Wo willſt Du denn hin?

Jean. Bloß meiner Schweſter ſuchen helfen!

Gal. (auf den knieenden Anatole zeigend). Es ſind ihrer ſchon zwei dabei ... die ſich dazu verſtehen ... und vielleicht gar zu ſehr! ... Sieh doch! Auf den Knieen vor ihr!

Jean. O! ... Sie glauben doch nicht gar ...

Gal. (halb leis). Daß es ein Courmacher ſei? ... Warum denn nicht? ... Jeanneton iſt hübſch genug dazu. ... Aber mir, ſiehſt Du, mir ſteht das nicht an!

Jean. (mit leiſer Stimme). Ein ſo reicher junger Mann! ... der 200,000 Franks bekommen wird ...

Gal. (eben ſo). Gerade deshalb! Wenn dieſe ſchönen jungen Herren mit der Tochter eines Arbeitsmannes ſchön thun, ſo geſchieht's wahrhaftig nicht,

um ſie vor den Herrn Maire zu führen, und ſich mit ihr ...

Jean. O, ſein Sie überzeugt, daß wir niemals ...

Gal. Du? ja das glaube ich; ... Du biſt verſtändig und geſetzt, das ſcheucht dieſe Art Liebhaber zurück! ... Aber Jeanneton! die iſt ſo luſtig und toll ... daß das ihnen Muth macht. ... Siehſt Du, wie ſie mit ihm lacht! (er tritt ſchnell zwiſchen Jeanneton und Anatole, den er auf die Schulter klopft) Laſſen Sie ſich nicht ſtören, Herr Anatole! ... Sagen Sie nur Herrn Coquebert ... dem würdigen Urheber Ihres Daſeins, daß wir ihm Geld einzuhändigen haben.

An. (ſchnell). Wenn Sie es wünſchen, komme ich wieder.

Gal. Nicht doch! Wir gehen morgen nach Saint Cloud, nicht wahr, Jeanneton? (er giebt Anatole die Hand) Ihr Vater erwartet Sie. ... Ich will nur dieſe Diamanten dort einſchließen. (leis zu Jeanne) Gieb ein wenig Acht auf Deine Schweſter und ſuche ihre wahren Geſinnungen zu erfahren. (er geht links ab).

An. (indem Galuchet abgeht, leis zu Jeanne). Heut Abend! ... oder ich vergehe! (er grüßt die Anweſenden und geht durch die Mitte ab).

Vierter Auftritt.

Jeanne. Jeanneton.

Jean. (für ſich). Sollte mein Vater recht gerathen haben? ... ſollte meine Schweſter zufällig

Anatole irgend eine Aufmerkſamkeit gezeigt haben? ... O nein, das iſt unmöglich. (laut) Nun, ſage mir Jeanneton, wie gefällt Dir Herr Anatole?

Jeannet. (gleichgiltig). Nicht ſchlecht, nicht gut! (ihre Schweſter aufmerkſam betrachtend) Und Dir?

Jean. (verlegen). O! von mir iſt nicht die Rede! ... Aber wenn er hierher kommt ... und er kommt oft ... ſpricht er nicht da mit Dir ... auf eine gewiſſe Art, die ... kurz, macht er Dir nicht den Hof?

Jeannet. Nicht im Mindeſten. (ihre Schweſter betrachtend) Und Dir?

Jean. O, von mir iſt gar nicht die Rede. ... Aber man beſchäftigt ſich oft mit Perſonen ... ohne es zu wollen ... ohne daran zu denken. ... Behüte mich der Himmel, Dich deßhalb zu ſchmälen!

Jeannet. (mit Bosheit lächelnd). O! Du biſt ſehr gütig!

Jean. Aber ... nun, gerade heraus geſagt ... da der Vater mich beauftragt hat, Dich zu fragen. ...

Jeannet. (luſtig). Das iſt wahrhaftig komiſch!

Jean. (ereifert). Und da ich Deine Schweſter, und Deine beſte Freundin bin, ſo kannſt Du mir mit Vertrauen antworten. ... Hat Dir nicht ſo eben vorhin Herr Anatole die Hand gedrückt?

Jeannet. Mir? nie ... aber Dir?

Jean. (verlegen). Oh! ... von mir iſt ja gar nicht die Rede ... und Du kannſt ganz ruhig ſein. ...

Jeannet. Wenn ich es aber nun nicht bin, liebe Jeanne?

Jean. Was willſt Du damit ſagen?

Jeannet. Daß Du ... faſt eiferſüchtig auf mich warſt.

Jean. Mein Himmel!

Jeannet. Und daß Du ihn liebſt.

Jean. Still! ſtill!

Jeannet. Du liebſt ihn alſo?

Jean. Ach Gott, ja! ... Er liebt mich ſelbſt ſo ſehr!... und dann, liebe Schweſter, dann hat er mir auch zugeſchworen, mich zu heirathen.

Jeannet. (ihre Hand ergreifend). Iſt's möglich! ... Aber ſein Vater! wird der je einwilligen? Glaubſt Du das?

Jean. Ach nein, ich glaube es nicht!

Jeannet. Und Du denkſt noch daran ... und Du giebſt ihm Gehör? ... und Du haſt ihm nicht ganz höflich geſagt: Erzeigen Sie mir die Güte, niemals wieder hierher zu kommen?

Jean. Ach! Das hätte ich freilich thun ſollen. Aber ... dann würde ich ihn ja auch nicht wiederſehen?

Jeannet. Freilich!

Jean. Freilich? aber da ſtürbe ich ja vor Gram!

Jeannet. Ach nein, ... man ſtirbt nicht gleich daran! ... man verbirgt ſeine Thränen ... man verſucht zu lachen....

Jean. Und was erlangt man durch ſolche Martern?

Jeannet. Was man dadurch erlangt?... dies wenigstens, daß man ſich ſelbſt ſagen kann: ich habe meine Pflicht erfüllt! Und das giebt dann wieder Muth.

Jean. Ach ja, ich glaube es wohl, daß das recht gut wäre ... aber ich ... ich könnte das nicht! Das würde mich zu viel koſten!

Jeannet. Und wo wäre dann das Verdienſt, wenn es uns nichts koſtete?

Jean. Oh, ich ſehe wohl, daß Du niemals geliebt haſt ... daß Du nichts ſo liebſt, wie....

Jeannet. (mit den Achſeln zuckend). Und doch!

Jean. (ſchnell): Wär's möglich? Du wüßteſt, was es heißt. ...

Jeannet. (mit einem Seufzer). Ach ja! ... aber ich beklage mich nicht darüber ... ich ſpreche mit Niemand davon.

Jean. Da thuſt Du Unrecht! ... Man muß es ſeiner Schweſter ſagen! ... Du haſt alſo auch einen Liebhaber, Jeanneton?

Jeannet. Und einen ſehr liebenswürdigen! ... 18 bis 19 Jahr alt ... ausgezeichnete Haltung! ... ein Mädchengeſichtchen und mit einem kleinen Schnurrbärtchen.

Jean. Und wenn haſt Du ihn zum erſten Male geſehen?

Jeannet. An dem Tage wo ich zum erſten Male mein weißes Percalkleid angezogen hatte, das mir ſo gut ſtand. Weißt Du noch? ... Ich ging auf den Zehen und ſo vorſichtig als möglich, ſelbſt

aufschwingen konnten, so nahe ihnen auch das herrliche Rom lag, so war auch ihm noch die Freiheit, Innigkeit und Heiterkeit des Gemüths geraubt, durch welche allein von innen heraus Kunstgestaltungen sich bilden können, frei, innig und lebendig, daß sie jedem als solche entgegen leuchten müssen, in welchem nur noch nicht ganz untergegangen ist, was dem Menschen Herrlicheres gegeben ward von den Händen der freundlichen Natur.

Er mochte daher auch hier nicht mehr verweilen, als einige Jahre verstrichen waren ohne eigentlichen Sonnenglanz des Lebens, während sich nur nach und nach eine Morgendämmerung der Ruhe wieder einfand in seinem Herzen, und so begab er sich von da hinweg über das Meer nach Palermo.

Ehrenvoll und freundlich ward er hier aufgenommen, aber das Geräusch der lärmenden Stadt behagte ihm so wenig, als es in dem vergnügenssüchtigen Neapel der Fall gewesen war, und nach einiger Zeit verließ er auch diesen Ort wieder, um sich nach Messina zu verfügen, wohin ihn die ernste Größe der Umgebungen zog. Denn so wie Palermo die schönste und reizendste der Städte Trinakriens ist, so flößt Messina dem Freunde großer Natur den Wunsch ein, in ihr seinen Aufenthalt zu bestimmen, dort, wo sich in ungeheurer Masse der Riese Aetna erhebt, schroffe Felsen das Meer begränzen, und dieses nicht wie bei Palermo, als ein Flor der den

auf die Gefahr hin mein Beinchen ſehen zu laſſen, als es auf ein Mal rief: Vorgeſehen! Vorgeſehen! ... Es war ein eleganter Wagen ... zwei Bediente hinten drauf ... koſtbare Pferde, die mich von oben bis unten beſpritzten! ... Die Spazierenden fingen an zu lachen und ich, zu weinen. ... Da ſpringt der, der den Kutſcher gemacht hatte, was zufälligerweiſe der Herr ſelbſt geweſen war, augenblicklich vom Bocke herunter und als er mich ſo in Verzweiflung und den Zuſtand meiner Toilette ſieht ... ergießt er ſich in Entſchuldigungen ... bietet mir ſeinen Arm an ... ſeine Leute, ſeinen Wagen ... kurz er beſteht darauf mich nach Hauſe zu bringen. ... Du begreifſt wohl, daß ich das nicht zugab. ... Aber des folgenden Tag's, aber alle Tage nachher, ſo oft ich ausging ... ich weiß gar nicht, wie er unſre Wohnung muß erfahren haben ... folgte er mir nach, ohne jedoch auch nur ein Wörtchen an mich zu richten. ... Wie konnte ich ihm denn das verwehren?

Jean. Und Du ſahſt ihn nicht an?

Jeannet. Niemals! ... Ich ſchlug die Augen nieder ... dabei bemerkte ich aber doch, daß er ein allerliebſter junger Menſch ſei ... blonde Haare, ſchöne blaue Augen ... in denen Güte und Offenheit glänzten ... ach! und noch etwas Anderes! ... Eines Tages aber, als Du und der Vater ausgegangen, da fand ich, als ich nach Hauſe kam, einen großen Carton mit köſtlichen Stoffen und einen Zettel darin mit den Worten: „zu einem Kleide für Made-

moiſelle Jeanneton.“ ... Am folgenden Tage kamen Armbänder, ein Halsgeſchmeide und Ohrringe ... alles für Mamſell Jeanneton ... Ach Gott! Da mußte ich mich ja wohl entſchließen, mit ihm zu ſprechen, und an demſelben Tage noch ſagte ich, als er neben mir auf der Gaſſe herging, ganz trocken zu ihm: „Ich bitte Sie, mein Herr, Ihre Geſchenke wieder abholen zu laſſen ... ich nehme dergleichen nicht von Perſonen an, die ich nicht kenne.“ — Ich bin der Herzog Octave von Blanſac, ſagte er zu mir, und mein Hotel ganz hier in der Nähe. ... Ich bin frei, Herr meines Vermögens, und ſeit ich Sie geſehen habe, Mamſell Jeanneton, liebe ich Sie! ... Und das ſagte er mit einem Tone! ... Das war wahr! ... Das ſah man wohl.

Jean. Und das rührte Dich nicht?

Jeannet. Ach Du mein Gott, ja! ... Ganz gerührt antwortete ich ihm: Sagen Sie doch ein Mal Herr Octave, können Sie mich denn heirathen? ... Und er ... das muß ich ihm zum Ruhme nachſagen ... er beſann ſich gar nicht und antwortete auf der Stelle: Nein! Mademoiſelle!

Jean. (mit Unwillen) Nun, ſeht einmal!

Jeannet. Es war ein rechtſchaffner junger Mann ... der mich nicht betrügen wollte. ... Er beſitzt einen Namen ... einen Rang und eine Familie, die in ihn bringt, eine vornehme Dame zu heirathen. Aber ſagte er, ich werde Zeitlebens unverheirathet bleiben ... mein Leben wird nur an Ihrer Seite verfließen! ...

Ja, ich glaube ſogar, daß er geſagt hat: an Deiner Seite. ... Alle dieſe Schätze, die mir ja ſonſt zu nichts helfen, gehören Ihnen, ſo wie mein Herz. Bereichern Sie damit Ihren alten Vater Ihre treffliche Schweſter ...

Jean. Ach, der arme Junge!

Jeannet. Dieſes Herz, ſetzte er hinzu, hegt nur den Wunſch, Ihre Tage zu verſchönern, denn ich will ja weiter nichts, als Sie nur immer lieben, ſelbſt wenn Sie undankbar gegen mich wären!

Jean. Und nun?

Jeannet. Und nun? ... Ich bin undankbar geweſen! ... ich habe ihn zurück gewieſen! .. Ich habe ihm verboten, wieder mit mir zu ſprechen, und er hat mir gehorcht. Er folgt mir ſtets von weitem nach, ohne geſehen zu werden ... das glaubt er wenigſtens.

Jean. Ach! Wie beklage ich ihn!

Jeannet. Endlich vor einigen Tagen ... ach! wenn Du geſehen hätteſt, wie blaß und verändert er war! .. Das rührte mich doch gar zu ſehr! ... Ich ging alſo gerade auf ihn zu ... ich ſtreckte ihm die Hand entgegen und ſagte zu ihm: Herr Octave, ich beſchwöre Sie, laſſen Sie uns einander nicht wiederſehen, denn ich weiß nicht, was daraus werden könnte! ... und da hatte ich vollkommen Recht! ... Gehen Sie mir nicht mehr nach ... ich verbiete es Ihnen ... und wenn Sie mich wirklich lieben, ſo geben Sie mir einen Beweis davon.

Jean. Und der wäre?

Jeannet. Ihre Familie dringt in Sie ſich zu verheirathen ... Faſſen Sie Muth dazu ... ich verlange es von Ihnen.

Jean. Und was antwortete er?

Jeannet. Er fing an zu zittern ... und dann, als faſſe er alle ſeine Kräfte zuſammen, antwortete er mir: Ich werde mich vermählen ... aber ich werde Sie doch ewig lieben. ... Und ſeitdem habe ich ihn nicht wiedergeſehen!

Jean. Iſt's möglich!

Jeannet. Aber er iſt noch für uns beſorgt ... denn dieſes Billet ... glaubſt Du, daß ich die Handſchrift nicht gleich erkannt hätte?

Jean. Wie? Sie wären von ihm, dieſe 1000 Franks?

Jeannet. Die wir nicht behalten dürfen. ...

Jean. Was ſagſt Du?

Jeannet. Wir wollen Tag und Nacht arbeiten, und ohne es unſerm Vater zu ſagen, die Schuld abtragen. Dieſes Geſchenk aber, nein, das dürfen wir nicht annehmen, denn weder Du ... noch ich können es wieder erſtatten. ... Ich werde es alſo wie alles Uebrige an Herrn Octave zurückſchicken.

Jean. Das wird ihn zu ſehr ſchmerzen!

Jeannet. (mit Innigkeit). Glaubſt Du? (entſchloſſen). Einerlei! Die Pflicht vor Allen!

Jean. Ach! Das kommt daher, weil Du ihn nicht liebſt!

Jeannet. (leidenſchaftlich). Ich ihn nicht lieben? Ich ſehe nur ihn! Ich denke nur ihn! Ich träume nur ihn! Wie oft habe ich mir ſchon ſelbſt geſagt: nur Ein Wort gilt's von Dir, und Deine Tage, mühevoller Arbeit geweiht, werden in Glück und Ueberfluß dahinſchwinden! ... Statt zu Fuße zu gehen, mit Ueberſchuhen, wirſt Du einen prachtvollen Wagen haben ... ſtatt Deines Perkalkleidchens, reiche Stoffe und Diamanten ... und was mehr werth iſt als Alles das, ſeine Liebe, ihn ſelbſt! ... Ach! das war wohl ſehr verführeriſch ... Und zwanzig Mal bin ich aufgeſtanden, um zu ihm zu eilen, um ihm zu ſagen: Octave! da bin ich! ... Aber da dachte ich wieder an meinen armen Vater, der mich anbetet, und den mein Verſchwinden vor Schmerz und Schaam unter die Erde bringen würde!

Jean. (gerührt). O Gott!

Jeannet. Da dachte ich an Dich, liebe Schweſter! ... die dadurch an jeder Heirath gehindert werden würde ... denn welcher rechtliche Arbeiter würde in dieſem Viertel mit unſerer Familie ſich verbinden, und die Schweſter einer Entehrten heirathen wollen?

Jean. (außer ſich). Ach! ich vergehe!

Jeannet. Was iſt Dir denn?

Jean. Und Er, der heut Abend kommen wird!

Jeannet. Was ſoll das heißen?

Jean. Schwöre mir, meinem Vater nie ein Wort davon zu ſagen!

Jeannet. Verſteht ſich! ... ich werde ihn doch

nicht ſelbſt umbringen wollen! ... Nun? .. Dieſer Er?

Jean. Wider meinen Willen ... und ohne daß ich weiß wie ... dieſen Abend um 11 Uhr ... wird Herr Anatole an dieſer Thür ſein. (man klopft).

Jeannet. Still! ... es kommt Jemand. (Coquebert tritt ein).

Jean. Sein Vater!

Jeannet. Herr Coquebert!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Coquebert.

Coq. Iſt Galuchet zu Hauſe?

Jeannet. (für ſich). Hu! ... dieſer Styl! ... als ob er nicht hätte ſagen können, Herr Galuchet! (laut). Herr Galuchet iſt da oben, und wird gleich herunterkommen. (Jeanne ſetzt ſich an den Tiſch links, und fängt an zu arbeiten, um ihre Bewegung zu verbergen. Jeanneton ſteht in der Mitte der Bühne, Coquebert rechts).

Coq. (die beiden Mädchen betrachtend). Sie ſind allerliebſt die beiden Kleinen! ... Ich hatte es noch gar nicht ſo bemerkt.

Jeannet. (für ſich). Es ſcheint, als ſähe er nicht gut.

Jean. Es iſt eine große Ehre für uns, Herr Coquebert, ... daß Sie ſelbſt ſich die Mühe geben ...

Coq. Ja, gewöhnlich holt Galuchet Arbeit und

Beſtellungen bei mir ab ... ganz natürlich ... er iſt der Arbeiter ...

Jeannet. Und Sie ſind der Herr!

Coq. Ich bin aber deshalb nicht etwa ſtolz ... das könnt Ihr mir glauben. Weil ich Juwelier bin, etwas reicher als manche Andere, mit Patenten von einigen Kaiſern und Königen und der ganzen alten und neuen Nobleſſe beehrt, halte ich mich deshalb nicht für höher geſtellt als jeder andre. Es giebt jetzt weder Rang noch Unterſchied mehr ... wir ſind Alle einander gleich, meine Kinder!

Jeannet. (für ſich). Ach! Das klingt ja beſſer als ich dachte! (ihm einen Stuhl anbietend). Wollen Sie ſich nicht ſetzen, Herr Coquebert?

Coq. (ſetzt ſich). Auch bin ich empört ... wenn ich manchmal bei den vornehmen Herren der Faubourg St. Germain, wohin ich mit meinen Schächtelchen und Käſtchen komme, vom Salon herausrufen höre: Wer iſt denn da? ... Coquebert, der Juwelier? ... Soll warten!

Jeannet. Aha, ſie hätten ſagen ſollen, Herr Coquebert.

Coq. Verſteht ſich! Das kann ich verlangen! Was das kleine Mädchen für ein richtiges Urtheil fällt.

Jeannet. Und Sie haben einen Sohn?

Jean. (leis zu ihr). Nimm Dich doch in Acht!

Jeannet. (ebenſo). Laß mich nur machen, ich

will das schon in Ordnung bringen. (laut). Einen einzigen Sohn?

Coq. Den ich in meinen Grundsätzen erzogen habe ... ohne Stolz, ohne Ruhmsucht! ... Er wird 200,000 Franks bekommen, um Avoué zu werden ... und ein hübsches Mädchen zu heirathen, das ihm eben so viel mitbringt ... weniger nicht!

Jeannet. Nicht mehr!

Coq. (gutmüthig). Ja, du lieber Himmel ... wenn's mehr wäre ... würde ich auch nichts dagegen haben, vorausgesetzt, daß mein Sohn glücklich würde ... sein Glück geht mir über Alles!

Jeannet. (freudig). Das ist auch die Hauptsache! (leise zu Jeanne). Laß mich nur machen. (Coquebert rechts auf der Bühne bei Seite ziehend und leis mit ihm sprechend). Wenn er nun z. B. ein allerliebstes junges Mädchen liebte, das ein edles Herz besäße, reine Tugend ... und innige Liebe zu ihm ...

Coq. Und weiter?

Jeannet. Weiter? ... weiter nichts ... durchaus nichts als eben diese Liebe ... würden Sie in ihre Vermählung willigen?

Coq. Ich? ... Nie!

Jeannet. (unwillig). Nie! (für sich). Nun denn! so muß ich meine Schwester zu retten suchen! (leis zu Coquebert). Wenn dem so ist, mein Herr, so muß ich Sie, aus Theilnahme an Ihnen, warnen; haben Sie Acht auf Ihren Sohn.

Coq. (erſtaunt). Wie?

Jeannet. (immer leiſe). Sie glauben, er gehe ſeine Studien nach?

Coq. Ich habe alle ſeine Collegien bezahlt.

Jeannet. Sie glauben, er beſuche täglich. ...

Coq. Seinen Avoué, verſteht ſich.

Jeannet. (wie oben). Er kommt aber hierher! (ſtreng) das muß gehindert werden! (lebhaft) Denn dieſen Abend um 11 Uhr wird er vor unſrer Thür ſein ... eines jungen Mädchens wegen, in das er verliebt iſt.

Coq. Mein Himmel!

Jeannet. Und das er ohne Ihre Einwilligung ... heirathen will.

Coq. (zornig). Sie vielleicht!

Jeannet. Wie albern! ... Würde ich es Ihnen denn da ſo eben geſagt haben?

Coq. Allerdings. (Jeanne anſehend) Dann iſt's die andre!

Jeannet. Das iſt Ihre Sache. Aber ſo viel wenigſtens ſollen Sie erfahren, daß die Familie des Goldarbeiters Galuchet eine Familie rechtlicher Leute iſt!

Coq. (ganz unruhig und nachdenkend). Was muß ich da hören! ... Mein Sohn Anatole. ...

(Während deſſen hat ſich Jeanneton ihrer Schweſter genähert.)

Jean. (hat während des Vorhergehenden am

Tische links gesessen, ohne von dem leisen Gespräche rechts etwas zu hören). Nun?

Jeannet. (mit Festigkeit). Man muß nicht mehr daran denken.

Jean. (schnell aufstehend). O Gott!

Jeannet. (ihr die Hand drückend). Auf! Schwester! Muth! Muth!

Coq. (nähert sich den beiden Mädchen wieder): Verzeihen Sie, liebe Mamsells ... ich muß durchaus mit Ihrem Vater sprechen ... für's erste wegen einer edlen und vornehmen Dame, der Marquise d'Auberviliers ... die mich hierher geschickt, und dann wegen der Diamanten für die Hochzeit ihres Neffen, des Herrn Herzogs von Blansac.

Jeannet. (erregt). Wie? ... Herr Octave heirathet.

Coq. Ja, Mamsell, und das recht bald. Ich will eben zu ihm gehen.

Jeannet. (die Hand auf's Herz drückend). Oh!

Jean. (leis, ihr die Hand drückend). Schwester! ... liebe Schwester! ... Muth!

Jeannet. Ich werde ihn haben! (Coqueb. zurückhaltend, der sich zum Fortgehen wendet): Herr Coquebert! nur noch ein Wort! ... Da Sie den Herrn Herzog von Blansac sehen werden, so ersuche ich Sie, ihm gefälligst (nimmt den Umschlag, den ihr Galuchet gegeben hat, aus der Tasche) dieses Pappier hier einzuhändigen ... in welchem sich eine Banknote von

Busen einer holden Geliebten schmeichelnd umwallt, das Ufer bespült, sondern mit wildem Ungestüm durch die aus einander gerissenen Länder sich drängt, gleich dem Walten eines kräftigen Willens, welcher sich zu vereinen strebt mit dem Verwandten, ob auch die Aussenwelt ihm ihre Felsen und Klippen entgegenthürme.

Und hier ging Polydor von neuem die Sonne der Kunst auf im stiller werdenden Herzen. Man verstand ihn, man achtete das Streben des treflichen Künstlers, und ob auch sein Gemüth sich den Freuden der Liebe nicht wieder erschloß, ob auch kein Freund ihm wieder werden konnte, was der treue Maturino ihm gewesen war, so erhielten doch die Menschen um ihn her wieder Leben und Bedeutung, da sie vorher nur leblose Gestalten für ihn gewesen waren. Seine Lieblingsstelle waren die hohen Kastanien, welche die Seiten des mächtigen Aetna schmücken, dort saß er oft, nachdenkend über sein Schicksal, das ihm in Rom die höchste Gunst zu gewähren schien, um sie ihm wieder um so unerbittlicher zu rauben, und je stiller er sich wieder in jene herrlichen Tage hinein denken konnte, wo Raphael ihn mit seiner Gunst beglückte, ihm das Heiligthum der Kunst eröffnend, wo die Freundschaft ihn mit treuem Arm umfing, und wo die Liebe den blüthenreichsten Lenz des Lebens in seine Stunden zauberte, um so mehr empfand er eine Sehnsucht, doch

1000 Franks befindet. (Coquebert ſieht ſie erſtaunt an) Er weiß ſchon was es betrifft.

Coq. Aber von wem ſoll ich denn ſagen?

Jeannet. Von Jeanneton! (ſie geht links ab).

Sechſter Auftritt.

Coquebert. Jeanne.

Coq. (zu Jeanne tretend). Leben Sie wohl, Mamſell! Ich will gegen meinen Sohn, und ehe er ſich deſſen verſieht, ſo ſtrenge Maaßregeln nehmen daß er daran denken ſoll.

Jean. (für ſich). Mein Gott! Wie ſoll ich ihn davon benachrichtigen? ... — Oh! dieſer Abend ...

Coq. Und ich will ſchon erfahren wer ... aber wer kommt denn da? (als er die Marquiſe eintreten ſieht) Ah! die Frau Marquiſe! ...

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Die Marquiſe.

D. Marq. (zu Coqueb. der ſich vor ihr verbeugt.) Ei! da iſt ja mein lieber Coquebert ſchon! ... Sie ſtellen ſich pünktlich ein! und haben Sie Herrn Galuchet bereits von meinem Beſuche in Kenntniß geſetzt, ſo wie daß ich eine beſondere Unterredung mit ihm zu haben wünſche?

Coq. Ich habe mit ihm noch nicht ... von der Ehre geſprochen, die ſeiner wartet.

Jean. Ich will es ihm aber gleich ſagen, gnädige Frau....

D. Marq. (sie betrachtend). Ah! ... das ist wohl die junge Person, die bei ihm wohnt?

Coq. (verdrüßlich). Seine Tochter, gnädige Frau!

D. Marq. Ja! ... ich verstehe ... (betrachtet Jeanne mit Theilnahme). Diese Züge ... diese Physiognomie ... und trotz ihrer geringen Umgebung diese edle Haltung ... (mit einem Schritt zu Jeanne). Wollten Sie wohl ... liebes Kind ... (mit Rührung) mir erlauben, Sie zu umarmen?

Jean. Oh ... gnädige Frau ... das ist zu viel Ehre für mich.

D. Marq. (nachdem sie sie umarmt). Sagen Sie Herrn Galuchet, daß ich ihm verzeihe Coquebert warten zu lassen. ... Daß ich aber Eile habe ... (sie ansehend) jetzt vorzüglich ... und daß ich auf ihn warte ... ich, die Marquise d'Aubervilliers.

Jean. Oh, gnädige Frau! er soll augenblicklich kommen. (geht ab)

Achter Auftritt.

Die Marquise. Coquebert.

D. Marq. (sieht Jeanne nach). Ah! ich hätte sie erkannt ... aus Tausenden errathen.

Coq. Wie bewegt die gnädige Frau sind!

D. Marq. Und nicht ohne Ursache ... das junge Mädchen, das Sie eben uns verlassen sahen,

mein lieber Coquebert, iſt eine Perſon, die, wie ich glaube, uns ſehr nahe angeht.

Coq. (ſchnell). Wahrhaftig!

D. Marq. Und Sie können im voraus für ſie Ihren ſchönſten Schmuck vorbereiten ... Sie iſt ... wenn ich mich nicht irre, ... eine der reichſten Erbinnen Frankreichs.

Coq. (für ſich) Mein Himmel! und ſie liebt meinen Sohn! Und ſie wollten beide ſich heimlich verheirathen! (laut) Aber wie iſt das möglich?

D. Marq. Still! Da kommt Herr Galuchet.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Galuchet im Arbeits-Anzuge.

Gal. Verzeihung! ... Entſchuldigen die gnädige Frau Marquiſe, daß ich ſo vor Ihnen erſcheine! ... Jeanne hat mir geſagt, daß Sie hier wären ... und um Sie nicht warten zu laſſen ... habe ich meine Arbeitstracht nicht erſt abgelegt. Es iſt unſre Uniform, gnädige Frau, für uns Arbeitsleute.

D. Marq. Und eben mit dem Arbeitsmann wollte ich auch ſprechen. ... Ich ließ mich überall in ganz Paris nach der Wohnung des Herrn Galuchet, Goldarbeiters, erkundigen, als heut früh mein Juwelier, Herr Coquebert zu mir kam, und ich da erfuhr, daß er Jemand dieſes Namens für ſich arbeiten zu laſſen pflege. Da habe ich ihn denn erſucht, Ihnen meinen Beſuch noch für heute anzukündigen.

Gal. Worin kann ich der Frau Marquise zu Befehl stehen?

D. Marq. Das will ich Ihnen gleich sagen. (zu Coquebert, der einen Stuhl für die Marquise bringt, und einen andern für sich holen will): Ich will Sie nicht abhalten, ... lieber Coquebert! Ich weiß, daß man Sie bei dem Herzoge Octave von Blansac, meinem Neffen, wegen der Diamanten für das Hochzeitsgeschenk, erwartet.

Coq. Das drängt nicht.

D. Marq. Doch! doch! ... Man hat so viel Mühe gehabt, ihn zu dieser Vermählung zu bewegen, daß man ihm keinen Vorwand darleihen muß, sie noch weiter zu verschieben. ... Auf morgen also, auf morgen! ... Ich werde auch Einiges bei Ihnen zu bestellen haben.

Coq. Ich habe die Gnade mich zu empfehlen! (für sich im Abgehen durch die Mitte) Alle Wetter!... eine reiche Erbin! ... das darf man nicht von der Hand weisen ... und da ich, Dank sei's dem Himmel! ... noch eigentlich nichts weiß, so kann ich immer ... in meiner Unwissenheit. ... (ab; indem er Galuchet flüchtig grüßt).

Zehner Auftritt.

Galuchet. Die Marquise.

Gal. (stehend für sich). Was zum Henker kann denn die von mir wollen?

D. Marq. (ſitzend). Kommen Sie näher, Herr Galuchet ... denn ich habe viel mit Ihnen zu ſprechen.

Gal. (holt ein Tabouret, ſetzt ſich und ſagt zu ihr). Nehmen Sie's nicht übel ... aber es wird auf dieſe Art viel commoder für Sie und für mich ſein.

D. Marq. Sie ſtammen aus der Umgegend von Valenciennes, Herr Galuchet?

Gal. Ja, gnädige Frau, ſo wie mein Weib, die arme Jeanne!

D. Marq. Sie haben den General Valincourt gekannt?

Gal. Was für eine Frage! ... ein Landsmann!... der bravſte Burſche in unſerm ganzen Orte, ein Conſcribirter, der auf dem Wege über Auſterlitz und Wagram General geworden iſt ... während er ſich immer wie ein gemeiner Soldat herumgeſchlagen hat ... ſo daß man ihn nach einem Lanzenſtoße, den er an der Gränze erhalten hatte, zu uns brachte ... denn bei uns hat er gewohnt ... und ich bilde mir etwas darauf ein ... Brot gab's freilich damals nicht gerade viel ... aber doch genug um ihn zu pflegen und zu warten ... und zu heilen. ... Und da hat er uns denn während der paar Tage, die er bei uns blieb, erzählt ... wie er ſich als Soldat von Buonaparte, in ein Fräulein aus einem alten berühmten Hauſe verliebt habe ... und wie er ſeit einem Jahre ſie gehei-

rathet, trotz ihrer Mutter, einer Marquise von hohem Adel, die den Kaiser verabscheute. ...

D. Marq. (will ihn unterbrechen). Schon gut! Schon gut!

Gal. Nein, es war nicht gut! ... denn aus Wuth über diese Heirath, die der Kaiser anbefohlen hatte und der sie sich nicht hatte widersetzen dürfen ... war die Marquise mit ihrem ganzen Vermögen nach Rußland ausgewandert. ... Denn diese Weibsperson ... sehen Sie, gnädige Frau ... der kam wenig auf das Glück ihrer Tochter an ... es war auch gar keine Mutter ... es war eine Marquise.

D. Marq. Genug, Herr Galuchet, genug! ... Die Person, die Sie so hart beurtheilen ... war ich!

Gal. (bestürzt). Ah, das ist etwas Anderes! ... das hätten Sie mir sagen sollen. ... denn wenn man so in's Erzählen kommt. ...

D. Marq. (ernst). Die Zeit glättet viele Ansichten aus.

Gal. Oh, verzeihen Sie, verzeihen Sie! ... es war durchaus nicht meine Absicht. ...

D. Marq. Fahren Sie fort!

Gal. Alle Wetter! ... Nun weiß ich gar nicht mehr, wo ich geblieben bin! ... Ach ja ... ich erzählte Ihnen also, ... oder vielmehr nein ... ich hatte Ihnen noch nicht erzählt, daß der General, der in Brüssel in der Verbannung lebte, einige Zeit wieder bei uns durchkam. Er reiste heimlich nach Paris ... es war ungefähr so um den 20. März, und ich

ſehe ihn noch vor mir mit dem Erkennungszeichen, dem Veilchen im Knopfloche. Meine Frau ging gerade damals ſchwanger mit unſerm erſten Kinde ... etwa im ſechſten Monate ... und da ſagte der Herr General zu ihr: Meine liebe Jeanne, meine Frau iſt ohngefähr in denſelben Umſtänden wie Du ... und Du ſollſt unſre Amme werden. ... Von Herzen gern, rief ich aus, und Jeanne ging dann ſpäter nach Brüſſel ... wo damals die Frau des Generals ſich befand.... Dann, etwa ein paar Tage Unterſchied ... brachte jede von den Beiden ein kleines Mädchen ... zur Welt, und meine Frau übernahm es, die beiden Kinder wieder in's Vaterland zurückzuſchaffen. ... Denn kaum war Madame Valincourt wieder hergeſtellt, ſo war ſie zu ihrem Manne geeilt, der abermals verwundet werden war ... aber dieſes Mal leider, um nie wieder davon zu geneſen. ... Aber auch Ihre arme Tochter ertrug dieſen Verluſt nicht, und bald ward ſie wieder mit ihm im Tode vereint!

D. Marq. Ich erfuhr ihren Tod erſt ſpäter in meinem Exil. ... und überzeugt, daß mir von meiner Tochter nichts mehr übrig geblieben, würde ich Frankreich niemals wiedergeſehen haben, ohne eine Angelegenheit von eben ſo großer Wichtigkeit für unſer Vermögen, als für unſere Namen, welche Beide nach meinem Ableben auf Herrn von Blanſac, meinen Großneffen übergehen ſollen. So bin ich denn ſeit einem Monate wieder hier ... und in den Papieren, die mir vor kurzem ein alter Freund des Generals übergab,

habe ich einige Briefe von meiner Tochter an ihren Gemahl gefunden, die einen Theil der Beziehungen erwähnen, welche Sie mir eben mitgetheilt haben und bezeugen, daß ihr Kind ... mein Enkel' zur Pflege einer Jeanne Galuchet, Ihrer Frau, anvertraut worden sei.

Gal. Das ist wahr.

D. Marq. Und dieses Kind lebt noch?

Gal. Dem Himmel sei Dank!

D. Marq. Und es ist bei Ihnen?

Gal. Das will ich meinen.

D. Marq. (entzückt). Oh, das wußte ich ja auch!... Ja, ja, sie ist es, die ich so eben gesehen habe!

Gal. (mit einem Seufzer). Was das betrifft, gnädige Frau, so ist das nicht so ganz sicher.

D. Marq. (schnell). Mein Gott! Sollte ich mich getäuscht haben!

Gal. Das weiß ich nicht.

D. Marq. Was wollen Sie damit sagen? ... Erklären Sie sich! ... um des Himmels willen, sprechen Sie!

Gal. Ach! Sie erinnern mich da an traurige Zeiten! (er legt die Hand an die Stirn) und an Dinge, die ich nur mit so vieler Mühe hier in den Hintergrund zurückgedrängt habe! ... Ja, ja, ... meine arme Frau, meine Jeanne sollte die beiden Kinder, die sie stillte, von Brüssel mit sich nehmen. ... Achtzehn Stunden Wegs, das war eben nicht all zu viel. ...

Sie hatte mir geſchrieben, daß ſie des Morgens abreiſen und Abends ankommen werde. Der Abend kam jedoch und keine Nachricht von meiner Frau. ... Nun reiſ'te ich ihr entgegen und fragte unterwegs Jedermann ... und drei Meilen von unſrer Heimath in einem Wirthshauſe ... fand ich meine arme Frau ... todt ... ermordet ... beraubt!

D. Marq. (voll Schrecken). Und die Kinder?

Gal. Gott weiß, durch welchen Zufall ſie verſchont worden waren! ... Aber auch ihnen war Alles genommen worden, was ſie beſaßen. — So hatte man ſie auf der Landſtraße neben der Leiche ihrer Amme gefunden, und mitleidig in ein nahes Wirthshaus gebracht, ... und Gott weiß, was aus ihnen geworden wäre, wenn ich nicht noch dort zur rechten Zeit angekommen. Ich nahm daher meinen Doppelſchatz mit mir! ... Gott hat mir ſie gegeben, rief ich aus, ich behalte ſie alle Beide! ... Und alle Beide habe ich mit derſelben Liebe und Sorge gehegt und gepflegt, ohne zu fragen oder zu forſchen, welche von Beiden meine Tochter ſei oder nicht! ... Dies, gnädige Frau Marquiſe, iſt Alles was ich weiß, und was Sie zu wiſſen von mir begehrten.

D. Marq. Ach! Das iſt ſchrecklich, Sie müſſen doch jedenfalls irgend einen Gedanken, eine Muthmaßung haben, welches von den beiden Kindern Sie mir jetzt zurück zu geben haben!

Gal. Zurückgeben ſagen Sie! ... zurückgeben?

D. Marq. Ja! ... In meiner Hand liegt

es Sie glücklich zu machen. — Sagen Sie mir was Sie wollen?

Gal. Was ich will? — Sie alle Beide behalten.

D. Marq. Nein! nein! hoffen Sie das nicht! ... Sie müſſen ſich erklären. ...

Gal. So erkläre ich denn, daß keine Macht der Erde dieſe Kinder mir entreißen wird!... Habe ich ſie nicht alle Beide gerettet und erzogen? ... Kann ich jetzt eine von ihnen in meiner Liebe trennen? ... Sie ſehen wohl gnädige Frau, daß ich Ihnen nichts zu geben, nichts zurückzuſtellen habe, ... Alles, Alles gehört mir!

D. Marq. Nur noch ein Wort, Herr Galuchet. Alle Welt ſagt, daß Sie ein redlicher Mann ſeien.

Gal. Ein ſchönes Verdienſt! ... Wer iſt nicht ein redlicher Mann? ... Nur Schurken giebt es noch, die es nicht ſind.

D. Marq. (ihn bei der Hand nehmend). Nun denn! Sie, der Sie Niemand Unrecht thun wollen, ſcheuen Sie ſich denn nicht ſelbſt, einer Familie ihren koſtbarſten Schatz, ihre einzige Erbin zu rauben?

Gal. Ja, ... wenn? ...

D. Marq. Oh, laſſen Sie mich weiter ſprechen! ... Ihre Liebe zu den beiden Mädchen iſt innig, iſt aufrichtig, giebt ſie Ihnen aber auch das Recht, deſſen Sie ſich anmaaßen, einem derſelben Namen, Vermögen, Rang und künftiges Lebensglück zu rauben? ...

wieder jene Stätten zu sehen, wo er so glücklich war.

Jahre vergingen so. Nichts störte den ruhigen Gang von Polydors Geschick, welcher hier zwar nicht im regsten Streben für die Kunst, aber doch nicht unwirksam lebte, und manches Gebilde schuf, das den Schüler Raphaels beurkundete, während er dem Andringen der Großen und dem Bedürfniß nachgebend, doch auch nicht selten den Pinsel zu vergänglichen und gewöhnlichen Dingen verwenden mußte. Ein Gemälde aber war es besonders, auf welches er seine schönsten Stunden, seinen regsten Kunstsinn verwendete. Es war in Oel gearbeitet, eine Art von Malerei, welcher er sich selten widmete, und stellte den Heiland vor, wie er sein Kreutz nach Golgatha trug. Ihn begleiten mehrere seiner Jünger und die heiligen Frauen, die, wie es ja schöne Frauenweise ist, eben in seinen trübsten Stunden ihn nicht verlassen wollten. Der treusten aber darunter hatte Polydor die Züge seiner Klara gegeben, wie sie noch vor seinem Geiste standen, aus dem mehr als 10 Jahre nun rückwärts liegenden Augenblicke, wo er die herrliche Jungfrau wieder gesehen hatte, einer Märtyrerin gleich fortgeschleppt zur Schmach, aber noch im Jammer die Klarheit erhaltend, welche nur höhern Gemüthern von Gott gegeben ist. Und der liebliche Jünger Johannes trug das Bildniß seines Geliebten Maturino. Der Vollendung

Iſt das die Pflicht eines liebenden Vaters? ... Urtheilen Sie ſelbſt! ... Hieße das nicht, dieſen ſchönen Namen mißbrauchen, um eine eigennützige, ... eine ſchlechte Handlung zu begehen?

Gal. Gnädige Frau!

D. Marq. Ungern möchte ich zu einem andern Richter als Sie ſelbſt es ſein werden, meine Zuflucht nehmen. ... Ueberlegen Sie das! ... Sammeln Sie Ihre Erinnerungen ... und ſo ſchwach, ſo ungewiß dieſe auch ſein mögen ... wir wollen uns nur auf Sie ... nur auf Ihre Erklärung verlaſſen! ... Ich erwarte Ihre Antwort. ... Leben Sie wohl! (ſie grüßt und geht ab).

Elfter Auftritt.

Galuchet allein. Es wird nach und nach Nacht, ſo daß es am Ende dieſer Scene ganz finſter.

Meine Antwort! ... meine Antwort! ... Sie wird ſtets dieſelbe ſein ... ich behalte meine Kinder! ... Ich mich entſcheiden. ... ich zwiſchen ihnen wählen! ... Ich, der einen ſagen: Geh, und werde eine große Dame! Verlaſſe mich! ... Und wenn dies nun gerade die meine wäre ... dann wäre ich es ja, der ſie aus dem Hauſe vertrieben hätte! ... Meine arme Jeanne! Meine arme Jeanneton! ... Je mehr ich daran denke, je mehr ... Ja, ja! ich liebe ſie beide gleich, und die welche ich hingäbe, würde dann gerade die werden, die ich am meiſten liebte.... Denn Jeanne ... Jeanne iſt ganz das Ebenbild mei-

ner Frau. ... Und Jeanneton ... Jeanneton ganz das meine! ... es iſt mein Charakter und meine Idee ... mein Kopf und mein Herz. ... Und ich könnte? ... Nein, nein! ſie mag ſagen was ſie will, dieſe alte Marquiſe ... mit ihrem alten Adel und ihrer verſpäteten Zärtlichkeit ... ich biete ihr wohl Trotz, mehr zu wiſſen, als ich ſelbſt weiß. ... Denn bei alle dem kein Kennzeichen ... keine Andeutung ... kein Mittel um zu entdecken, welche von beiden ihr angehört. ... Folglich gehören alle beide mir ... denn das iſt ja klar wie der Tag ... und ich bin wohl recht albern, mich darüber zu beunruhigen. ... Den lieben Kindern aber darf ich nicht ein Wörtchen davon ſagen. ... Nur an ihr Glück, an ihr Vergnügen will ich denken! ... Morgen in St. Cloud, das Feſt auf das ſie ſich ſo freuen!

Zwölfter Auftritt.

Galuchet. Jeanne, ... links kommend. (es iſt finſter.)

Jean. Es iſt 11 Uhr ... er muß ſchon auf mich warten! ... Gott! Jemand hier! ... es iſt mein Vater!

Gal. (nachdenkend ohne ſie zu ſehen). Und wenn ich nun auch ſogar darein willigte ... würden ſie es dann auch thun? ... Würden ſie ſich entſchließen können mich zu verlaſſen? ... Das iſt unmöglich!

Jean. (im Hintergrunde zuhörend). Was ſagt er da?

Gal. (geht zu dem Tiſche wo ſeine Werkzeuge lie-

gen). Unſer einziges Glück ... unſre einzige Freude iſt es ja, bei einander zu ſein ... immer bei einander! (ſetzt ſich an den Tiſch). So ſollen ſie denn auch morgen, wenn ich jede ſo an einem Arme haben werde, recht niedlich, recht geputzt, ausſehen! ... Darum friſch nun noch an die Arbeit! ... Sie ſchlafen jetzt ſchon ... und wenn ich ſo während ſie ſchlafen arbeite. ...

Jean. (ſich von der Mittelthür entfernend). Oh, mein Gott!

Gal. So ſetze ich ja offenbar meinem Tagewerke zu, was ich mir an der Nacht erſpare. Und wenn ich ſo recht im Stillen arbeite, ſchwebt mir Euer Bild, ihr guten lieben Töchter, um ſo ungeſtörter vor, und die Arbeit verdoppelt mir nicht blos das Daſein, ſondern auch die Zeit, wo ich euch ſo recht innig lieben kann.

Jean. (für ſich, indem ſie ſich dem Stuhle nähert, auf welchem ihr Vater ſitzt). Mein guter Vater!

Gal. (nimmt ein Feuerzeug und zündet ein Licht an). Der Doctor ſagt zwar, das Nachtarbeiten ſchade der Geſundheit! ... Was verſchlägt mir das! ... Wenn ich es dann nur bin, der ſie verläßt ... und meine guten Töchter mich nie verlaſſen!

Jean. (ſtößt einen Schrei aus und fällt in Mitten der Bühne auf die Knie). Ach!

Gal. (erſchrocken). Jeanne! Du hier! ... um

dieſe Zeit! ... und dieſe Verwirrung ... dieſe Thränen! (für ſich) Sie wird doch nicht die alte Marquiſe gehört haben! (laut, indem er ſie aufhebt). Was iſt Dir denn, ... Kind? ... Was willſt Du denn noch?

Jean. Gnade! Verzeihung mein Vater! ... oh! ich bin ſehr ſtrafbar! ... denn ich habe einen Augenblick den Gedanken hegen können, ... Sie zu verlaſſen.

Gal. Du?

Jean. Ja! ... verlockt durch eine unbeſonnene Zuneigung ... wäre ich vielleicht entflohen. ...

Gal. (einen Schrei des Zorns ausſtoßend). Ha! (für ſich) Und ich ſuchte noch welche? ... (in heftigem Zorne für ſich) Nein! nein! Das iſt nicht mein Blut ... das iſt nicht meine Tochter! ... Das iſt die Enkelin der vornehmen Dame!

Jean. Aber hier eben jetzt ... als ich Sie hörte ... Sie, der Sie Ihre Tage und Nächte dem Wohle Ihrer Kinder aufopfern. ... da rief ich aus bei mir ſelbſt: ... Alles, Alles werde ich meinem Vater ſagen ... ich werde Niemand lieben, als nur ihn!

Gal. (ſie in ſeine Arme ſchließend). Ja! ich erkenne ſie wieder! ... ich habe ſie wieder gefunden! ... Sie gehört mir! nur mir! ... ſie iſt mein einziges Gut! ... ſie iſt meine Tochter!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Jeanneton.

(Jeanneton kommt aus der Thür links, während Jeanne und Galuchet ſich nach rechts ziehn.)

Gal. (als er ſie, die auf den Fußſpitzen geht und ſich der Thür nähert, erblickt). He? ... alle Wetter, will mir Die auch davon gehen?

(Jeanneton geht an die Mittelthür, ſchiebt den Riegel vor und verſchließt ſie zweimal, indem ſie den Schlüſſel nachher abzieht. .... Sie dreht ſich um und erblickt ihren Vater).

Gal. (ſtreng). Was machſt Du da?

Jeannet. Geben Sie nicht Acht darauf, lieber Vater: ich ſchloß nur die Thür zu, (zeigt ihm die Schlüſſel) und zog den Schlüſſel ab.

Gal. Und weßhalb?

Jeannet. (Jeanne anſehend). Man weiß manchmal nicht, was geſchehen kann ... und es iſt doch immer ſichrer ...

Gal. (dringend). Weßhalb?

Je. Ich habe verſprochen, es Ihnen nicht zu ſagen.

Jean. Und ich, liebe Schweſter, habe ihm Alles geſagt!

Jeannet. Oh! Dann iſt's noch beſſer! (zu Galuchet). Aber Sie konnten ruhig ſchlafen, lieber Vater, denn ich war da, und wachte über der Ehre der Familie.

Gal. (ihr an den Hals-fallend). Jeanneton! Jeanneton! (für ſich) Die iſt auch meine Tochter!

... Die Tochter des Bürgersmannes! (Man klopft an der Thür).

Jean. (erregt). Es iſt Anatole!

Jeannet. (zu Galuchet). Das iſt er!

Gal. (leis zu Jeanneton). Was iſt nun zu thun?

Jeannet. Ihm die Thür zu öffnen! ... Wir ſind in der Ueberzahl. ... es iſt keine Gefahr mehr dabei.

Gal. (während Jeanneten geht um zu öffnen). Sie hat Recht! ... ich muß jetzt mit dem Verführer ſprechen!

Jean. Lieber Vater!

Gal. (die Hand hebend). Und wir werden einen ziemlich derben Dialog mit einander haben!

(Jeanne ſucht ihren Vater zurückzuhalten: die Thür öffnet ſich und Herr Coquebert erſcheint).

Alle drei. Herr Coquebert!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Coquebert.

Coq. Ich ſelbſt!

Gal. Was führt Sie den noch ſo ſpät zu mir?

Coq. Sie ſollen's gleich erfahren, Herr Galuchet ... Ich wollte Ihnen nur ſagen, daß ich Alles weiß, Herr Galuchet. ...

Gal. Und ich auch.

Coq. Jedweder an meiner Stelle würde vielleicht außer ſich gerathen ſein ... aber ich, ich bin ohne Ehrgeiz wie ohne Vorurtheile ... wir ſind jetzt Alle gleich ... Gleichheit vor Allem! und ſo komme ich denn, an der Stelle meines Sohnes, Sie in ſeinem Namen, und in dem meinigen ... (auf Jeanne zeigend) um die Hand der Blanſell da zu bitten.

Gal. Iſt's möglich? (er ſieht Jeanne an, welche ſchwankt, und fängt ſie in ſeinen Armen auf)

Coq. Was iſt ihr denn?

Gal. Nichts ... gar nichts ... es iſt die Freude ...

Coq. Unter der Bedingung jedoch, daß wir uns mit dem Contracte ohne Aufſehen, ohne Lärmen und ſobald als möglich beſchäftigen.

Jeannet. Morgen!

Gal. Zu Mittag!

Coq. Nein, nein, ... früher, früher! ... denn einer meiner Kunden, der mir die Ehre erzeigt hat, mich einzuladen, verheirathet ſich morgen Punkt 12 Uhr ... der Herr Herzog von Blanſac.

Jeannet. (ſchwankend). Octave!

Gal. He! ... Die auch! ... was iſt ihr denn!

Jean. Es iſt die Freude, lieber Vater ...

die Freude über mein Glück. ... (zu Jeanneton) Liebe Schweſter!

Gal. Liebe Tochter! ... komm zu Dir!

Coq. Welch ein rührendes Familiengemälde! ... Und das iſt mein Werk!

(Ende des erſten Actes.)

Zweiter Aufzug.

Bei Herrn Coquebert. Eleganter Salon mit Mittelthür. Seitenthüre. Fenſter. Vorn ein Tiſch mit Schreibegeräth rechts.

Erſter Auftritt.

Coquebert. Anatole. Ein Notar am Tiſche ſitzend.

An. Wie, lieber Vater? noch heut früh? Ich kann nicht daran glauben!

Coq. Sind die Sachen einmal beſchloſſen, ſo kann man nicht genug eilen, ſie zu Stande zu bringen ... ſo bin ich nun einmal. ... Man wird Euch Einmal aufbieten, ... das andre Mal es bezahlen ... und dann wird in acht Tagen die Hochzeit.

An. Oh, welches Glück!

Coq. Beſchäftigen wir uns unterdeſſen mit dem Contract ... das iſt das Weſentliche, das Wichtigſte, vorzüglich bei einer ſolchen Angelegenheit.

An. Das ſehe ich doch nicht ein, denn die arme Jeanne hat ja nichts.

Coq. Einerlei! ... ſie kann aber etwas haben! (auf den ſchreibenden Notar zeigend.) Der Herr bringt das ſchon nach meinen Angaben in Ordnung. (ſich an ihn wendend). Sie haben doch geſagt: „Alles was ihr noch jemals angehören kann, gleichviel unter welchem Titel?“ (der Notar macht ein bejahendes Zeichen) Kann das zu nichts helfen, ſo kann es doch auch zu nichts ſchaden. (zu Anatole) Das iſt Vorſicht! ... Ein Familienvater iſt verpflichtet, an Alles zu denken.

An. Oh! Sie haben an mein Glück gedacht, das iſt die Hauptſache.

Coq. Dein Glück! Dein Glück! damit iſt noch nicht Alles geſagt ... und man muß ſehen....

An. Still! Da kommen ſie ſchon!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Jeannetou, Jeanne und Galuchet. Letzterer iſt im Sonntagsſtaate und führt unter beiden Armen ſeine fein und ganz gleich gekleideten Töchter.

Gal. (eintretend). Nun, da wären wir!

Coq. Was ſoll denn das bedeuten, Galuchet? ... was iſt denn das? ... Sie kommen ſchon in hochzeitlichem Gewande ... als ob's heute Hochzeit gäbe ... es wird aber nur erſt der Contract gemacht ... wie ich Ihnen ſchon geſagt hatte.

Gal. Einerlei! einerlei! ... Es lebe die Freude und die Liebe! ... Es heißt ja in dem alten Liede:

dieſes Gemäldes widmete er alle ſeine ruhigere Zeit und er ſah mit Freude, wie es immer mehr gelang, und hervortrat in Wahrheit, Licht und Wärme.

Unterdeß war Kaiſer Karl V. von ſeinem Zuge gegen Algier zurückgekehrt. Ungunſt der Witterung und andre Unglücksfälle hatten allerdings dieſes kühne Unternehmen gegen den Räuberſtaat ſcheitern laſſen, und der Kaiſer verließ das feſte Land Afrika's wieder, ohne den Feinden bedeutenden Abbruch gethan zu haben. Doch feierte Sizilien ſeine Rückreiſe als einen Triumph, und in Meſſina, wo er mit der rückkehrenden Flotte landete, wurden Triumphbogen errichtet, zu deren vorzüglichſter Schönheit die treffliche Arbeit Polydors das meiſte beitrug. Wie nun die Phantaſie den Künſtlern nicht ſelten wirkliche Perſonen in die Vorſtellungen bringt, wenn ſie ſich vornehmen, alte heilige oder proſane Geſchichten zu malen, wie wir es denn auch ſo eben bei unſerm Polydor geſehen haben, ſo hatte er auch in einer der Schildereien auf dieſen hohen und weiten Triumphbogen die Gerechtigkeit abgebildet, wie ſie die Verläumdung unter ihre Ferſen tritt, und der letztern die häßlichen Züge gegeben, deren er ſich noch aus frühſter Zeit in Arnolfo erinnerte, ſo, daß es ihm ſelbſt vorkam, als erneure ſich in dieſem Bilde die Scene von Stellachiara noch einmal, nur daß das Bild der Gerechtigkeit nicht kindliche, ſondern mild ernſte Züge gereifterer Weiblichkeit trug.

Laßt uns vor der Hochzeit tanzen, hinterdrein tanzt man nicht ſtets. (zu Anatole und Jeanne) Das ſage ich nicht euch zum Angehör, meine Kinder ... denn ich weiß gewiß, daß mit meiner kleinen Jeanne das immer ſo fortgehen wird. (zu Anatol.) Und Du auch, mein braver Junge! ... Sie erlauben mir doch, Sie zu duzen?

An. (die Hand nach ihm ausſtreckend). Das verſteht ſich.

Gal. Ich duze alle meine Kinder .... und da ſoll ich ja ein drittes dazu bekommen, einen wackern Jungen ... und das iſt gar nicht übel, da ich bis jetzt nur Mädchen hatte. Jetzt aber werden nun kleine Gaſſenjungen dazu kommen!

Jeannet. (macht ihm ein Zeichen zu ſchweigen). Lieber Vater!

Gal. Warum ſoll ich mich denn geniren. Sind wir denn nicht hier in der Familie? Ganz unter uns! (auf den Notar zeigend) Etwa wegen des Herrn Notar da? ... Der weiß recht gut was kleine Gaſſenjungen ſind ... er unterzeichnet alle Tage Päſſe und Erlaubniſſe um dergleichen ... in die Familie zu laſſen. Alſo! Hoch, Freude und Liebe!

Coq. Schweigen Sie doch nur jetzt, Galuchet! Habe ich Jeanne wie meinem Sohne denn nicht das ſtrengſte Geheimniß anempfohlen? Das allerſtrengſte!

Gal. Was das nun für eine Idee iſt! Ich, der lieber aller Welt unſer Glück und die Humanität Ihres Benehmens ausposaunt hätte!

Jean. u. An. Und Ihre Großmuth!

Coq. Eben deßwegen. ... Es würde aussehen, als ob ich mich deſſen rühmte was ich thue, und wegen einer ſo einfachen und natürlichen Sache wie das Glück unſerer Kinder iſt, nach Lob zu geizen. ...

Gal. (ihn auf den Bauch ſchlagend). Verſtanden und gebilligt! Alſo ſtill geſchwiegen! (ihm die Hand reichend) Schlagen Sie ein, Alterchen! Sie ſind ein braver Mann und ein guter Vater ... aber ich bin's auch, und daher gilts unter uns einen bloßen Handſchlag. Während alſo dieſer Herr da kritzelt, wär's denn nicht möglich ein.... (er macht das Zeichen des Trinkens) So ein kleines Gläschen auf die Geſundheit der lieben Kinder da!

An. Das kann gleich geſchehen, Herr Galuchet. (er geht in einen Wandſchrank und ſetzt ein Brett mit Liqueurgläſern und Flaſche auf den Tiſch links.)

Jeannet. (leis zu Galuchet). Lieber Vater!

Gal. Ei! man verheirathet ſeine Tochter nicht alle Tage und ich hoffe, daß Papa Coquebert mir Geſellſchaft leiſten ſoll. (zu Anatol.) Schenk ein, mein Junge! Voll! ganz voll! ... ich will Dir's am Hochzeitstage wieder vergelten.... Was iſt denn das? Parfait d'amous oder Aniſette?

Coq. Rum, mehr als 100 Jahre alt.

Gal. (trinkend). Nun, da iſt er lange genug am Leben geblieben. (zu Anatol) Immer noch einmal. (zu Coquebert) Er brennt noch, und ich glaube kaum, daß Sie und ich, wenn wir ſo alt ſind, noch ſo viel

Feuer haben werden! (auf den Notar zeigend) Seht doch ein wenig nach, ob der da bald fertig iſt .... Es iſt doch erſtaunend, wie das belebt und erheitert ... beſonders wenn man es ſeit langer Zeit nicht genoſſen hat! ... Daran und an das Glück war ich gar nicht mehr gewöhnt! (Jeanneton nimmt die Flaſche vom Tiſche weg.) Aber man macht gern wieder mit einander Bekanntſchaft! (Er will ſich ein drittes Glas einſchenken und findet die Flaſche nicht mehr.) Hm! .... wer hat denn die Bouteille unterſchlagen?

Jeannet. Ich, lieber Vater, und deshalb, weil ...

Gal. Ganz recht! ... es hätte mir den Kopf verdrehen können ... aber Jeanneton behält immer den ihren auf dem rechten Flecke ... Was müßte eine ſolche Frau für ein Schatz für einen Mann ſein! ... es wird ſich aber auch ſchon einer finden ... oder ſo etwas Aehnliches. (Auf den Notar zeigend.) Und dann wenden wir uns an den Herrn hier ... ob er gleich nicht der ſchnellſte zu ſein ſcheint.

Coq. Das glaube ich wohl, weil man ſein eignes Wort nicht verſteht. (Zu Anatole.) Mach doch die Fenſter zu! es iſt ein Lärmen auf der Gaſſe, daß ...

An. Es ſind die Wagen, die gegenüber ins Hotel Blanſac fahren.

Jeannet. (bewegt). Zu Herrn Octave?

An. Der ſich heute Mittag vermählt.

Jeannet. (an die Wanduhr ſehend). Es iſt jetzt erſt 10 Uhr!

An. Aber schon eine Menge Menschen da!... heute früh um 9 Uhr sah ichs, als ich ihm die bestellten Schmucksachen brachte.

Jeannet. Er ist wohl sehr glücklich?

An. Er sollte es wohl sein... sah aber nicht darnach aus;... er war so blaß!

Jeannet. Er ist doch nicht krank?

An. Nein, aber düster und traurig... Als ich ihm den Schmuck einhändigte, da seufzte er... ja, und ich wollte wetten, daß ich auf diesen Schmuck aus seinen Augen eine Thräne hätte fallen sehen.

Jeannet. (für sich). Oh, Dank! Dank!... ja! die Diamanten waren für sie, aber diese Thräne war für mich!

An. (dem Coquebert eine Feder anbietet). Ich soll unterschreiben? (Er geht an den Tisch, indem er spricht:) In diesem Augenblicke kam eine unserer Kunden zu ihm, die Frau Marquise d'Aubervilliers...

Coq. u. Gal. (schnell). Nun?

An. Hoch und stolz den Kopf tragend sagte sie zu ihm: Vortrefflich, lieber Neffe! da Du endlich auf die Grisetten Verzicht leistest und den Wünschen Deiner Familie nachgiebst, so bringe ich Dir meinen Segen... denn man thut sehr wohl daran, sich zu vermählen. (Indeß hat er unterzeichnet und bietet weiter sprechend seinem Vater die Feder an.) Bei diesen Worten trat ich denn auch vor und meldete ihr devotest meine eigne Vermählung.

Coq. (der mit der Feder in der Hand eben unter-

zeichnen wollte, tritt raſch vor). Wie? ... Du haſt ihr geſagt? ...

An. Daß ich Fräulein Galuchet heirathe.

Coq. Ach du mein Gott! ... ich hatte Dir ja aber Stillſchweigen empfohlen!

An. Doch nicht gegen eine Kundſchaft wie dieſe?

Coq. (leis). Gerade gegen ſie! ... Und was hat ſie Dir denn geantwortet?

An. Nichts! ... Sie hat auf der Stelle ausgerufen: Meine Leute! Meinen Wagen! und iſt ohne Adieu zu ſagen, von ihrem Neffen fortgeeilt, der aber nicht einmal darauf Acht gegeben hat.

Coq. Unbeſonnener Menſch! ... Gott weiß, was daraus werden wird!

Gal. (die Feder aufhebend). Aber ... ſo unterzeichnen Sie doch!

Dritter Auftritt.

Die **Vorigen.** Ein **Bedienter,** der Coquebert einen Brief gibt.

D. Bed. Für Herrn Coquebert

Coq. Sagte ichs nicht? ... die Hand der Marquiſe! ... Ein Brief an mich! (Er nimmt ein Blatt Papier aus dem Briefe.) Und ein geſtempeltes Papier an Sie, Galuchet.

Gal. An mich? (Zu Jeanneton.) Sieh doch einmal, Jeanneton, entziffere mir einmal das, wenn Du kannſt.

Coq. (lieſt:) „Die wenigen Worte, die ich Ihnen geſagt habe, Herr Coquebert, hätten Sie wohl vermuthen laſſen können, daß diejenige, welche Sie mit Ihrem Sohne verheirathen wollen, ein Mädchen ſei von einer ... wenigſtens zweifelhaften Abkunft!"

Alle. Mein Himmel!

An. Was ſoll das heißen?

Coq. (mit Unwillen). Verläumderiſche und lügneriſche Redensarten! ... Und geſetzten Falles, ſie wären ſogar wahr, was würde daraus folgen? Nichts, als daß Mamſell Jeanne von ungewiſſer Abkunft iſt.

Jean. Was ſagen Sie?

Coq. Von einer unbekannten ... mit Einem Worte: illegitimen! ... Was würde das mich verſchlagen? Hole der Henker alle Vorurtheile! ... Mag ſie ſein wer ſie will ... Gleichheit über Alles! ... Die jungen Leute da lieben ſich, das iſt mir genug ... ich höre auf nichts weiter ... ich ſehe auf nichts weiter ... Vor allen Dingen alſo geben wir ſie zuſammen! und unterſuchen wir nachher ... Alſo unterzeichnet!

Jean. (ſich in ſeine Arme ſtürzend). Oh! Sie trefflicher Menſch!

An. (ebenſo). Welch ein guter Vater!

Gal. (geht zu ihm und ergreift ihn bei der Hand.) Herr Coquebert, was Sie da eben gethan haben, iſt eine edle und ſchöne Handlung, aber Sie werden auch dafür belohnt werden! Jeanne gehört mir! ... Jeanne iſt wirklich meine Tochter!

Jean. u. An. Welches Glück!

Coq. (erſchreckend.) Gott ſteh' mir bei!

Gal. Und ich fordere die ganze Welt heraus, mir zu beweiſen, daß ſie es nicht iſt!

Coq. (für ſich). Alles iſt verloren! (Laut.) Unterſchreibt nicht!

Alle. Warum nicht?

Coq. (mit Verlegenheit.) Warum?

Jeannet. (das eben erhaltene Papier vorzeigend.) Weil hier ein Einſpruch iſt, der ſich dieſer Heirath entgegenſtellt.

Gal. Ein Einſpruch? — Gieb doch, gieb! (lieſt mit Mühe:) „Angeſehen ... Angeſehen, daß ein Mädchen ſich ohne die Einwilligung ihres Vaters nicht verheirathen kann ... in Betracht, daß beſagter Galuchet nicht zu beweiſen im Stande, daß er der Vater des betreffenden Mädchens ſei ... widerſetzen ſich Anſuchende der beſagten Heirath und legen Proteſt ein, unter allem geſetzlichen Vorhalt von Koſten, Schadenerſatz und Intereſſen, gegen Herrn Galuchet, über keins der beiden jungen Mädchen zu verfügen, deren gegenwärtiger Inhaber er iſt, ohne vorher vor Gericht bewieſen zu haben, welches von beiden wirklich ſeine Tochter ſei." (Zornig.) Seht einmal! Wer dieſes Papier ausgefertigt hat, iſt geſtempelt.

Coq. Und das Papier auch! ... das iſt in der Ordnung.

Gal. Mich verhindern zu wollen, meine beiden Töchter zu verheirathen!

Coq. Ehe Sie nicht diejenige ausgesucht und anerkannt haben, die Ihnen wirklich angehört: ... das ist klar!

Gal. Nein, das ist es eben nicht! ... weil ich selbst es nicht bin.

Coq. Dann können Sie auch nicht als Vater figuriren.

Gal. Das hieße ja, daß, weil ich zwei Kinder habe, ich gar keins hätte! ... Gehen Sie doch! das wäre ja ungereimt!

Coq. Das sagt das Gesetz ... oder vielmehr, im Gegentheile ... Sie begreifen ... das Gesetz erkennt nur Einen Vater für ein Kind an, mehr nicht! ... Es mag ungereimt sein, gut! ... aber was wollen wir denn dagegen thun? ... Sie haben gesehen, lieber Freund, daß ich weder an Rang noch Vermögen hange ... ich bin vermöge meines Chrakters über alle Vorurtheile erhaben ... aber nicht über die Gesetze. Ich bin verpflichtet, mich ihnen unterzuordnen, als Bürger, als Juwelier, und als Wähler ... Von diesem Augenblicke also an ist meine Partie genommen.

An. Aber, lieber Vater ...

Coq. (für sich). Ist sie die Tochter der großen Dame, so wird man nichts von uns wissen wollen, und ist sie die Tochter des Goldarbeiters, so mag ich nichts von ihr wissen! .... In aller Beziehung ist es sonach aus! (Laut.) Komm, mein Sohn!

An. Und wohin?

Coq. Die Sache ins Klare bringen und der

Frau Marquiſe meine Entſchuldigungen zu machen ... Wenn Du Deine Braut einbüßeſt, ſo iſt das kein Grund, weshalb ich meine Kunden einbüßen ſoll, und die Familie der Marquiſe gehört zu meinen beſten. Ich will ihr einen Brief ſchreiben, den Du ihr auf der Stell: ſelbſt übergeben ſollſt.

(Galuchet iſt während deſſen, was zuletzt vorgegangen, in einen Seſſel geſunken, mit dem Papier in der Hand und in ſchmerzliches Nachdenken verſenkt. Seine beiden Töchter ſtehen bei ihm. Als er Coquebert fortgehen hört, kommt er wieder zu ſich.)

Gal. (zu Coquebert). Aber erlauben Sie, Herr ....

Coq. Sie ſehen, wie ich bin: die Offenheit ſelbſt ... Ich ſage nicht ja, ich ſage aber auch nicht nein. Entſcheiden Sie ſelbſt, welche von beiden die Ihre iſt ... wo nicht ... unmöglich jede Heirath ... ſowohl für die eine ... als auch für die andre! — Komm mein Sohn und folge mir. (Er zieht Anatole fort.)

Vierter Auftritt.

Jeanne. Jeanneton. Galuchet.

Jean. u. Jeannet. Was hat nur das zu bedeuten, lieber Vater?

Gal. Was das zu bedeuten hat? ... daß ihr alle Beide meine geliebten Kinder ſeid, und ich euch, was auch geſchehen möge, immer als ſolche betrachten werde! — Ich könnte ja gar nicht anders.

Jean. u. Jeannet. Und wir auch nicht.

Gal. Das weiß ich wohl! aber durch die Gewalt der Dinge und der Umstände . . , ach das ist viel zu lang, um es euch zu erklären . . . verlangt man durchaus, daß ich auf eine von euch Beiden verzichte.

Jean. Und das könnten Sie?

Jeannet. Dazu hätten Sie den Muth?

Gal. Ich muß es wohl . . . zu euerm Glücke . . . wegen eurer Zukunft. . . . Aber ich kann wahrhaftig nicht! . . . Also liebe Kinder seht ihr . . . entscheidet selbst!

Jean. Wir? lieber Vater!

Jeannet. Nicht mehr Ihre Kinder sein!

Gal. Ich muß Euch zu Euerm Troste sagen . . . daß die, welche mich verläßt. . . .

Jean. (mit Kraft). Verflucht sein wird!

Gal. Bewahre! . . . nein, eine große Dame werden wird, adelig, reich und angesehen . . . während die andere. . . .

Jeannet. Oh! ich bin die andere!

Jean. Ich auch!

Jeannet. Wir sind es alle Beide!

Gal. Das ist schön! Das ist gut! Ihr seid gute Töchter . . . die mich glücklich machen . . . aber die mich auch recht in Verlegenheit setzen . . . weil es hier nicht damit gethan ist, schwach zu sein und zu weinen. . . . Man muß Muth haben! . . . Hörst Du, Jeanne? . . . (er sieht Jeanneton an, die sich abwendet, um sich die Augen zu trocknen) Hörst Du, Jeanne-

Feierlich war der Zug des Kaisers und der Reste seines Heeres durch diese Pforten, und jeder der Durchziehenden bewunderte vorzüglich die treflichen Gebilde Polydors, welche mit täuschender Wahrheit sie schmückten. Man hatte bei dem Anlanden an der afrikanischen Küste in einiger Entfernung von Algier mehrere Landhäuser überfallen, und einige Christensclaven, welche darin gefangen gehalten wurden, befreit. Die mitgefangenen Türken trugen nun die Ketten dieser, während die nun Freigewordenen mit andächtig dankbar gefalteten Händen einhergingen und ebenfalls den Zug verherrlichten. Unter ihnen sah man besonders Einen, der länger als die übrigen, fast den Zug aufhaltend, vor den Gemälden Polydors mit tiefer Empfindung verweilte, und bei den Umstehenden sich dann mächtig bewegt erkundigte, wie der Künstler heiße, welcher diese Gemälde gefertigt habe, und von wannen er nach Messina gekommen sey.

Als die Feierlichkeiten vorüber, welche für Polydor nur unwillkommne Störungen in seiner einfachen und thätigen Lebensweise gewesen waren, ob er schon bei dieser Gelegenheit eine große Summe Geldes sowohl von der Stadt Messina, als ein kaiserliches Geschenk von Karl V. erhalten hatte, arbeitete er wieder aufs eifrigste an seinem theuern Oelgemälde von der Kreuztragung, welches er gern vollenden, dann aber mit dem indeß ersparten Ge-

ten? Du, die gewöhnlich Energie für die ganze Familie hat? (kräftig) Ich ſage es nochmals, man muß eine Wahl treffen. ... (zornig) Ja man muß!

Jeannet. Nun ja, lieber Vater, zanke nur nicht mit uns!

Jean. Das wäre das erſte Mal.

Jeannet. Meine Schweſter und ich ſind entſchloſſen zu entſagen. ... Nicht wahr, liebe Schweſter?

Jean. Ja, ich ſchwöre es.

Jeannet. (mit Feſtigkeit). So wählen Sie denn ... entſcheiden Sie ſelbſt.

Gal. (erſchreckt). Ich!

Jean. Wir werden gehorchen, ohne Klagen ... ohne Murren.

Jeannet. (ſich abwendend und die Augen trocknend). Ja ... wir werden gehorchen!

Gal. (ſtellt ſich ſtillſchweigend zwiſchen Beide und hebt dann die Augen zum Himmel und ſpricht andächtig) O Du, die Du die Wahrheit weißt.... Marie Jeanne ... mein armes Weib ... ſende mir von oben einen guten Entſchluß! ... Sage es mir hier ... durch einen einzigen Herzensſchlag ... welche iſt unſer Blut ... welche iſt unſre Tochter? ... Du wirſt mich nicht täuſchen wollen ... nicht wahr? ... Und Du biſt's ... Du allein der ich glauben werde. (er ſieht eine Tochter nach der andern aufmerkſam an) Ha! ... ich ſehe jede von ihnen mit derſelben Freude an ... ich leſe in den Augen einer jeden dieſelbe Zärtlichkeit für mich! (er umarmt Jeanne und drückt ſie an ſein Herz, dann

eben ſo Jeannekon). Das Herz ſchlägt gleich bei beiden! ... Ja! der Himmel hat es ausgeſprochen! ... Sie ſind beide meine Töchter!

Jean. u. Jeannet. Ja, ja! ... wir ſind es!

Jean. Laſſen Sie uns immer bei einander bleiben!

Jeannet. Nie verlaſſen wir einander!

Gal. Aber der Reichthum, der euch vielleicht erwartet! ...

Jean. Wir verzichten darauf.

Jeannet. Wir können ihn entbehren!

Gal. Ja, ich wußte es wohl, daß ſie mich mehr liebten, als das Geld! ... Ihr glaubt alſo doch wirklich, meine lieben Kinder, daß wenn man ſich gegenſeitig recht von Herzen liebt, man auch in einem Dachſtübchen glücklich leben kann, ohne ſchöne Kleider und Diamanten?

Beide. Ja, ... Vater.

Gal. Aber die Liebhaber, die Bräutigams, die Herren die euch vielleicht geheirathet hätten?

Jean. Wenn ſie uns blos deßhalb heirathen. ...

Jeannet. So iſt der Verluſt nicht groß.

Jean. Sie werden warten, ... und man wird ſehen!

Gal. (heiter). Ganz recht ... mit der Zeit wird man ſehen!

Jeannet. (eben ſo). Was mich betrifft ... ſo iſt da Alles ſchon geſehen! ... Ich warte nicht dar-

auf! ... Ich werde nie heirathen! ... Das iſt immer meine Idee geweſen.

Gal. Wahrhaftig?

Jeannet. Ich bleibe bei Ihnen.... ich lebe mit Ihnen.

Gal. En garçons!

Jeannet. Ich führe die Wirthſchaft ... und wir haben im Hauſe ....

Gal. Arbeit und Freude!

Jean. Glück und Geſundheit!

Jeannet. Wir werden lachen!

Jean. Wir werden tanzen!

Gal. Wir werden uns alle drei lieben!

Jean. u. Jeannet. Immer! immer!

Gal. (auf dem Gipfel der Woune). Genug! genug! Meine Kinder!

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Anatole.

An. Ich komme ganz außer Athem. ...

Jean. Und woher?

An. Aus dem Hotel der Frau Marquiſe, wohin mich mein Vater geſchickt hatte, um ... in ſeinem Namen ... einen Brief mit der Bitte um Entſchuldigung zu bringen.

Alle Drei. Nun?

An. Nun! man hat mir durch einen Kammerdiener ſagen laſſen, die gnädige Frau wird gleich antworten, warten Sie nur. ... Und da ich denn in einer

Art von Toilettenzimmer gewartet, das an den Salen ſtieß ... in dieſem Salon aber war die Marquiſe und eine Menge Rechtsgelehrter ... die von Zeit zu Zeit etwas laut wurden ... und ich weiß nicht ob es Unrecht war, dabei die Ohren offen zu halten. ...

Jeannet. Oh nein, nein! wenn es zum Beſten ſeiner Freunde geſchieht, ſo. ...

An. Das habe ich mir auch geſagt. ... So habe ich denn mein Ohr etwas näher an die Thür gelegt und gehört wie einer ausrief: Ja! ich ſtehe für den Prozeß ... ein Prozeß der ihn zu Grunde richten würde, wenn er reich wäre ... aber er hat nichts ... und folglich kann er ihn nie aushalten. ... Nun, wenn uns nichts weiter übrig bleibt, ſo müſſen wir den Prozeß anfangen, antwortete die Marquiſe, aber ich thue es ſehr ungern. ... Warten Sie doch! warten Sie doch! ſagte eine andre Stimme. Und nun gab's eine lange Pauſe. ... Ich hörte nur das Geräuſch von Papieren und Pergamenten, in denen man hin und her blätterte. ... Dann ſtieß es plötzlich einen lauten Schrei aus ... ſo wie einen Freudenſchrei, und man ſagte: Er mag wollen oder nicht ... jetzt iſt er in unſrer Gewalt ... er kann uns nicht mehr entwiſchen.

Gal. Was kann denn das zu bedeuten haben?

An. Wenn er ſie nur nicht entführt, mit ſich fortnimmt, erwiderte die Marquiſe ... dann wäre Alles verloren!

Gal. Das wäre ſo eine Idee, das!

An. Bah! ſagten die andern, er kann keine Ahnung von dem Schlage haben, der ihn treffen ſoll. ... Und übrigens haben wir auch Geld und Einfluß genug, um ihn daran zu hindern ... und wenn es ſein müßte, ihn ſogar verhaften zu laſſen.

Jean. Sie, verhaften!

Jeannet. Sie mein Vater. ... Oho ſie ſollen nur kommen! ... Das wollen wir abwarten!

Gal. Brav, meine Tochter! ..., Brav Jeanneton! ... Aus dem Mädchen hätte ein Junge werden ſollen!

An. Nachdem ich dies gehört hatte, bin ich ohne die Antwort auf meinen Brief abzuwarten, wieder fortgelaufen, um Alles Ihnen zu hinterbringen.

Jean. Dank, Dank, lieber Herr Anatole! Und Ihre Meinung dabei?

An. Meine Meinung? ... Die iſt ... daß es hier gilt Verſtand und Muth zuſammen zu nehmen. Man muß fort.

Jeannet. Ach, gehen Sie!

An. Jene ſind mächtig, jene haben Geld, Einfluß, Freunde. ... Sie haben nichts von alle dem ... ausgenommen mich ... der aber nichts weiter kann und vermag ... als Sie zu lieben, Mamſell Jeanne ... und wenn man damit anfängt, Sie zu trennen! ... Das Recht iſt auf Ihrer Seite, Herr Galuche ... Sie werden das ſpäter beweiſen ... ich weiß es. ... Aber was wird unterdeß aus Ihren Töchtern werden ... wer wird ſie beſchützen?

Gal. Eben darum verlasse ich sie nicht. ...

An. Aus der Ferne werden Sie sich besser vertheidigen können. ... Entfernen Sie sich also! fliehen Sie mit ihnen! ...

Gal. Und wenn man sich meiner Abreise entgegensetzt! ... wo dann Schutz und Unterstützung finden? ... an wen uns wenden?

Jeannet. (mit Energie). Das weiß ich!

Gal. Du, Jeanneton?

Jeannet. Ja, mein Vater ... und das im Augenblicke! (sie setzt sich an den Tisch und schreibt) Ich flehe für Alles.

Gal. An wen zum Henker schreibt sie denn? (liest über ihre Achsel). „Mein Herr Herzog!" ... Du bist mit Herzogen bekannt, Jeanneton?

Gal. Ja, lieber Vater.

Gal. (liest wieder wie oben). „Mein Herr Herzog! ... oder vielmehr, mein Freund!" ... (mit Staunen) Er ist Dein Freund?

Jeannet. eine Thräne trocknend). Ja, ...Vater!

Gal. (wie oben). „Sie haben mir gesagt: Wenn Ihnen ein Unglück zustößt, so wenden Sie sich an mich. ... Ich wende mich nun an Sie" ... Er ist also ein wackrer Mann, Jeanneton?

Jeannet. Ja, ja ... mein Vater.

Gal. (wie oben). „Und bitte Sie ... denn es ist sehr dringend ... die Güte zu haben gleich auf der Stelle ... gleich auf der Stelle mich zu entführen." ... (zornig) Was!?

Jeannet. (mit Schreiben endend). „Nebſt meinem Vater und meiner Schweſter.“

Gal. Ah, das iſt etwas Anderes!

Jeannet. (ſchreibend). „Der Ueberbringer wird Ihnen ſagen weßhalb.“

Gal. Der Ueberbringer?

Jeannet. Das werden Sie ſein, lieber Vater! (ſchreibt und ſpricht) „An den Herrn Herzog von Blanſac, in ſeinem Hotel.“ ... Eilen Sie, lieber Vater ... es iſt nur zwei Schritte von hier. ... Er wird noch nicht auf die Mairie gefahren ſein. ... Denn erſt zu Mittag ſoll ſeine Traunng vor ſich gehen.

Gal. Und er ſoll uns entführen? ... Er ſelbſt!

Jeannet. Nein, nicht er ſelbſt ... aber er ſoll Ihnen Mittel zur Flucht an die Hand geben. ... Aber jetzt geſchwind! geſchwind!

Gal. Und wenn er mich nun in einem Augenblicke wie dieſer für ihn ſein muß, nicht annehmen will?

Jeannet. So laſſen Sie ihm blos ſagen, Sie kämen von Mamſell Jeanneton.

Gal. Und dieſer junge Bräutigam ... dieſe ſchöne Herr ... dieſer Herzog. ...

Jeannet. Wird Sie augenblicklich annehmen.

Gal. Glaubſt Du?

Jeannet. Ich weiß es gewiß.

Gal. (mit Mißtrauen und Vorwurf). Aber einen ſolchen Schutz? ...

Jeannet. Können Sie mit gutem Gewiſſen ergreifen, mein Vater, denn er koſtet uns nichts.

Gal. Wahrhaftig?

Jeannet. Ich würde ihn nicht mit ſolcher Zuverſicht in Anſpruch nehmen, wenn ich ihn bezahlt hätte.

Gal. Ganz recht! ... Du biſt ein braves und wackres Mädchen! ... Nun, ſo wartet hier, meine Kinder. ... Ich werde vor Mittags wieder zurück ſein. Herr Anatole, ſorgen Sie für ſie.

An. (auf die Thür links zeigend). Dort ... in der Schreibſtube meines Vaters ... ich werde nicht von ihnen weichen ... das verſpreche ich Ihnen.

Gal. (zu Anatole der mit den Mädchen abgeht). Ich, ich eile zu unſerm Beſchützer! ... Er wird mir die Mittel verſchaffen meine Kinder mit mir zu nehmen. Ja! ich entführe ſie! und dann lache ich über die Marquiſe und alle dieſe großen Herren. (er geht durch die Mittelthür. Coquebert iſt von rechts eingetreten und hat die letzten Worte auch gehört)

Sechſter Auftritt.

Coquebert, Galuchet nachſehend.

Ha?!... er lacht über die großen Herren! ... Der Thunichtgut wird ſich gewiß ſchlimme Dinge auf den Hals ziehen! ... Nun, das geht ihn an, und wenn ich nur meine Kunden behalte ... (er ſieht die

Marquiſe eintreten) Ah! die Frau Marquiſe, welche mir die Ehre erzeigt ſelbſt zu kommen!

Siebenter Auftritt.

Coquebert. Die Marquiſe.

D. Marq. Ich hab' Ihren Brief erhalten, und eile zu Ihnen!

Coq. Ach! ſeit ich Ihnen geſchrieben habe, ſtehen leider die Sachen nicht um ein Haar beſſer. ... Dieſer Galuchet iſt hartnäckiger als je, und wird nicht nachgeben!

D. Marq. Nun, das wollen wir ſehen! Ich bin jetzt ruhig. Auch will ich, während alle unſre Verwandte im Hotel Blanſac wegen der Vermählung meines Neffen verſammelt ſind, meine Enkelin mit dem Namen und der Kleidung, die ihr rechtmäßig zugehören, ſelbſt der neuen Familie vorſtellen. ... Meine Kammerfrauen ſind hier und werden ſie ankleiden helfen.

Coq. Sie haben alſo Beweiſe gefunden?

D. Marq. Allerdings: einen Brief von einigen Zeilen, der erſt heut früh ſich unter den Papieren des Generals vorgefunden hat, und den im Jahre 1815 bei ſeiner Rückkehr von der Inſel Elba ſeine Frau an ihn geſchrieben hatte.

Coq. Und in dieſem Briefe ſteht, welche von den beiden Kindern Ihre Enkelin iſt?

D. Marq. Das zwar nicht, er giebt uns aber wenigſtens ein Mittel an die Hand, ſie wieder zu er-

kennen. ... Wo iſt Galuchet? ... Sie haben mir geſchrieben, daß er bei Ihnen ſei.

Coq. Er iſt jetzt fort! ... und nach dem was ich vorhin von ihm erlauſcht habe, ſteht er ſogar eben im Begriffe, mit Hilfe von Protectionen, die er Gott weiß woher ſich verſchafft ... ſeine beiden Töchter zu entführen.

D. Marq. (erſchreckt). Da ſei der Himmel für! ... dann wäre Alles verloren! ... wenn er ſie mit ſich nähme ... wenn er ſie meinen Blicken entzöge ... ſo. ...

Coq. Sie ſind noch hier ... in meiner Schreibſtube.

D. Marq. (leis und ſchnell zu Coquebert). So eilen Sie zu Herrn von Blanſac, meinem Neffen ... ſagen Sie ihm, daß ein wichtiges Geſchäft mich abhalte, ſeiner Vermählung beizuwohnen ... man daher immer ohne mich abfahren ſolle. ... Ich erſuche ihn darum ... ich bitte mir's als Gnade von ihm aus.

Coq. (ſich verbeugend). Ich eile, gnädige Frau. (ab durch die Mitte)

Achter Auftritt.

Jeanne. Die Marquiſe.

Jean. (in die Couliſſe). Ja, Jeanneton, ja, liebe Schweſter ... ich will nachſehen. (kommt nach vorn) Die gnädige Frau Marquiſe!

D. Marq. (freundlichſt auf ſie zugehend). Fürch-

wiane, wieder nach Rom zurückkehren wollte, als wohin ihn eine außerordentliche Sehnsucht zog, wie es wohl allen Künstlern und allen für Kunst offnen Gemüthern, welche seine Herrlichkeit gesehen haben, zu geschehen pflegt.

Bald darauf meldete sich ein freundlicher Bursche, Giulio mit Namen, aus der Gegend von Messina gebürtig, bei Polydor, um ihm zu dienen, und da er eben eines solchen, besonders zur Zubereitung der Farben, worin der junge Gesell bald gute Fertigkeit zeigte, bedurfte, so nahm er ihn zu sich, und war bald so sehr mit ihm zufrieden, daß er ihn, den er in Mehrerem treu befunden hatte, bald weniger als Diener behandelte, sondern nicht selten als einen Freund, ihm manches anvertrauend. Und so ward sein Gemälde endlich zu seiner großen Freude vollendet; wie sehr es aber gelungen sey, bezeugten alle, die es je gesehen haben, und rühmten ungemein die treffliche Anordnung in der großen Menge von Figuren, die es enthält, und die Schönheit der Farbengebung, so wie die Richtigkeit der Zeichnung, indem es geschienen, als habe die Natur in diesem letzten Werke des Meisters noch zeigen wollen, zu welcher Herrlichkeit er von ihr berufen worden sey.

So wurde denn das Gemälde an dem Hauptaltare der Kirche zum heiligen Kreuze in Messina feierlich aufgestellt, und viele wallfahrteten dahin um dieses Meisterwerk zu betrachten. Polydor em-

ten Sie ſich nicht, mein Kind! ... ich wünſche nur Ihr Glück.

Jean. (traurig den Kopf ſenkend). Ach! ... das iſt unmöglich ... es giebt zu viele Hinderniſſe!

D. Marq. Und welche?

Jean. (furchtſam). Für's erſte ... das Vermögen!

D. Marq. (freudig). Iſt es nichts als das? (mit theilnehmendem Tone) Sprechen Sie vertrauungsvoll mit mir ... wie mit einer Mutter! Iſt dies der einzige Wunſch, den Ihr Herz hegt?

Jean. (die Augen ſenkend). Nein, gnädige Frau ... es giebt Jemand, den ich liebe.

D. Marq. (ſchmerzlich). O!

Jean. Jemand ... der weit über mir ſteht!

D. Marq. (ſchnell). Recht ſchön! ... das iſt gut, mein Kind!

Jean. Der Sohn Ihres Juweliers ... Herr Anatole Coquebert!

D. Marq. (für ſich, mit Schmerz). Eine ſolche Neigung! ... O! ... (laut) Und glauben Sie, daß die Vorſtellungen der Vernunft oder der Freundſchaft es eines Tages nicht noch dahin bringen könnten, ein ſolches Gefühl aus Ihrem Herzen zu verbannen?

Jean. (ſchnell). Nein, gnädige Frau! lieber ſterben, als darauf verzichten!

D. Marq. (für ſich). Gerade wie ihre Mutter! ... Ich war noch nicht beſtraft genug, und Gott will mich noch einmal an meinem Stolze züchtigen! ... Aber

ſollte ich auch vor Scham ſterben ... ich werde wenigſtens mein Enkel-Kind kennen lernen! ... (zu Jeanne, ihr einen Brief übergebend) Hier! ... dieſen Brief ſchrieb meine Tochter an ihren Gemahl, der in Militairdienſten ſtand ... einen General! ... Leſen Sie!

Jean. (lieſt mit Erregung). „Brüſſel, im Juny 1815."

D. Marq. Ja, es war in den hundert Tagen!

Jean. (lieſt). Mein Geliebter! Du wünſchteſt einen Sohn, der gleich Dir einſt Soldat würde, denn der Kaiſer und Frankreich, ſagteſt Du, bedürfen der Vertheidiger. ... Der Himmel aber hat Deine Wünſche nicht erhört ... ich habe einer Tochter das Leben gegeben." (ſie hält inne und blickt auf die Marquiſe).

D. Marq. Fahren Sie fort!

Jean. (leſend). „Die Rückkehr aus Elba jedoch und Deine Zeichen der Wiedervereinigung, von denen Du mir ſo oft ſagteſt, haben ohne Zweifel einen zu großen Eindruck auf mich hervorgebracht ... denn Deine Tochter trägt ... ich kann Dir es nicht verſchweigen ... nahe am Herzen ... das Merkmal eines Veilchens." (unterbricht ſich) O mein Gott! (ſie lieſt nochmals den Brief mit der größten Spannung ganz leis.)

D. Marq. (ſie beobachtend). Dieſe Unruhe ... dieſe Bewegung ... ſo iſt's denn wahr? ... Sie wüßten? ...

Jean. (immer leſend). Ja, ja! ... ganz ſo!

D. Marq. Sie iſt es!

Jean. Ja ... ſie iſt es! ... es iſt Jeanneton! ... iſt meine Schweſter! (auf die Thür links zeigend) Meine Schweſter!

D. Marq. (durch die Thür links abeilend) Ihre Schweſter!

Neunter Auftritt.

Jeanne allein.

Gott! was habe ich gethan? Und mein Vater, der ſeine beiden Töchter abholen will! ... Mein Vater! ... o! der Schmerz wird ihn tödten! (man hört Mittag ſchlagen).

Zehnter Auftritt.

Jeanneton aus der Thür links kommend. Hinter ihr die Marquiſe. Dann Anatole. Jeanne.

Jeannet. (ſchnell hereintretend). Zwölf Uhr! (voll Verzweiflung) Jetzt wird er vermählt! (ſich in die Arme ihrer Schweſter werfend) Alles iſt für mich dahin!

D. Marq. (ſich ihr nähernd). Mein Kind!

Jeannet. Dank, tauſend Dank, gnädige Frau, für alle die Herrlichkeiten, die Sie mir anbieten und deren ich nicht würdig bin!

D. Marq. Was willſt Du damit ſagen?

Jeannet. Daß Jeanneton ſich ſehr ungeſchickt in Ihren Salons ausnehmen und ihren Ahnen Schamröthe einjagen würde!

D. Marq. Es ſind ja auch die Deinen.

Jeannet. Um ſo mehr Urſache, ſie nicht zu demüthigen. Ich bin den Edlen, von denen ich ab-

ſtamme, Ehrfurcht ſchuldig, das weiß ich und fühle ich, ſowie daß mein Dank und meine Ehrerbietung Ihnen, gnädige Frau, ſtets angehören werden, aber ich bin von Grund aus ein Kind des Volkes, bin die Tochter eines Arbeitsmannes, das fühle ich ſo tief; dies genügt zu meinem Glücke, und die Familie, in welcher ich meine Schweſter gefunden habe, wird für immer und ewig auch meine Familie bleiben. (ſie wirft ſich in Jeanne's Arme)

Jean. Das iſt ſchön! meine liebe Schweſter! ... ja, Du bleibſt bei uns!

D. Marq. Sie ſtößt Ihr Glück von ſich!

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Coquebert.

Coq. O, gnädige Frau! ... was für ein Scandal! ... Ihr Herr Neffe, ... Herr Octave ...

Jeannet. Octave!

D. Marq. Nun? ... ſeine Vermählung?

Coq. Er will nicht mehr davon reden hören. ... Es iſt Alles aus damit!

Jeannet. (ſchnell). O Gott! jetzt, jetzt, gnädige Frau, jetzt nehme ich es an! Ja! ich bin Ihre Enkelin!

Jean. Ach du mein Himmel! was ſagſt Du?

D. Marq. Iſt's möglich! (zu Coquebert) Laſſen Sie meinen Wagen geſchwind vorfahren.

Coq. Augenblicks, gnädige Frau! (geht ab)

D. Marq. (zu Jeannetton). So komm!

Jean. Aber nur unter Einer Bedingung.

An. (aus dem Fenſter ſehend). Da kommt Herr Galuchet.

Jeannet. (will ihm entgegen). Mein Vater!

D. Marq. (zieht ſie fort). Jetzt nicht! ... Komm! komm! (ſie geht mit Jeanneton ab)

Zwölfter Auftritt.

Anktole. Jeanne.

Jean. Mein Vater! ... mein armer Vater! ... Wie es ihm nun ſagen ... wie ihm beibringen, daß ſeine Tochter ihm entführt worden iſt!

An. Ach ja, ja!

Jean. Still! da iſt er ſchon!

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Galuchet. Später Jeanneton und die Marquiſe.

Gal. (ſingend eintretend). Tra la la la, la, la, la! ... O! der brave junge Mann! ... der würdige Cavalier! ... das iſt doch noch ein vornehmer Herr, wie ich ſie liebe, denn er iſt ganz und gar nicht vornehm! ... Fürchtet Euch nicht mehr, liebe Kinder! ... Warum ſeht Ihr denn alle Beide ſo betrübt aus? Ich! ich bin fröhlich ... bin zufrieden! ... Jeanneten hatte Recht. So wie ich nur ihren Namen nannte, flogen alle Thüren auf und ich trat in ein Zimmer mit Seide und Gold verziert, wo ich den Herrn Herzog vortrefflich angethan fand ... ganz in Bräutigams Koſtüme. ... Jeanneton ſchickt Sie zu mir, mein

Herr? ... Ja, mein Herr Herzog. ... Ich bin ihr Vater. ... Da ſtreckte er mir die Hand entgegen ... er ſelbſt! ich nicht! ... Und da übergab ich ihm Jeannetons Brief und ſetzte ihm aus einander, um was es ſich handle. ... Ob ich ſie vertheidigen ... ob ich ſie ſchützen werde! rief er aus. Zählen Sie auf mich ... ich werde Sie nicht mehr verlaſſen ... ich werde mit Ihnen fortreiſen. ... Und Ihre Vermählung, entgegnete ich ihm darauf ... das wäre ja unmöglich! ... Sie haben Recht! ... warten Sie hier auf mich! ... Und damit war er fort ... und einige Augenblicke ſpäter erſchien er wieder ... mit heiterer Stirne ... freudigen Auges ... Lächeln auf den Lippen. ... Es iſt vorbei! rief er aus, ich heirathe nun nicht! Kommen Sie! kommen Sie! Laſſen Sie uns Mamſell Jeannetten und ihre Schweſter aufſuchen! ... Und da ſind wir nun ... Alles iſt bereit ... der Wagen des Herrn Herzogs iſt unten und er auch. ... Er wartet auf uns!

Jean. Er wartet auf uns?

An. Er ſelbſt?

Gal. Immer er ſelbſt! ... Alſo, fort, fort! beeilt Euch! denn ein großer Herr, was für ein gutes Kind er auch ſei ... kann doch nicht in ſeinem Wagen antichambriren. ... Benachrichtige Deine Schweſter davon. ... (zu Anatole) Und jetzt biete ich der Frau Marquiſe Trotz, mir eins meiner Kinder entführen zu wollen! ... Sie gehören mir, ſind mein, und ich reiſe mit meinem ganzen Schatze von hier fort. (zu Jeanne

ſich umdrehend) Was ſtehſt Du denn noch da? ... und wo iſt denn Jeanneton? ... Haſt Du es ihr denn nicht geſagt?

Jean. Ja, lieber Vater ... aber ...

Gal. Nun! ... was denn? ... was habt ihr nur alle Beide?

An. Nichts, Herr Galuchet ... blos ... weil ...

Gal. Blos ... weil ... Alle Wetter, da will ich mir ſie ſelbſt holen! (will in die Stube links eilen).

Jean. (ihn zurückhaltend). Gehen Sie nicht dahin! lieber Vater.

Gal. Und warum denn nicht? Ich will Jeanneton ſehen ... ich will meine Tochter ſehen.

Jean. Lieber Vater! ...

Gal. Nun denn! ... liebe Tochter?

Jean. Sie haben nur noch die Eine!

Gal. Und die Andere ... die Andere?

An. Iſt bei der Marquiſe.

Gal. Wer hat das geſagt?

Jean. Ich! (giebt ihm den Brief) Da! leſen Sie.

Gal. (den Brief durchfliegend). O mein Himmel! ... Jeanneton! ... Jeanneton! meine geliebte Tochter! mein einziges Glück! ... Nein, nein! ... verzeihe mir, mein Kind ... das iſt nicht wahr ... aber ſiehſt Du, das, was man verliert, iſt ſtets ... (in Schluchzen ausbrechend) Jeanneton! ... meine arme Jeanneton! ... ſo eine gute Tochter! ... und immer ſo fröhlich! ... bei ihr vergaß ich alle Noth und Sorge

... ſie machte mich immer lachen ... und jetzt ... macht ſie mich weinen! ... Ach! ſie haben eine große Dame aus ihr gemacht! ... Sie haben mir ſie entführt! ... Das iſt aber doch gar nicht möglich! (ſinkt in einen Seſſel links) O! ich will mein Kind wiederſehen! Gebt mir meine Tochter wieder! ... Wo iſt ſie? ...

(Die Thür öffnet ſich und Jeannetон tritt ein in vornehmem Anzuge; die Marquiſe folgt ihr. Jeanneton geht zu Galuchet und beugt das Knie vor ihm.)

Jean. Da iſt ſie!

Gal. (ſtößt einen Schrei aus und hebt ſie auf). Unter dieſen prachtvollen Stoffen ... dieſen Spitzen, dieſen Diamanten ... ſind Sie es denn noch ... biſt Du es denn noch, meine Jeanneton?

Jeannet. Immer und ewig! ... Die gnädige Frau Marquiſe hat meine Bedingungen angenommen und es waren folgende. ...

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Coquebert. Ein Bedienter.

Coq. Der Wagen der gnädigen Frau iſt unten ... und noch ein anderer ... der des Herrn Herzogs von Blanſac.

An. Der Mamſell Jeanneton darin entführen wollte.

Jeannet. (zum Bedienten). Bitten Sie ihn, einen Augenblick noch zu verziehen. ... Erſt zu Dir, meine liebe Schweſter! ... Um den zu heirathen, den

Du liebſt, (auf die Marquiſe blickend) erlaubt man mir, Dir 200,000 Franks zu ſchenken.

Jean. und An. Iſt das möglich? (ſich beide zu Coquebert wendend) Und Sie? ... willigen Sie ein?

Coq. Habe ich denn das jemals nicht thun wollen? ... Sie hat 200,000 Franks ... Du auch ... das iſt ja vollkommen Gleichheit! und was habe ich denn gewollt? ... Gleichheit! weiter nichts!

Gal. (Jeanne betrachtend, die bei Anatole, und Jeanneton, die bei der Marquiſe ſteht). Da ſeht einmal! ... Jetzt verlaſſen ſie mich alle Beide! ... Und ich! ...

(Jeanne und Jeanneton treten zu ihm und ergreifen ſeine Hände.)

Jeannet. Sie, lieber Vater? ... Wir verlaſſen Sie nie!

Jean. Sie wohnen bei uns!

Jeannet. Und ich beſuche Sie alle Tage.

Gal. Alle Tage ... Einmal ...

Jeannet. Und Sie kommen eben ſo oft zu mir!

Gal. Das macht alſo zweimal! ... Ganz gut! ... aber es iſt doch nicht daſſelbe!

Jean. und Jeannet. (ihn liebkoſend). Väterchen!

Gal. (eine Thräne trocknend). Ei! bin ich nicht ein recht egoiſtiſcher Vater! ... Doch ſeid nur ruhig! ich werde mich ſchon darein fügen. ... Ich werde mich

an Euer Glück gewöhnen und damit enden, es Euch zu verzeihen.

Coq. (dem ein eintretender Bedienter etwas in's Ohr sagt). Der Herr Herzog wartet immer noch.

Jeannet. Armer Octave! (sich betrachtend) Glücklicherweise wird er beim Warten nichts eingebüßt haben!

D. Marq. (zum Bedienten). Wir kommen gleich. (zu Jeanneton) Komm, meine Tochter!

Jeannet. (zu Galuchet). Auf baldiges Wiedersehn, mein Vater!

Gal. (hält Jeanne an dem einen Arme und grüßt Jeanneton mit der andern Hand) Adieu, Frau Herzogin! (für sich, indem er während ihres sich Entfernens seufzt) und ich glaubte ganz bestimmt, daß sie es wäre, die ich am Meisten ... (Jeanne ansehend, die eine Bewegung zu ihm macht) Nein! ... nein! ... ich liebe beide gleich!

(Jeanne links auf der Bühne giebt Anatole den andern Arm. ... Coquebert steht rechts. ... Jeanneton und die Marquise sind in der Mitte im Abgehen begriffen.)

pfand wohl nicht ohne einen kleinen Künstlerstolz ein besonderes Vergnügen darin, sich ohnfern des Bildes an einen Pfeiler halbverborgen zu stellen, und zu beobachten, welche Empfindungen in den Mienen derer sich zeigten, die zur Betrachtung dieses Bildes kamen, sich der billigenden erfreuend, und wenn er eine tadelnde gewahrte, wohl wie dort der große Meister Apelles sich befragend, was die Ursache davon gewesen, und ob vielleicht irgend ein Makel an dem Bilde noch zu verbessern sey.

Es geschah aber eines Tages, als er auch so an dem Pfeiler stand, daß eine Frauensperson, in einen dichten Schleier gehüllt, in die Kirche trat, nach dem Hauptaltar zuging, und dort sich zum Gebet auf die Knie senkte, das Haupt tief gebeugt. Dann aber erhob sie dieses, schlug den Schleier zurück, und blickte mit der höchsten Bewegung des Gemüths auf das Bild, so wie man etwas begrüßt, das uns unendlich lieb, und das wir doch seit langer Zeit nicht gesehen haben. Polydor wendete jetzt seinen Blick nach ihr. Da sprachen ihn Züge an, die sein tiefstes Leben erschütterten. Entzücken und Zweifel kämpften in ihm. Da richtete die Beterin ihre Blicke forschender auf jenen Theil des Gemäldes, auf welchem Polydor seiner Klara Ebenbild gemalt hatte, unter den heiligen Frauen. Eine unendliche Wonne überflog ihr Gesicht, wie die der seligsten Liebe, sie streckte unwillkührlich die Arme

Ihr Bild.

Luſtſpiel in Einem Aufzuge.

Nach Scribe und Sauvage

übertragen

von

Theodor Hell.

Personen:

Der Baron von Keranbal, Bankier.

Leopold, ein junger Maler.

Pierre Maudere, Parkwächter.

Madeleine, Bäuerin.

Scene: Bretagne, im Schlosse Keranbal ohnweit des Meeres.

Erſter Aufzug.

(Ein Saal zu ebner Erde in einem alten Schloſſe. Seitenthüren. Groſſe Fenſter gehen auf Gebüſchgruppen, durch welche man das Meer in der Ferne erblickt.)

Erſter Auftritt.

Der Baron im Jagdcoſtüm, Leopold, ein Album in der Hand habend, treten ein.

Bar. Sie ſind's, Leopold! ... Sie, hier in der tiefſten Bretagne!

Leop. Ich ſelbſt, lieber Baron ...; denn nicht wahr? Sie ſind Baron?

Bar. Wie alle Welt hier! ... zu meinem Vergnügen und für mein Geld! Bankier, das iſt das Solide, das Nothwendige! Baron ...

Leop. Das Ueberflüſſige.

Bar. Die Baronie Kerandal, ... ein herrliches Beſitzthum! ... So las ich eines Morgens in Paris am Kamin in meiner Zeitung ... in Bretagne

gelegen ... ohnweit des Meeres ... 1,200 Acker Landes ...

Leop. Eine köſtliche Ausſicht ..:

Bar. Dreitauſend Franks Abgaben. ... Da habe ich ſie denn gekauft! ... Und jetzt komme ich hierher ...

Leop. Wegen der Jagd.

Bar. Und wegen der Wahlen. ... Sie haben hier zu Lande auch gar nichts ... nicht einmal einen Deputirten!

Leop. Und da bringen Sie ſich auf die Liſte?

Bar. Wie Sie ſagen. ... Elendes Landvolk, ohne Mittel, ohne Erziehung, ohne Verſtand, und die ich mir die Mühe gebe ...

Leop. Zu repräſentiren ... in der Kammer.

Bar. Ich halte mich für geeignet dazu. ... Alle Welt verſichert es mir. ... Und ſo ging ich denn dieſen Morgen, meine Flinte auf der Achſel, und ſuchte Rebhühner und Phraſen für meine erſte Kammerrede ... als auf einmal ... ich auf dem Gipfel eines Felſens einen Maler mit ſeinem Album in der Hand erblicke, der eine meiner Ausſichten zeichnet ...

Leop. Ohne Ihre Erlaubniß! ... Das war ich.

Bar. Derſelbe junge Künſtler, den mir meine Couſine, die kleine Marquiſe von Brevannes, empfohlen hatte. ... Und ich muß geſtehen ... Sie haben mir damals ein allerliebſtes Portrait von meiner Frau gemalt.

Leop. (beſcheiden). O, mein Herr ... es war blos ähnlich.

Bar. Aber dann haben Sie ſich auch nicht wieder ſehen laſſen! ... Waren Sie denn etwa indeß ein reicher Mann geworden?

Leop. Im Gegentheil. ... Meine ganzen Capitale beſtehen in zwei Banknoten von fünfhundert Franks. Das iſt Alles, womit ich mir vorgenommen habe, Europa zu durchreiſen, und habe bereits mit der Bretagne angefangen.

Bar. Warum blieben Sie denn aber da von mir weg? Alle Wetter, man beſucht doch die reichen Leute! Das giebt das Anſehen, als ob man es ſelbſt wäre und hilft dadurch oft dazu, es zu werden! ... Die Baronin, meine Frau, ſchätzt Sie ſehr, und hat Sie dieſen Winter mehrmals einladen laſſen ...

Leop. Ich bin ihr dafür ſehr verbunden ... und Ihnen auch.

Bar. Es hätte mir Vergnügen gemacht, Sie bei mir zu haben ... denn, ſehen Sie, ein Maler ... ein Künſtler ... der nimmt ſich gut in einem Salon aus. ... Aber es ſcheint, als gingen Sie nirgends hin. ...

Leop. Das iſt wahr.

Bar. Und ich habe Sie in Paris blos in einem einzigen Hauſe geſehen. ... Warten Sie doch! ... Es ſind nun faſt zwei Jahre her. ... Ja, ja! in der Fauxbourg Saint Germain bei der kleinen Marquiſe von Brevannes, einer deliziöſen, hinreißenden Frau. (Leopold bebt zuſammen) Was iſt Ihnen denn?

Leop. Nichts! ... gar nichts! ... (mit Theilnahme) Sie kannten Sie wohl sehr gut?

Bar. Wir waren durch meine Frau weitläufige Verwandte ... und allerdings ... in der kurzen Zeit wo ich sie gesehen habe ... das ist nun einmal so meine Art ... erinnere ich mich, ihr eine Liebeserklärung gemacht zu haben ...

Leop. Sie? Herr Baron!

Bar. Bei der sie vor Lachen sterben wollte ... auf Ehre! ... Alle Welt betete sie an, ihren Mann ausgenommen ... einen Haudegen, Libertin, Spieler! der, wenn's ihm nachgegangen wäre, für sich allein ihr ganzes unermeßliches Vermögen verschwendet hätte. ... Er hatte auch schon angefangen ... und man sagt sogar, daß, als sie sich weigerte, für ihn zu unterschreiben und Bürgschaft zu leisten, er die Peitsche gegen sie aufhob ...

Leop. Und das haben Sie gelitten? ... Sie, ihr Verwandter ... ihr Freund! (für sich) O, wenn ich das gewußt hätte, ... wenn ich damals in Paris gewesen wäre! (laut und zornig) Ihr Mann, sehen Sie, ihr Mann ...

Bar. Nun?

Leop. Als ich nach Rom kam ... eilte ich sogleich in seine Wohnung. ... Er war nicht mehr dort! ... Abgereis't! ...

Bar. Nach Calcutta! weiter nicht! Und was wollten Sie mit ihm, mein Lieber?

Leop. Ihn umbringen. ... (ſich faſſend) Aus perſönlichen ... ganz beſondern Urſachen.

Bar. Ah! das iſt etwas anders.

Leop. Aber nur Geduld ... er wird ſchon wieder kommen! und dann bringe ich ihn doch noch um!

Bar. Da wette ich mit Ihnen das Gegentheil.

Leop. Sie?

Bar' Ja, ich! um was Sie wollen.

Leop. Und warum?

Bar. Weil er ſchon umgebracht iſt ... im Duell ... man iſt Ihnen zuvorgekommen.

Leop. Todt! Er! ... der Marquis?

Bar. Er und kein Anderer. ... Sein leiblicher Gegner, deſſen Bankier ich bin, hat mir es geſchrieben. ... Geſtern erhielt ich den Brief und heute las ich in der Zeitung ebenfalls die Nachricht darüber. ... Da, ſehen Sie nur. (er giebt ihm die Zeitung und zeigt auf die Stelle, die er mit ihm lieſt) „In Calcutta, wohin er zur Wiederherſtellung ſeiner Vermögensumſtände gegangen war ... im Duell getödtet ... ſeit länger als einem Jahre ... in Folge eines Auftritts beim Spiel. ..."

Leop. (giebt ihm die Zeitung zurück, welche der Baron auf den Tiſch rechts wirft). Wahr! ... wahr! ... So hat er alſo ſeine Frau ungerächt betrübt und gemartert!

Bar. Ah, ſehen Sie doch! ... alſo ſeiner Frau wegen wollten Sie ... aus Dankbarkeit?

Leop. Die nur mit meinem Leben enden wird. ... Ich verdanke ihr Alles, Alles! Arm und unbekannt ... ohne Stütze ... ohne Beschützer ... ſtarb ich faſt vor Hunger in meiner ſiebenten Etage ...

Bar. Alle Wetter! Sie mußten ſich bekannt zu machen ſuchen!

Leop. Ja, wie das anfangen? Meine erſte Arbeit hatte man von der Ausſtellung zurückgewieſen. ... Ich bekam das Fieber, wurde wahnſinnig ... und in meiner Wuth hatte ich die Leinwand meines Gemäldes mit einem Meſſer zerſchnitten, das ich eben gegen mich ſelbſt richten wollte ... als man plötzlich an meiner Thür klopft ... und ich eine junge Dame eintreten ſehe, der ein Livréebedienter folgt. ... Sie hatte aus der benachbarten Dachkammer, wohin ſie mitleidsvolle Unterſtützung an eine verarmte Familie gebracht, ohne Zweifel meine wahnſinnigen Redensarten mit angehört, denn mit ſanfter, wohlwollender Stimme ſagte ſie zu mir: „Sie ſind Maler, mein Herr? ..." Ja, Madame. ... „Ich komme, um ein Gemälde bei Ihnen für mich zu beſtellen. Faſſen Sie Muth, junger Mann, Muth!" ... Ich wußte nicht, wie mir war, noch was ich ihr geantwortet habe. Ich glaube blos, daß ich aus Ueberraſchung ihr zu Füßen fiel. ... Am folgenden Tage aber eilte ich in ihr Hotel, wo der Luxus, der ſie umgab, dieſe Spiegel, dieſe Gemälde, dieſe reichen Stoffe von Gold und Seide kaum meine Augen berührten, denn ich ſah nur ſie, nur ſie!

... Ein Engel an Herzensgüte, war ſie dies auch an äußerer Schönheit ...

Bar. Und Ihr Gemälde ... das, welches ſie bei Ihnen beſtellt hatte?

Leop. Ward aufgenommen, ... verſteht ſich ... am vortheilhafteſten Ort aufgeſtellt. ... Alle Welt lobte es ... ach! wie wenig verſchlug mir das! ... Aber ſie, ſie! ... ſie fand es gelungen ... ſie ſtellte es in ihrem Boudoir auf ... ſtets vor ihre Augen! ... O! das war der glücklichſte Tag meines Lebens! aber es war auch der einzige! ... Ich fühlte bald, daß es mir ſehr nothwendig ſei, Italien zu beſuchen, um dort die großen Meiſter zu ſtudiren. ... Aber eine ſolche Reiſe war mir unmöglich. ... Ohnſtreitig hatte ſie meinen Zuſtand errathen ... denn ich erhielt von ihr einen Brief ... den einzigen, den ich von ihr beſitze. ... „Hier erhalten Sie," ſchrieb ſie mir, „eine kleine Summe, um zwei Jahr in Italien ſtudiren zu können. ... Man wird ſich einſt um den Beſitz Ihrer Gemälde ſtreiten. ... Da ich eine gewaltige Speculantin bin, ſo komme ich dem zuvor, und kaufe Ihnen die beiden erſten für dieſe Zuſendung ab. Muth, Leopold, Muth! ... Dieſer Name bringt Glück in der Malerei. Sie reiſen arm und unbekannt, wie Leopold Robert, ... und Sie werden gefeiert zurückkehren wie er ... aber beglückter." ... O, ſie hatte Recht, mir ihn anzuführen! ... Ich beſaß zwar nicht ſein Genie, aber gleich ihm trug ich im Herzen eine jener Leidenſchaften, von denen man nie geheilt wird, gleich

ihm hatten alle meine Blicke ſich zu hoch erhoben, und einer unſinnigen Liebe zur Beute geworden, ſagte ich gleich ihm zu mir ſelbſt: „der Ruhm wird Alles verſöhnen!“ So arbeitete ich denn auch mit Eifer, mit Erfolg ... mit einigem Talente. ... Ja, ja, ich würde es gehabt haben ... Alle ſagten es mir ... und ich fühlte es auch ſelbſt, dieſes Talent hätte, um hervorzubrechen, nur ihres Blicks bedurft. ... So kam ich nach Paris zurück ... berauſcht von dem Glücke, ſie wiederzuſehen ... und der unerwarteſte Schlag, der ſchmerzlichſte, der mich treffen konnte! ... ich erfahre, daß ſeit einigen Monaten ... all' dieſe Jugend ... dieſe Lebensfriſche ... dieſe Schönheit ... o, Herr Baron ... es iſt ſchrecklich!

Bar. Ja, ja ... allerdings ... 1832 ... dieſe Peſt, die nichts verſchonte! ... Und ſchnell ... in einigen Stunden ... ehe man Zeit gehabt hatte, es uns zu melden ... denn Niemand von ihren Verwandten war in Paris ... ſelbſt nicht ihr Mann ... der damals auf ſeinen Landgütern trank und jagte ...

Leop. Und dieſer Mann! ... dieſer Mann! ... O! um meiner Rache willen ... hätte er ſpäter ſterben ſollen!

Bar. Oder früher ... zum Beiſpiele vor ſeiner Frau ... um ſie frei und glücklich zurück zu laſſen. ... Aber es giebt Leute, die nichts zur rechten Zeit vorzunehmen verſtehen. ... Wußte denn die Marquiſe wenigſtens, bis zu welchem Grade Sie ſie liebten?

aus wie zum Umfangen dessen, was ihr über alles werth, hob im Danken des entzücktesten Herzens das Auge zum Himmel, und sank dann mit dem Haupt auf die Stufen des Altars, als erschöpft von der innigsten Wonne. Und die Zweifel schwanden in Polydors Gemüth, da er jenen Blick erschaute, und fast übermannt von dem strahlendsten Entzücken, war es ihm hell und herrlich, daß dies Klara seyn müsse, seine ewig geliebte Klara. Mit Mühe hielt er sich zurück, nicht an heiliger Stätte auf sie zuzustürzen, sie in seine Arme zu schließen, und zu rufen im Drange der Wonne: mein nun auf ewig! denn daß sie ihn noch liebe, hatte er ja schon mit seliger Gewißheit bei ihrem Anschauen empfunden. Er eilte schwankenden Schritts vor die Thür der Kirche, sie dort erwartend in der Unruhe der glücklichsten Liebe, und als sie heraus trat endlich, da begegnete ihm ihr erster Blick, und die Liebe erkannte das Geliebte, ob es schon lang von ihm getrennt war, und als er rief: Klara, ich bin Polydor! da besiegte das mächtigere Gefühl die kleinliche Rücksicht, und sie sank laut ausrufend und Freude weinend in seine geöffneten Arme.

O! Du seligster Augenblick des Lebens, weile, weile recht lange, daß der Mensch in Dir sich recht innig bewußt werde seines göttlichen Ursprungs, und Deiner nur denke, dankend und hoffend, was auch

Leop. Sie hatte keine Ahnung davon! Ich würde es nie gewagt haben, auch nur ein Wort davon zu veroffenbaren, weder an ſie noch an irgend Jemand in der Welt. Und wenn ich Ihnen heute dieſes Geſtändniß ablege, ſo geſchieht es blos ... weil ſie nicht mehr unter den Lebenden iſt ... und weil von ihr zu ſprechen ... das einzige Glück noch iſt, das mir übrig geblieben! ... Ach! ich habe leider nichts mehr ... nichts! ... ſelbſt nicht ihr Bild. Denn wenn ich aus dem Gedächtniſſe mit bebender Hand ihre Züge auf die Leinwand bringen will, ach, ſo entflieht mir ihr Schatten wie ein Traumbild und ich kann ihn nicht feſthalten. Vergebens beginne ich ein anderes Mal von Neuem! ... immer und immer wieder dieſelbe Unmöglichkeit! Ach! und ſo lebt ihr Bild nicht mehr außer mir, ſondern nur einzig noch in meinem Herzen!

Bar. O, wenn's weiter nichts iſt, armer Junge; was geben Sie mir, wenn ich Ihnen die Möglichkeit verſchaffe, die Angebetete wieder zu ſehen?

Leop. Sie ... Herr Baron?

Bar. Und nicht blos ein Gemälde!

Leop. Sie wollen Scherz mit mir treiben!

Bar. Nein, nein! ... Denken Sie nur, ſeit zwei Tagen bin ich hier, und geſtern früh habe ich eine junge Dorfbewohnerin geſehen, Madeleine, eine Art von kleinem Naſeweis, ein Milchmädchen, oder ſo etwas, die eine verwunderswürdige Aehnlichkeit mit der Marquiſe hat.

Leop. Das ist nicht möglich!

Bar. Nicht als ob es nun geradezu dasselbe wäre ... aber doch liegt in der Miene ... in dem Ganzen des Gesichts ... so eine Anologie, daß, als ich sie zum erstenmale sah, ich mich nicht enthalten konnte auszurufen: Ach Du mein Himmel! Und das habe ich dreimal gesagt.

Leop. Wie soll man sich denn aber eine solche Bizarrerie ... ein solches Spiel des Zufalls erklären?

Bar. Auf sehr natürliche Art und ohne deshalb ein Gelehrter zu sein, denn ich gehöre nicht mit zu der Akademie der Wissenschaften, Gott sei Dank. ... Da habe ich mich denn erinnert, daß der Vicomte d' Auray, der Vater der Marquise, 1815 die Campagne in der Vendee gemacht und länger als drei Monate in dieser Gegend sich aufgehalten hat. ... Da nun der Vicomte, als ein reiner Royalist und galanter Cavalier alle Vendeerinnen, besonders wenn sie jung und hübsch waren, liebte, und Madeleinens Mutter, wie man sagt, ein sehr artiges Frauchen war ... so wär' es doch nicht so ganz unmöglich, daß Madeleine und die Marquise nicht allzuweit entfernte Verwandte sein könnten.

Leop. Ich verstehe, und diese Idee schon erregt mich auf eine Art, die ich Ihnen gar nicht schildern kann. ... Wo ist Madeleine? ... wo kann ich sie zu sehen bekommen?

Bar. Hier, auf dieser Stelle ... denn sie

bringt alle Morgen den Milchbedarf in's Schloß ... warten Sie doch ... ich höre ſchon ihr Stimmchen ...

Leop. (die Hand auf's Herz legend). O, mein Gott!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Madeleine hat in der einen Hand einen Milchkrug und den andern auf dem Kopfe. Sie tritt ſingend ein. Leopold ſtößt einen Schrei aus, als er ſie erblickt

Mad. (ſingend):

Die Mädchen der Bretagne!
Sie haben Herzen hart wie Stein,
Doch zieht einmal die Liebe
Mit Allgewalt bei ihnen ein,
Dann iſt's auch aus,
Kommt nicht mehr heraus!
Bleibt feſt darin
Mit treuem Sinn.
Juchhe!

Leop. (ſie immer betrachtend). Bei Gott! zum Verwechſeln.! ...

Mad. (ſingend):

Jean Pierre hat ein Söhnchen,
Das ſieht mich immer freundlich an,
Und hat er's meinem Herzen
Nun vollends endlich angethan,
Dann iſt's auch aus! u. ſ. w.

Leop. (hat ſie ſtets mit Verwunderung und Schmerz angeſehen). Dieſelben Züge! ... dieſelben Augen! ... ich glaube ſie vor mir zu ſehen! (auf ſie in Entzücken zutretend) Nein! es iſt unmöglich, daß ſie es nicht ſein ſollte!

Mad. (ſich bäuriſch verbeugend). Was ſteht zu Ihren Dienſten, mein ſchöner junger Herr?

Leop. (für ſich). Nicht die mindeſte Ueberraſchung ... nicht die mindeſte Aufregung bei meinem Anblicke! ... Und ich! ... der ich zittre, ... der ich mich kaum aufrecht halten kann!

Bar. (Madeleine neckend). Nun, Madeleine? ... bringſt Du die Milch?

Mad. Laſſen Sie mich doch ungeſchoren ... weg da mit den Händen! ... Sie ſind ein Thunichtgut ... ein Tapp in's Muß!

Leop. (ſinkt in einen Seſſel). Nein! ſie iſt es nicht! ... Gott, dieſe Sprache!

Bar. Ich ein ... wie ſagteſt Du?

Mad. Ja ... und noch dazu auf meine Koſten ... denn als Sie mir geſtern ſo dummes Zeug vorſchwatzten ... habe ich mich um zwei bis drei Maaß Milch verrechnet.

Bar. (lacht). Wahrhaftig?

Mad. Ohne das zu rechnen, was ich vergoſſen habe ... wegen Ihrer Albernheiten. ... Das geht Alles auf meine Koſten ... das muß ich Alles bezahlen!

Bar. Ach, geh doch!

Mad. (weint). Ja doch, ja! ... bis auf den Heller bezahlen ... meine Baſe hat es mir geſagt ... und das iſt nicht recht, denn es iſt ja gar nicht meine Schuld ... ach, Du lieber Gott!

Bar. Nun, nun, weine nur nicht! ... Was koſtet denn das?

Mad. (ſich die Augen trocknend). Zwanzig Sous, mein ſchöner Herr ... und ich will Sie auch dafür recht lieb haben!

Bar. (lacht). Zwanzig Sous! Iſt das ein Jude, dieſe kleine Bretagnerin! Für den Preis kann man ja hier zu Lande vier bis fünf Krüge Milch haben. ...

Mad. Eh! wenn ein vornehmer Herr ſolchen Schaden anrichtet, ſo iſt das immer theurer als bei Andern.

Bar. Ihr habt alſo eine ordentliche Taxe? ... Nun denn, meinetwegen ... aber unter Einer Bedingung ...

Mad. Keine Bedingungen! Ich will meine zwanzig Sous.

Bar. (ſucht ihre Hand zu faſſen). Unter der Bedingung, daß Du mich anhöreſt ... und weniger bärbeißig biſt. ... Alle Wetter, ... man bezahlt ja gern den Schaden, wenn es dergleichen giebt. ...

Mad. Nichts, nichts! Ich höre nichts! Meine zwanzig Sous! Ich muß ſie haben!

Leop. (ſteht ungeduldig auf). Deine zwanzig Sous! ... Da ſind ſie ... nimm! und ſchweige!

Mad. (das, was ihr Leopold gab, ansehend). Zwanzig Sous in Gold! ... aber mein schöner Herr! ... ein Gelbling! ... Was verlangen Sie denn dafür?

Leop. Nichts, als daß Du schweigst! ... Sprich kein Wort mehr!

Mad. Aber warum denn nicht?

Leop. Weil ... (er betrachtet sie wieder einige Augenblicke mit tiefer wehmüthiger Rührung, geht dann einen Schritt auf sie zu, streckt die Arme nach ihr aus und will mit ihr sprechen ... plötzlich bleibt er aber stehen, schlägt beide Hände vor's Gesicht, bricht in Thränen aus und eilt ab.)

Dritter Auftritt.

Der Baron. Madeleine.

Bar. (für sich, ihm nachsehend). Ah, ist's so weit!

Mad. Was hat er denn nur, der junge Mensch? ... Fürchtet er sich denn vor mir?

Bar. Im Gegentheil! du flößest ihm zu viele Theilnahme ein.

Mad. Ich? und warum denn?

Bar. Weil Du einer großen Dame, einer Marquise sehr ähnlich siehst.

Mad. Das ist drollig!

Bar. Das Drolligste dabei ist ... daß er diese vornehme Dame angebetet hat ... ohne ihr je ein Wort davon zu sagen.

Mad. Und warum sagt er ihr es denn jetzt nicht?

Bar. Weil ſie todt iſt.

Mad. Ach, erſchrecken Sie mich doch! Ich ſehe alſo einer Todten ähnlich?

Bar. I bewahre! Als ſie noch am Leben war, betete er ſie an ... und jetzt iſt das noch viel ärger, was doch ganz albern iſt ... denn am Ende giebt's doch zuverläſſig kein ewiges Lieben, und wenn die einen nicht mehr vorhanden ſind, ſo denkt man an andere. ... Er aber, er iſt ganz untröſtlich!

Mad. Der arme junge Mann!

Bar. Ja, ſiehſt Du, es iſt ein Maler, ein Künſtler; das iſt nicht wie bei uns Andern, die haben Dir einen Kopf, eine Ueberſpannung, eine Phantaſie ...

Mad. Aber Sie, Sie haben keine! Sie!

Bar. Ich bin Bankier ... folglich vernünftig.

Mad. Und die große Dame?

Bar. Aha! Du biſt neugierig. ... Intereſſirt Dich denn das?

Mad. Ich wollte Sie blos fragen, ob ſie ... hübſch wäre.

Bar. (galant). Da ſie Dir ähnlich ſieht!

Mad. (nach einem augenblicklichen Zögern). Aha, jetzt verſtehe ich's ... das iſt ein Compliment, das Sie mir machen.

Bar. (für ſich). Iſt die dumm! ... Aber deſto beſſer! (laut) Es iſt das eine ſchöne Eigenſchaft von Dir, neben vielen andern, die Du beſitzeſt. ... Du

biſt hübſch, Madeleine, und das ginge hier in der Bretagne ja ganz verloren!

Mad. Was ſoll denn das wieder heißen? ... das begreife ich wieder nicht! (ſie ordnet ihre Krüge, gießt Rahm ab u. ſ. w.)

Bar. Um ſo beſſer! ... Das iſt ein gutes Zeichen. (für ſich) Während in Paris ... wenn man ſich die Mühe nähme, ſie zu bilden ... mit ſchönen Kleidern und etwas Schmuck ſie mir alle Ehre machen würde. ... Die Frau Baronin Keranbal freilich dürfte ... das wäre wohl etwas genant ... aber man könnte vielleicht Mittel finden ... (laut) Apropos! wo wohnt Deine Baſe?

Mad. (zu ihm kommend). Gleich am Eingange des Parks ... in dem kleinen Häuschen ... ſie iſt die Mutter von Pierre Mauclerc ... Ihrem Parkwächter.

Bar. Ganz recht! Das iſt ein Schafskopf ...

Mad. Ei, gnädiger Herr, ... das iſt mein Vetter.

Bar. Eben deshalb. (für ſich) Es liegt im Blute.

Mad. Ach, er iſt freilich boshaft und grob, choleriſch und unfreundlich, und ſie können ihn Alle im Dorfe nicht leiden ... aber ...

Bar. Nun?

Mad. Ich darf doch nichts auf ihn kommen laſſen, denn er iſt mein Herr Vetter.

Bar. Verſteht ſich. ... Du muſt ihn vertheidigen. ... Aber da kommt er eben.

Vierter Auftritt.

Die **Vorigen. Pierre**, als Parkwächter.

Pier. (vom Hintergrunde, nach außen ſprechend). Oh! Du ſträubſt Dich noch! ... Du willſt nichts geben? ... Wart, ich werde Dich gleich auf meine Liſte ſetzen!

Bar. Was giebts denn, Pierre?

Pier. (ihn bemerkend). Mein Himmel! Der Herr Baron! (laut) Es iſt nichts, ... Herr ... blos ein Delinquent! ... Man ſieht gar nichts mehr als ſolche Spitzbuben! ... Sie gehen in den Wald, trocknes Holz zu leſen ... und nehmen grünes. ... Da muß man mich denn nur ſchreien hören! ... Denn das Intereſſe meines Herrn geht mir Allem vor, und ſo bringe ich denn alle die Schurken auf meine Liſte ...

Bar. Die Dir kein Trinkgeld geben!

Pir. (auf Madeleine blickend). Wer hat das geſagt? ... Neidhämmel! ... Böſe Zungen! ... Der Beweis dafür iſt, daß ich Niemand ſchone ... ſelbſt nicht meine eigne Familie. ... Daß ich noch geſtern hier meine Couſine Madeleine angezeigt habe ... weil ſie die Kühe hat in der Wieſe des gnädigen Herrn graſen laſſen, was denn, meine Auslagen und Anzeigegelder mit eingeſchloſſen, eine Strafe von drei Thalern beträgt. —

Mad. Für mich?

Pier. Für Dich ... Delinquentin!

Mad. (weinend). Und Grobheiten noch obin

drein in den Kauf ... ohne die Koſten in Anſchlag zu bringen! ... Ach du mein Gott, du mein Gott! wie will ich denn jemals das Alles bezahlen können?

Bar. Nun, nun, verzweifle nur darüber nicht. ... Es iſt allerdings eine wichtige Sache ... ſehr wichtig ... aber man wird ſehen, wie man es ausgleichen kann.

Pier. Nun da ſieht man ... immer Protectionen!

Bar. Deine Jungfer Muhme anzeigen! ... Du biſt auch ein gar zu unbeſcholtener Beamter!

Pier. Wir aus der Bretagne ſind nun einmal ſo! ... Wenn wir uns einmal etwas in den Kopf ſetzen ... und ich habe mir nun die Ehre in den Kopf geſetzt ... die Redlichkeit ... und bei meinem Widerwillen gegen die da ... denn ich haſſe ſie, dieſe Jungfer da! ... mein Gott, wie haſſe ich ſie!

Mad. Und warum denn, ſchlechter Menſch?

Bar. Ja, warum?

Pier. Was hatte ſie denn nöthig, unſre Verwandten zu verlaſſen, bei der ſie in Paimpol war und hierher zu kommen ... zu uns ... zu meiner Mutter ... deren Herzblatt ich ſonſt war, und die ſeitdem mich ſtets recht hart behandelt .... Alles Gute und Liebe nur für ſie! ... Wenn ich nach Hauſe komme, da giebts keinen geſalzenen Speck mehr, keine Krautſuppe. ... Ich muß mir ſie ſelbſt machen ... wenn ich ſie eſſen will. Alles im Hauſe muß ich machen.

alle folgenden Augenblicke ihm bringen mögen, in dem Thale der Schmerzen!

Die freudige Verwunderung der umstehenden Menge riß die Liebenden endlich aus ihrem Wonnerausch. Polydor geleitete Klara in ihre Wohnung. Wohl währte es lang, ehe sie gegenseitig sich mittheilen konnten, wie das Geschick sie während ihrer Trennung geführt habe. Es war aber Klara, als sie in Rom bei Polydors Verwundung ohnmächtig niedergesunken, von einigen fliehenden Frauen gefunden worden, welche sich in das Haus eines fremden Kaufmanns flüchteten, und von Mitleid getrieben, die schöne Ohnmächtige durch ihre Diener aufheben und mit sich eben dahin tragen ließen. Es hatte aber dieser Kaufmann, Güldenstern mit Namen und aus Schweden gebürtig, da er auch der deutschen Sprache mächtig, bei dem deutschen Kriegsvolke für eine große Geldsumme, wie es zu der Zeit vielfach geschah, die Verschonung von der Plünderung seines Hauses erkauft, und es ward dadurch der Rettungsport für manche Bedrängte, denen dieser brave Fremde früher bekannt war. Auch Klara nahm er freundlich auf. Es kam aber nach einigen Stunden nur wieder Leben in ihren Körper, um mit desto trauriger Gewißheit zu zeigen, daß die Schrecknisse des vergangenen Tages ihren Verstand zerstört hatten. Da alles fremd um sie war, konnte man aus den abgerissenen Worten, die sie in diesem Zustande

Mad. Ei, ich bin ſtets draußen ... bei meinem Vieh. —

Pier. Bei mir ſollſt Du ſein ... bei mir, der alle Arbeiten über ſich hat, ... denn das habe ich, und es koſtet mir dagegen Arm und Beine! ... Wenn ich dagegen ſo die Lakaien vom gnädigen Herrn ſehe, gut gekleidet, gut genährt, gut gewärmt ... und dabei nichts zu thun! ... Das iſt doch noch ein e'ler Stand, ſage ich dann zu mir ſelbſt, und es gehen mir dann Gedanken und Ideen durch meinen Bauernſchädel, Ideen von Größe und Ehrgeiz, daß es mir ganz ſchwindlig im Kopfe wird, und ich nicht einſchlafen kann.

Bar. Wie? Du ſtrebteſt wirklich darnach? ...

Pier. Lakai zu werden. ... Ja! das iſt meine Idee! ... Das kommt mir ſo im Traume vor!

Bar. Gegen eine Livree Deinen Stolz und Deine Unabhängigkeit vertauſchen!

Pier. Im Gegentheil ... um eben erſt recht unabhängig zu werden. ... Wenn man ſich ſelber bedient, und ſich ſelber ernährt, da ſtirbt man vor Hunger, wenn man aber die Andern bedient, ſagte mir noch dieſen Morgen Ihr Kammerdiener, dann thut man blos was man will, und iſt ſein eigner Herr!

Bar. (für ſich). Gut daß ich's weiß!

Pier. Und wenn mich der Herr Baron mit nach Paris nehmen wollten ... wenn Sie wieder dahin gehen werden ... und mir ſo ein unabhängiges Stellchen in Ihrem Dienſte geben wollten. ...

Bar. Verſtehe! ... Nun, das wäre nicht un-

möglich. (Auf Madeleine sehend) Wir wollen das überlegen ... so mit einander. ... Du kannst mir wieder ein Wörtchen davon sagen ... wenn ich nachgedacht haben werde. (Zu Madeleine, die einen ihrer Rahmtöpfe aufgenommen hat) Wo solls denn zugehen, Madeleine?

Mad. Meinen Rahmtopf in die Küche tragen.

Bar. (auf den andern Topf zeigend.) Und was wird dann mit dem?

Mad. Der bleibt zu Butter und Käse. ... Meine Base wird kommen und mir helfen.

Pier. Ja, das ist's eben! ... und während der Zeit soll sich meine Suppe allein kochen.

Bar. Wer wehrt Dir denn, Dein Frühstück dort in der Küche zu suchen?

Pier. Als Supernumerair? ... Das werde ich mir nicht zweimal sagen lassen! (Läuft nach hinten zu ab. Madeleine geht mit ihrem Topfe links hin.)

Fünfter Auftritt.

Der **Baron**, dann **Leopold**.

Bar. Ja, ja ... darüber wäre nachzudenken ... Die Sache wäre um so interessanter ... als nicht ich, sondern meine Frau selbst ... sie zu sich kommen ließe! (Er wendet sich nach hinten und erblickt Leopold, der nachdenkend eintritt.) Ah! Das ist unser romantischer Verliebter! Immer in Wolken und Nebel! (laut) Nun? mein armer Leopold!

Leop. (aus seiner Träumerei erwachend.) Ach!

ich bin unglücklicher als zuvor, und dieſe unſelige Aehnlichkeit hat, ſtatt meinen Schmerz zu beſchwichtigen, ihn nur noch mehr erregt! ... Es ſind ihre Züge, es iſt ihr Bild! Ihr lebendiges Bild, das aber keine Sprache für mein Herz hat! Ihr genauſtes Ebenbild und doch untreu, denn ich finde weder ihren Ausdruck noch ihren Geiſt, noch ihre Seele darin. ... Es iſt durchaus etwas Fremdes, oder vielmehr, es iſt nur ein Marmor ... eine Statue.

Bar. Kann ſein; aber eine allerliebſte Statue!

Leop. Oh! was kommt denn hier auf das Aeußere, auf die Hülle an? ... Dasjenige, was für mich Alles iſt, das iſt die Empfindung, iſt das Feuer, das ſie belebt.

Bar. Machen Sie das wie Sie wollen, mein Lieber! was mich betrifft, ich halte mich an die Hülle! Und ſie ſelbſt, ſagen Sie was Sie wollen, Sie ließen ſich auch dadurch gefangen nehmen.

Leop. Ich?

Bar. Da wollte ich wetten!

Leop. Ich, die Marquiſe vergeſſen, ich ihr ein anderes Weib gleich ſtellen! ... Wo könnte ich auf dieſer Welt einen andern Gedanken haben, der nicht ihr gewidmet wäre? Selbſt wenn ich es wollte, ich vermöchte es nicht; ich wiederhole Ihnen daher, jener Anblick iſt mir peinlich und macht mich unglücklich.

Bar. Um ſo ſchlimmer, denn ich wollte Sie in Bezug darauf um eine Gefälligkeit bitten.

Leop. Eine Gefälligkeit?

Bar. Für mich und meine Frau.

Leop. Oh, sprechen Sie!

Bar. Meine Frau besitzt kein Portrait von der Marquise ... welche sie sehr bedauert, und die ihre Verwandte war. Dieses Portrait würde in Paris, dem ihren gegenüber, von außerordentlicher Wirkung sein! ... Sie bedürften dazu ja nur weniger Sitzungen ...

Leop. (schnell). Ja! Sie haben Recht! Es ist dies die einzige Möglichkeit, sie uns wieder zu geben.

Bar. Nun, so kommen Sie denn ...

Leop. Ja, ich folge Ihnen. (er will abgehen. Madeleine erscheint. Er bleibt plötzlich stehen) O, mein Gott!

Bar. (zu ihm tretend). Was ist Ihnen denn? (Leopold zeigt ihm Madeleine, die von links auftritt. Die beiden Männer stehen in diesem Augenblick im Hintergrunde der Bühne. Madeleine bringt ein Butterfaß mit.)

Bar. (Leopolds Hand drückend). Wie Sie zittern!

Leop. Ja ... dieser Anblick verursacht mir eine Aufregung, deren ich nicht Herr werden kann. ... Was will sie denn hier machen?

Bar. Buttern!

Leop. O, schweigen Sie!

Bar. Ich begreife allerdings, daß das weder poetisch noch sentimental ist, aber es ist nun einmal so! ... jetzt (auf sein Jagdcostüm zeigend) will ich mich

ankleiden. ... Ich mache keine Umſtände, thun Sie desgleichen und dann gehen wir zu Tiſch. ... Adieu, mein Raphael, adieu! (geht im Hintergrunde ab.)

Sechſter Auftritt.

Madeleine vorn. Während des Schluſſes des vorigen Auftritts hat ſie in das Butterfaß die Milch gegoſſen, die noch in dem einen ihrer Töpfe war, ſich geſetzt und zu buttern angefangen. **Leopold** betrachtet ſie vom Hintergrunde der Bühne aus einige Augenblicke ſchweigend, dann nähert er ſich ihr, nimmt einen Stuhl und ſetzt ſich zu ihr. Madeleine dreht ſich ſchnell um.

Mad. Wie? ... Sie ſind's, mein Herr! ... Sie hier?

Leop. Ja, Mademoiſelle.

Mad. Man hat mir geſagt, mein Anblick wäre Ihnen unangenehm.

Leop. Ah! hat man Dir das geſagt? ... Je nun, ja ... im erſten Augenblicke machte er einen peinlichen ... ſchmerzlichen Eindruck auf mich.

Mad. Was ſoll ich denn da anfangen? ... Ach Gott, da machen Sie mir ja ganz Angſt! ... (wendet ſich von ihm) Sehen Sie doch ja anderswohin! ... Bitte, bitte!

Leop. Nun, nun ... es geht ſchon beſſer ... je länger ich Dich anſehe ... je mehr finde ich, daß Du doch gar nichts Abſchreckendes haſt ... und ſogar manches recht Anmuthige, das ...

Mad. (wendet ſich ſchnell wieder zu ihm). Ach, da ſehen Sie mich doch ganz nach Belieben an.

(Leopold betrachtet Madeleinen einige Augenblicke mit tiefer Bewegung und Liebe, dann giebt er dem Gefühle nach, das ihn ergreift, und ruft in Extaſe aus:)

Leop. Louiſe!

Mad. Das iſt nicht mein Name, lieber Herr!

Leop. Das weiß ich ... aber je mehr ich Dich anſehe, je mehr iſt es mir, als ob Du ſie ſelbſt wärſt! (er entfernt ſich mit einer Art Schrecken, beruhigt ſich aber dann wieder) Und warum ſollte ich denn auch in meinem tiefen Schmerze den Augenblick der Täuſchung und ſeligen Trunkenheit mir verſagen, den mir der Zufall, oder vielmehr der Himmel ſelbſt darbietet? ... Würdigt nicht Gott, denen, welche das Unglück überlaſtet, tröſtende Träume zu ſenden! ... Dem Armen beſcheert er Reichthum ... dem Verurtheilten kündigt er Gnade an ... der Mutter, die ihr Kind verlor, legt er es wieder an das klopfende Herz ... mir, mir giebt er die zurück, die ich liebe; und glücklicher als ſie Alle, ſchlafe ich nicht, ſondern ich wache ... und doch ſehe ich ſie wieder! ... und was mir, ſo lange ſie unter den Lebenden weilte, die Ehrfurcht verbot, ihr zu ſagen, erlaubt mir jetzt der Himmel ihrem Schatten ... ihrem Ebenbilde zu geſtehen! (er kommt mit Exaltation wieder zu Madeleine zurück) Louiſe! o, wenn Du wüßteſt, wie heiß ich Dich geliebt habe! Louiſe, mein einziges Glück ... Dich, zu der ich rufe, um die ich weine! (betrachtet Madeleine) Mein Gott! auch in ihren Augen Thränen!

Mad. Ach, du lieber Himmel! wenn man Sie in einem ſolchen Zuſtande ſieht!

Leop. Und Dein Herz ſchlägt! ... Deine Hand zittert!

Mad. Herr Gott! weil Sie mir da Dinge ſagen, Dinge ... die doch eigentlich ... ein ehrliches Mädchen nicht mit anhören ſollte!

Leop. O, verzeih meiner Verwirrung ... meinem Wahnſinne ... und beruhige Dich ... Alles das gilt ja nicht Dir!

Mad. Ja, das glaube ich wohl, aber ich geſtehe, daß ein armes Mädchen, das nicht eben die allerklügſte iſt, ſich aus ſo etwas gar nicht mehr herausfinden kann! Und wie Sie nun ſo meine Hand in die Ihrige nehmen, ſo wird mir's wahrhaftig gewaltig ſchwer, mir's gehörig vorzuſtellen, daß dieſe Hand da nicht meine Hand, ſondern die von Jemand anderem iſt.

Leop. (ſie mit Staunen anſehend). Wie? Du haſt wahrhaftig darauf Acht gehabt? ... In dieſem Marmor lebt alſo wirklich ein geiſtiger Funke?

Mad. Das begreife ich nun wieder nicht, was Sie mir da ſagen, ... lieber Herr. ... Das iſt aber auch gar nicht zu verwundern. ... Wir armen Mädchen aus der Bretagne wiſſen gar nichts weiter, als was man uns in der Schule lehrt ... und da lehrt man uns nicht eben viel.

Leop. Sie hat Recht, es iſt nicht ihre Schuld; und ich, der ich ſie dieſen Morgen unartig behandelte,

ſtatt ſie zu beklagen und ihr zu Hilfe zu kommen! ... Warum ſollte ich nicht lieber es verſuchen, ihren Geiſt zu bilden und zu entwickeln, dann wird es Louiſe ſelbſt und nicht blos ihr ſtarres Bild ſein! ... Ja, ja, Louiſe iſt es, die mir ein ſolches Vorhaben eingiebt, und gelingt es mir, ſo wird dieſe Umgeſtaltung mein Werk, meine eigne Schöpfung ſein! (er tritt ſchnell zu Madeleinen) Liebes Kind ... ich verlaſſe Dich nun nicht mehr.

Mad Wie, ... Herr? ... Und meine Baſe?

Leop. Das hindert nicht. ... Ich werde nun Dein Freund ſein, der über Dir wacht und Dich beſchützt. ... Ich werde arbeiten, werde fleißig malen, um Dir eine Mitgift zu erwerben ... das, was Louiſe für mich gethan hat, werde ich für ihr Ebenbild thun! ... Dein Vermögen ... Dein Glück ...

Mad. Ach, Sie lieber Herr! ... Alles das wollten Sie für mich thun? ... O, Sie ſind gar zu gütig! ... womit habe ich denn das verdient?

Leop. Du ſiehſt ihr ähnlich, das iſt genug für mich. (ſie bei der Hand ergreifend) Laß hören! ſprich offen mit mir! ... Haſt Du einen Liebhaber?

Mad. (die Augen niederſchlagend). Muß ich das ſagen?

Leop. Gewiß!

Mad. Nun denn! ... noch nicht.

Leop. In Deinem Alter?

Mad. Ei! in dieſem Lande hier iſt man noch ſehr weit zurück. ... Aber jetzt beſinne ich mich doch

... es könnte doch ſein, daß ich blos glaubte, ich hätte keinen ... denn als Sie meine Hand ſo drückten ... o, verzeihen Sie, ich wollte ſagen, als Sie ihre Hand drückten, ... der Andern ihre ...

Leop. Nun?

Mad. Nun! ... als ich Ihnen ſo zuhörte ... und als Sie mir Ihr Leiden ſchilderten ... und ſo unbekannte Redensarten ... und dann ſo eine heiße Liebe ... (die Hand auf's Herz legend) da wurde mir ſelbſt ſo warm hier beim bloſen Zuhören ... ſo recht ordentlich heiß ... daß es mir ſchien ... als könnte ich wohl auch einmal mit des Himmels Güte ſo etwas empfinden.

Leop. (erſtaunend). Wahrhaftig! Und als Du das ſo fühlteſt, da dachteſt Du ohne Zweifel an Jemand?

Mad. Ach ja!

Leop. An Jemand aus dem Dorfe?

Mad. Ach ja! ... Jemand hier! ...

Leop. Sieh doch! ... Nun wenn es ein braver und ehrlicher Burſche iſt, der Deine Zuneigung verdient, ſo mußt Du ihn heirathen. Sage mir doch ſeinen Namen.

Mad. (ſchnell). Bewahre Gott! ... Nein!

Leop. Und warum denn nicht?

Mad. Für's Erſte, weil ich ſelbſt noch nicht recht gewiß bin, wie es hier d'rin (auf's Herz deutend) ausſieht. ... Sehen Sie nur, man kann ſich ja irren

... und dann habe ich auch ſo eine Idee, daß er mich nicht mag.

Leop. Er! Oh, das kann ich unmöglich glauben! ... Du biſt ſo hübſch, ſo naiv, ſo offen! ... Nun denn, Madeleine ... nun ... Deinem Freunde ... kannſt Du ſchon Alles ſagen. ... Alſo?

Eine Stimme (innerhalb). Madeleine! Madeleine!

Mad. Das iſt meine Baſe die mich ruft.

Leop. (ungeduldig). Die kommt aber auch recht ungelegen!

Mad. Die Baſen kommen immer ſo! ... Aber ſie würde mich ausſchmälen, wenn ich ſie warten ließe.

Die Stimme (innerhalb). Madeleine! So komm doch!

Leop. Du ſagſt mir doch dann den Namen noch?

Mad. O ja ... lieber Herr ... ſpäter ... vielleicht! ... Adieu, mein ſchöner Herr. (geht ab).

Leop. Adieu, Madeleine, Adieu!

Siebenter Auftritt.

Leopold, ihr mit den Augen folgend.

Ja, Du armes Mädchen, ich übernehme die Sorge für Dein Glück; es iſt mir jetzt eine Pflicht, denn ich habe es Luiſen verſprochen! ... Und dann, wer weiß, wie vorhin der Baron ſagte, ſie iſt vielleicht ihre

vorbrachte, keinen Zusammenhang in ihre Verhältnisse bringen, behandelte sie also fortwährend als eine geliebte Kranke. Wie nun aber nur der erste Aufruhr in Rom gestillt war, beschloß Güldenstern, ein schon bejahrter Mann, zurückzureisen von diesem Orte des Elends in sein Vaterland, wo eine Gattin seiner harrte. Es schmerzte ihn aber, Klara dahinten zu lassen unter den Fremden, und so nahm er sie mit sich, ihr eine weibliche Begleitung zuordnend, zur Pflege der jetzt still und sprachlos gewordenen. So gelangten sie nach einer langen Reise in das ferne Land der Schweden, Güldensterns Heimath. Und die Reise that dem Gemüthe Klaras wohl, und allmählig kehrte ihr die Klarheit des Geistes wieder, und sie konnte erzählen aus ihrem frühern Leben; nur wenn sie zu dem Augenblicke kam, wo Polydor herbeistürzend zu ihrer Rettung den Streichen der Kriegsknechte unterlag, verwirrte sich ihr Verstand von neuem, und sie büßte den Rückblick auf diese Zeit mit mehrern Tagen trüber Verschlossenheit.

Güldensterns kinderlose Gattin nahm die fremde Leidende als eine liebe Tochter auf, und wie es ja nur der Mutterpflege gelingt, jeden Schmerz mit sanfter Hand zu berühren, und ihm so nach und nach seine Dornen zu rauben, daß er zuletzt nur zur stillen Erinnerung wird, welche neuen Freuden eine mildere Heiligkeit gibt, so war es auch hier und Klara genaß bald unter der Sorge der zarten Liebe

Schweſter! Sobald ich alſo jetzt erfahren haben werde, wem ihr Herzchen gewogen iſt, ... werde ich mit dem Baron darüber einig werden, und ... (er tritt an den Tiſch rechts) und wenn ich ihm auch alle Bilder malen und verkaufen ſollte, von denen ich die Pläne und Skizzen da drin habe. (er öffnet ſein Album, ſetzt ſich dazu und fängt an zu zeichnen) Da kommt er ſchon!

Achter Auftritt.

Der **Baron** und **Pierre** kommen aus der Mitte. **Leopold** mit Zeichnen beſchäftigt.

Bar. (hat Schriften in der Hand und ſpricht mit Pierre). Und ich ſage Dir, daß ich es ſicher weiß, und dafür hafte.

Pier. Ach, gehen Sie doch!

Bar. Ich ſage Dir, daß ſie Dich liebt.

Pier. Sie mich? ... Madeleine! ... meine Muhme!

Leop. (ſchnell aufſtehend, für ſich). Mein Himmel! ... Der wäre es!

Bar. (zu Leopold). Sie waren mit Arbeiten beſchäftigt ... laſſen Sie ſich nicht ſtören, lieber Freund ... wir ſprachen eben von etwas, das Sie wenig intereſſirt.

Leop. (für ſich). Seht doch einmal! ... meiner lieblichen Madeleine ... einen Mann wie dieſen da! (er ſetzt ſich wieder und hört ihnen zu, indem er thut, als arbeite er).

Pier. (zum Baron). Mein Seel'! ... wenn ich

mirs ſo recht überlege ... ſo könnten Sie doch wahrhaftig Recht haben! ... Denn es fallen mir jetzt ſo eine Menge Kleinigkeiten ein. ... Sie weint oft ganz herzbrechend, wenn ſie allein iſt ... und vorzüglich ſeit ich um die dicke Marianne ein Bischen herumſchwenzle. Sie kennen ſie ja, die Tochter vom Gaſtwirth. ...

Bar. Nun, da ſiehſt Du wohl! ... Und heut Morgens als Du ihr in meiner Gegenwart ſo ſchlecht mitſpielteſt ... da beklagte ſie ſich gar nicht darüber ... ja, ſie hatte ſogar angefangen, Deine Vertheidigung zu übernehmen.

Pier. Alle Wetter! Es iſt doch wohl am Ende ſehr möglich! ... Und ob ich gleich das Mädel nicht eben lieb habe, ... ſo kann's doch wohl ſein, daß ſie mich lieb hat, ... daß ſie für mich brennt ... daß ſie ganz verlodert! ... Das wäre übrigens nicht die erſte im Dorfe.

Leop. (für ſich). Gott verzeihe mir! Iſt das ein Schafskopf!

Pier. Ja, wenn dem aber ſo wäre, wohin ſollte denn das führen?

Bar. Das will ich Dir ſagen. ... Du wollteſt heute früh gern als Lakai in meine Dienſte treten.

Pier. (ſich den Mund wiſchend). Das will ich auch immer noch, und beſonders ſeit ich in der Küche geweſen bin.

Bar. Aber um bei mir in Dienſte zu treten, der ich eine geregelte Wirthſchaft habe, ein verheira-

theter Mann bin, darf man ſelbſt nicht noch unverheirathet ſein.

Pier. Das trifft ſich ja ganz köſtlich! Ich habe dieſen Morgen um die dicke Marianne, die Tochter des Gaſtwirths angehalten, die **100** ſchwere Thaler mitbekommt. ...

Bar. Das kann ſein ... aber die dicke Marianne ſteht mir nicht an ... ſie iſt häßlich, hat rothe Haare ... ich liebe die Rothhärigen nicht. ...

Pier. Auch ich nicht, ... aber ſie hat **100** ſchwere Thaler.

Bar. Das iſt ſtets ein Anzeichen von einem häßlichen Character, und den hat ſie auch.

Pier. Freilich hat ſie ihn ... aber ſie hat **100** Thaler.

Bar. Und da Deine Frau mit mir nach Paris ziehen müßte, in mein Hotel, wo Alles elegant und ausgezeichnet iſt, ſo mag ich keine Kammerfrau darin haben, die es verunziert. ... Darum beſtehe ich auf Madeleine. ... Ob ſie Dir gefällt oder nicht, iſt gleichviel. ... Du kommſt nicht in meine Dienſte, wenn Du ſie nicht heirathеſt.

Pier. (auf die Seite gehend wo Léopold ſitzt). Das verdient Ueberlegung! ... Denn am Ende iſt Madeleine nicht häßlich; ſie liebt mich noch dazu, das arme Ding. Sie iſt freilich nicht rothhärig, das iſt wahr, aber ſie hat andre Qualitäten die die dicke Marianne nicht hat.

Leop. (leis zu Pierre). Wenn Du die dicke

Marianne heiratheſt, ſo verſpreche ich Dir von meiner Seite 500 Francs.

Pier. Baar?

Leop. (zieht eine Banknote aus der Taſche und giebt ſie ihm). Da ſind ſie.

Pier. Das iſt etwas Anderes! (kratzt ſich hinter den Ohren und geht wieder zum Baron, der während der Zeit in Papieren geblättert hat) Hören Sie einmal, gnädiger Herr. ...

Bar. Nun? ... mach geſchwind, denn es warten Wahlmänner aus der Provinz im großen Saale auf mich. ... Biſt Du entſchloſſen?

Pier. Ja, das bin ich allerdings. Sehen Sie nur, wir Landleute haben weiter nichts als unſer Wort. ...

Bar. (hitzig). Verſtehe, ihr habt nichts. Nun?

Pier. Nun! Da ich mein Wort der dicken Marianne und ihrem Vater gegeben habe, der ihr 100 ſchwere Thaler mitgiebt, und eine andere Perſon die ſich ſehr für ſie intereſſirt, ihr überdies noch 500 Francs ſchenkt. ...

Leop. (für ſich). Jetzt bin ich ruhig! (er ſetzt ſich zum Zeichnen).

Pier. Das macht zuſammen 800, und das iſt ſchon eine feine Summe! Das will ſchon etwas ſagen, beſonders wenn man auf ſein Wort hält.

Bar. (zornig). Und Madeleine?

Pier. Madeleine hat nichts. ...

Bar. Und mein Dienſt?

Pier. Gehört Ihnen ... nicht ihr.

Bar. (leis, indem er ihn an der Hand in den Vordergrund führt). Nun denn! Um der Sache ein Ende zu machen, denn ich bin preſſirt. ... Ich lege zu meinem Dienſte noch 1000 Francs Mitgift zu.

Pier. Ach du mein Gott!

Bar. (ihm Stillſchweigen auflegend indem er auf Leopold blickt). Unter der Bedingung, daß Du Madeleine heirathest ... wo nicht, weder Stelle noch Mitgift. ... Ich muß jetzt zu meinen Wählern gehn. (er bemerkt die eintretende Madeleine) Da iſt Madeleine. Bringe Deine Worte bei ihr an und daß dieſen Abend noch Alles beendigt und abgemacht iſt! (geht in der Mitte ab).

Neunter Auftritt.

Madeleine, Pierre, Leopold.

Leop. (für ſich, im Zeichnen begriffen). So werde ich ſie wenigſtens trotz des Barons, trotz ihrer ſelbſt ſogar, von einem Menſchen gerettet haben, der ihre Zuneigung nicht verdiente, und der ſie würde unglücklich gemacht haben.

Pier. Suchte Sie mich, Muhme?

Mad. Nein, Pierre. Ich wollte zu Frau Leonard, der Ausgeberin, die mich hierher beſtellt hat. (will gehen).

Pier. (ſie beim Arme zurückziehend). Das kann Sie ein anderes Mal thun. ... Sehe Sie doch, wie

verſchämt und confus Sie iſt! Ich weiß recht gut, was das ſagen will, und gehe daher gerade auf die Sache los, weil wir Bauersleute nicht die Winkelzüge und ſchönen Redensarten kennen. Ehrlich währt am längſten! ... Alſo, Madeleine, Sie iſt ſchon ſeit langer Zeit melancholiſch und leidet im Stillen, ... das weiß ich! ... Nun gut, ich thu's auch, denn ich habe Sie lieb.

Mad. (verwundert). Warum ſagt Er mir denn Das?

Pier. Aus guten Gründen. ... Beweis davon, daß ich Sie heirathen will.

Leop. (der mit Unwillen aufſpringt). Du, Pierre? Haſt Du mir denn nicht verſprochen die dicke Marianne zu heirathen, und haſt Du nicht dafür ... 500 Francs bekommen?

Pier. Da ſind ſie! ... Ich gebe ſie Ihnen wieder, weil bei mir die Ehrlichkeit über Alles geht. ... Ich liebe nur meine kleine Madeleine, und biete ihr meine Perſon, einen guten Dienſt und 1000 Fr. Mitgift an.

Leop. Das iſt nicht wahr, Madeleine.

Pier. Das iſt wahr! Denn der Herr Baron hat ſie mir verſprochen, und der iſt reicher und freigebiger als Sie, der mir blos die Hälfte davon gegeben hat. ... Er beſteht darauf und will, daß die Heirath zu Stande komme.

Mad. Und ich, ... will nicht!

Pier. Iſt's möglich? — Sie ſchlägt 1000 Francs aus? ... So ein ungeheures Vermögen.

Mad. Will Er ſich vom Herrn Baron verheirathen laſſen, ſo ſteht es bei Ihm, ich aber mag Seine Anerbietungen nicht, denn meine Zuneigung iſt um kein Geld zu verkaufen.

Leop. (begeiſtert). Madeleine! (ſie bei der Hand faſſend) Das iſt brav! Das ſind wackre Geſinnungen! Das iſt gut; ſehr gut!

Pier. Und ich, ich ſage, daß Das ſchlecht, ſehr ſchlecht iſt! Das iſt ein Diebſtahl, ein Raub! Denn Sie hat nicht das Recht, mir auf dieſe Art eine gute Stelle und ein anſehnliches Vermögen entgehen zu machen. Aber Sie mag angeben was Sie will, es geſchieht doch!

Mad. Es geſchieht nicht!

Pier. Und warum nicht?

Mad. Weil ich Ihn nicht liebe.

Pier. (die Achſeln zuckend). Ach, gehe Sie doch! ...

Mad. Weil Er mir nicht gefällt.

Pier. (ebenſo). Sei Sie doch nicht ſo albern, Das glaubt Ihr ja kein Menſch! ... Sage Sie vielmehr, es giebt jetzt Andere, die Ihr beſſer gefallen ... neue Ankömmlinge, Fremde ... ſo ein Herr, wie dieſer hier.

Mad. Seht doch!

Leop. Ich! Den ſie heut zum erſten Male geſehen hat!

Pier. Oh, das war nicht das erſte Mal!

Mad. Wird Er wohl ſtill ſein!

Pier. Oh, ich habe ſie geſtern Abends hinter der großen Brombeerhecke geſehen, wo ſie ſich niedergekauert hatte. Sie machte ſo die Zweige ganz leiſe auseinander und während Sie ihr gegenüber auf einem Felſenſtücke zeichneten ... ſah ſie Sie mit einer Aufmerkſamkeit, mit einer Bewegung an. ...

Mad. Das iſt nicht wahr!

Pier. Und als ich zu ihr ſagte: Was macht Sie denn da? ſo wurde ſie ganz roth und ſchämte ſich als ob ſie ertappt worden wäre.

Mad. Das iſt nicht wahr! ich war eben erſt dorthin gekommen. ...

Pier. Oho! ſie war ſchon lange Zeit dort, und ſogar ſo, daß ſie ihre Kühe ganz außer Acht gelaſſen hatte, die eine Viertelſtunde davon auf den Wieſen des gnädigen Herrn graſ'ten, worüber ich auch gleich eine Anzeige aufgenommen habe.

Mad. Das iſt nicht wahr!

Pier. Die Kühe können mir's bezeugen! und wenn Du nicht auf der Stelle mich heiratheſt, ſo mache ich Deine ſchlechte Aufführung öffentlich bekannt.

Mad. Das wollen wir doch ſehen!

Pier. Geſehen und unterzeichnet von den Ortsgerichten.

Leop. Wie? ſchlechter Menſch! Du wagteſt es. ...

Pier. Oh, da iſt gar nichts zu wagen. ...

Das iſt klar wie die Sonne, ... und ehe man die Hand umdreht, ſieht Dich kein rechtſchaffener Burſche mehr auch nur von der Seite an ... dann wirſt Du wohl Gott danken, wenn Du mich noch heirathen kannſt! (er geht grimmig ab).

Zehnter Auftritt.

Madeleine. Leopold.

Mad. (hat ſich rechtshin geſetzt und weint). Ach, du mein Gott! was ſoll denn aus mir werden!

Leop. Beruhige Dich, Madeleine! ... Dem häßlichen Burſchen wird kein Menſch glauben.

Mad. Aber Sie werden es glauben, lieber Herr! und das iſt das Allererſchrecklichſte! ... Sie könnten ſich Sachen denken, Sachen ...

Leop. Ich! ... o Gott bewahre! Ich ſchwöre Dir. ...

Mad. Ja, ja! ich ſehe ſchon! Sie bilden ſich gewiß ein, daß, wie der böſe Menſch geſagt hat ... daß ich geſtern ... mich verſteckt habe, um Sie zu ſehen, ſo im Verborgnen. ...

Leop. Es iſt alſo nicht wahr?

Mad. Doch! doch! aber ganz einfach und ohne alle böſe Abſicht. Ich ſagte ſo ganz erſtaunt bei mir ſelbſt: Was iſt das nur mit dem ſchönen Herrn hier, der nicht aus unſerer Gegend iſt, und der da in der heißen Mittagsſonne auf einem Felſen ſitzt, und auf einem Papiere herumkritzelt? Sollte es wohl gar der

Ingenieur aus dem Departement ſein? ... Das war, lieber Herr, und weiter nichts.

Leop. Das iſt ganz natürlich, und ich glaube es Dir.

Mad. Das will ich auch hoffen. ... Da müßte man doch gar kein Herz im Leibe haben, um an Jemand zu denken, der nie recht weiß was er thut, der einen anſieht, ohne daß er weiß wen er vor ſich hat ... und einem ſagt: ich liebe Dich! indem er an eine Andre denkt! ... Denn Sie lieben ja eine Andre! ...

Leop. Ach ja! und ich habe ſie verloren ... und ſie iſt nicht mehr!

Mad. (ſeufzend). Das iſt noch ſchlimmer! ... Schönheit vergeht, veraltet, ... aber eine Erinnerung ... oh! die bleibt immer jung.

Leop. (ſtaunend). Was ſagſt Du? Was für ein Gedanke! was für ein Ausdruck!

Mad. Je nun, ich gebe es Ihnen ſo wie es mir eingefallen iſt.

Leop. Und das iſt ja eben das Gute dabei! ... Oh, Madeleine, Du weißt es gar nicht: Du biſt nicht blos hübſch, Du biſt auch ſehr liebenswürdig.

Mad. Wahrhaftig! ... E! vielleicht ſteckt mich das an, wenn ich ſo mit Ihnen ſpreche.

Leop. Einige Monate Fleiß und Unterricht würden Dir eine ganz andre Exiſtenz, eine ganz neue Form verleihen. Dann würde Dir nichts mehr fehlen, dann würdeſt Du eben ſo reizend, eben ſo verführeriſch ſein ...

dieser treflichen Frau. Nach dem Gerüchte, das Güldenstern selbst in Rom gehört hatte, bestätigte er Klaras Ueberzeugung, daß Polydor todt auf jener Stelle zurückgeblieben sey, und in der damaligen Zeit, wo das Verkehr zwischen entfernten Ländern nur selten und unsicher war, konnte keine Nachricht aus Italien über ihn in den entlegenen Theil von Schweden kommen, wohin sich Güldenstern zurückgezogen hatte. So verstrichen für Klara mehrere Jahre in stiller Eingezogenheit und frommer Kindesliebe, die sie mit ganzer Seele den beiden guten Alten widmete. Sie sehnte sich nicht nach dem Lande ihrer Kindheit zurück, denn sie hatte ja dort alles, alles verloren.

Erst entschlief aber der wackre Güldenstern, und einige Jahre nachher seine betagte Hausfrau. Klara als ihr Kind betrachtend, hatten sie ihr alles hinterlassen was sie besaßen, und mit einem nicht unbeträchtlichen Erbe begab diese sich, um eben dieser Angelegenheiten willen, in die Hauptstadt Stockholm.

Noch wußte man in jenen Nordländern damals wenig von der bildenden Kunst des Südens, und wohl fast nie erschallte der Name eines Malers aus Italien dort, den von Raphael vielleicht nur ausgenommen. Da wollte es aber der Himmel, daß, als eben Klara in Stockholm ankam, ein Seefahrer dort eingetroffen war, welcher mit Kaiser Karls Flotte

Mad. Wie die Marquiſe?

Leop. (verlegen). Je nun, ja, aber ... auf eine andere Weiſe.

Mad. (bedauernd). Ja, das iſt nichts! ich möchte gerade die Art und Weiſe haben wie ſie! Aber das iſt wohl für ein Mädchen meiner Art gar nicht möglich! ... Sie war alſo wohl ... ſehr ſchön?

Leop. Hinreißend ... anbetenswerth!

Mad. Und Sie ſagten doch, daß ich ihr ähnlich ſähe! ... Da haben Sie alſo gelogen, mein ſchöner Herr?

Leop. (ſie betrachtend). Nein! Sie beſaß nur etwas was Du nicht beſitzeſt ... Haltung und Eleganz. Aber Du haſt mehr Naivetät und Hingebung ... (ſie wieder betrachtend) Was ihre Augen betrifft ... ſo waren ſie ...

Mad. Schöner?

Leop. Vielleicht! Aber ſie blickten ſtolz oder kalt und gleichgültig ... während die Deinen einen Ausdruck von Dankbarkeit und Freundſchaft, ja, faſt von Zärtlichkeit haben.

Mad. Finden Sie?

Leop. Dann ... wenn ich Dir Alles ſagen muß ... Du, Madeleine, haſt nichts, die Marquiſe aber dagegen beſaß einen Namen, Geburt, ein unermeßliches Vermögen ...

Mad. (den Kopf ſchüttelnd). Das iſt freilich ein großer Vorzug für ſie!

Leop. (ſchnell). Nein, für Dich, in meinen Augen wenigſtens ... denn wenn man eine reiche Perſon liebt, ſo ſieht es aus, als liebe man ihren Reichthum. ... Daher hielt ich mich in ihren Geſellſchaften auch immer nur von fern ... ſtumm und zurückhaltend ... ich betete ſie von weitem an und nie habe ich ihr geſagt: ich liebe Sie!

Mad. (freudig). Nie, mein Herr!

Leop. Nie! Während bei Dir ich es auf der Stelle gewagt habe.

Mad. Ein ſchöner Vorzug! Es geſchah ja gar nicht um meinetwillen!

Leop. Doch zum Theil wenigſtens. ... Denn mein einziger Wunſch, Madeleine, der Wunſch eines Freundes, iſt der, Dich glücklich zu ſehen, wo möglich einen jungen Mann zu finden, der Deiner werth ſei. ...

Mad. Ich danke ſchönſtens dafür, mein Herr; geben Sie ſich ja keine Mühe deshalb.

Leop. Und warum?

Mad. Weil ich bleiben will wie ich bin.

Leop. Nicht heirathen?

Mad. Nie! ... ich bin feſt entſchloſſen.

Leop. Und aus welchen Gründen?

Mad. Jeder hat nun ſo ſeine eigenen, und ich bitte Sie, mich nicht darnach zu fragen. ... Aber Sie, mein Herr?

Leop. Ich! ... ach du mein Himmel! ... wie kannſt Du glauben? ... Treu der Angebeteten, die

ich liebe, kann nichts mich je sie vergessen lassen; jetzt vorzüglich, wo ihr Andenken hier ist, in meiner Nähe, ein lebendes Andenken, das in Dir wieder geboren zu werden scheint, um die beiden süßesten Gefühle des Lebens, Freundschaft und Liebe zu vereinen. ... Ja, von jetzt an wird mir Deine Gegenwart zur Nothwendigkeit, ich würde sie nicht mehr entbehren können, und alle meine Tage, alle meine Augenblicke sollen in Deiner Nähe verfließen.

Mad. Ach, mein lieber Herr, das möchte ich wohl eben so gern wie Sie, aber ich fühle wohl, daß das doch nicht angeht.

Leop. Und warum nicht?

Mad. Weil es für Sie eine bloße Unterhaltung, ein Spiel ist, das Ihren Schmerz verscheuchen hilft ... aber für mich armes Mädchen, die ich nicht daran gewöhnt, geliebt zu werden, hat ein solcher Schein zu sehr das Ansehen der Wirklichkeit ... ist gar zu schwer davon zu unterscheiden; und wenn ich nun etwa beides verwechselte und mich vergriffe, was sollte denn dann aus mir werden? ... Ach! und es ist ... ist vielleicht gar schon geschehen!

Leop. Mein Himmel! was sagst Du?

Mad. Wenn es daher wahr ist, mein Herr, daß Sie einige Freundschaft für die arme Madeleine besitzen ... so bitte ich Sie um eine einzige Gnade.

Leop. Und die ist?

Mad. Sie schlagen mir sie nicht ab, nicht wahr?

Leop. Was es auch sei, ich schwöre es Dir.

Mad. Bei dem Namen der Marquise ... um ihretwillen!

Leop. Um ihret ... und um Deinetwillen!

Mad. Nun denn, mein Herr! so verlassen Sie diese Gegend, reisen Sie noch heut fort ... und kommen Sie nie wieder.

Leop. Wie? Madeleine! ich sollte auf mein Glück verzichten?

Mad. Ich? Ihr Glück! O! ich bin ja nur dessen Ebenbild.

Leop. Gleichviel! Wenn mich nun dies noch allein an das Leben fesselt ... wenn es mich tröstet ... wenn es mir wohl thut!

Mad. Und wenn es mir nun weh thut ... mir! Ja, ja! ich weiß gar nicht, wie mir so sonderbar ist! ... (auf den Kopf zeigend) Hier! (auf das Herz deutend) Und dann hier! ... Und mithin ist mir's ganz so, als ob das, wenn Sie noch länger hier bleiben, nicht gut ablaufen könne ... als ob mir irgend ein Unglück geschehen müsse.

Leop. Glaubst Du?

Mad. Ich weiß es gewiß! Darum fleht Sie ein armes Mädchen an, sie aus dieser Gefahr zu retten! ... Sie allein können es ... Sie allein können mich schützen ... vor mir selbst!

Leop. Du willst es ... und so schwer es mir auch fällt, gebe ich Dir doch nach ... und verlasse auf immer diese Gegend. ... Noch einen Kuß nur ... ei-

nen Abſchiedskuß! (Madeleine entweicht) Du verweigerſt mir ihn, Madeleine?

Mad. (ſich ihm nähernd). Nein, nein! ... Er iſt für meinen Retter, meinen Freund! (er küßt ſie).

Elfter Auftritt.

Die Vorigen. Pierre. Dann der Baron an der Hinterthür erſcheinend.

Pier. Alle Wetter, was iſt das?

(Madeleine flieht durch die offen gebliebene Thür rechts, die ſie dann hinter ſich ſchließt.)

Bar. (nach Pierre eintretend). Was giebt's denn?

Pier. Madeleine, meine Braut, die ich abſolut auf Ihren Befehl für 1000 Franken heirathen ſoll ...

Bar. (ungeduldig). Nun?

Pier. Der Herr da küßte ſie!

Bar. (zornig). Er? ... Leopold!

Pier. Er ſelbſt! ... Ich hab's mit meinen Augen geſehen.

Bar. (leis zu Pierre, ihn beruhigend). Schon gut! ... Schweige davon! ... Ich gebe Dir auch 1500 Franks ſtatt 1000.

Pier. Ah! ... das laſſe ich mir gefallen!

Bar. (zu Leopold). Ei, ei! mein theurer Freund, Sie zärtlicher Seladon, ſchwermüthiger Damon ... der Sie ewig Ihre Schäferin beweinen zu müſſen verſicherten ... es ſcheint mir faſt, als ob die unſri-

gen Sie sehr schnell getröstet hätten und Sie sich trotz Ihres ungeheuern Schmerzes erlaubten ...

Leop. Verschonen Sie mich, Herr Baron, mit Scherzreden, die mich nicht treffen können und folglich ihr Ziel verfehlen würden. ... Ich läugne die Erregung nicht, die sich meiner bemächtigte, als ich dieses junge Mädchen sah. ... Sie selbst kennen die Ursache davon. ... Doch wie groß auch die Theilnahme sei, die ich für sie fühle, und das Interesse, das sie mir einflößt, so wird mich dieses doch auch nicht Einen Tag länger in dieser Gegend zurückhalten, und zur Abreise entschlossen nahm ich vorhin von Madeleinen Abschied ... mit deren Erlaubniß.

Pier. O, Potz tausend! wenn das ein Abschied war ... so ist das etwas Anderes ... weil bei einem Abschiede ... gewisse Ursachen, Umstände und Gründe ...

Bar. Mildernde Gründe ... wie Du wohl siehst.

Pier. (zu Leopold). Nun denn, so entschuldigen Sie, mein Herr ...

Bar. (eben so). Ja, ja, mein Lieber, verzeihen Sie ihm, wenn er einen Augenblick lang gewisse Ideen gehabt hat ... wenn er Absichten bei Ihnen vorauszusetzen wagte. ... Das passirt ja aller Welt.

Leop. Ich habe jetzt keine andere Absicht, als meine Reise fortzusetzen.

Bar. Heut noch?

Leop. Im Augenblicke selbst!

Bar. Erlauben Sie! ... das geht ſo nicht! Sie haben mir Ihr Wort gegeben und ich beſtehe darauf, für mich und meine Frau, die ich morgen oder übermorgen erwarte. Sie haben mir das Portrait der Marquiſe verſprochen und wir werden nie wieder eine ſolche Gelegenheit finden wie jetzt.

Leop. Möglich, aber ich geſtehe Ihnen, daß dieſes Vorhaben, welches mir heut Morgens ſo ſehr gefiel, mir jetzt weit weniger zuſagen will ... und daß ich mich dazu nicht im geringſten aufgelegt fühle.

Bar. Das wird ſchon wieder kommen! Sie brauchen ja nur anzufangen.

Leop. Und dann habe ich auch mein Malergeräth nicht bei mir ... nichts, gar nichts! ... Ich habe meinen Farbenkaſten im Gaſthofe gelaſſen, wo ich zuerſt abſtieg, im Pinienzapfen.

Bar. Bei dem Vater der dicken Mariane! ... Das ſoll gleich herbeigeholt werden. (zu Pierre) Das kannſt Du machen, Pierre, ... lauf geſchwind und hole es hierher.

Pier. O, gnädiger Herr, das ſoll nicht lange dauern. (läuft ab).

Zwölfter Auftritt.

Der Baron. Leopold.

Bar. Sie können nachher noch Zeit genug abreiſen, wenn Sie nun einmal darauf beſtehen. Sie ſind Herr und Meiſter und ich werde Sie nicht länger zurückhalten, aber meine Unkoſten, die ich auf

die Toilette gewendet habe, ſollen nicht umſonſt gezahlt ſein.

Leop. Was meinen Sie damit?

Bar. Daß mir eine Idee beigefallen iſt.

Leop. Ah!

Bar. Ja, ja, wahrhaftig! In Bretagne hat man ja gar nichts weiter zu thun und da habe ich heut Morgen ſchon drei bis vier Ideen gehabt und darunter auch die wegen des Portraits. Ich habe der Madame Leonard, meiner alten Haushälterin, Auftrag dazu gegeben. Sie hat unter den Kleidern, die meine Frau hier zurückgelaſſen hat, das neueſte und eleganteſte ausgeſucht, und wird Madeleinen als vornehme Dame, als Marquiſe anziehen, um die Aehnlichkeit noch auffallender zu machen.

Leop. (ſchnell). Wahrhaftig?

Bar. Und ſo ſoll ſie Ihnen Modell ſitzen.

Leop. Ja ... ja ... ich verſtehe.

Bar. Sehen Sie, Sie Spitzbube, die Idee gefällt Ihnen auch, und ſobald man Sie an die Marquiſe erinnert, geht Kopf und Herz auch ſogleich mit Ihnen durch! ... Nicht wahr, nun ſchlagen Sie mir es nicht mehr ab?

Leop. (träumend). Aber wie? ... in welcher Stellung? ...

Bar. (wie begeiſtert). Warten Sie doch einmal! ... Ja, ja! ... mit einem Blumenkörbchen!

Leop. Ja! ... ſie liebte die Blumen ſo ſehr.

Bar. Ich ſehe ſchon, daß Ihnen das auch gefällt! ... Gut denn! ... Ich werde ſofort meinen ganzen Garten plündern und die ſchönſten Roſen zuſammen bringen, die ich auffinden kann, daß ſie darin ſitzen ſoll, wie eine Königin! (eilt durch die Thür links ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Leopold allein.

Ja ... ja! ich hatte es ihm verſprochen ... und ſein Wort muß man halten, um ſo mehr, da ich es vorher gegeben hatte, ehe ich Madeleinen verſprach ... Aber ſobald das Portrait fertig iſt, reiſe ich fort ... nichts ſoll mich dann mehr zurückhalten. ... Ach! ich fühle es nur zu ſehr, daß ich es mir ſelbſt ſchuldig bin! (er beſchäftigt ſich, Zeichnengeräth, Tiſch und Stuhl zu ordnen und ſetzt ſich).

Vierzehnter Auftritt.

Leopold. Madeleine.

Mad. (als vornehme Dame gekleidet, tritt zur Thüre rechts ein. Sie bleibt einen Augenblick, ohne daß er aufſieht, ihm gegenüber ſtehen; ihn mit Liebe betrachtend; dann ruft ſie innig:) Lieber Herr!

Leop. (aufſtehend und ſie erblickend). Ha! was ſehe ich! ... Täuſcht mich mein Auge, täuſcht mich mein Herz nicht? ... Nein! dieſes Mal iſt es kein Traum! ... Louiſe! Louiſe! ... Sie ſind es ſelbſt! (Madeleine macht mit dem Kopfe eine verneinende Bewegung) Ach nein! (ſeufzend) Das biſt nur Du!

Mad. Die man eben jetzt so angeputzt hat! ... Was soll nur das bedeuten, lieber Herr? was will man denn nur mit mir anfangen?

Leop. Dein Portrait ... um welches man mich gebeten ... und das ich ihnen versprochen hatte! ... Und ich sollte Dein Ebenbild für sie malen, um es ihnen preis zu geben? ... Nein! nie! ... Das sollen sie nie haben! ... Das würde mir jetzt unmöglich sein! (blickt um sich her) Ehe man aber kommt, so laß mich wenigstens nach Dir in diesem Kostüm eine einfache Skizze zeichnen ... aber für mich ... für mich allein!

Mad. (unruhig). Aber, mein lieber Herr, ich dächte, Sie hätten mir doch versprochen gehabt, dieses Schloß jetzt zu verlassen?

Leop. Eine Ursache mehr, jetzt mein Glück und dieses Bild noch mit mir zu nehmen, nach dem ich mich so lange gesehnt habe! ... Dann reise ich fort ... das schwöre ich Dir.

Mad. Nun gut! ... so machen Sie aber geschwind.

Leop. (wieder sein Album ergreifend). Da bin ich schon! Es wird gar nicht lange dauern, und wenn ich Dich werde getroffen haben, wird es mich immer an diesen Tag erinnern, und an alle die schmerzlichen und süßen Empfindungen, die ich in Deiner Nähe gefühlt habe. ... Habe nur ein klein wenig Geduld ... ich bin bald fertig! (er setzt sich, um zu zeichnen. Madeleine hat sich seitwärts hinter einen Sessel gestellt.)

segelnd, ebenfalls den Festlichkeiten in Messina mit beigewohnt hatte, und nun seinen staunenden Landsleuten im Norden gar viel von den wunderbar schönen Schildereien erzählte, welche an jenem Triumphbogen ein Meister in der Malerkunst, den man Polydor geheißen, verfertigt habe, so daß man etwas kunstreicheres und doch zugleich natürlicheres sich nicht denken möge. Und es hörten doch wohl fast alle den Namen Polydor zum ersten Male, und sagten zu einander, das Gerücht forttragend, viel seltsames von diesem Meister. Es hörte daher auch bald Klara diesen Namen, und es ging ihr auf ein Stern in der Nacht mit diesem Klange, und sie forschte fleißig nach, ob sie trauen möge der süßen Hoffnung, die in ihr entstand. Was sie aber vernehmen konnte, raubte ihr zwar diese nicht, war aber auch keine Bestätigung, daher sie denn beschloß dem holden Klange dieses Namens nachzuziehen gen Italia selbst, und dort beseligende Wahrheit oder das Ende der schönen Täuschung zu finden. War sie doch eben aus Messina geburtig, wo sie das erste Jahr ihres Lebens zugebracht hatte, und nach dem Tode ihrer Eltern nach Stellachiara gekommen war, es mußten ihr auch dort noch Verwandte leben, und was sollte sie nun noch in dem Lande Schweden, das ihr nach der wackern Güldenstern Tode wieder völlig fremd geworden war. So verwandelte sie denn all ihr Besitzthum in Geld, und segelte mit einem

O nein, nein! ... nicht ſo ... nicht hinter dieſen Seſſel, da kann ich Dich ja nicht ſehen!

Mad. (ändert ihre Stellung und ſtellt ſich neben den Seſſel). Iſt's ſo recht? ... oder ſo? ... oder lieber ſo? (ſie ändert die Stellung wieder, ſtemmt den Ellbogen auf die Lehne des Seſſels und legt den Kopf in die Hand.)

Leop. (ſie betrachtend). Ach! wie ſchön ſie iſt!

Mad. Nun, mein Herr! Sie zeichnen ja nicht!

Leop. Verzeih! ... ich dachte nicht mehr daran.

Mad. Ei, der Tauſend, man wird verwünſcht müde, wenn man immer ſo ſtehen muß!

Leop. (ruhiger werdend). Da haſt Du Recht. (er zeigt auf den Seſſel) Da! ſetze Dich hier hinein, mir gegenüber. (ſie thut es) So! (er zeichnet) Blos zwei Minuten! (er hält inne) Deine Augen ... nicht ſo auf den Erdboden gerichtet! ... ich kann ſie gar nicht ſehen! ... Richte ſie in die Höhe ... auf mich!

Mad. Iſt's ſo recht, lieber Herr?

Leop. (zeichnend). Ja! ... ſieh mich nur an ... immer!

Mad. Iſt's ſo recht?

Leop. (bewegt). Nein, nein! ... ſieh mich nicht an ... das hindert mich am Arbeiten.

Mad. Aber, potz Blitz, mein Herr! ſo werden Sie doch mit ſich Eins! ... Man muß doch entweder die Augen aufgeſchlagen oder niedergeſchlagen haben. ...

Leop. Weder das Eine ... noch das Andere! ... Wart! ... Kannſt Du leſen?

Mad. Ach nein, lieber Herr, das iſt ein rechtes Unglück für mich!

Leop. Gleichviel! ... ſo thue als ob Du läſeſt. (er nimmt die Zeitung, die auf dem Tiſche liegt und giebt ſie ihr) Da!... nimm die Zeitung hier! (er geht wieder an den Tiſch, ſetzt ſich und zeichnet. Darauf wendet er ſich an Madeleine, welche thut, als ob ſie leſe.) Gut! ... rühre Dich nicht! ... Sitze ganz unbeweglich! (kleine Pauſe, während welcher er zeichnet) Aber mein Gott! ... was iſt denn das? ... Sie wird ganz unruhig! ... ihre Hände zittern! ... ſie läßt das Papier fallen! ... Es wird ihr unwohl! (er ſpringt auf, eilt zu ihr und ſinkt vor ihr auf die Kniee) Madeleine! ... Madeleine! Komm zu Dir!

Funfzehnter Auftritt.

Leopold zu Madeleinens Füßen, die er an ein Flacon riechen läßt. Der Baron tritt aus der Thür links mit einem Korbe voll Blumen ein. Pierre erſcheint im Hintergrunde mit dem Malerkaſten in der Hand.

Pier. (ſtößt einen Schrei aus und läßt den Malerkaſten fallen). Nun! das iſt wieder etwas!

Bar. (zu ihm eilend). Wirſt Du Dein Maul halten!

Pier. Maul halten! Ja, das wäre mir was, wenn der Herr da auf den Knieen vor meiner Braut liegt ... vor der, die ich für 1500 Franks heirathen ſoll!

Bar. (ihm die Hand drückend). Ich gebe Dir zwei Tausend!

Pier. Ah! ... wenn das ist!

Bar. (zu Pierre). Du sieh'st ja wohl, daß es bloßer Scherz ist.

Leop. (immer auf den Knieen, sich zum Baron wendend). Aber so helfen Sie doch! ... sie ward ja ohnmächtig.

Bar. (zu Pierre). Geschwind auf meine Stube ... hole meinen Flacon!

Pier. Ein Glas frisches Wasser verrichtet's auch! ... Nun, ich gehe! ... aber geben Sie fein Acht, daß der Schade nicht noch größer wird! ... Es ist so schon genug! (eilt ab).

Sechzehnter Auftritt.

Der Baron bei der Thür rechts, Pierre forttreibend Vorn links Madeleine im Sessel lehnend, und Leopold mit ihr beschäftigt.

Leop. Gottlob! ... Sie kommt wieder zu sich! (halblei& und innig) Lebe wohl, Madeleine! ... Lebe wohl! ich gehe!

Mad. (ihn zurückhaltend, halblei&). Nein! Bleiben Sie jetzt!

Leop. (erstaunt). Wie?

Bar. (zu ihm tretend). Nun?

Mad. (das Nähern des Barons bemerkend). O, es war nichts ... gar nichts ... lieber Herr! ... Die Ermattung ... die Hitze ... die Verwunderung ...

Bar. Dich ſo ſchön zu ſehen, nicht wahr? ... Da ihr aber mitten in der Sitzung waret, will ich Euch nicht ſtören. ... Fahrt nur fort! (Madeleinen betrachtend) O Du mein Himmel, wie Du Dich hältſt! ... Ja, da ſieht man, daß gute Haltung die vornehme Dame ausmacht! ... Den Leib gerade ... ſo wie ich! (ſie ſteht auf) Nicht übel! ... den Gang leicht, ſchwebend ... ſo wie ich! (ſie thut einige Schritte) Gar nicht übel! ... wahrhaftig für eine Bäuerin Alles mögliche! ... Dein Blick kokett und ſpottend! ... ſo wie ich. (ſie ſieht ihn lächelnd an) Vortrefflich! auf Ehre! ... wie eine wahre vornehme Dame! (mit ironiſchem Tone) Nun denn? ... was giebt's Neues ... ſchöne Marquiſe?

Mad. (ahmt ihm nach, mit dem Fächer ſpielend). Ganz ſonderbare Dinge, lieber Baron!

Bar. (lacht und wendet ſich an Leopold). Bravo! Sehen Sie nur!

Mad. (wie oben). Man behauptet, daß die kleine Marquiſe von Brevannes, um ſich einer unwürdigen Behandlung zu entziehen, das Gerücht verbreitet hat, als ſei ſie geſtorben.

Leop. (ſtaunend). Allmächtiger Gott!

Bar. (lachend). Was ſagt ſie da? ... was iſt denn das?

Mad. (mit ernſtem Tone). Daß die Marquiſe ſich während dieſer ganzen Zeit bei ihrer alten Amme in einer entlegenen Gegend von Bretagne aufgehalten hat.

Leop. (in der größten Unruhe.) Iſt's möglich!

Bar. (eben ſo). Ich begreife nicht ...

Mad. (fortfahrend). Und entſchloſſen war, dort für immer zu bleiben ... wenn nicht der Tod des Herrn von Brevannes, den ſie eben aus dieſer Zeitung erfahren, ſie dem Leben und ... (die Hand nach Leopold ausſtreckend) der Freiheit wiedergegeben hätte.

Leop. (fällt, außer ſich, vor ihr nieder). Sie iſt's! ... Louiſe!

Bar. (auf der andern Seite). O, Vergebung, Vergebung, gnädige Frau!

Siebzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Pierre bringt ein Glas Waſſer auf einem Teller. Als er Madeleinen zwiſchen den beiden Knieenden erblickt, ſtößt er einen Schrei aus und läßt den Teller fallen.

Pier. Alle Teufel! ... jetzt ſind's gar ihrer zwei ... auf Einmal! ... Sie alſo auch, Herr Baron? ...

Bar. Was will denn der Burſche?

Pier. Meine Braut ... die ich für Zweitauſend Franks heirathen ſollte! ...

Bar. Geh zum Henker!

Pier. Das thu' ich nicht!

Bar. Du biſt aber auch gar zu empfindlich und ruinirteſt mich am Ende!

Leop. (zur Marquiſe). Alſo iſt es doch wahr! ... Die Marquiſe, die ich ſo innig anbetete ...

Mad. War ich!

Leop. Und Madeleine ... die mich liebte ...

Mad. War ... ich auch!

Pier. Oho, da bleibt mir ja gar nichts übrig, als die dicke Mariane und die fünfhundert Franks, die mir der Herr hier verſprochen hat, was mit den zweitauſend Franks des Herrn Barons ...

Bar. Von mir erhältſt Du nichts!

Mad. Ich aber zahle ſie Dir!

Pier. Was für ein Glück! Ich habe fünfundzwanzighundert Franks!

Mad. Und brauchſt mich nicht zu heirathen! Da haben wir Alle dabei gewonnen! ... Sie aber ... Leopold, mein treuer, wahrer Freund! ... Sprechen Sie aufrichtig, welche lieben Sie denn mehr: die reiche Marquiſe ... oder die arme Madeleine?

Leop. Fragen Sie mich nicht! ... ich möchte gern wählen ... aber ... ich kann es nicht!

Mad. Nun denn! ... da nehmen Sie ſie hier alle Beide! (ſie wirft ſich in ſeine Arme).

(Ende.)

Dramatisches
Vergißmeinnicht
auf das Jahr 1848

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutschland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Fünfundzwanzigstes Bändchen.

Enthält:

Das salische Gesetz.
Lustspiel in 2 Aufzügen.

Der Plagegeist.
Scherz in 3 Acten.

Ein Zimmer mit zwei Betten.
Schwank in 1 Aufzuge.

§. 213, oder:
Der Ehemann ist seiner Frau Schutz schuldig.
Lustspiel in 1 Aufzuge.

BESSEL

BIBL. UNIV

Dresden und Leipzig,
in der Arnoldischen Buchhandlung.
1848.

Schiffe, das aus Holland kommend, dort gelandet war, aus Stockholm ab, nach dem großen Hafen Marsilia in Gallien. Was sie dort von dem kunstreichen Maler Polydor hörte, der jetzt in Messina lebte, gab ihrer Hoffnung immer festern Grund, und das erste Schiff, das von dort nach Sizilien absegelte, bestieg sie von neuem; endlich an der ersehnten Küste landend, und schon in der ersten Stunde von Polydors großem Bilde benachrichtigt, eilte sie sofort hin in den Tempel um Gott zu danken für ihr Glück, und sich zu stärken im Anschauen des Werkes dieses Meisters zum Anschauen seiner selbst.

Während so Klara und Polydor in himmlischen Entzückungen sich den Traum der Jugend, die Blüthe der Stunden in Rom und die Früchte der spätern Zeit mittheilten, war dieses ihr sonderbares Zusammentreffen, dem so viele Zeugen beigewohnt hatten, das Gespräch von Messina, wo ja Polydor von allen gekannt und geliebt war, und alles freute sich seines Glücks so herzlich, daß man hätte vermeinen sollen, es sey den Einwohnern ein besonderes Heil wiederfahren. Als daher Polydor endlich von Klara heimkehrte, begrüßte ihn sein Diener Giulio schon mit der Freude über das Wiederfinden der Geliebten, und Polydor theilte dem befreundeten Jünglinge alles mit, was ihm eröffnet worden war, ihm auch nicht verbergend, daß sein Sinn nun ganz nach Rom stehe, da er nun mit Klara, die ja der Himmel so

Das ſaliſche Geſetz.

Luſtſpiel in zwei Aufzügen.

Nach Scribe

von

Theodor Hell.

Personen:

Giovanni, regierender Herzog von Fermo.
Der Marchese von Valdesi, Präsident des Staatsrathes.
Eleonora, seine Gemahlin.
Guido, Graf von Monaco, Kapitain der Garden.
Margherita, Gärtnerin.
Daniel Pesce, Matrese.
Damen, Officiere, Soldaten, Wachen.

Scene: Monaco.

Erſter Akt.

Saal im Schloſſe von Fermo. Im Hintergrunde ein Fenſter. Zwei Seitenthüren; vorn rechts die Thür zum Zimmer des Herzogs.

Erſter Auftritt.

Guido. Margherita. Letztre ordnet Blumenſträuße auf verſchiedenen Meubles. Erſterer kommt von links und geht langſam nach der Thür rechts.

Marg. Aha, der Herr Garde-Capitain, Graf von Monaco ... abwartend gleich wie ich Sr. Hoheit Erwachen.

Guido. (aufblickend). Aha, Margherita, das niedliche Sträußchenmädchen ... dem ich hier jeden Morgen begegne! ... Iſt der ſchöne Strauß da für mich?

Marg. Nein, Herr Graf ..., für unſern jungen Herrn Herzog

Guido. Der Dich beſchützt.

Marg. Ja, Herr Graf.

Guido. Nicht mehr als billig, da er ſo ein groſſer

Liebhaber von Blumen ist! ... Du bist also die Tochter des Obergärtners?

Marg. Ach nein, Herr Graf. Ich bin eine arme Waise, und war von Kind an ein einfaches Blumenmädchen ... Da weinte ich einmal recht herzlich auf der Straße weil ich zwar Blumen, aber kein Brot hatte ... und da fuhr eben der Herzog vorüber, ließ anhalten, und fragte mich was mir fehle ...

Guido. Und fand Dich allerliebst?

Marg. Kann sein ... denn er ernannte mich sogleich zur Schloßgärtnerin ... und da bringe ich ihm denn nun seitdem Sommer und Winter seine Blumen, hierher ... und auf sein Zimmer.

Guido. Nun? warum gehst Du nicht hinein? ... ist denn Se. Hoheit noch nicht aufgestanden? ... nach 10 Uhr?

Marg. Ich sollte wohl glauben ... aber ich sah eben erst die Frau Tante des Herzogs, die Frau Marchese von Waldesi hinein gehen.

Guido. (freudig). Ganz allein?

Marg. Nein! ... mit ihrem Gemahl dem Herrn Staatsraths-Präsidenten.

Guido. Um so schlimmer!

Marg. Warum denn?

Guido. Warum? ... oh, aus Gründen die ich recht gut weiß ... gerade weil ich meinen jungen Herrn so sehr liebe, möchte ich ihn gern anders sehen, als er ist.

Marg. Ah bah! er iſt ja ganz allerliebſt ſo! ... ſo ſanft und ſo verſtändig! ... das iſt vortrefflich für einen jungen Mann.

Guido. (ungeduldig). Nein, nein! für ſein Alter paßt das nicht.

Marg. Gehn Sie doch! er wird ja erſt morgen mündig ... ſechszehn Jahr.

Guido. Eben darum ... in dieſem Alter giebt es gar Niemand ... und wärs ein armer Privatmann ... ein bloßer Student ... der nicht lebhaft ... kühn ... unternehmend ... kurz, ein kleiner Thunichtgut wäre ... um ſo viel mehr ... ein Herzog ... ein junger Regent, der ſeinem Volke ein gutes Beiſpiel geben muß ... Ich habe aber gut predigen, Alles ſetzt ihn in Verlegenheit ... oder ſchüchtert ihn ein ... Die Frühſtücke der jungen Leute langweilen ihn ... Der Champagner macht ihm Kopfſchmerz, und bei der einfachſten Jagdparthie will er vor Müdigkeit umkommen.

Marg. (halblei). Und neulich als die Offiziere Ihres Regiments plötzlich den Degen zogen, um ihm den Schwur der Treue zu leiſten ... da wurde er ganz blaß ...

Guido. (bei Seite). Sie hat es geſehen! (laut). O nicht doch ... Albernheiten!

Marg. Nein, nein! ... Es iſt aber auch ganz natürlich ... bloße Degen! ... Bin ich doch ſelbſt erſchrocken.

Guido. Ja, Du! ... das ist etwas Anderes! ... Aber er! ... Er ist ja kein Weib.

Marg. Das glaube ich auch!

Guido. Er hat für heute eine große Revue anbefohlen um 10 Uhr ... unter den Fenstern seines Schlosses hier ... und wenn Du ihm Deine Blumen hineinträgst, magst Du ihn daran erinnern.

Marg. Ja, Herr Graf.

Guido. Daß er es nicht vergessen soll ... Man hat mir auch gesagt, daß er Dich gestern Abends habe rufen lassen ...

Marg. Ei freilich ... ich wollte auch schon mit ihm wegen Daniele Pesce, meinen Bräutigam, sprechen.

Guido. Ah! Du hast einen Bräutigam ... einen Liebhaber?

Marg. Je nun, wie alle Welt! ... Jetzt ist er nun schon seit länger als einem Jahre von hier fort ... ist Matrose auf einem Handelsschiffe ... und ich möchte gern daß er in die herzogliche Marine träte ... aber gestern wagte ich es nicht mit dem Herzoge davon zu sprechen, weil er in seinem Cabinet sich befand.

Guido. Um zu arbeiten.

Marg. Ganz recht! ... Er stickte.

Guido. (mit Verdruß). Er stickte! ... (versucht zu lachen). Ach ja! ... das ist so eine Grille von ihm ...: Bataillenstücke.

Marg. Nein, nein, Blumenstücke ... Ich

brachte ihm auch eben Blumen dazu und wagte es daher doch ihn anzureden, als er eben mehrere Schriften erhielt ...

Guido. Versteht sich; wichtige Schriften ... diplomatische Depeschen.

Marg. Nein, nein; ... kleine parfümirte Blättchen.

Guido. Bravo! Liebesbriefe?

Marg. Es mußten doch wohl dergleichen gewesen sein ... denn er wurde ganz roth und sagte ... was soll ich mit solchen Briefchen? ... Da Kleinel ... lege sie auf meine Toilette ... zu Haarwickeln.

Guido. (zwingt sich zum Lachen). Haha, er macht Haarwickel daraus! ... (für sich). Der Herzog, Haarwickel! (laut) Und Du hast nicht ein bischen hineingeguckt?

Marg. Ich? ... für wen halten Sie mich? ... Ich habe blos so ganz ohne meinen Willen von weitem gesehen ... daß Namen von recht vornehmen Damen darunter standen.

Guido. Wahrhaftig? ... Höre Margherita! Du mußt hier Deine Pflicht als treue Unterthanin erfüllen. Denn siehst Du ... Bestellungen, Audienzen versäumen, das ist ein großer Fehler bei einem Fürsten ... wenn also wieder solche Billets kommen ... so bringe mir sie ganz geschwind ... ich werde als treuer Diener mich dann für meinen Fürsten aufopfern ... doch still, die Thür geht auf.

Marg. Es iſt der Herr Präſident ... der Herr Marcheſe von Valdeſi mit ſeiner Gemahlin.

Guido. Die ihren Herrn Neffen, unſern Fürſten beſucht haben.

Marg. Da will ich ihm nun geſchwind meine Blumen bringen und wegen Daniele mit ihm ſprechen.

Guido. Gut! Aber erinnere ihn auch an die Revue um 10 Uhr; verſtehſt Du?

Marg. Verſtehe, Herr Graf.

Zweiter Auftritt.

Die **Vorigen.** Der Marcheſe und ſeine Gemahlin kommen aus dem Zimmer rechts. Guido grüßt ſie und geht durch die Mittelthür ab, indem er Margherita, die an den Tiſch rechts getreten iſt, Zeichen des Einverſtändniſſes macht.

Eleon. (ihrem Gemahle Margherita zeigend). Das iſt ſie ...

March. (halblei). Die Geliebte des Herzogs? ... Wiſſen Sie das aber auch gewiß?

Eleon. Alle Welt ſagt es ... und Alles beweiſ't es mir.

March. (für ſich). Wie ſie mich herabwürdigend anſieht!

Eleon. (zum Marcheſe). Sie ſahen ja hier ſo eben erſt den Grafen von Monaco ... den Garde-Capitain ... wie er ſchon der neuen Favorite den Hof machte! ... Welche Gemeinheit!

Marg. (den Marcheſe anſehend, der ſie grüßt).

Nun, der iſt doch wenigſtens höflicher! (laut). Ihre Dienerin, Herr Marcheſe. (Sie macht eine Verbeugung und geht dann zu dem Fürſten).

Eleon. (wendet ſich und erblickt den Marcheſe ſich verbeugend). Mein Gott, was machen Sie denn da?

Dritter Auftritt.

Marcheſe. Eleonore.

Eleon. Alſo auch Sie beugen ſich vor der aufgehenden Sonne!

March. Es geſchieht ja nicht officiell ... und in Zweifelsfällen iſt es ein Gruß der Vorſicht, der nichts koſtet ... und viel einbringen kann.

Eleon. (erzürnt). Es iſt eine unwürdige ... eine abſcheuliche Wahl!

March. Ohnſtreitig wäre es beſſer, wenn Se. Hoheit bei Ihren kleinen Launen gehörige Rückſicht auf den Stammbaum nähmen, und ſeine gnädigen Blicke nur auf Marcheſinnen und Herzoginnen richteten.

Eleon. (mit Würde). Herr Gemahl!

March. So iſt es in der Ordnung, ſo iſt's gebräuchlich ... aber unſer junger Herr Neffe hält ſo wenig darauf!

Eleon. Darum wird auch die erſte beſte Perſon welche Einfluß auf ihn gewinnt, ſich bald einer vollſtändigen und abſoluten Gewalt über ihn anmaaßen.... Und das würden Sie zugeben, Herr Gemahl?

March. Verzeihen Sie, Frau Marcheſa ...

Eleon. Bis jetzt hatte es keine Gefahr ... er war noch minderjährig ... aber jetzt wo er zu seiner Großjährigkeit gelangt ist ...

March. Ist das meine Schuld? Wir legen ihm heute unsere Vormundschaftsrechnungen ab, und übergeben ihm das versiegelte Testament, das sein hochseliger Vater im Staatsrathe niedergelegt hat.

Eleon. Und morgen wird er zum regierenden Herzog ausgerufen.

March. Kann ich ihn daran hindern?

Eleon. Vielleicht!

March. Wie meinen Sie das?

Eleon. Sie begreifen, daß wir unter einem solchen Fürsten nicht den geringsten Einfluß mehr haben werden, während wenn wir den Grafen von Villafranca, meinen Bruder, der jetzt in der Verbannung lebt, zurückriefen ...

March. (erschrocken). Allmächtiger Himmel!

Eleon. (ruhig). Er ist nach dem jetzigen Fürsten der nächste Thronerbe männlichen Stammes ... und wird mit uns die Herrschaft theilen die er uns verdankt.

March. (aufgebracht). Wieder Veränderungen, wieder Revolutionen! ... Gnädige Frau! erlauben Sie! ich fühle mich gedrungen, zum ersten Male in meinem Leben offen und ehrlich mit Ihnen zu sprechen ... und Ihnen zu erklären ...

Eleon. (stolz). Was?

March. (den Ton mildernd). Ihnen zu erklären,

wunderbar und gleichsam für ihn erhalten habe, dahin ziehen könne, und im Genuß des Höchsten in der Kunst, so wie des Süßesten in der Liebe überschwänglich glücklich werde.

Wochen und Monden verstrichen noch so in dem Freudenrausche des Wiedersehens, und obschon Klara in Messina von ihren Verwandten niemand vorfand, der ihr näher angehöret hätte, so war ihr der Ort, wo sie sich wieder, und hoffentlich auf ewig, mit Polydor vereinigt hatte, so theuer geworden, daß sie nur darin nicht gleicher Meinung war, wenn Polydor in sie drang ihm nach Rom zu folgen, und dort an der Stätte, die durch Religion und Kunst geheiligt sey, ihm ihre Hand zu reichen zum ehelichen Bunde. Es war als ob eine dunkle Ahnung sie beängstige, wenn sie an die Reise nach Rom dachte, und obgleich Polydor dies aus der Erinnerung der schrecklichen Auftritte, die sie dort erlebt hatte, ausdeuten wollte, so genügte ihr dieses doch nicht, und sie flüsterte mehr als einmal ihren Wunsch dem Geliebten zu, daß hier in Messina ihre Hände von dem Priester in einander gelegt werden, und sie dann auf einer freundlichen Villa ohnweit der Stadt in reinem Genuß des Lebens und der Liebe ihre Tage verleben möchten.

Aber Klara liebte zu innig, um Polydors heißen Wünschen lange widerstehen zu können, besonders da sie wohl mit ihm fühlte, daß er nur dort einen Kunst-

daß Sie zu viel G. ist, zu viele Talente, zu viel Genie besitzen, und daß von uns beiden ...

Eleon. Ich es bin, die den Staat regiert. -

March. Das wollte ich eben sagen! ... Unter dem hochseligen Herzoge, Ihrem Herrn Bruder, haben Sie intriguirt um Ihren zweiten Bruder, den Grafen von Villafranca zu entfernen ... und jetzt unter dem jungen Herzog, Ihrem Neffen, wollen Sie diesen gefährlichen und unruhigen Mann wieder zurückbringen. Anfangs beteten Sie unsern jungen Fürsten an, Sie dachten an nichts anders, als ihn mit unsrer Tochter Mathilde zu vermählen, und jetzt hassen Sie ihn, und wollen ihn vom Throne stoßen ... Ich habe alle diese Familienzwiste satt ... all dieses Kommen und Gehen, Steigen und Fallen ... diese ewigen Veränderungen und Wechsel ...

Eleon. Denen Sie doch die Stelle als Präsident des Staatsraths ... den ersten Posten im Herzogthume verdanken.

March. Gerade eben deßhalb weil ich diese Stelle habe, finde ich daß Alles so gut ist, wie es ist, und Alles gut geht, wie es geht ... Ich habe eine vortreffliche Besoldung, einen köstlichen Pallast, eine wohlbesetzte Tafel ... und nichts in Bezug auf die Staatsverwaltung dabei zu thun ... als in einem reichvergoldeten Sessel auf einem Sammtkissen zu sitzen, eine Hermelinmütze aufzusetzen und einen dergleichen Mantel umzunehmen, wo dann Alles nachher von selbst sich macht ... Und Sie verlangen, daß ich mich mit Umwälzungen beschäftigen soll? ...

Da behüt mich doch der Himmel davor! Gott erhalte den Fürsten, meine Stelle und meine Besoldung!

Eleon. Und wenn man Ihnen nun diese beiden nähme?

March. Mir meine Besoldung nehmen. . . . Lieber sterben! . ! . Ja wenn ich das wüßte?

Eleon. Und ich, ich weiß es, und eben deßhalb habe ich mich darauf eingelassen . . . mich mit dem Grafen von Villafranca zu verständigen.

March. Ohne mich zu befragen?

Eleon. (schnell). So lange der alte Graf von Monaco, als erster Minister des verstorbnen Herzogs, im Staatsrathe der Regentschaft präsidirte war nichts zu thun, aber seit einem Jahre ist er todt und jetzt ist bei einem Fürsten der keine andere Beschäftigung kennt, als die läppischesten Vergnügungen, keinen andern Rathgeber als die alte Wärterin die ihn erzogen hat und die nicht mehr ihre Zimmer verlassen kann, und keine andre Stütze als den jungen Grafen Guido, der kaum erst dem Pagenhause entlaufen ist, kurz bei einem Fürsten der sich die Krone eben so leicht würde nehmen lassen wie er sich neulich seine Geliebte, die Gräfin Constanze nehmen ließ, ist der glücklichste Erfolg gewiß.

March. Wenn aber dies der Fall ist . . . warum, statt Ihren Bruder den Herrn Grafen von Villafranca zu poussiren, der gar keine Sympathieen einflößt, . . . warum setzen Sie . . . da Sie ja eben so viel Recht dazu haben . . . nicht sich selbst die Herzogskrone auf?

Eleon. Mir?

March. Sich ... als der Schweſter des hochſeligen Königs.

Eleon. (lächelnd). Ha ha! Sie hätten wohl Luſt dazu ...

March. Damit die Sache ein Ende hat und wir Ruhe erhalten.

Eleon. Glauben Sie denn nicht, daß ich daran auch ſchon gedacht habe?

March. Nun denn?

Eleon. Aber das Grundgeſetz des Herzogthums ... das ſaliſche Geſetz ... dieſes ſo ganz antiſoziale, barbariſche Geſetz, welches hier wie in Frankreich die Frauen von der Regierung ausſchließt ...

March. Wenn es Ihnen nun aber fehl ſchlägt ... wenn Sie uns ausſetzen ... ſich ſo öffentlich zu zeigen, iſt doch wahrhaftig eine gewaltige Keckheit ...

Eleon. Mein Herr Gemahl, man ſieht wohl daß Sie nie bei einer kleinen Conſpiration geweſen ſind. Wer wird ſich denn ausſetzen, öffentlich zeigen? Man führt den Krieg, aber man erklärt ihn nicht. Man nährt unter der Hand Verlegenheiten, Unruhen ... Emeuten und dergleichen. ... man zahlt ſelbſt wenn es ſein muß ... aber zeigen wird man ſich nie! ... Da giebt es andere Leute genug die dieſe Mühe über ſich nehmen und ſtatt unſer an die Spitze treten.

March. Wo finden wir aber dergleichen?

Eleon. Seien Sie unbesorgt . . . die kommen immer von selbst.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Daniele.

Daniel. (mit zwei Wachen kämpfend die ihm die Gewehre vorhalten) Warum soll ich denn nicht in das herzogliche Schloß? . . . Der Herr ist ja für alle seine Unterthanen zu sprechen. . . . Gehören denn die Matrosen nicht auch dazu?

Eleon. (laut). Der brave Mann hat Recht.

March. Wie so?

Eleon. (leis zu ihm). Alle Leute die sich beschweren, haben Recht. (laut und den Soldaten ein Zeichen gebend). Laßt ihn herein. (Die Wachen ziehen die Flinten zurück).

Daniel. (kommt vor). Ich danke Ihnen recht sehr, gnädige Frau, denn am Ende, wenn man auch kein vergoldetes Kleid an hat, wie der Herr hier . . . so hindert doch das nicht, daß man nicht auch etwas im Schlosse könne zu thun haben. . . .

Eleon. Und wenn ich Ihnen dabei behülflich sein kann . . .

Daniel. Sie sind sehr gütig . . . je nun, das schlage ich nicht ab . . . um so mehr als ich hier eine Bittschrift habe . . . die ich selbst aufgesetzt.

Eleon. (nimmt mit gnädiger Miene das Papier). Das muß was Vortreffliches sein! . . . Wer sind Sie denn?

Daniel. Daniele Pesce ... ein Matrose auf der Fregatte, der Bill.

March. (mit Wichtigkeit). Ein Kriegsschiff!

Daniel. Wie Sie sagen, aber jetzt für den Handel, zum Wallfischfang ausgerüstet, nach Neufoundland ... wohin ich auch mitgefahren bin, aber wieder zurückkomme, wie ich hinfuhr.

Eleon. (theilnehmend). Oh! Sie haben kein Glück gehabt? (für sich). Gut!

Daniel. Nicht das Mindeste, meine Beste ...

March. (ihm ein Zeichen gebend). Frau Marchesa!

Daniel. Meinetwegen auch! ... Also Frau Marchesa, so werden Sie denn auch wissen daß ich ehe ich fortfuhr, des Tages ohngefähr. ...

March. (leis zu der Marchesa mit Ungeduld). Sie werden sich doch nicht vorzählen lassen. ...

Eleon. Lassen Sie ihn doch ... man kann aus allem Nutzen ziehn.

Daniel. Ja so ohngefähr einen Paul des Tags gewann.

Eleon. Davon kann man nicht leben.

Daniel. Nicht wahr?

Eleon. Wenigstens das Doppelte müssen Sie haben.

Daniel. Das habe ich auch immer gesagt ... und es ist eine Ungerechtigkeit!

Eleon. Eine schreiende Ungerechtigkeit!

March. (die Achseln zuckend). Ach gehn Sie doch!

Eleon. (laut zu ihm). Nein, mein Herr, und

wenn ich wie er wäre ... und wie seine Kameraden .. so spräche ich laut darüber ... ich beklagte mich.

Daniel. Das habe ich auch stets gethan.

Eleon. Brav!

Daniel. Um so mehr als ich mit einem armen jungen Mädchen versprochen bin das ich von Kindheit an lieb gehabt habe ... und das ich nun heirathen will.

Eleon. Oh! da müssen Sie täglich wenigstens drei Paul bekommen.

Daniel. (auf die Bittschrift zeigend). Darum habe ich ja eben da drinn gebeten.

Eleon. Und sollen es haben. Ich versperche es Ihnen.

Daniel. Um so mehr als meine Braut auch nichts hat ... gar nichts ... denn es ist ein armes Blumenmädchen ... Margherita Floresi. ...

Eleon. Margherita! (sie wechselt einen schnellen Blick mit dem Marchese und giebt die Schrift zurück). Ja, dann, mein lieber Freund da müssen Sie nicht uns diese Bittschrift geben ... sondern Ihrer Braut.

Daniel. Wie denn so?

Eleon. Sie steht bei dem Fürsten in höchster Gunst. ...

March. Sie bringt ihm alle Tage frische Blumen die er außerordentlich liebt ...

Eleon. Und die Blumenspenderin dazu.

Daniel. Alle Wetter wenn das wäre.

Eleon. Nun? was würden Sie denn dann thun?

Daniel. Was ich thun würde? ... Es würde mir das Leben koſten um ihn zu lehren. ...

Eleon. Ach gehn Sie doch.

Daniel. Ich würde mich aus Verzweiflung umbringen.

Eleon. Dazu ſind Sie zu verſtändig! ... Da können Sie etwas Beſſeres thun.

Daniel. Was denn?

Eleon. Ich will es Ihnen ſagen ... Aber nicht hier ... denn die Thür dort geht auf. Ohnſtreitig iſts Margherita.

March. Die aus dem Zimmer des Fürſten kommt.

Daniel. Mein Himmel!

Eleon. Adieu ... Herr Daniele. ...

March. Adieu mein lieber. ...

Daniel. Aber ſo ſagen Sie mir doch wenigſtens wie. ...

Eleon. Das können Sie von ihr ſelbſt am Beſten erfahren. (Beide gehen im Hintergrunde links ab)

Fünfter Auftritt.

Daniele, dann Margherita.

Daniel. Ach, weg damit! ... das iſt Alles nur ein Blendwerk ... und ein recht ſchlechtes. ... Margherita kann mich nicht hintergehen! ... Sie kann den Fürſten. ...

Marg. (tritt aus dem Zimmer). Daniele! . . . Du bist! . . . ists denn möglich? Mein Geliebter!

Daniel. (eilt auf sie liebend zu, bleibt aber plötzlich stehen). Was thue ich! . . . Beinahe hätte ich vergessen . . .

Marg. (bestürzt). Was ist Dir denn? . . . was hast Du denn? . . .

Daniel. Signora . . . man hat mir gesagt, ich solle Ihnen diese Bittschrift übergeben . . .

Marg. (das Papier nehmend). Mir?

Daniel. (ernst). Ja, Ihnen!

Marg. Du auch. . . . Nun das ist doch wahrhaftig zum Erstaunen . . . Alle Welt macht mir seit acht Tagen Bücklinge . . . und bringt mir solche Dinge da wie Du, und sogar Geschenke dazu.

Daniel. (schmerzlich). Es ist also doch wahr!

Marg. (naiv). Versteht sich! Sieh nur die schönen Ohringe . . . den Halsschmuck . . . und den Ring da! . . . ist das nicht hübsch?

Daniel. Und Sie haben es angenommen?

Marg. Was das für eine alberne Frage ist! . . Man bat mich blos diese Schriften auf den Tisch des regierenden Herrn Herzogs zu legen. . . . Was ist denn dabei Böses?

Daniel. (zornig). Ja Signora, und alle diejenigen die Ihnen solche Anträge gemacht haben sind schlechte Leute.

Marg. Du machst es doch aber auch so wie sie!

Daniel. Nein, denn ich gebe Ihnen wenigstens nichts dafür und das iſt ein groſser Unterſchied.

Marg. Oho! Du! ſieh einmal! ... weil Du nichts haſt.

Daniel. Ja! ... ich habe allerdings nicht wie Sie, Ohrgehenke und Ringe die glänzen und funkeln. ... Ich hatte nichts, und habe auch noch jetzt nichts ... das iſt Alles was ich erworben habe ... und ich bin ſtolz darauf ...

Marg. Und haſt auch Urſache es zu ſein ..., denn ich liebe Dich auch ſo.

Daniel. Du! ... Sie ... Du liebſt mich, Margherita? Du liebſt mich noch?

Marg. Und warum ſollte ich denn nicht? Ich habe ja noch niemals aufgehört. Es lies mir Tag und Nacht keine Ruhe und ich erwartete Dich mit einer Ungeduld zurück, mit einer ...

Daniel. Iſt es möglich? — Und doch! ... woher kommſt Du eben jetzt?

Marg. Aus des Herzogs Zimmer.

Daniel. Aha! ... und weshalb warſt Du ... in des Herzogs Zimmer?

Marg. Um Blumen auf das Kamin zu ſtellen wie ich es alle Tage als Schloſsgärtnerin thue.

Daniel (fängt an ſich zu beruhigen). Alſo deshalb! ... Und was ſagt Dir denn da der Herzog?

Marg. Nichts. ... Ich gehe ... ich komme ... er bekümmert ſich nicht darum. ... Blos wenn

ſch zu lange im Zimmer bleibe, ſagt er: Geh! ... es iſt gut! ... ſo geh doch!

Daniel. Ah! ſo geh doch, alſo?

Marg. Ja aber recht ſanft, weil es ein ſehr guter Herr iſt.

Daniel. Und er wirft Dir nicht ſo gewiſſe Blicke zu ... ſo gewiſſe Redensarten?

Marg. Wie meinſt Du denn das?

Daniel. Nein, ſag Du mirs lieber ſelbſt.

Marg. Er ſieht mich ja nie an! ... Vorgeſtern blos ſagte er zu mir: Ach, wie ſchlecht Du aufgeſetzt biſt.

Daniel. (billigend). Sieh!

Marg. Ja, weil ich: grüne Bänder in den Haaren hatte, und grün ſteht mir nicht. ... Und jetzt eben ... als ich mit ihm über Dich ſprechen wollte ... er las gerade ... da machte ichs ſo: (ſie huſtet leis). hm ... hm ... indem ich ihm einen artigen Knix machte ... ſo. ... Da richtete er endlich die Augen auf mich und ſagte verdrüßlich: So denke doch beſſer an Dich ... ſiehſt Du denn nicht daß da Dein Halstuch los iſt? ... Es war wahr, ich hatte es aber nicht bemerkt. ... „Ich liebe das nicht!“ ſagte er dann noch.

Daniel. (ſtaunend). Ei ſieh doch!

Marg. Ja, es iſt ein ſehr ſorgſamer Fürſt. ... Und dann nahm er eine Nadel ...

Daniel. (ſtaunend). Er hat Nadeln?

vollendung entgegen sehen könne, wozu ihn alles berechtigte. Seine ruhigen Vernunftgründe überwanden endlich die ängstlichen Besorgnisse ihres Gemüths. Sie willigte ein, und alles ward nun zur nahen Abreise vorbereitet, welche auf einem Schiffe geschehen sollte, das nur noch im Hafen auf günstigen Wind wartete, um nach Ostia unter Segel zu gehen. Klara wollte im Geleite ihrer beiden Frauen reisen, Polydor sich nur von seinem Freund Giulio folgen lassen. Es war nur noch übrig, daß er die nicht unbedeutenden Summen, welche er bei einigen angesehenen Kaufleuten in Messina niedergelegt hatte, von diesen sich wieder zurückzahlen ließ. Und dies geschah bei der nahe bevorstehenden Abfahrt. Sein Giulio trug ihm die Goldsäcke, den wohlverdienten Gewinn durch manches Kunstwerk, in seine Wohnung, und legte sie in das Gemach, wo Polydor zu schlafen pflegte. Den Tag, den er so in Geschäften verlebt hatte, die ihm fremd und erkältend waren, krönte nun ein um so herrlicherer Abend in Klara's Garten an den Ufern des Meeres. In reizender Verklärung schwebte der Vollmond herauf, Balsamdüfte wehten die Blüthenbäume ihnen zu, Friede war es in ihren Herzen, Friede in der Natur umher, und als sie sich trennten, schien es, als ob dies nur ihre Hände thäten, welche sich nach langem Druck losließen, ihre Seelen aber vereint hinüber schwebten in die Gefilde des ewigen Friedens. — —

Marg. Ein ganzes Schächtelchen voll auf seinem Arbeitstische.

Daniel. (für sich). Ein närrischer Kauz!

Marg. Und steckte mir den Zipfel selbst an: ... gar nicht übel, wahrhaftig ... für Jemand der an[illegible] was anderes dachte ... denn er wußte nicht was er da machte. ...

Daniel. Wie? Das wußte er nicht?

Marg. Nein ganz und gar nicht ... und ich faßte mir ein Herz, während der Zeit um ihm zu sagen: Sire ... ich kenne jemand der bald wieder kommen wird ... Daniele, der Matrose der mein Liebhaber ist ...

Daniel. (erschreckt). Unbesonnenes Mädchen! Das hast Du ihm gesagt?

Marg. Versteht sich: ... ich hätte gerne für ihn eine kleine Anstellung ... eine recht gute ...

Daniel. Nun? und was hat er denn geantwortet?

Marg. Er hat mich mit so vieler Güte und Anmuth angelächelt und geantwortet: Aha Du bist also in Jemand verliebt? ... Ja Sire! ... Und willst ihn heirathen? ... Ja Sire ... sobald als möglich, Sire! ... Das ist gut ... sobald er nach Ferno kommt, stelle mir ihn vor.

Daniel. (entzückt). Das hat er gesagt!

Marg. Und hinzu gesetzt: und jetzt mach daß Du fort kommst, denn ich habe zu arbeiten.

Daniel. (wie oben). Mach daß Du fort kommst!

O der treffliche Fürst! (für sich). Da sieht mans daß die Andern nur Lügen und Verläumdungen im Kopfe hatten (laut). Margherita ... Margherita ... Du kommst mir so gut und so lieblich ... so anbetungswürdig vor daß ich .. ; siehst Du daß ich Dich noch mehr liebe als je.

Marg. Das will ich mir auch ausbitten ... und dann sollst Du eine Anstellung haben ... und dann werde auch ich ... wenn das so fortgeht ... (auf ihren Schmuck zeigend) gewaltig reich ...

Daniel. Nein das sollst Du nicht! Ich verbiete Dir, von jetzt an etwas anzunehmen.

Marg. Ach da muß ich ja auch das wieder herausgeben was ich bis jetzt erhalten habe.

Daniel. Das will ich nun gerade nicht sagen ... denn siehst Du ... was gegeben ist ist gegeben ... und dann könnte das wieder zu Erklärungen führen die ... sage mir lieber, da mich der Herzog zu sehen verlangt, wann stellst Du mich ihm denn vor?

Marg. Heute noch ... in ein paar Stunden ... wenn er vom Spaziergange zurückkommt ... wo er dann allein zu sein pflegt.

Daniel. Ganz gut: aber diese Schildwachen mit ihren Flinten ... vorhin verwehrten sie mir schon den Eintritt ... und ohne die Vermittlung einer vornehmen Dame die ich hier fand ...

Marg. Das kannst Du vermeiden. (zeigt ihm eine kleine Thür links). Da sieh! ... da herein ... auf einer geheimen Treppe ... wo ich alle Morgen

meine Blumen bringe . . . der Ausgang geht auf den Garten . . . in die Orangerie . . . wo ich wohne.

Daniel. Vortrefflich! (man hört von außen Militairmuſik). Was iſt denn das?

Marg. Das iſt die Revue die der Herzog halten ſoll jetzt geh' alſo und komm in zwei Stunden hin wieder.

Daniel. Ich gehe ſchon (geht durch die kleine Thür links ab).

Sechſter Auftritt.

Margherita. Guido vom Hintergrunde her. Die Muſik dauert fort.

Guido. Wo bleibt denn der Herzog? . . . Die Truppen ſtehen ſchon lange aufmarſchirt auf dem freien Platze unter dem Balcon. . . . Man erwartet nur noch den Fürſten. . . . Wo iſt er denn nur?

Marg. Immer noch in ſeinem Zimmer . . . und noch dieſen Morgen hat er in meiner Gegenwart befohlen ihn ja nicht zu ſtören.

Guido. Ich wage es daher auch nicht zu ihm zu gehen. . . . Du aber Margherita . . . für Dich giebts keine Etikette . . . keine Ordre . . . ein kleiner Vorwand . . . Du willſt Deine Blumenkörbchen holen . . . friſches Waſſer für die Blumen bringen . . . kurz, ſage ihm, daß die Stunde vorüber . . . daß man nicht drei Regimenter in Parade ſo lange warten läßt.

Marg. (ihr Körbchen nehmend). Da werde ich mich wohl hüten ihm das zu ſagen.

(Der Herzog Giovanni tritt aus ſeinem Zimmer

rechts. Margherita verneigt ſich. Guido giebt ihr einen Wink zu gehen, und ſie eilt in das Zimmer Giovanni's).

Siebenter Auftritt.

Guido, Giovanni.

Giov. (ans Fenſter gehend und zuhörend). Welche allerliebſte Muſik.

Guido. (ihn anſehend). Und nun?

Giov. (mit einer Roſe in der Hand). Nun! was haſt Du denn?

Guido. Wie, Sire? ... Sie haben weder Ihre Uniform noch Ihren Degen ... und dort unter den Fenſtern ... ſtehen Ihre Regimenter und warten auf die Revue!

Giov. Gerade zu Mittag! ... und in dieſem Sonnenbrande! ... Ach, den armen Leuten muß entſetzlich heiß ſein!

Guido. Was hilft das! ... Das fordert nun einmal ihr Stand ... ſo wie der meine. ... Sie hatten mir aber doch verſprochen am Tage vor Ihrer Majeſtät dieſer Revue beizuwohnen ... es iſt die erſte!

Giov. Freilich! ... aber ich bin nicht recht wohl.

Guido. Einerlei, Sire, ganz einerlei. Die Truppen rechnen einmal darauf! ... Sie freuen ſich darauf vor Ihnen zu manoeuvriren.

Giov. Glaubſt Du wirklich?

Guido. Sie werden Ehre einlegen ... im Exerzieren, im Feuern ...

Giov. (ſchnell). Nein! das mag ich nicht! ... Das Feuern verbitte ich mir!

Guido. Und weßhalb denn?

Giov. Ich weiß es nicht ... ich kann Dirs nicht ſo ſagen ... aber es greift mir die Nerven an ... thut mir weh! ... kurz, es geht über meine Kräfte.

Guido. (für ſich voll Wuth). Du mein Gott! (laut). Aber die Soldaten ſind nun einmal da! ... Was denn anfangen?

Giov. Nun, meinetwegen! Sehen will ich ſie. (er geht ans Fenſter im Hintergrunde, öffnet es und man hört rufen): Es lebe der Herzog! (er betrachtet die Truppen und wendet ſich dann zu Guido). Sie ſehen doch prächtig aus! ... die ſchönen Uniformen! ... und die langen Bajonnette! ... Wenn ſie ſich nur keinen Schaden damit thun! ... (Guido macht eine Bewegung der Ungeduld: der Herzog ruft aus dem Fenſter). Ich danke Euch! ... ich dank Euch herzlich, meine Freunde! ... aber plagt Euch nicht ſo! (er grüßt ſie mit ſeinem Blumenſtrauße). Geht wieder nach Hauſe ... und verſpart das auf eine beſſere Gelegenheit!

Guido. (eilt ans Fenſter von dem der Herzog eben zurück tritt und ruft hinaus). Für die erſte Bataille wo Euer junger Herzog Euch ſelbſt anführen wird. (Die Stimmen rufen von außen: Es lebe der Herzog).

Giov. (für ſich). Was will er denn noch?

Guido. (hinausrufend). Wir ſelbſt ſind Schuld daran, daß der Herzog nicht zu Euch hinunterkommen kann. Er muß noch das Zimmer hüten. . . . Aber beruhigt Euch . . . ſeine Verwundung iſt unbedeutend . . . ganz unbedeutend. (Stimmen von außen). Es lebe der Herzog!

Giov. Meine Verwundung? . . . Was ſoll denn das heißen? ... Und die Anſpielungen, die ich heut früh in den Zeitungen geleſen habe ... dieſe Lobeserhebungen mit denen man mich überhäuft und von denen ich nichts begreife?

Guido. (ſchnell und halb leis). Verzeihen Sie, Sire ... Das iſt ein Geheimniß, das mit mir ſterben wird.

Giov. Sei es was es wolle, ich will es wiſſen.

Guido. Nun denn Sire! Der verſtorbne Herzog Ihr Herr Vater, deſſen Page zu ſein ich die Ehre hatte, der aber ſo gnädig war mich ohnerachtet meiner Jugend wie einen Freund, wie einen nahen Verwandten zu behandeln . . . ob ich dies gleich mit Ihrem hohen Hauſe nur in ſehr entferntem Grade bin . . . Ihr Herr Vater ſagte mir auf ſeinem Sterbebette: Guido, Du wirſt ſtets für mein geliebtes Kind Sorge tragen? . . . Ja Sire . . . Du wirſt mein Kind gegen alle Fallſtricke ſchützen mit denen man es umgeben wird — Ja Hoheit! . . . Und wenn Du für mein Kind Dein Leben laſſen müßteſt, würdeſt Du es thun? . . . Mit Freuden, Hoheit!

Giov. (bewegt). Guido!

Guido. Nun denn! ... es bot ſich eine Gelegenheit dar dieſen Schwur zu halten ... und ich habe ſie nicht wollen entſchlüpfen laſſen.

Giov. Sprich!

Guido. Die Gräfin Conſtanze ... die Ihnen ſo ſehr gefiel ..,

Giov. Mir? ... im Gegentheil!

Guido. Die Sie liebten! ...

Giov. Ganz und gar nicht.

Guido. Aber man ſagte es doch.

Giov. Mit vollem Unrecht.

Guido. Nun denn! ... der Graf Tſchermatoff ... ein Fremder ... ein Ruſſe, hat ſie Ihnen entführt.

Giov. Deſto beſſer!

Guido. Deſto ſchlimmer! denn er rühmte ſich deſſen ... mit einer Anmaßung die den übelſten Eindruck machte! ... Sie wußten nicht davon! ... aber ich! ... ich hätte lieber gewünſcht, daß es eine Geliebte von mir geweſen wäre ... denn ich war wüthend in Ihrem Namen ...

Giov. Wie? Guido!

Guido. Sein Sie ruhig, Sire. ... ich bin die Vorſicht ſelbſt geweſen .,. Der Graf hat von Ihnen eine Ehre erzeigt bekommen auf die er ſtolz ſein mußte ... und deren er ſich auch werth bewieſen hat ... eine Einladung zu einem Duell ... insgeheim und ohne Zeugen ... unter Ihrer Schloßterraſſe ... vergangene

Nacht ... und bei einem Nebel wie wir ihn hier ſchon ſeit einigen Nächten gehabt haben ...

Giov. Mein Himmel!

Guido. Man konnte nicht zwei Schritte weit ſehen! ... Ihre Bediente die ich auf Ihren angeblichen Befehl zu ſeiner Hülfe ihm zugeſchickt, als er ziemlich ſtark doch nicht gefährlich verwundet worden, haben ihn in ſein Hotel gebracht ... und wie ich gehofft, das Geheimniß dieſes Zweikampfs ſo treu bewahrt, daß dieſen Morgen bereits die ganze Stadt davon unterrichtet war.

Giov. Wie unvorſichtig! ... und wenn Du nun verwundet worden wärſt ... vielleicht gar getödtet!

Guido. So wäre es für Sie geſchehen, mein Herzog.

Giov. (für ſich). Oh, mein Gott! (laut). Und meine Stelle ſo einzunehmen, ohne ...

Guido. Ich begreife Ihren Zorn, Sire! ... ein Degenſtoß um den ich Sie gebracht habe! ... Aber nur ruhig; es wird ſich ſchon wieder Gelegenheit finden ... Unter den gegenwärtigen Umſtänden jedoch kam das gerade ſehr gelegen ... Ihre Soldaten ſind entzückt darüber ... und Ihre Feinde können ſich nicht genug wundern.

Giov. Schon gut, ſchon gut! ... Ich kann Dirs nicht beſchreiben, was ich hier im Herzen für Dankbarkeit gegen Dich empfinde, und doch auch wieder welche Unruhe, welches Mißvergnügen.

Guido. Oh, ich begreife das wohl.

Giov. Siehſt Du, Guido, ich bin auf ſo ganz

ſonderbare Art und Weiſe erzogen worden, der alte Graf, Dein Vater, der Premierminiſter und Präſident des Regentſchaftsraths, holte jeden Morgen meine Befehle ein, oder brachte mir vielmehr die ſeinigen. Den übrigen Theil der Zeit verfloß mein Leben ſo einfach und ſo traurig ... eingeſperrt mit der alten Gouvernante die mein ſeliger Vater bei mir angeſtellt hatte, und die voll banger Beſorgniß und Zittern für mein Leben mich ſo ſelten verließ, daß ich ſelbſt Dich kaum einmal ſehen konnte ... Dich, meinen einzigen Freund!

Guido. Meinen Sie das wirklich, Sire?

Giov. Ja! ſeit dieſer Zeit ... ſeit meiner Kindheit kommt meine Anhänglichkeit an Dich keiner andern Zuneigung gleich ... es iſt mir ein Bedürfniß, Dich immer um mich zu haben: — wenn ich Dich ſehe, fühle ich Muth in mir ... und biſt Du nicht da, ſo iſt mirs als wenn ich mitten unter der Menſchenmaſſe dennoch allein wäre ... Ach! Ich habe ſo wenige Freunde! ... Nicht etwa als ob ich immer mit Dir zufrieden wäre! ... oh nein! es giebt Augenblicke wo ich recht böſe auf Dich bin ... recht ſehr böſe.

Guido. Die Augenblicke, wo ich Eure Hoheit widerſpreche.

Giov. Ach nein, dieſe verzeihe ich Dir ... und danke Dir das ſogar recht oft ... Aber andre ...

Guido. Und welche denn?

Giov. Das weiß ich nicht recht ... Augenblicke einer albernen, unerklärlichen Laune über die ich mir ſelbſt gar keine Rechenſchaft geben kann ... Und da

kommen mir denn die Thränen in die Augen ... ohnstreitig aus Scham, weil ich böse auf Dich war ... Neulich zum Beispiel, als Du der Schwiegersohn meiner Tante werden wolltest, der Marchesa von Valdesi . . , da war es mir, als ob das recht schlecht von Dir wäre — recht undankbar, mich verlassen zu wollen.

Guido. Alle Welt redete mir zu, mich zu verheirathen und da ich gerade Niemand liebte, so war es mir ganz gleichgültig die Tochter der Marchesa zu nehmen, die doch wenigstens hübsch war ...

Giov. Nein, das ist sie nicht! das finde ich gar nicht.

Guido. Glücklicherweise, und ohnerachtet Ihres Zuredens, hat die Marchesa ...

Giov. Nicht eingewilligt.

Guido. Sie hatte Absichten auf Eure Hoheit.

Giov. Allerdings ... Aber ich, ich habe mich nicht lange besonnen, ich habe es nicht gemacht wie Du ... ich habe es ohne Umstände abgeschlagen ... und wenn die Leute nun sagen, ich sei noch ein Kind ... habe keine Energie ... keinen festen Willen ... siehst Du wohl, da irren sie sich ... denn um das Andenken meines guten Vaters zu vertheidigen . . , um dem was Recht ist Achtung zu verschaffen ... um meine Freunde zu schützen ... Dich vor Allen ... da werde ich nie zurückschrecken ... da werde ich auf dem Throne der mir gehört, selbst zu sterben wissen.

Guido. Schön! schön!

Und in der Nacht erwachte Polydor von dem gewaltsamen Ergreifen einer Mörderhand. Und vor seinem Lager stand von fahlen Blitzen beleuchtet, welche das plötzlich aufgestiegene Ungewitter zur finstern Erde herabschleuderte, Arnolfo, scheußlicher, mißgestalteter als je, früh ergreifet im Laster, mit sträubendem Bart und verbranntem Gesicht, aber unverkennbar in seinem teuflischen Antlitz. Und er zückte mit der Linken den Dolch über Polydor, während dessen Hals die Rechte mit fürchterlicher Gewalt gepackt hielt, und rief mit knirschenden Zähnen: Dies vermählt Dich mit Klara! Und tief fuhr der Dolch in Polydors Herz, und es hatte zum letzten Male geschlagen. —

Die Hölle hatte den Bösewicht nicht verschlungen, als bei der Eroberung von Rom so mancher Treffliche sein Leben verlor. Feindliche Soldaten hatten seinen Pallast bestürmt, die Diener ermordet, und ihn mit Schimpf und Schmach durch die Straßen geschleppt. Andre hatten ihn dann ergriffen und in Fesseln gelegt, so war er nach Ostia gebracht worden, wo man eben ein Schiff nach Malaga ausrüstete. Auf dieses ward er als Ruderknecht verkauft, und bald lag das Land ihm im Rücken. Aber auf hohem Meere fielen Algierer das Schiff an, eroberten es und schleppten es in ihre Stadt. Arnolfo ward als Sklav verkauft, und kam so in vielen Jahren von einem Muselman an den andern, bis er

Giov. Und deſſen ohnerachtet! ... aus einer Schwäche die ich weder wegraiſonniren noch überwinden kann, flößt mir der Gedanke an Blut, oder Schlacht, ... der Anblick oder das Getös von Waffen ... eine Unruhe ... eine Beklemmung ein, ... die ich Dir kaum zu geſtehen wage. (halb leis). Ich fürchte mich förmlich.

Guido. (einen Schrei ausſtoßend). Still! Um Gotteswillen ſtill!

Giov. Oh ich bin noch viel böſer und verdrießlicher darüber als Du! ... Aber was ſoll ich denn anfangen? ... Es iſt ſtärker als ich ſelbſt! Ich mag thun wie ich will, ich bringe es nicht dazu, Geſchmack an der Jagd, dem Schießen, noch an den heftigen Leibesübungen zu finden auf die Du ſo gewaltig brennſt ... Mein Glück, meine Freude, das iſt das Studiren, die Muſik, das Malen, die Blumen ...

Guido. Sagen Sie mir das nicht, Sire, denn ich würde Ihnen darauf antworten, daß Sie dieſe Richtung bekämpfen, dagegen anſtreben müßten ... denn von Morgen an vielleicht werden ſchon alle Partheien einander gegenüber ſtehen ... Fürs Erſte der Graf von Villefort Ihr Oheim ...

Giov. Ja, ja, der war der erbittertſte Feind meines guten Vaters, und iſt auch der meine, das weiß ich recht wohl! ... Er ſtrebte nach meinem Throne und ſogar nach meinem Leben ... deshalb hat man ihn auch verbannt. Doch was kümmert das mich?

Alle Große des Reichs ſind ja auf meiner Seite ... das ſagte mir noch dieſen Morgen der Präſident des Reichsraths.

Guido. Er? ... Darauf verlaſſen Sie ſich nicht!

Giov. Aber ſeine Gemahlin ... die Marcheſa von Valdeſi ...

Guido. Dieſe? ... Ja, das iſt etwas Andres. Der müſſen Sie gänzlich mißtrauen, Sire.

Giov. Wie? weil ich ihre Tochter ausgeſchlagen!

Guido. Bedenken Sie, daß ſie die Nächſte am Throne und eben ſo herrſchſüchtig als gewandt iſt.

Giov. O wie traurig! Kaum noch der Kindheit entwachſen, und ſchon von Mißtrauen und Verrath umgeben! Aber Du, Guido, wirſt Du mich auch hintergehen und verlaſſen?

Guido. Ich Sie hintergehn? Ich Sie verlaſſen! Oh, Sire! Ich ſpreche nicht von meiner Pflicht, von meinem Glücke, aber ... o verzeihen Sie mir den Ausdruck, Sire, ... es liegt in Ihrer Unerfahrenheit, in Ihrer zarten Jugend, in Ihrer Schüchternheit ſelbſt ... ein ſo unbeſchreiblicher Zauber, daß ich mich von ihm unwiderſtehlich angezogen und feſtgehalten fühle. Seit vielen Jahren her iſt es mir unmöglich einen Tag zu verleben ohne Eure Hoheit zu ſehen ... und von allen meinen Leidenſchaften ... mit denen Sie, Sire, nicht allemal einverſtanden ſind ... iſt und bleibt es gewiß die erſte und vorherrſchendſte, in

Ihrer Nähe mich zu befinden. Alle andern ſtehen ih: weit, weit nach, Waffen, Spiel, Pferde, Jagd ... ja ſelbſt die Damen!

Herz. Ei, ei! Die Damen gefallen Dir alſo?

Guido. O ja, Sire. Sehr!

Herz. Und welche ziehſt Du denn vor?

Guido. Alle, alle; und Eure Hoheit ſollten es machen wie ich.

Herz. Seht einmal!

Guido. Es koſtet ja nichts, von ſeiner Liebe zu ſprechen.

Herz. Wenn man keine fühlt!

Guido. Bei Hofe giebt man Credit!

Herz. Das iſt unedel.

Guido. Ein Fürſt ſollte, um jeden allen Verrath geſchützt zu ſein, alle Damen durch Galanterie in ſeine Intereſſe ziehen. Hat er ſo die Hälfte ſeines Reichs ſich zu eigen gemacht, ſo folgt die andre von ſelbſt nach. Ja, Sire, ſo iſt es, und darum habe ich auch ſchon in Ihrem Intereſſe das Gerücht verbreitet daß in dieſer Beziehung Eure Hoheit Ideen hätten .. Ideen die ſehr liberal wären ... und daß ohne den Zwang in welchem Sie bisher gehalten worden ...

Herz. Mir einen ſolchen Ruf anzudichten!

Guido. Den Sie rechtfertigen werden. Es iſt dies ja nicht ſo ſchwer, wie Sie vielleicht glauben. Man muß ſich nur etwas Mühe geben ... gehörig ſtudieren (er erblickt Margherita die eben aus dem Zimmer rechts kommt). Da ſehen Sie ... Margherita ... die

die kleine Gärtnerin . . . ſie iſt wahrhaftig recht hübſch.

Guido. Meinſt Du?

Giov. Wie? ſind Sie das nicht ſchon ſelbſt gewahr worden?

Guido. Nie.

Giov. (für ſich). Da möchte man allen Muth verlieren!

Achter Auftritt.

Die Vorigen Margherita.

Guido. Wir ſprachen von Dir, Margherita.

Giov. (entfernt ſich und ſetzt ſich an den Tiſch links).

Marg. Viel Ehre für mich.

Guido. Wir ſagten, es gäbe am ganzen Hofe nichts ſo Hübſches und Anmuthiges als Dein kleines Spitznäschen.

Marg. Sie ſind allzu gütig.

Guido. Nur gerecht... nur billig... ich weiß Verdienſt zu ſchätzen (auf den Herzog blickend). Gewiſſe Leute verſtehen das freilich nicht ... aber ich ... ich liebe Schönheit und Tugend, in welchem Stande ich ſie auch finden mag.

Marg. Das iſt ſehr ſchön von Ihnen ...

Guido. Aber auch ganz natürlich. Der gütige Himmel hat uns vornehme Herren deshalb ſo hoch geſtellt, daß wir deſto weiter um uns ſehen und das wahre Verdienſt im Verborgenen entdecken können.

Augen aber wie Du ſie haſt, (er nimmt ſie bei der Hand) ein ſo anmuthiges Weſen wie das Deine ...

Giov. (ungeduldig bei Seite). Das iſt mir höchſt unangenehm!

Guido. (zum Herzog leis). Seien Sie nicht böſe, Hoheit; es geſchieht Alles um Ihretwillen! ... blos ein kleines Vorſtudium (zu Margherita ſich wendend). Der Himmel hat Dich mit dieſer Schönheit ausgeſtattet, damit vor ihrer zauberiſchen Gewalt alle Schranken der Verhältniſſe niederfallen ... und wenn ich Dir ſo näher komme ... (er umfaßt ſie) ſo ſiehſt Du ...

Giov. (aufſpringend). Aber, Guido! was ſoll denn das heißen?

Guido. (leis zum Herzog). Es geſchieht blos um Ihretwillen! Blos ein Vorſtudium.

Giov. (noch zorniger als er Guido Margherita küſſen ſieht). Genug ſtudiert!

Guido. (halbleis). Aber das war ja doch kaum erſt ein Anfang!

Giov. Gleichviel! ... ich verbiete Ihnen fortzufahren ... verbiete Ihnen, je wieder ein Wort mit dieſem jungen Mädchen zu ſprechen ... auf das ich ein beſondres Augenmerk haben werde ... und wenn Sie dagegen ...

Guido. (halbleis und lächelnd). Schön, Hoheit! ... ſehr ſchön! ... dies beweiſ't mir daß Sie ſelbſt Geſchmack an dieſem Unterrichte finden, weil Sie ſchon eiferſüchtig auf den ſind, den ich der hübſchen Margherita gebe.

Giov. Eiferſüchtig? ... gehen Sie! (zu Margherita die er bei der Hand nimmt). Du bleibſt hier.

Guido. (für ſich). Ich verſtehe! ... er will allein ſtudieren!

Neunter Auftritt.

Giovanni hat ſich wieder rechts in einen Seſſel geworfen. Margherita ſteht bei ihm. Guido will eben abgehen, als er dem Marcheſe von Valdeſi in der Mittelthür begegnet. Beide ſprechen halb leis zuſammen.

Guido. Der Herr Marcheſe von Valdeſi!

March. Der im Namen des Reichsraths erſcheint.

Guido. Der Augenblick iſt nicht ganz günſtig gewählt ... Seiner Hoheit ſind nicht allein ...

March. (ſpottiſch). Wie ich ſehe!

Guido. Eine Eiferſuchtsſcene ... aber heftig, furchtbar! ... denn Seiner Hoheit haben, ohne daß es ſo ſcheint, dennoch ſehr heißes Blut ... aufbrauſenden Charakter ... mächtige Leidenſchaften ... wehe dem der ihn zum Zorne reizt.

March. Ich verſtehe ... er will allein ſein: ... ei ich kenne den Anſtand, weiß wie man ſich zu benehmen hat! (er nähert ſich dem Herzoge und verbeugt ſich). Sire!

Giov. (ſchnell aufſtehend). Was giebts!

March. Erſchrecken Euer Majeſtät nicht! ... Ich komme im Namen des Reichsrathes ... werde aber keine Rede halten.

Giov. Sehr gut.

March. (auf Margherita blickend). Ich kenne zu sehr den Werth des Augenblicks . . . und die Wichtigkeit der eben vorwaltenden Beschäftigungen, Euer Hoheit.

Marg. (für sich). Was will denn der nur?

March. Seiner Hoheit Dero hochseliger Vater glorreichen Andenkens hatte vor seinem bedauerlichen Ableben, dieses Packet Schriften mit seinem eignen Siegelringe versiegelt in dem Archive des Reichsraths niedergelegt und dabei anbefohlen es nur Euer Hoheit, aber Euer Hoheit allein, am Tage vor Dero Majorennität einzuhändigen. Da nun dieser Tag morgen eintreten, und Euer Hoheit als regierender Herrzog proclamirt werden wird, so bin ich in meiner Qualität als Vorsitzender des Reichsraths beauftragt worden Ihnen dieses kostbare Depositum zu übergeben . . . welches den letzten Willen Dero hochseligen Herrn Vaters enthält.

Giov. (nimmt das Packet mit Rührung und Ehrerbietung). Gut! (er setzt sich wieder an den Tisch und bleibt in Nachdenken versenkt.)

March. Und somit, Sire . . . empfehle ich mich nun.

Giov. (mit einer stummer Hauptneigung). Leben Sie wohl.

March. (im Abgehen zu Guido). Also wirklich diese da!

Giov. (zu ihm eben so). Versteht sich!

March. Ah dann! . . . (macht Margherita eine tiefe Verbeugung und geht dann ab).

Guido. (für ſich). Der verſteht's! (ihm nach).

Zehnter Auftritt.

Giovanni, immer noch den Kopf in die Hand geſtützt nachdenkend am Tiſche ſitzend. **Margherita.**

Marg. (ſieht dem Marcheſe nach, der auf den Fußzehen abgeht). Alſo bleiben ſoll ich! Was will denn der Herzog mit mir? ... Scheint es doch als wäre es etwas ſehr Wichtiges. (ſich furchtſam Giovanni nähernd). Sire!

Guido. (ungeduldig). Was iſts?

Marg. Was haben denn Euer Hoheit mir zu ſagen ... und ſo ohne Zeugen.

Giov. Ich? ... nichts.

Marg. Sie haben mir aber doch befohlen zu bleiben.

Giov. Ja das iſt wahr.

Marg. Warum denn aber?

Giov. Weil es für Dich ... und für Deinen Bräutigam, von dem Du mir erzählt haſt, nicht ſchicklich iſt, ſo mit dem Herrn Grafen fort zu gehen ... mit einem Garbecapitain.

Marg. Wahrhaftig?

Giov. Jetzt kannſt Du nun thun was Du willſt ... wenn Du nur nicht mehr hier bleibſt.

Marg. Ja, doch ja, Euer Hoheit, ich gehe schon!... ich will im Nebenzimmer die Blumen in Ordnung stellen.

Giov. Wie Du willst ... aber nur gehe jetzt.

Marg. (für sich). Da bin ich doch wenigstens gleich bei der Hand wenn Daniele wieder kommt. (sie geht in das Zimmer rechts).

Elfter Auftritt.

Giovanni allein am Tische sitzend, und einige Momente ehrfurchtsvoll das versiegelte Paket anblickend.

Von meinen Vater! (er küßt den Brief und erbricht dann nach einigem Zögern denselben lesend). „Mein geliebtes Kind! Wenn Du diese Zeilen lesen wirst, bist Du bereits den Gefahren entgangen welche Deine erste Kindheit bedrohten und in ein Alter getreten wo Du die wichtigen Beziehungen zu würdigen weißt in welchen ich Dich zurücklasse und den besten Weg selbst einzuschlagen verstehst. ... Vor Deiner Geburt war der legitime und nächste Erbe des Herzogthums ... der Graf von Villafranca, Dein Oheim, den aber sein Charakter, seine schlechten Neigungen und die Verschwörungen in welche er sich bereits eingelassen hatte des Thrones unwerth machten.... Ihm mein Reich zu überlassen wäre eben so viel gewesen als in die Schmach und den Ruin desselben zu willigen. ... Da wurdest Du mir geboren ... Du, mein einziges Kind. Vergebe mir der Himmel was ich damals zum Heil und Nutzen meines Landes und all der Meinen thun zu müssen

überzeugt war! Es war dies auch der Rath und die dringende Bitte meines ersten Ministers, des alten Grafen von Fermo. Er aber auch allein und die Gräfin Deine Oberhofmeisterin sind in dieses Geheimniß eingeweiht. . . . Denn da die Grundgesetze des Herzogthums und das salische Gesetz. . . . die Frauen von der Thronfolge ausschließen. . . ." Mein Gott! was werde ich lesen . . . (Er durchfliegt stumm aber mit bebenden Lippen den übrigen Theil des Briefs. Dann stößt er einen Schrei aus, der Brief entgleitet ihm und er fällt mit zurücksinkendem Kopfe in dem Sessel zusammen).

Zwölfter Auftritt.

Giovanna (ohnmächtig). **Margherita** kommt aus dem Zimmer rechts

Marg. Was war das für ein Schrei? . . . Ha! was sehe ich! (sie fällt neben dem Sessel auf die Knie). Sire! . . . Hoheit! . . . kommen Sie doch zu sich . . . ich bins ja! Margherita die ihr Leben darum gäbe das Ihrige zu erhalten. — Ach Du mein Gott! was ist ihm nur widerfahren? . . . was ist denn daran Schuld? . . . Ha dieser Brief da! . . . wenn ich ihn zum Grafen von Fermo brächte . . . wenn er nämlich wirklich die Schuld davon ist! (sie durchfliegt immer noch knieend den Brief, den sie in der Hand hält, während Giovanna nach und nach ihrer Sinne wieder mächtig wird. Diese öffnet jetzt die Augen, blickt um sich und sieht daß Margherita vor ihr kniet und den Brief lies't).

endlich, als Kaiser Karl V. vor Algier zog, in einem der am Meere gelegenen Landhäuser der Algierer von den Spaniern befreit ward, und mit im Triumphzuge des Kaisers durch Messina zog. Denn er war der befreite Gefangne, den sein eignes Bild auf Polydors Triumphbogen den Schritt zögern hieß, und der hier nun durch dieses Bild empört und mit gewohnter Schlauheit sich erkundigend erfuhr, daß der Jüngling, dem er schon in Stellachiara den Untergang hatte bereiten wollen, unter diesem Namen hier als ein angesehener Maler lebe. Da schwur er ihm von neuem Verderben, und blieb in der Nähe von Messina, wo eine seiner Schwestern einen kleinen Meierhof besaß, jeden Schritt dessen belauschend, dem er den Untergang bereiten wollte. Darum sandte er ihm auch seinen Schwester-Sohn, Giulio, zu, in dem er bald den Keim zu allen Lastern, und vor allen Verstellungskunst erkannte, damit er sich in dessen Gunst einschmeicheln, und so am bequemsten ihm die Rache bereiten möge. Noch war der Plan aber nicht gereift, da kam Klara nach Messina. Jetzt kochte die Hölle verdoppelt in ihm auf, wenn er von Giulio hörte, wie Polydor und Klara glücklich waren, und beide mußten nun fallen. In Giulio ward durch den Glanz des Goldes jeder bessere Funke, der noch in ihm hätte aufglimmen können, verloscht, und so feierte der Teufliſche in jener Nacht seinen Sieg. —

Marg. (voll Staunen). Allmächtiger Gott! was hat das Alles zu bedeuten?

Giov. (ſteht ſchnell auf und entreißt Margherita den Brief.) Unglückſelige!

Marg. (erſchrocken.) Ha!

Giov. Was haſt Du gethan!

Marg. Gnade! Gnade!

Giov. Haſt Du dieſen Brief geleſen?

Marg. Ja ... Hoheit ... ja, gnädigſte Frau!

Giov. (ſtößt einen Schrei des Schreckens aus.) Ha!

Marg. (mit gefalteten Händen). Ich habe geleſen ... habe ihn geleſen ... ohne zu wiſſen was ich that.

Giov. Ein ſolches Geheimniß.

Marg. Bleibt hier begraben ... das ſchwöre ich Ihnen! ... eher ſoll man mich tödten, als mir ein Wort davon entreißen.

Giov. (aufſtehend). Ich will Dir glauben ... Ja! ich glaube Dir. (Das Zeichen des Schweigens machend) Niemand! hörſt Du? Niemand!

Marg. Seien Sie ruhig! ... Sie ... ich ... und Gott ... niemand ſonſt.

Giov. Gut! ... Alſo ein Mädchen wie Du!

Marg. Ja, ſo ſcheint es.

Giov. Und daher alſo dieſe Schüchternheit und Furchtſamkeit die ich nie beſiegen konnte ... dieſe Schwäche ... dieſe Furcht deren ich mich ſchämte ... Ach! jetzt begreife ich das alles ... und vieles

Andre noch ... was hier verging ... (auf Kopf und Herz zeigend)! und hier! dieſes Herz das ich nicht ahnete ... großer Gott! für wen ſchlägt es denn ſo?

Marg. Gnädigſter Herr! ...

Giov. Still! ſtill ... ich frage Dich ja nicht ... ich will nichts wiſſen, gar nichts! (ſie anſehend) Aber Du, Margherita, ach! Du biſt recht glücklich!

Marg. Ich?

Giov. Ja Du! ... man darf Dich lieben ... Du biſt hübſch ... ja, Du biſt ſogar ſchön ... aber ich ... was bin ich?

Marg. Sie? ...

Giov. Wer hätte mir das geſagt? ... ach, wenn ich doch ...

Marg Was denn, Hoheit?

Giov. Du biſt meine Freundin ... meine Gefährtin ... das einzige Weſen dem ich mich vertrauen kann: ... es ſteht bei Dir mir einen großen Dienſt zu erweiſen ... den größten, den wichtigſten.

Marg. Oh ſprechen Sie doch! Das verſteht ſich ja doch von ſelbſt! ..

Giov. Ja, Du haſt Recht ... ich kann Dir vertrauen. ...

Marg. Verſteht ſich.

Giov. (zögernd). Nun denn ... ich ...

Marg. So ſprechen Sie doch!

Giov. Ich möchte mich gern in Frauenkleidern ſehen.

Marg. Nicht möglich?

Giov. Mit einem ſchönen Kleide ... einem recht ſchönen ... oh! ich kann's gar nicht erwarten!

Marg. Das iſt ganz natürlich.

Giov. Aber die geringſte Unvorſichtigkeit könnte mich in's Verderben ſtürzen! ... wenn man mich ſo ſähe ... ich ſetzte zugleich meinen Thron, vielleicht mein Leben auf's Spiel.

Marg. Gott bewahre! Da iſt's doch beſſer, Sie denken nicht daran.

Giov. Doch, doch! ... trotz deſſen! ... ich beſtehe darauf! ... aber hier in meinen Zimmern iſt das unmöglich.

Marg. Nun denn ... bei mir ... in dem Garten-Stübchen das auf die Orangerie und die Gewächshäuſer geht.

Giov. Schön!

Marg. Ich gebe Ihnen das Beſte was ich habe ... meinen Sonntagsſtaat.

Giov. (ſie mit ſich fortziehend). Vortrefflich! ... Komm!

Marg. (ſie zurückhaltend). Sie wiſſen doch auch gewiß. ...

Giov. Komm nur!

Marg. Nun ſchön! wenn's nur wahr iſt, ſo gebe ich die Kammerjungfer bei Ihnen ab.

Giov. (ihr um den Hals fallend). Oh, wie prächtig Du biſt!

(In dieſem Augenblicke erſcheint Daniele an der Thür rechts):

Daniele. (Margherita in den Armen des Herzogs erblickend). Ha!

Giov. (mit Margherita sie umschlungen haltend forteilend). Komm! . . . komm! auf Dein vertrautes Stübchen!) (Sie verschwinden alle Beide durch die Thür rechts).

Dreizehnter Auftritt.

Daniel. Dann Eleonore.

Daniel. (von der Mitte eintretend.) Ha! dieser Verrath! . . . Schändlich! . . . abscheulich! . . . ich bringe ihn um!

Eleon. (die schnell zur Mitte eintritt). Wen denn?

Daniel. (voll Wuth). Den Herzog! (sich fassend.). O nein, nein! . . . was sagte ich da?

Eleon. Ich habe nichts gehört.

Daniel. Gnädige Frau, aber. . . .

Eleon. (ihn mit einer Hand fassend und den Finger der andern ihm auf die Lippen legend). Still . . . wir verstehen uns!

Zweiter Akt.

Die Bühne stellt ein Treibhaus des Schlosses dar, an welches Margheritens Zimmer stößt. Große Glasthüren im Hintergrunde, durch die man in den Garten blickt. Rechts und links eine Thür. Die Wände sind mit seltenen Pflanzen besetzt und Blumenvasen erheben sich in Gruppen von allen Seiten. Links ein Spiegel mit Schlingpflanzen umgeben. Rechts gegenüber die Thür zu Margheritens Stube, ebenfalls mit Grün eingefaßt.

Erster Auftritt.

Daniele tritt wüthend durch die Glasthüre ein. Dann **Margherita.**

Daniele. (zeigt als er in die Mitte des Treibhauses kommt, auf die Thür rechts). Dort ist sie, wie man mir gesagt hat. (er klopft mehrmals heftig an die Thür rechts).

Marg. (innerhalb). Wer ist da?

Daniele. Ich! Signora Margherita! Ich, Daniele! . . . aufgemacht! aufgemacht!

Marg. (öffnet die Thür, tritt heraus, verſchließt die Thür aber auch gleich wieder und zieht den Schlüſſel ab). Ei Du mein Gott! Was iſt denn das für ein Lärmen! Warum klopft man denn ſo an meine Stubenthür?

Daniele. Warum? warum? . . . und das fragt ſie mich noch! (er geht ſehr bewegt umher)

Marg. Vor allen Dingen nehme ſich der Herr in Acht nicht ſo heftige Bewegungen zu machen, und die Arme ſo lang auszuſtrecken . . . ſonſt zerſchlägt er mir meine Glasſcheiben und Blumentöpfe . . . denn man muß wiſſen, daß man hier in dem herzoglichen Gewächshauſe iſt . . . wo es nur ſeltne Pflanzen giebt.

Daniele. (mit Ehrerbietung). Ah! das iſt etwas Anderes.

Marg. Aber die allerſeltenſte darin biſt doch wahrhaftig Du ſelbſt! Du! der plötzlich hier aufgeſchoſſen iſt, wie ein Ariſtolochium!

Daniele. Ariſtolochium! . . . was ſoll nun das wieder heißen? — Gleichviel, ich komme hierher um Dir zu ſagen, . . . daß ich Dich geſehen habe . . . geſehen mit meinen eignen Augen . . .

Marg. Nun?

Daniel. Ich war da, als der Herzog Dir um den Hals fiel.

Marg. Nun?

Daniele. Als Du mit ihm in seine innern Gemächer gingst.

Marg. Nun? ... und was beweis't denn das?

Daniele. Was das beweis't? ... was das beweis't? ... sagtest Du mir nicht ... und wolltest Du mir nicht glauben machen ... denn ich glaube Dir immer ... das liegt nun so in meinem Wesen, ... das ist nun so meine Natur ... ja, glauben machen, ... daß Du den Herzog nicht liebtest ... und daß Du nur mich liebtest. ...

Marg. (sieht ihn zärtlich an). Du undankbarer Mensch?

Daniele. Wie?

Marg. Wie kannst Du nur gleich so Arges denken! (mit neuen liebevollen Blicken). Wenn ich Dir nun sage daß ich Dich liebe, und keinen andern liebe als Dich: ... Nun, zweifelst Du da noch?

Daniel. (verlegen). Nein! ... das heißt ... ich möchte sehr gern davon überzeugt sein ... aber erklären mußt Du mir doch. ...

Marg. Dir noch erklären?

Daniel. Ja!

Marg. Potz tausend, Signor, über das schön Verdienst! wenn ich Ihnen deutliche und einleuchtende Beweise, ... klar wie der Tag gebe, so wollen Sie sich gütigst herablassen, daran zu glauben. ... Das nenne ich mir einen schönen Beweis von Achtung und Vertrauen, ... Liebt man sich wahrhaft, mein saube-

cer Herr, so sagt man zu einander: das habe ich gesehen, gesehen mit meinen Augen, aber sie sagt mir, daß es nicht wahr sei, folglich habe ich Unrecht, und habe falsch gesehen! . . . Das heißt Liebe . . . wahrhafte Liebe! . . . Eine andre kenn' ich nicht.

Daniele. Und das ist ja auch die meine . . . ist die welche ich für Dich fühle, Margherita! . . . Der Beweis davon ist, daß ich mir den Kopf zerbreche um Dich zu vertheidigen . . . ohne daß ich damit zu Stande komme . . . Ich denke stets darüber nach was für einen gerechten Grund der Herzog haben konnte, Dich zu küssen! . . . Alle Wetter! Das können doch keine Staatsmaximen sein!

Marg. Und doch! . . . gerade solche waren es.

Daniele. Ah geh doch! . . . wie denn so?

Marg. (halb leis). Ich muß darüber in unserem beiderseitigen Interesse schweigen . . . so ist mir anbefohlen worden . . . und zwar vom Herzoge.

Daniele. Ei Du mein Gott, ich habe allen Respect vor solchen Befehlen . . . aber ohne ihnen zu nahe zu treten, könntest Du mir doch ein wenig nur sagen . . . denn ich war deshalb hierher gekommen, um Dich zu fragen. . . .

Marg. (für sich). Gut, daß man es weiß.

Daniele. Du könntest mir doch wenigstens sagen, woher Du kömmst: dabei ist doch keine Indiscretion!

Marg. Und wenn ich nun dieselbe Frage an

Dich richtete ... was würdeſt Du mir darauf antworten?

Daniele. (verlegen). Ich würde Dir ſagen ... Dir ſagen ... daß ich von einer vornehmen Dame komme, der Marcheſa von Valdeſſ.

Marg. Wahrhaftig?

Daniele. Aber dabei iſt keine Gefahr ... während Du ... erkläre mir nur wenigſtens. ...

Marg. Von mir iſt gar nicht die Rede, Signor; dagegen habe ich aber Sie zu fragen, was Sie bei dieſer vornehmen Dame zu ſchaffen hatten?

Daniele. Nichts, gar nichts ... ſie hat mich mit fortgenommen ... in ihr Palais.

Marg. (miſstrauiſch). In ihr Palais.

Daniele. Wegen Sachen von der höchſten Wichtigkeit.

Marg. Und die waren?

Daniele. Man hat mir verboten davon zu ſprechen.

Marg. Und die betrafen?

Daniele. Den Herzog.

(Man klopft an der Thür zu Margherita.)

Marg. Still!

Daniele. Es iſt alſo doch Jemand dort in der Kammer! (läuft zur Thür) Und kein Schlüſſel daran!

Marg. Still ſage ich Dir!

Daniel. (bei der Thür). Wenn das der Herzog wäre!

Marg. (für sich). Mein Himmel! (laut). Woran denkst Du!

Daniele. (durchs Schlüsselloch gukend). Ein junges Mädchen!

Marg. Eine Freundin von mir.

Daniele. Vor einem Spiegel ... sie putzt sich!

Marg. Was unterstehst Du Dich da hineinzusehen!

Daniel. (zurückhaltend). Nicht möglich es zu ergründen ... aber es ist ein Mädchen ... also bin ich ruhig.

(Es klopft abermals).

Marg. Geh jetzt, und warte dort am Springbrunnen auf mich. Du mußt mir das unselige Geheimniß entdecken.

Daniele. Wenn es mir nun aber verboten ist?

Marg. Wenn ichs aber nun befehle?

Daniel. (demüthig). So werde ich zu gehorchen wissen. (geht durch die Mitte ab).

Zweiter Auftritt.

Margherita öffnet die Thüre. **Giovanna** in Frauentracht, noch nicht vollständig angekleidet tritt heraus.

Giov. Aber so komm doch, Margherita! komm und hilf mir. Ich bin ja mit so etwas gar nicht vertraut!

Marg. Da bin ich schon, Hoheit.

Giov. Nun das ist gut, denn ich wußte gar

Als aber die Mordthat vollendet war, durchbohrten sie den Leichnam noch mit mehrern Stichen, banden ihm ein seidnes Tuch, das vorher Klara entwendet worden war, um den Hals und trugen ihn, während der heftige Sturm jedes menschliche Wesen daheim hielt, in den Garten an Klaras Wohnung, damit sie oder irgend einer aus diesem Hause, oder ein Nebenbuhler als die Mörder desselben angeklagt werden möchten. Das Geld aber theilten sie und verbargen es, um damit bald die Insel zu verlassen.

Und als der Morgen anbrach, da eilte Klara von unaussprechlich bangen Ahnungen getrieben, hinab in den Garten, ob die vom nächtlichen Gewitter abgekühlte Luft ihr Linderung möge geben für die brennende Angst. Allmächtiger Gott! Vor ihrer Schwelle lag Polydor dahin gestreckt, leblos in seinem Blute. Sie stürzte zu ihm nieder, an seinen todkalten Mund, ihre Pulse stockten, und Gottes sanfter Engel führte ihre Seele jenseits zu dem Geliebten.

Wie ganz Messina vorher an Polydors Glücke sich erfreut hatte, so trauerte es jetzt über den grausamen Tod des theuern Meisters, und des Mädchens, das ihn so innig liebte bis zum Tode.

Des Himmels Gerechtigkeit eilte aber die Mörder bald, denn die Schandthat verräth sich leicht selbst. Gulios allzugroßer Eifer den Mördern nachzuspüren, und auf alle Seiten hin den Verdacht zu

nicht mehr, was ich anfangen ſollte (ſie zeigt ihr das was ſie in der Hand hat). Was iſt denn das gefältete Zeug da?

Marg. Das iſt eine Halskrauſe ... aber nein: Sie werden reizender ausſehen ohne dieſe! ... Es iſt unglaublich wie anmuthig Sie in dieſen Kleidern ausſehen! ... Man ſollte glauben Sie wären Ihr ganzes Leben über ein Mädchen geweſen.

Giov. Wahrhaftig?

Marg. (ihr den Spiegel zeigend). Sehen Sie ſich nur ſelber an! ... Und jetzt, Sire, ... wollte ſagen, gnädigſte Frau, jetzt laſſen Sie mich Ihnen dieſes goldne Herzchen umbinden ... das Einzige was ich von Schmuck beſitze.

Giov. (ſich beſehend). Ach! es iſt mir lieber als meine Kronjuwelen.

Marg. Und mir erſt ... da es die Ehre genoſſen hat von der regierenden Frau Herzogin getragen zu werden.

Giov. Der Herzogin! ... Ach was haſt Du da für ein Wort ausgeſprochen! ... Es giebt keine regierende Herzogin in dieſem Lande. ... die Frauen regieren darin nicht.

Marg. Und doch! ... es ſteht freilich nicht in den Geſetzen ... aber anderswo ſtehts geſchrieben ... und wenn man nur will. ...

Giov. Was ſagſt Du?

Marg. Daß ich, um einen Anfang zu machen und zu Ihrem Beſten Jemand wieder aufſuchen will

der hierher gekommen war um mich zu fragen, und den ich meinerseits zum Reden zwang, wegen einer wichtigen Angelegenheit in Bezug auf den Herzog.

Giov. Wahrhaftig?

Marg. Er muß mir Alles sagen!

Giov. So komm geschwind wieder! Ich warte hier auf Dich.

Marg. Aber was werden Sie denn während der Zeit anfangen?

Giov. Ei! gar wichtige Dinge! (auf den Spiegel zeigend) Ich werde dahinein sehen.

Marg. Da haben Sie Recht . . . das ist eine angenehme Beschäftigung. (geht durch die Mittelthür ab.)

Dritter Auftritt.

Giovanna allein.

Giov. Das ist sehr natürlich . . . denn ich kenne mich noch kaum . . . und bin noch gar nicht an mich gewöhnt: . . . Oh, wie zufrieden, wie glücklich bin ich doch! Wie athme ich frei wieder auf! . . . Ist mirs doch als käme ich aus einem Gefängnisse oder aus der Verbannung . . . und wäre wieder zu Hause . . . bei mir selbst . . . wo ichs gar nicht übel finde: . . . Ach! wie amüsant ists doch ein Mädchen zu sein! . . . vielmehr als ein Herzog. (mit Freude). Ich muß mich noch einmal ansehn! (geht wieder vor den Spiegel und betrachtet sich).

Vierter Auftritt.

Giovanna vor dem Spiegel. Guido von der Mitte her.

Guido. (tritt nachdenkend ein). Ja, ja! ... Die kleine Gärtnerin muß mir mittheilen, was der Herzog ihr gesagt hat. (sieht sich um). Ein junges Mädchen! ... Es ist aber nicht Margherita. (Er nähert sich Giovanna leis.)

Giov. (wendet ihm den Rücken zu vor dem Spiegel). Ich weiß nicht, ob ich mich darauf recht verstehe, aber diese Taille da scheint mir nicht übel.

Guido. (hinter ihr, indem er sie umfaßt). Das ist auch meine Ansicht.

Giov. (wendet sich schnell um und sagt stolz). Signor! (für sich). O, mein Gott!

Guido. (bleibt vor Staunen unbeweglich). Was sehe ich? ... Träume ich, oder wache ich?

Giov. (für sich). Muth gefaßt!

Guido. (sie stets mit Verwunderung anblickend). Eine solche Aehnlichkeit ist zum toll werden ... Denn bei Gott, das ist doch Zug vor Zug der Herzog!

Giov. Still!

Guido. (ihre Taille musternd). Und doch! ...

Giov. Still, Herr Offizier! ... Verrathen Sie mich nicht.

Guido. (staunend). Auch die Stimme! ... Sollte etwa der verstorbene? ... Es wäre wohl möglich. (laut). Wären Sie etwa eine Verwandte unsers geliebten regierenden Herzogs?

Giov. (ſchnell). Ja, Signor ... eine ſehr nahe Verwandte ... Giovanna ... ſeine Schweſter.

Guido. (ebenſo). Eine natürliche Schweſter?

Giov. (ebenſo) Ganz recht!

Guido. Aber der junge Herzog hat mir nie ein Wörtchen von Ihnen geſagt! ... er kannte Sie alſo wohl noch nicht?

Giov. Nein, Signor ... das heißt, ja ... er hat erſt heut erfahren, daß ich exiſtire ... aus Schriften, die ihm der Präſident des Reichsraths übergeben hat.

Guido. Ich weiß, ich weiß ... Schriften von der Hand des verſtorbenen Herzogs ... ſein Teſtament ... mein Vater hat mir davon erzählt ... und unſer junger Herr, deſſen edles Herz ich kenne, iſt gewiß gleich in Ihre Arme geeilt!

Giov. In meine Arme? ... nein Signor ... das war unmöglich.

Guido. Wie denn unmöglich?

Giov. Der Herzog kann nie zu mir kommen ... aus Urſachen ... aus gewiſſen Gründen ...

Guido. Ja, ja, aus politiſchen ...

Giov. Der Zutritt ins Schloß iſt mir verboten, wenn er dort zugegen iſt.

Guido. Seiner Schweſter! ... Doch ich verſtehe ... und Sie haben dieſe Verkleidung gewählt, um dennoch bis zu ihm zu gelangen ... um Ihren Bruder insgeheim zu ſehen.

Giov. Kann ſein.

Guido. Nun denn, ſo erzeigen Sie mir die Ehre, ſich meiner Führung anzuvertrauen.

Giov. Aber . . . Signor . . .

Guido. Sie willigen ein? . . . Welches Glück! . . . Kommen Sie! Ich führe Sie zu ihm . . . Auf ſein Zimmer.

Giov. Ach du mein Himmel!

Guido. Fürchten Sie ſich nicht! . . . Er iſt ſo gütig gegen mich . . . er liebt mich ſo ſehr, daß ich mich glücklich ſchätzen werde, Ihre Sache bei ihm zu vertreten.

Giov. Ohne mich zu kennen!

Guido. Sind Sie nicht die Schweſter meines Herzogs?

Giov. Allerdings. . . . Aber da Sie mich zum erſten Male ſehen . . .

Guido. Da irren Sie ſich.

Giov. (erſchrocken). Wie?

Guido. Ich habe unſern jungen Herzog von ſeiner früheſten Jugend an keinen Augenblick verlaſſen und Sie gleichen ihm ſo ſehr . . .

Giov. Wahrhaftig?

Guido. Oh, Sie können ſich keine Vorſtellung davon machen, weil Sie ihn nie geſehen haben . . . Nun bedenken Sie, daß ich ſtets für ihn die treueſte Ergebenheit, die innigſte Hochachtung gehegt habe, daß ich ſo daran gewöhnt bin, ihn zu lieben, daß es mir ſehr ſchwer . . . ich möchte lieber ſagen, ganz unmöglich wird, ſein anderes Ich gleichgültig anzuſehen, daß die-

ſelben Züge dieſelben Gefühle in mir erregen ... Beſonders, wenn der Gegenſtand, der ſie erweckt, eine Dame iſt ... ein reizendes himmliſches Weſen ...

Giov. Signor!

Guido. Verzeihung! ... Habe ich Sie beleidigt?

Giov. Nein, Signor! Aber das Wort, das Sie brauchten! ...

Guido. Wäre es das erſte Mal, daß Sie es hörten?

Giov. Das erſte Mal, das ſchwöre ich Ihnen.

Guid. Dann bin ich der erſte Mann, der Sie geſehen hat.

Giov. Das könnte möglich ſein ... denn bisher ... mich ſelbſt nicht kennend, und in der Art von Gefängniß, wo ich eingekerkert war ...

Guido. Sie gefangen! Das iſt ja abſcheulich So jung, ſo ſchön ... und ſchon ſo unglücklich! ... Das darf nicht ſein! Und wenn es der Herzog ſelbſt geweſen wäre, der ſeine Schweſter ſo zurückſetzte, ſo würde ich es ihm ſagen, würde Sie vertheidigen, Sie beſchützen. ...

Giov. Wenn der Herzog es nun aber nicht haben will, daß man mich beſchützt?

Guido. So hart grauſam, wäre tyranniſch! Denn er iſt [illegible], daß ich Ihnen diene, den ich in Ihnen [illegible]

Giov. Was ſagen Sie da?

Guido. Ich ſage ... ich ſage ... daß er mir

es nicht verbieten kann, den Schwachen, den Unterdrückten zu vertheidigen, nicht verbieten kann, Ihr Ritter zu ſein und daß ich das ſein werde, das ſchwöre ich Ihnen in dieſe ſchöne Hand, die ich in der meinen drücke.

Giov. Oh, laſſen Sie mich! ...

Guido. Nein, nein! (kniet vor ihr nieder) Mein Herz und mein Arm ſind Ihnen von nun an für ewig geweiht.

Giov. Stehen Sie auf!

Guido. Oh! laſſen Sie mich hier vor Ihnen knieen, laſſen Sie mich Ihnen alle die Gefühle der Anbetung darbringen ...

Giov. (ſehr bewegt). Sie vergeſſen ...

Guido. Ja, ich vergeſſe Alles, nur das nicht, daß ich Sie liebe, liebe mit einer Gluth, mit einer Verehrung, mit einer Hingebung meines ganzen Seins..

Marg. (tritt ein; aufſchreiend). Ach du mein Gott! was ſehe ich?

Guido. Leben Sie wohl! (er eilt ab.)

Fünfter Auftritt.

Margherita. Giovanna.

Giov. (verdrießlich). Wer wird denn auch gleich ſo ſchreien! Was haſt Du denn nur?

Marg. Ach du mein Himmel! Der junge Herr, der Herr Graf, der zu Ihren Füßen lag!

Giov. Sei doch ſtill! ... Alles, was ich eben

hörte ... Allek, was er mir gesagt hat ... oh nein, er hat mir nichts gesagt, was mich hätte beleidigen können! ... aber der Ton seiner Stimme ... seine Blicke.... Ich war so tief ergriffen, daß ich kaum sah, kaum hörte.... Ja, seine tiefe Erschütterung galt nicht dem Herzoge ... galt mir, mir, der Unbekannten, der Verbannten?! ... O wie glücklich bin ich!

Marg. Und wie sehr zittre ich!

Giov. Weshalb denn?

Marg. Sie lassen mich ja gar nicht zu Worte kommen! ... Wenn Sie wüßten ...

Giov. Nun was denn?

Marg. Es ist eine Verschwörung gegen den Herzog im Werke.

Giov. Meinetwegen.

Marg. Um ihn zur Abdankung zu zwingen.

Giov. Das ist ja ganz vortrefflich! Ich habe ja ohnedies kein Recht auf die Krone, die mir mein Vater zu vererben strebte. Die Gesetze meines Landes schließen mich vom Throne aus, denn ich bin ein Weib, Gott sei Dank, und mein einziger Wunsch, mein einziges Streben ist von nun an nur dies, glücklich und zufrieden in stiller Ruhe mit Guido zu leben.

Marg. Das ist ja aber nicht möglich! Die Verschwornen wollen ja, wie sie sagen, den Herzog in ein Staatsgefängniß einsperren.

Giov. Mich von ihm trennen! Von Guido!

Marg. Und da man fürchtet, daß dieser Sie in

Schutz nehmen, Sie vertheidigen werde, so will man, um ihn auf die andere Seite zu ziehn, ihn verheirathen.

Giov. Ihn?

Marg. Mit der Tochter der Marchese von Valdesi, deren Mutter Alles leitet und ordnet.

Giov. Ihn verheirathen! — Solch ein Komplot! . . . Und ich sollte dem Throne entsagen? . . . Nein, nie, nie! . . . Ich werde mein Diadem behaupten . . . ich werde allen Gefahren trotzen . . . ja selbst dem Tode . . . ich werde herrschen . . . denn ich liebe!

Marg. Nun also, gnädigste Frau?

Giov. Beruhige Dich, Margherita.

Marg. Sie fürchten sich also nicht?

Giov. Nein, nicht im Mindesten! . . . Es ist doch ganz sonderbar! So lange ich Herzog war, setzte mich Alles in Schrecken, in Verlegenheit, und jetzt, seit ich ein Weib bin, fühle ich eine Ruhe in mir, eine Kaltblütigkeit, und vorzüglich eine Willensstärke . . .

Marg. Das ist bei uns immer so!

Giov. Nicht als ob ich blind wäre für die Gefahren, die mir drohen! Die Sache steht für meine Gegner leider nur zu vortrefflich und leicht für ihr Spiel. Sie brauchten gar nicht erst eine Verschwörung. Wenn sie entdeckten, was ich bin, so verliere ich von selbst den Thron und vielleicht noch mehr! Wenn ich aber auf der andern Seite die Vortheile, die mir noch übrig bleiben, gehörig berechne, so schmeichle

ich mir, daß bei gehöriger Eile ich noch den Sieg erringen kann ... nicht durch Gewalt, aber durch Gewandtheit.

Marg. Es kommt Jemand von dort her! ... Der Marcheſe und ſeine Gemahlin Valdeſt.

Giov. Um des Himmels willen fort, oder Alles wäre verloren! (ſie eilen Beide in das Zimmer rechts. Margherita verſchließt die Thür deſſelben.)

Sechſter Auftritt.

Der Marcheſe. Eleonore.

Eleon. Aber, Herr Gemahl, ſo beruhigen Sie ſich doch! Nur etwas kaltes Blut. Wenn man Sie nur anſieht, muß man ſchon Verdacht ſchöpfen!

March. Glauben Sie?

Eleon. In allen Ihren Zügen ſtehen die Gedanken leſerlich geſchrieben, die Sie beſchäftigen ... Man muß dieſe zu verbergen ſuchen, immer ein Lächeln auf den Lippen haben.

March. Ja, wenn ich das nur könnte! ... Ich verſuche es immer ... aber ſtets vergebens! ... Sehen Sie nur, Frau Gemahlin! Verſchwören iſt mir ſo ſauer, wie Sterben.

Eleon. Still doch!

March. (erſchrocken). He da! ... Gibts etwas? ... Belauſcht man uns?

Eleon. Nein doch!

wenden, leitete diesen auf ihn selbst, und ehe noch die Tortur gegen ihn angewendet ward, gestand der Bösewicht schon das Verbrechen, worauf er und Arnolfo, welcher sich schon am Bord eines Schiffs zur Flucht nach Griechenland anschickte, mit dem schimpflichsten Tode es büßten. Aber ach! so endet der biedre Vasari, welcher uns zu einigen Zügen dieser Erzählung als Gewährsmann gedient hat, seinen Bericht; dadurch kehrte Polydor das Leben nicht zurück, und der Kunst ward dieses seltne Talent und dieser ernste Fleiß nicht wieder gegeben, dessengleichen Jahrhunderte vorher nicht gesehen hatten.

Theodor Hell.

March. Den Herzog in ſeinem Zimmer aufzuheben, das iſt doch ſo keck, daß . . .

Eleon. Und dennoch das Einfachſte, was es nur giebt.

March. Wenn er etwas davon ahnen ſollte!

Eleon. Das wird er nicht!

March. Und wenn der junge Gardecapitain, der immer auf der Lauer ſteht, uns entdeckte und angäbe! Er iſt uns überhaupt entgegen.

Eleon. Er wird der Unſrige werden. Wir erheben ihn zu unſerm Schwiegerſohne.

March. (für ſich). Ach Gott! fängt das wieder an!

Eleon. Alſo Muth, . . . Herr Gemahl! Nur ein wenig Muth! Geſchähe es auch nur aus Angſt und um Ihres eignen Intereſſe willen.

March. Meines Intereſſe wegen, wäre es das Beſte, mich in die ganze Sache nicht zu mengen, denn ich werde noch eine Krankheit davon tragen . . . ein nervöſes Fieber! So bald Jemand auf mich zukommt, denke ich ſchon, er will mich arretiren . . . da bekomme ich Magenkrämpfe . . . nun, Sie habens ja geſehen . . . ich habe nicht eſſen können, nicht frühſtücken . . . das iſt das erſte Mal, ſeit . . . ſeit ich exiſtire! und wenn das ſo fortgeht . . .

Eleon. (ungeduldig). Das hilft Alles nichts . . . Die Sache iſt einmal angefangen und wir müſſen durch!

March. Warum haben Sie mich nur mit hin-

eingemengt! mich, der ich weiter gar nichts von Ihnen verlange, als mich in Ruhe zu laſſen!

Eleon. Es geſchieht ja Alles nur, um Ihnen eine Stellung zu ſichern, die Ihnen ſo ſehr am Herzen liegt, nur um dieſe noch ſüßer und angenehmer zu machen. Nur deshalb ſtelle ich Sie an die Spitze einer Unternehmung, wobei Sie nichts zu riskiren haben.

March. Glauben Sie?

Eleon. Wo Sie blos dann hervortreten werden, wenn die Sache geglückt iſt . . . und der glückliche Erfolg iſt unausbleiblich.

March. Wahrhaftig?

Eleon (horchend). Hören Sie? . . . Wir hatten ſie zu einer Zuſammenkunft in die Orangerie hierher beſchieden. . . . Da iſt ſchon Daniele.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Daniele ſchleicht vorſichtig zur Thüre links herein.

Eleon. Nun? . . . was für Neuigkeiten?

Dan. (leiſe). Sein Sie ganz ruhig! . . . Es iſt Alles verloren.

Graf. Großer Gott!

Dan. Sie hatten uns geſagt, es ſei kinderleicht, den Herzog zu entführen, der allein in ſeinem Zimmer ſich befinden werde . . .

Eleon. Ganz recht, . . . immer um dieſe Stunde.

Dan. Er iſt nicht dort ... er iſt fort!

March. Nun da ſehen Sie's! Er hat etwas gemerkt.

Dan. Und da unſere Begleiter glaubten, daß Alles verrathen ſei, ſind ſie Alle davon gelaufen.

March. Nun, Madame! Habe ich Ihnen das nicht geſagt? Das iſt Ihre Schuld, nur Ihre. Eine Stellung ... wie die unſre ſo aufs Spiel zu ſetzen!

Eleon. Es iſt noch Nichts aufs Spiel geſetzt!

March. (voll Angſt). Ich ſehe ſchon das Gefängniß, die Richter, das Tribunal!

Eleon. Oh, Herr Gemahl! Nur etwas kaltes Blut! Verlieren Sie den Kopf nicht!

March. Das iſt es ja eben, was ich wünſche. ... Aber warum iſt der Herzog nicht mehr auf ſeinem Zimmer, nicht mehr im Schloſſe? Er wird ſich offenbar der Gefahr entzogen haben. Folglich kannte er ſie; folglich weiß er Alles; folglich ſind wir verloren!

Eleon. Im Gegentheil ... denn ich höre ſeine Stimme. (horchend.) Es iſt kein Zweifel! (zu Daniele) Er ſpricht mit Jemand! Da hören Sie ſelbſt!

Dan. (an Margherita's Thür horchend). Er iſts wahrhaftig! ... Und er war hier! ... Bei Margherita! ... Und ſie, die mir eben erſt verſicherte ... Oh, ſchändlicher Verrath!

Eleon. (leis zu Daniele). Eilen Sie jetzt, ſuchen Sie unſre Leute wieder auf, und umzingeln Sie mit ihnen dieſes Gebäude.

Dan. Ja! ich eile meine Ehre zu rächen, und dieſes Mal ſoll er mir gewiß nicht entkommen. (Er eilt links ab.)

Achter Auftritt.

Der Marcheſe. Eleonore. Der Herzog.

Eleon. (Daniele mit den Augen folgend). Vortrefflich! (leis zu dem Marcheſe). Und Sie, ſuchen Sie um des Himmels willen ſich ein wenig zu faſſen ... und nicht ſo verdutzt auszuſehen ... ſo ohne Beſinnung ...

March. (leis zu ihr). Wenn ich nun aber eben den Verſtand darüber verliere!

Eleon. (wie oben). So muß man es Ihnen wenigſtens nicht an der Miene anſehn.

Giov. (tritt von rechts auf in Männerkleidung. Sie geht erſt in ſich gekehrt, vor, und erblickt dann verwundert die Anweſenden). Ha! Unſre liebenswürdige Frau Tante! ... Welche Ueberraſchung! ... Und was führt Sie hierher?

March. (leis zu Eleonoren). Was nun antworten?

Eleon. (lächend). Euer Hoheit haben die ſchönſten Gewächshäuſer, die man nur ſehen kann ... und ich wollte hier nur Blumen holen zu einem kleinen Feſte.

March. (bei Seite). Wie einfach! ... Ich hätt's im ganzen Leben nicht gefunden!

Giov. Ein Feſt?

Eleon. Für eine Vermählung, die jetzt ... nicht mehr unmöglich ist.

Giov. Des Grafen Guido?

Eleon. Für welche sich Eure Hoheit früher interessirten.

March. Ich verbiete sie jetzt.

Eleon. Und wehalb?

Giov. Eine Vermählung ... ein Fest ... wenn hier von einer Verschwörung die Rede ist!

March. (für sich). Mein Himmel!

Eleon. (lächelnd). Wahrhaftig?

Giov. Ja! ... Wie ich erfahren, will man mich dieser Krone, die ich noch nicht einmal besitze, wie meiner Freiheit berauben! ... Ihnen wird dies unglaublich vorkommen, meine theure Frau Tante?

Eleon. (lächelnd). Und doch! ... ja, ich kann Ihnen sogar sagen, daß ich überzeugt davon bin! Denn ich kenne das Complot.

Giov. Ists möglich?

Eleon. (kalt). Noch mehr ... ich bin Theilnehmerin an demselben ... ich und mein Gemahl.

March. Mein Gott!

Giov. (staunend). Was sagen Sie da?

Eleon. Wir haben uns Beide an die Spitze der Verschwörung gestellt! Es war dies das einzige Mittel, eine unsinnige Unternehmung, deren Fäden wir jetzt ganz in den Händen haben, in allen ihren Verzweigungen und den kleinsten Einzelnheiten kennen zu lernen. Matrosen, Tagelöhner, Leute ohne allen

Belang wollten Sie heut mit Gewalt entführen und zu einer Entſagung auf den Thron zwingen. . . . Ein völlig ſinnloſes Vorhaben, wobei wir nicht einmal Euer Hoheit durch eine Mittheilung beunruhigen wollten . . . aber Sie können ganz ruhig ſein . . . wir kannten Alles . . . und wachten über Allem.

March. (für ſich). Sublim!

Giov. (für ſich). Vortrefflich geſpielt, liebe Tante! Jetzt komme ich aber daran. (laut, mit Rührung, indem er ihre Hand ergreift.) Meine theure Verwandte! meine treueſten beſten Freunde! Ich will mir nun auch Ihren Rath erbitten . . . in Betreff eines Plans, der . . .

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Guido an der Mittelthür.

Guido. (zurückſprechend). Zweihundert Mann blos beſetzen hier das Gewächshaus.

Giov. (unruhig) Das iſt Guido! Was hat er vor?

March. (voll Angſt leis zu ſeiner Frau). Und Daniele, der hierher kommen will!

Eleon. (halbleis). Ich weiß es wohl!

Guido. (wie oben). Alles Andere nehme ich auf mich und ſtehe für die Perſon des Herzogs.

Giov. (ſich umwendend, mit lauter Stimme). Was haben Sie denn vor, Herr Graf?

Guido (ſich nach vorn wendend, und ihn erbli-

ckend). Endlich, Hoheit, finde ich Sie! ... Ich war außerordentlich für Sie in Unruhe, Sire ... aber Gottlob, da ſind Sie ... ich ſehe ſie wieder ... (für ſich). Es iſt doch unbegreiflich!

Giov. Nun alſo ... Herr Graf, was giebt es?

Guido. Es giebt dies, Hoheit ... daß, während Sie hier ganz ruhig ſich unterhielten ... (für ſich). Es iſt doch bei alledem ein großer Unterſchied! ... Seine Schweſter iſt viel hübſcher.

Giov. (für ſich). So lange hat er mich noch nie angeſehen.

Guido. (für ſich). Oh, viel, viel hübſcher!

Giov. (laut und ungeduldig). Nun denn, Herr Graf, werden Sie mir es endlich ſagen, weshalb Sie hierher kommen?

Guido. Es war eine förmliche Verſchwörung gegen Euer Hoheit im Werke. Ich habe einige der Schuldigen auf ihrer Flucht verhaften laſſen, und ſie haben mir Alles geſtanden. Ihr Vorhaben war ...

Giov. Ich kenne es.

Eleon. Seine Hoheit kannten es.

March. Ja, mein Herr ... wir kennen ſie.

Guido. Kennen Sie aber auch die Perſonen, welche jene Mitverſchwornen angereizt ... ermuthigt ... bezahlt hatten? ... Wiſſen Sie, Hoheit, daß die Anführer dieſes Complots ... [redacted] Ihrer eignen Familie zu ſuchen ſind, unter Denen zu ſuchen ſind, welchen Sie Freundſchaft und Vertrauen widmen?

Giov. Ich weiß es.

Eleon. Seiner Hoheit weiß es.

March. Ja . . . Herr . . . wir wissen es.

Guido. (schnell). Nun denn! Welcher Art auch die Kunstgriffe sein mögen, deren man sich dabei bedient, ich kenne nur Ein Mittel, sie nutzlos zu mächin . . . es ist dies, Sie zum regierenden Herzog auszurufen.

Eleon. Morgen.

Guido. Nein, heute noch! Schon rufen die einflußreichsten Mitglieder des Reichsraths, die ich von den Gefahren, welche Euer Hoheit drohen, unterrichtete, die Versammlung der Stände des Reichs zusammen . . .

March. Da muß ich gleich fort . . . ich der Präsident, der ich über sechzehn Stimmen disponire, die meinige nicht mit eingerechnet! Der Graf hat Recht, um der Verschwörung wirksam entgegen zu treten, müssen Eure Hoheit binnen wenigen Stunden als regierender Herzog ausgerufen sein.

Giov. (will ihn unterbrechen). Erlauben Sie . . .

Guido und Eleon. Ja, das müssen Sie!

Giov. Wenn ich Ihnen aber sage . . .

Eleon. Nein, nein, mein theurer Neffe, lassen Sie meinen Mann nur gehen. Es bleibt uns nichts Anderes übrig, als dies. Darum fort! fort! (Eleonore und Guido drängen den Marchese vollends zur Mittelthüre hinaus.)

Zehnter Auftritt.

Giovanna. Eleonore. Guido.

Giov. (für ſich, Guido anſehend). Welch unglückſeliger Gedanke, den er da gehabt hat!

Guido. (triumphirend zurückkommend). Endlich, Hoheit, dem Himmel ſei's gedankt . . .

Giov. (voll Ungeduld). Still! ich bitte mir nun auch endlich Gehör aus. Ich dächte doch, ich wäre hier der Herr und könnte vor allen Andern Gehorſam verlangen. . . . Daß der Reichsrath ſich verſammelt . . . meinetwegen! . . . ja, ich wünſche es ſogar . . . aber nicht meiner Krönung wegen, denn . . . dieſe wird nicht ſtattfinden.

Eleon. Und aus welchem Grunde?

Giov. Aus einem Grunde, den ich Ihnen mittheilen wollte, als eben das Erſcheinen dieſes Herrn uns darin unterbrach. Dieſer Grund iſt . . . daß mein ganzes Sein und Weſen mich nur für Zurückgezogenheit und ſtille Beſchäftigung geneigt macht . . . und ich daher regierender Herzog nicht ſein mag.

Guido. (erſchrocken). Mein Gott!

Eleon. (voll Freude). Was höre ich?

Guido. Und Sie wollten freiwillig dem Erbe Ihrer Vorfahren entſagen? . . . Nein, das iſt nicht möglich! . . . Dank ſei es dem Andenken an meinen Vater . . . ich habe einigen Einfluß auf den Reichsrath . . . Freunde von mir befinden ſich darin. . . . Ich

eile, Ihnen zuvorzukommen . . . und Sie, Sie müſſen unſer regierender Herzog werden!

Giov. (ungeduldig). Und ich werde es nicht werden! Nein, nie, nie!

Guido. Gegen Ihren eignen Willen, Herzog, muß es geſchehen, und ſollte ich die ganze Stadt aufwiegeln. Ich eile auf der Stelle . . .

Giov. (zu einigen Offizieren, die im Hintergrunde auftreten). Meine Herren! Der Herr Graf hier iſt Ihr Arreſtant.

Guido. Großer Gott! (Er übergiebt einem Offizier ſeinen Degen.)

Eleon. (für ſich). Vortrefflich!

Giov. (bei Seite). Es giebt kein anderes Mittel . . . ſonſt nähme er mir die Krone, ſtatt ſie mir aufſetzen zu wollen.

Guido. Hoheit! Wenigſtens werden Sie mir das Recht zugeſtehen, Sie nach der Urſache einer ſolchen Behandlung zu fragen! Mich von meinen eigenen Soldaten, ohne gehört zu werden, ohne Beweggründe arretirt zu ſehn!

Giov. Ohne Beweggründe ſagen Sie?

Guido. Ja, Sire, welche könnten es denn ſein?

Giov. Welche? . . . Sie ſollen ſie gleich erfahren . . . Sie haben bisher geglaubt, mein Herr Graf, und glauben es noch, wie viele andere Leute, daß ich mich um nichts bekümmere . . . daß ich nicht wiſſe, was vorgehe. . . . Nun ſo erfahren Sie denn . . . daß ich Alles weiß . . . daß ich Alles ſehe . . .

Das Wiedersehen an der Luisenklippe *).

Karl Werner an Leopold von Winter.

Tiefenthal im 18

Schon bin ich vierzehn Tage wieder hier. Vierzehn Tage, Leopold! was dachte ich nicht alles in dieser Zeit auszurichten, wie viel glaubte ich abzumachen, und nun — es sind freilich nur zwei Wochen, aber rechne selbst, wie viel Stunden, wie viel Minuten! und noch gar nichts geschehen. — Auch nicht ein Wort habe ich gesprochen und wollte doch so viel reden. Es ist zum Tollwerden Ferdinand, und ich möchte mich selbst — doch was hilft es! Sieh Lieber, schon zehnmal bin ich auf dem Wege nach seinem Zimmer hin gewesen, aber dann fallen mir im-

*) Die Luisenklippe ist eine der schönsten Partien des Wörlitzer Gartens und hat ihren Namen von der letztverstorbenen Königin Luise von Preußen.

Guido. (für ſich). Nun, das nenne ich doch eine Selbſttäuſchung!

Giov. (leis zu Eleonoren). Sie ſollen es jetzt ſehen, liebe Tante. (ſich ſetzend, laut). Ich habe Sie heute in der Mittagsſtunde zu mir rufen laſſen: . . . wo waren Sie, daß Sie nicht kamen?

Guido. Ich war . . . ich ließ . . . ich ließ mein Regiment manövriren.

Giov. (kalt). Das iſt nicht wahr! . . . Sie waren hier! . . . bei einem jungen Mädchen!

Guido. (zwingt ſich zu lächeln). Ach ja, Hoheit, das iſt allerdings wahr . . .

Giov. Bei einer Perſon, die ich aus meiner Gegenwart, aus dieſem Schloſſe verbannt hatte, und die dennoch dieſen Morgen ſich hier unter einer Verkleidung eingeſchlichen hat.

Guido. (für ſich). Du mein Himmel!

Eleon. Das wäre doch ſehr ſtrafbar!

Giov. Sehr! ſehr! Eine Feindin von mir, die gegen mich verſchworen iſt.

Eleon. (für ſich). Noch eine!

Giov. Eine gefährliche Feindin! . . . Und Sie haben ihr Ihren Schutz angeboten . . . Ihre Dienſte . . .

Eleon. (mit Vorwurf). Ei, ei, Herr Graf, das klingt ja wahrhaftig wie Hochverrath!

Guido. (ſchnell). Es walten dabei nicht die geringſten politiſchen Beweggründe vor, das ſchwöre ich Ihnen!

Giov. Und welche denn ſonſt?

Eleon. Ja, welche?

Guido. Ich bitte um die Vergünſtigung, ſie Seiner Hoheit vertrauen zu dürfen ... aber nur Ihr allein!

Giov. (aufſtehend und ihm ein Zeichen gebend näher zu treten). Sprechen Sie, Herr Graf!

Guido. (im Vorgrund halb leis zum Herzog). Ich wußte allerdings, daß es Euer Hoheit Schweſter ſei; daß Sie verboten hatten, es zu wagen, die Augen zu ihr zu erheben. ... Ja, Hoheit, bis und nur dies allein iſt mein Verbrechen! ... Ich liebe dieſes herrliche Mädchen!

Giov. (bewegt). Sie? — Sie, Herr Graf, der nichts liebt?

Guido. (feurig). Bis dahin ... ja! Bis dahin mochte das wahr ſein. ... Aber wenn Sie wüßten, welche Empfindungen mich bei ihrem Anblicke durchdrangen ... welch noch nicht gekanntes Gefühl mich hinriß, welch ...

Giov. (verlegen). Sie täuſchen ſich.

Guido. Nein, nein, ich ſchwöre es bei meiner Ehre, ſchwöre es bei Allem, was mir heilig iſt! ... und der Beweis davon iſt ... daß ich, zitternd und furchtſam bei ihrem Anblicke ... es kaum gewagt habe, ihr zu ſagen ... ich liebe ſie! ich bete ſie an!

Giov. (bewegt). Das haben Sie ihr geſagt?

Guido. Ich ſchwöre es Ihnen ... daß ſie es nicht weiß!

Giov. Sie weiß es doch, Herr Graf!

Guido. Ich versichre Ihnen, nein!

Giov. Und ich versichre Ihnen, ja!

Guido. (sich verbeugend). Ich darf nicht wagen, Euer Hoheit zu widersprechen.

Guido. Noch mehr! man hat mir versichert, daß Sie sie bei der Hand genommen und diese an Ihre Lippen gedrückt haben.

Guido. (stammelnd). Was ... das betrifft, Sire, ... so glaube ich kaum ...

Giov. (bewegt). Und ich, ich weiß es gewiß! ... Man sagte sogar ... aber dem habe ich doch nicht Glauben beimessen können ... daß Sie es gewagt haben ... sie zu umfassen!

Guido. (schnell). Anfangs! ... zuerst! Da kann ich nicht Nein sagen ... aber da meinte ich noch, es sei Margherita.

Giov. (die Arme kreuzend). Ei! Und wenn es nun Margherita gewesen wäre, Herr Graf!

Guido. Verzeihung! ... es ist wahr! ... Ich weiß nicht mehr, was ich spreche!

Eleon. (vortretend). Er hat also gestanden?

Guido. Ich habe für meinen Herzog keine Geheimnisse.

Eleon. Und der Plan, den Eure Hoheit mir vorhin mittheilen wollten?

Giov. Soll Ihnen nicht verborgen bleiben. (zu Guido.) Nun nur noch ein einziges Wort mit Ihnen, Herr Graf! Ihre Begnadigung beruht darauf. ... Die Frau Marchese, meine würdige Tante, welche Ih-

D.* salische Gesetz.

nen früher die Hand ihrer Tochter verweigert hatte, ſcheint geneigt, ſie Ihnen jetzt zu gewähren, und Sie werden daher, trotz der vorgeſpiegelten Leidenſchaft, von der Sie eben ſprachen, dieſe Hand annehmen ... und meine Schweſter vergeſſen.

Guido. Wenn die Gnade, wenn die Freundſchaft Euer Hoheit nur um dieſen Preis zu erkaufen iſt, ... ſo habe ich keine Hoffnung mehr ... denn ich ſchlage dieſe Hand aus.

Giov. Sie ſchlagen ſie aus! das iſt gut! das iſt vortrefflich!

Eilfter Auftritt.

Die **Vorigen**. **Daniele** kommt aus der Thür links.

Dan. (leis eintretend und ſich halb leis an Eleonore wendend, ohne die Soldaten im Hintergrunde zu ſehen). Gnädige Frau!

Eleon. (ſich zu den Soldaten wendend und auf Daniele zeigend). Nehmen Sie dieſen Mann gefangen!

Dan. (beſtürzt). Was? wie? mich arretiren!

Giov. Was giebt es?

Eleon. Dieſer Mann iſt einer von denen, die in die Verſchwörung gegen Euer Hoheit verwickelt ſind, die ich kenne.

Dan. (vortretend). Das glaube ich wohl!

Giov. (ſtreng). Still jetzt, damit beſchäftigen wir uns ſpäter. (zu Eleonore.) Kommen Sie, liebe Tante, ich will Ihnen und Ihrem Gemahle eröffnen,

in welche Hände ich meine Macht niederzulegen gedenke.

Eleon. Abdiziren!

Guido. Wie? Sire! Sie könnten . . .

Giov. Bis dahin, Herr Graf, verbiete ich Ihnen, dieſes Haus hier zu verlaſſen: . . . (Guido nähert ſich bittend dem Herzoge, der ihm aber mit einer Handbewegung nochmals andeutet, zu bleiben. Eleonore thut daſſelbe gegen Daniele, der ſie um Erklärung anzugehen ſchien, dann geht ſie mit dem Herzoge ab.)

Zwölfter Auftritt.

Daniele ſetzt ſich links hin. **Guido** rechts. **Soldaten** im Hintergrunde.

Guido. (in einen Seſſel ſinkend). Der Undankbare! . . . das iſt hart.

Dan. (ebenſo). Es iſt namenlos!

Guido. Man diene nur dem Fürſten!

Dan. Man diene nur vornehmen Damen!

Guido. Weil ich ſeine Intereſſen fördern will . . .

Dan. Weil ich ihre Befehle vollziehen will . . .

Guido. Mich in Ungnade zu ſtürzen!

Dan. Mich aufhängen zu laſſen!

Guido. (mit Verdruß). Es gilt mir gleich.

Dan. Mir ganz und gar nicht!

Guido. (um ſich her blickend). Wenn ich aber von hier entkommen könnte . . .

Dan. Wenn ich nur meinen Kopf aus der

Schlinge ziehen könnte ... (er bemerkt Margherita, welche aus der Thüre rechts kam und mit den Soldaten sprach, indem sie ihnen Daniele zeigte). Mein Gott! Margherita.

Dreizehnter Auftritt.

Daniel. Margherita. Guido, der mit dem Kopfe in die Hände gestützt am Tische rechts sitzt.

Marg. (zu Daniele tretend). Ists denn möglich, was mir die da sagen? ... Du! Daniele! gehängt!

Dan. Ja, dessen kannst Du Dich rühmen!... Du ganz allein bist Schuld daran! ... Darüber bin ich eben so wüthend! ... das schmerzt mich noch mehr, als das Gehängtwerden! ... Das heißt, nein... mehr nicht ... aber gerade eben so viel!

Marg. Und ich bin Schuld daran?

Daniele. Ja, durch Deinen Verrath.

Marg. Wie?

Dan. Mithin will ich nichts mehr von Dir wissen ... verlange nichts mehr von Dir ... aber bei alle dem ... wenn ich an Deiner Stelle wäre ...

Marg. Was dann?

Dan. Wenn Du nur ein wenig Rechtschaffenheit besäßest ...

Marg. Was könnte ich denn für Dich thun?

Dan. Das fragt sie noch! ... sie, die das Glück genießt ... das heißt ... es ist eigentlich kein Glück ... aber weil es nun einmal so ist ... so wirds

deshalb nicht beſſer und nicht ſchlimmer werden ... und wenn ich ſo wie Du wäre, ſo ſagte ich zu mir ſelbſt: Der arme Junge! ... zu gleicher Zeit verrathen und aufgehangen zu werden ... das iſt doch gar zu viel! ... und wenn man das zur Hälfte theilte ...

Marg. Ach Gott! wenn ich das nur könnte! ... wenn es nur von mir abhinge!

Dan. Alle Wetter! bei Deinem Einfluſſe ... Deiner Stellung ...

Marg. So glaubſt Du wirklich noch, daß ... Ach nein! ganz und gar nicht!

Dan. Ach, geh doch!

Marg. Ich Dich verrathen, Dich hintergangen haben! nein, lieber ſterben! (ſich an Guido wendend). Nicht wahr, Herr Graf?

Guido. He? ... Ja, ja! ich bezeuge es Dir.

Dan. (erſchrocken). Ach Gott! was muß ich da hören!

Guido. Daß ſie nie die Geliebte des Herzogs geweſen iſt.

Dan. (außer ſich). Ach du mein Himmel!

Guido. Niemals. Das iſt gewiß! Ich habe nur das Gerücht ſo verbreitet ... Es war kein Wort davon wahr ... ich ſchwöre es auf Ehre!

Dan. (ſtößt einen Freudenſchrei aus und breitet die Arme aus, auf Margherita zuſtürzend). Ha! (plötzlich bleibt er voll Schrecken ſtehen). Dann werde ich gehängt! (zu Margherita, die ihm die Hand entgegenſtreckt). Gleichviel! ... ich danke Dir dennoch! ... Ich habe

ja doch ſo nur noch die Hälfte von dem, was ich befürchtete ... die andere Hälfte freilich! ... aber ſei es darum! ... es iſt eine ſo viel werth, als die andere! ...

Marg. (halbleis). Und ich ... ich gebe die Hoffnung noch nicht auf!

Dan. Welche?

Marg. Still! Man kommt! Ohnſtreitig der Herzog! ... Nein es iſt die Marcheſa.

Vierzehnter Auftritt.

Die **Vorigen. Eleonore** kommt ſchnell von links her. Sie giebt den Soldaten ein Zeichen, Daniele abzuführen, der mit Margherita zur Thür links abgeht.

Eleon. (zu Daniele). Fort!

Dan. (geht im Geleit von zwei Soldaten ab. Margherita folgt ihm.)

Guido. Die Marcheſa! Was kann ſie mir ſagen wollen?

Eleon. Nach der Unterredung, die Sie mit dem Herzoge in meiner Gegenwart gehabt haben, können Sie nicht läugnen, daß auch Sie ſo einige Ideen ... einige Abſichten gegen denſelben gehabt haben.

Guido. (feurig). Nein, nie dachte ich daran.

Eleon. (ſehr freundlich). Ich mache Ihnen keinen Vorwurf darüber und verlange nicht, Ihre Geheimniſſe zu erfahren! Ich komme blos, Ihnen Frieden

oder Krieg zu bieten. Morgen besteht der Herzog darauf, zu abdiziren.

Guido. Die Gesetze des Landes erlauben es ihm nicht, das Schicksal seines Reichs den Händen des Grafen von Villefrance anzuvertrauen.

Eleon. Auch will er das Scepter in eine Hand legen, die würdiger ist, es zu führen.

Guido. (spöttisch). Ich verstehe, gnädige Frau! ... diese Hand ... ist die Ihre.

Eleon. Und wenn es so wäre?

Guido. Aber die Gesetze des Reichs, das salische Gesetz, schließen leider die Frauen unbedingt vom Throne aus.

Eleon. Nur das Gesetz, Herr Graf? Weiter nichts?

Guido. Wie, gnädige Frau? Ist das ein nichts?

(Man hört eine kriegerische Musik.)

Eleon. Da, mein Herr Graf! Vernehmen Sie wohl?

Guido. (erschrocken). Was bedeutet das?

(Man hört in der Ferne Musik und Jubel.)

Funfzehnter Auftritt.

Die **Vorigen.** Der **Marchese.** Dann **Daniele.**

Graf. (schnell eintretend). Meine Gemahlin! ... Frau Marchesa ... (halb leis mit Entzücken). Ich wollt sagen ... Durchlauchtigste Frau Herzogin!

Eleon. (ſtößt einen Freudenſchrei aus und legt die Hand aufs Herz.) Ah!

March. Sie haben geſiegt!

Guido. Was bedeutet das?

March. Unterwegs ... im Hierhereilen ... habe ich einen armen Teufel gefunden ... den die Wachen transportirten ... (auf Daniele zeigend) und dem ich Gnade angedeihen ließ. (halb leis). Ich, der Gemahl der Herzogin. ... Am Thronbeſteigungstage muß man Begnadigungen ausüben ... und Hoheit billigen gewiß ...

Eleon. (mit gnädiger Miene). Wir billigen.

Guido. Aber wir, wir billigen nicht, und nehmen das Geſetz in Anſpruch.

Eleon. Und wenn es nun aufgehoben worden wäre?

Guido. Mein Gott!

March. Wenn die Stände des Reichs, denen dieſes Recht zuſteht ...

Eleon. Und deren Vorſitzender mein Gemahl iſt ...

March. Mittels der Beihülfe unſerer Freunde ...

Eleon. Und der des Herzogs ſelbſt ...

March. Mit einer Mehrheit von funfzehn Stimmen ...

Eleon. Die weibliche Erbfolge ...

March. Decretirt hätten!?

Guido (mit zorniger Bewegung.) Unmöglich!

mer wieder die Worte ein, mit denen er mich empfing und eiskalt läuft es mir dabei über den Rükken, oder vielmehr übers Herz, denn ich habe nun einmal den unglüklichen, nenne es Fehler, wenn Du willst, daß mein Innerstes sich ordentlich krampfhaft zusammenzieht, wenn ich einem Menschen gegenüber stehe, der — der, nun der nicht kalt noch warm wird, und wenn, ich glaube, der ganze Himmel sich auf den Kopf stellte.

Wie wir von einander in Wien Abschied nahmen, Du dem Westen, ich dem Norden zuzog, jeder in seine Heimath, und wir nun zum letzten Mal vielleicht in dieser Welt einander in den Armen lagen, und noch einmal die schöne heilige Freundschaft beschwören, die früh errichtet, so manches Jahr treu und dauernd ausgehalten hatte, und so Gott will, treu und dauernd aushalten soll, so lange noch ein Athemzug die Brust von einem von uns beiden hebt: Sieh Leopold, als wir da immer wieder von neuem Abschied nahmen, und noch aus dem dahin rollenden Wagen, so lange wir uns noch sehen konnten, einander zuwinkten, da war es mir in dunkler Voremyfindung schon, als sage eine innere Stimme unaufhörlich mir zu: „Du gehst zwar den Gegenden jetzt entgegen, wo Deiner Kindheit ruhig heitere Tage verflossen, aber die, denen Du nun entgegen gehst, werden nicht so seyn.“ Es ist wahr, Leopold, ich habe fast seit der Zeit, wo dein Laufe

Eleon. Und doch wahr!

March. Da kommen sie schon, um meiner Gemahlin Glück zu wünschen.

Sechzehnter Auftritt.

Die **Vorigen.** **Giovanna** als Frau im herzoglichen Schmucke. **Hof** von Damen und Herren. **Soldaten.** **Margherita.**

March. und Eleon. (als sie Giovanna erblicken). Mein Himmel! . . . Was ist das?

Giov. Ihre Nichte, meine theure Tante, die hierher eilt, Ihnen ihren Dank abzustatten.

Eleon. (erschrocken). Was bedeutet denn das?

Giov. Das bedeutet . . . daß es keinen Herzog mehr giebt. . . . Dieser hat, wie er es Ihnen versprach, feierlichst abdizirt: . . . aber beruhigen Sie sich! . . . Die Regierung wird nicht den Händen der Familie entzogen werden! . . . Die Tochter des verstorbenen Herzogs'. . . (zu dem Marchese, der eine Bewegung des Staunens macht.) Ja! seine Tochter . . . wie Sie aus den Schriften ersehen werden, die Sie ihr heut selbst überreichten . . . die Tochter des Herzogs kann jetzt, Dank sei es Ihnen, Dank sei der durch Ihre Beihülfe bewirkten Aufhebung des sallschen Gesetzes, den Thron besteigen . . . (mit Stolz) Und sie hat ihn bestiegen!

March. (für sich). Ich bin todt!

Eleon. Und ich beschämt!?

Giov. (nimmt freundlich lächelnd Eleonorens Hand). Gut gespielt! Nicht wahr, liebe Tante. . . . Aber jetzt,

wo die Frauen herrſchen, muß man auf Alles gefaßt ſein. (mit ernſterem Tone.) Was die kleine Hinterliſt betrifft, welche Sie Beide gegen den Herzog im Sinne hatten, ſo ſollte die Herzogin ſie wohl eigentlich beſtrafen ... aber die Nichte vergißt ſie und bittet blos ganz ergebenſt, (ſtreng) es nicht wieder zu thun!

Dan. (zu Margherita). Wie? ... das war der Herzog! .... derſelbe, der ... Nun, bei einem ſolchen Fürſten hatte es keine Gefahr.

Marg. Aber! nicht mehr ſo voreilig, ſo mißtrauiſch, ſonſt ... (ahmt den Ton Giovanna's nach) jetzt, wo die Frauen herrſchen ... muß man auf Alles gefaßt ſein. (Während dieſes Geſpräches hat Giovanna mit ihren Blicken Guido geſucht, der ſich indeß verlegen unter die Menge zurückgezogen hat. Sie winkt ihm näher zu treten.)

Giov. Guido ... unſer Gardecapitän ... unſer wackerſter Freund ... unſer treuergebenſter Vetter ... nehmen Sie dieſen Degen zurück, den Sie ſtets nur dazu gebrauchten, uns zu beſchirmen, und zu vertheidigen: ... und nun ... auf Ihre Kniee! ... Schwören Sie den Eid ewiger Treue ...

Guido. (kniet vor ihr). Meiner Herzogin?

Giov. Nein ... Ihrer Gattin! (ſie erhebt ihn und ſinkt an ſein Herz).

(Der Vorhang fällt ſchnell.)

Der Plagegeiſt.

Scherz in drei Akten.

Frei nach dem Italieniſchen des Cipriani
(Duca di Ventignano)

von

Theodor Hell.

Perſonen:

Baron Almerio.

Gräfin Balverde.

Roſina, ihre Tochter.

Marcheſe Ciambi.

Alberto, ſein Sohn.

Cavaliere Valerio.

Doctor Bartoli.

Filiuto Acuti.

Agapito, Haushofmeiſter.

Anaſtaſio, Kammerdiener.

Dienerſchaft.

Die Handlung geht auf einem bei Neapel gelegenen Landgute des Barons vor.

Vorbemerkung.

Je seltener es der Fall ist, daß neuere Arbeiten italienischer Bühnendichter in deutscher Bearbeitung zur Aufführung gelangen, ja, auch nur zur Lectüre dargeboten werden, desto interessanter dürfte das nachstehende dramatische Product eines der jetzt beliebtesten Lustspieldichter Italiens sein, und dies um so mehr, als es mir, da es noch ungedruckt, durch die ausgezeichnete Güte des Verfassers im Manuscripte mitgetheilt worden ist. Unter dem Namen Cipriani verbirgt sich einer der gefeiertesten und liebenswürdigsten Dichter Neapels, dessen Soccatore — denn dies ist der italienische Name dieses Lustspiels — auf allen rezitirenden Bühnen seines Vaterlandes mit dem größten Erfolg aufgeführt worden ist. Mit Vergnügen habe ich eine freie Bearbeitung dieses heitern Scherzes für deutsche Bühnen unternommen, der Schauplatz mußte aber

Italien bleiben, da die Hauptcharactere, ja selbst die Katastrophe ganz für dortige Beziehungen berechnet sind. Bei beifälliger Aufnahme dieser Kleinigkeit darf ich hoffen, auch noch einige größere, regelmäßigere Lustspiele desselben Verfassers für meine Landsleute zur Bearbeitung zu erhalten.

Th. Hell.

Erſter Akt.

Die Bühne ſtellt einen anſtändig meublirten Saal eines Landhauſes vor. Vier Seitenthüren und eine Thür in der Mitte, neben welcher zwei Fenſter.

Erſter Auftritt.

Agapito, Anaſtaſio und Diener.

Agap. (ſitzt an einem Tiſche und ordnet Papiere.) Kinderchen, ſputet Euch! Obgleich der Herr Baron erſt geſtern Abend aus Neapel hier angekommen iſt, wird er doch ſich bald hier ſehen laſſen.

Anaſt. (der mit den Dienern das Gemach in Ordnung bringt.) Da haben Sie ganz Recht, Herr Haushofmeiſter. War ich doch geſtern ſelbſt mit zugegen, als er Ihnen ſagte, daß er heute große Geſellſchaft aus Neapel erwarte und geſchwind ſeine Geſchäfte abthun wolle, um dann ſich ohne Störung der Villeggiatura auf dieſem ſeinem reizenden Landhauſe hinzugeben. Und wahrhaftig, es iſt hier delicios! Ich bin weder in Avellino noch in der Gegend hier geweſen, ohne es wunderherrlich gefunden zu haben, und man muß ſagen, eine ſchönere Villa als dieſe hier kann's gar nicht geben.

Agap. Ja, das ſieht ſo aus bei Euch Neapolitanern, die Ihr blos in der ſchönen Jahreszeit auf's Land kommt. Ihr ſolltet nur einmal im Winter hier ſein, wenn's ſo recht regnet und ſtürmt, und wohl gar Schnee liegt, daß man nicht aus dem Hauſe kann, da würdet Ihr ganz anders pfeifen! ... Doch ſtill, ſtört mich nicht. Ich muß hier die Rechnungen von den letzten drei Jahren vollends in Ordnung bringen, die ſich der gnädige Herr heut Morgen, ſobald er aufgeſtanden iſt, von mir vorlegen laſſen will.

Anaſt. Das iſt keine Kleinigkeit! Es wundert mich nur, daß Sie dabei noch ſo ziemlich luſtig und vergnügt ausſehen.

Agap. Und warum ſoll ich nicht? Adminiſtrire ich doch ſchon länger als funfzig Jahre ſeine anſehnlichen Beſitzungen hier, und habe alſo Zeit genug gehabt, mein Handwerk kennen zu lernen. Uebrigens iſt auch der Herr Baron ein ächter vornehmer Herr, und hält ſich nicht bei Kleinigkeiten auf, welche ehrliche Leute in einige Verlegenheit ſetzen könnten. ... Da iſt er ſchon!

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Der Baron.

Bar. Anaſtaſio, ich ſuchte Sie eben, und es iſt mir lieb, Sie hier zu finden. Es werden dieſen Vormittag einige gute Freunde hier eintreffen, die ich zu einer Villeggiatura hierher eingeladen habe. Sie müſſen alſo Sorge für deren Empfang tragen und vor

allem die nöthigen Zimmer für ſie einrichten. Die beſten in meiner Villa für die Frau Gräfin Valverde mit ihrer Tochter. Ein paar andere für den Marcheſe Ciambi und ſeinen Sohn Alberto, ebenſo eins für den Cavaliere Valerio und endlich eins für meinen Advocaten, Doctor Bartoli. Sorgen Sie dafür, daß nichts fehle und Alles in gehörigem Stande ſei. Ich verlaſſe mich darauf. (Anaſtaſio geht ab.) Agapito, dieſes Mal wird meine Villeggiatura etwas ſtürmiſch werden, wie ich Dir ſchon ſagte, als Du vorige Woche in Neapel warſt. Ich muß mich ganz wider meinen Willen hier nicht nur mit meinen eigenen Angelegenheiten, ſondern auch mit denen andrer Leute beſchäftigen.

Agap. Ja, das ſagten der gnädige Herr mir neulichſt, beliebten aber nicht in die nähern Umſtände dabei einzugehen, nach welchen zu fragen mir gar nicht geziemen würde.

Bar. Im Gegentheile will ich gegen Dich mein Herz erleichtern und Dir Alles ſagen, aber jetzt wollen wir vor allen Dingen unſere rückſtändigen Rechnungen von 3 Jahren her in Ordnung bringen und damit hoffentlich dieſen Morgen zu Stande kommen, ehe der ganze Schwarm eintrifft, den ich erſt gegen Mittag erwarte.

Agap. Meine Papiere ſind ſchon ganz in Ordnung dazu.

Bar. Deſto beſſer, deſto beſſer! Siehſt Du, da iſt ein alter Freund von mir, der Cavalier Valerio, der auf das bloße Zureden ſeines und meines Advocaten, des Doctors Bartoli, einen Prozeß angefangen und dieſen richtig verloren hat, wobei es ſich denn etwa um 1000 Stück Ducaten handelte. Sollteſt Du nun wohl glauben, daß der Herr Doctor jetzt für ſeine Mühe und Koſten bei dieſem Prozeſſe kein geringeres Honorar als 300 Scudi verlangt? Valerio hat ihm das natürlich nicht geben wollen und jener ihn nun vor den Gerichten deshalb verklagt, ſo daß mein armer Freund, der nicht eben mit ſeinen Finanzen ſich in ſehr glänzender Stellung befindet, befürchten muß, in dieſe Zahlung verurtheilt zu werden. Da hat er ſich denn in dieſer Noth an mich gewendet und mich erſucht, einen Vergleich zu vermitteln.

Agap. Das wird ſchwer halten! Und was haben Sie nun gethan?

Bar. Ich habe den Doctor Bartoli ebenfalls zu mir hierher eingeladen, und hoffe nun, daß wenn ſie beide hier in heiterer Geſellſchaft ſich zuſammenfinden, und ein gutes Glas Wein mit einander trinken, die Sache friedlich beigelegt werden wird. Aber das iſt das Wenigſte. Ich habe noch eine andere Angelegenheit auf dem Nacken und weiß durchaus noch nicht recht, wie ich mir da heraushelfen ſoll. Höre nur. Ich bin ein alter Bekannter und Freund der Gräfin Valverde, einer etwas reifen Witwe, da ſie ſchon ihre 55 Jährchen zählt. Dieſe hat nun eine

der Natur nach das tiefere Gefühl sich in den Menschen zu entwickeln pflegt, sehr isolirt gestanden, und die wenigen Glieder meiner Familie, d. h. diejenigen, die durch die Bande des Bluts mir am nächsten angehören, wurden durch ungünstiges Geschick nicht sowohl mir entfremdet, das konnten sie meinem Herzen nie werden, als entfernt, und erst kurz vorher ehe ich das Haus, in welchem ich die letzten Jahre meines Jünglingsalters verlebte, verließ, kehrte meine Mutter mit meiner Schwester dahin wieder zurück, nachdem erstere eine lange Zeit in den trüben Verhältnissen einer unglücklichen, nicht durch Herzensgefühl, sondern durch kaufmännische Berechnung geschlossenen zweiten Ehe gelebt hatte. Du kannst Dir denken, daß, als dies geschah, Mutter und Schwester wieder in das Haus meines Onkels kamen, abhängig jetzt wieder von ihm wie sie es früher schon seit meines Vaters Tode gewesen waren, wie ich es war, dem er Vaterstelle vertreten wollte und es doch nie konnte, denn, macht Nahrung und Kleidunggeben schon den Vater, wenn nicht das väterliche Herz dazu kommt? Sieh Freund, da kannst Du Dir schon denken, daß nicht die heiterste Stimmung uns beseelen konnte, und wenn auch bei uns Kindern der natürliche Ausblitz jugendlichen Frohsinns mitunter hervortrat, so wurde er doch gar bald, und gar sehr gedämpft, wenn wir der Mutter trübes Auge, wenn wir ihres Bruders ewig kalte,

Tochter, welche ſchön iſt und eine ſehr reiche Mitgift zu erwarten hat. Desgleichen beſitzt ein anderer Freund von mir, der Marcheſe Ciambi, ein Mann aus ſehr angeſehener Familie, der aber eben nicht ſehr mit Glücksgütern geſegnet iſt, einen einzigen Sohn, der mit der Gräfin Tochter, Roſina, ſich in ein kleines Liebesverhältniß eingelaſſen hat. Das weiß auch ſein Vater, hat natürlich, da die Parthie ſehr vortheilhaft iſt, nichts dagegen, und nun durch mich der Mutter des jungen Mädchens Vorſchläge wegen einer Verbindung der beiden jungen Leute machen laſſen. Nun denke Dir einmal, was mir dieſe Närrin geantwortet hat. Ich muß vorausbemerken, daß der Marcheſe ein auffahrender, reizbarer Mann iſt und eine perſönliche, unüberwindliche Abneigung gegen die Gräfin hat. Denke Dir nun alſo, dieſe hat den Muth gehabt, dem Marcheſe zu antworten, daß ſein Sohn nur dann ihre Tochter bekommen könne, wenn er, der Vater, ihr ſelbſt, der Gräfin, ſeine Hand reiche. Bei dieſer Lage der Sachen habe ich denn nun beide Partheien um ſo mehr hierher zu mir eingeladen, weil auch das junge verliebte Paar ſich meinem Schutze, meiner Vermittlung anempfohlen hat. Ich will zuvörderſt mit dem Marcheſe ſprechen, dem ich noch nichts davon geſagt habe. Er wird allerdings ſchreien und ſpectakeln, ich aber ruhig vorſtellen und freundlich bitten. Richte ich aber trotz deſſen nichts bei ihm aus, ſo werde ich mich an die Alte wenden. Auch bei ihr werde ich bitten, und vorſtellen, und wenn nichts hilft, ein we-

niz grob werden. Aber Alles das muß heute abgemacht ſein, denn morgen ſchicke ich die ganze Geſellſchaft wieder nach der Stadt zurück, denn auf dem Lande will ich in Ruhe und Frieden leben, mich divertiren und nicht an Unannehmlichkeiten denken. Verlieren wir alſo keine Zeit. Setzen wir uns nun dort an den Tiſch und ſuchen wir mit Deinen Schreibereien in's Klare zu kommen.

Agap. Sie werden alle Rechnungen in der beſten Ordnung finden.

Bar. Davon bin ich überzeugt. (fängt an zu leſen) „Rechnuug von 1842. Einleitung." — Das brauche ich nicht erſt zu leſen. Das weiß ich ſchon im voraus. — Alſo weiter. „Aufwand für Papier, Federn, Sand, Dinte, Oblaten und Siegellack, bei dem Briefwechſel mit dem Herrn Baron: 214 Lire 19 Soldi." ... 214 Lire für ein einziges Jahr! Agapito, Agapito, nimm mir's nicht übel, das iſt doch ein wenig zu ſtark!

Agap. Verzeihen Sie, Herr Baron, was geſchrieben iſt, iſt geſchrieben, und Sie werden mich doch nicht für fähig halten ...

Bar. O, das ſage ich nicht! Du biſt ein Ehrenmann, das weiß ich, aber manchmal kann Dir doch auch ſo eine kleine Diſtraction vorkommen, ein Rechnungsfehler und dergleichen. — Siehſt Du, die Rechnung über dieſen Poſten läßt ſich recht leicht machen. Du ſchreibſt mir ſtets zweimal in der Woche. Das macht jährlich höchſtens 110 Briefe. Alle Wetter, da käme ja jeder auf 20 Lire zu ſtehen!

Agap. Geben Sie mir doch noch ein Mal die Rechnungen her! Ich muß doch selbst nachsehen ... Ja, ja, da kommt's heraus! Es ist ein bloßer Irrthum! Sehen Sie nur, Herr Baron, der Zug hier, der für eine 2 gegolten hat....

Bar. Nun ja, ich sehe.

Agap. Der ist keine eigentliche 2, sondern nur ein Schnörkel von der 1, die nachher kommt und folglich beträgt die ganze Summe eigentlich nur 14 Livre und 19 Soldi.

Bar. Das lasse ich mir gefallen. Aber solche Schnörkel will ich mir für die Zukunft verbeten haben.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Anastasio.

Anast. Gnädiger Herr, es ist Jemand draußen, der mir diesen Brief eingehändigt hat.

Bar. Aha, von meinem Onkel! (öffnet und lies't.) „Florenz am 3. September. Lieber Neffe! Ueberbringer dieses ist Herr Filiuto Acuti aus Poggibronzi, ein sehr werther Freund von mir, der um seiner Gesundheit willen sich nach Neapel begiebt. Er ist ein Mann von sehr großen Talenten, aber sehr geringen Glücksgütern. Da ich Dein edles Herz kenne und Dich schon auf dem Lande vermuthe, so ersuche ich Dich, ihn so freundlich aufzunehmen, zu beherbergen und alle gefälligen Rücksichten für ihn zu nehmen, wie Du sie mir selbst gewähren würdest.“ Alle Wet-

ter! Mein Onkel verwendet ſich gewaltig warm für ihn. Laſſen Sie ihn eintreten.

Agap. So kann ich alſo gehen?

Bar. Keineswegs. Du bleibſt hier, ich mache dem Herrn ein kurzes Compliment und wir ſetzen dann unſere Arbeit fort.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Filinto.

Fil. (ſtets mit der Lorgnette in der Hand.) Mein Herr Baron ...

Bar. (ſteht auf.) Erlauben Sie, mein Herr?

Fil. Filiuti Acuti di Poggibonzi.

Bar. Seien Sie mir willkommen.

Fil. Darf ich mir erlauben, dem würdigſten Neffen des vortrefflichſten aller meiner Gönner und Freunde meine Hochachtung zu bezeugen?

Bar. Es iſt mir ſehr angenehm, Ihre Bekanntſchaft zu machen. Nehmen Sie Platz, mein Herr. (ſie ſetzen ſich.)

Fil. Vielmehr muß ich nun ſelbſt meine kleinen Unannehmlichkeiten mir zum höchſten Glücke rechnen, da ſie mir die hohe Auszeichnung verſchafft haben, einer ſo glänzenden Aufnahme gewürdigt zu werden.

Bar. O, bitte recht ſehr! Keine ſolchen Complimente! Sagen Sie mir lieber, was das für Unannehmlichkeiten ſind, von denen Sie geplagt werden.

Fil. Ach, verehrter Herr Baron, Schlafloſig-

keit iſt das ſchlimmſte von allen. Ich kann weder bei Nacht noch bei Tage ein Auge zuthun.

Bar. Das bedaure ich ſehr, hoffe jedoch, daß Sie in der geſunden reinen Luft dieſer ländlichen Umgebung Erleichterung finden werden.

Fil. Sagen Sie vielmehr in Ihrem verehrten Hauſe. Ich bin ſchon von Ihren eigenen hohen Vorzügen und von der heitern Geſellſchaft in Kenntniß geſetzt, die Sie hier um ſich zu verſammeln pflegen, und hoffe daher, daß mein Geſang....

Bar. Liebſter Freund, nur keine Complimente! Ich bitte nochmals darum. Ich ſehe Sie hier als einen alten Bekannten an; Sie können ſich daher auch als völlig ungenirt in meinem Hauſe betrachten. Gehen Sie, kommen Sie, bleiben Sie und leben Sie, ganz nach Belieben und ohne alle Umſtände.

Fil. Ihre ſo ungemein gütige Aufnahme raubt mir ſelbſt die Worte, um meinen Dank nach vollſter Gebühr ausſprechen zu können. Ich vermag daher zur Vergeltung für all dieſe Güte....

Bar. Um des Himmels willen, nur keine Complimente! Auf dem Lande herrſcht Freiheit und Ungebundenheit.

Fil. Vortrefflich geſagt! auf dem Lande muß man ſich einander nicht zur Laſt fallen.

Bar. He da, Anaſtaſio! (Anaſtaſio tritt ein.) Führen Sie dieſen Herren in die noch leer ſtehenden Zimmer und laſſen Sie ihm dasjenige ſich davon auswählen, was ihm am Beſten gefällt. Thun Sie, als

ob Sie zu Hause wären, mein lieber Herr Filiuto. Ruhen Sie ein wenig, und richten Sie sich dann mit Ihrem Gepäck so bequem als möglich ein. Ich will indeß hier noch vollends ein Geschäft zu Ende bringen, das mir sehr am Herzen liegt.

Fil. Ganz nach Belieben. Sollte mich der Himmel bewahren, daß ich Sie auch nur einen Augenblick in irgend etwas stören möchte! (er entfernt sich, bleibt aber im Hintergrunde der Bühne stehen und spricht mit Anastasio.)

Bar. (glaubend, er sei abgegangen, zu Agapito.) Es ist ein recht höflicher Mann. Die Florentiner haben das alle in der Art. Und jetzt vorwärts. (Er setzt sich und lies't weiter in den Rechnungen. Filiuti tritt wieder unbemerkt hinter ihm vor, und sieht mit der Lorgnette in die Papiere.) „Ausgaben für Baulichkeiten." Ei, das ist eines der bedeutendsten Kapitel in Deinen Rechnungen, das kenne ich bereits. „Für eine neue Mauer um die Nordseite des großen Weinbergs ..."

Fil. 460 Lire, 6 Soldi.

Bar. (überrascht ihn bemerkend.) Sie sind noch hier?

Fil. Ich habe gebeten mein Felleisen und meine Violine hieher bringen zu lassen.

Bar. Recht schön! ... Sie sind selbst Dilettant?

Fil. Anfänger auf der Violine. Ich suche stets irgend ein kleines Talent in mir auszubilden, um meinen Freunden und den geselligen Kreisen, in denen ich

lebe, mich angenehm zu machen. So habe ich mich auch auf die Improviſation gelegt.

Bar. Vortrefflich!

Fil. Und wenn Sie einmal mir erlaubten ...

Bar. Oh, wir werden gewiß von Ihrem Anerbieten Gebrauch machen.

Fil. So eine kleine Unterhaltung unter uns und ohne Jemand zur Laſt zu fallen ...

Bar. Ganz recht, ohne Jemand zur Laſt zu fallen. (Anaſtaſio kommt mit den gedachten Sachen.)

Fil. Ah! da iſt ja mein Hab und Gut! Mit Erlaubniß. (er geht mit Anaſtaſio ab.)

Bar. (zu Agapito.) Es iſt ein ganz vortrefflicher Menſch, aber dieſe Violine jagt mir einige Angſt ein! ... Nun geſchwind, Agapito! keine Zeit verloren. Wo blieben wir denn ſtehn? Ja, bei der Weinbergsmauer. Nur 460 Lire 6 Soldi! Das iſt ja viel weniger als ich mir vorgeſtellt hätte, und ich bin damit ſehr zufrieden.

Agap. Dies hier iſt die ſpecielle Rechnung darüber.

Bar. (andre Schriften leſend.) „Regiſter und Inventarium ...“ (Man hört in der Scene ein lautes Gekreiſch auf der Violine.) O weh! was iſt denn das?

Agap. Es wird der fremde Herr ſein.

Bar. Regiſter und Inventarium ... (man hört die Violine noch lauter und ſchreiender.) Uhi! ... Bei dieſem Gequike iſt es ja unmöglich die Gedanken zuſammen zu behalten! ... Regiſter und Inventarium ...

Fil. (kommt ſelbſt mit der Violine.) Verzeihen Sie! Nehmen Sie ja nicht ungütig! Haben Sie nicht etwa zufällig ein wenig Colophonium?

Bar. Ein wenig Colophonium? Ich! Was ſollte ich denn damit anfangen?

Fil. Aber ich brauche es höchſt nothwendig für meinen Violinbogen.

Bar. Schön, ſchön! Sagen Sie es nur dem Kammerdiener.

Fil. Ich habe ihn in den Garten geſchickt um etwas Malvenblätter für mich zu holen.

Bar. Malvenblätter?

Fil. Ja, Herr Baron, ich brauche täglich einmal einen Decoct von dieſen heilſamen Kräutern. Die Aerzte haben mir ihn verſchrieben um meine Eingeweide anzufeuchten, die etwas vertrocknet ſind.

Bar. Das thut mir ſehr leid. Wenn alſo Anaſtaſio wieder kommt, können Sie von ihm ſich Colophonium beſorgen laſſen.

Fil. Sie ſind allzugütig. Ich empfehle mich daher. (geht in den Hintergrund.)

Bar. Agapito, ich fürchte ſehr, daß heute früh unſre Rechnungsreviſion Schiffbruch leiden wird.

Anaſt. (eilig.) Herr Baron, ſo eben iſt die ganze Geſellſchaft angekommen und ſchon ausgeſtiegen.

Bar. (aufſehend.) Gut denn! Agapito, mit den Rechnungen hat's nun Zeit bis morgen. Ich eile ihnen entgegen zu gehen.

Fil. (vortretend.) Erlauben der Herr Baron, daß auch ich mit gehe?

Bar. Sind Sie denn noch da? Nun ja, meinetwegen, aber ohne Complimente, ohne ...

Fil. Ganz vortrefflich! ohne Complimente, ohne Aufdringlichkeit, ohne ... (geht mit dem Baron ab.)

Agap. (seine Papiere zusammennehmend.) Violine, Malven, Colophonium und trockne Eingeweide! Nun, das ist eine schöne Empfehlung! der Herr Filiuto kommt mir vor wie ein eingefleischter Plagegeist. Gebe der Himmel, daß wir ihn bald los werden, sonst müssen wir alle selbst noch davon laufen. Und das heißt ein ländliches Vergnügen! ... (er geht seitwärts ab.)

Fünfter Auftritt.

Aus der Mittelthür treten ein der **Baron**, welcher **Rosine** am Arm hat und an der andern Seite **Alberto**. Hinter ihnen der **Marchese** und der Cavaliere **Valerio**, so wie Doctor **Bartoli**, welche zusammensprechen und an ein Fenster treten. Zuletzt die **Gräfin** am Arme von **Filiuto**.

Alb. (zum Barone.) Und so lege ich mein Glück in Ihre Hände.

Bar. Ich werde thun was ich kann.

Ros. O, vergessen Sie unsrer nicht!

Bar. Wer könnte das bei einer so reizenden Bittstellerin?

March. (am Fenster.) Was das für eine schöne Aussicht ist!

Val. Man kann sie über den Golf nicht schöner haben!

Fil. (mit der Gräfin im Gespräch eintretend.) Ich kam am 7. mit der Abenddämmerung in Perugia an. Es war gerade eine Mittwoche. Perugia ist, wie Sie wissen, eine sehr sehenswerthe Stadt, und ich beschloß daher, einige Tage dort zu verweilen. Und nun hören Sie, gnädigste Frau Gräfin, was für ein seltsames Abenteuer mir da begegnete.

Ros. (zum Baron.) Der Herr scheint sehr viel mit meiner Mutter zu verhandeln zu haben!

Fil. (fortfahrend.) Ich wollte meine Wohnung in dem besten Gasthofe der Stadt nehmen, dieser war aber schon so voll von Menschen gestopft, daß ich nur mit der größten Mühe ein kleines Stübchen erhielt. Innerhalb drei Tage zogen aber alle wieder ab, so daß ich alleiniger Herr des ganzen Gasthofs verblieb. Da nun aber ... ha, ha, ha ...

Gräf. (für sich.) Der findet ja gar kein Ende!

Fil. Da fing der Wirth einen gewaltigen Streit mit mir an und behauptete, ich hätte alle seine übrigen Gäste aus dem Hause vertrieben! Stellen Sie sich nur vor, wie ich ...

Bar. (für sich.) Ich muß sie nur von ihm los machen! (laut.) Diese Damen und Herren werden gewiß ein wenig der Ruhe bedürfen, vielleicht auch ein wenig sich umzukleiden wünschen. Ich lade daher jeden von ihnen ein, von den für ihn bestimmten Zimmern Besitz zu ergreifen.

Fil. Und ich werde mir's zur Ehre schätzen, die

ernste Miene sahen. Ich gelobte mir damals erst im Stillen, es solle anders werden, wenn ich nur erst groß bin, und selbstständig dastehe; jetzt bin ich groß, stehe, für mich allein allenfalls, selbstständig da, und — es ist doch noch nicht anders! Aber daran liegt es ja eben, ich allein würde mich wenig um all die Rücksichten bekümmern, die hier zu nehmen sind, aber ich habe eine Mutter und eine Schwester, Leopold, die, wenn ich nur entfernt den Gedanken äußere, das Sclavenjoch abzuschütteln, das mir und ihnen mit aufgebürdet ist, bittend mich ansehen, mit Blicken, von denen jeder zu sagen scheint: Denke an uns, Karl, ehe Du handelst."

Sieh Leopold, so sitze ich hier, angeschmiedet, angefesselt an Felsen wie Prometheus einst; in mir regt sichs mächtig und ruft: Mache Dich frei, Du bist ein Mann und die Welt ist groß, aber die Bande lassen nicht nach und ziehen dann nur stärker und schmerzlicher zurück.

Mein Friedrich, Du kennst die treue Seele, die vor den Augen der Welt als mein Diener, in meinem Herzen als mein Freund und Gefährte meiner Jugend dasteht, sprach zu mir unterwegens, wie wir jetzt hieher reisten und von der letzten Station vor Tiefenthal abfuhren: „Zu Hause werden sie sich recht freuen, wenn wir nun ankommen, ich wollte nur, wir träfen die Frau Mutter und ihre Schwester allein und der Herr Kammerrath wäre heut gerade

March. (zu Alberto, mit dem er abgeht.) So komm denn, lieber Sohn, daß wir bald wieder zurück kommen können.

Bar. Valerio! Herr Doctor! ich habe, wie Sie sehen, mit Ihnen allein zu bleiben gewünscht, und Sie wissen alle Beide was mich dazu veranlaßt hat. Ich möchte gern heute noch mit allen Geschäften zu Stande kommen, die ich mir hier vorgenommen habe, um mich dann desto sorgenloser dem Vergnügen hingeben zu können, das ich von dieser langersehnten Villeggiatera erwarte. Setzen Sie sich also ein paar Augenblickchen hier zu mir her, und lassen Sie uns recht ruhig und offen über unsre Angelegenheiten sprechen.

Val. Es thut mir leid, daß Sie um meinetwillen sich so viele Mühe ...

Bar. Lassen Sie sich es nicht leid thun. Unter Freunden dient man mit Vergnügen. Nun haben Sie beide das Vertrauen in mich gesetzt, Ihre kleinen Zerfallenheiten wieder auszugleichen. Ich muß Sie daher beiderseits für geneigt halten ein kleines Opfer zu bringen ...

Bart. Ein Opfer! ... Allerdings! ... Aber Sie, Herr Baron, sind ein verständiger, einsichtsvoller Mann und deshalb ...

Bar. Und deshalb werden meine Vorschläge nur billig und gerecht sein. Gehen wir auf das Factum zurück. Valerio hatte eine Forderung von 1000 Ducaten, die er aber nicht für liquid genug hielt, und wollte deshalb keine Klage anstellen. Da überredeten

Sie, Herr Doctor, ihn, den Proceß anzufangen, und Valerio fing ihn wider Willen an. Er wendete, obgleich keineswegs reich, dennoch ein paar hundert Ducaten daran und wurde abgewieſen und in die Koſten verurtheilt. Trotz dem haben Sie die Güte, Herr Doctor, ihm eine kleine Liquidation von 300 Scudi vorzulegen, deren unverweilteſte Zahlung Sie verlangen. Nun ſagen Sie mir, verehrter Herr, wenn Valerio das Unglück gehabt hätte den Prozeß zu gewinnen, was ihm dann übrig geblieben wäre?

Bart. Weiſe geſprochen, wie immer! Aber bemerken Sie auch dabei, daß ich in Betracht des verlorenen Prozeſſes und ſeines mäßigen Vermögens, meine Liquidation auf das Minimum beſchränkt habe.

Bar. Auf das Minimum!

Bart. Es handelt ſich hier um meinen ſauern Schweiß.

Bar. Nehmen Sie es mir nicht übel, Doctor, ich habe kein großes Vertrauen zu dem ſauern Schweiße der Advocaten. Sie haben blos wegen der Hundstage geſchwitzt, und dann ſchwitzt man gratis.

Bart. Gratis!

Bar. O ich weiß wohl daß dieſes Wort nicht im Dictionnaire der Advocaten ſteht. Doch jetzt genug darüber; kommen wir alſo zum Schluſſe. Sie haben beide auf mein Gutachten compromittirt, und müſſen folglich mit demſelben ſich begnügen. So hören Sie denn — Ich ...

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Filinto.

Fil. (nimmt schnell einen Stuhl und setzt sich neben sie.) O, bravo! bravissimo! Die Gesellschaft fängt an einander näher zu rücken.

Bar. (für sich.) Nun gute Nacht!

Fil. Das muß auch so sein! Auf dem Lande muß man immer zusammen sein, sich nie vereinzeln, immer gemeinsam sich divertiren. Der Mensch ist zur Geselligkeit geboren und das Vermögen, Andern seine Ideen mittheilen zu können, ist die Eigenschaft, die ihn von den Thieren unterscheidet. Verzeihen Sie mir um des Himmels willen, wenn ich vorhin nicht gleich wieder hier bei der Hand gewesen bin! Ich mußte nur erst bei der Frau Gräfin die Erzählung meines kleinen Abenteuers zu Ende bringen.

Bar. Und warum blieben Sie nicht bei ihr, um ihr Gesellschaft zu leisten?

Fil. Ich fürchtete ihr zur Last zu fallen.

Bart. (für sich.) Und ist hieher gekommen, um es uns zu thun!

Fil. Und dann überfiel sie eine Abspannung, eine Ermüdung, eine gewisse Angst, die von Augenblicke zu Augenblicke immer mehr bei ihr zunahm. Ich sprach und sie gähnte, ich erzählte und sie hustete, ich rezitirte und sie bekam Krämpfe. Endlich sagte sie mir gerade heraus, daß ich sie ungestört möchte Athem holen lassen, und da ging ich dann geschwind, um nicht indis-

cret zu ſein, meiner Wege ... Aber warum fahren die Herren nicht in ihrem bisherigen Geſpräche fort?

Bar. Wir ſprachen von gleichgiltigen Dingen.

Fil. Um ſo beſſer. Geniren Sie ſich alſo gar nicht. Fahren wir fort. Ich ſchließe mich Allem mit Vergnügen an.

Bar. Ach apropos, jetzt beſinne ich mich. Der Marcheſe Ciambi erwartet Sie auf ſeinem Zimmer, weil er auch gern Ihre kleinen Abenteuer hören möchte.

Fil. Der Marcheſe? Ich fliege zu ihm! (eilt ab.)

Val. Der Herr ſcheint mir etwas klebriger Natur zu ſein.

Bart. Etwas blutegelartig.

Bar. Ja, was ſoll ich thun? Ich muß Geduld haben und es thut mir leid, daß ich dieſe auch Ihnen empfehlen muß. Es iſt ein näherer Bekannter meines Onkels, der mir ihn auf's Angelegentlichſte empfohlen hat.

Bart. Da hat er Ihnen ein ſchönes Geſchenk gemacht!

Val. Solche Empfehlungen ſind oft ſehr gefährlich. Da haben Sie nun jetzt eine Laſt auf dem Halſe, wo Sie es am wenigſten dachten.

Bar. Ich nehme die Sachen, wie ſie nun einmal ſind, und laſſe mir deßhalb kein graues Haar wachſen. Doch jetzt wieder zu unſrer eignen Sache. Liebſter Doctor, ich will mein Gutachten Ihnen in wenig Worten kund geben. Mein Freund Valerie

erkennt Ihre Gefälligkeit aus vollem Herzen an und weiß sie vollkommen zu würdigen, obgleich gegen Ihre Ansicht der Prozeß Schiffbruch erlitten hat. Sie aber kennen auch recht gut die Beschränktheit seiner Vermögensumstände, und nehmen um so mehr Rücksicht auf ihn, als er zu meinen Freunden gehört, Sie aber mein Haus- und Herzens-Advocat sind und nie Ursache gehabt haben, sich über mich zu beklagen. Daher glaube ich denn, daß Sie in Berücksichtigung alles dessen, Ihre Anforderung auf die Hälfte beschränken und die Bezahlung dieser Hälfte in kleinen Posten und nicht allzu nahen Terminen annehmen könnten.

Bart. Verehrter Herr Baron ...

Siebenter Auftritt.

Der **Marchese.** Die **Vorigen.**

March. Lieber Baron, ich komme um mich persönlich bei Ihnen zu bedanken ...

Bar. Wofür denn?

March. Für die Güte die Sie gehabt haben, mir diesen eingefleischten Blutsauger auf den Hals zu hetzen.

Bar. O verzeihen Sie! Aber es war nur die dringendste Noth die mich dazu zwingen konnte. Ich stand eben im Begriff mit diesen geehrten Freunden hier eine sehr wichtige Sache in Ordnung zu bringen, da kam er und unterbrach uns, so daß ich ihn auf keine andre Art wieder los werden konnte.

March. Als ihn zu mir zu spediren? Allerliebst!

... Ich war in meiner netten Stube, aber ganz gemüthlich allein und fühlte mich, auf das Sopha gestreckt, ſo recht wohlbehaglich, als er kam, einen Stuhl ſich holte, ſich dicht zu mir ſetzte, und anfing mir ſeinen Arioſt vorzudeklamiren. Eine Zeitlang hörte ich es geduldig mit an, aber man bleibt doch bei alledem ein Menſch, und als ich es nicht mehr aushalten konnte, bat ich ihn um Erlaubniß, meinen Kammerdiener aufzuſuchen, dem ich einen dringenden Auftrag zu geben hätte, und da ſaugt er ſich denn auf der Stelle an meinen Sohn an, und beginnt nun wieder mit dieſem daſſelbe Spiel ... Sagen Sie mir alſo aufrichtig und ehrlich, lieber Baron, wenn ſchicken Sie dieſen Plagegeiſt fort?

Bar. Das kann ich in dieſem Augenblicke ohne die größte Unhöflichkeit nicht thun. Sie wiſſen, daß er mir von meinem Onkel höchſt dringend empfohlen worden iſt. Und überdies befindet er ſich jetzt eben unwohl.

March. Unwohl! Und was fehlt ihm denn?

Bar. Ja, genau weiß ich's nicht. Er behauptet, er habe vertrocknete Eingeweide, leide an Schlafloſigkeit, könne die Nacht keine Ruhe haben.

March. Auch da nicht? — Nun ſo bitte ich Sie, ob die grundgütige Mutter Natur eine größre Qual für uns erſchaffen konnte! Vortrefflich! So lange er nicht ſchläft, verſteht ſich's von ſelbſt, daß wir es auch nicht können!

Bar. O da wollen wir ſchon ...

March. (ſich umſehend.) Alle Wetter! da iſt er! (eilt ab.)

Val. Mit Ihrer Erlaubniß. (läuft auch fort.)

Bart. Ich muß ebenfalls bitten. (thut daſſelbe.)

Bar. Nun, wenn Alle davon laufen, ſo bleibe ich auch nicht da! (eilt ab.)

Achter Auftritt.

Filluto, allein. Dann **Alberto**. Später **Roſina**.

Fil. Das iſt ja eine verteufelte Villeggiatura! Eine Menge Menſchen haben ſich hier in dem ſchönen Landhauſe des Herrn Barons eingefunden, und doch iſt kein Einziger da mit dem man ein vernünftiges Wörtchen ſprechen kann! Die Gräfin hat ihre Krämpfe, der Baron hat ſeine Geſchäfte, der Marcheſe will ſich eine Bewegung machen, und dieſer junge Milchbart Alberto iſt ſogar eingeſchlafen während ich im anziehendſten Geſpräche mit ihm war. Da giebt es ja keine lebendige Seele hier! (er geht an allen Thüren umher und beobachtet mit der Lorgnette.) Aber ich will den Herren hier ſchon Erziehung beibringen! ... Ich ſchlage mein Hauptquartier in dieſem Vorſaal hier auf und weiche nicht von der Stelle. Irgend einer muß doch einmal hier durchkommen, und den erſten den ich erwiſche, den laſſe ich nicht wieder los, bis er auf dem Platze bleibt. (er ſtellt ſich ans Fenſter und ſieht hinaus.)

Alb. (auf der Schwelle ſeines Zimmers.) Wenn ich nicht that als ſchliefe ich, ſo brachte ich ihn nicht fort, und es drängte mich doch ſo ſehr mit Roſina zu ſpre-

chen, um die Antwort ihrer Mutter zu erfahren. Ich habe ſie bitten laſſen, hierher zu kommen, und ... (erblickt Filiuto.) O weh! ... Der Feind iſt hier! (zieht ſich eiligſt zurück.)

Fil. War mir's doch als hörte ich Fußtritte. (ſieht ſich um.) Nein! es iſt Niemand. (geht wieder an's Fenſter.)

Roſ. (Auf ihrer Thürſchwelle.) Alberto bat mich hierher zu kommen, um allein mit mir zu ſprechen. (geht abwärts.) Mein Himmel, wen ſehe ich! (ſie entflieht zurück.)

Fil. Jetzt habe ich doch deutliche Fußtritte gehört! ... Es muß Jemand hier durchgegangen ſein, und ich habe ihn nicht geſehen ... Da muß ich gleich nach! (geht durch die Mittelthüre ab.)

Alb. Er iſt fort, dem Himmel ſei Dank. (geht an Roſina's Thüre.)

Roſ. (heraustretend.) Ich war ſchon hier, fand aber den langweiligen Fremden und bin alſo gleich wieder in mein Zimmer zurückgeeilt.

Alb. So ging's auch mir. Kann ich aber nun, geliebte Roſina, erfahren, was Ihre Mutter erwiedert hat?

Roſ. Ach, lieber Alberto, wir ſind recht unglücklich! Die Antwort meiner Mutter war in der Maaße, daß ...

Alb. O, fahren Sie fort! Ich zittre zwar davor, aber auch das Härteſte muß ich wiſſen!

Fil. (zurückkommend aus der Mitte.) Ich ſagte es ja gleich ...

Alb. Verwünſcht! (er geht voll Ingrimm umher.)

Fil. Es mußte Jemand hier geweſen ſein, und ſo war es denn ohnſtreitig dieſes liebenswürdige Fräulein, das mich gütigſt aufſuchte, um ſich ein wenig mit mir zu unterhalten! ... O, ich bitte, ſetzen wir uns. (mit vielen Höflichkeiten bringt er ſie zum Sitzen und ſetzt ſich neben ſie.) Ich mache mir's zur angenehmſten Pflicht hier zu bleiben und Ihnen Geſellſchaft zu leiſten, bis wir zur Tafel gerufen werden ... Ah, auch Signor Alberto! Haben Sie ausgeſchlafen? Kommen Sie doch auch hierher und ſetzen ſich zu uns! Zu Dreien ſpricht ſich's ja noch viel angenehmer. Setzen Sie ſich doch!

Roſ. Kommen Sie! Setzen Sie ſich nur.

Alb. (ſetzt ſich voll Verdruß neben Filiuto.) So wollte ich doch ...

Fil. Sehen Sie! ſo iſt's ſchön! Man muß galant gegen junge Damen ſein! Aber irre ich nicht, ſo waren Sie beide, als ich eben eintrat, in einem Geſpräche begriffen. Fahren Sie doch gefälligſt fort. Wovon ſprachen Sie denn?

Alb. Wir ſprachen ... ja ... wir ſagten, die größten Plagegeiſter im menſchlichen Leben ſeien die, welche die vertrauten Geſpräche Anderer ſtören.

Fil. Ja, da haben Sie vollkommen Recht! So etwas kann ich auch durchaus nicht ausſtehen. Und

wieder nach Wildenfels gefahren zum alten Baron, aber damit ists nichts, es ist ja heute erst Montag."

Leopold, in diesen wenigen Worten eines schlichten Menschen hast Du den ganzen Karakter meines Onkels. Er ist was man zu sagen pflegt, ein Mann nach der Uhr. Streng rechtschaffen, ist er wie billig geachtet und geehrt von allen, die je mit ihm in Verbindung kamen; auf sein Wort kannst Du Felsen bauen, er tritt keinem zu nahe, bevortheilt keinen, beleidigt keinen, hilft selbst nicht allein, ohne seinen Vortheil dabei zu berücksichtigen, sondern sogar öfters mit Aufopferung, aber dennoch, wie gesagt, jeder achtet und ehrt ihn, aber keiner kann ihn lieben. Sein Ordnungssinn artet in Pedanterie, seine Strenge gegen sich selbst oft in Härte gegen Andere aus, und da er nie fuhlte, so ist ihm jede Aeusserung des Gefuhls eine lächerliche Empfindelei. Bei ihm geht alles nach der Stunde, was er vor zwanzig Jahren in dieser Minute gethan, das thut er jetzt wieder, und wird sonder Zweifel es über zwanzig Jahre auch thun, wenn er dann noch lebt. Seit der langen Zeit, wo er sich nun vom eigentlichen Geschäftsleben zur Ruhe, wie er es nennt, was aber keineswegs Ruhe ist, gesetzt hat, hat er z. B. die Gewohnheit, alle Mittwoche mit dem Schlgg zehn Uhr sich in den Wagen zu setzen und nach Wildenfels, einem ein paar Stunden von hier entlegenen

darum haben Sie die Güte in Ihrem Geſpräche fortzufahren, als ob ich gar nicht zugegen wäre.

Roſ. Sehen Sie doch! ... Je nun ... Wenn es Herrn Alberto recht iſt fahren wir fort. Wir ſprachen nämlich von einer ſonderbaren Geſchichte, die zwei Freunden von uns begegnet iſt, die ſich auf's Zärtlichſte lieben.

Fil. Die ſich lieben?

Roſ. Allerdings.

Fil. O weiter, weiter!

Alb. Der Vater des jungen Mannes hat auch wirklich um die Hand der Geliebten ſeines Sohnes bei deren Mutter, einer Witwe, angehalten, dieſe aber geantwortet ... geantwortet ...

Fil. Nun? und was hat ſie geantwortet?

Roſ. Daß ſie nur unter der Bedingung in die Heirath ihrer Tochter willigen werde, wenn der Vater des jungen Mannes, ihr, der Mutter, ſelbſt die Hand reiche.

Alb. (für ſich.) O, mein Gott! (laut und hingeriſſen.) O, theure Roſina, das iſt ja doch unmöglich! Sie wiſſen ja ſchon allzuſehr, wie mürriſch und leichtgereizt mein Vater iſt!

Fil. Ihr Vater! Was hat denn der damit zu thun?

Alb. O! ... Ich ſpreche ja im Geiſte des Liebhabers.

Fil. Ach ja ſo! Alſo weiter!

Roſ. Die Armen! Wenn die Verbindung der

Alten nicht zu Stande kommt, muß auch das Band der Liebe zwiſchen den jungen Leuten ſich löſen!

Fil. Wie thun mir die guten Seelen leid!

Alb. Ja, ſie werden vor Kummer ſterben! (er drückt Roſina hinter Filiuto's Rücken die Hand.)

Fil. Ach bewahre! Sie werden ſich ſchon tröſten.

Roſ. Nein, nein, ſage ich Ihnen, Sie werden ſterben.

Fil. Die Zeit wird ihre Wunden heilen.

Alb. Nein, ſie ſterben durchaus alle Beide.

Fil. Durchaus? Nun, meinetwegen, ſo mögen ſie ſterben.

Alb. Meine theure Roſina!

Roſ. Mein geliebter Alberto!

Fil. Sprechen Sie das auch im Sinne der beiden Liebenden?

Neunter Auftritt.

Die Gräfin. Die Vorigen.

Gräfin. Braviſſimo! (Alberto und Roſina ſpringen erſchrocken auf. Filiuto bleibt ſitzen.) Ganz vortrefflich! ... Auch Ihnen danke ich recht ſchön, Signor Filiuto.

Fil. Bitte unterthänig! Weßhalb denn?

Gräf. Weßhalb! weßhalb! Was hatten Sie denn mit dieſen Beiden da vor? Was ſpracht Ihr denn da mit einander?

Fil. (aufſtehend.) Sie erzählten mir eine ſonder-

bare Geſchichte, die zwei guten Freunden von ihnen, ein Paar Liebesleutchen, paſſirt war.

Gräf. Freunden? Liebesleutchen? Nun, und was iſt ihnen denn paſſirt?

Fil. Sie konnten ſich einander nicht bekommen, wenn nicht der Vater des einen die alte Mutter der andern heirathete.

Gräf. Die alte Mutter! ... Und wer hat Ihnen denn dieſe Abſcheulichkeit geſagt?

Fil. Signora Roſina.

Roſ. (für ſich.) Der Unglückſelige!

Gräf. Signora Roſina? ... in der That, Signora Roſ....

Fil. Kommt es Ihnen nicht auch ſo vor, Frau Gräfin, als ob dieſe alte Mama, von der die Rede iſt, eine rechte alte Närrin ſei?

Gräf. Sie, Sie ſind ein alter Narr, und meine Tochter iſt ein ungezogenes Mädchen! Die Dame von der die Rede iſt, kenne ich ſehr gut, und ſie iſt beinahe noch jünger wie ihre Tochter. Allerhöchſtens ſo alt wie ich. Nun? was ſagen Sie dann dazu?

Fil. Nach dem erſten Anſchein ... ſollte man glauben ... daß Sie ... daß Sie die jüngere Schweſter der Signorina hier wären.

Gräf. (leis zu Roſina.) Ungerathenes Kind, Dir will ich es ſchon gedenken. (man hört eine Glocke läuten.)

Fil. Hören Sie! Da ertönt die freudige Botſchaft des erſehnten Mittagsmahls! (für ſich.) Eine

willkommne Gelegenheit ſich aus dieſer Verlegenheit zu ziehn.

Zehnter Auftritt.

Die **Vorigen. Doctor Bartoli,** dann die **Uebrigen.**

Bart. Da bin ich!

Val. (aus einer andern Thüre.) Zu Befehl!

March. (eben ſo.) Endlich werden wir doch einmal zum Eſſen kömmen!

Fil. (eilt zum Marcheſe.) Signor Marcheſe, haben Sie Ihren Spaziergang geendet? Haben Sie ſich Appetit geholt? Waren Sie im Garten oder im Felde?

March. (will ihm ausweichen und ſtößt auf die Gräfin die ihm zulächelt.) Die Hexe die! (er wendet ihr den Rücken.)

Bar. (aus der Mittelthüre kommend.) Vortrefflich! Die Speiſeglocke hat geläutet, und hier finde ich ſchon die ganze Geſellſchaft bei einander.

March. Ja, wie ein Regiment, das von allen Seiten beſchoſſen wird.

Agapit. (ebenfalls zur Mitte.) Signori, es iſt angerichtet.

Alle. Zu Tiſche! zu Tiſche!

Bar. Sie werden freilich nur bloße Hausmannskoſt bekommen, aber ich hoffe doch, daß es Allen ſchmecken ſoll.

Alle. (paaren ſich um abzugehen.)

Fil. (der mit dem Marcheſe zuletzt geht, drängt ſich an dieſen an.) Bloße Hausmannskoſt, Herr

Marcheſe! Hausmannskoſt! das iſt mir eben das Liebſte, obgleich der neapolitaniſche Geſchmack im Kochen ein ganz andrer iſt als der florentiniſche. In Florenz, wie Ihnen wohl bekannt ſein wird ...

March. (macht ſich durch einen Stoß von ihm los.) Gehen Sie zum Henker mit Ihrem Florenz, Poggibonzi, Aſia und Amerika und allen Ländern, wo es ſolche Plagegeiſter giebt wie Sie. (geht vor ihm ab.)

Fil. (bleibt ganz beſtürzt ſtehen.) Was will er denn damit ſagen?

(Ende des erſten Akts.)

Zweiter Akt.

Erſter Auftritt.

(Vorige Decoration.)

Der **Baron** und **Dr. Bartoli.**

Bar. Ich bin Ihnen wirklich zu recht vielem Danke verpflichtet, lieber Doctor. Ihre Nachgiebigkeit hat meinen Freund Valerio vollkommen beruhigt und mir eine große Verlegenheit erſpart, denn, offenherzig geſagt, hatte ich ihm verſprochen und verſichert, daß ſeine Angelegenheit mit Ihnen durch mein Dazwiſchentreten jedenfalls vermittelt werden ſolle.

Bart. Es iſt mir ſehr angenehm, daß ich Ihnen dieſen Gefallen erzeigen konnte. Glauben Sie übrigens nicht, daß mein Widerſtreben durch Geiz veranlaßt worden war. Gewiß nicht. Ich habe eine zahlreiche Familie, für welche ich allein zu ſorgen habe, und wir Advocaten müſſen einen gewiſſen äußern Anſtand beobachten, ohne den wir zu Grunde gehen würden. Uebrigens ſind wir unſerer jetzt ſo Viele, die daſſelbe Handwerk treiben, und der Prozeſſe werden dagegen täglich immer weniger und auch dieſe bringen

um ſo viel weniger ein, daß wir gar nicht den Muth haben können, großmüthig zu ſein.

Bar. Da Sie es ſagen, will ich's Ihnen glauben, aber da Sie deren ſo Viele ſind, ſo iſt doch dies ein Zeichen, daß immer noch für Alle etwas dabei zu verdienen bleibt. Doch jetzt zu etwas Anderem. Ich habe Ihnen bereits von einer andern Verlegenheit geſagt, in welcher ich mich hinſichtlich des Marcheſe und der Gräfin befinde, und Ihnen von der ſonderbaren Prätenſion dieſer Dame erzählt.

Bart. Allerdings ſehr ſonderbar.

Bar. Nun denn, ſo rathen Sie mir. In welcher Art ſoll ich mich dabei benehmen? Ich ſehe nur zwei Wege vor mir, um aus dieſem Labyrinth zu kommen. Entweder den Marcheſe zu überreden, daß er die Alte heirathet, oder dieſe, daß ſie ihren lächerlichen Plan aufgiebt.

Bart. Wohlan, ſo verſuchen Sie's auf beiden.

Bar. Und wenn ſich keiner von beiden bewährt?

Bart. So ſchicken Sie alle beide Herrſchaften zum . . .

Bar. Stehen Sie mir mit Ihrer Beredtſamkeit bei.

Bart. Mit Vergnügen.

Bar. Der Marcheſe iſt von ſeinem Spaziergange zurück und hat mir ſagen laſſen, daß er mich zu ſprechen wünſche, was auch mir ſehr lieb iſt, da ich die Sache gern möglichſt bald abgethan wüßte. Unterdeß iſt auch dem Herrn Filiuto der großartige Gedanke

beigekommen, dieſen Abend uns eine Improviſation zum Beſten zu geben.

Bart. So hörte ich.

Bar. Ich habe mir bei meinen Gäſten alle mögliche Mühe geben müſſen, es dahin zu bringen, daß ſie ihn geduldig anhören, freundlich dazu ausſehen, und ihn wo möglich beklatſchen. Er iſt ein Fremder und man muß Rückſichten bei ihm nehmen . . .

Bart. So lange es einem möglich iſt, denn zu läugnen iſt es nicht, daß dieſer Signor Filinto ein Plagegeiſt iſt ohne Gleichen.

Bar. Ich habe geglaubt, die Improviſation ſo zeitig als möglich veranſtalten zu müſſen, damit wir alsdann noch den ganzen Abend für uns frei behalten.

Bart. Daran haben Sie ſehr wohlgethan. Wenn wir ihn ſo großmüthig ſein Herz ausſchütten laſſen, iſt es vielleicht möglich, daß er alsdann auch uns in Ruhe läßt. . . . Doch da kommt der Marcheſe.

Zweiter Auftritt.

Der Marcheſe. Die Vorigen.

March. Lieber Baron, kann ich denn nun endlich erfahren, was die Gräfin Ihnen für eine Antwort gegeben hat? Aber vor allen Dingen (ſieht ſich um) müſſen wir ſicher ſein, daß der vortreffliche Freund aus Poggibonzi uns nicht ſtört!

Bar. Seien Sie unbeſorgt, der hat ſich in ſein Zimmer eingeſchloſſen um ſeine Gedanken zuſam-

meln und über ſeine Improviſation nachzudenken, mit der er uns heut beglücken will.

March. Könnte er doch ſo eine Ewigkeit lang nachdenken! Nun alſo?

Bar. Alſo ... hören Sie ... die Gräfin ... iſt hocherfreut über den ehrenvollen Antrag den Sie ihr in Bezug auf die Hand ihrer Tochter für ihren wackern Sohn Alberto gemacht haben, und was die gegenſeitigen pekuniären Intereſſen betrifft, ſo würde darüber bald in's Reine zu kommen ſein ... Auch ſcheint es als ob die beiden jungen Leute unter ſich recht freundlich einverſtanden wären ... aber ... aber ...

March. Das dachte ich mir gleich! Wenn die Eingangsreden gar zu anmuthig lauten, ſo kommen die Aber und Wenns unfehlbar um ſo ſchlimmer hinterdrein. Alſo heraus aus Ihrem Aber! Es ſcheint mir ganz unbegreiflich, was da noch für ein Aber dabei ſein kann, wenn beide Theile über die pecuniären Intereſſen und gegenſeitige Zuneigung mit einander einverſtanden ſind.

Bar. Aber die Frau Gräfin bedenken, daß wenn ſie ihre Comteß Tochter verliert, ſie ganz allein bleiben muß ...

March. Sie fürchtet ſich doch nicht etwa geſtohlen zu werden?

Bar. Das nicht, aber ſie fürchtet ſich vor der Einſamkeit. Sie liebt ihre Tochter ſehr, und die Sehnſucht nach ihr würde ihr das Leben verkürzen.

March. Das bedaure ich recht ſehr. Aber da

hilft nun einmal nichts! Wenn ſie die Tochter verheirathen will, ſo ...

Bart. So würde ſich doch noch ein Mittelweg ausfindig machen laſſen ... Wenn Sie zum Beiſpiel eine Wohnung mit ihr theilten.

March. Ich mit dieſer alten Närrin unter Einem Dache wohnen! Mein Herr Advokat, wenn alle Ihre Auskunftsmittel, die Sie ſich erdachten, um Ihre Clienten zu vertheidigen, von derſelben Art und Weiſe ſind, ... ſo muß ich Ihre armen Clienten gewaltig bedauern.

Bart. Schönen Dank! Ich muß aber dennoch bemerken, daß wenn es Ihnen gefällig wäre, reiflicher darüber nachzudenken, Sie mir zugeſtehen müßten, daß dieſes Auskunftsmittel wenigſtens ſehr ökonomiſch vortheilhaft wäre, und die Launen und Eigenthümlichkeiten der Frau Gräfin leicht durch Sie in Zaum gehalten werden könnten, wenn Ihr verehrter Charakter eben ſo feſt ſich zeigte, als er mir reizbar vorkommt.

March. Ha, ha, ha! Sie haben ſich ein wenig verletzt gefühlt, Herr Advokat, und wollen wir nun auch etwas Aehnliches zu vernehmen geben. Danke auch ſchönſtens dafür, verſichre Ihnen aber, daß ich der Oekonomie nicht bedarf und mit 60 Jahren nicht Luſt habe, verrückten Leuten den Kopf zurecht zu ſetzen. Und mit welchem Rechte könnte ich das bei dieſer Perſon?

Bart. Heirathen Sie ſie, und dann haben Sie das vollſte Recht dazu.

Rittersitze zu fahren und den Besitzer desselben zu besuchen. Dies geschieht so regelmäßig, daß wenn es dem Himmel gefallen sollte, zwischen hier und diesem Ort einmal eine Wasserfluth rinnen zu lassen, so würde er suchen zu Schiffe dahin zu kommen, und lieber Gefahr laufen unterzugehen als auch nur eine Stunde später aufzubrechen. Fragst Du aber nach dem Zweck dieser regelmäßigen Reise, so kann ich Dir keinen andern angeben, als den: es versammeln sich dort am genannten Tage mehrere umwohnende Bekannte, da wird denn eine Art Rath über die Verhältnisse und Ereignisse der Zeit gehalten, worüber jeder seine Meinung vorträgt, die des Andern heftig bestreitet, natürlich ihn aber nicht überzeugt, und wenn des Nachmittags die vierte Stunde heran kömmt, sehr unzufrieden mit der Hartnäckigkeit seiner Gesellschaft wieder auf seine eigne Hufe zurückkehrt, um über acht Tage dasselbe Spiel zu erneuern.

So hat ein jeder Tag, eine jede Stunde denn bei uns sein bestimmtes Geschäft, und es mag sich ereignen was da will, so bleibt es immer beim Alten. Da dieses schöne Leben nun, wie schon erwähnt, bereits seit vielen, vielen Jahren so getrieben worden ist, so ist gleichsam hier im Hause alles vom ersten bis zum letzten darin so eingerostet, daß es eine völlig vergebene Mühe seyn würde, auch nur den geringsten Diener zu der kleinsten Abweichung

March. (ſieht ihn wüthend an, möchte gern antworten, zügelt ſich aber, wendet ſich zum Barone und ſagt dieſem im Abgehen.) Baron! wenn Ihr Herr Acuti ſeine Improviſation anfängt, ſo laſſen Sie mir es zu wiſſen thun.

Dritter Auftritt.

Baron, Bartoli, dann die **Gräfin.**

Bart. Das iſt uns vortrefflich gelungen!

Bar. Ich ſah's voraus. Es bleibt uns alſo kein andres Mittel übrig, als es der Alten auszureden.

Bart. Das wird eben ſo ſchlecht ablaufen.

Bar. Es thut mir um der jungen Leute willen leid. Aber am Ende müſſen ſie Geduld haben.

Bart. Und dennoch ... fällt mir ein Gedanke ein!

Bar. Und ganz zur rechten Zeit, denn da kommt ſchon die Gräfin ſelbſt.

Gräf. Endlich finde ich Sie, mein theuerſter Baron! Ich habe Sie überall aufgeſucht ... Haben Sie ... (zieht ihn bei Seite.) Haben Sie mit dem Marcheſe geſprochen?

Bar. Sie können vor dieſem Herrn hier ungeniert ſprechen, Frau Gräfin, denn er hat eben auch meinem Geſpräche mit dem Marcheſe beigewohnt. Der Herr Doctor Bartoli iſt ein Mann voll Welt, er weiß zur rechten Zeit zu ſchweigen wie zu ſprechen.

Gräf. Und was haben Sie beſchloſſen? Was hat er Ihnen zur Antwort gegeben?

Bart. Gnädige Frau Gräfin, erlauben Sie mir ſtatt des Herrn Barons das Wort zu ergreifen, der von der langen Unterredung die er eben mit dem Herrn Marcheſe gehabt hat, noch ganz angegriffen und außer ſich iſt. Ich habe daher die Ehre Ihnen zu ſagen ... daß ... die zarte Uneigennützigkeit des Herrn Marcheſe ... alle unſre Pläne vernichtet hat.

Gräf. Was ſagen Sie?

Bart. Der Herr Marcheſe würde nämlich ... außerordentlich geneigt ... ja ſogar auf der Stelle bereit ſein ... aber ich weiß nicht ob die Frau Gräfin ſelbſt ... wohl möchten ... ob Sie den Muth beſäßen ...

Gräf. Herr Advokat, iſt ſtehe auf Nadeln. Erklären Sie ſich deutlich, wovon ſich's handelt.

Bart. Wovon ſich's handelt? ... von einer häßlichen, einer fürchterlichen Krankheit an welcher der arme Marcheſe leidet, und die er uns unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit vertraut hat ... und wenn wir jetzt eine Ausnahme bei Ihnen machen wollen, ... ſo müſſen wir auch von Ihnen den Schwur ewigen Stillſchweigens verlangen.

Gräf. Ach Gott! ich ſchwöre ja Alles was Sie nur wollen, aber ſagen Sie es nur geſchwind heraus! An welchem Uebel leidet denn der Marcheſe?

Bart. An einer furchtbaren Krankheit.

Gräf. O Du mein Gott! Iſt er verrückt?

Bart. Schlimmer als das, ſchlimmer! ... er iſt ... er iſt mondſüchtig.

Gräf. Mondſüchtig!

Bart. Leider, leider! Der brave Mann hat dieſes Unglück nicht verſchweigen wollen, trotz der großen Achtung, Verehrung und Sympathie die er für Sie hegt.

Gräf. Sympathie?

Bart. Sympathie! ... Und um wegen Ihres Schickſals nicht verantwortlich zu werden, hat er uns bekannt, daß als vor einiger Zeit der Kammerdiener der immer bei ihm wacht, eingeſchlafen geweſen, er dieſen bei der Kehle gepackt und ſo ſtark gedrückt habe, daß dieſer bei einem Haare erwürgt worden wäre. Bei alle dem aber, und wenn es denn durchaus Ihr Wille wäre, ſei er vollkommen bereit ...

Gräf. Vollkommen bereit! Das wäre was Schönes! ... Der Fall iſt ſo bedenklich, daß ... Wer könnte dafür ſtehen daß ... Und ſonach ſcheint es ...

Bar. Das Beſte zu ſein, nicht mehr daran zu denken, und die jungen Leute mit einander zu verbinden.

Gräf. So weit ſind wir noch nicht. (Anaſtaſio tritt mit zwei Lichtern ein, die er auf einen kleinen runden Tiſch ſtellt, den er in die Mitte der Bühne rückt, worauf er abgeht.)

Bar. Jedenfalls aber, gnädige Frau, bitten wir Sie dringendſt um das unverbrüchlichſte Stillſchweigen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Valerio. Später Agapito.

Val. Es iſt ganz unmöglich geweſen, nach dem Spaziergange eine kleine Sieſte zu halten. Dieſer Herr Filiuto hat in der Stube neben mir an mit lauter Stimme das ganze Reimlexicon hergeſagt, laſſen, haſſen; faſſen, praſſen, maſſen, naſſen, paſſen u. ſ. w. in einem fort. Hol' ihn der Henker! Das iſt ja gar nicht auszuhalten. Liebſter Baron; wiſſen Sie was daraus am Ende werden wird? Entweder muß er fort, oder wir.

Bar. Es thut mir in der That außerordentlich leid, aber haben Sie nur ein klein wenig Geduld. Er hat ſich, wie Sie ſchon wiſſen werden, zum Improviſiren angeboten. Nun kann es ſein, daß er die Sache gut macht, und da wird er uns wenigſtens auf dieſe Art entſchädigen.

Agapito. Herr Filiuto läßt gehorſamſt zu wiſſen thun, daß er nun die ächte dichteriſche Wärme in ſich ſpürt und bereit iſt ſeine improviſirten Geſänge vorzutragen.

Bar. Da er in der gehörigen Wärme ſich befindet, ſoll er nur hierher kommen, wir werden ihn bewundern und unterdeß die übrigen Zuhörer noch herbei citiren. (Agapito geht ab.) Ich hole den Marcheſe und Alberto, die Frau Gräfin haben aber wohl die Güte Ihre Fräulein Tochter hieher zu bringen. Aber

um des Himmelswillen bitte ich um Nachsicht und Schonung für den armen Teufel. (geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Valerio. Dann die übrigen Personen nach einander.

Val. Da blieb uns nur die einzige Hoffnung noch übrig, daß eine der ihm gemachten Aufgaben auf einen Excerpt in seinem poetischen Vademecum falle.

Ros. (tritt mit der Gräfin ein.) Ist das wahr, meine geliebte Mutter! O welche Freude für mich!

Bar. (mit dem Marchese und Alberto.) Aus Dankbarkeit wegen des glücklichen Ausgangs dieser Vermählungsangelegenheit können Sie ihn nun geduldig anhören und ein freundliches Gesicht machen.

March. Wenn ich nur die Augen offen erhalten kann!

Alb. (nähert sich Rosinen.) Ich bin der glücklichste Sterbliche!

Ros. Alles Bangen hat ein Ende!

Bar. (zu ihnen.) Ja, Kinder! in diesem Augenblicke seid ihr allein in der ächten Begeisterung. Nicht wahr?

Fil. (hinter der Scene deklamirend.) Wer nöthigt Dich in diesem fürchterlichen Procrustesbett zu liegen?

March. Was ist das für eine Lamentation?

Fil. (tritt ein und hat in der einen Hand die Violine, mit der andern aber schleppt er gleichsam gewaltsam Agapito mit fort, deklamirend:) „Vielleicht stürzt ohne Dein Sonett in Trümmern der Parnaß.“,

Nun, Signor Agapito, was ſagen Sie dazu? Sind das nicht coloſſale Verſe?

Agap. Verſteht ſich! Gigantiſche! (er macht ſich los und trocknet ſich mit dem Schnupftuche das Geſicht.) Er hat mich ganz beſprudelt!

Fil. (ſich vor der Geſellſchaft verbeugend.) Verehrte Anweſende!

Einige. Bravo! bravo! braviſſimo!

Fil. Ich wollte mich erſt ein wenig ins Feuer bringen, indem ich dieſem Manne jene ſchönen Verſe vordeklamirte.

Andre. Wir haben ſie gehört ... bewundert.

Fil. Da Sie aber durchaus begehrt haben, daß ich Ihnen meine Schwächen zeige, ſo muß ich mich darein ergeben. Ich bitte daher dringend um Nachſicht. Vor allen Dingen muß ich aber das Lokal gehörig in Ordnung bringen.

Bar. (rufend.) Anaſtaſio! (zu dieſem der eintritt.) Stehen Sie dem Herrn Filiuto bei.

Fil. Erlauben Sie alſo! ... Das Tiſchchen weiter vor! (Anaſtaſio thut was jener anordnet.) Die Stühle in gleicher Linie rechts und links ... Und nun einen Stuhl für mich, und einen andern für meine treue Begleiterin. (auf die Violine zeigend.) ... Und nun bitte ich die Herrſchaften ſich niederzulaſſen.

Mehre. Wie es Ihnen beliebt.

March. Wie Apoll es Ihnen eingiebt. (man ſetzt ſich.)

Fil. (als Anaſtaſio ein Glas Waſſer auf den Tiſch

ſetzt.) Verzeihen Sie! Ich bitte um eine Flaſche Wein. (Anaſtaſio ab.)

March. (zu ſeinem Nachbar.) Waſſer in kleinen Gläſern und Wein in großen Flaſchen! Bravo Parnaß.

Bart. (leis zum Barone.) Wollte doch der Himmel, man ſetzte auch vor Gericht den Advokaten eine Flaſche Wein vor!

Anaſt. (bringt die Flaſche.) Hier!

Fil. Nun iſt Alles in Ordnung. Ich erbitte mir daher ein Thema.

Die Männer. Da werden die Damen ſo gütig ſein ... die Themen.

Gräf. O bewahre ... ich habe ... nicht die Anathemie ſtudiert.

March. (für ſich.) Wie dumm!

Bar. Alſo der Herr Marcheſe.

March. O ... und ich nicht die Beſtiologie.

Bar. So wird uns der Herr Doctor Bartoli ohne Zweifel am beſten einen intereſſanten Gegenſtand angeben können.

Bart. Da Sie es einmal ſo haben wollen ... ſo ſchlage ich vor, daß der Herr Filiuto gefälligſt ſich mit der Beantwortung folgender Frage beſchäftige: was ſchlimmer ſei, ein Wechſelfieber oder die ſtete Qual eines Plagegeiſtes.

Alle. (lachen und klatſchen Beifall.) Bravo!

Fil. Ein ganz neues Thema!

March. Doch nicht ſo ganz.

Val. (für ſich.) Dieſes Thema hat er gewiß noch nicht in ſeiner Excerptenſammlung.

Fil. Da Sie befehlen ... ſo werde ich es beſingen.

(Allgemeines Schweigen. Die Gräfin fängt ſchon an zu gähnen. Filiuto beginnt ſich die Haare aus dem Geſicht zu ſtreichen, zum Himmel aufzublicken und ein Glas Wein zu trinken.)

Val. Jetzt fangen bereits die gewöhnlichen Einleitungsformeln an.

Fil. (trinkt, hüſtet, ſchnaubt. Die Gräfin ſchläft ein.)

Bar. He da! noch eine Flaſche für den Herrn Dichter!

Fil. O, bitte, bitte! Ich fange ſogleich an ... Nun ſtill! (Alberto und Roſina ſprechen leis mit einander. Der Marcheſe fängt auch an zu gähnen.)

Die Du aus Himmelkreiſen.
Das Univerſum lenkeſt ... lenkeſt ... lenkeſt ...

Bart. Welche Gewandtheit im Reimen!

Fil. Das Univerſum lenkeſt
Und Glanz und Helle ſchenkeſt
Dem Empireo Du ...

Val. Gilt das dem Wechſelfieber?

Der March. (iſt eingeſchlafen. Der Baron und Bartoli gähnen.)

Fil. O ſend' aus Deiner Fülle.
Nur Einen Deiner Strahlen ... Strahlen ...

Val. Kahleik, prahlen, zahlen, qualen ...

Fil. Im Hauch des Idealen
Für meinen Stoff mir zu!

(Alle, die Liebenden, welche leis ſich unterhalten, ausgenommen, ſind eingeſchlafen. Filiuto hält inne, windet ſich, zieht an den Haaren, trinkt, blickt nach oben u. ſ. w. Dann fährt er fort:)

Fil. Laß kühn mich ihn bekämpfen,
Und beben nicht zurücke . . . rücke . . .
Wie dort auf ſchwanker Brücke
Einſt Coeles kräftig ſtand,

(Neue Qualen des Improviſators. Unterdeß aber hört er endlich rechts und links ein leiſes Schnarchen. Er blickt um ſich her, und ruft voll Wuth.)

Was iſt das? Alle ſind eingeſchlafen! O ſchmähliche Entwürdigung der Muſe! (durch einen heftigen Schlag auf den Tiſch, ſtürzen die Lichter um, und Alles bleibt im Dunkel. Alle ſpringen auf und rufen verſtört.) Wir ſind ja im Finſtern! Großer Gott, ein Erdbeben! Lichter her! (die Gräfin will entfliehen und eilt in des Marcheſe Arme, der ſie ſchaudernd zurückweiſ't. Andre komiſche Gruppen bilden ſich und der Vorhang fällt ſchnell.)

Ende des zweiten Akts.

Dritter Akt.

Erster Auftritt.

(Vorige Dekoration.)

Der **Baron** und **Agapito**.

Bar. Welche Zeit iſt's, Agapito?

Agap. Halb ſieben Uhr. Die Sonne iſt nicht allzulange erſt aufgegangen.

Bar. Ich habe mich abſichtlich ſo früh wecken laſſen, um meine Rechnungen mit Dir vollends in Ordnung zu bringen, ehe die Andern aufſtehen, und vorzüglich der Herr Improviſator. Iſt das eine Qual! Der Herr Filiuto iſt eine wahre Landplage. Du weißt ja wohl was geſtern Abends bei ſeiner Improviſation vorfiel?

Agap. Ich weiß, ich war ja ſelbſt dabei.

Bar. Und dann beim Abendeſſen war's noch ſchlimmer. Er brachte Alle zur Verzweiflung.

Agap. Weiß es, weiß es!

Bar. Dieſe Nacht hat er ſich, wie ich vorausſah, mit den Dienſtboten divertirt ... Ich fürchte, daß er uns die ganze Villeggiatur verderben wird. Meine

davon zu bringen, und da auch hier, wie faſt immer das Sprüchwort ſich erfüllt: Wie der Herr, ſo der Knecht, ſo iſt das Weſen aller hier Lebenden eben ſo kalt und ſchroff wie das meines Onkels.

Ich hatte es wohlweislich ſo einzurichten geſucht, daß ich zu einer Stunde hier ankam, in der, wie ich wußte, mein Onkel ſprechbar ſey, denn ich wünſchte doch den Mann, dem ich, mehr noch meine Mutter und meine Schweſter ſo viel und mancherlei zu danken habe, gleich begrüßen zu können, und wollte nicht gern im erſten Augenblick meines Wiedereintretens hier die warme Gluth meines Herzens an den kalten Formen eines ſteifen Lebens vergehen laſſen. Als wir vorfuhren, kam meine Schweſter aus dem Hauſe heraus auf mich zugeeilt und ſchloß mich mit innigem, herzlichen Gefühl an ihre gewiß in dieſem Augenblick voll hoher Freude klopfende Bruſt. An ihrer Hand eilte ich der Mutter entgegen, die vermöge ihrer Jahre nicht ſo raſch die Treppe hatte herab kommen können. Das war ein ſchöner Augenblick Leopold, einer von jenen, die thränenfeucht und dennoch licht im Leben ſtehen. Wenige Worte nur ſprach die gute Mutter zu mir, es waren nur ein paar Fragen, die das Mutterherz an dem Sohn that, zu wiſſen, ob er ſo ihr wiederkehre, wie er von dannen gezogen war. Freund, ich konnte ſie mit offnem Auge und ruhigem Gewiſſen mit Ja beantworten; daß ich es konnte und nicht wie ſo vie-

Gäste werden am Ende gar nicht mehr bleiben und lieber wieder nach Neapel zurück wollen.

Agap. Da sein Sie ohne Sorge, gnädiger Herr, Das werden sie nicht. Wenn man auf andrer Kosten sich ein ländliches Vergnügen macht, so kommt man über solche Kleinigkeiten hinweg.

Bar. Nun, wir wollens abwarten. Indeß wollen wir uns dort hinsetzen, und unsre Rechnungen vollends berichtigen.

Zweiter Auftritt.

Valerio. Die Vorigen.

Val. Theurer Freund, ich komme so zeitig zu Ihnen, um Ihnen nochmals meinen herzlichsten Dank für den nur durch Ihre Bemühung zu Stande gekommenen Vergleich zwischen mir und dem Doctor zu sagen. Zugleich aber auch, um Sie um Erlaubniß zu bitten ...

Bar. Wozu?

Val. Sogleich nach Neapel wieder abzureisen.

Bar. Wie? Warum denn?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Gräfin und Rosina.

Gräf. Lieber Baron, Sie thun mir leid, aber ich muß Ihnen endlich reinen Wein einschenken. Wenn Ihre Villeggiatura weiter so fortgehen soll, wie sie angefangen hat, so werden Sie verzeihen, daß ich sogleich auf das Glück verzichte, ferner davon Gebrauch zu

machen. Ihr Herr Onkel kann ein ganz vortrefflicher und respectabler Mann sein, es ist aber unverzeihlich von ihm, Ihnen einen Plagegeist von der schlimmsten Sorte über den Hals zu schicken.

Vierter Auftritt.

Der **Marchese** und **Alberto.** Die **Vorigen.**

March. (Sie sind beide im Reisecanzuge mit den Hüten auf dem Kopfe.) Baron, auf Wiedersehn!

Bar. Auf Wiedersehn? Wollen Sie denn fort?

March. Auf der Stelle.

Bar. Und wo denn hin?

March. Das weiß ich noch nicht, aber jedenfalls fort, um mich der Gefahr zu entziehen. Ich habe noch Niemand den Kopf eingeschlagen, aber wenn ich mich nicht schnell aus dem Staube mache, nimmt's noch damit ein Ende, daß ich einen Florentiner umbringe. Also ... macht Euch lustig so viel Ihr wollt, und laßt mich im Frieden weiter ziehn.

Bar. Bewahre! Um des Himmels willen nicht. Was das für eine Idee ist!

March. Er geht, oder ich!

Fünfter Auftritt.

Die **Vorigen.** **Bartoli.**

Bart. Wer will gehen? Der Herr Marchese? Und warum?

Bar. Kommen Sie, kommen Sie, Doctorchen! Sie finden mich hier in Mitten eines Aufruhrs, einer

wahren Rebellion! Stehen Sie mir mit Ihrem Genie bei; zeigen Sie mir ein Mittel, aus dieſer ſchauderhafteſten aller Verlegenheiten mich zu reißen.

Bart. Wenn Sie mir nicht ruhig ſagen, von was die Rede iſt, bin ich durchaus außer Stande ...

March. Doctor! nur zwei Worte! Wie ſteht's mit Ihrem Kopfe? Fühlen nicht auch Sie ein gewiſſes Sauſen, ein ſtetes Schwirren, ein nervöſes Brauſen darin, das der Vorbote von einem Schlagfluſſe zu ſein ſcheint?

Bart. (lacht.) Ha, ha! Jetzt begreife ich's: der Toskaner!

Bar. Nun da ſehen Sie! Aber helfen Sie mir auch. Wie ſoll ich mich von einem ſo drückenden Gaſtfreunde los machen, ohne meine Pflichten gegen meinen würdigen Onkel zu verletzen? Wie es anfangen, daß dieſer unſelige Menſch von ſelbſt geht, ohne daß ich ihn fortſchicken muß?

Gräf. Ja, ja, lieber Doctor! Denken Sie irgend einen Ausweg aus.

March. Schärfen Sie Ihr Ingenium, ſtellen Sie eine Gegenklage an.

Bal. Suchen Sie einen Mittelweg, irgend eine Ausflucht.

Bart. Geduld! Geduld! Es handelt ſich hier um eine gelehrte Conſultation in beſter Form. Laſſen Sie mich daher nur ein wenig nachdenken ... Wenn ich nun aber den Prozeß gewinne, wer bezahlt mir das Honorar?

Gräf. O, seien Sie deshalb unbesorgt.

March. Wir werden Sie so hoch verehren, als ob Sie den schwierigsten Prozeß in der höchsten Instanz gewonnen hätten.

Agap. Wenn es die gnädigen Herrschaften verstatten, so möchte ich mir auch eine Bemerkung erlauben. In diesem Vorsaale könnten Sie leicht von der Hauptperson unterbrochen werden, und dann wäre Alles vergebens.

Alle. Weise bemerkt! Sehr gut!

Bar. So wollen wir uns in ein andres Zimmer verfügen.

Alle. Recht gern.

Gräf. Kommen Sie in das meinige.

Alle. Mit Vergnügen. (sie gehen Alle in der Gräfin Zimmer.)

Agap. (allein zurückbleibend und auf- und abgehend.) Das ist gut! Sie gehen alle fort und lassen mich hier allein, dem ersten Angriffe ausgesetzt ... Meinetwegen ... Die Höflichkeit hat auch ihre Gränzen und ist manchmal mehr schädlich als nützlich ... Für außerordentliche Fälle gehören außerordentliche Mittel. — Wenn der gute Freund kommt und mir's zu toll macht, werde ich ihm ein wenig den Kopf zurecht setzen. — Unterdeß kann ich ja aber ganz bequem die Rechnung über die gestrigen Ausgaben zu Stande bringen. (Er setzt sich und schreibt.) Rechnung über den ersten Tag der Villeggiatur — Außerordentliche und unvorhergesehene Ausgaben. — Man muß bei solchen Gelegen-

heiten ein Auge zudrücken um mit dem andern deſto ſchärfer ſehen zu können.

Sechſter Auftritt.

Filinto. Agapito.

Fil. (tritt ein und blickt mit der Lorgnette ſich um.) Niemand hier? — Tiefe Stille! — Es ſcheint als ſchliefen ſie alle noch. Auf dem Lande muß man mit der Sonne aufſtehen um die geſunde Morgenluft und das Vergnügen des Zuſammenſeins um ſo länger zu genießen ... Allerdings iſt das Wetter heut aber nicht ganz freundlich. Es regnet bereits.

Agap. (für ſich.) Ha! nun geht's los.

Fil. (ihn bemerkend.) Ach, ſehn Sie doch, Herr Haushofmeiſter! Ich hatte Sie nicht gleich bemerkt ... Es ſchläft wohl Alles noch im Hauſe? — Um welche Stunde pflegt denn der Herr Baron aufzuſtehen? — (für ſich.) Keine Antwort! — (laut.) Was ſchreiben Sie denn da Schönes? — Sie ſind ſo ganz in Ihre Arbeit verſenkt: — Es ſind wohl Verſe? — (Agapito ſieht ihn bedenklich an, und fährt dann fort zu ſchreiben.) Iſt er denn taub? — Geſtern hörte er ja noch recht gut. — (verſtärkt die Stimme.) Herr Agapito, ich frage nach Ihrem Herrn.

Agap. Wie? Was? Was befehlen der Herr?

Fil. (noch ſtärker.) Wie es Ihrem Herrn geht?

Agap. (aufſpringend und ihm immer nachgehend.) Mein Herr liegt noch im Bette, und wenn er im Bette liegt, ſo iſt dies ein Zeichen daß er ſchläft, und wenn

er ſchläft, ſo iſt dies ein Zeichen, daß er ſich wohl befindet. Und ich möchte ihm daher anrathen, die ganze Zeit zu ſchlafen, bis Euer Wohlgeboren nach Poggibronzi wieder zurückgekehrt ſind, maaßen es weit beſſer iſt zu ſchlafen, als von Jemand ſo wie Sie ſind in Wuth gebracht zu werden, der wie die Heuſchrecken, zur Geißel des menſchlichen Geſchlechts geboren zu ſein ſcheint. Sie werden mir daher verzeihen, wenn ich ſo offen mit Ihnen ſpreche, da es aus bloßer Menſchenliebe geſchieht um Sie vor der Gefahr zu retten, welche Sie bedroht, von unſern Gäſten um's Leben gebracht zu werden, die hierher gekommen waren, um ſich ruhig und friedlich zu divertiren, und nun ohne Prozeß verurtheilt worden ſind, Ihre unausſtehliche Genoſſenſchaft zu erdulden. (Man hört einen Sturz, wie von Steinen, welche oben auf die Soffitten fallen, und dann einen langen Schrei.)

Fil. Was war das?

Agap. Was muß da geſchehen ſein?

Fil. Es klang als ob da oben Bruchſteine auf die Decke geſtürzt wären. (derſelbe Lärmen, nur noch ſtärker.) Herr Haushofmeiſter! Wir ſind doch hier ſicher?

Agap. Ich werde gleich nachſehen, was es giebt. Ah, da kommt ja Anaſtaſio.

Letzter Auftritt.

Die **Vorigen.** Die Uebrigen **Darſteller** nach der Angabe.

Agap. Anaſtaſio! Was iſt denn geſchehen?

Anaſt. (voll Schrecken über die Bühne eilend.) Ach Du mein Gott! Was für ein Unglück!

Fil. Gott ſteh' mir bei! ... Aber was nur? Er hat's ja nicht geſagt! (zu Valerio, der eintritt.) Signor Cavaliere, um des Himmelswillen, ſagen Sie mir ...

Val. Ach über das Unglück! das Unglück! (er eilt voll Schrecken ab.)

Fil. Das Unglück iſt ſo groß, daß ſie Alle es gar nicht ſagen können!

Agap. Da kommt die Gräfin! Die wird es wohl ...

Fil. O, gnädige Gräfin, um des Himmels Willen! ...

Gräf. (und Roſina.) Schrecklich! ſchrecklich! Ach meine arme Tochter! Geſchwind, geſchwind den Wagen! Ach, mein Gott, ich ſuchte auch zu Fuße zu entfliehn, aber es gießt wie bei der Sündfluth! (Eilt mit Roſina ab.)

Fil. Mir zittern die Knie! Es müſſen Räuber und Mörder da ſein! Signor Agapito, fliehen wir auch!

Agap. Gleich, gleich! (für ſich.) Da ſteckt etwas dahinter.

March. (kommt mit Alberto.) Fürchterlich! fürchterlich! — Agapito! geſchwind meine Droſchke. Ach! der arme Baron!

Fil. Verehrteſter Herr Marcheſe, um des Himmels willen ...

March. (giebt ihm einen Stoß und geht mit Alberto ab.) Gehn Sie zum Henker!

Bart. (von der andern Seite.) Fort! fort!

Fil. Herr Doctor, erbarmen Sie ſich, ſagen Sie mir nur was vorgefallen iſt?

Bar. Und das wiſſen Sie noch nicht? Und ſtehen ſo ruhig hier? Das Haus hier ſtürzt ja zuſammen! Zwei Zimmer ſind ſchon eingeſtürzt, und das gerade hier über uns will eben auch einſtürzen.

Fil. Einſtürzen! Ei Du mein Himmel! (er läuft an die Eingangsthür und ſtößt an den Baron, der ihn mit Gewalt zurückdrängt.)

Bar. Alle Wetter! Sind Sie blind? (jetzt kommen eiligſt alle die andern von verſchiedenen Seiten mit Päkten, Regenſchirmen, Hüten u. ſ. w. wieder herbei, umgeben den Baron und rufen unter einander.) Wie ſteht's? können wir noch einen Augenblick bleiben? Sind die Wagen fertig? u. ſ. w. (der Baron zu ihnen.) Nur noch einen Augenblick! Beruhigen Sie ſich nur ein wenig. Ich habe einen Architekten holen laſſen, der hier in der Nähe wohnt. Er hat den Riß in dem Zimmer über uns unterſucht, und verſichert, daß es wohl noch einige Stündchen dauern könnte, ehe es zuſammenſtürzt.

Fil. So heißt's Eile mit Weile.

March. Da es ein Architekt ſagt, ſo heißt's, ſo geſchwind als möglich.

Alle. Die Wagen! die Wagen!

Fil. Verehrteſter Herr Marcheſe, haben Sie Mitleid mit mir. Nehmen Sie mich mit in den Ihren. Es iſt ja eine wahre Sündfluth draußen.

March. Da Sie vertrocknete Eingeweide haben, wird Ihnen ein allgemeines Bad recht heilsam sein.

Fil. Herr Baron!

Bar. Ich fahre mit meinem Freunde Valerio.

Fil. Gnädigste Frau Gräfin!

Gräf. Verzeihen Sie, ich habe ein junges Mädchen mit im Wagen.

Fil. Ach, es wird sie Ihnen niemand stehlen. Herr Doctor!

Bart. Gut, ich nehme Sie mit. Aber geschwind!

Fil. Ich laufe und hole mein Mantelsäckchen und meine Violine. (er läuft ab.)

Alle. (umringen Bartoli, lachen heimlich und klatschen ihm Beifall zu.)

Bart. Mein Honorar! mein Honorar!

Fil. Da bin ich fix und fertig.

Bar. Aha! Sind die Wagen angespannt?

Anast. In diesem Augenblicke nur erst das Cabriolet des Herrn Doctors.

Fil. Gott sei gelobt und gedankt. Verlieren wir keine Zeit, theurer Herr Doctor! Eilen wir! Wo bringen Sie mich denn hin?

Bart. In einen Gasthof in Neapel. (für sich.) Und dort lasse ich Dich sitzen.

Fil. Schön, sehr schön! Meine Herrn und Damen, auf Wiedersehn! Verehrter Herr Baron, haben Sie die Güte mir zu sagen, wo Sie in Neapel wohnen, da es mir stets zum großen Vergnügen gereichen wird, Ihnen meine Aufwartung zu machen, voraus-

geſetzt, daß Ihr Haus in der Stadt etwas feſter gebaut iſt, als das auf dem Lande.

Bar. Herzlichen Dank für den gütigen Vorſatz

Fil. Wohnen Sie in der Chiaja? in Toledo! Am Mercato, am Lavinaio, bei den Criſtallinen? in Vico Pulci? in ... (ein Fall von Steinen in der obern Etage, ſtärker als der vorige ſetzt ihn in neues Schrecken.) Gottes Barmherzigkeit! Fort! fort! (Er läuft mit Bartoli ab. Alle lachen hinterdrein.)

Ende.

le andere die aus der Fremde heimkehren, gleich mit einer Täuschung beginnen mußte, das danke ich Dir und Emma.

Ich fragte sogleich nach dem Onkel. Sein alter Kammerdiener, der gegenwärtig war, antwortete mit dem gewohnlichen trocknen und steifen Ton: Der Herr Kammerrath sind noch auf seinem Zimmer und sprechen mit dem Verwalter, in einer Viertelstunde — hier sahe der Mensch nach der Uhr — hat der Herr Kammerrath dem Verwalter die Rechnung abgenommen.

Mutter und Schwester mußten sehen, welchen Eindruck diese Worte auf mich machten, denn die erstere setzte wie ergänzend hinzu: Du weißt ja lieber Karl, es ist Montag und da —

Wohl weiß ich das, rief ich aus, aber ich hätte doch geglaubt, daß heute eine Ausnahme —

In einer Viertelstunde, sagte der Kammerdiener mit einer Verbeugung und entfernte sich. Ich war mehrere Jahre abwesend gewesen, ich weiß es, ich gelte meinem Onkel als Sohn, dennoch konnte er mit aller möglichen Ruhe eine elende wöchentliche Berechnung, die zu jeder andern Stunde auch abgemacht werden konnte, erst schließen, ehe er mir erlaubte ihn zu sehen.

Die Viertelstunde, um die ich mich bei meiner Ankunft doch verrechnet hatte, denn ich wußte wohl, daß um diese Zeit der Verwalter Rechnung abzu-

Ein Zimmer mit zwei Betten.

Schwank in einem Akte.

Nach dem Französischen

von

Theodor Heil.

Personen:

Etienne Eperlan.
Isidore Pincemain.
Zwei Stimmen in der Coulisse.

Schauplatz, ein Gasthof in Saint Mandé bei Paris.

Die Bühne stellt ein Zimmer in einem Gasthofe vor. Links vorn ein Fenster. Rechts ein kleiner Tisch ohnweit einer Thür. Im Hintergrunde ein Kamin in der Mitte. An jeder Seite desselben ein Bett mit Vorhängen, mit dem Kopfende nach dem Kamine zu. Vor jedem Bette ein Stuhl. Auf dem Kamine zwei Waschbecken, zwei Wasserkrüge, Gläser, Servietten u. s. w.

Erster Auftritt.

Isidore Pincemain liegt in dem Bette links. Die Vorhänge beider Betten sind zugezogen. Es ist Nacht.

Zweiter Auftrit

Etienne Sperlan innerhalb der Coulissen. Ein **Kellner** eben so. **Isidore** im Bette.

Et. (in den Coulissen). Wo zum Henker ist denn Ihre Nummer 71? ... Ich sehe nicht eine Spur von Ihrer Nummer 71!

Kellner (eben so). Da ist sie ja, mein Herr.

Et. (eintretend mit einem Lichte und einem Koffer).

sacke. Es wird hell). Das also ist mein Zimmer? Da stehen ja gar zwei Betten!

Kell. (außen). Soll man Sie morgen früh wecken?

Et. Nein, nicht wecken; im Gegentheil ... Sollte ich aber bis Mittag noch nicht aufgewacht sein, so können Sie mich gegen 2 Uhr herausklopfen.

Kll. Sie sollen geklopft werden, mein Herr.

Et. Apropos, Kellner!

Kll. Was befehlen Sie noch?

Et. Sagen Sie mir es ist doch, auch hübsch still indiesem Gasthofe?

Kll. Vollkommen, mein Herr.

Et. Sie stehen mir mit Ihrem Kopfe dafür.

Kll. Er ist der beste in ganz St. Mandé.

Et. Ihr Kopf, oder der Gasthof?

Kll. Wünsche wohl zu schlafen, mein Herr.

Dritter Auftritt.

Etienne. Isidore im Bette.

Et. (legt seinen Nachtsack an's Bett und stellt das Licht auf den Tisch). Der beste in ganz St. Mandé! ... und da glaubt er, das sei etwas Köstliches! ... Ich habe ein souveraines Mißtrauen in diese Dorfgasthöfe: man hört die ganze Nacht darin die Hunde bellen, die Esel schreien und die Hähne krähen. Und ich beg ich einen so leisen Schlaf habe! ... Nun, wir wollen den Schlüssel abziehen und hereinnehmen ... Das ist doch wenigstens einige Sicherheit.

(Er thut es, und zieht seinen Rock aus). Und jetzt wollen wir doch ein wenig unser einsames Lager untersuchen. ... Wenn ich sage einsam ... so ist das noch sehr problematisch.

In amerikan'schen Wäldern
Giebt's nicht größere Gefahr,
Als in diesen Schlafbehältern
Wo sie längst schon heimisch war.
Zwar Du glaubst Dich zu verbessern
Wenn nach Frankreich Du gelangst,
Denn Du hast vor Menschenfressern
Eine ungeheure Angst:
Doch giebt es auch hier indessen
Solche blutdürstige Brut,
Die den Reisenden zerfressen
Der in diesen Tiefen (auf's Bett zeigend) ruht

(Er untersucht das Bett). Nun, ich finde für einen Dorfgasthof dieses Alles hier recht appetitlich. ... Da wird sich's schon am Ende ein paar Tage aushalten lassen. ... Denn in Paris wage ich es nicht, mich sehen zu lassen, weder bei Tage, noch bei Nacht ... und doch muß ich etwas zu erfahren suchen von der unglücklichen Person. ... Ich möchte doch gern wissen, was seit 5 Jahren aus ihr geworden ... denn wenn etwa zufällig ... Je nun, das könnte wohl der Fall sein ... und dann ... aber doch! (er geht an's Bett, zieht die Reiseschuhe aus und die Pantoffeln an, die er aus dem Nachtsacke nimmt, und sich alsdann ein Tuch um den Kopf bindet). Werfen wir unterdeß uns immer in die Arme des Morpheus, und suchen wie ein Maulwurf zu schlafen, der 6000 Livres jähr-

lich einzunehmen hat. (Er geht an den Tisch). Was ist denn das da? Karten! sie sind zwar etwas vergelbt, aber destomehr verbogen ... ohnstreitig von Fuhrleuten, die hier eine Partie Landsknecht gespielt haben. (Er öffnet die Thür, stellt seine Schuhe hinaus und schließt sie wieder). Oh Golddurst! Ja, so ist unser Zeitalter! So ist's! (man hört schnarchen). He? (Isidor schnarcht stärker). Ich höre etwas tief Athem holen. ... (noch stärkeres Schnarchen). Es kommt von dort her ... (auf das andere Bett zeigend). Was zum Henker haben sie denn dort hineinpraktizirt? ... Vielleicht eine Katze in interessanten Umständen. (Schnarchen). Gehen wir vorsichtig näher (Er geht vorsichtig an's Bett u. zieht die Vorhänge zurück). Gott vergieb mir meine Sünde, das ist ein Christenmensch! ... Er liegt dort in einer Positur, wie ein Flintenhahn. (Schnarchen). Er läßt sich nicht stören. ... Mein Herr! Mein Herr! ... Es ist vielleicht ein Italiener. Signor! Signor! ... Oder ein Engländer! Sir! Sir! ... Er ist in keiner Sprache zu erwecken! Da müssen wir ihm ein wenig auf's Trommelfell pauken. (Er singt sehr stark.) „Mein König, mein König, der tapfere Löwenherz!" ... Es hilft Alles nichts. ... Er muß Laudaunm zu Abend gegessen haben. ... Nun warte, warte, ich will Deine Mohnköpfe ein wenig begießen. (Er holt die Wasserflasche und sprengt ihm Wasser in's Gesicht.)

Isid. (erwachend). Heda! ... Was soll's? ... Es ist ja noch nicht 4 Uhr.

Et. Ho, hö! macht Sie das endlich munter?

Isid. Ich habe Dir ja gesagt, daß Du mich erst um 4 Uhr wecken sollst ... und so weit ist's noch lange nicht. (legt sich wieder zum Schlafen.)

Et. (schüttelt ihn). Mein Herr! mein Herr!

Isid. Wirst Du mich schlafen lassen, Dummkopf!

Et. Dummkopf, Sie selbst! ... ich bin nicht der Hausknecht!

Isid. (setzt sich in die Höhe). Ah bah! ... Da sind Sie also wohl gar? ... Mein lieber Herr, ich habe kein Geld ... auf Ehre ... nicht einen Heller mehr als drei Sous ... wenn ich diese Ihnen anbieten dürfte ...

Et. Jetzt hält er mich gar für einen Spitzbuben! ... Alle Wetter, mein Herr! Behalten Sie Ihre lumpigen Sous ... ich mag Ihre Sous nicht ... ich bin ein rechtschaffner, aber todtmüder Reisender.

Isid. Der Herr sind also vielleicht ein Nachtwandler?

Et. Ich habe mein Nachtlager bezahlt und verlange daher, daß Sie mich in Ruhe sollen schlafen lassen. Verstanden?

Isid. Nun wahrhaftig! Das ist allerliebst! ... Sie sind's, der mich stürmisch aufweckt und sagen mir jetzt, daß ich ... Ei mein Herr, so gehen Sie doch schlafen, aber in Ihrer Stube.

Et. Ich bin ja in meiner Stube.

Isid. Nein doch! Das ist ja die meinige!

Et. Es stehen aber zwei Betten hier ... und

das eine haben ſie mir angewieſen, die Schlingel ... und haben mir verſichert, daß ich ganz ruhig ſchlafen würde und mich mit einem ſchnarchenden Maulwurfe eingeſperrt!

Iſid. Mein Herr, um 4 Uhr reiſe ich ab, jetzt iſt es 3 Uhr, ich habe alſo keine Zeit, lange Redensarten zu machen. ... Ich wünſche Ihnen wohl zu ſchlafen. (legt ſich wieder nieder.)

Et. Verwünſchter Gaſthof! Man glaubt allein zu ſein und hat einen Unbekannten auf dem Nacken. Ach! (gähnt). Ich komme vor Müdigkeit um! ... Nun, ich will hoffen, daß er endlich mit ſeiner Muſik aufgehört hat. ... Legen wir uns alſo ſchlafen. (er legt ſich zu Bett und macht die Vorhänge zu. Iſidor ſchnarcht wieder. Etienne macht die Vorhänge wieder auf). Er fängt noch einmal an! Nein, das iſt doch gar zu toll! (er ſpringt heraus und ſchüttelt Iſidor wieder.)

Iſid. (erwachend). Schon wieder! (ſitzend). Nein, mein Herr, das iſt unerlaubt! ... Man muß Sie ausdrücklich dazu gedungen haben, mich in der Ruhe zu ſtören.

Et. Aber, zum Teufel, Sie ſtören mich ja in der meinen!

Iſid. Ich? ... ich habe Sie ja nicht einmal angeſehen ... ich lag ja nach der Wand zu.

Et. Aber Sie ſchnarchen!

Iſid. Ich ſchnarchen?

Et. Schnarchen! R...o...n, ron!

Isid. Ich?

Et. Wie ein ungeölter Schubkarren.

Isid. Das ist etwas stark.

Et. Ja, es ist eben viel zu stark!

Isid. (springt aus dem Bette). Nun ja, meinetwegen! ich schnarche! ... gut! ... das macht mir Spaß ... das zerstreut mich! ... Wollen Sie mich etwa auch langweilen, wie meine Frau? He!

Et. (geht zu ihm an's Bett). Ihre Frau? ... Sie haben eine Frau?

Isid. Nun ja ... und Sie sehen ihr ähnlich.

Et. Ist Sie hübsch?

Isid. Sie ist unausstehlich, wie Sie! ... Sie behauptet auch ich schnarche ... und weckt mich alle Nächte wohl zwanzig Mal auf.

Et. Da hat sie ganz Recht! ... ich an ihrer Stelle machte es um kein Haar besser.

Isid. Der Herr ist nicht verheirathet?

Et. Nein.

Isid. Sie sind Garçon? o wie glücklich Sie sind!

Et. Ich bin auch nicht Garçon.

Isid. Also Witwer? ... Das ist noch besser!

Et. Witwer? Auch nicht.

Isid. Ach, machen Sie sich keinen Spaß mit mir, sonst werde ich böse.

Et. Sind Sie denn so gallig? Das sollte man kaum glauben.

Isid. Weil Sie mich zum Besten haben ... Ein Mann muß doch jedenfalls entweder unverheirathet oder verheirathet, oder Witwer sein ... selbst in der vornehmen Welt.

Et. Und doch bin ich weder das Eine, noch das Andere.

Isid. Da sollte man wahrhaftig auf arge Gedanken kommen!

Et. Nun denn! ich bin unverheirathet gewesen und habe mich dann verheirathet ... bin aber auch nicht Witwer ... im Gegentheil ... meine Frau ist Witwe.

Isid. Sie ist Witwe ... und Sie sind noch am Leben?

Et. Nein, ich bin ja nicht am Leben.

Isid. Sie Sind todt? ... Oh, mein Herr! spaßen Sie nicht mit solchen Sachen.

Et. Wenigstens was die eine Hälfte von mir betrifft, so ist diese todt; in Betreff der andern Hälfte ...

Isid. Sie sind also auf Einer Seite gelähmt?

Et. Und diese andere Hälfte ... das ist meine Frau! ... Sie hält mich für todt! Ist's Ihnen nun klar?

Man faßt es nicht gleich auf der Stelle.

Isid. Und doch! gewiß ich faß es schon.
Sie hatten einst mit ihr die Hölle ...

Et. Und bin in's Paradies entfloh'n.
Als todt darf fern von ihr ich leben ...

Isid. Mein Herr, wie preis ich Ihr Geschick!

legen pflegt, war endlich vergangen; so wie die Glokke schlug, öffnete sich die Thür — wir befanden uns in dem Zimmer meiner Mutter — und der Kammerrath trat herein. Ich ging auf ihn zu, und, Leopold, mit wahrhaft kindlichem Gefühl wollte ich an seine Brust sinken, aber er stand so steif und hölzern da, als befände er sich wie ehedem in den Vorzimmern seines Fürsten und, indem er mir langsam und bedächtlich die Hand reichte, sprach er: Du wirst mir den Jabot zerdrücken. Denke Dir, Leopold! das waren die ersten Worte, die ein Mann nach mehrjähriger Trennung zu mir sprach, der mir mit am nächsten auf der Welt steht, dem ich als Sohn gelte! Ich weiß nicht mehr was ich darauf erwiederte, so viel aber weiß ich, daß all meine Freude, die ich mir von dem Moment des Wiedersehens denn doch versprochen hatte, zertrümmert war, und daß, im voraus sehend, wie unpassend jetzt noch so wie sonst wir gegen einander standen, für uns Beide, meinen Onkel und mich, aus dem Zusammenleben kein Heil entspringen kann.

Er blieb eine kurze Zeit bei uns, dann rief ihn der Glockenschlag wieder zu einer hergebrachten Beschäftigung, und er verließ uns so kalt als er gekommen war, indem er bloß zu mir sich wendend noch sagte: Auf den Abend um sechs Uhr wollen wir über Deine Reise mit einander sprechen; Du weißt Karl, es ist die Stunde —

Und möchte ſelbſt den Geiſt aufgeben,
Um zu genießen ſolch ein Glück.

Et. Kurz, während man mich für einen Bürger der andern Welt hält ...

Iſid. Spazieren Sie noch auf dieſer herum und befinden ſich wohl?

Et. Wenigſtens nicht übel, und Sie?

Iſid. Oh, Sie ſind allzu gütig! ... Die Sache iſt höchſt merkwürdig! Haben Sie doch die Güte mir mitzutheilen, auf welche Art Sie ſich vor Ihrem Lebensende umbringen konnten.

Et. Sehr gern, aber ein anderes Mal. Jetzt will ich mich zu Bett legen. (geht nach hinten.)

Iſid. Schon? Oh, da hätten Sie mich können in Ruhe laſſen! Bin ich einmal aufgeweckt worden, ſo kann ich nicht wieder einſchlafen.

Et. Warum ſchnarchten Sie auch ſo? Ich bin nicht hierhergekommen, um Ihnen Geſchichtchen zu erzählen. (er legt ſich wieder in's Bett.)

Iſid. (ſieht an ſeine Uhr, die über ſeinem Bette hängt). Allerdings iſt's erſt ein Viertel auf 4 Uhr ... Da kann ich auch noch ein Bischen duſeln. ... Gute Nacht, Nachbar! (er legt ſich in's Bett.)

Et. Gute Nacht.

Iſid. (im Bette). Wenn ich mir vorhin ausbat, daß Sie mir Ihre Geſchichte erzählen möchten, ſo geſchah es blos um meiner Belehrung willen, denn ich wäre wahrhaftig auch nicht abgeneigt, einmal ſo für meine Frau zu ſterben.

Et. Ja auf die Art, wie ich für die meinige.

Isid. Und als unverheirathet wieder aufzuerstehen! ... Was für eine Hochzeit sollte das geben!

Et. Es scheint nicht, als ob Sie sehr fanatisch für Ihre Frau Gemahlin wären.

Isid. Ach, mein Herr, sie gehört eben nicht zu den reizendsten und jüngsten. So ein 52 Jährchen! Wenn Sie einem Andern angehörte, würde ich gar nichts dagegen haben. Wir wohnen in St. Menehould, einem kleinen Städtchen, in welches zu gerathen ich Ihnen nicht rathen möchte.

Et. (für sich). Spaßmacher! ... Es ist ein Federviehhändler.

Isid. Dort hat Sie mich zur Strafe für meine Sünden festgeankert und von da bin ich vor drei Tagen hierher gekommen.

Et. Ganz allein?

Isid. Ganz allein! Geschäfte halber, die wir zu Paris haben ... ich soll aber nicht mit in die Stadt, soll durchaus hier in St. Mandé logiren ... aus Oekonomie ... Oh! sie ist geizig wie Arpax.

Et. Harpax!

Isid. Harpax? ... Ich habe immer Arpax sagen hören.

Et. Verzeihen Sie, Sie können Recht haben.

Isid. Und alle Tage muß ich von hier aus, früh und Abends in die Bärenstraße ... Sie können leicht denken, wie anmuthig das ist!

Et. Ich erlaube Ihnen zu seufzen. Sie haben ein Recht dazu.

Isid. Jetzt erwarte ich sie in der Diligence, die früh um 4 Uhr hier vorbei fährt! ... Sie wird kommen, und ich muß wieder in's alte Joch.

Et. Armer Mann!

Isid. Ach, lieber Herr, erzählen Sie mir doch nun auch Ihre Geschichte noch vorm Einschlafen.

Et. Das würde zu lange dauern ... Meine Existenz ist ein Roman. Mit Hilfe meiner Abenteuer könnte man eine Novellistische Zeitschrift das ganze Jahr hindurch füttern. ... Meine Kindheit war wundervoll! Ich hatte langes Haar und war schön, oh schön!

Isid. Sie müssen diese Zeit wohl jetzt sehr schmerzlich vermissen?

Et. Mit 12 Jahren war ich schon sehr weit vorgerückt und fabrizirte kleine Kähnchen, die auf dem Wasser schwammen. Mein Vater hielt es für Pflicht, meine Anlagen für die Marine auszubilden, und brachte mich bei einem Advocaten unter, wo ich immer durch Dick und Dünn ging, und ein ächter Pfützentreter wurde. Dabei bildete ich mich aber dennoch zusehends aus und lernte ganz vortrefflich Aufträge ausrichten, so daß ich, wenn man mich nach Stempelpapier schickte, geröstete Erdäpfel brachte. ... Doch schritt ich im Alter immer weiter vor und gelangte so zu 18 Jahren. (Hier bemerkt er, daß Isidor nicht mehr auf ihn hört). He da! ... lieber Freund. .... Sie hören

mich doch auch? ... Nicht? ... Und der behauptet, nicht wieder einschlafen zu können! ... Meinetwegen. Benutzen wir die Gelegenheit, um selbst wieder die Augen zuzumachen. (Isidor schnarcht sehr stark). Da geht's schon wieder los! (auf den Knieen in seinem Bette und laut schreiend). He da! He da dort drüben! ... Ich war eben 18 Jahre geworden!

Isid. (aufwachend und ebenfalls knieend). He? ... wer ist 18 Jahr?

Et. Ich! ... als ich meinen Advocaten verließ ...

Isid. Sie verließen meinen Advocaten?

Et. Sie haben auch nicht ein Wörtchen verstanden! (legt sich wieder nieder.)

Isid. Alles habe ich verstanden. Ich mache zwar die Augen zu, aber ich höre Alles. Erzählen Sie nur weiter fort. (er legt sich wieder.)

Et. Ich war also 18 Jahr geworden, als man ... aber warten Sie! ... ich will mich kürzer fassen und überspringe daher die Periode der Conscription. ... Eben wollte ich zur Armee abgehen, als ich ein kleines Briefchen folgenden Inhalts erhielt: „Junger Mann! Sie haben ein zu liebenswürdiges Aeußere, um Sie den Strapatzen des Kriegers auszusetzen. ... Ich besitze 5000 Francs jährlicher Einkünfte; ich bin noch jung; ich schätze Sie und biete Ihnen meine Hand, mein Vermögen und einen Stellvertreter an. Unterzeichnet: „Veronika Senechal, Pergamentmacherstraße Nr. 27."

Isid. (aufspringend im Bette und für sich). Pergamentmacherstraße, Nummer 27! (laut.) Alle Wetter! Alle Wetter!

Et. Aha, jetzt haben Sie darauf gehört!

Isid. Ach fahren Sie fort, mein Herr, ich bin höchst neugierig.

Et. (einschlafend). Und in der Nachschrift ... „aber erst wenn ich Ihre Frau sein werde, sollen Sie den militairischen ... Stellvertreter haben ..."

Isid. Weiter! weiter!

Et. (einschlafend). Den militairischen ... Stell- ... ver ... (er schnarcht).

Isid. Ganz recht, ganz recht, aber nur weiter! (Etienne antwortet nicht). Er ist eingeschlafen! ... das kann ich nicht zugeben! (er springt aus dem Bette und schüttelt Etienne.) Mein Herr! ... junger Fremdling!

Et. He da! ... was wollen Sie denn nun?

Isid. Ihre Geschichte! ... Sie haben Ihre Geschichte nicht bis zu Ende gebracht!

Et. Wo war ich denn stehen geblieben?

Isid. „Beim militärischen Stellvertreter."

Et. Ach ja! ... Nun gute Nacht! Lassen Sie mich hübsch ausschlafen.

Isid. (ihn schüttelnd). Das dürfen Sie nicht! Das sollen Sie nicht! Ich verlange durchaus die Fortsetzung zu wissen! ... Sie dürfen nicht schlafen! (er reißt ihn mit Gewalt aus dem Bette.)

Et. (aufstehend.) Sie sind ein wahrer Plaggeist! ...Da wollte ich doch lieber in dem Neste einer Klapperschlange schlafen, als in diesem verruchten Wirthshause.

Isid. (hilft ihm seine Pantoffeln anziehen). Sie waren eben bei der Stelle, als militärischer Stell ...

Et. Das haben Sie mir schon drei Mal gesagt!

Isid. Also weiter!

Et. Als ich dieses Briefchen gelesen hatte, sagte ich zu mir selbst: das ist ja ein bloßes Rekrutenspäßchen: sie wollen mich zum Besten haben. Gleichviel! Ich ging in die Pergamentmachergasse Nummer 27. ... Veronika existirte wirklich! Veronika war keine Dichtung ... sie besaß wirklich 5000 Franks jährlicher Einkünfte. Was die Jugend betraf, so zählte sie freilich 45 Lenze und ich, ich stand erst in meinem zwanzigsten ... übrigens aber eine wohl conditionirte Person. Sie war stets häßlich gewesen, und überdies bereits Witwe von einem ersten Opferlamm, das sie ohnstreitig sowie mich auf dem Bazar des Unglücks erkauft hatte. Das war allerdings nicht eben anlockend, und ich schwankte einigermaßen ... aber ich war gänzlich von allem Gelde entblößt, ich hatte einen natürlichen Abscheu vor dem Piff, Paff! ... und kurz, ich heirathete Veronika.

Isid. (ihn bei der Hand fassend). Oh mein Herr! oh mein Herr! wie interessiren Sie mich!

Et. Närriſcher Menſch! ... Kaum hatten wir die Sache in Ordnung gebracht ... kaum war ich einveronikaſirt, als mich auch ſchon der Handel reute ... Alle Tage entdeckte ich eine neue Schattenſeite an meiner Holden ... Dreihundert fünf und ſechzig Tage im Jahre ... und zwei Jahre war ich verheirathet ... da rechnen Sie einmal!

Iſid. Ich habe keinen Bleiſtift bei mir ... wenn ich einen Bleiſtift hätte ... hätte ich Feder und Dinte ...

Et. Eines Tages, es war an einem Sonntage ... ſie hatte ſich unterſtanden mir zu ſagen, daß ſie mich für 1800 Franks gekauft habe ... da nannte ich ſie eine alte häßliche Kreatur, ſie warf mir irgend eine Taſſe an den Kopf, ich antwortete mit einem Leuchter, und ſo feierten wir unſern Sonntag.

Iſid. Es muß ein außerordentliches Vergnügen geweſen ſein.

Et. Kurz denn ... ich faßte einen blitzſchnellen Entſchluß ... 3 Hemden, 3 Paar Strümpfe ... ein Vatermörder und einige Sous, die ich mir für den Durſt vorbehalten hatte, nahm ich untern Arm und ſuchte das Freie.

Iſid. Da thaten Sie ſehr wohl daran.

Et. Ja, wenn ich damit Ruhe gehabt hätte! Aber ſie bot Himmel und Hölle auf um mich wieder einzufangen. Man umſtellte mich, jagte mich wie einen Hirſch ... aber die Hirſche haben nur Beine, die Ehemänner dagegen auch manchmal noch Ideen, dadurch un-

ter scheiden sie sich Beide von einander. Mir kam eine furchtbare Idee in den Sinn! Ich flüchtete mich an das Ufer der Seine und suchte mir die tiefste Stelle dieses seichten Flusses aus. Dort legte ich sorgfältig Kleid, Weste und andere von meiner Frau sehr wohlgekannte Gegenstände nieder und stürzte mich ... nach der entgegengesetzten Richtung hin ins Freie.

Isid. Man glaubte Sie hätten sich ertränkt, man stellte alle weitern Nachsetzungen ein, Sie blieben frei, und so war denn Ihre Gemahlin Witwe bei Lebzeiten ihres Gemahls.

Et. Vollkommen richtig! Sehr geistreich errathen!

Isid. Ich errathe nicht ... mir ist die Geschichte Ihres Selbstmordes schon bekannt.

Et. Eil man hat sie Ihnen erzählt?

Isid. Sehr oft! ... und ich kann Ihnen auch die Fortsetzung mittheilen.

Et. Ah! es giebt auch noch eine Fortsetzung?

Isid. Sie nennen sich Etienne Sperlan?

Et. Sie kennen meinen Namen?

Isid. Nicht nur Ihre Kleidungsstücke hat man wieder erkannt, sondern Ihr ganzes Individuum ist zu Saint Cloud in Fischernetzen wieder aufgefischt worden.

Et. Wahrhaftig! der Spaß ist köstlich!

Isid. Und obschon etwas beschädigt, hat man Sie doch sogleich wieder erkannt.

Et. Man hat mich wieder erkannt?

Iſid. Und ein Jahr darauf, pünktlich gerechnet, hat ſich Veronika wieder verheirathet.

Et. Sie hat ſich einen dritten Mann gekauft? ... Meine untröſtliche Witwe ſetzt das Gewerbe fort?

Iſid. Ja mein Herr, einen Pelzhändler, dem man in Clichy den Pelz waſchen wollte. Er hatte zu ſehr auf ſeine Fuchsſchwänze gerechnet, und die Müffe waren ihm auf dem Halſe geblieben ... O! Sie können glauben, daß Veronika es mir nicht leichter gemacht hat.

Et. Ihnen?

Iſid. Ja mir! ... ihrem Manne! ... Iſidor Pincemain, Hofkirſchner des Königs von Dänemark.

Et. Sie ſind der Mann meiner Frau?

Iſid. Nein Sie ſind's, Sie!

Et. (während er ſich wieder anzieht). Das habe ich dumm gemacht, daß ich ihm meine Geſchichte erzählt habe. (zu Iſidor). Mein Herr, ich habe die Ehre Ihnen einen guten Morgen zu wünſchen. (er will fortgehen.)

Iſid. (ihn beim Arm zurückhaltend.) Wo wollen Sie denn hin?

Et. Verzeihen Sie! ... ich habe etwas in der Normandie vergeſſen! ...

Iſid. (ihn zurückhaltend). Ich laſſe Sie nicht fort! Ich klammere mich an Sie an! Sie dürfen mich nie mehr verlaſſen!

Et. Sie ſpaßen, mein Herr! ... Und meine

Freiheit? Die Freiheit die uns durch eine Menge Geſetze verbrieft iſt? (will gehen).

Iſid. (ihn haltend.) Sie kommen nicht von mir fort! ... Ah, ſehen Sie doch! Sie thun als ſtürzten Sie ſich ins Waſſer! ... Ah! Sie laſſen rechtmäßig angetraute Eheweiber ſitzen! ... Nein, mein Herr, Sie gehen mit mir ...

Et. Wohin denn?

Iſid. Und ſuchen mit mir Veronika auf.

Et. Ihre Frau ſoll ich aufſuchen?

Iſid. Nein, Ihre!

Et. Ihre!

Iſid. Ihre!

Et. Meine? ... Ich habe ja keine mehr! Zwiſchen uns iſt Alles abgebrochen.

Iſid. Ich werde Sie vor die Gerichte führen!

Et. Oh, ich kenne die Geſetze. Eine Frau kann nicht zwei Männer haben ... ſichtlicherweiſe ... Uebrigens ſind Sie im Beſitze, folglich gehört das Grundſtück Ihnen.

Iſid. Falſch! ... Ich bin blos Miethsmann, mein Kontrakt iſt aus und iſt ſtelle Ihnen die Schlüſſel wieder zu.

Et. Sie hätten drei Monate zuvor aufkündigen müſſen ... Ich kenne das Geſetz. und ſo müſſen Sie ſie behalten.

Iſid. Ich behalte ſie aber nicht!

Et. Sie behalten ſie, oder Sie haben es mit mir zu thun!

Ich weiß es, fiel ich seufzend ein und wollte noch einiges hinzusetzen; er aber unterbrach mich mit einem mißbilligenden Blick und sagte im Abgehen: Du hast die Gewohnheit noch, die Leute nicht ausreden zu lassen; ich liebe das nicht, doch, auf den Abend mehr.

Als er fort war, wandte ich mich zu meiner Mutter mit den Worten: Es ist hier noch alles beim Alten. Das ist es, erwiederte sie, und Du, Karl, wirst wohl thun, wenn Du Dich wieder darin zu finden suchst.

Sage selbst Leopold, konnte dieser Empfang, dieses erste Wiederauftreten in dem Hause, welches ich als mein älterliches betrachten muß, mich heiter stimmen? Es ist freilich wahr, ich konnte es nicht anders erwarten, denn die paar Jahre meiner Abwesenheit waren gewiß nicht im Stande gewesen, den Charakter meines Onkels zu ändern, von dem doch alles abhing; aber — es mußte natürlich mir jetzt doppelt auffallend seyn, da ich aus einer Welt wieder zurückkehrte, gegen deren reges, bewegtes Treiben die langweilige Monotonie unsers Hauses aufs schroffste abstach. Was konnte ich für mich, für mein Herz, o, für alles das, was ich so warm und glühend im Busen trug, von einem Mann erwarten, dessen ganzes Leben dem todten Schlag einer Pendeluhr glich, der ergraut in allen seinen Vorurtheilen war. Ich hatte mir vorgenommen, gleich den ersten Tag mit

Iſid. Wie verſtehen Sie das?

Et. Ich bringe Sie um!

Iſid. Ein Duell!

Et. Ja, ein Duell!

Iſid. Das iſt mir eben recht!

Et. Wenn ich Waffen hätte!

Iſid. Ich habe welche unten in der Küche geſehen und will ſie gleich holen!

Mein Innerſtes es erglüht
Von ächtem Heldenmuth,
Veronika iſt die Ihre,
Sonſt fürchten Sie meine Wuth.

Et. Daß man ſich von ihr trenne
Verſuchen wir unſer Heil!

Iſid. Der Streit um die Schöne entbrenne,
Wem ſie nicht wird zu Theil.

(Er geht rechts ab und ſchließt die Thür zu).

Vierter Auftritt.

Etienne allein.

Er ſchließt mich ein! ... Ich hoffte ihn durch die Ausforderung zu ſchrecken ... aber er iſt gar zu giftig! ... Ich that Unrecht, ihm meine Geſchichte zu erzählen! ... Wenn ich nur irgend einen Ausweg wüßte! ... (geht an's Fenſter, das er öffnet). Das iſt zu hoch! ... ich bräche mir ja weſentliche Körpertheile! ... Ah! durch den Kamin! (geht dahin). Wie aber da hinaufkommen? — Ich hätte das Schornſteinfegerhandwerk lernen ſollen, als ich klein war. ... Das kann nie ſchaden! ... Aber, wird er denn auch

wirklich wieder hierher kemmen? ... Er iſt vielleicht furchtſamer als ich ſelbſt ... und hat ſich indeß aus dem Staube gemacht. Das wäre mir ganz gelegen. Ich will lieber ohne ihn das Licht hier ausblaſen, als daß er mir das Lebenslicht ausbläſ't! ... Ach, nicht verzagt! Ein Kürſchner, der ſo viel mit Haſenfellen zu thun gehabt habt, wird auch in keiner Löwenhaut ſtecken!

Siebenter Auftritt.

Etienne. Iſidor.

Iſid. (kommt mit einem Bratſpieß und einem Piſtol in der Hand wieder). Nun, da bin ich!

Et. (für ſich) Verwünſchtes Wirthshaus! (laut) Was haben Sie denn da? ... einen Bratſpieß! ... Sind wir denn Geflügel?

Iſid. Ich habe blos dies Inſtrument finden können, aber es iſt ſpitzig genug.

Et. Das iſt mir einerlei, denn ich habe die Auswahl der Waffen. ... Sie haben mich gefordert.

Iſid. Nein, Sie vielmehr mich. Sie haben mich umbringen wollen.

Et. Ich wollte Sie allerdings umbringen, aber nicht mich mit Ihnen ſchlagen. Ich habe die Wahl der Waffen.

Iſid. Nun denn, ſo wählen Sie, und machen Sie fort!

Et. Oh ... ich bin großmüthig ... ich nehme das Piſtol.

Iſid. Gut.

Et. Auf Diſtanz dieſer Zimmerweite!

Iſid. Indem Einer auf den Andern losgeht.

Et. Und Jeder nach Belieben Feuer giebt. (er ſpannt das Piſtol).

Iſid. (an ſeine Stelle tretend). Einverſtanden.

Et. (eben ſo). Alle Wetter! das Piſtol iſt ja nicht geladen!

Iſid. Schießen Sie nur! ... ſchießen Sie ... ich gehe auf Sie los.

Et. Halt! ich verlange den Bratſpieß! den Bratſpieß!

Iſid. Ich will ihn Ihnen irgendwo anbringen. (Geſt des Stoßens.)

Et. Halt! halt! ich habe eine Bemerkung vorzubringen.

Iſid. Das iſt ein wenig ſpät!

Et. Aber geſtehen Sie doch, daß darin gar kein Menſchenverſtand iſt.

Iſid. In was denn?

Et. In unſerer ganzen Affaire hier. ... Wenn Sie mich um's Leben bringen, ſo bleibt Veronika Ihnen auf dem Halſe ... und wenn ich Sie umbringe, ſo habe ich ſie darauf ... folglich iſt der Sieger der Geprellte. (er macht einen Schritt vorwärts.)

Iſid. (hebt den Spieß). Nehmen Sie ſich in Acht! Sie werden ſich Schaden thun! (Er verſucht mit der Hand an der Spitze des Spießes, ſticht ſich und verzerrt das Geſicht). Erlauben Sie mir, Ihnen zu be-

kennen, daß wir dumm waren wie ein Paar Truthühner.

Et. Versuchen wir's ein wenig geistreicher zu sein.

Isid. Es wird schwer halten, denn am Ende sind wir doch zwei Männer zu Einer Frau, und wenn wir sie nicht halb durchschneiden ...

Et. Das wäre ein Gedanke, aber Salemon hat ihn schon vor uns gehabt.

Isid. Welcher Salomon?

Et. Der der 800 Frauen hatte.

Isid. Ach ja. ... Unter der Regentschaft.

Et. Also etwas Anderes. (Er legt sein Pistol auf's Bett. Isidor wirft seinen Bratspieß auf das seine). Sie leben nun bereits 5 Jahre mit Veronika zusammen, nicht wahr?

Isid. Ja, mein Herr, 5 Jahre in Eisen.

Et. Nun denn! so machen Sie noch 5 Jahre dazu, und nachher verspreche ich Ihnen ...

Isid. Sehen Sie, mein Herr, ich bin gefällig in Geschäften.

Et. Sie nehmen es also an?

Isid. Es sind nun 5 Jahre, wo Sie Veronika haben entbehren müssen, nehmen Sie sie auf diese 5 Jahre wieder nnd nachher gebe ich Ihnen mein heiligstes Versprechen ...

Et. Unglückspuensch! Nicht 5 Monate lang hielt ich's aus!

Iſid. Und doch habe ich's redlich gethan, mein Herr!

Et. (um ihn herumgehend). Weil Sie ſtark ſind, herkuliſch gebaut. Sie müſſen ein wahres Römerwerk ſein!

Iſid. Ah, man kirrt mich nicht, mein Herr; man kirrt mich mit ſo etwas nicht, und Sie müſſen ſie wiedernehmen.

Et. Wenn Sie keinen andern Ausweg haben, ſich hier herauszuziehen, ſo ... doch halt! ich hab's!

Iſid. Was haben Sie denn?

Et. Das Mittel! (Er trägt den Tiſch in die Mitte). Ich riskire freilich dabei.

Iſid. Was iſt's denn aber nur?

Et. Dieſes Kartenſpiel.

Iſid. Ich begreife es nicht.

Et. Ich ſpiele mit Ihnen um Ihre Frau.

Iſid. Um die Ihre, wenn's gefällig.

Et. Nun denn, um unſ're Frau,

Iſid. Gut, um unſ're.

Et. Willigen Sie alſo ein? Spielen wir?

Iſid. Meinetwegen. ... Aber was wird aus dem, der verliert?

Et. Je nun, der mag ſehen, wie er ſich tröſten kann.

Iſid. (für ſich, indem er ſich einen Stuhl holt). Ich hoffe die Parthie zu verlieren. Ich habe nie Glück im Spiele gehabt.

Et. (für ſich eben ſo). Ich habe ein unerhörtes

Glück im Spiele; der Teufel müßte darin ſitzen, wenn ich nicht gewönne.

Iſid. Sind wir nun in Ordnung?

Et. Vollkommen. (Sie ſetzen ſich.)

Iſid. Doch Ecarté?

Et. Meinetwegen.

Iſid. Mit 5 Marken?

Et. Mit 5 Marken, aber ohne Revanche.

Iſid. Revanche? das wäre etwas! Wenn Veronika Ihnen zufällt, habe ich nicht noch eine Frau dagegenzuſetzen.

Et. Noch ich, Gott ſei Dank.

Iſid. Alſo mit 5 Marken bloß.... Wer giebt? (er hebt ab). Eine Sieben.

Et. Gewiß auch eine böſe! (hebt ab). Eine Dame.

Iſid. Die behalten Sie.

Et. (die Karten miſchend). Schlechtes Wortſpiel! ... Wie können Sie nur in einer ſolchen ernſthaften Conjunctur noch Scherz treiben! ... Heben Sie ab!

Iſid. Mit der linken Hand!... Da!

Et. (nach dem Kartengeben). Ich empfehle mich Ihnen beſtens, Herr College. (wendet um). Ich tournire Coeur.

Iſid. (für ſich, ſein Spiel betrachtend). Alle Wetter! ich habe ein köſtliches Spiel! fünf Atout! das fängt ſchlecht an.

Et. (eben ſo). Verdammt! Mein Spiel iſt jämmerlich! das iſt fatal!

Iſid. Ich bitte um Karten.

Et. Mit Vergnügen. Wie viel?

Iſid. Fünf.

Et. (für ſich). Wenn ich das gewußt hätte! (laut). Da haben Sie. ... Ich nehme vier. (für ſich). Ich behalte einen König.

Iſid. (für ſich). Nicht Einen Atout. Vortrefflich! Das geht!

Et. (für ſich). Ich bekomme 3 Atouts und darunter den König. Köſtlich!

Iſid. (ausſpielend). Pique.

Et. Der König.

Iſid. (eifrig). Markiren Sie!

Et. Ich nehme. ... Karreau König.

Iſid. Ich gebe zu.

Et. König von Atout.

Iſid. Ich habe gar keins.

Et. Atout und Atout. ... Ich habe die Volte.

Iſid. Das weiß ich. ... Das macht 3 Marken. (er lacht.)

Et. (markirt und ſagt bei Seite). Er lacht dazu! ... Das iſt ein galanter Spieler!

Iſid. (bei Seite, miſchend). Er ſieht gar nicht ſehr betrübt aus! (Sie heben ab.)

Et. (hebt ab). Sogleich!

Iſid. (gebend). Jetzt heißt es, Glück!

Et. Das Spiel muß ſich nun entſcheiden.

Iſid. Sehen Sie doch ... ich tournire Pique.

Et. Jetzt gilt es Einem von uns Beiden.

Iſid. (für ſich). Ich traue dem Kameraden nicht recht!

Et. (ſeine Karten beſehend, eben ſo). Nichts als Atout! — Nur klug und beſonnen! Dem Herrn Iſidor bekommt es ſchlecht!

Iſid. (eben ſo). Ich habe nichts ... Herr Etienne hat ſie gewonnen!

Et. (ſpielt). König von Pique.

Iſid. Markiren Sie. ... Hier iſt Coeur.

Et. So arm ſind Sie?

Iſid. Das ſteckt! ... Sie haben ſchon 4 Points.

Et. Ich nehme. ... Nun Dame und Bube.

Iſid. Das macht fünf. Sie haben gewonnen.

Et. Sie haben verloren.

Beide zuſammen. Lieber Herr, Sie müſſen mir deshalb nicht zürnen; aber ich ſegne den Zufall, der mich von Veronika befreit hat. (ſie ſtehen auf, um die Plätze zu ändern.)

Et. Beliebt, mein Herr?

Iſid. Sagen Sie doch noch einmal!

Beide. Mein lieber Herr, ich ſegne den Zufall, der mich von Veronika befreit hat. (ſie ſchieben ihre Stühle an Ort und Stelle.)

Iſid. Von Veronika befreit?

Et. Habe ich denn nicht gewonnen?

Iſid. Habe ich denn nicht verloren?

Et. Nun denn?

Iſid. Nun denn?

Et. Nun denn!

Iſid. Nun denn! Um was haben wir denn geſpielt? Um Veronika. Sie haben gewonnen, folglich iſt ſie die Ihrige.

Et. Wie dumm! Sie haben verloren! der Vortheil iſt alſo auf meiner Seite, und folglich bleibt Ihnen Veronika.

Iſid. Aber, Menſch, wenn man um 2 Sous ſpielt, ſo gewinnt ſie doch der, welcher gewinnt.

Et. Aber Schafskopf der Sie ſind, wenn man um eine Frau ſpielt, ſo verliert ſie ſtets Der, welcher gewinnt. Ich berufe mich da auf das geſammte Publikum.

Iſid. Das iſt ein Mißbrauch des Vertrauens! Beweis davon, daß ich meine Atouts weggeworfen habe.

Et. Ha, ha! alſo muſchein Sie! ... Sie ſind alſo ein Mameluck ... ob Sie gleich keine Naſe haben für jenes Clima.

Iſid. Ich hätte Luſt, mein Herr, Sie dafür ein wenig durchzu ...

Et. Kommen Sie mir nicht zu nahe, oder ich fricaſſire Sie! (man hört das Geräuſch eines Wagens.)

Iſid. Hören Sie!

Et. Was iſt das für ein Geraſſel? (er trägt den Tiſch weg.)

Iſid. (an's Fenſter gehend). Es iſt 4 Uhr. Das iſt der Wagen von Saint Menehould. Veronika wird erſcheinen ...

Et. (will davonlaufen). Veronika wird erſcheinen! ... Da mache ich mich aus dem Staube. (er hält ſeinen Nachtſack.)

Iſid. (ſtellt ſich vor die Thür und hält ihn zurück). Ich laſſe Sie nicht heraus.

Et. Mein Herr, ſeien Sie ein rechtſchaffener Mann! noch iſt es Zeit! handeln Sie als Ehrenmann!

Iſid. Das thue ich, denn ich will Sie in Veronika's Arme zurückbringen.

Et. (macht ſich von ihm los). Laſſen Sie mich! Sie boshafter Menſch!

Iſid. (ringt mit ihm). Nimmermehr!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Der Conducteur außerhalb.

Cond. (ruft). Herr Pincemain! Herr Pincemain!

Iſid. (an's Fenſter gehend). Ah, Sie ſind's, Herr Conducteur! Sagen Sie Madame, ſie ſolle hier heraufkommen. ... Ich habe hier oben ein Geſchenk für ſie.

(Etienne ſchleicht ſich an die Thür.)

Cond. Ihre Frau iſt ja gar nicht mit im Wagen, (Etienne bleibt ſtehen) und hier iſt ein Brief für Sie. (man erblickt am Fenſter eine große Gabel, auf welche der Brief angeſpießt iſt.)

Et. (legt ſeinen Nachtſack wieder hin). Sie iſt nicht im Wagen. ... Ich hole wieder Athem. ... Es

dem, was mir am nächsten am Herzen lag, hervorzurücken, aber, wie gesagt, mir ist bisher immer das Wort auf der Lippe erstorben, und der Himmel mag wissen, wann und wo und wie ich noch reden werde; daß es aber bald geschehen muß, fühle ich nur zu tief; mein Körper ist zwar hier, mein Herz aber, mein besseres Seyn, Du weißt es, Leopold, wo das weilt, darum — — doch höre, wie es den Ueberrest des ersten Tages ging, dann weißt Du zugleich die Geschichte der übrigen bereits hier verlebten.

Nach der hergebrachten Einrichtung des Hauses wird des Mittags bei Tische, wo wir, d. h. meine Mutter, ihr Bruder, meine Schwester und ich uns vereinen, um zusammen zu essen, nichts gesprochen was Familienangelegenheiten betrifft, sondern es werden einzig und allein die häuslichen oder wirthschaftlichen Verhältnisse abgehandelt, und alles was einer von uns etwa mit dem Onkel über einen andern Gegenstand zu besprechen hat, muß bleiben bis zur Theestunde, die mit dem Schlag Sechs eintritt. Zwar hatte ich mir vorgenommen, den ersten Mittag eine Ausnahme zu machen, und unvermerkt, indem ich von meinen Reisen erzählen wollte, das Gespräch dahin zu leiten, wohin ich es haben wollte, um die Art meiner Bekanntschaft mit Emma und die daraus für mich entspringenden Folgen zu berichten, aber lieber Himmel, da kam ich schön an! ich mußte schon mich in Geduld fassen, indem ich auf die Abend

fällt mir ein Stein vom Herzen. (der Wagen rasselt fort.)

Siebenter Auftritt.

Isidore. Etienne.

Isid. (hat den Brief genommen). Ein Brief! Laßt doch sehen, was sie mir schreibt. (öffnet den Brief). Nein, er ist nicht von ihr, er ist vom Herrn Notar! ... Das ist doch sonderbar!

Et. So lesen Sie doch.

Isid. (liest). „Mein lieber Herr Pincemain, ich zeige Ihnen mit größter Betrübniß an, daß Madame Pincemain, Ihre liebe Frau, gestern früh um 6 Uhr sanft entschlafen ist."

Et. Entschlafen!

Isid. Entschlafen!

Et. Gestern früh!

Isid. So schnell!

(Beide sehen sich einander an, lachen, geben sich die Hände und drehen sich unter lautem Trällern im Kreise herum.)

Et. Die arme Veronika! ... Was hat denn nur Ursache davon sein können, daß sie so ... so frühzeitig gestorben?

Isid. Im Briefe steht nichts davon.

Et. Wahrscheinlich ein zurückgetretener Aerger ... das ging ihr mit mir manchmal so.

Isid. Wär' ich dagewesen, so hätte ich schon die ganze Erbschaft!

Et. (ihm den Brief aus der Hand reißend). So leſen Sie doch weiter, Sie Lappſack!

Iſid. Dummkopf!

Et. (lieſ't). „Was ihr Vermögen betrifft ... ſo hat ſie ihren rechtmäßigen Mann zum Univerſalerben eingeſetzt.“ (für ſich, mit Thränen). Univerſalerbe!

Iſid. Ihrem Mann!

Et. Arme, gute Seele, die!

Iſid. (weinend). Sie hatte doch vortreffliche Eigenſchaften, dieſe Frau!

Et. (eben ſo). Ihr Verluſt iſt mir ſchrecklicher als ich geglaubt hätte!

Iſid. (eben ſo). Vortreffliche Eigenſchaften, die Selige!

Et. Ich ſchäme mich, daß ich jetzt eben getanzt habe.

Iſid. Es thut mir leid, daß ich ſo unanſtändig geträllert habe.

Et. Was hilft's! Ich werde einen Theil ihres Nachlaſſes dazu verwenden, um auf ihre Geſundheit zu trinken.

Iſid. Ihres Nachlaſſes?

Et. Das iſt meine Pflicht, weil ſie mir ihr ganzes Vermögen vererbt hat.

Iſid. Was ſoll das heißen? Haben Sie denn nicht geleſen, daß das Teſtament ſagt, „ich ſetze meinen rechtmäßigen Mann zum Univerſalerben ...“

Et. Eben deswegen ... und ihr Mann ...

Iſid. Das bin ich!

Et. Das bin ich!

Iſid. Sie haben ſie ja vor 5 Jahren verlaſſen.

Et. Und nehme ſie jetzt wieder; ich bin entſchloſſen, ſie wiederzunehmen.

Iſid. Sie ſind ja aber ein abſcheulicher Spitzbube!

Et. Ich kenne die Geſetze. ... Wenn das Teſtament beſagte: ich ſetze meinen Mann Pincemain zum Erben ein ... gut! Aber es ſteht kein Name darin.

Iſid. Wir proceſſiren, mein Herr, wir proceſſiren!

Et. Gut, gut! wir proceſſiren! Es giebt Rechtsgelehrte genug ...

Iſid. Wir laſſen ſie kommen!

Et. Gut, aber von etwas muß ich Sie aber doch im Voraus unterrichten. ... Proceſſiren wir, ſo geht Alles für Koſten auf! ... Ich kenne die Geſetze! ... die Erbſchaft geht darüber zum Henker.

Iſid. Nun, da ſehen Sie, daß Sie beſſer daran thäten, ſie lieber mir zu überlaſſen.

Et. Sie Ihnen überlaſſen? ... ja, nach meinem Tode ... ich will Sie zu meinem Erben einſetzen.

Iſid. Das will mir nicht zu Sinne!

Et. Sehen Sie ... ohne uns zu kennen, haben wir ſchon verſchiedene Sachen mit einander getheilt ...

Iſid. Denſelben Haushalt ...

Et. Dieſelben Qualen, dieſelben Plagen ...

Iſid. Daſſelbe Zimmer.

Et. Wie wär's denn, wenn wir nun auch die Erbſchaft theilten?

Iſid. Zur Hälfte?

Et. Ich meines Theils wäre damit zufrieden.

Iſid. Das muß man erſt überlegen.

Et. Ich habe ſchon für Sie überlegt.

Iſid. Nun, da brauche ich's nicht ... alſo theilen wir!

Et. Wie Brüder!

Iſid. Wie leibliche Brüder!

Et. Pincemain, ich umarme Dich!

(Sie umarmen ſich.)

Iſid. Eperlan, Du biſt kein Dummkopf!

Et. Und jetzt fort nach Sainte Menehould!

Iſid. Zur Erbſchaftstheilung.

Kein Streit nun mehr! Wir ſind vereint,
Als ob wir längſt gekannt uns hätten,
Et. Es brachte Glück uns, wie es ſcheint,
Ein Zimmer mit zwei Betten.

(Der Vorhang fällt.)

§. 213,

oder:

Der Ehemann iſt ſeiner Frau Schutz ſchuldig u. ſ. w.

Luſtſpiel in 1 Aufzug.

Nach dem Franzöſiſchen des Dennery

von

Theodor Hell.

Personen:

Folling, Kaufmann.
Clara, seine Frau.
Steinberg, Follings Compagnon.
Luzie, dessen Frau.
Wilhelm von Blendheim.
Johann, ein Bedienter.

Schauplatz, eine Hauptstadt.

Die Bühne stellt einen kleinen Salon vor. Links ein Arbeitstisch. Rechts ein Schreibetisch mit Pult darüber. Papier, Federn, Schreibzeug, Bücher. In Mitte der Bühne steht ein kleiner Tisch mit den Ueberresten eines Frühstücks. Thüre links in der Mitte. Fenster rechts.

Erster Auftritt.

Luzie, Clara, Folling, Steinberg, Johann.

Luzie sitzt links, stickt und scheint während dieses ganzen Auftrittes in Gedanken versunken. **Folling** und **Steinberg** sitzen noch am Frühstückstischchen. **Clara** steht an dem Arbeitstischchen und sucht in ihrem Körbchen. **Steinberg** raucht. **Folling** lies't in einer Zeitung.

Joh. (der sich anschickt, das Speisetischchen wegzunehmen). Haben mir die Herren noch etwas zu befehlen?

Stbg. (steht auf und setzt seinen Stuhl links). Den Wagen anspannen, wie gewöhnlich zur Börsenzeit. (Johann will gehen.) Ah, Du gehst bei dem Büchsenschäfter vorbei ... frage doch nach wegen meiner Flinte ... ich muß sie durchaus haben. (Er steht am offnen Fenster und raucht fort.)

Joh. Zu Befehl. (geht und nimmt den Tisch weg.)

Fol. (Zeitungen lesend). Hören Sie doch, meine Damen, Sie lieben ja heftige Gemüthserregungen.

Cl. Was giebt's denn? (setzt sich.)

Fol. (liest). „Die kleine Stadt Heimbach ist der Schauplatz einer sehr tragischen Begebenheit geworden. Schon seit einiger Zeit vermuthete man, daß Frau von M. (drei Sterne) in sehr vertrauten Verhältnissen mit dem jungen Baron von B.... (nun folgen vier Sterne) stehe. Davon in Kenntniß gesetzt, überraschte Herr v. M. (drei Sterne) seinen Nebenbuhler, forderte ihn, und hat ihn in diesem Zweikampfe tödtlich verwundet.

Stbg. Der Einfaltspinsel!

Fol. Wie? Du nennst ihn so, weil er geblieben ist?

Stbg. (sich zu ihm umkehrend, ohne das Fenster zu verlassen). Nicht deshalb ... aber weil er sich geschlagen hat. ... Ein beleidigter Ehemann schlägt sich nie ... er tödtet ... seine Frau, versteht sich.

Alle. Seine Frau?

Stbg. Zuerst seine Frau, dann den Liebhaber ... und sich selbst zuletzt ... wenn ihm das Vergnügen macht.

Fol. Ich muß gestehen, daß mir das nicht das geringste Vergnügen machen würde. Ich selbst würde mich also auf keinen Fall tödten ... und was meine Frau betrifft ...

Cl. (lebhaft). Würden Sie mich auch umbringen, mein Herr?

Fol. (verwundert). Was? (ſich beſinnend). Nicht im Geringſten! Davor würde ich mich wohl in Acht nehmen ... und das aus mehren Gründen. ... Der erſte davon iſt der, daß meine Frau nie einen Andern lieben wird ... (zögernd) als mich?

Cl. Und die andern?

Fol. Was? die Andern! Du willſt die Andern lieben?

Cl. (etwas ungeduldig). Je nein doch! Ich meine, die andern Gründe!

Fol. Ah, das laſſe ich mir gefallen! ... weil es weder mit meinen Grundſätzen noch unſerem Civilgeſetzbuche übereinſtimmt, und ich darinnen die §. 213 feierlich beſchworen habe ... (auf Steinberg zeigend). Und er auch, er auch!

Stbg. (ſich nähernd). Ich auch? Was ſoll ich beſchworen haben?

Fol. (aufſtehend und ſeine Zeitung auf das Büreau rechts werfend). Der Unglückſelige! Er erinnert ſich der §. 213. nicht mehr? Der §. 213., der Verfaſſungsurkunde aller Haushaltungen ... des Grundſteins ... und manchmal des Leichenſteins des ehelichen Glücks. ... Die §. 213., die allen Advokaten das Spiel verdirbt ... die in wenigen Worten ſo außerordentlich viel ſagt ... (Er ſetzt ſeinen Stuhl in den Hintergrund links.)

Stbg. Dann macht sie's nicht, wie Du es jetzt machst. (Er setzt sich rechts.)

Fol. An was dachtest Du denn aber, Freund und Compagnon, an jenem merkwürdigen Tage, wo wir alle Beide vor dem Herrn Maire standen ... einem so schönen, stattlichen Manne mit seiner Schärpe! ... und unsre beiden Frauen ... zwei so schöne und stattliche Frauen mit ihren ... nein, ohne ihre Schärpen ... das bildete ein ganz köstliches Genregemälde! Erinnerst Du Dich dessen noch, meine geliebte Freundin?

Cl. Oh ja; ... mein Kleid hatte eine falsche Falte ... das störte mich außerordentlich.

Fol. So? ... aber ich, der ich keine falsche Falte hatte, ich hörte höchst andächtig dieser ehrwürdigen Magistratsperson zu, als dieselbe uns mit ihrer väterlichen und wohlklingenden Stimme sagte: „§. 213. heißt es: Die Ehefrau ist ihrem Manne Schutz schuldig und der Ehemann seiner Frau Gehorsam."

Stbg. Ei was! ich habe nie Gehorsam beschworen.

Fol. Nein doch, nein ... ich habe mich versprochen ... das kann aller Welt passiren ... (wieder anfangend). „Der Mann ist seiner Frau Schutz schuldig und die Frau ihrem Manne Gehorsam."

Stbg. (schnell). Die Frau ihrem Manne Gehorsam? Ja, das habe ich geschworen.

Fol. Aber der Mann auch seiner Frau Schutz!

Stbg. (aufstehend). Nun? nehme ich nicht etwa

stunde hoffte, doch ging es mir da nicht besser. Ich hatte den Nachmittag im vertraulichen Gespräch mit der Schwester nur einiges, wiewohl entfernt, mir merken lassen, da meinte diese, die trotz ihrer ländlichen Unbefangenheit doch schlau und mädchenhaft genug war, den Zustand meines Innern schnell zu errathen: ich würde wohl thun noch einige Tage zu warten, ehe ich dem Onkel alles so vortrüge, um ihn erst zu sondiren, wie sie sich ausdrückte, denn es könne wohl seyn, daß er einen andern Plan mit mir vorhabe. Das war ein Donnerschlag für mich. Habe ich das Mädchen recht verstanden, dann sehe ich bis jetzt noch nicht ein, wie sich die Sache lösen wird, doch komme es wie es wolle, mein Entschluß steht fest und von meinem Glück soll mich keines Menschen Wille trennen. Als die Abendstunde kam und wir nun im Familienkreise versammelt waren, und der Onkel selbst den Bericht über die Ereignisse meines Lebens, während der Zeit meiner Abwesenheit, begehrte, da erzählte ich ihm freilich viel und mancherlei davon, aber Leopold das rechte, was ich eigentlich auf dem Herzen hatte, nicht, mir fiel immer, so oft ich darauf einlenken wollte, die Rede der Schwester bei, und es kam mir vor, als wenn der Kammerrath zu mir sagen würde, wenn ich es ihm vortrüge, Du zerdrückst mir den Jabot, wie er zu mir sagte, da ich an sein Herz sinken wollte, denn leicht möglich, daß durch das, was ich im Begriff stand

meine Frau in Schutz? ... gebe ich ihr nicht meinen Arm auf der Promenade ... im Theater ... auf den Bällen ... überall? ... Bin ich nicht da, um sie zu vertheidigen, wenn man sie etwa beleidigte ...

Fol. Ihr den Parapluie zu halten, wenn es regnet, und sie an den Wagen zu führen ... das nennt er seine Frau beschützen!

Stbg. (verdrießlich). Und was würdest denn Du mehr für die Deinige thun?

Fol. Ich? Für's Erste würde ich meine Frau lieben ... ich würde sie einzig und allein lieben ... ich würde über ihr wachen über ihre Ruhe, über ihr Glück ... kurz, ich würde sie so vollkommen glücklich zu machen suchen, daß sie nicht daran denken würde, mich zu hintergehen.

Cl. (nachdenkend). Oh, das ist recht schön, recht gut!

Fol. Man beschuldigt ein weibliches Wesen, weil es strauchelte, ich aber würde vielmehr Den beschuldigen, der ihre Stütze sein sollte, und sich ihr auf den gefährlichsten Pfaden entzog. Oft könnte ein einziges freundliches Wort von uns Männern das unsäglichste Unheil verhüten, aber wir hüten uns wohl, es zu sagen, wir halten uns stets fern bei den Verirrungen unserer Frauen, aber sind stets bei der Hand, um sie ihnen vorzuwerfen. (Er geht hinter Clara's Stuhl und stützt sich auf die Lehne.)

Stbg. Bah, bah, bah! Das ist nichts gesagt! Der Fehler liegt stets an den Frauen, die sich mit

nichtsnütziger Lectüre, mit Romanen, Gedichten, Blüthen und Blättern, und was weiß ich, allein beschäftigen, ja selbst Schiller und Goethe im Kopfe haben. (Er geht in den Hintergrund, wirft den Rest seiner Cigarre aus dem Fenster, das er zumacht. Dann nimmt er auf dem Büreau die Zeitung, die Folling weggelegt hat.)

Fol. (geht an sein Büreau). Der Bösewicht der, er verschont nicht einmal Schiller und Goethe! ... Aber, halte là! Dem Goethe laß ich nichts anthun, er ist mein Lieblingsdichter schon von der Schule noch her, und ob ich gleich jetzt wohlbestallter Oberältester der hiesigen Handelsinnung bin, so habe ich doch stets hier auf meinem Büreau einen Band seiner Gedichte liegen. (Er nimmt das Buch). Und glaube mir, das thut meinen Pflichten als Ehegatte durchaus keinen Eintrag ... im Gegentheil. (Er öffnet das Buch). Da höre nur, wie schön das ist ... wie rührend! (declamirt.)

Denn was der Men'sch in seinen Erdenschranken,
Von hohem Glück mit Götternamen nennt,
Die Harmonie der Treue, die kein Wanken,
Der Freundschaft, die nicht Zweifelsorge kennt,
Das Licht, das Weisen nur zu einsamen Gedanken,
Das Dichtern nur in schönen Bildern brennt;
Das hatt' ich all in meinen besten Stunden,
In Ihr entdeckt, und es für mich gefunden.

Stbg. Nun? was beweis't das?

Fol. Aber das ist doch wahre Musik? ... Und das liebst Du nicht, Du, der doch Violine spielt? ... Das klingt ja wie Mozart, wie Rossini!

Stbg. (laut lachend). Hahaha! meine Damen! Folling, der sich auf Musik verstehen will! Folling, der zugleich den Parnaß und die Börse besucht!

Fol. (das Buch weglegend). Die Börse! ... wahrhaftig! ... es ist die höchste Zeit dazu. (seine Uhr ziehend.)

El. Immer die garstige Börse!

Fol. Alle Wetter, meine theure Freundin, wenn man Oberältester ist.

El. Könntest Du denn aber nicht manchmal Herrn Preißler an Deiner Stelle schicken, Deinen ersten Commis.

Fol. Wen? ... Wilmchen! ... ein Kind!

El. Ein Kind von 20 Jahren, und den Du Dir in den Kopf gesetzt hast, ich weiß nicht weshalb, immer Wilmchen zu nennen.

Fol. Wilmchen; ja, ja! Ich glaube ihn noch immer vor mir zu sehen, wie er 10 Jahr alt war, und unser Freund Preißler, sein Vater, mir ihn anempfahl, und ich ihn wöchentlich zweimal aus der Schule abholen ließ! ... Habe ich ihm nicht Pfeffernüsse und Bälle gekauft! und Flinten und Gänsespiele! ... Seitdem ist er freilich 20 Jahr alt geworden, aber deshalb ist er doch immer ein wahres Kind geblieben. ... Den an die Börse schicken! ... da gehe ich lieber selbst, und lasse ihn hier, an meiner Stelle.

El. (kalt). Wie es Dir beliebt, mein Freund. (Sie geht wieder an den Arbeitstisch.).

Fol. Apropos, Steinberg! Die Nordbahnac-

tien, die Du mir für Deinen Freund Blendheim haſt nehmen laſſen, was ſoll ich damit anfangen?

Stbg. (der ſeit einiger Zeit wieder zum Büreau getreten iſt und Papiere geſucht hat). Das mag er Dir ſelbſt ſagen, denn ich erwarte ihn jeden Augenblick.

Luzie (heimlich erſchüttert). Wie?

Fol. So? er kommt wieder hierher?

Stbg. (mit Beziehung). Oh gewiß, davon bin ich überzeugt.

Lz. (für ſich, aufſtehend). Oh, mein Gott!

Cl. (eben ſo, ſie betrachtend). Was hat ſie nur? (Sie geht rechts und beobachtet ihre Schweſter.)

Fol. (die Uhr ziehend). Aber jetzt fort, fort! ſonſt kommen wir zu ſpät.

Stbg. Ja, ja, laß uns gehen, wohin die Pflicht uns ruft ... wir wollen uns aber Mühe geben, bald möglichſt wiederzukommen. (Er küßt etwas zerſtreut ſeine Frau auf die Stirn). Adieu, mein Kind! (zu Folling). Nun? gieb Deiner Frau doch auch einen Abſchiedskuß!

Fol. (geht zu ſeiner Frau und küßt ſie). Recht gern!

Stbg. Wie? Daran muß man Dich erſt erinnern?

Fol. Ei bewahre, das kommt mir nicht aus den Gedanken. (nimmt Steinberg bei Seite). Aber in unſerm Alter, mein Freund!

Stbg. In unſerm Alter?

Fol. Nun ja! Wie alt biſt Du denn?

Stbg. Nun? 40 Jahre ... wie alle Welt.

Fol. (staunend). Wie alle Welt?

Stbg. Zum Henker, wer ist denn nicht jetzt 40 Jahr alt?

Fol. Oho, da sind für's Erste die jungen Leute von 20, von 25, ja von 26 Jahren ... und noch wieder andre! ... Und siehst Du, mein Freund, hat man mit 40 Jahren eine junge Frau, so muß man sich wohl in Acht nehmen, nicht indiscret zu sein, und fein das bei sich behalten, was man mit 20 Jahren für sein Leben gern ihr laut gesagt hätte. (Er faßt Steinberg unterm Arm und sie gehen lachend mit einander ab.)

Zweiter Auftritt.

Luzie. Clara.

(Sowie jene Beiden fort sind, setzt sich Luzie auf Clara's Stuhl, läßt die Arbeit fallen und stützt den Kopf in die Hand.)

Cl. (zu ihr eilend). Was ist Dir denn, liebe Schwester?

Lz. (schnell ihre Arbeit wieder aufnehmend). Mir? Nichts!

Cl. Doch, doch! ... Seit gestern bist Du traurig, in Gedanken versunken. ... Ich sehe es wohl, Du verbirgst mir etwas.

Lz. (sieht sie ausdrucksvoll an, legt ihre Arbeit weg und sagt aufstehend). Nun denn ja! ... ich denke an das, was mein Mann so eben sagte, und zittre wider Willen, und fürchte mich ...

Cl. Warum denn?

Lz. Verſtehſt Du mich denn nicht? ... weil ich liebe! ... einen Andern liebe!

Cl. (herausplatzend). Ach du mein Gott! Du auch! (Luzie ſieht ſie verwundert an, Clara hält plötzlich inne und wendet ſich ab). Oh weh!

Lz. Was wollteſt Du ſagen?

Cl. Ich? ... oh nichts! ... gieb nicht Acht darauf! ... Du liebſt alſo?

Lz. Ach! Du verurtheilſt mich! nicht wahr?

Cl. Ich? Oh nein, nein ... nicht allzu ſehr. ... Dergleichen Dinge hängen nicht von uns ſelbſt ab ... und der junge Mann ...

Lz. Du weißt alſo ſchon, daß es ein junger Mann iſt?

Cl. Ei! wenn er nicht jung wäre, ſo wäre er wie unſre Märner, und da ... wo haſt Du ihn denn kennen gelernt?

Lz. In Spaa ... vor ohngefähr drei Monaten. Er wurde gleich mit meinem Manne ſehr gut Freund.

Cl. (naiv). Es iſt doch erſtaunlich, was für eine Menge Freunde die Ehemänner in den Bädern bekommen!

Lz. Mein Mann lud ihn ein, zu uns auf's Land zur Jagd zu kommen. Anfangs ſchien er ſehr wenig Aufmerkſamkeit für mich zu haben ... ja gar nicht zu bemerken, daß ich auch mit zugegen ſei. ... Das gerade verdroß mich.

Cl. Ganz natürlich!

Lz. Nun ſpielte ich die Kokette. Ich wollte durchaus ihm den Kopf ein wenig verdrehen, u... Oh, das war recht ſchlecht, nicht wahr?

Cl. Freilich! ... aber auch ſehr natürlich! ... Nun, und weiter?

Lz. Eines Tages aber ſchrieb Herr von Blendheim ...

Cl. Ah! es war Herr von Blendheim!

Lz. Wilhelm von Blendheim ...

Cl. (für ſich). Seht doch! ... auch ein Wilhelm ... wie Herr Wilhelm Preißler! (laut). Das iſt ein ſchöner Name, Wilhelm! ... nicht wahr? ... Du ſagteſt alſo, daß eines Tages ...

Lz. Er an mich ſchrieb ... daß er mich liebe ... und ein Geſtändniß forderte.

Cl. Du haſt ihn doch zurückgewieſen?

Lz. Ei, das verſteht ſich. (ſeufzend). Aber Thränen genug hat es mich gekoſtet ... denn verletzt von meiner Antwort, iſt er abgereiſ't, und hat mir nur noch zugeflüſtert: „Sie treiben Ihr Spiel mit meiner Liebe, ſo reiſe ich denn; ich verbanne mich aus Ihren Augen ... und wenn Sie Mitleid mit mir haben werden, dann rufen Sie entweder ſelbſt mich zurück, Luzie, oder Sie ſehen mich nie wieder."

Cl. Dein Mann ſagte ja eben, daß er heute wiederkäme! ... Du haſt ihn alſo zurückgerufen?

Lz. Oh nein! nicht ich! ... Vor drei Tagen hat ihm mein Mann geſchrieben, eiligſt hierherzukommen,

ich weiß nicht weshalb ... und zugleich verlangt, daß ich ein paar Zeilen unter diesen Brief setzen solle.

Cl. Das hättest Du aber nicht thun, hättest ihm sagen sollen ...

Lz. (ergreift schnell ihre Hand). Ihm sagen? ... meinem Manne das sagen! ... Du weißt also nicht, was für eine Furcht ich vor ihm habe? ... Du hast ihn also nicht so eben sagen hören: Auf den bloßen Verdacht hin würde er mich schon umbringen?

Cl. Das ist doch aber recht schlimm!

Lz. Und morgen geht mein Mann auf die Jagd! Blendheim wird ohnstreitig dessen Abwesenheit benutzen, um hierher zu kommen ... und ich zittre, daß jeden Augenblick ... (man hört klingeln). Ach du mein Gott! da ist er schon!

Cl. (schnell). Nun denn, so werde ich ihn annehmen ... ich werde mit ihm sprechen: ich werde ihm sagen ... Ja, noch weiß ich nicht, was ich ihm sagen werde, ... aber gleichviel ... er darf Dich nicht sehen. ... Geschwind da hinein!

Lz. Oh, meine Schwester, ich überlasse mich Dir ganz! (geht links ab.)

Dritter Auftritt.

Clara. Johann.

Joh. Gnädige Frau, es ist Herr Wilhelm ...

Cl. (ihn unterbrechend). Herr Wilhelm von Blendheim ... Gut! lassen Sie ihn eintreten.

Joh. Verzeihen Sie, gnädige Frau, es ist nicht

Herr Wilhelm von Blendheim ... es iſt Herr Wilhelm Preißler.

Cl. (ſehr bewegt, für ſich). Er!

Joh. Der erſte Commis des Herrn, der mit der gnädigen Frau ſprechen will. (Er geht wieder nach hinten links und ordnet etwas an einem Geräth.

Cl. (bei Seite). Ach du mein Gott! ich zittere und bebe ganz! ... und ich ſagte noch ſo eben Luzien ... Es iſt erſtaunend, was für einen Muth man hat, wenn es Einen nicht ſelbſt betrifft.

Joh. Ich ſoll alſo Herrn Wilhelm eintreten laſſen?

Cl. (ſchnell und ängſtlich). Nein doch, nein! ſagen Sie ihm, daß ich beſchäftigt bin, ſehr beſchäftigt, daß ich ihn nicht annehmen kann. (Johann geht ab.) Da ſieht man, wie gefährlich ſo etwas iſt! ... Kaum iſt Folling auf der Börſe, als auch ſchon ... Aber nein ... er ſoll mich nicht mehr allein finden! ... Auch habe ich Unrecht daran gethan! ... Ich hätte das Bouquet nicht annehmen ſollen, das er mir täglich alle Morgen ... (den Ton ändernd). Was kann ich denn aber dafür, wenn ich dieſe Blumen alle Morgen auf meiner Toilette finde ... und gar nicht nöthig habe zu wiſſen, daß ſie von ihm kommen.

Vierter Auftritt.

Clara. Johann.

Joh. (zurückkommend). Gnädige Frau!

Cl. (nach hinten gehend, mit Ungeduld). Schon wieder! ... Was habe ich Ihnen denn gesagt! ...

Joh. Die gnädige Frau haben mir gesagt, daß Sie nicht sichtbar wären, aber Herr Wilhelm, der erste Commis des Herrn hat mir gesagt, es sei etwas sehr Dringendes.

Cl. Wie so?

Joh. Es schien als ob es unsern Herrn sehr interessire, denn Herr Wilhelm, der erste ...

Cl. (ungeduldig). Commis des Herrn ... weiter! weiter!

Joh. Hat, als er gesehen, daß die gnädige Frau ihn nicht annehmen können, diese Zeilen hier für die gnädige Frau geschrieben.

Cl. (erschrocken). Einen Brief! (für sich.) Nein! den nehme ich nicht! (laut.) Sagen Sie ihm, daß da es ein Geschäft betreffe, mich dies nichts angehe ... und daß er sich da an meinen Mann wenden müsse ... direkt an ihn.

Joh. Wie Sie befehlen, gnädige Frau. (Clara geht nach links.) Da aber Herr Wilhelm schon wieder fort ist, will ich das Briefchen auf den Tisch des Herrn da legen (er legt ihn auf das Bureau und geht zur Mitte ab.) der ihn dann lesen kann, sobald er wieder zurückkommt.

Cl. (allein; sie ist an der Thüre links stehen geblieben). Der ihn lesen kann, sobald er zurückkommt. (Sie kommt wieder vor.) Welche Verwegenheit! (geht an's Bureau und nimmt den Brief.) zu wagen

ihm zu eröffnen, ihm mehr noch verdorben wurde als ein elender Busenstreif. O Leopold, das wär schlimm, wenn es wirklich so ist, wie die Worte der Schwester mir andeuteten, wie mein Gefühl es mir ahnend voraus sagt! —

Derselbe an Denselben.

Es ist geschehen Freund, ich habe gesprochen und meine Vermuthungen waren nicht ungegründet. Was daraus werden soll, weiß ich nicht, soviel aber wohl, daß ich nie unredlich handeln will. Kurz nachdem mein Brief an Dich abgegangen war, ereignete sich ein Vorfall, der mir die wahrlich traurige Gewißheit gab, meine Schwester habe sich nicht geirrt, und durch den ich veranlaßt wurde, früher noch meine Wünsche zu entdecken, als ich es in der letzten Zeit meines Aufenthalts hier mir nun vorgenommen hatte, da das Leben die Tage daher mich nur zu sehr überzeugte, wie höchst wahrscheinlich unwillkommen das seyn würde, für den Augenblick wenigstens, was ich anfänglich gleich am ersten Tage sagen wollte.

Ich war ohngefähr drei Wochen hier, da überraschte mich eines Tages meine Schwester mit der Nachricht, wir würden in den nächsten Tagen große Gesellschaft bei uns sehen, eine Sache, die sonst fast unerhört in der Lebensweise des Hauses hier ist,

ihn an mich zu adreſſiren! (den Ton ändernd, indem ſie den Brief anſieht.) Seht einmal! er hat doch eine recht ſchöne Handſchrift! ... Welche Unbeſonnenheit! Denn ich bin völlig überzeugt, daß darin nicht von Geſchäften die Rede iſt! ... von Bankgeſchäften nämlich (ſie öffnet den Brief maſchinenmäßig.) Da frage ich einmal was mein Mann dazu ſagen würde ... (ſie lieſ't mit Schrecken.) wenn er Ausdrücke wie dieſe hier läſe! (lieſ't.) „Haben Sie Mitleid mit meiner Liebe. ... Ich beſchwöre Sie auf meinen Knieen!" — (für ſich.) Er hat mir auf ſeinen Knieen geſchrieben! Wenn mein Mann ſo was geſehen hätte! (lieſ't.) „Schenken Sie mir Verzeihung oder ich ..." (für ſich.) Ach Du mein Gott! nun droht er gar ſich todtzuſchießen! ... er verlangt nur einen Augenblick mit mir zu ſprechen ... nur Einen! ... Was ſoll ich thun! ... und ich habe Niemand der mir rathen, der mich beſchützen könnte! ... Ach Du mein Gott! ich höre gehen! ... Er iſt es! ... Ich bin verloren! (ſie geht nach hinten und ſtützt ſich auf den kleinen Tiſch links.)

Fünfter Auftritt.

Clara. Folling.

Fol. (ſchnell eintretend). Ich bins, liebe Frau, ich habe mein Notizenbuch vergeſſen und will es holen. (Geht an's Pult und ſucht)

Cl. (für ſich). Mein Mann! ... Oh! den ſchickt mir der Himmel! ... Ja, das iſt eine gute

Eingebung! ... Man muß nicht lange dabei überlegen! .:. Ich gestehe ihm auf der Stelle Alles.

Fol. (schließt das Pult zu). Da ist's! ... Leb' wohl!

El. (zu ihm eilend). Folling! ... mein Freund!

Fol. Hm? ... was willst Du denn? (im Abgehen.) Nach der Börse, liebes Kind, nach der Börse!

El. (ihn zurückhaltend). Nein, Folling, nein! ... jetzt gleich!

Fol. Unmöglich! Steinberg wartet auf mich! ... die Nordbahnactien wanken ... und wenn diese Eisenbahnen einmal ins Wanken kommen ... so gehts ... so gehts mit Dampf vorwärts. ... Da muß ich dabei sein ... das ist sehr wichtig, das! (geht bis an die Mittelthür.)

El. (von weitem). Aber, mein Herr, hier giebt's auch etwas sehr Wichtiges ... es betrifft meine Ruhe, mein Glück.

Fol. (schnell zurückkommend). Deine Ruhe ... Dein Glück! ... Ach, das ist etwas ganz Anderes! Zum Henker mit der Börse ... meine Frau geht allem Andern vor. Mein erstes Geschäft, das bist Du! (mit Zärtlichkeit.) Nun so laß hören: was giebt's denn, meine liebe kleine Clara?

El. (zögernd). Was ich Dir zu sagen habe, lieber Mann ... wird Dich wohl ein wenig in Verwunderung setzen ... und ich ... zaudre unwillkürlich ... Dir es zu eröffnen. ...

Fol. Es ist wohl also etwas recht Sonderbares?

El. Und ob ich gleich bei Dir, meinem aufrichtigſten Freunde, keine Urſache habe mich zu ängſtigen ... ſo weiß ich doch nicht warum mich eine Angſt ... ein Zittern ergreift ... das ich ...

Fol. Und mich auch, mich auch ... ohne daß ich weiß warum! ... (ſich ſchüttelnd.) Aber! ... Nun denn ... ich bin bereit zu hören.

El. (furchtſam und mit niedergeſchlagenen Augen). Erinnerſt Du Dich noch, lieber Mann, an das was Du mir ſagteſt, als Du um meine Hand bateſt?

Fol. Ich werde doch! Es ſteht noch ſo deutlich in meinem Gedächtniſſe als ob es erſt geſtern geſchehen wäre....: Ich ſprach mit Dir vom Unterſchiede unſrer Jahre ... ich ſagte Dir, Du könnteſt mich unmöglich vom erſten Anblicke an, und lediglich meiner körperlichen Vorzüge wegen lieben. ...

El. (leis). Und ſetzteſt hinzu, daß in dem Herzen eines jungen Mädchens ... oder einer jungen Frau (zögernd) doch endlich einmal Liebe erwache...

Fol. Allerdings ... und ſo hoffe ich denn auch immer noch, daß ſpäter....

El. (entſchloſſen). Nein, lieber Freund, nein ... nicht ſpäter....

Fol. (erſtaunend). Wie?

El. Sie iſt ſchon da!

Fol. (entzückt ihre Hand faſſend). Was ſagſt Du mir da?

El. (ſehr bewegt). Die Wahrheit, mein Freund

... Oh vertheidige mich ... beſchütze mich! (ausbrechend). Ich liebe Jemand!

Fol. (verſteint). He?... Jemand!... Was? es iſt alſo ein anderer ... ein andrer, der ... das ... (die Arme kreuzend). Und Du wagſt es, mir das in's Geſicht zu ſagen!

El. (zurücktretend). Mein Herr.

Fol. Du ſagſt das mir ... mir!

El. (zitternd). Aber Du ſagteſt ja ſelbſt ſo eben....

Fol. (ausbrechend). Sagt man denn ſo etwas ſeinem Manne, Madame!... Das hat man noch nie erlebt!... Das iſt unerhört ... das iſt namenlos! (er wirft ſich in einen Seſſel).

El. (nach und nach ſich ihm nähernd). Lieber Mann ... ich beſchwöre Dich ... erhitze Dich deshalb nicht!... Wenn ich geglaubt hätte ... hätte ich gewußt.... Aber dieſes Geheimniß drückte mir das Herz ab ... ich mußte es Jemand entdecken ... Dir ... oder ihm ... und da dachte ich, es wäre doch beſſer....

Fol. (ſchnell aufſtehend und nach links gehend). Ei zum Henker das will ich meinen ... es iſt doch beſſer daß ich es bin, als daß ... (etwas kälter) Und wenn ich mir's recht überlege ... trotz der Sonderbarkeit meiner Lage ... und eines unter Eheleuten nicht eben gewöhnlichen, Eingeſtändniſſes dieſer Art ... muß ich doch ſagen ... daß das was Du ge-

than haſt, lobenswerth iſt ... wie's einer braven Frau ziemt ... und ich danke Dir für Dein Vertrauen.

Cl. Ach nein, nein! ... ich ſehe es wohl, ich that Unrecht daran.

Fol. Nein, nein! ich, ich!

Cl. Bewahre Gott! ich! nur ich!

Fol. (ſtampft mit dem Fuß). Wenn ich Dir aber ſage, daß ich nicht mehr bös bin! ... daß ich zufrieden bin ... ja, ſehr zufrieden!

Cl. (ſich faſſend). Wahrhaftig, lieber Mann?

Fol. (kalt.) Entzückt ſage ich Dir. (für ſich). Es bringt mich um! (laut.) Aber ſo ſage mir nun doch ... Aber ſo komm doch ... komm doch hierher! (Clara nähert ſich). Wie zum Teufel iſt Dir nur dieſe Liebe ſo gekommen?

Cl. Ach Du mein Himmel ... lieber Mann ... ſo nach und nach ... ohne daß ich's gewahr werden bin.

Fol. (für ſich.) Und ich auch nicht!

Cl. Zuerſt bot er mir immer Bouquets an ... und ich liebe die Blumen ſo ſehr.

Fol. (für ſich). Seine nämlich! ... Denn von meinem Strauße, den ich ihr jeden Morgen bringe, hat ſie mir nie etwas geſagt.

Cl. Und dann, wenn er zu mir kam, immer in der Börſenſtunde ...

Fol. (für ſich). In der Börſenſtunde! ... da ſoll man nun noch mit Ruhe Börſengeſchäfte machen!

Cl. Da war er ſo elegant angezogen ... hatte ſo allerliebſte paille Handſchuh — (Folling ſieht auf

seine Hände, die er geschwind auf den Rücken verbirgt.) köstlich lackirte Stiefeln ... (Folling sucht seine Füße zu verstecken.) und ein kleines schwarzes Schnauzbärtchen ... (Folling will den seinen streichen und bemerkt, daß er keinen hat.)

Fol. (sie ungeduldig unterbrechend). Und da sagte er Dir, daß er Dich liebe, daß er Dich anbete ... hohle Redensarten!

Cl. (schnell und den Ton ändernd). Nein, das nicht ... Oh! ... würde ich denn das mit angehört haben?

Fol. Schön! sehr schön! ... Nun weiter.

Cl. Aber seine Augen ...

Fol. Ach! ... also mit den Augen ... hat er gesprochen ... (bei Seite zornig.) Man spricht doch heut zu Tage auch mit Allem!

Cl. (zögernd). Und da ich nun nicht will, daß die meinigen auch so mit ihm sprechen, ... so wende ich mich an Dich, mein Freund ... um mich zu beschützen ... um mich zu retten!

Fol. (mit Kraft). Und ich werde Dich retten... Nichts wird mir dafür zu schwer sein.... Ach, du mein Gott! so eine gute kleine Frau ... die mir selbst es erzählt ... vorher ... (für sich.) was man gewöhnlich erst nachher erfährt ... wenn man's überhaupt erfährt. (laut, mit Güte.) Ja, meine theure Freundin, ja, wir wollen vereint alle Mittel aufsuchen, Dich zu heilen ... und dabei die Consultation nicht schonen. Du wirst mir stets sagen, wie es mit Dir steht ... ob es

ſchlimmer wird ... oder beſſer ... und Du ſollſt ſehen, daß bei einer fortgeſetzten Kur ... einem ſtrengen Regime.

Cl. (furchtſam.) Strengen?

Fol. Je nun ja! ... Regime durch Bälle, Schauſpiele ... Concerte. ... Und um damit einen Anfang zu machen ... Du liebſt die Muſik ... ich werde eine Loge für die Oper nehmen.... In hitzigen Krankheiten kann ein wenig Opium gar nicht ſchaden! ... Nun und dann! Du haſt keine Diamanten....

Cl. Ach lieber Mann! ... das iſt zu theuer.

Fol. Diamanten, das iſt ein ganz probates Heilmittel! (für ſich.) Und dann haben ſie ſo oft ſo viel Böſes angeſtiftet, daß ſie doch wohl ein einziges Mal etwas Gutes befördern werden. (laut.) Ich habe da in meinem Portefeuille 10,000 Gulden ... gute Speculation bei der Nordbahn ... Ich rechnete nicht darauf ... und ſchenke Dir ſie jetzt zu einem Schmucke.

Cl. Was? ... Du wollteſt? ...

Fol. Ich verlange es ... und Du mußt mir gehorchen ... denn zu dem guten Willen des Arztes, muß ſich auch der des Kranken geſellen.

Cl. (mit freundlicher Innigkeit). So muß ich mich denn darein ergeben.

Fol. Kurz, ich werde Dein Arzt ſein, aber ich nehme Dein volles Vertrauen in Anſpruch und Du mußt meinen Recepten in Allem folgen. Dann wirſt Du gewiß geheilt werden, und es ſoll Dir nicht einmal

etwas koſten, denn an dem Tage wo Du mir ſagen wirſt: ich bin glücklich! haſt Du mir mit dieſem Worte mein ganzes Honorar bezahlt.

El. (welche von jetzt an nicht mehr kalt gegen ihren Mann iſt). O, lieber Mann, wie gut Du biſt! Alles was ich von Dir verlange, iſt nur daß Du immer ſo ruhig und kalten Blutes ſein möchteſt, wie jetzt.

Fol. Immer! das ſchwöre ich Dir.

El. Und vor allen Dingen mich nicht mehr zur Börſenzeit verläſſeſt.

Fol. Nie! ... Steinberg wird ſtatt meiner gehen, ... einen Monat, zwei Monate lang, wenn es ſein muß.... Ich inſtallire mich hier, in dieſem Salon, bei meiner lieben, kleinen Frau. ... Und wenn ich zufällig nicht da wäre, wenn der Feind ſich zeigte...

El. So rufe ich ... auf der Stelle.

Fol. Du klingelſt.

El. Ich klingle.

Fol. Und beim erſten Klingelzuge ſtehe ich an Deiner Seite.

El. Abgemacht!

Fol. Abgemacht! ... Apropos den Feind betreffend..., Du haſt mir ja den Namen des vertrauten Freundes noch nicht geſagt ... wer iſt es denn?

El. (unruhig). Wie? Du wollteſt ...

Fol. Das muß ich auch wiſſen! (Clara ſchlägt die Augen nieder.) Du begreifſt, nach dem was ich ſchon weiß. ... Möge er Paul oder Peter heißen, gleichviel. ... Nun? ... Es iſt? ...

Cl. (zögernd.) Herr Wilhelm ...

Joh. (tritt durch die Mitte ein, meldet ſehr laut und ſchneidet ihr dadurch das Wort ab). Herr Wilhelm von Blendheim.

Cl. (ſich ſchnell entfernend, für ſich). Herr v. Blendheim! ... in dieſem Augenblicke!

Fol. (der dieſe Bewegung bemerkt.) Ach! Der iſt es! (laut.) Schon gut! ... Ich werde ihn empfangen. ... Du, Clara, gehſt auf Dein Zimmer.

Cl. Aber ...

Fol. Clara! Du haſt verſprochen, mir zu gehorchen ... Geh' auf Dein Zimmer ... Ich will es ſo!

Cl. Ich gehorche, (für ſich im Abgehen.) Schnell zu Luzien, ... um ihr zu ſagen, daß ich mit Blendheim nicht ſprechen konnte.

Fol. (führt ſie bis an die Thür ihres Zimmers und bleibt dabei ſtehen.)

Bldh. (aus der Mitte eintretend, für ſich). Sie iſt nicht da!

Sechſter Auftritt.

Folling. Blendheim.

Fol. (für ſich, indem er zurück kommt). Schnurrbart ... Glanzſtiefeln ... Brille, Handſchuh ... Alles trifft ein! ... Es iſt doch ſchrecklich, von welchen Erbärmlichkeiten ſich die armen Weiber verführen laſſen! (Die Achſeln zuckend.) Dergleichen kann ich mir ja von morgen an auch beſtellen!

Bldh. (hat ihn bemerkt und geht freundlich auf ihn zu). Ei! guten Morgen, mein lieber Folling.

Fol. (für ſich). Sein lieber!

Bldh. Ich hoffte nicht das Vergnügen zu haben, Sie anzutreffen ... Gewöhnlich ſind Sie um dieſe Zeit auf der Börſe.

Fol. (für ſich). Ganz recht, Spitzbube!

Bldh. Ihre Damen ſind aber ohnſtreitig im Salon, ich werde alſo gleich dahin ... (will ab.)

Fol. (hält ihn zurück). Nein ... nein ... Die Damen ſind nicht im Salon! (abſichtlich). Und ich bin es, wenn Sie erlauben, der mit Ihnen zu ſprechen hat.

Bldh. (verwundert). Mit mir! ... Ah, über meine Actien.

Fol. (dies ergreifend). Ja ... o ja! ... über den Stand Ihrer Actien. (Mit höflichem Zorne.) Aber haben Sie doch die Güte, ſich niederzulaſſen. (für ſich, indem er Luziens Seſſel holt.) Denken wir daran, daß ich verſprochen habe, ruhig zu bleiben. (Blendheim nimmt den Seſſel, der ohnweit des Büreau ſteht und ſie begrüßen und ſetzen ſich. Laut.) Herr Wilhelm von Blendheim, ich ziehe Ihre perſönlichen Vorzüge gar nicht in Zweifel ... Sie ſind ſehr groß!

Bldh. (verbeugt ſich, ohne es zu faſſen). Mein Herr!

Fol. (beharrend). Sehr groß, ſage ich Ihnen!

da mein Onkel fast nichts mehr haßt, als viele Fremde, indem natürlich dadurch seine nach Minuten geregelte Ordnung unterbrochen wird. Du sollst sehen, sprach meine Schwester, das gilt Dir; Wildenfels kömmt mit seiner Tochter, wer weiß was der Onkel vorhat. Es gehört nämlich mit zu den Eigenheiten meines Onkels, alle seine Vorhaben in einen möglichst geheimnißvollen Schleier zu wickeln und damit dann erst plötzlich überraschend hervorzutreten, wann er glaubt die Zeit sey nun gekommen. Dies machte er mit den kleinsten wie mit den wichtigsten Angelegenheiten so, und er feiert dann jedesmal eine Art von Triumph wenn es ihm gelingt in Erstaunen zu setzen.

Was mir Henriette von den vielen Fremden, von Wildenfels und seiner Tochter, von den großen Anstalten, die zum bevorstehenden Gastmahl in Küche und Keller getroffen worden, sagte, verbunden mit ihren frühern Aeusserungen und einigen Winken meiner Mutter, zündete mir auf einmal ein helles, aber unerfreuliches Licht an, und ich beschloß, um allen unangenehmen Scenen auszuweichen, mein bisher beobachtetes Schweigen zu brechen. Ich ging auf das Zimmer meines Onkels, versteht sich zu einer Stunde, wo ich wußte, daß er sprechbar war, und hier, Leopold, entdeckte ich ihm mit aller Wärme, mit allem Gefühl, mit allem Ernst, aber auch mit aller Schonung, die ich ihm schuldig bin, was

... Ihr Schneider ... Ihr Schuhmacher ... Ihr Handſchuhlieferant ſind ausgemacht ganz untadelhaft.

Bldh. (leichthin). Wünſchen Sie etwa ihre Adreſſe?

Fol. (zornig). Was? (plötzlich von einer Idee ergriffen.) Das will ich nicht übel nehmen ... Nun meine ich aber ... (mit lauterer Stimme.) daß in Ihrem Alter, in Ihrer Lage, man ſich ſehr wenig um die Ehre von Familien kümmert ...

Bldh. (betroffen). Was wollen Sie damit ſagen?

Fol. (vertraulich). Ich ſage, daß wenn Sie die Güte haben, oft in unſer Haus zu kommen, dies gewiß nicht wegen Steinberg oder mir geſchieht ...

Bldh. (für ſich). Mein Himmel! hätte man meine Liebe zu Luzien entdeckte?

Fol. (für ſich). Er hat es verſtanden!

Bldh. Aber Herr Folling ...

Fol. Beruhigen Sie ſich ... ich nenne Niemand! ... Ich habe Ihnen nur ein einziges Wörtchen zu ſagen ... (ſich zu ihm neigend mit halb leiſer Stimme.) Der Mann weiß alles!

Bldh. (erſchrocken). Der Mann!

Fol. (artikulirend). Weiß Alles ...

Bldh. Aber wer kann es ihm denn geſagt haben?

Fol. Seine Frau!

Bldh. Seine Frau? ... o mein Gott! .. er hat ſie umgebracht!

Fol. Nein, mein junger Herr ... er hat ſie nicht umgebracht! ... er wird ſie auch nicht umbringen! ... Das iſt weder ſeinen Grundſätzen ... noch dem Landrechte angemeſſen ... und er hat §. 213 beſchworen ... er hat beſchworen, ſie im Gegentheil zu unterſtützen, aufzurichten, ihr beizuſtehen ... kurz ſie zu retten!

Bldh. (mit Wärme). Aber ſie liebt mich, Herr Folling, ſie liebt mich!

Fol. (ſchiebt ſeinen Seſſel zurück). Sie liebt Sie! ... ſie liebt Sie! (aufſpringend.) Nun denn, mein Herr, ſo wird ſie Sie entlieben!

Bldh. (mit Wärme). Mich vergeſſen! ... Sie! ... Oh, das iſt unmöglich!

Fol. (warm werdend). Oh! verzeihen Sie mir, wenn ich glaube, daß das doch nicht ſo ganz unmöglich iſt! ... Und Sie ſind ein zu rechtlicher Mann, um nicht ſelbſt dazu mitzuhelfen.

Bldh. Nein, mein Herr, nein! hoffen Sie das nicht!

Fol. (wie oben). Aber bei alle dem, junger Mann ...

Bldh. Oh, Sie wiſſen nicht was ich leide! (er ſinkt an ſeine Schulter und ſtützt ſich darauf).

Fol. (für ſich). Nun verlangt er gar, daß ich Mitleid mit ihm haben ſoll! (ſucht ihn loszuwerden.) Erheben Sie ſich doch, junger Mann! ... halten Sie ſich doch aufrecht! (für ſich). Sein Schmerz iſt gewaltig

ſchwer zu tragen! (nachdem er von ihm los iſt.) Nun denn! Muth gefaßt! Energie! Alle Wetter!

Bldh. Ach, Herr Folling!

Fol. Alſo, das iſt ausgemacht! Sie vermeiden, von nun an, alle Gelegenheiten mit ihr allein zu ſein.

Bldh. Ach, Herr Folling!

Fol. Sie ſetzen keinen Fuß mehr in dieſes Haus.

Bldh. Ach, Herr Folling!

Fol. Sie verſprechen mir das?

Bldh. (immer ohne auf ihn zu hören). Ja, Herr Folling!

Fol. Empfangen Sie dafür meine vollſte Achtung. Dieſe wird Sie aufrecht halten. .... Und nun ... nun, weiſe ich Ihnen nicht geradezu die Thüre! das nicht! ... aber es ſteht Ihnen vollkommen frei, zu ... (er zeigt ihm die Thür. Blendheim geht gänzlich niedergeſchlagen um ſeinen Hut zu holen.) Kommen Sie mit mir, damit es weniger auffällt. (Für ſich, ebenfalls ſeinen Hut holend.) So bring' ich ihn am ſicherſten fort, trete nur einen Augenblick ins Comptoir und hole dann gleich die Billets für die Oper. (er geht nach der Mitte zu, Blendheim folgt ihm. In dieſem Augenblicke tritt Luzie aus Clara's Thüre).

Lz. (Blendheim erblickend). Er!

Bldh. (ohnweit der Mittelthür). Luzie! (er grüßt ſie).

Fol. (ſchon außerhalb und ohne Luzie zu ſehen). Ich warte auf Sie, Herr v. Blendheim!

Bldh. (grüßt ſie nochmals und geht dann ab).

Lz. Er geht!... er geht wirklich! — und ohne mir ein Wort zu ſagen! ... Und Clara hat noch nicht mit ihm ſprechen können! ... Wie ſoll ich es ihm nur jetzt zu wiſſen thun? ...

Bldh. (ſchnell zurückkommend). Luzie! ... theure Luzie!

Siebenter Auftritt.

Luzie. Blendheim. (mit dem Hute in der Hand).

Lz. Großer Gott!

Bldh. Oh Luzie, was haben Sie gethan! und was habe ich hören müſſen!

Lz. Was denn, Herr v. Blendheim?

Bldh. Unſre Liebe Ihrem Manne zu geſtehen! welche Unvorſichtigkeit!

Lz. Geſtehen ... unſre Liebe ... meinem Manne? ... Wer hat Ihnen das ſagen können?

Bldh. Herr Folling.

Lz. Herr Folling?

Bldh. So eben! ... hier!

Lz. Aber das iſt nicht wahr ... ich habe meinem Manne kein Wort geſagt.

Bldh. (ſehr erſtaunt). Wie?

Lz. (mit Würde). Ich hätte es allerdings thun ſollen ... aber die Furcht hat bis jetzt noch meine Lippen geſchloſſen.

Bldh. (vorgehend). Aber dann ... dann war dies alſo ein Fallſtrick!

Lz. (nachdenkend). Ein Fallſtrick? ... Ja! jetzt begreife ich alles. ... Mein Mann ſchöpfte Verdacht ... er hat Gewißheit zu erlangen geſucht ... denn die Zeilen die Sie von mir erhi: ten, ſchrieb ich nicht freiwillig, es war mein Mann, der mir ſie in die Feder dictirte ... er wollte Sie hierherlocken ... er verſtand ſich mit Folling ...

Wldh. Der abſcheuliche Spion! ... und ich habe nichts geleugnet!

Lz. (ſinkt in einen Seſſel). Oh, mein Herr! Sie haben mich unglücklich gemacht! ... Er wird mich umbringen ... und auch Sie vielleicht! ... Oh, entfernen Sie ſich, entfernen Sie ſich! Ich beſchwöre Sie darum.

Stbg. (von außen). Wo iſt er? ... wo?

Lz. (aufſpringend). Großer Go.t! ... Mein Mann! ... es iſt zu ſpät!

Wldh. Ich bleibe! ich vertheidige Sie, und wäre es mit Gefahr meines Lebens.

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Steinberg.

(Steinberg tritt durch die Mittelthüre ein mit einer Flinte in der Hand, mit deren Kolben er kräftig auf den Boden ſtampft.)

Stbg. Da iſt er ja! (Luzie ſtößt einen Schrei aus und eilt einige Schritte ſeitwärts.) Ha, ha, ha! ... mein Himmel, wie nervenſchwach doch die Weiberchen ſind! (zu Wlendheim). Hab' ich Dich endlich!

Nun, ich dächte, mein Brief wäre recht pfiffig eingerichtet gewesen, um das zu bewirken?

Wldh. (für sich.) Mich in die Falle zu locken!

Stbg. (näher tretend und die Flinte zeigend). Morgen solls denn losgehen! Mit diesem Kuchenreuter hoffe ich den Feind zu Boden zu strecken.

Wldh. (für sich). Wie einen Hasen will er mich todtschießen!

Stbg. (ihn auf die Schulter klopfend). Er soll gewiß auf dem Platze bleiben! (parodirend.) Einen Schuß will ich thun, wie ich noch keinen gethan, und von dem die Nachwelt noch sprechen wird. (Er legt Flinte und Hut rechts im Hintergrunde ab.)

Lz. (für sich.) Was bedeutet das alles?

Wldh. (sehr verlegen). Also ... zur Jagd ...

Stbg. (wiederkommend). Ja, ja; eine köstliche Jagd! ... morgen auf dem Sonnenhügel! ... dazu habe ich Dich herbeibeschieden. (Er lacht überlaut.) Ha, ha, ha! ist das nicht eine köstliche Ueberraschung? ... Gestehe mir, daß Du das nicht erwartet hast.

Wldh. (lächelnd.) Nein ... das muß ich allerdings gestehen ... (für sich.) Er hat also keinen Verdacht?

(Felling tritt zur Mitte ein und legt seinen Hut auf einen Sessel links).

Lz. (einen Schrei ausstoßend.) Mein Himmel! ... Herr Felling! (sie bebt bis zu Clara's Thür zurück).

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Folling.

Stbg. (zu Luzie). Aber liebe Frau, erſchrickſt Du denn heut über alles? (zu Folling.) Und Du! was iſt denn ſeit einer Stunde aus Dir geworden?

Bldh. (für ſich, ohne ſie anzuſehen). Sie haben noch nicht mit einander geſprochen!

Fol. Ich komme aus dem Theater. ... Ich habe meiner Frau eine Loge für heut Abend verſprochen, und ... (als er vorkommt und Blendheim ſieht.) Wie? ... noch hier! ... Ei ſeht doch! ... das iſt ein wenig ſtark!

Bldh. (für ſich.) Er darf nicht ſprechen, und ſollt' ich ihn erdroſſeln!

Stbg. Eine Loge? ... das iſt ja ſchön! ... Da gehen wir alle mit. (ſich wendend.) Und Blendheim begleitet uns, nicht wahr?

Fol. (für ſich.) Nun, ſo weit wird er's doch nicht treiben! (er macht Blendheim Zeichen.)

Bldh. (Folling trotzend). Ich nehme es an ... mit dem größten Vergnügen.

Fol. (für ſich.) Er nimmt es an! ... das iſt aber doch eine Keckheit ... (er macht Blendheim ſtärkere Zeichen).

Stbg. (zu Folling.) Sage ihm doch die Nummer der Loge.

Fol. Die ... die Nummer! (Steinberg geht auf die andere Seite und Blendheim tritt, ohne daß es

Folling bemerkt an deſſen Stelle. Für ſich.) Er verlangt, daß ich ihm noch die Nummer ſagen ſoll! (zu Blendheim, indem er mit Steinberg zu ſprechen glaubt.) Aber erlaube mir ... ich ...

Bldh. Allerdings muß ich die Nummer wiſſen, Herr Folling ... damit ich Sie wiederfinden kann!

Fol. Aber ich finde das gar nicht für nöthig, das Wiederfinden, das heißt ... ich weiß nicht ſo genau ... ich habe gar kein Gedächtniß für Zahlen ...

Stbg. So ſieh doch das Billet an!

Fol. (verwegen). Ach ja, das Billet!

Bldh. (für ſich). Wenn ich nur Luzie beruhigen könnte! ... Ha! ſo! (er nimmt ſein Brieftäſchchen aus der Bruſttaſche und ſagt höhniſch.) Wenn Herr Folling die Güte haben will, die Nummer mir zu ſagen ... Da ich auch eben ſo wenig Zahlengedächtniß habe wie er ... ſo werde ich mir ſie aufſchreiben.

Fol. (bei Seite). Er trotzt mir noch ... der Böſewicht! (Blendheim geht ans Bureau, legt ſeinen Hut ab, ſetzt ſich und ſchreibt ſchnell einige Zeilen mit Bleiſtift).

Stbg. (zu Folling). So ſuche nur das Billet!

Fol. Da iſt es. (ſein Portefeuille herausziehend.) Nummer 152.

Alle. 152!

Stbg. (nimmt das Billet und lieſt). Was lieſeſt Du nur da! ... Es iſt ja Nummer 15! (gibts ihm wieder).

Fol. (nimmt es). Ach ja, ja! ... es war der

Schwanz von der Fünfe, was ich für eine 2 ansah. (für sich, indem ers ins Portefeuille legt, für sich.) Ich wollte die Nummer ihn vergebens suchen lassen, aber ich kam doch ein Bischen zu hoch hinauf!

Bldh. Also 15! ... Ich danke Ihnen recht sehr. (Er sieht wieder auf.)

Stbg. Und jetzt muß ich Euch verlassen, denn unser Courier muß angekommen sein. Abends sehen wir uns ja alle in der Oper wieder.

Fol. (für sich). Er muß mir sagen, warum er wiedergekommen ist. (Er geht nach hinten und spricht mit Steinberg.)

Bldh. (für sich). Mein Billet soll sie beruhigen. (Er giebt Luzie ein Zeichen und läßt das Billet schnell in den Band von Göthe auf dem Bureau gleiten.)

Lz. (für sich). In diesem Buche! ... Welche Unvorsichtigkeit!

Stbg. (kommt wieder und nimmt sie an den Arm). Komm mein Kind, wir müssen uns noch vorbereiten.

Lz. (mit dem Blicke aufs Buch, für sich). Unmöglich! (Sie geht mit ihrem Manne in der Mitte ab. Zolling und Blendheim gehen mit, und machen, ohne sich zu sehen, jeder einen Flügel der Thür zu. Dabei stoßen sie auf einander, wenden sich um, und finden sich einander gegenüber. Blendheim hat seinen Hut wieder aufgesetzt.)

Zehnter Auftritt.

Folling. Blendheim.

Bldh. (mit dem Hute auf dem Kopfe während der ganzen Scene). Alſo wir Beide!

Fol. (im gleichen Tone). Ja, wir Beide, mein Herr! (Beide kreuzen die Hände über der Bruſt und ſprechen zugleich.)

Bldh. Sie werden mir Ihr Betragen erklären, mein Herr!

Fol. (erſtaunend.) Was? ... Nun da ſehe Einer! er ſagt mir alles Das, was ich ihm zu ſagen habe! (geht wieder zu ihm.)

Bldh. und Fol. (zuſammen.) Ihr Betragen, das eines Mannes von Ehre unwürdig iſt!

Fol. (für ſich). Aber er nimmt mir ja alle meine Redensarten weg! ... er ſetzt mich zur Rede! ... (laut.) Und Sie wagen es, mich zur Rede zu ſetzen, da ich Sie wieder in dieſem Hauſe finde?

Bldh. (mit Betonung). Worin ich bleiben werde, und wir wollen ſehen, ob Sie ſich noch länger in Dinge miſchen werden, die Sie gar nichts angehen.

Fol. (unwillig.) Sachen, die mich ... (für ſich.) er nennt das Sachen, die mich nichts angehen! (Man hört eine Klingel. Folling wendet ſich ſchnell und eilt nach dem Zimmer ſeiner Frau.) He? .. Es iſt meine Frau, die klingelt! (als er an die Thüre kommt, beſinnt er ſich wieder, indem er auf Blendheim zeigt) Aber

ich auf dem Herzen trage, wie sich nämlich Emma gefunden, wie ich sie liebte, wie ich wieder geliebt würde und wie Pflicht und Ehre, Neigung und heiliges Versprechen auf ewig mich an diese Eine bände. Er hörte mich ruhig an, und auch nicht ein Zug in seiner Miene sagte mir, während ich sprach und während er so vor mir stand, eine Sylbe seines Wohlgefallens oder Mißfallens. Als ich geendet hatte, fragte er mich, wer ist denn diese Person; die Du nur beim Vornamen nennst? Sieh Leopold, da stand ich nun und wußte nicht was ich sagen sollte, und wahrlich, indem ich stockend auf eine Antwort mich besann, kam ich mir selbst in diesem Augenblick ein wenig kindisch vor. Nun, fragte er weiter, Du antwortest mir ja nicht Karl, hat sie keinen Namen oder was heißt das, daß Du so verstummest? Ich erzählte ihm nun die ganze Begebenheit, und er hörte mich abermals kalt, fast spöttisch an; dann sagte er: Ich habe wohl gewußt, daß etwas Phantasterei in Deinem Charakter lag, aber soviel hätte ich Dir doch nicht zugetraut, daß Du einen ernsthaften Mann, dem Du Achtung schuldig bist, mit Deinen romanhaften Grillen von einer Person ohne Namen, die Dir so auf dem Wege begegnet, im Ernst unterhalten wirst; doch ich verzeihe Dir das, hoffe aber, Du wirst vernünftig seyn. In drei Tagen kömmt mein Freund Wildenfels mit seiner Tochter hierher; Du kennst sie, ihr habt zusam-

er iſt ja hier! ... ſie ruft alſo nicht mich! (geht wieder zu Blendheim.)

Bldh. Aber das kann Ihnen nicht ſo für voll ausgehen! ... Sie haben mich zum Sprechen genöthigt, mittelſt einer ... (ſtark betonend) einer ſchändlichen Lüge.

Fol. (zu ſich ſelbſt.) Er zähnfletſcht ... er zähnfletſcht! ... und es iſt doch an mir zu zähnfletſchen!

Bldh. Sie haben mir geſagt, daß ſie Alles eingeſtanden habe. ... Das iſt nicht wahr! ... daß der Mann Alles wiſſe ... und er weiß von nichts! (dumpf, indem er ihm die Hand ſchüttelt.) Und ich fordere nun beſtimmt, daß er auch nichts erfahre.

Fol. (nach dem Publico). Jetzt will er mich ſogar zwingen, Alles zu vergeſſen!

Bldh. Und wenn er etwas erfährt, mein Herr, ſo ſchlagen wir uns auf Tod und Leben! ... Verſtanden, mein Herr? (geht nach hinten.)

Fol. (außer ſich). Meinetwegen! Ja! Das iſt mir lieber! ... Schlagen wir uns bis zu meinem Tode! ... nein, bis zu dem Ihren! (für ſich.) Ich hatte verſprochen, ruhig zu bleiben, aber es iſt keine Möglichkeit. (geht wieder zu Blendheim.) Ja! ſchlagen wir uns! maſſakriren wir uns! Das iſt mir ganz recht! vollkommen recht!

(Man hört abermals klingeln. Folling will wieder hineilen, Blendheim vertritt ihm den Weg.)

Fol. (für ſich). Sie weiß alſo nicht, daß ich ihn hier habe.

Bldh. (ihn aufhaltend). Nein, mein Herr, ſo ſchnell entwiſchen Sie mir nicht.

Fol. Zum Henker, ich habe auch gar keine Luſt, Ihnen zu entwiſchen.

Joh. (zur Mittelthür eintretend und auf die Seitenthür zeigend). Herr Folling, die gnädige Frau hat geklingelt.

Fol. (den Blendheim zurückhält, zu Johann). Sage nur meiner Frau, daß ich hier bei Herrn v. Blendheim bin. (betonend.) Herrn Wilhelm v. Blendheim! ... Verſtanden? Herrn Wilhelm! ... (Johann geht ab.) Das wird ſie doch verſtehen!

Bldh. (mit dumpfem Groll). Da Sie entſchloſſen ſind, ſich zu ſchlagen ... ſo ſind Sie es alſo auch zu ſprechen ... und die Arme unglücklich zu machen.

Fol. Sie unglücklich zu machen ... wen denn?...

Bldh. Sie wollen ſie der Wuth Ihres rohen Freundes preisgeben!

Fol. (lauter). Der Wuth von wem?

Bldh. Aber ich werde ſie ſeiner Rache zu entziehen wiſſen.

Fol. (noch lauter ſchreiend). Der Rache weſſen? ... Aber du mein Gott, von wem ſprechen Sie denn?

Bldh. Oh, das wiſſen Sie recht gut, mein Herr ... von der Einzigen, die ich liebe! ... von Luzie.

Fol. Wie? ... was? ... He? ... Lucie iſt? ... Luzie lieben Sie! (plötzlich beruhigt.) Ja, wenn es Luzie iſt, ſo bin ich ganz ruhig. (kommt wieder

vor.) Aber warum klingelt ſie denn da? (Zum dritten Male wird geklingelt. Wie von einer plötzlichen Idee ergriffen, ruft er aus.) Ach du mein Himmel! da muß es ja ein anderer ſein, der ... (er will ablaufen, aber Blindheim hält ihn zurück.) Mein Herr, laſſen Sie mich!

Bldh. Nicht eher, als bis Sie mir ein unverbrüchliches Schweigen verſprochen haben.

(Die Klingel ſchellt immer fort.)

Fol. (ihn abwehrend und ſchreiend.) Aber ich ſage Ihnen ja, daß es dort einen Andern giebt! ... So laſſen Sie mich doch!

Bldh. Nicht eher, bis Sie mir geſchworen haben. ...

Fol. (wie vorher). Alles, was Sie wollen! Aber laſſen Sie mich los!

Bldh. (mit Nachdruck und an die Thür tretend). Ich nehme Ihren Schwur mit mir. (geht ab.)

Fol. (der ſich endlich losgemacht hat.) Nehmen Sie Alles mit, was Sie wollen, aber laſſen Sie nur meinen Rock los!

Elfter Auftritt.

Folling. Clara. Erſterer will auch abgehen, als er aber Clara eintreten ſieht, ſinkt er erſchöpft in einen Seſſel.

Cl. (bleibt am Tiſche ſtehen.) Aber wo warſt Du denn, Auguſt? und warum biſt Du denn nicht gekommen, wie Du mir's verſprochen hatteſt?

Fol. (für ſich). Es iſt ganz deutlich! Es giebt hier einen andern! ... Ich bin des Todes!

Cl. (ohne auf ihn zu hören, ſehr ſchnell). Und ich, die ich ſo ſehr auf Dich gerechnet hatte, um mich zu vertheidigen!

Fol. (rückt ſeinen Seſſel näher zu Clara). Aber da erfahre ich immer noch nicht ...

Cl. (wie vorher). Und ich war da drin ... ganz allein ... ich gab mir Mühe, nicht an ihn zu denken ...

Fol. (aufſpringend). An ihn! ... Er! ... Aber ſo ſage doch nur ...

Cl. Als er auf einmal vor mir ſtand!

Fol. Es iſt nicht möglich!

Cl. Du kannſt denken, wie ich erſchrack! ... aber einerlei ... ich habe mich nicht lange beſonnen, und auf der Stelle geklingelt.

Fol. Ja, ja, ich habe es wohl gehört.

Cl. Wir hatten ja das ſo verabredet.

Fol. Verſteht ſich! ... verſteht ſich! ... Nun, und nachher?

Cl. Nachher? ... da hat er mich beſchworen, ihm zu verzeihen.

Fol. (ſchnell). Was denn?

Cl. Je nun, ſeinen Beſuch ohne Zweifel ... und dann hat er mir ein Papier hingehalten ... ich glaube gar Verſe.

Fol. (verwundert). Verſe!

Cl. Und da habe ich zum zweiten Male geklingelt.

Fol. Um Verſtärkung herbeherbeizurufen! ... Wohlgethan! ... Sehr wohlgethan! ... Und die Verſtärkung war da ... und rührte ſich nicht von der Stelle ... Dummkopf, der ich war! ... Nun, und nachher?

Cl. (verlegen). Ach! ... nachher ...

Fol. (erſchreckt). Wie? ... Oh weh! ... nachher!

Cl. Als er ſah, daß ich ihm nicht antwortete, ſtürzte er ſich zu meinen Füßen ...

Fol. (für ſich). Die meinen halten mich kaum mehr aufrecht!

Cl. Und rief aus: Einen einzigen Blick nur! Nur aus Erbarmen!

Fol. Und da haſt Du ihn angeſehen?

Cl. Nein.

Fol. (beruhigt). Ah!

Cl. (die Augen nach dem Spiegel niederſchlagend). Aber ich ſah ihn dennoch recht gut ... und fühlte mich ſo unruhig ... ſo bewegt ... daß ich mich förmlich an die Klingelſchnur hing.

Fol. Zum dritten Male!

Cl. Er aber bemächtigte ſich einer meiner Hände, und ich glaube, ... er hat ſie mir geküßt ... ſo ein Bischen....

Fol. (zitternd). Ein ... Bi ... Bi ... Bischen? ... nicht mehr?

Cl. Nein! Wahrhaftig, nein! ... denn in dieſem Augenblicke ... ich weiß ſelbſt nicht, wie es zugegangen iſt, da ... dachte ich an Dich ...

Fol. Oh, das war ein Glücksfall!

Cl. Wie Du ſo gut ſeiſt, ſo nachſichtig gegen mich ... noch dieſen Morgen ... und ob Du gleich nicht da warſt, kam es mir doch vor, als wenn Deine Stimme mir zuriefe: Clara! faſſe Muth! ... und dann ...

Fol. (ſchnell). Nun ... und dann?

Cl. (ausbrechend). Bin ich davon gelaufen.

Fol. Ach! ... ich hole wieder Athem! ... Sie iſt davon gelaufen! Muthvolles Weib! (Nach einer Pauſe zögernd.) Und jetzt ... jetzt ... wie geht's denn jetzt?

Cl. (ſeufzend). Ach! ... recht herzlich ſchlecht!

Fol. (außer ſich). Recht herzlich ſchlecht! ... und dieſer verteufelte Blendheim, der mich zurückgehalten hat ... der mich faſt erwürgte!

Cl. Herr v. Blendheim?

Fol. Ja freilich! ... ich hielt ihn für den gewiſſen Wilhelm.

Cl. Wie? Du glaubteſt?

Fol. Ja, anfangs ... aber weit gefehlt ... es iſt der Deiner Schweſter. (Steinberg erſcheint hier im Hintergrunde.)

Cl. Wie? ... Du weißt! (ſie bemerkt Steinberg.) Oh, ſtill! ſtill! kein Wort! Da, kommt Steinberg!

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Steinberg.

Stbg. (ſehr erregt). Mein armer Folling, der Courier hat uns eine ſehr ſchlechte Nachricht gebracht.

Fol. Noch eine! ... Was giebts denn? (er nimmt Steinberg bei Seite.)

Cl. (für ſich, weiter hinten). Wie aufgeregt Steinberg iſt.

Fol. (bei Seite zu Folling.) Unſer Freund Preisler, Willmchens Vater ...

Cl. (die etwas gehört hat). Sein Vater! (ſucht mehr zu hören.)

Stbg. (wie oben). Er ſteht im Begriff Bankerott zu machen! ... und er ſchreibt uns, ihm beizuſpringen.

Cl. (für ſich). Großer Gott! ... wenn er jetzt erführe ...

Fol. Das iſt ja erſchrecklich! ... da muß eiligſt geholfen werden! (zu Clara.) Liebes Kind, wir haben hier von dringenden Geſchäften zu ſprechen.

Cl. Ich gehe ſchon. (geht nach hinten.)

Fol. (ihr folgend und ſie an der Thür aufhaltend.) Schon recht ... aber vorher, damit die Verwechſelung von vorhin nicht wieder eintrete, wirſt Du ſo gut ſein, mir noch ſeinen Namen ſagen ... ſeinen Familiennamen ... verſtehſt Du?

El. Oh, mein Freund, verlange das nicht, ich beſchwöre Dich!

Fol. Wie? was?

El. Später... ſpäter ſollſt Du ihn erfahren, das ſchwöre ich Dir ... in dieſem Augenblicke aber ... oh nein, in dieſem Augenblicke iſt es mir unmöglich! (ſie geht ſchnell ab.)

Dreizehnter Auftritt.

Folling. Steinberg.

Fol. (betroffen) Verwünſchte Lage!

Stbg. (vor ſeinem Bureau ſitzend). Sie iſt furchtbar! (weiſ't ihm den Brief.)

Fol. (ſtaunend, für ſich). Wie? er weiß es auch! aber weiß es denn alle Welt? (zu Steinberg tretend.) Was aber nun jetzt anfangen?

Stbg. Zu Hilfe kommen! Vor dem Falle zu retten ſuchen!

Fol. (ſchnell). Das will ich ja auch! Aber wie?

Stbg. (aufſtehend). Mit **100,000** Gulden ...

Fol. (erſtaunt). **100,000** Gulden?

Stbg. (geht und holt den Brief, den er Folling vorhält). Ja ... mit den **100,000** Gulden, die er verlangt.

Fol. (ihn zornig unterbrechend). Du glaubſt alſo, daß ... Oh! ich rede ja gar nicht von Preisler mit Dir ... ſondern von unſerer Frau ... (ſich beſinnend.)

von Deiner Frau ... (ſich anders beſinnend.) nein von meiner Frau!

Stbg. (wirft den Brief auf's Bureau.) Ah bah!

Fol. (drückt ihm die Hand). Von meiner Frau ... die Jemand liebt ... einen Wilhelm ...

Stbg. (aufſchreiend). Welchen Wilhelm?

Fol. (noch ſtärker ſchreiend). Ja, welchen Wilhelm? ... Ich weiß nur ſeinen Vornamen!

Stbg. Wilhelm! ... aber deren giebt's ja Tauſend.

Fol. (mit Abſicht). Ja ... und da wird man irre ... Man glaubt den ſeinen zu haben ... Gott bewahre! ... man hat den eines Andern! (böſe werdend.) Und man kann ſolche Böſewichter nicht in Ketten und Banden legen! (wie von einem Gedanken betroffen.) Doch! doch! ... man kann's! man kann's; ... Sie verheirathen ſich endlich auch einmal ihrerſeits ... und dann (wüthend.) dann giebt's wieder andere Wilhelms!

Stbg. (ihn am Arme faſſend). So beruhige Dich doch nur ... und laß uns gemeinſchaftlich ſuchen ...

Fol. (mit Wuth). Ja, ſuchen wir! ſuchen wir!

Stbg. Da iſt zum Beiſpiel Blendheim.

Fol. (ſchnell und ihn höhniſch anſehend). Nein ... nein ... auf dieſen habe ich keinen Verdacht ... da habe ich meine Urſachen dazu.

Stbg. Oh, erlaube mir ... erlaube mir ... Blendheim iſt ein allerliebſter Burſche ... ein char-

menter Cavalier ... und es wäre doch nicht unmöglich ... daß dieser Spitzbube ... (lachend.) Ha, ha, ha!

Fol. (kalt). Du lachst darüber? Du! (zum Publico.) Er lacht! Oh du mein Himmel, er lacht!

Stbg. (immer lachend). Oh nein, nein ... verzeihe mir ...

Fol. Wenn Du lachen willst, so ...

Stbg. Nein, nein, Du hast keinen Verdacht gegen ihn ... um so besser! ... denn ich habe ihn eben zum Essen eingeladen. ... Er wird auch recht gern heut Abend mit in die Oper ...

Fol. (erstaunend). Recht gern ... o ja! ... in die Oper! (für sich.) Und zu sagen, daß wir alle so sind! ... Das ist schrecklich!

Stbg. (nach einigem Nachdenken). Aha, jetzt habe ich's! Wilhelm von Selten, der kleine Referendar ...

Fol. (verächtlich). Ein Buckelingsky ... lieber gar! ... Es ist die Rede von einem eleganten, hübschen Wilhelm, mit lakirtem Schnurbart und gelben Stiefeln ... nicht doch, mit gelbem Schnurbart ... nein, nein ... ich, ich weiß nicht mehr was ich rede.

Stbg. (immer noch suchend). Potztausend! warum suchen wir denn so weit weg? ... Preisler! Dein erster Commis!

Fol. Willmchen! ... mein Kind! ... Bist Du toll? (von einem Gedanken ergriffen.) Nein, da habe ich ein anderes Mittel um aus der Sache zu kommen,

men gespielt, ich habe für Dich um sie angehalten. In drei Tagen ist eure Verlobung; jetzt laß mich allein, ich habe Geschäfte."

Hiermit wandte er sich um, und ging in sein Kabinet; ich aber stand da, ein treues Bild unsäglichen Schreckens und jetzt, da es ausgesprochen war, was ich freilich schon vermuthete, war es mir als fiele nun erst das ganze Gewicht meiner trüben und schweren Lage auf mich.

Was die angekündigte Verlobungsfeier betraf, das kümmerte mich nun zwar gerade nicht sehr, denn da reichte ja das einzige kleine Wörtchen „Nein," von mir ausgesprochen, hin, um mich fesselfrei zu erhalten, aber wenn ich mir dachte, was wird Deine Mutter sagen, was wird die zu leiden haben, wenn Du fest bei Deinem „Nein!" bleibst, sich Leopold, dann wurde mir immer wahrhaft beengt zu Muthe, und ich stand wirklich da am Scheidewege ohne zu wissen welchen, oder vielmehr ohne den Muth zu haben, einen Schritt zu thun.

Zwei Tage waren beinah verflossen, der gefürchtete dritte nahte und noch hatte ich keinen Entschluß gefaßt, d. h. noch wußte ich nicht wie und auf welche Art ich dem mich Bedrohenden begegnen sollte, denn daß ihm begegnet werden mußte, das war ja längst in meinem Innern entschieden und nur das Wie? fehlte. Wundre Dich über dieses, sonst mir gewiß nicht eigene Schwanken nicht. Ach Leopold!

denn ſo kanns nicht länger dauern! (er geht an den Arbeitstiſch und klingelt. Dann nach rechts gehend.)

Stbg. Siehſt Du ... daran biſt Du doch ein wenig ſelbſt ſchuld! ... Ohne Deine Schwäche ...

Fol. Oho! ich bin durchaus nicht davon überzeugt, daß eine übertriebene Strenge ...

Stbg. Aber ſo ſieh mich doch nur an!

Fol. (kalt). Ich ſehe Dich an ... und ſehe Dich ſogar recht ſehr an ...

Stbg. Und beweiſ't Dir das nichts ...

Fol. (ihm den Rücken wendend). Das beweiſ't mir im Gegentheil gar nichts. (Er geht ans Büreau.)

Stbg. (ihm nachgehend). Wie Du willſt ... ſpiele den ſchwermüthigen Ehemann ... nähre Dich von Poeſie, ... und Elegieen ... lies Verſe ...

Fol. (erzürnt). Verſe leſen ... während man welche an meine Frau macht! ... Verſe! Brr! ... ſie ſind mir jetzt plötzlich ein Abſcheu geworden. (Er nimmt den Band von Goethe auf dem Bureau.) da! ... nimm das mit! ... ich will es nicht mehr ſehen ... Fort damit! (er ſteckt das Buch in Steinbergs Oberrock, den er zuknöpft.)

Stbg. Gut! ... ich laſſe Dir den Brief von dem armen Preisler hier zurück ... und brauche Dir nicht erſt zu ſagen, daß ich Alles gut heiße, was Du thun wirſt. (geht ab.)

Fol. (an die Thür gehend). Dank! ... Dank! ... der Johann kommt aber auch gar nicht! (Er klingelt abermals. Er geht einige Schritte nach Clara's

Zimmer hin.) He? ... es klingelte ſchon wieder! (ſich beſinnend.) Hm, hm! ich war's ja! (ſetzt ſich ans Bureau.)

Vierzehnter Auftritt.

Folling. Johann.

Fol. Ich will aber auch gleich Preisler antworten ... Will man Jemand gefällig ſein, muß man es ſchnell thun. ... Aber wahrhaftig, ich weiß noch nicht, woher die Gelder dazu nehmen?

Joh. (eintretend). Sie haben geklingelt?

Fol. Verſteht ſich! Wo ſteckteſt Du denn?

Joh. Verzeihen Sie, Herr Folling, ich ſuchte...

Fol. Schon gut, ſchon gut! ... Höre einmal! ... (ſich zu Johann wendend.) Alle Leute, die zu mir oder meiner Frau wollen, fragſt Du künftig nach ihrem Taufnamen. ...

Joh. Ja ... Herr Folling. (geht.)

Fol. So warte doch nur! (Johann kommt wieder.) Und für alle diejenigen, die Wilhelm heißen, ſind wir nicht zu Hauſe ... ſind nicht zu Hauſe .., verſtanden?

Joh. Vollkommen, Herr Folling ... das iſt ein verbotner Name ... ein Name, der nicht mehr paſſirt.

Fol. Richtig! (fängt wieder zu ſchreiben an.)

Joh. (noch einmal zurückkehrend). Verzeihen Sie

, Herr Folling, Herr Wilhelm, Ihr erſter Com-
, gehört denn der auch mit darunter?

Fol. Bewahre! der gehört ja zum Hauſe.

Joh. Apropos, könnten Sie mir nicht ſagen,
er iſt, ich ſuche ihn ſchon ſeit einer Stunde.

Fol. Weshalb?

Joh. Um ihm dieſes Papier einzuhändigen,
er liegen ließ als er von Madame fortging.

Fol. (ſtaunend und ſeinen Seſſel umdrehend). Von
iner Frau?

Joh. Ja, Herr Folling, vorhin, als Madame
oft klingelte.

Fol. (für ſich). Barmherziger Gott! (laut und
ſtehend.) Gieb mir das Papier!

Joh. (das Papier gebend). Sie wollen die Güte
ben, ſich damit zu beläſtigen?

Fol. Ja doch! ... Geh! laß mich allein. (Jo-
nn geht.)

Fünfzehnter Auftritt.

Folling allein, dann **Johann.**

Vorhin! ... bei meiner Frau ... als ſie klingelte!
.. Nein, das iſt nicht möglich! ... und doch! ... das
apier! (überfliegt es.) Verſe! ... an Clara! ... Er! ...
Er war es alſo! ... Er? ... der letzte den ich in
Verdacht gehabt haben würde, ... Er, den ich wie
meinen Sohn liebte! ... Oh! das iſt recht traurig!
.. das iſt recht undankbar! ... das iſt recht ſchlecht!

(ſteht auf.) Und ſein Vater! ... ſein Vater, der mich anfleht ſeine Ehre zu retten, in demſelben Augenblicke, wo ſein Sohn mir die meinige raubt!... Oh, nein, nein, ſo ſchwach werde ich nicht ſein! Ich werde ihm ſchreiben, daß ... (ſetzt ſich zum Schreiben.) Ja, er ſoll alles, alles wiſſen. (ſchreibt mit Heftigkeit.) Er ſoll dieſe Liebe kennen ... dieſe Liebe, die ich hier in meinem Herzen verſchloß ... dieſe Liebe, die ſelbſt meine Frau nie ahnete in ihrer ganzen Gewalt! ... Meine Frau ... mein ganzes Glück! ... mein ganzes Leben! ... und er! ... er, faſt mein Sohn! (ſchreibt heftig.)

Joh. (kommt aus Clara's Zimmer). Herr Folling!

Fol. (hört ihn nicht und ſchreibt fort).

Joh. (tritt näher und ſagt nach einigem Zögern). Lieber Herr Folling ...

Fol. Schon wieder! Was willſt Du?

Joh. Verzeihen Sie, ich komme nicht meinetwegen.

Fol. (immer ſchreibend). Was ſoll das heißen? Weswegen ſonſt?

Joh. Es iſt der Goldſchmidt, der Schmuckſachen bringt zur Auswahl für Sie.

Fol. Ach ja ... Diamanten! ... Ich habe jetzt keine Zeit ... ich ſchreibe ... (Johann will abgehn.) Nein, nein, ... warte! ... ich bin zu bewegt, um dieſen Brief zu Ende zu bringen ... (ſteht auf) und ſchließt das Büreau.) Später ... morgen ...

wenn ich ruhiger ſein werde. (zu Johann.) Ich komme. (er geht in den Hintergrund, Johann aber zeigt ihm, daß der Goldſchmidt in Clara's Zimmer iſt.)

Fel. (beim Weggehen befangen, wendet ſich um und ſagt zu Johann.) Oh, nein! nein! ſo albern werde ich doch nicht ſein! (geht in Clara's Zimmer, wohin Johann folgt.)

Sechzehnter Auftritt.

Clara durch die Mittelthür.

Niemand hier? ... geſchwind wollen wir das Buch ſuchen! ... Die arme Luzie, ... ſie hat es nicht einmal gewagt, ſelbſt hierher zu kommen.... Aber auch welche Unvorſichtigkeit! ... Sich ſo zu ſchreiben! ... In einem Buche! ... Aber wo iſt es nur hingekommen? (ſie geht an den Arbeitstiſch.) Auf dem Tiſche dort, hat ſie mir geſagt: ... aber ich ſehe ja nichts! ... Ach mein Mann ſagte, daß er den Goethe ſtets auf ſeinem Pulte habe ... er hat ihn vielleicht hineingelegt. (Sie geht an's Bureau und ſucht in den Papieren.) Aber auch hier ſehe ich nichts. (öffnet das Büreau.) Sollte er es denn mitgenommen haben? (ſie findet den Brief den Folling anfing.) Was ſehe ich da? ... meinen Namen! und den von Wilhelm! (Nimmt das Blatt und lieſ't es.) He! was habe ich geleſen! (ſie lieſt.) „Ich liebe meine Frau, wie ich noch nie ein Weſen in der Welt geliebt habe ... Ich liebe ſie ſo ſehr, daß ich fürchtete, mich lächerlich zu machen, wenn ich ihr die

ganze Größe meiner Liebe ſehen ließe ... ſo ſehr, daß ich mein Glück darin fand, alle die kleinen Launen eines jungen Mädchens noch zu befriedigen, indem ich ihr alle Morgen Blumen ſendete, für die ſie einem Andern Dank ſchuldig zu ſein glaubte." (für ſich.) Sie waren von ihm! (lieſ't.) „Und über alle dieſe nicht gewürdigte Lieben tröſtete ich mich ſtill bei mir ſelbſt durch den Gedanken, ſie liebe doch wenigſtens keinen Andern, und eines Tages wird ſie vielleicht mich lieben! ... Aber Dein Sohn, unſer Kind, ja, unſer Kind, denn ich hatte ihn ſo väterlich lieb, als Du ihn nur ſelbſt lieb haben kannſt, Dein Sohn iſt gekommen und hat mir dieſe beſte Hoffnung zerſtört, Dein Sohn hat alle meine Träume von Glück vernichtet!" (ſie trocknet ihre Thränen und legt den Brief leis wieder in's Bureau, da ſie Geräuſch zu hören glaubt.) Es kommt Jemand! ... Nein, ich täuſchte mich! (ſie geht zurück. Eine Pauſe.) So ſehr liebte er mich! ... Und ich! ich kam und ſagte ihm ſelbſt, ich liebe einen Andern! ... Oh! was hat er leiden müſſen! (ſie geht in den Hintergrund und weint.)

Siebzehnter Auftritt.

Folling. Clara.

Fol. (kommt ohne Clara zu ſehen und geht entſchloſſen nach vorn). Ich habe ruhig nachgedacht und mein Entſchluß iſt gefaßt! (erblickt Clara.) Sie ſelbſt!

Cl. (trocknet ihre Thränen und nähert ſich lächelnd

ihrem Manne.) Du haſt Dich ja recht lange nicht bei mir ſehen laſſen, böſer Mann!

Fol. Lange ... findeſt Du? ... Du biſt ſehr gütig, das bemerkt zu haben.

Cl. (lieblich mild.) Weil ich Dich gern geſehen hätte ... um Dir zu ſagen, daß es jetzt beſſer geht.

Fol. (mit Unglauben, aber ſanft.) Wahrhaftig? ... Es geht ... etwas beſſer?

Cl. (wie oben). Viel, viel beſſer!

Fol. Oh, das iſt ſchön, daß Du mir das ſagſt ... Ich hatte das recht ſehr nöthig ... denn ich ſtehe eben im Begriff ... Dich um ein Opfer zu bitten.

Cl. (ſchnell und mit Hingebung). Alles, Alles, was Du willſt, mein Freund.

Fol. Oh, wie gut Du biſt! ... Es betrifft jene Diamanten ... jene 10,000 Gulden, Du weißt ſchon.

Cl. (ſchnell). Du brauchſt ſie?

Fol. Ja ... um 100,000 damit voll zu machen. (Clara macht eine Bewegung.) Es gilt einem Freunde, deſſen Geſchäfte ſehr in Verlegenheit gerathen ſind....

Cl. Einem Freunde! (ſie richtet nun ihre Blicke bis zum Schluſſe der Scene auf ihren Mann.)

Fol. Ach, einer Perſon, die Du nicht kennſt ... einem wackern, braven Manne, den ich liebe und hochachte ... und den ich retten muß ... ja muß!

Cl. Oh, wie gut das von Dir iſt, lieber Mann, wie gut!

Fol. Oh nein, das iſt ganz einfach, denn er würde daſſelbe auch für mich gethan haben ... wir lieben uns ja wie Brüder! (mit Rührung fortfahrend.) Ich ſah ſeine Kinder für die meinigen an ... und wenn Du dieſe Familie kennteſt ... würdeſt Du keinen Augenblick Bedenken tragen. ...

El. Oh, ich trage auch kein Bedenken ... und wenn ich ſtumm dabei blieb ... ſo geſchah es ... weil das Erſtaunen ... die Bewunderung ... (ausbrechend.) Aber, oh mein Gott, war ich denn blind! (ſie ſchluchzt.)

Fol. Du weinſt! ... es geht Dir doch nicht gar noch ſchlimmer?

El. (ſehr bewegt). Schlimmer? ... Oh nein, nein, im Gegentheil, ich glaube daß ich ganz geheilt bin.

Fol. (ſtaunend). Geheilt? ... wie denn ſo? ... auf einmal! ... Du liebteſt ihn nicht mehr? ... Oh was für ein Glück wäre das für uns, wenn Du nicht mehr daran denken könnteſt!

El. (boshaft). Aber ſtatt deſſen glaube ich jetzt, ich liebe einen Andern.

Fol. (verzweiflungsvoll). Großer Gott! Da fängts wieder von vorne an!

El. (ſeelenvoll). Nein, wahrhaftig nein! denn der den ich jetzt liebe, iſt der Würdigſte von allen, iſt die Güte, die Rechtſchaffenheit ſelbſt.

Fol. Aber wer wäre denn das?

Cl. (innigſt). Nun wer denn ſonſt in der ganzen weiten Welt ... als Du! (Sie ſtreckt ihm die Hand entgegen).

Fol. (wagt ſie nicht zu ergreifen). Ich? ... Wahrhaftig ich? ... Ich, Folling, Dein Mann? ... Oh, das iſt gar nicht möglich!

Cl. (ungeduldig). Ob das nicht möglich iſt? ... Es iſt doch erſchrecklich! jetzt will er mirs nicht einmal glauben?

Fol. (ſie mit Wonne in ſeine Arme ſchließend). Oh, ja, ja, ich glaube!

Cl. (lächelnd). Nun denn? ... ſo küſſe mich doch!

Fol. Oh, lieber zweimal als einmal! (ſie hält ihm die Stirn hin). Nein! nicht auf die Stirn, ... ein ächter Ehemannskuß auf den Mund! (er küßt ſie.) Zwei ächte Ehemannsküſſe! (küßt ſie wieder.) Ach! wie wohl das thut!

Achtzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Steinberg, ſpäter **Luzia.**

Stbg. (in der Couliſſe). Wo iſt ſie? wo iſt ſie?

Fol. Was haſt Du denn? was willſt Du denn?

Stbg. (ihm ein Papier zeigend). Ich will ſie ſe-

ben, ſie umbringen, alle Beide umbringen! ... ein Brief ... ein Liebesbrief! (wirft voll Wuth den Brief auf den Tiſch.)

Cl. (leis zu Felling). Mein Gott! meine Schweſter! ... Oh, lieber Mann, rette ſie!

Fol. (leis). Laß mich nur machen. (laut). Ah, Du haſt das da gefunden ... Du?

Stbg. Nun ja, ich! in Deinem Goethe ... dieſen Beweis ihres Verbrechens!

Fol. (dreht den Brief verachtungsvoll um). Ach, geh' doch! ... Ich kann da kein Verbrechen darin finden, indem Briefe eines Verrückten ... an meine Frau.

Stbg. An Deine Frau! ... Deine Frau! ... es iſt ja gar nicht die Rede von der Deinen, ſondern von der meinen! ... Höre nur ...

Luz. (an Clara's Thür erſcheinend). Mein Gott!

(Clara giebt ihr ein Zeichen nicht herein zu treten, worauf ſie zitternd auf der Stelle ſtehen bleibt.)

Stbg. (leſend). „Ihr Mann weiß von nichts, und geſchähe es mit Aufopferung meines Lebens, ſo werde ich zu verhindern wiſſen, daß man ihm unſere Liebe entdecke."

Fol. (kalt). Ihre Liebe ... ganz recht!

Stbg. (leſend). „Und gelingt es mir nicht, ſo werde ich morgen nach Beendigung jener Jagd, Sie ſeiner Tyrannei zu entziehen wiſſen!"

es gibt Augenblicke, Lagen im Leben, wo auch der festeste Mensch, wo auch der Mann, der am entschlossensten zu handeln gewohnt ist, zweifelnd, schwankend, unentschlossen steht, wo Kraft und Muth zum Handeln auf einmal ihm genommen zu seyn scheint, wo der sonst rastlos sein Ziel verfolgende von einer Schüchternheit befallen ist, die ihn sich selbst fremd macht. Und glaube ja nicht, daß zur Hervorbringung einer solchen Lage die unerhörtesten, die seltsamsten Dinge gehören; o Nein! das sind manchmal andern Menschen sehr kleine Umstände, sehr geringfügige Motive — sie sind es aber nur Andern, weil diese auf einem andern Standpunkt stehen, mit andern Augen sehen, kurz, sich nicht ganz und gar dahin denken können, wo der steht, den sie beurtheilen.

Der Vorabend des gefürchteten Tages nahte also heran, und ich hatte noch nicht das geringste gethan, obgleich ich hunderterlei Plane in meinem Kopf umherwarf, da höre ich — ich saß eben wieder in meinem Zimmer und grübelte — daß ein Wagen vorfährt und eine gewaltige tiefe Baßstimme aus demselben nach meinem Onkel, meiner Mutter, mir, kurz nach uns allen in einem Athem fragt und gleich darauf mit den herzugekommenen Bedienten über ihre steife Förmlichkeit und eben so steifen Antworten schilt. Der Ton dieser Stimme, die übrigens nichts weniger als sanft harmonisch ist, war in diesem Augenblick

Fol. (wie oben.) Meiner Tyrannei ... Weiter?

Stbg. Aber dieſe Jagd! ... Du gehſt ja nicht auf die Jagd!

(Bewegung des Schreckens bei den Frauen.)

Fol. (kalt). Und warum denn nicht? Glaubſt Du denn, es gebe Haſen und Rebhühner nur für Dich? ... Ich habe auch meinen Erlaubnißſchein ... ſo gut wie ein anderer ... und hier iſt meine Einladung auf das Wilbergſche Revier ... (er zieht ſie aus ſeiner Brieftaſche).

Cl. (freudig für ſich). Ha! ſie iſt gerettet!

Stbg. (ſtaunend). So weißt Du alſo von wem dieſer Brief iſt?

Fol. Vollkommen! ... meine Frau hat mir alles geſagt. ... Ich habe ſie freilich nicht umgebracht ... habe ſie vielmehr beſchützt ... Du ſiehſt alſo daß die §. 213. doch zu etwas gut iſt! ... Du hatteſt heute Morgens Recht ... es war Blendheim!

Stbg. Wie? Blendheim!

Fol. Der bewußte Wilhelm ... der Wilhelm dieſes Briefes ... es war Wilhelm von Blendheim!

Stbg. (Nach kurzer Pauſe in Lachen ausbrechend). Ha, ha, ha! ... und darauf hätte ich wetten wollen ... und ich der ich glauben konnte! (Folling geht in den Hintergrund). Ja; ja! ... der arme Folling! ... Aber er iſt auch ſo ſtockblind! (laut als er ſeine Frau erblickt). Ah! Du da, liebe Luzie? ... Komm doch

komm! und laß Dir erzählen ... (er geht auf sie zu).

Fol. (hält ihn zurück). Halt da! was willst Du ihr sagen? Bedenke doch ...

Stbg. (wieder zurückkehrend). Nein, nein, Du hast Recht. Es ist nicht mehr als billig. (für sich). Ich muß schon allein darüber lachen!

(Man hört klingeln. Folling will hinaus, er hält aber inne als er seine Frau sieht, und legt die Hand an die Ohren, indem er ein Zeichen macht, daß sie ihm gellen).

Fol. (für sich). So viel ist gewiß! ich kann nicht mehr klingeln hören!

Neunzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Johann eintretend auf die Mitte.

Joh. (zu Folling). Herr von Blendheim ist draußen ... Da er aber Wilhelm heißt, so weiß ich nicht, ob ...

Fol. (schnell). Sage ihm, daß wir nicht zu Hause sind.

Cl. Und nie für ihn zu Hause sein werden! (leis zu Luzien). Nicht wahr, Schwester?

Luc. (zu ihr leis). Nein, nie! nie! (Johann geht ab.)

Zwanzigſter Auftritt.

Die Vorigen, ohne Johann.

Stbg. Aber ſage einmal ... ich hatte ihn doch zu Tiſche eingeladen ... ich!

Fol. Ganz recht, aber ich hoffe, daß Du Dich künftig und aus Freundſchaft für mich ſeiner Beſuche berauben wirſt.

Stbg. (zögernd). Ein ſo charmanter Mann! ... ſo ganz einerlei Geſchmack mit mir!

Fol. (kalt). Ganz recht ... ganz einerlei Geſchmack mit Dir ... in Allem!

Stbg. Ich bringe Dir da ein großes Opfer.

Fol. Der Himmel wird Dich dafür belohnen ... Aber bald hätte ich die 100,000 Gulden vergeſſen, die wir fortſchicken müſſen. ... Wem ſoll ich ſie denn anvertrauen?

Cl. Oh, lieber Mann, das iſt ganz einfach ... Herr Wilhelm Preisler. Es iſt ja ſo ganz natürlich, daß er ſie ſeinem Vater überbringt ...

Fol. (ausbrechend). Wie? Du wußteſt daß ſein Vater ... und Du willſt! ... Oh mein Weib! mein theures, geliebtes Weib! (umarmt und küßt ſie).

Stbg. (halb für ſich). Sein theures, geliebtes Weib! ... nach dem was vorgefallen! ... Nun wahrhaftig, an ſeiner Stelle, würde ich ...

Fol. (der das letztere gehört hat). Lieber Freund,

In ſolchen Fällen, weiß man nie ... was man an eines Andern Stelle thun würde! Alſo ... (laut und ſeiner Frau einen Kuß gebend). Ich ... ich befinde mich ſo am Beſten.

(Der Vorhang fällt.)

BESSEL

Dramatiſches
Vergißmeinnicht
auf das Jahr 1849

aus

den Gärten des Auslandes nach Deutſchland

verpflanzt

von

Theodor Hell.

Sechsundzwanzigſtes Bändchen.

Enthält:

Bekommen oder Geben.
Luſtſpiel in 1 Aufzuge.

Eine Laune.
Häusliche Scene in 1 Aufzug.

Nach ſiebenundzwanzig Jahren.
Luſtſpiel in 4 Aufzügen, nebſt einem Vorſpiele.

Dresden und Leipzig
in der Arnoldiſchen Buchhandlung.
1849.

BESSEL
BIBL.
UNIVE
LIPS

Bekommen oder geben?

Luſtſpiel in Einem Aufzuge.

Nach dem Franzöſiſchen des Dumanoir

von

Theodor Hell.

Perſonen:

Paul Fauvel.
Emma, ſeine Frau.
Mignonet, Advocat.
Romain, Paul's Bedienter.
Louchon, deſſen Vetter.
Ein Kammermädchen.

Scene: Paris.

mir der Laut eines Engels. Das ist Tobias! rief ich und sprang auf. „Bruder, rief meine Schwester zur Thür herein, und Freude lächelte auf ihrem runden Gesichtchen, Bruder! komm herunter, Tobias ist vor der Thür und schilt schon mit allen Leuten im Hause, o so komm doch!“ Wie der Wind war sie auch wieder weg die Treppen hinab und ich ihr nach.

Tobias saß noch im Wagen und ein paar Tagediebe, die wir hier seit einiger Zeit in Livreen gesteckt haben, und unnützerweise füttern, denn kein Mensch bedarf und verlangt ihre Dienste, standen vor dem Schlag und sperrten die weiten Mäuler auf ohne sich zu rühren, und ohne weiter etwas zu thun, als bald sich, bald den Fremden anzustarren. Ich sprang hinzu und rief dem Ankommenden einen freudigen Willkommen! entgegen. Zum Teufel! hilf mir erst aus dem Wagen, fuhr Tobias mich an, und schneide hier keine Complimente: es ist noch die alte Wirthschaft bei Euch, viel Redens, wenig Thun, und vor lauter Ordnung nichts als Unordnung.

Ich half dem unbehülflichen Mann, der nur mit Hülfe eines hölzernen Nothfußes, wie er seine Krücke nennt, gehen kann, heraus und brummend und scheltend und dabei doch so gut und liebevoll, daß man ihn ordentlich gern schelten hörte, führte ich ihn ins Haus.

Bringe mich nur gleich in das Zimmer, welches

Die Bühne ſtellt ein Zimmer vor. Rechts und links Thüren. Kamin links vorn. Stühle. Rechts vorn ein Gueridon.

Erſter Auftritt.

Romain in einem Lehnſtuhl links. Louchon ſteht vor ihm.

Rom. Alſo, lieber Vetter, genire Dich nicht ... ſetze Dich da auch in einen Seſſel. ... Um acht Uhr Morgens, wenn die Herrſchaften ſchlafen, haben die Dienſtboten den Genuß der Zimmer und der Meubles.

Louch. (ſich einen Seſſel nehmend). Gut! ich ſetze mich in Beſitz.

Rom. Alle Wetter, thue nur als ob Du hier zu Hauſe wärſt. Du biſt's ja auch, da ich gehe und Du an meine Stelle trittſt. ... Sobald der Herr aus dem Schlafzimmer kommt und hier durch den Salon geht, werde ich Dich ihm vorſtellen und Du kannſt Deinen Dienſt gleich antreten. ... Verſuche nur immer, wie ſich's in den Seſſeln ſitzt. ... Mache Bekanntſchaft.

Louch. (näher rückend). Warum giebſt denn Du da aber dieſe Stelle auf, Vetter? Wenn eine Stelle gut iſt, ſo verläßt man ſie in der Regel nicht.

Rom. Das will ich Dir erklären, mein lieber Junge; ich will Dich in mein System einweihen ... Sieh, ich diene blos bei jungen unverheiratheten Herrn. Denn siehst Du, die Liebesabenteuerchen, die Duelle, die Carnevals-Nächte, so das ganze lustige ungenirte Wesen, das ist mein Fach. Da aber mein jetziger Herr sich verheirathet und ordentlich zu werden im Sinne hat, so habe ich meine Entlassung mir erbeten und trete nun in die Dienste eines jungen reichen Erben, der erst des Lebens Freuden zu genießen anfängt. Später, auf meine alten Tage will ich mich dann in eine tugendhafte Haushaltung zurückziehen und so eine Art von altem, ehrlichen Diener werden, so ein Stückchen Hausinventar.

Louch. Ah, sieh doch! sonach bin ich schon so eine Sorte?

Rom. Bewahre! (steht auf) Du bist jung, Du fängst erst an ... und dann paßt auch so ein stilles Haus wie dieses hier werden wird, besser für Deinen Charakter.

Louch. Aber so sage mir doch auch was für einen Charakter der Herr hat, den Du mir abtrittst? Ich weis so etwas gern voraus.

Rom. Ich habe Dir ja schon einen Schein darüber ausgestellt ... Ich, der Unterzeichnete, Romain, erkläre und bekenne hierdurch, daß ich bei dem Herrn Fauvel fünf Jahre in Diensten gestanden habe, und stets mit ihm zufrieden gewesen bin wegen der Sanft-

muth und Höflichkeit ſeines Benehmens, der Pünktlichkeit ſeiner Zahlungen etcätera etcätera.

Louch. Er iſt alſo ſanft?

Rom. Wie ein Lämchen.

Louch. Gut! ... Er hängt ſeinen Dienſtleuten keine groben Reden an?

Rom. Nie.

Louch. Sehr gut! ... Er ſchlägt ſie nicht?

Rom. O bewahre!

Louch. Vortrefflich. ... Weißt Du etwas? Ich werde Deinen Herrn behalten.

Rom. Und wirſt mir's nach Jahr und Tag noch Dank wiſſen.

Louch. Und Madame?

Rom. Ja, was ſeine Frau anbelangt, ſo kenne ich die noch gar nicht ... Ich ſtehe Dir blos für die eine Hälfte des Haushalts gut.

Louch. Sie ſind alſo wohl noch nicht lange verheirathet?

Rom. Erſt vierundzwanzig Stunden.

Louch. Erſt ſo kurze Zeit?

Rom. Herr Fauvel hat die einzige Tochter einer großen Modehandlung zur Frau genommen ... eine junge Perſon die ſiebenundzwanzig Commis unter ihrem Commando hatte ...

Louch. Und jetzt blos einen einzigen Mann zu lenken haben wird. ... Das wird ihr die Führung verderben.

Rom. Geſtern iſt die Hochzeit geweſen und um

Mitternacht sind die beiden Neuvermählten von Hause weg in die neue Wohnung des Herrn hierher gefahren (nach links zeigend). Sie werden jetzt gleich aus dem Schlafzimmer kommen, und Du wirst Zeuge ihres häuslichen Glücks sein. Das ist der beste Augenblick Dich ihnen vorzustellen ... Halt, da kommen sie schon. Komm mit dorthin auf die Seite und weide Deine Augen an dieser seligen Scene!

Louch. Ich kanns gar nicht erwarten! (Sie ziehen sich in den Hintergrund ohnweit der Thüre zurück).

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Paul, dann Emma.

Paul. (kommt aus den Zimmer links. Er hat ein Buch in der Hand in welchem er ungeduldig blättert, indem er voll Zerstreuung darin zu lesen scheint. Dann tritt er an den Kamin und wirft es voll Zorn hinein). Zum Henker damit! (setzt sich und stampft mit dem Fuße).

Rom. (leis). Sieh doch! ... er kommt allein

Louch. Wo hat er denn die Frau gelassen?

Rom. Warte nur, sie wird auch gleich dort herauskommen. (nach links sehend).

Emma. (kommt von rechts. Sie ist sehr bewegt und zerreibt ihr Taschentuch). Er kommt also nicht? (setzt sich rechts).

Louch. (Romain ansehend). Sieh doch! ... Jedes von einer andern Seite!

Rom. Der Mann von Norden, und die Frau von Süden. ... Schon!

Paul. (für ſich). Sie iſt's! (aufſtehend) Alle Wetter, ſo wollte ich doch ... (erblickt die Diener) Halt, wir ſind nicht allein: (geht zu Emma und ſpricht freundlich) Madame ...

Emma. (grüßt ihn kalt, ohne ihn anzuſehen). Mein Herr ...

Rom. (für ſich, Louchon anſehend). Mein Herr!

Louch. (eben ſo Romain anſehend). Madame?

Paul. (zu Romain) Was wollen Sie?

Rom. (betroffen). Verzeihung, mein Herr ... ich wußte nicht ...

Louch. (eben ſo). Er glaubte im Gegentheil, daß ...

Paul. Wer iſt der Burſche?

Rom. Louchon — mein Vetter —

Louch. Sein Vetter Louchon ...

Rom. Von dem ich dem gnädigen Herrn ſagte, daß er gern an meine Stelle als Kammerdiener treten möchte ... und den ich dem gnädigen Herrn vorſtellen wollte, ſo wie auch der gnädigen Frau. (Emma, die immer ihr Tuch zerknitternd ſitzen bleibt, dreht ihm den Rücken zu).

Paul. (ſeine Frau fixirend). Schon gut ... ſpäter ... nachher ... Geht jetzt!

Louch. (leis zu Romain). Iſt das eine Scene aus Deinem Gemälde des häuslichen Glücks? (ſie gehen Beide ab).

Dritter Auftritt.

Paul. Emma.

Paul. (tritt mit festem Ton zu Emma). Ma
dame! ... (Emma bleibt unbeweglich und schweigend
ten. Für sich). Aha! das ist also absichtlich! (laut
Ich begreife Ihr Schweigen, Madame, und entfern
mich also ... Wenn Sie alsdann gefälligst frühstücke
wollen, so haben Sie nur die Güte, Befehl deßhal
zu geben ... ich komme nicht dazu wieder.

Emma. (trocken). Schön, mein Herr.

Paul. (erstaunend). Ah! (bei Seite mit verbiß
nem Aerger). Wie allerliebst das am Morgen nac
der Hochzeit ist! ... wie vielversprechend! ... (seine
Hut nehmend). Leben Sie wohl, Madame.

Emma. Leben Sie wohl, mein Herr.

Paul. (ohnweit der Thüre). Ich gehe, Madame

Emma. Wie es Ihnen beliebt, mein Herr.

Paul. (seinen Hut wegwerfend). Nun denn! nein
Ich gehe nicht! ... Ich muß vorher auf eine Erklä
rung dringen! ... Sie haben mir sie verweigert, al
ich auf meinen Knieen darum bat ... jetzt verlang
ich sie, jetzt fordre ich sie ... und ich bin entschlos
sen ...

Emma. (trocken). Und ich, mein Herr, bin eben
falls entschlossen, kein Wörtchen zu antworten.

Paul. Wie diese Nacht?

Emma. Gerade so.

Paul. (für sich). Was für ein allerliebstes Cha

rückterchen habe ich mir da angeheirathet! ... Aufrichtig iſt ſie wenigſtens ... wie ſichs ſo eben gezigt hat (laut). Bei alle dem, Madame ...

Emma. (ſich verwundert umdrehend). Ah! Ich glaubte Sie wären fort.

Paul. Ich werde Ihnen nicht lange beſchwerlich fallen ... Ueberdies drängt es mich, meinen Bruder zu beſuchen ... meinen jüngern Bruder Gaſton, der nicht bei meiner Hochzeit hat zugegen ſein können, weil er ... weil er krank war ... Ich muß Nachrichten von ihm einziehen, und ihm welche von mir geben ... (ironiſch) die nicht eben ſehr zufriedenſtellend ſein werden ... die Nacht war ſehr ſchlecht.

Emma. (aufſtehend). Mein Herr!

Paul. (ſich immer mehr erhitzend). Und warum das Alles? Denn da muß endlich dem Ruhigſten die Geduld ausgehen! ... (wieder mit Güt). Sprechen wir ruhig! ... Als ich Ihrer Familie vorgeſtellt wurde, die ſchon im Voraus mein Geſuch freundlich aufgenommen hatte, wollte ich mein Glück dennoch blos Ihnen, Ihrer Wahl allein verdankend ... und Sie antworteten mir damit daß Sie mir die Hand nicht verweigerten, um die ich bat ... Einen Monat nachher waren wir ſo innige Freunde als ob wir uns ſeit langer Zeit gekannt hätten ... Ich bin heiter ... das heißt ich bins gewöhnlich! aber keinesweges heute ... Sie ſind lebhaft ... und wir verſtanden uns gegenſeitig vortrefflich ... geſtern begaben wir uns auf die Mairie ... und da zeugten zwei ſehr beſtimmt und

deutlich ausgesprochne Ja's von der Aufrichtigkeit unsrer Gesinnungen ... Der Tag ging so heiter als nur möglich vorüber ... Abends, zwischen dem Hochzeitsmahle und dem Balle verließ ich Sie einen Augenblick, entfernte mich nur eine kleine Stunde lang ... und als ich zurückkomme ... sind Sie nicht mehr dieselbe ... empfangen mich kalt, gezwungen, fast hart ... Was ist denn vorgefallen? ... Ich erkundige mich und erfahre ... wenn dies wirklich Dasjenige ist, was Alles umgeändert hat ...: erfahre, daß ein Cousin von Ihnen, der wie man mir sagte, vordem sterblich in Sie verliebt gewesen, von einer Reise zurück gekommen sei, ganz unerwartet sich eingestellt und laut aufgeschrieen habe, als er Ihre Vermählung vernommen ... Ich muß also sogleich voraussetzen ...

Emma. (sich setzend). Oh, mein Herr, setzen Sie voraus was Ihnen beliebt.

Paul. Nein, nein ... verzeihen Sie ... ich setze blos Alles voraus, was mir nicht beliebt, (wie vorher fortfahrend). Trotz dem halte ich an mich ... ich tanze sogar ... als ob ich völlig zufrieden wäre ... Es schlägt Mitternacht. Wir fahren vom Balle fort ... wir kommen hierher ... und als wir nun endlich allein sind, Auge in Auge einander gegenüber uns finden, da bitte ich Sie um die Erklärung einer so sonderbaren, so plötzlichen Umwandlung ... Kein Wort! ... keins! ... An meine Lippen will ich Ihre Hand ziehen, die eben ein Spitzentuch zerknittert ... sehen Sie, gerade wie jetzt! ... Sie stehen plötzlich auf,

ziehen durch das Zimmer, verlaſſen es und verſchließen ſich in Ihr Gemach dort ... (bezeichnet die Thür rechts) und ich ... ich bleibe vor der Thür ſtehen ... Eine Art von Schildwache, wie ſie für einen Ehemann nicht eben gewöhnlich ... Da mir jedoch dieſer Name wenigſtens das Recht giebt, ein wenig durch das Schlüſſelloch zu ſchauen ... ſo bediene ich mich dieſes Privilegiums und ſehe Sie in gewaltiger Bewegung in Ihrem Zimmer umhergehen, ſich vor die Stirn ſchlagen und ſogar zwei porzellanene Taſſen zerbrechen. (Emma macht eine Bewegung). Oh, ganz gewiß! Denn Sie ſind etwas lebhafter Natur ... dann, einige Zeit darauf, ergreifen Sie eine Feder und ſchreiben eiligſt ein Billet ... adreſſirt, an wen, Madame?

Emma. Das werden Sie nicht erfahren.

Paul. Das iſt ſehr tröſtlich ... Auf dieſe Art iſt denn die ganze Hochzeitsnacht verſtrichen ... Madame, es iſt das erſte Mal daß ich mich verheirathe ... ich weiß nicht wie die Sachen gewöhnlich zugehen ... aber, wenn ich nicht ganz falſch berichtet worden bin, ſo machen wir eine ſolenne Ausnahme ... Soll denn das immer ſo fortdauern?

Emma. Immer, mein Herr.

Paul. Die Ausſicht iſt ungemein lachend.

Emma. (aufſtehend). Wenn nicht ein Ereigniß ... wie nicht unwahrſcheinlich ... unſre gegenſeitige Lage noch beſtimmter uns vorzeichnet ...

Paul. (ſchnell) Das ſollte mir lieb ſein.

Emma. Das Vergnügen wird Ihnen gemacht werden.

Paul. (immer heftiger werdend). Denn, Madame, wie viel Geduld man an auch immer haben möge, so müssen Sie doch selbst einsehen, daß es unerträglich ist ...

Emma. (kalt). Sie sagten vorhin, Ihr Herr Bruder sei unwohl?

Paul. (ruhiger werdend). Ich verlasse Sie, Madame ... Sie erinnern mich daran, daß ich eine Pflicht bis zu Ende zu erfüllen habe ... einen sehr delikaten Auftrag ... dessen Geheimniß ich gewiß meiner Frau anvertraut haben würde, ... wenn ich eine Frau hätte ... (als er sie zerstreut sieht, nachdrücklicher). Wenn ich eine hätte!

Emma. Adieu, mein Herr!

Paul. (für sich, nach einem Zeichen der Wuth die er aber sogleich wieder unterdrückt). Wie anmuthig das ist! (Er eilt durch die Mitte ab).

Vierter Auftritt.

Emma. Dann ein Kammermädchen und Romain.

Emma. (allein). Endlich (sie schellt; das Kammermädchen tritt ein) Haben Sie den Brief bestellt, den ich Ihnen heut früh gab?

Kammerm. Auf der Stelle, gnädige Frau.

Emma. (für sich). Und er kommt noch nicht! ... Oh! ich werde nicht die Geduld haben noch länger auf

ich haben soll, denn Deinem Onkel kann man doch jetzt nicht die Aufwartung machen; ich weiß es schon, der sitzt wieder und arbeitet an seinem Plane zur Verbesserung der Staatsmaschine, den kein Mensch haben will — oder — in Euer Wohnzimmer kannst Du mich auch führen, hörst Du Karl; wie geht es Deiner Mutter? Euch? Na so sage doch.

Bester Herr Oberst, entgegnete ich, wohl geht's uns, recht wohl, nun vorzüglich, da Sie uns die Freude machen. —

Dummes Zeug, fuhr er mich an, an mir ist keine Freude zu finden, am allerwenigsten jetzt, ich bin ein Krüppel an Leib und Seele. Ja Karl, auch an der Seele, o hol's doch der Teu — —

Das Wort kam nur halb heraus. Meine Mutter und Schwester waren uns hier entgegen gekommen, und Rheinfeld (so heißt er eigentlich, wir nennen ihn aber immer nur bei seinem Vornamen, weil ers so haben will) wußte wohl, daß der Name des Gott sey bei uns, so wie überhaupt jeder Fluch meine alte fromme Mutter sogleich zu vertreiben pflegt und er lenkte daher schnell ein, und begrüßte mit aller ihm möglichen Galanterie die Frauenzimmer, die, so wie ich, innig erfreut über seine Ankunft waren. Denn, Leopold, nie ist bessere Zeit bei uns im Hause, nie ist der Onkel um- und zugänglicher, als wenn Tobias da ist, vor dem er, trotz einer wahrhaft innigen Freundschaft und Zuneigung, doch eine

Ihn zu warten, (Zum Kammerm.). Meinen Hut! meinen Shawl (man hört außen schellen). Man klingelt ... Wenn er es wäre!

Rom. (eintretend und meldend). Herr Mignonet.

Emma. Dem Himmel Dank (Romain führt Mignonet herein welcher grüßt).

Rom. (für sich nachdem er einen Stuhl ihm gegeben). Ein Bekannter der gnädigen Frau, den der gnädige Herr nicht kennt! ... Das ist doch drollig! (geht).

Fünfter Auftritt.

Emma. Mignonet.

Emma (lebhaft). Seien Sie mir herzlich willkommen, Herr Mignonet ... Ich erwartete Sie mit einer Ungeduld!

Mig. (höflichst). Mignonet, Advokat am königlichen Gerichts-Hofe ... vertrauter Freund des Herrn Onkels Ihres Herrn Cousins ...

Emma. Ja, ja, Ulric eben hat mir von Ihnen gesagt, von Ihren Talenten, Ihrer Beredtsamkeit.

Mig. (bescheiden). Oh, er hat sehr Unrecht daran gethan, von diesen Dingen zu sprechen ... Was die Beredtsamkeit betrifft, so hilft diese mir in meiner besondern Stellung zu nichts ... sie ist manchmal bei den Assisen, bei wichtigen Criminalfällen, wenn der Defensor sich selbst rührt und über dem Haupte seines Verbrechers in Thränen ausbricht, von Nutzen ... aber bei der Praxis vor der Strafpolizei bedarf man blos Witz, und man behauptet daß ich dergleichen

beſitze ... ja daß ich deſſen viel beſitze ... Dem gemäß weine ich nie ... ich lache ſtets ... ich mache die Richter zu lachen ... ich mache die Zuhörer zu lachen ... Die Gerichtszeitung erſtattet von meinen Reden mit Lachen Bericht ... und da lachen wieder ihre Leſer darüber, kurz, alle Welt lacht ... die Ehemänner ausgenommen, gegen die ich den Proceß gewinne ... denn Ihr verehrter Couſin wird Ihnen wohl geſagt haben, gnädige Frau, daß ich mich ganz beſonders den Streitigkeiten zwiſchen Eheleuten widme ... Abſondrung des Vermögens, Trennungen von Tiſch und Bett, criminneller Umgang et caetera, kurz alle Verbrechen des ehelichen Lebens, bis auf Arſenikvergiftung, doch dieſe ausgenommen, weil ſie in eine andre Branche gehört ... Ich habe ſogar ein kleines Büchelchen herausgegeben, unter dem Tittel: Geſetzbuch für Frauen, ein Leitfaden für weibliche Schlachtopfer ... Und ſomit ſtehe ich ganz der gnädigen Frau zu Dienſten.

Emma. Was mich betrifft, mein Herr, ſo geſtehe ich Ihnen, daß ich nicht eben auf einen ſo luſtigen Ausgang rechne. Mein Wunſch iſt eine ſchnelle und unwiederrufliche Scheidung.

Mig. Die verſchaffen wir Ihnen.

Emma. Vor Allem aber kein Aufſehen! ... Ich habe Niemand etwas davon geſagt, ſelbſt meinem Vater nicht, der jedenfalls den Verſuch einer Ausgleichung gemacht hätte, die aber unmöglich iſt.

Mig. (ſteht auf um ſeinen Hut abzulegen). Die lieben Eltern haben ſtets die Manier Prozeſſe zu ver-

mittein ... Das iſt doch ein Widerſinn! ... aber kommen wir zur Sache, gnädige Frau.

Emma. Mein Herr, ich bin ſeit geſtern verheirathet ... und ſeit geſtern die unglücklichſte aller Frauen.

Mig. (für ſich). Alle Wetter das iſt ſchnell gegangen. (laut). Wir können unſern Mann nicht ausſtehn?

Emma. Oh, mein Herr, würde ich dann darauf beſtehen mich von ihm zu trennen, wenn ich ihn nicht innigſt liebte? (weinend). Das iſts ja eben, daß ich es liebe, dieſes Ungeheuer!

Mig. Ah! es iſt alſo ein Ungeheuer? ... Das werde ich in meiner Rede benutzen ... Aber ... das iſt noch nicht genug.

Emma. (wärmer werdend). Oh nein! Sie ſollen auch ſeine Verrätherei an den Tag legen! ... Denn das iſt ein Verbrechen, nicht wahr, mein Herr! Ein armes Weibchen zu betrügen, das ſeinen Mann ſo ſchmerzlich liebt! ... Und ich habe Beweiſe davon, mein Herr! ... Briefe! ja ſchändliche Briefe! ... die Sie den Richtern zeigen werden, um ihn ganz zu überführen.

Mig. Briefe ... die Sie beſitzen?

Emma. Sie ſind mir ins geheim von meinem Couſin Ulric anvertraut worden, den die Hand der Vorſehung geſtern zufällig nach Paris zu mir geführt hat ... Oh, ich weiß recht gut, daß er mich ehemals liebte, ob ich ihn gleich nie habe ausſtehn

können, daß er mich heirathen wollte, und daß er blos aus Eiferſucht ſo gehandelt hat ... aber was verſchlägt das? ... Was gehts auch mich an, wie er ſich dieſe Briefe verſchafft hat, die von Paul, von meinem Manne (die Stimme erhebend) an eine verheirathete Frau geſchrieben worden ſind!

Mig. (fröhlich). Verheirathet!

Emma. Deren Namen mir Ulric jedoch nicht geſagt hat.

Mig. Gut! ſehr gut! das bringt ſtets die Zuhörer zum Lachen.

Emma. (ohne auf ihn zu hören) Deſſen ohnerachtet zweifelte ich noch immer ... denn ich kenne die Handſchrift meines Mannes noch nicht ... aber nicht lange ſo blieb mir gar kein Zweifel mehr übrig ... Geſtern ... geſtern, mein Herr ... an unſerm Hochzeitstage ſelbſt ... es iſt gräßlich!

Mig. Wahrhaft gräßlich! ... Was denn?

Emma. Hat man ihm ein Briefchen eingehändigt, in dem Augenblicke wo wir vom Tiſche aufſtanden, und er ſtürzte gleich fort ... mit einer Eile, einer Haſt! ... Mein Couſin ging ihm nach ohne mir etwas davon zu ſagen, und kam bald darauf wieder, um mir mitzutheilen ... Oh! es iſt ſchändlich!

Mig. Um ſo beſſer! (ſich beſinnend). Nein, nein, ich wollte vielmehr ſagen ...

Emma. Am Ende der Straße war mein Mann in einen Wagen geſtiegen ... und in dieſem Wagen fand ſich ein verſchleiertes Frauenzimmer!

Mig. Eine verheirathete Frau. Das iſt ganz deutlich.

Emma. Ich bin verrathen, betrogen, mein Herr! ... Mein Mann hat eine Geliebte! ... Und ſo habe ich denn dieſe Nacht ... die erſte in ſeinem Hauſe ... dort in dieſem Zimmer ... ganz allein ... in Schmerz und Thränen zugebracht! ... Thränen des Zorns, der Wuth, mein Herr ... denn ich liebe ihn nicht mehr, ich will nichts mehr von Liebe wiſſen ... Ich verlange eine unmittelbare Trennung ... ich werde ihn nie wiederſehen ... (ſich beſinnend). Und doch! ... noch ein einziges Mal ... ein einziges ... um ihm die Augen auszukratzen.

Mig. (kalt). Gut ... ſehr gut ... das iſt Alles vortrefflich ... als Nebenumſtände ... als Ausſchmückungen ſehr brauchbar ... Aber das Geſetz verlangt noch mehr! ... Um eine Scheidung zu bewirken ... müſſen wir noch Schlimmeres haben.

Emma. Noch Schlimmeres als das! ... wenn mein Mann eine Geliebte hat!

Mig. Verſtehe, verſtehe, ... das iſt allerdings etwas, aber (als ob er ein Geſetz abläſe) „hat er eine Geliebte im eignen Hauſe bei ſich unterhalten?"

Emma. Abſcheulich! ... nun, das fehlte noch!

Mig. Ja, dann können wir nichts bewirken.

Emma. (außer ſich). Was, mein Herr, weil mein Mann mir treulos iſt ... außer dem Hauſe, ſo ...

Mig. Iſt das allerdings unmoraliſch ...!

aber nicht ungesetzlich ... es existirt kein Verbot dagegen, siehe Civilgesetzbuch Artikel 230.

Emma. Welche Ungerechtigkeit! ... Und wenn eine Frau ihrem Manne treulos ist ... außer dem Hause ... was dann?

Mig. In solchen ... nicht eben sehr seltenen Fällen ... schwanken wir zwischen Gefängnißstrafe von 3 Monaten bis 2 Jahren, ... Artikel 308.

Emma. Das ist ja aber abscheulich! ... Das Gesetz ist also nur um der Männer willen gegeben?

Mig. Allerdings, da es von den Männern gegeben worden.

Emma. Wenn also eine arme Frau das Schlachtopfer eines Ungeheuers geworden ist ... denn ich wiederhole es Ihnen, er ist ein Ungeheuer ...

Mig. Oh! ich habe mirs gleich angemerkt.

Emma. So giebt es keine Mittel eine Scheidung zu erlangen?

Mig. Doch, ... doch!

Emma. Oh, so sprechen Sie!

Mig. Wir haben da den Artikel 231. (rezitirend) „Eheleute können auf Scheidung antragen wegen Excessen, harter Behandlung, oder schwerer Injurien."

Emma. (ihn ansehend). Das verstehe ich nicht.

Mig. (erklärend). Wenn Sie länger als einen Tag im Ehestande gelebt hätten, würde ich Sie fragen (zögernd): Hat etwa Ihr Eheherr in einem Anfalle übler Laune ... die Hand ... an die gnädige Frau gelegt?

Emma. Niemals! ... Nun das wollte ich doch ſehen!

Mig. Schade! ſchade! ... Das wäre etwas ſehr Wünſchenswerthes geweſen ... ein untrügliches Mittel ...

Emma. (ſchnell). Warten Sie! warten Sie! ... Sagen Sie mir, mein Herr ... wenn z. B. mein Mann ... mir eine Ohrfeige gäbe ... würde das hinreichend ſein?

Mig. (ſchnell). Vortrefflich! ... mehr brauchten wir gar nicht ... Wenn wir eine Ohrfeige hätten ... eine gute, tüchtige Ohrfeige, vor Augen und Ohrenzeugen ... dann ſtände ich für die Sache. (nachdenkend). Aber wie wäre es möglich zu glauben, daß ...

Emma. (entſchloſſen). Oh! ſeien Sie ruhig! er wird mir eine geben! ... Ich will ſie, ich brauche ſie! ... Es iſt das Erſte was ich von ihm wünſche und was ich von ihm verlange, und wenn er mir es abſchlüge, ſo ... Ja, ja, mein Herr, ich bekomme ſie, ich ſtehe Ihnen dafür, Sie können darauf rechnen!

Mig. (lachend). Ach ja; in ein zwanzig Jährchen glaube ich wohl.

Emma. Nein, nein, heute noch, heute!

Mig. (nimmt ſeinen Hut). Nun denn, gnädige Frau, wenn Sie das von Ihrem Herrn Gemahl erhalten ... wenn er liebenswürdig genug iſt, Ihre Wünſche zu erfüllen ... ſo laſſen Sie mich gleich wieder rufen; ich ſtehe dann für das Uebrige.

Emma. Ja, mein Herr, ich werde Ihnen ſchreiben ... ſobald es geſchehen.

Mig. Nein! keinen Brief; ... Das wäre unvorſichtig ... Geben Sie mir durch den braven Ulric Nachricht, der heut zu Mittag bei mir ſpeiſ't.

Emma. Aber mein Herr ...

Mig. (fortfahrend). Meine Frau wollte ihn zwar nicht einladen, ſie iſt ſeit ſeiner Zurückkunft auf den armen Jungen böſe ... ich weiß nicht weshalb ... aber am Ende mußte ſie doch nachgeben.

Emma. Aufrichtig geſagt, mein Herr, ſo wünſchte ich nicht, daß Herr Ulric mit in dieſe Sache gemiſcht würde ... Verſprechen Sie mir alſo ...

Mig. Selbſt wiederzukommen? ... Ganz zu Ihrem Befehle, ſchöne Dame ... (höflichſt) Es iſt mir eine außerordentliche Freude geweſen, daß ich Ihnen habe einen gut:n Rath ertheilen können, der Sie auf immer von Ihrem Herrn Gemahl trennen wird. Wenn er gefällig gegen Sie iſt, ſo ſteht Ihre Sache vortrefflich ...

Emma. Ich muß eine haben!

Mig. Der Himmel ſchenke ſie Ihnen! (geht ab).

Sechſter Auftritt.

Emma, dann Paul.

Emma. (heftig) Ja, ja, ich werde ihn ſchon dazu zu zwingen wiſſen, mir das zu bewilligen was ich verlange! ... Ich habe da ſchon meine Idee. (Die Mit-

telthür öffnet ſich). Er iſt's! (ſie geht in den Hintergrund nach rechts).

Paul. (tritt wieder ein und legt ſeinen Hut ab, ohne ſie zu ſehen). Auch gut! So iſt der Bruder doch wenigſtens beglückter als der Ehemann ... Gott ſei Dank! Gaſton iſt außer aller Gefahr und ich alſo wenigſtens von dieſer Beſorgniß befreit.

Emma. (für ſich). Jetzt vorwärts! (ſie nimmt eine unbefangene und heitre Miene an, trällert und walzt umher). Tralala, tral la la la.

Paul. (wendet ſich ſchnell). Was iſt das? — ſie ſingt ... ſie tanzt! ...

Emma. Ah, Sie ſind's, mein Herr! — Oh verzeihen Sie! ... ich ſah Sie nicht.

Paul. (für ſich, voll Staunen). Welch ein Ton! (laut und ſich bezwingend). Oh! laſſen Sie ſich nicht ſtören, Madame ... fahren Sie fort ... ich bitte darum.

Emma. O bewahre! ... es geſchah nur weil ich geſtern auf dem Balle ... ich weiß nicht ... ich war übel gelaunt ... ich habe ſehr wenig getanzt ... und da fiel mir wieder ein ... weil ich eben hier ſo allein war ...

Paul. (erſtaunend). Oh vortrefflich! ... Ich ſchätze mich glücklich, Madame, daß ich Ihnen eine ſo heitere ... ſo ergötzliche Einſamkeit verſchafft habe ... ich ſehe mit Vergnügen, daß Sie ſich in meiner Abweſenheit nicht langweilen.

Emma. Ach nein! Fürs Erſte habe ich gefrüh-

ſtückt ... ganz allein ... und mit außerordentlichem Appetite, das ſchwöre ich Ihnen zu ... dann habe ich einen Beſuch bekommen ...

Paul. Ei! ... und darf man wiſſen ...

Emma. Jemand, den Sie nicht kennen.

Paul. Etwa der Herr dem ich ſo eben auf der Treppe begegnete, und der mich ſo ſkeptiſch anſah? ... Eine Phyſiognomie die mir ſehr mißfallen hat.

Emma. (lachend). Wahrhaftig? ... Nun denn, was mißfällige Phyſiognomieen anbelangt, ſo iſt man bei Ihnen damit reichlich verſehen. Sie haben einige dergleichen mit zu uns gebracht ... Ihre Zeugen zum Beiſpiel ... der alte Spasmacher ...

Paul. (verletzt). Madame ... ich muß bitten ...

Emma. Den der beim Deſſert zu ſingen anfing ... ha, ha, ha! ... Wiſſen Sie denn nicht, daß man beim Deſſert nicht mehr ſingt, mein werther Herr? das iſt altväteriſch, kleinſtädtiſch ... ha, ha, ha!

Paul. (der ſich kaum halten kann). Madame ... dieſer Mann, über den Sie ſich ſo luſtig machen ... iſt mein ehemaliger Vormund ... ein alter treuer Freund meiner Familie.

Emma. Ach; Ihrer Familie! ... die ſchließt freilich noch ſo einige Curioſitäten in ſich ... zum Beiſpiel Ihre Frau Tante aus Dijon ... ha, ha, ha, warum ſagt man denn daß es in Dijon nichts Merkwürdiges zu ſehn gäbe? ... Ihre Frau Tante verdiente allein ſchon für einen Alterthumsforſcher die Reiſe dahin ... ha, ha, ha.

ihm sonst ganz fremde Scheu hat, so daß in dieses Mannes Gegenwart er nur höchst selten mit seinem eigenthümlichen, schroff gegen Andere abstechenden Wesen hervortritt.

Man hatte natürlich dem Kammerrath die Ankunft des Obersten gemeldet, und wirklich kürzte er seine seit manchem Jahr, zu Ausarbeitung eines neuen Finanzsystems, das, so Gott will, nie weder Vollendung noch Ausführung erleben wird — bestimmte Zeit um etwas ab und kam zu uns herunter, den ihm, wie uns, lieben Gast zu bewillkommen.

Die Rede dichte sich bald auf das, was den nächsten Tag sich bei uns begeben sollte. „Ich bitte Dich um des Himmels willen, fing Rheinfeld zu meinem Onkel an, was hast Du da für ein paar lange Luleys in dein Haus genommen? Die Kerls machten mir gleich eine Aergerniß, so wie ich sie nur sah. Standen sie nicht da wie Eckpfeiler und guckten mich und sich an so dumm und steif — hol mich — — na, was ich sagen wollte, was willst Du denn mit den Geschöpfen machen."

Lieber Bruder, entgegnete der Kammerrath, Du weißt, daß ersteins meine Geschäfte — —

Deine Geschäfte Gottlob! ich bitte Dich, worin bestehen denn die?

Du bist sehr sonderbar Tobias, entgegnete etwas beleidigt mein Onkel, da er einen Zug von

Paul. (wüthend). Das iſt doch zu ...

Emma. (luſtig, ihm den Backen hinhaltend). Beliebt?

Paul. (ſieht ſie einen Augenblick verwundert an, dann mit ruhigem Tone). Recht gut, Madame ...ich reſignire mich Ihre Epigramme anzuhören.

Emma. (für ſich). Wie? nichts? nicht die kleinſte?

Paul. Nur um eine Gefälligkeit bitte ich Sie... dieſe nämlich... meine arme alte Tante mit Ihren Scherzen zu verſchonen, wenn ſie morgen bei uns ſpeiſen wird.

Emma. (für ſich). Gut! (laut). Morgen? ... nun, da werden Sie ganz allein mit ihr ſpeiſen: ... (lachend) was ſehr anmuthig ſein wird ... denn ich, ich werde den ganzen Tag bei meinem Vater verleben.

Paul. Morgen?

Emma. Morgen.

Paul. Sie werden nicht gehen.

Emma. (ihm näher tretend). Ich werde gehen!

Paul. (ſtärker). Sie werden nicht gehen!

Emma. Und ich werde doch!

Paul. Sie ... (die Mittelthür öffnet ſich, er ſpricht leiſer). Es kommt Jemand! ... Wenigſtens die Dezenz beobachtet!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Romain. Louchon.

Rom. (leis zu Louchon). Jetzt iſt der Augenblick gut .... komm!

Emma. (für ſich). Zwei Zeugen! ... vortrefflich!

Paul. (heftig). Was giebts? ... was wollt' ihr.

Rom. (ſtellt Louchon vor Paul). Mein Herr, das iſt der junge Mann, der meine Stelle einnehmen ſoll, und welcher wünſcht ...

Paul. Schon gut, ſchon gut! (für ſich voll Wuth). Meine Freunde beſchimpfen ... meine Familie! ... mir ſelbſt drohen! ...

Emma. (ihn bei Seit beobachtend). Er hält ſich kaum mehr! ... Es geht! es geht.

Rom. (näher tretend). Gnädiger Herr, das iſt der junge Mann ...

Paul. (ungeduldig). Schon gut!

Emma. (in lautes Lachen ausbrechend). Ha, ha, ha!

Paul. Schon wieder! ... Wahrhaftig, wär' die Achtung nicht, die ich ...

Rom. (leis zu Louchon). Du ſiehſt, ſie lacht aus vollem Halſe ... ſie ſind luſtig.

Louch. (leis). Der Augenblick iſt prächtig.

Rom. (zu Paul). Gnädiger Herr ...

Emma. (fortfahrend). Ha, ha, ha!

Paul. (außer ſich). Alle Donnerwetter!

Emma. (lauter redend). Gnädiger Herr, das da iſt der junge ...

Paul. (giebt ihm in der Wuth eine Ohrfeige). Geh zum Teufel!

Rom. Oh!

Louch. Ah!

Rom. (mit der Hand am Backen). Was bedeutet denn das?

Emma. (für ſich). Er hat ſie?

Louch. (verwundert). Nicht möglich! ... er, der ſanfte Mann ... der Dir niemals einen Schlag...

Rom. Das iſt der erſte! ... das hängt mit der Heirath zuſammen, darauf wette ich! ... die Heirath hat ihn ſo erbittert.

Paul. (wüthend). Und jetzt gehſt Du auf der Stelle fort ... ich mag Dich nicht mehr ſehen ... augenblicklich aus meinem Dienſte! ... und was Dich betrifft ...

Louch. (erſchrocken). Beliebt?

Paul. Du gefällſt mir und ich behalte Dich.

Louch. Das kann wohl ſein, aber Sie gefallen mir ganz und gar nicht, gnädiger Herr, und ich nehme Sie nicht.

Paul. Unverſchämter!

Louch. (zurücktretend). Fangen Sie nicht noch einmal an!

Rom. (ganz in ſeine Idee vertieft). Es iſt die allererſte!

Paul. (auf Louchon zutretend). Und ich ſage Dir, daß ich Dich nehme, daß ich Dich behalte, daß Du in meine Dienſte treten wirſt ... und wenn Du Dich dagegen rührſt ...

Emma. (zwiſchen Beide tretend). Mein Herr! (für ſich). Jetzt bekomme ich ſie gewiß! (laut). Mein Herr, bedenken Sie: ... dieſer Burſche gehört Ihnen nicht an ... Sie beſitzen folglich nicht das Recht ...

Paul. (geht auf die andre Seite). Ei, Madame!

Emma. (ihm nachgehend und ganz nahe ſtehend zu

ihm redend). Ich verbiete es Ihnen, mein Herr ... verſtehen Sie wohl, ich verbiete Ihnen, ihn zu ſchlagen.

Paul. Ah! Sehn Sie doch! Sie verbieten es mir, ihn ... (giebt Louchon eine Ohrfeige). Da haſt Du!

Louch. Oh!

Rom. Ah!

Louch. Was bedeutet denn das?

Rom. Das iſt die zweite!

Emma. (ſetzt ſich voll Zorn links auf einen Seſſel). Das iſt abſcheulich! das iſt empörend!

Louch. (ſchreiend zu ihr). Warum haben Sie es ihm auch verboten? Warum haben Sie es gethan! Sie ſehen ja daß er einmal aufgeregt iſt, und machen die Sache nur noch ſchlimmer!

Emma. (für ſich). Er thuts recht abſichtlich!

Louch. (zu Paul). Aber das ſoll Ihnen nicht ſo für voll ausgehen! ... Sie glauben wohl, es ſei das erſte Mal daß mir ſo etwas begegnet iſt? (ſtolz). Ich habe noch ganz andre Ohrfeigen in meinem Leben erhalten ... auch ſogar noch ſtärkere Dinge ... und es wird Sie gereuen, mein Herr! Ich werde Ihnen einen derben Proceß anhängen (ſchreiend, während Romain ihn beim Arme fortzuziehen ſucht). Ein Advokat! ... Heda, wo iſt ein Advokat! ... Ich brauche einen Advokaten!

Paul. Scheert euch Alle zum Teufel! (er geht im Hintergrunde links ab).

Rom. (ſtößt Louchon im Hintergrunde rechts ab). Aber, lieber Couſin, wenn ich Dir ſage, daß das die zweite ...

Louch. (außerhalb). Da, da haſt Du die dritte für Dich! (Man hört das Geräuſch einer ſehr ſtarken Ohrfeige).

Achter Auftritt.

Emma. Dann Mignonet.

Emma. Und ich ſollte meine ganze Lebenszeit mit einem ſolchen Manne hinbringen? ... mit einem ſo widerwärtigen Charakter! ... Denn meinetwegen ... wenn er gar Niemand eine gäbe ... nun gut ... ſo will ich auch darauf Verzicht leiſten, ... aber nein! er giebt ſie aller Welt, nur mir nicht ... Das thut er abſichtlich, .. es iſt lauter böſer Wille bei ihm! (man hört leiſe an der Mittelthür klopfen).

Mig. (die Thür halb öffnend). Nun? ... gehts gut? ... haben wir ſie?

Emma. (zu ihm eilend). Zwei, mein Herr! ... er hat ihrer zwei gegeben!

Mig. (ganz eintretend). Wahrhaftig? ... das iſt mehr als wir brauchen ... aber Viel ſchadet nichts.

Emma. (voll Verzweiflung). Aber nicht mir, mein Herr!

Mig. Ah! Bah!

Emma. Zwei Unglückſeligen, die nicht wiſſen was ſie damit anfangen ſollen ... die ſie gar nicht

von ihm verlangten ... während er doch gleich bei der Hand ... seine Frau hatte, die schmerzlich darauf wartete ... Aber, ich gebe meine Sache noch nicht auf!

Mig. Bis jetzt haben wir freilich ...

Emma. Er muß mir kommen ... oh, er wird schon kommen! ... Halt! daß Sie hier sind, kann uns vielleicht von Nutzen sein. Er wird ohnstreitig wiederkommen, immer noch wüthend und entschlossen eine Erklärung zu erhalten ... Treten Sie nur hier neben an, in mein Zimmer.

Mig. Aber erlauben Sie ...

Emma. (sehr dringend). Ich bitte Sie darum. Sie können dort unterdeß die ... wie heißt es denn nur gleich? aufsetzen.

Mig. Die Vorladung.

Emma. Gleichviel ... wenn er nur verurtheilt wird ... Nun, so gehen Sie doch!

Mig. Meinetwegen .., aber als Zeuge kann ich nicht dienen ... Können Sie nicht andre schaffen?

Emma. Warten Sie! (sie schellt).

Mig. Nehmen Sie sich in Acht! die Dienstleute können auch nicht gegen ihre Herrschaft zeugen, und man müßte ...

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. Romain. Louchon. Beide letzteren halten die Hände auf die Backen und reiben sie sich.

Rom. Gnädige Frau klingelten.

Mig. (während Emma in den Hintergrund geht).

Welcher von Euch beiden iſt der Diener des Herrn Falvel?

Rom. (ſchnell). Ich bins nicht mehr.

Louch. (eben ſo). Ich bins noch nicht.

Mig. Sehr gut! da können beide Zeugniß gegen ihn ablegen ... Hört an! Es iſt hier die Rede von einem ſchwierigen und vertraulichen Auftrage.

Rom. und Louch. (nähern ſich neugierig). Ah!

Emma. (ſchnell vorkommend). Einen Augenblick noch! Ich wünſchte nicht daß der ehemalige Kammerdiener meines Mannes ... (leis zu Mignonet) der Vertraute und Mitſchuldige ſeiner Ausſchweifungen ... (laut) mit hier hereingemiſcht werde. (zu Rom). Entfernen Sie ſich alſo.

Rom. (beleidigt). Aber, gnädige Frau, es ſcheint mir doch ...

Mig. Entfernen Sie ſich, lieber Freund, ... es iſt an dieſem da genug.

Rom. Ich gehe ſchon, mein Herr! (für ſich). Ein Geheimniß für Louchon, und nicht für mich! ... Proſit, da muß ich auch etwas davon wiſſen ... und ich habe ein ſehr feines Gehör. (geht im Hintergrund ab).

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen ohne Romain.

Mig. (zu Louchon). Tritt näher Burſche, und verliere keines meiner Worte aus Deinem Gedächt-

niſſe ... ich ſelbſt bin nicht gewohnt, etwas zu verlieren, denn ich bin geizig.

Louch. Geizig? ... Sie ſind alſo ein Advokat, mein Herr! ... Vortrefflich, da ſind Sie mein Mann ... Ich habe einen wichtigen Proceß.

Mig. Den gewinne ich ... den nehme ich über mich ... aber ſpäter.

Louch. Nämlich mein Herr ...

Mig. Später!

Louch. Ich bin geohrfeigt worden, mein Herr ...

Mig. Ah bah! (zu Emma). Wie? eine von den Beiden ...

Louch. Ja, mein Herr, ich bin einer von Beiden! ... der Zweite ... auch ich verlange 100 Thlr. Schmerzengeld! ... das iſt die Taxe: ... ich habe auch ſchon einmal eben ſo viel für eine ſolche Sache erhalten.

Emma. Oh! welche Geduldsprobe!

Mig. Nun ja, ja; ich werde klagen, werde den Prozeß gewinnen, ... Du wirſt 600 Francs für Schaden und Unkoſten erhalten ... wenn Du meine Inſtructionen genau befolgſt,.

Louch. Inſtruiren Sie mich, mein Herr; ich werde Ihnen in Allem folgen.

Mig. Die gnädige Frau hat eine Idee ... eine Caprice ...

Emma. (unterbricht ihn). Das heißt ... ich

habe eine Wette gemacht ... (leis zu Mignonet) das iſt beſſer.

Mig. (ſehr lachend). Ja, ja, ... die gnädige Frau hat gewettet, daß ſie es möglich machen will, ihren Mann ſo aufzuregen, ſo in Zorn zu bringen ... ob er gleich der friedfertigſte Menſch von der Welt iſt ...

Louch. Meinen Sie?

Mig. Gewöhnlich ... daß er ſich in ſeiner Hitze ſo weit vergißt, um ...

Louch. (ſchnell). Wie er mirs gethan?

Emma. Ganz recht! ... gerade daſſelbe.

Louch. Ah bah!

Emma. Wenn man Ihnen ſagt, daß es eine Wette betrifft ...

Louch. Oh, die gewinnen Sie, gnädige Frau, die gewinnen Sie! ... er hat zu gute Anlagen dazu ... es wird gar keine große Mühe koſten, ihn dazu zu bringen.

Mig. Du ſtellſt Dich jetzt da hin ... hinter dieſe Thür (er zeigt nach rechts). Du hörſt aufmerkſam zu ...

Louch. Auf die Unterredung?

Mig. Nein, auf das Reſultat ... und ſobald Du hörſt, daß ... nun, Du kennſt ja dieſe Art von Geräuſch?

Louch. Aus eigner Erfahrung.

Emma. (ſchnell). So treten Sie eiligſt herein ... verfehlen Sie das nicht ... Paſſen Sie ſorgfältig auf

... es giebt 100 Franks dabei zu verdienen. (zu Mignonet). Sie, mein Herr, kommen Sie dort hinein, in mein Zimmer, und ich stehe Ihnen dafür, daß Ihre Gegenwart nicht nutzlos sein wird ... Ich bekomme eine, mein Herr, ich bekomme eine! (sie zieht ihn in ihr Zimmer rechts).

Elfter Auftritt.

Louchon allein, dann Paul und Romain.

Louch. (vorn). Sie bekommt eine! (die Mittelthür öffnet sich und man sieht Romain lebhaft mit Paul sprechen). Das ist doch ein wunderliches Gelüste! ... Ich hätte ihr gern die meinige abgetreten ... Aber was machte sie denn da drin mit dem Advokaten? ... (er schielt durch das Schlüsselloch in das Nebenzimmer).

Paul. (der Romain verabschiedet hat, ist eingetreten und im Hintergrunde stehn geblieben). Es ist nicht möglich! ... Romain hat das geträumt was er gehört zu haben behauptet! ... Ein versteckter Zeuge, um es mit anzusehen wie ich meiner Frau eine ...

Louch. Geschwind auf meinen Posten (er geht auf den Fußzehen durch den Saal, ohne Paul zu sehen, und in das Zimmer links).

Paul. (im Hintergrunde rechts). Ha! seht einmal, dort schleicht sich der bewußte Mann in den Hinterhalt um zu lauschen ... Das ist deutlich ... Aber wozu nur das Alles? ... Zu welchem Zwecke? ... Es ist unbegreiflich! ... Aber warten Sie nur, Madame, ich

leichter Ironie, den ich wahrlich nicht ganz unterdrücken konnte, auf meinem Gesicht bemerken mußte, weißt Du nicht mehr, daß ich mit Wildenfels daran arbeite — —

Einen neuen Plan zu schmieden, fiel Rheinfeld wieder ein, wie ein Staat das meiste Geld von seinen Bürgern erpressen kann — ich weiß es; doch wie hängt das mit den langen Figuren zusammen?

Daß Du einen doch niemals ausreden läßt; es ist dieß eine fatale Angewohnheit, die mehreren Menschen eigen ist. Hier sah mich mein Onkel sehr bedeutend an und ich verstand ohne Commentar diesen Blick. Er fing nun an, seinem Freunde in der ihm eigenen etwas aphoristischen Art die Menge seiner gerade vorhabenden Geschäfte weiter auseinander zu setzen, wobei er hundertmal das Mißvergnügen hatte, von den Bemerkungen und Einwürfen des Obersten sich unterbrochen zu sehen, und kam dann so auch endlich auf das, was den nächsten Tag sich hier begeben sollte, das denn wie natürlich einen bedeutenden Theil unter den vorgeblichen jetzt vorhabenden Geschäften ausmachte, die in der That und Wahrheit nichts weiter sind, als die Betreibung einer Menge Kleinlichkeiten, auf die nur er selbst Werth legt, und außer ihm gewiß niemand in der weiten Welt.

Rheinfeld hatte mit sichtbarer Ungeduld und, wie es mir schien, den letzten Theil von meines On-

werde Ihnen nicht das Vergnügen machen, in Zorn zu gerathen ... dazu bin ich viel zu wüthend.

Zwölfter Auftritt.

Paul. Emma.

Emma. (tritt mit Hut und Shawl ſehr heiter ein). Ha! ... Sie ſind noch immer hier, mein Herr?

Paul. (mit dem ruhigſten und heiterſten Tone). Ja, Madame, ja, ... (betonend) noch!

Emma. Das trifft ſich ja vortrefflich ... denn ich will eben gehn ... Ich fand es für beſſer, nicht bis morgen zu warten, um bei meinem Vater zu ſpeiſen ... und gehe heute ſchon zu ihm ... jetzt gleich. (geht einige Schritte).

Paul. (mit ſorgloſer Miene, ohne ſie anzuſehen). Daran thun Sie ſehr wohl.

Emma. (bleibt verwundert ſtehen). Ah!

Paul. Und das trifft ſich ungemein gut für mich ... denn ich habe gerade heut ein Junggeſellendiner. (nimmt eine Cigarre vom Kamin).

Emma. Jung ... geſellen?

Paul. (ſeine Halsbinde vor dem Spiegel ordnend). Ey! ... ich bin ja erſt ſo kurze Zeit verheirathet, daß ich auf Koſten der Ehemänner immer noch mit lachen kann.

Emma. (für ſich). Aha! aus dem Tone nimmt er es! ... Doch nur Geduld! (laut). Was mich vorzüglich dazu beſtimmte war ein Billet meines Couſins, der auch mit dort eſſen wird ... ein Billet das

man mir eben gebracht hat ... (sie spielt in der Hand mit einem Billet, das sie aus dem Gürtel nimmt).

Paul. (lächelnd). Sehn Sie doch!

Emma. (mit deutlicher Absicht). Und worauf ich mündlich zu antworten brenne ... denn dieses Billet ... das sonst Niemand auf der Welt lesen soll ...

Paul. (bemächtigt sich dessen mit Gewandtheit). Verzeihen Sie, Madame.

Emma. (für sich). Bravo!

Paul. (sich dem Kamin nähernd). Sie erlauben?

Emma. (die Erschrockne spielend). Mein Herr! ... mein Herr! geben Sie mir den Brief zurück! ... Sie dürfen ihn durchaus nicht lesen ... durchaus nicht! (Als sie sieht, daß Paul sich des Billets bedient um seine Cigarre damit anzuzünden). Ha! das ist doch zu stark!

Paul. (kalt). Da sehen Sie.

Emma. (für sich). Wie? gar nicht böse ... nicht im Geringsten! ... Gott! ist das ein Ungeheuer von Sanftmuth, dieser Mann! (laut). Sie haben mich wohl nicht recht verstanden, mein Herr? Ein junger Mann ist's, mein Cousin Ulric der mir geschrieben hat ...

Paul. (sitzend und rauchend). Alle Wetter, einem Andern wärs auch gar nicht erlaubt, als ihm. In allen Familien giebt es Cousins die an ihre Cousinen schreiben ... Das ist nun einmal so gewöhnlich ... und wird also tolerirt.

Emma. Ah! das wird tolerirt? ... Nun, so

finden Sie es alſo gut, daß ich zu meinem Vater gehe, wo ich .... dieſe Perſon finden werde? ... Ich habe nothwendig mit ihm zu ſprechen, ich muß ihn durchaus ſprechen ... und Sie halten mich alſo nicht zurück? (ſie thut als wolle ſie abgehn).

Paul. Ich hindere Sie nicht im Geringſten daran; (ſetzt ſich rechts hin).

Emma. (für ſich). Er läßt mich gehen ... verwehrt es mir nicht! ... O was für ein Tyrann, ein Despot iſt das! (ſie kommt zurück, nachdem ſie voll Zorn Hut und Shawl auf einen Stuhl im Hintergrunde geworfen hat). Sie wiſſen alſo wohl nicht, mein Herr, daß mein Couſin mich vor unſrer Verheirathung bereits innig geliebt hat?

Paul. Auch das iſt ganz gewöhnlich ... Ich ſehe daraus daß Sie einen Couſin beſitzen ... wie es im Buche ſteht.

Emma. Das iſt noch nicht Alles! ... er wagt es auch mich noch jetzt zu lieben ... nach meiner Verheirathung!

Paul. Zum Henker! ... Das heißt dann doch das Couſinsrecht gar zu weit treiben! ... Doch was ſchadet es ... wenn Sie ihn nur nicht wieder lieben.

Emma. (ſehr laut). Das iſt noch nicht Alles.

Paul. (unruhig werdend). Noch mehr?!

Emma. Dieſer Brief ... den Sie mit ſo beleidigender Verachtung behandelt haben ... enthielt eine vollſtändige Liebeserklärung ... und überdies noch

eine Bitte um ein Rendezvous ... das meine Pflicht mir abzuſchlagen gebot ...

Paul. Und das Sie doch auch gewiß abgeſchlagen haben?

Emma. (mit feſtem Tone). Das ich ihm bewilligt habe, mein Herr!

Paul. (ſchnell aufſtehend). Madame! (für ſich). Wie ungeſchickt!

Emma. (für ſich). Gut! ... gut! (laut). Durch meine Nachſicht ermuthigt hat es der junge Menſch gewagt, bis hier zu mir einzudringen ... dieſen Morgen ... als ich allein in meinem Zimmer war ... und ...

Paul. Und? ...

Emma. Iſt nun dort noch darin!

Paul. (für ſich). Wenn es wahr wäre!

Emma. (ſich vor die Thür zum Nebenzimmer ſtürzend). Aber ich laſſe Sie nicht hinein! ... nein! Sie dürfen nicht hinein! (für ſich). Das zieht!

Paul. (der ſie beobachtet hat, für ſich). Es iſt eine Lüge! ... Ach, habe ich Angſt gehabt!

Emma. (wieder zu ihm tretend). Ich trotze Ihrer Wuth! ... ich ſetze mich eher jeder Beleidigung von Ihnen aus! ... und wenn Sie ſelbſt mir ...

Paul. (mit Ruhe ſich von ihr entfernend). Aber mein Gott, Madame, ich habe ja nicht die mindeſte Luſt dort hinein zu gehen.

Emma. (außer Faſſung). Iſts möglich?

Paul. Ich weiß was Couſins zu bedeuten ha-

den ... ich bin ſelbſt einmal Couſin geweſen ... und hatte eine allerliebſte Sammlung kleiner ... (ſich die Fingerſpitzen küſſend) hinreißender Couſinen.

Emma. (für ſich). Hat er denn gar kein Blut in den Adern!

Paul. Eine beſonders! ... Oh, war die ſchön

Emma. Mein Herr!

Paul. Nicht ſo ſchön wie Sie, das verſteht ſich ... aber ſie hatte einen ſehr großen Vorzug vor Ihnen ... ſie war nicht meine Frau.

Emma. Das iſt eine Unartigkeit!

Paul. Ich bin immer etwas ſehr unartig geweſen ... beſonders gegen dieſe bewußte kleine Couſine ... Eines Abends unter andern ...

Emma. Mein Herr, ich verlaſſe Sie ...

Paul. Nein, nein, es liegt mir daran, Ihnen das zu erzählen. Sie haben mir Ihr Vertrauen geſchenkt, Ihre Geſtändniſſe abgelegt, ich mache Ihnen nun die meinigen ... Wir üben da ſo eine recht anmuthige Gegenſeitigkeit aus ... Stellen Sie ſich alſo vor ... eines ſchönen Abends ... bei Mondenſchein ... in einer Lindenallee ... etwas Mondenſchein und Lindenblüthe giebt es immer bei dergleichen Geſchichtchen ...

Emma. Aber mein Herr! ...

Paul. Wir waren allein ... nämlich meine Couſine und ich ... wir gingen Arm in Arm ſpazieren ... Eins an das andre innig angeſchmiegt, ..

ſehen Sie, ſo! ... (er nimmt ihren Arm den ſie freizumachen ſucht).

Emma. Laſſen Sie mich!

Paul. Es geſchieht ja nur um Ihnen die Sache recht deutlich zu machen. (für ſich). Ha! Du willſt mich in Zorn bringen! ... warte nur! (laut). Meine Wange berührte faſt die ihrige die ſo rein, ſo roſenfarb war! ... dazu die gute Gelegenheit, der Mond, die Linden-Blüthe, Alles wirkte mit ein ... (er umſchlingt Emma). Ich ſchloß ſie in meine Arme ... ich rief ihr zu: ich liebe Dich! ... Dich allein! nie, nie eine andre als Dich!

Emma. (wüthend). Abſcheulich!

Paul. Und dabei drückte ich ihr auf ihre Roſenwange den ſüßeſten ...

Emma. Das iſt zu viel! (in dem Augenblicke wo er ſie küſſen will giebt ſie ihm eine Ohrfeige).

Paul. (betroffen). Ha!

Emma. (außer ſich vor Verwirrung). Mein Gott! was habe ich gethan!

Die beiden Thüren der beiden Nebenzimmer öffnen ſich plötzlich und Mignonet und Louchon treten heraus.

Dreizehnter Auftritt.

Die Vorigen. Mignonet. Louchon.

Mig. (ſchnell und voll Entzücken eintretend). Bravo! ... braviſſimo! ... da haben wir ſie! ... uns iſt geholfen!

Paul. Ein Mann!

Louch. Nummer vier! ... ich habe ſie knallen gehört!

Paul. Es war alſo doch ein Mann da drin!

Emma. (für ſich mit ſchwacher Stimme). Ich wage es nicht die Augen aufzuſchlagen.

Mig. (die Arme kreuzend und auf Emma zeigend). Dies alſo iſt Ihr Schlachtopfer!

Paul. (für ſich ihn erkennend). Halt einmal! ... das iſt ja derſelbe Menſch ... der mich auf der Treppe ſo höhniſch angeſehen hat! (laut). Mein Herr, wer ſind Sie?

Mig. (mit Pathos und vieler Geſtikulation deklamirend). Und wie, mein Herr? ... wie? ... Dieſe körperliche Kraft, welche Gott dem Manne gegeben hat um ſeine ſanfte und ſchwache Lebensgefährtin zu ſchützen, zu vertheidigen ... Sie haben ſich nicht geſcheut, dieſe Kraft gegen dieſe Unglückſelige hier zu richten! ... Da ſehen Sie ſie nur an! gebeugt unter der Laſt der Beleidigung, und ihre Hände flehend zu Ihnen erhebend, zu Ihnen, der ... (plötzlich innehaltend). Doch ſtill! ich dachte ich ſtände vor Gericht.

Paul. Aber was ſoll denn das? was heißt denn das? (ſchreiend). Alle Wetter, wer ſind Sie denn nur eigentlich?

Mig. Adieu, mein Herr!

Paul. Nein, Sie kommen nicht eher fort, bis Sie mir geſagt haben ...

Mig. Oh, ich werde es Ihnen noch ausführlich

ſagen ... ſehr ausführlich, mein Herr ... Denn wir werden uns wiederſehen.

Louch. (ſchreiend). Auch wir, mein Herr, wir werden uns wiederſehen!

Mig. Ich eile zum Avouè ...

Paul. (erſtaunt, geht zu ſeiner Frau). Ein Avouè!

Mig. Welcher hier ganz nahebei auf derſelben Straße wohnt ... und Sie ſollen bald weiter von mir hören ... Auf Wiederſehen, mein Herr, auf Wiederſehn! (geht durch die Mitte ab).

Louch. (ihm nachrufend). Mein Herr [redacted] ich gehe mit Ihnen ... ich verlaſſe Sie nicht ... denken Sie doch auch an mich ... an meine Angelegenheit! (kehrt zurück und ſagt wie Mignonet zu Paul). Auf Wiederſehn, mein Herr! auf Wiederſehn! (durch die Mitte ab).

Vierzehnter Auftritt.

Emma. Paul.

Paul. (wie verſtört). Was giebts da nur? ... was geht nur vor? ... was hat das Alles zu bedeuten? ... Madame, werden Sie wohl die Güte haben, mir endlich ...

Emma. (mit niedergeſchlagenen Augen und leiſer Stimme). O Verzeihung, Verzeihung für eine unwillkürliche Bewegung ... die mich jetzt ſo beſchämt, ſo verſtört ... (für ſich). Ach! ich habe Alles verdorben!

Paul. Verzeihen Sie ſelbſt, aber es iſt hier gar nicht die Rede von etwas Unwillkürlichem, ſondern ...

Emma. Doch, doch, mein Herr! ... ich weiß welche Beleidigung ich mir gegen Sie zu Schulden kommen ließ ... und zum Unglücke ſteht es nicht mehr in meiner Gewalt ſie wieder gut zu machen ... (für ſich, ſeufzend). Ach! (fortfahrend und mit aufgerichteten, ihn beobachtenden Augen). Seien Sie auch überzeugt, daß ich es Ihnen gar nicht verdenken würde, wenn Sie auf Grund eines Vergehns das ich beklage ... ſich Ihrer Rechte, die ich anerkenne, bedienten ... und bei den Gerichten ... auf eine Scheidung antrügen. (für ſich). Da iſt das Wort heraus!

Paul. Wie? ... was ſagen Sie? ... eine Scheidung?

Emma. (ſich ſelbſt vergeſſend ſehr ſchnell). Und die Sie auch gewiß erlangen werden ... Ich habe Sie beleidigt, geſchlagen ... freilich nur unfreiwillig, aber das hindert nichts ... und nach den Beſtimmungen des zweihundertdreißigſten oder zweihunderteinunddreißigſten Artikels, ich weiß das nicht mehr recht, es thut aber auch nichts ... erkenne ich an, daß wegen Exceſſen, Thätlichkeiten oder ſchweren Beleidigungen ...

Paul. (für ſich, voll Staunen). Wo zum Henker will ſie denn hin damit?

Emma. (endend). Sie verſichert ſein können, Ihren Prozeß zu gewinnen.

Paul. Und meine Frau zu verlieren ... das iſt

Alles was man nur verlangen kann. (für ſich): Aha, zu einer Scheidung wollte ſie's alſo bringen! ... das war der Zweck der Ohrfeige die ſie ſich geben laſſen wollte, ... und die ſie mir ... Vortrefflich!

Emma. (für ſich). Was murmelt er denn für ſich?

Paul. Nein, Madame, nein!

Emma. Wie?

Paul. Die Scheidung ſteht mir an ... ſie iſt mir höchſt willkommen die Scheidung.

Emma. (für ſich). Der Böſewicht! ... er hat mich nie geliebt! (ſie trocknet eine Thräne).

Paul. (fortfahrend). Aber um zu ihr zu gelangen, werde ich mich nicht auf die kleine Mittheilung die Sie mir ſo eben gemacht haben, ſtützen ... Ein Mann den ſeine Frau geſchlagen hat — o pfui doch! ... Monatelang gäbe ich ja Stoff für die Gerichtszeitung!

Emma. Aber ...

Paul. Es giebt ein anderes, ein viel härteres Vergehen, Madame, das Sie gegen mich verübt hatten ... und dies wird mir beſſere und ſichrere Waffen in die Hände geben ... Da Sie mit einigen Kapiteln des Criminalcoder ſo genau bekannt ſind, ſo werden Sie auch ohnſtreitig wiſſen, daß der Ehemann auch auf Scheidung bringen kann, wegen Ehebruch ... (Emma ſchaudert zuſammen). Oh! ſein Sie unbeſorgt, ich werde das harte Wort nicht ausſprechen, deſſen das Geſetz ſich bedient.

kels Eröffnung mit einiger Unzufriedenheit angehört, dann sprach er, als jener geendet, zu mir gewendet: Du hältst also morgen Verlobung Karl? Hm, da muß man ja wohl gratuliren. Aber wie ist es denn? fast scheint es mir, als sehe dein Gesicht nicht so recht verlobungmäßig aus, und das, dächte ich, müßte es doch, oder —

Der Kammerrath fiel hier seinem Freunde ins Wort: „Mein Neffe, Tobias, ist noch mitunter der alte, d. h. ein wenig — —

Ich fühlte wohl, daß es jetzt Zeit zu sprechen sey, und besann mich auch nicht lange. „Herr Oberst, fing ich an, mein Onkel hat zwar die Güte gehabt, den morgenden Tag zu einem Feste zu bestimmen, das meine Person besonders angeht, ich habe demselben aber bereits eröffnet, warum ich das zugedachte Glück ausschlagen muß, und kann sonach nicht anders glauben, als ein freundlicher Scherz von seiner Seite bewege ihn, dieß Ihnen noch zu erzählen."

Da saßen sie Alle um mich her Leopold, in einer wahrhaft seltsamen Gruppe und nun, da ich es so frei und öffentlich ausgesprochen hatte, fühlte ich mich auf einmal wie von einer schweren Last erleichtert und weder die mißbilligenden Blicke meiner nicht wenig erschrockenen Mutter, noch die zornigen meines Onkels, vermochten mich zu erschüttern.

Was ist denn das, fragte endlich Rheinfeld und sah einen nach dem andern von uns an, als wollte er

Emma. (etwas bewegt). Aber, mein Herr, ich verſtehe Sie nicht.

Paul. Und dabei fürchte ich nicht, mich lächerlich zu machen ... Ehedem, wenn ein Mann von ſeiner Frau hintergangen worden war, machte man ſich über ihn luſtig. Man ſagte damals: Die Frauen machen die dummen Streiche, und uns treffen ſie ... Heut zu Tage iſt das anders. Die öffentliche Meinung iſt gerechter, und die ganze Schmach wird der Frau zu Theil.

Emma. Aber nochmals, ich begreife nicht ...

Paul. Ich erkläre mich und ziehe den Schluß. Ein Mann war hier in Ihrem Ankleidezimmer verborgen, er iſt in Gegenwart eines Zeugen aus demſelben gekommen, der ausdrücklich dort aufgeſtellt zu ſein ſchien, um ...

Emma. Aber Sie irren ſich ... dieſer Mann iſt nicht das wofür Sie ihn zu halten ſcheinen ... es iſt mein Advokat, mein Herr, derſelbe der mich geleitet, der mir gerathen hat ...

Paul. Ah bah! der der Ihnen gerathen hat, mir eine ...

Emma. (verlegen). Nein ... im Gegentheil.

Paul. Ha, ha, jetzt verſtehe ich, und ich habe mich zu der Verabredung nicht hergegeben. Alſo dieſer Herr, der mir auf der Treppe ins Geſicht gelacht hat, und der ſo eben ...

Emma. Iſt Herr Mignonet, Advokat, Straße ...

Paul. (ſchnell). Was ſagen Sie? ... Herr ...

Emma. Mignonet, Advokat.

Paul. (voll Freude). Straße Mazarine?

Emma. (ſtaunend). Sie kennen ihn? ... Mein Couſin hat mir ihn empfohlen.

Paul. (bricht in heftiges Lachen aus). Ha, ha, ha!

Emma. Sie lachen?

Paul. Laſſen Sie mich doch! ... Ich bin gerächt, ich bin zufrieden, ich bin glücklich! ... Ha, ha, ha! ... Oh, der macht es gut, andern Rath zu ertheilen! Er ſelbſt ſollte auf Scheidung klagen.

Emma. (naiv). Hat ihn ſeine Frau auch geſchlagen?

Paul. Schlimmer als das! ... viel ſchlimmer!

Emma. Sagen Sie doch nur! ...

Paul. So hören Sie denn! ... Geſtern Abend nach dem Hochzeitsmahle, habe ich mich auf einen Augenblick entfernt. (Emma macht eine Verbeugung). Oh! Sie ſind meine Abweſenheit wohl nicht einmal gewahr geworden?

Emma. (voll Intereſſe). Doch, doch! ... Allerdings nur zu ſehr! (ſich zurückhaltend). Aber fahren Sie fort, fahren Sie fort, ich bitte Sie.

Paul. Ich wurde von einer Perſon abgerufen die in einem Wagen auf mich wartete.

Emma. Eine verſchleierte Dame?

Paul. Ganz recht! ... Aber woher wiſſen Sie? ...

Emma. (voll Angſt). Oh, fahren Sie fort!

Paul. Dieſe Dame war ... (betonend). Madame Mignonet ...

Emma. Ah!

Paul. Sie hatte meinem Bruder Gaſton eine heftige Leidenſchaft eingeflößt, der jung, unerfahren, wie er iſt, an ſie geſchrieben hatte ... ja ſehr viel ſogar geſchrieben hatte ...

Emma. (für ſich). Mein Gott! es war ſein Bruder!

Paul. Und dieſe Briefe hatte ein gewiſſer Jemand bei der jungen Frau entdeckt und an ſich genommen ... ein Herr Ulric Pignot.

Emma. Mein Couſin!

Paul. Ah bah!

Emma. Aber um des Himmels willen fahren Sie fort!

Paul. Ein Freund des Mannes ... aber wie es ſcheint ein ſehr intimer, da er in dem Schreibtiſche der Madame nach Gefallen herumſtören konnte ... (lachend) was denn nun den theueren Herrn Mignonet zwiſchen eine bevorſtehende Kataſtrophe und ein ſchon hereingebrochnes Unglück ſtellte. Ha, ha, ha!

Emma. Weiter! weiter! ... Dieſe Dame alſo? ... Madame Mignonet?

Paul. Nahm, mehr für meinen Bruder als für ſich ſelbſt beſorgt, einen Miethwagen, eilte zu mir den ſie nicht kannte, verfolgte mich bis zu Ihrem Vater wo ich eben im beſten Hochzeitmachen war ... wenig-

ſtens glaubte ich es damals ... und zwang mich, mich zu dem Räuber der Briefe zu verfügen.

Emma. Zu Ulric?

Paul. Ja, zu Ihrem Herrn Couſin alſo ... der mir zuſchwören mußte, daß dieſe Briefe nie in die Hände des Ehegemahls kommen ſollten, was die Hauptſache war ... Zugleich fügte er aber hinzu, daß er mir ſie nicht wieder herausgeben könne, weil ſie nicht mehr in ſeinem Beſitze wären ... Was hatte er damit angefangen? Wem hatte er ſie eingehändigt?

Emma. (mit Erguß). Mir, mein Herr, mir! um ſich wegen meiner abſchläglichen Antwort, wegen meiner Verachtung für ihn, wegen meiner Verbindung mit Ihnen zu rächen!

Paul. Was höre ich?

Emma. (nimmt ein kleines Käſtchen). Sie ſind alle hier darin ... Und ſie waren es, dieſe Briefe waren es, die mir das Herz zerriſſen! ... dieſe Briefe! mit Ihrem Namen unterzeichnet ... dieſe Entfernung auf zwei Stunden ... die geheimnißvolle Dame ... Alles, Alles klägte Sie an! ... Sie hatten eine Geliebte, ich war betrogen, verrathen!

Paul. Du? ... oh nie!

Emma. (mit Hingebung). Ich glaube Ihnen ... oh ich glaube Dir! ... aber kannſt Du mir vergeben? ... Ich wär eine Thörin! ... ich verabſcheute Dich ... und liebe Dich doch ſo ſehr! (ſie ſtürzt in ſeine Arme).

Paul. (mit lachender Stimme). Meine Emma! ... Aber wozu denn da die Ohrfeige? (ſich es ſelbſt er-

lächend). Aha! ich ſollte Dir ... Wär es denn da aber, um zu einer Scheidung zu gelangen, nicht beſſer geweſen mich anzuſchuldigen, daß ich Dich hintergangen, daß ich eine Geliebte habe?

Emma. (ſich vergeſſend). Oh nein! Weil Du das darfſt ... weil das Geſetz Dich dazu berechtigt ... (ſich ſchnell beſinnend). Das heißt, nein ... keineswegs mein Herr! ... Das Geſetz verbietet es Ihnen ausdrücklich! (für ſich). Das fehlte noch, daß ich ihm ſelbſt darin Unterricht gäbe!

Paul. (mit Hingebung). Nein, nicht das Geſetz verbietet es, ... aber meine Liebe, mein Glück!

Emma. (vor Freude kaum ſprechen könnend). Du verzeihſt mir alſo? — Oh wie gut Du biſt! Verzeihe mir nun auch was ich über Deine gute Tante ſagte, die ich verehre, der ich eine liebende Nichte ſein werde, verzeihe mir auch was ich gegen Deinen alten Vormund vorbrachte, den ich lächerlich zu machen wagte! ... Das erſte Mal daß ich ihn wiederſehe, falle ich ihm um den Hals.

Paul. (ihr die Arme öffnend). Wie mir?

Emma. Oh, von ganzem Herzen! (ſie umarmen ſich).

Funfzehnter Auftritt.

Die **Vorigen. Mignonet** mit **Louchon**, dann **Ronkin.**

Mig. (eine Schrift in der Hand). Ha! ... was iſt denn das? ... was erblicke ich da? ... Eben jetzt, wo ich hier die Schrift ...

Emma. (ihm das Papier aus der Hand nehmend). Dieses Ding da, mein Herr, ist gänzlich unnütz geworden.

Paul. (fröhlich). Die Wiedervereinigung der Ehegatten annullirt das Verfahren ... Art. ...

Mig. 272.... ganz recht ... aber sehr unangenehm ... das ist ein netter Prozeß der mir aus den Händen schlüpft!

Louch. Aber der meine nicht, Herr Mignonet. Sie haben mir versprochen mir 600 Franks zu verschaffen, für die Ohrfeige die ich bekam.

Rom. (schnell vortretend). 600 Franks ... für eine Ohrfeige?

Louch. Das ist die Taxe.

Rom. Wahrhaftig?.... Nun denn, mein lieber Freund, da ich von Dir das bekommen habe, was Du von dem gnädigen Herrn hier bekommen hattest, so rechnen wir in der Art weiter, und ich erhalte mithin Alles was Du bekommen wirst.

Louch. Alle Wetter! da schlüpfen mir ja die 600 Franks aus den Händen, wie der Prozeß diesem Herrn da?

Mig. Das versteht sich.

Louch. (stolz). So annullire ich das Verfahren!

Paul. Und trittst in meine Dienste: das ist abgemacht.

Mig. Was mich betrifft, gnädige Frau, so wiederhole ich Ihnen, ehe ich mich entferne, das Arrest-

ten meiner Dienſte und werde mich für Ihre Befehle bereit halten.

Paul. (ironiſch). Sie ſind ſehr gütig.

Mig. (für ſich). Ehe ein Monat vergeht, läßt ſie mich wieder rufen. (zum Abgehen ſich wendend).

Emma. (ſchnell und leis zu Paul). Aber ſeine Frau ... dieſe Briefe ... wie geben wir ſie ihr am gefahrloſeſten zurück?

Paul. (leis). Nichts leichter als das! (er ruft Mignonet der ohnweit der Thür gelangt). Herr Mignonet! Ah verzeihen Sie, wir können Sie doch nicht ſo von hier fortgehen laſſen! (geht an den Kamin) ... Ihre Zeit, Ihr Rath, ſtehen ſo hoch im Werthe ...

Emma. Und es iſt unſre Pflicht dafür erkenntlich zu ſein ...

Mig. Oh, ich werde durchaus nichts annehmen!

Emma. (welcher Paul verſtohlen das Käſtchen gezeigt hat). Oh, Sie! davon ſind wir überzeugt ... aber Ihre Frau Gemahlin, wird es uns gewiß nicht abſchlagen ... als ein geringes Andenken ... dieſes kleine Käſtchen von uns anzunehmen ...

Paul. (ſchnell). Wozu meine Frau ihr ſelbſt den Schlüſſel überbringen wird. (er übergiebt ihm das Käſtchen).

Mig. (voll Freude). Oh, gnädige Frau ... dieſe Aufmerkſamkeit!

Emma. (etwas verlegen). Wie, mein Herr? Sie wollten die Güte haben, ſelbſt dieſes Käſtchen ...

Mig. Mit Vergnügen!

Paul. (leis zu Emma). Du ſiehſt, er läßt ſich aufpacken was man nur will!

Emma. Laß mich in Deinen Armen vor ihm geſchützt ſein! (Umarmung, während welcher Mignonet ſich entfernt).

(Der Vorhang fällt).

Eine Laune.

Häusliche Scene in einem Aufzuge, nach dem Französischen des Alfred de Musset

von

Theodor Hell.

Personen:

Graf von Chavigny.
Mathilde, seine Frau.
Frau von Lery.
Ein Diener.

Scene: Mathilde's Zimmer.

in unsern Augen eine Erklärung lesen, und da ihm nirgends, und in keiner Miene das Räthsel sich genügend lösen mochte, so stand er endlich von seinem Sitz auf, trat zu meinem Onkel hin und sprach sehr ernst und bedeutsam zu diesem: „Wir sind vieljährige, lang bewährte Freunde Gottlob, nicht wahr wir bleiben es und ich irre mich in diesem Augenblick in Dir?“ Mit diesen Worten winkte er mir und ich mußte ihm meinen Arm leihen, und ihn nach seinem Zimmer begleiten; der Kammerrath aber verließ gleich nach uns die Stube, ohne ein Wort weiter fallen zu lassen, weder gegen meine Mutter noch gegen meine Schwester, mir aber ließ er andeuten, daß er mich am nächsten Morgen sprechen wolle.

Sein Gesicht war so kalt wie gewöhnlich, als ich bei ihm eintrat. Ich gestehe Dir Leopold, dieß hatte ich nicht erwartet und mich auf einen ziemlichen Sturm schon gefaßt gemacht. Meine Mutter mochte dieß auch voraus gesehen haben, denn als ich die Treppe zu ihm hinauf stieg, rief sie mich erst zu sich. In ihren Blicken las ich schon was sie mir zu sagen hatte. O Leopold, es ist eine bedrückende Lage, in der ich mich befinde. Auf einer Seite eine leidende, duldende Mutter, die ihre bittenden Blikke auf mich, ihre einzige Stütze, richtet, auf der andern meine Liebe, alle meine Hoffnungen, alles, alles was das Leben schmücken und verschönen kann — o Leopold! ich wiederhol' es noch Einmal, meine

Erſter Auftritt.

Mathilde allein, mit Filet-Arbeit beſchäftigt. Dann ein **Diener.** Abends bei Licht.

Math. Noch eine Maſche, und ich bin fertig. (ſie klingelt. Der Diener tritt ein.) Hat der Goldſchmidt geſchickt?

Diener. Noch nicht, gnädige Frau.

Math. Es iſt unausſtehlich! Man muß wieder hingehen. Geſchwind! (Diener geht ab.) Ich hätte die erſten beſten goldenen Eicheln dazu nehmen ſollen. Ich bin überzeugt, mein Mann kommt zu mir, ehe Alles fertig iſt! Das wäre denn wieder einen Tag verloren! (ſie ſteht auf.) Seinem Manne heimlich eine Börſe zu ſtricken, das würden viele Leute für ein wenig mehr als romantiſch halten. Schon ein Jahr verheirathet! Was würde z. B. Frau von Lery dazu ſagen, wenn ſie es erführe? Und er ſelbſt, was wird er davon denken? Ueber die Heimlichkeit wird er vielleicht lachen, aber nicht über das Geſchenk. Warum denn auch dieſe Heimlichkeit? Das weiß ich ſelbſt nicht.

Mir iſt's, als hätte ich in ſeiner Gegenwart nicht ſo unbefangen arbeiten können, als hätte dies das Anſehen gehabt, als wolle ich ihm ſagen: Siehe nur, wie ich an Dich denke! Und das hätte dann einem Vorwurfe ähnlich geſehen, während jetzt, wenn ich ihm meine kleine Arbeit zeige, er es ſein wird, der ſagen muß: Sie hat doch an mich gedacht!

Diener. Der Goldſchmied hat dieſes Packet für die gnädige Frau geſchickt. (er gibt ihr ein Päckchen.)

Math. Endlich! (ſetzt ſich wieder.) Wenn mein Mann zu mir kommen will, ſo melden Sie mir's vorher. (Diener geht. Sie nimmt eine Börſe auf, an die ſie die Eicheln näht.) Nun, ſo wollen wir denn, meine liebe kleine Börſe, Ihre Toilette vollends beendigen. Laß doch ſehen, ob dieſe Eicheln Ihnen gut ſtehen werden? Wahrhaftig nicht übel! Aber wie werden Sie nun aufgenommen werden? Werden Sie alle die Freude ſagen können, die man hatte, Sie zu ſtricken, — die Sorgfalt, die man auf Ihre kleine Perſon gewendet hat? Man erwartet Sie ganz und gar nicht, Mademoiſelle. Man hat Sie nicht eher zeigen wollen, als bis Sie vollſtändig geputzt waren. Werden Sie nun auch ein Küßchen für Ihre Mühe erhalten? (ſie küßt die Börſe und hält inne.) Arme Kleine! Du biſt freilich nicht von großem Werthe! Nicht zwei Louisdor gibt man für Dich. Woher kommt es aber, daß es mir jetzt ordentlich ſchmerzlich iſt, mich von Dir zu trennen?

Wurdeſt Du nicht angefangen, um ſo ſchnell als möglich fertig zu ſein? Ach! Du biſt fröhlicher angefangen worden, als ich Dich jetzt vollendet habe. Und doch liegen nur vierzehn Tage dazwiſchen! Nur vierzehn Tage! iſt's denn möglich? Wahrhaftig, nicht mehr; aber was Alles in dieſen vierzehn Tagen! Kommen wir nun etwa zu ſpät, liebe Kleine? ... Warum aber auch ſolche Gedanken?! ... Ich glaube, man kömmt! Er iſt's! Er liebt mich noch!

Diener (eintretend). Der gnädige Herr kommt.

Math. Ach Du mein Gott! Nun habe ich erſt Eine Eichel angenäht, und die andere vergeſſen! Wie albern ich doch bin! So kann ich die Börſe ihm heute noch nicht geben! — Er ſoll nur eine Minute, einen Augenblick warten. Geſchwind, ehe er eintritt ...

Diener. Da iſt er ſchon, gnädige Frau! (Diener geht ab. Mathilde verbirgt die Börſe.)

Zweiter Auftritt.

Mathilde. Chavigny.

Chav. Guten Abend, meine Theure! Störe ich Dich? (er ſetzt ſich.)

Math. Mich? Was für eine Frage, Heinrich!

Chav. Du ſcheinſt beſtürzt, verſtört! Ich vergeſſe auch ſtets, wenn ich zu Dir komme, daß ich Dein Mann bin, und ſtoße die Thür zu haſtig auf.

Math. Das iſt ein wenig boshaft geſagt, da aber doch auch zugleich ein wenig Liebevolles darin

liegt, ſollſt Du nichtsdeſtoweniger einen Kuß erhalten. (ſie küßt ihn.) Was glauben Sie denn übrigens zu ſein, mein ſchöner Herr, wenn Sie vergeſſen, daß Sie mein Mann ſind?

Chav. Dein Liebhaber, meine Allerſchönſte, Dein Liebhaber! Und irre ich mich etwa darin?

Math. Liebhaber und Freund, Du irrſt Dich nicht. (für ſich:) Ich habe Luſt, ihm die Börſe zu geben, wie ſie iſt.

Chav. Wie biſt Du denn aber noch angezogen? Du gehſt alſo nicht aus?

Math. Nein, ich wollte ... ich hoffte, daß vielleicht ...

Chav. Du hoffteſt? ... Was denn?

Math. Du gehſt aber auf den Ball? Du biſt ja ganz ſuperb.

Chav. Ich dächte nicht. Ich weiß nicht, iſt's mein Fehler, oder der meines Schneiders, aber ich habe gar nicht meine Regimentstournüre mehr.

Math. Schmetterling! Und an mich denkſt Du gar nicht, indem Du Dich da im Spiegel beſiehſt!

Chav. Bah! An wen denn ſonſt? Gehe ich etwa auf den Ball, um zu tanzen? Ich verſichere Dich, daß es ein Frohndienſt iſt, und daß ich mich dahin ſchleppe, ohne zu wiſſen, warum?

Math. Nun denn, ſo bleibe! Ich bitte Dich

darum. Wir werden ganz allein ſein, und ich werde Dir ſagen ...

Chav. Deine Uhr geht wohl vor? Es kann noch nicht ſo ſpät ſein.

Math. Um dieſe Stunde geht man noch nicht auf den Ball, was auch die Uhr ſagen mag. Wir kommen ja ſo eben erſt vom Tiſch.

Chav. Ich habe anſpannen laſſen. Ich muß vorher noch einen Beſuch machen.

Math. Ach! Das iſt was Anderes. Ich ... ich wußte nicht, ... ich glaubte ...

Chav. Was?

Math. Ich hatte vorausgeſetzt ... nach dem, was Du ſagteſt ... Aber die Uhr geht richtig: es iſt erſt 8 Uhr. Vergönne mir doch ein Augenblickchen. Ich habe eine kleine Ueberraſchung für Dich vor.

Chav. (aufſtehend) Du weißt, Liebe, daß ich Dir in Allem freie Hand laſſe, und daß Du ausgehen kannſt, wenn es Dir beliebt. Da wirſt Du es denn billig finden, daß dies auch gegenſeitig ſein muß. Was haſt Du mir denn für eine Ueberraſchung vorbereitet?

Math. Oh, nichts ... Ich dächte, ich hätte gar nichts von ſo etwas geſagt.

Chav. Da habe ich mich alſo geirrt. Ich glaubte ſo etwas zu hören .... Apropos haſt Du die neuern Walzer von Strauß noch. Leihe mir ſie doch, wenn Du ſie nicht brauchſt.

Math. Dort liegen sie. Willst Du sie jetzt?

Chav. Allerdings, wenn Dich das nicht genirt. Man hat mich für ein paar Tage darum gebeten. Ich werde Dich nicht lange deren berauben.

Math. Sind sie für Frau von Blainville?

Chav. (die Noten holend). Hm? Sprachst Du nicht von Frau von Blainville?

Math. Ich! Oh nein. Ich habe nicht von ihr gesprochen.

Chav. (sich wieder setzend). Dieses Mal habe ich es ganz deutlich gehört. Was sagtest Du denn von Frau von Blainville?

Math. Ich glaubte Du wolltest die Walzer für sie.

Chav. Und warum glaubtest Du das?

Math. Darum, weil ... weil sie sie liebt.

Chav. Ja, und ich auch; und Du auch, nicht wahr? Vorzüglich den einen; wie geht er nur gleich?... Ich habe es vergessen. — Weißt Du es nicht?

Math. Ich weiß nicht ob ich mich darauf besinnen werde. (Sie setzt sich an den Flügel und spielt.)

Chav. Ja! ja! das ist er!... Wie allerliebst... göttlich!.. Und Du spielst ihn wie ein Engel, oder vielmehr wie eine ächte Walzerin.

Math. Spiele ich ihn eben so gut wie sie, Heinrich.

Chav. Wer? Sie? Frau v. Blainville?... Du beschäftigst Dich sehr mit ihr, wie es scheint?

Math. Oh, nicht allzusehr.... Wär ich ein Mann, so würde sie nicht gerade die sein, die mir den Kopf verdrehte.

Chav. Und da würdest Du ganz Recht haben. Ein Mann darf sich nie den Kopf verdrehen lassen, weder von einer Frau noch von einem Walzer.

Math. Rechnest Du darauf heut Abend ein Spielchen zu machen, lieber Mann?

Chav. Schätzchen, wie Du Dich sonderbar ausdrückst. Man spielt, aber man rechnet nicht darauf zu spielen.

Math. Du hast doch Gold bei Dir?

Chav. Ich denke. Brauchst Du etwa welches?

Math Ich? Ach du mein Gott, was sollte ich denn damit anfangen?

Chav. I nun, das findet sich wohl. Wenn ich Deine Thür zu schnell öffne, so öffne ich wenigstens nicht ebenso Dein Geldkästchen, und das ist vielleicht ein doppeltes Unrecht, das ich mir zu Schulden kommen lasse.

Math. Du bist ein kleiner Lügner, mein Freund. Es ist gar nicht lange her wo ich bemerkt habe, daß Du es aufgemacht hast, denn Du füllst es mir immer zu reichlich wieder.

Chav. Sage das nicht, liebe Mathilde, so lange es noch Arme giebt. Ich weiß, welchen Gebrauch Du von Deinem kleinen Reichthum machst, und bitte Dich also mir zu erlauben, meine Werke der Barm-

herzigkeit durch Deine schönen Hände ausüben zu lassen.

Math. Lieber Heinrich! wie gut und brav Du bist! Sage doch einmal, erinnerst Du Dich noch des Tages wo Du eine kleine Schuld zu bezahlen hattest, und Dich beschwertest keine Börse zu haben?

Chev. Wann denn? Ach ja, ganz recht! Es ist etwas unausstehliches, wenn man ausgeht, sich auf Taschen zu verlassen, die nicht halten.

Math. Würde Dir eine rothe Börse mit schwarzem Filet gefallen?

Chav. Nein, ich liebe das Rothe nicht. Siehe einmal, da erinnerst Du mich an eine neue Börse, die ich erst seit gestern Abend besitze! Es ist ein Geschenk. Wie findest Du sie? Ist sie geschmackvoll? (er nimmt eine Börse aus der Tasche.)

Math. Laß sehen! Zeige mir sie doch!

Chav. Da!

Math. (nimmt die Börse von ihm und gibt sie ihm wieder.) Sie ist recht artig. Von welcher Farbe ist sie denn?

Chav. Von welcher Farbe? (lachend.) Nun, das ist eine köstliche Frage!

Math. Nicht doch ... ich wollte sagen ... Wer hat sie Dir denn gegeben?

Chav. Oh, das ist bei meiner Ehre spaßhaft! Deine Zerstreuungen sind colossal!

Diener (anmeldend): Frau von Lery.

Math. Ich habe ja befohlen, daß man Niemand vorläßt!

Chav. Nein, nein, laß ſie doch kommen! Warum willſt Du ſie denn nicht annehmen?

Math. Meinetwegen denn! ... Aber dieſe Börſe, Heinrich! darf man den Namen der Geberin erfahren?

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Frau von Lery (im Ballcoſtüm.)

Chav. Kommen Sie, kommen Sie, gnädige Frau; Sie kommen ganz zur gelegenſten Zeit. Mathilde hat eben eine Naivetät von ſich ausgehen laſſen, die ihr Geld werth iſt. Denken Sie Sich nur, ich zeige ihr dieſe Börſe ...

Fr. v. Lery. Ach laſſen Sie doch ſehen. Sie iſt recht artig!

Chav. Ich zeige ihr alſo dieſe Börſe, ſie beſieht ſie ſich, befühlt ſie ſich von allen Seiten, und als ſie mir ſie wiedergibt, wiſſen Sie, was ſie mich frägt? Von welcher Farbe ſie ſei!

Fr. v. Lery. Nun, ſie iſt blau.

Chav. Ja freilich, blau! Das iſt nicht zu verkennen ... und das iſt ja eben der Spaß bei der Sache. ... Stellen Sie Sich vor, ſo etwas zu fragen!

Fr. v. Lery. Es iſt köſtlich! ... Nun, guten

Abend, Mathilde! Wirst Du heut Abend zu dem Gesandten kommen?

Math. Nein, ich denke zu Hause zu bleiben.

Chav. Aber Sie lachen ja gar nicht, über mein Geschichtchen?

Fr. v. Lery. O ja! ... Und wer hat denn die Börse gearbeitet? ... Aha! jetzt weiß ich's: ich erkenne sie. Sie ist von Frau von Blainville. Wie? Sie bleiben ganz gelassen dabei?

Chav. (lebhaft). Woran erkennen Sie sie denn?

Fr. v. Lery. Je nun, daran eben, daß sie blau ist. Ich habe diese Börse schon seit Jahrhunderten sich herum treiben sehen. Man hat sieben Jahre gebraucht, um sie fertig zu machen, und Sie können leicht selbst urtheilen, wie oft sich während dieser Zeit ihre Bestimmung verändert hat. Sie hat in der Idee drei Personen meiner Bekanntschaft angehört. ... Oh, Herr von Chavigny, Sie haben da einen wahren Schatz! Eine Art Erbschaft die Sie gemacht haben.

Chav. Ihnen nach sollte man glauben, es gäbe nur Eine Börse in der Welt.

Fr. v. Lery. Das nicht, aber es giebt nur Eine blaue! Fürs erste nun, ist mir, was mich betrifft, blau eine verhaßte Farbe, sie will gar nichts sagen, sie ist so unbedeutend. Ich kann mich über so etwas gar nicht täuschen; ich brauche es nur Einmal gesehen zu haben. So sehr ich Lila liebe, so fatal ist mir blau.

Lage ist beengend, furchtbar beengend und wo ich auch die Augen hinwende, da seh ich immer einen Schmerz mir entgegen starren.

Mehr aber noch als das kalte Gesicht meines Onkels, überraschte mich der Ton seiner Stimme. Sie war ruhig und gehalten wie immer, sanfter fast wie sonst, ja es schien mir so gar einigemal, als töne sie bewegt mir zu. Das fehlte noch um meine Lage peinlich zu machen. Ich hatte auf Vorwürfe, auf Verweise gerechnet und fast noch nie sprach mein Onkel so mild mir zu. Was er mir sagte? Nun das läßt sich in wenig Worte fassen. „Du hast, so begann er, gestern Abend noch einmal Deinen Willen, und zwar öffentlich erklärt, meine Wünsche nicht erfüllen zu wollen. Ich glaubte, die Liebe zu mir, die Dankbarkeit, würde es Dir möglich, ja leicht machen, in meine Plane mit Dir einzugehen, allein ich sehe, daß eine Grille jetzt mehr Gewicht bei Dir hat, als mein Rath, mein Wunsch — so mag es seyn. Ich lasse Dir noch ein Jahr Zeit, dann, hoffe ich, wirst Du besser für Dich zu handeln verstehen — bis dahin bleibt es beim Alten, das eine nur bitte ich (er betonte das Wort bitte scharf, es sollte Befehl heißen), vergiß in diesem Jahr die Lächerlichkeit, mit der Du mich vor einigen Tagen unterhieltest."

Was sollte ich hierauf erwiedern? In der That, ich glaube, ein jeder anderer würde, wie ich, sich in

Math. Aber es iſt doch die Farbe der Beſtändigkeit.

Fr. v. Lery. Bah! es iſt die Farbe der Perrückenmacher. Liebe Mathilde, Sie ſehen, daß ich nur im Vorbeifahren bei Ihnen zuſpreche. Ich bin ſchon im Coſtüm, denn man muß bei ſo etwas zeitig kommen. Es iſt eine Menſchenmenge um ſich den Athem vergehen zu laſſen. Warum kommen Sie denn nicht auch? Ich verſäumte ſo etwas um Alles in der Welt nicht!

Math. Ich habe nicht daran gedacht, und jetzt iſt es ſchon zu ſpät.

Fr. v. Lery. Ach bewahre; Sie haben noch Zeit genug. Kommen Sie, Liebe, ich will klingeln. Laſſen Sie ſich ein Ballkleid bringen. Wir ſchicken Herrn von Chavigny mit ſeiner Börſe vor die Thür. Ich ſetze Sie auf, ein Paar Blumen in die Haare und entführe Sie dann in meinem Wagen. Vorwärts! Das iſt eine abgemachte Sache.

Math. Nein, für heut Abend nicht. Ich bleibe beſtimmt zu Hauſe.

Fr. v. Lery. Beſtimmt! iſt es ein feſter Entſchluß? Herr von Chavigny, nehmen Sie doch Mathilden mit fort!

Chav (trocken). Ich miſche mich nicht in andrer Leute Angelegenheiten.

Fr. v. Lery. Ho! ho! Sie halten ſich blos ans Blaue, wie es ſcheint. ... Nun denn! So hören Sie!

Wissen Sie was ich thun werde? Geben Sie mir eine Tasse Thee und ich bleibe hier.

Math. Wie gütig Sie sind, liebe Ernestine! Nein, nein, ich will dem Ball nicht seine Königin rauben. Walzen Sie ein paar Mal herum und kommen Sie dann um 11 Uhr wieder zu uns, wenn Ihnen das noch genehm ist. Dann schwatzen wir noch ein wenig am Kamin, weil wir doch auf Herrn von Chavigny nicht rechnen können.

Chav. Ei bewahre! Ich weiß noch gar nicht ob ich ausgehe.

Fr. v. Lery. Nun denn! Das ist allerliebst. So gehe ich jetzt und komme alsdann wieder. ... Apropos, Sie kennen wohl meine Unglücksfälle noch gar nicht? Ich bin bestohlen worden, wie auf der Landstraße.

Math. Bestohlen? Es ist doch nicht möglich!

Fr. v. Lery. Vier Kleider, meine Theute, vier reizende Kleider, die ich eben von London bekommen hatte, bei der Douane verloren gegangen! Wenn Sie sie gesehen hätten! Man hätte Thränen weinen können! Das eine namentlich ... nein! so etwas Aehnliches wird gar nicht wieder gemacht!

Math. Ich beklage Sie vom Herzen. Man hat sie Ihnen also confiszirt?

Fr. v. Lery. Nicht im Geringsten. Ja, wenn es nur das wäre, so würde ich so lange schreien, bis man mir sie wiedergäbe, denn es ist ein wahrer Mord, und ich bin für diesen Sommer ganz blos gegeben.

Aber denken Sie ſich nur, ſie haben mir meine Roben förmlich geſteppt, ſind mit ihrer gräßlichen Sonde, ich weiß nicht wo in meine Kiſte gefahren, und haben mir Löcher hinein gemacht, deß man eine Fauſt durchſtecken kann. Das brachte man mir geſtern zum Frühſtück! Ach! meine ſchönen Kleider!

Chav. Es waren doch zufällig keine blauen dabei?

Fr. v. Lery. Kein einziges! ... Nun Adieu, meine Schöne! Ich bleibe nicht länger, als um mich nur gezeigt zu haben. Ich bin ſchon, glaube ich, bei meiner zwölften Grippe dieſen Winter, und kann mir leicht die dreizehnte zuziehen. Es bleibt alſo dabei, ich eile gleich wieder hierher, und verſenke mich in Ihre Fauteuils. Wir ſchwatzen von der Douane, von meinen verdorbenen Kleidern, und Gott weiß von was Allem. Nicht wahr? Doch nein, ich bin traurig. Wir wollen ſentimental ſein! Gleichviel! Gute Nacht indeß, mein azurner Herr! ... Wenn Sie mich begleiten, komme ich nicht wieder! (geht ab.)

Vierter Auftritt.

Chavigny. Mathilde.

Chav. Was für ein verrücktes Köpfchen, dieſe Lery! Du wählſt Dir Deine Freundinnen vortrefflich.

Math. Du warſt es ja, der haben wollte, daß ſie herauf komme.

Chav. Ich wollte darauf wetten, Du glaubſt

immer noch, daß mir die Blainville die Bötse gearbeitet hat.

Math. Nein, lieber Heinrich, [illegible] Du mir das Gegentheil gesagt hast.

Chav. Und doch bin ich überzeugt, daß Du es glaubst.

Math. Warum denn?

Chav. Weil ich Deinen Charakter kenne. Frau von Lery ist Dein Orakel. ... Das ist ein Gedanke der nicht den mindesten gesunden Menschenverstand hat.

Math. Ein schönes Compliment, das ich gar nicht verdiene.

Chav. Ach du mein Himmel, doch! und ich sähe Dich viel lieber ganz offen darüber, als so versteckt.

Math. Aber wenn ich es nun nicht glaube, kann ich mich doch nicht stellen, als glaubte ichs, um Dir aufrichtig zu scheinen.

Chav. Ich sage Dir, daß Du es glaubst. Es steht Dir auf dem Gesichte geschrieben.

Math. Nun, wenn es zu Deiner Beruhigung beitragen kann, gut denn! ich glaube es.

Chav. Du glaubst es? und wenn es nun wahr wäre, was wäre es denn für ein Unglück?

Math. Gar keines, und eben deßhalb sehe ich nicht, weßhalb Du es läugnen solltest.

Chav. Ich läugne es auch nicht: sie hat sie mir in der That gemacht. (aufstehend) Guten Abend!

Vielleicht komme ich auch gleich wieder, um den Thee mit Dir und Deiner Freundin zu trinken.

Math. Heinrich! verlaß mich nicht so!

Chav. Was nennst Du denn mit dem so? Sind wir denn böse auf einander? Ich finde das Alles nur ganz einfach. Man macht mir eine Börse, und ich trage sie. Du fragst mich, wer sie gemacht? und ich sage Dir es. Nichts sieht doch weniger einem Zanke ähnlich, als dies!

Math. Und wenn ich Dich nun um die Börse bäte, würdest Du sie mir zum Opfer bringen?

Chav. Vielleicht! Aber wozu könntest Du sie brauchen?

Math. Gleichviel: ich bitte Dich darum.

Chav. Ich hoffe doch nicht, daß Du sie tragen würdest. Also will ich wissen, was Du damit anfingst.

Math. Ich werde sie tragen.

Chav. Scherz! Du, und eine Börse von der Blainville tragen!

Math. Warum nicht? Du trägst sie ja auch.

Chav. Ein schöner Grund! Ich bin kein Frauenzimmer.

Math. Nun denn! wenn ich sie nicht trage, so will ich sie ins Feuer werfen.

Chav. Ach! da bist Du doch einmal aufrichtig! Nun denn! ebenfalls noch aufrichtiger; ich werde sie behalten, wenn Du's erlaubst.

Math. Das ſteht Dir allerdings frei, aber ich bekenne Dir, daß es mir ſchmerzlich iſt, zu denken, daß alle Welt weiß, wer ſie Dir gemacht hat, und Du zeigſt ſie nun überall herum.

Chav. Sie zeigen? Sollte man nicht glauben, es ſei eine Trophäe?

Math. Höre, lieber Heinrich, ich bitte Dich, und laß mir Deine Hand in der meinen. (ſie küßt ihn). Liebſt Du mich denn wirklich, Heinrich? Antworte mir.

Chav. Ich liebe Dich und höre Dir zu.

Math. Ich ſchwöre Dir, daß ich nicht eiferſüchtig bin, aber wenn Du mir dieſe Börſe mir zu Liebe gutmüthig gäbſt, ſo würde ich Dir dafür von ganzem Herzen dankbar ſein. Ich ſchlage Dir daher einen kleinen Tauſch vor und glaube, hoffe wenigſtens, daß Du nicht finden wirſt, daß Du dabei verlierſt.

Chav. Laß hören mit dem Tauſche. Was iſt es denn?

Math. Ich will Dirs ſagen, wenn Du darauf beſteheſt. Wenn Du mir aber die Börſe vorher auf Treu und Glauben gäbſt, würdeſt Du mich ſehr glücklich machen.

Chav. Ich gebe nichts auf dieſe Art.

Math. Wenn ich Dich aber nun recht bitte, Heinrich!

Chav. Nein.

Math. Wenn ich Dich ... auf meinen Knieen darum bitte? (ſie knieet nieder.)

Chav. Steh doch auf, Mathilde! Ich beſchwöre Dich nun auch meinerſeits. Du weißt daß ich ſo etwas nicht liebe. Ich kanns nicht leiden, daß man ſich herabwürdigt, und begreife es bei einer ſolchen Sache weniger als je. Das heißt, zu vielen Werth auf eine Kinderei legen. Wenn Du es ernſtlich wollteſt, ſo würde ich ſelbſt dieſe Börſe ins Feuer werfen, und alſo nichts mehr auszutauſchen haben. Aber jetzt ſteh auf und wir ſprechen nichts mehr davon. ... Lebe wohl! Heut Abend alſo komme ich wieder. (geht ab).

Fünfter Auftritt.

Mathilde allein: aufſtehend.

Weils nicht jene ſein kann, werde ich alſo dieſe verbrennen! (ſie geht an ihren Schreibtiſch und nimmt ihre Börſe heraus:) Arme Kleine! Vorhin küßte ich Dich, und erinnerſt Du Dich noch, was ich Dir dabei ſagte? Wir kommen zu ſpät, wie Du ſiehſt. Er will nichts von Dir wiſſen ... und nichts mehr von mir! (ſie geht zum Kamine). Wie thörigt man doch iſt, ſich Träumereien hinzugeben! Sie werden nie zur Wirklichkeit. Woher nur dieſer Reiz, dieſer unüberwindliche Zauber, der uns nöthigt, eine Idee lieb zu gewinnen? Woher das große Vergnügen, ſich ihr hinzugeben und ſie ins geheim auszuführen? Wozu das Alles? Um ſpäter darüber zu weinen! Was verlangt denn der unerbittliche Zufall! Welcher Vorſichtsmaßregeln, welcher

Gebete bedarf es denn, um den einfachsten Wunsch, die unbedeutendste Hoffnung zum Ziel zu führen? Sie haben sehr richtig gesagt, Herr von Chavigny, ich beharre auf einer Kinderei, aber es war unangenehm darauf zu beharren, und es hätte Ihnen, Sie stolzer und ungetreuer Mann, nicht eben viel gekostet, sich zu dieser Kinderei herabzulassen. Nein! er liebt mich nicht mehr! Er liebt Sie, Frau von Blainville! (sie weint.) Fort! Man muß nicht mehr daran denken! Ins Feuer dieses Kinderspielzeug, das nicht zeitig genug angebracht werden konnte. Hätte ich es ihm heut Abend gegeben, so hätte er es vielleicht morgen schon wieder verloren. Ja, gewiß hätte er das! Er hätte meine Börse auf irgend einem Tische liegen lassen, Gott weiß wo, in seinem Auskehrigt, während Jene ihn überall hin begleiten wird, während jetzt vielleicht, wo er eben spielt, er sie stolz hervorzieht. Oh! ich sehe sie ihn auf den Spieltisch legen, und das Gold darin hellauf klingen lassen! Ich Unglückselige!! Ich bin eifersüchtig! Nun, das fehlte nur noch, um mich hassenswerth zu machen. (will die Börse ins Feuer werfen, hält aber wieder ein.) Aber was kannst Du denn dafür? Warum Dich denn vernichten, Du armes Gemächte meiner Hände? Du bist ja nicht daran Schuld! Du wartetest, du hofftest auch! Deine frischen Farben verbleichten nicht, während dieser schmerzlichen Unterredung; Du gefällst mir, ich fühle, daß Du mir lieb bist. In diesem zarten Gewebe, liegen vierzehn

Tage meines Lebens! Ach! nein, nein, die Hand die Dich schuf, wird Dich nicht tödten; ich will Dich erhalten, will dich vollends enden, Du sollst eine Reliquie für mich sein, und ich will Dich auf meinem Herzen tragen! Dort sollst Du mir zugleich gut und wehe thun, sollst mich an meine Liebe für ihn erinnern, aber auch an sein Vergessen, seine Launen, und wer weiß, vielleicht kommt er doch wieder und sucht Dich an dieser Stelle auf!

Sechster Auftritt.

Mathilde. Frau von Lery.

Fr. v. Lery (in der Coulisse). Niemand zugegen, Was soll denn das heißen? Man tritt ja hier herein wie in einen Gasthof! (sie öffnet die Thür und tritt laut anmeldend ein) Frau von Lery! (sie grüßt. Mathilde steht auf.) Abermals guten Abend, meine Liebe! Kein Bedienter da! Ich laufe überall herum, um einen zu finden. ... Ach! ich bin ganz zerschlagen! (sie setzt sich.)

Math. Nun? war der Ball schön?

Fr. v. Lery. Der Ball? Ach, du mein Gott! ich bin ja gar nicht darauf gewesen! ... Sie können sich gar nicht vorstellen, was mir passirt ist.

Math. Sie waren gar nicht hingefahren?

Fr. v. Lery. Doch! doch! hingefahren wohl, aber nicht angekommen! Es ist zum Todtlachen! Stellen Sie sich eine lange Reihe von Wagen vor ... meilenlang! Sie erschrecken schon?

Math. Ja, ich kann dieses Wagengedränge durchaus nicht leiden.

Fr. v. Lery. Besonders wenn man nicht fährt ist's zum Verzweifeln! ... Ich hatte gut dem Kutscher zurufen: Vorwärts! vorwärts! Er rührte sich nicht von der Stelle. Ich war vor Zorn ganz außer mir. Ich hatte große Lust selbst auf den Bock zu steigen, und stehe Ihnen dafür, daß ich durch die Queue gekommen wäre. Ach! es ist abscheulich da zu sitzen, einer angelaufenen Fensterscheibe gegenüber! Denn zum Unglücke fing es auch an, stromweise zu regnen. Da habe ich mich denn eine halbe Stunde lang damit divertirt, die Fußgänger vorbeipatschen zu sehen, und dann dem Kutscher befohlen wieder umzukehren. Das ist mein Ball gewesen! ... Das Feuerchen hier ist köstlich! ich fühle mich wie neugeboren!

Math. (klingelt und ein Diener tritt ein:) Den Thee! (der Diener geht ab.)

Fr. v. Lery. Der Herr Graf ist also fort?

Math. Ja. So viel ich weiß ging er auch auf Ihren Ball, und ich denke er wird hartnäckiger sein als Sie.

Fr. v. Lery. Unter uns gesagt, ich glaube, er macht sich nicht sehr viel aus mir.

Math. Da irren Sie sich, das versichre ich Ihnen. Er hat mir hundert Mal gesagt, daß Sie in seinen Augen eine der hübschesten Frauen in Paris seien.

derselben Verlegenheit befunden haben, und so hielt ich dann für's Beste, mit einer stummen Verbeugung das Zimmer zu verlassen ohne weder mit dem, was mich umgab, noch mit dem, was in mir vorging, zufrieden und in Klarheit zu seyn. —

Ich war kaum auf meine Stube gekommen, da trat Rheinfeld bei mir ein. Er mußte es mir ansehen, in welcher Stimmung ich mich befand und da der Grund derselben ihm eben so wenig verborgen war, so fing er sogleich an mich über alles so genau zu examiniren, daß wenige Zeit verging als er alles wußte, was jetzt mein Herz bedrückte.

Während meiner Erzählung hatte er mich durchaus nicht unterbrochen, sondern nur immer fest und starr, gleich als wolle er mich durch und durch schauen, mich betrachtet; auch war mir nicht entgangen, daß bei der Beschreibung von Emma, besonders aber da wo ich berichtete, wie ich sie fand, seine Aufmerksamkeit sich verdoppelte, und er einigemal wie vergleichend und nachsinnend, die Hand ans Kinn legte und ein paar mal ein Hm, Hm, vor sich hinbrummte, durch welches ich mich aber keinesweges stören ließ, sondern je weiter ich kam, je lebhafter erzählte.

Wie ich geendet, stand er auf, sah mich noch einmal ernst und forschend an, und sprach dann:

„Du kennst das Mädchen also gar nicht weiter?"

Nein, war meine Antwort.

„Weißt nichts von ihr als den Vornamen?"

Fr. v. Lery. Wahrhaftig? Das ist sehr artig von ihm. Aber ich verdiene es auch, denn ich finde ihn selbst sehr nett.... Wollen Sie mir eine Stecknadel borgen?

Math. Es stecken welche neben Ihnen.

Fr. v. Lery. Diese Palmire macht auch Kleider! man fühlt gar nichts auf den Schultern, man fürchtet daß das alle Augenblicke herunterfallen wird.... Hat sie Ihnen diese Aermel gemacht?

Math. Ja.

Fr. v. Lery. Allerliebst! wahrhaftig wunderhübsch! Es geht doch Nichts über die glattanliegenden Aermel! Es hat mir aber bei alle dem viel Mühe gekostet mich daran zu gewöhnen, und dann finde ich auch, daß man nicht zu stark sein muß, wenn sie einem stehen sollen, denn sonst sieht man aus wie eine Heuschrecke, mit dickem Leibe und dünnen Pfötchen.

Math. Der Vergleich ist allerliebst. (Man bringt den Thee).

Fr. v. Lery. Nicht wahr? Da sehen Sie nur Fräulein Saint Ange an! Aber auch nicht allzumager darf man sein, weil dann gar Nichts mehr übrig bleibt. Man hält sich über die Marquise d'Ermont auf, und ich finde selbst daß sie wie eine Art Krücke aussieht. Ein schöner Kopf, das ist nicht zu läugnen, aber eine Madonna oben auf einem Stecke als Stockknopf.

Math. (lacht.) Soll ich Ihnen einschenken, Liebe?

Fr. v. Lery. Nur blos warmes Waſſer mit einer Ahnung von Thee und einem Wölkchen Milch.

Math. (Den Thee ſervirend.) Werden Sie morgen zu Frau von Egly gehen? Ich holte Sie dann ab, wenn es Ihnen recht wäre.

Fr. v. Lery. Ach, Frau von Egly! Das iſt nun wieder eine andre Art! mit ihrer Friſur und ihren Beinen ſieht ſie aus wie ein großer Beſen, um die Spinnen zu verſcheuchen. (Sie trinkt.) Freilich werde ich morgen zu ihr gehen. ... Doch nein, ich kann nicht, ich muß ins Concert.

Math. Sie iſt allerdings etwas lächerlich.

Fr. v. Lery. Sehen Sie mich einmal an!

Math. Warum?

Fr. v. Lery. Nur gerade ins Geſicht!

Math. Was finden Sie denn an mir Außerordentliches?

Fr. v. Lery. Ja wahrhaftig! Sie haben rothe Augen; Sie haben geweint, das iſt klar wie der Tag. Was geht denn vor, liebe Mathilde?

Math. Nichts, oh gar nichts! Was ſoll denn vorgehn?

Fr. v. Lery. Das weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß Sie geweint haben. ... Ich ſtöre Sie folglich, und gehe alſo.

Math. Im Gegentheile, liebe Hortenſe, bitte ich Sie zu bleiben.

Fr. v. Lery. Iſt das auch wahr? Nun, wenn

Sie wollen bleibe ich, aber Sie müſſen mir Ihre Leiden mittheilen.

Math. (ſchüttelt den Kopf).

Fr. v. Lery. Nicht? Oh, ſo gehe ich, denn Sie begreifen wohl, daß von dem Augenblicke an, wo ich zu Nichts gut bin, ich unwillkürlich ſelbſt nur ſchaden kann.

Math. Bleiben Sie, Ihre Gegenwart iſt mir theuer, Ihr Witz amüſirt mich, und wenn es wahr wäre, daß ich irgend einen Kummer hätte, würde Ihre Heiterkeit ihn vollends verſcheuchen.

Fr. v. Lery. Liebe ich Sie denn nicht etwa wirklich? Sie halten mich vielleicht für leichtſinnig. Niemand iſt in ernſten Sachen ernſter als ich. Ich begreife nicht, wie man mit einem Herzen ſpielen kann, und darum ſieht es aus, als hätte ich keins. Ich weiß was leiden heißt, man hat es mich noch in ſehr jungen Jahren gelehrt. Ich weiß auch was das ſagen will, ſeinen Kummer auszuſprechen. Wenn das, was Sie betrübt, ſich mittheilen läßt, ſo ſprechen Sie offen, es iſt wahrhaftig nicht Neugierde was mich zu dieſer Bitte treibt.

Math. Ich halte Sie für gut und vor Allem für ſehr aufrichtig, aber entbinden Sie mich davon Ihnen zu gehorchen.

Fr. v. Lery. Ach du mein Himmel! jetzt habe ich's! Es iſt die blaue Börſe! Ich habe einen unverzeihlich dummen Streich begangen, als ich Frau von

Blainville nannte. Es fiel mir erſt ein, als ich von Ihnen fort war. Macht ihr denn Herrn v. Chavigny die Cour?

Math. (ſteht auf, da ſie nicht antworten kann, wendet ſich ab, und trocknet ſich mit ihrem Tuche die Augen).

Fr. v. Lery. Iſt's möglich?

(Lange Pauſe. Mathilde geht einige Zeit umher, dann ſetzt ſie ſich an das andre Ende des Zimmers. Frau von Lery ſcheint nachzudenken. Dann ſteht ſie auf, tritt zu Mathilden und reicht ihr die Hand).

Fr. v. Lery. Sie wiſſen, liebe Freundin, daß die Zahnärzte uns anempfehlen zu ſchreien, wenn ſie uns weh thun. So ſage ich denn auch zu Ihnen: Weinen Sie, weinen Sie! Bitter oder ſüß, Thränen erleichtern ſtets.

Math. Oh, mein Himmel!

Fr. v. Lery. Aber ſo etwas iſt doch ganz unglaublich! Man kann doch nicht in Frau von Blainville verliebt ſein, in eine halb untergegangne Kokette, die weder Geiſt noch Schönheit beſitzt! Ihr kleiner Finger iſt mir lieber, als die ganze Blainville. Man giebt doch einen Engel nicht für einen Teufel hin!

Math. (ſchluchzend.) Und doch weiß ich gewiß, daß er ſie liebt! Ganz gewiß!

Fr. v. Lery. Nein, liebes Kind, das iſt durchaus unmöglich! Höchſtens iſt's eine Laune, eine Phantaſie. Ich kenne Chavigny mehr als er ſelbſt glaubt; er iſt boshaft, aber er iſt nicht bös. Er hat gewiß nur aus Trotz ſo gehandelt. Hat er Sie weinen ſehen?

Math. Oh nein, nie!

Fr. v. Lery. Daran thaten Sie sehr wohl. Es sollte mich nicht wundern, wenn es ihm Spaß gemacht hätte.

Math. Spaß? Spaß, mich weinen zu sehen?

Fr. v. Lery. Oh, Du lieber Himmel! ich weiß wie es in vielen Dingen zugeht. ... Aber sagen Sie mir nur wie das Alles gekommen ist?

Math. Ich ... ich weiß es nicht.

Fr. v. Lery. So sprechen Sie doch! ... Fürchten Sie sich denn vor mir? Ich will Ihnen Muth einflößen. Wenn ich, um Sie zu beruhigen, meinerseits Ihnen entgegenkommen muß, so will ich Ihnen beweisen, daß ich Vertrauen zu Ihnen habe, und Sie zwingen, es auch zu mir zu haben. Verlangen Sie es also? Gut, so thue ichs. Was beliebt Ihnen von mir und über mich wissen zu wollen?

Math. Sie sind meine beste Freundin; ich werde Ihnen Alles sagen; ich vertraue mich Ihnen! So hören Sie denn. Es handelt sich eigentlich um gar nichts Wichtiges, aber ich habe einen so albernen Kopf, der mich mit fortreißt. Ich hatte Chavigny heimlich eine kleine Börse gestrickt, die ich ihm heute übergeben wollte. Seit vierzehn Tagen habe ich ihn sehr wenig zu sehen bekommen; er bringt seine ganze Zeit bei der Frau von Blainville zu. Ich wollte ihm mein kleines Geschenk überreichen, ihm einen sanften Vorwurf wegen seiner Abwesenheit machen und ihm zeigen, daß er mich

ſo lange allein gelaſſen habe. Im Augenblicke nun, wo ich ihm meine Börſe übergeben wollte, zog er die andre heraus.

Fr. v. Lery. Nun, da ſehe ich noch keine Urſache zu Thränen!

Math. Oh! Ob's dergleichen giebt? ich habe einen ſehr albernen Streich gemacht. Ich habe ihn um jene andre Börſe gebeten.

Fr. v. Lery. Ei, ei, das war nicht diplomatiſch.

Math. Nein, Hortenſe, ... und er hat mir's abgeſchlagen. ... Und dann ... Oh, ich ſchäme mich!

Fr. v. Lery. Nun ... und dann?

Math. Dann habe ich ihn auf den Knieen darum gebeten. Ich beſtand darauf, daß er mir dieſes kleine Opfer bringe, und hätte ihm dann meine Börſe zum Erſatz dafür gegeben. Ich bat ihn ... ich flehte, ich beſchwor ...

Fr. v. Lery. Und er hat es nicht gethan! Das verſteht ſich von ſelbſt. ... Arme kleine Unſchuld! ... Er iſt Ihrer nicht werth!

Math. Ach, trotz deſſen werde ich das nie glauben!

Fr. v. Lery. Sie haben Recht, ich drücke mich falſch aus, er iſt Ihrer werth und liebt Sie, aber er iſt ein Mann, und ſtolz dazu. Wie Schade! ... Und wo iſt denn jetzt Ihre Börſe?

Math. Da liegt ſie auf dem Tiſche.

Fr. v. Lery. (Nimmt die Börſe.) Dieſe da! ...

Ei, liebes Kind! die iſt ja zehnmal ſchöner als die ſeine. Erſtlich iſt ſie nicht blau, und dann iſt ſie allerliebſt. Leihen Sie mir ſie doch, ich nehme es über mich, ihn daran Geſchmack finden zu laſſen.

Math. Wahrhaftig? Oh, Sie geben mir das Leben wieder!

Fr. v. Lery. Noch kaum ein Jahr verheirathet zu ſein, und ſchon ſo mit einander zu ſtehn, das iſt ja unerhört! Da muß Hexerei dabei im Spiele ſein! Dieſe Blainville mit ihrem Indigo, ich verabſcheue ſie vom Kopf bis zu den Füßen. Mathilde, wollen Sie etwas thun? Es koſtet Ihnen wenigſtens der Verſuch nichts! Kommt Ihr Mann heut Abend wieder?

Math. Ich weiß es nicht gewiß, aber geſagt hat er es.

Fr. v. Lery. Wie ſtanden Sie gegenſeitig als er fortging?

Math. Ach, ich war ſehr traurig und er ſehr ernſt.

Fr. v. Lery. Er wird wieder kommen. Faſſen Sie Muth! Wenn ich einen guten Gedanken gehabt haben werde, theile ich ihn Ihnen mit. Ich muß die Sache im Fluge treffen, darauf kenne ich mich, und es wird mir gelingen.

Math. Befehlen Sie nur, ich unterwerfe mich.

Fr. v. Lery. Gehen Sie hier in Ihr Kabinet, kleiden Sie ſich eiligſt an und werfen Sie ſich in meinen Wagen. Auf den Ball will ich Sie nicht ſchicken, aber Sie müſſen, wenn Sie wieder kommen, ſo aus-

ehen, als ob Sie dort geweſen wären. Laſſen Sie ſich fahren, wohin Sie nur wollen, zu den Invaliden oder nach der Baſtille. Es wird nicht eben ſehr unterhaltend ſein, aber doch wenigſtens eben ſo gut wie hier, um nicht einzuſchlafen. Sind Sie damit einverſtanden? Nun, nehmen Sie Ihre Börſe und wickeln Sie ſie in dieſes Papier, worauf ich alsdann die Adreſſe ſchreiben will. ... (alles dies geſchieht.) Gut, abgemacht alſo. ... An der Ecke der Straße laſſen Sie halten und ſagen meinem Groom, daß er dieſes Päckchen hierher tragen und es dem erſten beſten Diener im Hauſe den er findet übergeben, dann aber ohne alle weitre Erklärung wieder fortgehen ſoll.

Math. Sagen Sie mir doch wenigſtens was Sie thun wollen?

Fr. v. Lery. Was ich thun will, Kind, das iſt unmöglich zu ſagen, denn ich will erſt ſehen ob es möglich iſt zu thun? Einmal für allemal, vertrauen Sie ſich mir?

Math. Ja! Alles auf der Welt, ihm zu Liebe!

Fr. v. Lery. Fort, geſchwind! Ich höre einen Wagen.

Math. Das iſt Er! Ich höre ihn ſchon im Hofe ſprechen.

Fr. v. Lery. Entfernen Sie ſich! Giebt's nicht hier ein Hintertreppchen?

Math. Ja, glücklicher Weiſe. Aber ich bin noch

nicht aufgeſetzt! Wie ſoll man da an einen Ball glauben?

Fr. v. Lery. (Nimmt die Guirlande ab, die ſie in den Haaren hat und giebt ſie Mathilden). Da! bringen Sie ſich das unterwegs in Ordnung! (Mathilde ab).

Siebenter Auftritt.

Frau von Lery allein.

Auf den Knieen! eine ſolche Frau auf den Knieen! Und doch hat es der ſaubere Herr abgeſchlagen! Eine Frau von 20 Jahren, ſchön wie ein Engel und treu wie ein Windſpiel! Armes Kind, das ſich es als Gnade erbittet, eine Börſe angenommen zu ſehen, die ſie zum Erſatz für ein Geſchenk einer Frau v. Blainville darbietet. Welch ein Abgrund iſt doch ein Männerherz! Wahrhaftig, wir ſind beſſer als ſie! (Sie ſetzt ſich und nimmt ein auf dem Tiſche liegendes Heft. Einen Augenblick darauf klopft es an der Thür.) Herein!

Achter Auftritt.

Frau von Lery. Chavigny.

Fr. v. Lery. (zerſtreut fortleſend.) Guten Abend, Graf. Wollen Sie eine Taſſe Thee?

Chav. Ich danke Ihnen. Ich trinke nie welchen. (Setzt ſich und blickt umher).

Fr. v. Lery. War's amüſant auf dem Balle?

Chav. So, ſo. Waren Sie denn nicht auch da?

Fr. v. Lery. Das iſt keine ſehr galante Frage,

mein Herr. Nein, ich war nicht da, habe aber Mathilde hingeſchickt, welche Ihre Augen zu ſuchen ſcheinen.

Chav. Sie belieben wohl zu ſcherzen, wie ich ſehe?

Fr. v. Lery. Meinen Sie? Da muß ich um Verzeihung bitten, ich leſe eben einen Artikel der Revue, der mich außerordentlich intereſſirt.

Chav. Iſt Mathilde wirklich auf dem Balle?

Fr. v. Lery. Je nun ja; Sie ſehen daß ich auf ſie warte.

Chav. Das iſt doch ſonderbar! Als ich es ihr vorſchlug, wollte ſie nicht gehen.

Fr. v. Lery. Wahrſcheinlich hat ſie ihre Idee geändert.

Chav. Warum iſt ſie denn nicht mit Ihnen gegangen?

Fr. v. Lery. Weil ich mich nicht mehr darum bekümmert habe.

Chav. Sie hat alſo keinen Wagen genommen?

Fr. v. Lery. Doch! ich habe ihr den meinen geliehen. ... Haben Sie dies da geleſen, Herr Graf?

Chav. Was?

Fr. v. Lery. In der Revue des deux mondes, einen allerliebſten Artikel von Georges Sand über die Orang-Outangs.

Chav. Ueber die ...?

Fr. v. Lery. Ueber die Orang-Outangs. ... Doch

Nur den, weiter nichts.

„Da wird es schwer halten sie wieder zu finden und selbst dann" — —

O dann! rief ich aus, dann soll nichts mich mehr von ihr trennen.

Er ging einigemal an mir vorbei das Zimmer auf und nieder, dann stellte er sich gerade vor mich hin, legte mir die Hand auf die Achsel und sprach: „Und wenn ich Dir nun vielleicht den Weg zeige, auf dem Du dein Mädchen wiederfindest" — —

Ich ließ ihn nicht ausreden; mit Entzücken rief ich aus: Sie wissen wo Emma ist, wie sie heißt, wer sie ist! O Gott, Sie kennen sie?

„Wer sagt denn das, erwiederte er mir lächelnd, aber Du läßt mich ja nicht ausreden." —

O sprechen Sie, rief ich wieder, ich will mit keinem Athemzuge Sieu nterbrechen.

„Willst Du?" fragte er lächelnd, „nun so höre: Ich habe einen Freund, Holm — —

Ich kenne ihn, rief ich aus, er hat mir von Ihnen erzählt.

„Du kennst ihn? Hm, wie ist denn das gekommen? davon hast Du mir ja bis jetzt noch kein Wort gesagt."

Da ich nichts sogleich erwiederte und eine flüchtige Röthe die augenblickliche Verlegenheit meines Innern ihm verrathen mochte, so kam er mir einen Schritt näher, betrachtete mich aufmerksam und sag-

nein, ich irre mich, er iſt nicht von der Sand, es iſt der auf der andern Seite. Aber dieſer iſt auch ſehr amüſant.

Chav. Ich begreife dieſe Idee gar nicht, auf den Ball zu gehen, ohne mir zuvor ein Wort davon zu ſagen? Ich hätte ſie wenigſtens wieder mit nach Hauſe nehmen können.

Fr. v. Lery. Lieben Sie die Romane der Sand?

Chav. Nein, ganz und gar nicht. Wenn ſie aber wirklich dort iſt, wie geht es dann zu, daß ich ſie nicht geſehen habe?

Fr. v. Lery. Die Revue? Sie lag da d'rauf.

Chav. Sie machen ſich über mich luſtig, gnädige Frau?

Fr. v. Lery. Vielleicht; je nachdem die Rede iſt.

Chav. Die Rede iſt jetzt von meiner Frau.

Fr. v. Lery. Haben Sie mir ſie aufzuheben gegeben?

Chav. Sie haben Recht; ich mache mich ſehr lächerlich; ich will auch ſogleich gehen und ſie abholen.

Fr. v. Lery. Lieber gar; da kommen Sie ja direct in die Queue.

Chav. Das iſt auch wahr, da thue ich auch am beſten, zu warten, nnd will warten. (Er nähert ſich dem Kamin und ſetzt ſich.)

Fr. v. Lery. (legt ihre Lectüre weg.) Wiſſen Sie auch, Herr Graf, daß Sie mich ganz in Staunen ſetzen? Ich glaubte Sie vorhin ſagen zu hören, daß Sie Mathilden völlig freie Hand ließen, und ſie hingehen könne, wohin ſie nur wolle.

Chav. Ganz gewiß, und Sie sehen jetzt den Beweis dafür.

Fr. v. Lery. Doch nicht ganz, denn Sie sehen ganz wüthend aus.

Chav. Ich? das muß ich sagen, auch nicht im Mindesten.

Fr. v. Lery. Sie können ja auf Ihrem Fauteuil gar nicht stille sitzen. ... Ich hielt Sie, offenherzig gesprochen, für einen ganz andern Mann, und hätte im Ernste Mathilden gar nicht meinen Wagen geliehen, hätte ich gewußt, wie die Sache steht.

Chav. Wenn ich Ihnen nun aber versichere, daß ich es sehr einfach finde und Ihnen dafür danke, daß Sie es thaten.

Fr. v. Lery. Nein, nein, Sie danken mir es nicht, denn ich versichre Ihnen dagegen, daß Sie böse darüber sind. Um Ihnen aber die Wahrheit zu sagen, so glaube ich immer, daß, wenn Ihre Frau von hier fort ging, es ein wenig deshalb geschah, um wieder mit Ihnen zusammen zu kommen.

Chav. Das höre ich sehr gern. Aber warum begleitete sie mich da nicht?

Fr. v. Lery. Ja, das habe ich ihr auch gesagt. Aber da sehen Sie nun, wie wir sind, wir Frauen, erst wollen wir nicht, und dann wollen wir wieder. — Sie nehmen also wirklich keinen Thee?

Chav. Nein, er bekommt mir nicht.

Fr. v. Lery. Nun denn, so geben Sie mir eine Tasse.

Chav. Wenn Sie befehlen! (er ſchenkt Frau von Lery eine Taſſe ein und bietet ſie ihr an.)

Fr. v. Lery. Schön! Setzen Sie ſie nur dorthin. ... Werden wir noch heut Abend ein neues Miniſterium haben?

Chav. Ich weiß es nicht.

Fr. v. Lery. Sind dieſe Miniſterien doch eine komiſche Sorte von Gaſthöfen! Man kommt hinein und geht wieder heraus, ohne daß man weiß warum? Es iſt eine wahre Prozeſſion von Marionetten.

Chav. Trinken Sie doch gefälligſt Ihren Thee ... er iſt ſchon halb kalt.

Fr. v. Lery. Sie haben nicht Zucker genug hinein gethan. Ich bitte noch um ein paar Stückchen.

Chav. Wie Sie befehlen, ... er wird Ihnen aber nicht ſchmecken.

Fr. v. Lery. Gut; jetzt noch ein wenig Milch.

Chav. Iſt's Ihnen ſo genug?

Fr. v. Lery. Noch ein Tröpfchen heißes Waſſer. ... Schön! ... Jetzt geben Sie mir die Taſſe.

Chav. (ihr die Taſſe präſentirend.) Hier! Er wird aber nichts taugen.

Fr. v. Lery. Glauben Sie? Wiſſen Sie das gewiß?

Chav. Ganz ohne Zweifel.

Fr. v. Lery. Und warum ſoll er nichts taugen?

Chav. Weil er kalt und zu ſehr gezuckert iſt.

Fr. v. Lery. Nun denn, wenn er nichts taugt, der Thee, ſo gießen Sie ihn weg.

Chav. (ſteht und hält die Taſſe.)

Fr. v. Lery. (ſieht ihn an und lacht laut.) Ha, haha! Wie Sie mich amüſiren, Herr Graf! Ich habe noch nie ſo etwas mauſſades geſehen wie Sie!

Chav. (wird ungeduldig, gießt den Thee in's Feuer, geht dann mit großen Schritten auf und ab und ſagt:) Es iſt auch wahr, ich bin ein rechter Einfaltspinſel.

Fr. v. Lery. Ich hatte Sie noch nie eiferſüchtig geſehen; aber Sie ſind ja ein wahrer Othello!

Chav. Nicht im Geringſten; ich kann nur nicht leiden, daß man ſich genirt, oder andre Leute in irgend Etwas genirt. Wie ſoll ich denn da eiferſüchtig ſein?

Fr. v. Lery. Aus Eigenliebe, wie alle Ehemänner.

Chav. Bah! Weibergeſchwätz! Man ſagt: Eiferſüchtig aus Eigenliebe, weil es eine hergebrachte Redensart iſt, gerade ſo wie man ſagt: Ihr unterthänigſter Diener. Die Welt iſt ſehr ſtreng gegen die armen Ehemänner.

Fr. v. Lery. Nicht ſo ſehr als gegen die armen Ehefrauen.

Chav. O du mein Gott, ja! Es iſt Alles relativ. Kann man denn den Frauen erlauben, nach derſelben Art und Weiſe zu leben, wie wir es thun? Das iſt eine Abſurdität, die in die Augen ſpringt. Es giebt tauſend ſehr wichtige Dinge für ſie, die für Männer nicht von dem mindeſten Belange ſind.

Fr. v. Lery. Ja, die Launen zum Beiſpiel.

Chav. Warum nicht? O ja, die Launen. Es iſt ausgemacht, daß ein Mann dergleichen haben kann und eine Frau ...

Fr. v. Lery. Deren manchmal hat. Glauben Sie denn, daß ein Frauenkleid ein Talisman iſt, der dagegen ſchützt?

Chav. Es iſt eine Schranke, die ſie aufhalten ſoll.

Fr. v. Lery. Wenn es nicht vielmehr ein Schleier iſt, der ſie zudeckt ... doch, ich höre gehen. ... Gewiß Mathilde, die zurückkommt.

Chav. Oh nein, es iſt ja noch nicht Mitternacht.

(Ein Diener tritt ein und giebt Chavigny ein kleines Päcktchen.)

Chav. Was iſt das? Was ſoll ich damit?

Die. Man hat es ſo eben für den Herrn Grafen abgegeben.

(Der Diener geht ab. Chavigny öffnet das Packet, das Mathildens Börſe enthält.)

Fr. v. Lery. Wieder ein Geſchenk für Sie! Noch ſo ſpät Abends, das iſt doch etwas ſtark.

Chav. Alle Wetter, was ſoll denn das heißen! (ruft.) Franz, heda! wer hat das Packet gebracht?

Die. (tritt wieder ein.) Gnädiger Herr?

Chav. Wer hat das Packet gebracht?

Diz. Gnädiger Herr, der Portier hat mir es heraufgebracht.

Chav. Iſt denn nichts weiter dabei? Kein Brief?

Die. Nein, gnädiger Herr.

Chav. Hatte man es denn ſchon lange an den Portier abgegeben?

Die. Nein, gnädiger Herr, es war ſo eben angekommen.

Chav. Wer hat es ihm denn gegeben?

Die. Gnädiger Herr, das weiß er nicht.

Chav. Er weiß es nicht? Habt ihr denn alle den Kopf verloren? ... War's eine Mannsperſon oder ein Frauenzimmer?

Die. Ein Bedienter in Livree, die er aber nicht kannte.

Chav. Iſt der Bediente noch unten?

Die. Nein, gnädiger Herr, er iſt gleich wieder fortgegangen.

Chav. Und hat nichts dazu geſagt.

Die. Nicht das geringſte.

Chav. Es iſt gut. (der Diener geht ab.)

Fr. v. Lery. Da ſieht man, wie man Sie verdirbt, Herr Graf! Wenn Sie nun noch Ihr Geld nicht zuſammenhalten, ſo iſt es wenigſtens nicht die Schuld dieſer Damen.

Chav. Ich will gehangen ſein, wenn ich das geringſte davon begreife!

Fr. v. Lery. Ach gehen Sie doch! Sie ſtellen ſich nur ſo.

Chav. Nein, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort,

daß ich es nicht errathen kann. Es iſt vielleicht nur eine Verwechslung.

Fr. v. Lery. Steht denn die Adreſſe nicht darauf?

Chav. Sie haben wahrhaftig Recht. ... Es iſt aber doch eigen. Dieſe Hand ſollte ich kennen!

Fr. v. Lery. Darf man ſehen?

Chav. Es iſt vielleicht eine Indiscretion von mir, ſie Ihnen zu zeigen, aber um ſo ſchlimmer für die Perſon, die ſich dem ausgeſetzt hat. Da ſehen Sie! Ich habe ganz beſtimmt dieſe Handſchrift irgendwo geſehen.

Fr. v. Lery. Und ich auch, ganz gewiß!

Chav. Warten Sie doch einmal. ... Nein, ich irre mich. ... Iſt ſie denn gerade oder liegend?

Fr. v. Lery. Fi donc! es iſt ein reiner, ſchöner engliſcher Ductus. ... Sehen Sie doch nur, wie fein dieſe Buchſtaben ſind. ... Oh, die Dame iſt von guter Erziehung.

Chav. Sie ſehen aus, als kennten Sie ſie.

Fr. v. Lery. (mit verſtellter Verwirrung.) Ich? eh, ganz und gar nicht.

Chav. (ſieht ſie ſtaunend an und beginnt dann wieder im Zimmer auf und ab zu gehen.)

Fr. v. Lery. Wo blieben wir denn in unſrer Unterredung ſtehen? ... Ach ja, ich glaube, wir ſprachen von Launen. ... Da kommt dieſes kleine rothe Mädchen gerade zur rechten Zeit.

Chav. Sie sind mit in dem Complott, gestehen Sie es nur!

Fr. v. Lery. Es giebt L[illegible] die gar nichts recht anzugreifen verstehen! Wäre ich Sie, ich hätte es schon längst errathen.

Chav. Lassen Sie sehen! Seien Sie offen! Sagen Sie mir, wer es ist!

Fr. v. Lery. Ich sollte wohl glauben, daß es Frau von Blainville wäre.

Chav. Sie sind unbarmherzig, gnädige Frau! Wissen Sie wohl, daß wir uns noch entzweien werden?

Fr. v. Lery. Das hoffe ich wohl auch, aber erst ein andres Mal.

Chav. Sie wollen mir also nicht helfen, das Räthsel zu lösen?

Fr. v. Lery. Eine schöne Beschäftigung! Lassen Sie doch das sein, man würde sonst sagen, Sie hätten kein Geschick dazu. Sie werden später darüber nachdenken, wäre es auch nur aus Höflichkeit.

Chav. Ist denn kein Thee mehr da? Ich möchte doch jetzt eine Tasse trinken.

Fr. v. Lery. Ich will Ihnen welchen bereiten. Nun sagen Sie noch, daß ich hier nicht wie zu Hause sei.

(längere Pause.)

Chav. (wieder auf- und abgehend.) Je mehr ich suche, je weniger finde ich es.

Fr. v. Lery. Ach, sagen Sie mir doch, haben Sie sich's durchaus vorgesetzt, an nichts weiter zu

denken, als an Ihre Börse? dann überlasse ich Sie Ihren Träumereien.

Chav. Ich falle aber dabei wirklich wie aus den Wolken.

Fr. v. Lery. Und ich sage Ihnen, daß es Frau von Blainville ist. Sie hat über die Farbe der Börse nachgedacht, und schickt Ihnen nun voll Reue eine andre. Oder noch besser, sie will Sie versuchen und sehen, ob Sie diese oder die ihrige tragen.

Chav. Ich werde jedenfalls diese tragen. Das ist das einzige Mittel, zu erfahren, wer sie gemacht hat.

Fr. v. Lery. Das verstehe ich nicht. Das ist zu hoch für mich.

Chav. Ich setze voraus, daß die Person, die sie mir geschickt hat, sie morgen in meinen Händen sehen will. Glauben Sie, daß ich mich täusche?

Fr. v. Lery. (in Lachen ausbrechend.) Ha, ha, ha! das ist doch gar zu stark, da kann ich mich nicht länger halten.

Chav. Sie sind es doch nicht am Ende selbst? (eine Pause.)

Fr. v. Lery. Da ist Ihr Thee, von meiner weißen Hand bereitet, und er wird besser sein als der, den Sie mir vorhin fabricirt haben. ... Aber so hören Sie doch auf, mich so anzusehen! Halten Sie mich etwa für einen anonymen Brief?

Chav. Sie sind's! Sie sind's! Da liegt irgend ein Complott zu Grunde.

Fr. v. Lery. Es ist ein kleines, recht artig gestricktes Complott.

Chav. Gestehen Sie wenigstens, daß Sie dabei mit im Spiele sind.

Fr. v. Lery. Nein.

Chav. Ich bitte Sie darum.

Fr. v. Lery. Hilft nichts.

Chav. Ich flehe Sie darum.

Fr. v. Lery. Gut! thun Sie es auf den Knieen und ich sage es Ihnen.

Chav. Auf den Knieen? So lange Sie wollen.

Fr. v. Lery. Nun denn, lassen Sie sehen!

Chav. Ernstlich? (er kniet lachend vor Frau von Lery nieder.)

Fr. v. Lery. (trocken.) Diese Stellung gefällt mir sehr, sie kleidet Sie vortrefflich! Aber nun rathe ich Ihnen, wieder aufzustehen, mich nicht zu sehr zu rühren.

Chav. (aufstehend.) Sie wollen es also nicht sagen?

Fr. v. Lery. Haben Sie Ihre blaue Börse noch bei sich?

Chav. Ich weiß es nicht, aber ich glaube, ja.

Fr. v. Lery. Und ich glaube auch, ja. Geben Sie sie mir, so will ich Ihnen sagen, wer die andre gemacht hat.

Chav. Sie wissen es also?

Fr. v. Lery. Ja, ich weiß es.

Chav. Ist es eine Frau?

te dann mit leiserer Stimme wie gewöhnlich, fast als scheue er sich eine Antwort auf seine Frage zu hören: „Ich hoffe Karl, er hat Dich so kennen lernen wie ich Dich kenne.“

Er ist auch mein Freund geworden, entgegnete ich.

„Nun so erzähle mir das doch zu allererst, Herzensjunge, rief er höchst freundlich aus, dann will auch ich sprechen.“

Es war, fing ich an — — aber ich besinne mich Leopold, daß Du selbst den ganzen Hergang eines Begegnisses noch nicht kennst, das auf das Leben deines Freundes so tiefen, bleibenden Eindruck hatte, und daß, um Dir alles ins gehörige Licht zu setzen, ich weiter zurück ausholen muß, und dazu ist es heut schon zu spät; drum schließe ich jetzt, morgen aber sollst Du alles erfahren.

Fortsetzung.

Erinnerst Du Dich noch, daß in der letzten Zeit unseres Zusammenseyns in Heidelberg öfter, wie früher, von mir kleine Reisen unternommen wurden? Mehrmal, fragtest Du mich mit freundschaftlich gutmüthiger Besorgniß — denn Du fürchtetest, ich würde meinen Studien zu viel Zeit entziehen — um den Zweck derselben, aber immer suchte ich mit ausweichenden Antworten Dir zu entgehen, und Du,

Fr. v. Lery. Wenn es nicht ein Mann iſt, ſo ſehe ich nicht, wie ...

Chav. Ich wollte ſagen ... iſt es eine hübſche Frau?

Fr. v. Lery. Es iſt eine Frau, die in Ihren Augen für eine der ſchönſten von Paris gilt.

Chav. Brünet oder blond.

Fr. v. Lery. Blau.

Chav. Mit welchem Buchſtaben fängt ſich ihr Name an?

Fr. v. Lery. Sie wollen alſo meinen Handel nicht eingehen? Geben Sie mir die Börſe der Frau von Blainville.

Chav. Groß oder klein?

Fr. v. Lery. Geben Sie mir die Börſe.

Chav. Sagen Sie mir wenigſtens, ob ſie ein kleines Füßchen hat.

Fr. v. Lery. Die Börſe oder das Leben!

Chav. Und Sie ſagen mir gewiß den Namen, wenn ich Ihnen die Börſe gebe?

Fr. v. Lery. Ja.

Chav. (die blaue Börſe hervorziehend.) Ihr Ehrenwort.

Fr. v. Lery. Mein Ehrenwort.

(Chavigny ſcheint zu zögern. Frau von Lery ſtreckt die Hand darnach aus. Er betrachtet ſie aufmerkſam. Plötzlich ſetzt er ſich neben ſie und ſagt freudig:)

Chav. Reden wir weiter von den Launen. Sie geſtehen alſo, daß eine Frau deren haben kann?

Fr. v. Lery. Haben Sie Urſache darnach zu fragen?

Chav. Noch nicht ganz: aber es könnte ſich ereignen, daß ein verheiratheter Mann zweierlei Arten hätte zu ſprechen, ja, bis auf einen gewiſſen Punkt, auch zwei verſchiedne Arten zu handeln.

Fr. v. Lery. Nun? Und unſer Handel? Wird nichts daraus? Ich glaubte er wäre abgeſchloſſen.

Chav. Ein verheiratheter Mann, bleibt nichts deſtoweniger ein Mann; der prieſterliche Name wandelt ihn nicht um, aber er nöthigt ihn manchmal eine Rolle zu übernehmen und in deren Gemäßheit zu antworten. In dieſer Welt handelt ſichs nicht darum zu wiſſen, an wen ſich die Leute wenden, wenn ſie mit Ihnen ſprechen, ob an das Wirkliche oder an das Angenommene, an die Perſon oder an den Charakter der Rolle.

Fr. v. Lery. Ich verſtehe; man kann dabei eine Wahl treffen; aber wie findet das Publikum ſich dabei zu recht?

Chav. Für ein Publikum von Geiſt kann dies, glaube ich, weder lang noch ſchwer ſein.

Fr. v. Lery. Sie thun alſo auf jenen unglückſeligen Namen Verzicht? ... Schön! ſo geben Sie mir denn die Börſe!

Chav. So kann zum Beiſpiele eine Frau von Geiſt ... denn eine Frau von Geiſt weiß außerordentlich Vieles ... ſich, wie es mir ſcheint, durch-

aus nicht über den wahren Charakter der Leute täuſchen ſie muß auf den erſten Blick gleich wiſſen : ..

Fr. v. Lery. Alſo ausgemacht? Sie behalten die Börſe?

Chav. Es ſcheint Ihnen außerordentlich viel daran gelegen zu ſein! ... Eine Frau von Geiſt muß es alſo verſtehen ... nicht wahr, gnädige Frau? ... die Parthie des Ehemanns, und folglich des Mannes überhaupt zu nehmen? ... Aber, mein Himmel, wie ſind Sie denn aufgeſetzt? ... Sie waren ja vorhin erſt ganz voll Blumen!

Fr. v. Lery. Ja, ſie genirten mich, und da habe ich mir's bequem gemacht. ... Aber wahrhaftig, meine Haare ſind auf der linken Seite ganz eingeriſſen! (ſteht auf und ordnet ſie vor dem Spiegel).

Chav. Sie haben doch wahrhaftig die ſchönſten Augen von der Welt! Eine Frau von Geiſt wie Sie ...

Fr. v. Lery. Eine Frau von Geiſt wie ich, malt den Teufel an die Wand, wenn ſie mit einem Manne von Geiſt zu thun hat, wie Sie.

Chav. Oh, laſſen Sie ſich das nicht irren: ich bin ein ziemlich gutartiger Teufel.

Fr. v. Lery. Nur nicht für mich, ſollte ich meinen.

Chav. Weil allem Anſcheine nach, ein andrer mir Eintrag thut.

Fr. v. Lery. Was wollen Sie damit ſagen?

Chav. Ich will damit ſagen, daß ich Ihnen mißfalle, weil mich ein Anderer daran hindert, Ihnen zu gefallen.

Fr. v. Lery. Das iſt höflich und beſcheiden, aber Sie irren ſich: es gefällt mir Niemand, oder vielmehr, ich gefalle Niemand.

Chav. Bei Ihrem Alter und dieſen Augen! Da muß ich Ihnen widerſprechen.

Fr. v. Lery. Es iſt aber doch die vollkommne Wahrheit.

Chav. Wenn ich das glauben wollte, müßte ich eine ſehr ſchlechte Meinung von den Männern haben.

Fr. v. Lery. Oh, zu dem Glauben kann ich Sie recht leicht bringen. So beſitze ich z. B. eine Eitelkeit, die Niemand als Herrn anerkennen will.

Chav. Aber einen Diener wird ſie doch ertragen.

Fr. v. Lery. Bah! Herr oder Diener, ihr ſeid immer nur Tyrannen.

Chav. (aufſtehend). Das iſt nur allzuwahr, und ich geſtehe Ihnen, daß ich in dieſer Beziehung, das Benehmen der Männer immer getadelt habe. Ich weiß gar nicht, woher dieſe den Wahnſinn haben, immer den Oberherrn ſpielen zu wollen, was doch nur dazu dienen kann, ſie verhaßt zu machen.

Fr. v. Lery. Iſt das Ihre aufrichtige Meinung?

Chav. Die alleraufrichtigſte! Ich begreife nicht wie man ſich einbilden kann, daß weil man des Abends

gefallen hat, dies uns ein Recht gebe, am nächstfolgenden Tage es zu mißbrauchen.

Fr. v. Lery. Das ist aber doch bei alledem das erste Kapitel der allgemeinen Weltgeschichte.

Chav. Ja, und wenn die Männer nur etwas gesunden Menschenverstand darin hätten, so würden die Frauen darin nicht so versichtig sein.

Fr. v. Lery. Möglich vielleicht ... die heutigen Liebschaften sind Verheirathungen und wenn von einer Hochzeit die Rede ist, so verlohnt sichs schon der Mühe darüber nachzudenken.

Chav. Sie haben tausend und abertausendmal Recht. Aber sagen Sie mir, warum ist dem so? warum so viel Komödie und so wenig Offenherzigkeit? Sollte denn eine hübsche Frau, die sich einem redlichen Manne anvertraut, ihn nicht vor andern auszuzeichnen wissen? Aber es giebt nur Thoren in der Welt!

Fr. v. Lery. Das würde in einem solchen Falle die Frage sein.

Chav. Vorausgesetzt aber, daß sich nun doch ein Mann fände, der in diesem Punkte nicht der Meinung jener Thoren wäre ... vorausgesetzt, daß sich eine Gelegenheit fände, wo man offen sein könnte, ohne Gefahr zu laufen, ohne einen Nebengedanken, ohne Furcht vor Indiscretionen? (er ergreift ihre Hand.) Vorausgesetzt, daß man zu einer schönen Frau sagte: Wir sind allein, Sie sind jung und schön, und ich schätze Ihren Geist und Ihr Herz so hoch, als man sie schätzen muß.

Tauſend Hinderniſſe trennen uns, tauſend Unannehmlichkeiten warten auf uns, wenn wir es verſuchen, uns morgen wiederzuſehen. Ihr Stolz ſträubt ſich gegen jedes Joch und Ihre Klugheit verſchmäht ſogar jedes Band. Sie haben weder das Eine noch das Andere zu befürchten. Man verlangt von Ihnen weder Betheurung, noch Verpflichtung, noch Opfer, nichts als ein Lächeln von dieſen roſigen Lippen und einen Blick aus dieſen ſchönen Augen. Lächeln Sie daher, ſo lange dieſe Thür noch verſchloſſen iſt, Ihre Freiheit liegt auf der Schwelle; Sie werden ſie wiederfinden, wenn Sie dieſes Zimmer verlaſſen. Was ſich Ihnen darbietet, iſt nicht das Vergnügen ohne Liebe, ſondern die Liebe ohne Kummer, ohne Bitterkeit; iſt die Laune, weil wir nun einmal vorhin davon ſprachen, nicht die blinde Laune der Sinne, ſondern die des Herzens, die ein Augenblick entſtehen läßt, deren Erinnerung aber ewig iſt?

Fr. v. Lery. Sie ſprachen vorhin von Komödie, aber faſt ſcheint es, als ob Sie, wenn ſich Gelegenheit dazu darböte, eine ſehr gefährliche ſpielen würden. Ich habe große Luſt, auch einmal eine Laune zu haben, ehe ich mich auf die Fortſetzung dieſes Geſprächs einlaſſe. Und es kommt mir vor, als ſei jetzt gerade der rechte Augenblick dazu da, weil Sie die Sache der Laune vertheidigen. ... Nun denn, haben Sie ein Spiel Karten bei der Hand?

Chav. O ja, in dieſem Tiſche. Was wollen Sie damit machen?

Fr. v. Lery. Geben Sie her. Ich habe eine Idee, und Sie ſind genöthigt, zu gehorchen, wenn Sie ſich nicht ſelbſt widerſprechen wollen. (Sie nimmt eine Karte aus dem Spiele.) Nun ſagen Sie, Graf: roth oder ſchwarz?

Chav. Wollen Sie mir nicht erſt gefällig den Einſatz angeben?

Fr. v. Lery. Der Einſatz iſt auf Discretion.

Chav. Nun denn ... alſo roth.

Fr. v. Lery. Es iſt der Pique-Bube, Sie haben verloren.... Geben Sie mir Ihre blaue Börſe.

Chav. „ Von ganzem Herzen gern, aber ich behalte die rothe und ob ich gleich auf dieſe Farbe verloren habe, ſo werde ich es ihr doch nie vorwerfen, denn ich weiß ſo gut wie Sie, von welcher Hand Sie ſich herſchreibt.

Fr. v. Lery. Iſt dieſe Hand klein oder groß?

Chav. Sie iſt allerliebſt und zart wie die Ihrige.

Fr. v. Lery... Erlauben Sie dieſer Hand, eine kleine Anregung von Eiferſucht zu befriedigen? (Sie wirft die blaue Börſe in's Kamin.)

Chav. Hortenſe! Ich bete Sie an!

Fr. v. Lery. (Sieht die Börſe mit Wohlgefallen brennen, tritt dann zu Chavigny und ſagt ihm zärtlich:) Sie lieben alſo Frau von Blainville nicht mehr?

Chav. O, du mein Himmel! ich habe Sie nie geliebt.

Fr. v. Lery. Ich auch nicht, Herr Graf.

Chav. Aber wer hat Ihnen nur ſagen können, daß ich an dieſe Frau gedacht habe? O, von ihr

würde ich mir nie einen Augenblick von Glück erbitten, und ſie würde mir ihn auch nicht gewähren.

Fr. v. Lery. Ich eben ſo wenig, Herr Graf. Sie haben mir ſo eben ein kleines Opfer gebracht, und das iſt außerordentlich galant von Ihnen, aber ich will Sie nicht täuſchen.... Die rothe Börſe iſt nicht von meiner Arbeit.

Chav. Wär's möglich? ... Wer hat ſie denn ſonſt gemacht?

Fr. v. Lery. Eine Hand, die viel ſchöner iſt als die meine. Haben Sie die Gnade einen einzigen Augenblick nachzudenken und mir nun Ihrerſeits dieſes Räthſel zu löſen. Sie haben mir als ächter Franzoſe eine höchſt liebenswürdige Liebes-Erklärung gemacht. Sie haben ſich auf beide Kniee niedergelaſſen und ... bemerken Sie wohl ... nicht einmal auf einen Teppich; ich habe Sie um Ihre blaue Börſe gebeten und Sie haben mir erlaubt, dieſelbe dem Feuer zu opfern. Wer bin ich denn, ſagen Sie ſelbſt, um alles dieſes zu verdienen? Was finden Sie denn ſo Außerordentliches an mir? Ich bin nicht häßlich, das gebe ich zu; ich bin jung und habe allerdings einen kleinen Fuß. Aber das iſt doch am Ende nichts ſo Seltenes. Wenn wir uns einander bewieſen haben werden, daß ich eine Kokette bin und Sie ein leichtſinniger Mann, blos weil es Mitternacht iſt, und wir allein uns hier zuſammenbefinden, ſo wird das eine ruhmvolle Waffenthat ſein, die wir in unſer Tagebuch einzuſchreiben haben werden! Und bei alledem wäre doch das durchaus

Alles; nicht wahr? Und das, was Sie mir lachend bewilligen, was Ihnen nicht einmal ein Bedauern koſtet, dieſes unbedeutende Opfer, das Sie einer noch viel unbedeutendern Laune bringen, das ſchlagen Sie der einzigen Frau ab, die Sie liebte, wahrhaft liebte, der einzigen Frau, die Sie liebten ... und hoffentlich auch wahrhaft liebten! (Man hört das Rollen eines Wagens.)

Chav. Aber, gnädige Frau, wer hat Ihnen das geſagt?

Fr. v. Bery. Sprechen Sie leiſer, Herr Graf, man kommt jetzt wieder und dieſer Wagen ſoll mich dann auch nach Hauſe bringen. Ich habe nicht Zeit, Ihnen ſo recht ordentlich Moral zu predigen. Sie ſind aber ein Mann von Herz, und Ihr Herz wird es an meiner Stelle thun. Finden Sie, daß Mathilde von Thränen geröthete Augen hat, ſo trocknen Sie ſie mit dieſer kleinen Börſe, welche Mathildens Thränen wiedererkennen werden, ... denn Ihre gute, treue, brave Frau war es, die vierzehn Tage damit zugebracht hat, dieſe Börſe Ihnen zu verfertigen. ... Leben Sie wohl, Herr Graf! Heute werden Sie noch auf mich böſe ſein, aber morgen mir gewiß ein wenig Ihre Freundſchaft wieder zuwenden, und glauben Sie mir, das iſt mehr werth, als eine bloße Laune. Müſſen Sie aber ja eine Laune haben, nun denn, da iſt Mathilde; Sie haben da eine recht angenehme, um ſich dieſen Abend die Zeit zu vertreiben. Dadurch wird Ihnen eine andere, wie ich

hoffe, vergeben, die Niemand in der Welt, ja, nicht einmal sie jemals erfahren wird.

(Hier tritt Mathilde ein. Frau von Lery geht auf sie zu und umarmt sie. Chavigny betrachtet Beide, tritt dann zu ihnen, nimmt den Blumenkranz aus Mathildens Haaren, übergiebt ihn der Frau von Lery und sagt zu dieser:)

Chav. Um Vergebung, gnädige Frau, sie soll es erfahren, und ich werde nie vergessen, daß eine Laune kein Ersatz für wahres Glück ist, und daß von einer schönen Hand Schläge nicht weh thun.

(Der Vorhang fällt.)

wohl merkend, wie ich gefliſſentlich mich verbarg, drangſt in der Folge nicht weiter in mich. Vergib mir Leopold mein Benehmen damals, es entſprang nicht — doch das darf ich Dir ja wohl nicht erſt ſagen — aus Mangel an hingebendem Vertrauen, nein! mich band damals mein Wort, keinem, auch dem liebſten Freunde nicht, mich und mein Glück zu entdecken. Als ich ſpäter meine Liebe zu dem herrlichen Weſen, das ein Zufall, nein! der Lenker unſerer Tage, mir zuführte, Dir geſtand, da waren die Sterne meines Glücks ſchon getrübt vom kalten Hauch des Lebens, die ſchöne Poeſie der ungetrübten Heiterkeit war vorüber und das Nähere der Umſtände überging ich in meinen Herzensergießungen gegen Dich gern; es hätte Dir nichts geholfen, mir nur die Erinnerung dunkler noch gemacht.

Ich ritt einſt allein, Du warſt durch Geſchäfte abgehalten, nach Fulbach, dem dortigen, wie Dir bekannt iſt, in jener Gegend berühmten Jahrmarkt, dieſem heiteren Volksfeſte, beizuwohnen. Da ich noch früh genug ankommen konnte, ſelbſt bei einem kleinen Aufenthalte, ſo beſchloß ich, mir zugleich Erbach, dieſen ſchönen, romantiſchen Sitz einer edlen und alten Familie, den ich noch nicht ſo kannte wie die ſchöne Umgegend und die mannigfachen Seltenheiten und Alterthümer des Schloſſes es verdienen, zu beſehen.

Im Gaſthauſe des Städtchens fand ich viel

Nach ſiebenundzwanzig Jahren.

Luſtſpiel in vier Aufzügen.

Nebſt einem Vorſpiel.

Nach dem Italieniſchen des Duca di Ventignano

von

Theodor Hell.

Personen.

Der Baron del Poggio.
Die Baronin, dessen Gemahlin.
Teodoro, } ihre Kinder.
Emilia, }
Valeria, Teodoro's Gemahlin.
Ernst Bartoli.
Der Graf von Melville.
Matteo Oneste.
Cristoforo, ein Gastwirth.
Fabrizio, Kellner.
Tognino, Kammerdiener des Barons.
Doctor Bartolomeo Setola.
Mademoiselle Legrand.
Monsieur Lesage.
Ein englischer Reisender.
Ein französischer Reisender.
Aufwärter im Gasthofe.

Scene: im Vorspiele zu Molo di Gaeta, im Gasthofe zum Cicero. Dann in Neapel.

Vorſpiel.

Vorſaal im Gaſthofe des Cicero zu Molo di Gaëta. Eingangsthür im Hintergrunde. Seitenthüren und Fenſter.

Erſter Auftritt.

Criſtoforo, zwei Kellner wobei Fabrizio.

Criſt. Vorwärts, Kinder, ſputet euch! Es wird gleich 2 Uhr ſein und die Reiſenden können jeden Augenblick ankommen.

Fabr. Keine Sorge! es wird Alles in Ordnung ſein! (ſie ſtäuben ab und ordnen die Stühle).

Criſt. Dir, Fabrizio, empfehle ich vor Allem die Küche! ... daß die Conſommé's für die Franzoſen, das Sauerkraut für die Deutſchen, der Roaſtbeef für die Engländer und die Maccaroni für die Neapolitaner nicht fehlen!

Fabr. Wird Alles beſorgt. Sie kennen mich ja ſeit 15 Jahren, und wiſſen wie ſehr mir der gute Ruf des Marcus Tullius Cicero und des gegenwärtigen Gaſtgebers und würdigen Erben und Nachfolgers deſſel-

den des Herrn Cristoforo am Herzen liegt. Mir thuts nur leid daß jetzt der Zufluß von Reisenden nicht mehr so groß ist, wie er es sonst war. Diese verwünschten Dampfschiffe! Fliegen sie doch per Bacco vorbei, daß es wie ein Wunder sich ausnimmt, und was das schlimmste ist, daß so viele Passagiere darauf Platz haben.

Crist. Freilich, freilich! Siehts doch aus als ob das Menschengeschlecht jetzt weit mehr Eile habe als sonst. Aber eben deswegen muß man die Fremden noch weit besser bedienen, mit Zuvorkommenheit und Höflichkeit überhäufen, um sich von den andern Wirthshäusern in der Nähe nicht ausstechen zu lassen.

Fabr. Ei was das betrifft, so wird das unsere immer das erste bleiben, denn es ist ja, wie sie sagen, ein historisches Gasthaus. Bah! manche Fremde sind ganz toll darauf!

Crist. Still! Ein Wagen! Er fährt in den Hof. ... Geschwind Antonio! (Er geht ans Fenster.) Eine Postchaise! ... Ein einziger Mann darin, von gesetztem Alter ... und doch ... kommt er mir gar nicht unbekannt vor! ... Nun, gleichviel! auf, Fabrizio, daß Du in die Küche kommst. (Fabrizio geht ab.) Ich will ihn hier erwarten.

Zweiter Auftritt.

Der Baron del Poggio. Cristoforo.

Bar. (rückwärts lautsprechend): Es ist doch nicht

möglich?! ... Cristofero noch hier! nach 27 Jahren (heiter hereintretend). Wo ist er denn, der Cristofero?

Crist. Hier steht er. ... Was befehlen Sie? Signor!

Bar. Und Du erkennst mich nicht wieder, altes Haus? Und ich habe Dich doch gleich auf den ersten Blick erkannt.

Crist. Es ist mir so ... und doch auch wieder! nicht! ... Also wirklich, der Herr Baron del Poggio?

Bar. Derselbe wie er leibt und lebt!

Crist. Oh, Excellenza! (will ihm die Hand küssen.)

Bar. Bewahre, bewahre! Umarme mich lieber recht herzlich! So! ... Nach so langer Zeit bist Du der erste Neapolitaner meiner Bekanntschaft, den ich wiedersehe, und indem ich Dich umarme, umarme ich alle meine theuern Landsleute, und indem ich den Fuß in das Gasthaus zum Marcus Tullius Cicero setze, nehme ich Besitz von meinem schönen Vaterland.

Crist. Aber, Excellenza! Erklären Sie mich kurz. Nach 27 Jahren! Und Sie haben denn in dieser ganzen Zeit gemacht?

Bar. Frage mich lieber, was sie mit mir gemacht haben! Doch gedulde Dich, ich habe selbst so viel Lust meine ganzen sonderbaren Abenteuer zu erzählen, daß ich Dir Alles sagen werde. Du verdienst es auch vor allen Andern, weil Du mir stets zugethan geblieben bist. Doch muß ich mich kurz fassen, weil ich nicht viel Zeit habe. Vor allem Andern aber hungert mich jetzt. Ich bitte Dich daher um ein Frühstück, doch

nicht allzu reichlich, weil ich mich, ehe eine Stunde vergeht, schon wieder in den Wagen setzen will.

Crist. Antonio! hast Du gehört? Geschwind gedeckt! Ein Stückchen Braten ... ein Consommé ... einige Früchte ... Käse ... (Kellner ab).

Bar. Und vor Allem ein gutes Glas Wein. Ah! (er setzt sich sehr heiter nieder.) Erinnerst Du Dich noch? Vor etwa dreißig Jahren ... da reis'te ich ab und zu, als Offizier im Generalstabe, und kehrte stets bei Dir ein, um mich wieder mit etwas Gutem zu stärken.

Crist. Oh, daran erinnere ich mich sehr wohl. Es war noch das letzte Mal, als Sie zur Armee nach Rußland gingen. Dann aber ... dann hörte und sah ich nichts mehr von Ihnen ... und da in dem Kriege damals mehr Leute blieben als wieder zurückkamen ... so ... so ...

Bar. So glaubtest Du, es sei mir auch so gegangen. Ha, ha, ha. Aber mein lieber Cristoforo, nein! Es ging mir Gott sei Dank etwas weniger schlecht. Ich wurde blos von den Kosaken gefangen genommen.

Crist. Von den Kosaken! Allmächtiger Gott! Die Kosaken haben Sie also gesehen?

Bar. Gesehen und befühlt. Oder vielmehr, sie haben mich befühlt, denn sie haben mir Alles abgenommen, was ich bei mir hatte. Dann schleppten sie mich von einer Festung in die andre, und endlich in ein elendes Dorf in einem Thale des Kaukasus, wo

ich mehrere Jahre blieb, eigentlich nur von Almosen lebend, und ohne alle Möglichkeit, auch nur eine Zeile an meine Frau schreiben zu können. Nun brach der Krieg zwischen den Russen und den Tscherkessen aus. Diese überrumpelten eines Tags mein Dorf, brannten es nieder, verjagten die dortige kleine Besatzung, und es fehlte wenig, so hätten sie auch mich in die andre Welt geschickt. Aber mein großes Elend selbst war meine Rettung. Ich fiel einem von jenen Anführern in die Hände, der weniger barbarisch war als die andern. Mein Anblick flößte ihm Mitleid ein, er wollte wissen, wie ich dorthin gekommen; es fand sich ein Dolmetscher, und ich erzählte es ihm. Da nahm er mich zu seinem Bedienten an, dann zu seinem Verwalter, und endlich wurde ich, da er Vertrauen zu mir faßte, sein Adjutant im Kriege und zu Hause sein Factotum. Er hatte mich so lieb gewonnen, daß er ganz eifersüchtig auf mich ward, so daß er es mir an gar nichts fehlen ließ, als an der Freiheit.

Crist. Giebt's schöne Mädchen in Circassien?

Bar. Nun, sie sind so übel nicht. Aber man muß nicht Alles das glauben, was die Reisenden davon erzählen.

Crist. Nun, fahren Sie fort, Excellenza, fahren Sie fort. (Unterdeß haben die Kellner das Frühstück gebracht, und der Baron speis't, indem er spricht:)

Bar. In einer einzigen Sache war mein Tyrann

unerbittlich. Er erlaubte mir nie, an die Meinigen zu ſchreiben.

Criſt. Und warum denn nicht, da er Sie ſo lieb hatte?

Bar. Eben deswegen. Er fürchtete, die Meinigen möchten irgend eine Intrigue machen, um mich loszukaufen oder meine Flucht zu befördern. Ich mochte ihm hundert Mal ſagen, daß ich eine junge, ſchöne, geliebte und ihrer Entbindung nahe Frau zurückgelaſſen habe, ſo wie auch ein kleines Söhnchen, meinen kleinen Teodoro ... es war Alles vergebens! Blos Eins bewilligte er mir, ſieh nur, wie ſonderbar! Eine einzige meiner Vorſtellungen rührte ihn, nämlich die, daß meine Frau, wenn ſie ſo lange keine Nachrichten von mir bekäme, ſich wieder verheirathen könnte. Bei dieſer letzten Bedenklichkeit nickte er, zog die Augenbrauen in die Höhe und fing an nachzudenken. Endlich kamen wir nach wenigen Tagen dahin überein, daß ich von Zeit zu Zeit meinen Namen und das Datum unter ein weißes Blatt Papier ſetzen ſolle, und er Sorge dafür tragen wolle, daß dieſe Blätter gelegentlich nach Neapel ſpedirt würden. So iſt denn ſeit mehr als zwanzig Jahren die Sache zwei bis drei Mal des Jahres getrieben worden, bis endlich mein Herr ſtarb und mir ein paar tauſend Piaſter hinterließ, wodurch es mir möglich geworden iſt, aus dieſem verwünſchten Lande zu entfliehen und wieder in's Vaterland zurückzukehren.

Crist. Und von wo kommen Sie denn jetzt zunächst her?

Bar. Von Constantinopel.

Crist. Also sind Sie auch dort gewesen in dieser Stadt der Turbane?

Bar. In Pera stieß ich zuerst auf Christen. Von da konnte ich endlich an meine Familie schreiben. Ich meldete daher Alles haarklein über mein langes und kummervolles Exil und übergab den Brief einem Schiffscapitain, der eben nach Neapel abfuhr.

Crist. Und warum fuhren Sie nicht selbst mit?

Bar. Weil das Seefahren meiner ganzen Natur zuwider ist. Ich wäre gewiß unterwegs gestorben. Dagegen habe ich nun einen langen und mühseligen Weg zu Lande machen müssen, dabei aber doch, nachdem ich von meinem achtzehnten bis dreißigsten Jahre ganz Europa durchreis't war, zum ersten Male etwas von der Türkei gesehen. In Triest holte ich zuerst wieder Athem. Dort machte ich auch zum ersten Male Bekanntschaft mit den Dampfböten, die mir etwas ganz Neues waren, und fuhr mit einem auf der Stelle nach Ancona ab, das ich in Einem Tage erreichte und von dort mit Extrapost hierher galoppirte. Nun, jetzt weißt Du genug, nun mußt Du mir aber dafür auch wieder etwas erzählen.

Crist. Zuvörderst danke ich aber Excellenz für die große Güte, mir Ihre Schicksale mitzutheilen.

Bar. Du verdienst das vor allen Andern, weil Du Dich mir in den Jahren meiner Thätigkeit immer

treu und ehrlich gezeigt haſt, mehr wie ein Freund als wie ein Gaſtwirth. Jetzt beantworte mir nun auch meine Fragen.

Criſt. Fragen Sie nur.

Bar. Für's erſte ſage mir, ob und welche Nachrichten Du von meiner Familie haſt.

Criſt. Gar keine. Ich wußte nämlich gar nicht, daß Euer Exzellenz eine beſäßen. Sie werden ſich wohl noch beſinnen, daß Sie mir nie [illegible] mittheilten, und offen geſagt, glaubte ich auch, da Sie Offizier waren und es ſteten Krieg [illegible] daß Sie ...

Bar. Du haſt Recht. ... Ich habe in meinem Leben drei große dumme Streiche gemacht: daß ich Soldat ward, da ich doch Vermögen beſaß, daß ich mich verheirathete, da ich doch Soldat war, und daß ich, als ich mich verheirathet hatte, nicht aufhörte, dies zu ſein.

Criſt. Excellenz, in jenem ſchönen Alter liegt der Verſtand ſtets im Herzen, und wenn [illegible] drinnen (auf's Herz deutend) liegt, ſo [illegible] weis, daß kein Herz da iſt.

Bar. Jedenfalls habe ich Gewiſſensbiſſe. Ich halte mich für verantwortlich wegen aller Tollheiten, die ich vielleicht in meiner Familie vorfinden werde, und werde daher die unbegränzteſte Nachſicht dorthin mitbringen, bereit ſein, Alles zu verzeihen, und wo nöthig, zu beſſern, ohne mit Jemand deshalb zu zürnen. Denn, iſt denn nicht meine Rückkehr nach

Gesellschaft. Die mehrsten der Anwesenden, alle wie ich gesonnen gen Fulbach zu ziehen, trieben sich in ziemlich lärmender Fröhlichkeit in den Stuben und auf dem Vorsaal umher. Der Wirth, welcher mir ansehen mochte, daß dieß Gewühl nicht so ganz mir behagte, flüsterte mir zu: „Oben im Zimmer rechts sind einige fremde Herrschaften; vielleicht gefällt es Ihnen da besser; wollen Sie nicht hinauf?"

Ich hatte erst nicht recht Lust der Anweisung des Mannes zu folgen; endlich stieg ich doch hinauf und sah — o mein Leopold! ich sah die zum ersten Male, die für mein ganzes Daseyn die goldene, Licht und Leben mir spendende Sonne seyn sollte. —

Es befanden sich in dem kleinen, in seiner Art recht niedlich aufgeputzten Zimmerchen zwei Damen und ein ältlicher Herr, die ich bei meinem Eintritt für eine Familie, Vater, Mutter und Tochter hielt, aus welchem Irrthum ich jedoch bald nach den ersten Worten des begonnenen Gespräches gerissen wurde.

Mit dem feinsten Anstand, gleich weit entfernt von übertriebenem, oft recht lächerlich erscheinendem Streben nach sogenanntem Bonton, und der mitunter etwas nachlässigen Hingebung — wenn ich es so nennen darf — die manche mitunter in Gesellschaften sich erlauben: kamen mir der ältliche Herr

länger als einem Vierteljahrhunderte eine Art von Auferſtehung, die doch Dieſem und Jenem unbequem ſein könnte? ... Doch weiter im Text. ... Wie ſieht's jetzt in Neapel aus?

Criſt. Ah! ſehr gut! Man baut ſehr viel.

Bar. Das iſt ein Beweis, daß die Leute Geld haben.

Criſt. Ich war ſelbſt ſeit vielen Jahren nicht dort geweſen, da mußte ich nun vor einiger Zeit wegen eines Unglücks, das mir zugeſtoßen war, öftrer dahin, und da ſah ich, daß die Stadt ſich außerordentlich verſchönert hatte.

Bar. (vom Tiſche nach beendigtem Frühſtück aufſtehend). Und was war Dir denn für ein Unglück paſſirt?

Criſt. Stellen Sie ſich nur vor! Nach vielem Fleiße und mancher Entbehrung in einer langen Reihe von Jahren war ich endlich dahin gelangt, mir ein Sümmchen von 4000 Dukaten geſpart zu haben. Damit wollte ich mir nun eine kleine Beſitzung kaufen, um meine alten Tage in Ruhe zubringen zu können, und hatte mein ganzes kleines Vermögen in ein Köfferchen zuſammengepackt. ... Da kommt auf einmal ein ſchöner junger Mann aus Paris in meinen Gaſthof hier ... der ſich ... Labroſſe nennt, mit einem großen ſchwarzen Barte, und begehrt ein ſchönes Zimmer und eine vornehme Beköſtigung. Er bleibt eine Woche da, macht ſeine Rechnung mit mir, bezahlt mich ohne einen Bajocco Abzug, ſagte, daß er

noch andre acht Tage bei mir bleiben wolle, und zahlt mir die Zehrung im Voraus. Noch nicht genug! Am folgenden Tage giebt er mir 300 Piaster und bittet mich, sie ihm aufzuheben. Nun, da konnte ich doch wahrhaftig an nichts Arges denken. Gut denn! So geht's einen ganzen Monat fort. Als ich aber nach Ablauf desselben eines schönen Morgens aufstehe, finde ich weder meinen Reisenden mehr vor, noch einen alten Diener von mir. Auf der Stelle fallen mir meine 4000 Dukaten ein. Ich laufe nach meinem Kästchen und ...

Bar. Es war fort! Gute Nacht die 4000 Dukaten.

Crist. Ich setzte Himmel und Erde und die ganze Polizei in Bewegung, konnte aber nicht erfahren, ob der Spitzbube nach Neapel entflohen war oder anderswohin. ... Doch still! Ein Wagen! Mit Erlaubniß! (geht an's Fenster). Zwei Wagen! ... Antonio! Fabrizio! (es tritt ein Aufwärter ein). Geschwind, laufe und helft den Reisenden aus den Wagen, und führt sie einstweilen in's Gastzimmer! (der Aufwärter ab.) Ja, wie gesagt, ich reis'te deshalb nach Neapel, wo ich den Beistand eines meiner Verwandten in Anspruch nahm. Wir versprachen links und rechts Trinkgelder, aber es war kein französischer solcher Bart aufzufinden.

Bar. Ohnstreitig hatte er sich ihn unterwegs abrasiert.

Crist. Keiner, der Labrosse geheißen hätte!

Bar. Er wird den Namen geändert haben.

Crist. Bis diesen Morgen war ich noch ganz hoffnungslos. Heut aber erhielt ich endlich von meinem Verwandten die Nachricht, daß er nach allen meinen Anzeichen, die ich ihm mitgetheilt, diesen Spitzbuben unter einem falschen Namen aufgespürt zu haben glaube, und ich also selbst nach Neapel kommen möchte, um ihn selbst zu erkennen. Und so wollte ich denn morgen ...

Bar. Willst Du noch geschwinder nach Neapel kommen, so kannst Du mit mir reisen. In einer Stunde bin ich wieder unterwegs und biete Dir einen Platz in meinem Wagen an.

Crist. Oh, Exzellenz, das würde eine außerordentliche Gnade für mich sein.

Bar. So bleibts denn dabei.

Aufwärter (eintretend). Es ist ein Engländer, der von Neapel, und ein Franzose, der aus Rom kommt, da.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Franzose. Dann der Engländer.

Franz. Messieurs, je vous salue.

Bar. Monsieur!

Franz. (zum Aufwärter mit französischem Dialekt): Wo sein der Gastwirth?

Criſt. Zu Befehl, der bin ich!

Franz. Wo ſind Siſero?

Criſt. Siſero?

Franz. Ja, ja.

Criſt. Oh, der iſt ein wenig weit.

Franz. Sein ich directement von Gascogne und Rom hierher gekommen, um zu ſehen Siſero.

Criſt. So müſſen Sie ſich ſchon damit begnügen, in mir ſeinen legitimen Abkömmling zu ſehen!

Engl. (eintretend und mit engliſchem Dialekt ſprechend). Your servant! (lüftet den Hut.)

Bar. Ihr Diener.

Franz. (auf ihn zueilend). Monſieur kommen von Neapel?

Engl. Yes! ... Bin ich geweſen vierzig Tage in dieſer Stadt.

Franz. Und haben Sie ſich amüſiret? Das Clima geſund gefunden? Das große Theater geſehen? Den Veſuv? Die Lazzaroni?

Engl. Nichts habe ich geſehen, ſeien alles Lügen, was ſchreiben die Scribenten. Hat vierzig Tage lang hintereinander fort geregnet; keinen Tag die Sonne zu ſehen bekommen. Der Veſuv ... ſein geweſen todt ... Das Theater ...

Franz. Auch todt?

Engl. Nicht ganz, aber halb.

Franz. Und die Lazzaroni?

Engl. Ganz todt! ... Habe ich immer gesucht und sie nie auffinden können. Steht hier gedruckt, daß sie stets nackt auf den Bänken und unter den Balkonen schlafen! Bin ich bei Nachtzeit aufgestanden. War es kalt und regnete gewaltig. Zog ich den Kapotrock an und ging um Mitternacht nach Santa Lucia, und suchte auf allen Bänken und unter allen Bänken. Nichts unter der ersten, nichts unter der zweiten, nichts unter der dritten. Endlich erblicken ich unter einer Bank etwas Schwarzes, das sich that bewegen. Ich gehe ganz nahe dazu, und ein großer, großer schwarzer Hund springt darunter hervor, und bellt wie ein Teufel, und beißen mich in die Beine, und ich müssen über Hals und Kopf davon laufen.... Taugen alle nichts, diese Scribenten von die Reisebeschreibung.

Franz. Mon ami, wenn man nur schriebe die Wahrheit, schriebe man sehr wenig, und um bequem zu leben, muß man viel schreiben. Ich reise blos, um zu schreiben, und habe schon meine Artikel über Florenz und Rom ins Reine gebracht. Jetzt fang ich den über Neapel an. Mein Manuscript ist schon an einen Buchhändler in Paris verkauft, zu zwei Francs die Seite, und tausend muß es wenigstens stark werden. Die angenehme Unterhaltung hier mit Ihnen liefert mir schon allein drei bis vier Seiten, und Sie sollen auch dafür darin mit vollen Ehren namentlich aufgeführt werden. Dagegen erbitte ich

mir aber noch von Ihnen einige Empfehlungsbriefe nach Neapel, da Sie doch gewiß dort intereſſante Bekanntſchaften gemacht haben.

Engl. Will ich wohl thun ... haben ich aber gemacht wenig Bekanntſchaft ... außer mit einer Baronin ... ja, wie heißen ſie nur gleich ... richtig ... Baronin del Poggio ...

Bar. (für ſich). Mit meiner Frau! Laß doch hören!

Engl. Iſt da eine große Geſellſchaft alle Abende in ihrem Hauſe ... und mache ſie viele Höflichkeiten allen Fremden, aber gar keine den Neapolitanern. ... Iſt eine alte Närrin ... aber gut für Fremde.

Bar. (für ſich). Das fängt gut an. (er nähert ſich dem Engländer und fragt ihn:) Hat die Baronin Familie?

Engl. Yes, Yes! Haben einen Sohn, der auch ſein verheirathet mit einer ſchönen Baronin, auch einer jungen Närrin.

Bar. Und hat die ältere Baronin keine Kinder weiter?

Engl. Yes, Yes! Haben noch eine Tochter, ſehr ſchön und ſehr verſtandvoll.

Bar. Wie heißt ſie denn?

Engl. Emilia.

Bar. Iſt ſie verheirathet?

Engl. No, No, haben ich keinen Mann geſehen.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Ein Aufwärter.

Aufw. Die Zimmer für die beiden Herren sind vorgerichtet. Wenn Sie sich hierein bemühen wollen.

Engl. (zum Franzosen). Sir, wenn Sie wollen einen Brief zur Empfehlung ... kommen Sie ...

Franz. Ich werde gleich nachfolgen.

Engl. (zum Aufwärter). Bringen Sie mir ein Schreibegezeug auf meine Stube. (ab.)

Franz. (zum Baron). Monsieur, bon soir. (ab mit dem Aufwärter.)

Bar. Monsieur, je vous salue. (als die Andern abgegangen, zu Cristo.:) Cristofero, ich bin der glücklichste Mensch von der Welt! ... Hast Du's gehört? ... Meine Familie lebt ... ich habe zwei Kinder ... und darunter besitze ich eine schöne und verständige Tochter! ... Aber meine Frau ... alt ... und eine Närrin! ... Nun, ich bin ja auch indeß alt geworden so wie sie, und bin noch ein größrer Narr gewesen, als sie nur sein kann. ... Und auch eine Schwiegertochter habe ich also!

Cris. Die auch ein wenig närrisch ist, wenn wir dem Engländer glauben dürfen.

Bar. Gleichviel! Ich finde am Ende sogar noch Enkel, und es bleibt mir dann gar nichts mehr zu wünschen übrig. ... Geschwind nun, Cristofero, betreibe die Abreise auf's eiligste. ... Die Sonne wird

bald untergehen. (es die Uhr schend.) Also auf der Stelle fort. Um welche Zeit glaubst Du denn, daß wir in Neapel sein werden?

Cris. Hm, so etwa zwischen acht und neun Uhr früh, je nachdem die Reise ungehindert von Statten geht.

Bar. Also vorwärts! ... Ich nehme Dich mit mir, und Du giebst dagegen auf meinen Wagen in Neapel Acht, bis ich schicke und ihn abholen lasse.

Cris. Wie Sie befehlen.

Bar. Ich will incognito mein Haus betreten, um eine angenehme Ueberraschung zu machen, einen kleinen Roman zu spielen.

Cris. Nehmen sich Exzellenz in Acht! Noch siebenundzwanzig Jahren sind solche Arten von Roman etwas gefährlich.

Bar. Nein, nein, meine Ahnung verkündet mir nichts Unerfreuliches. Wer weiß denn übrigens auch, ob sie nicht glauben, daß ich noch am Leben sei? Wenn sie jene mysteriösen Briefe von mir erhielten, wenn besonders der letzte aus Constantinopel mit der Erzählung aller meiner Abenteuer ankam, so erwarten sie mich wohl gar. Ich habe mir daher vorgenommen, mich zuvor mit einem meiner ältesten Freunde, einem Manne von Kopf und Herz, zu besprechen, den ich als meinen Stellvertreter damals zurückließ, und ihm

Meinen erfahren, und mich dann nach den Umſtänden richten.

Criſt. Vortrefflich!

Bar. Alſo fort! und muthig der Zukunft entgegen!

(Sie gehen Beide durch die Mitte ab.)

Ende des Vorſpiels.

Erster Aufzug.

Die Bühne stellt einen großen, nach der neuesten Mode meublirten Saal vor, mit einer Mitteltür und vier Seitentüren rechts und links. Große Fülle von Geräthschaften, an Stühlen, Sopha's, Etageren, Consols, Chiffonieren u. s. w. Darauf Porzellan, Blumenvasen, Gemälde u. s. w. Ein runder Tisch im Hintergrunde, etwas rechts. An der hintern linken Seitenthür ein kleiner Schirm, der aber diese nicht verdeckt.

Erster Auftritt.

Matteo, allein. Er kommt durch die Mitte mit Stock und Hut, und bleibt in Betrachtung des Saales stehen.

Ja, ja, mit allem diesem Gerümpel von Meublen nach der neuesten Façon, mit diesem neuen Metheben, sich zu setzen, zu beleuchten, zu verzieren, mit allen diesen Kleinigkeiten, welche allenfalls zum Spielzeug für Kinder gut genug wären, ist so viel Geld vergeudet worden, als hingereicht hätte, sich ein schönes Besitzthum anzuschaffen! ... Ja, laß sich in

und die, die ich für seine Gattin hielt, entgegen und — als sähen sie die kleine innere Verlegenheit, in der ich mich befand, eine recht schickliche Entschuldigung meines Hiererscheinens vorzubringen — wußten beide, nachdem ihnen der mir auf den Fuß folgende Wirth mich gewissermaßen vorgestellt hatte, so leicht und fließend ein Gespräch anzuknüpfen, daß ich, bald recht innig hinein verflochten, nach Verlauf einer Viertelstunde mich so — heimisch möchte ich es nennen, in diesem Cirkel befand, als wäre schon viel hundertmal ich mit ihnen zusammen gewesen.

Das jüngere Frauenzimmer nahm anfänglich wenig Theil an unserer Unterhaltung. Halb abgewendet von uns stand sie am Fenster des Stübchens und schien, durch die von Laubwerk fast verdeckten Scheiben, die herrliche, romantische Gegend, die von hier ziemlich weithin sich erstreckt, allein ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen. So wie ich, waren die Fremden gesonnen, Schloß Erbach und seine Merkwürdigkeiten zu besehen, und Du kannst Dir denken Leopold, daß ich nicht unterließ mich an sie anzuschließen als aufgebrochen wurde.

Auf dem Wege dahin — die beiden Damen gingen voraus — hatte ich Gelegenheit in Holm, ihrem Begleiter, einen eben so angenehmen als höchst unterrichteten Mann kennen zu lernen, und mit jeder wechselnden Gegenrede stieg meine Achtung für ihn, und seinen Character, der sich mir,

den haben wir zwar noch nicht, aber wir sind doch ganz nahe daran. Was kann denn ich mit meiner ganzen Stellvertreterschaft gegen eine leichtsinnige, launenhafte, herrische junge Frau und einen gefälligen, ja, schwachen, nachgebenden Ehemann machen, und eine fromme Mutter, die in ihrem Alter völlig den Verstand verloren hat? ... Nun, es ist ein wahres Glück, daß der Baron endlich wieder zurückkommt! ... Aber wann? Es sind nun schon drei Monate her, seit er den langen Brief aus Constantinopel schrieb! ... Unterdeß muß er um die ganze Welt herumgereis't sein! ... Wenn ihm nur kein Unglück zugestoßen ist! Verhüte es der Himmel! ... Heute kommen wieder Briefe vom Auslande an, und ich will doch auf der Post selbst nachfragen, ob nicht endlich einer von ihm an mich dabei ist? (Er sieht an die Uhr.) Es ist eben acht Uhr vorbei.

Zweiter Auftritt.

Der Vorige. Tognino.

Togn. Gut geschlafen, Signor?

Mat. Guten Morgen, Tognino. ... Wie geht es Deiner Herrschaft?

Togn. Sie schläft noch und wird noch ein schönes Weilchen schlafen. Gestern Abends sind wir noch später als gewöhnlich zu Bett gegangen, und haben

Mat. Und arbeitet oder lieſ't... Ein braves Mädchen, Baroneſſe Emilia!

Togn. Vor Kurzem fragte ſie mich noch, ob Sie keine Nachrichten von dem Herrn Baron hätten.

Mat. Ich gehe in dieſem Augenblicke auf die Poſt. Wenn daher Jemand nach mir fragen ſollte, ſo ſage, daß ich in einer halben Stunde wieder zurück ſein werde.

Togn. Und wenn nun indeß der Herr Baron ſelbſt käme?

Mat. So wirſt Du die Befehle ſeiner Gemahlin befolgen, Du wirſt auf der Stelle mit der Hausglocke Sturm läuten, damit Alle herbei eilen, ihn zu empfangen, wie es dem Herrn vom Hauſe zukommt, der nach in ſpäten Jahren aus ſeinem qualvollen Exil zurückkehrt. (Geht ab.)

Togn. Hm! bei alle Dem geht mir die Rückkehr dieſes Herrn Barons gewaltig im Kopfe herum. Wir befanden uns unter dem weiblichen Commando ſo wohl! Man brauchte blos der Eitelkeit gehörig zu ſchmeicheln, und es regnete Trinkgelder jeder Art.... Der junge Baron iſt ja eigentlich auch nur ein Frauenzimmer in weiblicher Kleidung.... Und höchſt fatal wäre es mir, wenn die Heirath der Baroneſſe Emilia zurückginge! ... Alle Wetter! der Graf von Belville hat ſich nun einmal mir in die Arme geworfen, um mir Alles zu gestehen! ... Er ſagt, er ſei ſterblich

das Andre liebt er gewiß, oder auch alle Beide; dabei iſt er ein vornehmer Herr, wie er ſagt, und reich, wie er ſagt, und will mir eine große Belohnung geben zur Hochzeit, wie er ſagt, giebt mir auch jetzt ſchon oft etwas, was er nicht blos ſagt, ſondern wirklich thut, und folglich iſt er jetzt und für mich wirklich reich und vornehm.

Dritter Auftritt.

Belville. Tognino. Später der **Baron.**

Belv. Tognino!

Togn. Oh, der Herr Graf! ... Wie das ſich ſo ſonderbar trifft! ... In dieſem Augenblick noch dachte ich an Sie! ... Aber ſchon ſo früh! Was führt Sie denn jetzt ſchon hierher?

Belv. Die angekündigte Rückkehr des alten Barons hat mich in eine Unruhe verſetzt, in eine Unruhe, die mit jeder Stunde ſtärker wird! Iſt denn heut mit der Poſt etwa eine Nachricht gekommen?

Togn. In dieſem Augenblicke iſt Signor Matteo auf die Poſt gegangen, um die Briefe abzuholen.

Der Baron (erſcheint an der Eingangsthüre, geht langſam vor, und ſieht ſich überall um. Als er die Stimmen der beiden Mitanweſenden vernimmt, bleibt er ſtehen.)

Togn. (fortfahrend): So viel kann ich Ihnen aber verſichern, daß man bis jetzt noch nichts von der Ankunft des alten [illegible]

aus Constantinopel verflossen; man kann also annehmen ...

Togn. Ja, Herr Graf, man kann annehmen und hoffen, daß Seine Excellenz der allervortrefflichste Herr Baron unterwegs den Hals gebrochen haben.

Belv. Adieu!

Togn. Auf Wiedersehn, Herr Graf! (Als sich Beide nach der Thür zuwenden, bemerken sie den Baron. Belville sieht ihn verächtlich an und geht ab.)

Togn. Was befehlen der Herr?

Bar. (nachdem er ihn aufmerksam angesehen hat). Ich suchte den Herrn Matteo Oneste.

Togn. Der ist eben ausgegangen, wird aber bald wieder kommen. Sie sind vielleicht die Person, die er hier erwartete?

Bar. (heiter). Versteht sich! Er wartete schon lange auf mich, und ich bin überzeugt, daß ihm sehr viel daran gelegen sein wird, daß ich da bin.

Togn. Oh, wenn das ist, so haben Sie die Güte, sich einstweilen zu setzen und sich's bequem zu machen. (Für sich.) Es scheint mir ein anständiger Mann zu sein, aber dennoch will ich ein Auge auf ihn halten. (Ab.)

Bar. Das fängt ja ganz vortrefflich an! ... Wer sind denn diese mitleidigen Seelen, die mich so ganz außerordentlich zärtlich lieben? Der Eine ist ohnstreitig einer meiner Bedienten ... und der Andre?

der Mitte der Stube! ... Wollen sie denn etwa ausziehen? (Indem er so die Gegenstände mustert, stößt er bald hier an einen Sessel, bald dort an einen Tisch.) Wahrhaftig, es kostet förmlich Mühe, in diesem Saale herumzugehn und sich zu bewegen. ... Im Vorsaale sagte man mir, daß die Herrschaft bis zur Mittagsstunde schlafe. So kann ich denn Matteo ganz mit Bequemlichkeit sehen und sprechen. ... Ach, seht doch! da ist ja eine Sammlung von Portraits. ... Prachtvolle Rahmen! ... Oh! da ist auch das von meiner Frau ... Richtig, das ließ ich malen, als sie noch jung war und schön ... jetzt werde ich mich wohl mehr an dem Gemälde, als an dem Originale ergötzen müssen. ... Und jenes andre reizende Gesichtchen? ... Wie sagt mein Herz, daß es meine Tochter ist ... oder meine Schwiegertochter? ... doch nein! es muß meine Emilie sein ... ich hörte ja, daß die Andere eine halbe Närrin sei, und dieses Gesicht ist so sanft, so freundlich! (Er geht an die Thür, wo der Schirm steht.) Aha! ein Zimmer mit dem Mobiliar des Herrn Großvaters! ... Ha, ha, ha! ... wie komisch! ... Es scheint eine Art von Museum zu sein! Treten wir hinein. (Er tritt in dieses Zimmer.)

Vierter Auftritt.

Mademoiselle Legrand. Lefage, und dann der Baron.

klopft er leis an die entgegengesetzte). Kommen Sie, Mademoiselle; kommen Sie ohne Scheu; es ist hier Niemand zugegen. (Ihr die Hand küssend, als sie heraustritt.) Mein Engel!

Legr. Guten Morgen, lieber Lesage. Haben Sie gute Nachrichten für mich?

Les. Sehr gute, Mademoiselle Legrand, ich stehe wegen der Abreise jeden Augenblick zu Ihrem Befehl.

Legr. Wahrhaftig?

Les. Ja. Es ist Alles vorbereitet, der Wagen, die Pässe, und was das Beste ist, das Geld.

Legr. Köstlich! Und wie haben Sie es denn angefangen, Geld zu bekommen?

Les. Es steht geschrieben, daß der Reiche dem Armen zu Hilfe kommen muß. Wenn also der Arme von dem Reichen keine Hilfe erlangen kann, so befindet er sich in seinem guten Rechte, wenn er sich selbst hilft. Ehemals legte man sich nun für einen solchen redlichen Zweck auf's Stehlen, Rauben, Plündern oder gar Umbringen. Jetzt hat der Fortgang der Civilisation diese Formen geändert. Jetzt gilt es der Industrie, das heißt, der auf die Künste angewendeten Wissenschaft; jetzt herrschen die Maschinen ... und da sehen Sie hier so eine kleine Maschine, welche auf bewundernswürdige Art alle Schlösser öffnet. Diese industrielle Maschine hat mir denn die Mittel verschafft, mit einem kleinen Theil des Silbergeräths

Legr. Schön! Dies iſt mithin das Syſtem der Anziehungskraft auf die Bedürfniſſe der Liebe angewendet! ... Ihre Moral kommt der meinen zu Hilfe, denn ich will Ihnen nicht verhehlen, daß ich einige Bedenklichkeiten hatte. ... Ich glaubte das Project der Anziehungs- und Aneignungskraft, das ich in Bezug auf einen kleinen Halsſchmuck von Diamanten hatte, den die alte Barenin mir ſchon vor langer Zeit aufzuheben gegeben und der uns für die Reiſekoſten ſehr gute Dienſte leiſten würde, ſei eine Art von Verſuchung.

Leſ. Man muß nie das Schickliche aus den Augen ſetzen. Behalten Sie daher, meine Liebe, behalten Sie den kleinen Halsſchmuck. Aber eben deshalb müſſen wir uns auch ſo bald als möglich aus dem Staube machen. Vorzüglich iſt es die Rückkehr dieſes verwünſchten Barons, dieſes alten Schnurrbarts, die uns ſehr nachtheilig ...

Legr. Sie haben Recht. Man muß eilen.

Leſ. Dieſe Nacht alſo noch, wenn es Ihnen gelegen.

Legr. Einverſtanden.

Leſ. Punkt Mitternacht.

Legr. Lieber eine Stunde ſpäter; da iſt gewiß Alles zur Ruhe.

Leſ. Gut denn! Und der Ort, wo wir uns finden?

Legr. Hier, denn ich [illegible]

Legr. Adieu, mein Lieber!

Lef. Adieu, mein Engel!

Legr. Eine Stunde nach Mitternacht?

Lef. Um Ein Uhr. Mit? (Ihr die Hand küssend.)

Legr. Mit. (Beide gehen ab zu verschiedenen Seiten.)

Bar. (tritt wieder ein und betrachtet lachend die Thüren, wo sie hinausgegangen.) Mein Engel! Mein Theurer! Meine Seele! Allerliebst! ... eine Stunde nach Mitternacht! Vortrefflich! ... Und auch diese lieben mich von ganzem Herzen! .... Das Dämchen schien eine Kammerfrau zu sein ... und der Andre? ... Sei er, wer er wolle, ein Spitzbube ist er gewiß ... Ich sehe wohl bereits, daß in meinem Hause die Gabe der guten Auswahl eben nicht regiert. (Es tritt, auf einem Steckenpferde reitend, mit einer kleinen Peitsche ein Kind von 5 bis 6 Jahren ein.) Ein schöner Knabe! Wäre es vielleicht? ... (Das Kind erblickt den Baron, bleibt verdutzt stehen und betrachtet ihn.) Komm her, lieber Kleiner!

Das Kind. Ach, geh, geh, Du garstiger Mann!

Bar. Fürchte Dich nicht! Komm her zu mir! Ich will Dir einen Kuß geben.

D. Kind. Bleib mir vom Leibe, Du Murmelthier!

Bar. (immer näher tretend). Ich schenke Dir etwas recht Schönes, wenn Du mir einen Kuß giebst.

D. Kind (läßt ihn näher kommen, und giebt ihm

Bar. Vortreffliche Erziehung! ... Nun wahrhaftig! das nenne ich doch einen Triumpheinzug in mein Haus! ... Cristofore hatte wohl Recht, daß ich ...

Fünfter Auftritt.

Der Baron. Matteo.

Mat. (ohne den Baron zu bemerken). Wieder keinen Brief! ... keinen! ... Da muß gewiß ein Unglück vorgefallen sein! ... Der arme Baron! Nein, vielmehr der arme Geschäftsträger Matteo!

Bar. (ihm entgegen eilend; und an Tische und Stühle stoßend). Matteo! Matteo!

Mat. Was giebts?

Bar. Komm in meine Arme, Du alter Freund!

Mat. Wer sind Sie denn? ... Ach, du mein Gott!

Bar. Erkennst Du mich endlich?

Mat. Mein theurer, lieber Baron! (Zärtliche Umarmung.) Aber, wie hätte ich Sie gleich wieder erkennen sollen!

Bar. Ich finde Dich noch am Leben, gesund und frisch; nun ist Alles gut, denn was meine Familie betraf, so wußte ich schon ..."

Mat. (sich wendend). Nur einen Augenblick ...

Bar. Wo läufst Du denn hin?

Mat. Die große Glocke zu [illegible]

Du nachher thun. Ich bin absichtlich insgeheim hierher gekommen, um mich mit Dir erst recht auszusprechen.

Mat. Aber Alle werden mir Vorwürfe machen.

Bar. Schadet nichts, ich will Dich schon rechtfertigen. Jetzt komm, und setze Dich zu mir her.

Mat. Nun denn, wie Sie befehlen. (Sie setzen sich.) Nach 27 Jahren also, he? (Im Sprechen wird er immer wärmer und geräth endlich in den Ton des Vorwurfs) Da sehen Sie denn die Früchte Ihrer Hartnäckigkeit! Da nimmt man ein Weib, bekommt Kinder, verläßt diese, und geht fort, um sich von Gott weiß wem, und Gott weiß warum, todtschießen oder einsperren zu lassen.

Bar. Um des Himmels willen! lassen wir die Vergangenheit ruhen und sprechen wir von der Gegenwart.

Mat. Von der Gegenwart? Nun, da werden Sie vortreffliche Sachen zu hören bekommen.

Bar. Es ist doch Niemand von den Meinen krank?

Mat. Oh, die befinden sich alle vollkommen wohl.

Bar. Sind Schulden gemacht worden?

Mat. Die macht man eben, wo Matteo Duesti General-Geschäftsführer ist!

Bar. Gott sei gedankt! Was kann denn sonst vorgefallen sein? Nach Dem, was ich sehe, ist Dein

durch den Gegenstand des Gespräch's, welches wir eben führten, in einem sehr schönen Lichte entwickelte. Es betraf dieß nämlich die Vorzeit unseres Volkes, auf die wir sehr natürlich gekommen waren, indem wir im Begriff standen ein noch zum Theil aus jenen Zeiten herstammendes Schloß und viele andere Denkmäler des Mittelalters zu besehen.

Es wird viel in unsern Tagen über diese Materie geschrieben und gesprochen; unter diesem vielen ist manches Wahre, Schöne und Gute, aber auch so viel von unrichtiger Seite gefaßtes, Uebertriebenes, ja zum Theil Verschrobenes, daß es einem wahrlich recht wohl thut, aus einem anspruchlosen Munde, anspruchlos und gerade etwas Gewichtiges darüber zu hören, und so war das, was mir Holm sagte und was, mit manchen höchst richtigen Reflexionen durchwebt, mir zugleich seine, nicht im Wort, sondern in der Wahrheit, existirende deutsche Biederherzigkeit, bezeugte.

Wir waren auf dem Schlosse angekommen, schon mehrere Zimmer durchwandelt, und hatten unsern Blick an den mannigfachen gesammelten schätzbaren Alterthümlichkeiten erfreut, als wir zuletzt auch, an den Rittersaal tretend, die sogenannte Begräbnißkapelle besuchten, in welcher, neben mehreren andern, theils mehr, theils weniger erheblichen Dingen, in einem Nebengemach — ein Sarkophag Egin-

Mat. Als ob die Jahre etwa die gute Laune vermehrten!

Bar. Nun denn! Antworte mir blos kurz und aufrichtig auf Alles, was ich Dich fragen werde. — Wie hat sich meine Frau aufgeführt?

Mat. Im Allgemeinen gesprochen, untadelhaft. Sie hat Sie sogar bejammert, hat sich stets nach Ihnen gesehnt ... vielleicht weil Sie noch am Leben waren; wären Sie gestorben gewesen, so würde sie sich wohl nun schon lange getröstet haben.

Bar. Aber ... Jemand hat mir gesagt ... sie sei eine alte Närrin.

Mat. Das gehört in ein andres Kapitel. Also weiter.

Bar. Kurz nach meiner Abreise wurde mir eine Tochter geboren?

Mat. Die Baroneſſe Emilia. Ja, ja! Ein herrliches, treffliches Mädchen! Eine wahre Perle! Schade um die Arme!

Bar. Arme? warum denn? Sie muß jetzt fast so alt sein, wie die Zeit meiner Abwesenheit. Wie kommt es denn, daß bei einer Mitgift von 50,000 Dukaten meine Frau noch nicht daran gedacht hat, sie zu versorgen?

Mat. Das gehört wieder in ein anderes Kapitel.

Bar. Mein Sohn Teodoro aber hat sich verheirathet?

Mat. Allerdings.

Mat. Seit 7 Jahren.

Bar. Hat er Kinder?

Mat. Einen Knaben von etwa sechs Jahren und ein Töchterchen von etwa zwei Jahren.

Bar. Also habe ich zwei Enkel! ... Und der Knabe ist schon sechs Jahr! ... Kannst Du Dir vorstellen, daß ich glaube, ihn schon gesehen zu haben?

Mat. Und wo?

Bar. Hier; vor Kurzem, ... er hat mir einen Peitschenhieb versetzt, ha, ha, ha!

Mat. Wohl bekomm' es Ihnen! Das passiret so Leuten, die so unbedachtsam ihre Familie im Stiche lassen.

Bar. Die Wahrheit zu sagen ... scheint er mir nicht eben sehr gut erzogen.

Mat. Das gehört wieder in ein andres Kapitel.

Bar. Fängt denn aber Dein anderes Kapitel nicht bald einmal an?

Mat. Ihre Schwiegertochter ist die Signora Valeria Fantastici.

Bar. Haben wir eine gute Acquisition gemacht?

Mat. Viel und doch billig.

Bar. Das verstehe ich nicht. Hat sie eine tüchtige Mitgift mitgebracht?

Mat. 30,000 Dukaten baar und 60,000 in ...

Bar. Das heißt?

Mat. In Launen und Schrullen.

Bar. Schlimm, schlimm! Sie wird meinen

Mat. Im Gegentheil. Signor Teodoro küßt ihre goldnen Ketten und trägt sie mit wahrer Lust. Er läßt sie thun, was sie will.

Bar. Matteo, Matteo! wenn ich mich nicht ganz irre, so stehen wir jetzt bei dem bewußten . . .

Mat. Sehr betrübten Kapitel. Allerdings, Signor. So hören Sie denn . . . aber unterbrechen Sie mich nicht mit weitern Fragen . . . Eine Zeitlang ging in Ihrem Hause Alles ganz vortrefflich, und es blieb Alles in der guten alten Art und Weise. So dauerte der Frieden, die gute Ordnung und die Bereitwilligkeit, meinem Rathe zu folgen, 20 Jahre lang, so daß man fast die Abwesenheit des Familienvaters vergaß. Eine liebende Mutter, obgleich allerdings etwas schwach von Verstande, und gut erzogene Kinder machten dieses Haus zum Schmucke des Landes, und alle Abende kam eine auserlesene Gesellschaft von Neapolitanern hier zusammen, weil sie immer höchst freundlich aufgenommen ward. . . . Unterdeß wuchs Ihre Tochter Emilia zu ihrem 18. Jahre heran, voll Unschuld und Anmuth, und von der andern Seite kam ein junger Mann immer öfterer in's Haus, Ernesto Bartoli, der einzige Sohn des Grafen . . .

Bar. Vicenzo Bartoli? Meines besten Freundes! Lebt der noch? Geht's ihm wohl?

Mat. Er lebt, und es geht ihm recht wohl . . . das heißt, es geht ihm schlecht, weil er der Liebe [illegible]

Bar. Nun, so gehe ich zu ihm, und das auf der Stelle.

Mat. (steht verdrießlich auf). Nun, so gehen Sie!

Bar. Was hast Du denn? ... Du warst wohl noch nicht zu Ende?

Mat. Wenn Sie mich die ganze Zeit unterbrechen, so komme ich nie zu Ende.

Bar. Du hast Recht! Sei nur ruhig und fahre fort.

Mat. (setzt sich wieder). Die beiden jungen Leutchen verliebten sich in einander, und die Sachen waren schon so weit gediehen, daß bereits die Rede von einer Heirath war.

Bar. Eine prächtige Partie!

Mat. Da verliebte sich Teodoro auch ... zur Strafe unserer Sünden ... in Signora Valeria, und heirathete sie.

Bar. Sie ist also ein schlechtes Subject?

Mat. Im Gegentheil, sie ist die beste Dame von der Welt, und das ist eben das Schlimmste. Denn, wenn sie bös wäre, würde sie das doch selbst wissen, und man könnte sie behandeln, wie sie es verdient. ... Die Signora Valeria erhielt aber vom ersten Tage an ein entschiedenes Uebergewicht über ihre Schwiegermutter, ihre Schwägerin und besonders über ihren Mann, und verstand es sehr gut, ihnen schnell ihre eigenen Schwächen einzuimpfen.

Bar. Welche?

Menſchen. . . . So wie ſie nur in's Haus gekommen war, fing ſie auch ſchon an, den armen Erneſto zuzuſtutzen, der kaum dem Gymnaſio entlaufen, noch Sitte und Sprache deſſelben beibehalten hatte. Emilia war Anfangs gewaltig darüber aufgebracht, nach und nach aber, ſo wie die Krankheit weitern Fortgang nahm, änderte ſie ihre Gefühle, ward kalt, und auf die Liebe folgte Gleichgiltigkeit und zuletzt Verachtung. Das merkte denn der arme Signor Erneſto und litt lange ſchweigend darunter. Aber endlich beſtand er auf der Heirath. Man antwortete jedoch zweideutig, ſo daß er ſich zu entfernen anfing, und eines Tages hörten wir, daß er ganz unerwartet abgereiſ't ſei.

Bar. Wohin denn?

Mat. Das hat man nie erfahren. Seit länger als drei Jahren hat man gar nichts mehr von ihm gehört.

Bar. Und Emilia?

Mat. Die Signorina hat ſeitdem nach und nach ihre Stimmung ſehr verändert. Ehedem war ſie heiter und fröhlich, ſeitdem iſt ſie traurig geworden, ſonſt ſprach ſie gern und viel, und jetzt iſt ſie ſtill und in ſich gekehrt. Aber was noch ſchlimmer iſt: dieſes Haus hier iſt zu einem wahren Gaſthofe für Europa geworden. Fremde kommen und Fremde gehen. Die Neapolitaner haben ſich faſt ganz zurückgezogen, und wenn ja noch einer ſich ſehen läßt, ſo wird er mit Verdruß und Verachtung behandelt. Man braucht nur von jenſeits der Appeninnen herzukommen, um

gehalten zu werden. Unter diesen wurde nun vorm Jahre Ihren Damen ein pariser Blut vorgestellt, ein Graf von Belville, der für hochadlig und steinreich ausgeschrieen wurde. Allerdings ein schöner junger Mann mit feinen Manieren und, wie es schien, ziemlich verschlagen. Dieser nistete sich nun schnell in die Herzen ein, und unter diesen auch . . .

Bar. In das Herz Emilia's? Meine Tochter ist also so wetterwendisch!

Mat. Verurtheilen Sie sie noch nicht, Herr Baron. Die Sachen gingen indeß so schön vorwärts, daß der Herr Graf förmlich um ihre Hand anhielt. Hier hatte denn Ihre Frau Gemahlin einmal einen lichten Augenblick und hörte auf meinen Rath. Man antwortete daher, daß der Bewerber erst über seine Herkunft und sein Vermögen die gehörige Auskunft geben müsse. Dagegen konnte er natürlich nichts einzuwenden haben, wurde aber blaß dabei wie ein Leiche und versprach an die Seinigen zu schreiben. Dies will er denn nun auch gethan haben, aber seitdem sind nun schon vier Monate verflossen, und die Antwort ist immer noch nicht eingelaufen. Unterdessen nun kam Ihr Brief aus Constantinopel. Als sie nun Ihre baldige Rückkehr erfuhr, da weinte Emilia vor Freude, und erklärte feierlichst, daß bevor nicht dieses geschehen sei und Sie Ihre Einwilligung ertheilt hätten, nichts abgeschlossen werden könne.

Bar. Das brave Mädchen!

spricht — sie nicht sterblich verliebt sein kann, weil sie noch vernünftig redet. Folgt daraus, daß die Vorsehung Sie in Ihr Haus zurückgeführt hat, um zwei wichtige Aufträge zu vollziehen. Nummer Eins, die Narren wieder zur Vernunft zu bringen, und Nummer Zwei, das Glück Ihrer Tochter zu befördern.

Bar. Ein schwerer Auftrag ... aber doch erfreulich!

Mat. (aufstehend). Also divertiren Sie sich damit, wie ich's auch bisher gethan habe, die Mohren weiß zu waschen ... Aber es ist jetzt Zeit, Alle aufzuwecken und mit der großen Glocke zu läuten.

Bar. Was ist es denn mit dieser Glocke?

Mat. Das ist ein neuer Gebrauch hier zu Lande. Man geht mit dem Glockenläuten zum Frühstück, mit dem Glockenläuten zum Mittagsessen, nimmt mit ihm Visiten an und kommt mit ihm nach Hause ... Für die Männer ist Ein Mal bestimmt, für die Frauen zwei und für den Herrn vom Hause drei.

Bar. Das ist ja, um Kopfschmerzen davon zu bekommen!

Mat. Und der Herr Baron soll, weil er aus der andern Welt zurückkehrt, zwölf Mal haben.

Bar. Damit bleib' mir vom Halse.

Mat. Oder wollen Sie lieber der Frau Gemahlin eine süße Ueberraschung bereiten?

Bar. (nach einigem verlegenen Nachdenken). So laß nur läuten.

ein.) Laß gleich die Hofglocke läuten. Der gnädige Herr ist angekommen.

Togn. Angekommen? Wer? wie? wo?

Mat. Da steht er vor Dir.

Togn. (eilt, ihm die Hand zu küssen, und steht ihn ganz erstaunt an). Oh! Excellenz! So hat denn der Himmel endlich unsre heißesten Wünsche erhört!

Bar. (den Kopf schüttelnd). Gehen Sie nur, gehen Sie, mein Lieber, und klingeln Sie.

Togn. (im Abgehn). Alle Wetter! sollte er was gehört haben?

Bar. Wer ist denn der?

Mat. Es ist der Kammerdiener. Ein verschmitzter Venetianer, der mir gar nicht zu Gesicht steht.

Bar. Der saubere Freund, als ich ihn dorthin traf, wünschte, daß ich unterwegs den Hals gebrochen hätte, und ein Anderer, der bei ihm war, machte das Echo dazu. Nun, wir wollen schon weiter sehen. Jetzt empfehle ich Dir nur an, unser vorläufiges Gespräch an Niemand zu veröffentlichen. (Man hört die Glocke läuten.) Ha, ha! Nun geh'ts an.

Mat. Die erste, die herbei eilt, wird gewiß Signora Emilia sein, die bereits aufgestanden war.

Bar. Warum sagtest Du mir das nicht gleich? Ich wäre selbst zu ihr gegangen.

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Emilia. Dann die **Personen**, wie sie nach und nach aufgeführt werden.

Emilia (stürzt in die Arme ihres Vaters, dann kniet sie vor ihm nieder und küßt inbrünstig seine Hände, ohne ein Wort sprechen zu können. Der Vater drückt sie liebend an sein Herz.)

Bar. Tochter! ... meine Tochter! ... Erst gestern erfuhr ich, daß ich Dich besaß ... und heute drücke ich Dich an mein Herz!

Em. Oh! seit wie vielen Jahren erflehte ich Sie mir von Gott!

Mat. (sich die Augen trocknend). Ich habe mich nicht verheirathet, um nicht über meine Kinder zu weinen, und nun muß ich über die andrer Leute flennen! Was das für Tollheit ist!

Em. Mein Vater! mein geliebter Vater! ich habe stets auf Ihre Rückkehr als auf meine höchste Wonne gehofft, aber seit einiger Zeit habe ich sie als das einzige Hilfsmittel für mich erfleht, um meine...

Teodoro (in einer eleganten Blouse mit goldgestickter Verzierung, eine vielfarbige Schärpe um den Hals, eilt herbei). Wo ist mein lieber Vater?

Bar. (ihm entgegen). Teodoro! mein theuer Sohn! (Umarmung.)

Baronin (innerhalb). Mein Mann! mein Mann! Wo ist er! (Sie tritt in unordentlichem Anzuge heraus mit aufgelöst'em Haar, die Haube auf einer Seite. Jedenfalls muß sie einen Ohnmachtsanfall überstanden haben.

sie ihren Mann erblickt, stürzt sie sich mit Seufzern und Schreien auf ihn; der Baron geht, als er ihre Stimme hört, ihr erst eilig entgegen, als er sie aber sieht, tritt er einen Schritt zurück. Der Name Sophronia, den er erst halb voll Entzücken ausspricht, erstirbt ihm dann auf den Lippen.)

Baronin. Mein geliebtester Gatte! ... Mir vergeht der Athem, um Dir meine Zärtlichkeit auszudrücken! Keine Zeit hat vermocht, Dich aus meinem Herzen zu verlöschen. Ich bin noch stets für Dich ... dieselbe.

Bar. Und ich ...

Baronin. Endlich habe ich Dich wieder! Es kommt mir wahrhaftig wie ein Traum vor.

Bar. Und Du erscheinst mir ganz wie eine Fabel.

Baronin. Wie gut hast Du Dich conservirt.

Bar. Gott sei Dank, recht leidlich.

Baronin. Und wie komme ich Dir vor?

Bar. Gut, sehr gut! Du hast auch zugenommen ... im Umfange nämlich. ... Und überdies hast Du mir ja auch ein Geschenk von unschätzbarem Werthe in unsrer theuren Emilia gegeben. ... Kommt her, meine Kinder, laßt mich Euch noch einmal an's Herz drücken. ... Und meine Schwiegertochter?

Baronin. Sogleich werde ich die Freude haben, Dir diese Blume der Anmuth und Lieblichkeit vorzustellen, und dann den kleinen Scheim und die allerliebste Kleine, und dann die ganze Dienerschaft. Du

hards, des berühmten Geheimschreibers und angeblichen Schwiegersohns Karls des Großen, aufbewahrt wird, der die Gebeine dieses Mannes, seiner Emma und deren Schwester Gisella umschlossen haben soll, und aus dem Kloster Seligenstadt zu Anfang des vorigen Jahrhunderts hierher kam.

Hier war's, wo zuerst das jüngere der Frauenzimmer theilnehmend sich mit in unser Gespräch mischte.

Du weißt Leopold, welche Meinung ich im Punkte solcher Sagen, wie die von Eginhard und Emma zum Beispiel, hege, und daß mir die historische Kritik immer über alles geht, und daß selbst ein vollendet schönes Dichterwerk, — zu welchem manchmal dergleichen Ueberlieferungen recht passende, gefällige und anmuthige Stoffe geben — mir, bei aller Begeisterung, in die es mich versetzt, doch die Würde der Geschichte, die neben strenger Unparteilichkeit strenge Wahrheit ist, nicht kann vergessen machen.

Mein mit Holm schon früher geführtes Gespräch bekam hier an dieser Stelle neue Nahrung und das Zeitalter Karls, den wir den Großen nennen, war bald die Are, um die es sich allein drehte. — Der uns herumführende Aufseher erzählte mit ziemlicher Geläufigkeit den Damen die ihnen gewiß längst bekannte Geschichte von Karls Tochter und dem jungen Geheimschreiber und wandte sich dabei einigemal, gleichsam mich zur Bestätigung auffor-

langen, was Dir angehört. Siehe da! da kommt schon Deine Schwiegertochter!

(Valeria kommt langsam vorwärts. Sie trägt das sorgfältigste Negligee.)

Baronin. Mein verehrter Herr Gemahl, hier stelle ich Ihnen unsre liebenswürdige Schwiegertochter, die Signora Valeria Fantastici vor, welche bereits seit mehren Jahren unserm Hause einen solchen Glanz verliehen hat, daß es durch ihre Sorgfalt wahrhaft europäisch geworden ist.

Bar. Eine herrliche Eroberung.

Val. (mit einer leichten Verbeugung dem Baron die Hand hinhaltend). Enchantée, enchantée de faire enfin votre connoissance.

Bar. (thut als verstehe er es nicht). Hm? was sagten Sie?

Val. Ich bin entzückt, Ihre Bekanntschaft endlich zu machen.

Bar. Sehr verbunden. Auch ich erwidere dasselbe.

(Aus der Thür rechts tritt Lesage mit dem Knaben an der Hand, aus der links Mademoiselle Legrand, und aus der Mitteilhür treten vier Bediente ein, unter denen Negnino und der Portier.)

Lesage. (indem er vortritt, halblaut zu dem Knaben:) Haben Sie es verstanden? Sie müssen sagen: Mon chere grand-père, permettez que je vous embrasse.

(Der Knabe macht ein Zeichen, daß er es verstanden habe.)

Val. (zu dem Knaben) Sonne

Der Knabe (geht vor, aber sobald er den Baron erkennt, fährt er erschreckt zurück und sagt halblei zu Lesage:) Das ist ja das garstige Murmelthier!

Val. (nimmt ihn beim Arme, schüttelt ihn und sagt leis zu ihm:) Schäme Dich doch, und komm!

Bar. Lassen Sie es gut sein ... der Knabe ist schüchtern ... er sieht mich ja zum ersten Male! ... Komm her und gieb mir einen Kuß. (Der Knabe läßt sich küssen, ohne ein Wort zu sagen. Jetzt wendet sich der Baron zu Lesage und fragt erstaunt:) Und dieser Herr?

Baronin. Ist der Gouverneur unsers Enkels ..:

Teod. Der Erzieher meines Sohnes ...

Val. Monsieur Lesage: ein Mann ganz comme il faut.

Bar. (ironisch). Davon bin ich überzeugt.

Val. Und dies ist meine Kammerfrau, Mademoiselle Legrand.

Bar. (erkennt sie, lacht, und sieht bald sie, bald Lesage an). Ihr Diener. (zu Valeria.) Vortrefflich! Sie haben da wahrhaftig Personen um sich ...

Teod. Und dieses ist Tognino, unser Kammerdiener.

Bar. Das weiß ich, weiß ich. Ich habe seine Bekanntschaft schon vorher gemacht.

Baronin. Dieser dort ist Franz, der deutsche Lakai.

Val. Und jener, Frontin der Pariser.

Baronin. Und der letzte dort, der Schweizer ...

So wie diese Personen genannt werden, treten sie vor und küssen dem Baron die Hand.)

Bar. Genug, genug! Jetzt muß ich nur gehen und dem kleinen Mädchen noch ein Küßchen geben, und dann etwas speisen, weil ich seit gestern Abend nichts genossen habe.

Val. Tognino, das Frühstück zu recht gemacht!

Bar. So gehen wir denn. (zu Teodoro.) Wie heißt denn Dein Töchterchen?

Val. Adelle. (mit französischer Aussprache.)

Teod. Adelia, lieber Vater.

Bar. Nun, so kommt ... ich sehne mich nach einem Küßchen von Eurer (Valeria nachahmend) Adelle! (Alle setzen sich in Bewegung, die Baronin voraus, der Baron mit Teodoro. Valeria bleibt zuletzt und sagt zu sich selbst, ihm nachblickend.)

Val. Was für eine linkische Tournüre! Er sieht wahrhaftig wie ein leibhaftiger Mongole aus!

Ende des ersten Aufzuges.

Zweiter Aufzug.

Erster Auftritt.

Tognino. Dann der **Baron**, die **Baronin**, **Emilia**, **Valeria** und **Teodoro**. Tognino bereitet das Frühstück auf einem runden Tische vor.

Togn. Daß der Herr Baron nach einer so langen Reise und 24 Stunden Fasten sich mit diesem Wenigen begnügen will, ist mir wahrhaftig unbegreiflich, aber desto besser. . . . Indessen weiß ich doch nicht, weshalb ich nicht im Stande bin, ohne Sorgen zu sein. . . Dieser Herr Baron flößt mir eine Furcht ein, eine Furcht . . . Er hat einen so durchdringenden Blick, daß . . . Aha, da kommen sie schon wieder.

Bar. (der, Emilia am Arme habend, mit dem Obengenannten hereinkommt). Schön, schön! Das Gespräch am Bettchen meines kleinen Enkelchens hat mich ganz von dem Zustande unterrichtet, in dem ich meine liebe Vaterstadt wiederfinde, und ich bin völlig stolz darauf.

Val. (für sich). Da ist er mit Wenigem zufrie-

Bar. Jetzt bleibt mir nichts übrig, als auch dem Magen Audienz zu geben, der so ziemlich leer ist.

Baronin. Tognino, ist das Frühstück bereit?

Togn. Hier ist es servirt, Eccellenza.

Baronin. Nun, so setzen wir uns, lieber Mann, setzen wir uns. Du hast alle Ursache dazu, armer verhungerter Mann!

(Sie setzen sich im Halbkreise, die Baronin in der Mitte, die Kinder alsdann, der Baron und Valeria an den Enden.

Teod. Lieber Vater, hier ist Thee.

Bar. Thee? Aber ich brauche ja nicht in Transpiration zu gerathen.

Val. Und hier Milch.

Bar. Schönen Dank. Ich wünschte aber lieber etwas Consistentes zwischen die Zähne.

Em. Hier sind Butterbrote.

Baronin. Nimm Dir von den gerösteten da.

(Jede [illegible]men bietet ihm einen Teller dar, der Baron nimmt lachend ein Butterbrot, hält es in die Höhe und sieht durch.)

Bar. In Circassien hörte ich bereits einmal von einem homöopathischen System sprechen . . . aber blos in der Medicin.

Val. (verächtlich). Tognino, eine Brioche für den Herrn Baron.

Bar. Schönen Dank! Diese Dame habe ich aber nicht die Ehre, zu kennen . . . Tognino, ich bin

Togn. Eccellenza, das ist noch nicht in der Küche.

Bar. Nun, so bringe mir ein Stück guten hausbackenen Brotes und ein Glas guten Wein.

Val. Ich werde Champagner holen lassen...

Baronin. Oder Bordeaux.

Bar. Incommodirt Euch nicht. Ich bin mit Landwein zufrieden. Lacrimá ... oder Calabreser ... oder so etwas.

Togn. Ich eile, Eccellenza zu begnügen. (Geht ab.)

Val. (für sich). Was für ein Scandal! Als ob wir in der Kneipe säßen! Wenn ein Fremder dabei wäre, ich schämte mich zu Tode!

Bar. Ihr Uebrigen eßt und trinkt nur nach Belieben. Ich will unterdeß meinen Magen mit einem gerösteten Rindchen in Geduld halten ... Teodoro! aber Du sprichst doch auch gar nicht!

Teod. Oh, mein lieber Vater, ich bin noch ganz von der Freude über Ihre glückliche Rückkehr betäubt.

Togn. (kommt mit dem Verlangten wieder.) Excellenza nach Befehl.

Bar. Bravo, bravissimo! Endlich habe ich nun auch meinen Theil. (Alle speisen und sprechen dazu.)

Val. Herr Schwiegervater, man hat mir gesagt, daß Sie in Ihrer Jugend sehr große Reisen gemacht haben.

Bar. Das will ich meinen. Ich kenne ganz Europa, und besonders Frankreich. Zwölf Mal allein

Val. (für sich). Darnach sieht er gar nicht aus. (Laut.) Oh, wie beneide ich Sie darum!

Bar. Ich hoffe jedoch, daß Sie mich nicht um meine letzte Villeggiatura von 27 Jahren beneiden werden ... Sie sind wohl noch nicht viel gereis't?

Val. Noch gar nicht, wie ich zu meiner Schande eingestehen muß. Nicht zehn Miglien von hier weg! Aber ich werde reisen. Oh, ich werde reisen, nicht wahr, lieber Mann?

Teod. Versteht sich. Wir werden reisen, oh, wir werden reisen!

Bar. Dieser Salon ist mit der außerordentlichsten Eleganz angeordnet.

Baronin. Ein Beweis des guten Geschmacks unserer Schwiegertochter.

Val. Sie sind zu gütig, liebe Mama.

Bar. Die Meublen sollten nur ein wenig mehr in Ordnung aufgestellt sein, weil man sonst Gefahr läuft ... (greift sich an's Bein).

Baronin. Das ist jetzt so Mode.

Bar. Sieh' doch! Man kann das allerdings einen wahren Fortschritt nennen, denn die Möbeln haben sich aus den Ecken und von den Wänden in die Mitte bemüht, damit ehrliche Leute die Beine darüber brechen können.

Val. (für sich). Er ist wahrhaftig ganz zum Barbaren geworden!

Bar. Dort habt Ihr ja eine ganze Sammlung

wiedererkannt ... bei andern aber nicht ... Zum Beispiel das da, das ist ja ganz eine Figur im Callot'schen Styl, diese Alte in Pelz gehüllt.

Val. (wichtig thuend). Es ist eine meiner vertrauten Freundinnen, eine Russin, die Prinzessin Kiekikoff.

Bar. Ein harmonischer Name! ... Und dieser schöne junge Mann da, mit dem kleinen Schnauzbärtchen?

Baronin (lächelnd, hustend und Emilia ansehend). Das ist etwas, von dem wir nachher sprechen werden.

Baron. Hätte ich doch nicht gedacht, daß ein Mann ein Etwas werden könnte! ... Also gerade heraus, wer ist es?

Baronin. He, he, das könnte Dir Emilia besser sagen, als ich.

Em. Liebe Mutter, sparen Sie mir das Erröthen.

Baronin. Nun denn, es ist eine höchst schätzbare Parthie, die unsre unvergleichliche Valeria ...

Val. Zu gütig, zu gütig, liebe Mama ... Verehrter Herr Schwiegervater, ich versichere Ihnen aber, daß es ein delicióser junger Mann ist.

Baronin. Vom ausgesuchtesten Tone.

Val. Er reitet, er tanzt zum Entzücken.

Baronin. Großes Vermögen, vornehme Herkunft. Es ist ein Graf von Belville aus Paris. Ein Mann voller Kenntnisse. Er spricht viele Sprachen,

kann, kurz, es ist ein junger Mann ... ein junger Mann ... ich weiß nicht, wie man es in unsrer Sprache ausdrückt ... ein jeune homme accompli.

Val. (verächtlich). Ja, so etwas läßt sich gar nicht übersetzen!

Bar. Aber ... ich hörte doch von einer Partie sprechen!

Baronin. Je nun ja ... weil er ... weil er wohl der Zukünftige Deiner lieben Tochter werden könnte.

Bar. (heiter). Ah! ... der Zukünftige! Die Zukünftigen sind es stets der Natur der Sache nach bedingungsweise. Man muß stets die Klausel: „wenn der Himmel will!" hinzufügen. (Emilia erschrickt.) Ihr habt mir nun genug von seinen Aeußerlichkeiten vorgerühmt, aber sein Inneres, sein moralischer Charakter?

Baronin. Oh! das versteht sich von selbst. Das ist das Erste. Oh! meine Schwiegertochter hat ihn in dieser Beziehung vor allem Andern durchforscht. Und sie ist Meisterin in so etwas. Sie sagt ja auch immer: „die Moral vor allem Andern!

Val. Sie sind allzugütig, Mama.

Baronin. Du hast ja wohl auch bereis gesehen, wie sie ihren Sohn erzieht? Mit sechs Jahren hat er schon seinen Hofmeister.

Val. Meine Schuldigkeit. Ich habe auch bereits an die Kleine gedacht.

Bar. Bravo! Wie vortrefflich haben Sie für

Val. Ja, ja; ich mußte mir einmal nothwendig einen Shawl aus Paris verschreiben, und da habe ich mir auch eine Gouvernante mitkommen lassen.

Bar. Bravissimo! Der Shawl und die Gouvernante! Das heißt, das Nützliche mit dem Süßen vereinen! Utile cum dulci. (Er steht auf, die Andern folgen ihm. Tognino räumt ab). Jetzt aber ein Wort im Ernste! ... Bis heute ist das ganze Hauswesen nach Eurem Belieben gegangen, von dieser Stunde an soll es nach meiner Art und Weise eingerichtet werden. Für's Erste bleibt die Bestimmung über Emilia's Hand nur mir überlassen, mir ganz allein.

Em. (sehr bewegt). Lieber Vater!

Baronin (leise zum Baron). Siehst Du nicht, daß das arme Ding bis in's Innerste verliebt ist?

Bar. Ich schließe deshalb Euern Belville nicht aus. Ich will ihn sehen, mit ihm sprechen, ihn prüfen und dann darüber nachdenken. Aber auswärtige Verheirathungen ohne Noth sind gar nicht nach meinem Geschmacke.

Em. (für sich). Mein Himmel!

Val. (für sich). Ich werde gleich an den Grafen schreiben, um ihn von Allem zu unterrichten.

(Es tritt ein Diener mit einem Packet Briefe ein, die er Tognino übergiebt.)

Togn. (giebt zwei bis drei Briefe an Teodoro, die übrigen an Valeria). Von der Post!

Val. (leis zu Tognino). Warte auf mich in mei-

dernd, an mich. Da konnte ich dann nicht unterlassen meine durch die Chronikschreiber jener Zeit ziemlich gerechfertigten Zweifel in die Wahrheit des Ganzen anzubringen und — wie es dann so zu gehen pflegt, wenn man über nicht ganz klare Dinge streitet — im Eifer für meine Behauptung mochte ich wohl ein wenig zu weit gehen, und ich würde gewiß sobald nicht aufgehört haben, den hartnäckig bei seinem Glauben bleibenden durch meine Einwürfe zu ärgern vielleicht, hätte nicht Emma die Partie unsers Führers und damit auch die ihrer kaiserlichen Namensschwester und deren vorgeblichen Gemals genommen und mit fast erzürnter Stimme und Miene, die dem holden, sanften Gesicht so wohl kleidete, den schönen, poetischen Werth solcher Traditionen gegen meine historische Zweifelsucht beschützt.

Du kannst denken, daß ich mich nicht sogleich ergab und noch eine ganze Weile, nachdem wir schon das streitige Denkmal verlassen hatten und uns auf dem Wege nach Fulbach befanden — den ich die Erlaubniß erhalten hatte in der lieben, gefundenen Gesellschaft zu machen — dauerte unser Für und Gegen fort, wobei die ältliche Dame und Holm fast stumme Zuhörer abgaben.

So wurde ich mit Emma bekannt und indem, sonderbar genug, unser erstes Berühren fast ein widerstrebendes war, schloß sich um unsere Herzen jenes zartgewobene Band einer reinen Empfindung,

die Aufschriften ihrer Briefe). Wien . . . London . . . . . Berlin . . . Petersburg.

Bar. Sie haben ja da eine wahre diplomatische Correspondenz!

Val. Je nun . . . wenn man in der höhern Atmosphäre lebt . . . kann man sich davon nicht losmachen. Und dann . . . ohne Eitelkeit gesagt . . . man hat so viele Güte für mich . . . Alle erhalten sich die Erinnerung an meinen Namen . . . Erlauben Sie daher! Ich gehe in mein Cabinet, um diese Zuschriften im Stillen zu genießen.

Bar. Ganz nach Belieben. (Valeria geht.) Und Du, mein liebes Kind, (zur Baronin) lebst Du nicht auch in der höhern Atmosphäre?

Baronin. Das versteht sich. Wir haben die Verpflichtungen unter uns gleich getheilt. Valeria besorgt die äußern, ich die innern Honneurs. Daher auch, mein theuerster Gemahl, muß ich Dich für einen Augenblick verlassen. Ich muß noch Toilette machen und ausfahren, um einige Karten abzugeben.

Bar. Was denn für welche?

Baronin. Je nun, Gratulationskarten, Condolenzkarten, Visitenkarten vor allen Dingen. Denn, siehst Du, es ist in unserm Familienrathe beschlossen worden, daß nach Deiner Rückkehr hier ein großes Rout veranstaltet werden solle, um dieses glückliche Ereigniß zu feiern und Dir alle unsere Freunde und Freundinnen vorzustellen. Heute Abend also

größte Vergnügen sein. — Aber ich will nun auch selbst ein wenig ausgehen, um meine theure Vaterstadt zu durchstreifen, und meine alten Bekannten aufzusuchen. Also geh' nur, geh! (Die Baronin geht ab.)

Zweiter Auftritt.

Der Baron. Emilia. Teodoro. Zuletzt ein Diener.

Bar. (nachdem er die Kinder liebend angesehen, nimmt er ihre Hände und betrachtet sie eine Weile still). Es thut mir wohl, mit Euch allein zu bleiben, lieben Kinder! Wir kennen uns erst seit wenigen Stunden, und ich kann sagen, daß ich noch fremd in meinem Hause bin. Aber ... das Noviziat der Vaterliebe ist nur kurz, und ich liebe Euch schon mit alter Liebe ... mit tiefsinniger Zärtlichkeit. Es ist mir, als ob ich Euch schon kennte, als ob ich Euch bereits seit langen Jahren gekannt hätte. (Nimmt einen scherzenden Ton an) Und da scheint es mir denn für's Erste, lieber Teodoro als ob Deine Frau Dich ganz sanft an der Nase herumführte.

Teod. Oh, sagen Sie das ja nicht, lieber Vater! Valeria thut nur das, was ich selbst will. Und ihr allein verdanken wir den Ton, der in unsrer Familie eingeführt ist.

Bar. Den Ton? Ei, ei! ... Nun, nun, es kann sein, daß ich mich irre, aber worin ich mich gewiß nicht irre, das ist die Traurigkeit, die ich auf Emilia's Stirne lese.

Teod. Das ist wahr. Meine Schwester, die

ſonſt ſo heiter, ſo fröhlich war, iſt mit dem Fortgange der Zeit ganz anders geworden.

Em. Oh nein ... Du irrſt Dich, lieber Bruder! Ich bin nun einmal ſo ... es liegt in meinem Charakter ...

Bar. Teodoro, laß mich allein mit Deiner Schweſter.

Teod. Wie Sie befehlen, lieber Vater. (Geht ab.)

Em. (für ſich). Was wird er mir ſagen wollen?

Bar. (umarmt ſie nach kurzem Schweigen). Meine theure Tochter ... in dieſem Hauſe hat Jeder über ſeine Zukunft beſtimmt, nur Du nicht über die Deine. Obgleich Du nicht mehr ſo ganz jung an Jahren biſt, biſt Du doch noch in Ungewißheit über Dein künftiges Loos ... Es iſt dies ein Geheimniß, das Du mir aufklären ſollteſt, da es vielleicht die Urſache Deiner Traurigkeit iſt ... Bis dahin muß ich aber annehmen ... daß Du den Grafen von Belville liebſt.

Em. (ſeufzend). Mein Vater!

Bar. Alſo liebſt Du ihn wirklich?

Em. Ach, nur zu ſehr!

Bar. Und ſeit wann?

Em. Ich lernte ihn im vergangenen Jahre kennen ... und vor vier bis fünf Monaten hielt er um meine Hand an.

Bar. Eine hinreichende Zeit, um die Phantaſie zu beſchäftigen, aber nicht, um ein Gefühl zu befeſtigen.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER,K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18570/041

Signor Criſtoforo draußen, ein Gaſtwirth, der mit Ihnen zu ſprechen verlangt.

Bar. (bei Seite). Alle Wetter! ich habe meinen Wagen vergeſſen! Es wäre mir doch höchſt unangenehm, wenn durch irgend eine Unvorſichtigkeit...

Diener. Er hat Ihren Wagen mitgebracht.

Bar. Gut, gut. Laß ihn hereintreten.

Dritter Auftritt.

Criſtoforo. Die Vorigen.

Criſt. Herr Baron, Sie hatten vergeſſen....

Bar. (zieht ihn mit einem Zeichen des Schweigens bei Seite). Sprich leiſe. Ich will nicht, daß ſie Alles erfahren.

Criſt. Verzeihen Sie... ich wußte nicht... Wer iſt die Dame?

Bar. Das iſt meine Tochter.

Criſt. Ein Prachtſtück von Schönheit! Der Himmel ſegne ſie Ihnen... Aber Sie hatten mich ja ganz und gar im Stiche gelaſſen!

Bar. Du haſt Recht! Sei nicht bös darüber! Aber die erſten Augenblicke zerſtreuten mich ſo, daß...

Criſt. Verſtehe, verſtehe; und eben deshalb habe ich auch, nachdem ich wohl vier Stunden gewartet, mir die Freiheit genommen, Ihren Wagen hierher zu fahren. Ich wollte Sie auch noch dabei um die Gefälligkeit bitten... mich bei der Polizei zu empfehlen.

Bar. Wohl Deiner Diebſtahls-Angelegenheit wegen?

Criſt. Getroffen! ... Mein werther Vetter hat mich aufgeſucht, und rathen Sie einmal, was er mir mitgetheilt hat? ... Von mehrern benachbarten Höfen ſind Aufforderungen eingegangen, daß man die genaueſten Nachforſchungen nach einem gewaltigen Gauner anſtelle, und ihn betreffenden Falles in Verwahrung bringe, der unter andern ſeinen Streichen auch noch vor Kurzem einer römiſchen Fürſtin eine große Anzahl koſtbarer Edelſteine entfremdet hat. Es ſoll im vergangenen Jahre vorgefallen ſein. Da hat man denn auch zugleich die Perſonenbeſchreibung mit eingeſendet, und ich wollte wetten, daß der Freund der Fürſtin auch der meinige geweſen ſei ... Das Schwierige dabei iſt nur, ihn im Ocean dieſer Stadt aufzufiſchen.

Bar. Wenn er nur wirklich hier iſt! Jedenfalls wollen wir das Beſte hoffen. Ich will auch gleich einen Empfehlungsbrief für Dich ſchreiben. ... Aber jetzt laß mich in Ruhe.

Criſt. Ich gehe gleich ... Das Haus hier iſt wirklich prachtvoll! (Im Abgehen ſieht er ſich noch Alles an, als er aber bei den Gemälden vorbeikommt, ſtößt er einen Schrei der Verwunderung aus.) Signor Barone!

Bar. Was giebts denn?

Criſt. (nimmt ein kleines Bild hinweg und zeigt es dem Barone). Wen ſtellt das Bild da vor?

Bar. Wozu die Frage? Jedenfalls ſprich leiſer, was Du mir zu ſagen haſt.

Criſt. Wenn ich nicht ganz blind vor den Augen

bin .... so ist dies hier das Portrait meines Spitzbuben.

Bar. Bah! Spiel der Einbildung!

Em. (für sich). Er hat das Bild des Grafen weggenommen! ... Was will er damit?

Bar. Das ist ein vornehmer Herr aus Paris ... ein Graf von Belville.

Crist. Nein, nein! Je mehr ich es ansehe, je mehr überzeuge ich mich, daß es mein Mann ist! ... Ich weiß wohl, daß man manchmal auf sonderbare Aehnlichkeiten stößt, aber ich finde hier ein ganz eigenthümliches Kennzeichen. Sehen Sie nur, wie getreu der Maler hier unterm linken Auge ein kleines Muttermaal gemalt hat!

Bar. (verwundert). Nun?

Crist. Nun, mein Herr Labrosse hatte dasselbe Muttermaal auch, und unter den Kennzeichen, die aus Rom hierher gemeldet worden sind, ist auch dasselbe mit angegeben.

Bar. Unmöglich!

Crist. Es ist nicht blos möglich, sondern es ist gewiß! Um aber allen Zweifel zu beseitigen, muß ich den Herrn von Angesicht zu Angesicht sehen. Ich beschwöre Sie daher um des Himmels willen ... denken Sie ein Mittel aus, daß ich ...

Bar. Das wird nicht eben allzuschwer sein! ... Heut Abend ... wird eine große Gesellschaft hierherkommen ... wahrscheinlich wird er auch mitkommen ... da Du aber hier gesehen worden bist ... so wäre

es doch beſſer ... wenn Du Dich etwas verſtelltest ... Doch ſtill! ich muß jetzt fort, und werde Dich ſchon wiederſehen.

Criſt. Aber wo und wann?

Bar. Um Ein Uhr Mittags ... vor dem königlichen Schloſſe.

Criſt. Verſtehe! ... werde gehörig erſcheinen. (Geht ab.)

Bar. (für ſich). Je mehr ich darüber nachdenke, je weniger kann ich es glauben. ... Alles das ſich zu Schulden gemacht zu haben, und hier zu bleiben und um den Stutzer in Neapel zu machen, um auf den Galeeren oder gar mit dem Galgen zu enden! Das iſt nicht wahrſcheinlich! ... Aber bei alle Dem iſt dies doch auch keine Komödie, wo man mehr das Wahrſcheinliche darin ſucht, als das Wahre, und es wäre dennoch möglich, daß die Vorſehung ihn zu ſeiner Strafe ſo gänzlich verblendet habe, daß ...

Em. (kommt wieder vor und blickt ihren Vater unruhig an). Lieber Vater! ... was hat es denn gegeben? — Was hat Ihnen denn dieſer Mann über das Portrait des Grafen geſagt?

Bar. Nichts, gar nichts. Er ſagte blos, daß der Graf einige Zeit in ſeinem Gaſthofe gewohnt habe. Doch ſetzen wir unſer Geſpräch von vorhin nun fort. Deine Traurigkeit ſtimmt gar nicht recht zu der Hoffnung auf eine ſo glänzende Verbindung ... Sage mir die Wahrheit. Hatteſt Du, ehe Du den Grafen liebteſt, ſchon einem Andern Dein Herz geſchenkt gehabt?

Ein Diener. Eccellenza, der Graf von Belville wünſcht Eccellenza zu beſuchen.

Bar. Kann man denn nicht eine Viertelſtunde allein bleiben! Laß ihn hereinkommen.

Em. Theuerſter Vater, erlauben Sie! Ich will nur geſchwind meine Toilette machen und bin dann gleich wieder hier. (Geht eilig ab.)

Bar. (ihr nachſehend). Erſt die Toilette und dann der Geliebte? ... Ha, ha, ha, das ſcheint mir eine Liebe zu ſein, die etwas in Pomade aufgelöſ't iſt. — Bei alle Dem iſt mir der Beſuch ſehr willkommen. Ich kann bequem meine Unterſuchungen anſtellen.

Vierter Auftritt.

Der Baron. Belville. Ein Diener.

Belv. (von einem Diener hereingeführt). Was werden der Herr Baron zu meiner Kühnheit ſagen ... (der Baron macht ein Zeichen des Erſtaunens) indem ich mich Ihnen vorſtelle, ohne erſt um Erlaubniß dazu gebeten zu haben. Die ehrenvolle Gewogenheit jedoch, mit der mich des Herrn Barons Familie beglückt ... hat mir die angenehme Pflicht auferlegt, den Augenblick nicht länger zu verſchieben, Ihnen meine innigſten Glückwünſche zu Ihrer glücklichen und ſo langerſehnten Rückkehr darzubringen.

Bar. Höchſt verbunden für dieſen Ausdruck Ihrer Güte! (für ſich) Dieſes Geſicht iſt mir nicht neu, das muß ich ſchon anderswo geſehen haben.

Belv. Es ſind nun ſchon bereits 4 Monate,

daß wir Alle die heißesten Gebete zum Himmel sende-ten, weil...

Bar. Sehr verbunden! ... Aber ſetzen wir uns doch, Herr Graf.

Belv. Zu Befehl. (Sie ſetzen ſich.)

Bar. Ich fühle mich außerordentlich glücklich, Ihre ſchätzbare Bekanntſchaft gemacht zu haben.

Belv. Sie beſchämen mich.

Bar. Sagen Sie mir doch einmal, Herr Graf, wie ich gehört habe, ſind Sie aus Paris, der ſchönſten Stadt von der Welt? Ich bin 15 Mal da geweſen und ginge gern noch eben ſo viele Male wieder hin.

Belv. (für ſich). Alle Wetter! Er iſt in Frank-reich geweſen! (Laut). Das heißt, ich kann mich al-lerdings wohl einen Pariſer nennen, weil ich von Kind-heit an mich dort aufgehalten habe, aber meine Familie ſtammt eigentlich ... aus Perpignan her. (Für ſich.) So weit weg als nur möglich!

Bar. Aus Perpignan? ... Aber dort war ich ja lange in Garniſon ... und in einer kleinen Stadt wie dieſe habe ich doch nie von einer Familie Ihres Namens reden hören.

Belv. Wann waren Sie denn dort?

Bar. Oh! ... es ſind ... wohl 30 Jahre her. Ich war nämlich in meinen jüngern Jahren Militair, wie Sie wohl werden gehört haben.

Belv. (für ſich). Ich ſchöpfe wieder Athem. (Laut.) Ja, damals, da konnten Sie natürlich nichts von uns

das, schnell sich fest und fester um uns schlingend, bald uns gegenseitig zeigte, wie Leben und Glück für jeden nur in des andern geliebter Nähe wohne.

Einen köstlichen Tag, o, ich werde ihn nimmer vergessen! brachten wir in Fulbach zu, dann schieden wir, aber nur auf kurze Zeit und eine Reihe von Stunden der reinsten Glückseligkeit, der heitersten, seligsten Liebe folgten diesem ersten Zusammentreffen wie einem schönen Morgen ein warmer, sonnenheller Tag, bis endlich am dämmernden Horizont die Wolken aufsteigen, die all seinen Glanz und all sein Licht umschleiern! —

Holm hatte mir einige Nachrichten über sich und seine Begleiterinnen gegeben und so erfuhr ich, daß er ein unabhängiger, wohlbemittelter Privatmann, die ältere der Frauenzimmer eine Madame Schwarzberg, seit mehreren Jahren Witwe, Emma aber eine weitläuftige Verwandte von ihr sey. Gern hätte ich mehr gewußt, aber geradezu zu fragen, verbot mir der Wohlstand und meine leisen Andeutungen schien Holm absichtlich, später auch Madam Schwarzberg, nicht verstehen und geschickt ausweichen zu wollen, und so — da auch Emma bei näherem Bekanntwerden mir nicht sagen wollte, vielleicht konnte — kam es, daß ich nie ihren Geschlechtnamen, nie etwas von ihren näheren Verhältnissen erfuhr.

Nahe bei Schwetzingen in einem jener vielen, in

hören, denn mein Vater wohnte damals ... in Lille. (Für sich.) Ich muß wieder einen Sprung machen.

Bar. In Lille? ... Auch in Lille war ich 14 Monate ... und doch ...

Belv. Wann war denn das?

Bar. Auch in meiner Jugend.

Belv. (für sich.) Das ist doch eine verteufelte Jugend gewesen! (Laut.) Oh ... da war ich vielleicht noch nicht geboren und mein Vater lebte damals auf einem Landgute ziemlich weit von der Stadt ... Aber sagen Sie, Herr Baron: Ohnerachtet aller Ihrer Unfälle haben Sie doch ein großes Stück vom Occident und Orient gesehen. Nun, sagen Sie mir, wie gehen denn die Circassierinnen? Was für ein Leben führt man denn unter diesen barbarischen Völkern?

Bar. Oh, das kann man in zwei Worten zusammenfassen: Man lebt vom Flintenpulver. Doch sprechen wir nicht von so unangenehmen Sachen, kommen wir auf unser schönes Paris zurück ... Wird noch immer an den Verschönerungen und Befestigungen dort gearbeitet?

Belv. O, immer, immer ...

Bar. Wie steht es mit der fortlaufenden Umfassungsmauer und den einzelnen Forts?

Belv. (für sich). Das wird schön werden! (Laut.) Oh! ... die fortlaufende Umfassungsmauer ... läuft fort ... und die einzelnen Forts wachsen immer mehr zusammen.

Bar. Ach, sagen Sie mir doch: ich habe von

einem März- und einem October-Miniſterium ſprechen hören. Haben Sie doch die Güte, mir darüber etwas Beſtimmteres mitzutheilen.

Belv. (trocknet ſich die Stirn und nimmt auf einmal einen wichtigen Ton an). Herr Baron, ich miſche mich niemals in die Politik meines Vaterlandes.

Bar. (lächelnd). Ei, wie vorſichtig, Herr Graf.

Belv. Erlauben Sie mir jetzt, Herr Baron, daß ich mir Ihr Gehör für weit wichtigere Gegenſtände erbitte ... Ich weiß nicht, ob Sie davon unterrichtet ſind, daß ich die ſüßeſte Hoffnung nähre, Ihnen näher anzugehören?

Bar. Ich weiß Alles. Ich weiß, daß Sie mir die Ehre erzeigt haben, um meine Tochter anzuhalten, Ich weiß, daß man von Ihnen zuerſt Nachweis über Ihre Herkunft und Vermögen verlangt hat. Ich weiß, daß die Papiere, die Sie darüber ſich kommen ließen, durch einen unglücklichen Zufall bereits ſeit mehren Monaten immer noch unterwegs ſind. Ich weiß endlich auch, daß Emilia, als ſie meine baldige Rückkehr erfuhr, ihren Entſchluß aufſchob ...

Belv. Ich war es ſelbſt, der ſie dazu veranlaßte.

Bar. Sie?! ... Oh, wenn das iſt, ſo handelten der Herr Graf ſehr weiſe, weil ... verzeihen Sie dem Pedantismus eines Vaters, der ſeine Tochter lieb ... weil die Papiere, die man von Ihnen verlangte zu meiner Entſcheidung noch nicht genügt haben würden. Sie werden alſo die Güte haben, mir alle di Ihre Familie betreffenden Notizen mitzutheilen, un-

ich werde dann direct und eigenhändig mich über die nähern Verhältniſſe zu unterrichten ſuchen . . . Finden Sie nicht dieſe Vorſicht meinerſeits für ganz vernünftig?

Belv. Vollkommen.

Bar. Ich bin überzeugt, daß Sie ſich bis dahin ſo benehmen werden, daß meine Tochter in keiner Art weiter compromittirt werde, indem Sie mir die Freiheit des Urtheils und ihr die der Wahl beſchränken.

Belv. (mit bedeutungsvollem Tone). Ich danke Ihnen für dieſe Mittheilung, und werde ſuchen, ſie zu benutzen.

Ein Diener (tritt ein). Eccellenza, es iſt Signor Erneſto Bartoli, der Sohn des Herrn Grafen draußen.

Bar. Der Sohn meines beſten Freundes! (Steht auf.) Welche Freude! . . . Signor Belville, Sie werden verzeihen . . . Heut Abend erzeigen Sie uns doch wohl die Ehre Ihres Beſuchs . . . und dann werden wir weiter ſprechen.

Belv. Ich empfehle mich Ihnen indeß! (Für ſich im Abgehn.) Hier gilt's einen desparaten Streich! Tognino und Geld ſollen mir dabei Beiſtand leiſten.

Fünfter Auftritt.

Der Baron. Erneſto. Später Tognino.

Ern. (ſehr höflich, doch etwas zurückhaltend). Signor Barone, ich nähere mich Ihnen mit ehrfurchtsvoller Zuverſicht, ich hoffe, daß der Name meines Vaters . . .

Bar. Der mir ſtets der theuerſte Freund war, und heut noch mehr als je, da ich das Glück genießen werde, ihn nach ſo vielen Jahren voll Noth und Elend wieder in meine Arme zu ſchließen. . . . Wie geht es ihm? Ich weiß, daß er wegen der Gicht das Zimmer nicht verlaſſen kann, aber ich komme zu ihm, komme ſo ſchnell, als es nur immer möglich iſt. . . . Und Sie, lieber Erneſto . . . kommen Sie und umarmen Sie den alten Freund Ihres guten Vaters. (Hier tritt Emilie ein, die, als ſie Erneſto ſieht, erſchrickt und ſich entfernen will. Sie iſt im eleganten Morgenanzuge.) Komm auch Du hierher, liebe Emilia, komm und geniere Dich nicht. Du glaubteſt den Einen zu finden und findeſt einen Andern. Gleichviel. Laß mich Dir hier Signor Erneſto Bartoli vorſtellen, den Du vielleicht noch nicht kannteſt. . . . Aber warum wirſt Du denn ſo roth? . . . Iſt das Natur oder Kunſt? Ha, ha, ha!

Em. (für ſich). Mein Vater weiß noch nichts.

Ern. (ebenſo). Der Baron weiß noch nicht, was hier vorgegangen.

Bar. (ebenſo). Sie wiſſen nicht, daß mir Alles ſchon bekannt iſt, und das will ich benutzen.

Ern. (für ſich). Und ich will mich ein wenig an der Ungetreuen rächen.

Em. (für ſich). Ich ſtehe auf Nadeln!

Bar. (laut). Ja, ja, lieber Erneſto, es iſt nicht anders! Als ein kleiner Bube ließ ich Sie zurück und

jetzt finde ich Sie wieder als einen ſchönen jungen Mann von . . . von wie viel Jahren?

Ern. Von 30, zu Befehl.

Bar. Haben Sie noch Brüder oder Schweſtern?

Ern. Keine. Mein Vater und ich ſind allein zu Hauſe.

Bar. Und der Graf hat noch nicht daran gedacht, Ihnen eine Häuslichkeit zu begründen?

Ern. Wir hatten es wohl ... vor einigen Jahren ... und ich liebte ... und ward wieder geliebt.... Verzeihen Sie mir, daß ich den Namen der Geliebten verſchweige.

Bar. Und weshalb wurde nichts aus der Heirath?

Ern. Ich bin außer Stande, Ihnen die wahre Urſache anzugeben. Die geliebte Braut fing an, gegen mich eine Zurückhaltung anzunehmen .... eine Zurückhaltung ... in die ich mich fügen ... und mich aus ihrem Hauſe entfernen mußte ... Ich bat, mir den Grund anzugeben, und man raunte mir dann einen ſolchen in's Ohr, der, wenn er wahr geweſen wäre, denen, die ihn mir angaben, wenig Ehre würde gemacht haben, und darum will ich ihn auch verſchweigen ... Ich beweinte bitter mein unverdientes Loos und verfiel in eine ſchwere Krankheit. Da beſtand denn mein Vater, um mich von einer ſo hart gekränkten Leidenſchaft zu heilen, darauf, daß ich eine große Reiſe unternehmen ſolle, und ſo bin ich denn einige Jahre umhergereiſ't.

Bar. Und wo waren Sie?

Ern. Ich beſuchte die intereſſanteſten Länder Europa's, Italien, Deutſchland, England, Frankreich, die Schweiz. Ich wäre noch nicht zurückgekehrt, wenn nicht mein Vater, der indeß durch ſeine Krankheit an das Haus gefeſſelt worden, meine Rückkehr verlangt hätte.

Bar. Und ſo kamen Sie doch wohl von Ihrer eignen Krankheit geheilt zurück?

Ern. Vollkommen. . . . Sie ſchwebt mir nur noch wie eine Geiſtesverirrung im Gedächtniſſe.

Bar. Bravo! ſo hätte ich's auch gemacht! — Und ſeit wie lange ſind Sie wieder hier?

Ern. Erſt ſeit vorgeſtern.

Bar. Und woher kommen Sie zunächſt?

Ern. Aus Paris.

Bar. Das hätte ich aus der einfachen Eleganz Ihrer Kleidung ſchließen können. . . . Sieh nur, Emilie, dieſes Gilet! dieſe Cravatte! dieſe Nadel! . . . Aber Du ſagſt ja kein Wort!

Em. Ich höre nur zu, lieber Vater.

Bar. (zu Erneſto). Und jetzt denken Sie wohl nun wieder an eine häusliche Verbindung?

Ern. Je nun! Mein Vater dringt in mich, und ich werde mich wohl darein ergeben müſſen. Ich habe jedoch auf meinen Reiſen, und beſonders in Paris, bemerkt, daß die jungen Männer ſich nicht ſo ſchnell verheirathen wie hier, und daran thun ſie ſehr wohl, und auch ich weiß es daher meiner frühern Braut Dank, mich von ſich gewieſen zu haben. Auch

habe ich beobachtet, daß es sehr gut gethan ist, eine Gattin zu wählen, die in Jahren viel jünger ist als der Mann, und auch deshalb bin ich jener Dame, der ich früher huldigte, sehr verpflichtet, da sie wenig im Alter von mir verschieden war, indem sie jetzt auch ihre 26 Jahre zählen muß.

Bar. Ha, ha, ha! Da hörst Du's, Emilia! Auch Du hast jetzt Deine vollen 20 Jahre! Ernesto's Urtheile nach bist Du daher schon ein wenig reif.

Ern. Oh nein, das kann durchaus nicht der Fall sein, und ich bitte deshalb um Verzeihung.

Em. Lieber Vater, Reife der Jahre bringt oft auch Reife des Urtheils und schützt vor Thorheit.

Ern. (für sich). Sie ist doch noch immer schön!

Bar. Nun, da seh' Einer! Vorhin war sie hochroth, und jetzt ist sie auf einmal ganz blaß geworden! Beweis, daß sie nicht geschminkt war ... Doch genug davon; es wird schon spät, und es drängt mich, Ihren Vater zu besuchen, und mich dann noch ein wenig in der Stadt umzusehen. Sie begleiten mich wohl in Ihr Haus, Ernesto? ... Heda! kommt Niemand? (Zu Tognino, der eintritt.) Meinen Hut und Stock. (Tognino geht und bringt dann das Verlangte.) Emilia, lebe wohl auf Wiedersehen. (Küßt sie auf die Stirn.) Um welche Zeit speis't man hier im Hause?

Em. Mit Sonnenuntergang.

Bar. Da habe ich ja noch sechs volle Stunden Zeit! (Für sich.) Ich darf auch Cristoforo nicht vergessen! (Laut.) Ernesto, geben Sie mir Ihren Arm.

Ern. (zu Emilia). Signorina, ich empfehle mich gehorſamſt. (Ab mit dem Baron.)

Em. Ich bin einer Ohnmacht nahe! (Sie geht langſam ab.)

Togn. (ihr nachſehend, nach einer Pauſe). Dieſes Wiedererſcheinen des Signor Erneſto gefällt mir im Intereſſe des Grafen ganz und gar nicht ... Der Baron im Hauſe, Bartoli der vertrauteſte Freund; Signora Valeria, die in Eile ein Billetchen an Belville ſchreibt; Signora Emilia, die ſichtlich ergriffen in ihr Zimmer zurückſchwankt ... hm, hm! das ſind Dinge, aus denen ſich meine alte Erfahrung noch gar nicht recht herausfinden kann.

Sechſter Auftritt.

Togninо. Belville.

Belv. (eilig und unruhig). Togninо! Das iſt ein Glück, daß ich Dich finde. Ich habe nach und nach die Baronin, Teodoro und den Baron mit Jemand, den ich nicht kenne, ausgehen ſehen, und bin eiligſt heraufgekommen, um Dir zu ſagen ...

Togn. Ja, ja, das iſt Alles nicht ganz, wie es ſein ſollte.

Belv. Weißt Du es auch ſchon?

Togn. Ich weiß zwar noch von nichts, aber ich vermuthe, daß da etwas dahinter ſteckt.

Belv. Höre mir alſo aufmerkſam zu, denn es iſt keine Zeit zu verlieren. Hier iſt ein Brief, den Du auf der Stelle Emilien bringen mußt, und hier

ſind zehn Unzen in Gold für Dich . . . das letzte, wenn Du mich ſchlecht bedienſt . . . und wehe Dir, wenn Du mich verräthſt. Ich habe zu ſchreiben vergeſſen, daß ich auf eine mündliche Antwort von ihr in der Geſellſchaft heut Abend hoffe. Du mußt ihr alſo das noch ſagen und es ihr mehr als ein Mal wiederholen. Haſt Du dies ausgerichtet, ſo kommſt Du zu mir, wo ich Dir den übrigen Theil meines Plans mittheilen und Dich in den Stand ſetzen werde, mir dabei behilflich zu ſein.

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Matteo. Zuletzt Emilia.

Mat. (tritt zu einer der Seitenthüren ein, und als er die andern Beiden bemerkt, bleibt er ſtehen.)

Togn. Ich befolge ſogleich Ihre Befehle. (Er geht in Emiliens Zimmer und Belville durch die Mittelthür ab.)

Mat. Liebesbriefchen! . . . Und Tognino macht den Merkur dabei! . . . Oh, ſolche Aemtchen bringen allerdings etwas ein! . . . Ich möchte raſend werden über dieſes Heirathsprojekt! Ein Fremder . . . ein hergelaufener Menſch, von dem man nicht weiß, was an ihm iſt, und dieſe Perle ſtehlen!

Togn. (kommt aus Emilien's Zimmer, ſtößt auf Matteo, und iſt verlegen.) Oh!

Mat. (gleichgiltig). Tognino, können Sie mir nicht ſagen, wo der Baron iſt? Ich ſuche ihn überall umſonſt.

Togn. Er iſt vor wenigen Augenblicken ausgegangen. Erlauben Sie! (Für ſich.) Ich muß ſeinen Fragen auszuweichen ſuchen. (Ab.)

Em. (ruft von innen). Tognino! Tognino! (Sie kommt eiligſt heraus.) Tognino!

Mat. Er iſt eben fort! Könnte ich Ihnen in Etwas dienen?

Em. (ſehr bewegt.) Oh, Sie ſind's, Signor Matteo . . . o ja! Der Himmel hat Sie mir hierher geführt. Kommen Sie mit mir auf mein Zimmer; ich bedarf des Rathes ſo ſehr, ſo ſehr Ihres Beiſtandes!

Mat. Da haben Sie mich! Ich bin Ihnen ganz zu Dienſte, liebe gute Signorina! Aber ſagen Sie mir doch, was nur vorgefallen iſt?

Em. Kommen Sie! kommen Sie! Sie ſollen Alles wiſſen! (Führt ihn eilig in ihr Zimmer.)

Ende des zweiten Aufzuges.

dortigen Gegenden so anmuthig gelegenen Dörfer war der Aufenthalt meiner Emma. Ein kleines Häuschen — o, wie oft ist es mir geschmückt durch ihre Gegenwart und meine Liebe, ein Fürsten-, nein! ein Feenschloß gewesen! war von den beiden Frauenzimmern bewohnt. Sie und eine alte Dienerin machten den ganzen Kreis der fast klösterlichen Genossenschaft aus, und Holm, der gleichfalls nur zuweilen aus dem nahen Manheim ihin kam, und den Beschützer und Fürsorger des weiblichen Kleeblatts in ihren Angelegenheiten mit der Welt zu machen schien — dieser nur und ich waren die einzigen Wesen, die außerdem das kleine der Ruhe und Einsamkeit geweihte Heiligthum betraten.

Ich übergehe die Schilderung von Tagen, deren Glück, deren reines, dem Himmel verwandtes Seyn ich doch nicht wiederzugeben vermöchte. Wo wahrer Liebe tiefes, inniges Gefühl thront, wo sie ihre reichsten Blüthenkränze mit zarter, verschwenderischer Hand austheilt, da ist jede Beschreibung nur todter Nachhall und die Armuth an bezeichnenden Bildern wird da erst fühlbar.

Beinah ein halbes Jahr hatte ich idyllenhaft fortgelebt. Keine Woche verging, in der ich nicht meine Emma sah, kein Tag, keine Minute, in der ihr geliebtes Bild mich nicht umschwebte, wie Engelsmelodien selige Geister umschweben mögen. Da fing ich an im Wesen Emmas eine Veränderung zu

Dritter Aufzug.

Es iſt Nacht. Der Salon iſt zum Empfang vorbereitet. Ein Doppelſofa ſteht vorn zur linken Hand. Rechts und ſonſt Stühle, Seſſel u. dergl., Candelaber und Leuchter mit Kerzen, aber noch nicht vollſtändig angezündet. In den Ecken Dreifüße ꝛc.

Erſter Auftritt.

Der Baron. Matteo.

Bar. Und doch, ſage ich Ihnen. Nach dem Eſſen haben die Damen Whiſtpartheien mit den Gäſten etablirt und werden da ziemlich lange ſitzen. Teodoro iſt mit den Andern auf die Terraſſe gegangen um zu rauchen. Wir können alſo ganz ungeſtört operiren.

Mat. Wie Sie befehlen! — Laſſen Sie uns alſo das begonnene Geſpräch hier fortſetzen.

Bar. (er zieht einen Brief aus der Taſche und lieſt). Je mehr ich dieſen Brief durchleſe, je größer wird mein Verdacht. Aber warum kam denn Emilie nicht ſelbſt und ſprach mit mir?

Mat. (übellaunig.) Erſt ſeit wenigen Stunden hat

ſie die Ehre Sie zu kennen. Woher hätte ſie denn ſo viel Zutrauen ſchöpfen ſollen?

Bar. (ihn umarmend.) Ha, ha! Immer noch ſo reizbar wie ... aber ſtets ein Ehrenmann! Der Verdacht, von dem ich eben mit Dir ſprach, iſt folgender: Signor Belville hält in ſeinem Briefe die Heirath ſchon für rückgängig, und bittet daher zum letzten Lebewohl um ein geheimes Stelldichein. Darin liegt nun eine Uebertreibung.....

Mat. (indem er mit dem Baron langſam auf- und abgeht.) Gleich als wolle er nur einen annehmbaren Vorwand finden ...

Bar. Zu einer geheimen Unterredung.

Mat. Ganz recht! Das iſt auch meine Anſicht!

Bar. So denken wir alſo Beide daſſelbe ... Endlich iſt mir auch noch eingefallen: weißt Du wer hier war und mit Tognino ſprach, als ich dieſen Morgen kam, und dabei den Himmel bat, daß ich den Hals gebrochen haben möchte?

Mat. Er etwa?

Bar. Er ſelbſt.

Mat. Alle Wetter! Und Tognino war auch der Briefträger!

Bar. Es könnte alſo leicht daraus eine ſehr häßliche Intrigue entſtehen! ... Das Allerſchlimmſte dabei aber iſt, daß dieſer Signor Belville ein famoſer Spitzbube iſt, der vorm Jahre dem Gaſthofsbeſitzer in Molo di Gaeta eine große Summe Geldes abgenommen hat. ... Vielleicht iſt dieſes Urtheil voreilig ... aber auch

dieſer Verdacht ſoll ſich bald aufklären. Zwei Dinge ſind aber jetzt vor Allem zu wiſſen nöthig, erſtens Belvillo's wahre Abſicht, und dieſe kennt vielleicht Tognino, und dann, der Zuſtand von Emiliens Herzen, um die Wunde gehörig heilen zu können, wenn wirklich eine vorhanden iſt. Rufe mir alſo Tognino.

Mat. Soll gleich geſchehen. (geht ab.)

Bar. Bei dieſem Schurken muß man mit Verſchmitztheit zu Werke gehen, ſonſt bekommt man nichts heraus.

Zweiter Auftritt.

Baron. Tognino. Matteo.

Mat. Da iſt Tognino.

Togn. Zu Ew. Excellenza Befehl. (für ſich.) Was mag er wollen? Mir klopft das Herz.

Bar. Komm näher. (Mit der heiterſten Miene.) Ich habe die beſten Nachrichten über Dich bei Signor Matteo eingezogen.

Togn. (für ſich.) Ueber mich? Der Baron muß verrückt ſein!

Bar. Ich habe erfahren, daß Du meiner Familie ſehr anhänglich biſt, was auch gar nicht anders ſein kann, da Du ihr ſchon ſieben Jahre dienſt und von meiner vortrefflichen Schwiegertochter ausgewählt worden biſt.

Togn. Ich bin Ihnen für die gute Meinung, die Sie von mir haben, außerordentlich verbunden.

Bar. So weiß ich denn auch, daß Dir die Ehre meines Hauses über Alles am Herzen liegt.

Togn. (für sich.) Wer mag ihm das nur gesagt haben?

Bar. Endlich ist mir auch bekannt, daß Du für meine liebe Emilia eine ganz besondere Zuneigung hegst.

Togn. (für sich.) Darunter ist jedenfalls irgend ein Fallstrick verborgen.

Mat. (für sich.) Der Baron muß ein wenig über den Durst getrunken haben.

Bar. Du verdienst also dafür Lob und Belohnung. Aber jetzt mußt Du mir auch Beweise von gleicher Anhänglichkeit an mich selbst geben.

Togn. Ich werde mein Möglichstes thun, um Sie zufrieden zu stellen.

Bar. Du hast diesen Brief des Grafen an Emilia übergeben.

Togn. (für sich.) Oh weh!

Bar. Die natürlichste Sache von der Welt, daß Du von einem Bräutigam einen so unschuldigen Auftrag übernahmst.

Mat. (für sich.) Jetzt fange ich an zu verstehen.

Togn. Es würde unhöflich von mir gewesen sein, wenn ich es abgelehnt hätte.

Bar. Ganz recht. — Aber in diesem Briefe ... lese ich einige Zeilen, ... die Dich betreffen.

Togn. (erschrickt.) Oh!

Bar. Höre nur. — Der Graf bittet um eine nächtliche Zusammenkunft, und schreibt so: ...

Togn. (für ſich). Es iſt Alles verrathen; rette ſich, wer ſich retten kann.

Bar. (lieſ't). „Tognino wird dafür ſorgen, mich unbemerkt ..."

Togn. Leſen Sie nicht weiter, leſen Sie nicht weiter, das Uebrige will ich Ihnen ſagen. — Der Herr Graf händigte mir erſt das Billet ein und ſagte mir dann, was darin ſtehe, worüber ich ganz außer mir war. Aber nun kommt erſt das Schlimmſte! — Er verlangte auch, daß, ſobald ich ihn eingeführt hätte, ich einen fürchterlichen Lärm machen und das ganze Haus aufwecken ſollte, damit Ew. Excellenz ihn allein unter vier Augen mit der Signorina überraſchten, und um deren Ruf zu ſchonen, die Heirath ſogleich abſchlöſſen. Ich erſchrack fürchterlich ... ward bös darüber ... wies ein Anerbieten von zehn Unzen Goldes von mir, wenn mich nicht der Graf bald vor Wuth umgebracht hätte. Aber im Herzen beſchloß ich ſteif und feſt, meine Pflicht zu erfüllen, und Ew. Excellenz Alles zu hinterbringen.

Mat. (erzürnt). Und warum ſagteſt Du bis jetzt kein Wort?

Togn. (unbefangen und warm). Aus mehrern Urſachen. Der Herr Baron waren nicht zu Hauſe; als er wiederkam, ging's ſchnell zur Tafel, jetzt iſt ſie erſt beendet, und ich mußte doch erſt die Verdauung Sr. Excellenz abwarten.

Mat. (für ſich). Spitzbube der!

Bar. Dagegen iſt nichts zu ſagen. Eine ſolche Vorſicht überſteigt alle Begriffe! Sei alſo ganz ruhig

über dieſe Sache, erwarte meine weiteren Befehle, und ſei überzeugt, daß Dir der verdiente Lohn gewiß zu Theil werden ſoll.

Togn. (im Abgehen für ſich). Ob man rechts oder links ſein Futter findet, kommt auf eins heraus. (ab.)

Dritter Auftritt.

Baron. Matteo, dann **Emilia.**

Mat. Herr Baron, ich muß ſie um Verzeihung bitten.

Bar. Und weßhalb?

Mat. Weil ich beim Anfang Ihres Geſpräches mit dieſem Schurken Sie für etwas betrunken gehalten hatte, zuletzt aber einſah, daß Sie die Sache weit beſſer verſtanden als ich.

Bar. Ha, ha, ha! Verlieren wir alſo keine Zeit. Schicke mir Emilia her und laß mich mit ihr allein.

Mat. Wo finde ich ſie aber?

Bar. Ohnſtreitig bei der Toilette, ſie hat ſchon ein feines Weilchen dabei zugebracht und muß jetzt fertig ſein.

Mat. Wenn dem ſo iſt, gehe ich. (ab.)

Bar. Bei meiner Tochter werde ich es noch mit etwas größerer Geſchicklichkeit anfangen müſſen. Ihr Charakter und ihre Geſinnungen ſind mir noch gar zu wenig bekannt.

Em. (tritt langſam und ſchüchtern ein). Sie haben mich rufen laſſen?

Bar. Ja, meine liebe Tochter. Vor allen Dingen wollte ich Dir für das Vertrauen danken, das Du ſchon in mich geſetzt haſt.

Em. Was ſagen Sie? Mir danken? Und ich erwartete vielmehr Vorwürfe wegen meines Mangels an Vertrauen, da ich nicht gleich ſelbſt gekommen war, um mit Ihnen zu ſprechen....

Bar. Vertrauen iſt eine Tochter der Hochachtung und Freundſchaft, und Du kannſt weder die eine noch die andere gegen einen Vater haben, den Du erſt ſeit wenigen Stunden kennſt. Ich hoffe aber, daß Du ſie nach und nach erlangen ſollſt. (umarmt ſie innig.) Wir müſſen aber nun endlich ein Geſpräch zu Ende bringen, das ſeit heute früh zwei Mal unterbrochen worden iſt. (Ihr den Brief zeigend.) Ohne zu weitläuftig werden zu wollen, ſage ich Dir bloß, daß ich jetzt Deine ganze Geſchichte, alte wie neue, kenne. — Um aber ganz im Klaren zu ſein, verlange ich von Dir, daß Du mir aufrichtig ſagſt, bis zu welchem Grade Du den Grafen Belville liebſt.

Em. Theurer Vater! Das wüßte ich ſelbſt nicht genau zu ſagen.

Bar. (für ſich.) Fatal! Ich wollte ſie gern, ohne ſie zu hart zu erſchüttern, vorbereiten. (laut) Nun, ſo laß mich Dir eine andere Frage thun. Sage mir ... ob dieſe Deine zweite Liebe, welche Dir auf Zureden Anderer eingeimpft worden, in Dir dieſelben Gefühle hervorbringt, wie die vorhergehende, jene erſte Liebe, die

von freien Stücken in Deinem Herzen in der Periode jugendlicher Unschuld und Unbefangenheit entstand?

Em. (schlägt die Augen nieder und schweigt.)

Bar. Du schweigst? ... Gehen wir weiter! — Dieser Brief hat Deinen Verstand beunruhigen müssen. Als Du mit Signor Matteo davon sprachst, befandest Du Dich in einem aufgeregten Zustande.

Em. Allerdings, lieber Vater; weil Melville schrieb, daß Sie jede Verbindung abbrechen wollten.

Bar. Lesen wir ihn zusammen. (Lies't.) „Angebetete Emilia! Ich bin zu Deinem Vater gegangen, wie es meine Pflicht ihm aufzuwarten war. Aber ein Blitz traf mich, als er mir zu verstehen gab, daß er niemals darein willigen werde, mir Deine Hand zu gewähren. Er könnte es zwar gegen Dich ableugnen, weil er in seinen Redensarten sehr viele Vorsicht anwendete, es würde aber vergeblich sein, daran zu zweifeln, und ich bin zu besorgt für meine Ruhe und meine eigene Würde, um mich mit Deinem Vater zu überwerfen und mich einer demüthigenden Verweigerung auszusetzen. Der Himmel weiß, wie viel es mich kostet, Dich zu verlassen, aber mein Entschluß ist unwiderruflich. Morgen reise ich ab, um nie wieder hierher zurückzukommen, Dich nie wieder zu sehen. Nur um die einzige Gunst bitte ich noch, Dir mein letztes Lebewohl ohne Zeugen sagen zu dürfen. Die Galerie Deines Hauses und die nächstkommende Nacht wären am passendsten Ort und Zeit. Tognino wird dafür sorgen, mich unbemerkt einzuführen. Dein edles Herz wird

nicht dieſen kurzen Troſt verſagen dem unglücklichen Belville."

Em. Kann man beſſer ſchreiben?

Bar. Man kann allerdings eine Lüge und einen Fallſtrick nicht in verſchmitztere Worte verhüllen.

Em. Wehe mir! Was ſagen Sie?

Bar. Die Wahrheit ... nur zu ſehr die Wahrheit! ... Ich ſagte dem Herrn Grafen nichts weiter, als daß ich, ehe ich Eure Verbindung ſchließen könnte, mich erſt direct in Paris über ſeine Verhältniſſe erkundigen müſſe. Dies mußte ich thun, weil ich gegründeten Verdacht hege....

Em. Verdacht? Ich bebe!

Bar. Davon zu ſeiner Zeit. — So viel über die Lüge in dieſem Briefe, nun zu dem Fallſtricke. — Sage mir einmal, meine liebe Tochter, haſt Du nicht, als Du die Bitte um eine nächtliche Zuſammenkunft darin laſeſt, einen gewiſſen Schauer durch die Adern rinnen gefühlt? — Auch darüber ſchweigſt Du? — Nun gut. Sieh nur, welche Logik der Herr Graf anwendet. Er kündigt an, daß er ſich entfernen wolle, und verlangt, Du ſollſt Dich ihm nähern! Er verlangt, was ein achtbares Mädchen entweder nie gewährt oder nur mit Gefahr und Gewiſſenspein gewähren kann. Ein Fremder, den das Mädchen ſeit kurzer Zeit kennt, und vielleicht von der unwahren Seite, könnte auch wohl ein Schurke ſein ... der ... da er ſieht, daß ein vorſichtiger Mann in dieſes Haus zurück-

kommt ... einen kühnen und verbrecherischen Streich auszuführen beabsichtigt....

Em. Nein, mein Vater, das ist nicht möglich! Sie kennen ihn noch nicht näher. Aber meine Schwägerin, meine Mutter würden unfähig sein, mich zu hintergehen....

Bar. Sie können ja aber selbst hintergangen worden sein. — Sage mir, kennen sie den Inhalt dieses Briefes?

Em. Nein, sie kennen ihn nicht.

Bar. Das ist gut; so mögen sie ihn auch nicht kennen lernen. ... Du aber höre jetzt, was ich Dir befehle, und bereite Dich, mir zu gehorchen. Du ... bewilligst ihm die Zusammenkunft in dieser Galerie in den ersten Stunden nach Mitternacht.

Em. Vater! was sagen Sie? Sprechen Sie im Ernste?

Bar. Um ein Uhr in dieser Galerie die Zusammenkunft. Das Uebrige ist meine Sorge ... und keine Widerrede!

Em. (verheigt das Haupt zum Zeichen des Gehorsams).

Bar. Jetzt zu freudigeren Gegenständen. ... Weißt Du etwas Neues? Ernesto Barteli ist auch Bräutigam.

Em. (mit geringer Aufmerksamkeit). Das wußte ich allerdings noch nicht. Und seit wann? Er ist ja kaum angekommen!

bemerken. Mir schien als wenn von der lächelnden Wange dieleichte Fröhlichkeit entweichen wolle und in mancher stillen Stunde beschlich ich ihr sonst so klares Auge auf einem trüben Blick. Du kannst denken Ferdinand, daß ich nicht säumte nach der Ursach dieser mich so beunruhigenden Veränderung zu fragen, um so mehr mich beunruhigend, da ich bei geschärfter Aufmerksamkeit bald auch sah, wie auch bei Madame Schwarzberg nicht mehr alles so zu seyn schien wie sonst.

Wenn ich sonst kam, war eine offene, hingebende Freundlichkeit der Empfang, der mich begrüßte; jetzt — die Zuneigung, die Liebe, die beide für mich hatten, blickte wohl noch unverkennbar hervor, aber es war immer als lege sich über die Blicke, die Worte, die mir zutönten, ein Schleier banger Ahnung und, je mehr mir klar wurde, daß ein Etwas die Seelen meiner Freundinnen drücke, und je mehr sie sich dabei Mühe gaben, die alte fröhliche Unbefangenheit von sonst festzuhalten, je düsterer trat dieß beengende Gefuhl mir näher und füllte meine Brust mit trüben Vorempfindungen.

So der Wanderer, wenn er im Spätherbst die einst im goldenen, glühenden, reichen Schmuck des Frühlings durchzogenen Gegenden wieder betritt. Baum und Feld, und Berg und Thal sind wohl noch da, wie sonst, aber der verklärende Duft, der belebende Hauch, der sonst das Ganze umfloß, magisch,

Bar. Sein Vater hat die ganze Verbindung ſchon vorher fix und fertig zu Stande gebracht. Die Braut iſt die Tochter des Marcheſe di Villalba. Ein liebenswürdiges Mädchen.

Em. (mit ſteigender Aufmerkſamkeit.) Wer hat Ihnen geſagt, daß ſie liebenswürdig iſt?

Bar. Meine Augen. Ich habe ſie im Wagen geſehen, als ich mit Erneſto ausging, der ſie mir zeigte.

Em. (verächtlich.) Und er iſt zufrieden?

Bar. Höchſt zufrieden.

Em. (verletzt und bitter.) Er hat ſich geſchwind getröſtet.

Bar. Geſchwind, nach drei Jahren? Wollteſt Du denn, daß er lieber geſtorben wäre? Jeder muß doch auch an das Seinige endlich denken. — Doch ich höre Geräuſch! Das Spiel wird zu Ende ſein und ſie werden hierher kommen. — Geh auf Dein Zimmer, beruhige die Aufregung, in der Du Dich befindeſt, und vertraue Deinem Vater.

Em. (küßt ihrem Vater mit innigem Ausdrucke die Hand und geht.)

Bar. Ich habe mich jetzt überzeugt, daß ihre vermeintliche Leidenſchaft nicht aus ihrem Herzen entſpringt, ſondern blos aus ihrer Phantaſie.

Vierter Auftritt.

Die **Baronin. Valeria. Lesage. Baron.** Erstere tritt zuerst ein. Dann folgt Valeria an Lesage's Arme, der ein Buch unter'm Arme hat. Beide in Gesellschaftskleidung.

Bar. Ist das Spiel zu Ende?

Baronin. Ja, mein lieber Mann, und ich habe fünfzehn Fisch gewonnen.

Bar. Und die Gäste?

Baronin. Sind nach Hause gegangen, um ihre Toilette zum Raut zu machen.

Bar. Apropos, ich muß diese Damen davon präveniren, daß ich ihnen einen castilianischen Edelmann vorstellen werde, der mit mir gereiset ist und ihre Bekanntschaft zu machen wünscht.

Baronin. (sich höflich an Valeria wendend.) Was meinen Sie dazu?

Val. Castilianer! Von welcher Familie?

Bar. Der Herr ist Marchese di Moquesa y Ventosa y Cocoza, Grande der ersten Klasse.

Val. (mit Wichtigkeit.) Oh, wenn dem so ist....

Baronin. Das ist eine ganz andere Sache! ... Ein Grande der ersten Klasse! ... (leis zu Valeria:) Wie drückt man denn das gleich im Französischen aus?

Bar. Und auch eine alte Bekanntschaft werde ich Ihnen zugleich vorstellen: den Signor Ernesto Bartoli.

Baronin u. Val. Bartoli!

Bar. Der nach einer Reise von drei Jahren so eben von Paris zurückgekommen ist, und seine alten

Bekanntſchaften wieder anknüpfen will. ... Nun? ... Iſt Ihnen das nicht recht?

Val. Im Gegentheil! Alles, was chere Papa thun, iſt vortrefflich, cela va sans dire ... ein Neapolitaner? Armſeliges Volk. Ob ſie gereif't ſind oder nicht, gleichviel. Sie verändern höchſtens bloß die Schale.

Bar. Ich bin Ihnen im Namen meiner Landsleute ſehr verbunden. — Signor Lefage, was haben Sie denn für ein ſchönes Buch unter'm Arme?

Lef. Einen Band von unſerm unſterblichen Victor Hugo.

Bar. (nimmt das Buch und öffnet es). Lucrezia Borgia. — Ganz vortrefflich für die Sittenlehren, die Sie meinen Enkeln vortragen!

Val. (hat ſich indeß in einem Spiegel beſehen). Mon dieu! mon dieu! Wie ſehe ich aus! ... Ganz chiffonirt! ... Mama, laſſen Sie für die Geſellſchaft Alles in Ordnung bringen. Ich muß an meine Toilette, um dieſe Locken hier nur etwas menſchlich zu machen. (eilt ab.)

Bar. Und auch ich werde gehen, um mich etwas abzuſtäuben. (von der andern Seite ab.)

Baronin (in großer Aufregung). Heda! ... heda! (ein Bedienter tritt ein.) Alle ſollen kommen! ... tons, tons! (der Bediente geht ab und bringt noch drei mit.) Vous portez les Kamelien auf die Dreifüße. — Vous zündet vollends die chandelles an. — Vous legt die tapis vor die Sophas. — Und vous venez anrichten le thé.

(Zu Leſage.) Man muß ſie immer in Uebung halten, um die Sprache der feinen Welt verſtehen zu lernen. (Geht mit den Dienern ab.)

Leſ. Vieille folle!

Fünfter Auftritt.

Leſage. Legrand, eiligſt über die Bühne gehend.

Leſ. Wohin ſo eilig, meine Theure?

Legr. Ich will Signor Teodoro in den Salon rufen, um die Honneurs dort zu machen.

Leſ. Hören Sie nur einen Augenblick....

Legr. Ich kann nicht! (Geht ab.)

Leſ. (ihr nachrufend). Alſo um Ein Uhr! nicht wahr? (Er geht in Valeria's Zimmer ab. Die Bedienten kommen wieder und führen das Anbefohlne aus.)

Sechſter Auftritt.

Teodoro und dann die **Uebrigen,** wie ſie angezeigt werden.

Teod. (mit Eleganz gekleidet, will eben die Handſchuhe anziehen). Meine Frau hat Recht. Es iſt jetzt bereits halb zehn Uhr und die Gäſte werden nach und nach ankommen. — Mein Vater ſagte mir ... (zu Valeria, welche wieder eintritt) Da bin ich ſchon auf meinem Poſten, liebe Valeria. Aber je mehr ich Sie anſehe — Sie ſind dieſen Abend von einer Schönheit! ... Sie werden die Königin des Feſtes ſein! (immer mit dem Anziehen der Handſchuh beſchäftigt) Mein Vater

... ah, ah! ... ſagte mir heute früh ... Sieh, ſieh nur die ſchönen Handſchuh! ... ächt franzöſiſche!

Val. Verſteht ſich! ... Man kann nie bien ganté ſein ohne franzöſiſche Handſchuh. ... Aber was ſagte Ihnen Ihr Vater?

Teod. Er ſagte, daß Sie mich ganz ſanft an der Naſe führten.

Val. Was das für eine Verläumdung iſt! Weiß er denn nicht, daß hier kein Haar verrückt wird, ohne daß Sie darum wüßten.

Teod. Sehen Sie nur welch einen Glanz der neue Lack für die Schuhe hat! Der Erfinder hat aber auch ein Decret darüber erhalten ... Legros, Rue St. Honoré Nr. 54. ... Verſteht ſich, Sie verrücken kein Haar ohne mir es erſt geſagt zu haben. — Das heißt, Sie thun es manchmal zuvor und ſagen mir es dann hinterdrein. (Beſieht ſich in einem der Spiegel.)

Val. Dann thue ich es noch weit mehr, weil ich Ihren Gedanken zuvorkomme.

Teod. So iſt es, meine Theure, ſo iſt es! Ich werde es ihm ſagen, wenn er mit mir wieder davon anfängt.

Baronin. (zurückkommend). Es iſt Alles in Ordnung.

Em. (eintretend). Da ſind wir ja Alle. (Man hört in der Hausflur läuten.)

Baronin. Da kommen ſchon Gäſte. (Die drei Damen ſetzen ſich auf das Sopha.)

Bedienter (meldet). Dottore Bartolomeo Setola.

Val. Was will denn der hier?

Baronin. Er hat uns ſchon ſeit ein Paar Jahren in Ruhe gelaſſen.

D. Bartolomeo. Meine Damen, Ihr gehorſamſter Diener.

Baronin (hochmüthig). Guten Abend, Signor Setola.

D. Bart. Der Herr Baron?

Baronin. Wird gleich hier ſein. Nehmen Sie indeſſen Platz. Hier iſt ein Stuhl. (Zeigt auf den letzten Stuhl in einer Ecke. D. Bartolomeo ſetzt ſich verletzt.)

Baronin (leis zu Valeria). Ein alter Bekannter meines Mannes. (Zu D. Bartolomeo als ſie ihren Mann kommen ſieht.) Da kommt mein Mann. (Der Baron und D. Bartolomeo erkennen ſich und fällen einander in die Arme. Gegenſeitige Freudenbezeigungen.)

Bar. Aber warum ſaßeſt Du denn dort ſo in einem Winkel? Warum nicht bei den Damen?

D. Bart. (leis zu ihm). Weil die Neapolitaner in dieſem Hauſe geflohen ſind wie die Peſt. Man treibt ſie von ſich weg wie die Hunde.

Bar. Verſtehe! ... Signor D. Bartolomeo, kommen Sie hierher und ſetzen Sie ſich neben meine Schwiegertochter. (nimmt einen Stuhl, ſetzt ihn neben Valeria und nöthigt D. Bartolomeo ſich darauf zu ſetzen.) Liebe Valeria, der Signor Setola iſt ein ſehr geachteter Gelehrter unſers Landes. Behandeln Sie ihn alſo mit der vollen Achtung, die ihm gebührt. (Valeria wen-

D. Bartolomeo verächtlich den Rücken. Man hört wieder läuten.)

Bedienter (meldend). Signor Erneſto Bartoli. (Erneſto tritt ein.)

Bar. Signora Valeria, das iſt ein Deſerteur, der wieder unter Ihre Fahne zurückkehrt. Er verdient Abſolution, weil ſeine Flucht nicht ohne gegründete Urſache war. Er iſt weit gereiſet, hat viele Länder und Sitten geſehen und kehrt nun wieder zurück als Zierde ſeines Landes und zur Freude ſeiner Freunde. (Teodoro beſieht ſich Erneſto vom Kopf bis zu den Füßen mit Zeichen des Beifalls und Wohlgefallens.)

Ern. Ohne das Lob annehmen zu können, das ich mir bewußt bin nicht zu verdienen, fühle ich mich doch geſchmeichelt, eine Vergebung zu erhalten, von der ich nie glaubte, darum bitten zu müſſen. (Geht zu Valeria und küßt ihr die Hand, nicht ohne einigen Widerwillen ihrerſeits.)

Val. (mit verächtlicher Verlegenheit). Sie ſind auch in Paris geweſen?

Ern. Ich komme unmittelbar von dort her, wo ich jedoch mitten unter den Wundern der Hauptſtadt der civiliſirten Welt die lieben Freunde in der Heimath nicht vergeſſen konnte. In der That ... (nimmt drei Käſtchen heraus) wünſchte ich den Beweis davon den Damen hier anbieten zu können. Ich bitte daher für's erſte die Frau Baronin dieſe Ohrgehänge geneigteſt anzunehmen, eine Arbeit des berühmteſten Künſtlers in dieſem Fache. — Und von demſelben iſt auch dieſe

Agraffe gearbeitet, die ich der Signora Valeria zu Füßen lege... Der Signora Emilia erlaube ich mir aber diesen kleinen Dolch zu überreichen, um die Ungetreuen damit umzubringen. (Die Damen nehmen die Geschenke an. Emilia nur, nachdem sie ihren Vater mit einem Blicke befragt hat.)

Baronin. Geschenke von Freunden darf man nie zurückweisen.

Val. Il ne faut pas être cruelle.

Bar. Welche Langmüthigkeit!

Teód. (leis zu Valeria). Was doch das Reisen aus dem Menschen macht. Wann reisen denn wir?

Val. (zu ihm). Sobald als möglich.

Teod. Mein lieber Ernesto, es ist mir eine wahre Freude, daß Sie den ältesten Ihrer Freunde nicht vergessen haben.

(Man hört klingeln.)

Val. (für sich). Der Graf Belville hat mir nie etwas geschenkt! Vielleicht ist dies der neueste Fortschritt in der Höflichkeit.

Bedienter (meldet). Der Graf von Belville.

Belv. (tritt lebhaft und mit triumphirender Miene ein). Mes dames! — Messieurs! (Er bemerkt Ernesto.) Ein neues Gesicht!

Val. Bon soir, Comte.

Baronin. Bon soir!

Belv. La santé? ... Ist Ihr Befinden noch wohl?

Val. Je nun, nicht eben übel. Merci!

Belv. (für ſich). Wenn ich nur ſchon die Antwort hätte! (Er ſetzt ſich auf's Sopha im Rücken der Damen und ſpricht leis mit Emilien.)

Bedienter (meldet). Der Herzog della Motte.

Val. Eſel! della Motte! Der einzige Italiener, den wir im Hauſe haben und der alle Namen umdreht. (Der Herzog della Motte tritt ein. Gegenſeitige Begrüßungen. Der Baron und alle übrigen Darſteller ſprechen jetzt unter einander wie es bei Reunions zuzugehen pflegt. Die jungen Leute treten zu den Damen und man hört beſonders mehre franzöſiſche Worte, wie: affreux, admirable, pardon, merci ꝛc. ertönen. Der Baron zieht zuletzt Bartolomeo bei Seite und ſpricht halb leis zu ihm.)

Bar. Was halten Sie von ſo einer Reunion?

Bart. Hm! Sie kommt mir vor wie eine Art von Thurm zu Babel. Wie iſt doch die Welt umgedreht! Erinnerſt Du Dich noch, Baron, unſerer Zeit? Unſerer Jugendjahre?

Bar. Da war wenigſtens keine Sprachverwirrung und wer hierher kam, um uns zu beſuchen, lernte wenigſtens unſere Sprache.

Bart. Man richtete ſich nach unſeren Sitten und Gewohnheiten, ſonſt ... wendete man ihm wohl den Rücken.

Bar. Nun, jetzt wirſt Du noch Schlimmeres ſehen. Dieſer Saal wird ein wahrer Gaſthof zu den vier Nationen werden.

(Es läutet.)

(für ſich.) Endlich wird Chriſtoforo kommen!

Bedienter (meldet). Der Marchese die Moquesa y Ventosa y Cocoza.

Leod. Drei Personen auf einmal!

Bar. (aufstehend und nach der Baronin zugehend). Liebe Frau, das ist der berühmte Magnat, von dem ich Dir schon gesagt habe. Nimm ihn auf's Verbindlichste auf.

(Die Baronin steht gravitätisch auf und geht Christofero entgegen, der karrikaturmäßig angezogen ist und eine Menge Orden auf der Brust trägt, dazu grüne Brillen und einen falschen Backenbart. Er schreitet langsam einher und wechselt mit der Baronin tiefe Verbeugungen. Alle bleiben unbeweglich und betrachten ihn schweigend. Dann entsteht ein Gemurmel, wobei man sich einander in die Ohren flüstert u. s. w. Endlich kehrt die Unterredung in das vorige Gleis zurück.)

Bar. (geschickt Cristoforo bei Seite ziehend). Warum bist Du denn so lange geblieben?

Crist. Halten Sie denn die Toilette, die ich habe machen müssen, für etwas Geringes? — Und dann ... wichtige Sachen! ... Ich habe interessante Nachrichten über den bewußten Freund erfahren?

Bar. Und was denn?

Crist. Ich werde es Ihnen gleich sagen. Aber vorher sagen Sie mir, ob der Ehrenmann hier ist?

Bar. Schon seit lange, und wenn Du willst ...

Crist. Ich will nichts weiter wissen. Das wahre Mittel mich zu vergewissern, ob es wirklich mein Spitzbube sei, ist das, ihn selbst herauszufinden.

dichterisch und schön — der fehlt und unwillkührlich ruft alles, alles, ihm zu: „Du stehst an den Marken deines Paradieses! —

In der stillen Einsamkeit meines Zimmers grübelte ich mit angestrengtem Sinne über die Ursach dieser Veränderung nach, konnte aber nichts gegründetes, nichts haltbares mir hervorsuchen. Einige Versuche, die ich gegen Emma sowohl als ihre Beschützerin gemacht hatte, von ihnen selbst mir Licht zu verschaffen, schlugen fehl. Die erstere schwieg auf mein Fragen ganz oder suchte unter dem Vorgeben, meine Phantasie täusche mich, sich zu entziehen; die letztere wich geflissentlich jedem auch nur von fern darauf hinleitenden Gespräch aus.

Daß Holm jetzt nicht mehr so oft wie ehedem in unserm Kreise erschien, hatte ich freilich bemerkt, aber — konnte dieß die Veränderung hervorbringen? Ich hatte gegen ihn selbst, als ich ihn einmal wieder traf, darauf angespielt; war aber von ihm so ruhig berichtet worden, daß einige, ihn allein betreffende Angelegenheiten, ihn jetzt mitunter länger entfernten, daß ich nothwendig seinen Worten glauben mußte, um so mehr, da bisher sein Vertrauen und seine Freundschaft zu mir aus mehr als einem Zuge mir bekannt geworden war.

Dies hatte eine Weile gedauert, da reite ich auch eines Tages frohlichen Muthes — fröhlicher und heiterer wie seit lange, dem Asyl meiner Liebe

Bar. Vortrefflich! Den Bart jedoch abgerechnet, denn wenn er es wirklich iſt, ſo hat er ſich dieſen ſeitdem abgeſchnitten.

Criſt. Laſſen Sie mich nur ein wenig herumgehen.

(Unterdeß hat das Geſchwätz fortgedauert. Chriſtoforo kommt Belville in die Nähe und richtet den Blick auf ihn. Dann wendet er ſich zum Baron.)

Er iſt es! er iſt es!

Bar. Sollte er es wirklich ſein? Könnte Dich die erhitzte Einbildungskraft nicht täuſchen? ... Bedenke, daß man das, was man wünſcht, leicht glaubt.

Erſt. Er iſt es, ſage ich Ihnen! Das verrätheriſche Mahl iſt da! Ein immerwährendes und unbeſtechliches Zeugniß!

Bar. Um auch den kleinſten Zweifel zu beſeitigen, wollen wir das thun, was ich Dir heute früh geſagt habe. Ich werde ihn herbeirufen und Dir vorſtellen. Bemerken wir dann wie er ſich benimmt und ziehen daraus die ſchuldigen Folgen. — Signor Comte de Belville, erlauben Sie, daß ich Ihnen als Hausfreund Se. Excellenz den Herrn Marcheſe vorſtelle.

Belv. Ich werde mir's zur größten Ehre anrechnen.

Bar. Signor Marcheſe, ich habe das Vergnügen, Sie mit dem Herrn Grafen von Belville bekannt zu machen, einem jungen Manne von ausgezeichnetem ...

(Criſtoforo und Belville ſtehen vor einander und ſehen ſich an.)

Belv. (bleibt Anfangs verſteint ſtehen, dann macht er ſich Muth). Signor Marcheſe ... ich ... ich ... je suis votre ... (Gegenſeitige abermalige Verbeugungen, dann ſagt er für ſich:) Der Gaſtwirth aus Mola! ... es iſt ja nicht möglich! Verrücktheit! In dieſem Hauſe iſt doch nie ein Maskenball geweſen!

Bar. (leis zu Criſtoforo). Es iſt kein Zweifel mehr! Jetzt gilt's zu handeln. Siehſt Du das Zimmer dort, wo der Theetiſch ſteht? Dahin ſchleiche Dich und warte auf mich, um uns über Alles zu verabreden.

(Criſtoforo geht dahin. Der Baron ſpricht noch mit Einigen, verbeugt ſich gegen Andere und entwiſcht auch dahin. Vier Kammerdiener kommen aus der Mitte mit Schüſſeln voll Gefrornes. Der Lärmen wird größer, und während Alle es ſich ſchmecken laſſen, fällt der Vorhang.)

Ende des dritten Aufzuges.

Vierter Aufzug.

Decoration wie früher. In der Galerie noch einige Lichter brennend.

Erſter Auftritt.

Der **Baron** und **Matteo**.

Bar. So iſt denn Alles vorbereitet?

Mat. (übellaunig). Ja, Signor, Alles.

Bar. Verdrüßlich wie gewöhlich?

Mat. Ich habe Ihnen ſchon ſeit heut früh wiederholt, daß ich mich in Ihre Angelegenheiten nicht mehr miſchen will, und doch haben Sie mich an dem heutigen Tage mehr als je wie eine Staffette hin und her geſprengt, ſchlimmer als einen Floh im Strumpfe. Dieſe ganze Paſtete, welche Sie hier aufgewärmt haben, will mir gar nicht zu Halſe. Man ſieht's, daß Sie aus dem Lande der **1001** Nacht nach Hauſe kommen. Die orientaliſchen Mährchen ſtehen bei Ihnen in Gnaden.

Bar. Mein lieber Matteo, jetzt iſt's nicht Zeit zum Schwatzen, ſondern zum Handeln. (Sieht an die Uhr.) Es iſt ſchon Mitternacht. Sei ſo gut und rufe

mir meine Familie herbei, von denen ſich Niemand ohne meine Erlaubniß niederlegen ſollte.

Mat. Fangen etwa die Strafpredigten an?

Bar. Je nun — ſo etwas Aehnliches.

Mat. Ich gehe, aber es iſt mir wahrhaftig leid, daß ich die Strafpredigten nicht mit anhören kann. (Für ſich im Abgehen.) Ich werde mich jedoch hinter die Thüre poſtiren.

Bar. Welch ein eigenthümlicher Character!

Zweiter Auftritt.

Baron. Tognino.

Togn. Eccellenza!

Bar. Was giebts?

Togn. Erlauben Sie mir, daß ich Sie um eine Aufklärung bitte?

Bar. Vorwärts!

Togn. Alles das, was mir der Signor Matteo zu thun anbefohlen hat, ſoll ich es dann — wirklich ausführen?

Bar. In dem Signor Matteo habt Ihr meine eigne Perſon zu reſpectiren und ihm zu gehorchen. Widrigenfalls....

Togn. Hab's verſtanden. Kein Wort weiter. Ich werde Alles auf's Pünktlichſte erfüllen und die verſprochene Remuneration erwarten. (Geht ab.)

Bar. Was für ein unverſchämter Kerl! Oh gewiß, gewiß ſollſt Du erhalten, was Du verdienſt.

Dritter Auftritt.

Die **Baronin** mit **Emilia**, dann **Teodoro** und **Valeria**.

Baronin. Mein Herr Gemahl! Wir ſind Alle voll Verwunderung über Ihr Benehmen gegen uns. Sie entlaſſen die Gäſte viel eher als gewöhnlich, indem Sie ſagen, Sie wären ermüdet von der Reiſe, und nun befehlen Sie uns an, uns nicht zur Ruhe zu begeben, weil wir von Ihnen, der Himmel weiß was, mit anhören ſollen. Das iſt eine Art von Myſtification, mein Herr!

Val. Verehrteſter Herr Vater, erlauben Sie mir, Ihnen bemerklich zu machen, daß dieſes Ihr Benehmen ein wenig einen Beigeſchmack von dem Lande hat, aus dem Sie vor Kurzem zurückgekehrt ſind.

Teod. (betreten). Lieber Vater, meine Frau ſcherzt nur ein wenig.

Bar. (ſehr heiter). Ob ſie es aus Scherz oder Ernſt ſpricht, iſt ganz gleichgiltig. Ich erkläre hiermit, daß ich mich dadurch nicht im Mindeſten beleidigt fühle.

Em. (umarmt ihren Vater auf's zärtlichſte). Oh, mein theurer Vater!

Bar. Aber ſetzt Euch, Kinderchen, ſetzt Euch, und macht euch bereit, mir ruhig und friedlich zuzuhören.

(Die Damen ſetzen ſich auf's Sopha, die Baronin in der Mitte, Teodoro neben Valeria.)

Bar. (der ſtehen bleibt). Kaum ſind ſechzehn Stunden verfloſſen, ſeit ich mich wieder im Schooße meiner Familie befinde. Zehn davon habe ich dazu angewendet, deren innere Beſchaffenheit kennen zu lernen, ſechs um die Anſicht zu erforſchen, welche man im Publico von ihr hat. Zum Glücke habe ich einige meiner alten und beſten Freunde hier wieder vorgefunden, die mir unparteiiſch über Alles und Jedes reinen Wein eingeſchenkt haben ... Und da habe ich mich denn überzeugt, daß meine ganze Familie ſich in einem krankhaften Zuſtande befindet.

Baronin. Nur ich nicht! Ich befinde mich, Gott ſei Dank! außerordentlich wohl.

Bar. Nein, meine liebe Frau Gemahlin, nein! Sie gerade ſind die allerkränkſte, und zwar an einer furchtbaren Krankheit.

Val. (ſpöttiſch). Und dieſe wäre, wenn man fragen darf?

Bar. Die Allodapomanie.

Baronin. Gott ſteh mir bei! Den Namen habe ich in meinem Leben noch nicht gehört!

Bar. Das glaube ich wohl. Heut zu Tage haben die Krankheiten ihre Namen verändert, ſowie die Gerichte und Speiſen.

Val. (wie oben). Und worin beſteht eine ſolche Al—lo—dopogeſchichte?

Bar. Sie iſt eine Art bürgerliche Waſſerſcheu, vermöge welcher man alles Das verabſcheut, was unſerm eignen Lande angehört, und alles Das zum Himmel

erhebt, was von fremd herkommt. In gemeiner Sprache könnte man es auch Ausländerei nennen.

Val. (ſteht erbittert auf und will gehen). Oh! ich verſtehe es jetzt recht wohl.

Bar. Die Wahrheit ſcheint Ihnen nicht zu gefallen? Aber das iſt ja nur kaum noch der Anfang!

Teod. Beruhige Dich, liebe Valeria. Bleib doch ſitzen! Wir ſind ja hier nur unter uns. Laß doch mit Dir reden!

Val. Laß mich gehen!

Teod. (ihr in's Ohr). Erinnere Dich an die Naſe!

Val. Nun denn, gut! Da ich einmal hier bleiben ſoll, ſo werde ich die Ehre haben, dem Herrn Vater zu antworten, daß er ſich ſehr irrt. Ich habe allerdings in dieſem Hauſe die Liebe zum Schönen, wo man es auch nur finden möge, einheimiſch gemacht. Da nun aber die andern Nationen darin bei Weitem die unſrige überwiegen, ſo ziehe ich um deswillen Fremde in unſern Kreis, damit wir ſelbſt immer größere Fortſchritte in gutem Geſchmack und feinen Sitten machen.

Bar. Vortrefflich aus dem Handel gezogen, meine liebe Frau Schwiegertochter! — Nur Eins haben Sie dabei vergeſſen.

Val. Und das wäre?

Bar. Wer denn nun eigentlich diejenige Nation ſei, die ſich über alle andere ſo weit erhaben zeige?

Val. Welche dies ſei?

Bar. Ja, das eben frage ich! — Ich habe

Europa in der Länge und Breite durchkreuzt, während Sie, mein liebes Töchterchen, noch Ihr Näschen nicht über Terracina hinausgesteckt haben. Ich habe alle Völker, große und kleine, schwache und mächtige, kennen zu lernen gesucht, und in allen habe ich ein tiefes und einmüthiges Gefühl gefunden, sich selbst zu achten und von Andern wieder geachtet sein zu wollen. Lassen Sie uns daher Vortheil von den Fortschritten Anderer ziehen, aber deshalb nicht uns selbst verläugnen! Und das ist eben das Herrliche, daß man in sich selbst sich achten und doch der Errungenschaften der ganzen Menschheit sich erfreuen kann. Nun haben Sie aber, meine Verehrte, um nur recht viele Leute aus andern Ländern zu fischen, sehr oft die Katzen im Sacke gekauft, so daß es ein Wunder ist, daß diese nicht Sie selbst schon bereits hineingesteckt haben. — So ist z. B. dieser Tognino ein Spitzbube, der Ihre Ehre verkaufte, und selbst sogar im Begriff stand, den guten Ruf Emilia's zu verhandeln.

Em. Mein Gott!

Val. (zu Teod.). Lieber Mann! —

Baronin. Und welche Beweise haben Sie dafür?

Bar. Einen einzigen: — sein eigenes Eingeständniß. — Und wenn auch das nicht genügt, so werde ich Euch ganz im Kurzem noch einen andern dafür offeriren. Jetzt aber weiter! — (Zu Valerie:) Welch' einen Schurken von Hofmeister haben Sie Ihrem Sohne gegeben?

Val. (zu Teod.): Lieber Mann! —

Bar. Laſſen Sie doch Ihren Mann aus dem Spiele! Es iſt das erſte Mal, daß Sie Sich auf ihn berufen und klingt daher ganz wie eine Satyre. — Ich rede von dem ſaubern Monſieur Leſage. Man ſollte ſagen, Sie hätten ihn recht abſichtlich aus dem Schmutze der Seine herausſuchen laſſen, um einem ehrenwerthen Geſchäfte und einer großen Nation Schande zu machen. Einen Verworfenen haben Sie zum Hofmeiſter und Lehrer ſich ausgeſucht, einen Menſchen, der das Herz meines Enkels mit moraliſchen Betrachtungen à la Lucrezia Borgia vergiften wird, der mit Ihrer eleganten Kammerfrau einen Liebeshandel treibt, der ſich vorbereitet, in zwei Stunden mit dieſer davon zu laufen und das Silbergeräth Teodoro's und den Brillantſchmuck der Baronin mitzunehmen.

Baronin (will eilig abgehen). Das wäre ſchrecklich!

Bar. Wo laufen Sie hin?

Baronin. Meine Sachen zu retten!

Bar. Bleiben Sie da! Dafür iſt ſchon geſorgt. Man hat an Alles gedacht!

Baronin (ſetzt ſich wieder). O welch' ein Schrecken!

Val. (ſpöttiſch). Es iſt wirklich ganz zum Erſtaunen, wie Sie erſt vor Kurzem hier angekommen ſein, und doch ſchon alles Dies haben wiſſen können!

Bar. Allerdings gibt es dabei Zweierlei zum Erſtaunen. Erſtens, daß ich alles Dieſes ſchon weiß, und zweitens, daß Sie es noch nicht gewußt haben. —

Jetzt nun zu dem Herrn Grafen von Belville.

Val. Auch über Belville wollen Sie uns Ihre geiſtreichen Bemerkungen mittheilen?

Baronin. Was Belville betrifft, ſo mußt Du Dich deßhalb an Emilia wenden. Sie iſt in ihn verliebt. Wir haben hier mit der größten Vorſicht gehandelt. Wärſt Du auch nicht zurückgekehrt, ſo würde doch die Heirath nicht eher zu Stande gekommen ſein, als bis wir im Beſitze ſeiner Documente geweſen wären.

Val. Der gründlichen Ausweiſe über ihn.

Bar. Und dieſe Dokumente ſind angelangt. Sie ſind da, dieſe Ausweiſe.

Baronin und Val. Wahrhaftig!

Em. (freudig). Lieber Vater!

Bar. Sie ſind da, ſage ich euch.

Baronin und Val. Und ausreichend?

Bar. Vollkommen ausreichend.

Val. Und worin beſtehen ſie?

Bar. In einigen offiziellen und dringenden Empfehlungen verſchiedener Höfe, daß man auf's Angelegentlichſte einen gewiſſen Furbi — einen höchſt verſchmitzten Bergameſen, der lange Zeit in Europa herumgereiſ't iſt, nach Befinden den Spion, den Unterhändler, den Schmarotzer, den Spitzbuben geſpielt und endlich in einem Gaſthauſe zu Mola 4000 Ducaten geſtohlen hat, — zur Haft bringen möge.

Em. Mein Gott!

und meines Glückes zu, und die angenehmsten lieblichsten Bilder umgaukelten mich während dem ganzen romantisch schönen Weg. Ich war vor wenig Tagen erst da gewesen, dennoch schien es mir gerade diesen Tag, als hätte ich ungewöhnlich lange den wohlbekannten Pfad nicht gesehen und alles, alles stieg, in frischen Morgenduft gehüllt, glänzend, prachtvoll vor meinen Blicken auf. Ich sah im Geist, weit entfernt noch von ihrem Wohnort, schon meine Emma mir entgegen kommen, wie sie oft that; ich sah ihr weißes flatterndes Tuch ein freundlich Willkomm mir entgegen winken; ich sah die zarte, von aller Glut und allem Reiz der ersten Liebe umflossene Gestalt schon unter den Bäumen hervorleuchten, die das Thal umgaben, das sie schmückte, und angezogen von allen Fäden meiner Empfindungen, sprengte ich dem Eden meines Lebens zu.

Ich hatte mich so ganz in diese holden Träume eingewiegt, daß ich die Wirklichkeit rund um mich her vergaß, und ich hielt mein dampfend Roß vor ihrer Hausthür an, ohne bemerkt zu haben, daß, während im Bilde, im wachen Traum ich mit ihr sprach, sie an mein Herz, an mein glühend Herz drückte, in der Wirklichkeit sie mir noch nicht, wie sonst, entgegenkommend erschienen war. Ja, meine süße Täuschung, — o daß sie ewig geblieben wäre! ging so weit, daß ich bereits mehrmal an der ver-

Baronin. Nun denn, was hat denn dieser Böse-wicht mit dem Grafen von Belville gemein?

Bar. Was er mit ihm gemein hat? Nichts weiter, als daß Furbi und Belville dieselbe Person unter zwei verschiedenen Namen ist.

Val. Verläumdung! Verläumdung!

Em. O Valeria! Valeria! Sie haben mich unglücklich gemacht!

Val. Es ist ja ganz unmöglich! — Wer hat Ihnen das Alles gesagt? — Wir wollen doch sehen — (sie steht erzürnt auf).

Bar. Das werden Sie nur allzubald sehen — da er selbst in wenigen Augenblicken hier erscheinen wird.

Val. Um diese Zeit? Und wozu?

Bar. Lesen Sie! (Er gibt ihr den Brief; Valeria und die Baronin lesen ihn eifrigst und bleiben höchst betroffen.)

Baronin (nach einer Pause). Aber warum lassen Sie da diesen abscheulichen Menschen noch hierher kommen?

Bar. Damit sein Schicksal und das seiner andern Mitgenossen sich auf's Vollständigste erfülle, damit das Schauspiel, dessen Zeuge Ihr Alle sein sollt, sich tief in Eure Seele einpräge und die Erinnerung daran nie wieder verlösche. (Er sieht an die Uhr und spricht dann für sich:) Die Stunde der Entscheidung ist nicht mehr fern. (Er wendet sich mit gewohnter Heiterkeit an die Andern:) Nun aber faßt auch wieder Muth!

Es iſt noch nichts verloren! Die Lehre wird für uns ſämmtlich von Nutzen ſein, und morgen werden wir uns gewiß Alle ruhiger und zufriedener fühlen als je!

Em. (zu ihrem Vater). Auch ich? geliebter Vater!

Bar. Wer weiß! — Jetzt kommt mit mir dort in jenes Zimmer, von wo aus wir die ſaubern Vögel beobachten und in ihren eigenen Netzen fangen wollen. (Er löſcht die Lichter aus bis auf eins, das er mitnimmt, und geht mit den Andern in das Seitenzimmer.)

Letzte Scene.

Die **Vorigen.** Die **Uebrigen** wie ſie auftreten. Es iſt dunkel.

Leſ. (im Mantel mit dem Hute auf dem Kopfe und einem Packt unter'm Arme). Es iſt Alles vollkommen ruhig. — Ein Uhr vorbei — vielleicht muß ich noch warten. — Fatal! Bei einer Angelegenheit wie dieſe, kann es nicht geſchwind genug gehen. — Das Meinige habe ich hier bei mir. (auf das Packet zeigend.) Es iſt etwas ſchwer — aber ich machte mir gar nichts daraus, wenn es noch ſchwerer wäre! (Er geht vorſichtig weiter und ſtößt an das eine und andere Geräth, aber ohne Geräuſch zu machen.)

Togn. (bringt Belville durch die Mittelthür herein). Fürchten Sie Sich nicht, Excellenza — Alles im Hauſe ſchläft und nur die Signorina Emilia iſt noch wach. Bleiben Sie hier und ich werde ſie ſchnell davon in Kenntniß ſetzen. Dann wenn ſie hierherge-

kommen ist, werde ich nach Ihren Instructionen den Baron herbeirufen und an der Glocke läuten, daß das ganze Haus in Aufruhr geräth.

Belv. Ich verlasse mich ganz auf Deine Geschicklichkeit.

Togn. (für sich). Der Baron will's so haben, nun so möge es gehen wie es wolle. (Geht durch die Mittelthür wieder ab.)

Les. Mir war's, als ob ich ein Geräusch hörte. (Er will nach hintenzu gehen, nähert sich aber statt dessen Belville, und bleibt dann stehen, um zu horchen.) Nein, ich irrte mich. Vielleicht ein kleines Mäuschen!

Belv. (ist unter den Geräthschaften, die ihn hindern, langsam vorgekommen und wendet sich nun rechts vom Zuschauer nach der Seite, von wo Lesage kam, während sich dieser links in der Gegend der Thür zu Emilia's Zimmer befindet.) Der Schritt ist allerdings gewagt ... aber für 50,000 Ducaten kann man schon so etwas thun. Meinen Paß habe ich in der Tasche, und der Platz auf dem Dampfboote ist auch schon bezahlt. — Im schlimmsten Falle, wenn mir hier etwas Unangenehmes begegnen sollte — bin ich bewaffnet und bereits gewöhnt an dergleichen. (Er stößt an einen Stuhl und macht dadurch Geräusch.)

Les. Da ist sie endlich! (geht ein wenig näher zu Belville.) Bst! Bst!

Belv. Ha! sie ist da! — Bst! Bst!

Les. (flüsternd halb leis). Geben Sie mir die Hand.

Belv. (ebenso). Da ist sie.

(Als ſie ſich gegenſeitig die Hände reichen, erſchrecken ſie und treten auseinander. In dieſem Augenblicke tritt Mademoiſelle Legrand aus der Thür rechts.)

Legr. (leiſe rufend). Monſieur Leſage!

Belv. Ha! was iſt das! — Ich bin verrathen!

(Man hört jetzt die Hausklingel läuten. In demſelben Augenblicke erſcheinen die Mitglieder der Familie del Poggio auf der Thürſchwelle des Zimmers, in welchem ſie ſich befanden. Zugleich tritt ein Polizeibeamter mit Soldaten durch die Mittelthür. Andere Soldaten aus andern Thüren. Diener mit angezündeten Fackeln desgleichen. Mit dem Polizeicommiſſar tritt Chriſtophoro ein und zeigt auf Belville. Die Soldaten umringen dieſen. Er zieht ſeine Piſtolen und will ſich vertheidigen, hat aber nicht Zeit dazu, da man ſie ihm abnimmt und ihn forführt. Raſche, ſtumme Scene.)

Bar. (zum Polizeiagent). Signor, ich danke Ihnen für die Bereitwilligkeit, die Sie mir gewährten, dieſen Böſewicht in Haft zu bringen. Aber Ihr Geſchäft iſt damit noch nicht zu Ende. Sie finden hier noch zwei andere etwas minder große, aber doch auch recht verſchmitzte Spitzbuben, welche ich Ihrer beſondern Sorgfalt zu empfehlen habe. Was dieſe Dame hier betrifft, ſo werden Sie vielleicht in ihrem Nachtſacke ein Käſtchen mit einem Halsbande von Brillanten finden, das meiner Frau gehört.

(Der Polizeiagent gibt ein Zeichen, nachzuſuchen; man findet das Käſtchen und überreicht es ihm. Er öffnet es und zeigt es der Baronin.)

Baronin (tief ergriffen). Es iſt wahrhaftig mein Schmuck!

Bar. Und wenn Sie die Güte haben wollen, das Päckchen etwas näher zu betrachten, das dieſer ſaubere Herr unter'm Arme hat, ſo werden Sie darin das Silbergeräth finden, das meinem Sohne gehört.

(Es geſchieht wie oben.)

Teod. Ich erkenne es. (Für ſich.) O Du Spitzbube!

Bar. (zum Polizeiagent). Jetzt bleibt Ihnen das Weitere überlaſſen! (Der Polizeiagent geht mit den Seinen und den Gefangenen ab.) Der öffentlichen Gerechtigkeit iſt nun Gnüge geſchehen, der häuslichen aber noch nicht. — Tognino, Du haſt mir in dieſer Angelegenheit gute Dienſte geleiſtet, und ich habe Dir eine Belohnung verſprochen. — Hier, nimm dieſes Gold für Deinen Verrath, (er wirft ihm eine Börſe vor die Füße,) aber packe Dich auf der Stelle fort, und komme mir nie wieder vor die Augen. (Tognino nimmt die Börſe und eilt ab.) Und jetzt können wir uns nun mit Ruhe ſchlafen legen. Damit aber auch Du, arme Emilia, eine ruhige Nacht haſt, ſo wiſſe — daß Erneſto Dich noch liebt. (Gruppe.)

Der Vorhang fällt.

BESSEL

Arien und Geſänge

aus der Oper:

Robert der Teufel

in fünf Aufzügen.

Nach dem franzöſiſchen Texte

von

Scribe und De Lavigne

treu zur Muſik von Meyerbeer bearbeitet

von

Theodor Hell.

Weimar 1832.

Perſonen.

Der König von Sicilien.
Robert, Herzog der Normandie,
Bertram, ſein Freund,
Raimbaut, Landmann aus der Normandie.
Aliberti, Ceremonienmeiſter.
Ein Waffenherold.
Iſabelle, Prinzeſſin von Sicilien.
Der Prinz von Grenada.
Alice, Landmädchen aus der Normandie.
Ritter und Große.
Damen.
Pagen.
Bräute.
Bauern uno Bäuerinnen.
Sicilianiſche Soldaten.
Knappen.
Stallmeiſter. Volk. Dämonen.
Geiſter.

Scene: Sicilien.

11

Erſter Akt.

Chor der Ritter.

Gießt voll zum Rand die Becher
Von dieſem Feuerwein,
Und laßt den Sorgen-Brecher
Den Rauſch der Luſt dann ſeyn,
Gießt ein den Feuerwein!
Der Freud' uns zu ergeben,
Sey uns der Lebensplan,
Den Wein, das Spiel, die Schönen,
Sie lieb' ich nur fortan.
Schenkt ein —
Und laßt den Sorgen-Brecher
Den Rauſch der Luſt dann ſeyn.

Erſter Ritter.

Zahlreich iſt ſein Gefolg! Wie voll Glanz
ſind die Waffen!

schlossenen Pforte geklopft hatte, ohne daß sie sich öffnete, ehe dieß Ungewöhnliche mir auffiel. —

Hast Du je gehört, mein Freund, von Rittern, die in Zaubergärten geführt, aller Seligkeit und aller Lust Höchstes in und um sich fühlen, und die dann plötzlich von dem Stabe einer mächtigen, zürnenden Fee berührt in Stein sich wandeln, gerade in dem Augenblick wenn ihres Lebens Pulse am freudigsten, am höchsten klopfen? Hast Du dieß gehört und lebhaft je-gedacht, so weißt Du meine Lage. — Da stockt das Herzblut nicht, da erstarrt es und vor dem grimmigen Andrang furchtbarer Ahnungen bebt das innerste Leben zurück. —

Ein Mann aus dem Dorfe trat in diesem Augenblick zu mir: „Sie klopfen vergebens," sagte mir der Mann, „die Bewohnerinnen sind vorgestern abgereiset."

Abgereiset! rief ich aus und das Wort erstarb auf meiner Lippe. Abgereiset! wiederholte ich, das ist nicht möglich!

„Vorgestern, erwiederte mir jener, fragen Sie nur beim Herrn Pfarrer nach."

Ich ging, nein! ich taumelte der Pfarrwohnung zu. Der Geistliche, ein ehrenwerther Mann, dessen Bekanntschaft ich längst schon gemacht hatte, trat mir unter der Thür entgegen. Er hatte mich kommen sehen und mochte den Zustand, in dem ich mich befand, errathen.

Aliberti.

Wer iſt der Fremde nur? Dieſer Fürſt, wie es ſcheint,
Deſſen Zelt, dort den Schmuck aller Länder faſt in ſich vereint!

Dritter Ritter.

Was führt ihn nach Sicilien?

Zweiter Ritter.

Wie mich dünkt, iſt er kommen
Um bei'm Turnier auch gleich uns hier zu ſeyn,
Das gilt dem Herzog von Meſſina.

Robert.

Ihr edlen Ritter hier, es gilt Euch dieſer Wein!

Die Ritter.

Habt Dank, Herr Rittersmann!

Chor.

Der Freud' uns zu ergeben ꝛc.

Vorige. Raimbaut kommt.

Aliberti.

Ha, ſeht da den Jongleurs, den Pilger reich an Klang,

Der, wenn es Euch gefällt, mit fröhlichem Geſang
Bei dem Mahl Euch erfreu'n mit ſeinen Liedern könnte!
Er kommt eben aus Frankreich, ja aus der Normandie.

Robert.

Wie? Aus der Normandie?

Bertram.

Eurer Heimath voll Undank!

Robert.

Komm näher, nimm, ſing' was Neues uns!

Raimbaut.

Da wollt die grauſe Mähr, Ihr ohne Zweifel,
Von unſerm jungen Herzog, von Robert dem Teufel.

Chor.

Robert dem Teufel?

Raimbaut.

Dem ſaubern Taugenichts, mit Luzifer verwandt,
Der wegen ſeiner Thaten aus dem Land verbannt.

Bertram.

Denkt doch an Euch!

Robert.

So ſinge!

Chor.

Aufgepaßt! fein geſpannt!

Ballade.

Raimbaut.

In der Normandie vordem thät herrſchen
Ein Fürſt voll Tapferkeit, und voll Recht,
Doch ſeiner ſchönen Tochter Bertha
Waren alle Freyer zu ſchlecht,
Da kam an den Hof ihres Vaters,
Einſt ein Fürſt von Niemand gekannt,
Er war's, auf den gar große Stücke,
Satanas, der Höllenfürſt hält,
Der unter ſeiner ſteten Obhut,
Die Schätze wahr't der ganzen Welt!
Grauſamer Trug, unſel'ger Wahnſinn!
Denn jener Fürſt, wißt Ihr, wer's war?

Chor.

Sprich doch, wer war's?

Raimbaut.

Ein Mitgenoß des Höllenpfuhles,
Auf Normanns Wort — der Teufel gar.

Chor.

Der Teufel gar!

Raimbaut.

Wahrhaftig wahr!

Chor.

Der Spas iſt gut, man muß drob lachen! —
Der Teufel war es ganz und gar!

Raimbaut.

Aus dieſer Eh', voll Höllen-Grauſen,
Kommt ein Sohn, das Schrecken rings im Land,
Robert — Robert, der Sohn des Teufels,
Wie er nach ihm ſchon ward genannt,
Unheil bringt er in alle Häuſer,
Im Turnier die Männer er ſchlägt,
Entführet die Frauen, entführet die Töchter,
Und wo er nur ſich zeigt und regt
Entfliehet ſchnell, Ihr jungen Mädchen!
Es iſt Robert! — mit Haut und Haar
Gleicht er ſeinem theuern Herren Vater,
Und iſt, wie der, der Teufel gar!

Chor.

Der Spas iſt gut ꝛc.

Robert.

Nein zu viel! Nehmt ſogleich den Vaſallen in Haft!
Ich bin Robert.

Alle.

Robert! Robert!

Raimbaut.

Barmherzigkeit!
Ach habt doch nur Mitleid!
Verzeiht mir, gnädiger Herr!

Robert.

Nicht mehr, als eine Stunde,
Da magst du beten, und dann — an den Baum dort gehängt.

Raimbaut.

Gnade! Gnade! habt doch Erbarmen!
Ich komme aus der Normandie
Mit meiner Braut der Armen,
Wir wurden Beide gleich
Mit einer frommen Botschaft gesendet her an Euch.

Robert.

Mit deiner Braut? Wart' doch, halt ein!
Wahrscheinlich ist sie schön?
Ich bin auch nicht so hart! — Nun denn, um ihrethalb,
Sollst du jetzt frei von hinnen gehn,
Doch sie gehöret mir, man führe sie zu mir!
Und auch Ihr sollt Euch d'ran ergötzen.

Alle.

Sehr ſchön!

Raimbaut.

O wehe mir!

Robert.

Schweig ſtill, Vaſall! Du ſollteſt höher ſchätzen
Die Huld von mir! Wag' nicht noch einen Laut! —
Schenken auf! ſchenkt uns ein,
Der Wein, das Spiel, die Schönen
Sie lieb ich nur fortan!

Alle.

Nur der Luſt, weihn wir uns fortan!

Vorige, Alice, von Pagen hereingeführt.

Alice.

Habt Erbarmen! Laßt mich los!
Wohin nur führt ihr mich?

Chor der Ritter.

Welch ſchönes Kind! Welch holdes Mädchen!

Alice.

Gnad', o Gott! hört doch mein Flehn!

Chor.

Nein, nein, wir müſſen ihn beſtrafet ſehn,
Kein Mitleid hier für Eure Zähren,
Die reizender nur Euch verklären,
Es kann hier Gnade nicht geſchehn.

Robert.

Was hör ich? Seh ich recht? Biſt du es, Alice?

Alice.

Ach gnäd'ger Herr! Beſchützt mich gegen ſie.

Robert.

Haltet ein! Es iſt Alice! Laſſet hier Achtung walten,
Dieſelbe Bruſt hat beide uns genährt!
Vergeſſen werd' ich's nie.

Chor.

Verſprechen muß man halten!
Vergeſſet Ihr denn ganz den heitern Lebensplan?
Das Spiel, den Wein, die Schönen,
Sie lieb' ich nur fortan!

Robert.

Nein! ich werd' ſie vertheid'gen,
D'rum zügelt Euer Wort;
Weh! der ſie will beleid'gen,
Ihn trifft der Tod ſofort!

Chor.

So laßt uns gehn, nicht unklug plaudern,
Erreget nicht umsonst den Streit,
Entfernen wir uns ohne Zaudern
Wir kehren wohl zurück noch heut'.

Robert.

Fürchtet jetzt meinen Zorn
Gehorcht mir sogleich!
Entfernt Euch jetzt sonder Zaudern,
Denn mein Arm trifft sonst hart auf Euch!

Robert und Alice.

Alice.

O mein Herzog! o mein Herr!

Robert.

Nenn' mich deinen Bruder;
Verbannt durch mein undankbar Volk,
Irr' ich vertrieben nun
Heimathlos in der Fremde!
In der Schlacht suchte ich vergebens mir den Tod.
Die Liebe, die mir hier ihr Glück entgegentrug,
Hat mein Elend vollendet!
Doch du — hier bei Palermo —
Was konnt' hieher dich führen?

Alice.

Mich führt die Pflicht nur hieher!

Mit meinem Bräutigam zog ich aus nied'rer Hütte,
Schob die Vermählung auf, unſrer Liebe Verein.

Robert.

Warum?

Alice.

Um den Befehl Eurer Mutter zu erfüllen.

Robert.

Wie, meiner theuren Mutter? o rede!
Wenn ſie es wünſcht, will ich unverweilt zu ihr eilen!

Alice.

Ihr könnt ſie niemals mehr wiederſehn,
Nie mehr hören!

Robert.

O Gott!

Alice.

Sie iſt nicht mehr!

Robert.

Wie? — O Mutter! meine Mutter! — O, mein Herz!

Romanze.

Alice.

„Geh!" ſo ſagte ſie: „zaudre nicht!
„Sage dem Sohn, der mich, ach! verlaſſen,
„Daß ich im Tod noch ſeiner denke,
„Ob mir dieſes Herz jetzt auch bricht.
„Mildre ihm ſeinen Schmerz, ſein Bangen,
„Ihm iſt noch ein Schutz ja verliehn,
„Denn dort bei Gott, wie hier auf der Erde,
„Fleht ſeine Mutter ja für ihn!

„Sag' ihm, daß des Abgrunds Qual
„Abwärts ihn drängt, tief ins Verderben:
„Sey du ſein Engel, arme Alice,
„Nur zwiſchen Euch, hat er die Wahl!
„Möcht' er doch des Gottes Zürnen ſühnen,
„Der mir meine Sünden verziehn;
„Und zu dem Licht ſchwinge die Seele
„Wo ſeine Mutter fleht für ihn!" —

Robert.

Und ich konnt' ihr Auge nicht ſchließen!

Alice.

Mir anvertraut hat ſie ihren letzten Willen.
„Dereinſt" — ſo ſagte ſie: „wenn deſſen werth er iſt,
„Leſ' er hier dieſe Schrift!"

Ich habe einen Brief für Sie, sprach er und legte mir, als wolle er mich trösten und beruhigen, die Hand auf die Schulter.

Meine zuckenden Finger erbrachen das Siegel. Es war ein Zettel von Emma; sie schrieb:

„Man trennt uns Karl! vielleicht auf ewig! Sey ein Mann mein Karl" — —

Ich vermochte nicht weiter zu lesen. Mein Auge wurde trübe, und ich mußte mich an den Thürpfosten halten um nicht umzusinken. Der Geistliche ergriff meinen Arm und führte mich in die Stube.

„Fassen Sie sich," sprach er, „es ist keine Nacht so finster, in der nicht noch ein Hoffnungsstern erschien."

Ich schüttelte nur, statt aller Antwort, verneinend mit dem Kopf, er aber fuhr fort:

„Lesen Sie doch erst alles was Ihre Freundin schreibt, vielleicht" — —

Vielleicht! seufzte ich ihm nach, o das ist ein bedaurungswürdiger Mensch, der seine Hoffnungen auf ein Vielleicht gründen muß.

Ich nahm aber doch das Papier wieder zur Hand und las:

„Sey ein Mann mein Karl. Komme es wie es wolle, ich bleibe Dein, Dein! und sollten wir uns auch nie wieder sehen!"

Bei diesen Worten entsank mir aufs neue das Papier. Nie soll ich Dich wiedersehen! Emma!

Robert.

Nein, das bin ich noch nicht! — Nein, ich muß ſelbſt mich richten. —
„Dereinſt" — bewahr' es noch, dieſes heilige Pfand.
Alles ſtürmt auf mich ein! Verdammt zum Unglück nähre
Die Qualen vergeblicher Lieb' ich im Buſen!

Alice.

Ich weiß, daß Iſabellens Reiz Euch rührte.

Robert.

Vernimm all' meine Pein, ich habe jüngſt, von Eiferſucht entbrannt,
Der Fürſtin Zorn gereizt, und bin verbannt
Aus ihrer theuren Nähe!

Alice.

Weh Euch! Sie aber iſt gewiß dem früher'n Schwure treu geblieben.

Robert.

Wie erfahr' ich das?

Alice.

Befraget ſie d'rum ſelber, ſchreibet ihr!

Robert.

Wenn du glaubſt! Doch wer, wer überbringt?

Alice.

Ich! Verſtand bekommt man leicht
Wenn dem man dienet, den man liebt!

Robert.

O du mein theurer Schutzgeiſt!
Wie kann ich jemals dir vergelten deine Huld?

Alice.

Ihr könnt' es ohne Müh'!
Des armen Raimbauts Liebe, Ihr kennet ſie ja wohl,
Erlaubt, daß ein Prieſter noch heut',
Dort an dem heiligen Altar
Auf ewig mit ihm mich vereint!

Robert.

Herzlich gern! Da — geh!

Vorige. Bertram kommt.

Alice.

Ha! — Wer iſt denn dort der finſtre Mann?

Robert.

Der Ritter Bertram iſts, mein allertreu'ſter Freund!
Was ſiehſt du ihn ſo an? erſchrocken wie es ſcheint!

Alice.

Weil ich — in unserm Dorf ein schönes
Altarbild gesehn,
Erzengel Michael, der den Satan besiegt —
und mich dünkt —

Robert.

Weiter nur, was kann dir Furcht einflößen?

Alice.

— Daß er gleiche —

Robert.

Dem Erzengel? —

Alice.

Nein, o nein — dem Bösen!

Robert.

Sey nicht so kindisch! Geh, laß uns jetzt! —

Robert und Bertram.

Bertram.

Vortrefflich! Deine neue Eroberung ist schon
recht vertraut!

Robert.

Es sind die Danks-Gefühle!

Bertram.

Ha! Das ſoll man nun glauben! Jeder Undankbare ſpricht ſo.

Robert.

O ſchweige doch, ich fürchte deinen heilloſen Einfluß —
Mein Weſen iſt getheilt, bald ziehts zum Guten mich,
Und eben fühl' ich deſſen Stärke,
Bald treibt's mich zum Böſen hin, was du nur zu bereit
Zu wecken ſuchſt in mir!

Bertram.

Was ſagſt du? Welcher Wahnſinn! Wie,
Du könnteſt die Abſicht verkennen des Freundes,
Du zweifelteſt an mir?

Robert.

Nun, ſo gieb mir hinfort weiſe Lehren nur!

Bertram.

Wohlan, ſo höre:
Den Verdruß zu verjagen,
Komm zu dieſen Rittern mit mir;
Verſuchs im Würfelſpiel, nimm Theil an ihren Zechen,
Wir bedürfen Geld, ſie mögen es uns leih'n!

Robert.

Ja, dieſer Rath iſt gut!

Vorige. Die Ritter.

Finale.

Bertram.

Der Normandie Gebieter,
Will theilen Eure Luſtbarkeit.

Robert.

Beim Turnier ſehn wir uns dann ſpäter,
wenn es Zeit,
Doch beim Spiel kämpf ich jetzt Euch nieder!

Chor der ſpielenden Ritter.

So viele Güte weckt in uns den Dank
auch wieder,
Laßt ſehn, was uns der Zufall für Ent-
ſcheidung beut.

Robert.

Nun, o Glück! auf deine Laune
Setz' ich jetzt mein Lebensloos,
Sey d'rum hold dem was ich wünſche
Und wohn' in des Bechers Schoos
Gold iſt eine Chimäre
Verſteht es nur zu brauchen fein,
Das wahre Glück auf Erden
Iſt das Vergnügen, nur dieſes allein.

Aliberti.

Nun, o Glück! auf deine Laune
Setzt er jetzt sein Lebensloos,
Sey d'rum hold dem was er wünschet
Und wohn' in des Bechers Schoos!

Alle im Chor.

Ja, o Glück! auf deine Laune ꝛc. ꝛc.

Bertram.

Ob Glück du mich auch höhneſt,
Ich trotze deiner Wuth;
Dies hier auf deine Laune,
Ich lache im fröhlichen Muth, la, la, la ꝛc.

Robert.

Schlecht gemacht! Nun Revanche! Wohlan,
hundert Goldſtück.

Ein Spieler.

So würfelt denn! ꝛc.

Robert.

Vierzehn! Diesmal doch ſollt' ich glauben
Wird den Gewinn man mir nicht rauben, —
Wahrhaftig! ja! — fürwahr! — Verlo-
ren! Welch Geſchick!

Bertram.

Was thut's?! Verdopple nur!

Robert.

Nun denn! Zweihundert Piaſter!

Bertram.

Das iſt noch nicht genug. — Fünfhundert!

Robert.

Fünfhundert!

Spieler.

Fünfhundert? Nun wohl, wir halten ſie.

Bertram.

So muß man im Spiel erſetzen die Verluſte,
Sicher iſt der Gewinn!

Robert.

Glaubeſt du? — Ha verdammt! — Dies noch hin!

Bertram.

Beruh'ge dich!
Und machs wie ich,
Nur friſch gewagt,
Haſt's ſelbſt geſagt,
Das Gold iſt nur Chimäre
Verſteht's zu brauchen fein,
Ha, das wahre Glück auf Erden
Iſt nur die Luſt allein!

Chor.

Das Gold iſt nur ꝛc. ꝛc.

Robert.

So werd' ich das Schickſal denn zwingen
Sich zu ſchämen des Unrechts an mir,
Gegen Euch all' will ich noch hier
Zum Spiel den Diamantenſchmuck, und mein
Silberzeug bringen.

Spieler.

Wie! Euren Schmuck, und das Silbergeſchirr?
Das ſind recht gern zufrieden wir! —
Wir haben ihn!

Bertram.

Er hat ganz recht, was nutzt's auf der Reiſe
Ob man auf Silber, auf Holz auch ſpeiſe.

Robert.

Weh mir! wir ſind verloren!

Bertram.

Mein Freund, beruh'ge dich, und mach's
wie ich ꝛc. ꝛc.

Robert.

Und meine Roſſe — und meine Waffen!
Dies iſt das letzte, was mir noch übrig,
Ja, ich ſetz' es noch dran!

Bertram.

Du thuſt ganz recht — das Schickſal, das
jetzt dich verfolgte.

Harret nur des Augenblicks, dann hat dich's wieder lieb!

Chor.

Wir halten es!

Robert.

Funfzehn!

Erſter Spieler.

Auch funfzehn!

Robert.

Sechszehn!

Bertram.

Sieh das Glück lächelt dir!

Erſter Spieler.

Achtzehn!

Robert.

Weh mir! ich hab' nichts mehr!

Chor.

Er hat nichts mehr!

Robert.

Und dich muß ich mitziehen,
O Freund! in das grauſe Geſchick! —

Die Waffen, meine Roſſe! — und ſie ſind
nicht mehr mein!
Geh, übergieb ſie denn, ich ſteh allein!
Ha! Schmach ohne Maas, ein Höllengeſchick
Es raubt jedes Glück,
Es verfolgt mich Armen,
Ha! ſcheu't meine Wuth
Ich räche mit Blut
Den Frevel an Euch noch gewiß ohn' Erbarmen!

Die Spieler.

Er fluchet, er höhnet, er ſchäumet vor Wuth!
Es ſiedet ſein Blut, der Wurf war nicht gut.
O mäßigt Herr dieſe Gluth
Sonſt ſcheu't meine Wuth,
Die nur Blut dann verſöhnet.

Bertram.

Beruh'ge dich, und machs wie ich ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Ende des erſten Akts.

rief ich überwältigt von Schmerz aus, o warum hat mich denn nicht längst die Erde bedeckt!

„Seyn sie ein Mann, sprach der Prediger in diesem Augenblick sehr ernst zu mir; die ewige Güte legt keinem mehr auf, als sie ihm Kraft verlieh zu tragen."

Er hatte Emmas Brief von der Erde aufgehoben und las nun selbst weiter, während ich, in dumpfe Erstärrung verloren, die Augen mit den Händen bedeckt, als wollte ich die gewaltsam hervorstürzenden Thränen zurück halten, meinen traurigen Empfindungen mich hingab.

„Forsche nicht nach mir — schrieb Emma weiter — nicht nach meiner mütterlichen Freundin, nicht nach Holm und triffst Du letztern ja einmal auf deinem Lebenswege, so ehre auch gegen ihn unser trauriges Geheimniß, dessen Wissen Dich nicht glücklich, mich nur elender noch machen kann."

Dieß war alles was sie schrieb. Ich hatte dem Pfarrer das Papier aus der Hand genommen, und durchlief es mehrmal mit stieren Augen. Ach! mir war immer als müßte noch mehr dastehen, als müßte ein anderer Sinn in diese zerreissenden Worte sich bringen lassen; als müßte aus diesem Gewirre von Finsterniß am Ende doch noch ein Licht mir aufdämmern. Umsonst! todt und kalt, unwandelbar, wie mein trauriges Geschick, standen die Züge da

Zweiter Akt.

Recitativ.

Isabelle allein.

Mir verhaßt iſt der Prunk, deſſen Glanz mich umgiebt,
Nur Feſte, Luſtbarkeit, ach, und doch nirgends Glück,
Mein Vater wird befehlen;
Beſtimmen meine Hand, unſeliges Geſchick
Und ich kann auf den Mann, den ſo heiß ich geliebt, nicht zählen!

Arie.

Ach umſonſt mein Hoffen
Glücklich zu werden!
Freuden auf Erden,
Liebesgenuß
Ewig ich meiden muß!

All' dieſes Sehnen
Hoffendes Wähnen
Iſt hingeſchwunden wie Lenzeskuß.

Vorige. Alice und junge Mädchen.

Chor.

Nahn wir uns ohne Furcht! —
Schenke dem Leiden
Beiſtand und Hülfe,
Wohlthat zu ſpenden
Strebt ja dein Herz.

Alice.

Gott! wag' ich es?
Doch man ſagt ja, auch die Damen
Und ſelbſt des Fürſten Töchter
Sie nehmen manchmal gütig die Bittſchrif-
ten an.
Ich verſuch's!

Iſabelle.

Gott was ſeh ich? von Robert,
Täuſcht mein Auge mich nicht?

Arie.

Hör' o höre junge Freundin
O komm, mein Herz iſt tief ergriffen
Das Unglück nie vergebens
Fleht um Schutz und Hülfe mich an,
Welch Glück iſt mir gegeben
Robert! komm! du mein Leben!
Ach komm! ſey mein!

Alice und Chor der Mädchen.

Welch ſchönes Glück des Lebens!
Dein Herz iſt tief ergriffen
Es fleht das Unglück nicht vergebens
An dieſes Herz!

Recitativ.

Vorige. Robert.

Iſabelle.

Euch ſeh ich wieder?

Robert.

Hört mich, güt'ge Fürstin!
Laßt mich Vergebung hoffen,
Liebe wird —

Isabelle.

Vergeben wird dieß allzuschwache Herz,
Von Liebe aber wagt nur dann zu sprechen,
Wenn Ihr voll Muth gekämpft in jenen Schranken —
Dort ist meine Hand des Siegers Preis.

Robert.

Weh mir! ein tückisch Spiel hat mir die Waffen,
Hat alles mir geraubt!

Isabelle.

Mißtraut dem Glück der Liebe nie,
Selbst der gekränkten nicht,
Sie reicht Euch Waffen jetzt zum Kampf.

Robert.

O Himmel! bewährt durch Eure Hand!

Isabelle.

Hört Ihr den Ruf! er fordert Euch zum Kampf,
Er ruft zum Siege!

Robert.

Ja in dem Waffenſpiel, wo nur der Tapfre ſiegt,
Beſieg' ich den Rival!

Bertram.

Wenn ich's erlaubte, ja.

Robert.

Hätt' es doch auch das Schickſal für mich jetzt ſo gefügt,
Daß ich im ernſten Kampf ihn allein, und ſo nah —
Was wollt Ihr?

Der Herold.

An dich Robert von Normandie,
Schickt dieſen Fehderuf Grenada's Prinz durch mich,
Und fordert ſo zum Kampfe dich,
Nicht im Turnier zum Spiel, auf Leben oder Tod!

Robert.

O mein Wunſch iſt erfüllet! Sein Verderben nun ſicher!
Er fordert mich zum Kampf! Ich folg' dem Aufgebot.

Herold.

Komm! — In dem nahen Wald wirſt du bereit ihn finden!

Robert.
Und sein Grab, er — oder ich!
(gehn ab)

Finale

Chor und Tanz.
Kommt herbei sie zu geleiten
Treues Volk! von allen Seiten,
Feiert ihre Trefflichkeit.
Nimm die Huld'gung unsrer Liebe
O, daß Vorbild sie dir bliebe,
Einer nahen frohen Zeit
Kommt herbei ꝛc.

Ceremonienmeister.
Wenn alle Ritter jetzt, ihrer Dame zu Ehren
Zu dem Turnier ziehn zum männlichen Streit,
Dem Prinzen von Grenada mögst denn auch du gewähren,
Daß ihm deine Hand Waffen beut.

Bertram.
Ha, ich siege! Er schon hier!
Und Robert dort zurück im tiefen Wald gehalten!
Robert, den ein Blendwerk täuscht,
Sucht umsonst den Rival, beschützt von meinem Walten.

Chor.
Zinken ertönt! dem Ritter gebt die Ehre
Dessen Panier zum Stern wir erwählt,

Zinken ertönt! zum Kampf ihm haben
Amor und Mars den Arm geſtählt!

Alice.

Mein junger Herr, er kommt noch nicht
Jetzt wo ſich ihm der Kampfplatz öffnet,
Warum verſäumt er ſeine Pflicht!

Raimbaut.

Verzweifeln muß man deshalb nicht
Allein, bedenke zur Capelle
Ruft uns jetzt eine Pflicht.

Bertram.

Robert kommt ſicher nicht!

Chor.

Hört die Trommeten! Es rufet die Ehre,
Ritter den Arm bewaffnet Euch!
Nur für den Ruhm, für ſeine Dame,
Führt jeder kühn des Schwertes Streich!

Iſabelle.

Dies iſt zum Turnier das Signal!
Auf zu den Waffen, Ritter all'!
Kriegstrommeten erſchallen
Weit durchs Morgenroth,
Wo die Banner jetzt wallen,
Giebt's Sieg, oder Tod!

Ehre ruft durch das Erz
O Robert! ſie treffe dein Herz!

Chor.

Kriegstrommeten ꝛc.

Iſabelle.

Trommeten rufen, auf zu den Waffen!
Die Hand an Lanz' und Schwerdt
Für ſeine Dame und Ruhm nur kämpfet
Der Rittersmann mit Stolz und Luſt!

Chor.

Trommeten rufen ꝛc.

Iſabelle.

O, wie mir das Herz erbebet,
Noch erſpäht ihn nicht mein Blick,
Liebe rufet ihn zum Kampfe,
Welche Macht hält ihn zurück?

Chor.

Kriegstrommeten erſchallen ꝛc.

Ende des zweiten Actes.

Dritter Akt.

Bertram.

Du Oberhaupt gefallner Engel,
Mein Geliebter! — ich bebe! —
Was mein harrt — es iſt da!

Arie und Chor.

Schon trifft das Jubelgeſchrei der Hölle mein Ohr!
Wie ſie tobend ſich heben,
Vergeſſend der Qualen, um jenen nächtlichen Thron!

Chor der Dämonen.

Dämonen! Phantome,
Den Himmel verlacht,
Im düſteren Dome
Durchſchwelget die Nacht!

Bertram.

O mein Sohn! ja für dich,
Der mir der Güter höchſtes,
Trotzt' ich ſchon dem Himmel
Trotzt' der Hölle ich auch!

Chor der Dämonen.

Ruhm dem Meiſter der uns leite
In dem Tanze vor uns ſchreite.

Bertram.

Für den Ruhm der entwichen
Für den Glanz der mir verblichen
Warst du mein Troſt, ja du!
Nur durch dich fühl' ich Ruh.

Recitativ.

Alice kommt.

Raimbaut! Raimbaut! An dem einſamen Orte,
Giebt nur Echo mir Antwort, und ich nahe mich bang,
Die erſte bin ich, die ſich eingefunden,
Hier warten läßt er mich, und noch bin ich nicht ſeine Frau!
Welche in Anfang!

Romanze.

Eh' ich Normandie verlaſſen,
Sagte mir ein Klausner dort:
Einſt wird dich ein wackrer Mann umfaſſen,
Treu dich lieben immerfort!
Doch ach! ich warte ſchon!
O Patronin der armen Mädchen,
Patronin du, der Treuen Liebe
Die du Hülfe verleihſt in Noth!
Nimm doch uns Beide in deinen Schutz!

Recitativ.

Der Sonne Licht, ſo ſchnell verdunkelt ſichs —
Woher der Lärm, der mich mit Schreck erfüllt?
Sollt ein Gewitter ſich ſo ſchrecklich drohend nahn?
Nein, ach nein! es iſt nichts! Gott ſey Dank! — nichts. —

Raimbaut ſprach: mein ſüßes Leben,
Meine Treu' bleibt ewig feſt.
Ach, wer weiß, bei welch ander'n Mädchen,
Jetzt daſſelb' er hören läßt!
Und ich — ich warte noch! —
O Patronin! der armen ꝛc. ꝛc.

O Gott! Welch ein Getöſe!
Vor Angſt erbebt die Seele!
Die Erd' erzittert unter mir!
Hinweg! — Ach was für Stimmen hier!

Unſichtbares Chor.

Robert! Robert!

Alice.

Seinen Namen ſie rufen,
Hier droht Gefahr unſerm gnädigen Herrn!
Von hieraus, denk' ich, kann man
In die Schlucht hinunter ſehn!

und tief und tiefer drückte der Schmerz seinen Stachel in meine Brust! —

Wie so anders ritt ich jetzt am Abend den Weg zurück, den ich am Morgen gekommen war! Getreues Bild des Lebens in seinem Auf- und Untergange! —

Du suchtest mich zu trösten damals, nicht mit den schalen Trostgründen, mit welchen die Welt gegen den Leidenden oft so verschwenderisch, so verwundend verschwenderisch ist. — Nein! Du schlossest den Kranken an deine Freundesbrust und ahnetest Du gleich nur die Ursach meines Grams, so fühlte ich doch wohl in deiner stummen Umarmung dein Mitgefühl und deine theilnehmende Liebe.

„Forsche nicht nach uns, auch nicht nach Holm," so tönte es fort und fort in mein Ohr und wenn ich mich einmal mit aller Anstrengung der Kraft empor reißen wollte aus der Lethargie, dann drückten immer diese Worte aufs neue vernichtend mich nieder.

Endlich raffte ich mich doch auf und reiste nach Manheim hinüber. Ich hatte immer im Stillen die Hoffnung gehegt, es würde einmal ein Brief von ihr, von meiner Emma, ankommen, aber vergebens! Holm, den ich in Manheim suchte, fand ich nicht, wohl aber auf dem Rückweg, den ich über Emmas ehemaligen Wohnort nahm, doch eine kleine Freude. Dem Unglücklichen, der im Sturm untergeht, ist das leichteste Brett ein Anker, an den er seine Hoffnungen knüpft.

Großer Gott! ein Blitzstrahl!
Welche Angst! — Vorwärts denn!
Mein Gott beschütze mich!
Du, der des schwachen Kindes,
Du, der des armen Mädchens
Schon oft als Werkzeug sich bedient,
Mein Gott, beschütze mich! —

Bertram kommt.

Das Urtheil ist gefällt! — der Spruch unwiderruflich!
Ich verlier' ihn für immer, man entreißt ihn mir,
Ergiebt er sich nicht mir ganz, auf ewig für und für,
Und das noch heute —

Alice (zu sich kommend).

Mitternacht! — Ach, verloren!

Bertram.

Wer sprach hier? — Wer ist zugegen?
Wer las in meinem Innersten?
Ha, seht doch, seht die süße, holde Braut!
Du Alice?
Doch, warum gesenkten Blicks?

Alice.

Ach! meine Kniee wanken.

Duett.

Bertram.

Nun Alice! Was iſt dir?

Alice.

Ach, mein Gott —

Bertram.

Komm zu mir.

Alice.

Ach! wie ich bebe!

Bertram.

Nun, was vernahmſt du dort?

Alice.

Wer? — ich? —

Bertram.

Saheſt du — haſt du verſtanden?

Alice.

Nichts! — Nichts!

Bertram.

Triumph nun errungen!
Hat Angſt dich bezwungen
Giebt trotz deines Sträubens
Sie dich mir doch Preis!

Alice.

Ich zittre, ich bebe!
Vor des Böſen Stimme,
Seinem finſtern Grimme,
Starrt das Blut zu Eis!

Recitativ.

Bertram.

So nahe dich, und laß den ſüßen Reiz —

Alice.

Entferne dich — entflieh!

Bertram.

Ja, du kennſt mich!
Dein Aug' drang in des grauſen Geheimniſſes Schrecken,
Das kein Sterblicher weiß, und wollteſt du's entdecken
Wärs auch ſicherlich dein Tod!

Alice.

Der Himmel iſt mit mir, ich trotze deinem Zorn!

Bertram.

Erſt ſtirbſt du, dann dein Bräutigam!

Alice.

O Gott!

Bertram.

Dann auch dein Vater, und Alle die dir lieb!
Du haſt's gewollt! du zarte Blume,
Warſt durch Tugend mir zum Eigenthume,
Und biſt fortan völlig nun mein.
Nun denn! Nicht wahr? Du ſaheſt nichts?

Alice.

Nein, nein! — nichts — ha Robert!

Bertram.

Bedenk es wohl, du weißt, waß ich gedroht,
Er naht, drum ſchweig! wo nicht — trifft dich der Tod!

Robert kömmt.

Trio.

Alice.

Unſel'ger Augenblick voll Bangen,
Er iſt verſenkt in tiefen Schmerz,
Geheimes Grauen hat ſein Herz
Wohl unwillkührlich ſchon umfangen
Und vor Gefahr, die ihn umflieht
Kann — ach! — ich ihn warnen nicht!

Bertram.

Unſel'ger Augenblick voll Bangen!

Benutzen muß ich ſeinen Schmerz,
Doch fühl' ich nicht mein ſchwaches Herz
Jetzt unwillkührlich ſelbſt befangen?
Und vor Gefahr die ihn umflicht,
Befreyn kann ihn die Hölle nicht!

Robert.

Mein Stern iſt mir in Nacht vergangen,
Ich überlaß mich meinem Schmerz,
Weshalb nur fühlt von Graun mein Herz
Sich unwillkührlich doch befangen?
Freundſchaft nur, die mich ſanft umflicht,
Läßt noch allein mich ſterben nicht!

Alice.

Recitativ.

Nein! Ich trotze der Gefahr,
Hört mich an!

Robert.

Sprich doch!

Bertram.

So ſprich nur gutes Mädchen!
Um deines Bräut'gams, deines Vaters Willen. —

Alice.

Nein, ich kann es nicht!
Hinweg! ob auch das Herz mir bricht!

Robert. Bertram.

Robert.

Was iſt ihr denn?

Bertram.

Wer weiß, — die Lieb' — die Eiferſucht,
Dieſer Raimbaut mag wohl ein wenig flüchtig —

Robert.

Sprich denn! Wir ſind allein! Geſchändet und entehrt —
Vertrau' ich nur auf dich! Du haſt mir ja gelobt —

Bertram.

Meinen Schwur halt' ich dir! — Man hat uns Schlingen gelegt. —
Betrogen hat man dich, durch Kunſt der Hölle ſtörte
Was ich erdacht, dein Nebenbuhler uns,
Dämoniſche Macht rief er zu ſeinem Beiſtand auf!

Robert.

Was da zu thun?

Bertram.

Mit gleichen Waffen ihn ſchlagen,
Ihm nachahmen.

Robert.

Aber wie? —
Giebt's denn eine Magie,
Um zu beſchwören unſichtbare Geiſter?

Bertram.

Ja.

Robert.

Und kennſt du ſie? — O ſprich!

Bertram.

Ich kenne ſie, und leicht wird man ihrer Meiſter,
Wenn man Muth im Herzen trägt. —
Haſt du den?

Robert.

Bertram!

Bertram.

Ha! — wie er ſchon ſich regt!
So höre: von jenem alten Kloſter
Vernahmſt du wohl ſchon, das im Zorn
Der Himmel überließ der Hölle?

Robert.

Ja! ja!

Bertram.

Dort umſtrickt, von Neſſeln und Dorn
Steht das Grabmal der heiligen Roſalie.

Robert.

Weh mir! Ach woran mahnſt du mich?
So hieß auch einſt meine theure Mutter!

Bertram.

Es droht Verderben dem,
Der kühn es wagen wollte,
Zu reden mit den Weſen, die nach des
Schickſals Schluß
An jenen Ort für ewig ſind gebannet.

Robert.

O rede!

Bertram.

Prüfe dich! ob wohl dein Muth es wagt,
An dieſen Schreckensort —
Wo der Tod auf dich lauert,
Dich allein zu begeben?
Allein, und unverzagt!

Robert.

Ob den Muth ich wohl habe?
Den Rittern meines Vaterlandes
War Ehre ſtets der Weg des Lichts.

Bertram.

Komm, ſey würdig deiner Ahnen,
Wohlan! uns trennt nun nichts mehr!

Duo.

Robert.

Sollt' ich das Leben wagen
Wohlan, ich fürchte nichts!
Den Rittern meines Vaterlandes
War Ehre ſtets der Weg des Lichts.

Bertram.

An jenem ſchauerlichen Orte ſteht
Auf einem Grab' ein immergrüner Zweig
Voll Kraft ein Talisman!

Robert.

Nun denn — und dann?

Bertram.

Durch ihn wird alles möglich,
Verleihen kann er Reichthum und Unſterblichkeit.

Robert.

Nun dann?

Bertram.

Er werde nun durch dich geraubt. — Durch dich!

Robert.

Durch mich? — Das wär' ja Kirchenraub!

Bertram.

Bedünkt dich das ſchon allzufürchterlich?

Robert.

Ich geh'. Dem Himmel ſelbſt troßt jetzt
mein Sinn!

Bertram.

Doch noch vor dir bin ich ſchon dort.

Robert.

Den Rittern meines Vaterlandes
War Ehre ſtets der Weg des Lichts,
Nur fort, nur fort, ich fürchte nichts!

Bertram.

Den Rittern deines Vaterlandes
War Ehre ſtets der Weg des Lichts.
Nein wie vor Luſt die Pulſe ſchlagen
Drum fort, nur fort, er fürchtet nichts!

Finale.

Bertram und Robert.

Bertram.

Dies die Trümmer alſo von jenem alten
Kloſter,
Einſt von Roſalien dem Dienſt des Herrn
geweiht?
Töchter einſt des Altars, für andre Götter
heiß

Die beiden Damen hatten bei ihrer Abreise dem Prediger bis auf weitere Bestimmung die Bewahrung ihrer zurückgelassenen Effecten übertragen. An ihn war ein Brief angekommen, zwar ohne Orts- und Zeitbestimmung, aber doch von Emmas Hand, worin sie ihn im Namen von Madame Schwarzberg bat: diese Sachen auch noch ferner an sich zu behalten, bis sie wieder, über kurz oder lang, Nachricht ertheilen würde.

Ich las den Brief wohl hundertmal, darf ich es gestehen! Indem mit geheimen Entzücken ich die Züge betrachtete und verstohlen an Herz und Lippe drückte, die ihre Hand geschrieben hatte, peinigte mich das Gefühl, daß meiner so gar nicht, so mit keiner Sylbe darin erwähnt war, und eine Empfindung von Bitterkeit stieg in mir auf.

Es ist dem Unglücklichen so natürlich über alles den schwarzen Schleier seiner eigenen Gefühle zu breiten, und leicht wird ihm da das, was ihm am liebsten ist, verdunkelt! —

Sie hat Dich vergessen, flüsterte ein Dämon mir zu. Nein! rief die bessere Stimme meines Herzens, Sie vergißt Dich nie, Sie ist mit ewiger Treue dein. —

So erschütternd für mich auch dieser innere Kampf widerstreitender Empfindungen war, so siegte doch zuletzt das bessere Vertrauen, und wie am dunkel umflorten nächtlichen Himmel ein graues,

In Flammen lodernd, zuchtlos ihnen Weirauch ſpendend,
Daß da, wo Tugend ſonſt, jetzt heimiſch das Laſter!
Geiſter, die Ihr hier ruht, mit kaltem Stein bedeckt,
Vernehmt Ihr mich?
Aus dem Schlafe des Todes auf eine Stunde erwachet,
Erhebet Euch!
Und fürchtet nicht, daß Euch zur Rede ſtelle
Jene Heil'ge dort!
Ich bins, der ruft, der König der Hölle
Ja, ich bins, der verdammt, ſo wie Ihr!
Geiſter! vernehmt Ihr mich?
Geiſter! erhebet Euch! — —

Des Himmels Kinder einſt, jetzt der Hölle geweiht!
Hört, was ich Euch gebiete:
Ein Ritter wird ſich nahn in ſeiner Jugendblüthe
Er ſoll den Zweig ſich brechen.
Doch, wenn er zaudern ſollte, und mein Erwarten täuſcht,
So verführt ihn durch Eure Reize, zwingt ihn, daß er erfüllt
Was unklug er verſprach! Verberget ihm die Schlinge
Die ich ihm gelegt. —

Robert kommt.

Recitativ.

Hier iſt der Ort, Geheimniſſe bergend und Schrecken!
Vorwärts denn!
Welch ein Schauer dringt durch mein Gebein!
Dieſe Gänge — dieſe Gräber — wie ſie mir Qual und Pein
Im tiefſten Herzen erwecken! —
Ha! den Zweig ſeh' ich hier!
Talisman, den die Unterwelt verleiht,
Daß er mir nun gewähre
Die Macht auf Erden und Unſterblichkeit.
Welch Bangen! — Weg o Furcht!
Mein Gott! in dieſem Bilde,
Seh ich die Mutter zürnend auf mich ſchauen;
Ich kann nicht mehr! — Hinweg!
Sonſt unterlieg' ich — —

Unſichtbarer Geiſter-Chor.

Uns iſt er nun!
Herbei!
Mit Siegsgeſchrei!
Geiſter der Nacht herbei!

Ende des dritten Akts.

Vierter Akt.

Isabelle. Alice, dann der ganze Hof.

Chor.

Tön't hoch empor ihr Freudenklänge
Töne des Sieg's, des Liebesglücks,
Feyert nun heut' durch Festgesänge
Laut den Genuß des Augenblicks!

Aliberti.

Laßt Euch, o Fürstin! hier voll Ehrfurcht überreichen
Im Namen des Gemahls,
Den noch heut' Ihr beglücken sollt,
Diese Gaben, nur schwache Zeichen
Seiner Zärtlichkeit.

Chor.

Tönt hoch empor ꝛc. ꝛc.

Isabelle. Robert.

Finale.

Robert. Recitativ und Arie.

Wie der magische Zweig zu ihnen geneigt
Ueber sie seine Kraft im Augenblicke zeigt,
Dein Rufen, stolze Braut, können sie nicht mehr hören,
Müßt ich von hier, wo Zaubermacht mich hingeführt,

Dich mir rauben — ich thät' es ungerührt
Ob du auch flehteſt, dich widerſetzteſt —
Ich riß dich fort! ich riß dich ungerührt
mit fort!
Doch nein! Du folgſt mir ſanft. — Näher
denn! —
Ha! wie ſo ſchön ſie iſt! ruhiger Schlummer
Leiht noch höhere Reize ihr,
Unſchuld gewährt ihr die edelſte Zier,
Die ſie zum Engel weiht,
Nun aber fort! — Es iſt Zeit!
Iſabelle! Für dich löſ' ich den Zauber, der
jener Sinne hält.

Iſabelle.

Wo bin ich? — Und welche Stimme ruft
mich?
Welch betäubender Schlaf — der aller Au-
gen ſchloß!
Was ſeh ich? Iſt es neue Täuſchung —
Wie? Ihr? Robert hier an dieſem Ort?

Duett.

Iſabelle.

O Gott! ſieh die Qual, dieſes Bangen,
Mit Hülfe ſteh' mir Armen bei!

Robert.

Wie von Reiz Aug' und Mund ihr pran-
gen!

Keines Andern jemals ſie ſey!
Ha, ich fühl' eine Freude der Hölle,
Wenn ſo voll Angſt ſie zitternd bebt.

Iſabelle.

Welche Macht führte Euch zu der Stelle
Daß Ihr Ehr' und Schwur ſo vergeſſend erſchein't?

Robert.

Nun denn, ja! die Hölle, die treu mir gedient
Rächen wird ſie mich an dem, den ich haſſe!

Iſabelle.

Noch heute früh, bei dem Turnier
Vermochtet dieß mit Ehren Ihr.

Robert.

Fürcht' meine Wuth, o ſtoß mich nicht zurück!
Treibe mich nicht bis zur Verzweiflung hin
Alles iſt hier meiner Macht überlaſſen,
Nichts reißt aus den Armen mir nun mein Glück!

Iſabelle.

Gott! auf mich wende deiner Hülfe Blick,
Laß nicht Verzweiflung deine Seele erfaſſen.

Robert.

Fürcht' meine Wuth ꝛc. ꝛc.

Iſabelle.

Gott! auf mich wende ꝛc. ꝛc.

Iſabelle.

Vergebens Euer Wähnen! Robert, entfer-
net Euch!

Robert.

O ſtoß mich nicht zurück, ich fühl' eine
Freude der Hölle
Wenn voll Angſt ſie zitternd bebt.

Iſabelle.

Welcher Blick! welcher Blick!

Robert.

Fürcht' meine Wuth, o ſtoß mich nicht zurück!
Treibe mich nicht bis zur Verzweiflung hin!
Alles iſt hier meiner Macht überlaſſen
Nichts reißt aus den Armen mir mein Glück!

Iſabelle.

Gott! auf mich wende ꝛc. ꝛc.

Beide.

Ich weiche dem Drängen, dem Sehnen,
Iſabelle du biſt nun mein!

Iſabelle.

Robert! o Gott! Laßt mich los! Entfernet Euch!

Robert.

Nein, keine Macht kann deine Bande löſen —

Iſabelle.

Haltet ein!

Robert.

Komm! Mein mußt du ſeyn!

Cavatine.

Iſabelle.

Robert! Mein Geliebter!
Mein Herz lebt nur allein durch dich!
Du ſiehſt meine Angſt!
Mitleid für dich ſelber,
Und Gnade für mich!

Robert.

Nein, nein, nein, nein!

Iſabelle.

Wie? dein Herz hat vergeſſen
Was du einſt gelobet mir?
Einſt haſt du mir gehuldigt,
Jetzt lieg ich nun vor dir!

Robert.

Nein, nein, nein, nein!

Iſabelle.

Gnade für dich und Gnade für mich!

Robert.

Mein Herz kann dieſem Ton nicht widerſtehn.

Iſabelle.

O laß mich nicht in dieſer Angſt vergehn!

Robert.

Doch kann ich nicht bezähmen dieſe Gluth.

Iſabelle.

O bezähme dieſe Wuth!

Robert.

Und einem Andern überlaſſen dich?
Verlör' ich dich, verlör' mein Leben ich!
Nicht kümmert mehr mein Lieben dich
Nun wohl, ſo nimm — denn mein Leben!

Iſabelle.

Wie? — was ſagſt du mir?

Robert.

Das iſts, was jetzt mir droht!

Iſabelle.

Nicht Hoffnung mehr?

Robert.

Nur eine noch!

Iſabelle.

O rette dich!

Robert.

Ich mag nicht leben!

Iſabelle.

Flieh', da du's kannſt!

Robert.

Lieber den Tod!
Und ſollt ich auch ſterben durch ſie hier,
So erwart' ich mein Loos knieend von dir!

Chor.

Was iſt geſchehen? Iſt es ein Blendwerk?
Die Mattigkeit befiel uns All'
Bei Hof' der Schlummer — welch ſeltner Fall!
Was ſeh ich? Iſts Wahrheit? O Himmel!
Es iſt Robert!
Ja, er iſts! Haltet feſt, ſtraft ihn nun, dieſen Frechen!
Nicht mehr kann unſern Arm er entgehn!

Robert.

Kommt nur an! wenn Ihr wollt dieſes Schritts Euch erfrechen!
Träfe mich auch rächender Donner von Euch,
Dieſes Herz kennt keine Furcht und Schwächen
Trotzen will ich Erd' und Himmel zugleich!

Alice und die Frauen.

Ganz umſonſt iſt noch ſein Erfrechen
Nicht mehr kann er ihrem Arm entgehn,
Nun beſtraft wird fürchterlich ſein Verbrechen,
Und es wird morgen ſchon ſein Recht ihm geſchehn.

Ende des vierten Akts.

dämmerndes Wölkchen die Ankunft eines neuen Tages tröstend verkündet, so sog ich aus jenen Zeilen Hoffnungen wieder in meine wunde Brust. Man sollte ja ihre Sachen bewahren — sie konnten also wohl wiederkehren wollen; sie wollte ja doch einmal, daure es auch so lange wie es wolle, doch einmal wieder Nachricht geben, und — konnte die nicht bald kommen? konnte sie nicht ein Licht in diesem trüben Gewirre mir anzünden? Und daß sie meiner nicht erwähnt hatte — wie natürlich war dieß nicht! mußte sie mich denn darum vergessen haben, weil sie einem fremden Mann, der doch nur oberflächlicher Bekannter war, nicht ihr Inneres andeutend enthüllen wollte? — So tröstete ich mich und Du siehst, daß ich gewiß nichts versäumte um — gleich allen Unglücklichen — mein zagend Herz in einige Ruhe zu wiegen.

Fortsetzung.

Der Winter war vergangen, trüb' und traurig unter dem wechselnden, schmerzlichen Gefühl von eigener, bitterer Aufreißung meiner Wunden und mühsamer Verdeckung derselben, und noch hoffte ich vergebens von einem schleichenden Tage zum andern auf irgend ein mir plötzlich erscheinendes Glück. Ich war öfters nach dem Dorfe und zu dem Predi-

Fünfter Akt.

Robert und Bertram.

Robert.

Kömm!

Bertram.

Weshalb zwingst du mich hieher mit dir zu gehen?

Robert.

Heilig ist dieser Ort, Niemand kann mich hier verfolgen
Mich befreit hattest du, da suchte ich den Rival,
Den Prinzen von Grenada.

Bertram.

Nun denn?

Robert.

Schreckliches Loos!
Ich bin besiegt. Mein Schwerd,
Sonst so bewährt,
Versagte mir auch den Dienst
Wie Alles mich heut' ja verräth!

Bertram.

Nur ich nicht, der dich liebt,
Der dein Glück nur will, doch du erkennst es nicht!

Ja, als mit Frevlerhand du den Zweig dort dir brachſt,
Der dich in Beſitz der Geliebten ſetzen ſollte:
Ward ſie des Andern Theil.

Robert.

Sie ihm zu entreißen — was vermags — o ſprich!

Bertram.

Nur eins beut ſich dar deiner Rache.

Robert.

Was es ſey, ich ergreif's.

Bertram.

Weih' dich uns! Mir gehör! Eine Schrift gieb alsdann,
Die uns ſichert deine Treue.

Robert.

Wenn ich mich nur kann rächen,
Seys darum — gieb denn!

Bertram.

Was iſts? Biſt wankend du ſchon wieder?

Robert.

Hörſt du nicht den Geſang?

Bertram.

Was kümmert der uns?

Robert.

So auch hört ich einſtens in meiner Kindheit Tagen die Mutter —
O — Mutter! — ach weh!

Chor in der Kirche.

Heil der ewigen Liebe!

Robert.

O du Harmonie der Himmel,
O bring' zur' Ruh mein Herz.
Hör' den Geſang!
Ja, es iſt Gott ſelber,
Den Sünder ruft er jetzt, der ihn verlaſſen will,
Das iſt Gott! — Ja nur Gott!

Chor.

Der die Unſchuld gerettet aus der Verführung Macht
Liebe und Glück, ſchaue dein Blick, huldvoll geweiht,
Und heut dem Paar
Das heut vermählt, nur Segen dar,
Gott die Ehre! Gott die Macht!
Ehre ſey Gott!

Bertram.

O folge mir!
Komm, folge mir, folg' mir!
Reißen muß ich ihn nun —
Weh mir! — es iſt Gott!

Bertram.

Der Gesang muß dein Herz wohl tief und schwer bewegen,
Denn für des Nebenbuhlers Heil
Fleht man vom Himmel dort.

Robert.

Was sagst du?

Bertram.

Willst du nicht gehn auch mit für ihn zu beten?
Der bald am Ziele nun wird seyn.

Robert.

Ha! deine Rede weckt die Wuth im Herzen,
Hinweg! auch du bist nur mein Feind.

Bertram.

Wie? ich wäre dein Feind? ich, der einzig liebt dich!
Ich, der im Streit und Kampf deine Jugend beschützet,
Ich, der, wenn er alle Güter der Erde besäße:
Sie dir mit Freuden gäb?

Robert.

O Gott! Wer bist denn du?

Bertram.

Ruft nicht diese Angst, diese Gluth dir es zu,
Die das Herz mir durchströmt? —

Haſt du heut nicht gehört — heute früh —
Wo Raimbaut die traurige Geſchichte erzählt,
Von dem Loos deiner Mutter?
Ach, er ſprach nur zu wahr! Gott! ſie liebte einſt mich —
Ihr Gemahl wurd' ich dann.

Robert.

Was hör' ich?

Bertram.

Jetzt kennſt du mich!

Robert.

Weh mir! Welch ein ſchrecklich Schickſal!

Arie. Bertram.

Ich täuſchte dich, ich war der Schuldige
Um ſicher deiner ſo zu ſeyn,
An mein Loos dich zu reih'n
Dich, mein einziges Glück —
Mißbraucht' ich dein Gefühl, reizte ich deine Wuth
Doch nun ſey frei! Mein Leben
Iſt fortan nur dir geweiht allein!
Mir nur gehorcht dein Nebenbuhler,
Die Geſtalt nahm ein Dämon an,
Sprich ein Wort und er ſoll verſchwinden,
Als Gattin ſie liebend dir nahn
Geh, flieh! da du's kannſt,
Geh, flieh den Vater, doch Alles wiſſe:

Wenn du vor Mitternacht nicht unterſchrieben haſt,
Den Pact, den nichts kann löſen,
Der für die Ewigkeit uns beide vereint,
Sind auf ewig wir getrennt.
So hat es Gott in ſeinem Zorn unwandelbar geboten,
Du allein kannſt entſcheiden, dein Geſchick, ſo wie mein's!
O Seele meines Seyns!

Recitativ.

Robert.

Das Urtheil iſt gefällt, die Hölle hat geſiegt,
Fürchte nicht, daß ich dich verlaſſe.

Vorige. Alice.

Alice.

Robert! was hörte ich?

Bertram.

Was hat dich hergeführt?

Alice.

Eine fröhliche Botſchaft, ach kaum noch kann ich athmen;
Euch lacht jetzo das Glück! Es kommt entgegen Euch!
Den Himmel dankt, der Euch ſo gnädig ſchützet.

Der Prinz von Grenada und sein Gefolge
Konnten nicht die Schwelle der Kirche über-
schreiten.

Robert.

Ich weiß es.

Alice.

Und die edle Prinzessin, entrissen Eurer Liebe
Wartet Eurer am Altar.

Bertram.

Geh, du mußt nun hinweg!

Alice.

Verlassen sie, das könntet Ihr?
Habt Ihr denn jenen Schwur, der euch bin-
det, vergessen?

Bertram.

Es ist Zeit, laß uns eilen, bald schlägt
die Stunde dir!

Trio.

Robert.

Was nun beginnen?
Auf! gebeut! den Befehl befolg' ich schnell!

Alice.

O Gott! Welche Schuld drückt ihn so sehr?
Gedenke deines Schwurs!

Robert.

O ſchweige!
Einer höhern Pflicht muß ich mich beugen.

Alice.

Einer Pflicht, die mehr als die Ehr'?
Gott der Allmacht, Gott der Güte,
Richte deinen Vaterblick
In ſein Herz und ſchenk ihn das frühere Glück!

Bertram.

Welche Martern und Qualen der Angſt
O mein Sohn, mein einziges Glück!
Schenk' Erhörung meinem Fleh'n
Wende nicht von mir dein Herz!

Alle.

{Gott der Allmacht ꝛc. ꝛc.
{Welche Qual ꝛc. ꝛc.

Bertram.

Dies die Schrift, die dich fürchterlich bindet
Die nur allein deine Treue verbürgt!

Robert.

Dies die Schrift, die mich ꝛc. ꝛc.
Ja, ich unterzeichne ſie!

Alice.

Sieh hieher, o verblendeter undankbarer Sohn!
Da, lies!

Robert.

O Gott! das iſt die Hand meiner Mutter!

Bertram.

O verdammt!

Robert (lieſt).

„O mein Sohn! Mutterliebe kann nicht ſterben
„Wacht über dir im Himmelslicht,
„Trau nicht falſchem Rath, trau nicht
„Dem Mann, der auch einſt mich hat verrathen!“

Bertram.

Ha, wie! dein Herz, es wankt noch in der Wahl?

Robert.

Ich zittre, dieſe Angſt — Entſcheidung drängt! O Qual!

Alice.

„Mein Sohn! Mutterliebe kann ꝛc.

Bertram.

Mein Sohn! laß troſtlos mich nicht ſterben,
Sieh meine Pein, verlaß mich nicht!

Alice (leſend).

Flieh falſchen Rath ꝛc. ꝛc.

Bertram.

Schwankt noch dein Herz bei ſeiner Pflicht,
Sieh mich denn knieend hier!

Robert.

Erbarmt Euch meiner doch!

Alice.

Blick zu Gott, der dein harrt! —
Mitternacht! — O welch Glück! Gerettet
iſt er nun!

Bertram.

Ha! Gottes Zorn entreißt ihn mir!

Chor.

Ruhm und Preis dem Allmächt'gen
Singet Chöre ſel'ger Engel,
Er iſt treu geblieben,
Der Himmel offen ihm,
Ehre ſey Gott!
Ehre ſey Gott!
Ende der Oper.

ger wieder hingeritten, immer in der Hoffnung einmal wieder etwas zu erfahren, aber immer umsonst. Ach! ich hätte nie geglaubt, wenn ich jetzt die Brust voll Gram, das Herz so öd' und starr wie die mich umgebende Natur, den Weg daher zog, den ich sonst, glücklich und reich wie ein Gott durchwandelte, daß ein solcher Wechsel in so kurzer Zeit vorgehen könne. Sonst hauchte jeder Athemzug Leben und Wonne aus der blühenden Natur in meine Brust — jetzt hing ich abgespannt und müde auf meinem Pferde und kalt wie der winterliche Wind, der mich umpfiff, war mein Inneres.

Da mußte ich Heidelberg verlassen. Mein Onkel wollte — früher war es selbst mein Wunsch gewesen, jetzt hatte ich nur einen noch — daß ich auf Reisen mich vollends ausbilden sollte, und ich gehorchte — ungern zwar, mit tiefem, erneuerten Schmerz, aber ich gehorchte doch.

Was bisher der Zeit nicht gelungen war, gelang der Veränderung. Nicht daß Emmas Bild, das Gefühl meiner Liebe, das Gefühl meiner Trauer, von mir gewichen wär — o Nein! wem das entweichen kann, wenn er reist, der braucht nicht zu reisen, ihm würde es auch entschwinden, bliebe er an Ort und Stelle, denn er hat nicht geliebt — aber was meine Brust bewegte, wurde milder; eben so tief, aber in sanft verschwommnern Zügen, stand das geliebte Idol vor meinen innern Blicken, und die

Thräne der Sehnsucht, nicht mehr die des wilden Schmerzes, netzte in einsamen Stunden mein Auge.

Ich fand Dich in Wien wieder, und jetzt schien die starre Rinde, die der Gram um mein Herz gelegt hatte, vollends abzuthauen. Glücklich der, den eine weiche Freundeshand faßt, wenn des Lebens winterliches Wehen seine Blüthen knickte. —

Sieh Leopold, dieß hatte ich Rheinfeld auf sein Begehr erzählt und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hatte mir der alte Mann zugehört ohne mich auch nur ein einziges Mal zu unterbrechen.

Jetzt wandte ich mich nun zu ihm und bat um die vorher mir von seiner Seite versprochene Mittheilung. „Karl, sagte er zu mir, erlaß mir heute und morgen und übermorgen vielleicht mein Versprechen." Ich sah ihn groß, fast betrübt an, er aber fuhr fort: „Erlaß es mir für jetzt, ich bitte Dich recht herzlich darum; erfahren sollst Du alles — aber jetzt — jetzt kann ich nicht."

Bei diesen Worten hinkte er der Thüre zu und ich hörte ihn noch draußen auf dem Vorsaal vor sich hin brummen, wie der alte, wunderliche Mann immer zu thun pflegt, wenn er sich ergriffen oder gerührt fühlt, gleich als wolle er unter dieser rauhen Maske besser die weiche Empfindung seines Herzens verstecken.

Wie ich dieß mir aber recht deuten sollte, konnte ich mir nicht erklären, und mit herberen Gefüh-

len, als lange, ging ich sinnend auf mein Zimmer, Dir dieß alles zu schreiben.

Holm an den Oberst Rheinfeld.

Du machst mir Vorwürfe, Alter, daß ich nicht ehrlich gegen Dich gewesen sey, daß ich Dir manches verhehlt hätte? Aber sage selbst, wozu kann es Dir nützen, wenn ich mit immer neuen Hoffnungen dein Herz heimsuche und dann nichts Wahres, nichts Gewisses Dir gewähren kann? Ist es nicht schon traurig genug, daß ich selbst vergebens mich von einem Tage zum andern vertröste, wie eine arme Mutter ihr Kind durch ein ganzes langes Jahr auf die fröhliche Weihnachtszeit hinweist, wo alles sich freut, wo jedem ein kleines Freudenblümchen blüht — obschon sie fast mit Gewißheit voraus sieht, daß sie auch da dem Liebling ihrer Seele nur ihr tägliches Loos, die Thränen einer Verlassenen, wird zeigen können. — O, glaube mir Tobias, mir wie Dir selbst liegt dein dunkles Geschick am Herzen und in dem Treiben der Welt, in welches ich so geflissentlich mich menge, entfiel noch nie die Aufgabe die, ich mir selbst aufgelegt habe, den Schleier, der deine Tage deckt, am Abend deines Lebens noch zu lüften.

Den jungen Warner habe ich kennen lernen,

wie? und wo? hat er Dir selbst berichtet; konnte ich denn aber wissen, daß dieser junge Mann, den ich lieb gewann, auch Dir werth ist? Wir sahen uns selten; noch seltener fast sind deine kurzen Briefe, wo in aller Welt soll ich erfahren, für wen Du gerade Dich interessirst? Die beiden Frauenzimmer aber? Nun ja! davon hätte ich Dir schreiben können, aber wozu hätte auch dieß geholfen? Ich dachte wohl an deine Tochter dabei, forschte auch deswegen genug nach, doch — — kurz ich schwieg, anfangs weil ich nicht eine neue, vergebliche Hoffnung bei Dir erregen wollte; später, weil ich fand, daß es die doch nicht war, die wir suchten. Da Du mir aber schon wegen unsern jungen Freundes es zur Gewissenssache machst, Dir Nachricht darüber zu geben, so will ich mein bisheriges Schweigen brechen.

Als ich das letzte Mal die Schweiz durchzogen hatte, auf die ich immer — weiß ich doch selbst nicht warum? ein großes Vertrauen gesetzt hatte, daß ich da deine verlorne Tochter finden würde — reiste ich mit der Diligence durch den Elsaß unserm Vaterlande zu. Bis Straßburg hatte ich meinen Weg fast ohne alle Gesellschaft gemacht. Verdrüßlich darüber — Du weißt ich bin auf Reisen nicht gern allein, so wenig wie in Gesellschaft von Engländern, die gewöhnlich stumm in der Zeit sind, wenn sie sich von einem Ort zum andern ziehen lassen — war ich schon

entschlossen nach meiner alten Art zu Fuße zu gehen, wo man doch am besten mit der Gegend sich unterhalten kann, als ich im Gasthause ein paar Damen finde und von ihnen höre, daß auch sie den Weg zu machen gesonnen sind, den ich vorhabe. Sie kamen gleichfalls aus der Schweiz, aber auf einer andern Straße als ich, und, da seit lange her ich auf alle Frauenzimmer von dem Alter, oder der Jugend vielmehr, wie die Eine war, aufmerksam bin, und in jeder, die der Zufall mir so in den Weg führt, immer die endlich zu finden gehofft habe, die wir so emsig suchen: so verfehlte ich nicht mich zu ihrem Reisegesellschafter zu machen, und ging mit ihnen von Straßburg nach Manheim ab.

Das Glück begünstigte meinen Plan, ihr Vertrauen mir zu erwerben, auf doppelte Weise. Anfänglich reisten wir allein, die beiden Frauenzimmer, ich und eine alte Dienerin, die sie bei sich hatten, und da in Hagenau das ununterbrochene Fahren der ältern, die sich Madam Schwarzberg nannte, beschwerlich wurde, so nahmen wir zusammen von hier aus einen eigenen Wagen, und legten nun in kürzeren Tagereisen unsern Weg zurück. Beides gewährte mir hinlängliche Gelegenheit mit ihren Verhältnissen näher bekannt zu werden.

Die jüngere, Emma, — Du kannst denken wie dieser Name meine Aufmerksamkeit verdoppelte — ein herrliches Mädchen, so reizend an Geist, Herz und

Körper, daß wäre ich dreißig Jahr jünger, unser junger Freund Warner einen bösen Nebenbuhler in mir gefunden haben würde — war die Tochter eines schweizerischen Offiziers, der in den Stürmen der Revolution sein rühmliches Ende fand, und die früher schon von Mutterseite Verwaiste der Pflege und Fürsorge seiner Schwester — Emmas Begleiterin — überließ, die, gleichfalls Witwe, dazu kinderlos, der Hülflosen mit Mutterſorge sich annahm.

Dieß hörte ich von ihnen selbst und der offne, unbefangene Ton, mit dem es mir erzählt wurde, das wenige Gewicht, welches sie selbst auf die Begebenheiten ihrer Vergangenheit zu legen schienen, ließ mich nicht zweifeln, daß ich nichts als die einfache Wahrheit vernommen hatte. Weniger vertraulich wie über ihr früheres Schicksal, waren sie anfangs über Zweck und Ziel der Reise und erst nachdem wir in Mauheim angekommen waren und ich auf der Reise mehrfache Gelegenheit gehabt hatte, als theilnehmender Freund mich ihnen zu zeigen, wurde auch hierin die ältere offener gegen mich.

Da ich sehr bekannt in diesem Ort und der Umgegend bin, auch einige Zeit jetzt mich daselbst verweilen wollte, welches gleichfalls die Absicht meiner Gefährtinnen zu seyn schien, so führte ich beide in einige Familien ein, deren Gastlichkeit und biederherziges Wesen ich kannte, und einige Monate verstrichen so recht angenehm. Ich ward der tägliche

Gesellschafter der beiden Frauenzimmer und nach und nach gewissermaßen der Schutz und Anhalt in ihren Angelegenheiten mit der Welt. Es wurde mir bald klar, daß meine Freundinnen ohne arm zu seyn, doch Ursach hatten mit kluger Berechnung ihr häusliches Leben zu führen und — da im Verfolg eines immer mehr wachsenden Zutrauens zu mir, die ältere mir gelegentlich eröffnete, wie sie zwar gern noch auf längere Zeit in diesen schönen Gegenden unseres Vaterlandes zu leben wünsche, Mannheim aber dazu ihr fast zu kostbar werde, so machte ich ihr den Vorschlag, in der Nähe einen stillern ländlichen Wohnsitz zu erwählen; ein Vorschlag, der mit Vergnügen von Beiden angenommen wurde und den auszuführen ich mich nun bemühte. Bald gelang es mir in einem herrlich gelegenen Dorf bei Schwetzingen eine passende Wohnung zu finden, und meine Schützlinge darin einzuführen.

Hier war es, wo der junge Warner, bei Gelegenheit einer kleinen Reise, die ich in ihrer Gesellschaft nach Erbach und Fulbach machte, die Frauenzimmer kennen lernte und zwischen Emma und ihm sich jenes zarte Band knüpfte, das später so schmerzlich zerrissen wurde. Ich hatte um so weniger Ursach dem Entstehen einer Neigung bei den beiden jungen Leuten entgegenzuwirken, da Madam Schwarzberg, die völlig Mutterstelle bei dem Mädchen vertrat, dieselbe nicht ungern zu sehen schien, und ich

in Warmer, so wohl durch eigenen Umgang, als sorgfältig eingezogene Erkundigungen einen Mann fand, wie man sie heutzutage nicht allgemein unter jungen Leuten findet; einen Mann nehmlich, bei dem Kopf und Herz auf der rechten Stelle stehen und dessen unverdorbener reiner Sinn der Bürge eines reinen Lebens ist.

Gewiß nicht minder angenehm wie Warnern, verstrich auch mir der Sommer, welchen unsere Freundinnen in jener Gegend zubrachten. Fast wöchentlich kam ich von Manheim herüber, er von Heidelberg, und ich gestehe Dir gern, alter Freund, daß diese Zeit zu der angenehmsten gehörte, die ich verlebt habe.

Du weißt, wie einsam ich durch mein ganzes Leben stand, wie so immer und immer allein ich den Pilgerpfad wandeln mußte, und wie oft ich mich nach dem stillen Glück, im Kreise einer Familie leben zu können, sehnte und wie immer mein eigenes, wunderbar verknüpftes Lebensgeschick, diesen meinen höchsten Wunsch mir versagte; mir, der ich gewiß dieses harmlose Glück zu schätzen würde gewußt haben, während es vielen Tausenden gewährt wurde, die mit stumpfen Sinn, mit Liebeleeren Herzen es nicht zu ehren verstehen. — Doch ich muß abbrechen von einem Kapitel das stets schmerzliche Saiten meines Innern berührt.

Es wird Dir daher einleuchtend seyn, wie die

Nachricht aus der Schwarzberg Munde mich überraschte und betrübte, als sie mir ankündigte: daß sie diese Gegenden verlassen würden. Ich forschte nach der Ursach dieses schnellen Entschlusses, dessen Grund ich mir so gar nicht zu erklären vermochte, und Sie sagte mir: „Der Bruder meines verstorbenen Mannes, ein eigener, wunderlicher Mensch, verlangt es von uns. Ohne Vermögen und ohne andere Unterstützung in der Welt als die Seine, lebten wir, Emma und ich, längst seiner Güte. Ohne ihn würden wir beide der Raub einer drückenden Armuth, das Spiel jeder Lebenswelle seyn. Er wünscht jetzt mich und meine Pflegetochter, seine einstige Erbin, da er kinderlos ist, bei sich zu sehen und ich kann, ich darf ihm dieß nicht verweigern."

Und Emma, sprach ich, was soll bei dieser Trennung aus der werden?

„Ihr Herz, entgegnete mir die Frau, ist stark und gut. Es kennt seine Pflichten und wird nicht anstehen sie zu erfüllen, selbst" — —

Hier stockte sie und ich sah, daß sie einen Seufzer mühsam zu unterdrücken strebte.

Selbst! rief ich aus, ich bitte Sie, fahren Sie fort, selbst wenn?

„Selbst wenn es die Aufopferung ihrer liebsten, ihrer höchsten Wünsche gält."

Sie fürchten dieß also? fragte ich weiter.

„Ich fürchte es nicht allein, ich bin davon fast gewiß überzeugt.“

Ich war einigemal im Zimmer auf und abgegangen, und hatte mir das Ganze überlegt, nun wandte ich mich wieder zu der Frau:

Und Warner? haben Sie an den gar noch nicht gedacht?

Sie zögerte einige Augenblicke mit der Antwort, dann sagte Sie halb leise, mehr wie für sich:

„Warner ist ein Mann; die Männer wissen sich zu trösten.“

Ich sah auf bei dieser Rede und ihr ins Gesicht. Eine solche Rede war mir von ihr noch nicht vorgekommen, und ich fing an zu muthmaßen, daß sie nicht immer wahr in ihren Verhältnissen gegen mich gewesen war. Als ich ihr dieß in einigen Worten bemerklich machte, hob sie ihre Blicke empor, legte die Hand auf die Brust und sagte: „Es würde dieß mit zu den bittersten Gefühlen meines Lebens gehören, mich von Ihnen verkannt zu sehen.“

Sey es, entgegnete ich, ich habe kein Recht mich gewaltsam hinter Geheimnisse drängen zu wollen, die Sie gegründete Ursachen haben können mir zu verschweigen, aber Madam, wenn das der einzige Grund ist, den Sie mir angegeben haben, Emmas und unseres Freundes Warner Lebensglück zu stören, so bitte ich nicht zu vergessen, daß eben ein

Mann mit ihnen spricht, der im Stande ist diesen Grund zu heben, und der — —

„Ich bitte Sie, unterbrach sie mich, fahren Sie nicht fort. O! das ist ja eben das Traurige im Daseyn, daß man nicht immer das edle Vertrauen vergelten kann, welches edle Menschen verdienen.“ Sie schien noch einiges hinzusetzen zu wollen, aber Emma trat in diesen Augenblick ins Zimmer und ein Blick von der Schwarzberg, der bittend auf mich fiel, belehrte mich von ihrem Wunsch das Gespräch abzubrechen. Ich ging der Thüre zu, um im anstoßenden Garten meinen Gedanken und Ueberlegungen ungestört nachzuhängen und beim Herausgehen bemerkte ich noch durch den Spiegel, wie die beiden Frauenzimmer einander im Arm lagen, gleich als suche eine an der andern Brust den Trost, der ihnen beiden in dieser Minute zu fehlen schien.

Am Abend als ich schied, bat mich noch die ältere gegen Emma jede Erwähnung des Gesprochenen zu vermeiden. „Sie werden fühlen, sagte sie mir, daß dieß nur eine Erschwerung des Kampfes seyn würde, den die Arme zu bestehen hat.“ Ich ehrte, wie billig, diese Gründe und vermied aus weiter Ferne jedes darauf hinleitende Wort die wenigen Male noch als ich mich bei ihnen befand. Doch gegen Madam Schwarzberg beobachtete ich nicht immer dieß Zurückhalten, und indem ich noch einigemal meine freundliche Vermittelung und Hülfe in

den möglichſt zarteſten Wendungen angetragen hatte, ſah ich zuletzt wohl ein, daß ſie feſt entſchloſſen war, ſie nicht anzunehmen und ſich dem zu fügen, was ihr Verhängniß ihr und Emma gebot; ein Entſchluß, den auch dieſe gefaßt zu haben ſchien, wie ihre ſtille Reſignation, das ſanfte, ſchweigende und doch ſtarke Tragen ihres Schmerzes mir bewies. Ich ließ daher alle mitunter gemachte Entwürfe, vermittelnd hier einzutreten, fahren, und indem ich gezwungen war das Benehmen meiner Freundinnen auch hier zu achten, ſuchte ich nur, ſo viel als möglich war, den Kampf in Emmas Bruſt durch freundliche Erheiterung und Hinweiſung auf eine vielleicht lächelndere Zukunft, zu mildern.

Sehr unangenehm kam mir in dieſer Zeit eine Geſchäftsreiſe, die ich gezwungen war zu unternehmen, und mit der Ahnung, ſie nicht wieder zu finden bei meiner Rückkehr, ſchied ich auf mehrere Wochen von dieſer Gegend, obſchon Beide, am mehrſten Emma, unſer Wiedertreffen hier zu erwarten ſchienen.

Meine Abweſenheit dehnte ſich von einigen Wochen, worauf ich nur gerechnet hatte, durch unerwartete Ereigniſſe auf einige Monate aus. Als ich zurückkehrte war mein erſter Gedanke, gleich den andern Tag nach Schwetzingen mich zu begeben; ein Brief aber, den ich in Manheim vorfand, überhob mich dieſes Weges. Er war von Madam Schwarzberg und

enthielt in kurzen Worten die Ankündigung ihrer Abreise und die Bitte auch in der weiten Entfernung, die hinfuhro sich zwischen uns legen würde, ihr wohlwollender Freund zu bleiben. Angehängt waren einige Zeilen von Emma, die den rührenden Wunsch aussprachen, ihres Karls Tröster und Berather zu seyn.

Was soll ich Dir noch mehr darüber sagen! Meine Erwartung und meine Mühe, Kunde wieder von ihnen zu empfangen, blieben fruchtlos — ich hörte seitdem von beiden nichts weiter, und, gleich als hätte sie die Erde verschlungen, war es mir unmöglich, eine Spur von ihnen zu entdecken. Warner sah ich auch nicht wieder. Mein Aufenthalt in Mannheim ging zu Ende; ich verließ abermals auf längere Zeit diesen Ort und, als ich später wieder einmal dahin zurückkehrte, hörte ich, wie auch er seinen bisherigen Aufenthalt, Heidelberg, verlassen habe.

So kamen mir die sämmtlichen Personen dieser Lebensepoche aus den Augen, und fast auch, über mannigfach anderem Treiben, aus dem Sinn, bis vor kurzem ihr Andenken durch folgende kleine Begebenheit, und später durch deinen Brief, wieder stärker hervorgerufen wurde.

Fortsetzung.

Haben Sie die Schwester des Fürsten von *** gekannt, fragte mich vor einiger Zeit ein Bekannter, als ich gerade in der Gegend des Sommeraufenthalts dieser Familie mich befand. Nein, war meine Antwort, aber warum die Frage?

Weil, versetzte jener, sie nicht allein eine der liebenswürdigsten ihres Geschlechts war, sondern auch durch ihr eigens trübes Schicksal merkwürdig ist.

Ich erkundige mich weiter, und höre nun dieß, Du kannst denken mit welchem Erstaunen:

Amalie, die Tochter des Grafen ***, dessen Besitzungen in jenem Theile unseres Vaterlandes zerstreut liegen, der uns Beide werden sah, hatte nur einen, mit ihr in Jahren wenig verschiedenen Bruder, einen Mann, den ich zwar nie von Angesicht, wohl aber aus vielfachen Schilderungen und Charakterzügen als einen der stolzesten, nach eitler, äußern Größe und Prunk aufs heftigste strebenden Menschen, hatte kennen lernen. Früh verwaiset waren die beiden Kinder unter der Aufsicht einer Tante, einer ebenfalls ganz in solchen Gesinnungen befangenen Frau, aufgewachsen und schon in frühen Jugendjahren offenbarte sich die aufs höchste widersprechende Gemüthsart der Geschwister. Stolz und herrisch, nichts achtend und ehrend als den Prunk hochtönenden Titel, nach nichts strebend als wo

möglich dermaleinst einen höhern Rang noch in der Welt einzunehmen, als den Geburt ihm schon anwies, war der Bruder geliebt von keinem, um so weniger da sein eitel Streben nicht durch Geistes- oder Charaktergröße geadelt wurde, sondern nur zu leicht jeder in ihm den seichten, herzlosen Menschen erkannte, der fühllos gegen wahre Größe — wie sie eigentlich erhabene Standpunkte der Gesellschaft schmücken sollte — nur den äußern, leeren Flitterstaat derselben begehrte. Eine Scene aus schäferlicher Unschuldswelt war seiner Schwester geworden. Glücklich wäre sie gewesen, wenn die Wände einer ländlichen Hütte und nicht die stolzen Hallen eines Schlosses ihre Geburt gesehen hätten. Es läßt sich denken, daß dieses Paar nicht in gleicher Uebereinstimmung handeln konnte, eben so leicht aber auch, daß Amalie die leidende hierbei seyn mußte.

Während der Bruder, nach erreichter Volljährigkeit, nichts angelegeneres zu thun hatte, als um jeden Preis den lang genährten Wunsch zu erfüllen, seinen alten gräflichen Namen mit einem erkauften Fürstentitel zu schmücken, seufzte seine gebildete, zartsinnige Schwester unter dem Drucke des Stolzen nach den harmlosen, unschuldigen Freuden ländlicher Eingezogenheit und Einfachheit.

Beide Geschwister hatten eine Zeitlang am ...schen Hofe zugebracht, der Bruder glücklich sich da fühlend, denn es fiel ja hier manchmal ein ver-

übergehender Strahl vom Thron auf ihn; die Schwester auch hier anfangs im stillen Sehnen nach ihrer geliebten Zurückgezogenheit.

Bald aber sollte sich für Beide das Wohl- und Mißfallen in dieser Nähe ändern. Der Herrscher, einer von der nicht großen Zahl derjenigen, die den Thron zieren würden, auf dem sie sitzen, selbst wenn er auch nicht darauf säß, konnte unmöglich lange über die Unbedeutenheit, ja Kläglichkeit dessen in Zweifel bleiben, den er, durch manche Rücksichten bewogen, zu höherer Stufe empor gehoben hatte, und sein Mißfallen an seiner Nähe blieb doch am Ende auch dem Eitlen nicht verborgen, obschon er unter allen Umgebenden es zuletzt bemerkte. Anders war es mit Amalien; ein Wesen wie sie, mußte jedes Herz gewinnen und alles fühlte sich mit Liebe zu ihr hingezogen, was das Glück hatte in ihren Kreisen zu erscheinen.

Um diese Zeit war es, daß ein Gesandter von einer ziemlich entfernten ausländischen Macht in der Residenz mit höchst zahlreichem Gefolge erschien, unter dem sich auch ein junger Mann befand von dem gewinnendsten Aeußern und einer diesem entsprechenden Seele.

Seinen Namen und sein Herkommen habe ich nicht erfahren können. Der Freund, der die ganze Begebenheit mir mittheilte, schien aus mehrfachen Gründen bewogen, ihn verschweigen zu wollen —

vielleicht kannte er ihn selbst auch nicht — aber seine Begegnisse so wie der liebenswürdigen Amalie Geschick theilte er mir, fortfahrend wie folget, mit: Albert — der Erwähnte mag einstweilen diesen Namen tragen — fand vermöge des Postens, den er bekleidete, und seiner übrigen Verhältnisse bald Zutritt in all den Gesellschaften, in welchen Amalie glänzte, und er war eben so bald nicht der letzte, der ihren seltenen Vorzügen ausgezeichnete Anerkennung wiederfahren ließ.

Verwandte Gemüther finden sich zusammen, und eng verschmolzen in einander, kann keine Gewalt sie mehr trennen. — So geschah es hier! und im seligen Taumel einer leise aufdämmernden neuen Zeit, der goldenen Zeit der ersten Liebe, vergaßen die Glücklichen, daß Convenienz und Herkommen eine ungeheure Kluft — die der Philosoph mit Gleichgültigkeit, der Staatsbürger mit schuldiger Ehrfurcht betrachtet — zwischen sie und ihre Wünsche legten. — Wo hat aber je ein liebend Herz der Stimme kalter Vernunft Gehör gegeben? wo hat je der warme Schlag des Herzens seine fliegenden Schwingungen nach dem todten Zeitmaas festgestellter Formen gemodelt? Wer liebt, lebt in einer andern Welt als in der, wo gekauft und verkauft wird, wo der Stern, der Lichtblick des Himmels, oft auf, selten in der Brust getragen wird. Für den Liebenden ist die Erde nicht unsre Erde mehr, er ist der fremde Bür-

ger einer fremden Welt, und das Treiben der bewegten Menge ist seinem Ohr nichts, als der unarticulirte Laut eines winterlichen Windes. —

„Laß uns fliehen, sprach Albert zu der Geliebten, ich kenne ein Land, jenseits weiter Meere, da öffnet sich uns die Freiheit und des Glückes reicher Schoos. Laß uns fliehen Geliebte, ehe noch die Hand der Welt uns trennt.“ Und sie flohen, begünstigt vom Geschick, und bald zeigten ihren trunkenen Blikken, aus weiten, dunkeln Fernen, Amerikas Küsten sich, die ihnen ein rettend Eiland, aus dem Schoos des Meeres sich erhoben.

Zwei glückliche Jahre lebten Sie, und ihre Tage kränzte alles Schöne was Lieb' und häusliches Glück den Menschen zu geben vermag, da wurden sie getrennt, von einander gerissen auf ewig!

Eine Tochter war das Pfand ihrer Liebe; sie wurde der Eltern beraubt, nicht durch den Tod, sondern durch Menschen, früh Waise, und eine getreue Dienerin, oder Freundin vielmehr Amaliens, ihre Mutter und Versorgerin. — Von Albert hat man nie etwas wieder gehört, seine unglückliche Gattin vertrauerte in langem, jahrelangen Leid ihr durch keine Freude mehr erhelltes Leben, bis spät ihr der Tröster aller Unglücklichen, der sanfte Vermittler zwischen Wunsch und Leben, der Todesengel erschien und von den bleichgehärmten Wangen mit mildem Kuß des flichende Daseyn hauchte.

Dieß, mein Freund, die kurz gefaßte Geschichte eines Opfers brüderlichen Hochmuths; was mir aber die Erzählung meines Bekannten am wundersamsten näherte, war, daß ich in jener Tochter Amaliens, Emma, in ihrer Begleiterin die Freundin und Vertraute ihrer unglücklichen Mutter zu erkennen glaubte, als bei genauerer Nachforschung der Erzähler, der wohl tiefer in das ganze Gewebe eingeweiht seyn mag, als er sich den Schein gibt, mir einige nähere Züge andeutete.

Ich werde Dir nicht erst zu sagen brauchen, daß es kaum deiner Aufforderung bedurfte, um meine Aufmerksamkeit auf die Entschwundenen zu lenken, und Du kennst mich zu gut, als daß ich erst noch zu versichern brauchte, wie keine Mühe und Beschwerlichkeit ich scheuen werde, um den Schleier zu lüften, der das Ganze jetzt uns noch verbirgt. Mein nächster Brief bringt Dir und unserm jungen Freunde, wenn auch nicht schon Aufklärung, doch, ich hoffe es gewiß, einige Strahlen willkommenen Lichts. Bis dahin gehab Dich wohl.

Karl Warner an Leopold von Winter.

Tiefenthal . . .

Seltsame Verknüpfungen des Lebens! wie wunderbar sind die Fäden unserer Begegnisse verschlungen, und wie wunderbar löst sich oftmals der ver-

worrene Knäul dann manchmal am ersten, wenn am endlos verwickeltsten wir ihn wähnen!

Du wirst Dich wundern, Leopold, meinen Brief so angefangen zu finden, lies aber, und Du wirst mit mir so ausrufen.

Aber — werde ich es Dir auch erzählen können, so wahr, so lebendig, wie es in der Wirklichkeit sich gestaltete? Werde ich mit den kalten Zügen der Feder Dir die glühenden Pulsschläge in Gefühlen, in heiligen Gefühlen hoch aufklopfender Herzen schildern können! O daß Du nicht hier bist, daß Du nicht selbst sehen, nicht mitempfinden kannst! Ein Blick, ein Druck der Hand, eine stumme Umarmung sagt mehr als alle Worte, und gegen die ewig feststehende Sprache des Herzens sind die Zungen aller Völker todt!

Mein Brief brach da ab, wo ich Dir und Rheinfeld das Ereigniß meines Bekanntwerdens mit Emma berichtete; ich nehme von da an den Faden wieder auf.

Daß Rheinfeld, ergriffen von Erinnerungen seines frühern Lebens, über welches er stets ein strenges, fast ängstliches Schweigen beobachtete, die Bitte an mich that, einige Tage ihm noch die Erfüllung seines Versprechens einer Mittheilung gegen mich zu entlassen, wurde mir zwar deutlich, nicht aber was in meinem Bericht eigentlich diese Erinnerungen bei ihm aufgeregt hatte, und ich mußte mich we-

gen Lösung dieser Frage in Geduld fassen, da ich wohl sahe, wie noch einige Zeit erst vergehen könnte; denn, als ich ein paar Tage nach jenem Gespräch nur von fern eine andeutende Erinnerung fallen ließ, erwiederte mir Rheinfeld schnell, ernst, ja fast traurig geworden, indem er mit ungewöhnlicher Rührung die Hand aufs Herz drückte: „Laß mich erst Briefe von Holm erwarten, dann, aber nicht eher.“

Mit welchem Verlangen ich diesen entgegen sah, kannst Du denken; hoffte doch auch ich, daß mir vielleicht dann ein Lichtstrahl aufgehe, der das trübe Dunkel mir erleuchte, in dem meine Tage jetzt sich hinwanden.

Nach Verlauf mehrerer Wochen kam endlich dieser so sehnlich erwartete Brief. Ich befand mich gerade gegenwärtig, als Rheinfeld ihm erbrach: ich sah, wie er mit flüchtigem Blick ihn durchlas; ich sah, wie seine Gesichtsfarbe sich änderte, wie des festen Mannes Kraft dahin schwand, und seiner zitternden Hand das Papier entsank. Er würde umgesunken seyn, hätten meine Arme ihn nicht unterstützt.

Du kannst denken, welchen Eindruck dieß schon auf mich machte, ehe ich auch nur das Geringste vom Inhalt erfuhr.

Ich wollte mich entfernen und seinen Diener rufen, der Oberst hielt mich aber fest und sprach: „verlaß mich nicht, Karl, verlaß mich jetzt nicht; ich brauche einen Menschen, einen Freund in diesem

Augenblick, keinen Diener; bleib Karl, lies mir den Brief vor, noch ist mir nicht alles deutlich."

Ich nahm das Papier, und las was Du in der Einlage findest *), und mit jeder Zeile, mit jedem Wort klopfte mein Herz stürmischer, wurde der Druck von der Hand Rheinfelds, der die meine hielt, fester, krampfhafter.

O meine Emma! rief ich aus, als ich an die Stelle kam, wo Holm von ihr redet. Meine Emma! sprach still vor sich hin, wie ein halbgebrochenes Echo, Rheinfeld, und nie hörte ich seine Stimme so sanft und so bewegt.

Als ich anfing zu lesen: „Haben Sie die Schwester des Fürsten von *** gekannt," u. s. w. †) sprang Rheinfeld auf. „Was ist das!" rief er mit fast wilder Heftigkeit aus, ich sah ihn betroffen an, gleich darauf sagte er aber wieder sehr sanft, fast mehr zu sich wie zu mir gewendet: „Sie hieß Amalie; ob ich sie kannte!" — und dabei legte er die Hand aufs Herz, und fuhr dann fort: „lies lieber Karl, lies, ich bitte Dich."

Ich las weiter; meine Augen waren dabei wechselweise auf dem Papier und auf dem Gesicht des Obersten, und der Kampf seines Innern zeigte mir

---

*) S. den vorhergehenden Brief: „Holm an Rheinfeld."

†) S. ebendaselbst.

ein helles, gewisses Licht über das Geschick seiner frühern Tage.

Als ich geendet hatte, saßen wir beide noch ein Weilchen verloren im Nachdenken über das eben Erfahrene, beschäftigt jeder wohl mit dem Bilde, welches er im Herzen trug; dann stand Rheinfeld auf, zog mich näher zu sich und indem er stützend sich an mich lehnte, sprach er leise abgebrochen die Worte mir zu: „Du hast jetzt meine Geschichte gelesen."

Ich hatte, wie ich schon bemerkte, es bereits vermuthet. Die gewisse Versicherung aus seinem Munde ließ dennoch mich so erstaunen, als käm der Gedanke mir jetzt zuerst. Es ist oft so im Leben, daß die völlige Versicherung einer Sache, deren Seyn man schon mit Bestimmtheit ahnt, gleich etwas durchaus Unerwartetem überrascht.

Höre hier in wenig Worten Rheinfelds fernres Geschick, als das Glück seiner Liebe und seines Lebens jenseits dem Ocean, wo auf ewig geborgen er es wähnte, unterging, um nie mehr zu erstehen.

Ein Augenblick der Verzweiflung würde seinem trüben Daseyn ein Ende gemacht haben, aber das heilige, im Moment eines ewigen Scheidens der Geliebten gethane Versprechen, zu leben, band ihn an diese Erde und herausgerissen auf immer aus dem Himmel all seines Glücks, stürzte der Unglückliche sich nun, dem gräßlichen Andrang seiner Schmerzen zu entfliehen, zurück in das bewegte Treiben

der Welt, dem er erst entflohen war. Der Ehrgeiz der Mächtigen der Erde ermangelt nie, für die zu sorgen, denen das Leben eine Last, der Tod der wünschenswertheste Freund geworden ist, und unter den Panieren des Dämon Krieg findet ein Herz, dem der Sturm seine Blüthen brach, oftmals leicht den Kranz, den es sucht. Auch Rheinfeld betrat diesen Pfad. Die Schiffe der vereinigten Staaten durchkreuzen alle Meere und alle bekannten Punkte der Erde sehen ihre wehenden Wimpel. Rheinfeld trat in die Dienste der Marine. Hier fand er eine Existenz, wie sie seinem stürmenden Innern angemessen war — Monate, Jahrelang konnte er hier in weiten Kreisen umherziehen, alle Klimate und alle Zonen standen ihm offen, und dennoch brauchte sein Fuß oft in dieser langen Zeit nicht ein einzig Mal den Boden zu berühren, den treulosen Boden, der sein Glück, sein einziges, sein höchstes, untergehen sah. Wenn der Sturm das wilde Element empörte, dem er jetzt sein Daseyn geweiht hatte, wenn die Wellen bewegt und zürnend gegen die leichten Breter schlugen, die ihn und seinen Schmerz über der bodenlosen Tiefe hielten, dann war es ihm leichter um die Brust und in den Momenten, wenn seine Gefährten zagend vor der Wuth der Elemente erbleichten, stieg wohl manchmal eine leise Hoffnung wie eine dunkle Grabesgestalt aus unterirdischen Tiefen zu ihm herauf und er sing freudig fühlend

an, das Nahen des tröstenden Genius aller gebrochenen Herzen zu ahnen. Aber immer entwich der Tod seinem Flehn und dem Lebensmüden kehrte das Leben immer wieder.

Ein Zeitraum vieler Jahre übte auch an ihm seine beruhigende Kraft. Wenn die Wunde ausgeblutet hat, legt eine Narbe sich darüber; diese zu verwischen, ist die Sache des Jenseits, hier legt nur eine Decke sich darauf; den Schmerz des Lebens kann das Leben selbst abstumpfen, ihn heben, heilen und vergüten kann nur das Grab, die Pforte der neuen Welt. —

So war es mit Rheinfeld. Wunden hatten ihn unfähig gemacht, länger noch zu dienen; er kehrte in sein Vaterland zurück, und lebte fortan in Zurückgezogenheit, den einen Wunsch nur noch hegend, seine Emma, den Sprößling seiner und Amalien's Liebe, nur Einmal ans Vaterherz zu drücken, ehe es seinen letzten Pulsschlag schlug.

Bisher war dieß nie geglückt. Sein Ehrenwort, die Furcht, Amalien aufs neue den wilden Ausschweifungen des Zorns ihres Bruders auszusetzen, banden ihn seine frühern Verhältnisse zu verschweigen, selbst gegen die vertrautesten Freunde, und nur mittelbar durfte er sich nach dem Schicksale seines Kindes erkundigen. Wie seine und seines Freundes Nachforschungen vergebens blieben, ist schon gesagt worden und jetzt erst, nach dem Erhalten von Holms

Briefe, wurde zum ersten Mal wieder in der Seele des unglücklichen Vaters nach langer verzagender Hingebung ein Strahl von Hoffnung geweckt; es war dieß aber einem jener bleichen zerrinnenden Lichtstrahlen vergleichbar, die man mitunter in neblichen Mondscheinnächten sieht, wo der Schimmer schnell auftauchend aus einer Wolkenhülle, eben so schnell wieder schwindet vor den verhüllenden Flören. Denn, hatte dieser Hoffnungsstrahl nicht zugleich die alten Schmerzen wieder aufgerüttelt? Deutlicher wie seit Jahren stand auf einmal wieder Amaliens geliebtes Bild vor der Seele des Betrübten und was im Flug der Zeiten mit einer dünnen, beruhigenden Decke sich umhüllt hatte, lag aufs neue aufgerissen, in nackter, trauriger Wahrheit vor dem trüben Blick. —

Doch ich breche ab hiervon, um Dir das zu melden, was bald nach Empfang jenes Briefes von Holm sich mit uns begab.

Mein Onkel, der Kammerrath hatte den einmal gefaßten Plan meiner Verbindung mit der Tochter seines Guts-Nachbars keineswegs, wie Du leicht denken kannst, aufgegeben und da er wohl einsah, daß Zeit und Ueberredung die einzigen Mittel seyn dürften, die mich bewegen könnten in seinen Willen einzugehen, so hatte sein ganzes Betragen gegen mich auch darnach sich gemodelt und ich darf sagen, noch zu keiner Zeit hatte ich an ihm einen so zärtlichen,

äußerlich liebevollen Vater, wie jetzt. Meine Mutter war nicht wenig entzückt über dieß herrliche Vernehmen, in welchem sie uns beide gegenseitig zu erblicken glaubte, meine Schwester dagegen sah der Wahrheit der Sache mehr auf den Grund und ihre manchmal gegen mich und die Mutter hingeworfenen Reden verriethen mir wohl, daß sie, so gut wie ich, des Kammerraths Absicht durchschaue, und gaben mir die Versicherung, daß ich nicht irre.

Wenn meine Emma Ihre gesuchte Tochter ist, hatte ich einst Rheinfeld gefragt, — dann fiel er mir schnell ein, — wirst Du mein Sohn wie Du jetzt schon mein Freund und Vertrauter bist, und ich trenne mich nie von Euch.

Der Oberst und auch ich hatten Holm wieder geschrieben und beide sahen wir neuerdings mit großer Begierde, mit einem bänglichen Gemisch von Furcht und Hoffnung, dessen Antwort entgegen. Sie blieb geraume Zeit aus, endlich kam ein kurzer Zettel blos dieses Inhalts:

Am 16. Juny bin ich in Wörlitz und hoffe Dich und Karl Warner dort zu sehen.

Holm.

Rheinfeld gab mir diese Zeilen und sein Blick schien mich zu fragen: reisen wir? Du kannst denken, daß ich nicht Nein sagte.

In dieser Zeit war mein Onkel mit seinem

Plan mir etwas wieder näher gerückt und an dem zufriedenen Lächeln, womit er mich zuweilen betrachtete, sah ich, daß irgend ein Entschluß in ihm reife.

Wir saßen einen Abend zusammen im großen Gartensaal, Rheinfeld, der Kammerrath, meine Mutter, Schwester Henriette und ich. Der sechzehnte Juny war nicht mehr weit entfernt, da sprach Rheinfeld: ich werde eine Reise nach Wörlitz machen, Du begleitest mich doch Karl? Ich bejahte. Nach Wörlitz fragte mein Onkel, was willst Du denn da?

Den Ort, sprach der Oberst nicht ohne mühsam unterdrückte Rührung in der Stimme, den Ort noch einmal zu sehen, wo ich am Morgen meines Lebens, wo ich als Kind und Jüngling so oft, so oft und glücklich war und den ich nun — —

Hm! entgegnete der Kammerrath, nach Wörlitz! auch ich sah es in vielen Jahren nicht und Du, — hier wandte er sich gegen meine Mutter — Du warst wohl noch nie da?

Niemals, erwiederte diese und schnell setzte Henriette hinzu: ich auch nicht und es war lange mein Wunsch — —

War es? brummte der Kammerrath vor sich hin, und ging einigemal überlegend den Saal entlang. Höre Rheinfeld, sprach er endlich zu diesem, ich habe Lust — —

Mitzureisen? erwiederte dieser fast etwas ver-

dießlich, nun meinetwegen, ich habe nichts dagegen, aber das sage ich Dir, komm mir nur unterwegens nicht mit deinen Förmlichkeiten, deiner Genauigkeit, deinem Treiben nach der Uhr, sonst schlage ich einen andern Weg ein.

Wider unser aller Erwarten nahm der Onkel diese finstere Rede sehr leicht, ja scherzend auf, und erst als schon der Morgen zur Abfahrt bestimmt war, löste sich uns, Rheinfeld, meiner Schwester und mir, das Räthsel, warum er dießmal so nachgebend war, und so theilnehmend überhaupt bei einem Vorhaben sich bezeigte, das zu jeder andern Zeit gewiß auf seinen Beifall nicht hätte rechnen dürfen; denn unter allen Arten unnützer Zeitversplitterung erschien ihm die immer am unnützesten, eine Reise zum Vergnügen zu machen.

Er kündigte uns nehmlich an, daß sein Freund und Nachbar Wildenfels mit seiner Familie sich unterwegens zu uns gesellen würde, um den gleichen Weg zu machen, und so überraschend unangenehm diese Eröffnung mir auch war, so konnte ich doch eines Lächelns mich nicht erwehren bei dem Gedanken, wie in diesem Augenblick er so ganz nahe seinem Ziele sich glauben mochte. Die vertraulichen Annäherungen auf einer gemeinschaftlichen Reise sollten, so hoffte mein Onkel, bewirken, was seinem bestimmt geäußerten Willen und den gelegentlichen Zureden meiner Mutter bisher nicht gelungen war.

Ich erzähle nichts von den kleinen Abenteuern dieser, einige Tage dauernden Reise. Wir sämmtlich waren gewissermaßen während derselben andere Menschen geworden, so verändert bei allen, so gespannt bei einigen, war unser Betragen. Mein Onkel war die Freundlichkeit selbst und eine Gefügigkeit, die ich ihm nie zugetraut hätte, die ihm selbst fremd mochte geworden seyn seit langen Jahren, und in der er sich deswegen desto sonderbarer ausnahm, war über sein ganzes Wesen verbreitet; keine von all den eigenen, unzähligen Launen und Grillen, mit denen er sonst sich und seine Umgebung zu quälen pflegte, war an ihm zu spüren, und die steife Förmlichkeit seines gewohnten Seyns sprach sich hier nur noch in der veralteten, aber eleganten Kleidung aus. Meine gute Mutter, diese sanfte leidende, ich möchte sagen, immer in verhaltenen Thränen lächelnde Frau, der die eilenden Jahre wohl den Reiz der Jugend, aber nicht die Grazie hatten nehmen können, schien hier von neuem freudig aufzuleben; sie sah den Kammerrath, gewiegt von seinen Hoffnungen, zufriedener denn je mit dem Liebling ihres Lebens, und ihr mütterliches Herz fühlte gewiß in diesem Augenblick jeden stillen Wunsch erfüllt. Was mich und Rheinfeld betrifft, so waren wir beide in einer seltsamen Spannung. Holm hatte nur die oben angeführten Worte geschrieben, sie versprachen so wenig wörtlich für unsere Hoffnungen und doch waren

diese so groß, doch war in unserer beider Brust ein dunkeles und minder bestimmt deutliches Ahnen, daß Wichtiges, Ueberraschendes uns bevorstände. Wir fühlten dies beide, einer las es in des andern Blikken, aber keiner sprach darüber mit dem Andern, fürchtend, er möchte vielleicht einen seine stillen Erwartungen niederschlagenden Zweifel hören. Von unsern andern Reisegefährten schweige ich. Mehr oder weniger wirkte auch auf sie die freundliche Veränderung ihrer gewöhnlichen einfachen Lebensweise oder die nähere oder entferntere Hoffnung der Verwirklichung ihrer Wünsche.

Es war ein herrlicher, sonnenheller Tag, an dem wir sämmtlich den schönen Garten betraten, den der Kunst- und Schönheitssinn eines biedern, ehrwürdigen Fürsten geschaffen und geschmückt hat; bald zusammen, bald gesondert in einzelnen Gruppen, durchstrichen wir die Gänge; schon hatten wir einen großen Theil des Ganzen in Augenschein genommen, schon hatte Rheinfeld und ich vielmals uns vergebens nach dem erwarteten Freund umgesehen, der uns hierher beschied, und nach dem wir uns umsonst im Gasthause erkundigt hatten: als ich, zurückgehalten durch die Betrachtung einer einzelnen Partie, mich auf einmal von meinem Gefährten entfernt fand, und nun langsam, in Gedanken verloren, dahin schlenderte. So kam ich bis an den Fuß der Steinmasse, die den Namen der edlen und schönen Königin Luise

von Preußen trägt. Eben war ich im Begriff hinaufzusteigen, da erblickte ich oben auf der jähen Höhe zwei weibliche Gestalten. Leopold! mir verginngen die Augen; ich glaubte den Himmel sich öffnen zu sehen, und doch glaubte ich nur wieder, es sey ein milder, freundlich täuschender Traum. — Es war Emma! ich erkannte sie und unwillkührlich streckten meine Arme sich in die Luft, die Geliebte zu umfangen, und ein Schrei preßte sich mir aus der beengten Brust.

Sie hörte meine Stimme, sie sah mich und bald! bald! o seliger, schöner Augenblick des Lebens! sah ich sie die letzten Stufen herunter schweben, fühlte ich ihre Brust an meiner schlagen und im süßen, himmlischen Vergessen von Zeit und Ort sank ich im Uebermaß des Gefühls zu ihren Füßen nieder. Sanft über mich weggebogen, einem weihenden Engel gleich, stand sie einen Augenblick so vor mir, da trat sie schnell einige Schritte zurück; nahende Stimmen ertönten, ich sprang auf, und aus dem Gebüsch trat mein Onkel und Rheinfeld. Ich überlasse es Dir selbst, Dir diese Scene auszumalen. Einer Bildsäule gleich, stand der Kammerrath, und seine zornig blickenden Augen trafen bald mich, bald die halb schüchtern, halb verschämt dastehende Emma. Rheinfeld war einige Schritt auf uns zugeeilt. Es ist Emma! rief ich ihm entgegen, mehr vermochte ich in diesem Augenblick nicht zu sagen.

„Emma! Emma Nordton!" war seine fast aufschreiende Antwort und Frage zu gleicher Zeit. Dieß ist mein Name, entgegnete Emma sanft, so hieß einst mein Vater. Ich mußte hinzuspringen und ihn stützen, daß der alte Mann unter dem Gewicht der einbrechenden Freude nicht erlag. Mein Kind! meine Emma! meine Tochter! waren die einzigen Worte, die er hervorzubringen vermochte. Sie ist es! ertönte jetzt eine Stimme, und als wir aufsahen, stand Holm und Madame Schwarzberg vor uns.

Sie ist es! wiederholte Holm, diese — hier zeigte er auf Madame Schwarzberg — wird es Dir sagen.

Jetzt stürzte Emma in die Arme ihres Vaters; Für solch eine Scene hat die Sprache keine Worte, sie muß gefühlt werden, beschreiben läßt sie sich nicht.

Die übrige Gesellschaft füllte nach und nach, gelockt durch unser lautes Reden, den Platz; o mein Leopold, verlange von dem, was nun noch gesprochen wurde, keine Schilderung von mir. Ich hatte nur einen Gedanken, nur ein Gefühl! des Lebens schönsten Blutenkrone senkte sich auf deinen Freund herab, als Rheinfeld nun sein Kind ihm zuführte, und dessen Hand in die seine legte, als mein alter Onkel, freudig ergriffen wie wir Alle, freundlich lächelnd zu uns trat, und den Bund der Tochter seines Freundes mit seinem Neffen billigte und meine gute, edle Mutter segnend ihre Hand auf das Haupt ihrer Kinder legte.

Nie stand vielleicht eine Gruppe glücklicherer, durch Liebe und Freundschaft eng verbundenerer Menschen auf diesem Platz und die Einzigen, die störend hätten eingreifen können in diesen Augenblick reiner Seligkeit, Wildenfels, waren zu guten, unverdorbenen Herzens, als um nicht über dem so sichtbaren Glück von uns Andern willig einen Plan fahren zu lassen, der mehr der meines Onkels, als eigentlich der ihre war, und zu dessen Ausführung sie nur mitwirken wollten, weil er es wünschte und bat.

Zwei Tage bleiben wir noch in Wörlitz und der Umgegend, dann begeben wir uns sämmtlich hierher zurück, und bald sieht dein glücklicher Freund den Tag seiner ewigen Verbindung mit seiner Emma sich heben, denn nichts feindlich trennendes steht mehr zwischen ihr und ihm, nichts mehr zwischen Vater und Tochter. Amaliens stolzer, herzloser Bruder, auf dessen Befehl damals meine Emma mit ihrer Begleiterin die Gegenden verlassen mußte, wo wir uns kennen lernten — ist nicht mehr, und Emma trägt jetzt den wahren Namen ihres Vaters, den bisher sie nur unter dem kannte, welchen Rheinfeld einst in Amerika sich gab, um dadurch besser, wie er vergebens hoffte, den Nachforschungen der Feinde seines Glücks zu entgehen.

Friedrich Gleich.

Die Schwüre der Treue.

Es war gegen Mitternacht, als der Ball, den die Gräfin Blankenau zur Feier des Namenstages ihres Gatten gab, seinen höchsten Glanz erreicht hatte. Noch war die erste stürmische Tanzlust nicht gestillt, noch waren die Colonnen gedrängt voll und die Damen hatten Mühe, in dem freudigen Geräusch die Reihenfolge der jungen Männer, denen sie Tänze zugesagt hatten, ihrem Gedächtniß einzuprägen, damit sie nicht wider Willen beleidigen möchten. Eben war die letzte Tour einer Ecossaise beendigt und die erschöpfte Julie von Warnbau sah sich nach einem Ruheplatz um, als ihr Tänzer, der Rittmeister Hochstern, den herbeieilenden Bewerbern zuvorkam, und sie zärtlich dringend um den nächsten von ihr noch nicht versagten Walzer bat. Amors Pfeil hatte sein Herz zu einer Liebesflamme entzündet, und es schien seinen erprobten Augen, als wenn auch in dem Busen seiner Dame ein Funkchen von derselben Glut glimme. Die Wirthin,

seine Stiefschwester, führte ihm bei der Verweigernden, ihrer Herzensfreundin, das Wort, beschwichtigte ihre Betheurungen, daß sie sich vorgenommen habe, nie zu walzen, mit der Versicherung, daß es keine Regel ohne Ausnahme gebe, dieser Satz aber hier um so mehr Anwendung finde, da ihr Bruder, von mütterlicher Seite, ja gar nicht entfernt mit ihr verwandt sey, und fügte ihre Hand in die seine. Die Promenade wurde bald von den erst langsamen, dann immer raschern Kreisen verdrängt. Des Rittmeisters Augen weilten mit zärtlichem Ausdruck auf der blühenden Schönheit Juliens, und die ihrigen schienen im Versagen künftiges Gewähren anzudeuten, als sie die Armverstrickung plötzlich auflöste, und wieder zur Promenade überging. Zerstreut schritt sie neben ihm in der ländernden Reihe, wenig und verkehrt antwortete sie auf seine Bemühungen, sie zärtlich zu unterhalten, bis sie wider die Sitte, als suche sie sich selbst zu entfliehen, zuerst den Arm zum neuen Walzer um ihn schlug, und sich gleichsam in das schäumendste Meer der Tanzlust stürzen zu wollen schien. Doch wenige Takte nur, und sie mußte den Tanz enden. Mit Hast, geisterbleich, vergebens nach Fassung ringend, eilte sie ins Nebenzimmer; dringend, mit kaum bezwungenem Unwillen wehrte sie der Menge der Personen, die ihr geschäftig Hülfe leisten wollten, unter denen der Rittmeister der erste war,

ab, und schnell verschwand sie in die lange Reihe der an den Saal grenzenden Gemächer. Die Wirthin beruhigte die aufmerksam gewordnen, theilnehmenden Anwesenden mit der Versicherung, daß ihre Freundin zuweilen von einem heftigen Schwindel befallen würde, daß Alleinseyn und Stille dann die wirksamste Arznei für sie sey, die sie in einer Viertelstunde völlig herstelle, und daß sie hoffe, sie auch diesmal in gleich kurzer Zeit zur Gesellschaft zurückzuführen. Man bedauerte, man empfahl allerlei Heilmittel, man erzählte was Dem und Der bei ähnlichen Zufällen geholfen habe, und eilte zum Spiel, zur Unterhaltung und zum Tanz zurück. Nur der Rittmeister schlich gedankenvoll in ein Fenster, und zählte die Sterne, während seine Schwester die Freundin in dem letzten Cabinet bleich und bewußtlos auf dem Sopha antraf.

Vergebens suchte die Gräfin der bedrängten Rede abzugewinnen; sie starrte lange angstvoll in eine Ecke, verbarg dann das Gesicht mit den Händen, und flüsterte endlich zitternd: „siehst Du ihn nicht?"

Wen denn, Beste? ich bitte Dich!

Den ich nicht nennen kann! den Du erräthst!

Ich verstehe Dich nicht.

Erflog, glitt, glänzte, wie soll ichs nennen, beim Tanz bei mir vorbei, als wollte er warnen, drohen.

Du träumest. Ich bitte Dich, gib deinen Phantasien wenigstens einen Namen.

Da war er wieder! Das Erscheinen und Verschwinden ist ein Augenblick, ist Eins!

Um Gotteswillen Du sprichst von Dingen, die mir und Dir den Verstand rauben könnten, wenn sie wahr wären, wahr seyn könnten. Theile Dich doch mit, ich beschwöre Dich!

„Morgen!" sagte Julie: „Heute laß mich, ich will nach Hause; dort allein werde ich mich sammeln, und mir wird besser werden."

Alles Zureden war vergeblich, die Gräfin schellte endlich, ließ anspannen und begleitete selbst ihre Freundin bis zu ihrer Wohnung, nicht ohne Unruhe zu der Gesellschaft zurückkehrend, wo sie die gänzliche Entfernung der Frau von Warrbau mit einem mehr als gewöhnlich heftigen Anfall ihres Uebels entschuldigte.

Am andern Morgen war die Gräfin früh bei Julien, deren Gesicht die Spuren einer durchwachten und durchweinten Nacht trug.

Sie suchte die Leidende zu beruhigen, zu zerstreuen, sie unterhielt sie, ihre Neugierde nach der Aufklärung des seltsamen Vorfalls unterdrückend, von den gestrigen Ballscenen, und beschwor sie endlich, da alle ihre Bemühungen sie zu erheitern fruchtt-

los blieben, ihr Herz an ihrem treuen Busen auszuschütten, und ihrem Schmerz durch Mittheilung einen Ausgang zu öffnen, ehe er innerlich weiter um sich greifend, sie langsam tödte.

„Glaube mir," nahm Julie endlich auf ihr wiederholtes Zureden das Wort: „es ist die Furcht, dem stummen Bilde meines Schreckens durch Worte Leben zu geben, was mich so schwer das Schweigen brechen läßt! Doch ich fühle selbst, daß ich zu Dir reden muß, damit Du meine Vertreterin bei Personen seyn kannst, denen mein künftiges Betragen vielleicht seltsam und ungereimt scheinen wird."

„Welche Hindernisse meine Verbindung mit meinem verstorbenen Eduard fast unmöglich zu machen schienen, und wie seine innige Liebe und meine zärtliche Neigung sie alle überwand, weißt Du so gut als ich. Du warst ja Zeugin unsrer Seligkeit an unserm Vermählungstage; Du sahst die Thränen des Entzückens, die aus meinen Augen flossen, und die Eduard mit heißen Liebesküssen trocknete; Du nanntest uns, auf Dich und deinen Gemahl anspielend, ja selbst die Glücklichsten der Glücklichen. Das Brautgemach festlich geschmückt, empfing uns gegen Mitternacht. In dem Bezirk, wo die seligste Liebe waltete, ergriff uns eine höhere feierlichere Stimmung; es war uns als wenn sich uns die Pforten des namenlosen Jenseits öffneten, und uns Vorbilder der Seligkeit zeigten, die die nie getrenn-

ten, stets hier im Geist durch Treue vereinten Liebenden dort auf ewig vereinigt. Wir empfanden, daß die Ehe hier auf Erden nur der bleiche Schatte einer Lichtverbindung der Geister ist, die dort nach der Trennung durch den Tod sich treu wieder finden, und in vereinter Liebe, ganz durchdrungen von einander, sich ganz erkennend, in hoher Wahrheit und Treue, die höchste Wahrheit, Liebe und Treue anstaunend, ihr Paradiesesglück durch Mitgenuß verdoppeln; so wie die Begleitung der Instrumente den Zauber des Gesangs erhöht, oder wie sich Kerzenglanz in Spiegeln vervielfacht. Beide zugleich kamen wir auf den Gedanken, uns durch die heiligsten Schwüre, die der Mensch ersinnen kann, zu verpflichten des herrlichen Looses, das unser erwartete, werth zu bleiben, und das, was uns an sich unmöglich schien, daß derjenige von uns, der den andern überleben würde, sich wieder vermählen, oder auch nur eine Neigung zu einem Mitgliede des andern Geschlechts fassen könne, durch die bindendsten Zusagen zu verbieten. Mein Gemahl schnitt eine Locke von dem Theil meines Haares ab, das der Brautkranz einfaßte, und befestigte sie an ein Band, das auf seine Brust herabhing, (er hat sie mit ins Grab genommen) und dann reichte er mir eine der seinigen, und ich band sie vor meinem Busen fest; hier ist sie noch. Hierauf knieten wir nieder, wir verwundeten uns beide unter dem Herzen, und ge-

genseitig das liebeglühende Blut trinkend, schwuren wir den heiligsten Eid, daß der von uns, der sein Wort nicht halten würde, der Seligkeit unwerth auch keine Ruhe im Grabe haben, sondern heimathlos, der Erde fremd, aus dem Grabe vertrieben, herumwandeln solle, bis zum Tage des Gerichts. Wir nahmen die Schauer der Mitternacht mit den ruhelosen Geistern, die während ihrer dunklen Gewalt, aufsteigend aus den Gräbern, Schrecken bringend herumwandeln, wir nahmen die Wonne des Brauttags, das heilige Licht der Sterne, und den Ewigen, der über den Sternen wohnt, zu Zeugen unsers Schwurs und zu Rächern des Meineids, und ich, fest überzeugt, daß ich nie wanken konne, mehr fürchtend, daß der stürmische Sinn des Mannes, verlockt durch Weiberreiz, ihn fortreißen möge bis zum Vergessen seines Schwurs, gab ihm noch die feierliche Versicherung, und ließ sie mir von ihm geben, daß der Vorangegangene den Zurückgebliebenen, wenn er ihn in Gefahr sähe zu straucheln, mit allen Warnungszeichen, welche Geistern erlaubt sind, zurückhalten solle vom Verderben!" —

„Ach er" hat Wort gehalten! er mußte mich warnen! unterbrach sich Julie selbst, ihr von Thränen überströmtes Gesicht in die Kissen verbergend. „Um Gotteswillen Kind, Du bist krank, an Einbildungen krank; der frühere Gram um den Tod deines Mannes, die Einsamkeit, in die Du Dich zurück-

zogst, und aus der ich Dich nur mit dem Despotismus der Freundschaft heraustrieb, haben deine Nerven überspannt. Du siehst Phantasmen!"

Ohne auf ihre Worte zu achten, fuhr Frau von Warrbau mit erzwungner Fassung fort. „Die Freuden der Flitterwochen, die Seligkeit des Muttergefühls, ließen jene ernste Scene immer mehr in meiner Erinnerung zurücktreten. Von der zärtlichen Neigung zu Eduard, meinem Gemahl, von der innigsten Liebe zu meiner Tochter, wie mit heiligen Banden an das Leben gefesselt, vergaß ich den Tod und seine Schrecken. Es schien mir, daß ich und Eduard zum Glück unsers Kindes ewig leben müßten und sonderbar — die größten Geheimnisse der Schöpfung ruhen im Mutterherzen — meine Zärtlichkeit für mein Kind that meiner Liebe zu meinem Gemahl keinen Abbruch, sie vermehrte sie vielmehr, so wie der Magnet an Stärke gewinnt, je größere Lasten man ihn tragen läßt. Beide Personen schienen mir nur Ein Wesen auszumachen, der Ausfluß meiner Liebe zu dem einen wirkte mit derselben Kraft auch auf das andere.

Aber der Tod drang in mein Heiligthum, und raubte mir meinen Gemahl so plötzlich, daß Betäubung in den ersten Stunden den Schmerz in Fesseln hielt, der sich mir bald desto gewaltsamer nahte, um mich nie mehr zu verlassen. Meine Tochter — ach ihr Anblick vermehrte noch meinen Jammer

— hoch emporhebend, mit der ganzen Kraft meiner von der Verzweiflung gelähmten Arme, kniete ich mit ihr am Sarge ihres Vaters nieder, und nahm, meine Augen starr auf die geliebte Leiche richtend, ihre reine schuldlose Seele, und die Schutzengel, die sie bewachen, zu Zeugen meines wiederholten Schwurs, unvermählt mein Daseyn von nun an nur ihr zu widmen.

Wie ich seitdem lebte, welche Bewerbungen mich in den vier Jahren nach dem Tode meines Gemahls, von mir unberücksichtigt, verfolgten, ist Dir bekannt. Die Zeit hatte meinen Gram gemildert, dein Andringen hatte mich vermocht, wieder in Gesellschaften zu erscheinen, ich hatte von neuem an ihren Freuden Geschmack gefunden, aber das Männergeschlecht war mir durchaus gleichgültig, nur das Andenken an Eduard erfüllte meine Brust. Ich sah Hochstern bei Dir, und alles wurde anders. Sein Anblick traf mich, wie ein Blitz, nicht wohlthuend, sondern erschütternd, mein ganzes Wesen mit Gewalt fortreißend. Die Anstrengung, die ich anwenden mußte, ihm die verheerende Wirkung, die er auf mich gemacht hatte, zu verbergen, ließ mich alle meine Seelenkräfte nach außen richtend keine Blicke in mein Inneres werfen, und wahrlich ich fürchtete auch die Prüfung meiner Selbst. So lebte ich in einer Trunkenheit fort, in der nur dann und wann verschobne Ahnungsbilder eines baldigen

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER,K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18535/006

unangenehmen Erwachens vor meine Seele traten, bis gestern jene warnenden Zeichen, die die Strauchelnde mahnen sollten an ihren ernsten Schwur, mich aufschreckten aus meinem Taumel. Ich läugne Dir nicht, ich hatte an die Einwirkung höherer Wesen auf unsere Sinnenwelt nicht mehr geglaubt. Oft hatte ich in der ersten Zeit meines tiefen Schmerzes den Verstorbenen mit den innigsten Lauten der Liebe gerufen, oft hatte ich, hinknieend auf der Stelle, wo sein Auge im Tode brach, Gott angefleht, ihm zu vergönnen, mir zu erscheinen; aber kein Zeichen der Geisternähe hatte mich selig erschreckt, und getröstet. Desto mehr erschutterte mich die Erinnerung an meinen Schwur, den ich so schlecht hielt, wie mich gestern, wandelnd am Arm des Rittmeisters in der Reihe der Walzenden, das unaussprechliche Gefühl der Geisternähe, unbeschreiblich wie der nervendurchzückende elektrische Schlag, oder wie das heilsame Einströmen der magnetischen Materie in den Körper des Kranken, durchbebte. Meine Seele wurde in ihren innersten Sitzen aufgeregt und beunruhigt, mein ganzes Lebensfeuer schien aus den einzelnen Körpertheilen einem concentrischen Punkt zuzuströmen, als wolle es, durch die Geisternähe angeregt, sich schon zur Lichthülle um den neuen Menschen sammeln. Zuckende Flammen, Lichter glänzend und drohend, in verschiednen Farben spielend, gleich einem Reger-

bogen, der an der noch klaren Seite des Himmels einem Gewitter gegenüber steht, schossen bei mir vorüber, Töne, ähnlich den Klängen der Harmonica, flüsterten mir melodische und doch unbeschreiblich ängstigende Laute ins Ohr. Meine Fassung war mir selbst ein Räthsel, aber sie verließ mich auch in dem Augenblick, wo ich die, mit Fragen und Hülfeleistungen andringende Menge abwehrte. Ich sank in dem Cabinet, wo Du mich trafst, fast bewußtlos auf das Sopha hin. Meine Seele schien mir in einem unendlich quälenden Zustande, außer dem Körper, und entfernt von dem Element, wo sie nach der Trennung von dem Leibe nur schrankenlos und herrlich wirken kann, in einem Chaos zu schweben, versehen mit Organen, die sie nur in den Regionen brauchen konnte, die ihr verschlossen waren. Sie schien durch höhere Macht gezwungen, dann wieder zu dem todten Körper zurückkehren zu müssen, den ihre Gegenwart der Verwesung vorenthielt; ihre neuen Lichtorgane verwandelten sich, in einen geistigen dämmernden Schatten, der das Bild dieses todten Körpers trug. Wie ich mich endlich etwas ermunterte, kam es mir vor, als wenn ich alle diese wirren Erscheinungen in einem großen Spiegel gesehen hätte, und doch waren, wie ich schärfer hinsah, meine Augen nur auf die bloße Wand gerichtet. Aber in der Wand selbst, in dem Augenblick, da Du im Zimmer warst, richtete sich eine Gestalt

empor, mir eine Locke entgegenhaltend und im Erscheinen verschwindend. Eine Gestalt, die ich für die verklärte Hülle meines Gemahls erkannte."

„Ich habe Dir nun mein ganzes Herz geöffnet," setzte Julie, nach einer langen Pause hinzu; „ich habe Dir gestanden, daß ich gegen die heiligsten Verpflichtungen der Natur gefehlt, daß ich den Lockungen einer Leidenschaft nachgegeben habe, die mich dem schrecklichsten Abgrunde entgegenführen mußte, einem Abgrunde, von dem mich nur die warnende Geisterstimme meines Eduards zurück rief. Du siehst nun selbst, daß ich Hochstern fliehen, daß ich überhaupt die Welt fliehen, und in tiefer Einsamkeit, mein Leben dem Andenken des verstorbenen Gemahls weihen muß."

„Ich sehe, daß Du eine kleine Thörin bist;" erwiderte die Gräfin halb unwillig. Wahrhaftig, der ernste Ton, mit dem Du die Geistergeschichte vortrugst, und dein gespensterbleiches Gesicht setzte auch mich in Angst. Aber jetzt, da der erste Eindruck, den die Erscheinung oder Erzählung des Ungewöhnlichen immer auf das Gemüth macht, vorüber und der Verstand wieder in seine Rechte eingetreten ist, muß ich über mich selbst lachen. Glaubst Du, daß selige Geister und der Schöpfer selbst einen Schwur als gültig ansehen können, der in einer schwärmerischen Stunde, wo die Liebe die Vernunft gefesselt hatte, geleistet, seine Nichtigkeit schon

durch seinen Inhalt an sich trug. Wie ist es wohl möglich zu schwören, im Witwenstande nie eine Neigung zu irgend einem Manne fassen zu wollen. Heißt das nicht den Augen verbieten, die Züge zu erblicken, die durch eine uns verborgne Verwandtschaft mit unserm innersten Wesen das Herz schmerzlich süß bewegen, und gewaltig fesseln. Die vermählte Frau kann in solchen Augenblicken in die Arme ihres Gatten flüchten, seine warmen Liebkosungen werden selbst bei der Leichtsinnigsten unsers Geschlechts ihm wieder den Vorzug vor dem Bilde geben, das ihn verdrängen will, bei jeder edlern wird die bloße Erinnerung an ihre Pflicht, auch ohne seine Gegenwart hinreichen, sie vor Fehltritten der Phantasie zu bewahren, aber bei der Witwe kann weder das stumme Bild des Verstorbnen, noch die von der frischen Gegenwart immer mehr verdrängte Erinnerung an die welke Vergangenheit, dem mächtigen Hange des Herzens gebieten. Noch weniger aber wird das Phantom der Pflicht, dem Todten eine nutzlose Treue zu bewahren, das von keiner Sitte geheiligt, von keinem Gesetz unterstützt wird, hinreichen, sie gegen die neue Leidenschaft zu schützen.

„Was Du sagst," erwiderte Julie, „mag, kann vielleicht überzeugend für den Verstand seyn, aber mein Gefühl empört sich dagegen, und ich glaube, es würde um unser Geschlecht nicht gut stehen,

wenn deine Sätze nicht von jeder unverdorbnen Frau gemißbilligt würden."

„Du glaubst also," rief die Gräfin, „daß selige Geister Eifersucht fühlen, daß sie noch jenseits Werth auf ein Verhältniß legen können, das, so wie die Seele von der Hülle scheidet, für sie aufhört gewesen zu seyn, weil es nur für diese Körperwelt paßt."

„Das letzte wäre sehr traurig," sagte Julie empfindlicher: „es würde den Glauben an das Wiedererkennen in der andern Welt aufheben, es würde die Ehe zu einem bloßen bürgerlichen Contract herabwürdigen, und so das Eigenthümlichste des weiblichen Wesens verletzend, die Frauenwürde aufs empfindlichste kränken; das erste scheint mehr für sich zu haben, aber dämmert Dir, die kurz vorher von der Verwandtschaft fremder männlicher Züge mit unserm innersten Wesen sprach, dämmert Dir nicht die Ahnung auf, daß es bindende Wortformen, geltende Schwüre geben kann, die auch die Geister jenseits des Grabes noch fesseln, und indem sie die Natur zwingen, von der gewöhnlichen Ordnung abzuweichen, sie nöthigen, als Warner, als Rächer, aus den Regionen der Seligen herabzusteigen."

„Julie," rief die Gräfin, „Du stellst unhaltbare Hypothesen auf, in die nur phantastische Thoren oder erhitzte Schwärmer eingehen können. Es hilft nichts ihnen Gründe entgegenzusetzen, weil sie auf-

keine Gründe gebaut sind, aber glaube mir, es ist kranke Reizbarkeit, und dickes Blut, was Dich bewegt, Dich mit solchen Träumen und Erscheinungen, wie die gestrigen, zu täuschen, und als Selbstquälerin der Gegenstand des Bedauerns deiner Freundinnen und das Mährchen der Stadt zu werden. In Hochsterns Armen" — —

„Diesen Namen jetzt?" unterbrach sie Julie; „wahrlich Du mißbrauchst meine Freundschaft!"

In dem Augenblick trat ein Diener herein und meldete den Rittmeister.

„Er ist willkommen!" rief die Gräfin, ehe Julie antworten konnte. „Seine Ankunft ist eine schöne Rache, die mir der Zufall für deine letzten bittern Worte bereitet. Er mag nun selbst seine Sache führen."

Wir finden Julien, nach mehrern Tagen, in einer zwar noch immer gereizten, aber heiteren Stimmung wieder. Die Gegenwart des Rittmeisters, so unangenehm sie ihr auch auf der einen Seite war, und so sehr sie auch immer in ihr die Furcht weckte, neue Geisterwarnungen zu empfangen, wurde ihr auf der andern Seite doch stets nothwendiger. Sie behandelte ihn zwar mit einer zürnenden Nichtachtung, die jedem auffiel, und die er mit jener Geduld trug, die, weil sie ganz dem Charakter

feuriger stolzer Männer entgegen ist, ihnen in den Augen der Frauen einen besondern Reiz gibt, jedoch die so empfindliche Stimmung gegen ihn schien den Kennern des weiblichen Herzens ein gewisses Zeichen, daß die Liebe sie ihm bald, als die Besiegte, zuführen würde.

Weiterhin trat die eingebildete oder wahre Geistererscheinung immer mehr in den Hintergrund ihrer Seele zurück, da keine neuen Zeichen aus dem unbekannten Reiche die Wahrheit der ersten begründeten, und wie sehr sie auch vor den leichten Ansichten der Gräfin zurückschauderte, so hatten diese doch neue Vorstellungen in ihr entwickelt, und eine Ideenreihe bei ihr veranlaßt, der sie wider ihren Willen nachhing.

Wohl vergoß sie noch in mancher bangen Nacht unzählige Thränen um Eduard, wohl bebte sie noch vor dem Gedanken zurück, jemals einem Andern durch die Liebe und Ehe angehören zu können, aber das feste Band, das sie sonst, nach ihrer Meinung, an den Verstorbnen knüpfte, schien ihr jetzt nicht nur zuweilen lockerer, sondern seine völlige Auflösung so gar möglich und erlaubt.

Um diese Zeit kam eine dringende Einladung von ihrer Tante, der Gräfin von Zenden, an Julien, an das Blankenausche Haus, Hochstern mit einbegriffen, und an mehrere Mitglieder dieses Familien-

zirkels, die ebenfalls in der Residenz wohnten, sie auf ihrem Landsitze zu besuchen.

Die Gräfin war nach dem frühen Tode von Juliens Mutter ihre Pflegerin gewesen. Julie und Hochstern waren, die eine von mütterlicher, der andere von väterlicher Seite, ihre nächsten Verwandten, und einmal ihre gesetzlichen Erben, daher hatte schon früher ihr Wunsch, das große Vermögen ungetheilt bei Einem Hause zu erhalten, der Verbindung Juliens mit Eduard von Warburg Hindernisse in den Weg gelegt, die um so größer gewesen waren, je mehr die stolze Frau ein fast elterliches Ansehen über Julien hatte. Ihre Einladung galt daher auch jetzt für einen Befehl. Alle Vettern und Cousinen beeiferten sich ihn zu befolgen, hätte also Julie allein ungehorsam seyn können? Zwar war es ihr höchst unangenehm die Reise in Hochsterns Gesellschaft zu machen, aber hier war das Zusammenseyn mit ihm Pflicht, und ihr Gewissen war also beruhigt.

Die Gräfin, obgleich schon bejahrt, doch noch sehr gesellig, hatte seit einiger Zeit ihren Wohnort nach dem seit vielen Jahren von der Familie vernachlässigten Schlosse Hartenfels gelegt, weil der Aufenthalt auf dem geschmackvollen Landsitz, den sie lange Jahre mit ihrem verstorbnen Gemahl bewohnt hatte, ihrem stets nach Abwechselungen und Veränderungen begierigen Gemüth, nicht mehr zusagte.

Ihr neuer Wohnort war noch allen Eingeladnen unbekannt, und die reizenden Schilderungen, welche Reisende von seiner romantischen Lage in der Nähe des Schwarzwalds machten, liesen Julien mit Ungeduld den Tag der Abreise erwarten. Es war ihr, als wenn ihr die fremde Gegend die Gemüthsruhe entgegen bringen müsse, die sie in der Residenz vergebens suchte.

Der ersehnte Tag brach endlich an. Hochstern wurde durch Geschäfte genöthigt, einen Umweg zu machen, und sich von der übrigen Gesellschaft zu trennen, er hoffte aber sich so zu beeilen, daß er noch vor deren Ankunft auf Hartenfels wieder mit ihr zusammen treffe. Julie war über seine unerwartete Entfernung höchst betroffen, obgleich sie ihre Gefährtin zu überzeugen suchte, daß sie ein großes Vergnügen darüber empfände; aber diese Betroffenheit löste sich nach und nach in leise Wehmuth und endlich in ruhige Heiterkeit auf. Ihre Seele, vorher befangen von den Sinnen, trat wieder in ihr altes Recht, das Leben, das sich vor ihrem Geist als ein Nebelmeer voll drohender, angsterweckender und üppiger phantastischer Gestalten ausgebreitet hatte, lag in ruhiger Klarheit vor ihr da, und sie glaubte sich zu überzeugen, daß Hochsterns Gegenwart wie ein Verderben bringender Talisman auf ihr Herz gewirkt habe. Die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die flüchtig bei ihr vorbeiglitten, trugen ohne

Zweifel dazu bei, sein Bild, wenigstens augenblicklich, zu verdrängen; der fortdauernde Einfluß der reinen Luft, und die stete Bewegung des Fahrens, stärkten zugleich ihren, durch das Spiel entgegengesetzter Leidenschaften angegriffnen Körper und so war es sehr natürlich, daß sie froh in die frohe Stimmung ihrer Reisegesellschafter einging, und sich mit ihnen dem Eindruck überließ, den der milde, wärmende, noch nicht brennende Sommer, sie begrüßend aus schattigen Wäldern, ihnen zulachend aus grünenden Fluren, und winkend aus duftenden Gärten, bei jedem unbefangnen Gemüth hervorbringen mußte.

Um die schöne Jahrszeit und die reizende Landschaft mehr zu genießen, hatten sie nur kleine Tagereisen gemacht. Am Abend der dritten und vorletzten bot ihnen ein, freundlicher Gasthof, in einem artigen Städtchen, ein willkommnes Nachtquartier an. Die Gesellschaft brachte die Abendstunden in heitrer Freude gemeinschaftlich zu. Es war spät, als man auseinander ging und Julie, mit ihren Gedanken nur ganz auf die schnell entflohnen letzten Stunden beschränkt, in ihr Zimmer trat. Ihr Kind schlief schon, und lächelte so freundlich im Schlaf, als wenn es von Engeln träume. Nachdem sie es lange betrachtet, und noch leise geküßt hatte, fand sie sich ermüdet, und eilte zu Bette. Sie hatte eine Weile so gelegen, wohl schlafend und träu-

mend, (obgleich sie nachher glaubte gewacht zu haben; wie denn oft ein seltsamer Traum so dicht in den Vorgrund des phantastischen Spiegels tritt, in welchem sich der Seele wunderbare Erscheinungen, während der Körper schläft, offenbaren, daß wir ihn hernach für eine wirklich erlebte Begebenheit halten) da schwebte eine lange, geisterhafte, weibliche Gestalt, in Trauerkleidern, zur Thüre herein, und nahte sich ihrem Lager. „Mein Kind," sagte sie, mit einer leisen klanglosen Stimme, welche Julie nur dem eintönigen Geräusch zu vergleichen wußte, das die scharf bewegte Herbstluft, die welken Blätter berührend, ohne sie kräuselnd zu erheben, verursacht; „mein Kind! reise nicht nach Hartenfels! dein Aufenthalt daselbst kann sich nur traurig für Dich enden! Gehe zurück von wo Du herkamst, vermeide es Hochstern wieder zu sehen, deine Neigung zu ihm wird Dich ins Verderben stürzen. Ich habe Dich gewarnt, hüte Dich, daß ich Dich nicht ohne Schleier begrüße, und Dich einlade zum Leichenzuge!" Die Erscheinung verschwand, Julie, von Schrecken ergriffen, wollte ihr nebenan schlafendes Mädchen rufen, aber sie konnte keinen lauten Ton hervorbringen. Sie befand sich in einer dumpfen Betäubung, die endlich wieder in einen tiefen, aber ruhigen Schlaf überging, aus dem sie erst am andern Morgen erwachte.

Ueberzeugt, kein Traumgebild, sondern einen

wirklichen Boten der Geister- oder vielmehr Grabeswelt gesehen zu haben, ließ sie sogleich alles zu ihrer Rückreise einrichten, aber der aufheiternde, nicht verletzende Spott ihrer Freundin, ihre ernstern Vorstellungen, doch nicht einer tollen Traumgeburt die heiligsten Pflichten, die sie an die Gräfin Zenden ihre zweite Mutter knüpften, aufzuopfern, das Befremden und Erstaunen der andern Reisegesellschafter, und das heitre Morgenlicht, das ihre unglückverkündende Grabesbotin auszulachen schien, bestimmten sie, ihren Entschluß wieder zu ändern.

Das Gespräch der Frau von Blankenau, mit der sie in dem ersten Wagen fuhr, und die mannigfaltigen Reiseseenen zerstreuten sie, aber eine geheime Angst vor einem Unglück, von dem sie keine deutliche Vorstellung hatte, das ihr aber über alles schrecklich schien, blieb in ihrer Seele zurück. Die Gegend wurde romantischer; Hügel und Gründe als Vorboten größerer Berge und Thäler, verdrängten die Ebnen und kündigten an, daß Hartenfels nicht weit entfernt sey. Schon traten die dunkeln Tannen des Schwarzwalds als ein düstrer Trauerflor am Horizont hervor, und Ruinen verfallner Burgen, auf nahen Höhen, brachten der Gegenwart stumme Grüße von der Vergangenheit. Die Reisenden kamen auf ein hochliegendes Blachfeld, das an der Abendseite von einer waldbewachsnen Bergreihe begrenzt wurde. Auf dem höchsten Punkt derselben

erhob sich ein hohes großes schwarzes Gebäude mit vielen Thürmen, an dies lehnte sich, wie eine junge schöne Frau an einen alten düstern Gemahl, ein modernes Schloß; es war die Hartensels. Julie ließ halten und stieg aus, um sich dem ersten Eindruck des Ganzen ungestört zu überlassen. Ihre Gesellschafter aus den folgenden Wagen thaten dasselbe. Sie hatte ihre Augen fest auf das alte Gebäude gerichtet, das ihrer aufgeregten Phantasie, eine wilde Schreckenswohnung der Geister schien; ein Geräusch und Zurufen unter ihren Begleitern zog sie davon ab. Man sah einen Wagen schnell auf einem Seitenwege herbeirollen; jetzt hielt er, ein Officier sprang rasch heraus, und eilte auf einem nähern Fußpfade zu der Gesellschaft. Es war Hochstern. In Juliens Augen flammte ein Glutstrahl des Entzückens auf. In demselben Augenblick sah sie, daß er noch einen ältern Begleiter bei sich hatte, der mit ernsten, fast starren Zügen, in einen weiten grauen Mantel gehüllt, neben ihm herschritt. Hochstern, ohne sich um die andern zu kümmern ohne seine Stiefschwester einmal zu begrüßen, nahte sich Julien mit zärtlicher Wärme. Sie wollte sich zu ihm neigen, in dem Augenblick hob sein Begleiter warnend die Hand empor. Geisterbleich fuhr sie zurück, halb bewußtlos sank sie in die Arme der Gräfin. Man beschäftigte sich um sie, sich erholend sah sie überall umher, und rief, da sie den Fremden

vermißte, „wer war das? wo ist er hingekommen?“ Niemand schien sie zu verstehen. „Nun der Herr im grauen Rocke!“ rief sie unwillig. Keiner wollte einen solchen gesehen haben. „Er kam ja mit ihnen Herr von Hochstern.“ Dieser versicherte allein gekommen zu seyn. Die Umstehenden sahen einander kopfschüttelnd an, und die Gräfin bat Julien leise, doch ihre Phantasien nicht öffentlich zu verrathen, und dadurch die lästige Neugierde und kalte Verwunderung zu wecken. Julie faßte sich, sie stieg mit der Gräfin wieder in den Wagen, Hochstern, durch einen Wink seiner Schwester aufgemuntert, nahm den Rücksitz ein. Sein Blick drang durch Juliens Auge bis zu ihrem Herzen; es fing an heftig in einem Gemisch von Entzücken und Angst zu schlagen, und zwang sie das niedergesenkte Augenlied wieder zu erheben, um neue heiße Liebesstrahlen in sich aufzunehmen. Ihr Blut wallte ungestüm, ihr Busen hob sich, so fuhren sie in Hartenfels ein, von dessen Thurm ihnen die dumpfen Schläge der Todtenglocke entgegen hallten.

Die zärtlichen Begrüßungen ihrer Tante verdrängten die Erinnerungen an die Trauerklänge, die sie empfangen hatten. Mit gleicher Sorgfalt theilte Frau von Zenden ihre Liebe zwischen Julien und Hochstern, so daß beide, von ihr wie eigne Kinder

behandelt, anfangen mußten, sich als Geschwister zu betrachten. Julie empfand zwar eine große Scheu vor dem neuen Bruder, den ihr Herz noch mit süßern Namen nannte, aber diese Blödigkeit der Leidenschaft wurde von der Gesellschaft so ganz unbemerkt gelassen, ihr inniges Verhältniß als sehr nahe und theure Verwandte wurde so geschickt herausgehoben, daß Gewohnheit, Eitelkeit, Furcht ungeschickt zu handeln, achtungsvolle Ergebenheit in den Wunsch ihrer mütterlichen Pflegerin, die erkünstelte Vertraulichkeit bald in eine wirkliche verwandelten. Mit Angst sah sie oft, daß sie dem Rittmeister Rechte einräumte, die den Anspruch auf noch heiligere in sich faßten, mit furchtsamer Gewissenhaftigkeit wollte sie dann jeden Schritt, der ihn ihr näher bringen konnte, vermeiden, und sich leise zurückziehen, aber die Gelegenheit, von ihren Umgebungen herbeigeführt, leitete sie stets einen andern Weg, der sehr weit von dem abführte, den ihr ihre Vernunft vorschrieb, und sie immer näher zu dem Ziele hintrieb, das sie im Wechselstreite ersehnte und fürchtete. Wie Hochstern König, so war sie Königin aller Feste, die die Freude in den Gesellschaftszimmern des Schloßes bereitete, oder zu denen sie durch Musik in schattigen Waldesräumen, blumigen Wiesen, oder klaren Wasserspiegeln einlud, und so war es wohl sehr natürlich, daß sie sich bald nur mit ihm vereint, und, wie auch ihr Gefühl dem Triebe ihrer

Leidenschaft widersprechen mochte, sich stets nur in Beziehung auf ihn denken konnte. Wie leicht hätte also wohl die Liebe ihr den zweiten Trauring gereicht, wenn nicht die Träume der Nacht zuweilen das vernichtet hätten, was die Zerstreuungen des Tags errangen. Jene Geisterbilder, die Julien ihre Phantasie auf dem Ball bei der Blankenau zeigte, nahten sich noch oft dem Lager der Schlafenden. Oft trat noch im Traum der todte Gatte zu ihr hin, und forderte sie auf, nicht zu verletzen den Schwur der Treue, oft umschwebte er sie im verklärtern Lichtglanz, und ermahnte sie, nicht die hohe Seligkeit jener Welt für den Sinnenrausch in dieser wegzuwerfen. Oft umringten sie alle schauerlichen Symbole des Todes, Eulen klirrten, Leichennähe witternd, an ihren Fenstern, Sterbekleider lagen vor ihr ausgebreitet, Todte versuchten es, sie mit in ihr Grabtuch einzuwickeln, und wenn sie schweißgebadet erwachte, und die schweren Traumketten abschüttelte, dauerte es lange, ehe die Einwirkungen der schönsten Sommernächte ihre Vernunft stark genug machten, sich von den Fieberphantasien des Nachtträumens zu befreien. Wenn sie dann wieder einschlief, so führten Träume verschiedner Art sie in Hochsterns Arme, so zeigten ihr muthwillige Geister, jene finstern kindischen Grabesbilder verlachend, in hellen Farben Gemählde von Wonne und Liebesglück, die sie sich am Tage nicht auszubilden wagte, und stellten

mit fast übernatürlicher Kunst ihre verborgnen Seufzer der Sehnsucht, ihre leisen Laute der Liebe, mit einer deutlichen Flammenschrift vor sie hin, die in ihrem Herzen höhere wildere Glut anfachte.

Am Tage wußte sie dann selbst nicht was sie glauben sollte. Schon geneigt einen übernatürlichen Einfluß der Geisterwelt anzunehmen, schienen ihr jene Träume, die ihr zukünftige Wonne in Hochsterns Armen zeigten, dieser Meinung klar zu widersprechen, und die mannigfaltigen Gaukeleien der Phantasie zu bekunden, die ihr bald Scenen des Schreckens, bald Bilder der Lust vorspiegelte. Dazu kam, daß die Blankenau, die einzige, der sie wohl Träume der ersten Art mittheilte, diese als riesenhafte Schattenbilder ihres zu furchtsamen Gewissens, verzerrt durch die Lectüre von Geistergeschichten, und höher angeregt durch die Leidenschaft, die ihr ganzes Wesen durchdringe, leicht verwarf, und ihr, wie sie auch widersprechen mochte, doch im Innern eben die Ansicht mittheilte, die sie sich, selbsttäuschend, zu haben wünschte.

Aber die Begebenheiten der nächsten Nacht schienen die Ueberzeugung einer Einwirkung der Geister auf die menschliche Natur in ihr von neuem zu bestärken. Sie hatte Hochstern den Tag zuvor mehr als gewöhnlich begünstigt, und ging mit

dem Gedanken an ihn beschäftigt, leicht und fröhlich zu Bette. Nicht lange lag sie, da hörte sie im Nebenzimmer emsig hobeln. Es schien ein Tischler dort seine Werkstätte aufgeschlagen zu haben. Sie horchte lange, aufgerichtet im Bette, denn sie glaubte sich zu täuschen, aber ihr Ohr vernahm zu deutlich das Schnarren der Säge, das Heranschleppen der Dielen, das Pochen und Hämmern. Beängstigt stand sie auf, und eilte zu der, wie ihr wohl bekannt war, verschlossenen Thüre, die in jenes unbewohnte Zimmer führte. Willenlos berührte sie das Schloß, es sprang zu ihrem Erstaunen auf, und sie gewahrte einen Tischler mit zwei Gesellen, eifrig beschäftigt, einen Sarg zu zimmern. Jetzt mit Blitzesschnelle war das eben noch sehr von der Vollendung entfernte Werk fertig geworden, und es gedankenvoll beschauend, umgab es der Meister mit seinen Gehülfen. Dann sahen die nächtlichen Handwerker auf Die angstvolle Lauscherin, aber keine Augensterne glänzten mehr in ihren grausen Augenhöhlen, kein Fleisch deckte die Handgerippe, die sich warnend gegen sie erhoben, kein Herz schlug in den Todtenbrüsten, die die fremdartigen Gewänder, weit sich öffnend, ihr zeigten, und dumpf tönend sprach eine Stimme aus dem zungenlosen Munde: „wir zimmerten deinen Sarg.“ Sie verhüllte ihr Gesicht mit den Händen, und es war ihr als wenn ein Wirbelwind sie fasse, und sie schnell kräusle durch die

gräßliche Werkstätte, als wenn Thüren weit aufklaffend dem Sturm Raum ließen sie fort zu treiben, durch bestaubte, unheimliche von Geisterschrecken wiederhallende Ahnensäle, und dröhnend zufallend, neuen Thüren das Zeichen gaben sich zu öffnen zu neuem Schrecken. Sie fand sich endlich in einem Gewölbe wieder, angefüllt mit modernden Särgen, die die Zeit in Jahrhunderten neben einander aufgebahrt hatte, und es schien ihr so süß, zu schlafen bei ihren Bewohnern, aber die Todten in den Särgen richteten sich drohend empor, versagten ihr den Aufenthalt an dem Ort der ewigen Ruhe, und wiesen sie zurück in ihr einsames Bette.

Doch in ihrem Zimmer war viel Verkehr, Leute in Trauerkleidern füllten es an, man traf alle Anstalten zu einem Leichenzuge. Aengstlich lauschend lag sie da, und mit einmal merkte sie, daß sie selbst die Todte sey, daß ihr Bette zum Sarge werde. Sie wollte die Hände bewegen, aber das Leben war aus ihnen entwichen, kalt, starr und steif blieben sie zusammen gefaltet liegen, vergebens suchte sie dem verstummten Mund einen Laut abzugewinnen, schon war er auf ewig mit dem geheimnißvollen Siegel des Grabes verschlossen. Aber sie konnte noch denken, sie fühlte, ihr Geist war noch im Körper, und werde ihn noch lange qualvoll bewohnen. Ihr Zustand war der eines unaussprechlich Müden, dem gehetterische Verhältnisse den Schlaf versagen. Jetzt

wurde der Deckel auf ihren Sarg gehoben, man trug ihn fort und setzte ihn auf den Leichenwagen. Die Pferde zogen an, langsam bewegte sich der Wagen vorwärts, ein großer Zug von Trauerwagen folgte. Die Schüler sangen ein Grablied, mit schauerlichen Klagetönen begrüßten die Glocken den neuen Gast, der in dem Todtengewölbe einzog. Wie sie dies alles mit unendlicher Angst, regungslos empfand, lehnte sich ein langer, langer, tiefverschleierter Geisterschatte, den Sargdeckel durchdringend, über sie hin. Der Schleier verschwand, und ein bleiches hageres Gesicht, matt von den Nachtwachen vieler Jahrhunderte, sah sie mitleidig an, und flüsterte mit kaltem Grabesathem: „mein Kind, der schöne Todesschlaf ist auf immer fort, der letzte Morgen findet Dich noch wach." Die Verschleierte erhob sich, aber unendlich wachsend, schwebte sie neben dem sich langsam fortbewegenden Leichenzuge her, und blickte durch den Sarg, mit starren Todtenaugen, starr auf die nicht entseelte Todte. Auf einmal war es, als wenn die Seitenwände des Sarges ausfielen, und ein durchaus schneidender Wind warf seine stürmenden Luftwellen, mit unendlich ängstigenden Tönen, durch den Sarg, und durchkältete das blasse Gesicht der Todten, und ihren bewegungslosen Leib. Eine Flamme, die quälend in ihrem Herzen brannte, suchte er vergebens auszublasen, immer erlöschen wollend, erlosch sie doch nie. „Das ist der Zeit-

strom mein Kind, sagte der Geist, so braust er fort, von der Ewigkeit zur Ewigkeit, unbemerkt den Lebenden, sanft kühlend die schlafenden Todten, erkältend die wachen Grabeswandler. Er kann die rege Flamme deines Lebens, die qualvoll glüht, weil ihr der Brennstoff fehlt, nicht vertilgen, und wird es niemals können."

Der Leichenzug war indessen auf dem Kirchhofe angekommen, man hob den Sarg vom Wagen, und wollte ihn im Familiengewölbe beisetzen, aber ein seltsamer Unfall verhinderte dies; es war dem Küster nehmlich unmöglich die eiserne Grabthür zu öffnen. Vergebens drehte er sich fast die Hände wund, vergebens stand der Angstschweiß in hellen Tropfen auf seiner Stirn. In diesem Augenblick rief der, über das Grab der wachen Todten gebückte Geist ein schneidendes Wehe auf sie herab, und Julie erwachte. Sie richtete sich wild empor, sie schellte ihrem Mädchen, sie ließ Licht bringen, und es währte lange ehe ihr Verstand ihre, durch die gräßlichen Bilder entzügelte Phantasie wieder zähmen, und sich selbst überzeugen konnte, daß jene Erinnerungen der Traumwelt angehörten.

Am Morgen war sie sehr kalt gegen Hochstern, aber eben diese Kälte war ja der deutlichste Beweis einer bald folgenden Wärme. Die Fieber der Lei-

denschaften haben oft denselben Gang wie die physischen. Bei der Mittagstafel fragte sie Hochsterns trüber Blick, warum sie ihn durch ein ungewöhnliches Zurückstoßen kränke. Sie fing an ihn zu bemitleiden, ihr Verstand sagte ihr, daß sie ihm unrecht thue und sie beschloß ihn freundlicher zu behandeln. Des Nachmittags bei der Lustpartie im Wildgarten vermied sie ihn, sie trennte sich von der Gesellschaft, und durcheilte, ernsten Gedanken nachhängend, entlegne Waldpfade. Doch war es ihr ängstlich, allein zu seyn, und sie sah mit Vergnügen einen Fremden, der ihr sonst besonders widerlich war, sich ihr zugesellen. Ihr Gespräch richtete sich auf Bedeutsamkeit der Träume und Ahnungen, auf die Möglichkeit von Todtenerscheinungen und es wurde eifrig, da der Fremde ihr, die mit dem geheimen Wunsch, eines andern überzeugt zu werden, die Sache der Geisterwelt beredsam verfocht, mit triftigen Gründen die Falschheit ihrer Ansichten erwies. Seine Worte und Schlüsse ganz im Geist der aufgeklärten Philosophie, und nach den schulgerechten Regeln der Logik mit einem Scharfsinn vorgebracht, der keinen Zweifel an ihrer Richtigkeit übrig ließ, wurden von ihm mit einem so kalt spöttischen Ton und satirischem Wesen begleitet, daß Julie sich eines geheimen Grausens nicht erwähren konnte. Ganz mit der Unterhaltung beschäftigt, bemerkte sie nicht, daß der Fremde sie von ihrem er-

sten Wege ableitete, aber es war ihr unangenehm, wie er sie jetzt unter höflichen Entschuldigungen verließ. Sie setzte sich, erfüllt von dem beendigten Gespräch, auf eine Moosbank; doch die rauschende Musik, aus der Ferne gedämpft herübertönend, verdrängte die Nachklänge jener philosophischen Untersuchungen. Von der Musik geweckt, von dem harmlosen Leben, das sie umschwirrte und umsummte, begünstigt, von dem regen Säuseln der Blätter flüsternd gerufen, zogen Lebens- und Liebesbilder in ihren Geist ein, und rissen ihn lyrisch fort. Der innere Drang vertrug sich nicht mit der stillen Haltung des Körpers, er zwang sie aufzustehen, und sich in der Bewegung dem sie umgebenden Meer von Duft und Klängen, den sie einladenden phantastischen Vermischungen von Licht und Schatten zu vermählen. Kaum war sie einige Schritte gegangen, so sah sie Hochstern im Grase schlafend liegen. Sie ging zurück, sie kam wieder näher, sie schlich endlich leise an seine Seite. Die geschlossenen Augen, die dem Manne das Ansehen eines Kindes gaben, der zum Kuß gewölbte Mund, der ihrer Phantasie errathen ließ, welchen Gegenstand er jetzt im Traum in seinen Armen halte, und ähnliche Bilder in der ihrigen hervorrief, das entzückte Lächeln der Liebe, das der Schlaf auf seinen Wangen festhielt, erfüllten sie mit Gefühlen, die einst bei einer ähnlichen Gelegenheit mächtig das Herz der Jungfrau durchdrangen,

und die jetzt mächtiger, da das Mädchen-Ahnen klares Frauen-Erkennen geworden war, sich wie schnell ersproßte Keime der Sehnsucht, der Lust und Liebe um den Stamm ihrer blühenden Erinnerungen schlangen. Und eben diese Erinnerungen! — wen sah sie damals? fürchtete sie nicht dasselbe jetzt erbleichte Gesicht aus der nächsten Laubwand zu erblicken? — Die Phantasie gleich bereit zu Lust und Schrecken, trieb sie fort, und wollte sie wieder zurückziehen, da hörte sie den Erwachten sich aufrichten, und schamvoll entfloh sie durch die Buchengänge, sich selbst gestehend, daß ein schlafender Liebhaber der gefährlichste sey, und mit Scheu und Angst die furchtsamen Blicke auf die Triumphbogen wendend, die die stärker gewordne Liebe in ihrer Brust aufrichtete.

Die Gänge wurden zu bewachsenern Wegen, diese endlich zu Fußsteigen, in denen Disteln und Nesseln wuchernd aufgeschoßt waren. Alles verrieth eine unbesuchte ernstere Gegend, aber die mit ihren Liebesträumen beschäftigte Julie bemerkte es nicht. Endlich da die hohen dichtstehenden Buchen die Schatten zum Dunkel drängten, da sich der Pfad fast spurlos bei den starken Stämmen vorbeizog, erwachte sie, und sah sich mit ängstlichem Erstaunen so weit von der Gesellschaft entfernt, daß die Töne der Musik, in ihren letzten Schwingungen, kaum noch wie harmonische Geisterlaute an ihr Ohr schlu-

gen. Dunkle Bilder entfalteten sich auf ihrem hellen Liebesteppich, finstre Gestalten drohten die lachenden Amorinen zu vertreiben. Und doch — war es die Hoffnung, daß die dunklere Schattirung den hellen Grund ihrer Seele noch mehr empor heben werde? — war es die nicht zur Klarheit kommende Ueberzeugung, daß die Schauer einer finstern Einsamkeit sie für den Leichtsinn, mit dem sie sich den Lockungen einer pflichtwidrigen Liebe hingab, bestrafen, und so die Nemesis beschwichtigend, ihr erlauben würden, von neuem ungestraft zu sündigen? oder war es die unerklärliche Seltsamkeit, mit der der Mensch oft durch einen unvorhergesehenen Umstand aufgeregt, willig in eine, der herrschenden ganz entgegengesetzte Stimmung übergeht? — und doch ging sie weiter. Jeder Schritt vorwärts beschwichtigte die irdische Sehnsucht, band die Flügel der Liebe, verscheuchte die Lust, verwandelte ihre unruhige Leidenschaftlichkeit in ernsten Gleichmuth. Sie einen waldigen Berg emporklimmend, gewahrte sie auf seinem Gipfel eine ziemlich verfallene, von einem in Westen offenen Halbzirkel uralter Eichen umgebene Capelle. Das Abendlicht, das frei herein drang, vergoldete das alterthümliche Gebäude, und warf seine Strahlen, von den dichten Blätterreihen der Eichen wie von einer grünen Mauer abgehalten, auf die Capelle zurück, als wolle es anzeigen, hier sey der Wohnsitz des Ewigen. Geheimnißvoll

Ahnungen, wie schwebende Engel mit Lilienkränzen, drangen in Juliens, noch eben von sinnlichen Begierden erfülltes Herz, und bewogen sie, in das Gotteshaus zu gehen. Das Licht, das durch die runden buntglasigen Scheiben fiel, beleuchtete mit wunderbarem Glanz das in den ersten Zeiten der deutschen aufblühenden Malerkunst entstandne Bildniß der Gottesmutter, und gab den steifen Zügen des Gemäldes ein ernstes Leben. Vor dem Bilde kniete ein Mönch im eifrigen Gebet. Mannigfaltige einander widersprechende Ideen in Juliens Kopf wurden von der plötzlich in ihr entstandnen Ueberzeugung verdrängt, daß heißes Gebet an diesem einsamen feierlichen Ort sie beruhigen, und den verwirrenden Streit ihrer Vernunft und ihrer Sinne in gottgefälligen Frieden auflösen werde. Sie kniete hinter dem Mönch nieder, und betete lange und andächtig. Der Mönch erhob sich, und da er die Betende gewahrte, entfernte er sich leise, um sie nicht zu stören. Julie blickte scharf auf das Bild, es schien mit schmerzlicher Wehmuth, und doch auch mit gnadenreichem Trost, auf sie herabzusehen. Von ihren Gefühlen übermannt, von einer Unruhe plötzlich wieder ergriffen, die ihr ihre verworrne Lage in der irdischen Welt ins Gedächtniß brachte, flehte sie die Gottesmutter mit heißen Thränen an, sie zu leiten auf ihrer schroffen, verschlungnen Lebensbahn. Aber in ihrer von neuem aufgeregten Stim-

mung, in der die Erinnerung an Hochstern, und die leidenschaftliche Neigung zu ihm, die sie abschütteln wollte, sich mit schweren Gewichten an ihr Herz hingen, konnten ihr nicht jene Segnungen werden, womit der feste Glaube den eifrigen Beter belohnt. Sie war nicht zur Einung mit sich selbst gekommen, und begab sich kalt und abgespannt von dem heiligen Orte weg, wo wohl oft schon wunde Knie und zerrungne Hände vergebens Entledigung der Seelenqual forderten, wenn das Gemüth zu fest am Irdischen hing.

Am Ausgange stand der Mönch, sie still betrachtend. Sein bleiches aber ruhiges Gesicht, das Gottergebung und Gottvertrauen mit ihrem Frieden beleuchteten, schien ihr schon bekannt, doch vergebens strengte sie ihre Erinnerung an, um sich zu überzeugen, wo und wann sie es gesehen habe. Ihre Begrüßung führte sie in ein Gespräch, und ergriffen von dem Vertrauen, das sein ganzes Wesen forderte, war es ihr, als wenn sie — wenn gleich Protestantin — ihm beichten müsse. Doch verlegen durch das Ungewohnte, welches dies Sacrament der katholischen Kirche für sie hatte, begnügte sie sich ihm Fragen, die ihren Zustand nahe angingen, vorzulegen. Sie fragte ihn, ob ein dem verstorbnen Gemahl bei seinen Lebzeiten geleisteter Schwur, nach seinem Tode unvermählt zu bleiben, unauflöslich sey, und er erwiederte, da er sie nicht auf die Lehrsätze

seiner Kirche verweisen könnte, die den heiligen Vater als Stellvertreter des Apostels, dem auch die Macht zu lösen und zu binden übergeben wurde, anerkennt, daß jeder Schwur, der nicht die Verpflichtung zu einer verbrecherischen Handlung erhalte, und also auch dieser unverletzlich gehalten werden müsse. „Wird denn die Strafe, die der Schwörende im thörichten Wahn sich für den Meineid setzt, erfüllt, fragte sie weiter."

„Gott ist gerecht," erwiederte er, „und richtet jeden nach seinen Werken."

„Wenn aber diese Strafe die Ordnung der Natur verkehren würde?"

Die Natur ist das Organ des Allmächtigen, und wie er dadurch wirkt, was bei ihm Ordnung ist, was nicht, kann der beschränkte Mensch nicht erkennen.

Sie glauben also, daß Gott jetzt noch Wunder thut?

Es gibt bei Gott keine Wunder.

Wenn man aber geschworen hätte, der Verwesung ihren Raub vorzuenthalten, entseelt noch im Sarge zu denken, zu fühlen?

Die Allmacht ruft vielleicht manchen Geist nicht gleich zu einem neuen Wirkungskreise ab, die Kraft des Leibes ist dahin, die unzerstörbare Seelenkraft wirkt fort, und bekleidet sich, da sie ohne Körper nicht wirken kann, auf eine uns unerklärliche Weise mit einer ihr angemeßnen, dem erstarrten Leibe ähn-

lichen Hülle, in der sie ihrem Triebe zu handeln, nach Zeit und Umständen gnügt.

Und auf uns einwirkt.

In keinem neuen Leben thätig, greift sie in die Kreise des entschwundnen, ihr noch verwandten Daseyns ein.

Sie erschrecken mich, mein Vater, dann wären ja Geistererscheinungen möglich.

Das Vorhergesagte zeigt, daß ich davon überzeugt bin.

Jene Träume, in denen Verstorbne rathen, warnen, drohen. —

Der noch ohne neue Bestimmung herumschwankende Geist naht sich den Lebenden, vielleicht am häufigsten in dem Zustande, der dem seinigen so ähnlich ist, im Traum.

Und Ahnungen.

Das innere Ohr hört Warnungen, deren der äußere Sinn nicht empfänglich ist.

Die Spukgeschichten der Mitternacht, von uns verworfen, wie Kindermährchen, sind also wahr.

Wir kennen die Gesetze nicht, nach denen die denkenden Bewohner der Grabeswelt handeln, und sich an bestimmte Zeiten halten müssen. Das Ende des alten, der Anfang des neuen Tages ruft sie durch die Aehnlichkeit mit ihrem aus Ver- und Erglimmen bestehenden Daseyn, vielleicht am lebhaftesten zum Wirken auf.

Aber ihr Zustand muß qualvoll seyn.

Erinnerung an begangne Sünden; Erkenntniß, wie die Folgen dieser Sünden den künftigen Geschlechtern wuchern, ohne die Kraft dies abzuwehren; Streben nach einem größern Wirkungskreise, dem die Seele, von den Banden des Körpers befreit, sich gewachsen fühlt, ohne die Mittel zu besitzen, ihn zu erlangen; Sehnsucht nach höherer Klarheit, und die Geistesaugen, die sie erschauen sollen, dennoch geblendet; müssen freilich für den Lebensmüden, und doch ins Leben als fremdartige Erscheinung gewaltsam zurückgetriebnen Grabeswandler Qualen seyn, deren ganze Macht wir nicht erkennen können.

Ich muß Ihnen bekennen mein Vater —

Sie brauchen mir nichts zu bekennen meine Tochter! Ihr Auge zeigt mir in Ihnen die in Gefahr zu fallen Begriffene, aber noch nicht Gefallne. Schreiten Sie zurück vom Abgrunde, durch die Kraft des Gebets, fliehen Sie die Gelegenheit zu sündigen und die Lust zu sündigen wird von Ihnen weichen. Brechen Sie durch Entfernung die Macht der Gegenwart, der feste Wille erstickt die Einwürfe der Leidenschaft. Ertödten Sie den irdischen Sinn, damit der himmlische Sie beleben könne. Suchen Sie nicht die Heiligkeit geleisteter Schwüre wegzuklügeln; halten Sie fest am Glauben und vertrauen Sie Ihrem Erlöser!

Während Julie gedankenvoll da stand, war der Mönch ihr unbemerkt verschwunden. Was er gesagt hatte, bewegte ihr Herz in seinen tiefsten Gründen. In diesen Augenblicken fest überzeugt, daß jene in leichten Stimmungen, wenn wohl mit heimlichem Bangen, oft von ihr als Hirngespinste und Phantome belächelten Träume, Ahnungen und Erscheinungen Wahrheit andeuteten und wirklich da gewesen wären, fühlte sie mit tiefem Schauder, daß die in einer trunknen Stunde voll Lust und Glut gestammelten Schwüre sie den nie zu beschwichtigenden Richtern und Rächern einer andern Welt verfehmt hätten. Sie erkannte, daß nur ein Leben voll Entsagung sie retten könne, und doch trat dieser Erkenntniß ihre Leidenschaft mit Riesengewalt entgegen. So in einem innern Kampfe begriffen, der die Wahrnehmungen ihrer Sinne umnebelte, eilte sie mehrere Stunden bewußtlos fort, und fand sich wie ihr Verstand und die Höllenangst vor Grabesnächten ohne Schlaf endlich das lächelnde Bild ihrer Liebesfreuden zerrissen hatte, mit zerstörtem Haar und verschobnem Gewande an dem Fuß des Schloßberges wieder, wohin der Zufall ihre willenlosen Schritte geleitet hatte.

Sie eilte auf ihr Zimmer, und erstaunte, da sie in ihrem Seelenstreit das Entfliehen der Zeit unbeachtet gelassen hatte, nicht wenig, als sie von ihrem Mädchen hörte, daß man wegen ihrer Abwesen-

heit in groſser Beſorgniſs ſey, und bereits Leute mit Fackeln, denen ſich Herr von Hochſtern zugeſellt, ausgeſandt habe, ſie zu ſuchen. Das Mädchen hatte den Namen nicht betont, aber ſie fuhr bei ſeiner Nennung mit merklichem Schaudern zuſammen. Mühſam ſich faſſend, ſchrieb ſie an ihre Tante, und bat ſie, es ihrer Müdigkeit und einer leichten Unpäßlichkeit zu verzeihen, daß ſie ſie nicht perſönlich für die Beſorgniß, die ſie ihr durch ihr unbeſonnenes Verirren verurſacht habe, um Entſchuldigung bitte, dann befahl ſie dem Mädchen, jeden Beſuch unter dem Vorwande, ihre Gebieterin ſchlafe ſchon, zurück zu weiſen, und ſie allein zu laſſen.

Die meiſt ſchlaflos zugebrachte Nacht reifte ihren Entſchluß, die Hartenfels ſogleich zu verlaſſen, und es kam ihr daher ſo unerwartet, als ungelegen, als ihr Diener den Befehl, die Pferde zu beſtellen, nicht befolgen zu können verſicherte, weil mehrere Beſchädigungen an dem Wagen einige Tage Zeit zur Ausbeſſerung erforderten. Ihre Tante, der man ihren Entſchluß indeſſen hinterbracht hatte, fand dieſen höchſt ſeltſam, und drang, da Julie ſich die wahre Urſache davon anzugeben ſcheute, mit einem ſo mütterlichen Anſehen in ſie, ihn zu widerrufen, daß ſie ihr gnügen mußte. Mit Lebhaftigkeit verlangte Frau von Zender zugleich Aufſchluß

von ihr über so manches Sonderbare in ihrem Betragen, und da sie dem scharfen Verstand und abstoßenden Unglauben ihrer Tante an allen sich von den gewöhnlichen Naturwegen entfernenden Ereignissen, die wahre Lage der Sachen vorzulegen fürchtete, so erschien sie ihr als eine Thörin, die nicht wisse, was sie wolle, oder als eine Kranke.

Indessen erhielt Frau von Zenden von der Blankenau Winke über die eigentliche Quelle von Juliens Leiden. Sie erklärte, die Angst der kleinen Geisterseherin belachend, daß diese Einbildungen sie noch mehr von der Nothwendigkeit ihrer baldigen Vermählung überzeugten, und der Hausarzt, den sie über den Zustand ihrer Nichte um Rath fragte, hielt dies ebenfalls für das zweckdienlichste Heilmittel. Mehr als jemals wurde also Julie in gesellige Verbindungen mit Hochstern gezogen, und bald wurde die vorige Vertraulichkeit in erweiterten Grenzen wieder hergestellt.

Von ihren Verwandten um die Einwilligung in eine Verbindung bestürmt, nach der ihr eignes Herz sich sehnte, von ihrer Liebe und Geisterfurcht wechselseitig gequält, suchte sie vergebens einen Ausweg, der Pflicht und Neigung vereinige, und da sie endlich zweifelte diesen zu finden, ergoß sich ihr Gefühl in den folgenden Zeilen, die ihren damaligen Seelenzustand am getreusten schildern.

Horch, es ruft die ernste Geisterstunde
Schon des Gatten bleiche Grabgestalt!
An den Schwur, geweiht dem ersten Bunde,
Mahnt sie mich mit schrecklicher Gewalt.
Und der ersten Liebe Wonnethränen
Und der zweiten hochentflammte Glut,
Bringen mir bald schmerzlich süßes Sehnen,
Toben bald im wildempörten Blut.

Eduard, Du zeigst den Himmel offen,
Wo die Treue unter Palmen wohnt!
Karl, Du läßt mich hier den Himmel hoffen,
Wo mein Lächeln deinen Kuß belohnt!
Dieser nennet wilde Phantasien,
Schwere Träume, was ich klar gesehn,
Todesbilder, Engelsmelodien,
Lässet jener um mein Lager stehn.

Dieser will mich in dem Garten finden,
Jener deutet auf des Grabes Thor,
Dieser ruft mich, Kränze froh zu winden,
Jener zeigt den Sarg im Kirchenchor.
Hier lockt mich der Flöten zärtlich Hallen,
Fröhlich paaren Reihen sich zum Tanz,
Dort seh ich die Leichenträger wallen,
Hör' das Rauschen von dem Todtenkranz.

Dieser winkt mich zu den reichen Lauben,
Wo der Abend-Strahl durch Blätter fällt:

Jener warnt, verliere nicht den Glauben
An das Wiederſehn im Sternenzelt!
Dieſer will mich zärtlich zu ſich ziehen,
Jener hält mir vor den heil'gen Schwur:
Stets ein zweites Liebesband zu fliehen,
Nie zu weichen von der Treue Spur.

O laßt ab, im unentſchiednen Streite
Zu zerreiſſen mein zu ſchwaches Herz!
Komm Du bleicher Gatte ſelbſt, und leite
Raſch dein zagend Liebchen himmelwärts!
Oder ſchließ die hohlen Grabesaugen,
Die mit nie ermeßnem Schrecken drohn,
Laß mich Luſt von Karls Lippen ſaugen,
Ich verzicht auf Gottes Freudenthron!

Wiſſen muß ichs, ſchnell muß ichs erfahren,
Ob ich Dir, ob jenem folgen kann.
Führe mich zu ſchwarzen Todtenbahren,
Wenn ich nur den Himmel mir gewann!
Aber hier im Leben ſtill zu kämpfen,
Mit der Liebe, mit der harten Pflicht,
Stets der Sinne rege Glut zu dämpfen,
Das vermag ein irdiſch Weſen nicht!

Sende deinen Todesengel nieder,
Herr der Welt! er reiche mir die Hand,
Schlummre ſanft mich ein durch Kinderlieder,
Wecke mich im unbekannten Land;

Muthig will ich ihm zu folgen wagen,
Ob das Grab auch offen vor mir lag,
Aber kalt der Liebe zu entsagen,
Das ist mehr als je ein Weib vermag.

Wie? es senkt kein lichtumstrahlter Bote
Sich herab aus deiner Himmel Thor!
Wie? es schreitet aus dem Morgenrothe,
Nicht des Gatten Glanzgestalt hervor!
Und die bleichen Nachgestalten schwinden!
Hab ich kühn den Siegeskampf gewagt?
Darf die nicht zum Kranz die Myrthe winden,
Die vergebens nach dem Himmel fragt?!

Und das Liebeslied der Nachtigallen,
Und der Rosen heißes Sehnsuchtsglühn,
Lassen mir die frohe Antwort schallen,
Lassen ihren Schmuck mir winkend blühn!
Karl, wo weilst Du? sieh dein Liebchen lächelt!
Komm! und scheuche ihr der Sorgen Schwarm!
Von des Morgens Zephirhauch umfächelt,
Trinkt sie Seligkeit in deinem Arm!

Wohl senkt nicht aus jenen Aetherreichen
Sich ein Engel zu der Braut herab.
Wohl träumt ihr noch oft von stummen Leichen,
Von des Meineids Lohn, dem offnen Grab;
Doch die Liebe wird die Schrecken bannen,
Die der Priester nicht zu bannen weiß,

Wenn des Abends Lichter still zerrannen,
Flüchte ich in ihren Zauberkreis.

Doch wie wird mir! welche Höllenqualen
Brechen mir das Herz in jähem Krampf?!
Ha! verlorne Seligkeiten malen,
Sich dem Aug im letzten Todeskampf!
Engelsstimmen hör' ich weinend rufen:
„Selbst des Grabes Ruh ist Dir versagt!
Nur zurück zu seinen finstern Stufen,
Wankt dem Fuß, wenn schon der Morgen tagt!"

Der Fremde, der sie damals fast absichtlich, wie es schien, auf den Weg führte, auf dem sie den schlafenden Hochstern treffen mußte, suchte immer häufiger ihre Gesellschaft. Die Gastfreiheit der Frau von Zenden, die täglich einen großen Zirkel von Nachbarn und Bekannten um sich versammelte, ließ sehr oft auch Unbekannte, die gar nicht mit Empfehlungen versehen waren, bei ihr Eingang finden, ohne daß man sich um ihre weitern Verhältnisse bekümmerte, und so kam es, daß niemand eigentlich wußte, wer der Fremde sey, und woher er komme. Er kam gewöhnlich des Nachmittags, und blieb oft bis in die Nacht; man glaubte daher, daß er in der Nähe wohne. Auf seinem Gesicht lag Kälte und Lebensüberdruß, seine Augen waren ohne Feuer, seine

Muskeln schlaff und abgespannt, sein ganzes Wesen machte keinen erfreulichen Eindruck. Dennoch war er wegen seines hellen Verstandes, seines beißenden Spottes bei einigen aus der Gesellschaft, und auch bei Frau von Zenden wohl gelitten. Auf Julien wirkte er besonders widrig, ja verletzend, und doch fand sie sich stets, ehe sie sichs versah, mit ihm in ein Gespräch verwickelt. Er wußte dann so geschickt im Allgemeinen auf die Gegenstände zu kommen, die ihr lieb und schmerzlich waren, dabei, ohne daß es schien, als ob er ihre Lage kenne, die leidenden Theile ihres Innern so unmerklich ans Licht zu ziehen und so schonend zu behandeln, ihre schrecklichsten Zweifel so überzeugend zu heben, daß sie sich nirgends beruhigter fand, als in seiner Nähe, und sich gewöhnte, ihn als ein unangenehmes, aber wirksames Heilmittel für ihren Gemüthszustand zu betrachten. Durch ihn fing sie an von der Unmöglichkeit aller Geistererscheinungen, von der Gehaltlosigkeit aller Träume und Ahnungen überzeugt zu werden, und die Mauer der Furcht, die ihre Liebesblüthen eingezwängt hielt, niederzureißen.

Juliens Geburtsfest wurde feierlich begangen. Doch war die Familie bei der Mittagstafel allein und Julie saß neben Hochstein. Beim Nachtisch trat ihre liebliche, sechsjährige Tochter, idealisch gekleidet, herein, begrüßte sie mit einem kleinen Gedichte, und fing an sie mit Blumenguirlanden zu

umschlingen. Plötzlich umwand sie den auch zu ihr gebeugten Hochstern, und rief hinknieend vor die überraschte Julie: „Mutter einen Vater! Julie, blind durch ihre Leidenschaft, nahm die Bitte, die zu der dem Kinde eingelernten Rolle gehörte, für ein Bedürfniß seines Herzens, sie zog es auf ihren Schoß, und benetzte es mit ihren Thränen. Hochstern nahm den Platz des Kindes zu ihren Füßen ein, und beschwor sie, dem Willen der Unschuld nachzugeben; Frau von Zenden und die Verwandten redeten ihr zu, endlich die treuste Liebe zu belohnen, und die Kleine kindisch einfallend, bat Mutterchen, doch der guten Großtante nichts abzuschlagen, ohne zu wissen was sie bat. Von so vielen Seiten bestürmt, sprach die bange Zunge das verhängnißvolle Ja, empfing die scheue Lippe den Verlobungskuß, reihte sich an der zitternden Hand der bräutliche Ring.

Sie wollte sich entfernen, aber man ließ die Betäubte nicht allein, man führte sie in den Zirkel der ankommenden Gäste, die den Festen, denen der Nachmittag und Abend des Tags gewidmet waren, beiwohnen sollten. Hier wurde die frohe Familienbegebenheit öffentlich bekannt gemacht, und ihr so ein Siegel aufgedrückt, das ohne großes Aufsehen nicht mehr zu brechen war.

Gegen Abend trennte sich die Gesellschaft, um sich nach einigen Stunden zum Tanz wieder zu vereinigen. Man hatte eine Wasserpartie veranstaltet, und Hochstern, der einen großen Ruf als Bootführer hatte, sich schon vor einigen Tagen erboten, das Fahrzeug der Frau von Zenden, die sehr ängstlich auf dem Wasser war, und doch Antheil an dem Vergnügen nehmen wollte, zu führen. Julie blieb zurück, weil sie Anfälle von Schwindel hatte, von denen sie fürchtete, daß sie auf dem Wasser zunehmen würden, und da die Tante, bei der die Sorge für sich selbst die Sorge für die Liebenden überwog, Hochstern sein Versprechen nicht zurück gab, so wurden die Verlobten getrennt. Die Zurückbleibenden beschlossen, daß jeder der Anwesenden eine kleine Erzählung oder Novelle vortragen sollte. Die Gräfin Blankenau versprach anzufangen, sie verlangte aber, daß ihr Nachbar und so die Angränzenden der Reihe nach, ihr folgen sollten, ohne daß eine Weigerung Statt finden dürfe, und begann, da ihr dies zugesichert wurde, ihre Novelle. Julie konnte aber den Faden, den die erzählende Dilettantin ausspann, nicht verfolgen. Ihre ganze Aufmerksamkeit war auf einen Mann gerichtet, der dem Mönch, der ihr Gemüth in der Capelle erschütterte, zum Verwechseln ähnlich sah, und es doch auch, abgesehen von seiner weltlichen Kleidung, nicht seyn konnte. Kränklich aussehend, wie jener, war er unstrei-

tig viel älter, dabei trug sein Gesicht statt des Seelenfriedens, welchen das des Mönchs unverkennbar aussprach, den Ausdruck eines tiefen, mit vieler Ergebung getragnen Leidens. Sein Anblick erschütterte und rührte sie, und das um so mehr, da auch er wehmüthige Blicke voll Theilnahme zu ihr herübersandte. Es wurde ihr klar, daß sie diese Gestalt, diese Gesichtszüge schon einmal gesehen habe, und ihr schon früher deshalb die der seinigen so ähnliche Bildung des Mönchs so bekannt gewesen sey, aber sie war wieder nicht im Stande, in ihrem Gedächtniß die Zeit und den Ort, wann dies geschehen sey, aufzufinden.

Indessen hatte auch der Nachbar der Frau von Blankenau, seine Erzählung beendigt, und der Unbekannte, der seinen Platz bei diesem hatte, fing ohne Vorbereitung die folgende Geschichte an.

„Brunhildis von Wagenburg war zur Zeit Kaiser Friedrich des Rothbarts die gefeierteste Schönheit Deutschlands. Ihr Vater, welcher bedeutende Schlösser in den Erblanden des Kaisers besaß, gehörte zu seinen treusten Vasallen, und bewährtesten Dienern. Er und seine Tochter hielten sich stets an Friedrichs Hoflager auf, wo Brunhilde der Schmuck der ritterlichen Feste, der Gegenstand der eifrigsten Huldigungen mächtiger Grafen, und die Königin der Minnelieder war. Unter allen Gesängen

die ihre Schönheit priesen, legte man denen des Ritter Hugo von Sinnewald den größten Werth bei; es scheine, sagte man, als wenn er die reine Liebe, die ihn für Brunhilden beseele, ganz seinen Liedern einzuhauchen gewußt habe, und vielleicht galt er nur darum für den preiswürdigsten unter den Dichtern, weil er der Zärtlichste unter den Liebenden war. Von altem edlen Geschlecht, ohne Tadel in der Schlacht, geehrt als Sänger, Herr mehrerer Burgen, wäre es ihm vielleicht gelungen, seiner Dame Herz zu rühren, seiner Anbetung die Bewerbung anzureihen, und sich auf den höchsten Gipfel des Dichter- und Erden-Glücks emporschwingend, die als Hausfrau heimzuführen, welche als unerreichbar an Reiz und Tugend in seinen Liedern lebte, wenn nicht Graf Hermann von Wildeck an dem Hoflager erschienen wäre, um die Güter seines heimgegangnen Vaters von dem Kaiser zur Lehn zu empfangen. So reich an männlicher Schönheit, wie Brunhildis an weiblicher, der erste in jeder Rittertugend, nicht ungeübt in Gesängen, gelang es ihm bald ihr dieselbe Neigung einzuflößen, die ihn für sie beseelte. Beider Augen bekannten, was die Herzen fühlten, und das Glück ihrer innigen Liebe wurde nicht einmal von dem Schatten eines Hindernisses getrübt, da des Fräuleins Vater

und der Kaiser gern die Einwilligung in die Verbindung der Liebenden gaben. Vergebens erschollen jetzt unbemerkt die Gesänge des armen Hugo zum Lobe der Hochgefeierten, er mußte seinen Gram und das einzige ihm gebliebene Glück, das Glück rein und beständig zu lieben, das die Treue auch dem Verschmähten schenkt, wenn er sich ihr ganz zu eigen gibt, in seine Brust verschließen. Allen andern Erdenfreuden abgestorben, verschwand er vom Hofe, und an demselben Tage, an dem Hermann und Brunhildis, in des Kaisers Gegenwart, umgeben von Glanz und Ritterpracht, von dem Priester die Weihe ihres Liebesbundes empfingen, empfing er in Mainz die Priesterweihe. Und während er in der stillen Zelle vor dem Bilde der Mutter Gottes kniete, sie anflehend einst seinen Geist im Paradiese mit dem Geiste Brunhildis zu vereinigen, in thörigter Verblendung ein irdisches Ziel in jener Welt für den Lohn seiner Tugend in dieser fordernd, von dem Gnadenbilde die Erfüllung seines Gebets durch das Gelübde harter Büßungen zu erreichen hoffte, und in wilder Aufregung der Sinne mit keckem Frevel schwur, daß er, wenn er die Geliebte, die ihn hier verschmäht habe, jenseits nicht besitzen solle, auch nicht theilhaftig seyn wolle der Seligkeit der hinübergegangnen Frommen,

lagen die Neuvermälten in dem geschmückten Brautgemach einander in den Armen, und fühlten im süßen Liebeständeln den Vollgenuß bräutlicher Wonne. Aber auch hier wurden bald Schwüre gewechselt. Sie waren nicht zufrieden mit der Seligkeit der Gegenwart, sie wollten die Zukunft fesseln, und wohl erkennend, daß Liebeslust wie Rosenschmuck vergehen muß, wollten sie die höchste unverletzliche Treue, die ewig bleibt, wie das Saphirblau des Himmels, zum Grundstein ihres Glücksgebäudes legen. Die heiligsten Eide sollten das Gefühl bei ihnen zurückhalten, das nur des Herzens Reinheit bewahren kann, und so schworen sie auf ein Crucifix, die Hände auf den geweihten Leib des Erlösers legend, daß nichts je solle wankend machen die Festigkeit ihres Bandes, daß, wenn der Tod ihr Ehebündniß trenne, der Ueberlebende sich doch als gebunden ansehen und dem Verstorbnen unverletzt die Treue bewahren solle, die er einst dem Lebenden schuldig war. Sie riefen den Heiland der Welt zum Rächer des Treubruchs an, sie beschworen den heiligen Petrus, das Ja, das die meineidige Lippe zum zweiten Male vor dem Altare ausspreche, in einen unverrückbaren Riegel zu verwandeln, der dem Frevelnden die Himmelsthür auf ewig verschließe, sie verfluchten die Grabesstelle desjenigen

der Verräther werden könne an Treue und Pflicht, und wollten ihn ausgeschlossen wissen von dem Schlaf im Sarge und von der Ruhe der Todten.

Zufrieden, sich die Sicherheit ihres Glücks durch die heiligsten Zusagen und die fürchterlichsten Schwüre, die der Mensch ersinnen kann, errungen zu haben, überließen sie sich ganz der Wonne, die die erste Blütenzeit der Liebe und Ehe so reichlich darbietet. Die Feste der Flitterwochen, durch ihren Aufenthalt an einem Hofe vervielfacht, an dem die Kunst und die Lieder zu ersprossen begannen, zogen einen schimmernden Kreis um den frischen Maimorgen ihres Lebens, in dem sich die Gaben der Minnesänger wie reiche würzige Blumen erschlossen. Und doch verließ die junge Frau, mit vielleicht noch seligern Gefühlen, die stolze Kaiserburg, und folgte ihrem Gemahl auf sein Stammschloß, wo sie mehr auf sich beschränkt, auch mehr die Seligkeit ihres Zustandes genossen. Müßte sie ihr Gemahl auch nach Jahresfrist verlassen, und seinem Lehnsherrn nach Italien folgen, so ließ er doch sein kleines Ebenbild Brunhilden zurück, und die weinende Gattin ward von der lächelnden Mutter getröstet. So konnte bei Brunhilden, in der reichen Fülle ihres Daseyns, wohl kaum ein flüchtiger Ge-

danke an den armen Hugo aufkommen, der in seiner dürftigen Zelle noch immer, bald mit heißem Flehen vor dem Bilde der Himmelskönigin, bald mit heißer irdischer Sehnsucht vor dem Bilde der Königin seines Herzens lag.

Brunhildis Vater war indessen gestorben, der Kaiser, der ihren Gemahl sehr lieb gewonnen hatte, belehnte diesen mit allen Schlössern desselben, und gebrauchte ihn in wichtigen Geschäften. Kehrte er dann oft nach längerer Abwesenheit, nach vielen überstandnen Gefahren in dem unruhigen Italien, in die Arme der liebenden Gattin zurück, so belohnte innige Herzlichkeit, die die bange Sehnsucht befriedigte, sorgfältiges Benutzen jedes Augenblicks die glücklichen Eheleute für die durch die Trennung entbehrten Freuden, und ein zweites Pfand ihrer Liebe, eine Tochter, besiegelte die Erinnerung an diese seligen Stunden. Hermann wurde unter Friedrichs Leitung ein geübter Feldherr, er schlug die kriegerischen Bürger der lombardischen Städte, und versuchte sich mit Glück gegen die muthigen Normänner, die den Kaiser selbst während seines Aufenthalts in Rom beunruhigten. Er stand jetzt so hoch in der Gnade des Kaisers, wie sein Schwiegervater nie gestanden hatte, und wähnte wohl im trunknen Wahn seiner von ihm zu hoch angeschlagnen

Verdienste, einst noch ein Herzogthum aus Friedrichs Händen zur Lehn zu empfangen. Aber sey es, daß falsche Freunde ihn bei dem Kaiser verkleinerten, oder waren andre unbekannte Ursachen im Spiel, genug die kaiserliche Gunst schien lauer zu werden, und Hermann klagte oft seinem Freunde Otto von Hohenthor, daß seine, von ihm gerecht genannten Erwartungen wohl nie in Erfullung gehen würden. Auch er wandte, von Mißmuth über seine getäuschten Hoffnungen verlockt, durch die Einlispelungen römischer Priester, die ihm Friedrich als den Feind des Papstes, als den Antichrist schilderten, sein Herz von dem Kaiser ab und verbarg nur mit Mühe seinen Groll. Bittrer wurde dieser noch, da er nach und nach bekannter mit Heinrich dem Löwen, und endlich verführt von seinen glänzenden Eigenschaften, ihm ganz ergeben wurde. Vertraute Mittheilungen an Heinrich lehrten ihn, seinen Zorn, den er nicht ganz verschließen konnte, besser vor dem Kaiser verbergen, und so kam es dem Letztern sehr unerwartet, wie ihn Hermann mit dem Herzoge gerade zur entscheidenden Zeit verließ, und ihn dadurch zwang, den Afterpapst zu seiner bittersten Kränkung anerkennen zu müssen. Doch die Hand des Rächers blieb nicht lange aus, Friedrich erschien bald in Deutschland

und Hermann, dem der wohl verdiente Kaiserzorn nicht unerwartet war, mußte mit Weib und Kind und denen der Seinigen, die ihm treu blieben, von seiner Stammburg entfliehen, da er sich der Macht des Kaisers nicht widersetzen konnte. Er gelangte glücklich zu Heinrich nach Baiern, er erhielt den Oberbefehl über einen Theil von dessen Heer, und warf sich, da der abtrünnige Fürst geschlagen wurde, mit allen Kriegsvölkern, die er zusammen bringen konnte, in Regensburg, wohin sich Brunhildis und seine Kinder geflüchtet hatten. Die Liebe und Treue seiner Gemahlin war in diesen Tagen der Prüfung sein einziger Trost. Er vertheidigte die Stadt, die ein kaiserlicher Heerhaufen belagerte, während Friedrich selbst den Löwen vor sich hertrieb, mit vielem Muth, doch endlich wurde sie erobert und er gefangen. Man brachte ihn auf seine Stammburg, bis der Kaiser über ihn verfügt habe. Dieser, dessen Zorn aufs höchste gegen ihn gereizt war, und der sich überzeugte, daß er mit dem doppelt strafbaren abtrünnigen Vasallen aus seinen Erbländern zum Beispiel für Andere hart verfahren müsse, ordnete ein Gericht über ihn an, dessen Spruch seiner Bestätigung nicht bedürfen sollte. Das Gericht erkannte ihm den Tod durchs Schwert zu. Vergebens warf sich Brunhildis, den Rich-

tern zu Füßen, vergebens bat sie wenigstens um Aufschub, bis es ihr gelinge, durch ihre Thränen, durch ihr Flehen, durch Erinnerung an die frühere Huld das Herz des Kaisers zu erweichen, die Richter blieben unerbittlich und bewilligten es ihr als eine besondere Gnade, daß sie bis zur Hinrichtung ihres Gemahls, die auf den dritten Tag angesetzt war, mit ihm zusammen bleiben dürfte. Hermann schalt ihre Schwäche, suchte die vor Schmerz fast Sinnlose aufzurichten, und fragte sie, ob sie lieber gesehn, daß der Kaiser ihn zur schmählichen Strafe des Hundetragens, und zu einem Leben voll Schande verdammt hätte. Hugo war während der Zeit Abt eines nahen Klosters geworden. Gereinigt von seiner irdischen Leidenschaft zu Brunhilden, sich oft der wild sinnlichen Schwüre schämend, die er ihretwegen vor dem Bilde der Gottesmutter abgelegt hatte, trat er jetzt als Diener und Lehrer der Religion der Liebe zu den Unglücklichen. Er wurde der Beistand Hermanns in den letzten Stunden, er suchte Brunhilden aufzurichten, der jedoch der Wunsch ihres Gatten, sie standhaft zu sehen, eine vielleicht erzwungene, aber sicher ungewöhnliche Fassung zurückgab. Die Liebe lehrte sie über die Aeusserungen ihres Schmerzes gebieten.

Sie wollte ihren Hermann auf dem letzten

Todeswege nicht verlassen, und Wildeck wünschte ihre Gegenwart. Die Hinrichtung geschah, aus Schonung, nicht öffentlich, sondern zur Nachtzeit in dem großen Saal der Burg. Um Mitternacht wurde der Graf abgeholt. Zwischen Brunhilden und dem Abt trat er in das schwarz behangne, von Fackeln, die dem Todesstreich leuchten sollten, erhellte Gemach. Muthig nahm er von der Gattin Abschied, und raunte ihr zu, halte den Schwur, dann sich schnell wendend, trat er in den Kreis, und während er seine Augen fest auf sie richtete, trennte ein Schwerthieb den Kopf von dem Rumpf. Thränenlos nahte sich Brunhildis dem Gerichteten, thränenlos nahm sie das blutende Haupt in ihre Arme, und nachdem sie lange die starr werdenden Züge angestarrt, und es dann glühend geküßt hatte, drückte sie es an ihr Herz und verließ mit ihm den Richtsaal. In ihrem Gemach niedergeworfen vor dem Gekreuzigten, wiederholte sie dem blutenden Haupt des Entseelten dieselben Schwüre, die sie einst mit dem Lebenden in dem geschmückten Brautgemach ausgesprochen hatte. Der Abt war ihre einzige Gesellschaft, und er erstaunte über ihre Fassung. Zu spät kam die Gnadenbotschaft des Kaisers, obgleich Hohenthor, um zu rechter Zeit einzutreffen, sein Pferd todt geritten ha-

ben wollte. Man ordnete ein feierliches Begräbniß an. Brunhildis, das verdeckte Haupt des Gemahls auf einem schwarzen Sammtkissen tragend, folgte dem Sarge, durch die langen Gänge der Burg, und legte es in der Kapelle, unter den Weihgesängen der Priester, an seinen letzten Ruheort.

Mit dem entseelten Haupt legte die Witwe auch ihre Fassung in den Sarg, die Verzweiflung trat in die ihr lange vorenthaltnen Rechte, und übte sie mit einer fürchterlichen Gewalt, die nur nach und nach des bewährten Freundes sanfte Tröstungen und seine vertrauungsvolle Hinweisung auf den Erlöser dämpfte. Ein Kloster sollte nun die Tiefgebeugte aufnehmen, aber Wildecks aus Erfahrung geschöpfte Ueberzeugung, daß nur stille Thätigkeit und edles Wirken für und unter Menschen, nicht dumpfes Hinbrüten in verschloßnen Zellen, den wilden Schmerz zur herzerhebenden Wehmuth umwandle, hielt sie nach langem Widerstande von der Ausführung ihres Entschlusses ab. Ach er wußte nicht, daß es Herzen gibt, die sich vor sich selbst und der Weltlust schützen müssen, durch Schlösser und Gitter. Sehr bereute er seinen Rath, da er Brunhildis nach Jahresfrist an Hohenthors Seite zum Altare wandeln und in Sinnenlust versunken den Himmel und

ihre Schwüre vergessen sah. Man sagte, daß des Kaisers Versprechen, ihren Sohn, wenn sie Hohenthors Weib werden wolle, mit den Gütern seines Vaters zu belehnen, daß wichtige Dienste, die der Ritter ihr geleistet, und seine treue Freundschaft zu ihrem Gemahl, sie zu diesem Entschluß gebracht und ihr die neue Ehe sogar als eine Pflicht hätten ansehen lassen, der alle andre Rücksichten nachstehen müßten, aber ihr veränderliches Herz und ihre durch Hohenthors Schönheit gereizte Sinnlichkeit waren wohl dessen beste Fürsprecher gewesen. Zum Ueberfluß hatte der Bischof sie von ihren Eiden entbunden, doch sie zweifelte est selbst, ob Schwüre, die der Mund hinaufgerufen habe zu Gottes Throne, nicht verzeichnet würden auf einer Tafel, von der sie kein Priesterspruch verlöschen könne. So lebte sie in Sinnlichkeit und Gewissensqual ein trauriges Leben. Ihr Sohn, den sie einst Hermann gebahr, starb als man Hohenthor den neugebornen Erben hinreichte, und trübte ihre Mutterfreuden mit Thränen. Das Elend wuchs, wie Hohenthor krank wurde, und seine Furcht vor der Hölle ihr mittheilte. Sie hatte ihm bei seinen Bewerbungen ihre Schwüre entgegengesetzt, er hatte sie damals keck auf sich genommen, er hatte, ohne daß sie es hindern konnte und hindern

wollte, keinen Gott glaubend, weil er nicht in seinem Herzen wohnte, vor demselben Christusbilde niederkniend, ihre Schuld auf sich übergetragen, und jetzt, da ihm das weggeläugnete Jenseits am Abend seines Lebens als eine ewige schwarze Nacht voll Qual erschien, zitterte er vor der Verdammniß. Ein unruhiges Grab schien dem, den die Erinnerung an seine Verbrechen im Leben keine Ruhe ließ, die größte Pein.

Er theilte, scheinbar genesend, seine bangen Besorgnisse Brunhilden mit, und sie, durch ihn zu gleichen schrecklichen Vorstellungen aufgeregt, ließ nebst ihm kein Mittel unversucht, der Strafe zu entfliehen; denn die Entlassung des Bischofs schien ihnen nicht hinreichend, und da kein Priester ihre Angst mindern konnte, so nahmen sie ihre Zuflucht zu einem alten arabischen Astrologen, der einen Neffen unter der saracenischen Leibwache des Kaisers hatte, und sich an dessen Hofe aufhielt. Er versprach ihnen das Uebel, das er nicht ganz heilen könne, wenigstens zu mildern. Freilich waren die Heilmittel schrecklich; nur ein Stellvertreter, meinte er, denn an Einem sey es für beide genug, könnte einst die ruhlos Herumwandelnden, sanft in das Grab betten, aber er müßte aus ihrer eignen Nachkommenschaft seyn. Aehnliche nicht gehalt-

ne Schwüre des Enkels sollten diesen an die Stelle seiner Ahnen schieben. Der Same zur Sünde, der mehr oder minder in jedem Menschenherzen liegt, müsse durch Beschwörungsmittel bei den beiden Kindern befruchtet werden, damit sie ihn als ein Erbtheil den ihrigen mitgäben, er dann, früher oder später, bei einem aus der Nachkommenschaft des einen oder des andern aufgehe, und die ersehnte Frucht der Ruhe bringe. Brunhildis Mutterherz schauderte bei dem Gedanken, ihre Nachkommen dem Elend zu weihen, aber die Versicherung des Astrologen, daß dies Loos ja nur einen derselben, und zwar vielleicht erst nach Jahrhunderten treffen werde, die fürchterliche Angst vor dem Herumwandeln bis zum Gericht, und die Ueberzeugung, die ihr Hohenthor einzuflößen suchte, daß ihr Enkel oder Urenkel ja dieselben Verbrechen doch begehen könnte, und hier nur von dem Nutzen, den sie als Rettungsmittel daraus ziehen wollten, indem sie die That durch magische Kraft an ihr Schicksal bänden, die Rede sey, entriß ihr endlich ihre Einwilligung. Ihm hatte der Magus aber vorhergesagt, daß das Loos die Nachkommenschaft von Brunhildis und Wildecks Tochter treffen werde, und er nur seinen Sohn in den Zauber mit verweben müsse, damit er durch das Sühnungsopfer

das er mit aufgestellt, auch mit ein Anrecht an die dadurch erworbne Wohlthat habe. Die fürchterliche Nacht erschien, in der die schon sanft schlafenden Kinder von dem Vater geweckt, und in das seltsam und schauerlich verhangene Gemach geführt wurden, wo sie weinend den fremden Mann in der ungewohnten Kleidung und die sonderbaren Zubereitungen anstaunten. Doch der Mutter Zureden stillte ihre Thränen, beruhigt ließen sie sich in den Zauberkreis führen, und sagten, während sie sich über die vielen den Kreis erhellenden Lichter freuten, fürchterliche Beschwörungsformeln nach, deren Sinn sie nicht verstanden. Der herannahende Tod entriß Hohenthor dem dumpfen Traum von Ruhe, den er durch diesen neuen Frevel erkauft hatte, das ganz erwachte Gewissen trieb Geheimnisse aus seiner röchelnden Brust hervor, die die schon tieferschütterte Frau völlig niederschlugen. Er bekannte, daß er nicht allein Hermann früher absichtlich bei dem Kaiser verschwärzt, sondern auch die Gnadenbotschaft zuvorkommend übernommen habe, um durch ihre absichtliche Verzögerung den Tod Wildecks zu bewirken, und sich so den Weg zum Besitz seines Weibes zu bahnen, dessen Anblick ihn mit dem Wahnsinn wollüstiger Begierde erfüllt habe.

Hugos Beistand hätte die Unglückliche frü-

her vielleicht von dem neuen Verbrechen abgehalten, aber Hohenthor hatte ihn, sich an seine frühere Liebe zu Brunhilden erinnernd, und an keine Reinheit glaubend, weil Er keine besaß, gleich nach seiner Vermählung mit eifersüchtiger Wuth schnöde von der Burg entfernt. Späterhin war ihm das entlegne Bisthum Meissen ertheilt worden. Jetzt sah die Halbwahnsinnige, gemartert von dem schrecklichen Sterbebette des verbrecherischen Gatten, und von den schwarzen Höllenbildern, die darüber hinflogen, noch mehr gemartert von fürchterlichen Träumen, die ihr den ersten Gatten, blutig und enthauptet, ihr drohend mit der Strafe des Meineids zeigten, den Beistand des Bischofs als ihre letzte Rettung an. Kaum verhallten die Klänge der Sterbeglocken, die dem Leichenzug ihres Gemahls geläutet hatten, als sie sich zu Hugo auf den Weg machte. Unterwegs beichtete sie einem fremden, einsam in der Wildniß lebenden Priester, dem durch Gebet und gänzliche Abgezogenheit von der Außenwelt das ahnende Erschauen der Zukunft geworden war. Sie am strengsten tadelnd über die empörende Verläugnung alles Muttergefühls, mit der sie durch abgöttische Zauberformeln hätte das Elend über ihre Nachkommenschaft herbeirufen wollen, damit es einst von ihr lasse, richtete er sie auf

mit der Versicherung, daß solche Zauberkünste keinen Einfluß auf die Handlungen künftiger Geschlechter haben könnten, und daß der Magus, seine Berechnungen der Zukunft falsch verbindend mit abergläubischen Ceremonien, eine Wirkung von einer Ursache habe ableiten wollen, die, wenn sie eintrete, blos dem Wankelmuth des menschlichen Herzens zuzuschreiben sey. Er glaubte zu erschauen, daß einst eine ausdauernde fromme Liebe zwischen einem Jüngling und einer Jungfrau von ihren Nachkommen aus der Wildeckschen und Hohenthorschen Linie, die Schuld der Voreltern sühnen und ihren Gebeinen späte Ruhe geben werde. Hugo, bei dem sie bald darauf anlangte, war nicht ganz des Einsiedlers Meinung, er glaubte, daß böse Einwirkungen des unstet herumschweifenden Geistes Hohenthors wohl den Wankelmuth ihrer Nachkommen noch mehr erregen, und Treue in Untreue verkehren könnten. Er bewog daher Brunhilden, täglich hinzuknien vor der Schmerzensmutter und sie um Kraft anzuflehen, dem bösen Einfluß des zweiten Gatten entgegen zu wirken. Oft wenn er ihr dann beistand im Gebet, fiel es ihm wohl schwer aufs Herz, daß auch er in wilder Sinnenglut einst ohne Brunhilden Verzicht auf den Himmel gethan habe, und schwere Träume von schlaflosen Jahrhun-

derten im Sarge beängstigten ihn; wenn er aber die Reuende ansah, die er einst so heiß sich zur Braut ersehnte, die er jetzt so innig als Schwester liebte, konnte er nicht einmal flehen, daß ihm der thörichte Schwur erlassen werde, sondern er bat nur eifriger, daß es ihm vergönnt seyn möge ihr beizustehen auf dem finstern Grabeswege, den sie, nicht angehörend den Bewohnern der Himmel und den Bürgern der Erde, einsam wandeln sollte durch eigne Schuld.

Mehrere Jahre lebte Brunhildis in einem Kloster in Meissen, täglich von dem Bischof besucht und getröstet. Ehe ihre Kinder ganz herangewuchsen, und sie ihnen ihr Verbrechen gegen sie entdecken konnte, starb sie. Der Bischof begleitete ihre Leiche in die Klosterkirche; wie er sie zum letzten Mal einsegnete, fiel er vom Schlage gerührt nieder. Aus der Klosterkirche wurde Brunhildis Sarg bald darauf mit Gepränge nach ihrer Stammburg gebracht. Dort wollte die Sage allnächtlich einen gespensterhaften Leichenzug sehen, der durch die langen Burggänge der Schloßkapelle zuzog. Man beschrieb den Sarg des enthaupteten Hermann, man beschrieb die Gestalt und Kleider seiner Gattin, ihm folgend an des Bischofs Seite mit dem verhüllten Kopfe des enthaupteten Gemahls. Die Sage erhielt sich bis der Gemahl von Wil-

decks Tochter seinen Sitz auf eine andere Burg verlegte; sein Geschlecht reich an Töchtern pflanzte sich fort unter den Edelsten Deutschlands. Hohenthors Enkel, von Rudolph von Habsburg mit neuen Schlössern belehnt, führten den Namen nach diesem letztern. Der Name des Stammherrn erlosch, obgleich das Geschlecht fortdauerte. Die Sage von dem geisterhaften Leichenzuge verscholl ganz, aber die Burg, obgleich unbewohnt, scheint durch die Bewohner des Grabes erhalten, und trotzt noch jetzt der Vergänglichkeit. Spätere Geschlechter haben neue Gebäude ihr angereiht, und benutzen höchstens zu Polterkammern die veralteten Gemächer.

Der Unbekannte hatte, ehe er seine Erzählung anfing, noch keine Sylbe gesprochen. Die Gesellschaft, seiner nicht achtend, bemerkte dies erst, als sein auffallendes Sprach-Organ schon den ersten Worten der an sich unbedeutenden Kleinigkeit, die er vortrug, ein seltsames Interesse gab. Seine dumpfen Töne, die wie eine Sterbeglocke aus einer Todtenbrust hervordrangen, und langes Leiden und lange Buße aussprachen, trugen bei dem Schauder, den sie erweckten, zugleich ein Gepräge der Wahrheit, das die Dichtung zur Wirklichkeit umzuwandeln schien. Sie überschritten die Schranken, die zwi-

schen der wirklichen und erdichteten Welt gezogen sind, mit einer solchen Gewalt, daß sie die Zuhörer in die Handlung hineinschauen ließen, gleichsam als wenn lebende Bilder während des Hersprechens der Sage aus ihren Rahmen herausträten, und die erzählte schauerliche That vor den Augen der zuhörenden Menge wirklich verübten.

Julie war am meisten ergriffen. Die Worte des Erzählers hallten in den geheimsten Tiefen ihres Innern als warnende Donnerschläge wieder, die Geschichte, die er mittheilte, schien die ihrige zu seyn, die Strafen, die er beschrieb, kannte theils ihr Gewissen, theils sah sie sie in nebelgrauer Geistergestalt aus der nahen Zukunft auf sich zuschreiten. Ihr ganzes Seyn lag vor ihr aufgedeckt, sie sah sich durch Schwäche und Verzärtelung der Leidenschaften (gern hätte sie es Zauberkraft böser Geister genannt) an den Abgrund hingerissen, in dem der Höllenfluß der Schrecken die Wellen der Gewissensangst, mit dumpfen Stöhnen, in seinem ewig wiederkreisenden Lauf herumtrieb. So wie der Unbekannte die letzten Worte der Erzählung ausgesprochen hatte, stand er auf und ging hinaus. Julie eilte ihm mit einer Hast nach, die die Gesellschaft selbst, durch die gewaltige Wirkung dieser Stimme die aus keiner menschlichen Brust zu kommen schien, erschüttert, nicht so sehr bemerkte. Sie flog ihm nach, durch die weiten Gänge des Schlosses, sie

hatte ihn fast an dem Ende einer großen Gallerie eingeholt, als er sich warnend gegen sie umkehrte, und während sie von Schrecken ergriffen still stand, eine Seitentreppe herabstieg. Sie wollte ihm wieder folgen, aber er war auf eine ihr unbegreifliche Art verschwunden, und neben ihr stand der häßliche Fremde, der ihr zu ihrer Verlobung Glück wünschte und sie in ein Gespräch zu ziehen suchte. Er war ihr heute widerlicher als je, sie antwortete ihm kurz, und eilte vor ihm fliehend, wie vor einem Nachtgespenst, auf ihr Zimmer.

Ach da weinte sie bittere Thränen, ach da rang sie die Hände wund, da riß sie den Verlobungsring schauernd vom Finger. Mitten in der Aufregung ihres ganzes Wesens erkannte sie wohl die Veränderung ihres Zustandes. Bis heute hatte sie noch keinen Schritt gethan, den sie nicht zurücknehmen konnte, jetzt war der entscheidende geschehen. Das schüchterne versteckte Wollen, das sie sich bis jetzt selbst immer abläugnete, war plötzlich dreistes Vollbringen geworden; dem Wunsch zu sündigen war die Sünde gefolgt; was sie sich nur als möglich, als wünschenswerth gedacht hatte, womit sie nur in der Phantasie zur Entschädigung für ihre Entsagung hatte spielen wollen, war wirklich geschehen. Man suchte sie auf. Die Wirkung, die die Geschichte des Unbekannten gemacht hatte, war nur wenig bekannt geworden, weil nicht viele Zuhörer, und unter

diesen fast nur Personen, die zur Familie gehörten, zugegen gewesen waren. Die Gräfin Zenden, die man davon unterrichtete, erklärte die ganze Begebenheit für eine angestellte List von einem entfernten listigen Verwandten ihres verstorbnen Mannes, der sich rächen wolle, weil sie seinem Wunsche, daß Julie seinen Sohn heirathen und so das Zendensche Vermögen bei der Familie bleiben möge, nicht beigetreten sey. „Die Erscheinungen, welche die kleine Geisterseherin haben will, und ihr thörichtes Gelübde, sind wohl nicht ganz unbekannt geblieben," sagte sie, „der Oberkammerherr Zenden hat davon gehört, und seinen Racheplan darauf gebaut." Das plötzliche Verschwinden des Erzählers unterstützte ihre Ansicht der Sache. Julie war nicht wohl, sie fieberte und wollte zu Bette gehen, aber der Blankenau Bitten, deren leichter Sinn die Wirkung, welche der ungewöhnliche Erzähler auch auf sie machte, schon vergessen hatte, die Wünsche der Tante, die zärtlichen Beschwörungen Hochsterns, bewogen sie ihren Entschluß zu ändern. Sie ging mit in den Gesellschaftssaal, und verlebte den Rest der Nacht in betäubenden Tänzen.

Hochsterns Liebkosungen, die die verlobte Braut jetzt annehmen und erwiedern durfte, und die sich noch mehrenden Zerstreuungen, drängten bald den

eiskalten Nachhall des erschütternden Tons des Erzählers, und die schauerlichen Erinnerungen an seine bedeutende Geschichte aus ihrem liebeglühenden Herzen. Allnächtlich zitterte sie zwar noch vor Geisterercheinungen und Todesträumen, da aber kein Geist erschien, da ein schwerer, zwar mehr betäubender als erquickender Schlaf keine Träume aufkommen ließ, so nahm auch diese Furcht ab, und das Liebesglück der Gegenwart bedeckte mit üppigen Blumenranken die grausigen Larven der Vergangenheit. Rief dann und wann auch ihr Gewissen einen schneidenden Weheton in den Freudenrausch ihres Glücks, stellte sich die schwere Sünde des Meineids der noch ungeübten Sünderin in Höllenfarben dar, so wußte der Fremde, der ihr jetzt weniger als jemals von der Seite ging, so geschickt die bessern Mahnungen ihres Innern zu belauschen und zu widerlegen, daß die Klagen des entflohenen Seelenfriedens beschwichtigt wurden, und die Bilder des begangnen Frevels der Teppich der Lust überschleierte.

Die Gräfin Zenden hatte den Vermählungstag scheinbar weit hinausgesetzt, während sie durch seine nahe Feier das Brautpaar und ihre Bekannten überraschen wollte. Sie beabsichtigte dies, weil sie theils Scenen dieser Art liebte, theils auch dadurch Juliens leicht erregter Phantasie manche Angst und Schreckensvorstellung zu ersparen hoffte. An dem

Jahrestage ihrer Verbindung mit ihrem verstorbnen Gemahl gab sie ihrem Vorsatz die Erfüllung. Sie sprach erst ziemlich viel von der Bedeutsamkeit dieses Tages für sie, von der Seligkeit, die er ihr und ihrem verstorbnen Gemahl gebracht habe, und wandte sich, da ihre Verwandten anscheinend voll Theilnahme zuhörten, zu Hochstern und Julien, mit der Versicherung, daß sie nichts lebhafter wünsche, als daß der Tag, an dem einst ihr jetzt entflohnes Glück begonnen, auch der Anfang ihrer noch längern und ungetrübtern Seligkeit seyn möge. Julie erbleichte, Hochstern hörte die Aeusserungen der Tante mit Entzücken, und diese nahm die bestürzte Braut bei der Hand, winkte dem wonneglühenden Bräutigam und der Gesellschaft zu folgen, und führte sie ins Nebenzimmer vor den harrenden Priester. Die Rede war kurz, Julie stammelte ihr Ja, sie war Hochsterns Gattin. Ihre Augen schweiften während der Trauung unstet umher, sie sah den unbekannten Erzähler in einer Ecke, er richtete lange schmerzliche Blicke auf sie; erschrocken wandte sie sich nach der andern Seite, dort stand der Fremde, und schien höhnisch und triumphirend zu lachen; bestürzt schlug sie die Augen nieder, und wie sie sie wieder erhob, winkte der Schatte ihres verstorbnen Gemahls ihr wehmüthig Abschied nehmend zu, und ein leises aber markdurchschauerndes Wehe berührte ihr Ohr. Bleich fiel sie zurück, die Blankenau fing sie auf

stärkende Wasser brachten sie wieder zu sich. Die Glückwünsche der Umstehenden gaben ihr Fassung, der Fremde näherte sich ihr geschäftig und höflich, den unbekannten Erzähler wollte niemand gesehen haben, ihre im entscheidenden Augenblick aufs höchste gespannte Phantasie hatte sie also getäuscht.

Frau von Zenden führte die Gesellschaft durch Gänge, die noch niemand aus ihrer Mitte betreten hatte, in einige große alterthümliche, jetzt in der Eile gereinigte und abgestäubte Zimmer. Alles zeigte hier die längst verschollne Vergangenheit. Die Gegenwart schnell darüber hinlaufend, hatte ihre verjährte Gewalt nicht vertrieben. Die Zimmer gehörten zu dem veralteten und unbewohnten Theil des Schlosses. Die Tante, die das Ungewöhnliche liebte, hatte eine Menge von Personen aus der Residenz und mehrern andern Orten zu einem glänzenden Ball eingeladen. Die Ankommenden sollten von den bestellten Dienern zu dem Burgthor des alten Schlosses geleitet, durch die verfallnen Treppen und Gänge in diese Zimmer geführt, und dann nach einer kurzen Zeit durch die plötzlich beginnende, rauschende Musik gerufen werden, um in die unerwarteten, köstlich geschmückten Zimmer des neuen Schlosses, wie in einen Feenpalast zu treten. Selbst von der Gesellschaft wußten nur wenige den Zweck, der sie in diesen alten Burgsälen versammelt hielt. Die Blankenau war davon unterrichtet, In-

lien vertraute ihn die Tante, ehe sie fortging, um die letzten Vorbereitungen zu treffen, noch heimlich, damit ihre regbare Phantasie nicht neuen Stoff zu neuen Wunderscenen finden möchte. Hochstern wollte sich zärtlich der Braut nahen. Julie bat ihn sie zu lassen. Es war ihr unheimlich, an Orten, wo das Liebeständeln seit Jahrhunderten verschollen war, es zuerst wieder aufzufrischen. Je mehr sie nachdachte, desto bekannter wurden ihr diese Zimmer. Es war ihr, als wenn sie schon einmal in einer dunkeln Schreckensstunde wider ihren Willen darin geweilet hätte. Ihr war überhaupt unheilahnend zu Muth. Die Gesellschaft, von der sich mehrere der auffallenden Beendigung der letzten Vorlesung erinnern mochten, hatte diese Zeitverkürzung unterlassen, aber man gab Räthsel und Charaden auf, man länderte, man spielte allerhand gesellige Spiele in dem großen Saal, um sich die seltsame Einrichtung der Frau von Zenden so erträglich als möglich zu machen. Der Lärm und Jubel hallte von den lange verödeten Wänden laut schallend wieder, die fast erloschnen Ahnenbilder sahen mit ernsten geisterhaften Zügen auf die Thorheiten der späten Nachkommenschaft. Diener mit Erfrischungen eilten geschäftig zu den einzelnen Gruppen. Ihre Präsentirteller, mit den feinen blinkenden Gläsern, dem leichten zierlichen Porzellan, und den gefälligen Formen des glänzenden Silbers, stachen

seltsam gegen das wenige schwere Geräth, die Metallspiegel, und gothischen Nischen ab. Diese Gegensätze erfüllten einige Gäste mit stillem Nachdenken, die meisten mit possenhafter Lust. Alle versammelten sich endlich um die schöne, von den Männern bewunderte, von den Frauen zum Theil beneidete, Braut. Aber diese fühlte Todesbangigkeit im Busen; die ungewohnten Umgebungen, die Vermischung des Alten und Neuen, dunkle halb verstandne, aber grausige Erinnerungen; schauerliche Anspielungen und Anklänge in ihrem Innern, die sie nicht begriff, die aber, wie Riesenharfenton zu dem verirrten Wanderer am Waldabhange, zu ihr herüber tönten, ängstigten sie aufs äußerste. Es war ihr als wenn sie die Todten an den Wänden rauschen, an den Thüren rütteln, und eilig die, von den Lebenden lange verschonten Gemächer räumen sah, drohend, sie mit Geisterschrecken wieder einzunehmen.

Der Fremde, der sich immer an der Seite der Braut befand, sie mochte sich auch von ihm abwenden wie sie wollte, sah sie von Minute zu Minute höhnender, bitter spottender an. Seine wilden, hohnlachenden Blicke stachen wie Flammen in ihre Augen. Die Gräfin Blankenau, die auch etwas davon zu bemerken schien, sagte zu Julien, „siehst Du nicht die gräßlichen Blicke des Menschen? Wer muß er doch seyn? Ueberdies noch, hast Du ihn je-

mals etwas genießen sehn?" Diese richtige Bemerkung erschreckte Julien noch mehr.

Man brachte Lichter; die kleinen Flammen spielten wie verloren an der hohen Decke des ungeheuern Saals, in einigen Theilen in scharfen Umrissen leuchtend, während große Massen dazwischen dunkel blieben. Ein heller Lichtstrahl fiel auf ein über der entgegengesetzten Thüre hängendes, noch ziemlich erhaltnes Bildniß. Es stellte einen Ritter in der Tracht der alten Zeit vor. Julie betrachtete es lange, es hatte regelmäßige, aber widrige, ihr feindliche Züge. Mit einem Mal sagte ihr eine Stimme in ihrem Innern, das ist ja Hohenthor, und in dem Augenblick erinnerte sie sich, diese Gemächer schon einmal in jenem nächtlichen Grabestraum durchschwebt zu haben, und es kam ihr, sie wußte nicht von woher die Kenntniß, daß in jenem Saal Hermann enthauptet wurde, daß in dem Nebenzimmer Brunhildis zweimal Brautnacht hielt. Entsetzt wendete sie sich von dem Bilde ab, und ihre Blicke fielen auf den Fremden, der, wachsend mit stolzerer wilderer Miene, und grimmigen Augen, sie anstarrte. Sie sah wieder auf das Bild, und es schien, aus dem Rahmen tretend, drohend auf sie zuschreiten zu wollen; sie sah auf den Fremden, er war das lebende Ebenbild des Gemähldes, war Hohenthor geworden. Kein andrer schien etwas zu bemerken. Sie drängte sich sprachlos in den dichtesten

Haufen der Freunde. „Ich bin Hohenthor," kreisch-
te es ihr ins Ohr. Sie schrie entsetzt auf, der
Fremde stand vor ihr, und fragte geschäftig was ihr
fehlte. Sie fing an sich zu fassen, und wieder ging
Hohenthor bei ihr vorbei, und flüsterte, „dort war
mein Brautbette, und von der Wand her zischelte
das Bild „auf der Stelle lag ich im grausen Todes-
kampf."

Das war zu viel, sie mußte ohnmächtig wer-
den. Man brachte sie wieder zu sich. Sie sah scheu
um sich her, der Fremde stand still da und sah in
eine Ecke. Sie fing an sich zu erholen und mit ih-
rem alten Anfall von Schwindel zu entschuldigen.
Alles blieb still, ihr schienen die grausen Erscheinun-
gen selbst Fieberphantasien gewesen zu seyn; sie konn-
te das Ungeheure nicht glauben. Hochstern war zärt-
lich um sie besorgt, sie beruhigte ihn, versicherte fri-
sche Luft schöpfen und zu der Tante gehen zu wol-
len. Zugleich bat sie ihn, sie nicht zu begleiten, weil
dies Aufsehen erregen, und mehrere der Anwesen-
den veranlassen könnte ihr zu folgen, welches der
Tante unangenehm seyn würde.

Sie ging, einen zärtlichen Blick auf ihn wer-
fend, fort, und öffnete die Thür, schnell hinausei-
lend. Sie sah in einen langen, langen dunkeln Gang
den aus einem Kreuzgewölbe ein schwaches Licht
erhellte. Moderduft schlug ihr entgegen. Zittern
bemerkte sie, sich in der Thür vergriffen zu haben

sie drehte sich rückwärts, wollte die Thür wieder öffnen, jedoch ihre Anstrengungen waren vergebens. Wohl aber grinzte ihr Hohenthors Gesicht entgegen. Entsetzt kehrte sie sich wieder um, und er schritt bei ihr triumphirend vorbei, und schwebte als ein Schatte an der Wand des Ganges fort. Bebend erkannte sie das Licht für eine Todtenlampe. Aber es wurde heller im Gange, Fackeln kamen. Voll todtesbanger Ahnung wollte sie sich wenden; sie vermochte es nicht. Und die Fackeln, getragen von bleichen Knappen, erhellten mit grausigem Licht den Gang. Es kam ein Leichengängniß, mit allen Ritterpomp, es trugen Todte einen Sarg. Spur- und klanglos aber waren die Tritte der Träger, grauenvolle Stille zeigte, daß hier die Grabeswelt herrsche. Es folgte der Leiche eine Frau in langen Gewändern, geisterbleich mit zurückgeschlagnem Schleier, zwischen einem Geistlichen in bischöflicher Tracht, in dem sie den warnenden Erzähler erkannte, und einem Ritter in ernster Haltung, mit langsamen gemeßnen Schritten. Alle drei sahen fest und starr auf die bleiche meineidige Braut. Das ist der Bischof und Hohenthor und Brunhildis deine Stammmutter, zuckte es wie eine Eingebung durch die angespannten Gehörnerven der bleichen Geisterseherin. Und wie der Zug bei ihr vorüber schritt, trat die Frau aus der Leichenreihe, und näherte sich der todesbangen Braut, einen eiskalten Kuß auf ihre

Stirn drückend. Julie fiel todt nieder, die Leichenfolger verschwanden, und ihr Schatte schwebte an ihrer Stelle dem langsam zum Grabgewölbe fortschwebenden Sarge nach.

In den alten Ritterhallen hatte sich die Gesellschaft indessen vermehrt. Jeden Augenblick kamen Geladene, verwundert über die verfallne Treppe, und über die zerstörten Zimmer mit ihrem uralten Geräth, in die sie geführt wurden. Frau von Zenden war wieder bei der Gesellschaft, alles war bereit, und die ins Vertrauen Gezognen glaubten jeden Augenblick die Musik ertönen zu hören, die dieser nicht ganz behaglichen Lage ein Ende machen sollte. Aber die Braut fehlte; man sandte nach ihrem Zimmer, man suchte sie in der Umgegend, jedoch ohne Erfolg. Die Familie wurde sehr unruhig, und untersuchte die alte, weitläuftige Burg überall mit Lichtern. Endlich traf jemand auf die Thür, aus der Julie gegangen war. Man fand in dem dunkeln Gange, der zur Capelle führte, ihre Leiche. Alles stürzte in den Gang, die Freude verwandelte sich in Entsetzen, die Tage die der Hochzeitfeier gewidmet werden sollten, wurden mit Vorbereitungen zum Leichenzuge hingebracht.

Die Blankenau theilte ihrer Tante und ihrem Stiefbruder den ganzen Inhalt ihrer frühern Gespräche

mit Julien mit. Diese, und die Erzählung des geisterhaften Unbekannten, deren gewichtvolle Schwere die Gräfin jetzt sehr wohl erkannte, machte ihnen alles klar. Noch mehr Bestätigung ihrer Ueberzeugung fanden sie bei der sorgfältigen Durchsuchung des großen Familienarchivs. Ein Convolut halb vermoderten Pergaments, in einem versteckten Winkel gefunden, enthielt die in dem Interregno vor der Regierung Rudolphs von Habsburg, von einem Abt eines Benedictiner Klosters, einem vertrauten Freunde Hugos, aufgesetzte Erzählung der ganzen Begebenheit. Aus den ihr beigefügten Urkunden ging deutlich hervor, daß Julie von väterlicher Seite von Brunhildis und Otto von Wildeck abstammte. Später aufgefundene Papiere bewiesen, daß Hochstern einem Geschlechte entsprossen sey, das Hohenthor und Brunhildis zu Stammeltern habe. Die Gräfin von ihrem Unglauben zurückgekommen, zweifelte nicht, daß der Erzähler der Bischof Hugo selbst, und der häßliche Fremde Hohenthor gewesen sey.

„Leider," rief sie, „waren Hugos Muthmaßungen, die er bei seinen Lebzeiten Brunhilden mittheilte, gegründet, möchte nun auch des Waldpriesters tröstendes Erschauen der Zukunft in Erfüllung gehen."

Hochstern erwiederte nichts, dumpfbrütend saß er da, und verließ bald darauf das Schloß, um

ein langes qualvolles Leben voll Krieg mit der Aussenwelt und mit sich selbst zu beginnen. Erst spät ward ihm Ruhe. Die Gräfin aber umfaßte das liebliche Kind Juliens, und rief mit einer Hoffnung, die an Ahnung grenzte, aus: „Du wirst den Geist deiner Mutter befreien, und unsre Schmerzen enden!“

Ludwig von Germar.

Puppenspielers Klage.

Da trieb ich denn so Tag für Tag
Mit meinen Puppen Künste,
Und machte meinen guten Schlag
Durch Flut und Feuersbrünste,
Durch Mord und Raub und Burgverlies,
Verlornen Sohn und Paradies
Und Faust den Teufelsbanner.

Auch manches Lustspiel guter Art
Mit ächtem derben Witze
Ward mit Spektakelstück gepaart,
Die Pritsche mit dem Blitze,
Und immer saß das Publikum
Dabei, bald vor Erstaunen stumm,
Bald sich die Bäuche haltend.

Einst aber, ach! noch denk' ich dran
Mit innerlichem Beben,
Hab' ich, weil's Beifall sich gewann,
Ein schönes Stück gegeben,
Hans Klachel von Zschellausch genannt,
Das fast so schön ist, wie bekannt,
Als Rochus Pumpernickel.

Drin kommt denn eine Scene vor,
Die männiglich vergnüget,
Hans Klachel nämlich ist kein Thor,
Dem nichts am Leben lieget,
Und weil der Nebenbuhler spricht,
Er blas'. sonst aus ihm's Lebens-Licht,
Miaut er wie ein Kätzchen.

Wohl manchesmal hat Klachel so
Miauend amüsiret,
Das Publikum war herzlich froh,
Kein Unheil ist passiret,
Denn außen stand es an der Thür,
Man bittet keine Hunde hier
Ins Schauspiel mit zu nehmen.

Doch ach! ein weißer Pudel war
Jüngst doch hereingeschlichen!
Ich hätte das Miauen gar,
Hätt' ich's gewußt, gestrichen,
Wird für zweibeinge Kritiker
Schon jetzt die Bühnen-Kunst so schwer,
Wer denkt noch an ein Vierbein.

Kein Mensch bemerkte diesen Gast,
Still war er und verkrochen,
Es war das Stück zu Ende fast,
Wohl ohne Lärm und Pochen,

Da kommt die Scene noch zum Schluß,
Wo Klachel schön miauen muß,
Und nun trat ein das Schicksal.

Mein Hans miaut kaum kunstgerecht,
— Es macht, ich muß mich loben,
Mein Caspar keine Rolle schlecht
Und doch ohn' alle Proben —
Als jenem Pudel es bedünkt,
Im ganz natürlichen Instinkt,
Es sey ein Kätzchen droben.

Und wild hervor im vollen Lauf,
Und ohne allen Kunstsinn,
Springt er zur Bühne selbst hinauf,
Und stürzt auf Caspar Kunst hin;
Mit seinem letzten Lebensstrahl,
Miaut Hans Klachel noch einmal,
Und schon frißt ihn der Pudel.

Apoll und alle Musen ach!
Was flossen da für Thränen,
Als Klachels schöne Seele brach
Jetzt unter Packan's Zähnen.
Zerrissen lag er Glied für Glied,
Und als das letzte von ihm schied,
Ward erst das Unthier müde.

Es standen aber tief gebeugt
Ob dieses Schicksals Walten,
So wie der Cerberus sich zeigt,
Gesammte Kunstgestalten.
Dem stummen Mund entfuhr kein Laut,
Kein Blick, der diese Unthat schaut,
Vermochte sich zu wenden.

Du aber nicht so starr und stumm
Gleich jenen stillen Frommen,
Du undankbares Publikum
Wie hast Du Dich benommen!
Statt Schmerz und Mitleid in der Brust
Begannst Du noch in Teufels Lust
Bei diesem Tod zu lachen.

Kein Edler, der die Rettungs Hand
Hinausgestrecket hätte:
Kein Kühner, der das Blutthier band
An eine ehrne Kette;
Kein Thränchen, das dem Zarten fiel,
Der hier beschloß sein Meisterspiel
In seiner Jahre Blüthe.

Da endlich pfiff's, und ob ich schon
Das Pfeifen nicht mag leiden,
Hört' ich doch hier den Retterton
Mit wahren Herzensfreuden,

Denn als der Pfiff noch einmal kam
Das Unthier seinen Rückzug nahm
Vom Heiligthum Thaliens.

Ich aber dachte, und ließ still
Herab den Vorhang wallen,
Er mußte, weil's das Schicksal will,
Der Kunst ein Opfer fallen!
Entkleidete sein morsch Gebein
Und warf es in die Glut hinein,
Zur Kunst-Apotheose.

Doch fand ich diese Lehre drin:
Daß unter allen Rollen
Mir meine Künstler künftighin
Nicht solche spielen sollen,
Worin es zu miauen gibt,
Denn Kritiker und Künstler liebt
Sich so wie Hund und Katze.

Th. Hell.

Ulrich.

In harmlos ungetrübtem Frieden
Flohn Ulrichs Tage hin. Was man im Lauf der Welt
Für neidenswerth und wünschenswürdig hält,
War ihm vom gütigen Geschick beschieden.
Ein liebend Weib, der Anmuth schönes Bild,
Drei holde Kinder schmückten ihm das Leben,
Von Freundesscharen sah er sich umgeben,
Von Schätzen Haus und Scheicher angefüllt.
Doch so beseligt seine Tage waren,
Nicht immer blieben sie von Nebelwolken frei;
Auch Ulrich sollt' erkennen und erfahren,
Wie wandelbar die Gunst des Glückes sey,
Verheerend war ein wilder Krieg entglommen,
Und sichtbar schwindend schmolz ihm Hab' und Gut,
Doch härter noch traf ihn des Schicksals Wuth;
Denn was des Krieges Raubgier nicht genommen,
Verzehrte plötzlich eine Feuersglut.

Verarmt und hülflos wandt' er von der Stelle,
Wo sonst sein Glück geblüht, die nassen Augen ab.
„So wär' ich gänzlich ohne Hülf' und Stab?
Vertrocknet wäre jede Trostesquelle? —
Nein, theures Weib, verzage nicht,
Geliebte Kinder, stillet eure Thränen!
Es wird der Trost, an dem es jetzt gebricht,
Uns nahe seyn, eh wir es wähnen.
Drum fasset Muth und stellt die Klagen ein;
Ich habe wackre Freunde mir erlesen,
Und was im Glück ich ihnen einst gewesen,
Das werden sie im Schmerz mir wieder seyn." —

Doch grausam ward sein hoffend Herz betrogen;
Die Freunde wandten stumm und kalt
Sich von ihm ab. Die lockende Gestalt
Des Ueberflusses war entflogen;
Denn nur sein Reichthum war die fesselnde Gewalt,
Die sie magnetisch angezogen.

„So muß ich denn," hub Ulrich an,
„Beruhigung und Trost im eignen Innern finden,
Und mir geräuschlos eine Hütte gründen,
Wo sonst der Ueberfluß aus goldnen Bechern rann,
Mit edlem Selbstvertraun muß ich den Busen stählen,
Mit kräft'gem Muthe, der nur auf sich selber zählt;
Denn wie es mir an altem Weine fehlt,
Wird es mir leider auch an neuen Freunden fehlen." —

Hand ward ans Werk gelegt; man schleppte still-
bemüht
Gebälk und Schutt vom Platz, wo Ulrichs Haus ge-
standen,
Und als die dritte Woche schied,
War kaum die Spur des Unglücks mehr vorhanden.
Geebnet war der Grund; man riß mit kräft'ger Hand
Des Bodens Tiefen auf, und Ulrich war zugegen,
Als man, den neuen Grund zu legen,
Mit Art und Schaufel grabend stand.
Doch wer beschreibt das schaurige Behagen,
Das seltsam überrascht sein zitternd Herz empfand!
Ein unterirdisches Gemäuer ward zerschlagen,
Und wunderbar war ihm der Segen nah;
Zwei schwere Klumpen Goldes lagen
Im Schoß der Erde glänzend da!

Bald sah man jetzt auf's neu' ein stattliches
Gebäude
Mit blanken Zinnen freundlich stehn,
Und des Gelingens Dankbarkeit und Freude:
Den grünen Fichtenkranz am hohen Giebel wehn.
Es bot auf's neu' den Wonnebecher
Die Glücksgöttin, die wechselnd straft und lohnt,
Jetzt ihrem Günstling dar; es wurden die Gemächer
Vom Wohlstand wie zuvor bewohnt.
Doch die Zufriedenheit der hingeschwundnen Tage
Sie kehrte nie in Ulrichs Brust zurück!

Ward hier gehört, kein Freudenruf ward rege;
Zu dem verwöhnten Ohre drang
Nur das Gebraus der fernen Wogenschläge
Am Meergestad' und wilder Haingesang.
Kein Lauscher fand den Weg zur dunklen Waldesmitte,
Kein falscher Schmeichler war ihm nah;
Ein junger Fischer nur, von schlichter Sitte,
Der mit des Tages Nothdurft ihn versah,
Betrat zuweilen Ulrichs Hütte.
Allmählich schwand der Gram aus seinem Blick;
Von keiner stürmischen Begierde mehr getrieben,
Begnügt' er sich am gegenwärt'gen Glück,
Und leis' umweht vom Schatten seiner Lieben,
Zog in sich selber sich der stille Geist zurück.
Ein holdes Kleinod noch war ihm geblieben,
Als jede Freude floh, als jede Hoffnung schwand!
Nicht ganz war er dem Jammer preis gegeben;
Es war des theuren Kindes Leben,
Das ihn ans Leben selbst mit heil'ger Fessel band.

Doch ach! noch immer nicht zertheilte
Die Unglückswolke sich, die über seinem Haupt
In drohendem Gewittergraun verweilte;
Und auch sein letztes Erdengut enteilte,
Auch seine letzte Lust ward ihm geraubt!
Denn als der Knab' in schwüler Mittagsstunde
Einst auf des Waldes Moose schlummernd lag,

Gab eine Natter ihm die Todeswunde,
Und Nacht verschlang der Kindheit goldnen Tag! —

Das Unglück soll, nach altergrauten Lehren,
Die beste Schule für den Menschen seyn,
Es soll die Triebe läutern und verklären,
Den Geist vom Tand der Erdengüter kehren,
Und ihm die Einsicht in ihr Nichts verleihn.
Doch sey's, daß Bild und Beispiel dienstbar wäre,
Stets wird im Wechselstreit der Sinnenwelt
Die Allgemeinheit dieser Lehre
Ein Faden seyn, der bald zerreißt, bald hält.
Wohl mag der Weise, der bei Unglücksschlägen
Den Busen mit Betrachtungen erfüllt,
Die Zwecke ahnen, welche streng verhüllt
Die Ewigen in Schmerz und Kummer legen.
Der Thor jedoch, auf dessen Pilgerbahn
Die Dornen fliehn und die Gefahren schwinden,
Wird ewig leichter in das Glück sich finden,
Als er ins Mißgeschick sich finden kann.
Es spricht das Glück mit weichem Klang sich an,
Nur heitre Botschaft hat es zu verkünden,
Und wie sein Füllhorn ewig offen steht,
Verbessert es mit leichter Müh die Sünden,
Die sein Begünstigter begeht.
Mit andern Zeichen und auf andre Weise
Bestürmt des Unglücks Macht der Menschen Kreise,
Und jeder Genius des Friedens flieht.

Mit Wetterschlägen, die den Sinn betäuben,
Bricht es hervor aus nächtlichem Gebiet,
Um rastlos das geängstigte Gemüth
Von Labyrinth zu Labyrinth zu treiben.
Es läßt kein Ueberlegen, keine Wahl
Dem Opfer zu, das es sich auserkoren;
Bis daß, verzehrt von Angst und Qual,
Es rettungslos im Dunkeln sich verloren.
So klammert mit der Kräfte letztem Rest
Der Strandende bei der Orkane Krachen
Sich an der nackten Felsenklippe fest;
Indeß er thörigt mit dem fliehenden Nachen
Die Möglichkeit der Rettung fliehen läßt.
So rafft der Eigner, der das Haus von Flammen
Ergriffen sieht, mit ungestümem Fleiß
Zerbrochnes Hausgeräth und Bretterwerk zusammen,
Und gibt Kleinodien der Flamme preis. —

Kalt niederlächelnd auf die Wangenbleiche
Des theuern Angesichts, mit abgestumpftem Sinn,
Für den im weiten Weltenreiche
Es nicht Verlust mehr gibt und nicht Gewinn,
Stand Ulrich an des Kindes Leiche.
Das Aergste war geschehn, des Elends Maß war voll;
Trotz bot er dem Geschick, ihn härter noch zu schlagen!
Zur Gruft sah er den Liebling tragen,
Und keine Thräne rann und keine Klag' erscholl.
Gedankenlos, auf moosbewachsnem Pfade,

Eilt' er hinüber nach dem Seegestade,
Und heftete mit nachtumflortem Sinn
Die starren Blicke nach der Brandung hin.

Und zu dem Fischer, der am andern Tage
Mit Freundestrost in seine Wohnung trat,
Sprach er mit bitterm Ton: „Was mich getroffen hat,
Will nicht geschildert seyn durch eitle Klage!
Ich meinte durch des Goldes lust'gen Schein
Das Glück zu haschen in dem Weltgetümmel;
Mein Eifer war umsonst, denn elend sollt' ich seyn!
Ich floh, verfolgt von Gram und Pein,
In diese Einsamkeit, doch ehern blieb der Himmel;
Es neigte sich kein Ohr zu meinem Flehn,
Und dem Geschick war nicht zu widerstehn.
Ich habe jetzt mit ihm mich abgefunden,
Nicht ferner mehr bedarf ich Trost und Rath;
Gelassen blick' ich in der Zukunft Stunden,
Nichts hat zu fürchten der, der nichts zu hoffen hat! —
Zu meinem Erben will ich Dich ernennen;
Nimm diesen goldnen Klumpen, nimm dies Haus;
Denn vom verhaßten Ort muß ich mich trennen,
Noch eh der Abend dämmert zieh' ich aus.
Doch sey der Wink des Freundes nicht vergebens!
Du bist im Lauf des wechselvollen Lebens,
Gleich mir, dem Launenspiel des Schicksals unterthan;
Will Stolz und Uebermuth dein Herz bethören,
So zeige Dir mein Beispiel warnend an,

Wie unter Schätzen, die sich blendend mehren,
Der Geist verarmen und verschmachten kann!" —

Und als die Schatten Berg und Thal umrannen,
Und alles Land der Ruhe sich ergab,
Da griff er schweigend nach dem Pilgerstab,
Und wanderte mit raschem Schritt von dannen.
Umringt von Bildern der verblühten Lust,
Umspielt vom Zauber der entschwundnen Zeiten,
Trieb ihn die Unruh in der heißen Brust
Durch fremde Länder und entlegne Weiten. —
Doch unvermerkt bereitete die Zeit
Den Balsam ihm zur Lindrung seiner Schmerzen;
Es legt' allmählich im bedrängten Herzen
Sich der Gefühle wilder Wechselstreit.
Die Jahre flohen pfeilgeschwind dahin,
Und unvermerkt war ihm das Haupt geblichen;
Die düstre Unmuthswolke war gewichen,
Und still erheitert hatten Geist und Sinn
Sich mit dem Leben wieder ausgeglichen.
Ein neuer Traum umfing jetzt sein Gemüth,
Von neuem Wunsche fühlt' er sich getrieben;
Denn ihn ergriff, in süßem Schmerz entglüht,
Die Sehnsucht nach dem heimischen Gebiet
Und nach den Grabeshügeln seiner Lieben.
Die emsig rasche Wandrung ward vollbracht;
Mit stillem Schauer trat er in die Nacht

Des Waldes ein, worin er in den Tagen
Des Jammers sich die Wohnung aufgeschlagen.

Doch wer beschreibt, was plötzlich er empfand,
Als sich der Weg ins Thal hernieder neigte,
Und an der Stelle, wo sonst unbekannt
Und unzugänglich seine Wohnung stand,
Ein freundlich Dorf sich seinen Augen zeigte!
Es rührten Wonn' und Wehmuth ihm das Herz,
Und kaum vermocht' er staunend sich zu fassen,
Daß aus dem Gold, von ihm zurückgelassen,
So reicher Segen aufgesprossen war.
„Mein Gold," rief er, „das ich vor manchem Jahr
Des Fischers Händen scheidend anvertrauet,
Mein goldner Klumpen hat dies Dorf erbauet!" —

Mit froher Eile lenkt er seinen Schritt
Dem Dörfchen zu, und wie er näher tritt
Erblickt er, sanft bestralt vom Abendglanze,
Vom Lindenbaume kühlend überweht,
Ein muntres Völkchen, das bei Spiel und Tanze
Der Garben heitres Fest begeht.
Der Fischer selber ist mit Weib und Kind zugegen;
Mit Staunen tritt dem Fremdling er entgegen,
Erkennet ihn und eilt mit freud'ger Hast,
Den Stifter seines Glücks lautjubelnd zu umfangen.
Kein Fest des Wiedersehns ward fröhlicher begangen,
Und herzlicher geehrt kein werther Gast.

Es dringen zauberisch die muntern Cymbelklänge
In Ulrichs Brust; sein klopfend Herz vergißt,
Daß es das Grab des theuern Kindes ist,
Auf welchem die beglückte Menge
Des Erntereigens Kette schließt!

„Ich werde," hub er an, als, Ruhe ihm zu gönnen,
Der Fischer in die Wohnung ihn geführt;
„Ich werde nun mich nie von diesem Ort mehr trennen,
Denn tief im Innersten hat mich das Glück gerührt,
Worin die Kinder dieses Thales weben.
Die Dächer, die sich freundlich jetzt erheben,
Wo sonst der Eichbaum und die Erle stand,
Sie melden mir, daß ich in kluge Hand
Des Goldes rohen Barren übergeben."

„Wohl blieben wir," versetzte jener drauf,
„Der Lehre treu, die scheidend ihr gegeben;
Es brach der Fleiß den festen Boden auf,
Und tausendfach belohnt ward unser Streben.
Die Häuser alle, die dort weit und breit
Im letzten Abendstrahl sich sonnen,
Sind, wie sie vor euch stehn, dem Erdreich abgewonnen,
Das uns mit wunderbarer Fruchtbarkeit
Den Ueberfluß erwünschter Gaben beut.
Wohl stürzte Geld und Gut so manchen ins Verderben,
Er haschte nach dem Glück und fand nur hohlen Schein;
Drum wollten wir im Leben und im Sterben,

So wie ihr uns gelehrt, durch unsern Fleiß allein
Des Glückes werth und — glücklich seyn!"

„Kein Unfall möge dieses Glück euch trüben!"
Rief Ulrich aus; „doch sagt mir an,
Wo ihr mit jenem Gold geblieben?"

„Ja Herr," erwiederte der brave Mann;
„Was ihr auch sagen mögt, den goldnen Klumpen
haben
Wir feierlich ins tiefe Meer begraben!" —

K. G. Prätzel.

Tägliche Haustafel.

Nun walte Gott! der Morgen bricht
Herein mit goldnem Sonnenlicht,
  Und kühlt mit seinen Wellen wieder
  Die Wangen mir und alle Glieder,
Und träuft mir Oel in meine Brust
Und regt mich auf zur Lebenslust.

Ich beuge fromm und froh mein Knie!
Der Schlummer, den die Nacht verlieh,
  Ist wie ein neuer Schöpfungsfunken
  In meine stille Brust gesunken,
Daß sie, die Brust, von Dank erklingt,
Wie Bergesquell aus Felsen springt.

Das heilige Gefühl im Seyn,
Das rinnt und schwillt durch mein Gebein,
  Im Chor der Geister mitgezählet
  Mit Lebensstahl der Geist gestählet;
Ein Mensch auf Erden froh und gern,
So blick ich dankbar auf zum Herrn

Und in die Werkſtatt tret ich dann
Und treibe, was ich will und kann,
  Die Arbeit in den wackern Händen,
  Die mag ich wohl mit Luſt vollenden,
Und dann mich freun, wenn aufgeſtellt,
Sie Andern wohl, wie mir, gefällt.

Wenn, was ich hab hervorgebracht,
Dem Bilde, das ich mir gedacht,
  Sich freundlich nähert in Geſtaltung
  Und doch mit freier froher Haltung
Und feſt zu allen Menſchen tritt,
Als ging der Meiſter ſelber mit.

Wenn ſo der Morgen iſt vollbracht,
Der Mittag an die Fackel facht,
  Dann ziemt dem Fleiße wohl beim Mahle
  Das ſüße Brot, die helle Schale,
Des Weines zarte goldne Fluth,
Auf der ein Schwan — die Seele ruht.

Und Kinderwangen, hell und friſch
Wie Apfelblüthen, rund am Tiſch,
  Ein Weib voll Liebe, Huld und Treue
  Und klar und tief wie Himmelsbläue,
Und wirthlich immerdar beim Mahl
Und Blumen duftig rings im Saal.

Kein wilder Pulsſchlag dann das Herz,
Kein Niederdrücken erdenwärts,
Nur freier noch der Seele Flügel,
Kein roher Stoff am Aetherzügel
So wenn mein Mund den Segen ſpricht,
So fühl ich ſelbſt die Flügel nicht!

Der Wandelgang am lieben Arm,
Der Wechſelworte muntrer Schwarm,
Die leiten dann mit munterm Koſen
Zum Felde mit den wilden Roſen
Und drücken mich und meine Luſt
So feurig an der Erde Bruſt.

Der Abend mit bedacht'gem Sinn
Ruft mich noch Eins zur Werkſtatt hin;
Der Sonne Fuß muß wie die Andern
Auch oben noch am Himmel wandern,
Hat auch noch in der Welt zu thun
Bevor ſie läßt die Hände ruhn.

Doch wenn ihr Auge nun erliſcht,
Der Bruder kommt und uns erfriſcht
Mit ſeinen kühlen blaſſen Wangen,
Dann fühl ich Sehnſucht und Verlangen
Und ſuch' im Zimmer wohl umher,
Wo Lieb und Luſt mir nahe wär.

Ich zähl im Zimmer wohl umher,
Wie reich mein Kranz an Blumen wär,
Ob wohl mit leisen Flügelwehen
Die Grazien durchs Zimmer gehen,
Ob Musen mit dem leichten Spiel
Bekränzten wohl des Tages Ziel.

Ein runder Tisch bei Kerzenlicht
Wo jeder hört und jeder spricht,
Ein geistig klarer Strom die Runde,
Ein eignes Wort im eignen Munde,
Und Scherz und Laune leicht entschlüpft,
Die neckend zu dem Nachbar hüpft.

So wird ja wohl das leichte Mahl
Auch freundlich wie der Mondesstrahl,
So wird ja wohl der Abendbecher
Ein voller goldner Freudenköcher,
Aus dem sich jeder Pfeile wählt
Und seinen Arm am Bogen stählt.

So drückt ja wohl zu sanfter Ruh
Der Mond uns sanft die Augen zu,
Doch eh der Balsam thaut von oben,
Wird Hand und Herz emporgehoben,
Und wie der Blick nach oben rein,
So wird der Blick vom Himmel seyn.

Fr. Kuhn.

Arachne.

Treflich kann Arachne weben,
Die Hypaepa still bewohnt,
Schöner Kunst weiht sie ihr Leben,
Lauter Ruhm sie dafür lohnt.
Dankbar sie Mäonien ehret
Hoch vor allen lyd'schen Frau'n;
Doch der Götter Lob begehret
Sie voll Stolz und Selbstvertraun.

Pactolische Nymphen oft bei ihr verweilen,
Napäen den Wäldern und Thälern enteilen,
Arachnen's Gewebe bewundernd zu schau'n.

Wenn sie sanft die Spindel drehte
Und mit zartem Finger spann,
Hoher Liebreiz sie umwehte,
Der die Herzen ihr gewann.
Cypris war sie gleich zu achten
In dem wallenden Gewand,
Selbst die Horen freundlich lachten,
Wenn sie goldnen Faden wand.

Da wagt sie verwegen mit Pallas zu streiten:
„Athene, Du sollst mir das Härt'ste bereiten,
„Wenn Schöneres wirket die göttliche Hand."

Also spricht mit kühnem Sinne
Idmons Tochter unverzagt,
Sicher, daß sie Ruhm gewinne,
Pallas sie zu fordern wagt.
Diese hört die stolzen Worte,
Dir bis zum Olymp gehallt,
Oeffnet ernst die goldne Pforte,
Zähmt des Zornes Allgewalt.

Läßt schnell am mäonischen Strande sich nieder,
Verhüllt die zarten unsterblichen Glieder
Und birgt sich in würdige Matronengestalt.

Wankt hierauf gebeugt von Jahren
Zur Arachne zitternd hin:
„Traue, Jungfrau, grauen Haaren,
„Zügle deinen stolzen Sinn,
„Unter Hellas Weberinnen
„Nimm den Vorrang immer ein,
„Aber fürchte die Erynnen,
„Laß den Kampf mit Pallas seyn!" —

„Nicht läßt sich Tritonia straflos verhöhnen,
„O, eile durch Opfer sie mild zu versöhnen,
„Sie möge der Jugend den Frevel verzeihn!" —

Fruchtlos hört die Warnung hallen
Jene mit erzürntem Blick,
Läßt den zarten Faden fallen,
Nimmt den Wettstreit nicht zurück.

„Deinem Alter mögst Du's danken,"
Spricht sie „daß ich Dir verziehn,
„Nimmer kann mein Vorsatz wanken,
„Eile meinen Zorn zu flieh'n!" —

„Will Pallas mit mir in dem Weben sich messen,
„So mag sie des göttlichen Ursprungs vergessen.
„Warum nicht statt Deiner die Stolze erschien?"

Sieh hier bin ich, spricht Athene,
Und voll Hoheit steht sie da,
Wie noch immer ein Hellene
Die erhabne Göttin sah.
Und die Nymphen und die Frauen
Beten ihre Gottheit an,
Doch Arachne's Selbstvertrauen
Wie bezaubert nicht zerrann.

Und bald ist die schimmernde Röthe verflogen,
Die purpurn die glühenden Wangen umzogen,
Und nochmals bietet den Wettkampf sie an! —

„Wohl, es sey, laß uns beginnen"
Glühend jetzt Athene spricht,
„Nimmer sollst Du mir entrinnen,
„Wahrlich, Götter scherzen nicht!" —
Und den Zorn sucht sie zu bannen,
Wirkt behende zarten Saum,
Und den linden Aufzug spannen
Beide an den goldnen Baum.

Mit hüpfendem Finger die Schiffchen sie heben
Und kunstreich sie purpurne Wolle verweben,
Die schärfsten der Augen gewahren es kaum.

Beide wirken unverdrossen
Die Gewänder aufgeschürzt,
Halb ist schon der Tag verflossen,
Reger Fleiß die Arbeit kürzt.
Pallas gibt dem Schiffe Flügel
Webt Neptun's und ihren Streit,
Wem die Stadt bei Mavors Hügel
Cecrops wohl voll Ehrfurcht weiht?

Rings sieht die Unsterblichen strahlend man thronen,
Mit richtendem Ernste bald strafen bald lohnen,
Kronion voll Würde jetzt Schweigen gebeut.

Und Poseidon schlägt die Erde,
Sieh' da springt ein Roß hervor,
Hofft daß sein Cecropia werde
Hält den Dreizack stolz empor.
Da erhebt vom hohen Sitze
Pallas sich mit ehr'nem Schild,
Helm und Speer mit scharfer Spitze
Trägt das wohlgetroffne Bild.

Den Boden berührt sie, von Anmuth umflossen,
Da ist ihm ein blühender Oelbaum entsprossen
Und Düfte verbreitet er, würzig und mild.

Also wirket sie behende
Wie Athen nach ihr genannt.
Schon neigt sich der Tag zu Ende,
Da noch webt mit zarter Hand,
Daß Arachnens Muth sie dämpfe
In die Winkel zart und klein
Sie die vier berühmten Kämpfe
Sterblicher mit Göttern ein. —

Oenoë wird Kranich, und Hämus zum Berge,
Cinyras forscht trostlos, wo Myrha sich berge,
Ein Storch muß die stolze Antigone seyn! —

Trefflich ist das Werk gelungen,
Alle Nymphen sehn's entzückt,
Pallas selbst von Stolz durchdrungen
Freudig lächelnd darauf blickt.
Webt, um alles wohl zu enden,
Myrthenzweige in den Rand,
Während von Arachnens Händen
Ein entzückend Bild entstand.

Bewundernd das Auge Gemälde erblickte,
Die lieblich auf purpurnem Teppich sie stickte
Und sinnig mit schimmernden Farben durchwand.

Als ein Stier trägt der Kronide
Hier Europa durch die Fluth,
Dort im Arm der Nycteide
Er als Satyr buhlend ruht,

Täuſcht als Schlange die Droide
Jetzt als Hirt Mnemoſyne,
Hier als Gluth die Aſopide,
Dort als Gold die Danae.

So ſieht man in wechſelnden bunten Geſtalten
Aſterion bald von dem Adler gehalten,
Bald Leda beſuchet vom Schwane am See.

Daß ſie keines Gottes ſchone,
Deſſen That bekannt ihr war,
Stellt ſie jetzt mit bitterm Hohne
Auch Neptun als Widder dar.
Ceres hier als Roß ihn ſchaute,
Dort Melantho als Delphin,
Jetzt Meduſa ihm vertraute,
Der gefiedert er erſchien.

So ſieht man zur Iſſe als Hirte ſich ſchleichen,
Als Traube ſich Liber Erigonen reichen,
Treu war das Gemälde und lebend es ſchien.

Als das Werk ſo weit gediehen,
Sucht ſie den belebten Raum
Rings mit Epheu zu umziehen,
Flicht es durch den goldnen Saum.
Alle ſeh'n es mit Entzücken,
Pallas nicht zu tadeln wagt,
Doch als es nach wenig Blicken
Ihr der Götter Schande ſagt,

Da eilt ſie das treffliche Werk zu vernichten,
Will drohend den Frevel Arachnens jetzt richten,
Die furchtbar gezüchtigt ihr Schickſal beklagt.

„Willſt Du ferner mit mir ringen,
„Die ſo kühn und ſtolz zuvor?"
Pallas ſpricht's und hält in Schlingen
Jetzt Arachnen hoch empor:
„Sieh' ſo ſollſt Du raſtlos ſchweben
„Dies mag meine Rache ſeyn,
„Stets als Spinne Netze weben,
„Graue Faden zart und klein."

Kaum ſprach es Athene mit zürnendem Sinne,
So wandelt ſich jene zur kriechenden Spinne,
Webt fliegende Netze, und birgt ſich hinein.

Philippi.

Häuslichkeit.

O Du, in deren Tempelstille
Ich meinen ersten Hymnus sang —
Die ihrer Gaben reiche Fülle
Mir freundlich ohne Trug und Hülle!
So lange bot — dir tön' mein Dank!
Du, die in ihrem weichen Schoße
Das Kind zum Mann und Helden weiht,
Du, Du vertheilst des Lebens Loose,
Dich singe ich, o Häuslichkeit!

An Deinem zarten Rosenbande
Erblüht der Knabe für die Welt;
Du bist's, die fern vom steilen Rande
Des Abgrunds, von des Lasters Schande
Der zarten Jugend Schritte hält.
Du nährtest jenes Himmelsfeuer,
Das einen Rafael durchglüht —
Du reichtest Hölty seine Leyer
Und stähltest Wasa's Hochgemüth!

Als noch in Deiner zarten Wiege
Zu ſüßem Traum der Knab' entſchlief,
Da ſchaute er die Seraphsflüge,
Da ſah er jene Himmelsſtiege,
Auf die die Kunſt den Jünger rief;
Mit kindlich großem, reinem Herzen
Umfaßt' er die Ideenwelt,
Und zog zu ſich in frommen Scherzen
Das hochgewölbte Sternenzelt.

Geſchmiegt an deinen Mutterbuſen
Erwacht' des Lieder-Dichters Geiſt;
In deinem Hain fand er die Muſen —
Die Liebe, ſie, die den Meduſen
Des Lebens kühn und ſtark entreißt.
Der Laube traulich leiſes Flüſtern
Gab ihm der Wehmuth ſtillen Sinn,
Und in des Abends falbem Düſtern
Blickt' er auf Grab und Urne hin.

Das Herz, das einſt für Völker fühlen
Und Sie wie Kinder lieben ſoll,
Erzogſt Du unter Kinderſpielen
Und ſtählt'ſt es für den Kampf den ſchwülen,
Erwärmt'ſt es für der Länder Wohl.,
Du lehreſt Lieb' um Liebe geben
Und im Entbehren glücklich ſeyn,
Durch Opfer über ſich ſich heben —
Lohnſt mit der Tugend heil'gem Schein.

Wenn Engel in der Feierſtunde
Hin zu der Menſchen Hütten ziehn;
Wo weilen Sie bei ihrer Runde,
Wo ſtehen Sie im heil'gen Bunde,
Es mög' des Schickſals Wolke fliehn?
Wenn Engel voll vom Himmelsſehnen
Zurück in ihre Heimath gehn,
Wo ſcheiden ſie mit Wonnethränen
Und finden ſelbſt die Erde ſchön?

Da, wo der Liebe Zauber walten,
Wo Eintracht ihren Tempel baut;
Da, wo die Herzen nie erkalten,
Der Unſchuld Sitten nie veralten
Und alles einem Himmel traut.
Wo keine Leidenſchaften ſtürmen,
Wo nichts den Kreis aus Eden trübt,
Da wollen gern die Engel ſchirmen,
Weil da der Himmel ſelber liebt.

Du lehrteſt mich der Sterne Winken
Verſtehen, meinen Genius —
Ach! bei der Abendſonne Sinken,
Wenn Morgenthau die Blumen trinken,
Dann lauſch' ich deinem Geiſtergruß.
Das Gnadenbild ließ'ſt Du mich ſchauen,
Du haſt dem Schönen mich geweiht!
O Schmuck und Reichthum teutſcher Frauen,
Sey mir geſegnet, Häuslichkeit!

Ein Wort vom Wetter.

Am sonnigen Ernestustage.

Zum blauen Aether schwingt sich still empor
Im reinsten Glanze heut die goldne Sonne;
Zum Tagwerk eilt hinaus der Schnitter Chor,
Den frommen Morgensängen lauscht das Ohr:
Die lebenvolle Schöpfung athmet Wonne.

Auf Blumen spiegelt sich der Segensthau,
Dem Kind ein Wunderheer von Edelsteinen.
Ein Schirmdach wölbt der Bäume Säulenbau,
Und beut die milde Frucht, nicht blos zur Schau:
Dem Schönen will das Gute hier sich einen.

In Wechselruh und Ungestüm gedeiht
Der reichen Pflanzenwelt geheimes Leben,
Das vielgestaltig Blum' an Blume reiht,
Das jedem Blatte Schmuck und Werth verleiht,
Und jedem Keim ein reges Aufwärtsstreben.

Wohl sandten Wolkenschläuche wochenlang
In Strömen jüngst den starren Regen nieder:
Der Gießbach stürmte wild vom Felsenhang;
Die Thalbewohner schreckte Wogendrang:
Es hallte Stadt und Land von Klagen wieder.

Doch Gott, der weis' und mächtig Alles lenkt,
Gebot der Flut: „bis hieher und nicht weiter!"
Er, der so huldvoll unser stets gedenkt,
Hat seiner Sonne Strahl uns neu geschenkt:
Und Herz und Blick sind, gleich dem Himmel, heiter.

Wohlan, Du zwiefach leichtbewegtes Herz:
Verwahre Dich vor hoffnungslosem Zagen!
Wenn's stürmt und dunkelt, schaue himmelwärts:
Der Freude Klarheit folgt dem düstern Schmerz,
Ein wolkenloser Mond den Regentagen.

(Joh. 16, 21.)

„Ein Weib wenn sie gebiert, hat Traurigkeit:
Die Stunde der Entscheidung ist gekommen.
Doch sieht sie von der Angst sich bald befreit:
Ihr wird zum Morgenroth nach trüber Zeit
Das Schmerzenskind; sie heißt es froh willkommen."

Drum, ist die Zukunft finster Dir verhüllt,
So denke der Vergangenheit, und lerne!
Nach Sturm und Donner, der so furchtbar brüllt,
Wird herrlich Gottes Segenswort erfüllt;
Und flieht der Tag, so funkeln tausend Sterne.

Begehre nicht unausgesetzte Lust!
Was wär die Flur bei stetem Sonnenschimmer?
Der hohen Geisterwürde Dir bewußt,
Laß wechseln Wonn' und Wehmuth in der Brust:
Die Treue des Erbarmers wechselt nimmer!

Nur Eins versäume nicht: der Tugend Frucht
Im Garten deiner Häuslichkeit zu ziehen.
Dann siehst Du, bei der Tage schneller Flucht,
Entfernt von Gram wie von Vergnügungssucht,
Wohl Jahr an Jahr in Segen Dir entfliehen.

Der Thorheit Wucherpflanzen dulde nicht,
Damit die edlen Knospen sich entfalten;
Verbinde mit der Milde Rosenlicht
Den Feuereifer für Gesetz und Pflicht;
Und laß in Scherz und Ernst die Ordnung walten.

Der Uebung Mühsal, gleich der schwülen Luft,
Und Anfechtungen, gleich den Regengüssen,
Erhöh'n der Frucht und Blüthe süßen Duft:
Drum geh' die Sorge mit uns bis zur Gruft!
Aus Bürden strömt ein Quell von Hochgenüssen!

Trautschold.

Arm Aennchen.

Die Aeltern waren beide todt;
Arm Aennchen mußt' um karges Brod
Fern von der Heimath dienen;
Sie ging und lief, sie hob und trug
Sie spann und wusch, doch nie genug,
Daß jemals in den Mienen
Der Herrschaft Lob erschienen.

Die sonst an Vaters Tische saß
Bei gutem Mahl und vollem Glas
Und frohem Wort im Kreise;
Die harrt nun in der Kammer Frost
Demüthig auf die karge Kost —
Kein Wort, auch noch so leise,
Das würzte Trank und Speise.

Die Hand, die sonst wie Seide weich,
Die ist nicht mehr der Seide gleich,
Die schöne Form gewichen;

Des Wängleins zartes Rosenblatt
Wie abgebleicht und lebensmatt,
Die Augen fast erblichen,
Die sonst dem Sapphir glichen.

Ach! wär doch auch mein müdes Herz
Schon in der Kammer ohne Schmerz,
Wo ihr schon aufgenommen!
Ihr liebtet noch ihr Aeltern mich!
Jetzt bin allein und elend ich,
Was kann zu meinem Frommen
Mir noch auf Erden kommen?

So betete sie früh und spat,
Wenn sie in ihre Kammer trat
Und still war und alleine;
So dachte sie am Abend dann,
Wenn sie alleine saß und spann
Bei trüber Lampe Scheine,
Mit Thränen und alleine.

Und immer dunkler ward ihr Sinn,
Und immer stiller ging sie hin,
Das Auge Perlenschimmer.
Die Hand wohl willig, aber matt;
Die Wang' ein bleiches Rosenblatt,
So war jetzt Aennchen immer;
So war sonst Aennchen nimmer;

„Bist Anne! wieder müde schon,
Warum denn geb ich Kost und Lohn?
Mag Dich ein Andrer dingen!
Du mußt noch mit dem Korb hinaus,
Das Obst mir holen her ins Haus.
Du mußt, Du mußt Dich zwingen
Und heut noch alles bringen."

Und Aennchen sprach auch jetzt kein Wort,
Und nahm den Korb und schwankte fort
Bei mattem Herzensschlage;
Und schwankte fort zum Garten weit,
Im Busen Schmerz, im Herzen Leid,
Doch ohne Wort und Klage;
Es war schon spät am Tage!

Sie brach die Früchte, hob und trug;
Doch immer war's noch nicht genug
Ob Brust und Herz auch stachen,
Und immer schaffte noch die Hand
Bei ihrer heißen Stirne Brand;
„Doch nun nach Haus ihn tragen,
Den Korb, wie kann ichs wagen!"

Und dennoch, dennoch muß es seyn!
Ach Gott! ich bin nur so allein!
Kann mir ihn auf nicht heben,
Sie kniete nieder, schlang ihn fest,
Und hob und hob, die Brust gepreßt,

Und wilden Krampfes Beben
In ihrem tiefſten Leben.

Sie hob mit müdem Schmerzensblick;
Da zog die Laſt ſie ſanft zurück,
Zum Raſen ſanft ſie nieder;
Da zog es Anna bleich und matt
Auf Blumen hin zur Ruheſtatt
Voll Liebeswort und Lieder;
Da ſtand ſie auf nicht wieder.

Und hinter ihr im Dunkel ſtand
Es ſchimmernd da mit weißer Hand
Und warmen Liebesmunde,
Und hob ihr ab die Bürde ſchwer,
Und keine Laſt, die drückte mehr,
Und in des Gartens Runde
War's Frühling faſt zur Stunde!

Und wo ſie ſonſt gedrückt die Laſt,
Da hob's ſo leicht wie Flügel faſt
Die zarte Leibesblüthe;
Und wo das Herz gebrochen war,
Da ſtand ein Engel wunderbar,
Der ſang mit goldnem Liede
Sanft ein die Lebensmüde.

Fr. Kuhn.

Kupfer-Erklärung.

1.

Gravesend in der Grafschaft Kent, ist der erste Hafen in der Themse, ohngefähr 22 englische Meilen von London entfernt. Die Aebte von der Abtey der heilig. Jungfrau der Gnaden zu Tower Hill, besaßen in Gravesend beträchtliche Güter und besitzen deren noch. König Richard II. räumte ihnen daher das Privilegium ein, ausschließlich Reisende nach London zu Wasser zu bringen, mit der Bedingung, daß sie stets für hinreichende Fahrzeuge sorgten, und jedermann für zwei Pence dahin führen, ein ganzes Boot aber für vier Schillinge überließen. Dieses Rechts genießen sie noch jetzt, nur mit dem Unterschiede, daß nun jeder Passagier 1 Schilling und 6 Pence bezahlen muß. Die Bote gehen punktlich ab, nachdem vorher eine Viertelstunde mit einer Glocke geläutet wird, fahren mit jeder Fluth nach London, und kommen von Billingsgate mit jeder Ebbe wieder an. Dann warten Wagen schon auf sie und bringen die Reisenden vollends bis Rochester. Hier sagen dann Abreisende die nach Ost- oder Westindien

gehen den Ihrigen noch das letzte traurige Lebewohl, oder Ankommende betreten mit den Gefühlen der höchsten Freude wieder den Boden ihres Vaterlandes, nachdem sie in den entferntesten Welttheilen sich umher getrieben haben.

Das Fort Tilbury liegt Gravesend gegenüber. Es ist regelmäßig befestigt, und man kann es den Schlüssel von London nennen. Karls II. Ober-Ingenieur Martin Beckman entwarf den Plan dazu. Es hat einen doppelten Graben — der innere ist 180 Fuß breit — gute Wälle, bedeckte Wege, Ravelins und Hangewerke. Von der Landseite ist es dadurch vorzüglich befestigt, daß es ganz unter Wasser gesetzt werden kann. Der Wasserseite zunächst liegt eine starke Courtine mit befestigtem Thor, welches das Wasserthor heißt, und einem verpalisadirten Graben. Vor dieser Courtine ist eine Abplattung an der Contrescarpe, auf welcher 106 Kanonen stehen, jede von 20 bis zu 40 Pfund, und zwischen ihnen andre von geringerm Kaliber. Auch die Bastionen und Courtinen sind stark mit Geschütz besetzt. Ein hoher Thurm heißt das Blockhaus, und soll unter der Königin Elisabeth erbaut worden seyn.

2.

Die Abtey des heiligen Alban. Sie liegt 21 englische Meilen nordwestlich von London. Einst war hier die Hauptstadt Britanniens und der Wohnplatz brittischer Fürsten vor Julius Cäsars Einfall in dieses Reich. Damals hieß dieser Ort Verulamium. Als die Römer ihre Eroberung vollendet hatten, vermehrten sie die brittischen Festungs-

werke von Erde noch mit Mauern und regelmäßigen Gebäuden, und bald ward Verulamium eine Municipalstadt, das heißt eine solche, die gleiche Rechte mit Rom genoß. Dies schloß auch die Brittischen Einwohner dieser Stadt so eng an das römische Interesse, daß sie in der Folge die Rache der Königin Boadizea um so fürchterlicher fühlten. Sie ließ 70,000 Einwohner auf die schrecklichste Art ums Leben bringen. Suetonius Paulinus war damals Statthalter in Britannien und rächte sich dadurch, daß er die Königin mit aller Macht angriff, ihr eine Schlacht lieferte und dabei mehr als 8000 ihrer Krieger tödtete. Verulamium ward wieder aufgebaut und seine Einwohner genossen ihrer alten Freiheiten bis zu der Diokletianischen Verfolgung, im Jahre Christi 304. wo die Stadt durch das Märtyrerthum ihres Bürgers des heiligen Alban berühmt wurde. Als die Sachsen festen Fuß in England faßten, war diese Stadt eine ihrer ersten Eroberungen und sie nannten sie Verlamcester und Wallingacester von der berühmten römischen Landstraße, welche durch sie führte. Ueberhaupt findet man dort noch viele Trümmer aus den Römerzeiten, und der Grund und Boden der römischen Befestigung, die dort angelegt war, umfaßt nach D. Stuckeley's Messung 5200 Fuß Länge und 3000 Breite. Man sieht noch ein großes Ueberbleibsel des alten Walles, welches man Gorchambury-Stein nennt. Nach mannigfachen Umwälzungen gerieth die Stadt späterhin in Verfall, und aus ihren Trümmern entstand die gegenwärtige Abtey des heiligen Alban.

Der Flecken dabei ist unbedeutend. Die Abtey aber selbst stand sonst in dem größten Ansehen. In ihr verwahrte man die Reliquien des heiligen Alban.

welche auf eine wunderbare Art von Offa, König von Mercia, entdeckt wurden, nachdem er verrätherisch den heil. Ethelbert, König von Oſt-Anglien, den er an ſeinen Hof lud um ihm ſeine Tochter zur Gemahlin zu geben, ermordet hatte. Aus Offa's Zerknirſchung wegen dieſer That entſtand dieſe prächtige Abtey nebſt Kloſter für Benediktiner oder ſchwarze Mönche. Der Abt deſſelben trug eine biſchöfliche Mütze, und hatte den Vorrang vor allen Aebten des Landes. Er ſtand unter keiner andern Obergewalt, als unmittelbar unter der des Papſtes, und beſaß die Gerichtsbarkeit über Weltliche und Geiſtliche in allen Ländereyen, die zu dem Kloſter gehörten. Doch iſt von dieſem prächtigen Kloſter nur noch, der Kreuzgang übrig geblieben. Die Raubſucht Heinrich VIII. und die ſpitzbübiſche Feinheit ſeiner Reformations-Abgeordneten machten das herrliche Werk bald der Erde gleich. Doch kauften die Einwohner des Fleckens die Kirche ſelbſt Eduard VI. für 400 Pfund ab, und ſo ward auch dieſe erhalten. Sie ward nun Parochial-Kirche, und zieht noch, ohnerachtet der Plünderung Cromwells und ſeiner ſchändlichen Horden, die Aufmerkſamkeit des Reiſenden auf ſich, da ſie in Hinſicht ihres Alterthums keine ihres gleichen in England haben dürfte.

Sie iſt in der Form eines Kreuzes gebaut, und hat 600 Fuß Länge bis zu den Armen des Kreuzes, und dann noch 180 Fuß; die Breite ihres Schiffs erſtreckt ſich auf 117, die Höhe des Thurms aber auf 144 Fuß. Unter vielen Merkwürdigkeiten derſelben nur Einiges hier.

Das älteſte Monument darin ſchreibt ſich von einem Abt, de la Mare her, welcher zu den Zeiten Eduard III. lebte. Es iſt eine ſchöne Kupferplatte

von 12 Fuß Länge und 4 Breite. Der Abt ist darauf in seinem feierlichen Ornate vorgestellt, und sowohl dieser als die Arbeit an der Platte selbst sind sehr merkwürdig.

Dem südlichen Eingange gegenüber steht das Monument von Humphry, Bruder Königs Heinrich V. welchen man den guten Herzog von Glocester nannte. Auf der einen Seite stehen die Bildnisse von 17 Königen in Nischen, auf der andern Seite sind aber keine mehr übrig geblieben.

Das Behältniß für die Reliquien des heil. Alban befand sich sonst, wie man noch an mehrern Spuren auf dem Boden der Kirche bemerkt, im östlichen Theile derselben. Man liest da noch die Inschrift:

St. Albanus Verolamensis, Anglorum Protomartyr, 17. Junii 293.

Ohnweit des in Kunstbinsicht trefflich gearbeiteten Denkmals des Abts Ramridge, welcher 1496. erwählt ward, befindet sich das des edlen Wheathamstead, welcher zweimal Abt war, und 1490. starb. Gegenüber liegen die Gebeine des tapfern Abtes Friedrich, nach Canut der nächste Erbe der brittischen Krone. Dieser leistete Wilhelm dem Eroberer den heftigsten Widerstand. Das entscheidende Treffen von Hastings war geschlagen, Harold geblieben, und nichts schien Wilhelm mehr entgegenzustehen. Er ging zu Wallsford über die Themse, aber bei Berkhamsted hielt ihn Friedrich durch Baumstämme auf, die den Weg versperrten. Dadurch gewann der Abt Zeit, den Adel der Gegend bei St. Albans zu sammeln, und auf Mittel zu denken, die Normänner zurückzutreiben, und sein Vaterland zu befreien. Aber die Versammlung dachte umsonst darüber nach, man fühlte sich zu schwach, und war zufrieden mit Wil-

helms Eide, sie nach den Gesetzen Eduards des Bekenners zu regieren. Merkwürdig ist hierbei des Abts entschlossene Antwort, als Wilhelm ihn fragte: warum er jene Bäume habe fällen lassen, um seine Fortschritte zu hindern. Friedrich erwiderte kühn: Er habe damit nur seine Schuldigkeit gethan, und hätte die ganze Geistlichkeit des Königreichs eben so gehandelt, so wäre Seine Majestät wohl nicht so weit vorwärts gekommen. König Wilhelm ließ aber diese Freiheit seines Abts nachher dem ganzen Kloster entgelten, vertrieb den Abt und zog eine Menge der Klostergüter ein.

In dieser Gegend errang 1455. Richard, Herzog von York, den großen Sieg über Heinrich VI. Es war das erste Treffen in diesem berühmten Kampfe, der 30 Jahre dauerte, 8 Prinzen von Geblüt das Leben kostete, und fast den ganzen alten Adel in England aufrieb. Im Jahre 1461 fiel hier ein zweites Treffen vor, in welchem die Königin Margaretha von England den Grafen von Warwick schlug.

In der St. Michaels-Kirche liegt der Viscount von St. Alban, gewöhnlich Lord Bacon, Baron von Verulam genannt, begraben.

Erklärung der Kupfertafel für Strick- und Stickarbeiten.

A. Strickmuster.

No. I. Ist der Freundschaftstempel zu Zweynaundorf bei Leipzig, welcher als Mittelstück in sehr viele Gegenstände, als in Brieftaschen, Etuis, Stammbücher, Strick- und Tabaksbeutel ꝛc. angebracht werden kann, und gewiß den kunstliebenden Damen sehr willkommen seyn wird. Er kann in Silber gehäkelt, wie auch in Garn, Seide und Perlen gestrickt werden.

No. II. Ist eine Arabesken Kante, so in allen Couleuren gewählt werden kann, welche sich nach der Grundfarbe richtet, damit sie sich leicht und gefällig loshebt.

No. III. Ist eine Schilfblätterkante und ebenfalls zu allen Farben eingerichtet. Beide sind nur in schmalen Arbeiten anwendbar, als in Uhr- und Leibbändern, Strumpf- und Serviettenbändern, auch kann man nach Belieben verschiedene Arbeiten damit umziehen.

B. Stickmuster.

No. IV. Ist eine für den französischen Stic
gerichtete Senklöcherkante, und in Chemis
Halskragen, Westen, Einsetzestreifen, Herren
Damen-Halstüchern anwendbar.

No. V. und VI. Sind in weißem Garn
stickt, nur für deutschen Stich geeignet; am
sten sehen solche aber in bunter Seide, Garn
Perlen, und sind in vielen Gegenständen anzu
gen.

No. VII. Ist eine jetzt sehr beliebte Art
guette, und kann nur in Gaze gestickt werden,
dem das untere große und obere kleine Blat
Batist unterlegt, und angestochen wird, der i
Raum wird hohl, also ausgeschnitten, und die
ke mit Stielstich gestickt; als Kante in ein B
tuch, oder auch Halskragen für Damen, wir
am meisten gewählt, zu Besetzungen an Chem
ten, Kleidern, Krausen und Vorhängen wird
kann es nach Gefallen auch größer und kleine
zeichnet werden.

Fr. Eckert.

ein=
kten,
und

ge=
hön=
und
rin=

Lan=
in=
mit
nere
ätie=
ſen=
es
iſek=
und
ge=

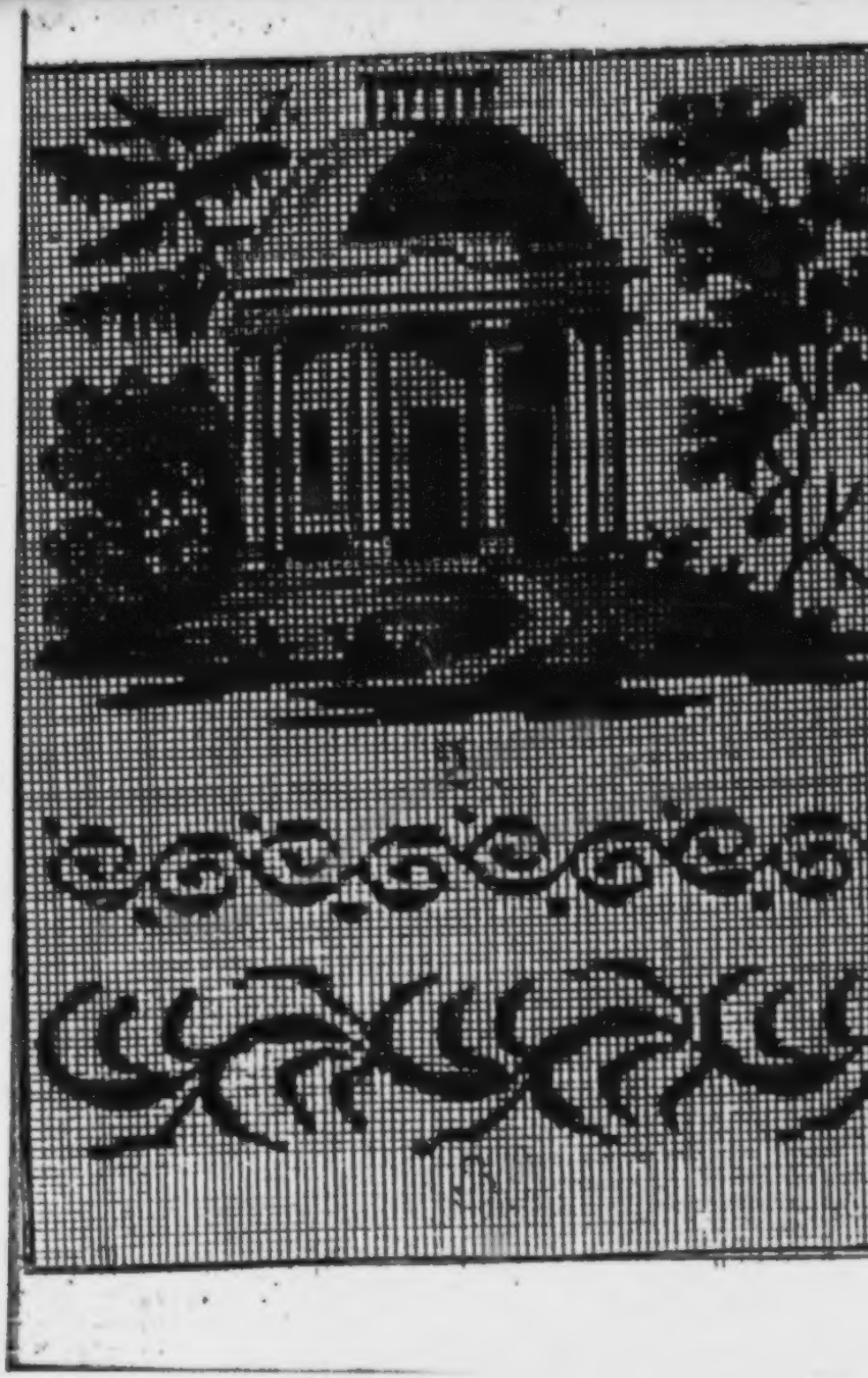

4.

5.

6.

7.

Penelope.

Taschenbuch
für das Jahr 1819
der
Häuslichkeit und Eintracht
gewidmet.

Herausgegeben
von
Theodor Hell.

Mit 9 Kupfern und 1 Mustertafeln.

Leipzig.
bei J. C. Hinrichs.

a
357 7/=

Inhalt.

Eliſabeth Sirani von Th. Hell, (zur Erläuterung des Titelkupfers von Schnorr und Fleiſchmann). . . . . Seite V

Erzählungen:

Der Gefühlswechſel, von K. G. Prähel. . 1

Die Erſcheinung, Legende von Eliſabeth Selbig. 26

Maria von Burgund, von Friedrich Laun. 38

Der liebe Vertraun (Novelle von C. H. F. Poſſelt mit Kupfer von Retzſch und Reinhold). 65

Unverhofftes Erſatz, von K. L. M. Müller (mit Kupfer von Froſch). . . . 91

Dietrich von Harras oder der Ritterſprung von Richard Roos (mit Kupfer von Ramberg und Böhm). . 121

Odura, oder der Sieg des Kreuzes, von Th. Hell (mit Kupfer von Nale und Eſlinger). 205

Der Pokal, von Wilhelmine Wellmar (mit Kupfer von Leth und Eſlinger). 230

Gedichte:

Die Neujahrswünsche, Erzählung von K. G. Prähel. 27
Bauchredners Triumph, Seitenstück zu Puppenspielers Klage von Th. Hell (mit Kupfer von Ramberg und Jury). . 289
Jährlichkeiten in Fluthen, von Arthur vom Nordstern. 297
Die Natur und das Leben, von Eugenie. . 307
Die entflohene Liebe, von Th. Hell. . 309
Der Sternenseher, von Krug von Nidda. 311
Die Sensative, von Luise Brachmann. 315
In des Neugebornen Wiege, von Fr. Kuhn. 317
Erklärung der landschaftlichen Kupfer. . 320
Erklärung der Stick- und Strickmuster von Fr. Eckert. 322

Dessiné par Horace Vernet.

Berechnung

der

Einnahme und Ausgabe

im Jahr 1819.

Januar.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Calista — Moll Hall

Februar.		Einnahme.			Ausgabe.		
Den							

März.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Der letzte Versuch von Rembrandt.

April.	Einnahme.			Ausgabe.		
den						

May.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Juny.		Einnahme.		Ausgabe.	
den					

Juno.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Unverhofftes Ereignis. nach M. Müller.

August.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

September.	Einnahme.	Ausgabe.
den		

Drunkard's Triumph or The Hell

October.	Einnahme.	Ausgabe.
Den		

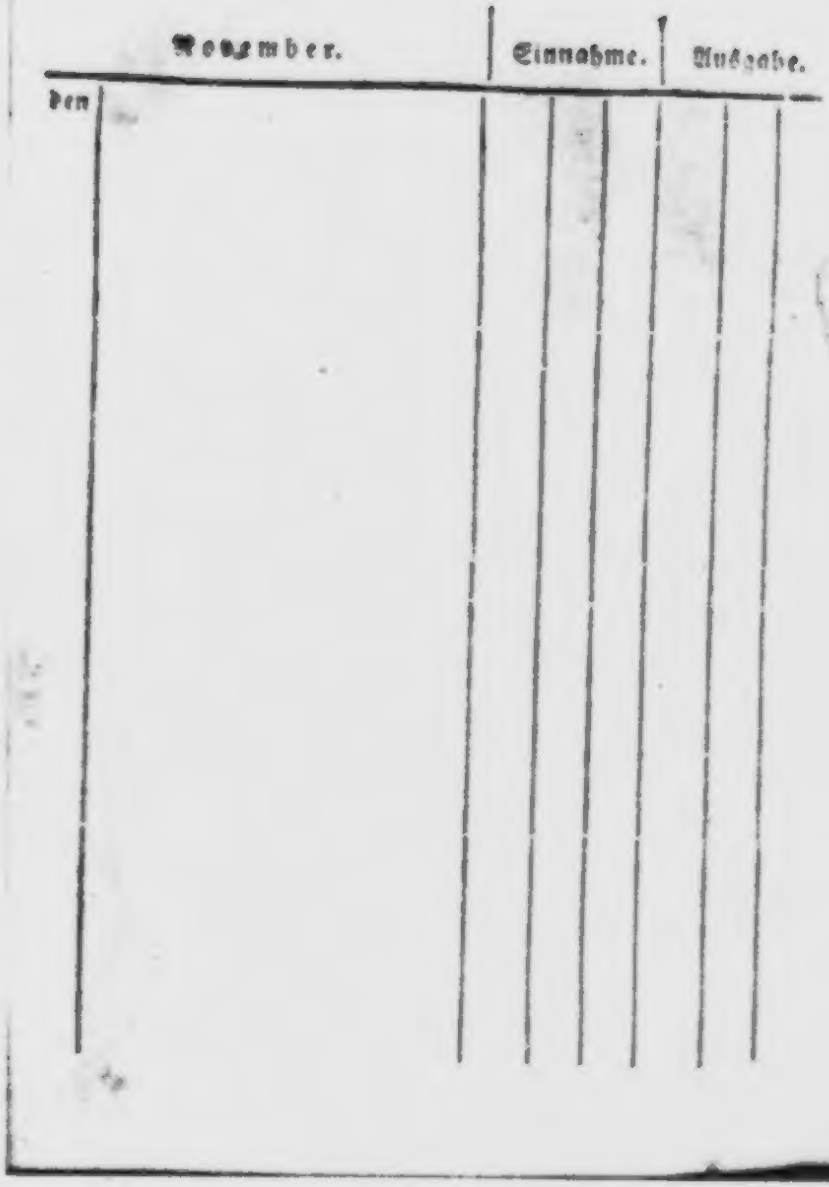
November.
Einnahme.
Ausgabe.
den

Ansicht der hohen Schule zu Eton an der Themse

December.	Einnahme.	Ausgabe.
Den		

Uebersicht
der
Einnahme und Ausgabe
im Jahr 1819.

Monate.	Einnahme.	Ausgabe.
Januar		
Februar		
März		
April		
May		
Juny		
July		
August		
September		
October		
November		
December		
Summa		

Ueberschuß:
Deficit.

Stadt und Festung Dover, Grafschaft Kent

Elisabeth Sirani,

Malerin in Bologna.

Biographische Skizze.

Zu den Füßen des großen Guido hatte Andreas Sirani in Bologna gesessen, nicht abgeschreckt von den oft sonderbaren Eigenthümlichkeiten dieses hohen Meisters, aber je näher er ihn kennen lernte, immer mehr angezogen von dessen ausgezeichnetem Geiste und seltener Treue für die, welche er einmal eingeschlossen hatte in sein Herz. Und unter diese gehörte Sirani vor vielen andern. Darum gewann ihn der Meister immer lieber, und der Schüler wieder den Meister.

In dieser Eintracht lebend verehelichte sich Andreas, und drey liebliche Töchter mehrten sein Haus. Barbara, Anna Maria und Elisabeth nannte er sie. Allen war die Muse der Malerey hold, keiner aber mit dem freundlichen Lächeln, als der jüngsten. Sie ward bald die Zierde des ganzen Hauses, und ihr

Ruhm, den des Vaters und der Schweſtern überſtrahlend, iſt noch verbreitet in allen Landen, wo die wahre Kunſt heimiſch oder mindeſtens bewundert iſt.

Eliſabeth ward am 8ten Jan. 1638 geboren, und früh ſchon entwickelte ſich in ihr der Keim, der nachher ſo köſtliche Früchte trug. Ihr Vater trug die Liebe zu Guido in ihre Seele mit dem erſten Lebenshauch über, und ob ſie gleich ſchon in ihrem fünften Jahre mit ihm das Hinſcheiden dieſes groſſen Meiſters beweinen mußte, ſo behielt ſie doch auch bis zu ihrem letzten Lebenshauche die gefühlteſte Vorliebe für dieſen Meiſter. Es war daher kein Wunder, daß ſie von deſſen Schüler, ihrem Vater, unterrichtet, die reine Flamme für ihn in dem Buſen nährend, und hauptſächlich an ſeinen hohen Kunſtwerken ſich weidend, als ſie eintrat in den Tempel der hohen Kunſt der Malerey, ganz in ſeiner zweyten Manier ihre Seele auf die Leinwand übertrug, und dieſe noch mit groſſem Relief und vieler Wirkung vereinigte.

Doch die Künſtlerin, ſo hoch gefeyert ſie auch ſtand, wie die Folge dieſer biographiſchen Skizze noch andeuten wird, würde nicht allein mit ihrem jugendlichen Bilde im vollen Verdienſte dieſen Jahrgang des Taſchenbuchs, das der Häuslichkeit und Eintracht gewidmet iſt, zieren, wären es nicht eben auch dieſe Tugenden des ſtillern Lebens geweſen, die die liebenswürdige Eliſabeth ſchmückten.

Liebe zu ihren Eltern, und beſonders zu ihrem trefflichen Vater, war der erſte Edelſtein in der Kro-

ne häuslicher Tugenden dieser hohen Künstlerin. Von ihm hatte sie den Unterricht in einer Kunst erhalten, in welcher sie bald zu den Gefeiertsten ihrer Vaterstadt und Italiens gehörte, aber für ihn lebte sie auch nur. Kaum hatte sie das ein und zwanzigste Jahr erreicht, als heftige Anfälle von Gicht ihn auf das Krankenlager warfen, ihm die rechte Hand völlig lähmten, und die linke so schwächten, daß er den Pinsel oder Zeichenstift nur mit einer Anstrengung führen konnte, als sey es der schwerste Stab, den er in der Hand halte, und hatte er sie früher praktisch in der Malerey unterrichtet, so konnte er es von da an, bey der zum Glück alsdann schon der Vollendung zugereiften nur durch Rath und väterliche Bemerkungen. Ihre treueste Sorge war nun aber auch die Pflege und Wartung ihres Vaters. Ohnerachtet ihrer künstlerischen Beschäftigungen wechselte sie darin unausgesetzt mit der Mutter und den Schwestern ab, brachte besonders die Abende an seinem Krankenlager zu, wo sie ihn mit den melodischen Tönen ihrer Harfe, die sie meisterhaft spielte, die Schmerzen scheuchte, dann von der Kunst der Malerey mit ihm sprach, und ihm treu vergalt, was er in frühster Zeit für sie gethan hatte. Alles auch, was sie mit ihren Arbeiten gewann, war dem Vater gewidmet, und zur freundlichen Aufrechthaltung eines Hauswesens verwendet, das, als dem Vater die Krankheit den Pinsel aus der Hand nahm, nur durch die herrlichen Arbeiten ihres Talents erhalten ward. Nicht aber blos die reichlichen Summen selbst, die für ihre Kunstwerke bezahlt wurden, waren für

die Ihren bestimmt, auch die Geschenke, die sie von hohen Beförderern der Kunst und von den Freunden ihrer Arbeiten erhielt, blieben nicht ihr Eigenthum, sie kannte ja keinen andern Genuß, als den sie mit den Ihrigen theilen konnte, und so gab sie dem Vater auch diese, daß er zu seiner Erheiterung sie verwende. Doch nur selten benutzte der Biedere die spendende Liebe seiner Tochter, und diese Kleinode an Geld, Edelsteinen, und andrer köstlicher Arbeit wurden meist sorgfältig in einem Schranke verwahrt, wo die geschäftige Mutter, und der so gern von der Tochterliebe seiner Elisabeth sprechende Vater sie allen Freunden und Fremden zeigte, die sein gesegnetes Haus betraten.

Doch auch mit diesen Spenden war die herzige Künstlerin noch nicht zufrieden. Hatte sie die längste Zeit des Tages hindurch an ihren größern Gemälden, welche den Ruhm ihrer Kunst sicherten und vermehrten, unter den Augen ihres Vaters gearbeitet, so malte sie dann noch gleichsam verstohlen und heimlich, damit er nur nicht sehe, wie sie immer nur für der Ihren Wohl beschäftigt sey, und sich nur in dem schönen Bestreben gefalle, andern Menschen Freude zu machen, kleine Köpfchen oder andre kleine Figuren auf Kupfertäfelchen, um damit bey manchen häuslichen Vorfällen der guten Mutter eine Freude und Unterstützung zu schaffen, oder Fremden, welche ihr Dienste geleistet hatten, damit eine Gegengefälligkeit zu machen, oder sich gegen irgend jemand, der ihr eine Freude gewährte, wieder dankbar zu bezeigen, so wie sie ihrem wür-

digen Harfenlehrer mehr als einmal liebliche Geschenke dieser und größerer Art verehrte.

Bescheidenheit aber und Anspruchslosigkeit war die zweyte schöne Blume in dem Kranze häuslicher Tugenden, der sich so reich um der jugendlichen Sirani schöne Locken flocht. Von der Natur mit Schönheit begabt, von der Kunst mit den reichsten Talenten für Malerey und Saitenspiel ausgestattet, im Gemüth das edelste Gefühl, in reiner Seele die höchste Bildung tragend, blieb sie still in dem Kreise der Ihren, schien nicht zu wissen, wie ausgezeichnet sie sey vor vielen, und war die Bescheidenste in dem Kreise ihrer Gefährtinnen. Mit dem Anbruch des Tages stand sie auf, um an ihre Künstler- oder eine andre häusliche Arbeit zu gehen, von denen sie sich auch der beschwerlichsten und niedrigsten nicht schämte, wenn ihre Pflicht sie ihr gebot. Sie verschmähte jeden Prunk der Kleidung; stets einfach konnte ihr Vater nur manchmal mit Mühe sie dahin bringen, ihm zu Liebe einen kleinen Schmuck des Anzugs sich zu erlauben. Und eben so kannte sie auch die Freuden der Tafel, oder größerer geselliger Verbindungen nicht. Ihr Leben war in ihrer Familie und ihrer Kunst, jedes andre Vergnügen, das gewöhnliche Menschen suchen, ihr fremd, nur eins erlaubte sie sich, gern den Liedern der Dichter zuzuhören, von denen besonders damals Bianchini in treuer Freundschaft mit ihr lebte, und mehr als einmal von ihren Arbeiten begeistert, das Lob eines ihrer Meisterwerke besang.

So lebte Elisabeth ihr innres Leben, und hohe Frömmigkeit vollendete noch das Treffliche ihres ganzen Wesens. Aussprach sie diese in der Ehrfurcht für alles Religiöse, oft im stillen Gebet, ehe die Morgenröthe noch am Himmel emporstieg, in der Erfüllung jeder Pflicht, die reine Gotteslehre dem Menschen vorschreibt, und in der Darstellung heiliger Gestalten, die das Herz jedes Schauenden erheben, und das Gemüth reinigten, das sie aufnahm in sich mit stillem Wohlgefallen.

Ausschliessend waren aber auch dies die höhern Gefühle, denen sie sich hingab, denn nie berührte der Hauch anderer Liebe, als der zu Gott, den Ihren und der Kunst, den heitern, frohen Sinn, der sie stets durch das Leben begleitete. Viele edle Jünglinge, angelockt durch Güte, Schönheit und Talent bewarben sich um sie, strebten eine glühendere Liebe zu entzünden, als die des freundlichen Wohlwollens, das sie allen gewährte, die sich ihr nahten, und die sie zu ehren Ursache fand. Was den Lebenden nicht gelang, schien den Todten vorbehalten zu seyn. Denn kann man es schwärmerische Liebe nennen, wenn man alle Vollkommenheiten des Geschlechts in Einem Gegenstande vereinigt glaubt, und in stillen Feyerstunden die Blicke sehnsuchtsvoll nach diesen richtet, um immer und immer inniger bey ihm zu seyn, so liebte Elisabeth den Meister, den sie nur als ganz kleines Kind gesehen hatte, von dem aber ihr ganzes Seyn stets durchdrungen war, den hohen und doch so milden Guido Reni. In seinem Grabe war ihre Lie-

be, gleichsam wie die einer Braut zu dem frühgeschiedenen Bräutigam, aber er lebte ja in ihren Kunstwerken fort, und jede Schöpfung ihres Pinsels, die sich seinen Arbeiten in Gestalt oder Farbengebung näherte, war ein Wort der Liebe, das sie zu einander sprachen, gleichsam ein geistiger Kuß, der die Sehnsucht für Augenblicke stillte, und die verwandten Gemüther nur immer enger und treuer verband. —

Elisabeth Sirani Verdienst als Künstlerin ist zu bekannt, als daß es einer langen Auseinandersetzung bedürfe. Der neueste Schriftsteller voll Kenntniß und Erfahrung, der ihrer in seinem großen Namensverzeichnisse erwähnt, sagt mit Recht von ihr: „Es ist ein wahres Wunder, wie ein Mädchen in kaum 10 Jahren eine so große Anzahl Bilder verfertigen konnte, als Elisabeth, ein von ihr selbst gehaltenes Verzeichniß gibt deren mehr als 150 an, ein noch größeres, wie sie es mit so vielem Studium und Ausführung thun konnte, und das allergrößte, daß solches im Geschichtefache und in so großem Maaßverhältnisse geschah, an welches kein Künstler ihres Geschlechts sich wagen durfte, wie sich dies in ihrer 30 Palmen hohen Taufe Christi im Jordan, in der Karthause zu Bologna, und in ihrem St. Anton von Padua, der dem Kind Jesu die Füße küßt, in St. Leonardo daselbst und an mehrern Orten zeigt.“

Vor allen köstlich waren ihre Madonnenbilder, wo sie ganz mit ihrem Guido sich in Ausdruck und Milde vermählen konnte, und auch ihre kleinen

historischen Gemälde werden sehr geschätzt. Wohl gab sie sich großentheils der Arbeit an Gegenständen aus dem Leben Jesu und der Heiligen hin, aber auch nicht wenige allegorische Gemälde, so wie Figuren der Mythologie, und Brustbilder berühmter Männer ihrer Zeit und ihres Vaterlandes, die sie mehreremale nach deren Tode aus der Erinnerung malte, beschäftigten sie. Sonderbar möchte es Manchem vielleicht scheinen, daß sie sich auch recht wohl gefiel im Spiel des Pinsels, der kleine Amorine schuf und ihnen passende Beziehungen und sinnreiche Bewerke gab. Aber eben weil das unbefangene Mädchen nie die finstere Gewalt der sinnlichen Liebe kannte, und nur in freundlich geistigen ruhigen Beziehungen des Herzens zu dem Verklärten stand, der ihr so recht innig und freudig eben in den heitersten Stunden ihrer hohen Kunst angehörte, scherzte sie mit dem lieblichen Bilde des Liebesgottes, dessen zarte Gestalt ihrem Talente der Malerey eine Reihenfolge von graziösen Schildereyen eröffnete. Wie lieblich ist der Scherz, den sie für die Großherzogin Margherita (Perle) malte, einen Amorin darstellend, der mit der einen Hand ein Tuch hält, das er an den aufgestellten Bogen geknüpft hatte, und sich so ein Segel bildet, während er in der andern eine Perlmuttermuschel hält, in der sich viele Perlen und unter andern sechs sehr große, welche das Wappen des Gemals der Großherzogin bilden, und auch auf ihren Namen anspielen, befinden. In einiger Entfernung reitet ein anderer Amorin auf einem Delphin, und treibt die-

sen mit einem Corallenzweig an. Wie sinnig malte sie für eine Freundin, die ihren im Kriege getödteten Bruder beweinte, einen Amorin, der mit der rechten Hand auf Kriegsgeräth zeigt, mit der linken aber sich die Thränen trocknet, den Arm auf einen Todtenkopf stützend. So sieht man noch in München von ihr einen Genius, in Gestalt eines Kindes, der sich auf ein Buch lehnt, und auf eine Sanduhr und weiße entblätterte Rosen zeigt.

Im Jahre 1655 als ein Mädchen von 18 Jahren begann sie ihre ersten öffentlicher Anerkennung werthen Arbeiten, worunter auch mehrere sehr brave, jetzt seltene und hochgeschätzte Aetzwerke gehören — und kaum 10 Jahre später entfiel der Pinsel ihren Händen auf immer.

Denn früh floh diese schöne Seele wieder ihrer Heimath zu! Und ach, nicht der ruhige Gang der Natur raubte sie ihrem verwaisten Hause, und der Kunst, in der sie noch zu höherer Vollendung heranreifte, sondern eine gewaltthätige Hand griff zerstörend in die Saiten ihres Lebens, und das Instrument ging unter, als es eben die reinsten Akkorde verhauchte.

Rührend sind die Worte, mit welchen der ehrwürdige Diener Gottes, Graf Malvasia, der ihres Lebens Geschichte mehr in Klagen aushauchte, als schrieb, im Beginn derselben im tiefsten Schmerz sich an die Verklärte wendet. „Verzeihe mir," ruft er aus, „du gebenedeite Seele, und mit derselben Milde und Güte, die du so treu und stets bereit gegen deinen kranken Vater übtest, vergib

auch mir meine Schwäche, habe Mitleid mit meinen Klagen, die vielleicht deine stille Ruhe, deinen tiefen Frieden stören, und erlaubt mir mein Schmerz es nicht, in geordneter Rede den Zoll des Nachruhms dir zu bringen, der deinen Verdiensten gebührt, so nimm diese Thränen statt der Worte."

In der Blüthe der Jahre, in dem Vollgenuß der Liebe der Ihren, der Verehrung treuer Freunde, des Ruhms der Mitwelt — denn alle hohen Personen, die durch Bologna zogen, suchten die liebenswürdige Künstlerin auf, und erfreuten sich an ihren Werken und ihrer Bescheidenheit — und des Genusses reicher Belohnungen — so verehrte ihr unter andern der Prinz Leopold von Toscana ein Kreuz mit 56 Diamanten — stand Elisabeth, als ein fürchterliches Gift, das ihr in einer Speise beygebracht worden war, plötzlich und zu allgemeinem Jammer ihren Lebensfaden zerriß.

Noch ist es in Dunkel gehüllt, auf wessen Geheis diese nächtliche That verübt ward, aber ohnstreitig war Neid und Mißgunst die Triebfeder derselben. Das schändliche Wesen, das diesen finstern Gedanken faßte, hatte dazu eine Dienerin Elisabeths gebraucht, die unerfahren und einfältig genug war, ohne etwas Böses zu ahnen, sich zu dem gräßlichen Morde herzugeben. Eine dritte, der Magd wenig bekannte Person, die aber dann und wann häusliche Arbeiten in Sirani's Hause verrichtete, hatte dieser gesagt, daß sie ein Mittel wisse, wodurch man sich die Liebe eines Andern unwiderruflich gewinnen könne. Die Dienerin liebte

Elisabeth ungemein, und wünschte in ihrer Beschränktheit gleiche Gegenliebe von ihrer Herrschaft, sie ließ sich also von jener Person ein Pulver geben, schüttete es in Elisabeths Speise, aß selbst den Ueberrest davon, und deren Gunst erwartend, sah sie mit Schaudern, wie der Tod in den nächsten Stunden schon an das jugendliche Leben trat, und es unter herben Schmerzen mit sich fortriß. Jene Person war verschwunden, ward nicht wieder gesehen, und so blieb die eigentliche Hand, die das Gift bübisch gemischt hatte, verborgen.

Das Gerücht sprang von einer Meynung zur andern, bald sollte eine hohe Person diese Rache an Elisabeth genommen haben, weil sie sich geweigert, Huldigungen anzunehmen, die man ihr angetragen, bald erzählte man, ein Vornehmer habe sich dadurch beleidigt gefunden, daß sie ihn aus dem Gedächtnisse in einer lächerlichen Karikatur dargestellt habe, aber die Unwahrheit dieser Gedanken liegt sowohl in dem Charakter Elisabeths, als in der hohen Achtung, die sie überall genoß, wohl eher hatte der reiche Gewinn, den ihre Kunst ihr zu bringen begann, und der von den argwohnlosen Eltern wohl zu unbesorgt und offen gezeigt ward, und der heimliche Haß gegen ein Verdienst, das in jeder Art so hoch stand, und geringere Talente und Gemüther überstralte, zu einer Handlung vermocht, deren Folge das Verlöschen dieses Sternes seyn mußte. Halb weggewendet in schmerzlicher Ahnung weilt der Blick bey einer von Elisabeth geliebten, mit ihrem Vertrauen beehrten Schü-

lerin, und der Geiſt, in Achtung für das Höhere, das in der Kunſt lebt, weigert ſich tiefer einzudringen in ein Gewebe, deſſen Fäden vielleicht nur auf dieſe Art deutlich vor uns liegen dürften.

Ganz Bologna trauerte tief um die Treffliche, und am 14. Nov. 1665 wurde ihr in der Kirche des heiligen Dominicus eine Todtenfeyer gehalten, wie ſie nur einem ſolchen Verdienſte gebühren konnte.

In dieſem Gotteshauſe ruht auch ihre Aſche neben der des hohen Künſtlers, dem ſie mit ſo reiner Liebe angehörte, neben Guido. Die Familie Guidotti war es, die dem Leichname des Edeln in ihrem Erbbegräbniß eine Stelle vergönnt hatte, und von neuem ehrte ſie ſich dadurch, daß ſie 23 Jahre ſpäter auch der entſeelten Hülle der Eliſabeth Sirani neben ihm die Ruheſtätte bereitete. Da lieſet noch der Beſucher dieſes heiligen Ortes mit ſanfter Rührung die lateiniſche Inſchrift, die Pleinardi ihnen dichtete, und die im Deutſchen alſo lauten würde:

Guido Reni's Gebein, der holden Eliſa Sirani
Aſche, bedecket der Stein, welcher dies Grabgewölb' ſchließt.
So zwey Gemälde, die nicht das Leben zu einen vermochte,
Hat in demſelben Grab treulich der Tod nun vereint.

Th. Hell.

Der Gefühlswechsel.

„Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sey! das hat nun einmal seine Richtigkeit, und damit Punktum!“ — Mit diesen Worten erhob der Prediger Walling, nachdem er wohl eine Stunde lang still nachsinnend vor sich niedergeblickt hatte, sich so rasch und entschlossen von seinem Sitz in der Gartenlaube, daß die vor ihm auf dem Tisch befindliche Kaffeekanne, durch den Schwung seines Rockflügels zu Boden gerissen, in Stücke zerbrach. Erst vor drey Wochen hatte er, des ungetheilten Beyfalls der ihm anvertrauten Gemeinde sich erfreuend, seine Antrittspredigt in Wilmershain gehalten, war seit dieser Zeit in amtsfreyen Stunden fortwährend mit der innern Einrichtung des neuen Hauswesens beschäftigt gewesen, und hatte der zu Betreibung anderweiter Angelegenheiten erforderlichen Muse durchaus nicht habhaft werden können. Jetzt aber, da er, seiner Anleitung gemäß, in dem Innern der Pfarrwohnung Alles in

gehörige Ordnung gebracht sah, jetzt begann eine gewisse Lücke, die er, der überall herrschenden, freundlichen Anmuth ungeachtet, verspürte, ihm in eben dem Maaße immer bemerklicher und fühlbarer zu werden anfing, jemehr er im Stillen auf die schickliche Ausfüllung derselben bedacht war.

Ein aufmerksamer Beobachter hätte leicht auf den Verdacht gerathen können, daß er diesen Stoff sogar schon während der Antrittspredigt selbst leise und heimlich zu bearbeiten angefangen habe; nur schien freylich die alte Haushälterin, welche ihm mit dem käuflich übernommenen Nachlasse seines verstorbenen Vorfahrs als Zugabe mit überliefert worden war, zu Nachforschungen dieser Art nicht eben sonderlich geschickt, weil der Zahn der Zeit zu merklich an ihrem Wesen genagt und unter andern auch ihr Gesicht aller seiner vormaligen Schärfe und Sicherheit beraubt hatte. Ein Umstand übrigens, den sie kaum sich selbst, geschweige gar andern Leuten eingestehen mochte; weshalb sie auch niemals sich einer Brille bediente, obgleich während des Gottesdienstes nur ihre vieljährige, vertraute Bekanntschaft mit dem Inhalt der Kirchenlieder von der gerechten Vermuthung sie rettete, daß sie in dem vor ihr liegenden, aufgeschlagenen Gesangbuche statt der Buchstaben nichts als wimmelnde Ameisen erkenne. —

„Kann Sie mir nicht sagen, Sabine," frug Walling, als er nach gehaltener Antrittspredigt in die Pfarrwohnung zurückgekehrt war, „wer die beyden jungen Frauenzimmer waren, die der Kan-

zel schräg gegenüber in dem neuangemahlten Kirchenstuhle neben einander saßen?"

„Ey das waren," erwiederte die Befragte mit wichtigem Geberdenspiel, „die Töchter des Gutsbesitzers Liebhold, aus dem bey uns eingepfarrten Dorfe Erlthal, das nur eine kleine Stunde Weges von Wilmershain entfernt liegt."

„Ich meine," fuhr der Pastor nach einer Pause zu fragen fort, „besonders die, mit dem blau seidnen Leibchen, gleich vorn in dem Stuhle."

„Das war Lorchen," versetzte jene, „die älteste Tochter des Gutsbesitzers und die neben ihr, war ihre jüngere Schwester Rosalie."

„Nicht doch!" fiel der junge Seelsorger ihr in's Wort. „Zwischen beyden saß ja ein freundlicher, wohlbeleibter Mann von mittlern Jahren, den ich für ihren Vater hielt."

„Ganz recht, Herr Pastor!" war die Antwort. „Ihm zur Linken befand sich Lorchen und ihm zur Rechten Rosalie; beydes ein paar eben so bildschöne, als wohlerzogene, fromme Mädchen, die fast keinen Sonntag den Gottesdienst versäumen." —

So ist es wohl der Schuldigkeit gemäß, dachte Walling, während Sabine mit der Amtskleidung, deren sich jener so eben entledigt hatte, behutsam dem Kleiderschranke zutrippelte, in den nächsten Tagen bey dem Gutsbesitzer in Erlthal einen Höflichkeitsbesuch abzustatten. Vielleicht daß er der Mann ist, mit welchem sich für die Folge ein

freundschaftlicher Umgang anknüpfen läßt. — Noch war er mit diesen Gedanken beschäftigt, als die Hausthür sich öffnete, und Herr Liebhold herein trat. „So sehr es mir auch für diesen Mittag an Zeit gebricht, mich länger in Wilmershain aufzuhalten," rief der Eilfertige nach den gewöhnlichen Bewillkommnungsformeln, „konnte ich doch nicht umhin, wenigstens auf ein paar Augenblicke bey Ihnen vorzusprechen, und Sie meines herzlichen Glückwunsches zu versichern, und mich und die Meinigen Ihrer freundschaftlichen Wohlgewogenheit zu empfehlen. Hoffentlich werden Sie uns derselben, wenn wir erst in nähere Bekanntschaft mit einander gekommen sind, nicht unwerth finden." Es erfolgte jetzt die Einladung zu einem Gegenbesuch in Erlthal. Walling drückte dem Gutsbesitzer, der in seinem ganzen Wesen das Gepräge des Biedersinnes und der Gutmüthigkeit trug, die Hand und versprach, der an ihn ergangenen Einladung bald möglichst Folge zu leisten, worauf jener unter der wiederholten Versicherung, daß der Wagen bereits angespannt und seine baldige Rückkehr nach Erlthal für heut durchaus nothwendig sey, sich wieder entfernte.

Walling ermangelte nicht, seiner dem Gutsbesitzer geleisteten Zusage zu gedenken, und schon ein paar Tage nachher befand er sich auf dem Wege nach Erlthal. In sanften Krümmungen führte der Fußsteig, dessen Richtung er sich während des Mittagessens von Sabinen umständlich hatte beschreiben lassen, zwischen anmuthigen Wiesen hin-

durch, auf welchen die Bewohner beyder Dörfer in rüstigregem Fleiße mit der Heuärndte beschäftigt waren. Ein Anblick, an welchem der Spaziergänger freylich im Gefühl wohlthuenden Behagens die Augen weidete, der aber auch zugleich Veranlassung ward, daß Walling das Ziel seiner Wanderung um einige Stunden später erreichte, als es seiner Rechnung nach geschehen sollte; da er, um die Gesetze der Schicklichkeit zu beobachten und den Schein des Hochmuths von sich zu entfernen, bald rechts, bald links ein Gespräch anspinnen und, der innern, vorwärts strebenden Unruhe zum Trotz, die langweiligsten Berichte und Erörterungen mit theilnehmend gelassenen Geberden anhören mußte.

Auch auf dem Gutshofe zu Erlthal fand er, als er endlich daselbst angelangt war, das nehmliche regsame Treiben und Schaffen, das draußen im Freyen sich überall seinen umherschweifenden Blicken gezeigt hatte. Mit freundlichem Gruß empfing ihn Liebhold, der so eben einigen in's Feld ziehenden Knechten die zu beobachtenden Verhaltungsregeln mittheilte und einschärfte, an der Thür des Wohngebäudes und stellte ihn darauf seiner Ehefrau vor, die aber sammt ihren beyden Töchtern im Innern des Hauses so angelegentlich mit Zubereitung des Vesperbrodes für die Heumäher beschäftigt war, daß sie bey Wallings Eintritt kaum die wenigen Augenblicke sich abzumüssigen wußte, deren sie bedurfte, um mit der Unmöglichkeit, ihm drinnen im Wohnzimmer, dem Anstande und ih-

rem Wunsche gemäß, Gesellschaft leisten zu können, in flüchtig bedauernden Worten sich zu entschuldigen. Auch dem Gutsbesitzer selbst schien dieser Besuch heute nicht eben zur gelegensten Stunde gekommen zu seyn; denn ob er gleich sich alle Mühe gab, die Unruhe, von welcher er gedrängt und gepreßt schien, vor seinem Gaste zu verheimlichen, sprang er doch zu wiederholten Malen im Fortgange des Gespräches unwillkührlich von seinem Stuhle auf und blickte durch das geöffnete Fenster mit einer Miene nach dem Hofraume hinaus, aus welcher deutlich hervorging, daß er den Forderungen der guten Lebensart ein nicht geringes Opfer bringe, wenn er die kostbare Zeit hier müssig verplaudere und darüber die weit wichtigern Angelegenheiten, die draußen seiner warteten, zu beschikken verabsäume.

Beym Abschiede, welchen Walling mit schuldiger Berücksichtigung der Umstände so viel als möglich beschleunigte, berichtete ihm Liebhold, daß er gegen das Ende der Woche eine Geschäftsreise nach der Stadt vorzunehmen genöthigt sey, von welcher er wahrscheinlich erst in zehn bis zwölf Tagen nach Erlthal zurückkehren werde; daß er sich aber nach seiner erfolgten Zurückkunft auch einen desto längern Besuch erbitte. Indem sie beyde aus der Thür des Zimmers traten, rief die Mutter, welche in der am untern Ende der Hausflur gelegenen Milchkammer zu schaffen hatte, mit heller Stimme Lorchens Namen und der Prediger sah sogleich das reizende Mädchen, das am verwichenen

Sonntage während der Predigt seine Aufmerksamkeit so unwiderstehlich gefesselt, jetzt aber das himmelblaue Leibchen gegen ein bescheidenes Linnengewand vertauscht hatte, aus der gegenüber befindlichen Küche pfeilgeschwind dem Orte zueilen, von welchem das Rufen sich hatte vernehmen lassen. Walling fühlte bey ihrem Anblick sein Innerstes wunderbar durchglüht; denn wie schnell auch diese liebliche Erscheinung an ihm vorüberflog, ließ sie ihm doch Zeit genug, zu bemerken, daß die Nähe nur dazu dienen könne, den Zauber ihrer Reize zu erhöhen und in ein desto vortheilhafteres Licht zu setzen. Die emsige Betriebsamkeit, die in ihrem ganzen Wesen sich verkündigte, gab ihm zugleich die günstigste Meinung von ihren häuelichen Tugenden: so wie die zwar prunklose, aber wohlgefällige Ordnung, welche hier überall seinen Blikken begegnete, schon überhaupt die Ueberzeugung in ihm rege machte, daß er zu einer so ehrenwerthen Bekanntschaft sich von ganzem Herzen Glück zu wünschen habe. — „Irre ich nicht ganz," flüsterte er auf dem Heimwege leise vor sich hin, „so ist sie es, an deren Seite mir ein irdisches Paradies erblühen würde! Viel zu günstig spricht schon der erste Eindruck, den sie auf mich gemacht hat, für sie, als daß es hier erst einer in die Länge sich dehnenden, ängstlichen Prüfung und Ueberlegung bedürfen sollte. Wohl zwanzig hübsche Gesichter haben, als ich den Ruf nach Wilmershain erhielt, durch ein huldvolles Lächeln mich heimlich ihrer Gewogenheit versichert, und nicht ein einziges be-

fand sich darunter, welches ich in ausschlieslicher Wahl den übrigen hätte vorziehen mögen. Wunderbar genug, daß es gerade hier, gegen alles Vermuthen, ein weibliches Geschöpf geben muß, welches sogar mitten in der Amtsverwaltung mich gleich auf den ersten Anblick schier um die nöthige Fassung und Besonnenheit gebracht hätte! Nein, so etwas weiß ich mir mit dem alltäglichen Lauf der Dinge nicht zusammen zu reimen! Das ist ein Wink, der von oben kommt, dem ich armer Sterblicher mich also wohl werde fügen müssen! Mein Vorfahr im Amte ist als Junggeselle verstorben, mich aber soll der Himmel behüten, in diesem Punkte seinem Beyspiele zu folgen! — Lorchen Liebhold! Ganz recht, das ist der Name, der unaufhörlich aus jedem Winkel des Herzens wiederhallt; wenn auch die Lippe nur ganz leise ihn ausspricht. Sind, wie ich zu allen Heiligen hoffe, ihr Herz und ihre Hand noch unversagt — Walling, das ist ein Weib für dich!" —

Unter diesen und ähnlichen Betrachtungen war er mit klopfendem Herzen und hochglühenden Wangen wieder an der Pforte seines Gartens angelangt, ohne jedoch in diesem Augenblick über die Naturschönheiten, mit deren Andeutung der Gutsbesitzer ihm angerathen hatte, den Rückweg durch die Felder einzuschlagen, an welchen er aber in unbeachtender Verschlossenheit seiner selbst vorübergeeilt war, sich nur die mindeste Rechenschaft ablegen zu können. Erst als er, zwischen den Gartenbeeten dahinschreitend, das Hämmern und Ho-

beln des Tischlers vernahm, der einige, seit langen Jahren unbenutzte Zimmer des Pfarrhauses, in bewohnbaren Stand zu versetzen, beauftragt war, fingen die Träumereyen, denen er in den letzt verflossenen Stunden sich ausschließlich überlassen hatte, allmählig an, dem Gedanken an die zunächst in Ordnung zu bringenden häuslichen Geschäfte wieder einigen Raum neben sich zu verstatten.

„Da bin ich wieder!" redete er die im Innern der Wohnung geschäftig herumkramende Haushälterin an. „Sie hat Recht, Sabine! Lorchen Liebhold ist ein gar hübsches, freundliches Mädchen; und dabey so fleißig, so wirthschaftlich!"

„Ey, das habe ich ja nicht blos von Lorchen behauptet, Herr Pastor, sondern von allen beyden Schwestern zugleich!" entgegnete Sabine. „Was übrigens die leiblichen Vorzüge betrifft, so mag und kann ich freylich darüber nicht entscheiden; weiß aber wohl, daß es Leute genug giebt, die Rosalien für noch hübscher halten, als ihre ältere Schwester."

„Freylich ist der Geschmack sehr verschieden!" sagte Walling, während die Alte alle Anstalten zu treffen schien, sein Gesicht ein wenig näher zu mustern. „Auch kann mir meines Theils dieser Umstand ja vollkommen gleichgültig seyn! setzte er mit einer Miene hinzu, die ihre Verlegenheit gern hinter ein unbefangenes Lächeln versteckt hätte. Zu gleicher Zeit aber wandte er, nicht ohne Besorgniß, daß er selbst durch die Hastigkeit seiner ersten Anrede Sabinen Grund zu argwöhnischen Vermu-

thungen gegeben habe, ihr den Rücken und verfügte sich nach seiner Studierstube hinauf, um daselbst die unruhig umherschweifenden Gedanken zu sammeln und die Abendstunden zum Entwurf der Grundzüge für seinen zunächst zu haltenden Kanzelvortrag zu benutzen.

Der Sonntag kam heran und rief unter Glockengeläut und Orgelklang den Prediger zur Amtsverrichtung in das offenstehende Gotteshaus hinüber. Fest hatte Walling schon im Voraus sich vorgesetzt, während des Gottesdienstes jeden weltlichen Gedanken in seiner Brust zu ersticken, der in der ruhigen Ausübung des ihm obliegenden, geistlichen Berufes ihn auf irgend eine Weise zu stören vermögend sey. Zwar hatte freylich eine heimliche Neugierde, ob der Gutsbesitzer die beabsichtigte Reise denn wohl nur allein, oder in Gesellschaft seiner Familie möge angetreten haben, ihn in die Sakristey begleitet; doch erlaubte er sich, als er die Kanzel erstiegen und seinen Vortrag begonnen hatte, nicht eher einen musternden Blick nach dem schräg gegenüber befindlichen Kirchenstuhle zu werfen, als bis nach Anstimmung des Kanzelliedes ihm unbeschränktere Muse dazu geworden war. — Sein Auge begegnete dem ihrigen; schnell aber senkten ihre Blicke sich wieder auf das vor ihr liegende Liederbuch hinab. Walling bemerkte zugleich, daß außer ihr sich niemand weiter in dem Kirchstuhle befand.

Die besonnene Fassung aber, die er, mit ernster Berücksichtigung des Ortes und der Umstände,

während des Gottesdienstes fortdauernd zu behaupten gewußt hatte, wäre schier von ihm gewichen, als er nach Beendigung desselben sich wieder nach seiner Wohnung zu begeben im Begriff war. In demselben Augenblick nämlich, da er aus der Sakristey auf den Kirchhof hinaus trat, bog sie, deren anmuthiges Bild jetzt mit vorherrschender Gewalt aufs neue sein Innerstes zu erfüllen anfing, mit dem Vogt aus Erlthal, in dessen Begleitung sie herüber gekommen war, eben um die Ecke des Kirchgebäudes herum, deren Vorsprung die Sakristey bildete. Der unvermuthete Anblick des reizenden Mädchens in solcher Nähe traf gleich einem elektrischen Schlage das unverwahrte Herz des Ueberraschten; mit heimlichem Ergötzen aber glaubte er zugleich zu bemerken, daß auch sie bey seinem plötzlichen Erscheinen in eine gewisse Verwirrung gerathen sey, die er unverzüglich zu seinem Vortheil auszulegen sich geneigt fühlte. Auch trug er, da sie einen Begleiter bey sich hatte, um so weniger Bedenken, sie anzureden und sich nach ihrem Vater zu erkundigen. Auf sein Befragen berichtete sie ihm, daß dieser in den letzten Tagen der Woche von seiner Reise zurückzukehren gedenke, daß ihre Schwester ihn auf derselben begleitet habe, die Mutter aber wegen häuslicher Abhaltungen dem heutigen Gottesdienst nicht habe beywohnen können. Gern hätte Walling, der an der holden Gestalt der Jungfrau und an dem süß bestrickenden Wohlklang ihrer Rede Herz und Sinne weidete, dem verführerischen Zauber, der an ihre Nähe ihn

feſſelte, nachgegeben und das angeknüpfte Geſpräch Stundenlang fortgeſetzt; hätte er nicht beſorgen müſſen, durch die längere Unterredung mit dem reizendſten unter allen ſeinen Kirchkindern die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden in einem zu bedenklichen Grade auf ſich zu ziehen und ihnen wohl gar zu unberufenen Auslegungen Stoff darzubieten.

„Es bleibt dabey!“ war ſein im Stillen wiederholter Entſchluß, als er endlich ſich von ihr verabſchiedet und die zögernden Schritte ſeiner Wohnung zugewandt hatte. „Lorchen wird die Meinige; oder ich lebe und ſterbe als Hageſtolz, wie mein ſeliger Vorfahr! Wäre doch nur erſt ihr Vater von ſeiner Reiſe zurück; dann wollte ich über die Entſcheidung meines Schickſals hoffentlich nicht gar lange mehr in Ungewißheit ſchweben!“—

Fünf lange Tage verſtrichen indeſſen, bevor die ſehnlich erwünſchte Nachricht, daß Liebhold wohlbehalten in Erlthal wieder eingetroffen ſey, ihm zu Theil ward. Es geſchah dies ungefähr eine Stunde früher, als er, wie wir bereits zu Anfange dieſer Erzählung berichtet haben, die Kaffeekanne in der Gartenlaube zerbrach, wohin er aus der unbehaglich drückenden Stubenluft ſich geflüchtet hatte, um daſelbſt freyer und ungeſtörter über die Mittel und Wege nachzudenken, die er jetzt zu Erreichung ſeiner Wünſche und Abſichten einzuſchlagen habe. Nach reiflicher Ueberlegung der Umſtände ſchien es ihm endlich am zweckgemäßeſten,

die ausgleichende Vermittelung seiner Herzensangelegenheit schriftlich zu betreiben und unverzüglich begab er sich, um den gefaßten Versatz noch heut ins Werk zu richten, nach dem Innern des Hauses zurück. Schon an der Thür aber kam ihm Sabine mit einem versiegelten Schreiben entgegen, das ein Bote aus Erlthal, ihrer Aussage nach, so eben überbracht hatte. — „Sicher die Einladung zu einem Besuch!" — rief der Pastor, indem er voll begieriger Erwartung ihr den Brief aus den Händen riß und das Siegel erbrach. Ein tödtliches Entsetzen aber bemächtigte sich seiner, als er den Inhalt desselben durchlief und die grausame Vereitelung seiner schönsten Hoffnung in folgenden, mit der Namensunterschrift des Gutsbesitzers versehenen Zeilen erkannte:

„Indem ich Sie, lieber Herr Pastor, nach meiner gestern erfolgten Zurückkunft mit freundschaftlicher Herzlichkeit begrüße, zeige ich Ihnen zugleich an, daß nur die Menge der durch meine Abwesenheit angehäuften, dringenden Geschäfte mich abzuhalten vermag, mündlich über eine Sache mit Ihnen zu sprechen, deren Wichtigkeit wohl für niemand einleuchtender seyn kann, als für mich selbst. Es betrifft dieselbe nämlich die in vierzehn Tagen zu vollziehende eheliche Verbindung meiner ältesten Tochter Eleonore Franziska mit dem Wirthschaftsverwalter Frieberg in Lerchingen, dessen Taufschein hierbei erfolgt. Schon seit einem halben Jahre sind beyde

mit einander versprochen; gewisse eingetretene Familienverhältnisse machten es jedoch nothwendig, ihre Verlobung bisher noch geheim zu halten. Diese sind gegenwärtig vollkommen beseitigt und ausgeglichen; ich ersuche Sie daher, die Verlobten nächstkommenden Sonntag von der Kanzel, der herkömmlichen Sitte gemäß, zu proclamiren und das zu schließende Ehebündniß der segnenden Obhut des Höchsten zu empfehlen. Die nähere Bestimmung des Hochzeittages selbst mag der mündlichen Unterredung vorbehalten bleiben; nur kann ich nicht umhin, schließlich noch hinzuzufügen, daß ich in dem Kreise der einzuladenden Hochzeitgäste mich auch der werthen Gegenwart des Herrn Pastors von Wilmershain zu erfreuen wünsche."

Da stand der Getäuschte, die Augen starr auf die Schriftzüge geheftet, welche der Ausführung seines in hoffnungsvollem Vertrauen so eben gefaßten Entschlusses auf eine so feindselige Weise sich in den Weg stellten. Wie schmerzlich und bitter aber auch die Empfindungen waren, die mit unwiderstehlicher Gewalt sein Innerstes durchdrangen, suchte er doch sich möglichst zu fassen und zu bezwingen; zumal da er bemerkte, daß Sabine sich mit unverkennbaren Zeichen der Neugierde noch immer in seiner Nähe zu schaffen machte und auf das angelegentlichste beeifert war, den Inhalt des Briefes, zu dessen Mittheilung er in diesem Augenblick sich freylich nicht eben geneigt

fühlte, aus seinen Mienen und Geberden zu errathen.

Hartnäckigen Kampfes begannen Stolz und Liebe in seinem Innern sich zu bekämpfen, als er jetzt sein einsames Gemach wieder betreten und bey den Aeußerungen des Unmuths und Verdrusses, mit welchen er dem schwergepreßten Herzen Luft machte, keinen Zeugen mehr zu befürchten hatte. Unfähig zu entscheiden, ob er dem Schicksal zuerst wegen der feindseligen Geschäftigkeit, mit welcher es seine lieblichste Lebenshoffnung zerstört hatte, hadern und grollen, oder es zuerst mit Dank anerkennen solle, daß, seiner Fügung zufolge, das Schreiben des Gutsbesitzers dem eignen Bewerbungsgesuch um Lorchens Hand zuvorgekommen und dadurch der Einholung einer ausdrücklich verneinenden Antwort vorgebeugt worden sey, blickte er, in düstre Betrachtung versunken, durch das geöffnete Fenster über die weiten, mit üppig grünenden Fruchthalmen bedeckten Felder hinaus, durch welche der nach Erlthal führende Fußsteig sich wie ein dunkler Streif in vielfachen Krümmungen dahin wand. — „Mit welch einer freudigen Eilfertigkeit würde ich ihn zurückgelegt haben;" seufzte er leise vor sich hin, „sobald mir von dorther der gewünschte willfährige Bescheid zu Theil geworden wäre! statt daß sein Anblick jetzt nur dazu dienen kann, mit fruchtlosem Gaukelwerk mir die Bilder des verlornen Glückes in lebhafterm Farbenspiel vor die Seele zu führen, und mich eben dadurch den Unmuth getäuschter Erwar-

tung desto tiefer und schmerzlicher empfinden zu lassen!" —

In der Ueberzeugung, daß der glühende Wunsch seines Herzens vor der unabänderlichen Nothwendigkeit verstummen und das widerstrebende Gefühl den Forderungen der Pflicht untergeordnet werden müsse, that er zwar, als er Sonntags darauf vor der versammelten Gemeinde die Namen des jungen Brautpaares, dem Auftrage gemäß, von der Kanzel zu verlesen sich anschickte, sein möglichstes, um bey Vollführung dieses Geschäfts den äußern Anschein der Ruhe und Unbefangenheit zu bewahren; gerieth aber doch, da er, aller Anstrengung ungeachtet, Lorchens Namen durchaus nur in abgerissenen Sylben über die Lippen zu bringen vermochte, in ein so merkliches Stottern, daß er vor sich selbst erschrack und, von seinem Rednertalent im Stich gelassen, an dieser gefährlichen Klippe vielleicht ohne alle Rettung gescheitert seyn würde; hätte nicht der Gedanke ihn einigermaßen aufgerichtet, daß gerade heut von der Familie des Gutsbesitzers sich niemand zum Glück in der Kirche befinde, von der arglosen Gutmüthigkeit der übrigen Zuhörer aber zu hoffen stehe, sie werde dies verfängliche Stammeln und Stecken keinem andern Umstande zuschreiben, als der Unleserlichkeit der Schriftzüge, welche dem raschen Vortrage des Inhalts zum unüberwindlichen Hinderniß gereiche.

„Walling, ich bitte dich!" rief er kopfschüttelnd sich selbst zu, indem er auf den Stufen der verdeckten Kanzeltreppe wieder in die Sakristey

hinabstieg; was soll aus dir werden, wenn du nun gar erst mit deiner leiblichen Hand den gewechselten Trauring ihr anstecken, dann die Hände der Verlobten in einander legen und den Segen über sie aussprechen sollst: Wallina, sey ein Mann! Bekämpfe die unzeitigen Regungen des schwachen Herzens ernstlich und kräftig mit den Waffen der Vernunft! Statt ungeziemendem Liebesverlangen dich hinzugeben, beschäftige dich mit der Sorge für die gewissenhafte Vollziehung der hohern, dir obliegenden Verpflichtungen! Sey der Würde deines Berufes eingedenk, und laß die Blöße, die du dir so eben vor den Augen der Gemeinde gegeben hast, deine letzte Thorheit gewesen seyn!"

Wirklich blieb dieses Selbstgespräch nicht ohne heilsamen Einfluß auf das Bestreben, zufolge dessen er, nach Anerkennung der Nichtigkeit seiner bisher gehegten Träume und Entwürfe, wieder zu der ruhigen Gemüthsstimmung zu gelangen suchte, deren er zur pflichtgemäßen Verwaltung seines Amtsberufes bedürftig war. Ernster und angelegentlicher, als es bisher geschehen war, nahm er seit diesem Augenblick sich vor, der Erinnerung an das Bild des reizenden Mädchens nie ohne den Gedanken Raum zu geben, daß es die vorgefundene Braut eines Andern gewesen sey, nach deren Besitz er, der obwaltenden Verhältnisse unkundig, in fruchtlos verlornen Wünschen gestrebt habe. Auch hatte er in Vollführung des Entschlusses, durch fortgesetzte Wachsamkeit über sich selbst jeder fernern Anfechtung Trotz zu bieten, im Verlauf ei-

niger Tage schon so glückliche Fortschritte gemacht, daß er den Gutsbesitzer, der eines Nachmittags in der Pfarrwohnung sich einfand, mit der freundlichsten Unbefangenheit zu bewillkommnen und sich mit ihm über die nähern, für die bevorstehende Trauungsfeyerlichkeit zu treffenden Maasregeln und Verfügungen zu besprechen vermochte: obgleich er alle diejenigen Punkte, die nicht unmittelbar mit den dabey erforderlichen Amtsverrichtungen in Bezug standen, zu berühren vermied.

Der Tag, an welchem die priesterliche Einsegnung des jungen Paares Statt finden sollte, war endlich erschienen. Eine fröhliche Musik ließ von fern auf der Heerstraße, die von Eilthal herüber führte, sich vernehmen, und wie im Fluge rollten bald darauf die mit den Hochzeitgästen stattlich besetzten Wagen zum Dorfe herein. In wogendem Gedränge strömte ein schaulustiger Haufe von Neugierigen aus Wilmershain und der umliegenden Gegend den Kirchthüren zu: und von der Orgel, an welcher sämmtliche Reisiger gezogen waren, begann jetzt, indem der wohl geordnete Trauungszug dem Haupteingange sich näherte, der weithin schallende Klang eines, fast an weltlichen Jubel grenzenden, vom Cymbelstern in munterer Festlichkeit begleiteten Tonstückes sich zu verbreiten. Still in sich selbst gekehrt, verfügte Walling, seinen Weg durch den Garten einschlagend, sich hinüber nach der Sakristey, wo er, die Gedankenfolge des zu haltenden Vortrags sich in das Gedächtniß zurückrufend, während des jetzt eingetretenen Ge-

fanges, langsam und mit gesenkten Blicken auf- und niederging, bis der verhallende Klang der Orgel ihn vor den Altar hinauserief. Von keiner leidenschaftlich auflodernden Glut rötheten sich seine Wangen, als er der Versammlung sich entgegen wandte und zu sprechen begann: wohl aber glaubten die ihm zunächst Stehenden eine sanfte Schwermuth in seinen Zügen zu bemerken. Niemand hegte jedoch den Verdacht, daß dieselbe einem andern Umstande zuzuschreiben seyn könne, als der gerührten Stimmung, in welche das jetzt ihm obliegende, während seiner Amtsführung heut zum erstenmale zu verrichtende Geschäft sein Gemüth versetzt habe.

So gelangte er, die Herzen aller Anwesenden durch den Inhalt seiner Worte und den Ton seiner Stimme mit unwiderstehlicher Gewalt in ihren innersten Tiefen ergreifend und bewegend, zum Schluß der Rede, welche der Trauungsfeyerlichkeit selbst einleitend voranzugehen bestimmt war. Ein Wink mit der Hand, in ungewissem Zweifel nach dem vor ihm befindlichen Halbkreise gerichtet, deutete den Verlobten an, daß sie jetzt, zu Vollziehung der feyerlichen Handlung, den Stufen des Altares sich nähern möchten.

Wer aber vermag durch Worte die Ueberraschung zu schildern, die des Harrenden sich bemeisterte, als er in der herbeygeführten, mit dem Myrthenkranze geschmückten Braut, nicht die Geliebte seines Herzens, sondern — ihre Schwester, die andere Tochter des Gutsbesitzers erkannte, die er,

durch die Aussage der blödsichtigen Haushälterin irre geführt und sodann durch jenes zufällig Statt gefundene Stellvertreten auf der Hausflur zu Erlthal in seinem Glauben bestärkt, bisher für Rosalien gehalten hatte! — Zu erschütternd war der Eindruck, den eine so unerwartete, glückliche Entdeckung auf sein Gemüth hervorbrachte; zu stürmisch die Gewalt, mit welcher ihm das Herz unter dem Priesterrocke zu hüpfen anfing, als daß nicht der schnelle Tausch und Wechsel der innern Empfindungen mit unverkennbaren Merkmalen sich in seinem ganzen Wesen hätte ausdrücken und an den Tag legen sollen. Mit liebendem Verlangen suchte sein unter den Anwesenden umherschweifender Blick jetzt die Jungfrau, welcher zu begegnen, er bis dahin absichtlich vermieden hatte, und der Himmel schien sich ihm aufzuthun, als er, in nur geringer Entfernung vom Altare, sie wahrnahm. Festlichen Schmuckes umfloß ein Gewand von silberhellem Atlas die schlanke Gestalt und von einer Blumenguirlande waren ihre braunen Locken durchflochten. Ihre Augen aber schwammen in Thränen und waren mit stiller Wehmuth auf die Schweßer gerichtet, deren unvermeidliche, durch die neu angeknüpften Bande herbeygeführte Trennung vom väterlichen Hause nunmehr so nahe bevorstand. — Walling bot alle seine Geistesgegenwart auf, um sein Amtsgeschäft in gehöriger Ordnung zu vollenden, dankte aber dem Himmel, als nach vollbrachter Einsegnung des jungen Paares die Orgel von neuem zu ertönen begann, und er

jetzt aus den Augen der versammelten Menge sich wieder in seine einsame Klause zurückziehen durfte, die den verschwiegenen Winkel ihm darbot, um den stillfröhlichen Aeusserungen seines dankbar bewegten, von frischer Hoffnungsglut durchströmten Herzens in ungestörtem Entzücken sich überlassen zu können.

Nach Verlauf einer Viertelstunde klopfte jemand mit heftigem Ungestüm an die nach aussen gehende Thür der Sakristey. Es war Sabine, die im Schweiß ihres Angesichts ihm verkündigte, daß der Wagen des Gutsbesitzers vor dem Pfarrhause halte und daß er selbst bereits, um den Herrn Pastor nach Erlthal abzuholen, nebst einigen Hochzeitgästen sich, seiner harrend, im Wohnzimmer drüben befinde. — „Sabine!“ rief Walling, indem er lächelnd ihr mit dem Finger drohte, „Sie hat mir einen Streich gespielt, den ich mein Lebelang nicht vergessen werde!“ Die Alte schaute bestürzt und befremdet an ihm herauf und hätte gern auf der Stelle sich nähere Auskunft über eine so räthselhafte Beschuldigung von ihm erbeten; er aber eilte so rasch davon, daß sie um keinen Preis der Welt ihm in gleichem Schritte zu folgen vermocht hätte.

In einer herzlichen Umarmung gab Liebhold ihm, als er in das Zimmer trat, seinen Dank zu erkennen. Ein flüchtiger Blick auf die übrigen Anwesenden belehrte den Liebenden, daß seine Hoffnung ihn nicht getäuscht habe — denn Rosalie befand sich unter ihnen. Neben ihr erhielt er, den

Anordnungen des Gutsbesitzers zufolge, seinen Platz auf dem Wagen; ein Vorrecht, welches auch späterhin zu seiner innigen Freude an der zahlreich besetzten, stattlichen Hochzeitetafel ihm zu Theil ward. In zwangloser Lebhaftigkeit vermischte sich der laute Frohsinn der im Saal schmausenden Gäste mit dem noch rauschendern Jubel der draußen auf dem Hofraume versammelten Dorfbewohner, für deren Bewirthung der Gutsherr zu dem festlichen Tage mit freigebigen Händen gesorgt hatte. Zwar stiller, aber nicht minder innig war der Ausdruck der Theilnahme, der in Wallings und Rosaliens Blicken zu lesen stand. Zu den Segenswünschen, von welchen ihr Innerstes für die Neuvermählten erfüllt war, gesellte sich das Wonnegefühl des eigenen Glückes; denn auch ihre Herzen hatten sich gefunden! —

Nach aufgehobener Tafel zerstreute sich die Tischgesellschaft lustwandelnd durch alle Richtungen des Gartens, der mit weithin sich erstreckenden Schattengängen hinter dem Wohngebäude befindlich war. In freundlich mittheilendem Gespräch führte Liebhold den Prediger unter üppig tragenden Obstbäumen nach einem abgelegenen Fischweiher hinunter, um ihn der daselbst sich darbietenden reizenden Aussicht über die Wiesen und Felder genießen zu lassen, hinter welchen der Kirchthurm und ein Theil des Pfarrhauses von Wilmershain zwischen den Erlen und Linden, wie von einem grünen Kranze umflochten, traulich hervorragten. Ein zauberischer Friede lag, so weit das

Auge reichte, über die weiten Ebenen verbreitet, mit mildem Schein vergoldete die Abendsonne die Gipfel der Bäume, nur dann und wann bewegte ein leises Lüftchen kräuselnd die spiegelblaue, ruhige Wasserfläche, und nur der dumpfe, aus der Ferne herüber hallende Klang der Musik und des Festjubels auf dem Gutshofe unterbrach abwechselnd die Stille, welche diesen Theil des Gartens vor allen andern sich zum Wohnsitze erlesen zu haben schien. An dem ergötzlichen Gemälde der ländlichen Natur die Augen weidend, stand Walling einige Minuten lang in schweigende Betrachtung verloren; dann aber faßte er seinen Begleiter bey der Hand und sagte: „Freylich sollte man fast glauben, daß beym erfreuenden Genuß solcher Naturschönheiten jeder andere Wunsch des Herzens leicht zum Schweigen zu bringen sey; die Erfahrung aber stimmt hiermit keinesweges so ganz überein! Herr Liebheld, Sie haben Ihre älteste Tochter heut der Hand eines wackern Mannes übergeben; wenn nun ein anderer ehrlicher Mann käme und von Ihnen verlangte, daß Sie auf gleiche Weise auch von Ihrer Rosalie sich trennen sollten — würden Sie sein Begehren mit verneinender Strenge zurückweisen?"

„Ich würde," entgegnete der Gutsbesitzer mit festem Ernst — „vorausgesetzt, daß ich Rosaliens Glück dadurch begründet und auch zugleich von ihrer Zustimmung mich überzeugt sähe — dem ehrlichen Manne die Hand drücken, so wie es jetzt mit der Ihrigen geschieht, und ihm eben so wenig meinen väterlichen Segen, als meine Einwilligung versagen!"

„Hätte Ihnen," rief der Hoffende, „ein längerer Umgang Gelegenheit dargeboten, meinen Sinn und Wandel zu prüfen; so dürfte ich jetzt vielleicht mit desto freudigerm Vertrauen Ihnen gestehen, daß ich selbst der Mann bin, der in Rosaliens Besitz das Glück seines Lebens zu finden hofft!"

„Und ich trage kein Bedenken," fuhr Liebhold fort, „Ihnen mit gleicher Offenherzigkeit zu bekennen, daß ich von der Fortdauer der Achtung und Zuneigung, welche ich seit dem ersten Tage unserer Bekanntschaft gegen Sie empfunden habe, zu innig überzeugt bin, als daß ich den Ausspruch, mit welchem ich Ihre erste Frage beantwortete, jetzt widerrufen sollte. Sobald ich Rosaliens Gedanken erforscht und sie Ihren Wünschen geneigt gefunden habe, sollen Sie alsbald von der Unveränderlichkeit meiner Gesinnungen sich überzeugen." —

Mit fröhlich begeistertem Eifer hub Walling nun an, ihm über das Mißverständniß Bericht zu erstatten, welches, zufolge der Statt gefundenen Namensverwechselung, während der letzt verwichnen Tage ihn geängstigt und gefoltert habe; er wurde aber bey dieser Mittheilung durch annähernde Tritte gestört und unterbrochen, und beyde verfügten sich jetzt wieder nach dem Hause zurück. Am Eingange aber trennte sich Liebhold von ihm und fand erst geraume Zeit nachher, von seiner Ehefrau begleitet, in dem Saale sich ein, wo Walling während dessen mit einigen der Anwesenden in ein für seinen dermaligen unruhigen Gemüthszustand freylich nicht sonderlich fesselndes Gespräch gerathen war. Auch

Rosalie trat jetzt herein. Ein schüchternes Erröthen zeigte sich auf ihren Wangen und in seltsamer Verlegenheit hefteten sich ihre Blicke an den Boden. Liebhold aber ersuchte die Versammlung, ihm einige Augenblicke lang ein geneigtes Gehör zu schenken, da er ihr eine Sache von Wichtigkeit mitzutheilen und zur Entscheidung vorzulegen habe. — „Das Schicksal," fing er, nach eingetretener Stille, zu sprechen an, „waltet in wunderbarer Fügung über meinem Haupte! Kaum habe ich gefällig und nachgiebig mir mein Lorchen abschwatzen lassen; und schon findet wieder ein anderer Räuber sich ein, der die Hand nach meiner Rosalie ausstreckt! Sprecht, Freunde, soll ich mit der nämlichen Gutmüthigkeit mir auch das gefallen lassen? Uebereilt euch jedoch nicht in eurem Urtheil, denn ich gebe euch zugleich zu bedenken, daß, wofern ihr mir davon abrathen solltet, ihr es mit der Kirche zu verfechten bekommt: Dort, der Herr Pastor von Wilmershain" —

Ein hellfröhliches, vom Schmettern der Trompeten begleitetes Aufjauchzen der Anwesenden unterbrach mit betäubender Macht seine Worte. „Ich bin überstimmt und muß mich fügen!" rief er aus, indem er Rosalien bey der Hand ergriff, sie dem Entzückten zuführte und dem neugeschlossenen Bunde freudig gerührt seinen Segen ertheilte.

K. G. Prätzel.

Die Erscheinung.

Eine Legende.

Eine alte Tradition, in mehrern Urkunden der grauen Vorzeit, jedoch abweichend von einander, und namentlich von Becherer noch, in seiner Thüringischen Chronik erwähnt, gab mir den Stoff zu dieser Erzählung, die sich für ein Taschenbuch, welches Penelope, das Muster weiblicher Liebe, Zucht und Treue als empfehlende Benennung an seiner Stirn trägt, zu eignen scheint. Die Sage erzählt, daß die fromme Stiftung, wodurch Rheinswiga die Asche ihres Gatten zu heiligen, und seine Seele aus der Pein des Fegfeuers zu erretten suchte, das St. Nicolai-Kloster gewesen sey, das früher auf dem St. Petersberge bey Eisenach gelegen war. Dort soll sie in stiller Andacht und Treue, in Almosenspenden und Seelenmessen bis an ihr Ende verharret, und den von unstäten Qualen umhergetriebenen Geist ihres Gemahls endlich durch ihr anhaltendes Gebet Ruhe im Grabe verschafft haben.

Später wurde im Jahr 1140 dies Kloſter durch Adelheid, Landgraf Ludwigs in Thüringen Tochter, Enkelin Ludwigs des Springers, erweitert, nach Eiſenach verſetzt, und von ihr als Aebtiſſin bis an ihren Tod bewohnt.

Es herrſchte einſt ein mächtiger König in Albion in der Blüthe ſeiner männlichen Jahre, als der Tod ihm unvermuthet erſchien, ihn hinweg zu führen aus dem Kreis der Lebendigen.

Ungern ſchied er daraus, denn ſein Sinn hing an den Freuden der Welt, die gleich einem üppigen Kranze ihn mit allem umgaben, was das irdiſche Daſeyn ſchmückt, und die ſchönſte Blüthe deſſelben war Rheinſwiga, ſeine Gattin, deren Huld und eheliche Liebe ſich nur würdig mit ihr ſelber vergleichen ließ.

Vom Schmerz ſeines drohenden Verluſtes nie von den Krallen der Verzweiflung ergriffen, beſchwor ſie vergebens die finſtern Mächte, ihr Leben als Opfer für das ſeinige anzunehmen. Denn aus der verhängnißvollen Urne, die die Schickſale der Sterblichen beſtimmt, war das ſchönere Loos ihm gefallen, von der Geliebten beweint, leiſe dahin zu ſchlummern in jene beſſere Welt, und ihr wurde das ſchrecklichere zu Theil, ihn verlieren und überleben zu müſſen.

Als nun die erſte Heftigkeit ihrer Betrübniß allmählig in mildere Wehmuth ſich verlor, und ſie ihr Auge nicht mehr ſtarr und unbeweglich in die Tiefe ſeines Grabes ſenkte, ſondern ſie von lindernden Thränen erſchöpft, Troſt ſuchend es

zum Himmel erhob, da flüsterte eine innere Stimme ihr zu, daß es doch noch ein Band gebe, sie auch getrennt von dem geliebten Gemahl auf ewig mit ihm zu vereinigen, die Todtenfeyer nämlich, und die Treue, mit der sie sein Andenken ehre, bis ihr selbst die heiß gewünschte Stunde schlage, die ihren zarten Lebensfaden lösen werde, um ihn wiederum mit dem seinigen in einer bessern Welt zu verknüpfen.

Da berief sie ihre Diener und Frauen zusammen, deren Anblick sie lange in ihrer Einsamkeit gemieden hatte, und indem sie unter sie trat, umwallt vom dunkeln Witwenschleyer, wie der bleiche Mond von nächtlichem Gewölk, blickte sie schmerzlich lächelnd, wiewohl mit weinenden Augen auf sie nieder, und sprach: „Ihr Getreuen, die Ihr meinen Kummer theilt, theilt auch das Mittel mit mir, das ihn zu lindern vermag. Viel, ja alles hat das Schicksal mir genommen, denn wer seiner Liebe Glück verlor, dem ist fortan das Leben öde, wie eine Wüste, in der der Quell der Hoffnung und der Freude versiegt ist. Und doch muß ich die unsichtbare Macht verehren, die mein Herz zerriß, denn ihre Rathschlüsse kommen von oben, und eine höhere Weisheit lenkt jeden unserer Schritte auf dieser irdischen Dornenbahn. Daher beuge ich mich in demüthiger Unterwerfung unter die Hand, die mir so unheilbare Wunden schlug, aber ich hoffe, ewiger Schmerz und nie zu stillende Trauer werde mir als einem schwachen Weibe gestattet seyn, und die Gottheit nicht als

Murren gegen ihren heiligen Willen beleidigen. Um nun nicht mit meinen unfruchtbaren Thränen blos die Gruft des Geliebten zu benetzen, habe ich Euch zusammenberufen, um mich mit Euch zu einer würdigen Feyer seines Todes zu vereinigen. Diese Lampe, die ich ihm zum immerwährenden Gedächtniß stifte, soll mich vierzig Tage und vierzig Nächte an seinem Grabe knieen sehn, und nur, wenn die Schwäche der Natur durch einen kurzen Schlummer unwillkührlich mein Auge schließt oder karge Fastenspeise meine Lippen netzt, weil leider der sterbliche Mensch der Nahrung bedarf, nur dann sollen die Gebete unterbrochen werden, durch die ich den Himmel um die Ruhe seiner Seele beschwören will."

„Und Ihr, meine Getreuen, Ihr sollet mich geleiten auf diesem ernsten Gange, und mit mir beten diese erste Nacht, und dann zurückgehen, um Almosen auszuspenden an Arme und Verlaßne, damit ihr Flehen im Geräusch der Welt sich mit dem meinigen in der Einsamkeit vereine."

Also sprach die Königin, und alle knieeten vor ihr nieder mit tief bewegtem Gemüth, und baten, nicht nur diese eine Nacht, sondern während der ganzen von ihrer treuen Zärtlichkeit bestimmten Zeit ihr betend zur Seite seyn zu dürfen, aber sie lehnte es ab mit sanften, jedoch ernsten Worten, und es blieb daher ihrem bereitwilligen Gefolge nichts übrig, als der Herrin zu gehorchen.

Als nun der Abend dämmerte, ergriff sie die Lampe, die bis dahin fromme Priester geweiht hat-

ten durch Segen und Gebet, und wandelte still, wie ein seliger Geist, durch die Hallen ihres Schlosses der Schaar ihrer Diener voran, bis sie die Pforte des Grabgewölbes erreichten, in welchem die Gebeine ihres Herrn ruhten. Jeder ihrer Begleiter trug eine Fackel in der Hand, unter deren wehenden Flammen das stille Licht der Lampe gleich einem blassen Mondstrahl, der eine Feuersbrunst beleuchtet, seinen silbernen Schein verbreitete, und als sie der Gruft nahe waren, winkte Rheinswiga den übrigen schweigend, in einiger Entfernung zurück zu bleiben, kniete auf die Stufen des Grabmals nieder, und blieb liegen allda in stummer Trauer, bis der Hahnenruf ihr die Morgendämmerung verkündete, und sie sich erhob, um ihr Gefolg zu entlassen.

Traurig überliefen ihre Getreuen sie der grauenvollen Einsamkeit, und ehrten durch stummen Gehorsam den fest ausgesprochenen Willen der Königin, die, als sie sich allein sah, ihren Thränen und Seufzern nicht mehr wehrte. Ach — die Krone war ihrem Haupte verblieben, aber den Aehrenkranz des häuslichen Glücks, die Myrthen zarter Liebe hatte das Schicksal ihr entblättert und wie ein dunkler Strom, durch keinen Sonnenstrahl mehr erhellt, zog das Leben mit seiner untergegangenen Glorie ihrem müden Blick vorüber.

Da, als die dritte Mitternacht begann, drückte zuerst ein leiser Schlummer ihr das matte Auge zu, und knieend, ihr Haupt auf den kalten Marmor des Grabes gestützt, schwand ihr Bewußtseyn

in wunderbar verwerrenen Träumen dahin, und überirdiſche Hoffnungen miſchten ſich in ihren Schmerz, ſo wie zuweilen, von den Engeln geſendet, Ahnungen himmliſchen Glücks die Nacht der Schwermuth lindern.

Da war's, als ob ein leiſer Ton an ihrem Ohr vorüberſchwirrte, gleich dem Winde, der die Saiten der Harfe melodiſch durchſtreift, und ein ſtärkeres Klingen folgte nach, wie wenn Waffen ſich berühren — doch nicht rauh war der Ton, und nicht ungeſtüm wurde ſie durch ihn aus ihrem kurzen Schlummer ermuntert.

Sie richtete ſich auf und blickte umher, aber alles war ſtill, und ſie vermeinte nur geträumt zu haben, als ſie über ſich einen grauen Duft gewahrte, gleich einer Wolke geſtaltet. Iſt's der Athem der Lampe, der ſich ſo wunderbar geſammelt hat, dachte ſie, oder dringen die Nebel der Frühe herein, die draußen über dem Meere duften — oder will ein Blendwerk mich vielleicht irre leiten in dem heiligen Berufe, den ich übe? Sie ſchlug ein Kreuz an ihre Bruſt, und zwang das erſchrockene Auge feſt und immer feſter auf der Wolke zu verweilen, die ſich leiſe niederſenkte, und menſchliche Bildung annahm, aus der nach und nach die erblaßten Züge ihres Gatten ſich entwickelten.

Dieſer Anblick, ſtatt ihr Entſetzen zu vermehren, durchſchauerte nur durch die Wallungen einer frommen, hoffnungsvollen Freude ihr Herz beym Wiederſehn des Heißgeliebten, denn ſie wähnte, der Himmel habe ihr ihren Gebetenen wiedergege-

ben. Hoch auf athmend, wollte sie ihm nahen, und den Erstandenen an ihre Brust ziehen, aber wie der Hauch der Frühlingsluft entschwand er seufzend ihren Armen, und blieb vor ihr stehen, ein bleiches Dunstbild, nicht mehr dem Leben angehörend.

Da sträubte Schauder ihr Haar, und von grauenvollem Beben ergriffen, trat sie zurück, und rief Gott und seine Heiligen um Schirm und Schutz in dieser banalichen Stunde an. „Zittere nicht, Rheinswiga!“ ertönte eine dumpfe Stimme, „zittere nicht, es ist kein Trugbild der Hölle, das Dich zu ängstigen Dir naht — es ist mein Geist, dem Deine treue Liebe vergebene Ruh im Grabe zu erbeten trachtet. Das Flehen reiner Unschuld beschwört selbst die himmlischen Mächte, und so ist es Dir gelungen, den Bann zu lösen, der jenseits des Meeres mich zur Strafe meiner Sünden in den Schoos eines öden Gebirges versenkte. Doch nicht, um mir vereins den Eingang zu jenem heiß ersehnten ewigen Frieden zu eröffnen, der nur frommen und Gott versöhnten Dahingeschiedenen zu Theil wird — sondern damit ich Dir die Stelle nur nenne, an die ich in steter Qual gefesselt bin, und damit dort Dein andächtiges Streben mir Linderung bringe — wenn ich sie auch nicht verdiene.“

Nicht ohne schmerzliche Wehmuth vernahm Rheinswiga diese Worte, die wie aus einer Jammerbeladenen Brust zu ihrem Ohr drangen. „Welch schweres Verbrechen sollte wohl Euer Gewissen belasten, mein theurer Herr?“ entgegnete sie, „da Ihr doch im Leben der treueste Freund, der liebevollste Gatte,

der großmüthigste Herrscher über Eure Unterthanen waret — Ihr habet nichts als Segen neben der bittern Trauer über Euern Verlust hinterlassen. Und hätte auch die Unvollkommenheit, die eine Bedingung unseres irdischen Wandels ist, in sündhaften Gedanken den reinen Spiegel Eurer Seele befleckt — die Beichte, der Ihr so oft Euer Herz erschlosset, würde ihn ja längst wieder aufgehellt haben, wie sie selbst in der Todesstunde Euch zu beruhigen schien."

Traurig schüttelte der königliche Schatten das Haupt. „Wohl," sprach er, „erleichtert die Beichte sündhaft beschwerte Gemüther von ihrer Bürde, wenn der Mensch frey in ihr, und ohne Verstellung sein Innerstes enthüllt. Allein wie das ätzende Gift einer eiternden Wunde, dem der Ausfluß verwehrt ist, tiefer unter sich frißt, und allmählig jede Kraft der besseren Säfte zernagt, bis der Körper dahin sinkt in gräßlicher Zerstörung; so auch verstärkt Falschheit gegen Gott und seine Diener jedes Vergehen, bis zu spät die Reue aufwacht, und Verzweiflung das Gemüth in einen bodenlosen Abgrund hinabstürzt. Falsche Schaam hielt mich zurück, mein Verbrechen zu bekennen, und ich meinte lang, wenn ich es aller Welt verschwiege, auch selbst dem Priester gegenüber, der an des Ewigen Statt es nur zu verzeihen vermochte, es könne dadurch gleichsam ungeschehen aus der Reihe wirklich dagewesener Dinge verschwinden. So starb ich dahin, verstockt und unversöhnt mit dem Himmel und jetzt, von ewi-

ger Pein gefoltert, soll eine zwiefach schmerzliche Buße, als mir im Leben hätte werden können, meine Strafe seyn, indem ich Dir, Du Reine, bekenne, wie unwerth ich Deiner Liebe war."

Grausend rieselte ein Fieberfrost durch Rheinswiaas zarte Glieder, und in banger Erwartung, was sie vernehmen werde, verharrte sie in ihrem Schweigen.

„So höre denn, fuhr der König fort, wie ich Dein Vertrauen betrog, und in schrecklicher Verirrung meiner Sinne den Fluch des Meineides über mich brachte. Liebe hatte unsern Bund geknüpft und Jahre vergingen, ohne daß selbst in meinen leisesten Gedanken, Treue, diese ihre himmlische Stütze in mir wankte. In frevelhaftem Uebermuth glaubt' ich mich, von Deinem Bilde erfüllt, über jede Versuchung erhaben, und statt der Gefahr auszuweichen, oder mich mit Verachtung von ihr abzuwenden, bot ich ihr überall keck die Stirne, und meinte in kühner Verblendung, ich sey unverführbar, wie der Felsen im Meere selbst der tausendsten Brandung trotzt. Keine der Frauen und Jungfrauen, die Dich umgaben, wie eine Glorie von Strahlen die Sonne umgibt, machte Eindruck auf mich, — ich sah nur Dich, die sie alle überglänzte, und die durch den unvergänglichen Werth ihres Herzens mit jedem Tage mir theurer ward. Da überraschte mich einst auf der Jagd, in öder Wildniß, ein Weib – oder war's ein höllisches Gespenst, von einem arglistigen Teufel abgesandt, um mich zu demüthigen in dem Glauben an meine Unfehlbarkeit, und mich so tief zu beugen,

als thörichter Stolz mich erheben hatte. Verrätherisch vergaß ich in diesem Augenblicke das Gelübde meiner ehelichen Treue, Deine himmlische Liebe, die mich so lauter beglückte, mich selbst — und von zügelloser Leidenschaft hingerissen, brach ich den Eid, mit dem Herz und Sinn Dir zugeschworen hatte, Dir allein anzugehören." — — —

Da zog Rheinswiga den Schleyer über ihr erröthendes Angesicht, und obgleich verhüllt durch ihn, senkte sie dennoch sittig das Auge, das mit glühenden Thränen sich netzte — zu reden aber vermochte sie nicht.

„Als ich aus dem wilden Rausche dieser lasterhaften Trunkenheit wieder zu mir kam," sprach der König weiter, bemächtigten sich Schaam und Reue, den Furien gleich, meines Innern. Verzweiflungsvoll überdacht' ich die ganze Grösse meiner Schuld, doch wie selten ein Laster allein bleibt, sondern gewöhnlich wuchernd sich vervielfältigt in der Seele, die ihm Raum gab; so wandte sich der brennende Unmuth, der mir gegen mich selbst geziemte, gegen die Verführte, die ich als Verführerin betrachtete, und indem ich in der Emporung meines rasenden Zorns mein Schwerdt ihr durch's Herz stieß, gesellt' ich zu der schweren Sünde, die ich begangen, auch noch die Sünde der Mordthat.

Seitdem vermochte reine Freude, wie ich sie sonst empfunden, nicht mehr meine starre Brust zu erwärmen, aber Dich, Rheinswiga! liebt' ich inniger noch, als vorher, denn Schmerz und innerer Vorwurf machten mein Gefühl für Dich nur noch

ehrfurchtsvoller und lebendiger, und in Deiner engelgleichen Lauterkeit, in dem kindlichen Vertrauen, mit dem du immer liebender Dich an mich Unwürdigen anschlossest, erblickt' ich Dich wie ein höheres Wesen über mir, eines tadellosen Gatten werth.

„Oft drängt' es mich, zu Deinen Füßen das schreckliche Geständniß meiner Unthat Dir anzusprechen, um vielleicht Deine Vergebung als milden Balsam auf die nimmer heilende Wunde meines Gewissens zu empfangen. Aber die Furcht, dadurch wahrscheinlich auf immer den schönen Frieden Deiner Seele zu zerstören, Dein Vertrauen, Deine Achtung, Deine Liebe zu verlieren, war noch stärker in mir, als das Verlangen, durch diese herbste aller Selbstzüchtigungen vielleicht den Zorn des Himmels zu versöhnen.

„So bemüht' ich mich denn, zu vergessen, und ohne selbst in meiner Todesstunde es zu beichten, nahm ich das Bewußtseyn meiner Schuld mit hinüber in jenes dunkle Land, dessen Pforte das Grab ist, wo die Vergeltung mit gerechter Wage unserer wartet. Da fiel mir das Loos, schwer zu ertragen, und doch vielleicht noch zu gelind für die Größe meiner Sünden, von Deutschlands wilden Wäldern umrauscht, in dem klippenvollen Schoos des Horselbergs bey Eisenach, die Qualen des Fegfeuers ohne Linderung zu dulden, bis frommes Mitleid, ach, das ich von Dir kaum zu hoffen wage, an der Stätte, wo ich leide, eine der Buße geweihte Kapelle errichten und durch Seelenmessen und Werke der Mildthätigkeit die Verzeihung des

Himmels auf mein schuldiges Haupt herabflehen wird."

„Es ziemt mich nicht, Euch zu richten, wohl aber Euch zu verzeihen, mein theurer Herr," entgegnete endlich Rheinswiga, muthig der Liebe den Schmerz zum Opfer bringend, der ihre zarte Brust zerriß, und sich aufrichtend in dem Gefühl, auch nach dem Tode und nach diesem Bekenntniß noch, das bitterer als der Tod war, ihm ihre unwandelbare Neigung beweisen zu können. „Wenn menschliches Streben Euere Pein zu lindern vermag, o so rechnet fest darauf, daß die Liebe Eueres Weibes nimmer ermüden wird, und daß alle Tage meiner Zukunft, so viele mir Gott auch zuzählt, nur Euch, der Trauer um Eueren Verlust, und dem Gebet für die Ruhe Euerer Seele geweiht seyn sollen."

Da kündigte der Ruf der Hähne den Morgen an, und der Geist des Geliebten zerfloß wie Luft vor ihren Blicken. Und als es Tag ward, berief Rheinswiga ihre Getreuen, und ordnete alles an, was der ewige Abschied erforderte, den sie von ihrem väterlichen Eiland zu nehmen entschlossen war. Und in stiller Demuth zog sie hin über's Meer, und suchte die Stätte auf, die der König ihr bezeichnet hatte, wo sie Wort hielt, und durch ihre Frömmigkeit endlich den Himmel mit seiner Schuld versöhnte.

Elisabeth Helbig.

Maria von Burgund.

1.

„Fremde und immer Fremde!“ rief Maria, die Tochter des abwesenden Herzogs Karl von Burgund, unwillig vom Sitze sich erhebend, als Beatrix, ihre vertraute Dienerin, anzeigte, die Herzogin Margaretha denke, ihr bald einige Reisende vorzustellen.

„Vom Heere?“ fragte die Prinzessin.

„Ich glaube nicht!“ lautete die Antwort.

„Und was sollen sie mir, wenn sie keine Nachricht bringen von meinem theuern Vater, und daß er sich aufrecht erhalten hat in den mannigfachen Gefahren, worein der Krieg und die Falschheit seiner Freunde ihn verflechten? — Sey nicht böse, gutes Kind, über einen Unwillen, der einzig meinen unglücklichen Verhältnissen gilt. Sprich selbst, was ist mir nicht fremd außer dir, und Du, wie lange werde ich mich noch Deiner Tröstungen erfreuen dürfen, da die Zeit immer näher rückt, wo ich auch Dich entbehren soll, wo Du mit einem ge-

liebten Gatten glücklich seyn wirst? Doch still! still! Ergebung, Entsagung, glaubt man von mir fordern zu dürfen, und ich will mich ergeben, ich will entsagen. — Komm, Liebe, kleide mich an, auf daß ich die Fremden empfangen möge."

„O Gott, mein gnädigstes Fräulein, wie so wunderschön seyd Ihr!" rief Beatrix, die braunen Locken der Gebieterin ordnend, mit Feuer aus.

„Schweig, Kind!" rief die Prinzessin. „Kann nichts doch unfreundlicher mich berühren, als der Fluch dieser Schönheit, von der Europa wiederhallt und die mich und mein Haus in ein heilloses Labyrinth verwickeln dürfte. Weniger das Erbe dieser Lande, nach dem, Gott gebe, erst recht spät erfolgenden seligen Hintritte meines geliebten Vaters, als diese sogenannte Schönheit soll es ja seyn, was mir auf einmal zwölf, zum Theil recht ansehnliche Freyer erworben hat! Wollte der Himmel, ein Schleyer hätte mich in Zeiten dem weltlichen irren Treiben entzogen, damit nur nicht gar etwa diese Gestalt Blut und Elend über die Welt bringe, der ohnehin so wenig Friede vergönnet ist! Weißt Du nicht, Beatrix, wer die Fremden sind, welche man mir zuzuführen denkt?"

„Gewöhnliche Hofleute, wie es aussieht."

„O!" rief die Prinzessin tiefseufzend, „wie glücklich wirst du seyn, mein Kind, in deiner künftigen Absonderung von dem Hofe! Alle diese zwecklose Pein wird keine Macht weiter haben über dich. Ich hingegen bin geboren, daß sie mich verfolge mein Lebelang."

2.

Als nach der Fremden Entlassung Beatrix zurückkehrte, sagte die Prinzessin: „Wohl, Liebe, hattest du recht, als Du die Hiergewesenen gewöhnliche Hofleute nanntest. Auch offenbar gar nichts an ihnen, auser dem gleisenden Firniß, mit welchem sie insgesammt überzogen sind. Lauter Herkommen und Unterthänigkeit und ohnmaasgebliches Wesen. Mit einem Worte, Menschen, die mir und jedem, der auf menschliche Gefühle und Eigenheiten rechnet, ewig fremd bleiben müssen! Theure Beatrix, auser der wackern Oberstthofmeisterin und meiner Stiefmutter, der Herzogin Margaretha, deren Jahre mir verbieten, mich ihnen so zutraulich zu nähern, wie Dir, wen werde ich noch haben, wenn auch Du mir entzogen bist? wen werde ich haben hier in Gent, wo so viele Gesichter meinem Hause übel wollen, wo selten ein Auge freundlich aussieht, das sich heraufwendet nach diesen Fenstern; wo, wenn mein Vater unglücklich ist im Kriege, vielleicht ein recht herbes Los meiner wartet?“ —

3.

Die Hochzeit von Beatrix war indessen herbeygekommen. Maria hatte sich auf ein nahe gelegenes Landhaus begeben, um sie hier ohne allen Zwang und ganz nach ihrem Gefallen auszurichten.

Als Beatrix am Morgen, weinend, wegen der nahen Trennung, zu ihr trat, sprach Maria: „Gebiete diesen Thränen, mein Kind! Denn sie verwunden mehr, als sie erfreuen. Ein Kuß, ein

Händedruck Deines Bräutigams reicht hin, ihren ganzen Quell auszutrocknen, während mein Schmerz um Dich kein Ende absehen kann. Wahrlich, der Name Beatrix iſt Dir nicht umſonſt gegeben! Wie ſo glücklich biſt Du überhaupt und gegen mich inſonderheit. Du folgeſt der Wahl Deines Herzens. Ueber das meinige aber entſcheidet die Staatsklugheit, ein kaltes, widerwärtiges Ding, von dem ich ſo gern in meinem ganzen Leben nichts erfahren hätte!"

„Vielleicht, mein gnädigſtes Fräulein," antwortete Beatrix, „nicht einmal vielleicht, ſondern gewiß, wird ſich der Himmel Eurer annehmen. Er wird Eurer Tugenden halber den Gatten Euch beſtimmen, durch den Ihr glücklich ſeyn werdet!"

„O mein liebes Kind," verſetzte die Prinzeſſin, „verfährt nicht der Himmel mit den Seinigen oft gerade am ſtrengſten, weil er ſie gern vom Irdiſchen ab und ganz zu ſich wenden möchte? Wie ſchreckenvoll aber muß der Pfad durch die Schlangenwüſte einer unglücklichen Ehe ſeyn, ſollte er auch zum Himmel führen! Wer bürgt mir, daß ich ſtark genug ſeyn würde, der Verzweiflung, immer lauernd, mich vom Ziele abzuwenden, kräftigen Widerſtand entgegenzuſetzen?"

„Uebrigens" entgegnete Beatrix, „iſt ja unter den vielen Werbern um Eure Hand die Wahl ſchon entſchieden. Hat doch Euer Herr Vater bereits vor Jahren im Lager bey Neuß mit dem Kaiſer Friedrich Verabredung deshalb getroffen. Ja, Ihr habt ſogar in deren Verfolg, mit Bewilligung Eu-

res Herrn Vaters, selbst schon dem Erzherzoge von Oesterreich auf seinen Brief geantwortet, und das Ringelein, welches er Euch dabey verehrte, nicht unerwiedert gelassen!"

„Alles wahr, mein gutes Kind, auch schätze ich unter allen meinen Frevern, dieses edelste, deutsche Blut, den Erzherzog Maximilian am meisten, wegen seines trefflichen Herzens und hohen Sinnes. Aber die Zeiten sind so wandelbar, daß auf nichts zu bauen ist. Wer weiß denn, ob das, was mein Vater und der Kaiser vor Jahren, wo ich ein Kind war, in dieser Sache beschlossen, noch jetzt in Erfüllung gehen könne? Doch, laß uns die Bitterkeit meiner Zukunft nicht in dem heutigen, schönen Tag mit hineinziehen, der auch mich beseliget, in so fern er Dein zeitliches Heil begründet. Laß mich Dein Haar mit diesem Myrthenkranze schmücken. Möge er Deinen Tagen ein immer grüner Kranz der Freude und des Glückes werden!"

Eine heiße Thräne Mariens floß auf das Gesicht der heftig Weinenden, als die Gebieterin, nachdem sie den Kranz ihr in's Haar gesetzt hatte, einen Kuß auf Beatrix Stirne drückte.

Beatrix vermochte den Dank, welcher ihre ganze Brust erfüllte, nur stammelnd von sich zu geben.

Da trat ihr Bräutigam, ein Offizier, welchem die Befehlshaberstelle in einer vom Kriegsschauplatze ziemlich entfernten, kleinen Festung übertragen worden war, in's Zimmer. Er bezeigte der Prinzessin seine Ehrfurcht, und Maria, den Schmerz,

welcher ihren Busen bewegte, unter dem Scheine der Fröhlichkeit verbergend, leate die Hände der Liebenden mit folgenden Worten in einander: „Möge der Himmel sein Gedeihen zu Euern Hoffnungen auf ein glückliches Leben schenken!“

4.

Die schöne Fürstin hatte nichts versäumt, dem Feste ein recht anmuthiges, heiteres und zwangloses Ansehen zu verschaffen. Außer der Herzogin Margaretha, der Oberstihofmeisterin Frau von Halwin, und einigen andern, aus ihrer nächsten Umgebung, war niemand vom Hofe geladen worden. Doch hatte sie alle benachbarte Landleute zum Kommen auffordern lassen. Eine große Anzahl erschien. Sie selbst unterließ nicht, am Mahle wie am Tanze Theil zu nehmen und manchen von ihnen durch freundliche Worte oder Mienen zu beglücken.

Unter dem fröhlichen Getümmel bemerkte ihr Auge drey Landleute, vor den übrigen durch besondere Zierlichkeit ausgezeichnet, die auch mitten unter ihnen immer allein, und als Fremde zu stehen schienen. Einer davon vorzüglich, ein junger gar stattlicher Mann, verwendete kein Auge von der Prinzessin. Daher redete diese ihn an und fragte, woher er sey und wie es zugehe, daß er und die beyden Andern mit den übrigen Landleuten so wenig Gemeinschaft hielten? Der Mann antwortete, daß sie nicht in der Gegend heimisch wären und den Weg hierher nur gemacht hätten, um sie, die Fragende, zu sehen.

Aber wie sehr er auch die Weise der Landleute

anzunehmen ſuchte, ſo durchſchauete Maria doch gar bald, daß es ein vornehmer Herr ſeyn müſſe, und daß die beyden Andern ohne Zweifel ſeine Diener wären. Gleichwohl gelang es ihr ſelbſt durch die ſchlaueſte Stellung ihrer Fragen nicht, etwas weiter aus ihm herauszubringen.

Darauf zog ſie die Hauptperſon des Feſtes, ihre vormaliae Dienerin auf die Seite und ſagte zu dieſer: „Liebe Beatrix, faſt glaube ich, daß der Mann, welcher auch Deine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen, wegen ſeines feinen adeligen Weſens, nicht nur kein Landmann, ſondern vielleicht gar einer von denen iſt, welche bereits um meine Hand geworben haben, oder annoch um ſie zu werben denken. Gleichwohl gelinget es mir nicht, etwas Näheres über ſeine Herkunft zu erforſchen. Siehe doch zu, Beatrix, ob du vielleicht glücklicher darin ſeyn möchteſt bey einem der andern beyden, welche offenbar zu ſeiner Dienerſchaft gehören.

Die Prinzeſſin ſagte dieß alles in einem ſo dringenden, haſtigen Tone, daß Beatrix auf ihr beſonderes Wohlgefallen an dem räthſelhaften Gaſte leicht ſchließen konnte. Sogleich ging ſie, einen der beyden zum Tanze aufzufordern, rieth auch der Prinzeſſin, ein Gleiches zu thun mit dem, den ſie für den Gebieter derſelben hielten. Maria ſtand wirklich im Begriff dazu. Auffallen konnte es gar nicht, da ſie bereits viele Landleute zum Tanze aufgezogen. Eher hätte es ſeltſam erſcheinen können, wenn es nicht geſchah, da ſie doch lange Zeit mit ihm geſprochen hatte. Aber es war, als halte

eine unsichtbare Macht ihren Fuß zurück, wie sie, auf ihn zugehend, von dem gewaltigen Strahle seines Auges getroffen wurde. — Die Herzogin Margaretha trat jetzt heran, sie liebreich fragend, wodurch ihre Anfangs so rege und innige Theilnahme an dem Feste gestört worden sey? Aber sie erhielt nur eine ausweichende Antwort. Konnte sie doch nicht einmal über sich gewinnen, die Herzogin auf den ihr so anziehend vorkommenden Fremden aufmerksam zu machen, obschon ihr Herz sie recht mächtig dazu antrieb.

Margaretha sprach lange mit ihr, viel zu lange für Mariens Zustand. Diese hätte so gar gern baldigst vernommen, ob Beatrix, welche sichtbar nur der Herzogin halber, sich nicht näherte, ihren Auftrag mit Erfolg ausgerichtet.

Endlich erschien die Zeit, wo die Freundinnen allein mit einander sprechen konnten. Aber die Nachricht war nicht tröstlich für Marien. Denn sie hörte, daß der räthselhafte Mann zwar einer ihrer Freyer, aber der Herzog Reinhard von Lothringen sey, welchem, wegen seiner Feindschaft mit ihrem Vater, ihre Hand nie würde zu Theil werden können.

Eine ungemeine Traurigkeit bemächtigte sich der Prinzessin. Was ihr zuvor ziemlich gelungen war, ihren innern Unfrieden durch ein heiteres Ansehen zu verschleyern, ward ihr nunmehr völlig unmöglich. Der an sich schon überaus drückende Zustand derselben wurde durch die theilnehmenden Fragen ihrer Mutter und Anderer noch unleidlicher.

Als der Lärm des Abends vorüber war und Beatrix von ihr Abschied nahm, schien ihr Schmerz, der keine Worte, nur Thränen hatte, sie in den Armen der Freundin auflösen zu wollen.

5.

„O mein gnädigstes Fräulein," so stürzte am folgenden Morgen die Neuverehelichte zu den Füßen der Prinzessin.

„Was fehlt meiner lieben Beatrix?" fragte Maria die Schluchzende.

„Ach das Glück, auf dessen Dauer ich so fest bauete; es hat mir leider schon wieder den Rücken gewandt. Mein Gemahl, bestimmt, wie Ihr wisset, Befehlshaber einer Festung zu werden, ist durch ein in der Nacht eingetroffenes Schreiben befehliget worden, nach dem Kriegsschauplatze abzugehen und die dortigen Gefahren mit den Andern zu theilen. Mein einziger Trost bleibt mir der Aufenthalt bey Euch."

Schmerzlich wendete die Prinzessin ihr Auge zum Himmel und sprach: „Warum mußte die Beruhigung, welche mir in dieser zurückgegeben wird, der Armen so unendlichen Kummer bereiten?"

„Wollte Gott," sagte Beatrix, „daß Euer Unglück von so wenigem Bestande seyn möchte, als mein Glück!"

Ihr Gatte ward der Prinzessin gemeldet. Die trostlose Beatrix begleitete den Geliebten, als er von Marien Urlaub genommen hatte.

Am Hofe zerbrach man sich übrigens den Kopf geraume Zeit über die Fremden, welche zu Bea-

ihrer Hochzeit gekommen waren. Niemand hatte sie erkannt. Nur darin kam man überein, daß es gewiß keine Bauern gewesen seyn konnten.

6.

Maria besaß in der ihr also Zurückgegebenen wenigstens eine Person, der sie es klagen konnte, daß das Bild jenes Verkleideten aus ihrer Seele durchaus nicht weichen wollte.

„Sieh, mein Kind," sagte die Prinzessin, als beyde eines Tages, in ihr Leid vertieft, den Garten auf und nieder gingen, „sieh, wie wenig ich noch wußte, was Unglück ist, als ich mich an Deinem Hochzeitmorgen darüber beschwerte! Damals blieb mir doch die Hoffnung, durch ein Band mit dem trefflichen Maximilian glücklich werden zu können. Was aber nun, da sogar diese Hoffnung mich verlassen hat, da ich das fürchten muß, was meine Hoffnung war? Denn wenn der Erzherzog nun noch mein Gemahl werden sollte, wie möchte ich den Mann, den ich so hochachte, glücklich machen, bey diesem Unfrieden in meinem Busen und bey dem Bilde in ihm, dessen Farben alle Tage frischer und gewaltiger hervortreten?"

„Gnädigstes Fräulein," versetzte Beatrix, „warum wollet Ihr nur dem Scheine der Hoffnung, der von anderer Seite Euch zuleuchtet, so ganz offenbar den Rücken kehren? Ohnlangst äussertet Ihr, daß die vor Jahren zwischen Euerm Herrn Vater und dem Kaiser, wegen Eurer Zukunft getroffene Uebereinkunft durch veränderte Verhältnisse gestört werden könne. Und doch wollet Ihr jetzt verken-

nen, daß eine ähnliche Aenderung der Verhältnisse zwischen Burgund und Lothringen eintreten dürfte? Wissen wir, ob nicht schon jetzt, indem wir davon sprechen, die Feindschaft zwischen den beyden Fürstenhäusern verschwunden ist? Wird doch gewiß Herzog Reinhard, nach dem Beweise seiner Sehnsucht, Euch von Person kennen zu lernen, alles anwenden, Euerm Herrn Vater sich zu nähern." —

Beatrix wiederholte diesen Trostgrund alle Tage, so daß der Prinzessin der Anfangs ungewohnte Gedanke geläufig zu werden und sie einige Hoffnung auf die künftige Erfüllung ihrer Wünsche zu fassen anfing.

Allein die Ereignisse bestätigten ihre Hoffnung nicht. Der unglückliche Ausfall der Schlachten bey Granson und Murten war ein bedeutender Anfang zu ihrer Störung. Denn es war schwer zu glauben, daß ein so stolzer Herr, wie Herzog Karl, durch das Unglück zur Annäherung an den Herzog Reinhard hätte bewogen werden sollen. Und in der darauf folgenden Schlacht vor Nancy fand Karl der Kühne selbst einen unwürdigen Tod durch Verrätherhand.

7.

Vergebens sann man nach, Marien, der Erbin der burgundischen Lande, die traurige Nachricht vom Ableben des geliebten Vaters auf behutsame Weise zu hinterbringen. Gleichwohl machte die Lage der Dinge deren Beschleunigung nothwendig. Allein der Kanzler Hugonet hatte die Einleitung dazu in einer zierlichen Rede kaum zu Stande ge-

bracht, als die scharfsichtige Maria auch schon alles errieth und ihrer Betrübniß kein Ziel wußte. —

Wenigstens eben so trostlos für die Tiefgebeugte, als der Todesfall selbst, waren die Umstände, welche ihn begleiteten. Beyde, der König von Frankreich und der Herzog von Lothringen hatten den Versprechungen des schändlichen Camrobasso, welcher das volle Vertrauen des Herzogs Karl genoß, Gehör gegeben und ihm große Summen für ihres gefürchteten Feindes Tod geboten, welcher auch unmittelbar darauf erfolgt war.

Inzwischen ging eine ansehnliche Gesandtschaft nach Lothringen, um bey Reinharden auf Verabfolgung des herzoglichen Leichnams und Freigebung der gefangenen Ritter anzutragen.

Herzog Reinhard antwortete, daß der Leichnam ehrlich zur Ruhe bestattet, zu jetziger Winterzeit aber nicht rathsam sey, solchen aufzuheben, daher dieses auf angemessenere Zeit verspartet werden möchte. Zugleich versprach er, nicht nur die Freiheit der Gefangenen möglichst zu befördern, sondern auch überhaupt Burgunds bester Freund zu seyn, wenn man seine Erblande nicht beunruhigen wolle, wie der Uebermuth des Entseelten sich dessen ermächtiget habe. Dabey bot er der Prinzessin seine Hand an.

Aber, was auch Mariens Neigung einwenden mochte, so wies sie doch dieses Erbieten mit Abscheu von sich. Wie hätte sie mit dem absichtlichen Mörder des von ihr so geliebten Vaters ein Eheband eingehen mögen? —

5.

Mariens Zustand ward immer zweifelhafter und peinlicher. Zwar verweigerten die niederländischen Stände die Huldigung nicht, welche sie von ihnen verlangte. Doch behielten sie sich dabey viele Freiheiten und Abänderungen der durch ihren verstorbenen Vater getroffenen Einrichtungen vor.

In Gent kam es zu einem offenbaren Aufruhr. Herzog Karl hatte, wegen früherer Unruhen, dieser Stadt mehre Vergünstigungen und fast alle ihre Mauern genommen; dazu einen neuen Rath eingesetzt. Letzterer wurde nun, nebst einigen vom Adel, in's Gefängniß geworfen und die Mehrzahl der also Verhafteten enthauptet. Dabei nöthigten die Aufrührer die Prinzessin zur Rückgabe der der Stadt von dem verstorbenen Herzoge entzogenen Freiheiten.

Ueberdies verwickelten Frankreichs Anschläge die ohnehin hart Bedrängte in neue Noth. König Ludwig begehrte, sie solle ihre Hand dem sechsjährigen Dauphin reichen. Wo nicht, so werde er den Frieden brechen und ihre Erblande wegnehmen. Zwar verweigerte der zu Dijon versammelte Adel die Huldigung, welche Frankreichs List zu erschleichen suchte. Endlich aber brachten Ludwigs Bestechungen es doch dahin, daß französische Besatzung überall im ganzen Herzogthume eingenommen wurde. Alles dies geschah, wie der König versicherte, seine Verwandte und künftige Schwiegertochter wider den Angriff der Deutschen zu schützen.

Empört über ein so feindseliges Benehmen,
te die Prinzessin den Kanzler Hugonet nebst
en andern nach Paris, um Unterhandlungen
legen. Da nun Ludwig die burgundischen Ge-
ten nicht auf seine Seite zu bringen vermoch-
sie vielmehr bey der Behauptung, daß ein
von sechs Jahren dem Herzogthume Burgund
essen jetziger schwierigen Lage unmöglich vorste-
könne, vielmehr zur Ergreifung der Zügel des
ments ein vollkommen tüchtiger Herzog erfor-
ch sey, beharrten; so entließ er sie kalt und
folgenden Worten: „Grüßet Eure Herrin, die
zessin Maria in meinem Namen und saget ihr,
woferne sie meinen Sohn nicht ehelichen und
och Frieden behalten wolle, sie ihm und sei-
Nachkommen beyde Burgunde, nebst Artois
Boulogne abzutreten, auch eine noch zu nen-
e Summe zu zahlen habe. Uebrigens soll sie
die Huldigung von denjenigen Ständen, wel-
ich ernennen werde, annehmen, auch durch Gei-
Bürgschaft stellen, daß sie ohne meinen Wil-
keinen Ehebund abschließen wolle."

Ob nun schon der niederländische Adel auf Lud-
Heirathsplan einzugehen dachte, so waren
die weit mächtigeren Städte über des Königs
Billigkeit äußerst entrüstet und erklärten sich auf's
gste gegen die Annahme des Kindes, das er
n zum Regenten bestimmt hatte.

Auch die Prinzessin fühlte sich höchst empört
Frankreichs Uebermuthe und eilte, ihr Land
Kriege zu rüsten. Selbst zwey Vettern von

ihr, welche sich in französischer Gefangenschaft befanden, feuerten sie mächtig an, daß sie, wegen der von dem Könige gedrobeten Rache an ihren Personen, ja nicht Ludwigs Anträge genehmigen möchte. Sollte auch der Grausame ihnen das Leben abfordern, so wäre dieses doch nichts gegen die Aufrechthaltung der burgundischen Lande.

Die Rebellen zu Gent aber, unzufrieden, daß es auch nur zu einer Unterhandlung mit dem Könige Ludwig hatte kommen können, wütheten gegen die zurückgekehrten Abgesandten. Besonders äußerten sie aus, daß der Kanzler Hugenet Willens sey, die Prinzessin auf der Jagd aufzuheben und sie nach Frankreich zu entführen; ja, daß auf Anstiften dieses Kanzlers, der verstorbene Herzog in der Schlacht von den Seinigen verlassen worden und Arras, nebst mehren andern Städten, den Franzosen übergeben werden solle.

Umsonst bezehrte Maria für ihn und die Mitbeschuldigten die Zugestehung eines Vertheidigers nach Landessitte und daß man ihr, der es zukomme, die Uebung von Recht und Rache überlassen möchte. Man erpreßte den Unglücklichen Geständnisse von Verbrechen, an die sie nicht gedacht hatten, und ließ sie sodann auf öffentlichem Markte hinrichten. Selbst die Prinzessin in Person war nicht hinreichend gewesen, die Vollziehung des ungerechten Urtheils zu verhindern.

„O mein theures Kind!“ so rief sie daher, vom Marktplatze zurückgekommen, aus, indem sie ihre Begleiterin, Beatrix, in die Arme schloß, „mehr,

an jemals sehe ich's ein, daß zu Bändigung
r innern und äussern Feinde des Landes mir ein
emahl Noth thut, ausgerüstet von Gott mit be-
derer Weisheit und Kraft. Keiner ist würdig
diesem Berufe, als der Erzherzog Maximilian.
erde ich aber auch seiner würdig seyn, ich, de-
n Brust noch immer das Bildniß dessen nicht sah-
n läßt, welcher den Mord meines theuern Va-
es mit herbeiführte?" —

9.

Kaiser Friedrich hatte inzwischen die mit dem
rstorbenen Herzoge von Burgund getroffene Ab-
de nicht vergessen. Er erließ daher, sobald ihm
e Stimmung der niederländischen Städte bekannt
rden war, eine ansehnliche Gesandtschaft nach
n Niederlanden. Diese verweilte in Kölln, und
ndete von da aus zwey Abgeordnete, die Herren
n Scherfenberg und von Herneau, nach Gent,
n die Prinzessin an den zwischen dem Kaiser und
rem verstorbenen Vater abgeschlossenen Vertrag
erinnern, und ihr das Bildniß des Erzherzogs
zuhändigen.

„Seltsam," rief die Prinzessin aus, als sie mit
eatrix allein war, „betrachte einmal dieses Ant-
itz genau und sage mir, ob du nicht einige
ehnlichkeit daran findest mit dem Herzoge Rein-
ard?"

„Allerdings!" antwortete Beatrix, „und da ja
ch dieser der Eurige nicht werden kann, so sehe
h das als ein besonderes Zeichen Eures künfti-
en Glückes an. Denn wenn zu den bekannten,

erhabenen Eigenschaften des Erzherzogs auch noch eine Gestalt kommt, derjenigen gleich, welche Euch an einem, Eurer ganz Unwerthen, so bezauberte, wie möchtet Ihr an seiner Hand anders als glücklich seyn?"

10.

Aber diejenigen, welche bey der Audienz, so Maria den Abgeordneten gegeben, zugegen gewesen waren, der Frankreich ergebene Bischoff von Lüttich und der Herzog von Cleve, welcher Mariens Hand seinem Sohne zuzuwenden dachte, suchten bald alles hervor, die Prinzessin gegen den Erzherzog einzunehmen. Unter andern versicherte der Bischoff, sich auf eine frühere Verläumdung von Maximilians Aeussern beziehend, daß das übersendete Bildniß dem Erzherzoge nicht im mindesten gleiche, sondern wie das Konterfei eines ganz andern Mannes aussehe: vermuthlich, weil man sich gescheuet habe, den Prinzen darzustellen, mißgestaltet und schielend, wie er sey.

Den Abgeordneten aber ertheilten diese Herren nach drey Tagen die Antwort, daß die niederländischen Stände nächstens zu Brügge zusammen kommen würden, um sich über die angetragene Verbindung zu berathen. Von dort aus werde man den Gesandten nach Kölln das Nöthige zu wissen thun. Auch verhinderten diese Fürsten die Abgeordneten an einem nochmaligen Gespräche mit Marien selbst. Zudem rieth der Herzog von Cleve sogar, die Gesandten zu Kölln durch Verzögerung der Antwort so ungeduldig zu machen, daß sie unverrichteter Sache wieder nach Hause reiseten.

lein die Herzogin Margaretha ließ den beyden
rdneten heimlich sagen, sie möchten nur au-
uthes seyn und, ohngeachtet des erhaltenen
ids, die Gesandtschaft zu Köln zur unver-
en Reise nach Gent einladen. Zugleich
n die Brabanter einen Legaten nach Wien,
m Erzherzoge die Prinzessin förmlich anzu-

II.

größtem Verdrusse des Bischoffs von Lüt-
d der Fürsten von Cleve, erschien jetzt die
che Gesandtschaft zu Gent. An ihrer Spitze
n sich der Churfürst von Trier, der Bischoff
ez und der Herzog Ludwig von Bayern.
r obschon der Herzog von Cleve es bey den
en dahin gebracht hatte, daß diese der Prin-
ndeuteten, sie stelle sich während der Audienz,
elche die Gesandten ansuchten, auf nichts,
e freundliche Bewillkommnung einlassen, so
Maria doch den heilsamen Zweck des Ver-
it dem Erzherzoge besser vor Augen und gab,
esen der Stände, auf die Anrede des Bi-
von Metz eine erfreuliche Antwort, bey wel-
sich hauptsächlich auf den schon vor Jah-
altenen Befehl ihres Vaters und eine Nach-
en einem ihrer gefangenen Vettern bezog,
Heirath zwischen ihr und dem Erzherzoge
ilian Herzog Karls letzter Wille gewesen,
ihm solches kurz vor der Schlacht bey Nancy
t habe.
se Entschlossenheit der Prinzessin und die

laute Zustimmung des deutschen Theils der niederländischen Stände schlug den Muth der Gegner mit Einem Male also nieder, daß die vornehmsten der letztern, der Herzog von Cleve, der Bischof von Lüttich und der Herr von Ravenstein, gar bald die Stadt Gent ohne allen Erfolg ihrer hinterlistigen Anschläge verliessen.

12.

Inzwischen hatte der Prinzessin Befehl die Stände zu Löwen versammelt. Vor ihnen erschienen nun auch die kaiserlichen Abgesandten. Sie erhielten die gehoffte Antwort und der gröste Theil derselben kehrte bald nachher, im Geleite Balduins von Lannoy, des Oberhofmeisters der Prinzessin Maria, nach Wien zurück.

Die Prinzessin von Burgund war zeither bey allem innern Widerstreben gegen die Heirath mit einem Andern, als dem, dessen Bild ihr wachend und träumend vorschwebte, im Gefühle der Nothwendigkeit des von den Ständen bestätigten Entschlusses, ihrer Hoffnung Meisterin gewesen. Aber am Abende, als es nun wirklich dahin kam, daß sie ihres Bräutigams Stellvertreter, dem Herzoge Ludwig von Bayern an die Hand getrauet werden sollte, da überwältigte sie ein solcher Schmerz, daß sie die Herzogin Margaretha und die Oberhofmeisterin, Frau von Halwin, welche bey ihr waren, einmal plötzlich verliess und nach dem Gemach ihrer Vertrauten eilte.

„O meine theure Beatrix!" rief sie aus, „bis hierher hat sich mein ernster Wille standhaft behaup-

tet. Vor dem aber, was nun kommen soll, schaudert mir. Wie, mein liebes Kind, wie will ich das Angelöbniß thun bey dem Zustande, in dem ich mein Herz fühle; wie dem herrlichen Manne, welcher bestimmt ist, der meinige zu werden, künftig frey in die Augen sehen?

Da trat die Herzogin Mutter ins Zimmer, welche ihr nachgegangen war, herein und sagte, daß es die höchste Zeit sey, sich für den Trauungsact zu bereiten.

„Bete für mich, Beatrix!" flüsterte sie dieser noch mit bebenden Lauten in's Ohr, während sie der Herzogin Margaretha folgte.

Gerade um Mitternacht geschah Mariens Trauung in ihrer Kapelle. Es war die schrecklichste Mitternacht ihres Lebens.

Während des nach fürstlichem Gebrauche gehaltenen Beilagers mit Herzog Ludwig von Bayern fehlte der Prinzessin fast alles Bewußtseyn. Der Herzog war bey dieser Feyerlichkeit, wie Birken*) ausführlich berichtet, am rechten Fuß und Arm mit leichtem Harnisch angethan und zwischen ihm und Marien lag ein langes entblößtes Schwert. Die Herzogin Margaretha und Frau von Halwin standen auf der einen, und die geheimen Räthe auf der andern Seite.

Von nun an bezwang Maria ihre tiefe Betrübniß nur mit Mühe so weit, daß sie bisweilen sich öffentlich zeigen konnte und das würde ihr kaum

*) Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich.

gelungen seyn, wäre die Nothwendigkeit des geschehenen Schrittes ihr weniger klar vor Augen getreten. Denn noch immer beunruhigte sie König Ludwig mit dem Ansinnen, daß sie den Dauphin ehelichen solle, welches ihr mehr als alles zuwider war.

Endlich kam auch der längst gefürchtete Zeitpunkt, wo Marien ihre vertraute Beatrix doch noch entrissen werden sollte. Der Gatte der letztern kehrte nämlich zurück, um der ihm schon vormals zugedacht gewesenen ruhigern Bestimmung nachzugehen und seine Frau mit sich zu nehmen.

13.

Eines Tages war Beatrix eben im Begriff auszugehen, als sie von einem fremden Ritter auf der Treppe angeredet wurde. Bald erinnerte sie sich, daß es der nämliche war, welcher ihr an ihrem Hochzeittage den Namen seines Herrn, des Herzogs Reinhard von Lothringen genannt hatte. Auch er erkannte sie wieder und sprach: „Traun, zu gelegenerer Zeit hätte ich schwerlich hier eintreffen mögen, da Ihr, die Vertraute der Prinzessin, mir sogleich entgegenkommt. Geleitet mich doch zu ihr in aller Stille. Ich bringe ihr heimliche Botschaft von meinem gnädigsten Herrn."

„Heimliche Botschaft? von Euerm Herrn?" rief sie aus.

Der Abgesandte bejahte schweigend.

Aber Beatrix stand so mächtig erschüttert von seinen Worten, daß sie zu jedem Entschlusse sich unfähig fühlte. Sollte sie die geheime Botschaft

des Lothringers Marien zuführen, deren Herz noch fortdauernd mit innigster Liebe an ihm hing, während das Schicksal ihr eine weit glänzendere Bestimmung bereits angewiesen hatte? Sollte Beatrix hiermit vielleicht gar eine verderbliche Flamme in das Gebäude des Glückes werfen, welches die Niederlande so sehnsuchtsvoll erwarteten und durch welches doch auch für Mariens Busen zuletzt unfehlbar ein weit seligerer Friede, als den die Leidenschaft hervorbringen kann, herbeygeführt wurde?

„Von Euerm Herrn, dem Herzoge von Lothringen?" wiederholte Beatrix, nachdem sie sich ein wenig gesammelt hatte.

„Nein, nicht von dem," antwortete der über ihr vorhergegangenes Schweigen Befremdete lächelnd. „Ich stehe dermalen im Dienste des Erzherzogs Maximilian von Oesterreich."

„Des" versetzte die Zweifelnde, „des werdet Ihr mich zuvörderst zu überzeugen wissen!"

„Das soll sofort geschehen!" sprach der Abgesandte, ihr seine durch des Erzherzogs Namen und Unterschrift beglaubigte Vollmacht vorzeigend.

„So kommet denn mit mir!" sagte sie, nicht erfreut von dem Zufalle, der gerade einen solchen zu dieser Botschaft gewählt hatte, bey dessen Erscheinen Marien eine lebhafte Erinnerung an den Herzog Reinhard nicht ausbleiben konnte. —

Als Beatrix, den Abgesandten im Nebenzimmer zurücklassend, die Prinzessin auf ihn und sein jenziges Verhältnis vorbereitete, verwandelte sich ihr Gesicht recht auffallend. Auch wußte sie bey

seinem nachherigen Eintreten ihre Fassung nicht völlig zu behaupten.

Späterhin, und als die Grüsse vom Erzherzoge erwiedert waren, bezwang Maria das anfängliche Hinderniß und sagte:

„Ihr erinnert mich, Herr Ritter, Euch schon einmal, wiewohl in scherzhafter Kleidung, gesehen zu haben. Auch erfuhr ich, wessen Begleiter Ihr waret. Was bewog Euch, Euern Herrn zu wechseln?

„Ich wollte den nicht zu meinem Gebieter, der so unwürdig handeln mochte an dem Herzoge Karl, Euerm Herrn Vater.“

Da stürzten der Prinzessin die Thränen mit Macht über die Wangen, und sie sprach, seine Hand erfassend: „Ich höre, Ihr seyd ein wackerer Mann und so kann ich Euch gern gestehen, daß ich dem hohen, edeln Ansehen Eures damaligen Herrn nimmer solch eine tückische Gesinnung zutrauen mögen. Um so treulicher werdet Ihr dem Erzherzoge anhangen, der das, was vielleicht Jener im Aeussern vorauszuhaben sollte, hundertfältig ersetzt durch die Kraft seines Geistes und den Adel seines Herzens. Wohl mir, daß mir seine Hand zu Theil werden ist! Verkündiget ihm die Freude, mit der ich seiner Ankunft entgegen schaue.“

„Jetzt endlich!“ so rief, als der Abgesandte hinweg war, Maria in Beatrix Armen, „jetzt fühle ich, daß mein Herz für immer überwunden ist. Wie wollte ich auch noch Liebe hegen zu einem

Manne, dessen Verbrechen jeden rechtlichen Sinn von ihm abwendet, ich, die Tochter desjenigen, dem dieses Verbrechen den Tod verursachte!

14

Der Einzug des Erzherzogs zu Gent geschah mit einer ausgezeichneten Pracht.

Vielleicht ist es nicht uninteressant, etwas Näheres darüber zu vernehmen, wie solches Birken*) aufgezeichnet hat. Voran gingen zweyhundert und funfzig Fußknechte im Harnisch. Diesen folgten zwey und dreißig Artilleriewagen, nebst zwanzig Stücken groben Geschützes. Hierauf abermals geharnischte Fußknechte, an Zahl den ersten gleich. Jeder der beyden Haufen hatte ein roth und weißes Fähnlein bey sich, wie das österreichische Warren eingetheilt. Nach diesen sechshundert wohlgeputzte Reiter in schwarzer Kleidung, jeder eine oben am Eisen mit schwarzer Fahne versehene Lanze vor sich tragend. Darauf folgten die deutschen Fürsten, Grafen und Herren, nebst vielem Adel aus Franken, Schwaben, Bayern und Sachsen. Dann sechzehn Trompeter mit zwey Heerpaukern; ferner drey Ehrenhelde in österreichischen Erblands-Warrenrocken und hierauf die Ehrenhelde des Herzogs Karl mit den Warren der niederländischen Fürstenthümer, Grafschaften und Herrschaften. Nach diesen ein Herr von Buchheim zu Pferde, dem Erzherzoge, der österreichischen Freiheit gemäß, das entblößte Schwert

*) A. a. O.

vortragend. Ihm folgte Maximilian, der Held des Festes, in silbernem mit Gold ausgelegten Harnische auf einem hohen braunen Rosse kraftvoll und zierlich daherreitend. Auf seinem mit lichtblondem Haar umflossenen Haupte schimmerte ein köstlicher Kranz von Perlen und Edelgestein. Nach ihm ritten die Bischöffe von Trier, Metz, Tornik, nebst vielen Fürsten, Grafen, Herren und Edeln, bey sechshundert Pferde stark.

Aus Gent waren fünfhundert vom Adel und die Bürgerschaft dem Erzherzoge entgegengesendet worden, die ihn im freyen Felde ehrfurchtsvoll empfingen und sich dann dem Zuge anschlossen. Ueber dem Thore, durch welches er einzog, stand eine Inschrift, welche ihm ihr volles Vertrauen und ihren Gehorsam *) ankündigte.

Kaum war er in die Kanzley eingewiesen, so langten zwey Gesandte der Prinzessin Maria an, ihn in deren Namen zu bewillkommnen.

Es war Nachts um eilf Uhr, als der Erzherzog, mit dem Gefolge von zehn der Vornehmsten seiner ansehnlichen Begleitung und vielen Dienern, bey Fackelscheine, sich zu Roß nach dem Palaste der Prinzessin begab. Kaum war er abgestiegen, so trat ihm Maria mit der Herzogin Margaretha und ihrer Oberhofmeisterin entgegen.

Wie groß war die Ueberraschung, das Entzük-

*) Sie lautete: Tu es dux noster, pugna praelium nostrum, omnia quae dixeris nobis, faciemus.

sen der Prinzessin Maria, als sie in der Person des Erzherzogs den nämlichen erblickte, den sie für den Herzog von Lothringen gehalten hatte! —

Erzherzog Maximilian fühlte sich von demselben Entzücken ergriffen, so daß auch beyde, er und seine Braut, zugleich niedersanken auf ihre Knier, die Augen mit dem innigsten Danke zum Himmel richtend. Darauf erhoben sie sich wieder und umarmten und küßten einander.

Und die Wonne der Prinzessin entladete sich in einem Thränenstrome, dazu sagte sie ihm ein Willkommen aus tiefgerührtem Herzen.

Darauf entdeckte der Erzherzog seiner Braut, daß er damals, wie er gerade zu Beatrix Hochzeit gekommen war, sich nicht wohl habe zu erkennen geben mögen, weil er die Reise nach den Niederlanden, zu der ihn einzig das Verlangen nach ihrer persönlichen Bekanntschaft bewogen, heimlich und ohne Vorwissen seines Vaters, des Kaisers, unternommen. Daß übrigens sein Diener ihn für den Herzog von Lothringen ausgegeben, sey einzig geschehen, um den fernern Nachforschungen auf Einmal vorzubeugen.

Dem Diener aber wirkte der Erzherzog um so eher Verzeihung aus, daß er ihn noch in der letzten Unterredung mit der Prinzessin unter jenem Namen aufgeführt hatte, weil es auf ausdrücklichem Befehl geschehen war. Erzherzog Maximilian hatte nämlich schon an jenem Hochzeittage den besondern Eindruck, welchen er auf die Prinzessin gemacht, zu bemerken geglaubt und sich in seinem Glauben noch mehr

bestärken wollen. Letzteres war auch geschehen. Denn dem schlauen Diener hatte, ohngeachtet der von der Prinzessin erzwungenen Fassung, die wahre Lage ihres Herzens nicht entgehen können.

Alles deutete den Liebenden auf das besondere Glück ihres Vereins. Die Zukunft erfüllte die Deutung und mancher wackere Vater im heiligen deutschen Reiche, der zur Hochzeit seiner Kinder den Segen gab, pflegte zu sagen: „Werdet so trefflich wie Maximilian und Maria, dann verdienet ihr auch so glücklich zu seyn, wie sie!“ —

Fr. Laun.

Der liebe Vertraun.

Eine Novelle.

I.

Der Marchese Pietro von Castelblanco feyerte den sechzehnten Geburtstag seiner Tochter Antonia durch ein eben so glänzendes als anmuthiges Fest. Die Fenster seines Schlosses, das unweit von Neapel gelegen war, leuchteten kerzenhell weit in die See hinaus. Man hatte sich von der Tafel erhoben und die versammelte Blüthe des neapolitanischen Adels wollte sich eben in zierlichen Tänzen zu erfreun beginnen, als man vom Strande her einige Schüsse, und bald darauf verworrene Laute, wie von Ueberfallenen oder Flüchtenden hörte. Dazwischen ließ sich zuweilen ein Geschrey, wie von wild andringendem Feinde, vernehmen.

Bald stürzten erschreckte Diener in den Saal, welche verkündeten, daß, vom Nachtdunkel begünstigt, ein türkisches Raubschiff gelandet sey, dessen Mannschaft das Ufer Schrecken verbreitend durchstreife.

Es war schön anzusehen, wie die Jünglinge, die sich der hellen Feuerluft eben recht sorglos hingegeben hatten, alsbald zum Kampfe gerüstet dastanden, die sehr verschüchterten Frauen mit den kräftigsten Worten ermuthigend und dem Schlosse ihres edeln Wirths den sichersten Schutz gegen das Andringen der Türken versprechend.

Marchese Pietro trat unter sie und sprach: „Es ist wohl schwerlich zu befürchten, meine Freunde, daß der Raubschwarm, der sich am Ufer unmöglich lange behaupten kann, mein Schloß bedrohen werde. Er wird vielmehr eilig zusammenraffen, was er findet und sich wieder einzuschiffen eilen, bevor uns Hülfe kommt. Darum finde ich es gerathener, wenn ihr den armen Strandbewohnern beystehr. Sollten sich die Räuber ja bis hierher waagen, so sind meine Thore für einen flüchtigen Angriff fest genug und ich achte mich, wenn auch nur wenige Diener zurückbleiben, hinreichend sicher."

Die jungen Ritter wußten hiegegen nichts einzuwenden. Sie schwangen sich eilig auf ihre Rosse und ritten hinaus in die Nacht, entgegen dem wilden Feinde.

Im Schlosse, dessen Thor verrammelt ward, herrschte nun eine ängstlich dumpfe Stille. Aber nicht gar lange, da erscholl draußen ein wildes Kampfgeschrei in fremdklingender Mundart; das Thor erdröhnte von lauthallenden Schlägen der andringenden Räuber und durch das Fenster schlugen ihre Kugeln.

Die italischen Ritter hatten den Feind verfehlt,

der jetzt im raschen, ungestümen Anfalle das Schloß zu gewinnen meynte.

Der Marchese und seine Leute schossen wohl wacker auf die Angreifenden, aber deren Menge ward immer größer und das Thor schütterte von immer gewaltigern Schlägen, so daß der Augenblick nicht mehr ferne war, da es vor der wilden Gewalt der Feinde zertrümmern mußte.

Nun befahl der Marchese, mit Schießen einzuhalten und versammelte seine Leute im Hofe des Schlosses um sich her, entschlossen den Feinden jeden Fußbreit des Bodens streitig zu machen und eher zu sterben, als die Frauen, die seine Gäste waren, ihrer rohen Gewalt zu überlassen.

Und von der Landseite her kam eine kleine Reiterschaar eilig anher getrabt. Ihr Führer sprengte weit voraus, mitten unter die Türken hinein, mit gewaltiger Schlachtenstimme rufend: „Hier Christenschwerter! Hier Italiäner! Hau't, meine Leute, hau't!“ Und sein Gefolge kam heran und vor dem unversehenen kecken Angriffe zerstiebte der Türkenhaufe und floh in wilder Unordnung dem Strande zu. Die Italiäner hieben wakker nach.

Nicht lange, da kamen des Marchese ritterliche Gäste zurück, die den Feind im Verein mit den fremden Fechtern bis in sein Schiff getrieben hatten. Der Marchese, der ihnen entgegen kam, fand bald aus ihrer Mitte den tapfern Fremden heraus und wandte sich mit dankender Rede zu ihm. Der Fremde fiel ihm in's Wort: „Es freut

mich, mein edler Herr, daß ich Euch im Vorbereiten den kleinen Dienst erweisen konnte. Mein Weg ist weit und so gehabt Euch wohl!"

Der Marchese: „Nicht also, mein tapferer Kämpfer! — Ich denke, unser Fest soll nun noch recht erfreulich und ungestört weit in den Morgen hinein dauern, und Ihr würdet doch wirklich allzu unrecht thun, wenn Ihr meine Bitte, demselben beyzuwohnen, abschlügt. Ihr seyd aufs herzlichste dazu eingeladen."

Der Fremde willigte nach einigem Bedenken ein.

Die Gesellschaft fand sich bald im Saale wieder zusammen und Aller Augen richteten sich auf den Fremden, der ein hoch und schön gewachsener Mann mit blassen, von einem Zuge leiser Schwermuth überhauchten Angesichte war.

Als der Fremde vernommen, wem das Fest eigentlich gelte, trat er mit ächt adeligem Anstande zu Antonien, ihr seinen Glückwunsch ehrerbietig darbringend. Antonia fühlte sich von den wenigen, sinnig gewählten Worten, die er mit sehr wohltönender, herzandringender Stimme sprach, auf das innigste ergriffen, und dem Fremden mag es wohl beym Anschauen des wunderschönen, kaum zur Jungfrau erblühten Mägdleins nicht viel anders ergangen seyn, nur daß er über sein Gefühl besser zu herrschen wußte, als Antonia.

Wer hätte dem ritterlichen Retter wohl die Gunst streitig machen sollen, mit der Königin des Festes den ersten Tanz zu beginnen? Antonia, die

ganz wider ihre sonstige Art etwas unsicher und verlegen war, gewann bald, von den reichstrémenden Melodien des Orchesters ermuthigt und erhoben, eine völlige Unbefangenheit, und das Paar bewegte sich nun in so anmuthiger Haltung und in so zierlich kunstreichen Wendungen und Verschlingungen, daß ihm alle Gäste froh bewundernd zuschauten.

So lange das Fest währte, blieb der Fremde fast unablässig in Antoniens Nähe, theils mit ihr tanzend, theils im ausruhenden Ergehn durch den Saal das anziehendste Gespräch mit ihr unterhaltend, in welchem Antonia bald an der herrschenden Klarheit seines Geistes bewundernd aufsah, bald von der reinen begeisterten Gluth seines Herzens sich erwärmt und angezogen fühlte.

Von dem Fremden schien auch, so lang' er in Antoniens Nähe war, alles Trübe, das sonst aus seinem Wesen blickte, gänzlich verbannt und nur zuweilen, wenn er, von ihr entfernt, das rege Leben um ihn her auf Augenblicke gar nicht beachtend, in sich versunken stand, sprach aus den verdüsterten Zügen seines Gesichts und aus dem Blicke, der fast wie erbittert aufwärts flog, ein verborgenes Weh.

Der Tag war bereits angebrochen, als die ermüdeten Gäste sich zur Ruhe begaben. Die wenigen Kerzen, die noch nicht verloschen waren, brannten nur düster, und es sah überhaupt sehr leer und öde aus in dem weiten, vor kurzem noch von so fröhlichem Treiben belebten Saale, in welchem sich

nur noch der Marchese, seine Tochter und der Fremde befanden.

Der Marchese sprach jetzt zu diesem: „Dafern es Euch gefällt, mein edler Gast, sollen meine Diener Euch nun in das Gemach geleiten, das für Euch bestimmt ist; doch zuvor vergönnt Ihr mir wohl die Frage, wem ich die Rettung meines Schlosses zu verdanken habe?“

Bey diesen Worten ward der Fremde sehr trüb und ernst und erwiederte: „Ihr habt die alte schöne Sitte treflich beobachtet, Herr Marchese, den Gast zu bewirthen, und dann erst nach seinem Namen zu forschen, und ich muß um deßo bereitwilliger Euerm Wunsche genügen. Ich habe meinen Namen noch niemal verläugnet, und sage auch jetzo frey und offen, daß ich der Graf Camillo di Selli bin.“

Der Marchese Castelbianco erwiederte kein Wort, wandte sich von dem Fremden, nahm seine Tochter bey der Hand und verließ mit ihr den Saal, in dessen Mitte Camillo mit verschränkten Armen, starr zu Boden blickend, regungslos stehen blieb.

„Es konnte ja gar nicht anders kommen,“ seufzte er, und ich sollte mich an dergleichen schon besser gewöhnt haben. Es ist mir freylich noch nie so schwer geworden, als heute, zu tragen, was ich mir aufgebürdet.“

Ein Diener trat in den Saal, sprechend: „Der Herr Marchese läßt Euch andeuten, daß es, weil Ihr sein Gast seyd, gänzlich in Eurem Be-

lichen steht, ob Ihr noch bleiben, oder sein Schloß verlassen wollt. Ihn selbst aber werdet Ihr nicht wiedersehn.“

Da ging Graf Camillo hinab und rief sein Gefolge. Bald ritten sie langsam und still von dannen. Aus dem Fenster ihres Schlafgemaches schaute Antonia dem Grafen nach, bis der Wald ihn barg.

2.

Als alle Gäste das Schloß Castelbianco bereits verlassen hatten, erhub sich zwischen dem Marchese und seiner Tochter folgendes Gespräch:

Antonia. Mein Vater, es muß wohl etwas sehr Wichtiges seyn, was Euch bewogen hat, dem Grafen Camillo so befremdlich, ja so tiefkränkend zu begegnen, da er auf Euern Dank doch so gegründeten Anspruch hat.

Marchese. Was ein Castelbianer thut, wird er gewißlich allezeit vollkommen zu verantworten wissen, und ich wünsche recht sehr, mein Kind, daß Du Dich an dieser Versicherung begnügest.

Antonia. Ich meyne, wenn Camillo Euch selbst recht herznagend beleidigt hätte, wäret Ihr vielleicht viel gewaltsamer, aber auf alle Fälle ganz anders mit ihm verfahren. Ihr müßt wohl glauben, daß er überhaupt der Achtung eines edeln Mannes nicht würdig sey. Daß aber der Graf nimmermehr etwas gethan haben kann, das ihn so sehr brandmarkt, getraue ich mir fast zuversichtlich zu behaupten.

Marchese. Antonia, seit wann kennst Du den Grafen di Soli?

Antonia. Ihr wißt sehr wohl, mein Vater, nur seit wenig Stunden; aber dennoch ist es unmöglich.

Der Marchese sah seine Tochter so scharfdurchdringenden Blickes an, daß sie die Augen niederschlagen mußte, dann sprach er fort:

Das eifrige Vertheidigen eines Mannes, den Du nur aus einem Gespräch weniger Stunden kennst, kann ich, er mag sich auch noch so gewinnend gegen Dich erzeigt haben, nur dem arglosen Mädlein verzeihn, das von der Menschen boßlich heuchlerischer Weise noch so gar wenig erfahren hat. Aber nun scheint es mir heilsam, ja unerläßlich, daß Du erfahrest, mit wem Du in der vergangenen Nacht in wahrscheinlich sehr freundlichem Verkehr gestanden hast.

Die Häuser Monteghilberto und Soli beharren schon seit mehr als hundert Jahren in erbitterter Feindschaft, die oft in offenen Kampf ausbrach, welcher fast die ganze Republik Venedig, in der die beyden Geschlechter heimisch sind, mehrmal in zwey Partheyen unheilbringend zerspaltete.

In den neuesten Zeiten waren die Grafen Cäsar und Francesco, ein Paar sehr ritterliche Greise, die Häupter der Monteghilberti: Camillo stand an der Spitze der Soli, die ihren beyden Hauptfeinden mit Gewalt und List nach dem Leben standen, weil sie, stünden nur die Beyden erst nicht mehr auf dem Kampfplatze, mit den Uebrigen ein leichtes Spiel zu haben meynten.

Es sind nun fast zwey Jahre, da gab, nach

dem wohlgesponnenen Plane der Seinigen, Camillo vor, er sey der ewigen Fehden müde und wünsche Versöhnung mit dem Hause Montechilberte. Die Uebrigen seines Stammes aber stellten sich unzufrieden hiemit, so daß es schien, es werde schwerer halten, die Soli für Camillo's Zweck zu gewinnen, als die Montechilberti zu versöhnen. Auch diese letztern zeigten sich gröstentheils hartnäckig erbittert, und als die Greise Cäsar und Francesco endlich geneigt schienen, sich Camillo's Wünschen zu fügen, da drohte ihnen von ihrem eignen Geschlechte Nachstellung und Gefahr.

Einst lud Camillo insgeheim die beyden Feindeshäupter zu sich auf sein Schloß, vorgeblich um recht ungestört mündlich mit ihnen zu unterhandeln. Die beyden Alten, seinen Worten arglos vertrauend, stellten sich mit wenigem Gefolge ein.

Ihren Leuten sagte Camillo am andern Morgen, die beyden Herren seyen bey frühester Dämmerung im Zorne ganz allein von dannen geritten, und befahl ihnen, denselben nachzueilen. Die Diener, die vielleicht nichts Arges dachten, vielleicht auch zu einer ernsten Frage nach ihren Gebietern nicht Macht noch Muth genug fühlten, mußten sich freylich an diesem Vorgeben begnügen. — Sie haben aber die Grafen Francesco und Cäsar nicht wiedergefunden, und die Montechilberti beschuldigen den Camillo öffentlich, daß er sie umgebracht. Der venetianische Staat, der von äußern und innern Feinden bedrängt wird, fühlt sich zu schwach,

den Grafen Camillo, welcher den Mord weder geſteht noch läugnet, zur Rechenſchaft zu ziehen. Die Montechilberti wagen gleichfalls nichts Bedeutendes gegen ihn, weil ihnen ihre beſten Stützen fehlen. Doch muß er freylich mit großem Gefolge reiſen, um vor ihrer Rache geſchützt zu ſeyn.

Antonia war bey dieſer Erzählung etwas bleich geworden. Ihr Vater fuhr, ohne dieß zu beachten, alſo fort:

Wenn ich auch nicht überzeugt wäre, daß die Montechilberti gerechte Sache haben, ich müßte doch den Meuchelmörder Camillo haſſen und verachten. Erwähne ſeiner forthin nicht mehr. Ich frage nicht, was er zu Dir geſprochen, weil ich feſt glaube, daß jetzt jedes günſtige Gefühl für ihn in Deinem Herzen völlig verloſchen iſt.

3.

Wenn das ahnende Herz ſich goldne Träume webt, wenn Hoffnungsbilder einer ſeligen Zukunft ihm leuchtend und verheißend vorüberziehn, und dann verkehrt plötzlich eine kalte, ſtrenge Hand all' die in ſeinem heiligſten Innern erblühten Zaubergärten zur ſtarren Felſenöde, da muß ja wohl ein ſo armes, tiefverletztes Herz das allerbitterſte Weh empfinden. So ergieng es Antonien nach dem hier niedergeſchriebenen Geſpräch mit ihrem Vater.

Jungfräulich ſtolz, beleidigt von der kecken Heucheley des Grafen, rang ſie darnach, ſein Bild gänzlich aus ihrem Herzen zu verbannen; aber es war ein ſchwerer Kampf, den ſie darum beſtehn mußte.

Wenn die Erinnrung an die Stunden, in denen

er um sie war, recht hell vor ihre Seele trat, ach dann dachte sie wohl: So spricht ein Heuchler nicht; so hell und siegend und gewinnend kann der Blick eines Mörders nicht seyn: aber der Mann, der so zart um ihre Gunst geworben, ward von ganz Italien verabscheut und konnte sich nicht rechtfertigen.

Antonia litt sehr viel, von widerstreitenden Gedanken umwogt und bedrängt.

Eines Abends eraing sie sich noch spät im Garten des Schlosses. Der Vollmond schien stillheiter, und die Schatten der von sanftem Windhauche bewegten Pinienzweige spielten anmuthig auf dem weißen Sande der schongeschlungenen Gänge. Weit umher war kein Laut zu vernehmen, als das Rauschen eines im Mondglanze silberhell blinkenden Springborns.

Antonia, in wehmüthigem Sinnen verloren, suchte die am dunkelsten beschatteten Gänge des Gartens. Da rauschte es in den Zweigen dicht neben ihr, und vor ihr stand eine hohe Mannesgestalt. Erschreckt wollte sie fliehen, da warf sich Camillo, ihre Kniee umfassend, vor ihr nieder.

„O eile nicht so schnell von hinnen, du holdes, o du geliebtes Bild, sprach er heftig und leise. Nur wenig Worte höre von mir an, dann will ich es ja gern erdulden, daß Du mich auf immer verbannst, wenn anders Dein Herz so Strenges über mich verhängen kann.“

Vom ersten Schrecken sich erholend, erwiederte Antonia: „Ich darf Euch nicht hören, Herr Graf, und wenn Ihr irgend noch einigen Sinn für Sitte

und für Achtung gegen Frauen hegt, so bitte ich Euch, begebt Euch schnell und weit hinweg und seht mich nimmermehr wieder!“

Camillo. Antonia, ich lasse Dich nicht, bevor Du mich gehört. O mein Fräulein, versagt mir so geringe Gunst doch nicht so unerbittlich hart!

Antonia. Was Ihr, Herr Graf, mir zu sagen haben könntet, weiß ich durchaus nicht; doch es sey. Nur hofft nicht, hernach ein anderes Wort von mir zu hören, als die wiederholte Bitte um Eure Entfernung.

Camillo, jetzt ehrerbietig vor Antonien stehend, sprach fürder: „Ich weiß gar wohl, mein Fräulein, was Euer Vater Euch von mir erzählt haben muß. Aber bevor ich weiter spreche, vergönnt mir die Frage: Wie habt Ihr wohl von mir gedacht, bevor ein Dritter zwischen uns getreten war? — Antonia schwieg.

Camillo. Antonia, Dein schönes Herz vermochte sich nicht so streng zu verhüllen; ich weiß, es sprach für mich.

Antonia beharrte noch immer in festem Schweigen. Camillo redete fort:

„Die Welt hält mich für einen Verbrecher; ich muß es erdulden und trage die schwere Bürde festen, gefaßten Sinnes und mit der Hoffnung auf eine vergeltende Zukunft. Aber auch vor Euch als ein Verworfener dazustehn, das fällt mir allzu schwer und was ich tief geheim halten sollte, was ich gegen Keinen behaupten darf, das muß ich Euch, nur Euch sagen, weil alle Hoffnung auf Erdenglück mir

gänzlich erstorben wäre, wenn Ihr mit allen Uebrigen in gleichem Irrthume bliebt.

„O würde nur dieß Mal meinen Worten überzeugende Gewalt! — Antonia, bey den Sternen, die über uns leuchten, bey Allem, was dem Glauben der Menschen theuer ist, ich bin schuldlos!"

Nachdem Camillo, erschöpft und bang erwartend, schon eine Weile zu reden aufgehört hatte, sprach Antonia:

„Der Mann, der vor dem gesammten Volke eines Verbrechens mit Unrecht beschuldigt wird, muß auch den Muth haben, sich von dem schmählichen Verdachte zu reinigen und sollte das sein unvermeidlicher Untergang seyn."

Camillo. O glaube mir, Antonia, das Schicksal webt seine Fäden zuweilen so wunderbar, daß das, was Recht und Tugend und heilige Pflicht ist, als Unthat erscheint. Es kommt gewißlich und vielleicht sehr bald eine Zeit, wo ich . . . .

Camillo wollte weiter reden, da rief es „Antonia!" und man sah einige Gestalten auf das Gebüsch zuschreiten, das die Beyden verbarg.

Da flüsterte Camillo noch eilig: „Morgen um diese Stunde. — O laß Dich erbitten, Antonia!" Darauf sprang er fort und Antonia sahe, wie er rasch und gewandt an einer Strickleiter die hohe Mauer des Gartens erklomm.

Antoniens Dienerinnen, von ihrem ungewöhnlich langen Verweilen beängstet, waren gekommen, sie aufzusuchen und führten das tief bewegte

Mägdlein, das sie, weil es so still war, für erkrankt hielten, sorglich in sein Gemach.

4.

Antonia verbrachte den größten Theil der Nacht wachend und sehr beklommenen Herzens, und als der Schlaf endlich sie zu besuchen kam, da brachte er bange, fieberhafte Träume mit. Camillo redete zu ihr und als sie, vom Zauber seiner Worte und seiner Blicke gewonnen, an sein Herz sinken wollte, da drängte sich ihres Vaters marmorbleiches Antlitz so starrblickend und verstörend zwischen ihn und sie, daß sie vor Schreck aufschreiend erwachte. Der Morgen war schon längst hereingebrochen, als sie noch, von dem quälenden Träumen zum Tod ermattet, mit offenen Augen zwar, aber fast bewußtlos lag.

Da trat ihr Vater wirklich mit vor Zorn bleichem Gesicht herein und sprach: „Meine Leute haben diesen Morgen im Garten eine Brieftasche gefunden, die mit dem Geschlechtswappen de: Soli verziert ist. Ich glaube nicht, daß Dein gestriges nächtliches Verweilen damit in einiger Beziehung stehe. Leicht möglich, daß der Graf, der sich als Mörder gezeigt, sich auch als Räuber, und zwar als Räuber der verwerfensten Art, versuchen will. Du aber fühlst meinen unauslöschlichen Zorn, wenn irgend einmal Camillo sich nur eines freundlichen Blickes von Dir erfreut."

Damit schritt er, ohne eine Antwort zu erwarten, hinaus, und es währte eine geraume Zeit,

ehe Antonia sich klar bewußt ward, was er eigentlich zu ihr gesprochen.

Daß Camillo sein Eigenthum vermißt habe, und daß er nun nicht wagen werde, zu Nacht in den Garten zu kommen, war fast gewiß, und wenn auch Antonia nicht hätte fürchten müssen, daß streng auf sie geachtet werde, Scheu vor dem räthselhaften Grafen hätte sie dennoch zurückgeschreckt.

Es verflossen ihr nun einige Tage in banger, trüber Stille, in denen das Bild Camillo's unverbannlich vor ihrer Seele stand. Und wie ängstlich bemüht sie auch war, sich Alles das zurückzurufen, was so laut gegen ihn sprach, — ach! in des Herzens Tiefe regte sich doch eine ganz leise, ganz vernehmliche Stimme für ihn, die nicht zu beschwichtigen war.

Eines Tages meldeten dem Marchese seine Diener, daß ein fremder Mann, anscheinend von geringem Stande, dringend begehre, vor ihn gelassen zu werden. Nachdem er hierein gewilligt, trat ein Greis zu ihm, den Rücken von der Last des Alters gebogen, das von langem, weißem Haar umwehte Gesicht sehr sonnenverbrannt. Der begann also zu sprechen:

„Ich war auf einem Dorfe heimisch, das nicht allzu fern von hier gelegen ist. Vor fünf Jahren habe ich, um ein Gelübde zu lösen, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Grabe angetreten. Die Türken haben mich geraume Zeit in harter Gefangenschaft gehalten, und als es mir endlich glückte zu entkommen, und als ich nach unsäglichen Be-

schwerden mein Vaterland wieder erreichte, da war mein Weib gestorben und mein Haus fand ich von Fremden bewohnt, die mich höhnend vertrieben haben."

„Nun bitte ich Euch, mein edler Marchese, nehmt mich heimathlosen Greis unter Eure Diener auf. Was mein Bemühen noch vermag, das will ich getreulich leisten, bis der Tod mich abruft."

Der Marchese legte dem Alten, der sich Filippo nannte, mancherley Fragen über seine Schicksale vor. Filippo antwortete so ruhig und genügend darauf, daß der Marchese kein Bedenken hatte, seine Bitte zu gewähren.

Und Filippo zeigte sich so still geschäftig und so fromm und treu, daß ihn Alle nach wenig Tagen schon recht lieb gewonnen hatten.

In einer stürmischen Nacht saß Antonia, vom Schlafe geflohn, in ihrem Gemach; im Nebenzimmer schlief ihre Kammerfrau ruhig und fest.

Da schlich es, wie auf leisen Socken den Corridor entlang; die Thür öffnete sich nur ein wenig und herein sahe das Gesicht des alten Dieners. „Was bringst Du mir noch so spät, Filippo?" frug Antonia.

Der Alte kam vollends herein und sprach, die Thür mit großer Vorsicht wieder in's Schloß drükkend: „Fräulein, würdet Ihr dem Bothen wohl Dank wissen, der Euch Kunde von Camillo brächte?" — Und eh Antonia noch eine Antwort finden konnte, richtete sich die gebückte Gestalt, das

weiße Haar vom Haupte reißend, hoch und schlank und kräftig auf, und kaum blieb Antonien Besinnung genug, den Grafen, welchen sie trotz der entstellenden Färbung seines Gesichts im Augenblick erkannte, nicht durch einen lauten Schreckruf zu verrathen.

Camillo begann: „Ich wußte wohl, mein Fräulein, daß ich verrathen war und daß es leichtlich unser Beyder Verderben hätte seyn können, wenn ich den Garten nicht gemieden hätte. Aber von Euch scheiden konnt' ich nicht, bevor ich wußte, ob Ihr mich haßt.

Antonia. Um Gottes Willen, Graf, wozu die seltsame Mummerey? Ihr seyd verloren, wenn mein Vater Argwohn schöpft!

Camillo. Lieber todt, als von Dir gehaßt, Antonia! O sage mir, hältst Du mich noch für einen Bösewicht?

Antonia. Und wenn ich Euch auch wirklich schuldlos glaubte, zwischen uns baut meines Vaters Zorn und Haß eine unübersteigliche Kluft.

Camillo. Antonia! welcher Sünder wäre wohl verworfen genug, mit dem Bewußtseyn der Schuld im zagenden Herzen den Blick zu Dir, der Reinen, zu erheben? Sieh mir in's Auge, Antonia, ob das böse Gewissen es unstät macht, fasse meine Hand und fühle, ob sie zittert vom Erbangen einer schuldbelasteten Seele. O Du Theure, o Du heiß Geliebte, Du mußt verzweifeln an der ganzen Menschheit, wenn mein Flehen und Betheuern Dir als Heucheley erscheint!

Antonia. Rechtfertigt Euch öffentlich, Herr Graf, dann werbt um mich. Doch eher darf ich keines Eurer Worte hören.

Camillo. Ich hoffe, daß die Zeit, da ich auch dieß vermag, nicht mehr allzu fern ist. Aber mein Geschick drückt mich zu Boden, wenn mir aus Deinem Auge kein freundliches Verheißen glänzt. Antonia, nur Einen Blick, nur Ein kleines Wort! —

Der Graf schlang den Arm um sie. Antonia duldete sein Umfassen und ein leiser Kuß brannte auf ihren Lippen.

Antonia brach in Thränen aus und sprach, sich ihm entwindend: „Camillo, ich bitte Euch, gönnt mir nur eine Minute Zeit, mich zu besinnen!“ Damit wandte sie sich von ihm, und warf sich am Fenster auf die Kniee, sanft weinend und mit gefalteten Händen zum finstern Nachthimmel emporschauend.“

Dann trat sie wieder zu ihm und sprach mit noch in Thränen glänzendem Blicke: „Camillo, ich glaube Dir. O die Erde müßte ja eine Hölle seyn, wenn Worte, wie die Deinen, giftiger Trug wären!“

Wie nun Camillo die Geliebte, stumm vor Seligkeit, umfing, wie Antonia unter Thränen, die nicht mehr dem Schmerze gehörten, sich ihm auf ewig zu eigen gelobte, das zu beschreiben kann der Erzähler dieser Geschichte keine würdigen Worte finden. Weil ihm selbst aber, indem er dieses aufzeichnet, das Herz in erhöhter Bewe-

gung schlägt, vermeynt er, daß manche Leser keiner weitern Schilderung bedürfen werden.

5.

Der alte Filippo zeigte sich fortwährend auf das eifrigste dienstbeflissen, und weil Antonia überhaupt von allen Untergebenen ihrer gewinnenden Güte halber verehrt und geliebt ward, fand man es nicht sehr befremdlich, daß der Greis immer mehr und mehr nur ihre Wünsche zu errathen und zu erfüllen strebte. Wenn sie im Garten oder in der Umgegend herumwandelte, dann begleitete sie Filippo fast alle Mal, und auf diese Weise gewannen die Liebenden zuweilen Gelegenheit, ungestörte Worte zu wechseln.

Antonia wurde gewahr, was Keiner sonst bemerkte, daß Camillo heimlich Briefe schrieb und empfing, und daß er von Zeit zu Zeit verstohlen mit unbekannten Leuten sprach. Und als Camillo ihr sagte, daß er dadurch dem Tage immer näher komme, an dem er öffentlich um sie werde werben dürfen, da zog die Hoffnung immer zuversichtlicher verheißend in ihr Herz ein, das seit dem Augenblicke, da es sich dem Geliebten ergeben, von keinem Zweifel an seiner Unschuld mehr beängstet worden war.

Camillo hatte sich einst bey Nacht wieder in Antoniens Gemach geschlichen und saß in traulich kosendem Gespräch an ihrer Seite. Antonia hatte ihm das entstellende Greisenhaar vom Haupte genommen und spielte harmlos mit seinen dunkeln Locken. Da sprang von einem gewaltigen Schlage

die Thür auf und Antoniens Vater stand vor den Beyden. Im ersten Schrecken der Ueberraschung und verzweifelnd an jedem andern Rettungsmittel, faßte Camillo den Marchese, noch eh er Zeit gewann, den Degen zu ziehn, und schleuderte ihn mit so rasender Kraft zu Boden, daß er besinnungslos lag. Antonia warf sich, alles Andere vergessend, jammernd über ihm nieder. Camillo, sie nur mit Mühe beschwigtigend, sagte: „Er ist nicht hart verletzt, nur betäubt. Ich fliehe, und ist es auch noch nicht völlig reif, nun muß mein Werk zu Ende kommen, sey's zu Heil oder Verderben.“

Er öffnete das Fenster. Schnell zurückkehrend sprach er: „Noch Eins! Wenn jemand zu Dir kommt, einen Rosenkranz von lauter Bernsteinperlen um die linke Hand gewunden, der ist von mir gesendet.“ Er drückte noch einen heißen Kuß auf Antoniens Lippen und schwang sich kühnen, glücklichen Sprunges hinab in den Garten.

Unter dem ängstlichen Bemühn seiner Tochter, ihn in's Leben zu rufen, schlug endlich der Marchese die Augen auf. Als er, von der Betäubung des Falls befreit, wieder aufrecht stand, warf sich Antonia stumm, die Hände flehend erhoben, vor dem Vater auf die Knice.

Die Hand des Marchese zuckte nach dem Dolche, den er trug; doch, sich gewaltsam zähmend, sprach er: „Wenn ich Dich in ein Kloster verbannte, oder wenn ich Dich lebenslang in einem Kerker meines Schlosses vergrübe, da würde die,

vielleicht noch zu verhehlende, Schmach erst recht offenbar, die Du und Camillo mir angethan. Du bleibst frey, wie vor, doch glaube sicherlich, daß kein Schritt, den Du thust, kein Wort, das Du sprichst, fortan ohne Wächter ist. Ich drohe Dir nicht."

Weniger über die Worte des Marchese, als über die tödtlich furchtbare Kälte, mit der er sie sprach, entsetzte sich Antonia bis zur Ohnmacht. Der Marchese ging, Dienerinnen zu ihrem Beystande zu rufen.

6.

Graf Camillo hatte mit fortwährend rastlosem Eifer an der Versöhnung der Soli und Monteghilberti gearbeitet, was ihm freylich durch den Haß und das Mißtrauen so sehr erschwert wurde, daß er auf ganz sonderlichen Wegen nach seinem Ziele zu streben genöthigt war. Nur zu diesem Zwecke hatte er ingeheim die Reise unternommen, die ihn nach Neapel und in Antoniens Nähe führte.

Jetzt eilte er nach seiner Heimath zurück, und was nur die Gewalt der allerfeurigsten Ueberredung vermochte, was nur durch mannigfache Aufopferungen zu bewirken stand, das wandt' er an, um seinem Ziele rasch näher zu kommen.

Endlich, doch nicht eher, als bis er den einen jüngeren Bruder ihnen als Geisel gab, war es ihm gelungen, das ganze Haus der Monteghilberti zu einer Zusammenkunft auf seinem Schlosse zu bewegen, wo auch alle Männer seines eigenen Stammes sich einzufinden versprochen hatten.

Die Monteghilberti erschienen alle wohlbewaffnet und mit sehr zahlreichem Gefolge, weil sie fürchteten, daß vielleicht eine neue List Camillo's im Hintergrunde laure.

Als die feindlichen Partheyen im Saale seines Schlosses versammelt waren, trat Camillo unter sie, noch ein Mal auf's herzlichdringendste zur Sühne redend. Beträchtliche Ländereyen, welche die Monteghilberti in Anspruch nahmen, trat er ihnen ab und ging unaufgefordert noch mancherley harte Bedingungen ein.

Die Monteghilberti, die sich nach dem Verschwinden Cäsars und Francesco's ohnehin zu schwach fühlten, um sich gegen die Soli zu behaupten, fanden es endlich rathsam, in den Frieden zu willigen, der feyerlich, doch ohne Herzlichkeit, geschlossen ward.

Nun sprach Camillo: „Dankt dem Allmächtigen, ihr edlen Herren und meine Freunde, der uns heute so großes Heil hat widerfahren lassen! O wenn doch auch die beyden würdigen Greise Cäsar und Francesco in unserer Mitte wären, wie würden die sich freuen über den schönen Bund, der heute unter Euch geschlossen worden ist."

Da lief ein unwilliges Murmeln durch die Monteghilberti. „Was soll das seyn?" — so klang es. — „Will uns der Heuchler verhöhnen, oder verlangt er gar, daß wir seinen gleisenden Worten Glauben beymessen sollen?"

Dieß wohl bemerkend, fuhr Camillo fort: „Wer

verschwunden ist, ist darum noch nicht zweifellos todt." — Damit öffnete er die Thür seines Cabinets, aus welchem Francesco und Cäsar unter die vor Ueberraschung Sprachlosen traten.

Camillo faßte die Hände der Beyden und sprach: „Hätte ich die edlen Greise, die ich ehrte und achtete, auch als sie noch meine Feinde waren, nicht bis heute sicher verborgen, sie hätten ja vor dem Grimme meines eigenen Stammes, oder auch wohl vor dem Euern, ihr Monteghilberti, endlich erliegen müssen."

Als Alle sich vom ersten Staunen erholt, als die Monteghilberti ihre Häupter jubelnd begrüßt hatten, da erst flogen sich die Soli und Monteghilberti wahrhaft versöhnt in die Arme und es begann ein Fest, wie es selten gefeyert wird.

Antonien waren ihre Tage bis dahin in schwüler Stille verflossen. Der Marchese bewies sich in Anderer Gegenwart so mild gegen sie, als vordem, doch waren Vater und Tochter allein, dann mußte die Arme desto bitterer seinen verachtenden Zorn empfinden.

Eines Tages begehrte ein fremder Handelsmann vor den Marchese gelassen zu werden, um ihm Geschmeid' und köstliche Stoffe zum Kauf anzubieten. Der Marchese ließ ihn auch vor sich und befahl, Antonien zu rufen. Als diese kam, fuhr sie in freudigem Erschrecken zusammen, als sie einen Rosenkranz von Bernstein an der linken Hand des Fremden sah, der, als der Marchese mit dem Beschau'n seiner Waaren aufmerksam beschäftigt

schien, Gelegenheit fand, Antonien ein Briefchen verstohlen zu überreichen.

Bald darauf, nachdem ein Handel über Mehreres abgeschlossen war, ging der Kaufmann von dannen, und Antonia eilte mit hochschlagendem Herzen nach ihrem Gemach. Dort zog sie den Brief, den sie im Busen verborgen, hervor und las, indem ein schönes Roth auf ihren Wangen erblühte, die folgenden Worte:

„Die Nacht, die schwer bedrückend auf uns lastete, ist nun dem heitern Tage gewichen, meine Antonia. Cäsar und Francesco sind in der Mitte der Ihren, die meinem Stamme nun endlich befreundet sind. Nur wenig Stunden muß ich noch, ach wie ungern! hier verweilen, und wenn Du dieses Blatt empfängst, dann steh' ich bald gerechtfertigt vor Deinem edeln Vater!

Camillo di Soli."

Antonia hatte kaum bis zu Ende gelesen, als sie ein leises Geräusch hinter sich vernahm. Sich wendend sahe sie in ihres Vaters Gesicht, das ihr über die Schulter in den Brief schaute.

7.

Es war schon tief Nacht, als ein Reiter am Thore des Schlosses heftig laut klopfte. Auf die Frage, wer draußen sey, scholl es herein: Graf di Soli hält ganz allein hier und begehrt dringend, sogleich vor den Marchese Castelbianco gelassen zu werden.

Alsbald öffnete sich das Thor und Camillo wurde von einem Diener zum Marcheje geführt, der noch

völlig gekleidet einsam in dem von einer einzigen Kerze schwach erleuchteten Zimmer saß.

Camillo sprach: „Francesco und Cäsar Montegilberto entbieten Euch ihren freundlichen Gruß, Herr Marchese. Es war nicht länger Noth, sie zu verbergen, weil aller Haß zwischen unsern Häusern nun ab und todt ist."

Als Castelbianco schwieg, begann Camillo ihm umständlich zu erzählen, was sich zugetragen hatte. Der Marchese hörte ihn mit einem seltsamen Lächeln an und nachdem er lange nach Worten vergeblich gerungen, sprach er:

„Ihr liebt meine Tochter und ich bin Euch ihre Hand als Ersatz für die Beleidigung schuldig, die ich Euch angethan. — Nicht so, Herr Graf?"

Camillo. Nicht als Ersatz für die Kränkung, die Ihr als Edelmann und Ritter mir damals zufügen mußtet, — als ein freyes Geschenk Eurer Güte bitte ich um Euren Segen.

Marchese. Ihr habt bewiesen, Camillo, daß Ihr ein Mann seyd, der dem Unglück muthig die Stirn zu bieten vermag. Kommt mit mir; wir gehn zu Antonien.

Befremdet und erwartend folgte ihm Camillo. Sie kamen in Antoniens Gemach und als er gewahrte, daß sie ganz still auf einem Ruhebette lag, frug er leise: „Schläft Antonia? Ist sie vielleicht krank?"

Castelbianco antwortete nicht und Camillo sah im Nähertreten, daß Antoniens weißes Gewand von Blute gefärbt und daß ihr Auge im Tode gebrochen war.

Der Marchese sagte mit fürchterlich eintöniger Stimme: „Ich hatte freylich nur die Unterschrift, und nicht den Inhalt Eures Briefs gelesen, als ich sie in jähem Zorne niederstach.“ —

Da zog Camillo sein Schwert und schritt auf den Marchese zu, der geistlosen Blickes, mit schlaff herabhängenden Armen dastehend, ihn weder abwehrte, noch floh.

Doch, die Klinge zu Boden werfend, sprach Camillo: „Ich will mich nicht mit eben dem Verbrechen belasten, das Du begangen hast, Castelbianco. Auf diesem entstellten Angesichte steht geschrieben, daß die Hand des ewigen Rächers schon jetzt schwer auf Dir liegt.“

Er wandte sich von ihm und verlies das Schloß.

Marchese Castelbianco starb bald darauf in einem Kloster, in welchem er durch Gebet und hartes Büßen vergeblich nach Versöhnung mit sich selbst gerungen hatte.

Camillo bot der Republik Venedig seine Dienste an und ward ein kühner, hochgefeyerter Seeheld. Niemals hat er fortan in seinem Herzen der Liebe zu einem Weibe Raum gegeben.

E. H. F. Vossel.

Unverhoffter Ersatz.

Es war ein milder Herbsttag, der letzte, den Rath Hellmann auf einer Reise zubrachte, die er in die romantische Gebirgsgegend, ohnfern seines jetzigen Wohnortes, der glänzenden Residenzstadt W..., wo er seit einigen Monaten angestellt worden war, gemacht hatte, als er auf einer weiten Ebene plötzlich von einem heftigen Regen überrascht wurde. Der Zufall war ihm um so unangenehmer, je schöner das Wetter während der ganzen Zeit gewesen war, die er auf seiner Wanderung zubrachte. Er nahm seinen Mantel um, den er als eine Last getragen hatte, und richtete seine Schritte nach einer kleinen Anhöhe, wo er einen großen Baum bemerkte, um hier Schutz zu suchen, weil er glaubte, der Regen werde nicht anhalten. Als er näher kam, sah er, daß bereits ein Paar Frauenzimmer denselben Gedanken gehabt hatten, und schon war er Willens, weiter zu gehen, als ihm einfiel, daß er doch vielleicht den Damen,

welche aus dem nächsten, nicht sehr entfernten Flecken gekommen zu seyn schienen, um einen Spaziergang zu machen, irgend einen Dienst leisten könnte. Vielleicht war es aber auch ein Zug jener unbekannten Macht, die die Schicksale unsers Lebens leitet, und die oft an die zartesten, kaum bemerkbaren Fäden das Gewebe unsers künftigen Daseyns knüpft. Hellmann fand die Damen allerdings in Verlegenheit. Der Baum war nicht so dicht, um vor allen Regen zu schützen, und beyde waren nicht so bekleidet, um noch einige Zeit, ohne gänzlich durchnäßt zu werden, aushalten zu können. Die jüngere Dame, deren weißes Gewand fast schon den nassen Gewändern in der Kunst glich, schmiegte sich dicht an den Stamm, die andere, etwas ältere suchte unter das dichteste Gezweig zu kommen, und wechselte den Platz, wodurch sie noch mehr durchnäßt wurde, und ihr seidenes Kleid eine Steife erhielt, wie eines von Wachstuch. Dadurch gewann sie ein eben so komisches Ansehen, als der Anblick der jüngern gewissermaßen reizend war. Diese nämlich verrieth, so dicht sie sich auch an den Baumstamm lehnte, eine herrliche Gestalt voll Ebenmaß und Jugendfülle. Dunkle seelenvolle Augen leuchteten wie Sterne in der Dämmerung, und zarte frische Lippen erschlossen sich, um den Fremden zu bewillkommnen, indem sie ihm die schönsten Perlenreihen zeigten. Eine süße, reine Stimme klang ihm melodisch in's Ohr, und er segnete den Entschluß seiner Menschenliebe. Er erfuhr, daß die Damen

allerdings auf einem Spaziergang, den sie aus dem nahen Flecken unternommen hatten, während ihre Pferde gefüttert wurden, von dem Regen ergriffen worden waren, und nichts sehnlicher wünschten, als ihren Wagen zu erhalten. Allein daran war gar nicht zu denken, wenn sie nicht völlig gebadet werden und sich vielleicht noch eine gefahrliche Erkältung zuziehen wollten. Hellmann nahm daher sogleich seinen Mantel ab und reichte ihn der zitternden Schönheit dar, welche ihn mit einem so himmlisch süßen Blicke empfing, daß Hellmann wie angewurzelt stehen blieb, und fast Regen und Alles vergessen hätte, um in die Nacht dieser schönen Augen zu blicken; allein, als die jüngere Dame den Mantel sogleich der ältern mit den Worten: da nehmen Sie, Tante! reichte, zog er auch sogleich seinen Oberrock aus, um ihn der jungen Schönheit anzubieten, welche ihn nicht ohne Erröthen und mit dankbarer Bereitwilligkeit anzog. Nun lassen Sie uns nach den Flecken zurückgehen! sagte sie. Die Wanderung wurde sogleich angetreten. Hellmann bot der jungen Dame den Arm, denn die ältere hatte sich dicht in den Mantel gehüllt, und schritt rasch voran, um dem Regen deste schneller zu entgehen. Das kleine Abentheuer schien der jüngern Dame einiges Vergnügen zu machen, und indem sie sich im Gehen auf dem zum Theil schlüpfrigen Wege fest an Hellmanns Arm hielt, lispelte sie ihm manch freundliches, süßes Wort zu, welches sie meistens mit den freundlichsten Blicken begleitete. So erreichte man

endlich den Gasthof, wo der Wagen der Damen stand, und wohin ihnen Hellmann folgte. Er trat in die Wirthsstube, die Damen gingen auf ihr Zimmer, allein es dauerte nicht lange, so erhielt er durch ein eitles Zöschen die Einladung, sich zu den Damen zu begeben, um einige Erfrischungen bey ihnen einzunehmen. Die jüngere hatte ihre dunkeln Locken mit einem zierlichen Spitzenhäubchen bedeckt, und einen blaßgrauen seidenen Mantel umgeschlagen, und empfing den Eintretenden mit der heitersten Laune. Auf dem Tische stand Wein und Backwerk. Die ältere war übler Laune, theils über die Zerstörung ihres Kopfputzes, theils darüber, daß man ihren Aufzug unterweges lächerlich gefunden hatte. Hellmann suchte durch ein angelegentliches Erkundigen nach ihrem Befinden diese ihm so unwillkommene Stimmung zu verscheuchen, und es gelang ihm, durch ausgezeichnete Aufmerksamkeit auf das strenge Gesicht einige Lichtblicke zurückzuführen. Indessen requete es noch fort. „Sie haben wahrscheinlich ein Ziel mit uns, sagte die junge Dame zu Hellmann, „da bin ich denn so frey, Ihnen in meinem Wagen einen Platz anzubieten. Freylich wird es ein wenig eng hergehen, denn er hat keinen Rücksitz, allein er ist nicht so gar schmal! — Der Tante schien das Anerbieten nicht zu gefallen. — „Sie sollen nicht beschwert werden, liebe Tante," fuhr jene fort, „ich weiß mich zu schmiegen." — „Aber," versetzte diese nicht ohne einigen Anstrich von vornehmer Steifheit, wir haben ja nicht die Ehre, den Herrn zu ken-

nen. Ihr werther Nahme . . .“ wandte sie sich zu Hellmann, allein ehe dieser ihn noch nennen konnte, sagte die Nichte: „Was hat man denn an einem Nahmen? Kein Mensch wird mir dadurch interessanter, und bey vielen möchte ich ihn lieber nie gehört haben, denn manche klingen abscheulich! Genug, daß sich der Herr Ansprüche auf unsere lebhafteste Dankbarkeit erworben hat . . .“ Hellmann hielt es indessen doch für nöthig, die Tante zu beruhigen und nannte seinen Nahmen und Charakter. Der Nichte schien beydes nicht zu mißfallen, wenigstens bemerkte unser Freund keine Abnahme der Aeusserungen ihrer nicht undeutlich dargelegten Gewogenheit. Man genaß einige Gläser Wein; indessen war der Wagen angespannt worden. Hellmann saß in einer Ecke, neben ihm die junge Schönheit, und so sehr er sich auch in seinen Winkel schmiegte, dünkte ihm doch der Raum ziemlich enge, wiewohl diese gepreßte Lage die erste in seinem Leben war, aus der er sich gerade nicht herauswünschte. Unter heitern, scherzenden Gesprächen gelangte man an's Thor zu W., wo Hellmann ausstieg und seiner nicht weit entfernten Wohnung zuging, da die Damen einen an der entgegengesetzten Seite der Stadt liegenden Garten bewohnten. Eine freundliche Einladung, sie mit seinem Besuche hier bald zu erfreuen, wurde ihm als der erwünschteste Abschiedsgruß mitgegeben.

Rath Hellmann war kein Jüngling mehr. Er stand bereits im Anfange der vierziger Jahre, allein sein Aeusseres verrieth noch jenes frische, jugendliche Leben, welches, bey wohlgesparter Jugendkraft, oft bis in die spätern Jahre dauert. Seine Gestalt war mehr zart als kräftig, aber in seinen dunkelbraunen Augen spiegelte sich der Ernst eines hohen Geistes und die Tiefe eines edlen Gemüthes. Ein sanfter Zug von Schwärmerey schwebte um den wohlgebildeten Mund und mischte zu dem fast zu ernsten Ausdruck seines Gesichts gerade so viel Lieblichkeit, daß man das Ganze anziehend und interessant nennen konnte. Seine Stimme war fest, volltonend, und doch biegsam und jeder zarten Abstufung des Gefühls sich leicht und gefällig anschmiegend. War es daher ein Wunder, daß er die Blicke der Frauen auf sich zog, daß er sich ihrem Herzen empfahl, ehe er noch sein Inneres aufzuschließen Gelegenheit fand? Und fand er diese, so konnte er sicher seyn, daß er den Eindruck, den sein Aeusseres hervorgebracht hatte, noch verstärkte, ja daß dieses über jenem fast ganz vergessen wurde; denn wenn Erhabenheit der Gesinnung, Bildung des Geistes, Reichthum an Kenntnissen, zartes und tiefes Gefühl, verbunden mit schöpferischer Phantasie und dem schönen Talente natürlicher Beredsamkeit, auf das, was man männliche Liebenswürdigkeit nennen mag, Anspruch geben, so durfte Hellmann vor vielen Andern nach diesem Kranze streben. Früh seiner Eltern und Unterstützer beraubt hatte er sich selbst durch die feind-

liche Welt kämpfen müssen. Er war oft verkannt, oft gekränkt, oft getäuscht worden, allein aus allen Gefahren hatte er sein besseres Selbst unbefleckt gerettet, und für die Entbehrungen der Wirklichkeit in der Welt der Ideen Ersatz gefunden, zu der ihn vor allem die Dichtkunst leitete, der er sich mit der innigsten Treue zuwandte. Schillers erhabener Genius war der leitende Stern seines Lebens gewesen, und so oft er ihn gesehen hatte im Gewirre des Lebens, war ihm wieder wohl geworden. Ob einem solchen Herzen die Liebe fremd bleiben konnte, ist wohl keine Frage. Durch manche Seligkeit hatte die Zauberin seine Jugend beglückt, und in seinem männlichen Alter fand er in der Verbindung mit einem liebenswürdigen Weibe — doch leider nur auf kurze Zeit — die schönste Befriedigung seiner Sehnsucht nach häuslichem Glück. Jetzt stand er wieder allein. Er hatte die Welt und das Leben kennen gelernt, und seine Hoffnungen und Wünsche waren sehr gemäßigt worden. Für die Liebe glaubte er nun zu alt zu seyn, allein die Gunst der Frauen, die Freuden, die der Umgang mit ihnen jedem gebildeten Manne gewähren muß, wenn er seine Achtung gegen das Geschlecht bewahrt hat, waren das einzige irdische Gut, welches ihm des Strebens werth schien, und um das er mit einer Art von Eifersucht rang. Und dieser Empfindung gerade bediente sich sein Schicksal, um ihn noch einmal in den Kampf der Leidenschaften zu wer-

sen und ihm zu zeigen, daß er seine Rechnung mit dem Leben zu früh geschlossen habe.

Julie von Kronau — so hieß die junge Schöne, welche wir bereits aus dem Eingange dieser Erzählung kennen — sollte das verführerische Meteor werden, das, am Himmel seiner Phantasie glänzend emporsteigend, seine Wünsche und Hoffnungen von neuem belebte, und ihn mit sich selbst entzweyend um die Ruhe seines Herzens brachte. Mit Recht galt sie für eine der reizendsten ihres Geschlechts. Ohne eine vollendete Schönheit zu seyn, vereinigte sie in ihrer Person Alles, was man anziehend nennen mag. Sie kannte ihre Vorzüge sehr wohl und verstand die seltene Kunst, sie, ohne auffallende Koketterie, immer in das wirksamste Licht zu stellen. Die Wahl ihres Anzuges war musterhaft. Alles, was sie umgab, trug das Gepräge von feinem Geschmack und sinniger Unterscheidung des Zweckmäßigen vom Unnützen und Unpassenden, des Kunstvollen und Reichen vom Erkünstelten und Ueberladenen. Damit verband sie eine mehr als gewöhnliche Geistesbildung und ein leicht zu erregendes Gefühl, jedoch ohne Tiefe und Ernst. Im achtzehnten Jahre ohne Liebe vermählt hatte sie diese Leidenschaft erst in nicht erlaubten Verhältnissen kennen gelernt, und sich, da sie sich ihr nicht schuld- und zwanglos hingeben konnte, durch die Zerstreuungen der Welt dafür zu entschädigen gesucht. So waren ihr gerade die schönsten von der Unschuld geweihten Gefühle

fremd geblieben, und jetzt stand sie in ihrem vier und zwanzigsten Jahre, verwittwet und im Besitze eines nicht unbedeutenden Vermögens, obgleich zur Liebe geschaffen und wohl fähig, einen Mann zu beglücken, doch in Gefahr, eine Beute listiger Verstellung oder kühner Zudringlichkeit zu werden. Sie schien dies zu ahnen, und darum kam sie wohl vielleicht mehr, als es die strengste Achtung vor ihrem Selbst erlaubte, dem Manne entgegen, den ihr eine geheime Ahnung als einen solchen erkennen ließ, der der Retter ihres Lebens werden könnte. Sie lebte seit einem Jahre in dem glänzenden W . . . und bildete hier, unter dem Schutze einer Tante, welche für nichts weniger als nachsichtig gegen weibliche Schwächen galt, ein nicht großes, aber angenehmes Haus, wo Jeder, der eine geistreiche Unterhaltung suchte, fast immer Befriedigung fand.

Rath Hellmann benutzte die ihm ertheilte Erlaubniß erst nach einigen Wochen, weil er wohl fühlte, daß die junge Schönheit einen weit tiefern Eindruck auf ihn gemacht habe, als er meinte, daß irgend ein Weib noch auf ihn werde machen können, und seine Grundsätze ihm nicht erlauben konnten, dem gefährlichen Spiele dieser Leidenschaft sich auszusetzen. Es war ihm daher nicht ganz unlieb, als er durch den Ruf erfuhr, daß die Frau von Kronau eigentlich unter jene leichtsinnigen Weiber gehöre, denen das Leben nur ein Spiel sey, die, entfremdet jedem tiefern, heiligern Gefühle, auch da nur eine erheiternde Zerstreuung suchen, wo der edlere

Mensch die ganze Glückseligkeit seines Daseyns zu finden meynt. Er glaubte nun für sein Herz nichts besorgen zu dürfen, und wenn er mehr fände, als der Ruf zugestehen wollte, manche angenehme Stunde in dem Umgange der schönen und geistreichen Frau erwarten zu können. Er ging zum ersten Male zu ihr an einem Abende, wo sie, wie er wußte, gewöhnlich Gesellschaft bey sich sahe. Diesmal fand er jedoch nur einen kleinen Zirkel, weil gerade ein Fest in der Stadt, woran Frau von Kronau nicht Theil nehmen wollte, den größten Theil ihrer Bekannten ihr entzogen hatte. Er wurde nicht nur mit der feinsten Artigkeit, sondern auch mit einer Art von Herzlichkeit, ja man könnte sagen, Vertraulichkeit empfangen, welche den angenehmsten Eindruck auf ihn machten und ihn sogleich der versammelten Gesellschaft vollkommen gleich stellten. Es waren einige Damen und Herren von höherm Range zugegen, allein Julie wußte mit feinem Sinn jede Anmaßung äusserer Auszeichnung zu unterdrücken, und dem Gespräche immer eine Wendung zu geben, wo Geist und Bildung ihre Vorzüge geltend machen konnten. Es war als hätte sie Hellmanns Erscheinen geahnet, denn sie hatte sich auf eine Art gekleidet, welche ihre Reize anspruchlos erhöhte. Dieß alles setzte Hellmann nach einigen Augenblicken in eine unbefangen heitere Stimmung, und beflügelte seine Phantasie dergestalt, daß er oft mit dichterischer Begeisterung über das sprach, was in der Unterhaltung berührt wurde, und sein Interesse lebhaft erregte. Julie schenkte ihm die größte

Aufmerksamkeit, keines seiner Worte schien unbemerkt an ihr vorüber zu gehen, und nicht selten brach aus den schönen Augen ein Blick der Empfindung hervor, der unsern Freund mit erhöhtem Leben durchdrang. So wurde unter andern über Lebensgenuß gesprochen. Man behauptete, die wahre Weisheit bestehe darin, das Leben als eine flüchtige Erscheinung zu behandeln, jeden angenehmen Moment zu benutzen, und ohne auf etwas Bleibendes und Dauerndes zu rechnen, alle die Täuschungen und Kränkungen zu vermeiden, welche unerfüllte, überspannte Hoffnungen nothwendig erzeugen müßten; ein recht verstandener Egoismus sey nichts Tadelnswerthes, sondern vielmehr Pflicht und Klugheitsmaxime. „Wenn wir nicht dem Worte: Egoismus eine ungewöhnliche Bedeutung unterlegen," sagte Hellmann, so möchte ich, auf die Natur und Erfahrung gestützt, das Gegentheil behaupten. Egoismus schließt allen Lebensgenuß aus, denn er verwandelt die an vielfachen Veranlassungen zur Freude reiche Welt in einen Kampfplatz der Leidenschaften, List und Klugheit streiten mit Kraft und Anmaßung. Mit der Liebe verschwindet das Vertrauen und die Unschuld, die Blüthe des Lebens, und das zuletzt fast vertrocknete Herz hat mit der Kraft, sich zu erweitern und fremden Glücke sich theilnehmend zu öffnen, auch jede Fähigkeit zum Genuß des eigenen verloren. So wie der Verstand die einzelnen Erscheinungen der endlichen Natur nicht erklären kann, ohne zum Ewigen und Unendlichen aufzusteigen, und unter der Verhüllung den Geist zu ah-

nen, der sich, ewig sich selbst gleich, im Wechsel der Gestalten dem hohern Sinne kund gibt; eben so wenig vermag das Herz die Freuden des Lebens zu ergreifen und einen wahren innigen Genuß des Daseyns zu empfinden, ohne Glauben an Tugend, Liebe und Unschuld und ohne das Streben, glücklich zu werden durch Beglückung. —

„Ich gebe Ihnen Recht," versetzte die Frau von Kronau, welche mit gespannter Aufmerksamkeit an Hellmanns Reden gehangen hatte, wie halb im Scherz — „und alle Frauen werden Ihnen Recht geben, denn was wäre das Leben ohne die Liebe, wir können nur glücklich seyn, wenn wir beglükken! — Mehrere Herren faßten diese Idee auf, und gaben sie, in ein feines Compliment umgestaltet, der schönen Wirthin zurück. Schneller, als er geahnet hatte, war inzwischen unserm Freunde die Zeit entflohen. Er wollte sich entfernen, aber die holde Wirthin nöthigte ihn zu bleiben, und lispelte ihm im Vorübergehen zu, er möchte nicht eher gehen, als die andern, weil sie ihn noch über Etwas sprechen wolle. Er blieb, und Julie wußte ihm durch manche vertrauliche Auszeichnung das Opfer, das er zu bringen meynte, reichlich zu vergüten.

Endlich wurde der Saal leer, auch die Tante entfernte sich und Hellmann sahe sich mit Julien allein. Eine gewisse Beklommenheit schien sich Beyder zu bemächtigen, endlich sagte Julie: „Ich danke Ihnen recht herzlich für Ihren Besuch, das Schicksal scheint mir in Ihnen die Opfer ver-

güten zu wollen, welche ich leider nur zu oft der Gesellschaft bringen muß, ich hoffe, Sie werden mich auch heute nicht verkannt haben; Ihre begeisterten Reden haben mein Inneres getroffen. Glauben Sie mir, manches Herz wird verkannt, das sich für den verlornen Himmel reiner Seligkeit durch den Genuß des Augenblicks zu entschädigen sucht . . .

„Wird ihm das gelingen?“ fragte Hellmann mit Rührung, „sollte es sich nicht lieber über die Zeit und das Leben zu erheben suchen . . .“

„Ja wohl! aber allein wird es dies schwerlich vermögen, ein Herz, das fühlen kann, ist ohne ein Mitempfindendes auch im Himmel allein und nicht glücklich . . .“

Hier trat die Tante herein. Hellmann suchte die unwillkührliche Rührung, die ihn bey diesen Worten ergriffen hatte, so viel möglich zu verbergen, und nahm Abschied. Julie geleitete ihn, eine Thräne im Auge zerdrückend, und ein sanfter Händedruk gab ihrer Bitte an ihn um öftere Wiederhohlung dieses Besuchs einen unwiderstehlichen Zauber.

Man wird es sehr wahrscheinlich finden, wenn wir versichern, daß unser Freund seinen Besuch bey Frau von Kronau fleißig wiederholt habe. Je öfter er sie sahe, je mehr empfand er, daß die Kraft, ihrem Zauber zu widerstehen, schwächer in ihm werde, und je ernster er sich zu überreden suchte, daß es nicht Liebe sey, was ihn binde, um

so mehr schlich sich diese in sein unvertheidigtes Herz, ja sein Verstand fing zuletzt an, selbst auf die Seite von diesem zu treten, und so mahlte ihm seine beredte erhöhte Einbildungskraft eine Zukunft vor, wo doch vielleicht noch ein Glück für ihn erblühen konne, auf welches er zu früh und ohne Grund verzichtet habe. Indessen würde ihm vielleicht das angenehme Verhältniß, worin er mit der reizenden Frau stand, und das er, ohne sich selbst untreu zu werden, unbedenklich fortsezen konnte, noch lange genügt haben, wäre nicht seine Neigung durch Eifersucht geschärft und sein Ehrgeiz, aus Furcht gekränkt zu werden, mit in's Spiel gezogen worden. Durch beyde wurde er bis auf den Punkt geführt, wo er einen Schritt thun mußte, wovor ihn eine leise Stimme, die er wohl oft für die seines guten Genius hielt, warnte.

Es war nehmlich gerade zu der Zeit, wo Hellmanns Verhältniß zur Frau von Krenau inniger und vertraulicher wurde, und er selbst es sich nicht verbergen konnte, daß er die schöne Frau wirklich liebe, ein italiänischer Graf — wir wollen ihn hier Lotario nennen — in W . . . anackommen, der kurz nach seiner Ankunft auch in dem Hause der Frau von Krenau Zutritt erhielt. Es war ein großer, wohlgewachsener Mann, von feinen Zügen und bleicher Gesichtsfarbe, aber in seinen tiefliegenden schwarzen Augen brannte eine düstre Glut, welche in Momenten der Erregung seines Innern zur Flamme zu werden schien. Sein ganzes Wesen erhielt dann Etwas Unheimliches und Furcht-

bares, weshalb er auch solche Momente auf alle Art zu vermeiden suchte. Er zeigte in seinem Betragen durchaus den feinen Weltmann, und wenn er schon, gestützt auf die Vorzüge des Ranges und Vermögens, in jeder Aeusserung etwas Zuversichtliches, zum Theil Keckes bemerken liess, so wußte er dies doch wieder durch eine gewisse Milde und Freundlichkeit zu vergüten, die, wenn schon erkünstelt, doch ein unbefangenes Gemüth leicht zu täuschen vermochte. Vielfache Reisen und langer Aufenthalt in mehrern Hauptstädten Europens, so wie der Umgang mit geistreichen Menschen, hatten ihm eine Bildung und Kenntnisse gegeben, welche es ihm nicht schwer machten, in den meisten Gesellschaften eine glänzende Rolle zu spielen. Den Frauen huldigte er vorzüglich, und man kann denken, ob er bey den genannten Vorzügen in dieser Bemühung unglücklich seyn konnte. Auch Frau von Kronau wurde bald der Gegenstand seiner Auszeichnung. Als ihn Rath Hellmann zuerst in einer Abendgesellschaft bey derselben erblickte, erinnerte er sich, daß er den Mann schon während seines kurzen Aufenthaltes am Fürstlich * * * schen Hofe gesehen hatte, und daß damals eine Geschichte von ihm erzählt worden war, welche auf Hellmanns Gemüth einen um so furchtbarern Eindruck gemacht hatte, je weniger Aufklärung und Gewißheit darüber zu erhalten gewesen war. Der Graf hatte nämlich mit einer jungen, reizenden Dame jenes Hofes ein Liebesverständniß gehabt, und die Dame war nach einiger Zeit unter sonderbaren Zu-

sätten erkrankt und gestorben. Man hatte Grund zu vermuthen, daß dies auf keine natürliche Art geschehen sey, und mehrere Umstände, unter andern der, daß jene Dame von gewissen Verhältnissen des Grafen zur Fürstin unterrichtet worden war, welche sie leicht dem Fürsten hätte entdecken können, ließen den Verdacht auf ihn fallen, daß er nicht ohne Schuld an jenem Todesfalle sey. Diejenigen, welche seinen Charakter tiefer zu durchschauen vermochten, konnten diesen Verdacht nicht durchaus ungegründet finden. Bald nach jener Begebenheit hatte er den genannten Hof verlassen, und in Hellmanns Seele war das Andenken daran schon fast gänzlich erloschen. Jetzt trat es mit der bekannten Gestalt wieder lebendig vor ihn. Der Graf erinnerte sich in jener Gesellschaft gleichfalls der frühern Bekanntschaft mit dem Rath Hellmann, und dieser hatte in der That Mühe, die widrigen Empfindungen zu unterdrücken, welche das Wiederauftreten dieser düstern Gestalt aus seinem frühern Leben gerade jetzt auf ihn machte, wo die Hoffnung seine Zukunft und Gegenwart so schön beleuchtete.

Frau von Kronau schien, je öfter der Graf ihren Zirkel beehrte, um so mehr Gefallen an ihm zu finden. Sie stellte Vergleichungen zwischen ihm und Hellmann an, und es war sichtbar, daß diese nicht zu Gunsten des Letztern ausfielen. Hellmann bemerkte dies und die Glut der Eifersucht loderte in seinem Innern auf. Daß er dadurch an äußerer Liebenswürdigkeit, besonders in den Augen

einer jungen Frau, welche die süßen Schmeicheleyen, die der Graf auf die geschickteste Weise zu spenden wußte, völlig zu berauschen schienen, nicht gewann, ist natürlich, zumal da derselbe, durch die Uneinigkeit, in die er mit seinen Grundsätzen gerathen war, eine Art peinlicher Verlegenheit zeigte, welche den Aeußerungen seines Wesens jene Freiheit und Leichtigkeit raubte, die vielleicht allein der feinen Koketterie des Italiäners hätte die Wage halten können. Zu seinem Unglücke, wie er wähnte, mußte ihn noch dazu gerade jetzt, in den über sein Lebensglück entscheidenden Momenten, eine Geschäftsreise auf einige Wochen von W. abrufen. Er kämpfte mit sich selbst, ob er das, was ihm von dem Grafen bekannt war, der Frau von Kronau mittheilen sollte, oder nicht? Endlich entschied er sich für das erste und noch den Vorabend vor seiner Abreise benutzte er einige Abendstunden zu diesem wichtigen Besuche. Er fand seine Freundin nicht zu Hause. Statt ihrer aber empfing ihn ein unbekanntes weibliches Wesen von seltener Schönheit und einer Anmuth und Huld, welche, wenn sein Gemüth nicht zu sehr mit widrigen Empfindungen erfüllt gewesen wäre, den tiefsten Eindruck auf ihn hätte machen müssen. Die erste Jugendblüthe schmückte die herrliche, edle Gestalt, und der einfache weiße Anzug erhöhte diese Reize noch um Vieles. Nachdem er der Fremden einige Augenblicke zur Seite gesessen und sie aufmerksam betrachtet hatte, schien es, als gehe eine wunderbare Beruhigung von ihr in seine Seele

über, und als fasse ihm ein dunkles Ahnen, daß er sich in der Nähe eines Geschöpfes befinde, welches auf sein Schicksal einen beglückenden Einfluß haben müsse. Oder ist dies vielleicht die Wirkung jeder höhern Schönheit auf ein reines Herz? Eben war er im Begriff durch bescheidene Fragen sich näher von ihren Verhältnissen zu Frau von Kronau zu unterrichten, als diese selbst in's Zimmer trat und die Fremde ihm als ihre Freundin Luise von Blum vorstellte, welche sich einige Zeit bey ihr aufhalten werde.

Luise war die einzige Tochter eines Mannes, der mit den erfreulichsten Hoffnungen und Aussichten in die Welt getreten war, in dessen Herzen eine Fülle von Liebe wohnte, und dessen Geist die herrlichsten Anlagen mit der edelsten Bildung vereinigte. Er hatte seine Laufbahn als Geschäftsmann mit Freudigkeit begonnen, allein bald fand er sich in den entmuthigenden Kampf mit Ränkesucht, Eigennutz und allen den unedeln Leidenschaften verstrickt, welche ein reines Gemüth auf's tiefste verwunden. Er besaß ein reizendes Weib, allein auch diese Glückseligkeit trübte ihm arglistige Heucheley, und nach wenig Jahren sahe er sich reich an schmerzlicher Erfahrung, aber arm an wahrer, dauernder Freude. Düstere Schwermuth umwölkte den sonst immer heitern Geist, und es wäre die Frage gewesen, ob er nicht früher, als der Schöpfer des Lebens ihn aus diesem abgerufen, in ein anderes übergegangen wäre, hätte er nicht ein

theures Band gehrt, welches ihn noch hienieden fesselte. Die verführte und darum unglückliche Gemahlin — deren er bis an's Ende seines Daseyns mit wehmüthig süßer Erinnerung gedachte — hatte ihm eine Tochter hinterlassen, in welcher ihm ihr schönes Ebenbild veredelt entgegenblühte. Als die Mutter starb, war Luise fünf Jahre alt. Von nun an beschloß er, nur für dieses Kind zu leben, und floh mit ihm, um den theuern Schatz den Blicken der genußsüchtigen Welt zu entziehen, in die tiefste Einsamkeit. Hier bot er alle reichen Kräfte seines Geistes und Gemüthes auf, um das holde Mädchen nach dem Ideale zu bilden, das er von der Menschheit im Busen trug. Das Schicksal schien ihm durch dieses Eine Alles ersetzen zu wollen, was es ihm sonst entzogen oder verweigert hatte, denn Luise wuchs herauf wie die Blume, die unter dem günstigsten Himmelsstrich erzogen das Schönste ihrer Gattung darstellt. Kein unedler Wunsch, keine verdammliche Neigung war in dieses reine Herz gedrungen, kein gemeines, verführerisches Bild hatte die Phantasie befleckt, die von den edelsten Kunstgebilden und von der Natur begeistert ihren Flug weit über die kleine Erde hinaus richtete; ihr Geist war an ernste Thätigkeit, an strenges und freyes Denken gewöhnt, und doch umgab die holdeste Weiblichkeit alle diese Eigenschaften mit dem Schleyer der Bescheidenheit und sittsamen Demuth. Ihre jungfräuliche Schönheit hatte kaum ihres Gleichen, ja es schien zuweilen, als ob sie ein überirdischer Glanz umleuchte.

Wer könnte die Wonne des Vaters schildern, der sich sagen durfte, daß dieses Geschöpf durch seine Pflege gebildet worden! Die Tochter hing dafür aber auch mit grenzenloser Liebe an ihm, und doch mußte den Glücklichen ein unerwarteter Zufall schnell, ohne daß er es ahnete, zum bessern Leben überführen. Luise stand nun allein, achtzehn Jahre alt, in der fremden Welt, und fand bey einer Verwandtin Schutz, welche Frau von Kronau genau kannte. Hier sahe sie die letztere und lernte sie lieben, so sehr es ihr Herz und leichter Sinn vermochte. Jetzt war die reizende Luise im zwanzigsten Jahre, schuldlos und lieblich, wie das zarte Kind unter der Pflege des liebenden Vaters. Ihr Anblick hatte allmählig alle bittere Empfindung in Hellmanns Augen gemildert, und er gedachte kaum noch des Zweckes seines Besuches. Auch Frau von Kronau, die indes zurückgekehrt war, zeigte sich höchst liebenswürdig, und ihre Heiterkeit belebte angenehm den stillen Ernst der jugendlichen Freundin. „Es ist Schade," sagte sie zu Hellmann, daß Sie gerade jetzt verreisen müssen, „ich müßte mich sehr irren, wenn ich nicht behaupten sollte, Sie und meine Luise würden bald die innigste Freundschaft schließen!" — Hellmann sahe bey diesen Worten fast unwillkührlich Luisen in's dunkelblaue Auge, und eine himmlische Hoffnung schien ihm daraus entgegen zu leuchten. Luise aber glaubte in verjüngten Zügen das Bild ihres Vaters zu erblicken.

Obgleich dieses Begegnen zweyer so schöner Seelen blos eine Fügung des Schicksals zu seyn schien,

ſo war ſie doch im Grunde das Werk der Frau von Kronau ſelbſt. Seitdem dieſe ihre Neigung dem Grafen zugewendet hatte, und bemerkte, daß ſie nicht ihn und Hellmann zugleich, ohne vielleicht ſchreckliche Auftritte fürchten zu müſſen, in ihren Banden halten könne, ſuchte ſie den leztern ſelbſt zu befreyen, und zwar dadurch, daß ſie ihm einen Gegenſtand zeigte, der ſeine innigſte Theilnahme zu erregen nicht verfehlen konnte. Sie dachte ſogleich an Luiſen von Blum, und ſandte ihr eine Einladung auf unbeſtimmte Zeit mit ſo viel Zärtlichkeit und Innigkeit, daß die gute Luiſe nicht widerſtehen konnte, ſo wenig ihr auch das Leben im Geräuſche einer glänzenden Stadt gefallen mochte. Freylich wurde ihr Plan durch Hellmanns Abreiſe ein wenig geſtört, indeſſen gewann ſie doch ſo viel, daß Hellmanns Phantaſie ein ſchönes Bild erhalten hatte, das neben das ihrige trat, ſo oft das Gift der Eiferſucht ſein Blut zu erhizen drohte, und eben durch die Trennung, ohne daß er es wollte, eine Art von Sehnſucht weckte und unterhielt. Indeſſen hat man oft die Bemerkung gemacht, daß der Menſch einen Plan um ſo hartnäckiger verfolgt, jemehr ihn das Schickſal durch allerley Winke und Warnung davon abzuhalten ſtrebt; ja dieſer Widerſtand geht oft ſo weit, daß man die beſten Gelegenheiten zum Glück gleichgültig überſieht, ſobald ſie ſich nicht mit dem eigenwillig erwählten Zwecke vereinigen laſſen. An dieſer Eigenheit der menſchlichen Natur ſcheiterte zulezt doch der klug angelegte Plan der Frau von

Kronau. Statt daß Luisens Liebenswürdigkeit sich Hellmanns ganzer Neigung bemächtigen sollte, drängte er sich nur desto heftiger an die ihm jetzt geflissentlich ausweichende Geliebte, und indeß sich in des edeln Mädchens Busen eine stille Liebe zu dem geachteten Manne entzündete, blieb er ein zwar theilnehmender, aber doch kalter Bewunderer ihrer Vortreflichkeit. Armes Mädchen! warum mußte deine erste Liebe eine unerwiederte seyn? Lange zwar hielt Luise ihr Gefühl selbst nur für Freundschaft und zärtliche Achtung, allein als sie bemerkte, daß der Vorzug, den Hellmann ihrer Freundinn unverkennbar gab, eine bittere, dem Neide gleichende Empfindung in ihrer Seele weckte, eine Empfindung, die ihr sonst so ganz fremd und zugleich so drückend war, daß sie alle ihre Freuden trübte und die heitere Ruhe ihres Gemüths zu vernichten drohte, da konnte sie sich's nicht länger verhehlen, daß sich mit ihrer Zärtlichkeit für den geachteten Freund der Wunsch, ihn ausschließend zu besitzen, verbinde, daß die Liebe ihr Herz erfülle. Von nun an bemächtigte sich ihrer eine stille, tiefe Schwermuth. Sie floh die Freuden der Geselligkeit mehr als sonst, und ihr liebster Aufenthalt war ihr einsames Zimmer oder eine dunkle Laube des Gartens in dem entferntesten Theile desselben. Der Frau von Kronau entging diese Veränderung nicht und sie deutete sie nicht unrecht. Halb scherzend, halb vertraulich ernst machte sie Hellmann auf die Eroberung aufmerksam, die ihm gelungen sey, auch Luisen suchte

sie mit sich in's Klare zu bringen, allein statt einer gehofften innigern Annäherung mußte sie wahrnehmen, daß sich Beyde nun erst um so mehr von einander zu entfernen begannen. Hellmann hielt der Freundin Mittheilung theils für Scherz, theils ahnete er, daß ihr seine Neigung zu Luisen willkommen sey. Dies war genug, um ihn, auch wenn er eine solche hätte fassen oder nähren wollen, ganz davon abzuwenden. Dazu kam, daß er nicht stolz genug war, sich zu überreden, ein so reizendes, junges Geschöpf, dem die schönste männliche Jugend aller Stände huldigte, und das wohl unter den edelsten Jünglingen wählen konnte, werde ihre Liebe einem Manne schenken, der nach wenig Jahren sich dem Herbste des Lebens näherte. Luise war jedoch eine Ausnahme ihres Geschlechts. Blüthe und Frucht prangte an diesem herrlichen Baume in gleicher Vollkommenheit, und was sonst der Mensch nur nach und nach und in verschiedenen Perioden des Lebens empfängt, hatte ihr die Natur auf einmal verliehen. Darum schien ihr aber eben auch diese Vereinigung weiblicher Jugend mit der gereiften Kraft und Bildung des Mannes das wahre Glück des Lebens zu begründen, und es dünkte ihr kein Verhältniß unglückseliger, als wenn der Mann, an Geist, Charakter und Bildung dem Weibe nachstehend, von diesem erst gebildet und unterstützt werden müsse.

Einſt, an einem milden Sommerabende, ſaß die holde Luiſe allein in ihrer Lieblingslaube, umwebt von den Düften der Blumen und dem Säuſeln des Zephyrs, der kühlend durch die Blätter ſtrich. Sie verſank in ernſtwehmüthige Träume, denn es war heute der Geburtstag ihres Vaters. Sie gedachte der ſeligen Zeit ihrer Kindheit und Jugend, wo ſie an dem ſchönſten Herzen, das je auf Erden für ſie ſchlug, die reinſte Seligkeit genoſſen hatte, deren der Menſch hienieden fähig iſt. Jetzt ſtand ſie ſo allein in der liebeleeren Welt mit einem Herzen, das ſo reich an Liebe war! Ein Schmerz, gleich dem der Vernichtung, ergriff ſie, da trat Hellmanns Bild vor ihre Seele, und eine fern aufleuchtende Hoffnung erhellte ſchnell das Dunkel ihres Grams. An ſeiner Hand durch's Leben zu gehen, in dieſem reinen, großen Herzen alle ihre Wünſche befriedigt zu wiſſen, welche Ausſicht! — Allein ſchnell wie der Blitz erloſch dieſer holde Strahl, denn ſie fühlte, daß nach der gegenwärtigen Lage der Verhältniſſe ſchwerlich wohl Hellmanns Wünſche und die ihrigen ſich begegnen würden. Hellmann hatte ihr ein Buch verſprochen. Er wollte es ihr ſelbſt bringen und ging deshalb früher als ſonſt zu Frau von Kronau. Dieſe war mit Briefſchreiben beſchäftigt. Er ging in den Garten und trat ſchnell vor die Laube, in der Luiſe ſaß. Sie erſchrack heftig, faßte ſich jedoch bald und begrüßte Hellmann mit dem vollen Ausdruck der herzlichſten Freundlichkeit. Die Miſchung von Trauer und Freude auf ihrem Geſichte

gab ihren schönen Zügen einen fast überirdischen Zauber. Hellmann setzte sich zu ihr, und legte das mitgebrachte Buch auf den Tisch. Es war Schillers Wallenstein. Das Gespräch wandte sich bald auf den Inhalt des herrlichen Werks und Hellmann sagte im Laufe der Rede: „Ja, meine Freundin, so zu lieben und geliebt zu werden, wie dieser Heldenjüngling Max und diese Thekla, ist wohl mehr, als je die Alten sich in ihrem Elysium träumten! Das Bild dieser Seligkeit schon, wie es der feurige Jüngling selbst entwirft, hat mich immer mit dem süßesten Entzücken erfüllt! Aber warum muste das im Leben untergehn, was im Gesange des Dichters lebt! — — Luisens Augen hatten sich während dieser Rede mit Thränen gefüllt. Wie gern hätte sie erwiedert: „Es ist nicht untergegangen im Leben, was dich in den Gesängen seelenvoller Dichter entzückt. In meinem Herzen wird es ewig leben, und ich, ich könnte wohl deine Träume verwirklichen!“ aber die Schaam verschloß ihr den Mund; doch als Hellmann hinzufügte: „Ihnen, meine Freundin, kann diese Seligkeit noch blühen, aber ich, ich muß ihr entsagen, auch wenn sie mir ein Gott gewährte, denn wie lange würde ich diese Wonne genießen, meine Jugend ist entflohen, und für den reifern Mann hat die Rose der Liebe zuweilen Dornen!“ da hätte sich vielleicht wider ihren Willen ihr Inneres aufgeschlossen, wenn nicht eben jetzt Frau von Kronau auf sie zugekommen wäre und der Unterhaltung ein Ende gemacht hätte. Luise glaubte von diesem Augenblicke an, auch nicht die geringste

Hoffnung einer Zukunft nähren zu dürfen, wie sie ihr allein das Leben wünschenswerth machen konnte, und ihre Schwermuth nahm mit jedem Tage zu.

Unterdessen hatte der Graf Lothario wohl bemerkt, daß Hellmann sein nicht zu verachtender Nebenbuhler sey, und diese Bemerkung wurde in seiner rachsüchtigen Seele von dem Entschlusse begleitet, sich seiner auf eine schnelle und bequeme Weise zu entledigen. Doch für Hellmann wachte das Auge der Liebe. Luise ahnete des Grafen Gesinnung gegen Hellmann, und sie schauderte jedesmal, wenn sich Beyde allein befanden, oder einander in den dunkeln Gängen des Gartens begegneten. Auch ihr waren Gerüchte von dunkeln, schrecklichen Thaten bekannt geworden, welche aus der Seele des Fremden hervorgegangen seyn sollten. Besonders überfiel sie stets eine geheime Angst, wenn der Graf dem Rath Hellmann etwa eine seltene Frucht reichte, dergleichen er oft mitbrachte, oder ihm eine Tasse mit Getränk darbot.

An einem äußerst heißen Nachmittage im August hatte Frau von Kronau mit einer Gesellschaft ihrer Freunde und Bekannten eine Spazierfahrt nach einem nicht weit entlegenen Lustorte verabredet. Die Herren waren zu Pferde, die Damen in Wagen. Luise war an diesem Tage in einer schrecklichen Angst umhergegangen; sie sehnte sich nach einer Bewegung im Freyen, allein als der Wagen vorfuhr und sie einsteigen sollte, versagten

ihr fast die Füße den Dienst, und sie ließ sich ganz eigentlich hineinheben. Die Heiterkeit der Begleiter stimmte sie immer düsterer und wehmüthiger, und als man durch die blühenden Gefilde dahin fuhr, und die Töne der Lust aus dem Landhause, wo man ausruhen wollte, ihr entgegen schallten, da drängten sich die dunkelsten Bilder des Grams in ihre Seele, und Gedanken und Entschlüsse stellten sich ihr dar, von denen ihr frommes Herz in anderer Stimmung schaudernd sich abgewandt haben würde. So erreichte man das Ziel der Wanderung. Man wählte zum Ausruhen und zum Genuß einiger Erfrischungen einen entferntern Pavillon, der von dichtem Gesträuch umgeben war, die Gesellschaft zerstreute sich hierhin und dahin. Hellmann hatte für sich und Luisen Limonade bestellt, der Graf erklärte sich gleichfalls für dieses Getränk. Als der Kellner die Gläser brachte, nahm sie ihm der Graf ab und trug sie nach der Laube zu, wo Luise und Hellmann, die den Spaziergang der Andern nicht theilen wollten, ihn erwarteten. Ehe er sich der Laube näherte, blieb er stehen. Luisens Augen verweilten spähend auf ihn, da glaubte sie zu bemerken, daß er das größte der Gläser mit seiner Hand am obern Rande berührt habe. Sie erblaßte und die dunkelste Stunde ihres Lebens zog über ihrem Haupte hin. Lächelnd trat der Graf in die Laube und reichte Luisen scherzend ein Glas, welches er vom Teller nahm, indeß er Hellmann das andere größere bot. „Nein," sagte sie, indem sie das

dargebotene ausschlug, „dies will ich haben," und schnell griff sie nach dem größern, Hellmann das kleinere darreichend, und mit gierigen Zügen trank sie es schnell zur Hälfte aus. Der Graf blieb wie erstarrt vor ihr stehen. Sie hielt das Glas noch immer in der Hand, und wollte es zum zweyten Male an die Lippen setzen, da rief jener, indem er seine Hand nach dem Glase ausstreckte: „Erlauben Sie, mein Fräulein, das Getränk scheint nicht ganz rein, ich will . . . und schnell hatte er ihr's entrissen, und ließ es wie von ohngefähr aus der Hand fallen. „O!" sagte Luise mit bedeutendem Ernste, „es ist Schade um jeden Tropfen, den Sie mir hier entzogen haben . . ." Der Graf schien das Gewicht dieser Worte zu fühlen, aber Hellmann, nichts ahnend noch fürchtend, bot der Freundin unbefangen sein Glas zum Ersatz. Sie nahm es mit einem unbeschreiblichen Lächeln aus seiner Hand, indem sie diese sanft drückte. Jetzt näherte sich die Gesellschaft der Laube, und Lothario mischte sich sogleich unter die Fröhlichen. Nach einiger Zeit wurde er nicht mehr bemerkt, und der Kellner sagte: er habe sich sein Pferd geben lassen, und sey nach der Stadt zurückgeritten, wo er Etwas vor Ankunft der Gesellschaft noch bestellen wollen. Ob dies gleich allen befremdend schien, so wurde doch die Freude dadurch nicht bedeutend unterbrochen, da selbst Frau von Krenau Gewalt genug über sich hatte, ihre Unzufriedenheit mit des Grafen Entfernung nicht merken zu lassen.

Als man wieder zu Hause angekommen war, begab sich Luise sogleich auf ihr Zimmer, die Wirkung des Todestranks mit starker Seele erwartend, wußte sie doch das theure Leben gerettet, wofür ihr kein Opfer zu groß schien. Allein mehrere Stunden vergingen und keine beängstende Spur jener Wirkung wurde sichtbar. Sie glaubte die Gefahr vorüber, und nun erwachte in ihrem Herzen wieder eine Sehnsucht nach dem Leben, das ihr gestern noch so unerträglich geschienen hatte. Allein am andern Tage fühlte sie gegen Abend einiges Uebelbefinden. Dies nahm von Stunde zu Stunde zu, und sie mußte sich zu Bette legen. Frau von Kronau wurde ängstlich. Sie ließ den Arzt rufen. Dieser erklärte Luisens Zustand für eine Folge des Genusses giftiger Substanzen und äusserte Bedenklichkeiten, welche Frau von Kronau um so mehr ängstete, da man von dem Grafen bis jetzt nichts gehört hatte. Es wurden alle nur mögliche Mittel angewandt, um die Leidende zu retten. Gegen Mitternacht, als Luise aus einem betäubenden Schlummer erwachte, bat sie die Wärterin an ihrem Lager, Frau von Kronau zu rufen; diese erschien. Luise hieß die Wärterin sich entfernen, richtete sich dann im Bette auf und sagte mit schwacher Stimme: „Ich sterbe, meine Freundin, aber ich kann nicht aus der Welt gehen, ohne ein Geheimniß Ihnen entdeckt zu haben, das, wenn ich's bewahrte, vielleicht Unschuldigen Verderben bringen könnte!“ Nun enthüllte sie der Frau von Kronau den ganzen Zustand ihres Herzens, so wie den Vorfall des gestrigen Abends, wo

ein düsterer schrecklicher Augenblick über ihr Leben und Glück entschieden hatte. Frau von Kronau hörte dies Bekenntniß mit Erstaunen, Rührung und Bewunderung an. So sehr ihr Herz an den Freuden des Lebens hing, so war doch ihr besseres Selbst nicht ganz im Rausche der Sinne untergegangen. Luisens Seelenstärke hob die ihrige. Sie sandte sogleich zu Hellmann. Dieser kam, und mit Entsetzen hörte er die Erzählung der Frau von Kronau. „Vielleicht," fügte sie hinzu, „ist noch Rettung möglich, und dann, Hellmann, beglücken sie das Herz, das Ihnen ein so kostbares Opfer brachte. Ich weiß es, Sie haben mich geliebt, lieben mich wohl noch; ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß Sie mir nicht gleichgültig waren, aber ich fühle, daß nur ein Herz, so unschuldig und rein wie das meiner Luise, Sie ganz glücklich machen kann." — Der Arzt trat in's Zimmer. Er war eben bey der Kranken gewesen und mit der theilnehmendsten Freude erklärte er, daß er sie für gerettet halte.

„Nun, so kommen Sie," sagte die Frau von Kronau zu Hellmann, „lassen Sie mich ein Zeuge seyn, wie die Liebe den Tod besiegt und das Leben sich an ihrer Macht aufrichtet. Man trat zu Luisens Lager. Ein unbeschreiblich seelenvoller Blick aus ihrem matten Auge begrüßte die Eintretenden. Hellmann sank auf die Kniee neben dem Bette nieder, ergriff schweigend die Hand des edeln Mädchens und sagte mit leiser Stimme: „Luise, wollen Sie die Meine werden, so hat mir das Schicksal einen Ersatz für jeden schmerzvollen Augenblick meines Le-

bens gewährt, der meine kühnsten Wünsche übertrifft! Wie hätte ich es wagen dürfen, um ein Herz zu werben, das nur durch freyen Entschluß sein Glück für Anderer Zufriedenheit opfern darf!"

Frau von Kronau zog jetzt Hellmann wieder mit sich fort, um die Kranke nicht zu heftig erschüttern zu lassen, allein mehr als jedes ärztliche Mittel wirkte in ihr die Gewißheit, Hellmanns Liebe zu besitzen, und die Hoffnung, an seiner Hand durch's Leben zu gehen. Es dauerte nicht lange, so war Luise genesen, und blühte schöner, als je. Hellmann wurde der glücklichste Gatte, und Luise hatte es keinen Augenblick zu bereuen, daß sie dem das Glück ihres Lebens anvertraute, der ihr gestand, daß er nur aus Besorgniß, sie nicht so beglücken zu können, wie sie es verdiene, sich, wiewohl nicht ohne große Anstrengung, gegen den Zauber ihrer Liebenswürdigkeit durch die seltsamsten Mittel zu schützen gesucht habe.

Der Graf erschien nicht wieder in W. und Frau von Kronau schloß nach einiger Zeit eine Verbindung, welche sie für ihr Benehmen gegen die holde Luise hinlänglich belohnte.

K. L. M. Müller.

Dietrich von Harras

oder

der Ritterſprung.

Vorwort.

Ein ſolches in ſolchem Falle dürfte wohl eine ſeltene Erſcheinung — diesmal aber eine nothwendige ſeyn.

Den Stoff zu nachſtehender Erzählung gab nämlich die in Engelhardts Erdbeſchreibung Sachſens Bd. II. S. 135. befindliche Nachricht von dem ſogenannten Harras-Monumente bey Lichtewalde im ſächſiſchen Erzgebirge, welches der verſtorbene Beſitzer jenes romantiſchen Schloſſes, Fr. Aug. Graf Vitzthum von Eckſtädt, im Anfange dieſes Jahrhunderts, zum Andenken einer ritterlichen Sage errichten ließ, welche bey Engelhardt alſo lautet:

„Ein Ritter von Harras, Beſitzer von Lichtewalde ſoll, bey einer Fehde, von Feinden verfolgt,

mit seinem Rosse von der Felsenspitze des Hausteins über 100 Ellen hinab in die Zschorau gesprungen seyn und Lichtewalde auf dem jenseitigen Ufer glücklich erreicht haben. Dankbar wallfahrtete der Ritter nun zu einem damals berühmten Gnadenbilde in Ebersdorf und hing, nach Brauch und Sitte, zum Andenken des Sprunges, ein grosses silbernes Hufeisen in der Kapelle auf. Noch zeigt man dort ein (aber nur eisernes) Hufeisen von ungewöhnlicher Größe. Einem Epitaphium in der Ebersdorfer Kirche zufolge, scheint der kühne Ritter Dietrich von Harras geheißen und den etwas unwahrscheinlichen Sprung 1499 gethan zu haben."

Dies der einzige und ziemlich magere Stoff, welcher der folgenden Darstellung zum Grunde liegt. Alle Nachforschungen, der Sage genauere Angaben, besonders aber historische Wahrheit zu gewinnen, sind vergebens gewesen. Die Phantasie und sächsische Geschichte mußten also nachhelfen.

Was letztere dazu beygetragen habe, wird der Kenner derselben leicht bemerken. So viel möglich, ist alles mit Zeit und Zeitumständen gehörig in Einklang gebracht worden. Daß aber der Romantik die Geschichte dann und wann weichen mußte, bedarf wohl kaum der Erinnerung.

Ob z. B. die Flöha und Zschorau, welche, so viel mir bekannt, in der Gegend von Schellenberg bis Lichtewalde, ihrer felsigen Betten wegen, nicht fahrbar sind, am Ende des funfzehnten

Jahrhunderts, Kähnchen getragen haben — ob die Linde bey dem Schlosse Schellenberg (jetzt Augustusburg genannt) erst 1499 durch Harras und Luitgarde, oder nicht schon 1421 durch ganz andere Hände gepflanzt — ob das Schiflein in der Kirche zu Ebersdorf zum Andenken der Stromfarth Luitgardens, oder zum Andenken irgend einer ritterlichen Berfarth aufgehängt worden sey — darüber, wie über andre dergleichen Umstände, wird man hoffentlich mit dem Dichter nicht rechten, welcher nur das Romantische der Erfindung und Darstellung zu vertreten und — in dieser Hinsicht — die ästhetischen Kampfrichter um einen gelinden Spruch zu bitten hat.

Der alterthümliche Styl, in welchem die Erzählung gehalten ist, bedarf wohl keiner Entschuldigung; ein moderner würde sich dazu so wenig geschickt haben, als der Mahagony-Rahmen für einen Albrecht Dürer oder Vandyk.

Uebrigens dient zur Nachricht, daß Harras in einiger Zeit, als Schauspiel bearbeitet, erscheinen wird.

Richard Roos.

„Danket dem Herrn, der da ist freundlich und mich erlöset hat aus der Höllen — denn Friesland ist mir zur Höl-

len worden. — Hier aber will ich wiederfinden das Himmelreich."

Damit sprang vom Roß Herzog Albrecht im Zwinger seiner Burg Wolkenstein, dahin er sich begeben von Dresden, auszuruhen von den Sorgen der Regierung, und sich zu erquicken nach den Fährlichkeiten des friesländischen Heerzugs und erfaßte die Hand des getreuen Schoffers, Harding Roßwurm und umhalsete seinen Liebling, Dietrich von Harras, der durch gute Kundschafter in Dresden beizeiten erkundet hatte des Herzogs Reise gen Wolkenstein, und von seiner Burg Lichtenwalde hierher geeilet war mit Hast, seinem gnädigsten Herrn Glück zu wünschen zur fröhlichen Heimkehr.

Nachdem aber der Herzog verschnaufet, erzählte er Beyden, wie es ihm hart ergangen, als des Kaisers Erbstatthalter in Friesland; welch rebellisch Volk die Friesen wären und wie sein Sohn, Heinrich, den er ihnen als Vicedom hinterlassen, haben werde einen gar harten Stand — und daß ihm ein Stücklein Erde im herzigen Meisnerlande, so groß als des Bergmanns Leder, lieber sey, denn ganz Friesland. —

Und obschon der Herzog von Freiberg hierher einen fast starken Ritt gethan — auch längst nicht mehr stand in den Jahren, da der Fürst des Landes ritt um die Wette mit dem Fürsten der Finsterniß, trachtete er doch nicht nach Ruhe im Kämmerlein, bevor er umgangen die Zinnen des Berges, darauf Städtlein und Schloß Wolkenstein

ruhen und sich geweidet an dem Anblick des herrlichen Landes.

Harras und Roßwurm aber, die zur Seite ihm gingen', hatten wenig zu sprechen und viel zu hören, denn ihres Albrechts Herz glich dem Brünnlein, welches lange beschwert war mit einem Felsblock, und nun, davon befreiet, desto üppiger hervorsprudelt. —

„Ja, ihr getreuen Vasallen und Mannen, ihr frommen Aebte und Klosterbrüder zu Chemnitz und Oederan, zu Grünhain und Aue und zur Crimmitschauer Karthause — ihr fleißigen Berg- und Hüttenmänner — ihr Hammerschmiede und Holzflösser — ihr Bürger und Ackerleute — Euch allen will ich wieder Herr und Vater seyn — Vaterland — du bist mir nicht fremd worden — Erzgebirge, du bleibest mein Schooßkind!"

„Ach: ihr himmelanstrebenden Burgen, euch kenn' ich noch, wie die Buchstaben des ABC. — Hier hauset mein getreuer Einsiedel — dort mein Kreuzmitfahrer Bastian Berbisdorf — hier mein wackerer Zeschau — dort mein ehrlicher Rentmeister Hans Mergenthal — hier mein alter Werther — dort mein herziger Manteufel — hier die Miltitze — dort die Schönberge — hier die Vitzthume — dort die Friesen — — hier die Nostitze — dort die Gersdorfe — hier die Zanthiere, dort die Carlowitze — hier liegen meine Silbergruben, dort dampfen meine Hammerwerke — hier schatten meine Forsten — dort gehen meine Flößen — o! ich habe

euch nicht vergessen an der Nord- und Zuydersee, heimische Flöha und Zschopau, und Chemnitz und Bockau und Sehma und Pöhl und euch geschwisterliche Mulden. — Im Blachlande der fährlichen Statthalterschaft, da habt ihr immer, wie Altäre im fürst-väterlichem Herzen gestanden, Fichtel- und Pöhl- und Scheiben- und Auersberg — und Bären- und Greifenstein — vor allem aber Du mein alter Schellenberg, des Meißnerlandes himmlische Krone."

„Nun, was meint Ihr, Vasall und Schöffer! ob der Erbstatthalter von Friesland wohl verdrängt hat den Markgrafen von Meißen—?"

Da küßten Harras und Roßwurm dem Herzoge die Hand und ließen etzliche heiße Thränen darauf fallen. — Die wischt' aber der hochgeborne Fürst nicht ab, sondern hielt sie näher seinem Antlitz, ließ sie vermischen mit selbseigenen und schüttete sie endlich zur Erden, sprechend: Heil dem Vater des Landes! der solche Perlen sät — er wird wohl große Schätze erndten—

Während aber der Herzog also thät, sammelte sich um ihn her viel Volkes aus dem Städtlein — denn, wie der Wind pfeifet von Thurm zu Thurm, also war geflogen von Mund zu Mund die Kunde von der Heim- und Einkehr des Junkers von Grym oder des Grimmaischen Albrechts, wie der Herzog sich nannte, als er vor 22 Jahren

gethan hatte die Bettfahrt in's heilige Land und seitdem am liebsten sich nennen ließ von seinen Vasallen und Unterthanen.

Und drängte männiglich sich herbey, den Grimmaischen Albrecht zu sehen, die Obersten im Volk, ihm die Hände zu küssen, die Geringern aber mindestens die Zipfel des Wapprenrockes, und nannte der gnädigste Junker von Grym sie alle seine herzlieben Kinder, fragte, wie es ihnen gangen, seit er in Friesland gewesen und schwur hoch und theuer, unter Gottes freiem Himmel, daß ihm sein Lehnstuhl zum Wolkenstein lieber sey, denn des Kaisers Thron und ein Stüflein des Schreckenbergs lieber, denn alle Silberbarren, die Matthias ihm schenken wolle, wenn er bleibe in Friesland.

Als aber der Herzog merkete, daß die Sonne schier begann zu sinken hinter die westlichen Berge, sprach er:

„Lieben! die Schatten steigen herauf aus den Thälern und der Tag gehet zur Rüste. Darum laßt uns thun, wie die Sonne thut und der Tag, und zu Rüste gehen in unsre Kammern, maßen wir müde sind von der Reise und ihr müde seyn werdet vom Taumel der Freude. Giebts doch der Stunden noch viel, wo wir einander sehen und sprechen mögen, denn — Junker Albrecht von Grym ziehet sobald nicht wieder gen Dresden, und, so Gott will, nimmer gen Friesland."

Da sprachen hundert Stimmen für eine: Also geschehe es, gnädigster Herr! — und be-

gaben ſich nach ihren Häuſern und ſprachen mit einander mit Inbrunſt und Ehrfurcht von dem Grimmaiſchen Albrecht.

Der aber, nachdem er mit Harras und Roßwurm in's Gemach ſich verfüget, redete mit ſelbigen von des Landes Heil und fragete abſonderlich nach dem Silbertiſch in der Georgenzeche bey Schneeberg*) und nach der Marcus-Röling-Grube**) und wie die neue Stadt Schreckenberg***) ſich gemalte, und ergötzte ſich an den Engelsgroſchen, die man ihm zeigte, als das erſte Gepräge ſeiner Münzſtätte zu Frohnau****).

Und während Harras und Roßwurm Beſcheid gaben über alles, da ward es auf einmal hell und ertönte gar liebliche Muſik unter den Fenſtern des fürſtlichen Gemachs.

Als nun der Herzog ſchaute durch's Schlöſſchen, zu wiſſen was es gebe, ſiehe! da zogen einher

---

*) Der gemeinen Sage nach, ſpeiſete Herr Albrecht einſt mit vielen ſeiner Räthe in der Georgenzeche zu Schneeberg an einer großen Silberſtufe, neben welcher auch Stöße in Silbererz gehauen waren. Die Stufe — si fabula vera — wog 400 Zentner und gab 80,000 Mark Silbers.

**) Die reichſte Silbergrube zu Schreckenberg bey Annaberg, deſſen Erze 1492 fündig worden waren.

***) So hieß damals Annaberg, welches 1496 der Silbergänge im Schreckenberg wegen, gegründet worden war.

****) Hier wurden von dem Schreckenberger Silber ſogenannte Schreckenberger oder Engelsgroſchen geprägt.

mehr denn fünfhundert Bergleute mit Grubenlichtern und Mulden voll Erz. — Die umgaben, gleich einer lebendigen Schnur, die fürstliche Burg und sangen viel herrliche Lieder und riefen aus Herzensgrunde: Glück auf! dem Grimmaischen Albrecht.

Dem aber gingen die Augen über ob der Liebe des wackern Bergvolks und trat heraus auf den von Sternen und Grubenlichtern erleuchteten Söller, und nickte herab und horchte aufmerksam den fröhlichen Bergsängern, und redete zu ihnen fürstväterliche Worte, also daß die Saiten ihrer Herzen freudig erbebten, wie die ihrer Zythern und Cymbeln.

Zum Zeichen aber, wie ihn erquicke die Bergmusik, beschied er herauf etzliche der geschicktesten Hackbrettner, Trianoler und Cevermentisten, daß sie, nach langer Abwesenheit, bey seinem ersten Nachtimbis zum Nelkenwein, musiciren möchten, so gut sie es nur konnten. Die übrigen aber ließ er köstlich bewirthen mit Speise und Trank, absonderlich mit dem besten Meth seines Kellers, und ließ reichliche Verehrung zusagen jedem getreuen Bürger des Städtleins, der diese Nacht einem Berg- oder Hüttenmann Herberge geben werde.

Ob aber auch der Herzog vorhin fast müde war von der Reise und nach Ruhe sich sehnte, hatte die Freude ihn doch erfüllet mit neuer Kraft und gedachte noch ein Stündlein zu verweilen mit Dietrich auf dem Söller, denn der Abend war so mild,

der Mond schien so hell und dem Fürsten that es so wohl, nach gar vielen unruhigen Tagen und Stunden im Auslande auszuruhen im Vaterlande und vor sich liegen zu sehen unterm Sternmantel der Nacht sein liebes Gebirge. —

Absonderlich erquickte ihn die herzige Art, wie er empfangen worden war auf dem Wolkenstein; und nachdem er von Roßwurm erfahren, daß dieser selbst nichts vorher gewußt von seines gnädigsten Herrn Ankunft und daß alles vom Imbis bis zum Bergaufzug veranstaltet worden durch Harras, da riß er den Ritter hastig an seine Brust, sprechend: „Harras! die Freude, die Ihr so heimlich mir bereitet, vermag ich mit Worten Euch nicht zu verdanken! Der Lohn aber — gedenket daran! — der Lohn bleibet nicht aus. Einstweilen ernenne ich Euch zu meinem Marschall —

„Wie soll das zugehen, gnädigster Herr! — sprach Harras — maßen Dietrich von Bose —

„Als lehnspflichtig berufen worden ist an den Hof unsers Neffen, des Churfürsten Friedrich, nach Weimar, — entgegnete der Herzog. — Nur behaltet indeß den Marschall im Herzen, bis ich ihn selbst kund thue zur schicklichen Zeit und Stunde. —

Damit zog er noch einmal an's Herz den getreuen Vasall und erquickt es ihn, also zu thun, an seinem Lieblinge.

Während aber die zwey, Herr und Diener, so einander im Arm lagen vor allem Bürger und Bergvolk — denn der Grimmaische Albrecht

bedachte sich nie, öffentlich Liebe zu erweisen, dem sie gebührte — da trat heraus auf den Söller fast schnaubend wie ein erbremsetes Roß, Götz von Schlotheim, des Herzogs Burghauptmann auf dem Schellenberge —

Der hatte sich auf der Jaad verritten im Forst und als er unten im Thal gewahrte das Gestimmer der Grubenlichter auf dem Wolkenstein, und durch die Stille der Nacht zu ihm hinabtönte die fröhliche Bergmusik, und das Berge und Thäler durchhallende Glückauf! — da fuhr's ihm durch die Seele, wie tödlich Geschoß — denn er gedachte bey sich: Was gilts, der Fürst ist kommen von Dresden — wart' Roßwurm! das will ich vergelten — heimlicher Bube! Solch Ding zu wissen — solch Fest zu begehen und damit hinter dem Berg zu halten vor dem Götz. —

Damit brauste der Ritter den Roßwurm an und stürzte mitten durch Volk und Schloß nach dem Söller, konnte aber lange nicht zum Gruß kommen vor der fürstlichen Umarmung, und, schier glühend vor Wuth, sagt's ihm vollends in Harnisch, als er aus des Herzogs selbsteigenem Munde vernahm, auf wessen Geheiß und heimlich Beginnen alles geschehen sey, was er gesehen und gehört von fern und jetzt sehe und höre in der Nähe.

Denn, obschon der Schellenberg, auf dem Götz gesessen war, als des Herzogs Hauptmann, fast grenzte mit Dietrichs Burg Lichtewalde,

war ihm doch Ritter Harras ein Dorn im Auge, den er gern ausgerissen, so er nur konnte.

Das kam aber von einem Adeltanz auf dem Rathhause zu Dresden. Da wollte Götz einst mehr als schön thun mit Dietrichs Mutter, der Burgfrau Herrmanns von Harras auf Lichtewalde. Die aber hatte ihm eine Maulschellen gegeben — nur eine, doch so, daß es in der ganzen Rathsstuben erschallte und alle Ritter und Frauen sich fast ausschütteten, die einen vor Lachen, die andern vor Schreck.

Wußte sich doch die ehrbare Hausfrau in Hast nicht anders zu helfen, maßen ihr Herr auf einer Betfahrt nach Palästina sich befand mit dem Grimmaischen Albrecht, und sie ihrem ehrlichen Namen einen Schimpf anhängete, wenn sie also mit sich ließ thun in Gegenwart aller Ritter und Frauen und in Abwesenheit ihres Gemahls.

Darauf stellte nun Götz der ehrbaren Frau im Tanze ein Bein, also, daß sie der Länge lang fiel auf die nußbaumnen Dielen — begnügte sich aber daran noch nicht, sondern sagte ab ihrem Gemahl, sobald er heimkehrte aus Palästina, und wollte nicht eher ruhen, bis daß er ihn gesehen hätte todt oder lebendig und seine Burg zerstört und ihn vertrieben mit seiner Sippschaft aus der Gegend des Schellenberge.

Als aber dem nicht also geschah und Herrmann ihm stets ritterlich die Spitze bot und mit Ehren ins Grab stieg, wie in Ehren geblieben war seine Hausfrau beym Adeltanz, da pflanzte Götzens Rache auf Herrmanns Sohn, Dietrich, sich fort,

haſſete den vom Herzensgrunde, thät' ihm Uebels, wie er nur vermocht, und wäre gern nicht deſſen Nachbar geweſen, hätt' er aufgeben mögen die Stelle des Burghauptmanns zum Schellenberg.

Dem Herzoge aber war nicht unbekannt der Zwieſpalt unter den nachbarlichen Rittern und trachtete längſt ſchon darnach, die Flamme des Grolles zu löſchen, maßen ihm, obſchon er das Schwert wohl zu führen verſtand, friedlich Gemüth doch faſt ſo lieb war, als fürſtlich Geblüt, würd' ihm auch ſicher gelungen ſeyn, wäre er nicht immer auf Heerzügen geweſen in Böheim und Burgund und in Ungarn und in den Niederlanden. —

Jetzt aber, als er daheim zu bleiben und ſeine Schlöſſer im Gebirge, abſonderlich den herrlichen Schellenberg, oft zu bewohnen und da mit allen Rittern traulichen Umgang zu pflegen gedachte, hielt er für Noth, vor allen Dingen den Zwieſpalt zu ſchlichten, zwiſchen Harras und Gör, und hatte', weshalb er ſo heimlich einzuſprechen gedacht', auf dem Wolkenſtein einzig zur Abſicht, durch ſeinen getreuen Schöffer zu erfahren, wie es dermalen ſtehe um die Nachbarſchaft der Ritter zum Schellenberge und Lichtewalde und, wo immer möglich, Friede zwiſchen ihnen zu ſtiften auf ewige Zeiten. Auch hatt' er noch etwas im Sinn zu der Beyden Verſöhnung, das lag ihm am Herzen ſo ſüß — das ließ er nicht fahren bey Tag und bey Nacht — doch muſte

er vorher erforschen, ob es damit gethan sey, so klüglich, als er es meynte herzlich.

Darum kam ihm Götz eben recht auf dem Söller, denn das Herz war ihm so voll ob des festlichen Abends und der Liebe der Seinen, und wand sich eilends aus Dietrichs Armen und umhalsete seinen Burghauptmann, als wär' dieser ihm ebenbürtig an fürstlichen Herkommen und Ehren, und fassete Götzens Hand und leate sie in Dietrichs, sprechend: Selig sind die Friedfertigen. —

Und Dietrich sprach: Amen, Herr Herzog — und wollte an's Herz fliegen dem Schellenberger — der aber ergrimmte im Geist, reichte kalt die Hand dem Lichtewalder, maß ihn mit dem Blick der Verachtung und fragte eilende: Wie es seinem gnädigen Herrn zeither ergangen in Friesland.

Da ward der Herzog finster, daß friedliche Rede nicht verfangen wollte in Götzens Gemüth und fragte nicht, wie er sonst wohl thät, nach seines Burghauptmanns Tochter, Luitgarden, sondern nach seinen Bären im Bärengarten zum Schellenberg und nach den Forellen in der Flöha und den alten Karpfen im großen Teiche zu Erdmannsdorf.

Eh' er aber vom Söller in's Gemach trat, wo der Nachtimbis bereitet war, wandte er sich noch einmal nach den mondbeleuchteten Bergen und Thälern, als wollt' er Abschied nehmen von dem herrlichen Nachtstück und fragte fast scherzend Dietrich und Götz — einzig um Rede anzuknüpfen

unter den stummen Rittern: Welchen Fleck Landes wohl jeder sich erkiesen würde, wenn ihnen die Wahl frey stehe in dem herzlieben Erzgebirg?

Da schwieg Götz, als habe er des Herzogs Rede nicht gefaßt — Dietrich aber schaute, in Nachdenken verloren, nach den Waldungen zwischen Schwarzenberg und Grünhain, absenderlich nach der Gegend des Fürstenberges und Fürstenbrunnens, wo vor 44 Jahren Herzog Albrecht durch einen ehrlichen Köhler befreyet worden war aus den Räuberhänden Kunzes von Kaufungen und sprach: Gnädigner Herr! nur einen Stamm aus dem Forste, der beschattet den Fürstenbrunnen, damit ich einen Sarg daraus mir zimmern und mich darein legen lassen möge, wenn ich einst sterbe — so viel und mehr nicht begehr' ich von Euerm Lande. —

Sprach der Herzog: Harras! die Hälfte des Fürstenbergs sey Euer, damit Ihr selbst den besten Stamm erkieset zu Euerm Sarge — denn ein treuer Ritter mag auch haben ein stattlich Todengehäuse — und ihr, Schlotheim, da Ihr nicht wählt, erkiese ich für Euch die andere Hälfte des Fürstenbergs — daraus lasset das Brautbette zimmern für Luitgarden und so Ihr nicht kundig seyd des besten Holzes, das dazu tauget — denn eine schöne Maid soll auch haben ein stattliches Hochzeitgehäus — so ziehet den Harras zu Rathe, der ist ein gar fei-

ner Holzwurm und wird schon wählen einen Stamm, der ziere Luitgardens Brautbett.

Da wußten Dietrich und Götz nicht, wie ihnen geschehen, noch minder, wie sie deuten sollten des Herzogs verfängliche Reden, und glühte der Eine vor Freude, der Andere vor Wuth, also, daß sie Beyde das Beste, den schuldigen Dank, vergaßen. —

Der Herzog aber sich weidend an Beyder Verwirrung, führte die Ritter vom Söller zum Imbis, ließ zur Rechten sitzen seinen Burghauptmann, zur Linken aber den Harras, griff eilends nach dem Becher und brachte ihn Schietheim auf die Gesundheit Luitgardens. —

Ist mir — fuhr der Herzog fort, nachdem Götz Bescheid gethan hatte — ist mir doch das wunderschöne Mägdlein seit sechs Jahren nicht vor Augen kommen — es muß wohl reif seyn, daß Ihr immer reiten möchtet mit Harras nach dem Fürstenberg und Euch umsehen nach Holz zum Brautbett und Wiegenholz — nicht wahr, Herr Ritter? —

„Luitgarde — entgegnete Götz mit verbissenem Zorn — denn des Herzogs Plan leuchtet ihm dunkel in die Seele, wie Grubenlicht — Luitgarde steht im siebzehnten Jahre — der Stamm aber, gnädigster Herr! den ihr zum Brautbett und Wiegenholz ihr huldreichst geschenket, mag immer noch reifen, zugleich mit dem Mägdlein." —

„Gar recht, Herr Ritter, denn unreif Holz und unreif Weib taugt nicht. Wenn aber

ne Zeit kommen ist, daß Ihr sie gern treten sehet in die Fußtapfen der Mutter — dann — Ihr wißt wohl — wozu ich mich anheischig gemacht. — Damit ich aber die Jungfrau kenne von Angesicht zu Angesicht und von ihrer Schönz, die man mir doch verühmet, nicht zu viel sage und nicht zu wenig am Hofe zu Dresden, werde ich in diesen Tagen bey Euch einsprechen auf dem Schellenberge — Vier Augen sehen mehr als zwey. — Darum Harras! moat Ihr mich begleiten." —

Da merkte Götz noch deutlicher, wohinaus das alles wollte. Was mochte er aber als Vasall und Burghauptmann entgegnen seinem Landes- und Burgherrn, dem er doch die Pforten nicht verschliessen konnte in seiner eignen Behausung. —

Darum machte er zu bösem Spiel gute Miene, dankte dem Herzog für die Ehre des Scherzes oder Ernstes, den er mit ihm zu treiben beliebet, schrieb aber, sobald er allein war in seinem Gemach, Margarethen, der Tochter Ava, ein Handbrieflein des Inhalte: „Der Herzog will kommen in kurzer Frist gen Schellenberg und wie ich wohl vermerket, werben um Luitgarden, für meinen Erzfeind und seinen Herzensfreund, Dietrich von Harras. Darum, so Du dies gelesen, mache Dich auf mit Luitgarden gen Lauterstein und bleibe allda bey meinem Ohm, dem Berbisdorf, bis ich Euch rufe" und sandte mit solchem Geheimschreiben seiner

Knappen einen gen Schellenberg, ehe denn der Tag graute.

Indeß nun Götz also thät, dem Herzoge unbewußt, träumte dieser die süßesten Träume von seinem herrlichen Plane zur ewigen Versöhnung Götzens mit Harras, den er ausführen wollte des andern Tages.

Harras aber und Götz hatten wohl gefasset die Worte ihres gnädigsten Herrn vom Holz zum Brautbett und Wiegenholz und von der Brautschau und von den vier Augen, die mehr sähen, als zwei — und konnte der Eine nicht schlafen vor Grimm, der Andere vor Lust — und blickt der Eine in den Spiegel der Zukunft mit Schmerz, der Andere mit Freude — und ward dem Einen das Lager zu Stacheln, dem Andern zu Eiderdun.

Und doch litt es den auf Eiderdun nicht auf dem köstlichen Schragen.

Denn Harras stieg auf, da noch lange der Morgen nicht graute und stellte sich auf die Zinnen der Burg, die da weiset gen Schellenberg, und wie der Sterngückler mit dem Sehrohr suchet Welten um Welten und giebet ihnen Namen nach Wohlgefallen, also betrachtete der Ritter am Firmamente den Stern der Liebe, und nannte ihn Luitgarde — und pries glücklich den Mond und die Sterne, daß sie schauen konnten in Luitgardens Gemach — und hörte im nächtlichen Sausen der Forsten und im Rauschen der Bockau am Fuße des Felsen und im Plätschern der bemooseten Quelle unfern dem Söller, nur Luitgarde — Luit-

garde — und folgte im Geiſte der fernhinſtrömenden Fléha und Zſchopau, welche den Schellenberg umfluten, da Luitgarde hauſete und trug jeder Welle einen Morgengruß auf an die herzige Maid.

Und als kaum die Sonne vergoldete die Zinnen der Berge, da begab ſich der Herzog auf den Söller, den erſten Morgen Imbis zu genieſſen im Angeſichte der herzlieben Berge und Thäler, die er ſo lange entbehrt und ſo herrlich ſich geſtalteten gegen die Moore und Flächen in Friesland und trachtete in ſeinem Gemüth zu beglücken, ſo viel er vermöchte, alle ſeine Vaſallen und Unterthanen, zuerſt aber den Harras.

Darum ließ er vor ſich beſcheiden den Ritter und redete ihn in Antlitz und Herz alſo:

„Lieber! Es ſind heut gerade 22 Jahre, als ich auf der heiligen Betfahrt mit der Galee zu Jaffa landete, zu derſelbigen Stunde, und war der Morgen ſo ſchön als dieſer und mein Herz faſt ſo froh, als heute, denn ich betrat ja das heilige Land. Und als ich mit Herrmann, Euerm Vater — damals noch Knappe — und mit all den frommen Rittern, die mich begleiteten, antreten wollte den Weg gen Jeruſalem, und nur noch auf die Rückkehr des Mönchs harrte, den ich um Sicherheitsbriefe zum Sultan nach Jaffa geſandt, der Mönch aber über die Gebühr ausblieb und Alle bös Ding befürchteten und nicht Luſt zeigten, fürder

zu pilgern und ich ausrief und sprach: Umkehren sey höhnlich und schädlich — wer bleiben wolle, der bleibe. — Da war in der heiligen Caravane Herrmann von Harras der Erste, der — die treue Hand an den deutschen Degen — ausrief: Für Junker Albrecht von Grym und die Ehre — treu und gewärtig bis in den Tod! — Da faßt' ich den Knapzen mit der Linken, die vom Herz kommt und zog mit der Rechten mein Schwert und schlug ihn unter Gottes freyem Himmel zum Ritter des heiligen Grabes. —

Und als wir endlich fürder gen Arimathia zogen und Sarazenen auf einem Berge am Wege mit großen Steinen nach uns werfen und Junker Albrecht von Grym von einem Stein, so groß als ein Rindskopf, schier erschlagen worden wär', hätt' Euer Vater ihn nicht aufgefangen mit seinem Schild, da riß ich den Ritter an mein Herz, sprechend: Harras! Das will ich gedenken Euch und Eurer Sippschaft — —

„Und habt deß treulich und ehrlich gedacht, gnädigster Herr! Ist nicht einzig auf Eure Vermittlung Lichtewalde werden meinem Vater für die Burg Asmanstedt in Thüringen, die Apel Vitzthum ihm dort geschleifet? —"

„Das war nicht mehr als billig. Aber hört weiter: Als wir heimgekehrt waren von der heiligen Pilgrimschaft und mein treuer Herrmann sich verehelicht hat und Eure Mutter zum erstenmal gesegneten Leibes war und mit solch köstlichem

Frauenschmuck zum erstenmal erschien am Hofe zu Dresden, da gab ich ihr mein fürstliches Wort, dem Kindlein, das sie unter dem Herzen trage, so Gott anders mich beym Leben erhalte, als Vater mich zu erzeigen, wie ich nur vermochte — wär's nämlich ein Mägdlein, es zu seiner Zeit auszustatten nach fürstlicher Gebühr, wär's aber ein Knäblein, dasselbe an meinen Hof zu nehmen und — wenn es herangewachsen zum Ritter und sich zu verehelichen gedächte, ihm zu erfreyen nach seines Herzens Begehr, die schönste Maid im Lande, selbige aber, wäre sie ihm nicht ebenbürtig, erheben zu lassen durch des Kaisers Gnade in des Reichs Adelstand und ihr beyzeiten der Ahnen, so viel vonnöthen — stehe sie aber an Geburt hoch über dem Ritter oder stellten sich sonst Hindernisse der Heimführung in den Weg, selbige dennoch zu fördern nach Kräften — und sey gar Gewalt thunlich, alles aufzubieten, was mein Arm und mein Herzogthum vermöchten. — Nun seht, Ritter! Euer Kommen in die Welt hat mich der Ausfreuer überhoben, aber nicht des Freywerbens — Ihr liebt Luitgarden von Schlotheim?"

„Gnädigster Herr! wie habt Ihr des Kunde — ist doch das Herz des Menschen kein Glaskästlein, darin man rinnen sieht das Plätscherbächlein der Wünsche und des Menschen Brust kein Dom — darein man gehet durch unverschloßne Thüren." —

„Wohl wahr, Harras! aber die Frauen sind

wie die Sonntagskinder, die mehr sehen, als andre Menschenkinder. Wißt! meine Zedena hat Euch und Luitgarden wohl bemerket beym letzten Adeltanze am Tage Martini zu Dresden und mir nach Franecker gemeldet, als ich mich noch tummelte unter den wilden Friesen — dabey aber ängstlich bemerket: Wie ich mir durch die verheissene Freywerbung eine fast schwere Last aufgebürdet, maßen wohl eher ganz Niederland unter des Kaisers Gewalt, als der alte Gör zur Einwilligung zu bringen seyn möchte, daß Harras Luitgarden heimführe in seine Burg Lichtewalde.

„Da lachte ich fast laut und gedachte bey mir selbst: Das will ich wohl machen.

„Nun seht Ritter! — Darum bin ich nach meiner Heimkehr aus Friesland kaum warm worden in Dresden, sondern hierher geeilet, Euerm Vater im Grabe mein Fürstenwort zu halten, und Euch Luitgarden zu werben, koste es, was es immer wolle.“

„Euer Fürstenwort in Ehren, Herr Herzog — Dank Eurer Gnade — Vertrauen Eurer Kraft — aber eher möchte wohl die Zschopau hinfliessen, daher sie strömet, ehe Görnes herrliche Maid dem Harras zu Theil wird! Und doch sichet, seit er sahe die Herrliche, in seiner Seelen fest der Entschluß: Harras und Luitgarde — oder Harras und Nutte —

„Seyd ihr toll, Ritter! einer Maid willen —“

„Einer Maid, gnädigster Herr! — aber, was für einer Maid — die Bläue des Himmels über

dem Libanon ist die Bläue ihrer Augen — die Ceder Libanons ihr Wuchs — das Lispeln des Westen in Libanons Cedernhain ihre Stimme — Libanons Cedern-Duft ihr Odem. — Bin ich doch, gleich Euch, gnädigster Herr, in Palästina gewesen und lüge demnach nicht, wenn ich also vergleiche."

„Ritter! Ihr sprecht die Sprache des Harfners — und die mag ich wohl gern hören, wenn ich mit gutem Gewissen Euer Freywerber seyn soll. Aber wenn ihr sie also sprächet gegen Luitgarden, send Ihr auch gewiß des Wiederhalles in ihrem Herzen?" —

„Gewiß, wie des Wiederhalles, wenn ich spreche zur Felewand, die siebenfaches Echo zurückgiebt."

„Also habt Ihr schon oft mit Luitgarden gekoset?" —

„Einmal beym Adeltanze zu Dresden, einmal an dem Ufer der Flöha — dort unter den Augen — hier hinter dem Rücken des Vaters — dort sprach Luitgardens Auge — hier Luitgardens Mund — dort vernahm ich die Sprache ohne Töne — hier gingen Engelstöne über ihre himmlischen Lippen." —

„Sagte sie also wirklich Liebe Euch zu? —

„Gnädigster Herr! vergönnet Ihr, Euch fürder zu langweilen mit der Geschichte meines Herzens?" —

„Sprecht, Harras! wie es ums Herz Euch ist — mag ich doch gern vernehmen so einen Wiederhall verklungener Stunden."

„Nun seht, gnädigster Herr! Es war in der Morgenfrühe am letzten St. Kiliantage, da jagte ich ohne Gefolg an den Ufern der Flöha und als ich mich näherte der Brücke, wo mit der Zschopau die Flöha sich einet, und hinüberblickte nach der Landspitze, wo die Wellen beider Ströme sich küssen, da gewahrt' ich, hinter Ulmen, Luitgarden sitzend auf einem bemoosten Stein, spielend im Ringelhaar, stumm schauend in den Strom. Auf einmal aber erhob sich ihr schmachtendes Auge nach dem Lichtewalder Himmel, hastig nahm sie die Laute, die im Grase neben ihr lag und griff in die Saiten und sang:

Silberstrom trage
Luitgardens Klage
Hin wo die Liebe thront —
Hin wo ihr Ritter wohnt —
Silberstrom du allein
Sollst mein Vertrauter seyn.

Silberstroms Welle,
So mild, so helle,
Ach! wie dein Wellenschlag
Ist nicht mein Lebenstag —
Traurig die Stunden fliehn,
Die mich zum Grabe ziehn.

Born süßer Freuden!
Born stiller Leiden!
Herz, ach! um deinen Dom

Brauſet ein wilder Strom —
Stroms wilder Wellenſchlag,
Laß ach! mit Brauſen nach! —

„Habt Ihr doch die Verslein behalten, als hätt' ſie der Schulmeiſter Euch voraebetet —"

Gnädigſter Herr! wenn die Liebe ſpricht, da werden die Ohren zu Schnarrhähnen im Hohlwege, die jeden Reiſenden fahen — und — Ihr müßt wiſſen, Luitgarde ſang das herrliche Lied zweymal — zweymal in einem Odem. — Faſt war's, als ob ſie ſich nicht ſatt daran ſingen konnte — als wüßte ſie, daß ich ihr horchte — und doch vermochte die herzige Jungfrau — ſchwör's Euch bey der heiligen! — den Horcher nicht zu ſehen. — Wie mir zu Muthe war bey dem Geſang — gnädigſter Herr! als ob all' Eure Eiſenhämmer gingen in Harraſſes Bruſtgewölbe — und Eure Pochwerke in ſeiner Herzkammer. —

„Als endlich Luitgarde ſchwieg, litt's mich nicht länger im Hinterhalt — da ſprengt' ich mein Roß, trieb's nach durch den Strom und — lag Luitgarden zu Füßen, ſchauend hinauf in ihr blaues Auge, wie der Beter zum Dome des Himmels. — Es war ein ſeliger Augenblick — ach! aber nur einer — denn — Wehe Luitgarden und Harras! — Das Hifthorn ertönte vom Schellenberg — Götzens Stimme hallte durch den Forſt."

„Luitgarde mein. — Damit küßt' ich der Himmliſchen die Hand — Harras — erzitterte halblaut auf ihren furchtbleichen Lippen — aber anblitzte ſie mich mit einem Auge voll Sehn-

ſucht und Liebe — gnädigſter Herr! tauſend Silberblicke in Euern Schmelzhütten ſind nur Lampenſchein in der Ahnenaruft gegen Luitgardens Blick. — Gleich dem ſchüchternen Reh, aufgeſchreckt von des Hifthorns Getön, verſchwand die Jungfrau im Ufergebüſch. — Harras aber ſchwang eilends ſich auf das Roß und ſetzte zurück durch den Strom.

„Erſt dieſſeits begann ich allmählig wieder Harras zu werden — denn jenſeits — jenſeits, gnädigſter Herr! war ich ein Seliger. — Als ich nun ſo vom Roß, wie der Gefangene aus dem Burgverlies, ſchaut' in die Wellen der Zſchopau, die Luitgardens Töne dem Lichtewalder Ufern zugeflüſtert hatten, da bemerkt' ich zwiſchen den Felstrümmern etwas herumtreiben im Strom. — Gnädigſter Herr! das Fündigwerden der reichſten Silberadern im Schreckenberg — ach! es iſt nur das Finden eines Silberpfennigs gegen den unermeßlichen Schatz, der aus dem Strome in die Augen mir glänzte —

„Luitgardens Laute war es, die auf den Wellen ſich ſchaukelte. — Die arme Maid hatte im Schreck über das Hifthorn in den Strom ſie fallen laſſen."

„Die Laute gewahren und ſtürzen in den Strom und ſie holen und an's Herz ſie drücken mit unendlicher Inbrunſt — war Eins."

„Nun, und Ihr ſandtet Luitgarden doch wohl die Laute zurück?"

„Wie mocht' ich das, gnädigſter Herr! wenn

ich der armen Maid nicht bös Spiel machen wollte bey ihrem Vater. — Aber wissen sollte es Luitgarde, daß ich der Glückliche war, der ihre Laute besaß. —

„Harrend mit Zuversicht, daß die Jungfrau bald wieder erscheinen werde auf dem bemoosten Steine, wo die Floha und Zschopau sich küssen, erklettert' ich täglich, Luitgardens Saitenspiel im Arm, mit Aufgang der Sonne den Felshang gegenüber, verbarg mich unter den Buchengewölben und griff in die Saiten und sang:

Wiederhall trage
Harrasses Klage
Hin wo die Liebe thront,
Hin wo Luitgarde wohnt! —
Felsenhang! du allein
Sollst mein Vertrauter seyn.

Eins nur auf Erden,
Laß Gott mir werden! —
Lösch' aus das Lebenslicht,
Giebst mir Luitgarden nicht.
Traurig die Stunden fliehn,
Die mich zum Grabe ziehn. —

Born süßer Freuden!
Born stiller Leiden!
Herz, ach! um deinen Dom
Brauset ein wilder Strom,
Stroms wilder Wellenschlag
Laß ach! mit Brausen nach! —

„Nicht dreymal vergoldete das Morgenroth die Zinnen der Berge, da wandelte Luitgarde im Ufergebüsch und so oft mein Lied verſtummte, tönt' es vom Strom herüber:

Silberſtrom trage
Luitgardens Klage —

„Nun, was meint Ihr, gnädigſter Herr! zu ſolchem Wechſelgeſang?"

„Daß Ihr — bleibt es dabey — mir hören werdet zur Brautmeſſe den Chorgeſang. — Alſo weiter ſeyd Ihr noch nicht auf der Straße, die da heißet die glückliche?

„Nicht einen Schritt."

„Habt auch nie dem alten Götz ein Wort geſprochen von Eurer Liebe?"

„Selbſt nicht, aber durch ſeinen Burkaplan. Ihr kennt den ehrlichen Pater Anſelmus, der mich ſchreiben gelehrt, als er noch Altarist war in meinem Stifte zu Eberedorf. Der hat dem Götz mein Herz dargelegt, wie das Buch der Offenbarung, und hat ihm in ſein Herz geredet freundlich, als munterer Geſell, und ſträflich, als Beichtiger."

„Und die Antwort?"

„Eher ſollten die Flöha und Zſchopau zurückſtrömen nach dem Böhmerland, ehedenn Luitgarde gehe als Harraſſes Hausfrau in die Burg Lichtewalde."

„Thor — der Götz — meinem wackern Harras ſein Kind zu verſagen! Seht, Ritter, wäre meine Aennchen nicht in den Windeln geſtorben und mein

Käthchen nicht ehelich beygelegt dem Siegmund von Oeſterreich — und eine der beiden hätt' Euch in Auge und Herz geſtochen — Euch hätt' ich mein fürſtlich Jawort gegeben und wäre Kurfürſt Ernſt darüber ergrimmt und Kaiſer Matthias mir gram worden. —

„Dafür aber will ich von heut an thun als Einer, der ſich nicht abweiſen läſſet vor der Thüre, wo er einmal gepocht. —

„Saget dem Roßwurm, daß er zu mir beſcheide den Götz, ſo will ich ihn einladen auf morgen, mit mir zu jagen im Lauterſteiner Gehege — dort glückt' mir von jeher der Wildfang. — Was gilt's Harras! dort erjag' ich Euch lebendig ein Hirſchlein, das ſollt' ihr gern haben und halten als Euern Augapfel im Lichtewalder Gehege. — Jetzt aber machet Euch unwehl, damit ich allein habe den Hartkopf und ihn nehmen kann wie ein Waizenkorn zwiſchen zwey Mühlſteine und ihm einheizen mit freundlichen Worten und mit ſüßlichen alſo, daß ihm zu Muthe werden ſoll als Einem der drei Männer im feurigen Ofen.— Und das ſoll geſchehen bey ſeinem Ohm, dem von Berbisdorf zum Lauterſtein. Der vermag wohl viel über den Götz, alles aber ſeine Hausfrau, Brunhilde. — Dorthin will ich den Götz führen auf der Jagd, er ſoll nicht wiſſen, wie. Und wenn wir heimgekehrt vom Lauterſtein, ziehen wir mit Euch, Herr Ritter gen Schellenberg, damit ich dort Luitgarden Euch zuführen könne im Angeſichte und unter dem Segen des Vaters."

Da verneigte sich Harras, wie der sich neiget, der seines Herrn Wort glauben soll und doch nicht glaubet und ging mit Furcht in sein Gemach — der Grimmaische Albrecht aber am andern Morgen aufs Pürschen mit Hoffnung.

Götz fand sich gar hoch geehrt, daß er sollt' pürschen mit seinem gnädigsten Herrn, absonderlich war er guter Dinge, daß der Harras, ob der Krankheit, die ihn befallen, daheim blieb; nur bekümmerte ihn die Gegend, dahin der Herzog trachtete; denn dieser lenkte sein Roß in den Forst an der Bockau, an welcher lieget die Burg Lauterstein.

Der Herzog aber war unterwegs gnädiger, denn je, gegen seinen Burghauptmann, ließ auch kein Wörtlein fallen von dem, was er im Schilde führete und pürschten die Zwey fröhlich und guter Dinge, erlegeten viel Wildpret, nahmen Mittagsimbiß an der offnen Tafel des Herrn, der da speiset die Vögel unter dem Himmel, verfingen sich aber im Forst, also daß an Heimkehr für diesen Tag nicht zu denken war. So wollt' es der Herzog, freuete sich, da das Stündlein bald schlagen sollte, da er den Götz zu fangen gedachte, wie man fänget im Zipfel die Fische und sprach: „Lieber! die Sonne ist schier gesunken und der fallende Thau mahnt zur Ruhe. Im Forst ist zur Nacht nicht wohl hausen, denn der wilde Jäger necket oft gern den fürstlichen.

„Darum lasset uns reiten die Beckau entlang, die wird uns führen, als ein sicherer Bote nach dem Lauterstein. Dort hauset mein getreuer Bastian von Berbiedorf, welcher ist mit mir im heiligen Lande gewesen, und uns gern geben wird Herberg' und Atzung."

Da schlug Götzen das Herz, wie der Waldstrom schläget gegen die Felsblöcke und gedachte bey sich: Ei wie wird's ablaufen, wenn der Herzog merket die Praktiken von wegen Luitgardens Reise gen Lauterstein? — und wünschte lieber in des Erzgebirgs tiefstem Schachte zu fahren, denn im Forste zu reiten mit seinem gnädigsten Herrn.

Während er aber also für sich gedachte und seufzete, eröffnete sich vor den Jägern die Straße, die da führet gen Lauterstein, und zogen daher zwey weibliche Gestalten ritterlichen Ansehens auf Rossen mit ihren Knapyen. —

Da fuhr der Herzog eilends zu — denn er war den Frauen nicht abhold — und Götz hinter ihm drein, denn er erkannte in den Reisenden Luitgarden und ihre Ana, Margarethen, und befürchtete sich Uebels von unvorsichtigen Reden, wie sie nur zu leicht entschlüpfen würden dem Munde der Frauen und lies sie beyde hart an, daß sie in seiner Abwesenheit die Burg verlassen und so spät noch sich betreten ließen auf der Heerstraßen, — stach ihnen aber Zinken, wie er es eigentlich meinte, — welches sie auch sehr wohl verstanden.

Der Herzog freuete sich fast sehr des wunderbaren Zusammentreffens und sprach zu den Frauen,

ubſonderlich zu Luitgarden ſo gnädiglich, daß es ſelbigen gar nicht fürkam, als ob es des Landes Herr ſey, der mit ihnen koſete, und hielten vor der Burg Lauterſtein, ehedenn ſie es ſich verſahen.

Der Burgherr aber und ſeine Hausfrau rechneten ſich den Beſuch, fürnehmlich den des Grimmaiſchen Albrechts, zu groſen Ehren und ſchafften herbey, was Küche und Keller vermochten.

Und war man zum Nachtimbis ſo recht frohlich beyſammen und konnte der Herzog ſich nicht ſättigen an dem Anblick, wie an den herzigen Reden Luitgardens, und lobete den Götz, daß er, während ſein Herr in Friesland geweſen, ein ſo würziges Blümlein erzogen in ſeinem Garten zum Schellenberg und gedachte immer und immer bey ſich: Die Maid hat nicht ihres gleichen im Lande Meißen und außer demſelben, die muß dem Harras werden, oder ich will nicht der Grimmaiſche Albrecht ſeyn.

Mit ſolchen Gedanken aber ergriff der Herzog den Becher, und nachdem er ihn gebracht nach Herkommen und Sitte, denen er zuerſt gebührte am Tiſch, dem Wirthe zum Lauterſtein und ſeiner züchtigen Hausfrau Brynhilde, da bracht' er ihm dar ſeinem Hauptmann zum Schellenberg und trank es ihm zu mit der herzigen Rede: „Dies gilt des Wortes Erfüllung, welches Euch gegeben der Grimmaiſche Albrecht. —

Das verſchnupfete Götz, denn ſolche Rede däucht' ihm verfänglich und thät nicht Beſcheid, bevor er

gefraget! Wie soll ich das verstehen, gnädigster Herr?

Sprach der Herzog: Als Ihr vor 14 Jahren auf mein und Jedenas Geheiß mit unserer Katharina gen Inspruck zoget, das herzliche Kind ehelich beylegen zu lassen dem Oesterreichischen Siegmund, und heimgekehrt waret mit Ehren, als der seine Sachen wohl ausgerichtet, entsinnet Ihr Euch da wohl, edler Ritter! des Fürstenwortes, das ich Euch damals gegeben?

Da kicherte in ihre Halskrause Margaretha, denn sie hatte, als Ava, zu seiner Zeit wohl auch gehört von des Herzogs überschwenglicher Gnade; Götz aber ward nunterer, denn zuvor, und sprach: Wie mag ein Scherzwort binden den Lehnsherrn gegen den Vasall?

Drauf entgegnete fast unwirsch der Herzog: Fürstenwort ist nicht Scherzwort — und nahm die silberne Gießkanne, schenkte den goldnen Becher voll und trank daraus fast viel, denn die Lippen, die nach ihm trinken sollten, hatten der Uebung zu wenig — und kredenzte den Becher Luitgarden und sprach: Jungfrau, ihr spieltet mit Eurer Ava noch im Kätzlein auf dem Burgzwinger, da gelobt ich Eurem Vater, wenn ihr einst herangeschossen seyn würdet, gleich der Lilie, und reif zum Ehegespons, Euer Freywerber zu werden. — Jungfrau! Ihr seyd so holdselig und schön, daß Ihr wohl verdienet den stattlichsten Ritter meines Landes und Hofes. Wollt Ihr mir vergönnen, Euch einen Bräutigam zu erkiesen — was gilt's, die Wahl soll mir zur Ehr, Euch zur Lust und

Euerm Vater zum Troste gereichen im Alter!!!

Da stutzte Götz — Margaretha herchte — Luitgarde zitterte — denn alle drei wußten nicht, wo das hinaus wollte.

Der Herzog aber ließ sie nicht lange in Zweifel und fuhr, Götz bey der Rechten erfassend, also fort: Vom Anbeginn war ich ein Freund der Ströme auf Erden, denn sie sind das ewige Leben in der Natur und geben herrliche Bilder vom Leben des Menschen, als welches auch dahinfleußt zwischen mancherley, bald Blumen- und Wiesen-, bald Berg- und Felsgestaden, bis daß es sich ergeußt in das Meer der Ewigkeit. Unter den Strömen des Erzgebirges aber haben mich stets absonderlich ergötzt die Floha und Zschopau, warum? darf ich meinem Hauptmann zum Schellenberg nicht sagen. Sind doch jene herrlichen Ströme gleich den liebenden Armen der Natur, welche den Berg, der eine nach Osten, der andere nach Westen zu, umklammern. Nun seht, von diesen Strömen hab' ich einst wunderbar geträumt, wunderbar, sag' ich Euch. Merket wohl auf! der Traum wird Euch ergötzen!

„Es war am Tage Theoderici — wie die Mönche ihn nennen — uns heißt er der Dietrichs-Tag: wird seyn der Geburtstag Luitgardens." —

Da vermochte Margaretha nicht, sich zu halten, fiel dem Herzog in die Rede, sprechend: Wie Ihr doch merket, gnädigster Herr!

Der Herzog aber nickte ihr gnädig und fuhr fort:

„Also am Dietrichs-Tage des Abends, da saß ich allein auf dem schwarzen Gange des Schlosses zu Dresden, schaute nach dem Himmel über meinem lieben Erzgebirge und entschlief. Träumt mir doch, ich stehe auf der Warte meiner Burg Schellenberg, wo fernweit herströmend zu gewahren sind die Floha und Zschopau, und sehe auf dieser ein Kähnlein schwimmen mit einem Männlein, auf jener ein Kähnlein mit einem Fräulein. Die Schiffenden, obschon sie einander nur selten und nur auf Augenblicke sahen, weil die Ströme weit von einander flossen und viel Berge und Felsen dazwischen lagen, verwandten doch keines ein Auge von der Stromgegend, da das andere fuhr.

Jemehr sich die Ströme näherten, desto heller stralten die Augen der Schiffenden — desto lauter pochten ihre Herzen, also daß mir jene vorkamen wie Sterne, diese wie Mühlräder.

Beym Dorfe Flöha aber, wo beyde Flüsse sich vermählen und dann als ein Strom der alten Burg Lichtenwalde zueilen, da winket das Männlein dem Fräulein, herüber zu kommen in seinen Nachen, hindeutend auf den Strom, der nun fast breiter sey und zweyer Ruderer wohl bedürfe.

Da schauet das Fräulein nach der alten Burg unsern beyder Ströme, daraus ihr herzlieber Vater den Seglern zusah, als Gott her: ob es ihr auch vergönnet sey, hinüber zu steigen in's andre Schifflein?

Der Vater aber nickte freundlich und alsbald half das Männlein dem Fräulein so geschickt als be-

hende in seinen Nachen und umarmten einander die zwey, und segelten ruhig weiter auf dem vereinten Strome, und der herzliebe Vater in der alten Burg und der gute in der himmlischen freueten sich der glücklichen Farth. Ich aber freuete mich nicht minder und schauete nach den Wimpeln der Schifflein und gewahrte in goldner Schrift — denkt Euch mein Erstaunen — in dem einen Luitgardens Namen — in dem andern den Namen meines Marschalls Dietrich von — —

„Bose" — fiel Göz entzückt ihm in's Wort, und wußte nicht, wie er sich nehmen sollte für Ueberraschung und Freude.

Der Burgherr zum Lauterstein aber meinte: Der Bose sey ein wackerer Kämpe und habe mehr Ahnen im Briefe, als mancher lockerer Ritter Groschen in der Truhe.

Sprach der Herzog: Lieber! nicht also! Ihr wißt, daß der Bose der Güter viel hat im Thüringer Lande. Darum ist er, uns nicht unbefragt, als lehnspflichtig gerufen worden von unserm Neffen, dem Kurfürsten Friedrich, auf daß er ihm diene zu Weimar, beydes mit seiner Weisheit, als mit seinem Arm. Da haben wir nun seit gestrigem Tage erst erkieset zu unserm Marschall einen Ritter, der uns seit zehn Jahren schon auf Heerzügen zur Seite gestanden so tapfer, als klug, und sich stets erwiesen als den Getreuesten der Getreuen und sich nennet — Dietrich von Harras auf Lichtewalde. — Nun, Fräulein! was meint Ihr zu dem Bräutigam?

Da blühten auf Luitgardens Wangen die Könige-

rosen der Freude — auf Margaretheus die Essigrosen der Angst — in Götzens Gemüth aber die Feuerlilien des Grimms. —

Doch Albrecht, nicht achtend des Glühens und Blühens, fasste seinen Burghauptmann bey der Hand und sprach:

Götz: des Kindes Heil — nicht des Herzens Groll — der Gegenwart Segen — nicht der Vergangenheit Fluch!

Und malete ihm nun vor alles, was er auf dem Herzen hatte und was er Harrasses Vater im heiligen Lande einst zugesaget für den Sohn, gleichwie ihm, dem Götz selbst, für die Tochter und wie er wohl wisse Dietrichs glühende Liebe für Luitgarden und in Luitgardens Augen lese brünstige Liebe für Dietrich und wie dieser Zwey Glück am Herzen ihm liege, nicht minder als sein gegebenes Wort — auch welch ein stattlicher Ritter der Harras sey und wie er, der Herzog, nicht ablassen werde, bis Götz ihm zugesaget Luitgarden für Dietrich.

Götz aber widerstand trotzigen Sinnes dem Herzog, und blieb dabey, daß seines Todfeindes Sohn nie seines Hauses Kleinod gewinnen könne — daß er eher den alten Schellenberg, und das theure Erzgebirg, ja das geliebte Vaterland mit dem Rücken ansehen, ehe denn Luitgarden zur Hausfrau geben wolle dem Lichtewalder und schloß mit der Bitte: Schicket mich, gnädigster Herr! für Euch in den Tod und ich will gern gehen, nur reisset mir nicht

vom Herzen Luitgarden zu Harrasses Nutz und Frommen! —

Margaretha, obschon sie der Jungfrau gar wohl wollte, wagte dennoch nur schüchtern, unter Handsweilen ein Wort zur Sühne zu reden, denn sie kannte ihres Herrn unbändigen Sinn. Luitgarde aber, als ein Kindlein, dem man das Spielzeug genommen, vergoß der Thränen in einer Minute mehr, als mancher Mensch vergeußt all' sein Lebtage, schaute mit Sehnsucht Margarethen an, als Gott her: Herzliebe Ava! bitt für mich — und Götzen, als Gott her: Vater! erbarme Dich mein. —

Der von Berbisdorf endlich und seine Hausfrau Brunhilde wägeten Anfangs, gleich dem Zünglein in der Wage, als die da nicht ablenken wollten dem Herren des Landes, wie seinem Burghauptmanne. Als sie aber Luitgardens Thränen sahen, da hielten sie länger nicht hinter dem Berge und nahm Frau Brunhilde den Götz bey der Hand, sprechend: Sehet das Kind an, Neffe, und lasset Euch zu Gemüth gehen ihre Seufzer und Thränen.

Berbisdorf aber fuhr fast auf, wie ein Mensch, der Unbill und Härte nicht sehen mag in seinen vier Pfählen und sprach: Götz! Du kennest die Burg zum Lauterstein, wie sie so fest gebaut ist, als gebaut von Gottes Hand der Felsen, darauf sie lieget — und sicher in Jahrhunderten stehen wird

unzerbrochen wie heute. — Darum so mag ich auch in den festen Gewölben nicht sehen das zerbrochne Herz einer sittigen Jungfrau — baue wieder, mein Götz, was Du zertrümmert und in dem Gebäu wird Dir erstehen, wie der Ahnen guter Geist aus der heiligen Kapelle Gemäuer, ein Sohn, der wird seyn Deines Kindes Freude und Deines Alters Trost.

Da wankete Götz, nicht wie das Rohr, das der Wind hin und her weher, wohl aber wie die Eiche, die dem Orkan kaum zu widerstehen vermag, schaut' in den Becher, der vor ihm stand, als schaut' er in den Spiegel der Zukunft und ließ eine Thräne hineinfallen, so groß, daß sie den Wein bewegte, wie einst der Engel den Teich Bethesda.

Das sahen wohl die um ihn saßen und fasseten ihn, der Herzog und Margaretha und der Berbisdorf und Brunhilde, wie man einen fasset, der nicht entschlüpfen soll und nahmen Luitgarden, die Weinende und führten sie dem Vater zu und nahmen Götzens Arme und schlangen sie kräftig um Luitgarden, und der Herzog rief mit lauter Stimme: Ritter! ich lasse Euch nicht, Ihr segnet sie denn. —

Götz aber machte sich los als ein Geängsteter und sprach:

Gnädigster Herr! Als Ihr gebietet über das ganze Land, habt Ihr auch zu gebieten über Euern getreuesten Knecht. Doch, so gewaltig Ihr auch seyd, mögt Ihr doch nicht gebieten über mein Herz,

das eben so in schweren Aengsten jetzt schwebet ob eines Traumes, als jüngst aus derselben Ursach das Eure pochte vor Freuden.

„Ach Träume sind Bäume."

Warum dachtet Ihr wohl nicht also, gnädigster Herr, als Euch das Traumgesicht kam von den Wimpelschiffchen auf der Flöha und Zschopau? Wie Ihr jetzt sprachet, sprach einst auch vor 44 Jahren, dem Gott Gnade! Euer Herr Vater Kurfürst Friedrich, nachdem Eure Mutter im Schlosse zu Altenburg geträumet von einem wilden Schwein, das in einem schönen Garten die junge Raute umwühlete und — — zwey Nächte später waret Ihr und Prinz Ernst in Kunzens Händen. — Ob da Euer Herr Vater wohl noch gedacht: Träume sind Bäume? —

Nun, so lasset hören den Traum — fuhr der Herzog fast unwirsch seinen Burghauptmann an, und dieser erzählte also: Es war am Tage der heiligen Wandelburgis, da sah ich im Traum Luitgarden mit verweinten Augen stehen im Ahnensaal vor dem ältesten Ahn mütterlicher Seite, dem Grafen Oswald von Orlamünde und zu ihm falten die Hände, als ob sie groß Bitten an's Ritterherz ihm gelegt. Da ward lebendig der gemalete Ahn und sprach drohenden Fingers zu der bittenden Jungfrau: Des Vaters Wille stehet über der Tochter Herz. Verflucht sey die Hand, die Du dem Buhlen reichst, den Dir der Vater nicht erkieset. —

Da wandte Luitgarde ihr Antlitz vom drohen-

den Ahn, und stürzte das arme Kind nieder, gerade unter der Ampel die herabhänget von der Decke des Saals und sprach: So sey der Holzmeier mein Bräutigam! und mein Brautbett der Ahnen Gruft—!

Das schien den Ahn zu erweichen, denn den drohenden Finger ließ er nun sinken und sprach: Luitgarde! den Buhlen, den Du im Herzen trägest, kann der Vater Dir nicht geben. — Nie mag ein Harras kommen in Gotzes Sippschaft, ob der Schmach, die erlitten sein Geschlecht von dem des Harras, es habe denn der Harrasse Einer gethan den größten Rittersprung, wie ihn nur je gethan ein Ritter, vom Aufgang der Sonne bis zum Niedergang.

Sprach Luitgarde: Ahn! wie soll ich das verstehen? —

Sprach der Ahn: Luitgarde! schau' durch die Bogenfenster des Mondes silberne Sichel — diese sey Zeuge des Rittersprunges, den Dein Verhängniß erheischet. — So Dein Buhle springet, sitzend zu Roß, vom Hausein herab in die Fluthen der Zschopau, soll er Dich heimführen ins Brautbett und Dir werden im Augenblick Sühne des Vaters. —

Sprach — verschwand — und ich erwachte. — Nun frag' ich Euch, gnädigster Herr: was haltet Ihr von dem Traumbilde?

„Soviel, als Ihr von dem meinigen — von dem aber, der es geträumt, daß er nur üblen Willen habe, wenn er sich festklammert an derley Luftgestalt. Den Ritterspruch, Götz! wie ihn der Ahn im Traum erheischet, thut kein Ritter, er müßte denn, statt in's Brautbett, steigen wollen in's Todtenbett — ewiger Groll aber im Herz gegen den, der ihn nicht verschuldet, ist Gott kein wohlgefällig Ding."

Damit brach der Herzog düstern Sinnes das Gespräch ab, verlangend in's Schlafgemach.

Und als er sich beurlaubete zur Nachtruhe und bey den Frauen absonderlich zum Abschied auf morgen; maßen er vor Aufgang der Sonne noch zu reiten gedenke gen Wolkenstein und an Luitgarden kam, sagte er ihr verstohlen ins Antlitz: Zeit bringt Rosen — lasset de Muth nicht sinken, Fräulein: — der immaische Albrecht wird's wohl machen.

Deß tröstete sich das arme Kind, also, daß die Thränenbächlein ihrer Augen bald versiegeten und sie die Nacht über schwebte in süßen Träumen.

Götz aber schloß kein Auge, denn der Tochter Zukunft lag schwer auf seinem Herzen.

Des andern Tages vor Sonnenaufgang, als der Herzog von dannen ziehen und Götz ihn begleiten wollte, sprach jener kalt zu diesem: Lieber, begleitet Eure Frauenleute zurück gen Schellenberg, denn solch einen Edelstein, als Luitgarden, läßt der Herr nicht in der Diener Händen. —

Sorget auch nicht, daß ich den Harras berufe gen Schellenberg zu seiner und der Jungfrau Qual, denn mir liegt auf dem Herz eine wichtige Sendung zu den unruhigen Friesen. Mein Sohn Heinrich, den ich dort zurückgelassen als Vicedom, bedarf eines Mannes, der ihm zur Seite stehe mit Weisheit und Kraft. Dazu aber mag ich niemand klüglicher erkiesen, denn meinen getreuen Harras. So ist mir geholfen und Euch. Ich gewinne einen hoch wichtigen Freund für Heinrich — Ihr verliert einen gefährlichen Nachbar, auf daß Ihr frey walten könnet mit Luitgarden nach Euerm Eigensinn. Gott befehlen! Herr Ritter!

Und schieden die zwey ziemlich so kalt, als die Morgenluft war, die sie anwehete.

Als aber Harras von der Burgwart zum Wolkenstein — denn es litt ihn seit Anbruch des Tages nicht im Gemach — den Herzog des Weas daher reiten sah allein ohne Götz, da ahnete er gleich Uebels und schlich traurig den Berg hinab, seinen gnädigsten Herrn zu empfangen.

Der ließ ihn auch nicht lange im Zwielichte von Hoffnung und Furcht, sondern erzählte ihm treu der Sachen Hergang und schloß mit den Worten: List oder Gewalt — Herr Marschall! — anders bekommt Ihr Luitgarden nicht. —

„Nicht also, gnädigster Herr! Götzens Fluch würde kleben an meiner hochzeitlichen Kammer,

wie er schon ruht auf meinem ehrlichen Namen — im Segen aber will ich heimführen Luitgarden, und keine andere Maid — so wahr mir Gott helfe — sonst hänget Harras — wie er euch ehegestern schon im Angesichte der Morgensonne erkläret — das Ritterschwert auf in seiner Stiftskirche zu Eberedorf neben Euern und Eures Bruders Röcklein und der Kappen des Köhlers, der Euch befreyte*), und schenket Lichtewalde halb dem Gestifte und halb den schwarzen Mönchen zu Oederan und ziehet die Kutte an und betet bis an sein Lebensende für Luitgarden —".

Wo denket Ihr hin! Marschall! das Schwert aufhängen wollen in der Kirche, ohne es erst geführt zu haben für Luitgarden — das ist nicht fein. — Kämpfen sollt' Ihr damit ritterlich und Euch erkämpfen die Maid ehrlich, also daß Gök am Ende noch sprechen muß: Dem wackern Harras gebühret Luitgarde. —

Und offenbarete nun der Herzog dem Ritter, was er, schon während des Gespräches mit Gök, noch mehr aber des Wegs daher vom Lauter- zum Wolkenstein für Praktiken ersonnen, das Wort zu halten, das er einst Harrasses Vater gegeben, und gleichermaßen auch Luitgardens und meynte

*) Genannte Kleider ließ Kurfürst Friedrich aufhängen in der erstgenannten Kirche zum Andenken der Befreyung seiner Prinzen aus Kunzens von Kaufungen Räuberhänden. Noch sind sie daselbst zu sehen.

damit gut Ding auszuführen zum Nutz des alten Gön, wie zu Frommen der Liebenden.?

Dietrich aber erkannte darin nicht nur seinen allergnädigsten Herrn, sondern auch den erfahrensten Meister im Brautwerben und fügte sich gern in alles, denn es galt Luitgarden, und schien ihm die Art, wie die Jungfrau ihm dennoch zu Theil werden sollte, eben so klüglich, als thunlich.

Der Herzog hieß ihn nämlich mit einbrechender Nacht heimkehren nach Lichtewalde und sich dort verborgen halten, bis zu dem Tag und der Stunde, da er, auf geheime Abrede, wieder erscheinen sollte als Ritter.

Am Hofe zu Wolkenstein aber, von wannen Albrecht gleichfalls schied zu selbiger Zeit, und am Hofe zu Dresden, dahin er sich begab, ließ er ausſprengen, daß dringende Angelegenheiten in seiner Statthalterschaft Friesland ihn vermocht hätten, seinen Marschall Dietrich von Harras eilends dorthin zu senden, von dannen er nicht eher heimkehren sollte, bis der Herzog selbst ihn ablöſete.

Als nun die Nachricht Gönen zu Ohren kam, daß Harras wirklich gezogen sey gen Friesland, war er fast froh, und trachtete nur darnach, wie er Luitgarden zusammengeben möcht' mit einem ehrlichen und ebenbürtigen Bräutigam, ehedenn Dietrich heimkehrte nach Lichtewalde. Denn daß dieser von Liebe entbrannt, und von dem landesherrlichen Freywerber unterstützt, nichts unversucht lassen werde, Luitgarden heimzuführen, konnte er sich wohl denken.

Luitgarde aber, vertrauend des Herzogs Worte beym Abschiede zum Lauterstein, hielt standhaft an ihrem Harras, und glaubete fest an seine Treue, ob er auch hause an der Zuydersee oder an der Zschopau, betete täglich zu dem Himmel, der über Harrasses Burg sich wölbete und lag an ihren Vater, daß er ihr zurichten ließ ein Kähnlein, damit sie segeln könnte fast jeden Tag nach der Landzunge, da die Flöha und Zschopau sich küssen, maßen ihr die Gegend absonderlich gefalle und Gesang zur Laute nirgends schöner klinge, denn dort.

Götz hatte des nichts Arges, wußte er doch den Harras in Friesland und befahl zuzurichten ein Schifflein, wie Luitgarde begehrte. Und ließ die holde Maid selten die Sonne untergehen, wo sie nicht bald mit der Ava, bald allein, schwamm auf der Flöha nach der geliebten Felsbank und nicht sang, selig im Genusse der Vergangenheit und harrend einer fröhlichen Zukunft, ihr liebliches:

Silberstrom trage
Luitgardens Klage —

Ach! aber vom Felsenhang tönt es nie wieder, wie einst am St. Kiliantage, maßen Harras lebte, auf des Herzogs Geheiß, als ein lebendig Todter im innersten Gemach seiner Burg, nur von einem treuen Knappen bedienet, der um das Geheimniß wußte; denn dem übrigen Gesinde hatte er, damit geschwätzige Zungen nicht etwa Uebels anrichten

möchten, blauen Dunst gemachet durch Vorbereitungen zur Friesländer Reise und herziges Abschiednehmen und Vermahnen zur Ordnung und Treue in seiner Abwesenheit, also, daß sie Alle meinten, ihr Herr sine im Rathe Herzog Heinrichs zu Franecker oder führe das Schwert für des Kaisers Sache, während er luate im einsamen Gemach nach dem Schellenberg, da Luitgarde hausete — und verging selten ein Augenblick, da er nicht schaut' in den Spiegel der Zukunft, harrend mit Hast, ob darin je strahlen werde seiner Wünsche Erfüllung.

Doch über dreymal sieben Tage litt's ihn nicht also im Versteck. Mit Hülfe seines treuen Knaxen thät er an das häne Gewand eines Pilgers, der ziehe um seiner Sünden willen gen Palästina, verbrämte das Antlitz mit Bart, der eher ziemte dem Klausner mit ausgebrannten, denn dem Ritter mit lichterloh brennenden Herzen, und wanderte fort um Mitternacht, und begab sich auf den Felsbana, da er Luitgarden mochte sehen und ihre Engelsstimme vernehmen und mußte er dem Herzen Zaum, dem Munde Gebiß anlegen, daß er nicht hineilete an den Strom, da die herzige Maid saß, nicht antwortete ihren himmlischen Liedern.

Auch wanderte er je zuweilen über die Flehabrücke, um näher zu kommen Luitgarden, grüßte sie freundlich vom weiten und obschon, wenn sie freundlich ihm dankte, das Herz unter der Kut-

ten ihm springen wollt' als ein Gefäß, das überfüllet ist, wagete er doch nicht, sich zu erkennen zu geben, maßen sein gnädigster Herr es ihm zu streng verboten und er selbst Uebels fürchtete, wenn auch nur die mindeste Spur sich veroffenbaren sollte von seinem Hierseyn im Meißner Lande und nicht Dortseyn in Friesland.

Nur einmal — ach! nur einmal unerkannt Luitgarden zu sprechen, war seines Herzens heißestes Begehr — dem konnt' er nicht widerstehen — die Laute sollte ihn nähern der holden Schlägerin.

Darum, als einst wieder Luitgarde spielte und sang, zog er am Ufer fürbaß, als ein Pilger, der ziehet seiner Straßen, und horcht als einer, der der Musica Freund ist und fragte, nachdem die himmlischen Töne schwiegen, mit verstellter Stimme, hinüber über den Strom: holde Maid! ihr singet so schön — wollt ihr mir nicht abkaufen eine herrliche Laute? — und hielt Luitgardens Laute mit dem güldnen Hängeband, wie er sie einst erbeutet im Strom, hoch in die Luft, also, daß die Jungfrau gleich zu erkennen meynte ihr verlornes Kleinod und fragete ängstlich: Pilger, wie ist euch worden solch Saitenspiel? —

Antwort: Ein schöner Ritter kreuzte mit mir jüngst auf der Straßen, denn er zog nach Westen, wie ich ziehe gen Osten — das Niederland war sein Ziel, wie meines das heilige. Der hatt' auf dem Rosse die Laute, spielte und sang:

Mehr konnt' ich ihm nicht verstehen, denn Seufzer dämpften seine Stimme und Thränen fielen auf das Saitenspiel.

Da sprach ich: Ritter! was weinet ihr? — sprach er: Pilger! was fragt ihr? — Zieht ihr doch gen Osten, wie ich ziehe gen Westen, was frommt's euch zu wissen meiner Thränen Quelle? — werdet ihr dem Brünnlein doch nicht wehren, sich zu ergießen! —

Da sprach ich: Wer weiß. — Und so wurden wir eins und erzählte mir der Ritter, wie er meyne eine herrliche Maid, die heiße Luitgarde und einst künstlich gespielt habe diese Laute am Zschoxenstrom und dazu gesungen, als ein Engel des Himmels, wie er die Maid einst erschrecket, also, daß sie geflohen und die Laute habe fallen lassen in den Strom, und wie er das Saitenspiel erfischet in den Wellen und nicht habe Gelegenheit funden, selbiges wiederzusenden der Sängerin, maßen ihr Vater ein gar strenger Wardein sey — wie er aber fast viel möcht' drum geben, wenn er solch Saitenspiel spielen konne in der Jungfrau Hände.

Da sprach ich: Gebt mir die Laute, ich geb Euch mein Wort, sie zu legen auf der Jungfrau Schoos. Denn sehet, ich ziehe gen Welschland und führt mich mein Weg über den Zschoxenstrom, von dannen ihr kommt — da will ich am rechten Ort, wie Ihr mir ihn beschrieben und ich ihn wohl kenne, harren, bis daß die Jungfrau kommt und

ihr die Laute übergeben und getreulich ausrichten, was Ihr mir auch sonst noch auftragen möget, Herr Ritter!

Da küßte der Ritter die Laute, wie man küsset, was einem das Herzliebste ist auf dem Erdenrund und überantwortete sie mir, sprechend: Kündet der schönsten Maid, daß Harras die Laute ihr sende — und daß er Luitgarden im Herzen trage, als er reise gen Niederland und trauen werde in jedem Land, bis er einst heimgehe in's himmlische Vaterland — daß aber die herzige Maid wenn sie einen Funken von Gegenlieb' hege in des Herzens Schrein, ihm ein Andenken senden möchte, wär' es auch noch so klein. — Nun, Fräulein! die Laute ist wieder euer — was sendet ihr Harras dafür?

Da küssete Luitgarde weinend das Saitenspiel, dankte freundlich dem Pilger und fragte, wie doch ein Liebespfand, wenn sie es geben wollte, sicher kommen möge in Harrasses Hände.

Dafür laßt mich sorgen — Fräulein! entgegnete der Pilger — Sein Burgvoigt zu Lichtewalde — versicherte Harras — sey kein Schmalzgesell, sondern ein treues Blut, dem sollt' ich das Kleinod nur geben, der würd's ihm schon senden gen Franecker.

Da zog Luitgarde aus des Busens hochgewölbtem Tempel hervor einen Amulet am feuerbarnen Bande und sprach: Solche Gabe vermisset mein Vater nicht, denn sie ward mir einst gegeben von meiner Aya, heimlich sie zu tragen, als Schutz ge-

gen Alle, die mir nicht wohl wollten, und mich nimmer davon zu trennen, ich begehrte denn solch Kleinod zu geben dem Ritter, den ich erkieset zum Bräutigam — in dessen Händen werde es Kraft haben zu schützen zwey treue Herzen. — So nehmt denn den Amulet, frommer Pilger! und last ihn überantworten dem Ritter und ihm sagen, daß Luitgarde im Herzen ihn trage, wie sie getragen den Amulet auf dem Herzen.

Und der Pilger empfing das köstliche Kleinod, versprach es aufzuheben, als einen Karfunkel aus der Krone der heiligen Mutter Gottes, und es sicher zu bringen in die rechten Hände; beurlaubete sich darauf bey Luitgarden, denn es wollte schier Abend werden und zog fürder seine Strase mit schweren und fröhlichen Herzen — maßen der Abschied ihn betrübte, das Kleinod erquickte.

Als aber Luitgarde heimkehrend, gleich dem Pilger, mit Schmerz und Freude, die Laute sinnend betrachtete, da bemerkte sie im geheimen Fächlein am Griff ein Pergament, und darauf das Liedlein:

Es zog wohl mit Kummer in's Niederland
Ein Ritter, den Mann' an die Heimath band,
Doch tönet der Kriegs-Dromete Schall,
Soll Minne nicht achten der treue Vasall.

Luitgarde — Dein Harras — Er kehrt einst zurück.
Drum wahr' ihm Dein Herz — denn drin wohnet sein Glück —
Und will sich ein Ritter wohl schleichen hinein,
Sey Liebe für Harras des Herzens Wardein.

Luitgarde — Dein Ritter — er ziehet wohl weit —
Doch nicht aus der Welt auf den Schwingen der Zeit —
Die Schwingen, sie führen einst Harras zurück —
Drum wahre ihm Dein Herz — denn drin wohnet sein Glück. —

Und Luitgarde freute sich des hohen Liedes und behielt alle die Worte in einem feinen, guten Herzen und gelobete Treue dem Ritter bis in den Tod.

Die Ampeln im Sternensaal aber brannten bereits so hell, als die Ampel auf der Warte des Schellenbergs, da Luitgarde heimsegelte auf dem leichten Nachen, und fürchtete fast böse Worte vom Vater.

Der aber trat ihr freundlich entgegen, und sprach: Kind, was säumest du auf dem Streme so lang — ist es doch, wenn der Abend kemmt, in der Flöha nicht geheuer ob der Nixe, die drinne wohnt und saget die Nachtluft nicht zu den Wangen der Jungfrau. —

Siehe! ich verkündige Dir grose Freude, die meinem Hause widerfahren soll.

Lies dies Handbrieflein unsers gnädigsten Herrn; ist er doch, Gott sey Dank! nicht mehr unwirsch ob der abschlägigen Antwort, die ich ihm gegeben auf dem Lauterstein von wegen des Harras.

Und Luitgarde las mit pochendem Herzen:

„So ihr dieses empfanget, Burghauptmann, befehl ich Euch, vorzubereiten alles zu einer ehrli-

chen Stecheren, die ich halten will auf dem Schellenberge am Tage Cornelii nach Heimsuchung der heiligen Jungfrau, wird seyn der 22ste des Heumonds. — Und sollet ihr einladen zu dem Turnier all meine Erzritter, und nichts sparen an Glanz und Herrlichkeit. Maßen kündig worden sind im Schreckenberg etliche neue Silbergänge, die Uns der Engelegroschen genug geben, zu unternehmen solch ritterliche Kurzweil — und wir uns wieder einmal durch solch Spiel versetzen wollen in die verklungenen Tage der Jugend — und unsern Vasallen zeigen, daß der Erbstatthalter zu Friesland nicht verlernt habe scharf zu rennen und ehrlich zu stechen, als vormals der Junker von Grym."

Als aber Luitgarde das fürstliche Handbrieflein gelesen, ward sie fast traurig, meynend, daß der Herzog wohl Uebels im Schilde führen könne mit dem Turnier von wegen des Freywerbens und ihr aufködern einen Buhlen, da sie doch keinen andern je mochte, als den Harras.

Gos aber las sich aus dem Brieflein heraus zur Hoffnung, was Luitgarde sich las zur Furcht, denn eben den Harras zu verdrängen aus der Tochter Herzen durch einen andern Buhlen, war seines Herzens Begehr.

Darum thät er gar gern, wie ihm geheißen, und ließ Rüstung thun zu dem Turnier, wie nie gethan worden, so lange die Burg zum Schellenberg stand, und dazu einladen alle Erzritter, wie der Herzog seine Vasallen des Gebirges im Scherz oft nannte, und freuete sich auf den Tag des Rit-

terſpiels, als ein Kind, das kaum erwarten mag den heiligen Abend vor dem Feſt der Geburt unſers Herrn.

Je näher aber der feſtliche Tag kam, deſto trauriger ward Luitgarde, und als vollends am Abend vorher Herzog Albrecht mit einem glänzenden Gefolge zum Schellenberg einritt und ihr, ſtehend am Fenſter übern Burgthor, freundlich zurief: Gott zum Gruß; Bräutchen! — der Freywerber hält Wort — da ward ihr, als legten ſich eherne Ketten um ihr geängſtetes Herz, und verfing kein Troſt ihrer Ava, ſo nah oder weit, ſchmal oder breit, dieſe auch derley Wundbalſam herbeyholete.

Und doch konnte das arme Kind, als eine gute Martha, welcher, nächſt der Ava, abſonderlich der Ritter Bewirthung oblag, faſt nicht zu ſich ſelbſt kommen vor Sorgen und Mühen. Denn ſo viel Gäſte hatten nie gehauſet in der alten Burg Schellenberg ſeit Menſchen-Gedenken

Vor dem Nachtimbis aber nahm der Herzog bey Seiten den alten Götz und Luitgarden und redete beyden in's Gewiſſen alſo:

Lieber! um Eurer Luitgarde — Luitgarde! um Eures Herzens — und mögt Ihr's verdenken dem Grimmaiſchen Albrecht — um ſeines gegebenen Wortes willen, hat er ſolch Turnier angeſtellt — maßen er bey fürſtlicher Ehre verſprochen, Luitgardens Freywerber zu ſeyn.

Nun ſeht, Götz! den ehrlichen Harras habt Ihr verſchmähet ob alten Grolls und neuen Traum-

bildes — Götz! Euer Wille geschehe, denn Ihr seyd Vater im Haus — ich bin's nur im Lande — und Ihr, Fräulein, veraesset den Buhlen, welcher nicht Gnade mag finden vor den Augen des Vaters. Schauet an die Sternlein am blauen Himmelssaal! Da blinkt nicht einer allein hervor unter den tausendmal tausend — da blinken ihrer gar viele, immer einer herrlicher, denn der andre — also ist's auch unter den Rittern — der Harras mag wohl als ein funkelnder Stern Euch strahlen am Firmamente des Lebens — aber Luitgarde — es gibt der funkelnden Ritterſterne wohl mehr — das Turnier moraen wird's lehren. —

Da seufzte Luitgarde tief, wie der Gefangene seufzt in des Kerkers Versteck — und sprach halblaut sich in den Busen: Wohl gibt es am Himmelsgezelt der Sterne gar viel, doch immer und ewig nur eine Sonne.

Der Herzog aber achtete deß nicht und sprach weiter:

Zudem Fräulein! meynt Ihr wohl, daß auch Harras am Firmamente der Jungfrauen ewig nur schauen werde nach einem Stern? — Seht, er ist gezogen gen Niederland und kehrt unter viel Jahren nicht heim. — Dort aber sind die Töchter des Landes so schon, als die Tulpen in den Gärten zu Harlem. Wie? wenn der Harras so eine Tulpe erpflanzte in seinen Garten zu Lichtewalde. — Fräulein! — Fräulein! — Rittersherz ist gut Feuerzeug — fänget meist auf den er-

den Schlag: — Darum hänget Euer Herz nicht an den Einen! —

Mahnen wir aber daß vorrücken in unsern alten Tagen, als Ihr in Euern jungen, also daß wir zur Gruft immer reifer werden, wie Ihr zum Brautbett, möchten wir nun gern des fürstlichen Wortes uns entbinden, einen Freyer Euch zu werben, ehedenn Ihr überreif werdet als Jungfrau. Sehet! darum haben wir veranstaltet solch groß Turnier, daß Ihr vertheilen sollet die Ritterdänke und sehen die stattlichsten Ritter des Gebirgs. Und so Ihr darunter einen bemerket, den Ihr wohl haben möchtet zum ehelichen Gemahl, sollt Ihr es uns vertrauen kindlich und wollen wir dann schon thuen fürstlich, so viel wir vermögen in Zucht und Ehren. —"

„So Ihr aber unter den Rittern des Gebirgs nicht findet den Stern, deß Licht Euch strale durch die Nacht des Lebens, halten wir über ein kleines wieder solch ehrliche Stecherey mit den Rittern des Pleisnerlandes — und so auch darunter nicht ist, der da sein soll für Euch, aber über ein kleines mit den Rittern des Voigtlandes, und so nach und nach mit all' unsern Vasallen. Müßte doch mit unrechten Dingen zugehen, wenn keiner den Harras ausstechen sollt' in Luitgardens Herz, und wäre der Grimmaische Albrecht wohl ein armer Fürst, so er unter seinen Vasallen nicht hätt' einen Bräutigam für die schöne Jungfrau zum Schellenberg." —

Da küſſete Götz dem Herzoge dankbar die Hand und mahnete Luitgarden ein gleiches zu thuen. —

Die aber vermochte vor Weinen nicht ſich zu faſſen — dachte bey ſich: Stechet nur zu, den Harnaſch ſtechet ihr doch nicht aus in der Jungfrau Herzen — laut aber redete ſie alſo: Vater! laſſet bey der Ritter Lanzenbrechen nicht walten der Tochter Herzbrechen — zerbrochne Lanze bringt nur Unehre — zerbrochen Herz aber Siechbette und Tod — gedenket Luitgardens! —

Sing auf ihr Kämmerlein und weinete, daß ihr Buſen ward zum alabaſternen Strombett. —

Der Herzog aber und Götz tröſteten Einer den Andern, meynend, daß des Turniers Glanz ſchon Gewalt haben werde über Luitgardens bekümmertes Herz, maſen ſie ſolch glänzendes Spiel nie geſehen in der einſamen Burg.

So brach denn an der Tag des Ritterſpiels, als bräche an für Luitgarden der Tag des Gerichts; und überſtieg des Feſtes Glanz faſt Maß und Ziel, denn Jeder wollte nicht blos ſtechen mit Ehren auf der Bahn, ſondern auch ſtechen in's Auge der ſchönen Luitgarde und den erſten Dank des Turniers empfangen aus ihren Händen.

Die Jungfrau aber achtete des nicht, und hätt' lieber geſeſſen mit der Laute am Fiſchpaufirom, denn als Vertheilerin der Ritterdänke auf dem Söller der Stechbahn.

Und als beginnen sollte das Scharfrennen und die Schranken geschlossen waren und schon schmetterten die Trommeten, da sprengte den Schellenberg heran auf weißen Roß ein schwarzer Ritter mit schwarzen Knappen und ritt eilends vor die Schranken, gerade auf Herzog Albrecht und ließ durch seinen Knappen erklären: Wie er — der letzte seines Stammes — nun seit Jahren schon herumziehe von Turnier zu Turnier und doch der Wünsche Ziel noch nicht erreichet; maßen er durch ein Gelübde seines Vaters gebunden sey, nicht eher zu denken an Fortpflanzung seines Stammes, bis daß er im Turnier, ohne zu sprechen oder sein Antlitz zu zeigen und seinen Namen und Stand zu verrathen, aus schönster Hand den ersten der Ritterdänke und damit das Jawort der Dankaustheilerin erhalten habe; wie aber noch keine edle Maid deutschen Landes den Muth gehabt habe, einen stummen und Angesichts unsichtbaren Ritter zum ehelichen Gemahl sich zu erkiesen. Da er nun gehört von dem Scharfrennen zum Schellenberg und von der schönen Dankaustheilerin, Luitgarde, habe er sich fürgenommen, sein Heil zu versuchen im Lanzenbrechen für die Jungfrau, und bitte nun um Einlaß in die Stechbahn. —

Da schüttelte der Herzog bedenklich den Kopf und eröffnete Götz nebst den Rittern und Kampfrichtern des fremden Ritters Begehr.

Die urtheilten aber unter einander, daß, um den Kampfpreis zu werben, jedem Ritter vergon-

net sey, dem ihr gnädigster Herr die Schranken zu öffnen vergönne, lachten aber von wegen des Bewerbens um die schöne Luitgarde, meynend, daß ein Ritter ohne Namen, ohne Antlitz und ohne Sprache wohl schwerlich erringen werde des Fräuleins Hand, möge er auch kämpfen, wie Gottfried von Bouillon oder Junker Albrecht von Grym.

Da winkete der Herzog, das Kampfgitter zu öffnen, und der stumme Ritter sprengte rüstig in die Schranken, und verneigte sich dreymal vor Luitgarden. Die aber sah ihn nicht an und dünket ihr seine Erscheinung so gleichgültig, als der Schatten, der an der Wand ziehet.

Als nun der Kampf begann und der schwarze Ritter Lanzen brach, wie man bricht Binsen, und aus dem Sattel hob die Kämpfer, wie man hebet vom Gefäße den Deckel, und Aller Augen geheftet waren auf den Unbekannten, und die Kampfrichter ihm zugesprochen hatten den ersten und zweyten Dank, und beyde ihm ertheilt worden waren von Luitgarden, ohne daß sie ihn maß mit den Augen, wie man misset, den man bewundert oder dem man wohl will, und nun nahe daran war, auch des Turniers dritten Dank zu verdienen, da sprach der Herzog zu Götz:

Burghauptmann! was meynt Ihr zu solch einem Eidam — zu Luitgarden aber: Fräulein, was meynt Ihr zu solch einem Bräutigam — soll ich an dem lösen mein Fürstenwort? —

Drauf nickete freundlich der alte Götz, als

Gott her: Den möcht' ich wohl haben zum Eidam — Luitgarde aber senkte das Köpfchen, wie eine Blume, darüber hin der Wind streichet und sich gleich wieder aufrichtet; denn eben schmetterten die Drommeten dem schwarzen Ritter auch den letzten Dank und nahete er sich dem Fräulein, ihn zu empfangen von ihren Händen.

Als er aber solch Kleinod in seiner Hand hielt und dafür gedanket nach Ritter Sitte, da warb er durch Zeichen, deren Deutung nicht schwer fiel, offen und frey, vor allen Rittern, um Luitgardens Hand, nahm ein Myrtenzweiglein aus dem Blumenstrauße, der blühte an Luitgardens Busen, und verschlang ihn sinnig mit einem Eichenzweig in seinem Helmbusch, als wollt' er damit andeuten, daß Luitgarde möcht werden seines Stammes Mehrerin und seiner Burg züchtige Hausfrau. —

Während aber der schwarze Ritter durch derley Zeichensprache zu der Jungfrau redete und diese darob in tausend Aengsten schwebte, scheb er unvermerkt am Wehrgehänge, also, daß es verrücket und darunter sichtbar ward der Amulet, welchen Luitgarde dem Harras gesandt für die Laute durch den Bethfahrer an der Flohabrücke.

Da fiel es von des Fräuleins Augen wie Nebel, und ward es in ihrer Herzkammer, wie in einem finstern Gemach, darein einer tritt mit hellem Kerzenlicht, und zitterte sie am ganzen Leibe und wußte fast nicht, ob sie rufen sollte: Jesus Maria! oder: Harras! — oder beydes zu-

gleich — rief aber keins, sondern sank ohnmächtig zurück auf den Sessel.

Und alle stutzeten ob des wunderbaren Zufalls, absonderlich Götz und die Aya — und sprangen herbey, Hülfe zu leisten der ohnmächtigen Jungfrau.

Der Herzog allein war nicht verwundert, sondern fröhlicher Laune, als einer, der am Verhange siehet, wohlwissend, was dahinter ist und sprach lächelnd: Das arme Kind hat den Brautschauer — wird sich schon wieder geben. —

Luitgarden aber war so unwohl, daß die Aya sich mit ihr begeben mußte in's Kämmerlein.

Als nun die Kampfgenossen neugierig umstanden den schwarzen Ritter, als den man für die einzige Ursache zu Luitgardens Uebelbefinden hielt, da trat zu ihm der Burghauptmann und sprach: Ritter! so Ihr ernstlich begehret zur Hausfrau mein Kind, muß ich wissen Euern Namen — sehen Euer Antlitz — hören Eure Sprache. —

Da wendete sich der schwarze Ritter zuerst an den Herzog, dann an die Kampfgenossen und Kampfrichter und sprach: Habe ich ehrlich gekämpfet um Luitgarden, wie sich's ziemet beym Scharfrennen? —

Riefen alle: Ehrlich, wie sich's geziemet. —

Sprach der schwarze Ritter: Und wenn ich heische Luitgarden zur Hausfrau und Luitgarde mich nicht verwirft, gehört mir ehrlich die Maid? —

Sprachen alle einmüthiglich: Gehöret Euch ehrlich. —

Da zog auf der ſchwarze Ritter das Viſier und umhalſete inbrünſtig den Burghauptmann und rief, daß es bis in den Wartthurm und in den Keller erſchall: Ich bin Harras — gebt mir Luitgarden. —

Drob ergrimmte Götz, wie der Leu ergrimmt, dem man ſein Junges nehmen will, ſchoß Blicke wie Blitze, zog aus den Blechhandſchuh, warf ihn wüthend dem Harras zu Füßen und rief mit donnernder Stimme:

Fehde dem Ritter, der mich alſo hinterliſtet — Fehde dem Harras auf ewige Zeiten! und verſchwand von der Stechbahn, wie verſchwindet ein böſer Geiſt, nachdem er alles erſchrecket.

Harras aber hob auf den Fehdehandſchuh, wie es ziemt dem Ritter und rief wüthend ihm nach: Götz: — Fehdet Ihr, Euch zu rächen an mir, als will ich fehden mit Euch um Luitgarden, bis ich die Maid errungen, ſo wahr mir Gott helfe!

Der Herzog aber folgte Götz auf dem Fuße und ſuchte ihn zu ſänftigen mit Reden ſo mild, als ſelten gehen über des Lehnsherrn Lippen gegen den Vaſall — und erklärte ehrlich, wie er ſelbſt alles ſo veranſtaltet aus Liebe zu ihm und zu Luitgarden und zu Harras, und wie er die beyden ſo gern vereinigen möcht', als ſich vereinigten die

Küsse unter ihren Schlössern, maßen sie nicht glücklich seyn würden, eins ohne das andre.

Götz aber mochte nicht hören, weder ein Wort der Sühne, noch des Trostes, und sprach mit solcher Hast von Praktiken des Lehnherrn gegen den Vasall, daß der Herzog endlich, des alten Trotzkopfs müde, mit den Worten: So geschehe Euch, wie Ihr wollt, das Gemach, und binnen einem Viertelstündlein mit Harras das Schloß verließ.

Ehe aber Beyde auf die Rosse sich schwangen, stürmte Harras in Luitgardens Gemach, und beschwor knieend die weinende Jungfrau, ihm zu folgen, und wollt' er sie nehmen auf sein Roß so zärtlich, und halten in seinem Schloß so ehrlich, und nicht seyn begehrlich, weder in Worten, noch in Werken, und nicht ablassen mit Bitten, bis daß des Vaters harter Sinn gebrochen und er gewilligt in sein ehelich ritterlich Begehr. —

Luitgarde aber entwand sich den Armen des Ritters, verbarg ihr Antlitz in's Thränentüchlein und hieß weinend ihn ziehen mit den Worten: Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser — des Vaters Fluch reisset sie nieder. —

Da drückte Harras auf ihre purpurnen Lippen drey glühende Küsse, schied von der Jungfrau, wie man scheidet von einem geliebten Sterbenden — erzählte dem Herzog, wie es ihm ergangen in Luitgardens Gemach, und ritten die Zwey gen Lichtenwalde, als kehrten sie

heim von einem Leichenzug und nicht von einem Scharfrennen.

Und als die übrigen Ritter unwirsch abzogen sahen den Herzog mit Harras, und Götz und Luitgarde blieben in ihren Kammern, und die Aya der Sache Erklärung gegeben hatte haarklein, nach der Ayen Sitte, da gelüstete keinem der Ritter, obschon sie sich wacker den Hunger erkämpft hatten, nach dem Imbis, der so köstlich als glänzend bereitet war, sondern zogen hungrig und durstig ihrer Straßen, der eine dahin, der andere dorthin, und nahmen üble Meinung mit von dem alten Götz, als von einem Halsstarrigen, dem Groll gehe über ehrliche Liebe und Trotz über des Kindes Glück.

Da war es denn bald so einsam und öde in der Burg, wie es je gewesen vor dem Turnier und kein Laut zu hören, denn das Murren des Burggesindes über die zerstörete Freude.

Von dem Tage an lebete Götz mit Luitgarden in Unfrieden, als die da wohl gewußt von den Praktiken, die Albrecht und Harras für sie gegen ihn geschmiedet, und ließ verschließen in ihr Kämmerlein und nicht vor sein Antlitz die unglückliche Maid, wie sie auch immer flehen mochte durch ihre Aya um väterliches Gehör, und grämte sich das arme Kind fast zu Tode und hatte nicht Ruhe weder bey Tage noch bey Nacht, denn es kämpfte in ihrem Brustgewölbe Pflicht und Liebe — und wollte bald die Braut sie-

gen über die Tochter, bald die Tochter über die Braut.

Indeß hatten Götz und Harras einander förmlich abgesagt und befehdeten einander im Blachfelde, und lauerten einer auf den andern im Hohlwege, und sengeten und brenneten in den Dörfern, und verübten Plackereyen an den armen Unterthanen, daß es eine Art, aber kein Recht hatte, und hätte Herzog Albrecht gern dem Uebel schon gesteuert, so lange er in Lichtewalde hausete, wäre er nicht, der Friesländer Händel wegen, durch Eilboten abberufen worden gen Dresden.

Als aber Götz in wenig Wochen schon innewarb, daß der rüstige Arm der Liebe kräftiger und gewandter kämpfe, denn der alternde Arm des Zorns, und die Fehde übel ablaufen, ja der Harras wohl gar den Schellenberg ersteigen möchte mit seinen Mannen und gewaltsam heimführen die versagte Jungfrau, da dachte er bey sich: List gegen List — habt Ihr mich also wollen führen in Euer Netz, will ich Euch vergelten Praktiken mit Praktiken. — Rathschlagete daher mit seinem Burgkaplan, wie Luitgarde für tod auszugeben und an ihrer Stelle ein Konterfey zu begraben sey, also daß Harras erführe, seines Herzens Stern sey untergegangen am Firmamente des Lebens und einen andern sich erkieselte — und wenn er also gethan, dann erst Kunde erhielte, daß Luitgarde noch lebe — wenn er aber nimmer also thue, Luitgarden heimlich in ein Kloster zu senden, denn dem Harras sie zu geben. —

Und der Burgkaplan half getreulich zu der Praktiken Erfüllung, und sollte die Aya schweigen dazu, als eine gehorsame Magd und fördern helfen mit gutem Herzen ein böses Werk. Da sie aber deß sich weigerte, ward sie verstoßen, als ein widerspenstig Gesind, obschon sie von Kindes Gebeinen an Luitgarden gepfleget, gleich der getreuesten Mutter, und ließ Götz an ihrer Stelle das arme Fräulein bedienen durch eine grundböse Zofe.

Während nun Luitgarde im verschlossenen Gemach zu dem Himmel seufzte, da ertönte von der Burgkapelle die Todtenglocke und ward beygesetzt in der Ahnen Gruft ihr Konterfey, liegend im Sarge und geschmücket, als eine verblichene Jungfrau. Ihr selbst aber, der lebenden, gab man, auf Befragen: weß Leiche die Todtenglocke läute? zur Antwort: der Aya. Drob ward das arme Kind vollends gebrochenen Herzens und beweinte Margarethen als ihre leibliche, herzliebe Mutter.

Götz aber stellte sich fast ungeberdig ob der Tochter Hinscheiden — wollte die Haar' aus dem Kopf sich reißen, als habe er seines Lebens höchstes Kleinod verloren, legete Trauer an und thät in allem als ein tiefgebeugter Vater, und das Burggesinde folgete mit viel tausend Thränen dem Leichenconduct, kennte auch nimmer vergessen die herzige Jungfrau.

Als Harras die Trauermähr erkundete, da ergriff's ihn, gleich einem Rasenden, und schämte sich nicht zu weinen, als ein Kind. Ob man aber auch schöpfet einen Born aus, versiegete doch nicht der Thränenquell in dem Auge des Ritters, und ließ

ein Castrum doloris aufrichten in der Burgkarcke zu Lichtewalde und ein gleiches in seinem Gestifte zu Ebersdorf, und Seelenmessen lesen für Luitgarden zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, und betete bald an dem Trauergerüst zu Lichtewalde, bald an dem zu Ebersdorf, und seufzete laut auf zu dem Himmel, der ihm sein Liebstes genommen, und sehnte sich zu seyn da oben, vergaß alles Irdische da unten, und hatte nicht Ruhe und hatte nicht Rast in der einsamen Burg, sprengte täglich nach dem Ufer am Strome, da er Luitgardens Laute gewonnen und Luitgarden die Laute gegeben und empfangen hatte den Amulet aus ihren Händen, und trug solch Kleinod auf der nackenden Brust und küßt' es des Tages wohl tausendmal und gelobete, nicht nachzulassen mit Fehde wider Götz, bis daß er in seiner Gewalt hätte den Starrkopf, der ihm Luitgarden nicht geben wollen zum Weibe und ihm vorkam, als der eisige Nord, der die himmlische Blume geknicket.

Wie aber Harras jammerte und stürmte ob der zum Himmel gegangenen Braut, also saß auch die holde Maid in ihrem verschloßnen Gemach und weinte ob des Schatzes, den sie verloren auf Erden und gelobete, nie wieder ihr armes Herz zu öffnen der Liebe.

Und als sie einst im Gebetbuche Trost sich erlesen und — wenn auch nur ein Bißlein — Ruhe gefunden hatte für ihre Seele, da trat Götz, nachdem er bey sechs Monden seine Tochter nicht gesehen, freundlich zu ihr in's Kämmerlein, fälschlich berichtend, daß Harras gar bald funden habe, zu verschmer-

zen seine Liebe zu ihr, maßen er minne Bertha von Carlowitz zum Rauenstein und sie bald heimführen werde gen Lichtewalde.

Daran glaubete die arme Jungfrau wohl, denn sie war noch jung, hatte von jeher nur gelebet in der einsamen Burg, war nicht bekannt mit den Fallstricken der Welt, und wandelte sich nun ihre unendliche Liebe in schmählichen Haß gegen den Treulosen.

Das erquickete den Vater — denn eben so wollt' er's haben, und ob ihn auch jammerte der Tochter Schmerz, freuete er sich doch der gelungenen List, meynend: Jungfrau Herz sey Wachs, dem leicht einzudrücken ein anderes Bildniß. —

Noch wehler aber ward's ihm, als er erkundete die neue Mähr (denn er hatte gute Botschafter in Dresden) daß Herzog Albrecht ziehen werde noch einmal gen Niederland und mitnehmen seinen Marschall, den Harras.

Und so war es. Denn die Friesen hatten Albrechts Sohn, den Vicestatthalter Heinrich, belagert zu Franecker und gedrohet, an eine eiserne Kette ihn zu hängen, falls sie in ihre Gewalt ihn bekämen.

Solch Unbill zu rächen, sammelte der Herzog ein mächtiges Heer, das er mit seinem Sohn, Georg, führen wollte, zu züchtigen die rebellischen Friesen.

Dahin aber sollte Harras, sein Liebling, ihn begleiten, meynend, daß er im fernen Land und

unter den Waffen am ersten vergessen werde den Schmerz über Luitgarden.

Als aber Harras in geheim erfuhr, daß der Herzog selbst gen Lichtewalde kommen werde, solchen Antrag ihm zu eröffnen, da ließ er in der Burg große Zurüstungen thun, seinen gnädigsten Herrn zu empfangen, wie es sich wohl schickte und Ehrfurcht und Liebe heischeten.

Und als der Tag da war, da der vornehme Gast einsprechen sollte, und Eilboten, die Harras gen Oederan und Freiberg auf Erkundung der Stunde der Ankunft gesendet hatte, ihm anmeldeten, daß Albrecht vor Nachts nicht kommen werde, da ließ Harras, als die Dämmerung einbrach, die Ampeln anzünden im Rittersaale und Pechpfannen auf dem Wartthurm und alle Fenster des Schlosses erleuchten, damit der Herzog von weitem schon sehe die Anstalten, die sein getreuer Marschall getroffen um seinetwillen. Er selbst aber ritt, nur von einem Knappen begleitet, dem Herzoge entgegen.

Nachdem aber die Sonne untergegangen war und der Mond auf, und die erleuchtete Burg Lichtewalde strahlte, gleich einem Feenschloß von Karfunkel, über die umnachteten Thäler und Berge, da trat Götz — durch lustige Diener wohl wissend der Erleuchtung Ursach — in Luitgardens Gemach, führete sie in die Erkerstuben, da man schauen mag gen Lichtewalde, und sprach: Kind! siehst du das erleuchtete Schloß? —

Da zitterte Luitgarde am ganzen Leibe, wie Espenlaub, denn sie kannte das Schloß so gut auf der

Erde, als den Morgen- und Abendstern am Himmel, und Thränen traten ihr in die Augen, also daß darin die Lichter da drüben über den Bergen zu tausend mal tausend Sternlein sich brachen.

Götz aber redete weiter: Siehe! so schimmert die Burg, darin der Buraherr die Braut heimführt — Harras hält Hochzeit mit Bertha von Carlowitz. —

Sprach's und Luitgarde fiel ohnmächtig ihm in die Arme. —

Da erschrack Götz — denn solche Wirkung war nicht sein Begehr, und rief der bösen Zofe und wollte gern wieder gut machen, was er übel gemacht, konnt' aber nicht bleiben über der schweren Arbeit, denn während er noch sich mühete, der leblosen Jungfrau wieder zu schaffen den Odem des Lebens und sie anzublasen mit dem Odem des Trostes, ward von einem vertrauten Diener in's Ohr ihm geraunt die hochwichtige Mähr, wie man erkundet, daß Harras dem Herzoge entgegen geritten sey mit einem einzigen Knaxen und ihn erwarten wolle an der Brücke bey Floha.

Da machte Götz eilends sich auf mit viel Reisigen und Knechten, den Ritter zu fahen, ehedenn er sich anschlösse dem Zuge des Herzogs, und stürmete, Rache kochend, nach der Flohabrücke, besetzete vom weiten die Ufer diesseits und jenseits des Stromes, denn er gedachte, wenn Harras nur erst über die Brücke gen Oederan zu geritten wäre, ihm dann den Rückzug nach Lichtewalde abzuschneiden.

Und so geschah' es, maßen dem Bösen seine

Anschlägs oft am herrlichsten glücken in dieser Welt.

Als Harras der Stromgegend sich näherte, wo er zu Luitgardens Füßen gelegen und die Laute ihr abgenommen als Ritter und sie ihr wiedergegeben als Pilger, und den Amulet empfangen aus der Jungfrau Händen, da hätt' er, gedenkend der verklungnen Zeit, vergehen mögen in seinem Jammer — ließ halten sein Roß und schaute bald in den Strom, bald nach dem Steinblock, wo die Jungfrau gesessen, bald hinauf nach der alten Burg Schellenberg, sich spiegelnd im Strom, absonderlich aber nach dem Thürmlein auf der Grabkapelle, wo er Luitgarden seit Monden schon schlafen wähnte den längsten Schlaf. —

Und stieg er vom Roß und kniete nieder auf die Mond beleuchtete Erde, nahm ab den Helm, faltete die Hände gegen die Grabkapelle zum Schellenberg, kugelte betend ab dreymal den Rosenkranz, sprach laut ein andächtiges Ave Maria! und flehete brünstig für Luitgarden, daß Gott ihrer Seele gnade und ihr einst verleihen mög' eine fröhliche Urständ.

Da schnaubeten auf einmal Rosse im Gebüsch, und wie böse Geister aus der Hölle brachen hervor, ihn zu fahen, Götz mit seinen Reisigen und Knechten.

Harras aber schwang sich eilends auf's Roß, und während der treue Knappe den Buschkleppern sich entgegenstellte, seinem bekümmerten Herrn Zeit

zum Entrinnen zu schaffen, sprengte dieser in das Dickicht des Waldes — war — der Schliche wohl kundig — bald verschwunden den Augen seiner Feinde, und barg sich, nachdem er fast die halbe Nacht getrabet und sein Roß führend mühsam durch die Bäume sich gewunden, in eine Bergschlucht des Hausteins der Burg Lichtewalde gegen über; denn diese noch in der Nacht zu gewinnen, war unmöglich, maßen das tiefe Zschopenthal ihn trennte von seinem Eigenthum und kein Pfad herabführte vom schroffen Hausstein.

Während nun der Ritter, unstät und flüchtig vor der überlegnen Zahl seiner Verfolger, also sich gelagert hatte, daß er sein noch immer erleuchtetes Schloß, unten im Thal aber den Strom überschauen konnte, gewahrte er auf dessen Mondbeglänzten Wellen ein Kähnchen, und darin eine weiße Gestalt, rudernd so kräftig, daß in der Stille der Mitternacht jeder Wellenschlag des Ruders sich vernehmen ließ, wie man vernimmt das Picken einer Uhr.

Als aber der Nachen dem Hausstein gegenüber geschwommen war, legte er an und die weiße Gestalt darin erhob sich wie ein Geist, schaut' erst nach dem kerzenstralenden Schloß, dann in die plätschernden Wellen, zog hervor aus dem Kahn eine Laute und sang:

Silberstrom trage
Lungardens Klage
Hin wo der Ritter wohnt

Der ach! mit Narren lohnt —
Luitgardens treues Herz,
Das bricht in Angſt und Schmerz. —

Mond! beſtralſt helle,
Silberſtroms Welle;
Aber im Herzens-Schrein,
Glänzt nicht dein Silberſchein —
Da — da iſts ſchwarz und graus —
Schwarz, wie im Todtenhaus.

Dorn ſüßer Freuden!
Dorn ſtiller Leiden!
Herz, ach! um deinen Dorn
Brauſet der Liebe Strom —
Brauſend eilt Holz und Heht —
Bald um den Dorn nicht mehr.

Harrak zur Stunde
Werde Dir Kunde:
Tief wie die Welle geht,
Luitgardens Brautbett ſteht —
Harrak! bey Mondenſchein
Steigt ſie ohn' dich hinein.

In Bertha's Armen
Magſt Du erwarmen —
Luitgardens Grabluft weht —

Luitgarde schlafen geht—
Horch! wie's im Strome ruft:
Jungfrau! zur Ahnen Gruft!

Jesu! Maria! Luitgarde mein! — rief Harras, als der Gesang schwieg, laut in die Nachtluft, daß es wiederhallte im Forst, wie vom Felsen seiner Burg.

Da schauete die Gestalt horchend empor nach der Felsenkanzel des Hausteins — und — Jesu! Maria! Harras! ach! Harras mein! — hallt es wieder von den Bergen des Zschornauthals bis in des Ritters innerste Herzensgemächer. —

Denn — Luitgarde war es, die auf dem Strome daher ruderte — Luitgarde, die den Gesang ertönen ließ — Luitgarde, die im Strombette das Brautbett suchte. —

Die arme Maid hatte, nachdem sie aus der Ohnmacht in Vaters Armen wieder zu sich gekommen, im Sturm der Verzweiflung an Liebe und Treue, den Entschluß gefaßt, ihre Leiden in der Zschopau zu enden. Darum nahm sie der schlafenden Zofe den Schlüssel ihres Gefängnisses, eilte, die Laute im Arm, den Schellenberg hinab, stieg in den Kahn, ruderte bis in die Gegend des Hausteins, wo sie Harrasses erleuchtete Burg sehen konnte, sprach im Trauergesang ihres Herzens wehmüthige Gefühle aus, und wollte eben im Angesicht von Harrasses Hochzeitkammer die ihre suchen im Strom, als des treuen Ritters: Jesu! Ma-

ria! Luitgarde mein! wiederhallte vom Hausstein in ihrem Brustgewölbe.

Im selbigen Augenblick aber, als Harras Luitgarden — Luitgarde den Ritter erkannte, und

Um Beyder Herzen Dom
Braust ach! ein wilder Strom, —

Da ertönte Hufschlag in der Nähe — schnaubeten Rosse — murmelten Stimmen —

Wehe! dem Ritter — Wehe! der Jungfrau! — Götz mit seinen Reisigen ist auf der Spur dem Harras, der kaum noch Zeit gewinnt, auf's Roß sich zu schwingen, und keinen Ausweg — keine Wahl mehr hat, als in Fehders Hände zu fallen oder ritterlichen Muthes den Sprung in die Jaxt zu wagen. —

Jesus Maria! — Luitgarde mein! — damit gibt der Ritter dem vor dem Abgrund bäumenden Rosse die Sporen und — setzt vom Hausstein hinab in den Strom — daß die emporgetriebenen Wellen den Kahn mit Luitgarden umschlagen, wie das Rindenschifflein des an der Plätscherwelle spielenden Knaben. —

Unversehrt aber mit dem unversehrten Rosse an's Ufer sich arbeiten — zurückstürzen in den Strom — Luitgarden retten — in die Arme sie schließen, auf's Roß sie nehmen und davon sprengen — ist eins — indeß Götz — schauend den Wundersprung — und — wohl gewahrend, daß Luitgarde es ist, die der Ritter aus den Wellen gerettet — niederfällt auf dem Felshang, laut seufzend: Ach! Träume sind nicht Säume!

Weh mir, daß ich getrieben den ehrlichen Harras zu des Traumes Erfüllung! —

Der aber den Ritterſprung gethan, wie er wohl nie iſt gethan worden, ſo lange die Zſchopau ſtrömt, und nicht gethan werden wird, bis ihr letztes Tröpflein verrennen — Harras, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, den Himmel im Herzen — den heiligſten der Engel im Arm — überzeugte im Galopp,

Daß Roß und Reiter ſchnoben
Und Kies und Funken ſtoben,

die herzige Maid gar leicht, daß nicht für Bertha von Carlowitz all' die Zurüſtung im Schloſſe gethan ſey, ſondern für den Grimmaiſchen Albrecht — und daß in ſeinem Herzen keine andere Maid je Raum genommen, denn Luitgarde — und verziehe es dem Vater, der ſie für todt ausgegeben, und fand reichen Erſatz für die Fährlichkeit des Ritterſprunges an dem Buſen Luitgardens, ſchwur, daß kein Geiſt der Hölle ſie ihm entreiſſen ſollte —

und — abſprang der Ritter vom ſchnaubenden Roß
Und führte Luitgarden in's funkelnde Schloß
Und ruhte im Schooſe der Liebe nun aus,
Vom Ritterſprung, den er bey Nacht und Graus
Vom Hauſtein herab durch die luftige Bahn
Zu Traums Erfüllung ſo muthig gethan —

— meynt ihr — nicht wahr? — aber der fromme Ritter meynte ganz anders. —

Die heimiſche Burg, noch immer im Lampen- und Kerzenſchein ſtrahlend, ſprengt er vorüber, ge-

rade zur Kirche gen Eberedorf, wo einſt ſeines gnädigſten Herzogs Vater, der ſanftmüthige Friedrich, Gott gedankt hatte für ſeiner Prinzen Befreyung aus Kunzens Gewalt, und weckte vom Schlummer die Altariſten des Geſtifts und ließ Dankmeſſe leſen, und kniete nieder mit Luitgarden vor dem heiligen Bilde der unbefleckten Jungfrau, und dankten die Zwey mit Inbrunſt für Wiederfinden einander zur rechten Zeit und für wunderbare Rettung in den Augenblicken der Noth, und ſtiftete Harras eine ewige Meſſe, zu leſen in der Stunde der Nacht, da er gethan hatte den Ritterſprung, und ſchwang ſich dann freudig auf's Roß, Luitgarden zu bringen in die Burg, da ſie als Hausfrau nun hauſen ſollte auf Lebenszeit.

Während aber die Zwey unterwegs koſeten und ſich gütlich thaten Eins an dem Andern, und jedes kein gröſſer Kleinod auf Erden kannte, denn das Eins in dem Andern umfaſſete und bald Luitgarde den ſilbernen Mond, bald Harras die funkelnden Sterne zu Zeugen ewiger Liebe anrief, und ſo das Roß vor Lichtewaldes Burgthor ſtill hielt, da Herr und Herrin kaum den Pforteuring des Ebersdorfer Geſtiftes fallen gelaſſen zu haben vermeinten, da lebt und webt indeß alles im Schloß.

Denn Herzog Albert, der, wegen eines ihm gehaltenen Bergaufzugs zu Freyberg, ſich verſpätet, war indeß in der Burg eingeritten und mit ihm faſt zugleich ſein Burghauptmann zum Schellenberg,

und hatten einander und mit Hülfe des Burgge-
sindes, absonderlich des Knappen, der von Har-
ras an der Flöhabrücke abgekommen war, das Ver-
ständniß eröffnet über alles, was geschehen seit dem
Turnier zum Schellenberg bis zum Rittersprunge
vom Haustein — und eben als der Herzog den
Götz schalkhaft fragte: Ob er nach solchem Rit-
tersprunge nun wohl den alten Groll
vergessen und dem Harras Luitgarden
zu geben gewillet sey? Götz aber demüthig
entgegnete: Ob sein gnädigster Herr nun
treu bleibe dem Sprüchlein: Träume
sind Gäume —? da traten Harras und
Luitgarde ein wie ein hell leuchtendes Zwiegestirn,
und wurden empfangen, wie man empfänget, den
man todt geglaubet und doch lebete, und den man
verloren geachtet und sich wiedersunden, und wur-
den bewundert als ein Heldenpaar, dergleichen
nicht zu finden sey vom Aufgang der Sonne bis
zum Niedergang, und ausgefraget über dies und das,
also, daß sie oft nicht wußten, wem sie zuerst Rede
stehen sollten.

Nachdem aber Götz und Luitgarde einander ab-
solviret, die Tochter den Vater: daß er sie für
todt ausgegeben — und der Vater die Toch-
ter: daß sie zur Nachtzeit ihrem Kämmer-
lein entschlüpfet, das Brautbett zu suchen im Strombette — trat Götz, sich
geberdend als ein bussertiger Sünder, den Harras
an, sprechend: Sohn: ich lasse Dich nicht,
Du vergiebeß mir denn — und Harras wie-

derholte die Umarmung mit dem Herzensruf: Vater! ich lasse Dich nicht, du segnest mich denn! —

Der Herzog aber, verklärten Angesichts, gleich dem Frommen, dessen Flehen der Himmel erhöret, rief: Amen! — führete Luitgarden in den erleuchteten Rittersaal und winkte den Rittern, ein Gleiches zu thun, sprechend: Laßt uns genießen die Stunde der Ruhe und Freude, nach dem Stündlein der Unruhe und Angst, und was noch an und auf dem Herzen lieget, einander sagen beym Becher. —

Und es geschah also; und nahm Platz Herzog Albrecht an der Tafel, die längst schon bereitet war gleich einer hochzeitlichen, immitten des bis in den dritten Himmel entzückten Paars, und richtete an Luitgarden der Scherzreden so viele, daß das arme Kind fast nicht wußte, wo aus noch ein, und trank mit sonderlichem Jubel die Gesundheit der Maid, die im Strombett das Brautbett gesucht, aber in der Burg Lichtewalde gefunden — und die Gesundheit des Ritters, der den Wundersprung vom Fels in die Wellen gethan, vergaß auch nicht des vielgetreuen Rosses, das, als ein Feenröslein, durch die Lüfte getragen seinen Herrn.

Und, nachdem man Bescheid gethan, also, daß die silbernen Becher fast zerbieget werden vom kräftigen Anstoß, verhehlete der Herzog nicht, daß er fast lieber Brautführer in Lichtewalde, denn Heerführer in Friesland seyn wolle, und erzählte

nun, wie er eigentlich wohl gekommen, seinen Marschall abzurufen zum Zuge ins Niederland, wie er aber nun für Sünde halte, ein Pärlein zu trennen, das einander so sauer errungen.

Da küßeten ihm Harras und Luitgarde die Hände, als ihrem allergnädigsten Landesvater und sahen einander an, als wollte jedes sagen: Wie doch so überschwenglich gut Junker Albrecht von Grym!!!

Als man aber genug banquettiret und nun Zeit war, der Ruhe zu pflegen, und der Hausmeyer Luitgarden antrat, das Schlafkämmerlein ihr zu zeigen, da trat der Herzog dazwischen, sprechend: Nicht also, Fräulein! möcht' Euch das einsame Gemach schauerlich seyn im fremden Schloß. — Darum, so hab' ich, noch eh' Ihr einsprachet, gedacht auf einen Wardein, der da ist der Getreueste meines Hofes und Landes, und Euch nichts Uebels wird lassen widerfahren. —

Und nahm bey der Hand seinen Marschall, den Harras, stellte ihn neben Luitgarden, winkte Allen, die zugegen waren, einen Kreis zu schließen um die glück-, und holdseligen Zwey, und befahl dem Burgkaplan, der mit banquettiret, zu thun, wie er vorhin, da sie noch harreten des Pärleins, verabredet hatte mit ihm und mit seinem Burghauptmann.

Da schaute Luitgarde züchtig zur Erde, Harras offen zum Himmel — und ehe das Mägdlein,

nach alterthümlicher Sitte sich sträuben und Harras sie besänftigen mochte, da hatte der Karlan schon aus der Tasche das Traubüchlein gezogen und setzte einen Damm aller Wider- wie aller Zusprache.

Als aber die heilige Sache vollendet und rings umher geherzet und geküsset und Heil und Segen gewünschet, und derlei Wunschwerk empfangen und gegeben war nach Zucht und Sitte, sprach der Herzog: Die Knappen Unserer Erzgruben verfahren in 8 Stunden die Schicht — sind Wir doch ihr Herr und haben heut eine viel längere Schicht gethan — darum lasset uns endlich auch Schicht machen nach einem Tag hochwichtiger Arbeit.

Und führete Kultgarden an's Fenster, da zu schauen waren die mondversilberten Wellen der Zschopau, und rückete ihr vor, aber mit freundlichem Antlitz: Bräutlein! Ei, ei — wenn Ihr funden hättet da unten im Strombette das Brautbett! — und zu Harras: Durch kühnen Ritterspruug habt Ihr gesprenget die Pforten zum Brautgemach — haltet nun fröhlich die Hochzeit! — Das Fest wollen wir halten zum Schellenberg. —

Damit wurden die Glücklichen entlassen, dahin sie lange getrachtet und durch schweren Kampf ehrlich errungen.

Und erloschen allmälig die Kerzen im Schloß, so wie verschwanden die Ampeln des Himmels;

denn die Nacht war schier hin, und das Gesirn des Tages lauschte feuriaen Antlizes schon hinter den Gebirgen des Böhmerlandes.

Des andern Tages aber bey guter Zeit eilete Götz nach dem Schellenberg, zu bereiten ein glänzendes Hochzeitfest Namens des Grimmaischen Albrechts, und schickte Eilboten durch's ganze Gebirg und ließ einladen dazu dieselben Erzritter, die Zeugen gewesen waren von Harrasses Schmach und Herzleid benm lezten Scharfrennen, absonderlich den Lauterweiner mit seiner Brunhilde. — Auch durft' auf des Herzogs Geheiß nicht fehlen Roßwurm, der getreue Schösser zum Wolkenstein.

Harras aber und Luitgarde gedachten indeß, wie sie ihres Glückes Ursach zu Andenken erhalten möchten auf ewige Zeiten, und daß geschrieben werde auf die Nachwelt von dem Ritterspronge vom Haustein und von dem im Strembett gefundnen Brautbett.

Darum sandten sie die Kleider, darin sie die schwere Schicht im Berawerk des Lebens verfahren, in die Stiftskirche zu Eberstorf und liesen sie aufhängen neben der Prinzen Röcklein und des Köhlers Kappen, und an der Decke im Schiffe der Kirche befestigen das Kähnlein, darin Luitgarde die nächtliche Stromfahrt gethan, und ein Hufeisen des edeln Rosses, das seinen Ritter unversehrt durch die Lüfte getragen in die Wellen, einmauern neben der Pforten zum Gestift, auf daß jeder Pilger beym Eintreten gleich erfahre des Thieres unschätzbaren Werth.

Das Roß ſelbſt ernannte Harras zum Leibroß, hielt es als einen Liebling, den Niemand ſcheel anſehen darf, ließ Haſer ihm reichen, ſoviel es vermocht und auf ſeinen, des Ritters Todesfall, niederlegen im Burgarchiv eine Urkund des Inhalts: Das edle Thier nie zu verſtoßen und in gutem Futter zu erhalten bis an ſein letztes Stündlein; befahl auch, es auszuhauen in Marmorſtein, und ließ die Roßſtatua befeſtigen in ſpringender Stellung auf der Spitze des Hauſteins, dem Felſen aber eingraben die Denkſchrift:

Steh, Wandrer! betrachte ſolch ſteinernes Roß —
Es bringt zu der Nachwelt die Kunde,
Daß ſein Urbild einſt, mit dem Ritter vom Schloß
Lichtenwalde, zur nächtlichen Stunde
Den Hauſtein herab, auf luſtiger Bahn,
Den Sprung in die Fluten der Zſchopau gethan,
Daß Harras vermochte, dem Feind zu entrinnen
Und zur Hausfrau die herzigſte Maid zu gewinnen —
Drum ließ er in Marmorſtein bilden hier
Die Statua von dem getreuen Thier,
Und fragt jeden Ritter: In welchem Schloß
Stampft wohl ein vielgetreueres Roß???

Und nachdem alles geſchehen und angeordnet nach des Herzens Bedarf und zu der Nachwelt Berichtung, begab ſich Harras mit ſeiner herzigen Hausfrau gen Schellenberg, da war Freude die Fülle und liebliches Weſen bey drey Wochen lang Tag für Tag. Die herzinnigſte Luſt aber, die Luitgarden hier bereitet war, fand ſie in ihrer getreuen

Aya, Margarethen, welche Götz aus dem Versteck hatte herbeyholen lassen im Stillen und der Tochter zuführte mit den Worten: Siehe! die Todten kehren aus den Grüften, sich Deines Glückes zu freuen. — Da fiel Luitgarde der treuen Aya um den Hals und herzeten einander die Zwey vor allen Rittern, als ob sich wiederfänden Seele und Leib.

Zur Stunde aber, da endlich der Herzog gen Dresden und Harras gen Lichtewalde ziehen wollte, sprach jener zu diesem: Marschall! Ich lasse Euch nicht, Ihr stiftet denn im Zwinger meiner Burg Eures Namens Gedächtniß.

Da pflanzte Harras auf derselben Stelle, wo er im Turnier gesprochen: Ich bin Harras — gebt mir Luitgarden — eine Linde — die wuchs üppig heran, und breitete sich aus, wie keine, und widerstand bey drey Jahrhunderten den Stürmen der Zeit, also, daß ihre Aeste sich ausdähten bey 300 Fuß in die Runde und heutiges Tages noch ruhen auf mehr den 50 steinernen Pfeilern.

Der Herzog aber zog gen Dresden, fröhlich, daß der Himmel solch gut Werk, wornach er lange getrachtet, doch endlich gekrönet mit Segen, und nahm Abschied von Harras und Luitgarden mit viel tausend Thränen, als sollte er scheiden von ihnen auf Lebenszeit.

Und so war es. Denn er kehrte nicht wieder heim aus dem friesländischen Krieg, sondern verschied zu Franecker den zwölften des Herbstmonden

im Jahr unſers Herrn Eintauſend Fünfhundert und ward abgeführt in die Fürſtenkapelle zu Meißen.

Als aber der theure Leichnam dort eintreffen ſollte, machten ſich auf Harras und Luitgarde, die letzte Ehre zu erzeigen ihrem fürſtlichen Freywerber.

Und gingen hinter ſeinem Sarge, als Kinder hinter dem Sarge des Vaters, und ließen ihn nicht hinabſenken in's letzte Kämmerlein, bevor ſie nicht noch einmal gedrücket die Hände ihres Wohlthäters, und ließen Thränenbächlein rinnen in die Gruft, alſo, daß das Hofgeſinde und das Volk aus Meißen, das ſich gedrängt hatte in die Kapelle, ſprachen mit Ehrfurcht: Ei du Grimmaiſcher Albrecht! wie geheſt Du geſegnet in die Wohnungen des Friedens! —

Richard Roos.

Odura

oder

der Sieg des Kreuzes.

Sage aus Rügenland.

Schon einmal hatte des wahren Glaubens erwärmende Sonne dem alten Rügenlande leuchten wollen; Ludwig des großen Karls Sohn, eignete die geistliche Sorge für diese Insel dem Kloster von Corbay zu, welches er dem heiligen Veit zu Ehren gestiftet hatte, und von da aus gingen Prediger über den Meeresarm in die fruchtreichen Gefilde Rügenlands und zeugten von dem Gekreuzigten, und lehrten und tauften, so, daß bald der größte Theil der Einwohner von den alten Götzen abfiel, und sich zuwandte den Strahlen des neuen himmlischen Lichtes. Auch bauten sie daselbst eine Kirche dem heiligen Veit, aus dessen Kloster sie kamen, zu Ehren, und sein Märtyrerthum ward viel verehrt von den Rügen.

Ehe aber noch der hohe Christenglaube rechte

feste Wurzel schlagen konnte, begab es sich, daß innre Stürme die Insel verwüsteten, und die Einwohner des einen Theils derselben kriegten gegen die des andern. Die blutige Fehde dauerte wohl hundert Jahre, und die Lehrer der Religion Jesu wurden in dem Aufruhr, der von Vorgebürg zu Vorgebürg hauste, vertrieben oder getödtet, so daß die Altäre des wahren Gottes einsam standen, und keine Predigt, kein frommer Gesang, keine andre Christenübung mehr ihn verkündete, das Unkraut des Heidenthums wieder da wucherte, wo es vorher verdrängt war von der bessern Saat aus Gott, und das unglückliche Land zurückfiel in die vorige Blindheit.

Es geschah aber damals auch, daß man in Arkona, der Hauptstadt dieses Landes, welche hoch oben lag auf dem Vorgebürge gleiches Namens, von Felsen gleich unersteiglichen Mauern umgeben, den Tempel zurüstete für den Götzen, den man sich mit schrecklicher Verblendung statt des lebendigen Gottes selbst geschaffen hatte aus dessen Boten. Vergessen war es nämlich worden, wer der heilige Vitus gewesen in seiner christlichen Einfalt, und man verwandelte ihn in ein heidnisches Gebild, gedenkend nur seiner Macht im Glauben, und verwirrend die Begriffe des himmlischen und übersinnlichen mit dem irdischen und gemeinen. Da ward aus ihm mit gotteslästerlicher Verwandlung der heidnische Götze Swantevit oder der mächtige Vitus, und ein abscheuliches Gebild ihm errichtet, das, statt des stillbescheidnen Lehrers, nun ein Un-

geheuer vorstellte. Denn dargestellt wurde er zwar in menschlicher Gestalt, aber weit über gewöhnliche Größe, mit vier Häuptern, von denen zwey auf der Brust, zwey auf den Rücken, das eine stets rechts, das andere links gewendet, herabsahen. Geschoren war ihm der Bart und das Haupthaar. In der Rechten hielt er ein Trinkhorn aus mannigfach kostbarem Metall gefermt, in der Linken, die er auf die Hüfte stützte, einen Bogen. Das Gewand fiel bis über die Kniee herab und auf dem Boden standen die Füße, welche innerhalb desselben befestigt waren, so daß er aus der Erde selbst hervorgestiegen zu seyn schien.

Mitten in der Stadt Arkona war der Tempel dieses Götzen, aus jenem stillen Kloster erweitert, auf einer rings geebneten Stelle. Weit war sein Umfang, und Schnitzarbeit und Gemälde, von roher Kunst bereitet, bedeckten die Wände des Gebäudes. In dessen Mitte aber befand sich das Allerheiligste mit dem Bilde des Götzen. Dies umgaben zwey Verwachungen. Die erste, aus glatten Pfosten bestehend, deckte ein purpurrothes Dach, die innere ward statt der Wände von kostlich gewirkten Teppichen gebildet, und hing mit der äußern nur durch die Decke und deren Felder zusammen.

Aber der allgütige Gott, ob er auch hätte zürnen sollen über dieses Volkes gräulichen Abfall, wandte sein Angesicht doch nicht von ihnen, sondern, nachdem sie mehrere Jahre so gelegen hatten in der Nacht der Verblendung, sandte er ihnen

die Strahlen seines Lichts wieder zu, daß sie leuchten möchten denen, die da wiederkehren wollten auf den rechten Weg des Glaubens.

O! es ist ein großes, herzerhebendes Gefühl, wenn man die Lehrer der Christus-Religion ausgehen sieht in jenen alten Zeiten, aus ihren stillen Wohnsitzen, in die wilde Fremde des Heidenthums, dort zu predigen den Gekreuzigten, nicht achtend Kummer und Ungemach, noch Hohn und Verspottung, noch selbst den Tod, sondern beharrend in ihrer Pflicht und sie erfüllend ohn' Unterlaß! Da bewährt sich recht die Kraft des ächten Willens, der in Gott beruht, und den oft die ganze Erdenmacht der Großen und Gewaltigen nicht hat zu krümmen gewußt, so gern sie es auch mochten, auch nur ein Haar dem Unbewehrten und Armen, der aber gedeckt war mit dem Schilde des Glaubens und reich in der Seligkeit seiner Bestimmung.

Als solche würdige Verkünder des Wortes des Herrn waren schon mehrere christliche Lehrer gezogen in das Land der in heidnische Blindheit wieder zurückgefallenen Rügen, und hatten den Saamen der Christenlehre ausgestreuet hie und da, wie Vögel auf steile Felsen tragen einen gesunden Keim, daß er dort auf Menschen unzugänglicher Höhe gedeihe und ein Reis werde, und dann ein Schattenbaum, und von ihm aus sich der freundlich wohlthätige Wald verbreite über das ganze wilde Gebirge. Unter ihnen befand sich auch ein frommer Mann aus Bardowich, Gottschalk genannt, der unermüdet war in seinem Amt, und eintrat in

viele Hütten, und da verkündete die heilsame Lehre, so daß bereits viele sich zu ihr wendeten; und besonders an der Küste, in den Hütten fleißiger Fischer oft ertönten die Lobgesänge des wahren Gottes.

Am Ufer der See, ohnweit der Felsen, die Arkona's hohes Vorgebirge bilden, lebte da auch Erik, ein armer Fischer, schon hochbejahrt, aber sich noch im Greisenalter seiner Kräfte und vor allem einer holden Tochter erfreuend, die ihm von allen seinen Kindern, die sich theils weit hinweggewendet hatten, theils ihm schon vorausgegangen waren nach Jenseits, allein noch übrig geblieben war. Odura war lieblich wie der Sommermorgen, wenn er aus der hellen See emporstieg, und mild wie die Abendluft, wenn sie mit den Blumen spielte, die ihre ordnende Hand um den Eingang zu der kleinen Hütte in freundlicher Pflanzung versammelt hatte.

Bey dem großen Feste, das jährlich zu Arkona dem Swantowit zu Ehren begangen wird, hatte sie Undarith gesehen. Ein Jüngling war Undarith voll hoher männlicher Schönheit, schnell wie der Aar, wenn er herabschießt von der Sonnenhöhe zu seinem Felsenhorste, und stark wie das Roß, wenn es den schwertbewehrten Reiter mit seiner Bürde spielend dahin trägt. Er war einer der dreyhundert Krieger, welche dem Swantowit mit ihrem Rosse zugehören, für ihn kämpfen, für ihn Beute machen, ihn als ihren unbeschränkten Herrn anerkennen. Ehre war es für jede Jungfrau, von einem solchen Krieger ihres Götzen ausgezeichnet zu werden, und

Odura vermochte nicht, den Liebesbitten des Jünglings zu widerſtehen. Sie ſchloſſen den Bund der Liebe, Eriks Freude bekräftigte ihn, und oft ſah von nun an Undarith die Geliebte in ihrer Hütte, oder wenn ſie die Netze ordnete am Ufer des Meeres, das hier in freundlicher Bucht einem ſpiegelhellen See glich, und nur die Pflege des Greiſes hielt ſie zurück, bereits jetzt Undarith zu folgen gen Arkona in die Burg des oberſten Prieſters, wo er und ſeine Gefährten hauſeten. Laß mir die Tochter noch, ſprach Erik zu Undarith, daß ſie mir erſt, wenn nun bald ich verſammelt werde zu den Vätern, die müden Augen zudrücke, und dann mit dir ziehe in ihre neue Heymath.

Während aber ſo einige Zeit verſtrichen war, hatte ſich Gottſchalk auch der Hütte Eriks eines Tages genaht, und war eingetreten mit ſanften Worten, ein Nachtlager ſich erbittend. Gaſtfrey nahm der Greis und die Tochter ihn auf, und beym freundlichen Mahle begann der Bote des Herrn zu ſprechen die Worte der Weihe, und führte nach und nach die Herzen der Heyden zu dem Gefühl eines höhern Bedürfniſſes, und zu der Ueberzeugung, wie doch das Gebild, das ſie bis jetzt verehrten, ſo gar nichts ſey, und in der Natur ein anderes Weſen walten müſſe, das alles ſchaffe und erhalte, und in dem Alles ſey und lebe. Als aber Gottſchalk ſah, daß in dem Herzen des Greiſes und ſeiner Tochter ſich ein Keim zu entfalten beginne der wahren Frömmigkeit, da blieb er auch des andern Tages und länger noch bey ih-

nen, und predigte ihnen das Wort des Herrn, und legte ihnen aus, was er verheißen, und erfüllte sie ganz mit dem heiligen Durste nach der reinen Lehre, so daß sie ablegten den Irrthum des Heidenglaubens. und bekannten den wahren Gott. Da ward es in ihrer Seele so wunderbar licht und hell, und das Leben erschien ihnen ein anderes, als bisher, und die ganze Natur predigte so laut den, der in ihren Herzen lebte, daß sie sein Lob und seinen Preis hätten verkündigen mögen überall aus tiefdurchdrungenem Gemüthe.

Doch drohte mächtige Gefahr noch damals den Bekennern der Lehre Christi, verfolgt wurden sie mit wilder Wuth von den Priestern Swantewits und ihren Anhängern, so daß sie nur heimlich zusammenkamen in stillen Felsenhöhlen und da dienten gemeinsam dem wahren Gott. Und da war es auch, wo Erik und Odura durch das Bad der heiligen Taufe einverleibt wurden dem Bunde der Christenheit, daß nichts sie mehr trennen konnte von dieser seligen Gemeinschaft.

Wohl fühlte sich Odura in ein neues, besseres Wesen umgewandelt durch diese Weihe, aber ein Gefühl war in ihrem Herzen, das nicht selten widerstreitend sich eindrängte in den reinen Frieden, der einziehen soll in das Gemüth jedes wahren Christen. Undarith war noch ein Heide, stand im Dienste des Götzen, von dem sie zurückgewichen war zu dem wahren Heil, und doch empfand sie es tief und innig, daß, wenn sie auch den Anhänger des falschen Gottes verabscheuete, sie doch den bra-

ren Jünglinge, der ihr so innig angehörte, eben so heiß wieder liebte. Und all ihr Sinn entbrannte in dem Wunsche und der seligen Hoffnung, auch ihn hinzuführen zum Quell des Lebens — seine Retterin zu werden, wie sie seine Geliebte war, und ihn zurückzureißen von dem Abgrunde, in dem seine Seele sich immer mehr zu versenken drohte.

Wagen durfte sie es aber doch eben so wenig, als ihr Vater, sich selbst als Bekenner der Christenlehre ihm zu nennen, denn nicht nur ihnen hätte dann der wilde Ungestüm des Jünglings Gefahr gedroht, sondern dem heiligen Manne selbst, der sie geführt auf den rechten Weg, und dessen Spur zu finden das heißeste Streben der Krieger Swantewits war. Erst mußte in seinem Herzen dem Glauben eine Bahn geebnet seyn, ehe ein solches Geständniß seinem eignen Wunsche entgegen kommen durfte.

Wohl an manchem schönen Abende saß daher Odura mit dem Geliebten auf der Felsenhöhe, und ließ ihn den Blick mit ihr richten hinauf zu dem Sternenheer, und ihn sich versenken in das jeder Brust inwohnende dunkle Gefühl eines allmächtigen Wesens, das diese Welt hervorgerufen habe, und nun halte und stütze mit seiner Vaterhand. Dann sang sie oft ein Lied, das sie selbst gedichtet hatte:

Was hält euch denn, ihr Sterne,
In wohlgemessner Ferne,
Daß ihr nicht wankt, noch fallt?

Was wölbte diesen Bogen,
An dem ihr aufgezogen,
Mit ordnender Gewalt?

Was thürmte diese Riesen,
Was läßt die Wogen gießen
Um sie den lichten Schaum,
Was ließ die Lüfte wehen,
Daß sie gleich Boten gehen
Hin durch den Himmelsraum?

Ist es von Menschenhänden
Ein Bild in engen Wänden,
Beschränkend aufgethürmt?
Sind es die Stern' am Himmel
Wohl selbst? Ist's dies Gewimmel
Das aus der Tiefe stürmt?

O gäb es eine Lehre,
Die des mir Zeuge wäre,
Wie gern umschläng' ich sie!
Gott muß sie selbst verkünden;
Dies Hohe zu ergründen
Vermögen Menschen nie.

Aber stets fiel Undarith ihr dann in den Gesang mit den Worten ein: Das können unsre Priester, wende dich an sie, die Swantowit erleuchtet, sie machen dir alles klar, und wehe dem, der ihnen nicht glaubt. Wehe dir, wenn vielleicht auch dich schon der fremde Glaube angehaucht hat;

unſer Gott wird dich vernichten in ſeinem Zorn, und ich müßte dich fliehen, als die Verworfene von ihm. Und dabey flammte ſein Blick ſo in der Zornglut der Verblendung, daß ſie es nicht wagte weiter zu ſprechen, noch weniger ihm zu geſtehen, was in ihrem Herzen in himmliſcher Saat aufkeimte. So hoffte ſie nur mit leiſem Schritt vorwärts tretend, nach und nach Eingang zu bereiten dem Chriſtenthum in ſein Herz, und der würdige Gottſchalk beſtärkte ſie darin, denn, ſagte er, nicht mit Gewalt ſoll das Gute und Wahre ſich Raum machen unter den Menſchen, ſondern durch innre Ueberzeugung, da es ja kein Sturm iſt, der gewaltſam über die Gebirge fährt und die Bäume entwurzelt, und über die Meere ſauſt und die Schiffe begräbt in die Tiefe, ſondern ein milder Hauch, der die Blüthen der Aepfelbäume entfaltet, und das Schifflein ſanft wiegt in den Hafen, wo es Ruhe findet und Frieden.

Es begab ſich aber zu dieſer Zeit, daß Kaufleute vom feſten Lande jener Gegend in Rügen landeten, wie ſolches gewöhnlich im Herbſt ob des Heringsfanges geſchieht, welcher Fiſch dort häufig ſich einfindet, und ſie gaben dem Könige, wie dem Oberprieſter des Swantowit ihren Zoll, und konnten ungeſtört verweilen an der Küſte. Da trat Gottſchalk unter ihnen auf und predigte frey vor ihnen und der Menge der Einwohner, die ſich mit einfand bey dieſer Verſammlung, und das Wort des Herrn ward immer mehr verbreitet, ſo daß die meiſten der dort Anwohnenden ſchon

sich dazu bekannten, und abschwuren den falschen Glauben, und anhingen dem alleinigen Gott.

Als jedoch dieses dem Oberpriester kund ward, gerieth er in heftige Wuth, denn er sah voraus, wie dadurch der Tempel seines Götzen endlich stürzen, und seiner Herrschaft ein Ende werden müsse. Denn nicht nur dem Dienste Swantowits stand der Oberpriester vor, sondern es gehorchte ihm alles, was sich auf der Insel befand, durch die Macht, die er sich zu erwerben gewußt hatte, so daß selbst der König dieses Landes nur ein Werkzeug war in seiner Hand, mit dem er schaltete nach Wohlgefallen.

Und es trat eben damals auch das große Fest der Rügen ein, das sie ihrem Götzen zu Ehren jährlich feyerten, und wo nach Arkona die Menge der Anhänger desselben zog zu dessen Anbetung. Viele aber blieben aus, weil sie nicht beflecken wollten ihr gereinigtes Gemüth mit diesem Gräuel des Heidenthums, und mit innern Grimm erblickte dieß der Oberpriester, und ward so immermehr bestärkt in dem wüthenden Hasse gegen den Mann der neuen Lehre, dessen Untergang er geschworen hatte.

Schon Tages vorher hatte der Oberpriester — so brachte es der Gebrauch mit sich — das innere Heiligthum des Götzen gereiniget. Mit langem Bart und Haupthaar, wie ihm allein nur zu tragen erlaubt, war er hineingetreten hinter die Purpurdecken, welche das Bild des Götzen verbargen, besonders ausgesuchte und zusammen verbundene

Zweige in der Hand, diesen Raum damit zu reinigen. Doch wohl mußte er sich hüten, daß er nicht mit einem Athemzuge ihn beflecke und entweihe. So oft er daher genöthigt war, frischen Athem zu schöpfen, eilte er an den Eingang, und wandte den Kopf hinaus, den Athem entlassend und wieder neu einsaugend, daß er nicht verunreine das Bild und dessen Nähe.

Am andern Morgen war die abergläubige Menge wieder vor dem Tempel versammelt, und der Oberpriester ging und nahm das Trinkhorn aus der Hand des Götzenbildes, das im vorigen Jahre angefüllt worden war, und sah nach, ob es noch eben so voll wie damals, oder minder sey. Denn war es das erstere, so kündigte dies Fülle des künftigen Jahres, wo dieses aber nicht, Mangel und Unfruchtbarkeit an. Und mit Schrecken gewahrte er und verkündete es dem bebenden Volke, daß diesesmal ein großer Theil des Getränkes fehle und karge Zeit zu befürchten sey. Den Ueberrest goß er nun aus zu den Füßen des Götzen, füllte das Trinkhorn, flehte diesen um Gnade und Beystand an, trank es hastig aus, goß es dann wieder voll, und gab es dem Swantowit von neuem in die Rechte.

Das Volk aber harrte ängstlich auf das zweyte Zeichen, welches die Fruchtbarkeit des nächsten Jahres verkündete. Am Feste jeden Jahres ward nämlich ein großer Kuchen aus Honig bereitet, welcher fast die Größe eines Mannes hatte, und der Oberpriester nahm ihn, und stellte ihn zwischen sich und das Volk, fragend, ob es ihn sähe? Wenn die Un-

ſtehenden dies aber bejahten, fügte er hinzu, wie er wünſche und flehe, daß ſie dieſes Gebäck im nächſten Jahre nicht mehr ſehen möchten, und legte es dann zu den Füſen des Götzenbildes nieder, wo es, traten geſegnete Zeiten für die Zukunft ein, bey dem folgenden Feſte ſich nicht mehr vorfand. Aber unberührt zeigte es ſich dießmal wieder, und beſtätigte den Zorn des Swantowit und die böſe Zeit, die er nach ihrem Aberglauben denen zuſendete, die ihn anbeteten.

Da erhob das Volk ſein Flehen zu dem Oberprieſter, und rief ihn an, zu erforſchen, wodurch es ſtillen könnte dieſen Zorn, damit die Unfruchtbarkeit abgewendet werde von ihrem Lande. Und dieſer trat wieder ein zu dem Götzen, und blieb lange dort, und verkündete dann der wartenden Menge, daß Swantowit hoch erzürnt ſey über ſein Volk, weil einige aus ihnen abgefallen ſeyen von ihm, und ihm nicht mehr Opfer brächten, noch Anbetung. Und daß er heimzuſuchen gedenke durch Mangel und Noth die ganze Inſel, wenn nicht deſſen Blut flieſſe, der als Prieſter aufgetreten ſey einer andern Lehre auf ihr, und ſich gegen ihn empört habe, und verführt die Seinen, daß ſie ihn verlaſſen und verläugnet.

Gottſchalk ſterbe! Er ſterbe, der Frevler an Swantowit! riefen Stimmen aus dem Volke, von der Horde der Götzenprieſter gedungen und vorbereitet, und bereitwillig in ſeiner Angſt und Beſtürzung rief das geſammte Volk es ihnen nach: Gottſchalk ſterbe! Laſſet ausrücken die Krieger Swantowits ge-

gen ihn, daß sie ihn fahen und ihn bringen nach Arkona, ein blutiges Opfer zu fallen unter unsern Händen, zur Sühne dessen, der uns bedroht mit seiner Ungnade.

Und es ward vom Oberpriester nun nach Sitte des Götzendienstes der Beweis geführt, ob Swantowit dies Unternehmen begünstige, ob nicht. Denn in des Götzen Dienste und mit ihm verehrt befindet sich stets ein weißes Roß, dem ein Haar aus Mähne oder Schweif zu reißen, für ein todeswürdiges Verbrechen gehalten wird. Nur dem Oberpriester steht es an, es zu besteigen, es zu weiden, keinem andern. Auf diesem Pferde glaubte man, führe Swantowit Krieg gegen seine Feinde, denn Nachts in seinem Stalle eingeschlossen, fand der Oberpriester es dennoch nicht selten am Morgen so mit Schweiß und Staub bedeckt, als ob es, nach gewaltiger Anstrengung erschöpft, einen weiten Weg zurückgelegt habe. Folgendergestalt aber ward es auch diesesmal, wie in vielen andern Fällen befragt, ob das Unternehmen gegen Gortschalk den Zorn der Götter stillen, und glücklich ausschlagen werde. Vor dem Tempel stellte man drey Reihen von Spießen auf, so daß stets zwey und zwey derselben in einiger Entfernung einander gegenüber mit den Spitzen in die Erde gesteckt und oben mit einander verbunden wurden. Die drey Reihen dieser Spieße selbst aber standen in gleicher Weite eine von der andern entfernt. Swantowits Roß ward von dem Oberpriester unter abergläubigen Anrufungen beym Zügel aus dem Stalle gezogen, und zu der ersten Reihe hinge-

führt. Und mit dem rechten Fuße trat es zuerst ein über die erste Reihe. Da jubelte das Volk, dies als ein glücklich Zeichen ansehend. Und jede der übrigen Reihen beschritt es auch mit dem rechten Fuße zuerst, ein Beweis des wieder zugewendeten Wohlwollens ihres Götzen, und der Vollendung des Unternehmens.

Jaromar aber, der König, gänzlich befangen in der Gewalt des Oberprieſters, gab mit Freuden ſeine Bewilligung in dieſe Verletzung der Gaſtfreundſchaft, die ſonſt den Rügen heilig war gegen jeden Fremden, der ihre Inſel betrat, und es ward den Kriegern Swantowits geboten auszuziehen, und Gottſchalk zu fahen, todt oder lebendig, daß ſein Blut fließe für ſeine Miſſethat, von dem Schwerte der Suchenden, oder von dem Opfermeſſer des Prieſters. So zog auch Undarith aus, einer der Anführer dieſer Heerſchaar, und mehrere ſeiner Untergebenen folgten ihm, alle im blinden Eifer, zu rächen die Schmach ihres Gotzen an deſſen Feinde.

Schmerz und Trauer war indeß eingezogen in Odura's Wohnung. Erik war ſchwer erkrankt. Die Kraft, dem eindringenden Greiſenalter ſich bisher ſiegreich entgegen ſtellend, war ihm plötzlich gebrochen. Er fühlte ſein Ende nahen. Was hätte von ihm, der um ſich öffnen ſchon ſah den ſeligen Himmel der Chriſten, dem ſie nun bald in Erfüllung gehen ſollten alle die Verheißungen, die der Bote des Heilands ihm verkündet hatte, ſehnſuchtsvollet gewünſcht werden mögen, als der Beyſtand Gottſchalks in ſeinen letzten Stunden, die Beſtärkung in

dem Glauben, in welchem er hinüber scheiden wollte zu dem, der selbst die Auferstehung ist und das Leben? Und Odura riß sich mit strömenden Thränen von dem Lager des Vaters, und eilte über Meergestad und Klippen zu dem Lehrer des göttlichen Wortes, der aber in einer andern Gegend, wo die fremden Kaufleute noch weilten, dieß den Dürstenden spendete. Dort fand sie ihn, und führte ihn, als der Abend dämmerte, an zitternder Hand, nicht aus Furcht vor Gefahr, die sie bedrohen konnte, sondern aus bebender Angst, der geliebte Vater möge früher hinüber geschieden seyn in das Land des Friedens, ehe sie ihm den letzten Labebecher in dem Kelche der Versöhnung bieten könne, den langen Weg bis zu ihrer Hütte, aus der nur der matte Schein der Lampe am Lager des Sterbenden ihnen entgegen dämmerte. Doch, Gottlob! er lebte noch, harrte noch mit heißem Sehnen den Kommenden entgegen, und mild und liebend bettete ihm die Tochter das Haupkissen höher, und der Diener des Herrn setzte sich an das Lager, und vollzog das schönste Amt, das irgend einem Menschen auf Erden aufgetragen seyn kann, den göttlichen Beruf, zu verkünden die Gnade des Herrn, und auf ihren Fittigen des Trostes die hinscheidende Seele hinauf zu tragen in den Schoos des alliebenden Vaters.

Grausamen Mordgeschäft aber ging Undarith in dieser Nacht nach, denn sein Götze war ja von Menschenhänden gemacht, heischte nur Blut und Opfer, und ließ nicht seine Sonne leuchten in ewiger Milde

über Gerechte und Ungerechte, über Böse und Gute. Sein Zug mit Zwanzig der ihn begleitenden Krieger wandte sich gleich dem der übrigen ausgesendeten bewaffneten Diener Swantowits zu der Gegend, wo sicherer Kunde nach an diesem Tag Gottschalk gesehen worden war, lehrend des Herrn Wort. Keine Wohnung blieb dort ununtersucht, ob sie am Ufer des Meeres, oder auf der Höhe der Felsen gelegen war, keine Höhle undurchforscht, durch die Wälder drang der Fackelschein der Suchenden, und in Böten streiften sie an den Küsten umher, ob der Priester etwa zu entfliehen versucht, oder sich in einem der Schiffe der fremden Kaufleute verborgen habe, die noch an Rügenlands Ufern weilten. Aber ihn hatte die Hand des Herrn indeß hinweg geleitet durch Odura, ohne daß er und sie die drohende Gefahr ahneten, und wie es Gott immer so zu schicken pflegt, damit alles Gute seinen Lohn in sich selbst trage, eben die Erfüllung der Pflicht war ihm zur unvermutheten Lebensrettung geworden.

Vom fruchtlosen Suchen nur zu desto wilderer Wuth des Aberglaubens angefacht und entzündet, stürmte Undarith an dem Gestade daher, zu Odura's Wohnung, um zu erforschen, warum sie nicht bey dem Feste erschienen sey, und ihr mitzutheilen die Schrecken und die Entschließungen dieser Tage, auch für sich und die Begleiter einen Labetrunk dort zu erbitten. Da hört er schon von weitem durch die stille Nacht Gesang ertönen, und bemerket deutlich, als er mehr sich naht, daß er aus Eriks Wohnung erschalle. Mit den Seinen bleibt er erstaunt stehen,

und hört eine Männer- und eine Frauenstimme — dieſe iſt Odura's — in die nur ſelten noch ein ſchwacher Ton, wie aufathmend, einſtimmt, welcher Erik's Stimme ihm zu ſeyn ſchien.

Und ſie vernahmen noch den Geſang:

O Herr! im Himmel droben,
Den Cherubim
Und Seraphim,
Mit lauter Stimme loben;
Laß uns den Schmerz beſiegen,
Im Kampf nicht unterliegen.

Du haſt das Heil gegeben,
Denn Jeſu Chriſt
Der Heiland iſt,
Durch den wir wieder leben,
Auf ihn in letzter Stunde
Vertrau ich, treu dem Bunde.

Zu ſeinen Herrlichkeiten
Unendlich dort
Wird mir ſein Wort
Den ſichern Pfad bereiten.
Die falſchen Götzen ſchwinden,
Ihn werd ich ewig finden.

Undarith ſchauderte zuſammen. Das war ein Geſang der Chriſten. Alle ergriff es mit ihm. Doppelt doch den Jüngling, denn ſeine ſchwankende

furchtbare Ahnung, daß Odura verläugne den Glauben der Väter und sich hinneige zu dem neuen Christengotte, trat nun in fürchterlicher Gewißheit vor ihn. Zorneraglühend entflammte sein Grimm, und in der Verblendung nicht die friedliche Hütte der Geliebten schonend, rief er wild den Seinen zu: Auf! Hier werden wir ihn finden den Feind Swantowits, den Verbrecher, laßt uns ihn opfern unsrer Rache.

Und Odura hörte diese mit Donnerstimme gesprochenen Worte durch ihren Gesang drohnen, und erschrocken in tiefster Seele flehte sie Gottschalk, schnell sich zu verbergen, daß der wüthende Jüngling nicht ihn gewahre, und ihn tödte im Zorne der Verblendung. Es bebte der sterbende Greis, und richtete flehend die Hände zu dem Priester, gleiche Bitte deutend. Aber in Gottschalk war die Kraft des Herrn. Es war ja das Werk seines Gottes, in dem er arbeitete, und er wieß mild die Sorge der Beängstigten zurück, und fuhr fort im Gebet und Gesang. Die Seele Eriks, durch die letzte Erschütterung noch schneller losgerissen von ihren irdischen Banden, nahte sich schon dem Aufluge in ihre Heimath.

Da stürmte Undarith an die verschlossene Thür und begehrte deren Oeffnung. Doch statt der Antwort oder Befolgung, hörte er nur, wie inbrünstig und begeistert Gottschalk den Herrn, seinen Gott, anrief, daß er aufnehmen möge in seinen Vaterschoos die Seele des Scheidenden, um des Erlösers willen, der auch für diesen gestorben

ſey den Verſöhnungstod am Kreuze. Wie Pfeile durchbohrten dieſe Worte Undariths Herz, er fühlte ſich von ihnen erſchüttert, aber um ſo mehr verſtockte er ſein Gemüth in Erbitterung, und rief durch die Thür mit gewaltigem Tone: Oeffnet, oder ich ſprenge die Thür, und mein Schwert durchbohrt Euch Alle mit dem Gotteslästerer. Gottſchalk aber erhob die Stimme noch lauter, und das Herz noch gläubiger zu ſeinem Gotte, und betete: Du Allmächtiger und Gnädiger! der du mit milder Hand emporträgſt zu dir die Seele des Sterbenden, aber mit ſtarkem Arme auch zerſchmetterſt die Bilder der falſchen Götzen, und ihre Tempel vernichteſt zu Staub, ſtehe uns bey in dieſer ſchweren Stunde, daß dein Chriſtenglaube ſiege. —

Wüthend zerſprengte hier Undarith die Thüre des Gemachs und ſtürzte mit gezogenem Schwert herein, ihm folgend die Schaar der Seinen. Er erblickt das Lager des Greiſes und an ihm Gottſchalk mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, das er dem Sterbenden verhält als ſeligen Troſt im letzten Augenblicke, neben ihm Odura, den Arm ſchlingend um des Vaters Nacken, daß er ſeinen letzten Seufzer verhauche am Buſen der liebenden Tochter. Aber nicht rührt ihn das bleiche Antlitz des Sterbenden, nicht der Geliebten in Thränen ſchwimmendes Auge, nicht die ehrwürdige Geſtalt des Dieners des Herrn, nicht das heilige Bild, das deſſen Hände halten, hinſtürzt er auf ihn

mit der Schneide des Schwerts, daß er ein Opfer werde seines entglühenden Zornes.

Da läßt Odura sanft sinken des Greises Haupt, und beflügelt stürzt sie sich Undarith entgegen, ihm zurufend, daß er erst sie tödten müsse, ehe er seine Hand lege an den Boten des Heils, der auch ihr verkündet den Christum Jesum, an dem sie hange und glaube. In fürchterliche Verwünschungen bricht der Wahnsinnige aus gegen den Gottessohn, der nur Versöhnung hatte für seine Feinde und Liebe, ruft ihn höhnend auf, ein Zeichen zu thun, daran er erkenne, daß nicht Swantowit Gott sey, sondern er, und mit der nervigen Faust ergreift er die Geliebte, sie zurückzuschleudern, damit sein und der Seinen Schwerter treffen können den Priester, der ruhig knieet am Bette des Sterbenden, als umgäbe ihn sichtbarlich die Schaar der Engel, welche der Herr sendet zum Schutz derer, die auf ihn bauen, und für die scheidende Seele betet mit den ewigen Worten, die uns der gelehrt hat, der sein Blut vergoß für uns Alle.

Als aber Odura ergriffen sich fühlte von der frevelnden Rechte Undariths, da dringt der Glaubensmuth, der Berge versetzt, und wär' er nur eines Senfkorns groß, auch in ihr Herz, und sie faßt das heilige Kreuz, das der Betende ergriff, mit vertrauender Hand als einen Schirm und Schild gegen die Macht der Hölle, und hält es dem Wüthenden entgegen, daß er ablasse von seinem Frevel.

Und siehe da! Ein heiliger Glanz umleuchtet das Kreuz, und alle, die daran glauben, und im feurigen Strahlen scheint es zu brennen, und es verherrlicht sich im himmlischen Leuchten der Name des, der da war, und ist, und seyn wird immerdar.

Zurückbebt Undarith und die Seinen: der Gott der Christen hat gesiegt. Das äußere Zeichen gebiert die innere Reue. Sie staunen und fassen's nicht. Da tritt Gottschalk mit der Kraft der Beredsamkeit vor sie, und verkündet ihnen den Herrn, den sie nicht kannten bisher, und seine Herrlichkeit. Es senken sich die Waffen, es beugen sich die Kniee vor ihm, und aus den Herzen schwindet des Aberglaubens Nacht, Raum gebend dem Lichte der himmlischen Wahrheit.

Und als Undarith und mit ihm seine Begleiter, von ihr besiegt, laut es bekennen, daß Gott der Herr sey, und sein eingeborner Sohn im Geiste, und der Lobgesang Aller laut aufsteigt zu dem Ewigen, des Name herrlich ist, und des Ruhm kein Ende hat, da blickt Erik zum letztenmale segnend auf Undarith und Odura, und schließt dann das irdische Auge auf ewig, daß ihm dort um so heller leuchte das Licht der himmlischen Klarheit.

Am andern Tag aber, als sie Eriks Leichnam christlich zur Erde bestattet, ließen Undarith und die Seinen sich taufen und zogen mit Gottschalk und Odura ungekränkt gen Dänemark, wo der König Waldemar sie freundlich aufnahm. Und

Odura's Gatte ward hochgeehrt von diesem, und als der große König auszog gen Rügenland, und dort den Tempel des Swantewit zerstörte, und die Lehre des Christenthums verbreitete im ganzen Lande, da stand Undarith an seiner Seite, und pries den Herrn, der ihn errettet hatte durch seine wundervolle Gnade.

Es geschah aber dieses im Jahre nach Christi Geburt eilfhundert und acht und sechzig.

Theodor Hell.

Der Pokal.

Eine Erzählung alter und neuer Zeit.

I. Die Rheinfahrt.

Es war in der Zeit der Weinlese, als Schall, ein Kaufmann aus Frankfurt am Main, um sich von seinen Geschäften zu erholen, eine kleine Lustreise unternahm, wobey er einige Freunde zu besuchen gedachte, die ihn eingeladen hatten, das Fest der Reben mit ihnen zu feyern, und die edelsten der Früchte einsammeln zu helfen.

Das Wetter war günstig, die Luft heiter und frisch; und nur zuweilen erhob sich ein rauher Wind, und schwellte die Segel des Schiffes, das Schall den stolzen Rhein hinabtrug.

Die herrlichen Ufer waren mehr als gewöhnlich belebt, überall ertönte Musik und Gesang, und die fröhlichste Stimmung verbreitete sich über die Gesellschaft auf dem Schiffe, von denen Mehrere, gleich Schall, zur Weinlese gehen wollten. Unter ihnen befand sich eine Familie, die in die-

ſer Gegend ein Gut mit vortreflichen Weinbergen beſaß, Baron H... mit zwey lieblichen Töchtern von etwa zehn und vierzehn Jahren, und einem muntern Knaben, der kaum ſieben zählen mochte. Sie kamen von einer Reiſe zurück, und eilten nun, ihre Heimath zu erreichen, wo man nur ihre Ankunft erwartete, um die Weinleſe zu beginnen.

Schall fand in dem Baron einen ſehr gebildeten Mann, der mit einem lebhaften Geiſt eine gewiſſe Herzlichkeit verband, die ſchnell einnimmt und anzieht. Sie waren daher kaum eine Stunde beyſammen, ſo dünkten ſie ſich ſchon alte Bekannte zu ſeyn. Auch die Kinder gewannen bald Schalls Herz, und es that ihm ſchon im Voraus leid, daß er ſich ſo bald wieder von ihnen trennen ſollte. Er ſelbſt hatte mehrere Kinder beſeſſen, und dieſe, ſo wie ſein geliebtes Weib, durch den Tod verloren. Dieß machte ſeine Anhänglichkeit an die frohe Jugend nur noch inniger. Er hatte einen jüngern Bruder zu ſich und zu ſeinem Gehülfen angenommen, der zu ſeinem Erben beſtimmt war.

Die beyden Töchter des Barons, Adelheit und Bertha genannt, hatten ihre Hüte mit groſen Sträußern von bunten Aſtern und andern Herbſtblumen geſchmückt, und der Zierde überdrüßig, nahmen ſie ſie herunter, banden ſie auf, und warfen eine Blume nach der andern hinab in die Fluth. Sie ſahen dann dem Spiele zu, wie das kreuſelnde Waſſer ſie bald hinauf bald hinab zog, bis ſie endlich ihren Augen entſchwammen.

Der kleine Otto wollte ihr Vergnügen theilen,

und die Schweſtern gaben ihm von ihren Blumen mit der Warnung, ſich nicht zu tief hinabzubeugen. H... faßte ihn am Arm, und ließ ihn nur los, als er ſich neuen Verrath ausbitten wollte. In demſelben Augenblick aber lief der Kleine auf eine Bank, und indem er eine Blume hinunter warf, ſtürzte er ſelbſt hinab in den Fluß.

Mit einem Schrey des Entſetzens wollte der unglückliche Vater ihm nachſpringen; doch Schall, der ein guter Schwimmer war, ſchleuderte ihn weg, ſprang hinunter in den Rhein, rettete das Kind, und brachte es ſeinem Vater wieder.

Dieſer hatte keine Worte, ſeinem Wohlthäter zu danken; aber die Thränen der Freude, der Wehmuth, ſagten ihm mehr, als die ſchönſte Rede vermocht hätte.

Hatte nun ſchon vorher Gleichheit der Geſinnungen die beyden Männer einander werth gemacht, ſo zog jetzt dieſer Umſtand ein Band um ihre Herzen, das jeder Folgezeit trotzte: und als H... gleich darauf die Thürme ſeines Schloſſes vor ſich erblickte, und den neuen Freund dringend bat, ein Paar Tage bey ihm zuzubringen, da fühlte Schall, daß er ihm eine neue Wohlthat erwieß, wenn er die Einladung annahm. Seine Reiſe, die nur Vergnügen berückſichtigte, hatte nun einen höhern Zweck erhalten, und dieſes Bewußtſeyn erfüllte ſein Herz mit der reinſten Wonne.

II. Die Weinlese.

Lachende Gefilde, mit Berg und Thal romantisch wechselnd, machten das Besitzthum des Barons aus. Das Schloß stellte eine Musterkarte von veraltetem und neuem Geschmack dar, und that die verschiedenen Zeiten kund, in welcher seine Besitzer es erweitert oder erneuert hatten. Den schönsten Theil davon bewohnte H... mit den Seinigen.

Sie trafen noch in den Morgenstunden ein, und fanden alles zu ihrem Empfang bereit. Die Ankunft der lang entbehrten geliebten Herrschaft war an sich selbst schon ein Freudenfest, die Weinlese verherrlichte es nur.

H... hatte den Tag seiner Rückkehr voraus gemeldet, und so kamen ihnen jetzt geschmückte Winzer und Winzerinnen entgegen, Rebenkränze tragend, die, schwer von großen glänzenden Trauben, den Segen verkündeten, der dieses Jahr besonders reich ausfiel. H.., weicher und gerührter noch gestimmt durch das erhaltene Leben seines einzigen Sohnes, begrüßte sie Alle mit freundlicher Wehmuth, und hieß ihnen das Fest fröhlich beginnen, das er mehr noch, als sonst, durch reiche Gaben, Musik und Tanz, zu erheben versprach.

Jubelnd zog nun alles mit Messern und Gefäßen hinauf in die Berge, die Trauben zu schneiden. Auch Schall, von Adelheit und Bertha geführt, schloß sich an das fröhliche Völkchen der Winzer an, und in Hinsicht des Fleißes mit den

holden Kindern wetteifernd, füllte der Einer, den er trug, sich immer von neuem mit den herrlichsten purpurfarbnen und weißen Trauben an. Die schönsten, süßesten suchten die beyden Mädchen ihrem neuen Freund aus, und ihrem Willen nach hätte er nichts thun dürfen, als Trauben essen.

Darauf führten sie ihn in die Presse, und schöpften ihm den frisch gekelterten und geläuterten Most, und tranken mit ihm zugleich von der edeln Gottesgabe, die jetzt schon süß und labend für die Zukunft ein ausgezeichnetes Gewächs versprach.

Nun ging es zum frohen Mahle.

Die Gefahr, in welcher Otto, der letzte Sprößling einer der ältesten deutschen Familien, geschwebt hatte, gab reichen Stoff zur Unterhaltung, obwohl Schall, den das wiederholte Lob lästig ward, sich bestrebte, das Gespräch auf andere Gegenstände zu leiten.

Die Gläser wurden fleißig geleert, und daß der Abend schon nahe, erkannte Schall an der scheidenden Sonne, die die Ruinen der alten Burg, welche dem hochgewölbten Speisesaal gegenüber lagen, wahrhaft himmlisch beleuchtete.

In diesem entzückenden Anblick versunken, hatte er nicht bemerkt, daß der Baron aufgestanden und hinausgegangen war, und nun wieder mit Otto hereintrat, der einen schweren Pokal kaum zu ertragen vermochte, in welchem der älteste Wein aus seines Vaters Keller perlte. Er blieb damit vor Schall stehen, der schnell nach dem Pokal griff,

als er ihn in den Händen des Kindes wankend sah.

„Nur an den höchsten Familienfesten," — sprach H... — „wird dieser Pokal und der Wein, der ihn füllt, meinen Freunden gereicht, und welches Fest könnte wohl von höherer Bedeutung seyn, als der Tag, der einem Vater den einzigen Sohn einer alten, ohne Eitelkeit darf ich sagen, verdienten Familie, den letzten Zweig erhalten hat. Otto bringt ihn seinem Retter!"

Ein fröhliches Lebehoch schmetterte mit Trompeten- und Paukenschall durch den weiten Saal, und ihm, der sein Leben mit Freuden gewagt hatte, und der, im Schwimmen geübt, in dieser That sich gar kein besonderes Verdienst bewußt, rollten Thränen der innigsten Rührung über die Wangen.

Er schloß den kleinen Otto fest an sein Herz, und trank auf sein Gedeihen und sein Glück von dem Götterwein aus dem Pokal.

III. Der Pokal.

Das fröhliche Geschwirre der Trompeten und Pauken, das Jubelgeschrey dauerte eine Weile fort, bis der Pokal im Kreise herum aus einer Hand in die andre gegangen war, und nun wieder vor Schall stand, der, jetzt gesammelter, seine seltsame Form, mit vielem, von der Zeit fast ausgeglättetem Bilderwerk, und einer Menge gold- und silberner Schaustücke und Ringe verziert, bewunderte.

„Dieser Pokal," — sagte der Baron, seine Aufmerksamkeit darauf gewahrend, gehört zu meiner Familie beynahe so lange, als sie besteht. Er hat sich in ihr auf eine so wundervolle Weise denkwürdig gemacht und erhalten, daß sich die seltsamsten Begebenheiten an ihn knüpfen, und er dadurch ein so ehrwürdiges Ansehen gewonnen hat, als ob die Geister unserer Ahnen mit ihm unter uns fortlebten. Immer ist er von den Aeltesten zu dem Aeltesten fortgeerbt, und ich gestehe es, daß ich, so wenig ich an Vorurtheilen hänge, um die Fortdauer und das Glück der Meinigen, und mehr noch um die seit einer Reihe von Jahrhunderten bewährte Ehre meiner Familie sehr besorgt seyn würde, wenn ein unglückliches Ereigniß mich um ihn brächte."

Alle Anwesende drangen in ihn, zu erzählen, was ihm von dem Pokal bekannt sey. Er willigte gern ein, und begann damit, daß er seine Gäste auf die nur noch von der sanften Abendröthe überstrahlten Ruinen aufmerksam machte. „Dort," — sagte er — liegen die Ueberreste der alten Burg, die meine Voraltern erbauten und mehr als ein Jahrhundert bewohnten. Dort war es, wo der Pokal, als man den Grund zu dem alten Schlosse grub, zwischen Schutt und Steinen gefunden ward. Die Inschriften und Bilder, die man jetzt kaum mehr unterscheiden kann, bewiesen sattsam die Wahrheit des sich bis auf unsre Zeiten erhaltenden Gerüchts: daß dort hinauf die Römer ein Kastell erbauten, das seine Entstehung wahrscheinlich dem stolzen Va-

rus verdankte, da sein Name noch jetzt am Fuße des Pokals zu erkennen ist. Von dort aus meynte er ganz Deutschland zu beherrschen, bis ihm die deutsche Tapferkeit empfinden ließ, daß sie fremdes Joch nicht zu ertragen vermag."

„Der Erbauer der Burg sah in dem Pokal eine Sieges-Trophäe. Hier diese eckigt gestaltete Medaille mit seinem Wappen, Nahmen und der Jahreszahl beweist, daß er ihn als sein rechtmäßiges Eigenthum angesehn, und seiner Familie zum Erbe hinterlassen hat."

„So wie diese Medaille, hat jede der später hinzugefügten Verzierungen, haben diese Ringe, Münzen und Schaumücke ihre eigene wichtige Bedeutung, und ich würde, wenn ich alle aufzählen wollte, leicht die Geduld meiner Zuhörer ermüden. Nur die von diesem breiten goldnen Reif, mit der Aufschrift: Es blühe Otto's Geschlecht, des Wiedererstandenen! will ich erklären, da das Geschick dieses Otto insofern Gleichheit mit dem meines Sohnes hat, daß er, wie dieser, der einzige Erbe seines Namens war, und die Kindheit beyder durch große Gefahren sich bezeichnete."

Die Gäste horchten in der gespanntesten Erwartung, als die Thüre sich öffnete, und die Winzer und Winzerinnen herein zogen, sich von der Herrschaft die Ehre ausbittend, an ihrem Tanze Theil zu nehmen. „Es ist ihr Fest," sagte H..., sie freuen sich das ganze Jahr darauf, darum wollen wir es nicht stören!

Er versprach, den folgenden Tag die Gesell-

schaft auf die Ruinen der alten Burg zu führen, ihnen dort die herrliche Aussicht zu zeigen, und zugleich Otto's Geschichte zu erzählen.

IV. Die Ruinen.

Obschon die halbe Nacht bey Musik und Tanz fröhlich durchschwärmt wurde, so war am andern Morgen doch alles wieder munter auf den Beinen. Die Winzer und Winzerinnen mußten an diesem Tage das Geschäft des Weinlesens allein verrichten; denn die Gäste sahen voller Erwartung zu den Ruinen hinauf, wohin der Hausherr sie noch zögerte zu führen, weil er einige Diener vorausgesendet hatte, um dort ein Frühstück zu bereiten.

Es war ein herrlicher Tag, und sobald die Sonne etwas höher kam, so stieg der Baron mit Otto an der Hand voraus, und die Gäste folgten ihm, einander fröhlich die oft ziemlich steile Höhe hinauf helfend.

Die Aussicht oben war so entzückend, daß sie die Mühe des Steigens reichlich lohnte. Der majestätische Rhein, die Zierde Deutschlands, wallte in der Morgensonne erglänzend, durch seine gesegneten Ufer, und weit hinaus überschaute man Flekken, Städte und Dörfer.

„Hier oben — erklärte der Baron — stellt sich die Absicht der Römer, als sie hier ein Kastel errichteten, unbezweifelt dar. Weit und breit umher konnte nichts geschehen, was sie nicht gewahrten, und ihren Legionen mittheilten, die wahr-

scheinlich dort in der Ebene ihre Lager aufgeschlagen haben mochten."

„Die edle Form dieses Marmorblocks — fuhr er fort, seine Gesellschaft nach dem Burghofe zuführend — der uns jetzt zum Tische dienen soll, verbürgt die Wahrheit der Behauptung: daß er einer von den Altären war, wo sie ihre Gottheiten aufstellten. Meine Voraltern haben ihn in Ehren gehalten, obschon in jenen Zeiten der Barbarey und Finsterniß es ihnen vielleicht Pflicht gewesen wäre, ein solches Denkmal des Heidenthums zu vernichten. Vielleicht sind sie auch über seine wahre Bestimmung in Ungewißheit geblieben."

Einer der Anwesenden unterbrach den Baron mit der Frage: weshalb wohl seine Ahnen dieses, wie die Ueberreste zeigten, vortreffliche Schloß in Trümmern hätten zerfallen lassen, ob die Zerstörung gewaltsam gewesen, und warum es nicht wieder aufgebaut worden sey?

„Seine Zerstörung fällt in Otto's Zeiten — erwiederte er — dessen Begebenheiten ich nun erzählen will!"

Auf seinem Befehl wurde jetzt der glühende Wein, den er bereiten lassen, auf dem Altar der Römer in Bechern kredenzt; die umherliegenden Säulen, Pfosten und Pilaster dienten zu Sitzen, und nachdem alles Platz genommen, hub er seine Erzählung folgendermaßen an.

V. Otto.

„Otto war der letzte seines Stammes, und überhaupt seines Vaters einziges Kind. Dieser hatte mehrere Jahre in einer glücklichen, aber kinderlosen Ehe gelebt, als mit diesem Sohne seine Zufriedenheit das höchste Ziel erreichte."

„Der Kleine war der Liebling Aller, und Curt, sein Vater, dieser Liebe eingedenk, hütete sich, ihm etwas nachzusehn, das gegen seine strengen, vielleicht harten Grundsätze stritt, und er verwundete dadurch oft das Herz der zärtlichen Mutter, die das, was er aufbaute, durch zu große Milde und Weichheit verdarb."

„Der Knabe besaß viele gute Eigenschaften, allein ein Starrsinn, der nicht zu beugen war, verdunkelte sie. Wenn er etwas verlangte, so mußte er es haben, und wenn Himmel und Hölle dagegen aufstritten hätten; und wenn es dennoch unmöglich blieb, so trotzte er halbe Tage lang. Sein Vater sah hierin nichts Tadelnswerthes, er glaubte einen wahren Mannescharakter daraus zu bilden; doch bestand er auch mit Strenge darauf, ihm das zu verweigern, was er ihm einmal versagt hatte."

Nun begab es sich, daß Kaiser Friedrich V. auf einem Zuge nach Frankfurt, bey Curt einsprach, und dieser, die Ehre, die ihm wiederfuhr, erkennend, suchte alles hervor, was eines so hohen Gastes würdig seyn mochte; und so trug er auch den besten Wein

in dem hohen silbernen Pokale auf, der dem Kaiser vortrefflich mundete.

Während der Tafel war der kleine fünfjährige Otto in den Speisesaal gekommen, um den Kaiser zu sehen; doch mehr als dieser zog der reich verzierte Pokal seine Aufmerksamkeit auf sich, und er begehrte ihn von seinem Vater mit der ihm eignen Hast.

Curt gab sich alle Mühe, ihn von seinem jetzt so ungeziemenden Wunsche abzubringen, da der Pokal vor dem Kaiser stand. Wie aber der Kleine nicht davon abließ, und endlich so laut ward, daß der Beherrscher Deutschlands sein Begehren vernahm, so rief er ihn zu sich, und hielt ihm, mit herablassender Milde, den Pokal zum Ansehen hin. Otto hingegen, damit nicht zufrieden, riß ihn, mit seiner Schwere unbekannt, dem gütigen Monarchen aus der Hand, daß der köstliche Wein über die Tafel und den Kaiser sprudelte, und der Pokal auf den steinernen Fußboden niederschlug, daß in einer Vertiefung die Spuren davon noch jetzt zu erkennen sind.

Das ist ein wilder Bube, der Euch viel zu schaffen machen wird! — sprach Friedrich zu seinem Vater, und dieser riß ihn bestürzt hinweg, warf ihn zur Thüre des Saales hinaus, und rief ihm im heftigsten Zorne die Worte nach: Geh', und komm mir nicht wieder vor mein Angesicht!

Als nun nach der Tafel der Kaiser aufgebrochen war, und Curts Ingrimm sich gelegt hatte, gedachte er des Kindes, und ging zu seiner Mut-

ter, es dort aufzusuchen; und als ihm diese betheuerte, daß sie den Knaben nicht mehr gesehn, da besann er sich auf seine Worte und Otto's Starrsinn. Sogleich sendete er seine Knappen aus, ihn aufzusuchen, und er selbst eilte nach dem Rheine zu, fürchtend, daß der wilde Knabe, sich allein überlassen, wohl ein Unglück genommen.

Der Wächter des Thurms sagte aus: daß er den Kleinen, da die Zugbrücke für das Gefolge des Kaisers herabgesenkt blieb, dort hinaus, und den Berg hinab laufen gesehn; daß er es aber nicht beachtet, weil eine von den Zofen, die die Aufsicht über ihn führten, gleich darauf ebenfalls hinunter gegangen wäre. Dieß war freylich geschehen, sie ging aber auf Befehl ihrer Frau hinab in's Dorf, von der reich besetzten Tafel einige Arme zu speisen, und hatte das Kind gar nicht gesehn.

Als endlich der Abend herannahte, und ein Bote nach dem andern, und endlich Curt selbst heimkehrte, und keines eine Kunde von dem geliebten Flüchtling brachte, da wollte die arme Mutter verzweifeln, und ihr Gemahl, der sich nicht ohne Schuld fühlte, war von diesem Schlage des Schicksals so erstarrt, daß er keinen Trost für sie hatte.

Wochen und Monden lang hofften sie noch eine Nachricht von ihm, wenn auch nur die seines Todes zu erhalten; allein es war vergebens, bis ihnen endlich das unverbürgte Gerücht zu Ohren kam: daß eine Zigeunerbande, die an demselben Tage, wo Otto entlief, über den Rhein schiffte,

einen kleinen Knaben bey sich gehabt, der sich durch Tracht und Farbe zu sehr aufgezeichnet habe, um zu ihnen zu gehören.

Nach diesem Ereigniß herrschte der finsterste Unmuth, die nagendste Schwermuth in der Burg, und diese nun verfallnen Mauern tönten so oft von den Seufzern der gebeugten Mutter wieder, als von den Klagen des unglücklichen Vaters, der mit Otto sein Geschlecht verlöschen sah. Nur nach und nach milderte die Zeit ihren Kummer, und eine ruhige Ergebung in die Fügungen des Himmels nahm seine Stelle ein.

In spätern Jahren entschloß sich Anna, Curts Weib, um nicht ganz kinderlos zu sterben, eine Waise zu sich zu nehmen, die entfernt mit ihr verwandt war.

Hildegards Schönheit glich ihrer Sanftmuth und Herzensgüte, womit es ihr bald gelang, sich in die vollen Rechte einer Tochter einzusetzen, die sie zunächst dazu verwendete, ihre Wohlthäter zu pflegen, und der nun alternden Hausfrau die Beschwerden der Wirthschaft zu erleichtern.

Noch lebte Otto in dem Gedächtniß seiner Eltern fort, noch beklagten sie seinen Verlust; aber die kindliche Liebe vermißten sie nicht mehr, seit Hildegard bey ihnen war; und wenn zuweilen der Gedanke in ihnen erwachte: daß er doch wohl noch leben, und dereinst wiederkehren könne, so fügten sie stets den Wunsch hinzu, ihn mit Hildegard verbunden zu sehen: doch sahen sie dieß nur für einen schönen Traum an, der sie nicht abhielt, die statt-

lichen Ritter, die nach dem Beſitz der lieblichen Pflegetochter trachteten, zu erforſchen, um den würdigſten für ſie zu erwählen.

In dieſer Zeit war der Herzog Carl von Burgund geſtorben, der ſeine einzige Tochter und Erbin Maria mit Maximilian, Kaiſer Friedrichs Sohn und Nachfolger, verlobt hatte. Frankreich wollte das ſchöne Burgund und die Niederlande nicht an das Haus Oeſterreich gelangen laſſen, und ſuchte die Vermählung zu hintertreiben, und als dieſe doch vollzogen ward, und die rebelliſchen Unterthanen, beſonders in Flandern, dem neuen Beherrſcher nicht huldigen wollten, ſo wurde dem Erzherzog die Beſitznahme gar ſehr erſchwert, und Streitigkeiten zu Waſſer und zu Lande entſpannen ſich."

Hier ſah der Baron nach der Uhr, und da es ſchon ſpät war, ſo bat er: daß ihm die Geſellſchaft jetzt hinabfolgen möchte, und verſprach, ſeine Erzählung beym Deſſert zu vollenden.

Ungern ſtimmte man ihm bey, denn Alle wünſchten zu wiſſen, was aus Otto geworden. Er erfüllte daher, ſobald es möglich war, ſein Verſprechen.

VI. Der Ueberfall.

„Eines Tages ging Hildegard mit ihrer Baſe hinab in's Dorf, eine Kranke zu beſuchen, wo ſie mit Entſetzen vernahmen, daß ein bewaffneter Haufe Franzoſen und Niederländer bis über den Rhein gedrungen ſey. Ein Feuerſtreif, der ſich über den

Himmel zog, bestätigte es, und zeigte an, daß eine der benachbarten Ortschaften schon in Flammen stehen muste."

„Eilig wollten sie zurück, als mit grosem Geschrey eine feindliche Schaar in das Dorf sprengte, und sie sich fast in demselben Moment davon umringt sahen."

„Hildegard vergaß ihre eigene Gefahr über der ihrer geliebten Pflegerin, und diese erschrack nur deshalb bis zum Tode, weil sie fürchtete, die Schönheit der Dirne möchte die Augen der wilden Rotte auf sich ziehen, und ihr Verderben bringen; und wirklich schwuren die Krieger, nie etwas ähnliches gesehn zu haben; doch fühlten sie sich in den ersten Minuten von der Hoheit ihrer ernsten Züge ergriffen, und von der Würde der ehrbaren Matrone verschüchtert. Diese Empfindungen hielten indessen nicht lange aus, und sie machten eben Anstalt, Hildegard mit sich zu nehmen, als ihr Anführer, ein junger Ritter von der edelsten Heldengestalt, herbey kam, und ein Gebot von ihm sogleich die Frauen befreyte."

„Sie sahen mit Entzücken, und doch auch mit Furcht zu ihrem jungen Retter auf, nicht wissend, wie sein Beginnen zu deuten sey, da ihnen die Sprache Galliens fremd war, und sie nicht, wie heut zu Tage Sitte ist, ihre Gedanken auf andre, als auf deutsche Weise, auszudrücken vermochten; allein der junge Held nahte sich ihnen ehrfurchtsvoll, und bot ihnen mit deutschen Worten seinen Schutz an."

„Nachdem er beyde mit steigendem Interesse angeblickt, so befahl er seinen Leuten, sich still zu verhalten, und sich hier durchaus keine Unbilden zu erlauben. Dann fragte er die Frauen, wohin sie wollten, daß er sie führen solle, und sie deuteten hinauf auf's Schloß."

„Von dort aus hatte man alles, was sich zugetragen, mit angesehn, und als sie an die Zugbrücke kamen, trat ihnen Curt schon gewappnet mit seinen Knappen entgegen."

„Mit heftiger Freude erzählte sein Weib und die Base zu gleicher Zeit, wie großmüthig sich der fremde Ritter benommen, und dieser, ihn auf die Zahl seiner Reiter unten im Thal aufmerksam machend, bedeutete ihn, daß er nur immer die Rüstung wieder ablegen möge."

„Curt nannte ihn von Herzen willkommen, und lud ihn ein, das Mittagsmahl bey ihm zu genießen. Der Fremde willigte ein, und ob er schon zu den Feinden gehörte, so fühlten sich doch Alle bald so aneinander angezogen, daß der Hausherr sogar, um ihm die größte Ehre zu erweisen, den Familien-Pokal herbeyholte."

„Seit Otto verloren ging, hatte er sich geschent, ihn auf die Tafel zu bringen, auch geschah es jetzt mit einer widersprechenden Empfindung, in welcher bey dem Anblick des Ritters der Gedanke sich ausdrückte: So müßte er jetzt seyn!"

Anna erbleichte, als sie ihn mit dem Pokal in der Hand eintreten sah. Daß er ihr auch diese schöne Stunde durch eine solche Erinnerung verbittern

wußte! — Er ward gewahr, was in ihr vorging, und den Pokal vor den Gast stellend, wendete er sich mit freundlich tröstenden Worten zu ihr: Einmal, sagte er, mußte er ja doch wieder zum Vorschein kommen, ehe sie ihn mit uns begraben. Soll ein so theures Vermächtniß unsrer Ahnen — —"

„Er wollte weiter sprechen; allein Hildegard unterbrach ihn, den Fremden ängstlich fragend: Was ist Euch, Herr Ritter? — Warum schaut Ihr so seltsam hier auf den Pokal? —"

„Der Fremde saß wie erstarrt, er hörte sie nicht, und sah mit Augen, die immer heller erglänzten, auf den Pokal; dann rieb er sich, als wollte er dunkle Bilder in sein Gedächtniß zurückrufen, die Stirn. Curt und sein Weib hielten in der bangsten Erwartung den Athem an, als er nun auch mit Forscherblicken den gewölbten Saal durchlief, und endlich im höchsten Entzücken ausrief: Ja! — hier war es, hier! — Dort saß der Kaiser, da stand ich! —"

„Otto! — riefen die glücklichen, wonnetrunkenen Eltern, und der geliebte, wiedergefundne Sohn lag in ihren Armen."

„Nach dem ersten Freudenrausche erzählte er, wie die Zigeuner ihn, als er trotzig und ergrimmt die Straße entlang gelaufen, durch allerley Spielzeug und fremde Thiere, die sie mit sich geführt, an sich gelockt, und so nach Flandern mitgenommen hätten. Dort war eben einer vornehmen, reichen Frau der einzige Sohn gestorben, diese fand so grosses Wohlgefallen an ihm, daß sie ihn den Zigeu-

nern um eine ansehnliche Summe abkaufte. Aus seinen Erzählungen mochte sie wohl vermuthen, daß er aus ritterlichem Stamme sey; doch hatte sie, um ihn nicht zu verlieren, nichts gethan, seine Abkunft auszuforschen."

„Mit der größten Liebe und Sorgfalt war er von ihr erzogen worden, und nach ihrem Vorsatz wollte sie ihn zu ihrem Sohn und Erben annehmen; doch der Tod überraschte sie, ehe sie ihren Willen ausführen konnte, und Otto nahm darauf Kriegsdienste, wo er sich durch Tapferkeit so auszeichnete, daß man ihm die goldnen Sporen nicht verweigerte, obschon der Adel seiner Geburt zweifelhaft war."

„Lassen Sie mich mit kurzen Worten vollenden, — sagte hier der Baron. — Otto nahm, da gleich darauf der Friede geschlossen wurde, seinen Abschied mit dem Vorsatz: in Zukunft nur für sein Vaterland, das er jetzt erst kannte, zu kämpfen. Bald darauf erfüllte er den Wunsch seiner Eltern und seines Herzens, und vermählte sich mit der schönen Hildegard."

„Nach seiner Eltern Tode geschah es, daß bey einem heftigen Ungewitter der Blitz in seine Burg einschlug, und sie größtentheils in Asche legte, worauf er den Entschluß faßte, sich hier unten anzubauen, wo sein Schloß mit vielen Veränderungen und Zusätzen noch steht."

VII. Das Verſprechen.

Der Pokal ging noch einmal in der Runde durch jede Hand, und alle betrachteten ihn mit neuem Intereſſe, und der Baron verſicherte: daß er der Errettung ſeines Sohnes zu Ehren eine Medaille werde prägen laſſen, der keine an Schönheit gleich kommen, und die den Namen Schall, für immer in ſeiner Familie geachtet, erhalten ſolle.

Die muntre Bertha drängte ſich bey dieſen Worten an Schall, den ſie ſehr lieb gewonnen hatte, und bat ihn, den Pokal, der vor ihm ſtand, zu unterſuchen, ob nicht auch ein Denkmal irgend einer berühmten Frau aus ihrer Familie vorhanden ſey; und als er es verneinte, erklärte ſie ihre Unzufriedenheit darüber laut. Ihr Vater ſagte: die Frauen ſollten niemals nach eitlem Ruhme trachten, ſtille Häuslichkeit ſey ihr Beruf, und wenn ſie dieſem folge, werde ihr Glück und Ehre nie fehlen, und ſollte ſie dereinſt einen braven Gatten finden, ſo verſpreche er, ihren Hochzeittag durch den Pokal zu verherrlichen.

Er mußte ihr die Hand darauf geben, daß dieß wirklich geſchehen ſollte, und lachend lud ſie ihren neuen Freund dazu ein, der ihr auch ſein Wort gab, zu kommen.

Wie den Abend zuvor, wurde auch dieſer Tag mit einem fröhlichen Tanz beſchloſſen, und am darauf folgenden Morgen ließ ſich Schall durch die freundlichſten Bitten nicht abhalten, weiter zu reiſen.

VIII. Stürme.

Von dieser Zeit an blieb Schall mit der Familie H... in einer ununterbrochnen Verbindung. Er und der Baron schrieben einander zuweilen; mehr noch correspondirten die Kinder mit ihm. Er schickte ihnen oft kleine Geschenke, und in jeder Weinlese erneuerte sich das Fest ihrer Freundschaft, das er nie versäumte. Auch nach Frankfurt kam H... zuweilen mit den Kindern, sie wohnten dann bey ihm, und ihre Herzen schlossen sich immer fester an einander an.

So waren mehrere Jahre vergangen, die Kinder wuchsen heran, und Adelheit zeichnete sich in ihrem siebenzehnten Jahre an Schönheit, so wie an herrlichen Eigenschaften des Geistes und Herzens, vortheilhaft in der ganzen Gegend aus.

Die stille Ruhe, die bisher in dieser Gegend geherrscht hatte, wo die Bewohner nur aus Theilnahme mit dem benachbarten Frankreich litten, das von den Stürmen der Revolution zerrissen wurde, sollte nun durch den unseligen Krieg, den diese verursachte, auf einmal unterbrochen werden.

In der Hoffnung unbezweifelter Siege sah man die deutschen Truppen einem Volke entgegen ziehen, das, so lange es für seine Freiheit stritt, unüberwindlich war. Man träumte nur von gewonnenen Schlachten, eroberten Festungen, und ehe man es sich versah, gingen die Franzosen über den Rhein.

Schall, durch mancherley Erfahrungen belehrt, und mit den Händeln der Welt nicht unbekannt,

hatte da gezweifelt, wo Jedermann voll Glaubens war. Lange zuvor schon, ehe die Gefahr nahte, schrieb er an H..., und forderte ihn auf, mit seiner Familie nach Frankfurt zu kommen, da doch, im äußersten Falle, in einer solchen Stadt größere Sicherheit, als auf dem Lande zu erwarten war. Der Baron gehörte jedoch zu denen, die eine mißliche Wendung nicht für möglich achteten; und als, gleich einem schweren Wetter, das Unheil hereinbrach, da war auch schon der Weg zur Flucht versperrt.

IX. Adelheit.

Die Franzosen waren lange schon in Frankfurt, die ganze Gegend am Rheine hin von ihnen überschwemmt und zum Theil verheert, und Schall hatte nicht erfahren können, was aus seinem Freunde geworden, als dieser eines Tages verkleidet, blaß und verstört mit Bertha und Otto zu ihm in's Zimmer trat.

Unglück ahnend wagte Schall nicht, zu fragen, wie es ihnen gehe, so wie sein Freund sein ungeheures Leid nicht auszusprechen vermochte.

Um endlich diesen stummen Schmerz zu enden, rief er zagend die Worte aus: Wo ist Adelheit? —

„Todt!" — sprach der Baron mit dumpfer Stimme — todt ist sie, todt muß sie seyn, ich hoffe, wünsche, daß sie todt ist!"

Nun war die Bahn gebrochen, und mit Entsetzen hörte Schall, daß sie überfallen worden waren, als

sie sich eben zur Flucht bereitet. Von der Nacht begünstigt, eilte H... mit seinen Kindern und einigen seiner Leute durch eine hintere Pforte hinaus, und suchte Verbergenheit und Schutz in den Ruinen der alten Burg; doch kaum waren sie oben angelangt, als er mit Todesschreck entdeckte, daß Adelheit fehlte.

Ohne sich zu besinnen, ließ er Bertha und Otto unter der Obhut seiner Diener, und eilte wieder hinab, sie aufzusuchen, und er war noch nicht hinunter, als die Flamme zu einem Theil des Schlosses herausbrach.

Einem Wahnsinnigen gleich rannte er hinein, und rief die theure geliebte Tochter durch alle Zimmer, oft gehemmt von dem überhand nehmenden Feuer, und den wilden Kriegern, die ihn, im Plündern begriffen, deshalb nicht beachteten, weil er, um mit mehr Sicherheit fort zu kommen, sich zu seiner Flucht in die Kleider eines Landmann geworfen hatte.

In der Hoffnung, daß Adelheit während dessen auf einem andern Wege die alte Burg erreicht haben könne, ging er endlich wieder dahin. Der Tag brach schon an, als er sich der Höhe näherte, und Otto und Bertha kamen ihm weinend entgegen, da sie gefürchtet hatten, auch ihn verloren zu haben.

Mehrere Tage hielten sie sich in den Ruinen verborgen, und von den Dienern, die um sie waren, schlich sich immer einer um den andern hinab, die Verlorne auszuforschen. Als aber dieß

nicht gelang, suchte der unglückliche Vater seinen einzigen Trost in der Ueberzeugung: daß sie todt seyn müsse, und wahrscheinlich unter der Asche seines Schlosses begraben liege.

Nach mannigfachen Gefahren gelang es ihnen, Frankfurt zu erreichen, und hier fanden sie bey ihrem Freunde Hülfe, Schutz und Trost.

Die Natur behauptete ihre Rechte. Schall hörte Vater und Geschwister allein um Adelheit klagen, und erfuhr nur nebenbey, daß mit ihr auch jenes wichtige Familienstück, der Pokal, verloren gegangen sey.

Als H... sich entschloß, zu fliehen, versteckte er mit Hülfe seines Kammerdieners den größten Theil seiner Kostbarkeiten, und auch den Pokal in einem verborgnen Schrank, der sich in einem feuerfesten Gewölbe befand. Ehe er diese Gegend verließ, zu einer Zeit, wo die Soldaten Ordre erhalten hatten, das Dorf zu räumen, wollte er noch einmal sehen, ob er nicht die letzten Ueberreste seiner Tochter fände, und wie er bey dieser Gelegenheit in jenes Gewölbe trat, fand er den Schrank erbrochen, und alles, was er darin aufbewahrte, mithin auch den Pokal, entwendet. Einen Augenblick haftete sein Verdacht auf dem Kammerdiener, der mit seinen Kindern entflohen war; als er aber bedachte, wie lange er ihm treue Dienste geleistet, so verwarf er den bösen Gedanken; und als er in der Folge erfuhr, daß man ihn unweit des Dorfes mit den Seinigen erschlagen gefunden, bedauerte er ihn von Herzen.

Hätte der Baron Adelheit noch gehabt, so würde ihn der Verluſt des Pokals tief bekümmert haben; ſo ging in dem Schmerz um ſie jeder andre leicht vorüber.

X. Bertha.

Endlich nach einer langen, bang durchlebten Zeit wurde die Ruhe in dieſer Gegend wieder hergeſtellt. H... ging zurück auf ſeinen zerſtörten Familienſitz, und die kaum verharrſchten Wunden brachen von neuem auf, wo er mit den Seinen ſo froh und glücklich gelebt hatte.

Die Anordnungen des Baues, die ununterbrochene Geſchäftigkeit halfen ihm endlich ſeinen Schmerz beſiegen. Nach und nach erhob ſich das neue Schloß aus den Trümmern des alten, und im nächſten Herbſt feyerte Schall, wie vor Jahren, bey ihm die Weinleſe, und half ihm durch ſeine freundliche Zuſprache die Lücken in dem Familienkreiſe verdecken.

Wunderbar hatte der Baron ſeinen Vorrath alter Weine, Gewächſe ſeines Bodens, von ſeinen Voráltern geſammelt und aufbewahrt, erhalten. In dem Berge unter den Ruinen befanden ſich die Keller, deren Eingang, leicht von Geſtrüppe verdeckt, nur ein günſtiger Zufall aufzufinden gehindert hatte. So war er im Stande, ſeinen Freunden, wie vormals, die ſchönſten Sorten zu reichen; doch ſollten in Zukunft die höchſten Feyerlichkeiten ſeiner Familie ohne den ſeit Jahrhunder-

ten dazu geweihten Pokal vollzogen werden, und im Unmuthe darüber wünschte er oft, auch das Getränk, was ihn sonst füllte, verloren zu haben.

Bertha wuchs nun auch heran, und ihre aufblühende Schönheit, wie ihre Aehnlichkeit, ließ dem Vater oft in ihr die verlorne Adelheit erblikken. Er liebte sie deshalb nur noch mehr, und sagte oft zu Schall, daß er in keine Trennung von ihr willigen würde.

Bertha war hierin ganz mit ihm einverstanden, das gemeinsam erlebte Unglück hatte ihre Liebe zu einander erhöht, und ihre Herzen zu innig verkettet, als daß es nicht ihr fester Entschluß gewesen wäre, den geliebten Vater und Bruder nie zu verlassen. Diesem blieb sie auch treu, als ein sehr liebenswürdiger junger Mann, Heinrich von Seeburg, um ihre Hand warb, und sie weigerte sich, ihm in ein fernes Land zu folgen.

Seeburg sah aus der mühsam verhaltnen Thräne, die bey seinem Abschiede in ihrem Auge zitterte, daß es nicht Abneigung war, was sie bestimmte, ihm ihre Hand zu versagen, und schied mit erhöhter Achtung und Liebe von ihr.

Ihrem Vater suchte sie zu verbergen, was in ihr vorging, und nur an ihrem ernsten Wesen, ihrem Hang zur Stille und Einsamkeit bemerkte er, daß die Ruhe, die Heiterkeit ihrer Seele mit Seeburg davon gezogen war. Er sah, daß sie ihr Herz der kindlichen Liebe geopfert, und hätte sie gern an Großmuth übertroffen; allein er wurde alt, sie war seine Pflegerin, sein Trost. Ihre Un-

terhaltungen füllten seine leeren Stunden aus, wie hätte er daran denken können, sie von sich zu lassen, da der muntre Otto, bey allem guten Willen, ihm ihren Verlust nie ersetzen konnte. Wenn er aber auch sich selbst nicht beachtet hätte, so wußte er ja, daß sie nie froh seyn würde, wenn sie mit ihrem Glück die Zufriedenheit ihres Vaters gefährdet sah; und so hoffte er, daß die Zeit Seeburgs Bild in ihrem Herzen verlöschen, und es irgend einem jungen Manne aus der Nachbarschaft gelingen sollte, dieses zu gewinnen.

Er hatte sich verrechnet. Bertha ward zwar wieder geselliger; allein keiner von denen, die um ihre Gunst warben, durfte auf einen glücklichen Erfolg seiner Bemühungen hoffen; und als Schall eines Tages halb im Scherz, halb im Ernst zu ihr sagte: sie möchte ihre Hochzeit nicht zu weit hinaus verschieben, wenn er Theil daran nehmen sollte, so erwiederte sie leicht hin: sie wollte, da der Pokal nicht mehr vorhanden sey, der sie zu verherrlichen bestimmt gewesen, sich niemals verheirathen.

XI. Der neue Nachbar.

Seit einiger Zeit hatte Schalls Gesundheit sehr gelitten, und sein Arzt rieth ihm Zerstreuung an, besonders eine Reise in eine wärmere Gegend. So entschloß er sich, den nächsten Winter im südlichen Frankreich zuzubringen, und im Frühjahr in die Heimath zurückzukehren.

Vorher kam er zu seinem Freunde H..., um Abschied zu nehmen. Dieser sah seine Entfernung sehr ungern. Otto hätte ihn gern begleitet, doch sein Vater gestattete es nicht; und Bertha bat ihn, ihr aus der Provence, wohin er ging, etwas Hübsches mitzubringen.

Er versprach ihr ein Hochzeitgeschenk, etwas ganz Besonderes, Auserlesenes. Davon wollte sie durchaus nichts wissen, und so schied er, von den besten Wünschen begleitet.

Während seiner Abwesenheit hörte der Baron, daß ein Gut in seiner Nachbarschaft um einen hohen Preis verkauft worden sey. Der Käufer wurde ihm als ein junger, sehr achtungswerther Mann beschrieben; doch konnte er weder seinen Namen, noch einige nähere Umstände von ihm erfahren.

Recht gern hätte er gewußt: ob der neue Nachbar, der gegen das Frühjahr einziehn wollte, verheirathet sey oder nicht. Dieses Gut hatte ihm selbst immer wohlgefallen, und hatte ihm oft den Wunsch erregt: daß es einen angenehmen Besitzer, und dieser Berthas Herz gewinnen möchte. Man denke sich daher sein frohes Erstaunen, als er, da dieser angekommen war, und ihm gemeldet wurde, Seeburg in ihm erkannte, den einzigen Mann, den seine Tochter nicht vergessen konnte, ob sie ihm schon aus Liebe zu dem Vater entsagte.

Auch aus Bertha's schönen Augen glänzte ein Freudenschein bey Seeburgs Wiedersehn. Jetzt erst, da er um ihretwillen sein Vaterland vertauschte, fühlte sie den Vorzug gerechtfertigt, den sie ihm

vor allen andern gab: und als er seine Bewerbungen um sie erneute, so gestand sie ihm ihre Liebe, und daß sie nur von ihm das Glück ihres Lebens erwarte.

Diese unvermuthete Wendung ihres Geschickes war ihres Vaters höchste Freude, der ihre Tugend, ihre kindliche Liebe so schön belohnt sah, und er zögerte nur deshalb mit ihrer Verbindung, weil er seinen alten Freund dabey zu sehn wünschte.

Schalls Rückkehr nahte heran, und um diese noch zu beschleunigen, schrieb er ihm das frohe Ereigniß, und wie nur von seiner Ankunft die frühere oder spätere Vereinigung der Liebenden abhänge.

Die Antwort, die er hierauf erhielt, war schon unterwegs geschrieben. Schall versicherte, daß er Bertha's Verheirathung vorausgesehn habe, und ihr das köstlichste Hochzeitgeschenk, das sie sich wünschen könne, aus Frankreich mitbringe.

XII. Die Hochzeitfeyer.

Zu Ende des Monat May erhielten sie die Nachricht: daß Schall zurück sey, und nur die Bestimmung der Hochzeitfeyer erwarte, um sich ungesäumt haben einzustellen. Sogleich wurden die Anstalten dazu getroffen, und am Morgen des frohen Tages langte auch der alte Freund an, der mit der lautesten Freude empfangen wurde.

Es war das schönste Wetter, eine milde Luft kühlte die heißen Sonnenstrahlen, und die ganze Ge-

gend prangte von der üppigsten Vegetation. Schall, sonderbar gerührt und beweat, trieb sich, wie von einer innern Unruhe gequält, umher, ihm schien das weite Schloß zu enge, und er schlug vor, das Hochzeitmahl bey den Ruinen der alten Burg einzunehmen.

Die Tafel war bereits gedeckt, doch um den ersten Wunsch des alten Freundes nach seiner Rückkehr zu ehren, ging der Baron gern in seine Idee ein. Ja, ihm selbst wurde die Freude dieses Tages dadurch erhöht, daß er ihn dort oben feyern sollte, wo ihn in dem verfallnen Gemäuer die Schatten seiner Ahnen zu umwehen, und daran Theil zu nehmen schienen.

Schall erbot sich, die Anordnung auf sich zu nehmen, und H..., der seine Geschäftigkeit in solchen Dingen, und die Lust daran kannte, wendete nichts dagegen ein.

Das ganze Dorf mußte herbey, in der frohsten Stimmung half alles tragen, rücken, heben; und so war in ein Paar Stunden der alte Burghof dort oben mit der herrlichsten Tafel geziert, die sich unter dem Schatten der Linden, die auf einer Seite noch standen, hinzog. Die Blumenkränze, die den Speisesaal zu schmücken gewunden waren, bildeten die schönsten Festons zwischen den Bäumen. Selbst die alten Säulen, das alte Gemäuer war mit Blumen behangen, und über der Pforte, die in die Burg führte, las man auf einer dunkelblauen Tafel mit goldner Schrift die Worte: **Seyd willkommen!**

Der Altar der Römer war mit Weinblättern umwunden, und in einen Schenktisch umgewandelt, und in seiner Nähe hatte Schall den Musikanten einen Platz angewiesen, um jedes Lebehoch mit Trompeten und Pauken zu begleiten.

Nachdem er alles nach seiner Weise eingerichtet hatte, wäre er gern in die Kirche hinabgegangen, die Trauung mit anzusehn; allein er war zu ermüdet, und fand es auch schicklich, daß er, da er einmal die Stelle des Wirths übernommen, die Gäste oben erwarte.

Das fromme Geläute der Glocken ergötzte ihn, und deutete ihm an, daß sie bald kommen würden; und wirklich sah er, daß sich der Zug aus der Kirche durch das grüne Thal bewegte, und nun Paar und Paar den Berg hinaufstieg.

Alles war entzückt über Schalls Anordnungen, und aus dem freundlichen Willkommen, das über der Pforte glänzte, und einer Menge anderer Dinge erkannte der Baron: daß es nicht eine flüchtige Idee, sondern ein ausgedachter Plan von seinem Freunde sey, das Hochzeitmahl hier oben zu halten. Alles war so schön berechnet, so gut ausgeführt, daß H... sich freute, einen kleinen Fehler zu entdecken, der darin bestand, daß für drey Personen mehr gedeckt war. Schall lachte, und entschuldigte sich mit der großen Eil, in welcher er die Gäste nicht richtig überzählt haben mochte.

XIII. Die Erscheinung.

Unter fröhlichen Scherzen ward das Mahl eingenommen: als aber der Baron das Glas erhob, um es auf's Wohl des Brautpaares zu leeren, da fing ihm die Hand an zu zittern, und mit einem tiefen Seufzer sagte er: „Gute Bertha, ich kann Dir mein Versprechen nicht halten, an dem heutigen Tage sollte deine Gesundheit aus unserm Pokale getrunken werden; er ist leider dahin!“

Ohne Adelheit zu nennen, gedachte er ihrer dabey, und es ergriff ihn eine so schmerzliche Wehmuth, daß dadurch eine tiefe Stille über die ganze Tafel sich verbreitete.

Auf einmal ertönte aus der alten Burg eine gar wunderbar sanfte, liebliche Musik, die wie aus dem Lande der Seligen auf die Erde herabzog. Aller Blicke wendeten sich voll Erstaunens dahin, und aus der Pforte drang ein seltsamer Schimmer von Licht, und jetzt trat ein kleiner Knabe, schön wie ein Liebesgott, in ganz veralteter Tracht hervor. Er rufte mit zarter Stimme: Otto heisset Euch willkommen! — und dabey trank er — aus dem Pokal!

Freude, Erstaunen und die Schauer einer dunkeln Ahnung drückten sich auf dem Gesicht des Barons aus, engten Bertha's Brust, und ergossen über alle Anwesende ein Gefühl der stummen bangen Erwartung.

Jetzt stieg der holde freundliche Knabe die Stufen herab, und ging, den Pokal behutsam tragend,

auf den Baron zu: „Hier hast Du Dein verlornes Kleined — sagte er — die Mutter schickt es Dir, dort kommt sie mit dem Vater zur Hochzeit!“

Ohne zu wissen, wie ihm geschah, hatte H... dem kleinen Engel den Pokal abgenommen, und ihn selbst in die Arme geschlossen, als jene Worte seine Blicke auf's neue nach der Pforte hinlenkten, aus welcher nun in eben so veralteter Kleidung ein junger Ritter mit seiner Hausfrau trat. Auch er rief den Gästen ein frohes Willkommen entgegen; doch das schöne Weib an seiner Seite war zu tief bewegt, um mit einzustimmen. Sie wankte mehr, als sie ging, zu dem Sitze des Barons, der, sie anstaunend, sich in das Reich der Geister versetzt glaubte, bis sie zu seinen Füßen niedersank, und er mit einem lauten Schrey sein verlornes Kind, seine Adelheit, an das hochklopfende Vaterherz drückte.

XIV. Wiedersehn.

Durch die Reise hatte Schalls Gesundheit ungemein gewonnen, und das südliche Clima, die milde Luft der Gegend, die er sich zum Aufenthalte auserwählte, bekam ihm vortrefflich, die biedre Treuherzigkeit der Provenzalen, ihre Fröhlichkeit sprach sein Herz an, und gewährte ihm Erheiterung und Zerstreuung.

Den größten Theil des Winters hatte er in Marseille zugebracht. Das reiche Leben, das hier herrschte, war ihm nicht unwillkommen, und die

zahlreichen Fremden, die sich daselbst aufhielten, gaben ihm Gelegenheit, die verschiedentlichsten, interessantesten Bekanntschaften zu machen.

Die herrliche Natur, die hier schon in den ersten Monaten des Jahres Blumen, Laub und Gras hervorbringt, reizte ihn oft zu kleinen Ausflügen in die Umgebungen, wo er unweit der Stadt die freundlichsten Besitzungen und Landhäuser mit den ausgezeichnetsten Gärten antraf.

Eines Tages hatte er sich weiter als gewöhnlich entfernt, als sich eine paradiesische Landschaft vor seinen Blicken eröffnete. Er beschloß einige Stunden hier zu verweilen, und sendete seinen Wagen in einen an der Strasse liegenden Gasthof, wo er ihn erwarten sollte.

Indeß er nun, einsam den Weg wandelnd, sich in Betrachtungen verlor über die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die seinen Geist beschäftigten, und sein für die Schönheiten der Natur so empfängliches Gemüth anzogen, sah er unweit von sich einen wunderschönen Knaben im Wege spielen.

Mit dem innigsten Wohlgefallen betrachtete er das Kind, und wollte eben näher gehen, als ein Paar wilde Pferde, die mit dem Geschirr durchgingen, wüthend herbeystürmten.

Angstvoll, doch mit der größten Besonnenheit stürzte sich Schall ihnen entgegen, und es gelang ihm, sie aufzuhalten.

Einige Bauern, die ihnen nachgefolgt waren, dankten ihm für seinen Beystand; aber mit einem Thränenstrom warf sich ihm ein junges schönes

Weib, das aus einem nahen Landhause herbeyeilte, zu Füßen, und nannte ihn ihren Wohlthäter, den Retter ihres Sohnes.

Bestürzt riß er sie vom Boden auf; doch jedes Wort, das er ihr sagen wollte, erstarb auf seiner Zunge, als er in ihr Gesicht blickte. Auch sie stand wie von einem Zauber gebannt, und starrte ihn an. Er wollte sein Benehmen entschuldigen, und die sprechende Aehnlichkeit bewundern, als sie seinen Namen rief, und ihn überzeugte, daß keine Täuschung waltete, sondern daß er wirklich Adelheit, die verlorne Tochter seines Freundes vor sich sah.

Sie warf sich, als wär' es ihr Vater selbst, den sie wieder fand, in seine Arme, dann legte sie voll Entzücken ihren Otto an sein Herz, und zog ihn nun mit sich in's Haus, rief jubelnd ihren Gatten, und theilte ihm ihr Glück mit.

XV. Ein zweytes Wiedersehn.

De Brie, so hieß Adelheits Gemahl, freute sich mit ihr, und beyde kündigten ihm an, daß er sobald nicht von ihnen komme, worein er sehr gern willigte.

Die Freude des Wiedersehens war zu groß, als daß es in den ersten Momenten zu Erläuterungen hätte kommen sollen. Schnell wurde eine Tafel gedeckt, und mit allem, was das Haus vermochte, besetzt; und nun erst wollte Adelheit ihn

mit dem, was ihr begegnet war, bekannt machen, und ihm schildern, wie glücklich sie im Besitze ihres Gemahls war. Ehe sie aber noch ihre Erzählung begann, rief sie aus:

„Wenn das mein Vater erlebt hätte, wie würde er sich über seine Adelheit freuen!“

Schall erstaunte: und als er ihr versicherte: daß Vater, Schwester und Bruder am Leben, und nur über ihren Verlust betrübt wären, da wußte sie sich lange nicht zu fassen. „Es ist des Glückes zu viel auf einen Tag!“ — wiederholte sie mehrmal, und de Brie ging vom Tische, und trat mit dem so merkwürdigen Pokale wieder herein, den er mit den Worten vor seine Gattin niedersetzte: — „Dieß ist ja wohl dein größtes Fest, meine Adelheit!“

Mit einer Freude, wie man sie bey dem Anblick eines längst vermißten Freundes empfindet, ergriff Schall den Pokal: „Nun kehrt ja alles Verlorne, schmerzlich Entbehrte wieder!“ rief er aus, und ehe er noch Adelheits Erzählung gehört hatte, beschwor er sie, ihm mit Mann, Kind und dem Pokal nach Deutschland zu folgen. de Brie und Adelheit sagten es ihm zu, und nachdem die Gemüther sich ein wenig besänftigt hatten, so machte ihn das junge Paar wechselseitig mit ihren Schicksalen bekannt, die hier im Auszuge folgen.

XVI. Der Feind.

In jener schreckensvollen Nacht, wo der Baron mit seinen Kindern nach den Ruinen flüchtete, hatte Adelheit einige Minuten gezögert, um in der Eil mehrere Dinge, weniger von Werth, als weil sie sie liebte, mitzunehmen. Es ging alles so überaus schnell und stürmisch her, daß sie, als sie in's Freye hinaus kam, niemand von den Ihrigen mehr antraf.

Indeß kam ein Trupp Soldaten mit Fackeln über die Straße. Sie floh in größter Angst, und von dem Lichte geblendet, wählte sie einen falschen Weg; doch bald erkannte sie ihren Irrthum, und mit unsichern Schritten wieder einlenkend, stürzte sie über eine Baumwurzel, und schlug mit dem Kopf so hart auf einen Stein, daß sie ohne Besinnung liegen blieb.

Als sie wieder zu sich kam, befand sie sich, in Betten eingepackt, auf einem Wagen, über den eine Plane von bunter Leinwand gezogen war. Sie wollte sich aufrichten, eine hülfreiche Hand leistete ihr Beystand, und wie sie sich nach der Seite wendete, wo die Unterstützung herkam, erblickte sie mit Schrecken einen jungen Offizier neben sich, dessen Uniform ihr einen Feind, einen Franzosen verrieth.

An der schnellen Bewegung, womit sie sich von ihm zu entfernen bestrebte, sah er, daß sie ihn fürchtete, und er bemühte sich, ihr mit den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken zu versichern: daß er

bereit sey, sie zu verlassen, wenn sie darauf beste-
he: daß er aber neben dem Wagen hergehen wer-
de, da er es sich einmal zur Pflicht mache, sie zu
bewachen und zu beschützen.

Seine Worte waren so sanft und beruhigend,
in seinen großen, dunkeln Augen lag ein so klarer
Ausdruck von Herzensgüte, daß sie ihn zu beleidi-
gen fürchtete, wenn sie auf seine Entfernung drin-
ge. Indessen empfand sie die heftigsten Schmer-
zen am Kopfe, da durch ihre schnelle Bewegung
der Verband, den sie nun erst gewahr ward, sich
verrückt hatte.

Der Fremde war sogleich bereit, das Uebel zu
verbessern. Sie mußte den Kopf, damit das Rüt-
teln des Wagens ihn nicht hinderte, die Schleifen
zu knüpfen, an seine Brust anlehnen, und wie er
damit zu Stande war, lockerte er ihr die Kissen
auf, und bat sie, sich ganz ruhig zu halten.

Sie war sehr ermattet, und schlief bald ein,
und wie sie erwachte, fühlte sie sich wahrhaft ge-
stärkt.

Der Wagen stand jetzt still, sie richtete sich auf
und sah, daß sie sich allein befand. In dem Mo-
ment kam ihr der Gedanke in den Sinn, zu ent-
fliehn, und Vater und Geschwister aufzusuchen,
deren Schicksal ihr jetzt, da sie sich erst auf alles
besann, unendlichen Kummer machte.

Sie hob die Decke des Wagens in die Höhe,
und sahe rings umher Kanonen und allerley Fuhr-
werk; doch war in ihrer Nähe kein Mensch zu er-
blicken. So stieg sie mühsam herab; kaum aber

war sie langsam einige Schritte fortgeschwankt, als ihre Kräfte zu Ende gingen, und sie sich niedersetzen mußte. Sie weinte, jetzt sah sie ihr Unglück in seiner ganzen Größe. Fern von der Heimath, und allem, was sie liebte, war sie krank, und in der Feinde Gewalt. Was sollte aus ihr werden? —

XVII. Vertrauen.

Lange behielt sie nicht Zeit, sich ihren Gedanken zu überlassen. Sie vernahm einen gewaltigen Lärm in der Nähe der Wagen, und gleich darauf sah sie mehrere Soldaten mit dem Offizier auf sich zustürmen. Sobald er sie gewahr ward, nahte er sich ihr, und innig betrübt über ihre Flucht wollte er ihr schon Vorwürfe machen; als er aber ihre Thränen gewahr ward, schwieg er einige Minuten still, und bat sie dann sanft, daß sie ihn nicht so kränken, und einen zweyten Versuch zur Flucht machen sollte, sie würde sich den größten Gefahren aussetzen, denn sicher wäre sie nirgends, als bey ihm.

Sie erkannte, daß er Recht hatte, und doch flossen ihre Thränen immer von neuem, und die Vorstellung trat quälend vor ihre Seele, daß dieser Fremde, dessen Worte sich ihr so verführerisch in's Herz stahlen, es vielleicht selbst nicht redlich mit ihr meyne.

Er ließ sie nicht zum Ueberlegen kommen, denn der Zug sollte sogleich weiter gehen. Er nöthigte sie, etwas Suppe zu essen und ein Glas Wein zu

trinken. Um beydes für sie zu besorgen, hatte er sich von ihrer Seite geschlichen, und nun hob er sie wieder auf den Wagen, setzte sich zu ihr, und es ging ziemlich rasch vorwärts.

Er suchte sie durch allerley Gespräche zu zerstreuen; als aber ihre Thränen nicht vertrockneten, da wurden auch seine Augen naß, und er fragte sie tief gerührt: was sie wünsche, daß er thun solle? Er werde ihren Willen vollbringen und wenn es sein Leben kostete.

Sie fing an Vertrauen zu ihm zu fassen, so sehr sie sich dessen erwehren wollte, und so stellte sie ihm die entsetzliche Lage vor, in der sie sich befand. Aus dem Schooße ihrer Familie herausgerissen, in die Gewalt der Feinde ihres Vaterlandes gegeben, mußte sie sich mit herumführen lassen, während die peinlichste Angst um das Geschick ihres Vaters und ihrer Geschwister ihr Herz mit der größten Qual erfüllte.

Er versank in ein düsteres Nachdenken, dann sprach er schnell: „Sie haben Recht! — So lange ich lebe, so lange sind sie in Sicherheit; doch die nächste Schlacht kann das enden! — Ich habe Sie ohnmächtig am Wege gefunden, ich habe eine Schaar jener Unbändigen, deren Habsucht nie gestillt wird, verhindert, sich Ihnen zu nahen; und da die Bewohner des Dorfes entflohn, und rings umher fast alles verheert war, so dachte ich mir Sie von der ganzen Welt abgeschieden, und beschloß, für Sie zu sorgen und zu wachen. Jetzt will ich die Ihrigen zu erforschen suchen, und was

es mich auch kosten mag, Sie sollen sie wiedersehn!

XVIII. Die Schreckenskunde.

Indessen war der Abend herangekommen, und in einem kleinen Ort, der ganz verlassen stand, wurde Halt gemacht, und die Nacht zu verweilen befohlen. Adelheits Gefährte suchte ein schickliches Gemach für sie aus, wo er die Betten vom Wagen, und alles, was er zu ihrer Bequemlichkeit auftreiben konnte, hinbringen ließ, und zu ihrer Bedienung brachte er eine betagte Frau, die sich beym Regimente befand. Er selbst blieb mit einigen von seinen Leuten in dem Hause, um bey jeder Gefahr in der Nähe zu seyn. Ein Paar von denen, auf deren Treue und Ergebenheit er am meisten rechnete, sendete er nach Adelheits Geburtsort ab, dessen Namen sie ihnen nannte, und eine genaue Beschreibung der Gegend, die sich durch die Ruinen des alten Schlosses auszeichnete, hinzufügte.

Mit der Hoffnung, Nachricht von den Ihrigen zu erhalten, sie vielleicht bald wieder zu sehn, fühlte sie sich ruhiger, und fing an, sich aus ihrer tiefen Betrübniß etwas zu erheben.

Die Wunde an ihrem Kopfe war unbedeutend, doch schmerzte sie noch zuweilen, besonders wenn der Verband erneut wurde, wobey ihr Beschützer jedesmal selbst half, seine Hülfe ihr auch recht lieb war, da keines so sanft und schonend damit verfuhr, als er.

Am andern Morgen ging die Reise weiter. Adelheit nahm ihren alten Platz wieder ein, und wie ihr de Brie, dieß war der Offizier, die Wahl ließ, ob sie lieber ihn oder die Alte zur Gesellschaft wünschte, da entzückte es ihn, daß sie mit der Antwort zögerte, und er schob diese schnell auf die Seite, und setzte sich zu ihr.

Ihr Vertrauen zu ihm ward immer fester, da sie sah, daß er nie aus den Schranken der Ehrfurcht wich, auch da sie freundlicher, als den Tag zuvor, gegen ihn war. Er sprach ihr Trost zu, wenn sie klagte, suchte sie durch sanfte Vorstellungen zu bewegen, sich in die seltsame Lage, in die sie versetzt war, zu finden, und verwies sie zur Geduld, als die Nachricht von den Ihrigen länger ausblieb, als er berechnet hatte.

So reisten sie mehrere Tage, da bemerkte Adelheit, daß ihren Begleiter etwas, das ihn zu bekümmern schien, beunruhigte, er verließ sie öfter als vorher, und wenn er dann wieder kam, war er oft so bewegt, daß er kaum zu sprechen vermochte. Seine Aufmerksamkeit für sie verdoppelte sich; doch sah sie, daß er ihr etwas verhehlte; und als er sie einmal voll zärtlicher Theilnahme anblickte, da erst dachte sie daran: daß er sich wohl um ihretwillen ängstige, und mit dem ersten Gedanken vereinte sich die Vorstellung, daß die Ihrigen ein Unglück betroffen haben könne. Sie drang in ihn, ihr das Geheimniß zu eröffnen, was auf ihm laste, und sprach ihre Vermuthung laut aus; und als er nicht sogleich widersprach, so ließ

sie nicht nach, bis er ihr mit der größten Vorsicht eröffnete, daß über ihre Familie ein trauriges Schicksal ergangen, und es keinem Zweifel unterworfen wäre, daß sie in jener entsetzlichen Nacht den Tod gefunden hätten.

Ihr Jammer war grenzenlos, und doch hätte sie gern noch gezweifelt, wenn ihr nicht de Brie erzählt: daß ein Mann mit einem noch nicht völlig erwachsenen Mädchen und einem jüngern Knaben erschlagen worden sey, weil sie sich, mit vielen Kostbarkeiten und Geld beladen, auf abgelegenen Wegen hätten flüchten wollen. de Brie's Leute hatten zum Beweis ein buntes Tuch, das um des Mädchens Kopf geschlungen war, und den seltsam verzierten Pokal mitgebracht.

XIX. Ehrenrettung.

Adelheit sank in Ohnmacht, wie sie den Pokal erblickte, der die Schreckensnachricht bestätigte; als sie jedoch wieder zu sich gekommen war, und sich ein wenig gefaßt hatte, so erkannte sie darin, daß er auf so seltsame Weise wieder an sie, die nun von ihrer Familie allein noch Uebrige, gekommen war, eine höhere Fügung, und fand sogar dabey, daß er ihr angehörte, einen Trost.

de Brie hatte den Pokal theuer erkauft, um ihn ihr, als das Eigenthum ihrer Familie, überlassen zu können, und mit Theilnahme hörte er die wunderbaren Verkettungen, die ihn an das Geschick seiner Besitzer fesselten, und die ihm Adel-

heit, wenn sie der Schmerz nicht zu tief bewegte, nach und nach mittheilte.

Die nächsten Tage nachher, als sie das schreckliche Ende der Ihrigen vernommen, hatte sie für sich selbst keinen Sinn. Sie ließ geschehen, daß man sie bald da, bald dorthin führte, und hatte kaum mehr Thränen für ihr schweres Leid. de Brie ließ sie jammern, und suchte dabey sorgfältig alles hervor, was sie zerstreuen mußte, ohne daß sie den Zweck davon oder seine Veranlassung errieth.

Sie erwachte aus ihrer Betäubung, als sie davon sprechen hörte: daß man einer blutigen Schlacht entgegen sehe. de Brie mußte sie verlassen, das wußte sie, und sah nun ihr Elend auf dem höchsten Gipfel.

Wo sollte sie hin? — Zwar fehlte es ihr nicht an Freunden und Verwandten, wer aber von allen sollte sich ihrer annehmen? — Daß ihr guter Name, bey der größten Schuldlosigkeit, darunter leiden mußte, wenn man hörte, sie sey viele Tage mit einem jungen Offizier, mitten unter dem feindlichen Heere, umhergezogen, konnte sie sich nicht verhehlen, und diese Ueberzeugung machte sie untröstlich.

Ihre Besorgnisse hatte de Brie vorausgesehn, er stimmte ihr bey, und nannte ihr, als das einzige Mittel, ihre Ehre zu retten, eine unauflösliche Verbindung mit ihm.

Sie war überrascht, tausend Zweifel regten sich in ihr; doch war er jetzt der einzige Mensch, dem

sie vertraute, der Einzige, der sich ihrer annahm, sie von Noth und Schande rettete, und der Einzige, den sie liebte. — Die Hindernisse, die sie ihm aufstellte, wußte er mit so großer Beredsamkeit zu widerlegen, daß sie bekennen mußte: der Fall sey so einzig und sonderbar, daß zur Rettung ihrer Ehre wirklich nur dies Mittel übrig bleibe.

Bald darauf, als eben die Ordre, sich schlagfertig zu halten, kam, hatte de Brie einen Geistlichen herbeygeschafft, der die Trauung vollzog.

Nur erst nachher, mit dem Abschiede, vielleicht auf ewig, gestand er ihr, daß er sie vom ersten Augenblicke an, wo er sie gesehn, unaussprechlich geliebt, und daß er die Trennung von ihr nicht überleben würde, wenn er nicht das Bewußtseyn mit sich nähme, daß sie ihm angehöre.

XX. de Brie.

de Brie war aus einer alten Familie, und würde der Guillotine kaum entgangen seyn, wenn er reich oder bekannt genug gewesen wäre, um die Aufmerksamkeit der Blutrichter auf sich zu ziehen. Sein Vater besaß ein nicht beträchtliches Gut, und hatte sich die Liebe seiner Unterthanen im hohen Grade erworben, die sie, als er starb, auf seinen noch sehr jungen Sohn übertrugen.

Als ihn die Vaterlandsliebe bestimmte, die Waffen zu ergreifen, übergab er den Aeltesten sei-

nes Dorfs die Verwaltung seines Eigenthums, und er durfte es nicht bereuen.

Adelheits Anblick hatte über sein Herz entschieden, ohne ihn für seine Pflicht zu erkalten; und so begab er sich auch im Kampfe gegen die Abtrünnigen seines Vaterlandes in die größten Gefahren, so daß er schwer verwundet vom Schlachtfelde gebracht werden mußte.

Sobald Adelheit seinen Aufenthalt erforscht, eilte sie zu ihm; und jetzt segnete sie das Band, das sie an ihn knüpfte, da es ihr verstattete, ihm den Beystand, den er ihr geleistet, zu vergelten.

Eine Kugel hatte ihn in die Brust getroffen, und seine Wunde war so gefährlich, daß er lange zwischen Leben und Tod schwebte. Nur Adelheits unermüdeter Sorgfalt und Treue hatte er seine Erhaltung zu verdanken; doch erklärte der Wundarzt: daß er Jahre bedürfe, um sich zu erholen, und daß er zum Soldaten auf eben so lange untauglich wäre.

So wurde er mit den ehrenvollsten Zeugnissen entlassen, und eilte mit der geliebten Gattin in die schöne Provence, seine Heimath.

Gern hätte sie, ehe sie über den Rhein ging, die Ruinen ihres Vaterhauses besucht; allein de Brie fürchtete, dieser Anblick möchte sie jetzt noch zu sehr erschüttern, und versprach ihr, sobald die Ruhe hergestellt sey, eine Reise mit ihr dahin zu unternehmen.

Dieß hatte längst geschehn sollen, und war nur immer wieder verschoben worden. Nun, da Schall die frohe Nachricht von dem Leben ihres Vaters

und ihrer Geschwister gebracht hatte, nun konnten sie den Tag der Abreise kaum erwarten.

Schall ergänzte ihre Erzählung insofern: daß zu dem Irrthum der Kammerdiener ihres Vaters, der mit Tochter und Sohn auf der Flucht umgekommen war, die Veranlassung gegeben hatte. Hieraus erwieß sich zugleich, daß nicht die Soldaten, sondern er den verborgnen Schrank eröffnet, und die Kostbarkeiten entwendet hatte, wofür er seine Strafe zeitig genug empfan en. Das Tuch mochte Bertha seiner Tochter wohl geschenkt haben, denn da sie mit aufgewachsen, und zu ihrem Dienst bestimmt war, so erhielt sie sehr oft kleine Geschenke von ihr.

XXI. Schluß.

Auf der Reise wurde der Plan zu der Ueberraschung entworfen. Schall nahm seine Reisegefährten mit sich nach Frankfurt, wo er schnell alles dazu Gehörige herbeyschaffte. Mit ihm langten sie in Adelheits Geburtsort an, und er brachte sie heimlich in die Ruinen. Die Musik von dort heraus war eine Harmonika, und eine künstliche Beleuchtung vollendete die Täuschung. Die Erscheinung des Kindes sollte dazu dienen, den Baron auf ein außerordentliches Ereigniß vorzubereiten.

Alles war nach Wunsch gelungen, und mit seiner Adelheit nahm H... den neuen Sohn und Enkel in seine Arme und in sein Herz auf.

De Brie versprach den ganzen Sommer hin-

durch bey ihnen zu bleiben, wenn sich die Familie, zu der Schall sich auch zählen mußte, anheischig machte, den nächsten Winter bey ihm in der Provence zuzubringen.

Der Baron hob den Pokal hoch in die Höhe, und trank auf seiner Kinder und Gäste Wohl. Er ging, wie ehedem, in der Runde herum, und die Ruinen, in denen er vor Jahrhunderten schon den Kreis der Freude belebt hatte, ertönten von dem Jubel der Hochbeglückten.

Wilhelmine Willmar.

Die Neujahrswünſche.

Erzählung.

Der letzte des Decembers war geſchieden;
Am Himmel ſtand der Mond in ſtiller Pracht,
Und tauſend Sterne, theilend ſeinen Frieden,
Durchblitzten klar und hell die Winternacht.
Mit ſchneidendſcharfem Hauch, auf frevem Gleiſe,
Durchſtrich der Nord im öden Waldgebiet
Die Fichtenwipfel, wo aus Reif und Eiſe
Cryſtallne Blumen funkelnd aufgeblüht.
Vom ſtrengen Froſt gehärtet war die Erde;
Und wer den Pflichtruf, dem er ſich geweiht,
Vereinen durfte mit dem Ruf der Zeit,
Der ſaß daheim am lockendwarmen Heerde
In ruhiger Geſprächsvertraulichkeit.

Nur Förſter Burgfeld ſchweifte ſtillverdroſſen,
Mit heiß'ger, doch vergeblicher Begier,
Von grauenvollem Schweigen rings umſchloſſen,
Nach Beute noch umher im Waldrevier. —

Sonst folgt' ihm heitrer Sinn auf jedem Schritte,
Still freudig zog er mit dem Jagdgewehr
Des Morgens aus, und bey der Wiederkehr
Empfing ein liebend Weib ihn in der Hütte,
Drey holde Kinder hüpften um ihn her.
Zum nährenden Beruf, der ihm beschieden,
Gesellte sich des Wohlseyns Lust und Kraft,
Und eines wackern Freundes Nachbarschaft
Vollendete sein Glück und seinen Frieden.

Das war vorbey! — Wo Lieb' und Einigkeit
Gewaltet und gewohnt in Heil und Segen,
Da herrschte jetzt verderblich Groll und Streit;
Denn zürnend hatten, eines Grundstücks wegen,
Im Lauf des Jahrs die Freunde sich entzweyt.
Verdruß und Unmuth gab der Blick zu lesen,
Aus dem der Engel des Vertrauens wich;
Fest saß die Natter, die das Herz beschlich,
Und die sich unentbehrlich sonst gewesen,
Vermieden jetzt mit scheuer Sorgfalt sich! —

So zog der Förster in des Vollmonds Schimmer
Mit düsterm Mienenspiel den Wald entlang;
Doch plötzlich stand er still; denn es erklang
Fern im Gebüsch ein klagendes Gewimmer,
Das hohl und dumpf zu ihm herüberdrang!
Ergriffen ward sein Herz! In Flügelschnelle,
Mit starken Armen brach er nach der Stelle
Sich durch das wilde Dickicht freye Bahn,
Und einen zarten Knaben traf er an;

Der, Angſt und Schrecken auf den bleichen Wangen,
Hier in der öden Wildniß irr gegangen.
Durchbebt vom Froſt, kaum ſeiner ſelbſt bewußt,
Begann der Lebenspuls ihm ſchon zu ſtocken,
Gepeitſcht vom Nordwind flogen ſeine Locken;
Doch hing, bindeutend auf vergangne Luſt,
Ihm eine Zieher an der ſtarren Bruſt.

„Das ſteht mir in den Sternen wohl geſchrieben!“
Hub Burgfeld an; „auch ungeſucht geblieben,
Kommt abermals mir die Gelegenheit,
Beym Jahresſchluß ein gutes Werk zu üben,
Wie ich gewohnt geweſen jederzeit!
So bleib' es denn bey der verjährten Sitte,
Trübt Unluſt gleich und Unmuth mir den Sinn!“ —
Das Jagdgeräth warf er in's Dickicht hin,
Und regen Laufs verdoppelnd ſeine Schritte,
Trug er den Knaben heim nach ſeiner Hütte.

Hier kehrte bald, gepflegt von milder Hand,
Dem Sterbenden in die erſtarrten Glieder
Der ſchon erloſchne Lebensfunke wieder.
Dem edeln Retter dankbar zugewandt,
Begann der muntre Blick ſich zu erheben,
Und jede Spur erlittner Angſt verſchwand.
Jetzt wies der Wirth, da Mitternacht ſo eben
Herangenaht, ihm in dem Hüttenraum
Das Lager an; und alles ſchien ein Traum,
Was ſich zu Leid und Luſt mit ihm begeben.

Kaum aber war, in Rosenglut entbrannt,
Das Morgenlicht des jungen Jahrs erschienen,
Als reisefink, die Zither in der Hand,
Und rege Ungeduld in Blick und Mienen,
Der Knabe schon am Bett des Försters stand.
„In Osten dämmert's und ich muß von hinnen!"
Rief er ihm zu; doch willig füg' ich auch,
Bevor ich scheide, mich dem frommen Brauch,
Das junge Jahr glückwünschend zu beginnen.
So höre denn, der du mein Retter bist,
Was mir für dich in's Herz gegeben ist."

„Vorüberschwebend, nach gemeßnem Walten,
Und regelrecht verkettend Tag und Nacht,
Verwandelt sich das Jahr in vier Gestalten,
Und auch vier Wünsche sind dir zugedacht."

„Wenn, nach des Winters feindlich strengem Schalten,
Der Reiz des Frühlings die Gefilde ziere,
Dann dringe dir, von eigner Hand geführt,
Die scharfe Axt in früher Morgenstunde
Abgleitend in den Fuß zu blut'ger Wunde!"

„Wenn froh und üppig dann zur Sommerszeit
Des Fleißes Saat zur goldnen Frucht gedeihe,
Zerstöre, wider Hoffen und Erwarten,
Ein Hagelschlag dir den Gemüsegarten!"

„Lockt dich in's Jagdrevier mit Wink und Gruß
Der Herbst hinaus; dann deck' und überflore
Ein Dämon dir den Blick, damit der Schuß
Gefesselt haften bleib' im Feuerrohre!"

„Und fälle aufs nen der Sonne Glanz und Glut
In schrägerm Stral zur winterlichen Erde;
Dann, in des Eisgangs wild empörter Wuth,
Verschlinge — daß dein Glück vollkommen werde —
Den Liebling dir des Stromes tiefe Fluth!"—

„Unnützer Bube!" rief mit Zorngeberde
Der Förster aus, zur Züchtigung bereit;
„So lohnst du mir den Trieb der Menschlichkeit,
Den mein bewegtes Herz für dich empfunden?
Jetzt magst du schaun, nichtswürdiger Prophet!
Was an dir selber in Erfüllung geht!" — —
Doch eh er noch dem Lager sich entwunden,
War, wie vom Winde spurlos fortgeweht,
Der kecke Zitherspieler schon verschwunden. —

Den Winter sah man allgemach entfliehn.
In mild'rer Lüfte schöpferischem Wehen,
Und frohbegrüßt von Lerchenmelodien,
Begann der Lenz die Thäler und die Höhen
Mit jugendlichem Schmuck zu überziehn.

Da rüſtet ſich in früher Dämmrungsſtunde
Der Förſter einſt, der längſt die Unglücksſtunde
Des Zitherſpielers nun vergeſſen hat,
Zur Wanderung nach der entlegnen Stadt.
Des Einkaufs denkend, den er will beſchicken,
Trägt er bereits in blanken Silberſtücken
Die Baarſchaft feſtgegürtet um den Leib,
Und ſchon hinaus will er in Wandereile;
Doch aus der Küche winkt und ruft ſein Weib:
„Komm Burgfeld, einen Augenblick nur weile!
Denn fort und fort vergebens quäl' ich mich,
Weil ich dich ungern länger aufgehalten,
Den Eichenklotz mit eigner Hand zu ſpalten;
Was mir zu ſchwer, iſt leichtes Werk für dich!"

Doch kaum hat er, in rüſtigem Beginnen,
Mit ſcharfer Art den erſten Schlag gethan,
So ſtrömt ſein Blut, es ſchwinden ihm die Sinnen
Vereitelt iſt der Wandrung Zweck und Plan;
Denn in der Wange ſchmerzlichem Erbleichen
Kann er die Lagerſtätte kaum erreichen.

Und einen andern, der auf gleicher Bahn
Still wandelnd eintrat in das Waldgehege,
Traf das Geſchick, das in verborgner Nacht
Ruchloſe Liſt dem Förſter zugedacht.
Im ſtarren Blick das ſprechende Gepräge
Der Todesangſt, beraubt von Räubershand,
Ein preisgegebnes Bild des Jammers, fand
Man mit gebundnen Gliedern ihn am Wege! —

Vorüber floh des Lenzes Blumenraum,
Und lohnvoll deutend auf erwünschte Spende,
Sah jetzt der Förster in des Gartens Raum
Zur reichen Frucht gedeihn den Fleiß der Hände.
Da hört man furchtbar einst in finstrer Nacht
Ein Ungewitter durch den Luftkreis toben;
Im Riesenkampfe mit sich selbst erhoben,
Sind alle Schrecken der Natur erwacht.
Der Himmelsraum, gedrückt von Wolkenschwere,
Von Dunkelheit, von Blitzesglut erfüllt,
Wird bald zur Grabnacht, bald zum Flammenmeere!
Laut heult der Sturm, der Donner kracht und brüllt!
Es irrt die Angst umher in den Gemächern
Mit brünst'gem Flehn für Anger und Gefild,
Und prasselnd klirrt der Hagel auf den Dächern.

Und wie der Tag in Osten sich erhebt,
Lenkt Burgfeld zögernd nach des Gartens Auen
Die scheuen Schritte, um — erfüllt zu schauen,
Was ahnend schon im Geist ihm vorgeschwebt!
Zerknickte Halme trauern ihm entgegen;
Was er gepflanzt mit rüstig reger Hand,
Liegt überschüttet von Gestein und Sand,
Und rettungslos zerstört ist aller Segen!

Und wie er steht im Kummer des Gemüthes,
Naht ihm ein fremder Pilgermann entgegen,
Der prüfend sich genähert den Gehegen:
„Seyd ihr der Eigner dieses Grundgebiets,

So wendet dankbar euern Blick nach oben;
Denn wunderbares Heil kam euch von droben!
Da schaut der Blätter gleissend fetten Saft,
Erzeugt vom Giftgewächs, das in den Räumen
Gewuchert überall, und seine Kraft
Verderblich mitgetheilt den Nachbarkeimen.
Der Schlag, der diese Aerndte weggerafft,
Zu eurem Glück ward er herabgeleitet;
Denn tödtlicher Genuß stand euch bereitet!" —

Mit ernstem Blick erwog er die Gefahr,
Die, voll geheimer Tücke, wunderbar
Geruht in den zerstörten Segensgaben!
Und als er wieder in die Hütte trat,
Sprach er zur Hausfrau: „Hüte mir den Knaben,
Daß er da draußen nicht dem Strom sich nahe!" —

Im Zeitenflug war jetzt der Herbst erschienen,
Den Förster zog es in die Waldung fort.
„Bleibt mir die Wahl?" rief er mit finstern Mienen,
„Ich muß hinaus, trotz dem Prophetenwort,
Es ist ja mein Beruf, dem muß ich dienen!"

Und fort und fort vom Glücksstern angelacht,
Ward ihm, so oft sein Tagwerk sich erneute,
Im Eifer des Berufs so reiche Beute,
Wie früherhin kein Herbst sie ihm gebracht.
Das stille Grauen vor des Schicksals Tücke
Ward ausgetilgt durch des Gelingens Lust;

Denn nimmer fehlte seinem sichern Blicke
Der sichre Zielflug nach des Wildes Brust.

Schon überstrich des Nordes kalter Flügel
Mit schärferm Hauch die Flur im Schneegewand,
Schon lag des Eises trüglichblanker Spiegel
Auf stiller Wogenfläche ausgespannt.
Doch in der Wünsche feurigstem entbrannt,
Des Glücks gewiß, das stets sich treu bewährte,
Durchzog der Förster mit erhöhtem Fleiß
Jetzt das Revier, denn eines Hirschbocks Fährte
Gab hier im Schnee sich seinen Blicken preis,
Und eifervoll entglühte war sein Verlangen,
Den edlen Flüchtling würdig zu empfangen.

Nach tagelang vergeblichem Bemühn,
Traf endlich er mit schauerndem Behagen
Im dunkeln Dickicht des Gebüsches ihn.
„Nur diesmal noch," seufzt er von flücht'gem Zagen
Leis überwallt und brennend vor Begier,
Den längstgewünschten Meisterschuß zu wagen,
„Nur diesmal noch, o Glück, sey günstig mir!" —
Verlorner Wunsch! Indem das Thier sich flüchtet,
Versagt gewährungslos das Feuerrohr!
Doch Klagruf dringt zugleich zu seinem Ohr,
Und an den Ort, wohin der Schuß gerichtet,
Tritt aus dem Waldgebüsch — sein Weib hervor!
Vom sichern Todesblei verschont geblieben,
Durchwühlt der Dolch des Jammers ihr das Herz!

Die Hände ringt ſie in Verzweiflungsſchmerz.
Entſetzen ſteht in ihrem Blick geſchrieben!
„Der Knab' iſt fort," ertönt ihr Angſtgeſchrey,
„Der Knab' iſt fort, iſt nirgends mehr zu finden!
Am Stromesufer ſah man ihn verſchwinden!
Die Flut hat ihn erfaßt! Gott ſteh uns bey!

Erblaſſend folgt der Förſter ihrem Schritte
Und ſchon der Heimath ſind ſie ſchaudernd nah;
Da winkt der Nachbar ſie in ſeine Hütte,
Wie es ſeit Jahresfriſt nicht mehr geſchah.
Sie folgen ſeinem Ruf — und welch Entzücken
Ergreift im ſeel'gen Wechſel ihre Bruſt,
Als ſie den Knaben, ihres Lebens Luſt,
Der Flut entrafft, hier am Kamin erblicken!
Mit Wonneſchauern, die der Erd' entrücken,
Mit Himmelsluſt umfaſſend den Gewinn,
Stürzt ſich die Mutter auf den Liebling hin!
Der Förſter aber kehrt mit Schamgeberde
Zum edlen Retter ſeines Kindes ſich.
„Verfolgt," beginnt er ſtammelnd, „hab' ich dich
Mit Groll und Haß um eine Handvoll Erde;
Du aber, beſſ'rer Sinnesart, als ich,
Mir wiederſchenkend ein geliebtes Leben,
Das ich dem Tod zur Beute ſchon geglaubt,
Du folgſt der Lehre, die die Schrift gegeben,
Und ſammelſt feur'ge Kohlen mir auf's Haupt!" —

„Der Zufall ließ," entgegnete gelaſſen
Der Nachbar ihm, „mich durch des Gartens Wand

Den Knaben eben in das Auge faſſen,
Als er hinabglitt von des Ufers Rand.
Wohl haben wir uns Beyde ſchwer vergangen,
Seit wir — in Liebe ſonſt uns zugewandt —
Uns trotzig zu befehden angefangen!
Die Gunſt des Zufalls tritt vermittelnd ein,
So möge denn, von aller Selbſtſucht rein,
Wornach wir Beyd' im Innerſten verlangen,
Der Freundſchaftsbund auf's neu geſchloſſen ſeyn!" —

„O Zauberſpruch, am Jahrsfeſt mir verkündet!"
Rief Burgfeld aus, und fromm gerührt empor
Hob ſich ſein Blick, in Dankesglut entzündet;
„O Zauberſpruch, ſo ſchreckhaft für das Ohr,
Und auf verborgne Wohlfahrt doch gegründet!
Was erſt wie Hauch des Unglücks mich umweht,
Erfüllt mit Troſt und Heil hat es geendet;
Sey mir geſegnet, pilgernder Prophet!
Du hatteſt Recht — jetzt iſt mein Glück vollendet!" —

K. G. Prähel.

Bauchredners Triumph.

Seitenstück zu Puppenspielers Klage.

Bauchredner kam in eine Stadt —
Es war der Besten einer
Die Frankreich je gesehen hat,
Nicht etwa solch ein feiner,
Der mit dem Mund nur wackeln kann
Wie jüngst Herr Alexander,
Derley man überall trifft an,
Wohl klüger und gewandter.

Bauchredner aber, den ich meyn',
Sprach wahrhaft mit dem Bauche,
Und steckte voll von Schelmereyn
Nach lustger Burschen Brauche.
Im Städtchen nun, in das er kam,
Er durch den Burgemeister
Von einem großen Haus vernahm,
Drin spukten Höllengeister.

Die trieben teufliſchen Rumor,
Gleich argen Saranaſſen,
So daß das Haus, bewohnt zuvor,
Jetzt stehe ganz verlaſſen,

Der wackre Hausherr sey dabey
Gezogen selbst von dannen,
Weil nicht Gericht, noch Clerisey
Den Teufel wag' zu bannen.

Wohl merkt dieß gut mein Redner sich,
Und geht zum Herrn des Hauses,
Und spricht zu ihm: „Ihr dauert mich —
Ob teuflischen Gebrauses
Müßt ihr aus eignem Hause ziehn,
Und dulden viel Beschwerden,
Doch sagt einmal, verbann ich ihn,
Was soll dafür mir werden?"

„Ey, wenn Ihr's könntet," spricht der Mann,
„Ich gab Euch tausend Gulden,
Weil ich nicht Hauszins nehmen kann,
Komm stets ich mehr in Schulden,
Ihr sammelt nächst dem Gelde noch
Des Dankes sein'ge Kohlen,
Allein bedenkt die Seele doch,
Er könnte selbst Euch holen."

„Werd ihn schon packen," jener sagt,
„Kommt in das Haus nur morgen
Um sechs Uhr früh recht unverzagt,
Er soll mir schon gehorchen.

Doch daß ein Jeder deutlich ſchau,
Wie dies durch mich geſchehen,
So bringt herbey mit, Mann und Frau,
Dies Schauſpiel anzuſehen.“

Geſagt, gethan; um ſechs Uhr früh
Strömt's zum verrufnen Hauſe,
Es ſcheute Keiner Schlaf noch Müh,
Lief zum Beſchwörungsſchmauſe,
Und alles ſtand mit offnem Mund
Den Kühnen zu erſchauen,
Der ſtürzen in der Hölle Schlund
Sich wollte, ſonder Grauen.

Bauchredner aber wußte fein,
Wie man den Spuk errichtet,
Daß Niemand mehr in's Haus zög ein,
Auf das der Sinn gerichtet,
Weil Buben es zu ſchlechtem Preis
So zu erlangen ſtrebten,
Und das Gerücht mit allem Fleis
Im Städchen drum belebten.

Da kam er denn mit ernſtem Schritt,
Und ging zum erſten Stocke,
Und alle Nachbarn zogen mit,
Ihm folgend auf der Socke,

Daß, wenn der Böse sich etwa
An ihnen wolle reiben,
Sie dem Gewaltigen doch nah,
Der stark, ihn zu vertreiben.

Und sieht kaum stehn sie dort im Saal,
So geht es an ein Lachen,
Und Schreyn und Heulen und Skandal,
Wie Satan nur kann machen.
Bald kräht es wie ein Hahn, bald blökt
Es wie ein Bullenbeißer,
Kurz jedes Thier wird nachgeäfft
Bald laut, bald wieder heiser.

Da ruft der Magus: „Teufel du,
Wie du auch mögest heißen,
Laß diesen frommen Hans in Ruh,
Sonst will ich dir es weisen."
Und hat es nun vorher gelacht,
So lacht es jetzt viel toller,
Und hat vorher es warm gemacht,
Wird toller das Gekeller.

Bauchredner aber schreyt: „Du Tropf,
Weißt du nicht, wer hier waltet?
Gleich kriech in diesen leeren Topf,
Wie du auch sonst gestaltet."

Und einen Topf ſtellt er damit
In Mitten auf des Saales,
Und jeder weicht zurück drey Schritt,
Der Magier befahl es.

Drauf hört ein Winſeln man dicht an,
Und näher kommt es, näher;
Sie hörten's deutlich, ob nichts ſahn
Auch die bebrillten Späher,
Und winſelte: „Ach! — O weh! — Wie's grimmt! —
Wie arg kannſt du mich zwingen.“
Und endlich hört man ganz beſtimmt
Plumps in den Topf es ſpringen.

Da nahm den Deckel alſobald
Der Magier, und deckte
Ihn auf den ihnen Aufenthalt,
In dem der Teufel ſteckte,
Und ſprach ſodann: „Nun ſchwöre gleich,
Daß du nicht wiederkehren
Willſt in dies Haus, und dieſes Reich,
Sonſt will ich Mores lehren.“

Der in dem Topfe aber ächzt:
„Ach! mächtiger Gebieter,
Der in das Futteral mich hext,
Entlaße mich diesmal wieder.

Und nimmer such ich wieder hier
Ein neues Höllenfutter,
Ich schwör' es Dir, o glaub' es mir,
Bey meiner Großemutter.

„Nun denn," sagt Faust der zweyte, „seht,
Blieb er im Topf, war's schlimmer,
Denn wo der auch nur immer steht,
Zerbrechen könnt er immer.
Drum, da er einen Schwur gethan,
Auch Teufel haben Ehre —
So dächt ich, grift das Werk man an,
Daß man bald los ihn wäre."

„Darum befehl ich dir hiermit,
Wenn ich den Deckel lüpfe,
Damit dein Schreckbild frey und quitt
Von dannen wieder schlüpfe,
Zu fahren flugs zum Höllenschlund,
Woher du bist gekommen;
Mit dem Gesind mach's nicht zu bunt,
Und niemand mitgenommen."

„Ich schwör' es!" stöhnt der Teufel drin:
Und nun zum Topf der Töpfe
Tritt der erfahrne Magus hin,
Als ob er Odem schöpfe

Nach diesem harten Teufelsstraus,
Und rufet gar entsetzlich:
„Unreiner Geist! fahr aus, fahr aus!
Und hebt den Deckel plötzlich.

Und alle, die im Kreise stehn,
Mit kreideweißen Wangen,
Sie wollten doch den Satan sehn,
Der war im Topf gefangen,
Und stecken vorwärts Hals und Kopf
Und stehen überschichtig,
Und sehen — einen leeren Topf —
In dem's doch nicht recht richtig.

Denn deutlich hört aus ihm heraus,
Man eine Windsbraut schallen,
Und mit gewaltigem Gebraus
Hinaus zum Fenster wallen.
Das war der Teufel sicherlich —
Und was es klar bezeuget —
Ein jeder hält die Nase sich,
Als ihn der Wind bestreichet.

So ist beendet nun der Bann,
Das Haus ist wieder ehrlich.
Gar viele Miether treten an,
Es faßt das Haus sie schwerlich.

Denn überzeugt iſt jeder nun,
Mit Naſe, Aug' und Ohren,
Er kann jetzt drin in Frieden ruhn,
Der läßt ihn ungeſchoren.

Bauchredner aber ſpricht zum Herrn
Des Hauſes: „Laßt die Gulden,
Den Dank nur nehm ich an recht gern,
Ihr habt mir keine Schulden,
Allein den Topf bewahret fein
Von einem braven Manne,
Er ſoll ein Angedenken ſeyn,
Wie man den Teufel banne.

Th. Heft.

Jährlichkeiten in Fluthen.

I.

Der Eisgang.

Der Thauwind saust, es reißt der Damm,
Die Fluthen ständlich steigen,
Daß schon sich drein vom Weidenstamm
Die dürren Aeste neigen;
Der Strom bis an den Hochweg stürmt
Und überschwemmt die Mühlen,
Dort wo das Eis sich aufgethürmt,
Dem Blick kaum zu erzielen.

Eisschollen treffen sich und drehn
Bald lösend, bald verklammernd,
Zuschauer fern am Ufer stehn,
Hier gaffend und dort jammernd;

Denn solche Fluth läßt ärgre Spur
Zurück, als wildes Feuer;
Verlandet Feld, zerrißne Flur,
Verfallenes Gemäuer!

Sie überrascht bey Nacht, umfängt
Mit feuchtem Arm die Betten;
Wenn Alle gleiche Noth bedrängt,
Wer ist zuerst zu retten?
Kein Boot kann in dem Strudeleis,
Kein Schiffer drauf sich halten;
Da hilft kein Flehn, da lockt kein Preis
Wo Todesmächte walten!

Die Kunde kam: Ein Dorf am Strand
Ward in die Flut gezogen!
Gerath, was die Strömung fand,
Sind Raub erzürnter Wogen.
Der Quaderbrüstung Schutz zersprang
Und die Gebäude borsten.
Schon flutten hier, den Strom entlang
Tragbalken, Dächerforsten.

Trügt mich mein Auge nicht, so treibt
Ein Leichnam starr daneben;
Die Stirn voll Blut, das Haar gesträubt,
Als kämpft' er noch um's Leben.

Starr iſt der Arm, wie er vielleicht
Ihn hob um Hülfe flehend,
Der Frau, den Kindern ihn gereicht,
Nun mit ihm untergehend!

Der Eigner iſt's der Mühle, dort
Sammt Rädern und Getrieben
Zerſtört vom Strom, der reißt nun fort,
Was von ihr übrig blieben.
Sie ſchwimmt wie ein zerrißner Floß
Im Eiſe bald gehalten,
Bald losgelaſſen vom Koloß
Wenn ziſchend er geſpalten.

Zerſtört von Strom und Wellen ſind
Wand, Thüren, Wendeltreppe;
Im Hausraum liegt ein flämmernd Kind
In ſeiner bunten Wiege;
In manches Hausgeräth geklemmt,
Bleibt feſt die Ruheſtätte,
Ob ſich die Trümmer drehe und klemmt —
Ein wahres Himmelbette!

Gewißlich ſteht in Todesgefahr,
Im Elementenſtreite,
Mit Cherubsflügeln unſichtbar
Sein Engel ihm zur Seite.

Daß nichts den Kleinen irre und quält!
Inmitten der Vernichtung
Wie nach dem Pfad, magnetgestählt,
Der Floß hält sichre Richtung.

Denn selbst ein Engel, wunderhold,
Die Aeuglein sanft geschlossen,
Die Stirn von reicher Locken Gold
Umringelt und umflossen,
Schläft er, wie auf der Mutter Schoos,
Mit rosi umflorten Wangen,
Nicht sorgend für der Zukunft Loos
Und wie vom Traum umfangen.

Ihm ist der Windsturm Wiegensang,
Sein Führer ist die Welle! —
O Kind, sie droht dir Untergang,
Hier an der Todesstelle,
Hier wo die Brücke sich verschränkt!
Doch im unendlichen Bogen
Wird, wie durch höh're Macht gelenkt,
Die Trümmer fortgezogen.

Am schroffen Pfeiler angelehnt
Dann wo die Fluth sich breitet,
Als Jeder Untergang gewähnt
Zum Ufer hingeleitet,

Jetzt schwankt der Floß, Gewässer dringt
Hinein — und wie er strauben! —
Gottlob! dem Retter es gelingt
Den morschen Wrack zu landen.

Ein Engel hat das Kind umschirmt,
Auf Händen es getragen. —
Auch du sollst von Gefahr umstürmt
Nicht zweifeln, noch verzagen!
Bewußtseyn — Unschuld! O sie sind
Die Wiegen für die Guten,
Und für des Vaters ächtes Kind
Schutzengel in den Fluthen!

II.

Die Himmelsbräute.

Es war der erste Ostertag
Recht herrlich auferstanden,
In Frühlingsglanz und Lerchenschlag
Gelöst von Winterbanden;
Es beugten Blümlein, thaubethränt
Sich zu Cyklamenbächen,
Kirsch' und Kastanie sich schon
Vollblühend aufzubrechen.

Das neuentsprosste Lenzesgrün
Von den Spirähecken
Am alternden Gemäuer schien
Das Aechte zu verstecken,
Das, wie ihr wisst, unfern vom Strand
Des Lebstroms ist gelegen,
Im sorgsam angebauten Land
Von Laub und Fruchtgehegen.

Am Kirchhofthor stehn, dichtverzweigt,
Drei Lerchenbaum und Kiefer;
Dem hohen Kirchendach entsteigt
Der Thurm bedeckt mit Schiefer.

Jetzt öffnet sich das Kirchenthor,
Da tönt's: „Auf euern Wegen
„Behüt und segn' euch Gott!“ der Chor
Spricht „Amen!“ zu dem Segen.

Ja, euern Ausgang allzumal
Ihr lieben Himmelsbräute,
Gott segn' ihn, dem nach Herzenswahl
Sich jede freudig weihte!
Denn von dem Pfarrherrn tief und klar
Seit Monden unterrichtet,
Habt heute ihr Ihm, der ist und war,
Euch feyerlich verpflichtet.

Der Lehrer fromme Hände legt
Auf eure Stirn, zum Zeichen,
Daß ihr, ob Leidenschaft sich regt,
Im Sturme nicht wollt weichen,
Vermeiden, was zum Bösen drängt,
Das reine Herz verpfichtet.
Ein jedes drauf das Mahl empfängt
Von unserm Herrn gestiftet.

Wie herzlich froh sich Jede fühlt
An des Altares Schwelle!
Gleich Lilien, gezärtelt, gekühlt
Von Jordans reiner Welle!

Verschämt, kaum ihrer selbst bewußt,
Gesenkt die Augenlieder;
Laut tönt in ihrer schwachen Brust
Der Schwur der Weihung wieder.

Leicht scheint es Allen, diesen Schwur
Zur Lebensfest zu halten! —
Wie jetzt auf junger Erdenflur
Verkannte Engel walten,
Ziehn sie zur Fähre nah am Strand,
Vereint zum Ueberfahren,
Die werthe Bibel in der Hand
Und Bänder in den Haaren.

Am Herzen den Melissenstrauß
In den sich Krokus schlingen;
Die Mutter banden ihn zu Haus,
Als sie zur Kirche gingen,
Und segneten die Theuern ein,
Für ein erneutes Leben,
Verzeihn zugleich, wenn zum Verzeihn
Je Anlaß wär' gegeben.

Dem Fährmann sind die Mägdlein zart
Gar unerwünscht erschienen,
Kopfschüttelnd brummt er in den Bart:
„Da gibt's nichts zu verdienen!"

Dann auf dem Floße ordnet er
Die Körbe, Kisten, Wagen.
„Da ist noch Platz, ihr seyd nicht schwer,
Die Fähre wird schon tragen!“

Und, mürrischer als Charon, winkt
Er schweigend in die Fähre,
Läßt los das Seil, gemach sichs sinkt
Das Floß in eigne Schwere.
Ein Todesschrey der Kinder schallt
Die sich zusammendrängen,
Die Flut geht hoch, das Seil ist alt,
Es wird — es muß zerspringen.

Es sprengt! der Kloben weicht und dröhnt!
Das Wasser trennt die Planken
Die Bänder los — kein Laut ertönt —
Zusammen all' versanken —
Bleibt in der Flut ein Retter fern
Der Schaar so voll Vertrauen? —
Sie sollen jenseits ihn den Herrn,
Dem sie sich weihten, schauen! —

Sie rief am Tage des Vereins
Unschuldig und entsündigt
Hinauf er in das Reich des Seyns
Durch seine Lehr' verkündigt.

Zwölf Himmelsbräute ſtehn vor Ihm,
Die Märtyrer und Frommen,
Die Cherubim und Seraphim
All' heißen ſie willkommen.

O Thron der Wahrheit und des Lichts!
Vor deinem Glanz verhüllen
Wir Alle, bidden Angeſichts,
Das Antlitz hier im Stillen!
Was Zufall heißt, iſt Weltenplan,
Von friſchbethauten Hügeln
Der Lieben, zu der Sternenbahn
Den Geiſt empor zu flügeln.

Arthur vom Nordſtern.

Die Natur und das Leben.

Es wehten milder schon des Nordens Lüfte,
Den Schnee zerschmolz des Zephirs leises Weh'n:
Die Hoffnung athmete des Frühlings Düfte,
Als ob den Blüthenmond sie schon gesehn.
Auf offnem Strom der Fährmann sicher schiffte,
Sah Well' um Welle still vorüber gehn.
Und freudig schallt's: der Frühling ist gekommen,
Er hat des Winters Armen uns entnommen!

O warum muß der schöne Traum entschwinden?
Ihn zu zerstören braucht's nur einer Nacht.
Im Traum war's Lenz — und mit Entsetzen finden
In starrem Winter wir uns doch erwacht!
Der Sturm tobt wüthend in den alten Linden,
Der Fluß erglänzt in blanken Eises Pracht.
Schnee deckt auf's neue Hütten, Hain und Fluren;
Verschwunden sind des Frühlings Blüthespuren! —

So fügt sich's oft im kurzen Menschenleben,
Daß man den Wechsel so recht sichtbar schaut,
Wenn man, nach unbelohntem Kampf und Streben,
Hat's neue hoffend seinem Glück vertraut. —
Dann siehst du es mit Wehmuth dir entschweben,
Und starrst ihm weinend nach und rufst es laut —
Umsonst! — den Ruf verweht der Stürme Tosen!
Den Abgrund schauest du, den hoffnungslosen! —

Nur sinke nicht! Steh fest und ohne Wanken!
Am Horizont glänzt noch ein spätes Roth.
Zu ihm erheb' die Schwingen der Gedanken;
Die Hoffnung bleibt dein letztes Rettungsboot.
Ob auch viel Sterne treulos dir versanken;
Der Herr verläßt dich nicht in deiner Noth!
Er gibt der Erde ihren Frühling wieder,
Dir sendet er des Friedens Strahlen nieder!

Eugenia

Der Sternenſeher.

Viel Jahre lang in ruheloſem Schau'n
In Träumen der Unendlichkeit verloren,
Hing Adolar — fremd ſeinen Heimatgau'n —
Allnächtlich an des Aethers Sonnenthoren;
Am Tag erſtorben für der Himmel Pracht,
Verſenkt in ſeiner Grotte Schauernacht,
Nur wenn der ew'ge Hirt die goldne Heerde
Durch's Dunkel trieb, grüßt er die kalte Erde.

Und ſchwang ſich eilend auf den Felſenplan,
Wo er der Himmelsgloben Stand bewachte —
Oft ſchied die Nacht, oft krähete der Hahn
Zum drittenmal, eh er des Schlummers dachte;
Die Milchbahn bald mit ihrem Sonnenheer,
Bald der Planeten wechſelnder Verkehr,
Saturnus Ring und Uranus Entſchwinden,
Mach' ihn zu ſteter Forſchbegier entzünden.

Doch, eitein Wiſſens ungeſtüme Gluth,
Von Lieb' und Demuth nimmerhin umwaltet;
Vermeßner Stolz, der mit verwegnem Muth
Des Unſichtbaren Tempelthor entfaltet,

Für jede höhere Berührung kalt:
Strafe oft der Götter zürnende Gewalt;
Sie, die in unermeßnen Schöpfungshöhen
In Wettern ruhn, auf Donnerwolken gehen:

Einst, als er ungestüm im Morgenaar
Sich abgekehrt vom nie erreichten Ziele,
Und spät am Tag zu zweifelhafter Schau
Den Blick erhoben von des Lagers Pfühle:
Mocht' er sein Liebstes, was die Erd ihm bot,
Miranda seines Alters Morgenroth,
Sein Kind mit ird'schem Auge nicht erkennen,
Und muß sein Strafgeschick Erblindung nennen.

Und jammernd fällt er auf sein Angesicht
Deß Busen von des Bewußtseyns regen Schlangen:
„O Himmel!" ruft er, dessen etwas Licht
Verschwenderisch das Firmament umfangen —
Nur einen Tropfen deiner Sonnenpracht
Träuft' in die Schrecken einer Mitternacht
Nur einen Strahl von deines Lichts Krystallen
Laß, o Erbarmer, in mein Auge fallen!" —

Doch nicht Erhörung milderte sein Loos,
Es sei kein Strahl in seines Jammers Tiefen;
Wohl aber keimten ihm in Herzensschooß
Verborgne Lichter, die im Dunkel schliefen!

Der Vögel Sang, der Sommerlüfte Wehn,
Der Nelke würz'gem Duft auf Bergeshöh'n —
Den Blumengeistern auf Gefild und Wiesen
Thät er die freudenlose Brust erschließen.

Und als der nächste Lenz vom Himmel kam,
Im grünen Wald die Nachtigallen sangen,
Brach sich sein wilder unachtsamer Gram,
Tauscht er sein Weh um sinnigs Verlangen
Lobpreisend ihn, des väterliche Macht
Zu Demuth und Ergebung ihn gebracht,
Daß er im Dunkel, das sein Aug' umwunden,
Den Weg zum unbekannten Heil gefunden!

Und selig ruht er an Miranda's Hand
Im Aehrenfeld, im duft'gen Mayenwalde,
Am Wasserfall, am kühlen Quellenrand,
Im tiefen Thal, auf hoher Bergeshalde;
Zum Echoruf, zu Sturm und Wogengang
Stimmt er des Herzens feurigen Gesang. —
Spät, wenn am Himmel schon die Sterne glommen
Hat man sein frommes Nachtlied noch vernommen.

Wie oft, im innersten Gemüth erweicht,
Vom Ahnah'n des Unendlichen durchdrungen,
Von Palmen der Unsterblichkeit umgrünt,
Von Engelharmonieen fern umklungen,

Hat er recht inniglich den Tod erfehnt,
Der ſeines Geiſtes freyen Flug bedingt,—
Doch noch — zu irgend Höherm aufbehalten —
Fühlt er des Herzens Pulſe nicht erkalten.

Einſtmals — bey Nacht — von Ahnungen umweht,
Zieht's ihn gewaltig aus der Felſenhöhle, —
Am Nordenhimmel lodert ein Comet,
Der wirft ſein Schauerlicht in ſeine Seele;
Und himmelwärts hebt Adelar den Blick:
„Noch Einmal, Vater, gib dem Licht zurück!
Noch Einmal, eh mich Todesnächte umgrauen,
Laß mich den Boten deiner Größe ſchauen!“

Und ſieh: Sein Auge unverzüglich klar
Hat neubelebt das Endloſe durchdrungen!
Er ſahe des Cometen Flammenhaar
Tief grauſig durch die Mitternacht geſchwungen!
Anbetend ſank er in's bethaute Gras,
Von jedem Erdenweh ſein Herz genaß.
Doch eh die Unglücksdeutung ſich bewährte,
Schlief der Erlöſte ſchon in kühler Erde.

Krug v. Nidda.

Die Senſative.

Um mich blüht die bunte Blumenaue,
Meiner Schweſtern farbenlichtes Chor,
Freudig ſtreben in des Himmels Thaue
In der Sonne Strahlen ſie empor.

Und eröffnen ihrer Blätter Fülle
Freudig glänzend dem erſtaunten Blick;
Ich nur beb' in ahnungsvoller Stille
Vor Berührung fremder Hand zurück.

Denn mich lehrt ein wunderbar Empfinden,
Selbſt mir unerklärt die tiefe Scheu;
Sagt mir leis, mein Daſeyn werde finden
Noch ſein edles Ziel in feſter Treu.

Und ſo träum' ich ſtill, in mich verſchloſſen,
Einen lichten, ſel'gen Götterraum.
Sieh, ein hoher Jüngling glanzumfloſſen,
Wohl ein Engel ſtrahlt im heitern Raum.

Aus den himmelvollen Augen floſſen
Strahlen tief mir in die reine Bruſt.
Und entzückt von Götternäh erſchloſſen
Meine Blätter ſich des Anſchauns luſt.

Jetzt — welch süßes ahnungsvolles Beben
Zuckt durch meines Lebens Adern hin?
Darf ich wohl den stillen Blick erheben,
Wird zur Wirklichkeit des Traumes Sinn?

Wär' es wahr? Allmächtig angezogen
Fühl ich mich von sel'gen Anblicks Lust;
O Geliebter, dir entgegen wogen
Alle Düfte dieser reinen Brust.

Luise Brachmann.

In des Neugebornen Wiege.

Ach wenn ich so, du liebes Kind!
Dir so in's Auge schaue,
Die Züge sanft, die Augen lind
Umglänzt von Himmelsthaue.
Da will die Zukunft mir so licht
Des Lebens Sterne zeigen,
Und wenn mein Herz von Liebe bricht,
Wie kann die Lippe schweigen!

Dich soll der Mutter treue Hand
In's Leben freundlich tragen,
Und sie von Erdenglück und Tand
Das erste Wort dir sagen,
Und Blumen dir zum Knabenspiel
Mit tausend Farben reichen
Und dir der guten Menschen viel
In deiner Nähe zeigen.

Und wenn um deine Wange sich
Die Rosen frischer weben
Und alles klarer wird um dich
Die Menschen und das Leben,

Soll eine freundliche Geſtalt
In Träumen niederſteigen,
Und bald dem lieben Jüngling bald
Zum Kuß die Wange reichen.

Und mit dem Manne weiter gehn
Und ewig dir vertrauen,
Und ewig dir, wie Hebe ſchön,
In's Flammenauge ſchauen,
Und himmliſch lächeln und voll Luſt
Wenn deine Aehren ſteigen
Und einen Amor von der Bruſt
Dir dann entgegen reichen.

Und zu des Lebens reinen Schluß
Soll dich mit Engelblicken
Ihr ſanfter milder Genius
An ſeinen Buſen drücken.
Die kleinen Falten freundlich dir
Von Wang' und Stirne ſtreichen,
Und dich umſchlingend auf von hier
Mit dir auf Flügeln ſteigen.

Und über all dein Leben hin
Will ich die Arme breiten,
Mit treuer Liebe, treuem Sinn
Des Sohnes Fuß geleiten.

Im Traume liebreich bey dir ſtehn
Zu deinem Werk mich neigen,
Wie immerdar die Flammen wehn
Dort um der Sterne Reigen.

Das Alles, holder Knabe! dir
Das Alles dir zu geben,
O brennt das Herz im Buſen mir
Brennt's tief im innern Leben.
Ich heb dich auf in's Sonnenlicht
Du biſt von Gott mir eigen,
Ach! wenn das Herz von Liebe bricht
Wie kann die Lippe ſchweigen.

Des Lebens Frucht, des Lebens Luſt
Weicht nimmer von dem Reinen
Wenn nur zum Himmel ſchaut der Blick
Kann nicht das Auge weinen.
So will ich ziehn die Blüthen dein
Hoch nach der Sterne Reigen,
So werden Engel bey dir ſeyn,
Wenn meine Lippen ſchweigen.

Fr. Kuhn.

Erklärung der landschaftlichen Kupfer.

1) Ansicht von Eton nebst der hohen Schule.

Der schöne Flecken Eton liegt Windsor gegenüber an der Themse. Nur eine Brücke trennt und verbindet beyde. Die hohe Schule, wegen welcher Eton so berühmt ist, gründete König Heinrich VI. im Jahre 1440 für einen Probst und 7 Mitglieder (Fellows), welche 70 Jünglinge in der höhern classischen Literatur unterrichten sollten. Das Gebäude dazu besteht aus zwey Vierecken. Eins davon ist für die Schule und die Wohnungen der Lehrer und Schüler bestimmt, und in der Mitte desselben befindet sich eine Statue von Kupfer, welche den Stifter vorstellt, und auf Kosten des Dr. Godolphin errichtet ward. Sie steht auf einem Fußgestell von Marmor. Im andern Viereck wohnt der Probst und die Mitglieder. Die Bücherstammlung ist eine der beträchtlichsten in England. Die Kirche ist ein herrliches Gebäude, ohnstreitig von derselben Hand gezeichnet, welche in Cambridge das königl. Collegium entwarf. Am westlichen Ende derselben sieht man eine Marmorstatue des unglücklichen Heinrichs, von Bacon gearbeitet.

Die 70 königlichen Schüler zu Eton werden am ersten Dienstage des Monats Augusts jedesmal zum Aufrücken nach Cambridge in das königl. Collegium erwählt, verlassen aber nicht eher Eton, bis hier Vacanzen eintreten, und auch hier nur nach dem Alter. Außerdem gibt es stets noch wenigstens 300 junge reiche Leute in Etons hoher Schule als Kostgänger. Die hohe Schule ist in die untere und obere, und jede von diesen wieder in 3 Klassen abgetheilt. In jeder lehren ein Meister und 4 Schulfen. Die Einkünfte betragen jährlich über 5000 Pfund.

2) Ansicht der Festung Dover.

Dieser in der Grafschaft Kent gelegene Ort ist besonders durch seinen befestigten Hafen (einer von den alten sogenannten Cinque Ports) bekannt, wo die Paketboote von Calais und Ostende, wöchentlich mehrmals ankommen und abgehen, und durch die zahlreichen Fremden viel Lebendigkeit herrscht. Die Stadt liegt in einem großen Thalrings mit Kreidenbergen umgeben, auf denen das Kastell erbaut ist und von wo aus man einer herrlichen Aussicht nach der 30 engl. Meilen entfernten französischen Küste genießt. Dieses Kastell ist schon von Julius Cäsar angelegt und dann von den Sachsen bedeutend verstärkt worden, so daß es für eins der stärksten Werke des Alterthums gilt. Ein Theil der Festungswerke ist von runder Form, eine uralte Kirche darin soll der erste christliche König Britanniens aus römischen Ruinen erbaut haben. Man zeigt noch hier eine metallne Kanone von 22 Fuß Länge (vielleicht die längste existirende) die eine 15pfündige Kugel sieben engl. Meilen weit trägt; sie wird insgemein der Königin Elisabeth Sackpistol genannt, und wurde derselben von dem Staate Utrecht geschenkt.

Unter Eduard dem Bekenner brach in Dover ein Aufstand aus, der den Bruch zwischen den damals so mächtigen Earls Godwin und Eduard beförderte. Eustace, Graf von Boulogne, stattete nemlich im Jahr 1048 dem König einen Besuch ab und nahm seinen Rückweg über Dover. Einer seiner Begleiter quartierte sich in der Stadt mit Gewalt ein, wobey er den Hausherrn verwundete. Die Einwohner rächten den Tod des Mitbürgers an dem Grafen und seinem Gefolge, wodurch ein Tumult entstand, in welchem von beyden Seiten Mehrere umkamen. Der Graf beschwerte sich über diese Unbill beym König, welcher Godwin die Bestrafung der Bürger auftrug. Dieser sich für die Volkssache entscheidend, gerieth mit Eduard in offene Fehde, die zum Nachtheil des letzten endete, so daß nur Godwins plötzlicher Tod ihn vor dessen Usurpirung des Throns sicher stellen konnte. — In dem Kriege zwischen Eduard 1. und Philipp von Frankreich wurde Dover überrumpelt und verbrannt, die Franzosen verließen es indessen bald wieder.

Erklärung der Kupfertafeln für Strick- und Stickmuſter.

A. Strickmuſter.

No. 1. Zeigt das Trauermonument des Generals Poniatowsky dar. Ganz nahe an dem Orte, wo er im Jahr 1813 bey der Schlacht von Leipzig sein Leben verlor, auf dem Grundſtücke des Herrn Banquiers Reichenbach, an einem der ſchönſten Punkte des Gartens iſt es errichtet und jetzt erſt vollendet worden. Als Erinnerung iſt es nicht selten anwendbar. Es kann in Silber und Perlgrund gestrickt und gestickt werden, die darin angebrachten polnischen Adler werden am beſten ſich heben, wenn ſolche in Alabaſterperlen gearbeitet werden.

No. 2. Ein Denkmal für freundſchaftliche Erinnerung. Nur der Haltung wegen iſt es hier Grau in Grau angenommen, bey der Ausführung würde dies nur dann anwendbar ſeyn, wenn es einen dunkeln Hintergrund hat, außerdem wenn dieſer von lichter Farbe iſt, nimmt man lieber braun oder blaßroth, gibt aber wegen der gehörigen Rundung wohl acht die dazu nöthigen Tinten oder Farben paſſend zu wählen. Auf Briefſtaſchen, Etuis und Geldbörſen nimmt es ſich am beſten aus.

No. 3. Iſt das bekannte gothiſche Portal im Park zu Leipzig, und zwar iſt die Anſicht von der großen Lindenallee aus genommen, man ſieht in der Ferne den Schneckenberg und bey ihm den Teich mit den Schwänen und ihrem Hauſe. Möge es als Mittelſtück manche Geldbörſe, Stammbuch und Etuis zieren, indem an und für ſich ſchon deſſen ſchöne Form im Umriß ein gefälliges Ganzes ausmacht, beſonders wenn noch die dazu gehörigen Farben ſorgſam gewählt werden.

No. 4 und 5. Iſt Grund, der zu dieſen Gegenſtänden beſonders anwendbar iſt, weil dann das Auge ſich mehr auf den Hauptgegenſtand richtet. Dieſer Grund iſt in Gold und Silber freylich am ſchönſten, nach dieſem wählt man aber auch Goldperlen, oder ſtrickt ihn in Grün.

B. Stickmuſter.

No. 1. 2. 3. Sind die neueſten Lanquetten und gewiß willkommen, da ſie von den zeitherigen ſich dadurch auszeichnen, daß dieſe unten beym Ausſchneiden jederzeit einerley waren, bey den gegenwärtigen jeder einzelne Satz aber eine Form bildet, welche mit einem Gegenſtande Aehnlichkeit hat, ſo heißt No. 1. die Flügellanquette, No. 2. die halbe Roſettenlanquette und No. 3. die hängende umwundene Spitzenlanquette.

No. 1. und 2. ſind nur durch große und kleine Senklöcher durchbrochen, bey

No. 3. aber iſt außer den Senklöchern Spitzengrund in die dicht ſchraffirten Oeffnungen mit einzuſetzen. Was die Lanquette betrift, ſo bezeichnet das, was ausgeſchnitten wird, doppelte Contour oder Umriß, das übrige iſt Stielſtich. Zu Damenkragen, Buſentüchern Chapis und Schärpen iſt dieſe Größe hinreichend, zu Kleiderkanten und Beſetzungen aber ſind ſolche wenigſtens ein bis zweymal größer anwendbar, kleiner aber noch als dieſe, werden ſie zu Knabenkragen, Damenmanſchetten und leich-

ten Besatz verwendet. Besonders schöne Ecken geben die-
se Lanquetten, wo solche anzubringen sind.

No. 4. und 5. Ist durchbrochener Grund oder Strei-
grund, und er wird jetzt bey allen Bleaustauben angebracht,
indem man selten etwas vom Blattstich wählt, ersterer ist An-
fangsgrund, letzterer Knopfgrund.

Fr. Eckert.

Die Kürze der Zeit verstattet uns diesmal nicht, den
geehrten Leserinnen die Muster zur Perlenstrickerey sauber
colorirt übergeben zu können, weil sie besonders fein und
mühsam ausgeführt waren, allein wir sind jederzeit erbö-
tig, sobald sie es wünschen, ihnen nach dem Original co-
lorirte Blätter zu besorgen.

Die Verlagshandlung.

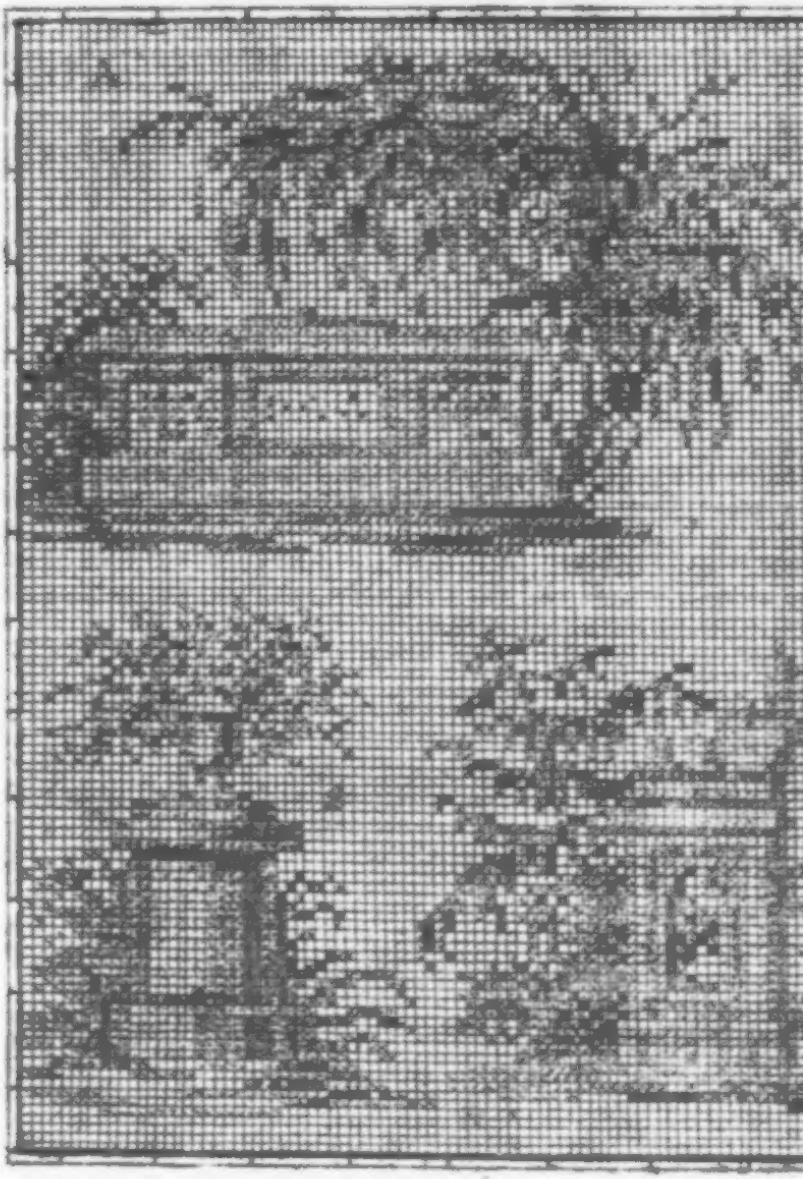

1
4
5

B

SAPPHO

Penelope.

Taschenbuch
für das Jahr 1820
der
Häuslichkeit und Eintracht
gewidmet.

Herausgegeben
von
Theodor Hell.

Mit Kupfern.

Leipzig.
J. C. Hinrichsische Buchhandlung.

a
3578

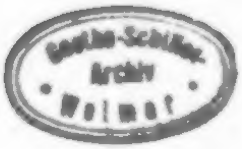

Un Chambellan

Vechts fec. engrav. a Ph. Hell

1930

Edmunds Schicksale

1820 724

Publish'd as the Act directs by Goldhawke & Co. 1773

Inhalt.

...appho, von Agnes Franz (zur Erläute-
...rung des Titelkupfers von Schnerr und
...Fleischmann) . . . . . S. v
...klärung der landschaftlichen Kupfer . — xi

Erzählungen:

...s Banner von Gersau, von Aug. Lafon-
...taine . . . . . — 1
...e Christbescherung, von K. G. Prätzel — 52
...(mit Kupfer von Kamberg und Böhm.)
...chts für ungut. Ein Märchen-Schwank,
...von Th. Heil (mit Kupfer von Kamberg
...und Jury) . . . . . — 72
...munds Schicksale, von Elisabeth Selbig — 100
...(mit Kupfer von Opitz und Fleischmann.)
...dy und Gulhinda, von C. J. C. Con-
...ffa d. Aelt. (mit Kupfer von Kamberg
...und Jury.) . . . . . — 185

Der Bilderdieb, von Richard Roos . S. 215
Die Wahl, von Gustav Schilling . — 248
Die Sage von Karls des Großen Jugendliebe; und von Träumen; aus Petrarca's lateinischen Schriften, von A. Wendt . — 262
Linda. Novelle, von Helmina von Chezy (mit Kupfer von Schnorr und Eslinger.) — 281
Irrwege. Psychologische Gemälde aus der weiblichen Welt, von L. Brachmann (mit Kupfer von Ramberg und Eslinger.) — 318

Gedichte:

Das Grab am Ufer, von Fr. Kind . — 369
Die Katakomben, von Arthur vom Nordstern . . . . . — 371
Die Theestunde, von Fr. Kuhn . . — 377
Die geweihten Rosen, von Fr. Kind . — 380
Die Ahnung. Epistel, von C. von Hohnwald — 381
Des Dichters zweites Leben, von Th. Hell — 383
Die Blütenjerde, von Aug. Hüller . — 386

Sappho.

Ernſt und ſchweigend, wie Gewittergrauen,
Liegt es auf Leukadia's Hob'n umher,
Und der Felſen Rieſenhäupter ſchauen
Nachtlich dunkel in das weite Meer.
Erd' und Himmel ruhen dicht umſchleiert,
Und ein tiefes, düſtres Schweigen feiert
In dem großen, ſchrankenloſen Raum
Dunkel, wie ein ahnungsreicher Traum.

Und es naht dem felsumſtarrten Strande
Mytilene's hohe Sängerin;
Unſtätt irrend durch der Heimath Lande
Flüchtet ſie zur fremden Ferne hin.
Matt und wankend, mit zerriſſnem Schleier,
In dem Arm die goldne, ſtumme Leyer,
Wie des Mondes Schimmer, bleich und ſchön,
Klimmt ſie aufwärts zu den ſteilen Hob'n.

Und es raget groß und kühn vor Allen
Eines Felſen Spitze hoch hervor;
Edel trägt er eines Tempels Hallen
An der Wolken luftem Saum empor.

Dort sieht man, von hehrem Glanz umgeben,
Sich das Bild des Delphier's erheben;
Ruhig schaut es in der Fluthen Grab
Von der Höhe unbewegt hinab.

Dorthin zieht ihr ganzes inn'res Leben,
Seines Zieles dunket sich bewußt,
Und der Ahnung leise Schauer heben
Tief und schmerzlich die bewegte Brust. —
Einmal schau'n noch Sappho's ernste Blicke
Zu der Heimath theurem Land zurücke,
Wo der ersten Liebe Lust und Qual
Sich zerstörend in ihr Leben stahl.

Und „Leb wohl, du Land der Lust und Schmerzen!"
Ruft sie, scheidend von dem theurem Raum;
Göttliches erflehet in ihrem Herzen,
Und es sinkt der schwere, ird'sche Traum.
Heiße, bitt're Reuethranen gleiten
Sanft hernieder auf die goldnen Saiten,
Und sie flehet zu der Götter Huld,
Auslöschen ihres Busens Schuld.

Und die Lyra klingt in hellen Tönen, —
Leise klagend, trauret Echo nach:
„Willst du, Göttlicher, dich nie versöhnen,
Willst du ewig rächen meine Schmach? —
Ach, ich fühl' es, tief bin ich gesunken;
Denn der Dichtung reiner Gotterfunken
Hat in fremde Flamme sich verkehrt,
Die nun wild an meinem Daseyn zehrt!"

„Iſt ſie ewig, ewig mir verſchwunden
Jener Tage hohe Götterluſt?
Wo ich dich in meiner Bruſt empfunden,
Deiner Gaben freudig mir bewußt!
Rufen nimmer Sappho's bange Lieder
Jene Zeit voll Fried' und Unſchuld wieder,
Wo du lebteſt in der Leyer Klang,
Und ich ſtolz von deiner Liebe ſang?“ —

„Wo man zu der Sängerin ſich neigte
Und entzückt das ewig grüne Reis
Um der Jungfrau reine Schläfe beugte,
Freundlich deutend auf des Liedes Preis!
Ach, da kam der Götter reicher Segen,
Wo ich hintrat, freudig mir entgegen;
Alle Herzen, von Gefühl durchglüht,
Boten reiche Gaben für mein Lied.“

„Aber leicht und fröhlich weiter ſchweifend
Wies ich ihre Gaben kalt zurück;
So des Uebermuthes Schulden häufend,
Reizte ich das feindliche Geſchick.
Drohend ball't es ſeiner Blitze Flammen
Um der Jungfrau ſchuldig Haupt zuſammen,
Und es traf der Rache ſcharfer Stral
Meine Bruſt mit niegekannter Qual!“

„Ihn erblickt' ich, herrlich anzuſchauen,
Phaon, gleich den Göttern an Geſtalt,
Und mich faßte mit geheimen Grauen
Eine fremde, feindliche Gewalt;
Mir nicht mehr, nur ihm allein gehörend,

Raſtlos mich mit ſüßem Wahn bethörend,
Sah man unſtätt nur umher mich ziehn,
Mir und meinen Qualen zu entfliehn.

„Unbewußt umſchlang mein inn'rer Wille
Irdiſches mit ew'ger Liebe Glueth;
Und ich gab des Herzens goldne Stille
Für ein fremdes, ungewiſſes Gut! —
— Seit ich ird'ſcher Hoffnung mich ergeben,
Floh der Gott aus meinem beſſern Leben,
Und es zog der Reue bitt're Pein
In die gramumwolkte Seele ein.“

„Waren das der Hoffnung ſüße Früchte,
Die mich ſonſt in ſeel'gem Wahn entzückt?
Ach, mir träumte von des Himmels Lichte,
Als ich ihm in's dunkle Aug' geblickt; —
Doch es wandte fremd ſich von dem Meinen,
Und der Tag, der kaum begann, zu ſcheinen
In des Morgens purpurrother Pracht, —
Neigte ſich hinab — zur ew'gen Nacht!“ —

„Ernſter Gott! der du mit hellem Blicke
Durch die Nebel ferner Tage ſiehſt,
Und der Menſchen wandelnde Geſchicke
Aus der Zukunft grauer Urne ziehſt,
Höre mich, verkünde, o verkünde,
Wo ich Frieden und Vergebung finde!
Reine dir auf's Neue dieſes Herz,
Löſche mein Vergehen, meinen Schmerz!“

Und ſie ſchweigt. — Ein dumpfer Donner tönet,
Und die Brandung bricht ſich laut und wild,

Daß der Klippen feſter Bau erdröhnet,
Und die Woge hoch und höher ſchwillt.
Aber ruhig in dem wilden Toben,
Aug' und Seele zu dem Gott erheben,
Harrt die Jungfrau deſſen, ohne Graun,
Was die dunklen Mächte ihr vertraun.

Doch kein Zeichen will ſich kund ihr geben,
Tiefes Schweigen herrſcht am heil'gen Ort,
Nur die Wellen an den Felſen beben
Donnernd in der dunklen Tiefe fort.
„Stiller Gott, ich habe dich verſtanden,
Eine Löſung iſt für mich vorhanden;
Unten, in des Meeres reiner Fluth,
Löſchet ſich des Herzens wilde Gluth.

Und die Leyer nimmt ſie, heiligeſtimmet,
Seelige Begeiſtrung in der Bruſt,
Und zum jähen Felſenabhang klimmet
Sie empor in heil'ger Todesluſt.
Und in zauberiſchem Lichte ſchwellen
Ihr entgegen die entzückten Wellen,
Ladend mit geheimnißvollem Gruß
Sie zum ewigen Verſöhnungskuß.

Und zur grauen Tiefe hingebogen,
Leicht umſpielt vom flatternden Gewand,
Stürzt ſie freudig in die wilden Wogen,
Hoch hinauf den freien Blick gewandt.
Und — o Wunder! ſchmeichelnd fortgezogen,
Leuchtend, wie ein Stern am Himmelsbogen,
Schwebt ſie heiter auf der Wellen Tanz,
Ringsumfloſſen von Verklärungsglanz.

Und der Leyer süße Töne ziehen,
Gleich des Schwanes sterbendem Gesang,
Leis hinauf, in süßen Melodieen,
Leicht und gerlind, wie der Sphären Klang.
Horchend taucht die lauschende Najade
Lustern auf am felsigen Gestade;
Erd' und Himmel schweigen lauschend still
Bei dem Lied der süßen Sängerin.

Und hernieder von den ew'gen Höhen
Neigen die vericonten Götter sich;
Tausend süße Liebesstimmen wehen
Um die Jungfrau süß und wonniglich.
Und getragen, wie auf Tones Wellen,
Steigt sie zu dem Aether auf, dem hellen;
Fern der Erde, strebt der kühne Schwung
Freudig naher der Verähtterung.

Und geöffnet steht die große Halle,
Und sie naht im lichten Frühlingsschein,
Und es weih'n die ew'gen Götter Alle
Sie zur Sängerin des Himmels ein.
Freudig hallen Sappho's hohe Lieder
Des Olympos weite Räume wieder,
Und erheben zu den Sternen-Höh'n,
Strahlt die Leyer ewig jung und schön.

Agnes Franz.

1 : 30

Ansicht von Pompeji

vor der Zerstörung.

Erklärung

der landschaftlichen Kupfer.

Hat je eine Entdeckung verborgener Schätze der Vorwelt die Aufmerksamkeit jedes Gebildeten auf sich gezogen, so ist es gewiß die von Pompeji gewesen, und die Ausgrabungen dieser Stadt waren von ihrem Beginn an, und werden bis zu ihrem Ende ein Gegenstand seyn, auf den sich sowohl die Blicke der wissenschaftlichen Forscher, als der blos neugierigen Beschauer wenden. Wir glauben daher, den Lesern und Leserinnen unserer Penelope eine Freude zu machen, wenn wir ihnen nach und nach einige der interessanten Punkte dieser Stadt in ihrer Wiederbringung an das Tageslicht in gelungenen Kupferabdrükken, nach dem kostbaren und in Deutschland seltenen, englischen, noch fortgesetzt werdenden Werke von Gell und Gandy vorlegen, und sie mit kurzen Erläuterungen begleiten.

Für dieſes Mal haben wir gleichſam als Einleitung eine Phantaſie des Künſtlers gewagt. Es iſt nämlich das Herkulaniſche Thor mit ſeinen Umgebungen, welches ſich auf dem erſten Kupfer darſtellt, aber nicht ſo, wie es jetzt in halben Trümmern ſich befindet, ſondern wie es die ſchaffende Einbildungskraft aus dem Noch-vorhandenen an Mauerwerk und Bildhauerei, und aus ältern Nachrichten zuſammenſetzen kann. Ein freundlicher, ſchöner, der Wahrheit gewiß recht nahe liegender Anblick, der uns noch einmal Pompeji in ſeiner frühern Herrlichkeit ſehen läßt, bis dann der Veſuv ſeinen Vorhang von Aſche fallen läßt, und wenn er wieder aufgezogen wird, das Trauerſpiel dahinter ſchon zu Ende war, und nur die Spuren davon noch die Betrachtung unwiderſtehlich reizen.

Dieſes Thor werden wir dann in einem der künftigen Jahrgänge in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande zeigen. Jetzt nur ſo viel zur Erklärung, daß man noch das Piedeſtal der Koloſſalſtatue, links dem Beſchauer, ſieht, ſo wie die Gegenſtände, welche rechts ſich zeigen, noch großentheils erhalten zu ſehen ſind. Wir befinden uns nämlich, ſo wie wir vor das Thor getreten ſind, in der Straße der Gräber, von welcher dieſes nur der Anfang iſt, und die ſich weit nach Herkulanum hinſtreckt. In der Niſche am Thor, zunächſt rechts, ſtand die Bildſäule einer landlichen Gottheit, und das Innere war in Fresko gemalt. Man fand noch einen Dreifuß darin und ein männliches Skelett. Der darauf folgende halbrunde Sitz, zu dem zwei Stufen führen, hat 11 Fuß im Durchmeſſer, und war mit einer Inſchrift verſehen, die ſich noch jetzt im Königl. Muſeo zu Neapel befindet. Die

Lehne endet ſich an beiden Seiten mit Greifen-Schenkeln und Klauen. Daneben zeigt ſich ein ſchönes Grabmal, von dem man jetzt freilich nur das Mauerwerk erblickt. Es war das Grab für Marcus Porcius, wie eine dabei gefundene Inſchrift bezeugt, eines der Zweimänner, denen die Aufſicht über die Erbauung des bedeckten Theaters der Stadt übertragen war. Gleich dabei zeigt ſich wieder ein ſolcher halbunterirdiſcher Sitz, nur etwas kleiner, 17 Fuß im Durchmeſſer. Er war, Inhalts einer darauf angebrachten Inſchrift, der Prieſterin Mania geweiht, welcher die Decurionen hier einen Begräbnißplatz dekretirt hatten. Drachenköpfe und Klauen finden ſich am Ende der Lehne. Das letzte Denkmal, das auf unſerm Kupfer ſich dem Blicke zeigt, liegt gleich dahinter, und iſt ein Viereck von etwa 40 Fuß auf jeder Seite, mit einer Mauer umgeben, deren oberer Theil durchbrochen iſt, ſo daß ſie gleichſam ein Gelander bildet. Am Fries, den auf jeder Seite 4, halb in die Mauer eingelaſſene Säulen bilden, erblickte man mehrere ſcenniſche Masken. Im Innern fand man einige ſchlecht gearbeitete Marmorſtatuen, die rundherum in Nischen ſtanden, und die Wände waren bemalt. Ein breites Piedeſtal in der Mitte hatte ohnfehlbar eine Koloſſalſtatue getragen.

Die zweite Kupfertafel zeigt uns nun eine Gegend des heutigen Pompeji, als Gegenſtück zu dem vorigen. Es iſt ein Theil der neueſten Ausgrabungen am Forum und Baſilika, wobei auch die Anſicht auf eine, dahinterliegende Häuſerreihe ſich mit darbietet.

Der beſchränkte Raum erlaubt es uns nicht, dieſes Mal ausführlicher darüber zu ſeyn, und wir behalten es

uns für den nächsten Jahrgang vor, wo wir auch den Freunden unseres Taschenbuchs kein unangenehmes Geschenk mit einer nähern Auseinandersetzung der Geschichte Pompejis, seiner Verschüttung, wie seiner Wiederauffindung und allmähligen Hervorrufung aus der Erde, zu machen gedenken.

Th. Hell.

1820

Scène ma

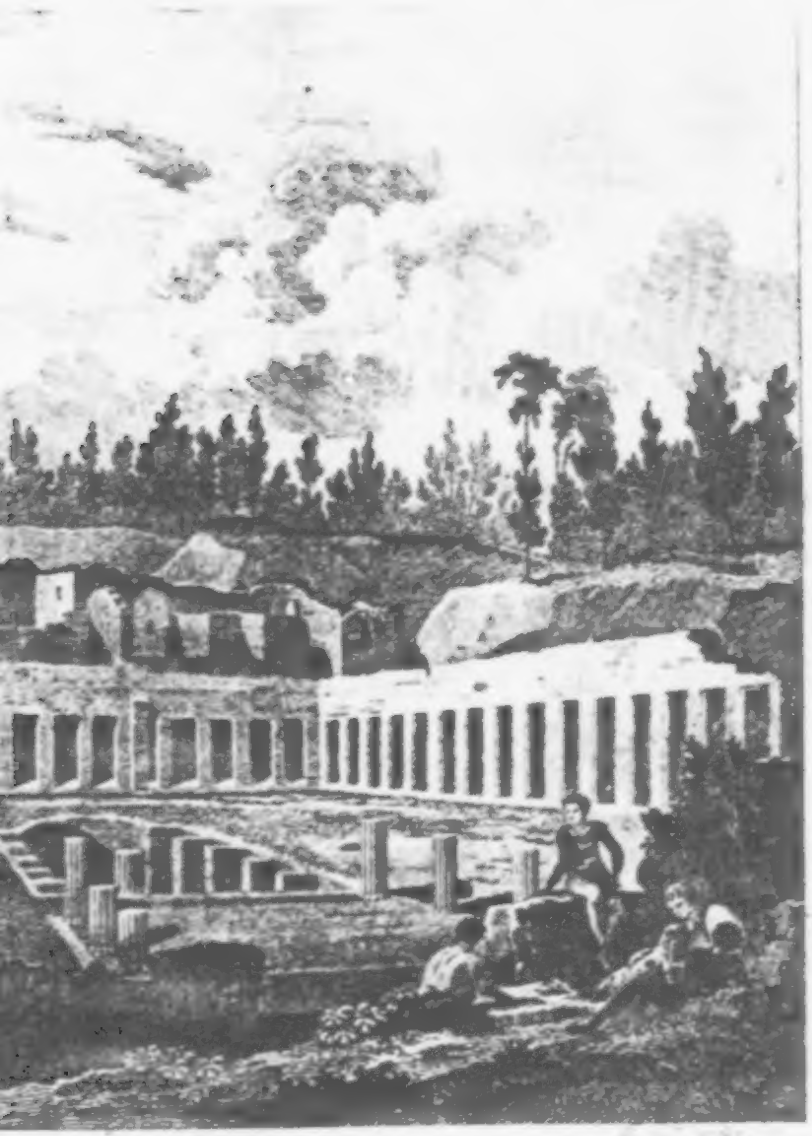

Pompeji

Das Banner von Gersau.

Albert, der junge Graf von Aarberg, begleitet von zwei Knappen, kam hervor aus dem dunkeln Walde des Salbergs, der die Quelle der Thur beschattet. Auf seinem Haupte strahlte der goldene Helm, den sein Vater einem tapferen Britten aus Coucys Heer abgewonnen. Obwohl er aus der Ferne, aus Hochburgund, kam, kannte doch jeder Landmann seine Farbe und den Adler auf dem goldenen Harnisch, und das Sankt Georgenkreuz auf dem Schilde. Eben wollte er einbeugen in die Klippen nach Wildenhaus, da erschien auf einem milchweißen Zelter ein Mädchen in der Felsen Hohlgasse; ein langes Gefolge von Jungfrauen und Knappen begleiteten sie; aber sie strahlte vor allen hervor als die Fürstin unter ihrem Burggesinde.

Alberts Knappe, ein alter Mann, flüsterte dem erstaunten Jüngling leise zu: Das ist der Toggenburger Farbe, Albert! Sicher die junge Gräfin Toggenburg. Ihr Vater Donat fiel an der Seite deines Vaters bei Sempach.

Ein Knappe der Gräfin rief ihm zu: ists sicher die Thur hinab?

In dem Augenblick ertönte ein Horn in den Felsen, und eines antwortete dumpf aus dem Walde, und ein frohes Gejauchze erscholl, und überall die Worte: heran! Gesellen heran! Sie ist unser! und von allen Seiten stürzten Reisige zwischen den Klippen hervor mit wildem Geschrei, und ergriffen das Mädchen.

Räuber ihr! rief Albert, und ein Räuber stürzte. Sein Knappe stieß ins Horn, und mit verhängten Zugel brachen aus dem Walde Alberts Begleiter.

Albert war schon im dichten Haufen; sein Schwerdt blitzte empor, fiel und ein Todesseufzer ertönte.

Die Räuber flohen, und die Gräfin war gerettet.

Räuber waren das nicht, sagte das Fräulein ruhig und stolz. Sie war am Boden. Sie öffnete eines Sterbenden Visier. Sie sah ihn an; er hob das Auge, die matte Hand ihr entgegen. Hier erreicht dich die langsame Rache. Du mehr als Räuber! Er zuckte und starb.

Sie bestieg ruhig ihren Zelter und sagte: ich danke Euch, Graf Aarberg. Sie sah rings um sich mit ruhigen Blicken: seht, meine Feigen sind geflohen. Wenn nun Aarberg nicht war? ruft sie Burgwart!

Der stieß ins Horn; beschämt kamen die Feigen. Sie sagte nichts als zu Aarbergs Knappen:

Ihr geleitet mich. Männer müssen Weiber geleiten! Ich danke Euch, Aarberg!

Ihr kennt mich, Fräulein.

Wer wollte den Aar auf Euerm Panzer nicht kennen? Von ihm erzählte mein seliger Vater oft. Kenn ich doch das Sankt Georgenkreuz, das Euch an den Oesterreicher bindet, und an die Rache für jenen Tag, an dem die Blüthe des Adels mit dem Helden Leopold unterging. Ich bin ein Weib; aber denk ich daran, so möchte ich auf diese weichen Schultern den Panzer schnallen.

Jetzt ist Friede vom Po an bis an den Rhein.

Das sollte nicht. O wäre ich ein Mann geboren, wie Ihr! Sie schlug den Schleier über das glühende Gesicht.

Seht, Graf Albert, das ist Euer Name? Da sie die Leiche meines Vaters auf die Burg brachten, und ich ihn erkannte schon von Söller, und ich nun sah, daß auch unsers Hauses siegreiches Banner eine Beute jener Menschen geworden: o da schwur ich an der Leiche meines Vaters — ach, vergebliche Eide. O laßt uns aufhören, davon zu reden. O ich hasse diesen Thierstein, der den Frieden machte. Was hat ein Pfaff Männern einzureden? sagt, was? Ein Weib hätte um Rache gerufen. Ich floh nach Welschland, um nicht zu sehen, wie siegreich der Bär von Bern und das Kreuz von Schwitz um die Burgen der Edlen schweben. O weh! weh! O laßt uns schweigen!

Albert sah immer erstaunter das Mädchen an. Wer gab Euch den Helden Geist?

Mein Vater erzog mich unter den Heldenthaten meines Hauses, der Habsburger, die mit dem Schwerdt die Königskrone errangen. Sollt ich nicht fühlen, wie wir sinken, wie Pfaffen und Hirten uns in den Staub treten? Ich hasse diesen Thierstein.

Sie zogen an der Thur hinab und am Abend erreichten sie die hohe Toggenburg.

Kommst du, Heldenmädchen, liebe Verena? rief ihr Ohm. Sie kündigte den Gast an, den sie mitgebracht, nicht ihren Retter. Es war als bedürfte sie keines Retters; dann ging sie an das Grab ihres Vaters.

Heldenmädchen! sagte Albert: wohl ein Heldenmädchen, und ihr Auge so sanft, ihr Lächeln so wohlthuend.

Kennt sie nur erst, junger Held. Sie ist bald die Eiche auf einem Felsen, die kein Sturm beugt, bald die weiche Blumenranke, die eine Braut um ihr Haar flicht. Kennt sie nur erst! Seht nur, seht nur hin!

Er sah durchs Fenster, und auf dem Burghofe stand Verena von einem Kranze von Armen umgeben, denen sie gütig reiche Spenden vertheilte. Die Kinder hob sie von Boden an ihre Brust empor, und ihre unschuldigen, kindischen Liebkosungen zogen Thränen in ihre Augen. Sie fragte nach zwei Greisen, die sie nicht sah, und weinte um ihren Tod.

Sie fand Alberten am Fenster stehen. Er sah die Glut der untergehenden Sonne auf dem Züricher See ruhen.

Ists nicht der schöne See, Herr Graf? fragte Albert.

Ja, sagte das Fräulein: denn noch steht Rapperswyl.

Und die hohen Berge links?

Ist das Gotteshaus Einsiedlen.

Ich hasse diesen Abt, der den Frieden schloß.

Mädchen, er nicht allein, auch die heilige Macht zu Wettingen.

Auch ein Pfaff, den ich hasse. Das Schwerdt muß entscheiden, nicht der Krummstab, Oheim!

Seht, Graf, welch eine Aussicht! Weiter rechts die Schweizergebürge.

Und Morgarten.

Seht, dort die hohe Spitze, rechts, ist das Rigikulm.

Wo? o wo? rief Verena: dort ruhen meine Eide, dort meines Lebens Geschick!

Mädchen, was hast du? dort, wo die Sonne untergeht, die Sempacher Ebene.

Da ging Toggenburgs Sonne unter.

Sie ging nicht unter. Rede nicht so!

Sie ging unter! denn brachten die feigen — Weiber führte mein Vater hin, nicht Männer. Kamen sie nicht ohne Toggenburgs Banner zurück? O, giebt es noch einen Mann, den unsre Schande jammert — die Sonne ist unter; ich will schlafen gehen; aber hat der Schlaf nicht seine Träume? Gute Nacht!

Sie ging. Seht, so ist sie! Ein Mann in Mädchengestalt.

Und Eurer Nichte Eide, von denen sie spricht?

Wer weiß, was sie meint? Sie schweigt wie ein Mann.

Auch Alberts Schlaf hatte seine Träume, schöne Träume, die sein Herz weich machten mit süßen Wünschen.

Am andern Morgen trat Verena in den Saal mit einem Jagdspieße in der Hand; in dem schwarzen Haar war ein hoher Federbusch befestigt. O wie stand die halb männliche Kleidung dem zarten Mädchen so schön!

Jägerin! rief der Oheim.

Ich wills nicht verlernen; wer weiß, wie bald ich es gebrauche.

Die Laute ziemt dir, das Horn nicht; die Spindel mehr als der Spieß.

Ich will nach Sankt Maria, mir eine Zelle auszusuchen, wenn ich nicht mehr jagen darf.

Begleite sie, Albert!

Sie flog neben Albert in den Wald, Wild zu jagen. Jäger und Hunde konnten ihr kaum folgen; das Echo umher weckte sie mit Horn und Jagdruf; aber in jedem lieblichen Thale hielt sie, und sie erzählte Alberten mit bewegter Stimme und zarten Mädchensinn aus ihrer Kindheit, wie ihre Mutter, eine Viskonti, sie gelehrt habe, lesen und schreiben und alle schönen Künste Welschlands, mit Gold in Seide sticken und die Laute

ſchlagen. Sie erzählte mit immer wachſender Bewegung, wie ein Mönch aus Sankt Gallen ihr die alte Heldengeſchichte Roms gelehrt, und aus alten Schriften, wie das Gebirge mit Menſchen bevölkert worden, und den Urſprung aller Großen im Gebirge, in Burgund, in Hohen Rhäzien und im deutſchen Gebirge.

Albert wagte es nicht, ſie zu unterbrechen. Es war, als hätte ſie allein eine Kindheit gehabt im Paradieſe der Unſchuld, und Engel hätten ſie umſchwebt, und alle Wunder der Heiligen.

So lebt ich, fuhr ſie fort, ein Leben, was ein frommer Traum ſchien. Da bewegte der Krieg das Gebirg, ſtürzte alle alten heiligen Rechte. O! O! Albert! laßt mich ſchweigen! Hätte der Mönch mich nicht gelehrt, ich hätte an der Spindel wie Tauſend mein Leben abſpinnen können. Laßt uns gehen!

Albert erwartete, ſie würde von ihrem Eide reden; aber ſie führte ihn nach Sankt Maria, ein Frauenkloſter, das ihr Ahnherr geſtiftet und reich begabt hatte.

Seht, ſagte ſie: hier in dieſen Mauern will ich meiner Kindheit Träume wieder finden.

Du, Verena, du? das verhüte deines Namens Heilige!

Was ſeyn muß, wird ſeyn! Ich bin durch ſchwere Eide gebunden.

Sie ſchwiegen beide.

Auf dem Rigi ruhen deine Eide, sagtest du, Verena.

Was fragt Ihr, Albert? fragt nicht. Noch ist es nicht Zeit.

Ich will Eure Eide lösen.

Versprecht nicht. Wer weiß, ob Ihr bestimmt seid?

Bestimmt zu Allem, was dich froh macht. Das fühl ich.

Sie sah ihn ernst an, aber sie schwieg.

Viele Tage lebte Albert auf der Burg mit Verena. Jeden folgenden Tag wollte er gehen. Verena hielt ihn nicht. Ein dunkler Wunsch, der in seiner Seele entstand, und der immer mächtiger sein Herz erregte, hielt ihn. Alles was sie that, wurde ein neues Band, was ihn fest hielt. Die Spindel stand ihr besser, als der Jagdspieß, und Morgen war die Jägerin schöner, und nahm sie die Laute und sang sie die alten Siegeslieder der Helden, oder die Trauergesänge unglücklicher Liebe; so wendete er sich ab. Denn er zitterte, dem ernsten Mädchen seine Liebe zu sagen.

Er blieb lange; aus Tagen wurden Wochen, aus Wochen Monate. Seine Liebe wuchs immer; aber seine Scheu vor ihrer festen Ruhe wuchs mit seiner Liebe. Sie war gegen ihn, wie am ersten Tage, freimüthig vertraulich; aber immer ruhig. Ein fremder Geist stand kalt zwischen ihren Herzen.

Jeden Morgen war er entschlossen, ihr zu sagen, wie er sie liebte; aber sah er sie, so entfiel

ihm der Muth, denn sie liebte nicht. Es war ihm, als wäre seiner Kindheit Mährchen wahr geworden, als liebte er nicht ein Mädchen seines Geschlechts, sondern eine Elfe des Gebirges, ein höheres Wesen aus einer Zauberwelt, das ihn in Unglück verstricken wollte. Aber kam er von einem Zuge gegen die Appenzeller Hirten, die Toggenburgs Weiden behüteten, zurück, und sie empfing ihn dann mit dem holdseligen Zauberlächeln und mit dem goldnen Becher voll Wein, so verschwand die Geisteragestalt, und die warme, menschliche, liebevolle Gestalt des Mädchens stand vor ihm, die Geliebte, Verena.

Sie band mit eigner Hand eine Schärpe, die sie gestickt hatte, um seine Schulter, und sah ihn lächelnd an.

Ich danke dir, Verena, für dein Geschenk, sagte er entzückt.

Die Schärpe schenkt dir Toggenburg.

Nicht die Toggenburgerin? nicht Verena?

Die arme Verena hat nichts zu schenken.

O Verena, nicht du? nicht du Mädchen?

Das Land, das du gerettet, Albert! Ich muß so sagen.

Dann stand der Berggeist wieder vor ihm, und er schwieg und seufzte.

Aber doch sah er nach und nach, wie Verenas Busen vergebens die Seufzer zurückhalten wollte, welche ihre Brust hoben; er sah Unruhe in ihren Augen, er hörte die Liebe in der leisen

Stimme beben. Er war entzückt, er war entſchloſſen.

Verena, ſagte er eines Morgens, da er ſie nach Sankt Maria begleitete: mich dünkt, du biſt nicht geboren, dein ganzes Leben Horen zu ſingen. Eines edlen Mannes Leben zu beglücken, Mutter zu ſeyn, und eine Tochter hinter dir zu laſſen, die dir gleicht, dir edle Verena, das iſt dein beſſeres Loos.

Wenn meine Eide gelöſt ſind! antwortete ſie zitternd.

Meine Liebe hat ſie gelöſt, geliebte Verena. Ich habe mit deinem Ohm geredet. Ich habe ſein Wort. Eide ſind Luft, welche die Kirche, welche der Himmel nicht heiligt, und die Liebe eines treuen Herzens iſt die Stimme des Himmels. Sage nein, wenn du darfſt.

Albert! O ich ſah deine Liebe, und ſieh da, wie Thränen meine Wangen überſchwemmen, und Seufzer meine Worte unterbrechen. O, könnteſt du meine ſtillen Gedanken ſehen, die in der Seele tief und gleich zärtlichen Thränen hervorquillen; aber löſe meine Eide, und ich bin dein!

Verena, die Liebe muß die Liebe belohnen. Von der Liebe will ich dein Herz, will ich Verenas Hand. Nur die Liebe hat den größten Schatz zu verleihen, den Himmel auf Erden, ſich ſelbſt. Sie iſt Lebensherr und Lebensträger zugleich. Sie giebt uns, was ſie empfängt, das irdiſche und das ewige Glück. Was hat meine Liebe, was deine

mit deinen Eiden zu thun? Die Liebe hat ſie gelöſt. Sage, daß du mein biſt.

Ich darf es nicht ſagen, geliebter Albert! Ich darf nicht dein ſein; dieſe Hand darf deine nicht ergreifen; dieſe Lippe nicht deine in heißer Liebe drücken, wenn du nicht meinen Eid gelöſt haſt. Ich liebe dich, Albert. Ich muß es geſtehen. Meine Thränen würden mich ja verrathen; aber ich bin des Mannes, liebend oder haſſend, der meinen Eid löſt.

Verena, du läſterſt den Himmel, der Liebe an die Liebe band; du vergifteſt den reinen Lebensquell, der aus des Paradieſes verlornem Himmel in das arme Leben fließt. Ich beſchwöre dich, ſage anders.

Du marterſt mich. Ich kann nicht anders ſagen; und iſt kein Mann, der um den armen Preis meiner Hand den Eid löſt: ſo gehe ich nach Sankt Maria, und verbete das arme Leben, und meine Liebe.

So nimm meinen Eid, Verena; bei deiner Liebe, bei meiner! ich will deinen Eid löſen, kann menſchliche Macht ihn löſen, ohne mit den Himmel zu zerfallen. Ich will! aber ehe du redeſt, ſey mein! denn ich ſchwöre dir, ich will nur von der Liebe deine Hand. Sollen deine Eide mehr ſeyn, als deine Liebe: ſo ſoll meine Liebe auch mehr ſeyn, als dein Eid. Am Morgen nach dem Tage, da der Kirche heiliges Sakrament uns verbunden hat, will ich deinen Eid hören und löſen! Ich bitte dich!

Ich kann nicht, Albert, und müßte ich dich ewig darum verlieren. Ich kann nicht.

So haſt du mich verloren, auf ewig! Was der Mann, was die Liebe gewähren kann, habe ich gewährt. Die Liebe ſoll mir mein Weib geben, nichts anders, nichts, was der Liebe fremd iſt.

Es iſt nicht ſchwer, Albert, meinen Eid zu löſen, es iſt nichts böſes! Ich werde den Mann finden.

Nach einem Beſinnen, in dem Albert immer ernſter, finſter, dann zornig wurde, rief er: Du haſt den Mann gefunden, Verena. Ich will deinen Eid löſen, ſchwer oder leicht. Ich will ihn löſen. Sage was du ſchwurſt! Er betrachtete ſie mit tief gerunzelter Stirn.

Was ſchaueſt du ſo finſter, Albert, als zürnteſt du mit mir? Was geht in deiner Seele vor?

Nichts, was dich wundern darf. Rede, Verena. Aber noch einmal bitte ich dich, ſey vorher mein. Gib mir deine Hand!

Ich kann nicht. Ich — o Albert, ich will nicht.

So rede du!

Bei Sempach wurde mein Vater erſchlagen —

Und meiner. Gott wirft der Sterblichen Looſe. Ich bete ſeine heilige Macht an, und meine Seele iſt leicht!

Ein Mann aus Gerſau nahm meinem Vater das Leben, und entriß der ſterbenden Hand unſers Hauſes Banner.

Meines Hauſes Banner nahm ein Schweizer. Der Sieg wechſelt. In meiner Halle hän-

gen viele erbeutete Banner. Die Banner unſerer Häuſer gingen unter; aber unſre Häuſer nicht, Verena! Gottes Hand lenkt alles. Willſt du mit Gott hadern. Geh, geh mit mir heute, jetzt vor Sankt Mariens Altar, der Leutprieſter ſoll unſre Hände zuſammenlegen, und dann ſollſt du reden; aber eher nicht; ich bitte dich, Verena, bei dem höhern Glück deines und meines Lebens. Ein froher Athemzug unſerer Liebe iſt köſtlicher als alle Banner. Rede nicht. Komm! Die Liebe, die Kirche, das Glück, der Segen Gottes und aller Heiligen erwartet uns!

Ich muß reden.

Du mußt nicht! bei Gott nicht! Verena, nein! Dieſer Augenblick entſcheidet. Folge mir, du hochgeliebte, folge mir nach Sankt Maria vor den Altar.

Ich kann nicht, Albert. Ich muß vorher reden, muß vorher meines Hauſes Banner mit dieſen Augen ſehen.

Albert ſenkte das Haupt tief auf die Bruſt und ſagte: ſo rede!

Da ſchwur ich zu den Heiligen einen Eid, dem Manne nur meine Hand zu geben, der das Banner meines Hauſes mir wieder brächte. Geliebt oder gehaßt, gleichviel! Aber an dem Tage erſt, da ich das Banner in deiner Hand ſehe, bin ich dein, Albert.

Ich habe auch geſchworen, deinen Eid zu löſen, und ich halte meinen Schwur, wie du den deinen gehalten. Du ſiehſt mich nicht wieder, als

mit dem Banner der Toggenburg in der Hand. Laß uns scheiden, Verena, du Heldenmädchen. Du hast alles an alles gesetzt. Laß uns Lebwohl sagen auf immer.

Auf immer?

Weiß ich denn, ob mir es gelingen wird? Sende mir meine Knappen nach Yberg. Dort erwarte ich sie.

Auf immer, Albert?

Wo ist der Banner?

Er hängt in Sankt Marzellenskirche in Gersau. Die Kirche steht einsam, Albert.

Verena, geh mit mir nach Sankt Maria zum Altar.

Nicht eher, als nach meinem Schwur, wenn du mir das Banner zeigst.

Besinne dich, ich habe geschworen, ich will nur von der Liebe, was allein die Liebe geben kann. Verena!

Es kann nicht anders seyn. O die Liebe soll dir geben.

So sag auf ewig lebe wohl.

Auf ewig? Albert!

Sag! sag, Verena! Ich sage es, und bin unschuldig.

Und müßte ich es sagen: so —

Sags!

Auf ewig lebe wohl, Albert!

Auf ewig! sagte still Albert, und er ging traurig dem Kloster vorüber nach Yberg. Dort erwartete er seine Gesellen. Die Hand auf das

schwer schlagende Herz gedrückt, sagte er: o mein Geist hatte Recht! Sie war mir ein ewig fremdes Wesen, kein Weib, kein Mann. Du Unglückliche! drücke denn das kalte, flatternde Banner statt des liebenden Mannes, statt zärtlicher Kinder an das Herz, das unweibliche Rache und Schein des Stolzes statt Stolz füllt. Du wolltest, du Arme, du wolltest einen Mann beherrschen, nicht lieben. Leb auf ewig wohl! Auf ewig! O ich liebte dich; ich ziehe trauernd von dir auf immer; aber erst löse ich meinen und deinen Eid.

Er vertauschte seine Ritterkleidung mit einem Reuterwamms, zog über sein schönes Haar eine lederne Kappe, und nur mit einem Stabe bewehrt zog er an den Züricher See. Zu Uznach ließ er seine Begleiter.

Er ging muthig über Einsiedel nach Schwiz. Dann ging er um den Fuß des Rigi, auf dem Verena's Eide ruhen! sagte er, da ein Landmann ihm den Namen Rigi nannte. Wo ruhen meine Eide? In dem Herzen eines Mannes!

Eben da er durch die Felsen hinab, schon den Vierwaldstättersee erblickend, nach Gersau gehen wollte, hörte er Glockengeläut, und den lauten Gesang von Menschen. Es waren die Heerden der Gersauer, die in feierlichen Zuge den Rigi hinauf zogen. Mädchen mit Blumen bekränzt führten den Zug. Dann kam ein Senner den Milchcimer auf der linken Schulter, hinter ihm die Leitkühe mit den großen Glocken am Halse. Dann folgte die Heerde der Kühe, Schafe und Ziegen,

und die Senner mit Milchgefäßen beladen. Zuletzt ging der Meister Hirt, sein Saumroß, das den großen Kessel trug, vor sich hin treibend.

Glück auf! rief jedes Mädchen, Glück auf! jeder Senne Albertus zu.

Alles erinnerte ihn an Verena, die ihm auch in einem langen Gefolge von Jungfrauen und Knaben begegnete. Aber wie war dieses anders! Ein goldgesticktes Kleid umfing Verenas schöne Glieder: diese Mädchen trugen eine höchst ärmliche Kleidung von grober ungebleichter Leinwand, ärmlicher als sonst die Hirten sich tragen. Selbst Meister Hirt ging nicht reicher.

Er ging, an die stolze Verena auf ihrem milchweißen Zelter denkend, schneller hinab. Da saß auf einem Felsstück am Wege ein Mädchen, eben so gekleidet wie die andern; aber — es war nicht die Gesundheit des Hirtenlebens, der reinen Luft, die von ihrem Gesicht strahlte; es war ein Reiz des allersüßesten Lächelns, das aus dem dunkelblauen Auge brach, aus den Rosengruben der Wangen, von den frischen Rosenknospen der Lippen.

Glück auf! sagte sie aufstehend, und aus dem schlechten Kleide schimmerte eine schlanke Jungfrauengestalt voll Reiz siegend hervor.

Ihr gehet kürzer den Steig links, wenn Ihr nach Gersau wollt.

Wie rein, wie süß die Stimme des Mädchens, wie schön die Bewegung des runden bis an die Schulter aufgestreiften Arms, mit dem sie ihm den Weg zeigte.

Wo bin ich denn hier? fragte er. Ich fürchte, ich habe meinen Weg verloren. Ich wollte nach Lowerz.

Sie sah ihn lächelnd an. Seyd Ihr einer von des Truchsess von Waldberg Knechten? Hier habt Ihr nicht leicht etwas zu befürchten. Man hat allen durchgeholfen, die flüchtig geworden.

Wenn du mir eine einzelne Hütte zeigen könntest, die mich ein Paar Tage beherbergte. Ich erwarte hier Nachricht.

Sie sah ihn an: wenns keine Unthat ist, die Euch zwingt, Euch zu verbergen, Meuchelmord —

Seh ich aus wie ein Mörder?

Nein, nein! Und diese Frage dazu! Sey es was es will, folgt mir. Ich will Euch einen geheimen Aufenthalt zeigen.

Sie führte ihn aufwärts auf den Rigi. Dann stand sie mit ihm vor einer Höhle. Seht, diese Höhle heißt nach mir Elsbeths Höhle, weil ich gewagt habe, hinein zu gehen. Hier findet kein Fremder Euch, und unsre jungen Leute sind heut ins Gebürg gezogen, und seht die Aussicht über die Seen ringsum in die Schweizer und Glarner Gletscher.

Recht schön; aber meinst du, Mädchen, die Raben werden mir hier Brot bringen?

Nun ich werde meinen Gast nicht verhungern lassen.

Bist du aus Schwiz?

Nein; aber aus dem freiesten Lande der ganzen Erde, dessen Namen Ihr vielleicht nie gehört habt.

Die ſind nicht unglücklich, die man nicht kennt.

Gewiß; denn groſe Unglücksfälle und groſe Verbrechen machen Menſchen und Völker bekannt.

Oder groſe Thaten, Mädchen.

Der Glückliche, Menſch und Volk, bedarf kaum groſer Thaten. Ich bin aus Gerſau.

Aus Gerſau? du?

Ihr ſeht mich mit groſen Augen an, dieſes arme Gewand, dieſe Füſe ohne Bekleidung? Ich bin des Landammanns Tochter aus Gerſau, Namens an der Halden. Ich hatte auch Perlen, eine Schnur, von meiner Mutter, die mein Vater auf einer Fahrt mit dem Kaiſer in Welſchland wegen ſeiner Tapferkeit heirathete. So wie ich, gehen wir alle, Männer und Weiber in Gerſau, ſchon ſeit zehn Jahren. Seit zehn Jahren trinkt Niemand bei uns Wein, als die Kranken und der Meſspriester. Niemand träget ein Feierkleid. Unſre Nahrung iſt Brot und Milch.

Was zwang Euch ſo hart zu büſen?

Die Freiheit, Jüngling. Die Freiheit, nach der jedes menſchliche Herz lechzt. Schon lange gaben uns die Vierwaldſtätte ihren ewigen Bund; aber die Edeln von Moos hatten bei uns die Leben und niedere Gerichte, Twing und Bahn, Grundzinſe und Zehnten. Da beſchloſſen die Einwohner von Gerſau zehn Jahre lang zu leben, wie ich Euch ſagte; und mit dem erſparten Gelde uns vor dem Edlen von Moos frei zu kaufen. Zu ein Paar Tagen ſind die zehn Jahre um. Es fehlten noch einige Goldgulden an der vollen

Summe. Da gab ich die Perlenschnur meiner Mutter, ihr theures Andenken, hin, und gestern erhielten wir die Urkunde unser Freiheit. Mein Vater wurde der erste Landammann in Gersau, und in ein Paar Tagen sollt Ihr mich in meinem Feierkleide sehen, wenn Ihr noch hier seyd.

Ich will dich in deinem Feierkleide sehen, Elsbeth, und müßte ich zehn Jahre hier in deiner Höhle darum leben.

Das wäre viel um wenig. Seht, da habt Ihr ein Lager von Farrenkraut und eine Decke darüber. Holz zum Feuer habt Ihr. Dort sprudelt ein frischer Quell, die Brombeere und Erdbeere ist reif, Brot und Milch bringe ich selbst, damit Niemand weiß, daß Ihr hier seyd, und sind die zehn Jahre um, so erhaltet Ihr den ersten Becher Wein. Wie heißt Ihr?

Albert.

Und woher?

Aus Toggenburg. Aber du verräthst mich nicht?

Seh ich aus wie Verrath?

Du siehst aus wie die himmlische Liebe, Elsbeth.

Elsbeth flog die Felsen hinab, und Albert setzte sich, an Verena denkend, und an Elsbeth, und an seinen Eid, das Banner aus Gersau zu rauben.

Gegen Mittag war Elsbeth wieder da, mit Brot und Milch. Der Weg ist weit! Nun eßt! Aus Toggenburg seyd Ihr? Kennt Ihr die junge Gräfin Verena? Ist sie so schön, wie man sagt?

Ist sie so stolz und doch so gut, wie das Gerücht geht?

Du frägst so ängstlich, Elsbeth?

Ihr müßt ja wissen, wenn Ihr daher seyd, daß sie — vielleicht von allen Menschen allein — uns haßt?

Euch?

Uns. O das Herz wird mir schwer, wenn ich daran denke. Seht, in der Schlacht bei Sempach erschlug ein Gersauer den Grafen Donat, ihren Vater: Euch kann ichs wohl sagen; ihr werdet es nicht verrathen. Mein Vater wars, der ihn erschlug und das Banner erbeutete. Ihr selbst seyd ein Mann und wißt, daß in der Schlacht kein Ansehn gilt. Fiel doch selbst der edle Herzog. Sie haßt uns, nicht ihres Vaters willen, sagt man, sondern des Banners willen. Es hängt in unserer Kirche. O man sollte in Frieden jedes Andenken des Sieges vernichten dem Frieden zu Ehren. Die Männer denken nicht so; Ihr wohl auch nicht. Es ist als wäre es das Mahlzeichen unserer Freiheit. O wie gern wollt ich der Tochter des Grafen das Banner zu Füßen legen, dürft ich.

Man hat nun Versuche gemacht das Banner aus der Kirche zu stehlen. Zu stehlen! denkt.

Albert erröthete.

Darum bewacht jede Nacht ein Mann die Kirche, und mein Vater hat selbst die Schlüssel in Gewahrsam. O ich liebe mein Gersau wie Sie ihr Toggenburg. Aber darf ich noch hassen, und ein Mädchen, was der Friede versöhnt hat? Seht, fuhr sie weinend fort: ich

habe meiner Mutter auf dem Sterbebett verſprochen, jede Sonntags Nacht auf ihrem Grabe in der Kirche für die Ruhe ihrer Seele zu beten. Mein Vater vertraut mir den Schlüſſel, aber oft gibt er mit finſtrer Stirn mir die Warnung, den Schlüſſel keiner Hand anzuvertrauen. Gibſt du den Schlüſſel weg, und fehlt das Banner, Elsbeth, beim heiligen Marcellus, bei dem Grabe deiner Mutter, nichts würde dein Leben retten, du kennſt deinen Vater, du kennſt den Spruch der Gemeine. Sehr, mich ſchauert, wenn ich das Banner anſehe. Es ſtört mich in meinem frommen Gebet. Ich wollte, ſie hätte es, und liebte uns.

Es war Alberten, als hätten Geiſterſtimmen Elsbeth umringt, die ihm drohten. Eiſig kalt dachte er an den Eid, den er Verena geſchworen, und der jetzt auf Elsbeths Haupte ruhte. Es war als zöge ihn eine geheime Gewalt an Elsbeth, als müßte er ſie lieben um ſie zu verderben. Er wollte fliehen, aber ſein Eid hielt ihn feſt, und immer war's, als müßte er das Banner von Elsbeth fordern.

Elsbeth fragte wieder: iſt ſie ſo ſchön und ſo gut, und ſo ſtolz?

Ernſt ſagte er: Verena iſt ſchöner als du, Elsbeth; aber ſeit ich dich ſehe und höre, will ich ſchwören, es iſt nichts ſo ſchön auf der weiten Erde als Elsbeth.

O das meinte ich nicht. Iſt es denn wahr, daß der Graf Barberg ſie liebt? Man ſagt er hat ſie aus Räuberhänden gerettet. O wie muß ſie ihn denn lieben!

Wie müßte ich dich denn lieben, Elsbeth, die den Unbekannten, mich hier erhält?

Ihr sollt so nicht reden. Ihr macht mich irre und schamroth. Ich frage, ob er sie liebt?

Er liebt sie, er liebt sie nicht. Verstehst du das? Ein Eid, wie man sagt, trat zwischen sie und ihn, und dieser furchtbare Eid warf seine unzerreißlichen Ketten um mehr unschuldige Herzen. Heiß mich gehen, Elsbeth, ich will gehorchen.

Ihr wolltet mich ja erst in meinem Feierkleide sehen.

Und dann soll ich gehen?

Wenn Ihr müßt. Kann ich Euch halten?

Aber sie stand auf, sagte: morgen seh ich Euch wieder, Albert; und sie ging.

Auf dem Rückwege überlegte sie lange, was sie so an diesen Jüngling zog. Sie wußte keine Antwort; aber sie beschloß mehr auf ihren Hut zu sein.

Sie kehrte wieder zu ihm, und wieder, und immer lieber; und da die zehn Jahre um waren, schmückte sie das blonde Haupt mit Blumen und zog ihr Feierkleid an, weiß wie der Schnee auf dem Gebürg in Sonnenschein, und nun ging sie eilig und fröhlich hinauf, und Albert kam dem schamrothen Mädchen entgegen, und, obgleich er eben gesagt hatte: nein, und trüge sie den Königsschmuck, er kann ihrer Schönheit keinen neuen Reiz geben: so staunte er sie dennoch mit lachenden Augen an, nahm sie in seine Arme und sagte: Elsbeth, o du geliebte Elsbeth! und sie legte

zitternd die rothe Wange an seine Brust, die unter ihrer Wange klopfte, und sie wußte ja nicht, warum sie Thränen vergießen mußte. Sie wollte ihm die Thränen verbergen, und fragte ihn doch: warum muß ich denn weinen, Albert?

Und er drückte sie fester an sich, und sagte: weil du weißt, daß ich dich liebe, weil ich weiß, daß du mich liebst!

Sie sah ihn bestürzt an; denn von Liebe hatte er noch nie geredet. Aber in dem Augenblicke fühlte sie auch im Herzen, daß er Recht hatte, und da er sie immer fester an sich drückte, an das pochende Herz, da schlangen hülflos ihre Arme den Knoten der Liebe um seine Schultern, und ihre Lippe berührte seine mit dem Wort: Albert!

Da nahm er den Ring von seinem Finger, und gelobte ihr Treue und Liebe.

Sie hatte nichts ihm zu geben, als ein volles Herz, ein nasses Auge und eine Rosenknospe von ihrer bebenden Brust.

Nun komm, rief sie, zu meinem Vater! daß er uns seinen Segen gebe.

Elsbeth, erst muß das Schicksal seinen Segen auf unsre Liebe legen! Auf unsre Liebe? nein! aber auf unser Leben! Ein Eid bindet mich, Elsbeth. Ich muß ihn lösen; dann bist du mein!

Welch ein Eid?

Traust du mir, Elsbeth? Glaubst du an meine Liebe, an meine Treue?

Wie an das Wort der Kirche, Albert.

So höre; ich bin gebunden, das Banner der Toggenburger zu rauben.

Elsbeth erblaßte. Sie stand athemlos vor ihm.

Du? wie, Albert? wie?

Frage nicht, Elsbeth. Die Liebe muß glauben. Ich bin gebunden, das Banner zu rauben, und denn, und darum bist du mein!

Mein Vater — Albert, mein Vater! O Gott, muß ich, ich, die Tochter dir den Schlüssel geben?

Nein! o nein! rief er heftig, und müßte ich zehntausend Eide brechen, die kein himmlisches Ohr vernahm, sondern nur der unnatürliche Stolz eines verkehrten Herzens. Aber ist das Banner nicht mein, so bin ich nicht dein! so gehören alle Schwüre meiner Liebe, diese Hand einer andern als Elsbeth. Das Banner reißt mich dort los, und verbindet uns auf ewig. Aber mit deiner Angst will ich nicht spielen, Elsbeth. Ich wollte, ich hätte nicht geschworen; aber ich schwor, und ich muß Wort halten. Geh hinab, geh hinab, Geliebte, und komm nicht wieder, damit kein Verdacht dich trifft. Und hörst du, das Banner ist fort, so erwarte mich in drei Tagen in Gersau, wo ich bei deinem Vater um deine Hand werbe.

Hast du geschworen das Banner zu nehmen?

Einen hohen Eid, Elsbeth, und ehe ich ihn nicht löse, ist diese Hand nicht frei!

Sie sah ihn mit treuen Taubenaugen an. Du mußtest? sagte sie lächelnd und weinend zu-

gleich: und ich ſollte zaudern? Nimm den Schlüſſel. Hier iſt er, die Liebe giebt ihn dir. Mein Vater wird zürnen; aber ich werde ihm ſagen: ſchone meiner drei Tage, und iſt das Banner dann nicht wieder hier: ſo will ich ſterben! Denn denk an Elsbeth, Albert.

Und glaubſt du, Elsbeth, daß ich in drei Tagen wieder hier bin?

Wenn du kannſt, gewiß, Albert! Nimm den Schlüſſel!

Er ſah ſie lange an, erſt lächelnd, dann ernſter, dann glänzten Thränen aus ſeinen Augen; dann umfing er ſie mit liebendem Feuer, und rief: o du liebendes Herz! Du vertrauſt der Liebe dein Leben, die Ehre deiner Mitbürger, das Banner, alles! Ich wäre grauſamer als ein Wolf des Gebürgs, wenn ich den Schlüſſel nähme. Was hat deine Liebe, du edles Mädchen, mit dem Eide zu thun, den ihr Hochmuth und mein Zorn ſchwor? Geh ruhig hinab. Ich bin dein, und hörſt du, das Banner iſt geraubt, ſo erwarte mich in drei Tagen in der bewährten Kleidung, die du für die Freiheit deines Vaterlandes trugſt, meine Elsbeth. Und nun laß uns ſcheiden, Mädchen!

Sie legte ihr Haupt an ſeine Bruſt.

Und du frägſt nicht, wer ich bin?

Mein Albert biſt du ja!

Das bin ich. Lebe wohl!

Sie ging weinend hinab in ihres Vaters Haus, und wenn am Morgen die Glocke zur Meſſe rief, ging ſie zitternd in die Kirche; aber

das blutige Banner hing noch über dem Altare. Sie hoffte.

Albert ging den einsamen Weg nach Uznach, viel ausſinnend, wie er Verena ſchonte, und Elsbeth die unendliche Liebe vergelten könnte.

Er ſandte ſeinen getreueſten Knappen auf den Aarberg, und ließ ſeinen Lehenmännern gebieten in Einſiedeln ſich zu ſammlen, ſeine verlobte Braut, die künftige Gräfin von Aarberg einzuholen.

Da brachen die Edeln um Aarberg auf, und die in Oberlande, und von Thunerſee, und die am Paſſe des Gemmi hauſten, alle in ritterlichen Waffen, ihre Mannen unter den Bannern. Und das Land umher bewegte ſich, und fragte, und das Gerücht lief von Mund zu Mund, ſie holten des Grafen Braut ein.

Verenas Herz ſchlug, da die Nachricht nach Lichtenſteig kam. Den Namen der Braut wußte Niemand.

Albert hatte ihr ja auf ewig Lebewohl geſagt. Geſchworen hatte er ja, nur von der Liebe ihre Hand zu nehmen. Sie fühlte mit Schmerz, ſie hatte ihn auf ewig verloren, wenn er, das Banner in ſeiner Hand, vor ihr erſchiene, und ohne Banner war ſie auch nicht ſein. Sie hatte ihn verloren, und ſie trauerte. Aber ſie hoffte, denn der Name ſeiner Braut wurde nie genannt.

Eines Morgens zog die Trauernde das laute Gejauchz der Burgleute ans Fenſter. Sie ſchaute und erblaßte; denn da hielt Albert, das blutige Banner ihres Hauſes in ſeiner Hand, vor der

Burg. Ihr Ohm trat eben zu ihm; aber er schlug das Visier nicht auf. Sie wärte aus diesem Zeichen ihr Schicksal. Eine Thräne vergoß sie, nur Eine. Dann aber warf sie, sich erhebend im stolzen Sinn, den reichsten Fürstenmantel um, schlang ein Band von köstlichen Perlen um ihre Stirn, hieß ihr Gesinde ihr folgen, und so ging sie fest und entschlossen, ihr Geschick stark zu tragen, hinab.

Sie stand ein wenig bebend vor der großen Pforte; aber Albert schlug sein Visier nicht auf.

Er sprang von seinem Hengste, er kniete vor Verena, und legte das Banner schweigend zu ihren Füßen nieder; aber das Visier schlug er nicht auf.

Verena hob das Banner vom Boden, drückte die blutbesprützte Stelle an ihre Brust, und sagte mit stolzem Ernst: ich dank Euch, Graf Aarberg. Ihr habt Euer Versprechen gelöst! Nehmt das Banner zurück! Ich will aus Eurer Hand nichts. Nichts! Lebt ewig wohl!

Sie neigte sich und ging in die Burg zurück.

Da gab ihm ihr Stolz, was er zitterte von ihr zu fodern, das Banner, zurück, obgleich sie nur gefodert hatte, das Banner in seiner Hand zu sehen.

Er nahm das Banner auf, und er stieg vom Burghofe seinen Knappen zu, die in Wallwyl auf ihn warteten. In Uznach fand er seiner Lebensleute prächtigen Zug und er führte sie die wohlbekannten Pfade zu Elsbeth, die ängstlich auf ihn harrte.

Schon war der zweite Tag verlaufen, seit das Banner geraubt war.

Gewaffnete hatten den Wächter an der Kirche überfallen, gebunden und so gebunden, nachdem das Banner genommen war, nahmen die Räuber ihn mit die unweisenden Pfade über den Riai. Dann entließen sie ihn. Er kehrte nach Gersau zurück. Alle viethen auf die Gräfin Verena, Boten gingen nach Schwitz, den Bund wegen des Raubes zu mahnen.

So waren die zwei Tage ängstlich verlaufen.

Die Boten der Waldstädte kamen in Gersau an, die Gemeine wurde versammlet am dritten Morgen. Elsbeth in ihrer ärmlichen Kleidung mit bloßen Füßen, betete am Grabe ihrer Mutter.

Da ertönten von Riai her die Hörner heranziehender Schaaren. Die Banner wehten, voran das bekannte Banner des Grafen von Aarberg in der Hand eines Ehrenherolds. Sie zogen daher am See nach der Wiese, wo die Gemeine den Ring zum Rath geschlossen, in ihrer Mitte die Boten der Waldstädte, und Elsbeths Vater.

Da sprengte Graf Aarberg hervor und hob das Banner von Toggenburg hoch empor. Er stieg ab, er näherte sich Elsbeths Vater und sagte: was der Muth eines Mannes. Euer Muth erbeutete, was ein Eid raubte, das bringt die Liebe Euch zurück, dieses Banner.

Er legte es in des Landammanns Arm.

Herr Graf, sagte Elsbeths Vater: wie soll Gerlau Euch danken?

Wenn Ihr nicht fragt, wie es geraubt, wie es zurückgegeben wurde, wenn Ihr mich, den Grafen Albert von Aarberg, in Euer Landrecht aufnehmt auf ewige Zeiten.

Alle staunten den edlen Grafen an; aber die Urkunde wurde geschrieben und von den Boten der Waldstädte als Zeugen besiegelt.

Nun bin ich Euer Landmann, Vater, hob der Graf an: nun habe ich eine Bitte an Euch, gebt mir Eure Tochter Elsbeth zum Weibe. Ich gebe ihr zum Leibgedinge alles, was mein ist. Schreibt das, bitte ich Euch!

Es wurde geschrieben.

Schon waren die Mädchen in die Kirche geflogen, um Elsbeth Kunde zu bringen, daß ihr Vater sie dem Grafen Aarberg verlobt hätte.

Dem Grafen Aarberg.

Er hat das Toggenburger Banner wieder gebracht. Komm schnell, Elsbeth.

Da flog Elsbeth auf Flügeln ihrer Liebe und ihres Glaubens an Alberts Liebe. Langsamer ging sie und schamroth, da sie den Kreis der Männer und die Ritter in blitzenden Harnischen, und die wehenden Banner sah. Aber Albert flog ihr entgegen und drückte sie an den goldnen Harnisch, und sie rief: o Albert! Albert! Und alle Stimmen jauchzten und riefen den Liebenden Glück.

Da führte Albert seine Braut, in grobe Leinwand gehüllt, in nackten Füßen, seinen Edeln

und Mannen zu, und sagte: begrüßt die Gräfin von Aarberg, die Frau meines Landes, und Eure Frau!

Da sprangen die Edeln herab von den Hengsten, und alle knieten nieder vor dem Mädchen, und alle Banner beugten sich vor ihr. Da legte Elsbeth, ihr Auge verbergend, sich an Alberts Brust. Es war der demüthigen Seele zu viel, Männer vor sich knieen zu sehen, und die Edelsten des Landes.

Aber jauchzend zog nun alles zum heiligen Marzellus, und unter Toggenburgs Banner legte der Pfaff die Hände der Liebenden zusammen zum ewigen Bunde. Und am andern Morgen erzählte Albert, wie alles Gott wohl geleitet, und der Pfaff, der ihre Hände zusammen gelegt, schrieb alles in ein Buch zur Lehre für die Nachkommen, und legte das Buch wohlverwahrt zu den Urkunden des ewigen Bundes mit den Waldstädten wo es heutiges Tages noch liegt, so wie das Banner noch heute in Sankt Marzellus einsamer Kirche hängt, des kleinen, völlig freien, glücklichen Völkchens einzige Kriegsbeute.

Albert und Elsbeth zogen auf den Aarberg, und Albert legte den Kirchschlüssel, den ihm die reichste Liebe bot, zu seinen Kleinoden, und gab Befehl seinen Nachkommen, den Schlüssel so lange zu bewahren, wie ein Aarberg lebte.

Aus Elsbeth Schooß entsproß ein edles, tugendhaftes, tapferes Geschlecht Männer und keuscher, treuer Weiber, und wenn eine ihrer Töchter und Enkelinnen mit einem Manne an

den Altar tritt, so ruft man ihr zu: sey demüthig, und groß wie Elsbeth!

Die arme Verena von unerhörten, und verhehlten Wünschen verzehrt, ging nach Sankt Maria sehr oft zum Gebet um Ruhe; da aber ein Ritter, der zu Gersau die Geschichte von Elsbeths Liebe gelesen, und nicht wußte, daß die Verena in der Geschichte die Gräfin selbst war, sie ihr erzählte, da nahm Verena den Schleier zu Sankt Maria, und ihr Gram wurde sanft, unter Gebet, und den Gedanken an eine schönere Welt, wo keine Rache die Herzen zerrüttet.

Aug. Lafontaine.

Die Christbescherung.

Erzählung

von

K. G. Prätzel.

„Es mag drunten auf der Gasse heut wohl wieder eine recht grimmige Kälte herrschen, liebes Dorchen!“ sagte Sebastian Sendler zu seiner Frau. „Sieh nur, wie die Fenster von Eisblumen starren, und wie die weißen Mäuse sich tief, tief unter die Sägespäne verkriechen! Gottlob! daß unser Dachstubchen, gegen den schneidenden Nordwind geschützt, eine so köstliche Lage hat!“

„Ach, bester Mann!“ erwiederte Dorchen; „was hilft es, gegen das Erfrieren gesichert zu seyn, wenn man dafür tagtäglich dem Ver-

hungern ausgesetzt bleibt! Entbehren will ich gern; daß wir aber, trotz unsrer Kraft und Liebe zur Arbeit, fort und fort mit so drückenden Nahrungssorgen zu kämpfen haben, das ist hart, sehr hart!"

„Lästre nicht, Weibchen!" unterbrach Sendler ihre Rede. „Erstrecken sich diesmal unsre Aussichten nicht bis über den dritten Weihnachtsfeiertag hinaus? Soll ich sie dir an den Fingern herzählen? Heut Mittag eine herrliche Bierſuppe, wozu wir alles Erforderliche, den Syrup ausgenommen, bereits im Hause haben; morgen, zu meinem Geburtstage, Milchreis mit Zimmet und Zucker, und übermorgen, am ersten Weihnachtsfeiertage, den Kalbskopf, in Sauer gekocht, den mir Meister Hauschild für ein Billiges zu überlassen versprochen hat. Viktoria! Jetzt lauf' ich nach der Canzlei, überreiche das Abgeschriebene und streiche dafür baare achtzehn Groschen in den Sack. Das hilft und erweckt neuen Muth! Du arbeitest indessen an dem Kleide für die Steuereinnehmerin; morgen wird es ihr fix und fertig überbracht, thut zehn Groschen — Summa Summarum: einen Thaler, vier Groschen! Kind, du sprichst vom Verhungern, und mir hüpft das Herz unter der Weste, wenn ich an die bevorstehende, glänzende Einnahme denke! Gieb Acht! wir erreichen mit dem Gelde das liebe Neujahr, und wer weiß, welcher neue Hoffnungsstern uns mittlerweile wieder aufgeht! Mit dem alten Thorschreiber verschlimmert es sich ja ohnehin von Tag zu Tage. Eh man sich's versieht, liegt er draußen

bei seinen Vätern, und statt seiner sitzt Sebastian Sendler am Schiebfensterchen unter dem Thor. Gott verleihe ihm nur recht bald die ewige Ruhe! Mir kann's nicht fehlen! Fährt er heut ab, so sitz' ich morgen drin. Fleiß und Geschicklichkeit, Gönner und Freunde" —

„Tröste dich nur mit der Hoffnung!" versetzte Dorchen mit kleinlautem Zweifel. „Du gehst am Ende doch wieder leer aus! Eh du zur Besinnung kommst, hat dir ein Andrer den Posten vor der Nase wegaeschnappt, und es ist wieder das alte Lied. Du bist nun einmal zum Unglück geboren! Wahr ist es freilich, der liebe Gott hat dir vielfältige herrliche Gaben und Eigenschaften verliehen. Du schreibst eine wunderschöne Hand, das muß dir der Neid lassen; so schön, wie in Kupfer gestochen — verstehst dich aber nicht in die Leute zu schicken! Du weißt deine Gedanken so zierlich zu Papier zu bringen, daß man nachher am Vorlesen seine wahre Lust hat; gerätbst aber augenblicklich ins Zittern und Stottern, wenn du vor eine Standesperson zu stehen kommst, um ihr mündlich dies oder jenes vorzutragen! Du ziehst in deiner Gutmüthigkeit den Sonntagsrock vom Leibe, um einem zerlumpten Handwerksburschen die Blöße damit zu decken; denkst aber nicht daran, daß du selbst nachher dich Wochen lang vor keinem ehrbaren Menschen kannst sehen und blicken lassen! Das alles empfiehlt nicht! Das alles bringt heut oder morgen in den Spittel, aber nun und in Ewigkeit nicht in den Thorschreiberposten! Küsse mich, Herzensmänn-

chen! Von der Untugend mit der linken Hand will ich jetzt gar nicht einmal" —

„Koche nur unterdessen die Biersuppe, liebes Dorchen!" rief der Eilfertige. „Ich säume jetzt keinen Augenblick länger, sondern renne mit Windesschnelle nach der Canzlei!" — Er holte bei diesen Worten seinen abgetragenen, dünnen Tüffelrock vom Nagel herab, fuhr in die nicht viel besser beschaffenen Faustshandschuhe, nahm die zu überliefernden Abschriften sauber zusammengerollt unter den Arm, und eilte halb trippelnd, halb trabend, über die glattgefrornen Pflastersteine fort nach der Canzlei, wo man, nach Besichtigung der Arbeit, bei welcher er zwei Tage und eine Nacht hindurch wie festgenagelt gesessen, die Genauigkeit und das nette Ansehen seiner Handschrift lobte, ihm jedoch, zufolge einiger leergelassenen Spalten, von dem sauererworbenen Lohne zwei Groschen abzog und ihn endlich mit dem Bescheide, daß er vielleicht erst in einigen Wochen auf neuen Verdienst zu rechnen habe, wieder entließ.

2.

Der Rückweg führte ihn am Hause des Lotterieeinnehmers vorbei. Morgen war Ziehungstag; fortwährend gingen daher Leute aus und ein, um dem Glück, im Fall es ihnen vielleicht eine reiche Christbescheerung zuzuwenden geneigt sey, die schickliche Gelegenheit dazu an die Hand zu geben. Sebastian stand einen Augenblick still; denn auch in seinem Gemüth schien, beim Anblick

der vorüberziehenden, gewinnlustigen Menge, sich ein kecker Gedanke unwiderstehlich regen zu wollen. „Benutze den Wink!“ flüsterte eine Stimme in seinem Innern. „Die nächste Ziehung fällt gerade an deinem acht und dreißigsten Geburtstage, und die drei Nummern, aus welchen dein Glück erblühen will, springen mithin von selbst dir klar und deutlich in die Augen. Ein Thor bist du, wenn du nicht sogleich zu Erhebung des glänzenden Gewinnes die nöthigen Vorkehrungen triffst!“

In peinlicher Angst und Unruhe drehte Sebastian, während sein Blut bei dem unentschlossenen Zaudern mehr und mehr in Wallung gerieth, sich auf dem Absatze herum. Da sah er einen weitläuftigen Verwandten, den Seifensieder Friebel, die Straße heraufkommen. „Gut, daß ich euch treffe, Vetter!“ ward er von diesem sogleich angeredet. „Ich befinde mich in einer Geldverlegenheit, die alle menschliche Begriffe übersteigt. Steht es in eurer Macht, so übt ein christliches Werk und leiht mir bis morgen, nur bis morgen ein halbes Thälerchen!“

„Ihr seid ein lockrer Zeisig, Vetter!“ antwortete Sebastian. „Gewiß wollt ihr wieder in der Lotterie spielen und es fehlt euch am Einsatze. All euer Hab und Gut ist auf diesem vermaledeiten Wege bereits in die Brüche gegangen, und doch könnt ihr noch immer nicht davon lassen. Ein schöner Lebenswandel, den ihr führt! Mit Pech und Werg möchte man sich die Ohren verkleben und verstopfen, sobald jemand von euch

zu sprechen anfängt! Daheim schreien die Kinder nach Brot, wie die jungen hungrigen Raben, während der ehrvergessene Vater sich auf den Bierbänken und in den Spielhäusern umhertreibt! Geht in euch, Vetter! Fangt eine neue Lebensweise an; die alte bringt euch an den Bettelstab, ins Zuchthaus, an den Galgen!"

„Hegt doch nur keine so schlimme Gesinnung gegen mich!" versetzte Friebel mit scheinheiligem Geberdenspiel. „Ach, eben meine armen verhungerten Würmerchen sind es, die mich heut auf die Straße hinaus getrieben haben. Rath muß geschafft werden, oder das Herz bricht mir noch vor Leid und Jammer! Ich habe mich mit so hoffnungsvollen Vertrauen an euch gewandt, und bin die unglückseligste Creatur auf Gottes Erdboden, wenn ihr mir meine Bitte nicht gewährt!"

„Die unglückseligste Creatur auf Gottes Erdboden!" sagte Sebastian mit gerührter Stimme, indem er zum Himmel aufblickte und an die warme Biersuppe dachte, die er bei seiner Nachhausekunft mit Dorchen zu verzehren gesonnen war. „Hier, Vetter, ist der halbe Thaler!" fuhr er fort, ihm das Geld überreichend. „Merkt aber auf meine Warnung, und laßt Euch vom Satan nicht blenden! Nur mit Mühe und Noth bin ich selbst so eben seiner Anreizung entgangen!" — Er theilte hierauf in der Meinung, daß das gegebne Beispiel vielleicht von ersprießlicher Wirkung seyn werde, dem Seifensieder auf das umständlichste, die Gedanken mit, die kurz vor dessen Ankunft mit verführerischer Lockung ihm in der Seele auf-

gestiegen waren, und erkundigte sich zuletzt beim Abschied noch flüchtig nach dem heutigem Befinden des Thorschreibers, in dessen Nachbarschaft sich Friebels Wohnung befand.

„Ei mit dem ist es vielleicht noch heut Matthä am letzten!“ erwiederte dieser, der Sendlers geheime Hoffnungen und Absichten kannte und ihm für das geliehene Geld gern etwas Erfreuliches sagen wollte. „Wie ich aus sichrer Hand weiß, hat er in letztverwichener Nacht sich bei zunehmender Brustbeklemmung drei Stunden lang aus der Postille vorlesen lassen; ein sichres Merkmal, daß es mit ihm im Sturmschritt zu Ende geht.“ Sebastian drückte bei dieser Botschaft dem Seifensieder mit vieler Lebhaftigkeit die Hand und schied von dannen. Friebel aber schlich, nachdem jener den Rücken gewandt hatte, in das Haus des Einnehmers, besetzte die ihm angegebenen drei Nummern und verfügte sodann, die blödsichtige Gutmüthigkeit des Vetters mitleidig belächelnd, sich in das nächste Bierhaus, um daselbst von dem Reste des Darlehns sich gütlich zu thun.

3.

„Nun läßt er sich schon aus der Postille vorlesen! Nun sitz' ich, eh man die Hand umdreht, am Schiebfensterchen unter dem Thor!“ rief Sebastian, indem er die Thür des Dachstübchens hastig aufriß, und mit einem gewaltigen Satze hereingesprungen kam. Dorchen hatte sich so eben vom Nähtisch erhoben, um die Glut zu schüren und anzufachen, die mit behaglichem Schimmer

im Kamin emporloderte. Das jauchzende Ungestüm, mit welchem Sebastian seinen Einzug hielt, erfüllte sie mit furchtsamen Zweifeln und Besorgnissen; mißtrauisch fragte sie ihn, ob er auf dem Rückwege wohl etwa gar irgendwo eingesprochen und ein Gläschen über den Durst getrunken habe? „Ach nein!“ entgegnete er; „ich bin so nüchtern, wie unser Stieglitz! Eine edlere Begeisterung ist es, die mich über den Erdenstaub erhebt; die nahbevorstehende Erledigung des Thorschreiberpostens ist es, die mir in den Fußsohlen prickelt! Aber sprich, wie steht's um die Biersuppe?“

„Komm, Männchen!“ sagte die Frau, der bei diesem Geständniß ein Stein vom Herzen fiel; „komm, nimm diesen Topf aus dem Feuer und schütte behutsam in den dabeistehenden, während ich rühre.“ — Dienstfertig zog der Hungrige sogleich die Fausthandschuhe aus und wollte zugreifen. „Immer wieder mit der linken Hand?“ rief jene mit verweisendem Unwillen. Schnell besann er sich, streckte die rechte Hand aus und — schon im nächsten Augenblick strömte das kochende Bier der Unglücklichen über beide Hände hinab. Dorchens Zetergeschrei, verbunden mit dem Schamgefühl seiner eigenen Unbeholfenheit, bestürmten mit abwechselnder Gewalt den Betäubten. Vor Schreck und Entsetzen seiner Sinne kaum mächtig, ließ er den Topf aus der Hand fallen, umfaßte die Jammernde und suchte mit den Zipfeln des Tüffelrockes ihr die Hände in möglichster Geschwindigkeit zu reinigen, um der zerstörenden

Wirkung der siedendheißen Flüssigkeit Einhalt zu thun. „Daß sich der Himmel erbarme!“ war Dorchens erstes Wort, als sie endlich Besinnung und Sprache wiederfand; „nun kann ich nicht fortarbeiten! nun kann ich der Steuereinnehmerin morgen um die festgesetzte Stunde das Kleid nicht liefern!“ — Wirklich war es gerade die rechte Hand, die am meisten gelitten hatte und daher jetzt, von Brandblasen bedeckt, einen für den zärtlich besorgten Ehegatten sehr niederschlagenden Anblick gewährte. Unverzüglich rannte er nach der Kammer hinaus, um Leinwand zu einem einstweiligen Verbande herbeizuholen, den er ihr sodann, unter fortwährender Vertröstung auf die schnellwirkende Heilkraft der Brandsalbe, die er aus der nächsten Apotheke herbeizuschaffen gedenke, mit äußerer Geschäftigkeit anlegte. Nach vollbrachtem Werk geleitete er sie unter Ergießungen liebtosender Theilnahme bis zu dem Lehnstuhl am Ofen, kehrte darauf zu dem Kamin zurück, betrachtete in seiner Zerknirschung und Betrübniß das am Boden schwimmende Bier und seufzte: „Wie wunderbar, o Herr, sind deine Gerichte!“ — „Das soll mich doch verlangen,“ setzte er mit leiserer Stimme hinzu; „ob du auch *dies*, wie die Schrift sagt, herrlich hinausführst!“ — Ohne für jetzt ans Aufräumen und Ausfegen zu denken, warf er noch einen mitleidsvollen Blick auf sein still wimmerndes Weibchen, versprach, mit dem erprobten Heilmittel baldigst zurückzukehren und machte sich auf den Weg nach der Apotheke.

Schon war er die Straße eine gute Strecke entlang gelaufen, als ein ihm unbekannter Mann ihn anredete. „Können Sie mir vielleicht Auskunft geben, lieber Freund, wo der Herr Sebastian Sendler wohnt, nach welchem ich schon seit einer Stunde vergebens herum suche?“ — „Gerade der bin ich selbst. Was steht dem Herrn zu Diensten?“ erwiederte der Befragte. — „Ei der Blitz!“ rief der Fremde; „wie es sich in der Welt doch mitunter so wunderbar treffen muß! Eben war ich, aus Verdruß über das vergebliche Suchen und Nachfragen, schon im Begriff, wieder nach Hause zu gehen und es mit dem Glückwunsche nach der alten Gewohnheit bewenden zu lassen. Erlauben Sie jetzt, daß ich Ihnen, der scharfen Kälte wegen, meine ergebenste Bitte nur ganz in der Kürze vortrage! Ich bin der Zettelträger des hiesigen Theaters, besitze aber an dem Herrn Amtshauptmann, der morgen seinen Geburtstag feiert, einen hohen Gönner und Wohlthäter und bin schon seit langen Jahren gewohnt gewesen, ihm zu besagtem Feste einen Glückwunsch immer in schriftlicher Abfassung an den Tag zu legen. Von jeher habe ich mir mit eignem Geschreibsel zu helfen gesucht, und der Gnädige hat den guten Willen für die That nehmen müssen. Seitdem man mir aber gestern Ihre außerordentliche Geschicklichkeit in der edlen Schönschreibekunst gerühmt hat, bin ich lüstern geworden, meinen hochpreislichen Gönner einmal mit etwas Extraordinärem zu überraschen. Wenn Sie also meinen inständigen Wunsch in Erfüllung“ —

„Ja, liebster Mann!“ unterbrach ihn Sebastian, der zitternd vor Frost und Hunger bei Anhörung dieses Berichtes sich fortwährend gereckt und geschüttelt hatte; „wenn ich Ihnen dadurch nützlich werden kann, so soll es noch heut geschehen.“

„Ich habe hier,“ fuhr jener fort, indem er ihm ein zusammengeschlagenes Papier überreichte, „die schriftlich auszudrückenden Grundgedanken des Glückwunsches zur weitern Verarbeitung niedergeschrieben. Wenn Sie auch diesem letztern Geschäft sich unterziehen und das Ganze zugleich in die gehörige Form bringen und einkleiden wollten; würden Sie mich daher doppelt verbinden. Lieb wäre es mir übrigens, wenn Sie mir schon im Voraus sagen wollten, was ich Ihnen etwa für Ihre Mühe zu entrichten“ —

„Darüber machen Sie sich nur keine Sorge!“ rief der Dienstfertige. „Sie mögen mir, wenn ich Sie recht betrachte, wohl auch eben keine Goldberge besitzen! Das thut aber nichts; der begehrte Aufsatz soll doch schon diesen Nachmittag um vier Uhr fertig seyn. Ihr Gesicht gefällt mir; ich verlange gar keine Bezahlung!“ — Er beschrieb hierauf dem erfreuten Alten seine Wohnung, entschuldigte sich mit wichtigen, keinen längern Verzug duldenden, Geschäften, und eilte fort.

4.

„Fünf bis acht Minuten können wohl über der Zubereitung des Mittelchens hingehen!“ sagte der kleine dicke Provisor in der Apotheke, nach-

dem Sebastian sein Gesuch vorgebracht und um schnelle Abfertigung gebeten hatte. „Bleiben Sie aber nicht in der kalten Zugluft stehen, Freundchen! Wenn ich Ihnen rathen soll, so treten Sie indessen hier in das anstoßende warme Cabinettchen; es befindet sich ein geheiztes Kanonenofchen darin!“ — Jener folgte der Einladung sogleich, stellte sich behaglich mit dem Rücken gegen den Ofen, zog das ihm überreichte Papier mit den darauf befindlichen Grundgedanken hervor, und fing auf das angelegentlichste sich in die Ausarbeitung derselben zu vertiefen an.

„Ei Potz Kräuterchen! Wie riecht's denn hier im Cabinettchen?“ schrie der eintretende Provisor, indem er schnüffelnd und mit der Behendigkeit eines Kräusels sich auf dem Absatz herumdrehte. „Männchen, was haben Sie angerichtet!“ fuhr er, dem Unheil auf die Spur gerathend, mit erhöhtem Tonwechsel fort. „Ihre ganze Kehrseite glimmt ja wie Löschpapier! Eh eine Minute ins Land kommt, brennen Sie lichterloh an allen Kanten und Ecken!“

„Der glühende Ofen hat's angerichtet!“ rief Sebastian, indem er sich umwandte und mit Grauen und Entsetzen die Verwüstung bemerkte, die während seines stillsinnigen Nachgrübelns beide Rockschößen von hinten ergriffen und in Zunder verwandelt hatte.

„Nein, das Späschen ist Geld werth! Eine Silhouette in getuschter Manier!“ rief der Provisor, seiner satyrischen Laune freien Lauf lassend; während jener todtenbleich mit der beschädigten

Seite sich gegen die nächste Wand preßte, um durch fortgesetztes Reiben die immer weiter greifenden Funken zu ersticken und auszulöschen. „Männchen! dafür giebt's keine Brandsalbe in unsrer Offizin! Aber lassen Sie sich rathen! Wenn Sie den Rock in gleicher Richtung rund herum abschneiden, so wird ein Spenzerchen draus!" Der kleine runde Mann schlug vor Freuden über den witzigen Einfall ein hellgellendes Gelächter auf. „Sie haben Recht!" sagte Sebastian mit kummervoller Geberde. „Wenn ich in diesem Aufzuge mich auf der Straße blicken ließe; ich fürchte, die Gassenbuben möchten es noch viel weiter treiben, als Sie, und es nicht bei dem bloßen Auslachen bewenden lassen!" Auf sein Verlangen ward ihm eine Papierscheere gereicht; Sendler breitete den ausgezogenen Rock über den Tisch hin, fing herzhaft nach dem Augenmaaße zu schneiden an, und binnen wenigen Minuten war die in Vorschlag gebrachte Umgestaltung vollzogen.

Mit schwerem Herzen langte er wieder in seinem Dachstübchen an. Dorchen schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als sie ihn erkannte und aus seinem Munde den Unfall wahrnahm, der ihn so eben in der Apotheke getroffen und seiner äußern Gestalt dies fremdartige Ansehen verliehen hatte. „Kind!" rief er tröstend und beschwichtigend; „im nächstkommenden November wird es fünf Jahre, daß ich den Rock bey Regen und Sonnenschein am Leibe trage! Willst du denn gerade gegen ihn alle Billigkeit reinweg aus den Augen setzen? soll er denn ewig halten?" —

Gegen so überzeugende Beweisgründe wußte die Frau nichts weiter einzuwenden; sodaß sie reichte sie ihm jetzt, zu Anwendung des mitgebrachten Heilmittels, die kranke Hand hin, und Sebastian hatte, während er noch mit derselben beschäftigt war, bereits das Vergnügen, zu hören, daß die Salbe von ungemein wohlthuender Wirkung zu seyn scheine.

5.

„Das Sprüchwort will übrigens behaupten," fuhr Sebastian nach einer Pause fort, „daß ein Unglück selten allein komme. Es ist aber nicht wahr, liebes Dorchen! es ist eine Erzluge! Erst so eben bin ich durch die augenscheinlichste Probe vom Gegentheil überführt worden. Denke dir nur! Der Provisor in der Apotheke, ein lieber freundlicher Mann, saß eben beim Frühstück, als ich ins Haus trat. Er rubte nicht, und es half kein Sträuben und Abwehren; ich mußte mit zulangen, mußte bis auf den letzten Bissen mit aushalten! Nimm deine Einbildungskraft zu Hülfe, Dorchen! Denke dir köstlichen westphälischen Schinken, wie gemalt! ächten holländischen Rohmkäse auf Weißbrod und ein reichliches halbes Stutzglas aufrichtigen Danziger hinterdrein! Denke dir dies, und du hast einen schwachen Begriff von dem Göttermahl, welches deinem Sebastian zu Theil ward! Du kannst leicht erachten, daß ich, in solchem Ueberflusse schwelgend, auch deiner nicht vergaß. Einstecken freilich konnte ich nichts, ob ich mich gleich damals noch im

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER,K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18536/007

Besitz meiner Rocktaschen befand; das ging nun einmal nicht an. Aber Sorge habe ich dennoch getragen, daß du nicht so ganz leer dabei ausgehst. Laß uns nur die Biersuppe verschmerzen! Die Magd unten im Hause holt dir ein Mittagsessen aus dem silbernen Haifisch; ich höre sie bereits die Treppe heraufkommen!"

Innig gerührt über diese Fürsorge, streichelte Dorchen mit ihrer verbundenen Hand ihm die Wange. „Du mußt aber durchaus mitessen, wenn es mir schmecken soll!" sagte sie, als der dampfende Napf vor ihr auf dem Tische stand. — „Um keinen Preis in der Welt wär' ich es im Stande!" versetzte Sebastian; „köstlich aber riecht es; das muß wahr seyn!" — Er ließ sich hierauf einige Brotkrumen reichen, trat, vor dem verführerisch aufsteigenden Brodem sich rettend, ans Fenster und fütterte die weißen Mäuse, die mit ungeduldiger Eilfertigkeit sogleich an der Drahtkette des Glases emporkletterten und heißhungrig sich den Vorrang streitig zu machen suchten, als sie die Annäherung ihres Versorgers zu wittern anfingen. Ernst und in sich gekehrt, beobachtete er den gehässigen Wetteifer, mit welchem die kleinen Geschöpfe während des Genusses unaufhörlich sich anfeindeten. „Männchen und Weibchen;" dachte Sebastian, „und doch so mißgünstig! Nein, unter den Menschen herrscht doch eine viel sanftere Gesinnung, als unter den Mäusen!"

„So komm doch, lieber Mann;" rief Dorchen, „und iß mit! Wir haben lange so etwas

Wohlschmeckendes nicht in unsern vier Pfählen
ehabt!“

„Soll ich denn mit Gewalt platzen?“ schrie
Sebastian, indem er unmuthig sich zur Hälfte
ach ihr umkehrte; „und platzen muß ich bei dem
rsten Bissen, den ich jetzt zu mir nehme!“

„Sey nicht eigensinnig!“ fuhr jene nach ei-
er Weile fort; „versuche wenigstens einen Löffel
avon!“

„Nun, so stürme denn auf meine Gesundheit
s!“ rief er aus, indem er mit wilder Geberde
f den Tisch zurannte und die dargereichte Probe
erig hinunterschlang. „Ihr Weiber müßt nun
nmal in jeder Sache euren Willen behaupten
d durchsetzen!“ —

„Wollen wir jetzt nicht,“ sagte Dorchen, nach-
m die Mittagsmahlzeit gehalten war, „wieder
nmal zusammenrechnen, wie hoch sich gegenwär-
g unsre Baarschaft beläuft? Achtzehn Groschen
st du in der Canzlei ausbezahlt erhalten; da-
n hast du für Brandsalbe und Mittagsessen“ —

„Laß es gut seyn, Schatz!“ fiel Sebastian
r ins Wort. „Fange nicht an zu rechnen; noch
niger aber hadre mit den Fügungen des Him-
ls! Denke nicht weiter an den Milchreis; ein
nkelwaltendes Verhängniß spottet deiner Hoff-
ngen! Schlage dir den Kalbskopf aus den
nn; droben über den Wolken ist es anders be-
stellt! Zwei Groschen zog man mir an der
breiberei ab; zwei Groschen verschlang die Moh-
apotheke, eben so viel der Hainisch; einen hal-
Thaler lieh ich dem Vetter zu Lebensmitteln

für die hungrigen Creaturen, die der Leichtsinnige in die Welt gesetzt hat. Summa Summarum: die Tasche ist wieder so leer, wie der Brotschrank!"

„Ach du mein Herrgott!" wehklagte Dorchen. „Dem Trunkenbold, dem Kartenspieler, der dich so oft schon belogen und betrogen hat, giebst du abermals dein so sauer erworbenes Geld zum Verprassen hin! Nein, Sebastian! hättest du es in den Gotteskasten gesteckt; ich würde mich zufrieden gegeben haben, und wenn auch die ganze Stadt dich für einen hoffärtigen Pharisäer ausgeschrieen hätte! Daß du es aber diesem Tagediebe, diesem ausgemachten Taugenichts" —

„Nicht ihm, sondern seinen hungrigen Kindern!" sagte der Gereizte. „Auch sind sie deine Blutsverwandten und nicht die meinigen! Wenn der sündhafte Vater sie im Elend darben und schmachten läßt, ist es dann nicht unsre Schuldigkeit, uns nach Kräften ihrer anzunehmen?"

Es trat jetzt eine tiefe feierliche Stille ein. Sebastian setzte sich, des zu liefernden Aufsatzes gedenkend, an seinen Schreibtisch und schnitt Federn; Dorchen zupfte, gedankenvoll vor sich hinstarrend, an ihrem Schürzenbande; beide warfen einander von Zeit zu Zeit verstohlne Blicke zu.

„Ei, daß ich ein Narr wäre und mit dir zu grollen anfinge!" rief Sebastian endlich, indem er aufsprang und die Schweigende mit liebevoller Innigkeit an seine Brust schloß. „So lange ich mit dir ein geruhiges und friedliches Leben führe, bin ich reicher als unser Nachbar, der Spezerei-

ndler, der täglich dreimal den Rathsweinkeller
ucht und vor- und nachher sich jedesmal mit
ner Frau zankt! Summa Summarum: sechs-
l!"

„Du meinst es mit allen Menschen gut; nur
t dir selbst nicht!" sagte Dorchen, während ihr,
Erwiederung seiner Liebkosungen, die Thrä-
n in die Augen traten. Er erzählte ihr nun-
hr in aller Ruhe und Gelassenheit den Ver-
f der Sache und gab ihr zu bedenken, ob sie,
h reiflicher Ueberlegung der Umstände, den
tter wohl für so ruchlos halten und von ihm
uben könne, daß er das Geld, statt es zum
sten seiner hülflos jammernden Kinder zu ver-
nden, auf schnöde Weise durch die eigne K ble
u werde? — „Nein, nicht doch!" erwie-
te sie; „nur in die Lotterie hat er es gesetzt!
aber sage kein Wort mehr; und wenn er
llionen damit gewinnt — ich sage kein Wort
r!"

„Die Zeit ist edel, das Leben ist kurz! So
n trompeten sie das Tischlied vom Thurme
unter!" fuhr Sebastian fort und begann jetzt
gedrängter Kürze noch über das Gesuch des
elträgers und die demselben ertheilte willfäh-
Zusicherung ihr Bericht zu erstatten. — „Ich
kein Wort mehr!" erwiederte Dorchen, griff
der Thürklinke und ging in die Kammer
us. — „Hüte die kranke Hand vor der kal-
Zugluft!" rief Sebastian ihr warnend noch,
uf er ungesäumt wieder am Schreibtische

Platz nahm und in stiller Aemsigkeit mit seiner Arbeit sich zu beschäftigen anfing.

6.

Als der Zettelträger um vier Uhr sich einstellte, um den Glückwunsch abzuholen, lag von Sebastians kunstbegabter Hand, ohne daß er selbst die ganz besondre Lust und Liebe, mit welcher er, auf keinen Lohn rechnend, an dem Werke gearbeitet hatte, sich zu erklären wußte, ein wohres Meisterstück zu Tage gefordert. Mit freudigem Erstaunen betrachtete jener die vom riesenmäßigen Anfangsbuchstaben ausgehenden, in anmuthiger Kühnheit sich fortschlängelnden Schnörkel und Verzierungen und die wunderlich durchbrochene Arbeit der zunächst darunter befindlichen Frakturschrift, deren Größe in eben so genauem, als für das Auge wohlgefälligem Verhältniß von Zeile zu Zeile sich verminderte, bis sie zuletzt, Gestalt und Wesen allmählig vertauschend, in die Form der üblichen Schriftzeichen sich verlor. Jeder Buchstabe wie gedrechselt, jede Zeile in schnurgerader Richtung dahin laufend, und das Ganze wie durch einen einzigen kräftigen Guß hervorgebracht und auf das Papier gezaubert!

Fast eben so hoch aber stieg die Bewunderung des überraschten Alten über die unerwartete glückliche Bearbeitung und Ausführung der angegebenen Grundgedanken, während ihn Sebastian mit dem Inhalte des in einfach herzlichen Ausdrücken abgefaßten Glückwunsches bekannt zu machen anfing. Mit sichtbaren Merkmalen dankbarer Rüh-

rung zog er endlich, nachdem er den Aufsatz sich hatte vorlesen lassen, ein zusammengewickeltes Papier aus der Tasche, um es als geringen Beweis seiner Erkenntlichkeit dem Dienstgefälligen zu überreichen. Sebastian weigerte sich auf das hartnäckigste, sich die gehabte Mühe vergelten zu lassen, und war nicht eher zu Annahme des Geschenkes zu bewegen, als bis jener ihm versicherte, daß er durch die Vorstellung, die dargebotene Gabe werde nur ihrer Geringfügigkeit wegen verschmäht, sich im Innersten gekränkt fühle. Beide erschöpften sich jetzt in Zusicherungen, daß keine Gelegenheit zu künftigen neuen Dienstleistungen unbenutzt bleiben solle; Sebastian begleitete den scheidenden Alten bis an die Treppe hinaus und kehrte sodann mit freudiger Eilfertigkeit in die Stube zurück, um gemeinschaftlich mit Dorchen, deren neugierigforschender Miene er mit stilltriumphirenden Blicken begegnete, das Papier zu eröffnen. Es enthielt ein blankes Sechsgroschenstück, nebst einem, in den Anschlagzettel gewickelten, Freibillet für die heutige Vorstellung im Schauspielhause. „Der wackre Mann!" rief Sebastian aus. „Wer hätte sich das gedacht, als er diesen Morgen mich draußen in der Kälte auf die Schultern klopfte und mit so demüthiger Geberde mir sein Gesuch vortrug! Für diesen Preis hätte er ja gar nicht zu bitten, sondern nur zu befehlen gebraucht! Sieh nur, Dorchen! Nicht mehr als sechs Schüsseln! Das muß doch ein ganz besondres Stück seyn, worin Schluckhälse auftreten, die die Unverschämt-

heit haben, mehr als sechs Schüsseln zu verlangen! Das möchte ich wirklich mit ansehen!"

„Auch giebt es ja keinen Menschen in der Welt, der nur das mindeste dagegen einzuwenden hat!" sagte Dorchen. „Schon im Voraus freue ich mich darauf, wenn du nach Hause zurückkommst und mir alles, was du dort gehört und gesehen, Wort für Wort wiedererzählst."

„Ich denke nur," versetzte Sebastian, wenn ich, statt mir ein so kostbares Vergnügen zu machen, das Billet lieber an den Mann zu bringen und einiges Geld daraus zu lösen suchte, das wäre besser; weil dann auch du den Nutzen davon hättest! Wir besäßen dann wieder Summa Summarum" —

„Nein, lieber Mann!" fiel Dorchen ihm ins Wort; „das gestatte ich durchaus nicht! Mehrere Tage nach einander hast du, ohne an irgend eine Erholung zu denken, im Schweiß deines Angesichts gearbeitet. Es ist billig, daß du dir endlich ein Vergnügen gönnst; zumal da dir die Gelegenheit dazu auf so unerwartete Weise von selbst in die Hände kommt. Soll ich dir einen guten Rath ertheilen? Bilde dir ein, daß nicht morgen sondern eben heut dein Geburtstag sey; und das nämliche will auch ich thun!" — Sie eilte bei diesen Worten in die Kammer hinaus, kehrte aber sogleich wieder zu ihm zurück. „Sieh, liebes Männchen!" fuhr sie mit freundlichlächelnder Miene fort; „da habe ich dir zu deinem heutigen Geburtstage eine neue Halskrause genäht.

Trage sie in steter Gesundheit und behalte mich lieb!" —

„Also das war die Ursache," rief der Ueberraschte, indem er die Ueberbringerin des Geschenks mit vieler Rührung an seine Brust drückte; „warum du in den letztverwichenen Tagen, während ich hier am Schreibtische saß, oft zu ganzen Stunden dich draußen in der kalten Kammer aufhieltest? Und nun noch heut obendrein!"

„Nur an der obern Hand schmerzt es!" erwiederte Dorchen. „Die Fingerspitzen haben wenig oder nichts gelitten!"

„Wahr ist es freilich;" sagte Sebastian nach einer Pause mit ernster, fast feierlicher Geberde; „bereits von früher Kindheit an habe ich unaufhörlich mit sogenannten widerwärtigen Verhältnissen aller Art zu kämpfen gehabt, und groß ist die Zahl meiner vereitelten Hoffnungen! Schon als kleiner Knabe konnte ich, wenn mir das Butterbrot aus der Hand fiel, immer hundert gegen eins wetten, daß es gerade mit der Butterseite im Sande liege! Und so ist mir denn auch späterhin so mancher gute Bissen, wenn ich ihn eben recht fest zu halten glaubte, in den Sand gefallen, ohne daß ich durch herzhafte Mitverspeisung des letztern, so wie es in jenen Zeiten geschah, die Butter zu retten und mir zu eigen zu machen vermocht hätte. Du selbst, liebes Dorchen, theilst die Meinung der Leute, daß ich nur zum Unglück geschaffen sey; ich aber kann derselben, seitdem ich dich besitze, nimmermehr beistimmen; denn ein zu freudiges Gefühl jauchzt

bei deinem Anblick aus der Tiefe des Herzens zu meinem Schöpfer auf. Glaub' es mir, Dorchen! Wir sind ein paar sehr glückliche Menschen!"

Sebastian vesperte jetzt, ermuthigt durch die neue Aussicht für den folgenden Tag, einige noch vom Frühstück vorhandne Brotrinden, ließ darauf beim trüben Schimmer der Lampe sich durch Dorchens hülfreiche Hand die stattliche Halskrause anlegen, zog, einem raschen glücklichen Einfalle seiner Frau Gehör gebend, sein luftiges verschossenes Sommerröckchen über den Tüffelspenzer hinweg und verfügte sich mit ungeduldig gespannter Erwartung in das Schauspielhaus.

Sobald er fort war, schob Dorchen den hindernden Verband von den Fingern zurück, setzte sich wieder an ihre Näharbeit und freute sich schon im Voraus, den Heimkehrenden vielleicht mit der Nachricht überraschen zu können, daß das Kleid für die Steuereinnehmerin nicht allein fertig, sondern auch schon bezahlt sey. Eben war sie nach Verlauf zweier Stunden im Begriff, dasselbe in ein Tuch einzuschlagen und es der Eigenthümerin zu überbringen, als die Hauswirthin zur Thür hereinstürzte und unter Heulen und Schreien ihr vermeldete, daß Sebastian auf der Hauptwache sitze, weil er während des Schauspiels ein Schnupftuch zu stehlen versucht habe. „Barmherziger Gott!" kreischte Dorchen, warf Kleid und Tuch an den Boden und eilte, von Schreck und Entsetzen ergriffen, die Treppe hinab und zum Hause hinaus.

7.

Schon seit Jahr und Tag hatte Sebastian, da seine geringen Einkünfte kaum zu Herbeischaffung der allerdringendsten Lebensbedürfnisse hinreichten, kein Schauspiel mehr besucht. Er sah sich mithin, gleich bei seinem Eintritt, in eine ganz fremde Welt versetzt, und das peinliche Gefühl, das bei Erblickung der vielen unbekannten Gesichter, von denen er allmählig umdrängt und eingeschlossen ward, sich seines Innern bemächtigte, ließ nicht eher nach, bis endlich der Vorhang sich aufthat und das Spiel auf der Bühne seinen Anfang nahm. Jetzt aber ward seine Aufmerksamkeit auch desto ungetheilter auf die Handlung hingezogen, die dort vor seinen Augen sich zu entwickeln begann. In regungsloses Schauen und Staunen verloren, stand er wie festgewurzelt auf seinem Platze; gewaltig fing die aufgeregte Einbildungskraft sich zu verarbeiten an, und in immer behenderm Lauf schloß, einem Blutstrome gleich, ihm das erhitzte Blut durch die Adern. Ein Raub der eignen Selbstvergessenheit, bemerkte er nicht eher, als eben bei Beendigung des ersten Akts, daß ihm der Schweiß in dicken Tropfen über das Gesicht in die Halskrause hinablief. Mechanisch, während der Vorhang herniederrollte, streckte er, seiner tiefgewurzelten, leidigen Gewohnheit gemäß, die linke Hand aus, fuhr aber nicht in die eigne, sondern in die Tasche seines Nachbars, der dicht an ihn gedrängt stand und zu Vollendung des Irrthums unglücklicher Weise einen Tüffelrock tragen mußte. Kaum fing

Sebastian daher mit dem hervorgezogenen seidnen Schnupftuche sich harmlos und unbefangen die Stirn zu trocknen an, als er auch schon, unter dem donnernden Zuruf: „Spitzbube!" von einer kräftigen Faust sich bei der Halskrause gepackt fühlte. „Hinaus mit dem Diebe!" erscholl es sogleich von mehrern Stimmen; und bevor der Betäubte sich diesen wunderlichen Auftritt noch zu erklären, oder wohl gar ein Wort zu seiner Vertheidigung hervorzubringen vermochte, saß er bereits auf der benachbarten Hauptwache.

„Der Mann hatte doch ein so grundehrliches Gesicht!" sagte Sebastian zu sich selbst. „Nein, wie wäre es möglich gewesen, ihm einen solchen Betrug zuzutrauen!" Er war nämlich der festen Meinung, daß die ihn betroffene Unannehmlichkeit einzig und allein der Schuld des Zettelträgers beizumessen sey, der das Freibillet auf unrechtmäßige Weise an sich gebracht und leichtsinnig genug einen Andern für den Riß habe stehen lassen. Von der eigentlichen Ursache seiner Verhaftung hatte er durchaus nicht die entfernteste Ahnung, und er bedauerte daher bei dem ganzen Vorfalle weiter nichts, als seine zerfetzte Halskrause und den Verlust des Schnupftuches, das man ihm, beim Hinauswerfen aus dem Schauspielhause, mit so stürmischer Gewalt und auf so unhöfliche Art aus der Hand gerissen habe.

Ungefähr eine halbe Stunde lang hatte er hier in einem zwar einsamen, aber gut geheizten Gemach gesessen, als der wachthabende Offizier, in Gesellschaft eines Mannes, in welchem Sebastian

sogleich den Steuereinnehmer erkannte, herein-
trat. „Sie sind frei, Herr Sendler!“ sagte je-
ner, „und können jetzt in Gottes Namen nach
Hause gehen. Hier der Herr Steuereinnehmer,
der den ganzen Auftritt in der Nähe mit ange-
sehen und auch bereits an Ort und Stelle Ihre
Ehre zu retten gesucht hat, verbürgt sich für Ihre
Unschuld. Es war offenbar nur ein Fehlgriff;
denn auch mir leuchtet es vollkommen ein, daß
man mit einem so eben gestohlnen Schnupftuch
wohl nicht gleich auf frischer That sich den Schweiß
von der Stirne trocknen werde!“

Sebastian verstand auch von dieser Anrede
wenig oder nichts. Erst durch deutlichere Erklä-
rung und Auseinandersetzung des erlebten Aben-
teuers und durch den Umstand, daß sich das
Schnupftuch, dessen Entwendung er so eben be-
klagt hatte, wirklich noch in seiner Tasche befand,
ward ihm das Räthsel allmählig gelöst. Eben so
erstaunt und befremdet, wie man auf ihn einen
so schmählichen Verdacht habe werfen können, als
von Herzen erfreut, daß er bei so bewandten Um-
ständen auch die Rechtlichkeit des Zettelträgers
nicht länger in Zweifel zu ziehen brauche, ging
er seines Weges von dannen. Wohl kam er, in-
dem er aus dem Verwahrsam ins Freie heraus-
trat, früh genug, um sein jammerndes Dorchen
zu trösten und zu beruhigen; leider aber gerade
um einige Augenblicke zu spät, um das Acht-
groschenstück zu retten, mit welchem diese so
eben, um Zutritt zu dem Gefangenen zu erlan-
gen, die vor der Thür befindliche Schildwache be-

stochen hatte. Das Geschehene war indeß nicht mehr zu ändern; beide waren daher nur froh, einander wieder zu haben, und kehrten jetzt, zitternd vor Kälte, und die umständlichere Mittheilung ihrer gegenseitigen Leiden und Schicksale auf einen günstigern Zeitpunkt verschiebend, Arm in Arm nach ihrer Wohnung zurück.

8.

Es war des andern Morgens um sechs Uhr, als Sebastian, nach einem süßen, erquickenden Schlaf zu seiner Geburtsfeier erwachend, die Augen aufschlug. „Ehre sey Gott in der Höhe!“ erscholl die Ankündigung des heut beginnenden christlichen Freudenfestes unter Posaunen- und Paukenklang vom benachbarten Thurm, und ein stillfröhliches Ergötzen ergoß sich durch die Brust der Neuerweckten bei dem Gedanken, daß er mit dem Herrn Christus und dem Herrn Amtshauptmann zugleich seinen Geburtstag begehe.

„Du hast mir viel Gutes gethan, lieber Gott!“ betete er mit gefalteten Händen leise vor sich hin. „War des Leibes Nahrung und Nothdurft, die du mir bisher immer verliehen hast, mitunter ein wenig knapp zugemessen; so magst du wohl deine gar guten Gründe und Absichten dabei gehabt haben! Auch hast du mir ja, zum reichlichen Ersatz für alle andere irdischen Güter, ein liebes braves Weib geschenkt, das des Lebens Ungemach, wenn auch bisweilen mit etwas krauser Stirn, doch gern und freudig mit mir theilt und trägt. Erhalte mir ferner den frohen Muth,

das zufriedne Gewissen und das kindliche Vertrauen zu deiner allwaltenden Fürsorge! Deinen Sohn hast du dir zur Rechten gesetzt und erhöht; dem Herrn Amtshauptmann verleihe Gesundheit und fortdauernde Lust an Ausübung der Gerechtigkeit; und mir, du lieber himmlischer Vater! wofern du auch an meiner geringen Person dich zu verherrlichen gedenkst, mir gieb recht viel abzuschreiben!"

Gestärkt und erheitert erhob er jetzt das Haupt ein wenig in die Höhe; da verrieth ihm der bloße Schimmer des scheidenden Mondes, daß Dorchen aufgerichtet in ihrem Bette saß, den Kopf in die Hand gestützt hielt und bitterlich weinte. Erschrocken frug er sie um die Ursache ihrer Betrübniß. „Ach, liebster Sebastian!" erwiederte sie; „heut ist dein Geburtstag, und alles, wodurch ich dich an diesem Morgen zu erfreuen gedachte, ist mir durch den Unsern, der fortwährend über uns waltet, wieder vereitelt! Die neue Halskrause ist zerrissen, das Achtgroschenstück ist nutzlos verschleudert, und an Ueberbringung des fertigen Kleides für die Steuereinnehmerin ward gestern Abend nach dem gehabten Schrecken auch nicht weiter gedacht. Kann ich dir nun das Geheimniß, dessen Mittheilung ich absichtlich für den heutigen Tag aufsparte, wohl mit so freudigem Herzen offenbaren, als ich bisher immer gewünscht und gehofft habe?"

„Was denn für ein Geheimniß? liebes Dorchen!" frug der Neugierige mit erwartungsvoller

Ungeduld. „So rede doch nur! ich bitte, ich beschwöre dich!“

„Ach! ich wage kaum, es auszusprechen!“ fuhr sie unter heftigerm Schluchzen fort. „Unsre Aussichten und Hoffnungen vermindern sich in eben dem Maße, als unsre Sorgen sich zu vermehren drohen! Mit keiner Sylbe würde ich gerade heut mich darüber beklagen; denn wir beide haben ja längst gelernt, uns mit Wenigen zu begnügen. Was aber soll aus uns werden, wenn früher oder später — ich darf es dir nicht länger verschweigen — ein drittes sich einstellt, vielleicht ein kleiner Sebastian!“

„O himmlische Güte!“ rief der große, indem er augenblicklich aus dem Bett sprang und freudig jauchzend mit gewaltigen Schritten in der Kammer auf und ab zu wandeln anfing. „Laß ihn kommen, Herzensweib! laß den kleinen Sebastian kommen, sobald er will! Hörst du vom Thurme den Jubelgesang erschallen? Er gilt dem alten Herrn droben über den Wolken, der sich des Sperlings auf dem Dach erbarmt; der alle seine Creaturen am Vaterherzen trägt! Wird er denn gerade uns verlassen und versäumen? O wie glüht mir die Brust vor Dank und Freude! Ich will viel beten, aber noch weit mehr arbeiten; will von Haus zu Haus gehen und den Leuten meine Dienste anbieten! Keinen Augenblick sollst du mich müßig finden! Nicht ruhen, noch rasten will ich, bis ich ausrufen und sagen kann: Lieber kleiner Ankömmling, du bist uns jetzt, sobald es dir zu erscheinen beliebt, recht herzlich

willkommen! Alles steht für dich bereit! Ein weiches Bett und eine warme Suppe! Komm nur, du sollst es recht gut haben! O lieber himmlischer Vater, gieb mir doch recht viel abzuschreiben; ich will es ja gern, sollt' es nicht anders seyn können, für das halbe Geld thun!" — „Jetzt aber, liebes Dorchen! fuhr er nach einer Pause fort; „jetzt will ich vor allen Dingen dafür sorgen, daß du ein warmes Stübchen findest, wenn du aufstehst. Der Nordostwind pfeift um die Kammerfenster; es scheint draußen wieder barbarisch kalt zu seyn!"

9.

Vor zehn Uhr war die Steuereinnehmerin nicht zu sprechen; das glückliche Ehepaar mußte mithin, da die Wirthschaftskasse bis auf den letzten Heller geschmolzen war, sich mit dem Frühstück bis dahin gedulden. Sebastian, der während des letztverwichenen Tages die Aufrechthaltung seiner Lebensgeister mehr dem Einwirken der verschiedenen Gemüthsbewegungen, in die er Schlag auf Schlag versetzt worden war, als dem Genuß erquickender Nahrungsmittel zu verdanken gehabt hatte, fühlte heut in der That eine gewisse Abspannung und Mattigkeit in den Gliedern und Gelenken, die er nur mit Mühe vor seiner Frau zu verheimlichen vermochte. Er tröstete sich jedoch mit der Aussicht auf baldige Hülfe, suchte nebenbei den süßen Gedanken an die ihm bevorstehenden Vaterfreuden so fest als möglich zu halten und freute sich, daß die drückende

Gegenwart ihm wenigstens nicht verwehre, sich ein reizendes Bild von der Zukunft zu entwerfen. Auch Dorchen nahm, um ihrem guten Manne weder durch Worte noch Geberden heut Anlaß zu irgend einer Kränkung zu geben, eine heitre Miene an, belächelte und billigte gutmüthig den Erziehungsentwurf, mit welchem jener bereits beim Einheizen sich zu beschäftigen angefangen, brachte, auf seine Bitte, ihm die zerrißne Halskrause, so viel es sich thun ließ, wieder in Ordnung und hatte, den Hang zum Widerspruche kräftig unterdruckend, gegen nichts, was Sebastian zu seinem Geburtstage in Vorschlag zu bringen für gut fand, auch nur die mindeste Einwendung zu machen.

Endlich ließ der längstersehnte Stundenschlag sich vernehmen. Dorchen machte mit ihrer Näharbeit sich auf den Weg nach der Steuereinnehmerin; Sebastian aber trat, sobald sie fort war, ans Fenster und berechnete, jeden ihrer Schritte in Gedanken verfolgend, die Minute, da ihre Rückkehr mit den Lebensmitteln statt finden konnte, welche sie von der Hälfte des gelösten Geldes sogleich einzukaufen und mit nach Hause zu bringen versprochen hatte. Sein stillfreudiges Hoffen ging jedoch in die todtlichste Bestürzung über, als Dorchen, nach Verlauf einer halben Stunde, blaß wie eine Leiche zur Thür hereinstürzte, ächzend wehklagend ein paarmal in der Stube auf- und abschwankte und endlich erschöpft und athemlos auf den nächsten Sessel dahin sank! „O des Unglucks wird kein Ende!“ stammelte sie. „Der Vetter

— der heillose, nichtswürdige Vetter! — Dein Geld hat er dir abgeschwatzt! — Meine Ahnung hat mich nicht betrogen! — Deine Nummern hat er mit dem Gelde besetzt! — Eine Terne hat er damit in der Lotterie gewonnen — eine Terne von vierhundert Thalern!

„Nun, dem Himmel sey dank, wenn es weiter nichts ist!" rief Sebastian mit erleichtertem Herzen. „Gieb dich zufrieden, liebes Weib, und grolle nicht mit dem Schicksal, sondern freue dich vielmehr, daß es einmal gerecht gegen ihn gewesen ist! Haus und Hof hat er allmählig verspielt; soll ihm denn nicht endlich einiger Ersatz dafür zu Theil werden? Beruhige dich und bedenke die großen Forderungen, die er an das Glücksrad zu machen hat, nachdem er durch dasselbe zum Bettler geworden ist! Oder meinst du etwa, daß *meine* Ansprüche an diesen Gewinn begründeter gewesen wären, der ich nie einen Heller in die Lotterie gesetzt habe? Wie du doch zuweilen so wunderlich seyn kannst! Weder vor meinem Landesherrn noch vor mir selbst vermöchte ich es ja zu verantworten, und erröthen müßte ich vor Scham, indem ich hinginge und für zwölf Groschen mir eine Summe von vierhundert Thalern auszahlen ließe!"

„Du bist nun einmal durchaus von deinen thörichten Meinungen und Grundsätzen nicht abzubringen!" versetzte die Frau. „Immer weißt du dich zu trösten und deine eiskalte Gelassenheit zu behaupten, während mir vor Gram und Aerger das Herz zerspringen möchte! Mit allem,

wie es sich immer auch fügen und schicken mag, bist du zufrieden; drum werden wir auch nie auf einen grünen Zweig kommen!"

„Wenn es nicht auf vorwurfsfreiere Weise," sagte er, „nicht durch redlichen Fleiß und höhern Beistand geschehen kann; dann allerdings nicht!"

„Und wenn ich dir jetzt sage," fuhr jene mit düsterm Unwillen fort, „daß die Steuereinnehmerin das Kleid zwar behalten, es aber nicht bezahlt, sondern mich in dieser Absicht auf morgen wieder bestellt hat; so weißt du, trotz unsers gänzlichen Mangels an den ersten und nothigsten Lebensbedürfnissen auch darüber dich zu beruhigen!"

„Das nun wohl nicht so ganz, liebes Dorchen!" versetzte Sebastian ein wenig betreten. „Das ist wirklich ein etwas verdrießlicher Umstand! Indessen soll er mich doch nicht hindern, sogleich, wie es der Schuldigkeit gemäß ist, hin zu gehen und dem Vetter zu diesem höchsterfreulichen Ereigniß meinen recht herzlichen Glückwunsch abzustatten!" —

10.

Wirklich säumte er keinen Augenblick länger, dies Vorhaben ins Werk zu richten. Mit heitrer froher Miene, als ob der unerwartete Glücksfall ihm selbst zugestoßen sey, verfolgte er seinen Weg, und kein Gedanke des Neides und der Mißgunst befleckte seine reine Seele, als er zu dem Vetter in die Stube trat und die vielen Geldrollen erblickte, die dieser so eben in Empfang genommen

und, in Ueberrechnung des Gewinnstes begriffen, vor sich auf dem Tisch liegen hatte. Das Gesicht, mit welchem Friebel die theilnehmenden, wohlgemeinten Worte und Ermahnungen des Eintretenden anhörte und erwiederte, war ein deutlicher Abdruck der niedrigen Denkungsart, die ihm von jeher eigen gewesen war, jetzt aber, von plumpem Dünkel und Uebermuth begleitet, in einem nur desto verächtlichern Licht erschien. „Die Wiedererstattung eurer paar Groschen scheint euch gewaltig am Herzen zu liegen, Vetter!“ redete der Nichtswürdige ihn an, „daß ihr sogleich, hastig wie ein verhungerter Bürstenbinder daher gelaufen kommt! Oder glaubt ihr etwa auch an das ausgesprengte, dumme Gerücht? Ja, daß doch erst die lumpigen paar Thaler, die ich gewonnen, eines solchen Aufhebens werth wären! Ich hatte den Einsatz in Kupfergelde gemacht; Kupfergeld ist mir daher auch ausgezahlt worden. Was ihr hier eingewickelt um mich her liegen seht, ist lauter Kupfergeld. Hier habt ihr euern gestrigen Vorschuß baar und richtig zurück! Ich habe gar keinen Gebrauch von dem Gelde gemacht, weil ich schon im Voraus die neuen Lektionen fürchtete, die ihr mir halten würdet, wofern ich es euch nicht um die bestimmte Stunde wieder bezahlen könnte. Hört ihr es, Vetter? Der Hofmeisterton, den ihr mitunter gegen mich zu führen pflegt, steht mir nicht länger an! Nehmt diese freimüthige Aeußerung nicht übel, sondern richtet euch in der Folge hübsch darnach! Nur jetzt fehlt es mir an Zeit, mich länger mit

euch unterhalten zu können; ihr seht, daß ich mit wichtigern Dingen beschäftigt bin. Gott befohlen!" —

Der Vetter war sehr empfindlich! dachte Sebastian, als er sich wieder auf der Straße befand; und im Grunde hat er auch, wenn ich die Sache aus dem rechten Gesichtspunkt betrachte, wohl nicht so ganz unrecht! Ich hätte behutsamer seyn und nicht so eilfertig ihm mit der Thür ins Haus fallen sollen; denn natürlich mußte mein plötzliches Erscheinen, zumal nach den harten Worten, die ich ihm gestern gesagt habe, sogleich den Verdacht in ihm erwecken, daß ich hauptsächlich nur in der Absicht komme, um ihn der geliehenen zwölf Groschen wegen zu mahnen. Nun, der Himmel weiß, daß ich mir, daran zu denken, keine Zeit ließ, ob mir gleich in diesem Augenblick der Wiederbesitz meines Geldes ganz ausnehmend erwünscht kommt!

Er verfügte unter diesen Gedanken sich in einen benachbarten Bäckerladen und kaufte ein; konnte aber, nach ausgerichtetem Geschäft, da er eben in nur geringer Entfernung von dem Orte sich befand, auf welchen, seit der Krankheit des Thorschreibers, alle seine Wünsche und Hoffnungen gerichtet waren, der Neugierde, ein wenig näher zu treten, nicht widerstehen, um wo möglich über das heutige Befinden des Kranken ganz in der Stille sich einige Kundschaft einzuholen. Mit scheuer Behutsamkeit näherte er sich dem dunkeln, melancholischen Schwibogen; traute aber den eignen Augen kaum, als er jetzt den alten Thor-

schreiber erblickte, der, in seinem Handbuche blätternd und dem Anscheine nach frisch und gesund, wieder am Schiebfensterchen saß, von welchem ein hartnäckiges Brustfieber ihn mehrere Wochen hindurch entfernt gehalten hatte. „Ei, guten Morgen, lieber Herr Frinke!“ rief Sebastian, der nicht mehr zurückweichen konnte, da er von dem Alten bereits bemerkt worden war. „Seh' ich recht oder seh' ich unrecht? Ei, wer hätte das gedacht, daß Sie von einer so langen und schweren Krankheit sich wieder erholen sollten! Alle Welt hatte Sie bereits aufgegeben!“

„Freilich, freilich!“ versetzte jener. „Noch vor wenigen Tagen war mir selbst aller Muth und Glaube totaliter ausgegangen! Die Aerzte zuckten die Achseln und zerkäuten die Nägel, ohne dem Uebel steuern zu können. Dafür aber versprechen sie, nachdem die Natur sich durch einen tüchtigen Schweiß geholfen hat, mir jetzt insgesammt, daß ich nun wenigstens noch zehn Jahre lang den Lärm und Spektakel unter dem Thor mit ansehen soll; und mir selbst ist zu Muthe, als ob sie Recht haben müßten. Was sagen Sie, wertheſter Freund? Selbst meine vieljährige Taubheit am linken Ohr war mit einemmal wie weggeblasen!“

„Ei der Tausend!“ rief Sendler. „In Ihrem hohen Alter noch eine solche Staupe zu überstehen! Dazu gehört Lebenskraft! Herr, Sie haben eine wahre Pferde-Natur!“

Die Ankunft eines Landmannes, der mit einem Karren voll Gemüsewaaren sich dem Schieb-

fenſterchen näherte, machte dem Geſpräch ein Ende. Sebaſtian verabſchiedete ſich und hörte noch in der Ferne, wie der Thorſchreiber dem Bauer mit einer ſo kräftigen, kerngeſunden Lunge, beabſichtigten Unterſchleifes wegen, den Text zu leſen anfing, daß ihm die thörigte Voreiligkeit ſeiner gehegten Hoffnungen dabei immer klarer und einleuchtender werden mußte. „Abermals die Rechnung ohne den Wirth gemacht!“ murmelte er leiſe vor ſich hin. „Es geſchieht mir aber ſchon recht; denn handelt man wohl der Chriſtenpflicht gemäß, wenn man, um eignen Gewinnes und Vortheiles willen, ſeinem Nebenmenſchen den Tod wünſcht?“ —

11.

Wie viele Mühe Dorchen bei der Heimkehr ihres Mannes auch anwandte, in der Kunſt der Selbſtbeherrſchung dem gegebenen Beiſpiel Folge zu leiſten und die neu erlebten Unfälle allmählig zu verſchmerzen und zu vergeſſen; die düſtre Kummerwolke, die auf ihrer Stirn ſich gelagert hatte, wollte weder beim Anblick der Faſſung und Ruhe, die Sebaſtian an den Tag legte, noch bei der Vorſtellung, daß vor der Hand wenigſtens wieder für die dringendſten Lebensbedürfniſſe geſorgt ſey, ſo ganz verſchwinden. Deutlich merkte man ihr den Kampf an, in welchem ſie fortwährend mit ſich ſelbſt begriffen war; die gegenſeitige Unterhaltung ward daher auf ziemlich abgebrochene, mitunter ſogar froſtige, Weiſe geführt, und kaum hatte Sebaſtian den Muth, ſein ſtillſchmollendes

Weibchen für den heutigen Abend zum gemeinschaftlichen Besuch der Christmette einzuladen.

Es schlug vier Uhr, und die Dämmerung brach allmählig herein. Da ließen plötzlich sich schwerfällige Tritte draußen auf der Treppe vernehmen; bald darauf öffnete sich die Thür, und der Amtsbote, mit dem glänzenden Schilde vor der Brust, trat in die Stube. „Unverzüglich soll der Herr Sebastian Sendler," sagte er mit barscher Stimme, „sich auf das Schloß verfügen, allwo der Herr Amtshauptmann in eigner Person ihn zu sprechen und ins Verhör zu nehmen verlangt!"

„Ach du gerechter Gott!" rief Dorchen, als der Mann, sogleich nach ausgesprochner Vorladung, sich wieder entfernt hatte. „Nun kommt die Schnupftuchsgeschichte von gestern zur Sprache! Nun machen sie dir den Prozeß als Taschendieb! Nun schmieden sie dich in Eisen, legen dir Handschellen und Fußklötzer an und setzen dich ins eiskalte, finstre Loch unter dem Schloßthurm! O ich Unglückselige!"

„Sey nicht närrisch, Dorchen!" sagte Sebastian, dem, zu Folge des rauhen gebieterischen Tones, mit welchem jener sich seines Auftrages entlediget hatte, eigentlich auch nicht so ganz wohl dabei zu Muthe war. „Was hat denn der Amtshauptmann mit Dingen, die im Schauspielhause vorfallen, zu thun und zu schaffen? Und wäre deine Furcht auch gegründet; ich leiste, was mir auch immer bevorstehen mag, den schuldigen Gehorsam, und begebe sogleich mich an Ort und Stelle. Mag der Schein gegen mich zeugen; ich

selbst bin mir keines Verbrechens bewußt und stehe in Gottes Hand!"

Dorchen nahm einen Abschied von ihm, als ob eine Trennung auf Lebenszeit ihnen bevorstehe; Sebastian aber suchte nach seinen besten Kräften ihr Muth zuzusprechen, ließ von ihren zitternden Händen sich die neuausgebesserte Halskrause wieder vorbinden und eilte, seinem Vorsatze getreu, dem Schlosse zu. Am Ziel der Wanderung angelangt, blieb er mäuschenstill und mit bangem Herzklopfen in dem Vorsaale stehen, nach welchem er, unter dem Bescheide, daß er sogleich angemeldet werden solle, geführt worden war. Bald darauf öffnete sich eine Flügelthür. „Kommen Sie näher!" rief der Amtshauptmann, der ganz allein in dem hochgewölbten, geräumigen Zimmer sich befand, in welches Sebastian, auf erhaltenen Wink, mit ängstlich scheuer Geberde jetzt eintrat.

„Haben Sie dies mit eigner Hand geschrieben?" frug der Amtshauptmann, indem er ihm ein Papier entgegenhielt.

Sebastian erkannte sogleich den in Auftrag des Zettelträgers verfertigten Glückwunsch und bejahete die Frage durch eine tiefe und stumme Verbeugung.

„Auch den Inhalt selbst aufgefaßt?" fuhr jener zu fragen fort.

Eine zweite, ganz der vorigen ähnliche, Verbeugung war die Antwort.

„Ich möchte gern noch durch eine neue Probe mich von Ihrer Geschicklichkeit überzeugen!" sagte

der Amtshauptmann. „Setzen Sie sich dort an jenen Tisch und machen Sie den General von Wallen schriftlich mit den Bedingungen bekannt, unter welchen der, von ihm in Vorschlag gebrachte, Vergleich in Hinsicht einer kleinen Streitsache, welche Sie, so wie auch die Bedingungen selbst, auf dem beiliegenden Papier flüchtig angegeben finden, zu Stande kommen kann."

Sebastian zauderte und blickte scheu und verlegen zu Boden. Dies geschah jedoch nicht sowohl aus Furcht vor Lösung der ihm gemachten Aufgabe, als vielmehr, weil er in Gegenwart des Herrn Amtshauptmannes, der jetzt, die Hände über den Rücken gekreuzt, mit langsamen Schritten auf und ab zu gehen anfing, sich setzen sollte. Auch konnte er es nicht eher, als bis eine zweite Aufmunterung erfolgt war, über sich gewinnen, eine, seiner Meinung nach so respektswidrige, Stellung anzunehmen. Sobald er aber die Feder erst in der Hand hielt, war alle seine Zaghaftigkeit verschwunden. Im Nu hatte er mit dem Grundstoffe der zu liefernden Arbeit sich in Bekanntschaft gesetzt; die Gedanken strömten in gewohnter Fülle ihm zu; eben so leicht ward es ihm, sie darzustellen und durch geschickte Redewendungen folgerecht mit einander zu verbinden, und schon nach Verlauf einer Viertelstunde war der verlangte Aufsatz glücklich zu Stande gebracht.

In unverkennbaren Merkmalen drückten Verwunderung und Beifall auf dem Gesicht des Amtshauptmanns sich aus, während er das Geschriebene mit Aufmerksamkeit überlas. „Sie haben,"

sagte er endlich, „die Erwartungen, die ich von Ihren Einsichten hegte, vollkommen gerechtfertigt, mein lieber Sendler! und ich trage daher auch keinen Augenblick länger Bedenken, Ihnen ein Anerbieten zu thun, welches Ihnen, wie ich glaube, nicht ganz unerwünscht kommen wird. Mein bisheriger Sekretair ist in diesen Tagen durch meine Verwendung anderweitig angestellt und versorgt worden. Sie treten von heute an in die Stelle desselben, und ich bestimme Ihnen einstweilen ein jährliches Gehalt von dreihundert Thalern, dessen Erhöhung von Ihnen selbst abhängen wird. In aller Stille habe ich bereits über Ihren Lebenswandel Erkundigung einzuziehen gesucht, und allgemein sind Sie mir als ein wackrer, rechtlicher Mann geschildert worden, der, aus zu geringem Vertrauen gegen sich selbst, seine Talente nicht erkannt zu machen versteht und deshalb in unverdienter Dürftigkeit schmachtet. Wie freut es mich, diesem Uebel, durch den Ihnen so eben gemachten Antrag, auf immer abhelfen zu können! Für eine anständige Wohnung in der Nähe des Schlosses, so wie für alles, dessen Sie zu Ihrer neuen Einrichtung etwa bedürftig sind, werde ich Sorge tragen. Gleich nach den Feiertagen treten Sie Ihren Posten an; ich hoffe, wir werden gegenseitig mit einander zufrieden seyn!"

Sebastian war wie zerschmettert, indem er diese Anrede vernahm. Krampfhaft suchte er mit den Fingerspitzen die Stuhllehne zu gewinnen, um einen Stützpunkt zu finden, weil die Kniee

unter ihm zu brechen drohten; und unaufhaltsam stürzten, ohne daß er eine Solbe hervorzubringen vermochte, ihm die Thränen aus den Augen.

„Nehmen Sie einstweilen," fuhr der Amtshauptmann fort, indem er, den Schreibtisch aufschließend, eine Geldrolle ergriff und sie dem Betäubten überreichte, „hier diese dreißig Thaler als ein kleines Weihnachtsgeschenk von mir in Empfang, und erzeigen Sie mir den Gefallen, sich am dritten Feiertage des Morgens um zehn Uhr wieder bei mir einzufinden, wo ich zu Beseitigung einiger schriftlichen Angelegenheiten mich Ihres Beistandes zu erfreuen wünsche."

Der Beschenkte machte einen mißlingenden Versuch, seinem tiefbewegten Gefühl Sprache zu verleihen; er stammelte einige Worte ohne sonderlichen Sinn und Zusammenhang und ward sodann, unter nochmaliger Wiederholung des so eben geäußerten Wunsches, auf das freundlichste und leutseligste von dem Amtshauptmann entlassen.

II.

Erst unten vor dem Schlosse, als die schneidende Decemberluft ihm wieder ins glühende Gesicht wehte, kam er allmählig zur Besinnung seiner selbst. — „Es läßt sich wahrhaftig nicht wegläugnen!" sagte er, indem er stillstehend sich mit prüfender Hand zu betasten anfing. „Das ist mein Plüschrock! das hier die neugenähte Halskrause! das die Geldrolle! Ich bin es selbst; ich, Sebastian Sendler, und kein andrer! O du lieber himmlischer Vater, wie funkeln deine Weih-

nachtskerzen da droben! Was hast du mit mir vorgehabt!"

Ein neuer Thränenstrom schoß ihm über das Gesicht. „Recht so, Sendler!" sprach er zu sich selbst. „Weine dich aus; oder es geht nimmer gut mit dir! Ach Dorchen, Dorchen! du glückseliges Weib! O ihr lächelnden Engel des Himmels! Blickt hernieder und betrachtet mein Christfest!"

Es war ihm unmöglich, in diesem Zustande nach Hause zurückzukehren; er mußte die Gasse erst einigemal auf und nieder laufen, um vor der drängenden, wogenden Gewalt der Empfindungen, die ihm das Herz zu überströmen, die Adern zu zersprengen drohte, Luft zu gewinnen."

In hastvoller Ungeduld und Erwartung flog Dorchen, als er endlich mit verweinten Augen in das Dachstübchen trat, ihm entgegen. Er aber ertheilte abwehrend ihr einen Wink, sich still zu verhalten, sah ihr einige Augenblicke lang starr ins Gesicht und sagte sodann mit bebender Stimme: „Mache mich nicht weich, Herzensweib! Was ich dir zu vermeiden habe, erheischt einen ganz besondern Grad von Festigkeit und Geistesstärke! Eine neue Welt liegt vor uns aufgeschlossen; denn der Herr hat Großes an mir gethan! Suche dich zu fassen, Dorchen! Der Sekretarius Sendler ist es, der vor dir steht!"

Verstummend vor Erstaunen, hob sie die gefalteten Hände gegen die Decke empor, als er jetzt in kurzen, abgebrochenen Redesätzen ihr Bericht über einen Glückswechsel abzustatten ver-

suchte, von dessen Möglichkeit er noch vor wenigen Stunden freilich nicht die entfernteste Ahnung gehabt hatte. Er zog während dessen, als ob er selbst sich für überzeugt halte, daß es bei seiner Aussage einer sichtbaren Beglaubigung bedürfe, zugleich die mitgebrachte Geldrolle aus der Tasche hervor und schüttete sie auf den Tisch aus. „Siehst du, liebes Weib?" fuhr er fort. „Schon diesen Morgen sagte ich: Mag der kleine Sebastian nur immer kommen; er soll es gut bei mir haben! Gott allein weiß, mit welchen Empfindungen ich diesen Zuruf jetzt wiederhole!" — Schluchzend umschlang ihn Dorchen und verbarg ihr, von heißen Wonnethränen überströmtes, Gesicht an seiner Brust.

In diesem Augenblick fingen die Glocken, zur Christmette rufend, durch die Stille der Nacht zu ertönen an. „Läutet nur," sagte Sebastian; „ich komme nicht! Was mir das Herz heut zu Dank und Freude beweget, will in geräuschloser Einsamkeit gefeiert seyn! Ich muß erst ruhiger werden, um wieder unter Menschen mich zeigen zu können; noch zu laut und zu stürmisch jauchzen die Pulsschläge zu ihm empor, der es gefügt hat, daß gerade mit dem Tage der himmlischen Sendung mir der Stern des irdischen Glückes aufgehen muß! Ehre sey Gott in der Höhe!" —

Nichts für ungut.

Ein Märchen-Schwank.

Es war einmal eine Königin, die hieß Poesie. Man muß aber dieses Wort nicht dreisylbig aussprechen, daß der vollständige Name der holden Dichtkunst herauskommt, sondern mit vier Sylben und zwar ∪ — ∪ —, oder, als Dijambus, wie man Cäcilie und Amalie hat, welches denn weit natürlicher für einen Prinzessinnen Namen klingt. Poesie war eine gar schöne und freundliche Königin, die jeder liebte, der sich ihren Unterthan nannte, und gern sein Leben für sie gelassen hätte. Denn sie regierte ungemein mild; nie war ein Todesurtheil von ihr ausgesprochen worden; man kannte fast keine andern Fesseln als Rosenketten, und nur ihr Justizminister Satyros zog manchmal im Lande umher und that den Ungerathenen ein kleines Leid an. Ihr Land war ungemein groß,

man wußte die Gränzen davon gar nicht so recht genau, und nicht selten erklärte sich eine Provinz ihr für unterwürfig, von der man bisher gar nichts geahnet hatte; weil man aber in Statistik und Geographie etwas sorglos war, so ging auch hie und da ein Stückchen Landes verloren, ehe man es dachte, und ward von dem gar gewaltigen und sehr ernsthaften Nachbar der holden Poesie in Besitz genommen.

Das aber war der König Prosus. Nun den hättet ihr sehen sollen mit seiner Amtsmiene wenn er auf dem Throne saß und sein Staatsminister, der langbeinige Fürst Syntax, neben ihm. Da hättet Ihr gewiß lachen müssen, ob es gleich um und neben ihm gar wenig Lächerliches gab, denn da erging jeden Augenblick aus dem finstern Munde ein Todesurtheil, oder eine neue Abgabe, oder gar eine Kriegserklärung.

Mit der lieblichen Königin Poesie lebte er nun im ewigen Streite, und doch konnten sie einander beiderseits gar nicht gut entbehren. In Poesiens Gebiete wurden nämlich die wunderherrlichsten Blumen und Früchte gebaut, die das Herz erfreuten, den Geist stärkten, das Leben verlängerten, und so garstig war der König Prosus nicht, daß er nicht auch für sich und seine Unterthanen gern so etwas gehabt hätte. Dagegen aber lieferte sein Land den Poesiern wieder recht tüchtiges Bauholz zu festen Häusern und Zugvieh zum guten und sichern Fortkommen, wohl auch Steinkohlen zur Wärmung, wenn die schöne

milde Sonne, die meist über ihnen recht freundlich schien, einmal heimgegangen war für einige Zeit.

Wie gesagt zog der Herr König Prosus dann und wann ein Provinzchen von der schönen Nachbarin an sich, das nach seiner Seite zu lag, aber bedeutend konnte die Sache doch nicht werden, wie er wohl gewünscht hätte. Denn so oft er auch mit seinen gestiefelten und gepanzerten Schaaren in Poesien eingefallen war, und anfangs seine Fortschritte gemacht hatte, weil alles vor Schrekken davon lief, so fand sich doch stets, je weiter er in das Land eindrang, daß hier seinen Eroberungen ein Ziel gesetzt sey. Denn nach und nach fanden die Seinen den Blumenboden, der nichts als Wohlgerüche aushauchte, so lieblich und reizend, daß sie ihre Kurierstiefeln auszogen, um kein Blümchen zu zertreten, und die Luft so mild und wohlthuend, daß sie gern die Panzer ablegten und hinwarfen, um sich nur recht innig von dem zarten Lufthauche anwehen zu lassen, und am Ende gefiel es allen so sehr in dem herrlichen Lande, und so viele seiner Prosuken gingen zu dem Feinde über, daß er schnell zum Rückzuge mußte trommeln lassen, um nicht sein ganzes Heer zu verlieren, und dann schutzlos sein eignes Reich erobert zu sehen. Wie lustig aber alsdann die Poesien nach einem solchen Rückzuge mit den Stiefeln und Panzern spielten, die in ihrem Lande liegen geblieben waren, und wie schnurrig die freundlichen ätherischen Gestalten aussahen, wenn sie in solchen Kannen und Tonnen steckten, mußte man

esehen haben, so daß es dann nach einem sol-
en verunglückten Einfalle jedesmal lebendi-
r in Poesien zuging, als je vorher, und die
rosuken sich in Aerger nicht zu lassen wußten,
enn ihnen endlich die Stiefeln und Panzer wie-
r in ihr ernsthaftes Reich hinüber geworfen
urden.

Indeß ward Königin Poesie es müde in ih-
m schönen Lande allein zu herrschen; auch drän-
n, wie gewöhnlich, ihre Reichsräthe sehr, daß
sich doch vermählen und dem Lande einen Kö-
g geben möge, damit ihre Huld und Milde
ch fortblühe bis in die spätesten Zeiten in En-
in und Urenkeln.

Selbst geneigt dazu, ward es der Königin
cht schwer, diesem Rathe Gehör zu geben, und
ließ daher eine Bekanntmachung ergehen,
ß sie sich denjenigen zum Gemahl und Mitbe-
rrscher ihrer Länder wählen würde, der ihr
s schönste darbringe, was das Land Poesien ent-
lte. Dazu war ein bestimmter Tag festgesetzt;
d wie in den Zeiten der ritterlichen Altvordern
rniere angestellt wurden, daß durch die Faust
rzen und Hände erkämpft werden möchten, wohl
erdings nicht die zarteste aber wohl die hand-
e Aussicht für ein solches Preisfräulein, so
rd jetzt gleichsam ein Blumenhof ausgeschrie-
, wo die süßduftendste vermählt werden solle
t der schönsten Rose des Landes.

Denn ohne Blumen konnte so etwas in Poe-
gar nicht gemacht werden. Die Hofgärtner

hatten daher gewaltig viel zu thun, daher aber auch an dem Tage der Wahl etwas hervorgebracht, wie man es selbst in solcher Vollkommenheit noch nicht gesehen. Die Festlichkeit ging im Freien vor sich, und da hatten sie eine solche Rose gezogen, daß die Königin darin recht bequem auf dem Blumenstiele hoch über allen sitzen konnte, und so herrliche Lilien, daß je sechs und sechs in eine Reihe neben den Rosenstock gepflanzt, die schönsten zwölf Hofdamen der Königin in den Kelchen Platz hatten, nachdem man jedoch vorher die Vorsicht gebraucht hatte, die gelben Staubfäden abzustäuben, daß die lieblichen Fräuleins nicht etwa gar gelbe Nasen bekämen. Unter dem Rosenthrone der Königin aber sproßte eine mächtige Distel heraus, in welcher der Staatssekretair, verachachter Satyros, nebst Tisch und Schreibegeräth, Platz hatte, und auf jeder Stachelspitze der Blätter derselben ein niedlicher Page angespießt war.

Es würde auch wegen dieser außerordentlichen Kunstfertigkeit der Hofgärtner selbst gewiß den Sieg vor allen Bewerbern davon getragen haben, wenn er nicht ein ganz alter Mann gewesen wäre, und etwas im bösen Ruf der Zauberei gestanden hätte, so daß er wegen des ersteren Gebrechens doch für die wunderschöne und junge Königin nicht recht paßte, und was das zweite betrifft, ihr ins Handwerk pfuschte, und folglich in halber Ungnade stand, weil sie sich, wie alle schönen Frauen, das Zaubern ganz allein vorbehalten hatte.

Wer mag nun aber alles das beschreiben, was der Königin an diesem Tage dargebracht ward! Im Lande Poesien gab's so viel Erfinder, als nur Köpfe darin waren, und jeder hatte etwas spenden wollen. Besonders aber waren fast alle Blumen, von denen man wußte, daß die Königin Freundin sey, von den Bewerbern auf diesen Platz getragen, gefahren und geschifft worden, so daß man es endlich vor Geruch nicht aushalten konnte, und einige übergetretene Prosulen mit gröbern Geruchswerkzeugen, die sich zum Glück noch unter der Leibwache der Königin befanden, bitten mußte, Gegenanstalten zu treffen und den größten Theil der lieben Blumchen in den Fluß der Vergessenheit zu werfen, der sie geschwind mit sich fortnahm, Gott weiß wohin, denn man hatte damals noch keine Entdeckungsreisen auf diesem Strome bis zu seinem Ausflusse ins Meer gemacht. Auch mit Zephyren aller Art und neuen Erfindungen, die sie im Conserviren der milden Lüftchen, oder im Umwandeln derselben in Bonbons, — die ohngefähr wie Pfeffermunzkügelchen geschmeckt haben sollen — Likors, Parfums, ja selbst in Tabak gemacht hatten, um das Treffichste, welches diesem Lande eigen, zur Bewerbung zu bringen, waren so viele ankommen, daß, als diese bei der Vorlegung derselben, sämmtlich losgelassen wurden, ein solcher Sturmwind entstand, daß, wenn die Rosen und Lilien nicht recht fest gewachsen gewesen wären, sie ihre schönen Einfassen gewiß sammtlich herausgeschüttelt hätten, dem Staatssekretair in der Distel die Tinte über

das Papier sich ergoß, und wirklich drei angespießte Pagen herabfielen, zum Glück ohne Schaden, weil unten der Boden ellenhoch mit Blumen bestreut war. Darüber wurde die Königin am Ende ernstlich böse und ließ für jetzt und künftige Zeiten sofort das heftige Windmachen an ihrem Hofe verbieten, dies auch durch den Hoftrompeter bekannt machen, der jedoch noch kaum, bei der Consumtion von Luft, die dadurch entstanden war, selbst so viel davon behalten hatte, um den Befehl gehörig auszuposaunen.

Unter allen aber, welche sich werbend darstellten, schienen die Dichter die meiste Hoffnung auf die Wahl der schönen Königin sich machen zu dürfen, weil sie schon früher mehr als einmal behauptet hatte, daß sie die Gaben der Dichtkunst für das Schönste halte, was jemandem geboten werden könne zum Geschenk.

Vor allen vor aber trat der mächtige Nordeis, ein ungeheures Schneeglöckchen vor sich her tragen lassend, von dem jede einzelne Blume der Erfurter Glocke wenig nachzugeben schien. Er sang dazu von den Heldenthaten der Einwohner eines weitentfernten, den Poesiern bisher fast unbekannt gebliebenen, Landes, wo es nur Blumen gebe an gefrornen Fensterscheiben, und nur Lüftchen, die ungefähr so sanft wären, um einen ungeheuern Eisberg an den andern zu schleudern; häßliche Zaubrer neben bei, und den leibhaftigen Todt, der sich manchmal das Vergnügen macht, als Knochenmann herum zu reiten. Es würde schwer geworden seyn, von allen dem einen schick-

lichen Uebergang auf die Königin und das Fest der Liebe zu finden, da half ihm aber die Derserkerwuth aus der Noth; denn er schilderte eindringlich, wie diese aus Poesiens Augen auf ihn einströme, und dadurch zwar anfangs im Stande sey, den Mond gegen die Sonne zu schleudern, dann aber sanft und still werde, und sich nur gebieten lasse, was Liebe und Anmuth begehre.

Solche fremde Sagen gefielen der Königin, wie billig, ungemein; sie kräftigte sich an diesen unverdorbnen Naturen, und war sehr geneigt, sich höchst gnädig gegen Nordeis zu wenden; da zeigte sich der zarte, milde Sänger Südgluth. Er war ganz mit Blumen umgeben, besonders mit solchen, welche in Indien gedeihn. Man wußte auch nicht recht, ob man sein Gedicht, eine gesprochene Blume, oder ein verblümtes Wort nennen sollte, so ganz aus diesen lieblichen Kindern der Erde war es zusammengewoben, wozu nur noch etwas indische Götterlehre kam, von der freilich die Königin und wohl sonst auch niemand viel verstand, die aber doch wunderbar anzuhören war.

Poesie verlor sich ganz in diesen Irrgängen der Fabel und der Zauberformeln der Blumensprache, und deutlich war es zu bemerken, wie sich ihr Gemüth zu dem hinreißenden Sänger neigte. Aber noch war er nicht Sieger, denn manch andrer Mitbewerber noch stand gerüstet ihm gegenüber.

Vor allen der große Trauerspieldichter Dunkelschwarz. Nachdem noch manch andrer freundlicher Sänger ihm vorausgegangen war und Herz

und Geist der Königin, wie der Zuhörer, durch seine Gaben erheitert hatte, trat er auf, gleichsam selbst ein sinnster und Entscheidungs-Akt jedes Dinges, das im Reiche der Wesen sich zeigt. Nach der Sitte legte auch er zwei Blumen zu der Königin Füßen nieder, die mit großer Kunst zu Seltenheiten aufgezogen worden waren. Die eine war jene Blume, welche wir das Orakel der Liebenden zu nennen pflegen, und woran auch Verliebte in Poesien ihre Hoffnungen oder Befürchtungen Blatt für Blatt abzurupfen pflegen. Aber die Blätter waren durch die Kunst ganz sonderbar gezogen und stellten Schwerdter vor mit scharfen Schneiden und Spitzen, während die kleinen Staubfäden in der Mitte des Kelchs sich zu Dolchen und Messern gestaltet hatten. Die andre Blume war eine dunkelbraune, fast schwarze Nelke, um das düstre Kolorit anzuzeigen, in welchem er seine Dichtungen zu halten pflege. Wie möchte man aber den Eindruck beschreiben, den er hervorbrachte, als das Schicksal im ersten Akte schon riesengroß eintrat und durch seine sieben Meilen-Stiefeln zeigte, daß die ganze Masse der Personen in der Tragödie ihm nicht entrinnen könnte, und wenn sie noch so gut beritten und befahren wäre, ja selbst auf Draisinen oder Dampfboten sich fortbewegte. Die Wirkungen des Staunens, der Zerknirschung und ästhetischen Zermalmung, welche es auf die Prinzessin hervorbrachte, waren auch so entschieden, daß schon jedermann, neidisch oder hoffend, voraussah, Poesie werde, sobald nur alles gehörig geschlachtet und der Vor-

hang herabgefallen sey, um dem Schicksal, das nun auf dem Theater nichts mehr zu thun finde, den Weg zu versperren, übers Orchester hinweg ins Noble = Parterre zu springen und sich da seine edlen Schlachtopfer aufzusuchen, sich gewiß im Entzücken des zerschlagensten Gemüths zu dem Dichter wenden, und ihm laut und unverweilt erklären, daß er durch sein dramatisch Schicksal sein bürgerliches Schicksal bestimmt und ihre Hand nebst der Mitregentschaft über das Land erworben habe. Aber, wenn der Bogen zu sehr gespannt wird, springt er oft. Poesie konnte zwar viel von Dichtern aushalten, aber hier erlag doch endlich ihre weibliche Natur — vielleicht schon durch die frühern Anstrengungen erschöpft — und noch hatte Dunkelschwarz erst die Mitte des siebenden Akts erreicht — denn er hatte mit weiser Bezeichnung sieben Akte, in jedem sieben Scenen und in jeder Scene 777 Spondäen, (denn die Trochäen glitten ihm immer noch zu leicht dahin, schon des Namens wegen) gewählt — und es blieb noch ungemein viel für das danlederstretende Schicksal zu thun übrig, als die Königin sich in ihrem Rosenkelche so zu verfärben anfing, daß sie wie eine, in eine rothe Rose verpflanzte, weiße Rose aussah, die Hofdamen aus ihren Lilienkelchen, die Pagen von ihren Blätterspitzen zur Hülfe herbeisprangen, und nur der Staatssekretair in seinem Distelkopfe ruhig lächelnd bei seinem Protokolle sitzen blieb. Die Königin fiel auch wirklich in Ohnmacht, eben als sechs lustige Pagen und zwei beherzte Hofdamen, nebst der Obersthofmei-

sterin, die im Klettern eine wahre Katzennatur zu haben schien, oben im Rosenkelche angelangt waren. Die stämmigen Trabanten, aus tüchtigen Prosuken bestehend, wurden herbeigerufen, der Kürze halber der Rosenzweig durch eine Dampfmaschine abgesägt, und so die zarte Ohnmächtige, nebst dem um sie beschäftigten Personale, das freilich im Gedränge und Drang der Noth manch Rosenblättchen zertrat, mit sammt dem Rosenkelche in den Pallast gebracht, die königliche Beute jedoch zart auf einem Schwanenpolster gebettet, um mittelst einiger sanften Reizmittel — denn heftige erlaubte man sich nicht — von epigrammatischen Spitzen und unreinen Versen wieder zum Bewußtseyn zurückgerufen zu werden.

So endigte sich das glänzende, höchstwichtige Fest, ohne daß es noch zu irgend einer Entscheidung gekommen wäre. Denn Poesie erklärte beim Wiedergewinn ihrer Sinne sofort, daß sie sich wenigstens vier Wochen erst wieder erholen müsse, ehe sie so scharf nachdenken könne, um zu entscheiden, ob jemand, und wer den ausgesetzten Preis verdiene. Ja, es waren auch noch verschiedene Mitbewerber da, als z. B. Epiker mit ungeheuerm Ritterspern, Lustspieldichter mit Nießwurzbündelchen, Sentimentalisten mit Sinnpflänzchen, oder noli me tangere u. s. w., die dießesmal nicht hatten zum Worte kommen können, und es sich daher ausdrücklich ausbaten, daß man auch auf sie Rücksicht nehmen und nicht so rasch zugreifen möge, ohne erst auch ihnen Gelegenheit

gegeben zu haben, ihre Verdienste in das gehörige Licht zu stellen.

Nun wird aber wohl jeder geneigte Leser, welcher weiß, wie lange Zeit es dauert, um solche Blumenspenden u. s. w. zu bringen, und so viel vorzulesen, als wir hier namentlich oder unnamentlich angeführt haben, von selbst einsehen, daß alle diese Verhandlungen nicht in Einem Tage vorfielen, sondern daß die Bräutigamswahl, so wie die Sitzungen in den Rosen und Lilienkelchen mehrere Tage, ja wohl selbst Wochen, währten, so daß bereits die Rosenblätter, alles täglichen Begießens — Journalisirens — ohngeachtet, etwas zu welken begannen, die Hofdamen-Lilien ein wenig ins Gelbliche zu fallen anfingen, und nur der Distelkopf fortdauernd seine frische Farbe behielt. Niemand hatte es sich aber bei diesen Blumenfesten einfallen lassen, nach den Gränzen zu sehen, da man ganz andre Dinge zu bedenken hatte; auch war alles, was nur gesund auf den Beinen war, in die Residenz geeilt, um da etwas zu hören und zu sehen, von dem er noch seinen Urenkeln zu erzählen hoffte. Kein Mensch hatte daher bemerkt und gemeldet, was sich indeß in dem benachbarten Lande des Königs Prosus zugetragen hatte, und nun leider ganz in eigner Nähe sich zutrug.

Auch dorthin war nämlich die Kunde von den Vorbereitungen und dem wichtigen Vorhaben der Königin Poesie erschollen. Da steckte man erst gewaltig die Köpfe zu einander und fürchtete, wenn durch jene Wahl ein recht kräftiger König

auf den Thron käme, es könnte gar den Prosuken dann übel erachen, dieser das Reich Poesien immer mehr erweitern, und am Ende gar ihren guten König Prosus vom Throne stoßen, mit dem sie doch übrigens recht zufrieden waren, da er, obgleich noch jung, doch schon so ein ernstes Gesicht machte, als sey er älter, als der Staatsminister Syntax, der sich doch oftmals bereits einer Krücke bedienen mußte. Bald aber verschwand ihre Furcht, wenn sie bedachten, daß ja die Königin nur wieder einen Gatten wählen werde, der gleicher Gemüthsart mit ihr sey, und sie auf diese Art nichts zu befürchten haben würden. Ja, sie fingen nunmehr selbst an, auf den Vortheil für ihr eignes Land zu denken, den sie aus dieser Festlichkeit in Poesien ziehen könnten. Denn das sahen sie nun wohl selbst, und erfuhren es noch sicherer durch Kundschafter, daß die bösen Blumen, die ihnen immer ihre Eroberungen zu Nichts gemacht hatten, fast sämmtlich ausgehoben oder abgebrochen und in die Residenz geschafft wurden, ja, daß man sich sogar an die milden Zephyre, die früher so viele stammhafte Prosuken um- und fortgewebt hatten, machte, und sie mit ihrer Weichheit und Zartheit eben dahin zu wehen nöthigte, wo schon die Blumen allen Reichthum ihrer Düfte spendeten.

Jetzt schien der Zeitpunkt da, ohne Gefahr bis tief in das Innere des Landes Poesien vordringen und dort für immer festen Fuß fassen zu können. Denn die natürlichen Wächter des Landes waren verschwunden oder vernichtet, und

sie wieder einziehen zu lassen, davor wollten sich die Prosuken schon hüten, säßen sie nur einmal drinn in dem schönen Gebiet der Königin Poesie.

Es ward rasch zur Ausführung geschritten. Stiefeln und Panzer wurden größer und undurchdringlicher als je angeschafft; selbst der Minister Syntax warf sich in kriegerische Rüstung, und bald stand der ganze Heerzug, den König Prosus an der Spitze, in Posen. Wie vermutet, rückten sie in der That ungehindert vor, denn die wenigen zurückgebliebenen Kinder und Greise wagten es nicht Widerstand zu leisten. Sie kannten das Land fast nicht mehr, so blumen- und duftlos war es geworden; ein anhaltender Tag- und Nachtmarsch, und, ehe noch Eilboten nach der Hauptstadt hatten kommen können, um die ihr drohende Gefahr anzukündigen, stand diese schon in zehntausendfacher Gestalt, als der Morgen der fünften Woche nach dem Beginn jenes Festes anbrach, vor den Thoren.

Alles lief darin, voll der größten Bestürzung, wider und gegeneinander. Noch waren die Besuchenden des Wahl-Festes versammlet, und das Gedränge der Beängstigten daher um so größer. Blos ein Haufen Epigrammatisten wagte es, an die Thore zu rücken, um dem ersten Andrang sich entgegenzustellen; aber die Prosuken hatten diese schon gesprengt, und waren bereits in die Stadt gedrungen, worauf die Epigrammatisten ihre Pfeile, wie sie sonst wohl auch oft zu thun pflegten, in die blaue Luft schossen, ohne zu treffen, die Bogen wegwarfen und sich auf Gnade

und Ungnade ergaben. Der König Prosus selbst drang mit dem Kern seiner Truppen auf den Pallast los, um die Königin Poesie dort gefangen zu nehmen, und so mit Einem Hauptstreiche der Sache ein Ende zu machen. Hier aber wäre beinahe die ganze Unternehmung aufs schrecklichste gescheitert; wenigstens nahm sie eine ganz andere Wendung, als man nach dem raschen Fortschreiten bisher hätte erwarten können.

Es lag nämlich der Pallast der Königin in Mitten der ungeheuern Residenz und in dieser abermals wieder in Mitten eines wunderschönen Waldes, aus allen möglichen Arten von Gehölzen bestehend, von der Eiche bis zur Orange und vom Brodfruchtbaume bis zur Fichte, die, in einzelnen Gruppirungen der Geschlechter angepflanzt und, ganz eng in einander verschränkt, undurchdringliche Verschanzungen vor dem Pallaste bildeten. Wohl gingen jedoch durch sie eine Menge gebahnter und nicht selten breiter Wege, die man jedoch genau kennen mußte, um durch die Windungen derselben bis zum Pallast vorzudringen. Denn das berühmte Labyrinth war gegen diese Verschlingungen ein gerader Bogengang; und man konnte überzeugt seyn, daß Unbekannte durch diese sonderbaren Verzweigungen der Umgebung sich nie zum Pallast der Königin Poesie würden finden können, ja wohl jämmerlich umkommen müßten, da natürlich der Herausweg eben so schwierig zu entdecken war.

Daran aber hatte der nun eben nicht sehr erfinderische König Prosus und die Seinen gar

nicht gedacht. Er mit neun und neunzig Mann sahen den Pallast ohnfern von sich recht deutlich übers Laub der Bäume schimmern, stürzten also in den Wald und gingen immer vorwärts, und immer vorwärts; aber wer nicht zu dem Pallaste gelangte, war eben der voreilige König Prosus mit den Seinen. Ja, sie wurden nun, da die Wege sich immer mehr verschränkten und doch zu keinem Ziel führten, unter sich selbst uneins, welches doch der rechte Pfad seyn möchte, zerstreuten sich also, der eine dort, der andre dahin, um diesen rechten Weg zu suchen, und die andern darauf zu führen; und so kam es, daß der König Prosus am Ende ganz allein stand, und nur das mit den Seinigen gemein hatte, daß er auch nicht wußte, wo aus noch ein.

Das übrige Heer der Prosuken hatte es sich in der Stadt unterdeß recht bequem gemacht, sich aufs beste einquartiert und auf der Poesier Heerden und in der Poesierinnen schönen Augen schon Feuer und Licht auf alle Weise aufgesucht, vermeinend, ihr Herr und Gebieter triebe dasselbe gleichergestalt im Pallaste der holden Königin Poesie selbst. Da aber geraume Zeit verging, ohne daß Kunde von diesem Theile der Stadt zurückkam, so sendete man Boten in jene Gegend, von denen sich jedoch auch keiner wieder sehen ließ. Es rückte daher das ganze Heer an den verhängnißvollen Wald vor, und theils führten endlich immer erneute Versuche auf die Spur der Wahrheit, theils ward diese von einigen früher einheimisch gewordenen Prosuken verrathen. Niemand aber

wußte, wie durch den Wald zu dringen sey, denn alle, die in das Geheimniß eingeweiht waren, hatte die Königin mit sich in den Pallast genommen.

Da standen nun die Helden vor dem Walde fast eben so stutzig, als ob es ein Berg gewesen wäre, und wußten nicht, was sie thun sollten. Denn hätten sie den Wald angezündet, so mußten ja ihre armen, darin ohnstreitig noch verirrten, Cameraden, sammt dem König Prosus, auch mit verbrennen; ihn umhauen, hätte mehrere Wochen Zeit gekostet, und daher jenen auch nicht geholfen; selbst aber allesammt hineinzudringen, dazu hatten sie um so weniger Lust, je mehr sie bemerken mußten, daß die Bürger Poesiens, bei denen sie einquartiert waren, ihnen eben dazu riethen.

Die ehrsamen Prosaken vor dem Walde hätten es aber gar nicht nöthig gehabt, sich wegen der im Walde zurückgebliebenen so sehr zu ängstigen, denn diese waren indeß gar nicht so schlecht daran, als jene glaubten. Die Königin Poesie, die allgemein mit Recht für erfinderisch galt, hatte, als dies Unglück sich der Residenz unaufhaltsam nahte, sogleich ihren Entschluß gefaßt, und glückte das Plänchen, das sie entworfen, so war sie und das Königreich gerettet, ja wohl am Ende für alle Partheien alles noch besser, als vorher, welches doch nicht so ganz häufig der Ausgang andrer Kriege seyn soll. Und es war recht gut geglückt; denn der König Prosus war mit den Angesehensten seines Heeres und Staates in

den Wald um den Pallaſt und folglich in die Falle gegangen.

Recht wild war der König, daß er in dieſen Zauberkreis ſich hatte bannen laſſen, wüthete gegen Bäume und Sträucher und endlich gegen ſich ſelbſt; doch alles vergebens, rufte ſeine Gefährten herbei, hörte auch dann und wann hie und da einen Laut, lief aber, wenn er ihm näher kommen wollte, gerade wieder am weiteſten von ihm weg, ſo daß er allein und verlaſſen blieb, er mochte es anfangen, wie er wollte. Und wie es dem Könige ging, ſo ging es auch den Seinen, den allerſchlimmſten unter dieſen jedoch dem angehenden nunmehrigen Feldmarſchall Syntax, der gar in einem Sumpf gerathen war, wo er immer tiefer hineinſank, je höher er kranichartig die Beine hob, um wieder heraus zu kommen. Endlich brach über allen in dieſem Zuſtande der Abend ein; eine unwiderſtehliche Müdigkeit befiel ſie nach den Anſtrengungen des Tages, und ſo ſehr ſie ſich auch ſträubten, fielen ſie ſämmtlich in einen feſten Schlaf.

Da traten die Getreuen der Königin, mit den geheimen Wegen bekannt, aus dem Pallaſt und in den Wald ein, fanden ſich zu den Schlafenden und trugen jeden, ohne daß er es ahnete, in eines der Gemächer des tönenden und duftenden Pallaſtes, welche man, wie denn dies auch noch heut zu Tage in Italien gebräuchlich iſt, Stanzen nannte. Den König ließ die Königin in eine der Stanzen bringen, welche ſie ſelbſt bewohnte. Es hatte aber jedes dieſer Gemächer

die Eigenschaft, daß es in wunderlichen und verschiedenen Weisen tönte, sobald der Bewohner desselben seine Aufmerksamkeit auf seinen Aufenthalt richtete. Daher auch der Pallast der tönende genannt wurde, während er der duftende von den Blumen und wohlriechenden Gehölzen hieß, aus denen wieder jede Stanze so recht eigentlich gebaut war.

Als nun König Prosus früh erwachte und um sich blickte, tonte ihm die Stanze, in der er sich befand, sogleich entgegen:

„Den Helden führt der Ruhm zum schönen Ziele;
„Doch ist dies Ziel nicht Untergang, Verderben,
„Nach Höh'rem ringt er in dem Waffenspiele,
„Das Göttliche soll sich der Gott erwerben;
„Ob es auch unerreichbar ist für viele,
„Wie sie mit Blut den Waffenrock sich färben,
„Wem es sich zeigt, der hält es fest im Arme,
„Daß dran zu Himmelsluft sein Herz erwarme."

Wie ist mir? wo bin ich? rief er aus, wunderbar bewegt, doch völlig uneins mit sich selbst, griff wild nach Schwerdt und Schild, die man neben ihm hatte liegen lassen, und stürzte fort, entfliehen wollend aus diesem Zauber, in das nächste Gemach. Da scholl ihm aber die Stanze, als er sie kaum ersah, entgegen:

„Nur im Verein der Kraft mit zarter Milde
„Erzeugt das Höchste sich, das Götter haben,
„Es steht der Held, ein Fels mit Schwerdt und Schilde,
„Doch mag ihm nicht der Schmelz der Blumen nahen,

„Da breitet Huld sich aus auf die Gefilde,
„Doch Sturm zerknickt die Halme, die wir sahen; —
„Halt' deinen Schild vor die bedrohte Pflanze,
„Umwind dein Schwerdt mit einem Palmenkranze."

Und noch nicht weilend erklang es dem Eintretenden aus der dritten:

„Du fühlst es wohl, nicht in dem starren Eise
„Entkeimt das Glück, das Friede giebt und Segen,
„Es will gepflegt seyn in der Künste Kreise,
„Bei Liebes Sonnenschein, Gefühles Regen;
„Und wärst du noch so stark und glaubst dich weise,
„Du kannst es doch in kalter Brust nicht pflegen;
„Nur wenn sie sich ergiebt den milden Flammen,
„Kann ihr die Blume, Seligkeit, entflammen."

Da drangen die Töne doch so lieblich zu des Königs Ohren, und die Worte so wundervoll bedeutungsreich zu seinem Gemüthe, und die Orangen und Veilchen, aus denen die dritte Stanze gebaut war, wehten so unendlich milde Düfte zu ihm hin, daß er Schild und Schwerdt von sich warf, und, im süßen Vergessen seiner selbst, dahinsank auf die Bank von Jasmin, die ein Gewebe von Strelizien in den buntesten Farbengemisch überschattete.

Kaum aber hatte er hier noch einmal allen den frühern Klängen aus den drei Stanzen, die ferner und näher ihm wieder zutönten, gehorcht, so trat im strahlenden Gewand der reinsten Schönheit die Königin selbst zu ihm. Daß sie dabei in ihrem schönsten Schmucke erschien, wird jeder

gleich selbst wissen, der sich nur etwas auf das weibliche, gern friedenstiftende, Herz versteht; aber sie hätte das gar nicht einmal gebraucht, denn sie war an sich schon so schön, daß aller äußrer Schmuck nur ganz unbedeutende Nebensache wurde.

König Prosus hatte natürlich auch schon gar viele recht artige Frauen in seiner Heimath gesehen, aber dieser Liebreiz, diese Milde bei glänzender Hoheit war ihm doch noch nicht erschienen; und schon vorher wundersam im Herzen bewegt durch die Zauberklänge und das Ganze seltsam Bedeutende der Umgebungen, fühlte er sich von Empfindungen durchdrungen, von Ahnungen durchbebt, die ihm bisher völlig unbekannt geblieben waren. Im wilden Haß hatte er noch gestern den Palast der Königin zerstören, sie selbst zu ewiger Gefangenschaft verurtheilen und so ihrem ganzen Reiche ein Ende machen wollen; und heut stand er in demuthiger Verwirrung vor ihr, und der Wunderreiz ihrer Schönheit zog ihn, ehe er es selbst sich versah, zu ihren Füßen nieder.

Aber Poesie hob ihn freundlich auf und sprach mit ihm in den Tonen, die stets melodisch ihrem Rosenmunde entströmten, und bat ihn sanft, des Landes zu schonen, das ja stets friedlich sich gegen ihn bewiesen habe und so glücklich sey in seiner heitern Ruhe. Je mehr sie aber sprach und je zauberischer die Wohllaute ihren Lippen entströmten, je mehr fuhlte der König Prosus sein Innerstes durchbebt und sich gleichsam selbst verwandelt. Denn als nun endlich die Reihe zu antworten doch auch an ihn kam, da war es, als

ob die Worte, wie er sie gewöhnlich zu sprechen pflegte, ganz erfroren klängen gegen die sanfte Gluth in Poesiens Sprache, und gar nicht dazu geschickt wären, das auszusprechen, was sein Herz empfand; und er versuchte es, obschon schüchtern noch, doch hie und da eins der lieblichen Worte in seine Antwort zu verschmelzen, die ihn besonders in Poesiens lieber Anrede bewegt und entzückt hatten.

Da lächelte aber die Königin noch freundlicher und war ihres Sieges und der Rettung ihres Landes schon fast gewiß. Der König Prosus selbst gefiel ihr auch immer mehr, je fleißiger er die vorige rauhe Sitte abzulegen suchte, denn er war ein junger gar stattlicher Mann; und die Frauen haben ja von jeher eine kleine Wildheit in Männergemüthern nicht gehaßt, und es gar nicht ungern gesehen, wenn sie etwas an ihnen zu bilden und zu modeln bekamen. Was Wunder also, wenn Eines dem Andern näher trat, und schon die erste Unterredung, gegen alle Gewohnheit bei Schließung von Verträgen, sich mit einem förmlichen Vereine endigte, bei welchem die schöne Poesie in Prosus Armen lag, und die rothen Siegel mit Rosenlippen aufgedrückt und ausgetauscht wurden.

Wie es aber in diesen Stanzen geschehen, so war es in den übrigen Wohnungen des Pallastes ebenfalls zugegangen. Denn gleich ihr hatte die Königin den neun und neunzig Hofdamen mit den übrigen, aus den Labyrieth schlafend in den Pallast gebrachten, prosukischen Großen zu verfahren anbe-

soblen. Auch diese waren in Zimmern aus Blumen erwacht; auch ihnen hatten sanfte Töne mildere Gesinnungen ins Herz zu flößen versucht, und endlich waren jene, zum Theil früher den Lilienkelchen entstiegenen, Huldgöttinnen ebenfalls erschienen, und Wort und Blick hatte vollendet, was schon vorher begonnen war, die gänzliche Umstimmung der rauhen Anhänger des Königs Prosus. Nur mit dem Feldmarschall Syntar war es schwieriger gegangen, weil dieser nur mit Mühe aus dem Schlamme hatte herausgearbeitet werden können, und daher, von der Anstrengung des vorigen Tages völlig erschöpft, fast gar nicht zu erwecken war, noch dazu eine rheumatische Schwerhörigkeit und Unriechbarkeit bekommen hatte, und daher, um nur durch irgend etwas auf ihn zu wirken, in die Stanze der schwergereimten Oden mit der Tapete von Knoblauchsblüthen und Studentenblumen hatte geschafft werden müssen, wo man es doch endlich dahin brachte, ihn zu rühren und der leichtfüßigsten Hofdame, der Schwester des Ministers Satyros, Spielraum zu geben, ihre Netze mit Wirkung nach ihm auszuwerfen.

Welch ein Anblick, als nun die Königin, an Prosus Hand, in den großen Blumenhof des Pallastes trat, und er alle seine Heerführer in gleichen schönen Fesseln fand, aus den einzelnen Gemächern hervortretend, deren Thüren alle sich zugleich aufthaten. Jeder staunte den andern an; da sie aber sahen, daß sich jeder auch in derselben Gemüthsstimmung befinde, so schämten sie sich,

wie billig, weiter nicht vor einander, sondern folgten der Königin nach, welche mit ihrem Erwählten gerades Weges nach dem verrufenen Walde zuschritt und beherzt in denselben eintrat.

Wie schnell ward er aber nun, an der Hand der Liebe und von der Königin Poesie geleitet, durchwandert! Da war kein Irrweg mehr, und alles löste sich in heitre, ebne, freundliche Wege auf, so, daß selbst Syntax sich jetzt vergeblich nach dem Sumpfe umsah, in den er vorher so schwerfällig gerathen war.

Und als nun der Zug aus dem Walde heraustrat, wich das ganze Heer, das diesen noch umzingelt hielt, ehrfurchtsvoll zurück, und die Poesier erhoben ein Freudengeschrei, als sie ihre Königin also wieder erblickten, fingen an zu tanzen und zu springen. Das Getümmel und der Jubel steckte auch die Prosaiken an, welche wohl bemerkten, wie freundlich und ganz verklärt ihr König aussehe, und daß folglich gar nichts Uebles zu befürchten sey; und bald war alles, was nur Beine hatte, auf den Beinen, was nur eine Lunge hatte, jauchzte und frohlockte; die Straßen und Märkte wurden zu Tanzplätzen, was nur noch von Blumen da war, zu Kränzen, und der fröhliche Tag setzte sich bis in eine noch fröhlichere Nacht fort.

Während dieser waren aber die allenfalls noch streitigen Punkte zwischen den beiden Majestäten durch reifliches Nachdenken vollends in Richtigkeit gebracht worden, und als es am andern Tage wieder etwas ruhig in Poesien geworden war, und Freunde und Feinde gehörig ausgeschlafen

hatten, ward durch einen Herold mit einer mächtigen, aus einem Aaronsstabe geformten, Trompete, folgendes dem Volke verkündet.

„Es solle Friede und Freundschaft seyn auf ewige Zeiten zwischen den beiden Ländern. Um dieses zu bekräftigen, hätten die beiden Beherrscher sich durch das Band der Liebe und Ehe gemeinschaftlich verbunden, da überdem die Königin gefunden habe, daß, in Folge ihres frühern Ausschreibens, der König der Prosaken ihr das Schönste, was man ihr habe anbieten können, nämlich seine königlichen Rechte, und mit ihr den steten Frieden dargeboten habe. Wie denn auch derselbe, um der Königin Poesie und ihrem ganzen Lande zu zeigen, wie gern er in die Auszeichnung einstimme, welche in demselben den weiblichen Geschlechte, als dem herrschenden, widerfahre, seinen harten Namen Prosus abgelegt, und ihn in den weichen, und weiblich gegründeten, Prosa verwandelt habe, so daß alle seine Unterthanen künftig nicht mehr Prosaken, sondern Prosaiker genannt werden, und sich selbst nennen sollen, wogegen auch, in Erwiederung dieser Geneigtheit, beliebt werden, die Skansion des Namens der Königin aus Pöesie in Poesie, folglich in einen Creticus oder Amphimacer zu verändern, und die dießeitigen Unterthanen in Poetiker umzutaufen. Jedes der beiden Königreiche werde seine bisherigen Vorrechte, Verfassungen und Eigenthümlichkeiten vor wie nach beibehalten, und keiner der gegenseitigen Unterthanen in seinem wohlerworbenen Eigenthume gekränkt werden; die

Einwohner des einen sollten frei in die Lande des andern pas= und revasiren, und solle daher die Gränze beider Reiche nicht mehr so streng, wie bisher, durch die berittnen Kritikaster in Aufsicht gehalten, vielmehr mit Vergnügen gegenseitiges Commerzium und Verkehr befördert werden. Damit aber dieser Vertrag für immer Kraft und Festigkeit behalte, und besonders die Prosaiker nicht mehr, wie bisher, zu feindlichen Einfällen sich geneigt fühlen möchten, sey beschlossen worden, daß die ganze Armee der Prosaiker ihre steifen Stiefeln und Leder=Panzer am morgenden Tage abliefern solle, welche zu einem Scheiterhaufen aufgebaut und feierlich verbrannt, dabei aber die beiden königlichen Brautleute mit einander verbunden werden würden."

Und wie der Herold es trompetet hatte, so geschah es auch am folgenden Tage, wo neben der fröhlich lodernden Feuersäule der prosaischen Sturm= und Kriegsrüstung nicht nur die Königin Poesie mit dem König Prosa, sondern auch die übrigen, in dem Blumen=Pallast der Königin eingefangen gewesenen, Prosaiker mit den neun und neunzig lieblichen Hofdamen derselben vermählt wurden. Ein paar Stiefeln und ein Panzer wurden jedoch aus dem allgemeinen Brande gerettet und in der Kunstkammer der Residenz der Poetiker aufbewahrt zum ewigen Andenken an jene bedrängten und so glücklich überstandenen Zeiten; denn von da an war Friede und Eintracht zwischen Poesie und Prosa bis zum heutigen Tage.

Theodor Hell.

Edmunds Schicksale.

Aus Allwills Papieren.

Meine Universitätsjahre waren zu Ende. Nicht ohne ernste Wehmuth blickte ich aus den blühenden Lebensfrühling in die schwülen Gefilde des Sommers hinüber, wo die Mühen der Erndte meiner warteten. Trennung von den Jugendgefährten, mit denen mich Herzlichkeit und akademische Freiheit so eng verbunden hatte — die Wahrscheinlichkeit, sie nie wieder zu sehen, mit der ich den Einen nach Süden, den Andern nach Norden ziehen sah, und die Unwissenheit, in welche Himmelsgegend mich mein eigenes Schicksal noch rufen werde, da ich kein Vermögen besaß, und meine Thätigkeit als die Basis meines künftigen Unterhalts betrachten mußte — alles dies umdüsterte meinen Sinn mit einer mir sonst fremdartigen Schwermuth, und folgte mir in trü-

den Bildern auf meiner Rückreise nach meiner Vaterstadt.

Mein Reisegefährte, Graf Edmund von Willbek, der einzige, aber wie ich mit dankbarer Rührung gegen Gott erkannte, der liebste meiner universitätsfreunde, der mit mir eine gemeinschaftliche Vaterstadt hatte, theilte diese Gefühle mit mir, ob er gleich einer weit heiterern Bestimmung als ich entgegenging. Als einziger Sohn eines vielgeltenden Ministers und reich, standen ihm Wege genug offen, sich künftig nach seiner Neigung zu beschäftigen, oder auch willkührlich sich in die Unabhängigkeit eines sorgenfreien Privatlebens zurück zu ziehen.

Mit meiner Lage aufs innigste vertraut, ging er liebevoll und theilnehmend in meine dunklen Aussichten ein, und gelobte mir, sie aufhellen zu helfen, indem er den Einfluß seines Vaters für mich in Anspruch zu nehmen versprach. Auch hielt er redlich Wort; denn bald nach meiner Ankunft erlangte ich durch seine Vermittelung die vortheilhafte Anstellung als Legationssecretair bei einer Gesandtschaft, die mich zwar auf einige Jahre von meiner Heimath entfernte, mir aber alsdann wohlgegründete Ansprüche auf eine ehrenvolle und einträgliche Versorgung gab.

Die Perspective dieser sicheren Vortheile bewog mich, trotz dem widerstrebenden Gefühl, das mir stets auch den ansehnlichsten Gesandtschaftsposten im trüben Licht einer Verbannung aus dem Vaterlande zeigte, mich dieser Prüfungszeit zu un-

terwerfen, da Vernunft und Nothwendigkeit es mir antriethen.

Während ich in reger Thätigkeit mich zu einer baldigen und langen Entfernung rüstete, bemerkte ich Anfangs nur flüchtig, doch nach und nach immer deutlicher, eine auffallende Veränderung in der Stimmung meines Freundes Edmund.

Da wir offen genug gegen einander waren, uns Rechenschaft von dem zu geben, was in unseren Gemüthern vorging, so verhehlte er mir auch nicht, als ich theilnehmend forschte, daß, seit einer erst kürzlich in dem Vorzimmer seines Vaters gemachten Bekanntschaft, ihm eine ganz neue und bessere Welt im Innern aufgegangen sey.

Du siehst, wie sehr ich dir vertraue, setzte er lachend hinzu, indem ich dir verspreche, dir heut Abend den Stern zu zeigen, der mir so herrlich leuchtet, und der fortan durch alle Nächte meines Schicksals mir glänzen wird. Bliebest du hier, und hättest Zeit und Lust, dich in einen Wettstreit der Liebenswürdigkeit mit mir einzulassen, so würde ich freilich kein solcher Thor seyn, dir selbst den Weg zu bahnen, auf dem du mich leicht überwinden könntest.

Ich schloß aus der leichten, scherzhaften Art, mit der er diesen Gegenstand berührte, daß, wenn irgend ein weibliches Wesen Eindruck auf sein Herz gemacht habe, dieser wenigstens gewiß nicht tief sey.

Als er mich aber am Abend abholte und in eine dürftige Wohnung führte, wo ich eine kränk-

liche und halb gelähmte Matrone in der Mitte dreier Töchter fand, unter denen die älteste, Amalie, in blendender Schönheit und Lieblichkeit hervorstrahlte, änderte ich meine Meinung. Denn dieses himmlische Antlitz, in jedem Zug, in jeder Miene das Gepräge einer göttlichen Abkunft verkündend, diese ganze Gestalt, über welche die höchste weibliche Grazie und die reinste Würde der Unschuld sich ergoß, dieser Geist, durch Güte und Kindlichkeit gemildert — kurz — diese vollendete Liebenswürdigkeit des Körpers und der Seele — ich fühlte wohl, daß ein Herz, das sich ihr einmal zum Altare geweiht, nie im Leben eine andere Flamme dulden könne.

Mein Freund wurde um seiner selbst, und ich um seinetwillen mit vieler Auszeichnung empfangen. Er schien hier keineswegs mehr fremd zu seyn; wenigstens schloß er sich mit der ihm eigenthümlichen Anmuth in heiterer Vertraulichkeit an diesen Cirkel an, als wenn er aufs engste zu ihm gehöre. Die Mutter begegnete ihm mit vieler Achtung — es schien mir jedoch, als ob sie hauptsächlich dem Sohn des Ministers zolle, und es entging mir nicht, daß sie in einem Augenblick, wo sie sich unbeobachtet glaubte, ihn nach den Fortschritten seiner Verwendung bei seinem Vater befragte, und ihn dringend um sein Fürwort ersuchte. Amalie hingegen fand die Ursache, weshalb sie mit leuchtenden Blicken so oft an ihm hing, als es nur immer ihrer Meinung nach unbemerkt geschehen konnte, nicht in fremden Motiven und Absichten des Eigennutzes, sondern

in ihrem bewegten, von den ersten Schauern der Liebe ergriffenen, Herzen, das sich unverkennbar in ihrem schüchtern innigen Benehmen verrieth. Ihre beiden jüngeren Schwestern hatten in ihren Betragen gegen Edmund ganz die trauliche Herzlichkeit, mit der liebende Geschwister mit einander umgehen.

Wir brachten den Abend in harmloser, aber stets innerhalb der Gränzen des feinsten Anstandes sich erhaltender, Fröhlichkeit zu. Es erwies sich, daß Edmund — Meister im Gesang und auf der Guitarre — Fräulein Amaliens Lehrer in diesen reizenden Künsten sey. Stolz auf seine Schülerin legte sie auf seine Bitte ein Probestück ihrer Geschicklichkeit ab, und erhöhte durch den Zauber ihrer vollen, reinen, wunderschönen Stimme die Bewunderung noch mehr, die der seltene Verein so vieler Vollkommenheiten nothwendig in jedem unverwahrloseten Gemüth erregen mußte.

Als ich nach diesen genußvollen Stunden nach Hause kam, erwartete mich die Nachricht von dem Gesandten, den ich untergeordnet war, daß er Befehl erhalten habe, unsere Abreise zu beschleunigen.

Es blieb mir nur noch ein einziger Tag, der in den Unruhen des Einpackens und Abschiednehmens mir wie ein Traum vorüberrauschte, ohne daß mir noch eine recht zusammenhängende, vertraute Unterredung mit Edmund geworden wäre.

Ich sah indeß, daß sein ganzes Wesen einen blühenden Frühling gleich, in der seligsten Aufregung war, und als ich, nach dem stummen Hän-

drück des Lebewohls in den Wagen steigend, die Wehmuth der Trennung hinter freundlichen Scherz verstecken wollte, und den Namen: Amalia, ihm zuflüsterte, sagte mir der Blitz seines Auges und die flammende Röthe, die freudig in seine Wangen stieg, daß ich mit diesen Ton das Innerste seiner Seele getroffen hatte.

Nach einem Zeitraum von drittehalb Jahren, während welchem Edmund mir nur Anfangs zuweilen, und jedesmal sehr flüchtig, ohne Amaliens zu erwähnen, geschrieben hatte, kehrte ich endlich, meines Postens ehrenvoll entlassen, und einem ruhigeren entgegen sehend, in die Residenz zurück.

Da ich mit Niemandem Briefe gewechselt hatte, fand ich mich, durch eine Entfernung von mehr als hundert Meilen, fremd in den Verhältnissen meiner Bekannten geworden, und trat gewissermaßen in eine, mir ganz neue, Welt, in der ich mich herzlich nach dem Wiedersehen meines Edmunds sehnte.

Er war verreißt. Ungern entbehrte ich seine freundliche Nähe und suchte, leise und vorsichtig nach ihm zu forschen, um, wo möglich, mir ein Bild seiner Gegenwart entwerfen zu können, bis er selbst kommen und den Schleier hinwegziehen würde, den eine lange Abwesenheit über sein Herz geworfen habe.

Wie sehr erstaunte ich aber, als auf meine Erkundigung nach ihm die Schmähsucht das ganze

Uebermaß ihrer Galle in den bitterſten Beſchuldigungen über ihn ergoß. Man erzählte mir, daß Amalie von Terbald, vor ohngefähr vier Monaten durch ſeine Schuld, und von ihm verlaſſen, auf eine entſetzliche Weiſe im Hoſpital geſtorben, und unbezweifelt das Opfer ſeiner Leidenſchaft und ſeiner Grauſamkeit geworden ſey.

Mit Schaudern vernahm ich den Untergang des liebenswürdigen Weſens, das ich zwar nur einmal, aber genug geſehen hatte, um es nie wieder zu vergeſſen. Es ſchmerzte mich tief, daß ſo viel Schönheit und Holdſeligkeit eine Beute des Todes geworden war, und unmöglich konnte ich meinen Freund in der Charakterſchilderung wieder erkennen, die man mir von ihm machte — unmöglich ihn, der von Amaliens Werth einſt ſo innig durchdrungen ſchien, für ihren Mörder halten. Mit warmen Eifer nahm ich ſeine Parthie und ſuchte ihn zu vertheidigen — aber die allgemeine Stimme war gegen ihn — ich vermochte nicht, ſie zum Schweigen zu bringen.

Endlich vernahm ich ſeine Zurückkunft, und eilte zu ihm. Aber welche ungeheuere Veränderung erſchreckte mich bei ſeinem Anblick. Hinweg getilgt von der Hand des Grams war die friſche Jugendblüthe, in der ich ihn verlaſſen hatte. Bleich, abgezehrt, mit tief geſunkenen, erloſchenen Augen, die die Wirklichkeit nicht mehr beachtend, gleichſam ſchon auf den dunklen Gefilden einer anderen Welt verweilten, ſtarrte er mich träumend an, als müſſe er ſich erſt auf mich beſinnen. Die Thränen aber, mit denen ich mich

in seine Arme stürzte, erweckten auch die seinigen und schmolzen die Rinde der Erstarrung, die sein Herz umgab.

Er saß, als ich zu ihm ins Zimmer trat, mit schwermüthig gestützten Haupt, in Gedanken versunken, vor einem Tisch, auf welchem ein offener Brief von einer weiblichen Hand lag, den er, als das Geräusch meines Eintritts ihn zum Umsehen bewog, sogleich in seinen Busen verbarg.

Der Anblick seiner Jammergestalt erschütterte mich bis ins Innerste. War es der Schmerz, mit dem ein unverdientes Unglück uns beugte, oder war es Kummer über eine Schuld, die sein Gewissen ihm vorwarf, was seine Gesundheit untergraben, seinen Muth und seine Kraft zerstört hatte — ich wußte es nicht — aber Ansprüche auf mein tiefstes Mitleid gab ihm der Zustand, in dem ich ihn fand, auch wenn die Erinnerung der Vergangenheit und unserer Jugendfreundschaft nicht so laut zu meinen Herzen gesprochen hätte.

Nach den ersten, in wehmuthsvollem Schweigen zugebrachten Augenblicken, sucht' ich ihn den Antheil zu bezeugen, den ich an seiner Traurigkeit nahm. Thränen traten von neuem in sein Auge. Ja, du hast Recht, mich zu bedauern, sagte er, auf sein Herz deutend. Denn die Wunde, die hier blutet, wird niemals heilen, und doch hat sie mich noch nicht getödet.

Er zog bei diesen Worten ein Bild aus seinem Busen und drückte es zärtlich an seine bleichen Lippen. — Ich erkannte Amaliens himmlische Züge. —

Schone dich, mein Freund! sprach ich zu ihm, du bist krank gewesen, wie ich sehe — bist noch jetzt nicht völlig genesen. Alles, was so schmerzlich auf dein Gefühl wirkt, muß auch deiner Gesundheit nachtheilig seyn. Entferne diese Erinnerungen, bis du mehr Kraft gewonnen hast, sie zu ertragen.

Ich bin nicht krank gewesen, antwortete er mir, und dies Bild, der einzige Trost, der mir übrig blieb, verursacht meine Verzweiflung nicht, es nährt sie nur. Aber sie ist mir lieber, als eine Schaale aus Lethes Fluthen mir wäre.

Er hielt das Bild, auf dem meine verstohlenen Blicke ruhten, mir näher. Ob ich gleich das Original desselben nur einmal gesehen hatte, so erinnerte ich mich doch lebhaft dieser einnehmenden, unschuldigen Mienen, dieses Lächelns der Güte, dieses Auges, voll Geist und Innigkeit. Sie ist todt, das holde Wesen, dem diese sanften Züge glichen, rief ich bewegt aus. Zur Blüthe entfaltet dacht' ich diese reizende Knospe wieder zu finden, die in Liebe hingegeben, dich beglückend — und finde ihr Grab! O Edmund! wenn es wahr ist, was man sagt, daß du sie aus dem Leben drängtest — daß du, indem du sie verließest, das Herz gebrochen hast, das des reinsten Glücks würdig schien — wie kannst, wie wirst du dies entsetzliche Bewußtseyn ertragen?

Wie? unterbrach er mich voll Erstaunen, ist es Irthum oder Verläumdung, die so lieblos über mich urtheilt?

Die Welt sagt es, erwiederte ich, und der Schein ist gegen dich. Daher wenn du dich schuldlos fühlst, so befreie mich von dem bitteren Argwohn, den die allgemeine Stimme unwillkührlich in mir geweckt hat, und gieb mir den schönen Glauben an dich wieder.

Das Urtheil der Menschen ist mir gleichgültig, sagte er, aus der momentanen Aufregung, in die mein Vorwurf ihn versetzt hatte, in seinen tiefen Trübsinn zurück sinkend. Aber daß du, der du mich so genau kennst, der Schmähsucht dein Ohr leihen konntest, das schmerzt mich, und ich will suchen, durch eine treue Darstellung meines traurigen Schicksals deine gute Meinung wieder zu gewinnen.

Er hielt Wort, und was er in einzelnen Mittheilungen, oft gestört durch die damals schon beginnende Verwirrung seines Geistes, in der er späterhin seine Tage endete, und öfterer noch unterbrochen durch seine Seufzer und Thränen, mir anvertraute, habe ich in diesen Blättern niedergelegt, um dadurch, wo möglich, das Andenken meines unglücklichen Freundes noch nach seinem Tode zu rechtfertigen.

Frau von Derbald, die Witwe eines Landedelmanns, war, als ihr Gemahl starb, in sehr verwickelten Vermögensumständen zurück geblieben. Das ganze Wohl oder Wehe ihrer Zukunft, in so fern es von irdischen Gütern abhing, beruhte auf einen Prozeß, dessen Entscheidung sich

nun schon Jahre lang verzögert und der sie endlich zu den Entschluß gebracht hatte, in die Residenz zu ziehen, um seine Beendigung zu erwarten, und wo möglich zu betreiben.

Da die Kosten dieses Prozesses bisher wie in einen bodenlosen Abgrund die geringen Einkünfte ihres Witwengehalts, und alles, was sie noch an Sachen von Werth besaß, verschlungen hatten, so blieb ihr, ob sie gleich den lezten Rest ihres Besizthums zusammenraffte, nur wenig übrig, um sich an einen so theuern Ort einzurichten, und mit ihren Kindern, deren Erziehung zum Theil noch nicht vollendet war, zu erhalten.

Schon längst an der Gicht leidend, und halb gelähmt durch ihre fürchterlichen Wirkungen, miethete sie in einem Seitengäßchen, das an das Hotel des Ministers von Willbek stieß, eine dürftige Wohnung, wo ihre älteste Tochter Amalie, — eben erst sechzehn Jahr alt — sich bestrebte, durch Fleiß, Ordnung und häusliche Thätigkeit der ärmlichen Einrichtung einen Anstrich von Bequemlichkeit, und ihrer ganzen eng beschränkten Lebensweise ein freundlicheres Colorit zu geben.

Nicht nur durch kindliche Pflege, der sie mit der vollen Innigkeit ihres liebenden Herzens sich unterzog, sondern auch durch ihren eben so sanften als heiteren Sinn, und durch ihre Geschicklichkeit gelang ihr dies. Denn manche bei der späten nächtlichen Lampe verfertigte feine Arbeit, die sie heimlich verkaufte, schaffte der kränkelnden Mutter Erquickung und erleichterte ihre Sorgen. Auch mußte sich stets still und fromm in die oft

sehr drückenden Launen der durch körperliche Schmerzen und mannichfache Unfälle erbitterten Frau zu fügen, und mit unerschütterlicher Gelassenheit die rauhe Begegnung hinzunehmen, die ihr oft wurde. Sie wußte, daß ihre Mutter, ohngeachtet der aufbrausenden Heftigkeit ihres Charakters, ihre Kinder doch von Herzen liebte, und — daß sie unglücklich war. Gründe genug für Amalien, um mit kindlicher Unterwerfung zu dulden und nie auf dem dornenvollen Wege ihrer Pflichten zu ermüden.

Um den Minister Willbek nahe zu seyn, dessen letzte Entscheidung viel, nach der Meinung der Frau von Derbald, alles über den Ausgang ihres Prozesses vermochte, hatte sie diese Wohnung bezogen, da sie hier, ohne Aufwand von Geld oder körperlicher Kraft, sehr leicht zu Fuß sein Vorzimmer erreichen konnte, wo sie sich lange Zeit, unbemerkt und ohne vorgelassen zu werden, unter der Zahl der Bittenden befand, die es belagerten.

Da sie gelähmt und viel zu schwach war, um ohne Stütze gehen und sich aufrecht erhalten zu können, so mußte Amalie sie jedesmal begleiten, und mancher lüsterne Blick der Aus- und Eingehenden ruhte auf dem reizenden Mädchen, das, sich unbehaglich in dieser ihr fremden, geräuschvollen Welt fühlend, die schönen Augen schüchtern senkte, und nur bemüht war, ihrer Mutter die Zeit des vergeblichen Wartens, das lange Stehen und, wenn sie wieder unverrichteter Sache wegge-

ben mußte, die Bitterkeit der abermals getäuschten Erwartung zu erleichtern.

Zu arm, und vielleicht auch zu unerfahren, um, wie andere thaten, die übermüthige Dienerschaft des Ministers zu bestechen, und so sich endlich Zutritt zu erkaufen, hatte sie schon manchen Morgen hoffnungslos hier verloren, und selbst mehrere schriftlich eingereichte Bitten waren unbeantwortet geblieben, als eines Tages Edmund aus dem Zimmer seines Vaters trat, und gleichgültig seinen Blick über die bunte Versammlung hingleiten ließ.

Der Anblick einer ältlichen, mehr noch durch Leiden und Muthlosigkeit, als durch ihre Jahre niedergebeugten Frau, deren Anstand unwillkührlich verrieth, daß sie früher wohl nicht gewohnt gewesen sey, im Vorzimmer wie eine Bettlerin zu harren, würde, bei der Güte seines weichen Herzens, sein Mitleid schon allein rege gemacht haben, hätte der Engel, der ihr zur Seite stand, ihr nicht augenblicklich noch weit innigere Ansprüche auf seine Theilnahme gegeben.

Sehr dürftig gekleidet, war ihre Schönheit und die höchste Reinlichkeit ihr einziger Schmuck, und das tiefe Erröthen der Schaam, sich hier so geringschätzig behandelt und von so vielen unzart begafft zu sehn, das ihre Wangen noch immer nicht verlernen konnten, verschönerte sie nicht nur, sondern drückte auch so, wie ihre niedergeschlagenen, mühsam ihre Thränen zurückdrängenden, Augen unverkennbar aus, wie qualvoll ihr dieser Zustand war.

Edmund ging sogleich auf die Matrone zu, und indem er, ohne erst nach ihrem Anliegen zu fragen, in einem gebieterischen Tone den Dienern befahl, Sessel für die Damen herbeizuschaffen, kündigte er sich durch die unterwürfige Schnelligkeit, mit der sie ihm gehorchten, als Sohn des Hauses an, ehe er ihnen noch seinen Namen genannt hatte.

Als Mutter und Tochter sich gesetzt hatten, suchte er mit der ihm eigenen Feinheit und Milde ehrerbietig nach ihren Wünschen zu forschen. Keine Neugier, sondern nur das Verlangen, ihr nützlich zu seyn, sagte er, sey die Ursache dieser vielleicht unbescheidenen Zudringlichkeit, und nur in dieser Hinsicht hoffe er, sie werde sie ihm vergeben.

Sie trug ihm in gedrängter Kürze ihr Anliegen vor; aber als sie geendigt hatte, wurden die Thüren, die in das Cabinet des Ministers führten, verschlossen. Dieses Signal, daß die zu Audienzen bestimmte Zeit für heute verflossen sey, trieb die Versammlung aus einander, und auch Frau von Derbald stand auf, um sich zu entfernen. Edmund verlangte seinen Wagen, indem er sich die Erlaubniß erbat, sie nach Haus zu bringen. Da sie ihm aber sagte, daß ihre Wohnung nur wenig Schritte entfernt sey, bot er ihr den Arm, sie dahin zu geleiten, und nahm mit dem Versprechen von ihr Abschied, daß sie am folgenden Morgen seinen Vater ganz gewiß sprechen solle.

So heiter wie heute waren Mutter und Tochter noch nie nach Haus gekommen. Gleich einem

guten Engel war ihnen der Jüngling erschienen, der sich so freundlich ihrer angenommen hatte, und den sein liebenswürdiges Aeußere schon allein empfohlen haben würde, hätte es seine Güte, seine Theilnehme und der Ernst, der in seinem Anerbieten lag, nicht bereits gethan. Ermuthigt durch seine Bekanntschaft und sein Versprechen, sah Frau von Derbald dem folgenden Tag entgegen, und Amaliens Herz klopfte lauter, wenn sie daran dachte, ihn wieder zu sehn.

Als sie am andern Morgen in dem Vorzimmer erschienen, wo sie so manche Demüthigung, so manche Kränkung erlitten hatten, wartete ein ganz anderer Empfang, als der gewöhnliche, der eigentlich keiner war, auf sie.

Statt mit nachlässiger Insolenz sie zu übersehen, oder mit spöttischen und beleidigenden Blicken sie zu messen, beeiferten sich die Bedienten jetzt aufs sorgfältigste, sie Edmunds Befehlen gemäß mit der größten Ehrerbietung zu empfangen.

Man führte sie in ein elegantes Zimmer, durch eine wohlthätige Scheidewand von der ihnen verhaßten Antichamber getrennt. Nach wenig Momenten trat Edmund freundlich und zuversichtlich, wie ein Bote der Hoffnung, zu ihnen ein. Die Versicherung, daß sein Vater ganz beschämt über die Schwierigkeiten sey, die Frau von Derbald bisher bei ihrem Wunsche, ihn zu sprechen, gefunden habe, daß er sie erwarte, und entschlossen sey, durch die möglichste Beeiligung ihrer Angelegenheiten sie für die verlorene Zeit zu entschädigen, vollendete durch die fröhlichste Wirkung

den Eindruck, den seine beglückende Erscheinung auf das bereits verzagende Gemüth der Mutter hervorgebracht hatte, und Amalie fühlte sich neben der stillen Bewunderung seiner männlichen Grazie so von Dankbarkeit durchdrungen, daß es ihr schwer wurde, den innigen Ausbruch derselben zurückzuhalten.

Unter dem Vorwand, daß eine langwierige juristische Unterredung das Fräulein ohnmöglich interessiren könne, suchte er sie von der Begleitung ihrer Mutter auszuschließen. Denn er wünschte nicht, daß der mistrauische Charakter seines Vaters in ihrer unwiderstehlichen Schönheit den Grund der auffallenden Verwendung suchen möchte, mit der er sich bemüht hatte, dieser zurückgesetzten Familie zu nützen. Er erbot sich, an ihrer Statt Frau von Derbald, freilich mit weniger Geschicklichkeit, aber mit derselben vorsichtigen Sorgfalt, wie sie, zu führen, und öffnete, um ihr einstweilen in der Einsamkeit Unterhaltung zu gewähren, die Thüren einer angränzenden Gemäldegallerie, in der, unter mehreren Familienportraits, auch das seine sich befand.

Der Minister, der Edmund gern verbinden wollte, weil er seine Bereitwilligkeit bei manchen hochfahrenden Planen noch zu vermehrender künftiger Größe wiederum in Anspruch zu nehmen gedachte, empfing die Witwe mit glatter Höflichkeit, und lieh ihren Klagen und Beschwerden ein geduldiges Ohr. Er war, oder schien, von der Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche überzeugt, gelobte ihr,

seinen ganzen Einfluß zu ihrem Besten anzuwenden, und entließ sie sehr zufrieden mit der Versicherung, daß der glückliche Ausgang ihres Prozesses ihr aufs baldigste beweisen solle, wie sehr es ihm Ernst sey, der besonderen Empfehlung seines Sohnes, so wie ihren Verdiensten, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen.

Als Edmund, die mit freudigem Dank ihn überhäufende Matrone, hinweg, und zu einem Sopha des vorigen Zimmers geleitet hatte ging er raschen Schritts in die Gallerie, Amalien von ihrer Zurückkunft zu benachrichtigen.

Er fand die Liebenswürdige vor seinem Bilde knieend, Arme und Blicke zu ihm empor gehoben, und in dem Ausdruck ihrer Züge die glühendste Begeisterung mit der frommen Schwärmerei der höchsten Andacht verschmolzen.

Ein wenig betroffen richtete sie sich auf, als sie ihn erstaunt neben sich erblickte. Aber nur flüchtig weilte das Erröthen, sich überrascht zu sehen, auf ihrem zarten Antlitz, denn die Reinheit ihres Bewußtseyns gab ihr bald ihre ganze Unbefangenheit wieder.

Ich habe Gott gebeten, unseren Wohlthäter für seine Güte zu segnen, sagte sie.

Möchte Gott mir so viel Macht verleihen, als ich Willen habe, Ihnen zu nützen, antwortete er verwirrt und innig gerührt, indem er ihre Hand küßte und sie dann schweigend zu ihrer Mutter führte.

Die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen, um die er bat, und die ihm gewährt wurde, war der

erste Lohn seiner theilnehmenden Bemühung. Er machte sehr bald von ihr Gebrauch; und da er auf den ersten Blick, die mit ihrer Kleidung übereinstimmende Dürftigkeit ihrer Wohnung bemerkte, nahm er freudig die Gelegenheit wahr, sie sich aufs neue zu verbinden.

Ihre Sache, gnädige Frau, sprach er ehrerbietig zu der Mutter, wird, wie ich von meinen Vater höre, ganz gewiß zu Ihrem Vortheil entschieden werden. Aber der Gang des Rechts ist langsam, und er selbst vermag ihn nicht zu beeilen, besonders da sich Chicanen in den Weg werfen, die ihn wenigstens aufhalten, wenn sie auch keineswegs zu fürchten sind. Wie ungerecht wäre es gegen sich selbst und gegen Ihre Kinder, wenn Sie bei dieser sicheren Erwartung in einer Beschränkung fortleben wollten, die Ihrer nicht würdig ist. Erlauben Sie mir, Ihnen ein Darlehn anzubieten, bis der Gewinn Ihres Prozesses Ihnen gestatten wird, es mir mit Bequemlichkeit zurück zu zahlen, und seyn Sie überzeugt, daß Sie mich unendlich durch die Annahme eines geringfügigen Dienstes verbinden.

Dieser Vorschlag berührte eine sehr wunde Stelle in Frau von Derbalds Gemüth mit schmerzstillendem Balsam. Seit sie durch Edmunds Vermittelung so bedeutende Fortschritte in ihren Angelegenheiten gemacht hatte, fühlte sie sich allerdings sehr erleichtert und zur Hoffnung ermuntert. Aber Freude vermochte noch nicht in ihr vielfach gequältes Herz zu dringen, da Nahrungssorgen sie aufs peinlichste bestürmten. Sie hatte

bereits jedes ihr zu Gebote stehende Mittel erschöpft, um sie zu heben, aber umsonst. Mit jedem Tage wurde ihre Schwere drückender, und völlig fremd und ohne Credit sah sie den schrecklichen Augenblick nahen, wo ihr nichts übrig bleiben würde, die dringendsten Bedürfnisse des täglichen Lebens zu befriedigen.

In dieser Lage erschien Edmunds Anerbieten ihr wie eine Hulfe, von oben gesandt, sie vor der Verzweiflung zu bewahren; und es war sehr natürlich, daß der helle Schein, der durch seine zuvorkommende Achtsamkeit und Güte an ihrem trüben Horizont aufdämmerte, auf ihn zurück strahlte, und ihn in ihren Augen mit einer Glorie umgab.

Der Wohlstand erforderte demohngeachtet einige Weigerungen; aber Edmund bekämpfte sie durch sein inniges Bitten, und war so glücklich, nicht nur eine Summe von hundert Louisd'or in ihre Hände niederlegen zu dürfen, sondern er empfing, auf sein dringendes Anhalten, das Versprechen, daß, so lange sie es bedürfen werde, sie Niemandem anders, als ihm gestatten wolle, für sie zu sorgen.

Wie das dem Erlöschen nahe Lämpchen, durch neues Oel erfrischt, hell wieder auflodert, so trat seitdem eine unbekümmerte Gemüthlichkeit, ein ruhiger Frohsinn an die Stelle banger Beklommenheit und mühsam verhehlter Angst in dieser Familie, und Edmund genoß im Stillen eine der süßesten Freuden, die es giebt, die nämlich, den Gegenstand seiner Liebe vor Mangel geschützt, und

statt der Dornen Rosen auf seinem Weg gestreut zu haben.

Obgleich Amalie keine Gelegenheit hatte, Edmund anders, als im Beisein der scharf beobachtenden Mutter, zu sprechen, so lag doch die zarte Neigung, die beide für einander fühlten, und das wortlose, aber innige Einverständniß ihrer Seele, klar am Tage.

Wenn auch dadurch Edmunds großmüthiger Antheil weniger lauter in den Augen der Frau von Derbald erschien, da eine Nebenabsicht ihm offenbar zum Grunde lag, so bemerkte sie doch mit heimlichen Wohlgefallen seine achtungsvolle und ernstlich scheinende Liebe, und es kam ihr weder unwahrscheinlich noch unschicklich vor, in ihm sich ihren künftigen Schwiegersohn zu denken.

Zwar war Amalie jetzt arm, und hatte auch im glücklichsten Falle nur auf eine beschränkte, Edmunds Ansprüchen nicht angemessene, Mitgift zu hoffen. Aber die um so reichere Aussteuer, die sie von der Natur empfangen hatte, schien ihr mit Recht ein hinlänglicher Ersatz für dies Entbehren, und ihre Geburt — ein Umstand, der dem ahnenstolzen Minister wohl wichtiger, als das Vermögen seyn mochte — stellte sie durch alten und untadelhaften Adel dreist an seine Seite.

So waren einige Monate vorüber geeilt, ohne daß Edmund anders, als durch Blicke von dem, was in seinem Innern vorging, zu Amalien gesprochen hätte. Endlich aber vermochte er nicht länger diese immer mächtiger werdenden Gefühle in sein Herz zurückzudrängen. Er sehnte sich nach

einigen Momenten des Alleinseyns mit ihr, um von ihren Lippen das süße Bekenntniß zu hören: daß sie ihm zu hoffen erlaube.

Zwar glaubte er längst in ihrem ganzen, so lieblich gegen ihn erwärmten, Wesen, die Antwort auf diese Frage, die sein Schicksal entscheiden sollte, günstig für seine Wünsche wahrzunehmen. Aber nicht ewig stumm wollte er sich in diesen Ahnungen berauschen — eine selige Wirklichkeit in ihren Armen sollte ihn überzeugen, daß sein Glück, so wie seine Hoffnungen, kein Traum waren.

Nachdem er aber vergebens erwartet hatte, ein freundlicher Zufall werde ihm zu Hülfe kommen, wagte er es einst, als er, wie gewöhnlich, in der Mutter Beiseyn, ihr Unterricht auf der Guitarre gab, der Geliebten einige Zeilen in die Hände zu spielen, in denen er sie seine Absichten errathen ließ und sie beschwur, ihm Gelegenheit zu einer kurzen, ungestörten Unterredung zu verschaffen.

Zitternd und erröthend nahm Amalie den ververhängnißvollen Brief, der ihre näheren Verhältnisse einleitete, und verbarg ihn, ohne Edmund anzusehn, in ihrem Busen. Sie entfernte sich jedoch nicht, ihn zu lesen, wie seine Ungeduld wünschte, um je eher je lieber ihre Erwiederung zu empfangen. Aber er bemerkte, daß sie in tiefes Nachdenken versank, und daß ihre Seele abwesend war, wenn auch der Körper sich bemühte, mechanisch die ihr obliegenden kleinen Geschäfte, so wie sonst, zu verrichten. Es war ihm daher

für heute genug, sie mit sich willig in einem Einverständniß zu wissen, das ihn zu den schönsten Erwartungen berechtigte; und in der Hoffnung, nun seinem Ziele einige Schritte näher zu treten, kam er am folgenden Tag wieder.

Amaliens Empfang, in den statt der gewöhnlichen, ihr eigenthümlichen, Munterkeit, sich heute ein gewisser Ernst mischte, der fast der Rührung glich, erregte eine eigene, wunderbare Spannung in seinem Gemüth. Doch lag in ihrem sprechenden Auge so viel Zärtlichkeit — es ruhte, wenn sie sich unbemerkt glaubte, mit so sinnender Beschauung, mit so seelenvollem Ausdruck auf ihm, daß seine Pulse freudig höher klopften, da er nicht umhin konnte, sich selbst zu gestehn, er habe keine Ursache, zu verzagen.

Wie unendlich stieg aber der frohe Tumult in seinem Innern, als Amalie sich anschickte, seinen musikalischen Unterricht entgegen zu nehmen, und, in ihren Notenbüchern blätternd, ihm eines derselben aufgeschlagen hinreichte, das ein kleines Blatt von ihrer Hand mit folgenden Worten enthielt:

„Morgen wird meine Mutter mit ihrem Sachwalter vor Gericht erscheinen. Sie hat mir erlaubt, während dieser Zeit die Messe bei den Franciscanern zu hören, und ich erwarte Sie dort um zehn Uhr, um zu vernehmen, was Sie mir zu sagen haben."

Diese laconische Art, sich auszudrücken, hätte billiger Weise in Edmund Besorgnisse erregen können, wenn die Milde in ihren Lächeln ihm nicht

Muth eingesprochen hätte. Sehnsuchtsvoll zählte er die Stunden zum folgenden Morgen, und säumte nicht, sich aufs pünktlichste einzufinden.

Wenig Augenblicke nach ihm erschien auch sie. Es herrschte in ihrer Haltung eine Ruhe, eine Würde, die ihn mit Ehrfurcht erfüllte, da sie, wie er von ihrer unverstellten Geradheit erwarten konnte, kein Werk der Kunst, sondern eines mit sich selbst einigen, fleckenlosen Herzens war.

Nachdem sie ihn freundlich begrüßt hatte, kniete sie nieder, ihre Andacht zu verrichten. Die Inbrunst ihres Gebets, das diesmal, wie er sich schmeichelte, seine und ihre ganze Zukunft umfaßte, einige Thränen, die leise ihren, zum Himmel gewandten, Augen entfielen, und die Selbstvergessenheit ihrer frommen Begeisterung, die weder auf ihn, noch auf die übrigen Anwesenden achtend, sich nur mit Gott, und dem Anliegen beschäftigte, das sie ihm vortrug, überzeugte ihn von dem tiefen Gefühl, das in ihr rege war.

Endlich war die Messe aus. Sie stand auf — die Kirche wurde leer, und sie waren allein.

Mit derselben stillen Fassung, die innerer Friede gewährt, mit der sie zuerst ihm genaht war, kam sie auch jetzt ihm entgegen, und reichte ihm die Hand mit himmlischer Freundlichkeit.

Sie haben mich zu sprechen verlangt, sagte sie, und ich bin hier, Sie zu hören. Der Dank, den wir Ihnen schuldig sind, und die Achtung, die Sie mir noch insbesondere eingeflößt haben, hat mir Muth gegeben, zum erstenmal in mei-

nem Leben meine Mutter zu täuschen. Es ist Unrecht, das fühl' ich wohl — auch habe ich lange dagegen gekämpft, ehe ich mich entschließen konnte, und wenn ich den Ahnungen trauen wollte, die wachend und träumend seitdem mich ängstigen, so hätte ich Sie fliehen müssen, statt sie aufzusuchen. Aber mein fester Wille überwand dies alles, und seit ich über diese heilige Schwelle schritt, kehrten Zuversicht und Hoffnung wieder in meine beklommene Seele zurück. Lassen Sie uns nun die karg uns zugemessenen Augenblicke benutzen — lassen Sie mich wissen, was Sie mir mitzutheilen haben.

Ob sich gleich Edmund der reinsten Gesinnungen gegen sie bewußt war, so konnte er doch kaum die Hoheit ihres, in Himmelsglanz ihm erscheinenden, Wesens ertragen. Sie dünkte ihm so weit erhaben über seine kühn zu ihr aufstrebenden Wünsche, daß nur die zarte Erwiederung, die er in ihrem, so innig auf ihm ruhenden, Blicke fand, ihm den Muth gab, sie ihr auszusprechen.

Das Geständniß seiner Liebe befremdete sie nicht. Sie hörte es an, als habe sie es erwartet, und als könne es nicht anders seyn. Gleichwohl flog ein trüber Schatten über ihr sonnenhelles Angesicht, als er — sein Urtheil von ihrem Ausspruch erwartend — schwieg, und eine leise Trauer mischte sich in den Ton, mit dem sie ihm antwortete.

Ich glaube, was Sie mir sagen, sprach sie alsdann, weil eine Gewalt in meinem Innern, die ich mir nicht erklären kann, mich dazu zwingt.

Ein eigner Zauber, der nicht die Wirkung der Dankbarkeit, sondern eines noch weit höheren Gefühls ist, zieht mich zu Ihnen hin — mir ist, als hätten wir uns schon lange gekannt, als hätten wir zusammen gespielt in unserer Kindheit, wären neben einander fortgeschritten in der Entwickelung unserer Jugend, und würden auch in Zukunft eines dem anderen zur Seite seyn.

Entzückt hörte Edmund ihrer Rede zu. O diese Ansicht, rief er aus, wie ist sie aus meiner Seele genommen! Wie bestätigt sie die innere Nothwendigkeit, die in jedem Schlag meines Herzens mir zuruft: daß wir für einander geboren sind, und daß wir uns nur gefunden haben, um uns anzugehören furs ganze Leben, um uns niemals mehr zu trennen.

Mit ernster Wehmuth schüttelte Amalie das schöne Haupt. Zu diesem Ziele wird unsere Bekanntschaft nicht führen, erwiederte sie, aber mächtig eingreifend in mein Schicksal kann ich mir keine andere Entscheidung desselben denken, als die, die aus ihr hervorgeht.

Sie lieben mich? fuhr sie fort. ach in diesen Worten ist die Erfüllung des Wunsches enthalten, der bei Ihrem ersten Anblick in meiner Seele aufstieg. Während ich in Ihnen nur den hülfreichen Menschenfreund und unseren Retter aus drückender Erniedrigung zu ehren glaubte, täuschte ich mich selbst, denn es war Liebe, was ich empfand, und ich gestehe Ihnen offen, daß ich Ihre Gefühle aufs innigste erwiedere. Doch erst seit wenig Tagen ist es mir völlig klar — eben so

Herzen und mit seinem Loose verbunden, daß er offen, wie in seinen eigenen Gedanken, ihr bekannte, er habe Ursache, zu vermuthen, daß ein bereits entworfener Plan desselben ihm eine der ersten, glänzendsten Parthieen des Landes bestimme. Ein aufrichtiges Geständniß werde, wie er seinen Vater kenne, nur seinen Unmuth reizen, statt ihn für seine Hoffnungen zu gewinnen, aber die Verschiedenheit ihrer Denkungsart entschuldige es, wenn er die Waffen ergreife, mit denen es dem Sohn gestattet sey, seiner besseren Ueberzeugung folgend, die väterlichen Vorurtheile zu bekämpfen.

Und welche Waffen sind das? unterbrach ihn Amalie. Gehorsam ist der Sohn dem Vater schuldig. Trauern darf er wohl über den unbeugsamen Willen, der seine Wünsche ihm verweigert, aber seine Pflicht ist, sich ihm zu unterwerfen.

Mein Vater hat das Recht, mir eine Heirath zu verbieten, die ihm mißfällt, versetzte Edmund, aber er kann mich zu keiner zwingen, die meinem Herzen widerstrebt. Und ist eine rechtmäßige Verbindung weniger heilig, weniger gültig, wenn dieses Geheimniß sie umhüllt? Das Vermögen meiner Mutter macht mich schon seit mehreren Jahren unabhängig von meinem Vater. Es ist hinreichend, unsere Zukunft vor Sorgen zu schützen, auch wenn Zeit oder Zufall ihm verrathen sollte, daß wir uns auf ewig verbunden haben, und es uns nicht gelänge, ihn zu versöhnen. Indeß bin ich überzeugt, er wird, wie alle Menschen, weit eher in Geschehenes sich finden, weil es unabänderlich ist, als etwas gestatten,

seinen Planen entgegen ist, und noch zu ver-
dern in seiner Willkühr steht.
Amalie hörte ihm aufmerksam zu. Ihre lei-
Einwendungen wurden eben so mächtig von
Stimme in ihrem Innern bestritten, die nur
laut zu seinem Vortheil sprach, als von den
rredungskünsten, welche er anwandte, sie mit
Gedanken einer heimlichen Vermählung ver-
t zu machen, die er ihr vorschlug.
Ich willige ein, sprach sie endlich nach tiefem
denken, indem sie seufzend ihr errothendes
ücht an seine Brust neigte, um es zu ver-
n. Ich willige ein — ich lege mein Schick-
n Ihre Hände nieder, Edmund, und das
fe Vorgefühl, daß ich nicht glücklich seyn
, das trübe mir die Aussicht in die Zukunft
ült, möge Ihnen zum Beweis dienen, wie
ich Sie liebe, da ich demohngeachtet Ih-
Wünschen das Opfer meines ganzen Daseyns
.
Wie? unterbrach sie Edmund betroffen, Sie
eln daran, glücklich mit mir zu seyn? Wo-
iese bange Furcht, die ein kränkendes Miß-
n in meine Redlichkeit, in meine Treue, in
Liebe verräth?
Verkennen Sie mich nicht, erwiederte Ama-
en bethränten Blick bittend zu ihm aufrich-
Wenn ich an Ihnen selbst zu zweifeln ver-
, wie könnt' ich ferner dann das Leben er-
, das ich freudig Ihnen zu widmen ent-
n bin. Nein Edmund, mit vollem Ver-
, mit unbegränzter Achtung und mit einer

Liebe, die stark genug ist, um bis über das Grab hinaus zu reichen, gebe ich Ihnen Herz und Hand — aber kann ich darum mir abläugnen, daß ein schreckendes Gespenst oft zwischen uns treten und das Glück Ihres Besitzes mir vergiften wird? Verbunden durch ein heiliges Sacrament, werden wir vor Gott uns angehören, und unbescholten darf ich meine Augen zu ihm empor richten, ohne daß mein Bewußtseyn einer leichtsinnigen Verletzung meiner Ehre mich anklagt. Aber ist das alles, was wir bedürfen, um unseren inneren Frieden durch Reinheit des Gewissens uns zu sichern? Verletzen wir nicht Pflichten, fast so heilig als die, die wir erfüllen, indem wir, ohne die Einwilligung derer, die uns das Leben gaben, uns wählen, und statt des Segens, der uns zum Altar begleiten sollte, vielleicht dereinst ihren Fluch auf uns herabrufen?

Mit der innigsten Zärtlichkeit suchte Edmund ihr schmerzlich bewegtes Gemüth zu beruhigen. Er glaubte, daß der Vorschlag, ihre Mutter zur Vertrauten ihres Geheimnisses zu machen, wesentlich dazu beitragen werde, den Kampf zwischen Liebe und Pflicht zu mildern, der den Frieden ihrer schönen Seele zu trüben drohte; aber Amalie lehnte ihn, als unausführbar, ab, so dankbar sie auch seine liebevolle Absicht erkannte.

Ich kenne meine Mutter, sagte sie. Ihr Stolz und ihre Heftigkeit würden, unerweicht von meinen Bitten, unser Glück zertrümmern, da es nur auf Verheimlichung gegründet, seyn kann. Außerdem würde die Furcht, den Prozeß zu ver-

lieren, von dem die Wohlfahrt unserer ganzen Familie abhängt, sie weit eher bewegen, mich einem Kloster zu opfern, als irgend etwas zuzulassen, was Ihren Vater beleidigen oder mißfallen könnte. Gewiß wäre sie nach ihrer Denkungsart die erste, die ihn von unserem Verständniß unterrichtete — eine ewige Trennung würde die unausbleibliche Folge seyn, und ich fühle mich stärker, jedes Leiden, das uns vereint trifft, als diese zu ertragen. Daher muß unsere Verbindung ihr vor allem andern verborgen bleiben, und der schöne Spruch: das Weib wird Vater und Mutter verlassen und an seinem Manne hangen, soll, indem ich ihn als den Ausspruch eines höheren Wesens betrachte, Balsam in die Wunde gießen, die das Bewußtseyn endlichen Ungehorsams meinem Inneren schlägt.

Da Edmund gefürchtet hatte, weit mehr Schwierigkeiten anzutreffen, als er wirklich fand, hatte er nur darauf gedacht, diese zu überwinden, nicht aber einen bereits bestimmten Plan über ihre Zukunft zu entwerfen. Sie verabredeten jetzt, da sie sich trennen mußten, einen geheimen Briefwechsel, sich für den Zwang des Beisammenseyns in Gegenwart der Frau von Derd zu entschädigen, so wie gewisse Zeichen, durch welche Amalie ihn aufmerksam zu machen versprach, wenn es ihr vergönnt seyn werde, an dieser heiligen Stätte ihn wieder zu sehen.

Berauscht von seinem Glück und in noch seligere Träume der Zukunft vertieft, ging Edmund nach Hause, ohne das Gewitter zu ahnen, das

finster an dem hellen Frühlingshimmel seiner Liebe sich zusammenzuziehen begann.

Sein Vater, der sich sonst wenig um sein Thun und Treiben bekümmerte, und von seinen geselligen Verhältnissen weiter nichts verlangte, als daß sie sich innerhalb der Schranken der Konvenienz erhielten, hatte zwar schon seit einiger Zeit sich nach den häufigen Besuchen erkundigt, die er offen und unverhehlt im Hause der Frau von Derbald abstattete, aber dennoch keine Mißbilligung darüber, noch weniger den Wunsch bezeugt, daß er sie unterlassen möchte.

Jetzt aber wiederholte er sein Forschen deshalb, und zwar auf eine Weise, die Argwohn verrieth. Er ließ sich nicht undeutlich merken, daß die Wärme, mit der Edmund unbefangen fortfuhr, sich für die Angelegenheiten dieser Familie zu interessiren, ihm, seit er erfahren, daß eine schöne Tochter die Zierde derselben sey, nicht wie früher als eine Aufwallung des Mitleids und der Menschenliebe, sondern als das Zeichen eines näheren Antheils erscheine, den er keineswegs gut zu heißen entschlossen war.

Mit der Blöße eines Hofmannes suchte er jedoch den Schein zu vermeiden, als räume er dem gefaßten Verdacht die Wichtigkeit ein, die er wirklich in seinem Augen hatte. Er behandelte ihn vielmehr, wie ein unstatthaftes Gerücht, viel zu ungereimt, um darauf zu achten; und als Edmund einige bittere, das Haus seiner Geliebten herabwürdigende, Scherze nicht ohne Unmuth anhörte und beantwortete, warf er es blos leicht

bin, daß ihm es freilich sehr gleichgültig seyn
könne, wo sein Sohn die Abende zubringe, und
daß er gern glaube, daß in einer Familie, auf
die man eben keine besondern Rücksichten zu neh-
men verpflichtet sey, der Ton eine fröhliche Un-
gezwungenheit und bequeme Nachlässigkeit habe,
die einen jungen Menschen wohl anziehen könne,
er mehr man in höheren Kreisen sie vermisse, daß
über seine künftigen Verhältnisse doch eine gewisse
Behutsamkeit des Betragens verlangten, weshalb
er ihn bitte, diesen nicht ganz schicklichen Umgang
abzubrechen.

Edmund glühte über und über bei dieser ge-
ringschätzigen Art, sich auszudrücken; doch die
Klugheit bewog ihn, sein aufgeregtes Gefühl zu
beherrschen. Er wußte recht gut, daß unter sei-
nen künftigen Verhältnissen die Verbindung mit
der jungen Gräfin Berg gemeint sey, die schon
seit Jahren der Lieblingsplan beider Familien
war, aber er fand es nicht für rathsam, eine nä-
here Erklärung zu veranlassen, sondern suchte ihr
mit einer Geschmeidigkeit auszuweichen, die — sei-
nem geraden Charakter völlig zuwider — nur aus
Liebe zu Amalien ihm zu erkünsteln möglich war,
und die ihm den Vortheil gewährte, daß er ei-
nem förmlichen, ernsten Verbot, sie ferner zu
sehen, entging.

Statt sich aber durch die klar am Tage lie-
genden Gesinnungen seines Vaters in seinem ro-
mantischen Vorsatz abschrecken zu lassen, eilte er
mehr, alle Anstalten zu seiner baldigen Aus-
führung zu treffen, und besuchte während dieser

Zeit nach wie vor das Haus der Frau von Derbald, sich wenigstens an dem Anblick seiner Geliebten zu weiden, wenn ihm auch unter den Augen der Mutter keine innige Unterhaltung mit ihr gestattet war.

Mit Hülfe eines treuen Dieners, dem er sich vertraute, hatte er in einer der Vorstädte eine verborgene, ganz seinen Wünschen entsprechende, Wohnung bei guten, redlichen Bürgersleuten gefunden, deren patriarchalisch eingezogene Lebensweise ihn nicht befürchten ließ, daß sie je seine wahren Verhältnisse entdecken würden. Dort sollten einige freundliche Zimmer, die er bemüht war, mit allem auszuschmücken, was zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, Amalien aufnehmen, und der Schleier des Geheimnisses, so lange als möglich, das Glück seiner Liebe den neidischen Blicken der Welt verhüllen.

Auch war es ihm gelungen, eines der wichtigsten Hindernisse zu überwinden, daß seine Heirath bisher noch zu verzögern drohte, indem er die Bekanntschaft eines alten, ehrwürdigen Geistlichen machte, der bei allen Bedenklichkeiten ängstlicher Gewissenhaftigkeit sich dennoch endlich überreden ließ, die Trauung zu übernehmen.

Freilich verstand er sich nicht dazu, ohne vorher Edmunds ihm unter dem Siegel der Beichte anvertrauten Wunsch, durch alle Gründe der Religion und Moral, die ihm gegenwärtig waren, bestritten zu haben. Er mahnte ihn sehr ernst an den Gehorsam, den Kinder ihren Eltern schuldig sind — an alle Beispiele der Unglücksfälle,

die die heilige Schrift sowohl als die Geschichte, anführt, und wodurch gleichsam als eine selten ermangelnde Folge die Strafe Gottes nach der Uebertretung des ehrwürdigsten, schon in der Natur begründeten, Gebotes warnend sich ausspricht. Selbst wenn diese sichtliche Strafe ausbleiben sollte, machte er ihn aufmerksam auf jene unsichtbare, oft noch schwerere, auf die Stimme der eigenen Brust, die — wenn auch Anfangs von Leidenschaft übertäubt — doch endlich qualvoll über begangenes Unrecht entscheidet und zu ewiger Reue verdammt. Edmund aber, durchdrungen von Sehnsucht nach dem Besitz der Geliebten, und der lautersten Absichten sich bewußt, widerlegte feurig jede Einwendung des Greises, und wußte ihn so lebendig von der Reinheit seiner Gesinnungen zu überzeugen und in sein Interesse zu ziehen, daß er nicht länger widerstrebte, seinem Bund mit Amalien die priesterliche Weihe zu ertheilen.

Diese wurde indeß durch Edmunds Briefe von dem stufenweisen Fortgang seiner Bemühungen unterrichtet. Sie billigte alles, was er unternahm, und blickte mit inniger Liebe und Ergebung der Entwickelung ihres Schicksals entgegen, ohne gleichwohl den dunklen Ahnungen gebieten zu können, die von Zeit zu Zeit Unglück weißagend fortfuhren, ihr Herz zu beklemmen.

Ob sie gleich diesem inneren Zagen keine Worte mehr lieh, um dem Geliebten ein reines, nicht durch ihre Schwermuth getrübtes, Glück gewähren zu können, so entging ihm doch die ge-

heime Trauer nicht, die an die Stelle ihrer jugendlichen Heiterkeit getreten war. Die beruhigende Ueberzeugung indessen, daß nicht Reue über ihre Wahl diese Verwandlung bewirkte, ließ ihn hoffen, die Zukunft werde ihr jene unbefangene Stimmung wieder geben, in der er sie sonst gekannt hatte, und er eilte nur um so mehr, sie ganz sein zu nennen.

Seit der letzten bedeutenden Unterredung mit seinem Vater war fast ein Monat verstrichen. Der Name der Frau von Derbald wurde nicht mehr zwischen ihnen genannt; doch schien es Edmund, als sey er darum keineswegs vergessen, und als beobachte sein Vater jede seiner Handlungen mit einer nie vorher an ihm wahrgenommenen Aufmerksamkeit.

Endlich waren seine Anstalten getroffen, und es bedurfte nur der letzten Verabredung mit Amalien, um den Tag zu bestimmen, der seine Wünsche krönen sollte. Eben war er im Begriff, deshalb zu ihr zu gehen, als ihn zu seiner größten Verwunderung Frau von Derbald, geführt von ihrer jüngsten Tochter, und dem Anscheine nach in großer Gemüthsbewegung im Vorzimmer seines Vaters begegnete.

Ich halte es für ein glückliches Zeichen, daß ich Sie hier treffe, Herr Graf, rief sie ihm zu, hier, wo Ihre Theilnahme Sie schon einmal als meinen guten Genius mir erscheinen ließ. Sie sehen mich in der äußersten Verlegenheit vor sich. Mein Sachwalter hat mir so eben gesagt, daß

Ihr Herr Vater sehr aufgebracht auf mich sey. Sein Unmuth, wenn ich gleich nicht weiß, wodurch ich ihn verdient habe, ist mir viel zu wichtig, als daß ich nicht nach der Ursache desselben forschen sollte. Daher bitte ich Sie, helfen Sie mir zu einer Unterredung mit ihm. Mein Gewissen wirft mir nichts vor, was ihn könnte beleidigt haben — es wird mir daher leicht werden, mich zu rechtfertigen, wenn er mir nur Gehör schenkt.

Sehr verlegen hörte Edmund ihr zu. Er zweifelte nicht, daß seine fortgesetzten Besuche den Zorn seines Vaters und die Vermuthung veranlaßt hatten, daß Frau von Derbald von den eigentlichen Absichten derselben unterrichtet sey und sie begünstige. Er sah wohl ein, daß die von ihr gewünschte Unterredung eine Crisis ihrer beiderseitigen Verhältnisse herbeiführen werde, die, auf jede mögliche Weise zu verhindern, sein Vortheil heischte. Daher machte er sich kein Bedenken daraus, ihr zu sagen, daß der jetzige Augenblick nicht geeignet sey, ihre Wünsche zu erfüllen, indem sein Vater, in sehr wichtigen Geschäften, sich eingeschlossen und befohlen habe, ihn nicht zu stören. Er werde aber, sobald es ihm selbst vergönnt sey, ihn zu sprechen, ihn sogleich von ihrem Vorsatze unterrichten, und er sey überzeugt, es werde ihm nicht schwer fallen, das hier obwaltende Mißverständniß zu ergründen und aufzuklären, weshalb sie sich völlig auf seinen thätigen Eifer und auf seine ehrfurchtsvolle Ergebenheit verlassen dürfe.

Diese beruhigenden Worte verfehlten ihren Zweck bei Frau von Derbald nicht. Sie linderten die Spannung ihres gereizten Gemüths, und vertrauensvoll ihm die Vermittelung überlassend, war sie eben entschlossen, wieder zu gehen, als ein unglücklicher Zufall es wollte, daß der Minister gerade in diesem Augenblick aus seinem Zimmer trat.

Glühend vor Beschämung, sich auf einer Unwahrheit ertappt zu sehen, blieb Edmund mit starr in den Boden wurzelnden Blicken stehen. Frau von Derbald richtete die übrigen in der Erwartung auf ihn, daß er sie der Unannehmlichkeit überheben werde, für sich selber sprechen zu müssen. Doch seine Verlegenheit verrieth ihr schnell, daß er sie absichtlich hintergangen habe.

Im höchsten Grad verlegen, und von der hochmüthigen und zornigen Art erschüttert, mit der der Minister ihre tiefe Verbeugung erwiederte, wußte sie sich nicht zu helfen. Stotternd nahm sie daher das Wort, indem sie ihn bat, ihr zu sagen, wodurch sie das Unglück gehabt habe, sich seine Unzufriedenheit zuzuziehen? Sie habe dies zu ihrem größten Schrecken erfahren, und sein so ernstes und strenges Benehmen bestätige ihr jetzt leider die Wahrheit dieses Gerüchts nur allzu sehr.

Sie kommen meinem Wunsch zuvor, antwortete der Minister. Ich hatte die Absicht Sie rufen zu lassen, um mich gegen Sie zu erklären. Du wirst mich verbinden, mein Sohn, setzte er hinzu, indem er eben so ernst, eben so gebietend, als er

Frau von Derbald gegenüber stand, sich zu Edmund wandte, wenn du uns jetzt allein läßt.

Edmund wollte sprechen, doch ein finsterer, fast drohender Blick seines Vaters begleitete die Wiederholung der bereits an ihn gerichteten Bitte, und schuf sie dadurch in Befehl um. Wollte er nicht das Uebel ärger machen, so sah er sich gezwungen, zu gehorchen.

Mit dem Ton und Anstand eines Mannes, der gewohnt ist, keine Einwendungen zu hören, hub jetzt der Minister an zu sprechen. Ich erlaube mir nicht den Verdacht, sagte er, als sey Sittlichkeit und gute Aufführung bei Ihnen nur eine Maske, die Sie annehmen, wenn Sie ausgehen, und die Sie an der Schwelle Ihres Hauses zurücklassen, wenn Sie heimkehren, weil Sie ihrer innerhalb desselben nicht mehr bedürfen. Recht gern will ich daher glauben, daß Ihr Familienkreis unbescholten und untadelhaft ist — aber um mir so zu scheinen, muß er nicht den Ungehorsam meines Sohnes nähren, der sich ihm so ausschließend widmet, daß er nicht nur meine hierüber ausgesprochenen Wünsche unbeachtet läßt, sondern auch öffentliche und allgemeine Urtheile über diese Besuche veranlaßt, die seinen künftigen Verhältnissen schaden können.

Außer sich vor Erstaunen und aufs höchste beleidigt, wollte Frau von Derbald ihn unterbrechen, doch er bat sehr ernst, ihn ausreden zu lassen.

Wenn ich auch keine Schuld bei Ihnen voraussetze, fuhr er fort, so kann ich doch nicht um-

hin, Sie des Leichtsinns und der Unbesonnenheit anzuklagen. Eine Frau, wie Sie, die ohne männlichen Schutz mit drei reizenden Töchtern allein steht, und deren Lage Vorsicht und Eingezogenheit in jeder Hinsicht ihr zur Pflicht macht, sollte nicht unbedachtsamer Weise einem jungen Menschen den täglichen Zutritt bei sich gestatten, der — was er Ihnen auch vielleicht versichert haben mag — auch selbst, wenn seine Hand noch frei wäre, doch nie meine Einwilligung zu einer rechtmäßigen Verbindung mit Ihren Hause erlangen würde.

Länger konnte die gekränkte Mutter sich nicht halten. Hätte sie ihrer Neigung folgen dürfen, so würde sie in eben dem geringschätzigen und wegwerfenden Tone, in dem er zu ihr sprach, ihm geantwortet haben. Doch die leise Erwägung ihres Vortheils, den sie, noch besonnen genug war, in Betracht zu ziehen, half ihr, den bitteren Unmuth, den des Ministers Härte in ihr erregt hatte, mit scheinbarer Gelassenheit tragen.

Ich habe Ihren Herrn Sohn nur deswegen gastfrei mein Haus geöffnet, entgegnete sie mit gerechtem Stolz, weil Sie sein Vater sind, und weil er, ohne mich zu kennen, sich gütig meiner angenommen und mir Demüthigungen erspart hatte, die ich in der langen Zeit, als ich vergebens Gehör bei Ihnen suchte, von Ihren Domestiken erdulden mußte. Ob ihn eine unedlere Absicht, als die, mich zu verbinden, damals, und nachher bei seinen öfteren Besuchen leitete, weiß ich nicht, da er sich stets so bescheiden betragen

hat, wie ich es zu fordern berechtigt bin. Doch es ist nicht an mir, dies zu untersuchen. Die Wahrnehmung Ihres Mißtrauens und Ihres Unwillens ist mir genug, um mich zu den festesten Maßregeln zu bestimmen. Daher schwöre ich Ew. Excellenz bei meiner Ehre, die mir stets heilig gewesen ist, und bei dem unbefleckten Ruf meiner Kinder, der ihre einzige Mitgift ist, daß ich noch heute Ihren Herrn Sohn ersuchen werde, mich nie wieder mit seiner Gegenwart zu beehren. Die Art, wie ich dies thun will, und der Erfolg, soll Ihnen gewiß die beruhigende Ueberzeugung sichern, daß es mir nie eingefallen ist, seine Besuche durch irgend einen Bewegungsgrund zu veranlassen, der Sie zu den Besorgnissen berechtigen könnte, die Sie so bitter gegen mich ausgesprochen haben.

Sie fallen aus einem Extrem ins andere, unterbrach sie der Graf mit sauersüßen Lächeln. Eben so wenig als ich wünsche, daß mein Sohn Ihr täglicher Gast sey, eben so wenig finde ich es schicklich, daß Sie darauf ausgehen, ihm Ihr Haus zu verbieten. Sie werden mir daher von Ihrer Achtung für mich, von der Sie mich gern überzeugen zu wollen scheinen, den sichersten Beweis geben, wenn Sie die Mittelstraße treffen wollen, die auch in diesem Falle die goldene genannt zu werden verdient.

Unfähig, ihre Thränen länger zurückzudrängen, versetzte Frau von Derbald weinend: von einer Mittelstraße kann hier jetzt nicht mehr die Rede seyn, oder ich wäre der Verachtung werth,

die Sie mir bewiesen haben. Ist — was ich nicht ahndete — die Ehre Ihres Herrn Sohnes dadurch gefährdet, daß er mein Haus besuchte, so ist es der gute Name meiner Töchter noch weit mehr, denn die Zartheit des weiblichen Rufs wird schon vom leisesten Hauche des Argwohns verletzt. Wenn meine Unbedachtsamkeit also, wie Sie zu sagen beliebten, irgend eine ungünstige öffentliche Meinung über mich und die meinen erweckt hat, so ziemt es mir, in der Unbescholtenheit meiner Kinder ihren einzigen Reichthum zu retten, und der Welt zu zeigen, daß wir ihr liebloses Urtheil nicht verdienen. Erlauben Ew. Excellenz daher, daß ich thue, was meine Pflicht mir jetzt vorschreibt, und gewähren Sie mir nur die einzige Vergünstigung, um die ich flehe, die nämlich, daß mein Prozeß bald entschieden werde, damit ich, je eher je lieber, diese Stadt zu verlassen im Stande bin, in der ich so schmerzliche Gefühle habe kennen lernen, als jetzt meine Seele zerreißen.

Der Minister blieb nicht ungerührt von dem herben Weh des mütterlichen Herzens, das die Aufwallungen gekränkten Stolzes noch erhöhten. Dieser Eifer, sagte er, giebt Ihnen meine Achtung wieder, die Ihr unbedachtsames Benehmen, und die Vermuthung geheimer Absichten auf meinen Sohn Ihnen beinahe geraubt hatte. Schon seit seiner frühsten Jugend ist er der jungen Gräfin Berg zum Gemahl bestimmt, die nicht nur unter den ehrenvollsten, sondern auch vortheilhafte-

sten Parthieen des Landes oben an steht, und die, selbst abgesehen von den Vorzügen des Ranges und Reichthums, durch ihre glänzende Persönlichkeit jedem Unbefangenen nichts zu wünschen übrig läßt. Die Lauheit, mit der er sich gegen ein so ausgezeichnetes Glück benimmt, die völlige Vernachlässigung dieses so vorzüglichen Mädchens, und die auffallende, ausschließende Hingebung an Ihren Familienkreis mußte endlich mein Mißtrauen erregen, und ich bitte Sie, es mit meiner Vatersorge zu entschuldigen, wenn ich dies auf eine heftige und rauhe Weise Ihnen empfindeu ließ. Einseitig dauert es fort, denn ich bin überzeugt, daß es Neigung ist, die meinen Sohn mit so fester Anhänglichkeit an Ihr Haus kettet; aber ich bin auch jetzt vollkommen überzeugt, daß Sie nichts beigetragen haben, ihn absichtlich dazu zu ermuntern. Ihre Rechte als Mutter sind eben so heilig, als die meinen — ja heiliger noch, da die größere Verletzbarkeit des weiblichen Rufes, wie Sie sehr richtig bemerkten, eine noch sorgfältigere Schonung desselben nöthig macht. Daher thun Sie, was Sie für gut finden, diesen Umgang abzubrechen; nur bedenken Sie, daß Kälte, und abweisende Gleichgültigkeit vielleicht wirksamere Mittel seyn möchten, einen jungen feurigen Mann zu entfernen, als offenbare Widersetzlichkeit und Heftigkeit, die ihn leicht noch mehr reizen könnten. Uebrigens seyn Sie versichert, daß ich alles thun werde, was in meinen Kräften steht, Ihnen nützlich zu seyn.

Mit diesen Worten verabschiedete er sie, und, gestützt auf den Arm ihres gleich ihr zitternden Kindes, ging sie hinweg.

Als sie nach Hause kam, theilte sie den kränkenden Verdruß, den sie erfahren, sogleich ihren Töchtern mit; und die jüngste, die ihre Führerin und Zeugin dieses Auftritts gewesen war, ermangelte nicht, den Zorn des Ministers und das Zermalmende seines schroffen Ansehens auf das lebendigste zu schildern.

Obgleich Frau von Derbald den geheimen Wunsch genährt und die Erfüllung desselben nicht unausführbar gefunden hatte, Amalien durch Edmunds Wahl dereinst glücklich zu sehen, so war doch beider Benehmen gegen einander viel zu vorsichtig gewesen, um ihr nur den geringsten Verdacht einzuflößen, daß ein Verständniß zwischen ihnen obwalte. Denn seit die Liebenden zusammen Abrede für ihr ganzes künftiges Leben genommen hatten, waren sie, wo möglich, noch zurückhaltender in ihren Betragen geworden, als zuvor, und wenn auch die Mutter nicht bezweifeln durfte, daß Edmund Amalien wirklich liebte, so gab doch der verschlossene Ernst, mit welchem diese letztere seine ehrfurchtsvolle Huldigung annahm, nicht den geringsten Anlaß, sie als die Ursache der erlittenen Kränkung zu tadeln oder anzuklagen.

Tief bewegt, hörte Amalie den Erzählungen ihrer Mutter und Schwester zu, die ihr das Herz zerrissen, wenn sie bedachte, wie wohlgegründet der Argwohn des Ministers sey, und daß nicht

sie, die Schuldige, seine Beleidigungen empfun-
den hatte, sondern die, die sie nicht verdiente.

Ihre Erschütterung, die die Mutter unter
den zärtlichen Liebkosungen bemerkte, mit denen
sie sie kindlich über die gehabte Unannehmlichkeit
zu trösten suchte, schien nur die Folge inniger
Theilnahme, kein Beweis der Vorwürfe eines
nicht mehr fleckenlosen Bewußtseyns; und die
treue Anhänglichkeit eines so lieben, mit ihr lei-
denden Kindes erkennend, und in ihr Ersatz für
jede zerstörte Hoffnung, für jede verwundende
Schmach findend, drückte sie Frau von Derbald
dankbar, und mit ihrem Geschick sich wieder ver-
söhnend, an ihre Brust.

Sie theilte nun ihren Kindern vertrauens-
voll den Plan mit, Edmund, der sich ohnehin
jetzt bei dem Zusammentreffen mit seinem Vater
sehr zweideutig gegen sie benommen, so wie er
sich wieder würde blicken lassen, mit höflicher Kälte
das Haus zu verbieten. Wenn sie auch in der
That irgend einen arglistigen Plan, ihre häus-
liche Ruhe zu stören, ihm zutrauen müsse, fügte
sie hinzu, so glaube sie doch, daß er zu edel sey,
um die Verbindlichkeiten, die sie ihm habe gel-
tend zu machen. Die aufs neue von dem Mini-
ster ihr bestätigte Hoffnung, ihren Prozeß bald
zu gewinnen, setzte sie in den Stand, ihn mu-
thig auf den Zeitpunkt zu vertrösten, wo sie
vermögend seyn werde, sein Darlehn zurück zu
zahlen.

Die beiden jüngeren Schwestern sprachen laut
und unverholen den warmen Antheil aus, den sie

an Edmund nahmen. Sie entschuldigten ihn aufs eifrigste, da ihre schwesterliche Neigung für ihn, und die Dankbarkeit für alle Blüthen, die er in ihren dornenvollen Frühling webte, bei den wirklichen Annehmlichkeiten seines Umgangs, ihn stets in den vortheilhaftesten Lichte erblickte, und sie ihn höchst ungern aus ihren einsamen Leben hinweg dachten. Aber wenn Frau von Derbald gleich mit ihnen fühlte, daß sie den munteren, freundlichen Gesellschafter, der ihnen bisher ein so lieber Hausfreund gewesen war, sehr schmerzlich vermissen werde, so hatte sie doch nicht länger Lust, seine erheiternde Gegenwart mit der Ehre ihres Hauses zu bezahlen; und daher blieb sie fest bei ihren Vorsatz, ohne auf die Klagen und Bitten ihrer Töchter zu hören.

Amalie sagte nichts, den ernst gefaßten mütterlichen Entschluß zu bestreiten — sie warf nur eine leise Aeußerung des Schmerzes hin, daß ihre Mutter sich des einzigen Freundes berauben müsse, der bisher als treue Stütze in der Zeit der Noth ihr zur Seite gewesen sey — dann bat sie um die Erlaubniß, in die Messe zu gehen und ihr, durch diese Vorfälle getrübtes, Gemüth in stiller Andacht sammeln zu dürfen. Frau von Derbald bewilligte es — sie warf ihren Schleier über und schied mit freundlichem Gruße.

Vergebens aber erwartete man ihre Zurückkunft. Mit Sehnsucht blickten Mutter und Schwestern ihr entgegen — es war ihnen so unheimlich in der Einsamkeit, die ihnen heute doppelt öde dünkte, da Edmund — vielleicht ahnend, was

ihm bevorstand — sich nicht sehen ließ, und nun auch Amalie, sonst die Seele ihres häuslichen Kreises, fehlte.

Anfangs war es jedoch nur das Verlangen herzlicher Liebe, das offene Anerkennen ihrer Unentbehrlichkeit, was sie die Augenblicke ihrer Entfernung zählen ließ. Als diese aber zu Stunden sich verlängerten, als man, fürchtend, sie sey nicht wohl geworden, zu den Franziscanern geschickt und deren Kirche leer und einsam gefunden hatte, da stieg die mütterliche Angst bis zu einer unendlichen Höhe und die schrecklichsten Vorstellungen bemächtigten sich ihrer zagenden Seele.

Zwar war sie weit entfernt, irgend einem Vergehen, das sich Amalie erlauben könnte, die Schuld ihres langen Ausbleibens beizumessen; aber in ihrer Unerfahrenheit lag Grund genug, aufs sorgenvollste um sie beängstigt zu seyn. Sie wußte ja, welch ein argloses, so ganz mit allen Künsten der Welt unbekanntes, Herz ihr im Busen klopfte. Wie leicht konnte freche Verführung ihre kindliche Unwissenheit benutzt und gemißbraucht, und unter irgend einen, der Leichtgläubigen einleuchtenden, Vorwand sich ihrer bemächtigt haben. Wie verlangte sie jetzt nach Edmunds hülfreicher Nähe — nicht um ihm, wie noch kurz vorher ihr Vorsatz gewesen war, das Haus zu verbieten — sondern seinen Beistand anzurufen, und seine so oft erprobte Thätigkeit, zur Wiederauffindung des geliebten Kindes, in Anspruch zu nehmen.

Peinlich auf dieser Folter der Angst sich windend, rückte so der Abend heran, ohne daß sie

noch wußte, was sie in ihrer beschränkten Lage beginnen sollte, sich eine beruhigende Auskunft zu verschaffen. Schon war sie geneigt, jede ihr früher wichtige Rücksicht bei Seite zu setzen und Edmund zu sich zu berufen, um ihn um seinen Rath und seine Hülfe anzuflehen, möge auch sein Vater es erfahren und mit dem ganzen Gewicht seines Zorns das Gebäude ihrer Hoffnungen zermalmen. Denn ach — was war ihr in diesen schrecklichen Stunden jeder irdische Gewinn, gegen das furchtbare Bild eines verloreuen Kindes gehalteu. — Aber dieser Schritt sollte ihr erspart werden. Als sie eben im Begriff war, ihn zu thun, brachte ihr ein Unbekannter, der sogleich wieder wegging, folgenden Brief von Amalien.

„Meine innig geliebte, verehrte Mutter!

„Zürnen Sie der strafbaren Ursache Ihres „Kummers nicht. Ich habe Sie verlassen — aber „ich erhalte Ihnen, indem ich in die tiefste Ver„borgenheit mich zurückziehe, einen Freund, „ohne dessen Beistand ich mir Ihre Lage nicht „mehr als sorgenlos und geschützt vor jedem „Sturm des Lebens zu denken vermag, und der „— das bin ich von seinen Gesinnungen über„zeugt — Ihnen das Entbehren Ihrer Amalie „aus der Fülle seines reichen Gemüths ersetzen „wird.

„Jetzt, da ich nicht mehr in Ihrem Hause „weile, kann die Schmähsucht der Welt und der „Argwohn seines Vaters seinen Besuchen bei Ih„nen keine strafbare Absicht mehr unterschieben,

„da das zarte, noch der Kindheit angehörende,
„Alter meiner Schwestern sie über jeden unwür-
„digen Verdacht erhebt. Ich aber, die ich leider!
„die glückliche Gränzlinie überschritten habe, wel-
„che die Jugend von dem goldenen Frieden un-
„befangener Kindheit trennt, ich war die Ver-
„anlassung der herben Kränkung, die Sie erdul-
„den mußten, und der Grund der Verläumdung
„und des Mißtrauens, die Ihnen den tröstlichen
„Umgang des besten aller Menschen zu entziehen
„drohten. Verzeihen Sie daher, daß ich eigen-
„mächtig entschied, was für Ihre Wohlfahrt mir
„das Bessere dünkt, und daß ich auf einige Zeit
„Ihnen unsichtbar bleibe, bis günstigere Umstände
„mir erlauben, mich Ihnen wieder zu nahen. Ich
„folge dadurch einem inneren und heiligen Be-
„rufe, der mich, auch fern von Ihnen, stets Ih-
„rer mütterlichen Liebe und Ihres Segens werth
„erhalten wird. Denn zu Ihrer Beruhigung
„schwöre ich Ihnen, bei allem, was mir theuer
„ist, daß Sie nicht Ursache haben sollen, jemals
„über Ihre Tochter zu erröthen, und daß ich,
„wenn gleich allein und mir selbst überlassen,
„doch nichts thun werde, was nicht mit den streng-
„sten Geboten der Ehre und Tugend, und mit
„der treuen Ausübung der mir von Ihnen ein-
„gepräaten Lehren bestehen kann.

„Vertrauen Sie dem Gelübde Ihres Kindes,
„und denken Sie ohne Sorge, ohne Unruhe an
„mich. Die Verhältnisse, die ich mir erwählt
„habe, sind friedlich und beglückend. Ihr Bei-
„fall wird dereinst, wenn ich sie Ihnen entdecken

„darf, das Einzige noch hinzufügen, was ihnen „fehlt, um das Glück zu vollenden, das sie mir „gewähren.

„Mit inniger Liebe umfasse ich Sie und meine „Schwestern, und beschwöre Sie, mir zu verge„ben. Machen Sie keine Versuche, meinen Auf„enthalt zu entdecken. Jedes Bemühen deshalb „wäre umsonst. Lassen Sie die Welt glauben, ich „sey mit Ihrer Einwilligung abwesend. Grüßen „Sie Edmund, und bitten Sie ihn, das freund„liche Wohlwollen, das er mir widmete, auf die „überzutragen, die mir so theuer sind, und bei „denen ich — wenn gleich entfernt — doch stets „im Geist verweile."

Ihre Amalie.

Dieser Brief, mit der brennendsten Ungeduld empfangen und gelesen, verwirrte durch seinen mystischen Inhalt Frau von Derbald nur noch mehr, statt ihre Unruhe zu lindern. Das Dunkel, das räthselhafter, als je, über dem Schicksal des geliebten Kindes schwebte, Vorwürfe, die sie sich machte, durch eine allzu lebhafte, allzu treue Schilderung des unangenehmen Auftritts mit dem Minister ihr zartfühlendes Gemüth aufgerregt und zu dem Entschluß gebracht zu haben, sich als die schuldlose Ursache dieses Verdrusses freiwillig zu entfernen, und die Unmöglichkeit, durch das Zureden der Vernunft und der mütterlichen Autorität auf die ihrer Gewalt, so wie ihren Bitten Entrückte wirken, und sie zurückrufen zu können, versetzte sie in einen Zustand, der nur um weniges

beruhigter war, als die Verzweiflung der gänzlichen Ungewißheit.

Das einzige, was sie tröstete, war Amaliens Versprechen, nichts zu thun, was sie ihrer unwerth glaube. Sie kannte den reinen Sinn und die festen Grundsätze ihrer Tochter, und durfte daher nicht zweifeln, daß es ihr heiliger Ernst sey, zu halten, was sie gelobte. Aber wenn sie dann wieder die Leichtgläubigkeit der ersten Jugend erwog — den Mangel an Welt- und Menschenkenntniß, unzertrennlich von Amaliens Jahren, so wie von der zurückgezogenen Lebensweise, in der sie aufgewachsen war, dann überließ sie sich der tiefsten Muthlosigkeit, und hielt, in dem Gefühl der trostlosesten inneren Verarmung, ihr unglückliches, verirrtes Kind für verloren.

So schlich dieser Tag, der entsetzlichste ihres Lebens, vorüber. Edmund, der vorher jeden Abend zu kommen pflegte, war ausgeblieben — doch fiel kein anderer Verdacht auf ihn, als der, daß die Beschämung ihn zurückhalte, ihr, bei dem Zusammentreffen mit seinem Vater, so wenig genützt zu haben.

Während der schlaflosen Nacht, die sie unter Jammer und Thränen verbrachte, faßte sie den Entschluß, das Vorgefallene offen dem Minister zu entdecken und seinen Beistand zu erflehen, unter dessen mächtiger Aegide sie es möglich glaubte, ihre Tochter wieder zu finden. Die Hülfsmittel, die ihm bei seinem Einfluß zu Gebote standen, berechtigten sie allerdings zu der Hoffnung, daß es auf diesem Wege ihr gelingen werde, den

Schlupfwinkel zu entdecken, wohin sie sich geflüchtet habe, und die Wahrscheinlichkeit, ja die Gewißheit, ihn durch den tiefen Schmerz ihrer von Angst gefolterten Seele zu rühren, ließ sie mit Sehnsucht die Stunde erwarten, wo die Pforten seines Pallastes geöffnet werden würden, um — sey es auch gegen alle Regeln des Wohlstandes — gleich nach seinem Erwachen ihm ihre Noth zu klagen, und seine Hülfe in Anspruch zu nehmen.

Wirklich erschütterte ihn auch der Anblick der bleichen Jammergestalt, die mit gerungenen Händen, ihr Gesicht von Thränen überschwemmt, in herzzerreißenden Klagetonen, ihm ihr Unglück aussprach und ihn um seinen Beistand beschwur. Die Heftigkeit, mit der, wie sie sich vorwarf, sie ihrer Tochter den Eindruck der gehabten Unterredung mit ihm geschildert hatte, und die die Veranlassung von Amaliens Flucht gewesen war, erregte die Ueberzeugung in ihm, daß er ihr Unrecht gethan habe, und die Furcht, zu weit gegangen zu seyn, machte ihn milde.

Er suchte daher mit freundlicher Theilnahme zuerst den Aufruhr ihres zerrütteten Gemüths zu stillen, und es gelang ihm. Denn, indem er die Vermuthung äußerte, daß Amalie wohl in einem Kloster eine Freistatt gesucht und gefunden haben könne, verscheuchte er eine Menge Schreckbilder aus der Seele der Frau von Derbald, welche ihm beipflichtete, und dies jetzt ebenfalls wahrscheinlich fand. Freudig gab sie sich dem Troste hin, ihre Tochter von der Sicherheit heiliger Mauern, nicht vom verführerischen Gewühl der

Welt umgeben, sich zu denken; und die innere Ruhe, die sie durch diese Vorstellung gewann, machte sie empfänglich gegen die Stimme der Vernunft und gegen guten Rath.

Das Wahre an der Sache aber war, daß Amalie der Aufforderung ihres Geliebten gefolgt war, ihn bei den Franziscanern zu sprechen, wo er bereits voll glühender Ungeduld ihrer wartete.

Bis ins Innerste bewegt, sank sie sprachlos in seine Arme. Der schmerzliche Unmuth, in dem sie ihre Mutter verlassen hatte, die Angst ihres Gewissens, die in tausend geheimen Vorwürfen sich aussprach, und die trübe Ueberzeugung, daß sie nicht glücklich seyn werde, die ihr reiner, jetzt von Leidenschaft so befangener, Sinn aus dem Bewußtseyn schöpfte, daß ihr Verhältniß, auf dem unsicheren Grunde strafbarer Heimlichkeit und Unwahrheit gebaut sey, erschütterte sie bei Edmunds Anblick aufs tiefste — aber neben ihrem Unrecht, das sie sich nicht abzuläugnen vermochte, fühlte sie zugleich mit unwiderstehlicher Allmacht, daß sie dennoch nimmer von dem Manne ihrer Wahl lassen könne.

Nur allzuleicht fand daher seine Betheuerung Eingang in ihr Herz, daß jetzt der entscheidende Augenblick gekommen sey, der ihnen zu handeln gebiete. Zwischen einer ewigen Trennung oder Vereinigung schwankend, neigte die Liebe einwilligend ihr Gemüth der letzteren zu, und seinen schmeichelnden Bitten, so wie dem Flüstern ihrer eigenen Wünsche nachgebend, folgte sie ihm in die längst bereitete Wohnung, wo nach wenig

Stunden der Prieſter ihre Hände in einander fu„te.

Doch das Glück des Beiſammenſeyns, der Zauber der erſten, ſich nun für immer angehö-renden, Liebe, die unendliche Fülle von Selig-keit, die aus einer, die Zukunft befeſtigenden, jetzt von göttlichen Geſetzen geheiligten, Verbin-dung hervorgeht, floh Amaliens dürſtende Seele, da das leidende Bild ihrer Mutter ſich ſtets, wie ein drohender Schatten, zwiſchen ſie und den Ge-liebten drängte.

Umſonſt ſtrebte Edmund durch die ganze In-nigkeit ſeiner Liebe ſie aufzurichten, und mit dem Entſchluß auszuſöhnen, der ſie zu der Sei-nigen machte, und den ſie — ohne ihn zu be-reuen — doch wie einen giftigen Wurm an der Ruhe ihres Herzens nagen fühlte. Er ſah wohl ein, daß, um ihre eigenen Thränen zu ſtillen, erſt die ihrer Mutter getrocknet ſeyn müßten; und, um dies möglich zu machen, fiel er ſelbſt auf die Idee, ihr zu dem Briefe zu rathen, durch den ſie ihr von ihrem Schickſal eine zwar myſtiſche, aber dennoch nicht ganz unbefriedigende, Kunde gab. Erſt nachdem ſie wußte, daß er dieſe Wir-kung gethan, und als Edmund — meiſterhaft den Unbefangenen ſpielend — ſie beſucht und durch das Geloben ſeines ferneren Beiſtandes und ſei-nes eifrigen Strebens, das allzu zart empfindende Kind aufzuſuchen, und, wo möglich, in ihre mut-terlichen Arme zurückzuführen, milden Balſam in die noch blutenden Wunden gegoſſen hatte, erſt dann kehrte ein Schimmer von Zufriedenheit in

ihre Brust zurück, und sie fing an, sich in seinen Armen glücklich zu fühlen.

Auch fehlte ihr nichts, als Elternsegen, um es in jeder Hinsicht zu seyn. Denn ihr Besitz verminderte Edmunds Leidenschaft nicht, sondern e mehr das innige Vertrauen, das sie nach und nach gewann, ihre liebenswürdigen, vom Schleier arter jungfräulicher Schüchternheit bisher allzu treng verhüllten, Eigenschaften ihm entdeckte, desto höher stieg seine Liebe und die Achtung, die al= ein dem engsten Verhältniß Dauer verleiht. Er rachte alle Zeit, die er dem lästigen Zwang der Konvenienz entziehen durfte, bei ihr zu, die al= ein seine Seele erfüllte. Doch, da nur die trengste Vorsicht sein Glück zu sichern im Stande ar, so befleißigte er sich ihrer, und vermied al= es, was auch nur von fern Verdacht erregen onnte. Nach wie vor setzte er seine Besuche bei rau von Derbald fort, suchte ihre Hoffnung zu eleben, ihren Muth zu erfrischen, und mit zu= orkommender Aufmerksamkeit und kindlicher Treue dem ihrer Wünsche zuvorzukommen, um ihr ne von Nahrungssorgen freie, behagliche Exi= enz zu gewähren. Wenn er dann von ihr zu malien zurückkehrte, wenn er ihr jeden kleinen mstand, Mutter und Schwestern betreffend, er= hlte, und durch das Feuer seiner Darstellung mitten in den Kreis der Ihrigen zu zaubern ußte — o wie umschlang sie ihn dann mit Freu= nthränen — wie drückte sie ihn mit verdoppel= r Zärtlichkeit an ihre Brust, denn ihr dankba= s Herz liebte in ihm nicht nur den Schöpfer

ihres eigenen Himmels, sondern auch den Wohlthäter ihrer Familie, die ohne ihm ein Raub des Mangels geworden wäre.

Um sich die Freiheit zu bewahren, so handeln zu können, hatte Edmund die Klugheit gehabt, seinen Vater zu befragen, ob es auch jetzt, nach Amaliens Verschwinden, noch ihm unangenehm sey, wenn er der verlassenen Mutter einige Aufmerksamkeit erweise, die nun die Schmähsucht nicht mehr auf eine ihm mißfällige Weise zu deuten vermöge. Der Minister erwiederte, daß er seine häufigen Besuche im Hause der Frau von Derbald nur der etwanigen Folgen wegen gemißbilligt habe, und daß es ihm daher frei stehe, sie jetzt nach seinem Gefallen fortzusetzen.

Was in einer anderen Lage ihrem häuslichen Glück die Krone aufgesetzt haben würde, mischte, ob es gleich das Band ihrer Herzen noch fester schlang, Bangigkeit und Unruhe in ihr bisher so seliges Verhältniß. Amalie nämlich sollte Mutter werden. Als ihre Unerfahrenheit nach langem Zagen und Zweifeln endlich den sicheren Glauben erlangte, daß es so sey, und sie durchschauert von den süßen Ahnungen ihrer neuen Würde, den geliebten Gatten inniger noch, als je zuvor, in ihre Arme schloß, da fühlte sie in der Erhebung ihres von so großen, mächtigen Empfindungen geschwellten Herzens, den Bund ihrer Ehe geheiligt, und ihr Inneres rein gewaschen von Schuld und mit Gott versöhnt.

Aber nicht lange dauerte diese, sie so beglückende Ansicht ihres Zustandes. Bald erwachten

die düsteren Bilder wieder, die die Glorie des Mutterglücks strahlend von ihr gescheucht hatten, und alle die bangen Ahnungen, die über die bräutliche Schwelle ihr gefolgt waren, und die Edmunds Zärtlichkeit nach und nach in den Hintergrund ihrer Seele zurückdrängte, wurden wieder rege, und wuchsen riesenhaft empor, ihr beklommenes Gemüth zu ängstigen und zu quälen. Fest an dem Glauben haltend, daß eine Nemesis den Menschen durchs Leben geleite, stellte sie sich vor, daß das Kind, das sie unter ihrem Herzen trug, dies Pfand der heißen, unaussprechlichen, und ach! doch strafbaren Liebe, statt der Segen ihres Bundes zu seyn, von der rächenden Vergeltung ihr zum Fluche bestimmt, sie für den Kummer züchtigen werde, den ihre Mutter um ihrentwillen gelitten. Die Einsamkeit, der sie den größten Theil ihrer Zeit überlassen blieb, und die ihren Hang zur Schwermuth nährte, Kränklichkeit des Körpers, so natürlich in ihrer Lage, ihr aber ungewohnt, und daher mit dazu beitragend, auf ihre Stimmung zu wirken, und eine rege Phantasie, die jeden leisen Schatten in ihrem Bewußtseyn zum dunklen, unauslöschlichen Flecken erhöhte, alles dies vereinigte sich, über die ehemals so heitere Jugendlichkeit ihres Wesens, jetzt den nächtlichen Trauerflor einer tiefen Melancholie herab zu senken.

So sehr sie sich auch zusammen nahm, um dem Geliebten ihrer Seele zu verbergen, was in ihr vorging, so gelang es ihr doch nur eine Zeitlang. Denn so wonnevoll sich auch Edmund in

den Vaterhoffnungen berauschte, die seine Zukunft noch so unendlich zu verschönern versprachen, so selig auch, wachend und im Traume, eine blühende Nachkommenschaft, von dem Weibe seines Herzens geboren, ihn umspielte, so war doch sie, die Theuere, für sein ganzes Leben Erkohrene, der Punkt, um den jede seiner Freuden, jede seiner Erwartungen, sich drehte; und es konnte ihm, der sie nicht bei diesem neuen Zuwachs seines Glücks übersah, sondern sie nur um so liebevoller ins Auge faßte, nicht entgehen, daß ihre Seele kränker war, als jemals.

Denn der Frohsinn, mit dem sie ihn freundlich zu täuschen suchte, war nur noch der erkünstelte Wiederschein des ehemals so warmen Glanzes ihrer inneren Heiterkeit. Bange sah sie der Stunde ihrer Entbindung entgegen, deren Gefahren ihre Einbildungskraft bei ihrer hülflosen Einsamkeit sich verdoppelt träumte. Getrennt vielleicht gerade dann von ihm, der nur verstohlen, als sey ihre Verbindung ein Verbrechen, sich zu ihr schleichen durfte, sollte sie auch den Trost des mütterlichen Beistandes, der schwesterlichen Pflege entbehren, und unter Fremden, zu denen ihre Blödigkeit kein Zutrauen fassen konnte, und die nur um des Gewinnes willen Antheil an ihr nahmen, den wichtigen Schritt thun, von dem es noch sehr ungewiß war, ob er sie — Leben gebend — bei'm Leben erhalten, oder ins Grab stürzen werde.

Höchst mißmuthig kam einst Edmund zu einer Zeit zu ihr, wo es ihm selten noch geglückt

war, sich den Blicken der Lauscher zu entziehen, die ihn beobachteten. Er war durch eine unangenehme Unterredung mit seinem Vater aufs äußerste verstimmt. Entschiedener, als je, hatte dieser nämlich von seiner projektirten Heirath gesprochen, und mit jener laconischen Kurze, die sich auf Gegengründe gar nicht einläßt, ihm eröffnet, daß er den baldigen Abschluß dieser Angelegenheit jetzt ernstlich verlange.

Vergebens wollte Edmund diese Gelegenheit ergreifen, ihm bestimmt zu erklären, daß er entschlossen sey, seine Freiheit zu behaupten. Aber der Minister schien mit physiognomischen Scharfblick den Geist des Widerspruchs in seinen Zügen wahrzunehmen. Er fand es jedoch der Klugheit gemäß, der Weigerung, die sich in Edmunds Innerem so sichtbar gegen seinen Vorschlag empörte, keine Worte zu gestatten, und er verhinderte ihren Ausbruch, indem er that, als sey gar keine Einwendung möglich. Er benutzte mit wohlberechneter Schlauheit eine zufällige Störung, die sich zwischen diese vertraute Unterredung drängte, um sich die förmlich ausgesprochene abschlägige Antwort seines Sohnes zu ersparen, und verließ ihn plötzlich und auf eine Art, als wären sie über den streitigen Punkt völlig mit einander einverstanden.

In der übelsten Laune von der Welt über dies Benehmen, und mit jener inneren Unruhe behaftet, die den Menschen drückt, wenn er unvermeidlichen Verdruß noch vor sich sieht, dem ritterlich die Stirn zu bieten, er zwar Muth ge-

nug in sich fühlt, dessen Dauer er aber unwillkührlich durch Dulden verlängern muß, statt durch Handeln ihn zu besiegen, kam Edmund zu Amalien, bei der er, wie sonst, sich Erheiterung und Erhebung des Gemüths versprach. Aber er überraschte sie unvorbereitet. Sich ihrem Gram in der Einsamkeit rücksichtslos überlassend, fand er sie verweint, trostlos vor sich hinstarrend — ein bleiches Bild der Verzweiflung. —

Außer sich vor Schrecken, warf er sich vor ihr nieder. Er fürchtete, es sey ihr in seiner Abwesenheit irgend etwas begegnet, was sie so tief, so unaussprechlich ergriffen habe. Denn ob er gleich sehr wohl den seit einiger Zeit erhöhten, sich zur Wehmuth hinneigenden, Ernst ihres Wesens bemerkt hatte, so war sie ihm doch nie in dieser herzzerreißenden Gestalt des Jammers und der Hoffnungslosigkeit erschienen. Er überhäufte sie mit den zärtlichsten Liebkosungen, und beschwur sie, ihm zu sagen, was ihr sey, und was er thun könne, ihr den Frieden und die Freudigkeit ihres Gemüths wieder zu verschaffen.

Amalie sah gerührt seine Innigkeit, seine Sorge, seine, nur in ihrem Schmerz sich noch bewußte, Hingebung. Fester drückte sie den über alles geliebten Gatten an ihre Brust; und da die Maske nun einmal gefallen war, mit der sie durch erzwungene Heiterkeit, ihn schonend, über ihren eigentlichen Seelenzustand zu täuschen strebte, so ließ sie ihn jetzt auch ganz in das Innerste ihres Herzens blicken, und vertraute ihm liebend an, wie sie nach der Vergebung ihrer Mutter und

nach ihrem Beistand in dem entscheidenden Augenblick, der ihr bevorstehe, sich sehne. Sie bekannte ihm ferner, daß sie zwar mit kindischer Furchtsamkeit zage, und vor diesem Augenblick zittere, aber nur, weil sie bisher den Trost habe entbehren müssen, mit sich selbst in Frieden, und versöhnt mit der zu seyn, die sie so unkindlich hintergangen, und daß sie jetzt nichts heißer wünsche, als zu den Füßen der beleidigten Mutter knieen und ihre Verzeihung erflehen zu dürfen.

Ungern sah Edmund, wie lebhaft sich dies Verlangen ihrer Seele bemächtigt hatte. Sein Gefühl konnte es nicht tadeln; doch sein Verstand sträubte sich, es ihr einzuräumen, so freudig er auch sonst immer jeden ihrer Wünsche gewährte. Denn da die Sicherheit ihrer Verbindung bisher nur auf die tiefste Verborgenheit gegründet war, und da sich voraussetzen ließ, daß Frau von Derbald bei der großen Heftigkeit ihres Charakters in unbeschreiblichen Zorn gerathen werde, wenn man ihr mit einemmale das ganze Gewebe der Intrigue zu durchschauen vergönne, durch die man sie bisher getäuscht hatte, so ließ sich alles von dem ersten Ausbruch ihres Unwillens befürchten.

Dies, und noch weit mehr, stellte Edmund Amalien mit aller Beredsamkeit der zärtlichsten Besorgniß vor, um sie von dem was sie wünschte, abzubringen. Aber er fand jetzt nicht das sanfte Nachgeben, das sonst sich sorglos und freudig jedem seiner Aussprüche unterwarf, als wäre *seine* Meinung die Entscheidung eines höheren Orakels. Ihr aufgeregtes Gewissen, das sie mit steten Vor-

würfen marterte, die Todesfurcht, die um so stärker in ihr war, je mehr sie den Reichthum des Lebens erkannte, kindliche Liebe, die, trotz der oft erfahrenen mütterlichen Strenge, doch durch eine fast Jahrelange Trennung nur um so inniger geworden war, alles dies bewaffnete sie mit einer unerschütterlichen Festigkeit, die sie seinen Einwendungen entgegen setzte.

Die Sorge, daß ihre ohnehin geschwächte Gesundheit, und ihr, von Unzufriedenheit mit sich selbst und von zehrender Sehnsucht erfülltes, Gemüth noch mehr leiden werde, wenn er fortfahren wolle, sich ihr zu widersetzen, bewog ihn endlich, wiewohl mit schweren, Unheil ahnenden Herzen, zum Nachgeben, und sie verabredeten den Plan, mit Frau von Derbald zusammen zu kommen, ohne vor der Welt das Geheimniß ihrer Verhältnisse und ihres Zustands zu verrathen. Nach reiflichem Ueberlegen schrieb Amalie folgendes Zeilen an ihre Mutter:

„Von der liebevollsten Sehnsucht nach Ih„rem Wiedersehn ergriffen, meine geliebte Mut„ter! kann ich meinem Herzen nicht länger ge„bieten. Es ist mir nicht möglich, meinen Aufent„halt zu verlassen, aber Sie bei mir zu sehen, „ist mein innigster Wunsch und meine herzliche „Bitte. Eine Stunde nach Empfang dieses Brie„fes werde ich Ihnen einen Wagen senden. O „daß er nicht leer zurückkomme — daß er mir „meine Mutter mitbringen möchte, zu deren „Füßen ich mich sehne, in kindlicher Demuth zu

„weinen, und um Vergebung für alle den Kum„mer zu flehen, den ich Ihnen gemacht habe.“

Amalie.

Einsam saß Frau von Derbald in ihrem stillen Zimmer, und dachte an ihr verlorenes Kind. Auch in ihrem Busen regte sich ein schmerzliches Verlangen, den nun fast seit einem Jahr entbehrten Liebling wieder zu sehen. Von allen Seiten in der Meinung bestärkt, daß sie in einem Kloster eine Zuflucht gefunden habe, war sie zwar einigermaßen über sie beruhigt, aber die Sehnsucht nach ihrem Anblick ließ sich nicht so leicht beschwichtigen, wie die Sorge um ihr Schicksal.

Der Minister, der sich, seitdem er einsah, daß er ihr Unrecht gethan hatte, mit lebhafter Theilnahme für sie interessirte, hatte ihr versprochen, in allen Klöstern der Stadt, so wie der umliegenden Gegend nachforschen zu lassen, um ihr zu der Freude ihres Lebens wieder zu verhelfen. Bei seinem vielumfassenden Einfluß zweifelte sie nicht daran, daß es ihm gelingen werde — noch war es ihm aber sehr natürlicher Weise nicht geglückt, sie aufzufinden.

Gleich einem elektrischen Schlag durchzuckte daher jetzt Amaliens Brief ihr in Trauer versunkenes Wesen. Sie sollte sie wiedersehen, die Geliebte, die sie unter ihrem Herzen getragen — wiedersehen, um sich nicht mehr von ihr zu trennen. Denn einmal wieder vereinigt, traute sie ihren Bitten und ihrer Autorität als Mutter zu, daß Amalie von ihren schwärmerischen Beginnen

ablassen und sich überzeugen werde, daß ihr jezziges, so mild geebnetes, Verhältniß, keineswegs das Opfer einer solchen Trennung verlange.

Durch diese Zuversicht gestärkt, sah sie freudig den Wagen ankommen. Gern hätte sie ihre Tochter mitgenommen, um das Glück mit ihnen zu theilen, das sie sich von dieser, so heiß gewünschten, Zusammenkunft versprach. Aber durch eine zufällige Veranlassung waren sie gerade nicht zu Hause, und so fuhr sie allein, mit hochklopfenden Herzen, dem seligen Wiedersehen entgegen.

Nachdem der Wagen durch mancherlei Umwege endlich das ersehnte Ziel erreicht hatte, fuhr er in einem, rings von Gebäuden umschlossenen Hof, wo zu ihrem großen Erstaunen, an der hell erleuchteten Thür, die ins Haus führte, Edmund statt Amalien sie empfing.

Wie? darf ich meinen Augen trauen? Ich finde Sie hier, Herr Graf? rief sie mit ahnendem Befremden ihm zu — wie soll ich mir dies erklären? —

Edmund half ihr ehrfurchtsvoll heraus, und bot ihr den Arm, sie hereinzuführen. Auf die Fragen, mit denen sie ihn bestürmte, erwiederte er nichts, als die Bitte, sich zu beruhigen. Er werde ihr, wenn sie sich erst ein wenig erholt habe, allen möglichen Aufschluß geben.

In der heftigsten Aufregung des Gemüths folgte sie ihm in ein sehr elegantes, freundliches Zimmer, wo sie sich mit ihm allein befand. Rings um sich herblickend, und Amalien vermissend, konnte sie dem Ungestüm ihrer inneren Bewegung nicht

mehr gebieten. Wo ist mein Kind? schrie sie außer sich, was werde ich erfahren müssen? Reden Sie — endigen Sie die Qual, unter der ich erliege.

Edmund, innig von ihrer Angst ergriffen, und erschüttert durch das Bewußtseyn, sie in ihren heiligsten Rechten gekränkt zu haben, faßte ihre Hand, und drückte sie an seine Lippen. Sie finden Ihre Tochter in diesem Augenblick noch nicht hier, sprach er mit bebenden Ton, wohl aber einen Sohn, der um Ihre Vergebung, und um Ihren mütterlichen Segen bittet.

Frau von Derbald erstarrte. Aus dem Dunkel der peinlichen Ungewißheit, das sie umgab, entwickelte sich allmählig die Wahrheit von ihren Blicken — doch je klarer sie die Ueberzeugung faßte, daß sie hintergangen worden war, desto lebhafter entbrannten Zorn und Unmuth in ihrem Innern.

Ich hoffe, man hat mich nicht zu einer theatralischen Vorstellung hierher gelockt, sagte sie streng und empört. Wenigstens bin ich nicht gesonnen, die Rolle einer Comödienmutter zu übernehmen, und dumme oder schlechte Streiche durch meinen Segen zu rechtfertigen. Wo ist meine Tochter? Ich ersuche Sie, Herr Graf, den Zustand zu ehren, in dem Sie mich sehen, und mir ohne alle Umschweife zu antworten.

So sehr Edmund auch gewünscht hätte, zur Milderung der zwischen ihnen unvermeidlichen Erklärungen, sie nach und nach auf das vorzubereiten, was ihr nun nicht länger verborgen bleiben

durfte, so konnte er doch nur durch die gedrungenste Kürze der Darstellung alles Vorgefallenen die brennende Ungeduld befriedigen, mit der sie Wahrheit foderte. Doch, so viel Mühe er sich auch gab, der unwiderstehlichen Gewalt der Liebe die Schuld ihrer gemeinschaftlichen Verirrung beizumessen, so sehr er sie beschwur, Amalien den Fehltritt zu verzeihen, zu dem nur seine Leidenschaft sie überredet hätte, so waren doch seine sanftesten Bitten, seine kindlichste Unterwerfung nur Oel in die Flamme ihres Zorns, und sie antwortete blos durch Ausrufungen des Jammers oder Verwünschungen.

Als er daher alles erschöpft hatte, was das Bewußtseyn des gegen Sie begangenen Unrechts und die Achtung, die er der Mutter seiner Geliebten schuldig war, zu ihrer Besänftigung ihm eingab, nahm er einen festeren, entschlossneren Ton gegen sie an. Er wiederholte ihr, daß die innigste, unauslöschlichste Liebe ihn mit Amalien verbunden habe, und daß, da sein Vater bei einem rechtmäßigen und offenen Verfahren, anderer, nicht mit seiner Neigung übereinstimmender, Plane wegen, ihm seine Einwilligung gewiß versagt haben würde, sie auch um ihrentwillen, deren Wohlfahrt in seinen Händen beruhe, den Weg einer geheimen, aber darum nicht weniger durch Religion und Gesetz geheiligten, Verheirathung eingeschlagen wären. Nur die dringende Sehnsucht nach ihr, fuhr er fort, die an Amaliens Leben zehre, habe ihn vermocht, diese Zusammenkunft zu bewilligen. Da er aber jetzt ein-

sehe, wie wenig Werth das Wiedersehen ihres lang entbehrten Kindes in ihrem Augen habe, so stelle er es völlig ihrer Willkühr anheim, das ihr enthüllte Geheimniß zu theilen, oder zu verrathen. Daß in dem letzteren Fall, fügte er hinzu, Sie selbst, und alle Hoffnungen, die sich auf das Wohlwollen meines Vaters gründen, das Opfer einer so mütterlichen Treulosigkeit werden, ist um so unbezweifelter, da Sie ja bereits von seinem bloßen Verdacht so viel haben leiden müssen, und er es Ihnen nie glauben wird, daß auch Sie über unsere wahren Verhältnisse getäuscht waren.

Die an Trotz gränzende Festigkeit, mit der er sprach, verfehlte ihren Entzweck nicht, Frau von Derbald zu imponiren. Sie fragte noch einmal, wo ihre Tochter sey, aber auf eine weit gemäßigtere Weise, als vorher. Edmund öffnete schweigend die Tapetenthür die in das Nebenzimmer führte, wo die bebende Amalie alles mit angehört, und angstvoll den Ausgang dieses Gesprächs erwartet hatte. Bei dem Anblick ihres bleichen, von Thränen überschwemmten, Gesichts, ihrer zitternden, die nahe Aussicht, Mutter zu werden, aussprechenden, Gestalt, behauptete die Natur ihre Rechte.

Ohne Reue zu fühlen, war Amalie doch von kindlicher Demuth gebeugt. Weinend, wie sie vor ihr niederknieete, neigte Frau von Derbald sich zu ihr herab; und wenn auch leise Wehmuth von allen Seiten sich in diese Versöhnung mischte, so war sie doch aufrichtig, und näherte die so lang getrennten Herzen mit einer verdoppelten Innig-

keit einander wieder. Denn auch Edmund, ohne den Amalie selbst das so heiß ersehnte Glück der mütterlichen Vergebung nur mangelhaft empfunden hätte, wurde in ihre Umarmung mit hinein gezogen, und von Frau von Derbald als Sohn begrüßt und geseanet.

Als der Sturm so mannichfacher Gemüthsbewegungen sich endlich legte, berathschlagten sie gemeinschaftlich ihr künftiges Benehmen gegen den Minister und gegen die Welt. Mehrere Gründe bewogen sie, so lange, als nur immer möglich, das Geheimniß, das ihnen Schutz gab, beizubehalten. Amaliens Zustand foderte die größte Schonung, und machte ihr eine fernere Eingezogenheit leicht. Daher sollte sie nach wie vor verborgen in ihrer freundlichen Wohnung bleiben, und von ihrer Mutter oft besucht, und in der entscheidenden Stunde von ihr unterstützt und gepflegt werden. Bis zu diesem Zeitpunkt, welcher nahe war, hoffte Edmund sich der Vorschläge seines Vaters erwehren zu können, ohne durch die bestimmte Erklärung, daß er bereits verbunden sey, einen förmlichen Bruch mit ihm, wie sich voraussehen ließ, herbei zu führen. Denn er wünschte sich bis dahin wenigstens die freie Unbefangenheit des Gemüths zu erhalten, die ihm so nothwendig schien, um diese wichtige Entscheidung mit Geduld und Fassung zu erwarten. Dann aber, wenn diese bange Sorge sein Herz nicht mehr drücken werde, und Amaliens Gesundheit so weit wieder hergestellt sey, um mit mehr Kraft als jetzt unangenehme Auftritte bestehen und nöthigenfalls eine plötzliche Abreise

ertragen zu können, wollte er frei die Wahl, auf die er stolz sey, bekennen, und — wenn sein Vater sich durchaus nicht wolle bewegen lassen, sie zu billigen, mit dem von seiner Mutter ererbten Vermögen sich irgendwo auf dem Lande zu einem zwar nicht glänzenden, aber anständigen und zufriedenen häuslichen Leben anzusiedeln.

Nachdem, ihrer Meinung nach, das Schlimmste, was sich ereignen konnte, die Unversöhnlichkeit des Ministers nämlich, berücksichtigt und Maßregeln getroffen waren, auch gegen sie sich mit Muth und Thätigkeit zu waffnen, wurden sie sämmtlich ruhiger bei dem ungewissen Blick in die Zukunft. Frau von Derbald hielt es der Klugheit angemessen, die Unwissenheit, in der sie bisher wirklich gelebt hatte, auch ferner noch vorzugeben, und so ihre Ansprüche auf des Ministers Beistand durch keine Verantwortlichkeit zu mindern. Deswegen verabredeten sie die sorgsamste Behutsamkeit bei ihren gegenseitigen Besuchen. Denn auch Amalie wünschte — wenigstens einmal — die heimische Wohnung und ihre Schwestern wieder zu sehen, und weil man glaubte, diese letzteren, trotz ihrer zarten Jugend, in das Geheimniß einweihen zu dürfen, da auf ihre Verschwiegenheit zu rechnen war, so wurde beschlossen, daß Amalie in einigen Tagen in der Abenddämmerung, ohne alles Geräusch, in einer Sänfte kommen, und einige frohe Stunden unter den ihrigen zubringen solle.

Mit kindlicher Freude ergötzte sie sich schon im Voraus im Genuß dieses fröhlichen Familien-

festes, ohne zu ahnen, welch einen traurigen Ausgang der Tag hatte, den sie so sehnlich herbeiwünschte. Man trennte sich heiter, und Edmund drückte zum Abschied seine Gattin, ohne das leiseste Vorgefühl, an seine Brust, daß diese Umarmung — die letzte sey.

Zum erstenmal seit langer Zeit schlief Amalie wieder sanft und ruhig ein, da das Bild der versöhnten, nicht mehr der zürnenden, Mutter sie umschwebte. Der Engel des Friedens, der ihr so lange seine himmlischen Palmen entzogen, stand jetzt wieder ihr zur Seite, und webte ihr Muth und rosige Träume der Hoffnung zu. Wachend und schlummernd erfreute sie sich daher jener überirdischen Ruhe, die den Sterblichen nur selten grüßt — und auch dann oft nur, wenn eine höhere Hand ihn in jene Regionen winkt, wo ihre Heimath ist.

Als Edmund nach Hause kam, dünkten ihm in den Blicken seines Vaters Spuren des Mißtrauens, und der Beobachtung zu begegnen, dies machte ihn leise besorgt; doch schob er bald auf die kurz vorhergegangene, unbefriedigende Unterredung die Schuld der Verstimmung, die er bemerkte, und suchte durch gleichgültige Gespräche über unbedeutende Ereignisse des Tags jeder näheren Berührung auszuweichen.

Am folgenden Morgen wurde er schon früh zu seinem Vater gerufen, der, ganz gegen seine sonstige Gewohnheit, ihn bat, die Beantwortung einiger Briefe zu übernehmen, welche dringende

Eil erfoderten. Um diese Aufträge gehörig aus-
führen zu können, schien es nothwendig, in sei-
ner Nähe sie zu vollziehen. Er räumte ihm da-
her einen Platz an seinem Schreibtische ein, und
wußte ihn, unter so mancherlei Vorwänden den
ganzen Tag an seine Person zu fesseln, daß ihm
kein freier Augenblick blieb, wo er, ohne Aufmerk-
samkeit zu erregen, zu Amalien eilen, oder auch
nur ihr schreiben konnte. Eben so ging es ihm
den andern Tag. Gegen Abend erhielt er fol-
gende Zeilen von ihr:

„Ein ganzer Tag, doch nein, eine Ewig-
„keit — so dunkt es wenigstens meinen schmach-
„tenden Herzen — ist vergangen, ohne daß ich
„dich gesehen habe. Vergebens hoffte ich von
„einer jeden Stunde, sie werde dich mir brin-
„gen. O mein Edmund! ich werfe mir die Un-
„geduld vor, mit der ich deine liebe Gegenwart
„herbeisehnte. Aber zürne nicht — stehst doch,
„wie ich einst hörte, das Weib, das sich seiner
„Entbindung naht, auf einem ausgehöhlten
„Grabe, ungewiß, ob sie ihr Geschick sanft vorüber
„leitet, oder — hinab stößt. Und dies Schwan-
„ken zwischen Furcht und Hoffnung bei meiner
„unendlichen Liebe zu dir, bei diesem glühenden
„Verlangen, immer und ewig, wie ich die Deine
„bin, auch **bei dir** zu seyn — sollte es mich
„nicht entschuldigen in deinen Augen, daß ich so
„ungenügsam bin, und dich nicht zu entbehren
„weiß?

„Mir ist wohl, Geliebter meiner Seele, wohl
„und doch auch wehe. Ich fühle mich so glück-

„lich, danke Gott oft mit so heißen Freudenthränen,
„daß er mir in dir so viel gab — blicke an dei-
„ner Seite, geschützt und beglückt durch deine
„Liebe, so ruhig und zufrieden ins Leben, und
„doch — o es ist eine ernste Entscheidung, die sich
„mir naht — doch ist mir oft, als würde er
„schnell und unerbittlich reißen, der zarte Faden,
„der mich ans Daseyn knüpft. Und wenn er
„risse, Edmund — ach würdest du es dann nicht
„bereuen, die letzten Stunden, die mir zu versch-
„nern in deiner Macht stand, dieser nagenden
„Sehnsucht, diesem vergeblichen Wünschen nach
„dir Preis gegeben zu haben? —

„Daher entziehe mir nicht länger dein liebes
„Antlitz, das meine Sonne ist, und Lebenswärme
„in meinen Busen, Heiterkeit auf den dunkeln
„Pfad strahlt, den ich wandle. Komm, o komm!
„noch haben meine Arme die Kraft, dich zu um-
„schließen — laß mich dich fest drücken an meine
„sehnende Brust — neben dir bin ich furchtlos
„und stark — — was könnte mir wohl angstvol-
„les begegnen, wenn ich d i c h halte? —

„Ist es dir aber nicht möglich, jetzt gleich
„zu mir zu eilen — ach des leidigen Zwanges,
„der uns so oft trennt — so erfreue mich wenig-
„stens durch einige Worte deiner Hand, und
„sichere mir die Hoffnung zu, daß ich dich heute
„Abend bei meiner Mutter finden werde. Denn
„ich schiebe den Vorsatz, mit dir und den meinen
„dort noch einmal froh zu seyn, nicht länger auf,
„da ich fühle, daß nur die nächsten Augenblicke

„noch mein sind. O laß sie nicht voll bangen Seh-
„nens vergehen — gönne mir die Freude, dich
„dort zu treffen — darum bittet dich deine bis
„in den Tod getreue

Amalie."

Dieser Brief weckte in Edmunds Brust um so glühender das Verlangen, zu ihr hinzufliegen, da nur Rücksichten, die er um ihrer beiderseitigen Sicherheit willen ehren mußte, ihn gegen seine Wünsche einen ganzen Tag aus ihrer Nähe gebannt hatten. Unverzüglich wollte er jetzt zu ihr eilen, und schon war er im Begriff, mehrere, ihm von neuen zu schneller Besorgung empfohlene, Aufträge seines Vaters unausgeführt im Stiche zu lassen, als dieser selbst erschien, ihn zu sich in sein Zimmer zu rufen.

Er folgte ihm mit den widerstrebendsten Gefühlen, die sich in ihm stritten. Jeder Schlag des stürmisch bewegten Herzens trieb ihn vorwärts — das kühle Zuflüstern der Vernunft hielt ihn jedoch zurück, und seine Zerstreuung war so sichtbar, daß nur die Absicht, sie übersehen zu wollen, den Minister zurückhalten konnte, sie zu bemerken.

Nachdem er erst von gleichgültigen Dingen, sich auf Geschäfte beziehend, gesprochen hatte, kürzte er die Fieberwallungen, mit denen Edmund ihm zuhörte, ab, indem er durch die ruhige Kälte einer bestimmten Erklärung sein Innerstes erstarrte.

Schon seit längerer Zeit, mein Sohn, sprach er, nehme ich an dir eine Unruhe, eine Scheu vor meinem Blicken, eine Heimlichkeit wahr, die mich zu den sonderbarsten Vermuthungen berechtigen könnte. Du weißt, ich habe für dich gewählt — doch nicht, wie Väter in der Regel zu wählen pflegen, nur des eigenen Vortheils gedenkend. Die Gräfin Berg ist schön, geistreich, gut, reich, und aus einem angesehenen Hause. Der seltene Verein dieser Eigenschaften würde jeden andern jungen Mann anspornen, ein Glück zu erlangen, daß du mit befremdender Gleichgültigkeit unbeachtet läßt. Ich muß daher, so ungern ich es auch thue, auf irgend ein geheimes Verständniß schließen, daß — wenn ich es auch nachsichtsvoll blos als eine Verwirrung der Sinne betrachte, — doch unangenehm störend meinen Wünschen für dein wahres Wohl in den Weg tritt.

In jeder andern Zeit würde Edmund diese Gelegenheit benutzt, und nun endlich mit männlichem Freimuth das Geständniß ausgesprochen haben, daß er bereits aufs süßeste gebunden, und daher auf immer für die Ansprüche der Gräfin Berg verloren sey. Aber jetzt, wo Amaliens Zustand ihm die schonendste Behutsamkeit zur heiligsten Pflicht machte — wo mit jedem zögernden Augenblick die Glut ihrer so gerechten Sehnsucht nach ihm, so wie die seines eigenen Verlangens nach ihr wuchs, — jetzt, das fühlte er wohl, war nicht der Moment einer so ernsten, und ohne Zweifel bitteren und schmerzlichen Erörterung. Er

suchte sich daher zu helfen, so gut er konnte. Ausweichend, ablehnend, und doch halb und halb einwilligend, mit seiner Verlegenheit kämpfend, und, bei dem heftigen Aufruhr seines Gemuths, nicht im Stande, sie zu verbergen, suchte er dies peinliche Gespräch abzubrechen. Der Minister, der ihm scharf beobachtete, las in der wunderbaren Beschaffenheit seines ganzen Wesens die Gewißheit dessen, was er befürchtete. Er schwieg aber für jetzt; und da Edmund in der Lebhaftigkeit innerer und äußerer Bewegungen einen zusammengerollten Brief mit seinem Tuch aus der Tasche gezogen, und, ohne es zu bemerken, auf den Teppich des Fußbodens hatte fallen lassen, gab er ihm selbst Gelegenheit, eine halbe Stunde auf sein Zimmer zu gehen, da eine feindliche Ahnung ihm sagte, der Aufschluß, den er vielleicht auf diese Weise erlangen könne, werde entscheidend seyn.

Er hob daher das unglückliche Blatt auf, und der Flammenblick, mit dem er es durchlief, bestimmte, gleich dem Blitzstrahl, welcher tödtend trifft, das Schicksal der Liebenden auf ewig. Es war Amaliens Brief. Er sah sich betrogen, und diese Ueberzeugung erregte in ihm den fürchterlichsten Zorn — doch lauschte die Hoffnung, noch zu triumphiren, im Hintergrunde seiner Seele, und trieb ihn an, Maßregeln zu ergreifen, um — koste es was es wolle, den Zweck zu erreichen, den er sich vorgesetzt hatte.

Schnell war sein Plan gemacht, eben so schnell wurde er ausgeführt. Ehe eine halbe Stunde

verging, hielt ein Miethwagen an einer Seitenpforte seines Pallastes. Er ließ Edmund rufen, bat ihn mit gleichgültiger Miene, ihn bei der Beseitigung eines Geschäfts zu helfen, das er unerkannt zu beendigen wünsche, und dieser, außer sich in seinem Herzen über diese neue Störung, doch arglos, folgte ihm ohne Bedenken in den Wagen, der schnell mit ihnen zu der außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe gelegenen Citadelle rollte.

Man schien sie erwartet zu haben, denn ein reitender Bote hatte ihre Ankunft verkündet, und in einem Billet des Ministers den Commandanten die Vorschrift seines künftigen Verhaltens gegen Edmund gebracht. Sie wurden ehrerbietig empfangen; doch fiel es Edmund auf, daß man sie in ein kerkerähnliches Gemach führte, dessen eisenvergitterte Fenster in einem engen dunklen Hof gingen. Hier wandte sich mit einemmale der Minister zu ihm, und den ganzen Ausdruck des bisher mühsam bezwungenen Zorns und der tiefsten Erbitterung in seinen Zügen, warf er ihm Amaliens Brief vor die Füße, und verließ mit den Worten: nicht eher wirst du deine Freiheit wieder erhalten, ehe du nicht deiner Buhlerin entsagst, das Zimmer, das sich sogleich hinter ihm verschloß.

Entsetzt erkannte Edmund die Hand seiner Gattin, sah sein Geheimniß entdeckt, und befürchtete alles für Amalien und für sich. Er wollte seinem Vater nacheilen — die Stimme

der Natur, die für Weib und Kind so laut, so allgewaltig in seinem Busen sprach, würde, das bezweifelte er nicht, selbst ein versteinertes Herz zu erweichen vermögen — aber die Thüre war von außen verriegelt — eine Todtenstille antwortete seinem jammervollen Rufen; und als er zum Fenster stürzte, um vielleicht dort ein hülfreiches Wesen zu erspähen, das ihn befreien könne, sah er zu seinem schaudervollsten Entsetzen seinen Vater eben in den Wagen steigen, um wieder nach der Stadt zu fahren; und gleichgültig starrten die Menschen, die ihn zu denselben begleitet hatten, hinauf zu seinem Fenster, ohne sich an sein ohnmächtiges Bitten, Drohen und Winken zu kehren. Da faßte die Verzweiflung den Unglücklichen mit ihren, bis ins Innerste dringenden, Krallen — eine tödtliche Ermattung folgte auf seine gewaltsamen Anstrengungen — dunkel, wie sein Schicksal, ward es rings umher vor seinen Augen — kalter Angstschweis trat auf seine Stirn, und bewußtlos sank er auf die kalten Steine des Fußbodens nieder.

Indeß kehrte der Minister, zufrieden, daß es ihm gelungen war, Edmund ohne Aufsehn zu entfernen und in strengen Verwahrsam zu bringen, nach der Stadt zurück, und ließ an der Wohnung der Frau von Derbald halten. Sie schien seinen Zorn in einem noch weit höheren Grad, als sein Sohn selbst, zu verdienen, da er sich während der ganzen Zeit, als sie um ihre verlorene Tochter trauerte, von ihr hintergangen wähnte.

Er stieg aus und schickte den Wagen fort. Nichts gleicht dem Erschrecken, womit er empfangen wurde. Frau von Derbald erwartete, wie wir wissen, ihre Tochter, die unter dem Schutz der Dämmerung in einer Sänfte zu kommen versprochen hatte. Das Rasseln eines Wagens vor ihrer einsamen Wohnung verwunderte sie als etwas ungewöhnliches, und erregte zu gleicher Zeit ihren Unwillen, da sie vermuthete, Amalie sey, trotz der Verabredung, alles Geräusch und Aufsehen sorgsam zu vermeiden, in denselben gekommen. Sie wollte ihr entgegen gehen, aber starr wie eine Bildsäule blieb sie stehen, als sie den Minister in einer Wuth vor sich erblickte, deren Heftigkeit sich nur mit der Härte vergleichen ließ, mit welcher er sie äußerte. Er nannte sie eine Kupplerin, sagte ihr, daß ihr Complott verrathen, sein Sohn bereits auf der Festung, und sein unerschütterlicher Vorsatz sey, ihr und ihrer Tochter eine Versorgung in einer Correctionsanstalt zum Lohn der Verführung und der Lügen zu verschaffen.

Vergebens betheuerte Frau von Derbald, die durch das, was sie hörte, allen Muth verlor, und von seinem furchtbaren Zorn sich zermalmt fühlte, daß sie nicht um das Verständniß Edmunds mit Amalien gewußt habe. Der Schein sprach gegen sie, und der Minister begegnete ihr nur um so verächtlicher, und verdoppelte die Drohungen, sie auf die empfindlichste und entehrendste Weise für ihren vermeinten Betrug zu bestrafen.

In diesem unseligen Augenblick langte Amalie an. Sie hörte, als sie aus ihrer Sänfte stieg, das dumpfe Geräusch verworrener, sich streitender Stimmen. Ungewiß, was sie davon denken sollte, und furchtsam, befahl sie den Sänftenträgern unten zu warten, und stieg herauf, gerade als der Minister im Begriff war, im höchsten Grade aufgebracht und unter der Verheißung, seine Drohungen wahr zu machen, sich zu entfernen. Ihre Erscheinung vermehrte, wo möglich, noch seinen rasenden Zorn, und er richtete jetzt an sie, wie vorhin an ihre Mutter, die Ausbrüche desselben, deren wüthende Grausamkeit ihr Herz zerriß.

Frau von Derbald, statt durch den Anblick ihrer leidenden Tochter gerührt zu werden, sah sich durch ihn aufs neue compromittirt, da sie in der Hoffnung, den Minister noch zu besänftigen, bei ihrer Behauptung geblieben war, daß sie, gleich ihm, getäuscht worden sey, ohne ihr später erfolgtes Einverständniß mit Amalien zu erwähnen. Aufs äußerste gebracht, wollte sie jetzt durch eine angenommene Strenge den letzten Versuch machen, den Minister von der Wahrheit ihrer Versicherung zu überführen. Sie bestürmte also ihr bebendes Kind mit Vorwürfen, die nicht viel sanfter als die seinen waren; und, indem sie ihr in den heftigsten Ton befahl, sogleich ihr Haus zu verlassen, und nicht wieder vor ihre Augen zu kommen, erfüllte sich das Maß des Jammers, welches das Schicksal über die Unglückliche ausgoß. Erschreckt, betäubt, bis ins Innerste erschüttert,

wollte sie entfliehen — doch auf der Treppe verlor sie die Besinnung, und stürzte hinab.

Ein unbeschreiblicher Schmerz rief sie ins Leben zurück. Sie hatte sich im Fallen den Kopf verletzt — mit Blut bedeckt, fand sie sich in den Armen der Sänftenträger, die sie mitleidig aufgehoben hatten. Fort, fort! rief sie ihnen im Tone namenloser Angst zu. Aber diese, die nicht wußten, wohin sie sie bringen sollten, denn sie war aus Vorsicht zu Fuß zu einem nahe bei ihrer Wohnung gelegenen Versammlungsort derselben gegangen, und jetzt nicht im Stande, ihnen nähere Auskunft zu geben, trugen sie in das nicht weit entfernte Hospital, wo sie sie der Obhut der Wärterinnen übergaben.

Dies Hospital war nur für Kranke geringen Standes eingerichtet. Man legte die Leidende, welche von neuem ohnmächtig geworden war, auf ein schlechtes Bett, und als sie ihr Augen wieder aufschlug, trat, mit dem Anblick mannichfachen Elends um sie her, ihr eigenes in seiner ganzen Größe ihr entgegen. Doch keine Klage kam über ihre Lippen. Mit dem Aufwand ihrer letzten Kräfte bat sie blos um ein eigenes Zimmer, und nannte den Namen ihrer Mutter, die nach ihrem Tode die dadurch verursachten Kosten vergüten werde. Kaum hatte sie es erreicht, als die Schmerzen der Geburt sie überfielen, und sie von einem todten Kinde entbunden wurde. Man fand ihren Zustand gefahrvoll, und benachrichtigte ihre Mutter davon. Diese hatte, von Todesangst und Kum-

mer gefoltert, vergebens gesucht, die ihr zu schnell entschwundene Spur ihres unglücklichen Kindes zu erforschen, um den schmerzlichen Eindruck wieder zu verlöschen, den ihre, von der Noth ihr abgedrungene, erkünstelte Härte auf Amalien gemacht hatte, und mit mütterlicher, jetzt über jede falsche Berechnung sich erhebender, Liebe sich ihrer anzunehmen. Erfreut, zu erfahren, wo sie sey, eilte sie dahin: aber ach, zu spät, um durch die Pflege und Sorgsamkeit, die sie ihr gelobte, sie dem Leben zu erhalten. Sterbend, mit schon halb geschlossenen Augen fand sie Amalien — doch der Ton ihrer Stimme, der Ausdruck der Milde die ihn beseelte, hielt ihren fliehenden Geist noch zurück. Ein mattes Lächeln ihrer bleichen Lippen grüßte die in Schmerz aufgelöste Mutter. Sie dankte Gott, mit ihr versöhnt zu sterben, und daß kein tief gewurzelter Groll, kein neuer Unwille, wie sie im ersten Schrecken befürchtet, die Ursache ihres rauhen Empfangs gewesen sey. Sie trug ihr ihre letzten Grüße an den geliebten Gatten auf, den ihre Sehnsucht vergebens herbeiwünschte, und die Hoffnung, daß ihr Tod ihn wieder mit seinen Vater vereinigen werde, versüßte ihr den herben Kampf, mit dem ihre Jugend sich vom Daseyn losriß. Ihre Schwestern, die weinend um ihr Lager standen, ermahnte sie, nie von der Bahn des Rechten zu weichen, und ihr Andenken als ein warnendes Beispiel stets vor Augen zu haben. Denn obgleich der Liebe freudig und ohne Reue ihr Leben opfernd, hatte doch selbst die seligste Fülle ihres Glückes sie nicht ei-

gentlich beglücken können, da innere Vorwürfe stets ihr Gemüth mit düsteren Ahnungen umwölkten, und mitten in den Freuden des Lebens nur der Tod ihr ein würdiges Sühnopfer für die heiligen Pflichten schien, die sie verletzt hatte, um eigenmächtig der Wahl ihres Herzens zu folgen.

Als die tiefe Stille in Edmunds Gemach nach so stürmischen Toben seine Wächter täuschte und sie hoffen ließ, er habe sich endlich beruhigt, öffneten sie, ihrer Anweisung gemäß, die Thür, und erschracken, ihn leblos auf der Erde zu finden. Man brachte ihn zwar zu sich, aber ein hitziges Fieber raste in seinem Blut, und erst nach Monatelangen Streit zwischen Tod und Leben rettete ihn seine gute Natur, und zog ihn vom Rande des Grabes zurück.

Doch nicht, um ihn seinen jugendlichen Freuden und Hoffnungen wieder zu geben — — denn als es wieder klar in und neben ihm wurde, keimte bereits Gras auf dem Hügel, der über seinem Weibe und seinem Kinde sich wölbte, und die bittere Reue seines Vaters, der, nach und nach genauer unterrichtet, und von seinen früheren Ansichten und Planen zurückgekommen, nun gern die in der Erde Ruhende als Tochter anerkannt hätte, um sich den Sohn zu erhalten, konnte sein zertrümmertes Glück nicht wieder aufbauen. Nicht Amaliens Tod, nur ihre Trennung von Edmund hatte der Minister gewollt, und auch diese nur, da er sie nicht für wirklich gesetzmäßig

mit seinem Sohn verbunden, sondern für eine unbesonnene ihm hingegebene Beute seines Leichtsinnes hielt.

So schonend und vorsichtig man Edmund nach seiner Genesung die Trauernachricht ihres Schicksals hinterbrachte, so wirkte sie doch wie der giftige Pfeil, der im ersten Moment das Herz nur darum nicht tödtlich trifft, damit es in langsamen Qualen sich verblute. Umsonst strebte der Minister durch freundliche Erinnerung und durch Meisen ihn zu zerstreuen. In dumpfer Gleichgültigkeit, ohne ein Zeichen des Beifalls oder des Tadels bei allem was ihm begegnete, schleppte er des Daseyns Bürde weiter, da es ihm noch nicht vergönnt war, sie wegzuwerfen. Doch die Blüthe seiner Kraft war gebrochen — erst in Schwermuth versinkend, dann in Wahnsinn übergehend, welkte sein Leben ihr nach, und mitleidig gewährte der Vater ihm eine Ruhestätte an Amaliens Seite.

Er hatte es der Frau von Derbald nie ganz vergeben können, daß sie durch ihren scheinbaren Unwillen das ohnehin gebeugte Gemüth seiner Gattin noch mehr belastet, und dadurch beigetragen hatte, sie in Verzweiflung, und ins Grab zu stürzen. Deshalb vermied er ihren Anblick als eine zwiefach ihn verletzende Erinnerung der Vergangenheit, und versagte sich den Trost, seine Klagen und Thränen mit den ihrigen zu vermischen. Doch ehrte er den unheilbaren Gram zu tief, mit den sie Amalien betrauerte, um ihr

diese unwillkührliche Bitterkeit gegen sie jemals ahnen zu lassen; und es war die letzte Handlung, in der er den freien Gebrauch seiner Vernunft noch bewies, sie als ein Vermächtniß seiner Geliebten zu betrachten, und ihr von seinen mütterlichen Vermögen so viel auszusetzen, als sie, auch ohne Rücksicht auf ihren Prozeß, zu einem anständigen Unterhalt für sich und die Ihrigen bedurfte.

Elisabeth Selbig.

Liddy und Gulhinda.

Eine Erzählung.

Ermattet vom Leben und abgewandt von der Gegenwart beschwor ich in wachenden Träumen die Muse, mich aus der kalten kahlen Wirklichkeit in das warme Blüthenreich der Phantasie zu entführen. Freundlich, wie sie schon oft gethan, nahte sich mir die Himmlische: aber als ich ihr in das süße Antlitz schauen wollte, vermochte ich es kaum, sie zu erkennen. Sie war in ein fremdartiges Gewand gehüllt, stark duftende Blumen durchzogen ihre schwarzen Locken, und ihr Auge schien sanfter und doch auch feuriger zu strahlen, als sonst, wenn sie vom Pindus herab den nordischen Freund besuchte. Sie hielt eine Vina *) in der Hand, und um sie her flatterte ein holder Knabe, den ich für Amor gehalten haben würde, wenn mich nicht die braune südliche Farbe und der bunte Pa-

*) Vina ist der Name der indischen Lyra.

pagei, der ihn begleitete, ungewiß gemacht hätten *). Mit dem Knaben spielend flüsterte sie zu den Accorden ihrer Vina, die schönen Wimpern bald mit Thränen netzend: was ich, erwacht, in den schwachen Farbetönen der Wortsprache nachzubilden versuchen will.

William Lindon ward in seinem zwanzigsten Jahre nach Indien gesandt, um in dem großen verwandten Handelshause der Herren Smith und Comp. zu Madras sein Glück zu machen.

Er war in anderen Hoffnungen erzogen worden, in deren Hintergrunde er sich stets als geachtetes Parlamentsglied, oder wohl gar als einen Großbeamten des Reichs erblickt hatte; aber der plötzlich durch widrige Zufälle gesunkene Wohlstand seiner Familie erlaubte es nicht länger so weitaussehende, kostspielige Pläne zu verfolgen, und man schlug einen Weg ein, der näher und leichter zum Ziele führen sollte. William gab, zwar nicht ohne Wehmuth, seine bisherigen Studien auf, aber die Aussicht, die Welt in ihrer Mannigfaltigkeit zu schauen, und sich früh auf ihrem bunten Schauplatz zu versuchen, zerstreute ihn, und ließ ihn bald die angenehmere Seite seiner gegenwärtigen Bestimmung auffinden.

---

*) Kama oder Kamadewa, der Liebesgott der Indier, auf einem Papageien reitend, mit Bogen und Pfeilen, die mit Blumen gespitzt sind, und einen Fisch im Panier führend. Er ist der Sohn des Himmels und der Täuschung.

Er landete auf der Ueberfahrt zu St. Helena, und hier war es, wo ihn der Contrast im Conflict europäischer mit indischer Sitte und Natur in ihren wunderlichen Uebergängen und Verschmelzungen zuerst belustigten.

Weiter breitete sich die Scene in Madras, wo er von den Verwandten mit offnen Armen empfangen wurde. Die Lebensart in einem reichen europäisch-indischen Hause ist sehr angenehm. Leichte und doch einträgliche Beschäftigung wechselt mit den anziehendsten Genüssen ab, welche Natur und Kunst in diesem Lande in reichem Maße darbieten. Auch hatte sich William bald eingewöhnt, und man war eben so zufrieden mit ihm, als er es mit seinen Umgebungen war. Ach aus diesen Umgebungen blühten ihm ja die höchsten Güter entgegen, die das arme Leben zu geben hat, und für die sein gefühlvolles Herz so empfänglich war, Freundschaft und Liebe!

Robert und Lydia waren die hoffnungsvollen Kinder des Hauses. Von europäischen Eltern in Indien geboren, hatte das Clima ihres Geburtslandes nur auf sie eingewirkt, um ihr Herz bei allem Feuer dennoch sanfter, und ihre Empfindungsweise inniger und einfacher zu machen. Robert war mit William ohngefähr in gleichem Alter, Lidy um drei Jahr jünger. Liebe zu Kunst, Wissenschaft und Natur vereinigte die drei jungen dürstenden Seelen in den heil'gsten Gefühlen und Genüssen, und ihr Glück war über alle Beschreibung erhaben. — William blies die Flote, Robert spielte mit vieler Fertigkeit Clavier, und

Liddy begleitete ihre melodische ungekünstelte Stimme recht artig mit der Guitarre. Im gesellschaftlichen Leben war der vielseitiger gebildete William, dem der Freund nachstrebte, bald die Seele der Unterhaltung geworden, und die ganze Familie schloß sich um das liebenswürdige Kleeblatt wie in einem freundlichen Kranze zusammen.

Auch die schöne Gulbinda, eine junge Indianerin, befand sich oft in diesem anmuthigen Kreise. Ihr Vater war ein reicher Kaufmann, der mit den Engländern in sehr enger Verbindung stand, und daher seiner Tochter manche kleine Abweichung von der strengen Landessitte gestattete, und ihr unter andern auch erlaubte, nicht nur die Besuche ihrer englischen Freundin anzunehmen, sondern auch zu erwiedern. Gulbinda war von schlankem, schönen Wuchse, ihre Hautfarbe kaum dunkler, als die einer südlichen Europäerin, und ihren zarten hellbräunlichen Wangen fehlte selbst der jungfräuliche Schmuck europäischer Jungfrauen, die holde Röthe, nicht ganz. Ihr Auge war groß und innig, ihr Character sanft, ihr Geist von der höchsten Bildungsfähigkeit, und verhältnißmäßig wunderbar ausgeschmückt. Kurz, sie war das lieblichste Wesen, dessen Gestalt die jüngste der Grazien nur als Indianerin annehmen konnte. Auch hatte ihre Liebenswürdigkeit den tiefsten Eindruck auf das Herz des jungen Robert gemacht, der sie anbetete, und es schien, als habe auch er Gnade vor ihren Augen gefunden, obschon die mit wahrer Liebe verbundene Schüchternheit ihm nicht erlaubte, seine Gefühle in deutliche

Worte zu kleiden, und die strenge Sitte ihrer Kaste keine Annäherung duldete.

Die beiden schönen Mädchen vergnügten sich zuweilen auch mit indischen Tänzen, worin Gulbinda Meisterin war und ihre gelehrige Freundin unterrichtet hatte; und es war der sprechendste Beweis ihrer besonderen Gunst, wenn sie den beiden Freunden erlaubten, Zuschauer seyn zu dürfen. Die Kunst der Bajaderen war hier durch Anmuth, Bescheidenheit und Sitte idealisirt; und es gab kein reizenderes Schauspiel, als diese Repräsentantinnen verschiedener Menschenstämme in der Verbindung alles Reizes und Zaubers der Grazien zu sehen. Liddy war von einer in Europa geborenen Engländerin blos durch eine gewisse Zartheit der Formen unterschieden, die der climatische Einfluß der nordischen Natur geliehen hatte; Gulbinda hingegen war etwas größer und kräftiger gebaut, ohne weniger schlank zu seyn, und an keiner von beiden hätte in der Harmonie und dem Ebenmaß aller Glieder und Bewegungen der strengste Tadler etwas ausstehen können, wenn es ihm auch möglich gewesen wäre, vor Bewunderung an Kritik zu denken. Daß unsre jungen Freunde keine Tadler, sondern die glühendsten Bewunderer waren, brauch ich wohl nicht erst zu sagen. Die tiefste wahrste Liebe wurzelte in den Herzen der glücklichen jungen Leute, und die Hoffnung selbst bealänzte mit fernem morgenröthlichen Strahle ihre leisen Wünsche. Für junge liebende Seelen giebt es keine Unmöglichkeiten, wenn sie mit der Allgewalt der Liebe in Vergleich

kommen. Auch schien es in der That nichts weniger als unmöglich für William, sich durch Fleiß und Treue zum Theilnehmer der Handlung aufzuschwingen, und die Hand seiner Liddy zu verdienen. Größer waren die Hindernisse, die Roberts Wünschen entgegenstanden. Die Vorurtheile der Kaste, mit der er es zu thun hatte, waren furchtbar, aber die Macht der Europäer schien ihre Milderung herbeigeführt zu haben; die Annäherung der verschiedenen Menschenstämme war bereits zu einem hohen Grade gediehen: warum sollte es der Liebe, der allgewaltigen Liebe, nicht vorbehalten seyn, auch die letzte trennende Scheidewand fallen zu machen, und ein bisher noch unerhörtes Beispiel zu geben?

Auch die holden Mädchen theilten zum Theil in Geheim diese Hoffnungen, sich ihnen jedoch weniger dahingebend, und nicht sowohl durch Worte, als durch Blicke sich verständigend, lagen sie einander oft zärtlich weinend in den Armen; indeß die jungen Männer lebensfroh und lebensstark sich in kräftigem Händedruck aussprachen und sich Freundschaft und Beistand bis in den Tod verhießen.

Es ereignete sich, daß in der heiligen Pagode zu Jaggernauk, einige Tagreisen von Madras entfernt, ein großes Fest der Hindus begangen werden sollte. Schaaren von Andächtigen und Neugierigen zogen dahin. Auch Gulbinda wollte dort ihre Andacht verrichten, und Liddy ihre Freundin begleiten. Robert erbot sich den Frauen als Schutzwache zu dienen, und bewirkte auch für seinen

Freund William die Erlaubniß, sich dem Zuge anschließen zu dürfen.

Die Art, wie Vornehme und Reiche in Indien zu reisen pflegen, ist sehr bequem, ja nach unsern Begriffen fast üppig zu nennen. Auf ein weiches Ruhebett gelagert, das mit dicht schließenden Vorhängen versehen ist, wird man kaum gewahr, daß es sich fortbewegt und der gleichförmige Schritt der Träger befördert den Schlummer, dem sich die Eingebornen meist überlassen. Jedes Palankin wird von sechs Kulis getragen, die abgewechselt werden, so daß zu jedem in der Regel zwölf Kulis gehören. Dies macht, wenn einige Palankins beisammen sind, schon ein hübsches Häufchen aus; und bei weiteren Reisen, besonders wenn Frauen dabei sind, sind auch wohl noch einige Hikery's oder indische Wagen mit Ochsen bespannt dabei, welche das Gefolge und andere Bedürfnisse nachführen.

So war auch die kleine Caravane beschaffen, mit welcher unsere Gesellschaft ihre Reise antrat. Der europäisch-ritterliche Sinn Williams erhob sich zwar gegen diese Weichlichkeit, und er wollte die Reise durchaus zu Pferde machen; aber er ward überstimmt, und mußte sich nach der Sitte des Landes fügen. Doch ging er in schönen Gegenden oft und viel zu Fuß, und vermochte auch Robert, ja in der Morgen- und Abendkühle wohl auch zuweilen die Frauen mit dazu. Mittags rasteten sie unter den Schatten irgend eines duftenden Wäldchens, und Abends empfing sie eine

Schultry *) in ihrem sichern Umkreise. Da sie ein paar kleine Zelte mit sich führten, so wurden diese, wo es anging, in der Nähe der Schultry am heiligen Teiche aufgeschlagen; wohlriechende Fackeln wurden angezündet, und selten fehlte es an einem Trupp Dewadaschis **) mit ihren Musikern, die sich beeilten, den vornehmen Reisenden aufzuwarten und sie mit ihren Tänzen und Gesängen zu vergnügen.

So glich die Reise fast dem Triumphzuge irgend einer freundlichen Göttin aus der Fabelwelt; denn Scherze und Amoricen gaukelten durch paradisische Gegenden um ihn her.

Eines Tages jedoch, als der Weg durch eine mit schönen Bäumen bedeckte Gegend hinzog, und die beiden Freunde im Gespräch mit einander nachlässig zu Fuß vorausgingen, erblickten sie plötzlich ganz nahe im Gebusch einen Panther, der sich mit funkelnden Augen so eben zum Sprung auf sie anschickte. Ohne die Besonnenheit zu verlieren, legte Robert seine gute, mit einer Kugel

---

*) Schultry. Den türkischen Haus oder Caravanserais ähnliche Gebäude zur Aufnahme der Reisenden, von frommen Hindus erbaut, und mit Wasserbehältern versehen.

**) Dewadaschi. Eine Art von Baiaderen zum Tempeldienst geweiht. Sie durchziehen in kleinen Trupps das Land und locken vornehmen Reisenden gern ein Geschenk ab.

geladene, Flinte an, und das Unthier stürzte wohlgetroffen in seinem Blut zusammen, raffte sich aber schnell wieder auf und warf sich, gräßlich brüllend, gegen den wackern Schützen, um den es wahrscheinlich geschehen gewesen wäre, wenn nicht William den kurzen Jagdspieß, den er zum Glück eben trug, mit Muth und Kraft in die Seite des Panthers gestoßen hätte, der nun seine Beute fahren lassen mußte, und sein Leben in heftigen Convulsionen endete, in denen er mit einem Schlage seines Schweifes fast Williams Arm gebrochen hätte, der davon für mehrere Tage gelähmt ward.

Bei diesem schrecklichen Anblick hatten die Kulis ihre Palankine niedergesetzt, und waren entweder entflohen, oder auf die Bäume geklettert; die Frauen schrieen, die Ochsen brüllten, ihre Führer zitterten und nur Roberts Leibbursche, ein Neger, eilte mit Gewehr zur Hulfe herbei, würde aber ohne Williams Entschlossenheit zu spät gekommen seyn.

Liddy lag in Ohnmacht, Gulbinda in Zuckungen. Es war ein furchtbarer Augenblick, und es dauerte lange, ehe Ruhe und Ordnung wieder überall hergestellt werden konnte. Die beiden Freunde schloß dieser Vorfall noch inniger aneinander, und die holden Mädchen konnten nicht umhin, in ihrem Schreck und ihrer Besorgniß auch ihre Liebe zu verrathen, und ihre Liebhaber dadurch zu den glücklichsten der Menschen zu machen.

Das schöne bunte Fell des erlegten Raubthiers wollte jeder dem andern zueignen; es ward

aber von den Frauen, die als Schiedsrichterinnen erkoren wurden, dem bescheidenen William zuerkannt, dem es in der That viel Freude machte. Durch eine besondere Ideenverbindung dachte er bei dessen Anblick an sein Vaterland, wo keine edlen Südfrüchte reifen, kein ewiger Blüthenlenz die Erde schmückt, und Gewürzdüfte die Luft erfüllen, wo keine Edelsteine im Schooß der Erde liegen; aber wo dagegen auch Kinder ruhig im Grase spielen, und Freunde und Liebende im Gehölz lustwandeln können, ohne Gefahr von einer giftigen Schlange gebissen, oder von einem wilden Thiere zerrissen zu werden. Lieblich stieg grün England vor seiner Phantasie empor. Ein kleines reinliches Landhaus öffnete ihm die Thüre, und es war ihm, als könnte nur da und an Liddos Seite und sonst nirgends das wahre Glück wohnen.

Die Reise ward von nun an ohne weiteren Zufall fortgesetzt, und nachdem sie sich alle an dem bunten Gewühl zu Jaggernaut ergötzt, Gulbinda aber noch insbesondere den Pflichten ihrer Religion genügt hatte, kehrten sie eben so glücklich nach Madras zurück.

Es waren die schönsten, aber auch die letzten glücklichen Augenblicke, die ihnen das Schicksal bestimmt hatte. In dem kurzen Zeitraume von höchstens vierzehn Tagen hatte sich alles umgestaltet. Nachrichten von bedeutenden Verlusten trafen von allen Seiten zusammen, und bewährten den Satz, daß selten ein Unglück allein kommt. Man verzweifelte daran, daß sich das Haus Smith

und Comp. werde halten können. Nur ein Ausweg zeigte sich, als alle Hoffnung verschwunden schien. Herr Osborn, ein sehr reicher Mann, hatte schon früher um Liddy angehalten. Zweifel in seinem Character und die entschiedene Abneigung Liddys machten, daß sein Antrag abgelehnt wurde, wozu ihre Jugend den höflichen Vorwand gegeben hatte. Jetzt, wo nach dem gewöhnlichen Laufe der Welt sich jeder Freund entfernte oder zurückzog, trat er wieder hervor, erneuerte seine Bewerbung, und versprach augenblickliche bedeutende Hülfe. Mit heißen Thränen entdeckte sich der Vater der Tochter, und beschwor sie, ihm Ehre und Wohlstand zu retten. Was konnte sie thun, als ihr Glück zum Opfer bringen? und sie brachte es mit gebrochenem Herzen. Robert widersprach und widerstrebte laut und kühn: aber alles, was er erlangen konnte, war das Versprechen, den Erfolg einer Reise nach Calcutta, dem Hauptsitz der englischen Niederlassungen, wo er Hülfsquellen zu finden hoffte, abzuwarten, und bis zu seiner Rückkunft keinen ganz entschiedenen unwiderruflichen Schritt zu thun. Mit dieser Zusage reiste er ab; aber die Umstände drängten zu sehr, als daß man sie halten konnte. Er war noch nicht in Calcutta, als Liddy bereits ihr trauriges Verhängniß erfüllt und ihre Hand Herrn Osborn am Altar gereicht hatte.

William zog sich schweigend zurück. Er ahnete, was Liddy empfinden mußte, und sagte ihr ein männliches Lebewohl, in dem er sie seiner höchsten lebenslangen Verehrung versicherte, seiner

gescheiterten Lebenshoffnungen aber mit keinem Worte erwähnte. Liddy konnte ihm nur mit Thränen antworten, und die guten, für einander ganz geschaffenen, Seelen schieden so, wie sie glaubten, für immer.

William, dem der Aufenthalt zu Madras weh that, und der nur in einem sehr thätigen Leben augenblickliches Vergessen seiner Qualen finden konnte, ging als Freiwilliger zur Armee, und machte den Feldzug gegen die Maratten mit, wo er sich bald auszeichnete und als Adjutant des Generals zu wichtigen Verrichtungen gebraucht wurde.

So waren mehrere Jahre vergangen. Der Krieg war beendigt, und William, der Indien und die Engländer nun sattsam hatte kennen lernen, nahm seinen Abschied, um unbereichert, aber auch unverdorben nach Europa zurückzukehren. Er war der Mann nicht dazu, was man zu sagen pflegt, sein Glück zu machen; und wenn seine kleinen Ersparnisse auch vielleicht hinreichten, im Vaterland das kleine Landhäuschen zu erwerben, das früher seiner Phantasie vorschwebte, so fehlte ihm doch nun das Hauptbedingniß des wahren Glücks, das mit ihm darein einziehen sollte, die treue liebende Gefährtin, seine angebetete Liddy. — Er kam nach Madras, um dort ein nach Europa abgehendes Schiff zu erwarten. Scheu, irgend jemandem aus seinen früheren Bekanntschaften zu begegnen, bewohnte er ein kleines Häuschen am Ende der, nur von Indiern bewohnten, sogenannten schwarzen Stadt.

Hier wandelte er in der Abenddämmerung am Meeresstrande, als ihm eine wohlbekannte Gestalt entgegen trat, der er nicht ausweichen konnte. „Ist es möglich?“ rief diese; „du hier und nicht in meinen Armen? Konntest, wolltest du deinen Robert vergessen?“ — „Nein, Robert,“ sprach William, „ich habe dich weder vergessen noch verkannt, und ich werde es nie. Aber sprich selbst, was soll ich unter euch? Soll ich Erinnerungen wecken, die zu vergessen für uns alle wohl am besten wären? Fern sey es von mir, ein Glück stören zu wollen, das sich, ich fühl es, nur mühsam erbauen konnte; aber mich dessen als Zuschauer erfreuen zu sollen, ist wieder mehr, als ihr einem Menschen zumuthen dürft!“

„Ich sehe wohl, du weißt von nichts,“ entgegnete ihm Robert. „So komm denn und höre! Deine Wohnung ist wahrscheinlich nicht weit; laß uns dahin gehen!“

William führte den alten Freund in seine Wohnung. Man brachte Licht, und beide erforschten nun mit Aufmerksamkeit die Veränderungen, die der Griffel der Zeit und des Schicksals in die bekannten geliebten Züge gegraben hatte. Es waren keine Spuren der Freude, und sie sanken sich hochgerührt in die zugleich ausgebreiteten Arme.

Robert erzählte nun, wie er von Calcutta mit den besten Hoffnungen zurückgekehrt sey, und nicht nur Liddy unglücklich gefunden habe, sondern auch seine Gulbinda für immer für ihn verloren, indem sie an einen reichen hinduischen Kaufmann aus ihrer Kaste vermählt worden war. Da er die

Schuld der Uebereilung der Heirath seiner Schwester hauptsächlich dem Compagnon seines Vaters zuschrieb, und mit seinem neuen Schwager nichts zu schaffen haben mochte, so verließ er das Haus seines Vaters, und fing an eigene Geschäfte zu betreiben, die so wohl gingen und so sehr von den Umständen begünstiget wurden, daß er binnen wenig Jahren schon ein verhältnißmäßig ansehnliches Vermögen sein nennen konnte. So freundlich ihm aber auch die Sonne des Glückes von außen schien, so finster war es in seinem Innern, in welches seit Gulbiudas Verlust kein Strahl wahrer Freude drang. Liddy war höchst unglücklich. Der zweideutige Character ihres Gatten entwickelte sich immer deutlicher in Härte, Rohheit und Schlechtigkeiten aller Art, und die Dulderin sah mit einer Art von schrecklicher heimlicher Freude die Rosen ihrer Gesundheit dahin welken, weil der Tod ihr die einzige Rettung aus ihren Leiden schien. Vater Smith sah den Gram und das Elend seiner Kinder, die er väterlich liebte, und es brach das Herz des alten von Erfahrung und Schicksal bereits tief gebeugten Mannes. Die Freude, die sonst dort so still heimisch war, hatte das öde Haus verlassen, und Robert und Lydia wankten, wie abgeschiedene gebannte Geister, über den Trümmern ihres ehemaligen Glücks.

Dies der Inhalt von Roberts herzergreifender Erzählung. Die beiden Freunde vermischten ihre Thränen, und fanden sich in dem gemeinsamen Schmerze erleichtert. Robert bot seinem

Freunde an, Theilhaber seiner Handlung zu wer-
den, aber William bestand auf der Rückkehr nach
Europa, und in Roberts Seele stieg der Wunsch
auf, ihn zu begleiten, ein Wunsch, dem sich je-
doch zu viele Schwierigkeiten entgegen dämmten,
als daß er sobald ausführbar gewesen wäre. Doch
fing er an, seine Angelegenheiten darauf vorzube-
reiten, und erhielt von dem Freunde Aufschub
seiner eigenen Reise. Eine Wohnung in Roberts
Hause wollte William nicht annehmen, aber er
sah mit Vergnügen, daß dieser alle Abende, die
genußreichste Zeit in jenen heißen Climaten, mit
ihm zubrachte. Liddy sah William nicht, denn
unter Osborns Eigenschaften war auch der höchste
Grad einer gemeinen beleidigenden Eifersucht.
Aber Robert hatte es über sich vermocht, das Haus
seines Schwagers zu betreten, um der duldenden
Schwester den schmerzlichen Trost zu bringen, daß
ihr Freund in der Nähe sey. Nur Herzen, die
geliebt haben, wissen, wie wichtig und wohlthätig
schon dies einfache Bewußtseyn für Liebende ist.

So waren den beiden Freunden einige Mo-
nate in täglichem Umgang verstrichen, in denen
sie sich, wenn auch nicht glücklich, doch weniger
unglücklich gefühlt hatten, als in ihrer vorigen
Vereinzelung: als eines Tages zur ungewohnten
Stunde Robert in Williams Zimmer stürzte, bleich,
entstellt, von Schmerz ganz erschöpft. „Bei al-
lem, was dir heilig war, ist und seyn wird," rief
er dem bestürzten Freunde zu, indem er auf ei-
nen Stuhl sank, der zufällig mit dem wohlbekann-
ten Pantherfelle bedeckt war. „Bei dieser Tro-

phäe der Freundschaft, bei deiner Liebe zu Lidly beschwöre ich dich: Rette, hilf, denke, handle! Meine Sinne verwirren sich, meine Pulse stocken, meine Kraft ist dahin. Höre und schaudre! Sie wollen Gulbinda dem Flammentode opfern." —

William fuhr erschrocken zurück. Es war in der That so. Gulbindas Gatte war gestorben; das Beispiel war zu wichtig, das Opfer zu glänzend, als daß es die Braminen hätten fahren lassen wollen. Die englische Regierung, um den Volksglauben zu ehren und zu schonen, um die einflußreiche Kaste der Braminen nicht zu reizen, vielleicht auch nicht unempfindlich gegen heimlich dargebotene Geschenke: duldete in der Stille den Frevel, ohne ihn öffentlich zu autorisiren, und alle Schritte, alle Vermahnungen Roberts waren vergeblich gewesen. Der Anblick des Verzweifelnden war herzerschütternd. „Wie ich das Gräßliche abwenden soll," sprach er endlich etwas beruhigter, „weiß ich nicht; aber mit meinem Herzblut will ich den Scheiterhaufen löschen, und mich im Tode mit dem Weibe meiner Liebe vereinen."

Schon der folgende Tag war zu dem schrecklichen Schauspiel bestimmt. Man wagte es nicht, eine so empörende Handlung zu Madras selbst zu begehen, aber man hatte den Leichnam und die Witwe nach einem benachbarten Orte gebracht, wo man ungestörter die furchtbaren Mysterien feiern zu können glaubte. Schnelle Hülfe war Noth, oder alles verloren.

William, der sich erst von dem Eindruck des gewaltsam Ueberraschenden erholen mußte, ging

nachdenkend auf und nieder, von den fragenden Blicken des sprachlosen Roberts angstvoll verfolgt. — Endlich blieb er vor seinem gefolterten Freunde stehen, und sprach zu ihm mit fester Stimme:

„Beruhige dich, Robert, und rufe die Besonnenheit zurück, die wir so nöthig haben dürften. Ich glaube das Mittel, euch zu retten, gefunden zu haben, und der Gegenstand ist es wohl werth, daß wir unser Leben an das Gelingen setzen. Ich kenne einen indischen Portugiesen, einen verschmitzten, entschlossenen Kerl, wie es nur einen geben kann, und der uns im letzten Kriege als Spion diente. Er läßt sich zu allem brauchen, und es giebt nur weniges, was er nicht mit Geschick ausgeführt hätte. Er liegt so eben mit einer Barke im Hafen, aber niemand will ihm Frachtgüter anvertrauen, denn er sieht mit seinem ganzen Fahrzeuge wahrlich einem Seeräuber so ähnlich, als ein Tropfen Wasser dem andern. Die Mannschaft ist dem Capitän gleich, lauter portugiesische Lascars *) von entschiedenem Muth und Erfahrung. Ich eile zu ihm. Er oder keiner kann uns in diesem Augenblicke helfen. Aber Geld ist das einzige Gewicht, welches das Räder-

*) Lascars, indische Matrosen; indische Portugiesen nennt sich ein Gemisch von portugiesischer und afrikanischer Abkunft, die sich von den ersten portugiesischen Entdeckern abzustammen rühmen, und oft die berühmtesten Namen führen.

werk dieser Menschen in Gang bringt. Das Wagestück ist nicht klein. Er wird theuer seyn."

„Gott sey Dank," rief Robert. „Ich werde seine Forderungen erfüllen können, sollten sie auch noch so groß seyn. Die Vorbereitung zu unserer Reise nach England hat mich glücklicher Weise in den Besitz disponibler Effecten gesetzt. Hier sind Juwelen, wenigstens funfzigtausend Rupien *) am Werth, hier gute Wechsel und Banknoten für vierzigtausend Rupien, und in meinem Hause kannst du zwei bis dreitausend Goldpagoden in Empfang nehmen."

William glaubte fürs erste mit den letzteren auszureichen, und suchte sofort Don Pablo de Gama auf. So nannte sich dieses seltsame Gemisch von Pfiffigkeit, Tapferkeit, Aufgeblasenheit, Feilheit, Ehrlichkeit und Herzensgüte, ein Gewebe von Contrasten und Extremen, wie es oft die Erfahrung giebt, ohne in unsre Theorien zu passen. Trotz seinem völlig ungeräumlichen Gesicht, behauptete er doch in gerader Linie von dem großen Entdecker Indiens, Vasco de Gama, herzustammen, und Zweifel daran war die Beleidigung, die er nie verzab. — Er empfing William als einen alten Bekannten mit vieler Freude und Herzlichkeit, machte aber große Schwierigkeiten, sich in das ihm vorgeschlagene, wie er meinte, höchst gefährliche und halsbrechende Unternehmen

*) Eine Rupie ist ohngefähr einem Gulden, und eine Goldpagode vier Rupien gleich.

einzulassen. Als ihm William jedoch tausend goldene Pagoden hinzählte und zehntausend Rupien nach glücklicher Vollendung versprach, milderte sich sein Widerwillen, und er übernahm es endlich, nicht nur Gulbinda aus der Mitte aller Braminen des Indus und Ganges zu befreien, sondern auch die Flüchtlinge in seinem Fahrzeuge wohlbehalten nach einem Hafen zu bringen, von wo aus sie sich nach Europa einschiffen könnten. Seine Mannschaft bestand aus zwölf entschlossenen indischen Portugiesen, die für hundert Goldpagoden jeder auf die Hand und tausend Rupien nach vollbrachter Fahrt, sich bereit erklärten, den Teufel aus der Hölle zu holen.

Der Morgen des verhängnißvollen Tages brach an. Der heilige Scheiterhaufen war unweit der Mündung eines kleinen Flusses in einer sandigen Ebne am Meer aufgerichtet. In dieser Mündung lag Don Pablos Barke, die, wenig mehr als ein großes Boot, nur sechs im Wasser ging und sich deshalb ziemlich dicht ans Ufer legen konnte, so daß man von einer kleinen erhöhten Erdspitze auf einer kurzen Bretterbrücke in das Fahrzeug stieg.

Noch war die Sonne nicht aufgegangen, als schon der feierliche Zug, von einer unzähligen wogenden Menge begleitet, dem Scheiterhaufen nahte, auf welchem der Leichnam des entseelten Gatten der Vereinigung in den Flammen mit seiner Gefährtin harrte; denn mit den ersten Strah-

len des Tagesgestirns sollte sich auch der Holzstoß entzünden, und der angenehme Opferduft zu Brahmas Himmeln emporsteigen. Köstliche Spezereien umgaben den Leichnam, und wohlriechende Oele und feuerfangende Sachen waren überall umher ausgegossen und verbreitet, damit die schnell emporlodernde Flamme das Opfer augenblicklich ersticke und verzehre. Neben dem Scheiterhaufen war eine Art von Bühne mit kostbaren Teppichen geschmückt, von welcher die sich dem Tode weihende in das Feuer springen sollte.

Die Verwandten und Freunde der glorreichen Witwe umgaben sie an diesem ihren Ehrentage; eine passende, laute Musik zog vor ihnen her, und man sang unablässig Loblieder auf die Heldin. Diese selbst war im glänzendsten Schmucke, und man that alles, sie nicht zur Besinnung kommen zu lassen. Schon hatte sie verschiedene kostbare Andenken unter ihre Begleiterinnen vertheilt, und ihnen Lebewohl gesagt. Diese traten nun unter die ehrerbietig weichende Volksmasse zurück, und Gulbinda ward von den Brahminen umgeben und empfangen, die im Begriff waren, sie dem Gerüste zuzuführen, indem in diesem Augenblicke die Sonnenscheibe sichtbar und der Holzstoß angesteckt wurde. Diesen Moment hatten Robert und seine Verbündeten erwarten müssen, weil nur in ihm und auf diesem Platze möglich wurde, einigen Raum zu gewinnen. Rasch sprangen sie jetzt von allen Seiten hervor, drängten die Brahminen von ihrem Schlachtopfer weg, schlossen ein Viereck um dasselbe, und begannen,

überall flache Säbelhiebe um sich austheilend, den Marsch nach dem Ufer anzutreten. Robert führte seine Gulbinda, die aber von dem entsetzlichen Augenblick ergriffen, ohne Besinnung war, niemand kannte, und sich langsam und maschinenmäßig leiten ließ, wohin man wollte.

Die Bestürzung und Ueberraschung Aller war so groß, daß niemand sogleich an Widerstand dachte. Nur der oberste Bramine warf sich mit einem Muthe, der einer besseren Sache werth gewesen wäre, in den Weg. Als aber Don Pablo ihm einen derben Fauststoß auf den Magen versetzte, der ihn rücklings mit einem abgebrochnen Schrei zu Boden warf: da sprengten die Brahminen haufig auseinander, und die Bewegung theilte sich wie die Explosion einer Mine der Menge mit, die nach allen Punkten auseinander flog, die Schwächeren im Laufe umriß, und über sie eilig hinweg stürzte.

Der Weg war nun für den Augenblick offen, und Gulbindas Befreier setzten ihn so schnell fort, als es ihr trauriger Zustand erlaubte. Da stießen sie auf ein darniedergeworfenes Frauenzimmer in vornehmer englischer Tracht, das bleich und blutend im Staube lag. William faßte sie ins Auge, und sprang rasch auf sie zu. Es war Lydia, die ihrer Freundin auf diesem letzten schrecklichen Gange gefolgt, von der auseinander sprengenden Masse umgeworfen und von den über sie hinwegeilenden Fußtritten beschädiget worden war. Dies war nicht die Zeit der Ueberlegung. Von einem wilden Genius ergriffen hob er sie auf seinen Arm,

lehnte ihr Haupt an seine Schulter, und barg sich mit seiner schönen Beute neben Gulbinda und Robert in die Mitte des Vierecks, Don Pablo und seinen zehn Leuten, zwei waren im Schiffe geblieben, die weitere Leitung allein überlassend. Auch würde alles gut gegangen seyn, wenn nur der Zustand der beiden Frauen größere Schnelle vergönnt hätte. Als aber der erste Schreck vorüber war, begann sich die Menge wieder zu sammlen, und mit Murren und Geschrei den Tritten der Entführer zu folgen. Zwar hielten sie die in Anschlag gelegten Flinten der Portugiesen in einiger Entfernung, als welche strengen Befehl hatten, nur im höchsten Nothfall zu schießen, oder sonst Gewalt zu brauchen. Aber schon fingen Steinwürfe an, den Zug zu beunruhigen, und in dem Augenblicke, als dieser das Schiff erreicht und bestiegen hatte, und die Brücke abgeworfen worden war, fielen aus der nachdrängenden Menge mehrere Schüsse auf das Fahrzeug. Nur eine der Kugeln traf, aber ach! sie traf Gulbinda, die mit einem tiefen Seufzer niedersank. Die ergrimmten Portugiesen ließen sich nicht länger halten, auch ihrerseits ihre Gewehre abzudrücken, die in der dichtgedrängten Masse nicht fehlen konnten; der Anker ward gelichtet, und da das Fahrzeug eben sowohl zum rudern als segeln eingerichtet war, entfernte es sich, von den kräftigen Armen der Besatzung getrieben, schnell von der Küste.

Nichts von Roberts Schmerz, von Liddys Erstaunen, als sie in Williams Armen erwachte. Für solche Empfindungen hat die Sprache nicht Worte; auch bedarf es hier nur Andeutungen für den fühlenden Leser.

Don Pablo, der nebenbei auch etwas Wundarzt war, und zwar keiner der schlechtesten, untersuchte Gulbindas Wunde, und fand sie nicht absolut tödlich, obschon sehr gefährlich und bedenklich; und da sie eine größere Pflege, Ruhe und Sorgfalt bedurfte, als ihr auf dem kleinen Fahrzeuge werden konnte, so ward beschlossen, die nicht fern gelegenen Fischerinseln aufzusuchen, und sich dort im Verborgenen aufzuhalten. Diese Inseln sind außer dem gewöhnlichen Laufe der Schiffe gelegen, und nur von wenigen Fischerfamilien bewohnt. Man erreichte sie den andern Morgen, nachdem man die Nacht über lavirt hatte. Eine gekrümmte Bucht, in der man das Schiff von der hohen See aus nicht entdecken konnte, und die überdem mit einer Sandbank versperrt war, die nur kleinen Fahrzeugen die Annäherung erlaubte, versprach Sicherheit. Einige arme Fischer, die sie dort vorfanden, erst scheu, dann gewonnen und zutraulich, waren ihnen in allem treulich zur Hand, und übernahmen es die Mannschaft täglich mit Fischen und andern Lebensmitteln zu versorgen, die sie von einer andern, etwas größeren und besser angebauten Insel holten. Man baute Hütten, und richtete sich zur Pflege der Kranken, so viel es die Umstände erlaubten, ein.

Lydias Verletzungen waren äußerlich unbedeutend. Aber nie kehrten die Rosen auf ihre bleichen Wangen, die einen schon lange nagenden Wurm verriethen. Sie begehrte, von dem Hafen, aus welchem ihre Freunde sich nach Europa einschiffen würden, nach Madras zurückgeschickt zu werden. Robert und William suchten diesen Entschluß aus aller Macht zu bekämpfen, jener mit Gründen und Worten, dieser mehr mit Mienen und Blicken, die beredter waren, als Worte. „Du wandelst in einem neuen Daseyn, Schwester, sprach Robert, und das Schicksal selbst hat dir durch den sonderbarsten Zufall den Weg gezeigt. Lydia, die unglückliche Gattin eines aufgezwungenen nichtswürdigen Menschen, ist todt für die Welt, im heißen Sande bei Pellimpor begraben; aber Lydia, die glückliche Geliebte eines edlen Mannes wird in einer anderen Zone wieder erwachen; ein Dichter würde sagen: wie die Quelle der Arethusa, sich vor den Umarmungen eines verhaßten Verfolgers ins Meer flüchtend, unterging, um in Trinakrien ein neues besseres Daseyn wieder anzufangen. Warum wolltest du dich dem Willen der Gottheit widersetzen, die alles so wunderbar zu deinem Glück gefügt hat?“

William setzte blos ganz leise hinzu: „Gedenken Sie des bescheidenen Landhäuschens auf Englands grünen Gefilden, in welches das wahre Glück einzieht!“

Lydy lächelte sanft, aber fast etwas schmerzlich, indem sie die Hand auf ihr Herz legte. „Wir wollen jetzt über nichts entscheiden. Ich denke,

Gott wird mir die Wahl ersparen; und was er thut, ist wohl gethan. Jetzt müssen alle unsre Kräfte, Wünsche und Gedanken der leidenden Freundin allein gehören."

Gulhinda erregte unter ihren Freunden die lebhaftesten Besorgnisse. Die Kugel, welche in ihrer Schulter stecken geblieben, war zwar von Don Pablo glücklich und geschickt herausgezogen worden, und die Wunde würde an und für sich nicht gefährlich gewesen seyn, wenn sie nicht durch die übrigen Umstände verschlimmert worden wäre. Die ausgestandenen Schrecken hatten ihr Gemüth verwirrt und ihr Empfindungssystem überreizt. Die gräßlichsten Phantasieen und Traumbilder quälten ihren Geist, unter dessen Spannungen der Körper erliegen mußte. Immer wähnte sie sich dann von den, gegen sie anleckenden, Flammen umgeben; die Schmerzen in ihrem Arm hielt sie für die Wirkung des sie ergreifenden Feuers, und riß sich dann mit angstvollem Geschrei empor, um den glühenden Zeugen zu entfliehen. Sie kannte dann niemand, sah ihren Robert wohl gar für das Haupt der Braminen an, und es hielt sehr schwer, sie zu besänftigen. Unter solchen Umständen nahm das Wundfieber furchtbar zu und ward bald höchst erschöpfend und bedenklich. — In den lichten Zwischenräumen war sie die Güte und Sanftheit selbst, und pries sich dann höchst glücklich, daß es ihr vergönnt sey, in Freundesarmen sanft und still ihr Leben zu beschließen, anstatt im gräßlichen Flammentode zu verzweifeln. Dann versanken ihre Geliebten in den herzschmelzendsten

Jammer. Kein Auge blieb trocken, und selbst Don Pablo und seine hartnaturten Gefährten mußten sich wegwenden, um nicht in laute Aeußerungen des Schmerzes auszubrechen.

Robert wollte durchaus einen Arzt aus der nächsten englischen Niederlassung herbeigeschafft wissen. Aber der Schwierigkeit und der Gefahr der Entdeckung, der sie sich aussetzten, zu geschweigen, mußten sie auch fürchten, Don Pablo zu beleidigen, in dessen Händen ihr Schicksal lag. So blieb den Unglücklichen nichts übrig, als eine Hoffnung, die mit jedem Augenblicke schwächer wurde, und bald ganz dahin schwinden mußte. Don Pablo kündigte dem trostlosen Robert an, daß Gulbinda nicht zu retten sey. „Ich habe," sprach er, „den Tod oft genug zu Wasser und zu Lande gesehen, aber nie noch hat er mich weicher gemacht. Glauben Sie mir, wäre irgend eine Rettung möglich, ich holte ihr selbst den Arzt, und sollte ich ihm meinen Kopf als Kurlohn bieten; aber bei dieser Erschöpfung und Gesunkenheit der Naturkräfte ist menschliche Hülfe umsonst. Vertrauen Sie auf Gott und unterwerfen sich dem Schicksal."

Mit diesen Worten zerdrückte er eine dicke Thräne in seinem Auge, und Robert wankte, von dem Ausspruch fast vernichtet, an Williams Busen, um dort wenigstens so viel Kraft zu sammeln, vor Gulbinda erscheinen zu können.

Diese hatte jetzt der hellen, lichten, besonnenen Augenblicke immer mehr und mehr. Die Schrekken des Todes, die sie so sehr in der Einbildung gequält hatten, wichen von ihrem Lager, als der

Tod ihm nun wirklich nahe trat; aber in eben dem Grade, als sie ruhiger wurde, ward sie auch schwächer, und es war an ihrer nahen Auflösung nicht mehr zu zweifeln. Sie verlangte jetzt von Robert die Taufe der Christen zu erhalten, um sich ihm in jener Welt zu verbinden, da es ihr in dieser versagt war. Es war eine rührende Handlung, und man konnte es in Wahrheit eine Taufe zum ewigen Leben nennen; denn wenige Stunden nachher ging sie, freundlich lächelnd, zu diesem ein, in der Ueberzeugung, das Antlitz eines liebenden Gottes zu schauen, wie er auch heißen möge.

Liddys Kraft, mit der sie sich in der höchsten Anstrengung zum Dienste der Freundin aufrecht erhalten, und ihrem Geliebten den Schmerz, der schon lange in ihrer Brust zehrte, geflissentlich verborgen hatte, brach mit Gulbindas letztem Athemzuge zusammen. Eine tödliche Mattigkeit legte sich auf ihre Glieder, und nichts war im Stande, das sinkende Leben aufzuhalten. Der Keim der Zerstörung, den sie in sich trug, und der sonst ihre Hülle vielleicht etwas langsamer zernagt hätte, entwickelte sich schneller, als ihm der von Schmerz aufgelöste Geist keinen Widerstand mehr entgegensetzte. Das war alles. Unterlegen hätte ihm der zarte Körperbau doch in Kurzem. Das fühlte und wußte sie, und suchte ihre Freunde zu trösten.

Der verzweifelnde William wollte sie nun auf jede Gefahr nach Madras zurückbringen. Aber sie weigerte sich dessen standhaft; auch war es augenscheinlich, daß sie die Reise nicht aushalten

konnte. Eben so standhaft verweigerte sie es, einen Arzt anzunehmen, den man aus einer anderen englischen Niederlassung holen wollte.

„Meine Tage sind gezählt, sprach sie, und ich fühle die letzten Tropfen meines Lebens mit einem stillen, freudigen Gefühl verrinnen, wie es mich nur in den glücklichsten Jahren meiner Jugend durchströmte. Das Schicksal bewahrt mich vor einem Fehltritte, der vielleicht verzeihlich gewesen wäre, aber doch die Reinheit meines Selbstbewußtseyns befleckt hätte. Jetzt geh' ich in eine Welt, wo Liebe kein Verbrechen ist, und wo ich euch gläubig erwarte. — Führen Sie, guter William, an einer andern, treu liebenden Hand das wahre Glück in Ihre Hütte. Im Himmel wohnt keine Eifersucht, und ich werde Sie nichts destoweniger mit aller Innigkeit der ersten Liebe empfangen."

William barg sein Antlitz auf ihren fieberheißen, zitternden Händen. Er wagte es nicht, vor dieser himmlischen Seele, den thörichten, irdischen Schmerz zu zeigen, der sein Inneres zerriß.

So ward sie von Tage zu Tage, von Stunde zu Stunde schwächer, ohne daß eine Klage über ihre Lippen glitt. Vielmehr wußte sie selbst, ihren Freunden durch ihre süßen, sinnigen Worte eine Ergebung mitzutheilen, die freilich mit ihren verhallenden Worten auch wieder entfloh. Sie verlangte, daß man Gulbindas Hügel nicht schließe; und als endlich der letzte Augenblick erschien, verschied sie nach kurzem Kampfe, ihrem Geliebten die Hände reichend, mit eben dem him-

melvollen Lächeln, mit welchem ihr ihre Freundin Gulbinda vorangegangen war.

Ein Denkmal von rohen Steinen thürmten Don Pablos Leute und die Fischer der Insel über dem Grabe der zarten Frauen, die so geeignet waren, glücklich zu seyn und glücklich zu machen, eines bessern Erdenlooses werth. Robert und William sanken einander schweigend an ihm in die Arme, denn sie waren sich nun alles in der Welt.

In ihrem Schmerze untergehend wollten sie die Insel nicht verlassen, sondern am Grabe der Geliebten ihr übriges Leben als Einsiedler vertrauren. Aber Pablo, längerer Unthätigkeit überdrüßig, und entschlossen, seinen Freunden auch wider ihren Willen zu dienen, ließ sie mit Gewalt an Bord tragen, und stach eilend in See. Auch fühlten die Unglücklichen später wohl selbst, daß sie so besser ihre Bestimmung als Menschen und den Willen der Seligen erfüllten.

Sie landeten zu Trinconomale auf der Insel Zeylon, wo sie sich dem Gouverneur entdeckten. Dieser, ein edler Mann, nahm Theil an ihrem Schicksal und ehrte ihr Unglück. Weit entfernt, ihrer Reise nach England zu verhindern, beförderte er sie vielmehr; und Don Pablo nahm bald von seinen Freunden wahrhaft gerührten Abschied, indem er ihnen heilig versprach, das Grab der Frauen zu besuchen, und es mit den schönsten Bäumen und Blumen zu schmücken, welche die Insel hervorbringe.

Die Reise nach Europa war ohne bedeutende Vorfälle; wenigstens gingen sie unbeachtet an den in sich gekehrten vorüber.

In England angekommen, wurden sie vermocht, Dienste unter dem Heere zu nehmen, welches in der pyrenäischen Halbinsel kämpfte; weil man ihnen so unter dem größten Getümmel mehr Ruhe zu verschaffen glaubte, als ihnen die größte Einsamkeit gewähren konnte, die sie immer nur mit sich selbst und ihrem Schmerz beschäftigte. Hier halfen sie, nicht ohne Ruhm, eine edle Nation von fremdem Joche befreien, die leider für ihre großen Anstrengungen so schlechten Lohn erndtet.

Ob sie jetzt vielleicht in der neuen Welt wieder für die Freiheit fechten und einst noch am Himmel des kriegerischen Ruhmes als helle Sterne glänzen werden, oder ob sie den Tod gefunden haben, den sie nur als den Weg zur Vereinigung mit den Geliebten betrachteten: davon schwieg mir die Muse. Daß ihnen aber das bessere Loos geworden ist, sagt ihr stumm beredter Blick, der mild unter den Thränen lächelte.

Chr. J. S. Conteſta d. Aelt.

Der Bilderdieb.

Weis es Gott! ich bin ehrlicher Leute ehrliches Kind — habe immer ehrlich mich genährt — zu ehrlicher Gesellschaft mich gehalten — und doch — — ach! daß mir ein Mühlstein an den Hals gehängt und ich ersäuft worden wäre im Meere, da es am tiefsten ist, ehe ich auf so gottlose Gedanken verfallen mußte — ja mußte — das behaupte ich bis zum letzten Hauch meines Lebens. Der Teufel hatte sein Spiel mit mir ehrlichem Menschen — sonst — mein Stand — mein Alter — meine Erziehung — mein Sinn für Recht und Pflicht — meine Umgebungen — kurz alles, was um, an und in mir ist, hätte mich nie so tief sinken lassen, wenn, wie gesagt, der Teufel nicht im Spiele gewesen wäre. —

's ist mir noch, wie ganz unmöglich, — vor mir selbst schäme ich mich, wie ein Bettelsjunge, wenn ich an die unsaubre Geschichte denke — und doch finde ich gerade nur darin einige Beruhi-

gung, daß ich aller Welt sie erzähle — daß ich sie wie den Stein vom Grabe des Herzens wälze, damit mein besseres Ich wieder auferstehe in der Glorie seiner ehrlichen Vorzeit.

So hört denn, ehrliche und verehrliche Schwestern und Brüder, die Geschichte meines Sündenfalles, und nehmt euch daran ein Exempel, auf daß ihr nie, gleich mir, vertrieben werdet aus dem Paradiese des guten Gewissens.

Ich bin — das muß ich nach der bereits gegebenen, ziemlich langen Vorrede, doch noch euch vorreden — ich bin ein glühender, leidenschaftlicher Kunstfreund und schillre so etwas ins Genre der Kunstkenner. — Für einen der Letztern mich auszugeben, wäre anmaßend; denn die ächten sind auch gar zu selten. Desto häufiger aber ist jenes lustige Gesindel, das, ohne Kraft zu eigenen Ansichten, dem Rohre gleich, welches der Wind hin und her webet, immer nur fremde Urtheile beborcht, dann mit solchem gestohlenen Gut vor ein Bild hintritt und nun Lob oder Tadel von sich giebt, wie ein Allerwelt-Dudelsack, auf welchem bald dieser, bald jener pfeift. Nun und so ein erbärmliches Instrument mag ich weder seyn, noch werden. Darum bleibt es dabei: Ich schillre nur etwas ins Genre der Kunstkenner. —

Doch genug der Vorrede und nun zum traurigen Texte. —

Es war an meinem sechsunddreißigsten Geburtstage, als ich die fürstliche Gemälde-Gallerie besuchte welche? erlasse man mir zu gesa-

hen — 's ist ja wohl genug an einem historischen Sündenbekenntnisse — muß es denn auch topographisch seyn. — —

Mit diesem Besuche der Gallerie aber wollte ich mich gleichsam zu meinem Geburtstage anbinden — denn, — allein in der Welt, wie auf dem Felsvorsprunge der Baum, ohne Aeltern und Geschwister, ohne Weib und Kind, ohne Vettern, Muhmen und Pathen — ja sogar — horribile dictu — ohne Geliebte — wer sollte wohl dem trocknen Hagestolzen eine Geburtstagsfreude machen. —

Anbinden also wollte ich mich selbst, und zwar auf die edelste, uneigennützigste und deshalb gewiß seltenste Art. Denn, von allen fünf Sinnen, die doch in der Regel bei Geburtstags-Geschenken, gleich den Windlöchern der Papageno-Pfeife, in Anspruch genommen werden von dem Hauche des Wohlwollens oder der Konvenienz, sollten diesmal nur meine Gesichtsnerven in reizende Thätigkeit kommen.

Ich wollte nämlich Gratulationen nicht hören, die Producte der Koch- und Backkunst nicht riechen und schmecken, den Kuß eines geliebten Mundes nicht fühlen — nein, nur sehen — sehen wollte ich wieder einmal, so recht con amore, im Tempel der Kunst die Werke ihrer Berufenen und Auserwählten.

Um aber mein Selbstangebinde noch deutlicher von der vortheilhaftesten Seite zu beleuchten, darf nicht unerinnert bleiben, daß ich es nicht etwa deshalb wählte, weil es gratis mir zu Dien-

sten stand — mit nichten — der Kunsttempel den ich betreten wollte, hatte ein goldnes Schloß, welches, sonder Zweifel der Sympathie wegen, nur durch einen jener goldnen Schlüssel geöffnet werden konnte, dergleichen man von jeher am besten in Ungarn und Holland fertigte.

Freilich möchte solch ein Instrument eher Dietrich, als Schlüssel heißen; weil Kunsttempel nur dem Hauptschlüssel des Verdienstes und Geschmackes sich öffnen sollten. Indeß jener goldne Schlüssel war bei jenem Kunsttempel eingeführt; und so trat ich denn, mit seiner Hülfe, ich fröhliches Geburtstags-Kind, fröhlich in die heiligen Hallen der Kunst.

Welch ein Genuß! — wie dankte ich bei jedem Schritt und Blicke dem Himmel, daß er mir Sinn für das Schöne und damit den glücklichen Einfall gegeben hatte, mich so, und nicht anders anzubinden.

Nächst dem Himmel aber zollte ich auch Dank und Freude dem Kalender, daß er für diesmal die Fastnacht mit meinem Geburtsfeste zusammengestellt hatte. Denn — nur dadurch gewann ich für meine Pilgerreise im Gebiete des Schönen jene heilige Einsamkeit, welche dem Gemüthe zusagt, wie Indiens Gewürz dem Gaumen.

In der Residenz nämlich ward heute gekocht, gebraten, gesotten, gebacken, geschmort, gedämpft, geplattet, gedudelt, geschneidert, geschniegelt, geputzt — mit einem Worte zugerüstet für den, meist unheiligen Genuß der heiligen Fastnacht —

Gaumen, Kehle und Magen behaupteten an diesem Tage mächtiger, als je, ihre uralten Rechte. Was Wunder, wenn es einsam war in den Hallen der Kunst.

Selbst der Inspektor, übelgelaunt, daß er, statt am Pfannenkuchenfeuer daheim, stehen sollte am Kunstfeuer der Gallerie, marterte mich diesmal nicht lange mit dem Abbeten seines artistischen Rosenkranzes; denn, eben als er mir eine Madonna von Raphael *erklärte*, brachte ihm sein Töchterchen *Isidore*, ein wahres Engelsgesichtchen, einen Teller voll dampfender und duftender Erstlinge dieses heiligen Tages d. h. voll *Pfannkuchen*, und — als gäbe die Glorie der Madonna einen Wiederschein auf sein Antlitz, so ward freundlich der Mann, sah bald *halb* die Madonna mit dem Kindlein, bald ganz sein holdes Kindlein mit dem Teller voll rauchender Dampfmaschinen liebreizend an und begann nun von der Erklärung des Bildes, schnell überzugehen auf *edle* Kunstfreunde, absonderlich *Britten*, die er, im Vertrauen auf ihre Rechtlichkeit, oft ganz allein die Gallerie habe durchwandern lassen, weil sie auf solche Art am besten der Kunstlaune hätten huldigen können — gab mir nicht undeutlich zu verstehen, daß man für solch eine, seiner Instruction freilich zuwider laufende, Begünstigung, auch immer sehr gern *ganz besonders dankbar gewesen wäre* — und legte mir es gleichsam in den Mund, eine ähnliche Begünstigung mir zu erbitten.

Wohl verstand ich das auf seiner Zunge dreimal unterstrichene: ganz besonders — und wohl wußte ich, daß er mir jene Begünstigung diesmal, auch ohne Aussicht auf besondern Dank, gegeben haben würde, weil er — gern ruhig opfern wollte in den Propyläen der heiligen Fastnacht, welche die Pfannkuchenschüssel ihm eröffnete — doch, größeres Heil konnte der gute Mann mir nicht bereiten, als mit jenem, mir wie aus der Seele gesprochenen, Winke. Darum bemerkte ich, entzückt, wie ein Liebender, dem die Schäferstunde geschlagen hat, mit einem gleichfalls auf der Zunge dreimal unterstrichenen: Daß ich zwar kein edler Britte, aber doch ein ehrlicher Deutscher sey, auch für besondre Begünstigungen besondern Dank nie zu vergessen pflege — und so war denn gar bald uns beiden geholfen — ihm zum ruhigen Rauen, mir zum ungestörten Schauen.

Der dicke Mann watschelte schmunzelnd fort mit Backwerk und Tochter, und ich trat mit glühendem Enthusiasmus die einsame Wanderung an. Ach! wie ward mir da der Tempel der Kunst zu einem Ozean von Genuß, auf welchem, ich Glücklicher, mit unaussprechlicher Seligkeit herumschwomm. Küssen hätt' ich sie mögen alle die herrlichen Wellen, die mich umplätscherten; denn eine spielte immer schöner, als die andere, in der Sonne der Kunst, und jede trug einen hochgefeierten Namen, je nachdem sie aus dieser oder jener Weltgegend mir zuwogte.

Solch einen, reinen, seligen Genuß hatte ich nie gehabt — solch einen Geburtstag nie erlebt. So recht im Uebermaße himmlischer Gemüthlichkeit brachte ich mein bischen Kenntniß und Geschmack freudig auf die Kapelle der Kritik, d. h. ich stellte mich bald vor dieses, bald vor jenes Bild — studirte bald da, bald dort — strebte bald in die Höhe, bald in die Tiefe, aufzufassen mit Heishunger den Typus des Schonen, und fragte mich dann, den Katalog in der Tasche, ob Kolorit und Manier richtig mich angesprochen — ob das Werk den Meister verrathen — und — ob ich sey ein Meister im Beurtheilen der Meisterwerke, oder — ein Stumper. —

Bisweilen — ich verhehle es nicht — ward ich roth bis hinter die Ohren, wenn ich, nach selbst gefälltem Urtheile, den Katalog befragte — bisweilen wunderte ich mich blos, weil ich durchaus nicht sehen und finden konnte, was Andere gesehen und gefunden haben wollten — oft aber auch genügte ich mir selbst, und war, bei aller Demuth, in Versuchung, dem bekannten: Anch' io sono pittore! ein: anch' io sono conoscitore! entgegen zu stellen — bei jedem Gemälde aber konnte ich des Wunsches mich nicht enthalten, daß man auf solche Probe stellen möchte jene Kunsttrompeter, die immer und ewig ihre alten Stückchen abblasen, allenfalls auch ein neues lernen, nie aber selbst eins componiren.

Auch machte ich, ein leidenschaftlicher Freund des Kontrastes, und so recht im Uebermuth guter Laune, die, wohl etwas an Selbstgenügsam-

keit grenzende Bemerkung, wie verschieden doch der Genuß in der Welt sey — wie nämlich die ganze Residenz so eben nur Sinn habe für Speise und Trank, für Maskerade und Ball, während ich einsam durchpilgerte die Kunstauen der Vorwelt, gleich dem ehrwürdigen Barthelemy, der mitten im schwelgenden Paris, an der Hand seines Anacharsis, geistig in Griechenland lebte. Dachte ich nun vollends unter einem Dache den dicken Gallerie-Inspector und mich den dünnen Kunstfreund — jenen schmunzelnd vor der fetten Schüssel, mich gemüthlich schauend vor den herrlichen Gemälden — da konnte ich mich auf einmal nicht enthalten, laut aufzulachen, daß es wiedertönte in den weiten Gemächern und in Anspruch nahm die Ohren des Mannes, der eben recht geschäftlich dem Geschmacke, aber freilich nicht im Gebiete des Schönen, sondern des Gaumens huldigte.

Mein Lachen hatte nämlich den Inspektor in Allarm gesetzt. Meinend, ich habe Gesellschaft, da er doch allein mich wußte, trippelte er ängstlich mit vollen Backen herbei und — fand mich, zu seiner nicht geringen Verwunderung, einsam, wie er mich verlassen hatte, stehend und staunend vor einem Gemälde, das, nach wahrem und eingebildeten Werthe, zu den vorzüglichsten der Gallerie gehörte; denn es war gewiß von einem der ersten Meister, welchen zu errathen ich mir so eben aufgegeben hatte, stellte dar eine Scene, die mit magischer Gewalt mich ergriff, und war gefaßt in einen Rahmen von guten Steinen,

der, unter Juden und Brüdern, leicht über tausend Thaler werth seyn konnte.

Der Rahmen blendete — das Bild reizte — der Erklärer ärgerte mich — denn solch Unglück hatt' ich mir durch mein lautes Lachen zugezogen, daß der, wahrscheinlich nun Pfannkuchen-satte Inspektor begann, über das Bild zu predigen, mit einer Salbung, die mich in Schlummer gesalbt haben würde, hätte ich nicht beide Ohren ihr zu — Augen und Herz aufgeschlossen dem wunderschönen Gemälde.

Ach! aber bei diesem gemüthlichen Anschauen — gütiger Himmel! oder vielmehr — verfluchter Satanas! — welch ein Gedanke, von dir nur erzeugt, fuhr, dem höllischen Blitze gleich, durch meine unschuldige Seele — nicht blos *sehen* — *besitzen* wollt' ich auf einmal das himmlische Bild — und zwar — Gott weiß es! nicht des Rahmens wegen — der kam gar nicht in Anschlag — nein — das *Gemälde* allein war es, welches mit so unwiderstehlicher Gewalt mich fesselte, daß ich, wie durch Zauberei, auf einmal

Verlor den Pfad im heilgen Land
Des Rechts und auch — nicht wiederfand —
Denn, während von des Bildes Zauber,
Salbadernd, der Inspektor sprach,
Mir in geheim ein böser, schwarzer Tauber,
Der *Satan*, also in den Ohren lag:

„Das Bild gefällt dir — kannst du's leugnen —
Du sehnst dich — ginas nur leichtlich an —
Solch Kleinod dir im Stillen zuzueignen —

Was zauderſt du — wohlan!
Schick' den Inſpektor fort — dann raſch zu Werke!
Ich ſchenk' dir Kraft und Stärke."

Das klang mir, ha! ſo gräulich in die Ohren —
„„Verruchter! pere dich von mir!
Ein Kind des Lichts bin ich geboren —
Ein Kind der Finſterniß wird ich, gehorch' ich dir —
An mir iſt deine Kunſt verloren —
Der ſelgen, führt zur Höllenpein —
Ich mag dein Junger nimmer ſeyn."" —

„Du biſt ein Thor! — Dich plagen leere Zweifel" —
„„Und du biſt Beelzebub, der oberſte der Teufel!""

„Gar recht — doch, wer mit mir es hält,
Der kommt am weiſſen in der Welt —
Merk' auf! — 's iſt nicht gelehrter Plunder,
Was ich dir ſagen will —
Was gilt's, verachſt du mir ſie nicht,
Du nimmſt — alſo zerdelteſt du Homafeim,
Das hehre Bild mit Freudigkeit herunter
Und — trägſt es ruhig heim" —

„Im Reich der Kunſt, mit Geiſt und mit Geſchmack,
Das Höchſte und das Schönſte wählen —
Heißt denn das ſtehlen?
Das iſt nur ſo ein Schabernack —
Hat Einer lang' am Bilde ſich ergötzt,
Iſt's billig, daß es nun auch Andre ſetzt,
Ob's in des Fürſten Gallerie —
Ob es in deinem Zimmer hänge —

Das iſt ja eitel Phantaſie —
Und, nimmt man es auch noch ſo ſtrenge,
Sag mir: Gehört die Kunſt nur Fürſten an —
In ihrem Reiche iſt Regent und Unterthan
Von gleichem Range, gleichem Werth —
Darauf nur kommt es an, wer ſie am meiſten
ehrt — —
Zudem — der Fürſt gab für das herrliche Gemälde —
Nicht einen Deut — ſein Ahnherr ſchaffe' es
an —
Und was hat Großes der damit gethan — —
Auch nicht ſo viel, daß er das Geld nur zählte —
Er wies es bei der Kammer an —
Verdient — erworben hat's der Unter-
than —
Selbſt deine längſt vermoderten Verwandten,
Die wohl des Geldes Werth, doch nicht der
Kunſt erkannten,
Sie gaben ja ihr Scherflein auch dazu —
Drum, Schüchterner! was zauderſt du —
Was willſt du dich noch ſchamen,
Das Bild herab zu nehmen." —

So Satanas — ein Trümmer ſtand ich da,
Nicht wiſſend, ſollt' ich wohl nein oder ja
Zu ſolcher Teufelsrede ſagen — —
Ja wohl am Ende gar den Dieb'sgriff wagen —

„Trägſt du Bedenken noch — fuhr Satan fort —
Kleinmüthiger! hör' noch ein Wort!
Sieh! dieſen ungeheuren Saal —
Er faßt zu Tauſenden Gemälde groß und klein —

Der Kunstfreund aber müßte wohl von Stahl
Und Erz, oder — gar ein Teufel seyn —
Ein Teufel zum Verlaugen,
Der bei den Griff nach einem einz'gen Stück
Zum Verwurf wollte machen —
Steht er damit nur Eines Menschen Glück? —
Wird man deshalb ihm fluchen? —
Wie — steckt die Staatsmaschine' in ihren Fugen,
Wenn hier — wo Bild an Bild sich drangt —
Dies kleine Bild nicht hängt." — —

Der Satan schwieg — ich — war wie abgebrühet —
Stirn — Wangen — Hände — Alles glühet'
In mir vor Angst und Lust zugleich —
Eben will — der beste aller guten Christen —
Ich ihm, dem teuflischen Sophisten,
Ein donnerndes: Fluch, Satan! fluch!
Mit aller Kraft der Lunge
Entgegnen — ha! da stirbt es auf der Zunge
Der Ehrlichkeit gewichtig Wort.

Der Teufel merkt's — beschielt mich lächelnd —
Und — meiner Hitze Kühlung fächelnd —
Fährt er im Fluß der Rede fort:

„Machst du's nur klug, wer wird es je entdecken,
Daß du der neue Herr des Bildes bist? —
Der Titel: Dieb — wird dich doch wohl nicht schrecken —
Hm! deshalb wirst, im rechten Licht betrachtet,
Wohl gar noch hoch geachtet.
Der hat der Kunst hochheil'gen Trieb —
Dem ist ein Bild mehr, als die Ehre lieb —

Wahrhaftig! kein gemeiner Dieb —
Was gilt's, so spricht man, und — du bist ein Engel
Noch gegen andre Galgenschwengel.

Hier abermals der Teufel schwieg — sein Wort —
Ach! Gott verzeih mir's hier und dort!
Fing nun fast an, mir einzuleuchten —
Doch war mir's immer noch, als reichten
Mir Wekatz *) und Konsorten frech die Hand,
Und hießen mich — mich Ehrlichen und Frommen —
In ihrem Reich willkommen. —

Das mochte wohl der Satanas bemerken —
Drum suchte jetzt das Ungethum
Im Glauben und Vertraun zu ihm
Mich furder also zu bestärken:

„Gelegt, du nimmst das Bildchen nicht,
Wird's denn hier ewig bleiben —

---

*) Dieser stahl 1788 in der Dresdner Gemälde-Gallerie die heil. Magdalena von Correggio nebst einigen andern Gemälden von van der Werft und Seybold; doch nicht aus Kunst- sondern aus Raubsinn. Denn ihn lockte der silberne, mit guten Steinen besetzte, Rahmen der heil. Magdalena. Die andern Bilder nahm er nur mit, weil sie ihm gerade zur Hand waren. Doch wurden so arge Anstalten getroffen, daß der Kunstdieb wieder in die Gallerie, der Dieb aber ins Zuchthaus kam.

Beim Schwefelpfuhl! Du wärst der dümmste Wicht,
Wollt'st du dies glauben —
Gemälde sind bedingt durch Raum und Zeit —
Und also Kinder der Vergänglichkeit —
Krieg — Laune — Geldbedarf und Zufall haben
Manch Kunstwerk schon begraben —
Frag die Geschichte nur — sie giebt die bittre Lehre:
Nichts sey, was nicht die Zeit zerstöre —
Der Kunstwelt Herrlichkeit in Rom und in Athen,
Was ist davon geblieben? —
Ach! wie vom Abendrot ein blasser Schimmer,
Fragmente nur und Trümmer,
Die endlich ganz im Zeitstrom untergehn —
Und du — du fragst Bedenken noch,
Zu nehmen, was am Ende doch
Der Zeiten Strom in seinen Strudel nimmt —
Drum rasch! wenn anders dir im Busen glimmt
Der Kunst hochheiliges Feuer —
Die Leiter fruchtlich an die Wand! —
Du wirst deshalb kein Ungeheuer —
Und dann mit rascher Hand,
Getrost und unbeklommen,
Das Bild herabgenommen!" — —

So sprach der Satan und — verschwand. —

Mir war, als schmort ich auf höllischen Kohlen. Mein Blut kochte. Das Herz schlug, gleich einem Eisenhammer. Die Pulse gingen wie Mühleuwerk. —

Wahrheit oder Täuschung — dacht' ich bei mir selbst — befühlte mir den Unterleib, das Ne-

servoir der Träume, durchlief, kritischen Blicks, den Küchenzettel des gestrigen Tages, ob etwa diese oder jene Speise Fensterladen gesetzt haben könnte vor die Spiegelscheiben der Seele. — Auch vergaß ich nicht Nicolai's Phantasmagorien, die ich nur kürzlich erst gelesen, zurückzurufen in mein herrliches Gedächtniß, und mich zu fragen: ob ich unberühmter Mann etwa, gleich jenem berühmten, im geistig-leiblichen Amphibienstande lebte. — Allein ich mochte mich besehen, befühlen und betrachten, wie ich nur immer wollte, es war nicht anders — ich — ehrlicher Leute ehrliches Kind — ich — der ich von jeher das siebente Gebot, wie ein Chausseehaus betrachtete, welches das Gewissen ungestraft nie umfahren darf — ich — stand jetzt vor dem reizenden Bilde mit dem teuflischen Entschluß, es zu nehmen, wenn es — unbemerkt geschehen könnte.

Dies aber zu können, trachtete ich nun — so viel hatten des Teufels Einflüsterungen gewirkt — ernstlich darnach, den Galerie-Inspektor wieder in seine dampfenden Fastnachts-Propyläen zu verweisen, und bemerkte, nicht ohne heimliches Entzücken, daß der Mann meinen Wünschen zuvorgekommen war; sonder Zweifel, weil er von mir, zu tief im Anschauen des Bildes verloren, auf alle seine Erklärungen und Bemerkungen auch gar keine Antwort mehr erhalten hatte.

Die Sonne warf eben ihre letzten Strahlen durch die gefrornen Galeriefenster, als hielte sie gleichsam die Fackel, zu leuchten meinem Werke

der Finsterniß — Auf der Straße gab's Mardiaras-Lärmen — heilige Stille waltete in den Hallen der Kunst — so ergriff — legt' ich an — erstieg ich die Leiter — nahm es vom Nagel — und aus dem brillantnen Rahmen (denn Gott sollte mich behüten vor diesem!!!) — und — drückte es an den Busen — das herrliche Bild. — — — So war er denn geschehen der entsetzliche Schritt. — Mein Herz klopfte fast hörbar und schlug, wie der Wetter gegen die bemalte Leinwand — freudig — daß das große Werk begonnen — ängstlich, daß es nicht vollendet war — denn — so lange ich noch wandelte im Tempel der Kunst und nicht im Rukken hatte seine Pforten, war Entdeckung leicht möglich — dann aber Verlust des Bildes und der Ehre mein Loos. —

Zwar hatte ich, ehe ich noch die Diebesleiter hinaufstieg, den Plan, glücklich zu entkommen, nicht übel angelegt. Ich wollte nämlich das Bild einstweilen in einen Winkel stellen, dann beim Inspektor meinen, dort zurückgelassenen, Mantel umhängen, auf einmal die Lorgnette vermissen, in die Gallerie deshalb zurücklaufen, das Bild eilig unter den Mantel nehmen und so, während ich dem Inspektor beim Abschiede meinen besondern Dank in die Hand drückte, mit dem Bilde entschlüpfen. — Allein, wer stand mir dafür, daß auch Alles nach Wunsch und Willen ging. — Ein Anfänger in der Kunst zu stehlen, von zartem Gewissen und hohem Ehrgefühl gleich mächtig be-

stürmt, wie leicht konnt ich sinnlich mich benehmen und so mein eigner Verräther werden. –

Mit solchen Empfindungen, indessen das Bild an mein Herz gedrückt, herabtretend von dem hohen Posten, auf welchen wenigstens die Ehre mich nicht gestellt hatte — fühlte ich mich auf einmal von etwas fest gehalten. Eine lange Untersuchung war — auf der Diebesleiter stehend — natürlich nicht rathsam — ich zog also — und zog — und zog — und — klirr! klirr! da lag auf dem gehobnen Fußboden, die — von meinem ehrlichen Vater ererbte, von mir wie das Auge im Kopfe bisher gehaltene, Repetiruhr, deren Kette an einem Nagel der Leiter hängen geblieben war — daneben aber pumpte das Bild, welches ich armer und neuer Sünder vor Schreck und Angst entschlüpfen ließ. — —

Ach! daß Gott sich erbarme! — Entdeckung und Schande — ihr Wände fallet über mich und ihr Bilder bedecket mich!!! So seufzend und die letzten Stufen der Leiter, gleich einer lateinischen Zeile, überschlürfend, war ich kaum par terre, als ich auch schon den dicken Inspektor keuchen hörte durch die heiligen Hallen der Kunst, zu sehen, was das Klirren und Pumpen bedeute.

Wie fluchte ich jetzt des Mannes Dicke —
Gegeben ihm fürwahr! zu meinem Glücke —
Denn eh er angewatschelt kam
Und mich ins Rigorosum nahm,
Konnt' ich mich, Aermster, doch besinnen,
Was jetzt am klügsten zu beginnen. —

Seyn — oder — nicht seyn — Hamlet —
sprach —
Entfliehn — verstecken — ich ihm nach —
Entfliehn — Was hätt' ich nicht darum gegeben,
Könnt' ich als Geist entschweben —
Doch Flucht, bedingt durch Raum und Zeit,
Lag ganz im Reiche der Unmöglichkeit —
Wollt' ich durchs Fenster auf die Straße springen,
Da wurde man mir bald das Kobertliedchen singen.
Der Weg zur Thüre aber führte mich
Dem keuchenden Inspektor grad' entgegen —
Und wollt ich mich bei dem auch meisterlich
Aufs Leugnen und Verdrehen legen —
Was kam dabei heraus als — Zeugniß gegen
mich —
Denn von dem Scheitel bis zur kleinen Zehe
Schrie's in mir fürchterlich,
Nur ach! und weh!

Verstecken also hieß die zweite Frage.
Auf der Entscheidung Wage,
Verstecken in den ungeheuern Sälen,
Wo alles frei war, winkellos und weit,
Wo man die Sonnenstäubchen konnte zählen —
Auch das lag ganz im Reiche der Unmöglichkeit —
Doch in der Noth, wer mag da lange wählen. —

In einer Ecke an der Wand
Ein heiliger Georg zu Pferde stand,
Gemalt, wie er in seiner rechten Hand
Den Griff der Lanze hält,
Womit dem Drachen er den Kopf zerspellt —
Ein kolossales Bild — nach Raphael kopirt —

Von mir schon oft mit Seligkeit verehrt —
Und jetzt — zum Schutzheil auserkoren —
Darunter trieb die Angst mich Thoren
So schnell, daß ich — ein wahrer dummer Stier —
Uhr und Gemälde liegen ließ —
Mit einer Hast, die mir den Odem nahm,
Umbaut ich mich mit altem Hausgeräthe —
So war ich denn, im Zustand der Blockade,
Gefangen wie die Maus im Bade.

Kaum hatte ich in den Schutz des heiligen Georg mich begeben, da erschien, ordnend und durchäschert, der Inspektor, blieb, als er die erblickte die laut gegen mich zeugenden Corpora delicti, wie verblüfft stehen, betrachtete bald den leeren Rahmen an der Wand, bald das herabgefallene Bild, bald die daneben liegende Uhr — und suchte mit der Doppelbrille natürlich mich — mich überall, all überall — nur — dem Himmel Dank! — nicht im Schutze des heiligen Georg. —

Als er aber nirgends mich sah und hörte, da befiel ihn Angst über Angst. Er lief an die Fenster — keins offen — er schaute nach der Straße — keine Spur von Volksauflauf, den ein Herabgesprungner natürlich veranlaßt haben würde — er watschelte durch alle Säle — vergebens — er rufte mich endlich laut, mit gellender Stimme — keine Antwort. —

Diebes- oder Geisterwesen — eins so bedenklich, als das andre — das mochte dem alten Manne zentnerschwer aufs Herz fallen, denn, er fing an zu zittern, wie Espenlaub, zu weinen,

wie ein Kind zu seufzen, wie ein Gepreßter und — auf einmal zu laufen, wie ein Haase, zum Kunsttempel hinaus, die Thüre zuwerfend, daß der heilige Georg fast ganz aus der Fassung kam, nämlich der hölzernen — die Bilder um ihn her unter einander stürzten, und mir selbst in meiner halb zertrümmerten Festung Hören und Sehen verging. — Ulbricaus schloß der Geängstete nicht nur die Tempelthüre zu, wie sich erwarten ließ, sondern legte sogar, wie ich in meinem Georgianeum deutlich vernahm, Eisenstangen und Anlegeschlösser vor.

Der Tag war indeß vollends gesunken, und in den Gallerie-Sälen nicht viel Helligkeit mehr, als unter meinem Kunstzelte, aus welchem ich, sobald der Inspektor fort war, schüchtern hervortrat, gleich ihm, zitternd, wie Espenlaub — weinend, wie ein Kind — seufzend, wie ein Gepreßter — nur nicht — was ich am liebsten ihm nachgethan hätte — davonlaufend, wie ein Haase, denn — der Tempel war geschlossen, der Götzendiener gefangen. —

Dazu aber packte mich nun noch Gespensterfurcht, die mich von Kindesbeinen an in der Gewalt hatte — die abgeschiednen Seelen aller der Meister, deren hehre Werke mich umgaben, begannen vorzugaukeln meiner erhitzten Phantasie. — Ich hörte bald knistern, bald rauschen, bald säuseln, bald zischen, bald hauchen, bald seufzen, bald rasseln — ich sah Schatten schweben, Gestalten wandeln, Flämmchen schimmern — ich fühlte mich bald berührt von einem Madonnen- bald ge-

zwickt von einem Bataillenmaler — der Meister aber, dessen Bild ich diebisch mir aneignen wollte, stand vor mir mit feurigen Augen und erhobenem Finger. —

Doch, wie mächtig auch die Furcht vor Geistern mich schüttelte, — allmächtig ergriff mich die Furcht vor Menschen — denn, daß der Inspektor Lärmen machen, — daß man kommen werde, zahlreich und gewapnet, den Diebes- oder Geisterspuk zu untersuchen — daß ich entdeckt werden mußte, — eins so natürlich als das andere — Die Folgen aber — rasend hätt' ich werden mögen über meine verzweifelte Lage — zum Teufel, der mich verführt, wünschte ich jetzt jenen unbezwingbaren Kunstsinn, der, nur nach dem Heiligen und Höchsten strebend, in diese Klemme mich gebracht — und doch — was war jetzt gethan mit dem Allen — handeln mußte ich, handeln. —

Darum, als ächtes Kind der Finsternis herumtappend in den unterirdischen Hölen, suchte ich wieder Hülfe beim heiligen Georg — aber — hilf Himmel!

St. Georgen-Höhle, die mir Schutz gegeben.
Ach! für die größte Noth in meinem ganzen Leben,
Wie ich mich auch nur immer dreht' und wand,
Die Rettungskunst ich doch nicht auferfand —
So tappt ich denn der Kreut und Quer,
Mit wahrer Todesangst, umher;
Gerieth aus einem Saale in den andern,
Erwartend jeden Augenblick,

Daß dieſem ſchauerlichen Wandern
Weil eine ganze Heerde
Von Andern Ziel und Ende ſetzen werde —
Fand ich durch Zufall einen Strick,
Ich ſtehe nicht dafür, was ich bedrängter Mann
In ſolcher Noth gethan —

Indem ich ſo, am ganzen Leibe zitternd
Und, ohn' Erfolg, die theure Zeit verplitternd,
Dem Kreiſel gleich, mich drehe,
Und keine Rettung ſehe,
Bläſt mich auf einmal Zukunft an —
Zum Glück hatt' ich ſo viel in der Phyſik gethan,
Den Augenblick aufs Haar zu wiſſen,
Daß da, wo Zukunft ſey,
Auch Oeffnungen correſpondiren müſſen —
Stracks ging mein Odem wieder frei —
Betreff ein Schlupfloch endlich doch zu finden,
Begann ich, nun nach Leibeskräften mich zu drehen und zu
winden
Und langte ſo auf meiner dunkeln Bahn
Vor einem offenen Kamine an —
Was ich nun that — ich kluger Mann —
Das hätte wohl ein Dummer auch gethan —
Denn horch! es kamen ſchon die Treppen heran,
Gleich der Alarmtrompete auf dem Ozean,
Und Stimmen-Gewirr und Schlüſſel-Klang
Erfüllt die Aufſehermörder entlang. —

Nun war es nicht Zeit mehr zu Grillen und Gleſ
ſen —
Ich ſtand, wie nur ſiedendem Waſſer begoſſen —

Frisch Vogel, oder stirb! Selbst Losungswort im Pariser

Schlüpft ich in den Kamin
Und, wie unmöglich auch die Fahrt mir schien,
Trat ich sie doch getrosten Muthes an,
Und kroch den Schornstein, ach! mit tausend Schmerzen,
Per aspera ad astra schnell hinan. —

Die Fahrt ging gut — der Weg war nicht zu fehlen —
Und Freiheit — Freiheit winkt' am Ziel —
Doch ist wohl an den Fingern abzuzählen,
Daß ich auf der Chaussee nur eben nicht gefiel —
Indeß — die Philosophen sagen:
Was nicht zu ändern, muß man tragen.
Und bessern, Trost von Salomo bis Kant,
Kein Philosoph erfand —
So fuhr ich kraftvoll denn und meisterlich,
Daß immer unter mir der Planizrus wich —
Als stieg ich auf der Jacobsleiter
Getrost im Kindenschachte weiter
Bis ich — welch schwarzer Segen! einen Absatz fand,
Der eine Elle mit der andern band. —

Ach! schwang ich mich auf diese Bindewand
Und ward, fast wohlgemuth und heiter,
Wie man nun so, zu mancher Frist,
Oft wider Laun' und Urlaub ist,
Zum Feuereffen-Reiter —
Doch, so erhaben auch mein Standpunkt war,
Wie mocht ich wohl die drohende Gefahr
Der Unterwelt vergessen?!
Zu ihr — das war leicht zu ermessen —

Wenn' ich mit Haut und Haar
Nicht ein lemurischer Gedanken werden —
Und möcht' ich noch so ungestüm mich geberden —
Zur Unterwelt muß ich zurück —
Denn, ging auch noch so hoch mein dunkler Lauf —
Der Himmel nahm mich doch nicht auf;
Dort blinkte mir kein Stern,
Und, während ich so aufwärts schaue,
Und Plan auf Plan in meiner Rettung baue —
Guckt aus dem blauen Sternenzelt
Gerad' in meine finstre Welt
Der Abendstern — sein milder Strahl,
Der mich so oft erquickte,
Jetzt meint' er meine Qual.
Denn, als ich ihn erblickte,
Faßt ich mir auch mit Heldenmut
Wie glücklich ich, in seinem Schein,
Als Erdenmann wohl könnte sein,
Hat mir der Bösewicht nicht ein —
Doch der Gedanken kühner Lauf
Hielt mich ein bös' Ereignis auf —

Horch! aus der Unterwelt geheimnisvollen Tiefen
Erhebt's durch den rechten Eisengang
Mir furchterlich ins Ohr,
Als ob mich hundert Stimmen riefen —
Und aus der linken Ecke tönt Gesang,
Als walle dort ein Sirenen-Chor —

Ich horche rechts — und — fange an zu beben —
Ich horche links — ach! und mein junges Leben
Hätt' ich zur Hölle gleich darum gegeben,

Saat' mir ein freundlicher Sylphide' ins Ohr,
Aus welchem Göttermund die Himmelstöne schweben. —

Doch, zu des Räthsels Lösung bedurft es keines Sylphiden, — ich selbst, nachdem ich mich rechts von Schreck, links von Freude erholt hatte, konnte mir es lösen. Die Seiten-Esse zur Linken nämlich führte in die Küche des Galerie-Inspektors, — die Seraphinen-Stimme aber gehörte Isidoren, seiner Tochter, einem wahren Götterkinde, das ich, seitdem ich es, bei meinem ersten Besuche der Galerie gesehen, nicht aus Kopf und Herzen gebracht hatte — ja welches sogar vielleicht — denn diplomatisch genau lassen dergleichen Dinge sich doch nicht angeben — die dunkle Ursache war, weshalb ich, gerade am Jahrmarktstage, wo alles zum Narren der Freude wird, die einsamen und eiskalten Gemächer der Kunst besuchte, um — wohl gar zum verliebten Narren zu werden.

Da saß ich nun, schwebend zwischen Himmel und Heerd und Himmel und Kamin, wie Herkules am Scheidewege und überdachte so, mit Schaudern und Entsetzen, meine kritische Lage — denn mochte ich nun die schwarze Chaussee rechts oder links wählen — im schlechten Lichte — das war keine Frage — mußte ich immer erscheinen — als Dieb oder Teufel —

Dieb — — ach! und nicht blos Titular- — das Wort zermalmte mich — lieber der Teufel hätt' ich seyn mögen — Ja, bei meiner Ehre!

Lenkt in solcher Seelen-Qualen —
Ließ ein Gott mir freie Wahl
Zwischen Schwanz und Pferdefuß
Und — des schönsten Mädchens Kuß —
Nicht dem Augenblick in Zweifel,
Wandelt' ich mich rasch zum Teufel,
Denn, in seiner Truggestalt,
Und von Schwefeldunst umwallt,
Konnte kühn herab ich fliegen,
Durft' im Saale nur mich zeigen,
Und — der Galerie-Inspektor,
Angstvoll seiner unbewußt,
Schlug das Kreuz an Stirn und Brust,
Sah vor'm schwarzen Kunstprotektor
Ehrfurchtsvoll die Mütze ab —
Selbst der Schwarm, der ihn umgab,
Benahm sich demuthsvoll gern
Vor der Hölle Obermeister
Brüllte: Alle gute Geister
Loben Gott den Herrn —
Wie verblüfft stand alles da —
„Soli Deo gloria!" —
Donnerte der Bilderdieb —
Und — als ob ein Sturm ihn trieb —
Flog er lachend mit heiterm Sinn,
Mitten durch die Teufel hin.

Doch das waren und blieben — fromme Wünsche freilich nicht — aber eitle — denn wer Teufel sollte mit Teufelsgewalt mich bekleiden? —

Indeß kümmerten mich jene eitlen Wünsche in diesem Augenblick nicht allzusehr, denn — Is-

dore sang eben: Wenn mir dein Auge strahlet ꝛc. — und — wohlgefälliger kann wohl schwerlich der Fürst in der Oper-Tribüne, auf Sammet sitzend und sich sonnend, dem welschen Trillerschlag horchen, als ich auf meinem hart gesattelten Pferde, gelehnt an Polster von Glanzzeug, die Töne gleichsam einsaugte, welche aus Zudorens Kehle zu mir emporstiegen, indeß meine Augen zärtlich dem Stern der Liebe über der Feuergasse sich zuwendeten. Der Elefantflügel rechts war für mich jetzt so gut, wie nicht vorhanden; die Männerstimmen aber, die da unten mauschelten, schlugen nur dann und wann, gleich einzelnen Buchweckern, an mein bezaubertes Herz.

Doch gerechter Himmel! wie schnell ward ich entzaubert! wie so ganz verging mir Hören nach unten und Sehen nach oben, als auf einmal — Feuer unter mir prasselte und in dicken Rauchwolken zu mir heraufstiegen die zermalmenden Worte: Warte Spitzbube! Dich wollen wir räuchern. —

Man hatte nämlich mein Schlupfloch, den Kamin, entdeckt — calculirte sehr richtig, daß ich, noch dazu im Finstern, nicht wie eine Katze von Dach zu Dach springen könne und hoffte nun so, durch Rauch den Vogel zu fangen, bei welchem die alte Bauernregel: Salz auf die Flügel zu streuen, — nicht füglich sich anwenden ließ. Fast erstickend vor Rauch, war nun meine Lage freilich nicht die angenehmste, aber noch immer nicht zum Verzweifeln; denn — wie es Menschen giebt, die, wenn sie auch einen Lungenflü-

gel bereits ausgeworfen haben, doch immer noch mit dem andern den Oden des Lebens schöpfen: so jetzt auch ich, rücksichtlich der beiden Schornsteinflügel — vertrieben aus dem rechten fuhr ich nun in den dem linken ein paar Ellen tief hinab, stemmte und klemmte mich hier fest, und — vergessen war bald wieder alle Angst und Noth über den himmlischen Gesang Isidorens.

Gemüthlich, wie im Konzertsaale, horcht' ich abermals den Seraphinentönen zu, welche aber im Augenblick verhallten, als eine bejahrte Stimme da unten mitten in die Engels-Melodieen die entsetzlichen Worte kreischte: Isidore! koch Thee! der Vater ist krank vor Angst über den verdammten Bilderdieb. —

Bilderdieb — der Titel ging mir durch Mark und Bein, doch noch tiefer, ja bis in den Herzbeutel, der furchtbare Küchenbefehl — denn, daß dieser aus dem unholden Munde der Ehehälfte des Inspektors kam und von der gehorsamen Tochter schnell befolgt werden würde, war keine Frage — eine desto bedenklichere aber die: Wohin ich fliehen sollte, wenn auch aus der linken Esse Rauchsäulen zu mir emporstiegen.

Doch der Zeitraum zwischen mütterlichem Befehl und kindlichem Gehorsam dauerte nicht so lange, als ich davon schreibe — da prasselte schon Feuer auch unter dem linken Essenflügel, und ich sann nun, mochte ich die schwarze Chaussee rechts oder links einschlagen, in der unvermeid-

lichen Gefahr, als Brandopfer zu sterben, zwischen Himmel und Erde. —

Verzweifelter konnte Napoleons Lage schwerlich seyn in den Ebenen Leipzigs, als jetzt die meinige — denn dem großen Kaiser blieb, unter dem Kreuzfeuer der Alliirten, doch der Rückzug offen — mir aber dem kleinen Bilderdiebe war auch dieser abgeschnitten.

Zwar konnte ich noch gerade in die Höhe fahren und so die feurigen Erwartungen meiner Verfolger wohl täuschen. Auch schien mich das Horazische: Nil mortalibus arduum gleichsam dazu einzuladen. Allein der Nachsatz: Coelum ipsum petimus stultitia belehrte mich bald eines Bessern — denn was war auf der schwarzen Chaussee gerad aus zu erlangen — der Himmel warlich nicht — höchstens das Dach — Trieb ich mich aber darauf herum, und bemerkte man mich dort, wie leicht zu erachten, von der Straße, so konnte ich herunter geschossen werden, wie ein Sperling.

Doch meine Noth ward so übergroß nicht, als ich mir im ersten Augenblick des mütterlichen Befehls einbildete — denn, niedlich, wie das Mädchen, war auch das Feuerchen, welches ihr niedliches Händchen anzündete — so niedlich, daß der weiland Frankfurter Kaiser-Wahl-Ochse sich kaum die Schwanzspitze daran versengt haben würde. — Ließen sich aber endlich auch die niedlichsten Rauchwolken nicht mehr aushalten, und ich sollte und mußte herabfahren, so umlauerte doch den Heerd wenigstens nicht der heillose Schwarm schimpf-, stoß- und schlagfertiger Hä-

scher, welche den Kamin umlagerten — Isidore — das war keine Frage — hielt mich, im ersten Schreck, für den leibhaften Gott sey bei uns! und — ich entschlupfte so, eh noch ihr Angstgeschrei die Mutter herbeirief. —

Zudem ging ich gerade als Elegant, schwarz gekleidet, von Fuß bis zum Kopf. — Schwärzte ich nun in Eil noch Gesicht und Hände, wozu ein guter Grund durch meine Reise auf der schwarzen Chaussee bereits gelegt, Vollendungsstoff aber upig vorhanden war, so galt ich bei Isidoren für den Teufel — das war keine Frage. —

Der Himmel selbst schien meine schwarze Reise zu begünstigen, denn er hatte den Abendstern über mir in Wolken gehüllt, aus welchen ein Riegenauß herabstürzte, wie einst zu Noä Zeiten, als die Fenster des Himmels sich öffneten, zu ersäufen die sündige Welt.

Das war mir nun zwar höchst erwünscht, steigerte aber für den Augenblick meine Noth aufs Aeußerste,

Denn, als bald Kohl' um Kohle zischt,
Und Feuerchen fast ganz verlischt,
Legt Isidore Spahn um Spahn,
Den Reuen zu bewinden,
Zum wahren Scheiterhaufen an
Und hört nicht auf zu singen:

„Quält auch dein Herz
Der Liebe Schmerz,
Im Gram es nicht vergehe.

Das Mädchen denkt,
Der Himmel lenkt,
Schickt Troſtung aus der Höhe.
Drum ſteht mein Wort erhabner Sinn
Auch immer nur nach oben hin."

Nach oben — göttliches Mädchen — nach oben — mein Sinn ſteht eben nach unten — ſo werden wir einander ja wohl begegnen auf den finſtern Wegen des Lebens — Damit — denn der Dampf von den halberſtickenden Flammen wollte mich ſchier faſt erſticken in dem Glanzrußgehäuſe — damit fuhr ich ſeufzend: Glück unter! herab auf den Heerd, wie der Donner in die Töpfe und — —

„Jeſu Maria! erbarme dich mein — Mutter! der Teufel!" —

„„Engel! nein, nein —
Ein armer Bedrängter — erbarme dich ſein.""

So wollt ich ſanft den Mund ihr ſchließen
Und, angſtvoll bittend ihr zu Füßen,
Beweiſen durch die That,
Ich ſey der Teufel nicht — nur Teufels Surrogat —
Doch Iſidor' entwand
Sich kraftvoll meiner Hand
Und ſchrie: „Ach Jeſu Maria, erbarme dich mein —
Mutter! der Teufel!" — ich aber: „„Nein, nein —
Ein armer Bedrängter — erbarme dich ſein!"" — —

Was Wunder! wenn solch ein Doppelgesang
In die Ohren der horchenden Mutter drang —
Sie stürzte herbei
Mit Zetergeschrei
Jesu! Maria! ach! Hebe mir bei!

Jetzt aber war's nicht Zeit, auch dieser zu erklären,

Daß hier nicht Spiegelfechterei
Der Hell' im Spiele sey —
Nur zwei Minuten durft es währen
Solch Zeter-, Angst und Mordgeschrei,
So stürzt die Manner-Schaar herbei,
Und dann — hatt' ich, mein Unglück zu befordern,
Die große Höllenfarth gethan —
Drum — ohne diplomatisch zu erörtern,
Was ich doch nicht beweisen kann,
Such' ich nun, wo der Zimmermann
Das Loch gelassen hat — doch Himmel!
Gerufen durch der Weiber Schrei'n,
Stürzt, ha! mit gräßlichem Getummel,
Der Männer Schaar zur Kuchenthür' herein —
Und haut — auf mein um Hülfe Schrei'n
Nicht achtend — weh mir Armen!
Auf mich so wüthend ein —
's mußt' einen Stein erbarmen —
Der eine bläut mir das den Rücken —
Der andre stößt mich vor die Brust —
Der dritte packt mit wilder Lust
Mich bei der Gurgel zum Ersticken —
Der vierte giebt mir Hieb auf Hieb
Und brüllt: Verfluchter Bilderdieb!

Der fünfte packt mich bei der Nase —
Das war mir doch nun außerm Spaße —
Verdammtes Pack! — damit ermannt' ich mich —
Quos ego — — und — mein Traumbild wich.

Mein Traumbild — — also Traum nur — nichts, als Traum —
Das heißt doch in der That den Scherz zu weit getrieben —
Denn würde also jeder Traum beschrieben
Und auch gedruckt — dann hätte kaum
Die Erde für solch Traumwerk Raum. —

Sehr wahr! — doch einmal ist nicht immer —
Drum setzt Ihr, trug solch Dichter-Spiel
Nur wenigstens der Wahrheit Schimmer —
Doch wohl dem Zorne Maas und Ziel? —

Zudem — und wohl der stärkste Grund von allen —
Was anders ist das Leben, als — ein Traum,
Von dem Ihr erst erwacht, wenn durch des Grabes Hallen
Euch glänzt der Morgenröthe goldner Saum
Aus jenem Land, wo nur Verklärte wallen —
Drum, Träumer selbst! laßt Ihr doch wohl den Scherz
Vom düstern Traum, der ängstigte des Sängers Herz,
Gemüthlich Euch gefallen??? — — —

Richard Roos.

Die Wahl.

Eine Erzählung.

Es waren eben wieder fremde Kriegsvölker in die Hauptstadt eingerückt; Fräulein Helmine kam, erhitzt und odemlos, nach Hause, warf eine Rolle Sammt auf den Arbeitstisch, sich selbst erschöpft in den Stuhl und sagte zu der befremdeten Mutter —

Der verwünschte Krieg und die rohen, abscheulichen Menschen! auf offener Straße fielen sie mich an. Der Eine griff nach mir, der Andere nach dem Paket; zum Glück aber folgte mir der gute Sekretair, der wie ein Löwe über sie herstürzte und beide zu Boden warf. Nun lief ich spornstreichs davon, und er folgte mir, unangefochten. Ein solcher Mann ist Goldes werth!

Die Mutter ging zum Schrank; sie sprach — Du armes Kind! und gab ihr [illegible]. Aber wer ist denn der goldne Schlaukopf?

T. Herr Müller, der vor vierzehn Tagen das leer stehende Quartier im vierten Stock bezog. Wir sind doch beide, wie bekehrt —

M. Warum nicht gar? Wie soll ich das verstehen?

T. Ueberall treffen wir zufällig aufeinander. Trete ich aus dem Vorhause, so kommt er eben die Treppe herab; kehre ich heim, so geht er aus; wende ich mich auf der Straße um eine Ecke, so ist fast Tausend gegen Eins zu wetten, daß er, von jener Seite her, mir begegnet.

M. Ei, der läuft dir offenbar zu Gefallen, und, das verbitte ich mir!

T. Bewahre Gott! es macht sich so!

M. Absichtlich, ja! Lehre du mich nicht die Männer kennen. Und hat dich auch wohl angeredet?

T. Nur auf der Treppe einige Mal.

M. So ein zudringlicher Mensch!

T. O, der ist ehrbar, wie eine Jungfer. Er ward ja immer fast noch röther, als ich selbst.

M. Nun, und was sagt er denn?

T. Nichts Bedeutendes — zum Beispiel, daß wir Hausgenossen wären —

M. Der Einfaltspinsel, der! das wissen wir ja längst.

T. Nein, Mütterchen! er ist nicht albern. O, Müller spricht herrlich und hat zudem viel Metall in der Stimme. Man hört ihn nur gern.

M. Ach Gott, mein Hort! du bist verliebt, das leuchtet ein! Helmine flüsterte — Glauben Sie?

Aber ich beschwöre dich! fuhr die Mutter eifernd fort — das ist ein Bruder Lüderlich! Beachte deinen Ruf! deine Abkunft! unsre Armuth und Verlassenheit! Und wäre er auch der beste Mensch: aber mittel- oder brotlos, wohin sollte das Verständniß führen? Zu Kreuz und Leid, mit dem wir ja zur Genüge versehen wurden. Zu Schmach sogar und mich dann zu Grabe! Bedenke das!

T. Er hat sein Brot, Mütterchen!

M. Zusammt dem Salze, ja! Dazu den Wasserkrug.

T. Auch Wein und Braten! Herr Müller ist Sekretair eines steinreichen Grafen Friedland, der sich vor Kurzem in unserer Gegend ein prächtiges Gut kaufte, das er künftig bewohnen wird. Er gilt zudem für des Grafen rechte Hand, hat jährlich tausend Thaler Gehalt und soll ein Ausbund von Rechtlichkeit und herrlichen Talenten seyn. Das versichert die Wirthin, eine glaubwürdige Frau.

M. Gesetzt, Herr Müller sey der Engel Gabriel, woran ich zweifeln darf, so bleibt er doch ein Burgerlicher und du hast deine sechzehn Ahnen.

T. Die gäb ich gern, für sechzehn Groschen täglich, hin. Den Mann adlen Kraft und Werth; der Rest ist Flitterstaat.

M. Nur in den Augen einer Verliebten, die sich wegwerfen will.

T. Fromme Liebe erhebt vielmehr, und Sie werden ihm selbst noch geneigt werden.— Mutter! Sey gut! Nun weiß ich endlich auch, was Liebe ist. Ach Gott!

M. Gar nichts weißt du, albernes Mädchen —

T. Als daß ich ihm auch über alles gehe —

M. Ein förmliches Verständniß also? Und in dieser Hand voll Zeit?

T. Wahrlich nicht, Mutter! Aber seine Geberden — was er nur thut und treibt, wenn wir uns aufstoßen, sagt augenscheinlich — Ich liebe dich!

M. Man höre! — und wen hab ich denn, im glücklichsten Falle, zum Schwiegersohn? Einen unbedeutenden Privat-Sekretair Müller! Es ist traurig genug, daß ein Fräulein aus so altem Hause, um das Leben standesmäßig zu fristen, für eine Putzhändlerin arbeiten muß — (die Majorin, deren Gatte im Felde blieb, sah sich nämlich auf den Ertrag dieser Fähigkeit und eine unbedeutende Pension beschränkt.) Es ist beweinenswerth!

Herein! rief jetzt das Fräulein; denn man klopfte.

Die Mutter blinzelte, ohne aufzustehen, den Eintretenden an: es war der eben erwähnte Sekretair, der es für Pflicht hielt, anzufragen, ob

das gnädige Fräulein glücklich zurück gekommen sey und ihm der Schreck nicht geschadet habe? Jene lächelte bitter süß, diese erröthete bis zur Stirn, lobte nochmals den nützlichen Ritterdienst, und alle drei zogen nun zuförderst über die Zuchtlosigkeit der eingerückten Barbaren los und priesen dann die Ausdauer der guten Wittetung, obgleich der Sekretair nicht unbemerkt lassen wollte, daß ein, den Staub löschender, Gewitter-Regen fast zu wünschen sey. Jetzt ward die Mamma von der Aufwärterin, zu ihrem sichtlichen Verdruß, hinaus gerufen; und nun zeigte sich es klar, daß die jungen Hausgenossen jetzt eben nicht zum ersten Mal über das Wetter und andere Stoffe verkehrt hatten; denn Müller faßte plötzlich des Fräuleins Hand und lispelte —

Holdes, süßes, himmlisches Mädchen! mein Herz läßt mich nicht länger zögern; es treibt mich an Ihren heiligen Hausaltar. Ich liebe Sie! und zwar nicht erst seit diesen paar Wochen. Ich wohnte Ihnen früher eine Zeitlang gegenüber; ich war, vom Morgen bis zum Abend, ein stiller Zeuge Ihres Fleißes, Ihrer Häuslichkeit, Ihrer Gebete selbst, und hörte überall die Bestätigung der Tugenden und Vorzüge, die Ihnen mein Vorbegriff aneignete, und das Lob der kindlichen Aufopferung, die Sie zur Stütze dieser guten Mutter macht. — Sie wissen, wer ich bin, wie ich's meine, wie ich stehe. Darf wohl ein solcher Mann um diese Perle freien? Die Gräfinnen von Goldstern und Ehrenburg, meine Gönnerinnen, werden, auf Befragen, für mich zeugen. Entscheiden Sie!

Helminen starb das Wort auf der Zunge. Erglühend sah sie zu dem Veilchenstrauß hinab, den der bewegte Busen ihr entgegen trug. Sie duldete seinen Handkuß, und dieses Händchen erwiederte, unwillkührlich, den Druck der seinigen. Endlich flüsterte das Fräulein kaum vernehmbar —

Ich will die Mutter vorbereiten!

Diese kehrte auch alsbald zurück, blieb aber kalt und einsylbig; er fand es, nach einigen Wechselreden, für schicklich, abzugehen.

Des Mädchens Herz war zu voll, um sich des Ausschüttens zu erwehren, und das Zeugniß der genannten Damen ein Schutz und Trutz, auf den sich pochen ließ. Die Mutter hörte der Eröffnung mit begieriger Andacht zu, und man besprach das Anliegen dieses Mullers noch um Mitternacht: er ging sogar in Minna's Träume über; sie fuhr, um's Morgenroth, aus einem bezaubernden auf, in dem die Trauung schon vollzogen war.

Die gnädige Mamma legte am Morgen ihr einziges Staatskleid an; das Töchterchen that von dem übrigen dazu, was die Mutter zu schmücken vermochte, und diese wartete nun den beiden Gräfinnen auf, um vor allem der Würdigkeit des Freiers und der Wahrheit seiner Angaben gewiß zu werden. Helmine verging indeß beinah vor Bangigkeit und Ungeduld. Die dringende Arbeit ward ihr heute zentnerschwer; bald riß der Fa-

den, bald zerstach sie die Rosenfinger; mußte endlich eine ellenlange Nath wieder auftrennen, und blickte dazwischen, einmal über das andere, nach der Straße, um auf dem Gesichte der heimkehrenden Mutter dem Schicksal ihrer Liebe zu begegnen. Diese aber kam noch immer nicht.

Und wenn Er auch seine Lage in's Schöne gemalt hätte! dachte Minna, und wenn er blutarm wäre, ich nähm' ihn doch und deckte mit meiner Hände Arbeit, wie seither, das Fehlende; denn so ein Mann ist reicher, als aller Welt Schätze; und wie kurz muß ein Fasttag werden, an seiner Brust! Sein Wort, sein Kuß ist Engelspeise! O, lieber, himmlischer Vater, regiere nur das Herz der Gräfinnen, daß sie mir das Häubchen nicht mißgönnen — das bescheidene!

Plötzlich stürzten jetzt die hellen Freudenthränen aus den Augen der Beterin, denn die Mutter kam im feierlichen Schritt die Straße herab; sie lächelte wie eine Majestät bei der Huldigung; alle Falten und Fugen, welche des Schicksals rauhe Hand in ihr Gesicht grub, hatte der freundliche Genius des Augenblicks geglättet und verstrichen.

Er ist gut! Er ist mein! jubelte Helmine! gelobt sey Gott, der Allgütige!

Die eintretende Mutter sagte — Mich drükken die Schuh, darum schlich ich so. Trotz aller Noth und Sorge läuft man sichtlich an, und das begreift sich kaum. Der Herr gesegnet mir's.

Nun! fragte Minna lauschend — Nun?

M. Tausend Thaler jährlich, wie du gesagt hast; dazu freie Wohnung auf dem gräflichen Schlosse in Stahlburg, das in meiner Jugendzeit dem sogenannten schwarzen Stolzenberg gehörte, der alles verspielt hat, und dessen Schwestern mit mir tanzen lernten. Die jüngste hatte ein Gewächs am Kinn, einer Kirsche groß, das ihr der selige Leibchirurgus Hähnel unterband: man sieht jetzt keine Spur davon; bei der ältern, die den Hofrath Bensenfeld heirathete, hab' ich Gevatter gestanden. Sie schlafen beide schon im Frieden.

T. Sie waren dort, Mütterchen?

M. Das hörst du ja! Und Stahlburg hat Euer Graf gekauft. Es gehören siebzehn Dörfer zu der Herrschaft; er wird sich dort festsetzen. Müller ist sein Liebling, wie mir die Goldstern sagt: wie ward ich von der aufgenommen! — Herze, liebe Majorin! rief sie: leben Sie denn auch noch hier? Und haben eine bildschöne Tochter von der man lauter Erfreuliches hört. Aber warum ziehen Sie sich, zusammt dem Kinde, so gänzlich von der Welt zurück? O, das ist unrecht, Frauchen: auch um des Fräuleins Willen; das sollte gesehen werden!

Meine Exzellenz, versetzte ich: die bösen Zeiten, die! — ach, uns geht es doch allzu schlimm; und nun übermannte mich die bittere Wehmuth; ich mußte mein Gesetzchen weinen: da brach sie schnell ab und zeigte mir ein Kleid, das eben aus Paris gekommen war. — Das hättest du sehen sollen! Der Grund ist weiß, der Ausputz so und

so — (die schönen Leserinnen wollen sich es denken. —) Der Ausschnitt bis in diese Gegend.

Ei! rief Helmine, und die Gräfin lobte Müllern?

M. Wie ich dir sage, liebe Minna! und nun ging ich in Gottes Namen zur Ehrenburg, die eben noch so formlich, als am Brauttag, ist, doch gütig. Ungemein! Sie küßte mich, das ist schon viel von ihr, und wies mich auf den Ehrenplatz. Dann kam ihr Präsident auf einen Augenblick; der schien erfreut; er nannte mich, denke nur — seine erste Amour und meinte: ich verjünge mich ganz. Aber da gab ich ihm eins an's Bein. Allerdings, sagte ich: wie sollt ich nicht? das macht die reichliche Pension! Er werde sich schämen, dachte ich; aber mein Sportvogel lachte nur. Der Staat, meinte er, sey jetzt selbst eine arme Soldaten-Witwe, mir aber stehe heut oder morgen noch eine glänzende Partie bevor. Damit ging er; und diese Neckerei gab mir Gelegenheit, deiner armlichen, gegen die Gräfin zu gedenken. Freilich, setzte ich, aus Rücksicht auf ihren Stolz, hinzu — freilich ist es betrübend, das einzige, altadelige Kind in bürgerliche Hände kommen zu sehen: aber Noth kennt kein Gebot, und der Mann kann sich vielleicht noch zu Ehren setzen.

Da lachte sie aber, wie vorhin ihr Gemahl, und erwiederte —

Liebe Minna, das kümmere Sie nicht. Jetzt wollen wir nicht danken, wenn noch ein solcher unsre Tochter verlangt. Die Cavaliere purzen

sich ja, in ihrem mal placirten Patriotisme, wie der gemeinste Scharfschütze in den Feind und kommen zu Haufen um; und wo man hinhört, ward ein Mädchen geboren — Dazu der detestable Zeitgeist, der, a force, alle Welt gleich machen will. Die Frau von Krüdener hat Recht: das jüngste Gericht muß in der Nähe seyn.

Ach, warum nicht, Mutterchen! entgegnete Helmine. So lang, als ich und Müller leben, sieht der liebe Gott gewiß noch zu. Ach, wenn er doch käme! —

Mamma erwiederte — Ich sprach ihn eben auf der Treppe —

T. O Gott! Sie Glückliche! und brachten ihn nicht mit?

Geschäfte geben vor. Das Jawort hat er! Helmine warf sich jubelnd an die mütterliche Brust.

M. Ein unvergleichlicher Mensch!

T. Das fand ich auch.

M. Er trotzte mir es gleichsam ab; man kann ihm wahrlich nichts versagen. Und das alles treibt er so im Fluge — ventre à terre! würde dein seliger Vater sprechen. Es thät Noth, wir schickten heute noch zu dem Pfarrer.

T. O, immer hin!

M. Kommt Zeit, kommt Rath: und wenn er weiter rückt, so lässest du ihn adeln. Sieh nur die prächtigen Apfelschimmel vor der Thür: die hat er, eben als ich eintrat, für den Grafen gekauft. Dazu auch einen köstlichen Phäton; und mit dieser Gelegenheit will er uns Morgen nach Stahlburg kutschiren, um seinem Herrn das Fräu-

lein Braut vorzustellen. Da, lege ja dein Bestes an. — Es klopfte wiederum.

Er ist's! dachte Minna, und öffnete. Er war es! die Mutter schlüpfte, um sich zu entkleiden, in die Kammer. Der Bräutigam zog die wehrlose Braut an sein Herz; sie empfing und erwiederte den langen, himmlisch süßen Kuß der Verlobung. Nur Amor weiß, was sie sprachen; denn seine Lippen verhinderten des Mädchens Rosenmund, die Erstlinge ihrer Zärtlichkeit zu betonen.

Aber die Mitgift, bester Herr Müller! scholl es jetzt aus der halb offenen Kammerthür. Die Mitgift, Herzensmann! Da werden Sie nun platterdings den Willen fur die That nehmen müssen. Er entgegnete —

Minna ist reich, wie sie da geht und steht. Ich bestreite, was ihr nöthig wird, und verlange nicht mehr, als Seele und Leib, als Liebe und Treue!

Nun, schöne Wäsche hat sie auch. Ja, die erhielten wir.

Und ein schönes Herz! fiel er ein: und die schneeweiße Unschuld —

Für die ich einstehe! rief die Mutter.

Juwelen, gleich der Königin! fuhr Müller fort. Alle Vorzüge und Tugenden, die das Weib auf die Dauer schmücken und mit ihrem Diamanten-Lichte den Lebenspfad des Gatten ausbellen.

Aber was wird nun aus mir? fragte jene.

E. Unsere Begleiterin. Unsere Genossin! Helmine küßte ihn fur diese tröstliche Aeußerung

und fragte, ob er wohl heut ihr Gast seyn wolle auf Kartoffelmuß? Er sagte fröhlich zu, sah in die leuchtenden Augen des Mädchens, das die glückliche Liebe verklärte, und rief, von Inbrunst durchdrungen —

O Gott, wie schön bist du!

Die wohlthuende Gewalt dieser flammenden Huldigung schwellte das weibliche Herz der Bescheidenen; sie bedeckte ihr Antlitz mit dem himmlischen Rosenglanz der Verschämtheit. Ihn vor den Spiegel drängend lispelte Helmine — Gleiches mit Gleichem!

Der Freudengeist der jungen Liebe erhob das Erdäpfelmuß zu einer Phönix-Pastete; er verkürzte den langen Sommertag zu einem vollseligen Augenblick. Sie kamen Tags darauf, Kraft der muthigen Apfelschimmel, wie auf Fausts Mantel, nach Stahlburg.

Der Graf war auswärts; er sollte, nach des Verwalters Aeußerung, erst mit dem Abende zurückkehren. Müller bewirthete die Seinigen in dem freundlichen Quartiere, das Helminen, der reizenden Aussicht und Nettigkeit wegen, ungemein ansprach, mit Vorräthen der herrschaftlichen Küche; der Koch wollte ihm wohl und war ein Meister seiner Kunst. Die Armen erquickten sich; denn solche Leckerbissen kannte mindestens Helmine bis jetzt nur dem Namen nach; auch beseelte der Wein der Gäste Herz; er öffnete und erweichte das mütterliche. Sie drückte den Sohn, vor

Freude weinend, an die Brust und bat ihm im Stillen die Kränkung ab, in seiner unadeligen Abkunft einen Anstoß gefunden zu haben. Helminen gab dagegen derselbe Traubengeist elegische Gefühle. Die Wonne ihres Busens ward von der frommen Wehmuth überschattet, ihr Empfinden zum stillen Dankgebet, ihr Bräutigam zum Genius, vom Vater der Barmherzigkeit gesandt, der Stab der lieben, hülflosen Mutter zu werden; ihr eigner Retter und ihr Leitstern.

Müller führte sie nun durch die herrlichen Anlagen des Gartens; man weilte an der Felsenquelle, aus der das Bräutchen Kühlung trank, denn es erschien, des Weines ungewohnt, wie ein Engelsbild im Glanze des Abendroth». Dann ward die Burg besucht. Helmine liebte das Ritterwesen und ergötzte sich an diesem mächtigen, meisterlichen Denkmal des schauerreichen Mittelalters. Von den Wänden sahen die gewaltigen Eisenmänner mit heldenkühnen Blicke, die Edelfrauen mit verschämten Augen zu ihr nieder, und in dem Wiederhall der hochgewölbten Säle glaubte sie den Nachklang längst verschollener Meisterlieder zu vernehmen. Müller öffnete jetzt vor seinen Damen ein Prachtzimmer, das der neue Besitzer, im Geschmack unserer Zeit, hatte verzieren lassen, und entfernte sich für einen Augenblick. Jene traten, zögernd, auf das spiegelglatte Getäfel; die Mamma staunte, lobpreisend, die seidenen Tapeten, die schön geschürzten, köstlichen Behänge der Fen-

ster und die crystallenen Leuchten an; Helmine aber faßte das lebensgroße Bild des Grafen von Friedland in's Auge, welches, von einem goldnen Rahmen umstrahlt, die Mittelwand zierte, und schrie, zum Erschrecken der Mutter, laut auf; denn das war ihres Bräutigams Ebenbild.

Gleich darauf trat das Original, im reichen Staatskleide, mit zwei Sternen auf der Brust, ins Zimmer. Der edle Friedland faßte die Hand der Verzagenden und sagte mit Schmeicheltönen —

Segne Gott deinen Eingang, Geliebte! Dein Müller und sein Graf sind Eins. Vergieb mir die Täuschung, holde Taube! Mich verlangte nach einer würdigen, unverdorbenen Lebensgefährtin, und die Besten belobten dich als eine Fleckenlose! Mich verlangte, um meiner selbst willen, geliebt und gewählt zu seyn: und der Wurf ist gelungen! Heil dir und mir!

Die Mutter starrte, kaum ihrer Sinne mächtig, den Grafen an, Helmine sank ihm, weinend, zu Füßen. Er nahm die Erblaßte, still entzückt, an sein Herz; und jetzt trat der Priester in das Gemach, um dieses rührende Sinnbild frommer Demuth, durch den Segen der Kirche, zur Gräfin von Friedland zu erheben.

Gustav Schilling.

Kleine Erzählungen

aus Petrarcas lateinischen Schriften.

1. Die Sage von Karls des Großen Jugendliebe *).

— Auch hab' ich Aachen, Karls des Großen Sitz, gesehen; und in der Kirche von Marmor das bei diesen fremden Völkern hochverehrte Grabmal je-

*) Diese oft erzählte und widerlegte Sage ist, wie ich höre, vor Kurzem auch von Karoline Pichler in den Abendunterhaltungen zur gemüthlichen Erheiterung des Geistes, Wien 1822 nach den Sei Giornate des Sebast. Erizzo dichterisch ausgeführt werden. Hier lesen wir dieselbe, wie sie weit früher Petrarca auf seiner Reise in Deutschland an Ort und Stelle vernahm. Petrarca schreibt hier an seinen Gönner und Freund Giovanni Colonna.

nes Fürsten; wobei ich von einigen Geistlichen dieser Kirche ein Mährchen vernommen, was sich nicht unangenehm hören läßt. Letztere haben mir's schriftlich gezeigt; nachher hab' ich's auch bei neueren Schriftstellern genauer ausgeführt gelesen; und ist mir eingefallen auch dir es zu erzählen; nur mußt du die Gewähr davon nicht bei mir suchen.

Sie erzählen nämlich, daß König Karl, den sie durch den Beinamen der Große einem Pompejus und Alexander gleich zu stellen wagen, ein Mädchen so heftig und inbrünstig geliebt habe, daß er, durch ihre Liebkosungen entnervt, den Ruf, auf welchen er sonst sehr zu sehen gewohnt war, vernachlässigt, die Sorgen der Regierung hintangesetzt, und alles andere, ja zuletzt seiner selbst vergessen, und, zum größten Verdrusse und Leidwesen der Seinigen, nur in ihren Umarmungen Vergnügen gefunden habe. Als nun endlich keine Hoffnung mehr übrig blieb, weil dieser arge Liebeswahn des Königs Ohr allen heilsamen Rathschlägen verschlossen hielt, nahm ein unverhoffter Tod die Ursache dieses Uebels hinweg, worüber am königlichen Hofe, aber nur im Stillen, eine große Freude war. Um so größer aber war das Leid, als man erst wahrnahm, von welcher fürchterlichen Krankheit des Königs Geist ergriffen war, indem sein Wahnsinn nicht durch der Geliebten Tod gelindert worden, sondern selbst auf den widrigen, entseelten Leichnam übergino, den er, mit Balsam und Spezereien angefüllt, mit Edelsteinen überhäuft und in Purpur gehüllt, Tag

und Nacht jammervoll und brünstig in seinen Armen hielt. Es läßt sich kaum sagen, wie schlecht sich der Zustand des Liebenden mit dem eines Fürsten verträgt; und niemals, fürwahr! verbinden sich die Gegentheile ohne Streit. Was ist aber eine Regierung anders, als eine rechtmäßige und ruhmliche Herrschaft; und was die Liebe, als eine unrechtmäßige und unwürdige Dienstbarkeit?

Während nun immerfort Gesandtschaften, Befehlshaber und Statthalter der Provinzen in den wichtigsten Angelegenheiten des Reiches zu dem, in Liebe wahnsinnigen, König kamen, saß er einsam und bei verschlossenen Thüren auf seinem Lager neben dem geliebten Leichnam und redete die Geliebte unaufhörlich an, als ob sie athme und ihm antworten sollte. Ihr theilte er seine Sorgen und seine Leiden mit. Ihr hauchte er liebkosendes Flüstern und nächtliche Seufzer, ihr die Liebebegleitenden Thränen ein; — ein grauenvolles Linderungsmittel seines Elends, aber das einzige, das ihm von allen übrig blieb, sonst würde es die sonst gerühmte Weisheit des Königs wohl ergriffen haben. — Zu dieser Zeit war an dem Hofe der Statthalter von Cöln, ein Mann, der, wie man sagt, durch seine Frömmigkeit und Weisheit ausgezeichnet und im Gefolge und Rathe des Königs die erste Stimme war; der, als er wahrgenommen, daß hier durch menschliche Mittel nichts auszurichten sey, in unablässigem Gebete sich zu Gott wandte, und vertrauensvoll von ihm die Beendigung dieses Uebels unter vielem Seufzen forderte. Als er dies lange Zeit gethan, und kaum

aufhören zu wollen schien, so ward er eines Tags durch ein erhabnes Wunder erfreut. Denn als er, wie gewöhnlich, Gott sein Opfer brachte und, nach dem eifrigsten Gebet, sich und den Altar mit Thränen benetzte, da rief vom Himmel eine Stimme, daß unter des entseelten Weibes Zunge des königlichen Wahnsinns Ursache verborgen sey. Um so freudiger eilte er nach vollbrachtem Gottesdienst an den Ort, wo sich der Körper befand, und nachdem er, vermöge des Rechts, welches ihm die allbekannte Vertraulichkeit des Königs gab, hineingegangen, durchsucht er heimlich mit dem Finger den Mund der Leiche, und findet unter der kalten, starrenden Zunge einen Edelstein in einem kleinen Ringe verschlossen, den er eilends davon trägt. Nicht lange darauf kommt Karl zurück, und will, nach seiner Gewohnheit, in die ersehnte Umarmung der todten Geliebten eilen, als er plötzlich, durch den Anblick des vertrockneten Leichnams erschüttert, starr, vor seiner Berührung sich entsetzt, auch ihn so schnell, als möglich, zu begraben befiehlt. Darauf wendete sich seine ganze Liebe und Hochachtung auf den Statthalter; mit jedem Tage ward er enger an ihn geknüpft, so daß er endlich nichts, ohne dessen Meinung gehört zu haben, unternahm, und weder Tag, noch Nacht sich von ihm trennen ließ. Als solches der gerechte und kluge Mann bemerkte — beschloß er, diese, Manchem Wünschenswerthe, ihm aber lästige Würde abzuwerfen; und versenkte aus Zufall, der Ring möchte, wenn er in andere Hände käme, oder in Flammen um-

terginge, seinem Herrn Gefahr bringen, denselben in den tiefen Abgrund des nahen Sumpfs. Der König wohnte damals mit seinen Großen zu Aachen; und von der Zeit an zog er diesen Wohnsitz allen Orten vor. Hier war ihm nichts lieber als der Teich; hier saß er oft und ergötzte sich mit seltner Freude an dem Wasser und seinem ihm so süßen Duft. Endlich versetzte er auch seine Königsburg hieher, und erbaute inmitten des sumpfigen Erdreichs, wozu mit ungeheuern Kosten der Grund gelegt wurde, einen Pallast und eine Kirche, damit ihm weder göttliche, noch menschliche Angelegenheit von hier hinwegziehen könnten. Hier verlebte er auch den Rest seines Lebens, und ist daselbst begraben worden, nachdem er noch dafür gesorgt, daß seine Nachfolger hier die erste Krönung und Weihe zum Kaiserthum empfingen. —

---

2. Von Träumen.

(Nach dem 7-8ten Briefe des 5ten Buchs der vertrauten Briefe.)

Um einem Freunde zu antworten, der ihn, im eignen Falle, um seine Meinung über Träume fragt, erzählt er in diesem Briefe zwei Traumgesichte die er selbst gehabt; „das eine freudiger, das andere trauriger Art; aber beide vom gewissesten Erfolg. In Hinsicht beider, fügt er hinzu, leben noch Zeugen, welche diese Träume, vor ihrer Erfüllung, von mir gehört haben."

Ich hatte von frühen Jahren her einen Freund, den ich für das Theuerste hielt, was mir damals Glück oder Natur verliehen. Dieser verfiel plötzlich in eine schwere Krankheit, die den Aerzten für sein Leben und mir für meines keine Hoffnung übrig ließ. Was noch das einzige Linderungsmittel meines Schmerzes war, ich klagte, und weinte Tag und Nacht Thränen der Trauer. In einer Nacht, die ich bis zum Morgen durchwacht hatte, erhielt ich, als mir die müden Augen endlich zusanken, folgenden peinlichen Traum.

Bald stand jenes Freundes Bild vor mir. Die Seufzer, die ich bei dessen Anblick ausstieß, weckten meine Cameraden, die (wie ich nachher von ihnen gehört) als sie mich schlafen sahen, gedachten, ich sey durch einen schweren Traum geängstigt, aber, aus Mitleid über mein langes Nachtwachen, mich lieber eine ängstliche Ruhe, als gar keine genießen lassen wollten. Der kranke Freund aber kam auf mich zu; er schien meine Thränen sanft trocknen zu wollen, und bat mich, daß ich dem Schmerz, den ich aus falscher Ursach seinetwegen gehegt, ein Ende machen solle. Und als ich ihm widersprechen und manches gegen mein Geschick sagen wollte, hörte ich ihn meine Klagen also unterbrechen: „Sey still; denn, was du sagen willst, das weiß ich. Aber schon ist jemand in der Nähe, der unser Gespräch abbrechen wird. Bei diesem, bitte ich dich, die Hoffnung meiner Genesung wiederherzustellen; und so sey versichert, daß ich keinesweges an dieser Krankheit umkommen werde, wenn man mich nicht ohne Hülfe läßt." So tönte

seine Stimme, während schon an die Thüre meiner Kammer gellopft wurde, bei welchem Geräusch Bild und Traum sogleich verschwand. Ich blickte auf; schon erblich die Morgenröthe; und einer von den Aerzten, der freundlichste unter Beiden, der schon die Hoffnung für sein Leben aufgegeben und all' seine Sorgfalt auf meine Tröstung und Heilung gewendet hatte, stand vor meinem Bette. Ich dringe in den lieben und gegen mich sehr gefälligen Mann mit vielen Betheuerungen, er möge sogleich zu meinen Freund gehen; und die Hoffnung bei ihm, besonders da er noch so jung sey, ja nicht aufgeben, so lange noch eine Spur des Lebens in ihm sey. Er aber verwunderte sich etwas mißvergnügt über die eitle und unzeitige Sorglichkeit und sagte, er kenne nur die Kunst, zu heilen, nicht Todte aufzuwecken, das heißt ein Arzt und nicht ein Gott sey. Ich dagegen erzählte ihm, noch benetzt von nächtlichen Thränen, was ich im nüchtern Zustande, wiewohl von Sorgen berauscht, geschrieben, und bat ihn fußfällig um Hülfe in der dringenden Gefahr. Kurz; ich trieb den Zaudernden an; er ging und brachte, als er wieder kam, bald etwas bessere Hoffnung mit. Von da an kehrten, nach der Reihe, alle, die jenen schon verlassen hatten, zurück. Und so ward mein Freund vom Tode selbst mir wiedergegeben. —

Giacomo Colonna der Jüngere, ein Mann, der nicht blos unserer Zeit Ehre machte, sondern mit einem Geiste begabt war, der in jedem Zeitalter sich emporgeschwungen haben würde, war bei seinem Leben mit mir in sehr vertraulichem Ver-

hältniß. — — Des Weltgeräusches müde, hatte er seinen verehrungswürdigen Vater, Bruder und Vaterland verlassen und sich, als trefflicher Vorsteher seines Sprengels, auf seinen entlegenen Sitz in Gascogne begeben, wo er den letzten Theil seines Lebens, gleichsam voll Ahnung seines bevorstehenden Endes in bischöflicher Frömmigkeit und Andacht hinbrachte. Ich aber genoß damals, in weiter Entfernung, nach dem cisalpinischen Frankreich weggeführt, in eben demselben Garten, in welchem ich dies schreibe, einer angenehmen Muße. Der Ruf hatte mir einige unbedeutende Gerüchte von seiner Krankheit hinterbracht, so daß ich zwischen Hoffnung und Besorgniß schwebend, täglich eine zuverlässigere Nachricht erwartete. Mich schaudert noch in der Erinnerung: denn ich sehe noch den Ort vor meinen Augen, wo ich Nachts im Schlummer ihn erblickte. Er war ohne Begleitung und ging über den kleinen Bach des Gartens hin. Ich ging ihm verwundernd entgegen und fragte ihn nach manchen Dingen: woher er komme, wohin er gehe, und warum so eilig und allein. Er aber sagte auf das Uebrige nichts, sondern sprach mit der lächelnden Miene, die er immer im Gespräch annahm: du erinnerst dich, wie dir einst, als du jenseits der Garonne mit mir lebtest, die Stürme an den Pyrenäen so beschwerlich waren. Von diesen endlich ermüdet, gehe ich jetzt ohne Rückkehr nach Rom. Bei diesen Worten hatte er schon die Höhe des Orts in Eil erreicht, ich aber bat ihn, er möge mich mitnehmen. Darauf sprach er, nachdem er mich schon

wiederholt mit vorgehaltener Hand sanft zurückgestoßen hatte, mit völlig fremdem Blick und Tone: Laß ab, ich will dich jetzt nicht zum Gefährten! Ich heftete meine Augen auf ihn und erkenne in dem bleichen starren Antlitz, daß er todt sey. Da schrie ich, von Furcht und Traurigkeit ergriffen, hoch auf, so daß ich in demselben Augenblicke in die Höhe fahrend, die letzten Töne meines Geschreies vernahm. Ich merke mir den Tag an, erzähle die Sache allen anwesenden Freunden, und schreibe dieselbe an abwesende. Nach 30 Tagen erhalte ich die Todesnachricht, und bei Vergleichung der Zeit find' ich, daß er an eben dem Tage, an welchem er mir erschienen, das Leben verlassen hatte. Seine sterblichen Ueberreste (was ich damals weder wissen, noch vermuthen konnte) sind erst drei Jahre nachher nach Rom gebracht worden. Sein Geist aber ist, wie ich hoffe und wünsche, seeleich zum Himmel zurückgekehrt. Doch ich habe dir schon genug vorgeträumt; und ich will erwachend nur dies hinzufügen. Nicht, weil ich eben voll Besorgniß, stellte mir ein Traum den Gebieter oder Freund dar; und nicht, weil jener starb, kam dieser ins Leben zurück. Uebrigens glaubt' ich in beiden Fällen, das, was ich wünschte, oder fürchtete, zu sehen, und das Geschehene traf mit dem Erfolg zusammen. Doch glaub' ich deshalb an Träume nicht mehr, als Cicero, der, um eines einzigen Traumes zufälliger Wahrheit willen, sich in die Labyrinthe vieler andern verwickelt.

(Der acht und neunzigste Brief des 2ten Buchs der vertrauten Briefe.)

Ich erzähle Dir den Traum der gestrigen Nacht. Ich glaubte — (woher ich dazu gekommen, weiß ich nicht, denn ich bin nicht gewohnt, so etwas zu denken noch zu sprechen) — ich glaubte mich also auf meinem Gütchen, an der Quelle der Sorgue zu befinden und dort einen Schatz gefunden zu haben, bestehend in einem ziemlichen Haufen alter goldner Münzen. Wir gingen beide allein, nach unserm Beruf, spazieren. Ich rufe dich daher schnell herbei, und zeige dir den Fund. Von freudigem Erstaunen stehen wir wie angeheftet, und keinem fiel das Wort des Seneca ein: „Vermeide, was dem Haufen gefällt, was der Zufall ertheilt, und allem zufälligen Gut nähere dich nur mit Scheu und Mistrauen; auch das Wild und der Fisch wird durch schmeichelnde Hoffnung betrogen; und was du für Geschenk des Glückes hältst, ist Hinterlist." Indem wir nun darüber Rath halten, bleiben wir ein Weilchen in Freud' und Zittern stehen. Zuletzt aber hielten wir es für die größte Thorheit, sich dessen, was man sonst zu Land und Wasser mit so viel Arbeit und Gefahren sucht, da es sich freiwillig darbot, zu entschlagen. Bald laden wir um die Wette das Gold auf und tragen es im Stillen nach Hause; indem wir für den Augenblick versteckten, was sich in einer Trecht nicht fortbringen ließ. Und dies geschah einmal, dann wieder, und so mehrere Male, und stets mit größerer Begier. Denn, wie es

in der Natur der Dinge ist, so wuchs mit dem Gelde unsere Besorgniß und Begierde. Unterdessen dringt ein verhaßtes Murmeln zu unserem Ohr; unser Geheimniß, obgleich wir's niemandem anvertraut hatten, war von selbst unter die Leute gekommen; und nicht lange, so zeigte sich, ich weiß nicht welcher mächtige Eigenthümer des Ortes, der sich den Schatz mit Recht zueignete. Wir stemmen uns mit Macht dagegen. Daraus erwachsen zuerst weitläuftige und unangenehme Gespräche; dann Streit und Drohungen, und die mit Streitigkeiten gewöhnlich verbundenen Schmähungen, indem jener hart in uns drang, wir aber sehr darüber aufgebracht waren, daß man uns ein Geschenk des Glücks entreißen wolle, das wir auf unserm Eigenthum gefunden. Daher nun tausend Bewegungen, tausenderlei, bald kluge und verständige, bald harte und unbesonnene Anschläge, zu welchen uns nicht sowohl unsere Leidenschaft, als die stolze Härte unseres unerbittlichen Gegners entflammte. Schon waren wir aus unserer ländlichen Muse zu städtischem Geschäft, schon von den Studien zu den Waffen fortgerissen, und neue Sorgen trieben uns im Wirbel herum. Schon war an die Stelle wachsamer Aufmerksamkeit und nüchterner Untersuchung unseres neuen Verhältnisses ein verderblicher Haß und Zorn getreten. Endlich hatte sich die Sache aus Streit in Krieg verwendelt. So hatte sich unser Gemüthszustand verändert, und oft gereute uns des gefundenen Goldes. Wir philosophirten nun im Traume: Wo haben wir unser heiteres und ruhiges Leben

gelassen? Wer hat diese Wolke von Sorgen über unser Haupt gebracht? Wer uns in diesen Sturm geschleudert? War es uns unbekannt, daß in dem Golde die schimmernde Sorge und das glänzende Elend verborgen ist? Mit dem Reichthume wächst die Noth, und mit der Zufriedenheit entweicht das Glück. — Es fielen uns in Menge Beispiele derer ein, die durch Reichthum unglücklich, und glücklich in ihrer Armuth gewesen sind. Man verschmähte des Crösus unnütze Schätze, des Midas trauriges Gold, und die Beute, welche Dionys und Crassus den Tempeln entrissen. Man lobte des Cincinnatus, Regulus, Curius und Fabricius glückliche und rühmliche Armuth. Dazu kam die Schaar von Menschen unserer Zeit, welche nackt, in der Einsamkeit, durch Frost und Hitze abgehärtet, von Kräutern, Wurzeln und Waldbeeren gelebt, den Himmel zum Obdach, die Erde zum Lager, mit frohen Muthe am trüben Gießbach ihren Trunk geschöpft haben, und auf rauhen und schmalen Pfade wandelnd, in Hoffnung eines bessern Vaterlandes, alles Irdische verachtet haben. Und je mehr Beispiele dieser Art wir herbeiholten, desto ernstlicher bedauerten wir, daß wir dieses nicht bei Zeiten gesehen, sondern, wie man zu sagen pflegt, die Augen auf dem Rücken gehabt hatten. Endlich waren wir so weit, daß bloß die Schaam, zu weichen, uns abhielt, von dem nun einmal Begonnenen abzustehen. Schon nahte die Entscheidung des letzten Kampfes; als ich plötzlich um Mitternacht, von Zorn und Furcht geängstigt, aufwache. Ein kalter Schweiß hatte

sich über meinen ganzen Körper ergossen, und, ich schwöre Dir's bei meiner Seligkeit, ich war an Geist und Gliedern so ermüdet, als wenn ich eine schwere, harte Arbeit wachend verrichtet hätte. Doch kann ich Dir kaum sagen, wie froh ich war, als ich mich mit dem Schatze zugleich auch von der Sorge befreit fühlte, und beim Erwachen nur so viel besaß, als mir zur Nahrung, nicht zur Qual gereicht, so viel zum Leben hinreicht, nicht es überschüttet; und wie sehr ich durch diesen Traum in der Meinung befestigt worden bin, von deren Wahrheit ich mich wachend überzeugte, daß nämlich Reichthum den begierigen Sterblichen mehr Unheil bringt, als Segen. — Und ich theile Dir diese Meinung mit, weil du diesen Traum mit mir zu theilen schienst.

---

3. Erzählungen

(nach dem Buche de rebus memorandis.)

Petrarcha hatte einen vornehmen Landsmann, dessen erste Sorge es war, Durchreisende köstlich bei sich aufzunehmen. Eines Tages kommt dieser von der Jagd, von welcher er ein großer Liebhaber war, in einem groben und am Dornengesträuch zerrissenen Rocke zurück und findet sein Haus voller Gäste. Bemüht, ihnen alle mögliche Ehre zu erweisen, läuft er geschäftig hin und her, und stößt auf einen groben Bedienten, der den Stall fast umkehren will, und versucht ihn sanft zurecht

zu weisen. Der Galacenstrick, darüber aufgebracht, schlägt ihn mit ausgebreiteter Hand ins Gesicht; und der Herr geht schweigend fort. Als aber der Bediente den, welchen er geschlagen, mitten unter den Gästen sitzen sieht, wird ihm bange; und da er erfährt, wer es ist, bittet er fußfällig wegen seines Irrthums um Verzeihung. Der Herr des Hauses erwiederte darauf: Euch verzeih ich gern; aber dem nicht, der mir diese Behandlung verschafft hat, und damit zeigte er auf seinen Rock.

Als einst die Fürsten der Christenheit sich entschlossen hatten, die Saracenen zu bekämpfen, und das durch Christi Blut geweihte Land von unwürdiger Knechtschaft zu befreien, berathschlagte man noch über den tauglichsten Führer zu diesem Unternehmen, und wählte dazu den Bruder des Königs von Spanien, Santius, den seine Erfahrung in den Waffen, seine Geburt und Rechtschaffenheit, so wie nicht minder seine einfache, durch Luxus nicht verderbte, sondern harte und an Strapazen gewöhnte Lebensart empfahl. Dieser also kam, nachdem er durch einstimmige Wahl nach Rom berufen worden war, und hatte einen seiner Vertrauten zum Dolmetscher, weil er der lateinischen Sprache unkundig war. Man hielt, wie in solchen Fällen gewöhnlich, ein öffentliches Consistorium. Hier wurde unter andern das Decret verlesen, durch welches ihn der Papst zum König von Aegypten machte. Als sich, nach dessen Ver-

lesung, ein allgemeines Beifallklatschen erhob, fragte Santius den zu seinen Füßen sitzenden Dolmetscher mit Verwunderung, was dies Geräusch bedeute? Als er nun von diesem hörte, daß er zum König von Aegypten ernannt worden sey, sprach er zu dem Dolmetscher: Steh auf, und ernenne sogleich den heiligen Vater zum Kalifen von Bagdad. Also wußte er mit freimüthigem Scherz einen leeren Königstitel richtig zu bezahlen.

Ein spanischer Graf, ein äußerst freigebiger Mann, der niemand etwas abschlagen konnte, reiste nach Catalonien. Dort belagerte ihn ein Haufen von Bettlern, der ihm nichts gelassen hatte, als einen Maulesel, den der schwerfällige Alte selbst ritt. Als es zur Rückreise ging, kam noch einer, der ihm auch noch seine Sporen durch Bitten abzulocken suchte. Diesem hielt er lachend seinen Fuß hin mit den Worten: Nun so nimm; aber du mußt mir einen schaffen, der meinen Maulesel bis nach Hause treibt!

Der berühmte Dante Alligbieri, der, in Hinsicht seines Betragens, wenig beliebt war, weil sein Trotz und seine freimüthige Rede den zarten Ohren und Augen der Großen unserer Zeit nicht schmeichelte, lebte, nachdem er aus seinem Vaterlande verbannt war, bei Albein dem Großen in Verona, der damals allen Bedrückten Trost und

Zuflucht bot, und wurde anfangs von ihm in hohen Ehren gehalten; doch gefiel er jenem Herrn von Tage zu Tage weniger. Es waren aber damals Possenspieler und Gaukler aller Art im Hause, unter denen der Frechste durch schmutzige Reden und Geberden sich bei allen sehr empfohlen hatte. Alboin, welcher merkte, daß dies den Dante ärgerte, zog diesen Menschen hervor in die Mitte, überhäufte ihn mit Lobsprüchen und sprach gegen Dante gewendet: Warum nur dieser Narr uns allen solch Vergnügen zu machen weiß, und überall so beliebt ist, da du, den man als Weisen rühmt, dich doch so wenig darauf verstehst. Dante aber versetzte: Du würdest dich darüber nicht verwundern, wenn du bedächtest, daß Gleichheit der Sitten und Aehnlichkeit der Gesinnungen der Grund der Freundschaft ist.

Hugutio, ein Mann der in unserer Zeit durch viele Stürme des Schicksals herumgetrieben worden, kehrte endlich, als müder Greis, am Hofe des vorerwähnten Alboin, wie in einem sichern Hafen ein. Hier wurde er herrlich aufgenommen, und, was in jenem Hause vorzüglich war, nicht wie ein Gast, sondern wie ein Glied des Hauses behandelt. Einst ist bei Tafel auch vom Essen die Rede. Man führte viele große Esser an und erwartete, daß Hugutio, der selbst für einen der größten gehalten wurde, auch etwas von sich erzählen werde. Als nun der große, starke Mann, von seinem Appetit in früherer Zeit manches fast

Unglaubliche erzählte, soll Pietro Rave, der an demselben Hofe in dem Rufe eines Weisen lebte, aber für sehr beißend galt, darauf erwiedert haben: Was du jezt sagtest, nimmt mich keineswegs Wunder, da du das Größte noch verschweigst. Wir alle nämlich wissen wohl, daß du an einem Mitragemahl Pisa und Lucca verspeiset hast. Wohl mochte der Stachel dieses Scherzes den Alten tief verwunden. Denn es ist noch die Meinung, daß er an jenem Tage, wo man ihn von der Herrschaft trieb, den Aufruhr des Volkes hätte unterdrükken können, wenn er von seiner Tafel aufgestanden wäre.

Nachdem Matteo Visconti, der für einen der klügsten Männer seiner Zeit gehalten wurde, durch die Gewalt seines übermächtigen Feindes aus seinem Vaterlande, dem Herzogthum Mailand, vertrieben worden war, floh auch er zu den schon genannten großen Alboin nach Verona, in die berühmte Herberge aller Armen und Verbannten. Weil ihm aber nach Art der Menschen, die von schweren Sorgen gedrückt werden, aller Lärm und Anblick der Menschen lästig war, so wählte er sich fern von der Stadt eine Einsiedelei zum Aufenthalt. Dies Exil des verlassenen Alten wurde bald zum Gespött, weil das Gerücht erzählte, daß er einsam herumschweifend ganze Tage an dem Ufer des Benaco zubringe. Sein stolzer Gegner soll daher aus Spott einen seiner Leute zu ihm hingesendet haben, welcher ihn, wie gemeldet, ein-

sam umherschweifen sah, und, nachdem er ihn eine Zeitlang angeschaut, sich ihm näherte und ihn im Auftrag seines Herren fragte: was er hier so einsam treibe? Der Alte antwortete: ich stelle Netze, und bin allein, damit mich Niemand anschrei't. Der Bote versetzte: Der mich gesendet, wünscht von dir zu wissen, auf welchen Wegen und wenn du hofftest, in dein Vaterland zurückzukehren. Er aber erwiederte: auf denselben, auf welchen ich hinausgegangen bin; jedoch nicht früher, als seine Schändlichkeiten meine Laster überwiegen werden; dann aber ist es nothwendig, daß ich erleichtert und gereinigt, zurückkehre, er aber durch seine Schwere sinke und zu Boden stürze. Als dies dem Beherrscher von Mailand gemeldet worden, soll einer von den Umstehenden ausgerufen haben: Der alte Mann, hat von Allem, was er besessen, nichts als die Hoffnung und Verstand behalten, und darum ist er doch nicht zu verachten. Und in der That hatte er auf beides weise geantwortet. Denn fürs Erste hielt er sein Geheimniß von dem Gewühl der Menschen fern; in Hinsicht des Zweiten aber zeigte er sich nicht blos als Weisen, sondern auch als Seher. Denn als nicht lange nachher die Bosheit seines Gegners, genährt durch übermüth'ges Glück, ihr Maaß überschritten hatte, warf er sie zu Boden, und kehrte siegreich in sein Vaterland zurück.

In Sicilien befand sich, wie man erzählt, eine große Statue, welche an einem sehr betann-

ten Orte stand, und seit Menschengedenken unberührt geblieben war. Auf dieser standen mit sehr alter Schrift geschrieben, die Worte: den ersten Mai ist mein Kopf von Gold. Einige hielten dies für einen scherzhaften Einfall; Andere hielten sich an den bloßen Klang der Worte, und trieben die Albernheit so weit, daß sie am ersten Mai den Kopf der Statue anbohrten, und gaben also, weil sie nur Marmor fanden, zu allerlei Geschwätz und Lachen allgemeinen Stoff. Ein einziger Mensch, der das Alterthum und die Kunst der Statue beobachtete und meinte, es müsse bei einer so ernsten Sache doch etwas mehr, als Possen zum Grunde liegen, drang in die Absicht der von jedermann gelesenen, aber von keinem verstandenen Schrift scharfsinnig ein. Er erwartete nämlich bei Wiederkehr des ersten Mais den Aufgang der Sonne mit angestrengten Sinn und Auge und merkte sich die Stelle, auf welche der Kopf der Statue bei den ersten Strahlen, die ihn trafen, Schatten warf, genau durch Zeichen an. Dort grub er denn ganz im Geheimen nach, und soll einen reichen Schatz an Gold gefunden haben.

A. Wendt.

Linda.

Novelle.

Fernher zog Wetterleuchten durch die schwüle Juliusnacht; selbst in den Gärten, am Strand der Bäche seufzte die glühende Erde nach Kühlung. Wasserkünste und Brunnen perlten nur leise; aus den Kelchen der Jasminen und Tuberosen schlüpften entzündete Düfte, wie blaue Geisterflämmchen hervor, indeß die buntgeflügelten Fackelträger *) sehnsüchtig umherschwirrten. Im Grase harrte stillglühend das ungeflügelte Weibchen des Leuchtwurms, und ihr Glanz verrieth der Nachtigall die willkommene Beute. Die ganze Natur war ein sehnsüchtig Herz, das in Düften und Tönen süßere Klagen hauchte.

Unter uralten Myrthenbäumen saß im Garten ihrer Villa die schöne Linda einsam in später

*) Fulgora lucernaria. F.

Nacht, gedenkend viel schöner Stunden, die sie hier mit ihrem, nun seit einigen Monden entfernten Federigo verlebt. Sie glaubte nicht, daß Federigo heut wiederkommen würde: aber ihr Herz hatte sie in der dunkeln Nacht zu der geliebten Stelle hingezogen, die im Mittelpunkt des großen, von hohen Mauern umgebenen Gartens lag, zu dessen Feldpforte Federigo den Schlüssel hatte. Linda, des stolzen, reichen Graf Pedro de Strokka einziges Kind, war von ihrem Vater bestimmt, eine hohe, glänzende Verbindung einzugehen; die Bewerbungen eines Jünglings von altem edlem Hause, aber unbegütert, wie Federigo war, konnten dem ehrsüchtigen Greise nicht gefallen; so mußten sich denn die Liebenden nur selten und heimlich sehen, und den Zeitpunkt in Geduld abwarten, wo das Glück ihre Wünsche begünstigen würde.

Nie war ein holderes Wesen, als Linda, aus den Händen der Natur hervorgegangen. Ihr ganzes Wesen war Demuth, Lieblichkeit und zarte Sitte. Federigo, stolz und glühend, rasch und edel, voll Geist und ritterlichem Muth, hing mit ganzer Seele an Linda, seines Herzens erste und einzige Liebe. Wie die Rose, der Blumen Blume, von den Morgenländern vor allen nur Blume geheißen wird, so konnte diese Liebe vor allen andern Liebe heißen, weil sie vor allen rein und edel war. Drei Jahre mit viel schönen Stunden, Winter und Sommer, bei Glut und Eis nur dem Frühlinge gleich, waren verflossen; beide Liebende, einander für Ewigkeiten gewiß, hatten

die Entscheidung ihres Schicksals in des Himmels Hand gelegt.

Indem nun Linda im Garten von süßen Erinnerungen und Hoffnungen träumte, nicht darauf achtend, daß kein Stern durch die Hülle schwarzer Wolken drang, und kein Lüftchen die Blätter bewegte, hörte sie durch die tiefe Stille der Mitternacht, wie die Feldpforte des Parks leise aufgeschlossen und angelehnt wurde, und wie es sich durch den Oleandergang mit Federigos leichten, raschen, sichern Schritten nahte. Er ist's! frohlockte Lindas erwartungsvolles Herz, und sie eilte dem Geliebten entgegen, dessen weißer Mantel und hohe Gestalt durch die dunkle Nacht schimmerten. Linda fühlte ihre Hand rasch ergriffen und wollte schon sie ungewohnten, stürmischen Küssen entziehen, als des Jünglings Arme sie fest umschlangen und an sein hochschlagendes Herz drückten. O Gott, Federigo! flüsterte Linda, wie ist dir? Bist du doch dunkel, still und glühend wie diese Nacht! Laß mich! so dürfen wir uns nicht finden; und sie entwand sich kraftvoll und zürnend seinen Armen. Da rauschte es wieder durch die Zweige. Ein Mann nahte, der den Verwegenen schnell beim Arm ergriff, und ihn dumpf zurief: Zum Kampf, ehrloser Verführer! Ein wüthendes Gefecht begann zwischen den Beiden; ein Diener Federigos eilte mit einer Fackel durch die Bäume und beleuchtete die schreckliche That, als eben der Unbekannte, von einer schweren Wunde getroffen, leblos in das Gras sank, und Federigo nun, dem Diener die Fackel entreißend, wie ein zürnender

Rachengel vor Linda mit blutigem Schwerdte stand, die im entseelten Jünglinge Don Diego Centellas erkannte. So sind ich dich wieder! rief Federigo ihr zu, ist dies deine Treue, dies die Zucht, die meine Blicke selbst verstummen hieß, wenn sie zu innig um Liebe flehten! Aber lebe nur, Unwürdige, Gottvergessne, dein schmachvolles Leben, ich gehe und suche in Flandern einen rühmlichen Tod! — Ich bin unschuldig, wollte Linda ausrufen: aber die Kraft versagte ihr, und sie sank in tiefer Betäubung hin. Das Gellirr und Schreien der Kämpfenden war durch die Stille der Nacht in das Schloß gedrungen. Zitternd für Lindas Leben, die er noch liebte, so unwürdig sie ihm erschien, sah Federigo, wie sich plötzlich alle Fenster erhellten, wie Alles im ganzen Schlosse in Bewegung kam, und Graf Pedro mit Fackeln und Dienern sich dem Garten nahte. Da ergriff Federigo die Ohnmächtige, eilte mit ihr durch den Garten, wo sein Pferd noch harrete, schwang sich hinauf mit Linda, und ließ dem Pferde den Zügel, welches nach Valencia zurückeilte, von wo Federigo eben erst nach Madrid gekommen war. Das kluge Roß kannte den Pfad, den kein Schimmer zeigte, weil das Gewitter immer schwärzer und furchtbarer nahte. Bald erwachte Linda aus ihrer Ohnmacht und fühlte sich in der Dunkelheit mit Entsetzen fortgetragen im scharfen Ritt und in eines Mannes Armen. Es galt Eure Rettung, Euer Leben, mein Fräulein! sagte darauf Federigo, und ich bin ein Edelmann! Ich werde Euch zu bergen wissen; dann kann ich sterben!

Um Gott, Federigo! rief Linda. Doch mit entsetzlicher Stimme gebot der einst so liebevolle Federigo Stillschweigen; und da leuchtende Blitze und Regenschauer furchtbarer drängten, lenkte der Ritter schweigend nach einer Herberge, woselbst er für das Fräulein ein Nachtlager bestellte und sie verließ. Welche Nacht! Linda, die sittsame, zuvor vom väterlichen Hause nie entfernte Linda, allein, mit dem Liebling unter einem Dache, und von ihm verlassen, verachtet! Womit hatte sie, die nur Liebe und Treue war, ein so herbes Schicksal verdient? Wer konnte ihrem verhaßten Anbeter Diego Centellas den Weg zum Garten geöffnet haben, und wie mußte ihrem Vater zu Muthe seyn, der einen Mann im Garten erstochen fand, und dessen Tochter verschwunden war! Diese Räthsel, diese dunkle feindselige Gewalt, die in ihr Leben eingegriffen, ihr Ehre, Glück, Ruhe, Vaterland, Geliebten, Alles geraubt, schienen der Armen das Werk böser Geister, und sie hielt sich und ihr Lebensglück für verfallen den unterirdischen Mächten. Todesgedanken keimten auf in ihrer Seele, und doch meinte sie, daß sie nicht sterben könne, ehe nicht ihr einzig Geliebter um ihre Unschuld wisse, und wie könne er die jemals erfahren, da der Mann in seinem Blute lag, den ihr zu Füßen Federigo unter den Myrthen gefunden! So, düster träumend, ihr Daseyn verwünschend und den Tod erflehend stand die in Palästen erzogene Linda am Erkergiebel der ländlichen Herberge, hinstarrend in die Gewitternacht. Unten floß rauschend ein wildes Ge-

wisser, und in den Gebirgen erhob sich immer wilder und heulender der gewaltige Sturm, als beginne er immer noch um ein neues Leid zu klagen, die Fluten schallten gegen die Klippen tief aufbrausend, als riefen sie der Unglücklichen zu: hinunter, hinunter! Schon öffnete Linda das Fenster — da strahlte ein sanftes Licht über den Gebirgen hervor; es war in voller Klarheit der süße Morgenstern! Wundersam durchdrang ihr Herz dieser Glanz, wie eine himmlische Verheißung. Schnell schloß Linda das Fenster, und sank, beißweinend, ergeben in Gottes Willen, auf die Knie, indem sie sich besann, daß Spanien allerwärts in friedlichen Klausen eine Freistatt öffne gegen die Stürme des Weltgetümmels.

Auf einem für das Fräulein vom Ritter gemietheten Rosse ging andern Tages, so still, wie in voriger Nacht, die Reise weiter nach dem Königreich Valencia, wo Federigo in Don Enrico, seinem Vetter, einen in Noth und Tod erprüften Freund besaß, dem er seine Leiden vertrauen wollte. Auf Lindas holdem bleichen Angesicht und verweintem Augenliede schwebte wie Mondlicht der Himmelsfrieden, den Gott der Unschuld gewährt. Sie strebte nicht mehr, sich zu rechtfertigen; ja, sie vermied, Federigo's Blick zu begegnen, und hoffte so, es würde ihm im Stillen das Herz brechen. Immer süßer dufteten Weinfelder und Orangenhaine, und die mit tausendfältigen, würzereichen Kräutern bewachsenen Bergketten, je mehr sich Federigo und Linda Valencia nahten, Spaniens gesegnetstem Lande. Tiefblauer lächelte

der Himmel, goldner die Sonne herab, und in süßeren Weisen feierten die Nachtigallen Liebe und Schmerz. Jede Schönheit der Erde drang wie ein bewaffneter Pfeil in die trauernden Herzen. Federigo war die Welt verhaßt, weil er vermeinte, es gäbe keine Treu auf weiter Erden mehr, und Linda trauerte, daß die schöne Welt, und das arme Herz und Liebe und Treue ein Spiel heimtückischer Gewalten seyen, die das süßeste Glück, wie Schlangen, an der Wurzel benagen, daß es umsinket, indeß es in voller Blüthe steht.

Als die Beiden, nach vielfachen Umwegen und langem Verweilen in öden Gegenden aus Furcht vor Entdeckung, nach Valencia angelangt waren, ließ Federigo alsbald seinen edlen Vetter Don Enrike zu sich bescheiden, der daselbst mit Celia, seiner Schwester, lebte und im Begriff stand, sich mit einer schönen Valencianerin, Donna Violanta, zu vermählen. Froh überrascht, und dennoch auch bestürzt, daß Don Federigo so schnell von Madrid zurückgekommen sey, nachdem er auf lange Zeit von ihm Abschied genommen hatte, eilte er in die Herberge, wo selbst Federigo ihn sehnlich erwartete. Hier erzählte er ihm sein ganzes erlittenes Ungemach, und bat den Freund, ihm ein Kloster zu nennen, wo Linda sich aufhalten könne, wie sie selbst zu thun wünschte, dahingegen Federigo in irgend einem fremden Lande Kriegsdienste nehmen wollte. Enrike bat den Freund, ihm zu verzeihen, wenn er jetzt in dieser Rücksicht ohnmächtig ihm zu helfen sey, da der Vorschuß einer Ausstattung, reich und würdig, wie

sie in Klöstern jetzt verlangt würde, seine Kräfte übersteigen; vielmehr wollte Enrike der schönen Linda eine Zuflucht bei seiner Schwester im eignen Hause ausmitteln. Federigo verwarf diesen Vorschlag mit großer Heftigkeit. Nie, sagte er, könnte ich meiner Muhme, der sittsamen und liebenswerthen Celia, wieder vor Augen treten, wenn ich wüßte, daß mein unglückliches Loos ihr bekannt sey; auch kann ich nicht die, obwohl strafbare, doch unglückliche Linda, dem Schmerze preis geben, jeden Augenblick vor der tugendhaften Celia erröthen zu müssen. Hört, Federigo, rief Enrike, ich weiß für alles Auskunft! Meiner Schwester Kammermädchen hat sich eben verheirathet; ihre Stelle ist noch unbesetzt. Ich werde meine Braut, Donna Violanta, bitten, daß sie Celien die schöne Linda empfiehlt. Es ist immer ein wenig erfreulicher Ausweg, doch ist sie sicher in meinem Hause, und es soll an mir nicht liegen, daß sie ihren Aufenthalt angenehm findet. Nie würde ich wagen, dies Linda vorzuschlagen, rief Federigo. Doch diese, welche im Nebenzimmer das ganze Gespräch der zwei Freunde mit angehört hatte, stürzte hinein, und rief Federigo zu: O, weigert mir nicht dies einzige Glück, diese einzige Linderung in meiner entsetzlichen Bedrängniß! Würde ich doch den Tod dem Mißgeschick vorziehen, länger mit einem Jüngling umherzureisen, aller Sitte zum Trotz! Edler Don Enrike, der Ihr ein menschlich Herz im Busen tragt, ja! laßt mich in Eurem Hause Dienerin, laßt mich Sklavin seyn; und wenn es einen Trost für mich

geben kann, so werde ich ihn darin finden, daß ich unter einem Dache mit Menschen lebe, die Federigo so nahe angehen und ihn lieben. Und damit Ihr nicht glaubt, Don Euriko, daß Ihr einer Unwürdigen Schutz verleihet, so schwöre ich hier, Angesichts des Himmels und der Erden, daß ich von dem Manne nichts wußte, den Federigo an meiner Seite niederschoß, und daß er von mir nie etwas anderes, als Hohn und Verachtung erfahren hatte, welches ihn doch zu dem frechen Unterfangen, mich in meinem Garten im Dunkel aufzusuchen, weder ermuntern, noch berechtigen konnte! Lassen wir das, Donna Linda, sprach Federigo mit bitterm Lächeln, hier ist nur die Rede von Eurer Rettung, Eurem Ruf, Eurer Sicherheit. Ich eile zu Donna Violanta, sprach Euriko, um das Empfehlungsschreiben von ihr für Linda zu erlangen. Mit diesen Worten ließ der wackere Euriko Linda und ihren Geliebten allein.

So ist denn Euer Wunsch erfüllt, Don Federigo, sagte Linda, stillweinend; so wird denn die Gegenwart des unglücklichsten Mädchens nie mehr Euer Auge verletzen. O, so laßt mich denn zum Lebewohl nur Eins von Euch erbitten! Um Gott, laß mich, Linda, rief Federigo aus, es genüge dir an Allem, was ich gelitten habe; wußt' ich doch nie so sehr, daß ich dich anbete, als in diesem Augenblick des Scheidens! Doch sage, was bittest du? Ich flehe dich an, sprach Linda, daß, wenn die Wahrheit an das Licht kommt, du mir dein Herz wiederschenkst! Nicht das allein, rief Federigo, mein Leben, mein Blut, meine Seele setz ich zum

Preis? Doch, was erweicht mich so? Bist du nicht dieselbe, der zu Füßen ich Diego gefunden? Sieh! ich verlange keine Erklärung von dir, nur, dich zu fliehen, begehr' ich. So geh denn! rief Linda, es wird ein Tag kommen, wo der Himmel mich rechtfertigen wird. Linda! sprach Federigo, heftig bewegt, glaub' mir, meine Vernunft hält es für unmöglich, und mein verblutendes Herz hängt noch am Glauben; ließ ich vom Glauben ab, so müßt' ich vergehen! Und ich hoffe auf meine Unschuld, rief Linda aus, wenn gleich der Anschein wider mich ist. O Federigo! bedenke doch, wie rein und treu stets meine Liebe war! kannst du von mir das Schlimmste glauben?

Indeß hatte Enrito alles Nothwendige besorgt und führte Linda, die mühsam ihre Thränen in sich verschloß, in einfacher Kleidung zu seiner Schwester Celia hin. Beim Eintreten in das Haus, wo sie dienen sollte, fühlte sich die Arme von Schauder ergriffen; doch überreichte sie mit Fassung und sittsamer Geberde ihr Empfehlungsschreiben von Donna Violanta. Donna Celia war rasch, stolz, leidenschaftlich und gegen ihre Untergebenen über die Maßen hart und strenge: dennoch machte Lindas Anmuth und Bescheidenheit Eindruck auf sie, und sie fragte sie recht gütig nach ihrer Herkunft und ihren Geschicklichkeiten. Ich bin, sagte Linda, mit einer Hofdame der Vicekönigin hergekommen, die nun gestorben ist. Ich machte ihr alle möglichen kleinen Arbeiten, die man sich nur denken kann. Ich setzte sie auf, und verfertigte ihre Hauben und Hüte; und hierin

hoffe ich Eurer Gnaden Beifall zu finden; denn keine Blume bringt die Natur so zart und künstlich hervor, daß ich sie nicht nachzubilden verstände, und ich hoffe, daß durch meine Kunst dies schöne Haar mit der Frühlingsflur wetteifern soll, durchwunden mit dem prangendsten Blütenflor, in tausend zierlichen Gewinden, Flechten und Locken vom Scheitel herabwallend. Keine Perlenstickerei, die den Schmelz der Blume in schön geordneten Ranken prangen läßt, kann so künstlich und reich seyn, daß ich sie nicht ausführte; ich hätle mit Gold, Silber und Seide, sticke auf Tapetengrund Teppiche, Tragbänder, Arbeitsbeutel, alles Ersinnliche, nach selbsterfundenen Mustern; in Chenille führ' ich Landschaften, Blumenrosen, ja, Pavageien, kleine, bunte Hundchen und wunderartige Kätzchen aus; in weißer Stickerei ist kein Stich, dessen Kunst ich nicht inne hätte. — Schön, ganz herrlich! rief Celia, besser konnte ich es mir nicht wünschen! Kann Sie aber auch nähen? Kann Sie stricken? spinnen? Ach! nein! flüsterte Linda, hocherglühend. Da sieht man die jetzige Erziehung! sprach Celia, die gemeinsten Mädchen schämen sich der Nähnadel, und die Wäsche mag zerrissen seyn, wenn nur das Kleid mit Stickereien prangt; man wird noch Nähmaschinen erfinden müssen! Wie heißt Sie denn? Isabelle heiß ich, antwortete Linda. Leg Sie den Mantel weg, Isabelle, und bleibe Sie hier; Sie steht mir an, sprach Celia und wies Linda das Nebenzimmer an, um sich daselbst hineinzubegeben und sich einzurichten.

Celia hatte noch eine andere Dienerin, ihre Vertraute, die Ignes hieß; mit dieser schloß sie sich ein, denn die beiden hatten einander viel zu sagen. Don Diego Centellas, derselbe, den Federigo an jenem Abend niedergeschossen hatte, war aus Valencia gebürtig und hatte sich lange im Stillen um Celia beworben, die seinen Wünschen geneigt war und nur fürchtete, daß ihr Bruder Diego'n ihre Hand verweigern möchte, weil er nicht von einem so vornehmen Hause, als sie selbst, entsprossen und auch nicht reich war. Diego hatte indeß eine Reise nach Madrid machen müssen, um die ihm unvermuthet zugefallne, große Erbschaft eines weitläuftigen reichen Verwandten in Empfang zu nehmen. Diese Angelegenheit erforderte seine Gegenwart in Madrid auf ein volles Jahr, während dessen das Angedenken der Geliebten in Valencia immer mehr zu erbleichen begann. Diego sah Linda, deren seltene Schönheit, Sanftmuth und Lieblichkeit ihn zu einer tollkühnen Leidenschaft entflammte, die ihn antrieb, alles um ihren Besitz zu wagen. Er hatte bei Linda's Vater keine Aufmunterung, bei ihr selbst nur Hohn und Verschmähen gefunden, doch sein Gold öffnete ihm den Weg zur Duanna, die, habsüchtig und arglistig, mit Linda's Gaben nicht zufrieden war, und einen reichern Bewerber, als Don Federigo, für ihre Herrin wünschte, damit ihr Weizen besser blühe. Bekannt mit Linda's Gewohnheit, die traute, vielgeliebte Stelle zu besuchen, wo Federigo sie zu sprechen pflegte, um sich dort süßer nach ihm zu sehnen, entwarf sie den höllischen Plan, daß Diego

sich im Dunkeln dorthin begeben solle, und, wo möglich, Linda durch Gewalt und List zur Flucht bewegen, indem sie ihn für ihren Geliebten halten müßte, dessen Stimme und Gestalt der Federigo's sehr ähnlich war. Der Lohn des zwar von Diego reichlich bezahlten Bubenstücks war schimpfliches Gefängniß, wohin Graf Pedro de Strokka sie bringen ließ, bis er Auskunft über seine verschwundene Tochter habe, die er selbst zu suchen abreiste. Diego'n hatte die himmlische Vergeltung durch die schwere Wunde bestraft, die er von Federigo empfangen; jedoch war die Wunde nicht tödtlich. Ehe noch Graf Pedro zum Garten unter die vom Schloß entlegenen Myrthenbäume gelangt war, hatten Diego's hinzugekommene Diener ihn zur Thür des Feldes hinaus getragen, und ihn in seine Wohnung gebracht, wo seine Verwundung, wie seine Missethat, sorgfältig verborgen blieben, und wo er lange krank darnieder lag.

Doch, wie können Gold, Arglist, Fürsorge und Bedächtigkeit schlimme Thaten so sehr verbergen, daß der Verräther schliefe. Diegos Diener, Gil, stand im Sold der argwöhnischen Celia, und berichtete den ganzen Vorfall, mit Ausnahme des Namens der schönen Linda nach Valencia; diesen Namen wußte er nämlich selbst nicht, sonst würde er ihn schon genannt haben! Am nämlichen Morgen, wo Linda den Dienst bei Celia antrat, hatte diese Gil's Brief empfangen, und war nun von Grimm und Trauer über Diegos Treulosigkeit ganz hingenommen. Dies trug nicht dazu bei, Linda's Aufenthalt in ihrem Hause

angenehmer zu machen: vielmehr ließ die traurende Herrin den ganzen Schmerz unglücklicher, gekränkter Liebe an der einzigen Dienerin aus, der sie nichts anvertraut und die sie nicht zu fürchten hatte. Linda trug ihr Mißgeschick mit stiller Ergebung; ein Tropfen Linderung floß in ihrer Leiden bittern Kelch. Sie sah, flüchtig und stets beobachtet, Federigo: aber sie sah ihn doch! Noch hatte er sich nicht entschließen können, Valencia zu verlassen, und begnügte sich, seine Bewerbungen um eine Stelle im Heere einer fremden Macht schriftlich zu betreiben. So oft Federigo auf Linda hinblickte, so oft leuchtete ihm aus ihren himmlischen Augen der Stral, der die Flamme seines Glaubens an sie wieder entzündete; und wenn er sie sich dachte, einst so glücklich und glänzend, nun in Armuth und Abhängigkeit, so wollte ihm vor Wehmuth das Herz brechen.

Es war ein schöner Herbstabend, als Don Diego, von seiner Wunde hergestellt, nach Valencia gelangte. Seine Sehnsucht nach Celia war während der schmerzlichen Heilung wieder wach geworden, wie Kinder wieder artig werden, indeß sie eingesperrt sind und, sich eines bessern zu besinnen, Zeit gewinnen. Es war also kein Wunder, daß Diego zur neunten Stunde Abends, wo er wußte, daß Don Enriko auszugehen pflegte, sich in Celia's Wohnung, auf wohlbekannten Wegen, einschlich und die zürnende Herrin dort fand. Celia empfing den Verräther anfangs mit stillem Hohn, und fragte ihn, wie ihm die Lustbarkeiten des Hofs bekommen seyen? Ich war sel-

ten am Hof, antwortete Diego, meine Kränklich-
eit hielt mich davon ab. Wovon ward Ihr krank,
Don Diego? — Vom Leid, Euch, schöne Celia,
fern zu seyn! — Waren Euch in Madrid nicht
schönere Damen noch? Gibts keine reizenden
Mädchen in Madrid? — Ich kann Euch davon
nicht Nachricht ertheilen, Celia, denn ich habe
mich nach keiner umgesehen. — Nach keiner,
Don Diego? — Nein, Celia! — So waret
s denn nicht Ihr, Diego, der das Civilrecht, um
essentwillen Ihr nach Madrid gegangen, mit dem
Criminalrecht vertauschte, und dem vor dem Tri-
unal einer schönen Richterin unter Myrthenbäu-
nen der Tod zuerkannt wurde? — Was staunt
Ihr, was erbleicht Ihr, Don Diego? Alles
wird kund! Und nun Ihr seht, mit welchem Fug
ch gegen einen Verräther, wie Ihr seyd, erzürnt
in, gegen einen verwegnen Lügner, der Falsch-
eiten, die er gegen mich begangen, für Artig-
eiten ausgeben will, geht! Laßt Euch nicht wie-
er vor meinen Augen sehen, wenn ich Euch nicht
erweisen soll, daß es auch in Valencia Frauen
ebt, für die man einem Manne ohne Treu und
lauben den Tod geben kann! — Ich bitte Euch,
elia, bedenkt! sprach Diego. Bedenkt Ihr selbst,
ntwortete sie, daß es spät ist, und daß es nicht
illig wäre, daß ich heut den Schmerz, Euch zu
hen, theurer zahlte, als einst die Lust, Euch
sehen. Geht! — Nein, rief Diego, ich wanke
nd weiche nicht, bis ich Euch versichert, daß —
demselben Moment kam Agnes außer Athem,
richtend, daß Don Curiko dem Hause nahe sey.

Schnell wurde Don Diego in ein Seitenkabinett eingeschlossen; und kaum war es geschehen, so trat, mit seinem Freund Federigo, Celia's Bruder in den Saal. Wie, kein Licht zu dieser Stunde? rief Don Enriko. Da kam, den Armleuchter in der Hand, die schöne Linda in das Zimmer. O, Himmel, dachte Federigo in sich, muß ich sehen, daß Linda im Häubchen und Taschenschurz das Licht herbeiträgt, so wünschten meine Augen, kein Licht mehr zu schauen; und so schmerzlich Federigo'n dieser Anblick war, weidete er doch wiederum sein Auge an dem Reiz der auch in dieser Kleidung so unaussprechlich holden Gestalt. Nach den ersten Höflichkeitsbezeigungen begab sich Celia in ihr Zimmer, und bat die zwei Freunde, ihr nachzukommen, um dort Erfrischungen zu genießen. Linda und Federigo blieben, da Agnes ihrer Herrin folgte, einen Augenblick allein mit Don Enriko. Kann ich Euch doch heut einen kleinen Dienst erzeigen, sagte Linda, indem sie sich anschickte, den beiden zu leuchten. Federigo ergriff den Armleuchter und sagte schmerzlich: Linda, um wie viel lieber möcht' ich Euch bedient sehen, glaubt es mir! Mir geht es besser, als ich verdiene, sagte Linda schmerzlich, da ich so unglücklich bin, daß ich um Euch nicht einmal Glauben verdiene! Um Gott! rief Federigo, giebt es Einen, der eher glaubt, was ihm gesagt wird, als was seine Augen sehen? — Ja, Federigo, antwortete Linda, denn es giebt ein höheres Licht, als das des Auges. Herz und Seele sehen klarer, wenn sie lieben und glauben! Still, flüsterte Enriko, sonst

wird noch Alles hier offenbar, und schweigend gingen sie alle in Celia's Zimmer, aus welchem Agnes sich entfernte, um in der Stille Diego aus dem Hause zu lassen, welches ihr, da die vermeinte Isabelle, auf Celia's Gebot, blieb, um die Collation umherzureichen, und ihr also nicht hinderlich war, ganz vortrefflich gelang, wie sie vermeinte.

Als nach dem schmerzlich zugebrachten Abend bei Celia Don Federigo in die Herberge zurückkam, wurde ihm Nachricht gebracht, daß in wenigen Tagen eine Galeotte von Vinaroz nach Italien abginge, deren Chef rühmlich bekannt und ein sehr warmer Freund von ihm war. Federigo hielt dies für einen Wink der Vorsehung, nicht länger in Valencia zu verweilen, und bestellte am nämlichen Abend Post, um nach Vinaroz zu gehen, weil er hoffte, leichter seine Angelegenheit zu Stande zu bringen, wenn er selbst in Italien sey, wo er Kriegsdienste bei der Republik Venedig zu nehmen gesonnen war. Der Morgen dämmerte hell und golden auf, der Himmel war mit den schönsten Rosenwolken geschmückt; und wie die reich gesegneten Felder, mit goldnen Reben, Orangen und Citronen, mit purpurnen Aepfeln, und alle den Segnungen des Herbsts vor Federigos Fenster in Morgenglanz leuchteten, und bunte Vögel um die thaufunkelnden fruchtbeladenen Aeste schwirrten: da ging ein recht freudiger Muth durch des Jünglings Herz, und es war, als ladeten ihn tausend süße Stimmen in die blauen Gebirge hinein. Indem er sich so wun-

derſam von Luſt und Weh bedrängt fühlte, trat ſein Freund Enriko in das Zimmer. Was iſt das? rief er beſtürzt, der Mantelſack geſchnürt? zerriſſene Rechnungen auf dem Fußboden? Wie, du wollteſt fort? Ja, ich wollte dir Lebewohl ſagen und geben, ſprach Federigo, denn es muß mit dieſem elenden, ſchwankenden Daſeyn ein Ende nehmen; die Nachricht, daß Freund Klaar nach Italien abgeht, beſtimmt mich zum raſchen Entſchluß. Schmacht' ich gleich nach Linda's Anblick, ſo tödtet es mich doch auch, ſie zu ſehen; ſie iſt in Sicherheit, und ſo kann ich gehen, einen rühmlichen Tod aufzuſuchen. Vergönne mir denn, mein Enriko, Abſchied von dir zu nehmen! Könnte ich dir Urlaub geben, da es nicht in meiner Macht ſteht, ihn zu geben, noch ihn zu weigern, ſagte Enriko, ſo würde ich ihn dir diesmal weigern. — Und warum, Enriko? — Weil mir Alles daran liegt, dich noch einige Tage in Valencia zu beſitzen! Kaum hatte Enriko dieſe Worte ausgeſprochen, ſo zog Federigo raſch die Schelle, und rief dem eintretenden Kellner zu, daß er ſogleich die Poſtpferde abbeſtellen ſolle. Sieh, ſagte er, ſodann zu ſeinem erſtaunten Freunde, wie ſchnell ich deine Bitten erfülle, ſage mir nun, weshalb du mich hier zu behalten wünſcheſt? O, Himmel! rief Enriko, dies iſt ein ſo herbes und entſetzliches Leid, daß ich es nur dir anvertrauen kann, der du mein anderes Selbſt biſt! Sieh, wie ſich von geſtern zu heut alles umgeſtalten kann! Geſtern warſt du allein der Bedrängte, heut bin ich es, der deinen Beiſtand erfleht! Was kann ſeit

gestern vorgegangen seyn, mein Enrike? — Als ich, theurer Federigo, nachdem du uns verlassen hattest, noch ein wenig in den Garten hinunter ging, sah ich am Gitter des Balkons vor meiner Schwester Zimmern etwas Weißes flattern; ich ergriff eine Stange, und riß es herab. Es war ein feines Tuch, mit einem fremden Namenszuge gezeichnet, welches sicher dort hängen geblieben war als — o laß es mich nicht denken! Weißt du noch, wie Gestern bei unserer Ankunft alles dunkel war, und welche Verwirrung meine Schwester vergebens zu verbergen strebte? Alle Zeichen treffen zu, und gewiß empfängt meine Schwester heimliche Besuche von irgend Einem, der nicht würdig ist, ihn öffentlich zu machen. In dieser schmerzlichen Voraussetzung bleibt mir nur eine Zuflucht, meinen Argwohn dergestalt zu verhehlen, daß auch Blick und Farbe ihn nicht verrathen, und im Stillen die Wahrheit zu erlauschen. Späh' ich außer meinem Hause, so darf es von Innen an einem treuen Auge nicht fehlen; und so bitte ich dich, mein Federigo, mir diese Freundschaft zu erzeigen. Zwischen den Zimmern meiner Schwester und dem meinigen giebt es ein kleines Kabinett, das nach dem Saale zu geht und mit Büchern und Papieren angefüllt ist; nie kommt ein Diener dahinein; dort kannst du, mein Freund, während meiner Abwesenheit verborgen bleiben! Es ist so früh am Morgen, daß ich dich durch eine Hinterthür zu mir einführen kann, ohne daß dich Jemand gewahrte; komm mit mir, und laß uns nicht von dannen weichen, bis meine herzusagen-

den Zweifel erläutert sind. — Federigo, bald von freundschaftlichem Eifer, bald vom geheimen Sehnen nach Linda fortgerissen, ließ sich willig von Cyrillo dahin fahren, wo er unsichtbar um Linda seyn und dem Freunde dienen konnte.

Indeß war Celia mit ihrer vertrauten Agnes auch schon früh wach und in Berathschlagungen vertieft, oder vielmehr in heißen Thränen ihr Leid um Diego's Untreue weinend. Seyd doch unbesorgt, theure Herrin, sprach Agnes, und hemmt Eure Thränen! unbemerkt hat Don Diego dies Haus verlassen, und kein Auge wird seine Spur entdecken. O, schweig, Agnes, mit solchem nichtigen Trost! rief Celia, möchte mein Ruf, mein Leben um seinetwillen gefährdet seyn, wenn mein Herz ruhig wäre! Er, der einzige erste Gegenstand meiner Liebe, um den ich so viel andere Huldigungen verschmähte, ist mir untreu, hat um eine Andere sein Leben geopfert! — Und kommt nun ergeben, liebevoll wieder, fiel Agnes ein, o, Fräulein, wie wenig kennt Ihr die Männer und ihre Eitelkeit? Wie viel Stunden glaubt Ihr wohl, daß ein Mann leben könne, ohne ein Herz in der Nähe zu wissen, das für ihn glüht? Was soll ein reicher, blühender Jüngling in Madrid, funfzig Meilen von seiner Auserkorenen, mit seinem Gelde, seiner Zeit und seinem Herzen anfangen? Ach! ich weiß es wohl, daß wahre Liebe der wahren Reue alles vergiebt! sprach Celia. Ja, könnte Diego sich mit mir versöhnen, ich gäbe alles darum! Nun! so laßt ihn wieder herkommen, rief Agnes. „Nein, Agnes! er soll nicht wissen, daß ich ihn

sehen will!" — Dafür giebts Rath, Fräulein! — „Nun?" — Ich gebe hin, ich sage ihm, daß Ihr zürnt, daß Ihr geschworen habt, ihn nicht zu sehen, und mir hundertmal verboten habt, Botschaft oder Brief von ihm anzunehmen: aber da hätt' ich mich im Stillen, blos ihm zu Liebe, hingewagt — — „Und?" — und wollte ihn in das Zimmer geleiten, sobald Don Enrike das Haus verließe. Auf diese Art schlag ich drei Fliegen mit einer Klappe. Erstlich kommt er hieher, zweitens erfährt er nicht, daß Ihr ihn sehen wollt, drittens weiß er mir Dank; und das will etwas heißen, seit er geerbt hat! Doch still, denn schon kommt Isabelle! Sie darf um unsre Angelegenheiten nichts wissen! Isabelle kam mit einem Strauß köstlicher Moosrosen, der ein weißes Hütchen schmücken sollte, und erwartete einige beifällige Worte von Celia, über die Schönheit ihrer Arbeit; doch diese winkte sie weg und sagte ihr: Nachher, Isabelle, jetzt ist mir Alles zuwider! Ach! seufzte Linda, wie wenig kann man zu Dank thun, wenn man ohne Stern dient. Minder noch, wenn man ohne Stern liebt! flüsterte Celia leiser noch, denn sie hatte Linda's Klage vernommen. Räume hier auf, sprach sie freundlicher als zuvor, ich will ein wenig in den Garten gehen. Als Linda allein war ließ sie ihren Klagen und Thränen freien Lauf. Was hoff ich noch, und was erwarte ich von der Zeit, seufzte Linda; wie thöricht ist's, etwas von dem zu hoffen, was die kommenden Tage bringen sollen! Was können sie dem Unglücklichen bringen, als Krankheit,

Alter und Tod? Die Zeit ist ein Arzt, der einen Kranken heilt, indeß er Tausend umbringt. Während Linda ihre Thränen trocknete und sie wiederum unaufhaltsam aus den Augen auf die Blumen perlten, denen sie frisches Wasser gab, sagte sie: arme gepflückte Astern und Anemonen! das dachtet ihr wohl nicht, daß ihr hier in den alabasternen Gefäßen doch noch von Thau benetzt werden solltet, es ist aber auch heißer und herber Thau! Indem kam Enriko, der seine Schwester suchte, in das Zimmer. Was thut Ihr hier, meine edle Gräfin? fragte Enriko, da er sich mit ihr allein sah. Ich klage, sagte Linda, wie immer, über meinen Stern! Doch, sagt mir, Don Enriko, habt Ihr heute Federigo gesehen? — Ja, denn ich mußte ihn sehen, Linda, eh er abreiste — Wie, er fort? Ja, Gräfin! — Ohne Abschied von mir? Zurnet ihm nicht, Gräfin! rief Enriko, laßt den Schmerz nicht die Ueberlegung besiegen, glaubt, daß Euch Federigo liebt, daß er nur die Rührung des Scheidens vermeiden wollte, um Euch nicht zu tief in sein Herz blicken zu lassen, und daß ich, der ich, Euch zu schützen, hier geblieben, Blut, Leben und Ehre gern für Euch auf das Spiel setze! Nie werd ich, edler Enriko, erwiederte Linda, die Großmuth bezweifeln, die Euch solchen Trost für mich eingiebt; und damit Ihr sehr, wie dankbar ich Eure Huld erkenne, so vergönnt mir, daß ich in so viel Pein, in solchem Leid mich von Euch entferne, um nicht in Eurer Gegenwart zu weinen. Laßt meine Thränen nicht die Gränze übertreten, welche zwischen Eurem

Vertrauen und der Sitte, die ich beobachten muß, gezogen ist. Laßt mich nicht weinen, wissend, daß ich weine! So will ich denn gehen, arme Linda, flüsterte Enrico mitleidig und eilte fort. Es trieb ihn in das kleine Bücherkabinett, wo Federigo verborgen lebte, um ihm Nachricht von seinem Gespräch mit Linda zu geben. So zart und edel war ihr Benehmen, so innig ihr Weinen, sagte Enrico zum Freunde, daß ich es tief im Herzen empfinde, und ich muß sie für unschuldig halten! Was sagst du mir, rief Federigo aus, ersehne ich doch nichts so heiß, als Linda's Rechtfertigung! Soll ich sie aber ohne Auskunft, ohne Ueberzeugung für gerechtfertigt ansehen? Bin ich ihr selbst nicht schuldig, den Zeitpunkt abzuwarten, wo Alles an den Tag kommt! Gewiß, sprach Enrico. So thust du denn nicht Recht, früher mich bewegen zu wollen, fuhr Federigo fort; denn bis ich Gewißheit habe, muß Eifersucht alles wieder auslöschen, was Liebe Reizendes und Holdes an ihrem Bilde malt. Doch, sage mir, welch ein Geräusch ist das? — Federigo lüftete einen runden Schieber, von welchem aus man durch ein kleines Fensterchen auf die Treppe sehen konnte, und, bleich vor Entsetzen, drehte er wieder zu, sank in seines Freundes Arme und sprach mit halberstickter Stimme: Dies ist das Härteste, was uns begegnen konnte: die Treppe herauf, zu dir, in dies Haus, kommt Linda's Vater! — Was sagst du? — Er ist's, ich habe ihn erkannt! — Linda's Vater? — Ja! — So fleh dich zurück, Federigo, verbleibe still, ich werde

ihm entgegen geben, werde erfahren, was ihn in mein Haus führt! — Ich harren? Enrike, ich? Kommt er nicht, Linda hier aufzusuchen? Hat ihm nicht sicher irgend ein Mißgeschick ihre Spur auszufinden helfen? — Ei, wer wird denn gleich das Schlimmste glauben! rief Enrike, warte nur den Ausgang ab; noch immer bleibt dir Zeit, deine Linda zu beschützen; laß uns dem Unheil nicht entgegen eilen, warte, daß es sich zeige! Lausche, und halte dich gefaßt! Ich will es thun, sprach Federigo, doch bedenke, mein Freund, daß Ehre und Leben nun mehr auf dem Spiel stehen!

Artig ging Enrike dem ihm unbekannten Grafen Pedro de Strokka entgegen, der ihm einen Brief von einem seiner vertrautesten Freunde aus Madrid, den Marquis Denia, brachte, worin ihm dieser Linda's Vater und dessen Ehrensache auf das wärmste anempfahl, da er den Valencianer Don Diego Centellas, der, nach dem Verschwinden seiner Tochter, unsichtbar geworden sey, nach dem Geständniß der gefangenen Duanna für Linda's Entführer halten müsse, und erfahren habe, daß dieser nach Valencia zurück sey. Seyd, Don Enrike, als Sohn, als Freund, dem edeln gekränkten Vater zur Seite, schloß der Marquis seinen Brief, und helft ihm, Rache an dem Ehrlosen nehmen, der ihn beschimpft. Wäre ich nicht an das Krankenbett gefesselt, ich würde Niemand eine mir so theure Obliegenheit abtreten: doch, da ich es nicht seyn kann, der sie erfüllt, ist mir Niemand so lieb, als mein Enrike, dessen Edelmuth ich kenne!"

Ich bin in Allem zu Euren Befehl und Beistand, edler Herr, sagte Enriko, und wir wollen sogleich den Don Diego aufsuchen, wenn es Euch gefällt. Ich kenne ihn fast gar nicht; denn als ein Jüngling, der mit seiner Schwester unter einem Dache lebt, vermied ich zahlreiche Bekanntschaften mit Valencias Jugend, um ihre Ehre und ihre Ruhe nicht zu gefährden. Don Pedro war es sehr zufrieden, daß Enriko so eifrig ihm zu dienen eilte, denn er wußte nicht, daß dieser ihn nur gern aus dem Hause haben wolle, damit ihm seine Tochter nicht begegne, die daselbst war. Im Stillen freute sich Enriko unendlich, daß Graf Pedro von diesem Ereigniß keine Ahnung hatte, und er sann darauf, der verfolgten Linda auf das Schnellste eine andere Freistatt auszumitteln. Wie frohlockte Enriko im Herzen, wie pries Federigo sein Geschick, als der gefürchtete Don Pedro das Haus im Rücken hatte, wohin ein wundersames Verhängniß ihn geführt!

Kaum war Don Enriko mit Graf Pedro de Strokka entfernt, als Ignes Don Diego durch den Garten in das Haus führte, damit er ihre Gebieterin sprechen und sich mit ihr versöhnen könne. Er traf Celia, die nach einigem verstellten Zürnen sich geneigt bezeigte, seine Entschuldigungen anzuhören; doch kaum hatte er begonnen, seine Geschichte zu erzählen, als Ignes mit der Nachricht, daß Don Enriko wieder da sey, das Gespräch unterbrach. Don Diego eilte in das Seitenkabinett zurück, welches ihm am vergangenen Tage Zuflucht gewährt hatte. Don Enriko

ging in sein Zimmer, welches einen Ausgang nach dem Bücherkabinett hatte, wo Federigo verborgen war. Dort bat er den Freund, auf der Hut vor der Hausthüre zu seyn, weil er eben einen Mann in das Haus schleichen sehen; dann ging er in seiner Schwester Gemach, indeß Federigo durch die verborgene Treppe aus dem Hause ging. Nun fing Don Enrike an, das Haus zu durchsuchen, und, nach langem Umherirren, ging er noch in Linda's Kabinett, das Letzte, was ihm übrig blieb, zu durchspähen. Wie entsetzt war er, als er Linda bleich und zitternd und Diego bei ihr fand, der ihre Hand ergriffen hatte. Denn, bemerkend, daß Enrike alles durchsuchte, hatte sich Diego in dies Zimmer geflüchtet, das offen stand, und wo er mit Entsetzen Linda antraf. Celia mit Agnes, von ihrer Angst geleitet, war eben auch hinein getreten, und hielt nun Alles für verrathen; doch, wie unaussprechlich groß war ihr Erstaunen, als sie hörte, wie die bebende Linda sagte: ja, Don Enrike, es ist wahr, hier steht derjenige, um dessentwillen ich in dieser entsetzlichen Lage bin, entfernt von meiner Heimath, von meinem Vater, dienend und verachtet: jedoch glaubet nicht — O, schweigt! rief Enrike tiefbetrübt, schweigt, unseligste der Heuchlerinnen, die mich selbst getäuscht! — Don Diego, sagte er, zu ihm gewendet, es ist genug! ich sehe, warum Ihr Euch in dies Haus eingeschlichen, verlasset es nun wir treffen uns im offnen Felde! Von ganzer Seele! rief Diego aus, der nur froh war, mit

guter Art, ohne daß Celia's Ehre gefährdet sey, dem Hause zu entkommen; Celia aber, welche vermeinte, daß Isabelle, nach einer schnell getroffenen Abrede mit Diego, sich auf diese Art für sie wage, war von einer so beispiellosen Großmuth ganz entzündet, und hoffte, es Isabellen auf alle Weise zu vergelten. Als nun Don Diego aus dem Hause trat, war er nur von der Scylla zur Charybdis hingerathen; denn, ihn erkennend, stürzte Don Federigo auf ihn zu und verlangte Rechenschaft von ihm. Diego erkannte ihn gar nicht; allein Federigo rief ihm zu: Ihr solltet mich kennen, Don Centellas, ich war's, der Euch in Madrid für tod auf dem Platze ließ, und hoffe nun, fertig zu machen, was daran fehlt! — Ich würde recht gern mit Euch von hinnen gehen, rief Diego, aber für den Augenblick bin ich versagt; ich muß erst Don Enrico befriedigen, dann steh ich ganz zu Dienst! Meine Sache geht vor! rief Federigo. Darüber mußt Ihr Euch mit Don Enrico vergleichen, entgegnete Diego, und wenn das erst geschehen ist, so schickt zu mir, ich werde Euch nicht entgehen! Federigo, überlegend, daß es unklug wäre, am hellen Tage auf der Straße diese Angelegenheit zu betreiben, um so mehr, da Vorübergehende schon begannen, auf seinen Wortwechsel mit Diego aufmerksam zu werden, ging in das Haus zurück, um mit Enrico, wegen des Zweikampfs, Abrede zu treffen.

Höchst erzürnt über Linda fand Federigo seinen Freund. Zufall und Schein hatten sich wie-

derum gegen die Unglückliche verschworen, und ein neues Mißgeschick auf ihr Haupt herabgezogen. Celia, die nunmehr alles erfahren hatte, wollte, von Eifersucht und Schmerz hingerissen, sie nicht länger um sich dulden; jeden Augenblick konnte Don Pedro de Strotka in das Haus treten, und sie dort finden. Nur ein Trost wurde ihr nicht versagt, so schmerzlich dieser Trost auch erschien: sie erfuhr in ihrem Leid, wie edel und rein Federigos Liebe sey; denn er drang in Curito, seine Bemühungen mit ihm zu vereinigen, um Graf Pedro zu bewegen, denjenigen, um dessentwillen Linda so viel gelitten, die Hand seiner Tochter nicht zu verweigern; denn Federigo fand von nun an in dem Wahn, daß Linda Diego liebe, ihn hier in Valencia im Stillen aufgesucht habe, und mit ihm einverstanden sey. Vergebens rief Linda Himmel und Erde zu Zeugen an, daß Don Diego ihr verhaßt sey, und sie von seiner Gegenwart in Valencia und in diesem Hause nichts gewußt habe; vergebens flehte sie um einen Ausweg aus diesem Labyrinthe in das ärmste Kloster der spanischen Gebirge: die Männer glaubten ihr nicht, und mit Hohn und Grausamkeit nahm Celia ihre Betheurungen auf.

Wie nun Linda, in Thränen schwimmend, vor Celia auf dem Fußboden niedergestreckt, mit aufgehobenen Händen um Rettung flehte, und Celia, verstockt, weil sie ein böses Gewissen hatte, die beiden Freunde aber in redlichem Eifer sie der eigensinnigsten und thörigsten Heuchelei beschul-

digten, rauschten die Thürzügel des Saales auf, in welchem sich diese vier befanden, und Don Diego trat ernsten und freundlichen Anstandes herein. Da meine edlen Widersacher mich nicht aufsuchen, sagte Diego, und ich in der Zeit von einem Dritten erfahren habe, der gegen mein Leben wüthet, so komm ich hieher, und habe den Dritten, der uns Allen wohlbekannt ist, Graf Pedro de Strolka, herbeschieden, um ihm Auskunft zu geben. Indem ich, meinen Leichtsinn und seine schrecklichen Folgen erkennend, das Gewirr zu lösen bemüht bin, will ich doch auf keine Art die Genugthuung verweigern, die mir noch könnte abverlangt werden, nachdem ich die Auskunft gegeben haben werde, die nur ich geben kann! Graf Pedro hält mich für den Entführer seines Kindes, da ich doch heut erst ihren Aufenthalt in diesem Hause durch Zufall erfahren; ihren Entführer und Verlobten aber habe ich heut in seinem Eifer für sie zu erkennen geglaubt, und hier steht er; sichere Zeichen hat er mir unlängst und auch heut gegeben. Nun kommt das schwerste von meinen Bekenntnissen: ja, ich gestehe, daß ich unedler Weise, zu nächtlicher Stunde, unbekannt und unerwartet von Fräulein Linda, bethört von ihren Reizen, und zur bösen That von ihrer Duanna verlocket, in ihren Garten gekommen bin, und ich würde es ihrem zornglühenden Geliebten gewiß gestanden haben, wenn er mir nicht mit dem Degen den Mund verschlossen hätte. Das Fräulein ist unschuldig! — „Das ist ritter-

lich und wacker, Don Diego! rief Federigo, daß Ihr die Ehre dieser Dame zu reinigen sucht, und sie wird es Euch Dank wissen; wenn Ihr aber durch diese Beschönigung Euch der Genugthuung zu entheben gedenkt, welche Ihr der gekränkten, verlockten, einst so edlen und unbescholtnen Linda, schuldig seyd, so habt Ihr Euch gewaltig geirrt, denn hier sind Klingen, auf denen Eure Pflicht geschrieben steht, und deren Schrift nur Euer Herzblut löschen kann! Wollte man die Sache mit den Myrthenbäumen gelten lassen, wie wäre es nun mit Gestern und mit Heut? Wie es mit diesen zwei Tagen ist, darüber darf ich nicht Auskunft geben, sprach Diego; doch glaube ich weder dem Edelmuth noch der Herzenstreue einer hier Anwesenden zu viel zu vertrauen, wenn ich diese Auskunft auf alle Gefahr in ihre Hand lege, theure, einziggeliebte, einzige Celia! fuhr Diego fort, indem er vor ihr auf die Kniee niedersank, ihre Hand ergriff und an sein Herz drückte; o, laßt ab von Eurer Strenge, gebt der Wahrheit die Ehre, und erklärt diesen wackeren Freunden, wie ich in dies Haus gekommen bin. Wie? können wir nicht Alle glücklich seyn, und habe ich Euch nicht gezeigt, daß Ihr die einzige, wahre Liebe meiner Seele seyd?

Wohlan, sagte die hocherröthende Celia, wohlan, Don Diego, hier ist meine Hand und mit ihr mein Herz, das seit so manchem Jahre Euch treu ergeben ist. Ja, Linda ist unschuldig; um meinetwillen war Don Diego hier; er wußte nichts

von Lindas Aufenthalt bei mir. O, Verzeihung, Verzeihung! riefen Enrike und Federigo auf einmal der süß überraschten Linda zu, die heiter um sich her blickte, einer Margarethe gleich, die den Drachen besiegt hat. — Es wäre ganz vortrefflich, rief Diego, wenn Don Enriko mir noch in aller Eil den brüderlichen Kuß und Segen gäbe, damit Graf Pedro Alles in Ordnung fände, sobald er käme.

Meine Schwester ist Herrin ihres Schicksals, sagte Don Enriko, und wie die Sachen stehen, wünsch' ich sehr, daß die Ringe gewechselt werden. Mit diesen Worten umarmte Enriko Don Diego und Celia, indeß Linda, von Federigos Arm umfangen, mit geschlossenen Augen an seine Brust sank, im Herzen wünschend, dieser süß-schmerzliche Augenblick möchte der letzte ihres Lebens seyn. Da trat Don Pedro in den Saal, und, wie er Don Diego, seinen Feind, von Celia und Enriko umschlossen, und seine schöne bleiche Linda ohnmächtig an Federigo's Busen lehnen sah, überwand das Erstaunen seinen Zorn, und er konnte sich nicht enthalten zu fragen, was hier geschehen sey. Enrike eilte, ihm alles zu erklären. Freude des Wiedersehens und der milden Lösung so schmerzlicher Bedrängniß lockten bald den Seegenswunsch über Graf Pedro's Lippen; er umarmte seine Kinder, und fühlte sich froher, als er seit langer Zeit gewesen war. Bei einem feierlichen und heiteren Abendschmaus wurden die Ringe gewechselt; schöne Perlenschnüre um Lin-

da's Locken, Hals und Arme, ein Geschenk Celia's, ersetzten diesen Abend die noch gestern so heiß fließenden Thränen, und wie man gern über erlittenes Ungemach scherzt, sagte Linda zur guten Nacht zu Federigo: Hatt' ich dir's nicht gesagt? Man muß nicht stets das Schlimmste glauben!

Helmina von Chezy,
geb. Freyin Klencke.

Irrwege.

Psychologische Gemälde aus der weiblichen Welt.

In einem Kloster am Fuß der Alpen, da, wo das reizende Italien mit dem erhabenen Schweizerlande grenzt, trafen zwei Frauen höheren Standes zusammen, beide entschlossen, ihre einsamen Tage da zu verleben: Donna Fiora von Villa bella, welche die Jahre ihres Witwenstandes hier am anständigsten hinzuträumen glaubte, und Gräfin Paola von Gheradesca, unvermählt, die einzige verwaiste Erbin eines angesehenen Grafenhauses. — Beide schienen zwar noch kaum die Mittagshöhe des Lebens erreicht zu haben, allein die Spuren tiefen Grams zeichneten sich auf beider Angesichtern unverkennbar, so sehr sie beide auch von der

Natur zu reichen Ansprüchen an das Leben berechtigt schienen; Donna Paola, von mehr einnehmenden und interessanten, als regelmäßig schönen Zügen, ward vorzüglich durch einen edlen Ausdruck hervorgehoben, welcher in ihren Mienen, in jeder ihrer Bewegungen lag; Donna Fiora war noch mit Resten einer außerordentlichen Schönheit geschmückt, die nicht durch die Zeit, sondern durch einen verheerenden Gram verblichen schien; und wie ihr Name sagt, so glich sie einer schönen Blume, die aber früh der Sturm verwüstet hat. — Fiora war aus der Schweiz, Paola aus den heißern Gegenden Italiens in das Kloster gekommen; gleichwohl trug die Erstere ganz das Feuer eines südlichen Himmelsstrichs in ihren funkelnden tiefschwarzen Augen, in ihren reizend lebhaften Bewegungen, in jedem Zuge ihres guten, aber höchst leidenschaftlichen Gemüths. Paola schien dagegen alle die Sanftmuth, alle die idealische Reinheit in sich zu vereinigen, welche man mehr den Frauen des Nordens zuschreibt; das Räthsel dieses geistigen Wunders schien sich dadurch zu lösen, daß Fiora, obgleich in der Schweiz erzogen, doch Italienerin war; Paola dagegen, obwohl ihre Eltern in Italien heimisch waren, von schweizerischen Vorfahren stammte. Ein Zusammentreffen, welches die Freundschaft zwischen beiden noch lebhafter, noch schwärmerischer machte. Fiora dachte, wenn sie die ursprüngliche Helvetierin in ihre Arme schloß, ihrer friedlichverlebten Kindheit in den heiligen Schweizerthälern; Paola erinnerte sich bei Fiorens Anblick

wehmüthig süß ihrer vergangenen italischen Seeligkeit. — —

Die Frau von Villa bella hatte schon seit einem Jahre den Schleier genommen, als Paola in dem Kloster ankam, und sie in der liebenswürdigen Traurigen eine interessante Leidensgefährtin fand, da die Einförmigkeit der übrigen Ordensschwestern bisher ihrem lebhaften Gemüth nur eine öde Leere gelassen hatte. In Paola's sanfter, aber tieffühlender Seele, fand sie ganz die lindernde Theilnahme, deren ihr Herz, in welchem der Sturm noch nicht beschworen war, so sehr bedurfte; und wieder Paola fand in Fiorens leidenschaftlicher Zärtlichkeit, Nahrung für eine schwermuthsvolle, umsonst bekämpfte Sehnsucht nach einem einst besessenen, jetzt hoffnungslos verlornen Glück.

So entstand schnell eine begeisterte Freundschaft zwischen ihnen. Beide faßten jede Stunde, wo sie allein zusammen seyn konnten, verlangend auf. Oft, wenn die Schwestern alle schon sich längst zur Ruhe begeben hatten, blickten die beiden noch in freundlichem Gespräch aus dem kleinen Fenster in der Zelle Fioras hinaus in die milde Nacht jener Gegenden, wo das Flüstern der einsamen Pappeln, die sich davor im Winde wiegten, und das gleichförmige Wassergeräusch der Cisterne im benachbarten Klosterhofe ihre Worte melancholisch zu begleiten schien; oder ergötzten sich an der reizenden Aussicht aus Paolas heiteren Zimmern, die diese nur als Kostgängerin bewohnte. Wenn dann die Landschaft in weißen, zart duftli-

gen Mondnebel lag, so pflegte Paola wohl schmerzlich zu sagen: Ach, so unendlich dämmernd liegt auch das zauberische Band meiner Vergangenheit!

Aus Rücksicht gegen das Ansehn und das Vermögen der Gräfin, die man ebenfalls gern für das Kloster gewonnen hätte, gestattete man auch ihrer Freundin Fiora (die hier Schwester Elisabeth hieß) mehrere Freiheit; sie durften oft auch in solchen Stunden in dem anmuthigen Klostergarten wandeln, in denen sich die übrigen Schwestern daraus zurückziehen mußten. Und in einer solchen stillen Stunde, war es, wo einst beide ihre Herzen in wechselseitiger Vertraulichkeit über die Schicksale ihres Lebens aufschlossen, da sie vorher immer zu fürchten geschienen hatten, die Schmerzensquellen zu eröffnen, die doch, nur mühsam verhalten, in ihrem Busen ruhten. Sie wandelten eines Abends zwischen würzig duftenden Nelkenbeeten des Gartens, die sich in tiefer Farbengluth als lange Streifen den Garten hinabzogen; die Sonne war im Untergehen, und goß noch wallendrothe Schimmer über die Blumenflur, und hob vor allen die Gipfel der fernen Gebirge deutlicher hervor, die man über die Mauern des Gartens hinweg in weiter, duftiger Ferne steigen sah. O, sieh! sagte die lebhafte Fiora, die ihrer aufwallenden Bewegung nicht länger mächtig war, indem sie nach Norden zeigte, und Thränen heiß aus ihren Augen stürzten: Sieh, wie dort die ehrwürdigen Alpen der Schweiz zu mir herüberstehen! das heilige, mir ewig theure Land! — Gleichsam als ob sie zu mir sagen wollten: Warum,

Unselige! verbanntest du dich selbst aus unserm Friedensschooße? Aus dem für dich bestimmten Paradiese?

Ach Gott! seufzte die sanfte Paola, und Zähren drangen auch in ihre seelenvollen Augen; und siehst du dort, nach Süden hin, die herrliche Gebirgskette? Das sind die Apenninen! Sie ziehen sich bis an jenes Land, in dem mir einst so himmelvolle Tage verflossen! — Erinnerung verlorner Seeligkeit, warum verweilst du doch so grausam fest bei denen, für die nur linderndes Vergessen heilsam wäre!

Und wollen wir denn nicht endlich, rief Fiora, die Erzählungen unserer Schicksale gegen einander austauschen?

O, längst verlangte ich darnach! — erwiederte Paola innig. Ich wagte nur nicht, deinen Schmerz zu wecken; — — der nun — — ich fürchte, doch in aller seiner Heftigkeit erwacht ist, — setzte sie mit besorgt theilnehmendem Blick hinzu. —

Fiora bog sich auf ihre Schulter und weinte reichliche Thränen am Busen der treuen Freundin. —

Sanft unterstützte Paola die Erschütterte; sie zog sie neben sich auf einen Rasensitz und bat sie, jetzt ihren Gefühlen Worte zu geben. Hier, sagte sie, zwischen den himmelanstrebenden Zeugen unserer Vergangenheit, die Alpen rechts, und links die Apenninen in nebeliger Ferne, hier laß uns die Erzählung unserer unglücklichen Schicksale austauschen!

Ach Gott! seufzte Fiora, unglücklich seyn, es fällt wohl immer hart; doch, wenn es uns der Himmel schickt, so ist noch Trost bei unsern Leiden. Nur da, wo wir es selbst verschuldeten, sey es auch nur durch Irthum, ach da ist es so schwer, so unaussprechlich schwer zu tragen!

Unsectia Loos der armen Menschheit! Düster
Liegt Nebel oft auf unsrer Zukunft Bahn,
Und reger Stimmen tauschendes Geflüster
Verlockt uns oft zu trugvisch irren Wahn;

Und so wie wir den einen Pfad erwählten,
So bricht ein blendend Sonnenlicht hervor
Und heilt den rechten Weg, den wir verfehlten,
Und zeigt ein Glück, das unser Wahn verlor.

Ach, grausam mahnend schmückt der helle Schimmer
Nun vor der hoffnungslosen Sehnsucht Blick
Mit Strahlen das verlorne Glück; und nimmer,
Ach, nimmer! dorthin führt ein Weg zurück!!

Ja, höre die Geschichte meines Lebens, theure Gefährtin! fuhr Schwester Elisabeth (Fiora) fort, sie wird dir die Wahrheit jener dichterischen Worte lebhaft vor Augen stellen.

In einem der friedlichen schönen Schweizerthäler wuchs meine ungetrübte Kindheit auf. Geboren bin ich auf toskanischem Gebiet, und aus einem altem Geschlechte dieses Landes; doch nach dem frühen Tode meiner Eltern, die mir ohne Vermögen, als ein hilfloses Kind zurück liessen,

nahm mich ein Jugendfreund meines Vaters, ein biederer Helvetier, Herman von Erlach, in sein Haus.

Er lebte mit seiner frommen Hausfrau auf einem alten, ritterlichen Schlosse, das sich mit seinen stattlichen Thürmen am Abhang eines Berges erhob und ein freundlich grünendes Thal beherrschte. Hier flossen meine Kindheitstage hin, wie die Wellen des klaren Bachs, der ruhig in gemächlichen Ufern das Thal bewässerte.

Vom Kind zur Jungfrau aufgewachsen, ging noch die einfache Eintheilung meiner Stunden fort. Wir gaben und empfingen nur selten Besuche aus der Nachbarschaft. Ein Nonnenkloster, in der Entfernung einer halben Stunde von unserm Schlosse, war das gewöhnliche Ziel meines Ausgehens. Meine Pflegeeltern hatten mich von den dortigen Nonnen in manchen kunstreichen, weiblichen Arbeiten unterrichten lassen, und noch immer sahen sie es gern, wenn ich meine Freundinnen, deren ich dort mehrere unter den Klosterjungfrauen hatte, zuweilen heimsuchte, und den jugendlichen Drang nach Mittheilung und Geselligkeit in so guter Gesellschaft zu befriedigen suchte. Einigemal in jeder Woche, wallfahrtete ich dahin; die beinah patriarchalische Sitteneinfalt, welche in unserer Gegend herrschte, und worin die Bewohner der Ritterburg, mit denen der ländlichen Hütten, vollkommen übereinstimmten, machte mir jede schützende Begleitung überflüssig; und mir war es willkommen, allein und ungebunden die reizende Landschaft zu durchwandeln, und mich

ungestört meinen kindlichen, von einer rosigen Zukunft träumenden Phantasieen überlassen zu können. Nur Hirten, die ihre Heerden heimwärts trieben, oder bekannte Landleute mit ihrem Ackergeräth, hatten grüßend der harmlos Wandelnden begegnet, als eines Tages doch eine ungewöhnliche Erscheinung meine einformige Sicherheit unterbrach.

Ich hatte mich einst früher, wie gewöhnlich, von meinen Freundinnen im Kloster getrennt, da ich bei den kürzer werdenden herbstlichen Tagen fürchtete, vielleicht vom Abenddunkel überrascht zu werden, und meinen guten Pflegeeltern um keinen Preis hätte Unruhe verursachen mögen.

Die weißen Nebel stiegen aus den Wiesen auf, und die Sonne neigte sich zu ihrem Untergange, als mir das heimathliche Schloß am andern Ende des Thales winkte; da sah ich vom Bach herauf zwischen den umschattenden Bäumen, die schon der Herbst anfing, allmälig braun zu färben, einen Mann, von interessanten Ansehen, mir entgegen wandeln. Er grüßte mich ehrerbietig und schlug dann einen Weg ein, welcher, den meinigen durchkreuzend, in ein anderes Thal führte.

Ich durchwandelte das unsere; bei guter Zeit kam ich im Schlosse an, und, offen, wie ich immer war, erzählte ich meinen Eltern, daß mir ein Fremder heut begegnet sey; doch ohne daß es bei ihnen oder auch bei mir besonderen Antheil erregte. Die Mutter meinte, daß es wahrscheinlich ein Ausländer gewesen sey, deren mehrere die Schweiz durchreisen, und der sich vielleicht, wi-

der Gewohnheit, in unser abgelegenes Thal verirrt habe; und es geschah des Vorfalls weiter keine Erwähnung.

Mehrere Tage waren hingegangen, wo ich mein Wallfahrten nicht hatte unternehmen können, theils durch üble Witterung, theils durch häusliche Geschäfte verhindert. Jetzt endlich, an einem schönen Octobermorgen, zog mich die Sehnsucht nach meinen Freundinnen in aller Frühe hinaus. Der Himmel lachte blau und heiter, und das Grün der Bäume und der Sträuche war unterdeß in mannichfache bunte Farbenmischung übergegangen. Gleich Blumengewinden hingen die gelb, roth und braunen Büsche um die felsigen Berge; und die Natur glich einer Liebenden, die sich zum Abschied noch recht lieblich schmückt, um ihr Bild noch holder und sehnsuchterregender in dem Herzen des Scheidenden zurückzulassen.

Fröhlich eilte ich meinem Ziele zu; allein der bisherige Regen hatte die Pfade schlüpfrig gemacht; und als ich in der Mitte des Wegs einen Bergabhang hinunter zu gehen hatte, bereuete ich fast, nicht jemand zur Begleitung mit mir genommen zu haben; — als ich, indem ich aufblickte — wie durch Zauber herbeigerufen, den Unbekannten an meiner Seite sah, der besorgt meine unsichern Tritte zu beobachten schien, und mir mit schonender Ehrerbietung die Hand bot, um mich den unwegsamen Hang hinab zu leiten, was ich mit der kunstlosen Einfalt eines Landmädchens, dankbar annahm. — Und so allein, mein Fräulein, sagte er, als er nach überstandener Schwie-

rigkeit noch auf demselben Wege neben mir hinwandelte, so einsam legen Sie Ihren Weg zurück?

Heut hätt' ich freilich jemand mit mir nehmen sollen, versetzte ich, da der Weg so schlecht ist. —

Und wenn auch dies nicht wäre, fuhr er fort, — fürchten Sie sich denn gar nicht?

O nein! versetzte ich mit aller meiner natürlichen Unbefangenheit. — Ich würde für Räuber eine schlechte Beute seyn, denn ich nehme weder Geld noch Schmuck, mit mir. Selbst meine gewöhnliche goldne Kette hat meine Mutter aufgehoben.

Er lächelte, und, wie es mir schien, wohlgefällig über meine unschuldigen Ansichten.

Und überdem, — fuhr ich zu sprechen fort, wie ein zutrauliches Kind, — überdem sind Räuber in unserm biedern Schweizerlande etwas so Seltenes, als Schnee in Afrika!

Wirklich? — sagte er, wie zweifelnd. —

Gewiß und wahrhaftig! rief ich mit Feuer; — Sie sind wahrscheinlich fremd in diesem Lande? sonst kennten Sie dies herrliche Volk so gut, als ich, das Biedersinn, Treue und Tapferkeit mit einem Worte alle Tugenden in sich vereint. — Auch ich bin eine Fremde, die hier nur Gastfreundschaft und Schutz gefunden hat; allein ich liebe dies mein neues Vaterland, wie man nur eine theure Heimath lieben kann!

Ein sonderbares Feuer glänzte in seinen Augen, während ich auf diese Weise redete. Er wollte sprechen; allein wir wurden gewahr, daß

wir, im Eifer des Gespräches, eben das Kloster erreicht hatten; ich trennte mich von ihm mit einer leichten, freundlichen Verneigung und eilte, meine lang nicht gesehenen Freundinnen zu begrüßen.

Im Laufe unsrer Unterhaltung erzählte ich ihnen auch von meinem Zusammentreffen mit dem Fremden; auch sie wußten sich nicht zu erklären, wer er seyn müsse? und unsere Gespräche wechselten zu lebhaft, als daß sich meine Gedanken lange bei ihm hätten verweilen sollen.

Allein, als ich des Nachmittags, auf die gewohnte Weise, meinen Heimweg antrat, — wen sah' ich, als ich mich nur wenige Schritte vom Kloster entfernt hatte? — wieder den Unbekannten! — Er schien mich erwartet zu haben, und bat mich um die Erlaubniß, mich nach meiner Wohnung begleiten zu dürfen, die ich ihm auch nicht zu verweigern wußte. Zu sehr, sagte er, hat mich unser voriges Gespräch entzückt, als daß ich nicht seine Fortsetzung wünschen sollte.

Und ich glaubte beinah, versetzte ich, Sie, als einen Fremden, beleidigt zu haben, indem ich die Schweizer allzueifrig über andere Völker erhob.

Beleidigt, Fräulein? rief er. Im Gegentheil muß ich gestehen, daß der Antheil, den ich, vom ersten Augenblick, an Ihnen nahm, noch tausendmal erhöht worden ist durch die schöne Wärme, womit Sie meiner geliebten Heimath gedachten.

Sie sind ein Schweizer? rief ich freudig.

Ich bin es. Ja mein Fräulein, ich habe das Glück, diesem edlen Volke anzugehören, das

auch in fernen Ländern sich die Achtung der Besseren zu erhalten gewußt hat.

Er erzählte mir darauf, wie er frühzeitig alle seine Verwandten verloren habe, dann, nach der Sitte seines Volks, in fremde Kriegsdienste gegangen sey, und jetzt zurückkehre, um, nach dem Tode des bisherigen Besitzers, seine angestammten Güter in diesen Gegenden in Besitz zu nehmen. — In jenem Thale, wohin ich ihn hatte gehen sehen, liege sein Wohnsitz. —

Ich erzählte ihm dagegen meine ganzen Verhältnisse, nannte ihm den Namen meiner lieben Pflegeeltern, und zeigte ihm ihr Schloß, das eben vor uns lag. —

Ich hätte gewünscht, daß er mit mir zu meinen Eltern hineingekommen wäre; allein er entschuldigte sich damit, daß es heut zu spät sey, und versicherte, daß er nächstens dem edeln Herrn von Erlach seinen Besuch machen werde. —

Beim Abschied hielt ich es doch für gut, ihn auch nach seinem Namen zu fragen: — Mein Name — erwiederte er, — ist: Walter von Müllinen. — Er grüßte mich noch einmal und entfernte sich. —

Als ich in das Schloß kam, war mein Pflegevater noch nicht von der Jagd zurück, die Mutter, wegen einer landwirthschaftlichen Anordnung, entfernt; so ging ich, sie zu erwarten, in den Saal, wo wir gewöhnlich zusammen zu kommen pflegten, und wo, die herbstliche Abendkühle zu erwärmen, ein freundliches Kaminfeuer angezündet war. Die Dämmerung war schon eingebro-

brochen, allein der Schein des Feuers zerstreute sie wohlthuend und hob die Ahnenbilder hell hervor, die rings die Wände des Saals verzierten. Mir kam es vor, als blickten die ehrwürdigen Schweizerheiden bedeutsam, ja, fast wehmuthig auf mich nieder. — Ich setzte mich vor den Kamin; und wie ich in die spielenden Flammen blickte, regten sich mancherlei Gedanken und Phantasieen in meinem Innern; die Ahnung eines Glücks, das noch den Umgang mit meinen Freundinnen, das fromme, kindliche Verhältniß mit meinen Wohlthätern übertrafe, hatte mir schon seit einiger Zeit vorgeschwebt; jetzt trat sie mit dem Bilde meines freundlichen Begleiters zusammen; ich konnte mir nicht verhehlen, daß er eine Art der Theilnahme für mich gezeigt hatte, wie niemand noch vorher; es that mir wohl, und ich fühlte vielleicht zum erstenmal meine jugendliche Eitelkeit erweckt und geschmeichelt.

Die Eltern kamen zurück, und ich erzählte ihnen treulich den ganzen Hergang meiner heutigen Begebenheit. Die beiden einfachen Alten kamen jetzt wohl darauf, daß sich die einsamen Wallfahrten des halbkindlichen Mädchens nicht mehr ganz für die herangewachsene Jungfrau ziemen möchten. — Als ich indeß in pünktlicher Folge meiner Erzählung am Ende den Namen des Fremden nannte: da heiterte sich plötzlich das etwas verdüsterte Antlitz des biedern Erlach auf, und er sagte: Wenn er das ist, so gehört er zu einem der edelsten Rittergeschlechter unserer Vorfahren; kein edleres giebt es in der Schweiz! —

Ich weiß, daß seit einigen Wochen ein Herr von Müllinen in unsere Gegend gekommen ist, um seine erblichen Besitzungen zu übernehmen, welche nicht unbedeutend sind.

Höchst angenehm klang mir diese Anerkennung meines neuen Bekannten; und ich wünschte nur, daß er sie auch bald, durch seinen Besuch, rechtfertigen möchte. Wie freute ich mich, als nun wenige Tage nachher ein Diener den Herrn von Müllinen bei meinen Wohlthätern anmeldete.

Er ward freundlich empfangen, und es erwies sich, daß er derselbe war, von welchem mein Vater gesprochen hatte. Man freute sich gegenseitig der künftigen nahen Nachbarschaft, und Walter ward eingeladen, recht oft unser Haus zu besuchen. Er erzählte meinen Eltern, wie er mir begegnet sey, und wir konnten unbefangen unsere Bekanntschaft erneuren.

Walter benutzte die gegebene Erlaubniß; er kam oft, und ward den folgenden Winter über ein beinah unentbehrlicher Gesellschafter für die einsamen Stunden. Die Männer gefielen sich immer besser zusammen; denn, obwohl Erlach nah am Greisenalter, Müllinen noch auf der Grenze zwischen den Jünglingsjahren und dem reiferem Mannesalter stand, so schienen ihm doch manche härtere Erfahrungen, selbst Leiden, einen Ausdruck von Ernst gegeben zu haben, der über seine Jahre war, und der mit einem höchst anziehenden Zuge von Schwermuth gemischt war. Der Ausdruck unendlicher Güte war übrigens der herrschende in seinen Zügen, die, so wie seine Gestalt, edel

und männlich waren, ohne auffallend zu seyn. Auch meine Mutter sah ihn gern; sein einfaches Betragen hatte zugleich etwas sehr Sanftes, welches den Frauen gefällt, und was auch die bejahrte, würdige Hausfrau für ihn einnahm; sie hörte ihn gern von manchen seiner Erfahrungen in der Fremde erzählen. Mit Erlach ging er zuweilen auf die Jagd, doch selten, da beide diese Belustigung nicht vorzüglich zu lieben schienen; desto öfterer saßen sie bei dem sinnigen Schachspiel, das Walter leidenschaftlich liebte. Gegen mich schien seine Neigung mit jedem Tage zu wachsen. Er gab mir tausend zarte Beweise einer innigen, reinen Zärtlichkeit; und meine Wohlthäter faßten die frohesten Hoffnungen für mich, die mir nicht ganz entgehen konnten. Mit Wohlgefallen sprach oft mein guter Vater von dem schönen Schloß im benachbarten Thale und andern vorzüglichen Besitzungen seines Freundes Müllinen. — Allein es war, als ob sich Walter nur mit zarter Scheu der heiligen Flamme nahe, als ob er fürchte, das Geständniß auszusprechen, an welches ein so tiefes Gemüth, als das seinige, das ganze Glück des Lebens bindet. — Auch ich empfand herzliche Neigung für ihn: doch blieb sie ruhig, und ich konnte ihn eben so unbefangen gehen, als erscheinen sehen.

Jetzt kam der Frühling, und mit seinem erwachenden Leben rings um mich her fühlte ich auch mein Inneres von einer wunderbaren, unruhigen Sehnsucht bewegt, welche durch nichts, was mich umgab, Befriedigung fand. Ach! es

war, als ob Walters Ernst, seine zarte Zurückgezogenheit, meinen lebhaften Streben nicht genüge. Wenn er tiefsinnig mit dem Vater am Schachbret saß, oder die Landcharte aufgeschlagen, die beiden ehrwürdigen Alten, sanft hingebend, durch seine Erfahrungen zu unterhalten suchte, hätte ich lieber gesehen, daß er mit mir durch Garten und Wiese geschwärmt wäre. Und so ging ich eines Tages allein hinaus in die liebliche, von einem zartgrünen, duftigen Schleier überzogene Landschaft. Ich ging nach dem Bache hinab, um nach den Geweben selbstgesponnener Leinwand zu sehen, die dort auf der Bleiche lagen. Alles lag in fröhlicher Feier; die Blüten brachen auf und schienen, gleich blendenden Schnee, an die Hänge der Berge gewebt, und die goldenen Sonnenstrahlen spielten um die grün und weiße Flur. Unwillkührlich wiederholte ich mir im Gehen leise die Worte eines Liedes, dessen Stimmung der Meinen angemessen war: —

Von neuem Leben schwellen
Die Pulse der Natur!
Es flustern zarte Quellen
Durch die erwachte Flur.

Und Nachtigallen schlagen
Im zartbegrünten Hain
Und hauchen süße Klagen
Im holden Dämmerschein.

Du fühlst dich leis ermatten
Von unbekanntem Weh,

Und ſiehſt zum Roſenſchatten
Zum duft'gen Blütenſchnee.

O, fühlſt du nicht das Weben
Der unbekannten Macht,
Die ſtill und ungeſehen
In allen Zweigen wacht? —

Wie der vom Eis entfeſſelte Bach jetzt wieder freudig durch das Thal irrte und im Schimmer der warmen Mittagsſonne blitzte! wie die Aue, gleich grünen weichen Sammt, ſich vor mir ausbreitete! Ich war ziemlich weit ab vom Schloßbach hinunter gegangen, bis auf eine ſehr anmuthige Raſenſtelle, die wilde Roſenhecken rings umzogen, indeſſen auf der andern Seite der ſilberhelle Bach vertraulich plätſcherte; die Roſen waren noch nicht aufgeblüht, allein ihre Blätter bildeten ein dichtes Gehege. Mir war es wohl in dieſem kleinen, verſchwiegnen Heiligthum, und ich ließ mich auf den ſchwellenden Raſen nieder.

Da ward ich auf einmal in meinen unbeſtimmten Träumen durch ein Geräuſch erweckt, das ſich zu nähern ſchien; ich hörte Roſſestrabſchlag; der Weg führte ganz dicht an meiner Hecke vorüber; ich bog die Zweige auseinander und ſah eine Erſcheinung, die etwas Blendendes hatte, und die bei meiner augenblicklichen Stimmung mir beinah zauberartig vorkam. Auf hohem, ſtattlich ſchönen Roß, erblickte ich einen Jüngling, der ganz das Idealiſche hatte, das meinen unruhigen Träumen vorſchwebte. Mit allen Reizen jugendlicher Schön-

heit geschmückt, strahlte er in meine geblendeten Augen. Er war in kriegerischer Kleidung, von einem Diener, ebenfalls zu Pferde, begleitet. —

Wie war mir aber, als er im langsamen Vorüberreiten, mit einer Stimme, ach so zauberisch und süß! wie ich noch nie gehört hatte, ein Lied anstimmte, dessen Worte ich damals nicht gänzlich verstand, die aber doch, mit ihrer herzberauschenden Weise, hinlänglich waren, mir eine reizende Bedeutung zu enthüllen. Er sang:

Gemsen fliehn in diesem Lande,
Windgeflügelt, gleich dem Aar:
Flieht man auch der Liebe Bande
Hier so scheu und wunderbar?

Aber schöner blüht die Rose
An der schroffen Alpenwand;
Sittsam eingehüllt im Moose;
Doch dem Blick nicht abgewandt.

Wer aus Südens Blumengründen
Sich zum Land der Gletscher kehrt,
Eine Rose hier zu finden,
War' ja wohl der Kühne werth!

Auch in wilder Felsen Schooße
Fand' er dann sein holdes Glück; —
Eilig dann, geliebte Rose,
Zeig', o zeige dich dem Blick!

Die Rosen waren noch nicht aufgeblüht an meiner Hecke; allein meine Wangen mochten wohl

noch höher glühen, als die Rosen, wie ich so durch die grünen Blätter lauschte, ganz verloren in die reizenden Töne. Ein Glück, daß der Sänger keinen Blick auf die Hecke warf, sondern ahnungslos seinen Weg verfolgte.

Ich sah ihn, der Heerstraße folgend, um die Ecke des Berges lenken, auf welchem unser Schloß lag. Halb träumend blickt' ich ihm nach; ich sah die hellen Farben verschwinden, hörte die reizenden Klänge verschweben; — mir war es, als ob sie mich zu einem unbekannten Paradiese lockten, und mir dahin voran schwebten. —

Ich ging dann langsam auf das Schloß zurück. Beim Eintritt bemerkte ich sogleich eine ungewohnte Bewegung unter den Dienstleuten, und die Dienerinnen kamen mir mit der Nachricht entgegen, daß unterdeß ein wunderschöner, vornehmer Fremder angekommen sey, zu dessen freundlichster Bewirthung die Hausfrau alle Anstalten getroffen hatte.

Ein süßer, ahnender Schrecken durchbebte mich bei dieser Nachricht, und meine erste Bewegung war, mich zu verbergen; allein meine Pflegemutter, die herzu kam, führte mich sogleich in den Saal und stellte mich mit einem mütterlichen Wohlgefallen dem Fremden vor, den ich hier im Gespräch mit dem Herrn des Hauses und Walter von Müllinen sah.

Wohl erkannte ich ersten Blickes in ihm jene bezaubernde Gestalt, die ich im Thale schon erblickt hatte. Hinter der Ecke des Berges, um welche sich die Heerstraße bog, schlängelte sich auch

der Burgweg hinauf, den er, wider mein Erwarten, eingeschlagen war. Die Mutter sagte mir, daß es ein Ritter aus Italien sey, welcher an ihren Gemahl Empfehlungen habe, und nannte ihn Rosario von Villa bella. Ach, Zauber tonte schon für mich aus seinem Namen!

Mit hochklopfendem Herzen, mit hochglühenden Wangen trat ich in den Saal; er verbeugte sich nur leicht gegen mich, sagte mir einige verbindliche Worte, und wandte sich wieder zu dem Gespräch der Männer; aber einige seiner Blicke waren schon zu mir herüber geflogen, die siegend sein Reich in meinem Herzen gründeten. Zum erstenmal in meinem Leben kam mir mein ländlicher Anzug zu gering vor, so reinlich, ja selbst zierlich er auch war, und ich benutzte den ersten freien Augenblick, um mich in mein Gemach zu stehlen, das Möglichste von meinem kleinen, kunstlosen Putz zusammen zu suchen. Ich nahm mit Eifer den Spiegel zu Hülfe, ich rollte die natürlichen Ringel meiner Locken noch sorgsamer, und als ich nun an der Abendtafel dem schönen Fremdling gegenüber zu sitzen kam, so hätt' ich gleichwohl einen Schleier über mich werfen mögen. —

Ich war in meinem ganzen Wesen zu kunstlos, zu fremd jeder Verstellung, als daß dies kinderhafte Bestreben, mich zu verschönern, hätte unbemerkt bleiben sollen; es entging weder dem siegesfrohen Rosario, noch dem bescheidenen, tieffühlenden Walter.

Mir selbst unbewußt, wuchs mit jedem Tage, an welchem der Fremde seinen Aufenthalt bei

uns verlängerte, der Eindruck, welchen er auf mich gemacht hatte. Einen Hauptvorzug vor dem edlen Müllinen gab ihm in meinen Augen seine reizende Gabe der Tonkunst; eine Eigenschaft die ich immer an Jenem vermißt hatte. Statt der ernste Walter oft Stundenlang mit meinem Pflegevater bei dem tiefsinnigen Schachspiel saß und den biedern Alten dadurch zu ergötzen suchte, bezauberte Rosario durch seine Klänge das ganze Haus. Es war, als ob ein neuer italischer Frühling in unser stilles Schweizerthal gezogen sey.

Rosario versäumte nicht, den Vortheil geltend zu machen, den er über mich gewonnen hatte; auch er schien von flammender Leidenschaft für mich ergriffen; ich schildere nicht alle die schnellen, berauschenden Uebergänge, durch die sich unser Gefühl gegenseitig erklärte, und bald zur vollkommensten Uebereinstimmung kam.

Dem Auge der wahren, treuen Liebe, dem Auge Walters, konnte dies Alles nicht entgehen. Mit tiefem Schmerz hatte er es bemerkt; aber als auch meine treuherzigen Pflegeltern davon unterrichtet wurden, als sie mir Vorwürfe machten, daß ich ein schon erprobtes, werthvolles Gut, so leicht einem neuen, blendenden Schimmer aufopfere, da war er es, der mit großmüthiger Selbstverläugnung die Vertheidigung meiner neuen Liebe übernahm, und dem ungeduldig dringenden Rosario die Einwilligung meiner Eltern erleichterte.

O Gott! konnte dies hochherzige Betragen nicht einen Stral in mein verblendetes Herz

werfen? Ach, vergessen war das gute Land das ich vor Kurzem noch in schwärmerischer Dankbarkeit so hoch erhoben hatte, aufgeopfert sein edler Sohn! — —

So willst du uns denn verlassen? sagte meine Pflegmutter unter hervordringenden Zähren. — Ach, Fiora! gebe nur Gott, daß die Flamme kein Irrlicht sey, der du den milden, treuen Stern aufopferst, der dein Leben erleuchtet haben würde. — —

Aber Rosario drang mit seiner unwiderstehlichen Lebhaftigkeit auf schnelle Vollziehung unseres Bundes, um mich sogleich als seine Gattin mit nach Italien führen zu können; — wir wurden vermählt — und reisten des nächsten Morgens nach der Heimath meines Gemahls.

Ich hatte nun das Ziel meiner Wünsche erreicht. Doch wie so anders erscheint uns oft ein unerreichtes, durch Schwierigkeiten von uns getrenntes Gut, als wenn wir es erstrebt, und in der Nähe mit unbestochnem Blick betrachten! Als unser glänzender Reisewagen durch die bekannten Gegenden leichteilend hinflog, als ich nun den geliebten, ersehnten Mann an meiner Seite sah, mit aller seiner Anmuth, mit seinem ganzen, verführerischen Reiz, warum schlug dennoch mein Herz so beklemmt? nicht blos der Abschied von meinen ehrwürdigen Wohlthätern lastete darauf: auch eine düstere Ahnung schien mir zu sagen, als ich von diesen guten, schützenden Bergen, diesen freundlichen Thälern, der Wiege meiner Kindheit, schied, daß ich zugleich von Glück und Ruh auf immer scheide.

O, wie so wenig doch an körperlicher Gegenwart gelegen ist! wie man sich oft nah, und doch, dem Herzen nach, so weit entfernt ist, und wieder oft, durch weiteste Fernen, Gedanken der verwandten Seelen schnell, wie der Lichtstrahl, zu einander eilen und sich vereinigen! Rosario war an meiner Seite: allein nur zu bald wurden mir Spuren eines Charakters sichtbar, welcher vorher, im blendenden Glanze der Liebe, mir entgangen war. Nur zu bald ward ich gewahr, daß der innere Gehalt seines Wesens der schimmernden Außenseite nicht gleich kam, daß weder seltene Ausbildung des Geistes, noch Reichthum der Gefühle, mich beglücken werde, und daß dagegen das Bewußtseyn seiner Schönheit und aller seiner äußern Vorzüge ihm einen Grad von Selbstsucht gegeben hatte, deren oft harte Aeußerungen mir um so empfindlicher seyn mußten, da ich bisher nur an Beweise der uneigennützigsten Zärtlichkeit von dem Manne gewöhnt war, den ich dem glänzenden Rosario aufgeopfert hatte.

Ich übergehe alle die Vorfälle, die ein lebendiges Licht über seine Gemüthsart werfen konnten: denn Schonung verdient auch der tadelnswertheste Mann, mit dem wir einmal Liebe theilten; erwähnen mußt' ich ihrer nur in sofern, als sie die Grundfarben zu der Geschichte meines Unglücks geben. —

Indessen, ich hatte einmal gewählt; und Weisheit hätte mir gerathen, nun durch Geduld und Sanftmuth die Härte meines Schicksals zu entwaffnen. Allein mein lebhaft-leidenschaftliches

Gemüth hatte die Schwierigkeiten des Lebens nie gekannt; gleich wie ein junges, des Zügels nie gewohntes Roß, das bisher nur auf Blumenwiesen spielte, jetzt an einen jähen, mit Felsenzacken ihm entgegenstarrenden Abhang kommt, unaufgehalten seinen Weg verfolgen will, und — — sich zerschmetternd in die Tiefe stürzt!

Ich verbarg ihm nicht, wie schmerzlich mir meine Entdeckungen waren; selbst Reue über meine Wahl blickte vielleicht nicht undeutlich hervor; unweise stets in solchem Falle, da sie den Verlornen nicht wiederbringt und den Gewählten nur erbittern muß!

Wir kamen in Turin, der Vaterstadt meines Geliebten, an; und hier erfuhr ich, daß er auch über den Zustand seiner äußern Vermögensumstände mich völlig getäuscht, daß er das an sich mäßige Erbe seiner Väter, durch sein früheres zerstreutes Leben, zerrüttet hatte und jetzt beinah zur Dürftigkeit herabgebracht war.

Doch dies war Nahrung für meine zum Romantischen geneigte Phantasie; ich triumphirte in den Aufopferungen die ich der Liebe bringen konnte; und die blinde Leidenschaft, womit ich den reichherzigen Walter so rücksichtslos dem blendenden Rosario geopfert hatte, erschien mir jetzt zum Theil geadelt, da ich ihm auch die reichen Burgen Müllinens erkaufen konnte.

Mein ehemaliges Gefühl fand jetzt einen Gegenstand; ich malte mir die Scenen aus, wie Rosario meine Entsagungen erkennen, wie uns ein stillhäusliches Idyllenleben beglücken werde! —

Ach, ich hatte nur das flatterhafte Herz meines Erwählten nicht mit in Erwägung gezogen!

Wir waren nicht lang in Turin angekommen, als eine neue Operntänzerin die ganze Aufmerksamkeit meines Gemahls erregte. Ich hatte anfangs keine Vorstellung davon, wie ein Mann, der vor wenig Monden noch aus Leidenschaft für mich zu sterben geschworen hatte, so schnell zu einer Anderen übergehen könne, denn mir waren die Huldigungen Anderer nur darum süß, weil ich sie ihm, dem einzigen Ideale meiner Zärtlichkeit, aufopfern konnte. — Doch nur zu bald erfuhr ich mit Gewißheit, daß er alle Abende, wo er sich frühzeitig von mir entfernte, mit jener Unwürdigen zubringe.

Schrecken, Entrüstung und glühende Eifersucht erwachten bei dieser Nachricht in meinem Herzen; war er mir ehmals schön und liebenswerth erschienen, so erschien er mir es jetzt doppelt, da ich ihm einer Andern überlassen sollte. — O, hätte ich nur damals den rechten Weg erwählt, es wäre mir vielleicht gelungen, ihn durch Sanftmuth, durch heldenmüthige Selbstüberwindung zu mir zurückzubringen! hätte ich, meinen Schmerz bekämpfend, die Liebenswürdigkeiten hervorzurufen gesucht, die ihn an mich gefesselt hatten, und wäre gleichsam mit Jener in die Schranken getreten! Das einzige Mittel, das einem Weibe in meiner Lage übrig bleibt. — —

Doch mein leidenschaftliches Gemüth ließ mich das Entgegengesetzte wählen. Ich hatte mich selbst von der Wahrheit jenes Verdachtes über-

zeugt, hatte mich herabgelassen, in Mantel und Schleier gehüllt, ihm selbst durch das nebelige Mondgedämmer eines kalten, regnerischen Winterabends, bis an jenes Haus zu folgen. Wüthende Qualen der Eifersucht rissen mich fort. — Ich hatte Gewißheit, und in den verzweifelnden Schmerz darüber, mischte sich noch heimliche Unzufriedenheit mit mir selbst, und — statt den Kampf der Liebenswürdigkeit um Geliebtes zu beginnen — that ich den letzten Schritt, es gänzlich zu verlieren.

Nach einer fürchterlichen, durchwachten und durchweinten Nacht, bleich, mit zerstörten Haaren, trat ich in das Zimmer, wo ich mit meinem Gatten zu frühstücken pflegte. Er war bestürzt; ich brach aufs neue in heftige Thränen aus, in welche sich die heftigsten und unvorsichtigsten Vorwürfe mischten; ich sagte ihm nicht nur, wie ich seine ganze strafbare Verirrung wisse, sondern auch, wie er mir selbst Geringschätzung errege, da er mich einer Unwürdigen, einer Verachtungswerthen, aufopfern könne.

Abwechselnd erröthend und erbleichend, stand er vor mir. — O Gott, ich hatte ihn beschämt! und einen Mann beschämen — hütet Euch, Frauen, die Ihr liebt, es je zu thun!

Auch sein Stolz erwachte, er antwortete mit Bitterkeit, Worte begegneten Worten, die nur zu oft, gleich todtenden Pfeilen, treffen! Das Band unserer Liebe war auf immer zerrissen. — —

In wenig Tagen hatte er mit jener Thäterin die Stadt verlassen. — Ich blieb zurück,

fremd — ohne Freunde — ohne Mittel, mein glückloses Leben zu fristen! Ich nahm das Wenige, was mir blieb, zusammen, und mein Entschluß war schnell gefaßt, in das gute Land zurückzukehren, das ich mit so schwerem Herzen verlassen hatte.

Es war beinah dieselbe Jahreszeit wieder, als ich einst, gegen Abend, das stille Schweizerthal, die Heimath meiner Kinderjahre, erreichte. Die Sonne war gesunken, und warf nur noch einige röthliche Streiflichter über das lange Thal. Alles lag schweigend in der milden, sanften Abenddämmerung; zur Seite aber glänzte mir das bekannte liebe Schloß von seinem Berzabhang das Thal herüber, und erhob seine Zinnen und Thürme in altertümlicher, ritterlicher Pracht. —

Ich mußte weinen bei dem Anblick all der theuren Gegenstände. — Da sah ich — als ich unverwandten Blicks dem Schlosse nahte, — o, mein Gott im Himmel! da sah ich Trauerflöre von den Zinnen wehen! — Von Angst beflügelt, nahte' ich dem Thor, — es that sich auf, ein Leichenzug schwebte daraus hervor, — und von der Kirche her begann der feierliche Klageruf der Glocken. —

Ich wußte schon, daß in unserer Gegend das Wehen des Trauerflors von dem Thurme, den Tod des Besitzers bedeutet; ich erfuhr es auch aus dem Munde des jammernden Gefolges, daß der wohlthätigste der Menschen, daß mein zweiter Vater zur Gruft getragen ward. — Seine

fromme Gemahlin war ihm schon seit einigen Monden vorangegangen. —

So kamen denn die Thränen meiner Liebe und meiner Reue zu spät! — Wie vieles hatte sich in der Zeit eines Jahres verändert! Auch der edle Walter von Müllinen, an dessen Großmuth ich ohnedin mich nimmer würde haben wenden wollen, — war fern von seinem Vaterlande. Er hatte nicht lang nach meiner Abreise fremde Kriegsdienste genommen, — und — nur die Kunde seines Todes war in sein Land zurückgekommen. —

So war auch dieses gute, schöne Herz dahin, das einst für mich geschlagen hatte! Was blieb mir nun noch übrig in der weiten, freundlosen Welt, als dieser stille Zufluchtsort in gottgeweihten Mauern? Und die Annahme des Schleiers war ja wohl die einzige, ehrfurchtsvolle Huldigung, die ich den theuern Todten bringen konnte? —

Der Hall der Glocken rief jetzt die Freundinnen zum Gottesdienst. Sprachlos umarmte Paola die erschütterte Flora, und versprach Erwiederung, wenn sie sich spät am Abend in ihrer Zelle wiederfinden würden. Beide eilten dann nach der Kirche; und spät in einsamer Zelle begann auch Paola die Erzählung ihrer Geschichte. Die Kerze brannte düster nieder bei der traurigen Unterhaltung, und der schwermüthige Mondstral blickte theilnehmend durch das kleine Fenster, als sey er der rechte Begleiter dieses Gespräches.

Die Geschichten unsers Lebens sind verschieden, begann Paola. Beide konnten ein Warnungs-

spiegel für unser Geschlecht genannt werden; wenn du vielleicht zu eigensinnig fest auf der Wahl deiner Leidenschaft bestandest, so sank ich durch strafbare Schwäche zu der nämlichen Verirrung.

Aus einem der angesehensten Geschlechter Toskana's stammend, hatte von früher Jugend an mich eine unwiderstehliche Neigung zur Kunst gezogen, und vorzüglich zu der edlen Kunst, die, durch den Zauber der Farben, die Ideale auf die Erde herabruft. Mein höchster Wunsch wäre gewesen, mich ihr ausschließend weihen zu dürfen, und, entsagend allen Ansprüchen einer vortheilhaften Vermählung, vielleicht einmal als eine zweite Rosalba Carriera wirken zu können. Mein Vater, ob er gleich die Kunst achtete, theilte doch diese Ansichten nicht für sein einziges Kind. — Nur einige geringere Anlagen für Musik erlaubte er mir auszubilden. —

— Und doch so, daß du jetzt die Hauptzierde unsers Chors ausmachst, fiel ihr Flora ein.

Mit einem dankbar bescheidenen Blicke überging Paola diesen Lobspruch, und fuhr fort: Die Malerei blieb aber immer meine herrschende Neigung, und oft ergötzt' ich mich, einsam die Marmorsäle unsers Schlosses durchwandelnd, an den Meisterwerken der Bildhauer- und Malerkunst die sie beseelend schmückten. O, wie sehnlich wünscht' ich dann oft, nur Einen jener edlen Meister von Angesicht zu sehen, welche der Himmel selbst durch heilige Begeisterung weihete.

Mein Wunsch ward nicht erfüllt. Zwar fehlte es unserm ländlichen Aufenthalte nicht an Um-

gang mit dem benachbarten Adel, noch an Besuchen aus der Stadt: doch einen Sohn der Kunst sah ich nie. Ich wuchs heran; mehrere Vorschläge zu angemeßner Vermählung zeigten sich; ich lernte Jünglinge von mannigfachen Vorzügen kennen; mein Herz blieb kalt, und in meiner Seele wuchs der geheime Wunsch, stets unvermählt zu bleiben.

Einst wurden wir auf ein entfernteres Schloß geladen; wir trafen ein, als schon eine zahlreiche Gesellschaft versammlet war. Unter einer Gruppe von Männern, die in lebhaftem Gespräch begriffen schienen, fiel mir eine jugendliche Männergestalt auf, bedeutend, wie mir nie eine erschienen war, und die mir doch, wie bekannt, wie gleichsam schon geheim erwartet vorkam.

Es war eine edle, schlanke Gestalt; ohne eine außergewöhnliche Größe machte es mehr der Ausdruck seltner Hoheit, der ihn über die übrigen Männer hervorragen ließ. Es lag etwas Idealisches in seinem Wesen; sein schönes Auge flammte im Feuer des Gesprächs, das einen, ihm theuren Gegenstand zu betreffen schien. Ich hätte sagen mögen, wie die Muse:

Und du dort, Jünglina, der den Blick erhebt,
Den Blick, in dem des Himmels Glanz sich spiegelt,
Bekammt die Wange, leicht der Erd' entschwebt,
Wer hat zu meinen Lichtheb'n dich befügen?

Als ich mit einigen Damen nahe an der Gruppe vorüberging und noch einmal meine Augen bewundernd auf den hohen Jüngling richtete, da traf

auch mich sein Feuerblick nur im Vorüberstreifen; allein mit einem Ausdruck so voll Seele, daß er bis auf den Grund der Meinen drang, und unauslöschlich fest darin blieb. Ich hörte zugleich, daß, wie ich geahnet hatte, das Gespräch die Kunst betraf.

Ohne daran Theil nehmen zu dürfen, sah ich, im Kreis der Damen gefesselt, zuweilen noch von fern die idealische Gestalt aus den Uebrigen hervorglänzen; ein Halbgott schien er mir in seiner erhabenen Begeisterung.

Mit welchem Gefühl hört' ich, im Laufe der Unterhaltung, von der Hausfrau, daß eben er Einer von jenem, von mir so schwärmerisch verehrten Stande, daß er ein Maler aus Rom sey, den ihr Gemahl über einige Gemälde befragen wolle.

Seine nähere Bekanntschaft war mir nicht vergönnt. Dennoch, als ich mit meinem Vater in tiefdunkler Nacht zurückfuhr, so kam mir der Weg durch die waldigen Felsenthäler nicht lang und dunkel vor, denn das Licht einer schönen, freundlichen Erinnerung erhellte meinen Geist. Es war kein schnellzündender Blitz der Leidenschaft; wie eine wohlbekannte, holdselige Himmelserscheinung lebte das edle Bild in meiner Seele. Keine stürmische Sehnsucht nach Wiedersehen, kein verwirrender Schmerz, ihn verlassen zu müssen! nur klarer und freudiger in allen meinen Pflichten machte mich dies Begegnen. Ich wachte mit noch zärterer Sorgfalt über die kleinsten Wünsche meines Vaters. Dank sey Gott, ich

darf mir dies sagen, jetzt, wo ihn mir der Tod schon seit einigen Jahren entrissen hat.

Mein Schmerz um ihn war tief und innig. Als die erste Zeit der Trauer vorüber war, und nun keine theure Pflicht mehr meinem Leben sein Ziel anwieß, da fühlte ich, mit doppelter Stärke, die frühere Neigung für die Kunst wieder erwachen; ich ging nach Rom, wo der ganze Reichthum der Ton- und Farbenwelt vor mir aufgeschlossen lag, und wo ich mein eignes Geschick, meine Schmerzen und Sorgen über dem reinen Genuß vergaß.

Beinahe alle Kunstschätze der großen Römerstadt hatte ich jetzt gesehen, nur die bedeutenden der Villa Borghese noch nicht. Eine Freundin sagte mir, daß ein junger Künstler von ihrer Bekanntschaft uns Beiden zum Führer dienen sollte in den Labyrinthen des Schönen. — Wir kamen an. Von einer wunderbaren Ahnung bewegt, schlug mein Herz, als ich unter den Säulengängen vor dem Palaste eine schlanke Engelsgestalt uns entgegenwandeln sah. — Ich weiß nicht, warum mir, so oft ich daran denke, immer in wehmüthiger Beziehung die Stelle einfällt:

— Und durch blüh'nde Myrthengänge
Mein geliebter Guido kam. —

— Ja, er war es, dessen Bild schon lang in stiller Herrlichkeit in meiner Brust gewohnt hatte; und Guido war auch sein Name; unter einem andern mag' ich seiner nicht zu erwähnen. Ehrfurcht

gegen den verehrten Künstlernamen, unter dem er jetzt der Welt bekannt ist, gebietet mir, ihn zu verschweigen. — Er ward unser Führer in jenen Gebieten, in denen er einheimisch war. Er machte uns mit Zartheit auf die mannigfachen Schönheiten aufmerksam; — und ihn sah ich erst hier in seiner ganzen wahren Sphäre; ich sah ihn unter seinen Kunstgenossen, deren hier mehrere zugegen waren; ich hörte, wie sie mit Feuer über Gegenstände ihrer Wissenschaft sprachen; bald übereinstimmend, bald sich widerlegend. Sein Flammenauge heftete sich oft mit jenem durchdringenden Blick, welcher den Malern eigen ist, auf die besprochenen Meisterwerke. Meine Achtung für ihn stieg — denn weibliche Achtung wird unerläßlich erst dadurch ganz gefesselt, wenn derjenige, der uns wichtig ward, auch das ist, wofür er sich darstellt. Und lebhafter wird dies Gefühl ins Große gesteigert, wenn wir ihn in der Mehrzahl seiner Standesgenossen erblicken. Wo erscheint wohl der Krieger herrlicher, als vor der Kampfordnung, in der Mitte seiner Waffenbrüder? — So erschien mir auch Guido erst ganz er selbst in diesem künstlerischen Verein.

Oft traf mein Urtheil über die Meisterwerke mit dem seinigen überraschend zusammen; eine freudige Röthe streifte über seine Wangen; ein zartes Band knüpfte sich zwischen uns an. Er bat mich um Erlaubniß, mich zuweilen in meiner Wohnung sehen zu dürfen.

Eine schöne Zeit begann von dort an für mich; eine geistige Wechselwirkung zweier verwandter,

für die Kunst begeisterter Seelen. Unsere Ideen und Gefühle trafen oft blitzschnell zusammen, gleich als hätten wir sie Eines aus des andern Innern gelesen. Die zarteste Freundschaft entstand zwischen uns; allein nur Freundschaft im eigentlichen Sinne. Unsere Verbindung war

Nicht durch den Sinnenbrand, der tobt und kurhet,
Nein, durch ein höh'res Geisterband beseelt. — —

— Nicht die leiseste Einmischung eines andern Gefühls, oder einer nähernden Aussicht für die Zukunft! Wir sprachen oft ganz unbefangen darüber, wie wir wünschten, unsere äußeren Verhältnisse, so lang als möglich, vollkommen frei zu erhalten, um desto ungehinderter dem Ziel der Kunst nachstreben zu können. Die Tonkunst, die ich nach dem Wunsche meines Vaters, erwählt hatte, und in der ich seinen Willen noch im Tode ehrte, erhielt durch Guido's Theilnahme an mir einen erhobenen Reiz für mich. — Kinder waren wir der Kunst, und wie unschuldige Kinder durften wir unter den Blumen des Parnasses spielen!

Nein, nie kann man ein edleres, ein reineres Verhältniß denken! — Wenn er so, nach ruhmlich vollendetem Tagewerk, gegen die Abendstunde zu mir kam, sich bei mir zu erholen — — Flora, es war eine schöne Zeit! — ach, die ich ewig nicht vergessen werde!

Eben damals kam ein Bruder meines Vaters, der mehrere Jahre mit seiner Gemahlin auf Reisen gewesen war, in seine Vaterstadt Flo-

ren; zurück, und drückte mir den Wunsch aus, mich bald auf einige Zeit in seinem Hause zu sehen. Auch ich sehnte mich, den nächsten Verwandten des geliebten Verstorbenen bald zu sehen; — die Bande der Blutsverwandtschaft behaupten immer eine eigne Macht. Nur diese heilige Stimme, nicht das glänzende Leben im Hause meines Oheims, war es, was mich aus meinen stillen, künstlerischen Kreise hinwegrief.

Zwar schwankt' ich eine Zeitlang zwischen dem ungeduldigen Verlangen nach dem Wiedersehen der Verwandten, und zwischen Rücksicht gegen meinen edlen, seelenverwandten Freund: denn ich wußte, daß Guido eben zu jenem Zeitpunkte meiner Gegenwart, meiner schwesterlichen Theilnahme mehr, als jemals, bedurfte. Er, der ohne alle Bande liebender Verwandtschaft auf weiter Erde, nur nach dem Kampfe mit einem harten Schicksal eine ehrenvolle Stufe der Kunst erstiegen hatte; er meinte, in mir den einzigen Ersatz für entbehrtes Verwandtschaftsglück gefunden zu haben. Mir öffnete er ohne Rückhalt sein Gemüth, machte mich oft zur Entscheiderin seiner Handlungen; mir schloß er selbst die Quellen mancher Schmerzen in seinem tiefen Innern auf, und ließ die Wunden ungehindert vor mir bluten, die ihn ein edler Stolz vor fremden Augen zu verbergen zwang. Auch wußt' ich wohl so ehrendes Vertrauen zu schätzen. Die Kraft, womit er sich aus der Dunkelheit emporgeschwungen, bewährte den Flug seines Genius, und das — was er im Leben

schon gelitten hatte, forderte die Freundschaft zur liebendsten Vergütung auf.

Jetzt eben war er in einer Lage, die ihm das Mitgefühl, den Rath eines verwandten Wesens nothwendiger, als jemals, machte, — als ich nochmals einen Brief meines Oheims erhielt, der mich zu unverzögerter Abreise ermahnte. — Ich habe in der Folge erfahren, daß nur seiner ihn leitenden Gemahlin mein späterer Besuch minder bequem gewesen wäre. Damals glaubt' ich einen wichtigen Grund darunter, der meinen schwankenden Entschluß entscheiden solle.

Den folgenden Tag sollt' ich meinen Freund von der so überraschend nahen Abreise benachrichtigen. Ach, unvergeßlicher Tag! Er hatte mich um Erlaubniß gebeten, den spätern Theil des Nachmittags bei mir zubringen zu dürfen — denn ohne diese bestimmte Erlaubniß wagte er nie zu kommen; — alle die ehrerbietigen Pflichten der Ritter gegen unser Geschlecht, sie lehrte ihn sein natürlich richtiges Gefühl. Er erfüllte alle zarte Aufmerksamkeiten der Liebe, ohne von ihr zu sprechen, oder eine ihrer kühnen Forderungen zu machen.

Ich wußte nicht, daß er mir diesen Tag eine reizende Landbelustigung aufopferte, zu der er eingeladen war. Nichts Ungewöhnliches war dies von ihm: doch heute doppelt rührend, da es ihm so vergolten werden sollte. Wir hatten die Stunde nicht verabredet; allein es war, als ob die wunderbare Sympathie, die zwischen uns herrschte, an diesem Tage ihre äußerste Höhe er-

reicht hätte. Auch ich war für kurze Zeit aus gewesen, und in demselben Augenblicke, wo er in mein Vorzimmer getreten war, kehrte auch ich zurück. Ich sah, wie sich ein Schatten von getäuschter Hoffnung über sein Antlitz zog, als ihm ein Diener sagte, daß ich abwesend sey. Doch jetzt erblickte er mich; und, o welche Freude blitzte da in seinen schönen, seelenvollen Augen auf! Ach, immer wird der Blick vor meiner Seele schweben! Wie Sterne durch die Wolken funkeln, so wunderbar, süß und mächtig drang oft der Lichtblitz seiner Augen in mein dämmerndes Seyn. —

O warum weck' ich jene Bilder in aller ihrer brennenden Farbenfrische wieder auf? unterbrach sich hier Paola schmerzlich; — oder warum, wenn sie auch nie entschliefen, geb' ich ihnen gleichsam ein neues Leben, indem ich ihnen Worte leihe? — Und doch — was reißt uns zuweilen so übermächtig hin, uns in die ganze Fülle qualvoll seliger Erinnerungen zu versenken?

Es ist die Sehnsucht nach Mitgefühl, theure Paola, was uns zu sprechen drängt, erwiederte Fiora, sie umschlingend; und möchte doch mein inniges deinem verwundeten Herzen wohlthun können!

Paola blickte mit dem Ausdruck wehmüthiger Ergebung vor sich hin; wohl, sagte sie, mag es Linderung gewähren, das kranke Herz einmal so ganz zu öffnen vor dem theilnehmenden Auge der Freundschaft! — O damals, wo er noch so ganz mein gehörte, wo jeder Gedanke, jede leiseste Empfindung uns vereinigte, — damals war es nicht, als ob

eine warnende Ahnung mir die Lippen schlösse, so oft ich das Wort der Trennung aussprechen und dadurch sein argloses Herz verwunden wollte, das sich mir eben in aller seiner reichen Schönheit aufschloß. — Einige Stunden flogen so dahin; endlich siegte doch die Ueberzeugung meiner vermeinten Pflicht, und ich sagte ihm entschieden, daß ich des andern Tages nach Florenz abreisen werde.

Noch seh' ich die tödtliche Blässe, welche bei diesen Worten den Purpur seiner Wangen verscheuchte — dann kehrte Hoffnung bei ihm wieder, als hab' ich nur mit seiner schwärmerischen Anhänglichkeit gescherzt; er sah mich zweifelnd-hoffend an; — doch ernsthaft mußte ich ihm den Ernst meiner Worte wiederholen.

— Und ist es denn — sagte er nach langem Schweigen, tief Athem schöpfend — ist es denn unabänderlich? In wenig Monaten werde auch ich nach Florenz reisen müssen, und, o wie schön wär es, wenn — — Jetzt halten mich unvermeidbare Geschäfte hier. — Und muß es denn wirklich schon morgen seyn??

O Gott! wie unaussprechlich zart ist doch der Faden, der uns mit irdischem Glück zusammenhält! Ach, oft ein Wort, ein einziger Laut ist fähig, uns auf immer davon zu trennen! An diesem: Ja, das ich so eben aussprechen wollte, hing das ganze Glück meines Lebens. — Unglückliche, warum verhärtete ich mein Herz gegen diesen Blick, der aus seinen Augen, kämpfend mit Angst und Zärtlichkeit, so bittend, fragend in die meinen drang!

Ach war es denn nicht meine eigne Seele, die mir aus seinem Aug' so innig wiederstrahlte?

Allein ich glaubte, es aussprechen zu müssen, dieses verhängnißvolle Ja, und mit ihm einige Worte über die Nothwendigkeit meiner Reise. —

So wie sie ausgesprochen waren, änderte sich Guido's ganzes Betragen, seine Miene, der Ton seiner Stimme; mit aller der edlen Gewalt, die er über sich hatte, drängte er seine Empfindungen zurück und redete mir selbst zu, die jetzt sich vortheilhaft bietende Reise nicht zu versäumen.

Seine Standhaftigkeit überraschte, ja beleidigte mich. Durfte ich nicht glauben, daß ihm unsre gegenseitige Mittheilung zu einem theuren Bedürfniß geworden sey? — und nun — so leicht konnte er ihr entsagen?

Ich hatte ihm vielleicht etwas von meiner Befremdung nicht bergen können, da sagte er mit aller seiner herzdurchdringenden Innigkeit: — Theure Signora, darf ich es erst verwindern, daß ich mich nur in dieser Gegenwart glücklich fühle? — und dabei brach ein Strom von liebewarmen Stralen aus den herrlichen, dunkeln Augen — aber, fügte er hinzu, müßte ich nicht der Verachtenswertheste der Menschen seyn, wenn ich hier nur an meinen Vortheil denken wollte?

Er hatte sich dabei wieder in seiner ganzen Kraft emporgerichtet; ein höheres Wesen erschien er mir in diesem Augenblicken, und doch zugleich so menschlich gefühlvoll, so männlich reizend! — Jetzt in wehmuthiger Bewegung, wandte er sich ab, und hielt die Hand vor die Stirn; nahm dar-

auf meine Laute, die auch er sehr anmuthig rührte, und sang:

Nie wird mir dein süßes Lächeln lohnen,
Nie dein Auge sternenklar,
Doch dein Bild wird mir im Herzen wohnen,
Und die Zeit, in der ich selig war! —

Er brach dann schnell ab, sagte, ein Lächeln hervorrufend, daß wir uns ja bald wieder sehen würden — und eilte dann schnell hinweg.

Noch hatt' ich zwar die äußere Freiheit nicht zu reisen, allein die innere war schon gehemmt. An jenes einzige, entschieden ausgesprochene: Ja reihte sich nun die ganze Kettenfolge kleiner und doch gebietender Nothwendigkeiten. — Jetzt gesellte sich zu meiner frühern Ueberzeugung von Pflicht noch ein weibliches, wohl nicht zu tadelndes Ehrgefühl; und sollte er stärker erscheinen, als ich? Ich bebte bei dem leisen Gedanken, vielleicht selbst in seiner Achtung zu verlieren, wenn ich jetzt noch bliebe; — und — ich reiste.

Doch mit einem dunkeln Gefühl des Unwiederbringlichen. Vergebens mocht' ich mir sagen, daß ich ja wiederkehre, daß ich den Freund hier noch oft begegnen werde; ach, alle äußern Gegenstände, Wohnung, Geräthschaften können bleiben; man kann selbst die geliebten Menschen in eben dieser Umgebung wieder sehen — und dennoch schloß sich hinter uns das unsichtbare Thor des Paradieses! — —

Unter unaufhörlichem Zurückdenken an ihn, den theuren Verlassenen, legte ich die Reise zurück; immer war es mir, als müßten die muthigen Rosse umkehren in ihrem Laufe; doch ach, sie flogen unaufhaltsam mit mir der trennenden Ferne zu! — Unendlich einsam und verlassen fühlt' ich mich in den weiten, fremden Gegenden, die ich durchreiste. Die Sehnsucht ließ mir dann oft aus einem Busch, aus einem Nebelstreifen die liebe Gestalt meines Freundes, meines Beschützers entgegentreten, und doppelt schmerzlich sah ich mich dann getäuscht.

Ich kam in Florenz an. Schon das Wiedersehen der schönen Vaterstadt, deren Zinnen und Thürme in duftiger Dämmerung vor mir lagen, der günstige Empfang im Hause meiner Verwandten, vorzüglich aber der Anblick des verehrten Oheims selbst, der eine auffallende Aehnlichkeit mit meinem geliebten, verstorbenen Vater hatte, dies alles zerstreute meinen Trübsinn. Ich beugte mich in tiefer Rührung auf die Hand meines Oheims, in dem ich oft nachher den Verklärten selbst zu sehen glaubte.

Die Aufnahme, die ich in den gesellschaftlichen Kreisen fand, war glänzend zu nennen; man hatte ein so günstiges Vorurtheil für mich gefaßt, daß ich noch jetzt nicht ohne warme Dankbarkeit an jene heitern Stunden, an jene liebenswerthen Menschen denken kann. Einige ehrenvolle Bewerbungen um meine Hand wies ich schonend, doch entschieden, zurück. Unmerklich hatte jenes zarte, geistige Verhältniß mit

Guido meinen Entschluß, mich nie zu vermählen, befestigt. —

Seiner hatte ich nie vergessen in allen mich umringenden, heitern Zerstreuungen. Er hatte jetzt seine Reise nach Florenz beschleunigt, und folgte mir dahin. Ein Sonnenblick war seine Ankunft meinem Herzen, der nur zu bald in Wolkendunkel schwinden sollte.

Mit aller Unschuld meines Bewußtseyns suchte ich für ihn das Wohlwollen meines Oheims zu gewinnen, dessen bedeutender Einfluß seinem Streben Erleichterung verschaffen konnte; und ohne Zweifel würde Guido's Trefflichkeit ihren Eindruck auf das unbestochene Herz meines Oheims nicht verfehlt haben, hätte ich nicht das Unglück gehabt, derjenigen zu mißfallen, der mein verwaistes Herz sich mit vertrauensvoller Liebe hingegeben hatte, der jungen, nicht anspruchslosen Gemahlin meines Oheims, Donna Griselda. Ein Unglück darf ich dies Mißfallen nennen, bei der Gewalt, welche sie über meinen Oheim besaß, und bei der wunderbaren Macht, welche dieser durch jene ehrwürdige Aehnlichkeit mit meinem Vater, über mein schwaches, nur allzulenksames Herz, hatte.

Ueber die Gründe, warum Donna Griselda meinem Verhältniß mit Guido so eifrig entgegen war, habe ich späterhin manchen Aufschluß erhalten, den ich nicht weiter nachzuforschen wage; damals glaubt' ich den Tadel, die Geringschätzung, womit sie meinen Freund behandelte, aus ihrer vollen Ueberzeugung entsprungen, und ward lebe-

haft dadurch beunruhigt. Vorzüglich kränkte mich das düstre, unmuthige Schweigen meines Oheims über diesen Gegenstand. Er vermied mit mir jedes Gespräch, jede Aeußerung über Guido; seine Gemahlin hatte ihm ihre Ansichten mitgetheilt, und — nur nach diesen, ohne selbst zu prüfen, verwarf er.

An ein freundliches, unbefangenes Sehen war nun nicht zwischen mir und Guido zu denken. Ich hatte mich so kindlich darauf gefreut, ihm die schönen Aussichten meiner Heimath zu zeigen: doch nur ein einziges Mal begegenete ich, mit einer Freundin auf einer reizenden Terrasse am Ufer des Arno wandelnd, dem einsamen Guido. Dies einzige Mal konnte ich mit ihm zugleich in die heimische Gegend hinausblicken; und es war, als ob mir die herrliche Morgenlandschaft noch tausendmal verschönert sähe, als ob das Gefühl der Heimath in seiner Nähe erst lebhaft werde.

Höchst selten sahen wir uns: allein welches Entzücken, wenn er mich einmal sah; auf welche rührende Weise gab er mir seine innige Anhänglichkeit kund. — — Eine treffliche, erfahrne Freundin, die ihn auch kannte, ergötzte sich oft an dem Ausdruck seiner schönen Neigung, die rein und wahr nur in sich selbst bestand. Sie theilte mir oft ihre Beobachtungen mit, und beschwor mich, ein so werthvolles Wesen, nicht um äußerer Rücksichten willen von mir zu entfernen.

Wenn ich ihr dann in meiner unschuldig idealischen Sicherheit wiederholte, wie keine Ahnung eines nähern, im gewöhnlichen Sinn liebend genannten Verhältnisses zwischen uns Statt finde, und wie weh es mir thun werde, wenn man mir etwas Aehnliches zutrauen könne; dann lächelte sie und sagte liebevoll: Nach meinen Beobachtungen über ihn mag es wohl so seyn, obgleich vielleicht er, vielleicht selbst meine Paola dies Gefühl nicht ganz kennt. — Aber wenn es nun wäre? — ist nicht Italien stets das Land gewesen, wo edle Künstler anerkannt worden sind?

O, hätte ich ihrer Worte geachtet! hätte ich mein Glück zu fühlen gewußt, da, wo er, der edelste und liebenswürdigste der Männer, so ganz und innig mein gehörte! O mein Guido! wie anwendbar auf dich und mich ist jene schöne Stelle:

Frische Rose! frische Rose!
Liebeduftend, kraftig, schön!
Als ich dich besaß, Geliebter
Konnt' ich nicht mein Glück verstehn!
Jetzt, wo besser ichs verstünde,
Werd' ich nie im Arm dich sehn!

Mit tausend, tausend Thränen hab' ich meinen unglücklichen Irrthum gebüßt! — Aber die Grenzlinie zwischen Tugenden und Fehlern ist so unendlich zart! Die beste Eigenschaft, sobald sie diese Grenze überschreitet, wird tadelnswerth. Meine Sanftheit ging in Schwäche, meine Be

scheidenheit in Mißtrauen gegen mich selbst und das, was mir theuer war, über.

Nachdem man Alles gethan hatte, um durch geringschätzige Aeußerungen meinen Glauben an Guido's Adel zu erschüttern, regte man in mir ein ängstliches Ehrgefühl auf, durch die Beschuldigung einer zu großen Neigung für ihn, ach, die doch seine Trefflichkeit nur zu wohl gerechtfertigt hätte! —

Durch jene Vermuthungen war erst in mir und ihm der Gedanke eines solchen Verhältnisses erweckt und zugleich der männlichstolze Widerstand aufgefordert worden, gegen den Zwang, der ihm das Gefühl für mich untersagen wollte. Auch in mir war ein näheres, ein beunruhigendes Gefühl für ihn erweckt worden; allein es ist eine Eigenheit des weiblichen Gemüths, daß wir dem entgegen kämpfen, dessen siegende Obergewalt wir zu ahnen beginnen. Ich fühlte, wie theuer, — sogar wie süß mir Guido's Nähe war — und ich mißtraute meinen Empfindungen für ihn. Ja, selbst jenes ängstliche Ehrgefühl nahm den Charakter des Stolzes an; ich schien ihm Bekannte höheren Standes vorzuziehen, — ach, eben weil ich fühlte, daß er mir höher als Alle galt.

Ihn aber mußte dies Zurücksetzen um so schmerzlicher verwunden, als er stets mit dem Unglück gekämpft, sich nur mit Schwierigkeit über das Dunkel einer geringen Herkunft emporgerungen hatte.

Lang hing er noch mit schöner Treue an unserm Verhältniß; ahnete nicht, daß ihm so tiefe

Kränkung von dem Herzen kommen könne, daß er mit dem seinen fest vereint geglaubt hatte. Erst, als die Beweise jener Zurücksetzung, worin ich mit meinen Verwandten zu wetteifern schien, zu auffallend wurden, zog er sich, tief verletzt, zerstört in seinen heiligsten Empfindungen, in sein Inneres zurück.

Den letzten Beweis seiner großmüthigen, selbstvergessenen Nachgiebigkeit gegen meine Wünsche, erhielt ich noch in dieser Zeit von ihm. Ich verlangte, daß er, um meiner Ruhe willen, Florenz verlassen sollte, wo ihn doch jetzt bedeutende Vortheile zurückhielten. Er that es; er brachte mir dies Opfer, dessen Größe ich erst späterhin erfahren habe. —

Ohne Weigerung, ohne Vorwurf hatte er es gethan; allein dies letzte Zeichen meiner scheinbaren Lieblosigkeit, wie hatte es sein tieffühlendes Herz verwunden müssen! In meiner Seele dagegen dämmerte, so wie er fern war, das Bewußtseyn meines Irthums auf. — Ich sah, daß ich den Schutz da nicht fand, wo ich ihn so vertrauensvoll gehofft hatte; und mein Herz war es wohl zufrieden, daß mich mein Schicksal jetzt nach Rom zurückrief.

Dort angekommen, hörte ich, daß Guido auf einige Tage verreist sey. Welch hoher Künstler er aber war, erfuhr ich erst jetzt: ich sah eine Gallerie, die er gemalt hatte, und die meine tiefste, entzückte Bewunderung hervorrief. Jetzt sehnte ich mich seinem Wiedersehen entgegen. —

Er kam zurück; — doch, ach! es war jetzt anders zwischen uns geworden. Sein einsames, von mir so grausam zurückgestoßenes Herz hatte sich jetzt widerstandloser in die Kreise einer gefährlichen Dame ziehen lassen, die zwar von hohem Range, doch von sehr gewöhnlichen Gesinnungen war. Indem er mich in der Gegenwart meiner vornehmen, ihm vorgezogenen Bekannten glaubte, strebte er, Ersatz suchend, sich dort anzuschließen. Und was der männliche Stolz will, meint er oft nur zu leicht erreicht zu haben.

Vielleicht, wenn ich ihm noch mit der vollen, innigen Wärme meiner Reue, mit dem Erkennen seines Werths und meines Unrechts entgegen gekommen wäre: vielleicht daß unsre tiefverwandten Gemüther, beim ersten Sehen, einander wieder verstanden hätten! — Allein zum Unglück drängte man sich, mich von jenem neu ihn bindenden Verhältniß zu unterrichten, eh ich ihn selbst wieder sah.

Ein nie gekanntes Gefühl erwachte jetzt in mir; nie hatte er mir die leiseste Veranlassung gegeben, eine Andre mir vorgezogen, mir gleichgestellt zu glauben; und jetzt hörte ich dies mit klaren Worten! Ich fühlte die Heiligkeit unseres zarten, geistigen Bundes, fühlte, wie manches sich bietende, irdische Glück ich ihm aufgeopfert hatte; mein Herz klagte ihn an: — doch ich bedachte nicht, daß ihn Jene erst dann gesunder, als ich ihn verloren hatte.

So sahen wir uns wieder; beide verstummt, beide in schmerzlicher Spannung gegen einander.

Zwar rief die wahre Sympathie unſrer Weſen, wieder den Reiz der Mittheilung zwiſchen uns hervor: allein Jedes glaubte von dem Andern große Vergütung fordern zu dürfen. Jedes war dem Mißtrauen empfänglich, ohne dies zu geſtehen. Auf mir laſtete bei dem leichteſten Anſchein der Gedanke, mich einer minder Würdigen nachgeſetzt zu ſehen; und gleichwohl war ich zu ſtolz, ihm je durch den leiſeſten Vorwurf eine eiferſüchtige Neigung zu verrathen.

So ging eine qualvolle Zeit für mich dahin, gegen die ich bei niemandem Linderung ſuchen konnte. Sonſt fand ich Troſt über jede Kränkung in ſeinem Umgange; jetzt gegen wen ſollt' ich über ihn, über mich ſelbſt klagen?

Mit dir entzweit, du Seele meiner Seele,
Scheint' ich mir mit dem beſſern Selbſt entzweit!
Mir iſt, als ob die Luft zum Athmen fehle,
Und rings um mich nur düſtre Einſamkeit.

Nicht mehr, wie ſonſt, erweckt der rothe Morgen
Zu frohen Schlägen mein beglücktes Herz;
Ach, ringsum zeigt er mir nur trübe Sorgen,
Und der verlaſtenden Erinnrung Schmerz!

Zwar blieb das Recht mir; doch ich kann genießen
Des Sieges Frucht allein nicht, ohne dich!
Dein Blick muß erſt die Wonne mir verſüßen!
Die Freude ſelbſt umfängt wie Trauer mich.

Gern will ich Unrecht haben, will verſchmerzen
Mein Recht, ſey nur verſöhnt, geliebter Feind!

Ach, der beſtochne Richter mir im Herzen
Iſt ewig doch nur deiner Sache Freund.

Er forſcht ſo lang, bis er den kleinſten Tadel,
Die kleinſte Schuld in meinem Handeln fand,
Und triumphirt in deines Werthes Adel. —
— O, dann zum Frieden reich' die liebe Hand!

So überwog nicht ſelten das Gefühl für ihn jede bittere Aufwallung. Zuweilen wiegt' ich mich in den ſeeligen Traum, als ſey noch Alles, wie es geweſen. —

Wenn ich dann eben ein recht herrliches Werk ſeines Genius geſehen hatte — und nun er ſelbſt, der Hohe, ſo idealiſch vor mir ſtand, dann war es mir oft, als müßt' ich vor ihm niederſinken! — dann — ach glückſelige Schwärmerei! — ließ ich mich wohl neben dem Kamin, neben welchem er ſtand, auf die Kniee nieder, ſcheinbar beſchäftigt, das Feuer anzuſchüren; — doch ach! — nur um vor ihm zu knieen. — Wenn dann die Gluth mein zu ihm aufgewandtes Antlitz überſtralte, ſo ahnete er wohl nicht, daß Andacht und Begeiſterung für ihn meine Wangen röthete. —

Meine Schwärmerei für ihn war jetzt höher geſtiegen, als je; erregt durch die unvorſichtige Vermuthung einer irdiſchern, nähern Zärtlichkeit zwiſchen uns, und durch die von jetzt an immerwährende Furcht, ihn zu verlieren, im höchſten Reiz erhalten:

Nicht als Einen von der Erde Söhnen,
Nein, als Ersten von der Engel Chor,
Als das Urbild des Unendlichschönen
Stellte dich die Phantasie mir vor!

Süßes Lächeln, daß der Sieg nicht fehle,
Milderte des Glanzes Flammenspiel,
Der berauschend mir in Aug' und Seele,
Wie ein Tau des Paradieses fiel.

Hätte ich mich immer auf dieser Höhe der Empfindung erhalten können! Allein der allgemeine Hang der Menschen, das Edelverbundene zu entzweien, drängte sich in die einmal aufgerissene Spalte zwischen unsern Herzen. Man wußte durch so täuschende Umstände mich in die Sphäre des irdischen Verdachts herabzuziehen; das Gift, das ich aus den so oft wiederholten Reden in Florenz eingesogen hatte, wirkte jetzt nach, und vereinte sich mit jenem trügerischen Anschein. — Fiora, laß mich die einzelnen Umstände übergehen, die unsre gänzliche Trennung herbeiführten! Einer entsprang aus dem andern, — ach! und der schöne Ankergrund der Freundschaft und alles liebenden Glücks, das heilige Vertrauen zwischen uns, war untergraben. Auch in Guido erwachte, bei meiner Verstimmung, das Andenken an mein früheres, kränkendes Verläugnen. — Wir trennten uns in der erschütterndsten Entzweiung; — und — wir haben uns nie wieder gesehen! — O Fiora, Fiora! —

Paola beugte sich erschöpft auf die Schulter ihrer Freundin; und noch einmal bei dieser Stelle von aller Gewalt ihres Schmerzes ergriffen, machte sie sich durch einen Strom von Thränen Luft.

— Zu spät erfuhr ich — nahm sie nach einer Weile wieder das Wort — wie Unrecht ihm mein Verdacht gethan; zu spät! Guido hatte Rom verlassen, und weite Fernen lagen bald trennend zwischen uns. — —

Vergebens rang meine reuevolle Sehnsucht, ihn wieder zu erreichen, als nun das volle Licht der Wahrheit über seine Tadellosigkeit hereinbrach; — doch, es ist eine schreckliche Erfahrung, daß wir ein Gut, welches wir blind von uns stießen, fast nie wieder erreichen. — Und gleichwohl fühlt' ich jetzt erst ganz, was er mir gewesen und wie sehr er mir angehört hatte. Gott! mit verzweiflungsvollem Schmerz empfand ich es.

Nicht zu gewinnen ein Herz, das uns wohl reizte, nur traurig;
Das zu verlieren, was wir reizten und liebten, das schmerzt!

Ein wüstes Meer lag nun das ganze, weite Leben um mich her; und wie ein schönes, blühendes Eiland ragte meine Vergangenheit daraus empor. Ein Anflug von Poesie schien mir damals gleichsam vom Himmel gesandt zu werden, die Schärfe meines Leids zu mildern; in jener Zeit dichtete ich das nachfolgende Lied, als ich, nicht mit Erbitterung, aber mit bitterm Schmerz, an

diejenigen dachte, die meinen unſchuldigen Traum von Glück zerſtört hatten.

Was zart und heilig im Verborgnen blühte,
O, warum riſſt Ihr grauſam es ans Licht?
Und dieſes Herz, das rein und edel glühte,
Warum denn wollt Ihr, daß es blutend bricht?

Warum zerſtörtet Ihr den tiefen Frieden,
In dem ein himmliſch höhres Bild gewohnt?
War mir des Kummers nicht ſchon g'nug beſchieden?
Ward ſo manch edler, ſchwerer Kampf belohnt?

War's nicht genug, uns aus des Lebens Fülle
In dranen in des Ideales Reich?
So trübt Ihr auch die innre, fromme Stille?
Ein ſchuldlos Glück erhebt als Schuld vor Euch!

Und, Schrecklichſtes! wenn, beim Verluſt des Lieben,
Das bange Herz noch mit ſich ſelbſt zerfällt!
Wenn ſchwach, von fremder Willkühr fortgetrieben,
Selbſtvorwurf ſich zum heißen Schmerz geſellt.

Grauſame! habt Ihr Alles dann genommen,
Ein theures Gut, und des Bewußtſeyns Ruh?
Der Sonnenſtral, der kaum mir aufgeglommen,
Erliſchend ſenkt er ſchon der Nacht ſich zu!

Doch immer kann der wilde Sturm nicht währen
In einer Bruſt, die treu das Gute wählt!
Und ſchwand das Glück, wird doch der Friede kehren,
Wo nur der Wahn, wo nicht das Herz gefehlt.

Und mindestens eine Vorbotin des Friedens, die sanftere Wehmuth, kam in mein zerrissenes Herz. — Ich konnte in der Länge das Leben in der Welt nicht ertragen, wo ich ehemals mit ihm gelebt hatte, und zog mich in diese gottgeweiheten Mauern zurück. — Hier ist es stiller in mir geworden; und dich, meine theilnehmende Freundin, habe ich hier gefunden. Du, die mir noch den letzten Theil meines kampfvollen Pfades erleichtert. —

Gott hat mir noch die Gnade gethan, daß ich Guido's Spuren, in weiter Ferne, aufgefunden habe; daß ich, wie sein schützender Geist, ihn unsichtbar habe umschweben, in Stunden der Leiden ihm unerkannt Trost und Hülfe habe senden können! — Und — ich fühle es, — bald vielleicht — wird der Friede Gottes ganz zu mir niedersteigen! — und dort, in jenem Lande, wo Alles Klarheit ist, dort werden die getrennten Verwandten einander versöhnt, — seelig wiedererkennen.

Paola schien in einer stillen, ahnenden Vorempfindung gesprochen zu haben; ihr tieffühlendes Herz war durch den tiefen Schmerz zernagt. Nur kurze Zeit nach dieser deutungsvollen Nacht kniete Fiora an dem Sterbelager der armen Paola, die bleich, einer gebrochnen Lilie glich, doch lächelnd ihrer Verklärung entgegen harrte.

In stiller Entzückung schien ihr Geist zuweilen voran hinüber zu dringen in die Gefilde des Lichts und das Wiedersehn mit dem himmlischen Geliebten zu feiern. Wie sollten jetzt erst

die Worte der sterbenden Aebtissin durch beider gleiches Schicksal treffend werden:

— — — — —
— Reue, himmlische Gesänge
Mein entzücktes Ohr vernahm;
Und durch blut'ge Myrthengänge
Mein geliebter Guido kam. — —

— Ihr stilles Grab umschlossen die Mauern des Klosters, das ihr im Leben Freistatt gegeben hatte.

Flora war nun einsam. In stiller, ernster Trauer feierte sie das Andenken ihrer vorangegangenen Freundin; und ihr Sinn machte sich in dem Prüfungskampfe immer mehr los von dem Reiz, den das Leben stets für ihr lebhaftes Gemüth gehabt hatte. — Da ward sie in einer so stillen Stunde einst in das Sprachzimmer gefordert. Ein Fremder wünschte sie zu sprechen. — Es war — Müllinen, — der aus dem Kriege kehrte, — und, von dem Unglück der Nievergessenen hörend, eilte, sie aufzusuchen.

Zwar sagte er ihr nicht, daß er gekommen war, ihr seine Hand zu bieten, eh' er ihr unauflösliches Gelübde vernahm: allein nur zu wohl sagte ihr dies ihr Herz; ihre Prüfung war nicht geendigt; sie mußte fühlen, welch seliges Loos sie an der Seite dieses Mannes gehabt haben würde, dessen edle Treue Alles zu übertreffen schien. Er

blieb fortan in ihrer Nähe und strebte, mindestens durch seine zarte Freundschaft ihr verfehltes Leben zu erheitern.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft sagte der großmüthige Walter von Mullinen zu Fiora, daß er ihr einen eben angekommenen Freund vorstellen werde, mit welchem er auf seinen Reisen einen innigen Freundschaftsbund errichtet habe. Der Fremde trat ein; und ein ahnendes Gefühl ließ Fioren bald in dieser edlen Gestalt, in diesen herzgewinnenden Zügen den Freund ihrer verklärten Paola erkennen. Er war es wirklich; die Zeit hatte bei ihm die Sache Paola's geführt. Er war von dem edlen Antheil unterrichtet worden, womit sie in Stunden schwerer Leiden unerkannt ihm Beistand gesendet hatte, und mit offnem Vertrauen wandte er sich an sie. In Euch, ehrwürdige Frau, sagte er, darf ich wohl hoffen, eine Vermittlerin meines Irrthums zu finden. Schon in Rom vernahm ich von Eurer nahen Verbindung mit der edlen Paola, mit dieser Herrlichsten und Gefühlvollsten ihres Geschlechts, die ich Unglücklicher eine Zeitlang verkannte. Zu meinem Glück hat sie, wie ich zugleich erfuhr, den Schleier noch nicht genommen, ist noch nicht durch ein unauflösliches Gelübde an diese Mauern gebunden. —

Fiora schwieg; sie kämpfte mit sich, wie sie dem Mitleidswerthen die vernichtende Kunde geben solle; doch ihre hervorbrechenden Thränen verriethen nur zu bald die Wahrheit.

Erbleichend drang Guido mehr durch seine angstvollen Blicke, als durch Worte, auf nähere Erklärung. Ja, sagte sie endlich, sie ist dahin gegangen, wo ihr weit festere Mauern, als die unsers Klosters, die Rückkehr in die Welt verwehren, doch wo sie ein weit stilleres Friedensband umfängt.

— Erst spät erholte sich Guido von dem erschütternden Schmerze. Sein Genius nahm, von dort an, einen trauervollen, doch einen nur höheren Flug. Um Paola's Grab schwebte sein Geist, und mit den herrlichsten Werken seiner Kunst hat er die Kirche geschmückt, welche die Asche seiner unglücklichen Freundin umschließt.

Louise Brachmann.

Das Grab am Ufer.

Still kräuseln schon die Wellen
Im Abendsonnenlicht;
Die fernen Wimpel schwellen —
Mein Liebchen sind' ich nicht.

Ein Kranz hängt an der Weide,
Es weht im Wind ein Band
Von falber, ros'ner Seide,
Und taucht in Wassers Rand.

Wer hat zuletzt gesessen
Hier auf dem Sitz von Moos?
Wer hat den Kranz vergessen
Von Laub und Hageros'? —

„Dein Liebchen harr'te lange
An jedem Abend hier;
Verbleicht war ihre Wange,
Verblüht des Leibes Zier.

„Sie hat den Kranz gewunden
Mit ihrer weißen Hand,
Als Denkmal sel'ger Stunden —
Dieß ist ihr Lockenband.

„Die blonden Locken flogen,
Hell schimmerte ihr Kleid;
Sie barg im Grab der Wogen
Sich und ihr tiefes Leid." —

Die Sonne war gesunken,
Der Mond zog still herauf
Und streu'te Silberfunken
Nun auf der Wellen Lauf.

Es schlug das Lied der Trauer
Ein fernes Vogelchor;
Es zog der Winde Schauer
Durch Binsenried und Rohr.

Und riß vom Zweig der Weide
Das Kränzlein und das Band
Von ganz verblichner Seide,
Und trieb's hinab zum Strand.

„Hat Sie den Kranz gebunden,
So bleib' er ewig mein,
Und werde noch gewunden
Um meinen Leichenstein!"

Er will den Kranz nicht lassen,
Und stürzt ins Wellengrab;

Man sieht den Kranz ihn fassen —
Er sinkt mit ihm hinab.

Vereinigt ruhen Beide
Im grünen Moos am Strand;
Nun hängt am Ast der Weide
Von neuem Kranz und Band.

Fr. Kind.

Die Katakomben.

Nach Delille.

(L'imagination. Fin du Chant IV.)

Tief unter Roma's Burg, tief unter ihren Thälern,
erstrecken sich, im ausgehöhlten Gang,
die Katakomben *); Rom entsprang.

*) Rom's Katakomben, über deren Entstehungszeit und Zweck noch bis jetzt verschiedene Meinungen obwalten.

in Prachtgewänden, Ehrenmähtern,
aus diesem Felsenreich; es bot ihm sein Gestein,
das seit Jahrtausenden dem Fleiß und Kunst gewannen,
es schloß in spät'rer Zeit die ersten Christen ein.
Sie, die dem Tod der Martyrer entrannen,
barg hier vor Wuth und Schwert in unerspähter Nacht
die Kirche, selbst noch schwach, doch unter den Gefahren
auf ihrer Kinder Schutz bedacht,
bis zu der Zeit, wo sie mit Siegerpracht
hervortritt, durch die Kraft des Wahren
der Menschheit ächtes Heil erstrebt;
die Adler scheucht in der Cäsaren
Panier, das Kreuz der Christen webt.

Zu diesem Felsenreich, das, wie mit Seraphschwingen
und Mutterarmen, den Glauben uns erhielt,
wallt einst ein Freund der Kunst *); viel hat er schon erzielt,
drum hofft die Malerei, noch mehr wird er vollbringen.
Er, jung und allgeliebt, der Eltern Liebling, tritt
aus Forschungsdrang ins Labyrinth, von Nachten
bedeckt, mit raschem Theseusschritt,
den Knauf in linker Hand, die Fackel in der rechten.

---

*) Die Begebenheit, welche den Stoff zu diesem Gedicht darbot, ereignete sich wirklich. Herr Robert, damals Zögling der in Rom bestehenden französischen Unterrichtsanstalt für die Künste, war es, der bei dieser bestandenen Gefahr der Kunst erhalten ward, in deren Dienst er späterhin verdienten Beifall erwarb.

Und so vertraut er sich der überwölbten Bahn,
durchkreuzt mit stillem Wortgefallen
dies öde Schloß der Nacht, dies Bauwerk sonder Plan;
es sprechen ihn die Tempelhallen,
wo ew'ge Schatten noch um große Gräber wallen,
mit nie gefühltem Zauber an.
Und plötzlich, als zum nächsten Bogen,
den er im Hinterarmd gewahrt,
Entdeckungseifer ihn gezogen,
erblickt er manch Gerath der Tempel, alter Art,
für den Gebrauch bei stillem Opferfeste,
sammt heiligem Gefäß, das theure Ueberreste
der Märtyrer und frommer Jungfrau'n faßt.
Er späht nach diesem Schatz mit unverdrossner Hast,
verfolgt ihn — aber ach! es ist der Knäul verloren,
der ihm den Ausgang zeigt. Vergebens sucht er, spürt,
entfernt sich, kehrt zurück zum Pfade, kaum erloren,
wählt jeden Weg, auf den die Furcht ihn führt,
der Irrthum ihn verlockt, in dem er sich verliert,
als ihm der weite Raum von oden Irrgewinden
wohl zwanzig Gänge zeigt, in Rundungen verschränkt.
Wo kann der Jüngling Ausgang finden?
Wer zeigt den Pfad, zum Tageslicht gelenkt?
Er sinnt, er wählt, um jeden zu verlassen;
die Angst lähmt seinen Schritt, das Schrecken zieht ihn fort.
Er ruft; der Wiederhall verdoppelt Laut und Wort,
und tausend Schreckenbilder fassen
ihn wie Gespenster an. Schon glänzt der milde Strahl
der Sonne — lang vermißt — zehn Stunden lang; noch zeigen
sich Hülf' und Rettung nicht; denn dieses finstre Thal,
geweiht der Trauer und dem Schweigen,

in ihrer Lüftern Lauf verfolgen
Pracht oder Neugier kaum Einmal.

Noch brennt die Fackel; doch mit grauserfülltem Ahnen
sieht er in den schon dunklern Bahnen,
wie nur noch kümmerlich das Wachs die Flamme nährt.
Bewegtes sieht er still; denn länger, hofft er, währt
für ihn dies wahre Licht des Lebens,
wenn es kein Tritt bewegt, Bewegung nicht verzehrt.
Fruchtlose Berechnet! Alles ist vergebens! —
Die Stunde naht! Im Voraus sieht
er sich in Nacht begraben, dem gewissen
Verderben preisgestellt! Er wandelt, irrt und flieht
in dieser Wolkungen Gewirr —
die Fackel raucht — verglimmt in dicken Finsternissen!
Laut schreit er auf — ein kurzes Athmen zieht
die Flamme noch einmal; entrissen
auf einen Augenblick ist er der Todesnacht;
doch nach und nach verdampft, sich biegend,
in dem verzehrten Wachs der Docht,
ergreift die Hand — der Schmerz, die Nervenkraft besiegend,
lähmt Hand und Arm, die Fackel fällt —
es wird von ihren letzten Strahlen
des Jünglings Grab erhellt.

Der Ugoline's *) Wuth, des Hungers grimme Qualen,
in gräßlichwahren Zügen dargestellt;

*) Graf Ugoline starb mit vier Söhnen durch die unerbittliche Rachsucht des Erzbischofs zu Pisa den gräßlichsten Hungertod. M. s. Dante del Inferno. Canto XXIII. und von Gerstenbergs bekanntes Drama Ugoline.

o Dante, leihe mir dein Farben, auszumalen
das Bild des Jünglings, kam, fast leblos, an den Stein
gelehnt, allein, umhüllt von Grabeshauern
in dieser Irrgewölbe Mauern,
die Augenblicke lang, wie ein Jahrhundert dauern!
Allein? — ach Leidende und selten lang allein!
Bevölkert ist für sie mit finstern Grabgestalten
die Einsamkeit, gefüllt der Abgrund, wie dem Walten
Einbildungskraft, dem Geist gebot.
Da grinsen aus den Felsenspalten
Wahnsinn, Verzweiflung, Tod'
Nicht jener Tod, der, mit dem Sieg vereinigt,
mit Blitzesschnelle fliegt und Ruhm für Dornen tauscht;
nein, langsam schrecklich nagt, wie nach dem Leben lauscht,
im Hunger zwiefach wühlt und noch im Sterben peinigt!
Es stockt des Jünglings Blut; der Todesengel rauscht,
so scheint's ihm, näher; die Erinnerung wendet,
erhebend seinen Schmerz, sich auf die Eltern, führt
die Freunde ihm vorbei, sie, die er neu verliert,
zeigt ihm manch schönes Kunstwerk, unvollendet,
von dem er Ruhm erhofft, dem er Talent und Fleiß
geweiht, daß Enkeln noch werth sein Gedächtniß bliebe;
und ach, sie, deren Blick voll Beifall stiller Liebe
sein schönster Lobspruch war, wie sein erflehter Preis! —

Bei diesem Bild entströmen Thränen,
vom Schmerz erzeugt, Verzweiflung streift sie ab!
Zuweilen drängt es ihn, zu wähnen,
als schall ein Ruf vernehmbar in dies Grab,
als müsse bis zu ihm ein Lichtstral aus sich dehnen.
Er späht und lauscht; ach in dem ungeheuren Schacht
hört er das Schweigen nur, erblickt er nur die Nacht.

Und dies Verlassenseyn in unbekannten Räumen
vermehrt die Angst und schnürt die Brust;
bald glaubt er sich verfolgt von bösen Träumen,
bald ist er sich der Wirklichkeit bewußt.
Er fällt, rafft sich empor, und als er, halbvernichtet,
hin auf den feuchten Boden sinkt,
faßt er — Gebeine sind's der Todten, aufgeschichtet,
Trophäen dessen, der ihm winkt! —
Noch Einmal wächst der Muth — er richtet
sich auf, er strebt mit Kraft empor;
ein leichtes Hinderniß scheint vor dem Fuß zu weichen,
was fühlt, was sucht die Hand? was kann sie jetzt erreichen?
Es ist der Knäul, den er verlor?
Ein Wunder — nein, ein Gott hat, rettend, den Befreier,
Entzücken, Hoffnung, Dank mit ihm zugleich verliehn!
ihn küßt er, betet an, er hält ihn fest mit scheuer
Besorgniß, wähnt, er werde wieder fliehn!
Ihm folgen will er; schon begonnen
ist seine Rückkehr — warum weilt sein Fuß?
Erinnrung der Gefahr erhöht jetzt seine Wonnen,
die vorige Angst wird ihm Genuß;
dem Tode, zitternd noch, entronnen,
fühlt er im zögernden Entfliehn,
wie noch sich Schmerz und Lust in ein Gefühl versponnen.

Doch endlich eilt er, in der Hand
den Leitenden, zurück, wohin der letzte Schimmer
des Tagesstrahls ihm winkt, begrüßt das lichte Land,
das noch vor kurzer Zeit, der Hoffnung — ach für immer,
gleich einer fernen Insel, schwand.

Wie dehnt sein trunkner Blick sich dankend über jenen
prachtvollen Himmel, der, im Abendglanz vergoldet,
für ihn zum Erstenmal, so scheint es ihm, sich wölbt;
in dem sich Stadt und Dorf und Flur und Wald ver-
schönen!

In seinem vollen Herzen spricht
noch herrlicher, als selbst in Haydn's Engeltönen,
das Schöpfungswort: „Es werde Licht!“ *)

Arthur vom Nordstern.

Die Theestunde.

Im alten Land der Mandarinen,
Weit in der großen Mauer Hut,
Da blüht's, wie Rosen aus dem Grünen,
Und fangt die warme Himmelsgluth.
Und zu der Büsche Zier und Segen
Da zieht das Volk auf allen Wegen,
Mit Sonnenschirm und stiller Hand,
Und beugt den Büschen sich entgegen,
Und pflückt sie ab im Sonnenbrand.

---

*) Die Stelle in Haydn's Schöpfung, wo in das Chaos plötzlich das erste Licht eintritt, wird allgemein für eine der gelungensten gehalten.

Was thut das Volk im alten Lande?
Es trägt die leichten Blätter fort
Und dörrt sie dann mit leisem Brande,
Und trägt sie an der Schiffe Bord;
Das Land, das dort die Sonn' erzogen,
Das zieht auf allen Meereswogen,
Nach allen Ländern, muthig aus;
Und Balsam, weit in Ost gesogen,
Der duftet bald in jedem Haus.

Wo bleibt das Kraut der heißen Zone,
Wie herrlich wird die Schaale seyn!
Da tritt, mit bangem Schmerzenstone,
Ein schwarzer Knabe noch herein,
Und trägt auf seinem wunden Rücken,
Geschnürt in Bündel, die ihn drücken,
Vom Abend weit das süße Rohr
Und legt es hin mit stummen Blicken,
Und hebt dann stumm die Hand empor.

Das Feuer spricht: in meinen Gluthen
Beginnt der Blätter dunkler Saft,
Den Duft und Balsam auszubluten,
Denn Schmerz erhöht des Lebens Kraft!
Es wirft der Wald mit seinen Zweigen
Aus Ebina's alten Wunderreichen
Sich in der Quellen Silberbord;
Und Geister seh' ich aufwärts steigen,
Und lächeln dann und säuseln fort.

Der Morgen raucht im Duft der Schalen,
Der Abend hält das süße Mark.

Der neuen Erd' aus Sonnenſtralen,
Und würzt die Schaale mild und ſtark.
Von Einem Altar wehn die Flammen
Aus Oſt und Weſten mild zuſammen
Und bieten neue Koſt uns dar;
Und dann, woher ſie ſelber ſtammen,
Da ziehn ſie hin auch wunderbar.

Die Prieſterin, auf goldnem Seſſel,
Sie ordnet ſchon des Opfers Mahl,
Und hält den neuen Zauberkeſſel
Und zündet an den leiſen Stral;
Und ſpendet mit den zarten Händen,
Wie Anmuth nur vermag zu ſpenden,
Die Gabe von dem warmen Heerd,
Und Jedem weiß ſie zuzuwenden,
Was Jeder und wie ers begehrt.

Ein Kranz von Blüthen weiht die Runde!
In den das ernſte Blatt ſich flicht,
Die Schönheit in der Würde Bunde!
Der Geiſt umwallt von Roſenlicht!
Der Witz, wie Pfeile ſcharf ergoſſen,
Der Scherz mit ſeinen Luftgenoſſen,
Der Kunde Wort, der Rede Macht!
So tritt, vom Sternenlicht umfloſſen,
Im Azurſchleier her die Nacht.

Und während in des Anfangs Thalen
Das neue Laub ſich wieder regt,
Die Sonne neu mit Liebesſtralen
Den Balſam ihm entgegenträgt:

Da haucht in unſres Herdens Zimmer,
Bei Kerzenlicht und Lampenſchimmer,
Sein Leben aus das alte Laub;
Doch nimmer ſtirbt der Balſam, nimmer;
Und was da ſtirbt, das iſt der Staub.

Fr. Kuhn.

Die geweihten Roſen.

(Duett.)

Eremit.

Nimm hin des Fremdes Gabe,
Wie Unſchuld weiß und rein!

Mädchen.

Vor aller meiner Habe
Soll ſie mir theuer ſeyn!

Eremit.

Wird ſich die Blüthe ſenken,
Sollſt du dabei bedenken:
Was irdiſch iſt, vergeht!

Mädchen.

Ich will der Blätter wahren,
Daß noch in ſpäten Jahren
Erinn'rung mich umweht!

Eremit.

Auch sollst du nicht vergessen:
Man muß die Rose pressen,
Daß Heilung sie gewährt.

Mädchen.

So wird zu reinern Freuden
Das Menschenherz durch Leiden
Geläutert und geklärt!

Eremit.

Nimm hin des Freundes Gabe,
Wie Unschuld weiß und rein!

Mädchen.

Wer aller meiner Habe
Soll sie mir theuer seyn!

Fr. Kind.

Die Ahnung.

Eine Epistel.

Du zweifelst, Freund, daß vor dem klaren Geist,
Der nicht im Traum, der mit Bewußtseyn lebe,
Bisweilen eine Ahnung sich erhebe,

Die ihm das Bild der künft'gen Tage weiß?
Glaubst nicht, daß wir als Spielwerk oft ergreifen,
Worein das Schicksal tiefen Sinn gelegt,
Und von dem Baum des Lebens Früchte streifen,
Die still die Geisterwelt gepflegt? — —
So laß mich dich an einen Augenblick
Aus deinem eignen Leben mahnen,
Wo du mir prophezeitest dein Geschick,
Und dann gestehe, ob nicht wahr: es steht ein Ahnen.
Denkst du des Abends vor der Abschiedsstunde,
Wo an der kleinen Tafelrunde
Zum letzten Mal der Becher klang?
Und ich mit Liebe in dich drang:
Dein Bild getreuen nach dem Leben,
Als Pfand der Freundschaft mir zu geben?
Du aber rechtest, weil dein Konterfei
Der Mutter schon versprochen sei,
Die Landschaft mir, auf der ein Sturm so wild
Mit Fels und Meer und Wolken ringt,
Und selbst den Tod getrieben bringet,
Und sprachst im Scherz: „Hier nimm, das ist mein Bild!"

Seitdem schmückt jene Landschaft stets mein Zimmer,
Und heilig hielt ich sie, als eine Trümmer
Aus meiner schönen goldnen Zeit.
Und als die Abendröthe heut
In meinem Stübchen Rosen ausgestreut,
Sah ich die dunkle Landschaft sanft erhellt,
Und den Ozean die Meereswogen heben
Und Thürme in der Wolken schwarz Gezelt,
Den kalten Tod auf jeder Woge schrecken,
Und an dem Fels das arme Schiff zerschellt. —

Und alles ließ dein Pinsel untersinken,
Und alles Tod lief in den Fluthen trinken;
Nur für ein Weib fuhlt Mitleid deine Hand,
Nur dieser soll der Rettung Engel winken,
Die Fluth selbst trägt die zarte Last ans Land.
Da blickt ich ernst auf deine Malerei,
Ernst auf das Trauerspiel, so oft gegeben,
Und der Gedanke faßte mich hierbei:
Daß dieses Bild, das Bild von deinem Leben,
Wie du gesagt, geworden sey. —

Sieh, auf der Landschaft an dem Meere ragen
Aus hohen Wipfeln Thurm und Zinn' empor;
Die dunkeln Wellen brechen sich und schlagen
An das geschloßne starke Felsenthor.
Sirenen werden von der Fluth getragen,
Durch Wellenschaum schimmert der Delphin hervor.
So schlug das Leben auch mit seinen Wogen
An jene Mauer, die uns still umgab,
Und goldne Träume und Gestalten zogen
Im Morgenroth die Fluth hinab.
Wir hörten nur von fern des Sturmes Sausen,
Und glaubten, Schwäne zögen durch die Luft,
Vernahmen in des Meeres fernem Brausen,
Nur eine Stimme die uns laut gerufen.
Da sehnte sich das junge Herz mit Beben
So thöricht aus dem freundlichen Asyl,
Hinaus sich stürzen wollt es in das Leben,
Mitspielen das gewagte Spiel.
Und es erschien die längst ersehnte Stunde,
Die uns hinaus und auf das Weltmeer rief.
Der Abschied schlug dem Kühnen keine Wunde,

Doch trieb der Sturm, als lange noch nicht tief
Die Sonne ſtand, dein herrlich Schiff zu Grunde.
Und bebend zündete ich dort am Hafen
Für dich der Liebe hohen Leuchtthurm an.
Ich konnte nimmermehr die Nacht verſchlafen,
In der dein Sturm begann.
Doch du vernahmſt nicht meine bange Stimme,
Du wollteſt nicht der Liebe Fackel ſehn,
Und lieber in dem Kampfe mit dem Grimme
Der Elemente untergehn. — —
Schau auf das Bild, dort liegt das Schiff ertrunken. — —
So ſchnell iſt ſchon die kühne Fahrt vorbei! —
Der Jugend Flagge iſt hinab geſunken;
Der Hoffnung Ankertau entzwei;
Und der Ballaſt des Muthes liegt zerſchlagen;
Und der Entmuthe Schiffsvolk iſt verſenkt. —
Ein Weib nur hat die Fluth ans Land getragen
Dem zarteſten das Leben nur geſchenkt.
Das hat auch dir aus dem Sturm gerettet
Des Herzens Hauptgeſtirn blieb immer dein,
Wie hart und rauh das Schickſal dich gebettet,
Das Herz blieb tief empfindend, zart und rein,
Und ob ſich gleich dein heitres Antlitz trübte,
Die warme Bruſt langſam zu Eis gefror,
Such ich's, wie der Geliebte die Geliebte,
Und jung und warm tritt immer mir's hervor.

Ernſt von Houwald.

Des Dichters zweites Leben.

Der Dichter lebt in seinem Liede,
Ihn bindet nicht die Zeit, der Ort,
Unsterblich, wie der Maonde,
Tönt er in Melodieen fort,
In jedes Herzens Heiligthume
Bewahret sich sein treues Bild;
Es geht der wahre Ruhm zum Ruhme
Durch sanfter Andrung Lenzgefild.

Der Dichter lebt in den Gesängen,
Die seiner Harfe Feuer tönt,
Von ihren zauberischen Klängen
Ist strahlend seine Stirn gekrönt;
Sein Leben ist aus ihm gezogen
Mit der Gefühle regem Meer,
Und in der Töne vollen Wogen
Rauscht es entzündend um ihn her.

Wem nur bei seines Liedes Laute
Ein höheres Gefühl durchglüht;
In dessen offne Seele traute
Er auch sein Leben und Gemüth;
Mit allen, die sein Ton entzündet,
Zu Thaten kräftiget sein Wort,
Ist er vereinet und verbündet,
Mit ihnen lebt er ewig fort.

Th. Heil.

Die Blütenzierde.

Tage schwinden, Wochen enden,
Und die Zeit entflieht im Flug.
Abwärts muß der Sichelschwung sich wenden,
Der den Herzen Wunden schlug.
Aber auch des Lebens Freuden
Schwinden wie ein Tageslauf;
Ach, nur flüchtig uns zu weiden,
Ging ihr Morgenroth hier auf!

Still sinkt bald die Sonne nieder
Bei der Nachtigallen Lied.
Nimmer kehrt die Stunde wieder,
Die so traulich uns verschied!
O, die Pforte dieses Lebens
Hält kein Himmlischer uns auf;
Jede Macht wirkt hier vergebens,
Unaufhaltsam ist ihr Lauf!

Süße, holde Weihestunden,
Hoher Lieb' und Freundschaft hold,
Herz und Geist habt ihr entwunden,
Hohen Zauber uns gezollt!
Zarter Sehnsucht heißes Streben
Bieten sie dem Herzen dar,
Jeden Sterblichen zu heben,
Scheint der Lenz der Liebe klar.

Wahrer Freundschaft hohes Trachten,
Hebt uns aus dem Staub empor.
Zarter Liebe seel'ges Schmachten,
Oeffnet uns der Himmel Thor!
So verstehn wir, was das Leben
Hohes, Göttliches uns beut.
Blumen können wir dann weben
In den Erntekranz der Zeit.

Dieses Kranzes duft'ge Blüten,
Sind des Daseins schönster Schmuck.
Düstern Schmerz kann er verhüten
Und erleichtern jeden Druck.
So schweigt niedrige Begierde,
Schön erfüllet wird die Zeit;
Und des Kranzes Blütenzierde?
Eintracht ist's und Häuslichkeit!

August Hüller.

Ankündigung.

Um den Freunden der Penelope in den Kupfern zu derselben nicht blos ein vorübergehendes Vergnügen, sondern einen bleibenden Genuß zu gewähren, werden wir, neben historischen Darstellungen, in den nächsten Jahrgängen derselben, von 1822 an, nach Zeichnungen von den besten Künstlern, und zwar jetzt von dem trefflichen Rambera

eine Gallerie zu Schillers Gedichten,

von den ausgezeichnetsten Kupferstechern ausgeführt, aufstellen. Wir glauben dadurch, dem Wunsche aller Verehrer dieses Dichters Genüge zu leisten, und haben zuerst dessen Lied von der Glocke gewählt, aus welchem wir sechs Darstellungen geben werden.

ROSWITHA

Penelope.

Taschenbuch
für das Jahr 1821.

Herausgegeben
von
Theodor Hell.

10r Jahrgang.

Mit 9 Kupfern.

Leipzig,
J. C. Hinrichsche Buchhandlung.

a

357

Gallerie

aus

Fr. Schiller's Gedichten.

I.

Das Lied von der Glocke,

in 7 Darstellungen

nach Ramberg.

Wir glauben den Freunden unſers Taſchenbuchs mit dieſer Gallerie, von welcher wir hier die erſte Lieferung geben, und welche künftig fortgeſetzt wird, eine Freude zu machen. Die Minerva hat nur im erſten Jahrgange zu Schillers Gedichten einige Kupfer gegeben, und ſich dann auf deſſen dramatiſche Werke beſchränkt, mit dem vergangnen Jahre aber auch dieſe geſchloſſen. Reicher Stoff aus dieſes Dichters in allen Herzen lebenden Geſängen iſt uns alſo noch übrig geblieben, und wir hoffen, daß unſre Leſer mit dieſer erſten Probe der Art, wie wir ihn künftig zu benutzen denken, zufrieden ſeyn werden.

1.

„— Denn mit der Freude Feierklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt.
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose,
Der Mutterliebe zarte Sorgen
Bewachen seinen goldnen Morgen
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.“

Schillers Lied von der Glocke. 1.

2.

„— Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt in's Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus:
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn."

3.

„— Da strömet herbei die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus;
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen,
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer
Und ruhet nimmer."

Schillers Lied von der Glocke. 5.

„— Einen Blick
Nach dem Grabe
Seiner Habe
Sendet noch der Mensch zurück —
Greift fröhlich dann zum Wanderstabe;
Was Feuers Gluth ihm auch geraubt,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben:
Er zählt die Häupter seiner Lieben,
Und sieh! ihm fehlt kein theures Haupt.“

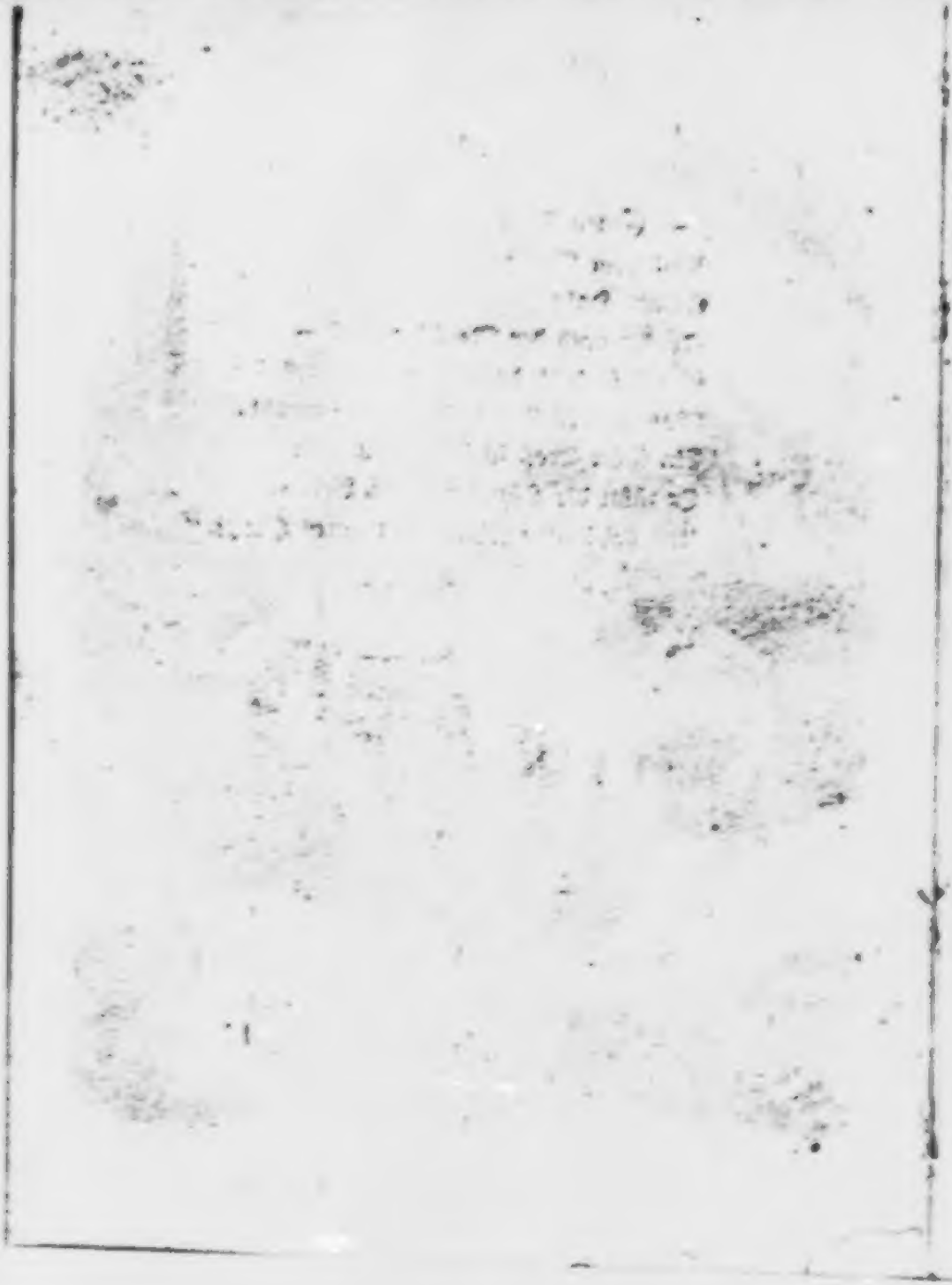

Schillers Lied von der Glocke. 4.

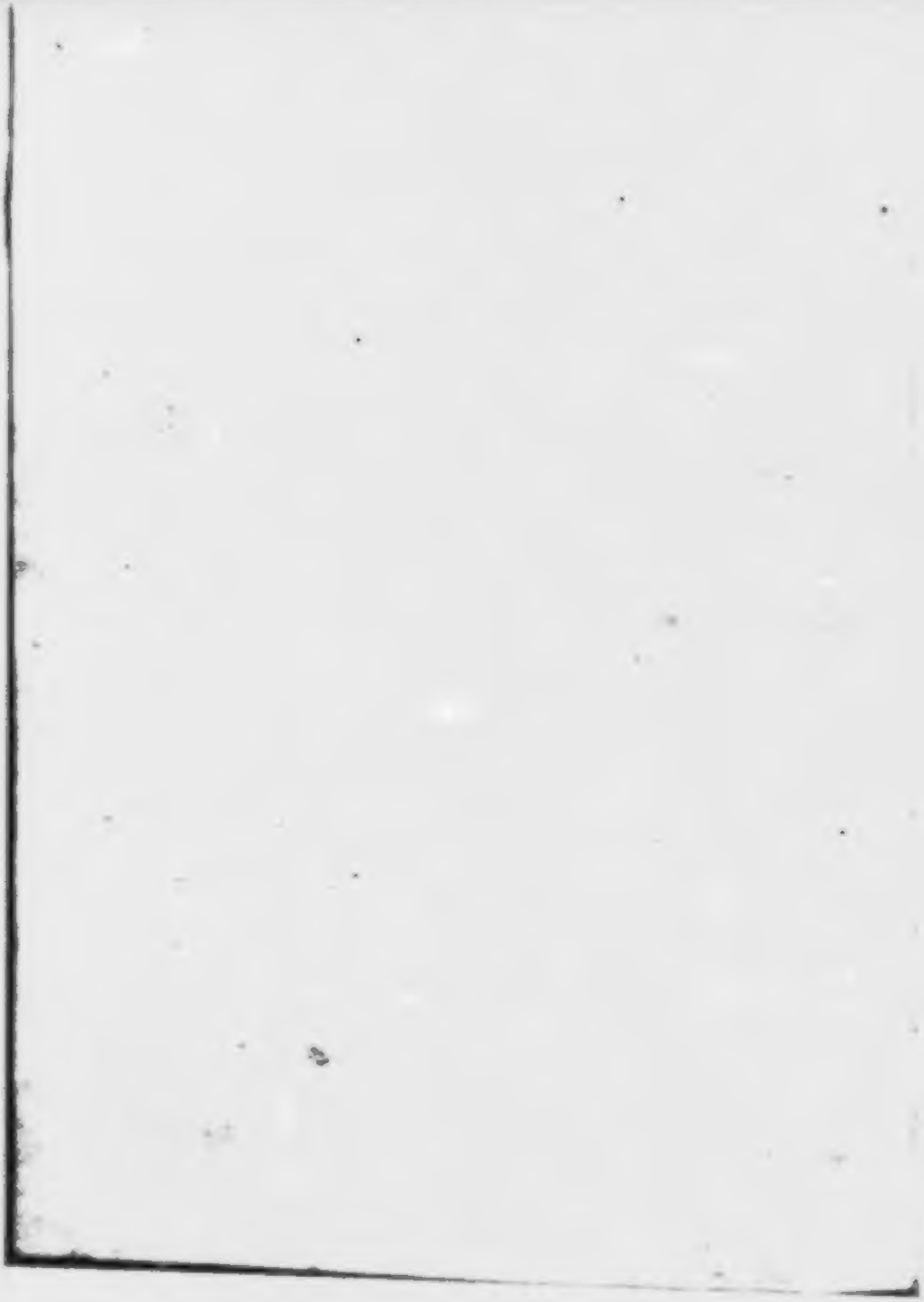

5.

„Von dem Dome,
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang;
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar —"

Schillers Lied von der Glocke. 5.

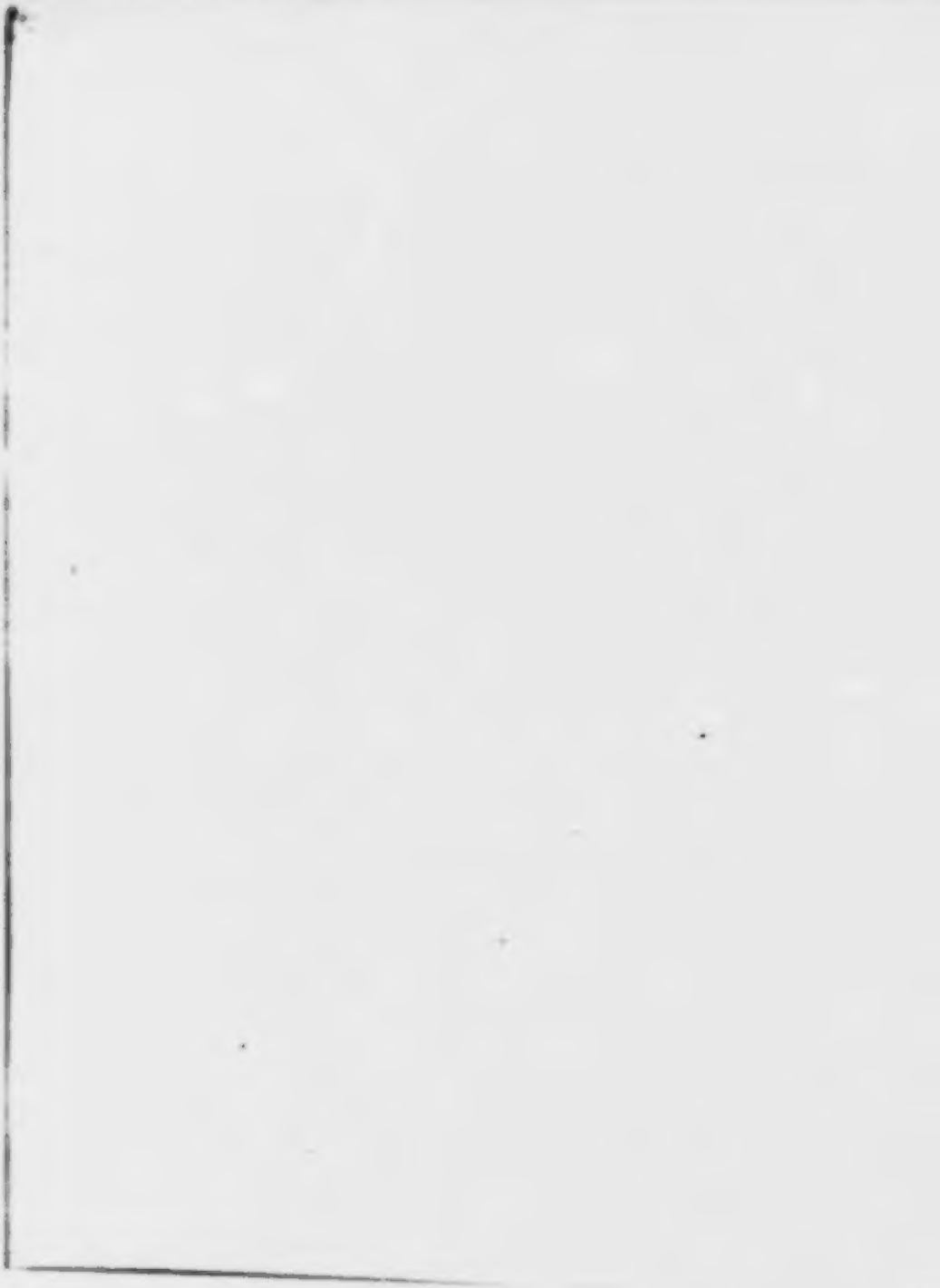

„Schwer beladen
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen,
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz. —“

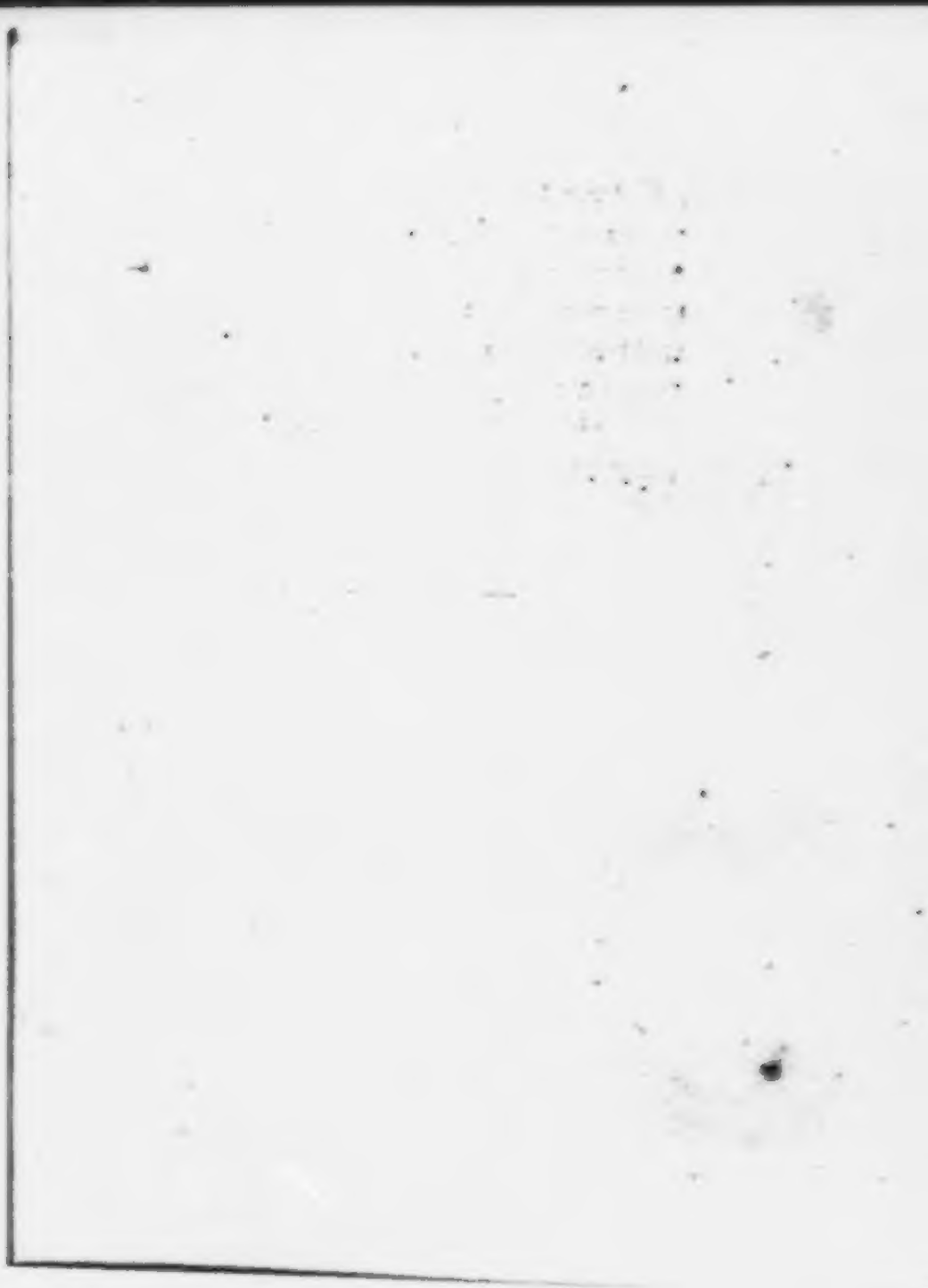

Schillers Lied von der Glocke 6

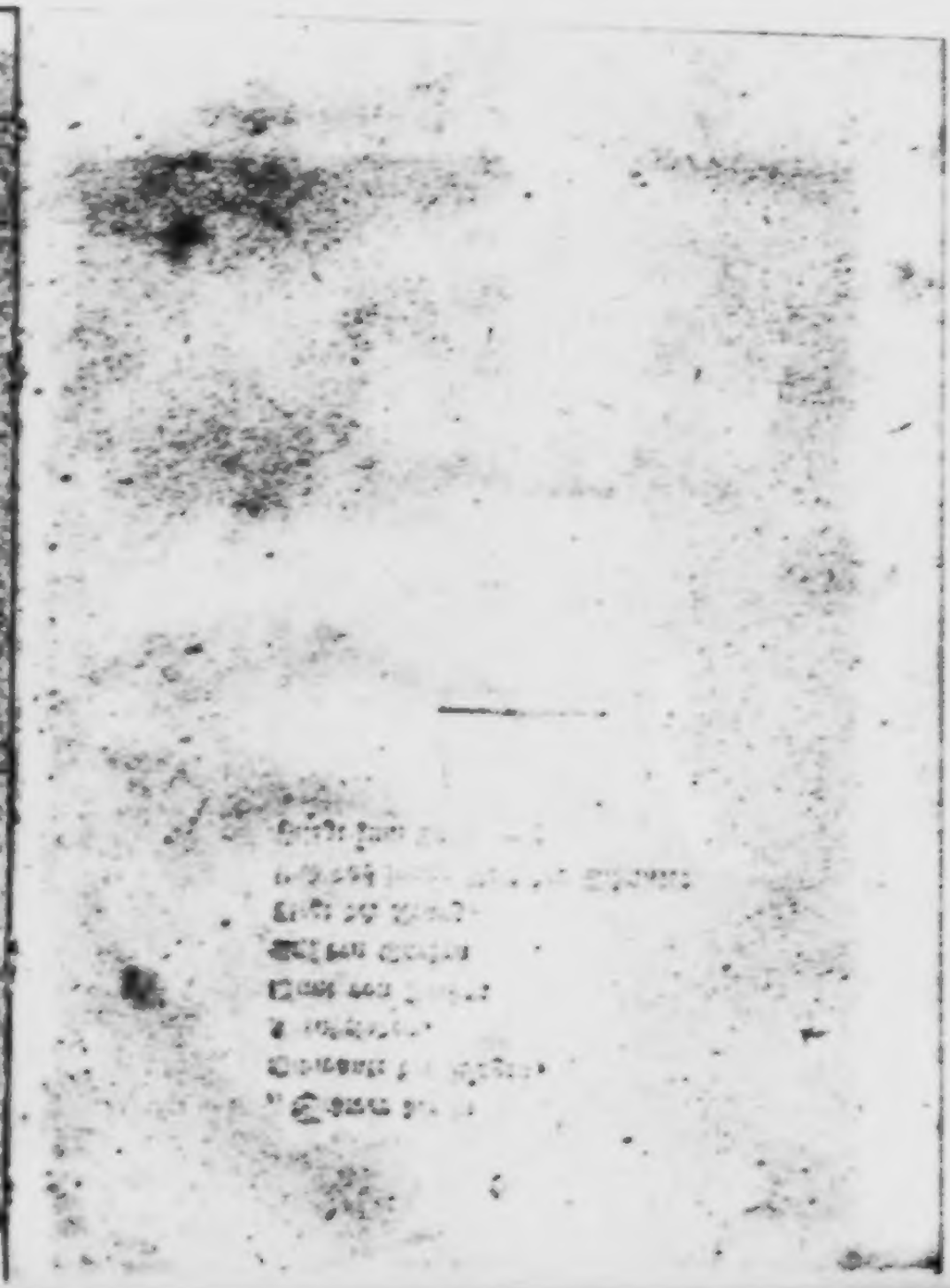

Schillers Lied von der Glocke 6

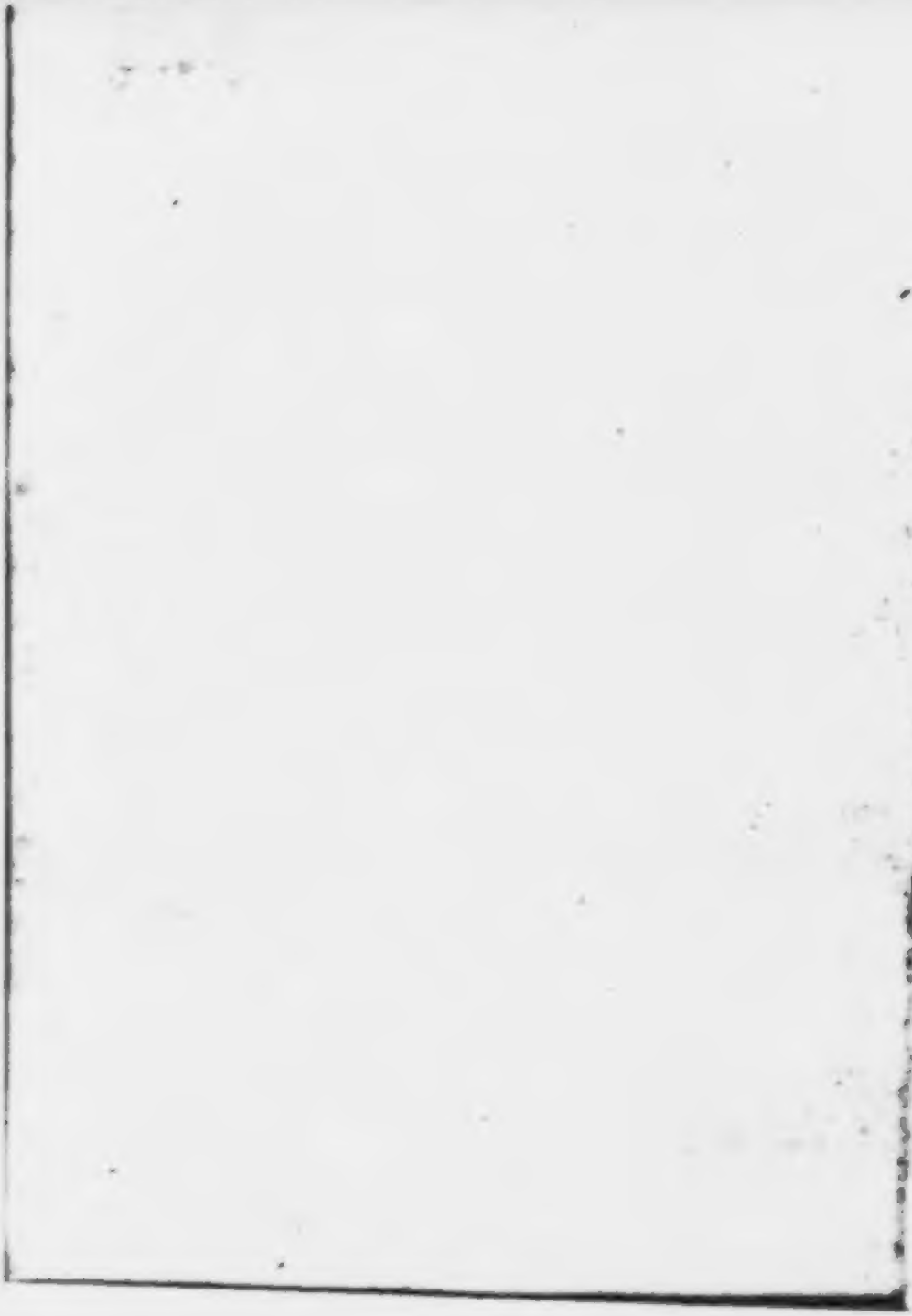

7.

„Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft.
Ziehet, Ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt!
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sey ihr erst Geläute."

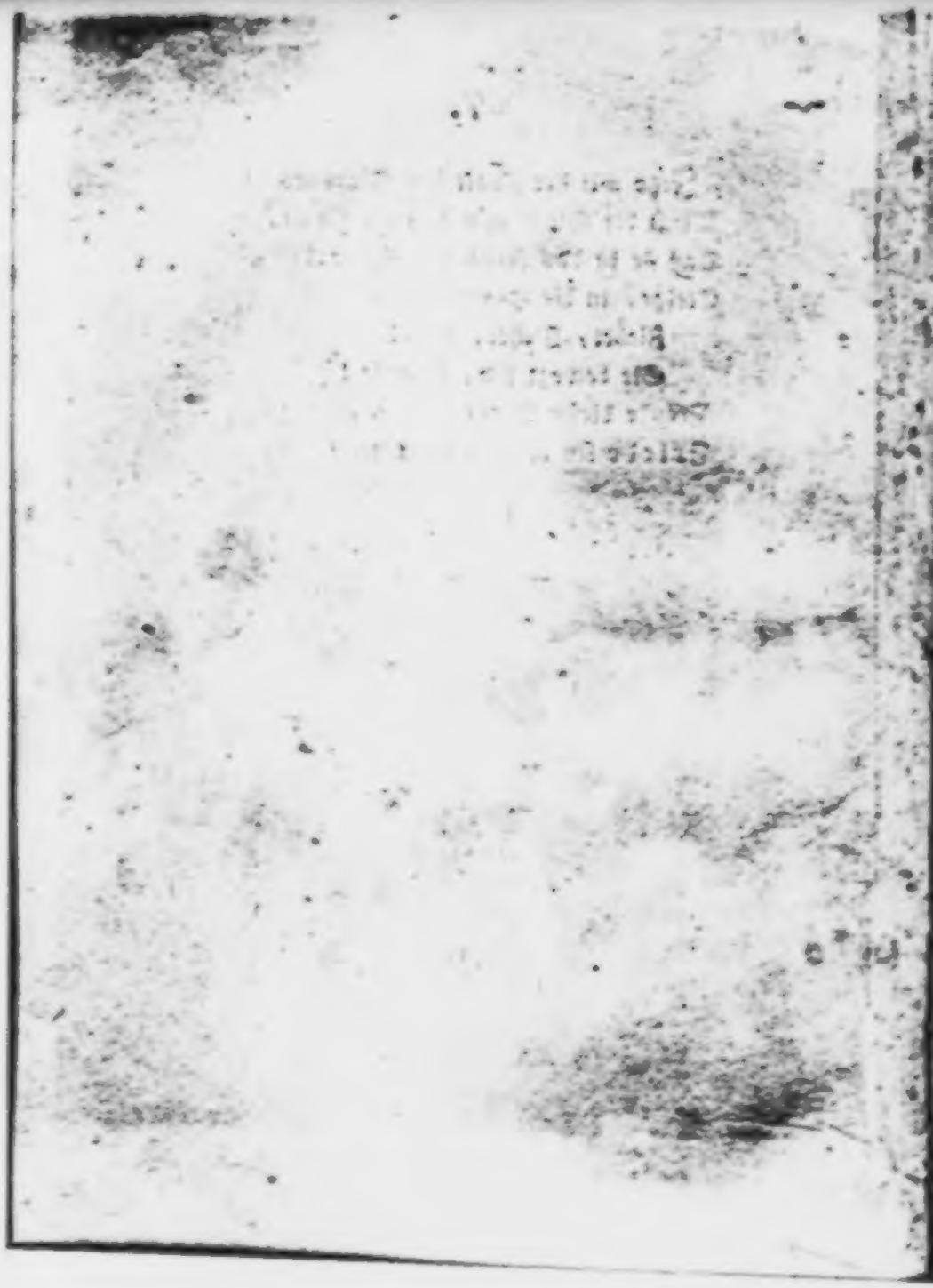

Schillers Lied von der Glocke 7.

Inhalt.

Gallerie aus Schillers Gedichten. 1. Die Glocke in 7 Darstellungen nach Ramberg.
Reswitha von Th. Heil (zur Erläuterung des Titelkupfers von Schnorr und Fleischmann) . . . . . Seite V
Erklärung des landschaftlichen Kupfers von Weith . . . . . — XVII

Erzählungen:

Der Birnbaum von Friedr. Kind . . . . — 1
Das Begräbniß von Ernst v. Houwald . — 34
Was seyn soll, fügt sich wohl von K. L. M. Müller . . . . . — 75
Geist und Gemüth von Agnes Franz . . — 215
Der Heimathlose von K. G. Prägel . . . — 283
Die Freunde von Terni von C. B. v. Miltitz. — 243
Der Handschuh von Friedr. Gleich . . . — 263

Schön Elsi oder die Entstehung der Alpenrose von C. Lebrün . . . . . Seite 303
Das Beichtkind von Gustav Schilling . — 333

Gedichte:

Des Lebens Summa von Th. Hell . . . — 344
Einer Freundin beim Abschiede von Fr. Kind — 346
Wiedersehen von Edmund dem Waller — 347
Fischerlied von Franz von Schlechta . — 348
Des Liedes Lockung von Theod. Hell . . — 349
Der Frühlingssturm von Fr. Kind . . . — 351
Amor und die Freundschaft von H. Döring — 353
Der Pathe von Ch. L. Noack . . . . . — 357
Der bange Aufblick von Theod. Hell . . — 364
Der neue Heilige von H. Döring . . . . — 365
Zenaide von Arthur vom Nordstern . — 366
Entschuldigung für den Herausgeber. Sonett von Th. Hell . . . . . — 374

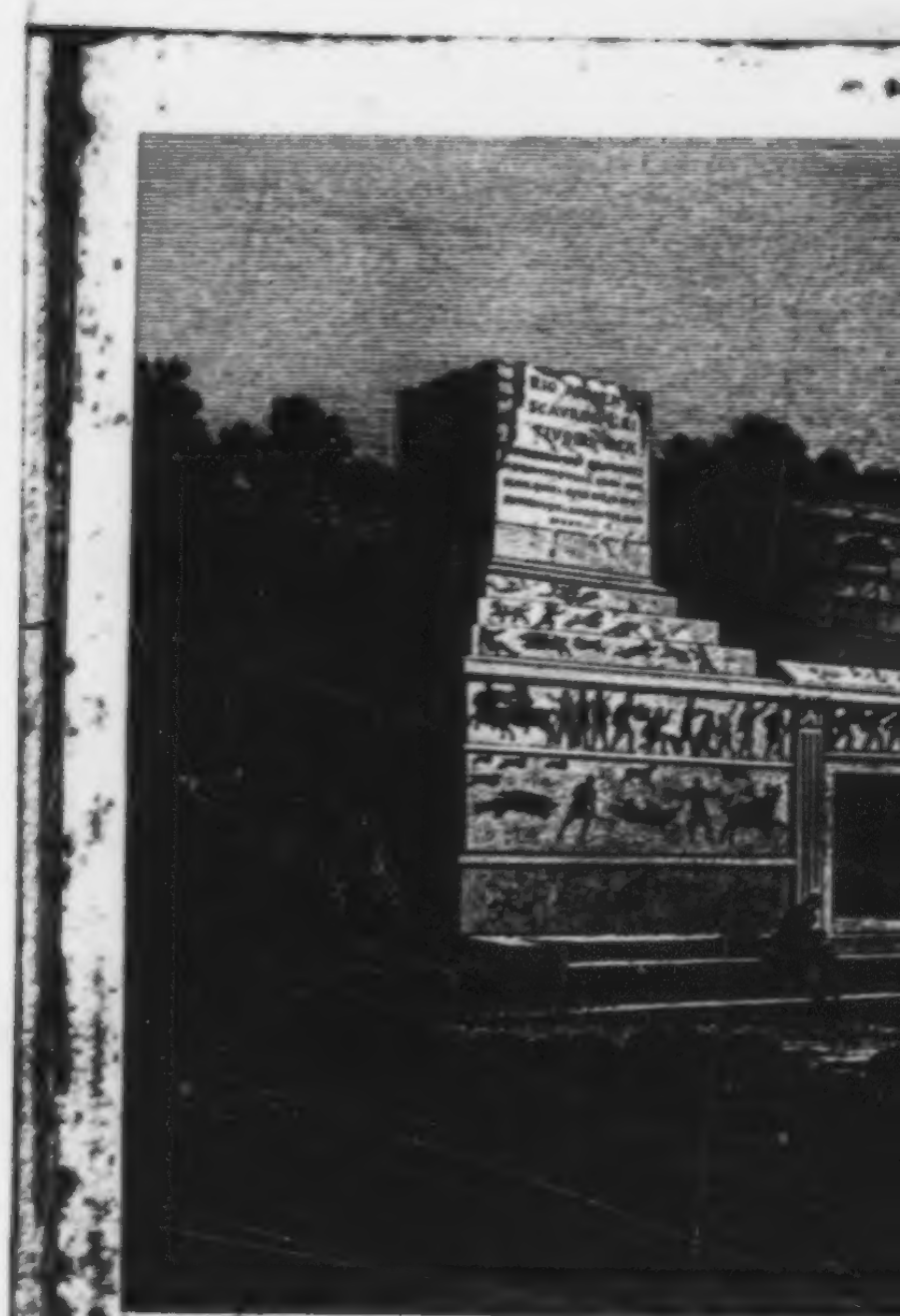

Die Gräber d

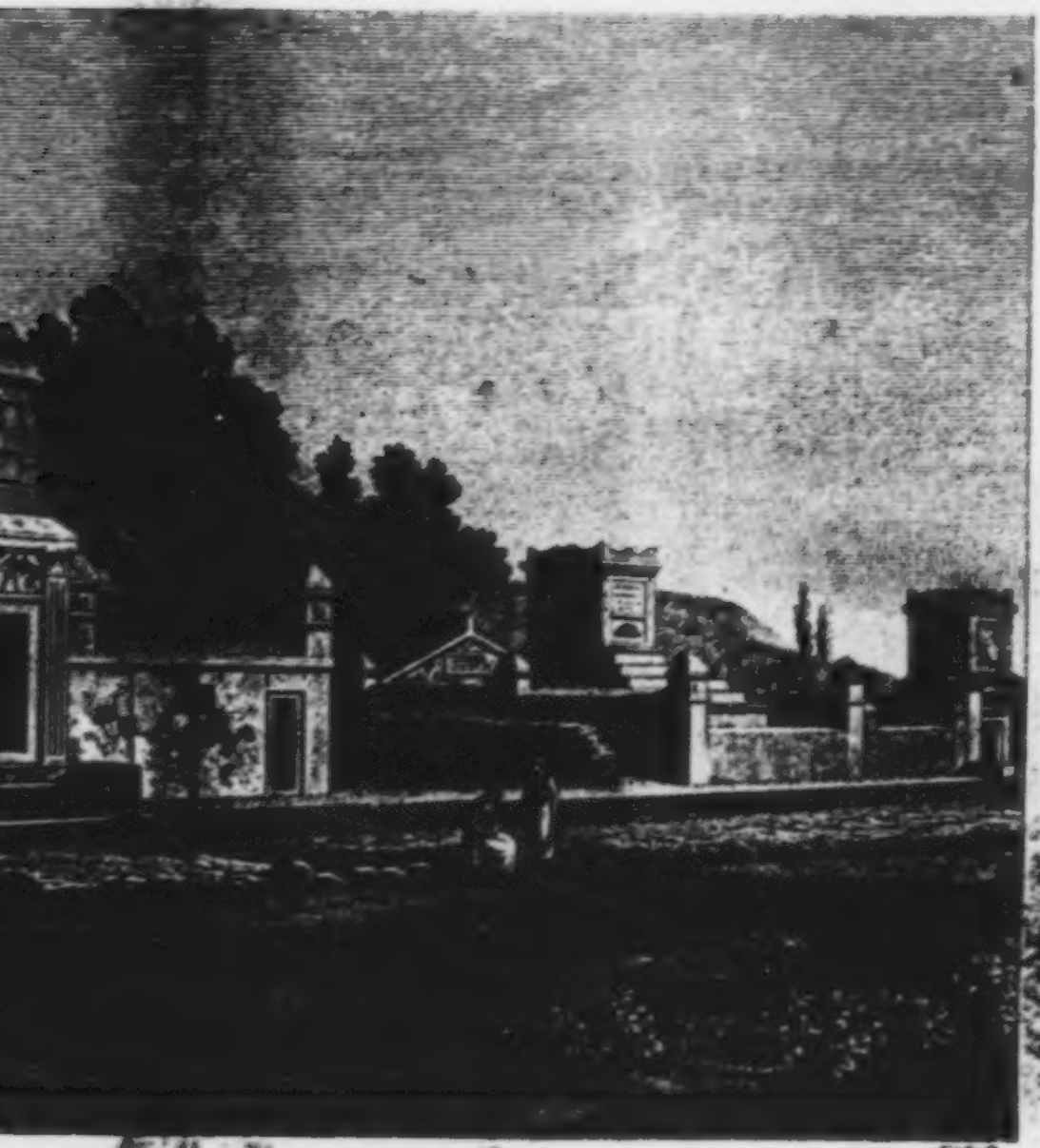

des Scaurus in Pompeji.

Roswitha.

Biographische Skizze.

Wem wäre nicht der Name dieser berühmten Nonne bekannt? Welche unsrer schönen Leserinnen hätte Ihn nicht mindestens auf dem Titel der geistreichen Sammlungen gelesen, die unser Fr. Kind unter demselben bis zu dem Erscheinen seiner Harfe herausgab? Wir wählten Roswitha's Bild diesesmal zu dem Titelkupfer unsrer Penelope, wo wir seit einigen Jahren gewohnt sind, das Bildniß eines durch Geist, Talent oder häusliche Tugenden sich auszeichnenden weiblichen Wesens zu geben, denn sie steht in ersterer Hinsicht fast einzig als Schriftstellerin Deutschlands in einem ganzen Jahrhunderte da, und in letztrer bürgt ihre klösterliche Erziehung und die Tendenz ihrer sämtlichen, schriftstellerischen Arbeiten für deren Besitz. So eignete sie sich wohl dazu, den diesmaligen Jahrgang eines Taschenbuchs zu schmücken, welches sich schmeicheln darf, immer von den Frauen mit besondrer Vorgunst aufgenommen worden zu seyn, sich es aber auch zur steten Regel gemacht hat, nichts ihnen darzubringen, das ihr Zartgefühl auch nur auf die entfernteste Weise verletzen könnte.

Gern theilten wir aber nun recht viel über Roswitha's Leben mit, aber was erlebt wohl ein im ſtillen Kloſter erzogenes und dort bis an's Ende ihres irdiſchen Daſeyns mild fortwirkendes Mädchen Bedeutendes, Anziehendes? Und dann fällt ihr Leben überdies in eine Zeit, aus welcher uns nur Chroniken übrig ſind, deren Richtung auf ſtille Verdienſte ſehr beſchränkt war. Wir müſſen uns daher mit einigen allgemeinen Umriſſen begnügen.

Roswitha ward nach allen Muthmaaßungen — denn eine Gewißheit findet ſich darüber nirgends — um das Jahr 920 oder 21 geboren. Welchem Geſchlechte ſie entſproſſen ſey, umhüllt ein gleiches Dunkel. Einer altadlichen ſächſiſchen Familie, darüber iſt kein Zweifel, ob aber aus dem Geſchlechte derer von Roſſau, wie einige wollen, oder ob ſie ein Abkömmling Otto des Erlauchten von einer außer der Ehe erzeugten Tochter, und zwar die Nichte derjenigen Roswitha geweſen, welche nach Chriſtina die 4te Aebtiſſin von Gandersheim war, und ſelbſt ein ſehr beliebtes Werk über die Logik ſchrieb, dürfte ſchwer oder unmöglich zu ergründen ſeyn. Kurz wir finden ſie in der Mitte des zehnten Jahrhunderts im Kloſter Gandersheim am Fuße des Harzes als Nonne.

Hier genoß ſie zuerſt des Unterrichtes einer ihrer ältern Mitſchweſtern, Richardis, deren ſie dankbar Erwähnung thut, dann aber der Aebtiſſin Gerberga, der zweiten dieſes Namens, von der ſie ſelbſt ſpricht, daß dieſe, obgleich jünger als ſie an Jahren, doch, wie einer Enkelin eines Kaiſers gezieme, an Kenntniſſen ihr weit überlegen ſey, und was ſie früher von andern Gelehrten erlernt, ihr nun fromm und freundlich mitgetheilt habe. Es war aber dieſe Aebtiſſin Gerberga die Enkelin Kaiſer Heinrich des Vogelers.

Unter dieſer Lehre und Aufſicht ſchrieb alſo Roswitha in der Mitte des zehnten Jahrhunderts ihre Gedichte und proſaiſchen Arbeiten in lateiniſcher Sprache, als der einzigen, welcher man damals die Ehre zugeſtand Schriftſprache zu ſeyn, und wenn auch ihre Poeſie der Eleganz, wohl auch der Correktheit entbehrt, und ihre Proſa nicht zu der gediegenen gehört, ſo iſt doch das fromme Streben, das aus allem hervorleuchtet, und beſonders die hohe Beſcheidenheit zu loben, mit welcher ſie dieſe Gaben darbietet. Denn ſo ſagt ſie von ihren poetiſchen Legenden in der Vorrede dazu ſelbſt: „daß ſie die Mängel und Gebrechen derſelben ſehr wohl erkenne, weil ſie, als ſie dieſelben geſchrieben, noch in ſehr jungen Jahren geweſen ſey, wenige Kenntniſſe beſeſſen habe, auch keinen Gelehrten dabei habe um Rath fragen wollen, aus Beſorgniß, er möchte das ungeſchickte Machwerk ihr gleich ganz unterſagen.“ Auch ſtand ihr nur die wahrſcheinlich ſehr kleine Manuſcriptſammlung ihres Kloſters dabei zu Gebote. Faſt ſcheint es auch, als habe ſie damit etwas für ſich oder das Kloſter zu erwerben geſucht, indem ſie am Ende dieſer Vorrede noch hinzufügt: „dieſes Werkchen hätte, wenn ſonſt die Gelegenheit nicht vorhanden, auf eine andre Art etwas zu verdienen, doch zu einem Werkzeug werden ſollen, ſich die allernöthigſten Bedürfniſſe anzuſchaffen.“

Dieſe ihre erſten poetiſchen in Hexametern geſchriebenen Arbeiten ſind denn 1) die Geſchichte der Geburt Mariä. 2) Die Geſchichte der Himmelfarth Chriſti. 3) Geſchichte Gangolfs und ſeines Weibes Hanna. 4) Das Märtyrerthum des heiligen Pelagius. 5) Der Fall und die Bekehrung des Diacons (Archidiaconi) Theophilus. 6) Geſchichte der Bekehrung des Dieners des Proterius durch den heil. Baſilius. 7) Leidensgeſchichte des heil.

Dionysius, und 8) Geschichte des Märtyrerthums der heiligen Agnes.

Wohl ließen sich ähnliche Arbeiten von einer frommen Klosterjungfrau erwarten, aber die Werke, welche sie nach diesen Legenden schrieb, erscheinen nicht nur in den heiligen Klostermauern, sondern überhaupt in der ganzen Richtung des damaligen Schriftthums so ausgezeichnet und sonderbar, daß sie es vorzüglich gewesen sind, welche den Namen dieser geistreichen Nonne zu einem der berühmtesten gemacht haben.

Es sind dies nämlich ihre 6 Lustspiele. Lustspiele von einer Nonne geschrieben, und im zehnten Jahrhundert, und noch dazu dem Terenz nachgebildet! Denn dieser lateinische Dichter war es, der sie zuerst auf den Gedanken einer solchen Arbeit brachte.

Doch hören wir auch, wie sie in der Vorrede zu diesen 6 kleinen Komödien sich darüber entschuldigt. Die Stelle ist charakteristisch, und wir übertragen sie daher wörtlich aus dem Lateinischen.

„Es giebt leider viele Rechtgläubige, die die Eitelkeit der heidnischen Bücher, wegen der gebildetern Sprache, in welcher sie geschrieben sind, dem hohen Nutzen heiliger Schrift vorziehn. Doch giebt es auch wieder Andere, jener Treuverbleibende, die, ob sie schon alles übrige Heidnische fliehen, doch gern und oft die Dichtungen des Terenz lesen, aber indem sie sich an der schönen Sprache drinn ergötzen, durch die Niedrigkeit und Abscheulichkeit der Gegenstände sich befleckt fühlen. Daher habe ich mich, die starke Stimme von Gandersheim, entschlossen, dem Terenz, welchen man so gern liest, im schreiben nachzuahmen, damit ich in derselben Art der Diction, worin er die schändlichen Lüste verworfner Weibsbilder schildert, nach meinen geringen Kräften lobenswerthe Selbstbe-

Verehrung heiliger Jungfrauen feiern möchte. Freilich habe ich dabei nicht selten erröthen, ja tief von Scham mich durchdrungen fühlen müssen, daß ich, von dieser Schreibart dazu genöthigt, die verabscheuungswerthe Thorheit unerlaubter Liebe, und schnöde Liebesgespräche, die wir nicht einmal mit anhören sollten, in meinem Geiste aufnehmen, und wieder, wie es sich für die gewählte Form paßte, habe niederschreiben müssen. That ich dies aber aus allzugroßer Scham nicht, so konnte ich weder meinen Zweck erfüllen, noch auch das Lob der Unschuld nach allen meinen Kräften entfalten, denn je anlockender die Schmeicheleien der Liebe zur Sünde sind, um so größer ist auch der Ruhm der wirkenden Gotteskraft, und um so schöner der Siegenden Triumph; vorzüglich darum auch, weil hier die weibliche Schwachheit siegt, und die männliche Stärke mit Schmach unterliegt. Ohne allen Zweifel wird man mir vorwerfen, daß meine Art zu schreiben viel schlechter, viel ungebildeter, ja bei weitem unter dem Vorbilde sey, das ich mir zur Nachahmung vorgesetzt habe; ich will das aber auch gar nicht in Abrede stellen. Doch muß ich dabei bemerken, daß man mich deßhalb mit Recht nicht tadeln kann, weil ich mich ja gar nicht zur Ungebühr denen gleichstellen will, die mich Unbedeutende an Kenntniß und hoher Wissenschaft bei weiten übertreffen. Denn ich bin nicht so stolz zu glauben, daß ich mich auch nur von weiten den Schülern solcher Schriftsteller gleich achten könne, sondern nur dieses ist mein Bestreben, daß ich, wenn auch nicht kunstgerecht, doch mit frommer Dankbarkeit, was mir der Herr an geistigen Gaben anvertraut, wiedergebe u. s. w."

Mit derselben Bescheidenheit spricht sie in einem ebenfalls diesen Lustspielen vorausgehenden Briefe „an einige Gelehrte, welche dieses Werks Gönner und Verbesserer

waren, ehe es ans Licht der Welt trat," von sich, als der „unwissenden und zu nichts Besserm geschickten Roswitha."

Das erste dieser in Prosa geschriebenen Lustspiele heißt Gallicanus, und hat 2 Akte. Das zweite führt die Ueberschrift Dulcitius, das dritte heißt Callimachus, das vierte Abraham (ein Eremit des Namens), das fünfte Amphnutius, und das sechste nach dem Namen dreier ehrwürdiger Märtyrerinnen, Treue, Hoffnung und Mitde.

An eine eigentliche dramatische Handlung, Eintheilung in Scenen und sonstige Erfordernisse, die wir an unsre gegenwärtigen Leistungen dieser Gattung machen, ist natürlich hierbei nicht zu denken, und hie und da dürfte man schwer begreifen, wie die Nonne es über sich habe gewinnen können, gewisse Scenen niederzuschreiben, wenn man nicht aus ihrer herzlichen Vorrede sähe, wie rein ihre Ansicht, wie gut ihre Absicht gewesen sey. Es ist vielleicht nicht uninteressant, mindestens eine Idee von einem dieser Lustspiele zu geben, und wir wählen das zweite, Dulcitius überschrieben, dazu.

Es treten darin Diokletian, Agape, Chionia, Irene, Dulcitius, dessen Frau, Sisinnius und Soldaten auf.

Zuerst will Diokletian die drei schönen und vornehmen Schwestern, Agape, Chionia und Irene, bewegen, ihre Knie vor den heidnischen Gözen zu beugen, sie sind aber fest im Glauben, und besonders die jüngste, Irene, mit der er sich am längsten unterredet, belehrt ihn ernstlich von der Hoheit und Kraft des Christenthums. Da läßt er sie ins Gefängniß werfen. Dulcitius befiehlt nun den Soldaten ihm die Gefangnen vorzuführen.

Dulc. Ei, was für schöne, reizende, herrliche Mädchen!

Sold. Ja wohl reizend.

Dulc. Ich bin ganz verliebt in sie.
Sold. Das kann ich mir denken.
Dulc. Ich brenne, daß sie mich wieder lieben.
Sold. Das wird schwer gehen.
Dulc. Weshalb?
Sold. Weil sie treu sind im Glauben.
Dulc. Wenn ich sie nun durch Schmeicheleien lockte?
Sold. Die verachten sie.
Dulc. Durch Martern schreckte?
Sold. Die halten sie für gering.
Dulc. Was also denn?
Sold. Bedenk das selbst.
Dulc. Führ sie zu Verwahrung in die innern Gebäude, in deren Vorhalle die Küchen- und andre häuslichen Geräthschaften stehn.
Sold. Was sollen sie da?
Dulc. Daß ich öfter sie dort sehen kann.
Sold. Wie du befiehlst. (Nun geht es ohne Unterbrechung, wie gewöhnlich, immer weiter fort.)
Dulc. Was treiben die Gefangnen jetzt bei nächtlicher Weile?
Sold. Sie singen Hymnen.
Dulc. Wir wollen näher treten.
Sold. Weit hin hört man den Glockenklang ihrer Stimmen.
Dulc. Bleibt mit Leuchten vor der Thür zur Wache. Ich will eintreten, und mich in ihren Umarmungen sättigen.
Sold. Tritt nur ein. Wir bleiben außen.
Agape. Was ist das draußen für ein Lärmen.
Irene. Der gottlose Dulcitius kommt.
Chionia. Gott schütze uns.
Irene. Amen.

Chlonia. Was ist denn das für ein Gepraſſel von Flaſchen, Töpfen und Pfannen?

Irene. Ich will nachſehen. O kommt her, und kukt mit durch die Spalte!

Agape. Was iſt's denn?

Irene. Seht nur, der Narre, der Tolle glaubt, er umarme uns.

Agape. Was thut er nur?

Ir. Jetzt drückt er die Töpfe zärtlich an die Bruſt, jetzt ſtreichelt er die Pfannen und Tiegel wieder, und bedeckt ſie mit hundert ſüßen Küſſen.

Ch. Das iſt doch höchſt lächerlich.

Ir. Und dabei ſchwärzen die berußten Töpfe und Geſchirre ihn ſo an Händen, Geſicht und Kleidern, daß er wie ein Mohr ausſieht.

Ag. Es iſt ſchon ganz recht, daß ſein Körper auch ſo ausſieht, wie ſein Geiſt, den der Teufel offenbar beſitzt.

Ir. Er geht fort. Wir wollen doch nachſehen, was die Soldaten thun, die an der Thür Wache halten, wenn er herauskommt.

Die Wachen erſchrecken nun, als er kommt, und halten ihn für den Teufel, er begreift das nicht, da er ſich ſchön geputzt glaubt. Auch der kaiſerliche Thürſteher will ihn die Treppe hinunterwerfen, da eilt er denn nach Hauſe, um bei ſeiner Frau Troſt zu ſuchen. Dieſe kommt ihm aber verzweiflungsvoll entgegen, weil ſie ihn für toll geworden hält. Endlich merkt er die Sache, und befiehlt, daß den drei Chriſtenmädchen auf öffentlichem Markte zur Strafe die Gewänder ausgezogen werden ſollen. Die Wachen verkünden nun, daß ſie das hätten thun wollen, die Kleider den Chriſtinnen aber ſo feſt am Leibe gehalten hätten, als ob ſie angewachſen wären. Dulcitius ſelbſt aber ſey in Schlaf verſunken, ſchnarche, und ſey durchaus

nicht zu erwecken. Diokletian, dem man die Sache nun meldet, giebt dem Sisinnus den Auftrag, die drei Mädchen zu Todt zu martern. Dieser läßt die beiden ältern Schweſtern vor ſich bringen, dagegen ſoll Irene, als die jüngſte, noch faſt ein Kind, geſchont werden, indem ſie ſich vielleicht bekehre, wenn die Gegenwart der Schweſtern ſie nicht einſchüchtere. Agape und Chionia werden vor ihn gebracht. Er redet ihnen nochmals zu, den heidniſchen Göttern zu opfern; da ſie ſich aber ſtandhaft weigern, läßt er ſie zum Feuertode führen. Der Scheiterhaufen lodert um ſie her, ihre Seelen entfliehn, aber die Körper, ja ſelbſt die Kleider werden von den Flammen nicht verzehrt. Jetzt wird auch Irene vorgeführt, ſie iſt eben ſo ſtandhaft, ja ſelbſt der Androhung, ſie in ein öffentliches Buhlhaus zu führen, widerſteht ſie mit der Verſichrung, es ſey beſſer, der Körper werde verunziert, als daß die Schönheit und Reinheit der Seele leide. Siſinnius giebt nun den Befehl dieſe Androhung ins Werk zu ſetzen. Da ergeguet

Irene. Sie werden mich nicht fortführen.

Sif. Wer könnte es hindern?

Ir. Er, der die Welt durch ſeine Vorſehung regiert.

Sif. Ich will dir das Gegentheil beweiſen.

Ir. Verſuch es nur.

Sif. Laßt euch durch ihre trügeriſchen Worte nicht abſchrecken.

Sold. Keinesweges. Wir gehorchen dir.

Sif. Wer ſind die, die hierher kommen? Sie gleichen ganz den Kriegern, denen ich Irenen übergab. Sie ſind's ſelbſt. Warum ſo geſchwind zurück? Was lauft ihr ſo athemlos?

Sold. Wir ſuchen Dich.

Sif. Wo iſt Irene?

Sold. Auf dem Gipfel des Berges.

Sif. Was für eines Berges?

Sold. Des hier in der Nähe.

Sif. O! ihr Albernen, Dummen, ganz Unverständigen?

Sold. Was hast du denn? Warum schimpfst du uns so?

Sif. Die Götter mögen euch verdammen!

Sold. Was haben wir denn begangen? Was haben wir dir denn gethan? Welchen deiner Befehle haben wir denn übertreten?

Sif. Befahl ich euch nicht, daß ihr die Abtrünnige an den Ort der Schande führen sollet?

Sold. Das thatst du, wir waren auch eben dabei, deine Befehle zu vollziehn, da kamen zwei unbekannte Jünglinge, versichernd, daß du sie abgesendet habest, um Irenen auf den Gipfel des Berges zu führen.

Sif. Davon weiß ich nichts.

Sold. Wir gehorchten sogleich.

Sif. Wie sahen die Jünglinge aus?

Sold. Sie gingen köstlich gekleidet, und ihre Züge flößten Ehrfurcht ein.

Sif. Folgtet ihr ihnen nach?

Sold. Ja.

Sif. Und was thaten sie?

Sold. Sie stellten sich rechts und links zu Irenen, und hießen uns hieher gehen, damit der Ausgang der Sache dir kund sey.

Sif. Ich will mich gleich zu Pferd setzen, und erforschen, wer die waren, die uns so zum Besten hatten.

Sold. Wir begleiten dich.

Sif. Was ist nur das, was mit mir vorgeht? Die abscheulichen Christen haben mich behext. Da irre ich nun um den Berg herum, finde zwar einen Fußsteg und kann doch weder herauf noch herunter.

Sold. Auch uns neckt es auf alle Art und Weise. Wir wissen uns vor Müdigkeit nicht zu lassen, und wenn du das schändliche Mädchen länger leben läßt, sind wir und du verloren.

Sif. Wer zu den Meinen gehört, spanne den Bogen, lege den scharfsten Pfeil drauf, schieße und durchbohre die Uebelthäterin.

Sold. So geschehe es.

Irene. Elender, erröthe! Schäme dich der schmach-

vollen Niederlage. Hast du doch eine arme, waffenlose kindliche Jungfrau nicht besiegen können!

Sil. Was ich auch für Schmach erdulden muß, ich ertrage sie leichter, weil du nun auch sterben wirst.

Irene. Darüber muß ich mich freuen, du aber mußt dich darüber betrüben. Denn du wirst wegen deiner Bosheit und Härte zur Hölle verdammt werden; ich aber werde die Palme der Martyrer und die Krone der Jungfraun empfahend, in das himmliche Hochzeitbette des ewigen Königs erhoben werden, dem Ehre und Preis sey in Ewigkeit.

So endet sich dieses Spiel, und mit einem ähnlichen Ausruf alle. Es dürfte sehr interessant seyn, die Entstehung dieser Lustspiele aus dem, was Roswitha von den Römern in gleicher Art las, auf der einen, und die Fortbildung ähnlicher geistlicher Komödien im Mittelalter, bis zur Ausbildung unsers neuern Schauspiels auf der andern Seite zu entwickeln, würde uns aber hier zu weit führen.

Das größte ihrer poetischen Werke, unstreitig erst nach ihren Komödien geschrieben, ist das Loblied auf die beiden Ottonen. Sie schrieb es, wie sie in der Vorrede dazu sagt, theils auf Begehr der Aebtissin Gerberga, theils des jungen Königs Otto II. selbst. Eigentlich sind es nur Kaiser Otto I. Thaten, die hier hexametrisch besungen werden, denn das Gedicht schließt mit der Wahl Otto II. als Kind zum römischen König.

„Allzuernst wird nun die Reihenfolge der Dinge,
Weiter streb' ich nun nicht, das Ende mit Vorsicht mir stellend,
Daß ich, schnöde besiegt, nicht unterliege dem Vorsatz.
Wenn nun alles beendet und kurz zusammengefasset,
Müssen die mächtige Huld des ewigen Königs wir anflehn;
Daß er unserm August durch künftige Jahre des Lebens
Seine Leitung gewähr zu hohem, dauernden Glücke,
Und nach aller Wunsch der Kirche kräftige Wächter
Möge behalten hinaus die längste Reihe von Jahren,
Aber für uns verleihe die Tröstung gnädiglich, Amen."

Das letzte ihrer Gedichte hat erst Leibnitz im Gandersheimischen Klosterarchive entdeckt, und im zweiten Theile seiner Script. rer. Brunswicen. ium im Drucke mitgetheilt. Es ist ebenfalls lateinisch in Hexametern verfaßt, und beschreibt die Gründung des Klosters Gandersheim.

Unstreitig ist es das jüngste ihrer Werke, welches wir kennen, da sie darin ihres Loblieds der Ottonen erwähnt, und dieses allem Anschein nach erst gegen das Ende der sechsziger Jahre des zehnten Jahrhunderts geschrieben ward. Viel später als dieses scheint es jedoch andern historischen Gründen zu Folge nicht gedichtet zu seyn *).

Ueber die fernern Lebensschicksale unsrer Roswitha findet man durchaus keine Nachrichten. Sie ist unstreitig in ihrem Kloster geblieben und daselbst wahrscheinlich in den spätern siebenziger Jahren des obigedachten Jahrhunderts gestorben.

Jedenfalls ist sie eine merkwürdige dichterische Erscheinung jener Zeit, und wohl werth, daß ihr Andenken unter uns fortlebe. Eine neue Ausgabe ihrer Schriften (Schurzfleisch sammelte sie 1707 zuletzt, es fehlte aber dabei natürlich der Leibnitzische schöne Fund) dürfte gewiß nicht unwillkommen seyn.

Theod. Hell.

---

*) Indem wir diese Skizze zum Druck befördern wollen, fällt uns das erste Heft der Nordalbingischen Blätter; Hamburg, Herold, 1820. in die Hände, wo wir manches Wackre über Roswitha selbst, und eine sehr gelungene Uebersetzung ihres letzterwähnten Gedichts von Schmidt von Lübeck vorfinden. Wir bedauern es, nicht früher damit bekannt gewesen zu seyn, empfehlen aber unsern Lesern zur Vergleichung und Vervollständigung diese Zeitschrift.

Erklärung des landschaftlichen Kupfers.

Wir geben unsern Lesern abermals eine Gegend der Stadt Pompeji, wie diese höchst interessanten Theile derselben nach und nach von ihrer Decke befreit werden.

Die gegenwärtige Ansicht stellt hauptsächlich das Grabmal des Scaurus auf der Straße der Gräber vor dem Thore dieser Stadt dar. Damit ist ein rundes Grabmal ohne Inschrift verbunden, und weiterhin erblickt man die Grabmäler von Calventius Quintus und der Narvoleia Tyche. Zwischen ihnen ist noch ein freier Platz, der unstreitig für das Grabmal einer andern angesehenen Person bestimmt war, und vielleicht unterdeß mit Bäumen bepflanzt ward.

Das Grabmal des Scaurus selbst ist unstreitig das merkwürdigste, das man bisher entdeckt hat. Denn es ist ganz mit gemalten Relief von Kämpfen aller Art bedeckt. Es scheint, als ob über den Gladiatoren ihre Namen und Schicksale geschrieben gestanden hätten. Noch bemerkt man Bäre, Löwen, Panther, Stiere, Wölfe und Kaninchen, so wie Hunde, Hirsche u. s. w. Es scheint, als ob alle diese Menschen und Thiere zur Unterhaltung für die Pompejaner, und zu Ehren des abgeschiednen Scaurus auf die Bühne gebracht worden wären.

Eine Inſchrift auf einer marmornen Tafel, welche neben dem Grabe gefunden ward, iſt jezt wieder an ihrem Plaze befeſtigt, und giebt zu erkennen, daß dieſes Denkmal von Scaurus ſeinem Sohne, Aricius Scaurus, Duumvir der Gerichtspflege, auf einem Grund und Boden, welchen die Decurionen dazu angewieſen hatten, errichtet worden ſey. Zugleich war auch beſchloſſen worden, daß auf dem Foro eine Bildſäule zu Pferde von ihm aufgeſtellt und 2000 Seſtertien zu ſeinen Begräbnißfeierlichkeiten verwendet werden ſollten.

Unſtreitig ſtand ſowohl auf dieſem als dem benachbarten Denkmale eine Bildſäule.

Der Birnbaum.

Hart an der Ringmauer des Gränzstädtchens Weißkirch wohnte ein Mann, Namens Dietrich, den alle Einwohner für die ehrlichste, gutmüthigste und gefälligste, aber auch, wenn man so sagen darf, für die künstlichste Seele anerkannten. Sein Vater war ein Drechsler gewesen, und auch der Sohn sollte es werden. Weil dieser aber, aus angebohrnem Triebe, neben dem edlen Drehen, wohl noch mit größerm Eifer andere freie Künste, als Vogel- und Fischefangen, Schmetterlings-, Muschel- und Siegel-Sammeln, Steinschleifen, Gypsgießen, Schnitzen und Malen trieb, und sich dabei, wenn er nicht geschoben ward, um den äußern Weltlauf wenig kümmerte, so unterließ er nach des Vaters Tode das Gewinnen des Meisterrechts, und begnügte sich Bürger zu werden, weil dies einmal

zum vollen Besitzthume des ererbten Hauses und Gartens erforderlich war. Hier lebte er nun, da er zugleich ein hübsches Capitälchen vorgefunden hatte, mit einer alten Magd viele Jahre lang als Junggesell, legte sich selbst den steuerfreien Titel: Mechanicus, bei und war rastlos beschäftigt, blos aus Freundschaft, d. h. nur gegen Erstattung der zu Hellern und Pfennigen berechneten Auslagen, alles zu ergänzen, auszubessern, anzustreichen und sonst in den vortrefflichsten Zustand zu setzen, was im ganzen Städtlein und dessen Umgegend einer Erneuerung und Wiedergebrit bedurfte. Nur wenn jene dringenden Angelegenheiten Anderer besorgt waren, kam er, wie er meinte, einmal zu sich selber, und malte dann zum eignen höchstinniglichen Vergnügen mancherlei Bilder, schnitzte Modelle, oder verfertigte hundert-, ja wohl tausendjährige Kalender — alles mit dem mühsamsten Fleiße ausgearbeitet und gar wunderschön verziert.

Als er längst über das Schwabenalter hinaus war, machte ihn ein Freund, insgemein Herr Teubler genannt, der nach dem wohlbegriffenen Sprichworte: Aemtchen bringen Käppchen, unter andern auch Klingelsackträger und Abschreiber der Kirchenrechnungen war, sich jedoch gar gern Herr Gottes-Kasten-Schreiber tituliren ließ, darauf aufmerksam, daß es nachgerade für ihn Zeit werde, sich zu beweiben, und nannte ihm zugleich eine hübsche kinderlose Wittwe, welche sich vortrefflich für ihn schicke. Dietrich bekam die Wittwe bei einem Kindtaufschmause zu sehen; sie, und der aufgetragene Rosinenkuchen

gewannen seine Zufriedenheit, und weil Herr Teubler meinte, daß sie beide zu einander passen würden, auch bei weiterm Anklopfen die Wittwe ganz derselben Meinung war, so meinte Dietrich dasselbe, und ersuchte seinen vorsorgenden Freund, das Aufgebot zu bestellen.

Schon am dritten Sonntage ward die Hochzeit vollzogen, und Dietrich fand nie Ursache, diesen Schritt zu bereuen. Brigitte war eine in ihrer Art verständige, ehrbare und sorgfältige Hausfrau, wußte ein gut Gericht Hausmannskost zuzubereiten, störte ihn höchst selten in seinen Arbeiten, und beschenkte ihn sogar nach einigen Jahren mit einem lebendigen Spielwerke, das, nicht ganz nach seinem Sinne, ein Mädchen war, und von Herr Teublern, als ehemaligem Freiersmanne, mit aus der Taufe gehoben ward. Hatte er sich jedoch in die blos weibliche Nachkommenschaft gleich anfänglich mit christlicher Geduld gefügt, so ward seine Ergebung in den Willen des Himmels gar bald aufs schönste belohnt, indem die kleine Adelgunde, je mehr sie heranwuchs, desto augenscheinlichern Geschmack an seinen Bildlein und Künsteleien fand, ja wohl selbst Blumen, Vögel und Häuser recht geschickt nachzeichnete. Nun glaubte er, an ihr die Freude zu erleben, die ihm, zu seinem grosen Leidwesen, das Schicksal versagt hatte, glaubte sie durch seinen vielseitigen Unterricht zu einer, dereinst hochberühmten Künstlerin zu erheben, und hätte das, so Hohes verheißende Mädchen um keinen Kronprinzen der Erde vertauscht.

Je mehr sich Gundchen der Rosenzeit des Lebens näherte, deßo mehr rechtfertigte sie seine und Brigittens fast abgöttische Liebe. Denn nicht allein, daß sie fleißig, fröhlich, gewandt und in allen weiblichen Arbeiten geschickt ward; nicht allein, daß sie die Vöglein, Blümlein und biblischen Geschichtsbilder ihres Vaters gar bald weit schöner und zarter nachahmen, ja wohl Besseres erfinden lernte; in ihr selbst schien die Natur ein Lieblingsbildchen ausgeführt zu haben. Klein und niedlich gewachsen, weder zu rund, noch zu schlank von Gestalt, weiß und rosig von Haut, Himmelbläue in den Augen, Gold in den wallenden Locken, hätte sie zum Modell eines Liebesengels dienen können, und nicht blos die jungen Nachbarssöhne hatten immer ein Geschäft in der Nähe des Dietrichschen Gartens, sondern selbst der rundgebauchte Herr Bürgermeister des Orts erwiderte auf dem Kirchwege Gundchens schüchternen Gruß mit so huldvoller Freundlichkeit, als hätte er sie für eine wirkliche Meisterstochter, ja wohl gar für das gnädige Fräulein des die Stadt commandirenden Invaliden-Hauptmanns angesehen. Sie nahm dies alles so hin, als müsse es seyn, kümmerte sich um nichts, als um Wirthschaft und Garten, Nähen, Sticken und Malen, und glich in ihrem Innern noch ganz einem fröhlichen, schuld- und sorglosen Kinde.

Am Nachmittage eines drückend heißen Augusttags zogen zwei Wandersleute von stattlichem

Ansehen, doch in dürftigen Reisekleidern, an dem Städtlein, mithin auch an Dietrichs Garten vorüber, beide ermattet und von dem heftigsten Durste geplagt. So sehr der männliche Wanderer, der sich Freiwald nannte, seine Ermüdung der holden Gefährtin zu verbergen suchte; so beredt er ihr vorstellte, es sey nicht rathsam, in das Städtchen zu gehen; so sehr Hildegard, ihn dankbar-wehmüthig anlächelnd, sich anstrengte, den Weg fortzusetzen; so ward doch die Erschöpfung ihrer Kräfte immer bemerkbarer, ihr Schritt immer wankender. Indeß wär' es ihr vielleicht noch einmal gelungen, sich zu ermannen, hätte sie nicht in Dietrich's Garten einen hohen, mit den gelbsten Birnen prangenden Baum erblickt, der sogar einen seiner breiten, fruchtbeladenen Zweige über die Mauer streckte, nur leider in zu beträchtlicher Höhe, um erreicht werden zu können. Die dürstende Hildegard ergriff mit dem Blicke heftiger Sehnsucht hastig den Arm ihres Begleiters, legte dann sanfter ihre Hand auf seine Schulter, hielt sich an ihn fest und flüsterte leise: „Es ist umsonst, guter Freiwald! ich komme ohne einige Erquickung nicht weiter. Dort — o, die goldnen, lockenden Früchte! Ein Tropfen ihres kühlenden Saftes, ein Scheibchen ihres zarten Fleisches, würde mich unendlich laben und stärken!"

Freiwald maß mit seinen scharfen, hellblitzenden Augen die Höhe des Baums und der Gartenmauer, aber selbst ein Equilibrist hätte hier nichts erlangt; dagegen schien die Thür nur angelehnt. „Getrost!" rief er, sich scherzhaft

ermuthigend, — „für das, was man liebt, muß man betteln und stehlen können!“ Nach diesen Worten wählte er eine dicht berasete Stelle des nahgelegenen Feldgrabens, setzte Hildegard, sie sanft herablassend, darauf nieder, warf Reisebündel, Stab und Hut, nebst zwei, im Gürtel verborgenen Terzerolen, daneben, eilte nach der Thür, und war mit einem Satze im Garten.

Hier schien Alles für einen Gast seiner Art aufs bequemste eingerichtet. Eine Leiter stand am Baume; ein Korb hing an einem Aste; sogar ein Obstbrecher lehnte am Stamme. Freiwald besann sich keinen Augenblick; er war schnell auf dem Baume, und fast eben so schnell im höchsten, nach der Straße heraus gebeugten Wipfel; dort schienen ihm, vielleicht nur wegen der Beleuchtung der Sonne, die reifsten und größten Birnen zu hängen. Doch indem er eben mit eifriger Begier einigen der entferntesten Goldfrüchte nachstrebte, hörte er aus den entgegengesetzten Zweigen eine süße, fast ängstlich rufende Stimme: „Gartendieb! Gartendieb! Nicht weiter! der Ast bricht!“ Halb bestürzt, halb ungewiß, ob nicht ein gelernter Vogel ihn necke, lugte er über und unter sich; aber wie ward ihm zu Muthe, als ihm aus dem Laube, wie aus einem grünen, goldbequasteten Baldachine, ein wahres Altarbildchen entgegen lachte, das, als er sich ihm entgegen beugte, nicht weniger betroffen, als er selbst,

ja fast erschrocken schien. Es war niemand anders, als das liebliche Gundchen, das, einen Nachbarsohn als Liebhaber ihrer Birnen vermuthend, anfänglich den Näscher auf frischer That ertappen und ein wenig ausschelten wollte, nun aber, den schwarzen Augen und einnehmenden Gesichtszügen des stattlichen Fremdlings gegenüber, allen Muth verlor.

Freiwald gelangte zuerst zur Besinnung. „Vergieb, schönes Kind!" — sagte er aus seiner Birnlaube heraus. — „Es war nur auf ein Weniges von deinem Eigenthume abgesehen, das ich mit Vergnügen so hoch, als du verlangst, zu bezahlen bereit bin!"

„Nicht doch! Belieben Sie zuzulangen — und ohne Bezahlung!" antwortete Gundchen aus der ihrigen mit hochklopfendem Mieder, und verneigte sich dazu so verbindlich, als es der etwas unsichere Sitz auf dem Aste gestatten wollte.

„Es ist nicht zu meiner Erquickung," — fuhr Freiwald fort — „sondern für meine holde, der Hitze fast erliegende Reisegefährtin. —"

„Für Ihre Reisegefährtin?" fragte Gundchen wie verwundert und etwas langsam, doch schnell und feurig setzte sie hinzu: „O, so lassen Sie uns ums Himmels willen eilen. — Nehmen Sie! nehmen Sie! Hier, der Korb ist fast voll!"

Dies gesagt, langte sie augenblicklich nach dem angehakten Obstkorbe, hängte ihn selbst an den Arm, und stieg auf die Leiter. Freiwald aber, des Baumkletterns noch aus den Knabenjahren trefflich gewohnt, glitt an Zweigen und

Stamme herab, und sprang zuletzt vollends zur Erde, so daß er daselbst früher, als die niedliche Gärtnerin anlangte, und diese noch von den letzten Sprossen herabheben konnte.

Gundchen, über diese Freiheit ein wenig verwundert, schaute Freiwald mit ihren großen blauen Augen halb fragend an, hätte es ihm gern verwiesen, konnte aber den Verweis nicht herausbringen, und rief daher aus: „Nun, was stehen wir hier? führen Sie mich schnell zu Ihrer Freundin!“

Nach diesen Worten riß Gundchen, um gleichsam die erquickende Gabe für die dürstende Hagar noch zu schmücken, wie im Fluge einige Weinblätter und Blumen ab, warf sie auf das Körbchen, und eilte mit Freiwald in vollem Laufe aus dem Garten.

Sie fanden Hildegarden an der Stelle, wo sie ihr Begleiter verlassen hatte, auf einen Arm gestützt und halb schlummernd; sie knieten beide freundlich zu ihr nieder. Aber indem Gundchen, über die edle Gestalt der Fremden höchlich erstaunt, ihr noch ins Gesicht starrte, schlug diese die dunkeln, seelenvollen Augen auf, gewahrte das liebliche, ihr den blumengeschmückten Korb vorhaltende Mädchen, und rief, halb noch wie träumend, aus: „O, bist du der Engel, der zu meiner Stärkung vom Himmel gesandt ward?“ Doch in demselben Augenblicke ermunterte sie sich vollends, ward auch Freiwalds gewahr, reichte ihm, gleichsam um das Unrecht einer

Vergessenheit schnell zu vergüten, mit unendlicher Anmuth die eine Hand, welche Freiwald feurig an seine Lippen zog, und streckte die andere hastig nach dem Korbe aus.

Kaum hatte die fast Verschmachtete eine der saftigen und kühlenden Birnen gekostet, als sie sich ungemein erquickt fühlte und sehr heiter um sich schaute; aber eben so geschwind fuhr sie, durch ein Geräusch aufmerksam gemacht, heftig zusammen, und verbarg sich in Gundchens Armen. Auch Gundchen und Freiwald blickten auf, und gewahrten auf dem nur hundert Schritt entlegenen Weidendamme eine Schaar bewaffneter Reiter, welche, allenthalben umspähend, seitwärts der Stadt hinzogen. Freiwald erschrak und beugte sich in den Graben, woraus er sich jedoch bald wieder erhob. „Sie sind vorüber!" rief er Hildegarden tröstend zu, faßte dann Gundchens Hand und bat in dem flehendsten Tone: „O, liebes Kind! du bist gut, du bist gewiß gut; du bist auch mitleidig — kannst du uns nicht hier auf einige Tage, wenigstens auf eine Nacht, verbergen?"

Gundchen war über diese unvermuthete Anfrage ein wenig betroffen; es kam ihr wohl eine Ahnung bei, daß diese Fremdlinge, die sich ihrem Schutze anvertrauen wollten, von der Hand der Gerechtigkeit verfolgt werden, und daher gegen ihre Aufnahme Bedenklichkeiten obwalten könnten. Allein Freiwald sah ihr auch gar zu ehrlich und zutrauenvoll in die Augen; sein und Hildegards Ansehn widersprach auch allzusehr einem niedrigen Verdachte, und sie selbst war auch gar

zu gutmüthig, ja dem hübschen Pärchen seit dem ersten Erblicken allzu geneigt. Sie legte daher nachsinnend ihr blondgelocktes Köpfchen einen Augenblick in die Hand, sprang dann freudig auf, und rief: „Ja, ja! es wird, es muß gehen! Wir haben ein geräumiges, freundliches Gaststübchen; die Fenster gehen in den Garten — man wohnt dort wie im Grünen, und hört jeden Morgen den Gesang der Vögel — meine Mutter ist zu Zeiten bedenklich, aber sie meint es gut — und mein Vater — o! der ist auch gut, der thut alles, was ich und sie wollen! Kommen Sie geschwind! Setzen Sie Sich indessen unter den Birnbaum — Sie, schönes Fräulein! essen Sie nach Herzenslust — wir haben auch Pflaumen, und Pfirschen und Aprikosen — kommen Sie! kommen Sie!“

Nach diesen Worten führte sie Hildegard und Freiwalden, der sein Gepäck mit sich nahm, in den Garten und auf eine Bank, nahm Hildegarden den Strohhut ab, strich ihr die schönen castanienfarbnen Locken aus der Stirne, zeigte ihr eilig das andere Obst, und hüpfte freudig in das Haus.

Das mitleidige Gundchen kannte ihre Aeltern vollkommen. Vater Dietrich war anfänglich nur darüber ein wenig verdrüßlich, daß die Hereinspringende einen Zeisig, der eben im Wasserschöpfen mit dem Fingerhute die erste Probe ablegen wollte, in diesem löblichen Versuche verschüchterte, stimmte aber in kurzem mit dem,

von dem Töchterchen aufgestellten Satze, es sey Menschen- und Christenpflicht, ein zaar Hülfe suchende Wanderer nicht von der Thür zu weisen, vollkommen überein; doch die Mutter fand es unüberlegt, steinfremde Menschen, mir nichts, dir nichts, im Hause aufzunehmen, und wollte sich wenigstens die Leutchen erst besehen.

So verfügten sich denn alle Dreie, und zwar auf Gundchens Bitte, in aller Stille, nach dem Garten. Dietrich und Gundchen sahen die Mutter, eine Vorbitte einlegend, an; diese aber betrachtete die beiden Fremden vom Scheitel bis zur Sohle, erkannte selbige augenblicklich für ein entlaufenes Liebespärchen, warf einen bedenklichen Blick auf die, bei dem Bündel liegenden Sackpistolen, und schüttelte deshalb um so merklicher mit dem Kopfe. Nur erst da Freiwald, sie halb und halb errathend, mit dem höflichsten und einschmeichelndsten Wesen darum bat, blos seiner gänzlich ermüdeten Gefährtin irgendwo im Hause eine Schlafstelle zu gönnen, indem er selbst mit einem Plätzchen auf dem Boden, oder im Holzstalle, oder auch im Garten fürlieb nehmen wolle; nur als Hildegard, mit einem stillen, gen Himmel gerichteten Blick, beide Hände auf der Brust faltete; fühlte Frau Brigitte nicht allein ihre hausmütterliche Ehre gekränkt, sondern ward auch gleichsam über ihre eigene Herzenshärtigkeit erbittert, und sagte fast hadernd: „Ich dächte gar! im Stalle! unter Gottes freiem Himmel! im Nachtthau und Morgennebel! meint ihr, ich habe keine Betten? meint ihr, ich bin eine Türkin, eine Heidin? —

Gleich, den Augenblick, auf der Stelle, marschirt mir unter Dach und Fach!"

„Kommen Sie, liebes Mamsellchen!" setzte sie dann, sich auf bessern Anstand besinnend, hinzu, reichte Hildegarden die Hand und nöthigte sie, zuerst in die Thür zu treten. Die übrigen aber folgten, jeder nach seiner Art vergnügt, der gutherzigen Helferin.

Vater Dietrich eilte alsbald wieder an seine Arbeit, die er nur ungern, nur auf Frau Brigittens dringende Vorhaltung, es sey zu Aufrechthaltung seiner hausväterlichen Ehre durchaus erfoderlich, verlassen hatte. Diese und Sundchen hingegen wiesen den Fremdlingen das Stübchen an, wo zwei niedliche, schwanenweiße Gaßbetten aufgeschichtet standen, und brachten an Essen und Trinken herbei, was das Haus vermochte. Aber kaum waren die Gäste gesättigt, als Freiwald sein Reisebündel aufschnürte, ein einfaches, doch anständiges Frauenkleid daraus hervorsuchte, dieses mit einer Art dienender Unterwürfigkeit vor Hildegarden hinlegte, und sich dann, das übrige Gepäck auf die Schulter nehmend, unverweilt entfernte. Brigitten, war sie gleich im Stillen fest überzeugt, dies geschehe nur zum Scheine, gefiel es nichts desto weniger; sie ging ihm nach, und fragte, noch in der Thür stehend: „Wohin?"

„Wohin es Ihnen gefällt, meine Wertheste!" erwiderte jener, sich höflichst verneigend — „dahin, wo Sie mir ein Unterkommen anzuweisen

die Güte haben wollen. Sie sind eine viel zu zartfühlende, des Anstands kundige Frau, als daß Sie nicht selbst einsehen sollten, das Alleinseyn meiner Reisegefährtin mit Ihrer holden Tochter sey jetzt in alle Wege schicklicher, als mit mir.“

„Säh man's Ihnen doch kaum an, was Sie für ein Frömmchen sind!“ antwortete Brigitte, bei Freiwalds Artigkeiten sich in ihre frühere Zeiten zurückträumend. — „Nun, ich will Sie nicht beschreien. Deshalb treten Sie einstweilen in dies Kämmerlein, und bedienen Sie Sich hier Ihrer Bequemlichkeit. Auf den Abend müssen wir sonach weiter zusehen, wie es hinsichtlich des Schlafens sich fügen will!“

Noch vor Verfluß einer Viertelstunde trat Freiwald, zwar nicht prächtig, doch fein angekleidet, wieder aus dem Cabinetchen, fragte bei der Magd nach der Frau Wirthin und ersuchte dann diese auf das theilnehmendste, ihm doch gefälligst ihre allem Anscheine nach ausnehmend schöne Wohnung und sonstige Einrichtung zu zeigen. Sie fand deshalb den jungen Mann mit jeder Minute weit solider, als sie sich eingebildet hatte, führte ihn mit hausmütterlicher Eitelkeit von der Holzkammer zur Putzstube, vom Boden in den Keller, aus der Küche in die Speisekammer, und zeigte ihm alle ihre Truhen und Schränke. Freiwald wußte alles, Kupfergeräth wie Weißzeug, Flachs wie Winterbutter, gehörig zu würdigen und zu preisen;

doch schien ihm, wunderbar genug! im ganzen Hause am allermeisten die Einrichtung zu gefallen, daß eine Thür durch die Stadtmauer, die andere durch den Garten und ins freie Feld führte. Hieran konnte er sich fast gar nicht satt sehen, und meinte lächelnd: Wünsche er irgendwo länger zu verweilen, so sey es in einem so höchst angenehm angelegten Hause, wo man jeden Augenblick zwischen städtischer Geselligkeit und ländlicher Einsamkeit gleichsam die Wahl habe.

Hierauf that er den Vorschlag, noch ein wenig in den Garten zu gehen. Frau Brigitte hatte bereits das Abendessen besorgt und war folglich hiemit um so einverstandener, weil sie dort bereits Hildegarden und Gundchen in einer Laube sah. Sobald Gundchen die Eintretenden gewahr ward, sprang sie auf, verneigte sich im Vorbeigehen tief vor Freiwald, nahm dann das Mütterchen bei der Hand und zog sie bei Seite. „Ach!" — flüsterte sie ihr ins Ohr — „was ist die Fremde für ein holdseliges Fräulein! Wie spricht sie so klug und so sanft und so liebreich! Sehn Sie nur, wie sie dort sitzt! sehn Sie nur, wie ich sie angeputzt habe! Sehn Sie nur das braune, glänzende Haar! Wenn das nicht vornehmer Leute Kind ist, so weiß ich nicht, was ich denken soll!"

Auch Brigitten überraschte Hildegardens Anblick nicht wenig. Eine edlere, sittigere Gestalt glaubte sie noch nie gesehen zu haben, und ward nun ganz irre, was es mit Freiwald und dem Fräulein — denn das war das Frauenzimmerchen

doch sicherlich! — für eine Verwandtniß haben möge.

Das Gespräch ward bald allgemein und, vorzüglich durch Freiwalds Wohlredenheit, sehr unterhaltend. Die sinkende Sonne rief noch viel zu frühe zum Abendessen, wobei auch Vater Dietrich, und zwar, auf Brigittens Ermahnung, diesmal weder in der Arbeitsjacke, noch im Schlafrocke, erschien. Doch kaum hatte es Neun geschlagen, als die ermüdeten Reisenden schläfrig wurden, und, nach der von Gundchen bereits getroffenen Anordnung, Hildegard sich mit Gundchen in das Gastzimmer verfügte, Freiwald aber mit dem eigenen Schlafkämmerchen des lieblichen Mädchens fürlieb nahm.

So sanft und angenehm Freiwald geschlafen, wohl auch geträumt hatte, so frühe war er doch nach seiner Gewohnheit aus den Federn. Er hatte sich, da noch alles schlief, schon völlig angekleidet in den Garten, vielleicht auch in das Feld hinausgeschlichen, und kam erst, da es im Hause lebendig worden war, von da zurück. Er erkundigte sich alsbald bei der Magd, ob Frau Brigitte, und bei dieser selbst, ob die Jungfrauen sprechbar wären, und stattete sodann den letztern einen Morgenbesuch ab. Dem armen, jetzt ganz einem, durch den Morgenthau erfrischten Röschen ähnlichen Gundchen widerfuhr aufs neue, was ihr schon gestern einige Mal begegnet war, nämlich, daß ihr Blick lange auf Freiwald verweilte, und ihre Wange, wenn er dieses

bemerkte, sich noch viel höher heraufwurte. Sie versuchte zu scherzen, aber es wollte ihr nicht gelingen. Sie gerieth durch das wunderbare Benehmen der beiden Fremdlinge, durch Freiwalds Besorgtheit um Hildegarden, durch sein Bestreben, jeden ihrer Gedanken und Wünsche zu errathen, so wie durch Hildegardens verbindliche Anerkennung seiner Sorgfalt, durch ihre zarte Dankbarkeit, immer mehr in Verwirrung. Es ward ihr zuletzt so eng ums Herz, daß es ihr schicklich schien, die zwei Befreundeten, unter dem Vorwande, sie müsse nach dem Hauswesen sehen, auf einige Zeit allein zu lassen. Was diese indessen verabredeten, darauf läßt sich blos aus dem Folgenden schließen.

So viel ward jeden Falls in kurzem ersichtlich, es sey beiden sehr daran gelegen, sich einige Zeit, doch ohne ihren Wirthen beschwerlich zu fallen, hier verborgen zu halten. Denn kaum war Gundchen zu Hildegarden zurückgekehrt, als Freiwald den Vater Dietrich in seiner Kunstwerkstätte aufsuchte, und ihn über alles, was er treibe, aufmerksam und höchst theilnehmend befragte. Er blieb einige Stunden bei ihm und verließ ihn nicht eher, bis das Dietrichsche Atelier einer chaotischen Schöpfung glich; alles hatte der Tausendkünstler herbeiholen, alles vorzeigen, alles erklären müssen; alles hatte Freiwald gelobt und bewundert.

Da er dem sogenannten Hausherrn auf diese Weise das ganze Herz abgewonnen hatte, was bei dem gutmüthigen Alten nicht eben schwer hielt, verfügte er sich in gleicher Absicht zu der

eigentlichen Herrin des Hauſes, deren Pantoffelgewalt er längſt erſpürt hatte. War dieſe ihm ſchon von geſtern her nicht wenig gewogen, ſo ward ſie es noch mehr, als er ſie erſuchte, für ihn und ſeine Reiſegenoſſin einige Perlenſchnuren und Ringe, ingleichen ein feines Beutelchen mit Golde in Verwahrung zu nehmen, und ſie beide von letzterm, ſo weit es etwa reiche, einſtweilen zu beköſtigen. Brigitte machte zwar groſſe Augen und liebäugelte mit den Koſtbarkeiten, wollte ſich jedoch durchaus nicht dazu verſtehen, von ſo feinen, und gewiß ſehr angeſehenen Leuten gleichſam ein Unterpfand anzunehmen. Aber Freiwald drang ihr alles zur Schau Gelegte mit den verbindlichſten Redensarten, ja faſt mit Gewalt auf, und verlangte dagegen von ihr blos die Verſicherung, daß ihn und Hildegarden Niemand aus dem Hauſe vertreiben, auch über beider Gegenwart, ſo viel möglich, das ſtrengſte Stillſchweigen beobachtet werden ſolle.

Kaum war dieſes in Richtigkeit gebracht, als die beſorgte Hausmutter ſo eilig in die Arbeits-, Kunſt-, Raritäten- und Rumpel-Kammer ihres Mannes ſtürzte, daß ſie einige, angeblich ächttürkiſche, einſt im Zelte eines Groſſultans mit erbeutete Pfeile morſch entzweitrat. „Nun ſieh, was du machſt!“ rief der mit Aufräumen beſchäftigte Dietrich. „Aber erſchrick nur nicht, Schäfchen!“ — ſetzte er dann ſanfter hinzu — „ich leime ſie wieder ganz!“ Der Vorſchmack der

Freude, die Pfeile vollkommen wieder herzustellen, überwog bei ihm um vieles den Schmerz über ihre Zerstörung.

„Wenn's weiter nichts ist!" lachte Brigitte — „aber — weißt du schon, wer unser Fremder ist?"

„O ja! So etwas merkt unser Einer leicht" — versetzte Dietrich, die Mütze mit verschlagenem Blicke auf's Ohr rückend — „aber weißt du's?"

„Nun, wer er so eigentlich ist," — nahm jene das Wort — „habe ich freilich noch nicht herausbringen können. Aber ein gesetzter, honetter Mensch ist er jeden Falls, wenn er auch — lieber Gott! wir sind alle schwache Menschen und mangeln des Ruhms! — wahrscheinlich ein Mädchen weit über seinem Stande, wer weiß, aus welchem Schlosse oder Kloster? entführt hat."

„Hm!" — brummte Dietrich — „das wäre! Doch was ihn selbst betrifft, da bin ich doch ein wenig besser im Klaren. — Sieh mir einmal hier den Jacob an, wie er die Schaafe seines Schwiegervaters Laban tränkt —"

„Was ersehe ich mir daran?" fragte Frau Brigitte — „das alte Bild kenne ich längst."

„Sieh nur, Schäfchen!" antwortete Dietrich. „An dem Bilde habe ich viele Monate lang gemalt, und es immer für recht brav gehalten, und weise es daher auch dem Fremden. Aber kaum hat er es besehen, als er lacht und meint: der Erzvater habe ein schiefes Maul, und überhaupt eine etwas gemeine Miene; alles andere aber sey ganz vortrefflich und wirklich meisterhaft! Darauf nimmt er einen Pinsel,

macht einige Striche — und nun, Schäfchen! ſieh mir den Jacob! Jetzt ſieht er doch wie ein reputirlicher Chriſtenmenſch aus! Kurz und gut — ich habe es einmal in einem alten Kunſtbuche geleſen, daß ſich auch im Alterthume zwei große Künſtler blos aus ein paar Linien erkannt haben — genug, Herr Freiwald iſt ſeiner Profeſſion nach ein Maler, und zwar ein recht großer! Hat er mirs doch ſofort eingeſtanden und mit Hand und Mund verſprochen, unſerm Gundchen Unterricht zu geben, und — daß du's nur weißt — ſie ſoll mir nun eine Malerin werden nach Noten, und man ſoll noch in hundert Jahren in den Galerien leſen: Gundchen Dietrich fek!"

„Die Maler ſind leichte Waare und haben immer keinen Groſchen im Beutel" — fiel Frau Brigitte, über Dietrichs ungewöhnlich lange Rede ganz verwundert, doch auch etwas betroffen, ein — „und wenn dem wirklich ſo wäre, ſo könnte er wohl auch nebenher, Gott verhüt' es! ein großer Spitzbube ſeyn. Führt er doch Mordgewehr bei ſich, und hat ſich hier im Hauſe die ganze Gelegenheit, hat ſich meine feine Wäſche und alles, alles, was ich geſponnen und ſonſt erworben habe, auf's genaueſte beſehen. Lieber Himmel! mir wird ganz angſt. Uebrigens — das Vornehmſeyn des Frauenzimmerchens laſſe ich mir nicht nehmen. Da ſieh nur das weibliche Geſchmeide — und hier auch die Goldſtücke!"

Waren gleich Dietrich und Brigitte keineswegs habſüchtig, ſo flößten ihnen doch die Juwelen und Perlen, die erſterer, als ein ziemli-

cher Kenner, vollkommen für ächt anerkannte, Respect ein. Frau Brigitte kam daher auf das gute Aussehen und anständige Benehmen der Fremdlinge zurück, und meinte, daß es ja wohl auch vornehmere Maler gebe, als den Stubenmaler und Thürenanstreicher in Weißkirch. Dietrich bestätigte dies mit selbstgefälligem Lächeln; man faßte den Beschluß, dem fremden Paare vor der Hand den Aufenthalt zu gestatten, jedoch auf dessen Aufführung ein wachsames Auge zu haben.

So bewandten Umständen nach, ließ es Frau Brigitte noch einige Tage, gleichsam zur Probe, bei der bereits eingeführten Schlafordnung, womit übrigens sämmtliche Betheiligte vollkommen zufrieden waren. Als sich jedoch in dem Benehmen der beiden Fremdlinge, die zwei streitigen Puncte ausgenommen, daß man aus dem, unter ihnen selbst stattfindenden Verhältnisse nicht klug werden konnte, und daß beide nicht die mindeste Lust bezeigten, sich das Innre des Städtchens zu besehen, durchaus nichts Verdächtiges zeigte; als vielmehr Freiwald kurze Zeit darauf in eine benachbarte Stadt reisete und nicht nur mit einigen Anzügen und einer Guitarre für Hildegarden, sondern auch mit Malergeräthschaften zurückkehrte, als er gar zu verstehen gab, daß er, aus dankbarer Rührung für die ihm bewährte Gastfreundschaft, die ganze Dieterichsche Familie abzuconterfeien, mit der

freundlichen Hausmutter aber den Anfang zu machen gesonnen sey; da verschwanden auf einige Zeit bei Brigitten, folglich auch beim Vater Dietrich, alle Zweifel. Vielmehr räumte man nun ohne weiteres dem ungeduldigen Künstler ein hübsches, helles Dachstübchen ein, und versah es mit einem Bette und allem Erforderlichen. Gundchen blieb von nun an des Nachts, nach Belieben, entweder bei dem gnädigen Fräulein — denn so wurde Hildegard nun durchgängig geheißen — oder in ihrem eigenen Schlafstübchen. Wegen des Essens aber ward, weil die allgemeine Tafel den Aeltern theils zu unbequem war, theils zu kostspielig schien, die Einrichtung getroffen, daß nur Gundchen dabei den Fremdlingen Gesellschaft leistete.

Da nun auch in kurzem Frau Brigittens Brustbild, woran Freiwald das Weiß und Roth nicht zu karg verwendet hatte, nicht allein zu Vater Dietrichs ungemeiner Ver- und Bewunderung, sondern auch, was mehr sagen wollte, zur vollkommensten Zufriedenheit des Originals, gelungen war; da das lernbegierige Gundchen bei dem Unterrichte, den ihr Freiwald ertheilte, unglaubliche Fortschritte machte; so herrschte unter den Wirths- und Miethleuten die größte Uebereinstimmung und Eintracht, und nur der Umstand, daß Freiwald noch alle Wochen verreisete, ja wohl auch die Nacht ausblieb, und Hildegard während seiner Abwesenheit immer unruhig, nach seiner Rückkehr aber oft traurig war, wollte Frau Brigitten nicht zu Kopfe.

Aber Hausfriede ist deshalb nicht stets ein sicherer Bürge des Friedens im Herzen, und zu einem unbewachten, sich selbst noch nicht verstehenden Gemüthe findet Leidenschaft am leichtesten Zugang. Hatte schon Freiwalds Anblick in der Umschattung der Birnbaum-Zweige auf das liebliche Gundchen tiefen Eindruck gemacht, so war es eben kein Wunder, wenn sich dieser geheimnißvolle Zauber von Tage zu Tage verstärkte. Sah sie doch jetzt den schlanken, leben- und geistvollen jungen Mann fast vom Morgen bis zum Abende; wohnte sie doch seinen Unterredungen mit Hildegarden immer bei; war sie doch Zeugin seines gefühlvollen Betragens gegen das Fräulein, und — gewiß der schlimmste Fall, den es für sie geben konnte! — seine Schülerin! Daß sie bei einem Lehrer dieser Art recht mit Lust und Liebe lernte, folglich auch bedeutend vorwärts kam, war nicht zu verwundern; eben so wenig, daß sie so oft, als möglich, seinen Rath und sein Urtheil einholte und ihn dabei immer — ach! mit welcher innigen Erkenntlichkeit, mit wie verklärten Augen! — lieber Meister nannte, eine Benennung, die ihr wenigstens das Beiwort: lieber, ohne allzu sichtbares Erröthen gestattete. Aber wohl auch eben so wenig kann man es auffallend finden, wenn ihr junger Busen bei allen solchen Gelegenheiten oft recht unruhig, oft bis zur Beängstigung klopfte. War sie mit Freiwald allein, so entging es ihr nicht, daß auch sein Blick oft unendlich zärtlich auf ihr ruhte; so erhöhte er wohl seine Lobsprüche ihres Fleißes und Talents durch mancherlei

unschuldige Liebkosungen; so ergriff er wohl ihre Hand, drückte sie sanft, und schien recht begierig darauf zu lauern, ob er einen leisen Gegendruck fühle. Befand sich aber das Fräulein mit zugegen, dann schien blos jene die Haupt- sie aber die Nebenperson, dann warf ihr Freiwald zu Zeiten zwar verstohlen einen Blick zu, war aber ganz Ergebenheit, ganz Aufmerksamkeit, ganz Verehrung für Hildegarden. Nein! das war doch wirklich kaum zu ertragen, so sehr sie auch selbst das Fräulein, und, von Tage zu Tage immer mehr, liebte, und so gern sie daher Freiwalds Huldigungen mit ihr getheilt haben würde. Nein! diese Art von Hintansetzung ließ sich mit den Freundschaftsbezeugungen, die ihr Freiwald, wenn sie mit ihm allein war, erwies, nicht vereinigen, und Gundchen beschloß daher im Stillen, ihn künftig durchaus nicht mehr lieber, sondern nur werther Meister! zu nennen, am allerwenigsten aber ihre Hand jemals wieder der Gefahr auszusetzen, von der seinigen gedrückt zu werden.

Von diesem Allen hatte Frau Brigitte bis jetzt keine Ahnung gehabt. Aber eines Tages, da Freiwald abermals verreiset war, trat sie unvermuthet in Gundchens Stübchen und fand diese, wie es schien, ganz ins Malen vertieft. Sie schlich näher. Das liebe Kind hatte ein angefangenes Miniaturbild vor sich liegen, das offenbar der werthe Meister werden sollte. Zwei helle Thränchen schlichen sich über ihre Rosen-

wangen und fielen auf die Elfenbeinplatte oder in die Carminmuschel, zwei helle Thränchen, die ich, da sie so himmlischschön schmachtenden Augen entquollen, sich augenblicklich in die reinsten Perlen verwandeln ließ, gestattete mir dies die Wahrhaftigkeit dieser Geschichte.

„Was weinst du denn?“ rief das erschrockene Mutterchen, und Gundchen fuhr auf dem Stuhle in die Höhe. Sie wollte erst alles läugnen. Da ihr aber Frau Brigitte gar zu zärtlich zurede, da sie ihr Locken und Wangen streichelte, ward Gundchen immer weicher und weicher. Es schien ihr wohlthätig, eine Vertraute ihres geheimen Kummers zu haben, und wer war dazu geeigneter, als die treue, ängstlich um sie bekümmerte Mutter?

„Denk' sie nur“ — begann Gundchen an Brigittens Halse halb schluchzend — „denk' sie nur, wie es mir geht! In vergangenem Winter erzählen mir doch einmal die Nachbarstöchter — die kommen freilich ein wenig in die Jahre und möchten gern, je eher je lieber, einen Mann haben — man müsse am Andreasabende unter einen Birnbaum treten und das Andreasgebetlein sprechen. Dann erblicke man den vom Schicksale bestimmten Bräutigam. Sie sagten mir das Sprüchelchen vor, und ich lernte es auswendig *). Der Andreasabend kam; ich dachte wohl an das Gehörte und an unsern großen Birnbaum; aber es fiel mir nicht ein, die Sache zu versuchen. Bin

*) Das gute Gundchen hat es ihrem Geschichtschreiber mitgetheilt, und so finde es denn, zu Nutz und Fromm

ich doch kaum vor zwei Jahren confirmirt, und will überhaupt lieber stets bei Vater und Mutterchen bleiben! Auch sind alle solche Dinge am Ende doch nichts, als Alfanzereien."

„Nun, nun!" — fiel Frau Brigitte bedächtig ein — „man muß drum nicht Alles verwerfen. Das mit dem Andreastage hat gewiß seine Richtigkeit. Habe ich doch an mir selbst in meiner Jugend so ein Exempel, und zwar in zwiefacher Andeutung, erlebt!"

„Wie denn so?" frug die kleine Neugier.

„Hab' ich doch," — fuhr die Mutter fort — „selbst unter einem Birnbaume meinen Zukünftigen erblickt, aber kohl- pech- rabenschwarz, daß ich ihn für den Gottseybeiuns hielt und am ganzen Leibe zitterte. Es hatte aber desungeachtet seine volle und, wie gesagt, seine doppelte Richtigkeit."

---

men aller heirathslustigen Jungfrauen, hier in extenso einen Platz. Es heißt:

„Ach, herzallerliebster Andreas mein!
Ich bitte, du wollest mir lassen erscheinen
Den Herzallerliebsten mein.
Soll ich mit ihm haben Freud',
Laß mir ihn erscheinen mit Semmel und Wein;
Soll ich mit ihm haben Noth,
Laß mir ihn erscheinen mit Wasser und Brot.
Kurz, er sey lahm, krumm, oder habe nur ein Bein,
Nur gieb, daß ich nicht darf leben allein!"

Der Baum, unter welchen man tritt, kann übrigens ein gutgemachter oder ein Holzbirnbaum seyn. Die Weisprechung behält ihre Kraft!

„Aber wen sah sie denn?" fiel Gundchen verwundert ein.

„Nicht deinen Vater, Kind!" — antwortete Brigitte — „ach Gott nein! damals ward an dich noch gar nicht gedacht — aber wohl meinen lieben Seligen, Chrysostomus Schwarze, E. E. Raths geschwornen Schornsteinfeger allhier."

Gundchen, in deren Aeuglein sich abermals ein paar Thränchen gelöset hatten, mußte wider Willen auflachen, daß ihr die Perlchen schnell aufs Halstuch herabkollerten, erhielt über ihren Leichtsinn einen gelinden Verweis, und mußte dann in ihren Geständnissen fortfahren.

„Nun also" — sagte sie — „ich ließ Birnbaum in Gottes Namen Birnbaum seyn, und fand es höchst lächerlich, daß sich wirklich ein paar ganz vermummte Mädchen in unsern Garten geschlichen hatten, die gewiß Nachbars Sybilla und Dorothea waren. Ich warf mich, wie gewöhnlich, in das liebe Bettchen, betete meinen Abendsegen und schlief getrost ein. Aber kaum war das geschehen, als im Traume wahr und leibhaftig der große Birnbaum, doch nicht, wie damals im Garten, mit Schnee und Eiszapfen, sondern, wie im schönsten Sommer, mit unzähligen Blättern und Birnen bedeckt, vor mir stand, und mich aus den Zweigen ein Mannsgesicht mit großen hellen schwarzen Augen anlachte. Nun denke sie selbst, wie ich erschrak, als ich — ich habe ihr ja die Geschichte erzählt — in vorigem Sommer unsern Birnendieb auf dem Baume entdeckte, der jener Erscheinung ganz wie aus den Augen geschnitten war. Jetzt

ist er nun gar mein Lehrer, und — nein! weiter weiß ich ihr nichts zu sagen."

„Brauchst's auch nicht, Goldkindchen!" — nahm Frau Brigitte das Wort — „ich weiß nun schon, wie viel die Glocke geschlagen hat. Aber deshalb weine deine hübschen blauen Augen nicht roth! Solche Träume, wo es uns gleichsam vom Schicksal aufgedrungen wird, was wir wachend aus thörigtem Unglauben nicht mögen, sind gerade die besten, und es hat wohl Mancher so lange von einer Lotto-Nummer geträumt, bis er endlich nur Spaßes halber darauf setzte und wohl eine Tonne Goldes gewann. Auch ist Freiwald ein feiner, sehr gesetzter und geschickter Mann, raucht nicht und schnupft nicht, und trägt immer Wäsche so weiß, wie der Schnee. Kurz und gut, Gundchen! wenn er dir gefällt, und der heil. Andreas es sonst so eingerichtet wissen will, so könnt ihr mit Gottes Hülfe in alle Wege ein Paar werden!"

„Ach rede sie doch von so etwas nicht!" — seufzte Gundchen mit niedergeschlagenen Augen.

„Und warum nicht? Da sehe ich keine Unmöglichkeit. Aus Kindern werden Leute, aus Mädchen werden Bräute! sagt ein gutes Sprichwort, und — denk' doch nur an meinen seligen Schwarzen! Der war damals, als ich ihn unter dem Birnbaum sah, noch Geselle, und ward in einem Jährchen ein Mann von Amt und Ehre. Sechs Wochen darauf standen wir als Braut und Bräutigam, wie ein paar Kerzen, vor dem Altare!"

„Aber," — warf Gundchen, zwischen Lächeln

und Kummer getheilt, nochmals ein, indeß abermals ein Seufzerchen den jungen Busen hob — „bedenkt sie denn gar nicht, daß wir noch gar nicht eigentlich wissen, ob er auch wirklich das ist, wofür er sich ausgiebt, noch weniger, wie er mit dem Fräulein steht? Ach die liebe, schöne Hildegarde — nein! verdenken kann ich's ihm nicht, daß er fast ihr Schatten ist — aber wissen möcht' ich doch, ob sie sein Mühmchen, seine Schwester, seine Braut, oder wohl gar seine Frau ist?" — „Ja, wissen möcht' ich's!" — setzte sie noch einmal recht schmachtend und leise hinzu.

„Du hast recht, Gundchen!" — schloß die Mutter das Gespräch mit hastigem Kopfnicken — „diesen Dingen müssen wir, wie es auch gehe, auf die Spur kommen! Schon unzählige Mal habe ich es auf dies Kapitel zu bringen gesucht; doch hat man wohl ihm oder dem Fräulein gegenüber das Herz dazu? Aber sey nur ruhig, und verlaß dich auf mich! Ist es eine Möglichkeit, ich bringe die Bewandtniß heraus!"

Das war nun freilich leicht versprochen, aber nicht eben so leicht ausgeführt. Mochte Frau Brigitte noch so genau die Fremden beobachten, mochte sie sogar zum heimlichen Belauschen und zum Durchsuchen der Geräthschaften ihre Zuflucht nehmen, nirgends, nirgends wollte sich ein Aufschluß zeigen. Wohl aber ward ihre brennende Forschgier von neuem dadurch um ein Großes vermehrt, daß Freiwald einmal, bei der Zurück-

kunft von einer abermaligen Reise, ihr recht fröhlich ein Röllchen mit Ducaten einhändigte, indem dies, wie er leicht scherzend hinzusetzte, wegen vielleicht sich mehrender Ausgaben nöthig werden könnte. Wo in aller Welt bekam er das viele Geld, und in blankem Golde her?

Da jedoch von Innen durchaus nichts zu entdecken war, so mußte ein Versuch von Außen gemacht werden. Aber wie das anfangen? Vater Dietrich war zu vorsichtiger Einziehung geheimer Erkundigungen, so wie überhaupt zu Ausführung eines Planes, nicht im mindesten geeignet; sonach an wen sonst sich wenden? Nach einigem Hin- und Hersinnen fiel Frau-Brigitten ein glücklicher Gedanke ein. Niemand anders, als der seit ziemlich langer Zeit fast ganz vernachlässigte Herr Gevatter Teubler, war der rechte Mann hiezu. Diesen hielt ja Jedermann für einen Vocativus; dieser ging ja in den vornehmsten Häusern aus und ein, las alle Zeitungen, die im Orte zu haben waren, und fand vorzüglich an den Geburt-, Hochzeit- und Todes-Anzeigen, so wie an den Ausrufen von Verschollenen und an Steckbriefen, großes Vergnügen.

Gedacht, gethan! Schon am nächsten Sonntage besuchte Frau Brigitte die Frühkirche, und als der Herr Gotteskastenschreiber ihr mit seiner langen, magern Hand die noch längere Stange mit dem Klingelsacke vorhielt, gab sie ihm einen geheimen Wink, daß sie nach der Kirche mit ihm zu sprechen wünsche. Herr Teubler selbst pflegte dies: einen Zinken stecken, zu nennen, und diese Art Zeichensprache war noch von jener Zeit her,

als die Heirathsangelegenheit mit Vater Dietrichen im Gange war, zwischen beiden in Uebung. Auch jetzt nahm daher Herr Teubler der geheimen Andeutung treulich wahr, und kaum erhallte Amen und Orgelklang, als er an der Kirchenthür der liebwertheſten Frau Gevatterin aufpaßte, und ſie, weil ja der Märzmond in dieſem Jahre die Strenge des kleinen Horns nachhole und ſie mit der Feuergicke doch nur die Patſchchen wärmen könne, zu ausführlicher, lang entbehrter Beſprechung in ein geheiztes Betſtübchen lud.

Frau Brigitte wußte nicht ſogleich, eine geſchickte Einleitung zu finden, und fing daher im Allgemeinen von den Zeitläuften an. Herr Teubler hatte, vermöge ſeiner Leiſehorcherei in den Häuſern umher, ja ſelbſt bei den Dienſtmägden, Wind davon bekommen, daß der Markteinkauf bei Dietrichs jetzt bedeutend geſteigert ſey. Er hatte daher auf Gäſte geſchloſſen, bei weiterm Nachforſchen etwas von einem fremden Maler vernommen, und einſt beim Vorbeiſchleichen an Dietrichs Garten ſogar eine Guitarre gehört. Das war ihm denn doch ein wenig zu rund. Jetzt endlich glaubte er, der Sache auf die Spur zu kommen, und ging zu dieſem Behuf, immer eifrig die Hände reibend, auf Brigittens Geſpräch vortrefflich ein.

Kaum hatte dieſe von fern darauf angeſpielt, daß es ja, dem Vernehmen nach, anjetzt verſchiedene vornehme Flüchtlinge gebe, welchen man nachſpüre, als Teubler, die Frau Gevatterin

immer ſcharf beobachtend, alte und neue Neuigkeiten auspackte, und ſonach auch erzählte, es ſolle am benachbarten Hofe ein gewiſſer Großer, Graf Selko mit Namen, in Unterſuchung gerathen ſeyn; man habe ſich ſeiner und ſeiner Papiere bemächtigen wollen; es heiße aber, er ſey noch zu rechter Zeit entwiſcht; wenigſtens ſtehe ſo viel nicht zu läugnen, daß ihm, oder einem ſeiner Mitſchuldigen, bis über die Gränze nachgeſetzt, und ſelbſt in der Nähe von Weißkirch ein Trupp Reiter wahrgenommen worden ſey.

„Graf, Graf Selko — Sanct Andreas — mein Gundchen vielleicht eine Gräfin!“ klang es lieblich in Brigittens innerm Ohre, und dieſes Wonnegefühl mochte ſich auch in ihren Mienen abſpiegeln, ob ſie gleich Herr Teublern blos mit einem freundlichen: „Ei! ei! was Sie nicht ſagen!“ abfertigte. Der Herr Gotteskaſtenſchreiber aber, den dies gewaltig verdroß, fand ſich augenblicklich bewogen, ihr die etwaige Freude über einen vornehmen Gaſt ein wenig zu verſalzen. Er zog daher alsbald ein anderes Regiſter ſeiner Zeitungsorgel, begann mit einer weitläuftigen, grauſenhaften Erzählung vieler, kürzlich verübter Raub- und Mordthaten, und beſchloß mit dem Zuſatze, daß, ganz ſichern Berichten zu Folge, ein Hauptanführer der Bande, der ſchwarze Johannes genannt, einer der verſchmitzteſten Gauner und verruchteſten Böſewichter, ſich in der Umgegend herumtreibe und — hier entlehnte er einige Ausſchmückungen aus einem ihm einſt zugekommenen Räuberromane — in verſchiedenen

Verkleidungen, bald als Baron, bald als Wein- oder Pferdehändler, bald als Tabuletkrämer oder Tintenverkäufer, bald als Maler, bald als Comödiant, ja wohl auch in Begleitung eines schönen, vornehmen, von ihm geraubten Frauenzimmers, zum Vorscheine komme; doch werde es damit nicht lange mehr dauern, indem anjetzt eine große Belohnung für den ausgesetzt worden sey, der ihn lebendig oder todt einliefere.

Als Herr Teubler dies gesagt, führte er Frau Brigitten, ihr sehr ernsthaft werdendes Gesicht mit inniger Schadenfreude beobachtend, aus dem Betstübchen, und bestellte einen unendlich freundlichen Gruß an den Vater Dietrich und das liebwertheste Pathchen.

So hatte denn Frau Brigitte Honig und Gift aus einer Schaale empfangen, obschon des letztern weit mehr, als des erstern. Sie ging in Gedanken vertieft nach Hause, küßte still das ihr entgegenkommende Gundchen, hatte aber, selbst zwischen erhebender Hoffnung und beängstigender Furcht hin- und herschwankend, nicht den Muth, dem Töchterchen etwas von den erhaltenen Nachrichten mitzutheilen. Es war ihr von dem vielen Gehörten noch ganz wüst im Kopfe, und sie beschloß daher, ehe sie einen weitern Schritt thue, ihren eignen Gedanken Audienz zu geben.

Sie benutzte hiezu den Sonntags Nachmittag, legte, wie gewöhnlich, das Predigtbuch und das vom Vater Dietrich selbst geschliffene, ihr einst zum Weihnachtsgeschenke verehrte Conservationsglas

aufs Nähtischchen, und setzte sich dann auf den bequemen Sorgenstuhl. Aber, obwohl sie, wie gleichfalls hergebracht, ihren Kopf auf beide Hände stützte, die Brille blieb in dem prächtigen rothledernen, mit Goldfiguren verzierten Futterale unangerührt liegen; statt zu lesen, begann Frau Brigitte rücksichtlich Freiwalds das Für und Wider sorgfältig zu erwägen. Sein hübsches Ansehen, sein höfliches Wesen, sein anständiges Betragen gegen Hildegarden, seine Kunstgeschicklichkeit, seine, mit Vergnügen wahrgenommene Enthaltung vom Tabak, und der Gundchen augenscheinlich von dem heiligen Apostel selbst eingegebene Traum kam in die eine Wagschale; er konnte doch wohl der Graf seyn! Aber nun wurden die Terzerole, das Besichtigen der Truhen und Schränke, die Freude über die doppelten Ausgänge, sein öfteres Verreisen, sein nächtliches Ausbleiben, sein Geldmitbringen, seine, wie es das Ansehen gewinnen wollte, zwischen Hildegarden und Gundchen getheilte Liebe, seine schwarzen Augen und Locken, selbst der, bei solcher Bewandniß ziemlich bedenkliche Name: Freiwald, in die andere Wagschale gelegt. — Himmel! er war sicher und gewiß so ein Freier im Walde, war der schwarze Johannes, der vielgestaltige furchtbare Räuberhauptmann, auf dessen Kopf eine ungeheure Belohnung stand!

„Und was sollte denn das mit den vielleicht bald sich mehrenden Ausgaben heißen?" — fragte sie sich selbst, — „der Böswicht wird doch nicht gar —?"

In diesem Augenblicke erweckte sie das Aufgehen der Thür aus ihrem fast fieberhaften Traume. Sie fuhr auf; Hildegard, in dem schwanenweißen Kleide, ein paar junge Krokus in der Hand, das Bild der Sittigkeit selbst, trat freundlich, doch sehr blaß, ein, eilte nach einem Stuhle, und bat Frau Brigitten um stärkende Tropfen. Der helle Sonnenschein und die, unter dem Schnee hervorlauschenden Goldkelche hatten sie vom Fenster, wo sie eben Guitarre gespielt, in den Garten gelockt; dort war ihr, die schon seit einiger Zeit gekränkelt hatte, plötzlich eine Ueblichkeit zugestoßen. Frau Brigitte holte eiligst die Tropfen, gab sie Hildegarden auf Zucker, warf dabei einen scharfprüfenden Blick auf sie, und alsbald — ging ihr über die sich vielleicht bald mehrenden Ausgaben das helleste Licht auf.

So wenig Brigitte gegen Hildegarden, der man nun durchaus nicht in die reinen, dunkelbraunen Augen, auf die hohe, wie mit kastanienfarbenen Trauben umscheitelte Stirn, in das seelenvolle Magdalenengesicht schauen konnte, ohne Achtung gegen sie zu empfinden, von der gemachten Entdeckung etwas merken ließ; so konnte sie sich doch ihre bisherige, fast unglaubliche Blindheit nicht vergeben, und, erbittert auf Freiwald und sich selbst, fand sie eine Erleichterung darin, wenigstens die Hälfte ihres Aergers auf andere Schultern, nämlich auf die Schultern des ehrlichen Vater Dietrichs, zu laden.

Kaum hatte sie daher Hildegarden auf ihr Zimmer gebracht und Gundchen zu ihr gesandt, als sie zu Dietrichen eilte und dem gar nichts Ahnenden Vorwürfe über seine Vernachlässigung der Ehre des Hauses machte. Wie aus den Wolken gefallen, konnte dieser nur schwer, nur sehr spät, darauf kommen, wovon eigentlich die Rede sey, und nur Brigittens hausmütterliches, doch gebieterisches Gutachten, daß ihr Haus ein ehrliches Haus sey, daß am Ende Gundchens Ruf bei so etwas leiden, und sie wohl gar sitzen bleiben könne, genug, daß Freiwald und Hildegarde sich als ehrliche und eheliche Leute ausweisen, oder morgenden Tages den Stab weiter setzen müßten, machten ihm die Sache in so weit klar, daß er eine Art von Meinung von sich geben konnte.

„Freilich, Schäfchen! freilich!“ — sagte er, mit dem Kopfe wackelnd — „freilich! ausweisen! und — das ehrlich allein macht's nicht aus — auch als ehelich, Schäfchen! recht! das ist die Hauptsache!“ — Nach diesen Worten nahm er, noch mit einiger Verlegenheit, das Kammrad einer Schwarzwälder Kukuksuhr wieder zur Hand, reinigte es gemächlich von verjährtem Staube und Spinngewebe, sah seitwärts nebenbei, ob Brigitte noch nicht fort sey, und fügte dann sänftlich hinzu: „du weißt nun in Allem, was ich denke; du hast in Allem vollkommen Recht — und, weißt du was, Schäfchen? Sey doch so gut, und rede morgen mit dem Herrn Freiwald deshalb!“

Der ehrliche Tausendkünstler, dem wenigstens

die Kunst der Beredsamkeit abging, erhielt freilich auch über diesen Auftrag den gebührenden Verweis, wobei sich etwas von einem Schachtelmanne verlautbarte; doch erkannte es Frau Brigitte im Stillen selbst an, daß sie zu dergleichen Verwarnungen weit tauglicher sey, und schmeckte zugleich schon im Voraus die Freude, Freiwalden recht nach Herzenslust den Text zu lesen.

Sie ließ ihn am folgenden Morgen bei Tagesfrühe zu sich bescheiden, nöthigte ihn zum Sitzen, setzte sich ihm gegenüber, doch in sehr weiter Entfernung, und begann mit einem Prolog über die bisherige Unbescholtenheit ihres Hauses. Von diesem Gegenstande, welchen Freiwald nicht im mindesten bestritt, ging sie auf die mancherlei herumgehenden Gerüchte von Flüchtlingen, welchen nachgestellt werde, über, erwähnte der, jeder ehrliebenden Familie nicht zu verübelnden Vorsicht, und schloß dann mit der bedenklichen, absichtlich bis auf die Letzt versparten Frage: ob er in Abrede stellen könne, daß Fräulein Hildegard — oder, solle man sagen, die gnädige Frau — nicht mehr allzulange herumwandeln werde?

Aber statt dessen, daß sie einen überraschten, bußfertigen Sünder vor sich zu sehen glaubte, blieb Freiwald gänzlich unbefangen, und richtete, übrigens unter den süßschmeichelndsten Worten, die Gegenfrage an sie: ob er denn je dies geläugnet habe, oder es jetzt läugne? ob er denn bei der letzten Geldlieferung nicht selbst deutlich

genug darauf hingedeutet habe? Es sey ja nur ihre Schuld gewesen, daß er damals nicht gleich das Weitere mit ihr besprochen; auch könne er noch jetzt nicht daran glauben, daß ihr, einer so scharfsichtigen Frau, Etwas, das ja der Augenschein gebe, bis jetzt solle entgangen seyn.

Das dem Gegentheile zugedachte Verblüffen fand nun fast auf Seiten Brigittens statt. Aber sie faßte sich bald wieder, nahm alle Festigkeit zusammen, und verlangte ohne weitere Umschweife bestimmte Auskunft: wer Hildegard eigentlich sey? und in welcher Art von Verbindung Freiwald selbst mit ihr stehe?

Auch hiebei blieb der Herr Maler, wenigstens dem Anscheine nach, völlig ruhig, nannte sich blos Hildegardens Freund und entfernten Verwandten, diese selbst aber die Frau eines vornehmen Staabs-Officiers, der, den ersten Nachrichten zu Folge, im Felde geblieben, aber spätern Anzeigen nach, blos in Gefangenschaft gerathen sey, und, wie es jetzt das Ansehen gewinne, in kurzer Zeit zurückkehren werde.

„Märchen! Fabeln! Romangeschichtchen!" — fiel ihm Brigitte ziemlich erbittert ins Wort — „dergleichen Officiers-Wittwen sind verständigen Leuten längst bekannt, und so verrufen, daß Niemand mehr daran glauben würde, wäre auch Etwas davon gegründet. Damit kommen Sie bei mir, damit komme ich bei den Nachbarn, für welche die Sache nun nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben kann, nicht aus! Und kurz und gut!" — sie sagte dies mit Aufbietung alles hausmütterlichen Ansehens, und sah dabei

Freiwalden scharf ins Gesicht — „Entweder Sie sind der Herr Graf Selko, und somit hoffentlich Hildegardens Gemahl, oder Sie sind einer, dessen Titel ich nicht nennen mag, und verlassen — mit ihrer Freundin — noch heute unser Haus!"

„Still, still, liebe Frau!" rief Freiwald etwas verlegen — „was bringt Sie auf den Namen Selko?" — Er ging einigemal rasch im Zimmer auf und ab, und schien ernstlich nachzusinnen. „Er denkt auf eine neue Finte!" meinte Frau Brigitte. Und siehe, plötzlich erheiterten sich seine Mienen, und sein Ernst ging in Lächeln über. Er ergriff mit dem ehrlichsten, treuherzigsten Gesicht Brigittens Hände, und drückte sie fest in seine beiden; es fehlte nicht viel, daß er sie küßte! „Sey es denn, treffliche, menschenfreundliche Frau!" — rief er ihr zu. — „Ihr beispielloser Scharfsinn hat meinen wahren Namen errathen; Ihr eben so hoher Edelsinn wird ihn, so lange es noch nöthig seyn könnte, hoffentlich nur noch auf Wochen, zu bewahren wissen. Ja! Sie haben einem unschuldig verfolgten, einst sehr hoch gestellten Ehepaare großmüthig eine Freistätte eröffnet, und gewiß, Sie werden Ihrem schönen Werke auch die Krone aufsetzen!"

Frau Brigitte ward wunderbar ergriffen und fast betäubt. Sie nahm alle ihr verliehene Höflichkeit zusammen, und stammelte etwas verlegen: „Verzeihen Sie, mein Herr Graf!" — Aber ein schalkhafter Dämon rief ihr in demselben Augenblicke ins Ohr: Wer weiß denn auch, ob's wahr ist? und sie unterließ die

Fortsetzung ihrer beabsichtigten Bitte um gnädige Entschuldigung.

„Könnte in Ihrem sanften Herzen" — fuhr Freiwald alsbald fort — „noch ein Zweifel obwalten, so sind die für mich sprechenden Urkunden alsbald bereit. Betrachten und verwahren Sie diesen Siegelring; er gehört meiner Gemahlin, und wenn irgend ein Wappenkundiger auf diesem prächtigen Carneol nicht augenblicklich die Allianz-Schilder der gräflich Selkoischen und Hohenwartischen Geschlechter erkennt, dann — ja dann werfen Sie mich, werfen Sie mein geliebtes Weib augenblicklich auf die Straße! Doch nein! dessen sind sie nicht fähig! O gedulden Sie Sich nur noch einige Wochen, vielleicht nur Tage! Bleiben Sie nur bis dahin noch unsre Freundin, unsere Beschützerin! Pflegen Sie meiner Gemahlin aufs Beste, besorgen Sie alles Nothwendige — an Schonung einiger Kosten ist hiebei gar nicht zu denken! Stellen Sie auch das Kindtaufen an, nur klein, ganz unter Freunden, aber anständig — das bitt' ich mir aus — so anständig, wie es für einen Grafen uralten Stammes, wenn auch zur Zeit incognito, die Ehre befiehlt, und erwarten Sie in kurzem von uns die lebhaftesten Beweise unserer Dankbarkeit, wenn Sie wollen, eine ansehnliche Aussteuer, ja selbst einen Bräutigam für das liebliche Himmelskind Gundchen! — Nicht wahr, so sind wir einverstanden? O! Sie wollen die Pflegemutter meiner Hildegard, die zweite Mutter meines Erstgebornen werden! Sie wollen den jungen Erbgrafen auf den Armen

tragen, Sie wollen Sich Ihrer frühern Tage mit stillem Entzücken erinnern, wollen sie wiederholt sehen — Sie wollen — nun, wer weiß! Sie sind noch nicht aus den Jahren, und gute Vorgänger erwecken zur Nachfolge!"

Die, wohl zu Zeiten dornige, aber doch im Herzen gute Brigitte, wurde von Freiwalds überströmender Beredsamkeit' so hingerissen, daß sie nicht wußte, solle sie hiezu lachen? Sie war so überrascht, so überfüllt, daß ihr nicht beifiel, was sie antworten solle, wohl aber, was sie thun wolle. So sehr ihr, da nun Hildegard einmal des Grafen Gemahlin war, das Ansehn des heiligen Andreas, und noch weit mehr ihr liebes Töchterchen leid that; so schien es ihr doch auch nichts Geringes, bei einer Gräfin gleichsam Mutter- und bei einem Erbgrafen gleichsam Großmutter-Stelle zu vertreten; so war ihr die Aussicht doch auch ungemein anlockend, künftig als die Beschützerin eines gräflichen Ehepaares zu erscheinen, und in kurzem, ein, wenn auch geheimnißvolles, doch glänzendes Kindtaufen zu veranstalten. Sie versprach daher dem liebenswürdigen Grafen nicht nur aufs neue die strengste Verschwiegenheit, so lange es noch erforderlich sey, sondern auch die möglichste Vorsorge für die hohe Wöchnerin.

Hatte sie aber, wie ihr iedoch erst nach Freiwalds Entfernung einfiel, dies Versprechen etwas voreilig von sich gegeben; so prieß sie, als Vater Dietrich, hocherfreut, daß er doch nun auch

einmal einen wichtigen Aufschluß geben könne, auf ihre Veranlassung in seiner Siegelsammlung sub litera S. und H. nachgeschlagen, und die Richtigkeit der vereinten gräflich Selko- und Hohenwartischen Wappen sich sogleich an den Tag gelegt hatte, ihr Talent, jeden Menschen, den sie einmal aufs Korn nehme, durch und durch zu schauen. Wie mit triumphirenden Schritten ging sie nun im Hause einher, um alles zu der bevorstehenden Krisis aufs stattlichste einzurichten. In kurzem war der erfahrenste Arzt und die geschickteste Hebamme vorbereitet und in Beschlag genommen, Hildegardens Stübchen recht hübsch in ein Wochenstübchen umgeschaffen, und alles, bei solchen Gelegenheiten Erforderliche so fein, schön und prächtig, als möglich, eingekauft und herbeigeschafft. Alles im ganzen Hause schien frohe Erwartungen anzukündigen. Nur das liebliche Gundchen hing, wenn sie einsam war, wie ein welkendes Veilchen, das Köpfchen, war durch Brigittens Ermunterungen, daß ihr der Graf eine reiche Aussteuer und einen schönen Bräutigam verschaffen wolle, nicht im mindesten zufrieden zu stellen, und wandte, da sie ihre einmal erwachte Liebe nun nicht mehr dem lieben Meister widmen durfte, ihr ganzes Herz mit einer an Schärmerei grenzenden Heftigkeit der lieben Meisters-frau oder Gräfin zu.

So verflossen noch einige Wochen. Freiwald — die Leser kennen ihn einmal unter diesem

Namen! — fand nochmals nöthig, zu verreisen, und kehrte diesmal noch weit heiterer zurück, so daß seine Freude, nachdem er mit Hildegarden eine Unterredung gehabt hatte, nun auch auf diese überzugehen schien. War die holde junge Mutter vorher immer blaß und schwächlich gewesen, so zeigten sich jetzt wieder Rosen auf ihren Wangen, ihr Auge ward aufs neue lebendig, und sie sah guten Muthes der herrannahenden Stunde der Gefahr entgegen. Ihre Hoffnung trog sie nicht, ihre Standhaftigkeit blieb nicht ohne Lohn; sie ward auf das glücklichste von einem muntern, hell um sich schauenden Knaben entbunden. Freiwald schien in einem Rausche von Freuden zu leben, und vermied es zwar in den ersten Tagen, wie er sagte, wegen Hildegardens allzugroßer Reizbarkeit, die Wöchnerin selbst zu besuchen, ließ ihr aber durch Brigitten die herzlichsten Grüße und feurigsten Glückwünsche überbringen. Erst am dritten Tage stattete er ihr selbst einen Besuch ab, und die Art, wie Hildegard ihn anblickte, wie er ihre Hand an seine Lippen zog, wie er den Knaben küßte, und mit stillem Gebet einen Segen über ihn aussprach, war so ergreifend, daß das gute Gundchen, die sich unaufhörlich mit dem kleinen Ankömmling beschäftigte, endlich ihren Thränen vollen Lauf lassen, und, glühend von Schaam und Wehmuth, aus dem Zimmer gehen mußte.

Freiwald mochte fühlen, daß Scenen dieser Art zur Zeit nicht an Ort und Stelle wären, und warf sich daher augenblicklich wieder in seine fröhliche Laune. Er schien gar keine Ruhe mehr

zu haben; er sandte einen Eilboten in die benachbarte Stadt; er trieb Frau Brigitten, die dessen nicht im mindesten bedurfte, die Vorbereitungen zum Taufffeste aufs schleunigste und prächtigste zu treffen; er nannte sich selbst mit hohem Genusse den Kindtaufvater und Brigitten Frau Mutter; er erließ ihr zuletzt sogar das bisherige Stillschweigen über seinen Stand und Namen; er lud Vater Dietrich und Gundchen zu Gevattern. Zum dritten Mitgevatter wurde, auf Brigittens Vorschlag, als eine vertraute Person und Gundchens Pathe, der Herr Gotteskastenschreiber Teubler erkohren, der sich, sobald er sub rosa erfahren, daß kein Eingebinde genommen, alles und jedes Douceur aber von dem Herrn Grafen bezahlt, und trefflich tractirt werde, eine ungemeine Ehre daraus machte.

War jedoch Freiwald schon jetzt das Bild der Lustigkeit und des Frohsinns gewesen, so ward er am folgenden, nämlich am wirklichen Tauftage, als nicht nur sein Bote mit Briefen zurückkehrte, sondern auch bald darauf eine Staffette an ihn eintraf, ein wahrer Ausbund. Er verfügte sich augenblicklich und fast im Sprunge zu Hildegarden, hatte eine lange Unterredung mit ihr, verließ sie mit glänzenden Augen, und wagte es sogar beim Fortgehen, die eben eintretende Jungfer Gevatterin in der Thür zu umarmen und auf die glühenden Wangen zu küßen.

Der Nachmittag kam heran. Prieſter und Taufzeugen, unter dieſen Gundchen, jezt weiß und roſig gekleidet, mehr als jemals einem Engel ähnlich, ſtanden bereit. Der Küſter hatte, nach Standes- und Zahlungsgebühr, das runde Tiſchchen mit dem grünſammtnen, reich mit goldnen Palmen geſtickten, weiland herzoglichen Tauftuche, mit Silber-Kanne und Becken geſchmückt. Doch ſchien Freiwald noch eine Zögerung zu wünſchen, und ſchaute aller Augenblicke aus dem Fenſter; auch die ſchöne Wöchnerin war ſehr unruhig, und horchte auf jedes Geräuſch.

Da hörte man plözlich das Anrollen eines Wagens. Freiwald ſtürzte zur Thür hinaus; Hildegarde fuhr im Bette in die Höhe; Gundchen und der anweſende Arzt eilten erſchrocken zu ihr. „O nicht doch! o nicht ängſtlich, Herr Doktor!“ — rief die Gräfin aus — „ich bin wirklich gefaßt; fühlen Sie meinen Puls! — „O liebes Gundchen!“ — wandte ſie ſich dann zu dieſer — „laß mir die langen Flechten herunter — ſo ſah mich Maximilian zuerſt! — und ihr — gebt mir mein Kind!“

Der Arzt fand Hildegardens Pulsſchläge zwar beſchleunigt, doch, nach den ſtattfindenden, ihm von Freiwald vertrauten Umſtänden, nicht bedenklich. Gundchen befolgte mit freudiger Rührung Hildegardens Verlangen, und überreichte ihr dann ſelbſt, hinter das Wochenbett tretend, den wie einen Unſchuldsengel lächelnden Knaben; Freiwald ſchaute mit nach dem Arzte gerichteten Blicken zur halbgeöffneten Thüre herein, und dieſer gab ihm einen bejahenden Wink.

Und, Arm in Arm mit Freiwald, trat ein blühender, ſtattlicher Mann ins Zimmer, warf den Mantel zurück, daß man auf ſeinem einfachen Kleide einen ſtrahlenden Stern gewahr ward, flog zu Hildegardens Bette, küßte ihre Lippen, ihre Hände, küßte das Pfand ihrer Liebe, ſtreckte ſeine Hand rückwärts nach Freiwald, und rief mit den Gefühlen des höchſten Entzückens: „O mein holdes, mein geliebtes Weib! Mein ſüßer, herrlicher Junge! — und du, o mein Getreuer! mein Freund! mein Bruder!“

Worte würden nicht hinreichen, dieſen Auftritt zu ſchildern. Der Unbekannte, Hildegarde und Freiwald ſchienen dem Entzücken des Wiederſehens faſt zu erliegen; Gundchen und Brigitte, ſelbſt der gutmüthige Dietrich, verſtanden, was vorging, ohne es eigentlich zu wiſſen; der Pfarrherr ſtand in geſpannter Erwartung; Herr Teubler zog ſich demüthig zurück, und glaubte den Augenblick erwarten zu müſſen, wo es ſeiner Wenigkeit gezieme, Sr. Excellenz über ein glückliches, ihm zur Zeit freilich noch räthſelhaftes Ereigniß ſeinen unterthänigſten Glückwunſch zu Füßen zu legen.

Aber der Unbekannte nahm das Kind der roſenwangigen Wöchnerin ſanft vom mütterlichen Buſen, übergab es der holden, ſichtbar zitternden Pathin Gundchen, wandte ſich dann an den Prediger, und rief: „Taufen Sie nun, ehrwürdiger Herr! Der Knabe iſt mein, ſoll,

wie ich, Maximilian heißen, und ist Erbgraf Selko.“

Die Taufpathen traten herzu. Der Geistliche, ein erfahrner, würdiger Greis, hielt eine kurze, den wenigen, von ihm halb errathenen Umständen trefflich angepaßte Rede; die heilige Handlung ward auf würdige, jedes Gemüth erschütternde Art vollzogen, und — mag auch jeder heranblühenden Jungfrau beim ersten Gevatterstehen gewaltig das Herz klopfen, unruhiger, gespannter, wehmüthiger, mehr in Thränen aufgelöst, war wohl noch keine, als das liebliche, sich kaum noch fassende Gundchen!

Erst nachdem der Wöchnerin und dem wahrhaften Kindtaufvater die gewöhnlichen Glückwünsche abgestattet worden waren, und man sich, um der erstern und dem Kinde Ruhe zu gestatten, in Frau Brigittens festlich aufgeschmückte Putzstube verfügt hatte, kam es unter den hauptsächlich hiebei betheiligten Personen zu einiger Erklärung. Freiwald, seinem wahren Namen nach, Ehrenfels, war Graf Selko's Milchbruder, und mit ihm erzogen. Selko ward sehr frühe der Günstling des benachbarten Fürsten; Ehrenfels blieb, nach wie vor, unter dem Titel eines Hausseeretairs, Selko's Freund und Alles in Allem. Als sich Selko vermählt hatte, zogen die Reize der Gräfin Hildegarde die Augen eines nahen, in hohem Ansehen stehenden fürstlichen Nebenverwandten auf sich, der als ein

unwiderſtehlicher Herzenseroberer bekannt war, und nebenbei dem Grafen ſchon längſt den Einfluß, den er auf den Regierenden äußerte, beneidet hatte. Der Prinz ſah ſich, vielleicht zum erſten Male, bei Hildegarden verſchmäht. Sein hierdurch gekränkter Stolz vermehrte ſeine unedle Begierde, ſo wie ſeine Erbitterung gegen Selko. Nach manchem verunglückten Verſuche, gelang es dem Prinzen und ſeiner Parthei, den Grafen einer ſtaatsverrätheriſchen Verbindung zu beſchuldigen, und, dem Anſcheine nach, unwiderlegliche Beweiſe deshalb beizubringen. Selko ward unvermuthet in Arreſt genommen, und bis zu Austrag der Sache auf eine Feſtung geſchafft. Die Hauptabſicht des Prinzen beſtand vorläufig nur darin, ihn zu entfernen. Wenn dies geſchehen, wollte er, gleichſam als Schutzgeiſt, bei Hildegarden erſcheinen, ihr die Rettung des geliebten Gemals verſprechen, und einſtweilen einen geheimen Beſuch bei demſelben in Vorſchlag bringen. Daß ſie darauf eingehen würde, war bei ihrer Liebe zu Selko nicht zu bezweifeln; auf der Reiſe aber ſollte ſie, ſcheinbar auf Befehl des Fürſten, aufgehoben und nach einem Jagdſchloſſe des Prinzen gebracht werden.

Ehrenfels befand ſich bei Arretirung des Grafen auf einem nahgelegenen Gute deſſelben. Kaum hatte er davon, durch einen Eilboten Hildegardens, Nachricht erhalten, als er, augenblicklich das ganze Gewebe der Bosheit überſehend, in größter Eile, doch insgeheim, zurückkehrte. Er zeigte der Gräfin die ihr drohende Gefahr, und bewog ſie, einige Koſtbarkeiten zuſammen zu

raffen und mit ihm zu entfliehen. Da er jedoch einen Wink erhielt, es sey bereits Befehl gegeben, keinem der dem Grafen Selko Angehörigen Pferde zu geben, keinen aus den Thoren zu lassen, mußte die Flucht im Dunkel der Nacht, durch einen Garten und zu Fuße bewerkstelligt werden. So gelangten die Flüchtlinge, unter mancherlei Fährlichkeiten, bis zum Städtlein Weißkirch und in Dietrichs Haus.

Dieser, gleichsam durch das Schicksal angewiesene Zufluchtsort, schien dem schlauen, auf Alles denkenden Ehrenfels wegen seiner Lage an der Gränze und den doppelten Ausgängen höchst vortheilhaft. In den ersten Tagen war wegen der überall zu befürchtenden Kundschafter eine weitere Flucht nicht rathsam; späterhin ward sie durch Hildegardens Gesundheitsumstände nicht thunlich. Aber Ehrenfels benutzte auch seinen Aufenthalt an der Gränze dazu, mit Selkos geheimen Freunden und ihm selbst in Verbindung zu bleiben. Manche zu Selko's Entkommen angelegte Pläne wurden vereitelt; die Untersuchung wußte man immer weiter und weiter hinauszuschieben. Endlich gelang es Selko, der Gefangenschaft zu entgehen, und dann von der Ferne aus bei dem regierenden Fürsten seine Vertheidigung zu führen. Der Erfolg blieb eine Zeit lang ungewiß; doch die gute Sache siegte. Der Prinz fand gerathen, eine Reise ins Ausland anzutreten. Selko ward, unter den ehrenvollsten Zusicherungen, für unschuldig erklärt und zurückberufen.

Als diejenigen, welchen daran gelegen seyn konnte, worunter freilich das liebliche Gundchen die Hauptperson abgab, hievon im Allgemeinen unterrichtet waren, fand es der hochvergnügte Graf räthlich, nun alles Ungemach zu vergessen und sich ganz der Freude zu überlassen. Da erbat sich Vater Dietrich, obwohl ziemlich schüchtern, die Erlaubniß, seine Theilnahme an dem heutigen frohen Ereignisse durch eine kleine Kunstleistung an den Tag zu legen, und kaum hatte er diese erhalten, als er das schon dämmernde Stübchen durch Herablassung der Vorhänge völlig verfinsterte. Jetzt kündigten drei mäßige, durch Knallerbsen bewirkte, Kanonenschläge etwas Großes an; die Thüren des anstoßenden Alkovens öffneten sich, und man gewahrte einen Altar mit einem Opferfeuer und der flammenden Inschrift: der glücklichen Entbindung geweiht.

„Herrlich! herrlich!“ — rief Ehrenfels lustig aus — „aber nun sey es auch mir vergönnt, dies fröhliche Fest zu erweitern! Du kennst meine Wünsche, lieber Selko!“ Hiermit ergriff er Frau Brigitten und das gute Gundchen, das vor innerer Bewegung nicht mehr wußte, wo es die hübschen blauen Augen hinthun sollte, bei der Hand, und führte sie zu dem Grafen. Selko umarmte ihn, und wandte sich dann zu Dietrich und Brigitten: „Ihr war't, ohne es zu wissen, die Beschützer meines Liebsten auf Erden, war't hülfreich und treu, da mich viele verließen; mein Freund, mein Bruder, hat euch in meinem Namen Aussteuer und Bräutigam für Gundchen versprochen; ich muß dafür einstehen.

Eine artige, reich von Nachtigallen bewohnte Meierei, die Ehrenfels immer vor allen andern liebte, ist Gundchens Mitgift; aber einen Bräutigam kann ich ihr nicht verschaffen, sie müßte denn mit dem lieben Meister, mit dem bösen, zweie zugleich liebenden Freiwald zufrieden seyn wollen!"

Bedarf es eines Weitern? Bedarf es gesagt zu werden, daß Gundchen mit Thränen wechselweis dem bösen Freiwald und dem guten Mutterchen am Halse lag, daß Frau Brigitte halb weinend, halb lachend, Freiwald einen recht losen Mann nannte, und ihr Töchterchen an den heiligen Andreas und den seligen Schwarzen erinnerte, daß Dietrich vor Wenne nicht recht wußte, was er seiner Seits hiebei zu thun habe, und daß Herr Teubler mit unendlichen Kratzfüßen Ehrenfelsen und dem liebwerthesten Jungfer Pathgen die erlesensten Redensarten zum Besten gab?

Nach einigen Tagen ward in derselben Putzstube und Gesellschaft, wobei jedoch nun auch die schön wieder erblühende Hildegard auf einige Zeit erschien, Ehrenfelsens und Gundchens Verlobung gefeiert. Der gute Dietrich, der solch ein Familienfest dur haus nicht ohne alle Huldigung der Künste hingehen lassen konnte, hatte, wegen Kürze der Zeit, an dem Altare, statt des Opferfeuers einen Birnbaum mit zwei hervorschauenden Gesichtern angebracht, und, statt der künstlichst herausgeschnittenen Sylbe: Ent die Sylbe: Ver eingeklebt, so, daß nun, statt

der glücklichen Entbindung, eine glückliche Verbindung in hellem Feuer ſtand, und ſonach diesmal zwei wichtige Acte des menſchlichen Lebens in umgekehrter und doch geſetzlicher Reihe auf einander folgten. Zwar wollte Herr Teubler, durch zu oft geleerte Gläſer ermuthigt, ſein Licht nunmehr auch nicht länger unter dem Scheffel laſſen, und daher in der allegoriſchen Anſpielung Adam und Eva im Paradieſe, oder Zachäus und Sohn auf dem Maulbeerbaume erkennen; doch Vater Dietrich tröſtete ſich mit dem Beifalle der Kenner, nämlich des Grafen und der Gräfin, welche immer von neuem lachen mußten, und der Hauptperſonen ſelbſt, nämlich Freiwalds und Gundchens, die, ihm zu Liebe, in den zwei glutrothen Affengeſichtern ihre leibhaften Ebenbilder erkannten. Wer war froher, als Dietrich! Nun wurde er durch den Herrn Grafen zuverläſſig ſelbſt am Hofe des benachbarten Fürſten bekannt, und konnte, bisher im eignen Lande verkannt, wohl gar noch die von Sr. Durchlaucht in Selko's Abweſenheit geſtiftete ſilberne Medaille: Für Handwerksfleiß und Wiſſenſchaft, ins Knopfloch bekommen! —

Graf und Gräfin Selko mit ihrem muntern Erben, Ehrenfels und Gundchen, zogen in kurzem nach der erſtern Vaterlande, fanden es iedoch bald gerathener, Hof und Hofſtadt zu verlaſſen, und verlebten ſodann, umgeben von den Genien: Liebe, Freundſchaft, Natur und Kunſt, die ſeligſten Tage, welche das irdiſche Leben zu gewähren vermag.

Kind.

Das Begräbniß.

Ein zweites Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen.

Hat Dich das erste Bruchstück aus meinen musikalischen Wanderungen wirklich so angezogen, daß Du die Schilderung der ganzen Reise verlangst? — Wenn ich sie Dir auch einst versprach, so sollst Du mir doch jetzt meine Zusage erlassen. Es giebt Perioden des Lebens, die nur in stummer süßer Erinnerung fortleben wollen, und, wie das Geheimniß der ersten Liebe, ihren Zauber verlieren, wenn sie aus der Pforte des Herzens hinausgetreten sind und als fremde Gestalt vor uns stehen. So geht mir es mit jener Reise. Das zarte Verhältniß der Freunde zu einander, die sie unternahmen; der warme Maitag der Jugend, der ihnen den langen Weg erhellte und nach den kurzen Frühlingsgewittern nur desto sonnenklarer sie immer wieder umfing; die unzähligen kleinen Zufälle und Begebenheiten, die nur vor ihren ahnungsvollen Herzen

eine tiefere Bedeutung erhielten und die heiligen Stunden der Mittheilung, in denen ihre offnen, liebenden Gemüther, kein Geheimniß vor einander habend, die unsichtbaren Psychenflügel entfalteten, um in den Aether sich zu erheben, und aus ihm zur Erde zurückkehrend, den kristallenen Regentropfen gleich, die Strahlen der Begeisterung in wunderherrlichen Farbenbogen auf den dunkel bezogenen Hintergrund des Lebens warfen: dies alles ist ein immer frischer Quell, aus welchem das Herz seinen Trost und die Phantasie ihre schönsten Bilder schöpft; aber der dunkle, ihn stets neu erfrischende Schatten darf ihm nicht genommen werden, sonst versiegt er früher.

Deshalb, da Du wieder aus ihm schöpfen willst, magst Du nur mit einem Becher voll vorlieb nehmen, mit einem Bruchstück.

Du hast aber meine erste Mittheilung, in welcher ich Dir von dem wahnsinnigen, sich für Ossian haltenden Jüngling erzählte, und Dich mit uns in das Stammschloß der schottischen Grafen Mac-Alva führte, vor einigen Jahren unter dem Namen: „Wahnsinn und Tod" in den romantischen Akkorden abdrucken lassen. Das hast Du nicht gut gemacht; denn nun glaubt mancher, der das Büchlein für ein Geringes erkaufte, daß es dadurch sein Eigenthum geworden, mit dem er nach Gefallen schalten und walten könne, und so haben sie denn ein Schauspiel daraus gemacht, meinen wahnsinnigen Richard auf die Bühne gebracht, und das Erwachen seiner Fiona im Sarge, wobei

mich der Auferstehung und des Wiedersehens Ahnung durchbebte, denn der Herr des Todes erweckte hier sein Kind, das haben sie auch auf den Brettern darstellen wollen, doch die Zuschauer haben mit Recht sie ausgelacht. — Lies nur den Wiener Theaterbericht über das neue Schauspiel: Das Haus Mac-Alva! — Aber ich weiß schon, was Du sagen wirst: das Bühnenschicksal jener Fiona gehe der Meinigen nichts an, und es müsse mir doch erfreulich seyn, daß dies Bruchstück meines Lebens ein verwandtes Gemüth gefunden, und in ihm der Funke zur Begeisterung geworden sey! — Nun wohl, ich will Dir Recht geben, denn es ist mir fast selbst so ums Herz; Du wirst aber auch dies Bruchstück gewiß wieder drucken lassen, und deshalb muß ich schon um denjenigen, welche das erstere nicht gelesen haben, verständlich zu werden, und Dir selbst das Nöthige ins Gedächtniß zurück zu rufen, die einleitende Stelle aus Wahnsinn und Tod hier wiederholen.

„Du kanntest meinen frühgebornen, unbesiegbaren Wunsch, die Welt zu durchreisen, und weißt, wie er kräftig mit mir heranwuchs. Es war mir nicht sowohl darum zu thun, die lebenden Generationen der verweichlichten Völker kennen zu lernen, als vielmehr die halbverlöschten Riesenspuren mächtigerer Geschlechter, die nicht mehr sind, aufzusuchen, und meine Seele dann wieder zu erfreuen und zu stärken durch den Anblick der mitten in allem Wechsel immer schön bleibenden Natur, die meine Freundin allenthalben seyn sollte, wie sie die Freundin der

längſt vergangenen großen Menſchen geweſen war, ein inniges Band auf dieſe Weiſe zwiſchen mir und der Vorwelt knüpfend. Aber auch eine zweite Freundin noch ſollte mich auf meiner Reiſe begleiten, ja mir gewiſſermaßen den Weg bahnen, und das war die Muſik. Ich gedachte mir nicht allein durch dieſe allgemein verſtändliche Sprache einen leichtern Eingang zu verſchaffen, ſondern auch, da die alte Gaſtfreiheit den Gaſtwirthen Platz gemacht hat, meine Reiſekaſſe nöthigenfalls durch ſie zu füllen. — Während der Zeit meiner Univerſitätsjahre ſprach ich oft und viel von meinem Reiſeplane; man fand ihn allgemein höchſt intereſſant, und ſo ging denn auch mein zweiter Lieblingswunſch in Erfüllung. Es verbanden ſich nämlich mehrere meiner muſikaliſchen Freunde mit mir zu dieſer Wanderung. Wir waren unſerer fünf an der Zahl und wahrlich kein übles Quintett. Müller war unſer Meiſter; er ſpielte ausgezeichnet die Violine und Klarinette; Mesling ebenfalls die Geige und das Baſſethorn; Weiſſe blies die Flöte; Kracker das Horn, und ich ſelbſt hatte zu Ausfüllung unſers Quintetts, nächſt meiner Laute, auch meinen Fagott mitgenommen. Einem jeden von uns übertrugen wir ein Amt und nannten ihn ſcherzhafter Weiſe danach: Müller hieß der Kapellmeiſter, er war der Geübteſte, ſpielte ſtets die erſte Stimme, und gab die aufzuführenden Muſikſtücke an. Mesling hieß der Dichter, wir erhielten manches ſchöne neue Lied von ihm; Kracker war der Komponiſt und gab den Liedern Melodieen; Weiſſe war

unser Kassirer, er besorgte das Wirthschaftliche, und ich selbst wurde, meiner Laute wegen, die ich meine Geliebte zu nennen pflegte, der Minnesänger genannt.

Dies kleine wandernde Orchester zog nun, von einem einzigen Diener begleitet, frohen Muthes in das große Schauspielhaus der Welt, um dort aufzuspielen, bei den so verschiedenen Scenen des Lebens.

Italien und die brittischen Inseln waren durchwandert, wir sehnten uns nach Deutschland in unsere Heimath zurück, und zwar um so mehr, als Müllers Gesundheit zu wanken begann und Schottlands rauhere Gebirgsluft seine schwache Brust verletzt zu haben schien. Die Seekrankheit, die ihn bei der Ueberfahrt befiel, wirkte noch nachtheiliger auf ihn; alle Aerzte, deren Rath wir begehrten, riethen den Besuch eines Bades. Die dazu günstige Jahreszeit war eben eingetreten, wir beschlossen deshalb den Freund in unserer bisherigen Gestalt dorthin zu begleiten, und die Badezeit noch als Schlußgericht der reichbesetzten Pilgertafel mit einander zu genießen. Wir wählten ein im Gebirge liegendes Bad, und zogen wie lustige Prager Studenten von der letzten Station zu Fuße dort ein.

Aber nun sollten wir auch aufspielen; man wollte Musik hören und tanzen, und die Unternehmer solcher Vergnügungen konnten nicht begreifen, weshalb wir uns in einen einträglichen Kontrakt mit ihnen nicht einlassen, sondern nur nach Belieben und ohne Bezahlung die Gesell-

schaft zuweilen mit Musik erfreuen wollten. — Des Geldes bedurften wir aber nicht mehr, denn England hatte unsre Kasse so reichlich versehn, daß wir im Voraus berechnen konnten, sie werde bis zu unserer Trennung auslangen, und da wollten wir denn hier mit unserer Kunst frei walten, und sie den Menschen nur als ein Geschenk reichen.

Das machte Anfangs Aufsehen. Die fünf jungen Musiker zogen die Blicke der neugierigen Badegäste auf sich, man wollte durchaus hinter das Geheimniß ihres Standes und Lebens kommen, bat sie oft in Gesellschaft, um Musik zu hören, und war doch wieder in Verlegenheit, ob man sie als wirklich ebenbürtige Gäste, oder nur als aufspielende Künstler behandeln solle. Dieses Schwanken und Zweifeln belustigte uns oft, wir nahmen bisweilen recht absichtlich ein höchst vornehmes Betragen an, um den uns begegnenden Stolz durch gleiche Münze in Verlegenheit zu setzen, schlugen manche Einladung aus, oder brachten unsere Instrumente nicht mit in die Gesellschaft, und gaben doch wieder dafür ungebeten gar schöne musikalische Genüsse in freier Natur.

Am Ende der großen Promenade lag ein von Linden beschatteter freier Platz, der vor sich die weite Aussicht ins Thal, hinter sich die hohen waldbewachsnen Gebirge hatte. Hier pflegten wir den Abend mit unsern Instrumenten zuzubringen. Ein schweigender Kreis von Zuhörern versammelte sich gewöhnlich um uns, wir aber thaten, als sähen wir Niemand, und als gelte

dieſe muſikaliſche Unterhaltung einzig unſerm Vergnügen. Nur Müller nahm keinen Antheil hieran; theils hatte ihm der Badearzt das angeſtrengte Spiel und vorzüglich das Blaſen auf der Klarinette widerrathen, und ihm, wenn er die Abendluft genießen wolle, ſtatt des ruhigen Sitzens, Spaziergänge anempfohlen, theils vermied er, bei ſeiner jetzigen ſehr reizbaren Stimmung, ſelbſt gern jedes Gedränge und ſuchte die Einſamkeit. Nicht einmal ſeine Freunde durften ihn begleiten, wenn er, den Sonnenuntergang zu ſehen, einen hohen Punkt erſtieg; es war, als wollte er ihnen die Ahnungen verſchweigen, die bei dem Heranſchreiten der Nacht ihm vorüber zogen; vielmehr bat er uns oft, den Abend mit unſern Tönen zu begrüßen, die aus dem Thale dann zu ihm aufſteigen.

„Wie Eure Töne mich rufen, ſagte er einſt, ſo muß der entfliehenden Seele der Nachruf der Liebe klingen!“

Es machte ihm dann ein beſonderes Vergnügen das Echo nachzuahmen und uns Antwort zu geben. Auf ſeiner Klarinette wiederholte er die letzten Takte des geendigten Muſikſtücks ſo rein und ſchön, daß alle Zuhörer über das herrliche Echo in lautes Entzücken ausbrachen, und ſich nicht genug wundern konnten, wie es blos unſern Inſtrumenten Antwort gebe, da ſie es doch vergeblich mit ihrer Stimme zu wecken ſuchten.

Unſer Talent verſchaffte uns manche liebe Bekanntſchaft. Nicht blos die Künſtler, auch die Menſchen gewann man in uns lieb. Wir

knüpften leicht und zutraulich manches Freundschaftsband, denn zu einer bedächtigen Annäherung war die Zeit ja zu kurz, und doch wollten die verwandten Gemüther nicht neben einander vorbei gehen, ohne sich die Hand zu reichen. Doch auch diese frohen kleinern Zirkel vermied unser kranker Freund. „Das Lachen und Sprechen greift meine wunde Brust an! sagte er: laßt mir den Umgang mit solchen Freunden, die so reich an Unterhaltung sind, daß sie keine Antwort verlangen, mit meiner Violine und mit der Natur!"

Als aber einst Kracker, seinen Trieb zur Einsamkeit für hypochondrische Laune haltend, ihn auf gut gemeinte Weise deshalb ausschalt, und die übrigen auch mit einstimmten, und theilnehmend in ihn drangen, jetzt auch wie sonst unsere frohen Stunden mit uns zu theilen, zog er mich bei Seite und sprach:

„Ich bitte Dich, nimm mich vor dem gutgemeinten Dringen der übrigen in Schutz. Ihre Liebe erkenn ich mit Dank, aber sie quält mich. Glaube nur, ich bin nicht einsam in meiner Einsamkeit, aber, — hörst Du? — spürt mir nicht nach!"

Ich versprach ihm alles, und bewog durch einige Winke die übrigen, ihn ungestört zu lassen. Daß ein süßes Geheimniß sein Herz beschäftigen müsse, ward mir bald klar, und wie hätt' er es endlich dem theilnehmenden Freunde auch selbst länger verschweigen können? —

Unter den Badegästen befand sich auch ein junges Frauenzimmer, welches niemals ohne

einen schwarzen Florschleier, und immer nur am Arme einer ältlichen Matrone erschien. Sie vermied sichtbar die besuchten Orte, mischte sich niemals unter die übrige Gesellschaft, und schlug immer nur die einsamsten Spaziergänge ein, wo ihr ein Diener gewöhnlich eine Harfe nachtrug. Die schlanke, herrliche Gestalt erregte Anfangs die Neugier aller; man wollte auch das vom Schleier verhüllte Antlitz sehen, denn wie sollte es die Natur nicht übereinstimmend mit den übrigen schönen Formen gebildet haben. Die Neugierigen redeten sie an, die Unbescheidenen schlichen ihr nach, und erzählten viel von ihrem trefflichen Spiele auf der Harfe. Da sie aber jedem Gespräche auswich, auch ihre Spaziergänge bald zu einer Tageszeit wählte, in welcher die übrigen Badegäste andern Vergnügungen nachgingen, so ließ man die Eigensinnige gehen, und war auch bald nicht mehr begierig sie ohne Schleier zu erblicken, da man erfuhr, sie sey blind.

Mit diesem Wesen nun hatte unser Müller eine geistige Bekanntschaft angeknüpft, und in einer Sprache ihr Vertrauen erworben, welche der armen Worte nicht bedarf. Die einsamen Stellen, an welche die Begleiterin sie hinzuleiten pflegte, waren auch seine Lieblingsplätzchen, und unbemerkt von beiden, hörte er oft mit Entzücken ihrem vollendeten Spiele auf der Harfe zu. Sie schlug dann gewöhnlich den Schleier zurück, um sich an dem frischen Hauch der Luft zu erquicken. Sie zeigte ihm ein Antlitz, wie er es schöner und lieblicher noch nicht gesehen,

und wenn ſie nun endlich die zarten Lippen öffnete, und aus dieſer roſigen Pforte, wie ein liebliches Kind, die reine ſchöne Stimme mit einem Liede heraustrat, wie hätte dies nicht ſein Herz tief ergreifen und innig rühren ſollen? — Wenn dann Abends unſre Harmonieen auch zu ihr herauf tönten, griff ſie begeiſtert in die Harfe, und gab ihnen mit vollen Akkorden das Geleit auf ihrer Luftbahn. Entzückt lauſchte ſie auf, wenn Müller täuſchend das Echo dann nachahmte, und breitete die Arme nach der unſichtbaren Freundin aus. Aber er ging weiter; es verlangte ihn nach einem innigern Umgang mit ihr, nach einem geiſtigen Erkennen und Lieben. Er nahm ſeine Violine mit an jene einſamen Orte, und fing leiſe an in hohen, geiſterartigen Tönen ihre Lieder zu begleiten, oder durch die vollſtimmigen Akkorde, die ſie phantaſirend kühn auf einander folgen ließ, eine ſchöne einfache Melodie zu führen. — Wer kennt nicht den Zauber der Violine, wenn eine Meiſterhand ihre Saiten berührt? Welch Inſtrument paßt, wie ſie, für jede Stimmung der Seele? — Auch die ſchüchterne Blinde, obgleich ſie Anfangs betroffen einhielt, und unruhig ihre Begleiterin zu fragen ſchien, konnte der Macht dieſer reinen Töne nicht widerſtehen; ſie hörte mit verklärtem Lächeln einige Minuten Müllers herrlichem Spiele zu, dann aber griff ſie begeiſtert in ihre Harfe, begleitete es, und verſchmolz ihre Töne mit den ſeinigen. — Und ſo wurden ſie nach und nach einander unentbehrlich, ſo eilte jedes, mit der Sehnſucht nach der Tonſprache des andern, täglich auf ſeinen Ort, und ſo

vertrauten sie sich alles, was die Seele bewegte, ohne je ein Wort mit einander zu wechseln. Selbst die ältere Begleiterin des blinden Mädchens schien sich dieser Unterhaltung zu erfreuen, da sie einen sichtbar wohlthätigen Einfluß auf die Stimmung ihrer unglücklichen Freundin hatte.

„Weißt Du denn, wer Deine Geliebte ist? —" fragte ich Müllern einst.

„Sie heißt Cäcilie, weiter mag ich von ihr nichts wissen!" antwortete er: „denn in der Welt, in welcher ich mit ihr lebe, gilt alles übrige nichts!"

Meine Neugier war jedoch hiermit nicht zufrieden, ich forschte im Geheim nach, konnte aber auch nichts weiter erfahren, als daß ihre Begleiterin sich Madame Walding nenne, beide übrigens aber von Niemanden gekannt wären.

So lebte denn Müller nun einzig in dieser geistigen Liebe, während wir übrigen, wie die Bienen, aus jeder Lebensblume Honig tranken. Da verbreitete sich die Nachricht, daß der Fürst L. — im Bade angekommen sey, und sich in seiner Begleitung ein berühmter Augenarzt befinde, der hier die blinde Tochter des Fürsten operiren solle. — Ich dachte sogleich an Cäcilien, und irrte mich nicht; sie war des Fürsten Tochter. — Er hatte sie mit seiner Schwester voran reisen lassen, indeß er selbst, um des Arztes gewisser zu seyn, einen Umweg gemacht, die beiden Frauen aber aus mancher Rücksicht bestimmt hatte, bis zu seiner Ankunft unbekannt hier zu leben.

Die Nachricht von Cäciliens hohem Stande wirkte wie ein elektrischer Schlag auf die meisten Badegäste. Wer die arme Blinde bisher übersehen, drängte sich jetzt theilnehmend in ihre Nähe; sie ward das Gespräch des Tages, und der Arzt, welcher ihr den Gebrauch des Bades als Vorkur empfohlen, konnte kaum die zudringlichen Frager los werden, die Tag und Stunde der Operation wissen und sogar Zuschauer abgeben wollten.

Auf Müllern aber wirkte diese Nachricht ganz eigen. Daß sie eine Fürstentochter, schien ihm gleichgültig, weniger aber, daß sie ihr Gesicht wieder erhalten solle. Als ich ihn einst allein und sehr niedergeschlagen an jenem Plätzchen fand, wo sie sonst oft die Harfe spielte, und ich ihn fragte, ob er sich der baldigen Genesung Cäciliens nicht freue, denn die Operation war Tags zuvor glücklich ausgeführt worden, und nur noch einige Wochen sollte sie das dunkle Zimmer hüten, da gab er mir die bedeutungsvolle Antwort:

„Vor Cäcilien liegt noch das ganze schöne Leben. Wär sie doch nur die kurze Zeit noch blind geblieben, bis auch ich blind geworden bin. Ich hatte mir vorgenommen, sie bis dahin nicht wieder zu verlassen, doch wenn sie wieder sehen wird, bedarf sie meiner nicht mehr!“ —

Daß er die Ahnung seines Todes mit sich herumtrage, ward mir zur Gewißheit, und leider auch, daß nur sein Verhältniß zu Cäcilien ihn bisher in übergewöhnlicher Spannung erhalten

und selbst eine Zeitlang über die Krankheit gesiegt habe. Destomehr unterlag er ihr aber jetzt, seit er die Geliebte nicht mehr sah. Er ging seltner an die freie Luft, phantasirte einsam nur auf seiner Geige, und gab sich der stillen verzehrenden Sehnsucht hin.

Der Fürst hatte von seiner Schwester, besonders aber von Cäcilien selbst, viel Rühmliches von unsrer Kunst und von Müllers herrlichem Spiel gehört. Er suchte unsere Bekanntschaft, dankte freundlich für den Genuß, den wir dadurch seiner Tochter während ihrer Blindheit gewährt hatten, und drang theilnehmend in ihren Arzt, sich unseres Freundes sorgsam anzunehmen, von dessen bedenklicher Krankheit man ihm gesagt hatte. Er ward Müllern eine erfreuliche Erscheinung. Er konnte ihm ja von Cäcilien erzählen, wie sie die Operation standhaft ausgehalten und wie die Genesung ihrer Augen nun rasch und glücklich fortschreite; er brachte ihm sogar manchen innigen Gruß von ihr, denn auch sie wußte, daß er krank sey und der Arzt ihn besuche; sie ließ ihm sagen, wie ihre Harfe jetzt auch einsam schweige und sich nach seiner Begleitung sehne. Allabendlich trieb er uns an, ihr eine Nachtmusik zu bringen, und wenn der Arzt uns am andern Morgen den Dank der Prinzessin, ihm aber die Versicherung brachte, sie habe trotz der schönen vollen Musik doch seine Gegentöne vermißt, so wirkte dies günstiger auf ihn, wie alle ärztliche Hülfe.

Während der glückliche Vater nun schon die Tage zählte, bis er mit seiner schönen Tochter

an das Licht und unter die Menschen werde heraustreten können, verhehlte mir der Arzt nicht, daß Müllers Zustand immer bedenklicher werde. Die schwache, wunde Brust hatte einem Blutsturz schon einmal ihre Lebensquellen geöffnet, es war voraus zu sehen, daß bei einer Wiederholung dieses Zufalls der Tod eintreten müsse. Wir alle waren um den Freund gar sehr besorgt; liebten wir ihn doch so innig, gedachten wir doch nach dikser heitern Wanderung die verschiedenen einzelnen Wege ins Leben froh und muthig zu verfolgen und uns oft noch über der Erde wieder zu finden. — — Nur Müller selbst war ruhig und heiter, als freue er sich auf die Reise in die Heimath.

Der Tag, an welchem Cäcilie die Dämmerung des Zimmers verlassen und mit den schönen Augen wieder des Lebens Bild schauen sollte, war endlich bestimmt. Der Fürst wünschte ihre Genesung recht festlich zu begehen, und hatte gar sinnreich erdacht, wie er Natur und Menschen ihren erwachten Blicken aufs neue zeigen wollte. Nur mit ihm, seiner Schwester und dem befreundeten Arzte, sollte sie den Tag auf den schönsten Punkten des Gebirges zubringen, an dem ihr lang verhüllt gewesenen, holden Antlitz der Natur sich erquicken, und ungestört ihrer Rührung und Freude Raum geben dürfen. Gegen Abend wollte er dann mit ihr auf dem freien, von Linden beschatteten Platz eintreffen, wo ein stark besetztes Konzert sie empfangen sollte; denn er meinte, daß an diesem Feste die Lieblingsfreundin seiner Tochter, die Musik,

nicht fehlen dürfe, und er bei dieser allgemeinen Unterhaltung Cäcilien am leichtesten in die Gesellschaft einführen und ihr das lästige Anbringen der übrigen werde ersparen können. Obgleich er seine kleine Kapelle nachkommen lassen, wendete er sich dennoch mit der Bitte an uns, daß wir das Konzert ordnen, selbst mitspielen, und mit einigen seiner vertrautesten Freunde das übrige verabreden und einrichten möchten.

In gutmüthiger Geschwätzigkeit erzählte der Arzt Müllern den Plan dieses Genesungsfestes; und bedauerte nichts mehr, als daß er seiner Kränklichkeit wegen bei dem musikalischen Empfange nicht werde gegenwärtig seyn können.

„Die Prinzessin," setzte er hinzu, „wird Sie gewiß vor allen vermissen, denn sie bestand darauf, heut zuerst ihren Freund zu sehen und mit ihm zu sprechen. Nur auf meine dringenden Vorstellungen, daß Ihr Gesundheitszustand Ihnen den Genuß der freien Luft noch nicht erlaube, gab sie endlich traurig nach. Gewiß, Sie müssen ihr sehr werth seyn!"

„Und wenn ich nun doch in die Abendluft hinausgehen und bei ihrem Empfang nicht fehlen wollte?" fragte Müller.

„O denken Sie nicht daran!" bedeutete ihn der Arzt; „es wäre das Aeußerste zu befürchten!"

Müller schwieg, aber von diesem Augenblick an durchdrang sichtbar ein neuer Strahl des Lebens das schon halb zerknickte Rohr. Wie der fernen Feuersbrunst Wiederschein den farblosen Nachthimmel röthet, so warf die innre Gluth des Herzens ihre leicht aufflammende Röthe auf

seine bleichen, verfallenen Wangen. Er wollte mich nach den an jenem Feste aufzuführenden Muſikſtücken fragen, allein seine Knie wankten, die Stimme konnte aus dem halbversiegten Brunnen der Bruſt kaum Luft mehr schöpfen, und ich mußte ihn halten, daß er nicht sank. Seit sein Zustand sich verschlimmert, hatte er, um ruhiger zu seyn, ein eignes Stübchen bezogen. Da hörte ich ihn denn tief in der Nacht vor jenem Feste auf seiner Geige noch phantaſiren, und alle die Muſikſtücke wiederholen, die er mit Cäcilien gespielt hatte. Ich ging zu ihm hinüber, und bat ihn recht dringend, das Inſtrument jetzt wegzulegen und seinem kranken Körper Ruhe zu gönnen. — Er schüttelte sanft mit dem Haupte, seine verklärten Blicke glänzten über den bleichen Wangen, wie die Geſtirne der Winternacht über dem Eisgefilde, und mit tiefer Rührung sagte er: „Laß mich noch wachen! mich noch satt hören an diesen Tönen! ich werde Zeit genug haben zu schlafen, wenn mein Ohr taub seyn wird für sie!“

Ich wollte ihm einige beruhigende Worte darüber sagen, er aber reichte mir die Hand und sprach: „Laß es gut seyn, mein Freund! ich verstehe des Schickſals geheimen, milden Sinn, es sendet mir die Jungfrau der letzten Liebe!“

Des andern Morgens fand ich ihn mit dem Fernrohr am Fenſter. Er schaute auf die Gebirge hinaus, um Cäcilien mit ihrem Vater zu entdecken. Auch ich nahm mein Fernglas zur Hand, und folgte seinem Blicke. Da gewahrte ich Cäcilien hoch oben auf einem freien Platze,

wie sie der herrlichen Aussicht entzückt die Arme entgegenbreitete. Ach! sie stand ja so nahe vor ihm, als wolle sie ihn umfangen, wie sollt er ihr sehnend nicht auch die Seinigen öffnen? Aber die liebliche Erscheinung verschwand ja, als er im seligen Vergessen, die Arme nach ihr ausbreitend, das Glas vom Auge nahm. Flüchtig erröthend und über sich selbst lächelnd, sank er in einen Stuhl zurück und legte den Kopf in die Hand.

„Empfangt doch den Fürsten heut mit der herrlichen Composition von W., die mit dem Choral ähnlichen Adagio beginnt, und ehe sie in das Allegro übergeht, den langen doppelpausigen Halt hat!" sagte Müller, als wir ihn, wie gewöhnlich, über die aufzuführenden Musikstücke zu Rathe zogen. „Vergeßt auch die Harfe nicht, setzte er hinzu: sie muß in der Nähe seyn, denn ich weiß, daß jede Musik in Cäcilien die unwiderstehliche Lust erweckt, auch mit in die Saiten zu greifen!"

Wir versprachen es ihm, baten ihn, unsere späte Rückkehr nicht zu erwarten, sondern sich ruhig zu Bette zu legen, und verließen ihn, als der Abend nahte.

Die Freunde des Fürsten hatten alles auf das Sinnigste vorbereitet. Niemand durfte den Platz unter den Linden früher betreten, sie sollte mit ihrem Vater allein seyn, wenn ihr die Wogen der Harmonieen entgegen strömten. Nur einzelne Lampen hingen, wie feurige Nestchen, in den Lindenzweigen, und warfen ein magisches Licht herab. An einer Bank, die mit Blumenkränzen

überhangen war, lehnte denn auch die Harfe. Die übrige Gesellschaft hielt sich auf der nahen Promenade, wir mit dem Orchester standen aber hinter einer dicken Holunderhecke.

Die Sonne war vor uns längst im Thale niedergesunken; hinter den Gebirgen flimmerte wie bleiches Nordlicht des Mondes Schimmer herauf. Da eilte der Arzt herbei und gab das Zeichen, daß der Fürst mit seiner Tochter nahe.

Wie aus den erhabnen, ernsten Hallen eines Domes der Orgel mächtige Töne den frommen Pilger willkommen heißen, so begrüßten unsre vollen Harmonieen Cäcilien, als sie unter die hohen Wölbungen hundertjähriger Linden trat. Gerührt und sichtbar ergriffen blieb sie stehen, hob die gefalteten Hände wie betend zum Himmel auf, und sank dann dem Vater entzückt in die Arme. Er führte sein Kind auf die Blumenbank und reichte ihr die Harfe. — Freudig, als nahe ihr eine Freundin, die, beredter als sie selbst, ihr Entzücken aussprechen wolle, nahm sie das Instrument in den Arm, und begleitete kundig, wie sie es während ihrer Blindheit gern zu thun pflegte, unsre Musik mit vollen Akkorden. Der lange, vollstimmige Halt, der nicht schloß, sondern zu neuen Erwartungen berechtigte, trat ein. Als die gewöhnliche Pause verstrichen war, that Cäcilie einige auffordernde Griffe in die Harfe, aber noch schwiegen wir. — —

Doch wie, wenn der Tag mit seinen lauten Lebenstönen endlich schweigt, die Nacht mit ihrem Schlaf den großen Halt gebietet, und nur die Mutter an der Wiege ihres kranken

Kindes wacht, und einsam mit banger, zarter Stimme ein Wiegenliedchen singt: so begann jetzt aus einer dunklen Laube in unbeschreiblich reinen aber bebenden Tönen eine Violine ihre zarte Melodie.

„Vater, das ist er!“ rief Cäcilie, griff begeistert in ihre Harfe und begleitete sein herrliches Spiel. Wir alle waren ergriffen, denn auch wir erkannten ja die Stimme der Liebe und schwiegen. Sie verloren sich bald in seliges Vergessen, sie begannen wieder ihre Phantasieen, als wären sie allein, und verstanden sich allenthalben leicht und überraschend in ihrer Geistersprache. So vollendet, so tief in die Seele eindringend hatte ich Müllers Spiel noch nie vernommen, so voll und kühn noch keine Begleitung auf der Harfe gehört. Eine heilige Stille herrschte, manches Auge wurde feucht. Er verlor sich endlich in ein düster klagendes Moll und griff, nach einem gewagten raschen Gange, leise und kaum vernehmbar in hoher Reinheit einige herrliche Doppelgriffe, die zum Dur überführen sollten, — — da schwieg plötzlich die Geige, — — und wie auch die Harfe auffordernd weiter klang, — sie gab ihr keine Antwort mehr. — Cäcilie legte das Instrument aus der Hand: „Wo ist er? ich muß ihn sehen, ihn, der mich in meiner Blindheit getröstet!“ rief sie und stand auf, um selbst nach der Laube hin zu eilen. Der Vater hielt sie sanft zurück, und sagte freundlich dem Arzte einige Worte, der mich denn aufforderte, mit ihm den Freund abzuholen und ihn dem Fürsten und seiner

Tochter vorzustellen. Wir eilten nach der einsamen Laube hin. — —

Doch was die Violine nicht mehr vermocht, hatte die Seele siegend ausgeführt; der Uebergang aus dem düstern Moll in das heitere Dur war vollbracht — — Müller sas zurück gesunken und todt auf der Rasenbank.

Es wurde dem Fürsten und seiner Tochter verschwiegen. Der Arzt hatte einen tiefen Blick in das Herz des Mädchens heut gethan, und ahnte wohl, welchen Eindruck dieser Tod auf ihr Gemüth machen würde. — Man sagte ihr: Müller habe nicht gewünscht, daß ihn Cäcilie sehen solle, er habe ihr auf diese Weise Lebewohl gesagt, und sey auf der Stelle abgereist.

Cäcilie stand betroffen und zerdrückte eine aufsteigende Thräne; aber die übrige Gesellschaft drängte sich nun glückwünschend in ihre Nähe, und das Fest hatte ruhig seinen Fortgang. Unbemerkt ließ ich meinen vollendeten Freund in unsre Wohnung tragen; vergebens versuchte der theilnehmende Arzt seine Kunst, das Leben war entflohen. Als meine Freunde um Mitternacht froh zurückkehrten, und mich mit Vorwürfen überschütteten, daß ich die Gesellschaft so früh verlassen, führte ich sie schweigend an sein Lager, und zeigte ihnen den Tiefeingeschlafenen.

Am folgenden Morgen kam der Fürst selbst in unsere Wohnung. Der Arzt hatte ihm den Vorfall erzählt, und ihn das zarte Verhältniß überschauen lassen. Er schien ergriffen und verlangte den Todten zu sehen. Lange betrachtete er schweigend die bleichen freundlichen Züge.

Dann mußte ich ihm einiges aus Müllers Leben erzählen; er hörte sehr bewegt zu, und drang mir, als ich seiner armen alten Mutter erwähnte, die nun ihre schönste Hoffnung verloren habe, einen sehr kostbaren Brilliantring für sie auf. Endlich bat er, wir möchten das Begräbniß ganz in der Stille besorgen lassen, damit seine Tochter nichts davon erfahre. Wir setzten es in der dritten Nacht fest, und verschwiegen, um alle Begleitung zu vermeiden, sorgfältig die Stunde. Nur der junge Geistliche des Orts, den seine Liebe zur Musik mit uns vertraut gemacht, wollte den Sarg begleiten. Zwei Fackeln leuchteten voran und nur wir Freunde, unsre Instrumente in der Hand, folgten der Bahre.

Aber das Begräbniß war nicht verschwiegen geblieben. Aus den Häusern, denen wir still vorüberzogen, traten allenthalben schwarzgekleidete Männer und Frauen heraus und schlossen sich Paarweise schweigend hinter uns an, während vor dem Sarge die Zahl der Fackelträger sich vermehrte. So ging der Zug den Bergweg hinunter, dem Kirchhofe zu. Auf der Spitze eines nahen Felsen, der sein Haupt hoch und unsichtbar in die schwarze Nacht erhob, hatte sich die Kapelle des Fürsten gestellt, und gab uns, wie wir vorüberzogen, mit einem Choral das Geleite. — Der Sarg wurde am Grabe niedergesetzt, und noch einmal geöffnet. Da lag der geliebte, tiefeingeschlafne Freund, seine Violine im Arme. Wir hatten ihm diese treue Freundin mit in den Sarg gegeben; er glich

einem Meister, der am Feierabende das kostbarste Werkzeug in die sichere Schlafkammer trägt.

Die Augen aller Anwesenden richteten sich auf den Geistlichen, als forderten sie ihn auf, dem Heimgehenden in ihrem Namen das Lebewohl zu sagen. Auf eine Standrede war er nicht vorbereitet, nur den Segen über das Grab wollt er sprechen; aber die Gewalt des Augenblicks, die Nähe der vielen Menschen, die unaufgefordert ein Gefühl der Zuneigung und Theilnahme hier versammelte, begeisterte ihn, und er sprach folgende Worte:

„Das Konzert des Lebens ist geendigt. — Das Maestoso Deiner Geburtsstunde, das Allegro Deiner Jugendzeit, das Andante Deiner reiferen Jahre hast Du als siegender Künstler durchgeführt, und der große Kapellmeister, der allein den tiefen Sinn Deiner letzten Cadenz verstand, wußte wohl, daß nur das Finale der Todtenglocken darauf passen würde. — Und somit ist das Konzert geschlossen. Die vielen Zuhörer und Mitspieler, Wünsche und Entsagungen, Freude und Schmerz, Liebe, Hoffnung, Begeisterung, haben alle den Saal der Brust schweigend verlassen, und der müde Künstler selbst ist heimgegangen und hat sich zur Ruhe gelegt. — Aber er wird nicht wieder erwachen! —"

„Die lange, schwere Uebung, die ihn zum Meister machte, ist vor dem Tode zwecklos zerfallen. — Die kundige Hand ruht starr und kalt, und hat ihre Kunst vergessen. — Die entzückenden, himmelreinen Töne sind alle verhallt, — fragt den West, wenn er die reifen Kornfelder

wiegt, wohin er sie getragen? — — An einem solchen Sarge hat das Herz manchen Vorwurf für Zeit und Schicksal bereit, und glaubt, daß sie ihm auf manche kühne Frage die Antwort schuldig bleiben würden: Warum, ihr Gewaltigen, reißt ihr in eurem rastlosen Treiben das Menschenleben grausam mit euch fort? — So innig und tief fühlend, so mit Sehnsucht und Liebe die Welt umfassend, wie unsre Herzen, findet ihr keine wieder; — soll die Natur nun verödet da stehen, weil wir ihr fehlen? — — Aber sie reichen uns die Hand und rufen: „Kommt, kommt! wir dürfen nicht zaudern; die Ewigkeit ist unermeßlich, aber unzählbar, wie ihre Tage, sind auch die Gestirne, die wir noch zu durchwandern haben. — Kommt! und werft das schwere Kleid ab, das unsern Aufflug hemmt! Die Natur wird nicht verödet da stehn, wenn sie auch euch vergessen muß. Bringt ihr der Frühling nicht alljährlich tausend neue Knospen, die längst schon warteten, und sich heran drängen, und auch blühn und duften wollen? — Kommt! kommt! habt ihr nicht gelebt und geliebt? warten und drängen sich hinter euch nicht auch tausend zarte aufknospende Herzen, die auch die Schönheit der Erde sehen und auch leben und lieben wollen wie ihr? —"

Ein Geräusch unterbrach seine Worte. Durch den schweigenden Kreis der Umstehenden drängte sich eine schwarz verhüllte Gestalt auf den Sarg zu. Hastig schlug sie den Schleier zurück. — Es war Cäcilie. — — Dicht am Sarge starrte sie lange sprachlos und trocknen Auges die blei-

chen freundlichen Züge des Geliebten an; sie legte die Hand sanft auf seine Brust, als wolle sie fühlen, ob das Herz denn wirklich stille stehe, und knicte endlich langsam nieder, küßte seine kalte Hand, und mit den kaum hörbaren Worten: „O, laß mir das Andenken! keine Hand soll es entweihen!" nahm sie ihm die Violine aus dem Arm, und legte ihren Schleier an jene Stelle. — Dann schied sie. —

Unter dem Choral: „Befiehl Du Deine Wege ꝛc., den wir Freunde, unserer kaum mächtig, als Abschiedsruf auf unsern Instrumenten anstimmten, ward das Grab geschlossen. — — —

Mit Anbruch des folgenden Tages reiste der Fürst mit seiner Tochter ab.

Ernst von Houwald.

Was ſeyn ſoll, fügt ſich wohl.

Wenn ich nur in meinem Leben einmal da drüben in dem ſchönen Saale meinen Kaffee trinken ſollte, — ſagte die verwittwete Rendantin Brandt zu ihrem Sohne, dem Rathsaktuar Brandt, indem ſie, wie ſie pflegte, nach dem Mittagseſſen an ihrem Arbeitstiſchchen am Fenſter ihre Taſſe behaglich ſchlürfte und dabei unverwandt nach dem gegenüberſtehenden Gartenhauſe des Senators, Baumeiſters und Banquiers Behrens hinüberſchaute.

Wie kommen Sie denn gerade heute auf dieſen Wunſch, liebe Mutter? fragte der Sohn.

Je nun! ich trug geſtern Nachmittags der Frau Baumeiſterin das letzte halbe Dutzend Hemden hinüber, die ich für ſie oder vielmehr Mamſell Jettchen genäht habe — Du weißt ja, die feinen, Leinwand zum Zerblaſen, ſie hat ſie, glaub' ich, aus . . . aus . . .

: Aus Brüssel! ich weiß schon, liebe Mutter, half ihr der Sohn mild und freundlich fort. —

Ja, ja! recht, aus Brüssel! Nun, da traf ich eben die Frau Baumeisterin in dem großen Saale. Du glaubst gar nicht, wie prächtig da Alles ist. Seidene Vorhänge mit silbernen Franzen, alle Stühle und das Canapee mit Atlaß überzogen, die Comoden wie Spiegel und mit Gold verziert, und Porzellan auf den Tischen, so kann's kein König haben. Als die Frau Baumeisterin ging, mir die Bezahlung zu holen, setzte ich mich auf einen Stuhl — ich wäre fast heruntergefallen, so glatt war der Ueberzug — und sahe mir so alle die Herrlichkeit recht mit Lust an! Endlich aber dacht ich doch etwas wehmüthig, ach, Gott! wie versinkst du doch davor mit deiner Armuth . .

Liebe Mutter, unterbrach sie hier der Sohn, seyn Sie auch nicht gar zu demüthig. Herr Behrens ist ein reicher, reicher Mann, da ist's kein Wunder, wenn er seine Wohnung mit der Pracht aller Länder schmückt. Aber wo ist hier das Verdienst? In unsern Stübchen stehen freilich noch die Meublen, die Sie zur Ausstattung erhielten; altväterisch, und kunstlos, aber haben Sie sie nicht durch ihre Sorgfalt und Ordnung erhalten, als ob sie neu wären, und sitzen Sie auf Ihrem Stuhle nicht bequemer als auf dem glatten da drüben? Und was Ihren Wunsch betrifft, der kann wohl auch erfüllt werden!

Meinst Du? — bei der Frau Baumeisterin gewiß nicht. Sie ist zwar eine kreuzbrave, gute Frau, sie bezahlt meine Arbeit pünktlich und sehr

honett, aber so weit läßt sie sich nicht herab, da kenn' ich sie. Ja, wenn einmal Mamsell Jettchen mit ihrem Liebsten hier wohnt — ach! Du glaubst gar nicht, wie leutselig die ist, keine Spur von Hochmuth, und doch so schön und so reich. — —

Mit ihrem Liebsten? fragte der Sohn verwunderungsvoll und sehr theilnehmend.

Nun ja! — fuhr die Mutter fort, — Sie ist ja verlobt mit dem jungen Herrn Rist, dem Sohne des Herrn Proconsuls und Commissionsraths Rist, deines Herrn Pathen. Weißt du denn das nicht?

Nein! das weiß ich nicht! versetzte der Sohn mit großer Bewegung und fast schmerzlichem Tone, der jedoch der Mutter nicht bemerklich ward . . . .

Die Eltern haben's unter einander schon abgemacht, redete diese ruhig weiter — und in wenig Tagen kommt der junge Herr Rist von seinen großen Reisen zurück, und dann ist sogleich die feierliche Verlobung und Hochzeit . . .

Aber — fragte der Sohn fast ungestüm hastig und mit strengem Ernst — liebt denn auch Mamsell Jettchen den jungen Rist? —

Das weiß ich nicht! versetzte die Mutter, auch kümmert's mich nicht — die feinen Hemden gehörten mit zur Ausstattung. Ich habe noch mehr davon gesehen, das Tafelzeug . . . . .

Jetzt nahm der Rathsaktuar seinen Hut und Stock. Ich muß noch ein wenig in's Freie, sagte er, ehe ich auf die Expedition gehe. Leben Sie wohl, liebe Mutter. So eilte er mit hastigen

Schritte über die Straße nach dem einsamen Gehölze dicht an der Stadt, wo sein Lieblingsspaziergang war. Die Mutter sahe dem geliebten Sohne, ihrem Versorger und einzigem Freunde, wie gewöhnlich, mit liebenden Blicken nach, und wunderte sich nicht wenig, daß er heute die Bekannten nicht grüßte, die ihm begegneten, ja, daß er nicht einmal, wie er sonst auch zu thun pflegte, nach ihrem Fenster zurücksahe. Nicht entfernt ahnete sie, daß sie selbst diese Unruhe und Gemüthsbewegung ihres Sohnes verursacht hatte, und doch war es so. Die Nachricht von Jettchens bevorstehender Verlobung hatte den Jüngling wie ein Blitzstral aus heiterm Himmel getroffen, denn er — er liebte die Liebenswürdige, und die unglückliche Nachricht erleuchtete zum ersten Male den Grund seines Herzens, den er sich selbst zu enthüllen bisher nicht den Muth gehabt hatte.

Jettchen Behrens war eines jener bezaubernden Wesen, welche die Natur nur selten und in ihrer glücklichsten Stimmung zu erschaffen scheint, um den Menschen den Glauben an ein überirdisches Reich der Schönheit und Güte zu erhalten. Ob auch reich, geschmückt mit allen Reizen, welche den Sinn anziehen und erfreuen, und blühend in der Fülle frischer Jugend, entfaltete sie doch in ihrem ganzen Wesen eine Hoheit und Würde, die auch den gemeinsten ihrer Diener mit einer Art von Ehrerbietung erfüllte, welche, durch die ungekünstelte Holdseligkeit des lieblichen Mädchens gemildert und versüßt, mehr ein erfreuliches

und angenehmes als ein drückendes oder beklemmendes Gefühl wurde. Der feurige Blick ihres dunkeln, seelenvollen Auges vermochte auch das fast erstorbene Gefühl zu beleben, das Lächeln auf ihrem Angesichte trocknete schon die Thränen des Kummervollen, und der Wohllaut ihrer Stimme rief Hoffnung und Muth in die Brust des Leidenden zurück. Alle diese Vorzüge wurden durch eine, man kann sagen, glänzende Erziehung gehoben und doch war die liebliche Natur dabei ungekränkt geblieben.

Unser Freund hatte der Entfaltung dieser schönen Blume, von ihrer frühesten Knospe an, mit immer wachsender Theilnahme zugesehen, denn die Wohnung, die er jetzt mit seiner Mutter inne hatte, war die Wiege seiner Kindheit gewesen und Jettchens Eltern hatten noch früher jeden Sommer auf ihrem Garten zugebracht. Wenn nun auch gleich zwischen der Tochter des reichen Banquiers und dem Sohne des armen Rendanten, selbst in den Kinderjahren, keine eigentliche Vertraulichkeit hatte entstehen können, da der Reichthum des einen Theils immer wie eine unübersteigliche Scheidewand zwischen ihnen stand, so fühlten sich doch die Kinder aus der Ferne zu einander hingezogen und besonders wurde dem Knaben das liebliche Mädchen der Gegenstand stiller Verehrung und heißer Sehnsucht. Beide wuchsen in ihm in dem Maaße, wie er selbst und Henriette an Alter und Entwickelung des Innern und des Aeußern zunahmen, so daß endlich der Jüngling das Ideal weiblicher Schönheit und Liebenswürdigkeit, welches seine

Lieblingsdichter in ihren unsterblichen Werken mit so hinreißenden Farben dargestellt hatten, in seiner reizenden Nachbarin verwirklicht zu sehen glaubte. Gegen Henriettens Liebreiz kam ihm jede andere Schönheit gemein und unbedeutend vor, und er verschlang mit gierigem Ohre jede Nachricht von den Fortschritten, die sie nun auch in ihrer geistigen Bildung machte, so wie ihm die Schilderung jedes edlen Zugs ihres zarten und schönen Herzens mit unnennbarem Entzücken erfüllte. In allen Träumen, die er sich von seiner Zukunft bildete, erschien sie gleich dem Frühlinge, der überall Blumen und Blüthen verstreut, und wagte er es auch einmal sie daraus hinwegzudenken, so erstarrte plötzlich die reizende Flur zur winterlichen Wüste. So hatte er viele Jahre fortgelebt, ohne in dieser Zeit Henrietten vielleicht mehr als drei bis vier Mal, und zwar stets in Gegenwart mehrerer Menschen, gesprochen zu haben, so hatte er sich, seiner beschränkten äußern Lage ungeachtet, beglückt gefühlt, weil er in ihrer Nähe leben durfte, und selbst manche Aussicht zu einer verbessernden Veränderung von sich gewiesen, da sie sich mit der letztern nicht vereinigen ließ; so kam es denn aber auch, daß ihm die Nachricht, die er zuletzt von der Mutter empfing, einen Schmerz verursachte, den sich nur die vorstellen können, denen Brandts Gemüthszustand nicht unbegreiflich erscheint.

Versenkt in sein tiefes Weh, trauernd darüber, daß die reizenden Farben seiner schönsten Traum-

bilder so mit einem Male verblichen waren, und das Leben ihm nun wie ein todter Leichnam anzustarren schien, war er immer weiter gegangen und hatte sich, ohne der Stunde zu denken, welche ihn eigentlich an seinen Posten rief, so tief in das Gehölz verloren, daß er erst mit der sinkenden Sonne wieder der Stadt zuschritt. Er wählte zur Rückkehr einen andern Weg, nämlich den, der ihn an der äußersten Mauer des Behrens'schen Gartens vorüberführte. Er war sich keiner bestimmten Absicht dabei bewußt, ob er gleich auch nicht sagen konnte, daß er ihn ganz absichtslos eingeschlagen habe; doch das, was er hier fand, hatte er gewiß nicht erwartet. So wie er sich nämlich den Linden näherte, welche die anmüthigen Sitze beschatteten, die sich vor der Gartenthür in einer kleinen Entfernung von demselben befanden, erblickte er eine weibliche Gestalt, die er, als er näher kam, für Henrietten erkannte. Es war das erste Mal in seinem Leben, daß er sich ihr allein so nahe sah. Sein Herz klopfte stärker mit jedem Schritte. Er konnte sie nicht vermeiden, auch wenn er gewollt hätte, denn eben wandte sich Henriette, die bisher in einem Buche gelesen hatte, nach ihm hin, und mußte, das fühlte er wohl, auch ihn erkannt haben. Er ermuthigte sich und schritt gefaßter auf sie zu, allein wie erschrak er, als er das schöne Gesicht mit einer Blässe bedeckt sahe, welche fast jede Spur des sonst hier blühenden Frühlings vertilgt hatte. Es thut mir Leid, Mademoiselle, daß ich sie störe, sagte er, zürnen Sie nicht! ich würde, hätte ich früher ihre stille Beschäftigung

bemerkt, dieſen Ort leicht, wenn auch nicht gern, vermieden haben . . .

Sie ſtören mich nicht, erwiederte Henriette mit bebender Stimme, ich wollte ohnedies das Buch weglegen. Ich weiß nicht, wie es kommt, was ich ſonſt ſo oft mit ſüßer Wehmuth geleſen habe, greift mich heute ſchmerzlich an . . .

Und was laſen Sie denn? wenn dieſe Frage nicht unbeſcheiden iſt, ſagte Brandt. —

Ich las die Scenen in Wallenſtein, wo Max von Allem ſcheiden muß, was ihm auf Erden heilig und lieb geweſen iſt. . . . Ach! daß das Schickſal ſeine zermalmende Hand auch bis ins innerſte Heiligthum edler Herzen ſtreckt, daß ſich auf Erden ſelten die einander angehören dürfen, welche der Himmel für einander erſchaffen zu haben ſchien . . .

Brandt ſahe der Sprechenden in das blaſſe Geſicht, eine Thräne ſchien in dem Auge zu ſchimmern, der Ton ihrer Stimme drang ihm in die tiefſte Seele. Er wußte nicht, was er erwiedern ſollte. Hatte ſie doch gerade das ausgeſprochen, was ihn den ganzen Nachmittag ſo ruhelos umhergetrieben hatte. Welch eigene Sympathie der Herzen, und wenn ſie nun dabei ſeiner gedacht hätte, wenn ſein Bild in ihrem Herzen ſo lebte, wie das ihrige in dem ſeinigen! doch dies wagte er nicht zu hoffen! Nein! wenn er ihr nur theuer war, wie ein Bekannter, dem man wohl will, wie ein geachteter Freund! Solche Gedanken regten ſich mächtig in ſeiner Seele und raubten ihm die Ruhe, die er ſo gern behauptet hätte, um der Angebeteten von

der liebenswürdigsten Seite zu erscheinen. Ach! hätte er gewußt, daß er wirklich Henrietten theurer war, als er glauben konnte, daß er sogar die Blässe auf ihren Wangen bei dem Gedanken, daß sie nun bald auf ewig gebunden werden sollte, wo sie nicht liebte, verursacht hatte, er wäre ihr in der Fülle wehmuthsvoller Wonne zu Füßen gesunken und hätte ihr seine ganze Seele aufgeschlossen. Aber so standen sich die Herzen gegenüber, die sich gegenseitig ganz beglückt haben würden und zwischen ihnen das Schicksal, das ihnen, so meinten sie, nur eine schreckliche Zukunft öffne.

Aber, fuhr Brandt mit zögerndem Tone fort, woher diese Betrachtungen in dem Augenblicke, wo Sie eben, wie ich vernommen habe — einer Veränderung entgegensehen, die sonst zu ganz andern Vorstellungen führt. . . .

Ohne ein Wort zu erwiedern, sahe ihn Henriette mit einem Blicke an, der ihm auf der einen Seite ihren tiefsten Schmerz enthüllte, und auf der andern seine nur leise aufdämmernde Hoffnung mit einem Rosenschimmer erleuchtete. Es ist schwer zu sagen, wie weit beide der Augenblick geführt haben würde, wenn Henriettens Mutter nicht aus der Gartenthür getreten wäre und Brandten veranlaßt hätte sich zu entfernen.

Als der Sohn sich spät am Abende nebst der Mutter zum frugalen Abendessen an den kleinen Tisch setzte, bemerkte diese sogleich, daß ihm

etwas auf dem Herzen liege. „Du bist nicht heiter, lieber Sohn," sagte sie zu ihm mit dem Tone der liebendsten Milde, „schon den Nachmittag habe ich eine Veränderung an dir bemerkt, du liefst so verstört nnd eilend über die Straße. — Ist dir nicht wohl?"

Ach! ja, liebe Mutter, erwiederte er, ein wenig. Mein hypochondrisches Uebel ist wieder erwacht, darum muß ich Ihnen auch sagen, daß ich noch die kleine Reise machen will, zu welcher ich bereits lange die Erlaubniß meiner Obern nachgesucht habe. Das Wetter ist jetzt eben sehr schön, zu thun auch nicht viel auf dem Rathhause, so kann ich schon ein vierzehn Tage abkommen. Ich denke also Morgen aufzubrechen.

Aber, mein Sohn, fuhr die Mutter fort, wie kommt's denn, daß du dich so rasch entschlossen hast, es ist ja sonst nicht deine Art. Du machst doch gern Vorbereitungen, Einrichtungen während deiner Abwesenheit . . .

Sie sind getroffen, erwiederte der Sohn, ich bin schon bei Ihrer alten Freundin, der Frau Magister Nieman, gewesen, und habe sie gebeten, einstweilen bei Ihnen zu bleiben und meine Stube zu bewohnen. Sie hat mir's mit Freuden versprochen. . . Was Sie sonst bedürfen, finden Sie in meinem Pulte; davon nehmen Sie, was Sie brauchen. . .

Ich werde wenig brauchen, wenn du nicht bei mir bist, sagte die Mutter schmerzlich bewegt, aber warum willst du denn die Verlobung von Mamsell Jettchen nicht abwarten,

es war mir, als hätte die Frau Baumeistern sich merken lassen, sie würde dich um ein Paar Verse dazu ersuchen, so rührend, so herzergreifend, wie du sie immer machst. Nun, und Jettchen, — ich weiß ja, setzte sie leise scherzend hinzu — sie ist dir schon als ein kleines Mädchen nicht gleichgültig gewesen.

Ich habe das Geräusch von Festlichkeiten um mich her, woran ich nicht Theil nehmen kann oder muß, nie gelicbt — entgegnete Brandt — jetzt würde es auch zu meiner Stimmung wenig passen. Aber, liebste Mutter, warum hat man denn so geeilt mit Jettchens Verlobung? Ich dächte doch . . .

Geeilt hat man eben nicht — versetzte die Mutter, die Sache ist schon lange richtig. Ich hätte dir's auch schon umständlich erzählt, aber du hörst nicht gern Familiengeschichten. Unter uns — wenn man auch ein wenig geeilt hätte, so ist's geschehen, damit der junge Herr Rist nicht etwa hier andern Sinnes werde. Er soll, meint man, im Punkte des Frauenzimmers ein wenig veränderlich seyn . . .

Soll er? — fuhr heftig der Sohn auf, und setzte dann bitter spottend hinzu: da soll denn das herrliche Geschöpf ein Opfer werden für die Ruhe der Familien? Nicht wahr? das ist die gepriesene Elternliebe, die immer zuerst an ihre Bequemlichkeit denkt, wenn sie das Glück der Kinder begründen will.

Lieber Sohn — sagte die Mutter mit einem Tone, der wie ein leiser Vorwurf klang und von dem Sohne wohl verstanden wurde . . .

Mutter, versetzte jener, sich schnell fassend, ich verstehe Sie, auch weiß ich, daß Sie, Sie nimmer so handeln könnten, aber das ist der Fluch des Reichthums, daß er auch die Quelle des edelsten Gefühls vergiftet . . . Ich habe Jettchen heut Abend gesehen . . . Sie war todtenblaß, sehr traurig . . nicht, wie ich mir eine Braut denke, eine liebende, eine hoffende, eine in schönen Vorgefühlen sich verlierende Braut . . . Doch! lassen wir das! ich möchte gern bald schlafen gehn, um Morgen mit dem Frühesten mich auf den Weg zu machen . . .

Die kleine Abendtafel wurde aufgehoben und man begab sich zur Ruhe. —

Die Mutter schlief noch am andern Morgen, da stand der Sohn schon reisefertig und legte mit einigen schriftlichen Abschiedsworten und kleinen Anweisungen seinen Pultschlüssel auf das Tischchen neben dem Bette der Schlummernden, dann schritt er hinaus in die thauige Frühe, den Weg nach B . . . einschlagend, wo er einen akademischen Jugendfreund wußte, der ihn längst schon dringend zu einem längern Besuche eingeladen hatte. Es war ein schöner Tag des Spätsommers, die durch die stärkere Nachtkühle erfrischte Luft wehte ihn erquickend an und er fühlte bald, daß er das beste Mittel ergriffen hatte, seinen Kummer Linderung zu schaffen und seine Kraft zu Ertragung des Unvermeidlichen aufzurichten. Ja! es liegt ein wunderbarer Heilungsbalsam in dem Umfangen der freien

Natur, wenn das Herz sich verwundet fühlt durch die quälenden Mißverhältnisse des engen und armen Lebens.

Nach einigen Tagen angestrengter Wanderung kam er in B . . . an, fand aber, zu seinem Bedauern, den Freund ebenfalls auf einer kleinen Reise begriffen. Da man ihn jedoch in der Wohnung desselben sagte, daß er in wenigen Tagen schon zurückerwartet werde, nahm er für die kurze Zeit ein Zimmer in einem nahgelegenen Wirthshause.

Die Gegend um B . . . ist sehr romantisch, und bietet dem Fremden mannichfache reizende Spaziergänge fern und nah dar. Was konnte unserm Freunde erwünschter seyn, die Muse seiner Lage auszufüllen bis zur Wiederkehr seines Freundes? Oft von einem Führer geleitet, oft ohne denselben verlor er sich in den Parthieen des Gebirges, wo er immer die rauhesten und einsamsten aufsuchte, um, wie es der Mensch oft zu thun pflegt, das gerade sich recht nahe zu bringen, dem er hatte entfliehen wollen. Wohin er schaute, sahe er den bleichen Engel vor sich, der nun, wie er glaubte, auf ewig sich von ihm gewendet hatte.

Einst, nachdem er an einem heißen Nachmittage Berg auf Berg ab gestiegen war, gelangte er an einen Ort, wohin die Einwohner von B. gewöhnlich zu Pferde oder zu Wagen Lustparthieen zu machen pflegen, und wo er einkehrte, um sich einige Erfrischungen reichen zu lassen. Er fand viel Gesellschaft, unter andern auch einige Bekannte von seinem Tische im Wirthshause. Er gerieth mit ihnen ins Gespräch, und zwar so

tief, daß es zu dunkeln begann, als die Bekannten den Wagen bestellten, um abzufahren. Sie boten ihm einen Platz an, er aber zog das Gehen vor, und lehnte das Anerbieten höflich ab. Da sagte scherzend der eine: Sie werden sehr spät nach B . . . kommen, und wenn Sie sich auch im Walde, was wohl möglich wäre, da Sie fremd sind, nicht verirren, so kommen Sie doch erst im Dunkel der Nacht am Kirchhofe zu Dachau vorüber, wo es schon manchen bethört hat, besonders in der letztern Zeit, da man Geister auf den Gräbern gesehen haben will. Nehmen Sie sich in Acht; Sie kommen mir ganz wie eine Art von Geisterseher vor! —

Man lachte gegenseitig und schied. Brandt brach kurz nach den Fremden ebenfalls auf, und schritt, nicht eben eilig, dem Walde zu, durch den der Weg führte; er verirrte sich wirklich, und kam erst in ganz tiefer Nacht zufällig und mühsam wieder auf den rechten Weg. Jetzt sahe er die weißen Leichensteine des Kirchhofs durch das Dunkel blinken und zugleich fing der spät aufgehende Mond an die schweigende Landschaft zu erhellen. Kaum war er so nahe gekommen, daß er die Gestalten deutlicher unterscheiden konnte, da schien es ihm, als rege sich Etwas auf einem Grabe unfern der Mauer. Eine Art von Schauder überlief ihn, doch sprach er sich selbst Muth ein und schritt näher. Er hatte Recht gesehen. Es war wirklich eine weibliche Gestalt, die in kniender Stellung ein schwarzes Kreuz umklammert hatte, und sich, als er ganz nahe gekommen war, nicht weiter bewegte. Er betrachtete sie

eine Weile innerlich bebend. Daß es kein Gespenst war, sahe er nun wohl, allein er hielt sie entweder für erstarrt in der Kühle der Nacht oder gar für entseelt. Zuerst fiel ihm ein, daß es wohl eine Wahnsinnige seyn möchte, dann aber dachte er, daß ja auch der Schmerz ein liebendes Herz auf einem theuern Grabe gefesselt haben könnte, wo es denn im kalten Hauche der Nacht vielleicht nur erstarrt sey. Da war noch Hülfe möglich. Dies bestimmte ihn ganz dicht an die Mauer zu treten, und als er in leisen Zuckungen den Funken des Lebens noch zu bemerken glaubte, stieg er sogleich über eine niedrige Stelle der Umzäunung und trat zu der Unbekannten, die wirklich dem gänzlichen Erstarren nahe war. Er ergriff zuerst die Hand, die das Kreuz umschloß, dann faßte er sie um den Leib, und es gelang ihm nach einiger Bemühung sie zum Aufstehen zu bringen. Aber wie erschrak er, als ihn im Mondenlicht ein Gesicht anschaute, todtenbleich, aber fast so schön als Henriettens, und er eine Gestalt in seinen Armen hielt, so anmuthsvoll und edel als ihm je eine erschienen war. Als die Unbekannte sich ein wenig erholte, riß sie sich mit einem Schrei des Entsetzens aus seinen Armen und wollte entfliehn, aber die Füße versagten ihr den Dienst.

Ich fühle wohl, sagte Brandt, daß Sie über mein Erscheinen erschrecken müssen, und daß es Ihnen nicht gleichgültig seyn kann, in diesen Stunden einen fremden Mann an Ihrer Seite zu sehen, aber ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir heilig ist, daß nur die Absicht, Sie von

dem wahrscheinlichen Tode zu retten, mich hierher geführt hat. Auf dem feuchten Rasen, in der kalten Nachtluft, mußten Sie den Tod finden. —

Ach! daß ich ihn gefunden, versetzte die Unbekannte mit dem Tone des herzzerschneidendsten Schmerzes, wenn Alles, was man geliebt und verehrt hat, unter der Erde ruht, was soll man auf ihr? —

Erlauben Sie mir, fuhr Brandt fort, Sie nach Ihrer Wohnung zu geleiten. Vertrauen Sie sich mir, ich bin ein redlicher Mensch . . .

Einen Augenblick schaute sie ihn, wie zweifelnd, an, dann reichte sie ihm den Arm mit abgewandtem Gesichte. Kaum waren sie einige Schritte gegangen, so trat ihnen ein Mann entgegen, den, der örtlichen Umgebung und seiner Kleidung halber, unser Freund für den Pfarrer des Ortes hielt.

„Sie kommen gewiß, die Vermißte zu suchen," redete ihn Brandt an. Ein Zufall oder lieber Gottes Vorsehung ließ sie mich finden und retten . . . Ich übergebe sie Ihren schützenden Händen und bitte mir nur den Weg nach B. zu bezeichnen . . .

So dürfen Sie nicht scheiden, lieber Unbekannter, versetzte der Pfarrer — denn er war es und bei ihm wohnte die Leidende — wenn die Vorsehung, wie auch ich glaube, Sie hierher führte, so treten Sie unter mein Dach; wer weiß denn, was für Segen sich für uns alle aus diesem Momente entwickelt! —

Brandt folgte dem gastlichen Rufe. Man

eilte die Pfarrwohnung, die an den Kirchhof stieß, zu erreichen, und hier erst fiel ihm, bei dem Scheine des Lichtes, der rührende Reiz recht in die Augen, der die Fremde schmückte. Sie wurde von der Gattin des Pfarrers sogleich zu Bett gebracht, indeß Brandt mit dem Pfarrer ein Gespräch über seine Schutzbefohlne begann. Dieser, ein Mann schon im Spätherbst des Lebens stehend, und in seinem Aeußern die stille Würde seines Berufs auf ungesuchte Weise ankündigend, erzählte Folgendes:

Es war an einem herrlichen Maitage vorigen Jahres, als mich mein Freund, der Regierungsrath Münter aus B . . . in Begleitung von zwei mir unbekannten Damen besuchte.

Regierungsrath Münter, fiel ihm Brandt in's Wort, das ist ja derselbe, den zu besuchen ich eben nach B. gekommen bin, und der jetzt selbst auf einer kleinen Reise sich befindet . . .

Sehen Sie wohl, versetzte der Pfarrer, daß ich Recht hatte zu sagen, wer weiß, ob nicht aus dieser Stunde sich für uns Alle Segen entwickelt? Schon sind Sie mir kein Unbekannter mehr, der Freund eines lieben Freundes . . . Herzlich willkommen! setzte er mit einem warmen Handdrucke hinzu, und fuhr dann also fort: die beiden Damen waren eben die arme Leidende, deren Retter Sie wurden, und ihre Mutter — ach! diese und noch ein ihr verwandtes Herz schläft eben unter jenem Hügel, worauf sie die Tochter fanden — Münter hatte ihnen eine Zerstreuung durch den Anblick der schönen Gegend, die meinen Wohnort umgiebt, verschaffen, zu-

gleich aber auch ſich bei mir erkundigen wollen, ob ich wohl geneigt ſeyn möchte, der kleinen Familie in meinem geräumigen Hauſe auf einige Sommermonate eine Wohnung zu vermiethen. Wenige Stunden reichten hin, mich zu Erfüllung dieſes Wunſches zu beſtimmen, denn ich ſahe bald, welch' ein edles Weſen, welche Bildung des Geiſtes und Gemüths die Frauen ſchmückte. Bei der Tochter wurde dies noch durch eine Schönheit gehoben, welche ſelten genannt werden konnte, weil ſie nur der Abglanz eines eben ſo ſchönen Innern zu ſeyn ſchien, und um ſo anziehender wurde, je dunkler die Schatten waren, welche oft plötzlich durch eine ſchnell hervorbrechende Schwermuth darüber ſich verbreiteten. Münter ſelbſt kannte ſie damals wenig, und ſtellte mir die Mutter als die Witwe eines Schiffscapitains zu Hamburg vor, wo ſie bisher in ſtiller Eingezogenheit gelebt hätte, und von wo aus ſie ihm durch einen dortigen Bekannten empfohlen worden. Sie zogen bei mir ein und brachten ein holdes Kind mit, ungefähr zwei Jahre alt, das ſie Anfangs für ein angenommenes ausgaben, welches aber der Tochter eigenes war, der Zeuge begangener Schuld — die ſie meiner Gattin ſpäter mit tiefer Reue geſtand — und zugleich einer ſeligen Hoffnung, die durch den ſchändlichſten Verrath zerſtört worden war. Wir lebten mehrere Monate in der ſüßeſten Eintracht. Immer reizender entfaltete ſich der Geiſt und das Herz dieſer liebenswürdigen Perſonen, und die Tochter hatte, wenn der Geiſt der Schwermuth ſie verließ — Momente, wo ich

kaum ein irdisches Wesen vor mir zu sehen glaubte. Aber leider! wurde jener Geist immer mächtiger, alles, was ich anwandte ihn zu beschwören, fruchtete nichts, und er schien in Menschenhaß, in Verzweiflung an Tugend und Liebe überzugehen, als ein unglückliches Geschick ihr vor einigen Wochen Mutter und Kind zugleich entriß. Nun scheint ihr die Ruhestätte dieser geliebten Wesen auch die einzige, wo sie Ruhe finden kann, und schon mehrere Nächte haben wir sie halbohnmächtig von dem Grabe getragen, wo Sie sie heute gefunden haben . .

Unwillkührlich schwieg, in Rührung versenkt, der Pfarrer; auch unserm Freunde standen Thränen in den Augen.

O! sagte dieser endlich, wieder ein Schlachtopfer männlichen Leichtsinns, den die Welt so gern in Schutz nimmt, wieder das Glück eines ganzen Lebens hingeopfert dem Genusse eines flüchtigen Augenblicks. Es ist schrecklich! Was prunken wir mit Zartgefühl und Bildung, wenn solche Beispiele in unsrer Mitte stehen?

Ich achte Sie dieses Unwillens halber, da ich ihn ganz theile, versetzte der Pfarrer, und das um so mehr, je lebhafter in mir die Vermuthung geworden ist, daß ein fremdes, gräßliches Verbrechen in die Geschichte des Lebens meiner Schutzbefohlnen verflechten ist. . .

Worauf stützt sich Ihre Vermuthung? lieber Pfarrer, fragte Brandt mit erhöhtem Interesse.

Weil die Frauen, fuhr jener fort, meinen frugalen Tisch zu theilen wünschten, auf dem der Wein kein gewöhnliches Getränk ist, so hatten

wir wohl einen Monat verlebt, ohne dergleichen zu genießen. Da fiel der Geburtstag meiner Frau ein, und ein Freund hatte mir dazu einige Flaschen treflichen Tokciers verehrt. Zum Nachtisch öffne ich eine dieser Flaschen und reiche meiner Schutzbefohlnen und deren Mutter die erſten Gläſer dar, aber kaum hab' ich dies gethan und den Namen des Getränks ausgeſprochen, als die erſtere in eine Art von Erſtarrung fällt, und nachdem ſchnell alle Mittel zu ihrer Wiederbelebung verſucht worden, mit dem Ausrufe: Auch hier verfolgt uns das ſchreckliche Gift! Abſcheulicher! Verworfener! zum Zimmer hinauswankt. Sie können ſich unſern Schreck, unſer Entſetzen vorſtellen! Gift alſo hatte das Leben dieſes lieblichen Geſchöpfs bedroht! Gift, vielleicht gar von geliebter Hand gemiſcht! — Ich forſchte ſpäterhin mit der zarteſten Schonung über den Zuſammenhang dieſer Begebenheit nach, allein nie hat eine der Frauen das Geringſte darüber geäußert . . . O! lieber Unbekannter, wie will ich mich freurn, wenn es mir gelingt den Glauben an menſchliche Tugend wieder in dieſer Seele zu wecken! . . .

Die Morgendämmrung war über dieſem Geſpräche angebrochen. Unſer Freund dachte an keinen Schlaf, ſondern benutzte, nach kurzem Abſchiede von dem Pfarrer und dem Verſprechen bald wieder bei ihm einzuſprechen, die Schönheit des Morgens, um nach B. zurückzukehren.

Noch am Abende deſſelben Tages kehrte ſein

Freund Münter zurück. Natürlich war der Gegenstand des ersten Gespräches, nach dem Austausch der Empfindungen der Freude über das Wiedersehen nach langer Trennung, das, was Brandt in dem Hause des Pfarrers erlebt und vernommen hatte.

Was Dir der gute Pfarrer von Madame Blum und ihrer liebenswürdigen Tochter Clementine gesagt hat, fuhr der Regierungsrath fort, ist auch ziemlich Alles, was ich noch jetzt von den frühern Schicksalen derselben weiß, nur daß ich auch den Namen des Mannes erfahren habe, der Clementinen so unaussprechlich elend gemacht hat. Er heißt Rist und ist der Sohn eines angesehenen, reichen Mannes in Deinem Wohnorte. Kennst Du ihn vielleicht?

Ja wohl, antwortete mit allen Zeichen des Entsetzens der erschrockene Brandt, aber vollende nur Deine Erzählung.

Durch alle Künste der Verführung, unterstützt von persönlicher Liebenswürdigkeit, schlich er sich in das unschuldige, arglose Herz und brachte es in einer Stunde berauschender Selbstvergessenheit um den Frieden seines Lebens . . . Kaum hatte er seinen schändlichen Zweck erreicht, so wurde er kälter und kälter gegen die, die ihn so heiß, so innig liebte, und verließ endlich Hamburg, ohne der Unglücklichen Etwas zurückzulassen, als Reue und Verzweiflung . . .

Und dieser Mensch, fuhr im höchsten Unwillen Brandt fort, steht so eben im Begriff ein Clementinen ganz ähnliches Wesen, nur auf gesetzlichem Wege, unglücklich zu machen. Ja, schon

iſt in dieſem Augenblick vielleicht das ſchreckliche Band unauflöslich geknüpft . . Gott! wenn doch hier, hier wenigſtens noch Rettung wäre.

Nachdem Brandt dem Freunde Riſt's Verhältniß zu Henriette Behrens mit wenig Worten bezeichnet hatte, begab er ſich auf ſein Zimmer, um noch einſam den Erfahrungen der letzten Tage nachzuſinnen. Was ſoll, was darf ich hier thun? dachte er bei ſich ſelbſt, Warnungen ſenden vor möglichem Unglück? wird man ihnen glauben? Und wie ſoll ich ſie ſenden? Bin ich nicht den beiden Familien, die ſich jetzt durch ſo heilige Bande vereinen wollen, ein Fremder? Wird mich nicht Riſt leicht als einen Verläumder darſtellen können? Und darf ich, was ich thun möchte, ohne Clementinens Einwilligung thun? — Doch Henrietten unglücklich werden ſehen, ohne wenigſtens Rettung verſucht zu haben; — nein! das kann ich auch nicht! Und dann, wenn nun das Gift, wovon Clementine geſprochen, aus ſeinen Händen kam? — Er ſchauderte. Ja, ja, wenn das wäre, dann müßte ich warnen, dann wäre Schweigen ein entſetzliches Vergehen. . .

Leicht wird man bemerken, daß an dieſen Gedanken nicht allein das Pflichtgefühl, ſondern auch die Liebe ihren Antheil hatte, wenigſtens regte ſie Jenes bloß zum Enthuſiasmus auf, ſo daß Brandt endlich beſchloß den warnenden Schritt zu thun, was auch daraus erfolgen möge.

Am andern Morgen empfing unſer Freund einen Brief ſeiner Mutter, worin ſie ihm mel-

dete, daß, da der junge Riß krank angekommen sey, die bewußte Verlobung habe aufgeschoben werden müssen, ja daß, nach Allem, was sich bisher mit dem Kranken zugetragen, es sehr zweifelhaft sey, ob und wann sie werde vor sich gehen können. Selbst in der Familie vermuthe man aus einem Traume, den der Patient in einer Nacht gehabt, wo er dem Tode nahe gewesen, und den er einem Freunde sogleich nach der Erscheinung mitgetheilt habe, daß eine geheime Schuld ihn drücke, deren Aussöhnung nun sein einziger Wunsch sey, aber ein Wunsch, der sich seiner Vermählung geradezu entgegen stelle. Aus der weitschweifigen, und zum Theil verworrenen Erzählung ergab sich Folgendes:

Die Krankheit des jungen Riß war schon am ersten Tage nach seiner Ankunft von den Aerzten für nervös und gefährlich erklärt worden. Das Fieber nahm zu, die Gefahr vermehrte sich. In einer Nacht verfiel er in einen todtenähnlichen Schlummer, und man fürchtete schon, er werde nicht wieder aus demselben erwachen. An seinem Lager saß ein Geistlicher, ein wackerer Mann und Freund des Hauses, den der Kranke schon vor seiner Reise wie seinen Vater geliebt hatte, und der diese Nacht aus theilnehmender Liebe bei ihm wachte. Als er die Augen aufschlug, bat er den Geistlichen die übrigen Umstehenden zu entfernen. Dann sagte er ihm mit schwacher, oft unterbrochener Stimme: Ich habe so eben einen Traum gehabt, verehrter Mann, der wahrscheinlich über mein künftiges Leben

entſcheiden wird, falls es dem Himmel gefällt, es mir zu friſten. Mir träumte nemlich, ich ſey noch auf der Reiſe, da wurde es plötzlich Nacht um mich, und eine übermächtige Gewalt zog mich auf unbekannten Wegen fort, und ſiehe, plötzlich ſtand ich auf einem Kirchhofe, wo Gräber an Gräber ſich drängten und der Nachtwind ſchaurig durch die alten Linden ſtrich, die ihn hier und da beſchatteten, und auf einem der Gräber lag, wie ſelbſt in Todesſchlummer verſenkt, eine weibliche Geſtalt, die Arme um das Kreuz geſchlungen, das dem Hügel zum Denkmale diente. Ich trat hinzu, da richtete ſich die Geſtalt empor, und ich erkannte die Züge eines Mädchens, das ich geliebt, aber leichtſinnig, und aus Furcht vor meinen Eltern, die, wie ich wußte, nie in eine Verbindung mit ihm willigen würden, da ſie ganz andere Plane mit mir hatten, verlaſſen habe. Die Unglückliche mahnte mich an mein Verſprechen, und ſagte mir, daß unter dieſem Hügel das Pfand unſerer Liebe ſchlafe. Ich ſchwor ihr bei dem Gekreuzigten mein Wort zu erfüllen, und bin entſchloſſen, was ich im Traume gelobt, wachend, nach wieder erlangter Geſundheit, zu vollbringen. Schreiben Sie nach Hamburg, erkundigen Sie ſich nach Clementine Blum, der Tochter eines dort bekannten Schiffskapitains, und wenn Sie ſie aufgefunden, ſo melden Sie ihr meine Reue und meinen Entſchluß. Glauben Sie mir, ehrwürdiger Mann, ich habe in dieſer Nacht viel, viel erfahren, was ich nie geahnet habe, meine ganze Seele iſt verändert, ich habe das Leben

und das Glück von nie gekannten Seiten erblickt. Ich werde dies nie vergessen.

Mit der größten Spannung hatte Brandt diesen Brief durchlesen. Nach kurzem Bedenken beschloß er nun, seinen schon vorher gefaßten Entschluß auszuführen. Er setzte sich sogleich an seinen Schreibtisch, und meldete in einem Briefe dem jungen Rist, wo und wie er Clementinen gefunden, und daß er ihn beschwöre, in dem Herzen, das durch ihn eine Beute des schrecklichsten Grams, ja der Verzweiflung geworden sey, den Glauben an Tugend und Liebe von neuem zu entzünden. Diesen Brief sandte er an seine Mutter, mit der dringenden Bitte, ihn dem Kranken selbst einzuhändigen, und in einem andern bat er seine Vorgesetzten um verlängerten Urlaub. Jetzt war es ihm, als verbreite sich plötzlich ein Lichtglanz über seine dunkle Zukunft, er sah Henrietten ihm aus weiter Ferne freundlich winken, und eine stille Heiterkeit erfüllte seine Seele.

So ging er zu seinem Freunde, der ihn bat, diesen Abend mit ihm eine Gesellschaft zu besuchen, in die er eben eingeladen worden sey, und wo man gewiß keine Langeweile zu erwarten habe. Der folgende Tag ward zu einem Besuche bei Clementinen bestimmt, der Brandt sogleich den Inhalt des Briefs seiner Mutter mittheilen wollte.

In der genannten Gesellschaft befand sich unter andern auch der Präsident des Criminalgerichts zu B . . ., der, als das Gespräch auf mehrere, neuerlich begangene Verbrechen

fel, erzählte, daß er dieſen Morgen bei dem Verhöre eines Italieners, der ſich mancherlei ſchwerer Vergehungen ſchuldig gemacht, indem er, als Bedienter mehrerer Herren, dieſe zum Theil betrogen und beſtohlen, zum Theil gar durch Gift getödtet habe, um ſie zu berauben, die Bemerkung beſtätigt gefunden, daß der rohe Menſch eine Sünde, die er begehen wolle, nur nicht zu ſehen brauche, um ſich unbedenklich dazu bereit zu zeigen. Dieſer Menſch hat, fuhr der Präſident fort, auch einſt die Geliebte ſeines Herrn, dem er ſonſt nicht vorzüglich anhing, in Wein zu vergiften verſucht, weil er geglaubt hatte, ſein Herr ſey ihrer überdrüßig geworden, und werde ihren Tod für eine erwünſchte Begebenheit anſehen. Er überbrachte ihr im Namen ſeines Herrn, nach deſſen Abreiſe von dem Wohnorte ſeiner Geliebten, einige Flaſchen Tokayer, an denen ſie ſich einen langſamen Tod trinken ſollte. Glücklicher Weiſe wirkte das Gift nicht, und die Gerettete kam mit einer langanhaltenden Unpäßlichkeit davon, doch weiß ich nicht, ob ſie nicht noch jetzt ihren Geliebten des beabſichtigten Mordes ſchuldig glauben mag, denn ſie haben ſich ſeitdem nicht wiedergeſehen. . . .

Mit dem größten Erſtaunen hörte Brandt dieſer Erzählung zu. Das war gewiß Clementinens Geſchichte, dies der Grund des Abſcheu's, den ſie bei dem Pfarrer gegen den Wein gezeigt hatte. Aber wie erfreulich war es ihm auch zu hören, daß Riſt hier unſchuldig ſey, und ſich ſelbſt im Stande zu ſehen, der Unglücklichen einen Verdacht aus der Seele nehmen zu können, der

vielleicht so drückend auf ihr lastete, als der Verlust des Geliebten selbst.

Der Morgen des Tags, den die beiden Freunde zum Besuche bei dem Pfarrer und Clementinen bestimmt hatten, versprach den herrlichsten Genuß. Ein sanfter Regen hatte den Abend zuvor die Luft erfrischt, und Bäume, Blumen und Gras prangten in erneutem Farbenschmucke und verjüngter Lebenskraft. Auch die Familie des Pfarrers hatte den Reiz des Morgens genießen wollen, und so traf sich's, daß sie, nebst Clementinen, den zu Fuße wandernden Freunden begegneten. Von süßer Bewunderung erfüllt, betrachtete heute Brandt Clementinens Liebreiz, den er bei dem ersten Begegnen mehr geahnet als gesehen hatte. Das weiße Gewand ließ jeder Bewegung der schönen Glieder Freiheit, die feinsten Umrisse und das reinste Ebenmaaß zu entfalten; auf die blassen Wangen hatte der Morgenwind zarte Rosen gehaucht, die dunklen Locken schwebten regellos anmuthsvoll um die weiße Stirn, und in dem dunklen Auge brannte die halb unterdrückte Glut eines schwärmerischen Gefühls, das, von der Liebe entzündet, den Gegenstand derselben mit himmlischer Lust beseligen mußte. Seltsame Gefühle und Gedanken regten sich in der Brust unsers Freundes. Es war ihm, als ob vor der lebenden Schönheit das geliebte Bild in seiner Seele sich verhülle, und als ob eine innere Stimme ihm zurufe: Halte, was das Schicksal dir ent-

gegen bringt, da du doch nie besitzen wirst, wornach deine Wünsche streben. — Doch indeß er der Verführung sein Ohr lieh, fiel ihm der Zweck seines Besuches bei, und daß ja das reizende Geschöpf, das ihn eben an sich locke, fremder Liebe wieder angehöre. Er suchte daher muthig die erste leise Regung seines Herzens zu bekämpfen, und es war ihm ganz recht, daß Münter in tiefes Gespräch mit Clementinen gerieth, und er so mit dem Pfarrer allein vorausschreiten konnte. Hier entdeckte er diesem den Zweck seines Besuches, und Alles, was er Clementinens Schicksal Betreffendes gehört und erfahren hatte. Die Freude des guten Pfarrers war groß, und er versprach, Alles Clementinen noch heute mit Klugheit beizubringen, denn mit Recht fürchtete er, der Uebergang vom tiefsten Gram zur höchsten Freude werde die zarte Natur vielleicht unheilbar zerrütten, wo nicht gar zerstören. Man langte in der Pfarrwohnung an. Still und heiter ging der Tag vorüber, wo Brandt vielfache Gelegenheit fand, sich des schönen, tiefen Gemüths, des hellen Verstandes und des Schwunges der Phantasie zu erfreuen, wodurch Clementine sich nicht minder, als durch ihre reizende Körperbildung auszeichnete; denn die lebhaften Anregungen, sich mitzutheilen, die sie in der Gesellschaft der Freunde empfing, hatte den Geist der Schwermuth fern gehalten, der sonst alle Reize ihres Innern neidisch verhüllte.

Da der Abend nicht minder schön zu werden versprach, als der Morgen gewesen war, hatten

Münter und Brandt die Einladung des Pfarrers, bei ihm heut zu übernachten und erst morgen nach B . . . zurückzukehren, gern angenommen. Einsam und in tiefe Gedanken versenkt über das, was in den letzten Tagen ihm das Schicksal von Außen entgegengeführt hatte, so wie über das, was in seinem Innern vorgegangen war, saß Brandt in einer Laube des Gartens, und sahe der sinkenden Sonne nach, die mit dem letzten Strale das dunkle Gewölk vergoldete, das den abendlichen Himmel bedeckte, da hörte er schnelle Tritte sich nahen, und erblickte Clementinen, die auf ihn zuflog, und ehe er es hindern konnte, mit einem Strome von Thränen zu seinen Füßen sank. Fast außer sich vor Erstaunen, war er keines Wortes mächtig, sondern richtete nur unwillkührlich die Hingesunkene auf, deren Gemüthsbewegung er für Wahnsinn hielt. Aber kaum stand sie vor ihm, da erblickte er deutlich den Stral der Freude auf ihrem Gesichte, welche, wie die Sonne dort am Himmel, die Wolken des Grams auf jenem vergoldete. Wie soll ich Ihnen danken, vortrefflicher Mann, rief sie aus, Sie sind mir ein rettender Engel geworden, ein Bote des Friedens aus einer schönern Welt. Ach! er ist schuldlos, den ich so unaussprechlich liebte, und noch liebe! ich darf wieder an Tugend glauben und an Gott! O! wenn ich auch nie ihn wiedersehen sollte, wenn auch der Eindruck, den der Traum auf ihn gemacht hat, nur vorübergehend wäre, ich wäre doch glücklich, höchst glücklich! Ach — glauben Sie mir, es ist entsez-

lich, keine Sprache spricht es aus, das zerreissende Gefühl, wenn der Mensch an Tugend und Liebe verzweifelt, wenn er Alles verachten muß, was er sonst hochgeachtet hat! —

Jetzt verstand Brandt die Gemüthsbewegung, welche Clementinen zu seinen Füßen hingeworfen hatte. Der Pfarrer hatte ihr das mitgetheilt, was er ihm diesen Morgen entdeckte, die Beglückte sahe in ihm das Werkzeug ihrer Rettung, und mußte an seinem Herzen sich der Last der Freude und des Dankes entladen, die das ihrige zu erdrücken drohte.

Wie freue ich mich, versetzte endlich Brandt mit tiefbewegter Stimme, einer so schönen Seele ein Bote des Friedens und der Freude geworden zu seyn. Ja, ich fühle es mit Ihnen, es giebt keinen größern Schmerz auf Erden, als verachtend von Allem scheiden zu müssen, was man hochgeachtet! — Doch kommen Sie, lassen Sie uns in der Milde dieses herrlichen Abends den Geist des Friedens recht in uns aufnehmen, der allein von oben kommen kann, lassen Sie uns vertrauend zu ihm aufschauen, der auch, wenn einst die Sonne jedes irdischen Glückes untergeht, seinen Frieden in unser Herz senken wird. . .

Clementine hing bebend an seinem Arme. Er glaubte, sie werde an ihm niedersinken; unwillkührlich umschlang er sie, und in einem Kusse der reinsten Empfindung begegneten sich ihre Lippen, denn in süßer Täuschung glaubte unser Freund, das schöne Bild lebend an sein Herz zu drücken, welches in so ätherischem Glanze

in seinem Innern wohnte. Die freundlichen Stimmen der Freunde, die sie zum traulichen Mahle riefen, weckten sie aus ihren Träumen, und wie ein verklärter Geist stand Clementine den ganzen Abend im Kreise der Fröhlichen.

So erfreulich sich hier, besonders für Clementinen, die Sachen gewendet hatten, so unglücklich war der Erfolg davon für Brandt. Die veränderte Sinnesart des jungen Rist, wodurch die beabsichtigte Verbindung der Familien Behrens und Rist rückgängig geworden war, hatte auf beide einen höchst ungünstigen Eindruck gemacht, besonders war der Banquier Behrens darüber aufgebracht, da seine Handelsangelegenheiten seit einiger Zeit nicht in der besten Lage sich befanden, und er durch das Vermögen seines künftigen Schwiegersohnes seinem wankenden Credite auf das wirksamste zu Hülfe zu kommen meinte. Besitz des Reichthums führt zum Streben nach Vermehrung, dieses macht kühn, oft verwegen, und so wird nicht selten der Behutsamste zu gefährlichen Schritten verleitet. Behrens hatte sich verlocken lassen, mit einem Handelshause in Cadix eine grosse Speculation nach Westindien zu unternehmen und auf diese den ganzen Rest seines Vermögens zu setzen. Die Sache war sehr geheim gehalten worden, so daß selbst in seiner Familie und auf seinem Comptoir Niemand darum wußte. Mit jedem Tage erwartete er die Entscheidung, allein sie verzögerte sich, und es kamen ihm von dem

Stande der Angelegenheit und den Verhältnissen seiner spanischen Handelsfreunde nicht die besten Nachrichten zu. Er wurde nun ängstlich, und wandte seine hoffenden Blicke um so mehr auf das Vermögen der Rist'schen Familie.

Der warnende Brief unsers Freundes wurde ihm bekannt, und da er in demselben, wo nicht die Quelle jener Umstimmung des jungen Rist, doch das Mittel der Bestärkung seines Entschlusses und das der möglichen Ausführung desselben erkannte, so warf sich sein ganzer Haß auf Brandt, und er strebte nach einer Gelegenheit, ihm denselben fühlbar zu machen, zumal da er von Natur äußerst heftig und stürmisch leidenschaftlich war. Die Gelegenheit dazu bot sich wie von selbst dar. Der verlängerte Aufenthalt unsers Freundes in B . . ., und die Abwesenheit desselben von seinem Geschäftskreise bewirkten bei seinen Vorgesetzten eine ungünstige Stimmung gegen ihn, und so vermochte Behrens, in Verbindung mit dem Proconsul Rist, seine Absetzung zu veranlassen.

Ob nun gleich die kleine Stelle, welche Brandt bekleidete, weder seiner Neigung, noch seinen Talenten angemessen war, obgleich er sich nach einem andern Wirkungskreise lange schon gesehnt hatte, so traf ihn doch jetzt die Nachricht von dem Verluste derselben, wie ein Blitzstral aus heitern Himmel, denn sein erster Gedanke war seine Mutter! — Er eilte zu derselben zurück, und traf sie nicht in Verzweiflung, vielmehr in einem Zustande ruhiger Ergebung in

den Willen des Höchsten, und erhoben durch eine stille Hoffnung der Rettung. Als er ihr seine Verwunderung darüber bezeigte, sagte sie mit dem Tone des beseligendsten Glaubens: Lieber Sohn! ich habe nicht gemeint, daß Gott noch Wunder thut, jetzt weiß ich es anders. Er hat mir einen tröstenden Engel gesandt, da du fern warst und mich eben die Verzweiflung von ihm abwendig machen wollte. Komm und siehe! Und mit diesen Worten führte sie ihn zu seinem Schreibtische, wo sie ihm mehrere Geldrollen zeigte. Dann fuhr sie fort:

Am Abende, wo ich deine Absetzung vernahm, wollte mich meine christliche Fassung ganz verlassen, und selbst in der heiligen Schrift fand ich nicht Trost für meinen Kummer. Mein kleiner Geldvorrath ging zu Ende, die Frau Baumeisterin hatte mir alle Arbeit aufgekündigt, und ihre Leute selbst behandelten mich, als ich bei ihr für dich vorbitten wollte, mit der kränkendsten Verachtung. Im Dunkeln, denn ich wollte das Licht ersparen, saß ich auf meiner Stube und weinte; da klopft es erst leise, dann stärker an die Thür, und als ich sie öffnen will, tritt eine hohe Gestalt herein, eine mir wohl bekannte, süße Stimme ruft meinen Namen, und legt mir, ehe ich mich von meiner Bestürzung erholen kann, die Geldrollen in die Hand, die du gesehen hast. Eine Thräne fiel dabei auf meine Hand, doch, als ich die Geberin erkannte, war sie meinem Danke entschwunden. Wer glaubst du, daß es gewesen? setzte die Mutter mit triumphirendem Tone hinzu.

In des Sohnes Seele regte sich wohl eine Ahnung, aber er wagte sie nicht auszusprechen.

Jettchen, Jettchen Behrens war es, fuhr die Mutter fort. Hier ist das Zettelchen, das um die Rolle gewickelt war! — Sie holte es, und der Sohn las:

Nehmen Sie dies unbedenklich! liebe Frau Brandt, als einen kleinen Beweis meiner Liebe, und einen schwachen Versuch, vergüten zu wollen, was ihnen Menschen entzogen haben, die ich achten und lieben muß. Es ist von meiner Ersparniß. Thränen im Auge Getrösteter oder Erquickter sind mir stets lieber gewesen, als Perlen und Edelsteine in meinem Haare.

Henriette B . . .

Von unaussprechlichen Gefühlen durchdrungen, hielt der Sohn das Blatt in der bebenden Hand. Ja! rief er aus, Sie haben Recht, Jettchen ist ein Engel! der Himmel hat sie nicht reiner, nicht herrlicher! —

Er trat ans Fenster, schaute lange nach dem Behrens'schen Hause stumm und wehmuthsvoll hinüber, dann sagte er gefaßter zur Mutter:

So sehr mich der Verlust meiner Stelle um Ihrentwillen schmerzt, so wie um dessen willen, der uns diesen Schmerz verursacht hat, so glaube ich doch auch Ihnen einen Trost mittheilen zu können. Ich habe in B . . . die Bekanntschaft eines angesehenen Kaufmanns gemacht, der den Handel nach Spanien mit außerordentlichem Vortheile treibt. Sie wissen, daß ich ein wenig

spanisch verstehe, und daß mich der Vater wegen der Beschäftigung mit dieser närrischen Sprache, die er sie nannte, oft bitter tadelte. Jetzt soll sie mir nützen. Jener Kaufmann hat mir eine Stelle auf seinem Comptoir unter sehr vortheilhaften Bedingungen angeboten. Ich reise sogleich zurück, sie anzunehmen, und dann Sie, meine gute Mutter, nachzuholen. . . . Sind Sie's zufrieden? . . .

Die Mutter sahe sich lange in der Stube um, wo sie fast dreißig Jahre unter Schmerz und Freuden verlebt hatte, gleich als wollte sie schon jetzt den traurigen Abschied davon nehmen, und sagte endlich gefaßt: Ja, mein Sohn, ich bin's zufrieden. Dann schaute sie nach dem Behrens'schen Hause hinüber und sagte: Gott segne Euch, ich hege keinen Groll, denn ein Engel wohnt in Eurer Mitte.

Alle Versuche unsers Freundes, nur einmal noch im Hause des Baumeisters Zutritt zu erhalten, waren vergebens, eben so wie die, Henrietten vor seiner Abreise zu sprechen, ja, er mußte selbst hören, daß sie auf längere Zeit zu einer Verwandtin zu reisen im Begriff stehe.

In kurzer Zeit hatte sich unser Freund in seinem neuen Wirkungskreise einheimisch zu finden gewußt. Seine Geistesgewandtheit, so wie die Gewohnheit, alle seine Kräfte immer auf den Punkt zusammen zu fassen, den es eben galt, machten ihn, verbunden mit der Kunst, seine Gedanken in mehrern neuern Sprachen

leicht und klar auszudrücken, zum völligen Herrn seiner Geschäfte, seine Ordnungsliebe, sein Fleiß und sein sanfter Charakter zum Lieblinge des Chefs dieses Hauses, eines bejahrten Mannes, der bald seine ganze Liebe auf ihn, wie auf einen Sohn, übertrug, da er selbst keine Kinder hatte. So sahe Brandt, den Gram der Liebe im tiefsten Herzen nährend, der Zukunft gefaßten Muthes entgegen.

Im Hause des Banquier Behrens wurde es dagegen mit jedem Tage düstrer und düstrer. Er wußte, daß sehr bedeutende Wechsel wegen der spanischen Handelsangelegenheit auf ihn liefen, und daß, wenn sie ihm jetzt zur Zahlung vorgelegt würden, er sogleich seine Insolvenz würde erklären müssen. Damit aber war, außer dem Ausschlusse aus den meisten geselligen Verhältnissen des Ortes, auch der Verlust seiner Rathsstelle unvermeidlich verbunden. Noch hatte er das Alles den Seinigen verschwiegen, welche zwar die Verlegenheit des Vaters und Gatten bemerkten, doch die Größe derselben nicht ahneten. Schon war er mit dem schrecklichen Entschlusse vertraut geworden, den Fall seines Hauses und seine Entehrung nicht zu überleben; als eines Abends, da schon alle seine Leute vom Comptoir gegangen waren, und er allein noch in düsterer Verzweiflung bei der Arbeit saß, ein Fremder bei ihm gemeldet wurde, der ihn dringend zu sprechen verlange. Er ließ den Fremden eintreten, allein wer schildert seine Ueberraschung, als er in diesem unsern Freund Brandt erkannte. Mit Zentnerschwere fiel ihm jetzt sein Unrecht

gegen diesen auf die Seele, so daß er fast alle Fassung verlor, ihn gebührend zu empfangen. Brandt ahnete dies, und sagte daher mit dem sanftesten Tone, dessen seine, an sich milde Stimme fähig war: Ich weiß, was Sie drückt, Herr Baumeister, ich komme in der bewußten Angelegenheit zu Ihnen, und präsentire Ihnen hier die Wechsel, welche morgen zahlbar sind, aber sie sind mein, auf mich rechtmäßig übergegangen, und ich allein kann sie geltend machen; hier empfangen Sie sie aus meiner Hand zurück. Sie sind bezahlt, denn Sie waren einst — wenn auch nicht in der lezten Zeit, für die ich kein Gedächtniß habe — mein und der Meinigen Wohlthäter. . . .

Man denke sich des Banquiers Behrens Zustand. Verwirrung, Schaam, Freude stürmte so auf ihn ein, daß er, keines Wortes mächtig, in Thränen ausbrach. Auch Brand stand tief gerührt vor ihm. Endlich gewann Jener Fassung und sagte: Gott! wie soll ich Ihnen danken, edler, großmüthiger Mann! Ich muß leider Ihr Geschenk jezt annehmen, aber ich will es Ihnen, sobald ich kann, redlich vergelten. Jezt sagen Sie mir nur, wie ich mich einigermaßen erkenntlich zeigen kann.

Lassen Sie mich in Ihrem Hause kein Fremder mehr seyn, erwiederte Brandt, ich bin der Handelsgesellschafter meines würdigen Chefs geworden, und werde von nun an unsere Geschäfte von hier aus führen. Ich gehe nun zu meiner Mutter, ihr dieses zu melden, doch mein erster

Gang, nach meiner Ankunft im Gasthause, mußte zu Ihnen seyn. . .

So schied er. Den Moment des jetzigen Wiedersehens zwischen Mutter und Sohn mögen wir nicht zu schildern; er gehört zu denen, für welche die arme Sprache keine Worte hat.

Nach einem Jahre waren Brandt und Henriette Verlobte. Jener hatte den Vater seiner Braut, der nun mit ihm in eine vortheilhafte Geschäftsverbindung getreten war, gebeten, ihm für Sommer und Winter die Wohnung in dem Gartenhause zu gestatten, seiner alten Wohnung gegenüber, damit er, wie er scherzend sagte, im Sonnenschein des Glückes des umwölkten Himmels nicht vergesse. Auch behielt er die kleine Wohnung immer bei, wo der arme Rathsactuar, ohne Ahnung seiner jetzigen Seligkeit, nur durch Tugend, Hoffnung und Glauben glücklich gewesen war.

Seinen Vermählungstag feyerte er nun im Kreise seiner Lieben, wozu auch der junge Riß gehörte, der, bereits mit Clementinen verbunden, ein schönes Beispiel glücklicher Ehen aufstellte. Nach dem Mittagsessen führte er seine gute Mutter in den großen Saal, und sagte: Nun, liebe Mutter, können Sie, so oft Sie wollen, ihren Caffee in diesem Saale trinken! Was seyn soll, fügt sich wohl! Aber seine Henriette faßte er bei der Hand, und führete sie in seine frühere ärmliche Wohnung, wo noch Alles so stand, wie es vor Jahren gestanden

hatte. Als sie das enge, verschwiegene Zimmer umfing, sagte Brandt: Liebe Henriette, würdest Du mich beglückt haben, auch wenn ich heute Dich in kein andres Zimmer führen könnte, und Dir nichts zu bieten hätte, als was mir sonst mein Fleiß gewährte?

Mit Thränen der Freude und Rührung sank Henriette, statt aller Antwort, in seine Arme, und segnete die Festigkeit, womit sie, trotz aller Lockungen des Schicksals, der Stimme ihres Herzens treu geblieben war. Seine Kinder selbst führte späterhin Brandt noch in dieses kleine Stübchen, und lehrte sie, daß das wahre Glück nicht von außen kommt, sondern nur in uns durch Tugend und Liebe begründet wird.

K. L. Methusalem Müller.

Geiſt und Gemüth.

„Wie? ich ſollte mich binden laſſen? — in den köſtlichſten Freiheitsjahren der Jugend? mit dem Gefühl erwachter Kraft, eignen Willens?“

So rief Conrad von Ulmen, und ging mit heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder. — Bald ſtand er ſtill, ſtumm vor ſich hinſtarrend, bald warf er einen zornigen Blick auf den verhängnißvollen Brief, der vor ihm nebſt andern Papieren auf dem Tiſche lag.

Noch einmal betrachtete er die Handſchrift; es waren die bekannten Schriftzüge einer theuren Hand, das letzte Vermächtniß ſeines verſtorbnen Oheims. Die Feder, die dieſe Zeilen ſchrieb, ſchien geſchwankt zu haben; das ſtimmte ihn milder, er nahm das Blatt, und durchlas es aufs Neue.

Der Verſtorbene, ein Freiherr von Ulmen, hatte ihn zum Univerſalerben ſeines bedeutenden Vermögens eingeſetzt. — Das Teſtament, in ſo fern es ihm von der liebevollen Fürſorge ſeines zweiten Vaters die ſprechendſten Beweiſe

gab, erfüllte ihn mit dankbarer Rührung, doch zerstörte der ihm beigefügte Brief all die aufkeimenden Träume von Glück und Freiheit, indem er ihn aufs deutlichste überzeugte, daß der Verstorbene mit väterlicher Sorgfalt über seine ganze Zukunft, das heißt, auch über seine Hand und künftige Wahl entschieden hatte. —

Es war nämlich stets der Lieblingswunsch des Freiherrn gewesen, die Häuser Burgau und Ulmen durch einen unauflöslichen Verein zu verknüpfen.

Ersteres war ihm durch die Erinnerung einer unvergeßlichen Jugendliebe aufs innigste verbunden. Ein Fräulein von Burgau war es, der sich einst sein Herz mit der ganzen Innigkeit kräftiger Gemüther zugewandt hatte, und der er, ob sie gleich, einem frühern Versprechen zu Folge, einem Verwandten ihres Hauses die Hand reichen mußte, dennoch mit ritterlicher Treue ergeben blieb, ohne an eine andre Verbindung zu denken. In der Nähe ihres Landgutes kaufte er die Herrschaft Ulmenthal, und suchte fortan, auf eignes Familienglück verzichtend, seine Freuden in dem Cirkel der Ihren. Späterhin nahm er den Sohn seines verstorbenen Bruders, den wilden Conrad, in sein Haus, dessen Erziehung er mit Sorgfalt betrieb, — und da er in des Knaben Charakter gleichsam den seinen wiederzufinden glaubte, auch auf diesen alle die Plane und Hoffnungen übertragen wollte, deren Erfüllung das Schicksal seinem Leben verweigert hatte. —

Conrad lernte bald seine Feierstunden in

Burgau's Familienkreise doppelt genießen. Beatrix und Marie, zwei liebliche Kinder, gesellten sich zu seinem muntern Treiben, und theilten mit ihm die Freuden einer reichen, glücklichen Jugend.

Wohl erinnerte er sich noch der holden Gespielinnen, aber zwölf lange Jahre hatten ihre Schleier über jene Bilder gezogen, und neue Erscheinungen die alten verdränget und verdunkelt. Er wurde nach des Onkels Willen schon früh einer militärischen Schule vertraut, — und trat später aus dieser als Freiwilliger in die Reihen vaterländischer Streiter, ausgerüstet mit der Kraft und dem Muth eines tapfern deutschen Jünglings. —

Jetzt eben, als der ehrenvolle Feldzug beendet war, und er zurückkehren wollte in die Arme seines väterlichen Freundes, erhielt er die Nachricht seines plötzlichen Ablebens! — Schmerz und Wehmuth verdrängte im Anfange jedes andre Gefühl, als er aber mit ruhigem Ernst dem Willen des Verstorbenen nachdachte, überfiel ihn eine so drückende Beklommenheit, daß ihm war, als sey nun alle Lust und Freudigkeit aus seinem Leben genommen und er ein Sclave fremder Willkühr geworden. —

Umsonst versuchte er, sich ein freundliches Bild seiner künftigen Lebensgefährtin zusammenzusetzen; der Gedanke: Sie soll deine Wahl seyn! — verdunkelte alle gepriesene Eigenschaften der holden Marie, mit denen der Freiherr ihr Bild auf das verschwenderisch'ste ausgestattet hatte. —

„Die Ueberzeugung Deines Glückes, durch die Uebereinstimmung Deines Willens mit dem meinen," so schloß des Oheims Brief, „ist meine höchste, meine letzte Freude! — Opfre sie nicht einem falschen Vorurtheil, einer vorübergehenden Laune! Marie kennt Dich durch mich! sie verfolgte mit Antheil den Gang Deines Schicksals. Gewinne Dir nur ihre Liebe, die Deine kann ihr nicht fehlen!" — Hier wurden die Schriftzüge matter, undeutlicher; — Conrad schlug den Brief nachdenkend zusammen, und sah starr in die dunkle Zukunft hinaus. Er hatte ja dem Verstorbenen alles zu danken, er liebte ihn mit kindlicher Ergebenheit. — Was ihm bei andern Umständen rühmlicher Trotz gegen aufgedrungenen Rath geschienen hätte, stand jetzt in der Gestalt des grellsten Undanks vor seiner Seele. So peinlich ihm ein Verhältniß war, in welches ihn des Oheims Verfügung gebracht hatte, so konnte er sich ihm ohne wichtige Gründe nicht entziehn. — Er beschloß endlich, sich genauer von der Lage der Sache zu unterrichten, und setzte seine Reise nach Ulmenthal auf den künftigen Tag fest.

Schon tauchten die heimathlichen Höhen aus bläulicher Ferne empor. Tausend Bilder der Vergangenheit drängten sich auf den lichten Wellen der befreundeten Luft in Conrads offne Seele. — Sein Gemüth wurde freier und heller, und er wäre wohl jetzt der glücklichste Mensch gewesen, hätte nicht der Gedanke an das Un-

vermeidliche seines Schicksals sich immer wieder lastend auf die fröhliche Jünglingsbrust geworfen. —

Jetzt war die Grenzstadt erreicht, wo er zu übernachten gedachte. — Eine peinliche Langeweile trieb ihn aus dem angewiesenen Zimmer. — Er trat aus dem Hause. —

„Belieben der Herr vielleicht ein Conzertbillet?“ frug ihn der Wirth, ihm dasselbe mit überredender Freundlichkeit darreichend. — Conrad ergriff um so lieber diese Abendunterhaltung, da er sich zugleich nach körperlicher Ruhe und geistiger Zerstreuung sehnte. — Der Wirth bezeichnete ihm den Musensaal des Ortes, und unser Reisender begab sich durch die dämmernden Straßen zu dem angewiesenen Gebäude. Das Orchester war schon versammelt und die Plätze bereits besetzt. —

Schweigend rückte er seinen Stuhl an die vordere Reihe, an deren Ende ein hoher, zierlich gekleideter Mann saß. — Er war in tiefem Gespräch mit seiner Nachbarin, und schien ihn nicht zu bemerken. Conrads Aufmerksamkeit hingegen wurde bald durch des Fremden seltsame Manier und seine auffallende Physionomie gefesselt. Sein Profil war fast schön zu nennen; doch fühlte sich Conrad unangenehm getäuscht, als sich der Fremde umwandte, und er in ein starres, vornehm lächelndes Gesicht blickte, das mit kalter Nichtachtung an ihm vorüberstreifte. Seine Haltung war steif und gezwungen, indeß sich die reich beringten Hände in reger Zibration nach dem Takt der Rede bewegten. Conrad

wollte sich mißfällig von dem puppenartigen Nachbar abwenden, als sein Blick in ein dunkelglühendes Auge fiel, das an des Sprechenden Seite aufging, wie ein leuchtender Stern. In dem Augenblick begann die Musik; der Fremde lehnte sich gemächlich zurück, indem seine Hand in leisem Decrescendo das Tempo der Symphonie angab; — und die Gestalt der wunderschönen Nachbarin trat in voller Beleuchtung hervor. Conrad verweilte in stillem Behagen auf den edlen, fast stolzen Zügen des lieblichen Gesichts.

War es der kleine, seitwärts herabschattende Federhut, oder das amazonenartige, knapp anliegende Sammetkleid, was ihr eine so kühne, fast männliche Haltung gab! Er konnte sich nicht abwenden von dem anmuthigen Bilde.

Das heranschwellende Meer der Töne schlug mit weichen, schmeichelnden Wellen an sein Gemüth, er fühlte sich seltsam aufgeregt und gehoben; es schien, als sollten diese mächtigen Accorde ihm sein Inneres recht deutlich offenbaren.

Die Fremde schien ihn bemerkt zu haben; sie sprach, als die Symphonie beendet war, laut und lebhaft zu ihrem Nachbar; Conrad verstand jedes Wort der wohlklingenden Stimme. Sie urtheilte mit Einsicht und reizender Lebendigkeit über einzelne Compositionen, und sprach dann mit Laune über die verschiedenen Wirkungen der Musik auf die Gemüther. „Ueber mich," fuhr sie fort, „übt nun einmal die Macht der Töne eine eigne Gewalt; Vergangen-

heit und Zukunft greifen dann immer wunderbar in einander, und mir iſt, als hörte ich das Echo der frühſten Kindheit mit der prophezeienden Stimme der fernſten Zeit zugleich in meiner Seele erklingen!"

Der Elegant lächelte bedeutend, und erſetzte die ihm mangelnde Antwort mit einer wichtigen Miene.

„Ei, ſie ſehen da wieder vor ſich hin," fuhr die Fremde fort, „als unterdrückten ſie nur mühſam den alten Vorwurf, daß wir ſo gern nach unſerm Gefühl wägen und erklären?"

„Allerdings," entgegnete der Fremde wohlgefällig, „iſt dies das Vorrecht der Damen, und das ein ſehr beneidenswerthes! Wir möchten mit der Natur wohl rechten, daß ſie uns dieſe Klarheit des Gefühls, dieſen feinen Verſtand ſo ſelten gewährt hat; wir faſſen immer hartnäckig nach feſtem Grund, indem ſie ſich leicht und frei in jenem unermeßnen Raume bewegen!

Er hatte bei dieſen Worten unwillkührlich ſeinen Nachbar angeblickt, und dieſer benutzte den günſtigen Augenblick, indem er das Geſpräch fortſetzend begann:

„Das möchte wohl mehr oder weniger der Fall ſeyn, je nachdem uns vergönnt war in der Nähe edler Frauen zu leben; oft bedarf es nur einer Berührung zarter Hand, um dieſe Klänge zu erwecken; denn es liegt ja wohl auch in unſrer Bruſt, wenn wir nur nicht muthwillig dieſe Stimme unterdrücken!" —

„Sie ſind Soldat," entgegnete die Dame

freundlich, „und scheinen diese mildre Natur nicht verläugnen zu wollen, das ist eine seltene Erscheinung, und muß von uns geehrt werden.“ Sie verneigte sich anmuthsvoll, und der Blick ihres glänzenden Auges fiel wohlthuend in des Jünglings Seele. Ein neues Stück begann, Conrad fühlte nun erst, wie die Fremde so ganz sein innres Gefühl ausgesprochen habe; auch er vernahm die Stimme der Vergangenheit; ein unerklärlicher Reiz zog ihn in die Tage frühster Jugend zurück.

Gern hätte er noch einmal mit der Holden gesprochen, aber der Fremde hatte sich, eine undurchdringliche Scheidewand, vor das süße Bild gelagert; sein Bestreben, noch ein Wort von ihr zu gewinnen, war vergebens.

Das Conzert war vorüber, der zierliche Nachbar erhob sich, und bot der jungen Dame den Arm, die an der Seite einer älteren, jetzt schnell mit ihm den Saal verließ.

Conrad hätte gern ihren Namen erfahren, aber niemand wußte sie zu nennen; sie waren fremd am Ort. — Mißvergnügt eilte er hinaus; eben rollte ein Wagen vor, zwei reichbekleidete Bedienten öffneten den Schlag; noch einmal erblickte er die schöne Unbekannte, die noch einen freundlichen Blick auf ihn warf, und dann hinter den seidnen Gardinen verschwand. Schnell rollte jetzt der Wagen durch die matterhellten Straßen, er aber schritt langsam und nachdenkend dem Gasthof zu. —

Als er am andern Morgen seine Reise fortsetzte, fühlte er deutlich, er sey seit gestern in seinem Gemüthe viel reiner und unschlüssiger geworden.

Es lag von jeher in Conrads Charakter eine entschiedne Abneigung vor jedem fremden Zurechtweisen und Einmischen in sein Handeln und Wollen; er sah darin eine gewisse Demüthigung, eine feindliche Unterdrückung der eignen Kraft, die seinen sonst milden Charakter einen Anstrich von Härte und Unbiegsamkeit gab. Schon als Kind zog ihm diese Widerspenstigkeit oft den Unwillen des Oheims zu, doch konnte Dieser deshalb dem Knaben nicht abhold werden, da er aus eignem Antrieb den Wünschen seiner Vorgesetzten zuvorkam, und mit leidenschaftlicher Heftigkeit jede Gelegenheit ergriff, sich ihres Beifalls immer inniger zu versichern.

So konnte er auch jetzt nicht den Unmuth überwinden, der seit dem vergangnen Abend nur noch heftiger in ihm erwacht war. — Es war ihm, als sey nun das ganze reiche Paradies der Liebe für ihn auf immer verschlossen, in das er, wie in ein ihm unbekanntes, unendlich reiches Feenland, oft sehnende Blicke geworfen hatte, — und je mehr ihn die Stimme der Pflicht aufforderte zum stillen Gehorsam, — um so verlockender traten die Erscheinungen des Lebens vor ihm hin, als sey nur erst recht sein Auge aufgegangen für alle Reize eines verweigerten Glücks. —

So stand auch das Bild der schönen Frem-

den in einem unerklärlichen Zauberglanz vor seiner Seele; er mußte immer wieder an sie denken, und ihre Züge, der Wohllaut ihrer Stimme, hatte sich so ganz mit den höhern Einwirkungen der Musik in Eins verschmolzen, daß er den Genuß dieser Stunden nicht zu trennen vermöchte, der ihm so wohlthuend geworden war.

Stillträumend hatte er sich in die Ecke des Wagens zurückgelehnt, und sah mit düsterm Blick dem frohen Fluge der Vögel, dem süßen Spiel der Schmetterlinge zu, die in seliger Freiheit die schimmernden Bäume durchzogen. Die Gegenstände um ihn her wurden ihm allmählig bekannter; er nahte den heimathlichen Fluren; schon ragte von fern die Thurmspitze des Schlosses Ulmenthal aus dem Thale hervor.

Der Weg dorthin führte nah an Rosenhayn, dem Gute des Obrist von Burgau, vorüber. Ein Hügel, ihm wohlbekannt aus den Tagen der Kindheit, trat jetzt in der freundlichsten Abendbeleuchtung hervor; er konnte nicht umhin, diesen Schauplatz seiner glücklichsten Spiele mit stiller Freude zu begrüßen. — Ein einfacher Tempel hatte sich auf seinem Gipfel erhoben, in dessen Mitte, auf schlankem Piedestal, eine Marmorbüste stand. —

Er ahnete ein Denkmal des theuren Verstorbnen, und stieg aus, um sich davon zu überzeugen. Die Pfade zur Höhe waren viel dichter und schattiger geworden; mit Vergnügen erkannte er manchen Baum, der, kräftig empor geschossen, dennoch seinen Namen in zarter Rinde noch treu bewahrt hatte. —

Jetzt war er oben, und wollte eben die Stufen des Tempels hinauf, als eine schlanke weibliche Gestalt sich hinter dem Denkmal erhob, und pfeilschnell die andre Seite des Hügels hinabstieg. — Kaum konnte sein Blick der leichtdahinschwebenden folgen; sie verschwand bald in dem nahen Gebüsch. —

Schweigend nahte er sich nun der theuern Büste seines väterlichen Freundes; mit stiller Ehrfurcht betrachtete er die wohlgetroffnen Züge, und eine schnelle Rührung goß sich wohlthuend über seine Seele. — „Ja, des Edlen Leben ist sein Lobgedicht!“ rief er, die einfache Inschrift betrachtend, aus, und dankte heimlich der treuen Hand, die sein Gedächtniß so schön bewahrt hatte für die frätere Zeit. Ein Körbchen mit Blumen lehnte an dem Marmor; er mußte unwillkührlich Mariens gedenken, und sein Blick erhob sich noch einmal ernst und fragend zu dem Marmorgesicht! —

„Du wolltest gewiß nur mein Glück, o du theurer, mir ewig verehrter Freund!“ rief er in stiller Wehmuth, und es war, als lächelten ihm die starren Züge recht mild und freundlich die Bestätigung zu. —

Bald verbreitete sich in Rosenhayn die Nachricht von der Ankunft des jungen Barons; man sah seinem Besuche mit Freuden entgegen, weil man in ihm den Zögling des Verstorbnen ehrte und sich einen angenehmen Nachbar in ihm versprach. Indeß mußte keines um den Wunsch

des Verstorbnen, weil dieser aus Zartgefühl das Gelingen seines Plans nur in die Hände seines Neffen gelegt hatte. Doch wie er auch über diesen Punkt gänzlich schwieg, so hatte er es sich doch nicht versagen können, in Mariens Herz den Keim des Wohlwollens für den Entfernten heimlich zu pflegen und aufzuziehn. Das innige Mädchen ward bald die innige Vertraute des Freiherrn; ihr theilte er seine liebsten Freuden, Conrads Briefe, mit, die durch ihre klare Offenheit Mariens Blick tief in des Jünglings Herz fallen ließen, so daß sie mit seinem innern Leben bald so freundlich vertraut wurde, wie mit dem eignen.

So geschah es, daß das Bild des entfernten Freundes sich immer inniger in ihre Fantasie verwob, und bald unzertrennlich von allen ihren Wünschen und Hoffnungen wurde.

Mariens Charakter hatte sich unter der Leitung einer liebenden Mutter entfaltet, indeß die ältere, Beatrix, eine glänzendere Erziehung in dem Hause einer Verwandten genossen hatte, die sich in der Hauptstadt aufhielt. So hatten sich beide auf ganz verschiedne Weise ausgebildet. Jene kannte keinen Schmuck, als den der einfachen Natur und eines edlen, für alles Schöne und Gute sorglich ausgebildeten Herzens, da hingegen diese, mit Talenten und Fertigkeiten aller Art aufs reichste ausgestattet, nach dem Tode der Mutter in das väterliche Haus zurückkehrte. — Ihre seltnen Geistesgaben, verbunden mit dem Reiz der blühendsten Jugend, machten sie zum Gegenstand der Bewunderung weit umher. Mit

der ihr eignen Gewalt gewann sie bald die Herrschaft über ihre Umgebungen; — unter ihrer Anleitung erblühte ein ganz neues Leben in dem Burgau'schen Hause, — wo sonst nur stille Häuslichkeit ihren Altar hatte, erhob sich jetzt, in aller Eleganz städtischer Sitte, der Tempel glänzender Geselligkeit. — Besuche wurden gegeben und empfangen, und das an sich schon so reizende Landleben schien durch den Verein mit Kunst und allen Genüssen der großen Welt zu neuem wunderbaren Glanz gesteigert.

Marie theilte, aus Liebe zu Beatrix, mit Freuden alle ihre Neigungen und Anordnungen, doch bewahrte sie, mitten in dem Gewühl glänzender Zerstreuungen, jene sanfte Bescheidenheit und Ansprenchlosigkeit, mit der sie stets unter ihren Umgebungen gewandelt hatte.

Wohl geschah es bisweilen, daß die stille, mehr in sich selbst lebende Jungfrau von den glänzenden Eigenschaften der Schwester in Schatten gestellt und von der Menge verkannt wurde; aber um so inniger wurde sie von den wenigen geliebt, die ganz eingehen durften in ihr frommes, sinniges Gemüth. Zu diesen hatte vor allen der alte Freiherr gehört; er fand in ihr alle die weiblichen Tugenden wieder, die ihn einst an ihre Mutter mit treuer Verehrung gefesselt hatten. Sein Tod wurde daher von Marien aufs schmerzlichste empfunden, und nur die Hoffnung, in Conrad sein Bild aufs treuste wiederzufinden, beruhigte sie, indem dies zugleich ihr Gemüth in doppelter Sehnsucht dem theuern Freunde entgegenwandte. Der aufkeimende Früh-

ling, der sein reiches Füllhorn über Gärten und Fluren ausgoß; das stille Treiben, was in den Hainen und in den grünenden Feldern begann, erweckte in jeder Menschenbrust das Aufathmen höherer Freude.

Mit stiller Wonne sah Marie die Schöpfung sich täglich schöner entfalten; ihr wollte es bedünken, als schmückte sich alles zu dem Empfange des theuren Freundes, dem sie so liebend entgegensah.

An einem heitern Nachmittage beschloß Conrad seinen Besuch in Rosenhayn. Das Bild des einfachen Familienlebens vergangener Zeit stand vor seiner Erinnerung, als er sich der Schloßpforte nahte; daher war er nicht wenig erstaunt, als man ihn in einen glänzenden Saal verwies und ihm dort eine zahlreiche Versammlung entgegenstralte. — Mit freudiger Herzlichkeit kam ihm der alte Obrist entgegen, und stellte ihn den Anwesenden als seinen zukünftigen Nachbar vor, worauf sich viele um ihn drängten, und er manche Namen wieder hörte, die ihm noch aus jener Zeit im Gedächtniß geblieben waren. Jetzt fiel sein Blick zufällig auf ein hohes Frauenbild, das ihn auch erst zu gewahren schien, und ihm freudig entgegenkam. „Meine Tochter Beatrix!“ rief Burgau, ihm die Liebliche zuführend. — „O mein Gott!“ rief Conrad, und faßte, von Freuden überwältiget, die dargebotne Hand; denn vor ihm stand die schöne Fremde, den

Blick in frohem Erſtaunen auf ihn gerichtet, ihn ebenfalls erkennend.

„Wir ſollten uns ſchon früher begegnen,“ hub Beatrix freundlich an, „und nun erſt erkläre ich mir das ſeltſame Hervortreten längſt vergeßner Bilder früherer Zeit! Es war nicht die Muſik allein, die jene Klänge hervorrief, es war Ihr Erſcheinen, lieber Ulmen! was mich ſo deutlich an die Vergangenheit mahnte!“

„Gewiß, gewiß!“ fiel jener freudig ein, „o wie ſchön iſt es doch, daß jener Abend mir nun noch beweiſen muß, daß ich nicht ganz vergeſſen wurde!“ Er verneigte ſich hochachtungsvoll, und trat an der Hand der lieblichen Beatrix in den Kreis der Gäſte zurück. —

Hier gewahrte er zu ſeinem Verdruß auch wieder den zierlichen Fremden, der ihn mit demſelben vornehmen Lächeln zu meſſen ſchien. Er begegnete, ſo oft er den Blick erhob, ſeinen durchdringenden Augen, ob ſich gleich jener abſichtlich von ihm entfernt zu halten ſchien, und, im ruhigen Geſpräch mit ſeinem Nachbar, nur ſeinen Blicken geſtattete dem ſchönen Gaſt zu begegnen, den Beatrix auf das lebhafteſte zu unterhalten bemüht war.

Bald ſchloß ſich der Kreis enger um die liebliche Schwätzerin, die Unterhaltung wurde allgemeiner, und alles athmete den Geiſt der Fröhlichkeit, der gleichwohl nur von der geiſtreichen Beatrix auszugehen ſchien. Conrad fühlte ſich durch ihre Nähe ſeltſam erheitert und gehoben; ſie wußte mit der ihr eignen Gewandtheit ſeinen Geiſt zu erwecken, und ihm den

Leitfaden der Unterhaltung zuzuspielen, so daß er fast unbewußt die erste Stelle im Kreise der Sprechenden einnahm, was seinen Muth und seine Laune ungewöhnlich erhöhte. — Dabei hielt Beatrix den Kreis der übrigen Herren in einer fast scheuen Entfernung; denn so anerkennend sie gegen Conrads Verdienste war, so muthwillig spielte sie mit den Aeußerungen der andern, und sandte oft so treffende Pfeile des Witzes umher, daß jeder ihre Ueberlegenheit demüthig anerkennen mußte, ohne ihr deshalb zürnen zu können. Verblendet von dem Liebreiz seiner Nachbarin, hatte Conrad kaum bemerkt, wie eine zarte Mädchengestalt sich unter die Anwesenden gemischt hatte. — Es war Marie, die von häuslicher Beschäftigung abgehalten, erst jetzt in den Kreis trat. Mit schüchternem Erröthen, den Blick zu Boden gesenkt, trat sie jetzt, an ihres Vaters Hand, vor den Freund, den sie liebend im Herzen trug. — Mehr überrascht als erfreut, sprang Conrad auf, und stammelte einige Worte höflicher Begrüßung. Ihm war, als müßten sich die Augen der ganzen Versammlung dabei auf ihn richten, als den ihr bestimmten Bräutigam, und dies erweckte in ihm plötzlich den alten Geist des Widerspruchs, so daß er augenblicklich sein Betragen darnach zu richten beschloß, und alles vermied, was nur im mindesten jene Meinung bestärken konnte.

Conrads Verlegenheit, die gemeßne Kälte seines Betragens, war Marien nicht entgangen. Wie von dem ertödtenden Hauche des Decembers

berührt, schlossen sich alle Frühlingsblüthen ihres jungfräulichen Herzens; vergebens suchte sie die kindliche Unbefangenheit wieder zu gewinnen, mit der sie so gern jedem Wesen entgegentrat. Stumm, im Innern tief verletzt, trat sie zu dem entfernten Theile der Gesellschaft, und bemühte sich den Schmerz zu bekämpfen, der allmählig in ihr emporarbeitete, um sich in Thränen zu lösen.

Ein Mann in schwarzer Kleidung, der Conraden schon früher durch sein bleiches, ausdrucksvolles Gesicht aufgefallen war, wurde ihm jetzt unter dem Namen Albano vorgestellt. — Die Achtung, mit der man ihm allgemein begegnete, sein stilles, ernstes Wesen, nahm für ihn unbewußt ein, so daß auch Conrad sich eines heimlichen Verlangens nicht erwehren konnte, sich ihm zu nähern. Albanos Blick ruhte lange, und wie es schien, mit einem fast wehmüthigen Ausdruck auf ihm, dann ergriff er seine Hand, und ohne seine Augen von ihm zu wenden, sagte er, wie in tiefes Nachdenken versunken: „Wir werden dennoch Freunde werden!“ Bald aber, als erschrecke er gleichsam über sich selbst, fuhr er mit der Hand über die Stirne, und sprach lauter: „Wundern Sie sich doch ja nicht, wenn Ihnen der Fremde recht zudringlich erscheint! Die Freundschaft des theuern Mannes, den sie als Vater betrauern, mein Zusammenleben mit ihm, hat in mir den Wunsch schon längst erregt, Ihnen dereinst näher zu stehen, daß“. —

„Daß Sie nun einmal einen Schritt entgegen thun! stolzer Albano!“ fiel Beatrix lebhaft ein, „es ist mir nur lieb, daß ich endlich einmal erlebt habe, daß Sie auch ein Herz haben, denn noch standen Sie unter uns, kalt und wortlos, wie Ihre Bilder!“

„Aber werden Sie deshalb nicht stolz auf Ihren Sieg!“ — wandte sie sich zu dem Baron, „ein höherer Wille scheint hier im Spiele zu seyn: denn, sehen Sie selbst, hat die Natur Sie nicht beide durch eine vollkommene Aehnlichkeit gleichsam zu Freunden bestimmt?“ —

Conrad warf unwillkührlich einen Blick in den Spiegel, vor dem sie standen, und trat fast erschrocken einen Schritt zurück, von der Wahrheit ihrer Rede getroffen. Gestalt und Züge waren dieselben, nur daß Albanos Gesicht einen ernsten, fast schwermüthigen Charakter, das seine allen Frohsinn glücklicher Jugend verrieth; dasselbe galt auch von ihrer Sprache, was ihm früher schon aufgefallen war. —

Albanos Künstlerauge hatte schon längst bemerkt, was jetzt ausgesprochen wurde. Sein Gesicht verklärte sich immer milder, dann sagte er ernst: „Da es nun wirklich so ist, so dürfte uns eben nicht wundern, wenn wir auch gleiche Neigungen theilten! Ich wußte es ja auch längst, ich würde sie als einen Bruder lieben müssen, und so wird sich ja auch alles in Lieb' und Freude lösen, Alles, Alles!“ —

Conrad verstand diese letzten, leis ausgesprochenen Worte nicht ganz, doch konnte er nicht umhin, ihm herzliche Worte zu erwiedern,

er fühlte sich von dem dunklen Wesen Albanos seltsam angezogen. —

Noch standen sie beide im Gespräch, als Graf Fernando, (so hieß der Fremde, dem Conrad hier zum zweitenmale begegnete), zu ihnen trat, und zu diesem begann: „Sie, Herr Baron, sind eigentlich um eine recht genußreiche Stunde zu spät gekommen! Albano gewährte endlich unsere Bitte, und zeigte uns seine reichen Kunstschätze, seine Gemälde. — Sie kennen gewiß all die malerischen Ansichten unsrer Gebirgsgegend; daher müßte es für sie doppelt interessant seyn, die schönsten Punkte dieses reichen Panoramas mit eben so viel Geschmack als Kunst gewählt und ausgeführt zu sehn!“ Albano verneigte sich, ein leises Lächeln verbergend. Conrad aber, aufmerksam gemacht auf ein Talent, das er stets mit wahrer Liebe gewürdiget hatte, — und das jetzt der Erscheinung Albanos eine noch höhere Bedeutsamkeit gab, erwiederte bescheiden, wie er wohl hoffe, dereinst dafür entschädigt zu werden, wenn Albano erst seine Vorliebe für diese herrliche Kunst gehörig erkannt haben würde. — Ein freundlicher Blick des Künstlers gab ihm die gewisse Bestätigung. Der Graf suchte das Gespräch weiter fortzusetzen, und ließ sich mit vielem Pomp und großer Weitläuftigkeit über bekannte Werke der Kunst aus; doch klangen seine Worte oft recht absprechend und anmaßend, ohne überzeugen zu können. Conrad fühlte bald, daß sein Urtheil einem grell zusammengesetzten Farbengemisch glich, das augenblicklich blenden, aber nie befriedigen konnte.

Albano hörte zu, ohne viel zu erwiedern, als aber jener endlich in hoher Selbstzufriedenheit die Freunde verließ, sagte er leise zu Conrad: „Wie ist doch nur so Wenigen ein tiefer Blick in den Himmel der Kunst gegeben! unter allen diesen ist nur ein Wesen, dem zu Lust und Liebe ich meine Gemälde aufstellte!"

Conrad wollte nicht weiter fragen, aber er rieth heimlich auf Beatrix, die seinen Sinn durch die ihr eigne Geistesanmuth gefangen hielt.

Der Abend war unter abwechselnder Unterhaltung herangekommen; die Gesellschaft hatte sich verabschiedet, und auch Conrad bestieg den prächtigen Goldfuchs, der bald in lustigen Courbetten mit ihm dahintrabte.

Die noch Anwesenden hatten ihn begleitet, und ihm das Versprechen abgenommen recht treue Nachbarschaft zu halten. Noch sah man dem gewandten Reuter nach, auf allen Gesichtern war der freundliche Eindruck zu lesen, den er zurückgelassen hatte.

Conrad gehörte zu den glücklichen Naturen, die durch eine gewisse Offenheit und Heiterkeit des Gemüthes schnell für sich einnehmen, ohne erst jene Vortheile geltend zu machen, welche eine höhere Bildung des Geistes und Herzens dem Manne giebt. Wohl durfte er auch auf diese Anspruch machen, doch war er sich dessen kaum bewußt. Auch fehlte ihm, da er in den Jahren kriegerischer Unruhen nur auf den Umgang seiner Cameraden beschränkt war, jene

Sicherheit des Betragens in feinern Cirkeln, die dort oft mehr gilt, als wahrer Gehalt. Daher that es ihm wohl, wenn er sich durch fremde Annäherung gehoben und ermuthiget sah; sein lebhafter Geist erwachte dann schnell in seiner eigenthümlichen Anmuth. Kein Wunder, wenn eine zarte Dankbarkeit, das Wohlgefallen an Beatrix noch erhöhte. — Sie hatte ihm gleichsam zu einer bestimmtern Anerkennung seiner selbst emporgeholfen, ein Vorrecht, welches geistreichen Frauen vor allen gegeben ist.

Seine Fantasie malte ihm mit glänzenden Farben das Leben aus, das sie ihm aufgeschlossen hatte. — Er dachte sich in dem Besitz ihrer Hand beglückt durch Liebe und Anmuth, und träumte sich in eine Glückseligkeit hinein, von der ihm sonst kaum eine Ahnung geworden war. — Ihm war nicht entgangen, wie viele der Herren, vor allen der Graf, der ihm an Rang und Ansehn überlegen war, nach ihrem Beifall allein zu ringen schienen; wohl begegnete sie dem letzten mit ehrender Achtung, — doch hatte sie sich mit ihm offenbar am liebsten beschäftigt. — Das gab ihm Hoffnung zu dem glänzendsten Triumph. „Ja!" sprach er vor sich hin, „das Geschick scheint meine Zweifel von selbst lösen zu wollen. Die Stimme des Herzens ist die sicherste Verkündigung seines Willens, — und diese flüstert mir recht vernehmlich zu: Liebe die, und sey glücklich. Auch darf ich ja diesem Rufe folgen, ohne deinen Wunsch zu verletzen, du lieber verstorbner Vater! — Du wolltest ja doch nur eigentlich die Vereinigung

unsrer Familien, und wirst nicht zürnen, wenn ich nur einen andern Weg wähle zum Ziele, wo mein Glück und Dein Wille zusammen bestehen kann!" Mit solchen Gedanken kam er in Ulmenthal an, und sein ermuthigtes Herz schlug freudig und frei der Zukunft entgegen. —

Ein sonniger Morgen hatte seine hellen Lichter über die Gärten von Rosenhayn geworfen; die hohen Kastaniengänge prangten mit farbigen Blütendolden, und summende Käfer durchsausten das frische Laub.

Marie ging sinnend durch die Alleen, die das Schloß umgaben, den blühenden Terrassen zu. — Hier, wo von lichter Höhe die Blicke herabfielen, in den malerischsten Abstufungen, von Beet zu Beet, von einem blühenden Laubgang zum andern, bis in das tiefe, morgenduftige Thal, und die purpurne Ferne, — hier stand sie still, das Herz weit öffnend den milden Strömungen der Frühlingsluft.

Süße Düfte stiegen von den nahen Aurikelbeeten in leichten Wölkchen empor, — ein lieblicher Weihrauch auf dem reichgeschmückten Naturaltar. Das ganze unendliche Gefilde schien von einem leisen Schleier überhangen, als läge es noch feiernd im stillen Gebet, sittig verhüllt dem irdischen Blick, in der großen Stunde der Andacht. Ein lauer Lufthauch wehte Schleier und Locken von Mariens Stirn zurück, und berührte ihre Wangen mit leisem Zittig. — Ihr Gemüth erhob sich in unnennbarer Rührung,

Sie hatte noch Thränen im Auge, aber sie trockneten bald in dem Sonnenstrahl einer himmlischen Freudigkeit.

„Mache Du ihn nur glücklich!" so betete sie still zu dem Morgenhimmel empor, „mir gieb nur recht viele solcher Augenblicke, gleich diesem! daß ich Kraft sammle zum Entsagen und zu jener Freude am Glück des Geliebten, was doch immer die schönste Blüte ächter Liebe ist! — Ich hatte wohl die Zukunft zu schön geschmückt, meinen Hoffnungen zu viel erlaubt, aber dies entschuldige Du nur, o Du Lieber, der meine Gedanken an ihn gewöhnte, daß ich sein Bild immer suchen mußte, wie das Auge das Licht! — Wohl muß es nun anders werden!" fuhr sie leiser fort, sich eine kaum entfaltete weiße Rose brechend. „Es ist nur schwer den Weg zu finden aus dem Traum zur Wirklichkeit. Albano hatte Recht, wenn er sagte, die Ideale ließen sich nicht herabziehen in's Leben, man muß sie fern halten, daß sie uns ewig bleiben! Fern wird auch das Meine bleiben, aber eben darum ewig, ewig mein!" Stillschweigend brach sie noch mehrere Blumen zum Strauß, und warf dann den Blick beruhigter zur Tiefe hinab.

Da zerrissen die Nebelschleier, und die Sonne überblickte triumphirend ihr blühendes Reich, das in schimmernden Farben hervortrat, mit den friedlichen Dörfern, und dem hohen Schloß Ulmenthal, und den funkelnden Wasserspiegeln und seitwärtsragenden Waldhöhen. Aber Marie breitete die Arme dem lockenden Bilde entgegen,

und seufzte still: „Wie schön ist die Welt! wie reich, wie selig, wie unendlich beglückend könnte das Leben seyn!“

Unten auf einer tiefern Terrasse saß Albano, mit einem Gemälde beschäftigt, was er zur Erinnerung seines hiesigen Aufenthalts mit Liebe begonnen hatte. Marie lauschte gern dem Spiel der fleißigen Hand, und war dem sinnigen Künstler genaht, ohne von ihm bemerkt zu werden.

Lange betrachtete sie, über seine Schulter gebeugt, die emporblühende Landschaft, — da glitt die weiße Rose aus ihrer Hand, und auf das Gemälde. Albano sah zu der Jungfrau empor, die stumm und freundlich hinter ihm stand. Er hatte jetzt keine Worte finden können, sie zu begrüßen! Sie deuchte ihm, in der klaren Morgenbeleuchtung, mit dem flatternden Schleier, ein Engel der Frühe, der mildweckend durch die Blumen geht. Sein Blick neigte sich vor ihr in stummer Feier. Lang schwieg auch Marie, die Augen auf das Gemälde geheftet. Endlich begann sie freundlich: „Sie scheinen mit Ihrer Arbeit so zu eilen, guter Albano, als gedächten Sie uns bald zu verlassen?“ — „Verlassen,“ wiederholte Albano, das Haupt verneinend bewegend; „doch ja, ich habe es dem Baron Ulmen versprochen, eine Zeit bei ihm zuzubringen! Sie irren nicht, Marie, daß ich deshalb das Bild schneller beende! Ich sehne mich nach dieser Zeit!“ Marie sah ihn ernst und wehmüthig an, und bückte sich, um eine Thräne zu verbergen, nach der Rose. — Aber Albano faßte sie schnell, und sie in seinem Busen ver-

bergend, sprach er sanft: „Diese Blume gönnt mir wohl Marie, da sie mir der Zufall bestimmte!“ Hocherröthend senkte die Jungfrau der Wimper zarten Schleier, aber ein vergebender Blick fiel auf den Bittenden, ehe sie schied.

Conrad mußte, wegen Erbschaftsangelegenheiten, einige Zeit in der nahen Residenz verweilen. Er wurde von einer dort lebenden Verwandten in mehrere angesehne Häuser eingeführt; alles kam dem liebenswürdigen, begüterten Baron mit Artigkeit entgegen.

Man sprach mit Theilnahme von dem Verstorbnen, man wünschte ihm Glück zu seiner vortheilhaften Lage, und erwähnte seiner Nachbarschaft mit ehrendem Lobe. Die Fräuleln von Burgaus wurden oft, und, wie es ihm schien, nicht ganz ohne Bezug, ein Gegenstand des Gesprächs. Der Kreis der Damen entschied sich für Marien, der der Männer einstimmig für Beatrix, die man als das leuchtendste Sternbild weitumher verehrte. —

Das Urtheil der Ersten über diese schien dem aufmerksamen Conrad nicht ganz unpartheyisch zu sein; man erzählte ihm von der Aufmerksamkeit, die der Fürst der reizenden Beatrix einst bei einem glänzenden Fest bewiesen habe, und erwähnte eines kostbaren Geschenks, das sie aus hohen Händen empfangen haben sollte.

Ein leiser Neid schien hierbei die Worte oft recht feindlich zu wählen, doch hielt dies Conrad gerade für kein ungünstiges Zeichen, indem

dergleichen Aeußerungen ihn oft nur noch mehr in dem Werth der Angefeindeten bestärkt hatten.

Ein Umstand indeß wollte ihm weniger behagen; er erfuhr, daß Graf Fernando, der eine bedeutende Rolle am Hofe spiele, fast allgemein für den heimlich Verlobten der schönen Beatrix gelte; — man wußte um seine öftern Besuche in Rosenhayn; man hatte das Fräulein oft in dem Hause seiner Schwester, der Frau von B. gesehen, ja auch sogar von einer Badereise gehört, auf welcher Beatrix vor kurzem jene begleitet haben sollte. — Conrad dachte an den Abend im Conzert, und fand darin einen Beleg zu jenen Erzählungen. — Er fühlte seine Laune merklich herabgestimmt, doch galt dies mehr der Ungewißheit seiner Hoffnungen, als irgend einem Mißtrauen, das sein arglosses Herz nicht kannte. — Er rief sich lebhafter das Bild des Grafen zurück. Er war schön, das konnte er nicht läugnen, auch gab ihm sein stolzes, gemeßnes Betragen eine scheinbare Ueberlegenheit über andre, so daß sich fast jeder in scheuer Entfernung von ihm hielt. Albano nur war der Einzige gewesen, der dem Hochmüthigen diesen Tribut verweigert hatte, und sein eignes Gefühl hatte darin unbewußt mit eingestimmt. — Aber was entschied dies Alles? Beatrix hatte sich, das war gewiß, viel gütiger gegen ihn, als gegen den Grafen bewiesen, aber galt das für immer? war dies nicht vielleicht nur eine Artigkeit, die sie dem Jugendfreunde willig zollte, und um so unbefangner, je absichtlicher sie ihm entgegentrat. — Kurz, die Sache blieb

bedenklich, und es schien, als erhöhten diese Zweifel sein Gefühl für Beatrix, so daß es bald die Gestalt der glühendsten Neigung gewann.

Als die Güter des Verstorbnen dem jungen Baron gerichtlich übergeben waren, fing dieser an, sich in dem Kreis seines Wirkens aufs Thätigste zu bewegen. Die pünktlichste Ordnung erblühte unter seiner Anleitung, und seine Unterthanen waren ihm bald, unter seiner strengen aber zweckmäßigen Leitung, aufs innigste ergeben.

Noch hatte er immer aufgeschoben, an den Sachen zu rühren, die seit dem Tode des Freiherrn im Schlosse so erhalten waren, wie er sie zuletzt geordnet hatte.

Endlich nöthigte ihn eine verlangte, nicht vorzufindende Schrift mehrere Pulte zu durchsuchen, und endlich auch den Secretair, an dem der Verstorbne gewöhnlich gearbeitet hatte. — Mehrere Gegenstände, ihm noch aus früher Jugend bekannt, begegneten seinen Blicken, und erinnerten ihn auf das Lebendigste an des Dahingegangnen stilles Walten.

Das gesuchte Papier fand sich vor, und zugleich noch mehrere Pakete, die sorglich geordnet und überschrieben waren. Ein nettes Kästchen, das in einem tiefern Schube wohl verwahrt war, — fesselte seine Aufmerksamkeit. Es trug die Ueberschrift: „Für Conrads Braut, Marie.“ Er öffnete es, und ein reicher Brilliantschmuck glänzte ihm entgegen. Ohrringe, Halsband und Armspangen, nicht von der neuesten, aber sehr

zierlichen Arbeit, ruhten, wie schimmernde Thautropfen, auf dem rosafarbnen Sammet, der ihnen zur Folie diente. Vor allen aber strahlte ein Ring hervor, der an Größe der Steine das Uebrige an Werth zu übertreffen schien; er war in einen Zettel gehüllt, worauf treue Liebe die Worte schrieb: Da du uns nicht verbinden solltest, — so vereine nun in Ihnen unsre Namen auf immer. — Conrad beschloß nach kurzem Nachdenken den Ring, der so nicht zu dem Schmuck zu gehören schien, von jenem zu trennen, das Kästchen aber Marien als ein ihr bestimmtes Vermächtniß einzuhändigen. —

Den Ring wollte er bewahren, seine Erwählte damit zu schmücken, damit das Wort erfüllt würde, das ihm beigefügt war. —

Mit einer Freudigkeit, als gält' es eine Ehrenschuld abzutragen, nahm er das Kästchen, von dem er die Ueberschrift abgelöst hatte, und eilte damit nach Rosenhayn.

Sein Entschluß war gefaßt, und alles klar und vorwurfsfrei in seinem Herzen. Das gab ihm eine sichrere Stellung gegen alle, er gedachte jetzt Mariens ohne allen Zwang und peinliche Unruhe, als einer künftigen lieben Verwandten, und belächelte heimlich sein erstes verlegenes Betragen.

In Rosenhayn angekommen, vernahm er, daß der Obrist mit Albano und Beatrix abwesend sey und sie erst spät am Abend erwartet würden. Marie war allein zu Hause, nach kur-

zem Ueberlegen beſchloß er ſich melden zu laſſen, und wurde bald darauf in des Fräuleins Zimmer geführt.

Mit ſtiller Würde empfing ihn Marie; — der erſte Kampf war beſtanden, der innere Himmel ſpiegelte ſich wieder klar und helle in Blick und Mienen, ſie trat ihm ernſt, aber unbefangen entgegen, und erwiederte ſeine höfliche Entſchuldigung mit feiner Artigkeit. Conrad warf einen flüchtigen Blick durch das Zimmer; zwei reinlichgekleidete Kinder ſaßen ſeitwärts an einem Tiſchchen beſchäftigt, von Zeit zu Zeit verſtohlen herüber blickend. „Sie haben noch Geſchwiſter?“ frug dieſer erſtaunt.

Marie verneinte lächelnd, und fuhr dann erröthend fort: „Dieſe Kleinen gehören dem Gärtner, ſie beſchäftigen ſich nur gern bei mir!“ — Freundlich bot ſie dem Baron einen Platz neben ſich auf dem Sopha an, und ein Geſpräch begann jetzt zwiſchen beiden, — das immer anziehender wurde, je ungezwungener ſich ihre Seelen entfalteten. Mariens tiefe Gemüthlichkeit verlieh ihren Worten einen Zauber, der dem Herzen ſehr wohlthat. Er war nicht jenen ſchimmernden Blitzen zu vergleichen, die Beatrix um ſich her verſandte, nicht der Gewalt, die jene über Aller Sinne ausübte.

Er glich jener Wärme, die eine edle That unbewußt dem Herzen mittheilt und es für alles Gute und Schöne gewinnt. Immer hatte Conrad das Wort auf den Lippen, mit dem er ihr das Käſtchen zu überreichen gedachte, aber eine ſeltſame Scheu hielt ihn fortwährend zurück.

Da wurde Marie zu einem häuslichen Geschäft gerufen, sie entschuldigte sich höflich ihn auf einige Augenblicke verlassen zu müssen, und ging.

Conrad hatte immer gehört, daß das Zimmer einer Dame oft der treffendste Spiegel ihres eignen Bildes sey; er hatte jetzt Muse dergleichen Betrachtungen anzustellen, und gestattete seinen Augen die freiste Prüfung. Die Verzierungen des Zimmers waren aufs einfachste gewählt, doch trug alles den Stempel der Ordnung und höchsten Reinlichkeit; zwei große Gemälde zogen ihn näher, sie hingen über einem Tischchen, das mit zwei malerischgeordneten Blumenvasen geschmückt war, und zeigten ihm das wohlgetroffne Bild seines Pflegevaters und einer Frau, die Conrad bald, aus der Aehnlichkeit mit Marien, für deren Mutter erkannte. Er stand nahe bei den Kindern, die mit großen Augen zu ihm empor sahen. „Du schreibst wohl schon?" sprach er zu dem kleinen Krauskopf, der ihn freundlich anlächelte. — „Ich bin schon fertig, aber Annchen soll noch anfangen!" erwiederte das Kind mit glänzenden Augen, — das Andre aber saß betrübt da, und starrte auf eine zierliche Verschrift. „Warum bist du nicht eben so fleißig?" frug er freundlich. „Weil Du da bist," erwiederte das Kind mit weinerlichem Tone, „nun kann sie mir nicht die Hand führen, und der Pauly ist fertig, und den wird sie nun allein lieb haben!"

Mariens Erscheinen unterbrach das klagende Kind. Sie trat zu Conrad, der sich wieder zu den Gemälden gewandt hatte. „Sie haben

recht, hier zu verweilen!" begann sie zu ihm; „dies theure Bild ihres Oheims muß, wie mich, auch sie gewiß aufs innigste ansprechen; Albano legte in dies Gesicht so ganz den seelenvollen Ausdruck, der ihm eigen war. Er scheint mir immer noch dem Leben anzugehören, und ich täusche mich oft gern, indem ich es betrachte. —"

„Wenn ich," begann Conrad, „von diesem Zeichen der Theilnahme auf ein noch lebendiges Andenken für den Verstorbnen schließen darf, so ist dies wohl der rechte Moment, Ihnen ein Vermächtniß zuzustellen, das er in meine Hand gab, um es Ihnen in seinem Namen zu überreichen." Hocherröthend empfing Marie das Kästchen; als sie es aber öffnete, fing ihre Hand an zu zittern, sie mußte sich abwenden, um dem Baron ihre Bewegung zu verbergen. Doch entging diesem ihre Stimmung nicht; er suchte das Gespräch auf etwas andres zu lenken, aber sie sah ihn mit einem so wehmüthigen Blicke an, daß er verlegen wurde und ebenfalls zu schweigen begann. — „Irren Sie sich nicht, Herr Baron?" begann jetzt Marie gefaßter, „galten diese kostbaren Juwelen auch gewiß Marien?" Conrad bestätigte es auf das Angelegentlichste; doch lag etwas in Mariens Blick, das ihn seltsam verwirrte. Er suchte vergebens eine ruhige Unterhaltung einzuleiten, — Marie schien nur mit Anstrengung ihm zuzuhören, — er ergriff einen schicklichen Vorwand, sich früher zu empfehlen: zumal da er erfuhr, daß das Konzert, welches die Uebrigen nach der Residenz gelockt

hatte, erſt heut beginnen ſollte, und daher ihre Ankunft vor ſpät Abends nicht zu erwarten war. —

Als Marie allein war, konnte ſie nicht länger mehr den hervorſtrömenden Thränen gebieten. Sie kannte den Schmuck; der Freiherr hatte ihr einſt ſcherzend ſeinen Wunſch vertraut, dereinſt die Braut ſeines Conrads damit zu ſchmücken. Sie ahnete den Zuſammenhang, und fühlte ſich durch des Barons Betragen im Innern tief verletzt. Ihr hohes Gemüth hatte ſich über den Schmerz der erſten Täuſchung emporgehoben. Es ſchien ihr, ſeitdem ſie ſein Wohlgefallen an Beatrix bemerkt hatte, nun ganz unmöglich ihm je etwas zu ſein. Sie hatte ihn aufgegeben, aber in ihrem Herzen lebte die ſtille Neigung fort, denn noch ſtand das Bild des Geliebten klar und unentweiht vor ihrer Seele. Heut war es anders. Sie ſah in dem willkührlichen Handeln des Barons ein frevelhaftes Spiel mit dem Heiligſten. Sie glaubte des Verſtorbnen Willen mißverſtanden, ſich ſelbſt verſchmäht, abgefunden mit einem Gut, deſſen Werth in ihren Augen nur noch die Schmach vergrößerte, die ſein Betragen auf ſie lud. Mit all dem Stolz, deſſen ihr ſanfter Charakter fähig war, erhob ſie ſich jetzt, und den Schmuck verſchließend, rief ſie aus: „Hinweg, daß Mariens Liebe nicht vor dem Almoſen erröthe, das der Geliebte ihr gab! — Ihr blendenden Steine waret einer Glücklichen beſtimmt, und nur eine Solche ſollet ihr ſchmücken. —“

Darauf verwahrte sie sorgsam das Kästchen, fest entschlossen, es zur Brautgabe für Beatrix zu bestimmen, die sie von nun an als die Erwählte des Barons betrachtete. —

Den folgenden Tag erhielt der Baron eine Einladung nach Rosenhayn. Es war derselbe frohe Cirkel, in den eintrat; Alle kamen ihm freundlich entgegen. Beatrixens natürlicher Liebreiz war heut durch einen höchst zierlichen Anzug gehoben, der allen ihren Bewegungen eine unnachahmliche Anmuth gab. Conrad empfand bald wieder die stille Gewalt, die sie über ihn zu üben begann; doch überließ er sich zögernder diesen wohlthuenden Eindrücken, weil die Gegenwart des Grafen Fernando aufs Neue seinen Hoffnungen störend entgegentrat.

Er suchte Albanos Nähe, um in der Entfernung von Beatrix mehr Ruhe zu der Beobachtung ihres Betragens zu gewinnen; doch war dieser heut seltsam zerstreuet, seine Blicke irrten im Saale umher, und seine Antworten bewiesen nur zu deutlich, wie wenig sein Geist zugegen war.

Als die Gesellschaft zur Tafel ging, wurde ihm sein Platz neben Beatrix und dem Grafen angewiesen, ihm gegenüber saß Albano zwischen dem Obristen und Marien, die erst jetzt in der Gesellschaft erschienen war.

Conrad konnte seit gestern Marien eine höhere Theilnahme nicht versagen. Er grüßte sie hochachtungsvoll, — und sie erwiederte mit Anstand seinen Gruß.

Das Gespräch kam auf das gestrige Conzert, und mehrere Anwesende bedauerten, Mariens Gegenwart dabei vermißt zu haben.

„Marie kann sich wohl darüber beruhigen," begann Beatrix. „Eine Sängerin, wie jene, gehört wohl gerade nicht zu den Seltenheiten, die man nicht übergehen darf!"

„Erlauben Sie!" nahm Albano das Wort, „mir scheint denn doch Diese vor Vielen eines gerechten Beifalls recht würdig! Wenn eine höchst wohllautende Stimme, verbunden mit dem Reiz eines einfachen, und dennoch erareifenden Vortrags und jener tiefen Gemüthlichkeit, die in die Seele der Composition aufs glücklichste einzugehen vermag, nicht wenigstens dem glänzenden Raketenspiel höherer Kunstfertigkeit gleichgesetzt werden darf, so war ich bis heut ein Fremdling in dem Gebiet des Schönen!"

„Albano," lächelte Beatrix, „Sie vertheidigen sehr warm! Aber hoffen Sie nicht, mich deshalb zum Schweigen zu bringen! Ich betrat vielleicht mit zu hohen Erwartungen den Saal, des Rufes eingedenk, der dieser Künstlerin voranging. Ich erwartete eine glänzende Erscheinung, hinreißend durch der Töne Gewalt, — und sah ein kleines, fast furchtsam demüthiges Mädchenbild, das kaum mit dem Klang ihrer Stimme das Auge versöhnen konnte, welches nun einmal das göttliche Geschenk gern in einem würdigen Gefäß erblickt. Die Demuth mag ihren Werth schon haben, aber sie wird nie Glück machen in dem Charakter einer Künstlerin, die vor die Augen der Menge tritt. Man muß bei

ihr ein höheres Bewußtseyn ihrer selbst voraussetzen, und so wird jene Maske zum Widerspruch.

„Maske?“ begann Marie, indem sie einen sanft strafenden Blick auf Beatrix warf. „Soll denn dieses höhere Bewußtseyn nicht gerade mit jener himmlischen Demuth am schönsten zusammen bestehen können? Ich habe mir diese beiden herrlichen Blüthen stets unzertrennlich denken müssen! Wenn ich unsre Meistersänger las, und von Raphael hörte, und all den Gottgesegneten, die in die Welt traten, um uns zu der Anschauung des Höchsten zu erheben, so dachte ich mir sie immer im Strahlenkranz dieser herrlichen Tugend, — eben darum, weil sie so hoher Gaben gewürdigt wurden und eines so unendlichen Glücks!“

Mariens Augen glühten in edlem Feuer; sie hatte es kaum bemerkt, wie Albano ihre Hand, die auf dem Tischblatt ruhte, leise mit seinen Lippen berührte. „Du Herrliche!“ flüsterte er leise; aber dem Baron entging sein Entzücken nicht; er ruhte mit Wohlgefallen auf dem begeisterten Gesicht des edlen Mannes.

Der Graf erhob jetzt das Wort, Beatrixens Meinung beipflichtend. Er nannte Mariens Ansicht eine himmlische, aber auf Erden nicht gedeihende Blüthe, und führte, zum Beweis der Richtigkeit jener, eine zweite Künstlerin an, die durch die Gewalt, die sie, gleichmächtig durch ihr Talent, als durch das Imponirende ihrer Manier, über die Sinne übte, zu einem Standpunkt gelangt war, auf welchem sie saß

unerreichbar vor den Augen der Menge stand. „Sie wurde," schloß er, „die Allgefeierte, weil sie es wollte!

„Es liegt ein unbegreiflicher Zauber in der Kraft des Willens! Man muß sich die Herrschermiene anzueignen wissen, damit uns die Huldigungen der Welt von selbst zuströmen! Ein Talent, ohne die Kunst, es geltend zu machen, wird dem Besitzer höchstens dazu frommen, eine Eremitage oder ein Kloster damit auszuschmücken. Die Welt weiß eine gewisse artige Impertinenz mehr zu schätzen, als jene gepriesenen Tugenden alle! —"

Conrad fühlte eine unbezwingliche Lust, dem Grafen zu widersprechen, ob er gleich dadurch gegen Beatrix Parthei nehmen mußte.

Mit all der Lebendigkeit seines Wesens, die da erst recht muthig erwachte, wenn es galt, eine unwürdige Behauptung niederzuschlagen, bestritt er seine Ansicht im Namen des Publikums so klar und deutlich, daß die Stimmen, die auf des Grafen Seite gewesen waren, allmählig ihm beipflichten mußten. Er traf oft, ohne es zu wollen, des Grafen verwundbarste Stelle, indem er in dessen ausgesprochner Meinung gleichsam seine Persönlichkeit selbst anfeindete. Fernando mußte bald der Vertheidiger seines eignen Charakters werden, und wurde durch Conrads Witz und Verstand in so seltsame Widersprüche verwickelt, daß Beatrix, die nicht ohne Interesse dem glänzenden Siege des Barons

gefolgt war, nun ſtillſchweigend einige Blumen der Tafelverzierung zuſammenfügte, und den Kranz auf Conrads Locken drückend, ausrief: „So muß Geiſt und Witz ſelbſt den Ueberwundenen zur würdigſten Anerkennung zwingen!“

Conrad verneigte ſich gegen die einſtimmende Geſellſchaft in ſtolzer Siegesluſt. Ein Blick auf Marien ſchien gleichſam ein freundliches Zeichen auch von dieſer zu erwarten; aber ſie ſenkte erröthend die Augen zu Boden, fühlend, daß er ihre innere Ueberzeugung aufs deutlichſte ausgeſprochen hatte, und ſie dadurch mit dem Manne, den ſie vergeſſen wollte, aufs neue in ein zartes Einverſtändniß getreten war.

Beatrix ſchien den Schatten, den ihre voreilige Behauptung auf ſie geworfen, durch das Entfalten aller ihrer Glanzſeiten wieder gut machen zu wollen. Sie war die Anmuth ſelbſt, ſie belebte, ſie entzückte, wohin ſie ſich wandte, und entwickelte ihr Talent, die Seele der Geſellſchaft zu ſeyn, im ganzen Sinne des Wortes.

Aber noch höher ſtieg ihr Triumph, als ſie auf das Bitten Aller zum Flügel trat und des Geſanges reiche Pracht entfaltete. Marie begleitete ſie mit leiſen Accorden. Gewaltig herrſchte die künſtleriſche Beatrix im Reiche der Töne; bald begann ſie mit leiſen, ſchmelzenden Tönen, bald hob ſie des Wohllauts ſchwellende Fülle bis zum glänzenden Fortiſſimo; jetzt ſtieg ſie in den krauſeſten Rouladen von einem Pol der Tonleiter zum andern, daß man ihr ſchwindelnd

folgte auf der kühnen Bahn und nach beendigter Cavatine in einstimmigen Beifall ausbrach. Conrad war berauscht, entzückt, und küßte der Meisterin zarte Hand, um die sich jetzt bewundernd der Kreis der Gäste drängte.

Nur der Graf stand neben Albano an einem entfernten Fenster, stumm, und nur von Zeit zu Zeit einen finstern Blick werfend in das fröhliche Gewühl. Die Gesellschaft war sehr lebendig geworden; man spielte, man tanzte bis spät in den Abend. Conrad hatte im Tummel der Freude fast gänzlich des lästigen Nebenbuhlers vergessen, der jetzt, an einem Spieltisch beschäftigt, der Uebrigen wenig zu achten schien. Er überließ sich der heitersten Fröhlichkeit, indeß jenen das Unglück auch hier verfolgte; er verlor fortwährend, und wagte mit vornehmer Gleichgültigkeit immer höhere Summen, indem er ein Glas schäumenden Weines nach dem andern hinunterstürzte.

Die Nacht hatte ihre Schleier bereits über die blühenden Gärten gebreitet; in den Zimmern der Fräuleins dämmerte schon das friedliche Nachtlicht, — indeß aus den hellerleuchteten Fenstern des Saales noch das laute Geräusch jubelnder Männerstimmen durch das nächtliche Schweigen tönte.

Stillsinnend, den Mantel dicht um sich geschlagen, irrte Albano durch die monddellen Laubgänge, die das Schloß umgaben. An dem Ende des einen Flügels stand er still, sich an

einen Baum lehnend, und blickte gedankenvoll zu dem matterleuchteten Fenſter empor. Sanfte Lautenklänge kamen von dort her, und er vernahm die Worte:

Heiliger Friede
Lebt nur im Liede!
— Leben, du trugſt ein verführeriſch Bild:
Wollt es erfaſſen! —
Lied, da erblaſſen
An ſeine Farben ſo freundlich, ſo mild!

„Erblaſſen?“ rief Albano, „nein, nein, du Geliebte! ich will es Dir mit neuen Farben ſchmücken, und ſollt ich den Pinſel in mein Herzblut tauchen!

„Was iſt es denn auch mehr, als einen dir längſt vertrauten Gedanken einmal in Wort und That ausſprechen? — Ich weiß es nun ſicher, wo Dein Glück keimt, und will den Boden bereiten mit Fleiß und Liebe, daß es in üppigen Blüthen emportreibe, und Du Dich in ſeinem Schatten erlaben mögeſt! — Ja, du wilder, verblendeter Jüngling! ich will Dich lieben, das heißt: ich will Dich beglücken, ſo viel ich vermag! Ich darf ja nur den Schleier heben, der dein Auge umwölkt, damit du erkennſt der höchſten Schönheit heilige Macht! Und wenn Du es zu erfaſſen vermagſt, dann will ich an Deine Bruſt ſinken, und rufen: Da nimm ſie nur hin, für die ich Dich erzog! Sie war ja ewig Dein, wenn ich ſie auch vergötterte in ſtiller Liebe! Dem Künſtler gönne nur ihr frommes Bild, daß es ihm verſchwebe als Ideal, —

wie es Dich durch seinen reinen Besitz auf immer dem Guten vermählen wird!"

So sprach er in die stille Nacht, und seine Pulse hoben sich in edler Begeisterung; er blickte fest und ruhig zu dem Sternenhimmel empor.

Da faßte ihn eine starke Hand, und vor ihm stand ein dunkles Bild, drohend und tiefschweigend, als trete das Schicksal selbst vor ihn hin, ihn mahnend an sein Versprechen. — Jetzt schlug die Gestalt den Mantel auseinander; zwei glänzende Klingen wurden sichtbar.

„Ich suche Sie, Baron, wir müssen uns schlagen!" ertönte es ernst und tief.

Albans erkannte den Grafen, und seinen Irrthum schnell fassend, war er entschlossen, die ihm zugetheilte Rolle des Barons zu übernehmen. „Bald?" frug er heimlich schaudernd, daß das Geschick ihn so schnell beim Worte nahm. — „Jetzt gleich! wenns beliebt!" entgegnete jener, ihm den Degen überreichend. „So bitte ich wenigstens aus schonender Rücksicht einen andern Platz zu wählen!" „O Recht!" lachte der Graf, „Sie verstehen sich eben so gut auf zartes Schonen, als auf die durchdachteste Beleidigung. —"

Beide schritten nun in stummer Hast bis zu dem Ausgang des Gartens. Hier standen sie still, das Gefecht begann. Hell beschien der Mond die düstern Gestalten, und wandelte die Schatten beider zu Riesenbildern, die in abentheuerlichen Formen auf dem bleichen Boden hin und herschwankten.

Schon blutete Albanos tapfre Hand, — da

strauchelte der Graf, von einem leichten Hieb auf der Stirn getroffen, und fiel zu Boden. — Ernst und groß stand vor ihm Albanos Gestalt, und begann, den Degen auf seine Brust setzend:

„Was auch die Ursach sey, die Sie zu so voreiligem Schritt bewogen hat, jetzt habe ich mir das Recht gewonnen, auch ein ernstes Wort an Sie ergehen zu lassen! Ich fordre ihr Versprechen, zu ihrem Heil, nie dessen zu erwähnen, was jetzt zwischen uns vorfiel. Begraben sey diese Stunde auf immer! Wagen Sie es, eine Erinnerung an sie hervorzurufen, so stellt sich der Gegner aufs Neue! Sonst aber haben Sie keine Ursach, mich zu fürchten, in keiner Beziehung! —" Der Ueberwundne gab ohne Bedenken sein Wort, sie schieden versöhnt aus einander. Vor dem Gartenthor hielt der Wagen des Grafen, er warf sich hinein, und fuhr mit nüchtern werdenden Sinnen der Hauptstadt zu.

Wie ein Mensch für den andern nie sein Leben wagen kann, ohne daß er dadurch zu dem, für den er sein Blut vergeß, in eine nähere Beziehung trete, so geschah es auch, daß sich Albano durch neue, innigere Bande an den Baron gefesselt fühlte, und ihn fortan als ein ihm eignes, theuererkauftes Gut ansah. — Ein höherer Wille schien ihn zu Conrads Schutzgeist erkoren zu haben, und er war fest entschlossen kein Opfer zu scheuen, um das zu vollenden, was er begonnen hatte. —

Schnell schritt er jetzt zur That. Eine schnelle

Entfernung von Marien, die er immer noch aufs glühendste liebte, ob er sich gleich längst gewöhnt hatte, sie als das Eigenthum eines theuern Freundes zu betrachten, sollte seinen Vorsatz bestärken. Er beschloß deßhalb in Conrads Arme zu eilen, und alles aufzubieten, den verblendeten Jüngling auf ein Glück aufmerksam zu machen, das er als das Höchste erkannte, — und dem er für den Freund willig zu entsagen entschlossen war. —

Am folgenden Morgen wurde Albano im Schlosse vermißt. Ein Billet brachte dem Obristen seinen Abschiedsgruß, er hatte sich schon früh nach Ulmenthal begeben. Da man eine schnelle, oft seltsam scheinende Handelsweise an ihm gewohnt war, so befremdete es eben keinen, ihn ohne Berücksichtigung gebräuchlicher Formen scheiden zu sehen. Man fand sein Zimmer in bester Ordnung, Gemälde und alles ihm Gehörige hatte er mitgenommen, keine Spur bezeichnete seinen sonstigen Aufenthalt in Burgaus Hause, als das Andenken, das dem gemüthlichen, tiefgebildeten Manne in aller Herzen, als ein bleibendes Denkmal, stand.

Sein Platz war schwer zu ersetzen; sein Talent, sein feiner Kunstgeschmack, seine belehrende Unterhaltung hatte den stillen Stunden ländlicher Einsamkeit einen höhern Reiz gegeben, wie er auch oft die Gesellschaft auf eine erfreuliche Weise ergötzt hatte.

Beatrix, wie sie gleich mit ihm öfter in offner Fehde gelebt hatte, verlor ungern den Gegner, der ihr allein Widerstand zu bieten

wagte, — und auch der Obriſt vermißte den geiſtreichen Künſtler. Vor Allen aber empfand Marie den Verluſt eines Freundes, den ſie vor vielen hochſchätzte, obgleich ſein ſeltſames Weſen ihr oft dunkel und unbegreiflich erſchienen war. — Er war der Einzige, der ſie verſtand und ihrer Seele mitempfindend begegnete, — das hatte ſie zur zarteſten Dankbarkeit verpflichtet und ihm ein dauerndes Recht auf ihre Freundſchaft gegeben.

Jetzt wußte ſie ihn in Ulmenthal bei dem Manne, der ob ſie ſich's gleich kaum geſtand, ihr noch immer theuer war, und ihre Fantaſie fand in dem Verein dieſer beiden Naturen eine wohlthätige Entſchädigung für den eignen Verluſt. —

Conrad ſah in der freudigen Eile, mit der Albano ſeinen Wunſch, mit ihm den Aufenthalt in Ulmenthal zu theilen, erfüllte, einen neuen Beweis, daß er ſich eben ſo zu ihm hingezogen fühle, wie er ſchon längſt ſein Freund war.

Ein ſtilles, aber höchſt genußreiches Leben erblühte unter des ſinnigen Künſtlers Anleitung. Er wußte bald die ſchlummernden Neigungen für jede Art höherer Beſchäftigung in Conrads Seele zu wecken; er wurde ſein Lehrer, ſein Freund im höchſten Sinne des Wortes. — Noch hinderte ihn die verletzte Hand den Pinſel zu führen; daher konnte er ſich um ſo ungehinderter dem Vergnügen hingeben, das ihm die Ausbildung des Barons gewährte. Er las mit ihm

die Classiker alter und neuerer Zeit, und tauschte seine Ansichten mit den Seinen auf ihren gemeinsamen Spaziergängen aus, was dem Geist des Barons eine tiefere Gründlichkeit, dem seinen Conrads fröhlichen Lebensmuth mittheilte.

Bald fing Conrad an, die Natur, das Leben aus einem höhern Gesichtspunkte zu betrachten, sein ganzes Wesen veredelte sich, indem es sich dem Studium des Schönen hingab. Oft verweilte Conrad mit ihm in dem Saal, wo er seine Gemälde aufgestellt hatte. Er genoß, durch des Künstlers Wort erleuchtet, doppelt der Freude, die ihm stets die Anschauung hoher Kunstwerke gewährte. Oft fühlte er eine unwiderstehliche Lust, ein Talent, was er in früherer Jugend geübt hatte, aufs Neue zu erwecken.

Albano ermunterte ihn dazu, und so saß er bald an des Freundes Seite, aufmerksam auf dessen Belehrung und sorglich nachbildend, was dieser ihm vorgelegt hatte. — So bildete sich Auge und Herz unvermerkt zu immer höherer Klarheit aus, je mehr die Liebe zum Höchsten, Schönen in seiner Seele erwachte.

Ein Bild, das in einer Ecke des Saales hing und dicht verschleiert war, hatte schon oft seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Doch beantwortete der Maler seine wiederholten Fragen immer mit dem Bedeuten, daß dieses eigentlich gar nicht in die Reihe der übrigen Gemälde, sondern gleichsam einer ganz eignen Welt gehöre, die er ihm erst dann eröffnen würde, wenn sie sein Herz durch eigne Wahl aufgefunden hätte.

Conrad ſetzte, trotz ſeinen anziehenden Uebungen, ſeine Beſuche in Roſenhayn fleißig fort, doch begleitete ihn Albano nur ſelten dorthin. Zu ſeinem Erſtaunen vermißte er die Gegenwart des Grafen in den dortigen Cirkeln, ein Umſtand, der ſeinen Hoffnungen mehr Sicherheit gab, — aber darum auch ſeinem Streben jenes Feuer benahm, welches jener vermeinte Widerſtand in ihm erweckt hatte.

Beatrix hatte den Grafen Fernando nie geliebt, doch ſchmeichelte ihr die Auszeichnung eines Mannes, der durch Rang und Anſehn einen bedeutenden Platz am Hofe behauptete. Eitelkeit war das Band, was beide einander genähert hatte. Fernando wollte der Alleinbegünſtigte des Fräuleins ſein: auch war er nicht abgeneigt den Glanz ſeines Hauſes durch eine ſo liebenswürdige Gemahlin erhöht zu ſehen; doch war dieſer Entſchluß noch nicht ganz zur Reife gediehen, indem ſein Charakter zu den ſchwankenden gehörte, die ſich immer noch eines höhern Beſitzes würdig glauben, weil ſie nichts wahrhaft lieben, als ſich ſelbſt. Die letzterhaltne Stirnwunde hielt ihn auf lange Zeit von den größern Cirkeln zurück. Mit tiefem Aerger verwünſchte er ſeine Uebereilung, die ihn ſo hart gezüchtigt hatte, und beſchloß aus Schaam und gekränkter Eitelkeit auf lange Zeit ſeine Beſuche in Burgaus Hauſe einzuſtellen.

So geſchah es, daß Beatrix, durch das lange Ausbleiben des Grafen aufmerkſam gemacht, auf die Vermuthung kam, daß ihr Betragen und des Barons übermüthige Laune

ihn verletzt und auf immer entfernt habe. — Sie konnte deshalb einen leisen Unmuth nicht unterdrücken, und hatte Mühe ihre Stimmung dem Baron zu verbergen, auf dessen Huldigungen sie sich nun allein beschränkt sah. Doch auch diese nahmen bald die Gestalt einer besonneneren Aufmerksamkeit an; er liebte in ihr immer noch das muthige, geistreiche Wesen, doch entging ihm nicht mehr ein zu sichtliches Bestreben, sich über alle ihre Umgebungen, vor allen über Marie, zu erheben. Oft mußte er ihr Betragen gegen diese mißbilligen, da er bei näherer Prüfung sich gestehen mußte, daß Marie, trotz ihrer Bescheidenheit, einen gleich gebildeten Geist verrieth, der durch den hohen Reiz frommer Demuth und einer tiefen Innigkeit des Gemüths nur noch mehr gehoben wurde. —

Doch änderte dies keineswegs seinen Entschluß; er glaubte sich von Beatrix geliebt, und sah in ihrem Bestreben, seine Aufmerksamkeit allein zu fesseln, einen Beweis mehr für ihn, — indeß Marie jede freundliche Annäherung kaum zu bemerken, und die freundliche Herzlichkeit, mit dem sie allen entgegenkam, nur ihm zu verweigern schien.

Auf einer Wanderung durch die anmuthigen Waldhöhen von Ulmenthal hatte sich Conrad und Ribano einst so im Gespräch vertieft, daß der Abend schon herangekommen war und die Sterne bereits aufgingen, als sie die Schloßhöhe erreichten.

Der Abend war so schön, daß sie beschlossen, die Nacht vollends im Freien zu erwarten. Sie ließen sich unter einer Linde nieder, von wo aus man das immer dunkler werdende Thal frei übersehen konnte. — Aus den Büschen sprühten Goldfunken auf, im lustigen Tanz hinziehend durch die dämmernden Schatten, und, als wollten die nieserliegenden Dörfer das süße Spiel wiederholen, entglommen hier und da freundliche Lichter in den niedern Hüttenfenstern, die, wie stille Sterne, durch die Dunkelheit glänzten. —

„Sieh, welch ein gemüthliches Stillleben!“ begann Albano, „kann nicht ein Blick in diese große, schweigende Natur das Herz mehr erheben, als euer buntes Puppenspiel, das ihr die Freuden der großen Welt nennt? — und dessen Armseligkeit ihr doch nur mühsam verhüllt? — Hier sammelt sich Geist und Herz, indem ihr dort die edelsten Kräfte vergeudet in dem Streben nach vergänglichem Glanz, nach Kleinigkeiten, die nur für den Augenblick gelten und ein hohes Gemüth nie befriedigen können! — Freiheit des Geistes, Thatenkraft, biedre Treue, wo gedeihen sie, als auf dem Boden stillen häuslichen Glücks? Und was ist Scheinglück gegen innres Bewußtseyn? Demantschimmer und Sternenlicht, Erde und Himmel, Bewundrung und Liebe, Beatrix und Marie? —“

Conrad warf einen schnell prüfenden Blick auf Albano, der jetzt stumm vor sich hinstarrte in die nächtliche Ferne. —

„Du bist mir,“ begann er jetzt, „noch ein Geständniß schuldig, Albano! Du liebst Ma-

rien!" — Albano hob das Auge ernst empor und sagte: „Wenn jenes Gefühl Liebe ist; was mit uns geboren wird für alles Schöne und Herrliche, so wüßte ich nicht, wer mehr geliebt zu werden verdiente, als Marie. Dann hab' ich sie geliebt von erster Jugend an, in jeder hohen Erscheinung des Lebens und der Kunst — sie allein geliebt, als das Ideal, das mit meiner Seele erwachte! Aber denke Du nicht, ich könnte mein hohes Lichtbild hinabziehn in die Schranken meiner Dürftigkeit! O, mein Freund! — eben darum hat sie das Geschick so hoch für meinen Wunsch gestellt, daß sie mir unerreichbar, aber darum ewig bleibe im Gemüth! —"

„Längst," unterbrach ihn Conrad, „hätte ich gern das Bild beider Schwestern in dem Spiegel Deiner Seele geschaut! Dein Blick ist hell! sey aufrichtig, Du bist es der Freundschaft schuldig!"

Albano schwieg eine Weile, dann begann er, des Freundes Hand fassend: „Ich habe, glaube ich, schon zu viel in jenen Worten ausgesprochen! Vergebens würde ich mich bemühen, Dir ein deutlicher Bild von Beatrix zu entwerfen, sie steht außer dem Kreise meines Forschens. Aber willst Du sie in vollem Glanz ihrer Vorzüge sehen, so frage in der Hauptstadt nach, wo sie sich in ihrer eigenthümlichen Sphäre bewegt! — Dort ist ihr Tempel, wie Mariens schönster Altar in den Hütten der Armuth steht, nur von Gott und den Augen der Liebe erkannt! —"

„Du glaubst also," frug Conrad betroffen, „Beatrix passe nicht in die Grenzen eines stillen Glücks? —" „Diese Frage kann nur der als

Lippen beantworten," erwiederte Albano, „der nach der Stärke ihrer Liebe auch die Opfer zu ermägen vermag, die sie dieser bringen könnte!—"

Conrad war seit diesem Abend sehr nachdenkend geworden; er beobachtete von nun an Beatrix mit den Augen stiller Besorgniß, und suchte sich aus dem Zauberkreis, den die Reizende so gern um ihn zog, scheinbar zu entfernen, um desto tiefre Blicke in ihr Innres zu thun. In Burgau's Hause war es jetzt einsamer als je; die schöne Jahreszeit hatte die Nachbarschaft zum Theil in die Bäder gelockt, wodurch jene Cirkel gestört und endlich gänzlich aufgelöst wurden. Dazu vermißte man noch die Gegenwart des Grafen und Albanos, welche durch ihre verschiednen Ansichten und Ideenmittheilung den Familienkreis aufs anziehendste unterhalten hatten. Das alles gab dem Leben in Rosenhayn eine Einförmigkeit, die bald anfing Beatrixen recht lästig zu werden; Conrad bemerkte bisweilen eine sichtliche Verstimmung ihrer Laune, und bemühte sich vergebens, ihren Geist zu jener Lebendigkeit zu erwecken, worin ihr größter Zauber bestand. Er mußte es sich endlich gestehen, daß es anderer Reizmittel bedurfte, ihre Vorzüge zu entfalten, als die Gegenwart eines Einzelnen, wie sie diesen auch allen vorzuziehen schien, — und mit Bedauern bemerken, daß mit der Gelegenheit, Bewundrung zu erregen, auch die Fähigkeit dazu verloren war.

Schon wagte er bisweilen stille Vergleiche mit

Marien. War Beatrix jener an Hoheit der Gestalt, an blendender Jugendfülle und glänzender Geistesgewandtheit überlegen, so schmückte Marien wieder ein so zarter Liebreiz, eine so unaussprechliche Anmuth der Seele, und vor allen ein Ausdruck der Güte und Liebe, die ihrem Wesen einen ganz eigenthümlichen Zauber gab. Oft ruhte sein Auge unbewußt auf dem bescheidnen, lieblichen Antlitz, wenn sie, mit häuslicher Arbeit beschäftigt, niedergeschlagnen Blickes vor ihm saß.

Sie schien ihm von Tag zu Tag schöner zu erblühn, und dem war auch wirklich so!

Der Friede, den ihr Herz wieder gewann, spiegelte sich in ihrem seelenvollen Auge, und gab ihren Wangen die Farbe der Gesundheit wieder zurück. Dazu kam oft ein unendlich wohlthuender Sonnenblick, der mit leisem Ahnungsschauer sie durchbebte; doch wurde ihr dieses Gefühl nicht klar, weil sie selbst scheute den geheimnißvollen Schleier ihres Innern zu heben!

Eine nothwendige Reise hatte Albano auf mehrere Wochen von Ulmenthal entfernt.

Conrad hatte die Zeit seines Alleinseyns auf das sorglichste benutzt, um den Freund bei seiner Rückkehr mit einem Gemälde zu überraschen, das er selbst entworfen hatte, und stolz auf seine Fortschritte, auch ohne ihn auszuführen beschloß.

Es war eine Madonna, in der er das Höchste, was seine Seele zu ahnen vermochte, in dem

Ausdruck himmlischer Reinheit und Unschuld dem Auge darzustellen suchte.

Schon athmete das holde Antlitz Leben und Liebe, schon umgab der zartgefaltete Schleier die keusche Stirn, um welche die Glorie des Lichtes verklärend ausgegossen war; noch wenige Pinselstriche, und das Gemälde stand vor ihm, in aller Pracht der Vollendung.

Da kam Albans zurück; überwältigt von der Freude, ihn wiederzuhaben, und dem Verlangen, seine Arbeit ihm vorzulegen, führte er ihn in den Saal, vor das Gemälde.

Albans beschaute es lange in tiefem Schweigen, eine sanfte Freude schien sein Antlitz zu verklären; endlich wandte er sich, mild lächelnd, gegen Conrad und sprach:

„Ich wußte es ja doch immer, daß Du sie, und nur sie allein lieben konntest! Das ist Marie, und nur die Liebe konnte sie so malen!"

Wie ein Blitz fuhr es durch Conrads Seele, alle Tiefen seines Wesens erschlossen sich mit einem Male seinem Blicke, und er schaute hinab, und rief: „So bin ich verloren!" und bedeckte sein Antlitz mit den bebenden Händen. — „Verloren?" sagte Albans sehr sanft. „Wiedergefunden hast Du Dich in dieser heiligen Liebe!"

„O, es ist ja alles vorbei! beklage mich um meiner unseligen Verirrung willen! Beatrix hat längst meine Absichten errathen, ich handelte voreilig, ich kann nicht mehr zurück! — Und wenn es auch noch einen Weg gäbe," fuhr er nachdenkend fort, „was könnte es mir helfen, da Marie mich nicht liebt?" „Ja dann," sagte

Albano bedeutend: „Marie wählt nicht, ohne zu lieben!“ „Aber —“ setzte er leiser hinzu, „irre ich nicht, so war einst eine Zeit, wo sie theilnehmend des fernen Conrads gedachte, wo sie ihm freudig entgegensah! und nur mit sich selbst mag er rechten, wenn diese Zeit nicht mehr ist!“

Mit Centnerschwere fiel die ganze Schuld seines Betragens auf des Jünglings Seele; er eilte hinaus, und ohne es selbst zu wissen, was er wollte, saß er zu Pferde, und eilte nach Rosenhayn. —

Mit schlagendem Herzen betrat Conrad das Familienzimmer. Er fand Beatrix allein, von einer Menge dienstbarer Nymfen umgeben, die an einem kostbaren Anzuge gemeinschaftlich arbeiteten. Sie kam ihm mit einnehmender Heiterkeit entgegen, und lud ihn, da sie ihn aus der Werkstatt ihrer Näherinnen entfernen wollte, in das angrenzende Gemach. Es war Mariens Zimmer. Mit einem seltsamen Gemisch von Schüchternheit und Freude betrat er den reinlichgeglätteten Boden. — Hier hatte sie ihn einst so freundlich empfangen, hier waltete sie in frommer heiliger Stille. Alles blickte ihn hier so seltsam vertraut, mit so milden Freundesaugen an, — daß ihm war, als hätte er hier seine wahre Heimath wiedergefunden. Dort stand der kleine Nähkorb, den er so oft an ihrer Seite gesehen hatte, dort ruhte ihre Laute, und dort an der einen Ecke des Zimmers stand das

Tischchen, an dem sie die lieblichen Kinder zu unterrichten pflegte! Alles war wie damals, nur Sie fehlte, die diesen todten Formen jenen lebendigen Zauber verlieh!

Beatrix, als läse sie die Frage nach Marien in seinen umherirrenden Blicken, erzählte ihm in wenig Worten, wie die Pastorin des Orts plötzlich erkrankt und Marie seit gestern um sie sey, um ihr die mangelnde Pflege zu leisten. „Nehmen Sie," fuhr sie scherzend fort, „indeß mit Beatrix vorlieb, sie wird sich Mühe geben, bis der Vater vom Erndtefeld und Marie von ihrer himmlischen Aussaat zu Hause kehrt, die Gegenwart Beider zu repräsentiren. — Mit komischen Anstand setzte sie sich zurecht, und bot dem zögernden Baron einen Platz neben sich auf dem Sopha an. — Bald wurde Conrad, so zerstreut er Anfangs war, von der Anmuth gefesselt, die heut aus jeder Miene, jedem Wort der holden Schwätzerin hervorstrahlte. Sie war wieder ganz das reizende, verführerische Bild, was zuerst seine Sinne so wunderbar umstrickt hatte. Ihr Auge glänzte, ihr ganzes Wesen trug das Gepräge der Freude, der muthwilligsten Laune. Staunend bemerkte Conrad die sichtliche Veränderung ihres Wesens; er rieth auf ein besondres Ereigniß, das ihren Geist aufs Neue zu so glänzendem Leben erweckt habe.

Bald vernahm er aus Beatrixens Munde die Bestätigung seiner Vermuthung.

Der Fürst hatte in dem angrenzenden Forst ein Jagdschloß errichten lassen, dessen Einweihung mit einem großen Feste beginnen sollte.

Der benachbarte Adel umher sollte geladen und die jetzt angehende Jagdzeit mit einer Treibjagd an diesem Tage eröffnet werden.

Beatrix malte mit den buntesten Farben die Freuden dieses Tages aus, und wußte den Baron so in das fröhliche Leben ihrer Fantasie hineinzuziehen, daß er, aufgefordert von ihr, im Taumel der Zerstreuung, das Versprechen gab, an diesem Tage ihr Begleiter zu seyn.

Jetzt kam der Obrist zurück, die Unterhaltung lenkte sich auf andre Gegenstände, man theilte sich gegenseitig den Ertrag der reichlichen Erndte mit, und seine Pläne und Hoffnungen für das künftige Jahr. Der Abend kam heran, und Marie erschien nicht. Vergebens fuhr er empor, so oft die Thür geöffnet wurde, endlich brachte man die Nachricht, daß Marie, wegen der zunehmenden Gefahr der Kranken, entschlossen sey, die Nacht bei ihr zuzubringen. Der Obrist schüttelte unwillig den Kopf, und äußerte, Alles habe seine Grenzen!

Auch Conrad hätte viel darum gegeben, wäre sie diesmal weniger menschenfreundlich gewesen!

Als der Baron zurückgekehrt war, bemerkte Albano eine merkliche Verstimmung an ihm. Er hätte gern gefragt, doch die Furcht etwas Unangenehmes zu berühren, hielt ihn zurück. Die Einladung des Fürsten zum bevorstehenden Fest war indeß an den Baron ergangen. Albano benachrichtigte ihn davon, und frug, ob er Theil nehmen würde, Conrad gab vor, diese

Gelegenheit nicht versäumen zu dürfen, dem Fürsten seine Ehrerbietung zu beweisen, und machte ihn mit seinem frühern Entschluß bekannt.

In seinem Herzen aber konnte er eine leise Unzufriedenheit mit sich selbst nicht unterdrücken. Beatrixens Aufforderung, sein unbedachtes Versprechen beunruhigte ihn um so mehr, je sichrer er vorher sah, wie dies zu manchen Mißdeutungen Anlaß geben, und ein Verhältniß noch mehr bestätigen würde, was er gänzlich zu lösen entschlossen war.

Endlich gab die Hoffnung, Marien vielleicht auch an dem Feste Theil nehmen zu sehen, seinen Gedanken eine fröhlichere Richtung; ihr wollt er zur Seite sein! ihr vor den Augen der Menge allein angehören, und aus der Art, wie sie seine Huldigungen aufnehmen würde, seine Hoffnungen oder Befürchtungen schöpfen. —

St. Bartholomäustag kam heran; ein heller Morgen leuchtete in die dunkle Waldesnacht hernieder, in deren Mitte sich das glänzende Gebäude in stattlicher Schöne erhob.

Die Jägercibedienten der nahen Försterei waren aufs emsigste beschäftigt, die nöthigen Veranstalten zur Jagd zu treffen, indeß die Diener des Fürsten in glänzender Livree unter zierlichen Lauben das Frühstück bereiteten, das die Kommenden empfangen sollte.

Schön tönte von fern, in tausendstimmigen Echo, der Waldhörner lauter Ruf. Der Fürst erschien in schimmernder Jagdtracht, umgeben

mit seinem Gefolge; ihm folgte, langsam durch den Wald sich windend, der glänzende Zug. — Hier und da tauchte ein anmuthiges Frauenbild aus dem bunten Gewühle hervor, gleich einem blinkenden Stern, aus flüchtigziehenden Wolkenbildern, — bald erschien auch an der Seite des Obristen die strahlende Beatrix. Ein weißer Zelter trug die stolze Gestalt, die in dem nettanliegenden Jagdkleid, das in reichen Atlasfalten zu den niedlichen Füßen herabfiel, und in dem mit weißen Federn geschmückten Hut, recht kühn und majestätisch anzusehen war.

Ihr folgte der Baron, das ernste Gesicht oft nachdenkend herabsenkend, und nur bisweilen einen scheuen Blick erhebend zu der stolzen Gestalt, die in ihrer eigenthümlichen Schöne mehr dem Reich der Romantik, als dem wirklichen Leben anzugehören schien.

Seine Hoffnung, Marien zu geleiten, war vergebens gewesen; die Milde hatte es vorgezogen ihr frommes Werk zu beenden, als an einem Feste Theil zu nehmen, an dem ihr sanftes Gemüth so wenig Reiz fand.

Die Gesellschaft war bei dem Jagdschloß angekommen, Herren und Damen saßen ab, und begaben sich theils in den dazu bestimmten Saal, theils in die duftenden Lauben, wo Erfrischungen aller Art sie empfingen. Der Baron wurde dem Fürsten vorgestellt, und von diesem aufs huldvollste begrüßt; — er sprach einige verbindliche Worte zu ihm, und wandte sich dann zu Beatrix mit einem artigen Scherz, der nicht undeutlich auf die kluge Wahl ihres Ritters

hindeutete; — Beatrix erröthete, und erwiederte einige Worte, die, so leicht sie hingeworfen wurden, einen so übermüthigen Sinn verriethen, daß Conrads Stolz sich dadurch aufs empfindlichste gekränkt fühlte. Sie bemerkte dies, und bald darauf sein sichtliches Entfernen, und erfaßt ihn auf eine würdigere Art zu versöhnen, glaubte sie ihn am sichersten wieder zu gewinnen, wenn sie die Huldigungen Andrer auf sich zu lenken, und dadurch ihre Liebenswürdigkeit aufs Neue vor seinen Augen geltend zu machen suchte.

Graf Fernando, der sich unter dem glänzenden Gefolge des Fürsten befand, hatte sich, durch des Barons sichtliche Gleichgültigkeit ermuthiget, dem reizenden Fräulein von Burgau genaht, und wurde von dieser aufs artigste begrüßt. — Es lag in ihrem Plan, diesen Mann, der als das Orakel des guten Geschmacks den Gegenstand *seiner* Aufmerksamkeit zu dem der *Menge* machte, vor allen zu fesseln, und es gelang ihr um so besser, da eine heimliche Reue sie antrieb Vergangnes wieder gut zu machen, — was ihrem berechneten Betragen den Zauber natürlicher Güte gab. — Stolz über das unerwartete Glück, von ihr sich so freundlich beachtet zu sehen, bemühte er sich, ihr die zarteste Aufmerksamkeit zu erweisen. Was seinen Eifer noch verdoppelte, war das sichtliche Wohlgefallen, mit dem der Fürst Beatrix vor allen andren Damen auszeichnete. — Es war ihm nun gewiß, sie sey die Schönste, die Erste des Kreises, die Liebenswürdigste vielleicht im ganzen Lande! Keine durfte sich ihr vergleichen,

keiné! Das hob in stolzer Freude seine Brust! Denn er war der Glückliche, dem die Allgefeierte vor Allen ihre Aufmerksamkeit schenkte! Sie auf immer an sich zu fesseln, wurde jetzt sein festes Entschluß. Mit kühnem Triumph blickte er umher, nur zu dem Baron wagte er es nicht sein dreistes Auge zu erheben, aus Furcht, dem finstern Gegner noch einmal zu begegnen.

Schon fingen die Augen der Menge an, sich auf das stolze Paar zu richten, — da ertönte der Ruf der Hörner aufs Neue, als Zeichen zum Aufbruch. Die Rosse wurden vorgeführt, und bald begab sich der Zug, unter dem lauten Gebell der kampflustigen Hunde und dem Geräusch der Jagdmusik, in den tiefern Wald.

Die geübtesten Jäger verfolgten, nach dem veranstalteten Plan, die Pfade zu dem bezeichneten Jagdplatz, wo bereits das Hochwild eingestellt war und die Hauptjagd beginnen sollte, indeß eine zweite Parthei, worunter sich die Damen befanden, sich auf die andre Waldseite begab, um sich mit der Jagd des kleinen Wilds zu vergnügen. Der Graf schloß sich dieser Gesellschaft um so lieber an, da das wilde Treiben der Jagd eben nicht seine Sache war; ihm folgten mehrere Herrn, und so theilte sich der Zug in zwei Hälften, verschiedne Wege verfolgend.

Ein sengender Sonnenstich hatte die Beschwerden der Jagd noch gesteigert. Mehrere Wagen mit erlegtem Wild hielten bereits vor der Försterei,

und schon stellten sich von mehreren Seiten die ermüdeten Jäger ein.

Conrad war, von einem brennenden Durste getrieben, einer Köhlerhütte zugeeilt. Als er hineintrat, fand er bereits mehrere Gäste um eine Schaale kühlender Milch versammelt, unter welchen auch Beatrix und der Graf sich befand. Man lud ihn aufs freundlichste zu Gaste, und er gesellte sich bald dem Kreise bei. Beatrix lehnte sich erschöpft an einen Stuhl, indeß eine andre Dame mit einem Armband beschäftigt war, das an dem blendenden Arme des Fräuleins unter dem aufgestreiften Ermel hervorstrahlte.

„Es ist doch eine ganz köstliche Arbeit," flüsterte sie, und löste das goldne Schloß, das die Brillantketten zusammenhielt, „ein wahrhaft fürstliches Geschenk!"

Conrad wurde aufmerksam, er erinnerte sich von etwas Aehnlichem gehört zu haben, und wollte eben seine Blicke darauf richten, — als der Ruf: Der Fürst, der Fürst, die Gesellschaft auseinanderschreckte. — Aengstliche Stimmen schollen durcheinander, es fiel ein Schuß. — Alles griff nach seinen Büchsen und eilte hinaus.

Ein angeschossner Eber hatte sich durch das Dickigt gedrängt und den vorüberreitenden Fürsten angefallen. Vergebens suchte dieser das wüthende Thier abzuwehren, immer drohender warf es sich ihm entgegen. Schon ertönte der Angstruf der ihm folgenden Reiter, — da streckte der glückliche Schuß eines herzueilenden Jägers den gefürchteten Feind zu Boden; der Fürst war gerettet. Dankend blickten die Umstehenden den

tapfern Waidmann an, der sich auf des Fürsten Geheiß dem Gefolge anschließen mußte. Jubelnd folgten die Uebrigen dem Zuge nach, der bald, von schallenden Hörnern begrüßt, bei dem Jagdschloß ankam.

Ein heraufziehendes Wetter störte indeß bald die Freude des Abends; die drückende Luft, der brennende Sonnenstich, ließ ein schweres Ungewitter erwarten. Man fand es demnach für das Gerathenste sich auf den Heimweg zu begeben, bevor der Sturm begann. Die versprochne Tanzlust wurde auf ein dazu angesetztes Fest in der Residenz verschoben, wozu der Fürst sämmtliche Gäste einlud. Bald rüstete sich jeder zum Aufbruch; der Graf, der den ganzen Tag nur Augen für Beatrix gehabt hatte, half ihr jetzt mit artiger Gewandtheit auf das stattliche Roß. Mit stolzer Freude betrachtete er noch einmal das hohe, herrliche Frauenbild, und schied mit dem Zeichen der größten Ehrerbietung von ihr, die jetzt an des Barons Seite lustig dahintrabend, einen triumphirenden Blick an ihm niederließ.

Ihr dunkelglühendes Auge schien, ihres Sieges bewußt, nun auch seine Huldigung zu erwarten; aber die Schlaue verrechnete sich diesmal; sie wußte nicht, daß mit der einmal verscherzten Gunst des Geliebten auch jener Scharfsinn verloren geht, der mit sorglichem Blick das Betragen der Geliebten richtet, und ihre Siege zu denen des eignen Stolzes macht. — Vergebens hatte sie ihren Plan auf des Barons

Eitelkeit gebaut, er wurde von ihm kaum beachtet, und zerfiel an dem, heut zur Reise gediehnen Entschluß, sich auf immer von Beatrix loszusagen, auch wenn Marie seine Liebe verschmähen sollte. —

Still und ernst geleitete er die stolze Jägerin, die in ihrem fröhlichen Uebermuth seine Stimmung für die Zeichen schuchterner Neigung nahm. Heftige Donnerschläge unterbrachen bisweilen die liebliche Schwätzerin, und der Sturm begann den nahen Kampf am Firmament zu verkünden. Die Gesellschaft verdoppelte ihre Eil, und hatte Rosenhayn bereits erreicht, bevor das Wetter in vollem Ungestüm losbrach.

Marie stand am Eingang des Gartens, und eilte den Ankommenden mit lauter Freude entgegen, das Antlitz von Besorgniß und heitrer Ueberraschung geröthet. — Freundlich bot sie der Schwester die Hand, ihr vom Roß zu helfen; da auf einmal erblaßte Beatrix, wie von einem heftigen Schreck getroffen, und starrte auf die eigne Hand, an der sie das kostbare Armband vermißte. Lange stand sie unbeweglich, und schien sich zu besinnen; endlich gedachte sie der Köhlerhütte, wo es geblieben seyn konnte. — Mit einem Blick, in den sie die ganze Gewalt ihres Liebreizes und all die stolze Zuversicht ihres Herzens legte, wandte sie sich jetzt zu dem Baron, und beschwor ihn bei seiner Freundschaft, bevor es zu spät sey, umzukehren, und ihr ein Kleinod wiederzubringen, was sie nicht ver-

missen konnte! Sie bat ihn alles aufzubieten, ihr das Armband auszulösen um jeden Preis! —

Der Baron erwiederte ihr Begehr mit einer ernsten, stummen Verbeugung und einem Blick, der wie ein drohender Blitz ihr innerstes Wesen traf; und ehe noch Marie ihre bittende Stimme erheben konnte, nur wenigstens so lange zu verziehn, bis das erste Wetter vorüber sey, — flog dieser schon dahin, kaum konnten ihre Augen ihm folgen.

Von Regen durchnäßt, die dunklen Locken wild vom Sturm zerzaust, kehrte der Baron mit dem erbeuteten Kleinod langsam zu den duftigen Garten zurück. — Beatrixens Charakter war jetzt im vollsten Lichte ihm aufgegangen, und er dankte dem sorglichen Freunde, der sein Auge früher geöffnet, bevor ihm dies sichtliche Zeichen ihres lieblosen, nur für sich selbst besorgten Charakters noch tiefer verletzen konnte. — Er ritt jetzt an dem Hügel vorbei, den er bei seiner Ankunft bestiegen hatte; — und wie er sich es nie versagen konnte, dem ehrwürdigen Denkmahl des theuren Verstorbnen einen dankbaren Blick zu zollen, — so wandte er sich heut um so gerührter empor, bemüht die Züge des vielgeliebten Freundes zu erkennen. Da gewahrte er auf dem Hügel eine weiße Gestalt, die sich lauschend herabbeugte, und als sie den Kommenden gewahrte, schnell seinen Blicken entschwand. Doch es war zu spät, das weithinflatternde Gewand hatte sie seinen Blicken

verrathen; er erkannte Marien. Mit freudiger Hast, als gelte es jetzt die Lösung seines ganzen Lebens, sprang er vom Roß und den Hügel hinan. Ohne zu wissen, was er that, umschlang er in unendlichem Entzücken die theure Gestalt, die hocherröthend, sich von ihm errathen zu sehen, vor ihm stand.

„Marie," rief er, „o, laß mich es glauben! um Meinetwillen standest Du hier auf dem Hügel im tobenden Sturm, mich wolltest Du erwarten! Du nimmst Theil an mir, o sprich es aus, Du einziggeliebtes Wesen! —"

„Herr Baron!" rief Marie, und erhob sich mit jungfräulichem Adel, — aber der Augenblick hatte sie zu mächtig überrascht, sie konnte die hervorquellenden Thränen nicht mehr zurückhalten, sie wandte sich ab, ihre Bewegung zu verbergen. Aber im Wahnsinn des Schmerzes (er hielt der Jungfrau Schweigen für gerechtes Zürnen) umfaßte er jetzt der Zitternden Knie, und rief: „O, wenn Du mich nicht liebst, so ist mein Leben fortan ein langes Strafgericht verdienter Schuld! Du warst mir von Gott und der Natur bestimmt, und nur meine unselige Verblendung schloß mir die Augen, daß ich Dich nicht erkennen konnte, — und jetzt, da Du vor mir stehst, im Glanz Deines ganzes Werthes, und alle Pulse meines Herzens mir zurufen, Die ist es, die Deine Sehnsucht meynte! da wendet der Engel meines Lebens sein Antlitz von mir, und übergiebt mich, den Verstoßnen, den Qualen der Reue, dem unendlichen Schmerz!" —

Da blickte Marie herab, und ihre Augen

lächelten durch Thränen, wie zwei lichte Morgensterne, in seine betrübte Seele, und sie flüsterte leise: O Conrad, hab ich Dich nicht immer geliebt, und war nicht mein ganzes Leben ein Traum von Dir? Und sie hob den Jüngling empor, und sah in das redliche, freudestrahlende Auge, und beide umschlangen sich in stiller, unendlicher Wonne, im Angesicht des Himmels und des versöhnten Freundes; — und als sie wieder emporsahen, war ein Friedensbogen aus den düstern Wolken emporgeblüht, — und die Sonne warf ihren ersten Strahl auf die Glücklichen und auf das glänzende Marmorgesicht, das mit Vateraugen auf die Liebenden herabsah. —

An Mariens Hand betrat Conrad jetzt das Familienzimmer. Mit einer stummen Verbeugung übergab er Beatricen das verhängnißvolle Armband, das sein Geschick so wunderbar gelöst hatte und ihm der Schlüssel zum Glück geworden war. Dann eilte er, indem sich jene den lautesten Ergüssen ihres Danks, ihrer Freude überließ, die zarte Hand Mariens mit gleichem schimmernden Kleinod zu schmücken, das auch ein Band war, aber ein viel engeres, viel heiligeres, nehmlich der reiche Brillantring, den ein frommer Wille geweiht hatte zum unauflöslichen Band treuer Liebe. So ging demnach des Oheims Wunsch in Erfüllung; und Conrad drückte die theure ihm bestimmte Hand recht innig und begeistert an seine Lippen, und pries sein Geschick, daß

er gewürdigt war diese theure Gabe so unverdient zu empfangen. Es gelang ihm am selbigen Abend sich dem Obristen zu entdecken.

Sichtlich erstaunt, in Marien den Gegenstand seiner Wahl zu sehen, warf er einen forschenden Blick auf den Baron. Doch dieser hielt ihn ruhig aus, und erklärte dem Obristen mit einfachen Worten, wie er sich überzeugt habe, daß die fromme Blüte häuslichen Glückes nur auf dem Boden eines stillen, anspruchlosen Herzens gedeihen könne, und keiner andern Pflege bedürfe, als der der Liebe und Treue. —

Da reichte ihm der Obrist die Hand, und segnete ihn, — denn er gedachte der hingegangnen Gattin und seines eignen vergangnen Glückes.

Bald lag Conrad mit dem Geständniß seines Glücks an Albanos Herzen. Stumm, mit Freudenthränen im Auge, blickte dieser zum Himmel empor. Conrad sah den freudeglänzenden Blick, die Verklärung des ernsten Gesichts; aber das Herz sah er nicht, aus dessen stillem Entsagen sein Glück emporgereift war, nicht den Triumph der Tugend, der jetzt in des Freundes Brust seine Feier begann, und seine Seele erhob zu den Freuden der Götter, weil sie mit jenen die höchste Wonne theilte, die Seligkeit, an fremden Glück gebaut zu haben!

Als der Baron am andern Morgen, seinen Freund vermissend, in dessen Werkstatt trat, fand er das große Gemälde, das jener ihm so sorgsam verhüllt hatte, des Schleiers beraubt.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER,K.G.T.

3-598-53192-3
FN. 18537/008

Er trat näher, von Staunen und Rührung gefeſſelt.

Eine männliche Geſtalt, von dem Anblick einer himmliſchen Erſcheinung ermuthiget, war in dem Moment dargeſtellt, wie ſie mit dem Ausdruck hoher Begeiſtrung die Feſſeln ſprengt, die ſie umgeben. Der dunkle Vordergrund, aus dem die kräftige Geſtalt des Mannes ſich dem fernen Lichtbild entgegenhebt, war nur matt von der Glorie der himmliſchen Geſtalt beleuchtet, die mit dem Ausdruck hoher Milde, eine Roſe in der Hand, ihn zu dem Lichte zu winken ſchien, dem ſie entſtiegen war.

Je länger Conrad vor dem Gemälde ſtand, je deutlicher wurde ihm die Idee des Malers. Dies war Marie! Sie hatte ihn, den in Irrthum befangnen Jüngling, durch ihre Liebe, dem Himmel wiedergegeben. — Das waren ihre Züge, jene die Seinen! — aber eine ſchnelle Wehmuth überfiel ihn, es konnten auch die Züge des Freundes ſeyn, und die matterhellte Roſe eine weiße, das Bild ſtillen Entſagens! —

Albano! rief er, und eilte hinaus, den Geliebten zu ſuchen. Da übergab ihm ein Diener die Abſchiedszeilen des Freundes, er war abgereiſt, und bat ihn das zurückgelaſſne Gemälde als ein Andenken ihrer Freundſchaft zu bewahren. Das Marienbild hatte er, auf des Freundes Gewährung rechnend, ſich zugeſellt, — es ſollte ihn begleiten zu den blühenden Gefilden Italiens, wo er einige Jahre ſeiner Kunſt allein zu leben gedachte.

Alles wurde nun klar vor Conrads Blick!

Wohl mischte sich ein Tropfen bittrer Wehmuth in den Becher seiner Freude, — aber er kannte des Freundes großes Gemüth! Er stand zu hoch, um an irdischen Schmerz zu verbluten; seine Liebe muste ein neuer Cherub werden, der ihn nur noch höher hinauftrug zu dem Himmel des Friedens, der allesversöhnenden Kunst.

Daß Beatrix mit seiner Klugheit jede Aufwallung des Unmuths über das verlorne Spiel, jede Regung des Schmerzes und der Reue unter der Larve des vornehmsten Gleichmuths, der herablassendsten Theilnahme verbarg, daß sie bald darauf den Bitten des Grafen Gehör gab, und als dessen Braut in glänzender Pracht erschien auf dem verabredeten Feste, bedarf keiner weitern Erwähnung. — Aber daß der Baron die zweideutigen Gerüchte, die hier und da erwachten, als sey seine Wahl erst durch die verweigerte Gunst der schönen Beatrix bestimmt worden, gern in seinem Glück verzieh und vergaß, das in dem Besitz der edelsten, liebenswürdigsten Gemahlin in den Grenzen des reizenden Ulmenthals immer schöner erblühte: — Dies wird jeder glauben, dem ein gleiches freundliches Loos fiel, und ihm erkennen lehrte, wie der unzerstörbare Frieden eines im engern Familienkreis gegründeten Glücks höher steht, als alle Flitterkronen der Eitelkeit.

Agnes Franz.

Der Heimathlose.

Gemächlichen Schrittes zog der alte Bernhard neben seinem Frachtwagen her, auf welchem er Meßgüter von Leipzig zurückzuführen im Begriff war. Schon begann der Tag sich zu neigen; ein düstrer Nebel lag über die einsame Gegend verbreitet, und mit Anstrengung ihrer letzten Kräfte suchten die ermüdeten Rosse auf dem, durch häufige Regengüsse fast grundlos gewordenen Fuhrgeleise die nahgelegene Nachtherberge zu erreichen. Da ließ plötzlich in dem seitwärts befindlichen Buschwerk ein ängstliches Aechzen und Wimmern sich vernehmen. Neugierig trat der Alte näher, und erblickte ein in Lumpen gehülltes, todtbleiches Bettelweib, das, auf den feuchten Moosgrund hingestreckt, eben den Geist aufgeben zu wollen schien. Von Wehmuth und Mitleid ergriffen, bereitete jener ihr sogleich ein Lager auf seinem Wagen, hob sie hinauf und bemerkte erst jetzt, nachdem er dies beschwerliche Geschäft glücklich vollbracht hatte, einen eben so ärmlich gekleideten Knaben von etwa eilf Jahren, der, in nur geringer Entfer-

nung von dem Platze, auf einem umgestürzten Baumstamme saß, und ohne die mindeste Theilnahme an dem eben stattgehabten Vorfalle zu verrathen, in harmloser Gleichgültigkeit einige wilde Rüben verzehrte, die er auf dem benachbarten Acker sich erbeutet hatte. Bei dem angelegentlichen Bestreben, die Leidende nur erst unter Dach und Fach zu bringen, achtete Bernhard vor der Hand nicht weiter auf den Jungen, sondern ward erst, als er nach Verlauf einer halben Stunde das gewünschte Ziel endlich erreicht hatte, wieder auf ihn aufmerksam, indem er ihn, beym Einlenken in den Hofraum des Wirthshauses, ruhigen Muthes daherschlendern und die Richtung des Wagens verfolgen sah.

Die Kranke, an welcher kaum noch einige Merkmale des Lebens sich verspüren ließen, ward von dienstwilligen Händen, auf Bernhards Wink, in die Gaststube getragen, und hier auf ein, in der Geschwindigkeit für sie aufgeschichtetes Strohlager gelegt. Nachdem man durch Einflößung einiger stärkenden Tropfen ihre dahin schwindenden Lebensgeister zu ermuntern gesucht hatte, schlug sie die Augen auf, heftete den starren Blick regungslos gegen die Decke, und ein tiefes, den herannahenden Todeskampf verkündigendes Stöhnen drang aus der geängstigten Brust hervor.

„Weib! euer Stündlein naht!“ sagte Bernhard. „Gebt mir noch Auskunft! Wem gehört ihr an? von wannen seyd ihr gebürtig?“

„Ach, weit aus Polen daher!“ erwiederte sie mit matter, gebrochener Stimme.

„Ist das Euer eigner Sohn?“ fuhr Bernhard fort, indem er auf den Knaben hindeutete, der mit scheuem, ungewissem Zaudern am Eingange verweilte, und, den Thürdrücker in der Hand, fortwährend auf dem Sprunge zu stehen schien, um nach Beschaffenheit der Umstände sogleich wieder das Freie gewinnen zu können.

„Mein eheleiblicher Sohn! Lorenz Kauler heißt er mit Namen!“ war die Antwort.

„Auch in Polen geboren?“ fragte Bernhard weiter.

„Nein, unter einer Fichte im Schwarzwalde; aber ehrlich getauft in der Sankt Hiobskirche zu —“

Hier verlor die Sterbende Bewußtseyn und Sprache; heftigere Krämpfe und Zuckungen stellten sich ein, und nach Verlauf einiger Minuten war sie verschieden. Ohne Zeitverlust traf man jetzt Anstalt, sich von dem widrigen Anblick des wildfremden, mit schmutzigen Lappen bekleideten Leichnams zu befreien; unaufgefordert erbot sich Bernhard die Hälfte der Begräbnißkosten zu tragen; zur gemeinschaftlichen Entrichtung des Restes machten die übrigen Anwesenden sich durch ihre Zusage verbindlich, und ein entfernt gelegener Holzschauer nahm die Verblichene bis zu ihrer, nach christlichem Gebrauch zu bewerkstelligenden Beerdigung einstweilen in Empfang. Ein in Briefform zusammengelegtes Papier, das man bei näherer Untersuchung in ihrer Tasche gefunden hatte, enthielt folgende Worte:

„Wenn Du diese Schriftzeilen in die Hände bekommst, lieb Trudchen, so ist der Bettelmann

mit mir höchstwahrscheinlicher Weise schon zu Ende gegangen. Die letzte Expedition auf der Heimbacher Windmühle fiel, trotz der stürmischen Novembernacht und des köstlichen Schneegestöbers, grundschlecht aus. Pfui Specktakel! Hänsel Bitterling und der gelbe Christian ließen mich im Stich und liefen über Hals über Kopf davon, als es zum Handgemenge kam; die Schurken die! Vetter Katzgrieve, der, zu Bewerkstelligung eines ehrenvollen Rückzuges, heldenmüthig an meiner Seite focht, erhielt einen Stich in die Herzgrube, daß er sogleich todt zu Boden stürzte; ich selbst ward durch Uebermacht entwaffnet, und sitze nun seit etwa drei Wochen hier im Gefängnisse, wo es mir, wenn ich die Beschwerden einer schier unbilligen Eisenlast abrechne, bisher ganz leidlich erging. Morgen aber — erschrick nur nicht, liebes Herz! — morgen gedenken sie mich zu hängen! Nun, das Leben ist mir eben nicht so gar sehr an die Seele gebacken; es ist nun einmal nicht anders, niemand kann seinem Schicksale entgehen. Suche Dich darüber zu trösten, so gut es immer gelingen will; ich meines Theils scheide mit völligem Gleichmuth aus dieser jämmerlichen Welt, wo man um hohle Nüsse spielt, so lange man nur im mindesten auf Treu und Glauben rechnet. — Zu meinem Troste ist der Kerkerknecht ein Kerl, der mit sich sprechen läßt; durch seine Vermittelung schreibe ich Dir diese Zeilen, und Schnepperfränzel wird sie Dir überbringen, wenn alles nach Wunsch von statten geht. Letzterer bricht und bohrt, daß es eine Freude zu hören ist, schon zwölf Nächte

hindurch an den Aussenwänden meines Vogelbauers herum, um mir wieder ins Freie zu verhelfen; es will aber nicht sonderlich glücken, denn sie haben die Mauern so dick und massiv wie für die Ewigkeit aufgeführt, die Schufte die! Deinen Buben hätte ich gern noch einmal, bevor zum Abmarsch geblasen wird, in die väterlichen Arme gedrückt. Daß ich aber, aus sehr triftigen Gründen, Euch beide nunmehr Eurem Schicksal überlassen muß, mögen diejenigen verantworten, die sich kein Gewissen daraus machen, der treuen Fürsorge eines Familienvaters mit Gewalt Grenzen zu setzen. Ich wasche daher meine Hände in Unschuld, ertheile Dir schließlich noch den wohlgemeinten Rath, Dich, Deiner eignen Sicherheit wegen, je eher je lieber weiter hinauf nach dem Schwäbischen zu wenden, und verbleibe, was Du den Umständen nach ohnehin nicht eben bezweifeln wirst, Dein Getreuer bis in den Tod." —

Zeitangabe und Namensunterschrift fehlten; aus dem Inhalte des Briefes selbst ergab sich jedoch zur Gnüge, was man über die Abkunft des Knaben, für dessen fernere Versorgung nun einmal Rath geschafft werden mußte, etwa noch zu wissen begehren konnte. Fortwährend hatte derselbe, indeß die Uebrigen bei Lesung des saubern Schreibens neugierig die Köpfe zusammensteckten, in der Gegend der Thür sich aufgehalten, und hier, ohne jedoch die Anwesenden nur eine Minute lang aus den Augen zu lassen, mit dem Spitzhunde des Fuhrmanns ein befreundetes Verhältniß anzuknüpfen gesucht; kaum aber

trat Bernhard, um auch mit ihm ein Verhör anzustellen, jetzt einige Schritte näher, als er sogleich seinen Winkel verließ und mit der Behendigkeit eines gescheuchten Rehes nach dem Hofplatze hinauseilte, wo er im nächtlichen Dunkel verschwand. Vergeblich blieb alles Rufen und Nachspähen; nirgends war eine Spur von dem Entflohenen zu entdecken; man mußte daher vermuthen, daß er, an unstäte Landstreicherei gewöhnt, wieder feldeinwärts gelaufen sey, um sich sein Nachtquartier unter freiem Himmel zu suchen.

Desto größer war Bernhards Verwunderung, als er am nächsten Morgen, in Verfolgung seines Zieles begriffen, sich mit dem Frachtwagen wieder auf der Landstraße befand, und plötzlich, durch das Gekläff seines Spitzhundes auf die Spur geleitet, des argwöhnischen Flüchtlings von neuem ansichtig ward. Ein Stück schwarzes Brod, das Bernhard als Lockmittel aus seinem Reisekober hervorholte, verfehlte seine Wirkung nicht; Lorenz wagte sich näher heran, nahm die dargebotene Gabe in Empfang, warf sie aber augenblicklich dem Hunde zu, der mittlerweile unter heftigem Knurren und Bellen ihm fortwährend nach den Beinen zu fahren gedroht hatte. Der Alte stellte sich, als ob ihm an der Gesellschaft und Begleitung eines so bettelhaft abgerissenen Burschen nicht eben gar viel gelegen sey, und gerade durch diese scheinbare Kälte und Gleichgültigkeit gelang es ihm das Vertrauen desselben allmählich zu gewinnen. Lorenz berichtete ihm jetzt, daß er im Laufe der letztverwiche-

nen Nacht ein paarmal den Versuch gemacht habe, den im Hofraume befindlich gewesenen Frachtwagen zu besteigen, um sich auf demselben ein Nachtlager zu suchen, von dem wachsamen Spitze jedoch immer wieder zurückgeschreckt worden sey; wobei er zugleich ein paar tiefe Wunden vorzeigte, die dieser im Eifer seines Berufes ihm in den Arm gebissen hatte. Auch vermeldete er, daß er an den verletzten Theilen heftig geblutet, und sodann, von seinem Vorhaben gänzlich abstehend, den Rest der Nacht unter einem nahen Fliederstrauche zugebracht habe. Auf die Frage, ob er denn etwa gesonnen sey die weite beschwerliche Reise mitzumachen, erfolgte sogleich eine bejahende Antwort.

Bernhard betrachtete den Knaben genauer, und mußte, je länger er die prüfenden Blicke auf ihn heftete, immer mehr zur Ueberzeugung gelangen, daß die feinen, lieblichen Gesichtszüge, die er an ihm bemerkte, mit seiner schnöden Abkunft und bisherigen Lebensweise sich im allergrellsten Widerspruche befanden. Er selbst wußte jedoch von seinen frühern Verhältnissen und Umständen keinen weitern Bescheid zu ertheilen, als daß er von jeher mit seiner Mutter von Ort zu Ort gezogen und des Mangels und Elends vollkommen gewohnt sey; daß er mit ihr, wenn der Winterfrost nicht etwa gar zu heftig gewesen, fast immer in Wäldern und Bergschluchten übernachtet und sich von erbetteltem Brod und rohen Feldfrüchten genährt habe. Nur dunkel vermochte er noch der Zeit sich zu erinnern, da er an dem Marktplatze einer großen Stadt seiner Mutter

auf dem Arme gesessen, und diese ihm fortwährend in die Lenden gezwickt und geknippen, um durch sein Schreien und Winseln das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen und zu Ertheilung einer milden Spende geneigt zu machen. Bey dem sichtbaren Ingrimm, mit welchem er diesen Umstand berührte, gab er zugleich zu erkennen, daß er gegen seine Peinigerin stets einen heimlichen Widerwillen empfunden und schon längst den Vorsatz gehegt habe ihr zu entlaufen, daß ihm zu Vollführung desselben jedoch bisher noch keine schickliche Gelegenheit geworden sey. Bernhard verspürte kein Verlangen, die noch aus jener Zeit sich herschreibenden Merkmale der mütterlichen Zärtlichkeit, die jener ihm zu zeigen erbötig war, in Augenschein zu nehmen, sondern versicherte, daß er seiner Aussage ohne allen weitern Beweis schon Glauben beimesse, und ertheilte ihm, nachdem er ihm die genaueste Befolgung aller in Zukunft zu erhaltenden Winke und Befehle zur Pflicht gemacht hatte, endlich den Bescheid, daß er hinfort für ihn zu sorgen und ihm Kost und Unterhalt zu gewähren entschlossen sey; da er in dem hier stattgehabten Vorfalle eine besondre Fügung des Himmels erkennen müsse.

Schon in dem nächsten Flecken, den sie gegen Mittag erreichten, fing er auf Erfüllung seiner menschenfreundlichen Zusage zu denken an. Lorenz mußte die ekelhaften Lumpen, die schlotternd und klaffend ihm am Leibe hingen, sämmtlich von sich werfen und gegen die anständigere Kleidung vertauschen, deren Ankauf und Herbei-

schaffung der sorgsame Alte sogleich bei der Ankunft im Wirthshause auf das eifrigste und angelegentlichste betrieb. Mit der äußern Umgestaltung des Knaben, wie sehr ihm dieselbe beim ersten Anblick auch zum Vortheil gereichte, war übrigens, in Bezug auf die innern, tiefgewurzelten Eigenthümlichkeiten seines Wesens, noch wenig oder nichts gewonnen, und Bernhard merkte gar bald, daß in Ausrottung der mancherlei Untugenden und Sonderbarkeiten, die dem Verwahrlosten, zufolge seiner bisherigen, verschrobenen Lebensweise, bereits zur andern Natur geworden zu seyn schienen, noch ein sehr schwieriges Stück Arbeit zu vollbringen sey.

So bezeigte er, ohne irgend einer Vorstellung Gehör zu geben, fortwährend einen an Abscheu grenzenden, unüberwindlichen Widerwillen gegen die Stubenluft; ließ sich, wenn Rast gemacht wurde, lieber vom kalten Regen bis auf die Haut durchnässen, als daß er, dem Beispiel seines Versorgers Folge leistend, unter wirthlichem Obdach gegen die Unannehmlichkeiten des rauhen Spätherbstes Schutz und Schirm gesucht hätte; und war auch beim Einbruche der Nacht niemals zu bewegen, dem geselligen Zirkel in der Gaststube sich anzuschließen, oder auf dem hier dargebotenen warmen und bequemen Streulager sich dem nächtlichen Schlummer zu überlassen. Versuchte man, in Betreff dieses Umstandes, ihn durch Drohung und Gewalt zur Beobachtung menschlicher Ordnung und Sitte zu gewöhnen, so begann er alsbald schneller zu athmen, dicke Schweißtropfen traten ihm vor die Stirn, und

ein heftiges Zittern an allen Gliedern verkündigte die Angst und Unruhe, in welche sein Innerstes durch den ihm auferlegten verhaßten Zwang versetzt worden war. Mit Aufbietung aller seiner List und Verschlagenheit suchte er, die erste günstige Gelegenheit ergreifend, sich wieder davon zu schleichen, und Bernhard fand ihn sodann draußen auf dem Frachtwagen, wo er in Gesellschaft des Spitzes, der jetzt nach näherer Bekanntschaft gern das Nachtlager mit ihm theilte, in einen unförmlichen Knäuel zusammengerollt lag.

Fast eben so entschieden war seine Abneigung gegen alle durch die Kunst zubereiteten Nahrungsmittel. Alles Gesottene oder Gebratene war ihm zuwider, und wie er nie zum Genuß irgend einer zusammengesetztern Speise oder eines geistigen Getränkes zu bereden war, erfüllte schon der bloße Anblick des aus der Schüssel aufsteigenden Dampfes ihn mit dem sichtbarsten Unbehagen. Obst und Feldfrüchte, unter welchen letztern er besonders der weißen Steckrübe den Vorzug einräumte, machten daher seine hauptsächlichste Nahrung aus. Mit trockenem Brod begnügte er sich nur dann, wenn an den eben genannten Lebensmitteln Mangel eintrat; doch pflegte er stets einige Stücke davon bei sich zu tragen, um von Zeit zu Zeit, hinter Bernhards Rücken, den Spitz damit zu erfreuen, für welchen er eine Anhänglichkeit blicken ließ, die weder Maaß noch Grenzen kannte und zu seiner beharrlichen Ausdauer in dem neuen

Lebensverhältnisse auch allem Anscheine nach das meiste beitrug.

Mehr und mehr näherte sich Vater Bernhard seinem Wohnorte, von wannen die heimgeführten Meßgüter auf dem in der Nähe befindlichen, schiffbaren Flusse weiter versandt wurden, und immer schwerer fiel ihm jetzt die Frage auf das Herz, was er mit dem Knaben, dessen seltsames Wesen eine ganz eigne Behandlung zu verlangen schien, nun weiter beginnen solle. Er selbst befand sich, seine häuslichen Umstände betreffend, keineswegs in der angenehmsten Lage, und mußte dieselbe gerade durch den frommen Diensteifer, womit er sich der armen, hülflosen Waise anzunehmen beschlossen hatte, in so mancher Hinsicht noch zu verschlimmern befürchten. — Sein ziemlich vorgerücktes Alter erwägend, und in der gewissen Erwartung, bei seinem beschwerlichen Dienstberuf einen treuen, thätigen Gehülfen zu finden, hatte er bereits vor geraumer Zeit seine einzige Tochter einem Menschen zur Frau gegeben, der ihm mehrere Jahre lang als Knecht gedient, sich durch Verstellungskünste aller Art in sein Vertrauen zu schleichen gewußt, und erst nach völliger Erreichung seiner eigennützigen Zwecke sich in seiner wahren Gestalt zu zeigen angefangen hatte. Schwiegersohn und Tochter hatten seit der Zeit, da durch die blödsichtige Gutmüthigkeit des Alten ihnen der feierlich zugesprochene Besitz des väterlichen Grundeigenthums zu Theil geworden war, bei jeder sich darbietenden Gelegenheit gemeinschaftliche Sache gegen denselben gemacht, ihn, zum

Dank für die arglose Bereitwilligkeit, mit welcher er auf die ihm zustehenden Rechte Verzicht geleistet, aus seinem hellen, geräumigen Wohnhause nach und nach in eine am Ende des Hofes befindliche elende Hütte verdrängt, und es seiner Wahl anheimgestellt, entweder im Alter zu darben, oder die Ungemächlichkeiten und Beschwerden desselben standhaft zu überwinden und nach wie vor im Schweiße des Angesichts sich seinen Unterhalt zu erwerben.

Natürlich mußte bei so bewandten Umständen ihn der Gedanke an den Empfang, dessen er sich bei Einführung des fremden Reisegefährten daheim zu versehen hatte, schon im Voraus mit nicht geringer Furcht und Bangigkeit erfüllen; zumal wenn er bedachte, daß noch obendrein die Rohheit und Unsitte des Knaben den zu erwartenden gehässigen Befeindungen zeitig genug den Anschein einer auf Gründen beruhenden Mißbilligung verleihen werde. Auch hatte er in seinen trübsinnigen Vermuthungen und Besorgnissen sich keineswegs geirrt. Die Kunde von seiner, an der sterbenden Bettlerin und ihrem Sprößlinge verübten Christenpflicht war ihm bereits vorausgeeilt; man hatte daher auch Zeit gehabt, sich auf die ihm zugedachte Begrüßung gehörig vorzubereiten, und bevor er noch, am Ziel seiner Bestimmung anlangend, ein in Bezug auf den Knaben heimlich ersonnenes Märchen anzubringen vermochte, sah er sich schon von allen Seiten her mit so empfindlichen Vorwürfen und Lästerungen überhäuft, daß er sogleich in dem eifrigen, zu Gunsten seines bedrohten

Pfleglings angestellten Sinnen und Nachgrübeln eine völlig fruchtlos gewesene Bemühung erkennen mußte. Vergebens suchte er durch Abschilderung des hülflosen, erbarmungswürdigen Zustandes, worin er den Knaben gefunden, die in seinem Gemüth erwachten Regungen der Menschlichkeit zu entschuldigen und die Hartherzigen zu gleichen Empfindungen zu erwecken und umzustimmen; sie verharrten keifend und drohend auf ihrer Weigerung, dem fremden Bettelbuben innerhalb ihres Grundgebietes eine Freistätte zu bewilligen und gaben nicht undeutlich den Entschluß zu erkennen, ihrem Ausspruche im Fall der Noth durch thätlichere Maaßregeln Gewicht und Ansehn zu verschaffen.

Der auf offener Straße stattfindende Auftritt hatte bald eine Menge neugieriger Zuschauer aller Art herbeigelockt; ihm ein Ende zu machen, zog sich Bernhard unmuthsvoll und im Innersten empört nach seiner Hütte zurück; Lorenz aber stand während dessen unbeweglich gegen den Wagen gelehnt und hörte, ohne eine Miene zu verändern, dem erbitterten Wortwechsel mit so stumpfer Gelassenheit zu, als ob über die gleichgültigsten Dinge von der Welt verhandelt würde. Da trat ein bemittelter Einwohner des Fleckens, der an dem Gesicht des Knaben Gefallen zu finden schien, näher an ihn heran und sagte: „Du scheinst hier, wie ich merke, nicht eben der willkommenste Gast zu seyn, mein Sohn! Bei mir ist es anders. Ein Platz am geheizten Ofen und eine warme Suppe wird keinem Nothleidenden verweigert. Willst du mit mir gehen?“ — „Nein!“ ver-

setzte Lorenz kurz und trocken, verließ, nachdem er seinem Liebling, dem Spitz, einen schmerzlichen Scheideblick zugeworfen, seinen Standpunkt, warf einen flüchtig musternden Blick auf die nächsten Umgebungen, und wandte sich nach der Gegend des Stromes, wo man ihn hinter dem wildwuchernden Gebüsch verschwinden sah.

Einige Wochen vergingen, ohne daß Bernhard, seiner heimlich angestellten Bemühungen ungeachtet, etwas Bestimmtes über den Unglücklichen in Erfahrung brachte; obgleich sich derselbe noch in der Nähe des Fleckens aufhalten mußte, da man ihn bald an diesem bald an jenem Punkte wahrgenommen zu haben versicherte.

Einst, in einer kalten, mondhellen Nacht vernahm der Alte, der, von mißmuthigen Grillen geplagt, sich schlaflos auf seinem Lager umherwälzte, ein verdächtiges Geräusch draußen im Hofraum; leise erhob er sich nach dem Fenster, und erkannte sogleich klar und deutlich seinen Lorenz, der hier bei nächtlicher Weile sich eingefunden, die Planke überstiegen und den Spitz aus der Hütte gelockt hatte, in welcher er gewöhnlich zu liegen pflegte. Einige Minuten lang weidete sich Bernhard in stiller Betrachtung an dem geschäftigen Wohlbehagen, mit welchem der Knabe vor dem Hunde auf den Knieen lag und unter fortgesetztem Schmeicheln und Liebkosen ihm die zu diesem Behuf gesammelten und aufgesparten Brocken überreichte; dann öffnete er behutsam das Fenster, rief mit flüsternder Stimme ihn beim Namen und ertheilte, als

derselbe dem gegebenen Wink Folge geleistet, ihm die Nachricht, daß er mit anbrechendem Morgen ins Holz fahre, woselbst sich in ungestörter Ruhe und Gemächlichkeit wieder ein trauliches Wort sprechen lasse, wenn ihm anders hieran noch etwas gelegen sey. Lorenz versprach, zur bestimmten Stunde sich einzustellen, zog über die Richtung, die er dorthin zu nehmen habe, genauere Erkundigung ein, versicherte noch in der Kürze, daß er einen Glücksfund gethan, zu Folge dessen er mit seiner gegenwärtigen Lage vollkommen zufrieden sey, und stieg sodann, der warnenden Bitte des Alten Gehör schenkend, ungesäumt wieder über die Planke zurück.

Kaum hatte Bernhard am andern Morgen die äußersten Häuser des Fleckens im Rücken, als auch Lorenz, der ertheilten Zusage gemäß, schon bei dem Wagen eintraf, seinen Platz neben dem Alten einnahm und ihm versicherte, daß er sich recht herzlich freue, ihm heut bei der Arbeit wieder einmal hülfreiche Hand leisten zu können. Jener hatte jetzt nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich vor allen Dingen über die gegenwärtige Lebensweise des Knaben und über die räthselhafte, auf irgend ein ihm zugestoßenes, unangenehmes Begegniß hindeutende Aeußerung desselben nähere Auskunft zu erbitten; ließ aber sogleich in Kummer und Wehmuth das Haupt auf die Brust sinken, als ihm, in Betreff dieser Angelegenheit, die verlangte Belehrung zu Theil wurde. Der vergebliche Glücksfund war nämlich nichts anders, als eine am Ufer des Stromes befindliche, alte verlassene Strohhütte, die

im Laufe des Sommers einigen hier verkehrenden Schiffsknechten zur nächtlichen Ruhestätte gedient haben mochte, seit der Abfahrt ihrer Erbauer aber leer und unbeachtet in einem fast nie von Fußgängern besuchten Winkel des Gebüsches stand. Lorenz hatte sie gleich am Tage seiner Ankunft kraft seines Falkenblickes aufgespürt und in Besitz genommen. Nicht allein des Nachts, sondern auch den größten Theil des Tages, wenn er nicht etwa, vom Hunger gepeinigt, nach Nahrung umherschweifte, diente sie ihm zum Schirm gegen die Witterung, die mit Einbruch des Winters immer rauher und unfreundlicher geworden war. Bei der Beschränktheit und Geringfügigkeit seiner Bedürfnisse gewährte dieser versteckte, abgesonderte Schlupfwinkel ihm alles, was sein Herz begehrte; auch gerieth niemand auf den Gedanken, den fremden Ansiedler gerade hier ausspähen und ihm den Aufenthalt in der Strohhütte streitig machen zu wollen.

Bernhard mußte, da er selbst, zufolge seiner untergeordneten häuslichen Verhältnisse, ihm kein wünschenswertheres Loos anzubieten vermochte, das bittre Gefühl des eignen Unvermögens zu bekämpfen und sich durch die Vorstellung zu beruhigen suchen, daß der Knabe von Jugend auf des Mangels und Ungemachs gewohnt gewesen, und durch die Gunst des Zufalls, der ihm die Hütte auffinden lassen, denn doch wenigstens einigermaßen für einen Zufluchtsort gegen den verderblichen Einfluß der kalten Jahrszeit gesorgt sey. Auch hielt er es nicht für gerathen, höhern Orts eine Anzeige über den jungen

Buschbewohner zu machen, indem er, vertraut mit den seltsamen Neigungen und Eigenheiten desselben, nicht zweifeln durfte, daß Lorenz bei der geringsten, auf Nachspürung seines Aufenthaltes abzweckenden Bewegung sogleich die Flucht ergreifen, und alsdann jeder neue Versuch, sich seiner zu bemächtigen und ihn in eine anständigere Lage zu versetzen, vergeblich seyn werde. Er gab sich daher den Anschein, als habe er gegen das Winterquartier in der Strohhütte nichts erhebliches einzuwenden, ertheilte, der an ihn ergehenden, dringenden Bitte nachgebend, ihm die Erlaubniß, den Spitz im Hofe dann und wann zur Nachtzeit besuchen zu dürfen, und verabredete für den jedesmaligen Fall, da dies Wagestück mit zu augenscheinlicher Gefahr verbunden sey, mit ihm ein an der Aussenseite der Plankenwand anzubringendes Warnungszeichen. Auch beschloß er, um die fortdauernde Verborgenheit seines Aufenthaltes nach Kräften sicher zu stellen, ihn in eigner Person von Zeit zu Zeit mit den nöthigen Lebensmitteln zu versorgen, übrigens aber, in Bezug auf die fernere Entwickelung seines Schicksals, der vermittelnden Zukunft anheim zu stellen, was er selbst nicht zu beschaffen und zu befördern vermochte; da er, in Folge seiner frühern Schwäche und Nachgiebigkeit gegenwärtig von fremder Laune abhängig und jeder zu Vollführung des guten Willens erforderlichen Macht beraubt war.

Bernhards Schwiegersohn suchte während der Jahrszeit, da das Fuhrwesen aus Mangel an Frachtgütern in Stocken gerieth, durch Betrei-

dung eines kleinen Holzhandels ſich ſchadlos zu halten und ſeinem Zugvieh die nöthige Beſchäftigung anzuweiſen; weshalb auch der Alte jetzt regelmäßig ein paarmal in der Woche, des ihm obliegenden Dienſtberufs gedenkend, nach dem angränzenden Forſt hinausfuhr. Lorenz unterließ nie, ſich an dieſen Tagen bei ihm einzufinden, ihn in die Waldung zu begleiten und ihm daſelbſt beim Aufladen des Holzes behülflich zu ſeyn. Bernhard fühlte ſich dagegen im vollſten Maaße der Liebe und des Wohlwollens ihm zugeneigt, bewährte dies durch wiederholt ſprechende Beweiſe väterlicher Geſinnung und fand in der dankbaren treuen Anhänglichkeit des fremden Knaben Troſt und Entſchädigung für die kränkenden Zurückſetzungen, die er daheim von dem eignen Kinde zu erdulden hatte.

Allmählich verſtrich der Winter und die Vorboten des Frühlings ſtellten ſich ein. Bernhard vermeldete ſeinem jungen Gehülfen, daß das Geſchäft in der Holzung nunmehr zu Ende ſey, dagegen aber in den nächſten Tagen wieder eine weitere Reiſe mit Frachtwaaren unternommen werde, auf welcher er von ihm begleitet zu ſeyn wünſche. Lorenz willigte ſogleich ein, nahm zur beſtimmten Stunde Abſchied von ſeiner Hütte und trat nach der Stelle, wo er, der vorhergegangenen Verabredung gemäß, mit dem Alten zuſammentreffen wollte, die Wanderung an. Der Weg führte ihn an Bernhards Wohnung vorüber, wo der ſchwerbepackte Wagen ſchon angeſchirrt und zur Abfahrt bereit ſtand. Noch war der Morgen nicht angebrochen; die ringe

verbreitete tiefe Dämmerung vermochte den Reisefertigen daher zum Entschlusse, schon hier aufzusteigen und bis zu dem Augenblicke, da er ohne weitere Gefahr zum Vorschein kommen dürfe, sich einstweilen zwischen den aufgeladenen Kisten und Ballen verborgen zu halten. Gedacht, gethan! Er fand hier ein ganz für seinen Wunsch passendes, bequemes Plätzchen, und weil er, um die Zeit nicht zu verschlafen, die ganze Nacht hindurch den Anwallungen der Müdigkeit zu widerstehen und durch rüstiges Umhertraben vor seiner Hütte sich munter zu erhalten gesucht hatte, währte es nur wenige Minuten, und der Erschöpfte war in einen erquicklich festen Schlummer versunken.

. . . . . .

Heller Tag war es bereits geworden, als er, von Peitschenhieben erweckt, die Augen aufschlug und mit erschrockenen Blicken sich über einen so feindseligen Angriff nähere Auskunft zu verschaffen suchte. Nicht Bernhard stand vor ihm, sondern dessen Schwiegersohn, der nothgedrungen sich diesmal in eigner Person dem Fuhrgeschäft hatte unterziehen müssen, da der Alte am letztverwichenen Abend plötzlich schwer erkrankt und zu Beförderung der Frachtgüter durchaus kein längerer Aufschub verstattet war. Schon hatte der Wagen ein paar Meilen Weges zurückgelegt, als der Führer desselben, den unerbetenen Reisegesellschafter bemerkend und erkennend, das eben erwähnte Aufmunterungsmittel in Anwendung zu bringen begann. Lorenz hatte nicht sobald über den hier obwaltenden unglücklichen Irrthum das nöthige Licht gewonnen, als er auch schon

sich auf den Füßen befand und in geflügelter Behendigkeit, quer über ein frischgeackertes Feld hinweg, seinem erbitterten Gegner durch die Flucht zu entkommen suchte. Heulend und winselnd rannte der Spitz, der in seiner Nähe gelegen und den Empfang der Hiebe mit ihm getheilt hatte, ihm hinterdrein. Dem Flüchtling, der des theuern Begleiters bald genug inne ward, klopfte bei diesem, so ganz seinen Wünschen entsprechenden Umstande das Herz vor Freude und Entzücken; er verdoppelte seine Schritte, und ein dichtes Gehölz, nach welchem er seinen Lauf richtete, entzog ihn sofort den Augen des wutherfüllten aber schwerfälligen Verfolgers, der jetzt, nach fruchtlos gebliebener Bemühung, den Spitz wieder an sich zu locken, zum Wagen zurückkehrte und unter Flüchen und Verwünschungen zur Fortsetzung seiner Reise sich anschickte.

Lorenz war mittlerweile, um sich über die Zuverlässigkeit des glücklich erworbenen Besitzes aller weitern Zweifel enthoben zu sehen, noch eine gute Strecke Weges nach dem Innern der ihn umgebenden Waldung fortgetrabt. Ermattet sank er endlich auf den Moosgrund nieder, nahm den keuchenden Kläffer, der in der Angst und Verlegenheit sich an ihn angeschlossen, streichelnd und belobend auf den Schooß und segnete von ganzem Herzen die Peitschenhiebe, die ihn, seiner Ansicht nach, zum reichsten und beneidenswerthesten aller Sterblichen gemacht hatten. Der Spitz fing indessen, da die ihm zu Theil werdenden Liebkosungen ein anderweitiges, wesentlicheres Bedürfniß keineswegs befriedigten, allmählich

nach dem gewohnten Frühstück umherzuschnüffeln an; die wilden Wurzeln, in deren Aufsuchung Lorenz von Alters her eine ausgezeichnete Geschicklichkeit besaß, waren nicht nach seinem Geschmack; jener sah sich daher, nach kurzer süßer Rast, genöthigt, wieder aufzubrechen, um die Sättigung seines Lieblings zu befördern, zu welcher er hier in der einsamen öden Waldstille nun einmal keine Anstalt zu treffen vermochte.

Die Gegend, durch welche die neuverfolgte Richtung ihn führte, war ihm durchaus unbekannt; es gelang ihm jedoch nach Verlauf einiger Zeit ein einzeln stehendes Haus zu erreichen, dessen Bewohner er zu Abhelfung des ihm am Herzen liegenden Bekümmernisses in Anspruch zu nehmen beschloß. Den Spitz auf den Armen, eilte er auf die Thür los, und eine alte Frau trat ihm entgegen, welcher er mit demüthigen Geberden seine Bitte vortrug. Die Gewährung derselben ward ihm jedoch, unter dem mürrischen Bescheide, daß für Landstreicher seines Schlages der Backofen nicht geheizt werde, auf das unbedingteste verweigert. Da bemerkte er einen Knaben, der ruhig in der Ecke saß und sein Frühstück verzehrte. Das war es ja eben, was er verlangte! Mit der Hast eines Raubvogels stürzte er auf den erschrocknen Kleinen los, riß ihm das Brod aus den Händen, und bevor die Alte sich über diesen frechen Gewaltstreich noch von ihrem Erstaunen zu erholen vermochte, hatte er das Gebüsch wieder erreicht, wo er die errungene Beute unverzüglich seinem

hungrigen Gefährten zur Erquickung angedeihen ließ.

Den Namen des Fleckens, in welchem Bernhard wohnte, hatte er zwar von dem Alten einigemal angeben hören, wußte sich aber, zufolge seiner Gleichgültigkeit gegen die Benennung der Gegenstände, nicht mit zuverlässiger Gewißheit mehr darauf zu besinnen, und würde, trotz der dankbaren Neigung für seinen bisherigen Verpfleger auch ohnehin zur Rückkehr zu demselben sich nicht gar leicht haben entschließen können; da ihm nach dem heut erlebten Auftritte die fernere Verborgenheit in der Strohhütte durchaus nicht länger gesichert zu seyn schien und die Gunst des Glückes ihm überdies in dem Spitzhunde einen Freund zugesellt hatte, durch welchen ihm der Umgang mit dem alten Bernhard vollkommen entbehrlich geworden war.

Diesen Gedanken und Ansichten gemäß, zog er mehrere Wochen lang ohne Plan und Zweck und nach verschiedenartigen Richtungen im Lande umher, nahm, da die eingetretene milde Frühlingswitterung seiner abgehärteten Natur immer merklichern Vorschub zu leisten anfing, des Nachts sein Ruhelager unter freiem Himmel, erbettelte des Tages, was er zur Fristung des eignen Lebens und zur Zufriedenstellung seines, in dieser Hinsicht viel verwöhntern Gesellschafters bedurfte, ließ die Sorge für die Zukunft keinen Augenblick lang in seinem Innern zur Herrschaft gelangen, und wenn ja dann und wann in seiner zufriednen Brust sich ein Wunsch zu regen anfing, so bestand dieser einzig und allein in der

lüsternen Erwartung, die auf die Zeit der Stoppelrüben gerichtet war.

Das Glück, dessen er sich in der vollsten Ueberzeugung seines Herzens zu erfreuen glaubte, sollte jedoch nicht von langer Dauer seyn. Der Inhaber eines Pachtgutes, auf welchem Lorenz einst des Morgens um eine milde Gabe ansprach, fand Gefallen an dem muntern Wesen und der schönen milchweißen Farbe des Spitzhundes, versuchte gegen ein gutes Stück Geld ihn käuflich an sich zu bringen, und traf, als Lorenz mit feierlicher Bestimmtheit versicherte, daß ihm das Thier um keinen Preis in der Welt feil sey, sogleich Anstalt, durch Zwang und Gewalt zu bewerkstelligen, was gütlichen Vorschlägen und Anerbietungen nicht gelingen wollte. Ein paar herbeigerufene Knechte packten und überwältigten ihn, rissen ihm den Spitz aus den umschlingenden Armen und sperrten denselben in eine, an der Hausflur befindliche Kammer. Klagen und Thränen, Bitten und Beschwörungen blieben ohne Erfolg; Lorenz ward, nachdem er das ihm mit Gewalt aufgezwungene Geldstück dem Eigenthümer des Hauses vor die Füße geworfen, fortgedrängt, aus der Hofthür geschleudert und diese hinter ihm verschlossen. Er stampfte mit den Füßen, knirrschte mit den Zähnen und schlug mit geballter Faust gegen die eisernen Bänder der Pforte, daß ihm das Blut an den Handknöcheln herabrann. So reich und glücklich er noch vor wenigen Minuten sich geglaubt hatte, so arm und elend fühlte er sich seit dem Augenblick, da ihm durch die schändliche Gewaltthätig-

keit des Pachters das theuerste Kleinod seines Lebens entrissen worden war.

Durch Schloß und Riegel von seinem Lieblinge getrennt, gab er jedoch, als er erst zur ruhigen Besinnung gelangt war, die Hoffnung auf Wiedervereingung des ihm unentbehrlich gewordnen Besitzes noch keinesweges so ganz auf; vielmehr fing jetzt sein ganzes Sinnen und Trachten sich mit Ausführung eines Planes zu beschäftigen an, den er, selbst auf Gefahr seines Lebens, ins Werk zu richten entschlossen war. Von einem wiederholten offenen Versuche, seinen Rechten und Ansprüchen Gültigkeit zu verschaffen, stand nichts zu erwarten; er nahm daher seine Zuflucht zu einem heimlichen Anschlage, von dessen Vollführung er sich einen bessern Erfolg versprechen zu dürfen glaubte.

Seinem Entwurfe gemäß, hielt er sich den Tag hindurch in der Nähe des Pachtgutes verborgen; sobald aber die Mitternacht hereingebrochen und alles umher in regungslose Stille versunken war, kam er schleichend und lauschend aus seinem Schlupfwinkel hervor, überkletterte, da auch im Innern des Hofes die tiefste Ruhe zu herrschen schien, mit der ihm eignen Gewandtheit den hohen Bretterzaun, und näherte sich behutsamen Schrittes derjenigen Seite des Wohngebäudes, an der, seiner Rechnung nach, das Fenster des Gemaches sich befand, in welches er den Spitz hatte verschliefen sehen. Der beim Umhertappen bemerkte Riß einer Fensterscheibe kam seinem Wunsche zu statten; schnell und

leicht waren die Scheiben gelockert und ausgehoben, der Fensterflügel geöffnet und der Weg nach dem Innern gebahnt. Jetzt gab sich Lorenz einen Schwung, durch welchen er, den Rücken nach außen gekehrt, auf die Fensterpfoste zu sitzen kam. Von einem tödtlichen Schrecken aber ward er ergriffen, als er mit den Füßen umher zu rudern anfing und in der Dunkelheit plötzlich auf ein menschliches Gesicht stieß, das einem, hier auf seiner Schlafstelle liegenden Knechte des Hauses zugehörte. Rasch wollte er sich wieder zurückziehen; der Erwachende packte ihn aber mit Riesenkraft bei den Beinen, und erhob, während Lorenz in vergeblicher Anstrengung sich von ihm los zu machen strebte, ein so lautes durchdringendes Geschrei, daß es alsbald im Innern des Gebäudes aller Orten lebendig zu werden und von annähernden Tritten zu ertönen begann. Bestürzt und erschrocken fanden sämmtliche Hausbewohner sich ein; man brachte Licht herbei, nahm den nächtlichen Gast in Empfang und schritt zu Maaßregeln, die ihm auch die entfernteste Möglichkeit zur Flucht benahmen und abschnitten. Bevor eine Stunde verlief, ward er, ohne bei der angstvollen Hindeutung auf den eigentlichen Zweck seines Unternehmens irgend Gehör zu finden, an Händen und Füßen eng zusammengeschnürt, auf einen Leiterwagen geworfen und in der Finsterniß nach der Stadt abgeführt, woselbst er mit dem dämmernden Morgen anlangte und sogleich als Unternehmer eines diebischen Einbruches den Gerichten überliefert ward.

Der alte halbtaube Stadtrichter, bei welchem er zuerst vorgeführt wurde, gerieth, als man ihm den Zusammenhang der Sache, und zwar auf sehr gehässige Weise, begreiflich zu machen gesucht hatte, über die unerhörte Dreistigkeit des fremden Landstreichers um so mehr in Erstaunen, je weniger er dieselbe mit dem zarten Alter des Knaben zusammen zu reimen vermochte. In der festen Ueberzeugung, er könne das nächtliche Bubenstück durchaus nicht aus eignem Antriebe, sondern nur unter fremder Anleitung und Mitwirkung unternommen haben, ließ er ihn vor der Hand, bis die Anordnung zu dem förmlichen, feierlichen Verhör gewohntermaßen getroffen sey, nach einem über dem Stadtthor befindlichen Thurme bringen, der schon seit grauen Jahren immer zur vorläufigen Aufnahme von Verbrechern seines Schlages gedient hatte.

Sobald der kaum zwölfjährige Knabe unter einer starken Bedeckung daselbst angelangt und in das für ihn bestimmte Kerkergemach gesetzt worden war, erschien der Gefangenwärter mit einem Brod und einem Kruge Wasser, deutete ihm an, daß er ihm hiermit den gewöhnlichen, auf fünf Tage berechneten Mundvorrath überreiche, machte mit feierlichen Geberden ihm weise Mäßigkeit und kluge Eintheilung der verliehenen Lebensmittel zur Pflicht und entfernte sich wieder, indem er den eisernen Riegel an der Thür klirrend vorschob. Lorenz warf in der Beängstigung und Unruhe, die zwischen den düstern Mauerwänden ihn befiel, einen forschenden Blick durch das Gitterwerk einer an ihnen befindlichen,

Luft und Licht gleich sparsam gewährenden Oeffnung, und das Erste, was ihm in die Augen fiel, war ein dicht unter ihr errichtetes hölzernes Gerüst, auf welchem Mauersleute an Ausbesserung des alten, den Einsturz drohenden Thurmes arbeiteten. Mit leiser prüfender Hand begann er an einem der Eisenstäbe zu rütteln; das rings zerbröckelnde Gestein überzeugte ihn alsbald, daß es, um ihn ganz aus seinen Fugen herauszuheben, einer nur geringen Kraftanstrengung bedürfe, und leichter begann er zu athmen, denn ein erheiternder Hoffnungsstral blitzte bei Wahrnehmung dieses Umstandes ihm durch die Seele. Dem sehnsuchtsvollen Gedanken an die nahbevorstehende Erlösung nachhängend, saß er den ganzen Tag hindurch mäuschenstill in seinem Käfig; als aber die Nacht das düstre Kerkergemach in ein noch düsteres Dunkel gehüllt hatte, traf er, indem er den Wasserkrug zurückließ, das Brod aber in die an seinen Kleidern befindlichen Taschen vertheilte, Anstalt zum Aufbruch und fast um die nämliche Stunde, da er gestern den Fuß in ein Fenster gesetzt hatte, setzte er ihn heut aus demselben. Unglücklicher Weise gerieth durch die Erschütterung, die der Sprung auf das Gerüst verursachte, eines der nur locker auf den Querstangen ruhenden Bretter ins Weichen und stürzte mit so gewaltigem Getöse auf das Steinpflaster hinunter, daß Lorenz vor Schreck und Entsetzen fast selbst aus dem Gleichgewicht gerathen und auf eben so kurzem Wege ihm nachgefolgt wäre. In angstvoller Hast umklammerte er einen, dem Gerüst zur Stütze

dienenden Strebepfeiler, um an ihm nach dem Bodengrunde hinabzurutschen; schon hörte er, in Vollführung des halsgefährlichen Wagestücks begriffen, den unter dem Schwibbogen des Thors wachthabenden Stadtsoldaten mit donnernder Stimme ins Gewehr rufen; schon vernahm er das Schimpfen und Schelten der übrigen, sich aus dem Schlaf ermunternden, kriegerischen Ortswächter; schon ward er, tiefer und tiefer gleitend, des furchtbaren Waffenhalters selbst ansichtig, der mit Zeichen des Ingrimms durch das verschlossene Gitterthor ihm das Feuergewehr entgegenstreckte, und ihm auf der Stelle eine Kugel durch den Leib zu jagen drohte, wofern er nicht Stand halte, bis der Unteroffizier mit den Schlüsseln sich einfinde. In peinlichem Kampfe mit sich selbst, blieb er bei diesem Zuruf einige Augenblicke lang an dem Pfahle hangen; bald aber trug der glühende Wunsch nach Freiheit über alle Zweifel und Bedenklichkeiten den Sieg davon. „Lieber todt, als gefangen!" rief er aus, und glitt, dicht vor der Mündung des auf ihn gezielten Schießgewehres, vollends zum Bodengrunde hinab. Das Wagestück fiel glücklicher aus, als er, dem äußern Anscheine nach, vermuthen konnte; denn der Wachthaltende vermochte selbst bei dem besten Willen die ausgestoßene Drohung nicht ins Werk zu richten, da die Flinte mit ihrem festgeschmiedeten Hahne nur eine Scheinwaffe und als solche niemals geladen gewesen war. Mit verbißner Wuth rannten die aus dem Schlaf aufgeschreckten Stadtsoldaten, gleich eingesperrten reissenden

Thieren, am Thorgitter auf und nieder, und als die Schlüssel, die man in der ersten Betäubung und Verwirrung nicht sogleich zu finden gewußt hatte, endlich herbeigebracht wurden, war der Entwichene, den das Dunkel der Nacht bei seinem Vorhaben ganz nach Wunsch begünstigte, bereits verschwunden.

Wohlweislich fing Lorenz, nachdem die Gefahr, todtgeschossen zu werden, glücklich an seinem Haupte vorübergegangen war, alsbald die Wahrscheinlichkeit, daß man nunmehr nach allen Richtungen hin seine Spur verfolgen und zu Wiederauffindung derselben alles aufbieten werde, in ernste Ueberlegung zu ziehen an. Dem gemäß rich er bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit von der Straße ab, setzte über mehrere Hecken und Gartenzäune, und gelangte endlich zwischen die Gräber eines Gottesackers, in dessen Mitte die zur Vorstadt gehörige Kirche in die Luft emporragte. Tief aus dem Innern des Gebäudes aber schimmerte durch die halbgeöffnete Thür ihm der matte Schein eines Lichtes entgegen; Lorenz schlich sich näher hinzu und gewahrte ganz hinten in der Gegend des Altars einen Tischler, der, von seinem Handgeräth umgeben, hier noch spät bei Nacht mühvolle Berufspflichten übte und in melancholischem Frieden an Ausbesserung der daselbst befindlichen Kirchenstühle arbeitete. — „Hier bist Du noch am ersten vor Deinen Verfolgern sicher!“ dachte Lorenz, indem er mit vorsichtigen Schritten vollends hineintrat und sich unter einer nahen Wendeltreppe verbarg. Schon nach Verlauf einiger Minuten raffte der

Tischler sein Handwerkszeug zusammen, schickte zur Heimkehr sich an, löschte an der Thür, die er hinter sich zuschloß, die Lampe aus, und von undurchdringlicher Finsterniß umringt, blieb der Flüchtling in dem öden, hohen Kirchengewölbe allein zurück. Zwar vermochte er die Regungen der Furcht und Bangigkeit, von welcher er sich ergriffen fühlte, keineswegs so ganz zu unterdrücken; doch wurden dieselben weniger von der ihn umgebenden schauerlichen Ruhe, als von dem Gedanken an die Möglichkeit einer abermaligen Ertappung und Einkerkerung erzeugt und unterhalten. Der Schlummer blieb von seinen Augen entfernt, und der allmählich durch die hohen Fensterbogen hereindämmernde Morgen fand ihn noch in derselben zusammengekrümmten Lage, die er gleich anfangs beim Hinschmiegen zwischen die Pfosten der Treppe angenommen und fortwährend beybehalten hatte.

Jetzt, da er die ihn umgebenden Gegenstände besser ins Auge zu fassen und zu unterscheiden vermochte, ließ er es unverzüglich seine ausschließlichste Sorge seyn, sich mit der Ortsgelegenheit genauer bekannt zu machen; denn daß er hier, seiner Sicherheit wegen, einige Tage lang werde verweilen müssen, war ihm eben so klar und einleuchtend, als die Ueberzeugung, daß er sich in die Umgebungen der Stadt, die er mit Kundschaftern und Verfolgern angefüllt glaubte, vor der Hand noch nicht hinauswagen dürfe. Zu seiner Freude bemerkte er, indem sein forschender Blick überall nach einem zuverlässigern Schlupfwinkel umherspähte, in einer dunklen

Ecke hinter dem Altar eine am Boden angebrachte Fallthür, die mit leichter Mühe sich öffnen und wieder verschließen ließ. Eine schmahle Leiter führte von hier nach einem geräumigen Stabgewölbe hinunter, welches ihm, nach entstandenem Luftzuge, sogleich seinen Moderduft entgegensandte. „Hier ist gut seyn!“ sprach Lorenz zu sich selbst, indem er die morschfeuchten Sprossen hinabstieg und zwischen den unten befindlichen verwitterten Särgen Platz nahm. Für ihn hatte der Ort nichts, was ihm Furcht und Grausen hätte einjagen können; deshalb trug er auch, als nach einiger Zeit sich die Eßlust bei ihm einstellte, kein Bedenken, den mitgebrachten Mundvorrath auszukramen, ihn bei dem schwachdämmernden Licht, das ein kleines, nach außen führendes Luftloch hereinfallen ließ, in mehrere gleiche Theile zu ordnen, und, nach Maaßgabe des gemachten Ueberschlages, das für den heutigen Morgen bestimmte Frühstück zu verzehren.

Dem Hunger war abgeholfen; bald aber fand nun auch ein brennender Durst sich ein, für dessen Befriedigung er in dieser abgeschiedenen, unterirdischen Kluft kein Mittel vorhanden sah. Bis gegen Mittag ertrug er mit standhaftem Muth die peinlichen Anforderungen desselben; jetzt aber ward die Furcht vor dem Tischler, den er droben in der Kirche wieder bei seiner Arbeit beschäftigt glaubte, durch die sichre Ueberzeugung hier unten bei längerm Zaudern rettungslos verschmachten zu müssen, endlich überwältigt und zum Schweigen gebracht. Entschlossen stieg er an der Leiter empor, wandte, die Fallthür er-

reichend, das lauschende Ohr nach oben, und befand sich, da er nirgends ein verdächtiges Geräusch vernahm, bald wieder im Innern der Kirche. Lange blieb die Bemühung, in welcher er mit verlangender Sehnsucht an allen Ecken umherspähte, ohne den gewünschten Erfolg; endlich führte der über seinem Haupt obwaltende Glückestern ihn an den Taufstein, in welchem er eine große, bis an den Rand mit Wasser angefüllte zinnerne Schüssel vorfand.

Da zum erstenmal schien ein Lichtblick höherer Art seine dunkle Brust zu erhellen! Ueber dem Taufsteine hing ein aus Holz geschnitztes Engelbild, das in sanfter, rührender Freundlichkeit auf ihn herablächelte, als er, die Erquickungsgabe entdeckend, mit lautem Freudenschrei und von nie gefühltem Entzücken durchdrungen, die Augen emporschlug. Die bezaubernd süße Milde in den Zügen des Taufengels machte einen tiefen, wunderbaren Eindruck auf das Gemüth des Knaben, und ward, indem sie liebreichen Winkes ihn zu ungestörtem Genusse zu laden schien, die Erweckerin eines Gefühles, das durch alle seine künftigen Lebensverhältnisse ihn begleitete und in einem innigen Wohlbehagen an Verübung gutherziger Handlungen sich aussprach.

Die Blicke unverwandt auf den in der Luft schwebenden, vom Stral der Sonne beleuchteten Heilboten geheftet, schöpfte Lorenz mit der ausgestreckten hohlen Hand aus dem Wasserbehälter und schlürfte in lechzender Sehnsucht die dargebotene Erquickung ein. Schwer fiel es ihm, sich von der Stätte zu trennen, und nur die Furcht,

hier überrascht und aufgegriffen zu werden, vermochte ihn endlich, den anlockenden Reiz zu überwinden und wieder in sein nächtliches Gruftgemach hinabzusteigen. Das Engelbild aber wollte selbst in der Dunkelheit nicht von ihm weichen; es schien vielmehr, so oft er die Gedanken auf den oben erlebten Auftritt zu richten anfing, sogleich in funkelndem Glanz über den Sargdeckeln zu schweben.

Vier Tage lang hielt er abwechselnd, bald in der unterirdischen grauenvollen Todtenhalle, bald oberhalb derselben in dem freundlichen Kirchengewölbe sich auf; jetzt aber ging der Mundvorrath, so sparsam und haushälterisch er auch im Gebrauche desselben verfahren war, auf die Neige, und Lorenz sah sich genöthigt, seinen Stab weiter zu setzen. Zwar dachte er nicht ohne die lebhafteste Unruhe und Besorgniß an die Gefahr, von welcher er sich in den nunmehr noch zu durchwandernden Gassen der Vorstadt aufs neue bedroht glaubte; doch schien das Glück auch diesmal ihm bei seinem Unternehmen die schon so oft gewährte Unterstützung nicht verweigern zu wollen; denn als er spät des Abends sich die schon längst zu diesem Behuf ausersehene, nur von innen verriegelte Pforte öffnete und auf den Kirchhof hinaustrat, fing eben ein so heftiger Gewitterregen sich zu ergießen an, daß der Flüchtling, von diesem günstigen Ereigniß den besten Erfolg für sich selbst hoffend, sogleich von einem bedeutenden Theile seiner Furcht und Angst sich erleichtert fühlte. Wirklich hatte sich alles, was ihm etwa ein Hinderniß hätte in den

Weg legen können, vor dem Unwetter in die Häuser geflüchtet; seine Flucht ging daher nach Wunsch von statten, und in weniger als einer halben Stunde hatte er, obwohl bis auf die Haut durchnäßt, doch unerkannt und unangefochten, das freie Feld erreicht.

Das Herzpochen, mit welchem er in scheuer Behendigkeit die Vorstadt durcheilt hatte, verminderte sich; doch setzte er, ohne sich einige Rast und Erholung zu vergönnen, mit rüstigen Schritten seine Wanderung fort, bis er endlich, während der Regen nachließ und an dem allmählich sich aufheiternden Himmel das Mondlicht zum Vorschein kam, eine weit hingedehnte Waldung erreichte, in welcher er auszuruhen beschloß, da er wenigstens vorläufig sich hier für geborgen hielt. Noch immer konnte er den früher erlittenen Verlust nicht verschmerzen und vergessen, fast unaufhörlich waren seine Gedanken in Wehmuth und Betrübniß mit dem Spitz beschäftigt gewesen, und gern hätte er die ersten Augenblicke der wiedererlangten Freiheit zu einem abermaligen, auf dessen Ausspürung abzweckenden Versuche benutzt; die Größe der damit verknüpften Gefahr war ihm jedoch, wenn auch zu Wiederauffindung des Pachthofes irgend eine Hoffnung vorhanden gewesen wäre, eben so einleuchtend, als die Unwahrscheinlichkeit des Gelingens; er leistete daher mit kummervollem Herzen Verzicht auf die Befriedigung dieses Wunsches, und als die Morgensonne den durchnäßten Wandrer mit ihrem wohlthätigen Strahl zu begrüßen anfing, lag bereits eine Strecke von

mehrern Meilen zwischen ihm und dem Orte, von wannen er, nach abentheuerlichen Schicksalen vielfacher Art, die nächtliche Flucht unternommen hatte.

So verstrichen, ohne daß ihm irgend ein Unfall zugestoßen wäre, mehrere Tage, während welcher er in immer gerader Richtung seinen Lauf verfolgte und scheu und behutsam nur in einsam gelegenen Waldhütten vorsprach, wenn er für Befriedigung seiner dringendsten Lebensbedürfnisse sich zur Annäherung an die Wohnplätze menschlicher Wesen genöthigt sah. Da schien sein Schicksal abermals eine neue, unerwartete Wendung nehmen zu wollen; denn es fügte sich eines Morgens, daß er, zufriednen Muthes vor sich hinschlendernd, einen ledernen Beutel am Wege liegen sah, in welchem sich bei näherer Untersuchung, außer mehrern Goldstücken, eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Silbermünzen befand. Lorenz, der von dem Werthe des Geldes einen nur mangelhaften Begriff hatte, und daher auch nicht eben daran dachte, wie wesentlich er mit Hülfe des gemachten Fundes seine Lage zu verbessern im Stande sey, steckte den Beutel in aller Gelassenheit zu sich und ging weiter. Noch war aber kaum eine halbe Stunde vergangen, als er einen fremden Mann auf der Straße daher kommen sah, der mit dem Ausdruck des Schreckens und der Bestürzung bald die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, bald in ängstlicher Geschäftigkeit am Boden umher zu suchen fortfuhr. „Gewiß ist das der Eigenthümer des Beutels!“ dachte

Lorenz und verbarg sich in ein zur Seite befindliches Gebüsch. Jener war bereits an ihm vorüber, da trat er, in der Ueberzeugung, daß er bei so bewandten Umständen hier wohl nicht eben etwas zu befürchten habe, wieder hervor, stieg hastig auf einen am Wege stehenden Weidenbaum und rief: „Heda! erspart Euch das Suchen; denn dort möchtet Ihr wohl nimmermehr finden, was Ihr verloren habt!" — Zu gleicher Zeit zog er den Beutel aus der Tasche hervor und ließ ihn in die ausgestreckten Hände des Herbeieilenden hinabfallen. Dieser war fast außer sich vor Erstaunen und Entzücken, indem er das ihm zurückgestellte Eigenthum in Empfang nahm. „Mein ganzes baares Vermögen ist in diesem Beutel enthalten!" rief er aus. „Du hast mich vor der Verzweiflung gerettet, braver, ehrlicher Knabe! Als meinen Engel muß ich Dich betrachten!" Lorenz blickte schmunzelnd auf ihn herab; denn eben die noch lebhafte Vorstellung, wie ihm selbst zu Muthe gewesen war, als er vor einiger Zeit aus dem Taufsteine seinen brennenden Durst löschte, hatte ihn, in der gutmüthigen Absicht, dem Fremden dadurch ein ähnliches Vergnügen zu bereiten, zu dem schnellgefaßten Entschlusse gebracht, den Baum zu erklettern und ihm aus der Höhe herab den verlornen Schatz wieder zu Theil werden zu lassen.

Jener wollte ihm, als er wieder zur ebnen Erde herabgestiegen war, durch Ueberreichung einiger Geldstücke einen Beweis seiner Erkenntlichkeit geben, fand aber für die Bitte, mit

welcher er dem Knaben das Geschenk aufdringen wollte, durchaus kein Gehör. „Geld kann mir zu nichts nützen!“ sagte Lorenz; „wenn Ihr aber ein Stück Brod entbehren könnt, das nehme ich mit Dank an, denn ich habe seit gestern Mittag wenig oder nichts gegessen.“

Mit zunehmender Verwunderung blickte der Fremde bei Anhörung dieses Geständnisses ihm in das Gesicht. „Wenn Du mir,“ sagte er, „bis zu jener Waldspitze, wo sich meine übrigen Habseligkeiten befinden, folgen willst, so will ich den ganzen Vorrath an Lebensmitteln gern und freudig mit Dir theilen.“ Lorenz, der sich in der That von einem gewaltigen Hunger gepeinigt fühlte, nahm den Vorschlag an, und bevor sie beide den angedeuteten Fleck noch erreichten, hatte er, gewonnen durch das zutrauliche Wesen seines Begleiters, denselben bereits über die nähere Beschaffenheit seiner seltsamen Verhältnisse in vorläufige Kenntniß gesetzt. „Ei, unter diesen Umständen bleibst Du ganz bei mir!“ redete der Fremde, nachdem er ihm aufmerksam zugehört hatte, mit sichtbarer Zufriedenheit ihn an. „Ich habe mein reichliches Auskommen, führe, so wie Du, ein unstätes, wanderndes Leben, und will, da ich bei zunehmenden Jahren ohnehin eines treuen Gehülfen nicht länger entbehren kann, hinführo Dein Freund und Versorger seyn.“ — Lorenz hatte zwar mancherlei dagegen einzuwenden; auf die Versicherung aber, daß er, bei einem so planlosen Umherschweifen jeden Augenblick Gefahr laufe, als unnützer Landstreicher aufgegriffen und durch Gewaltsmittel zu

einer eingezogneren Lebensweise gezwungen zu werden; bei Annahme des ihm gemachten Antrages jedoch der ihm inwohnenden Neigung volle Befriedigung verschaffen könne, begann er allmählig in seinem Entschlusse wankend zu werden; und ein einziger Blick auf die fahrende Habe, die der Fremde bei Erreichung des gemeinschaftlichen Zielpunktes ihm als sein Eigenthum bezeichnete, war völlig hinreichend, ihn sogleich zur unbedingten Einwilligung in die ihm gewordenen Anerbietungen zu bewegen. In einiger Entfernung von der Heerstraße stand nämlich, durch dichtes Buschwerk versteckt, ein mit verschiedenen kleinen und größern Ballen beladener Schubkarren, von welchem ein als Wächter zurückgelassener Spitzhund herabsprang und seinen Herrn mit freudigem Gebell zu begrüßen anfing.

Der Fremde, der sich Klaus nannte, trieb Handelsgeschäfte, indem er mit Messern, Scheeren und ähnlichen Waaren weit und breit im Lande umherzog, am häufigsten aber auf Dörfern zu verkehren pflegte, deren Entlegenheit von großen Städten ihm desto sichrern Absatz und Gewinn versprach. Jahrelange Uebung und Gewohnheit machten, daß er in der eigenhändigen Fortschaffung seiner Handelsartikel nichts Beschwerliches fand; zumal da sein treuer Spitz, zum Zugthier abgerichtet, ihn bei diesem Geschäft auf das bereitwilligste unterstützte. Dieser zog, jener schob, und durch redliches Aufbieten der eignen Kräfte suchte einer dem andern seinen sauern Beruf zu erleichtern.

Schon bei dem ersten gemeinschaftlich eingenommenen Frühstück hatte Klaus Gelegenheit, dem neuen Ankömmling, der die Errichtung eines Freundschaftsbündnisses mit dem Spitze sogleich zu seinem wichtigsten Geschäft machte, einen guten Theil seiner Sonderbarkeiten abzulauern; was zur genauen Uebersicht derselben noch fehlte, ward ihm bei endlicher Erreichung des Nachtquartiers so vollkommen ergänzt, daß in dem innersten Wesen des Knaben für den scharfmusternden Blick des Beobachters keine dunkle Falte mehr vorhanden zu seyn schien. Lorenz erklärte kurz und bündig, daß er in keiner von Menschen bewohnten Stube auszudauern im Stande sey, und begleitete diese Versicherung zugleich mit der Anzeige, daß er sich entschlossen habe, bei dem Schubkarren zu übernachten, für welchen der Wirth des Hauses eben in der angrenzenden Scheune einen Platz anzuweisen im Begriff war. Weit entfernt, ihm bei Ausführung dieses Vorhabens ein Hinderniß in den Weg legen zu wollen, suchte Klaus sogleich einen alten Mantel unter dem Gepäck hervor, breitete denselben mit eigner Hand am Boden aus, und gab dem Knaben, der ihm für diese freundliche Zustimmung in die geäußerten Wünsche mit vieler Zufriedenheit die Hand drückte, zu erkennen, daß ihm in Dingen dieser Art ganz nach eigner Willkühr zu schalten und zu verfahren gestattet sey. Lorenz blieb demnach in der Scheune zurück und räumte dem Spitz, als dieser mit Einbruch der Nacht sich zu gewohnter Verrichtung des Wächteramtes bei dem Schubkarren

rinfand, in froher Bereitwilligkeit einen weichen, bequemen Platz neben sich ein.

Klaus galt aller Orten für einen braven, rechtlichen Mann; und er bewies an dem Knaben, dessen Geschick eine höhre Fügung jetzt seinen Händen anvertraut hatte, daß er dieses ehrenvollen und jahrelang behaupteten Rufes vollkommen würdig war. Auf seinen vielfachen Kreuz- und Querzügen hatte er das Thun und Treiben der Welt in stiller, aber tiefdringender Prüfung beobachtet und sich einen reichen Schatz an Menschenkenntniß zu eigen gemacht. Bevor er durch das günstige Zusammentreffen einiger Glücksfälle seinen anfänglich nur auf das Hausiren mit einigen Glaswaaren beschränkten Handel zu erweitern vermochte, waren Noth und Elend seine fast unzertrennlichen Begleiter gewesen; niemals aber hatte, selbst in den mißlichsten Verhältnissen, sein Ehrgefühl ihm erlaubt, Rath und Hülfe bei den wohlhabenden Verwandten zu suchen, die nach dem schon frühzeitig erfolgten Tode seiner Aeltern ihn hartherzig verstoßen und seinem Schicksal überlassen hatten. Er stand mithin allein, war nur von sich selbst abhängig und niemand hatte ihm über die Verfügung mit seinem, zwar nicht eben bedeutenden, aber nur durch eignen Fleiß ehrlich erworbenen Vermögen die mindeste Rechenschaft abzufordern.

Ein in dieser Hinsicht gefaßter Entschluß gelangte schon in den ersten Wochen, da Lorenz sich an seiner Seite befand, zu immer höherer Reife und Festigkeit. Es bleibt dabei! dachte

er; schlägt der Junge ein, so genießt er Kindesrechte und ist dereinst mein alleiniger Erbe! — Lorenz ahnte in seiner Unbefangenheit nichts von diesem Vorsatz, nahm sich aber seiner neuen Berufsgeschäfte mit einer so musterhaften Treue und Gewissenhaftigkeit an, als ob er sich schon als entschiedner Miteigenthümer der aus Betreibung des Handelsgewerbs entspringenden Vortheile betrachtet hätte. Klaus hingegen, den die frühere Verwahrlosung des Knaben mit eben so innigem Bedauern erfüllte, als die an demselben wahrzunehmenden Geistesfähigkeiten ihm die tröstende Hoffnung einflößten, daß noch nicht alles verloren sey, fing sein hauptsächlichstes Augenmerk auf diesen wesentlichen Punkt zu richten, und dem zufolge, so weit seine eignen schwachen Kräfte reichten, an der innern Ausbildung seines Zöglings zu arbeiten an. Stundenlang saß er mit ihm, zumal um die Mittagszeit, unter irgend einem schattigen Gehölz, um ihn im Lesen und Schreiben Unterricht zu ertheilen, ihm durch mehrseitige, größtentheils auf eigne Erfahrung gegründete Winke und Andeutungen mit der nöthigen Lebensklugheit auszustatten und ihm über die höhern Angelegenheiten des Verstandes und Herzens die Begriffe beizubringen, die er sich selbst davon zu erwerben im Stande gewesen war. Zwar kamen, da Klaus dem unternommenen Geschäft nicht eben in vorzüglichem Grade gewachsen war, überall Mängel und Lücken zum Vorschein, die dieser vielleicht nie bei sich selbst würde verspürt haben, wenn er sie nicht an einem andern zu ergänzen

und zu berichtigen versucht hätte; doch ward ihm durch die leichte und glückliche Fassungsgabe seines Zuhörers der merklichste Vorschub geleistet; auch war er gutmüthig genug, keine Anwandlung des Neides und der Mißgunst in seinem Innern überhand nehmen zu lassen, als er im Lauf der Zeit bemerkte, daß, mindestens von Seiten des mechanischen Unterrichts, der Vorsprung immer geringer werde, dessen er vor seinem gelehrigen Schüler sich anfangs zu erfreuen gehabt hatte.

Zwar konnte Lorenz auch in der Folge dem eigentlichen Handelsgeschäft selbst niemals sonderlichen Geschmack abgewinnen; doch gefiel ihm theils die ungebundne Art und Weise, nach welcher dasselbe betrieben ward, theils trug die aus gegenseitigem Vertrauen hervorgegangene Zuneigung, die er in immer verstärktem Maaße gegen den Alten empfand, zu seiner längern Ausdauer in dem gegenwärtigen Lebensberufe sehr wesentlich bei. Der eine fuhr in der guten Behandlung, die er gleich im Anfange sich zur Pflicht gemacht hatte, unablässig fort, der andre suchte durch eben so unermüdlichen Diensteifer sich dankbar dafür zu erweisen; so waren beide auf das vollkommenste mit einander zufrieden, und fast sechs Jahre verstrichen, ohne daß während dieses langen Zeitraums irgend eine Mißhelligkeit von Bedeutung unter ihnen zum Ausbruch gekommen und dem bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse nachtheilig geworden wäre. Man zog in gleichförmigem Dichten und Trachten von Ort zu Ort, und Lorenz, der,

begünstigt durch die nachgiebige Gemüthsart seines Begleiters, von den frühern seltsamen Sitten und Gewohnheiten nur wenig nachließ, wuchs allmählich zum Jüngling heran.

Da traf, als man eines Abends eben die Herberge erreicht hatte, den Alten ein Schlagfluß, der noch in der nämlichen Nacht seinen Tod herbeiführte und der Verbindung, in welcher Lorenz mit ihm gestanden, jählings und unerwartet ein Ende machte. Nach herkömmlichem Gebrauch stellte schon mit dem frühen Morgen, während Lorenz noch betäubt und sprachlos an der Leiche seines Wohlthäters verweilte, der Gerichtsverwalter des Dorfes sich ein, um Schau zu halten und den Nachlaß des Verblichenen, bis zur weitern Verfügung, vorläufig unter Siegel zu nehmen. Er unterbrach sich jedoch sogleich in diesem Geschäft, nachdem er ein in der Brieftasche des Alten befindlich gewesenes Papier entfaltet und sich mit dem Inhalte desselben bekannt gemacht hatte. Es enthielt den rechtskräftig abgefaßten letzten Willen des Verstorbenen, den dieser eben vor wenigen Monaten, vielleicht im Vorgefühl seines nahen Todes, hatte ausfertigen lassen, und demzufolge Lorenz zum ausschließlichen Erben und Eigenthümer des sämmtlichen nachbleibenden Gutes bestimmt war. Dieser nahm mit düsterm Unmuth und Trübsinn in Empfang, was man ihm zustellte, zahlte, was man an Gerichts- und Begräbnißgebühren von ihm verlangte, und dachte auf Bewerkstelligung dessen, was ihm nach erfolgtem Ableben des Alten sogleich im Sinne zu

liegen anfing. Noch eh der Mittag herankam, hatte der Wirth des Hauses, in welchem der Todesfall sich ereignet, bereits die ganze fahrende Habe sammt dem Schubkarren in Bausch und Bogen käuflich an sich gebracht und der Schlaukopf konnte sich nicht erinnern, jemals in seinem Leben so glückliche Geschäfte gemacht zu haben, als ihm heut zu Stande zu bringen gelungen war. Ohne den Winken und Vorschriften, durch welche sein Lehrmeister ihn zur Lebensklugheit zu leiten gesucht hatte, nur im mindesten Ehre zu machen, ließ Lorenz, in Gegenwart der Hausbewohner, sich die theils vorgefundenen, theils aus dem Verkauf des Erbgutes gewonnenen Goldstücke in das Futter seines Rockes einnähen, brachte, nach geschehener Arbeit, in stummer Betrachtung noch eine Stunde in der Kammer zu, wo man den Leichnam einstweilen beigesetzt hatte, und wanderte sodann, da auch der Spitz bereits vor einiger Zeit des Todes verblichen war, einsam wie vormals, und mit starken Schritten zum Dorfe hinaus.

Der Wirth, der über den glücklich abgeschlossenen Handel ins Fäustchen lachte, war nicht blos ein Schlaukopf, sondern fand selbst einen offenbaren Schelmstreich nicht unter seiner Würde, wenn anders ein erkleklicher Vortheil damit verbunden war. Kaum hatte er sich daher belehrt, daß es hier blos darauf ankomme, einem jungen Tölpel den Rock auszuziehen, als er auch schon zu Bewerkstelligung dieses löblichen Vorhabens die nöthigen Anstalten traf. Ge-

meinschaftlich mit zwei Helfershelfern, die zu Minderung des Verdachtes immer in gemeßner Ferne sich hielten, folgte er der Spur des Wanderers, und war der erste, der mit Einbruch der Nacht, als die Dunkelheit eines eben betretenen Gehölzes ihn bei dem beabsichtigten Bubenstück zu unterstützen versprach, jenem näher trat und unter Vorhaltung einer alten Pistole mit verstellter Stimme Geld oder Kleidungsstücke von ihm begehrte. Lorenz hatte jedoch, obwohl er in scheinbarer Gelassenheit seinen Weg fortsetzte, den heimlichschleichenden Gaudieb schon längst bemerkt, und sich beim Eintritt in das düstre Gebüsch gegen einen möglichen Ueberfall zu rüsten gesucht. Er ließ sich daher, als jener quer aus dem Dickigt auf ihn loskam und mit Hülfe des Schießgewehres seiner Foderung Gewicht und Ansehen zu verschaffen suchte, keineswegs verblüffen, sondern versetzte ihm im Fluge des Augenblicks mit einem rasch aufgegriffenen Knittel einen so nachdrücklichen Schlag gegen den Kopf, daß er alsbald, ohne einen weitern Laut von sich zu geben, sinnlos zu Boden stürzte. Den jetzt gleichfalls aus dem Gebüsch hervorbrechenden Mitgesellen des angreifenden Theiles, deren Zahl ihm unbekannt war, entzog er sich durch schleunig ergriffene Flucht. —

Blaß und entstellt finden wir ihn, fern von dem Orte, wo der Angriff geschah, hinter einer Dornhecke wieder, die als schirmende Wand um eine geräumige Bleichwiese gezogen, ihren Schatten auf ihn herabwirft und ihm Schutz gegen die stechenden Sonnenstralen gewährt. Eine

schwere Verletzung, die er auf seiner nächtlichen Flucht sich durch das Dahinstolpern über einen scharfen Baumstumpf am Schienbein zuwege gebracht, war von gefährlichen Folgen gewesen. Mehrere Tage lang hatte er, den Schmerz gewaltsam bezwingend, seine Wanderung fortgesetzt, und unter sichtbarer Verschlimmerung des leidenden Theiles sich endlich, von einer dunkeln Gewalt getrieben, noch bis hieher zu schleppen gesucht; weil er, wenn durch menschlichen Diensteifer noch Rath und Hülfe für ihn vorhanden war, diese nur hier finden zu können glaubte.

Langenheim hieß das Dorf, in dessen Nähe sich der Unglückliche befand. Unter mehrern Angehörigen des verewigten Klaus wohnte hier auch eine ihm anverwandte arme Wittwe, die ein von dem Orte abgesondertes, nur durch einen über den dazwischen fließenden Bach gelegten Steg mit demselben in Verbindung stehendes Häuschen besaß, und sich von Spinnen und Bleichen kümmerlich ernährte. Sie hatte, trotz ihrer eignen hülfsbedürftigen Lage, sich immer am feindseligsten gegen den Verstorbenen bewiesen, ihm zufolge ihrer schlimmen Gemüthsart die meisten Kränkungen verursacht, und noch vor Jahresfrist selbst ihre eigne Tochter vor seinen Augen auf das schnödeste gemißhandelt, als diese es versuchte, die Aufgebrachte wegen des mildherzigen Erbarmens zu besänftigen, mit welchem der Alte sich des unstät umherirrenden Fremdlings angenommen hatte.

Eben diese letztere war es, die ihm in den Gedanken schwebte, als er, bis auf den Tod

erschöpft und von den empfindlichsten Schmerzen gepeinigt, nur den Langenheimischen Grund und Boden noch zu erreichen suchte. Sie war das einzige menschliche Wesen, dem er sich nähern und anvertrauen mochte; denn ganz das Gegenbild ihrer Mutter hatte sie stets, so oft er auf seinen sechsjährigen Streifzügen sich in ihrer Nähe befand, ihm ihre Freundlichkeit und Herzensgüte in so unverkennbaren Merkmalen an den Tag gelegt, daß er bei ihrem Anblick sich immer unwillkührlich jener huldvollen Engelsgestalt über dem Taufstein hatte erinnern müssen.

Ein Geräusch innerhalb der Hecke ließ ihn, nachdem er geraume Zeit fruchtlos geharrt, endlich Erfüllung seines sehnlichen Wunsches hoffen. Mühsam kroch er nach einer lichten Stelle der Dornwand, schaute hindurch und gewahrte, in nur geringer Entfernung von seinem Schmerzenslager, die mit stiller Besichtigung des am Boden ausgespannten Gewebes beschäftigte Jungfrau, die er vertrauungsvoll sich zur Retterin auserkohren. „Bärbchen, komm und hilf!“ schrie er auf, und sank kraftlos in das Gras zurück.

Betroffen und befremdet näherte sich jene sogleich der Hecke, von wannen der jammernde Zuruf an sie erging. „Lorenz!“ rief sie aus, indem sie die Gesichtszüge des Leidenden ins Auge faßte und vor dem bleichen Antlitz erschrecken zurückfuhr. „Gerechter Himmel! Was führt Dich in solchem Zustande hierher? Unglücklicher, was ist Dir widerfahren? was verlangst Du von mir?“

„Linderung dieſer entſetzlichen Qual!“ erwiederte Lorenz, indem er den Strumpf herabſtreifte und die noch unverbundne, in Entzündung übergegangene Wunde entblößte. „Der Sturz über ſcharfes Holzwerk hat mir den Schaden zuwege gebracht. Bis hieher habe ich den Schmerz auszuhalten und zu verbeißen geſucht; jetzt kann ich nicht weiter, und muß umkommen, wenn Du keine Anſtalt zur Hülfe zu treffen vermagſt!“

Bärbchen ſchauderte bei dem Anblick zuſammen, fuhr in peinlicher Angſt und Unruhe ſich mit der Hand über die Stirn, und eilte behenden Schrittes dem Hauſe zu. Schon nach Verlauf einiger Minuten kehrte ſie jedoch zu dem Harrenden zurück, kniete an ſeiner Seite nieder und fing mit eigner Hand ſich dem Heilungsverſuche zu unterziehen an, indem ſie ihm eine mit zertheilenden Kräutern angefüllte weiche Binde um den Fuß legte, um, wie ſie während dieſes Geſchäfts ihm andeutete, zuvörderſt der ſo gefahrvoll überhandgenommenen Geſchwulſt wieder Einhalt zu thun.

„Gar glücklich hat es ſich gefügt,“ ſagte ſie, „daß meine Mutter gerade nicht zu Hauſe iſt, ſondern ſich drüben im Dorfe befindet; ſonſt hätte ich wahrlich nicht zu rathen gewußt. Nun aber hat es keine Noth; denn wir beſitzen für ſolcherlei Verletzungen ſo kräftig wirkende Hausmittel, daß das Uebel hoffentlich bald wieder gehoben ſeyn ſoll. Wenigſtens einmal des Tages, und zwar um die Mittagsſtunde, will ich mich hier an der Hecke einfinden, um Dir die fernern Rathſchläge und Verhaltungsregeln

an die Hand zu geben. Aber wüßte ich nur Dir ein Unterkommen für die Nacht zu verschaffen! Ach, das steht leider nicht in meiner Gewalt! Ich brauche Dir die Ursache davon nicht anzugeben; Du kennst die Gesinnungen meiner Mutter!"

„Das möge Deine geringste Sorge seyn, liebes Bärbchen!" versetzte Lorenz, indem er mit dem Ausdrucke dankbarer Empfindung dem holden theilnehmenden Mädchen in die Augen blickte. „Wir leben mitten im Sommer; die Nächte sind warm, und ich befinde mich überhaupt nirgends besser, als unter freyem Himmel. Ein Lager von Gras, ein schirmendes Gebüsch gegen die Sonnenstralen und, wenn es seyn kann, gegen den Regen; so bin ich zufrieden und frage nach keiner weitern Bequemlichkeit."

„Für den schlimmsten Fall," nahm Bärbchen, vor Verlegenheit, ihm nichts bessers bieten zu können, schüchtern wieder das Wort; „stünde freilich eine hohle Eiche da drüben, die, von dicht verwachsenem Strauchwerk umgeben, Dich nicht allein gegen den Regen schützen, sondern auch vor den Augen meiner Mutter verbergen würde, die zuweilen hier unten an der Hecke zu schaffen hat."

„Vortrefflich!" rief der Erfreute;" so darfst Du darauf rechnen, daß niemand meinen Aufenthalt in hiesiger Gegend auskundschaften, und daß Dir die Mildherzigkeit, mit der Du Dich meiner annimmst, keinen Verdruß zuziehen soll." —

Es geschah, wie er gesagt hatte. Vor allen Nachstellungen gesichert, hielt er, wie vormals in der Strohhütte, den größten Theil der Zeit hier in dem hohlen Baume oder in dem ihn umringenden Gebüsche sich auf. Nur wenn Bärbchen, um ihn bald mit ärztlichen Rathschlägen, bald mit Lebensmitteln zu versorgen, sich an der Hecke einfand und das gemeinschaftlich verabredete Zeichen ihn über ihre Ankunft benachrichtigte, kam er aus seinem Winkel hervor, nahm in Empfang, was sie ihm überreichte, und hätte gern die wenigen Minuten, die ihr zur jedesmaligen Unterredung mit ihm vergönnt waren, zu Tagen ausgedehnt; so bezaubernd wirkte die heilbringende Nähe des lieblichen Mädchens auf sein verschloßnes, jedem Lebensreiz entfremdetes Gemüth. Seine Genesung nahm mittlerweile einen raschen und glücklichen Fortgang, und schon nach Verlauf einiger Wochen fand er sich völlig wieder hergestellt. Anfangs hatte er, nachdem das Ableben des alten Klaus endlich zur Sprache gekommen war, der Leichtgetäuschten berichtet, daß er mit dem ganzen, ihm durch Erbschaft zugefallenen Vermögen des Verstorbenen unter eine Bande Straßenräuber gerathen sey, daß er alles eingebüßt und durch die Flucht, von welcher eben die Verwundung am Fuße sich herschreibe, nichts als das nackte Leben zu retten vermocht habe. Jetzt war er hundertmal im Begriff, die verheimlichten Goldstücke, die er unangetastet noch bei sich trug, aus dem Rocke zu trennen, seine Retterin über den Ungrund der frühern Aussage zu belehren,

und ihr, zur Vergeltung für die ihm geleisteten Dienste, seine ganze glänzende Habe als freiwilliges Gegengeschenk zu überreichen. Ein abmahnendes, ihm selbst unerklärliches Gefühl, das bei ihrem Anblick sich jedesmal in seinem Innern zu regen anfing, hielt ihn jedoch fortwährend von Ausführung dieses Vorhabens zurück.

Gerüchte vom nahbevorstehenden Ausbruch eines blutigen Krieges fingen jetzt das Land zu erfüllen an, und durch die bald darauf überall erfolgenden, starken Aushebungen der jungen Mannschaft zum Dienst der Waffen erhielten die in Umlauf gekommenen Sagen allmählig volle Bestätigung und Gewißheit. Durch Bärbchens Mittheilungen ward auch Lorenz über die aller Orten verbreiteten Bewegungen und Besorgnisse in Kenntniß gesetzt; mit warnender Theilnahme rieth sie ihm, in dieser gefahrdrohenden Zeit vorzüglich auf seiner Hut zu seyn, weil es für immer um seine Freiheit geschehen seyn würde, wenn gerade jetzt irgend ein unglücklicher Zufall seine Entdeckung herbeiführe. Von der harmlosen Munterkeit, die sonst alle ihre Worte und Handlungen zu begleiten und ihrem Wesen einen so bestrickenden Reiz zu verleihen pflegte, war, indem sie ihm diesen Rath ertheilte, keine Spur zu entdecken; Lorenz wagte jedoch nicht, die ihm auf den Lippen schwebenden Beruhigungsgründe laut werden zu lassen; denn nicht sein bedenklicher Zustand allein schien die an ihr wahrzunehmende, düstre Stimmung veranlaßt zu haben; noch ein andrer schwer lastender Kummer schien ihr auf der Seele zu liegen.

Schweigend, aber von wildwogenden Gefühlen gedrängt und bestürmt, kehrte Lorenz nach seiner einsamen Baumwohnung zurück. „Sollte ich es errathen?" sagte er zu sich selbst, indem er mit festen, unverwandten Blicken in das nächtliche Dunkel hinausstarrte. „Sie fürchtet bei hereinbrechender Kriegsnoth für ihre Hütte, für ihre Bleichwiese! Die Mutter ist ihr ewiger Quälgeist! Wie, wenn ich unter dem Versprechen, ihr in entfernter Gegend Zuflucht und Sicherheit zu verschaffen, sie zur heimlichen Entweichung aus ihrer Marterhöhle bereden könnte! Wenn sie mir folgte! wenn sie —

Er that einen Sprung in das vor ihm befindliche Strauchwerk, daß die Zweige raschelnd über ihm zusammenschlugen. „Wenn sie mein Weib würde!" rief er mit lauterhobner Stimme und fuhr vor dem Klange der eignen Worte erschrocken zusammen. Fieberhaft flogen seine Pulse, stürmisch klopfte sein Herz; der Schlaf blieb von seinen Augenliedern entfernt und mit hocherglühenden Wangen, in stummes Dahinbrüten verloren, ward er vom aufdämmernden Morgen vor seiner Höhle gefunden.

Jetzt fing er in stiller Aemsigkeit mit Austrennung der im Rockfutter befindlichen Goldstücke sich zu beschäftigen an, band und schnürte, als er damit zu Stande war, den gesammten Goldvorrath in ein Tuch zusammen und sah mit zitternder Ungeduld der Mittagszeit entgegen. Sie rückte allmählig heran, aber Bärbchen erschien nicht; es verstrich eine Stunde nach der andern, der Tag begann sich zu neigen,

die Abendsonne vergoldete mit ihren letzten Strahlen die Gipfel der Bäume; aber ungegeben blieb diesmal das Zeichen, das den Versteckten sonst immer über Bärbchens Ankunft bei der Hecke zu benachrichtigen pflegte. Jetzt konnte er die Begierde, sich darüber, wo möglich, nähern Aufschluß zu verschaffen, nicht länger bezähmen und unterdrücken; mit scheuem, von Verdacht und Argwohn erfülltem Geberdenspiel kam er aus seinem Hinterhalte hervor, umschlich, nah an der Aussenseite der Hecke sich haltend, die Bleichwiese und heftete die scharfspähenden Blicke unverwandt auf die am obern Ende befindliche Wohnung. Endlich, als die Nacht den Wiesenraum bereits mit ihrem tiefen Dunkel erfüllt hatte, öffnete sich eine Thür des Gebäudes und sein geübtes Auge erkannte sogleich die befreundete Gestalt, die er mit glühendem Verlangen aufzuspüren bemüht gewesen war. Langsam und mit niedergesenktem Haupte kam Bärbchen den Gang herunter und Lorenz fand, als er mit einem leichten Sprunge über das Zaungeheck der Ersehnten näher trat, ihre Hände krampfhaft gefaltet und ihr Gesicht in Thränen gebadet. Erschrocken über die auffallende Veränderung ihres ganzen Wesens, fragte er sie um die Ursache ihrer Bekümmerniß.

„Ach, meine längstgehegten Besorgnisse," sagte sie mit bebender Stimme, „sind nicht ohne Grund gewesen. Auf das schrecklichste sind sie bereits in Erfüllung gegangen! Auch in unserm Dorfe haben die Rekrutenaushebungen nunmehr ihren Anfang genommen, und mir wird dadurch

das Liebste, das ich auf der Welt besaß, grausam und unerbittlich entrissen!"

„Das Liebste?" rief Lorenz, indem er, von angstvoller Ahnung durchschauert, des Mädchens eben ergriffne Hand schnell wieder losließ.

„Die Mutter zürnt und schmählt, wenn ich mein geängstigtes Herz durch Thränen und Klagen zu erleichtern suche;" fuhr Bärbchen fort; „Dir aber darf ich ohne Rückhalt anvertrauen, was mich quält und peinigt, denn Du bist nicht gefühllos und hast es immer gut mit mir gemeint. Schon seit Jahr und Tag waren wir, ich und Heinrich Strauß, der drüben auf dem Edelhofe dient, ein Herz und eine Seele; auch selbst die Mutter hatte nichts gegen ihn einzuwenden, denn er besitzt den Ruf, der bravste und fleißigste Bursche im ganzen Dorfe zu seyn. Nur durch unsre beiderseitige Armuth ward die Erfüllung unsrer Wünsche und Hoffnungen bisher noch immer verzögert; doch hofften wir mit Gottes Hülfe wenigstens binnen zwei Jahren so viel vor uns zu bringen, als zu unsrer Verheirathung und häuslichen Einrichtung etwa erforderlich seyn möchte. Nun aber hat ihn heut zu meinem tödtlichen Entsetzen das Loos getroffen und schon morgen muß er mit fort in den Krieg. Selbst der Herr Amtmann, der unsre Verhältniße kennt, und seiner Treue und Betriebsamkeit wegen gar große Stücke auf ihn hält, hat nichts dagegen auszurichten vermocht; er muß ohne Barmherzigkeit mit fort, indeß ich, als das unglücklichste Geschöpf auf

dem Erdenboden, hier in Langenheim zurück bleibe!" —

Lorenz war bei Anhörung dieses Geständnisses, das im Fluge des Augenblicks alle seine kühnen Vorsätze und Entwürfe vereitelte, wie vernichtet, unfähig, eine Sylbe hervorzubringen, riß er mit leidenschaftlicher Heftigkeit von der Bestürzten sich los, sprang über die Wiesenhecke zurück und verschwand im Dunkel der ihn umringenden Nacht. Alles, was er im Stillen zu wünschen und zu hoffen gewagt hatte, war durch Bärbchens letzte Mittheilungen für ihn dahin; sie selbst war unwiederbringlich für ihn verloren. Nur seine Retterin war sie gewesen; nichts von der innigern Zuneigung, die er dann und wann in ihren Augen zu lesen geglaubt, sondern blos mitleidige Theilnahme hatte sie für ihn empfunden; — das unglücklichste Geschöpf des Erdbodens hatte sie sich genannt! —

Ein schwerer, furchtbarer Kampf entspann sich in seiner Brust; doch der Ausgang desselben bewies, welch ein edler, selbst durch die widerwärtigsten Schicksale und Verhältnisse nicht zu vertilgender Grundstoff zu ruhmwürdigen Entschlüssen und Handlungen in seinem Innern vorhanden war. Nach stürmischer Befehdung und Gegenwehr zur Einigkeit mit sich selbst gelangt, trat er ruhigen Ernstes am nächstfolgenden Morgen in die Amtswohnung, verlangte den Herrn des Hauses zu sprechen und ersuchte diesen, unter Vorschützung dringender Eile, um eine geheime Unterredung, die ihm sogleich bewilligt ward. Nach Verlauf einer halben

Stunde öffnete der Amtmann das Fenster, rief einige gebieterische Worte hinunter in den Hof, und mit demüthig furchtsamer Geberde trat bald darauf ein rothköpfigter Bauernbursche, von zusammengedrängter, unansehnlicher Gestalt, in das Zimmer.

„Heinrich Strauß!" redete der Amtmann ihn an; „Du hegst keine sonderliche Neigung für den Soldatenstand; es freut mich daher, Dir jetzt eine freilich unerwartete, aber gewiß nicht unerwünschte Nachricht mittheilen zu können. Du bist frei; denn es hat sich ein Stellvertreter für Dich gefunden. Hier dieser junge Mann erbietet sich freiwillig, Deinen Platz unter den heut abziehenden Rekruten einzunehmen. Betrachte ihn mit Ehrerbietung; denn Leute seiner Art bekommst Du nicht alle Tage zu Gesicht. Einen Theil Deines Dankes aber spare Dir noch auf; der Edelmüthige hat auch für die Gründung Deines häuslichen Glückes gesorgt! Dürftigkeit hat Dich bisher verhindert Deine Braut heimzuführen; gegenwärtig besitzest Du eine Summe von dreihundert Gulden, die Du zu Bewerkstelligung dieses Vorsatzes jeden Augenblick bei mir in Empfang nehmen kannst."

Schon bei den ersten trostreichen Worten des Amtmanns war der Ueberraschte, ein Raub der eignen Empfindung, in die Kniee gesunken; jetzt beim Schlusse der Botschaft blieb ihm für die Andeutung des vor Dank und Entzücken überwallenden Gefühles kein äußeres Bild und Zeichen mehr übrig, als das stumme Emporheben der gefalteten Hände gegen den Groß-

müthigen, der seinen wonnetrunknen Sinnen als ein zur Rettung und Beglückung abgesandter Schutzgeist höherer Art erschien. Glut und Blässe wechselten auf seinem Gesicht, verschlossen blieben seine Lippen, und kaum wagte er es, die angenommene Stellung zu verändern, als jener, von dem Amtmann begleitet, das Zimmer verließ, um, dem gefaßten Entschlusse gemäß, sein angefangenes Werk zu vollführen. Still in sich selbst gekehrt, schloß Lorenz dem bereits zum Abzuge versammelten Haufen sich an, der bald darauf sich in Bewegung setzte und seiner neuen ernstvollen Bestimmung entgegenging.

Kein Hinderniß stand jetzt, nach Ertheilung und Empfangnahme eines so glänzenden Geschenkes, dem jungen Liebespaare bei seinen Wünschen und Absichten weiter im Wege; Heinrich ging, nachdem Bärbchen aus seinem und des Amtmanns Munde mit freudigem Schrecken den über alles Hoffen und Vermuthen glücklichen Wechsel der Dinge vernommen hatte, das Aufgebot zu bestellen, und schon nach Verlauf einiger Wochen ward der Hochzeitstag gefeiert. Die Mutter, die längst nach einer ruhigern Lage sich gesehnt hatte, überließ gegen schriftliche Zusicherung einer, ihr jährlich auszuzahlenden Summe Geldes den Glücklichen Haus und Wiese, und zog mit Sack und Pack zu ihrer Schwester nach dem Dorfe hinüber, wo sie aber schon im nächstfolgenden Winter des Todes verblich. Reich und froh durch Gnügsamkeit und gegenseitige Liebe, führten die jungen Leute in ihrer einsam abgesonderten Wohnung ein stilles, zufriednes Leben;

der Himmel belohnte den Fleiß ihrer Hände, und wenn ihr Glück ja noch eines Zuwachses fähig war, so beruhte derselbe in ihren Augen einzig und allein auf der Gewährung des Wunsches, den ersten Stifter ihres mehr und mehr zunehmenden Wohlstandes noch einmal in ihrer Mitte zu sehen, um ihn empfinden zu lassen, welche Segnungen er durch Darbringung jenes hochherzigen Opfers hier verbreitet habe.

Fast anderthalb Jahre verstrichen ihnen im ungetrübten Genusse ihrer häuslichen Freuden; da zog mit Annäherung der Kriegsunruhen, deren ununterbrochene Fortdauer ihnen bisher nur vom Hörensagen bekannt gewesen war, eine dunkle Wolke am Horizont herauf, die auch über ihrem Haupte mit unheildrohender Schwere sich zu entladen drohte. Des Tages von Waffengeräusch erfüllt, des Nachts von Wachtfeuern erleuchtet, ward die Gegend umher zum Tummelplatz kriegerischer Bewegungen, und mit ängstlicher Besorgniß harrten die zagenden Gemüther der Entscheidung ihres Schicksals entgegen. Endlich kam es in der Nähe von Langenheim zu einem blutigen Gefecht, das zum Nachtheile des feindlichen Heerhaufens ausfiel und der schreckenvollen Ungewißheit der Landbewohner ein Ende machte; obwohl dadurch die auf ihren Schultern ruhenden Lasten und Beschwerden anfangs nur wenig vermindert wurden. Das ganze Dorf war jetzt von Kranken und Verwundeten angefüllt, die, nach dem Abzuge der in Verfolgung des fliehenden Feindes begriffenen Kampfgenossen,

auf der Wahlstatt zurückblieben und Pflege und Unterhalt erheischten.

Den Säugling an der Brust, saß Bärbchen einst spät des Abends einsam in ihrer, vom flackernden Kaminlicht erhellten Wohnstube, und harrte der Heimkehr ihres Mannes, der zu Beseitigung einiger dringenden Geschäfte sich drüben im Dorfe befand. Die stillwonnige Betrachtung des kleinen Lieblings unterbrechend, erregte ein an der Aussenwand des Hauses entstehendes Geräusch ihre Aufmerksamkeit; sie schlug die Augen auf und gewahrte ein todtblasses Gesicht, das mit starren Blicken durch die Fensterscheiben hereinschaute und eine schwarze Binde um die Stirn trug. „Lorenz!" schrie sie auf, indem sie, ihren edlen Wohlthäter erkennend, den Säugling schnell in die zur Seite befindliche Wiege legte, und mit ausgebreiteten Armen erst nach dem Fenster, dann vor die Thür hinaus eilte, um den theuern willkommenen Gast zu empfangen. Allein umsonst! keine Spur eines menschlichen Wesens ließ irgendwo sich entdecken; die Erscheinung war verschwunden, und von einem unheimlichen Grauen ergriffen, kehrte Bärbchen zitternd und zagend zu ihrem schlummernden Kinde zurück. Zwar suchte Heinrich, nach endlich erfolgter Rückkehr, die bange Unruhe ihres Herzens durch die Vorstellung zu besänftigen, daß der ganze Auftritt höchstwahrscheinlicher Weise nur ein gehaltloses Spiel der eignen Einbildung gewesen sey; Bärbchen verharrte jedoch in wiederholter Betheurung auf der Untrüglichkeit ihrer gesunden Sinne, schauderte selbst in

Gegenwart ihres Mannes, indem die am Fenſter wahrgenommenen bleichen Geſichtszuge ihr mit voller Deutlichkeit in der Erinnerung fortlebten, von Zeit zu Zeit unwillkührlich empor, und konnte, allen Einreden und Beſchwichtigungen zum Trotz, die ſorgloſe Unbefangenheit nicht wieder gewinnen, um deren Beſitz es, ihrer Meinung nach, nunmehr für immer gethan war.

Schon der nächſtkommende Morgen führte jedoch die Aufklärung des räthſelhaften Ereigniſſes herbei. Beide Eheleute befanden ſich eben auf der Bleichwieſe, als ein in der Gegend der hohlen Eiche entſtehender Zuſammenlauf der im Felde befindlichen Arbeiter ihnen bemerklich zu werden und ihre Neugierde zu erregen anfing. Sie traten näher hinzu, und ein neuer, der geſtrigen grauenvollen Erſcheinung ganz entſprechender Anblick ſtellte hier Bärbchens forſchenden Augen ſich dar. Kein nichtiges Trugbild hatte ſie geſehen; Lorenz ſelbſt war es geweſen, der, von Todeswunden bedeckt, an ihrem Fenſter erſchien. Bewußtlos vom Schlachtfelde getragen, und nebſt mehrern Verwundeten in einer Scheune des Dorfes zur Verpflegung untergebracht, hatte er geſtern, mit Zuſammenraffung ſeiner letzten dahinſchwindenden Lebenskräfte, ſich von dem Lager aufzurichten und fortzuhelfen geſucht, um die erlöſchenden Augen noch einmal an Bärbchens Anblick zu weiden und ſodann an der Stelle, die, als Zeugin ſeiner ſüßeſten Träume, ihm noch in der Erinnerung ſchwebte, den Athem zu verhauchen. So fand man ihn in aufrechter Stellung mit gebrochenem Herzen und erſtarrten

Gliedern im hohlen Baume. Die Stirnbinde, unter welcher sich eine tiefe Wunde befand, war gelüftet. Nicht unrühmlich schien er aus dem Kampfe gegangen zu seyn; denn ein Ordenskreuz hing an seiner Brust.

Still und prunklos ward er am folgenden Tage zur Gruft bestattet; aber gesegnet lebt sein Andenken noch jetzt in der wehmüthigen Erinnerung der Dankbaren fort, die durch ihn ihr irdisches Glück gegründet sahen. Der einfache, sein Grab bezeichnende Denkstein, den der Amtmann des Dorfes ihm errichten ließ, ist von dicht verwachsenem Gesträuch umgeben und enthält die Inschrift:

Ein edler Geist in rauher Hülle,
Von wenigen an Werth erkannt,
Zog er umher von Land zu Land;
Bis er, geschirmt durch Grabesstille,
Die sichre Heimath endlich fand.

K. G. Pfätzel.

Die Freunde von Terni.

Ancona, den 23ſten April 1790.

Wer von Rom nach Ancona reiſet, kömmt auf dieſer Straße, wo bald die ſorgfältigſte Cultur mit grünenden Wieſen und reifenden Saaten, bald in den Appenninen eine romantiſche Natur mit engen Felsthälern und uralten Schlöſſern auf die ſteilſten Felſen gebaut, ſein Auge entzückt, gewöhnlich gegen Abend nach Terni, einem kleinen Städchen, wo die Vetturinen das Nachtlager zu nehmen pflegen. Der Wirth verfehlt nicht den Reiſenden die Cascade des Velino zur Anſicht zu empfehlen, die etwa fünf Miglien (eine deutſche Meile) vom Ort entfernt iſt. Mir ſchlug er dieſen Spaziergang nicht vor, weil ich zu ſpät ankam, allein ich wußte, daß in einer Stunde der herrlichſte Mondſchein die ganze Gegend beleuchten würde, und machte mich daher ungeſäumt auf den Weg. Es war am 15ten April des vorigen Jahres. Hitze und Staub hatten mich den Tag über entſetzlich gequält, deſto

lieblicher war die Kühlung, die mir jetzt entgegen wehte. Ein paar hundert Schritt vom Städtchen beginnnt ein ziemlich dichtes Olivenwäldchen, zwischen dem und einem lebhaft herabrauschenden Quellwasser der gut unterhaltne Weg sanft emporsteigt. Ich hatte früher den Führer bedeutet, mich nicht mit dem gewöhnlichen unaufhörlichen Geschwätz italienischer Cicerone's in meinen Gedanken zu unterbrechen, und so schritten wir stumm durch die Dämmerung hin. Die tiefste Stille lag auf der wunderbar verschlungnen Berggegend, deren abentheuerlich geformte Felszacken mit frazzenähnlichen Umrissen zum dunkelblauen Nachthimmel emporstarrten. Die uns zugewendete Seite ward jetzt allmählig vom Monde erhellt, der bald die Straße der schweigsamen Wandrer so glänzend erleuchtete, daß man die weißen und rothen Blütenbüschel in den Hecken deutlich unterscheiden konnte. Veilchen, Rosmarin, so wie das schöne purpurrothe Cyclamen (Cyclamen napolitanum Lin.) hauchten süße Wohlgerüche aus, und Nachtigallen, in einer Menge, wie ich sie nie in Deutschland beisammen gehört, durchtönten mit melancholischer Liebesklage das nächtliche Schweigen. Dazu spielten die Abendwinde lau und lüstern im Blütengebüsch. Ich schwelgte im Genuß so vieler Schönheiten, und die Bilder ferner Lieben traten, von sehnsüchtiger Wehmuth heraufbeschworen, aus dem Grabe der Entfernung hell vor mein innres Auge! — Es gehörte viel dazu in dieser Stimmung nicht ungeduldig zu werden, als mich mein Führer mit der Bitte unterbrach, meinen Eccel-

lenza für quattro solissime parolette — vier einzigste Wörtchen — sagen zu dürfen, und mir sodann berichtete, wie er vor vielen Jahren ebenfalls im Mondschein einen Teutschen hierher geleitet, der eigends einen Schlauch voll des köstlichsten Orvietto's mit sich gebracht, um ihn an der Cascade zu entsiegeln. Allein der Weg sey ihm zu lang geworden, er habe sich daher niedergesetzt, den Schlauch geöffnet, und so oft die Gesundheit seiner zahlreichen Freunde getrunken, bis der Schlauch leer gewesen, und dennoch sey er — o Wunder! — ohne zu wanken, den Berg hinangestiegen und sogar bis an den äußersten Felsenrand am Wasserfall hinaus getreten. Es sey unglaublich — setzte er hinzu, was diese Teutschen saufen könnten! *) Ich mußte lachen über die Naivetät des Mannes, der mich, wie ich schon im Wirthshause bemerkt hatte, für einen Engländer hielt. Um den Spaß zu vermehren, erfuhr ich auch noch, daß mein durstiger Landsmann ein reisender Musiker gewesen. Nun war alles in der Ordnung, denn es heißt ja schon seit uralter Zeit: „Cantores amant hu-

*) In Italien und Spanien wird Wein und Oel in Schläuchen aufbewahrt, die aus den Fellen von Schweinen und Ziegen gemacht werden. Es giebt deren allerdings, die 50—60 Flaschen enthalten, aber auch solche, die deren nur 4—6 fassen. In jedem Fall war der Teutsche ein tapfrer Trinker, und hätte in einem Ritterromane, wie sie vor zehn Jahren Mode waren, eine ehrenvolle Stelle verdient.

mores!“ — Wir hatten endlich den Berg erstiegen. Ein dumpfes Rauschen verkündete schon von fern den gewaltigen Wassersturz; wie unangenehm überraschte es mich aber, als mir der Führer in einiger Entfernung eine Stelle zeigte, wo in einem engen Felsbett sich Wasser, etwa so stark wie ein mittelmäßiges Mühlenwehr, herabrollte. Ich vermochte nicht mein Misbehagen zu unterdrücken; der Mann lächelte klug und meinte, so sprächen Alle, ich solle nur Geduld haben! Wir stiegen noch eine Strecke höher auf einem Wege, den die päpstliche Regierung so bequem als sicher für die Schaulustigen in den Felsen sprengen lassen, und standen jetzt an einer Oeffnung im Gebüsch, wo man auf die Fuga del torrente, den schnellen Lauf des Stromes, aufmerksam gemacht wird. In der That schießt der etwa 40 Fuß breite Velino, aus Abruzzo kommend und unweit des Falles erst einen kleinen See bildend, hier, zwischen Wald und Klippen eingezwängt, mit reissender Schnelligkeit dahin. Auch diesen Platz mußte ich verlassen, um stufenweis zu der rechten Ansicht zu gelangen. Endlich war ich, wie Tamino, durch alle Proben hindurch, stand nun der Erfüllung gegenüber, und o! wie schämte ich mich meines vorschnellen Urtheils, und wie zufrieden lächelte der Führer, als er mich in sprachloses Erstaunen versunken sah! Welch ein erhabnes Schauspiel! Man denke sich, daß ich an dem Rande eines Felsenkessels stand, dessen Tiefe zum wenigsten 400 Fuß geschätzt werden kann, indem die directe Höhe des Velino auf 380 angegeben wird. Rings um mich

her lothrechte Steinwände, deren kahle Häupter über dichte Waldungen von immergrünen Eichen, Oelbäumen, Eschen und Buchen hinausragen; mir gegenüber, aus dunkler Tiefe emporgestreckt, zwei Felsenthürme, gleich riesigen Wächtern der Brunnennymphe, hinter ihnen das verkehrt trichterförmige Strombett, aus welchem die ganze Wassermasse mit tobender Wuth über vier ungeheure Stufen donnernd herabjagt, aufs Neue sich sammelt, um noch tiefer zu stürzen, jetzt am Boden des Kessels laut kochend, zischend, schäumend, in tausend schwarzen Wirbeln zwischen ausgesäeten Felsblöcken umher rasend, dichte Nebelwolken empor sendet, endlich den Ausgang findet, und ermattet in ferne Wiesengründe sich verliert. Dazu das wunderliche Spiel des Mondlichtes, das hier, einem ausgespannten Silberstoff gleich, die größte Breite des Falles überzieht, dort in tausend Glanzpunkten auf gebrochnen Wellen zittert, hier vom aufsteigenden Wasserncbel gedämpft in magischer Halbhelle auf nickendem Gesträuch spielt, die Spitzen der grauen Olivenbäume überschimmert und weich die schroffen Felsenrisse umgleitend, die wunderbarsten Bildungen hervorzaubert! — Ich erholte mich langsam vom süßen Schreck der Ueberraschung, und meine erste Frage war, ob kein Mährchen, keine Sage die schauervolle Stelle heilige? Doch — entgegnete der Führer, — allein da die meisten Reisenden lieber die gedruckte Beschreibung des gelehrten Canonicus vom Falle und den nahen Tropfsteinhölen lesen, so habe er von diesen eine Anzahl Exemplare gekauft und sich

um die Sage nicht weiter bekümmert. Der Alte, durch dessen Gärtchen der Weg ginge, könne mir indessen mit der Erzählung dienen. Verzeihe mir der gelehrte Canonicus, wenn ich ungelehrter Sonderling seine Beschreibung ungelesen ließ, und den Greis herbeizurufen gebot! Er kam bald; ich gab ihm sogleich ein reichliches Salär, ließ ihm vom mitgebrachten Wein einschenken, und so ganz zutraulich gemacht, erzählte er mir folgende Sage.

In jenen grauenvollen Zeiten, als unaufhörliche Bürgerkriege das schöne Land zwischen dem Meer und dem Appennin zerrissen, und jeder Fürst, jeder Edelmann, ja, jede kleine Stadt einander befehdeten, war auch zwischen den Bewohnern von Terni und den jenseits des Berges St. Angelo wohnenden Nientinern ein Krieg ausgebrochen. Wessen man von beiden Seiten habhaft werden konnte, der wurde erschlagen oder — verhieß er Lösegeld — ins Gefängniß geschleppt. Rosaura Avrana, Tochter des Herzogs von Avrano, der von Foligno bis Terni die reichsten Herrschaften besaß — das schönste Fräulein der ganzen Mark Ancona, konnte sich daher durchaus nicht zu einer Wahl zwischen ihren Freiern, Ernesto und Ruggiero, die beide Nientiner waren, entschließen, da sie sodann nicht nur ihren Vater verlassen, sondern ihm auch in seinem eignen Eidam einen Feind erregen mußte. Der alte Herzog wollte dagegen nur dann von einer Verbindung seiner Tochter mit einem der beiden Ritter hören, wenn derselbe zu gleicher Zeit auf die Seite der Ternitener

überträte. Ernesto und Ruggiero waren Männer von Ehre. Ein Schwur band sie an ihre Parthei, um daher in den weitaussehenden Händeln dem Vater ihrer Geliebten keinen Schaden zuzufügen, zogen sie vor ihr Vaterland zu verlassen und Abentheuer in der Fremde zu suchen. Beglückter Liebhaber war keiner von beiden. Allein ob der im kräftigsten Mannesalter mit klirrendem Sporenritt daher schreitende, narbengebräunte, schwarzäugige Ruggiero, oder der schlanke Jüngling Ernesto, von dessen alabasterweißen Stirn erst eine tiefe Narbe zum Sammet der schön gefärbten Wange herunterlief, dessen Stimme so sanft tönte, als weich seine langen Goldlocken waren, die der blanke Helm kaum fassen konnte, der heimlich Erwählte Rosaurens sey — das hätten nicht nur die Ritter selbst, sondern auch des Herzogs Unterthanen gar zu gern gewußt. Ward Ruggiero des Herzogs Eidam und Erbe, so konnte der ganze Gau sicher seyn unaufhörlich im Sattel zu sitzen, Schwerdt und Kolben nur mit dem Arme zugleich ablegen zu dürfen, und nur wenige Väter durften hoffen ihre aufsprossenden Knaben als Männer wieder zu sehen. Dachten sie sich dagegen den sanften Ernesto als ihren Gebieter, der, ein guter Hirte, die Keule nur gegen den räuberischen Wolf führte, o, so schlich ein frohes Lächeln auf die Lippe der Mutter, wenn sie ihre aufblühenden Mädchen betrachtete. Krieg — hieß bei Jenem, Friede — bei Diesem die Losung. — Indeß tummelten sich die beiden Ritter, der jüngere am Hofe des Kaisers, der

ältere in den heißen Ebnen Syriens gegen die Saracenen herum. Allein in Ernesto übertönte die weiche Stimme der Liebe bald den heisern Ruf der Kampflust. Er hatte sich oft genug als tapfrer Degen gezeigt, um, über seine Ehre beruhigt, dem Zuge des Herzens folgen zu dürfen. Nur in der Luft, die Rosaura auch einathmete, konnte er leben, und so kehrte er bald heimlich, verkleidet zurück, richtete sich in einer Tropfsteinhöle, fern von Terni, eine Klause ein, und lebte so im Kleide der Abgezogenheit dem Dienst seiner stillen Liebe. Einst, als er schon ein Jahr hier verlebt, begegnete ihm in der Wildniß ein alter Benedictinermönch, dessen silberfarbner Bart bis zum Gürtel herabfloß, und der unter einer schweren Bürde Holz, das er eingesammelt, keuchte. Gleiches Bedürfniß erzeugt Vertraulichkeit. Ernesto wußte bald, daß der Bruder schon lange Jahre hier im Walde hause und nur selten sein Kloster besuche. Er war geneigt dem jüngern unerfahrnen Eremiten in manchen häuslichen Verrichtungen beizustehn, so wie seine traurigen Liedesweisen mit anzuhören. Der tägliche Umgang brachte bald nähere Bekanntschaft hervor, und beide Klausner wurden, trotz der großen Verschiedenheit ihrer Jahre, genaue Freunde. Nur über einen Punkt konnten sie sich nie vereinigen. Der Mönch redete nämlich seinem jungen Freunde täglich zu, im Kloster die unauflöslichen Gelübde abzulegen, und dann auf immer zur Stille des Waldes zurückzukehren. Allein so wenig Freude Ernesto an der Welt haben mochte, seitdem er durch sorgfältige Nach-

forschungen erfahren, daß der Herzog, der ewigen Fehden müde, mit seiner Tochter nach Teutschland an einen Fürstenhof gezogen, so schien es ihm doch bedenklich, solang Rosaura noch lebe, die letzte Brücke abzuwerfen, die ihn in die Welt hinüberführen könne. Um seine Widersetzlichkeit dem kopfschüttelndem Mönche begreiflich zu machen, entdeckte er ihm das Geheimniß seiner Liebe. Lang hörte der Greis dem Jüngling zu, dann sagte er lächelnd: „nun freilich, vor dem Ruggiero seyd Ihr sicher. Ich weiß von einem aus dem heiligen Lande heimgekommnen Klosterbruder, daß der Ritter vor Akkon geblieben!"

„Wär's möglich?" unterbrach ihn der Jüngling, „o, welche bange Sorge nehmet Ihr da von meinem Herzen. Denn wenn auch der halbwilde, rauhe Ruggiero als Nebenbuhler nicht fürchterlich wäre, so würde er es doch gewiß als unversöhnlicher Feind desto mehr seyn!"

„Gewiß," versetzte der Mönch, „und eine zweite solche Narbe, als Ihr da schon auf Eurer Stirn tragt, wäre von Ruggiero's Faust unfehlbar bis in's Gehirn gedrungen."

„Meint Ihr," fuhr Ernesto auf, „daß ich ihm deshalb einen Augenblick weniger zum Kampf auf Leben und Tod gestanden hätte?"

„Ereifert Euch doch nicht, Jüngling. Wer zweifelt denn an Eurer Tapferkeit? Entdeckt mir lieber, welche Mittel Ihr in Händen habt, Euch den Besitz der schönen Rosaura, die vielleicht schon längst einem teutschen Ritter ihre Hand gegeben, zu versichern?"

„Ihr spottet bitter, mein Vater!“ seufzte Ernesto, „aber sehr wahr. Leider weiß ich kein Mittel. Denn selbst an jenen Hof hinzuziehn, würde nichts helfen.“ —

„Da Ihr nicht aufhöret ein Nienkiner zu seyn,“ fiel ihm der Mönch ins Wort, „und der Bürgerkrieg noch immer fort wüthet! Richtig. Und da es die höchste Wahrscheinlichkeit, ja wohl Gewißheit ist, daß der hochbejahrte Herzog nicht sein letztes Stündlein abwarten wird, um seinem Kinde einen Versorger, seinem Erbe einen Verfechter auszusuchen, so sagt mir nur einmal, was Euch verhindert, der undankbaren Welt Valet zu sagen und Euch in den Schooß des ewigen Friedens zu flüchten? — Aber ich will Euch nicht bestürmen, nicht einen Entschluß durch Ueberredung herbei zu führen suchen, den Eure hülflose Lage und Eure nach und nach immer kleiner werdende Einsicht in die Nichtigkeit der Weltfreuden Euch unvermerkt selbst als den einzigen Rettungsweg angeben wird. Kommt jetzt mit mir. Dort am See liegt mein kleiner Nachen. Laßt uns im Widerschein der sinkenden Sonne einigemal über den Weyher schiffen! Dies schöne Schauspiel wird Euch ernste, erhabene Gedanken einflößen!“ —

Sie gingen und schifften diesen und noch manchen Abend durch die roth bestrahlte Flut, während melankolische Schwäne mit leisem Wellenschlage aus würzig duftenden Schilfe hervorruderud, neben ihnen auf der Spiegelfläche hinglitten. Wenn dann vom Wassernebel dem

Alten, von Wehmuthsthränen dem Jüngling die Augen dunkel, wurden, dann stießen sie an's Ufer, drückten schweigend sich die Hand, und gingen, der eine leis betend, der andre still weinend, ihren einsamen Klausen zu. —

So wären zwei Jahre verflossen, und über Ernésto, der trotz aller Bemühungen nichts mehr von der Geliebten erfahren konnte, war ein Geist der Schwermuth gekommen, der ihm das Leben bis zum Ueberdruß verleidete. Der Mönch war, in Verrichtungen seines Ordens, wie er sagte, seit mehreren Wochen abwesend, und den leidenden Jüngling erquickte kein Laut des Mitgefühls. Wie oft starrte er trüben Blickes in die Fluten des vorüber strömenden Velino's, Willens durch einen raschen Sprung mit einemmale seinen Leiden ein Ziel zu setzen — immer hielt ihn ein unsichtbarer Arm zurück. Die Hoffnung Rosauren wieder zu sehen, die gewiß längst an jenem glänzenden Königshofe einen Gemahl gefunden, konnte ihn nicht an sein armseliges Leben binden, daher glaubte er in jenem unerklärbaren Hinderniß die Aufforderung, endlich die Gelübde abzulegen, unmittelbar aus göttlicher Hand zu vernehmen. Er beschloß daher, in der That, den Mönch, den er täglich erwartete, bei seiner Heimkehr mit diesem Entschluß zu überraschen. Schon hatte er im frommen Eifer seine ritterlichen Waffen zusammgeschnürt, um sie im Strom zu versenken, schon begann er seine weltlichen Kleider, ihm fortan unnütz, zu zerreißen, als ihm ein leistönender Hauch, wie aus Nachtigallenkehle, den Namen

Erneſto ans Ohr trug. Raſch blickte er um ſich und gewahrte in der Abenddämmerung einen Knaben in Pagenkleidung, der am Eingang der Höle ſtand.

„Was willſt Du hier, mein Sohn?“ frug Erneſto verwundert. „Seid Ihr der Ritter Erneſto?“ flötete die Silberſtimme.

„Noch bin ich es. Einige Tage ſpäter würdeſt Du nur den Mönch Erneſto hier erfragen können!“

„Allen Heiligen Dank! So komme ich nicht zu ſpät. Mich ſendet Madonna Roſaura. —“

„Roſaura“ rief der angehende Mönch, ließ Waffen und Kleider und drückte den zierlichen Pagen mit Ungeſtüm an ſein Herz.

„Ritter, Ritter, mäßigt Euch doch,“ rief der erröthende Knabe, dem das Barett zu Boden gefallen und der üppigſten Lockenfülle Freiheit gegeben hatte, in ſchwarzen Glanzwellen an den Boden zu fließen, „mäßigt Euch doch!“

Allein Erneſto hatte ihn keinen Moment aus den Augen gelaſſen; ſchon während der Umarmung war es ihm geweſen, als ob der elaſtiſche Buſen eines Weibes ſeiner Bruſt entgegenſtrebe. Kaum gewahrte er jetzt das herrliche Lockenhaar, ſo warf er einen von der ſeligſten Ahnung geſchärften Blick auf die weichen Umriſſe und Ausbiegungen der reizenden Geſtalt, zog den Knaben in den Eingang, blickte ihm tief in die dunkeln Augen, dann ließ er ſich auf ein Knie nieder, drückte des Pagen Hand an ſeine Lippen und ſtammelte: „noch weiß ich nicht,

ob mich die Hölle verſuchet, oder ob der Himmel mir ſeinen lichteſten Seraph ſendet, mich aus dieſem qualvollen Leben abzuholen. Darf ich meinen Augen trauen, ſo ſeyd Ihr — „Roſaura" — lispelte die Stimme, und zugleich fiel der letzte helle Strahl der Abendſonne in das von Liebe und Schüchternheit geröthete Mädchenantlitz. Ja, es war Roſaurens hohe, edle Stirn, ihre ſchwärmeriſchen Augen, ihre Corallenlippen, mit einem Wort, ihr ganzes unausſprechlich holdes Engelsantlitz, das jetzt an Erneſto's Schulter ruhte, der mit verklärtem Blick die Silbertropfen aufküßte, die gleich linden Thau dem Sommernachtshimmel, ſo den dunkeln Augen des geliebten Mädchens entfielen.

„Ich bin Roſaura," wiederholte die Holde, „die längſt ſich mit der innigſten Liebe ergeben, der Kindespflicht das ſchwere Opfer der Entſagung zu bringen entſchloſſen war, und jetzt durch mannigfache Schickſalslaunen getrieben, nicht Zeit hat, ſich mit Sitte und Herkommen zu berathen, ſondern vertrauungsvoll zu Euch flüchtet. Vernehmt, was wohl kaum in dieſer Wüſte zu Euern Ohren gedrungen, daß der Herzog mein Vater geſtorben, nachdem er mir das Verſprechen abgenommen, demjenigen würdigen Ritter, der mir ſeinen Siegelring und eine Schrift, ſeinen letzten väterlichen Willen enthaltend, vorlegen würde, die Hand als Ehegemahl zu reichen. Vergebens flehte ich, mir nur deſſen Namen zu nennen, die Schwäche übermannte ihn ſo ſchnell, daß er in wenig Augenblicken darauf verſchied. Ich hätte das Leben meines Vaters gern mit

dem Opfer meiner Liebe erkauft, allein dem Verstorbnen wäre ein Schritt, der mir das Herz brechen sollte, unnütz gewesen. Mein fester Entschluß war, Euch aufzusuchen, denkt Euch daher meinen Schreck, als einige Tage später Ruggiero eintrat. —"

„Ihr irrt, holde Rosaura," unterbrach Ernesto, „Ruggiero fiel unter den Säbeln der Ungläubigen vor Akkon."

„Traut doch Weibesaugen, guter Ernesto," entgegnete das Fräulein, „ich sag Euch, es war Ruggiero, der mir den Siegelring meines Vaters und jene Schrift überreichte, kraft der, weil er an jenem Hofe einen Eidam, wie er ihn wünsche, nicht gefunden, der Herzog den durch Rittertugenden, reifes Alter und Weltkunde völlig geeigneten Ruggiero zum Gemahl seiner Tochter und Beschützer ihres Erbtheils ernenne! — Kaum vermochte ich Fassung zu behalten, und mir eine Bedenkzeit von acht Tagen zu erbitten. Ruggiero erwiederte mit grausamen Spott, daß er mir das ganze Trauerjahr, um mich zu fassen, zugestehe, und verließ mich, um einstweilen von meinen Gütern Besitz zu nehmen und sie vor feindlichen Einfällen zu schützen."

„Ja," fuhr Ernesto auf, „eh' Ihr Ruggiero's werdet, eh' soll — „Gemach mein Liebling —" beschwichtigte Rosaura den Ungestümen. „Unfehlbar hat Ruggiero durch heimliche Botschaft mit meinem seit mehr als einem Jahre immer schwächer werdenden Vater diese Uebereinkunft getroffen, des festen Willens, wenn ich auch ihn nicht liebte, doch seine Rechte geltend zu machen,

Diese Schändlichkeit empörte mich, und ich war entschlossen eher das äußerste, als einen Schritt zu thun, zu dem mein guter Vater bei ungeschwächtem Geiste mich nie gezwungen haben würde. Mit Hülfe der Kammerfrau, die mich erzogen, und ihres Sohnes, der unter den herzoglichen Knechten diente, verschaffte ich mir diese Kleider, schnelle Rosse, und gelangte auf mancherlei Schleifwegen glücklich in die väterlichen Gauen, wo mich die Kunde, daß Ihr Mönch geworden, aufs Neue erschreckte, und um die Wahrheit zu erfahren, Euch in die Arme trieb. Jetzt eilig ins nächste Kloster, daß uns Priestershand verbinde, und so des racheschnaubenden Ruggiero's Nachstellungen unkräftig mache!

„Angebetete Rosaura!" entgegnete Ernestе, „es bedarf nicht der Reise in's Kloster, um mich zum seligsten aller Menschen zu machen. Mir lebt, wenige Schritte von hier, ein ehrwürdiger alter Einsiedler vom Orden des heil. Benedict, mit dem mich innige Freundschaft seit meinem hiesigen Aufenthalt verbindet. Ihm entdecken wir uns, und wie glücklich wird er seyn, die mir so oft verheißne Freundschaft zu bethätigen. Seiner Zusage gemäß, muß er noch heut von einer Reise, die er in Geschäften des Ordens unternahm, zurückkehren. Vergönnt mir indeß das Nothdürftigste für Eure Pflege in diesem elenden Aufenthalte zu bereiten!"

Er zündete hierauf seine Lampe an, schloß vor Wölfen und Bären die Hüttenthür, die er mit gewaltigen Steinen verwahrte, als es Nacht wurde und der erwartete Mönch noch nicht

gekommen. Dann trug er ein karges Mahl von den Lebensmitteln auf, die er eben vorräthig hatte. Allein welche Tafel, wäre sie auch mit persischer Ueppigkeit angeordnet gewesen, hätte es vermocht die Aufmerksamkeit der Liebenden zu fesseln! Sich in's Auge sehen, sich die ganze Entstehung ihrer Empfindungen für einander erzählen, und in dies Bild immer glühendere, noch übersehene Züge hineintragen, dann sich in die Arme sinken und ewige Liebe und Treue schwören — unter dieser Seligkeit verging ihnen der Abend, verlosch die karg genährte Lampe, und fand sie auf schwellendem Mooslager der nächste Morgen, dessen Glührоth neidisch auf den Purpur blicken mußte, der die sammtnen Wangen Rosaura's färbte! —

Nach Mittag störte ein kräftiger Mannestritt, unter dem das trockne Gezweig des Waldbodens knisterte, ihre Ruhe. Es war der Mönch. „So rasch, mein greiser Vater?" rief ihm Ernesto entgegen, in seine Arme eilend. Der Mönch warf einen durchdringenden Blick in den Hintergrund, wo sich der Page an einen Felsensitz schmiegte, dann sagte er: „die Eile, Euch zu warnen, hat meine wankenden Schritte beflügelt und meinen mürben Knochen Kraft gegeben. Wisset, unsre Nachrichten sind falsch, Ruggiero —

— „lebt" — fiel Ernesto ein.

„Ist hier," entgegnete der Mönch, „und Rosaura —"

„Wird noch heut durch Eure Hand meine Gattin!" rief der freudetrunkne Jüngling. „Ihr

„O tausend, tausendmal den heißesten Dank!“ riefen die Liebenden.

„Nicht doch,“ winkte der Mönch, aus der Höle wankend, „Ihr habt das nicht Ursach!“

Man kann denken, mit welcher Sehnsucht Ernesto und Rosaura die Abendstunde erwarteten, und wie, sobald die hohen Zypressen die ersten langen Schatten über das Thal warfen, sie an den See eilten.

Tief in seine dunkeln Gewänder eingehüllt, das Ruder unterm Arm, saß der Mönch schweigsam am Ende des Nachens, ihrer wartend. Sie stiegen ein. Der Alte stieß ab, und ruhig zog der Nachen fort. Ganz in Seligkeit des Besitzes verloren, gewahrten die Liebenden nicht des Abendrothes, das die Silberfläche des Weihers mild röthete, nicht der melancholischen Schwäne, die mit leisem Wellenschlage, aus duftendem Schilfe hervorrudernd, neben ihnen hinglitten. Immer enger ward das Thal, immer düstrer starrten Felswände schroff über ihnen empor, und rauhes Gesträuch schlug unfreundlich ihre Wangen. Zürnende Wellen hatten den leichten Kahn erfaßt, wild ihn mit sich fortreissend. Rosaura erwachte zuerst aus dem Taumel und sah, daß des Greises ohnmächtige Hand das Ruder nicht länger zu führen vermochte. „Heiliger Gott!“ schrie sie ahnend auf, und sich fest an den Jüngling schmiegend, „wo führt Ihr uns hin? Wir sind verloren!“

„Das seyd Ihr!“ schrie der Mönch, mit fürchterlicher Stimme aufspringend, indem er

Silberhaar und Greisenbart abriß und mit dem Ruder zugleich weit von sich schleuderte. Wild bäumte ihm der Nachtwind das schwarze Haar aus der narbenzerrissnen Stirn, während ihn das faltenreiche Gewand umflatterte und der schwarze, goldausgelegte Harnisch vor seiner Brust funkelte. „Seht her!" rief er den Erschrocknen zu, „ich bin Ruggiero! Zum Mönch wollte ich Euch, Ernesto, machen, um den Nebenbuhler zu entfernen. Es mißglückte, und ich schwor Euren Tod. Von allem war ich unterrichtet, was den Herzog betraf, und in den letzten Wochen oft an seinem Krankenlager. Rosaura entging meiner Wachsamkeit. Auf Leben und Tod wollte ich mit Euch, Ernesto, um sie kämpfen, aber für Eure Buhlerin zieh' ich mein Schwerdt nicht. Sterben sollt Ihr Beide, und damit ich sicher bin, daß Ihr meiner Rache nicht entgeht — mit mir zugleich!"

„O heilige Jungfrau, Erbarmen!" jammerte Rosaura.

„Schändliches Ungeheuer!" rief Ernesto dem Ruggiero zu, auf ihn eindringend; allein im Nu faßen wüthende Wirbel den Kahn. Himmel und Erde vergingen vor ihren Blicken im schwindelerregenden Wogentanz. Zum letzten Kuß preßte der Jüngling seinen Mund auf der Geliebten erbleichende Lippen, und im ungeheuern Schwunge weit hinausgeschleudert, stürzt der Nachen, bald hier bald dort an Felswände andonnernd, in die grausige Tiefe hinab. Ziſchend stieg eine Dampfwolke auf, und die Nacht verhüllte mit schwarzem Mantel die gräßliche That. Nach mehrern Ta-

gen erblickte man die Liebenden ungetrennt, am Wiesenufer, wohin sie die mitleidige Flut getragen. Für Ruggiero schien der Abgrund seine heimlichsten Schlunde geöffnet zu haben — er ward nicht wieder gefunden! —

Carl Borromäus Freiherr v. Miltitz.

Der Handschuh.

Drei Tage war ich schon unterwegs, noch hatte ich nicht gefunden, was ich suchte. Auch der vierte fing bereits an sich seinem Ende zu nähern, immer länger wurden die Schatten der Bäume; ich hatte die endlose, der Berechnung meines Unmuths nach, der Wüste Kobi an Größe gleiche, öde Ebene noch nicht zurückgelegt, jenseits welcher waldige Anhöhen, ein heller, spiegelnder Fluß, ein freundlich Dörfchen und eine alte ehrwürdige Burg aus der Väterzeit, mir winkten: als der Abend stark anzubrechen begann, und aus dem mit Wolken umthürmten Westen einzelne, ferne Blitze flammten, denen erst ein kaum vernehmbarer, nach und nach aber immer stärker rollender Donner folgte; zugleich erhob sich der Wind von daher; ich sah voraus, daß mich das Unwetter auf der obdach- und menschenleeren Haide erreichen würde, und die Freudigkeit meiner Stimmung gewann dadurch eben nicht. Ein schadenfroher Dämon schien mir jetzt, zum Erstenmal seit ich meinen abentheuerlichen Ritt begann, zuzuflüstern: „Zuvor gethan und

nach bedacht, hat manchem schon viel Sorg' gemacht." Mich ärgerte diese innere, sprichwörtliche Ermahnung, und ich trachtete jetzt wenigstens den nächst bedrohenden Folgen meines raschen Unternehmens mich zu entziehen. Mein Streben blieb jedoch vergeblich; rascher wie mich mein ermüdetes Pferd, trugen die Fittige des Sturms, die Wetter- und Regenwolken herbei, und fern jeder gastlichen Hütte, umrauschte mich Einsamen ihr Erguß.

Der herabstürzende Regen wurde für mich zum Wasser der Erkenntniß und der Vergessenheit zugleich. In dem Monolog, welchen ich, langsam meines Weges ziehend, wie die Vorsicht wegen des gerade in meinem Scheitelpunkt tobenden Gewitters gebot — mir hielt, kamen ungefähr folgende Stellen vor, die weder zu denken noch auszusprechen, eine Stunde vorher mir beifielen: Wie kann man, sagte ich mir selbst, thöricht genug seyn, in die Welt hineinzureiten, ohne einen andern Zweck zu haben, als einen verlornen Handschuh seiner Besitzerin wieder zu bringen, von der man eben so wenig weiß, wer sie ist, als ob das Prädicat Frau oder Fräulein, schön oder häßlich sie ziert! Wie kann man dies zu einer Zeit, wo man, befangen in mancherlei Verlegenheiten, gerade einen Brief von einer alten Tante erhalten hat, der, recht wie ein Deus ex machina, im schwierigsten Augenblick erscheint und aller Noth ein Ende zu machen verspricht, wenn man nur das einzige Wörtchen „Gehorsam" sich aneignen will? Wie kann man ferner so unbesonnen seyn und — —

Unbesonnenheit, Verehrtester! fiel mir hier eine Stimme in's Wort, ist ein sehr allgemeiner Fehler der Menschen, und in den ältesten, gleich wie in den neuesten Zeiten, häufig zu finden. Ich könnte Ihnen dies aus den Geschichtswerken aller Jahrhunderte beweisen, wenn hier nicht der Ort zu ungünstig und das Wetter gleichsam zu störend für dergleichen philosophische Untersuchungen wäre.

Man kann denken, daß mein Erstaunen, mich unter den gegebenen Umständen in meinem Selbstgespräch so unterbrochen zu sehen, nicht klein war. Ich fing an mir den Einreder, der so plötzlich neben mir vernehmbar ward, genauer zu betrachten, und hatte fast nicht übel Lust, ihn, seinem Wesen nach, für eine der Erscheinungen zu halten, die sich den Volkssagen nach, auf öden Räumen, im Zwielicht des Abends oder dem Dunkel der Nacht, zu dem einsamen Waller gesellen, ihn zu verleiten oder zu bestricken. Da ich über diese Gedanken das Antworten vergaß, so fuhr mein Gesellschafter fort:

Nicht minder aber wie die Unbesonnenheit, stürzt auch je zuweilen eine zu weit getriebene Besonnenheit den Menschen in mancherlei Unbequemlichkeiten, und außer der Menge Beispiele, die ich im Stande wäre, Ihnen Verehrtester, aus der Geschichte anzuführen, kann ich für jetzt nur versichern, daß dies in diesem Augenblick gerade mein Fall ist. Ach! setzte er nach einer kleinen Pause hinzu, wer sollte glauben, daß ein Handschuh — —

Wie! rief ich hier aus, ein Handschuh!

Verwundert sah mich der Fußgänger an. Wie ich sage, wertheſter Reiſegefährte, ein Handſchuh, und zwar ein recht niedlicher, kleiner, zierlicher, o! was sage ich! ein Handſchuh aller Handſchuhe.

Sie machen mich neugierig! darf ein Ihnen Fremder ſich nach den nähern Umſtänden erkundigen? Warum nicht, Vortreflichſter, aber ſehen Sie, zwei Gründe nöthigen mich, Sie zu bitten, in Geduld zu ſtehen, bis wir unter Dach und Fach, wie man zu ſagen pflegt, angelangt ſind. Der Erſte iſt, mit Ihrer Erlaubniß, das etwas unfreundliche Wetter — Hu! bin ich doch näſſer, wie ſonder Zweifel die Kinder Iſrael waren, als Moſes ſie durch das rothe Meer führte — dann, müßte ich Ihnen zweitens meinen Verführer, den Handſchuh nämlich, zeigen, und das geht jetzt nicht an, verſtehen Sie, weil's regnet, als wenn's mit Molden göß, und obſchon ich gleich ſagen möchte, mit der Gottbegeiſterten „hätt' ich nimmer dich geſehen" — ich meine abermals, ſehr lieber Freund und Gefährte, den Handſchuh, ſo iſt er mir dennoch immer noch zu werth, als daß ich ihn muthwillig der Unbill eines Wetters ausſetzen möchte, in welches man, nach gemeiner Redensart, nicht gern einen Hund hinausjagt, wobei mir aber einfällt, daß der Handſchuh, der ein däniſcher, oder vielmehr ein ſchwediſcher iſt, welches man, zum Nachtheil des einen und Vortheil des andern Landes, immer zu verwechſeln und dadurch mir manchen Aerger zu bereiten pflegt, dieweil mein Grundſatz iſt: jedem das Seine; ſo daß

ich schon seit lange mit dem Gedanken mich herumtrage, in einer eigenen Schutzschrift die Rechte Schwedens gegen Dännemark zu vertheidigen, woran mich bisher blos meine außerordentlichen Geschäfte, die oft gleichsam dadurch außer aller Ordnung kommen, abgehalten haben — daß, sage ich also nochmals, dieser schwedische, nicht dänische Handschuh, der von dem Leder eines Hundes fabricirt ist, wie alle seine Brüder, mich hinausjagt, der ich doch ein Mensch bin, in einem Unwetter, wo ich mich würde der Sünde gefürchtet haben, das Quadruped in's Freie zu verstoßen, welches ihn einst als selbsterzeugtes und eigenthümliches Kleid trug.

Die Seltsamkeit dieser Rede voll eingeschobener Sätze machte mich noch aufmerksamer auf den Sprecher derselben, und da jetzt gerade der Fußpfad, dem er folgte, sich etwas ablenkte von meiner Bahn, so gewann ich Zeit, die Persönlichkeit dessen mir genauer zu betrachten, der, sonderbar genug, durch eine ähnliche Geringfügigkeit, wie ich, in dieser Zeit und auf diesen Weg gebracht worden war.

Die äußere Erscheinung meines Begleiters stimmte bei genauerer Beschtigung mit seiner, mir bisher kund gewordenen inneren, merkwürdig überein, und sprang sie dadurch gewißermaßen gerade nicht im vollen Glanz der Liebenswürdigkeit in die Augen, so gewann doch das Männchen, eben durch diese innere und äußere Zusammenstimmung, um so mehr bei mir, da man,

wie allbekannt, gerade dies nicht zum häufigsten bei den Menschen findet.

Klein und mager, schon etwas über die besten Jahre hinweg, scharfe Gesichtszüge, tiefliegende Augen, eine fast ungebührlich hervortretende Nase, eine etwas buntscheckig gewählte, Reichthum nicht verrathende Garderobe, ein unstäter, hastiger Gang, dessen bald kurze, bald über die Maßen lange Schritte ihn einmal dem Trippeln der Elstern, ein andermal dem Ausschreiten des Storches verähnlichten — dies zusammen genommen, machte das Bild meines Gefährten, der übrigens, seiner Minen und Gebehrdensprache nach, sich einer großen innern Zufriedenheit zu erfreuen und überhaupt, wie man zu sagen pflegt, ein gemüthlich Wesen zu seyn schien, voll komischer Eigenheiten, aber harmlos und sonder Falsch.

Der dicht umzogene Himmel fing sich endlich an aufzuhellen. Bescheiden, still und groß, das Bild einer edlen, geräuschlos wohlthätig wirkenden Seele, stieg der Mond über das nun nahe vor uns liegende Waldgebirge empor, und seine sanften Strahlen brachen sich in der zu unsern Füßen sich hinschlängelnden Fluth des Stromes, der jetzt uns nur noch von einem freundlichen Dörfchen trennte, an dessen entgegengesetztem Ende, auf mäßiger Anhöhe, eine Ruine aus den Tagen der Vorzeit lag, einfach gebaut, wie die Zeit, in der sie einst entstand, fest und kühn selbst noch in ihrem Verfall, wie diese.

Dort, sagte mein Begleiter, und zeigte auf die Ritterburg, dort wohnt sie! und wie die

acherontischen Flüsse die Seelen der Geschiedenen von Elysiens Gefilden, so trennt mich jetzt dieses Wasser, dem ich Lethes Kraft wünschte, von ihr, und wird mich trennen, wenn Sie, Verehrtester, und Ihr getreues Roß nicht mein Charon und sein Kahn seyn wollen, wobei ich bemerke, daß ich weder Sie für so grämlich, noch Ihr Thier für so morsch halte, als der unterirdische Fährmann und sein Fahrzeug seyn soll.

Lächelnd übernahm ich die von meinem seltsamen Reisefährten mir angetragene Rolle des Ueberfezers, und mit einer Gewandtheit, die ich dem kleinen Mann gar nicht zugetraut hätte, schwang er sich hinter mich aufs Pferd, umschlang mich fest mit den Armen, und unser, auf die helle, ruhige Wasserfläche fallender Schatten, rief mir die Idee und das Bild von oft in Mährchen und Geistergeschichten vorkommenden Rittern zurück, denen hintenauf an Flussesufern im Mondlicht ein Elfe sich setzt, bald als treuer Schützer und Führer, bald als neckender Kobold.

Hier im Dorfe, Vortrefichster, ist schlecht hausen, sprach mein Elfe zu mir, lassen Sie uns zum Schlosse eilen, da ist's heimlich und schön.

In der Ruine? fragte ich.

Ruine? erwiederte er, sehen Sie nicht die hellerleuchteten Fenster? Und, wär's auch Ruine;

Wohnt sie nicht da, des Lebens Lust und Blüthe,
Der Angelstern der sehnsuchtvollsten Wünsche!

Wen meinen Sie, fragte ich überrascht durch meines Begleiters poetischen Aufschwung. Wen sonst, war seine Antwort, als Agnes —— hilf Himmel! unterbrach er sich hier selbst, mein Handschuh!

Bei diesen Worten rannte er, schnell umkehrend, den Weg zurück, den wir gekommen waren, und ich blieb allein an dem Thore des Schlosses, in welchem des Lebens Lust, Blüthe und Angelstern wohnen sollte.

Ein Diener trat in diesem Augenblick zu mir heran. Mit einer stummen Begrüßung nahm er mir mein Pferd ab, ein anderer führte mich die Stiegen hinauf, versichernd, indem er die Flügelthüren eines hellerleuchteten Gemaches öffnete, „daß man den ganzen Abend schon mit banger Besorgniß mich erwartet habe, von wegen des eingefallenen Unwetters.“

Mir blieb keine Zeit, dem Dienstfertigen zu sagen, daß ein Irrthum ihn und die mich Erwartenden befangen haben müsse, denn schon stand ich vor einem weiblichen Wesen, dessen liebenswürdige Aeußerlichkeit mir zeigte sie sey wohl meines seltsamen, davongelaufenen Gefährten Blüthe und Stern, und in meiner Verlegenheit, vergebens nach schicklichen und zierlichen Worten ringend, machte ich eine linkische Verbeugung über die andere.

Es würde wahrscheinlich noch einige Zeit gedauert haben, eh' ich mich in meiner Ueberraschung wieder zurecht gefunden hätte, wäre

nicht, zu meiner groſsen Erleichterung, aus einer Nebenthür jetzt eine Gestalt geschritten, deren Erscheinen für den ersten Augenblick zwar nicht weniger wie alles bisherige mir ungehofft kam, an der ich aber doch sogleich einen Stütz- und Aufrichtungspunkt fand, vermöge welchem es mir gelang, mich nun in einem minder ungünstigen Lichte zu zeigen. Die Hereintretende war nämlich Luise, meine Schwester, die seit mehreren Jahren von mir entfernt, bei der früher erwähnten Tante lebte, welche, wie gleichfalls bereits bemerkt, meinen Gehorsam kürzlich in Anspruch nahm, um mein Glück zu machen.

Armer Fritz, sprach das Schwesterchen zu mir, Du bist wohl recht durchnäſst und ermüdet? Wir haben Deinetwegen bei dem abscheulichen Wetter recht gebangt; es ist doch aber brav, daſs Du, gegen Deine sonstige Gewohnheit, so pünktlich gewesen bist; die Tante wird sich gewiſs nicht wenig freuen.

Die Tante, entgegnete ich gedehnt, weiſs denn die Tante, daſs ich — —

Wie Du redest, fiel mir Luise ein, aber vergieb, daſs ich vergaſs Dich vorzustellen. Mein Bruder, sprach sie nun, mich der neben ihr stehenden präsentirend; dann wieder zu mir gewendet: Meine Freundin, Agnes Hochdorff.

Gegenseitige Verbeugungen erfolgten auf's neue. Zu seltsam aber war meine Lage, als daſs ich ein ordentlich Gespräch hätte anknüpfen können, um mir einiges Licht über so viel mir unerklärliches zu verschaffen, und die beiden Mädchen, welche durchaus nichts von meiner

Ueberraschung begriffen, sondern im Gegentheil alles in seiner Ordnung zu finden schienen, gewährten mir unaufgefordert keines.

So schieden wir, nach kurzer Abendtafel, zu welcher die Tante, als eine bejahrte, früher Ruhe benöthigte Person, heut nicht erschien, von einander, und meine Neugier mußte sich auf den andern Morgen vertrösten, wo ich hoffte, im vertraulichen Gespräch mit der Schwester, Aufhellung alles mir noch Dunkelen zu erhalten.

Ehe ich aber noch dazu gelangte, gerade in dem Augenblick, wo ich am frühen Morgen im Begriff stand, Luisen in den unter meinen Fenstern sich weithin erstreckenden Schloßgarten zu folgen, trat mein Reisegefährte von gestern bei mir ein, und, kaum sich Zeit nehmend, einige Bewillkommungsworte mir zu sagen, ergoß er sich in einen solchen Strom freudiger Ausrufungen, seltsamer Bemerkungen und Erwähnungen ähnlicher Vorgänge aus der Geschichte, daß mir Hören und Sehen verging. Veranlassung zu der Extase, in welcher er sich befand, war das glückliche Wiederfinden des ihm auf dem Wege zum Schlosse entfallenen Handschuhes und die so eben ihm von Luisen ertheilte Hoffnung, beim Frühstück der Besitzerin ihn nicht allein überreichen, sondern damit den schönen Arm selbst bekleiden zu dürfen.

So unangenehm mir das Kommen des Mannes vor einigen Minuten gewesen war, so verfehlten doch die lebhaften Aeusserungen seiner ungemessenen Freude nicht mich aufzuheitern, und der Gedanke: dieser Mensch ist entzückt über

die Aussicht zur Erlaubniß einer solchen Kleinlichkeit, die tausend andere gleichgültiger lassen würde, wie eine Nachricht vom Mann im Monde — machte, daß ich, lächelnd darüber, selbst vergaß, wie nichts Größeres und Bedeutenderes mich mehrere Tagereisen weit bis hierher gebracht hatte, an einen Ort, welchen ich nicht übel Willens war in die Kathegorie jener Zauber- und Feenschlösser zu versetzen, wo der Hineingerathene mit jedem Schritt auf Bekanntes und Bekannte stößt, alles doch aber ihm fremd und unheimlich ist.

Daß Du noch der Alte bist, sagte meine Schwester, nachdem ich endlich so glücklich war, mich von dem Vorerwähnten losgemacht und zu ihr hingelangt zu seyn — daß Du noch der Alte bist und die Jahre, in welchen wir uns nicht sahen, keine Veränderung bei Dir hervorgebracht haben, wird mir durch Dein ganzes jetziges Benehmen immer einleuchtender. Sage mir um's Himmelswillen, Fritz, welch seltsamer Einfall ist es wieder einmal von Dir, Dich hier gegen uns, die Tante und mich, so fremd, so kalt zu benehmen, als sähest Du uns heute zum Erstenmal, ja als hättest Du nichts weniger vermuthet als uns hier zu finden, und als sey Dir selbst dies Finden keineswegs angenehm? Ich bitte Dich, Bruder, was soll, was muß die gute Tante denken, die es stets so redlich mit uns Elternlosen meinte, was soll selbst ich, die Schwester von einem Bruder denken, dessen Herz ich mein

mir dachte, wie das meine immer so treu und hingebend Dir gehörte?

Luise, erwiederte ich, Du weißt nicht — —

Was wollte ich nicht! entgegnete sie, der Tante redlich Bestreben Dein Wohl zu gründen ist Dir darum nicht angenehm, weil Du Deine Freiheit dadurch beeinträchtigt glaubst, und gewiß ist doch niemand in der Welt weniger gesonnen dies edle Gut Dir zu verkürzen, als eben sie. Ich dächte doch, daß mein Brief Dich bereits hierüber hätte beruhigen können.

Dein Brief, fragte ich.

Nun ja, mein Brief, kein anderer.

Ich habe aber keinen gesehen, Luise.

Welch alberne Ausflucht, Fritz! wie könntest Du denn sonst hier seyn? Ich bitte Dich, Bruder, laß doch einmal die Sucht, alles zu verdrehen, fahren. Schon in den Kinderjahren hast Du mich oft damit gepeinigt.

Meine Betheurungen, daß das mir Angeschuldigte diesmal völlig grundlos sey, halfen nichts; mein Schwesterchen blieb dabei, ich wiederhole jetzt nur eine Gewohnheit meiner Jugend, und es fehlte wenig, daß sie mir nicht ernstlich zürnte über eine Unart, die ich mir allerdings ehedem oft hatte zu Schulden kommen lassen.

Noch unangenehmer wurde meine Lage, als die Tante zu uns trat und ihr Gespräch mir deutlich verrieth, was ich bisher nur ahnte. Ich hatte mir seit lange einige Maximen zu eigen gemacht, deren Treflichkeit, von welcher ich fest überzeugt war, ich jetzt zum Erstenmal in Anwendung zu bringen gedachte. Wie, so

war meine Meinung, wirst Du Dir eine Lebensgefährtin nehmen, welche Convenienz, nicht eigene, freie Wahl Dir zuführt; nie soll der Schimmer äußerer Schönheit Dich blenden, eben so wenig soll aber auch der Reiz eines gebildeten Geistes allein Deinen Entschluß bestimmen. Was die Welt gemeinhin Bildung nennt, ist oft nichts als der glatte Firniß, der eine todte Fläche bedeckt; Gemüth, tiefes Gefühl, eine kindliche Seele, der Spiegel einer reinen und unverdorbenen Natur, der jedes Bild, wie es ist, treu und wahr aufnimmt, und so es und sich wiedergiebt, dies ist, wonach Du suchen willst, und wenn Du es je findest, so willst Du Dich liebend, ganz hingebend ihm anschmiegen, treu für das Leben mit unwandelbarer Liebe, treu bis in's Grab. Ein solches Wesen nur soll die Deine werden, und keine Rücksicht soll eintreten auf zufällige Dinge, auf Geburt, Stand, Reichthum; selbst die äußere Hülle, die den Geist umgiebt, soll Dich nicht abwendig machen, fändest Du auch den Edelstein in unschöner Gestalt. Was sind die Reize der Jugend, die in der Flucht weniger Jahre schwinden, gegen die dauernden der Seele, gegen die rührende Anmuth eines kindlichen Gemüths!

So hatte ich gedacht, so wollte ich es ausführen, und gerade jetzt fühlte ich mich aufgelegt um so fester an meinem Grundsatz zu hangen, da mir klar ward, daß meine Verwandten mich beschieden hatten, um Agnesen kennen zu lernen, und so zwischen ihr und mir ein Bündniß für's Leben zu schließen. Was mich

für den Augenblick noch mehr gegen diesen Plan einnahm, war der zufällige Umstand, daß, indem ich durch meine Reise geglaubt hatte, mich von ihnen zu entfernen und einem vorschwebenden Ideal zu nähern, ich mich gerade ihnen genähert und, wie ich wähnte, von dem mich entfernt hatte, welchem ich nachtrachtete und welches bei meinem Austritt von zu Hause das Ziel und der Zweck meiner Reise war.

Es war mir nämlich wenige Wochen vorher, gerade als ich der Tante einladenden Brief erhielt, ein Abentheuer zugestoßen, welches, ohne daß ich es ahnte, meiner Philosophie in Hinsicht der Liebe und Wahl einer Gefährtin, einen argen Streich spielte und mich, während ich äußerst besonnen zu handeln glaubte, zu einem neuen Don Quixotte machte, der, wie jener berühmte Ritter, einem unbekannten Phantom nachzog, wohl bereit, wie er, für das Gebilde der Einbildungskraft in Kampf zu gehen mit allen Hindernissen und Ungethümen, auf Leben und Tod.

An einem schönen und lauen Sommerabend befand ich mich vor den Thoren der Stadt, welche ich bewohnte, in einem angenehmen, mit mannichfachen Irrgängen durchschnittenen Gehölz. Um und neben mich weg summte das Geräusch einer Menge Spaziergänger, die, hinausgelockt wie ich, aus der todten Häusermasse in die frische, lebendige Natur, in größern und kleinern Gesellschaften sich ergingen, die aber — so schien es mir wenigstens — nicht, wie ich, den Sinn für ihren reinen Genuß mitgebracht hatten. Ueberall und vor allen hörte ich nur in

ihren Gesprächen die Fortsetzung der oft kleinlichen, erbärmlichen und engherzigen Dinge, welche im gewöhnlichen Leben sie den Tag über beschäftigt hatten, und nirgends tönte mir ein Anklang des heitern Eindruckes wieder den die Anmuth der Gegend und des Abends bei mir hervorbrachte. Besonders glaubte ich diese — wie ich es in diesem Augenblick nannte — todte Erstarrung des poetischen Empfindens, der offenen, hingebenden Gemüthlichkeit, bei den weiblichen Spaziergängerinnen zu finden, und indem ich aus ihrem Munde fast nichts als Gespräche über Moden, Angelegenheiten von Bekanntinnen und was dergleichen wichtige Sachen mehr sind, vernahm; reifte fester, wie je, in mir der Entschluß, meinen oben ausgesprochenen Ansichten treu zu bleiben, und nur dann mein Herz hingebenden Gefühlen zu öffnen, wenn ich den seltenen Phönix gefunden hätte, dessen unkörperliches Ideal vor meiner Seele schwebte.

Unter diesen und ähnlichen Gedanken hatte ich mich aus dem Gewühl entfernt und war unvermerkt zu einem einsamen Plätzchen gelangt, welches Ruhe und stille Betrachtung zum Heiligthum sich erkoren zu haben schien. Niemand war zu hören und zu sehen; unter den schattigen Aesten einer Eiche, auf einer Rasenbank, lag aber ein aufgeschlagenes Buch und ein einzelner Frauenhandschuh. Ich trat hinzu, das Buch war Tiedgens Urania. Durch eingelegte Blumen und Blätter waren mehrere Stellen des Werks bezeichnet. Meine Neugier trieb mich sie zu durchlaufen. Ich fand daß es die schönsten,

rührendsten und erhabensten, daß es die waren, welche am mehrsten ein frommes, kindliches Gemüth ansprechen mußten. Meine geschäftige Phantasie fing an sich ein Bild von der unbekannten Besitzerin der gefundenen Sachen zu entwerfen, ein Bild, in dem bald alle einzelnen, mir bisher vorgekommenen Züge lieblicher Weiblichkeit zu einem schönen Ganzen verschmolzen. Jeden Augenblick hoffte ich das verkörperte Ideal meines einsamen Traumes aus den grünen Büschen hervortreten zu sehen, eine Göttin auf blühender, anmuthvoller Flur; aber alles blieb still, und ich behielt Zeit weiter zu blättern. Einige, hinten in das Buch eingelegte, mit Bleistift geschriebene Blätter zogen meine Aufmerksamkeit an. Sie enthielten hingeworfene Gedanken, die unverkennbar während dem Lesen bei der Schreiberin entstanden, mir zum Verkünder wurden, daß hier die reinste, zarteste Mädchenseele sich ausgesprochen habe. Meine Begeisterung, meine Verehrung für die Unbekannte stieg mit jeder Minute, mit jeder Minute erhielt das vor meiner Seele schwebende Ideal einen Zug der Liebenswürdigkeit mehr, und nicht lange, so stand vor meinem innern Auge in deutlicher Klarheit ein Wesen, zu dem mein Herz, zum Erstenmal im Leben, mit warmer Hingebung sich neigte. Jetzt fielen auch meine Blicke auf den zurückgelassenen Handschuh. Ich fing an mir die Hülle eines, wie ich durchaus nicht zweifelte, vollendet schönen Armes zu betrachten und — ich will es gestehen, mag man auch lächeln — ein sehr angenehmes, mehr der Erdt

wie dem Geiſt angehörendes Gefühl durchzuckte mich bei ſeiner Berührung. Das erſt entworfene, faſt nur rein geiſtige Ideal ſchien ſich mir in dieſem Augenblick zu verkörpern; aus dem Aether einer höhern Welt trat es mir auf dieſer näher; der unendliche Raum, der trennend ſich hienieden immer zwiſchen den Bürger der Erde und den reineren Weſen der Phantaſie, zwiſchen Wirklichkeit und Traum lezt, ſchwand, und ich fühlte, glücklich in reicher Einbildungskraft, eine Minute meines Lebens den Reichthum des Herzens, wenn es liebt.

Ein Geräuſch riß mich aus meinen Träumen. Jedes Weſen war mir jezt ſtörend: ſelbſt, was ich noch eben glühend wünſchte, ihr Erſcheinen, die ich dachte, würde es mir geweſen ſeyn. Ich fürchtete einen Zug von denen zu vermiſſen, aus welchen ich ſie mir gebildet hatte, und ich empfand tief und ernſt, daß dann in dieſem Moment mein holder Wahn auf immer würde entſchwunden ſeyn. — Ich ſprang daher auf und entfernte mich ſchnell; den Handſchuh behielt ich in der Hand, und wenige Schritte durch's Gebüſch brachten mich wieder unter Menſchen, deren lautes Geplauder und Gelache bald mich wieder in die Wirklichkeit verſetzte.

Welcher Thor, ſprach ich zu mir ſelbſt, biſt Du geweſen, davonzulaufen, als Deines erträumten Gebildes ſchöne Verwirklichung vielleicht ſich Dir nahte! Mit welch anmuthsvollem Weſen könnteſt Du die erſten freundlichen Worte wechſeln, die vielleicht die erſten Fäden zu einem beglückenden Bande würden! Thor! dreifacher

Thor! der Du selbst jetzt leichtlich Deinem Glück entflohst, mindestens auf jeden Fall durch eine Albernheit Dich um eine interessante Bekanntschaft brachtest.

Ich war unter diesem Selbstgespräch einigemal auf und nieder gegangen und hatte mich zuletzt dem Ort wieder genähert, wo ich vor kurzer Zeit so rein glücklich war. Schon wollte ich vollends hin, hoffend noch nachholen zu können, was ich versäumt zu haben wähnte, da fiel mir der mitgenommene Handschuh ins Gedächtniß, und ich stand neuerdings ein Weilchen zögernd da; als ich mir endlich Muth faßte, den begangenen Raub versteckt, und zu verhehlen beschlossen hatte, fand ich das Plätzchen abermals leer. Das Buch war gleichfalls verschwunden, und so lange ich auch nun harrte, so aufmerksam suchend ich auch die Gegend durchstrich, so war von seiner Besitzerin doch keine Spur zu finden.

Die hereinbrechende Dunkelheit trieb mich endlich meiner Wohnung zu. Hier fing ich von neuem an mich den Spielen meiner Einbildungskraft zu überlassen, und nach einer ziemlich schlummerlosen, aber schön und glücklich durchträumten Nacht, stand am frühen Morgen der Entschluß in meiner Seele fest, die Unbekannte ausfindig zu machen, die nun einmal vor meinem Innern in der Glorie der reizendsten Liebenswürdigkeit stand.

Glücklicherweise waren meine bürgerlichen Verhältnisse so, daß ich ziemlich unumschränkt über meine Zeit gebieten konnte, und ich versäumte nicht von diesem für mein Beginnen vortheil-

haften Umstand Gebrauch zu machen. Eine Menge anderer Schwierigkeiten traten aber mir dabei sehr natürlich in den Weg. Erst als ich an die Ausführung schreiten wollte, fiel mir ein: wen willst Du denn eigentlich suchen? oder vielmehr, an was willst Du die Gesuchte erkennen? und ich konnte hierauf mir selbst mit nichts antworten. Jedes Weib oder Mädchen, bekannt oder unbekannt, konnte die ja seyn, von der ich so gar nichts näheres wußte, deren im Geist mir entworfenes Bild vielleicht gar nicht existirte, das ich wenigstens keinem Andern beschreiben und so durch Fragen ihren Aufenthalt erforschen konnte. Alles dies hielt mich aber dennoch nicht ab, die festgefaßte Idee schwinden zu lassen; im Gegentheil dienten diese Hindernisse nur meine Beharrlichkeit zu verstärken. Ich durchlief in Gedanken den ziemlich großen Kreis der mir bekannten Frauenzimmer der Stadt; ich wog ihr Benehmen, ihr Seyn, ihre Aeusserungen, so weit ich dies alles wissen konnte gegen die Züge meines Ideales, gegen die auf den beschriebenen Blättchen gefundenen Aussprechungen des tiefsten und zartesten Gefühls ab, und fand, daß es keine von allen diesen gewesen war, und mit dieser Entdeckung schwand auch die Hoffnung, sie unter den Bewohnerinnen meines Aufenthaltortes zu entdecken, um so mehr, da in der nicht sehr volkreichen Stadt fast alles, was zu den höhern Ständen gehörte, mir persönlich oder dem Rufe nach bekannt war. Es mußte, so schloß ich und täuschte mich auch nicht, also eine Fremde, wahrscheinlich durchreisende gewe-

sen seyn, die in der Zeit ihres kurzen Aufenthaltes einen Spaziergang in jenes anmuthig romantische Gehölz gemacht hatte. Wie aber nun die noch schwerere Aufgabe lösen und diese in der Ferne und Weite suchen? Ein Zufall gewährte mir endlich ein schwaches, für mich in meiner Stimmung aber immer erwünschtes, meinen Muth neu belebendes Licht.

Haben Sie, fragte mich einer meiner Freunde, bei dem letzten Fest, am Geburtstage unseres Fürsten, wohl den alten, sonderbaren Mann im grauen Rock, runder Stutzperrücke und gewaltigen Knotenstock bemerkt?

Nein, war meine Antwort, ich war einer Unpäßlichkeit wegen nicht zugegen.

O, da haben Sie in der That viel verloren, fuhr der Andere fort. Abgerechnet, daß alles versammelt war, was unsere Stadt von schöner Welt aufzuweisen hat, so waren auch mehrere Tagereisen weit aus der Umgegend eine Menge Familien dazu hergekommen, die nicht wenig beitrugen, den Glanz des recht sehr artig arrangirten Festes zu erhöhen.

Trug zu dieser Glanzerhöhung, fragte ich lächelnd, der erst erwähnte graue Mann mit Knotenstock und Stutzperrücke auch bei?

Gerade er am mehrsten, war die Erwiederung; wenn auch eben nicht durch seine eigene Person.

Mein Freund erzählte mir nun, wie der Graue, der seines Zeichens ein Schiffscapitain, und ein gar wackerer, vielerfahrener und reicher Mann sey, eine Begleiterin mitgehabt habe,

die, vermuthlich eine Tochter oder Verwandte von ihm, eine wahre Krone von Liebenswürdigkeit gewesen, und alle Anwesenden, selbst die ihres Geschlechtes, durch ihre Anmuth bezaubert habe.

Ich erkundigte mich nun näher nach dem Mädchen, und alles, was ich hörte, befestigte in mir die Hoffnung, sie möchte wohl die unbekannte Geliebte meines Herzens seyn. So wenig eigentlichen und sichern Grund ich auch hierzu hatte, so setzte sich dieser Gedanke, der wohlthätig entsprechendste für mein Inneres, den ich fassen konnte, doch bald sehr fest bei mir, und ich beschloß, mich auf die Reise zu machen, um diejenige kennen zu lernen die ich liebte und die ich in des alten Seemann Tochter oder Nichte sonder Zweifel zu finden hoffte.

Meine Anstalten zu diesem Ritter- und Liebeszug waren schnell getroffen. Der frühe Morgen sollte mich bereits auf dem Wege finden, da kam am Abend vorher ein Brief meiner Verwandten, der, mich einladend zu einer Reise zu ihnen hin, zugleich leise andeutete, was man wünschte. Zu keiner Zeit konnte ein solches Schreiben mir ungelegener kommen, als gerade jetzt. Zerstreut und verdrüßlich, hatte ich die Zeilen nur flüchtig durchlesen; alle nähere Bestimmungen darin waren mir entgangen; mich beschäftigte allein der Hauptinhalt, und der war ja so wenig geeignet, mir jetzt zuzusagen! Daß es bei meinem erst gefaßten Vorsatz blieb dahin zu reisen, wohin Phantasie und Hang mich zog, weiß der Leser, ich habe blos noch des Umstandes zu er-

wähnen, welcher die Veranlassung war, daß ich, fast, wie mein Wille war, am dritten Abend meines Weges in den Wohnsitz des unbekannten Vaters oder Oheims meiner erträumten Geliebten zu kommen, an einem mir gleichfalls fremden Ort eintraf, wo ich mit nicht geringem Erstaunen nicht allein mich erwartet, sondern auch Verwandte fand, die aufzusuchen jetzt keineswegs meine Absicht war.

Mein Freund, dessen Gespräch die Veranlassung meiner Reise wurde, hatte mir nämlich nur eine sehr unvollkommene Beschreibung der Gegend gegeben, in welcher ich zu finden gedachte, was ich hoffte, und der Eifer, mit welchem ich die Aussicht verfolgte, nun vielleicht zu erlangen, wonach ich mich sehnte, hatte mich die allernothwendigsten Erkundigungen einzuziehen, übergehen lassen. Am ersten Tag meines Unterwegsseyns ging es indessen, am zweiten bemerkte ich aber schon mit nicht geringem Verdruß, wie unzulänglich die Erkundigungen waren, die ich eingezogen hatte. Doch half ich mich auf diesen noch fort, und trat den dritten mit der angenehmen und sichern Erwartung an, an seinem Schlusse mich da zu sehen, wohin meine Gedanken schwärmend und sehnsüchtig mir längst herausgeeilt waren. Es kam aber anders. Niemand wollte weder den Ort, welchen ich nannte, der ein Landgut seyn sollte, noch den Besitzer desselben genauer kennen. Man hatte wohl gehört, daß ein Fremder, ein Amerikaner, ein Gott weiß was? sich in dem kleinen Fürstenthümchen, in welchem ich mich jetzt befand, kürzlich ange-

kauft habe, aber über das Wo? wußte niemand mir Kunde zu geben, und der Name des Ortes, welchen ich nannte, klang vollends allen fremd ins Ohr. Die Folge wird zeigen, wie natürlich dies war, obschon es für den Augenblick mich in keine geringe Verlegenheit setzte. Wollte ich nicht unverrichteter Sache umkehren — und dazu hatte ich doch nicht die geringste Lust — so mußte ich nun, wie man zu sagen pflegt, auf gut Glück mich verlassen, und daß mich dies auch nicht verließ, wird gleichfalls die Folge zeigen.

Hören Sie, sprach ein Landmann zu mir, an den ich mich mit den oft schon gethanen Fragen gewandt hatte: Hören Sie, am Fuß der blauen Bergkette dort liegt ein altes Ritterschloß und Gut, welches kürzlich einen neuen Herrn bekommen hat, dessen Namen ich zwar nicht weiß, der aber leicht der seyn mag, welchen Sie suchen, obschon jenes Schloß nicht so heißt, wie der Ort, den Sie nennen. Vielleicht wenn Sie da fragen — — weit aus dem Wege liegt es nicht.

Ich ließ mir dies nicht zweimal sagen. Es war dieses aber der Ort in welchem ich die Tante, meine Schwester und jene dritte Person fand, der mein kleiner, seltsamlicher, auf dem Wege im Unwetter dahin angetroffener Reisegefährte so rühmlich gedachte.

Trotz dem, daß die Gegend mir außerordentlich gefiel, trotz dem daß die dermaligen Bewohnerinnen des Schlosses, und zwar nicht allein die

beiden mir angehörigen Personen, sondern auch Agnes, alles thaten, was in ihren Kräften stand, meinen Aufenthalt daselbst mir angenehm zu gemachen; so konnte ich doch zu keiner Ruhe und Stetigkeit gelangen, und hundertmal reute mich das Versprechen, welches ich mir von der Tante hatte abdringen lassen, ein paar Wochen hier zu bleiben, so sehr, daß ich mehrmals auf den Punkt stand, wortbrüchig zu werden, und besonders Anfangs kleinen Zufälligkeiten zum Theil es beizumessen war, daß ich es nicht wirklich wurde. Doch darf ich auch nicht verhehlen, daß bald noch ein ander Motiv eintrat, welches jedoch zur Beruhigung meines Innern keineswegs beitrug.

Beschäftigt mit dem Phantasie-Gebilde, welches ich mir erschaffen, voll des Gedankens an ein Ideal, dessen Grundzüge ich zusammengetragen hatte von allem geistig und körperlich Schönen, was ich je fand — war Agnes mir in den ersten Tagen unserer Bekanntschaft gleichgültig geblieben, und wenn ich auch nicht in Abrede seyn konnte, daß sie ein eben so interessantes als liebenswerthes Wesen sey, so war doch der Eindruck, welchen sie auf mich hervorbrachte, durchaus nicht der, der es sonder Zweifel gewesen seyn würde, wäre ich unter andern Umständen in ihre Nähe gekommen. Ja, was jetzt sie mir noch mehr entfernte und, der Natur der Sache nach, noch mehr entfernen mußte, war, daß man wünschte unter uns eine Annäherung zu gründen, welches gewiß recht oft, wenn auch nicht gerade das Gegentheil bewirkt, doch aber das

Bezweckte erschwert, aus dem einfachen, aber höchst richtigen Grunde: weil dadurch sich die innere Freiheit — des Menschen höchstes Gut — beschränkt und folglich zum Gegenstreben aufgeregt fühlt. Ich war also, wie man sieht, eingenommen gegen sie; nicht lange jedoch, so fing dies Gefühl an, einem andern Platz zu machen, gegen dessen siegende Gewalt ich mich vergebens sträubte.

Was ich von ihr sah und hörte, nöthigte mir, ich muß es gestehen, unwillkührlich das geheime Bekenntniß ab: daß sie ein edles, treffliches Geschöpf, mit einer Seele, so rein und lichthell wie der Schnee auf Alpenspitzen, sey; ich mußte mir selbst einräumen, daß ihre Reden zugleich die Offenbarungen eines gebildeten wie eines kindlich natürlichen Geistes waren; ich konnte mir nicht verhehlen, daß ein Wesen, wie sie, nur beglücken konnte, und ich mußte fast wider Willen in mir selbst den Ausspruch thun: daß der Mann, dem sie Liebe schenkte, beneidenswerth genannt werden konnte. Daß mit diesen wahren und edleren Vorzügen sich auch die Anmuth und der Reiz äußerer verband, wie hätte ich dies läugnen können ohne blind zu seyn! Ich läugnete es auch nicht, und daß ich es nicht konnte, war eben mein Verdruß. Die Mühe, welche ich mir gab, Agnesens Nähe zu vermeiden, war sichtlich, aber, ich hätte verzweifeln mögen, kaum waren einige Stunden vergangen, so suchte ich einen Vorwand, unter dem ich mich ihr nähern konnte, und daß ich ihn fand, wird man mir glauben, eben so, daß ich

ihn bedurfte, um mich vor mir selbst zu rechtfertigen. —

So schwankte mein Inneres eine Zeitlang hin und her, als ein Ereigniß eintrat, welches ihm eine bestimmtere Richtung verlieh.

Agnesens nähere Verhältnisse waren mir bisher gänzlich fremd geblieben. Nicht ganz absichtslos hatte ich versäumt mich darnach zu erkundigen, und keiner im Hause hatte für gut gefunden, mir Aufklärung über eine Sache zu geben, die, wie es scheinen mußte, mich nicht interessirte. Als ich eines Morgens mich in den Zimmern meiner Verwandtinnen einstellte, fiel es mir auf die Freundin meiner Schwester nicht zu erblicken, die ich doch sonst immer da fand, und als eine Stunde nach der andern verging, Agnes nicht erschien, ich auch ihrer gar nicht erwähnen hörte, stieg meine unruhige Neubegier aufs höchste, und ein mir neues Gefühl begann sich in mir zu regen. Gern hätte ich gefragt, aber eine seltsame Schüchternheit — sonst nicht mein Hauptfehler — hielt mich ab. Es war, als fürchtete ich mich, mich zu verrathen, und ich verrieth mich vielleicht um so mehr je mehr ich meinen Mund verschloß. Der Tag verging, weder Agnes noch mein mehrerwähnter Reisegefährte, der bis jetzt täglicher Gesellschafter des Hauses war, kamen zum Vorschein, und ich konnte nicht länger zweifeln, beide seyen abgereist.

Warum soll ich es verhehlen? Dieser Gedanke marterte mich, und eine trübe Stimmung bemächtigte sich meiner. Deutlicher, wie je, fing ich an zu fühlen, daß Agnes mir nicht gleichgültig

war und mit diesem Gefühl mischte sich ein anderes, weniger wohlthuendes zwar, aber dazu dienendes mir zu zeigen, wie es mit mir stand. Es war dies letztere ein Anflug von Eifersucht, den ich vergebens zu unterdrücken strebte.

Sie und Anselmus — so nannte sich der Mann, mit welchem ich hier angekommen war — waren fort. Wie, sprach ich zu mir selbst, ist dies nicht vielleicht ein Zeichen einer gegenseitigen, geheimen Uebereinstimmung, die — — Und wenn es dies ist, unterbrach ich mich selbst, was kann es mich kümmern? Sucht mein ahnend Herz nicht eine Andre? hat es nicht eigentlich schon eine Andere gefunden, zu welcher es sich mit den geistigsten, zartesten Banden hingezogen fühlt?

Mir wurde jetzt klar und klarer, daß die geistigzarten Bande, wie ich es nannte, welche mich zu meinem Traum- und Phantasiegebild hinzogen, bei weitem nicht mehr so fest und stark waren, wie einige Wochen früher, und wider Willen mußte ich mir gestehen: daß die mir in der Wirklichkeit erschienene Agnes ein großes Uebergewicht über das erträumte Ideal meines Herzens gewonnen hatte.

Erst am zweiten Tage fand mein boshaftes Schwesterchen für gut sich über die Entfernte mit mir zu unterhalten. Ihr war die Unruhe, in welcher ich mich befand, nicht entgangen, da ich aber schwieg, so meinte sie — wie sie später mir gestand — die Strafe sey mir schon gerecht, und es schade keinesweges, daß ich ein wenig gepeinigt werde, um so mehr, da ich ja nur zu

fragen und zu sprechen brauchte, um mich meinen Zweifeln alsbald zu entziehen.

Auch jetzt erfuhr ich nur die Veranlassung zu Agnesens schneller Abreise, die Grillen wegen Anselmus, der wirklich sie begleitet hatte, blieben mir, und zu sehr fürchtete ich den Spott, das Gelächter und den Witz meiner gern neckenden Schwester, um mir auch hierüber von ihr eine beruhigende Auskunft zu erbitten. Die Ursache, warum Agnes so plötzlich unsern Kreis verließ, war die durch einen Eilboten erhaltene Nachricht von der Krankheit eines Onkels, in dem sie ihren Vater und Schützer verehrte, der, wie Luise hinzusetzte, der liebenswürdigste und beste aller Männer seyn und nur den einzigen Fehler haben sollte, daß er zu sanft und gut wär in eine Welt wie diese, Eigenschaften die, wie gleichfalls mein Schwesterchen meinte, nicht zu häufig gefunden würden unter den sogenannten Herren der Schöpfung.

Seit Agnes das Schloß verlassen hatte, war es mir überall, in den weiten Gemächern, wie in der freien Natur, zu enge geworden. Ich fühlte dies wohl, aber ich gestand es mir nicht ein und eben so wenig war ich dahin zu bringen Luisen es einzugestehen, die durch manche freundliche Anspielung eine Erklärung von mir zu erhalten suchte. Meiner Grillen wegen Anselmus hatte ich mich zwar entschlagen — wozu nicht wenig beitrug, daß der sonderbare Mann nach ein Paar Tagen wieder in unserm Kreise

erschien, aber andere, scheinbarere und stärkere, hatten statt dessen mich befallen. Ich hörte nämlich von dem Zurückkehrenden, ein junger Mann, ein liebenswürdiger Mensch — ich nannte ihn in meinem Innern einen Satanas — sey bei Agnesens Oheim eingetroffen, und werde wahrscheinlich den Sommer über den alten Herrn Gesellschaft leisten, der darüber mächtig erfreut sey.

Und Agnes auch? fragte ich hitzig, mich verrathend.

Das kann man so eigentlich nicht wissen, entgegnete Anselmus. Zwar finde ich in der Geschichte, so weit nämlich solche mir bekannt ist, der Beispiele genug, daß — —

O, geben Sie mit Ihrer Geschichte! unterbrach ich unwillig den Mann, dessen Steckenpferd es nun einmal war alles mit Belegen aus dieser zu documentiren — was weiß die Geschichte von solchen Dingen, die — —

Ein Blick auf meine Schwester, die mit schlecht verbissenem Lächeln da saß, machte mich verstummen. Ich fühlte mit Aerger, welchen Stoff ich ihrer mir nur zu bekannten Spottsucht gegeben hatte und entfernte mich, unwillig über mich selbst, über Luise, über Anselmus, über Agnes und meinen eingebildeten Nebenbuhler, kurz über die ganze Welt, aus dem Zimmer, um durch einen Ritt in die Umgegend, mich wo möglich zu zerstreuen.

Mit der Erklärung, daß ich am nächsten Morgen schon weiter reisen wolle, überraschte ich bei meiner Rückkehr die Gesellschaft. Mir war

auf meinem heutigen Wege klar geworden, daß für mich hier keine Ruhe mehr war, daß ich hinaus, fort müsse, wohin aber? wußte ich freilich selbst nicht.

Gegen mein Erwarten legte auf diese Erklärung niemand mir eine Schwierigkeit in den Weg. Ein bloßes einstimmiges So? war alles, was mir erwiedert ward und — seltsam — ich hätte über dieses So aus der Haut fahren mögen.

Sie werden dich zurückhalten, hatte ich mir unterwegs gedacht: Tante und Schwester werden sich bemühen, deinen Entschluß dir auszureden, du wirst aber, fest wie ein Mann, daranf bestehen — ich hatte mich recht auf diesen Triumph meines Willens gefreut — dann wird man suchen dir mit guter Manier die Idee beizubringen, Agnes und ihren alten Oheim zu besuchen; hierin wirst du, gleichsam aus Gefälligkeit, endlich nachgeben, so wirst du, ohne daß es scheint, als läge dir etwas daran, sie wiedersehen, du wirst dabei den neuen Gesellschafter des alten Herrn kennen lernen, du wirst sehen, wie es mit ihm und Agnes steht und wenn — ja, wenn er der Störenfried deiner Hoffnungen ist, so wirst du ihn herausfordern, ihn morden und dann — — Was dann geschehen sollte, stand für den Augenblick noch etwas im Hintergrund meiner Seele. War ich nur erst so weit, dachte ich; fügt sich das Andere wohl; dir bleibt ja dann noch immer die Freiheit zu handeln, wie du willst.

Man sieht, ich war schon hübsch weit in der

Eifersucht gediehen, und von meinem erträumten Ideal war wenigstens für den Moment keine Rede. Nun sollte aber aus diesem allen nichts werden. Das gleichgültige, eintönige So schlug wie ein Regenguß meine auflodernden Flammen nieder; es war, wie gesagt, um aus der Haut zu fahren.

Unter mancherlei Entwürfen, wie die Sache dennoch am besten nach meinem Wunsch einzuleiten sey, verstrich mir der Abend und ein Theil der Nacht. Am andern Morgen befand ich mich krank, das heißt, dem Vorgeben nach, und mein Schwesterchen, die zu schlau war, meine Absicht nicht zu durchschauen, quälte boshaft mich Armen mit einer Menge Medicamente, entnommen aus der Reiseapotheke der Tante, die sämmtlich, ihrer Versicherung nach, von universaler Wirkung seyn sollten.

Ich hoffe, sprach nach Verlauf einiger Tage, die durch die Unerschöpflichkeit der genannten Apotheke und durch Anselmus Erläuterungen ähnlicher Zustände aus der Geschichte mir zu wahren Prüfungs-Ewigkeiten sich gedehnt hatten, ich hoffe, daß Du nun völlig hergestellt bist, lieber Bruder, und daß Deine Gesundheit Dir erlauben wird, eine Bitte mir zu willfahren, die ich jedoch nur in der Ueberzeugung an Dich richte, daß Deiner Liebe zu mir das verlangte Opfer nicht zu schwer fallen wird.

Du hast zu befehlen, entgegnete ich, nur mache es kurz, denn ich will — —

Ja, wenn Du etwa noch reisen willst, Fritz, dann ist es ein anders; dann will ich gern schweigen.

Wer spricht denn von reisen! Luise; ich bedarf noch einiger Ruhe und denke jetzt nicht daran.

Ach, dann ist es ja auch nichts, erwiederte die Arge, dann werde ich wohl allein mich auf den Weg machen müssen.

Du willst fort, Luise? wohin denn?

Nur auf ein Paar Tage. Agnes hat mich gebeten —

Hinzukommen? und ich soll Dich begleiten?

Davon schreibt sie nichts, aber ich wollte Dich bitten es zu thun. Der Weg ist so einsam, und ich bin furchtsam, wie Du weißt. Du kannst ja gleich wieder mit dem Wagen zurückfahren, oder noch besser, Du bringst mich nur bis Cäcilienhof, dann habe ich noch ein Viertelstündchen, und das gehe ich wohl allein.

Wo denkst Du hin, Schwester! Nein, ich begleite Dich bis hin. Wenn Dir ein Unfall zustieß, ich würde mir ein ewiges Gewissen daraus machen.

Du guter, frommer Bruder Du, entgegnete mit schelmisch angenommener, scheinheiliger Miene Luise, wenn es Dich nur nicht zu sehr angreift.

Laß das gut seyn, erwiederte ich, ich bin ein Mann — —

Ach ja! und das ein rechter ächter, fiel sie ein, ich aber fuhr fort: eine Unpäßlichkeit von ein Paar Tagen greift mich nicht so an, daß ich,

um Dir einen Dienst zu erweisen, nicht eine so kurze Reise machen könnte; sage mir lieber, ist der Besitzer von Cäcilienhof nicht ein alter Schiffscapitain? trägt er nicht gewöhnlich einen grauen Rock und eine runde Stutzperrücke? hat er nicht eine Tochter, einen Engel, eine Nichte, ein Ideal? war er nicht kürzlich verreist, der Engel auch? sage doch, Luise, sind sie es nicht, die beim neulichen Fest —— Aber ich bitte Dich, Schwester, was lachst Du denn, als wenn eine Tarantel Dich gestochen hätte?

Es dauerte ein feines Weilchen ehe mein Schwesterchen sich wieder aus dem Anfall von Lustigkeit, in welchen meine Fragen sie versetzt hatte, herausfinden konnte, dann sagte sie, noch oft genug unterbrochen von Lachen: Nun, das muß ich gestehen, Fritz, in Fragen und Beschreiben hast Du etwas gethan, und ich danke nur dem Himmel, daß mir endlich ein Licht über Dich aufdämmern zu wollen scheint. Der Affect, in den ich gerathen war, hatte mich ganz übersehen lassen, wie sehr ich mich selbst verrathen; um einzulenken, nahm ich schnell eine gleichgültige Miene an und erklärte: Meine Erkundigungen wären nur in Hinsicht eines Freundes geschehen, und sie sey im Irrthum, wenn sie glaube, mich interessire die Sache besonders. Das half aber wenig. Luise fuhr fort zu lachen, und ohne mir weiter eine Aufklärung über meine vorherigen Fragen zu geben, hüpfte sie zum Zimmer hinaus, das nur noch versichernd: sie sey aufs Innigste sowohl von meiner Bruderliebe zu ihr, als von meinem warmen Gefühl

für meine Freunde durchdrungen, als von welchen beiden Dingen ich eben so glänzende Beweise gegeben hätte.

Verdrüßlich über den Spott, der in diesen Worten lag, wie über mich, daß ich mich so blosgestellt hatte, schlich ich in den Garten, wo ich Anselmus fand und sogleich beschloß, bei diesem meine Erkundigungen zu wiederholen, jedoch mit mehr Vorsicht denn vorher, da mir gar zu viel daran lag Auskunft zu erhalten, denn Cäcilienhof war der Name jenes Ortes, welchen mir mein Freund genannt hatte, ehe ich meinen abentheuerlichen Zug begann; aber hier ging es mir recht, wie man zu sagen pflegt: ich kam aus dem Regen in die Traufe. Dem sonst allezeitfertigen Erzähler schienen diesmal die Worte im Munde wie gefroren, und außer einigen Geschichtsanekdoten erfuhr ich von ihm nichts, als daß Cäcilienhof erst seit kurzer Zeit diesen Namen trage, sonst einer altadlichen Familie gehört habe und südsüdöstlich von hier liege.

Dies verschaffte mir nun alles gar wenigen Trost. Ein Heer von Gedanken, Muthmaßungen und Meinungen jagten sich in meinem Kopfe umher und die Erinnerung an mein geliebtes Ideal oder Phantom stand, wie durch einen Zauberschlag aufs neue ins Leben gerufen, mächtig vor meiner Seele, und stritt mit der bis jetzt fast ausschließend mich beschäftigenden, an Agnes.

Was ich anfing dunkel zu vermuthen, stand bald, zwar bis jetzt noch ohne äußern Beweis,

doch darum aber nicht minder fest, als ausgemacht in meiner Einbildung, und meinen Hoffnungen, Plänen und Wünschen öffnete sich ein neues, weites Reich: Sollte Agnes, sprach ich zu mir selbst, jenes gerühmte, meinen Freund so entzückende Mädchen seyn, von der er mir nicht genug vorsprechen konnte? Sollte ihr Oheim jener Graurock, sollte überhaupt eine Verbindung, ein Zusammenhang unter den Personen seyn, die du suchtest, die du fandest und die — — Ich unterbrach mich hier selbst. Mit Gewißheit stand auf Einmal der Gedanke vor meiner Seele, es sey alles mit mir bisher Vorgegangene nichts denn ein von meinen Verwandtinnen nur künstlich angelegtes Getriebe, um mich unmerklich, gleichsam freiwillig zu dem Ziele zu führen, welches sie bezweckten: eine Sache, auf welche sie sonst nicht leicht rechnen durften. Ich nahm mir jetzt fest vor, Licht über alles mir zu schaffen, sey es auch, auf welche Art es wolle.

Das ging aber nun einmal durchaus nicht so leicht, als ich mir eingebildet hatte. Schien es doch, als wäre alle Welt gegen mich im Bunde, so einsylbig, wortkarg, unwissend war Alles im ganzen Hause vom Aeltesten bis zum Jüngsten, und mit den kleinen Listen, die ich anwandte gelang es nicht besser als mit den offenen Erkundigungen.

Dies alles zusammengenommen, machte mir diesen und den folgenden Tag zu dem unbehaglichsten seit langer Zeit. Für den andern Morgen hatte Luise, meine grausame, unschwesterliche Schwester, beschlossen aufzubrechen; sie sah meine

Unruhe, ihr Gemüth blieb aber unbewegt und mein Stolz erlaubte mir nicht durch ein offen Bekenntniß meines Innern, durch ein ehrlich Fragen das mir von ihr zu verschaffen, was, wie ich nicht zweifelte, mir doch am Ende von selbst werden mußte.

Als der Abend dämmerte, hatte ich mich in eine einsame Laube zurückgezogen. Die verdrüßliche Laune des Tages hatte sich bei mir in ein ahnendes, schwärmerisches Sehnen aufgelöst; ich gedachte Agnesen, ich gedachte meines unbekannten, geliebten Ideals, und zum Erstenmal verloren sich völlig vor meinem innern Blick die Züge des Einen in die der Andern. Dasselbe Gefühl, welches ich damals in wachem Traum unter der Eiche empfand, als zuerst das dunkle Bild in meiner Seele Gestaltung gewann: dasselbe Gefühl durchzuckte jetzt wieder wohlthätig und sanft meine Brust, und indem ich den in jener Zeit gefundenen und bis jetzt treu bewahrten Handschuh hervorzog und an meine Brust drückte, rief ich mit der Begeisterung in Blick und Stimme, welche nur die erste, glühendste Liebe giebt! „Agnes! meine geliebte Agnes!“

Diese wenigen Worte waren kaum meinen Lippen entschlüpft, so rauschte etwas, wie seidenes Gewand, vorüber; als ich aufblickte sah ich wie durch die Dämmerung eine schlanke Gestalt die Allee, dem Schlosse zu, hinab schwebte und, ohne lange zu überlegen, eilte ich ihr nach.

Nahe am Ausgang erreichte ich die Fliehende. Agnes! rief ich noch Einmal, selig trunken, alles um mich her vergessend in diesem Augen-

blick aus, Agnes! geliebtes Mädchen! und mein Arm umschlang die zitternd, sprachlos Dastehende.

Sie machte eine Bewegung sich mir zu entwinden, aber nur fester zog ich sie an mich. O nein! rief ich aus, nie! nie laß' ich Sie mehr!

Herr Braun, stammelte sie flehend, ich bitte, wenn jemand — —

Und wenn die ganze Welt es säh' und hörte, rief ich mit Emphase, nie laß ich Dich, Geliebte! Du bist mein! mein, Agnes!

Ho! ho! das wär' der Teufel! donnerte nicht weit ab eine tiefe, gewaltige Baßstimme, aus einem dunklen Seitengang kommend, uns zu, und wie ein verschüchtert Reh floh Agnes aus meinen Armen, ich aber schritt mit Zorn im Blick und Herzen auf den ungelegenen Zwischenredner zu, in welchem ich beim ersten Erblicken den alten Seemann erkannte, dessen Aeusseres mein Freund mir so genau beschrieben hatte.

Das Wort erstarb bei diesem Erkennen mir auf der Zunge und ich weiß nicht, was in der Bedrängniß der Minute ich vielleicht alles würde vorgebracht haben, hätte nicht zu meinem Glück Anselmus, den ich jetzt erst neben dem Baßisten gewahrte, alsbald die Rede aufgenommen und mit einigen seiner gewöhnlichen Erläuterungen, mir gleichsam Luft gemacht. Meine Verlegenheit aber ganz zu verscheuchen vermochte dennoch seine Plauderhaftigkeit nicht und Agnesens Oheim — denn er war es, dessen ho! ho! mir für diesmal den schönsten Moment meines Lebens entriß — konnte unmöglich weder von meinem

Geist noch meiner Gewandheit eine vortheilhafte Meinung bekommen.

Ein großer Trost war mir nur, daß er des Ebengeschehenen weiter nicht erwähnte und daß auch Anselmus ein gleiches beobachtete.

Agnes bekam ich diesen Abend nicht mehr zu sehen; schüchterne Verschämtheit, diese liebliche Zierde ihres Geschlechts, entfernte sie aus unserm Kreise und mein Sehnen mußte noch Einmal mit der leidigen Trösterin „Geduld" sich beruhigen.

Ich hatte kaum die Augen nach der holdverträumtesten Nacht meines Lebens aufgeschlagen, da trat Luise in mein Zimmer und begann:

Rechne es meinem wahren, nicht geheuchelten, geschwisterlichen Gefühl, das, recht im Gegensatz gegen das Deine, in Handlungen, nicht blos in gelegentlichen Worten sich ausspricht, zu, daß ich zu Dir komme, ein ehrlich offenes Wort mit Dir zu sprechen, obschon Du eigentlich verdient hättest, daß ich mich ferner gar nicht mehr um Dich bekümmerte.

Diese Vorwürfe, Luise, sagte ich ein wenig verwirrt; Sind wohl verschuldet, fiel sie ein, und fehlen nur darin, daß sie nicht stark genug sind. Sage mir um's Himmelswillen, Fritz, was trieb Dich zu einem so sonderbaren Benehmen wie das Deine seit dem Augenblick Deiner Ankunft war? Was bezweckte Du eigentlich damit? Eine Ueberraschung vielleicht? Höre, Bru-

der: die ist Dir schlecht gelungen und ich dürfte nicht Agnes seyn.

Sonderbares Benehmen? wiederholte ich etwas empfindlich, daß ich nicht wußte.

Nun, das fehlt noch, daß Du am Ende großes Recht zu haben vermeinst. Hör' an, ist dies kein sonderbar Benehmen: Die Tante, immer besorgt für Dein Wohl, findet nach reifer Ueberlegung, daß Dir nichts nöthiger thut, um endlich einmal einen gesetzten, vernünftigen Mann aus Dir zu machen, als eine gute und brave Frau.

Ich fing hierbei an zu lächeln und mein Mund mochte sich ein wenig spöttisch verziehen. Luise bemerkte es und sagte:

Oder hatte sie vielleicht hierin nicht recht? Seyd Ihr Männer denn etwas ohne uns? Doch ich will daran abbrechen, es wäre ja doch nur tauben Ohren gepredigt. Salomo schon sagte — —

Gebrechlichkeit, Dein Name ist Weib, fiel ich ein und lachte noch stärker.

Du sollst mich nicht unterbrechen, Fritz, am wenigsten so unhöflich, sondern hören und schweigen. Sie theilt mir ihre Gedanken mit und ich, Deine Schwester, die Dich kennt durch und durch, finde das auch. Nun geht's an ein gemeinschaftlich Berathen über Wie? und Wer? Der ganze Kreis von Bekanntinnen wird gemüstert, gerüft, hundertmal gewählt und hundertmal verworfen. Endlich — küsse mir dankbar die Hand, garstiger Bruder — endlich finde ich, Luise, Deine treue, Dir immer holde Schwester, den Edelstein und theile sogleich meine

glückliche Idee der Tante mit. Nach abermaliger reifer Prüfung stimmt sie mir bei, und wir schreiten an die Ausführung. Agnes, das treffliche Mädchen, die liebste meiner Freundinnen, ist seit kurzem, nach dem Tode ihrer Mutter, zu ihrem wackeren, alten Onkel gezogen, der längst der Vaterlosen, wie der Verstorbenen, Schützer, Trost und Staab war und seit Jahr und Tag ungefähr erst dem wilden Element Valet gesagt, das ihn so lange von Küste zu Küste getragen, und sich in dieser Gegend angekauft hatte.

Wir reisen hierher; die Tante überzeugt sich durch näheren Umgang noch mehr von der Trefflichkeit meines Vorschlages und ihr Brief an Dich — —

Ohne Datum und Ortsbestimmung, fiel ich ein.

Schweig! das ist einmal Frauenzimmer Art; ihr Brief, also an Dich geht fort. Da ich mir jedoch überlege, daß es besser ist, wenn auch ich Dir schreibe, kennend Deinen Eigensinn, so schicke ich mit der nächsten Post auch eine Epistel an Dich — —

Die ich nicht erhalten habe.

Mag seyn, thut aber auch weiter nichts zur Sache; und erwarte nun gewiß Dich recht freudig und bald hier zu sehen.

Nun, war denn das nicht der Fall?

Das letzte, ja! obschon ich nicht begreife, da Du mein Schreiben nicht erhieltest und die Tante den Ort zu bestimmen vergessen haben soll, wie Du hierher kamst.

Mein Stern, mein Glück, fiel ich ein. Recht,

Bruder, entgegnete Luiſe, Dein Glück. O, das habt ihr Männer immer unverdient und über die Gebühr. Aber ſag' an, warum benahmſt Du Dich denn, da Du nun hier warſt, ſo ſeltſam, ſo zweideutig? Warum verheimlichteſt Du uns die ganze lange Zeit Dein Empfinden für Agnes? warum paßteſt Du Dir, freilich ſchlecht genug, aber Du thateſt es doch, die Maske an, als könnteſt und wollteſt Du nie für ein Weſen etwas fühlen, das man nur zu ſehen braucht, um es zu lieben? Warum endlich erſchreckſt Du, wie geſtern Abend, meine Freundin, die unverhofft mit einem Beſuch uns hier überraſcht, gegen allen Anſtand und Sitte, auf Einmal mit einer ſo gewaltſamen Entdeckung Deiner Neigung, daß wenig fehlte, ſie hätte eine Krankheit davon getragen?

Luiſe! rief ich aufſpringend aus, ich beſchwöre Dich, Agnes! krank!

Gelaſſen, entgegnete mir die Schweſter: Ich ſagte, es fehlte wenig.

Alſo ſie iſt es doch nicht? o, antworte doch, Luiſe?

Nein! nein! Du Ungeſtüm; warum handelteſt Du denn aber ſo? Konnteſt Du nicht hübſch ordentlich, wie ſich's gehört, Dich erklären; muß denn alles bei Dir im Sturm geſchehen?

Sie hat Dir alſo erzählt? Was ſagte ſie, wie denkt ſie, darf ich hoffen? Sprich doch, liebe Schweſter, Du marterſt mich.

Gemach! Gemach! Herr Bruder, das magſt Du nachher von ihr ſelbſt und dem Onkel erforſchen.

Ach, der Onkel, ſeufzte ich — —

Ja wohl, der Onkel, fiel Luiſe ein; der muß einen herrlichen Begriff von Dir bekommen haben. - Schweſterchen, liebſtes, theuerſtes Mädchen, rathe, hilf, was muß ich thun? O, mein Himmel! wenn ſie zürnte, wenn er — — ich bitte Dich, Luiſe, verlaß mich diesmal nicht.

So Du hübſch offen und ehrlich mir alles bekennſt, Fritz, fein vernünftig mir auseinander ſetzeſt, was Dich trieb, bisher ſo, gerade ſo gegen die Tante, mich und Agnes zu handeln, ſo will ich thun, was ich vermag; aber, wie geſagt, hinterm Berge darfſt Du mir nicht mehr halten.

Dies that ich nie gegen Dich, Luiſe. Vernimm meine Beweggründe, verſpotte aber den Schwärmer auch nicht.

Ich erzählte ihr nun alles, was der Leſer bereits von mir weiß; meine gefaßten Grundſätze und Anſichten, mein Zuſammenſtellen eines Ideals, meine Liebe dafür, mein Begegniß im Gehölz bei meinem Wohnort, meinen Entſchluß, die unbekannte Geliebte aufzuſuchen, kurz alles, was vorherging, ehe mich Zufall und Glück an dieſen Ort brachte. Zu mehrerer Bekräftigung meiner Worte, zog ich den damals mir zugeeigneten Handſchuh meiner erträumten Herzens-Herrin vor und zeigte ihn zum Schluß der Schweſter, die alsbald bei ſeinem Erblicken der bisher, beſonders bei Erwähnung meines Abentheuers im Walde, mühſam genug unterdrückten Lachluſt Luft machte, das theuer verwahrte Pfand mir aus der Hand riß und wie ein Wind damit zur Thür hinausſchlüpfte.

Verehrteſter! ſprach eintretend Anſelmus zu mir, es iſt die Geſchichte für Belege und Erläuterungen ein ſehr weites und reiches Feld, doch bekenne ich, daß diesmal meine Kunde derſelben nicht hinreichend iſt, um ein Beiſpiel von dem, was uns beiden begegnete, darin zu finden. Daß Handſchuhe Zwietracht zu erregen vermögen, iſt mir zwar wohl bekannt, und ich errinnere Sie deswegen nur an Eliſabeth von England und Lady Marlborough: daß ſie aber auch Liebe und dergleichen gründen, iſt, wie geſagt, mir fremd geblieben bis dieſen Augenblick, wo ich Sie ergebenſt bitte, mir zu folgen, wie einſt David that dem König Saul, der es jedoch bleiben ließ.

Mit dieſen Worten faßte der wunderliche Mann mich unterm Arm, und ehe ich noch wußte, was geſchehen ſollte, ſtand ich mit ihm im Zimmer der Tante, vor dieſer, meiner Schweſter, Agnes und ihrem Oheim.

Die gegenſeitigen ſtummen Begrüßungen wurden zuerſt durch meine Schweſter unterbrochen. Mit der Frage: kennſt Du das? trat ſie, ein Buch mir zeigend, auf mich zu, und Agnes, die holde, reizende Agnes, blickte zugleich verſtohlen auf mich hin.

Ob ich es kenne! rief ich aus, o! ſollen ſich denn alle meine Wünſche heut erfüllen! Mit dieſen Worten nahte ich mich Agneſen, deren Wangen der Liebe ſchönſtes Morgenroth umflog.

Das Buch, welches Luiſe mir gezeigt hatte, war Tiedgens Urania. Es war daſſelbe Exemplar, welches ich damals im Holz fand; es überzeugte mich Glücklichen, daß Agnes, das herrliche,

zeitende Mädchen, die ich jetzt liebte mit der ganzen Kraft meiner Seele, dieselbe war, deren fremdes Bild ich mir damals erträumte, deren mit Bleistift hingeworfene Aeusserungen, als die zartesten Ergüsse eines kindlich frommen Gemüths, damals schon mit so reinen Banden mich fesselten, und meines Lebens Licht- und Silberblick flammte in dieser Stunde mir auf.

Schön und beglückend, entzückend und entzückt, in süßer, wonnevoller Hingebung, ruhte Agnes eine Minute, eine selige Secunde in meinem Arm, und meine gute, redliche Tante hielt segnend ihre Hand über uns; dann wandte ich mich zu dem Ohm meiner Geliebten, der mit hellen glänzenden Blicken uns betrachtete, und wollte mich entschuldigen wegen den Abend vorher. Er aber sprach in halb komisch, halb gerührtem Ton: „Potz Element, junger Freund, laßt das seyn. Seyd zwar kein Seemann, habt aber doch seemännisch Blut, fahrt mit vollem Seegel, und das hab' ich gern.“ Damit drückte er mir die Hand, als wollte er sie zerbrechen, und ich und Agnes sanken einander aufs neue an's Herz.

Den Handschuh mußte mir meine junge Gattin wiedergeben, und ich habe ihn als ein theures Erinnerungspfand meiner schönsten, jugendlichen Schwärmerei aufgehoben, durch lange Jahre. Seinen Gefährten hat sich Anselmus wieder aus, der ihn bereits, wie der Leser weiß, schon Einmal fand, und durch ihn, wie ich,

zur selben Zeit, nach dem Schlosse geführt wurde, wo mir mein schönstes Glück erblühte, mit dem Unterschied nur, daß Anselmus damals Agnes schon kannte, ich aber noch nicht.

Bald darauf, nachdem mir Hymen geleuchtet hatte, reichte er auch meinem Schwesterchen den Kranz. Jener junge Mann, dessen Ankunft bei dem Oheim meiner Agnes, der auch der seinige war, mich so in Harnisch brachte, daß ich von Duell und Mord gegen ihn träumte, führte die Schalkhafte heim, und als der alte, wackere Seemann, dem Luise, wie ich, nun auch Kinder geworden waren, hinging, wo keine Stürme mehr wehn und keine Wellen sich thürmen, da bewohnte er mit ihr das Schloß, dessen durch den Oheim beim Ankauf bewirkte Namensveränderung mich einst auf meiner Reise verwirrte: Agnes aber und ich behielten Cäcilienhof, denn es trug den Namen zum Andenken ihrer Mutter, wie denselben auch das erste Pfand der Liebe schmückte, welches meine Agnes mir gebar.

Fr. Gleich.

Schön Eisi *).

oder

die Entstehung der Alpenrose.

In Ralligen **), am Thunersee, lebte der reiche Landmann Arnold Stäffi. Von keinem beneidet, wohl aber von Allen geliebt und geehrt, schwanden seine Tage ungetrübt dahin, und es waren derselben nur wenige, die er nicht mit einer menschenfreundlichen Handlung bezeichnen konnte. Frau Mechthild beschenkte ihn mit einem feinen Töchterlein, Eisi (Elisabeth) genannt, welches schon in den ersten

*) In den Volksliedern von Kuhn (Bern, b. Burgdorfer 1819) steht ein schweizerisches Lied „Die Entstehung der Alpenrose," welches mir ungefähr den Stoff zu dieser Erzählung gab. Ich benutze diese Gelegenheit, um diese Sammlung einem jeden zu empfehlen, der mit der schweizerischen Mundart vertraut ist.

**) In Ralligen ist jetzt nichts mehr, als einige Mauern zu finden. Es wurde späterhin verschüttet.

Jahren der Reize so mannichfache entfaltete, daß es von Alt und Jung bewundert und allgemein Schön Eisi geheißen wurde. Mütterli Mechthild war schier außer sich vor Freuden, denn des Lobredens und Preisens wurde kein Ende, und so mancher Schalk wußte sich den Silberling zu erschleichen, der ihm sonst wohl wäre verweigert worden, wenn die gereizte mütterliche Eitelkeit den Weg zur Wohlthätigkeit nicht erleichtert hätte. Selbst die Verwandten aus Entlebuch und Emmenthal zogen herbei, Schön Eisi anzustaunen und ihre Glückwünsche darzubringen.

Bald aber runzelte Vater Stäffi die Stirne, und sprach eines Tages zu seiner Gefährtin: „Genug der Narrethei! schaust Du den Bösen nicht, der uns belauern will? Alt und Jung zieht herbei, und des Wallfahrens wird kein Ende, als läge Sanct Beatus unter meinem Dache. Töchterli wird verhätschelt, Mütterli geblendet. Wahr ist's — der Herr hat der Dirne ein feines Gesichtli verehrt — ich freue mich dessen, und dankte auch fromm. Doch jetzt laß uns sorgen, daß sie brav werde, damit sie uns einst danken könne."

Aber da wurde tauben Ohren gepredigt und Täteli Stäffi mußte oft zanken. — Es war an einem trüben Abend, als er fast unmuthig in den Seespiegel schaute; plötzlich röthete sich der Himmel über Merlingen, und dicke Rauchwolken stiegen auf. Andächtig entblößte er das Haupt, faltete die Hände, und schickte ein frommes Gebet gen Himmel, den Unglücklichen

göttliche Hülfe zu erflehen. Aber schon andren Morgens gab es Gelegenheit zu thätigem Beistand, und in solchen Fällen war Arnold Stäffi stets der Erste, und gab, nach Maasstab, dem reichsten Rittersmann nichts nach. Das Feuer wurde zwar gelöscht, allein der Schaden doch als bedeutend angegeben. Die biedren Merlinger hatten ein wackres Ehepaar zu beklagen, die in den Flammen den Tod fanden: Es waren dies Görg Hausen und seine Gattin. Arnold hatte schon in frühen Jahren mit Görgen einen Freundschaftsbund geschlossen, und seine Gebote streng und gewissenhaft befolgend unterstützte der Biedermann ihn stets in Rath und That. Wenige Monde vor seinem traurigen Ende hatte er sogar seinen einzigen Sohn gänzlich zu sich genommen. Hänsli weinte bitter, wenn er auch in Stäffi einen zweiten Vater gefunden hatte.

Er mochte ungefähr der Jahre sieben, und Schön Eisi, seine stündliche Gespielin, derselben viere zählen, als sie eines Tages auf Stäffi's Wiese im hohen Grase einhersprangen. Schön vor seinem Eintritt in Stäffi's Haus zeigte Hännsli eine grenzenlose Zuneigung zur kleinen Eisi, die mit ihm aufwuchs, und sich mit den Jahren mehrte. Nie konnte er genug Blumen für sein Schwesterlein finden, die ihm fast bei jedem neuen Strauß lächelnd sagte: „Noch mehr Blumen, ljeb Hännsli!“ So auch diesmal. Er suchte rechts und links, und eilte eben mit neuem Vorrath auf sie zu, als ein riesiger Lämmergeier dicht über ihn,

und auf Eisi losschoß. Die Kleine schrie — Hännsli, außer sich, warf seine Blumen fort, ergriff einen Stein, und eben wollte das Raubthier seine Beute entführen, als es, von der Waffe des verzweifelnden Knaben getroffen, sie wieder fahren ließ, und sich hoch in die Lüfte schwang. Schön Eisi fiel auf den todesbleichen Knaben, der sinnlos zu Boden stürzte. Blut rann ihm von der Stirn, und als er erwachte, sah er, wie sein Schwesterchen sich über ihn neigend das Blut mit den zarten Händchen wegstrich, und ihm lächelnd in die Ohren flüsterte: „Noch mehr Blumen, lieb Hännsli!"

So wurden beide gefunden, und den Aeltern in's Haus gebracht. Man verband den wackren Knaben sogleich, und seine Wunde (er war auf einen spitzigen Stein gefallen) ließ eine Narbe zurück. Stäffi hielt von jeher viel auf den Buben, und muß er ihm nicht doppelt theuer werden, da er ihm die Erhaltung seines größten Kleinodes zu danken hatte? Bald hatte er den würdigen Lohn gefunden, und sprach seines Tages zu seiner Genossin: „Rechthild!" hub er an, „der Herr hat uns mit Hab und Gut gesegnet. Es bleibt uns nicht allein genug für uns und Eisi, wir sind gottlob! auch noch im Stand, den Unglücklichen ein Stück Brod zu reichen. Ruft der Tod uns ab, so können wir in Frieden dahinfahren. Lieb Töchterli ist versorgt. Einen fleißigen, gottesfürchtigen Mann zur Seite wird auch sie, mit des Herren Hülfe, ein reichlich Erbe hinterlassen. Hännsli ist zwar arm, aber brav, und dem Kinde schon von

Jugend auf gewogen, und bleibt er, wie er sich angelassen, so mag ich keinen liebern Sohn, als ihn!"

„Aber Täteli, der Bursche hat ja nichts!"

„Ein treues Herz!"

„Schön Eisi kann, wenn sie der Herr erhält, fein stattlich wählen!"

„Schön — und nichts als Schön — das dritte Wort ist stets: Schön Eisi!"

„Nennt sie nicht jeder so?"

„Ich wollte lieber, man könnte sie brav Eisi schelten. Der Dirne wird der Kopf verdreht, und Du bist blind, bläst Dich mit Deinem Schön Eisi, wie der Pfau auf dem Herrenhof zu Spiez. Schau Mütterli, sie will sich kaum ein Schnürchen lösen vor Hochmuth, und ist ein halbes Kind noch. Wie wird das mit den Jahren werden?"

„Bös Täteli! Du bist auch gar zu hart. Schön Eisi —"

Aber Stäffi hatte die Thür schon hinter sich. Er schmälte nicht mit Unrecht. Schon zeigten sich deutliche Spuren des Hochmuths und des Eigensinnes bei der Kleinen, die von Hännsli und der blinden Mutter nur zu willig getragen wurden. Stäffi's wohlgemeinte Lehren verwehte der Wind, und von Jahr zu Jahr trug Eisi das Näschen höher. Bald weinte sie auf ihres Vaters Grab. Ein Schlagfluß hatte ihn den Seinigen entführt, und Hännsli sah bekümmert in die Zukunft. Doch Stäffi's Wittib verstieß ihn nicht, denn der Bursch legte fleißig Hand an, und that ja, was nur möglich, wenn es galt

dem Augapfel der Mutter einen Dienst zu leisten. Treu war er dem Mädlein, wie ihr Schatten, und wenn sie auch zu Zeiten hart oder stolz gegen ihn war, wenn sie — wie es oft geschah — nicht den Jugendfreund, nur den Diener in ihm sah — Treu Hännsli wich und wankte nicht.

Die Wallfahrten zu Stäffi's Tochter begannen bald auf's neue, und alle Bursche aus Ralligen und den benachbarten Dörfern sammelten sich um sie, ihr wohlgefällig zu seyn. Aber Schön Eisi war gar schlau — neckte alle — lachte bald diesem, bald jenem zu — machte fast jedem Hoffnung — bis jeder ein zierliches Körbchen heimtrug. O wie bekümmert stand in solchen Augenblicken treu Hännsli in der Ferne, dessen hoffnungslose Liebe, der Lavine gleich, von Tag zu Tag sich mehrte, und sein ganzes Seyn und Thun in feste Ketten geschlagen hatte. Er dachte nichts als sie — und sehnte sich gar oft zu seinen Aeltern und zu Vater Stäffi, denn Schön Eisi's blitzende Blicke, waren Dolchstiche in der Brust des treuen Burschen. „Wenn er noch lebte!" so seufzte er oft, „dann könnt' ich hoffen, aber Mütterli Mechthild schaut nach einem reichen Freier, und kümmert sich um Hännsli wenig!"

Oft schien Schön Eisi den Jugendgespielen nicht mehr zu kennen, und vor andern erfreute er sich selten eines freundlichen Blickes. Aber auch er sollte je zuweilen in Wonne leben, um seinem Kummer dann doppelt erliegen zu müssen. Oft wenn die Abendsonne sich blutroth in den See tauchte, und ihre letzten Strahlen die

Schloßthürme zu Spietz vergoldeten, saß Schön Eisi vor der Pforte, und treu Hännsli kauerte sich zu ihren Füßen. Dann strich sie wohl einmal die dunklen Locken von der Stirn des beglückten Burschen, neigte das Köpfchen, küßte die Narbe, und sagte — der Jugendzeit gedenkend — lächelnd zu ihm: „Noch mehr Blumen, lieb Hännsli!“ Ach, dann war er so froh, vermochte kaum zu athmen, und überströmende Freude schien ihm die Brust sprengen zu wollen. Aber solcher Augenblicke waren nur wenige, und Schön Eisi schien an seinen Qualen eine rechte Lust zu haben.

Es war an einem heitern Sommertage, als sie vor der Pforte stand. Sie schaute in den Seespiegel, und gewahrte bald einen Nachen, der vom südlichen Ufer zu kommen und seine Richtung gen Nalligen zu nehmen schien. Er nahte, und es schimmerte und flimmerte darin wie Gold und Edelgestein. Der Nachen legte an, und der Junker von Erlach betrat mit seinen Knechten das Ufer. O! wie schaute Schön Eisi auf! Einen solchen Glanz hatte sie nie gesehn, und rieb sich ein um's andre Mal die Augen klar, um ja nichts von dem bezaubernden Anblick zu verlieren. Hurtig rief sie die Mutter. „Schau doch, Mütterli, den sammet und seidnen Koller, die güldenen Ketten und Sporen, die Schwungfeder auf dem geschlitzten Baret — schau den Gürtel — o Mütterli! was ist der Ritter schön!“

„Ist auch der Herrensohn zu Spietz, der älteste Junker des Erlacher Grafen; wird wohl

einen Herrn in der Nachbarschaft heimsuchen, denn Ralligen hat ihn wohl nicht hergelockt!"

Der Junker näherte sich, und grüßte freundlich.

„O wie huldvoll!" rief Schön Eisi, und schlug in die Hände.

„Euer Töchterlein?" fragte er die Mutter.

„Dem gnädigen Herrn Junker zu Diensten — ja!"

„Eine feine Gestalt!"

„Der Herr hat mich gesegnet."

„Wie nennt sich die Kleine denn?" — Eisi schien die Schnüre am Mieder zu zählen. —

„Nun, nun, nicht roth werden, Dirnlein!"

Rasch fuhr das Köpfchen in die Höhe, und mit verschämter, schalkhafter Miene erwiederte sie: „Schön Eisi, zu Gnaden, Herr Junker!

„Schön Eisi — So, so! Hat denn Schön Eisi einen Labetrunk für den Junker von Erlach? fragte er lächelnd.

Vor Hast verschlang sie die Antwort, und stürmte mit der Mutter fort. In der kühlen Vorhalle reichte sie dem hohen Gast, mit schamhaft gerötheter Wange einen Becher Ralliger Reben, und er leerte ihn auf ihr Wohl. — „Müßt mir," hub er an, „schon ein Stündchen Herberge geben, bis meine Pferde kommen. Will noch gen Thun! —

„Was schaut Schön Eisi denn?"

„Ach, Herr! die schönen Spangen, die blanken Ketten —

„Möchtest wohl auch gern ein Kettlein tragen?"

„Behüte, edler Herr Junker, bin ja keine Ritterin! Die Buben zeigten mit Fingern auf mich.“

„Nun, nun! das bleibt wohl ohnedies nicht aus!“ — Man plauderte noch hin und her, bis die Knechte mit den Pferden vor dem Hause hielten. Da löste der Erlacher Junker ein Kettlein vom Hals, hieß Schön Eisi niederknien, und schmückte sie eben damit, als Hänneli eintrat, und erschrocken zurückfuhr. — „Dies zum Andenken vom Junker Erlach,“ sprach er, schwang sich auf's Roß und jagte davon, daß es Funken sprühte. — Schön Eisi war außer sich vor Freuden, und stieg auf den Boden, um dem blanken Junker, so lang wie möglich, nachzuschauen. Mütterli Mechthild schlug die Hände einmal über's andre auf und zusammen ob des Heils und der Gnade, so ihrem Haus widerfahren. Nur aus Hänneli's Brust drängte sich ein schwerer Seufzer hervor.

Stolzer trippelte nun Schön Eisi durch die Gassen, und Buben und Mädchen zischelten sich in die Ohren, wenn sie des Goldschmucks gewahrten. — Nach einigen Tagen kehrte der Junker wieder. Mechthild hatte ihr Töchterchen und sich, seine Rückkunft wohl wissend, stattlich herausgeputzt. Hänneli stand betrübt im Winkel, wenn der Erlacher Herr um Schön Eisi herumscharwenzelte und ein um's andremal die rosigen Wangen streichelte. Er ahnete nichts Gutes, aber Mechthild wollte nichts hören, und Eisi nichts sehen, als den blanken Herrn. Dieser wußte sich denn auch in gar stattlichen Reden

herumzudrehen, klagte, daß er kein Landmann ſey, und wie er für Schön Eiſi ſeine Herrſchaft willig tauſchen wolle. — Das that denn gar wohl, und der ſchlaue Vogelſteller merkte nur zu bald, unter welchen günſtigen Ausſichten er ſeine Sprenkel gelegt hatte. Wenn er auch nie lange verweilte, ſo legte ſein Nachen doch zu dreimalen wöchentlich in Ralligen an. Aber treu Hännsli ließ die beiden nie allein, und der Junker wünſchte ihn wohl zwanzigmal in den Thunerſee, oder doch wenigſtens in ſeinen Frohnthurm zu Spiez, denn er gewahrte gar bald, wie er dem Burſchen ein Dorn im Auge ſey, und mit ſeinen Goldpfennigen bei ihm nichts ausrichten werde.

Nach und nach wurde dem Junker ſeelig Täteli Stäffi's Haus nicht mehr fremd, und er, von Tag zu Tag, ein willkommner Gaſt. Vergeblich waren Hännsli's Einwendungen, die eitle Mutter hörte nicht, und Schön Eiſi wurde vor Zorn ſo roth wie ihr Mieder, wenn er den ſchönen Junker anzutaſten wagte. „Giebſt Du nicht Ruhe," ſo ſagte ſie einſt „wirft Mütterli Dich auf die Straße, oder ich klag' es dem Herrn, und gieb Acht, er läßt Dich einſperren. Du biſt ihm ohnehin nicht recht!" Treu Hännsli trocknete eine Thräne ab, und dachte bei ſich: „o Herr da oben! hätteſt mich lieber zu Dir nehmen ſollen, als mir meine beiden Väter zu rauben!"

Eines Morgens trat ſie vor ihm hin, und ſprach: „Lieb Hännsli, bis mir gut?"

Ach da ſchwand jeder Groll!

„O! bind den Nachen los," so fuhr sie fort, „und leite mich ober Merlingen zur St. Beatus-Höhle *). Es ist gar lange her, daß ich dort mein fromm Gebet verrichtet. — Gelt! mein Hänneli thut's? O ja! mein Hänneli schlägt's nicht ab?"

Ach! hätt' er's nur gekonnt! — Bald schwanden sie über den Seespiegel dahin. Hänneli schaute düster hinein, und nur wenn ihm Schön Elsi die braunen Wangen streichelte, schien sich ein halbes Lächeln hervordrängen zu wollen. — Sie legten an. — „Hab Dank, brav Hänneli," sagte die Schmeichlerin, indem sie ihn freundlich anlächelte, „nun will ich hinauf!"

Er wollte folgen.

„Nicht doch, Hänneli. — Da bleiben! Gelt! Du läßt mich allein?"

„Nur hinaufbringen will ich Dich," erwiederte er, „dann steig ich wieder in den Nachen." Und so geschah es. Er saß wohl schon eine geraume Zeit, als in seinem leichten Fahrzeug der wackre Walther von Neuhaus, auf ihn zukam. Sie plauderten eins hin und her.

---

*) Vom heiligen Beat, welcher der erste christliche Missionair in der Schweiz gewesen, und in hohem Alter in dieser Höhle gestorben seyn soll. Ein dieser Zeit wurde diese Höhle ein Wallfahrtsort, und das Fest des St. Beat, am 9ten Mai alljährlich gefeiert. Siehe: J. G. Ebel. M. D. Anleitung auf die nützlichste und genußvollste Art die Schweiz zu bereisen. Art.: Thunersee.

„Ja," meinte Walther, „es schaut gar seltsam in der Welt jetzt aus. Gebote giebt's genug, doch nur für uns. Die Herren thun nach ihrer Lust, und lachen des Landmannes. Schaut! eben jetzt, — Ihr kennt doch den Brückensteg über den Lohbach. Das Holz ist alt und morsch, und der Erlacher Graf läßt ihn ausbessern. Nun hat er anbefohlen, daß man mit Vorsicht drüber fahren soll! Das ist denn auch geschehn, und der Schultheiß zu Neuhaus hat selbst 'nen Wächter beigestellt. Was hilft's? vor einer Viertelstunde sprengte sein eigner Junker mit den Knechten drüber, und so wild, daß die Tagesarbeit rein zerstört ist. Doch ist's der Junker — also muß man schweigen! —" Er ruderte fort. Hännsli war schier wie vom Donner getroffen, bis ihm's mit einemmal wie ein Blitzstrahl durchfuhr. Hastig sprang er aus dem Nachen, riß einen Ast vom Baum, und hurtig den Berg hinauf. Am jenseitigen Abhang desselben warteten die Reisigen mit den Pferden — ihm blieb kein Zweifel mehr. Er zitterte, wurde bleich wie der Tod, dicke Tropfen standen ihm auf der Stirn, und er stützte sich auf seine Waffe. Plötzlich dringt ein Gekreisch zu seinen Ohren — er horcht auf — es wiederholt sich — er stürzt in die Höhle — der obere Raum derselben ist leer — er taumelt in die untere. Das Rauschen des Beatenbaches, der sich hier durch die Felsen drängt und ein großes Becken dort bildet, macht seine Ankunft unbemerkt. Welch ein Anblick! Schön Eisi mit dem Junker ringend. Er schleudert den Ast weit weg, stürzt

sich wie ein gereizter Eber zwischen beide, und in einem Nu liegt der Junker am Boden. Schön Eisi entflieht — ruft um Hülfe, aber der blanke Herr hatte den Beatenbach schon begrüßt. „Trocknet nun Euren Junker ab!“ rief Hännsli den von der andren Seite herbeieilenden Knechten zu, und sprang in den Nachen. Schön Eisi weinte laut. Hännsli sagte kein Wort. Mit jedem Ruderschlag verdoppelten sich seine Kräfte, er athmete schwer, aber endlich schwand sein Bewußtseyn; die Arme ließ er sinken, und hätte sicher im Thunersee sein Ende gefunden, wenn ihn Schön Eisi nicht gehalten hätte. Mit klopfendem Herzen leitete sie selbst den Nachen, bis er sich wieder erholte. Sie traf sein erster Blick, aber sie konnte ihn nicht ertragen, und sah beschämt auf den Boden. Er legte an, und betrat, noch immer sein Stillschweigen beobachtend, die Schwelle des Hauses. Mechthild bemerkte bald an beiden, daß etwas vorgefallen sey, aber Hännsli schien die Sprache verloren zu haben. Endlich fing Schön Eisi an zu beichten, und erzählte, wie der Junker sie in die Höhle gelockt habe. Sie hätte kein Arg gehabt, mit ihm geschertzt, „aber bald,“ fuhr sie schluchzend fort, „drückte er mich an sich — klagte — daß er — kein Landmann sey — und wollte mich zu sich niederziehen; da erwachte ich erst — die Augen gingen mir auf — ich riß mich los — und war schon oben: aber er riß mich wieder hinunter — da kam — ein guter Geist — ach Hännsli! —“ Weinend stürzte sie an seine Brust.

Jetzt schwand auch die Decke von Rütterli Mechthild's Augen, jetzt wurde es ihr klar, wie so weit klüger sie gethan, wenn sie Hännsli's Ermahnungen beachtet, und sie nicht leichtsinnig in den Wind geschlagen hätte. Der treue Bursche war so erschöpft, daß er früher denn sonst die Lagerstätte suchte. Noch hielt der Schlafgott seine müden Augenlieder geschlossen, und ein lieblicher Traum umgaukelte seine Sinne: er sah sich an Schön Eisi's Seite auf einem mit Blumen geschmückten Lager — Blumen, wie er sie nie gesehn — die rosigen Blättercheu spielten so schön auf dunkelgrünen Laub — da zerstörte ein Wehgeschrei das luftige Traumgebild, und schreckte ihn auf. Noch wußte er nicht, wie ihm geschah, als er von Frohnen ergriffen und in den Thurm geschleppt wurde. Er hatte den Junker, der sonst in dem Becken des Beatenbaches sein Ende gefunden hätte, mit Hülfe jenes Astes wieder gerettet, und ihn auf den mit Epheu bezogenen Boden gelegt. So fanden ihn die Reisigen. Die Sache konnte nicht verschwiegen bleiben, und der alte Graf war höchlich ergrimmt. Der Junker wurde zur Strafe auf ein Jahr an des Kaisers Hof, jenseits der Alpen, verbannt, aber Hännsli, weil er sich gröblich gegen seinen Herrn vergangen, auf Jahresfrist in den Thurm gesteckt. Schön Eisi war außer sich. Das Kettlein des Junkers warf sie in den See, und gern hätte sie für Hännsli's Befreiung ihr Leben gelassen. Dieser murrte nicht ob seines Schicksals. Er duldete ja für sein Liebstes auf der Erde, und kam sie doch,

mit des Schultheißen Gewährung, wohl zweimal in der Woche, an der Hand der Mutter, ihn in seinem Kerker heimzusuchen. Ach! dann war ihm so wohl, und die finstern Mauern glänzten ihm wie Gold und Edelgestein. Träume nur, treu Hännsli, träume fort — schrecklich wird Dein Erwachen seyn. — Kaum war ein halbes Jahr verflossen, als sich die Besuche minderten. Bald sah er auch die Mutter seltner, der es nie an einer Entschuldigung für das Ausbleiben der undankbaren Tochter fehlte. Aber noch hatte er den Gipfel seines Elends nicht erklimmt. Sein Strafjahr nahte sich dem Ende, und da der Graf ihm einige Wochen schenkte, so rasselten bald die eisernen Thüren hinter ihm. Kaum konnte er es erwarten, die geliebte Wohnung zu begrüßen, als ihm der Frohnknecht den Wermuthsbecher auf einen Zug zu leeren gab. „Schau, Hännsli!" sagte er, „Du hast von Glück zu sagen. Aus dem feuchten Thurm gehst Du ein in's Haus der Freude. Merkst Du mich wohl? Schön Eisi —"

„Nun?"

„Schön Eisi hält bald Verlöbniß, wie es heißt."

Treu Hännsli wurde zu Stein. Endlich raffte er sich auf, und nun wußte er nicht, ob in den See, in die weite Welt, oder zu Haus. Er entschied für's letztere. „Dein wird sie doch niemals," dachte er, „also willst du treu ihr dienen, bis der Herr dich abruft." — Seine Wiederkunft erregte eine allgemeine Freude. Schön Eisi sprang um ihn herum, wie ein junges

Reh; aber als er mit Mechthild allein war, faßte er sich ein Herz und fragte, welche Bewandniß es mit dem Verlöbniß habe, und wer denn der Bräutigam sey; Mechthild erröthete fast bei der Frage, die sich über die bebenden Lippen beklommen drängte.

„Schau, Hännsli," so entgegnete sie, „weiß wohl, daß seelig Täteli Dich am liebsten zur Schnur gehabt, und auch ich war nicht dagegen, allein Schön Eisi mag Dich einmal nicht zum Mann; da ist der reiche Kunz — der Rollinger — ein feiner, schlanker Bursche —"

„Der Kunz?" schrie Hännsli auf: „Mein armes Schwesterlein!"

„Was hast Du gegen ihn?"

„Er ist ein Taugenichts und Tagetieb, legt die Hände in den Schooß, braucht sie nur, um den Weinkrug zu langen, und hat den Glauben, des Vaters Erbe könne nie aufliegen. O arme Eisi!

Die Thür sprang auf. Sie trat an Kunzens Hand in's Zimmer, dessen Antlitz glühte wie Eisi's scharlachnes Mieder. Er hatte eben wieder eine Kanne geleert.

„Da ist der Merlinger *) ja auch wieder!" stieß er heraus, „er, Bübel, wie schaut denn 's Thürmli aus? ist's wohl bekommen?"

---

*) Die Einwohner von Merlingen haben in der Gegend den Ruf der lächerlichsten Albernheit und Dummheit, wie in Deutschland die Schöppenstädter. Siehe Abel Anleitung u. s. w. S. 342.

Aber Hännsli wendete sich um und antwortete nicht.

Da sprang der Uebermüthige wie toll vom Sessel auf, und wollte auf Hännsli ein, der sich rasch herumdrehte, und festen Schrittes ihm entgegen trat.

Die beiden Weiber schrien laut auf, und drängten sich zwischen die Gereizten. — „Ob der Bube antworten wird?" brüllte Kunz.

Aber Hännsli sagte ruhig: „Zum Spott bin ich nicht schlecht genug, und dem Hochmuth fröhnen mag ich auch nicht. Ich hab' im Thurm gesessen, weil Schwesterli Eisi mir lieber ist, als Geld und Gut; hätt' ich dem Junker dienen mögen und sein ruhig bleiben, was gilt's! ein gülden Schaustück wär' mir nicht entgangen!"

Schön Eisi sprang auf ihn zu, halste ihn recht innig, und sagte schmeichelnd zu ihm: „Mein braver Hännsli!"

„Holla!" schrie Kunz, „was soll das? fort von dem Merlinger!"

Hännsli bebte vor Wuth. Vergebens versuchte Mechthild den Rohen zu besänftigen. Schön Eisi weinte, und ließ von dem Jugendfreund nicht los, weil sie Streit befürchtete. Ach, wie lieb' wurde er ihr in diesem Augenblick, wie leuchtete er in seiner Armuth so glänzend vor dem berauschten Nebenbuhler hervor. — „Brüstet sich der Bube mit seinen Thaten," bramarbasirte jener, als ob ein Merlinger etwas andres, als Merlingerstreiche verrichten könnte. Ich hätte gewähren lassen, dann hätte der Erlacher Herr fein zahlen müssen,

— Wer für Geld und Saft der Reben
Nicht ein Schmuetzli gern läßt geben,
Muß aus Merlingen wohl seyn —

lallte er mit schwerer Zunge. Jetzt riß allen dreien die Geduld. Schluchzend sagte Schön Eisi dem rohen Wüstling den Handel auf, der hohnlachend über die Schwelle stolperte. Jetzt fühlte Hännsli zum erstenmal seinen Werth, und so sehr ihn Eisi's Benehmen auch beseeligte, so konnte er dennoch nicht umhin, an Mutter, wie Tochter eine derbe Strafpredigt zu halten. „Magst Du auch mich nicht nehmen, —" hiermit schloß er seine Rede, und sprach noch durch die Thür zurück: „so wähle nur einen wackren Mann, und lege den Hochmuth und den Eigendünkel ab, wenn Vater Stäffi's Verheißungen nicht in Erfüllung gehen sollen. Hätt' ich Dich nicht lieb, ich würde schweigen, aber das kann ich nicht; denn wer auf Dich schilt, er mag Recht oder Unrecht haben — hat es mit mir zu thun, und müßte ich es auch mit dem Leben büßen!"

Der Vorfall blieb nicht ohne Wirkung. Schön Eisi ging in sich, schämte sich so mancher Thorheit, und schien sich wirklich bessern zu wollen. Von nun an war sie immer freundlich gegen Hännsli, und auch er söhnte sich nach und nach mit dem Geschicke aus.

Es war am Aelpersunde *), einem heitren

*) Am Aelpersunde. Der Sonntag vor der Auffahrt auf die Alpen im Frühling, und der nach der

Herbsttag, als sich zur gewöhnlichen Feier ganz Ralligen versammelte. Die Wirthshäuser waren überfüllt, und auf dem Marktplatz wurde gespielt, getanzt und gesungen. Auch Schön Eisi fand sich an Hännsli's Seite dazu ein. Sie tranken ihr Krügelchen Wein mit Muskatengewürz bestreut, und sahen dem bunten Getreibe zu. Kunz war stets im dicksten Gewühl, und hatte einen Schwarm Bursche seines gleichen um sich, die von seinem Beutel zehrten und mit ihm jubelten. Kaum gewahrte er Schön Eisi, als ihm das Blut zu kochen begann, und er dem Gelüster, Rache zu nehmen, nicht widerstehen konnte. Er sann hin und her. — Plötzlich hörte man laut jubeln und lachen, und aus der Queerstraße sprang ein buntbebänderter Festnarr, von einem lärmenden Haufen begleitet, einher. Man räumte ihm bald eine Tonne ein, und er begann zeitgemäße Spottlieder *) abzusingen und mit geckenhaften Gebehrden zu begleiten.

Abfahrt im Herbst, sind immer Festtage, wo das junge Volk, besonders die Küferknechte, bei Tanz und Wein sich belustigen. Gewärmter Wein mit Saffran oder Zucker und geschabten Muskatennüssen und dergl. sind beliebte Leckereien.

*) Dieser Gebrauch ist eigentlich im Entlebuch zu Hause. „Am letzten Montag in der Fastenzeit, Hirsmontag genannt, singen die Dorfdichter dem versammelten Volke der benachbarten Gemeinde die geheime Geschichte aller bei ihr seit Jahresfrist vorgefallenen Thorheiten ab.“ Siehe Ebel Andeut. Artikel: Entlebuch.

Die Zahl der Zuschauer mehrte sich von Vers zu Vers. Jetzt hub er wieder an, und alles horchte auf:

Habt Ihr, Leutli, wohl gehört
Vom Mandat zu Bern.
Wallfahrtwandeln ist verwehrt, *)
Bleibet ja fein fern.
Doch vor allen ist verpönt
St. Beati Klause,
Und Ihr werdet brav verhöhnt
Bleibt Ihr nicht zu Hause;
St. Beatus und der Drach
Sind dort nicht zu finden;
Aber in dem Felsgemach,
Dirnlein! will's Euch künden,
Ist oft beim Beatenbach
Ein Jünkerlein zu finden,
Und Schön — Ei! sie ist bekannt
In des —

Das war die Losung! Wie ein Blitzstrahl stürzte Hännsli auf den Bunten ein. Der Kerl fiel von der Tonne, und die Verwirrung wurde allgemein. Kunzens Gesellen lärmten, Eisi wiederholend, einher, bis die Frohnen sich in's Mittel legten und Ruhe stifteten. Hännsli wurde von dem Gecken losgerissen, und sollte wieder in den Thurm, aber Mechthild löste ihn mit Geld wieder aus. Schön Eisi konnte nicht aus den Augen sehn vor übermäßigem Weinen.

*) Dies geschah bekanntlich, wie die Reformation im Canton Bern angenommen wurde.

Sie sperrte sich ein; und selbst vor Hännsli ließ sie sich eine geraume Zeit nicht sehen, so hatte die Schaam sie niedergedrückt.

Der Winter schwand dahin. Kunz, der in seinen Schwelgereien nicht nachließ, und bei einem Zug nach Bern den Rest seiner Habe im Würfelspiel verloren hatte, wurde, Schulden halber, bald in denselben Thurm gesperrt, in dem Hännsli vor Jahresfrist Kühnheit und Rechtgefühl gebüßt hatte. Endlich schwanden auch die Falten von Schön Eisi's Stirn, und sie glich wieder dem ungetrübten Spiegel des Sees. Der Frühlingsbote weckte alles zu neuem Leben, und am Aelpersunde war man fröhlicher, denn je. An Hännsli's Arm schlenderte Eisi daher, und alles lachte ihr freundlich zu, denn es war allbekannt, daß ihre Verbindung mit Hännsli auf Ostern festgesetzt war. Der Festner sang für dieses Jahr Kunzens Thorheiten ab, und man jauchzte darob, und spottete des Hochmüthigen. Nur Hännsli schaute düster drein, und vergebens waren Schön Eisi's Bemühungen, ihn zu erheitern. Er tanzte nicht mit ihr, freute sich aber, wenn ein andrer sie beim Arm nahm und mit Blumen schmückte. Ganz Nalligen war wieder vernarrt in sie, und ihre Thorheiten vergessend, hatte man als Braut sie doppelt lieb, und „Schön Eisi" tanzte wieder von Lippe zu Lippe. Warum Treu Hännsli so bekümmert war — er wußte es nicht. Der volle Mond glich einer Feuerkugel, als sie heimgingen. Mütterli Mechthild ruhte schon. Vor der Hausporte ließen sich beide nieder, und er wand

einen zierlichen Blumenkranz für sie, den er ihr wehmüthig lächelnd in die Haare drückte.

„Noch mehr Blumen, lieb Hännsli!“ sagte sie lächelnd, und Hännsli sah im Geist den riesigen Lämmergeier wieder — dieselbe Angst ergriff ihn — er drückte sie fest an sich und einen glühenden Kuß auf Eisi's rosige Lippen.

„Warum so traurig — Hännsli?“

„Weiß nicht!“ antwortete er, legte die Hand auf ihre Schulter, und schaute ihr betrübt in's Auge.

„Magst Deine Eisi nicht, Du böser Bube!“

„Gewiß! mehr als mein Leben!“

„Nun? weshalb grollst denn? Hast heute nicht einmal mit mir getanzt; am Aelpersunde nicht mit mir getanzt — ein feiner Freier! Da schau die andren an, die drehen sich mit ihren Liebchen im Ringeltanz — und Base Gertrud — weißt Du's schon? Droben auf der Flüh sollen gar schöne Blumen stehn — das thut ihr Ullrich — klimmt die Felsfirste hinauf und Morgens prangte ein schöner Strauß vor ihrem Fenster *). Mich fragte sie — Arm Eisi sah noch keinen Strauß, und höhnisch lachte sie — arm Eiß wird geschmählt — weiß nicht warum.“

„Hab Dich nicht minder lieb — Gott weiß es! Aber heut ist mir so bang, als ob ich böses that oder — noch thun müßte. Ich tanzte

*) Nach Stalder's Fragmenten über das Entlebuch, machen dort die Bursche ihren Mädchen dadurch den Hof, daß sie ihnen Flühblumen von den gefährlichsten Felsfirsten herabholen und vor die Fenster stellen.

nicht damit! Dich, doch hab' ich Dich so lieb, so lieb!"

„Aber Flühblumen giebst mir doch nicht, Hännsli! O bitte, bitte! Pflück mir 'nen Strauß — damit ich Morgen der spöttischen Base gegenüber treten kann — nicht wahr, Du thust's?"

„Nur heute nicht —"

„O lieb, lieb' Hännsli! schau — Du magst mich nicht — sonst wärst Du längst schon oben."

„Nun ja — recht bald. Schlaf wohl, mein Eisi — gieb ein Mäulchen her."

„Flühblumen, Hännsli, putz mein Fenster aus. dann erst — sonst nicht!"

„Gewiß! ich halte Wort —"

„Flühblumen, Hännsli — sonst kein Mäulchen mehr!"

Sie schlug ihn schäkernd auf den Mund, und huschte fort. Ein Weilchen noch stand Hännsli vor der Thür, und starrte in den See. Dann schaute er auf nach Eisi's Fenster. Sie gewahrte ihn, als sie eben ihr Lämplein löschen wollte, öffnete leise den Flügel, und zischelte ihm durch die Nacht zu: „Flühblumen, lieb Hännsli, sonst kein Mäulchen mehr!"

Er war entschlossen, und trollte guten Muthes dahin. Ein Stündchen ruhte er wohl aus in einer Sennenhütte, und dann ging es von Klippe zu Klippe. Nur noch eine Flühe ragte über ihn, die bisher noch niemand betreten, und diese machte er sich zum Ziel, denn Schön Eisi dünkte ihm besonders werth. Mit nicht geringer Gefahr erreichte er sie. Noch war die Sonne unter ihm verhüllt, und mühsam zer-

theilten ihre Strahlen erst nach und nach die graue Nebeldecke. O welch ein Anblick! wie wurde ihm! Welch eine Blumenflor, die ihn umgab, und wunderbar! Er sah die Blumen wieder, die jüngst im Traum sein Lager schmückten. Freudenthränen netzten die braunen Wangen, wenn er Schön Eisi's Lust sich dachte, er hörte nicht auf zu plündern, denn unaufhörlich rönte es ihm in's Ohr: „Noch mehr Blumen, lieb Hännsli!"

Jetzt stieg er hinab von Fels zu Fels — o weh! da ritzte er sich die Hand und ihr entfällt der halbe Strauß. Soll er ihn missen? Nimmermehr, denn jedes Lüftchen schien ihm Eisi's kindliche Bitte zuzuwehen. Er wagt einen gefährlichen Schritt — seine Blumen sind gerettet — aber im Zurückschreiten gleitet er aus — und jämmerlich zerschellt, den Blumenflor mit krampfhaft geballten Fäusten haltend, stürzt Treu Hännsli in den Grund!

Die Strahlen der Sonne vergoldeten den Thunersee, und weckten die müde Schläferin. Ihr erster Blick fiel auf's Fenster — es war von Blumen leer. „Wart, fauler Bube," rief sie schmählend aus — „und Schön Eisi wird Dich wecken."

Aber unberührt war seine Lagerstätte. Sie fragt — es hat ihn niemand gesehn — eine dunkle Ahnung befällt sie — sie stürzt hinaus auf die Wiese — „Barmherziger Gott —" waren ihre letzten Worte. Hin sank sie auf Hännsli's Leiche, und begrüßte sie bald. Keine Thräne netzte ihr Auge, denn schon im Hinsinken ent-

schwand ihre Seele dem Irdischen. Fast auf derselben Stelle, wo einst in ihren Kinderjahren die jungen Herzen durch höhern Willen gepaart schienen — fand man ihre entseelten Hüllen. — Mechthild war außer sich, und ihre eignen Vorwürfe senkten auch sie bald in die Grube. — Hänneli und Schön Eisi wurden in dem von ihm blutig gerötheten Boden eingesenkt, und seine Blumen, die man sorgfältig wartete, prangten auf seinem Hügel. Bisher hatte noch niemand die rothblättrige Firstenzier gesehn, und Alpenrose wurde sie getauft. Ueppig sprießte sie aus dem blutgedüngten Boden hervor, und ist jetzt allgemein im Thal zu finden.

So, liebe Frauen und Fräulein, soll das Alpenröslein entstanden seyn; leicht fallen seine Blätter, wenn man mit starker Hand es berührt. Eben so leicht schwindet die Schönheit des Weibes, wenn der Trieb des Selbstgefühls zu mächtig wird — der jeden Reiz zerstört.

E. Lebrün.

Das Beichtkind.

Benedikt, ein armer aber wohlverdienter Candidat des Predigtamtes ward, bald nach dem Ende des siebenjährigen Krieges, in der sächsischen Landstadt B. als Diakonus angestellt. Das Aemtchen nährte in guten Zeiten, nothdürftig, seinen Mann, aber bösere als die damalige Gegenwart konnte es nicht geben, und den Sparpfennig, welchen er, als Erzieher der Söhne eines Leipziger Wechslers erübrigt hatte, raffte die Krankheit und das Begräbniß der geliebten Mutter hin, deren Lebensende die erlittenen Kriegsdrangsale zeitigten.

Der schöne Abend lockte den Diakonus in den Wald hinaus. Es gab dort, unter dichten Gebüschen am Teiche, ein friedliches Plätzchen, das der Bekümmerte fleißig heimsuchte, und Heute zum Studierstübchen machen wollte, denn er mußte Uebermorgen, am vierten Sonntage nach Trinitatis, über das Evangelium predigen —

„Darum seyd barmherzig, wie auch Euer Vater barmherzig ist!“ ꝛc.

Die Hauptsätze der Rede waren bereits niedergeschrieben, Benedikt gedachte sie, draußen, in der erwähnten, stillen Sakristey des großen Welttempels, zu ergänzen und dem Gedächtniß einzuprägen. Die Arbeit hatte sein Gemüth bewegt, der göttliche Text ihn mit Schauern der Andacht erfüllt, er empfand, den Vater preisend, die Herrlichkeit seines Berufes und die Kraft der Weihe, die ihn geschickt machte, das Wort Gottes in der Weise des Mittlers, mit Einfalt und Würde, mit Segen und Erfolge zu verkündigen. Bitterlich mischte sich jedoch das Gefühl der drückenden Armuth, des Mangels an dem täglichen Brote, das er so eben ohne Zuthat und unter Thränen genossen hatte, in die selige Wallung und trübte ihren Silberblick. Der Darbende sah des Elendes kein Ende, sah sich, im Geist, unter diesem erliegen und von dem Alliebenden, dessen Barmherzigkeit er eben bezeugen und erheben sollte, verlassen und versäumt. — Da trat die Sonne plötzlich hinter Wetterwolken hervor, und verklärte Himmel und Erde — der Odem des Lebens wehte ihn aus Hain und Flur balsamisch an, die Lerchen stiegen jubelnd auf, und Benedikt lispelte, gleich ihnen von dem Erdenstaub emporgezogen — Lobe den Herren, meine Seele!

Kaum hatte der Diakonus unter dem befreundeten Laube am stillen Waldteiche Platz genommen und den Eingang seiner Predigt durchlaufen, als er klägliche Schmerzenlaute,

das Schluchzen einer Weinenden vernahm, und durch die Spalte des Laubbehänges ein holdseliges Mädchen im Gebüsch am Ufer knieen sah. Die Geisterbleiche schien von Seelenangst bedrängt, sie hob die gewundenen Hände gen Himmel und betete mit jammervoller, gebrochener Stimme —

Wenn ich einmal soll scheiden,
So scheide nicht von mir!
Wenn ich den Tod soll leiden,
So tritt Du dann herfür!
Wenn mir am allerbängsten
Wird um mein Herze seyn;
So reiß mich aus den Aengsten,
Kraft Deiner Angst und Pein!

Jedes Wort dieser geweihten, erschütternden Beschwörung, die weiland viele tausend Sünder und Gerechte in ihrem Todeskampf aussprachen, drang um so tiefer in sein Innerstes, da die Verzweiflung sie betonte. Er raffte sich auf und trat hervor. Da erblickte ihn die Unglückliche, sie schrie laut auf, sie sprang empor, sie strebte durch das Gebüsch hindurch, nach der Tiefe des Teiches und flog, als ihr das Dickicht widerstand, mit Rehes Schnelle, waldeinwärts. Der Prediger folgte der Enteilenden, denn es leuchtete ihm ein, daß sein Erscheinen, wenigstens für den Augenblick, die Vollziehung eines Selbstmordes verhindert habe, dem sich das Mädchen, ihrem Thun und Geberden nach, zu weihen schien. Sie verschwand hinter den Büschen, nur das thränennasse, ihr entfallene Tuch ward

ihm zu Theil; und er kehrte endlich, nach langem Umherirren, spät Abends in die Stadt zurück. Die Predigt war ungelernt geblieben, und das Versäumte sollte am morgenden Sonnabend, im Beichtstuhle nachgeholt werden, wo der arme Diakonus, noch immer, fast unbesucht weilen mußte, da die Einwohner, bei aller Anerkennung seiner Vorzüge, die bisherigen Seelsorger nicht verlassen konnten. Das Schmerzenbild der Unbekannten mischte sich in seine Träume, er sah sie, bald mit den Wellen des Weihers im Streite, bald lächelnd und begütigt, der Rettung froh, die Arme dankend nach ihm ausgestreckt, und die Erscheinung umschwebte ihn noch, als er am Morgen seine Predigt einstudierte, und raubte ihm die nöthige Fassung und Aufmerksamkeit.

Jetzt öffnete sich leise die Thür des Beichtstuhles, eine weibliche Gestalt schlüpfte herein und nahm, in sprechender Bedrängniß, an seiner Seite Platz; er erkannte beim ersten Aufblicke die gestrige Dolorosa und lobte Gott im Herzen, daß sie noch lebe und sich von dem Todesufer zu dem Quelle des Lebens gewandt habe. Dem Mädchen ahnte nicht, welchen Dienst ihr der gewählte Beichtiger bereits erwiesen habe, denn sie erblickte gestern, in ihrer Verstörung, nur einen jungen, schönen, auf sie zustürzenden Mann, und nur die Furcht vor einem solchen, trieb die Einsame, Schutzlose, zur pfeilschnellen Flucht an — eine Erschütterung, die ihr Engel

herbeiführte, um die Verzagende aus der Tiefe der Schwermuth und von der Pforte des selbstgewählten Todes wegzuschrecken, dessen Wellen bereits, des Opfers gewärtig, zu ihren Füßen blinkten und rieselten.

Hochwürdiger Herr! flüsterte die Schmerzenreiche: ich bitte Sie, meine Beichte zu vernehmen und mein gepreßtes Herz vor Ihnen ausschütten zu dürfen. Die öffentliche Meinung erklärt Sie für einen ächten Jünger des Heilandes, für einen heilsamen Tröster, für einen edeln Menschenfreund, ich aber bin elend, bin einer Menschen- ach! einer Engelshand bedürftig; verstoßen und trostlos! Augustine lächelte, während dieser Rede, gleich der Wehmuth am Grabmale, sie wollte beginnen, brach aber, von des Predigers beweglicher Antwort durchdrungen, in lautes Weinen aus und erregte, wie gestern, das innige Mitgefühl des rührbaren Mannes. Er sprach mit wohlthuender Beredtsamkeit, seine Worte flossen, wie Himmelsthau, in die Wunden dieses blutenden Herzens, sie lauschte, schmachtend, der erhebenden Rede, sie schöpfte Odem, ermannte sich, nannte ihm ihren Namen und Wohnort und flüsterte dann, zu seinem Ohre geneigt —

Vor einem solchen Priester meines Gottes hab ich kein Hehl und der wird Sie erleuchten zu Rath und That. Ach! alle Güter des Lebens hat mir der Krieg geraubt — Die theuern Eltern — den Wohlstand — den guten Ruf! Ich war fromm und rein. Der letzte Feldzug führte einen verwundeten, liebenswerthen Offi-

zier in unser Haus. Er war tödtlich krank, ich pflegte sein — er gesundete — ich liebte ihn, ich ward geliebt und — gab mich hin — sein Beruf entfernte ihn plötzlich — er gelobte mir Treue, wir verlobten uns, in der Scheidestunde, still, vor Gott — da fiel Er in der letzten Schlacht und ich — ward Mutter! Den Vater hatte, früher schon, die Kriegsnoth hingerafft, die Mutter starb nun auch — sie starb vor Gram! minder über den Fehltritt der Tochter, als über den Jammer und das Elend, welches jener über mein Haupt brachte. Vor diesem Falle galt ich in der Heimat für ein Muster sittlicher Güte und Unbescholtenheit, nun ward ich um so bitterer verspottet, gerichtet, verdammt und mein Leid unermeßlich. Endlich trat der Tod an mein Bett und lächelte die Elende verheißend an — aber auch er höhnte sie nur und kehrte der Verlangenden, als sie sich schon von ihm umfangen wähnte, verschmähend den Rücken. Ich genas und blühte wieder, Trotz dem nagenden Wurm in der Brust, ich raffte mich auf, ich nahm mein liebes Kind mit mir und wagte es, nach brünstigem Gebet, in Gottes Namen, der Stiefschwester des seligen Vaters unter die Augen zu treten, welche hier, als Witwe, kinderlos, im Wohlstande lebt, den selbst der Krieg nicht zerrütten konnte. Aber ich traf auf ein eiskaltes Herz, das, von dem Glücke verhärtet, die Bescholtene lästerte, die Bettlerin verwarf, das selbst die Lieblichkeit meines unschuldigen Lämmchens und sein rührendes Lächeln nur sichtlicher erbitterte. Ich soll ihr Haus, ich soll die

Stadt verlassen, oder gewärtig seyn, als eine Landläuferin den Gerichten übergeben zu werden — ich höre mich den gemeinsten, versunkensten Kreaturen beigezählt und selbst das arglose Kind, den letzten Anker meines Lebens, gelästert und verwünscht. Vergebens warf ich mich gestern zu ihren Füßen, umschlang ich die Kniee der Unerbittlichen, beschwor ich sie, in heißer Seelenangst, um Duldung und Erbarmen, und schlich dann, stürmischer als je zurückgewiesen, durch den Garten hinaus, den Waldteich aufzusuchen und mein Herzleid dort auf ewig zu betäuben. Aber da sprang plötzlich ein Mann aus dem Gesträuch auf mich zu und ich entkam ihm mit genauer Noth und traf auf die gutmüthige Wärterin meiner feindseligen Muhme, die mir nachgeschlichen war, weil sie das Aergste fürchtete. Die Alte brachte mich, unter wohlthuenden Schmeichelreden, in das Haus und zu dem Bettlein meines Kindes zurück, das wie ein Engel schlief, und das ich Heillose, im Drange der Verzweiflung, verlassen, vergessen, dem Grolle der Erbarmenlosen preisgegeben hatte. — Da bin ich nun, mein geistlicher Herr und Freund! um in dem Heiligthume des himmlischen Vaters — zu den Füssen des liebenden Mittlers zu büßen. Ach, er gedenke nicht der einzigen, der heiß bereuten, hart gebüßten Verirrung meines Lebens! Nein, er gedenke meiner, nach seiner Barmherzigkeit!

Bald darauf verließ ihn die Büßerin, erquickt und entsündigt: Benedikt sagte zu der Scheidenden —

Kehren Sie jetzt in die Wohnung Ihrer Tante zurück, die sich hier, Trotz dieser befremdenden Härte, bisher als eine wackere, gutthätige Frau bewährte und mindestens Heute noch eine Unglückliche dulden wird, welche Morgen das heilige Versöhnungsmahl feiern will. Ist Gott mit mir, so dürfte sie, nach dem Gottesdienste, anders Sinnes werden und Ihr Schicksal künftig zu Herzen nehmen.

Tinchens Frau Muhme war eine fleißige Kirchengängerin und saß auch dies Mal, in ihrem schmucken Betstübchen, der Kanzel gegenüber; die arme Sünderin aber nahm, im Schatten eines Pfeilers, ohnfern des Einganges, Platz. Benedikt betrat die Kanzel und über ihn kam die Kraft von Oben; der Geist der Weihe sprach aus ihm. Jene lauschten voll Andacht — die Matrone erröthete jetzt — sie griff nach ihrem Blumensträuschen — sie warf die Blicke her und hin, sah die andern, allesammt, auf den Mann Gottes gerichtet; sah, selbst in männlichen Augen, helle Thränen und wallende, von der ansprechenden Göttlichkeit seiner Lehren entflammte Busen, mit solchen bedeckt. —

Darum seyd barmherzig, schloß der Redner, die Worte seines heiligen Meisters wiederholend. —

Richtet nicht, so werdet Ihr auch nicht gerichtet!

Vergebet, so wird Euch vergeben!

— Denn mit dem Maß, da Ihr mit messet, wird man Euch wieder messen. — Amen!

Auf dem Kirchhofe strich die Frau Muhme an dem heimkehrenden Diakonus vorüber, dankte ihm protzig und wisperte, fast odemlos, in sichtlicher Bewegung — Eine Strafpredigt also! und um meinetwillen?

Keines Weges, Frau Senatorin! entgegnete er: ich verkündigte nur, Kraft meines Amtes, lauter und rein, den Willen des Herrn.

S. Daß mich das Angstkind anschwärzte, liegt am Tage. Ei, soll man schön thun mit der Sünderin?

Wenn Gott gerichtet hat, erwiederte er: so ist es an uns Sündigen, die Wunden zu verbinden, welche sein Strafengel den Bestraften schlug. Mir ward zudem, noch gestern, Gelegenheit, bei wackern Leuten aus des Mädchens Heimat Erkundigung einzuziehen, und der Bericht lautete so, daß ich der Frommen unbedenklich das Glück des Lebens anvertrauen, ihr noch Heute die Hand bieten würde, wenn meine Zukunft heller und mehr als ein Stücklein trocknes Brot in meiner Wohnung zu finden wäre.

Das wollten Sie? das könnten Sie? rief jene mit gefalteten Händen und sah ihm tief in die leuchtenden Augen.

E. Ja, bei dem ewigen Gott! und er würde mich segnen. —

Ich erstaune ganz! fuhr die Matrone fort — aber der Anstoß — der Makel! Wehe dem, durch

welchen Aergerniß kömmt! Mein Sirach sagt — „Herr Gott Vater und Herr meines Lebens! Laß mich nicht unter die Läſterer gerathen!“

E. Den Läſterern würde ich mit Ihrem Sirach entgegnen — „Rücke der nicht auf ihre Sünde, die ſich beſſert und gedenke, daß wir Alle noch Schuld auf uns haben!“

Das gab die Alte ſeufzend zu, trat aber mit weitern Einwürfen hervor, denen Benedikt, immer aufs Neue, mit den Worten eines Weiſen oder einem Sinnſpruche des Weltheilands begegnete. — So waren ſie, allgemach, vor der Hausthür der Frau Senatorin angelangt, die ihn jetzt bei ihr einzutreten bat. Er folgte gewährend und ſchritt derſelben in ein Hinterſtübchen nach, deſſen Thür die Matrone jetzt vor ihm aufthat.

Da ſtand die Dulderin, ſo eben aus der Kirche zurückgekehrt. Sie hielt das Engelskind in ihren Armen; ſie bedeckte es mit heißen Küſſen und mit den Perlen des Leides und der Seligkeit: erblaßte bei dem Anblicke der Eintretenden und erglühete dann wieder vor Scham und Gram.

Und das könnten Sie erſehen? fragte die Alte: vergeben und ertragen?

Die Laſt iſt leicht! erwiederte Benedikt, von dem rührenden Gebilde im Innerſten bewegt, entzog Auguſtinen das lächelnde Knäblein und drückte es an ſeine Bruſt und küßte die Mutterthränen von den roſigen Wangen des Kindes.

Da brach der Matrone das Herz und ihre Augen wurden naß. Mit ſchwankender Stimme

sagte sie zu dem bebenden Mädchen, das sein Gesicht unter den Händen verbarg —

Vergebet, so wird Euch vergeben! Und nun sey ruhig, Tinchen! ich nehme Dich an Kindes Statt an! ich statte Dich aus — Du wirst meine Erbin! an Mitgift fehlt es nicht, hier aber steht — Dein Bräutigam!

Die Gewalt dieser Worte wirkte, erschütternd und betäubend, auf das Mutterlamm. Tina erblich und sank — und sank von ihm ergriffen, an des Retters Brust, um unter dem Verlobungskusse zum neuen, schöneren Leben zu erwachen.

Gustav Schilling.

Des Lebens Summa.

Nicht nach Jahren miß das Leben,
Nicht nach langgedehnten Stunden,
Ob es deren viel gegeben,
Ob Du bald das Ziel gefunden,
Alles das hat keinen Werth
In der Rechnung Deines Glücks,
Wo der Flug des Augenblicks
Oft das Daseyn mehr verklärt
Als ein langer Lauf von Jahren,
Die nur Pausen ohne Klang
In dem stürmenden Gesang
Deines Lebens Hymnus waren.

Wägen mußt Du Deine Tage,
Wägen Deines Lebens Summe,
Daß im Dankgefühl verstumme
Deine laut gestöhnte Klage,
Wenn vielleicht Dein Lebens Ziel
Nicht bis fern hinaus gerückt.
Hat Dich hoch der Lauf beglückt,
Der Dir hier zum Erbtheil fiel,
Hast Du reich gewirkt durch Thaten
Rings um Dich mit Kraft und Muth,
O dann war die Summe gut,
Ist die Rechnung wohlgerathen.

Oder sind es die Minuten,
Die des Lebens Rechnung geben?
Wassertropfen, leere Fluthen,
Die umsonst vorüber schweben,
Wenn nicht d'rauf des Lebens Boot
Eine reiche Ladung trägt,
Drinn' sich's hoch und kräftig regt,
Und das goldne Morgenroth
Auf die heitern Wimpel glänzet,
Die den frohen Festen wehn,
Lieb' und Treu am Borde stehn
Mit der Dichtkunst Schmuck umkränzet.

Mag es früher dann auch landen
Dieses Schiff voll reicher Gaben,
Die sich glücklich d'rauf befanden,
Werden des Genüge haben,
Denn sie schifften froh und frei
Durch des Lebens Stromgebiet.
Ob das Ufer schneller flieht,
Ob es lang' im Auge sey
Gilt ja gleich, sie sind im Hafen,
Haben ihre Pflicht vollbracht,
Frisch gewirket, nichts verschlafen
Und die Zeit so weit gemacht.

Darum kann des Lebens Länge
Nie des Lebens Summe geben,
Nur der Thaten volle Menge,
Nur ein edles freies Streben,
Nur der höhere Genuß,
Der auf Geister-Fittig weht,
Auf Erwählte übergeht,
Selig im Verklärungs-Kuß. —

Nur das inn're Mark vom Baume
Ist es, was die Früchte schafft;
Denn sonst lebt Ihr nur im Raume,
Nicht in Wahrheit, Licht und Kraft.

Theodor Hell.

Einer Freundin beim Abschiede.

(Stammbuch-Blatt.)

Nur weiße Blumen will ich winden,
Die bunten plaudern oft zu viel —
Schneeglöckchen im August zu finden,
Ist für den Dichter leichtes Spiel.

Auf meinen Fluren wachsen immer
Maiblümchen, selbst bei Schnee und Eis:
Willkommen, Hyacinthen-Schimmer,
Versteht sich, bist du nichts, als weiß!

Dort winkt Jasmin — auf hohem Strauch
Geh' ich der Lilien Schönste sieh'n,
Als hätte sie der Unschuld Engel
Für dieses Sträuschen ausersehn.

Doch, darf's der weißen Rosen missen,
Die gestern dort sich knospend bot?
Da schweb' ich fast im Ungewissen —
Sie birgt am Herzen — zartes Roth!

Kind.

Wiedersehen.

Wenn den Herzverwandten Lieben,
Die auf dunklem Lebenspfad
Langgetrennet einsam blieben,
Wiedersehen freundlich naht —
Welche Lust umfliegt die Seelen,
Hebt sie himmelhoch empor,
Daß sie jauchzend sich vermählen
In der Freude Sternenchor.

Engel schweben um die Stunde,
Die den Freund zu Freunden bringt,
Wo aus treuem Wahrheitsmunde
Herzlich froh, Willkommen, klingt.
Himmel der Erinn'rung liegen
Zwischen ihrem Bundeskuß,
Blühende Gedanken fliegen
In der Rede Flammenguß.

Aus den goldnen Zauberketten
Froh verliebter Gegenwart
Die Vergangenheit zu retten
Ward da Licht an Lichr gepaart. —
Ferner Zukunft stille Welle
Strömt in ihren Freudenkreis,
Welten reichen an der Schwelle
Treuer Liebe Wonnepreis.

Edmund der Walter.

Fiſcherlied.

Fiſcher hat ein ſchönes Gewn
Recht voll Luſt und Muth:
Fährt bei frühem Tagesſchein
Luſtig durch die Fluth.

Wie der Bach ſich roſig ſchwellt
Durch des Morgens Flor —
Kömmt mir doch die ganze Welt
Wie dies Waſſer vor.

Einmal rauſcht es leicht und klein
Dann mit Rieſenmacht —
Einmal ſchaut die Sonne drein
Dann die dunkle Nacht.

Und die Fiſche ſchlank und blau
Gaukeln hin und her:
Hechte bös, Forellen ſchlau,
Karpfen träg' und ſchwer.

Grundeln ſchlank und winzig klein,
Aale glatt und krumm,
Schmerlen weiß wie Silberſchein,
Koppen ſchwarz und dumm.

Und da geht es drum und drauf:
Und der Große frißt
Unbeſorgt den Kleinen auf,
Wie's hier oben iſt.

Doch für alle, groß und klein,
Zu mein Netz geſtellt —

Alle müſſen ſie hinein
Recht wie auf der Welt.

Aber fröhlich, wie ich bin,
Blinket meine Fluth;
Fahr' ein König drüber hin,
Mit der Bruſt voll Muth!

Freiherr Franz v. Schlechta.

Des Liedes Lockung.

Nach Göthe's Taſſo Act II. Sc. I. *)

Was iſt es, das ſo rein und hell,
Als ob ein milder Wieſenquell
Durch Blumen über Kieſel rinne,
Erſchallt zu meinem innern Sinne?
Es lockt mich an ſo hold und traut,
Und immer näher muß ich gehn,
Und immer lieber wird der Laut,
Und immer ſüßer das Getön,
Das ſanft erquickend niederthaut.

---

*) „Es lockt uns nach und nach, wir hören zu,
Wir hören und wir glauben zu verſtehn,
Was wir verſtehn, das können wir nicht tadeln,
Und ſo gewinnt uns dieſes Lied zuletzt."

Das ist das Lied, ich hör' es jetzt,
Das mir die Seele liebend letzt,
Ich muß mich hörend zu ihm neigen,
Denn Köstliches will es mir zeigen,
Es dringt so schmeichelnd an das Ohr,
Daß es sich innig dessen freut,
Es ist ein Melodien-Chor,
Der inn're Ahnungen erneut;
O horch! daß sich kein Laut verlor.

Ja, ja, ich glaube zu verstehn,
Was mir die Töne mild und schön
Zu meinem stillen Herzen tragen,
Was sie dem Geiste flüsternd sagen,
Es wird der Sinn mir offenbar,
Der in der Worte Schalen liegt,
Die schöne Perle beut sich dar,
In glatte Hüllen eingeschmiegt,
Vom Wiederschein der Farben klar.

Und was ich so verstehe tief,
Was mir das Lied zur Seele rief,
Was mir getagt aus seinen Klängen,
So rein erschien in den Gesängen,
Wie könnt' ich's tadeln; nein es steht
Als Wahrheit mir vor Herz und Geist,
Und was es rühmet und erhöht,
Und was es mir so herrlich preist,
Im Busen nie mir untergeht.

Ja Liederklang, ja Liedeston,
Den Sieg hast Du errungen schon,
Wie keiner Kraft es noch gelungen,
Hat mich Dein Blumenhauch durchdrungen,

Du lebſt im tiefſten Herzen hier
In Deiner Melodieen Hauch,
Es raubt Dich niemand wieder mir,
Verſuch' es kalte Weisheit auch,
Ich bin nur Eins, nur Eins mit Dir!

Theodor Hell.

Der Frühlingsſturm.

Rauſchend erheben die Tannen, es neigen die ſchwankenden Birken
Tief ihr grünendes Haupt über den blinkenden Stamm;
Wild rauſcht, ſchäumend von moosigem Felſen, das Silber des Waldbachs,
Himmel und Bergwand einl hüllend die dunkelnde Nacht.
Ueber mit hoch im Ebezweig gurrt ſträub'gen Gefieders ein Tauber,
Blüten des Schwarzdorns führt auf zu den Wipfeln der Sturm,
Weht von dem Gartengeländ', das zur Zierde der einſamen Wohnung
Sorglich der Förſter erhöht, roſige Blüten mir zu,
Die bei günſtigern Sternen, umkränzet mit zackichem Weinlaub,
Lockend die Tafel geſchmückt, Pfirſchen mit ſammtener Wang',

Oder vom Schranke gewinkt als Aepfel, gesprengelt mit Golde,
Zart von Purpur umhaucht, wie sie einst Eva verlockt.
Schon tobt näher der Sturm, es erschüttern des Boreas Schwingen
Selbst der mich schützenden Eich' trotzendes Riesengewölb',
Brechen den ächzenden Ast, entwurzeln die zitternde Pappel,
Daß sie ihr grünes Gelock schleift in der zürnenden Fluth.
Schwer träuft Regen herab! dumpf rascheln gewichtige Traupeln,
Knicken das sprossende Blatt, führen's im Wirbel mit fort.
Hu! wie die Eiche sich dreht! hier sing' mir ein Andrer den Frühling —
Ach! zu feindlicher Stund' rief mich Apollo zum Wald!

„Rette mich, mächtiger Gott! Dich feiernder Lieder die Fülle
Trag' ich, wie Zevs, in der Stirn; doch so ein stürzender Stamm
Sieht sich im Fallen nicht vor!“ — So fleht' ich; Apollo vernahm es,
Auch Cythere war heut' gnädig dem Sänger geneigt.
Nah war die Hülf'; ein Blitz fiel schwefelgewaltig in's Dunkel,
Zeigte das Hüttchen mir an, nett von Gerührich erbaut,
Außen umwunden mit Epheu und ribbigen Zapfen der Bergtann',
Innen noch schöner geschmückt, bergend ein liebliches Eber

Büßender Mädchen und Frau'n, die dem Regen entſprungen, nun neckend
Ordneten Hut und Gewand, gröblich zerzauſt und durchweicht,
Doch vor des Donnerers Strahl jetzt plötzlich des Scherzes vergaßen,
Zaghaft lauſchend, ob auch folge dem Blitze ein Knall.
Freudig begrüßte die Schaar als Schützer den triefenden Dichter,
Und das vereinte Geſchick webte das traulichſte Band,
Alſo, daß früher um viel des Gewitters Erdröhnen verſtummte,
Als den geſchwätzigen Kreis Stoff des Gelächters gebrach,
Und beim Scheiden ein Strauß von der Wieſen ergötzlichſten Kindern,
Welche die Jungfrau'n gepflückt, prangt in des Feiernden Hand.
Einzig den niedlichen Kranz von gefülleter Blüte der Mandeln,
Silbernarziſſen und Lack, Raub aus des Förſters Gezäun,
Weigert' ihm Emma, der Schalk mit den klöſterlich ſchmachtenden Blicken —
Aber entfliehet nur ſchnell, Amor verwundet euch ſonſt! —
Weigert' ihn muthig, er löſ' ihn denn, wie's Sängern gezieme,
Doch, ſo bedingte ſie ſtreng', ſey's im elegiſchen Maaß,
Daß ihr werde zum Lohn, was noch keine der rühmenden Schweſtern
Aufzuzeigen vermög' von dem Verfechter des Reims!

Sprach es, und gab mir das Kränzlein, vertrauend der redlichen Miene —
Treulich bezahl' ich die Schuld, ehrlich beſitz' ich den Raub!

Kind.

Amor und die Freundſchaft.

Zur Lieb' und Freundſchaft ſprach einſt Zeus
Beim frohen Göttermahle:
„Begebt euch aus des Himmels Kreis
Hinab zum Erdenthale,
Und ſenket in der Menſchen Bruſt
Der reinſten Triebe ſüße Luſt!"
Drauf ſchritten beide holdgeſellt
Beglückend durch den Raum der Welt.

Die Freundſchaft, ernſterer Natur,
War nicht ſogleich willkommen,
Und faſt zu niedern Hütten nur
Zutraulich aufgenommen.
Jedoch dem muntern Knaben ſchien
Die Gunſt der Menge hold zu blühn,
Und er gewann ſich manches Herz
Durch loſes Spiel und heitern Scherz.

Still weckt' er in der Jungfrau Bruſt
Ein nie gekanntes Sehnen;
Es füllt in ſüßer Wehmuthsluſt
Ihr Auge ſich mit Thränen.

Der Jüngling tritt zu ihr und spricht:
O süßes Mädchen, weine nicht,
Du warst, du bist, du bleibst ja mein,
Und leise flüstert's: Ewig dein!

Als Amor so mit leiser Hand
Manch Paar zusammen führte,
Und nach geknüpftem Liebesband
Der Neigung Flämme schürte:
Zog durch die Räume der Natur
Beglückend hin der Freude Spur,
Und schuf in ein Elisium
Den weiten Erdkreis freundlich um.

Doch schien's, indeß der Zeiten Rad
Saturn behaglich rollte,
Als ob das Glück Cupidos Pfad
Für immer meiden wollte:
Denn plötzlich wurd' als schlimmer Gast
Er rings gefürchtet und gehaßt;
Bedächtig schloß man Thür und Haus
Und wich ihm aller Orten aus.

Auch ward er öfters sonder Scheu
Von Müttern angefahren,
Ob seiner Neigung frank und frei
Die ganze Welt zu paaren.
Manch Töchterlein, durch ihn versucht,
Griff thörigt nach verbotner Frucht,
Und blieb für diese Lüsternheit
Von schlimmen Folgen nicht befreit. —

Indessen bei der Menge Spott,
Die einst ihn hoch verehrte,

Sich der betrogne Liebesgott
In stillem Gram verzehrte,
Erwies man seit nicht langer Zeit
Der Freundschaft Lieb' und Artigkeit,
Gewährt' ihr Zutritt und gestand,
Daß man mit Unrecht sie verkannt.

Da sprach Cupido einst zu ihr
Mit Thränen auf den Wangen:
„Du weißt, Gefährtin, wie es mir
Seit kurzer Zeit ergangen.
Doch steht mein Glück in deiner Hand:
Wie wär's, du liehst mir dein Gewand?
Wohl möglich, daß in dieser Tracht
Der Menschen Gunst mir wieder lacht!" —

Die Freundschaft, die mit Willigkeit
Gern jeden Wunsch erfüllte,
Gab lächelnd ihm ihr Oberkleid,
In das er schnell sich hüllte;
Mit leichtgefärbtem Pinsel sich
Um Kinn und Stirne Furchen strich,
Und mit des Alters schwerem Tritt
Beherzt zum nächsten Häuslein schritt.

Man sah, getäuscht durch diesen Schein,
Den Knaben mit Vergnügen,
Und ließ durch lose Schmeicheleien
Sich schnell von ihm besiegen.
Es schloß sich in der Rede Lauf
Bald jedes Herz ihm willig auf;
Doch welch ein Schreck, als nah am Ziel
Ihm plötzlich das Gewand entfiel.

Wie mußte Amor rings umher
Manch hartes Wort vernehmen;
Die Freundschaft selber konnte schwer
Des Unmuths Drang bezähmen.
Doch hielt er bald mit Schmeichelblick
Des Zornes Ausbruch schlau zurück,
Und stand durch Ueberredungskunst
Bald wieder fest in ihrer Gunst.

Er nutzte sie, um dann und wann
Sich in ihr Kleid zu hüllen,
Und selten stand die Freundschaft an
Sein Flehen zu erfüllen. —
Seitdem wählt Amor mit Bedacht
Sich öfters jene Lieblingstracht,
Und eilt durch dieses Maskenspiel
Nicht selten sicherer zum Ziel.

Heinrich Döring.

Der Pathe.

An des Dörfleins ärmster Hütte,
Wo sich Moskwa's Zinnen nahn,
Klopfte mit bescheidner Bitte
Abends spät ein Wandrer an;
Und der Wirth trat aus der Pforte
Kummervoll und sorgenschwer,
Doch mit freundlich lindem Worte:
„Fremdling, was ist dein Begehr?“ —

„Guter Bruder, hab' Erbarmen,
Gott der Herr vergilt es dir!
Ruh und Labe fehlt mir Armen,
Ich erlieg' und sterbe schier!
Deine Nachbarn haben Herzen
Kalt wie Eis und hart wie Stein;
Allen klagt' ich meine Schmerzen,
Keiner, keiner nahm mich ein." —

„Ach! bei mir ist Ruh und Labe
Heute nicht, wo Jammer droht!
Denn mein Weib ist nah dem Grabe,
Ringt und stöhnt in Kindesnoth!
Aber deine Noth zu stillen,
Schaff' ich in der Angst noch Rath;
Komm herein! Nimm guten Willen
Freundlich an, als wär's die That!

Weil' ein wenig nur!" — Von hinnen
Geht er und der Gast tritt ein.
Was sein Aug' erblicket drinnen,
Trägt des bittern Mangels Schein.
Auf dem harten Boden liegen
Drei der Kinder kaum verhüllt,
Nur zwei kleinere in Wiegen,
Alle der Gesundheit Bild.

Seine Rührung steigt zur Wonne:
Denn was ist es, das er sieht?
Eine künftige Madonne,
Welche betend niederkniet,
Weil der Kreißenden Gewimmer
Aus dem Kämmerlein erschallt.

„Lieber Gott, du halfst uns immer,
Hilf auch, hilf der Mutter bald!“ —

Sieh! zurück mit einer Schale
Milch, mit Brot und Honigseim
Kehrt der Wirth: „Vergieb, zum Mahle
Hatt' ich wahrlich nichts daheim.
Hier, Gott laß es dir gedeihen,
Was er schenkte! Nach Gebühr,
Könnte Speis' und Trank mich freuen,
Schmaust' ich, lieber Gast, mit dir!“ —

„Freund verzage nicht! denn Segen
Kömmt vom Himmel dir gewiß
Deiner Menschenliebe wegen,
Drückt auch jetzt dich Kümmerniß!
Denn bei ~~deiner Kinder Menge~~
Reicht dein Fleiß wohl schwerlich hin?
Und die Hütte ist doch zu enge,
Um vergnügt zu seyn darin.“ —

„Ach, die Arbeit macht mir Freude!
Sie ernährt uns all' sogar,
Denn sie leben mir noch Beide,
Mein geliebtes Aeltern paar.
Aber liebst du mich, so bitte
Gott, daß er mein Weib erhält,
Und in dieser engen Hütte
Lacht mir alles Glück der Welt!“

Redlicher! im Nu erscheinen
Soll dir dies erbangte Glück!
Eines Söhnleins erstes Weinen
Hellet deines Auges Blick! —

Ha! wer mahlt der Mutter stille
Dankgefühle? Wer besingt
Dieses Vaters Wonnefülle,
Der das Kind dem Gastfreund bringt? —

„Dieser Sohn, den Gott Euch schütze,
Daß er lebe! Denket mein,
Wird einst eures Alters Stütze,
Eures Hauptes Krone seyn!
Denn ich les' in seinen Zügen
Einer künft'gen Größe Spur." —
„Ach, mit heimlichem Vergnügen
Rief's der Mann, er lebe nur!" —

Für des Tag's Beschwerde lohnet
Nun die Müden süße Ruh,
Nur der Gast schließt ungewohnet
Harter Streu, kein Auge zu.
Doch als kaum des Morgenlichtes
Erster Strahl durch's Fenster brach,
Nahte heitern Angesichtes
Sich der Vater ihm und sprach:

„Ich und meine treue Frau
Bitten freundlich, daß du heut
Pathe seyst dem kleinen Manne,
Der durch seine Furchtsamkeit,
In die Welt hereinzukommen,
Dich um Rast und Ruh gebracht!
Denn ich lieb' in dir den frommen
Menschenfreund seit dieser Nacht." —

„Wohl! Dein Antrag macht mir Ehre,
Und ich nehm' ihn freudig an!

Doch ich kenn' in Moskwa, höre!
Einen reichen, guten Mann!
Ob du arm bist und geringe,
Sey nur brav, dein Freund ist er.
Harret mit der Taufe, ich bringe
Ihn in wenig Stunden her!" —

Und der Fremdling eilt von dannen. —
Lang' mit Sehnsucht — mit Verdruß
Harrt man sein, und späht, von wannen
Er sich wieder zeigen muß.
Endlich, da die Frist verronnen,
Achtet man sein Wort für Trug,
Und zur Kirche schier begonnen
Ist der feierliche Zug.

Horcht! was meinet dies Getöse?
Dumpf noch — jetzt schon hell, und laut! —
Paukenschlag! Trompetenstöße! —
Blanker Waffen Blitze, schaut! —
Fahnen flattern! — Reuterwache
Naht in prächtiger Gestalt
Sich dem strohbedeckten Dache,
Und auf einmal tönt es: halt!

Und es rollen goldne Wagen
Her mit Damen und mit Herrn,
Welche Diamanten tragen,
Ordensband und Kreuz und Stern.
Alles steht erstaunt und schweiget,
Schreck ergreift das Volk, das Haus;
Hehr und majestätisch steiget
Iwan, Rußlands Herrscher, aus.

Weil ihn Glanz und Purpur schmückte,
Blieb der Gast jetzt unerkannt
Seinem Pfleger. Iwan drückte
Huldvoll lächelnd ihm die Hand:
„Du erwähltest dir zum Pathen
Heute früh den Wandersmann;
Doch, Philemon, laß dir rathen:
Nimm dafür den Kaiser an!

Dieser Dorfbewohner Sitten
Auszuspähn, verkleidt' ich mich.
Du, der Aermst' in ihrer Mitten,
Standst der Prüfung ritterlich.
Dich belohnen, jene strafen
Will ich! denn sie sind es werth,
Daß sie Sklaven sind — und Sklaven
Bleiben sie, vom Joch beschwert!

Dich — zwar will ich nicht entreißen
Einem Stande, den du schmückst:
Doch beglückt sollst du mir heißen,
Weil du andre gern beglückst:
Heerd' und Flur, von Zins und Fronde
Frei, ein Haus geraum und weit
Schenk' ich dir; darinnen wohne
Friede, Freude, Gastlichkeit!

Doch der Sohn, der dir geboren
In der Prüfungsstunde ward,
Ist zu höherm Glück erkohren,
Als im Dörflein seiner harre.
Bis ich ihn entrufe, übe
Vatertreu nach Pflichtgefühl;

Dann bin ich sein Vater, liebe,
Bild' und führ' ihn an sein Ziel!" —

Tiefer Rührung Zähren fließen,
Und kein Hauch bewegt die Luft.
Sprachlos zu des Hohen Füßen
Stürzt Philemon. Iwan ruft:
„Auf, zur Taufe! und dann krône
Diesen Tag ein Freudenmahl!
Sang und Becherklang ertöne
Hoch in Gottes Sternensaal!" —

Und sein Wort erfüllt der Kaiser. —
Geist und Herz, mit Fleiß vereint,
Hob den Jüngling. Treuer, weiser
Fand Zaar Iwan keinen Freund.
Schutz der Unschuld, dem Bedrücker
Rache heischt' er laut am Thron.
Ein Beglückter, ein Beglücker
Ward der armen Hütte Sohn. —

Ch. L. Nonck.

Anmerk. Iwan der Zweite, oder der Grausame, der in der Mitte des 16ten Jahrhunderts regierte, war, wie Schröckh sagt, nicht nur ein sehr kluger Regent, sondern auch menschenfreundlicher, wohlthätiger und großmüthiger Gesinnungen oder Handlungen eben sowohl fähig, als grausamer, wenn er sich Zeit genug zur Ueberlegung verstattete.

Der bange Aufblick.

Wie sah ich sonst so frisch und froh
In's Himmelslicht hinauf,
Wohin auch ging, und wie und wo
Des flücht'gen Lebens Lauf,
Die Sorge trübte nicht die Brust,
Im Herzen wogte nur die Lust.

Wie doch ganz anders ist es jetzt,
Das Herz ist schwer gepreßt,
Die Brust vom Pfeil des Gram's verletzt,
Das Auge trüb' genäßt,
Und nur mit bangem Seufzer schaut
Es auf, wo Glaube sonst vertraut!

O Du! in Deinem Himmelslicht,
Erhell' auch mir den Blick,
Verlaß mich bei dem Bangen nicht,
Gieb das verlorne Glück,
Laß Deinen Seegen niederthau'n
Wie Regen aus den Wolken grau'n.

Und hast zur Prüfung Du bestimmt,
Was jetzt so schwer mich drückt,
Was mir der Hoffnung Athem nimmt,
Des Lebens Kranz zerpflückt,
So laß die Prüfung gnädig seyn,
Die Rettung ist ja, Vater, Dein!

Doch wie Du's auch zu tragen giebst,
Ich trag' es als ein Christ.

Der weiß, daß ob Du auch betrübt,
Du doch die Liebe bist,
Und daß aus Demuth und Gebet,
Der neue Morgen aufersteht.

Theod. Heil.

Der neue Heilige.

Vor einem kleinen Dorf in Schwaben stand,
Unweit von einer Bethapelle,
Ein Heil'ger, den die Chronik nicht genannt,
Auf einem niedern Fußgestelle.
Seit Alters wallte bei der ersten Helle
Des Sonntagsmorgens eine fromme Schaar
Nach jenem Ort, erflehte Heil und Segen,
Und bot dem Heiligen ein Scherflein dar.

Das Fußgestell, auf dem er prangte, war
Bereits durch Alter, Wind und Regen
Ganz hohl, und trotzte der Zerstörung kaum,
Allein es gönnte so den Gebern Raum,
Die milden Opfer dort hineinzulegen.

Der fromme Hirt der Seelen sah
Vergnügt den wachsenden Bestand der Kirchenkasse,
Und fand für gut, damit man nicht etwa
In Zukunft jene Spenden unterlasse,
In Predigten von Zeit zu Zeit
Mit glänzender Beredsamkeit
Den milden Sinn des Volkes zu erheben,
Und manchen Geizigen, der karg
Sein Geld in vollen Kasten barg,
Zu gleichem Eifer zu beleben.

Wie freute sich der rüstige Bekehrer [illegible]:
Denn der Ermahnung Saat, kaum ausgestreut,
Verdoppelte in kurzer Zeit
Die Zahl der thätigen Verehrer.

Ob diesem Zuwachs sehr vergnügt, entspann
Im Kopf des Pfarrers sich ein feiner Plan.
Der alte Schutzpatron, beinah zertrümmert,
Verließ urplötzlich seinen Platz;
Doch in's geheim ward von dem Kirchenschatz
Ein neuer Heiliger gezimmert,
Und schaute bald vom Fußgestell in bunter,
Lebend'ger Farbenpracht herunter.

Doch mochte sich in seinem stolzen Kleid
Der neue Schutzpatron, so viel er wollte, blähen;
Es ließ sich dennoch weit und breit
Nicht eine Christenseele sehen.
Kaum nahte dann und wann der heil'gen Stätte
Ein altes Mütterlein, hob ihren Blick
Halb scheu empor, und floh zurück
Mit lautem Ach, als ob es Flügel hätte.
Der Pfarrer machte, voll Verdruß
Ob diesem Kauz [illegible]
Und redete, nachdem er lange
Vergeblich sann und wieder sann,
Den Großknecht Hans, den er beim Gange
Durch's Dorf einst traf, verdrüßlich an:
„Wo kömmst du her?“ — Wir haben Heu gefahren,
S'ist grade trocknes Wetter heut! —
„Nun, das ist brav, daß ihr so fleißig seyd,
Doch giebt's noch manche Pflicht zu üben,
Und — grad' heraus, wo ist die alte Frömmigkeit
In unserm guten Dorf geblieben?

Sonst sah ich jeden Sonntag im Gebet
Dich, lieber Sohn, nebst vielen Andern,
Mildthätig hin zu unsrem Heil'gen wandern,
Der draußen vor dem Dorfe steht;
Und jetzt auf einmal ist der Platz ganz leer?
Wie kömmt das? sprich!"

Haus seufzte schwer;
„S'ist ja der alte Heilige nicht mehr!" —
„Nun freilich wohl; doch ist er denn nicht schöner
Als ehemals?" — Kann seyn!' versetzte jener
Mit sehr bekümmertem Gesicht;
Allein, ein ächter Heil'ger ist das nicht!
Der alte, ja, Herr Pfarrer, der beschützte
Noch Haus und Hof und Wies' und Land,
Hat manches Unheil gnädig abgewandt;
Doch dieser — ach! ich sah's ja selbst mit an,
Wie Meister Claas, der Zimmermann,
Ihn aus dem alten Birnbaum schnitzte,
Der an der Kirchenmauer stand!"

* * *

Volkslehrer, spiegelt euch daran,
Und laßt dem Volk den frommen Wahn,
Der es beglückt und niemand schaden kann.
Die Menge hängt mit starrem Sinn am Alten;
Es ist ihr heilig durch verjährten Brauch;
Wagt ihr es anders zu gestalten
Aus Neu'rungssucht, so seht ihr auch
Für ihren Glauben sie erkalten.

Heinrich Döring.

Venaide. *)

Pfeilgeschwind die Silberwellen flogen,
an dem steinmoosgrauen Brückenbogen
bricht lauttosend sich der Flut Gewalt.
Wo die Wellen dort den Strom umborden,
von der Harfe mächtigen Akkorden
Harmonie durch stille Nächte schallt.

Näher, näher diesen Engeltönen,
junger Ritter, welchen Lorbeern krönen,
dessen Herz in erster Liebe schlägt! —
Die Akkorde lauschten tiefer, heller,
dort auf des Kastells umgrünten Söller,
von Gebüschen friedlich eingehegt.

Und sie, deren Hand die Harmonieen
mild entströmen, deren Brust die glühen
Töne schwellt zur immerreinen Höh',
ist sie sterblichen Geschlechts? Entstammte
sie dem Feenigeschlecht, das dies umflammte
Schloß erbaute dort am Strand der See?

*) Ein Gemälde von Tizian, unter dem Namen der schönen Venezianerin bekannt, und in der königl. Gallerie zu Dresden befindlich, hat den Stoff zu diesem Gedichte dargeboten.

Ihre braunen Haare hingegossen
von Phengari's *) blassem Licht umflossen,
hingewandt den Blick zum Sternenreich,
einem Engel, der herabgestiegen,
einem Engel, der emporzufliegen
Schwingen hebt, ist Zenaide gleich.

Lilienschwester! Reine Tadellose!
Rosenknospe selbst wie jene Rose,
die entknospend aus dem Busen sprießt!
Um den Schwanenhals die Perlenreihe;
eine goldne Kette, die das freie
schwarze seidene Gewand umfließt!

Wie der Stirn' und Wang' in dichten Falten
sonder Zwang und dennoch festgehalten
dort der weiße Zendalo entstrebt!
Vergeblich flicht des Auges Spiegelhelle,
bergend doch des Auges Thränenquelle
und den Schmerz, der ihren Busen hebt!

Hoffnung, Trauer und Ergebung kämpfen,
wenn sie Saite bald und Stimme dämpfen,
bald sie steigern im gehaltnen Laut!
Silberharfenton! Gesangbegleitung!
Euch ist der Gefühle Macht und Deutung,
ist, was Herzen wohlthut, anvertraut!

Ach! es malt ein stillvertrauert Leben
sich in den Akkorden! Sie verschweben
in der Klage schwach betontem Lied,
traurig wie die Jahre hingeschwunden,
seit, durch ein verhaßt Gelübd gebunden,
Ritter Azzo, ihr Verlobter, schied.

*) Phengari, der Mond.

Solch Gelübd' legt ihm, dem Ruhmentglüh'nden,
Zenaide's Vater auf! den blüh'nden
Myrthenkranz gewährt er eh ihm nicht,
bis im Kriege, eben neu begonnen
für Venedig, Lorbeern er gewonnen,
um Morea mit den Türken ficht.

Mag der Vater, äußernd solch Begehren,
es Alfons, dem einz'gen Sohn, verwehren,
wenn er auch nach Ruhm im Feldzug strebt?
Längst knüpft Azzo und Alfons ein gleiches
Freundschaftsband, das wie ein überreiches
Fruchtgewind um ihren Pfad sich webt.

Was der Greis nicht füglich mehr kann hindern,
schränkt er ein, die Trennungszeit zu mindern
für die Brüderhelden auf ein Jahr;
ahnt es nicht, daß als er Zenaiden
trennt von Azzo, solche Frist hienieden
für den Greis zu lang gemessen war.

Monden schwanden; einst zur Morgenmette
weckt sein Page; Schlafgemach und Bette
sieht er leer, im Säulenvorhof tot
seinen Herrn, starr wie zum Hafen schauend,
ähnlich einem Nebelbild, das grauend
Schiffenden Gefahr in Stürmen droht.

Zenaide's Purpurwangen blichen;
Wurmgezücht bedroht mit gift'gen Stichen
dieses schönste Rosenkind der Flur.
Welkt die Knospe? Wird zum Band von Eisen
diese goldne Kette? Mußte weisen
hin auf Thränen diese Perlenschnur?

Daß noch Zenaide's Schmerz ſich mehre,
dringt ein Ohm, auf des Geſetzes hoh're
Vorſchrift pochend, ſich als Vormund ein.
Solch' ein Waiſlein, ſchön, an Willen, Schätzen
überreich, entgeht nicht ſeinen Netzen,
der Gewalt borgt ſelbſt das Recht den Schein.

In Venedigs goldnem Adelsbuche
prangt des Vormund's Name, der mit Fluche
ſchwerbelegt, im Menſchheitsbuch verblich.
Nobile, ob feig und mißgeſtaltet,
iſt er dennoch Küſtenhauptmann, ſchaltet
im Kaſtell, das fern die See beſtrich.

Seiner Mündel Widerſinn zu beugen,
müſſen Brief und Schiffer es bezeugen:
Ryzo ſtarb im Lager vor Corinth;
ſchwer verwundet liegt Alfons gefangen —
nicht um ſie das Fräulein darf erbangen,
nur vor ihm der ſolchen Trug erſinnt.

Doch kein Lüſtling will an Treue glauben!
Was dem ſtarken Herzen nicht zu rauben,
das, ſo hofft er, ändern Ort und Zeit,
Trennung von den Freundinnen, Gewöhnen
des Zuſammenlebens, Reiz der ſchönen
Gegend und vor allen Einſamkeit.

In ſich ſelbſt wird Hoffnung ſich verzehren,
Ueberredung Funken wecken; nähren
ſoll ſie einer Mitvertrauten Hand.
Eine Duenna, ähnlich den Alrunen,
folgt drum aus dem Prachtſitz der Lagunen
Zenaiden zum Kaſtell am Strand'.

Dort, wo Pinien, Oleander, Myrthen
jenen Söller an dem Schloß umgürten,
tönt zum Meer' hin durch die heitre Nacht
Trennungsweh in Zenaide's Sängen,
während um sie her in finstern Gängen
Späherohren lauschen und Verdacht.

Ist ihr doch von allen ihren Lieben
nur die Schwesterharfe übrig blieben;
Sonnenblick in Lebensfinsterniß!
jetzt von ihr, wie Azzo dann, umschlungen,
als Alfons ihn, selbst von Schmerz durchdrungen,
Schmerz zu enden, ihrem Arm entriß.

Zwar entbehrt sie seit drei Jahren Kunde;
aber Treu und Hoffnung, ihrem Bunde
Schutzgenossen, zeigen täglich Ihn!
An der Brust dies Röslein in der Hülle
soll es nie in seiner Blätterfülle
für den Brautkranz Zenaide's blühn!

Junger Ritter, welchen Lorbeern krönen
in dem Schlachtgefild der Sarazenen,
flechte diese Ros' in deinen Kranz! —
Nahst du dort in jener Fischerpinke?
Wie? gewahrt die Holde deine Winke
von der See her in Phengari's Glanz?

Antwort winkt sie mit dem weißen Schleier!
Rasch herbei, ihr Männer! Lenkt das Steuer
seitwärts in das schützende Gesträuch!
Zenaide steigt herab! Sie kannte
eurn Ruf! Alfons und Azzo nannte
ihr Gefühl! Sie steigt herab zu euch.

Ihre Hüter ſchlafen, unverſchloſſen
ſteht die Pforte, ſchwache Lichter goſſen
Stern und Leuchtthurm auf die nahe Bahn!
Seliges Umarmen! — Hemmt die Wonnen!
Endet ſchnell, was glücklich ihr begonnen!
Zur Zeluffe lenkt den Fiſcherkahn!

Und die drei Beglückten, vom Kaſtelle
ſich entfernend, trägt die raſche Welle —
aber weh! ein Kugelregen rauſcht
auf ſie hin, vom Ohm herabgeſendet,
deſſen Liebeszug in Rache endet,
als er den Entführungsplan erlauſcht.

Wie ein Teufel ſchaut er von der Zinne,
als der Tod für dieſſeits treue Minne
und die Liebe der Geſchwiſter ſühnt.
Schiffer hören dort oft Todesſtöhnen,
das verklingend, wie in Harfentönen,
aufwärts wallt zum Sternenfirmament.

Arthur vom Nordſtern.

Entschuldigung für den Herausgeber.

Sonett.

Daß ich wenig selbst gegeben,
Wird man's tadeln, wird man's loben? —
Hab's zum künft'gen Jahr verschoben,
Wenn wir es, mit Gott, erleben.
Ist's doch besser, Andrer Streben,
Das sich wahrhaft hocherhoben,
Hier zu sammeln, als wohl Proben
Eignen Misgespinst's zu weben.

Da ich selbst nicht viel erbaute,
Bring dafür ich schöne Blüthen
Aus der andern Dichter Gärten,
Die man freundlich mir vertraute.
Mög' vor Vinator Härten
Sie der inn're Werth behüten.

Theod. Hell

DORIS von KANITZ.

Penelope.

Taschenbuch

für das Jahr 1822.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

II^r Jahrgang.

Mit 8 Kupfern.

Leipzig,

J. C. Hinrichsche Buchhandlung.

a

357 10

Gallerie

aus

Fr. Schiller's Gedichten.

II.

Der Gang nach dem Eisenhammer.
Hero und Leander.
Das Mädchen aus der Fremde.

In 6 Darstellungen

nach Ramberg und Schnorr v. K.

Mit Vergnügen übergeben wir dem Publikum die zweite Ausstellung einer Gallerie aus Schillers Gedichten, da die vorjährige erste mit so ungetheiltem Beifall aufgenommen wurde, und dürfen hoffen, daß auch dieser der Beifall unserer Leser nicht entgehen werde.

Der Gang nach dem Eisenhammer.

1.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin,
Der Gräfin von Savern.
Sie war so sanft, sie war so gut;
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt' er geeifert zu erfüllen,
Mit Freudigkeit, um Gottes willen.

Früh von des Tages erstem Schein,
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug;
Und sprach die Dame: mach dir's leicht!
Da ward' ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte, seiner Pflicht zu fehlen,
Durft' er sich nicht im Dienste quälen.

Drum vor dem ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob,
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht,
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den wohlgefallnen Zügen.

Darob entbrannt in Roberts Brust,
Des Jägers, gift'ger Groll,
Dem längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll.

Schillers Gang nach dem Eisenhammer

2.

Der Herr, der spricht zu Fridolin:
Mußt gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?

Und jener spricht, es soll geschehn,
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn;
„Ob sie mir nichts gebeut?“
Und vor die Gräfin stellt er sich:
„Hinaus zum Hammer schickt man mich:
So sag, was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten.“

Darauf die Dame von Savern
Versetzt mit sanftem Ton:
Die heil'ge Messe hört' ich gern,
Doch liegt mir krank der Sohn:
So gehe denn mein Kind und sprich
In Andacht ein Gebet für mich,
Und denkst du reuig deiner Sünden,
So laß auch mich die Gnade finden.

Schillers Gang nach dem Eisenhammer 2.

3.

Er eilt in des Gewiſſens Ruh
Den Eiſenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoſter noch im Stillen.

Und als er rauchen ſieht den Schlot,
Und ſieht die Knechte ſtehn,
Da ruft er: „Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, iſt's geſchehn?“
Und grinſend zerren ſie den Mund,
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der iſt beſorgt und aufgehoben!
Der Graf wird ſeine Diener loben.“

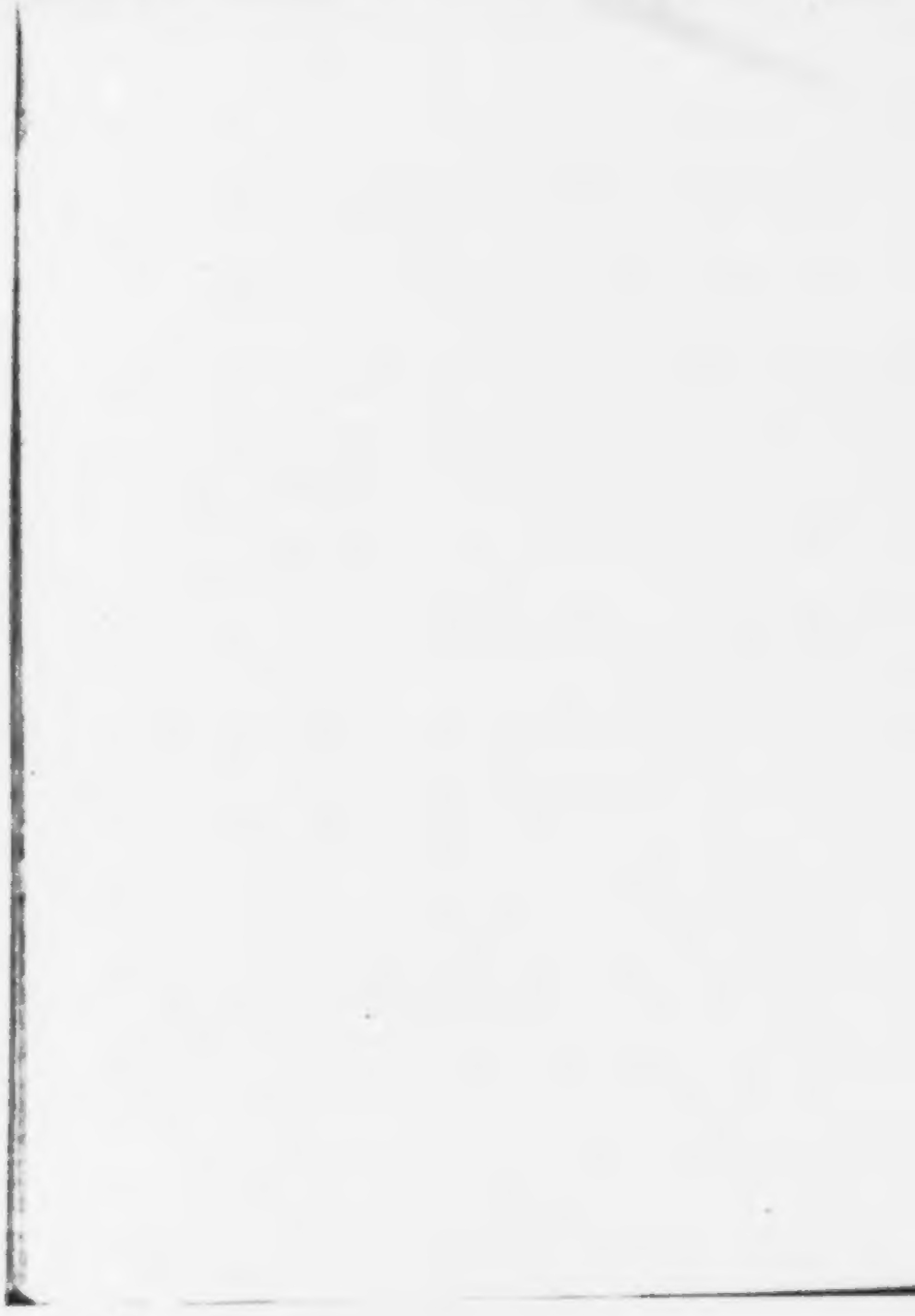

Schillers Gang nach dem Eisenhammer 5.

4.

Nun ruft der Graf und steht vernichtet:
Gott selbst im Himmel hat gerichtet!

Und gütig, wie er nie gepflegt,
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
Die nichts davon verstand:
„Dieß Kind, kein Engel ist so rein,
Laßt's eurer Huld empfohlen seyn!
Wie schlimm wir auch berathen waren,
Mit dem ist Gott und seine Schaaren.“

Schillers Gang nach dem Eisenhammer 4

Hero und Leander.

— — — — — — —

Und die wilden Winde schweigen,
Hell an Himmels Rande steigen
Eos Pferde in die Höh'.
Friedlich in dem alten Bette
Fließt das Meer in Spiegelglätte,
Heiter lächeln Luft und See.
Sanfter brechen sich die Wellen
An des Ufers Felsenwand,
Und sie schwemmen, ruhig spielend,
Einen Leichnam an den Strand.

Ja, er ist's, der auch entseelet
Seinem heil'gen Schwur nicht fehlet,
Schnellen Blicks erkannt sie ihn.
Keine Klage läßt sie schallen,
Keine Thräne sieht man fallen;
Kalt, verzweifelnd starrt sie hin.
Trostlos in die öde Tiefe
Blickt sie, in des Aethers Licht,
Und ein edles Feuer röthet
Das erbleichte Angesicht.

„Ich erkenn' euch, ernste Mächte,
Strenge treibt ihr eure Rechte,
Furchtbar, unerbittlich ein!
Früh schon ist mein Lauf beschlossen,

Doch das Glück hab' ich genossen
Und das schönste Loos war mein.
Lebend hab' ich deinem Tempel
Mich geweiht als Priesterin:
Dir ein freudig Opfer sterb' ich,
Venus, große Königin!"

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Thurmes Rande
In die Meerfluth sich hinab.
Hoch in seinen Fluthenreichen
Wälzt der Gott die heil'gen Leichen,
Und er selber ist ihr Grab.
Und mit seinem Raub zufrieden
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerschöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt!"

Schillers Hero und Leander

Das Mädchen aus der Fremde.

In einem Thal bei armen Hirten
Erſchien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die erſten Lerchen ſchwirrten,
Ein Mädchen ſchön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher ſie kam;
Doch ſchnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abſchied nahm.

Beſeeligend war ihre Nähe
Und alle Herzen wurden weit;
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur,
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur;

Sie theilte jedem eine Gabe,
Dem Früchte, jenem Blumen aus:
Der Jüngling und der Greis am Stabe,
Ein jeder ging beſchenkt nach Haus.

Willkommen waren alle Gäſte;
Doch nahte ſich ein liebend Paar,
Dem reichte ſie der Gaben beſte,
Der Blumen allerſchönſte dar.

Schillers Maria Stuart aus der Fremde

Erklärung der landschaftlichen Kupfertafel.

Einsicht in das große Theater zu Pompeji, nach der Bühne zu.

Die römischen Theater waren lange Zeit von Holz und gewöhnlich unbedeckt, so daß die Darstellungen daher auch bei Tageslicht statt fanden. Wer zuerst kam, setzte sich, wohin er wollte. Erst Scipio Africanus trennte die Senatoren vom Volke, und dann wurden durch das Roscische Gesetz die 14 untern Sitze höhern Ständen eingeräumt. Pompejus baute zuerst regelmäßigere Theater und unter August theilte man die Plätze erst durch alle Classen ab, damit jeder bequem auf den seinigen kommen konnte. Zunächst am Orchester saßen die Senatoren, und unter ihnen die Abgesandten fremder Mächte, Frauen und Fremde in den obern Theilen.

So zeigt auch das Theater von Pompeji, in welches uns hier der Einblick, nach dem Zustande, in welchem es

Interior of the Great Theatre at Pompeii

Vue prise vers le Sud-Ouest

sich gegenwärtig befindet, verstattet ist, drey Abtheilungen in den Sitzen. Unten sind sie breiter und bezeichnen die Orte, von wo aus die Magistratspersonen, Priester und andere durch Rang oder Ehren ausgezeichnete Personen das Schauspiel mit ansahen, und auf ihren curulischen Stühlen, Bisellien oder sonstigen Vorrichtungen saßen. Der zweite Rang, weniger breit, war mit Kissen belegt, und die obere Gallerie, die man für weibisch hielt, bedeckt.

Die Bühne oder das Proscenium war bedeutend erhöhet, und die Scene selbst mit architektonischen Zierrathen und Gemälden reich geschmückt. Dahinter war das Postscenium, gleichsam die Garderoben, wohin sich die Schauspieler zurückzogen. Ohnweit des Theaters befand sich in der Regel ein Portikus, wohin die Zuschauer sich, wenn schlechtes Wetter eintrat, flüchteten.

Auf unsrer Kupfertafel haben wir nun den Ueberblick über diese Sitze hinweg und sehen auf das Proscenium der Bühne und die auf derselben angebracht gewesene solide Architektur. Dieses Proscenium war mit Tretern bedeckt über den Versenkungen, die wir erblicken, welche jedoch natürlich jetzt nicht mehr vorhanden seyn konnten. Die Einschnitte vor dem Proscenio zeigen noch die Plätze, wo die Musiker standen, also das Orchester, in der Mitte ein ausgeschnittener Halbkreis für den Vorspieler, und Stufen, welche auf die Bühne führten. Der untere Theil des Proscениums zeigt auch eine in die Länge herüberlau-

fende Abtheilung, welche tiefer ist, als die dahinter gelegene breitere. Man fand darin 8 große Steine mit ausgehauenen Oeffnungen, ohnstreitig um Theile der Maschinerie darin zu befestigen. Auch mag hier der Vorhang sich befunden haben. Auf der Bühne erblickt man drey Thore, durch welche die Schauspieler dieselbe betraten.

Hinter der Bühne und den Räumen, wohin sich die Schauspieler zurückzogen, zeigt unsere Kupfertafel nun auch den obenerwähnten Portikus, wovon man eine Säulenreihe ganz und die andere zum Theil erblickt. Er besteht hier rings herum im Quadrat aus 74 Säulen dorischer Ordnung, und gewährte Schutz genug für eine große Anzahl Menschen. Die Säulen sind mit Stucco bewurfen, geglättet und streifig gemalt. Zwey in der Mitte jeder Seite blau, die andern abwechselnd roth und gelb, die untern Theile derselben einfach dunkelroth. Zwischen jeder Säule scheinen Postamente gestanden zu haben. Weil auf die eine Säule die Gestalt eines Soldaten mit einem Nagel gekratzt sich zeigt, man auch in den angrenzenden Gemächern Armaturen, unter andern sehr schön gearbeitete Helme fand, so nannte man es, zur Ungebühr, das Soldatenquartier, unter welchem Namen man es den Reisenden, welche von der Landstraße aus hier zuerst eintreten, noch jetzt bezeichnet. Ohnstreitig aber gehörten diese Waffen zur Theatergarderobe, welche in diesen Zimmern an der Seite des Portikus aufbewahrt ward. Noch gränzten daran andere Räume, zu andern

Zwecken bestimmt, z. B. eine Seifenmanufaktur, Oelmühle, Kornmühle, und selbst ein Gefängniß, wie man daraus schließen muß, daß man darin Skelette fand, an deren Beinen und Armen Ketten befestigt waren.

Ueber die Einwirkung des weiblichen Geschlechts auf die Dichtkunst.

Zu dem Bildnisse der Doris von Canitz.

Alle Freude des Dichters, ein gutes Gedicht zu erschaffen,
Fühle das liebliche Kind, das ihn begeisterte, mit!

Goethe.

Von den Jungfrauen und Frauen, welche ohne zugleich weltgeschichtliche Heldinnen gewesen zu seyn, durch die Dichtkunst in der Erinnerung fortleben, verdanken dieß Einige ihrem eigenen Glanze, Andre dem milden Schimmer, welchen begeisterte Verehrer über ihre Namen verbreitet haben; wir können daher füglich diese Berühmtgewordenen in dichtende Frauen und Dichter-Frauen eintheilen. Welchen von beiden, ob jenen selbst leuchtenden Sonnen, oder den, ihre Strahlen entlehnenden Monden, das schönere Loos gefallen sey? dieß zu entscheiden ist bedenklich, zumal in einem Zeitalter, wo wir ein eignes biographisches Lexicon deutscher Dichterinnen, ja, gleichsam als sey Ausübung der Dichtkunst zu einer vollendeten weiblichen Erziehung unentbehrlich, und als lasse sich

überhaupt, nicht blos das Reimen und Sylbenmessen, sondern auch das Dichten, lernen und lehren, eine Unterweisung in der Dichtkunst zum Behuf des weiblichen Geschlechts zu erwarten haben.

Aber nicht blos in gewisser Hinsicht gefährlich, sondern auch schwierig für Männer, und zu nichts führend, möchte ein solcher Ausspruch seyn. Denn hat man auch manchen Schriftstellern und Dichtern weibliches Empfindungsvermögen zugeschrieben, ja, vor einiger Zeit selbst über Göthe etwas dergleichen geäussert*), worüber der Altmeister, wie über so manches andere, vermeintlich zu seinem Ruhme Gesagte, wohl selbst lächeln würde; so möchten doch schwerlich die Frauen, die ja ohnedieß ihre geistigen Rechte allenthalben von dem stärkern Geschlechte für geschmälert halten, irgend ein männliches Urtheil in diesem Falle anerkennen. Wir enthalten uns daher jeder Meinung, verweisen diese Frage an einen, bei der Hinneigung unserer Zeit zu dem romantischen Mittelalter, wenn nicht vielleicht schon vorhandenen, doch gewiß bald zu erwartenden Liebeshof**), und überlassen es bis dahin

---

*) Bei einer Anzeige des Westöstlichen Divans. S. Hermes (b. Brockhaus) 1820. Zweites Stück. S. 164. „Ihm hat Gott ungeschwächte männliche Geistesktaft verliehen, ein reiches, vielgestaltiges Leben zu durchdringen, und wieder einen weiblichen hingegebenen Sinn, sich wiederum von diesem Leben durchdringen zu lassen.“

**) S. über diesen Gegenstand F. Kuhns Aufsatz: „Von den Liebeshöfen des frühern Mittelalters im südlichen Frankreich, nach Reynouard — in der Abendzeitung 1820. N. 19 — 23.

unſern liebenswürdigen Leſerinnen zur ſtillen Erwägung, ob nicht auch ſie auf den Anſpruch des Liebenden:

„Und wollten die Muſen mir Kränze verleih'n,
Dann lebte dein Name im Liede,
Mit Cidli und Laura im ſchönen Verein,
Mit Mignon und Adelaide —*)"

aus vollem Herzen antworten würden:

„O laß mir den Wahn,
Daß Liebe dem mooſigen Hügel wird nah'n
Und forſchen am wankenden Leichenſtein:
Wo grub man das treuſte der Mädchen ein?"

ob ſie ſich nicht lieber an die Stelle einer der gefeierten Frauen — um nur des uns näher Stehenden hier zu gedenken, von Petrarka's bis zu Schillers Laura**) — verſetzt ſähen, als an die Stelle einer von jenen berühmten, über welche der Sänger der Frauenwürde, der Schöpfer einer Amalia, Luiſe, Leonore, Thekla, Johanna und Beatrice, den bekannten harten Bann ausgeſprochen hat***), wovon wir, um uns ſo wenig als mög-

*) Klopſtock — Schiller — Göthe — Matthiſſon.

**) Nach glaubwürdiger Ueberlieferung war die von Schiller gefeierte Laura eine Tochter des Commerzienraths und Buchhändlers Schwan in Mannheim, und Schillers eigenhändiges, von Schwan nicht gewährtes Anſuchen um ſie, ſoll noch von Andrä in Offenbach aufbewahrt werden.

***) Die berühmte Frau. Epiſtel eines Ehemannes an einen andern — in Schillers Gedichten.

lich einer Versündigung theilhaft zu machen, nur den Schluß hersetzen:

„Um kümmerlich dem stärkern nachzukriechen,
Dem schönern Geschlecht entflohn,
Herabgestürzt von einem Thron,
Des Reizes heiligen Mysterien entwichen,
Aus Cytherea's goldnem Buch gestrichen,
Für — einer Zeitung Gnadenlohn!"

Doch wir haben uns schon in Vorgehendem aller Einmischung in den von uns angeregten Rechtsstreit begeben und wiederholen dieß aufs feierlichste; wir sind weit entfernt, das für Schillers Meinung anzusehen, was er seinem klagenden Ehemanne in den Mund legt; wir wissen, daß, was von Einer oder Einigen gelten mag, keineswegs Allen zum Vorwurfe gereiche; wir verwerfen die rohe Anmaaslichkeit, womit manche Schriftsteller dem weiblichen Geschlechte im Reiche der Geister Grenzsteine zu setzen versuchen; wir sind durch Erfahrung fest überzeugt, — und welcher Leser wär es nicht mit uns? — daß der Dienst der Grazien mit dem Dienste der Musen sich gar wohl vereinigen lasse! Auch ist es ja, wenn schon jetzt im Reiche der schönen Literatur ziemlich gewöhnlich, doch nicht nothwendig, das Fußgestell irgend eines holden Gebildes aus den Trümmern anderer zu errichten. Wohl aber können wir uns nicht entbrechen, mit liebevoller Anerkennung der großen Einwirkung des schönen Geschlechts, wie, beiläufig erwähnt, auf andere Künste, z. B. auf

Malerei und Bildhauerei, so auch vorzüglich auf die Dichtkunst zu gedenken.

Man konnte in dieser Beziehung die Macht des weiblichen Geschlechts mit dem Brief- und Verdienst-Adel vergleichen; sie ist theils angeboren, (körperliche Schönheit, wenigstens Liebenswürdigkeit) theils erworben (geistige Schönheit); die Frauen üben sie theils durch das, was sie sind, theils durch das, was sie thun.

Aeußere, von der Natur verliehene Reize können — das ist wohl unleugbar — schon an sich ein empfängliches Herz entzünden und begeistern; sind sie aber nicht mit geistiger Anmuth vereinigt, so werden sie, den kurzen Trug einiger Tage und Wochen vielleicht abgerechnet, während welcher die bestochene Sinnlichkeit ihnen diese Anmuth andichtet, einem wahrhaft edlen männlichen Geiste schwerlich gnügen. Gleichergestalt wollen — gestehen wir immer, was uns wahr scheint! — bloße geistige Vorzüge, ohne irgend eine äußerliche Annehmlichkeit, nicht ausreichen, der Dichtkunst heilige Flamme zu entzünden und zu nähren, und ein ähnlicher, wiewohl weit schönerer Trug, wo der geistig Ergriffene einer edlen, auf ihn einwirkenden Seele auch den ihr gänzlich mangelnden körperlichen Reiz andichtete, dürfte wenigstens unter die sehr seltenen Fälle gehören. Wenn wir daher die weibliche Schönheit als Schöpferin und Pflegerin der Dichtkunst anerkennen, so denken wir darunter geistige und körperliche Liebenswürdigkeit vereint, einen Adel, der die Gunst des Zufalls rechtfertigt.

Nur einen Fall, nur ein Verdienst des weib-

lichen Geschlechts um die Dichtkunst, das aber auch, wie oft das Verdienst ohne Helm und Schild, weit weniger anerkannt worden ist, können wir als von äußerer Liebenswürdigkeit unabhängig ansehen, ich meine das Verdienst, welches sich die Frauen durch die Erziehung erwerben. Gewiß ist es zu bedauern, daß wir größtentheils so wenig von der frühern Kindheit und Jugend ausgezeichneter Dichter wissen; gewiß würden uns Nachrichten hievon gar manchen Aufschluß über ihr späteres Seyn und Wirken geben, und wir würden nicht ohne sanfte Rührung gestehen müssen, daß wohl mancher Dichter das, was er ward, nicht geworden wäre, hätte nicht eine liebevolle Mutter, eine edle Verwandte, eine geistreiche Lehrerin, eine zärtliche ältere Schwester sein Herz von der frühesten Zeit an dem Schönen und Guten zugewendet; daß wohl manche reich spendende Phantasie ohne die wundervollen Märchen und lieblichen Volkslieder einer treuen Wärterin ungeweckt geblieben wär, oder doch eine andere Richtung genommen hätte.

Weit glänzender, weit mehr von den Lebensbeschreibern der Dichter beachtet, weit mehr von ihnen selbst verherrlicht, weit mehr durch Gemälde und handschriftliche Urkunden*) der Nachwelt aufbewahrt,

*) Wir erinnern hier nur an das Neueste, nämlich an Wielands Briefe an Sophie la Roche. Herausgeg. v. Franz Horn. Berlin, b. Christiani 1820. S. auch die Anzeige dieser Briefsammlung — von einem vertrauten Freunde Wielands, von Böttiger, in der Ab. Zeit. 1821. N.

ist der Einfluß, welchen die weibliche Schönheit (wie wir sie oben erläutert haben) durch die Liebe auf die Dichtkunst gehabt hat.

Vielleicht wundern sich hier Manche, daß wir nicht auch der Freundschaft gedenken. Allein wir gestehen, selbst auf die Gefahr, deshalb einer Ketzerei bezüchtigt zu werden, daß wir an Freundschaft unter Personen verschiedenen Geschlechts überhaupt wenig glauben, am allerwenigsten aber dann, wenn der Mann eine dichterische Organisation besitzt. In diesem letztern Falle ist die gegenseitige Zuneigung gewiß immer — entweder weniger, als Freundschaft, oder mehr! Man betrachte doch nur das Wesen und Treiben beider Theile; man beobachte, ob es sich zwischen zwei Männern oder zwei Frauen eben so gestalten würde; der Mann frage sich selbst, ob er je eine Häßliche zur Freundin, das Weib, ob es je einen äußerlich Widerlichen zum Freunde erwählt habe? Genug, mag man den Stab über mich brechen, mir erscheint die Freundschaft zwischen männlichen und weiblichen Wesen immer nur als eine wohlthätige und beruhigende Täuschung, immer nur als eine Art von Liebe, sey es auch der reinsten, uneigennützigsten, und man wird schwerlich irren, wenn man annimmt, daß eine Gunst und Gegengunst, eine erwiederte Zuneigung dieser Art, falls Ungleichheit

---

7. und 8. des Wegweisers. — S. 331. schreibt Wieland an seinem fünf und siebzigsten Geburtstage: „Nichts ist wohl gewisser, als daß ich, wenn uns das Schicksal nicht im Jahre 1750 zusammengeführt hätte, kein Dichter worden wäre.“

des Alters oder Standes, falls frühere Verbindungen und andere äußerliche Verhältnisse es nicht verhindert, später oder früher zu Hymens Tempel geführt haben würde.

Ueber die Wirkungen der weiblichen Schönheit und ihrer holden Tochter, der Liebe, auf die Dichtkunst ausführlich sprechen, hieße den Beweis führen, daß die Sonne leuchte; war Schönheit doch stets die Sonne, an welcher die Blume der Poesie sich entfaltete! war Liebe doch immer der vom Himmel gesendete Aetherstrahl, an welchem das Opfer auf dem Altar der Musen sich entzündete! Wir enthalten uns aller Beispiele — die Werke und Lebensgeschichten der Dichter sind davon voll — wohl aber können wir unsere Verwunderung nicht verbergen, daß in einem für geistige Unterhaltung so empfänglichen Zeitalter noch Niemand, wenigstens so viel uns bekannt, eine Galerie der berühmtesten Dichter-Geliebten — etwa von Dante's Beatrice Portinari an — errichtet hat. Eine Sammlung von dieser Art, biographisch, mit Bildnissen, so viel möglich, nach gleichzeitigen Meistern, und mit Fac simile's geschmückt, dürfte sich hoffentlich auf Putz- und Schreibtischen eine gleich freundliche Aufnahme versprechen. Daß übrigens schon Nachweisungen darüber, welches holde weibliche Wesen, vielleicht bloß durch den Anblick oder durch bloßes flüchtiges Bekanntwerden, diese oder jene Dichtung veranlaßt, welches reizende Original zu dem oder jenem Charakter, zu der oder jener Rolle gesessen, den Freunden der Dichtkunst

äußerst anziehend und erwünscht seyn müßten, bedarf wohl keiner Bemerkung.

So wenig nun auch zu läugnen ist, daß eine hoffnungslose, unglückliche Liebe, eine Liebe ohne Besitz des geliebten Gegenstandes (werde dieser nun durch frühern Tod oder durch äußerliche Verhältnisse dem Dichter entzogen), indem sie den Blick mehr nach dem Himmlischen und Ueberirdischen zieht, der dichterischen Stimmung äußerst vortheilhaft werden könne; so wenig wir widersprechen möchten, wollte jemand behaupten, daß, besonders in frühern Zeiten und in südlichen Ländern, gar manche Dichter sich äußerst willig, ja beinahe absichtlich, einer vergötternden Leidenschaft, deren Gegenstand ihnen völlig unerreichbar gewesen, überlassen, dahingegen andere, trotz der Anbetung ihres wirklichen oder erdichteten Idols, doch auch irgend ein reizendes Erdenmädchen keineswegs verschmäht hätten; so wenig wir in Abrede stellen, daß zuweilen der erlangte Besitz das Grab der dichterischen Begeisterung worden sey, mit andern Worten, daß manche Dichterleben die unglückseligsten auf Erden gewesen, was denn, selbst Verschuldung des Weibes abgerechnet, schon durch die mit künstlerischer Anlage stets verbundene Erregbarkeit, Empfänglichkeit und Heftigkeit sehr erklärbar wird, so lehrt doch auch Betrachtung und Erfahrung, daß letzteres keineswegs immer der Fall seyn müsse, daß vielmehr eine glückliche Ehe auf das Leben und Wirken des Dichters den vortheilhaftesten Einfluß haben könne. Der wahre Dichter hat stets etwas, sey es mehr oder weniger, von jenem Tasso, wie ihn Göthe uns gezeichnet hat, edle Frauen etwas von jenen Leonoren, die derselbe

Meister uns schildert *). Der Dichter ist gewöhnlich verzärtelt, leicht zu Mißmuth, wohl gar zur Verzweiflung an sich selbst gereizt, eben so leicht zu Anmaasung und Stolz emporgetrieben; die Außenwelt ist ihm oft zu rauh, er meidet die Berührung mit ihr; er bedarf der Ruhe, der Stille, der innern Heiterkeit, einer angenehmen Wohnung und so mancher liebgewordenen Kleinigkeit, deren mancher Andere leicht entbehrt; er ist so heimathlos auf der schönen, weiten Erde! Da tritt weibliche Liebe zu ihm; da wird er durch das Bewußtseyn von einem holden Wesen, wohl mit einigen Stolz auf ihn, wohl mit glühender Leidenschaft **), geliebt zu seyn, sich selbst zurükgegeben; da schiebt ihm, wie Bürger, wahr-

*) Es sey uns vergönnt, bei dieser Gelegenheit auf Tasso's auserlesene Gedichte, übersetzt von Karl Förster (Zwickau b. Schumann 1821. 12.) hinzuweisen, worin sich über Tasso's Leben und Liebe viele Andeutungen finden.

** Höchst merkwürdig und ergreifend sind in dieser Hinsicht gewiß die Briefe Heloisens an Abälard. Was mußte dieser fühlen, wenn ein so edles weibliches Wesen unter andern an ihn schrieb: „Ich rufe Gott zum Zeugen an: Wenn der Herrscher einer Welt mich seiner Hand würdigte, wenn er mir auf ewig die Herrschaft des Erdkreises zusicherte, reizender und ehrenvoller würde es mir dünken, deine Dulcinea, als die kaiserliche Gemalin von jenem zu heißen!" The history of the lives of Abeillard and Heloise, by Joseph Berington. 2 Voll. — Basel, b. Thurneisen 1793.

scheinlich in Bezug auf Molly, von der ihm durch den Tod Entrissnen rühmt,

die einst sein Kleinod war,

weibliche Sanftmuth das Blümchen Wunderhold wieder in den Busen; da entfernt weibliche Vorsorge alle Unannehmlichkeit und Störung, da erlauscht sie alle Wünsche und kommt ihnen zuvor; da verscheucht weibliche Treue und Anhänglichkeit alle Wolken von der Stirn, und wandelt liebend, duldend, pflegend, ein tröstender Schutzgeist, mit ihm durchs Leben, bis beide — wie Meta und ihren Klopstock — später oder früher ein Hügel umschließt!

So reicher und mannichfacher Stoff sich auch darbietet, noch Mancherlei über Gegenstände dieser Art zu sagen, so müssen wir doch, den hier vergönnten Raum erwägend, uns hieran begnügen. Auch geht hoffentlich aus dem bisher Angeführten sattsam hervor, daß, wenn die Dichtkunst Frauen verherrlicht, sie ihnen nur wiedergiebt, was sie von ihnen empfangen, daß mithin die Frauen nicht nur, wie Göthe in dem vorausgeschickten Motto urtheilt, alle Freude mit dem Dichter zu theilen verdienen, sondern auch alle Ehre, auch seinen Nachruhm.

Dieser nun ist, obwohl in gewisser Beschränkung, auch Doris von Canitz mit zu Theil worden; wäre sie nicht des Dichters Canitz *) Gattin gewesen, ihr

---

*) Friedrich Rudolph v. Canitz, geb. zu Berlin 27. Nov. 1654, studirte 1671 zu Leyden, 1673 zu Leipzig, reisete 1675 durch Italien, Frankreich, England und

Name würde, trotz der geistigen und körperlichen Vorzüge, die sie unleugbar besaß, höchstens noch in den modernden Stammbäumen eine Stelle einnehmen.

Vielleicht wendet Mancher hier ein, daß wir Canitz zu überschätzen schienen, daß er ja selbst eben kein so glänzendes Gestirn gewesen, um noch auf einen Nebenstern Schimmer zu verbreiten. Wir überschätzen ihn keineswegs, wir geben zu, daß sich vielleicht kein einziges seiner Gedichte durch originelle Erfindung und hohe poetische Lebhaftigkeit auszeichnet, keines, worin nicht prosaische, matte, gezierte und verkünstelte Stellen anzutreffen sind; daß auch seine Uebersetzungen jetzt schwerlich genügen möchten; allein wir sind auch überzeugt, daß man einem Dichter allemal Unrecht zufüge, wenn man ihn nach einem spätern, nicht nach dem Zeitalter beurtheilt, in welchem er gelebt.

---

die Niederlande, ward nach seiner Rückkehr von Churfürst Friedrich Wilhelm zum Kammerjunker ernannt, folgte demselben zweimal in den Feldzügen nach Pommern, ward Amthauptmann, dann Hof- und Legations-Rath, ward nach Cöln, Trier und Mainz versandt, erhielt 1681 abermals eine Amtshauptmannschaft, ging sodann wieder nach Cöln, dann nach Hamburg, nach Wien, nach Ungarn, ward von Friedrich dem 3ten zum geheimen Rath ernannt, dann abermals nach Wien und Hamburg, sodann nach Niedersachsen, an die braunschweigischen Höfe, nach Mekkenburg und nach Holstein versandt, 1697 wirklicher Geheimerrath, 1698 Reichsfreiherr, nach Hannover versandt, kehrte 1699 nach Berlin zurück und starb daselbst in demselben Jahre, 45 Jahr alt.

Hören wir aber Canitzens Zeitgenossen und die jenem Zeitalter näher Stehenden, so bleibt kein Zweifel, daß seine Dichtungen, die, so lange er lebte, abschriftlich von Hand zu Hand gingen, erst nach seinem Tode in Druck, und erst bey der neunten Ausgabe (1719) unter seinem Namen erschienen, einmal, weil man sich einen bedeutenden Staatsmann als Verfasser insgeheim zuflüsterte, dann aber und hauptsächlich, weil Canitz zuerst von dem Schwulste der Hofmannswaldauischen und Lohensteinischen Schule zu einem sogenannten bessern Geschmack und zu dem, was man damals Natürlichkeit nannte, überging, folglich allerdings eine damals neue Bahn betrat, großes Aufsehen, ja Bewunderung erregt haben. Wenigstens durfte sich einer der Herausgeber seiner Schriften, Canitzens Schwager, der Freiherr von Canstein, erlauben, mit ziemlicher Vornehmheit öffentlich kund zu thun: Es sey zum Ruhme des Verfassers dieser Gedichte zwar eben nicht erfoderlich, seine Gedichte drukken zu lassen, da selbiger, durch andere wichtige, seiner gnädigen Herrschaft und dem ganzen Lande höchsterspriessliche Verrichtungen und Bedienungen begründet, bereits allen Orten erschollen; doch wolle man seine hinterlassenen Schriften dem gemeinen Wesen nicht vorenthalten, „bevorab, da man der gewissen Versicherung lebe, daß unter allen, welche sich der teutschen Poesie beflissen, niemand denselbigen übertroffen, und sehr wenige ihm darin gleich worden." Wenigstens kannte König *), der sorgfäl-

*) Johann Ulrich König, Königl. Pohlnischer

tigste Herausgeber der Canitzischen Gedichte, im Jahr 1727 bereits neun Ausgaben, deren Anzahl späterhin, falls wir nicht irren, auf 13 gestiegen ist — ein Erfolg, dessen sich in den neuesten Zeiten auch der berühmtesten Dichter Werke nicht zu erfreuen gehabt haben!

Dorothea Emerentia von Arnimb ward, als die Mittlere von drei Schwestern, auf dem Hause Lindenberg, einem ihrem mütterlichen Großvater zuständigen, in der Mark gelegenen Guthe, am 10. Februar 1656 geboren; ihr Vater, Chur-Brandenburgischer Obrist-Lieutenant, starb im fünften Jahre ihres Alters. Als Canitz von seinen ersten Reisen zurückkam, hielt sie sich zu Berlin, im Hause ihres Stiefvaters, des geheimen Raths, Oberhofmarschalls und Cammerpräsidentens Freiherrns von Canstein auf, und wohnte dem Ankömmlinge gegenüber; er ward, wie ihm zum Vortheil seiner Gedichte wohl noch früher zu gönnen gewesen wäre, von den Reizen der holdseligen Nachbarin besiegt. In der That kein Wunder, da der schon angeführte König *), ein, wie sich aus Allem ergiebt, höchst fleißiger Forscher und gewissenhafter Berichterstatter, folgende Schilderung von ihr entwirft. „Ganz Berlin hielt sie für eins der lie-

---

und Churfürstl. Sächs. geheimer Secretair und Hofpoet späterhin geadelt.

*) S. des Freiherrn von Canitz Gedichte — ausgefertigt von Joh. Ulr. König. Leipz. und Berlin, b. Haude, 1727.

benswürdigsten Fräulein. Ihr vornehmes Geschlecht, ihr edler Verstand, eine gewisse Annehmlichkeit, die man auch bei ihren geringsten Handlungen inne ward, eine höfliche Begegnung, mit der sie jedem zuvorkam, und so viel andere Vorzüge, womit sie sowohl von dem günstigen Glücke, als der freigebigen Natur bereichert worden, hatten wenige über sich im ganzen Lande. Sie zeigte die Sittsamkeit in Geberden, die Schamhaftigkeit in ihren blauen Augen, und die Majestät in einer liebreichen Gesichtsbildung, in welcher zwar nicht die allervollkommenste regelmäßige Schönheit, aber auch weit mehr zu finden gewesen, als nur dazu gehört, nicht häßlich zu seyn. Hingegen waren ihre übrige wohl zusammengefügte Gliedmaßen desto sorgfältiger von der Natur gebildet, sonderlich ihr weißer und voller Busen, bei einer ansehnlichen Gestalt, und einem so schmalen als wohlgebauten Leibe, welchen sie nicht minder nach seinem ungezwungenen Wachsthum, als dem damals herrschenden Gebrauche des Hofes, auf das wohlanständigste zu kleiden wußte." Irren wir nicht sehr, so wird diese Schilderung durch das vorstehende, nach einem Gemälde der Sächsischen Hofmalerin Werner und dem Kupferstiche des Preußischen Hofkupferstechers Wolfgang gearbeitete Bildniß vollkommen bestätigt; ja, man findet es ganz natürlich, daß König zu diesem Bilde die einfach rührenden — vielleicht die bekanntesten, die er je schrieb — obgleich durch spätern Mißbrauch jetzt weniger bewegenden Worte schrieb:

„Dieß ist das sittsame Gesicht,
Dieß ist die Doris, die Geliebte,

Die ihren Canitz eher nicht,
Als nur durch ihren Tod betrübte!"

Canitz war glücklich genug, der Gegenliebe der holden Doris versichert zu werden, aber beider nähere Verbindung verzögerte sich so lange, bis Canitz eine Amtshauptmannsstelle erlangt hatte; die Verlobung fand 1680, die Vermählung 1681 statt. Von dieser Zeit an genossen beide das reinste eheliche Glück, das nur dadurch getrübt ward, daß Canitz, als ein sehr geschätzter Geschäftsmann, fast unaufhörlich versandt wurde, mithin beider Leben fast nichts, als ein Scheiden und Wiedersehen war. Doris selbst hielt sich abwechselnd bald auf Canitzens Guthe Blumberg, bald in Berlin auf, und nur einmal begleitete sie in Gesellschaft ihrer Schwestertochter, eines Fräuleins von Schönberg, ihren Gemal, nämlich im Jahre 1689 nach Hamburg. Hier hatte Canitz eins der ansehnlichsten Häuser, „dem berufenen Portugiesischen Juden Texeira *) zuständig" gemiethet, und „unter den Gemalinnen der Gesandten, bei welchen diese (übrigens des Rangstreits wegen sich immer von einander entfernt haltend) zusammenkamen, that sich, nebst der Schwedischen Gesandtin, einer Gräfin von Bielke, die Frau von Canitz besonders hervor. Sie pflegte durch ihr ausgesonnenes Anordnen — — alles so geschickt zu veranstalten, daß man sie, bei ihrer Klugheit und edlen Lebensart auch wegen eines außerordentlich guten Geschmacks in solchen Stücken einmüthig rühmen mußte."

*) Heißt das berühmt oder berüchtigt? und wer war er?

Diese einzige Reise ausgenommen, wobei Doris ihre Geschicklichkeit, auch in glänzendern Kreisen sich mit Anstand zu bewegen, sattsam bewährte, scheint sie ihre Lebenszeit, ohne den Hof und die größere Gesellschaft eben zu meiden, größtentheils wie eine wahre Penelope in häuslicher Zurückgezogenheit und im Genusse der ländlichen Natur zugebracht und ihren Canitz nur dann und wann auf kleinern Ausflügen zu Freunden und Verwandten begleitet zu haben. Sie gebar ihm sieben Kinder, wovon jedoch nur ein Sohn, welcher die größten Hoffnungen erregte, den Vater kurze Zeit überlebte. Im Jahr 1695 sah sie abermals ihrer Entbindung entgegen, ward aber, durch mancherlei körperliche Anstrengungen und geistige Leiden, auf welche wir im Folgenden zurückkommen werden, geschwächt, in dem Augenblicke, als sie ihr Zimmer verlassen wollte, um in den Beichtstuhl zu gehen, von einer plötzlichen Entkräftung überfallen. Drey Tage darauf Mittags um 1 Uhr gab sie, nach einer zu frühzeitigen Niederkunft, in einem Alter von 39 Jahren 2 Monaten, nachdem sie 15 Jahre in der Ehe gelebt, ihre Seele voll frommen Vertrauens in die Hände ihres ewigen Vaters zurück *).

*) Der damals sehr berühmte Johann v. Besser (zuletzt geheimer Kriegsrath und Ceremonienmeister am Dresdner Hofe, gest. im Jahr 1729 im 74. Jahre seines Alters) schrieb, nach Canitzens Wunsche, ein Trauergedicht zu ihrem Andenken und nahm dafür — er, der für damalige Zeiten außerordentlich reich Belohnte, er, der für manches Hofgedicht

Einfach und, wie dieß bey den Sanftesten und Edelsten des weiblichen Geschlechts gewöhnlich, nicht glänzend sind diese wenigen lebensgeschichtlichen Er-

---

zwei, ja dreitausend Thaler erhielt, da Milton etwa 50 Jahr früher für das verlorne Paradieß nicht mehr als 10 Pfund erhielt — von seinem, sehr innigen Freunde ein Geschenk von 500 Thlr. an, eine Summe, welche er kurz vorher in Hamburg verspielt hatte. Auch Caniz selbst versuchte, obwohl nach langer Zögerung, seinen Schmerz poetisch auszudrücken. Man sieht aber diesem Gedichte — fast wie Bürgers hohem Liede von der Einzigen — die Absicht, recht viel Schönes zu sagen, zu sehr an, als daß es reinen Gefallen erwecken könnte. S. Canizens, ingleichen Wessers Gedichte, herausgegeben von König, (letztere Leipzig, bei Gleditsch 1732) und: Erinnerung an Wesser und seine Gattin, geb. Kühlewein, von Franz Horn, in Fouqueé Frauentaschenbuche für d. J. 1819 S. 56 ff. — Doris entseelter Körper ward in einer Gruft der Marien-Kirche zu Berlin beigesetzt, wohin 4 Jahr später auch Canizens Leichnam gebracht wurde. König ließ in der Hoffnung, einige Nachrichten zu finden, die Gruft öffnen, nahm auch einen Maler mit, um nach Befinden die Zierrathen oder Inschriften abzuzeichnen. Man fand aber nichts von Bedeutung. Der Sarg der Doris war von Zinn sehr sauber gearbeitet, die Särge ihres Gemahls und Sohns von Holz mit schwarzem Leder überzogen. Nichts als Name, Würde, Geburts- und Sterbetag war durch eingeschlagene gelbe Nägel darauf angegeben.

eignisse; doch wenn schon diese, wie wir hoffen, einige Theilnahme für sie erweckt haben, so werden nachfolde kleine Züge, die wir größtentheils mit Königs Worten, nur abgekürzt, hier mittheilen, ein noch lieblicheres Licht über ihren Charakter verbreiten.

Dahin gehört zuförderst folgende kleine Begebenheit: „Ein vornehmer Hofbedienter in Berlin hatte einige seiner Aufsicht anvertraute Kostbarkeiten bey einer dringenden Noth heimlich versetzt; sie wurden früher zurückgefodert, als er erwartet hatte; er konnte der öffentlichen Beschimpfung und der Entsetzung von seiner Stelle schwerlich entgehen. Als dieses an der Tafel des Freiherrn von Canitz erzählt ward, rief dieser mit einiger Ungeduld aus: „Mein Gott! ich kenne ihn zwar nicht weiter, als von Ansehen, aber hat er denn nicht zu mir kommen und mir im Vertrauen sein Anliegen eröffnen können?“ — „Nicht wahr, Dortchen?“ — wandte er sich dann zu seiner Gemalin — „du hättest, falls wir nicht gleich baares Geld genug bei der Hand gehabt, deine Perlen hergegeben, um den ehrlichen Namen dieses unglücklichen Mannes zu retten?“ — „Von Herzen gern!“ antwortete sie, indem sie zu gleicher Zeit eine Perlenschnur, über dreitausend Thaler an Werth, vom Halse lösete, und solche ihrem Gemahl freundlich überreichte — „hier sind sie, wenn es noch Zeit ist, sein Verderben abzuwenden.“ — Leider, war es dazu zu spät. Doch was die Mitleidige so gewollt, das ist ihr für gethan anzurechnen.

Ein anderer schöner Beweis ihres sanften Herzens war die rastlose Thätigkeit, welche sie am Krankenbette ihrer Mutter und Schwester übte. „Im Jahre

1694, eben als Canitz von einer abermaligen Verschickung nach Niedersachsen zurückgekehrt war, fand er seine Gemahlin in der schmerzlichsten Betrübniß, weil ihre Mutter tödtlich danieder lag. Ihre kindliche Liebe war Tag und Nacht beschäftigt, derselben durch alle ersinnliche Pflege unermüdet beizustehen. Dem ungeachtet verschlimmerte es sich mit derselben von Tage zu Tage, und sie ward zu Ende des Herbsts durch den Tod dahingerissen. Kaum hatte man die Mutter zur Erde bestattet, so kam ihre jüngere Tochter, die Obristin von Below, aus den Niederlanden gleichfalls krank nach Berlin, da denn die Frau von Canitz abermal ihre schwesterliche Liebe durch einen unausgesetzt geleisteten Beistand eifrigst an den Tag legte."

Wohl hätte man denken sollen, daß ein so durch körperliche Anstrengungen und durch Betrübniß ermattetes weibliches Wesen nunmehr einem neuen Sturme alsbald unterliegen werde — und wirklich zog dieser heran. Zu Anfange des Jahres 1695 traf nämlich während der Abendmahlzeit plötzlich die Nachricht ein, daß eine Feuersbrunst das Guth Blumberg, das die Canitzischen Ehegatten immer außerordentlich geliebt und wo sie ihre frohesten Tage verlebt hatten, über die Hälfte in Asche gelegt habe. Der edle Canitz antwortete sofort ohne die geringste sichtbare Gemüthsbewegung: „Ich will den armen Leuten ihre Häuser wieder aufbauen lassen" — was er auch in der Folge erfüllte. Aber auch Doris bewährte, nach dem Beispiele ihres Gemals, bei dieser Gelegenheit eine mehr als weibliche Standhaftigkeit.

Doch der stärkere Geist konnte endlich den durch Nachtwachen, Gram und Schreck allzugeschwächten

Körper nicht länger aufrecht erhalten. Doris unterlag der Kraft der Krankheit und gab noch auf dem Sterbebette die rührendsten Beweise ihrer Frömmigkeit und Ergebung, ihrer Liebe zu ihrem Gemahl, ihrer zärtlichen Vorsorge für ihn. Schon den Tag nachher, als sie aufs Krankenbette geworfen worden war, sagte sie zu letzterm nach verschiedenen liebreichen Unterredungen über andere Gegenstände: Er möchte sich nicht gar sehr mit ihrem Wiederaufkommen schmeicheln, ihr aber erlauben, daß sie ihm noch ein Zeichen ihres dankbaren und auch künftig für sein Bestes besorgten Herzens gebe. Hierauf legte sie ihm die Pflicht ans Herz, sich wieder zu vermählen, und bat ihn, einer ihrer Freundinnen, Dorothea Maria, geborner Freyin von Schwerin, seine Hand anzutragen, von deren Klugheit und Tugend sie durch langwierigen Umgang überzeugt war *). — Am dritten Tage ihrer Krankheit näherten sich verschiedene Anzeigungen ihres bald zu befürchtenden Todes, dessen Nähe sie schon geahnt haben mußte; denn sie hatte bereits, obwohl heimlich, ihr Sterbegeräth gefertigt und allerlei zu Richtigkeit ihrer häuslichen Angelegenheiten Dienendes aufgezeichnet. — Sie seeg-

*) Canitz befolgte zwei Jahre nach ihrem Tode Doris Rath und vermälte sich am 29. Dezemb. 1697 mit diesem Fräulein, das er in seinen Gedichten Dorillis genannt hat. Vergl. die (mit einigen dichterischen Freiheiten abgefaßte) historische Novelle: die Grafen Dohna, im 1sten Thl. meiner Samml. Roswitha (Leipz. b. Hartknoch 1811) S. 1 ff.

nete ihren einzig noch übrigen Sohn, tröstete ihren Gemal, nahm ohne die geringste Zaghaftigkeit und mit lächelnden Geberden auch von den übrigen Anwesenden Abschied, und legte sich mit den Worten: „Seht, ich schlafe schon wirklich!“ zu der Ruhe, von der sie nicht wieder erwachte.

F. Kind.

Guido

Erzählung von van der Velde.

Im Erker seines halbverfallnen Bergschlosses saß der graue Meister Zeno, und las mit großer Aufmerksamkeit in einigen Pergamentblättern. Vortrefflich! rief er, als er zu Ende gekommen. Wer hielte diese Abhandlung wohl für die Arbeit eines achtzehnjährigen Jünglings. Ja, ich darf es mir nicht länger verhehlen, der junge Aar ist flügge. Es ist Zeit, daß er die Schwingen brauchen lerne. Drum muß ich ihn stoßen vom sichern Horste, ob mir auch das Herz darüber bräche.

Da ertönte im Vorgemache ein häßliches heiseres Geheul. Die Thür sprang auf, und der blühende Guido trat herein, mit starker Faust eine lebendige Hyäne am Genick in die Höhe haltend, die grimmig zappelte, und in ohnmächtiger Wuth schnappte nach ihrem Sieger.

Da bringe ich dir das Ungethüm, Vater, rief er fröhlich, noch glühend vom bestandnen Kampfe. Es wird nun nicht mehr die Kinder der armen Hirten zerreißen!

Was beginnst du auch, Guido?! frug Zeno verweisend. Warum hast du das Thier nicht bald getödtet?

Ich wollte dir die Freude machen, es lebendig zu sehn, antwortete der Jüngling. Auch verdiente nach meinem Gefühl der feige, heimtückische Räuber die Schmach der Haft vor der Strafe, aber jetzt ist sein Stündlein gekommen.

Und mit Riesenkraft schmetterte er das Thier zu Boden, setzte ihm den Fuß auf die Kehle, bis es röchelnd verendet hatte, und warf es dann zum Fenster hinaus.

Körperkraft und Muth, heller Verstand, und ein reines tüchtiges Gemüth, sprach Zeno für sich. Ja, er ist reif für die Schule!

Setze dich zu mir, Guido, fuhr er fort, sich mit hohem Ernste zu seinem Zöglinge wendend, der ihn erstaunt ansah. Ich habe wichtiges mit dir zu reden.

Und der wilde Jüngling setzte sich still neben den Alten nieder, und horchte, wie ein freundliches Kind, auf seine Worte.

Siehe, mein Sohn, sagte Zeno, ich habe den Rest meines Lebens deiner Erziehung gewidmet, und ich darf mich rühmen, daß mir das Werk, so weit es gediehen, gelungen ist. Aber noch ist es bey weitem nicht vollendet. Dieß Schloß mit seinen Forsten und Bergklüften ringsum ist nicht die Welt, und so du ein rechter Mann werden willst, mußt du mit ganz andern Ungeheuern kämpfen lernen, als mit den Raubthieren dieser Wälder. Nur das Leben selbst kann dich leben lehren, wie man das rechte Fechten nur vor dem Feinde lernt, und nicht auf dem Uebungs-

platze. Du mußt daher nunmehro selbst hinaus, um mit eigenen Augen zu sehn, mit eignen Ohren zu hören, und mit eignen Fäusten zu greifen, was draußen getrieben wird in dem bunten Getümmel.

Das war schon längst meine Sehnsucht, rief freudig aufspringend Guido, und der Traum meiner Nächte! Wann soll ich abreiten?

Gemach, mein Sohn, antwortete lächelnd Zeno. Du wirst vor der Hand gar nicht reiten, sondern bescheidentlich zu Fuße gehn, denn du sollst mir den Weltdienst von der Pike anfangen, damit du vor allen Dingen lernst, was es mit dem Gehorsam eigentlich zu sagen hat.

Gehorche ich dir nicht, Vater, auf Wort und Blick? frug Guido mit dem Tone des sanften Vorwurfs.

Du warst immer mein guter Sohn, sprach Zeno, ihm begütigend die Hand reichend, aber du hast doch bey mir nur den Gehorsam des Knaben gegen seinen Pfleger kennen gelernt, durch Bedürfniß und Schwäche erzeugt, und den Gehorsam des Jünglings gegen seinen Erzieher, dessen Liebe und reifere Einsicht er achtet. Das schwerste Joch kennst du noch gar nicht. Es ist der Dienstgehorsam, die unbedingte Unterwerfung des eignen Willens unter den Willen des Vorgesetzten, selbst gegen die eigene bessere Ueberzeugung.

O weh, den lerne ich nimmer, seufzte Guido unmuthig.

Wir müssen sehen, wie weit wir damit kommen, sprach Zeno. Drum sollst Du fürs erste Schreiber werden bey dem Oberrichter in der Hauptstadt,

deren Thürme dort am Rande des Horizonts emporsteigen.

Das ist wohl nicht dein Ernst, Vater? stammelte der Jüngling erschrocken mit gefalteten Händen.

Allerdings, mein Sohn, antwortete Zeno. Du wirst noch heute dein Bündel schnüren, und morgen mit dem früheſten dich aufmachen nach der Hauptstadt.

Ich weiß es, daß du mein Glück willst, rief Guido, aber du lehrteſt mich doch auch bey jedem Dinge, das mir auffällt im Leben, nach dem Warum zu fragen. Drum sage mir, guter Vater: warum soll ich mich verdingen in den elenden knechtischen Maschinendienst, der mir zuwider ist in meiner tiefſten Seele?

Einen Theil meiner Zwecke hat dir unser Gespräch bereits entdeckt, sagte Zeno. Aber das eigentliche Warum kann dir erst die Zukunft beantworten. Bis dahin gehorche in der Ueberzeugung, daß ich dein Glück will, und die tauglichſten Mittel dafür zu wählen weiß.

Ich gehorche! rief Guido, den Greis heftig umarmend und eilte zur Thür.

Wohin? frug Zeno.

Abschied nehmen von meiner lieben Waldfreiheit, antwortete der Jüngling bewegt, die ich vertauschen soll gegen das unglückliche Federgekritzel in dem dumpfen Kerker der Actengewölbe. Ach, Vater, daß ich dir dießmahl gehorche, ist der stärkſte Beweiß meiner Liebe, den ich Dir geben kann in meinem ganzen Leben!

Er stürzte hinaus. Zeno aber blickte freudig zum

Himmel empor und rief: Ich danke dir Gott. Er ist ein sehr guter Mensch geworden!

Im Vorsaale des Oberrichters stand, sein Anstellungsgesuch in der Hand, Guido schon seit drey Stunden unter einem Haufen harrender Partheien. Anfänglich hatte es ihn ergötzt, die Gesichter der Supplikanten zu mustern, und aus ihren Mienen zu errathen, ob ihre Bitten gerecht wären, und ob sie das gute oder schlimme Loos verdienten, was ihnen hier fallen sollte. Aber nachgerade wurde ihm doch die Beschäftigung langweilig, und als er wahrnahm, wie der Schreiber, der den Dienst hatte, immer nur die Ritter mit den Sammetmänteln und goldnen Ketten, und die stattlichen Handelsherrn meldete, und die Unbedeutenheit, den Hunger und Kummer stehn ließ, als ob sie gar nicht vorhanden wären, da begann er doch ungeduldig zu werden, und murrte vor sich hin: das dauert auch gewaltig lange, ehe man bey dem Herrn Oberrichter vorkommt!

Ihr seyd gewiß zum ersten Mahle in diesem Vorsaale? flüsterte ihm ein ältlicher Mann mit einem Satyrgesichte zu, der, in einen grauen Mantel gewickelt, an einem Fensterpfeiler lehnte. Ihr müßt ihn öfters besuchen. Er ist eine herrliche Geduldschule.

Man muß freilich eine gute Weile warten, erwiederte Guido, aber am Ende wird die Reihe doch auch an mich kommen.

Das ist eben der Spaß, sagte der Spötter, bey Euch und andern guten Seelen Eures Schlages, daß

Ihr Euch einbildet, für Euch gebe es auch eine Reihe in der Welt, und da steht und harret, bis sie Euch trifft. Da könnt Ihr aber warten, bis Ihr grau werdet. Es wird sich sicher jederzeit jemand finden, der eher gerufen wird, als Ihr, und immer aus sehr erheblichen Gründen.

Ich dächte doch, meinte Guido, das wenigste, was der Oberrichter thun könnte, wäre, die Bitten hören, und Ja oder Nein sagen darauf.

Das hat manchmal größere Schwierigkeiten, als Ihr glaubt, lästerte der Mann weiter, und gilt es auch zu Zeiten, ein Ja so auszusprechen, daß es wie Nein, und ein Nein, daß es wie Ja klinge. Dazu gehört ein besonderes Studium. Aber um so ein Nein oder Ja zu hören, mußt Ihr erst vorgedrungen seyn, bis zum Herrn Oberrichter, und das geht so geschwinde nicht.

Indem kam der diensthuende Schreiber wieder heraus, und sah sich suchend um unter dem Menschenhaufen. Guido trat auf ihn zu, aber in dem Augenblicke bohrte sich ein listiges Judengesicht aus der Masse hervor, und nickte dem Schreiber zu mit frecher Vertraulichkeit, wie ein alter Bekannter. Da ergriff der Schreiber den Juden bey der Hand, und zog ihn hinein in des Oberrichters Gemach und Guido stampfte unwillig mit dem Fuße.

Wie es scheint, liegt Euch daran, bald vorzukommen, sprach der Graumantel. Dann will ich Euch mit gutem Rathe dienen. Sobald der Schreiber wieder herauskommt, drückt ihm einen Gulden in die Hand, so gelangt Ihr gleich zur Audienz.

Dazu sollt Ihr mich nicht bereden, zürnte Guido.

Er würde mir den Gulden ins Gesicht werfen, und ich dürfte mich nicht einmahl darüber beklagen.

Seyd doch um Euer hübsches Gesicht außer Sorgen, lachte der Graumantel. Er wird nicht werfen. Macht die Probe auf meine Verantwortung.

Das will ich, rief Guido, dessen Geduld jetzt völlig zu Ende gegangen war, aber schlägt es fehl, so berufe ich mich auf Euern saubern Rath.

Immerhin, sagte der Graumantel, und der Schreiber kam wieder heraus.

Meldet mich jetzt, bat ihn Guido, und gab ihm den vergoldeten Händedruck.

Ihr habt wohl Eure Bitte schriftlich aufgesetzt, sagte der Schreiber freundlich, ihm sein Schreiben aus der Hand ziehend. Ich werde es dem Herrn gleich hereintragen, und Ihr sollt bald Resolution bekommen.

Er ging hinein. Nach einer Weile kam er wieder und winkte Guido gnädig zur Audienz.

Wer hat Recht, frug der Graumantel, und unwillig folgte der Jüngling dem Schreiber.

Ein rüstiger Greis, mit einem ernsten, klugen Gesichte, das, von allen Leidenschaften verlassen, zu Stein erstarrt schien, saß in seiner schwarzen Amtstracht mit dem weißen Spitzenkragen, die goldne Ehrenkette um den Hals, am grünbehangnen Tische voll Acten und Urkunden, und musterte den eintretenden Guido mit scharfen Blicken.

Gut gedacht und geschrieben, sprach er, auf den Aufsatz deutend, den Guido der Bittschrift als Probe beigelegt. Doch selbst gemacht, junger Mensch?

Ich würde mich schämen, Herr Oberrichter, antwortete der Jüngling, mich vor Euch mit fremden Federn zu schmücken, die mir gar schnell ausfallen würden, wenn ich in Euern Dienst träte.

Noch etwas zu vorlaut, sprach der Oberrichter. Doch das wird sich wohl geben mit der Zeit. Wir wollen es auf vier Wochen versuchen. Ich empfehle Euch Fleiß und Treue, Gehorsam und Verschwiegenheit. Jetzt meldet Euch bey dem Oberschreiber, daß er Euch in Pflicht nehme und anweise im Dienst.

Mit Gunst, Herr, frug Guido, war das der Mensch, der mich zu Euch gewiesen hat?

Der Oberrichter nickte, nahm ein Pergament von dem nächsten Actenstoße, und fing an darin zu lesen. Wenn das ist, sagte der Jüngling, so übe ich meine erste Dienstpflicht, indem ich Euch vor ihm warne.

Warne? frug der Oberrichter unmuthig, und drehte sich zu dem dreisten Kläger herum. Was fällt Euch ein?

Er treibt Handel mit dem Zutritt bey Euch, rief Guido hitzig. Auch ich habe die Meldung erkauft von ihm. Das ist gewiß Euer Wille nicht.

Ihr seyd mir doch ein wenig zu keck für Eure Jahre, polterte der Oberrichter, und wenn ich Euch nicht für besonders brauchbar hielte, so wären wir schon geschieden. Ein andermahl wählt Eure Ausdrücke besser, und wartet mit solchen gehässigen Beschwerden, bis man sie Euch abfragt.

Verzeiht, sprach Guido betreten, ich meinte, daß Ihr das wissen müßtet, um Eure Maaßregeln zu nehmen gegen einen treulosen Diener, der mit seinem Thun Euren Ruf befleckt bey dem Volke.

Da sprang der Oberrichter entrüstet auf. Als er aber dem Jünglinge in das treue Gesicht schaute, besänftigte er sich, und sprach: Ihr meint erstaunlich viel, da Ihr es aber wirklich gut zu meinen scheint, so will ich Euch die grobe Ungebühr verzeihen, deren Ihr Euch unwissend schuldig gemacht. Tretet jetzt nur Euer neues Amt an, erweiset dem Oberschreiber, der Euer unmittelbarer Vorgesetzter ist, die schuldige Achtung, und laßt Euch ein für allemahl gesagt seyn, daß Ihr bey mir nie zu meinen, nur zu gehorchen habt.

Guido wollte reden, aber der Oberrichter wieß nach der Thür, und vertiefte sich wieder in seine Acten.

Ach Vater, Du hast mir ein schweres Joch aufgebürdet, wo werde ich Geduld hernehmen, es zu tragen! seufzte leise der Jüngling, und verließ das Gemach.

Der Actenstaub kräuselte sich in den Strahlen, die die Morgensonne durch die Bogenfenster in die Gerichtskanzelley warf. Guido saß einsam an seinem Pulte, und schrieb mit stillem Aerger an einem Bescheide, der einen reichen Sünder frey sprach von aller Schuld und Strafe. Der Bescheid hat ein schlechtes Herz, aber einen guten Kopf, murrte er. Hätte ich nicht die Verhandlungen gelesen, ich würde drauf schwören, daß der Mann unschuldig sey!

Da trat der Oberschreiber herein. Schon so früh fleißig, Collega! sprach er verbindlich. Ihr seyd wirklich in dem kurzen Monath ein recht tüchtiger Ar-

heiter geworden, und es wird Zeit, Euch wichtigere Geschäfte anzuvertrauen. Ich bringe Euch ein solches. Copirt dieß alte Pergament, aber Wort für Wort, Zug um Zug. Blos die Stellen, die ich hier angedeutet, werdet Ihr abändern nach den Vermerken auf diesem Zettel.

Guido sah in die vergelbte Urkunde, auf die Abänderungen, die er in die Copey tragen sollte, und die ihr einen ganz andern Sinn geben mußten, und in die tückischen Augen des Oberschreibers. Sein Blut wallte, er schob das Pergament zurück, und sprach kurz: Das ist eine Arbeit für Euch. Ich kann mich nicht damit befassen.

Ihr scherzt wohl? frug der Oberschreiber gereizt.

Mit Euch gewiß nicht! rief Guido mit dem vollem Ausbruch der Verachtung.

Da ging die Thür auf, und ein dürftig gekleideter Bürgersmann, Redlichkeit und Kummer auf dem Gesicht, trat schüchtern herein, und frug bescheiden: Kann ich wohl ein Paar Worte sprechen mit dem gestrengen Herrn Oberrichter?

Nein! schrie ihn der Oberschreiber zornig an. Ihr habt auch nicht das mindeste mit ihm zu sprechen. Der Herr hätte viel zu thun, wenn er jeden unruhigen Kopf anhören sollte. Ihr werdet Euern Bescheid bekommen, wenn es Zeit ist, und damit packt Euch von hinnen.

Du lieber Gott! seufzte der arme Bürger. Wenn ich einst trete vor deinen Thron, wirst du mir gewiß freundlicher Gehör geben, als ich hier finde vor dem weltlichen Richterstuhle! Und traurig schlich er wieder zur Thür hinaus.

Habt Ihr Fug und Macht, frug Guido erbittert den Oberschreiber, die Partheien also zu mißhandeln, die nichts bitten, denn ein Gehor, das sie fordern können von Rechtswegen?

Auf solche naseweise Fragen habe ich keine Antwort, rief der Oberschreiber, und frage Euch dagegen meinerseits noch einmahl: ob Ihr die Arbeit fertigen wollt, die ich Euch aufgetragen?

Nein, antwortete Guido fest. Dieß Nein soll Euch dermahleinst schwer werden, schrie der Erboßte und rannte fort.

Nach einer Weile steckte der Bürger wieder das bleiche Kummergesicht zur Thür herein, und frug zitternd. Darf ich jetzt hereinkommen?

In Gottesnahmen, erwiederte Guido, und rückte ihm einen Schemel hin. Der Herr wird nicht mehr lange bleiben. Da könnt Ihr Eure Sache vorbringen.

Lohne Euch der Himmel Eure Gutthat, sprach der Bürger und wollte ihm ein Beutelchen zustecken.

Pfui! rief Guido, ihn zornig abwehrend. Wofür haltet Ihr mich? Eure Sache muß sehr leicht seyn, weil Ihr mit Geld ihr nachhelfen wollt.

Ach, ich verzeihe es der Unschuld Eurer Jugend, daß Ihr mir Unrecht thut, sprach der Bürger und trocknete sich die Augen. Glaubt mir, in diesem Gemache muß man die Luft bezahlen, die man mit dem Athem einzieht. Ich würde mich auch gleich mit dem Herrn Oberschreiber abgefunden haben, aber ich wußte schon, daß das dießmahl nichts helfen kann, denn der Mann, der mich aus meinem Erbe werfen will, ist sein leiblicher Bruder.

Heilige Gerechtigkeit, rief Guido zornig, und der

Oberrichter trat in die Kanzelley. Ihm folgte der Oberschreiber, der, als er den Bürger erblickte, diesem und Guido grimmige Gesichter schnitt.

Was wollt Ihr doch schon wieder? frug der Oberrichter unmuthig den Supplikanten.

Ich habe ein krankes Weib daheim, antwortete dieser, und sieben lebendige Kinder, mit denen ich den Bettelstab ergreifen soll. Drum habe ich mir noch einmahl ein Herz gefaßt, gestrenger Herr Oberrichter, Euch anzutreten und Euch bey Gottes Barmherzigkeit zu beschwören, daß Ihr mir Gerechtigkeit wiederfahren lasset.

So bezüchtigt Ihr Eure Obrigkeit des Unrechts? frug der Oberrichter mit schneidendem Tone.

Da sey Gott für! sprach der Bürger. Aber Irren ist menschlich, und Ihr seyd im Irrthum. Ich schwöre es Euch bey allen Heiligen, daß ich die fünfhundert Gulden schon vor zehn Jahren bezahlt habe, die mir der gottlose Mann jetzt noch einmahl abfordert.

Es ist sehr unangenehm, rief der Oberrichter, mit Leuten zu thun zu haben, die sich nicht bedeuten lassen. Ich habe Euch hundertmahl verständigt, daß Ihr das beweisen müßt. Habt Ihr Zeugen, Urkunden?

Ach, die Zeugen sind gestorben in der langen Zeit, jammerte der Bürger, und die Verzichtsurkunde habe ich Euch ja übergeben, gestrenger Herr, besinnt Euch doch das einzige Mahl. Auf Bartholomäi werden es neun Jahr, hier auf dieser Stelle.

Davon weiß ich nichts, sagte der Oberrichter ungeduldig, und kann es auch nicht glauben, weil Ihr sonst einen Empfangschein darüber aufzuweisen hättet.

Unterdeß hatte Guido, mit steter Aufmerksamkeit auf das Gespräch, in seinen Pergamenten gesucht und rief jetzt auf einmahl fröhlich dem Bürger zu: Seyd getrost, Eure Urkunde ist vorhanden.

Ihr irrt Euch, Guido, sagte der Oberrichter mit zornigen Blicken, und der Oberschreiber suchte seinen Todesschreck hinter einem schlecht gerathenen Gelächter zu verbergen.

Nein, wahrlich nicht, antwortete Guido. Als ich neulich den kleinen Wandschrank durchsuchte, fand ich das Dokument ganz hinten im Winkel, und habe es zur guten Stunde aufbewahrt bis heute.

Und er reichte dem Bürger die Urkunde hin, der sie freudig erkannte, und mit dankbarer Wuth die Hand des Jünglings an seine Lippen riß.

Das ändert freilich die Sache, sprach der Oberrichter; der Kläger muß abgewiesen werden.

Und in den Thurm obendrein, jubelte Guido, weil er das Gericht belogen, und wider besseres Wissen eine bezahlte Schuld eingeklagt hat.

Da schoß der Oberrichter einen grimmigen Blick auf den Vorlauten. Ihr sollt beschieden werden, herrschte er dem Bürger zu; Dummkopf! schnaubte er den verblichnen Oberschreiber an, und entfernte sich hastig, der Bürger aber küßte die Verzichtsurkunde, die sein Schicksal so schnell und glücklich entschieden, mit zärtlicher Inbrunst, und Guido grollte. Ach Vater Zeno, Du ahnest gewiß nicht, in was für schlechte Gesellschaft Du mich gebracht hast!

Eine Stunde ſpäter ſaß Guido wieder an ſeiner Arbeit, da ward die Thür aufgeriſſen, ein reich verzierter Edelmann ſchritt vornehm herein, gewaltig mit den goldnen Ritterſporen klirrend, lüftete das hochgefiederte Baret ein wenig und ſchnarchte: Seyd Ihr der Schreiber des Oberrichters?

Ja, antwortete Guido und ſchrieb weiter.

Des Herzogs Gnaden, ſprach die vornehme Geſtalt, und warf ſich in einen Seſſel, haben dem Oberrichter die Unterſuchung eines verdrüßlichen Handels aufgetragen, in den ich verwickelt bin, und ich ſoll heute Vortritt haben mit meiner Widerpart.

Erſt in einer Stunde kommt der Herr, erwiederte Guido ſchreibend.

Ich bin der Hofmarſchall des Herzogs, rief dieſer bedeutſam und blähte ſich.

Ich weiß es, antwortete Guido, ohne ſich ſtören zu laſſen.

Ihr müßt gewaltig beſchäftigt ſeyn, mein Freund, ſpöttelte der Hofmarſchall.

Ja, ſprach Guido, und ſtreute Sand auf die vollgeſchriebene Seite.

Gebt mir einmahl die Klageſchrift der Bürgerdirne, ſagte der Hofmarſchall nachläſſig, damit ich mich ein wenig an dem Unſinn ergötze.

Sie iſt Euch bereits copeylich zugefertigt worden, zuſammt den Beilagen, erwiederte Guido.

Das weiß ich ſo gut als Ihr, rief der Hofmarſchall dringender, aber eben die Beilagen will ich einmahl nachſehn in der Urſchrift.

Es ſind Eure eigenhändigen Schreiben, ſprach Guido, und Euch alſo wohl bekannt. Auch bin ich

nicht ermächtiget, den Partheien Urkunden vorzuzeigen, ohne des Herrn Erlaubniß. Er wird Euch sicher alles vorlegen im Verhör.

Ihr seyd gewaltig umständlich, lachte der Hofmarschall. Der Oberschreiber ist weit vernünftiger, und hat schon guten Gewinn davon gehabt.

Dann rathe ich Euch, daß Ihr Euch an ihn wendet, sagte Guido und fing die neue Seite an.

Denn Leute unsers Standes pflegen die Dienste, die man uns leistet, nur in Golde zu bezahlen, fuhr der Hofmarschall fort, und schlug spielend mit der vollen Geldtasche auf Guidos Pult, daß die Goldgulden lieblich darin erklangen.

Ihr scherzt, rief Guido mit mühsam bekämpftem Grimm: Ein so großer, gewaltiger Herr und Ritter wird sich ja nicht so tief herablassen, einen armen Schreiber zu bestechen, daß er gegen seine Pflicht handle.

Der Hofmarschall wollte auffahren, besann sich aber noch und sagte bloß mit majestätischem Kopfwurf: Mit diesen Sitten werdet Ihr Euern Weg nicht machen, mein Freund, und verließ die Kanzeley.

Gerechter Gott, klagte Guido. Wie viel ist nicht schon mir allein geboten worden, seit ich angeschmiedet bin an diesen Marterblock! Wie viel mögen nicht erst die Andern, wie ich sie jetzt kenne, mit Freuden genommen haben! O, daß ich Herzog wäre! Dem Unfuge wollte ich steuern und müßte ich alle meine Forsten niederschlagen zu Galgen für ungerechte Richter!

Da trat ein fremder Stallknecht herein und sagte: Die beiden Schimmel stehn unten, die der Herr Hof-

marschall dem Oberrichter schickt. Weist mich an, wo ich sie einziehn soll.

Meldet Euch bey dem Herrn selbst, rief Guido, im Zorn seine unschuldige Feder zerstampfend. Ich kann Euch keinen Bescheid geben.

Brummend ging der Stallknecht, und nach einer Weile kam der Oberrichter.

Eure bisherigen Arbeiten beweisen Eure Fähigkeit, sprach er mit sanfter Milde zu Guido, und entschuldigen dadurch einigermaaßen die Vorschnelle, zu der Euch Eure Jugend noch zuweilen hinreißt. Drum will ich einen Versuch machen, ob ich Euch noch mehr vertrauen kann. Der Oberschreiber hat sich krank gemeldet: drum sollt Ihr mir heute das Protocoll führen in der Sache des Herrn Hofmarschalls. Da Ihr aber noch ungeübt seyd in den Formen, so habe ich Euch hier den Inhalt vorläufig aufgesetzt, an den Ihr Euch lediglich zu halten habt, wenn auch im Laufe des Verhörs allerley geschwatzt wird, was nicht zur Sache gehört. Wenn Ihr Euch brauchbar erweiset, so werde ich Euern Gehalt erhöhen, und sobald ich den Oberschreiber versorgt habe, folgt Ihr ihm im Amte.

Befremdet wollte eben Guido fragen, wie es sein Prinzipal eigentlich meine mit diesem seltsamen Unterricht, da öffnete der Frohn beide Flügelthüren der Kanzelley und die Partheien traten ein. Zuerst der Hofmarschall, der die tiefe Verneigung des Oberrichters mit vertraulicher Herablassung erwiederte, und keck in seinem Richterstuhle Platz nahm. Dann kam ein schönes weinendes Mädchen, ein liebliches Kind auf dem Arme, mit ihrer weinenden Mutter, die

demüthig an der Thür stehen blieben, und das Verhör begann.

Es war von einer Verführung unter dem Versprechen der Ehe die Rede, die sich der vermählte Hofmarschall in der Verkleidung eines ehrsamen Bürgerjunggesellen erlaubt hatte. Die arme Betrogene hatte das himmelschreiendste Recht auf ihrer Seite. Allerley verfängliche Fragen, mit denen sie der Oberrichter zu verwirren suchte, wurden an der einfachen starken Wahrheit zu Schanden. Der Hofmarschall wußte nichts vorzubringen, als einige elende Entschuldigungen, die noch dazu als Lügen erschienen, und Guido erkannte bald zu seinem Entsetzen, daß der Inhalt, den ihm der Oberrichter vorgeschrieben, gar sehr von dem abwich, was die Partheien vorbrachten. Da legte er die saubere Vorschrift still bey Seite, und führte das Protocoll so, wie das Verhör es wirklich ergab.

Die Verhandlung war zu Ende. Der Oberrichter und der Hofmarschall unterschrieben, und gingen dann Arm in Arm, vertraulich mit einander plaudernd, im Gemache auf und ab. Während die alte Mutter mit zitternder Hand ihre drey Kreuze unter die Schrift mahlte, sah sie den Jüngling beweglich an, und flüsterte: Ihr seyd noch so ein junges Blut, Herr Schreiber, und seht so ehrlich aus. Nicht wahr? Ihr habt doch alles so aufgeschrieben, wie wir es ausgeredet? Hättet Ihr es nicht gethan, es würde Euch wahrlich keinen Seegen bringen.

Unbesorgt, Frau, flüsterte Guido zurück. Ich habe meine Pflicht gethan. Es entstehe daraus, was da wolle!

Die Partheien wurden entlassen. Der Oberrichter nahm die Acten mit in sein Arbeitszimmer, und Guido begann mit dem frischen Muthe, den das Bewußtseyn einer guten Handlung giebt, eine neue Arbeit.

Er hatte noch nicht lange geschrieben, da kam der Oberrichter wieder, blaß vor Zorn, den er zu verhehlen suchte, und frug mit bebenden Lippen nach seinem eigenhändigen Aufsatze. Schweigend reichte ihn Guido hin. Der Oberrichter warf ihm dagegen die Verhandlung zu und knirrschte: Vergleicht!

Dessen bedarf es nicht, antwortete Guido ruhig. Eure Vorschrift kann nicht stimmen mit dem Protocoll, weil das Verhör ganz anders ausfiel.

Wie konntet Ihr eigenmächtig Abänderungen wagen? schnaubte der Oberrichter.

Als Ihr mich in Pflicht nehmen ließt, erwiederte Guido, da habe ich dem Herzog geschworen, die Protocolle so zu führen, wie sie ausgeredet werden.

Elender Bube, schäumte der Oberrichter, Schlange, die ich in meinem Busen genährt! Hofft du wirklich deine Absicht auszuführen, die ich durchschaue. Den Willen hast du dazu, aber Gott sey Dank, die Kraft gebricht dir. Dir bin ich noch gewachsen. Mein Wort wird überall mehr gelten als das deine, und mein ist die Macht dich zu vernichten!

Und wüthend zerriß er das Protocoll, und warf es dem Jüngling vor die Füße. Dann zog er die Glocke, daß die Schnur riß, und der Gerichtsfrohn trat mit seinen Frohnknechten ins Gemach.

Mein Schreiber hat wichtige Urkunden unterschlagen, herrschte er seinen Handlangern zu. Werft ihn

in Das untere Thurmgewölbe, niemand darf ihn sprechen!

Da war es aus mit Guidos mühsam behaupteter Fassung. Schurke! donnerte er, und sprang auf den Oberrichter los. Aber die Frohnknechte fielen, wie eine Koppel Hunde über den Löwen, über den Jüngling her, überwältigten ihn trotz seinem wüthenden Widerstande, und schleppten ihn fort, und sein schmerzlicher Ausruf: Ach, Vater Zeno, dahin hat mich dein Gebot gebracht, verhallte bald in der Ferne.

Im untern Thurmgewölbe saß der arme Guido auf einer Steinbank. Seine Augen hatten sich eben so weit an die Dunkelheit seiner Behausung gewöhnt, daß er den Mauerschweiß erkennen konnte, der rings von den Wänden troff, und die Ratten und Kröten, die lustig mit einander spielten auf den Pilzen des Fußbodens. Ist das wohl ein Gefängniß für einen Menschen, rief er, ob er auch der ärgste Bösewicht wäre? Und ich soll unschuldig verderben in dem Modergrabe! Ha, daß ich der Herzog wäre! Also sollten Menschen nicht ferner hausen dürfen mit Menschen!

Da drehte sich ein Riesenschlüssel im Thürschlosse, und der bekannte Graumantel stieg mit einer Laterne und einem Handkorbe herab zu dem Gefangnen, und frug ihn leise und traulich: Kennt Ihr mich noch, junger Herr?

Was sollte ich nicht! antwortete Guido. Euer Rath im Vorsaal des Oberrichters bahnte mir den Weg durch dessen Kanzelley in diesen Kerker. Ich kann Euch also nicht sonderlich dafür danken.

Wer heißt Euch auch unter die Wölfe gehn, wenn Ihr nicht mit ihnen heulen wollt, sprach der Graumantel, seinen Korb niedersetzend. Da mußten sie wohl bald erkennen, daß Ihr nicht zu ihnen gehört, und Euch anfallen mit Rachen und Klauen. Indeß seyd unbekümmert, dießmahl helfe ich Euch noch heraus. Ich habe in der Kanzelley Eures Prinzipals ein zerrissnes Protocoll gefunden, was die Pforte Eures Kerkers sprengen soll, wenn Ihr Euch sonst rein wißt. Sagt mir nur recht offen und ehrlich, seyd Ihr unschuldig an der Urkundenunterschlagung, deren Euch der Oberrichter bezüchtiget?

Dabey leuchtete er ihm mit der Laterne ins Gesicht, und rief: Antwortet mir nicht erst. Euer klares Gesicht spricht deutlich genug. Ihr sollt bald etwas Neues von mir hören. Und seinen Korb auspackend, plauderte er weiter. Vor der Hand wickelt Euch, dafern Ihr mit der Tugend nicht ausreicht in diesem Sumpfloche, in diesen warmen Mantel und labt Euch mit Speise und Trank, damit Ihr mir nicht etwa krank werdet hier unten, ehe ich Euch befreien kann. Der Herr Oberrichter hatte Euch wohl nur Brod und Wasser zugedacht, zur Erquickung aber im Kruge ist guter Wein, und das Brod ist mit einem gebratnen Hühnlein gefüllt. Damit mögt Ihr Euch denn die Zeit vertreiben, und guten Muth fassen, bis die Stunde der Erlösung schlägt.

Aber wie ist es Euch gelungen? frug Guido erstaunt, zu mir durchzudringen mit diesem Labsal gegen den Willen des Teufels, der gewaltig herrscht über diese Hölle?

Wo alle Seelen feil sind, spottete der Graumän-

tel, da kann man mit Geld alles kaufen. Geld ist auf dieser schlechten Welt so ziemlich der einzige brauchbare Hauptschlüssel, der alle Schlösser schließt, zu denen kein anderer paßt. Er nahm seinen Korb und seine Laterne, stieg hinauf zur Pforte, schloß sie hinter sich zu, und Guido blieb in der grauen Dunkelheit zurück.

Alles feil! murrte er, indem er sich gleichwohl, von Hunger, Durst und Frost geplagt, über das Mahl hermachte, das er dieser Feilheit verdankte. Alles feil! Es mag wahr seyn, aber es ist entsetzlich. Und ich meine, wenn von oben herab jeder seine Schuldigkeit thäte, es könnte unten nicht so nichtswürdig und erbärmlich zugehn. O, daß ich nicht Herzog bin!

Unter diesem Selbstgespräch war er satt geworden, und der Wein hatte eine liebliche Wärme in ihn gegossen. Er wickelte sich in den Mantel seines Gönners, streckte sich auf die Steinbank, und war bald entschlummert.

Abermahls drehte sich der Riesenschlüssel im Schlosse, und hinter dem Gerichtsfrohn, der mit seiner Laterne herabstieg, kam der Oberschreiber selbst. In diesen Kerker habt Ihr den armen Jüngling gesperrt? tobte er im Herabstolpern. Wie konntet Ihr Euch diese Härte erlauben gegen des Herrn Oberrichters ausdrücklichen Befehl?

Erlaubt, gestrenger Herr Oberschreiber, stammelte erschrocken der Frohn, der Herr selber —

Schweigt, Tölpel, fuhr ihn der Oberschreiber an, und sprach dann höflich zu Guido: Habt die Gü-

le mir zu folgen, mein theurer College. Das Mißverständniß hat sich aufgeklärt, welches Euch Eurer Freiheit beraubte. Bey dem Herrn Oberrichter, zu dem ich Euch begleiten werde, sollt Ihr das Weitere erfahren.

Ohne ihn einer Antwort zu würdigen, stieg Guido mit ihm hinauf in die Freiheit, und stand jetzt im Gemache des Oberrichters, der fast lächerlich wurde durch das vergebliche Bestreben, gegen seinen Untergebnen, der seine Nichtswürdigkeit kannte, die äußere Würde zu behaupten.

Es war ein Irrthum, Guido, rief er ihm entgegen. Ich habe Eure Unschuld erkannt, und will Euch entschädigen für das, was Ihr gelitten. Bittet, so kühn Ihr wollt, Ich werde Euch Alles gern gewähren.

Ich habe nichts zu bitten von Euch, sprach Guido finster. Wohl aber fordere ich von Euch meine augenblickliche Entlassung und ein Zeugniß über mein Verhalten in Euerm Dienste.

Auch das, antwortete der Oberrichter, so wehe es mir thut, mit Eurer fleißigen und geschickten Feder auch die Gelegenheit zu verlieren, meine Uebereilung wieder gut zu machen Fertigt diesem biedern jungen Manne ein Zeugniß aus, wie er es verdient, gebot er dem Oberschreiber, ging, während dieser schrieb, an seinen Geldschrank, zählte den Schiefertisch voll blanker Goldgulden, und lud den Jüngling durch eine höfliche Handbewegung ein, sie einzustreichen.

Das Zeugniß, das Guido alle Tugenden und Fähigkeiten, die er besaß und nicht besaß, mit prangen-

der Wortfülle beilegte, war fertig. Guido durchflog es, steckte es ein, und stieß die Goldstücke verächtlich zusammen. Euer Gold kann ich nicht annehmen, sprach er stolz. Ich würde mir meine reinen Hände damit beschmutzen. Arm, wie ich in dieß Haus kam, will ich hinausgehn. Möge Gott Euch bessern, oder dem betrognen Fürsten die Augen öffnen, daß er erkenne, wem er die heilige Waage vertraut hat in seiner Hauptstadt. Er ging trotzig fort, und der Oberrichter machte ein Kreuz hinter ihm her, und sagte: Dießmahl es mit einem solchen ehrlichen Klotze versucht, und nimmer wieder!

Eben wanderte Guido mit seinem leichten Bündel zu dem Thore hinaus, zu dem er vor einem Monat hereingekommen, und freute sich schon recht herzlich auf das Wiedersehn bey dem Vater Zeno. Da trat ihm plötzlich der Graumantel entgegen, und frug ihn: Wohin so eilig, mein junger Freund?

Auf Nimmerwiederkehr, antwortete Guido, nach meinem lieben Bergschlosse, das ich nun nicht mehr verlassen will, da ich erfahren habe, wie klein und niedrig es zugeht in der sogenannten großen Welt.

Ihr kennet doch noch Eures Erziehers Handschrift? frug der Graumantel, und reichte ihm ein Pergament. Darauf stand von Zenos Hand geschrieben: Mein Sohn, gehorche dem Ueberbringer, wie mir.

Mein Gott! was ist das nun wieder? klagte der Jüngling. Kaum habe ich ein Joch zerbrochen, so soll ich schon wieder den Nacken unter ein neues beugen.

Das ist einmahl nicht anders, scherzte der Graumantel; der Mensch darf nie frey seyn, und kann es auch nicht. Hätte er sich auch aller Herren entschlagen, so bliebe er doch noch immer sein eigner Diener, und das Ich ist oft ein recht schlimmer Gebieter. Drum fügt Euch fein geduldig in das allgemeine Loos, und tretet den Geheimschreiberdienst an, den ich Euch ausgewürkt habe bey dem Herzoglichen Kanzlar.

Glaubt mir, es thut nicht gut, betheuerte Guido. Je höher der Mann, desto größer der Sünder. Ich weiß es schon in voraus: Ich werde mich auch mit dem Kanzlar nicht vertragen. Ich kann mich nun einmahl nicht hergeben zu schlechten Streichen. Es ist gegen meine Natur, und wenn das Gesindel dort mein Blut in Wallung bringt, so stehe ich Euch nicht für ein großes Unheil.

Dem Vater Zeno zu Liebe müßt Ihr schon noch einmahl erproben, wie dem Propheten Daniel zu Muthe war in der Löwengrube, lachte der Mann, und zog ihn mit sich fort in die Stadt zurück.

Wer seyd Ihr denn aber eigentlich? frug Guido, ihn bedenklich anschauend, daß Ihr Euch auf eine so wunderliche Weise in mein Schicksal mischt?

Ich heiße Ralph, wenn es Euch um einen Nahmen zu thun ist, antwortete der Graumantel. Das Weitere geht Euch zur Zeit noch nichts an. Vor der Hand muß Euch meine Beglaubigung gnügen, und der Beweiß, den ich Euch schon gegeben von meiner guten Meinung zu Euch.

Sonderbar, murmelte Guido, und sie standen vor dem Marmorpallaste des Kanzlars.

Hier hinein geht fürs erste unser Weg, sprach

Ralph, und öffnete dem Jüngling das Stübchen des Thürstehers. Vergönnt, wertheſter Freund, theuerſter Herr Thürſteher, ſagte er mit einem tiefen Bücklinge zu dem breitſchultrigen, ſilberbeſchlagnen Pförtner, daß ich dieſen jungen Mann Euerm gütigen Schutze empfehle, und vertraut mir, ob ich bald die Ehre haben kann, der Frau Silberwäſcherin meine Aufwartung zu machen?

Ich will es ihr ſagen laſſen, antwortete der Thürſteher mit dem gnädigen Stolze eines Schutzherrn. Der Burſche, denke ich, wird ihr gefallen, wie er mir gefällt, und ſchickt er ſich in uns, ſo werden wir ihn ſchon in die Höhe bringen.

Er ging und kam bald mit einer kleinen alten Frau, die den ehrfurchtsvollen Gruß von Guidos Patron huldreich empfing und den Jüngling mit großem Wohlbehagen betrachtete.

Ein hübſcher junger Menſch! ergoß ſich dann der Strom ihrer Rede. Er ſcheint guter Leute Kind, und es wohl zu verdienen, daß man für ſein Glück ſorgt. Ich will auch hoffen, daß er dafür dankbar ſeyn und treulich zuſammenhalten wird mit ſeinen Freunden. Ich habe bereits alles richtig gemacht, mit dem Herrn Leibdiener, und wenn es gefällig iſt, ſo wollen wir gleich mit einander hinaufgehn. Es iſt jetzt grade die beſte Zeit zur Audienz.

Und ohne eine Antwort zu erwarten, ergriff ſie Guido's Hand und zog ihn mit ſich fort. Als ſie an die große Vordertreppe kamen, wollte er da hinaufſteigen, aber ſeine Gönnerin zog ihn zurück.

Nein, hier gehn wir nicht hinauf, ſprach ſie, da könntet Ihr Stunden lang warten im Vorgemache,

und am Ende doch abgewiesen werden. Und sie zog ihn weiter in den Hof, und führte ihn eine kleine enge Hintertreppe hinauf. Dann klopfte sie leise an eine Thür, und ein stattlicher Herr, den Guido schon für den Kanzlar selbst hielt, öffnete.

Hier bringe ich Euch den neuen Geheimschreiber, Herr Leibdiener, flüsterte sie ihm vertraulich zu. Der Herr Kanzlar sitzt noch beym Frühwein, aber ich werde ihn gleich melden, antwortete der Leibdiener freundlich, und ging hinein.

Gott segne Euern Eingang in diese Gemächer, sagte die Alte, das Meine habe ich gethan, das Weitere ist Eure Sache. Wenn Ihr mich etwa sprechen wollt nach der Audienz, und Euch Rathes erhohlen in Euerm Amte, ich wohne dort unten im Hofe auf gleicher Erde, und werde Eurer harren mit einem Becher guten Malvasier.

Sie trippelte fort, und Guido zürnte: Wenn ich Herzog wäre, und mein Kanzlar ließe sich seinen Geheimschreiber zuführen durch die Silberwäscherin auf der Hintertreppe, ich jagte ihn vom Amte zur Stunde!

Jetzt kam der Leibdiener zurück, und führte den Jüngling durch das prachtvolle Schlafgemach des Kanzlars in ein kleines reichvergoldetes Klosett. Ein großer Mann von majestätischem Anstande, mit einem klugen verlebten Gesichte, saß auf einem Ruhebette. Eine Dame, die neben ihm saß, kredenzte ihm eben einen Becher Glühwein, und ihre schwarzen Augen flammten dabey so mächtig unter der weißen Stirn hervor, ihr kußlicher Mund lächelte so zauberisch, ihr Wunderbusen wogte unter den Rabenlocken so üppig

empor, aus dem tief ausgeschnittnen Gewande von schwarzer Seide, daß dem lebenslustigen, kräftigen Guido ganz warm dabey wurde.

Ein neuer Werber um das erledigte Amt, sprach der Kanzlar lächelnd zu der Dame. Betrachtet ihn Euch, Bella, ob er dazu tauglich seyn mag.

Die Augen der Dame flogen forschend nach Guidos blühendem Antlitz, und brannten lange darauf mit stillem düsterm, glühendem Verlangen. Hocherröthend senkte der Jüngling die seinen zur Erde.

Wenn es kein verkleidetes Mädchen ist, scherzte sie, so ist es ein neugebohrner Seraph. Ich wünsche Euch Glück zu der Eroberung.

Dort liegt Probearbeit für Euch, sagte der Kanzlar, und zeigte auf einen mächtigen Stoß Bittschriften, der auf der Erde lag. Nehmt den Wust mit hinauf in Euer Gemach. Sobald ich vom Herzog komme, will ich Euern Vortrag vernehmen daraus.

Bedenklich maß Guido den Riesenstoß, und packte ihn dann mit einem kleinen Kopfschütteln auf.

Versteht sich, daß Ihr die Sachen nur in nuce vortragt, sagte der Kanzlar, der das wahrnahm. Ihr Diener der heiligen Themis seyd gewöhnlich etwas breit, und werdet langweilig, um vollständig zu seyn. Ich aber liebe die bündige Kürze, denn meine Zeit ist mein kostbarster Schatz.

Er winkte dem neuen Geheimschreiber die Entlassung zu. Guido gehorchte dem Winke, und als die Thür hinter ihm zufiel, hörte er noch, wie der Kanzlar lustig schäckerte und lachte mit der schönen Bella.

Dazu reicht also doch die kostbare Zeit, sagte er,

als er hinaustrat auf den Vorsaal, aber wahr ist es, das Mädchen ist bildschön!

Es giebt auch eine häßliche Schönheit, sprach warnend Ralph, der ihm entgegenkam, und den Ausruf gehört hatte. Vor einer solchen müßt Ihr Euch in Acht nehmen. Ein so reines Gesicht als das Eure verdient gleiche Reinheit zu finden bey der Dame Eurer Wahl. Es wäre Schade, wenn Ihr Euer gutes Herzensgold weggäbet gegen so falsche Münze.

Unwillig sah Guido den Grämler an, legte die Hand auf die Brust und wollte eben betheuern, daß ihm kein arger Gedanke gekommen sey bey dem schönen Mädchen.

Schon gut, lachte Ralph. Ich weiß, was Ihr sagen wollt, aber Thaten sprechen am besten. Geht Ihr nur jetzt in Euer Gemach, und regiert rüstig ein Stück weg für den Regenten des Regenten. Ich werde Euch unterdeß entschuldigen bey der Frau Silberwäscherin, mit der Ihr es durchaus nicht verderben dürft.

Vortragend stand Guido vor dem Kanzlar, der, schon zur Jagd gekleidet, ungeduldig in dem Sessel hin und herrückte. Es befanden sich unter den Bittschriften viele Forderungen an die Herzogliche Schatzkammer, die ihm sehr lange währten.

Haftet Euch, rief er, damit wir zu Ende kommen. Mein Bescheid auf all das Geschreibsel ist: die Leute müssen warten, bis wieder Geld in der Schatzkammer ist. Ihr habt die Sprache ja hinrei-

chend in Eurer Gewalt, um das den Quälgeistern recht zierlich und begütigend zu sagen.

Ach, Herr Kanzlar, sprach Guido, es sind Leute darunter, die es wahrlich höchst nöthig brauchen; Verarmte, von ihren eigenen Gläubigern gedrängt, Wittwen und Wayfen!

Ich kann nicht Ledermünzen schlagen lassen, wie in einer belagerten Stadt, rief heftig der Kanzlar. Wir haben kein Geld und können nicht zahlen vor der Hand. Dabey bleibt es, und nun weiter.

Da legte Guido schweigend einen Anschlag des Baumeisters vor zu einem Marmorbade im Herzoglichen Schloßgarten.

Viel Geld, sprach der Kanzlar, die Summe überschauend; aber ein Prachtgebäude wird er uns hinstellen. Verfügt das Nöthige an die Rentey.

Könnten nicht statt dessen, meinte Guido, die armen Menschen bezahlt werden, die wahrlich schon der Verzweiflung nahe sind und dem Bettelstabe.

Mit großen Augen sah der Kanzlar den Jüngling an. Ich glaube, Ihr wollt schon Vorschläge machen, sprach er; das laßt unterweges, und jetzt weiter, damit wir fertig werden.

Hier reicht der Hofwechsler Moses den Plan zu der neuen Kopfsteuer ein, fuhr Guido betrübt fort, und erbietet sich die Auflage zu pachten.

Zeigt her, rief der Kanzlar, und durchflog die Zifferbogen. Wahrlich, der Ertrag noch größer, als ich gerechnet. In diesem Moses besitzen wir einen Schatz! der Plan ist gut. Fertigt das Mandat gleich aus, damit ich es dem Herzog noch heute vorlegen kann.

Diese Steuer scheint mir sehr drückend, wendete Guido ein, und obendrein gehässig in der Ausführung. Möchte sie nicht vorher geprüft werden von unpartheiischen Sachverständigen?

Ihr fertigt das Mandat aus, antwortete ernsthaft der Kanzlar. Weiter!

Sieben Beschwerden über die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen des Oberrichters, sprach Guido nachdrücklich.

Dieser Oberrichter macht es ein wenig arg, brummte der Kanzlar. Er wird den Krug so lange zum Wasser tragen, bis der Henkel bricht. Fertigt ihm die Beschwerden zu, und mahnt ihn in einem vertraulichen Handschreiben, daß er den Schreiern den Mund stopfe, damit ich nicht verfahren muß gegen ihn.

Die Urkunden, welche beiliegen, setzen alles außer Zweifel, stellte Guido vor. Der unredliche Mann sollte wahrlich zur Untersuchung gezogen werden.

Ihr habt Recht, junger Mensch, sagte der Kanzlar, aber Ihr versteht das nicht. Ich kenne den Oberrichter. Wenn ich mich einmahl auf Untersuchung bey ihm einlasse, so erfahre ich mehr, als ich wissen mag, und muß ihn am Ende seines Amtes entsetzen, was aus wichtigen Gründen nicht angeht.

Hier ist noch ein Vorschlag des Rentmeisters, sprach Guido, durch Ersparungen die Ordnung herzustellen in den herzoglichen Kassen.

Ersparungen! lachte der Kanzlar. Der Rentmeister weiß mehr als wir.

Der Vorschlag scheint mir sehr gründlich, bat Guido. Erlaubt, daß ich Euch die Hauptpunkte vortrage.

Nun so tragt vor, langweiliger Mensch! rief gähnend der Kanzlar.

Da bliesen unten zwey Waldhörner ein Jagdstück. Hinter zwey großen Windhunden, die mit freudigem Geheul auf ihren Herren losrannten, trat der Leibjäger herein, und meldete: daß der Hirsch gestellt sey.

Die Jagdlust ruft, sprach aufspringend der Kanzlar und griff nach dem Baret. Heute Abend ein Mehreres. Komme ich zu spät zu Hause, dann morgen früh. Seyd Ihr auch ein Jäger?

Die Jagd war mir oft eine liebe Erhohlung nach der Arbeit, antwortete Guido unbefangen.

So mögt Ihr mich begleiten, sprach der Kanzlar. Ich bin neugierig zu sehn, wie Ihr die Armbrust führt. Und von seinen Hunden umtanzt, mit lautem lustigen Halloh eilte er hinaus. Ihm folgte der Jäger. Guido sah dem Nimrod lange nach und rief unmuthig: Armes Land! O, daß ich Herzog wäre!

Als Guido am andern Morgen in den Vorsaal des Kanzlars trat, stand ein Kleeblatt Bittsteller drin, dessen Blätter gar sehr von einander abstachen. Ein bleicher, gebückter Mann in schwarzer richterlicher Amtstracht mit einem Gesichte voll tiefen Grams, ein Stutzer mit zierlichen Schnabelschuhen und einem köstlichen Schellenmantel, und ein dicker rothbäckiger Herr, dessen Kleid von Golde starrte. Alle bestanden auf persönlichem Gehör. Von Guido gerufen, trat der Kanzlar zu ihnen heraus.

Was ist Euch zu Willen? frug er unfreundlich den Richter.

Ich diene dem Herzog seit dreißig Jahren, sprach dieser mit bescheidnem Selbstgefühl. Mein Amt ist schlecht, und reicht nicht hin für die Bedürfnisse meiner Familie. Das Gaugericht hier ist erledigt, und ich habe mich darum beworben. Aber der Herr Gaugraf ist mir abgeneigt, und auf seinen Bericht haben Euer Gestrengen mir meine Bitte abgeschlagen. Drum wage ich es Euch noch einmahl deshalb in Person anzutreten. Wenn Ihr die Gnade haben wollt, diese Zeugnisse zu lesen, so werdet Ihr Euch sogleich überzeugen, daß ich diese Verbesserung eben so verdiene, als ich sie bedarf.

Ich weiß es längst, daß Ihr ein brauchbarer Beamter seyd, antwortete verlegen der Kanzlar. Aber das Amt, das Ihr sucht, ist an sich überflüssig, und kann vor der Hand ganz unbesetzt bleiben.

So sagt der Gaugraf, sprach der Richter mit Wärme. Geruht eine Untersuchung zu verfügen, so wird sich das Gegentheil ergeben.

Ich muß den höhern Staatsdienern mehr glauben, denn ihren Untergebnen, rief ungeduldig der Kanzlar. Und würde das Amt je wieder besetzt, so wäre der Mann schon dafür gefunden. Ich bedaure, daß ich dießmahl nichts für Euch thun kann. Es soll aber bey der nächsten Erledigung an Euch gedacht werden.

Ich bin schon funfzig Jahr alt, sagte schmerzlich der Richter. Meines Lebens beste Zeit und Kraft habe ich dem Dienst des Herrn geopfert. Es ist mir also wohl nicht zu verargen, wenn ich wünsche, mein Ziel zu einer Zeit zu erreichen, wo ich mich noch darüber freuen und kräftig wirken kann zum Nutzen des Landes. Und ich meine doch auch, daß der, der einen

kleinen Berufskreis so treu und lange ausgefüllt hat, seine Würdigkeit für einen größern bewiesen hat.

Ihr pocht immerfort auf Dienstfleiß und Dienstreue, zürnte der Kanzlar. Dadurch wird man am Ende lastig. Was Ihr thatet, war Eure Pflicht, und Belohnung für erfüllte Pflicht muß erwartet werden von der Gnade, nicht ertrotzt!

Da warf der Richter einen klagenden Blick zum Himmel, verbeugte sich tief, und ging.

Der Kanzlar sah ihm nach, wischte sich über die Stirn, als wolle er ein unangenehmes Gefühl los werden, und wendete sich zu dem Stuber, der zu ihm gehüpft kam, und mit einem kunstmäßigen Bückling lispelte: Ich komme mich nochmahls Eurer Gnade zu empfehlen.

Ich bedaure, daß ich nichts für Euch thun kann, junger Herr, antwortete der Kanzlar gnädig. Laßt Euch den Gedanken an das Gaugericht vergehn. Dazu gehören Kenntnisse und langjährige Uebung, und Ihr wißt, wie sehr es Euch an beiden mangelt.

Meine Mutter würde untröstlich seyn, wenn mir diese Ehrenbahn verschlossen bliebe, flötete wehmüthig der junge Mann.

Es thut mir leid, sprach der Kanzlar im entscheidenden Tone. Ich wünsche sehr Euch zu heben, aber auf diese Weise geht es wahrlich nicht.

Vielleicht wird die Bürgschaft für mich sprechen, die dieß Schreiben enthält, sagte der Stuber, und reichte zuversichtlich dem Kanzlar einen Brief, den ein großmächtiges Wappen verschloß.

Vom Grafen Ubaldo? rief dieser überrascht, erbrach und las. Warum habt Ihr doch erst den Herrn

beschwert, und mich durch ihn? frug er verdrüßlich. Es ist doch wahrlich thörig von Euch, daß Ihr Euch in ein Amt drängt, dem Ihr durchaus nicht gewachsen seyd.

Wenn mir nur die Geschäfte vorläufig übertragen werden, bettelte der Stutzer. Ich werde mir einen tüchtigen Schreiber halten, und bin dann doch einmahl im Besitz.

So meldet Euch bey dem Gaugrafen! rief der Kanzlar böse. Ich werde noch heute mit ihm sprechen. Aber ich sage es Euch: Stellt mich nicht auf die Spitze durch dumme Streiche, sonst habt Ihr einen schweren Stand bey mir!

Ich küsse Euch die Hände! jauchzte der Hasenfuß, und tanzte zur Thür hinaus.

Dieser Graf wird mich noch umbringen mit seinen Verwendungen! brummte der Kanzlar, und ging mit huldreicher Gebehrde auf den dicken rothen Herrn zu.

Meine Pachtzeit, trug dieser mit kriechender Demuth vor, geht künftigen Monat zu Ende, und ich komme Eure Großmuth anzuflehn, daß mir das Amt auf andere zehn Jahre überlassen werde.

Wenn Ihr Euch mit dem Gebote bessert, warum nicht? erwiederte lächelnd der Kanzlar. Euer bisheriger Pacht ist offenbar zu leicht.

Die Zeiten sind schlecht, seufzte der Dicke, und zwang sein Vollmondsgesicht zu einer Jammermine. Ich kann betheuern, daß ich noch zugesetzt habe in den letzten fünf Jahren. Gleichwohl will ich noch zweyhundert Gulden zulegen jährlich. Vielleicht kommen wieder bessere Kornpreise, daß ich meinen Schaden eindringe.

Wo denkt Ihr hin? rief der Kanzlar. Es sind uns bereits ganz andere Mehrgebote geschehn. Von diesem darf ich dem Herzog gar nichts sagen.

Es kommt ja doch alles auf Euern Vortrag an, gestrenger Herr, schmunzelte der Amtspächter. Was hilft es der Herzoglichen Kammer, wenn sie einen Windbeutel in den Pacht setzt, der die Güther aussaugt und verwüstet und am Ende davonläuft? An mir habt Ihr einen ehrlichen, sichern, erfahrnen Landwirth, der den Boden kennt, welchen er schon seit zehn Jahren pflügte.

Wie gesagt, rief der Kanzlar, es wird sich nicht thun lassen.

Euer Gestrengen werden sich gewiß noch erweichen lassen, tröstete sich der Pächter. Ich werde deshalb morgen noch einmahl nachfragen. Für jetzt habe ich mich nur noch einer Pflicht zu entledigen. Mir ward das hohe Glück zu Theil, Euch zu meinem Schuldner zu haben. Ihr habt mir aber gestern die tausend Gulden zugeschickt nebst Zinsen, und ich bringe Euch daher Euern Schuldschein zurück sammt der Verzicht.

Wie? ich hätte? — rief der Kanzlar befremdet, und staunte bald die Pergamente, die ihm der Pächter in die Hände stopfte, bald den Mann an. Dieser nickte ihm mit einem bedeutenden Lächeln zu. Dadurch schien ihm plötzlich ein Licht angezündet zu werden. Er lächelte gnädig zur Erwiederung und sagte: Es ist gut, ich danke Euch.

Daß ich übrigens Eure großen Mühwaltungen in meiner Angelegenheit noch mit besonderm Danke erkennen werde, versteht sich von selbst, flüsterte ihm der Pächter zu und verbeugte sich bis zur Erde

Man wird sehn, was sich thun läßt, sprach freundlich der Kanzlar. Ich will heute den Herzog vorbereiten, und wenn Ihr mich morgen wieder besucht, so wollen wir mehr darüber sprechen.

Gott erhalte Eure Gnaden dem Lande, rief entzückt der Pächter, und stieg im Triumphe zur Thür hinaus.

Daß Ihr ein solches Gespräch nicht gehört habt, brauche ich Euch nicht erst zu sagen, sagte der Kanzler zu Guido. Euer Titel spricht schon Eure Pflicht aus, die Geheimnisse Eures Herren zu verschweigen. Er trug die Papiere in sein Klosett und Guido stampfte mit dem Fuße, und zürate: Pfui der Schande! In welchen Händen ist der arme Herzog und das unglückliche Land!

Im geheimen Archive, das ihm des Kanzlars schnell erworbenes Vertrauen geöffnet, saß Guido unter Acten und Urkunden vergraben und arbeitete unverdrossen. Da klopfte es leise, und ein stattlicher Mann, dessen vornehmes listiges Gesicht seltsam abstach zu der unscheinbaren Bürgertracht, die er trug, kam hereingeschlichen.

Ich bin der Geheimschreiber des Abgesandten, der gestern hier einzog, sprach er, und habe mich in dieser Verkleidung zu Euch gestohlen, Herr Collega, um ein vertrauliches Wort mit Euch zu plaudern.

Ich habe Euch gestern schon gesehn, Herr Abgesandter, antwortete, höflich aufstehend, Guido, und Euch jetzt sogleich wieder erkannt. Drum sagt mir

nur bald sonder Hehl und Verkappung, was Ihr von mir wünscht.

Euern Augen entgeht nichts, rief lachend der Gesandte. Es ist mir um so lieber. Ich habe gern mit gescheuten Leuten zu thun. Der Vortheil, den die Dummheit der Andern gewährt, ist kein Ersatz für die Langeweile, die sie uns machen. Dem Klugen ein Wort! drum will ich gleich zur Sache. In Euerm Archiv liegt die uralte Erbverbrüderung zwischen den Häusern unseres Herzoge, die wichtig wird, sobald Euer kinderloser Fürst stirbt. Euer Kanzlar will sie uns verläugnen. Liefert mir die Urkunde aus und bestimmt selbst den Preis dafür.

Mir diesen Antrag! rief Guido, und seine Augen flammten.

Ihr müßt zuerst darob etwas ungebehrdig thun, sagte der Gesandte mit ruhiger Kälte, wäre es auch nur, um mich zu höherem Gebot zu treiben. Das finde ich in der Ordnung. Erwägt aber, wie edel die Zeit ist, und haltet mich nicht zu lange auf.

Ihr müßt ein sehr elender Mensch seyn! brauste Guido auf, weil Ihr es nicht einmahl für möglich haltet, auf ein ehrliches Herz zu treffen.

Fordert kühn, was dieß Herz gelüstet, sprach dringend der Gesandte. Ich habe unbegränzte Vollmacht. Eine Summe, die ausreicht für Euer Leben, ein einträgliches Kriegs- oder Friedensamt in unserm Herzogthume, Ritterschlag und Rittergüther, des irrdischen Daseyns ganzen Reichthum breite ich vor Euch aus. Ihr dürft nur wählen.

Noch ehre ich das Recht des Gesandten, knirrschte Guido; reizt mich nicht länger!

Kein Baum fällt auf den ersten Streich, sagte entweichend der Gesandte; wir werden uns weiter sprechen.

Lange kämpfte der Jüngling, um die Wallung zu unterdrücken, die der Antrag in ihm erregt. Endlich war es ihm so weit gelungen, daß er die Feder wieder halten konnte, da klopfte es abermahls, und als er öffnete, stand eine Frau in mittlern Jahren, mit den Zügen des tiefsten Grams in dem blassen Gesicht, vor ihm, von vier weinenden Kindern umgeben.

Ja, rief sie bewegt, aus diesem Antlitz spricht ein Herz! Bey Euch kann ich keine Fehlbitte thun.

Was wünscht Ihr, edle Frau? frug Guido, durch den Anblick erschüttert. So es sich mit meiner Pflicht verträgt, soll Euch Euer Vertrauen nicht täuschen.

Mein Gatte, schluchzte sie, hat als Syndikus der Hauptstadt die Rechte der Bürgerschaft gegen die Herzogliche Kammer verfochten. Von seinem Gefühl hingerissen, hat er dabey die Worte nicht gewogen, und seufzt schon seit einem Monat im Kerker. Sie sagen, er habe den Herrn gelästert, und mit Aufruhr gedroht, und er soll am Leben gestraft werden.

Das ist ein trauriges Schicksal, das Euch betroffen, sprach Guido, und ich beklage Euch herzlich. Aber was kann ich dabey für Euch thun?

Schafft mir Vortritt bey dem Herrn Kanzlar, flehte die unglückliche Gattin. Ich will ihm mit meinen vier Waysen zu Füßen fallen.

Der wird bey der Wichtigkeit des Falles nicht eigenmächtig entscheiden können, wandte Guido ein. Wendet Euch doch lieber gradezu an den Herzog.

Ach Gott, das habe ich ja schon versucht, zu meh-

reren malen, klagte die Frau, aber man kann gar nicht zu ihm gelangen durch die Trabanten und das Hofgesinde, und der erste Kämmerling ist meines Mannes geschworner Feind.

Ich fürchte, Ihr werdet auch bey dem Kanzlar nichts ausrichten, sagte Guido.

Ich hoffe doch, erwiederte die Frau. Man sagt freilich dem Herren manches Böse nach; aber es soll doch Stunden bey ihm geben, in denen das Gemüth vorwaltet, und treffe ich eine solche, so entreiße ich ihm vielleicht das Wort der Gnade, selbst wider seinen Willen.

So kommt, sprach Guido plötzlich entschlossen, und führte sie sammt den Kindern in das Vorgemach des Kanzlars. Der Leibdiener trat ihnen entgegen. Zurück! herrschte er der Frau zu. Der Herr hat Euch schon dreymahl das Gehör abgeschlagen. Ich verliere meinen Dienst, wenn ich Euch noch einmahl melde.

Ich führe sie ein bey dem Kanzlar, rief Guido kräftig, und mein ist die Verantwortung.

Brummend wich der Leibdiener auf die Seite, und Guido geleitete den Trauerzug grade in das Klosett des Kanzlars.

Was wollt Ihr? schrie dieser unwillig. Gnade! rief die Frau und stürzte vor ihm nieder, und die Kinder umschlangen seine Kniee, und jammerten ihrer Mutter nach: Gnade!

Steht auf, was wollt Ihr? rief der Kanzlar mit einer Bewegung, die er sich umsonst zu unterdrücken bemühte, und suchte sich sanft von den Kindern loszumachen.

Gnade für meinen unglücklichen Gatten, flehte die Frau.

Ihr seyd die Frau des Aufrührers, donnerte der Kanzlar, sich zum Zorn zwingend, die ich schon dreymahl zurückweisen ließ, weil die Gerechtigkeit freien Lauf haben soll. Wie mögt Ihr es wagen, mich zu bestürmen in meinem Gemache?

Deshalb zürnt nur auf mich, Herr, sprach Guido mit bescheidener Entschlossenheit. Ich habe mich selbst erboten, sie bey Euch einzuführen, weil mir ihr Jammer das Herz zerriß.

Unverschämt! rief der Kanzlar, und sah dann wieder mit unverkennbarer Rührung auf die schönen Kinder herab, die, vier weinende Engel, noch immer seine Kniee umschlungen hielten.

Gott hat Euch auf diesen Gipfel gestellt, sprach die Frau, auf daß Ihr sein sichtbarer Stellvertreter seyn sollt in diesem Lande, und Gott ist die Liebe. O ahmt dem göttlichen Vorbilde nach, gebt einen redlichen Mann, den nicht übler Wille, nur Unbesonnenheit zum Frevel verleitet hat, seinem trostlosen Weibe zurück und seinen unglücklichen Kindern. Das Dankgebet der gerettenden Unschuld dringt mächtig hinauf in die Wolken, und das Gnadenwort, das Ihr hienieden ausgesprochen, wird Euch dereinst wiederhallen, wenn Ihr selber steht vor dem Throne eines höhern Richters!

Wo die Frau alle die Worte hernimmt, sprach der Kanzlar halb für sich, und wischte sich verstohlen eine Thräne aus dem Auge.

Aus dem heißen blutenden Herzen einer treuen Gattin und Mutter, erwiederte sie, seine Hand er-

greifend und mit Thränen benetzend, und aus dem schönen, begeisternden Vertrauen auf die Großmuth des Ersten im Lande.

Fertigt den Entlassungsbefehl aus, sprach, unfähig länger zu widerstehn, der Kanzlar zu Guido.

Da stürzte auch dieser neben der jauchzenden Familie zu den Füßen seines Herrn, und küßte ihm mit herzlicher Liebe und Rührung die Hand.

Ihr seyd ein gutmüthiger Thor, sagte dieser, und strich ihn wohlwollend über die schöne Stirn; aber solche Streiche laßt in Zukunft unterweges, wenn wir Freunde bleiben sollen.

Der Entlassungsbefehl war ausgefertigt und vollstreckt. Guido hatte sich eben den dankbaren Umarmungen des geretteten Familienvaters entrissen, und saß in seinem Gemache, und ergoß sein bewegtes Gemüth in die Saiten seiner Zither, einen Päan singend der edeln Freiheit, der Freiheit der Körper, wie der Geister und Herzen. Da rauschte etwas vor seiner Thür und ein niedliches Zofenköpfchen guckte freundlich herein.

Seyd Ihr allein? frug das Köpfchen, und gleich darauf stand die ganze Zofe vor ihm.

Meine Gebieterin, sprach sie, hat Euer schönes Spiel gehört, und wünscht es in der Nähe zu vernehmen. Sie hat ohnedem schreckliche Langeweile. Der Herr Kanzlar ist nach Hofe gefahren, und ich soll Euch daher einladen, sie ein Stündchen zu unterhalten durch Eure Geschicklichkeit.

Während dieser Rede hatte sich Guidos Phantasie

das Bild der reizenden Bella mit brennenden Farben gemahlt aus der Erinnerung, und seine Sinnlichkeit saß vor dem schönen Konterfey, und betrachtete es mit feurigen Augen. Mit großer Bereitwilligkeit hing er sich die Zither um, und sprang behende hinter der Zofe die Treppen hinab. Da faßte ihn plötzlich ein Arm und zog ihn in ein Fenster des Corridors. Es war Ralph. Ihr habt doch schon fleißig gelesen in der heiligen Schrift? frug dieser ihn dringend.

Was soll jetzt die wunderliche Frage! rief Guido ungeduldig, und sah sich nach der Zofe um, die schon wartend an der Thür zu Bellas Gemächern stand.

Ihr kennt also gewiß die Erzählung von dem keuschen Joseph und Potiphars Weib? fuhr Ralph fort. Es ist eine der schönsten Geschichten der Bibel. Zwar giebt es ungläubige Spötter, die da behaupten, daß Frau Potiphar alt und häßlich, und es daher keine große That gewesen sey, ihr den Mantel zurückzulassen; aber ich halte es mit den Mahlern, die in ihr das Ideal wollüstiger Reize schildern, auf daß sie einen guten Gegensatz gebe zu Josephs reiner Tugendschöne. Nun, wenn Ihr jetzt dahin geht, wohin Ihr gerufen seyd, so denkt fein an die Geschichte, und an das, was ich Euch neulich sagte von häßlicher Schönheit!

Er ließ den Jüngling los, der, wie der Pfeil vom Bogen, der Zofe nachflog. Mit schalkhaftem Lächeln öffnete diese ihm die Thür des Klosetts, in dem die herabgelassnen karmoisinseidnen Vorhänge ein liebliches Abendroth schufen. In seiner Beleuchtung saß halb liegend auf einem Ruhebett die schöne Bella, in einem weißen Nachtgewande, so fein und klar, daß

es, gleich gewebter Luft, den herrlichen Gliederbau umwallte, und grade nur so viel von ihm verbarg, als hinreichte, die Phantasie durch Errathen des Verhüllten in heißere Flammen zu setzen. Der Jüngling stand vor der Prachtgestalt, und seine Augen verdunkelten sich und er zitterte.

Ich danke Euch, lieber Guido, daß Ihr meine Bitte erfüllt, sang jetzt die Sirene. Setzt Euch neben mich, und wiederholt mir das liebliche Lied, in dem ich so unartig war Euch stören zu lassen.

Dabey ergriff ihn eine heiße weiche Hand, und zog ihn nieder auf das Ruhebett. Eine süße Beklommenheit umfing ihn. Wie Hülfe suchend, flogen seine Blicke nach der Thür. Sie war verschlossen, und die wohlerfahrne Zofe war verschwunden.

Singt, lieber Guido, bat Bella noch einmahl, und legte ihre Hand auf seine Schulter, daß es ihn brannte bis tief in das Herz hinab, und er begann seinen Freiheitspäan, der ihm jetzt ungemein albern vorkam, und bey dem mancher falsche Ton und Griff mit unterlief.

Die Worte sind schön und kräftig, lispelte schmachtend die Dame, und Euer Vortrag bewährt den Meister. Glaubt Ihr aber an das, was Ihr gesungen? Ist dieß Herz wirklich noch frey?

Guido erschrak über die Frage, und wollte sie besahen. Ehe er aber dazu gelangen konnte, hatte sich das Händchen, das bisher auf seiner Schulter geruht, um seinen Nacken geschlungen, und die schönen schwarzen Augen schauten so durstig in die seinen, als wollten sie seine Seele saugen aus seinem Körper, und er

stammelte mit glühenden Wangen: Mein Herz war frey — bis auf diese Stunde!

Ha, ich Glückliche! jauchzte das schöne Weib, und eine sanfte Bewegung ließ Guido an den vollen Busen sinken, der jetzt entschleiert an seinem Herzen wogte. Ihm entfiel die Zither, und wiederhallend auf dem Fußboden schien sie das Schwanenlied seiner Unschuld zu tönen.

Göttliches Geschöpf! rief er, und umschlang die Versucherin mit der ungeschwächten Kraft und Begierde der Jugend.

Aber sanft drückte sie ihn zurück. Du liebst mich, Guido, flüsterte sie. Auch in meinem Herzen lodert die Gluth mit der Götterstärke der ersten Liebe, und ich fühle es, daß ich sehr schwach gegen dich seyn könnte. Aber ich bedarf Bürgen, daß nicht bloß ein flüchtiger Sinnenrausch dich in meine Arme warf. Gieb mir einen Beweiß, daß deine Liebe auch eines Opfers fähig ist, und ich bin dein in des Wortes umfassendster Bedeutung.

Fordere mein Leben! rief Guido, dessen Leidenschaft jeden Zügel zerrissen hatte. Mein Erden- und Himmelsglück setze ich freudig an deine Gunst.

Bringe mir die Urkunde, die der Nachbarhof wünscht, lispelte sie ihm heimlich und vertraut zu. Dann ist dein Glück gemacht, und das Meinige. Wir entfliehen aus diesem Lande und brechen in der sichern Ferne von dem unverwelklichen Lebensbaume täglich frische Blüthen und Früchte.

Da war dem guten Guido zu Muthe, als zerrisse ein eiskalter Windstoß den warmen duftigen Zaubernebel, der seine Sinne umflorte. Er war plötzlich

nüchtern geworden, und die Ueberzeugung, daß das schöne Weib nicht für ihn, nur für ihre Zwecke geglüht, hatte das Feuer seiner Begierde in einem Nu ausgegossen.

Das war also die Meinung? sprach er aufstehend mit verächtlicher Kälte. Ihr habt Euch in mir geirrt, Dame, wie ich mich in Euch. Um eitle Sinnenlust werde ich nimmer meinen Herrn verrathen und meine Pflicht.

Er wollte sich entfernen, da sprang Bella auf, schlang ihre vollen Arme um seinen Leib, preßte ihren Mund auf den seinigen, und stöhnte mit süßer Bitte: Erhöre mich, Guido!

Aber er faßte unsanft die schönen Hände, und suchte sich loszuringen aus den Liebesknoten, die sie um ihn geknüpft, und während dem seltnen Kampfe sprang die Thür auf, und der Kanzlar stürzte in das Gemach. Undankbare! tobte er, und riß das Schwerdt halb aus der Scheide. Aber plötzlich besann er sich, stieß es zurück und sprach: Ihr seyd meiner Rache nicht werth, aber strafen will ich Euch für den schnöden Verrath an Euerm Herrn und Freunde.

Verzeihung! jammerte Bella, und stürzte sich händeringend zu seinen Füßen. Aber der Kanzlar stieß die Flehende heftig zurück und stürmte wüthend aus dem Gemache. Ich bin verloren, wenn ich ihn nicht versöhne, schluchzte die Sünderin, und stürzte dem erzürnten Gebieter nach. Guido aber blieb wie eingewurzelt mitten im Gemach stehn.

Joseph und Potiphar's Weib, sprach er zu sich selbst. Der Warner hatte Recht. Leichtsinnig habe ich selbst das Unglück beschworen über mein Haupt,

und das Aergste, was mir widerfahren kann, ist nichts gegen das drückende Gefühl der Schaam und Reue über die eigene Schwäche!

Guido saß in seinem Zimmer, in das ihn des Kanzlars strenger Befehl gebannt, der verschlossenen Thür hüteten zwey Jäger, und er hatte volle Muße über die Begebenheit nachzudenken. Bald war er von der verhaßten Selbstanklage zu der angenehmeren Würdigung der Schwächen der anderen übergegangen. Wäre ich Herzog, rief er endlich, als sey dieß die Moral der erlebten Fabel, ich würde weder mir noch meinem Kanzlar dergleichen Freundinnen gestatten. Denn, fällt es ihnen je ein, in die Staatskunst zu pfuschen, so hängt, wo nicht wie heute die gekränkte Eitelkeit der schwachen Tugend zu Hülfe kommt, das Heil eines ganzen Landes an der Busenwallung einer Dirne!

Da ertönte ein strafendes Ey! Ey! zwischen Thür und Angel, und Ralph stand mit aufgehobenem Finger vor dem Jünglinge. Ihr setzt mich gewaltig in Athem, junger Herr, schalt er. Glaubt Ihr denn, daß ich weiter nichts zu thun habe, als Euch aus den Netzen loszuwickeln, in die Ihr mit sehenden Augen rennt? Wohl warnte ich Euch vor der häßlichen Schönheit, aber Ihr hörtet nicht, und nun müßt Ihr fühlen.

Wenn Ihr alles wüßtet, Freund, antwortete Guido mit niedergeschlagenen Augen, so würde es Euch klar werden, daß ich nicht so schuldig bin, als ich scheine.

Ich weiß von dem heillosen Handel mehr als Ihr, rief lachend Ralph. Aber Ihr seyd gleichwohl zu tadeln. Hättet Ihr Euch mit Eurer Zither auf einen Sessel gesetzt, der Dame gegenüber, statt neben sie auf das Ruhebett, wäret Ihr fein ehrbar und höflich und kalt geblieben, wie es sich für einen rechtschaffnen und getreuen Geheimschreiber wohl eignet und gebühret, so hätte Frau Potiphar wohl am Ende den Muth verloren, Euch anzukirren. Aber wer sich in die Gefahr begiebt, der kommt darin um.

Ihr habt Recht, rief Guido ungeduldig; aber Ihr vergeßt die Jahre, die zwischen Eurer Lebenserfahrung und meinem Leichtsinn liegen.

Nun, es sey alles vergeben und vergessen, sprach Ralph. Ich habe Euch meine Meinung gesagt, nun ist mir das Herz frey, und ich will Euch das Evangelium Eurer Rettung verkündigen. Ich habe den Kanzlar tüchtig bearbeiten lassen, und meine guten Freunde, der Thürsteher, und die Silberwäscherin und der Leibdiener haben mir treulich geholfen. Die mußte ich auch zuvor erst versöhnen, denn Ihr hattet sie vor den Kopf gestoßen mit Euerm Stolze. Es hat nicht wenig Künste und Redensarten gekostet, ehe wir den Herrn nur einigermaaßen besänftigt. Zwar grollt ihn der Liebesdienst noch immer, den Ihr ihm zugedacht, aber der erste tolle Grimm ist doch vorüber. Er will Euch blos nicht mehr vor Augen sehn, und meint, daß Ihr einen bessern Kriegsmann abgeben werdet, denn einen Geheimschreiber. Deshalb sollt Ihr bey des Herzogs Heer eintreten, und noch heute zur Fahne schwören.

Gott sey Dank! jubelte Guido aus erleichtertem

Herzen. Schon lange sehnte ich mich aus dem elenden Federdienste, und ich seegne meinen Unstern, der mich gewaltsam herauswirft. Das freie lustige kühne Kriegshandwerk kam mir von meiner Kindheit an als das Beste vor. Jetzt werde ich doch endlich reden dürfen, wie ich denke, und den Arm brauchen dürfen, wenn mir die Nichtswürdigkeit entgegentritt.

Gemach, mein junger Fant! sagte Ralph. Ihr vergeßt, daß die Soldaten auch Menschen sind, und mitunter gar schwache Menschen. Ihr vergeßt des Dienstzwanges eherne Kette, die schwerer auf den Krieger drückt, denn auf jeden andern. Der Wehrstand kocht seine Suppe auch mit Wasser zu, wie die andern Stände alle. Indeß ist mirs lieb, daß Ihr Euch so leicht in Euer Schicksal findet, und um Euch zu befestigen in Eurer Bereitwilligkeit, melde ich Euch, daß Vater Zeno den Schritt, den Ihr zu thun gedenkt, nicht blos billigt, sondern sogar wünscht.

Auch Vater Zeno? frug Guido erstaunt. Will er mich denn durch alle Stände im menschlichen Leben durchjagen, daß ich in allen die Menschen verachten lerne?

Kennen ist noch nicht verachten, erwiederte Ralph. Wenn ein tüchtiger Mensch das Schlechte sieht bey seinen Brüdern, so muß ihn das Bewußtseyn der eignen Schwäche duldsam machen gegen die ihre, und selbst sein Zorn gegen das Laster muß nur Begierde werden zu helfen und besser zu machen, so weit seine Hand reicht. Uebrigens ist schon die Menschenkenntniß an sich gar ein großer Schatz, und ich meine: Ihr habt Euch schon eine recht tiefe erworben durch die Erfah-

rungen dieſes Jahres, die Euch nützen kann Euer ganzes Leben hindurch.

Aber was ſoll denn nun am Ende aus mir werden? frug Guido mit forſchenden Blicken.

Das, antwortete Ralph mit bedeutungſchwerem Ernſte, kann Euch, nach Zenos Verheißung, erſt die Zukunft beantworten.

Er ging zur Thür. Sonderbar! rief Guido, und folgte dem Führer.

Ein herrlicher Burſche! ſprach der Trabantenhauptmann, vor dem Guido als Rekrut ſtand. Ein Tannenwuchs, und das ächte Soldatenfeuer im Auge. Ein wahrer Gewinn für meine Schaar. Laßt ihn gleich einſchreiben, Rottenmeiſter, und den herzoglichen Rock anziehn, nehmt ihn zu Euch ins Quartier und morgen fangt die Waffenübung mit ihm an.

Deſſen bedarf es nicht, Herr Hauptmann, verſicherte Guido. Schon dem Knaben war das Waffenſpiel das liebſte, und ein alter Kriegsknecht hat mich alle Griffe und Schwenkungen gelehrt.

Es iſt ein Unterſchied, ſagte verweiſend der Hauptmann zwiſchen Kinderſpiel und ernſter Waffenführung. Das wirſt du morgen ſchon erfahren, mein Sohn. Marſch! kommandirte unfreundlich der Rottenmeiſter, den die Vorſchnelle des Neulings geärgert, und Guido, dieſes Tones ungewohnt, ſah den Rottenmeiſter ſo hoch und ernſtlich an, daß dieſer ſcheu zurücktrat vor des Jünglings Heldenblicke.

In dem Augenblicke, belehrte ihn der Hauptmann, in dem dein Vorgeſetzter Marſch ruft, mußt du auch

den Fuß heben, und schon ein solches Gesicht, als du jetzt eben dem Rottenmeister machtest, heißt bey uns Ungehorsam.

O weh, klagte Guido in seinem Herzen, verneigte sich demüthig vor dem Hauptmann, worüber dieser gar herzlich lachte, und ging mit dem Rottenmeister nach dessen Quartier.

Vor der Thür wartete dort eine Menge Menschen, größtentheils Landleute, mit Hühnern und Tauben, mit Eyerkörben und Buttertöpfen und Mehlsäcken. Und alle strömten dem Rottenmeister nach in sein Gemach, und drängten sich um ihn, und jeder hatte ihm etwas heimlich bittend ins Ohr zu raunen, und etwas zu opfern aus seiner Armuth. Und der Rottenmeister stand da, wie ein König, der eine Masse Bittsteller in der Kürze abzufertigen hat, nickte dort bejahend, schüttelte hier verneinend mit dem Kopfe, zürnte hier und verhieß dort, und an seinen Augen hingen die Blicke der armen Leute mit Furcht und Hoffnung. Endlich waren alle Bitten vorgetragen, alle Bittenden vorbeschieden, die Leute verliefen sich, und Guido war jetzt mit dem Rottenmeister und einem Trabanten, der dort auch im Quartier lag, allein.

War das eine Steuer, die Ihr erheben müßt für den Herzog? frug jetzt der Jüngling in der Unschuld seines Herzens. Dann bedaure ich Euch, denn ein solches Geschäft muß einen braven Kriegsmann wohl mit Recht anwidern.

Da schlug der Trabant ein tolles Gelächter auf, und das kupfrige Gesicht des Rottenmeisters lief dunkelblau an im Feuer seines Zornes. Lange starrte er den armen Guido giftig an, der ihn mit seinen ehr-

lichen Augen ruhig ansah. Endlich ward der Wüthende seiner Zunge mächtig. Wenn die Frage ein naseweiser Scherz seyn soll, polterte er, so wisse, Knabe, daß du dafür noch zu jung bist, und daß ich Mittel habe, dir den unzeitigen Kitzel zu vertreiben.

Er rannte fort. Bist du rasend, Kamerad? frug der andere Trabant, daß du, noch nicht warm geworden in unserer Schaar, dem Rottenmeister also höhnisch kommst. Sey gewiß, er wird dir deinen Spaß eintränken, daß du am Leben verzagen sollst.

Ich weiß nicht, was Ihr beide wollt, sagte Guido verdrüßlich. Mir ist kein Hohn in die Gedanken gekommen. Ich habe den Rottenmeister bescheidentlich gefragt, um etwas, das ich nicht verstand, und begreife nicht, weshalb er sich so ungebehrdig hatte.

Weil du dumm bist, lachte der Trabant. Das hättest du dir doch denken können, daß alles, was die Leute dem Rottenmeister brachten, kleine Geschenke waren. Geschenke? wofür? frug Guido mit großen Augen. Mein Himmel, wie dumm! rief der Trabant. Siehest du es nicht ein, daß sich der Hauptmann unmöglich um alles selber bekümmern kann, und daß eigentlich der Rottenmeister die Hauptperson ist bey der Schaar. Mit ihm darf es keiner verderben, und um ihn immer bey gutem zu erhalten, bringen ihm die Angehörigen der Soldaten, absonderlich der Rekruten, was sie unter dem Herzen haben.

Ich sehe aber noch immer nicht ein, was er ihnen thun könnte, wenn sie ihm auch nichts brächten, wendete Guido ein.

Du begreifst recht schwer, erwiederte ärgerlich der Trabant, kann er sie nicht scheeren und peinigen

bey der Waffenübung bis auf das Blut, sie bey dem Hauptmann anschwärzen, ihnen zu schweren Strafen helfen, und ihnen ein Bein unterschlagen, wenn sie um Urlaub bitten, oder um den Abschied.

Dann ist er aber ein Schurke! rief zornig Guido.

Das sage du ihm selber, wenn du in den Thurm willst, krumm geschlossen, sprach der Trabant und ging hinaus.

O wehe, in welche Hände bin ich wieder gerathen! rief Guido in unmuthiger Trauer. Schon hatte ich mich darein gefunden, daß in dem Getritzel der Feder, die auch der Schwächling führen kann in dem jammervollen, kleinlichen Treiben des Geschäftslebens, des Mannes Eisensinn und Redlichkeit zu Grunde gehn mag, aber den Kriegerstand hielt ich jeder Schlechtheit unfähig, weil die gewaltige Stärke keine Ränke bedarf zu ihrem Siege. Ist es auch hier, wie überall, was ist dann noch wahrhaft groß und erhaben auf der Welt?!

Am andern Morgen stand Guido, auf seine Hellebarde gelehnt, mit einer Menge Rekruten auf dem Uebungsplatze. Der Rottenmeister kam die Reihen entlang. Ihm folgte ein bejahrter Bürger mit bittenden Gebehrden. Aber der Rottenmeister war sehr ungehalten auf ihn.

Spart die glatten Worte, rief er. Ihr müßt mich doch für sehr unbedeutend gehalten haben, daß Ihr Euch gleich ohne Weiteres an den Hauptmann gewendet. Jetzt könnt Ihr auch sehn, wie weit Ihr damit kommt. Ich rühre mich nicht in der Sache.

Um Gott, laßt Euch [illegible], Herr Rottenmeister, jammerte der Bürger mit gerungnen Händen. Ich bin schon alt, der Junge ist mir unentbehrlich und obendrein mein einziger, den man mir hätte lassen müssen nach des Herzogs Willen.

Das geht uns nichts an. Das macht mit dem Amte aus, das uns den Burschen geliefert, rief der Rottenmeister. Hättet Ihr vorher vernünftig mit mir gesprochen, so würde ich vielleicht gesehen haben. Aber Ihr habt sparen wollen, und zur Strafe Eures Geizes wird jetzt nichts draus, darauf gebe ich Euch mein Wort.

Trostlos ging der arme Vater von dannen, der Rottenmeister aber trat zu Guidos linkem Nachbar, einem hübschen schmächtigen Burschen, mit einem furchtsamen Gesichte und raunte ihm bitter und böse zu: Den guten Rath hast du wohl deinem Vater gegeben, mich bey dem Hauptmann vorzusprechen? Du erkennst mich also nicht für deinen nächsten Vorgesetzten? Nun, es soll dir gewiesen werden, daß ich es bin! —

Die Waffenübung begann. Guido und sein Nachbar zur Linken konnten es dem Rottenmeister niemals recht machen, so viel Mühe sie sich auch gaben. Er ward immer unwilliger, und gab ihnen harte Scheltreden, über die Guido die Zähne grimmig zusammenbiß. Endlich hob er den Stock, den er als Zeichen und Werkzeug seiner Macht in der Hand hielt, gegen Guido auf. Noch hielt dieser an sich, aber seine Hände packten die Hellebarde krampfhaft fest, wie zum Todesstoße, und seine Adleraugen schauten den kleinen Tyrannen so scharf und drohend an, daß dieser den Stock friedlich sinken ließ.

Da kam der [illegible] Wie steht es mit den neuen Leuten? frug er [illegible] Rottenmeister.

Es macht sich noch, erwiederte dieser; aber mit den beiden Gelbschnäbeln hier lege ich mir nur Schande ein. An Geschick fehlts ihnen nicht, wohl aber an gutem Willen, den man ihnen erst wird machen müssen.

Mit Gunst, Herr Hauptmann, rief Guido. Habt die Güte uns einmahl selbst zu kommandiren zum Versuche, und Ihr werdet Euch überzeugen, daß uns der Rottenmeister Unrecht thut.

Der Hauptmann sah den kecken Jüngling ernsthaft an, stellte sich vor die Reihen, und kommandirte die verschiedenen Uebungen, die tadelfrey, am allerbesten aber bey Guido von statten gingen.

Du hast deinen Beweiß geführt, sprach, als sich die ermüdeten Rekruten ausruhten, der Hauptmann zu Guido, und drum will ich dir die Unbühr verzeihen, daß du unter dem Spieß deinem Vorgesetzten widersprochen. Hüte dich aber vor ähnlichen Vergehungen.

Führt die Schaar ins Quartier, gebot er jetzt laut dem Rottenmeister, und, fügte er leise hinzu, quält mir die Leute nicht also ohne Noth.

Sehr wohl! knirrschte der Rottenmeister mit dunkelm Gesicht, und die Schaar zog nach der Stadt zurück.

Als Guido im Quartier angekommen war, stellte er den Spieß in den Winkel, schnallte das Schwerdt

ab, und trat dann hart vor den Rottenmeiſter, der verlegen vor ihm zurückwich.

Jetzt ſind wir beide außer Dienſt, ſprach er mit hartem feſten Tone, und ich rede jetzt mit Euch, nicht als der Untergebne mit dem Vorgeſetzten, ſondern als der Menſch mit dem Menſchen. Steht mir Rede, warum Ihr mich heute ohne Aufhören gekränkt habt und geplackt, und von meinem böſen Willen gelogen gegen den Hauptmann, ob ich gleich meine Schuldigkeit gethan, wie der Beſte in der Schaar

Menſch, was fällt dir ein? frug, durch den Anblick des zürnenden Jünglings vernichtet, der Rottenmeiſter mit bebender Stimme. Wie magſt du es wagen, mich wegen dem zu ſchelten, was ich im Dienſt gethan?

Wer ſein Amt mißbraucht, donnerte Guido, Unſchuldigen das Leben ſchwer zu machen, um ſich zu rächen für perſönliche Beleidigungen, der muß es leiden, wenn man mit ihm rechtet über den Mißbrauch ſeines Amtes. Drum ſteht mir Rede, Rottenmeiſter, oder es wird nicht gut mit uns beiden!

Du wirſt dich doch nicht an mir vergreifen? ſtammelte zähnklappernd der Rottenmeiſter, und drängte ſich mit kläglicher Gebehrde in einen Winkel.

Verdient hättet Ihr es, ſprach Guido verächtlich. Aber ich ſehe es an Euerm Jammergeſicht, daß Euch die Furcht ſchon übertrieben züchtigt. Damit mag es für dießmahl genug ſeyn. Doch hütet Euch vor mir. Ihr habt im Dienſt Gehorſam von mir zu fordern. Den werde ich Euch jederzeit erweiſen, wie es die Pflicht gebeut; aber wenn Ihr mir noch einmahl alſo

begegnet wie heute, so sollt Ihr mit Schrecken erfahren, daß Euch nicht jeder Frevel erlaubt ist.

Damit kehrte er ihm den Rücken, ging ans Fenster, und nahm sein Waffengeräth vor, es blank zu putzen für den Wachtdienst, den er heute zum ersten Mahl beziehen sollte, und sang bey der Arbeit wohlgemuth, als sey eben nichts vorgefallen, ein freudiges Schlachtlied.

Das ist ein Satan! brummte der Rottenmeister, nach dem kühnen Jüngling hinschielend. Wenn der bey der Fahne bleibt, so stirbt er keines natürlichen Todes!

Da rasselten die Trommeln vom Schloßplatze her, und die Feldmusik erklang. Guido warf den Helm auf das Haupt, gürtete das Schwerdt um, trat mit der Hellebarde vor den Rottenmeister, und sprach bescheiden: Ich bin zu Euerm Befehl.

Ein wunderlicher Gast, murmelte dieser, durch den plötzlichen Tonwechsel überrascht, die andern Trabanten seiner Rotte traten ein und er führte sie, diesmahl ohne Stoß, und Fluch und Scheltwort, zum Sammelplatze.

Guido stand mit einem Kameraden im Schloßgarten Schildwache, und schaute durch das eisenbeschlagene Bohlengitter in den Zwinger der fremden Thiere, die der Herzog zur Lust unterhielt. Die Zierde der Sammlung, ein herrlicher großer weißer Elephant lustwandelte langsam, mit majestätischer Würde am Gitter vorüber, hier und dort eine Blume oder ein wohlriechendes Blatt zierlich abbrechend mit

dem Rüſſel, und beriechend, ehe er es ſpeiſte. Guido betrachtete das gewaltige Thier mit ſtiller Luſt, und warf ihm Aepfel zu, die er zu ſich geſteckt für dieſen Wachtpoſten. Da wendete ſich der Elephant freundlich nach ihm um, bog den Rüſſel rückwärts in die Höhe, ſperrte den Rachen weit auf, und ließ ſich einen Apfel nach dem andern hineinwerfen, und wenn Guido damit zögerte, langte er ſpielend mit dem Rüſſel durch das Gitter nach ihm, als wolle er ihn mahnen fortzufahren. Da kam der Wärter des Elephanten, ein Welſcher mit einem häßlichen, hämiſchen Geſichte. Das Thier mußte ihm ſeinen Fuß als Stufe hinhalten, von der er ſich auf ſeinen Rücken ſchwang, und jetzt plagte er es mit allen den erbärmlichen Kunſtſtücken, mit denen der menſchliche Uebermuth auch dieſen ächten König der Thierwelt heimzuſuchen pflegt.

Der Elephant blieb ſich immer gleich, gehorſam, gelehrig und geduldig, aber das Quälen nahm kein Ende. Und als das arme Thier ſeinem Peiniger die hinabgeworfene Peitſche wohl zum zwölften Mahle mit dem Rüſſel hinaufreichte, und ihn dabey ein wenig ſtieß, da riß ihm dieſer wild die Peitſche weg, und hieb ihn unbarmherzig über Rüſſel und Augen.

Schämſt du dich nicht, das edle Thier alſo zu mißhandeln? rief Guido unwillig dem Welſchen zu. Wenn es nun nicht klüger und beſſer wäre, als du, ſo lägeſt du ſchon zerſchmettert am Boden.

Höhniſch lachte der Welſche, ſprang vom Elephanten herab, zog eine Branntweinflaſche hervor, zeigte ſie, immer rückwärts gehend, dem Thiere, und wenn es ihm nachkam, und gutmüthig mit dem Rüſ-

sel nach der Flasche langte, so schlug er mit der Peitsche drauf.

Ueberall Mißbrauch der Uebermacht! grollte Guido, und drehte sich weg, um den Unfug nicht länger ansehn zu dürfen. Da kam eine Menge hochgeschmückter Damen und Herren den Baumgang herab gewandelt. Die Prinzessin Rosa, des Herzogs Nichte! rief der andere Trabant, und beide präsenticten die Hellebarden.

Der Zug kam näher. An seiner Spitze schwebte eine herrliche Gestalt, wie sie der feurige Guido in seinen schönsten Träumen noch nicht gesehn. Aus einem lieblichen Oval, auf dem unsterbliche Rosen zu blühen schienen, blitzten zwey schwarze Sonnen mit Feuer und Milde, und ein himmlisches Lächeln schwebte um den kleinen Mund. Ein rosenfarbnes Kleid, von einem Rubinengürtel gehalten, umwallte den Nymphenwuchs. Ein Diadem von Rubinen blitzte auf den dunkelbraunen Locken, und sanft stieg der blendende Busen unter dem reichen Rubingeschmeide empor. Neben der Huldin ging ein zierlicher, schöner, junger Ritter. Das Juwelenkleinod auf dem hochgefiederten Baret, der reiche, goldgestickte Hermelinmantel, und die zwanglose Courtoisie, die er der Prinzessin weihte, verriethen den Fürstensohn, und manch süßes Wort zärtlich und geheim flüsternd, geleitete er die Dame bey den Trabanten vorüber.

Mit holder Freundlichkeit dankte die Fürstin ihrem kriegerischen Gruße. Da fiel ein Blick ihrer Strahlenaugen auf Guidos Antlitz, und senkte sich, über des Jünglings vollendete Schönheit gleichsam erschreckend, zur Erde, und die Rosen ihrer Wangen färbten

ſich mit einem höhern Roth, und als ſie ſchon einige Schritte weiter gegangen, ſah ſie noch einmahl nach ihm zurück.

Die Geſellſchaft ſtieg auf einen Mauerbalkon, von dem man den Thierzwinger überſchauen konnte, und Guido ſtand noch immer, ein ſchöner Koloß aus Erz gegoſſen, die Hellebarde ſteif vor ſich hinhaltend, bewegungslos da, und ſeine Augen ſtarrten auf den Fleck, wo ihm die Erſcheinung verſchwunden war.

Donner und Wetter! was iſt die Prinzeſſin ſchön! ſagte der andere Trabant, und wiſchte ſich den Mund.

Schweig! zürnte ihm Guido zu. Ein gemeiner Menſch darf nicht ſprechen von dem Himmelsgebilde.

Schade, daß wir ſie ſo bald verlieren! plauderte der Trabant fort, ohne ſich ſtören zu laſſen. Man hat zwar weiter nichts davon, wenn man ſie einmahl zu ſehen bekommt, aber es thut einem doch wohl, in das liebe Geſicht zu ſchauen, das es gut meint mit der ganzen Welt.

Verlieren, wie meinſt du das? frug Guido haſtig.

Nun, ſie iſt ſo gut als Braut, antwortete der Trabant. Der Prinz, der ſie begleitete, hat um ſie angehalten bey ihrem Oheim, und wird ſie wohl heimführen.

Das lügſt du, Bube! donnerte im wüthendſten Zorne Guido, packte den armen Trabanten mit Rieſenkraft und warf ihn zu Boden.

Du biſt wohl verrückt, ſchrie der Trabant, und raffte ſich unwillig auf von der Erde.

Da unterbrach ein Geräuſch im Thierzwinger den Streit. Der unglückliche Elephant war zum Schau-

spiel der Gesellschaft vorgetrieben worden, und mußte seine Künste abermahls durchmachen.

Laß doch das Thier seine Kniee beugen vor der Prinzessin, rief der Prinz lustig vom Balkon herab, als Symbol, daß Klugheit und Stärke freudig der Schönheit huldigen.

Das thut er nicht gern, Hoheit, antwortete der Wärter. Er hat eine Wunde am Kniegelenk. Aber wir wollen sehn.

Und er befahl, aber das Thier wollte nicht gehorchen, schwenkte den Rüssel wunderlich umher, und brüllte mit dumpfen, fast menschlichen Tönen.

Quält ihn nicht um meinetwillen, bat die Prinzessin. Er will nicht!

Er muß, schrie der Welsche, dessen Ehrgefühl gekränkt war, und hob die Peitsche. Guido wendete sich unwillig vom Gitter, und in dem Augenblick ertönte ein Zetergeschrey vom Balkon. Gott steh uns bey, rief der andre Trabant, warf die Hellebarde weg und rannte davon.

Guido drehte sich um, da flog eben, vom Rüssel des Elephanten emporgeschleudert, der Welsche in die Luft, stürzte zur Erde, und verröchelte bald sein Leben unter den Füßen und Stoßzähnen des wüthenden Thieres.

Geisterbleich stürzte der Prinz die Balkontreppe herab, ihm folgte Rosa und das Gefolge, während der Elephant mit gräßlichem Gebrüll an das Bohlengitter rannte und mit Zähnen und Rüssel es zu durchbrechen suchte.

Maschinenmäßig hatte Guido seine Hellebarde wie zu einem gewöhnlichen Kriegeskampf gefaßt, und flog

damit zu Schutz und Trutz der Prinzessin nach. Diese war nur eine kurze Strecke gelaufen, als sie plötzlich stehn blieb, und sich an einem Baume festhielt, um nicht umzusinken. Um Gott! flieht Fürstin! schrie Guido mit verzweifelnder Angst. Schon kracht das Bohlengitter!

Ich habe mir den Fuß vertreten, antwortete Rosa, die der Schreck zur Lilie umgeschaffen, und biß die Perlenzähne auf einander vor Schmerz. Ich kann nicht von der Stelle.

Wild sah sich Guido ringsum. Das Gefolge war verschwunden, und in entsetzlichen weiten Angstsprüngen eilte der Prinz dem Schlosse zu, daß die Straußfedern des Barets und der Hermelinmantel hinter ihm her flatterten.

Verzeiht der Ungebühr! rief jetzt der Jüngling, umschlang das zitternde Mädchen und trug sie eilend fort.

Unterdeß hatte sich der Elephant von der Vergeblichkeit seiner Anstrengungen überzeugt, und lehnte sich nun mit der vollen Wucht seines ungeheuern Körpers an das Gitter, und stemmte seine Fußsäulen grimmig gegen den Boden fest.

Heiliger Gott! das Gitter stürzt! schrie Rosa auf Guidos Schulter, und Guido hörte die Bohlen prasselnd brechen und den dumpfen Donner der Fußtritte des Thieres und bald sein Schnauben hinter ihm.

Er holt uns ein! jammerte Rosa. Du kannst mich nicht retten, guter Mensch, und ich hindere deine Flucht. So rette nur dich, da es noch Zeit ist.

Wohlauf! rief Guido plötzlich entschlossen, ließ

seine schöne Last sanft zur Erde gleiten, und trat dem Elephanten mit gefällter Hellebarde entgegen.

Das Thier kam angetobt, sah den Jüngling stehn mit dem gezückten Spieße, blieb auch stehn, sah ihn mit den klugen Menschenaugen lange an, und die Erinnerung an Guidos Apfelspenden schien seine Wuth zu mildern. Doch die drohende Stellung des Bewaffneten mochte seinen Stolz kränken; plötzlich streckte er den Rüssel aus, ergriff Guidos Hellebarde, riß sie ihm aus der Hand, zerbrach sie mit Füßen und Zähnen, kehrte um, und ging langsam, gleichsam triumphirend, in seinen Zwinger zurück.

Gott war uns nahe, rief Guido, faßte die Prinzessin, die ohnmächtig am Boden lag, wieder auf, und trug sie rasch dem Schlosse zu, von dem so eben die Herzogliche Leibwache zu Fuß und Roß, mit Wurfgeschütz in den Schloßgarten rückte, um den Feldzug gegen den Elephanten zu eröffnen.

Am Fenster stand händeringend der alte kranke Herzog, und der Prinz tummelte sich auf seinem Rosse, das heute besonders eigensinnig war, und nicht von der Stelle wollte, im Schloßhofe herum.

Die Fürstin ist gerettet, jauchzte Guido zum Fenster hinauf, zu dem Rosa ihre Arme emporstreckte. Da entblößte der Herzog sein Silberhaupt, und faltete die Hände zum Dankgebet.

Die göttliche Rosa ist geredet?! jubelte der Prinz, sprang vom Rosse, und eilte auf Guido zu, um mit vornehmen Anstande die Dame aus seinen Händen zu empfangen.

Mit Gunst! sprach Guido im prahlenden Jugend-

trohe. Ich trug die Fürstin bis hierher, und will sie drum auch bringen bis in die Arme ihres Oheims.

Entscheidet Ihr den wunderlichen Streit, schöne Rosa, rief gereizt der Prinz.

Ich will Euch nicht bemühn, erwiederte die Jungfrau mit Eiseskälte. Der Schrecken hat Euch angegriffen gleich mir, und gleich mir bedürft Ihr Erholung.

Wohl gesprochen! rief Guido freudig, und sprang mit seiner schönen Last hinein in das Schloßthor, und mit wilden finstern Blicken starrte der Prinz dem Paare nach.

Rosa lag am Herzen des Oheims und erzählte ihm das graufe Abentheuer. Guido wollte sich entfernen, aber ein Wink des Herzogs gebot ihm zu bleiben.

Armes, theures Kind, rief der alte Fürst, die geliebte Nichte auf die Stirne kussend. Was mußt du gelitten haben, in den Augenblicken, in denen sich die Angst von Jahren zusammenpreßte. Jetzt sah er auf Guido, der an der Thür stand. Näher, Trabant, sagte er und betrachtete ihn genauer. Ein schöner, muthiger Junge, fuhr er fort. Das Gesicht schickt sich zur That, als wären beide für einander geschaffen. Aber ein rasendes Beginnen war es doch, dich dem Unthier entgegen zu stellen zu einem Kampfe, wo jede Siegeshoffnung zur Thorheit wurde.

Ich hoffte auch nicht auf Sieg, antwortete Guido. Verzweifelnd an der Fürstin Rettung, wollte ich nur vor ihr sterben.

Da erhob sich Rosa von der Brust des Oheims,

sah den Jüngling mit nassen Augen voll dankbarer Wehmuth an, und reichte ihm die schöne Hand zum Kusse. Während er das theure Pfand ihrer Huld leise berührte mit seinen heißen Lippen, trat der Prinz in das Gemach.

Der Oberst der Leibwache, sprach dieser zum Herzoge, läßt Euch melden, daß der Elephant wieder im Zwinger, und das gesprengte Thor durch einen Verhack geschlossen ist. Das Wurfgeschütz steht aufgepflanzt, und wir erwarten Eure Befehle wegen des Angriffs.

Ich bitte für das edle Thier! rief Rosa, das selbst in seinem Zorn der Unschuld schonte!

Das aber doch dein Leben bedroht hat, meine Tochter, sprach finster der Herzog.

Nicht ohne vorher grausam gereizt worden zu seyn, betheuerte Rosa. O, schenkt mir sein Leben. Ich kann ihn nicht tödten lassen um meinetwillen.

O Engelherz! rief Guido, und bedeckte, alles um sich her vergessend, Rosas Hand mit feurigen Küssen.

Der Elephant hat Gnade, sagte der Herzog freundlich bewegt zu dem Prinzen.

Der plumpen, trotzigen Wildheit ist heute ein besonderer Glücksstern aufgegangen, rief der Prinz mit schneidendem Doppelsinn und einem Giftblick auf Guido und verließ stürmisch das Gemach.

Ich bleibe dein Schuldner, Trabant, sprach der Herzog mit väterlicher Huld zu Guido.

Ich trage ja den Himmel in meiner Brust fort aus dieser Stunde, mein Fürst, rief Guido begeistert. Ihr seyd mir zu nichts verpflichtet.

Noch einmahl sah er tief in Rosas Augen, deren Flammen den seinen entgegenloderten, und verschwand.

Am andern Tage stand Guidos Schaar wieder zur Waffenübung auf dem Musterplatze. Aber Guido hatte heute an ganz andere Dinge zu denken, und machte in seiner Zerstreuung so viele und grobe Fehler, daß er eine nachdrückliche Dienststrafe sehr wohl verdiente. Jedoch der Rottenmeister, des gestrigen Auftrittes eingedenk, hatte für die meisten seiner Versehen keine Augen, und rügte die unverzeihlichen nur mit sanfter Milde. Nicht so säuberlich verfuhr er mit Guidos armen Nachbar zur Linken, über den er heute seine ganze Galle ausgoß. Kein Handgriff, kein Tritt wurde gut geheißen, und erniedrigende Scheltworte jagten einander. Im Anfang nahm das Guido, in seine Träume versunken, nicht wahr, endlich aber bemerkte er doch des Wüthrichs Toben, und die Thränen, die dem armen Burschen über die bleichen Wangen rollten.

Was hat doch aber der Rottenmeister heute immer mit dir? frug er ihn endlich in einer Pause der Uebung. Er will mich zu Tode martern, seufzte der Dulder, aus Rachsucht, weil sich mein Vater an den Hauptmann gewendet um meine Entlassung. Erst gestern auf der Wacht hat er eine Ursache vom Zaune gebrochen, mich grausam zu mißhandeln, und heute wird es mir nicht besser gehn, das sehe ich ihm schon an den Augen an. Wenn ich nur erst einmahl gestorben wäre unter seinen Handen. Da wäre doch die Qual vorbey. Ich hätte schon selber meinem Leben

ein Ende gemacht, wenn ich mich nicht scheute, meinem alten Vater die Schmach anzuthun.

Warum leidest du aber die Ungebühr? frug Guido zornig.

Du sprichst wohl im Fieber, antwortete der Märtyrer, soll ich mich etwa zur Wehr setzen gegen meinen Vorgesetzten, um auf dem Rabenstein zu sterben?

Die Uebung begann von neuem. Von neuem begann das Wüthen des Rottenmeisters gegen den unglücklichen Nachbar, und endlich machte der innere Gift und Grimm des Ungeheuers sich Luft durch einen gewaltigen Ausbruch. Er konnte das Ende der Uebung nicht erwarten für seine Mißhandlungen, rannte hin zu dem armen Burschen, und schlug ihn mit dem Stock also über das Gesicht, daß ein heller Blutstrom nachrieselte.

Betäubt wankte der Unglückliche. Klage es doch deinem Vater! grinste der Rottenmeister. Doch er hatte es noch nicht ausgesprochen, da riß schon der wüthende Zorn Guido heraus aus der Reihe. Ein Faustschlag stürzte den Rottenmeister zu Boden, dann packte ihn Guido kräftig am Genicke, und wie einst die gefangene Hyäne zum Vater Zeno, so schleppte er ihn hin zu dem Hauptmann, der einen Armbrustschuß davon die Veteranen der Schaar musterte.

Was ist das?! rief erschrocken der Hauptmann, als Guido den Rottenmeister vor seine Füße hinwarf.

Dieser Unmensch hat des Herzogs Namen geschändet, durch seine Grausamkeit! donnerte Guido. Ich verlange Haft für uns beide und Standrecht.

Schade um dich, junges Blut, sprach gerührt der

Hauptmann, nahm Guidos Schwerdt in Empfang, und winkte einigen Trabanten ihn abzuführen.

Und wenn ich dich nimmer wiederſehe, göttliche Roſa, ſeufzte der Jüngling fortgehend. Ich konnte nicht anders!

Wieder einmahl in Haft, ſpöttelte Ralph, der nach einigen Tagen in Guidos Gefängniß trat. Wenn das ſo fort geht, ſo werdet Ihr wohl am Ende mit allen Kerkern des Herzogthums Bekanntſchaft machen. Ihr müßt doch wahrlich ein ſehr ungerathnes Söhnlein ſeyn, daß Ihr nicht einmahl dem Kalbfell gehörig gehorchen mögt.

Verſchont mich mit dem ungeſalznen Scherze, zürnte Guido. Und ob mich auch meine That auf das Blutgerüſt führe, ſo werde ich doch auch dort noch überzeugt ſeyn, daß ich recht gehandelt.

Nun, bis dahin wird es für dießmahl nicht mit Euch kommen, tröſtete Ralph. Dafür haben Eure guten Freunde geſorgt und Euer gutes Glück. Eine ſtrenge Unterſuchung hat des Rottenmeiſters Frevel zu Tage gebracht. Der Herzog hat Euch begnadigt, und zum Lohn für die Rettung der Prinzeſſin zum Hauptmann ernannt bey der Beſatzung der Gränzveſte Hühnenſtein, wohin Ihr noch in dieſer Stunde abgehn ſollt. Dank und Abſchiedsmeldung iſt Euch erlaſſen.

So ſchnell, und ſo weit entfernt von der Hauptſtadt! klagte Guido.

Als woran des Herzogs Gnaden ganz beſonders wohl gethan, fuhr Ralph luſtig fort. Die Prinzeſſin

hat so feurig für Euch gebeten bey ihrem Oheim, daß der alte Herr sich ganz ungemein darob verwunderte, und meinte, man müsse Euch so weit weg schicken, als möglich. Ihr habt überhaupt hier vor der Hand Unfug genug angerichtet. Der Nachbarprinz glaubt sich von einem gemeinen Trabanten ausgestochen, worüber er, wie billig, etwas böse geworden ist. Die schöne Rosa hatte ganz offenherzig Vergleichungen angestellt zwischen seinem schleunigen Rückzuge vor dem Elephanten und Euerm Stehnbleiben. Das konnte denn der prinzliche Stolz nicht ertragen, und der Freier hat mit solchen empfindlichen Redensarten sein n Abschied genommen, daß er vielleicht bald an der Spitze eines Heeres zurückkehren dürfte, um sich für den empfangnen Korb zu bedanken.

Ha! daß ich bald mit ihm zusammenträfe im Kampfe, rief Guido aufspringend, und sein Auge flammte Schlacht. Daß ich den Feigen züchtigen dürfte für die Vermessenheit, zu werben um die Krone der Schöpfung!

Gemach, mein Sohn, sagte Ralph. Die Heldenstellung läßt Euch zwar ungemein gut, und ich möchte Euch wohl dereinst s hn als Feldherr vor dem Heer ziehn, ein wahrer Herzog. Aber vor der Hand vergeßt nur nicht, daß so hohe, stolze Worte keinem neugeschaffnen Hauptmanne geziemen.

Ihr habt Recht, sprach Guido mit bitterm Schmerze. Ich bin zum Dienen verdammt, mein ganzes Leben hindurch, und ob ich auch fähig wäre zu größeren Dingen, meine Geburt hat mich in den Stand gedrückt, und es ist schon ein Verbrechen, wenn

mein Geist nur mit den Flügeln flattert, sich ihm zu entreißen.

So meint Ihr denn, daß es etwas so verächtliches ist um das Dienen? frug Ralph ihn strafend. Glaubt mir, es gehört recht viel dazu ein guter, tüchtiger Diener zu seyn. Das Herrschen ist weit leichter, aber wer nicht dienen gelernt hat, der kann auch nicht herrschen. Und als habe er zu viel gesagt, schlug er sich auf den Mund, und ging eilend davon.

Auf der Veste Hühnenstein saß traurig der arme Guido unter Folianten, Karten und Schlachtplänen, und suchte umsonst durch ernstes Studium der ernstesten Wissenschaft das süße peinigende Andenken an die schöne Rosa in seinem Herzen zu bekämpfen. Da stürmte der Oberst der Besatzung, ein fröhlicher Lebemann, in sein Gemach. Wenn man Euch aufsucht außer dem Dienst, rief er lustig, so findet man Euch unter Euern Schwarten vergraben. Wahrlich, Ihr übertreibt das Gute, und werdet am Ende noch milzsüchtig werden.

Ich fürchte das nicht, antwortete Guido lächelnd.

Eure Kameraden können sich nicht in Euch finden, fuhr der Oberst fort. Sie sehn Euch fast nur im Dienst oder höchstens auf der Jagd, und Ihre fröhlichen Gelage scheint Ihr zu verachten.

Ich habe keinen Gefallen am Zechen, und das Würfelspiel ekelt mich an, erwiederte Guido.

Ey, man muß sich ein wenig zwingen, sagte der Oberst, wenn man unter den Menschen leben will. Wer sich von allem ausschließt, der wird gering ge-

schätzt und zuletzt gehaßt, weil er klüger seyn will als die andern. Ich meine es gut mit Euch. Drum nehmt meinen Rath an. Macht manchmal etwas mit, berauscht Euch einmahl, schäkert einmahl mit einer hübschen Dirne, rauft Euch einmahl, damit doch die Andern sehen, daß Leben in Euch ist, und daß Ihr zu ihnen gehört.

Mein Arm und Herz, antwortete Guido warm, steht jedem meiner Waffenbrüder zu Dienst, der es bedarf. Aber mich durch tolle Streiche gleichsam einzukaufen in ihre Zunft, dazu achte ich mich nicht verpflichtet.

Eures Gefallens, sprach der Oberst. Jetzt zum Dienst. Ich gehe auf Urlaub, und übertrage Euch auf so lange den Oberbefehl in der Veste.

Mir, Herr Oberst! frug Guido befremdet. Ich bin der jüngste Hauptmann auf der Burg.

Als Commandant habe ich das Recht meinen Vertreter auszuwählen, erwiederte der Oberst, ohne mich an das Dienstalter zu binden, und zu Euch habe ich das meiste Vertrauen.

Was ich dankbar erkenne, sprach Guido. Eure Instruction?

Mein Himmel, was ist da viel zu instruiren! rief ungeduldig der Oberst. Ihr kommandirt, wie Ihr es von mir gesehen habt. Das Rechnungs- und Berichtswesen besorgt der Burgschreiber. Abends laßt Ihr Euch die Thorschlüssel bringen, und das Uebrige findet sich von selbst. Im Frieden ist der Dienst in einer Veste sehr leicht und einförmig. Spart nur tüchtig, damit ich, wenn ich heimkehre, den Geldkasten fein schwer finde, dann will ich Euch allen

Commandanten empfehlen als das Muster eines Stellvertreters!

Er lärmte hinaus. Sparen soll ich? — für den Obersten sparen? rief Guido erstaunt die vier Wände an. Wovon denn, und wie? Zu fragen schäme ich mich. - Er würde mich auslachen für meine Unwissenheit. Da sehe ich es wieder recht deutlich, wie wenig die graue Bücherweißheit hilft im Leben, und wie die frische, grüne Erfahrung die Hauptsache ist in allen Dingen.

Der Oberst war abgeritten. Guido hatte sein neues Amt mit einer allgemeinen Wehrschau der Besatzung begonnen, war dann alle Werke der Veste durchgangen, und saß jetzt vor den Listen und Nachweisungen, über die ihm der Burgschreiber, den er zu sich berufen, die nöthige Auskunft geben sollte.

Die Liste der Mannschaft stimmt nicht mit dem Bestande, rief er auf einmahl unwillig.

Wenn Ihr die Beurlaubten dem Bestande zurechnet, gestrenger Herr, antwortete der Burgschreiber, so muß die Zahl zutreffen.

Aber in der Soldrechnung, fuhr Guido fort, sind die Beurlaubten mit angesetzt. Erhalten auch diese den vollen Sold?

Nein, erwiederte lächelnd der Burgschreiber.

So darf er ja der herzoglichen Kammer nicht angerechnet werden! fuhr Guido heraus.

Der Sold der Beurlaubten fällt jederzeit an den Oberbefehlshaber, sagte der Burgschreiber.

Nach welchem Gesetz? frug hastig Guido.

Nach einem uralten Herkommen, versicherte der Burgschreiber. Es ist seit Menschengedenken also gehalten worden im Herzogthume.

Ein Jahrhundert Unrecht giebt keine Stunde Recht, grollte Guido und las still weiter. Plötzlich fuhr er auf. Hier ist der Spittalbedarf für zehn Mann angesetzt, und ich habe nur fünf Sieche gezählt.

Eine Rechnung muß der andern aushelfen, stammelte der Burgschreiber erschrocken. Der Herr Oberst hat den Ansatz genehmigt.

Auch die Zahl der Pferde stimmt nicht, brummte Guido weiter lesend. Wer bezieht das Futter für die mehr angesetzten?

Der Herr Oberst, antwortete der Burgschreiber.

Hier stehn auch die Unterhaltungskosten für drey Staatsgefangene, fuhr Guido fort, und ich weiß nur von einem.

Die andern beiden sind vor einem Jahre verstorben, erwiederte der Burgschreiber, der immer verlegner wurde.

So konnten sie doch nicht gespeiset und gekleidet werden im Himmel oder in der Hölle, rief Guido heftig.

Dergleichen Kleinigkeiten gehören zu den Nebeneinkünften des Oberbefehlshabers, bedeutete der Burgschreiber den lästigen Frager.

Hier finde ich auch die Baukosten für die Brustwehr der nördlichen Mauer, rief Guido, und die Mauer liegt in Trümmern.

Die Rechnung ist belegt mit den Empfangscheinen

der Werkleute, antwortete der Burgschreiber, der sich im Stillen weit wegwünschte.

Auf dem Papier! Ja, zürnte Guido. Aber wenn der Feind die Veste bestürmt, kann ich ihm die Rechnung nicht entgegenstemmen als Bollwerk. Das muß anders werden!

Ich erwarte Eure Befehle, erwiederte der Burgschreiber mit einer tiefen Verbeugung.

Guido las noch ein wenig. Dann riß er die Listen mitten durch, und sprach: Unter Lügen kann ich meinen Namen nicht setzen. Schreibt andere Rechnungen. Und Ihr steht mir dafür, daß sie mit dem Bestande stimmen. Auch bestellt mir sogleich die Werkleute. Mauern und Thürme, sogar das Wurfgeschütz habe ich in schlechter Verfassung befunden. Es muß alles rasch in Stand gesetzt werden.

Das wird dem Herrn Obersten nicht lieb seyn, stellte der Burgschreiber vor. In Friedenszeiten wird immer ein Theil der Baukosten für den Commandanten verrechnet.

Damit im Kriege die Veste recht schnell übergehe, rief Guido. So bin ich es aber nicht gesonnen zu halten, und für jetzt befehle ich in der Burg.

Und meine Pflicht ist Gehorsam, sagte der Burgschreiber, verneigte sich tief, und schlich mit seinen zerrissenen Rechnungen fort.

Noch einen Blick warf Guido auf die Nachweisung über die Staatsgefangnen. Seit zehn Jahren verhaftet! rief er, und das Verbrechen kann ich nicht finden. Hier steht blos: bis auf weitern Befehl. Der fehlt aber. Das ist schrecklich!

Er sprang auf, und eilte nach dem Thurme, in

dem der Staatsgefangne saß. Die schwere Eisenpforte drehte sich schreiend auf den verrosteten Angeln. Ein abgezehrter Greis, dessen weißer Bart bis auf den Gürtel reichte, lag auf faulem Stroh und wendete mühsam den Kopf nach dem Jünglinge.

Wer seyd Ihr? frug dieser mitleidig. Ihr müßt Schweres verbrochen haben, daß man Euch hier eingekerkert hat.

Ich war Anwald der Stände des Herzogthums, seufzte die Leidensgestalt. Weil ich die Feder geführt für das gedrückte Land gegen den Kanzlar, wurde ich vor zehn Jahren bey Nacht aus meinem Bette geholt und hierher gebracht.

Ihr lügt! zürnte Guido. Euer Strafurthel würde mich sicher eines andern belehren.

Man hat mich weder verhört, noch gerichtet, antwortete der Greis. Man hat es für kürzer und sicherer gehalten mich einzusperren ohne lästige Formen.

Gerechter Gott! rief Guido schmerzlich gen Himmel. Bringe den Gefangenen in das Obergemach des Thurmes, gebot er strenge dem Kerkermeister. Gieb ihm ein gutes Bette und rufe den Burgarzt zu ihm. Dann nimm auf drey Tage seinen Platz ein in diesem Kerker, damit die Erfahrung dich lehre, daß selbst dem Vieh ein frisches Strohlager gebührt von Zeit zu Zeit, wie vielmehr nicht einem Menschen!

Ihr meint es gut, junger Mann, ächzte der Greis, aber wenn Ihr mich nicht gänzlich befreien könnt, so laßt mich lieber in meinem alten Gefängnisse meinen Tod erwarten, der wohl nicht mehr fern seyn mag. Wenn Ihr künftig einmahl hier nichts mehr zu gebieten habt, und die Grausamkeit wieder waltet, oder die

Nachläßigkeit, so würde es mir von neuem gar übel ergehn, und an das Gute verwöhnt, würde ich das Böse schwerer tragen, als jetzt.

Es bleibt bey meinem Befehl, entschied Guido, und ich werde Euretwegen unmittelbar an den Herzog berichten.

Das lohne Euch Gott! rief der Greis. Der Herr ist unschuldig an meinen Leiden. Wenn er sie nur ahnte, sie wären längst geendet.

Heimlich knirrschend vollzog der Kerkermeister den Willen des Jünglings, der den Gefangnen selbst in seine neue Wohnung begleitete. Bald kam der Burgarzt, dessen Fürsorge er ihn dringend empfahl, als ein Getümmel ihn in den Schloßhof herabrief. Ein Hauptmann der Besatzung ward eben bleich und blutig mit verbundnem Kopfe nach seinem Quartier getragen, und drey andere Hauptleute begleiteten den Trauerzug.

Was ist vorgefallen? frug Guido den einen von ihnen.

Eine recht unangenehme Geschichte, antwortete dieser gleichgültig. Wir waren auf der Jagd. Mein guter Kamerad behauptete, daß mein Tiras nicht so gut fange, als sein Nero. Ich nahm das übel. Wir wurden beyde warm, und daraus entstand ein kleiner Zweykampf, der leider ein böses Ende nahm. Denn ich fürchte, mein Gegner wird den Morgen nicht erleben.

Heiliger Gott! rief Guido entsetzt. Mord unter Waffenbrüdern aus so nichtswürdiger Ursache!

Nichtswürdig? frug der Hauptmann gereizt. Für dieß Wort werdet Ihr mir Genugthuung geben mit Eurem Schwerdte.

Für jetzt gebt Ihr mir das Eure, sprach Guido im Herrschertone, und winkte die wachthaltenden Waffenknechte herbey. Nehmt Euren Gefangenen in Empfang, befahl er ihnen.

Wie? Euge Haft? Einer bloßen Ehrensache wegen? frug erschrocken und zornig der Hauptmann. Das kann Euer Ernst nicht seyn, Kamerad!

Euer Schwerdt! donnerte Guido, und griff an das seine. Hier ist es! rief der Haurtmann mit verbissener Wuth, aber für diesen Mißbrauch der Gewalt des Befehlshabers soll mir der Kriegsmann Rede stehn zu seiner Zeit.

Trotzig ging er mit der Wache fort. Falsches Ehrgefühl! klagte Guido. Du höllischer Götze! Wie viele Opfer werden dir noch bluten auf der Erde!

Guido saß bey den umgeschriebenen Listen und Rechnungen. Die Unvollständigkeit, die Verwirrung, die Widersprüche, hinter denen sich so oft der Unterschleif versteckt, waren durch seinen Fleiß einer unerfreulichen Klarheit gewichen, durch die er es erst recht erfuhr, was der Oberst mit dem Sparen hatte sagen wollen. Niemand wird wohl so arg in einem Lande betrogen, als dessen eigner Fürst! rief er, und spitzte sich eine frische Feder, umständlich an den Herzog zu berichten.

Da klirrte Wulf, der älteste Hauptmann der Besatzung, in's Zimmer. Immer die Feder in der Hand? spöttelte er. Die glaub' ich, haltet ihr lieber als den Degen.

Jedes zu seiner Zeit, antwortete ernstlich Guido. Wenn wir mit dem Feinde zusammentreffen, so wird es sich zeigen, wer von uns beiden das Schwerdt am besten zu führen weiß.

Wenn man vom Wolfe spricht, ist er nicht weit, sagte Wulf. Oder wißt Ihr schon, daß wir würklich Krieg haben?

Ist das gewiß? rief Guido entzückt. Gott lohne Euch die glückliche Bothschaft!

Wenn die Freude Euer Ernst ist, sprach Wulf, so habe ich Euch Unrecht gethan. Um so getroster kann ich meine Bitte anbringen. Ihr habt den Hauptmann Horst verhaften lassen.

Wie es mir die Pflicht gebot, antwortete Guido. So eben bin ich über der Meldung des unglücklichen Vorfalls an den Herzog.

Und ich komme im Namen aller Hauptleute, sprach Wulf, Euch zu ersuchen, die Sache ruhen zu lassen. Der Hauptmann Bodo ist im ehrlichen Kampfe gefallen, seinem Gegner kann kein Vorwurf gemacht werden.

Ihr vergeßt die ernsten Blutgesetze, erinnerte Guido, die in diesem Lande bestehn gegen den Zweykampf.

Einem Neuling, wie Ihr, rief Wulf, ist diese Rede zu verzeihen. Aber eben darum müßt Ihr Lehre und Rath annehmen von einem alten versuchten Kriegsmanne. Die Gesetze bestehn allerdings, aber niemand hat noch den tollen Gedanken gehegt, sie in ihrer vollen Strenge anzuwenden auf den Wehrstand, dessen Seele das allerzarteste Ehrgefühl ist. Die beyden Hauptleute hatten einander harte Worte gesagt, und mußten sich raufen, oder das Heer verlassen mit Schimpf und

Schande, und da sie nur fehlten, den Forderungen ihres Standes gehorchend, so darf sie der Buchstabe des Gesetzes nicht allzu hart treffen.

Ein Gesetz, das einmal gegeben ist, sprach Guido, muß gehandhabt werden, nach seinem ganzen Inhalt, bis es aufgehoben ist. Die Gerechtigkeit darf sich von dem, was sie einmal für Recht erkannt, nichts abdingen lassen.

Dann würde sie oft zur Grausamkeit, wendete Wulf ein. Der Herzog selbst muß den Kriegsmann seines Dienstes entlassen, der die Genugthuung der Ehre weigert. Wie sollte er den streng bestrafen dürfen, der sie giebt? —

Wohl! der Herzog entscheide über den Fall! antwortete Guido.

Das wünscht er eben zu vermeiden, stellte Wulf vor, und zu den Befehlshabern hat er das Vertrauen, daß sie dergleichen böse Händel in der Stille abthun, damit er nicht erst gezwungen wird, Kenntniß davon zu nehmen und zu strafen wider seines Herzens Neigung.

Ich mag es mir nicht denken, sprach Guido mit ernster Würde, daß es dem Herrscher eines Landes an Kraft fehlen sollte, das ganz zu wollen, was er will, und ich darf deshalb nicht abgehn von meinem Entschlusse.

Thut, was Ihr nicht lassen könnt, polterte Wulf. Aber wenn unser guter Horst unglücklich wird durch Euch, so sollt Ihr uns sämmtlichen Hauptleuten vor die Klinge, einem hinter dem andern, und wenn Euch das etwa nicht beliebt, bey Eurer Abneigung gegen den Ehrenkampf, so mögt Ihr bald satteln lassen,

denn Eures Bleibens ist dann nicht fürder auf Hühnenstein!

Er rannte fort. Guido blieb betrübt sitzen. Trauriger Widerspruch des Staats mit sich selbst, klagte er, der einen alten Mißbrauch, von dessen Schädlichkeit er sich überzeugt hat, still begünstigt, und zugleich mit Strafen bedroht, die er nicht vollstrecken mag. O, daß ich Herzog wäre! Das sollte mir anders werden im Lande!

Die Veste war in guten Wehrstand gesetzt. Rechnungen und Berichte waren eingeschickt. Die Herzogliche Kammer hatte die unerwarteten Ersparnisse kühl und befremdet belobt, der Herzog durch einen eigenhändigen Befehl dem unglücklichen Anwalde die Freiheit geschenkt, und über den Zweykampf, dessen Opfer an seiner Wunde gestorben war, strenge Untersuchung verfügt.

Guido, durch die Nichtswürdigkeiten ermüdet, mit denen er überall zu kämpfen hatte, von seinen Waffengefährten gleich einem Pestkranken gesehn, saß einsam und traurig, der Würde und Bürde des ganzen Waffenhandwerks herzlich müde, in seinem Gemache, in das jetzt der Oberst, von seiner Urlaubreise wiederkehrend, eintrat.

Nun, wie steht es, Kamerad? frug er lustig. Habt Ihr mir viel Geld abzuliefern? Der Krieg bricht los, und ich werde viel brauchen.

Dort liegt der Nachweiß, daß und warum ich Euch nichts abzuliefern habe, antwortete Guido ver-

ächtlich. Erlaßt mir die Unluſt, Euch umſtändlich zu antworten, und mich an Eurer Statt zu ſchämen.

Was ſoll das, frug heftig der Oberſt und riß die Rechnungen an ſich. Er wurde bey dem Leſen bald bleich, bald roth, die Hand, die die Papiere hielt, zitterte. Endlich ſchleuderte er alles Guido vor die Füße, und ſchrie: Ihr habt als ein Schurke an mir gehandelt, nicht als Waffenbruder!

Beleidigen kann mich ein Mann Eures Schlages nicht, ſprach Guido kalt, aber ſchmähen ſollt Ihr nicht in meinem Gemache.

Und mit Rieſenkraft packte er den Oberſten, und warf ihn zur Thür hinaus.

Eine Viertelſtunde drauf erhob ſich ein Getümmel vor Guido's Gemache. Die Thür ging auf, und alle Hauptleute der Beſatzung traten herein, und umringten den Jüngling mit kaltem feindlichen Schweigen.

Ihr habt den Oberſten zum Lügner gemacht bey dem Herzog und ihn perſonlich gemißhandelt, ſprach vortretend der alte Wulf. Wir kommen in ſeinem Namen Euch aufzufordern, daß Ihr Ort und Stunde beſtimmt, ihm Genugthuung zu geben nach den Geſetzen der Ehre.

Ihr ſeyd im Irrthum, Kameraden, antwortete Guido. Bey dem ganzen Handel mit dem Oberſten iſt von der Ehre gar nicht die Rede. Er hat den Herzog betrogen auf die unerhörteſte Weiſe, und weil ich das nicht thun mögen während der Zeit ſeiner Abweſenheit, ſo hat er mich jetzt geſchmäht in meinem Gemache. Da habe ich denn bloß mein gutes Recht gebraucht. Denn mein Gemach iſt meine Burg, aus der ich jeden werfe, der ſich ungebührlich darin aufführt.

Dem sey, wie ihm wolle, sprach Wulf. Ihr habt den Obersten beleidigt, und müßt ihm Genugthuung geben, um seine Ehre wiederherzustellen.

Ihr habt mich wohl nicht recht verstanden, rief Guido ungeduldig. Der Oberst ist ein überwiesener Betrüger, also bereits aller Ehre baar und ledig. Wie kann ich etwas wiederherstellen, was unwiderbringlich verloren ist, und wie mögt Ihr mir anmuthen, meine eigne Ehre in die Schanze zu schlagen durch den Zweykampf mit einem solchen Manne?!

Da erhob sich unter den Hauptleuten ein unwilliges Gemurme, und Wulf rief heftig: Derley Spitzfindigkeiten mögt Ihr wohl in Euren Büchern gefunden haben, aber sie reichen nicht hin, Euch loszubetteln von dem Zweykampfe. Hat der Oberst gefehlt, so mag der Herzog ihn richten, aber noch ist er unser Waffenbruder. Er hat Euch gefordert, und Ihr müßt Euch stellen.

Nun dann, kurz und rund, brauste Guido auf: ich schlage mich mit keinem Diebe.

So meide unsern Ehrendienst, Memme, schrie Wulf. Aber vorher lege die Herzogliche Feldbinde ab, die du schändest, und den Degen, den du nicht ziehn magst für deine Ehre, daß wir ihn zerbrechen vor deinen Augen.

Zerbrechen?! donnerte Guido und riß das Schwerdt heraus.

In dem Augenblicke funkelten auch die Schwerdter aller Hauptleute entblößt. Nieder mit ihm! brüllte hier und da die wilde Mordlust. Nein, entwaffnet ihn für's erste! zischte die besonnene Grausamkeit, und der ganze Haufe drang gegen den Jüngling vor.

Die Menge gegen den Einzelnen? rief Guido, und seine Klinge schwirrte kräftig um ihn herum. Steht das auch in dem Gesetzbuche Eurer Ehre?

Aber auch diese Mahnung verhallte im Toben der wüthenden Männer. Zugleich griffen sie Guido von allen Seiten an. Nun dann, rief er, Ihr zwingt mich zum Morde, Gott sey Richter zwischen uns in diesem Kampfe!

Und mit der Doppelkraft der Jugend und des Zornes ward jetzt der Vertheidiger zum Angreifer. Sein Schwerdt flog rechts und links, und hier und da stürzte ein Hauptmann in sein Blut. Und plötzlich, wie eine Windsbraut, stürmte der Jüngling grade vor sich hin, auf die Thür des Gemaches zu. Platz! donnerte er, und noch zwey Hauptleute fielen, und er war draußen, und in zwey gewaltigen Sprüngen unten im Hofe. Des Obersten Roß stand dort noch gesattelt. Er schwang sich auf, und sprengte dem Thore zu. Zwey Schwerdter, die die Wüthenden aus den Fenstern nach ihm schleuderten, pfiffen bey seinem Kopfe vorbey. Er spornte das Roß zu schnellerem Lauf, und war bald im Freien, und trabte frisch dem nahgelegnen Walde zu.

Jetzt, nachdem sich der Grimm und die Kampfwuth ein wenig besänftigt, fühlte er erst, daß er verwundet war. Vom Haupt und vom rechten Arme rieselte das Blut, und er war bald so matt, daß er sich nicht mehr auf dem Rosse halten konnte. Er stieg ab, band sein Pferd an eine Eiche des Vorholzes und sank daneben auf den Rasen nieder.

Ach, wäre dieß Gefühl der Tod, seufzte er, als seine Glieder immer schwerer wurden und kälter, und seine Augen sich verdunkelten. Es ist so viel Böses

auf der Welt, daß man sich gar nicht freuen kann an dem Leben.

Da deckte die Ohnmacht ihren schwarzen Mantel über den armen Jüngling. Lebe wohl, Rosa! stammelte er, und seine Augen schlossen sich.

Als Guido die Augen aufschlug, lag er auf einem Bette im wohlbekannten Erkergemache von Zeno's Bergschlosse. Vor ihm stand sein alter Erzieher, und in Waffenrüstung sein treuer Schützer, Ralph. Beyde betrachteten ihn mit Blicken bekümmerter Theilnahme.

So bin ich wieder bey dir, Vater, rief er freudig, und streckte die Arme nach ihm aus. O treibe mich nicht noch einmal in die Welt. Mit den Grundsätzen, die ich dir verdanke, tauge ich nicht für sie, und würde untergehn im unaufhörlichen Kampfe mit ihren Lastern!

Zum Kampfe wird der Mensch geboren, mein Sohn, sprach Zeno bewegt; und erst jenseits des Grabes harrt der Friede des Siegers. Doch deine Lehrzeit ist jetzt zu Ende, und das freie Handeln beginnt. Deine Wunden sind Gottlob leicht, beruhige nur dein Gemüth, damit deine ungeschwächte Natur ungestört und schnell die Heilung bewirken kann. Das Vaterland bedarf deines Armes.

Hier ist er! rief Guido, und sprang rüstig vom Lager. Schon fühle ich meine Wunden nicht mehr.

Immer noch der Alte, lachte Ralph. Den bekommt das Leben nicht unter sich, und wenn es noch

so wild mit ihm ringt! Für jetzt sollst du deinem ältern Freunde gehorchen, sprach Zeno ernst, sollst ruhen und dich schonen, bis du genesen bist, und Kräfte gesammelt hast zur That, die deine Pflicht von dir fordert. Der Tod des alten Nachbarherzogs hat den Prinzen Florentin auf den Thron gehoben, der seine Wuth über der Fürstin Rosa Kälte an dem Reiche ihres Oheims austoben will. Von ihm angehetzt, durch die Hoffnung, den Raub zu theilen, gelockt, haben sich die Fürsten Astolph und Basil mit ihm verbündet. Der Feinde vereinte Heerschaaren sind schon über unsre Grenzen gegangen, und verheeren das Land. Zur Vertheidigung unsers alten Herzogs habe ich ein kleines auserlesenes Heer in der Fremde geworben. Du sollst es anführen.

Mein guter, guter Vater! jauchzte Guido an Zeno's Halse. Wie soll ich dir danken, daß du mich endlich einmahl dahin stellst, wohin ich gehöre!!

Daß ich dich an den rechten Ort gestellt, sprach Zeno, sollst du erst beweisen in diesem Kriege. Hier ist es nicht allein gethan mit tüchtigem Dreinschlagen und offner Todesverachtung. Besonnenheit und Klugheit geziemen dem Führer vor allen Dingen neben dem kühnen Muthe, sonst kann der erste beste gemeine Reiter seinen Platz eben so gut ausfüllen. Doch mag ich dir nicht bergen, daß ich ein recht gutes Zutrauen zu dir habe, und in Fällen, für die des Jünglings Wissen und Erfahrung nicht ausreicht, wirst du von unserm getreuen Ralph Lehre annehmen, der wohl geübt ist im edlen Waffenwerke.

Wann kann ich das Heer übernehmen? frug Guido hastig.

Sobald deine Wunden es erlauben, antwortete Zeno. Es lagert schlagfertig im Grenzwalde.

Wie kann ich nach an meine Wunden denken, Vater! rief Guido ungeduldig, da schon der Feind im Lande ist, da täglich seiner Wuth neue Opfer fallen? Wäre ich wohl werth, dein Sohn zu heißen, wenn ich nur eine Stunde zögerte? Des Vaterlandes Wunden sind tiefer als die meinen. Auf, sie zu heilen!

Du ächtes Fürstenherz! sprach, sich vergessend, Ralph, und umarmte den Jüngling feurig. Laßt ihn gewähren, Herr, bat er diesen. Die wilde Thatenlust würde ihn aufreiben in Eurem Gemache, und Ihr hättet keinen Gewinn von Eurer ängstlichen Sorgfalt.

So bleibst du mindestens noch so lange hier, entschied Zeno, bis ein Eilbote das Heer zu dir berufen hat. Morgen kann es schon eintreffen, und übermorgen früh führst du es gleich von hier aus in den Streit.

Das ist ein Verlust von zwey ewig langen Tagen, seufzte Guido. Wie kann nicht unterdeß die Waage des Kriegsglückes hin und her schwanken, und ausgießen ihre blutgefüllten Schaalen!

Diese Tage gehen nicht verloren für unsere Sache, sprach Zeno. Du wirst sie benutzen durch die Ausbildung eines gesunden Planes zum Feldzuge, ohne den du doch nicht toll und blind hineinsprengen willst in die Feinde?

Du hast Recht, Vater, sagte Guido bescheidentlich. Sende nur gleich den Eilboten, und gieb mir die Zeichnung des Herzogthumes, die ich einst selbst verfertigt nach deiner Anweisung. Da ich denn nun einmahl noch nicht abreiten soll, so will ich mich bequem auf mein Lager strecken, mich pflegen und ausruhn,

und berathen mit dir und Ralph, was zu thun ist, damit ich Ehre einlege mit meinem ersten Zuge.

Ralph holte die Zeichnung, legte sie auf das Bette, und betrachtete den Jüngling, der sich geduldig daneben hinstreckte, mit nassen Augen. Wachs gegen vernünftigen Rath, flüsterte er dem Greise zu, Stahl und Stein und Funke zugleich gegen das Unrecht. Bey Gott, Herr, mit dieser Erziehung habt Ihr Euch eine Heiligenglorie verdient!

Auf einem Brachfelde mitten im Walde, der Zeno's Bergschloß umgrenzte, war das kleine Heer aufgestellt, zu dessen Wehrschau jetzt Guido mit Zeno und Ralph herabkam. Achthundert Fußknechte standen, in Reihen geordnet, unter ihren Spießen. Daneben hielten vierhundert Panzer-Reiter. Alle waren leichter gerüstet, als es der Gebrauch der Zeit vorschrieb, und die besondere Kraft und Schönheit der Mannschaft und der Rosse, der Muth, der aus den wilden braunen Gesichtern funkelte, schien die geringe Zahl überwiegend zu ergänzen. Das Herzogliche Wappen flatterte in den Panieren der Krieger, die Herzoglichen Farben glänzten auf ihren Helmbüschen und Feldbinden, und als Guido näher kam mit seinen Begleitern, da jubelte die Feldmusik, und die Paniere und die Schwerdter der Hauptleute neigten sich vor dem Jünglinge, und klirrend mit ihren Waffen zusammenschlagend riefen die Schaaren mit einer Stimme: Heil Guido, unserm Heldenführer!

Da fühlte Guido, wie sein Herz schwoll von Herrscherfreude und heißer Kampflust. Dankbar warf er sich an Zeno's Brust, und stammelte: Das ist der schönste Augenblick meines Lebens.

Wenn das Glück meinen guten Willen begünstigt, sprach Zeno, so harrt deiner wohl noch ein schönerer, mein Sohn. Ziehe hin ihn zu verdienen.

Mit dem Schilde, oder im Schilde! rief Guido, und reichte dem Greise die Hand zum Abschiede.

Doch schone dein Leben, ermahnte ihn Zeno, wie es dem Feldherrn geziemt, der in seiner Person die Seele des Heeres zu bewahren hat. Und damit es dem allzukecken Jugendmuthe nicht an einem Gleichgewicht fehle, ihn zurück zu halten von tollkühner Wagniß, will ich dir ein Geheimniß vertrauen, das deinem Herzen nahe liegt. Oft quältest du mich mit Fragen nach deinen Eltern, die ich dir früher nicht beantworten durfte. Jetzt kann ich dir wenigstens sagen, daß dein edler Vater noch lebt, daß ich dich erzogen habe, zur Stütze seines Alters, daß du ihn wiedersehn wirst, wenn die Stürme beschworen sind, die jetzt brausen durch dieses Land. Ihm bist du es schuldig, dich zu erhalten, so weit es die Ehre dir gestattet und die Pflicht. Das Weitere erfährst du, wenn die Feinde geschlagen sind, und jetzt ziehe hin in Gottesnamen.

Du wirst mit mir zufrieden seyn, Vater, sprach Guido mit hoher Zuversicht, schwang sich auf sein Roß, und sprengte vor die Schaaren.

Wir ziehn in den Streit, rief er mit donnernder Feldherrnstimme über das Heer hin, ungerechten Angriff abzuwehren von diesem friedlichen Lande. Ich

werde immer an Eurer Spitze fechten. Wollt Ihr mir folgen in Sieg oder Tod?

In Sieg und Tod! schrieen begeistert die Schaaren, und Waffengeklirr und Feldmusik lärmten schmetternd durch den Jubelruf, und fester faßten die Krieger ihr Gewehr, und die Streitbegier begann sie schon vorwärts zu drängen.

Nun dann, rief Guido und zog sein Schwerdt, vorwärts mit Gott!

Und stolz tanzte sein edles Roß voran, und das Heer folgte. Und der alte Zeno ließ den Zug an sich vorübergehn, und sah ihm gerührt nach, bis die letzte Rotte verschwunden war im Dunkel des Waldes. Was ein Mensch wirken kann für die gute Sache, sprach er auf die Kniee sinkend, das habe ich redlich gethan. Aber dein allein ist das Vollbringen, Allmächtiger! Dein Seegen kröne das Erdenwerk und schütze das heilige Recht!

Das Heer der verbündeten Fürsten war durch die Bergkette gedrungen, die das Herzogthum durchschnitt, und lagerte jenseits unweit der Hauptstadt, den Erfolg der Unterhandlungen abzuwarten, die mit dem alten Herzog angeknüpft worden waren. Aber der muthige Greis verschmähte es mit der Hälfte seiner Länder und der geliebten Nichte Hand einen schimpflichen Frieden zu erkaufen, und zog mit seinem Heere den dreymahl stärkern Feinden entgegen. Guido war mit seinen Schaaren dem feindlichen Heere von weitem gefolgt, und hatte sich am Vorabende des Tages, an dem eine Schlacht erwartet wurde, in die Felsenklüfte

dieſſeits der Bergkette geworfen. Nur ein Schlund voll Steinklippen trennte ihn von dem engen Bergpaſſe, den die Feinde ſtark beſetzt hatten, ihren Rücken zu decken, und ihre Wachtfeuer ſchimmerten durch die Waldung zu ihm herüber.

Jetzt berief Guido den treuen Ralph und die Hauptleute ſeines kleinen Heeres zum Kriegsrathe.

Wir ſind zu ſchwach, ſprach er, um den Sieg hoffen zu dürfen von einem offnen Treffen im Blachfelde. Nur Liſt mit Kühnheit verbündet, kann uns zum Ziele führen. Ich bin der Gegend kundig, und will heute nach Mitternacht das Fußvolk durch den Felſenſchlund hinüberführen zu dem Bergpaſſe. Wir überfallen die Beſatzung im feſten Morgenſchlafe. Bey Tagesanbruch folgt uns die Reiterey, und wenn dann jenſeits in der Ebene die Schlacht beginnt, fallen wir unerwartet den Feinden in den Rücken, und erkämpfen ſo die Entſcheidung.

Der Plan iſt verwegen, aber gut, ſprach Ralph, und ein herrliches Probeſtück für den Feldherrn, wenn er gelingt. Die Hauptleute ſtimmten bey, und die Krieger wurden angewieſen ſich wohl zu pflegen und auszuruhen bis nach Mitternacht.

Guido konnte nicht ſchlafen. Nachdem er ſich einige Stunden abgemattet mit den Qualen der Erwartung, ſprang er auf, und ging durch die Reihen ſeiner ſchlummernden Krieger, deren ruhige Geſichter der Vollmond freundlich beſchien. Endlich ſtand er ſtill, und ſah gerührt auf das ſchlafende Heer. Ralph trat zu ihm. Wie mag das zugehn? frug er dieſen. Ich fechte für eine gute Sache, und dennoch ergreift es mich mit einer ſchmerzlichen Wehmuth, wenn ich mir

denke, daß so mancher von denen, die hier so friedlich schlummern, in der kommenden Nacht schon ruhen wird im Todesschlafe, oder schmerzvoll winseln an den Wunden, die er für mich empfangen, und es ist mir sogar schon der Zweifel eingefallen, ob ich ein Recht habe, so viele Menschenleben dran zu setzen für meinen Zweck.

Gott wird Euch diesen edeln Zweifel gutschreiben in seinem großen Buche, antwortete Ralph bewegt. Solche Bedenken können nur aus einem recht guten, gefühlvollen Menschherzen quellen. Doch dürft Ihr Euch wahrlich kein Gewissen machen bey diesem Zuge. Denkt Euch das namenlose Elend, das die Schaaren des Feindes verbreiten in dem eroberten Lande. Verheerte Felder, brennende Dorfer, friedliche Landleute, ermordet oder gemißhandelt, bezeichnen die Gräuelbahn. Da ist es wohl nicht allein Recht, sondern auch Pflicht dazu, daß alles, was die Waffen führen kann, zu den Waffen greift, um die Ungebühr kräftig abzutreiben, wie der Hausvater den Räuber bekämpft, der eingebrochen ist in seine friedliche Wohnung. Das ist ein heiliger Krieg, wegen dem Ihr dereinst ruhig treten könnt vor den Ewigen. Aber denkt Euch nun einmahl: Ihr wäret ein junger, eitler, hitziger Fürst, der aus bloßem Durst nach Waffenruhm und Eroberungen eine elende Ursache ersonnen, das Nachbarland anzufallen, das Euch nichts zu leide that, und Ihr ständet hier, und sähet die Tausende schlummern, die morgen Euer unseeliger Eitelkeitskitzel in den Tod jagen wollte. Wie würde Euch da das Herz gegen den Panzer pochen, wenn noch ein Funken menschlich Gefühl darin glimmte?!

Gott bewahre mich vor einem solchen Kriege! rief schaudernd Guido, und nach einer Pause des Nachdenkens setzte er hinzu: Große Vorrechte haben die Herrscher der Erde, aber groß ist doch auch ihre Verantwortung hier und dort, und so oft ich auch sonst gewünscht in meiner Jugendthorheit, hoch zu ragen über der Menschen Häupter in irrdischer Macht und Herrlichkeit, so danke ich doch jetzt dem Himmel, der es besser verstanden, was mir nutzt und frommt. Denn wenn ich nun, von menschlichen Leidenschaften und Irrthümern verführt, die Gewalt gemißbraucht hätte, die mir die Geburt verliehen über meine Brüder, wenn die Hand, von der mein Volk Seegen erwartete, ihm Fluch gegeben, und tausende meinen Namen mit Seufzern nennten, und die Wahrheit strahlte endlich siegend in meine verblendeten Augen, wie konnte ich dann bestehn vor der Stimme meines Gewissens?!

Das sind fürstliche Gedanken! rief Ralph. Haltet sie fest, ob Ihr gleich kein Fürst seyd, denn solche Gefühle zieren jeglichen Stand auf der Erde!

Der Mond war untergegangen. In der lautlosesten Stille führte Guido sein Fußvolk auf geheimen engen Stegen hinunter in den Felsenschlund, und durch ihn zum Bergpasse jenseits hinauf. Keine Schildwache stand dort, weil der feindliche Heerführer den Schlund für unersteiglich gehalten, und ungehindert drang Guido bis in des Lagers Mitte. Jetzt begann der Angriff. Die überraschten, schlaftrunknen Feinde leisteten einen kurzen ungeregelten Widerstand und streckten bald die Waffen. Mit der Morgensonne erschienen

Guidos Reiter. Dieser ließ seinen Ralph mit der Hälfte des Fußvolks zur Besatzung des Passes zurück und brach mit der ganzen Reiterey nach der Ebene jenseits vor. Die andere Hälfte des Fußvolkes folgte ihm. Hinter der letzten Vorhöhe des Gebürges ließ er seine Schaaren halten, und bestieg den alten Wartthurm, der den Hügel krönte.

Da stand das feindliche Heer hart vor ihm in Schlachtordnung, den Rücken dem Gebürge zugewendet, die beiden Flügel weit ausdehnend, und harrte der Herzoglichen Schaaren, welche eben zum Angriff heranzogen. Hinten funkelten die goldnen Thurmknöpfe und Fahnen der herrlichen Hauptstadt durch den Morgennebel, als das Ziel und der Preiß des Sieges. Heiß entbrannte die Schlacht. Das Herzogliche Heer hielt sich zuerst gar wacker, aber es war gleich im Anfange durch die überlegene Macht der Feinde rechts und links überflügelt worden, und seine Flanken wichen langsam zurück. Nur der Mittelpunkt hielt sich noch mit Felsenkraft, aber immer wüthender drückte, durch die Nachhuth verstärkt, das feindliche Centrum auf ihn, und auch er begann zu wanken.

Jetzt ist es Zeit, sprach Guido, flog vom Hügel hinab, und auf sein Roß, ordnete seine Reiter in Keilform, und trabte mit ihnen hinunter in die Ebene. Das Fußvolk folgte im Sturmschritt.

Jetzt war er an den Feinden. Noch einmahl flogen seine Falkenblicke an ihren Schaaren hinauf und hinab. Und nun zog er das Schwerdt, und wieß damit auf den Mittelpunkt des Centrums, wo die Hauptpaniere der verbündeten Fürsten wehten, rief: drauf, und gab dem Rosse die Sporen.

Und in der Feinde unbeschützten Rücken bohrte sich jetzt plötzlich der eiserne lebendige Keil mit unwiderstehlicher mörderlicher Gewalt, warf ihre Haufen auseinander, und drang immer tiefer und tiefer spaltend ein in die dichte Menschenmasse, und in die Lücke trat das nachrückende Fußvolk, welches, sich schnell ins Viereck formend, als eine bewegliche fechtende Mauer jeden Versuch einer Wiedervereinigung der feindlichen Schaaren vereitelte.

Unterdeß hatte sich Guido schon bis zu den feindlichen Hauptpanieren durchgeschlagen. Eben griffen hier die drey verbündeten Fürsten an der Spitze ihrer Leibwache die Trabanten des alten Herzogs an. Jetzt gilt es, rief der Jüngling seinen Reitern zu und sprengte dahin, wo die hohen Reiherbüsche wehten und die goldverbrämten Hermelinmäntel. Da focht grade Fürst Florentin mit dem alten Herzoge im grimmigen Einzelkampfe, und hatte ihn eben hart getroffen, daß der Greis wankte auf dem bäumenden Rosse. Wendet Euch, Herzog Florentin! donnerte Guido von weitem ihm zu. Hier ist ein Jüngling zu bekämpfen, statt einem schwachen Greise! Aber Florentin hatte nicht Lust, sein Waffenglück aufzugeben, und stürmte immer heftiger auf den Greis ein, während Basil und Astolph ihre Rosse herumwarfen gegen den kühnen Jüngling.

In dem Augenblick sank der Herzog vom Pferde. Heiliger Gott, schrie Guido, und mit einem Satze seines Rosses war er zwischen den Fürsten, und sein Schwerdt zuckte, und blutend stürzte hier Astolph und da Basil aus dem Sattel.

Nehmt sie gefangen, befahl er seinen Reitern, die unterdeß die Paniere gewonnen hatten, und jagte dem

allen Herzog zu Hülfe, der noch am Boden lag. Vorwärts, Trabanten, rief er der herzoglichen Leibwache zu. Wollt Ihr schimpflich Euern Herrn den Feinden lassen? Und durch diesen Zuruf ermuthigt drangen die Trabanten von neuem vor, zum Schutz des ohnmächtigen Greises, und brachten ihn in das Hintertreffen in Sicherheit, während Guido sein Pferd vor den feindlichen Reihen tummelte, die von Herzog Florentin herzugetrieben, wüthend heranstürmten.

Jetzt habe ich Zeit für Euch, rief Guido, wild auf den jungen Fürsten losſprengend. Florentin erbleichte vor Grimm, als er den Jüngling erkannte, und hob knirſchend das Schwerdt gegen ihn. Aber in dem Augenblicke war Guido schon neben ihm, schlang den nervigen Arm um des überraschten Gegners Leib, und rückte ihn so mit wunderbarer Stärke mit einem gewaltigen Risse vom Pferde.

Das ist die unglückselige Fackel dieses Krieges, rief er seinen Reitern zu, die heranſprengten, die kostbare Beute in Empfang zu nehmen. Wahret seiner wohl, und stoßt ihn nieder, wenn die Seinen versuchen, ihn mit Gewalt zu befreien.

Die Fürsten sind gefangen! tönte es jetzt ängstlich in den Gliedern ihrer Leibwachen, die sich aufzulösen begannen. Die Fürsten sind gefangen, schrie Guido dem herzoglichen Heere zu, auf, folgt mir, die führerlosen Haufen zu vernichten! Die Fürsten sind gefangen, jubelten Guidos Reiter und die Schaaren des Herzogs vereint, und hieben mit neuem Muthe ein auf ihre zagenden Gegner. Und das Weichen der Feinde ward bald zur Flucht, die sich, von den Siegern verfolgt, in regellosen Massen nach den Gebürgen hin wälzte.

Aber dort wurden die Flüchtlinge übel empfangen von dem Hüter des Bergpasses, dem treuen Ralph. Unvermögend das Felsenthor zu sprengen, mußten sie sich wieder wenden gegen ihre Verfolger, und sich ergeben auf Gnade und Ungnade. Was noch übrig war von dem großen Heer der Verbündeten, das streckte die Waffen bey dem alten Wartthurme auf dem Vorhügel. Dort hielt Guido auf seinem schnaubenden Gaule, den Helm vor sich auf dem Sattelknopfe, und wischte sich den Staub und das Blut der Schlacht von dem glühenden Gesichte, und sah mit einem stolzen Gefühl, wie die Schaaren der Ueberwundnen still und langsam gezogen kamen, und die Spieße zusammenstellten und die Fahnen und Trommeln, und dann waffenlos wieder in ihre Rotten zurücktraten, und in Demuth ihres fernern Schicksals harrten.

Da warf der Jüngling die funkelnden Blicke nach der Gegend, in der Zenos Bergschloß lag, und rief freudig dahin: Nun, Vater, jetzt sind die Feinde geschlagen und die Stürme beschworen. Bin ich jetzt würdig, dein Geheimniß zu vernehmen?

Ja, mein Sohn, du bist es, sprach Zeno, der plötzlich neben ihm stand. Geleite mich zum Herzoge.

In seinem Gezelt saß der alte Herzog auf dem goldnen Sessel. Noch kämpfte sein Körper mit den Folgen der übermäßigen Anstrengung, aber in seine Seele zog schon die frische Siegesfreude ein, und seine Augen blitzten von einem ungewöhnlichen Feuer. Prinzessin Rosa, die in einer Burg im Rücken des Heeres der Entscheidung zitternd und zagend geharret, war

auf die erste günstige Nachricht herbeigeeilt, verband des Greises Brustwunde mit liebender Sorgfalt, und ließ manche Thräne des Dankes und Entzückens drauf fallen.

Ohnweit der Thüre standen ohne Schwerdt die drey gefangnen Fürsten, von einer starken Wache umringt, über den schnellen Wechsel irrdischer Macht, und über die nächste Zukunft, die ihnen bevorstand, finster nachdenkend.

Da trat Guido herein, und bog mit ritterlichem Anstande eine Knie vor dem Herzoge. Der Rest des feindlichen Heeres, meldete er bescheiden, hat die Waffen gestreckt, und erwartet seine Bestimmung allein von Eurer Gnade, Herr Herzog.

Und Guido's Hauptleute brachten die eroberten Fahnen herein, und legten sie zu des Herzogs Füßen, und die gefangnen Fürsten wendeten ihre Gesichter weg vor dem kränkenden Anblick, und Thränen traten ihnen in die Augen.

Du Retter und Ritter! rief der Herzog, wie soll ich dir lohnen?!

Da hob Guido das rosige Antlitz von goldnen Locken umwallt, und blickte mit den schönen Augen den Herzog an, und die Fürstin Rosa, die erst jetzt in ihm den Trabanten von ehedem erkannten, und laut aufschrieen vor Erstaunen und Freude.

Reiche mir die Hand, mein Sohn, sprach der Herzog, die mich befreit hat, und mein armes Land von harter Knechtschaft, daß ich sie an mein Herz drücke.

Und Guido erhob sich, und trat dem Herzog näher. Indem fuhr dieser entsetzt zurück, hielt die Hände vor

das Geſicht, und jammerte: die Todten ſtehen auf aus ihren Gräbern!

Erſchrocken wendete ſich Guido nach dem Gegenſtande, dem dieſer Ausruf galt. Es war der alte Zeno, der mit dem bleichen ehrwürdigen Geſicht langſam auf den Herzog zuſchritt. Ich lebe noch, Arno, ſprach er mit ſanftem Tone, und bringe Euch meine Verzeihung.

Und der Herzog ſtand vom Seſſel auf, und ſprach mit bebender Stimme: Ich will allein ſeyn mit dieſen Dreien. Da entfernten ſich alle ſtill und erſchrocken, und der Herzog blieb zurück mit ſeiner Nichte, mit Zeno und Guido.

Du bringſt mir deine Verzeihung? rief jetzt der Herzog mit ſchmerzlicher Klage. Warum nicht neunzehn Jahre früher? denn ſchon ſeit neunzehn Jahren hat mich die Reue gefoltert über meine raſche blutige That, und der Gram um ſeinen Verluſt.

Als vor zwanzig Jahren das Haupt meines Sohnes gefallen war auf Euer Gebot, ſprach Zeno feierlich, für eine kühne Jugendthat, von deren ſchwarzer Deutung ſein Herz nichts wußte, da tauchte ich meine Hand in das ſtrömende Blut des armen Jünglings, und ſchwor Euch Rache in meinem Vaterſchmerze. Ich ließ das Gerücht meines Todes verbreiten, und floh auf meine verfallne Grenzburg, um ungeſtört zu brüten über meinen finſtern Plänen. Endlich meinte ich einen gefunden zu haben, der Euer Herz treffen mußte, und ich ſchlich mich verkleidet in Euern Schloßgarten, und überfiel die Wärterin Eures Guido, und entriß ihr das Kind, und verbarg es in meinem Mantel, und trug es fort auf mein Felſenſchloß. Dort

schwankte ich unter recht bösen Gedanken. Bald wollte ich Euern Sohn tödten, damit auch Ihr erfahren solltet, was es heiße, kinderlos seyn. Bald wollte ich ihn groß ziehen zu einem frechen Räuber und Mörder, und ihn loslassen zu seiner Zeit auf Euer Land. Aber der Knabe war so schön, und lächelte mich so wunderhold an, daß sich mir das Herz im Busen umwendete, und ich beschloß endlich, ihn als meinen Sohn zu erziehn, und ihn zu bilden zur Stütze Eures Alters, und dereinst zu einem guten Fürsten dieses Landes. Das, meinte ich, sey eine Rache, wie Ihr sie verdient, und wie sie mir gezieme. Und meine Erziehung ist mir gelungen. Im schönen kräftigen Körper des Jünglings wohnt ein starker Muth, ein gebildeter Geist und ein treffliches Herz, unvergiftet durch die Schlange Schmeicheley, die sich um die Throne der Erde ringelt. Die Erfahrungen, die er bedurfte, um einst mit Nutzen zu wirken im Herzogthume, hat er in den verschiedensten Lebensverhältnissen mit manchem herben Schmerze theuer erkauft. Im niedern Stande hat er mit eigenen Augen die Mißbräuche gesehn, die sonst, unbemerkt von dem Herrscher, wie ein geheimer Krebsschaden am Herzen des Landes nagen. Er wird Euch ein treuer liebevoller Sohn, und dereinst diesem Reiche ein guter Herzog seyn. Was er als Feldherr zu leisten vermag, hat er in dieser Entscheidungsschlacht bewiesen, denn Euer Retter und Sohn, und mein Rächer ist dieser Jüngling!

Mein Sohn Guido! rief entzückt der Herzog, und breitete seine Arme aus, in die der Jüngling sich stürzte.

Willkommen, Vetter Guido, lispelte Rosa hocherröthend mit niedergeschlagnen Augen, und bot ihm das weiße Händchen.

Darf Euer Sohn die erste Bitte wagen an Eure Vaterliebe? frug Guido, die Jungfrau fast versengend mit seinen Feuerblicken, und hielt das dargebotne Händchen fest.

Sollte ich sie nicht schon geahnet haben, sprach lächelnd der Vater und drückte die Hände des Paares fester zusammen, und beider Lippen vermählte die Göttergluth des ersten Liebeskusses.

Und entzückt vom Anblick der lieblichen Gruppe stürzten die beiden Greise einander weinend in die Arme, und riefen zugleich: der blutige Schatten ist versöhnt. Wir sind Freunde für Zeit und Ewigkeit!

Im Kreise der höhern Kriegs- und Friedensbedienten und der Stände des Landes stand der edle Guido, den sein Vater ernannt hatte zum Statthalter des Herzogthumes, im goldnen Krönungssaale.

Viele Mißbräuche, sprach er mit majestätischem Ernste, haben sich eingeschlichen in alle Zweige der Regierung, und der Frevel hat frech sein Schlangenhaupt erhoben gegen das Glück meines Volkes. Es ist Zeit ihn zurückzuschrecken in seine finstere Höhle. Ihr, meine Krieger, habt Euch erst in der letzten Schlacht meine Achtung wieder erfochten, die Ihr ver-

leren hattet durch manche unedle That. Wenn sich die Tapferkeit besudelt mit Niederträchtigkeit, dann ist sie nichts als ein königlicher Adler, der sich am Aase weidet, in Gesellschaft der andern gemeinen Galgenvögel. Die Vergangenheit sey begraben. Daß die Zukunft keine Rückfälle bringe, sollen neue kräftige Gesetze hindern. Fortan sollen die Führer persönlich verantwortlich seyn für jede Ehrlosigkeit, für jede Grausamkeit, die sich ihre Handlanger erlauben gegen die gemeinen Krieger, und damit alles vermieden werde, was meine Obersten und Hauptleute verleiten könnte zu unredlichem Eigennutze, werde ich alle Bedürfnisse meiner Soldaten durch besondere Beamte besorgen lassen, über die Heer und Stände vereint die Aufsicht führen. Der Zweykampf, wie er jetzt besteht in meinem Heere, ist ein Ungeheuer, das lächerlich wäre, wenn man es nicht verabscheuen müßte wegen des vielen edeln Blutes, das es schon getrunken. Es ist nicht mein Zweck ihn ganz zu vernichten. Denn das Ehrgefühl, das ich bey meinen Edeln voraussetze, muß um jeden Preiß erhalten werden. Ein Unkraut, von der Zeit geheiligt, von der allgemeinen Stimme vertheidigt, wie dieses, läßt sich nicht gewaltsam ausrotten, ohne zugleich manche gute Pflanze zu tödten, die sich mit ihren Wurzeln darein verschlungen hat. Aber die Ehrengerichte, die ich niedersetzen werde, sollen darüber wachen, daß Eure Schwerdter nicht entweiht werden im Kampfe um nichtswürdige Kleinigkeiten, daß nicht der freche Beleidiger ungestraft bleibe, weil er die Klinge wohl zu führen weiß, daß kein ehrenhafter Mann gelange zum Ehrenkampfe, der, wie ich mir ihn denke, nur als ein ernsthaftes Gottesge-

richt bestehen kann auf Tod und Leben in seltnen schweren Fällen. Dem Ausspruch dieser Ehrengerichte sollt Ihr gehorchen, unbedingt. Wer sich ihnen zu widersetzen wagt, ist ein Aufrührer gegen seinen Fürsten, und dem Henkerbeile verfallen, rettungslos, wäre er auch der erste Feldherr meines Heeres. Die Krieger traten scheu zurück vor der Donnerstimme des herrlichen Jünglings, und man konnte es in ihren Gesichtern lesen, wie der kräftig ausgesprochne Wille des Herrschers den alten Eigensinn des Standes gebrochen, und sie mit Furcht erfüllt hatte, und zugleich mit Achtung.

Und Guido winkte hierauf den Oberrichter der Hauptstadt heran, der sich ihm zitternd näherte. Ihr werdet es selbst am besten ermessen können, sprach er zu ihm, weshalb ich die Waage der Gerechtigkeit nicht ferner lassen darf in Eurer Hand. Doch dabey kann es nicht sein Bewenden haben. Der Mann, der, durch einen heiligen Eid verpflichtet, das Recht zu handhaben, planmäßig das Unrecht übt des eignen Gewinnes halber, der ist ein Ungeheuer, das nicht verdient das Licht der Freiheit zu schauen und des Tages. Ihr seyd Gefangener auf Lebenszeit, und Euer Vermögen ist verfallen, nicht dem Herzoglichen Schatze, sondern den Unglücklichen, die Ihr schändlich darum betrogen. Ich würde Euch henken lassen zur Warnung aller ungerechten Richter, aber Ihr habt das Glück gehabt, mich persönlich zu beleidigen, und das allein rettet Euch das elende Leben.

Während die Trabanten den Verurtheilten abführten, wendete sich Guido zu dem Kanzler, dem sein

Gewissen schon gesagt hatte, was seiner wartete, und der, vernichtet durch des Jünglings kräftiges Walten, die Blicke zur Erde senkte.

Auch Ihr, sprach Guido, habt das Vertrauen meines Vaters getäuscht auf eine sehr unwürdige Weise. Ihr könnt deshalb nicht ferner stehn bleiben auf Eurer hohen Stufe, und werdet Euern Pallast nicht verlassen, bis Ihr mir Rechnung gelegt und meinem Lande. Euer Bewußtseyn wird Euch sagen, daß Ihr wohl eine strengere Behandlung verdient habt, aber ich habe doch einst gesehn, daß Ihr nicht ohne Gefühl seyd für die jammernde Menschheit, und diese Erfahrung drückt das Richterschwerdt zurück in seine Scheide. Eure Stelle wird mein treuer Erzieher einnehmen, und wie er mich ausgebildet für meine schweren Pflichten, so soll er mich jetzt berathen bey ihrer Erfüllung. Doch weil auch er ein Mensch ist, der irren kann, so soll es meinen Ständen zu jeder Zeit frey stehn, mir die Beschwerden meines Landes vorzutragen mit edelm Freimuth. Ich bestätige den Anwald, der vormals so treu die Sache des Volkes geführt hat, gegen ungerechte Willkühr, in seinem Amte, und ich erlaube ihm nicht blos, sondern ich befehle ihm, sich mit jeder Klage unmittelbar an mich zu wenden, sonder Menschenscheu. Denn nur schwache Regierungen scheuen die Stimme der Wahrheit. Mein Regiment soll, wenn Gott seinen Seegen dazu verleiht, stark seyn, daß das Laster vor ihm zittere, und die Tugend getrost und freudig die Augen zu ihm erhebe.

Gott seegne unsern Herzog und seinen würdigen

Statthalter und Thronerben, rief, von diesen wahrhaft fürstlichen Verheißungen gerührt, der älteste Landstand. Heil dem Prinzen Guido, rief die ganze Versammlung mit einer jubelnden Stimme, daß der weite Saal wiederhallte, und aller Kniee bogen sich vor dem schönen Fürstensohne in einstimmiger liebender Huldigung.

Himmlische Liebe.

Von Agnes Franz.

In dem Schlosse des Grafen von Bréden begannen sich die geladnen Gäste zu versammeln; reichgeschmückte Lackayen harrten an der Schloßpforte, um den ankommenden Equipagen entgegen zu eilen, und oben auf der breiten Quadertreppe stand der Graf in glänzender Paradeuniform, um den Damen den Arm zu bieten, die sich zur Verherrlichung des Geburtsfestes seiner Gemahlin einfanden.

Im Saale aber, der die lange Reihe reichverzierter Zimmer eröffnete, empfing die Gräfin im festlichen Schmuck die Gesellschaft, ordnete den Kreis ihrer Gäste, und war bemüht den Geist der Unterhaltung mit gewandter Anmuth zu wecken.

Ich habe das Vergnügen, begann sie jetzt, nachdem sie das Gespräch eine Zeit lang mit den Begebenheiten der letzten Tage beschäftiget hatte, Sie heut, meine Herren und Damen, mit einer Erscheinung be-

kannt zu machen, die längst der Gegenstand unsrer Theilnahme war! Sie errathen, daß ich das Fräulein von Lichtfels meyne! Das holde Kind hat sich auf meine Bitte entschlossen, endlich einmal die tiefe Trauer abzulegen, die sie seit dem Tode ihres Vaters trug, und wird nun heut zum erstenmal das öde, düstre Schloß verlassen, in dem ihr Lenz so einsam verblüht, um an unserm Familienfeste Theil zu nehmen!

Das Fräulein von Lichtfels! rief ein junger Landedelmann, indem er einen wohlgefälligen Blick auf seine reiche Weste und dann einen zweyten auf sein Spiegelbild warf. Ey, das ist ja vortrefflich, so wird man doch einmal die schöne Nachbarin kennen lernen!

Ein köstlicher Einfall, auf Ehre! frohlockten einige Offiziers. Das Fräulein soll wunderschön seyn, ein wahrer Stern an Glanz und Anmuth, aber leider nur höchst selten an unserm Horizonte sichtbar!

Schön? — begann ein wohlbeleibter Oberamtmann mit gedehntem Ton. Nun, das ist Geschmacksache! aber daß das Fräulein als einzige Erbin des Freyherrn unter die reichsten Parthien des Landes gezählt werden darf, — das leidet keinen Zweifel! Die Güter des verstorbnen Freyherrn grenzen an die meinen, und ich bin gleichsam von seinem ganzen Nachlaß unterrichtet!

Also schön und reich! wiederholte ein pensionirter Rittmeister, indem er, einen kühnen Gedanken im Blick, einige Schritte näher trat. Die einzige Erbin? und noch unvermählt, gänzlich frey? —

Wie ich sagte! erwiederte der Oberamtmann. Der verstorbene Herr hatte gar seltsame, wunderliche

Stillen! Nach seinem Willen wurde das Fräulein, das doch seinen Rang und seiner Bestimmung nach in die Welt gehört, ganz einfach und klösterlich erzogen, weshalb auch die kostbare Perle so lange verborgen blieb, und an eine gänzliche Einsamkeit gewöhnt, sich auch vielleicht gar nicht aus ihrem stillen Gehäuse herausgesehnt hat!

Wie mag es nur mit des Fräuleins Gehör gehen? frug eine ältliche Dame. Mein Gott, wenn das arme Kind noch immer an dem fatalen Rheumatismen leidet, wie voriges Jahr, wo ich sie zum letztenmale sprach, so muß sie jetzt gleichsam verrathen und verkauft seyn, da sie, seit ihres Vaters Tode allein stehend, bey ihrem hülflosen Zustand ja gänzlich ohne sichre Stütze ist, und auf alle Arten hintergangen werden kann!

Das ist nun wohl so übel nicht! entgegnete der Gefragte. Sie steht mit großer Klugheit der ganzen weitläuftigen Wirthschaft vor, und hält, das muß selbst der Neid gestehn, auf pünktliche Ordnung in allem, was sie unternimmt! Ihre Unterthanen lieben und verehren sie und möchten sie lieber auf Händen tragen, denn sie war ihnen, trotz ihrer Jugend, stets eine sorgliche Mutter, und half Jedem, wo sie wußte und konnte! — Der üble Zufall wegen des Gehörs, dessen Sie erwähnen, ist freylich noch nicht ganz gehoben, doch scheint das gute Kind sich schon daran gewöhnt zu haben; man muß nur recht langsam und bedächtig zu ihr sprechen, damit sie der Bewegung der Lippen folgen kann, so versteht sie jeden aufs Wort, und weiß dann die Unterhaltung so geschickt fortzusezzen, daß man ihr mit Vergnügen zuhört!

Der Rittmeister räusperte sich und knüpfte dann mit ungewöhnlich lautem Tone ein Gespräch mit seinem Nachbar an, der Landjunker flog an's Fenster, und verlor sich darauf in ein entferntes Zimmer, wo er heimlich vor einem Spiegel ein kurzes Selbstgespräch hielt, wobey er den Mund in die verständlichsten Formen zu legen bemüht war. Die beyden Offiziere aber gingen ungeduldig im Saale auf und ab, und warfen oft einen neugierigen Blick nach der Thür, während die Unterhaltung im Kreis der Damen immer lebendiger wurde.

Haben Sie den jungen Obristen gekannt? frug eine freundliche Matrone die Gräfin, indem sie näher rückte, der voriges Jahr schwer blessirt in das Schloß des Freyherrn gebracht wurde?

Ich habe ihn nur flüchtig gesehn, entgegnete jene, aber seine Familie ist eine der Ersten des Landes, und mir wohl bekannt; er selbst soll der Liebling des Fürsten und stets um ihn seyn!

Ganz recht! erwiederte Jene, man sprach davon, daß er sich seltner Auszeichnungen erfreuen dürfe, und vielleicht in Kurzem das Regiment erhalten werde, bey welchem er sich durch Tapferkeit und Verdienste aller Art im letzten Feldzug großen Ruhm erwarb. — Dieser junge Held, will man behaupten, sey mit der Lichtfels verlobt, — doch wird es nach dem Wunsche des Fräuleins noch heimlich gehalten, obgleich der verstorbene Freyherr bereits diesen Bund gesegnet hat. Aller Wahrscheinlichkeit nach, wird er in Kurzem sich einfinden, um die reiche Erbin nach der Residenz zu führen!

Das sollte mich dauern, erwiederte die Gräfin, denn ob ich gleich die beste Meynung von Beyden habe, so glaube ich doch, das Fräulein wäre in der Sphäre des Hoflebens nach dem, was ich von ihrer Erziehung gehört habe, nicht an ihrem Platz, vielmehr aus vielen Ursachen sehr zu beklagen, wenn vollends das Uebel, dessen man vorhin erwähnte, nicht gehoben werden könnte!

Die alte Dame wollte in dem Gespräch fortfahren, als das Geräusch eines Wagens Aller Blicke nach dem Fenster zog. — Fräulein Lichtfels! rief der Graf, die glänzende Equipage erkennend. Der Rittmeister fuhr aus seinem Gespräche empor, und eilte mit dem Grafen zugleich die Treppe hinab, indeß die übrigen Herren ans Fenster traten, das schöne Kind sogleich in Augenschein zu nehmen. Eine seidne Hülle verbarg den Neugierigen die Vorüberschwebende. Endlich öffnete man die Flügelthüren des Saals, und eine Gestalt, mit wahrhaft überirdischer Schöne geschmückt, trat an des Grafen Arm in die Versammlung. War es das weiße, zartgefaltete Gewand, das den edlen Formen des jugendlichen Körpers eine so unaussprechliche Hoheit gab, oder der, über reiche blonde Locken zurückwallende schwarze Schleyer, der die Wunderlieblichkeit des sanften Gesichts noch mehr erhöhte? Jeder empfand den Zauber, der die holde Gestalt umfloß, ohne sich deutlich sagen zu können, worin er bestehe; wie es ja stets bey der Verklärung der äußeren Schönheit durch die des innern Engels zu gehen pflegt.

Idalie, so war der Name des Fräuleins von Lichtfels, verneigte sich mit bescheidnem Anstand gegen die

Gesellschaft, und trat dann zur Gräfin, ihr mit schönen, doch ungekünstelten Worten ihren Glückwunsch bringend. Sie nahm, nachdem sie die Anreden der übrigen Damen mit Artigkeit erwiedert, an der Seite der Gräfin Platz, und schien es nicht zu bemerken, wie Aller Blicke allein auf sie gerichtet waren. Ihr schönes Auge hing aufmerksam an den beredten Lippen ihrer Nachbarin, die ausschließlich sich mit ihr unterhielt, und ihren Geist durch freundliche Annäherung zu wecken suchte. Idalie's anfängliche Schüchternheit machte bald der angenehmsten Heiterkeit Platz; sie fühlte sich durch die sichtliche Aufmerksamkeit ihrer Umgebungen ermuthiget, und entfaltete die Anmuth ihres Geistes so frey und ungezwungen, daß man eben so sehr von dem Reiz ihrer Unterhaltung überrascht, als von ihrer seltnen Schönheit geblendet war. Die Herren stritten sich um den Vorzug, von ihr bemerkt zu werden, und da Keiner gern der letzte seyn wollte, so geschah es, daß sich oft ihre Stimmen zugleich vernehmen ließen, wobey das Fräulein in sichtliche Verlegenheit kam, und erröthend die Augen zu Boden senkte. Die Gräfin suchte den Zudringlichen durch einen Wink verständlich zu machen, Idalie könne auf diese Art nicht an der Unterhaltung Theil nehmen; — man wurde nun bescheidner und begnügte sich, bisweilen einige langsame wohlgeordnete Worte an sie zu richten.

Jetzt wurde zur Tafel gebeten. Der Rittmeister eilte dem Fräulein den Arm zu bieten, indeß der junge Landedelmann mit zierlicher Verbeugung zu ihrer Rechten Platz nahm, und einen triumphirenden Blick auf die seitwärts sitzenden Offiziere warf.

Beyde versuchten nun ihre schöne Nachbarin mit den Neuigkeiten des Tages zu unterhalten, und wagten, da diese von alle dem gar wenig unterrichtet schien, einen schmeichelhaften Vorwurf über den andern, wie sich eine so junge Dame, bey allen Ansprüchen auf Bewunderung und Hochachtung, so gänzlich der Welt entfremden und ein so einsiedlerisches Leben führen könne!

Idalie antwortete bescheiden: wie sie wohl sehr still erzogen, aber keineswegs der Welt entfremdet sey, und wohl wisse, was sich in derselben Merkwürdiges ereignet, wenn sie auch wegen Mangel an Umgang mit den Begebenheiten in fremden Familiencirkeln weniger bekannt sey. Sie verstand dabey die Schmeicheleyen ihrer beyden Nachbarn mit so feiner Klugheit von sich abzulenken, daß, indem sie sich genöthigt sahen ihre Galanterien einzustellen, sie sich dennoch gestehen mußten, daß ihre Achtung in demselben Grad gegen sie zunahm.

Das Gespräch, was unter der Leitung des Grafen in dem übrigen Kreise indeß begonnen hatte, berührte mehrere Gegenstände der Literatur und Kunst. Idalie schien, indem sie durch mancherley Fragen aufgemuntert daran Theil nahm, mit jedem Augenblicke von höherem Interesse beseelt. Alles, was sie sprach, gab einen eben so gebildeten Geist als richtiges Gefühl zu erkennen, das vorzüglich im Reich des Schönen ganz einheimisch zu seyn schien. Der Graf, der sich freute sein Lieblingsthema mit so viel Geschmack als Wahrheit behandelt zu sehen, suchte das Gespräch auf möglichste Weise zu verlängern, und ergötzte sich an der immer steigenden Lebendigkeit Idalie's, die bald alles

um sich her vergessend, einer Muse glich, von deren Lippen die Worte seliger Begeistrung strömen.

Ich muß in der That bewundern, sprach nach beendigter Tafel die Gräfin, indem sie Idalie's Hand ergriff, wie sie, mein Kind, in ihrem einförmigen Leben sich so viele und mancherley Kenntnisse erwerben, und ihr Gefühl so richtig ausbilden konnten! Man sagt, das Leben, oder vielmehr die Erfahrung sey die beste Schule für unsern Geist, man möchte aber, wenn man Sie sprechen hört, das Gegentheil vermuthen, und neugierig werden, die Quellen kennen zu lernen, aus denen Sie ihre Bildung schöpften!

Frau Gräfin! antwortete Idalie, indem eine bescheidne Röthe ihre Wangen überflog, ich weiß nicht, ob meine große Unerfahrenheit nur von ihren Augen so gütig übersehen wird; das aber weiß ich gewiß, daß das Gute, was sie in mir zu entdecken glauben, mich darum innig freuen darf, weil ich dadurch meinem edlen Vater zu neuem Dank verpflichtet bin, der meine Erziehung allein geleitet. Die Quellen, die sie kennen wollen, sind seine Liebe, die jeden guten Vorsatz in mir genährt, die erhabnen Gedanken, die er mich theils aus Büchern, theils aus seinem eignen reichen Herzen schöpfen lehrte, und die tiefe Stille, die mir von der Natur ausschlüßlich bestimmt zu seyn scheint, und die mein Gemüth vor jeder Zerstreuung bewahrte!

Die Gräfin glaubte in den letzten Worten noch eine andre Andeutung, als die auf ihr abgeschiednes Leben zu bemerken, und erwiederte, indem sie einen bedauern-

den Blick auf sie warf: Sie würden demnach wohl ungern ihre ländliche Einsamkeit für das geräuschvollere Leben der großen Welt vertauschen? — Ich weiß sehr wohl, daß ich viel wagen würde, wenn ich mich je dazu entschließen könnte! entgegnete jene schmerzlich, vielleicht meine Ruhe, mein Glück! Deshalb könnte mich nur Eines dazu bewegen, nemlich die Ueberzeugung, das Glück eines andern theuren Lebens dadurch gründen zu können! Die Gräfin gedachte des Obristen, und wollte aus Furcht neugierig zu scheinen, diesen Gegenstand nicht weiter berühren. Sie frug mit Theilnahme nach den einsamen Beschäftigungen Idalie's und, und ergötzte sich an der unschuldigen Offenheit, mit der sie ihr von ihrer Lebensweise erzählte. Jedes Bild, das sie ihr von ihrem Stillleben entwarf, verrieth der Gräfin ein Herz, das Güte, Wohlthätigkeit, und jede fromme Tugend zum Tempel geweiht hatte. Sie verstand nun des Oberamtmanns Behauptung, Idalie sey trotz ihrer Jugend die sorglichste Mutter ihrer Unterthanen, und blickte mit stiller Bewunderung zu der lieblichen Jungfrau empor, die in der Liebe, mit der sie einiger rührenden Züge der Dankbarkeit ihrer Untergebnen gedachte, ihre eigne Vortrefflichkeit immer deutlicher kund gab.

Die Gesellschaft suchte endlich die Sprechenden in ihren Kreis zurückzuziehen. Ein Concert, das im Garten gegeben werden sollte, berief die Gesellschaft ins Freye. — Der Graf hatte seiner Gemahlin eine Ueberraschung zugedacht, er führte sie demnach in die Mitte des Parks, wo ein schlanker Tempel emporgestiegen war, der die einfache Inschrift trug: Der ländlichen Freude geweiht!

Kränze von vielfarbigen Immortellen schlangen sich um die luftigen Säulen, und weiche Moosbänke luden die Gäste zu behaglicher Ruhe ein.

Die reizendste Aussicht eröffnete sich hier den Blikken; eine freundliche Wiese, seitwärts mit frischem Gehölz eingeschlossen, öffnete den Prospekt auf einen weiten Wasserspiegel, auf dessen ruhiger Klarheit hellglänzende Schwäne auf und niederzogen. Hinter dem kleinen See tauchten die Spitzen des Hochgebürges empor, die bald, von dem sinkenden Strahl der Sonne berührt, purpurn erglühten, was den Reiz des friedlichen Gemähldes noch frischer hervorhob. Der Geist der Ruhe schien seine Fittige über diese einfachen Gegenstände auszubreiten, man fühlte sich von dem Anblick des süßen Bildes erquickt, und fand den Platz unvergleichlich, den der Graf zum Altar ländlicher Freuden gewählt hatte. —

Nachdem sich die Gesellschaft niedergelassen, begann eine liebliche Musik, von Waldhörnern begleitet in dem nahen Gebüsch. In weiter Entfernung antworteten dieselben Instrumente gleich einem wunderbaren Echo, das mit der Stille des Abends aufs herrlichste harmonirte.

Welch ein schöner Gedanke! rief die Gräfin, einen dankbaren Blick zu ihrem Gemahl emporsendend. Jener liebliche Wiederhall erinnert uns an das Echo einer befreundeten Brust, das den Genuß jeglicher Freude doppelt erhöht, und uns die eignen Gefühle verständlicher macht!

Idalie, die neben der Gräfin saß, vernahm diese Worte, und errieth, daß sie etwas Schönes entbehren müsse. Sie hatte nur den Jubel der lauten In-

Accorde vernommen, auf den der lange Hall gefolgt war, aber nicht die zarten Melodieen, die während dessen antwortend aus der Entfernung herübertönten. — Eine tiefe Wehmuth kam über sie, sie wußte nicht, ob diese Bemerkung sie allein betrübe, oder ob es die Ahnung war, die sich ihr beygesellt hatte. Ihr war, als würde ihr das schöne Echo, was die Gräfin meynte, gleich Diesem verborgen bleiben. Eine große Thräne glitt über ihre Wangen, sie fühlte lebendiger als je das Bedürfniß eines innigen Gefühleinklangs, und warf einen sehnenden Blick nach der Ferne.

Es giebt Stunden, in denen die Sprache der Musik wie die der Natur unserm Gemüth zu prophetischer Stimme werden. Ein plötzlicher Schauer ergreift uns dann, wie bey der Offenbarung eines tiefen Geheimnisses. Wir werden dann entweder durch ein überirdisches Entzücken zu größeren Freuden vorbereitet, oder lernen, von einem dunklen Weh durchzuckt, die Tiefen der eignen Brust ermessen, von denen der Schmerz Besitz nehmen soll. In solchen Augenblicken geht uns das scheidende Glück noch einmahl in wunderbarer Schöne auf, gleich der Sonnenscheibe, die, kurz ehe sie untersinkt, sich mit den glühendsten Farben bekleidet; wir strecken die Arme nach ihr aus, — aber schon ist es zu spät, — sie ist unsern Augen entzogen!

Ein froher Tanz sollte sich dem heitern Naturgenuß anschließen, man lud die Gesellschaft in den ker-

zenerhellten Saal, wohin die Musikchöre folgten. Idalie, die seit jenem Augenblick sehr still und nachdenkend geblieben war, suchte sich jetzt bey der Gräfin zu entschuldigen, wenn sie an den lauteren Freuden des Abends nicht Theil nehmen könne, und bat um die Erlaubniß, sich früher als die Andern beurlauben zu dürfen. Vergebens bestürmten sie die Bitten der tanzlustigen Welt, sich dem Vergnügen des Abends nicht zu entziehen. Sie bestand bescheiden, doch fest auf ihrem Wunsch, sich vor Anbruch der Nacht nach Hause begeben zu dürfen. Die Gräfin fand ihre Weigerung wegen der erst vor Kurzem abgelegten Trauer sehr natürlich, und entließ das Fräulein mit den Ausdrükken der zärtlichsten Liebe.

Die Gesellschaft begann nun, nachdem die liebliche Erscheinung verschwunden war, ihre Meynung über dieselbe auszutauschen. Die Herren versicherten, das Fräulein sey allerliebst, indeß die Damen mit seltner Grrechtigkeit ihrem Lobe beystimmten. Man wird es kaum gewahr, welche Anstrengung es ihr kostet, der Unterhaltung zu folgen! meynte eine der Anwesenden. Ihre Antworten sind prompt und passend, auch scheint sie eine recht artige Erziehung bekommen zu haben! Eine ganz vortreffliche Erziehung, auf Ehre! betheuerte der Rittmeister, und erklärte, nächstens seinen Besuch in Lichtenfels zu machen.

Geben sie sich keine Mühe, entgegnete die Gräfin scherzend: das Fräulein ist, wie ich höre, schon versagt. Man vermuthet in Kurzem ihren Verlobten, der unsre schöne Nachbarin vielleicht bald nach der Residenz führen wird.

Die Herren machten insgesammt lange Gesichter, und konnten ihre Ueberraschung nicht verbergen. Jeder schien ungern die Hoffnung aufzugeben, um die Gunst der reichen Erbin zu werben. Der Ball hatte indeß seinen Anfang genommen, mit raschen Schritten eilten die Unmuthigen ihren Verlust in dem Jubel des Tanzes zu vergessen, und so verschwand allmählig der liebliche Eindruck, flüchtig, wie er gekommen war.

In dem Familiensaal des Schlosses Lichtenfels saß noch spät am Abend die holde Idalie. Ein Tischchen mit zwey brennenden Kerzen stand vor ihr, und darauf lagen mancherley Briefe und Papiere, in denen sie mit ernstem Nachdenken las.

Spärlich beleuchteten die flackernden Lichter den großen schweigsamen Saal, tiefe Schatten ruhten um seine hohe Wölbung und um die Familiengemählde, die an den Wänden umherhingen. Das blonde jugendliche Frauenbild stach in der hellen Kerzenbeleuchtung recht auffallend von den schwermüthigen düstern Umgebungen ab, und war fast der blaßschimmernden Luna zu vergleichen, wenn sie einsam an dem wolkenumhüllten Nachthimmel steht.

Ihr theuren Schriftzüge! sagte sie leise vor sich hin, sprecht zu mir, daß meinem Herzen ein mildes Echo erwache! — Wie es rings um mich her so einsam, so öde, so traurig ist! — Sollte der süße Laut der Liebe so früh mir verklungen seyn? — Der Mann mich so bald vergessen haben, in dessen Hand mein Vater allein das Schicksal seines Kindes nieder-

legen wollte? — Nein, nein! hier stehen ja seine Vertheidiger, die Zeugen seines Andenkens, seiner Erinnerung! O, Alfred! wie könntest du auch so bald die treue Sorgfalt vergessen, mit der ich dein sinkendes Leben emporrichtete? Jene Tage werden dir werth bleiben, wie sie mir die süßeste Erinnerung sind! — Stets wird dein Bild vor meinem Gedächtniß stehen! — Dein Leiden, dein ohnmächtiger Zustand, wie machte er den sonst so tapfern Helden so mild, so weich, wie rührte es so mächtig, dich so freundlich dulden zu sehn! Jetzt, ach, ich fürchte, wenn du wiederkehren wirst, so groß, so gewaltig — mir wird dann seyn, als könnte ich dir gar nichts mehr gelten, als müsse mir dein Herz im Geräusch des Lebens fremd geworden seyn! — Fremd? — o möchte ich das nie erleben! Es muß schrecklich seyn, dem Gegenstand unsrer innigsten Liebe, mit dem sich unsre Phantasie ohne Aufhören beschäftigt, fremd zu werden! — Aber nein! so schnell verwandelt sich das Herz des Mannes nicht, der das Vertrauen meines Vaters besaß! Er wird wiederkehren, treu, unverändert, und ich werde ganz glücklich seyn! — Glücklich? — darf ich es denn hoffen? — Steht es in meiner Macht ihn zu beglücken? — Ach, von der Beantwortung dieser Frage hängt allein die vorige ab! Von seinem Glück das meinige! — — Ich vermag es nicht mich in jenem bunten Leben zu denken, ohne eine ängstigende Beklommenheit zu empfinden. Es ist, als sanke dort mein Bild in Nichts zurück! — Vergebens strebt meine Einbildungskraft die flüchtigen Erscheinungen festzuhalten, die dunkeln Träumen gleich vor mir heraufdämmern, ich sehe mich an seiner Seite, und wenn

ich länger hinblicke, ist es mir, als wäre ich es nicht, — als könnte ich nie so heiter, so glücklich lächeln! — Ach, dürfte ich nur einen Blick in meine Zukunft thun, den Vorhang wegheben, und frey die mir bestimmten Pfade überschauen! — — Still sinnend hob Idalie das fragende Auge empor; — da öffnete sich die Pforte gegenüber — leise, leise, und aus dem dunkeln Hintergrund trat die Gestalt des Geliebten, an seiner Hand ein blondes Frauenbild im weißen Gewand mit zurückgeschlagnen schwarzen Schleyer, das mit den eignen Zügen die Jungfrau anlächelte. — — Ein Schrey des Entsetzens glitt über Idalie's Lippen, noch einmahl blickte die vom gewaltsamen Schrecken Erfaßte hinüber, ihr eignes Ich erkennend, und sank leblos vom Stuhle herab.

Der Baron Lichtfels, Idalie's Vater, hatte sich in spätern Jahren mit einer schönen Italienerin vermählt, die er auf seinen Reisen kennen lernte. Er führte sie nach Deutschland, wo er sich in einer der reizendsten Gegenden ankaufte, und im Besitz seiner liebenswürdigen Gemahlin all das Glück genoß, das eine sorgenfreye Lage und die Uebereinstimmung zweyer edler Gemüther gewähren kann. Leider aber sollte der Genuß einer so vollkommnen Zufriedenheit auf eine höchst schmerzliche Art gestört werden. — Die junge Baronin, an ein wärmeres Clima gewöhnt, begann mit der Zeit zu kränkeln, und schien in voller Jugendblüte zu einem Opfer erkoren, das der Tod langsam, aber unerbittlich zu fordern kam. Die Aerzte verlang-

ten eine Reiſe in die ſüdlichen Gegenden, als unerläßliche Bedingniß ihrer Geneſung, welche aber von der Baronin, die allein ihre Gefahr nicht ahnete, ſtets mit Gründen aller Art abgelehnt wurde.

Endlich beſtimmte ſie eine neue heilige Pflicht, jenen Vorſtellungen Gehör zu geben. Was die Sorge um ihre eigne Geſundheit nicht über ſie gewonnen hatte, gewann die Entdeckung, daß ſie ein zweites Leben zu berückſichtigen habe, indem ſie der Hoffnung Mutter zu werden, entgegenſah.

Ohne Zögern gehorchte ſie jetzt dem Rath ihrer Aerzte, die ihr zur Stärkung ihrer Kräfte den Gebrauch eines ſüdlichen Bades anriethen, und entſchloß ſich, wiewohl mit ſchwerem Herzen, von ihrem Gemahl zu ſcheiden, der, in einen neuen Güterkauf verwickelt, ſich nicht auf ſo lange von ſeinen weitläuftigen Beſitzungen trennen konnte.

In *** Bad angekommen, wurde die Baronin mit einer jungen Dame bekannt, die mit ihrer Mutter, einer Gräfin Sol, daſſelbe Hotel bewohnte, in dem ſie ſich eingemiethet hatte, und, da ſie gleiche Hoffnungen mit ihr theilte, bald von ihr aufgeſucht und endlich zu ihrem einzigen Umgang gewählt wurde. Eine ſtille Melancholie, die ihre Spuren unverkennbar dem Antlitz der Fremden aufgedrückt hatte, erregte bald die Theilnahme der Baronin. Sie erfuhr, daß ſie ihren Gemahl, den ſie aufs zärtlichſte geliebt, vor Kurzem verloren habe, und ſeit ſeinem Tode von einer Schwermuth befallen ſey, von der ſie weder ärztliche Hülfe, noch irgend eine Zerſtreuung zu heilen vermöge. Die Mutter der Unglücklichen vertraute der Baronin, wie ſie nun ihre Hoffnung nur noch allein auf die Geburt

des Kindes setze, welches, wie sie glaube, ein neues Band werden könne, das sie mit dem Leben wieder zu vereinen vermöge, und ihr tiefgebeugtes Gemüth mit neuer Liebe beleben werde. — Dabey überließ sie sich schon in Hoffnung den seligsten Träumen, und verrieth durch die Freude, die sie im voraus durch die Einbildung eines solchen Glückes empfand, der Baronin eine so große Liebe für ihre Tochter, daß diese, von ihrem Zustand gerührt, mit Inbrunst zu Gott um die Erhörung ihres Wunsches betete.

Leider aber hatte der Schmerz zu mächtigen Einfluß auf den Zustand der Gemüthskranken gehabt. Das Kind, auf dessen Erscheinen der Gräfin Hoffnung gerichtet war, kam todt zur Welt. Verzweiflungsvoll jammerte die Mutter an dem Lager ihres bewußtlosen unglücklichen Kindes, kein Trost dämmerte ihr mehr in der Nacht ihres Kummers, sie sah das geliebte Wesen ohne Rettung den dunklen Mächten einer ewigen Schwermuth verfallen. — Da wurde sie zu der Baronin berufen, die in derselben Stunde von zwey gesunden Mädlein genesen war, und jetzt, in einen tiefen Schlummer verfallen, der sorglichsten Hülfe zu bedürfen schien.

Gott! rief die Gräfin, als sie zu der Kranken eilend, die beyden Kinder erblickte, warum ihr den Segen allein, und uns so bittern Jammer? — Mit stieren Blicken betrachtete sie die friedlich schlummernden Kleinen. Ein plötzlicher Gedanke stieg in ihrer Seele auf; sie und die hülfeleistende Alte wußten allein um die Geburt beyder Kinder. Eine schnelle Verwechselung war möglich, sobald sie diese einzige Zeugin gewann. Was ihren Thränen nicht gelang,

das vermochten vielleicht andre Bestechungen, die ihre vortheilhafte Lage ihr zu bieten erlaubte. Mit einem Eifer, den nur Gott dem verzweifelnden Mutterherzen vergeben kann, bot sie alles auf, das Gewissen der Zögernden einzuschläfern. Ein großer Theil ihres Vermögens wurde zum Preis ihrer Verschwiegenheit gesetzt. Es gelang. Die Zwillinge wurden getrennt, der Zustand beyder Mütter erlaubte die Verwechslung, ohne daß irgend ein Verrath zu befürchten war.

Als die Baronin von ihrer Ohnmacht erwachte, überreichte man ihr das lebende Töchterlein, das sie mit namenlosem Entzücken an ihr Herz drückte. Erst, als sie allmählig von der Freude erstarkt war, erfuhr sie, daß das zweite Kind, das sie geboren, nur wenige Zeichen des Lebens gegeben habe, und kurz darauf verschieden sey. Fromm und ergeben fügte sie sich in den Willen des Schicksals, indem sie inbrünstig zu Gott um die Erhaltung des einzigen Kindes bat. — Und — als wollte sie der Himmel für das erlittne Unrecht entschädigen — gedieh die Kleine von Tag zu Tage so sichtlich zu immer höherer Schönheit und Kraft, daß die glückliche Mutter ihre Hände dankbar faltete, und mit Sehnsucht der Zeit entgegensah, wo ihr erlaubt seyn würde, ihr Glück mit dem entfernten Gemahl zu theilen.

Indeß nun die kleine Idalie an dem Busen ihrer Mutter ihre ersten Träume begrüßte, ruhte ihre Zwillingsschwester an einem fremden Herzen, das, in süßer Täuschung das liebliche Kind für das eigne haltend und es mit glühender Liebe umfassend, nach und nach wieder Sinn für die Freuden des Lebens ge-

wann, und endlich von den Qualen der alten Melancholie genaß.

Als sich die Freundinnen zum erstenmahl besuchten, fiel beyden die seltne Aehnlichkeit der Kinder auf. Die Baronin, von dieser Entdeckung tief ergriffen, umarmte die Kleine, und konnte nicht aufhören, ihr liebzukosen. Ach, sie ahnete nicht, daß sie das eigne Kind mit Küssen bedeckte, daß es die Stimme der Natur war, die in ihrem Herzen wiederklang. Auf ihre Bitten empfing es, wegen der Aehnlichkeit mit der kleinen Idalie, den Namen Ida, um die seltsame Verschwistrung beyder Wesen durch gleiche Benennung zu bezeichnen. Von nun an waren die beyden Familien unzertrennlich beysammen, bis der Gesundheitszustand der Baronin erlaubte, ihre Rückreise nach Deutschland anzutreten.

So schwer den beyden Freundinnen der Abschied war, so willkommen war er der alten Gräfin, die, von peinlicher Unruhe getrieben, noch immer die Möglichkeit einer Entdeckung befürchtete. Erst als sie die Baronin in Deutschland wußte, genoß sie ruhig die Freude, die ihr die Rettung ihrer Tochter und das Gedeihen des Kindes gewährte.

Doch wie ein, dem Schicksal abgetrotztes Glück sich selten dauernd bewährt, so sollte auch die Unglückliche nur zu bald erfahren, wie jene ernste Macht, trotz allen Bemühungen der Menschen ihren Lauf zu hemmen, doch ruhig ihre Bahn verfolgt, und die Schranken ohnmächtigen Willens stürzend, zum Ziele kommt.

Das aufdämmernde Roth auf den Wangen der jungen Gräfin war nur ein Lichtblick, den die Freude

bey ihrer ersten Begrüßung auf sie warf. Das schnelle Erwachen ihrer Lebensgeister gab ihr noch einmal das Gefühl frisch aufblühender Jugend, damit die trügerische Genesung nur um so schneller die Abspannung herbeyführe, die stets die Folge einer zu gewaltigen Kraftanstrengung ist. Kaum gelang es den steten Bemühungen der Aerzte das langsam dahin welkende Leben noch einige Jahre zu fristen; sie starb, und hinterlies ihren zarten Zögling der trostlosen Mutter. — Von namenlosen Schmerzen niedergebeugt, beschloß die alte Gräfin, sich mit der unmündigen Ida auf immer an einem Orte niederzulassen, der durch das Grab des geliebten Kindes die einzige Heimath ihres Herzens war. Schaam, ihre Schuld zu bekennen, und wahre Liebe zu der Kleinen, die bereits sich auf das lieblichste zu entwickeln begann, befestigten ihren Entschluß, ihr Geheimniß zu bewahren und Ida's Erziehung zu beenden.

So wuchsen die Zwillinge, getrennt, heran, bestimmt, die Aehnlichkeit, die in Hinsicht ihrer Züge so auffallend waltete, auch später in ihren Schicksalen wiederzufinden.

Idalie sollte in demselben zarten Alter ihre Mutter verlieren, in welchem Ida ihrer ersten Pflegerin beraubt ward. Ein aufs neu zurückkehrendes Brustübel entriß die Baronin nur zu bald den Armen ihres trauernden Gatten.

Trostlos sah er seine schönste Lebensfreude untergehn; nur der Hinblick auf die hülflose Idalie gab ihm Kraft seinen Schmerz zu ertragen, — ihr gelebte er sein Leben zu erhalten, — und es fortan ihrem Glück allein zu weihen.

Beyde Schwestern genossen nun, da weder der Freiherr, noch die alte Gräfin mehr an der Außenwelt Geschmack fanden, einer stillen, einfachen Erziehung, — und entwickelten, entfernt von allen Zerstreuungen, die einem jugendlichen Gemüth störend sind, ihre natürlichen Anlagen zur Freude ihrer Erzieher. Beyde waren mit denselben Fähigkeiten ausgestattet, nur daß das verschiedne Klima seinen Einfluß bey beyden geltend machte, und Ida's Kräfte schnellere Reife gewannen, als sich Idalie's innrer Reichthum entfaltete, der in einem stillen, kindlichen Herzen bewahrt, der sinnigen Jungfrau viel länger verborgen blieb.

Der stillforschende Blick des Vaters entdeckte jedoch bald die seegensreiche Tiefe in ihrem Gemüth. Er versäumte von nun an nichts ihre Kräfte zu ordnen und auszubilden, und machte sich's zum süßen Geschäft, alles, was seinem Geist einst Nahrung gegeben, und zu seeligem Aufschwung begeistert hatte, auf die gelehrige Tochter überzutragen. Schon entfalteten sich die Blüthen ihres Innern zu immer reicherer Frühlingspracht, — da nahte die Liebe sich, ihnen die höchste Weihe zu geben.

In dem letzten jener kriegerischen Jahre, wo Deutschlands Freiheitskampf gefochten ward, geschah es, daß ein junger Obrist, Namens Alfred, in das Schloß des Freiherrn gebracht wurde, der von mehreren Blessuren entkräftet, der schleunigsten Hülfe bedurfte. Sein Zustand, der ihm nicht erlaubte seine Reise weiter fortzusetzen, gewann die Theilnahme des alten Freiherrn. Er wurde aufs freundlichste aufgenommen, und bald gleich einem Verwandten des

Hauses verpflegt. Sein Stand, der Ruf seiner Tapferkeit, seine hohe Bildung, und vor allen der edle Charakter, der sich unverkennbar in seinen Zügen wie in jedem seiner Worte aussprach, gewann ihm täglich mehr die Achtung, die Liebe seiner Umgebungen.

Idalie übernahm mit schönem Eifer die Sorge für des Fremden Verpflegung. Ihr Leben hatte in dieser Beziehung ein neues Interesse gewonnen, sie war stolz auf die Würde, dem edlen Helden ihre Hülfe weihen zu dürfen. Jene Wunden, die er im Kampf für ihr Vaterland empfangen hatte, schienen ihre Dankbarkeit zu fordern; sie brachte sie ihm dar, ohne peinliche Rücksichten, unbefangen, aus tiefem, unschuldsvollem Gemüth, und erweckte, indem sie sich ohne Furcht den Eingebungen ihres Herzens überließ, ein Gefühl in der Brust des jungen Mannes, wie es keinem weiblichen Wesen im Laufe seines glänzenden Lebens noch gelungen war. Täglich sah er die kindlich süße Gestalt Idalie's mit höherer Anmuth geschmückt, täglich entfaltete sich deutlicher ihre reine Seele vor seinem forschenden Blick, und verrieth ihm den köstlichen Schatz der edelsten Gesinnungen, der lieblichsten Tugenden, die von dem Schleyer der Bescheidenheit verhüllt, wie Perlen aus klarer Tiefe hervorleuchteten. Nie war ihm ein Geschöpf begegnet, das so viel Schönheit, Anmuth und Verstand mit so milder Demu[illegible]einte, nie ein Wesen, das zu schönern Erwartungen berechtigte, als die zart aufblühende Idalie.

Je länger er in dem Hause des Freiherrn verweilte, je einheimischer schien er in diesem gemüthlichen Stillleben zu werden, — und dennoch erwachte

mit dem Gefühl seiner Genesung auch der Gedanke an seinen Beruf, die Sehnsucht nach einem regsamern Leben, die Liebe zu seinem fürstlichen Freunde. Länger sich dem Genuß thatenloser Ruhe hinzugeben, ertrug sein stolzes Bewußtseyn nicht, aber eben so wenig den Gedanken an eine ewige Trennung von dem geliebten Wesen, dessen engelreine Huld ihm zum süßesten Lebensbedürfniß geworden war.

Ein Schreiben des Fürsten beschleunigte seinen Entschluß. Er erklärte sich, bevor er zu seinem Regimente abging, gegen den Freiherrn, und machte ihn mit seinem Wunsche bekannt, dereinst auf Idalie's Hand hoffen zu dürfen.

Ueberzeugt von des Obristen edlem Charakter und unterrichtet von Idalie's stiller Neigung, hatte der Freiherr keinen Grund seine Einwilligung zu verweigern. Idalie wurde ihm verlobt, und der Obrist schied mit der Hoffnung, nach Verlauf eines Jahres seine jugendliche Braut heimzuführen. Nach dem Wunsch des Fräuleins wurde jedoch dieser Bund noch geheim gehalten, theils weil sie dem Gefühl, das sie eingeflößt, aus allzugroßer Bescheidenheit mißtraute, theils um den Erfolg einer Kur abzuwarten, deren sie sich wegen ihres schwachen Gehörs unterzog, und auf deren Gelingen sie erst mit Zuversicht das Glück ihrer Zukunft zu bauen vermochte.

Verlangend sah der alte Freiherr den ersten Strahlen des Friedens entgegen, der über Deutschlands Fluren emporzudämmern begann. — Da wurde der neue Lichtaufgang dem hoffenden Greis zum Morgenroth eines bessern Lebens; eine plötzliche Krankheit entriß ihn den Armen seiner klagenden Tochter. Die Frie-

densglocken läuteten über seinem Grabhügel, tieftrauernd sah Idalie den geliebten Vater, den sorgsamen Führer ihrer Jugend versenken. Der Schmerz, der zum erstenmahl in seiner furchtbaren Strenge ihr Herz ergriff, reifte ihr Gemüth schnell über die Jahre der Jugend hinaus. Mit ruhigem Ernst übersah sie den großen Umfang der ihr jetzt obliegenden Pflichten, und gelobte den Manen des Verstorbnen, ihm nach Kräften nachzukommen, auf dem Wege des Rechts und der Milde. Er hatte seine Unterthanen als Kinder geliebt, — das war ihr genug, alle ihre Angelegenheiten zu denen ihres eignen Herzens zu machen. Sein schönes Vorbild vor Augen, zeichnete sie sich fest und bestimmt den Pfad, den sie mit sichrer Selbstständigkeit zu wandeln begann.

Wie ein leuchtender Cherub erhob sich jene himmlische Liebe in ihrer Seele, deren heiliger Zweck, ohne eigennützige Rücksichten, nur einzig die Beglückung und Beruhigung derer ist, die uns durch heilige Pflichten verbunden, oder durch die Theilnahme, die Hülflosigkeit einflößt, unserm Herzen empfohlen sind.

Immer mächtiger erwärmte diese göttliche Flamme ihre Seele, selbst das Gefühl für ihren Verlobten verschmolz mit ihr zu einer heiligen Gluth, und warf über ihr stilles Leben seinen erquickenden Glanz, ohne ihren Frieden mit irgend einem der Zweifel oder peinlicher Unruhe zu stören, die oft jene Liebe begleitet, die weniger das Glück des Geliebten, als eigne Selbstbeglückung im Auge hat. — Sie fand in den Nachrichten, die sie von Zeit zu Zeit von dem Obristen erhielt, den schönsten Trost für die Einsamkeit, die ihr an Liebe gewöhntes Herz oft schmerzlich empfand.

Ihr Verlust wurde ihr erträglicher, indem sie sich von seinem Mitgefühl überzeugen durfte, und sein Versprechen empfangen hatte, ihn nach Beendigung einer Reise, welche er mit dem Fürsten unternehmen sollte, wieder zu sehn, um sich nie mehr von ihm zu trennen.

Indeß sie nun in stiller Erwartung jener Zeit entgegensah, mischte das Schicksal seine Loose in rascher Thätigkeit, um ein Band, das Menschenhände einst gelöst, nach seiner Bestimmung aufs Neue zu vereinen.

Der Fürst, in dessen Begleitung sich der Obrist befand, hatte eine Reise nach dem entfernten ••• Bad beschlossen, indem er seinen Gesundheitszustand, der bey den Strapatzen des letzten Feldzugs gelitten hatte, dort wieder herzustellen hoffte. Gleich in den ersten Tagen seines dortigen Aufenthalts geschah es, daß der Obrist durch eine Erscheinung überrascht wurde, die seine Neugier auf eine wunderbare Art erregte. Er erblickte nemlich bey Gelegenheit eines öffentlichen Gottesdienstes eine schwarz verschleyerte Gestalt, die ihm an Gang, Haltung und dem blondgelockten Haar sogleich an Idalien erinnert. Er berechnet die Möglichkeit einer solchen Ueberraschung, geht ihr nach, und entdeckt, da sie, kurz ehe sie in ihrem Hause verschwindet, den Schleyer zurückschlägt, — Idalie's Züge in so sprechender Aehnlichkeit, daß ihm fast kein Zweifel mehr übrig bleibt, und er ihr zu folgen beschließt. Sein Besuch wird jedoch auf eine höfliche Art abgelehnt, er erfährt, daß die Fremde hier einheimisch sey. Ein seltsames Interesse fesselt ihn seitdem heimlich an die schöne Unbekannte; er zieht Erkundigungen ein, und hört, daß sie unter dem Namen

einer Comteſſe Sol bekannt, und ſeit kurzer Zeit durch einen ſeltſamen Vorfall zum Gegenſtand der allgemeinen Theilnahme geworden iſt. Man erzählte ihm, die verſtorbne Gräfin, bey der ſie erzogen ſey, habe ſie als Kind auf eine unrechtmäßige Art ihrer Familie einzuverleiben geſucht, ſey aber, nachdem ſie das Geheimniß ihrer Schuld Jahre lang in ihrer Bruſt verſchloſſen, bey Annäherung ihres Todes durch Gewiſſensunruhen zu einem Bekenntniß gebracht worden, das ihrem Willen zufolge gerichtlich aufgenommen und durch eine noch aufgefundne Zeugin bekräftigt worden ſey; demnach ſey die Comteſſe das Kind einer deutſchen Edelfrau, deren Name in dem Dokument eingetragen ſey, habe eine Zwillingsſchweſter gehabt, und ſey von dem Augenblick ihrer Geburt an durch einen betrügeriſchen Tauſch in die Hände der Gräfin gekommen. Feyerlich habe die Sterbende ihre Ausſage durch einen Eid beſiegelt, und zu Gott gebetet um Vergebung ihrer Schuld, die ſie, das Leben einer theuren Tochter zu retten, durch den Raub dieſes Kindes auf ihr Gewiſſen lud.

Der Obriſt vernahm mit ſteigender Ungeduld dieſe von mehreren Umſtehenden beſtätigte Ausſage. Ihm war bekannt, daß Idalie hier geboren ſey, und eine Zwillingsſchweſter gehabt habe; er eilt, ſich Gewißheit zu verſchaffen, zu den Gerichten, wo die Papiere niedergelegt ſind, und findet beſtätigt, was ſeine Vermuthungen ihn ahnen ließen. Er erfährt, daß man bereits Anſtalten getroffen hat, den Aufenthalt der Familie von Lichtfels auszumitteln, daß aber bis jetzt noch keine Nachrichten eingelaufen ſeyen, und Ida ſich entſchloſſen habe, ſich, mit dem ihr zugefallnen Ver-

mögen der Gräfin und mit den nöthigen Papieren versehen, nun selbst nach Deutschland zu begeben, um in der Nähe ihrer Angehörigen ihr Leben zu beschließen.

Alfred, von Ueberraschung und Theilnahme ergriffen, eilt zum Fürsten, ihn mit dem seltsamen Vorfall bekannt zu machen. Er erhält von ihm die Erlaubniß das Fräulein zu begleiten, und sie in die Arme ihrer Schwester zu führen, die dem Fürsten bereits als Alfred's Verlobte bekannt ist.

Man unterrichtet die tiefverwaiste Ida von ihrem bevorstehenden Glück. Sie hört, daß ihr eine Schwester lebe, sie erfährt es zuerst von dem Verlobten derselben, und soll nun in Kurzem von dem brüderlichen Freunde begleitet das Land begrüßen, das ihr zur Heimath bestimmt, so lange verborgen blieb. Ein niegekanntes Entzücken belebt ihr jugendliches Gemüth, mit alle dem Feuer der Liebe, das lange in stillem Herzen verborgen, nun endlich das Ziel seines dunklen Sehnens herankommen sieht, beschwört sie den Obristen zu eilen. In wenig Tagen sind ihre Angelegenheiten geordnet, sie selbst in Begleitung ihrer Kammerfrau und ihres edlen Beschützers auf dem Wege nach Deutschland. — Sie beschließen Idalien zu überraschen, sie wollen sehen, ob eine Stimme in ihrem Herzen für die Unbekannte mit Schwestergefühl spricht. Beflügelt von Verlangen erreichen sie das Ziel ihrer Reise; — sie treten in den Saal, wohin man sie weiset, und ihr erstes Erscheinen wird zum zerstörenden Blitz, der das zarte Leben Idalie's in seinen tiefsten Wurzeln trifft.

Eine tiefe Ohnmacht hatte über die zum Tode Erſchrockne ihre dunklen Schleyer geworfen. Als ſie nach langer Betäubung wieder die Augen öffnete, ſah ſie ſich von ihren beſorgten Dienerinnen umgeben, die in ſeltſamer Unruhe durcheinander irrten. Idalie's Blick ſpähte ſorgſam im Saale umher; kaum wagte ſie es die Lippen zur Frage zu öffnen. Hab' ich geträumt? ſprach ſie leiſe vor ſich hin, nein, ſo lebhaft kann kein Traum ſeyn, ich ſah ſeine Geſtalt und die Meine! das deutet auf Tod, oder ewige Trennung! Mit mühſam verſteckter Freude nahte ſich jetzt Idalie's treue Kammerfrau, man ſah, daß ſie etwas auf dem Herzen habe, doch konnte ſie vor ſichtlicher Bewegung nicht ſprechen. Gott ſtärke ſie, Fräulein, erhub ſie endlich das Wort. Ein großer Seegen iſt über unſer Haus gekommen, möchten ſie bald Kraft genug haben, ſich ſeiner von ganzem Herzen zu freuen!

So war es keine Erſcheinung, was ich ſah? rief Idalie, und hing forſchend an den Lippen der Alten. Nein, theures Fräulein! er lebt! er iſt da! rief die Jubelnde, und öffnete die Seitenthür; da trat der Geliebte herein, ein Bild des blühendſten Lebens, jeden bangen Zweifel verdrängend, der in Idalie's Seele war.

Mit banger Beſorgniß nahte er der Geliebten, und klagte ſich wegen ſeiner unvorſichtigen Ueberraſchung laut an. Idalie lächelte ihm ſanft entgegen und reichte ihm die treue Rechte. Sie ſchob ihren Schreck auf den krankhaften Zuſtand ihrer Phantaſie, die während der langen Einſamkeit, in der ſie ſeit dem Tode ihres Vaters lebe, durch Bilder der Vergangenheit und der Zukunft genährt, ſie oft durch ſeltſame

Ahnungen und Träume necke, die bisweilen die Gestalt des Lebens gewönnen.

Beyde schwiegen einige Minuten, in denen der Schmerz eines großen Verlustes, gleich einem Schatten an ihrer Seele vorüberzog.

Sie haben *viel* verloren, Idalie! begann jetzt der Obrist, aber das Schicksal ist gerecht gegen Sie! Es legt nun zwey liebende Herzen für das Eine an Ihre Brust! Ich komme nicht allein, ich bringe noch ein geliebtes Wesen mit! O machen Sie Raum für das Glück, das Ihrer wartet! Die Menschenbrust ist oft zu eng für die Gabe des Augenblicks, und muß sich stählen, gegen die Freude, wie gegen den Schmerz! — Idalie gedachte des gestrigen Gesichts, ein unwillkürliches Grauen ergriff sie von Neuem, sie verstand nicht, was Alfred meinte, und bat ihn dringend sich deutlicher zu erklären.

Aufmerksam hing ihr Auge an dem beredten Mund des Geliebten, der langsam und mit zarter Vorsicht sie auf das Geheimniß vorbereitete, das ihr jene Erscheinung erklären sollte.

Haben Sie nie eine Schwester gehabt? frug er mit scheinbarer Ruhe.

Ich hatte eine Zwillingsschwester, entgegnete Idalie, doch starb sie bald, nachdem sie das Licht erblickte!

Und wenn sie noch lebte? frug jener mit freudeglänzendem Auge.

O es muß sehr süß seyn, eine Schwester zu haben! seufzte Idalie.

Und wenn sie noch lebte? fuhr Alfred dringend fort, ihre Hand erfassend, und wenn ihr Tod nur ein

Gaukelſpiel fremden Betruges geweſen wäre? wenn ich ſie gefunden hätte?

O Gott! rief Idalie, was haben Sie mit mir vor? Was ſollen dieſe Fragen, wenn ſie keinen andern Zweck haben, als mir den Schmerz eines Verluſtes zu wiederholen, der durch kein Wunder zu erſetzen iſt?

Nein, keinen Schmerz will ich erregen, den ich nicht zu heilen gedenke! antwortete der Obriſt ſehr ernſt; faſſen Sie ſich, Idalie, der Augenblick iſt gekommen, der Ihnen eine niegekannte Freude bringt!

Er eilte hinaus; Idalie's Blicke folgten ihm in ſeltſamer Unruhe.

Bald kam der Obriſt mit einem verſchleyerten Frauenbilde zurück, das in ſtiller Rührung vor Idalie's Lager niederſank. Ein heftiges Zittern bewegte die zarten Hände, die unter dem Schleyer hervorſahen, und ſich wie zum leiſen Beten falteten.

Da hob Idalie mit lautem Herzklopfen langſam die Verhüllung von der Jungfrau Haupt, und ſank von der wunderbaren Gewalt dieſes Anblicks ergriffen, auf die Kiſſen zurück. Idalie! flehte die demüthig Kniende, und ihre Arme hoben ſich ſehnſüchtig empor, die Schweſter zu umfangen. — Da zog es die Langſamerbleichende näher und näher an die befreundete Bruſt; ihre Lippen berührten ſich, ihre Arme verſchlangen ſich zu der erſten ſchweſterlichen Umarmung. Lange lag Idalie mit feſtgeſchloßnen Augen an Ida's Buſen; endlich hoben ſich wieder die matten Wimpern empor, und ſie ſagte: das kam von Gott! dies namenloſe Gefühl vermag kein Trugbild zu wecken! — und

aufs neue die Augen schließend, sank sie in die Arme ihrer Dienerinnen zurück.

Als sich den folgenden Tag Idalie von den Einwirkungen des Schrecks und der Freude erholt hatte, verlangte sie mit dringender Sehnsucht ihre Schwester zu sehn. Sie hatte sich von dem Obristen die Geschichte derselben wiederholen lassen, und glaubte der Offenbarung ihres Herzens, die trotz dem wunderbaren Zusammenhang der Begebenheiten, sie von der Wahrheit ihres Glückes überzeugte. Jeder ängstigende Zweifel machte der innigsten Zärtlichkeit Platz; mit tiefer Rührung schloß sie das holde Wesen in ihre Arme, das, ein Opfer fremder Begehrlichkeit, um das Glück betrogen wurde die Theuren zu kennen, denen sie durch die Bande der Natur angehörte, und schwor in stiller Brust, ihr jede Härte des Geschicks zu vergelten mit der innigsten, redlichsten Liebe. Der Obrist betrachtete mit hohem Entzücken den immer schöner erblühenden Verein der beyden Schwestern; die auffallende Aehnlichkeit, die in ihren Gesichtszügen herrschte, gab ihrem Bunde einen ganz eigenthumlichen Zauber; sie schienen Blumen eines Stengels zu seyn, deren Reiz man nicht zu trennen vermag, sondern beyde zugleich bewundern und lieben muß. War gleich Ida's blühende Gesichtsfarbe durch jene Lebendigkeit mehr gehoben, die eine vollkommne Gesundheit, Frohsinn und Geist über ein jugendliches Antlitz verbreitet, und fast dem Frühling gleich macht, der alles um sich her erheitert: — so war Idalie's holdes Gesicht dafür

mit einer so überirdischen Zartheit geschmückt, die oft an den Verklärungsglanz der Engel erinnerte, wie sie in hohen Gemählden zu schauen sind, und nur dann von einer höhern Röthe übergossen war, wenn ein hoher Gedanke sie begeisterte, oder eine schnelle Schüchternheit sie überfiel, wenn sie, ihrem unsichern Gehör mißtrauend, über eine ausgesprochne Meinung ungewiß blieb. — Man konnte im ersten Augenblick nicht entscheiden, welcher von Beyden der Preis der Schönheit gebühre, später erst fühlte man sich durch Ida's rosige Heiterkeit höher entzückt, von Idalie's gehaltvoller Tiefe inniger gefesselt.

Beyde Schwestern belohnten mit der zärtlichsten Dankbarkeit den edlen Freund, dessen sorgsamen Forschen ihre Wiedervereinigung gelungen war. Idalie's Gefühl gegen den Geliebten schien durch diese neue Verpflichtung noch erhöht; sie vergaß im Genuß ihres Glücks jede frühere Bedenklichkeit; sie erwiederte seine treue Ergebenheit mit inniger Liebe, sie widersprach seinen Hoffnungen nicht, sie bald auf immer die Seine nennen zu dürfen. Ida scherzte mit kindlicher Unbefangenheit um das glückliche Paar, sie theilte dem stillen, sinnigen Ernst ihres Bundes oft unbewußt ihre rosige Heiterkeit mit, und streute, einer seegnenden Hore gleich, die Blüthen des Frohsinns und der anmuthigsten Laune in den einfachen Kranz ihrer Stunden, so daß das Leben von Tag zu Tag neuen Reiz, neue Lieblichkeit für die Glücklichen gewann.

Bald verbreitete sich die Nachricht von der Ankunft des Obristen, und die seltne Neuigkeit, daß Ida-

lie eine Schwester gefunden habe, in der Nachbarschaft umher. Man hörte, da man den wahren Zusammenhang nicht kannte, die seltsamsten Gerüchte, und war ungemein neugierig, das Wahre der Sache zu erfahren, — noch mehr aber die Fremde zu sehen, von deren Aehnlichkeit mit Idalie man bereits unterrichtet war.

Die Gräfin von Bréden beschloß eine Einladung an die beyden Fräulein von Lichtfels und den Obristen, den man nunmehr als Idalie's bestimmten Bräutigam betrachtete, ergehen zu lassen, und bat zu dem Ende alle Edlen der Umgegend zusammen.

Idalie, von ihrem stillen Glück verwöhnt, konnte, als sie das Gastgebot erhielt, sich des Wunsches nicht erwehren, es ablehnen zu dürfen; doch nahm sie bald ihre Meinung zurück, als sie bemerkte, wie der Obrist mit Vergnügen die Gelegenheit zu ergreifen schien, sich an der Seite seiner Braut in der Gesellschaft zu zeigen, und sich mit einer Art von Stolz an dem Gedanken weidete, die Liebenswürdigkeit seiner Erwählten und ihrer schönen Schwester von allen bewundert zu sehen. Sie nahm daher die Einladung an, und rüstete sich lächelnd, um, dem Wunsch des Obristen zu Folge, in dem Glanz zu erscheinen, den sie, trotz der Freigebigkeit ihres Vaters, stets als unnütz vermieden, und als unpassend für sie betrachtet hatte. Erst jetzt suchte sie ihren Schmuck hervor, da er zum erstenmahl durch die Beachtung ihres Verlobten einigen Werth für sie bekam, und eilte mit kindlicher Freude ihn mit der lieblichen Schwester zu theilen.

Mit geschäftiger Hand eilte sie Ida's wallende Locken mit einem glänzenden Smaragdendiadem zu

schmücken, indeß sie sich einen Perlenschmuck wählte, der, so kostbar er war, doch weniger Schimmer verbreitete, und mit ihrem milden Reiz in schöner Harmonie stand. Sie mußte sich gestehen, daß Ida schöner als je in dem frischen Glanz der grünflammenden Juwelen war, ihr freundliches Antlitz blickte wie ein Maienröslein unter duftigem Laube hervor, und erinnerte Idalie an eine festlich geschmückte Braut, die holderröthend unter der prangenden Myrthenkrone hervorsieht. Sie glaubte sich selbst in dem Spiegel der Zukunft zu erblicken, und schlug die Augen schüchtern nieder, des herannahenden Festes gedenkend. — Da fiel ihr Blick auf die Perlenschnüre, die auf ihrem Busen ruhten, — und ihre trübe Bedeutung flüchtig erwägend, sprach sie leise vor sich hin: Eine recht unpassende Zier für eine glückliche Braut! Doch schnell sich für den eignen Aberglauben bestrafend, ordnete sie noch einmahl den bescheidnen Schmuck, und nahm dann des Obristen Arm, ihm in den Wagen zu folgen.

Mit stolzem Wohlbehagen geleitete der Obrist, im Glanz seiner Orden, die von Schönheit strahlenden jugendlichen Gestalten in den Kreis der harrenden Gäste. Glückwünschend drängte sich die Versammlung um das holde Paar; Aller Blicke schienen besonders mit dem hohen Interesse, das ein außerordentliches Schicksal erregt, auf der reizenden Ida zu verweilen, die es bemerkend, sich auch dessen würdig zu zeigen beschloß, und alles aufbot, um durch Geist, Heiterkeit und Laune die Anwesenden für ihre Theilnahme zu

belohnen. Bey Tafel, wo man den beyden Schwestern, als Königinnen des Tages, den Ehrenplatz angewiesen hatte, wurde die Unterhaltung durch die Mittheilungen des Obristen und die mannigfaltigen Erzählungen Ida's zu immer schönrer Lebendigkeit gesteigert. Idalie hingegen war stiller als gewöhnlich. Das Geräusch der Stimmen betäubte sie, indem sie seit dem letzten Schreck immer noch angegriffen war. Sie verstand bald nur einzelne, abgebrochne Laute, und machte die Bemerkung, daß das Uebel, das sie seit mehreren Jahren klagte, seit den letzten ungewöhnlichen Gemüthsbewegungen noch bedeutender geworden sey. — Der Graf, der sich noch mit Vergnügen der letztvergangnen geistreichen Unterhaltung mit ihr erinnerte, wandte sich in einer Pause an sie mit einer gelehrten Frage, die Idalie, so angestrengt sie der Bewegung seiner Lippen folgte, mißverstand, und in ihrem Irrthum so unpassend beantwortete, daß einige muthwillige Gesichter nur mühsam ihr Lächeln verbargen, und der Graf verlegen verstummte. Eine dunkle Röthe flog über des Obristen Gesicht, ihm war es nicht entgangen, wie Jedes auf ihre Antwort lauschte, und ihr Mißgriff von Jedem bemerkt war; er wollte es verbessern, und nahm denselben Gegenstand noch einmahl auf, sich gegen Idalie wendend, um ihren Geist, den er eben so anerkannt wissen wollte, als jeden ihrer Vorzüge, in ein vortheilhafteres Licht zu stellen. Zum Unglück aber vermochte diese, von dem ersten Mißlingen schüchtern gemacht, sich in die eifrigen, schnell ausgesprochnen Ideen des Obristen eben so wenig zu verstehen, als in die Anrede des Grafen. Hocherröthend senkte sie ihre Augen nieder, und entgegnete einige un-

verständliche Worte, die so sichtlich den Stempel der Blödigkeit trugen, daß Keiner in ihnen die Antwort der geistreichen Idalie wiederfinden konnte. Ein peinliches Stillschweigen erfolgte. Der Obrist begann seinen Unmuth verbergend, mit lauter Stimme ein andres Gespräch anzuknüpfen, mit Freuden ergriff es der Graf, und so wurde die Unterhaltung nach und nach wieder allgemein, indeß Idalie noch immer mit gesenkten Augen da saß, und Blässe und Röthe auf ihren Wangen im schnellen Fluge wechselten. Endlich ermannte sie sich, — ihr erster Blick suchte den Obristen, der mit sichtlicher Anstrengung das Gespräch in Gang zu erhalten bemüht war. Ein finstrer Zug um seine Stirn, den sie längst als Zeichen eines innern Ungewitters kannte, ließ sie seine wahre Stimmung errathen, und erfüllte ihre Seele mit einem Schmerz, wie sie ihn noch nie empfunden hatte. Es war ihr, als fühlte sie sich auf einmahl aller Kraft beraubt, sich in dem fremden, stets beweglichen Leben, in das der Obrist sie einführen wollte, mit der Sicherheit zu behaupten, die sie ihrem Stande und dem Ansehn ihres künftigen Gemahls schuldig war. Sie hatte das Erröthen des Mannes gesehn, dessen festes Antlitz nur selten seine innere Bewegung verrieth. Sie errieth sein Gefühl, und erschrak vor dem Gedanken, daß dieses Erröthen ihr gegolten habe. — Eine große Thräne im Auge, betrachtete sie mit seltsam gemischter Empfindung den Geliebten ihres Herzens. Seine Liebe aufgeben zu müssen, wäre ihr bittrer als Tod gewesen, und doch schien es ihr in diesem Augenblick tiefer Demüthigung ganz unmöglich, seine Zufriedenheit stets so zu erreichen, wie es zu ihrem Glück un-

entbehrlich war. Noch hatte sie den Obristen nur im Kreise ihres stillen Lebens kennen gelernt. Jetzt erschien er ihr zum erstenmahle in der Sphäre, der er, seinem Stande nach, eigenthümlich angehörte, wohin er sie nachzog, sobald sie sein eigen war. Nie war er ihr so geistreich, so gewandt, so stolz, so mächtig erschienen, als hier, wo es galt die Forderungen aller zu befriedigen. Immer tiefer versank vor seinem Glanz ihr stilles, anspruchloses Bild, dem bleichen Morgensterne gleich, wenn die Sonne mit vollem Glanz am Himmel erscheint.

Mit einer fast furchtsamen Demuth legte sie, als der Obrist nach beendigter Tafel zu ihr trat, ihren Arm in den Seinen, um der Gesellschaft in die anstoßenden Zimmer zu folgen. Sie sind unwohl, Idalie! begann jener, ihr Zittern bemerkend, wir hätten besser gethan das Gastgebot nicht anzunehmen!

Das meinte ich früher! entgegnete Idalie schmerzlich bewegt, doch bin ich jetzt andern Sinnes! ich glaube nunmehr, daß es uns gut war hierher zu kommen, besser als ich es selbst noch zu ahnen vermag! Es lag eine große Weichheit in dem Ton ihrer Stimme, als sie diese Worte aussprach. Der Obrist sah sie befremdet an, und erschrak über die Blässe, die sich über ihr Gesicht verbreitet hatte.

Er suchte noch einige der Gesellschaft zu einem Spaziergang in den Park zu überreden, und bot alles auf, Idalie's trübe Stimmung dabey zu zerstreuen. Wie sollte es auch seinem Bemühen nicht gelungen seyn? Was verzeiht und vergißt leichter als die Liebe? Leicht verletzbar wie sie ist, findet man sie doch stets bereit den Balsam anzunehmen, der ihr von des süßen

Feindes Händen gereicht wird. Sie gleicht dem Kinde, das zu lächeln vermag, wenn ihm noch die hellen Thränen im Auge stehen.

Idalie's Blick hatte sich aufgeklärt, Alfreds beleidigte Eitelkeit sich beruhigt, als sie aus dem Park zurückkehrend, wieder in den Gesellschaftssaal traten.

Ein Theil der Anwesenden hatte sich in einem Halbzirkel niedergelassen, und schien, in einem lebhaften Gespräch begriffen, die Hereintretenden nicht sogleich zu bemerken. Der Obrist vernahm, daß von einem Taubstummeninstitut die Rede sey. Man erzählte sich von mehreren glücklichen Curen, und ahmte mit widrigen Tone die Sprache dieser Unmündigen nach. Der Obrist, der durch eine schnelle Ideencombination den Vorfall bey Tische als Veranlassung dieser ihm sehr peinlichen Unterhaltung annahm, eilte Idalie's Aufmerksamkeit von diesem Gegenstand abzulenken, und führte sie zu dem andern Theil der Gesellschaft, in deren Mitte sich Ida befand, die, umgeben von einem zahlreichen Kreise, allerhand Charaden und Räthsel aufgab, und durch die sinnreichsten Einfälle ihre Zuhörer zu immer neuer Bewundrung aufforderte. Der Obrist fand hier bald eine willkommne Zerstreuung, und bot alles auf den fatalen Eindruck zu vergessen, den jenes Gespräch aufs Neue auf sein Gemüth gemacht hatte. Er erschöpfte sich in artigen Wortspielen, und wurde dabey aufs kräftigste von dem Rittmeister unterstützt, der, wie er sich bey vergangnem Fest um Idalie's Gunst beworben hatte,

um der schönen Ida den Hof zu machen bemüht war, und nichts unterlies, ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. — Den Schluß des geselligen Vergnügens machte, wie es in dem Hause des Grafen gewöhnlich war, eine sorgsam gewählte Musik. Ein schönes Terzett, das aus zwey Sopranen und einem Tenor bestand, entzückte vor allen durch seine reine Harmonie. Die Stimmen waren so künstlich in einander verschlungen, so mannichfaltig verschieden, und sprachen doch stets einen und denselben Gedanken aus, — daß man das Gespräch dreyer verwandten Geister zu vernehmen glaubte, die, obgleich Jedes mit eigenthümlichen Reize geschmückt, in einem schönen Gedanken vereinigt, ihren gleichen Ursprung verrathen, um in diesem holden Verein erst ihre Vollkommenheit kund zu geben.

Man sprach nach Beendigung dieses Stückes viel über den eignen Reiz dieser Composition; Einige wollten behaupten, die beyden Sopranparthieen ließen sich sehr gut in eine Stimme vereinigen, die im Duett dieselbe Wirkung hervorbringen würde, indeß andere die Vertheilung der Hauptmelodie in zwey sich stets begegnende Echolaute unvergleichlich fanden.

Ida, die dieser Erklärung sorgsam zugehört hatte, wagte beym Nachhausefahren einen scherzhaften Vergleich mit dieser Composition und dem schönen Verhältniß, das zwischen ihnen statt fand. Wie wir, theure Idalie, gleich jenen Sopranen, nie von einander lassen können, seitdem wir uns erfaßten, wie wir uns eines in das andre verlieren im süßen Tausch unserer Seelen, so lasse es sich auch der ernste Tenor gefallen, wenn wir ihn vereint begleiten, erheben und

einstimmen! es kommt dann, wie die Kunstverständigen sagen, eine noch süßre Harmonie heraus, als wenn — — sie hielt verlegen inne.

Vollenden sie, schöne Ida! entgegnete der Obrist ihre Hand mit Lebhaftigkeit ergreifend. Als wenn der eine Sopran tief verwaist und abgeschieden der schönen Harmonie nachweinen sollte! schloß Ida, indem sie die Augen traurend zu Boden senkte. Idalie sah sie eine Weile tiefschweigend an, ein plötzlicher Gedanke schien sich in ihrer Seele zu entfalten. Sie schlug die Augen empor zu den sternbekränzten Höhen, dann drückte sie Ida's Hand mit tiefer Innigkeit, aber sie sprach nicht, in ihrer Brust wogte ein Meer schmerzlich süßer Gefühle.

Die Nacht hatte längst über die Höhen von Lichtfels ihre dunklen Schleyer gebreitet. Alles ruhte in süßem Schlummer, nur ein Auge wachte noch, das blickte forschend in das nachtverhüllte Leben hinaus, und suchte einen Lichtpunkt in dem zweifelhaften Dunkel.

Ja, wir sind Eins! meine Ida! sprach es tief in Idalie's Brust. Die Natur erweckte uns mit einem Ruf zu dem Lichte des Tages, sie gab uns ein Antlitz, ein Herz, eine Seele! Lange genoß ich allein ein Glück, welches dir zukam wie mir! Siehe! ich reiche dir dafür den Becher, den es mir bestimmte, damit die alte Schuld gestrichen sey, die du vom Schicksal zu fordern hattest! — Alfred sey dein! sein Glück sey fortan in deine Hand gegeben, du holdes, von der

Natur so reich begünstigtes Wesen! — Aber, Idalie, gilt dein Wille hier ganz allein? Ist des Mannes Wort nicht heilig wie ein Schwur? und gehört Alfreds Wort nicht dir allein? Wird sein edler Stolz die Gründe gelten lassen, die mich überzeugt haben, sein Glück liege außer den Grenzen meiner Macht? Wird nicht vielleicht jene Hülflosigkeit, die meine Verlegenheit heut zu der Seinigen machte, wenn ich sie als die einzige Störung unsers Glückes angebe, seinen Edelmuth auffordern, mich darum seines treuen Schutzes nur noch inniger zu versichern?

Nein, nie dürfen wir das Glück eines edlen Mannes auf Kosten seiner Würde zu bauen versuchen. Sein gerechter Stolz würde lieber ein langes Leiden wählen, als eine Blöße geben, deren Anblick ihm selbst unerträglich seyn müßte. Ein höherer gewaltiger Feind muß ihm entgegentreten, ein Feind, vor dem seine Liebe nicht erröthen darf sich besiegen zu lassen. Ich selbst will diesen Kampf herbeiführen, und Gott wird mir Kraft verleihn, daß ich ohne Wanken das Werk vollende! Und wenn es mir gelingt durch eine höhere Pflicht ihn von dem mir gegebnen Wort zu entbinden, wenn er frey ist, und entschuldigt dasteht vor sich selbst, wie vor den Augen der Welt: dann, o dann gelinge es mir seine Liebe dem holden Geschöpf zuzuwenden, das von der Natur viel reicher ausgestattet als ich, ihn gewiß noch höher beglücken wird!

Mir wird dann sein Andenken bleiben, weil ihn Ida's Züge stets an ein Wesen erinnern werden, das ihm theuer war, — er wird mich, o süße Hoffnung! in ihr fortlieben, und das Schicksal seegnen, das, ihn zu beglücken, zwey blühende Kränze in Einen schlang! —

So sprach es in dem Herzen der edlen Jungfrau, — und die Nacht lag in tiefem ernsten Schweigen um sie her. Aber durch die düstre Verschleyerung blickte ein Auge auf sie nieder, das sah ihren heiligen Kampf, — und den Palmenkranz, der einst der Siegerin Stirn schmücken sollte.

Ein schönes ländliches Fest schien den hellaufgehenden Tag zu den Vorboten einer noch höhern Feier machen zu wollen. Die Früchte des Feldes prangten in güldnen Garben aufgehäuft in den vollen Scheuern, und dankbar für den reichen Seegen des Jahres, vereinigte sich des Dorfes jubelnde Schaar, um das Fest der Erndte nach Sitte des Landes zu begehen. Weit waren die Thore des Schlosses Lichtfels geöffnet, um den buntgeschmückten Zug einzulassen, der langsam aus dem Dorfe daherkam, die schönste Maid mit dem von Flittergeld und purpurnen Bändern reich verzierten Aehrenkranz an der Spitze, und hinter ihr drein die paarweis geordneten Schnitter, alle in zierlichen Sonntagskleidern, mit Blumenkränzen geschmückt. Eine ländliche Musik begleitete den Jubel der Landleute, bis sie von dem Amtmann geordnet in die Vorhallen des Schlosses einzogen, wo die beiden Fräulein an der Seite des Obristen bereits des festlichen Aufzuges harrten.

Jetzt vereinten sich Aller Stimmen zu einem frommen Gesange, der die Güte des himmlischen Gebers pries, und in seiner ungekünstelten Einfachheit die Gemüther nur um so tiefer rührte. Hierauf nahte die Schnitterin mit dem Kranze, und ihn vor Ida-

Ihr Füßen niederlegend, begann sie im Namen Aller die Güte des Fräuleins zu preisen, um deretwillen der Himmel so reichen Seegen über sie gebracht habe. Hierauf drängten sich die Greise um sie her, die sie heimlich verpflegt, die Armen, die sie unterstützt, die Mütter, deren Kinder sie erziehen half, alle wollten ihre Hand erfassen, und mit ihren Thränen den Dank aussprechen, den ihre Liebe sich unter ihnen gewonnen hatte. — Hoch und herrlich stand die Gestalt Idalie's unter der herandrängenden Menge, Jedem reichte sie ihre Rechte, für Alle hatte sie ein Wort der Milde, ein seeliges Lächeln der Freude. — Mit stillem Entzükken verweilte auf ihr des Obristen Blick, sie däuchte ihm in diesem Augenblick eine Königin, werth von Allen gepriesen, von Allen geliebt zu seyn. Der Stolz beglückter Liebe leuchtete aus seinen Augen, er hätte mit der dankbaren Menge zugleich auf seine Knie sinken mögen, ihr darbringen dieselben Huldigungen hoher Verehrung, die Hände seegnen, die in so anspruchloser Stille so fromme Thaten der Huld vollbrachten.

Idalie! sprach er, als er am Abend auf dem Söller des Schlosses mit der Geliebten auf das jubelnde Völkchen herabsah, das jetzt auf dem ebnen Hofplatz seine Tänze begann, — Idalie, Hohe, Herrliche! wie stolz muß das Bewußtseyn machen, so viel Liebe, so viel Dank zu verdienen! Fast möchte ich mich grausam schelten, Sie aus der Mitte ihrer Unterthanen, die Sie als Mutter verehren, entführen zu wollen! O sprechen Sie, Geliebte, wird es meinem Wunsch gelingen, — Ihnen die Freuden zu ersetzen, — die Sie hier verlassen?

Idalie warf einen großen Blick gen Himmel, dann sagte sie sanft: O warum, mein Geliebter, müssen Sie selbst den Augenblick herbeiführen, dem ich lange auszuweichen bemüht war? Ja, ich bin Ihnen ein Geständniß schuldig, das immer peinlicher auf meinem Herzen lastet, je näher die Zeit unser Vereinigung heranrückt! Alfred! ich habe lange mit mir gekämpft, gerungen! aber das Opfer ist unerläßlich, das ich von Ihrer Liebe fodern muß! — Ich habe mich getäuscht, wenn ich glaubte, so leicht von dieser meiner Heimath scheiden zu können! Sie ist meine Welt geworden! Das habe ich heute deutlich erkannt! Sie würden dies schwache Daseyn nicht von dem mütterlichen Boden trennen können, von dem es bis jetzt seine Nahrung empfing, ohne es in seinen geheimsten Tiefen zu zerstören! Verpflanzen Sie eine an kühlen Schatten gewöhnte Blume auf eine sonnige Höhe: so freudig sie auch nach den goldnen Strahlen langt, ihr Haupt wird bald welken und zu Boden sinken, und der Gärtner sich anklagen, das zarte Gewächs getödtet zu haben! O, mein Geliebter, reißen Sie mich nicht aus der Sphäre, für die mich der Himmel bestimmt hat! Lassen Sie uns vereint ein stilles, beglückendes Leben führen, vereint die Liebe unser Unterthanen, den Dank der Hülfsbedürftigen, den Seegen des Himmels genießen! Legen Sie die Waffen nieder, die ihren Ruhm längst sicherten! verlassen Sie den Hof, der ihre Verdienste auch dann noch anerkennen wird, wenn Sie, verzichtend auf den Glanz der Ehre, sich einer stillen Wirksamkeit hingeben, um gleich heiligen Pflichten zu leben! O diese Kränze, von dankbarer Liebe geweiht,

sie beglücken so süß, wie der stolze Lorbeer! Nehmen Sie sie aus meiner Hand, und opfern Sie mir dafür jenen blendenden Schimmer, an den mein Auge sich nie gewöhnen kann, wenn meine Liebe es mich auch anfangs überreden wollte! Sie schweigen? — o gewiß, Sie sind bereit, mein Glück zu dem Ihren zu machen? wird ächter Liebe nicht alles leicht? —

Idalie! entgegnete der Obrist, Sie wollen mich prüfen, ob ich Ihrer Achtung so würdig sey, als es die Liebe, die sie mir zusicherten, fodern darf! Aber Sie sollen mich nicht irre machen! Ich weiß, daß Sie des Mannes erste Pflichten kennen, und nie im Ernst verlangen werden, daß er um eignen Vortheils willen den Platz verlassen sollte, auf den ihn sein Beruf, der Wille seines Fürsten hinwies! Der Stand, für den uns das Vaterland erziehen ließ, ist der, dem ausschließlich unsre Kräfte gehören müssen! Hier wurde uns unser Wirkungskreis angewiesen, hier lernten wir als nützliches Glied in das große Ganze eingreifen. Nur gänzliche Untauglichkeit könnte mich bestimmen, eine Laufbahn zu verlassen, die ich aus eignem Hang gewählt, und auf der ich, bisher von dem ausgezeichnetsten Glück begleitet, meinem Vaterlande die wesentlichsten Dienste zu leisten hoffen darf! — Wie schön die Bestimmung auch sey, die Sie mir in diesen friedlichen Thälern anweisen wollen, sie ist nicht die Meine! Kein Glück, und wäre es das höchste, vermöchte mich mit dem Vorwurf zu versöhnen, meinen früheren Pflichten entgegengehandelt und die Hoffnungen meines fürstlichen Freundes getäuscht zu haben!

Haben Sie so hohe Verpflichtungen, fuhr Idalie mit

stolzer Fassung fort, so darf ich auch die Meinigen geltend machen! Dies harmlose Völkchen, das unter dem Schutz meines Vaters emporwuchs, es ist an eine liebende Hand gewöhnt, die es leite, — es ist mir durch heilige Bande verbunden. Sie haben Ihr Vaterland, ich das Meine! Sie selbst lehren mich erkennen, daß es noch etwas Größeres giebt, als eignes Glück! Wohlan! ich will Ihre würdige Schülerin seyn, ich will dieses Größere suchen, ein Ziel haben mit Ihnen, mein Freund! auch wenn von nun an unsre Wege sich trennen sollten!

Idalie! rief der Obrist, sie mit starren Erstaunen betrachtend, höre ich recht, Sie wollten das Glück meines Lebens einer überspannten Pflichtansicht opfern? — Täuschen Sie sich über den Beruf des Weibes nicht! — Ihr schönster Beruf ist der, den Mann ihrer Wahl zu beglücken!

Erst muß sie der Fähigkeit dazu sicher seyn! entgegnete Idalie, um diesen Beruf als den Ihren anzuerkennen! Jenes Leben, in das Sie mich einführen wollen, wird mir ewig fremd bleiben! Ihr Glück liegt daher außer den Grenzen meiner Macht, — und ich — bin zu gewissenhaft, Sie länger zu täuschen!

Und Sie konnten sich von Ihrem mir gegebenen Wort lossagen, ein Band lösen wollen, das von ehrwürdigen Händen gesegnet ward!

Ich bleibe Ihre Verlobte, mein Freund! und nie werde ich eine andre Verbindung eingehen! Aber Sie wollen mich so hart als grausam einem öden, freudenlosen Daseyn zurückgeben, den Traum meiner Liebe auf immer zerstören!

Das Glück der Liebe ist nicht an diese Hand

gebunden! antwortete Idalie sehr sanft. Mein Herz wird Sie fortlieben, auch wenn es keine Rechte auf Ihre Liebe mehr hat! Und, fuhr sie langsam fort, gäbe es denn keinen andern Weg, wo auch diese Rechte mir bleiben könnten? Bruder — Schwester — o es giebt noch ein süßes Band, das uns vereinigen darf! Alfred, edler Freund! Vertauschen Sie Idalie mit Ida, werben Sie um meine Schwester! Lieben Sie mich fort in dem holden Wesen, dem die Natur gleiche Gaben mit mir verlieh, ohne ihr eine meiner Schwächen zu geben!

Der Obrist sah Idalien lange starr und sprachlos an. Die milden Worte ihrer Liebe verklangen in dem stolzen Aufwallen seiner Gefühle. Er vernahm nicht mehr den sanften Ton, mit dem sie sie aussprach, — er sah in ihnen nur ein wankelmüthiges Spiel, das sie mit der heiligsten Empfindung seines Herzens trieb. Stolz und beleidigte Liebe empörten sich mächtig in seiner Brust, er konnte nicht fassen, was ihren Entschluß so schnell gewendet, viel weniger noch die Ruhe begreifen, mit der sie den Ansprüchen auf seine Hand entsagte. Erzürnt von dem Gedanken an ihre Gleichgültigkeit, brach er in bittre Vorwürfe gegen die Unschuldige aus, sie mußte hören, wie er ihre Aeußerungen mißdeutete, ihr liebendes Herz so bitter verkannte, — und durfte sich, ihrem Vorsatz getreu, nicht vertheidigen, sich nicht durch das Geständniß der Wahrheit zu rechtfertigen suchen. Ohne Rückhalt überließ sich der Obrist den Ausbrüchen seines Schmerzes, und verließ endlich die traurige Idalie, in einer Stimmung, die ihr liebendes Herz mit tiefer Sorge erfüllte. — Als sie sich

allein sah, strömten die gewaltsam zurückgehaltnen Thränen um so mächtiger hervor. Schwerer, als sie geglaubt hatte, war der Kampf, den sie zum Heil des Geliebten herbeiführte. Sie hatte klug berechnet, daß nur eine Kraft in des Obristen Seele war, die seine Neigung zu ihr überwinden konnte: es war die Liebe zu seinem Stande, zu seinem Fürsten, dem er die Auszeichnung, die er so früh schon genoß, durch die treuste Vollbringung seiner ihm übertragenen Pflichten vergelten wollte. Sie wußte, daß es ihm bei dem Stolz, bei dem Ehrgeiz seines Charakters unmöglich sey, so viele Hoffnungen auf Ruhm und Ehre zu entsagen, und benutzte diese Ueberzeugung, um ein Band zu lösen, von dem, wie der letzte Vorfall sie gelehrt, kein vollkommnes Glück für das stolze, leicht verletzbare Gemüth des Obristen zu hoffen war. Sie hatte sich auf einen harten Augenblick gerüstet, indem sie die Reizbarkeit seines Charakters kannte, dennoch überraschte sie der Anblick seines Schmerzes auf eine höchst ergreifende Weise; sie glaubte erst jetzt die Größe seiner Liebe zu ermessen, und mußte gewaltsam gegen das eigne Gefühl ankämpfen, das sich sträubte, dem Herzen, das ihr über alles theuer war, so harte Wunden zu schlagen.

In den einsamsten Gängen des Parks schritt der Obrist mit heftigen Schritten auf und nieder, — Stolz und Liebe kämpften in seiner Brust. Er vermochte es kaum den unseligen Gehalt der letzten

Stunde zu fassen. Idalie's Besitz war mit dem Glück seiner Zukunft zu fest verwebt, um eine so festgewurzelte Hoffnung bald aufgeben zu können. Er hatte nie an die Möglichkeit gedacht, einem Hinderniß zu begegnen, und absichtlich seine Augen vor Ida's Liebreiz verschlossen, um jede Huldigung für seine Verlobte zu sparen. Jetzt sah er sich auf einmahl aus seiner stolzen Sicherheit gerissen. Frei hatte es Idalie ausgesprochen, was er bei der Festigkeit seines Willens, und wenn es sein Glück gekostet hätte, nie zu äußern gewagt hätte. Beleidigte Rechtlichkeit war das erste Gefühl, das sich seiner bemächtigte. Er sah sich getäuscht, und vergaß in dem Augenblick schmerzlicher Betäubung die Gründe ihres Handels, die allein ihren Schritt rechtfertigen konnten. — Kaum aber hatte sich das heftige Wogen seines empörten Herzens gelegt, als der klare Spiegel seiner Seele ihm wieder, ruhig geordnet, die empfangnen Eindrücke zurückgab. Er überlief mit ernstem Nachdenken die Begebenheiten der letzten Stunden, die Scenen vergangner Tage, einige zufällig hingeworfne Aeußerungen Idalie's; und begann, von tiefer Achtung ergriffen, Idalie's Charakter würdiger aufzufassen. Aber je deutlicher ihm die Wahrheit sich entfaltete, um so empfindlicher wurde ihm der Verlust, der ihm drohte. — Heller als je trat Idalie's Bild in allem Zauber ihrer Tugenden, ihrer hohen Reize vor seine Seele. Wie verblendet bedeckte er seine Augen, die glühende Stirn mit seiner Rechten und rief: Wie? ich soll dir entsagen? jetzt, da ich erst deine Größe zu ahnen vermag? O, wenn du zu heilig bist für irdische Liebe,

warum öffnest du erst jetzt mir die Augen? Wer kann dem Gefühl gebieten, das du eingeflöst hast? Wer vermag seine Rechte auf ein Herz, wie das Deine, ruhig aufzugeben? — Ein leises Geräusch unterbrach sein Selbstgespräch. Idalie, von Unruhe ergriffen, war ihm gefolgt, sie stand vor ihm, als er die Augen erhob, den thränenfeuchten Blick auf ihn gerichtet. Nein, Idalie! rief der Obrist von Schmerz überwältigt ihr zu Füßen stürzend, ich vermag es nicht den Ansprüchen auf Ihre Liebe zu entsagen; mein Glück ist mit Ihnen unauflöslich verbunden! — Mein Stolz war empört, ich beschloß Sie zu verlassen! mich ewig von Ihnen zu trennen! aber ich fühle, daß ich es nicht vermag! O nehmen Sie jene Worte zurück! Verbieten Sie es mir nicht, Ihnen ein Gefühl zu weihen, da Ihre Tugenden bedingen, selbst dann noch, wenn sie in ihrer strengen Größe erscheinen!

Alfred! entgegnete Idalie, vermöchte ich es denn selbst je das süße Bewußtseyn aufzugeben, von Ihnen geliebt zu seyn? — O, bei Gott, es war ja nur Ihr Glück, das ich im Auge hatte, als ich Sie auf mein Unvermögen aufmerksam machte, den Platz zu behaupten, den Sie mir in jenem fremden Leben anweisen! Früher oder später hätten Sie diese Bemerkung selbst machen und ihre Wahl bereuen müssen! Verkennen Sie mich nicht, wenn ich kühn genug war, Ihren Blick dieser Wahrheit zu öffnen! und tadeln Sie nicht zu schnell Ihre verwöhnte Freundin, wenn Sie vorhin auf ein Verhältniß hindeutete, welches nach ihrer Ueberzeugung das Einzige ist, das unser Aller Zufriedenheit vollkommen zu sichern vermag!

Ida's Hand ist noch frei, es wird Ihnen leicht seyn ihr Herz zu gewinnen, das sich bereits mit schöner Anhänglichkeit zu dem brüderlichen Freunde hinneigte. Sie werden sich gewöhnen Ihre Hoffnungen auf sie überzutragen, Sie werden sie lieben lernen, wie sie es verdient, und mir ein theurer Bruder seyn, den ich fortlieben darf, so innig, so zärtlich wie bisher!

Der Obrist versank in tiefes Nachsinnen; Idalie fuhr fort, ihm den Wunsch, den sie im Herzen trug, mit immer freundlichern Farben auszuschmücken, sie hob jedes Verdienst der holden Ida mit edlem Eifer hervor, sie zeigte sie ihm in dem Kreis eines glänzenden Lebens, voll Gewandtheit, Anmuth und Liebreiz, und lies ihm in der Entfernung die Freude eines Wiedersehens aufdämmern, das sie mit allem Zauber ihrer keuschen Liebe, allen Reizen ihres schönen ländlichen Aufenthalts auszuschmücken verstand.

Das einzige Recht auf Ihr Herz, Idalie, soll ich also aus den Händen der Entsagung empfangen? frug der Obrist mit düstrem Ernst.

Ich zeigte Ihnen noch einen andern Weg! Geben Sie den Glanz eitler Ehre auf! — Theilen Sie mit mir den Frieden eines anspruchlosen, still beglückenden Lebens! Verlassen Sie den Hof! und ich bin die Ihre auf ewig!

Ich sehe, Sie wollen, daß ich schnell entscheide! rief der Obrist mit bittrem Ton. Nun, wohlan, schöne Schwester! sinnen Sie fortan, wie Sie aus den Trümmern meiner Hoffnungen das neue Gebäude meines Glückes aufzurichten vermögen! Sie sehen, ich habe das Vertrauen noch nicht verloren, indem ich mein Schicksal in Ihre Hände gebe!

Er wollte weiter sprechen, als Ida mit hüpfendem Gange die Allee heraufkam. Sie trug einen Kranz von Grashalmen am Arm, und lächelte schalkhaft den ernsten Gesichtern entgegen. Warum so finster? begann sie, Beyder Verstimmung bemerkend. Fast sieht es aus, als sollte dennoch die alberne Prophezeihung in Erfüllung gehen! Hört, Ihr Geliebten, nehmt Euch in Acht! — Kennt Ihr das Orakel der Halmenkränze? Da seht, ich wollte die Halmen wegen Euch befragen, — aber der Kranz zerfiel in drey Theile! Da sind noch die traurigen Reste! —

Aber für wen band Ida jenen Kranz? frug der Obrist, auf den andern deutend, den sie triumphirend am Arme trug. —

Ach, das war nur eine scherzhafte Probe, eine Unmöglichkeit! entgegnete Ida schnell, indem eine flüchtige Röthe über ihre Wangen flog. Ich werde fortan auf dies Orakel gar nichts mehr geben, — denn sehen Sie, Alfred, ich band aus Vorwitz einen Kranz für Sie und für mich, — und das närrische Spiel gelang! Ich werde aber dennoch dies Meisterstück über meinen Spiegel hängen, damit es mir Warnung sey, wenn ich künftig so kindischen Aberglauben Gehör gebe! Und lustig den Kranz in die Höhe hebend, sprang sie von dannen. Leicht umflatterte das weiße Gewand die schlanke, dahinschwebende Gestalt.

Sinnend sah ihr der Obrist nach. Ein seltsamer Zufall! sprach er leise vor sich hin, indem er langsamen Schrittes den Weg einschlug, den Ida genommen hatte.

Das Schicksal selbst scheint meiner Meynung zu seyn! entgegnete Idalie, und schritt, des Obristen

nachdenkliches Schweigen theilend, an seiner Seite dem Schlosse zu.

Allmählig begann der Stolz des Obristen einer ruhigern Ueberlegung Platz zu machen. Schon wagte er leise Vergleiche mit Ida und Idalie; — er konnte nicht läugnen, daß er bey aufmerksamer Beachtung jener fast dieselben Vorzüge zugestehen mußte, die er bisher nur seiner Verlobten eingeräumt hatte, er mußte selbst Idalie's Meynung Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß jene besser in ein geräuschvolles Leben passen werde, als es je von dem, an eine stete Einsamkeit gewöhnten, überzarten Gemüth Idalie's zu erwarten war. — Dazu gesellte sich ein leiser Zweifel, der ihn überreden wollte, Idalie's Liebe hätte nie die Seine erreicht. Er durchlief mit forschendem Blick all die Scenen der Vergangenheit, die ihm Aufschluß über diese Vermuthung geben konnten, und sah überall nur eine sanfte, friedliche Neigung, die frey von aller Leidenschaftlichkeit, sich bey jeder Art seines Betragens gleich geblieben war, ohne nur einmahl Furcht oder peinliche Unruhe zu verrathen, wenn er, von unmuthiger Laune angewandelt, ihr wenige liebend erschienen war. — Schwesterliebe! sprach er leise vor sich hin, ganz recht! das ist das Gefühl das sie von Anfang an für mich empfand! — Darum konnte sie so ruhig mich aufgeben, so furchtlos dieselbe Neigung mir zusichern! Sie fühlte, daß sie der Wahrheit gemäß handelte, und daß der Vorwurf der Täuschung allein die Vergangenheit treffen kann! —

Ida's warme Lebendigkeit könnte solch Opfer nicht verlangen, wo sie einmahl geliebt hätte! — Ida gewiß nicht! — Ihre Natürlichkeit würde nie jene kalte Höhe erreichen, worauf jene zu stehen vermag! — Sie hat die Natur zum Glück bestimmt! Gleicht sie nicht ganz der anmuthsvollen Rose, die immer schöner entzückt, je näher man sich zu ihr neiget, — die holderröthend uns dennoch unbefangen ihr süßes Herz enthüllt? — Idalie! du selbst öffnetest mir großmüthig die Augen! Deine Schuld ist es, wenn ich nun bewundern lerne, wo ich sonst unempfindlich vorüberging!

So dachte der Obrist, — und versenkte sich mit steigendem Wohlgefallen in die seltsamsten Träume. Er dachte sich beglückt durch Ida's Besitz, ohne dem schönen Recht auf Idalie's frühere Neigung entsagen zu dürfen. Beyder Liebe sein Eigenthum, wie hätte sein Stolz dieser Lockung widerstehen können!

Die Möglichkeit eines solchen Verhältnisses begann ihm mit jedem Augenblick deutlicher zu werden; — die Meynung der Welt allein und die Ungewißheit über Ida's Einwilligung schienen allein noch die Hindernisse, die er zu bekämpfen hatte.

Idalie, die mit seinem Scharfsinn den Gang seiner Ideen verfolgte und seine Zweifel bemerkte, suchte ihn zu einer kleinen Reise zu überreden, während welcher sie ihre Freunde mit ihrem Entschluß, unvermählt zu bleiben, bekannt machen und zugleich Ida's Herz mit schwesterlicher Sorgfalt prüfen wollte. Der Obrist willigte endlich ein; er wußte, daß er mit fester Zuversicht sein Glück in Idalie's Hände legen konnte. — Er reiste den folgenden Morgen ab, der Entschei-

bang seines Schicksals mit seltsamer Unruhe entgegensehend.

Mit heiterer, verklärter Stirn hatte Idalie das Opfer gebracht, das ihr edles Herz in schöner Selbstüberwindung beschlossen hatte. —

O, das Weib ist nicht schwach, wenn es gilt die Größe ihrer Liebe zu beweisen! Sie ist stets bereit das Schwerste zu vollbringen! Nicht der Besitz ist ihr Ziel! Ihre heilige Kraft reicht weiter hinaus, das Glück des Geliebten ist es, was sie allein aufsucht und festhält, und dem, wenn es ihre Ueberzeugung fordert, sie auch die liebste Hoffnung zu opfern bereit ist! —

Mit stiller Wonne bemerkte Idalie, wie die, seit des Obristen Abreise sichtlich verstimmte Ida mit Feuer jede Gelegenheit ergriff von dem Abwesenden zu sprechen, wie sie begeistert einstimmte, wenn seiner Verdienste gedacht wurde, wie sein Bild allein sie zu beschäftigen und ihrer jetzigen Einsamkeit Reiz zu geben schien. Von nun an war es ihr einziges Streben, dieses Gefühl zu immer schönrer Klarheit zu entwickeln. Sie unterließ es nicht Ida's Geist dem Ihrigen immer ähnlicher zu bilden. Sie las mit ihr die Lieblingsschriften des Obristen, sie suchte ihrem Geschmack die Richtung zu geben, die er dem Ihrigen gegeben hatte, und fühlte in dieser Wechselwirkung eine Art von wehmüthigen Genuß, der, indem er ihr die Vergangenheit hervorzauberte, ihr Ida's glückliche Zukunft im doppelten Reize entfaltete.

Bald wurde ihre Vermuthung von Ida's stillem Lieben immer schöner bestätigt. Einige angesehne Edelleute der Nachbarschaft bewarben sich um die Gunst des schönen Fräuleins, und baten um ihre Entscheidung.

Ida wies jede Parthie fest und bestimmt ab, — und versicherte ihrer Schwester, sie werde sich nie vermählen, weil kein Bild an das Ideal reiche, was sie im Herzen trage. Wie aber, begann Idalie, wenn ich Dir die Schuld übertrüge, zu der mich ein früheres Versprechen gegen den Obristen verpflichtet hat? — Ein glühendes Roth überflog Ida's Gesicht. Du solltest so nicht scherzen, Idalie! sprach sie verlegen. Du hast ja längst mein Herz durchschaut, und es dem Deinen gleich befunden, in Ansicht und Meynung, wie in seinem treuen, stillen Lieben!

Eine innige Umarmung lohnte Ida's unbefangnes Geständniß. Mit hochklopfendem Herzen, eilte Ida sie dem Obristen die erwünschte Nachricht zu geben.

Still, wie eine sorgsame liebende Mutter traf Idalie die Anstalten zu dem nahen Vermählungsfeste. Ida errieth die bevorstehende Feyer, und war bemüht den glänzenden Brautschmuck der Schwester zu ordnen, nicht ahnend, daß sie ihn selbst tragen würde als glückliche Braut. — Sie allein war mit der Neuigkeit nicht vertraut, die bereits die ganze Umgegend beschäftigte, daß Idalie ihre Ansprüche auf des Obristen Hand der Schwester übertragen, und auf immer jeder Verbindung entsagt habe, um sich gänzlich in ihre länd-

liche Stille zurückzuziehn, und fortan nur dem Wohl
Andrer zu leben.

Als nun die köstlichen Gewänder bereit, und di
reiche Ausstaffer besorgt war, berief Idalie die lei
liebe Schwester, und hielt ihr mit strömenden Fre
denthränen das Schreiben des Obristen entgegen, —
das, an sie gerichtet, sie mit seinen Hoffnungen un
Idalie's Wünschen bekannt machte. — Von hoh
Ueberraschung verwirrt, vermochte sie lange nicht Id
lie's Worte zu fassen; aber das Gefühl ihres Glü
sprach laut und verständlich in dem klopfenden Herze
in dem freudestrahlenden Blick.

Der Tag der Vermählung kam heran. Der Obr
erschien, mit wunderbar gemischten Gefühlen die fe
lich geschmückten Hallen des Schlosses Lichtfels bet
tend. Strahlend von Schönheit und Freude, empfi
ihn die bräutliche Ida, mit unbefangner Schwest
liebe trat ihm Idalie entgegen. Eine zarte Blä
hatte sich über ihre Wangen gelegt, doch glänzten
re Augen in ungewöhnlicher Klarheit. — Der Ob
mußte sich gestehen, daß er Ida noch nie so reiz
gesehen hatte. Er machte zum erstenmahl die Bem
kung, daß Idalie's kränkelnde Zartheit mit der r
gen Jugendfrische Ida's keinen Vergleich aushielt,
innig er sich auch noch heut von der stillen, ruhigen
heit der bleichen Jungfrau angezogen fühlte. W
ward es ihm immer deutlicher, daß das Schicksal
weisem Vorbedacht seine Loose gewechselt, und er
der Hand eines so liebevollen, geistreichen und leb
frohen Geschöpfes mit größerer Sicherheit auf ein
gestörtes Glück bauen könne, als sich von dem W

Idalie's eine vollkommne Zufriedenheit verſprechen ließ.

Mit dankbarem Blick geleitete er die liebliche Braut zu dem einfachen Hausaltar, wo die Trauungsceremonie im Beyſeyn mehrerer Zeugen vollzogen wurde. Idalie's Augen ruhten ſtill und ſeelig auf dem ſchönen Paar. Ihr war der Sieg nicht entgangen, den Ida's Liebreiz über die letzten Regungen eines früheren Gefühls in des Obriſten Herzen davon getragen hatte. Jeder Zweifel war nunmehr gehoben, ſie ſah ihn glücklich, geliebt, zufrieden geſtellt, jeder Seufzer, der in ihrem Buſen emporſteigen wollte, wurde zum Dankgebet. Seelig im Gefühl heilger Ruhe, ſprach ſie zu ſich ſelbſt: ſo mag es wohl den abgeſchiednen Geiſtern ſeyn, wenn ſie von ihrem friedlichen Sterne auf die Erde hinabſchauen, und die, ſo ſie liebten, in ſchöner Eintracht verbunden, mit allen Kränzen des Lebens geſchmückt erblicken! — Wohl nannten ſie einſt dieſe Kränze die Ihren, aber ſie legten ſie willig hin, damit Jene danach langen konnten, weil das Leben ſehr kurz und flüchtig iſt, und Dem, der liebt, auch außer ſeinen Grenzen eine Freyſtatt verſprochen iſt, wohin er ſeine Hoffnungen hinüberretten darf!

Eine Reihe ſchöner Tage begann fortan für die durch doppelte Liebe Verbundnen. Kein Mißlaut ſtörte den Einklang der drey verſchwiſterten Seelen, rein war die ſüße Harmonie der, in ihren innigſten Tiefen verbundnen Gemüther. Liebe, Vertrauen und Dank-

barkeit war der heilige Accord, der sich täglich in neue entzückende Melodien entfaltete, und über die Zeit ihres Beysammenseyns einen Zauber verbreitete, der nur von gleichfühlenden Gemüthern geahnet werden kann.

Der Dienst des Obristen verlangte endlich seine Rückkehr nach der Residenz. Mit großem Schmerz trennte er und seine Gemahlin sich von der Heimath ihres Glückes, ihrer Liebe, indeß Idalie mit frommer Ergebenheit von den letzten Strahlen ihrer höchsten Erdenfreuden schied.

Sie gingen dahin, die Glücklichen, für ein langes reiches Leben Vereinten, eine Zukunft voll Glanz und Genuß breitete ihnen ihre Arme entgegen. Liebe und Bewundrung, Gunst und Ehre, harrten ihrer hinter dem Vorhang, der sich im Augenblick des Scheidens zwischen ihnen und der einsamen Idalie niederließ. Diese aber hatte den Verlust allein, der gleich einem langen nächtlichen Schatten von dem Glanzbild jener Tage zurückblieb. Aber dennoch erlag nicht ihr Herz. Seine Kraft war im edelsten Kampfe gestählt; sie trug die letzte Dornenkrone, mit der sie der Himmel für seine unsterblichen Freuden gewann, mit jener Würde, die der Tugend eigen ist, im Glück wie im Leiden.

Still und beseeligend, wie die Sonne über die Erde dahinschwebt, war fortan ihr Leben, ihr Wandel. Oft, wenn sie am Abend von des Schlosses sonniger Höhe in die schweigenden Thäler herabsah, und die Thräne fremden Kummers, die sie getrocknet, und jeder Blick des Dankes und der Liebe, den sie sich in den Hütten der Armuth gewonnen, noch einmahl vor ihr

aufging mit dem Gruße des Friedens: da hing ihr Auge mit dem Ausdruck unendlichen Glücks an den scheidenden Strahlen des Tages; es war dann, als höre sie einen Engel freundlich ihr zuflüstern: erquicke dich nur immer an dem segnenden Lichte der Sonne! — Auch sie geht einsam durch den Himmelsraum; aber sie liebt dennoch und wird geliebt! Hörst du die Chöre des Thals, die frohen Stimmen des Waldes? Alle rufen ihr zu: kehre wieder, du liebliche Milde! Erquicke uns morgen wie heut, und vollbringe das süße Geschäft ein Herold der Gottheit zu seyn! — Nimm sie, du Einsame, zu deinem Vorbild! Dringe gleich ihr in die Tiefen des Jammers, belebe, ermuntre wie sie die trüben Gemüther mit erquickendem Trost! Säuge die Durstigen mit dem Thau heiliger Liebe, speise die Hungrigen mit milder Hand, und gieb Beyden freundlichen Rath, so viel du vermagst! Nimm sie Alle an dein Herz, die eines Herzens bedürfen! Dann wird dir das Himmelslicht stets segnend auf und untergehn, und dich mit Freude erfüllen, denn du erblickst fortan dein eignes wirksames Daseyn!

Und Idalie beachtete jeden Wink über ihre fromme Bestimmung im treusten Gemüth. Unzugänglich jedem irdischen Wunsch verklärte sich ihr Sinn immer höher und schöner in freyer Uebung frommer Tugenden.

Jeder Lenz brachte ihr die Freude eines durch lange Entbehrung doppelt entzückenden Wiedersehens. Ihm schmückte sie ihre Lauben, die öden Hallen des Schlosses mit stiller seeliger Freude. Immer schöner sah sie das Glück der Geliebten erblühen, und fand in ihm den Lohn ihres stillen uneigennützigen Handelns. Hei-

ter beym Gruß ihrer Lieben, ruhig im Augenblick des Scheidens, empfing sie die Gaben des Glücks stets wie ein freundlich geliehenes Gut. Kein leidenschaftliches Gefühl empörte den sanften Schlag ihres Herzens, treu und innig blieb es dem Verlobten ihrer Jugend geweiht, wie das Wort, mit dem sie sich ihm auf ewig verbunden hatte. Auf eignes Familienglück verzichtend, war sie fortan der Genius fremden häuslichen Glückes. Sie war es, die den Brautkranz der Jungfrauen flocht, die unter dem Schutz ihres Vaters emporgewachsen, ihren Rath, ihre Einstimmung zu der Wahl ihres Herzens verlangten. Sie war der Friedensengel, der Versöhnung und Duldung lehrte, die Mutter, an deren Busen die Armuth ihre Zöglinge legte, die mild und freundlich die hülflosen Kindlein um sich versammelte und sie zu einem wirksamen Leben erzog.

Ihr Stand, ihre Tugenden, ihr liebenswürdiger Charakter sicherten ihr stets einen ehrenvollen Platz in der Gesellschaft; das Bewußtseyn frommer Thätigkeit ihr für immer eine friedliche Freystatt in der eignen Brust.

Einst, als sie nach langer Zeit wieder einmahl das Gut der Gräfin, und den Tempel besuchte, der ihr seit jenem Augenblick, wo sie das schöne Echo entbehrte, in wehmüthiger Erinnerung geblieben war, fiel ihr jene Ahnung wieder ein, die sie damals zuerst einen schmerzlichen Blick in ihre Zukunft thun lehrte. Lange stand sie ernst betrachtend vor der ruhigen Abendlandschaft, dann sagte sie, den Blick ergeben zum Him-

mel hebend: Wenn auch jener Laut meiner Bruſt kein Echo finden durfte, — ſo zogen doch viel freundliche Engel in mein Leben ein, die es nun ſo herrlich ſchmükken, daß es faſt dieſem heiter lächelnden Bilde gleicht, deſſen Anblick mich ſtets erfreut! Ruhe und Friede iſt darüber ausgegoſſen, — und gleich jenen ſilbernen Schwänen, die dort auf klarer Fläche dahinziehen, ſchweben die Bilder der Vergangenheit an meiner Seele vorüber, freundlich grüßend, und ſich dann in die goldne Abendröthe verlierend, die fern herüberdämmernd, einen noch ſchönern Lichtaufgang verſpricht! Mit zufriednen Blicken durchſchaue ich die Reihe der kommenden Tage, wie ich jene ſanftgrünenden Wieſen überblicke; überall begegne ich den Strahlen einer freundlichen Sonne, die mild und erwärmend darüber hinleuchtet! Dankend falt' ich die Hände, und möchte gleich mir jedem Einſamen zurufen: Liebt nur fort, ihr Verlaſſnen! Wenn auch keine Myrthe eure Schläfe umſchlingt, das Leben hat dennoch viel reiche, beglückende Kränze für ein Herz, das ſich der himmliſchen Liebe geweiht hat!

Das Gesangbuch.

Von Richard Roos.

Mutter! — sagte der arme geheime Kanzlist, die Hände sich reibend und die Feder ausspritzend in das schwarze Meer, aus welchem sein Fleiß Speise und Trank schöpfte für Weib und Kinder — Mutter! 's herrscht ein Sibirisches Klima in unsern vier Pfählen — Der Teufel mag schreiben, wenn einem die Hände verklimmen. Ich dachte, Du machtest ein warmes Stübchen! —

Väterchen! — entgegnete trüb die von Kälte kirschblaue geheime Kanzlistin — armes Väterchen! wie gern, wenn wir nur — sey aber nicht bös, daß ich es sage — wenn wir nur die Rechnung nicht ohne den Wirth machen — Zweimal des Tags Feuer im Ofen, reicht unser Holzboden noch bis ans Ende Deines Geburtstags zum dritten Feiertag Abends. Heiz ich aber jetzt ein — es schlägt eben erst 8 Uhr — dann sitzen wir, wenn die Kleinen aufstehen, schon wieder,

wie in Nova Zembla. Die armen Thierchen aber kannst Du doch nicht klappern sehen — So haben wir am Abend Deines Geburtstages bey kalter Küche eine kalte Stube — nun, und das will sich denn doch nicht schicken, wenn man — —

Schicken, liebes Kind — fiel ihr der geheime Kanzlist ins Wort — schicken will es sich nie, daß ein fleißiger Staatsdiener mit den Seinigen friert, während so mancher Faulpelz warm sitzt — was meinst Du, Röschen? —

Röschen, von sieben allerliebsten Familienpflänzchen das zuerst aufgeschoßte — Röschen, deren Röschen auf den Wangen vor Kälte zu Veilchen — deren Grübchen in Kinn und Wangen zu Eisgrübchen worden waren, meinte, vom Stickrahmen nach der herzigen Mutterpflanze schielend: Ihretwegen brauche gar nicht eingeheizt zu seyn, denn sie glühe immer, wie eine Kohle.

Das glaube ich gern — sagte die Mutter — aber ich meine nur, es schicke sich nicht, mit kalter Küche in kalter Stube Jemand bewirthen —

Bewirthen — fuhr der geheime Kanzlist auf — bewirthen! Mutter! ich verstehe — aber schlag' Dir die vornehmen Dinge aus dem Sinn — bewirthen — Jemand bewirthen — wir, die der liebe Gott mit Wassersuppe und trocknem Brod bewirthet vom Sonntage bis zum Sonnabend — erst laß uns mehr, als trocknes — dem gewissen Jemand aber mehr als kärgliches Brod haben, dann wollen wir vom Bewirthen sprechen —

Damit setzte er sich, in die Hände blasend, wieder an den Schreibtisch. Röschen stach sich, vor Alteration über des Jemandes Nichtbewirthen, in

den Goldfinger, den sie, hätte er nomen et omen gehabt, gern opferte, den armen Vater diesen Morgen und den lieben Jemand am dritten Feiertagabend nicht kalt sitzen zu lassen. — Die Mutter aber, der des Vaters Blasen in die Hände Thränen in die Augen getrieben hatte, brach in die tröstenden Worte aus: Der arme Vater soll auch nicht frieren, während er für uns den Schlaf sich abdarbt — Meine große Haubenschachtel — mein alter Putzkopf, das nasenlose Gesicht — und der alte Dessauer auf Holz gemalt — die Drei müssen dran glauben — Armes Väterchen! den Augenblick soll's prasseln im Ofen, als ob wir Dezutatholz brennten —

Damit brach sie der alten Schachtel das Genick, und schob sie, sammt dem alten Dessauer in den Ofen, während Röschen des Putzkopfs Schädel spaltete, einen *Reserveholzhof* daraus zu bilden.

Mutterchen machte sogar Anstalt, das nächtliche Arbeitskleeblatt mit ein paar Tassen Thee ohne Zucker zu letzen — und so war dann bald wieder Freude die Fülle und liebliches Wesen im Stüblein des armen Kanzlisten, mit dessen Familienverhältnissen es folgende Bewandniß hatte:

Wie so Manche seines gleichen, denen, wenn sie harren wollten, bis der Kanzleietat ihre Liebe sanctionirte, das Sprüchlein: Seid fruchtbar ꝛc. ewig eine Stimme in der Wüste seyn würde, hatte auch der geheime Kanzlist Walther sein Liebesschäfchen, arm und blos, fast, wie es der liebe Gott erschaffen, bei

guter Zeit schon ins Haus, nur nicht ins Trockne gebracht; denn die Regentröpflein der Angst und Noth, die Gräurchen des Hungers und die Hagelstücke der Trübsal fielen tagtäglich in Haus und Herz.

Kein Wunder! — 12 Rthlr. 12 Gr. des Monats, dazu Kindlein auf Kindlein, wohl zwier binnen 12 Monden und also minderd ron Jahr zu Jahr den Nahrungssaft der magern Besoldung — wo sollte da ein Platz funden werden im Hause, Schäfchen der Liebe ins Trockne zu bringen — Doch murrten Männlein und Fräulein deshalb nicht, sondern trugen, einander ergeben in Noth und Tod, gemeinschaftlich die Bürden des Lebens und bestätigten täglich in Wort und That den alten Erfahrungssatz: daß Ehen, wo der Hunger Koch und Schmalhans Küchenmeister ist, in der Regel die besten sind.

Obschon der gute Vater dort oben dann und wann so ein Kanzlisten-Ablegerchen wieder hatte eingehen lassen, wohl wissend, daß es in der himmlischen Heimath besser aufgehoben sey, als in der des armen Vaters mit 12 Rthlr. 12 Gr. monatlich, waren letzterm doch immer noch sechs kerngesunde Exemplare geblieben, welche, wie Rosen, die lieben Aeltern umblühten, wie Orgelpfeifen sie umtanden, und die Freuden, welche sie schufen, nur dadurch verbitterten, daß sie nicht wie jene von der Luft leben, auch der Kleiderordnung des Paradieses sich nicht wohl fügen konnten.

Nur Röschen, das älteste und lieblichste der häuslichen Blümchen, erleichterte den armen Aeltern ihre

Existenz durch Sticken und Stricken, welches, wenn es auch sündlich schlecht bezahlt ward, doch wenigstens dann und wann ein neues und besseres Fähnchen abwarf, als die väterliche Fahnenkasse zu schaffen vermochte.

Ein solches Fähnchen war es denn auch, woran sie diese Nacht noch stickte, während die gute Mutter die fertigen Flanken schon verschneiderte; denn — und wenn auch zu dem lieben Feste, wie vorauszusehen war, keine Freude ihrer harrte, die kleine, den dritten Feiertag Abends vor einem gewissen Jemand in einem neuen Fähnchen zu glänzen — wer mochte sie dem guten Kinde verdenken — hatte es doch Tag und Nacht deshalb gearbeitet.

Jener gewisse Jemand aber war der gegenüber wohnende Supernumerar-geheime Registrator Plutus — auch so ein armer Kanzleiwurm, der sich gar oft, nie aber mehr über seinen ehrlichen Namen ärgerte, als wenn er seine 16 Thlr. 16 Gr. monatlich im Zahlamte holte. Und doch — sollte man es glauben — war der Mensch ein Hazardspieler — d. h. einer jener Waghälse, die mit 16 Thlr. 16 Gr. monatlich frischweg zu heirathen sich getrauen.

Liebe und Röschen — damit meinte er überschwenglich thun zu können, über Alles, wozu mehr gehörte, als jene kärgliche Besoldung. Als Nachbar und Amtsgenosse des geheimen Kanzlisten hatte er nämlich das holde Kind oft gesehen und gesprochen und damit in ihr Herzkämmerlein sich geschlichen, des festen Entschlusses, daraus nie weder zu wanken, noch zu weichen und wenn man ihm auch die Hülfe thun wollte.

Damit aber war es oft ziemlich nahe; denn der Herr Schwiegerpapa in spe, wofür ihm wenigstens der geheime Kanzlist galt, machte ihm und Röschen gar oft der Liebe Himmel zur Sorgenhölle, indem er beiden sein Elendsexempel zu Gemüthe führte und ihnen nicht etwa rund, sondern ziemlich vier- ja vieleckig heraussagte, daß aus der Geschichte — wie der Profane die heiligsten Herzensangelegenheiten nannte — nichts werden könne, so lange aus dem Supernumerar- nicht der wirkliche geheime Registrator mit der vollen Besoldung geworden sey. Deshalb suchte denn auch der kluge Mann die Liebenden nicht wie gleich- noch weniger zusammenlaufende, sondern stets wie sich trennende Linien zu halten und entfernte jede Gelegenheit, welche das Flämmchen in Röschens Herzkämmerlein zur Flamme schüren konnte. Dagegen aber legte, diese zu nähren, die Frau geheime Kanzlistin im Stillen Scheitchen um Scheitchen an — denn — Herr Plutus war ein allerliebster junger Mann — küßte ihr, er mochte kommen oder gehen, die 46 jährige Rechte — konnte das arme Kanzlistenkind, wenn der grundgütige Gott seiner sich an- dessen Vordermänner in der Kanzlei aber zu sich nahm, endlich doch zur Frau geheimen Registratorin machen — und — das war die Hauptsache — saß in Röschens Herzen so fest, daß er, wenn es nicht ganz brechen sollte, durch einen gewöhnlichen Vatersturm nimmer herauszutreiben war.

Um indeß dem ersehnten Ziele immer näher zu kommen, hatte sie mit Röschen aus der Wünsche zerbrechlichem Bauholze längst schon ein Luftschloß gebaut, das den dritten Feiertag Abends gehoben werden sollte.

Von Röschens sauer verdienten Paar Groschen war nämlich dann und wann ein Gröschchen zurückgelegt und dafür im Stillen eine Flasche Wein nebst etwas kalter Küche angeschafft worden. Damit sollte der arme Vater angebunden — dazu der Herr Supernumerar eingeladen werden. Das letztere durfte aber durchaus ohne des Erstern Wissen und Willen nicht geschehen, — denn man kannte in solchen Fällen den Vater —

Darum rückte die Mutter nur so dann und wann, wenn an der Vaterstirn eben kein Wölkchen stand, mit dem Einladungsplane vom weiten heraus. Doch so glimpflich und bittend dies auch geschah, und so herrlich auch Röschen gleich einer obligaten Flöte mit einfiel in das mütterliche Konzert, prallten doch die kräftigsten Worte ab von des Vaters, in diesem Punkte felsenfesten Herzen, wie Kugeln von der bombenfesten Kasemate.

Mutter — sagte endlich der geheime Kanzlist, bald seine Hausehre, bald Röschen fixirend — Mutter! schlag Dir nur immer den Gast aus dem Sinne! Merke wohl, wo das hinaus will — aber, unter uns gesagt — sind wir nicht toll und thöricht, an solche Dinge zu denken, wenn wir keinen Heller in Kasse haben, auch nicht wissen, ob einer vor dem lieben Feste noch ins Haus kommen werde; denn bezahlt mir der Finanzprocurator die Nachtarbeit nicht, nun, Du weist am besten, wenn Du den letzten Gehaltgroschen fortgetragen hast — so haben wir diese Feiertage kein Brod und kein Geleuchte — so können der Herr Supernumerar den dritten Feiertag im Kalten und Finstern sitzen, wenn Sie uns ja besuchen wollen.

Die Mutter seufzte, Röschen schluchzte — denn verrathen konnten sie doch die heimliche Freude mit dem Wein und der kalten Küche nicht — Der Vater fuhr fort:

Das Herz will mir zerspringen, wenn ich an heute Abend denke — Ein Heerdchen Kinder und keine Bescherung. — Weißt Du noch, wie die Kleinsten vorm Jahre sich freuten über das Licht in den Fenstern der Nachbarschaft, immer fragten, wenn bei ihnen beschert würde, und endlich weinten, daß sie nichts bekommen konnten, indeß die Größeren traurig herumschlichen und ihr trocknes Brod mit Thränen salzten — Mutter! wenn ich mir heute Abend so den Ueberfluß in andern Kinderstuben denke — bei uns aber die Leere — die Todtenstille — ach! da möcht' ich laut weinen — da ist's mir, als nagte ein Wurm an dem Vaterherzen —

Und am Mutterherzen wohl nicht — fiel die geheime Kanzlistin empfindlich ein — Väterchen! die Noth macht Dich bitter — Meinst Du wohl, daß ich die armen Kinder weniger bedaure —

„Das meine ich nicht — aber das, daß es in unserer ärmlichen und erbärmlichen Lage toll und thörig ist, gewisse Verhältnisse mit gewissen Jemands begünstigen zu wollen — Besucht uns der Herr Jemand zufällig den dri'ten Feiertag, nun so werd' ich ihn nicht gehen heißen. Aber einladen, Kind! einladen — ihn, den wir nie einluden — müßt' er nicht denken, wir — — nein, nein! mein Herr geheimer Supernumerar-Registrator! — Sie sind ein braver, geschickter, allerliebster Mann — So lange Sie aber

nicht in der vollen Besoldung stehen, behalten Sie Ihr Herz voll Liebe für sich.

Damit schwieg der traurige Demosthenes — die Zuhörer desgleichen und so war es denn auf einmal still in der Stube, als ob nur Stumme da hausetet. Der Vater schrieb — die Mutter schneiderte. — Röschen stickte — Gute Laune hatte Keins, die schlechteste Röschen; denn seit das, wie sie meinte, dem Heben so nahe Luftschloß zertrümmert war, schlug innerer Sturm der Seele Fensterladen zu, daß es darin finster ward, wie im Anfang.

So rückte, bei Wortstille und Gedankensturm, die siebente Stunde heran.

Der arme Vater, erschöpft von Sorgen und Nachtarbeit, lies endlich Hand und Kopf sinken. Der guten Mutter entfiel auch die schneidernde Scheere und ihr kummerschweres Haupt nickte gleich dem ständischen Jaherrn in der berathenden Versammlung.

Nur Röschen blieb munter, denn innrer Sturm hielt sie wach, und glühte vor Hitze, obschon der alte Dessauer, die große Haubenschachtel und der nasenlose Putzkopf längst durch die Oefse gegangen waren, ohne auch nur die mindeste Spur ihres feurigen Daseins in der eiskalten Kanzlistenstube zu hinterlassen. Sich abzukühlen, öffnete sie das zu den schönsten Blumen gefrorne Fenster und — o Himmel! — an dem bereits offnen gegenüber standen der Herr geheime Supernumerar-Registrator, schauend herüber so heiß, als Röschen hinüber.

Obschon die Worte gleichsam von den Lippen frozen, Eiszapfen über den Häuptern der Liebenden hingen und Schneeflocken, wie Böhmische Federn herumflogen, war doch den Augenblick eine recht lebendige Unterhaltung im Gange, und kaum hatte diese ein paar Minuten, gleich der Windrose, auf einem Punkte um: Frühaufstehn — schneidende Morgenluft — ungeheuern Schnee etc. sich gedreht, da streifte sie auch schon Seiten des Herrn Registrators in die glühendheißen Gefilde der zärtlichen Allegorie mit der Bemerkung: 's ist doch eine göttliche Erscheinung um ein Röschen hinter gefrornen Scheiben —

Das arme Kind, mit: Bitte gehorsamst — ein Knirchen schneidend, stieß unglücklicherweise die alabasternen Eisenvögelchen gegen die gefrorne Scheibe und — es fehlte nicht ein Haar — da lag sie in Stücken. Indeß hatte doch das Klirren Vater und Mutter geweckt, welche denn unisono die kalte Luft sich verbaten, die aus dem offenen Fenster blies.

Der Herr Registrator sprachen herüber, zischelte Röschen verlegen hinter sich — Man kann doch nicht mitten im Worte abbrechen.

So, so — knurrte der geheime Kanzlist — statt Morgengebetes so ein Morgengespräch über die Gasse — recht erbaulich für die Nachbarschaft —

Röschen — das arme Röschen — zwischen zwei Feuern — Drüben der geliebte Supernumerar, hüben der gute Vater — wollte schier vergehen vor Angst und Verlegenheit.

„Wie werden Sie denn diese Feiertage zubringen? — " tönt es von drüben.

„„Ziemlich einsam — zu Hause — wie immer — und Sie? — "“

„Nicht viel besser — Den ersten muß ich arbeiten. Den zweyten hab ich Jour in der Kanzlei. Den dritten aber — den will ich mir durch einen Gratulationsbesuch verherrlichen"

Doch nicht etwa bei uns — bemerkte spöttisch der Vater. Töchterchen aber sagte gern nichts dazu als ein angstvolles: So — so —

„Ihr gutes Vaterchen, mein theurer Amtsgenosse — o! ich habe mir seinen Geburtstag wohl gemerkt."

„„Sind allzugütig — wird meinem Vater eine besondere Ehre seyn — "“ antwortete Röschen — das Vaterchen am Tische aber: „Wissen schon, wem die Gratulation gilt — haben gar nicht Ursache, Herr Supernumerar!"

„Wenn ich nämlich voraussetzen darf, daß es Ihren guten Aeltern nicht zuwider ist."

Röschen. } Im Gegentheile sehr angenehm.
Vater. } Ganz und gar nicht, besonders, wenn sie gefälligst Brod, Holz und Licht mitbringen wollten, denn sonst könnten Sie leicht mit uns hungernd im Kalten und Finstern sitzen müssen.

„Wenn Sie erlauben, bringe ich meine Guitarre mit?

Röschen. } Allerliebst!
Vater. } Verdammtes Geklimper, wenn die Kasse leer und das Herz voll Kummer ist!

„Ein neues Liedchen hab' ich erobert, ein herrliches — "

Röschen. } So, so — und das heißt —
Vater. } Wahrscheinlich ein Liebsliedchen.

Nun das ist ein altes und in meinem Hause zur Zeit nicht singbar.

„Haben es eben genannt das unendlich schöne: So oder so, von Karl Lappe.

Röschen. } Ist mir nicht bekannt.
Vater. } Mir auch nicht, desto besser aber: Entweder — oder — d. h. entweder, Sie schaffen sich baldigst eine anstandige Besoldung — oder, Sie lassen mein Kind bei gleichen —

Vaterchen! fiel hier die Mutter ein, bitte Dich doch um Gottes willen, laß ab in unsrer harten Lage von so harten Reden.

Eben, weil die Lage hart ist, kann die Rede nicht weich seyn — Das nehmt euch nur immer ad notam, Du und Röschen — Kommt mir der Supernumerar mit seiner Guitarre und seinem So oder so den dritten Feiertag über die Schwelle, so mag ich gar keinen Geburtstag haben. Liebslieder — Guitarrengeklimper — und dazu, Gott weis, wie lange noch, Supernumerar Dir leb' ich, Supernumerar Dir sterb' ich — Mädel den Kopf verrücken — heirathen wollen und nichts haben — arme Schlucker und Compagnie spielen und zuletzt Hände über dem Kopf zusammenschlagen — Kommt mir nur mit euern heillosen Liebsgeschichten. —

So klangs hinter dem armen Röschen, während dieses, im Antlitz freundlich, wie die liebe Sonne, im Herzen angstvoll und trüb, wie eine Verbrecherin, fast kein Wort von dem So oder so hörte, das der Registrator ihr vorzusprechen begonnen hatte.

Als aber der Sturm der väterlichen Rede sich legte, das So oder so vernehmlich in die Ohren des Spre-

Herz klang und der Supernumerar eben: Arm oder reich — die Glücklichen sind gleich — mit seelenvoller Stimme sprach, da riß vollends das letzte Fädchen der väterlichen Geduld.

Nun, ich glaube gar, der declamirt über die Gasse — Arm oder reich — kommt mir nur mit eurem: Arm oder reich — Unser eins kennt endlich den Unterschied. Den Augenblick das Fenster zu! 's schneidet eine Luft herein, daß man erfrieren möchte.

Verzeihen Sie, ich werde abgerufen — Damit zog sich das traurig gehorsame Kanzlistenkind hinter die gefrornen Koulissen, und der Geschwister fröhliche Schaar betrat, aus den Betten kommend, das häusliche Theater, doch nicht etwa als Statisten, sondern als ziemlich beredte Mimen; denn zuerst klagten sie über die kalte Stube, und dann brachten sie das erste Kapitel der goldnen Kinderbibel, das vom heiligen Abend, so lebendig zur Sprache, daß den armen gebeugten Aeltern Hören und Sehen verging.

Das Klima milderte Röschen durch Einheizen, das Seufzen über den heiligen Abend die Mutter durch leere Vertröstungen — Dabei vollendete der gute Vater die saure Nachtarbeit und machte sich dann eilends auf den Weg, um die wenigen verdienten Groschen, vor der Kanzlei noch, seiner armen Familie zu bringen.

Väterchen! — entließ die Mutter den fleißigen Versorger — habe Dank für die Nachtwache, die Du für uns gethan! Nur komm' um Gottes willen nicht mit leeren Händen wieder. Wieviel denkst Du wohl zu erhalten? —

Einen Thaler und neun Groschen, wenn der Knauser nichts abzieht.

Nun, das reicht allenfalls zum Nothdürftigsten auf die lieben Feiertage. Die armen Kleinen gehen freylich heut Abend leer aus.

Nein, nein, das sollen sie nicht — rief freudig der geheime Kanzlist — Mutter! noch einmal soviel bekomme ich extra. Das ist längst im Stillen vorbereitet, und stehet aus bey dem Finanzprocurator. Hätt' ich dies Geld ns Haus gebracht, wär' es längst fort — heute aber, Mutter! wollen wir davon die Bescherung bestreiten. Sobald ich das Geld bringe, kaufst Du im Stillen ein; Jedem ein Weniges. Ueber ein paar Groschen darfs freilich nicht kosten. — Komme ich auf den Abend aus der Kanzley, da wird beschert. Arme Leute haben auch ihre Freude —

Hier nahm ihn die Mutter beym Kopf. Der Aemsige aber riß sich los, die Zahlungszeit nicht zu versäumen.

Adieu, Mutter! adieu, Kinder! Gott regiere den Finanzprocurator! — So schied der Arme, indeß die Armen daheim seinen Ausgang segneten, und ängstlich harrten seines gesegneten Eingangs.

Nun, und das war er auch, denn — gesund kehrte der gute Vater heim, und damit kam ja der größte Segen ins Haus. Was aber die väterliche Nachtarbeit bringen sollte — Leichterung der Sorgen — Stoff zu kleinen Freuden — der Segen blieb aus — Trüben Blicks, gesenkten Hauptes, gebrochenen Herzens kam der arme Vater wieder. Der Finanzprokurator war auf 14 Tage verreis't — hatte kein Geld zur Bezahlung zurückgelassen. —

Bewölkt war fast immer des Hauses Firmament — denn, wo der Kummer wohnt und die Sorge, da kann ja der Himmel nicht heiter seyn — doch Vaters

Heimkehr ohne Geld bildete Wölkchen zu Wolken, Wolken zu Wettern — Die ersten grossen Tropfen fielen aus der Mutter und Röschens Augen. Zu einem förmlichen Landregen aber wurden der Kleinen Aeuglein, als sie vernahmen, daß es nun um die Bescherung geschehen sey; mitten in die Thränenströme aber fiel auf einmal ein leiser Donnerschlag — es pochte —

Herein — seufzte Röschen und — ein trat ein Bedienter, schwer tragend, ja fast erliegend unter der Last eines weiß bedeckten Korbes, den er absetzte mit den Worten: Mein Herr läßt sich gehorsamst empfehlen und nimmt sich die Freyheit, der lieben Familie eine kleine Weihnachtsfreude zu senden.

Während noch der Herr und die Frau geheime Kanzlistin des Gebrachten froh, aber ums Trinkgeld verlegen, einander ansahen, war der Bringer schon wieder verschwunden.

Wie einst die Kinder Israels das goldne Kalb, so umtanzten die Kleinen den verdeckten Korb, lüftend bald hier und bald da das weiße Tuch. Röschens Wangenröschen, ob der vereitelten Feiertagsfreude schier bleich, gingen schnell über ins schönste Incarnat — Mutterchen faltete dankbar stumm die Hände gen Himmel, und, mit den Worten: Nun siehst Du, Mutter, wenn die Noth am größten, ist Hülfe am nächsten — langte der Vater nach dem Briefe, der auf dem verdeckten Korbe lag, meinend, er komme von dem Amtsinspector, dessen Agen schaft er führte.

Wie erstaunte er aber ob der Handschrift und des Siegels — Schweigend erbrach er und las, während

die liebe Familie den geheimniß- und gabenvollen Korb abdeckte und auspackte, und mit tausend Ach! und O! und Ei! Gott! und Herr Gott! die Fülle des Segens betrachtete; denn so viel Herrliches an Eß- und Trinkbarkeiten, an Spielzeug für die Kleinen, an Anzug für die Größern war nie über die Schwelle des Kanzlisten-Stübleins gekommen und schon ging Röschen daran, ein versiegeltes, an sie überschriebenes Päcktchen zu öffnen, als der Vater mit einem schmerzhaften: Halt! Alles in Ruhe zu lassen befahl. Kinder, — fuhr er nach einer fürchterlichen Pause fort — packt nur immer wieder zusammen — Die Sachen gehören nicht uns — der Bediente hat sich in der Wohnung versehen. Ihr wißt ja, daß es auch einen geheimen Secretär meines Namens giebt — diesem und dessen Familie sind die köstlichen Dinge bestimmt — Damit nahm er die Mutter und Röschen bey Seite in die Schlafkammer, und eröffnete ihnen kurz das Verständniß. Der Landrath von Stein, einer seiner Vorgesetzten, ein kleines verhuzeltes, dem Leben, aber nicht der Thorheit abgestorbenes Männchen — als ihm Röschen neuerlich erst eine Arbeit ihres Vaters gebracht — hatte dem Kinde mit seinem erloschnen ins strahlende Auge gesehen — und so dem defekten Herzen den größten Defekt gegeben — den wollte er ergänzen — Darum die Gaben — darum der Brief, in welchem recht viel Schönes, vor Allem aber mit Worten, als wolle er, wie ein Gott, seine Sonne der armen Erde zuneigen, der Antrag stand, Röschen — das arme Kanzlistenkind zur — Frau Landräthin zu machen —

Nun, fuhr der geheime Kanzlist fort, nachdem

er gelesen — nun, Mutter! was meinst Du zu so einem Schwiegersohn — nicht wahr? den könnten wir brauchen —

Wenn wir nicht wir wären — Dem Himmel Dank! daß wir sind, was wir sind — Was meinen Sie aber dazu, Frau Landräthin? —

Vater — Mutter — um Gottes willen die Sachen aus dem Hause —

Daran seh ich, daß du mein Kind bist — Herzens-Rosa! Herzensmutter! — packt ein — ich will schreiben. —

Damit führte der Vater beide in die Stube zurück, wo indeß die lieben Kleinen trüb und verblüfft den Korb umzingelt hatten, und mit ihrem Bischen Verstand durchaus nicht begreifen konnten, warum ihnen der liebe Gott solch eine Freude nicht beschert haben könne.

Millionen Thränen benetzten Hanswürste und Puppen. Seufzend, ja ihn küssend ward Abschied genommen von einem überzuckerten Riesenstollen und schmachtend noch einmal besehen jedes Kleid, jedes Tuch. Binnen zehn Minuten war Alles wieder in Ordnung und binnen funfzehn ein Absagebrief fertig an den erhabenen Geber, so submiß, wie nur je eine Kanzlistenfeder geschrieben hat. Für zwey Groschen, die letzten im Hause, welche Röschen in ihrer geheimen Sparkasse zum Glück noch fand, ward ein Bote gedungen und unter Heulen und Schreien der Kinder der inhaltschwere Brief fortgeschickt.

Gott sey Dank, daß er mir wieder aus den Augen ist — sagte jetzt erst wieder frey athmend der Vater — Jetzt ist sie mir wohl erklärbar die seltne Gnade, womit seit einiger Zeit der Herr Landrath mich über-

schütteten — Armer Subaltern, wie wird Dir's nun gehen in der Kanzlei ob der verbetenen hohen Ehre — doch, wie Gott will — So wenig als ein armer Supernumerar soll mir ein reicher Landrath den besten Stein aus des Hauses Krone nehmen. Für Titel und Mittel laß ich mein Röschen nicht zur Passionsblume machen —

Ich auch nicht — fiel hastig die Mutter ein — Die Sache ist abgethan — aber Väterchen! Väterchen! was nun anfangen — die Feiertage vor der Thür — und — nicht einen Heller im Hause — Wenn wir auch gar keine Freude haben, hungern und im Finstern sitzen können wir doch nicht. Diesmal wird es doch wohl springen müssen das alte Gesangbuch mit dem silbernen Schlosse Sing' bet' und geh auf Gottes Wegen — die herrliche Schrift darauf — je nun, die können wir aus dem Buche ohne Silberschloß auch in Erfüllung bringen —

Wohl, Mutterchen — doch eben so leicht auch die darunter stehende: Hoff! o du arme Seele — —! Ein' Anleihe auf das bei dem Finanz-Procurator ausstehende Kapital wird helfen — ich gehe, sie zu schaffen — das Gesangbuch — nein — davon trennen wir uns nicht — Euch aber — damit versammelte er die fünf Kleinen um sich her — Euch! will ich einen guten Rath geben — Denkt's wär heute nicht heiliger Abend — geht zeitig zu Bette, damit Ihr die Bescherungslichter in der Nachbarschaft nicht seht — sobald der Finanzprocurator wieder da ist, halten auch wir unser Weihnachtsfest — geb' Euch mein Wort. — O! die Hampelmänner und Puppen gehen nicht mit den Feiertagen zu Grabe und Stollen und Pfefferkuchen

sind alle Tage reif, wenn man Geld hat — Gott befohlen —

Sprachs — wischt' ein Paar Thränen sich aus den Augen und ging — der arme Hirte — die armen Schäfchen! — —

Das war ein trauriger heiliger Abend — Ein Kollege half aus mit der kleinen Summe zu dem Nothdürftigsten — Mehr kam nicht ins Haus. Alle waren trüb, am trübsten Röschen. Der dritte Feiertag — der arme Supernumerar — des Vaters fester Wille — gingen in Kopf und Herz ihr herum, wie einst die drei Männer im Feuerofen.

So brach nach dem traurigsten Tage herein der traurigste Abend. Verstimmt war und blieb die Mutter. Röschen jammerte im Stillen, daß es für sie keinen dritten Feiertagabend gebe — die Kleinern vergessen ihre Paar Thränchen auf dem Winkel — und der arme Vater, der da geben sollte und so gern wollte und doch nicht konnte — als er nach Hause kam — aus der Kanzlei in die kalte, freudenleere Stube — und das Kinderheerdchen sah, so trüb und hofnungslos — da konnt er sich nicht halten — Ins Kämmerlein ging er — die Mutter ihm nach und weineten beide bitterlich.

Als sie aber endlich sich faßten und wieder hereintraten, eine Sonn- und Mondfinsterniß am häuslichen Firmament — neuer Jammer — neues Herzbrechen —

Die Kinder hatten absichtlich kein Licht angezündet — Dämmerstunde wollten sie halten, die längste, bis

tief in den heiligen Abend, weil Finsterniß waltete in den bekümmerten Herzen — In den Fenstern gegenüber war es indeß hell geworden von den angezündeten Christbäumen; der Wiederschein beleuchtete wie Nordlicht, das ärmliche Stüblein. Die harten Nachbarn — konnten sie denn nicht die Vorhänge zuziehen — mußten sie denn ihr Licht des Reichthums leuchten lassen vor armen Leuten — Fast sämmtliche Bescherungen — das fröhliche Gewimmel um die mit Gaben belasteten Tische — das Hüpfen und Jubeln der Beschenkten — Alles — Alles konnten die Darbenden sehen — und — wollten es auch — denn Neugier geht oft über Noth — Nicht vom Fenster kamen die armen Kinder; ja, die kleinsten holten sogar Bänkchen, den Reichthum da drüben und damit ihre Armuth da hüben desto besser zu übersehen —

Je, so macht Euch doch nicht das Herz schwer — Damit trieb sie der Vater von den Fenstern, die Mutter zog die Vorhänge zu und Röschen — bisher ganz im Hintergrunde, das Köpfchen stützend auf ein alabasternes Sorgensäulchen — fragte kleinlaut, ob man denn nicht Betstunde halten und dann zu Bette gehen wolle —

Ja, Röschen! nach aufgehobener Tafel —

Und nun schnitt der arme Kanzlist ein Stück Brot ab, bestreute es mit Salz und setzte sich so, ein Glas Wasser zur Seite, auf den Winkel — seine Hausehre desgleichen, doch nicht ohne die bittere Bemerkung, daß ein Glas Wein und ein Stück Stollen aus dem zurückgeschickten Korbe wohl etwas besser geschmeckt haben würden —

Kind — entgegnete der Vater — vom Schmek-

ken muß hier gar nicht die Rede seyn, sondern vom Bekommen — nun, und da denke ich denn doch — (Röschen fixirend) geheimes Kanzlistenbrot ist in gewissen Fällen doch wohl besser als Landraths-Stollen —

Ja — seufzte Röschen — und wenn's auch nur Supernumerar-Brot wäre —

Röschen — Röschen — fiel der Vater ein — der vornehme reiche Alte und der junge arme Schlucker — der eine taugt Dir so wenig, als der andre — So das erste halbe, auch wohl ganze Jährchen — nun ja, da schmeckt allenfalls noch ein Stück Supernumerar-Brot, gewürzt mit Salz und Kuß — wenn aber so die lieben Supernumerarchen mit daran zu kauen anfangen und den wertheſten Aeltern von jedem Biſſen kaum ein Rindchen bleibt — Kind — schlag Dir den armen Schlucker aus dem Sinn — Du biſt gut und fromm — Du biſt wirthlich und nett — für Dich wird der liebe Gott schon besser sorgen.

Besser — kann wohl ein junger Mann in seiner Art geschickter, fleißiger, sittsamer, eingezogner — und also besser seyn, als — —

Den Namen verschluckte sie — Mutterchen sagte nicht Nein — nicht Ja — der Vater aber blieb dabei: Gegen den Mann habe er nichts — desto mehr aber gegen das Verlieben und Verplempern mit 16 Thlr. 16 Gr. monatlich — Rückt aber einst der Herr Supernumerar — setzte er tröstend hinzu — in ein honnettes Tractamentchen, nun, da mög' er anpochen, wenn er will — ich und Röschen sind für ihn da — Doch genug davon. — Der König vom Haus hebt die Tafel auf — gesättigt vom Kanzlistenbrod, begehrt er

des himmlischen — Das Gesangbuch, Röschen! das herrliche mit dem Silberschlosse —! erst mein, dann der Mutter Herzlied — „Befiehl Du Deine Wege“ und „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ So gehn wir getröstet zu Bette und verschlafen Kummer und Noth.

Röschen that seufzend, wie ihr geheisen. Die Mutter stimmte, das Äremulanten-Register ziehend, auf der Herzensorgel: Befiehl Du Deine Wege an. Was singen konnte, sang mit, indeß dies nur Sitz, aber nicht Stimme hatten im häuslichen Chor, immer seitwärts schielten durch die Vorhänge nach den Lichterbäumen da drüben.

Alles ging gut. Als aber die Worte kamen:

Er wird zwar eine Weile
Mit seinem Trost verziehn,
Und thun an seinem Theile,
Als hätt' in seinem Sinn
Er Deiner sich begeben,
Als sollst Du für und für
In Angst und Nöthen schweben,
Als frag' er nichts nach Dir —

Wird's aber sich befinden,
Daß Du ihm treu verbleibst,
So wird Dein Leid verschwinden,
Wenn Du's am mindsten gläubst.

Da brach Alles in Thränen aus — die Melodie stockte — Gleich einzelnen Nothschüssen auf dem Ocean

der Leiden waren nur noch einzel: e Töne hörbar — Endlich ward's still — das Lied blieb unvollendet —

Indeß hatten die Kleinen, welche jene Nothschüsse wenig bekümmerten, über das Gesangbuch sich hergemacht und wollten nun da lustig buchstabiren, wo Vater und Mutter vor Jammer nicht singen konnten, geriethen aber, weil jedes den Besitz des Buches zu erzwingen strebte, so in Streit, daß nicht viel fehlte, der alte feste Born des Trostes und der Erbauung wäre in Stücke gegangen.

Da legte aber der Vater gar ernstlich sich in's Mittel, denn an dem Borne, ja gerade an dem — es war noch das alte Dresdner Gesangbuch — lag ihm gar viel und er hätte es um keinen Preis weggegeben — Es stammte nämlich noch von seinem selgen Großvater her, und sollte, dessen frommen Willen zufolge, immer bei der Familie bleiben und ward deshalb wie ein Heiligthum betrachtet. Es war von ungewöhnlicher Stärke, hatte Pergamentschaalen, wie Mauern, darauf eingepreßt standen die vier Evangelisten und ward zusammengehalten durch ein schweres silbernes Schloß mit den Inschriften: Sing' bet' und geh' auf Gottes Wegen — und: Hof' o du arme Seele! —

Oft schon, wenn die Noth auch gar zu groß war, stand es nahe daran, das Silber-Schloß in Brot zu verwandeln — Doch immer hatte man lieber gedarbt, als des alten ehrwürdigen Erbstückes, der silbernen Trostworte sich beraubt. Längst war das Schloß lose. Wenige Groschen reichten hin, es wieder befestigen zu lassen. Weil diese aber immer nicht entbehrt werden konnten, überlies man das Schloß der allge-

meinen Achtung und Vorsicht — denn Jedem dünkte das Buch ein heiliges Kleinod.

Aergerlich über der Kleinen Streit und ängstlich, daß sie am Ende wohl gar das Schloß vom Buche reißen möchten, wollt' es ihnen der Vater wegnehmen. Die Kleinen aber hielten es fest und — o, Himmel! — das Buch hatte der Vater — das Schloß blieb den Kindern —

Als ob Gottes Segen nun sich trennen werde vom Hause, ob der Trennung des Schlosses vom Buche — so erschüttert war Alles — am meisten Röschen, denn das Silberne: Hoff o du arme Seele — hatte sie oft getröstet, wenn es ihr bange war um Trost ob des Supernumerats. Nun — das sah sie voraus — war das Schloß einmal ab, so ging es auch fort in der Stunde der Noth —

Bekümmert versuchte sie daher es in die alte Stelle zu passen, welche durch den gewaltsamen Riß ziemlich weit beschädigt war. Wie erstaunte sie aber, als sie bemerkte, daß der dicke Pergamentband hohl sey.

„Nun, wer weiß, was für einen Schatz das liebe Schloß verwahrt hat." Damit gab sie lächelnd das Gesangbuch dem Vater, der es untersuchte und — Gott! wie ist Deine Hülfe doch oft am nächsten, wenn die Noth am größten, — in jeder Schaale wohlverwahrt ein Päckchen mit Banknoten, in dem Rücken aber von Großvaters Hand eine auf 12 Blatt des feinsten Papieres sauber geschriebene Denkschrift folgenden Inhalts fand: „Der Du vom Himmel bestimmt bist, inliegende 30,000 Thlr. zu finden"

Weiter konnte der geheime Kanzlist nicht lesen.

„Herr! Deine Wege sind unerforschlich — damit warf er sich auf die Kniee und dankete und preisete Gott, und, Allen winkend, ein Gleiches zu thun, vermochte er nichts zu stammeln, als: Kinder — Gottes Finger — selger Großvater — rechtmäßiges Erbtheil — Da stürzten Alle zur Erde und die Mutter betete brünstig:

Wir danken Gott für seine Gaben,
Die wir von ihm empfangen haben,
Wir bitten unsern lieben Herrn,
Er woll' uns — —

Um Gottes willen! halt ein, Mutter! Du weißt nicht, was Du betest — mehr bescheren — mehr bescheren — je, du unzufriedne Seele! bitt's ihm ab dem Grundgütigen — bitt's ihm ab, sonst wird uns der Segen zum Fluch —

So würde das Kapitel noch fortgegangen seyn von Vers zu Vers, wie der 119te Psalm — hätte es nicht eben derb gepocht — und wäre nicht im Augenblick erklungen durch die halbgeöfnete Thür der Ruf aus der Tiefe: Der Herr hat Großes an mir gethan —

Mit den Worten: Deß bin ich fröhlich — erschien am Firmamente der Glücklichen — Röschens Sonne — der Supernumerar-Registrator — dem ihr Herz entgegenhüpfte, während ihre Kniee den Boden küßten.

Wie verblüfft, die ganze Familie knieend zu finden, wollt' er zurücktreten — der geheime Kanzlist

aber, der Thüre zunächst, nöthigte ihn stürmisch gleichfalls niederzufallen und anzubeten den Herrn, der auch hier Großes gethan, und umarmte ihn knieend, nannte ihn einmal um's andere: Sohn — herrliches Schwiegerkind! und erklärte im Rausche des Jubels: Verlobung heute — Hochzeit nach Belieben! —

So freudig, wie aber der Supernumerar eintrat, so trüb ward er im Augenblick; denn — diese Szene — diese Worte — fast meint' er, es sey nicht so ganz richtig im gepuderten Haupte des armen Kanzlisten — Er kannte dessen Lage — große Noth — schmerzliche Entbehrungen — häufige Nachtarbeiten — Unglücklicher Mann — unglückliche Familie - So schnitt's ihm durch die verfinsterte Seele — Licht aber ward's drinn und himmlische Klarheit, als der geheime Kanzlist ihm das Gesangbuch — die Denkschrift — die Banknoten zeigte —

Unerforschliches Wesen! so segnest Du zwiefach, die Dir vertrauen —

Zwiefach — fielen Röschen und die Mutter zugleich ein —

Ja, zwiefach — rief begeistert der Ueberglückliche — Mein Ruf durch die Thüre — ach! er kam aus der Tiefe eines tief bewegten, dankbaren Herzens. — Röschens Hand und älterlichen Segen mir zu erbitten, eilt' ich hieher — denn — mein Vordermann, der alte Registrator, ist abgerufen in die Kanzlei da oben — spem succedendi hatt' ich ja längst — 600 Thlr. jährlich und ein Sportelnantheil sind mir nun gewiß und an Fleiße daneben — nun da soll es nicht fehlen —

Also wirklicher Herr Geheimer Registrator — nun, Du großer Gott, was Du doch im Augenblick machen kannst aus deinen kleinen Kreaturen — mein glückliches Kind — mein gesegneter Herr Schwiegersohn —

Damit erhob sich die Mutter, mit ihr der Vater und die ganze Familie, und Röschen — die Supernumerar-Braut, fiel in die Arme des wirklichen Geheimen Registrators und Bräutigams — und Segen floß von Aller Lippen, und Freude wollte sprengen Aller Herzen —

Erst nachdem man sich etwas erholt von dem Sturme des Glücks und der Ueberraschung, gedachte man wieder der Orakelschrift des selgen Großvaters und der Geheime Kanzlist las mit unterbrechenden eignen und fremden Anmerkungen, die wir aber, der beliebten Kürze wegen, hier nicht zu bemerken für Pflicht halten — mit einer Ordnung und Deutlichkeit, als ob er ein allerhöchstes Rescript collationirte, wie folget:

„Der Du bestimmt bist, inliegende 30,000 Thlr. zu finden — wisse, wie ich sie erworben und warum ich sie also verborgen!"

„Ich war ein blutarmer Mensch, als ich meine Margarethe kennen lernte. Hofwirthschafts-Copist mit 10 Thlr. 10 Gr. monatlicher Gage und einem Antheile am Tafelabhub — wie mochte mir es da in den Sinn kommen, eine dito Frau Copistinn heimzuführen unter mein ärmliches Dach — und doch — für Liebe und Unglück kann Niemand — ging

und stand all mein Sinnen und Beginnen nur auf Gretchens Heimführung. Das gaben aber ihre Aeltern — denn sie stammte aus einem der ersten Sekretariats-Geschlechte in Dresden — durchaus nicht zu — So weit ihres Vaters, des verwittweten Kammer-Secretarii, Stammbaum reichte — und der breitete seine Zweige bis in die ersten Zeiten des 30jährigen Kriegs — waren die Harringe immer Geheime-Hof oder-Kriegs- und dergleichen Sekretarien gewesen und hatten ihre Töchter nie unter ihrem Stande verheirathet — Gretchen also und der Hof-Wirthschafts-Copist — das dünkte ihrem aufgeblasenen Vater eine Mesalliance, größer, als die des Czaaren der Moscoviter mit der Soldatenbraut Chatinka.

Darum trachtete er desto eifriger darnach, den Engel, sobald nur möglich, standesmäßig zu vermählen. Auch fand sich bald ein stattlicher, nur etwas betagter Freier. Mein eigner Vorgesetzter, der Hofwirthschafts-Secretarius war es, welcher seines Lebens-Herbst durch der Liebe Sonne vergülden zu lassen strebte. — Wie mochte dem der arme Subaltern den Rang ablaufen. Alles ward richtig zwischen Aeltern und Bräutigam; nur die Braut, zuletzt befragt, gab abfälligen Bescheid und blieb auch dabei. Von nun an ward Gretchen wie eine Verbrecherinn behandelt — mir aber das Haus verboten —

In dieser großen Noth baute ich Pläne auf Pläne, meine geringe Liebe zu einer standesmäßigen zu erheben, unterdessen aber Gretchen, nur wenigstens dann und wann, zu sehen und zu sprechen. Und das glückte mir endlich.

Damals gab es in Dresden noch viel fromme Herzen, welche täglich, so in der zehnten Frühstunde, für ein Zweigroschenstück die Schüler vor den Thüren singen ließen — unter diesen Schwarzröcken aber, — wie man die nicht immer frömmsten Sänger frommer Lieder nannte — waren recht viel Leute von reifen Jahren — denn, nach vollendeten Studien erst sich rasiren zu lassen, war damals noch nicht bräuchlich — Unter jenem Schülerchore, in welchem ich wenige Jahre vorher selbst noch mitsang, hatte ich lauter gute Freunde und durch deren Hülfe gelang mir ein herrlicher Plan. Wenn nämlich die zehnte Frühstunde heranrückte, entfernte ich mich aus der Expedition, eilte auf das Tabulat der Kreuzschule, legte da die Kleidung eines Alumnen an, setzte eine Stutz-Perücke auf, und eilte so mit dem Sängerchor nach Gretchens Wohnung, wo tagtäglich, und zwar allemal zuerst, gesungen ward. — Recht ehrwürdig nahm ich mich in schwarzen Rocke und Azel aus — Keine Seele witterte darunter den Königl. Hofwirthschafts-Copisten —

Gretchens Lieblingslied — das wußt' ich, war: Befiehl Du deine Wege! und ihr Lieblingsvers, womit sie mich oft tröstete, wenn ich ob des Gedeihens unsrer Liebe verzweifeln wollte: Hoff' o du arme Seele — Jenes Lied ward daher fast täglich, der genäumte Vers aber, auf meine Verabredung, allemal doppelt gesungen. Der inbrünstigste Sänger war ich, und, während ich so recht aus Leibeskräften intonirte, schaute ich unter der Wolkenperücke unverwandt nach den Vorhangwolken, hinter welchen meine Sonne aufgehen sollte. Das geschah denn auch oft. Wie aber mochte Gretchen wohl ahnen, daß der Sänger und

Seher in der Schwarzen Mitte der Ihrige sey — und, was half mir am Ende das Sehen, wenn ich sie nicht auch sprechen konnte. Dieß zu erzielen, machte ich einen gewagten Versuch, und — er gelang.

Nach Beendigung des Liedes lief nämlich allemal ein Schüler mit der Büchse fort, die ersungenen 2 Gr. zu holen, und diese zahlte, wie ich in Erfahrung gebracht, allemal mein Gretchen. Ich nahm daher einst selbst das Kassirämtchen und eilte mit der Büchse nach der Himmelsthüre, welche meinen Engel verschloß.

Als ich Gretchen den blechernen Mund darreichte, die silberne Speise zu empfangen und dabei so recht aus Herzensgrunde ein: Gott bezahl's! sprach — nein, wahrhaftig! viel fehlte da nicht, das arme Kind hätte durch einen Schrei, halb des Schrecks, halb der Freude mich und sich verrathen. Unser Gespräch war natürlich kurz, aber gehaltreich und das Finale die gegenseitige Versicherung, die also eingeleitete Unterhaltung, so oft sich's thun ließ, zu wiederholen.

Und so knüpfte sich denn das Band unsrer Liebe an der Vorhausthüre, wie unter den Fenstern des Kammer-Secretarii, immer fester, während letztrer hinter den Fenstern über Gretchens Herz zu Gunsten des Hof-Secretarii schaltete und waltete, wie in seinen vier Pfählen. Unglücklicherweise aber mußte er einst, Kränklichkeit wegen, ganzer 14 Tage aus der Kanzlei bleiben; wunderte sich da nicht wenig, täglich dasselbe Lied singen zu hören und bemerkte oft ziemlich unwirsch: Die Menschen müßten auch gar nichts-weiter können — Als er vollends des Doppelsingens des bewußten Verses inne ward, sprach er oft von Sünde und Schande über die Ge-

dankenlosigkeit der heillosen Jugend — gab aber doch richtig seine 2 Gr. und fand es von Gretchen recht leutselig und herablassend, daß sie mit dem schwarzen Büchsenträger immer so lange Gespräche hielt.

Einst aber dünkt ihm dies auch gar zu lang. Er wollte sehen, wo Gretchen blieb und — fand es — ach! — dem Büchsenträger im Arm —

Von dem Donnerwetter deshalb kein Wort; denn dergleichen Wetter und Worte verhalten sich gegen einander, wie Alpen zu Sandkörnern. Nachdem Gretchen auf ihr Zimmer, ich in meine Kanzlei verwiesen und der heraufgerufene Schüler-Präfect tüchtig gescheuert war, daß er sein Chor zu solchen Allotriis misbrauchen lasse, schien die Sache für immer abgethan, war es aber nicht. Denn je mehr der Hofund der Kammersekretär mit vereinten Kräften unsre Liebe zu zerstören suchten, desto unzertrennlicher ward sie mit jedem Tage.

Einst, nachdem ich lange von Gretchen nichts gehört, nichts gesehen, ging ich Sonntags, wie gewöhnlich — denn auf Kirche und Gottes Wort hab' ich immer gehalten — in die Frühkirche, welche um 5 Uhr beginnt. Es schneite, was nur vom Himmel wollte.

Mit dem Seufzer: Hoff o du arme Seele! — trat ich ins Gotteshaus. Die Melodie des Liedes sprach tröstend mich an. Man sang: Befiehl Du Deine Wege. Mir gingen die Augen über — ich weinte so, daß die 50 Lichter des messingenen Kronenleuchters vor dem Taufsteine mir wie 50 bunte Sonnen erschienen.

Mitten durch das Schiff der Kirche zog sich eine

Reihe niedriger Bänkchen, auf welchen in der Regel nur alte Spitalweiber saßen. Neben einer derselben nahm ich, wie gewöhnlich, meinen Stand. Seit einigen Jahren schon kannte ich die ehrwürdige Matrone, und sie mich, denn ich war allemal ihr Kirchennachbar, kam ihren blöden Augen durch Ansagen der Liedernummern zu Hülfe, schlug ihr oft selbst die Lieder auf, und versah sie mit der Predigteintheilung, welche ich nachschrieb. Sie schien mich deshalb sehr lieb gewonnen zu haben, und hielt oft recht freundliche Gespräche mit mir.

Dies alte Mütterchen bemerkte meine Thränen, denn ich brachte das Tuch fast gar nicht von den Augen, und sah mich seitwärts immer theilnehmend an. Endlich trat der Prediger auf, mit dem Vers: Hoff o du arme Seele, und sprach dann mit herzerschütternder Salbung über das Vertrauen zu Gott in großen Nöthen.

Als hätt' er Gretchen und mich und unsere trüben Verhältnisse gekannt, so dünkte mir die ganze Predigt nur auf uns berechnet; denn kann wohl ein Mensch in größern Nöthen schweben, als wenn er heirathen soll und nicht will — wie mein Gretchen — oder gern heirathen möchte, und nicht darf — wie ich —

Ach! du Gottesmann! holdseliger Tröster — damit schaut' ich seufzend nach der Kanzel, und — Himmel! in einer Betstube daneben, gerade vor mir, lag zum Fenster heraus, wie ein Klotz, der Kammersecretär und — stand neben ihm wie ein Opferlamm, mit verweinten Augen, mein Gretchen —

Hatt' ich bisher nur beträchtlich geweint, wollt ich jetzt in Thränen zerfließen.

Dem alten Mütterchen neben mir gingen wahrhaftig auch die Augen über. Freundlich winkte sie mir, mich herabzubeugen, und sagte mir dann ins Ohr, daß sie nach dem Gottesdienste mich zu sprechen wünsche. Ich erwartete sie an der Kirchthüre. Sie bat mich, nach Hause sie zu begleiten; das kam mir sonderbar vor. Doch sie, dem Anscheine nach, tief in die siebzig, ich kaum ein Quinquennium über die Siebzehn — zudem noch Schneegestöber und tiefe Finsterniß auf Stadt und Land — an eine Klemme für Blut und Ruf war hier nicht zu denken — ich ging.

Ein warmes Stübchen — ein Koffee auf Kohlen und ein freundliches Wort machten mir's recht wohl um's Herz. Junger Mann, sagte sie, so recht mütterlich, nachdem sie das schwarze Spitalmäntelchen nebst Gesangbuch abgelegt, und mich zum Sitzen genöthigt, junger Mann! — Sie haben Kummer auf dem Herzen. Wollen Sie mir ihn vertrauen; vielleicht kann ich helfen.

So unwahrscheinlich mir dies auch vorkam, fand ich doch — und wer würde das an meiner Stelle nicht gefunden haben — Erleichterung darin, ihr mein Innerstes aufzuschlagen, wie ein Actenstück der Hofwirthschafts-Expedition, und erklärte ihr ganz besonders, warum das: Hoff o du arme Seele — in Lied und Predigt so lebendig mich ergriffen hatte.

Nachdem sie mich aufmerksam gehört, holte sie das in der Kirche gebrauchte Gesangbuch und sagte mit einer Stimme, deren liebevoller Ton mir heute noch in Ohr und Herz klingt: Längst als einen

fleiſigen Kirchengänger und aufmerkſamen Hörer des göttlichen Wortes Sie kennend, halte ich Sie auch für einen eben ſo redlichen Thäter darnach —

Hier legt' ich ſchweigend die Hand auf's Herz, als Gott her: Ja! das bin ich —

Kann ein gewiſſer Grad von Wohlhabenheit Sie glücklich machen — ich meine: Glauben Sie, daß Gretchen, obſchon dem Hofſecretär zugeſagt, jetzt noch die Ihrige werden könne, wenn Sie Ihr gehöriges Auskommen beweiſen? —

Mit voller Seele antwortete ich ein herzhaftes: Ja — und konnt' es auch, denn ſo unter der Hand hatt' ich wohl erfahren, daß der Kammerſecretär, von Gretchens unüberwindlicher Abneigung gegen ſeinen alten Hofkollegen immer mehr ſich überzeugend, einſt gegen einen Freund geäußert, wie er mir wohl gern, und zwar lieber als dem bejahrten Actenreiter, ſeine Tochter geben wolle, wenn ich nur — nicht ein ſo gar armer Schlucker wäre. —

Nachdem ich das alte Mütterchen auch davon gehörig in Kenntniß geſetzt, nahm ſie mit einer gewiſſen Feierlichkeit das dicke Geſangbuch und übergab es mir mit den Worten: Troſt haben Sie oft und wohl nicht vergebens in dieſem Liederſchatze geſucht — nun ſollen Sie auch Hülfe darin finden —

Ich war wie verſteinert — Mutterchen aber zog einen Stift aus dem ſilbernen Geſangbuch-Schloſſe — Eine Oeffnung in der Schaale ward ſichtbar, und da heraus zog ſie ein verſiegeltes Papier.

Darin — fuhr sie feierlich fort — sind 30,000 Rthl. in Banknoten — Empfange, christlicher Freund, was christliche Liebe — Dir spendet Sey glücklich — bleibe gottesfürchtig — und gedenke mein, wenn ich nicht mehr bin —

Wie eine Heilige in der Glorie erschien mir jetzt das Runzelgesicht in dem Barthäubchen — Viel fehlte nicht, ich hielt sie für ein überirdisches Wesen, und Niederfallen und Anbeten für Pflicht.

Den Reichthum in der Hand, Pochen im Herzen, tausend Thränen in den Augen, eben so viel Worte auf der Zunge, wollt' ich sprechen — vermocht es aber nicht.

Diese Summe — fuhr Mutterchen, an meiner Ueberraschung sich weidend, fort — habe ich weder erworben, noch ererbt — Der Zufall hat sie mir gegeben — Mit einem Fuße längst schon im Grabe, den andern bereit zum Hinabsteigen, ist es also kein sonderliches Verdienst, wenn ich sie, mir zur Freude und dem Willen des vorigen Besitzers gemäß, anwende, ein Paar gute Menschen glücklich zu machen. Hören Sie, christlicher Freund! Bey der letzten Belagerung Dresdens lag ein schwer verwundeter Engländer, der in der preußischen Armee diente — Kapitain Russel — bei mir im Quartier — ein frommer alter Mann, der mit mir betete und sang, wie in der Kirche, und, weil ich sein treulich pflegte, mir oft von großer Belohnung sprach, wenn er gesunde. Das geschah aber leider! nicht. Seine Jahre — er stand in den meinigen — machten seine Wunde tödtlich. Als er das Nahen seines letzten Stündleins verspürte, rief

er mich an's Bette, und redete mich also an: Mutter! Du hast an mir gethan, wie der barmherzige Samariter. Ich will Dir's vergelten. Der Letzte meines Stammes, ohne Verwandte und Freunde, allein noch in der Welt, wie ein Baum, um welchen her Alles abgestorben ist, weiß ich den Rest meines Vermögens nicht besser anzuwenden, als wenn ich ihn Dir gebe.

Hier nahm er vom Bette eine englische Bibel, welche er, wie er sagte, auf allen Feldzügen, so wenig aus dem Herzen, wie den Degen von der Seite gelassen hatte, öffnete die mit silbernem Schlosse verschlossene hohle Schaale, und langte hervor diese Papiere.

„Die Obrigkeit soll das Geld nicht haben, denn die weiß es mir keinen Dank. Milden Stiftungen mag ich es nicht legiren, denn da käm' es vielleicht den Administratoren mehr als den Armen zu Gute. Darum empfange Du es, barmherzige Schwester! vergolde Dir damit Deine letzten Tage, und brauchst Du es nicht mehr, so mache gute Menschen damit glücklich."

Meine Verwunderung können Sie sich denken, doch weniger vielleicht als meinen Schreck; denn kaum hatte ich die reiche, wie vom Himmel gefallene Gabe in der Hand, da sank der edle Geber, vom Schlage getroffen, zurück und — war nicht mehr.

Was ich rechtmäßig empfangen, der Obrigkeit anzuzeigen, hielt ich für unnöthig; mit dem reinsten Gewissen konnt' ich es mein nennen, und doch machte es mir, als ich vom ersten Schreck mich erholt hatte, wenig Freude. Denn, selbst schon dem Ziele nahe, wohin der Kapitain gegangen war, und gleich diesem,

allein noch in der Welt, ohne Verwandte und Freunde — endlich wohl berechnend, daß, wenn ich meinen Reichthum welle kund werden lassen, nur erbhungrige Seelen mich umlagern und mein letztes Stündlein freudig erlauern würden, beschloß ich zuerst, trotz der großen Summe, die einfache Lebensweise, wobei ich so alt geworden war, auch nicht im Mindesten zu ändern. Dann aber ließ ich in die Schaale der englischen Bibel, welche ich doch nicht verstand, mein Gesangbuch binden, verschloß darin die Banknoten wieder, wie ich sie daraus empfangen hatte, und harrte nun auf Gelegenheit, wo möglich bey Lebzeiten, irgend einen Gottesfürchtigen und Frommen damit zu erquicken, oder, wenn ich dazu keine Veranlassung fände, des Himmels weiser Fügung es zu überlassen, wem er einst nach meinem Tode mit dem segensreichen Gesangbuche segnen wolle. Und nun danke ich Gott, daß er Gelegenheit mir gegeben, Gutes zu thun. — Führen Sie, gottesfürchtiger junger Mann, kraft dieser Summe, Ihr Gretchen heim und gewähren Sie mir dann und wann nur die einzige Freude, mich Zeugin des häuslichen Glücks seyn zu lassen, das ich, ein schwaches Werkzeug in der Hand des starken Gottes — befördert.

Meine Empfindungen bei dem also Sprechen und Handeln einer alten Spitalmutter, der ich oft selbst einen Kupferpfennig in die Bettelbüchse gesteckt hatte, beschreiben, hieße den Niagara-Fall malen wollen mit dem Büschel der Gänsepose.

Uebrigens erlaubte mir das himmlische Wesen — denn so kam mir Frau Kranepul jetzt vor — nicht einmal, meinen unendlichen Dank in endlichen Worten auszusprechen, sondern nöthigte mich dafür lieber

Mittel und Wege einzuschlagen, zum baldigen Erreichen meines ersehnten Ziels.

Ein Seliger erster Klasse, auf Erden schon ein Bewohner des dritten Himmels, begab ich mich, im Augenblick, die Banknoten in der Tasche — nach Hause, fiel hier zuerst auf die Knie, inbrünstig dankend dem wohlthätigen Lenker meines Schicksals, und eilte dann, stattlich angethan, dem Kammersecretär und Gretchen mein Glück wie meine Wünsche zu verkünden.

Von beider Ueberraschung und Freude kein Wort — Derlei Dinge liegen jenseit den Grenzen der Sprache. Von dem Erfolg aber nur so viel: daß der Kammersecretär Augenblicks meine Hände in Gretchens Sammtpatschchen legte, als seinen allerliebsten Schwiegersohn mich umarmte und nebst Frau Kranepul zur Tafel zog — am folgenden Tage aber dem alten Hofsecretär den Handel aufkündigte — am dritten Tage Sr. Königl. Majestät in einer allerunterthänigsten Supplik demüthigst bat, mich ihm zu adjungiren — am vierten seinen Verwandten kund that, welch Heil seinem Hause widerfahren — am fünften den Spezialbefehl zur Trauung ohne Aufgebot lös'te — am sechsten unsre Verbindung feierte — und am siebenten endlich ausruhte von seinen Werken und ansah, was er geschaffen, und immer einmal ums andere ausrief: Siehe da, es ist Alles sehr gut —

Und so war es auch. Gretchen ward mein Himmel auf Erden, und ich — wenn auch nicht ihr lieber Gott — doch wenigstens der Erste nach ihm — Frau Kranepul, die wir zu uns ins Haus nahmen, blieb noch drei Jahre frohe Zeugin unsers Glückes — Ein einziger Sohn war die Frucht unsrer Ehe — Dieser

Einzige aber auch — bedaure mich, der Du dies lieſeſt — der einzige Störer meines häuslichen Glücks" —

Bis hieher hatte der geheime Kanzliſt faſt in Einem Odem haſtig und mit geſpanntem Intereſſe geleſen, die Familie aufmerkſam zugehört. Jetzt aber gab er ſeufzend die Denkſchrift dem Regiſtrator mit den Worten: Mein Vater! — Traurig genug, daß ich die Folgen ſeiner Verirrungen tragen mußte — ich mag nicht auch ihr Verkündiger ſeyn; leſen Sie! Und der Regiſtrator thät, wie ihm geheißen:

„Zu große Liebe hatte mein einziges Kind erzogen. Mit ſeltnen Talenten ausgerüſtet, ſtudierte mein Sohn, warf ſich aber, ſtatt den Muſen, liederlichen Freunden und Dirnen in die Arme. Seine auf der Univerſität contrahirten Schulden zu bezahlen, mußte ich die erſten tauſend Thaler hingeben. Durch meine Fürſprache angeſtellt, kam er unglücklicher Weiſe in eine Stelle, wo er Geld unter den Händen hatte — und — nicht drei Jahre, da war ich genöthigt, im Stillen einen Defect von 6000 Rthlr. zu erſetzen, wenn mein Sohn nicht, bei Nacht und Nebel, als Kaſſendefraudant, davon gehen ſollte. — Alles verſprechend, nichts haltend, fing er es bald wieder an, wo er es gelaſſen hatte, und in wenigen Jahren war er auf dem alten Punkte.

So opferte ich ihm nach und nach den dritten Theil meiner geheimen Hülfsquelle, womit ich ihn abſichtlich nie ganz bekannt gemacht hatte, gab dieſe für erſchöpft aus, und überließ ihn endlich ſeinem Schickſale; denn die Gaben einer chriſtlichen Wohlthäterin an einen Liederlichen zu verſchwenden, be-

dünkte mich Sünde. Der Kummer über sein schlechtes Thun und Treiben brachte seine Mutter in's Grab — mich demselben nahe — meinen verlornen Sohn aber dennoch nicht zur Erkenntniß; ja, als ich ihm gestern nach der Mutter Beerdigung über die herrlichen Verse: Sing, bet' und geh' auf Gottes Wegen ꝛc. einen herzerschütternden Sermon gehalten hatte, nannte er dies: altväterisches Zeug, und eilte in die liederlichste Gesellschaft.

Ich aber ging bekümmerten Herzens an mein Pult, ergriff wehmüthig das Gesangbuch mit der hohlen Schaale, welches die noch übrigen Banknoten enthielt, grub unter tausend Seufzern auf das silberne Schloß die Worte: Sing, bet' und geh' auf Gottes Wegen — und verbarg soviel möglich den Zugang zu dem geheimen Schatze.

Wäre mein Sohn verheirathet und hätte er Kinder, oder ich sonst Verwandte, so würde ich zu deren Besten über das gehaltreiche Buch disponirt haben. Da beides aber nicht der Fall ist, das Erstere auch bei seinem ausschweifenden Leben nie seyn wird, so stelle ich es einzig, gleich der frommen Geberin dieses Schatzes, Gottes weiser Fügung anheim, wem er damit segnen will. Um ihn indeß, wenn mein Sohn nach meinem Tode ja noch heirathen und Kinder bekommen sollte, der Familie zu erhalten, habe ich mir es von ihm feierlich geloben lassen, dieses Buch der frommen silbernen Schrift wegen — auch in der größten Noth, nie zu veräußern; und wenn er je noch heirathe und Familie bekomme, es von Kind auf Kind forter-

ben zu lassen. Das Buch hatte für ihn keinen, das silberne Schloß geringen Werth. Für Frömmelei hielt er meinen Wunsch, und da er meinen Willen nie erfüllt hatte, ward es ihm leicht, mir wenigstens die Heilighaltung dieses letztern zu geloben. Gebe nur der Himmel — dies ist mein innigster und letzter Wunsch auf Erden, daß dieser verborgene Segen in gute Hände fallen möge!"

Nun, in bessere, rief begeistert der Registrator, in bessere konnte er wohl nicht fallen — gepriesen sei der grundgütige Gott, der so wunderbar Euch, herrliche Menschen! gesegnet — zwiefach gepriesen aber, daß er daneben mich also bedachte, Röschen — mein nennen zu können, auch ohne den geheimen Segen der Frau Kranepul. —

Ja, das weiß Gott — sagte der geheime Kanzlist — doch, besser ist besser. —

Und am besten — fiel Mutterchen ein, — daß das schwere Geld bei der Familie geblieben ist. Herr Gott! wenn dein Vater das Gesangbuch damals verkauft hätte!

Wohl, wohl — hören Sie, Herr Sohn! das war eine wunderliche Geschichte. Die muß ich erzählen. Vorher noch ein paar Erläuterungen aus der Biographie meines Vaters.

Als mein Grosvater gestorben war, und wie es schien, kein Vermögen hinterlassen hatte, kam mein Vater, doch nun zu spät, zur Besinnung. Seiner Stelle beraubt, mußt' er vom Abschreiben jämmerlich sich nähren und doch heirathete er noch auf diesen erbärmlichen Nahrungszweig. Sein Erst- und Letztgeborner war ich, dem er, gewarnt durch eignes Bei-

spiel, eine nach seinen Kräften gute Erziehung gab. Was er allein verschuldet, traf nun auch Weib und Kind. Wir hatten oft nicht, wovon wir uns sättigen, wärmen und kleiden sollten. Des Grosvaters Nachlaß an Mobilien ꝛc. ward in Stunden der Noth, stückweis nach und nach verkauft, so daß am Ende auch gar nichts mehr davon übrig blieb, als — das alte Gesangbuch. — Davon konnte und wollte mein Vater, des dem Seinigen gelobten Versprechens eingedenk, durchaus nicht sich trennen. Besonders schien ihm die Schrift auf dem Silberschlosse aus Herz zu gehen. „Sing', bet' und geh' auf Gottes Wegen" — hört' ich ihn oft seufzend für sich sprechen und nie konnte er das Buch in die Hände nehmen, ohne laut und mit Bedeutung die frommen Worte zu wiederholen. —

Einst — es war an einem der kaltesten Winterabende — hatten wir auch gar nichts uns zu sättigen und zu wärmen, und doch sollte mein Vater arbeiten, wenn wir uns wenigstens den folgenden Tag des Hungers erwehren wollten. In dieser großen Noth ging er hastig nach dem Gesangbuche, las laut: Sing', bet' und geh auf Gottes Wegen — sprach seufzend: Nun, das thue ich ja — las weiter: Verricht' das Deine nur getreu — seufzte wieder: Nun, das thu' ich ja auch — und doch — Damit gab er mir das Gesangbuch, sagte mit verbissnem Schmerz: Trag's fort — schaff Geld! — und fing dann laut an zu weinen.

Ich ging, aber nicht zu thun, wie mir geheißen, sondern wie Liebe zum Vater und zum Buche mir eingab. Es war finster — niemand kannte mich — ich

sprach Leute an, sang dazu, klappernd vor Frost: Hoff' o du arme Seele — und — wußte ich es nun beweglich genug zu machen, oder wirkte die strenge Kalte Erbarmung — binnen einer Stunde hatt' ich ungefähr soviel des Schlosses Werth vetragen mochte, erbettelt. Als wir nun davon Holz und Brod geschafft, des warmen Stübchens, wie der Sattigung uns freuten, mein Vater aber den Verlust des Gesangbuches beseufzte, da legt' ich es freudig ihm hin, und erzählte, mit welchem herrlichen Verse daraus ich mir es erfungen.

Entzückt umhalsete mich mein Vater, grub den Augenblick selbst: Hoff' o du arme Seele auf das Gesangbuchschloß, gerade unter das: Sing, bet und geh' auf Gottes Wegen — und — seht Kinder! Hofnung auf Gott — und Gehen auf seinen Wegen läßt nicht zu Schanden werden.

Damit umarmte der geheime Kanzlist immer Eins um das Andere — Mütterchen that sich nicht wenig auf den Herrn Sohn zu Gute, wie sie nun den geheimen Registrator nannte — Dieser und Röschen fragten sich immer abwechselnd: Ob wohl ihr Glück auch wirklich wahr sey? — Am häufigsten und lebendigsten aber erkundigten sich bei jeder Pause die lieben Kleinen, ob denn, da der Vater nun ein reicher Mann geworden sey, auch noch, wie bei reichen Leuten, beschert werde. —

Und den Augenblick eilte der Gutherzige fort, eine Anleihe zu machen zum Besten des Hauses, insbesondere des noch zu feiernden fröhlichen Christabends.

Als er das mit leichtem Herzen erborgte Geld

brachte, schlug es freilich schon 10 Uhr — denn das Lesen und Zwischenreden hatte den Abend schier weggenommen. Doch, ein Christmarkt ist bekanntlich noch an keinem Christabende rein aufgekauft worden. Puppen schwebten, Hanswürste ritten noch in Menge auf Bindfäden. An Aepfeln und Nüssen, Stollen und Pfefferkuchen, Wachsstöcken und Spielzeug war auch noch ein reicher Segen vorhanden. Mutter und Röschen erlagen daher fast unter den Herrlichkeiten, die sie in der Eil erhandelten. Und als es schier anfing finster und still zu werden in der Nachbarschaft, da ward es erst hell und laut in der Stube des armen Kanzlisten. Die Kleinen, selig im Besitz der so unerwartet als spät errungenen Freuden küßten um die Wette die Gesangbuchschaale, aus der ihnen solch Heil gekommen. Vater und Mutter bescherten einander mit Stirnen und Blicken, die sie seit vielen Jahren nicht mehr hatten, nämlich mit — sorgenfreien — Röschen aber und der geheime Regiſtrator mit Hand und Herz.

So nahte die 12te Stunde. Als sie ertönte, da stimmte der geheime Kanzlist inbrünstig an: Befiehl Du Deine Wege Der Familienchor fiel ein mit Andacht und Rührung und kein Auge war, das da trocken blieb, auch nicht eines.

Am dritten Feiertage aber gab es, wie leicht zu erachten, einen gar fröhlichen Geburtstag. — Nun durfte keine Haubenschachtel, kein Putzkopf und kein alter Dessauer mehr in den Ofen, das Kanzlistenstüblein zu erwärmen — und Röschen prunkte in dem neuen selbst gestickten Fähnchen mit desto mehr Ruhe und Frieden der Seele, da es nun so gut stand um die

väterliche Fahnenkasse. Als endlich die Zeit erfüllet war, daß das Aufgebot gehörig gethan und eine Ausstattung anständig bereitet, da sprach Röschen dem geheimen Registrator am Altare das silbenärmste und gehaltreichste — das sprachleichteste und folgenschwerste Wort im ganzen deutschen Sprachschatze — das Wörtlein: Ja! —

Die Martinsgans.

Erzählung von K. G. Prätzel.

In stilles Nachdenken vertieft, kehrte Meister Ringwald eines Sonntags aus der Kirche zurück, wo der Pfarrer so eben über das Evangelium vom barmherzigen Samariter eine gar erbauliche und rührende Predigt gehalten hatte. „O Gretchen, liebes Gretchen!“ seufzte der Bedrängte, indem er sein ödes Wohnhäuschen aufschloß und von den kahlen, düstern Stubenwänden sich wieder umringt sah; „wäre mir das Herz nicht von einer so desperaten Liebe besessen und eingenommen; ich wüßte wohl, was ich thäte! Da steht die alte Hütte, nehmt sie hin und macht euch bezahlt, ihr Blutigel! so spräche ich, schnürte mein Felleisen, wanderte von dannen, und wäre wieder der heitre, fröhliche Bursche, der ich sonst gewesen. Ja, beym Himmel! was ich heut in der Kirche gehört habe, paßt so ganz auf meinen Zustand, daß es mich, wenn ich mir die Auslegung des Evangeliums noch weiter auslege, schier bedünken will, ich selbst sey unter die Mörder gefallen; nur will sich leider kein barmherziger — “

Da fiel ihm der Amtsverwalter ein. Der dicke Herr hatte während der Predigt mit den Weibern um die Wette geschluchzt, dem Klingbeutel vor aller Welt Augen einen blanken harten Gulden geopfert und nach und nach seine beyden Schnupftücher voll geweint. „Glückseliger Gedanke!“ jubelte Ringwald. „Der barmherzige Samariter ist gefunden! Zu ihm will ich hin; ihm will ich meine traurige Lage schildern, meine Noth klagen, mein Verlangen ans Herz legen! Volle Kisten und Kasten stehn ihm zu Gebot; er wird, den heut bey ihm erweckten christlichen Regungen gemäß, nicht Anstand nehmen, mir auf mein ehrliches Gesicht und gegen billige Zinsen die funfzig Thaler vorzustrecken, um derentwillen ich von meinen hartherzigen Gläubigern so lieblos bestürmt und in die Presse genommen werde. Schnell, schnell ans Werk, bevor sich die guten Eindrücke wieder verwischen, die sein Gesicht in so unverkennbaren Zeichen und Merkmalen vor der ganzen versammelten Gemeinde kund gab.“

Gesagt, gethan! Ringwald ließ das mit eigner Hand herbeygetragene kümmerliche Mittagsbrod im Stich, verschloß die Thür und eilte mit starken Schritten dem Amthause zu. Auf sein bescheidnes Klopfen erschien eine Magd und berichtete ihm, daß die Herrschaft sich bereits bey Tische befinde; weshalb er zu gelegnerer Zeit sich wieder einstellen möge, wofern sein Geschäft nicht etwa von sehr dringender Wichtigkeit sey. „Ach freilich ist es sehr dringend und wichtig!“ erwiederte Ringwald mit so lebhaftem Geberdenspiel, daß jene sogleich, unter dem Versprechen, ihn anmelden zu wollen, sich nach dem Speisezimmer verfügte. Nach Verlauf einiger Minuten, während wel-

cher der Harrende die für seinen Zweck tauglichen Redewendungen still überdachte, kam der Amtsverwalter zum Vorschein. Das stattliche Feyerkleid war dem gründamastnen Schlafrocke, die hochfrisirte Beutelperücke der schwarzen Sammetmütze gewichen; als Verkünderin seines gegenwärtigen Schaffens und Treibens, hing ihm die im dritten Knopfloch befestigte Serviette bis zu den Knieen herab, und nicht undeutlich drückte in einem Wölkchen auf seiner Stirn der geheime Unmuth über die eben erfolgte Störung und Unterbrechung sich aus.

Gar bald gewann indessen, während Ringwald in Vortragung des kühnen Gesuches seinem gepreßten Herzen Luft zu machen anfing, ein mit zweifelhaftem Kopfschütteln verbundnes mitleidiges Lächeln in seinem Gesicht die Oberhand. „Mein Freund," unterbrach er mit Zeichen des höchsten Befremdens, aber in ziemlich leutseligem Tone den geschwätzigen Bittsteller, „er ist entweder nicht recht bey Sinnen, oder er hat noch niemals in seinem Leben mit einigem Appetit zu Mittag gegessen! Zu seiner Ehre will ich beydes glauben; denn ich vermöchte mir sonst eine solche Dreistigkeit schlechterdings nicht zu erklären. Wann und wo ich ihm Anlaß gegeben, mich der Ausübung eines dummen Streiches für fähig zu halten, weiß ich nicht; groß muß übrigens sein Glaube an meine Einfalt seyn, da er ohne alles Bedenken sogar die Tischzeit wählt, mich mit einem Anliegen dieser Art zu behelligen!"

„Der gestrenge Herr Amtsverwalter," stammelte Ringwald, „waren heut in der Kirche, als der Pfarrer die edle Hülfsleistung des barmherzigen Samariters zur Nachahmung anempfahl, so gerührt und be-

wegt, daß ich bey diesem Anblick alsbald auf den Gedanken gerieth, ein so gefühlvoller Menschenfreund könne es unmöglich über sich gewinnen, den flehenden Worten des armen, trostbedürftigen Mitbruders ein geneigtes Gehör zu verweigern; wenn ihm auch die Suppe darüber kalt werden sollte!"

Bey dieser Hindeutung nahm der Amtsverwalter, indem er nicht umhin konnte, sich die öffentlich zur Schau getragene Rührung ins Gedächtniß zurück zu rufen, wieder eine sehr sanfte Miene an und sagte: „Man ertheilt ihm überall das Lob eines braven und fleißigen Mannes, Meister Ringwald. Das ist freilich recht gut für ihn; nur kann es mir leider nichts helfen! Die Zeiten sind schlecht; er wird am besten wissen, ob ihm der Webstuhl mehr als das trockne Brod abwirft. Wie in aller Welt kann er so unbillig seyn und mir zumuthen, ihm funfzig Thaler zu leihen! mein Geld zum Fenster hinauszuwerfen! Zeichen und Wunder sind nicht mehr an der Tagesordnung; die Möglichkeit aber, daß er jemals auf natürlichem Wege zu Wiederabtragung der geliehenen Summe sollte Anstalt zu treffen wissen, will mir durchaus nicht einleuchten! Er begreift also wohl, daß von den verlangten funfzig Thalern gar nicht weiter die Rede seyn kann. Um ihm indessen von meiner weichen Gemüthsart und thätigen Menschenliebe ein sprechendes Pröbchen zu geben, will ich bey dem alten Hufschmidt Röhrfeld, den er mir als den ungestümsten unter seinen Gläubigern bezeichnet, mich gelegentlich durch ein gutes Wort für ihn verwenden, um den hartherzigen Polterer dadurch wo möglich zu einiger Geduld und Nachsicht zu bewegen. Vielleicht, daß es ihm für Ein-

treibung der zu fordernden Schuldsumme auf ein paar Wochen früher oder später nicht eben ankommt."

Ringwald wollte von neuem das Wort nehmen; der Amtsverwalter deutete ihm jedoch an, daß er sich für jetzt aller weitern Aeußerungen des Dankes und der Erkenntlichkeit enthalten möge, nickte ihm einen flüchtigen Abschiedsgruß zu, und kehrte in sehr angelegentlicher Eilfertigkeit nach dem Speisezimmer zurück. Zeit gewonnen, viel gewonnen! dachte jener, indem er gleichfalls zum Abzuge sich anschickte. Die beabsichtigte Anleihe muß ich mir freilich aus dem Sinn schlagen; hat indessen der Amtsverwalter nur für das mir ertheilte Versprechen ein besseres Gedächtniß, als für die heutige Predigt, so ist der Zweck meines gewagten Unternehmens wenigstens denn doch nicht ganz verfehlt! —

Erst vor einem halben Jahre war Ringwald, auf erhaltene Nachricht von dem erfolgten Ableben seines Bruders, aus der Fremde heimgekehrt, hatte durch Uebernahme des väterlichen Wohnhauses sich zu Entrichtung aller, in Folge der stattgehabten langwierigen Krankheit des Verstorbenen, darauf haftenden Schulden anheischig gemacht und seitdem in unermüdlicher Ausdauer hinter seinem Webstuhle gearbeitet und gedarbt, um vor allen Dingen den eingegangenen Verbindlichkeiten Gnüge zu thun. Leider war ihm jedoch das Hinwirken auf den genannten Zweck nicht nach Wunsch von statten gegangen, da er, aller Einschränkung und Sparsamkeit zum Trotz, sich durch den Fleiß seiner Hände noch bis jetzt kaum den nöthigen Lebensunterhalt zu erwerben im Stande war. Es wollte sich demnach, obgleich der Ruf von seiner Geschicklich-

keit schon mehr und mehr zu seinem Vortheil sich zu verbreiten begann, sich zur gänzlichen Zufriedenstellung der von einer Zeit zur andern vertrösteten Gläubiger noch immer keine Aussicht für ihn eröffnen; ein Umstand, der in nicht geringerm Maaße sein Herz mit Sorgen und Bekümmernissen erfüllte, als er zugleich dem stillheimlichen Wunsche nach einer nähern Verbindung mit der Geliebten, die während seiner dreijährigen Abwesenheit von der Heimath mit wandelloser Treue ihm ergeben geblieben war, hemmend und störend in den Weg trat. Gretchen, die damals, als das Liebesverständniß zwischen beyden sich anknüpfte, bey einer im Städtchen wohnenden Muhme ihren Aufenthalt hatte, befand sich gegenwärtig wieder bey ihrem Vater, dem Hegereiter Trautmann in Almersdorf. Nur wenige male hatten die Liebenden im Lauf des eben verwichenen Sommers sich gesehen und gesprochen, da ihre Wohnörter fast eine Meile Weges von einander entfernt lagen und Ringwald, der, zufolge der bereits angegebenen Ursachen, in der Regel sogar den größten Theil des Sonntags auf Betreibung seiner Berufsgeschäfte verwandte, sich zu häufigern Wanderungen dieser Art die Zeit nicht füglich abmüßigen konnte.

Auch heut würde er dieser Gewohnheit getreu geblieben seyn, hätte nicht, als er eben von seinem Besuch beym Amtsverwalter wieder in seiner Wohnung angelangt war, eine Bäuerin aus Almersdorf sich bey ihm eingefunden und ihm die Botschaft überbracht, daß Gretchen ihn auf das sehnlichste zu sprechen verlange, da sie ihm eine Nachricht von sehr bedeutender und dringender Wichtigkeit mitzutheilen habe. Eine bange Ahnung bemächtigte sich seines Gemüthes; aber-

mals schob er, indem ihm plötzlich alle Eßlust vergangen war, das karge Mittagsmahl zurück, ergriff Hut und Stock und wanderte, der vernommenen Aufforderung Folge zu leisten, in ängstlicher Neugierde und Erwartung zum Städtchen hinaus.

Schon hatte er, auf der einsamen, vom Regen durchweichten Landstraße rüstig dahinschreitend, die Hälfte des Weges zurückgelegt und den Fußsteig erreicht, der, eine seitwärts befindliche Waldung quer durchschneidend, dem beabsichtigten Ziel näher entgegenführte, als plötzlich ein lautes Aechzen und Rufen, das aus der Tiefe des Kieferngehölzes zu ihm herüberdrang, seine Aufmerksamkeit rege machte. Voll Verlangen, dem Klagegeschrey näher auf den Grund zu kommen, begann Ringwald sogleich die Richtung zu verfolgen, von wannen es sich vernehmen ließ. Wenige Augenblicke nachher entdeckte er ein umgestürztes armseliges Fuhrwerk und unter demselben den Wagenlenker selbst, einen alten zerlumpten Juden, der, im Hinwegbiegen aus dem tiefen und schlüpfrigen Fahrgleise, gegen eine aus dem Boden hervorragende Baumwurzel gerathen und in Folge dessen ein bemitleidenswerthes Opfer seiner Unkunde und Ungeschicklichkeit geworden war. Durch den nerrigten Arm des herbeieilenden Helfers in der Noth war der Wagen bald wieder in die Höhe gerichtet; allein noch immer, obgleich von der schwerlastenden Bürde befreyt, vermochte der Eigenthümer desselben, da ihm bey der Heftigkeit des Falls ein Bein gebrochen war, sich nicht von der Stelle zu bewegen.

Was war zu thun? Aus Besorgniß vor einem in Betreff der eignen Angelegenheiten vielleicht unersetz-

lichen Zeitverluste, den Unglücklichen seinem Schicksal zu überlassen: einer solchen Härte und Unmenschlichkeit würde Ringwald, auch ohne daß es zur Belebung seines Diensteifers erst der Erinnerung an die Winke und Ermahnungen, die er heut aus dem Munde des Predigers vernommen, bedurft hätte, nicht fähig gewesen seyn. Rasch war daher sein Entschluß gefaßt. In angestrengter Vorsicht und Sorgfalt hob er den von Schlamm und Schmutz triefenden Juden auf den Wagen, ergriff, nachdem er ihm aus den umherzerstreuten, alte eingehandelte Kleidungsstücke enthaltenden Bündeln ein weiches Lager bereitet, mit kräftiger Hand die Zügel, gab dem steifen abgemagerten Karrngaul durch einige nachdrückliche Peitschenhiebe seine Absichten zu erkennen und alsbald ging die unterbrochene Fahrt wieder von dannen. Simon Levi, dem das Rütteln und Stoßen des Wagens die empfindlichsten Schmerzen verursachte, krümmte sich wie ein Wurm und schrie aus Leibeskräften zu dem Gott seiner Väter; Ringwald aber kehrte sich nicht daran, sondern jagte, in der Ueberzeugung, daß der Leidende nicht schnell genug unter ärztliche Pflege und Obhut gebracht werden könne, über Stock und Stein mit ihm davon. Nur dann und wann, so oft die Beschaffenheit des Heerweges ein behenderes Fahren durchaus nicht verstatten wollte, wandte er das Gesicht zu ihm zurück, um ihn zur Geduld und Standhaftigkeit zu ermahnen und ihn auf die nahbevorstehende Hülfsleistung zu vertrösten, die er sich unter den Händen des hochberühmten Stadtbaders Vogelbusch zu versprechen habe.

Im Städtchen angelangt, schlug Ringwald, unter dem Zusammenlauf einer Menge von Neugierigen,

die der abentheurliche Einzug herbeylockte, seine Richtung gerades Weges nach dem Amthause ein; da er in seiner eignen beengten Klause den Juden nicht unterzubringen wußte und der Meinung war, daß hier in dem weiten, geräumigen Gehöfte sich für diesen Zweck wohl am allererſten ein schickliches Plätzchen finden werde. Auch hatte er in seiner Muthmaßung sich keinesweges geirrt; denn der Amtsverwalter, der jetzt abgespeist hatte, erschien sogleich vor der Thür und gab, nachdem er von dem traurigen Vorfall sich sattsam unterrichtet, den Umstehenden mit bewegter Miene zu erkennen, daß er kein Bedenken trage, an dem armen Verunglückten, der denn doch auch gewißermaßen auf menschliche Beihülfe Anspruch zu machen befügt sey, das begehrte Werk der Großmuth und Barmherzigkeit auszuüben. Seinen Verordnungen gemäß, wurde Levi alsbald vom Wagen gehoben und mit Sack und Pack nach einer, in der Nähe des Pferdestalles befindlichen Kammer fortgeschafft, worin zur wirklichen Aufnahme des Kranken eine große breite Bettstelle nebst Strohpfühl vorhanden war.

Jetzt ließ es Ringwald seine erste Sorge seyn, den Wundarzt ausfindig zu machen, damit dem Unglücklichen, dessen Zustand sich mit jeder Minute zu verschlimmern schien, die wesentlichste und wichtigste Dienstleistung, deren er bedurfte, zu Theil werde. Lange suchte und forschte er an mehreren Orten vergebens nach ihm umher; endlich fand er ihn in einem außerhalb des Städchens gelegenen Wirthshause, wo er in Gesellschaft einiger Freunde und Gevattern am Tische saß und Karten spielte. Mit angelegentlichem Eifer raunte der Eilfertige ihm in das Ohr, daß er

so schnell als möglich zur Untersuchung und Heilung eines Beinbruches sich nach dem Amte verfügen möge; und rasch und freudig sprang Vogelbusch, in der Meinung, daß es der Amtmann selbst sey, der das Bein gebrochen, von seinem Sitze empor, warf, statt der Auskunft, die seine Spielgenossen dieses leidenschaftlichen Benehmens wegen von ihm begehrten, ihnen die Karten an die Köpfe, und rannte spornstreichs dem Städtchen und seiner Wohnung zu, um sich daselbst, zu Bewerkstelligung des an ihn ergangenen ehrenvollen Auftrages, mit den erforderlichen chirurgischen Geräthschaften zu versehen. Zwar fiel es ihm, nachdem er an Ort und Stelle sich über die eigentliche Beschaffenheit der Umstände näher unterrichtet, um so schwerer, seinen Aerger und Unmuth zu unterdrücken, je weniger er es verlautbaren durfte, durch welche frohe Erwartungen er zu so pünktlichem und lebendem Diensteifer erweckt und angefeurt worden sey; doch ließ er sich durch die Vorstellungen des Amtsverwalters bald wieder beschwichtigen, zumal da dieser ihm andeutete, daß er für seine Mühe, wofern der Jude nicht aus eigenen Mitteln zu Herbeyschaffung der Kur- und Verpflegungskosten Anstalt zu treffen vermöge, auf das gewissenhafteste aus der Stadtkasse entschädigt werden solle. Ueber die Hauptsache beruhigt und zufriedengestellt, zauderte er jetzt nicht länger, sondern begab sich nach dem Pferdestall, untersuchte den Schaden und legte dem Jammernden mit kunstgeübter Hand und unter der liebreichen Versicherung, daß er hinfort, um ihn bald möglichst wieder auf die Beine zu bringen, sich zweimal des Tages bey ihm einfinden werde, den ersten Verband an.

Schon begann der Tag sich zu neigen, als Ringwald, der bis zu diesem Augenblick fortwährend zu Gunsten des Juden beschäftigt gewesen war, wieder zu Athem gelangte und, der an ihn ergangenen Einladung gedenkend, sich zum zweitenmal nach Almersdorf auf den Weg machte. Das Wetter war mittlerweile rauh und unfreundlich geworden; mit mehr und mehr überhand nehmender Dunkelheit begann das am Himmel befindliche Regengewölk sich zu ergießen; nur mühsam vermochte er die Richtung des schlüpfrigen, durch die finstre Holzung sich krümmenden Fußsteiges zu verfolgen, und erst spät am Abend erreichte er endlich erschöpft und ermüdet den jenseitigen Waldsaum und mit ihm zugleich sein sehnlich erwünschtes Ziel. Gretchen, die ganz allein das Haus hütete und auf seinen Besuch bereits verzichtet gehabt, trat mit verweinten Augen ihm entgegen und nur zu bald, nachdem er in flüchtigen Worten ihr die Ursache seines verspäteten Eintreffens zu erkennen gegeben, ward ihm über die Trauer und Niedergeschlagenheit, die sie in ihrem ganzen Wesen blicken ließ, der begehrte Aufschluß zu Theil. Was er schon längst im Stillen geahnt und gefürchtet gehabt, war in Erfüllung gegangen. Des Wittwerstandes überdrüssig, sobald die schmucke fleißige Dirne seinen verliebten Blicken begegnet war, hatte der reiche Müller zu Grünbach in aller Ordnung und Förmlichkeit sich bey dem Vater um ihre Hand beworben, und letzterer von diesem Augenblick an ihr unaufhörlich mit der Vorstellung in den Ohren gelegen, daß sie in Zurückweisung dieses Antrages keinen übereilten Schritt thun möge; da ihr durch Annahme desselben das sorgenfreieste Loos für die Zukunft gesichert,

an die beabsichtigte Eheverbindung mit dem armen Weber jedoch, den Umständen nach, ohnehin noch gar nicht zu denken sey. Ringwald, dem bey Anhörung dieses Geständnisses die Aussichtslosigkeit seiner Lage mit der Schärfe eines schneidenden Dolches durchs Herz drang, wußte gegen die Zuverlässigkeit der angeführten Behauptung leider nichts einzuwenden! Stillschweigend nahm er, vom Regen durchnäßt und vor Frost schauernd, am Kaminfeuer Platz, und schon im Geist machte er sich auf die Botschaft von dem vollständigen Siege gefaßt, den der fortgesetzte Mahnspruch des Vaters, aller Wahrscheinlichkeit zufolge, über Gretchens bisher bewiesene Willensneigung und standhafte Treue früher oder später davon tragen werde.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte seit seiner Ankunft vergangen seyn, als der Hegereiter sich einfand, der über den ungewöhnlich späten Besuch verwundert, den Kopf schüttelte, zugleich aber auch mit dem ersten flüchtigen Blicke auf Ringwalds blasses und verstörtes Gesicht sich überzeugte, daß die vom Müller getroffene Wahl und Anfrage bereits zwischen dem jungen Pärchen zur Sprache gebracht worden sey. Bey seinem Erscheinen verfügte Gretchen sich hinaus nach der Küche, um das Abendessen zu besorgen, und kaum hatte sie sich entfernt, als der Alte sogleich das Wort nahm, dem Bekümmerten noch einmal in aller Sanftmuth und Gelassenheit den Verlauf der Sache, nebst den dabey in Erwägung zu ziehenden Rücksichten, auseinandersetzte und unter der unverholnen Aeußerung des Wunschs, daß er, den eingetretenen Umständen zufolge, sich zu freiwilliger Aufgebung seiner Ansprüche und Vorrechte entschließen möge, ihn auf die

Zwecklosigkeit des zeither zwischen ihm und Gretchen bestandenen Liebesverhältnisses aufmerksam zu machen bemüht war. „Tag und Nacht quälst du dich ab, lieber Ringwald," beschloß er seine Anrede; „um dich aus den Schulden herauszuwickeln, ohne daß es dir, aller Anstrengungen ungeachtet, gelingen will, deinen Zweck zu erreichen. Wie in aller Welt sollte es werden, wenn sich nun noch obendrein die Verpflichtung hinzugesellte, Weib und Kind zu ernähren! Gern gestehe ich dir, daß du mir lieb und werth bist, wie ein eigner leiblicher Sohn, daß ich dir, deiner rechtlichen Denkungsart wegen, gern vor allen andern Freyern den Vorzug einräumte, und daß es mich daher in der Seele schmerzt, eine solche Sprache gegen dich führen zu müssen! Ich bin aber ein eben so armer Teufel wie du, weiß nur mit Mühe und Noth mich als ehelicher Mann durchs Leben zu schlagen, und muß daher dem Himmel danken, daß er mir endlich eine Gelegenheit darbietet, mit der Versorgung des einzigen Kindes auch meine eigne dürftige Lage einigermaßen verbessern zu können. Befrage jetzt dein eignes Gewissen, ob es bey so bewandter Sache löblich von dir gehandelt seyn würde, das Mädchen noch länger mit Vertröstungen auf die Zukunft hinzuhalten; du wirst es mir dann nicht verargen, wenn ich dich nochmals bitte, durch freiwillige Verzichtleistung auf Gretchens Besitz einen Plan aufzugeben, der vielleicht erst nach einer Reihe von Jahren, vielleicht sogar niemals sich ins Werk richten läßt!"

„Ihr sollt," entgegnete Ringwald, „wenn es durchaus nicht anders seyn kann, keine Ursache haben, euch über meinen Trotz und Eigensinn zu beklagen.

Gretchen ist zwar noch nicht völlig zwanzig Jahr alt; ich kann es euch indeß nicht verdenken, daß ihr, in der Sorge für die Wohlfahrt eurer Tochter, das Gewisse dem Ungewissen, die lockenden Anerbietungen der Gegenwart den zweifelhaften Hofnungen auf die Zukunft, die stattlichen Grundstücke des reichen Müllers der engen und verschuldeten Wohnhütte des armen Webers vorzuziehen geneigt seyd. Nein, das kann ich euch gar nicht verdenken!"

„Und wann ich nun auch," fuhr jener mit dem unerheuchelten Ausdruck mitleidiger Theilnahme zu sprechen fort, „den gemachten Heirathsantrag nicht sogleich durch eine bestimmte Erklärung meiner Willensmeinung erwiederte, sondern, um dir von meinen innersten Gesinnungen einen Beweis zu geben, dieselbe unter allerlei Ausflüchten noch ein paar Monate lang zu verzögern suchte; was wäre dadurch gewonnen? Würden sich nach Verlauf dieser Frist deine Hofnungen und Aussichten nur irgend verbessert haben? Den Müller aber rundweg eine abschlägige Antwort zu ertheilen, dazu fehlt es mir, aufrichtig gestanden, bei der jetzt obwaltenden Lage der Dinge gänzlich an Muth!"

Ringwald glaubte dagegen bemerken zu dürfen, daß eben jetzt zur glücklichen Beseitigung seiner Noth und Verlegenheit ihm wieder ein Schimmer von Hofnung aufzudämmern begonnen; da nicht allein in mehreren neu eingegangenen Bestellungen ein günstiges Zeichen für die allmähliche Erweiterung seiner Kundschaft enthalten, sondern auch die Zusage, der er sich aus dem Munde des viel.ermögenden Amtsverwalters heut zu erfreuen gehabt, ihm in dieser Hinsicht von ungemei-

ner Wichtigkeit ſey; und noch war er mit Verhandlung dieſes Gegenſtandes beſchäftigt, als Gretchens Zurückkehr nach der Wohnſtube der unbehaglichen Unterredung ein Ende machte. Mit Aufbietung aller ſeiner Geiſteskraft ſuchte Ringwald die Gemüthsbewegung, in die er gerathen war, vor ihr zu verbergen; ſtatt indeß der jetzt erfolgten Einladung zum Abendeſſen Gehör zu geben, ergriff er den Hut und ſchickte mit gepreßtem Herzen und unter der Verſicherung, daß er, um bey Tagesanbruch wieder friſch und munter an ſeine Arbeit gehen zu können, nicht länger verweilen dürfe, zum Abſchiede ſich an. Der Alte entließ ihn mit einer Miene, worin die Aufforderung, daß er den Inhalt des geführten Geſpräches in reifliche Ueberlegung nehmen möge, deutlich zu leſen ſtand; Gretchen aber begleitete ihn, ſo wie es immer geſchehen, bis vor die Hausthür hinaus und gab, zur Belebung ſeines dahinſchwindenden Muthes, durch einen zärtlichen Händedruck ihm zu erkennen, daß die Bewerbung des Müllers der Aufrichtigkeit ihrer zeitherigen Geſinnungen noch nicht den mindeſten Abbruch gethan habe. — Der aufgehende Mond hatte die Regenwolken vertheilt; ohne Schwierigkeit gelang es dem nächtlichen Wanderer jetzt, ſich in dem einſamen Waldrevier zurecht zu finden, und glücklich und wohlbehalten langte er gegen Mitternacht in ſeiner Behauſung an.

Eine nur kurze Raſt und Erholung verſtattete er den ermüdeten Gliedern, und kaum ſtellten die erſten Vorboten des aufdämmernden Morgens ſich ein, als er ſein ärmliches Ruhelager wieder verließ und einen Gang nach dem Amthofe unternahm, um ſich daſelbſt zuvörderſt nach dem Befinden des Juden zu erkundi-

gen, dessen trauriges Schicksal ihm, seiner eignen Sorgen und Drangsale ungeachtet, fortwährend mit dem innigsten Beileid erfüllte. Levi streckte dem Eintretenden freudig die Arme entgegen und vermeldete ihm, daß seit seiner und des Chirurgs Entfernung sich niemand weiter um ihn bekümmert habe, eine Schaar von Ratzen und Mäusen ausgenommen, mit welchen er, um sich ihrer widrigen Zudringlichkeit zu erwehren, die Nacht hindurch in unaufhörlichem Kampfe begriffen gewesen sey. Ringwald merkte nun wohl, daß der Verunglückte seiner fortgesetzten Hülfsleistung noch immer und fast in gleichem Grade bedürfe, wie in dem Augenblick, da er mit den zerquetschten Gliedmaaßen sich unter der umgestürzten Wagenkarre befunden. Deshalb faßte er sogleich den Entschluß, sich nicht allein im Laufe des Tages ein paarmal hierher zu verfügen, um ihm diese oder jene Handreichung zu thun, sondern auch des Abends, nach beendigtem Tagewerk, ihm zu seiner Zerstreuung und Aufheiterung noch einige Stunden Gesellschaft zu leisten.

Als er, seines Vorsatzes eingedenk, sich um die Mittagsstunde wieder nach dem Kämmerlein des Kranken auf den Weg machte, begegnete ihm der Amtsverwalter und ertheilte in huldreichen Worten ihm die wichtige Nachricht, daß er noch gestern, da sich zufällig eine Gelegenheit dazu gefunden, in Betreff der bewußten Sache mit dem alten Röhrfeld gesprochen, und dieser, nach mancherley vorgebrachten Einwendungen und Bedenklichkeiten, sich endlich entschlossen habe, ihm noch eine Frist von acht Wochen zu bewilligen, nach deren Ablauf er jedoch nicht einen Augenblick länger mit der nachdrücklichern Verübung des

ihm zustehenden Rechtes zu zaudern gesonnen sey. „Er ersieht hieraus, mein lieber Meister," fuhr er fort; „daß ich mehr für ihn gethan habe, als er von mir zu hoffen und zu verlangen befugt war; da er mich doch eigentlich ganz und gar nichts angeht! Wie er es nunmehr anfängt, um nicht der Drohung des Hufschmidts gemäß, ohne alle weitere Umstände von Haus und Hof gejagt zu werden, das wird seine Sorge seyn!"

Ringwald stattete dem edelmüthigen Vermittler für das liebreich eingelegte Fürwort, obgleich der Erfolg desselben ihm noch keinen ganz vollkommenen Trost zu gewähren vermochte, seinen herzinnigen Dank ab; konnte aber zu gleicher Zeit nicht umhin, auch das nächtliche Ungemach, über welches der Jude so jammervolle Beschwerde geführt, in Anregung zu bringen und sich die bescheidne Anfrage zu erlauben, ob nicht zu Abwendung dieses höchst lästigen Uebels irgend eine zweckdienliche Anstalt getroffen werden könne? Den Amtsverwalter aber schien eine solche Zumuthung aufs äußerste zu befremden; mit beyden Händen begann er sich an der seidnen Weste zu zupfen, und ein nicht zu verkennender Unmuth bemächtigte sich seiner ursprünglich so sanften und milden Gesichtszüge. „Hab' ich mir's doch schon im Voraus gedacht," sagte er, „daß hier wenig Dank einzuärndten seyn würde. Der Jude hat es wahrscheinlich übel genommen, daß man es für die Hauptsache hielt, ihm wieder zu einem gesunden Bein zu verhelfen; sonst würde er sich nicht unterfangen, über Nebendinge dieser Art ein eben so unnützes als unverschämtes Geschrey zu erheben. Ein abermaliger Beweis, wie wenig dabey herauskommt, wenn man ein weiches Herz besitzt und den Hang zum

Wohlthun an jedem fremden Landläufer zu bestätigen sucht, um nach dem Beyspiel des barmherzigen Samariters zu verfahren, von welchem in der gestrigen Predigt die Rede war! Die gute Saat fällt in unfruchtbaren Boden! Quecken und Distelköpfe gehen auf, wo man Weitzen erwartet! Zur Thorheit wird der Eifer nach frommen Entschließungen und milden Werken; denn Undank, schwarzer Undank ist der Welt Lohn!" —

Hätte ich doch wirklich nicht geglaubt, dachte Ringwald bey sich selbst, nachdem jener, seine Straße dahinwandelnd, ihn wieder verlassen hatte, daß Levi's Besorgniß, von den Ratten angenagt zu werden, dem gestrengen Herrn Amtsverwalter in einem so gehässigen Licht zu erscheinen und zu so erbaulichen Betrachtungen Stoff zu verleihen vermögend wäre! — Es blieb ihm jetzt, dem fehlgeschlagenen Versuch zufolge, nichts übrig, als dem Juden auf möglichst schonende Weise zu hinterbringen, daß man ihn zwar des vorhandnen Uebelstandes wegen herzlich bedaure, übrigens aber, in gänzlicher Ermangelung anderweitigen Platzes, ihn vor der Hand auch bey dem besten Willen kein andres Quartier anzuweisen im Stande sey.

Im Gefühl ihres gegenseitigen Mißgeschickes wurden beyde, während die Heilung des Kranken einen ziemlich glücklichen Fortgang zu nehmen schien, allmählich immer näher mit einander bekannt. Levi, der von frühester Jugend auf eine wandernde Lebensart geführt hatte und jetzt, dem strengen Befehl des Stadtbaders zufolge, still und unbeweglich auf einem Fleck liegen mußte, getraute sich selbst kaum zu entscheiden, ob er in höherm Grade durch die widerwärtigen Stö-

rungen bey Nacht, oder durch die tödtliche Langeweile bey Tage gequält und gemartert werde; nichts war ihm daher erwünschter, als Ringwalds tröstender Zuspruch, und mit verlangender Sehnsucht sah er stets dem Augenblick entgegen, wo jener sich bey ihm einzufinden pflegte. Die stille Schwermuth in den Mienen des Webers konnte, trotz des nur schwachen, dürftigen Schimmers der Oellampe, bey welcher die nächtlichen Unterredungen geführt wurden, dem aufmerksamen Blicke des erfahrnen Beobachters nicht lange entgehen, und bald hatte er über alle ihr zum Grunde liegenden, einzelnen Umstände sich in Kenntniß gesetzt; da Ringwald, der eine gefühlvolle, theilnehmende Gemüthsart bey ihm entdeckte, nicht eben Bedenken trug, ihn durch wiederholte Abschilderungen der mißlichen Lage, in welcher er sich befand, zum Vertrauten seines geheimen Kummers zu machen. Die Hindeutungen auf den höhern Beystand, die er aus dem Munde seines graubärtigen Zuhörers vernahm, klangen, zu seiner nicht geringen Verwunderung, fast wie christliche Trostsprüche! Höchst auffallend aber war es ihm, daß jedesmal, wenn er gegen die Möglichkeit seiner Rettung die sich ihm aufdrängenden Zweifel laut werden ließ, der Jude sich sogleich, wie von einer innern krampfartigen Empfindung befallen, mit beyden Händen den Leib zu halten anfing.

Unter Fortdauer dieses Verhältnisses verstrich allmählich eine Woche nach der andern und mit bekümmerter Seele sah Ringwald den St. Martinstag, mit welchem die ihm zur Zahlung anberaumte Frist zu Ende ging, näher und näher heranrücken, ohne daß ihm die Art und Weise, sich zur festgesetzten Zeit aus eig-

sten Mitteln dem Drange der Noth zu entwinden, nur einigermaßen einleuchtend geworden wäre. Was er von seiner Einnahme für jenen streng berücksichtigten Zweck zu erübrigen gesucht hatte, war in Bezug auf die viel höher gespannten Forderungen seines gefürchteten Gläubigers kaum des Erwähnens werth; auch konnte der Eintritt der rauhern Jahrszeit mit ihren vermehrten Bedürfnissen nur dazu dienen, ihm sein Vorhaben zu erschweren und seinen Wünschen und Absichten ein neues, unübersteiglich scheinendes Hinderniß in den Weg zu legen. Statt seit jenem Abend, an welchem der Hegereiter ihm seine Ansichten und Meinungen kund gethan, eine wiederholte Wanderung nach Almersdorf zu unternehmen, hatte er sich damit begnügt, Gretchen in wenigen flüchtigen Zeilen von dem Aufschub, den der Amtsverwalter für ihn ausgewirkt, zu unterrichten, und zugleich die Versicherung hinzuzufügen, daß er sich vorgenommen, ihr Wohnhaus nicht eher wieder zu betreten, bis er ihr über den Ausschlag seines gegenwärtigen Schicksals, über sein Wohl oder Wehe, eine bestimmte und entscheidende Nachricht mitzutheilen im Stande sey. Noch überdies war er durch gewisse sehr verdächtige Zeichen und Merkmale auf die Vermuthung geleitet worden, daß während der letztverwichenen Zeit zwischen dem Müller von Grünbach und dem Huffschmidt Röhrfeld sich eine Art von geheimer Unterhandlung angeknüpft habe, die seine letzten schwachen Hoffnungen vollends zu Boden schlug und ihn in eben dem Grade mit Furcht und Zittern erfüllte, als der Zweck derselben leicht zu durchschauen war.

Nach dem Gutachten des Stadtbaders, der, unter

der häufig wiederholten Versicherung, an dem Juden ein Meisterstück seiner Kunst geliefert zu haben, die Cur für fast beendigt erklärte, wurde Levi, nachdem er sechs Wochen lang den unbehaglichsten Zwang hatte ertragen müssen, endlich der ihm angelegten Beinschienen wieder entledigt. Es fand sich jetzt, daß die Verletzung zwar vollkommen geheilt, das Bein selbst aber noch um ein gutes Theil schiefer und krümmer geworden war, als es bereits in seinem ursprünglichen Zustande gewesen. Diese Wahrnehmung hielt den dankbaren Genesenen übrigens keineswegs ab, seinem Wiederhersteller die Zusage zu ertheilen, daß er, sobald er nur erst zur Fortsetzung der Reise sich mit den nöthigen Kräften ausgerüstet fühle, nicht ermangeln werde, ihm seine Erkenntlichkeit auf noch bestimmtere Weise zu bezeigen; da er stündlich dem Eingange eines Geldbriefes von seinen Angehörigen entgegensehe, an die er in der gedachten Absicht sich gewandt habe. Vogelbusch, der von den Vermögensumständen seines Pflegebefohlenen bisher keine sonderlich günstige Meinung gehabt hatte, machte große Augen, als er diese Zusicherung vernahm, hielt es aber zugleich für zweckmäßig, ihm einzuschärfen, daß er dies löbliche Vorhaben doch ja recht heimlich und geräuschlos ins Werk richten möge, da der eben geäußerte Gedanke nicht mit in Rechnung gebracht und diese bereits höhern Orts eingereicht worden sey. Mit der Aussicht einer doppelten Bezahlung begann er jetzt, der ganz natürlichen Folge gemäß, auch seine Sorgfalt zu verdoppeln; sie hatte auf Levi's Gesundheitszustand den überraschendsten Einfluß, und bald geschah es, daß man ihn dem Moderdufte seines Kerkergemaches entweichen und mit Hülfe des

Krückstocks zu ganzen Stunden auf dem Amthofe herumhumpeln sah. —

Der herkömmlichen Gewohnheit gemäß, pflegte man hier im Städtchen sowohl, als in der umliegenden Gegend, den Martinstag, der diesmal noch obendrein auf einen Sonntag fiel, regelmäßig durch Verzehrung eines Gänsebratens zu feyern. In unsichtbarer Gestalt ging Martin Bischof — er, der von Erbarmen bewegt, einst auf offenem Felde seinen Mantel von einander schnitt, um mit der einen Hälfte die Blöße eines vor Frost starrenden Bettlers zu bedecken — als blutdürstiger Würgengel unter den gefiederten Schlachtopfern umher; seinem Andenken zu Ehren verstummte ihr freudiges Schnattern, und kein Familienkreis, der den Trieb der frommen Gewissenhaftigkeit nur irgend mit dem Gehalt des Geldbeutels in Uebereinstimmung zu bringen vermochte, schloß von Beobachtung der altehrwürdigen Sitte sich aus.

Auch Ringwald hatte, dem in seiner Seele gereiften Entschlusse zufolge, für das bevorstehende Fest seine Einrichtungen und Verfügungen zu treffen. Früher als gewöhnlich legte er des Tages zuvor seine Arbeit nieder, worauf er den Tisch gegen das Fenster rückte, und sich mit Briefschreiben zu beschäftigen anfing. Diese Verrichtung betrieb er mit so anhaltendem und angelegentlichem Eifer, daß er für nichts, was in seiner Nachbarschaft vorging, weiter Sinn und Gefühl hatte, und daher auch einen heftigen Lärm und Wortwechsel, der in der Abenddämmerung sich plötzlich draußen auf der Straße erhob, nur wenig beachtete; obgleich derselbe einer näheren Aufmerksamkeit von ihm gewürdigt zu werden gar wohl verdient hätte,

Ringwalds Verdacht, daß zwischen dem Hufschmidt und dem Müller von Grünbach, zum Nachtheil seiner eignen Wünsche und Bestrebungen, eine freundschaftliche Uebereinkunft abgeschlossen worden sey, war nicht ungegründet. Feyerlich hatte jener geschworen, falls nach Verlauf der anberaumten Zahlungsfrist der Weber etwa zu neuen Bitten und Vertröstungen seine Zuflucht nehmen sollte, ihm nicht das mindeste Gehör zu schenken, sondern an Härte und Unbiegsamkeit mit dem Amboß in seiner Schmiede zu wetteifern; und letzterer dagegen, der sich von den wichtigen Folgen, welche die Ausführung eines solchen Vorsatzes nothwendig nach sich ziehen mußte, in Betreff seiner Herzensangelegenheiten sehr ersprießlichen Gewinn und Fortgang versprach, nicht ermangelt, sich dafür schon im Voraus erkenntlich zu beweisen, den alten Starrkopf in seiner Willensmeinung zu bekräftigen, und durch mehrfache, von Zeit zu Zeit wiederholte Proben der Freigebigkeit ihm das ungestüme Verlangen, mit welchem er dem zu verübenden Liebesdienst entgegensehe, darzuthun und begreiflich zu machen.

Auch heut, am Vorabend des verhängnißvollen Tages, war ein mit Lebensmitteln angefüllter Korb, worunter besonders eine abgeschlachtete Gans von seltner Größe und Feistigkeit sich höchst vortheilhaft auszeichnete, von Grünbach abgegangen, um die Küche des Hufschmidts zu versorgen und den vielbesprochenen, auf Zugrunderichtung des Webers abzweckenden Entwurf in ein geneigtes freundliches Andenken zu bringen. Ob es aus Vorsatz oder bloßem Unbedacht geschah, daß der mit Ueberbringung des Geschenkes

beauftragte Laufbote die Accise umging und auf einem Nebenwege das Innere des Städtchens zu erreichen suchte, blieb unentschieden; auch konnte weder das eine noch das andere, nachdem man ihn in der Nähe von Ringwalds Wohnung mit den eingeschwärzten Eßwaaren erwischt hatte, auf Abänderung des ihn betreffenden Schicksales nur den mindesten Einfluß haben. Ohne auf das von ihm erhobene Zetergeschrey zu achten, wurde ihm der Korb von dem wachsamen, beutelustigen Accisbedienten abgenommen, und der Inhalt desselben dem Amt überliefert, um daselbst am nächstfolgenden Morgen, wie es in solchen Fällen die Gewohnheit mit sich brachte, Stück für Stück an die Meistbietenden verkauft zu werden.

Mit Anbruch des Tages war Ringwald darauf bedacht, in seiner Wohnung aufzuräumen, alles in gehörige Ordnung zu bringen und am Webstuhl die Vorrichtung zu treffen, daß er nöthigen Falles binnen wenigen Minuten vollends auseinandergenommen und weiter geschafft werden konnte. Nach Beseitigung dieser häuslichen Angelegenheiten steckte er den gestern geschriebenen, an Gretchen gerichteten Brief, worin er, mit feyerlich ausgesprochener Verzichtleistung auf ihren Besitz, sich für immer von ihr verabschiedete, zu sich und verließ das Städtchen, indem er seine Richtung nach Almersdorf einschlug. Der still in sich selbst vertiefte Ernst, mit welchem er seinen Gedanken nachhing, war Ursache, daß er einen Wagen, der hinter ihm her gefahren kam, nicht eher bemerkte, als bis derselbe ihn, und zwar fast an der nehmlichen Stelle, wo er heut vor acht Wochen sich mit so löblichem Eifer als Thäter des ge-

hörten Wartes bewiesen, ihn völlig eingeholt hatte. Ringwald wich zur Seite, schaute sich um und erkannte den Juden, der, seiner Aussage nach, durch das heitre Herbstwetter verlockt worden, einen Ausflug nach den umliegenden Ortschaften zu unternehmen, um in Betreibung neuer Handelsgeschäfte sein Heil zu versuchen und dadurch zugleich sich allmählich wieder an seine ins Stocken gerathene Lebensart zu gewöhnen. Zu gleicher Zeit öffnete er seinen Reisekober und holte eine gemästete Gans daraus hervor, die er dem Erstaunten unter der Andeutung überreichte, daß er sie in der so eben auf dem Amthofe gehaltenen Auction für ihn erhandelt habe, damit auch er sich in den Stand gesetzt sehe, den heut so allgemein üblichen Gebrauch mitmachen und einen Festbraten dieser Art verzehren zu können. Das sonderbare Geschenk nöthigte jenem wider Willen ein Lächeln ab, worin die Anzeige, wie wenig ihm gerade heut um Essen und Trinken zu thun sey, ziemlich deutlich zu lesen stand. Levi aber achtete nicht weiter darauf, sondern fuhr, nachdem er ihm die Hand zum Abschiede gereicht und für Ertheilung eines weitern Aufschlusses über die Sache ihn auf seine baldige Rückkehr nach dem Städtchen vertröstet hatte, in drangvoller Hast und Eilfertigkeit auf und davon.

„Nun wohlan denn!“ rief Ringwald aus, indem das zweifelhafte Lächeln, womit er die Gabenspende in Empfang genommen, beym Dahinrollen des Wagens in ein lautes Gelächter überging. „Erst einen fetten Abschiedsschmaus gehalten, und sodann zum Nachtisch die trostreiche Kunde zur Sprache gebracht,

daß das Reisebündel geschnürt ist!" — Ein ganz eignes, aus Wehmuth und Erbitterung zusammengesetztes Gefühl bemächtigte sich seiner, nachdem der seltsame Einfall des Juden ihm die Gelegenheit an die Hand gegeben, mit den hämischen Angriffen des ihn verfolgenden Mißgeschickes, das heut den letzten vollständigen Sieg über ihn davontragen sollte, erst noch eine Zeitlang seinen Spott treiben zu können.

Den ganzen Vormittag hatte Gretchen, einer innern Ahnung zufolge, seiner Ankunft bereits entgegengesehen, und eben wollte sie wieder vor die Thür hinaus, um die verlangenden Blicke nach der Waldgegend zu senden, als er mit raschen Schritten und hocherglühenden Wangen zur Hausthür hereintrat. Mit zitternder Innigkeit hieß sie ihn willkommen, und Furcht und Hoffnung wechselte auf ihrem Gesicht; auch der Vater eilte mit Merkmalen der lebhaftesten Neugierde und Ungeduld sogleich herbey, um zu vernehmen, welchen Bescheid der Ankömmling über den Gang seiner Verhältnisse und Angelegenheiten zu überbringen habe. Ringwald war jedoch nicht geneigt, dieses Verlangen schon jetzt zu befriedigen, und gleich beym Eintritt in das Haus die Abstattung eines Berichtes zu beginnen, der ohnehin zeitig genug zu ihren Ohren gelangen mußte. „Vor allen Dingen laß es deine Sorge seyn, liebes Gretchen, uns den Festbraten zuzubereiten, auf dessen Ankauf ich, wie du siehst, bedacht gewesen bin!" sagte er, indem er mit erzwungener Laune und Munterkeit ihr das Geschenk des Juden einhändigte. „Ueberhäufte Geschäfte verhinderten mich heut, mir Zeit zum Frühstücken zu nehmen; drum will mir jetzt vor Hunger schier die Sprache versagen. Nach Tisch

aber, wenn wir bey der vollen Schüssel uns gütlich gethan, nach Tisch sollt ihr alles erfahren!" —

„Was willst du die frohe Botschaft uns erst noch so lange vorenthalten?" sprach der Hegereiter, nachdem Gretchen zu ungesäumter Vollziehung des ihr gegebenen Auftrages sich entfernt hatte. „Ich müßte mich schlecht auf die Geberdensprache verstehen, wenn ich nicht schon alles errathen hätte! Der Himmel hat den Fleiß deiner Hände auf unerwartete Weise belohnt und gesegnet! Die Schulden, die dich so schwer darniederdrückten, sind berichtigt und aller deiner Angst und Bedrängniß ist ein Ende gemacht! Bete und arbeite! so heißt es im Sprüchwort. Beydes hast du gethan; drum hat auch die Fürsorge des Höchsten dich bey deinen Bestrebungen nicht im Stiche gelassen! Nun, wie aufrichtig mein Glückwunsch ist, davon denke ich dich bald noch deutlicher zu überzeugen!"

In seinem innersten Wesen fühlte Ringwald durch den zuversichtlichen Ton, mit welchem der Alte diese Worte hervorbrachte, sich erschreckt und erschüttert; todtenbleich heftete er seinen Blick an den Boden, das Herz ging ihm über, und unfähig, sich länger zu verstellen, begann er seinen wahren Gemüthszustand mehr und mehr an den Tag zu legen. „Nein, Vater Trautmann!" rief er mit leidenschaftlicher Heftigkeit aus, indem ihm die hellen Thränen über die Backen herabrollten; „ihr habt euch schmählich geirrt und betrogen! Kein Beystand von oben herab hat mir in meiner Noth zu Theil werden wollen! Der Müller hat sich während der letzten acht Wochen mit meinen Gläubigern in Verbindung gesetzt, und durch Mittel aller Art sie zu meinem Verderben anzureizen gesucht.

Es ist ihm gelungen! Morgen jagt mich der Hufschmidt von Haus und Hof! Aber seyd nur ruhig! Ich habe mich euren Vorstellungen gefügt und trage den Abschiedsbrief an Gretchen bey mir in der Tasche. Wir sehen uns heut zum letzten mal!"

Bey diesen Worten sank er erschöpft und kraftlos auf die nächste Bank nieder, die Hände über das Knie gefaltet und das Gesicht tief zur Brust hinabgeneigt. Der Hegereiter, der sich in seinen Erwartungen auf so arge Weise getäuscht fand, trat schweigend ans Fenster und blickte, mit sich selbst im peinlichsten Kampfe begriffen, in düstrer Unentschlossenheit über die winterlich verödete Feldfläche hinaus.

Da ließ draußen in der Küche ein lauter durchdringender Schrey sich vernehmen. Gleich darauf öffnete sich die Thür und vor Ueberraschung an allen Gliedern bebend kam Gretchen in voller Hast und Eile hereingestürzt. „Bist du bey Sinnen, Ringwald?" rief sie dem Erschrockenen zu, „daß du so unklugen Scherz mit mir treibst, und den Beutel voll Geld in die Gans versteckst, als ob er mit gebraten werden sollte!"

Ohne sich von seinem Platze zu bewegen, starrte Ringwald in stummer Betroffenheit und Betäubung bald das Gesicht der Schmählenden, bald den gemachter Fund an, den sie mit zitternder Hand ihm entgegenhielt, als ob er sich von einem betrüglichen Blendwerk gefoppt glaube.

„Nur her damit! wir wollen die Sache gleich näher untersuchen!" rief der Vater, indem er ohne weitere Umstände sich des Beutels bemächtigte, ihn öffnete und die darin vorhandnen Gold- und Silbermün-

zen auf den Tisch hinschüttete. Ein dazwischen befindliches, zusammengerolltes Papierblatt, das ihm sogleich in die Augen fiel, erregte fast mehr noch, als die glänzende Umgebung desselben, seine Aufmerksamkeit. Mit begieriger Ungeduld schlug er es aus einander und las folgende Worte:

„Simon Levi, der an dir einen so treuen Freund und Helfer in der Noth fand, du guter Ringwald, hat es von Alters her in der Gewohnheit, sich bettelarm zu stellen, so oft er sich unter deinen Glaubensgenossen befindet; und zwar deswegen, weil er, wenn es doch einmal nicht anders seyn kann, sich lieber hudeln als prellen läßt. Was würden sie auf die gespickte Geldkatze los curirt haben, die er während seines Krankenlagers um den bloßen Leib geschnallt hatte, wenn sie hinter das Geheimniß gekommen wären! Nein, er ist zu oft in der Welt beschummelt worden, er ist gewitzigt, er traut keinem Christen mehr bis über den Weg hinüber! Du freilich machst eine gar seltene Ausnahme von der Regel; du bist nicht der Meinung gewesen, daß man durchaus getauft seyn müsse, um bey erlittenem Unfall sich nach Trost und Theilnahme sehnen zu dürfen! Du hast, nach dem Triebe deines menschlichen Gefühles, mir beydes gewährt, und große Freude verursacht es mir, mich wenigstens einigermaßen erkenntlich dafür bezeigen zu können! Durch die beifolgenden hundert Thaler wirst du dich in den Stand gesetzt sehen, deinen hartherzigen Gläubigern das Maul zu stopfen, den Besitz deines Grundstücks zu behaupten und dein Gretchen zu heirathen. Simon Levi wird nicht wieder nach dem Städtchen zurückkehren; wohl aber wird er sich deiner Dienstleistungen auch noch in

Zukunft mit Dank erinnern und nicht unterlassen, dir von Zeit zu Zeit neue Beweise davon zu geben. Gott schütze dich und verleihe dir, nach den ausgestandnen Trübsalen und Kümmernissen, recht viele fröhliche Jahre!" —

„So sollte mein Glückwunsch also doch nicht vergeblich angebracht seyn!" rief mit triumphirendem Gesicht der Hegereiter, nachdem er die verhängnißvollen Zeilen gelesen. „Da siehst du, wie vielfältig und wunderbar die Rathschläge des Himmels sind! Es hat mir wohl geahnt, daß er in väterlicher Huld und Fürsorge sich deiner annehmen, daß er mit dem heutigen Tage auf diese oder jene Art noch alles zum Besten kehren werde!"

Ringwald war wie versteinert. Starr und unbeweglich hielt er die gefalteten Hände gegen die Decke empor, und es währte lange, bevor er sich wieder zu fassen und von der erschütternden Gewalt des Eindrucks, den dieser überraschende Auftritt bey ihm hervorgebracht hatte, zu erholen vermochte. „Gütiger Gott! ists möglich?" rief er endlich aus. „Ich soll mich vom Untergange gerettet sehen? ich soll die schon aufgegebnen Hoffnungen mir aufs neue in die Seele zurückrufen?"

„Ja, das sollst du!" fiel jener ihm in die Rede. „Ich bleibe meinem stillentworfenen Plane getreu. Fort mit dem Müller, und fort zugleich mit allen ängstlichen Zweifeln und Bedenklichkeiten für die Zukunft! Wer bis hieher geholfen hat, wird weiter helfen! In diesem Vertrauen wird morgen das Aufgebot bestellt und statt der Abschiedsmahlzeit, zu welcher du uns einzuladen gedachtest, halten wir den

Verlobungsschmaus! — Aber nur die Hauptsache nicht zu vergessen!" fuhr er, unter den gegenseitigen Liebkosungen des seligbeglückten, sich selbst zurückgeschenkten Paares, nach einer Pause zu sprechen fort. „Wenn du meine Gesinnungen theilst, Ringwald, so machen wir uns ungesäumt und gemeinschaftlich mit dem Gelde auf den Weg nach dem Städtchen, um daselbst noch heut alles in Ordnung und Richtigkeit zu bringen. Es ist eben Mittag; die zu besorgenden Zahlungsgeschäfte lassen sich füglich in einer halben Stunde abmachen, mit dem einbrechenden Abend können wir daher von dort wieder zurück seyn. Gretchen trifft unterdessen die erforderlichen Anstalten zu unserer Bewirthung, und gar herrlich soll uns sodann, indem wir von der drückenden Last unsrer bisherigen Sorgen uns befreyt fühlen, der stattliche Festbraten munden!"

Der Vorschlag wurde sogleich gebilligt und ins Werk gerichtet. Mit grämlichem Gesicht nahm der Hufschmidt, während Trautmann im Städtchen umherlief und die übrigen Gläubiger befriedigte, aus Ringwalds Händen den Betrag seiner Schuldforderung in Empfang; die Berichtigung derselben kam ihm eben so unerwartet als ungelegen, und noch voll Aerger und Unmuth über das Schicksal, welches das vom Müller ihm zugedachte Geschenk erlitten, verwünschte er im Stillen die Verbindlichkeiten gegen den Amtsverwalter, die er berücksichtigen zu müssen geglaubt, als er sich vor acht Wochen zu einer längern Geduld und Nachsicht beschwatzen ließ. Ringwald aber konnte auf dem Rückwege nicht umhin, noch einen Abstecher nach dem Amthause zu unternehmen, um

in der Freude des Herzens auch dort über den wunderbar glücklichen Wechsel seiner Verhältnisse Meldung zu thun. Der Amtsverwalter, der sich bey recht guter Laune befand, und es dem Eintretenden gleich am Gesicht ansah, daß es ihm diesmal keineswegs um Erhebung einer Anleihe zu thun sey, nahm ihn mit vieler Huld und Freundlichkeit auf. „Ey, wer hätte das glauben sollen," rief er, nachdem er die Botschaft vernommen, voll Verwunderung aus, „daß der alte zerlumpte Schalk sich in der Verfassung befände und zugleich gewissenhaft genug wäre, vor seiner Abreise nicht allein die Kur- und Verpflegungskosten bey Heller und Pfennig zu bezahlen, sondern auch noch an ihm ein Uebriges zu thun! Nun, es freut mich von Herzen, daß mein menschenfreundliches Verfahren gegen ihn und den Juden so gesegnete Früchte getragen hat! Er bezog sich heut vor acht Wochen, als ich ihm sein Gesuch abzuschlagen für gut fand, mit vieler Freimüthigkeit auf den Inhalt des Evangeliums und seine Mienen und Geberden schienen mich fast eines Verstoßes gegen dasselbe zeihen zu wollen; jetzt aber, mein lieber Meister, wird er wohl nachgerade zur Einsicht und Ueberzeugung gelangt seyn, wer der barmherzige Samariter gewesen!"

Der Witwe Leid und Lohn.

Erzählung von Gustav Schilling.

Der kleine Hermann stand, mit bangem Herzen, im Vorsaale. Wart' Er nur hier! sprach der Kammerdiener: meine Herrschaft wird eben vorübergehn. — Nach einer langen Weile rauschte die Flügelthür auf, trat das Brautpaar aus dieser. Der Knabe verzagte fast bey dem Anblicke seines Glanzes und seiner Schöne; er neigte sich demuthvoll und bot dem gräflichen Bräutigam bestellte Karten dar, welche morgen die Vollziehung des geschlossenen Bundes verkündigen sollten. Mathilde entzog sie dem Geliebten; sie öffnete, verweilend, den Umschlag, um ihren künftigen Namen in dieser Zusammenstellung zu beschauen, belobte die Zierlichkeit und Anmuth der Form wie der Schrift und, nach einem Blicke auf die beigefügte Rechnung, des Künstlers Billigkeit.

Anfänger dürfen nicht übertheuern! versetzte Hermann, welchen ihre Güte wieder aufrichtete: ich stach die Platte selbst, mein Lehrherr wollte mir einen kleinen Erwerb gönnen.

Dein eigenes Werk? fiel der Graf befremdet ein: ey! wie alt ist denn dieser frühreife Meister?

Heut eben dreizehn Jahr.

Mathilde wünschte dem angenehmen Knaben, mit ihrer milden, lieblichen Stimme, zu dem Talente, wie zu dem Lebensfeste Glück; sie streichelte zudem seine Wange, die unter dem magnetischen Prozeß erröthete.

Wer ist dein Vater? fragte der Bräutigam und er entgegnete mit sinkender Stimme — Sollten denn Ihro Gnaden nicht von dem Unglücke des Schulmeisters in Geisberg gehört haben? Selbst in der Zeitung war es zu lesen und die Gemeine hat ihm, aus eigenem Antrieb, einen kostbaren Leichenstein gesetzt. „Du frommer und getreuer Knecht" steht auf der Rückseite: „geh' ein zu deines Herren Freude!" Hermann trocknete mit der verwandten Hand die Augen und sagte dann — Es wird bald jährig, als eines Abends ein Haufe von Nachzüglern ganz plötzlich in unser Dorf einfiel, wo der Vater eben zur Vesper läutete. Die bösen Buben glaubten, er ziehe die Sturmglocke, sie stürmten die Thurmtreppe hinan und schossen ihn unter der Glocke todt. Gretchen aber, mein zwölfjähriges Schwesterchen, das eben bei ihm war und den Wüthrichen entspringen wollte, that einen schweren Fall und ist seitdem ganz still und blödsinnig.

Entsetzlich! rief Mathilde: Du armes Kind! Aber die Mutter erhielt Euch Gott?

Ja! die erhielt er uns! sprach der Knabe, durch Thränen lächelnd. Und die Gemeine that wiederum ein Uebriges und bauete ihr, aus Liebe und Erkennt-

lichkeit gegen den seligen Vater, ein Häuschen vor dem Dorf am Walde; der Wiese wegen, die daneben liegt und die uns mein Herr Pathe, der Schulze, geschenkt hat. O, der ist brav! Mutter aber lehrt dafür die Mädchen im Dorfe; sie macht auch Braut- und Todtenkronen und webt und gräbt und arbeitet, bis in die sinkende Nacht.

Ein rührendes, mahnendes Geheiß der Mildthätigkeit, sprach jetzt den Bräutigam aus den engelholden Augen der Verlobten an. Er nickte gewährend und fragte, ob Hermann der Mutter einziger Sohn sey? Dieser bejahete — Und außer der stillen Schwester, fuhr er fort, habe ich noch eine, die eben laufen lernt. Ach, ein Herz-Engelchen, das immer lustig ist und schön wie Mutter! Ja, die Mutter ist schön, aber nicht lustig.

Du aber bist es? — Wohl jezuweilen, lispelte Hermann. — Jetzt, zum Beispiele! fuhr der Graf fort, zog die Hand aus der Tasche und ließ ein Dutzend glänzender Dukaten in des Knaben Huth hinabrollen. Mathilde ward plötzlich um ein's so heiter und das Brautpaar eilte fort.

Ach, Du lieber, himmlischer Vater, rief der Begabte aus: seine Thränen bedeckten den überschwenglichen Ehrensold. Er eilte, wonnetrunken, nach der Wohnung des Lehrherren, zeigte ihm die reiche Vergeltung und bot sie demselben, gewissenhaft, an. Der Künstler schien überrascht; er musterte die neuen Goldstücke, gab sie dem Lehrlinge zurück und sagte lachelnd — Jedem das Seine! Verwalte und verwende Du mit weisem Herzen, was

Dir ein edles Herz verlieh. Leicht wird der Segen sonst zum Fluche.

Bald darauf vergoldete die Frühsonne des Osterfestes den Hausaltar der armen Schulmeisterin. Erdmuthe saß bereits an der Wiege ihres Malchens, das der Morgenschlaf verklärte und betete weinend, denn von dem Dorfe her erscholl das Geläute und sein Feyerklang weckte jetzt schmerzlicher als je die Erinnerung an den geliebten Mann, der sich, mit dieser Glocke, zu Grabe läutete und unter ihr verbluten mußte.

Die Wiege des Mädchens war ein altes Kunstwerk und Familienstück, in dem die Mutter selbst, vor drei und dreißig Jahren, das Leben angelächelt hatte. Ihr schön geschnitztes Gitterwerk stellte eine Reihe von Engeln dar, welche, Flügel an Flügel, die Einfassung bildeten und deren Augen sich den Häupten des Bettleins zukehrten, um das Kind, gleichsam, mit einem fortwährenden, himmlischen Bruderkusse zu bewillkommen.

Die Witwe, welche gestern spät zu Bette ging und mit dem Tage aufgestanden war, nickte jetzt, unter dem lauen Hauche der Frühlingsluft ein, die durch das offene Fenster strömte und ein schönes Traum- und Spiegelbild der eben gehegten, frommen Empfindungen umschwebte sie, denn jener Engelkreis wuchs und verherrlichte sich zu einem Chore glühender Cherubim. Sie erhoben ihre strahlenden Häupter, sie begleiteten das Getöne der Kirchenglocke mit überirrdischem Wohllaut und einem herzbe-

schwingenden Halleluja! — Erdmuthe schlug, durchschauert, die Augen auf und Hermann, der geliebte Sohn, stand vor der Mutter — Da bin ich! rief er jauchzend und sie vergaß die Himmlischen über ihm, umschlang den Liebling, lobte Gott. Er war gewachsen, er blühte und glühte; ihr war, als ob der Vater, zu einem jener eben gesehenen, seligen Geister verschönt, sie aus den angenehmen Zügen, sie aus den hellen Augen des Knaben anschaue und nur ungern verließ ihn endlich die Zärtliche, um ihren willkommenen Gast mit Morgenbrote zu versorgen.

Hermann blickte nun, mit seinem frommen Zwecke beschäftigt, in freudiger Unruhe, rings umher. Das Rothkehlchen flog, vertraulich, auf seine Schulter, die stille Schwester trat, wie ein Räthsel des dunkeln Schicksales, aus dem düstern Hintergrund hervor und bot ihm die Hand. Er drückte sie mit Wehmuth ans Herz und breitete dann eilig den mitgebrachten Schatz auf der Bettdecke des schlafenden Malchens aus.

Erdmuthe kehrte, gleich darauf, mit Brot und Milch zurück; sie erblickte, staunend, diese flimmernden Sterne und die funkelnden Thränen der Liebe in ihres Hermanns Augen, der sich plötzlich hinter dem Rücken der stillen Schwester verbarg, weil ihn der Muth und das Geschick verließ, seine Worte zu setzen. Beklommen sprach er, von der Fragenden bedrängt: Mein Mütterchen, die schenk' ich Dir! die Mutter aber fragte weiter und sichtlich bekümmert nach der

Quelle dieses Reichthums und Hermann erzählte nun, von dem guten Bewußtseyn gestärkt, mit feurigem Eifer, wie freundlich ihn der liebe Gott, durch jenes herrliche Brautpaar, gesegnet habe. — Da faltete die Fromme, im Innersten bewegt, die Hände und segnete nun auch. Sie segnete den guten Sohn, den großmüthigen Bräutigam, die wohlthuende Fügung und verstand sich, von seinen rastlosen Bitten und ihrem ängstenden Bedürfniß überwunden, zu der Annahme der Halbschied. — Des Gebers Jubel weckte sein Schwesterchen. Es schlug die losen, himmelblauen Augen auf; es starrte die lachende Mutter, den freudigen Hermann, das blitzende Gold an und jubelte nun auch, als ob ihm der rührende Feyerschein dieses Augenblicks einleuchte.

Als die Witwe am Abende mit ihrem Söhnlein von einem Besuche bey dem Schulzen zurückkam, dem sie sein Pathchen vorgestellt und ihm dessen Glück und Geschick zu seinem sichtlichen Vergnügen geschildert hatte, folgte ihnen ein stattlicher Mann, welcher eben aus dem Walde unfern der Hütte hervorgetreten war, auf dem Fuße. Er erreichte, gleichzeitig mit beyden, die Hausthür und sprach, die rauhe Stimme mildernd —

Nichts für ungut, Frau Schulmeisterin! ich kehre eben von unserm Freycorps, das der Friedenschluß gleichsam vogelfrey machte, nach der Heimath zurück und habe mir noch einmal die Gegend und den Platz besehen, auf dem ich hier vor Jahr und Tag verwun-

det und gefangen wurde. Sie verehren mir wohl in ihrer Gütigkeit einen Trunk frischen Wassers?

Der Fremde sah so brav und arglos aus, daß ihn Erdmuthe, die Dienstfertige, freundlich eintreten hieß und mit Halbbier, statt des Wassers, erquickte. Der Freypartist hatte während dem das kleine Malchen in's Auge gefaßt, welches von dem Arme der stillen Schwester zu ihm auflächelte, und sagte seufzend —

Mir will das Herz vor die Füsse fallen, wenn ich dergleichen Goldkinder erblicke, denn unser Herrgott bescherte mir, vor dem Kriege, ein ähnliches Mädchen, wie das da, und eine Bettel, der wir das Almosen versagten, hat es, leider Gottes! aus der Wiege gestohlen. Die Mutter ging darüber ein, und starb, während dem ich eben, hundert Meilen weit von den Meinigen, im Feuer stand.

Der fühlbaren Erdmuthe lief bey dieser Eröffnung ein Schauer durch Mark und Bein, und jener nahm das lächelnde Malchen auf den Arm und kosete mit ihm. Die Kleine aber sträubte sich, ihrer Weise zuwider, auf's Aeußerste, sie schrie laut auf, und schlug nach ihm, so schmeichelnd ihr auch zugesprochen ward, so heftig auch zuletzt die Mutter schalt. Er legte sie endlich erröthend und betroffen in die Arme der Schwester zurück, und sagte zu Erdmuthen —

Als wir auf dieser Waldhöhe mit dem Feinde zu thun hatten, war hier kein Haus, wohl aber eine schilfbedeckte Lache, die ich nicht wieder finden kann.

Sie war auf meiner Wiese, versetzte die Witwe: aber ich leitete das Wasser ab und dafür trägt mir nun der Platz das schönste Heu.

E. Es ſtand zu jener Zeit eine alte, hohle Weide daneben, bei welcher mich die Kugel traf.

S. Die war ſo unnütz, als das Waſſerloch; ich ſchlug ſie deshalb auch vor Kurzem nieder, und flocht Körbe aus den Ruthen. Die Mühe verlohnte ſich.

Der Fremde ſah ihr ſtarr in's Geſicht, er faßte plötzlich der Witwe Hand, und fragte mit einer ſeltſamen Geberde — Was fanden Sie denn in dem Baume? —

Erdmuthe erblaßte — Die Mühe des Heimtragens verlohnte ſich wohl auch? Heraus mit der Sprache! Sie fanden ein Päckchen mit Goldſtücken! meine ſauer erworbene Kriegsbeute, die ich fallend und vom Feind umringt in die Hohlung des Baumes warf, um ſolche für den Rettungsfall zu verbergen. Nun bin ich gerettet und verlange, was mein iſt!

Die bleiche Frau erröthete jetzt wieder und ſagte mit Freudigkeit —

Es ſoll Ihnen werden, was ich fand. Ein Päckchen von ſchwarzem Wachstuch umgeben, deſſen Inhalt mir unbekannt blieb. Ich, meines Theils, ſah eine göttliche Prüfung in dem Fund und weiß Ihnen Dank, daß Sie mir von dem Störenfried helfen. Mein armes Gretchen ging im kalten Spätherbſte noch barfuß; mir fehlte es in den ſchrecklichen Kriegsläufen oft genug an täglichem Brote, dazu kam ein langwieriges Siechthum und der Chirurgus will von unſer einer im Voraus bezahlt ſeyn. Da ſagte ich mir denn oft genug in der Angſt und der Trübſal: „Dir geſchieht recht! du verſchmähſt ja in deiner Einfalt muthwillig des lieben Gottes Hülfe, der dich den Schatz finden ließ. Geh, öffne das Päckchen, es muß eitel Gold darinnen

seyn; die Schwere zeigt es und damit ist ja dir geholfen und den armen drey Kindern, dein Leben lang. Doch wenn ich nach der Truhe schlich, ward mir jedesmal wie einer Diebin und Sünderin zu Muthe und als ob ein Bann und Verspruch auf dem Funde ruhe und er ein Fallstrick des bösen Feindes sey. Dann grauete mir vor der Hülfe; ja, ich verbarg das Päckchen auf dem Boden der Lade, und deckte noch zuletzt des seligen Mannes schwarzes Ehrenkleid darüber, in welchem er am letzten Sonntage vor seinem gewaltsamen Ende mit mir zum Abendmahl ging.

Erdmuthe brach bey dieser Erinnerung plötzlich in helle Thränen aus; sie nahm dann, noch schluchzend und von dem unzarten Kriegsmanne bedrängt, das Schlüsselbund vom Gürtel und eilte in die anstoßende Kammer. Er folgte ihr mit Ungestüm. Sie öffnete die Truhe und jener erblickte hier, in einem offenen Schächtlein, blanke Dukaten, des guten Hermanns Liebes-Opfer, das die Mutter aufbewahret hatte und griff darnach. Erdmuthe wehrte ihm, er aber ließ das Goldhäuflein durch die Hände laufen, warf es dann hastig in die Brusttasche und sagte kalt und trotzig —

Den Bettel da erhalten Sie zurück, wenn ich mein Eigenthum unversehrt finde.

Die Arme sah mit Erschrecken, was er that, und dieser rohe Frevel an dem heiligsten ihrer Besitzthümer zerschnitt das Mutterherz. Sie blickte, zufolge seiner bedenklichen, schnöden Aeußerung, bekümmert an ihm auf und entsetzte sich, denn der sanfte, treuherzige Mann- und Kinderfreund von vorhin erschien jetzt als ein gieriger, entlarvter Unhold; ja, in seinen brennenden Augen lauerte ganz unverkennbar der Wille zu

Raub und Mord. Die Ahnung des bösen Zweckes kam über sie; Erdmuthe warf die Truhe zu und schrie laut auf.

Als Hermann vorhin mit der Mutter heimkam und der fremde Mann dieselbe um einen Trunk Wassers ansprach, blieb er draußen bey dem geliebten Munter, dem jovialen Hüttenwächter, der ihn, wedelnd und aufspringend, begrüßte: er löste seine Kette, verkehrte mit dem Jugend-Gespielen; sie trieben selbander das frühere Wesen. Jetzt aber schritt der lustwandelnde Schulze, mit dem Sohn und dem Eidam, über die Wiese; Hermann erblickte den Pathen, er unterbrach sich plötzlich in der Katerjagd, um die Kinderschuhe des angehenden Künstlers zu verstecken, und zog sich an das Haus zurück. Da erscholl der Mutter Angstruf und der Knabe schrie gleich ihr, und schrie um Hülfe, denn er sah, dieselbe durch das Fenster blickend, im Kampfe mit dem fremden Manne.

Gleich darauf sprang dieser aus der Thür; Hermann erfaßte den Fliehenden hinterrücks am Schooß, er riß ihn, von der krampfhaften Gewalt seines Grimmes gestärkt, zu Boden, er warf sich auf ihn und umklammerte des Räubers Hals; sein Munter stand getreulich bey.

Die drey Spaziergänger vernahmen den Hülfruf; sie sahen sich um, erblickten den Vorgang, sprangen herbey und traten eben in den Hof, als der Gefallene sich aufgerafft und losgewunden hatte. Er fiel in ihre Hand, und Hermann eilte, blutend und zerschlagen, in

das Haus, um der geliebten Mutter beyzustehen, welche sich, dem Hinsinken nah, auf den Engelkranz ihrer Wiege stützte. Die Kleine strebte von dem Schooße der gleichmüthigen Stillen nach ihr hin.

Erdmuthe war nur leicht verletzt; war bloß vom Schreck betäubt und Hermann ihr Befreyer worden. Eben als jener unsaubere Geist, von dem Anblicke des Goldes zur Unthat aufgeregt, sein früheres Handwerk treiben wollte und die schreiende Mutter anfiel, fand er den heftigsten Widerstand, vernahm derselbe des Knaben Hülfruf, sah er, von diesem stutzig gemacht, zum Fenster hin und die nahenden Männer — der Muth entfiel ihm, er stürzte fort.

Derselbe Freybeuter hatte, während des Feldzuges in dieser Gegend, mit seinen Gesellen das Landhaus eines reichen Grafen geplündert, hatte reiche Beute an den seltensten Goldstücken einer kostbaren Münzsammlung davongetragen und Erdmuthens Fund enthielt, von den Gerichten untersucht, die geraubten, dem rechtmäßigen Besitzer unschätzbaren Schaustücke. Er gestand fernerweit und mit lachendem Muthe bey der Plünderung Geisberg's, welche in dieselbe Zeit fiel, den Mann, welcher eben die Glocke gezogen, erschossen und sich die Uhr und den Trauring desselben angeeignet zu haben. Und so war es denn ein Gottes-Urtheil, das ihn in die Hütte der Witwe, in die Hand der Waise des Ermordeten führte, und der Vergeltungstag ereilte den Unmenschen.

Die Sonne des Pfingstfestes färbte jetzt, wie an jenem Ostermorgen, den Hausaltar der frommen Witwe. Erdmuthe saß, wie damals, an Malchens Wiege, sie sang das Kind mit ihrem Abendlied in Schlummer und wie damals erscholl vom Dorfe her im Schalle der Vesperglocke die mahnende Todeslosung ihres Verewigten. Da rollte plötzlich ein modischer Wagen herbei und hielt vor der Thür. Hermännchen hatte der Mutter auch an diesem Hochfeste zugesprochen, und des Fleißes Frucht mit ihr getheilt; er begoß eben die Blumen des Gärtchens und warf die Kanne hin, um sich vor der Huldin zu neigen, die von dem Jäger unterstützt zur Erde hüpfte.

Es war Mathilde! Sie sah ihn wohlgefällig an und fragte traulich, ob er wohl in der Frau die Braut noch erkenne? er aber konnte vor Lust und Erstaunen, vor Ehrfurcht und Rührung kaum ein schickliches Wort zur Erwiederung finden. Die Gräfin schaute lächelnd umher, belobte die freundliche Landschaft, die friedliche Hütte, das Heil des Stillebens; sie nahm in der Laube Platz, bat ihn um Milch und begehrte eben seine Mutter zu sehen, als diese, von der Demuth geröthet, hervortrat und damit des Söhnchens frühers Zeugniß von ihrer Schönheit bestätigte.

Ich bin die Grafin Cronstein, sagte Mathilde, und Ihre große Schuldnerin. Der Muth des wackern Hermanns befreiete unsere Gegend von einem Raubthier, und das Pflichtgefühl seiner gewissenhaften Mutter sicherte meinem Gatten eine unschätzbare Sammlung. Er ist dankbar. Wir fragten nach Ihnen, hörten nur Löbliches, sannen nach, wie Ihnen zu nützen sey und fühlen uns berufen, an Gottes Statt die fromme,

hart geprüfte Dulderin mit dem Geschicke zu versöhnen — Still, gutes Frauchen! rühmen Sie mich nicht zu früh. Der leidige Eigennutz ist hier, wie überall, im Spiele, man sorgt am liebsten für des Nächsten Vortheil, wenn er uns selbst zu Gute kömmt. Mein Hauswesen verlangt eine getreue, bewährte, erfahrene und der Landwirthschaft kundige Vorsteherin. Die ist gefunden, wenn Sie zusagen, und für Ihre dauernde Zufriedenheit mit der künftigen Lage, mit dem Herrn und der Frau, hoffe ich einstehen zu können. Die beyden Mädchen begleiten Sie und für ihren Hermann sorgt der Graf, welchem er früher schon als ein fleißiger, geschickter Arbeiter, als ein guter Sohn, als ein edler, gemüthlicher Mensch bekannt ward.

Erdmuthe brach in Thränen aus, und erfaßte die Hand der engelhaften, von Gott gesandten Helferin, um sie mit Küssen zu bedecken. Zu sprechen vermochte sie nicht, doch ihre Augen, ihre Zähren und diese Küsse überboten die schönsten Blumen der Beredsamkeit.

Ist es nicht heillos, dachte Mathilde während dieser wohlthuenden Huldigung: daß stille Tugend, daß echte Verdienstlichkeit oft genug, was ihnen gebührt, als Gnade und Wohlthat von den verdienstlosen Günstlingen des blinden Glückes empfangen soll — daß diese musterhafte Frau und Schmerzenmutter sich vor meines Gleichen entäußern und demüthigen muß, während dem sie doch, in des Vergelters Augen, über tausend Gepriesenen, Besungenen, Gekrönten steht.

Jetzt kehrte Hermann zurück und bot ihr die gewünschte Milch. Er stammte, gleich Erdmuthen, in

stiller, seliger Freudengluth und Mathilde sagte, die Hand auf sein Haupt legend, im Geist ihrer Weihe —

Du bist der Redliche, der nach des Tages Müh und Arbeit seine Feierabende der Kindespflicht weihte, — der mit den Früchten seiner Leistungen die darbende Mutter erquickte. Ich hörte von dem Schulzen, wie du jenes Gold verwandtest; die Handlung überraschte mich nicht, aber sie rührte mein Herz und willst du selbst die Engel rühren, so thue künftig auch an bittern Feinden, was du an deiner Mutter thatst. — Mein Mütterchen! wiederholte Mathilde, mit kindlichem Schmeichellaute, der weinenden Erdmuthe die Hand reichend: bestelle nun dein Haus, und laß mich deine Stille sehn, die ich dem Arzte zuführen will und laß mich dein Herz-Engelchen küssen, das schön wie seine Mutter seyn soll, doch lustiger. — Auch die soll wieder lächeln, so Gott will! und froh werden.

List über List.

Launige Erzählung von C. Lebrün.

1.

„Heute donnert es einmal wieder über unsern Köpfen — sagte die Hauswirthin maulend — und der Kalk wird am Ende noch abfallen.“ —

„Ein paar Husarenleutnants — erwiederte der Mann — gehen nicht auf Pariser Schuhen. Wenn die Pferde beschlagen sind, geht es über die Stiefel her. Mit den Sporen allein ist es jetzt nicht gethan.“ — „Es ist aber doch beinah zu arg!“ — „Ei, was thut's denn? Ich bin auch jung gewesen! Jugend hat nicht Jugend!“

Vielleicht hätte die gute Alte weniger gezürnt, wenn sie gewußt hätte, daß es ein Frauenzimmer war, die ihre Einwohner so unruhig machte.

2.

Gustav von Wildeneck und Fritz von Blüthen dienten im Gardehusarenregiment. Beide Familien waren seit langen Jahren befreundet, und die

jungen Offiziere, die sich schon in den Kinderschuhen lieben lernten, blieben auch im Dollmann unzertrennliche Freunde. Mit ihren Schwächen bekannt, artete ein Wortwechsel nie in Streitigkeiten aus. Gustav, vermögender und ernster, gab den Wechseln des leichtsinnigen Freundes durch seine Bürgschaft einigen Werth, und jener wandelte dagegen, eben so willig, mit seinem schwärmenden Freunde im Mondenschein umher, und seufzte mit ihm um die Wette. So führten sie ein leichtes, ungetrübtes Leben. Allein der schadenfrohe Dämon der Zwietracht wußte auch diese Unzertrennlichen zu erreichen. Ein friedliches Dörfchen barg die Helena, deren Schönheit und Reichthum die Bande der Freundschaft lösen sollte.

Nach einer Trennung von mehreren Jahren fanden sich die Väter der jungen Helden auf dem Gute des alten Barons von Bergen, eines ihrer vertrautesten Jugendfreunde, ein, und citirten die geliebten Wildfange dorthin. Emilie, die einzige Tochter des alten Barons, galt in der Residenz für eine gefährliche Schönheit, und setzte die dienstbaren Geister der beiden Militärs in geschäftige Bewegung. Mit Stöcken, Bürsten, Kreiden und Leder wurde unaufhörlich operirt, bis die Staatsuniformen glänzten und flimmerten. Endlich nahte der erwünschte Tag. Die Pferde konnten nicht schnell genug traben, und den ungeduldigen Jünglingen wurden sechs kleine Meilen zur Ewigkeit. Im letzten Wirthshaus machten sie große Toilette; die bescheidenen Spiegel der Dorfbewohner hatten wohl so glänzenden Gestalten noch nie gedient.

Endlich hielt der Schwager an — Ein freundliches „Willkommen" — schallte ihnen entgegen — und sie la-

gen in den Armen der jubelnden Väter; so herzlich die guten Söhne die Freuden des Wiedersehens auch theilten, so wenig konnten sie sich doch enthalten über die Schultern der Alten, und nach der lieblichen Jungfrau zu schauen, deren schüchterne Blicke die Nägel auf der Diele zu zählen schienen. Noch verlegner machten sie die Schmeicheleien ihrer Gäste — Der Feldzug war für die Armee nicht ohne Nutzen geblieben, die Galanterien der großen Nation wurden nach einer treuen Uebersetzung in der Residenz bald heimisch. An Emilien ging die Wirkung des gefährlichen Giftes verloren.

Allein der planmäßige Angriff wurde dem leichtsinnigen Fritz bald ein wenig lästig, um so mehr da seine Eitelkeit ihm unaufhörlich Caesars „ich kam, sah, und siegte" in die Ohren flüsterte. Er verschmähte es also nicht die Jagdvergnügungen der Väter zu theilen. Gustav umflatterte indessen die fein gelegte Schlinge so lange, bis er sich selbst darin verfing — und Amor hatte bald einen neuen Rekruten an ihm gewonnen. Noch war das Handgeld freilich nicht gefallen, aber der Hoffnung lindernder Strahl leuchtete aus Emiliens sprechenden Blicken. Der kurze Aufenthalt erlaubte keine weitere Erklärung, und die bange Trennungsstunde nahte nur zu bald. „Fahrt wohl, Jungens, haltet Euch brav, bleibt gesund" — sagten die Alten — „Lassen Sie bald etwas von sich hören" — schmunzelte Fritz scharf betonend, während Gustav mit seinem Abschied von Emilien nicht ehr zu Ende kommen konnte, bis die Tuba des Schwagers zum Abmarsch schmetterte.

Wie verändert betrat Gustav sei Zimmer wieder! wie verändert fand ihn der Kreis der munteren Freunde!

Mehr als je suchte er die Einsamkeit, und öfter als vormals mußte Fritz seinem Humor Gewalt anthun, und mit ihm ein Duett im Mondenscheine seufzen. Ungeduldig stampfte der muthige Schimmel, während Gustav vermessen den Pegasus bestieg, um seine Klagen in zierliche Sonnettenform einzukleiden. Ach, ihm fehlte ja eine theilnehmende Seele, der er seine Leiden klagen konnte; denn er fürchtete zu sehr den Spott der leichtfertigen Freunde, und fühlte sich erst leichter, als er seine Wünsche und Hoffnungen dem Vater gestanden, und ihn in demselben Schreiben flehentlich ersucht hatte, den Brautwerber für ihn zu machen.

Er ahndete freilich nicht, welche Pläne der Gespiele seiner Kindheit mit sich herumtrug. Emiliens baare Vorzüge, nicht ihre Schönheit, hatten ihn lüstern gemacht und auch er ging mit einem Heirathsprojekte schwanger, auch er hatte seinen Vater mit einer Werberei beauftragt. — Mehrere Posttage waren verstrichen, und noch immer keine Antwort eingelaufen. So standen die Sachen, als Gustav eines Morgens mit heftigen Schritten ungeduldig auf und nieder rannte, während Fritz einen neuen Kosakenpas einübte, wodurch denn jenes Donnerwetter entstand, worüber die Hausfrau mißbilligend den Kopf schüttelte.

8.

„Die Post ist angekommen!" — rief Gustav durch die Thür dem Bedienten in Fritzens Zimmer zu, und der unterrichtete Kammerdiener stürmte fort.

Gustav durchbohrte schier die Fensterscheiben mit seinen Blicken, heftiger pochte das Herz, als er den

ienstbaren Geist die Straße heraufkeuchen sah — und — o Wonne und Entzücken — Briefe in seiner Hand gewahrte. Schon auf der Treppe gieng er ihm entgegen. Hastig wurde der Umschlag abgerissen — aber Bancos Schatten konnte nicht mehr Entsetzen verbreiten, als dieser unselige Brief. Er glaubte seinen Augen nicht trauen zu können, als er die folgenden Worte las.

„Der Antrag Ihres Vaters überraschte mich in dem Grade, als er mich auch in Verlegenheit setzt, denn mit Ihnen wirbt auch Ihr Freund um die Hand meiner Tochter. Sie sind mir beide werth, und ich wage keinen von Ihnen zu beleidigen. Um nun einen für mich beruhigenden Mittelweg zu treffen, habe ich beschlossen, daß meine Zusage demjenigen von Ihnen versichert ist, der sich, nach Empfang dieses Briefes, zuerst auf meinem Gute einstellt. Mithin liegt die Erfüllung Ihres Wünsche nun in Ihren Händen, wobei ich jedoch voraussetze, daß Sie als Freunde und Männer von Ehre den Wettstreit beginnen und beenden werden.

Bergen."

Gustav stierte leblos vor sich hin, als Fritz mit lautem Lachen zu ihm hereinstürmte, und ihm eine getreue Copie jenes Briefes vorhielt. Da standen nun die gerühmten Busenfreunde als Nebenbuhler gegenüber. Gleiche Schuld ersparte ihnen den Vorwurf der Verschlossenheit, und sie boten nun die ganze Kraft ihrer Beredsamkeit auf, um sich die Heirathsgedanken gegenseitig auszureden.

„Du willst heirathen?“ — fragte Fritz mit Lachen.

„Und warum nicht?“ — erwiederte Gustav.

„Bei deiner Philosophie, deiner catonischen Weisheit — wie verträgt sich das, bedenke nur!“

„Bedenke Du, wie du den Leichtsinn, die Unbeständigkeit mit Hymens Fesseln vereinen willst?

„Der Leichtsinn entschuldigt eben die Tollheit, die ich im Sinne habe — aber deine kalte Vernunft —“

„Sie ist es ja, die mich Hymens ernstem Altar entgegenführt.“

„Scherz bei Seite! Ich lasse das Mädchen nicht. Ihr Vater ist steinreich, der meinige blutarm. Wer soll denn meine Schulden bezahlen? Du siehst die Nothwendigkeit ein. Ich opfre mein Herz, um meine Gläubiger zu befriedigen.“

„Gut. Als der erste unter ihnen — denn ich bürgte für dich, wie du weißt — requirire ich Emilien.“

„Bruder, sey gescheut. Ich kann die Mitgift nun einmal nicht missen, es komme, wie es wolle.“

„Und ich kann von Emilien nicht lassen, und sollte es mein Leben kosten. Ich liebe!“

„Ich nicht!“

„Und dennoch? laß dich warnen! Ehe ohne Liebe, Hölle auf Erden!“

„Und was ist das Leben ohne Goldes Glanz?“

Gustav strafte ihn mit einem verweisenden Blick, und eine Generalpause trat ein. — Endlich ermannte er sich wieder, und schilderte mit den lebhaftesten Farben die Innigkeit seiner Liebe.

Umsonst. Die poetischen Floskeln scheiterten immer an den prosaischen Gegengründen des Freundes.

Nun wurden auch die zarteſten Bande der Jugendjahre hervorgeſucht. Vergebens!

„Bruder! gedenke unſrer Freundſchaft!“

„Gedenke ihrer!“ entgegnete Fritz.

„Es iſt ſo göttlich zu entſagen!“

„Ich bin zu menſchlich, und will mich ſo hoch nicht verſteigen.“

„Laß mir Emilien!“

„Laß mir die Mitgift!“

„Ich liebe ſie ſo innig!“

„Ich brauche ſie ſo nothwendig!“

Keiner von beiden wollte weichen. Guſtav ging zornig auf und ab; Fritz ſah pfeifend zum Fenſter hinaus.

„Wohlan — ſprach der erſte — du willſt den Frieden nicht — ſo ſey denn Krieg zwiſchen uns.

„Lebe wohl!“

„Nicht doch — entgegnete Fritz — wir wollen in Frieden ſcheiden und ohne Groll den Kampf beginnen. Offne Fehde! biſt du's zufrieden?“

„Ich bin es!“

Nun wurden folgende Bedingungen vorgeſchlagen und angenommen; erſtens vor 7 Uhr Abends die Stadt nicht zu verlaſſen, zweitens nur zu fahren, und drittens den Sieger als Freund zu begrüßen.

Ein Handſchlag beſiegelte den Vertrag, und beide entfernten ſich, um ihre Maßregeln zu treffen.

4.

Jean, der Kammerdiener blieb allein zurück. Ausſichten aus allen Fenſtern, dachte er, beide werden dich brauchen, beide werden dich beſtechen. Die Aus-

ken kann nicht ausbleiben, und wer am meisten bietet, hat dich.

Er irrte nicht — Gustav stellte sich zuerst wieder ein. „Du hast gehört, wie die Sachen stehn. Diene mir treu, und du wirst reichlich belohnt.“

Einige Kremnitzer machten den Anfang, und Jean, von den geharnischten Männern besiegt, schwur gewissenhafte Treue.

„Wir müssen ihn zu halten suchen, fort also zu seinen Gläubigern. Du vertraust ihnen seine Abreise, sprichst von einem halbjährigen Urlaub. Seine Wechsel sind fällig, und die Kasse übel bestellt. Es kann nicht fehlen. Wenn dein Vortheil dir lieb ist, so kennst du deine Ordre!“

Fort war er. Jean liebäugelte mit den goldnen Pfennigen. Aber auch Fritz blieb nicht lange aus.

„Jetzt gilt es Verschlagenheit, Patron, hier ist Handgeld. Siege ich, so wirst du mit Gold überschüttet, hintergehst du mich, so prügle ich dich lahm. Mein Plan ist gemacht. Vorsicht kann aber nicht schaden. Wenn du die Pferde bestellst, so gewinne den Postillon. Der Wald ist dicht und die Nacht düster. Leicht ist's irre zu fahren. Nur eine Stunde Vorsprung und ich bin am Ziel. Auch Gustav wird dich für sich gewinnen wollen, aber du kennst seine Sparsamkeit. Gedenke also deines Vortheils und meiner Hetzpeitsche!“

Jean machte gewissenhafte Betrachtungen, als er die Mantelsäcke packte. „Ehrlich seyn, oder nicht ehrlich seyn, das ist die Frage. — Pah! die Antwort liegt in der Mitte, beide zahlen, beide werden bedient; drum besteche ich den Postillon, drum hetze ich die Juden

auf. Der Beſiegte wird mich prügeln, der Sieger die Schmerzensgelder bezahlen. Wenn ſich zwei zanken, freut ſich der Dritte, alſo hurtig an's Werk!"

5.

„Wohin ſo eilig, Baron Fritz?" rief der Adjudant Blankenfeld.

„Eben recht — erwiederte jener — ich bin auſſer mir!"

„Was giebt's denn?

„Teufelsgeſchichten! Der Schlüſſel zum räthſelhaften Betragen Guſtavs iſt gefunden. Seine Melancholie iſt mir nun klar. Sie wiſſen, wir nahmen Urlaub. Ich in der Abſicht meinen Vater zu beſuchen, er unter gleichem Vorwand! Eben erfahre ich durch die dritte Hand verdammte Dinge. Er hat ein Duell vor auf Leben und Tod. Seine Verſchloſſenheit macht mich raſend. Noch kenne ich den Gegner und den Sekundanten nicht. Mit dem Glockenſchlag ſieben fährt er ab, und ich kann ihn nirgend finden. Sechs Uhr iſt vorbei. Sie kenne ſeine Tollkühnheit, das ſtrenge Verbot — halten Sie ihn feſt, wo Sie ihn finden. Ich ſchieße mir eine Kugel vor den Kopf, wenn ich ihn nicht begleiten kann. — Adieu!"

Guſtav und der Adjudant waren geſchworne Feinde, das Duell alſo Waſſer auf ſeine Mühle. Sogleich eilte er zum Obriſten, und entdeckte alles.

„Donner und Wetter!" brummte dieſer. „Beide ſollen herbei, auf der Stelle!" Der Adjudant eilte fort.

6.

Gustavs Wagen hielt mit dem bestochnen Postillon am Thor. Die aufgetrommelten Juden liefen ängstlich umher. Jean brachte eben die Botschaft und Gustav warf den Mantel um, denn es schlug schon halb sieben. Da polterte es die Treppen herauf, und die aufgehetzten Manichäer drängten sich herein. Der Hauptgläubiger führte das Wort:

„Herr Baron! verzeichen Sie, daß wir incommediren. Gott's Wunder! Melheur! Schlamaßel. Der Herr Camrad seind fort!

„Nicht möglich — schrie Gustav und sah nach der Uhr — Jean, Vorwärts, Marsch!"

Aber die mauschelnden Ebräer verrammelten den Ausgang.

„Verzeichen Ihr Gnaden — wir wissen's — Sie wollen sich auch verreisen — Sie sterzen uns in die Bredouille!"

„Was wollt Ihr von mir, bin ich Euch schuldig?

„Geschätzter Herr Cavalier! Wir kommen von der Post. Ihre Wagen seind fort."

„Sie haben eingestanden für den Herrn Cameraden. Gelieben Sie zu zahlen! Großmüthiger Mann!" „Gelieben Sie zu zahlen, edler Mann," wiederholte die Schaar, und hielten ihre Wechsel in die Höhe.

Was war zu thun? jeder Augenblick drängte. In eigner Schlinge gefangen, mußte Gustav die Börse ziehn, und sich mit bedeutender Caution auslösen.

Die verhängnißvolle Stunde war schon hereingebrochen, ehe der Wagen erreicht wurde!"

„Verloren! durch meine eigne Schuld" — sagte Gustav keuchend, indem er einstieg.

Jean kratzte den Rücken, schwang sich seufzend auf den Bock, und sie galloppirten dahin über Stock und Stein.

7.

Vor der Hausthür des goldnen Löwen, nahe am Thor, stand Fritz und sah nach der Uhr, als ein Offizier athemlos auf ihn zustürzte. „Gott sey Dank, daß ich Sie finde. — Sie sollen sogleich zum Obersten!"

„Nicht möglich, entgegnete er, ich habe Urlaub, wie Sie wissen, und muß augenblicklich abfahren!"

„Ganz wohl! Aber zuvor muß Sie der Obrist sprechen, ich habe den gemessensten Befehl. Graf Gustav wird vom Adjudanten gesucht, und ebenfalls hinbeordert, darum folgen Sie mir ohne Aufschub."

Gott lob, dachte Fritz, so treffen wir doch wenigstens zusammen. Allein er irrte. Fern von der Stadt war sein Nebenbuhler schon, als er noch im Vorzimmer des Obristen wartete.

Endlich erschien er.

„Lieutenant Wildeneck schon hier?" fragte er ernst.

Man verneinte. Fritz war wie vom Donner gerührt, denn die Wanduhr zeigte halb acht. Der Obrist winkte näher zu treten.

„Was wissen Sie von dem Duell? Ich fordre Aufrichtigkeit."

Fritz trat betroffen zurück. —

„Nun?"

„Herr Obrist" —

„Keine Weigerung! Ich bin unterrichtet."

Indem trat der Adjudant ein, und folgte dem

Obristen in's Kabinet. Da stand nun unser Ritter wie auf Kohlen, verfluchte den unseligen Einfall, der ihn nun selbst den Sieg entwunden hatte, und wußte keine Ausrede zu ersinnen. Allein der Obrist ließ ihm durch sein langes Ausbleiben Zeit sich zu sammeln, und Fritz ermuthigte sich wieder, auf den bestochenen Postillon vertrauend.

„Nun — fragte der eintretende Chef — werden Sie reden? Wildeneck ist nirgends zu finden."

„Herr Obrist — erwiederte Fritz rasch entschlossen — ich bedaure, wider meinen Willen eine Unwahrheit berichtet zu haben. Ein ungegründetes Gerücht täuschte mich. Ich habe meinen Freund gesprochen, und mit seinem Ehrenwort bekräftigte er die Erdichtung desselben!"

„Desto besser! Ich verlasse mich auf Ihr Wort! Adieu. —"

„Erlauben mir der Herr Obrist nun meinen Urlaub anzutreten?"

„Reisen Sie glücklich!"

Die Thurmuhr brummte acht, als Fritz sich hastig in den Wagen warf, dreifache Trinkgelder versprach, und seinem Glücke vertrauend dahin rollte.

8.

Es war eine fürchterliche Nacht. Der Regen floß in Strömen und machte die Wege fast grundlos. Der Postillon Gustavs wollte sein Trinkgeld ehrlich verdienen, und war, einen näheren Weg vorgebend, so lange im dichten Walde rechts und links gefahren, bis er selbst die Straße nicht mehr auffinden konnte. Dem Liebenden leuchtete kein Stern der Hoffnung mehr, und

er achtete kaum darauf, als Jean und der Schwager freudejauchzend „Licht, Licht," riefen. Ein dunkles Gebäude trat aus der Nacht entgegen. Der Weg wurde breiter. Pfeilschnell flog die Kalesche dahin, als sie mit einemmal — krach! — gewaltsam umgeworfen wurde. Ein andrer Wagen, der ebenfalls wie ein Blitz in der Queere vorüberfahren wollte, bewirkte den wechselseitigen Umsturz. Unsanft aus seinen Träumereien geweckt, kroch Gustav hervor, und erstaunte nicht wenig, als er die Stimme seines Nebenbuhlers erkannte, der den ungeschickten Lenker der Rosse mit Ehrentiteln überhäufte. „Willkommen, Herr Baron — jubelte Jean — willkommen!" und nun folgte eine Erkennungsscene, die durch den Griffel eines Zeichners verewigt zu werden verdient.

Der Regen durchnäßte die befreundeten Feinde. Jean und die Postillone pochten an der Pforte des Hauses. Endlich wurde sie geöffnet und der Eintritt bewilligt. Gustav verschwieg sein Abentheuer mit den Gläubigern wohlweislich, allein Fritz theilte unverholen die Duellgeschichte mit. Ein Stich in der Brust des Gegners, der ohne die Ungeschicklichkeit des Postillons sicherlich den Preis davongetragen hätte. Denn nun schwand die letzte Hoffnung, da Jean mit der Schreckenspost eintrat, der Wagen des Herrn von Wildeneck sey gänzlich gebrochen, der andre hingegen nur wenig beschädigt.

„Ergieb dich, alter Freund," jubelte Fritz — du siehst, daß die Götter mit mir sind. Aber länger sollst du meinen Edelmuth nicht in Zweifel ziehn!"

„Wie, du willst mir Emilien lassen?"

„Den Teufel will ich. Aber ein Waffenstillstand

sey dir hiermit angeboten. Dein Wagen ist gebrochen, durch meine Schuld zerbrochen, und es wäre zu grausam diesen Vortheil sogleich zu benutzen."

Er sah nach der Uhr.

„Jetzt ist es eins, und vor zwei Uhr verspreche ich dir nicht abzufahren. Reiten darfst du nicht, und ohne Doktor Faust's Mantel, den ich dir übrigens billigend zugestehe, wirst du mich schwerlich einholen. Also tröste dich, und sorge für ein paar Flaschen Wein, um mit meiner Großmuth im Gleichgewicht bleiben zu können."

Er ging in den Hof, schickte zur Vorsicht einen Postillon mit den Pferden zurück, und ließ seinen Wagen in Ordnung bringen, nachdem ihm der Stallknecht versichert hatte, daß es unmöglich wäre, in diesem einsam gelegenen Vorwerk außer einigen Ackergäulen und Leiterwagen ein Fuhrwerk aufzutreiben.

„Lassen sie mich nur machen — flüsterte Jean dem trostlosen Gustav unterdessen zu. Der Krug geht zu Wasser, bis er bricht. Er muß mir geprellt werden, oder Sie sollen mich einen Hans Hasenfuß nennen!" Einige Goldstücke belebten ihn noch mehr, und er schlich in die Küche, um sich gehörig mit dem Local bekannt zu machen. Gustav ging nachdenkend auf und wieder. Der Herr des Hauses ließ sich nicht sehen, und der Knecht hatte ihm schon anfänglich die Hoffnung benommen, einen Wagen zu bekommen.

Wie nun den Nebenbuhler aufhalten? — Mit einemmal dämmerte ihm ein schwaches Licht, und flammte auf zum leuchtenden Funken.

Ein geöffnetes Schreibepult gab, was er brauchte. In wenig Augenblicken faßte er folgende Zeilen an den

Amtsvoigt des Dorfes ab, in dem das Landgut des alten Bergen gelegen war.

„Mein Herr!

In aller Eile benachrichtige ich Sie, daß in wenigen Stunden ein Offizier unsers Regiments in bürgerlicher Kleidung Ihr Dorf passiren wird, um sich der gerechten Strafe zu entziehen, die ihm wegen eines Duells zuerkannt wurde. Ich mache Sie hiermit verantwortlich, den Flüchtling gewaltsam einzufangen und sorgsam zu bewachen, bis ich ihn mit meinem Commando abholen werde. Er ist allein und ohne Waffen. Der Guthsbesitzer Baron von Bergen will ihn zur Flucht behülflich seyn, mithin vermeiden Sie jede Zusammenkunft. Die Regierung wird die Pünktlichkeit, die ich von Ihnen erwarte, belohnen.

Gustav von Wildeneck,
Oberleutnant des Garde-Husarenregiments.

Die Unterschrift war so künstlich verzogen, daß man für Oberleutenant dreist Obristleutenant lesen konnte.

„Das Duell soll dir doch noch den Hals brechen; wie du mir, so ich dir," dachte Gustav, als er in der Bedientenstube einen flinken Burschen aufgetrieben hatte, der sich für Geld und gute Worte auf's Pferd warf, und wohl unterrichtet, durch eine Hinterthür forttrabte.

9.

Unsre Helden ahndeten nicht, daß sie sich auf einem dem Herrn Schwiegervater in spe gehörigen Vor-

werke befanden. Während Gustav nun seine Depesche abfertigte, betrat Fritz das Zimmer wieder.

Das Licht auf dem Schreibtisch macht ihn aufmerksam. Er nähert sich. Briefe, Rechnungen, Concepte, alles lag durcheinander.

Er liest eine Adresse — Wunder über Wunder! sie war an den alten Bergen gerichtet — er entfaltet einige Rechnungen — Herr von Bergen empfingen u. s. w. Das Concept eines Briefes liegt vor ihm, und er erkennt nicht nur die Handschrift von Emiliens Vater, sondern eine getreue Abschrift der sonderbaren Aufforderung. Nun wurde er immer mehr und mehr betroffen.

Jean und ein Diener des Hauses traten mit einigen Erfrischungen ein.

„Wem gehört dieses Gut?" fragte Fritz.

„Dem Herrn Baron von Bergen" war die Antwort.

Jean spitzte die Ohren und folgte dem Bedienten.

Fritz wußte nicht, was er denken sollte, und wollte eben seine Visitationen fortsetzen, als Jean sich vorsichtig wieder durch die Thür drängte.

„Schöne Neuigkeiten!" flüsterte er leise.

„Nun?"

„Er folgt mir auf dem Fuß; legen Sie sich hurtig auf den Sopha, und stellen Sie sich, als ob Sie schliefen."

„Weshalb denn?"

„Merken Sie nicht, wo wir sind?"

„Wo denn?" fragte Fritz voller Neugierde.

„Kaum hundert Schritt von der Wohnung Ihres Schwiegervaters. Dies Haus stößt an den Park. Ihr Nebenbuhler hat Geld über Geld für einen Wagen ge-

boten! Umsonst. Er glaubt sich noch vier Stunden entfernt. Machen Sie's ihm bequem, verschlafen Sie die Zeit. Besser können wir ihn nicht loswerden. Die Bedienten haben mir alles verrathen. —„

Der Brief — die Aufschriften — die Rechnungen — da war kein Zweifel mehr. Fritz streckte sich geduldig hin, und schien fest zu schlummern, als Gustav eintrat.

„Victoria" — zischelte der schelmische Diener ihm zu — „der geträumte Lorbeer hat den Feind sicher gemacht. Er schläft fest."

Sie setzten sich und eine Viertelstunde ging vorüber, ohne daß unser Kleeblatt einen Laut von sich gab.

Fritz lachte innerlich, und konnte den Augenblick kaum erwarten, der ihn von seinem Gegner befreien sollte. Gustav war in Wonne versunken, während Jean die Honorare berechnete, und seinen Rücken damit über den für ihn muthmaßlich tragischen Ausgang tröstete.

Endlich rief die zweite Stunde zum Abmarsch. Leise schlichen sie in den Hof. Fritz lauschte jubelnd durch die Gardinen.

„Nun machen Sie, daß Sie fortkommen," sagte Jean, indem er den Schlag zuwarf. „Ich habe noch einen harten Kampf zu kämpfen."

„Der Lohn soll nicht ausbleiben!" — rief Gustav zurück und jagte von dannen.

10.

Da lag das friedliche Dörfchen vor seinen trunkenen Blicken. Tausend liebliche Bilder umgaukelten ihn, und er erschöpfte fast das Reich der Phantasie.

Bald malte er sich Bergen's Erstaunen, bald das Erröthen der lieblichen Jungfrau — Verlobung, Trauung und Taufe. Ein freundliches Knabenpaar schaukelte sich eben auf seinen Knien — als plötzlich ein donnerndes „Halt!" ertönte. Eine Schaar rüstiger Bauerbursche, der Amtsvoigt an ihrer Spitze umlagerten den Wagen. Der Postillon wurde sogleich entwaffnet, nur Gustav, den der zierliche Schnurbart verrieth, trotz alles Sträubens auf's Amt geschleppt.

Wie wurde ihm zu Muthe, als der Amtsvoigt ihm seine eigne Depesche vorhielt. Umsonst waren Bitten, Drohungen und Betheurungen. Die ehrenfeste Obrigkeit ließ sich nicht beschwatzen, und der bewaffnete Landsturm machte lebhafte Pantomimen, als Gustav sich weigern wollte ein wohl vergittertes Kämmerlein zu betreten.

Vergebens war seine Bitte, den alten Bergen zu wecken, ein Briefchen zu befördern, seine eigne Vorsicht hatte auch diesen Rettungsweg versperrt.

Gefoltert mit tantalischen Quaalen, rüttelte er an den eisernen Zierrathen seines Fensterchens, wie der gefangene Held in einer Rittergeschichte.

11.

Bergen hatte, wie man sich denken kann, bevor er jenes merkwürdige Circulare ausfertigte, ein scharfes Examen mit seinem Töchterchen vorgenommen. Emilie erröthete betroffen, und wußte nicht zu antworten. Endlich drängte die peinlichste Verlegenheit eine Unwahrheit über die farbenen Lippen. Der Wunsch ihres Vaters — betheuerte sie — sey ihr ein Befehl, dessen Erfüllung ihr um so leichter schiene, da ihr

Herz ſich noch für keinen ihrer Freier entſchieden habe.

Allein je näher der verhängnißvolle Tag rückte, je beklommner fühlte ſie ſich, und die Operationen der Nebenbuhler waren ſchon in vollem Gange, als Emilie weinend ihre Vorliebe für Guſtav geſtand.

„Blitz und der Hagel!“ brummte der Alte, „konnteſt du nicht früher reden.“ Aber Emiliens Thränen beſiegten den Groll des Vaters nur zu bald. Gewohnt ſich kurz zu faſſen, gab er den Befehl den Schimmel vor Tagesanbruch zu ſatteln.

Die Abſicht war leicht zu errathen. „Willſt dem Burſchen entgegen, dachte er, und ihm wo möglich den Sieg erleichtern!“ — Früh machte er ſich auf den Weg. Eben wollt er den Schimmel in Trab ſetzen, als er ſeinen Namen rufen hört; er wendet ſich, und Guſtavs Kopf drängte ſich durch die Gitter.

„Um Gotteswillen, Herr von Bergen, retten Sie mich, oder ich bin verloren!“

„Was Teufel, Herr Schwiegerſohn — wie kommen Sie dahin?“

„Fragen Sie nicht — befreien Sie mich, oder ich bin ein Kind des Todes!“

Der Schimmel wurde angebunden. Allein der Landſturm verweigerte durchaus den Eintritt, und die Unterhaltung mußte auf der Straße fortgeſetzt werden.

Bergen ſtaunte nicht wenig, als er die ſonderbare Duellgeſchichte, die Ränke und Schwänke der vergangenen Nacht in gedrängten Worten erfuhr.

Der Amtsvoigt wurde ſofort geweckt. Aber die gewichtige Depeſche war ihm viel zu angenehm, als daß er ihre Nullität ſo leicht anerkennen ſollte, denn

eine Verdienstmedaille hoffte er wenigstens davon zu tragen.

„Werdet Ihr mir denn glauben, wenn ich Euch ersuche als Zeuge der Verlobung meiner Tochter beizuwohnen?“ Das wirkte.

„Wenn der Pastor dabei ist — in Gottesnamen!“

12.

Emilie staunte nicht wenig, als der Vater sie weckte, zur Verlobung mit — Gustav weckte. Sie schwankte noch zwischen Wachen und Träumen, als sie in zierlicher Morgenkleidung an der Hand des Vaters das Amt betrat.

Auch der Pastor hatte sich auf des Barons Bitten eingefunden, und der Amtsvoigt war zufrieden, als Bergen mit einigen Goldstücken die gehoffte Medaille ersetzte. Gustavs Käfig wurde nun geöffnet. Er stürzte in die Arme des Vaters und zu den Füßen der Geliebten. Reine Freude strahlte aus ihren Blicken, als Gustav sie mit dem Trauring schmückte, und jungfräulich erröthend, erwiederte sie das Geschenk des Jünglings. Eben wollte die ganze Gesellschaft das Amthaus verlassen, um die wunderbaren Begebenheiten des Morgens mit einem Frühstück zu feiern, da rasselte es auf dem Steindamm.

Ein lautes Gelächter erschallte, denn auf einem Leiterwagen, mit Ackergäulen bespannt, hielt Fritz, vom listigen Kammerdiener begleitet, seinen traurigen Einzug.

„Victoria!“ rief Gustav ihm jubelnd entgegen.

„Hol dich der Teufel!“ erwiederte jener, und wünschte mit bittersüßer Grazie den besten Morgen.

Auf der beschwerlichen Fahrt war er mit den Gefühlen eines geschlagenen Feindes schon vertrauter geworden, und fand bei dem guten Madeira des Ex-Schwiegervaters seine gute Laune bald wieder; scheute sogar sich nicht, mit den lebhaftesten Farben sein Erstaunen zu malen, als der treulose Bediente mit verstelltem Entsetzen ihm das Mißverständniß entdeckte und die ganze Schuld auf die von Gustav bestochene Dienerschaft schob.

„Allein die Götter wollten es nicht anders —" rief er seufzend aus — „denn ich hätte dem Schurken nicht geglaubt, wenn mich nicht eine Menge von Briefen unter Ihrer Adresse irre-geführt hätten, die ich in dem verdammten Nachtquartier auf einem Schreibtisch fand."

„Sehr natürlich — fügte Bergen hinzu. Sie ahndeten freilich nicht sich bei meinem Verwalter zu befinden, der meine ganze Correspondenz führt, meine geheimsten Pläne kennt —"

„Hätte ich nur die Schurkereien dieses Gaudiebs geahndet, der mich für mein baares Geld an der Nase herumführte —"

„Gnade (stammelte Jean) — ich konnte Ihren beiderseitigen Trinkgeldern nicht widerstehn, und habe getreulich Ihre Befehle erfüllt — schonen Sie meine unschuldigen Knochen!"

„Groll und Rache sey vergessen" — rief Gustav aus — und bot die Rechte dem Freunde dar.

„Hat gut reden — sagte jener einschlagend — hat sein Mädchen im Arm, ich aber bin doppelt geschlagen, an Leib und Seele. Aber ich kenne unsre Bedingungen — es bleibt also beim Alten — einge-

stimmt, meine Herrschaften — Das Brautpaar soll leben!“

Ein helles Vivat ertönte; der geräuschvolle Morgen blieb jedem der Theilnehmenden unvergeßlich, und der Amtsvoigt sogar ließ die falsche Depesche zum Angedenken unter Glas und Rahmen bringen.

Der Knapp von Burgund.

Aus der alten Geschichte entlehnt.

Von Luise Brachmann.

Der König von Burgund kam aus dem Kriege wieder; seine Tochter, die reizende Luitgardis, sah vom Söller herab, wie ihr geliebter Vater in die Burg einzog, von vielen seiner Krieger umgeben; Einer der Knappen aber ritt ganz zunächst dem Könige. Sie eilte, den theuern Vater freudig willkommen zu heißen; und auch der düstre alternde König konnte der Freude bei dem Anblick der Holdaufblühenden nicht widerstehen, obgleich seine Gedanken mehr mit seiner Macht und Hoheit beschäftigt waren. Die Tochter hatte er seit dem Tod ihrer Mutter der Aufsicht einer ehrbaren Frau, ihrer Amme Gisela, anvertraut.

Wenn nun der König wieder ausritt mit seinen Begleitern, oder heimkehrte, so blickte Luitgardis stets herab; und wenn sie auf den jungen Krieger sah, der nächst dem König ritt, so war es ihr, als wenn man in den Frühling schaut, zum erstenmal nach todter

Winteröde. Der Sinn ihres ganzen Daseyns schien ihrem jungen Herzen nun mit einemmal aufgegangen; nimmer hatte sie so herzbezaubernde Gestalt und Züge gesehen.

In ihrem unschuldigen Sinn fragte sie deshalb ihren Vater: Sag' doch, mein lieber Vater, warum reitet der Eine deiner Knappen immer zunächst bei dir?

Ei, versetzte der König, weil er im Kriege sich tapfer gehalten hat, so will ich ihn ehren, und lasse ihn deshalb immer an meiner Seite reiten.

Und wer ist er? fragte das Mädchen, ganz erglühend über die willkommene Antwort.

Das ist, erwiederte der König, Rhinald, mein Waffenknecht.

Das Fräulein war nun ganz entzückt, als sie vernahm, daß derjenige auch geachtet sei von ihrem Vater, der ihren Augen so bezaubernd schien. Die letztere Erwähnung seines geringen Standes hatte sie in der Freude kaum bemerkt. Eifriger als vorher blickte sie nun nach dem Zuge aus und erkannte es schon von Weitem, wenn der hochschlanke Rhinald über die Uebrigen hervorragte, ähnlich der Tanne seiner Gebürge, denn er war in dem felsigten Jura geboren, und hatte dort den Muth schon mit der ersten freien Himmelsluft eingeathmet.

Oft sah ihn auch Luitgardis, wie er im Burghof die wilden Rosse tummelte und zähmte, eh sich der König ihnen anvertraute; sie sah, wie er kraftvoll und doch gewandt, leicht und anmuthig zugleich sie nach seinem herrschenden Willen lenkte. Sie fand, daß er in Allem ihrer Bewunderung würdig war. Nur Eins fing an sie allmählig zu schmerzen: sie konnte nie einen

Blick seines strahlenden Augs auf sich festhalten; anspruchlos, unbefangen ging er seines Weges und schien sich gar nicht um die hohe Gunst zu kümmern, die für ihn in der zarten Brust der erhabensten und der schönsten Jungfrau keimte.

Selbst wenn das Fräulein zuweilen, mit ihren Frauen lustwandelnd, dem Zuge gradehin begegnete, da sah der schöne Jüngling so gleichgültig von seinem stolzen Rosse herab; grüßte, wie sie die Andern grüßten, indeß sein Blick so fremd an ihr vorüberflog, als ob sie beide gar nicht Wesen einer Welt wären, so daß der hohen Fürstentochter beinah der Muth gebrach, den armen und gering gebornen Mann zu lieben. Nur für den Dienst seines Königs, dem er in wandelloser Treue anhing, schien er Sinn und Seele zu haben.

Allein so tief auch das Gefühl des Mädchens durch seine Gleichgültigkeit verletzt ward, so konnte sie doch der mächtig wachsenden Neigung für ihn nicht widerstehen, die alle Glut und alle Stärke der ersten Liebe in sich aufnahm, ohne daß sie in ihrer noch kindlichen Unbefangenheit es selbst wußte. Ihr trugloses Herz aber sehnte sich vor dem theuern Vater aufzugehn; weshalb sie auch, sobald sie wieder mit ihm allein war, das Gespräch nochmals auf den heimlichen Liebling wandte. Sage mir doch — mein lieber Vater, fing sie wieder mit ihrer holdbittenden Stimme an: aus welchem Land ist denn dein tapfrer Rhinald?

Aus dem Juragebürg' — erwiederte der König kurz, der diesmal in minder nachsichtiger Stimmung war als das vorigemal.

Und ist er denn so für — ? fuhr sie zu fragen fort.

Mein Kind, unterbrach sie der König düster, es

ziemt sich nicht für die Königstochter von Burgund, daß sie so Vieles und Ausführliches über den Waffenknecht ihres Vater spricht. Eine Jungfrau, die alle Tage den Bräutigam erwartet, sollte nicht mehr so kindisches Fraggetändel treiben, das diesem sehr mißfallen würde. Du sollst nemlich wissen, daß ich dich einem König aus den reichen Niederlanden zugesagt habe, welcher in der nächsten Zeit eintreffen wird.

Mit diesen Worten wandte sich der König und ging aus dem Gemach, sein unglückliches Kind in halber Betäubung zurücklassend. Nun war mit einemmal der Schleier gefallen, der ihr bisher das Leben und ihr eignes Herz barg; sie mußte nun das Gefühl erkennen, das sie an den Heimlichgeliebten band, schon aus dem Entsetzen, womit sie die Kunde von einem andern Bräutigam empfing: und gleichwohl hörte sie zugleich, daß ihr Vater diese Liebe auf das Tiefste mißbilligte und selbst als ehrvergessen verwarf.

Ein qualvoller Kampf entstand nun in ihrem Innern, so daß die Rosen ihrer Wangen starben, und bleiche Lilien ihre Stelle einnahmen. Der Schimmer ihrer holden, zärtlichen Augen verlosch, und nur ein schwermüthiges Schmachten blieb darin zurück.

Der scharfe Blick mütterlicher Besorgtheit erkennt leicht, wenn die Gesundheit des theuern Kindes leidet; und mit besorgter Mutterliebe hing Gisela an der holden Luitgardis; ihr ging es durch das Herz, als sie ihr liebes Pflegkind so sichtlich hinwelken sah, und sie ruhte nicht, bis sie das Geheimniß hervorgelockt, obgleich die traurige Luitgardis beschlossen hatte, es mit sich in das Grab zu nehmen. Wo Gisela mit Fragen nicht ausreichte, da half ihr weiblicher Scharfsinn, daß

sie das Rechte schnell errieth, und ihren Bitten konnte das dankbare Kind nun vollends gar nicht widerstehen; sie fiel, heiß weinend, ihrer Pflegerin um den Hals und gestand ihr den unseligen Grund ihrer Betrübniß.

Ein Schauer des Schreckens rieselte auch durch die Glieder der welterfahrnen Gisela, als sie den Namen desjenigen hörte, der in so großem Abstand von der geliebten Fürstentochter war. Sie bebte unwillkührlich, wenn sie die ungeheure Kluft bedachte, die zwischen Beiden gähnte. Ihre grenzenlose Liebe für das Fräulein machte jedoch, daß sie sich schnell faßte, und der Geängsteten nicht merken ließ, wie sehr sie selbst ihre Furcht theile; vielmehr suchte sie Trost in das gepreßte Herz zu sprechen und da sie sah, wie tief und unaustilgbar die Leidenschaft darin Wurzel gefaßt hatte, so hoffte sie eher mit ihrer weiblichen Gewandtheit irgend einen Rath zu ersinnen, von den Thränen der holden Trauernden nur immer mehr erweicht. O weint nicht die schönen Augen matt, mein liebes, süßes Kind! rief sie ihr liebkosend zu, es kann noch Alles gut werden!

Ach, wie denn, liebe Gisela? fragte Luitgardis, indem sie das liebliche, von ihren schönen aufgelößten Locken umwallte Haupt ein wenig emporhob, und richtete das sanfte, in Thränen glänzende Aug' leishoffend auf sie.

Nun — erwiederte die beklommene Gisela, — und suchte Trostgründe zu sammeln. — Für's Erste, wenn auch Rhinald nur von geringem Stande ist, so schätzt ihn doch der König; — und — ein gemeiner Waffenknecht ist es doch bey alle dem wahrlich nicht, sein Anstand und sein ganzes Wesen ist gar zu edel.

Nicht wahr? rief Luitgardis feurig und Strahlen

der Begeistrung entzündeten sich in dem feuchten, schwärmerisch aufgehobnen Auge — o, das sagt mir mein Herz, die Ehre kann ich nicht beleidigen, wenn ich den liebe, den die Natur selbst zum König geschaffen zu haben scheint, durch alle Herrlichkeit der Gestalt und durch den Ausdruck so erhabnen Adels, als alle Könige der Welt nur auszeichnen kann. Denn ist es nicht das Herrlichste, sich selbst durch eigne Kraft von niedrer Stufe zu erheben?

Gemach! gemach! mein holdes Kind! rief Gisela, von dem Feuer, womit die Liebe sprach, noch mehr von ihrer Heftigkeit und Stärke überzeugt. —

Ach wohl! rief Luitgardis, plötzlich zurücksinkend, mit herzzerschneidendem Schmerz, — wie kann ich Unglückliche denn einen Strahl von Hoffnung fassen? Ach, er liebt mich ja nicht! Kalt! kalt und fremd streifen die herrlichsten Augen an mir vorüber.

Und ihre Thränen brachen wieder in heißen Strömen hervor. Dieser Anblick regte aufs Neue das lebhafteste Mitleid in dem Herzen der geängsteten Gisela und zugleich fühlte sich ihr ganzer weiblicher Stolz empört, ihr theures Pflegekind, die schöne Königstochter, von einem Manne, von einem niedrig gebornen Manne verschmäht zu sehen! O, was das anlangt, rief sie gereizt, da müßten diese seine gerühmten Augen wohl keine Sehkraft haben! Nein, er wagt nur nicht sie so hoch zu heben! wüßte er aber, welche Huld für ihn im Busen der reizendsten Fürstentochter lebt! — gewiß, er würde sein Glück nicht verkennen.

Sie ließ darauf das Fräulein in einem Zustande zurück, worin sich Zweifel und die entzückendste Hoffnung mischten, und eilte den spröden Rhinald auf-

zusuchen, den sie auch bald nach ihrem Wunsche ganz allein im Garten fand.

Sie suchte ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, und da es ein ziemlich abgelegner Theil des Gartens war, so konnte sie ungehindert von dem sprechen, wovon ihr das Herz voll war. Sie merkte wohl, daß der frischkräftige junge Krieger, der Bergsohn, bei aller seiner treuherzigen Bescheidenheit doch etwas schroff und unzugänglich war, gleich seinen Felsen, fur Gespräche, wie sie im Sinne hatte.

Tapfrer Rhinald, fing sie nach einem überlegten Eingang an, wie kömmt es nur, daß ein so schöner Jüngling noch immer so einsam lebt?

Ich bin nicht schön, erwiederte Rhinald ziemlich kurz abgebrochen, und einsam bin ich auch nicht, denn meine Waffenbrüder sind mir eine werthe Gesellschaft. —

Allein, nahm Frau Gisela wieder das Wort, Ihr könntet doch eine noch viel werthere Gesellschaft in einem holden Weibe finden.

Da wandte der tapfere Rhinald seine muthigen himmelblauen Augen verwundert, ja, mit einem Blick beinah stolzer Mißbilligung auf die Sprechende und sagte: Was sprecht Ihr da so überflüssig? Ich mag von Weibern nichts wissen, und Gott erhalte mich in meiner Ruh! Ich habe gar eine glänzende und treue Braut! — setzte er, in heitre Laune übergehend, hinzu. —

Wie? — rief Gisela erschreckend, — und die ist? —

Und die ist, lachte Rhinald, meine gute Klinge! die ist mir immer treu und nur scharf gegen meine

Feinde; was bei Frauen nicht immer der Fall seyn soll. —

Aber wie, fing Gisela ernster an, wenn nun das schönste und edelste Fräulein mit zarter Neigung an Euch hinge? Wenn sie ihr Leben in den Kauf setzte für Eure Liebe? —

Ach, was sind das für wirre Reden! brach Rhinald, sich losreißend, aus. Laßt mich! Man wartet meiner in der Burg.

Er wandte sich bei diesen Worten rasch um, und nahm den Rückweg nach dem Schlosse.

Halt! nur noch einen einzigen Augenblick, rief Gisela, ihn aufhaltend, und zog schnell ein kleines Bild hervor, welches die holdselige Luitgardis in aller ihrer Jugendanmuth darstellte.

Und wenn es nun das Urbild dieses Gemäldes wäre, das Euch vor allen Männern in der Welt erwählt, und in zärtlicher reiner Liebe für Euch glüht? sagte sie, und blickte ihn dabei forschend an.

Der Jüngling warf einen Blick auf das Bild; das ist die Königstochter, rief er, und setzte gleich darauf unwillig hinzu: Wollt Ihr meiner spotten? — indeß doch eine flüchtige Glut über sein Antlitz streifte, und sein Auge sich noch einmal auf die reizenden Züge heftete.

Die liebekundige Gisela benutzte diesen Augenblick, wo seine rauhe Tugend der eindringenden Macht zu weichen begann, und versicherte ihm, wie sie völlig die Wahrheit gesprochen und Luitgardis wirklich eine zarte und tiefe Neigung für ihn gefaßt habe.

Ach Gott! rief der redliche Kämpfer, und ermannte sich noch einmal zum Widerstand. — Wie könnt Ihr

nur so sprechen? ich bin arm und nur aus gemeinem Stand gebohren! —

Ihr arm? entgegnete Gisela — O glaubt gewiß: der königliche Purpur dünkt Luitgardis nicht so köstlich, als der Purpur, der Eure Wangen schmückt! und alle Sapphiren in einem Königsschmuck glänzen ihr minder schön als das Himmelblau Eurer Augen. Und seid Ihr von geringer Herkunft, heben Euch nicht Euer Muth und Eure Tapferkeit!

Gisela hatte das rechte Mittel gewählt; der Ehrgeiz des jungen, thatendurstigen Herzens verblendete ihn über die Kluft, die zwischen ihm und der fürstlichen Jungfrau lag, und stärkte die mächtig erwachende Leidenschaft für sie. Dem Reize, von einem liebenswürdigen Weibe geliebt zu seyn, widersteht selten ein nicht fühlloses Männerherz; und dann am wenigsten, je edler und selbstvergessner es ist.

Gisela machte ihm begreiflich, wie zwar der König ihm unfehlbar allmählig selbst erheben werde, wie es doch aber noch für jetzt unerläßlich nothwendig sey, gegen ihn das tiefste Geheimniß zu behaupten. Mit Luitgardis dagegen verhieß sie ihm noch eine Zusammenkunft und beschied ihn bei einbrechender Nacht in eine kleine einsame Wohnung, die sie im nahen Walde hatte.

Kämpfend mit Angst und mit Entzücken, empfing das Fräulein die ersehnte, und doch sie nun schreckende Botschaft; und folgte zagend ihrer Führerin, als nun die Nacht begann ihre beschirmenden Schleier über die Erde zu breiten.

Die einsame Waldbesitzung schien sich ganz zu einer Freistatt bedrängter Liebe zu eignen; ein freundliches

Birkenwäldchen säuſelte mit ſo friſchem Grün, als die junge aufblühende Liebe in der Beiden unſchuldigen Herzen war; ein Bach ging flüſternd um das kleine Haus, ſich auf der nahen kleinen Waldwieſe zu verlieren; und die Nachtigall hauchte ſüßſchwermüthige Liebesſehnſucht in die ſchweigende Luft; während die Sterne vertraut durch die Wipfel der höheren Bäume blickten.

Mit welcher qualvollen und dennoch reizenden Verwirrung die Liebenden einander entgegegentraten! Es währte eine Zeitlang, eh ſie nur wagten die Augen Eins gegen das Andre aufzuſchlagen, während glühendes Roth abwechſelnd über Beider Wangen flog; bis das Gefühl ſich Bahn machte, bis Rhinald, den das neue, nie geahnete Glück gleich wie mit einem Traumnebel umflorte, zu den Füßen der herrlichen Fürſtentochter lag, die ſich mit einem Strom von Thränen auf ihn niederbeugte; das beſchämte und doch ſprechendſte Geſtändniß ihrer Liebe. —

Als ſich Beide gefaßt hatten, ſagte Rhinald, Fürſtin — Ihr, der in dieſem Augenblicke ſich mein ganzes Leben zuwendet, wohl fühl' ich ganz den Abſtand zwiſchen Euch und mir, einem armen, geringen Krieger, — aber — ſetzte er hinzu, ihr treuherzig in die Augen blickend — noch nie hat dieſer Arm ein Weib umſchlungen — kenntet Ihr mit einem ehrlichen Herzen ſpielen?

O, Rhinald, erwiederte das Fräulein mit rührend überwältigender Wahrheit, denkt nicht gering von mir, weil ich nicht ſtark genug war das Geheimniß zu bewahren, das ich mit mir ins Grab zu nehmen dachte. — Allein ich ſchwör es bei dem Gott des Himmels — daß nie das Bild eines Mannes in meine

Seele gekommen ist, noch jemals darin wohnen wird — als das Rhinalds!

Sie hatte dabei ihre schönen schwärmerischen Augen himmelan gehoben, denen die Liebe des Geliebten neues Feuer gegeben hatte. Hingerissen stürzte Rhinald aufs neue ihr zu Füßen und beide wechselten den Schwur der Treue bis zum Tode.

Indessen nun die jugendliche Liebe, schon durch das Bewußtseyn geliebt zu seyn, unnennbar glücklich war, fügte auch Gisela den Rath des weisen Alters hinzu. Sie wiederholte Beiden, wie nothwendig jetzt noch das strengste Geheimniß sey; doch mit der Aussicht auf Rhinalds baldige Erhöhung beschwichtigte sie die kindliche Frömmigkeit des Mädchens und die Gewissenhaftigkeit des biedern Kriegers. Noch einigemal sahen sich die besiegten Liebenden im Schutze der Einsamkeit.

Liebe Gisela, rief die unschuldige Luitgardis nach einiger Zeit; hätt' ich doch nimmermehr gedacht, daß solche Seligkeit auf Erden wohne! Ach, wie ist mein holder Rhinald doch so ganz Lieb' und Innigkeit für mich! und gleich als ob er nur in mir lebe und fühle! —

Und so war es; gleich wie eine edle Blume, die ihre feste Knospe nur langsam öffnet, sich stets zu frischerer, herrlicherer Blüthe entfaltet; so schloß sich auch Rhinalds edles langeerschlossnes Gemüth jetzt mit unendlicher Innigkeit und Kraft an die einmal erkannte Geliebte.

Doch oft wenn die Sonne am herrlichsten scheint, ist der Sturm am nächsten; das Auge des Verräthers schlummerte nicht; der König ward von dem Bund der treuen Liebe unterrichtet, und sein Zorn entbrannte zu

fürchterlicher Wuth darüber; nicht mehr den ausgezeichneten, heldenmüthigen Krieger sah er in dem tapfern Rhinald, nur den Frevler, der sich erkühnt hatte, das Auge zur Tochter seines Herrn zu erheben. Auch für sie sprach keine Stimme in dem Vaterherzen.

Der Tod des unglücklichen Rhinald war beschlossen. Allein Einer von seinen Waffenbrüdern, welche ihn alle liebten, warnte ihn, als er eben von einem kleinen Zuge auf der Heimkehr war; und es gelang ihm sich in das Gebürg zu flüchten, von wo er in der nächsten Nacht weiter, und über den Rhein fliehen wollte. Vorher aber beschwor er noch seinen Freund, zu seiner geliebten Luitgardis zu eilen und ihr sein letztes schmerzvolles Lebewohl zu bringen; und ihr selbst zu erzählen, wie es ihm unmöglich gewesen sei, seines Herzens Abgott noch einmal zu sehen.

Luitgardis saß unterdeß in ihren einsamen Gemächern; eine drückende Gewitterschwüle schien auf ihrem ganzen Umgebungen zu ruhen; denn der König hatte beschlossen den erschütternden Vorfall geheim zu halten, und den äußern Ausbruch seines fürchterlich flammenden Zorns mühsam zurückzudrängen, um seine Rache desto sichrer zu vollziehen und auch um die Ehre seines Kindes zu schonen. Sie selbst dachte er nur zu hart zu strafen, wenn sie aus ihrer jetzigen Unwissenheit erwachen werde. Frau Gisela lag krank, in fieberhafter Geistesabwesenheit, und entging zwar auf diese Weise der furchtbaren Verantwortung, zu welcher sie der schwerbeleidigte Vater gezogen haben würde; allein sie war auch unfähig ihrer rathlosen Pflegetochter beistehen zu können, die nur durch ihren Zustand noch mehr geängstigt ward. Alle Uebrige aber, welche das Trau-

lein umgaben, ahndeten wohl einen schauerlichen Vorgang, ohne dennoch das Dunkel zerstreuen zu können, das ihn umgab.

Nur jener Krieger, Rhinalds Freund, war durch Zufall in das finstre Geheimniß eingeweiht worden; und ihm gelang es auch, glücklicher oder wohl mehr unglücklicher Weise, in die Nähe der Fürstin zu kommen, und ihr geheim den Auftrag ihres geächteten, dem Tod schon halbverfallenen Geliebten auszurichten.

Wie ein plötzlicher Donnerschlag eine blühende Frühlingsflur verwüstet, so schmetterte auch diese fürchterliche Nachricht den ganzen Frühling ihres Lebens nieder. Alle die Hoffnungen, die sie heimlich, doch zuversichtlich genährt hatte, wie ihr Liebling bald durch die Gunst und Achtung ihres Vaters emporsteigen, und wie sie den nun werde öffentlich als den Erwählten ihrer Seele erklären können, den jetzt nur ihr ahndendes Herz erwählt hatte, alle die schmeichelnden Hoffnungsträume stürzten zusammen, und der kalte Todeshauch der Trennung wehte in ihr warmes Leben herein, eben als sie sich nur noch in die Gedanken, in die Sehnsucht des nahen Wiedersehens, gewiegt hatte. — Zu schwach war ihr jugendliches Herz, um den schrecklichen Wechsel ertragen, und den Gedanken fassen zu können, ihn nicht mehr sehen, so ohne Abschied von ihm scheiden zu sollen.

O, um Alles in der Welt, rief sie dem treuen Gunthar zu, dem Freunde Rhinalds, nur noch ein einziges mal eilt zu ihm und bringt ihm dieses kleine Blatt!

Sie schrieb in fliegender Eil einige Worte auf ein Blatt, in geheimen Zeichen, die sie mit dem Geliebten

abgeredet hatte, worin sie ihn beschwor, nur noch ein einzigesmal zurückzukommen, sie bezeichnete ihm deshalb einen Ort im Walde, nach jener Gegend hin, wo er sich verbergen hielt; ihr nur noch einen letzten schmerzlichseligen Abschiedsgruß zu gewähren, eh sich mit ihm das Leben auf immer von ihr scheide.

Genthar überbrachte das Blatt, wodurch die unbedachtsam Liebende ihren unglücklichen Freund in das Verderben rief. Lebhaft standen alle die Schrecknisse vor Rhinalds Seele, denen er auf das Neue entgegenging; allein wie konnte er dem dringenden Rufe der Liebe, wie der eignen Sehnsucht widerstehen? die er nur mühsam zur Ruh gewiesen und die jetzt mächtig wieder hervorbrach. Und koste es auch, was es wolle! rief er, sie soll mich nicht umsonst erwarten!

Und schon den Hafen erreichend, stürzte er noch einmal zurück in die stürmende Flut.

Der König hatte indes mit grimmiger Ungeduld auf die Heimkehr Rhinalds gewartet und Späher waren allenthalten nach ihm ausgesandt; die Schritte Luitgardens wurden streng bewacht. Die Unglückliche überdachte jetzt erst den Schritt, zu dem sie die Gewalt der Leidenschaft verführt hatte; ihre Angst stieg, je dunkler sich nun die Nacht herabsenkte, je näher die Stunde ihrer unbedachten Bestellung kam. Gern hätte sie den übereilten Ruf zurückgenommen; allein es war zu spät. Er wartete nun ihrer am Brunnen; und die Sehnsucht nach dem so nahen Wiedersehen schwang noch einmal die Flügel mächtig auf und trug sie über alle Bedenklichkeiten hinweg, die sie zurückzuhalten strebten.

Als die bestimmte Stunde kam, und ihre beiden

Frauen tief eingeschlummert waren, warf sie ein leichtes Gewand um sich, und eilte hinaus in die neblicht dunkle Nacht.

Sie flog durch den Garten und kam, eine kleine Pforte öffnend, hinaus ins Freie. Bald war der Wald erreicht; und jetzt, da wo ein Quell leis murmelnd in ein Felsenbecken fiel, von dicht umwölbenden Buchen und Rüstern überschattet, da harrte ihrer schon der Treue, an dem ihr ganzes Leben hing und den sie jetzt zum letztenmale sehen sollte.

Eine schmerzvolle Seligkeit lag in den letzten Abschiedsgrüßen, in dem herzinnigen Umfangen der beiden Liebenden, und Wonne und Verzweiflung rangen mit einander. Immer wollten sie sich trennen, und immer stürzten sie einander wieder in die Arme. Als wolle sie die Seele ausweinen, hing Luitgardis an dem Halse des geliebten Mannes, die zarten Lilienhände um den Nacken des hohen Kriegers schlingend, der sie mit seinem kräftigen Arm umfaßte und zu sich emporhob, während ein unendlicher Schmerz ihm die tapfre Brust zu zersprengen drohte.

Die Gegend war immer heller geworden, von dem nahen Aufgange des Mondes; und jetzt trat er über den gegenüberstehenden Bäumen hervor, und leuchtete über die kleine thaufrische Waldwiese herüber, als wolle er beiden noch die geliebten Züge für lange Trennung in die Seele prägen. —

Allein ein andrer Anblick stellte sich ihren Augen dar, als sie nach ihm hinüberblickten. Waffen wurden in seinen Strahlen sichtbar, die weit um durch die Bäume funkelten; es waren die Krieger, die der

König gesandt hatte, das todgeweihte Opfer zu umringen.

Luitgard's Flucht war schnell von den aufmerksamen Wächtern entdeckt und dem König gemeldet worden; der König, außer sich für Wuth, befahl sogleich ihr auf das Schnellste nachzueilen, und den Ort zu umringen, wo man sie finden werde. Er selbst mit einer kleinen Anzahl seiner Treuen den vorauseilenden Kriegern nach. Er hatte die sich vorgesetzte Schonung gegen seine Tochter jetzt im überraschenden Zorn über ihre neue ehrvergessene Verirrung aufgegeben.

Allein die Dunkelheit des Waldes und der Nacht schützte noch die Verfolgten, bis jetzt der leuchtende Mond aufging, und nun Luitgardens weiß schimmerndes Gewand sie und ihren unglücklichen Freund verrieth.

Auf einen Wink des Königs zogen die Krieger einen weiten Kreis um das Opfer der Rache, und drangen nun von allen Seiten über die Wiese her, von Bach und Waldung auf den edlen Rhinald ein; Alle langsam mit gemessner Vorsicht, denn der König hatte geboten, den Verbrecher wo möglich lebend zu fangen, weil er durch einen qualvollern Tod seine beleidigte Ehre noch gnügender zu rächen dachte. So wie ein edles Wild von der Jägern umstellt wird, so ward es jetzt der Geliebte Luitgardis.

O wehe mir! schrie Luitgardis in herzzerschneidendem Jammer, als Beide die herannahende Gefahr erblickten; — Ich Unglückselige habe dich in den Tod gelockt! Hat nicht meine unselige Liebe die Ruh aus deiner schuldlosen Brust verdrängt?

O du mein Leben! entgegnete der bestürmte Rhinald; Zerreiße nicht mein Herz durch solche Worte!

Nicht zu theuer bezahl ich deine Liebe durch den Tod: allein noch blieb mir ja mein gutes Schwert dich und mich zu vertheidigen. Und thun sie mit mir für treue Dienste, wie mit einem verfolgten Wild, so sey mein Widerstand auch wild und furchtbar wie der eines wilden Thiers.

Indessen waren die Angreifenden ganz nah an ihn herangekommen, und suchten mit wild geschwungenen funkelnden Schwertern sich seiner zu bemächtigen; allein der hochgewachsne Krieger stand, den Rücken von dem Stamm eines Baums gedeckt, mit seiner Linken die zitternde Kuitgardis umschlingend, und ließ sein kampfgewohntes Schwert mit so überlegenen Streichen blitzen, daß viele verwundet zurückstürzten, und keiner es vermochte ihn gefangen zu nehmen, ob er gleich keine Waffen hatte als sein Schwert, obgleich auch er bereits aus mancher Wunde blutete. Sein Blut floß über das weiße Gewand seiner bleichen Geliebten; kein Purpurkleid hatte der arme, edle Krieger seiner fürstlichen Braut bieten können; dies war der einzige Purpur, mit welchem er sie schmücken durfte.

Der König war indeß in einiger Entfernung geblieben; mit ingrimmiger Wuth sah er, wie mehrere der Seinigen verwundet wichen, und wie der verhaßte Rhinald noch immer unerschüttert stand. Er ließ sich selbst seinen mächtigen Bogen geben, der weitberühmt war, daß er nimmer seines Ziels verfehle; der Zorn gab dem Arme des Alten noch ungeschwächte Jugendkraft. Leicht spannte er die starke Sehne; zuviel der Ehre zwar für den Verräther, knirschte er, doch enden mag das frevelhafte Spiel!

Und schnell und sicher flog der gefiederte Pfeil,

ohnfehlbar nach dem Herzen Rhinalds, der, noch im heißen Kampf begriffen, ihn nicht gewahrte. Doch „O für mich, mein Vater!“ rief Luitgardis, und warf sich mit ausgebreiteten Armen vor die unbeschützte Brust ihres Geliebten, gleich als wolle sie den Tod als willkommnen Gast empfangen. Der Pfeil drang nach der Schulter in die zarte Brust, auch ihr Blut floß nun strömend über die Lilienglieder und mischte seine rosigen Wellen mit dem, das schon vorher ihr Gewand benetzt hatte.

Entsetzt ward der bestürmte Rhinald erst jetzt die That gewahr, als die holde Geliebte erbleichend an ihm niedersank. Ein Schrei des Entsetzens flog von des alten Königs Lippen, als er gewahrte, daß er heut zum erstenmal, und wie so schrecklich, seines Ziels verfehlt habe. Die unterdrückte Vaterliebe kehrte zurück, als er sein einziges Kind, durch seine eigne Hand getödtet, niedersinken sah. Alles drang nun hinzu, der Sterbenden Hülfe zu bringen; der greise Vater selbst warf sich in dumpfen Jammer neben ihr nieder; Rhinald rang noch verzweifelt sie zu behaupten.

Da drängte sich der treue Gonthar durch das Gewühl; um Alles, was heilig ist, rief er in ängstlicher Hast, rette dich, Rhinald! jetzt ist der einzige günstige Zeitpunkt! — Sie kannst du doch nicht retten.

Doch mit ihr sterben kann ich wohl! erwiederte Rhinald in finstrer Verzweiflung.

Wie aber, entgegnete Gonthar dringender, wenn sie der Pfeil nicht tödtlich getroffen hätte? wenn sie durch ihre fürstliche Pflege noch gerettet werden könnte? und dann nur dein Untergang auch sie tödete? Erhalte dich für sie! Ich stürze mit dir; denn schon ist

der Verdacht dich gewarnt zu haben gegen mich rege geworden.

Halbbewußtlos ließ sich der Unglückliche von dem treuen Fremde aus dem Getümmel reißen, wo jetzt die Wuth der Rache auf Augenblicke dem Schrecken und dem Mitleiden Platz gemacht hatte. Ohngeachtet seiner, doch nicht tödtlichen, Wunden half dem rüstigen Krieger seine jugendliche Kraft und Schnelle, daß er die Gebürge seines Vaterlandes glücklich erreichte, von dem wackern Gonthar begleitet, dessen Gefährtschaft jetzt seinen einzigen Trost ausmachte.

Unerreichbar war er in seinen Felsenklippen vor den Verfolgungen des Königs, der auch bald auf andre Weise beschäftigt ward. Die Allobrogen, das furchtbare Nachbarvolk der Burgunder, stiegen von ihren Alpen nieder und überfielen Burgund mit überlegner Heeresmacht; der greise König ging ihnen zwar entgegen mit seinem auserlesensten Heer; allein nicht mehr fähig so zweifelhafte Kriegsthaten günstig auszuführen, ward er in einer großen Schlacht geschlagen; sein Thron wankte erschüttert; seine besten Feldherrn waren gefallen; die Uebrigen entmuthet und verstört, wie er selbst, durch das unglücklich entschiedne Schlachtenloos. Die Krieger aus den flachen Gegenden verstanden nicht auf felsigten Boden mit jenen kühnen, Gemsen ähnlich gewandten Alpensehnen zu kämpfen. Da standen auf einmal die Bergbewohner aus Rhinalds heimathlicher Landschaft auf; sie suchten den waffenerfahrnen Rhinald auf, und wählten ihn zu ihren Anführer gegen die eindringenden Feinde.

Die drohende Gefahr des Vaterlandes weckte den verbannten Krieger aus der dumpfen, hinsterbenden

Verzweiflung, in welcher er bisher gelebt hatte; ohne Kunde von dem ferneren Schicksale der Geliebten; denn der Einfall der Feinde hatte sich dazwischen gedrängt und jede Nachricht unmöglich gemacht. Auch der geliebte Klang der Waffen erregte wieder die Lust am Leben in ihm; und sein tödlich verwundetes Ehrgefühl erhob sich wieder in dem Streben nach hohen Thaten. Der Mensch mußte auf einige Zeit für sich selbst untergehen, und der ehrne Krieg erstand in angeborner Herrlichkeit auf dem Waffenfelde. Der Geist zu Feldherrnthaten, den die Natur schon dem Geringgebornen gegeben hatte, entfaltete die mächtigen Flügel mit der Schnelle, die dem Genius eigen ist. Kämpfe wurden damals gekämpft, die in den Jahrbüchern Burgunds verzeichnet stehen. Bergbewohner stritten jetzt gegen Bergbewohner; und die tapfern Söhne des Jura wußten den Gemsenkühnen Allobrogern nicht minder kühn auf felsigtem Grunde zu begegnen.

Der Sieg war errungen; die Feinde wichen in ihre Alpenthäler zurück; und dem Helden Rhinald verdankte man den befreyenden Sieg. Ihn rief die Stimme des Volkes jetzt laut auf, mit der Begeistrung, welche das Menschenherz unwillkührlich für denjenigen ergreift, den die Natur unmittelbar aus dem Staube emporhebt. Ihn riefen sie in wildem Jubel zu ihrem König auf, da der abgelebte, mürrische König in der letzten Zeit sich oft grausam gezeigt, und die Liebe seines Volkes verloren hatte, den jungen siegumglänzten Rhinald führten sie mit Freudengepränge in die Königsburg. Ihm zur Seite war der treue Gon-

that, der muthig mit ihm die Gefahren getheilt hatte, und ihm nun auch im Glück der Nächste war.

Wunderbares Schicksal der Wiedervergeltung, mußte Rhinald sich unwillkührlich sagen, als er durch die Orte, die zum Schauplatz seines martervollen Todes bestimmt gewesen waren, nun im Siegesgepränge geführt wurde. Ein augenblicklich Gefühl von Rachlust drängte sich in die Seele des Schwergekränkten; allein als er nun in den Saal des Thrones kam, als der greise König, gebeugt vom Unglück und von dem Abfall seiner Unterthanen, die Krone von dem weißgelockten Haupte nahm, da wandte sich der junge, edelkräftige Held zu dem umgebenden Volke und sprach mit einfacher, aber herzergreifender Beredsamkeit: Wollt Ihr, meine Brüder, die geringen Dienste, die ich Euch that, durch etwas belohnen, so kehrt zu den Pflichten der Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen diesen ehrwürdigen König zurück. Zwar hat mir seine Hand das Leben meines Lebens getödet; allein Euch hat er in einer langen Jahrreihe mit Wohlthaten überhäuft — Und er erinnerte sie nun an einige der schönsten Handlungen des Königs, und dessen väterliche Wohlthaten für sein Volk; und hingerissen von der Stimme der Wahrheit und der Pflicht, kehrten die Abgewandten zu dem Gehorsam gegen ihren langbewährten Beherrscher zurück.

Ueberwältigt von dem Edelmuth des Verkannten, wankte der königliche Greis ihm entgegen, der nicht ohne innern Kampf die Arme für ihn öffnete. Allein der König that die Thür zu einer Seitenhalle auf und an seiner Hand trat heraus — Luitgardis, noch bleich,

von den Pforten des Todes wiederkehrend, mit dem sie lang gerungen hatte, aber verklärt, gleich einem seligen Geiste dem herrlichen Geliebten entgegenlächelnd, dem sie der Vater in die Arme führte, und den das Volk mit ihm zugleich zu seinem Nachfolger auf dem Throne Burgunds bestätigte.

Der Dreykönigsabend.

Von Karl Borromäus, Freiherr von Miltitz.

In einem kleinen Oertchen, in dem sich mancher fromme Gebrauch der Vorzeit noch erhalten hatte, war der alte Cantor Melander — wie er sich gern nennen ließ, obgleich sein eigentlicher Name Daniel Schwarzmann lautete — eines Tages beschäftigt die Singstimmen aus der Partitur einer Weihnachtskantate auszuziehen, die er zu diesem nicht mehr weit entfernten Feste geschrieben. So wie er ein Blatt vollendet, schob er es dem neben ihm sitzenden Heinrich Ehrenreich, einem sechszehnjährigen Burschen zu, der unter ihm sich, wie Melander es nannte, auf der Violin zu einem perfecten Musico qualificiren sollte. Bey guter Laune nannte er ihn „Lesebengel", bey umwölktem Schulhorizont, mit näselndem Tone und einer eignen Gesichtsverzerrung „Mosjé Hangry (Henry)." Er machte dabey jederzeit seinem Franzosenhasse Luft, der unversöhnlich war und daher rührte, daß im siebenjährigen Kriege ein Offizier vom Corps des Prinzen

Soubise, der bey ihm in Quartier gelegen, den doppelten Contrapponct eine trockene Alfanzerey genannt, über die in Frankreich jeder Verständige lache. Seit diesem Tage sang Schwarzmann in der Bustagslitaney anstatt „vor den Türken" — allezeit „vor den Franzosen behüt uns, lieber Herre Gott!" wobey er, der erlittnen Schmach eingedenk, auf den Franzō — ein zornmüthiges Trillo anbrachte und die letzte Sylbe mit einer ganz eignen Verachtung in Blick und Intonation, kaum hörbar nachschleuderte. Heut war alles gut abgelaufen, Heinrich hing eben die Geige an die Wand und wollte in den Baumgarten, um den colossalen Schneemann zu vollenden, an dem des Cantor's Pflegetochter so große Freude hatte, als das freundliche Mädchen mit ihren morgenröthlichen Wangen, ihren frommen braunen Augen, und dem zauberischen Lächeln um den Rosenmund hereintrat. Zugleich rief auch der Cantor, Heinrich solle noch einmal die Schachtel herunterlangen und die vorgelegte Stimme abgeigen. Der Jüngling, der Röschen's Winke nach dem Schneemann nur zu wohl verstand, nahm unwillig das Instrument und geigte, immer ein Auge auf das Mädchen, das an der Thür der Schulstube stand, heftig los. „Grave, grave" — rief der Cantor, als Heinrich das Tempo di Minuetto, mit welchem die Engel ihr „Gott in der Höh' sey Ehr" anstimmen sollten, im Tempo eines heyd'nischen Scherzo's abjagen wollte. „Grave" sage ich. „Man wird doch unsern Heyland nicht so en passant, recht auf französische Weise anplärren wollen?" Heinrich hob von Neuem an, ließ auch dem Cantor Zeit, bald den Erzengel Michael im tiefsten Baß, bald den Gabriel im

höchsten Falsett einzuführen. Solang Röschen, den Finger auf den Lippen, Heinrichen freundlich anblickte, hielt dieser sich in Ton und Tact fest. Als aber jetzt, eben als der Cantor sich in dem hohen D auf einer Fermate über dem Worte „Höhe" — festgesetzt hatte — Röschen zur Thür hinausschlüpfte, verlor der Spieler die bisherige Ruhe, er kam in eine falsche Zeile und distonirte gewaltig. Der Cantor, ganz blau von der langen Fermate, schrie dazwischen die Textesworte wiederholend „in der Höhe, in der Höhe!" Heinrich verdrüßlich und zerstreut, verstand, er solle höher greifen. Er strich also zu Schwarzmann's gewaltigem D, auf seiner Geige E an, und avancirte, weil jener nicht aufhörte zu schreyen, die ganze diatonisch-chromatische Tonleiter hinauf, wodurch eine solche cannibalische Musik entstand, daß der Spitz auf dem Lehnstuhl und der Kater unterm Ofen schon anfingen einzustimmen. Schwarzmann hielt sich nicht länger, wüthend fuhr er auf, und dem Violinisten einen tüchtigen Backenstreich versetzend, brüllte er grimmig: D, D! „Verfluchter Junge, willst du D greifen!" — Der ehrgeizige Heinrich, durch die ungewohnte Behandlung tief verletzt, warf die Geige auf den Tisch, daß die Saiten laut bebten, und fuhr zur Thür hinaus in den Schulgarten, Röschen sein Leid zu klagen. Er fand hier wenig Trost, denn das kluge Mädchen machte ihm begreiflich, daß er schon um ihrentwillen hätte nachgeben müssen, wenn ihm auch nicht beygefallen wäre, daß er ja zu Ostern abgehe und alsdann zu weiterm Fortkommen des vielgereisten Oheim's Empfehlung ganz unerläßlich bedürfe. Mit weiblicher Suada eben so eindringlich als ununterbrochen fünf Minuten

hintereinander, ohne Odem zu schöpfen, in ihn hineindemonstrirend, bewies sie ihm, daß er ein Obenaus und Nirgendsan sey, und durchaus dem Cantor Abbitte thun müsse. Eine schwere Aufgabe für den kräftigen, nicht sehr beugsamen Jüngling! So schwer, daß er sich heut nicht mehr daran wagte. Besser — meinte er — sey es erst selbst kühler über den ganzen Vorfall zu werden, und auch den alten Schwarzmann erst einmal darüber ausschlafen zu lassen. Wie es indeß immer geht, wenn man Unrecht wieder gut zu machen hat, der leidige Stolz wehrt sich gewaltig und schiebt immer neue Hindernisse zwischen die Ausführung des löblichen Vorsatzes. Heinrich war zwar schon am nächsten Tage wieder im Schulgarten, wo Röschen mit unermüdlicher Beredsamkeit dem Trotzkopf vergebens zusprach. Den Tag darauf dachte er ernstlich daran, ja er griff schon nach dem Hut, da erhielt er einen Auftrag vom Vater, mußte nach einem entfernten Dorfe gehn, und kam erst spät wieder zurück. Bey seiner Rückkehr ward ihm von Marthe, des Cantor's Haushälterin, erzählt, der Alte sey entsetzlich böse auf Heinrich — und, setzte die alte Marthe hinzu, es sey kein Augenblick Zeit zu verlieren, habe Röschen gesagt und die hellen Thränen dazu geweint. „Hier auf meine Hand, hat sie geweint" — setzte die Berichterstatterin hinzu, und Heinrich drückte Marthen's lederfarbne Hand an seine heißen Lippen und hätte sie aus Liebe zu Röschen's Thränen beynahe wund gebissen. Er eilte gleich in seine Bodenkammer und übte ein Violinsolo vom alten Stamiz, womit er den Cantor längst hatte überraschen wollen, noch recht tüchtig ein, entschlief dann seelig mit dem Gedanken an Rös-

chen und war des andern Morgens zur Zeit der gewöhnlichen Musikstunde in der Schule. Schwarzmann saß im Lehnstuhl, den Spitz auf seinen Knieen, die Partitur vor sich, die große rauche Mütze auf dem Ohr, und nahm von dem Eintretenden gar keine Notiz.

„Schönen guten Morgen, Herr Cantor" grüßte Heinrich mit ruhiger Fassung.

Keine Antwort. Heinrich räusperte sich; vergebens. Der Schulmonarch blieb unbeweglich.

„Ich habe die Ehre Ihnen einen guten Morgen zu wünschen, Herr Melander —" sagte er jetzt mit unsichrer Stimme.

Schwarzmann blickte auf. „Sein Diener, Mosjé Hangry!"

„Befehlen Sie, daß ich jetzt Violin spiele? Ich habe etwas Neues mit.

Der Cantor sah nach der Uhr — „ja, ja — sagte er trocken — ist ja seine Stunde, hau' er nur auf!"

Heinrich stimmte, legte die Noten auf, ohne daß ihn Schwarzmann eines Blickes würdigte. Nun begann er die Introduction, ein sanftes Adagio. Der Genius der Liebe zu Röschen schien ihm Bogen und Finger zu leiten, seinen Ton zu versilbern. Schwarzmann rückte hin und her, ein leises Hm, Hm verrieth des alten Musikers innre Bewegung. Nach dem Adagio faßte er sich mit zwey Fingern an der Halsbinde und über die Achsel auf das Notenblatt schielend, frug er mit künstlicher Gleichgültigkeit „was spielt man denn?"

„Ein Solo von Stamiz" entgegnete der Schlau-

kopf Heinrich, dem nichts entgangen war, sehr demüthig.

„Hm, hm — Nun, man löse nun sein Problema!“

Heinrich spielte nun das Allegro, so vortrefflich, so ganz meisterhaft, daß der Cantor den Spitz vom Schooße schnellte, hinter den Spieler trat und ihn, als er geendigt, mit den Worten umarmte: „Nun sag mir, Bengel, was du vorgestern für verfluchte Quinten machtest?“

Der Jüngling wollte sich entschuldigen. Schwarzmann hieß ihn schweigen. „Still, sage ich, ruhig.“ Ich weiß Alles. Du hast gespielt wie ein Engel und ich will deshalb vergeben und vergessen. Allein Strafe muß dennoch seyn. Erstlich meiner verletzten Autorität wegen; dann, damit dir der Hangry nicht wieder in den Kopf fahre. Also vernimm. Ich hatte dir in der Weihnachtscantate, die wir beym regierenden Herrn Bürgermeister aufführen, die Parte des Königs Melchior zugedacht, wobey du mit Röschen ein schönes Duetto zu singen gehabt und dich mit deiner angenehmen Stimmen vortrefflich wohl publice hättest produciren können, statt dessen giebst du den König Melchior an Süßholzen's Gottfried, und singst die Parte Balzer's des Mohrenkönig's. — Ruhig — ansonsten wird man excludirt!

Freylich war es Heinrichen nicht wohl, daß er, den die Stadt als primo tenore kannte, die tiefere Parte des Mohrenkönigs singen sollte; auch des Duett's mit dem reizenden Mädchen ging er ungern verlustig, indeß war er weit entfernt, die Demüthigung zu ahnen, die ihm der rachsüchtige Schwarzmann zugedacht. Wie

erschrak er, als am folgenden Morgen, vor versammelter Schuljugend, der Cantor sich also vernehmen ließ:

„Geliebte Schuljugend!

Es ist dir bekannt, daß mir, Enerm Cantori, obliegt, alljährlich eine Cantate zum Weihnachte- oder Dreykönigsfeste in der Behausung eines der Proceren, will sagen, der Vornehmsten unsers Städtleins, aufzuführen. Auch dieses Jahr haben wir eine feine Dialogam componirt und dazu die tröstliche und wunderbare Begebenheit der Ankunft derer drey Magos an der Krippe erwählt. Um aber die Sache schmackhafter vorzustellen, haben wir uns vorgenommen, die handelnden Personen in der Tracht, so dieselben nun hinaßlich geführt, auftreten zu lassen, zu welchem Ende unsre Haushälterin die nöthigen Costume aus denen Effecten der allhier bankerott gewordenen Schauspieler erstanden und dienlich zugerichtet hat. Nach vollbrachter Musik wird sodann in der Schulstube ein Abendschmauß nebst Tanz für die Jugend gehalten, wozu der hochlöbliche Rath ganz ansehnlich contribuiret. Du, Samuel Füllebern, wirst den Kasper, du, langer Gottfried, den Melchior, und du, Heinrich Ehrenreich, den Mohrenkönig Balthasar figuriren. Weilen aber ein Soprano dabey vonnöthen, so haben wir unsere Pflegetochter Rosalie bestimmt den Stern vor Euch herzutragen, als ein Engel gekleidet zu seyn, und mit frommen, verheissenden Redensarten sich in den Gesang zu mischen. Geht jetzt, Kasper und Melchior, zu Martchen und probieret die Kaftane, nebst Kron und Zepter. Du, mein Sohn Heinrich, komm' her zu mir. Ich habe nach ei-

nem chemischen Recipe eine treffliche schwarze Salbe bereitet, mit der ich dir Gesicht und Hände über die Maaßen schwarz, als einem ächten Aethiopier anstreichen will! —

Jetzt erst übersah Heinrich des boshaften Schwarzmanns Anschlag in seinem ganzen Umfange. Daß Röschen als Engel himmlisch reizend seyn würde, war eben so gewiß, als daß die andern beyden Könige, die ohnedies beyde ein Auge auf das Mädchen hatten und Söhne wohlhabender Eltern waren, ihr den ganzen Abend nicht von den Fersen gehn würden; auch würde das zarte, weiße Mädchen dem schwarzen Rußkönig keinen Finger, geschweige die Hand, oder wohl gar heimlich die Lippen reichen, aus Furcht von ihm angeschwärzt zu werden. Unmöglich konnte auch Röschen, so lieb sie den wie einen Pfirsich glühenden Heinrich hatte, auf seinem schwarzen Gesicht mit besonderm Wohlgefallen verweilen. Zu Vermehrung seines Jammers fiel ihm bey, daß es das letzte Dreykönigsfest sey, das er hier am Orte feyern helfe, indem er ja zu Ostern in die Fremde müsse. Ha, wie bewegten Liebe, Verdruß, Eifersucht des Jünglings Herz und was hätte er nicht alles darum gegeben, die verhaßte Rolle nicht spielen zu müssen, die ihm den Abschiedstag von Röschen so verbittern sollte! Dazu war indeß nicht die entfernteste Möglichkeit vorhanden. Erst war der Cantor der Mann nicht, ein ausgesprochnes Wort zurück zu nehmen, einen einmal gefaßten Gedanken fahren zu lassen; dann hatte aber König Melchior soviel Mühe gehabt seine kurze Partie nur mittelmäßig zu memoriren, daß eine abermalige Verände-

rung, abgesehn von der Kürze der Zeit, rein unmöglich gewesen wäre.

Heinrich stand nun schon einige Minuten zwischen des Cantor's Knieen eingeklammert, der ihm mit einem steifen Borstpinsel, wie ihn die Mäurer zum Tünchen gebrauchen, in breiten, kühnen Strichen recht con amore zum Mohren umgestaltete. Nicht ohne Schwierigkeit ging die Metamorphose von Statten. Denn erstlich mußte der Patient die beyden bereits glänzend schwarzen Hände weit von sich gestreckt halten, um damit nicht den großblumigten weißen Schlafrock des Cantors zu nah zu kommen. Eine Stellung, die auf die Länge ihre Unbequemlichkeiten hatte! Sodann schnitt er ganz grimmige Gesichter, als er im Spiegel über Schwarzmanns Haupte gewahr wurde, daß die ganze rechte Seite seines Gesichts bereits lackirt sey, in welcher dann die rothen Lippen, die weissen Zähne und das eine weiße Auge eine scheußliche Würkung machten. Vergebens redete ihm der Cantor mit ironischer Sanftmuth zu, doch keine so formidabeln Verdrehungen der Gesichtsmuskeln zu bewürken, indem die zähe Farbe sich denen Lineamenten ansonst nicht gehörig imprimiren und eine Retouche nöthig werden dürfe. Dem armen Burschen war das Weinen näher als das Lachen. Als aber die Thür aufging und Röschen in's reinste Weiß gekleidet, mit großen himmelblauen Fittigen an den Schultern, einen goldnen Strahlenkranz in dem duftenden kastanienbraunen Haar, das in glänzenden Wellen die schlanke Taille hinabrollte, des jungen Busens knospende Fülle ebenfalls von einem blauen Gürtel umspannt, die netten Füßchen mit Goldband geschnürt, engelsschön und en-

gelsmild hereintrat, von Kasper und Melchior in königlicher Pracht begleitet und alle drey in lautes Gelächter ausbrachen, wie sie Balthasar noch an seinem Schöpfungsmorgen erblickten, und Röschen mit wehmüthiger Verwunderung die Hände zusammenschlug: da riß dem halbfertigen Mohrenkönig die Geduld. Mit ungeheuerm Satze fuhr er aus des Cantors Gewahrsam mitten in die Stube. „Verfluchte Mummerey" — schrie er, vor Grimm weinend — „die mich um den schönsten Abend meines Lebens bringt!" — Wie war er verwundert, daß das theilnehmende Mädchen, anstatt ihn zu trösten, sammt den beyden Königen vor Lachen ersticken wollte. Er blickte um sich und wenig fehlte, daß er nicht vom allgemeinen Krampf ergriffen worden wäre. Sein ungestümer Satz hatte nämlich den Pinsel gewaltig gegen des Cantor's Nase geschnellt, und dieselbe mit einer flüchtigen Schattirung verunstaltet. Schwarzmann vermehrte durch die vorgehaltne Hand die Flugkraft des Pinsels, und der saß nun bebend wie eine Zitternadel, vom zähen Pigment festgehalten, auf des Cantors Drathperrücke, von Augenblick zu Augenblick dicke schwarze Tropfen auf das zornrothe Gesicht herabsendend. Die Gewalt des Komischen triumphirte, der Engel, die Könige lachten, daß ihnen die Augen thränten, Balthasar weinte und Schwarzmann schoß grimmige Blicke auf sein unvollendetes Werk. Die Frauen besannen sich am ersten wieder. Marthe reinigte des Cantors Gesicht, und Axel, Röschen flüsterte dem Mohren ein paar Worte zu, die ihn demüthig und bittend zwischen des Alten Kniee zurückführten, der halb lachend, halb weinend, Pinsel und Farbe wie-

der nahm, und emsig die europäische Hälfte von Heinrichs Gesicht übermohrte. Röschen half ihm mit bunten Glasperlen Brust, Arme und Turban schmücken, und ob sie gleich, aus Furcht an dem ganz frischen König hängen zu bleiben, sich immer in einiger Entfernung halten mußte, so strich doch ihr balsamischer Athem an ihm vorüber, und ließ ihn auf Augenblicke sein Geschick vergessen. Nun war alles fertig. Röschen bekam den großen erleuchteten, buntilluminirten Stern zu tragen und man probirte noch einmal die Musik, wobey Balthasar, den man, damit er schneller trockne, in die Ofenhölle geschoben, aus diesem wahrhaft aethiopischen Klima hervor, gewaltige Töne in die allgemeine Harmonie sandte. Das Duett zwischen Melchior und dem Engel war die Krone, und Balthasar bebte vor Zorn bey dem Gedanken, daß er diesen Triumph verscherzt habe.

Die Gesellschaft setzte sich, den Cantor an der Spitze, und denjenigen aus der Schuljugend, die theils zur Fortschaffung der Krippe, theils um Ochs und Esel vorzustellen, erwählt waren, gegen Abend nach des Bürgermeisters Wohnung in Bewegung. Dort ward auf dem Vorsaal das kleine Drama mit rauschendem Beyfall vor sämmtlichen hohen Rathsverwandten und deren hohen Angehörigen aufgeführt. Die Musik ward gepriesen, aber die Personalität der Magier und des Engels erndete allgemeinen Applaus. Schon war man in halbem Triumphe, von dem Auditorio begleitet, in der geräumigen Schulstube wieder angekommen, wo nun die Nachfeyer unter des Cantors und einiger Honoratioren Aufsicht beginnen sollte, als die Frage entstand, ob die Akteurs in ihrer Cha-

racterkleidung bleiben dürften? Alles stimmte dafür, nur Balthasar, der Mohrenkönig, opponirte sich heftig. Röschen, die aus verzeihlicher Eitelkeit gern noch ein bischen Engel spielen wollte, schlug einen Mittelweg vor, der sogleich acceptirt wurde. Balthasar solle nämlich, wie die übrigen, in seinem Königsstaate bleiben, und nur das Gesicht verändern. Marthe erhielt den Auftrag den Mohren weiß zu waschen. Das Sprichwort erklärt dies für eine Unmöglichkeit. Auch Marthe verzweifelte und schlug daher Heinrichen vor, er solle mit dem, was sie bewirkt, vorlieb nehmen, morgen wolle sie das Restirende nachholen. Aber ein einziger Blick in den Spiegel überzeugte Sr. Majestät, daß sie schwarz- und weißstreifig wie ein Zebra aussähen, und der Vorschlag ward daher mit Protest zurückgewiesen. Röschen, der der Uebertritt des Aethiopiers zu lange dauerte, war indeß unbemerkt, wie sie glaubte, hinausgeschlichen, um nach ihrem Lieblingstänzer zu sehen. Samuel und Gottfried, von Eifersucht gestachelt, folgten. Marthe war nach frischer Seife gegangen, und Röschen lag eben an Balthasars Brust, ihn zärtlich liebkosend, als die Nebenbuhler eintraten. Ein Blick belehrte sie über ihr Schicksal. Da sie die Zeichen der königlichen Macht in ihren Gurten trugen, so blieb es nicht bey spitzen Worten und Stichelreden, sondern man ging ohne weiters auf einander los, und Balthasar, der zum Glück sein Scepter bey der Hand hatte, hieb so mohrenhaft drein, daß gar bald ein fürchterlicher Spectakel entstand, vom Zornruf der Kämpfer, vom Gebrüll des Verwundeten und dem Angstgeschrey des Engels verursacht, der die blauen Flügel bewegte, ohne von der Stelle

zu können. Marthe in ihrer Niedrigkeit nicht begierig sich in den Kampf der Könige zu mischen, die ihre Scepter so väterlich zu führen wußten, rannte ins Schulzimmer und brüllte mit Stentorstimme: „Hülfe, Hülfe, Mord und Todtschlag.“ Alles stürmte nach dem Kampfplatz „Herrscher des Morgenlands“ — rief der Cantor komisch zürnend — „Magier — Bengel's, wollt ihr auseinander?“ — Allein die rhetorische Steigerung half nichts, und man mußte die Wüthenden mit Gewalt trennen. Die Monarchen legten die gemißbrauchten Scepter in Schwarzmanns Hand, und mußten, mit der Apanage einiger Rippenstöße von Seiten ihrer lieben Eltern, in den Privatstand zurücktreten. Heinrichen rettete vor einer ähnlichen Secularisirung ein Bote, der ihn sogleich nach Hause beschied, weil ihn sein Vater augenblicklich sprechen müsse.

Welche Ueberraschung erwartete ihn hier! Der Vater hatte nämlich eine Anfrage erhalten, ob er seinen Sohn dem benachbarten Grafen, der einen guten Violinspieler suche, als Begleiter unter vortheilhaften Bedingungen mit auf Reisen geben wolle? Würde Heinrich nach vier Jahren sich des Grafen Zufriedenheit erworben haben, so versprach ihm dieser bis zu bewürkter Anstellung in einer königlichen Kapelle einen Jahrgehalt. Natürlich hatte der Vater sogleich eingewilligt, und der Bote sollte den Jüngling gleich mit sich nehmen. Heinrichen schwindelte; er küßte Vater und Mutter dankbar und bat es dem Cantor — und Aschen — lächelte die Mutter — hinterbringen zu dürfen. Er flog hinüber. Nach der Weise des kleinen Ortes war es sehr spät; zehn Uhr Nachts. Mar-

the war daher ordentlich erschrocken, als Heinrich so sehr an der Thür lärmte. Gern ließ sie ihn ein. Der Cantor schlafe schon, allein Röschen werde noch wach seyn, verkündete die gute Alte, ihrer Jugend gedenkend, und trippelte mit ihm nach Röschen Kammer. Das Licht brannte noch aber das blühende Mädchen lag, vom Schlaf überwältigt, ihr Gebetbuch zwischen den Händen, im vollen Engelscostüm auf den Decken. Heinrichs Herz bebte vor Wonne. „Engel, ja wohl Engel meines Lebens — flüsterte er zärtlich — vernimm mein Glück!" Ein heißer Kuß auf Röschens Lippen weckte die holde Schläferin. Sie überhörte Marthe's Verweis, daß das Licht noch brenne, und weinte und jubelte an Heinrichs Halse, als sie alles erfuhr. Ein Weilchen gestattete ihnen die Alte noch zu kosen, dann trieb sie Hei richen fort, der Tags drauf ganz früh wieder zu kommen versprach. Er kam und Schwarzmann nannte ihn, als er den Brief sah, Herr Ehrenreich und schenkte ihm zum Abschied eine alte treffliche Geige. „Keine Uebereilung, Kinder — sagte er noch, als er Heinrichs und Röschens Thränen und Flüstern bemerkte — ihr seyd beyde noch Kinder. Kommen Sie geschickt, brav und gesund wieder, Herr Ehrenreich, mein Röschen soll Ihnen unverloren bleiben!" Heinrich zog Röschen an sein Herz, umarmte den Cantor, die alte Marthe, warf Kußhände an Spitz und Kater, seine alten Freunde, und ging seliger Hoffnungen voll, seinem Beruf entgegen.

Die Markiſe von Gange.

Pitavals merkwürdigen Rechtsfällen nacherzählt

von Th. Hell.

Hochentzückt war Herr von Roſſan in Avignon, als ſeine Gattin ihm endlich ein Weſen geſchenkt hatte, das er mit Vaterliebe an ſein Herz drücken konnte. Marie nannten ſie die holde Tochter, welche ihnen im Jahre 1636 der Himmel gab. Aeltern-Zärtlichkeit nicht allein ſchien ihre Kindheit ſchmücken zu wollen, auch ihr mütterlicher Großvater, Johann von Rocheres, foderte gleichen Antheil. Er ſah ſie bereits in der Wiege als ſeine künftige einzige Erbin an, und ſprach dieſes öffentlich aus. Je mehr das Kind heranwuchs, um ſo lieblicher entfaltete es ſich, und wenn man auf der einen Seite von ihrem kimftigen großen Vermögen ſprach, das man auf 500,000 Livres jährlicher Einkünfte berechnen wollte, ſo gewann auf der andern ihre Anmuth und Schönheit ſo ſehr Herz und Auge, daß man die reiche Erbin bald wieder vergaß, und nur an das Kind dachte, welches ſelbſt in der verborgenſten Hütte nicht würde unbemerkt geblieben ſeyn.

Herr von Nessan genoß nicht allzulange das Glück eine solche Tochter zu besitzen. Er starb nach acht Jahren bereits, und die schöne Marie, die man schon Fräulein von Chateaublanc, nach einer der Besitzungen ihres Großvaters, zu nennen gewohnt war, ward nun ganz den Armen des letztern anvertraut, da das Vermögen ihres Vaters nur sehr unbedeutend, und auch ihre Mutter bereit war, die Tochter zu dem trefflichen Greise zu begleiten.

Immer schöner, edler und anziehender entfaltete sich nun die Blüthe ihres Herzens, ihres Geistes und ihrer Gestalt; Milde und Sanftmuth wurden der Hauptzug ihres Characters, heit're Freundlichkeit belebte ihre himmlischen Züge. Sie ward von allen, die sie umgaben, angebetet.

Da lernte das dreyzehnjährige Mädchen, das aber schon in vollem Glanze der Schönheit und des Geistes stand, den Marcis von Castellane, einen Enkel des Herzog von Villars, kennen. Seine vornehme Abkunft, seine männliche Schönheit, sein angenehmes Betragen, empfahlen ihn. Er war am Hofe erzogen worden, aber neben der Feinheit der Sitte, welche dieser ihm gegeben hatte, waren ihm auch alle ritterlichen Uebungen nicht fremd geblieben. Er gefiel Marien, und sie ward im Jahre 1649 seine Gattin.

Der Markis von Castellane führte sie bald an den Hof. Was in der Einsamkeit so himmlisch schön aufgeblüht war, entfaltete sich dort im Strahle aller geistigen Bildung noch herrlicher, ohne daß die wahre Blüthe des höhern Lebens, Herzensreinheit und Bescheidenheit, dadurch versengt worden wäre. Marie ward bewundert. Selbst Ludwig XIV., damals im

Glanze seiner ersten Jugend, versagte ihr seine Aufmerksamkeit nicht. Ihre Schönheit riß ihn hin, ihre Geistesanmuth bezauberte, ihre Herzensgüte entzückte ihn. Er tanzte mit ihr in einem von jenen Ballets, wo Galanterie und Pracht sich verbanden, um Feenfeste zu feyern, und sie tanzte mit solcher Grazie, und die Wahl ihres Anzugs verrieth so vielen Geschmack, und ihre natürliche Schönheit strahlte über dieses alles mit solcher Glorie, daß der ganze Hof sie einstimmig als Königin des Festes bezeichnete, und man sie öfterer mit dem Namen der schönen Provenzalin, als dem der Markise von Castellane benannte. Selbst die strenge Königin Christine von Schweden, die sich damals am Hofe Ludwigs XIV. aufhielt, bewunderte Mariens Schönheit, und versicherte, daß sie auf allen ihren Reisen noch niemand gesehen habe, der ihr an Reiz gleich stehe, so, daß sie selbst, wäre sie ein Mann, einer unauslöschlichen Leidenschaft für sie nicht würde Widerstand leisten können.

Und doch fühlte die Markise mitten in dem Beyfalle, den man den Vorzügen ihres Körpers wie ihres Geistes zollte, mitten in den rauschenden Vergnügungen eines Freude spendenden Hofes eine Leere, einen Mangel an ächtem Glück, den sie schon damals in den Busen einer Freundin ergoß. Oft gestand sie ihr, wie diese glänzenden Huldigungen doch nur den äußern Schein, aber keinen innern Kern der wahren befreundeten Anerkennung trügen, wie schwer es ihr werde, bey dem Gefühl, daß alles dieses doch so eitel und vergänglich sey, sich stellen zu müssen, als finde sie wahren Gefallen an diesem Flitter des Lebens, und wie sehr sie sich aus dem Getümmel des Hofes in jene

stille Ruhe beglückter und beglückender Häuslichkeit zurücksehne, von welcher sie zwar nur aus den Jahren ihrer Kindheit eine Ahnung habe, aber vielleicht eben deshalb eine um so innigere Sehnsucht darnach in sich trage.

Bald darauf wurde ihr das Geräusch des Hoflebens noch drückender, vielleicht auch um deswillen, weil Lästerzungen, die so gern die reinste Tugend mit ihrer Galle schwärzen möchten, eben weil sie in ihrer Reinheit ihnen ein Vorwurf und Gräuel ist, in der Abwesenheit ihres Gatten, diese Gelegenheit benutzten, kleine Abentheuer von ihr zu erzählen, an welche ihr fleckenloser Geist nicht gedacht hatte, welche ihr reines, treues Herz kaum zu fassen, noch weniger bis zu ihnen sich selbst zu vergessen, vermocht hätte. Der Markis, ihr Gemahl, war nämlich im französischen Seedienst angestellt, und kämpfte auf der Flotte dieses Reichs in dem Kriege gegen Spanien. Nur mit Kummer ertrug sie seine Abwesenheit, und wieß ernst und würdig alle Anbeter zurück, welche, nach der Sitte jenes freyen Hofes, es jetzt um so mehr für erlaubt hielten, ihr die Einsamkeit erträglich machen zu wollen. Aber wie hoch stieg ihr Schmerz, als sie den Schiffbruch der französischen Galeeren in den Gewässern Siciliens und den dabey erfolgten Tod dieses geliebten Gatten erfuhr.

Nur mit Mühe ließ sie sich noch einige Zeit in Paris zurückhalten, da der König es selbst wünschte, daß sie ihren herben Schmerz dort milder werden sehe; sobald es aber nur die Achtung für den Willen des Monarchen erlaubte, zog sie sich nach Avignon zurück, und überließ sich ungestört dem Andenken an ihren

großen Verlust, der um so tiefer war, da ihr Gatte ihr keine Kinder zurückließ. In der Stille eines Klosters, wo sie als Kostgängerinn lebte, beweinte sie den Gemahl, und nur ihre vertrautesten Freundinnen und diejenigen Personen, mit welchen sie ihrer Geschäfte wegen sprechen mußte, hatten den Zutritt zu ihr.

Dessen ohnerachtet lebte die Erinnerung an ihre Schönheit, welche am Hofe, selbst in den Tagen der Trauer, durch die Tracht dieses Verhältnisses, nur noch höher gehoben worden war, vielleicht auch die Aussicht auf die großen Güter, die ihr nach dem Tode ihres nun sehr bejahrten Großvaters anheimfielen, in dem Herzen vieler angesehener und junger Männer immer noch fort, und es wurden ihr die glänzendsten Anträge zu einer neuen Verbindung gemacht.

Vergebens jedoch. Sie war entschlossen in der ernstruhigen Zurückgezogenheit des Wittwenstandes, welche sich so wenig mit den Ansprüchen ihrer Schönheit und der Bluthe ihres Alters — denn sie zählte nur erst 22 Jahre — vertrugen, zu verharren, bis einer jener Augenblicke, der so oft im menschlichen Leben über alle noch so festgeträumten Entschlüsse siegt, auch ihr den Wittwenschleyer entriß, und neue Myrthen in ihr Haar flocht.

Sie hatte bey einem Feste, dem sie nicht ausweichen konnte, den jungen Markis von Gange gesehen, und sogleich ein lebhafteres Interesse für ihn gefaßt, als ihre eig'nen Vorsätze es billigten. Der Markis war aber auch in der That einer der reizendsten jungen Männer. Ungefähr in gleichem Alter mit der Markise, schien die Natur in Hinsicht der äußern Schönheit beyde ausdrücklich für einander bestimmt zu ha-

ben, denn jeder Reiz, der die Markise so liebenswürdig und anziehend machte, fand sich in kräftiger Männlichkeit in dem Markis wieder, so daß jedermann, der dieses Paar sah, von dem Gefühle durchdrungen ward, beyde habe die Natur nur dazu geschaffen, um sich zu finden und durch die Bande der zärtlichsten Liebe sich zu vereinigen.

Aber leider war es auch nur das Aeuß're Beyder, das eine solche Vereinigung zu einem Rathschlusse des Himmels zu machen schien. Herz und Gemüth waren in ihnen weiter von einander verschieden, als Häßlichkeit und Schönheit. Sie, Milde und Güte, Er, Stolz und Härte; sie, stets gleich freundlich und sanft, er, unbeständig, rauh und finster; sie, voll Vertrauen und Hingebung, er, Mißtrauen nährend und sich zurückziehend. O! daß eine so schöne Larve diese Fehler verstecken durfte; o! daß die Rathschläge noch böserer Menschen ihn ganz zum Teufel machen mußten, ihnen gleich, um ein Wesen zu verderben, das so sehr das höchste Erdenglück verdiente!

Hohe Geburt, Vermögen und Orden zeichneten den Markis vor vielen Männern aus. Er näherte sich der Markise immer mehr, verbarg immer geflissentlicher die inn're Schwärze, unter dem Schimmer einer reizenden Aussenseite; ihre Vorsätze schwankten, sie sank in seine Arme, und es ward ein Band geschlossen, das in jeder Hinsicht damals so ganz passend schien, von dem jedermann voraussagte, daß es beyde Gatten zum Gipfel des Glückes führen werde.

Auch schien es anfangs allerdings, als ob der Markis ganz der Mann sey, in welchem die Markise alles wiederfinden werde, was sie in ihrem ersten

Gatten verloren hatte, ja, noch einen reichern Ersatz, denn bald schlang ein Knabe seine liebenden Arme um die Aeltern, und ihm folgte nach Jahresfrist eine Tochter. Beyde lebten nur in ihren Kindern, und kein Mißton störte die reine Harmonie einer Verbindung, welche nur Liebe geschlossen zu haben, und nun auch ferner über ihr zu walten schien.

Sechs Jahre waren so verflossen, und der Baum häuslichen Glücks, in seinen Wurzeln befestigt, in seinen Zweigen vermehrt, schien immer schön're Blüthen tragen zu wollen, als der Mehlthau früherer Gewöhnung auf seine Blätter zu fallen begann, und sie welken machte, und bald den ganzen Stamm vergiftete.

Der Markis von Gange, früher so glücklich in dem stillen friedlichen Leben mit seiner stets reizenden, stets geistvollen, stets herzlichen Gattin fing doch endlich an, sich der frühern Zeiten zu erinnern, wo er ungebunden umherschwärmte, und in steter Abwechslung von Vergnügen zu Vergnügen gaukelte. Je lebhafter sich seine Phantasie diese Bilder ausmalte, um so weniger genügte ihm der kleine Kreis, den er um sich her geschlossen hatte, um so mehr sehnte er sich nach einer vielfachern Zerstreuung, um so matter wurden die Farben auf dem Gemälde der Gegenwart, und eine Zukunft voll Strahlen und Glanz erblühte in täuschen der Einbildung. Er fing an, manche Abende außer dem Hause zuzubringen, er entfernte sich dann ganze Tage von seiner Familie, und nach und nach ward es zur Gewohnheit, daß er ihr nur die, andern Vergnügungen abgestohlenen Augenblicke widmete, sie nicht mehr den Mittelpunkt seyn ließ, um den sich sein ganzes Daseyn bewegte.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER.K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18538/009

Schmerzlich fühlte sich die Markise davon ergriffen, sie versuchte die Mittel der Milde, Schönheit und einfachen Herzensgüte, um ihn wieder in seine vorigen Ansichten zurückzuzaubern, aber vergebens. Da mußte auch sie endlich wohl, um ihn nicht ganz von sich getrennt zu wissen, um doch noch für Momente in der Nähe des stets geliebten Mannes sich zu befinden, sich selbst in das Geräusch der großen Welt stürzen, in welchem allein er eine seiner würdige Beschäftigung zu finden glaubte, und so sehr es auch ihrer eignen Wahl widersprach, den dort aufzusuchen, den der stille Raum des vertrauten heimischen Zimmers nicht mehr sah, und der bey andern Frauen, die mit allen Künsten der Koketterie ihn an sich zu ziehen suchten, nur zu oft seiner Gattin vergaß, und nur dann noch Auge und Gefühl für sie hatte, wenn er bemerkte, wie sie dennoch bloß durch ihre einfache Lieblichkeit über alle Kunst ihrer Nebenbuhlerinnen siegte, so sah sie sich doch eben durch die Liebe für ihn dazu genöthigt.

Freylich aber verkannte mancher Wüstling, der das Herz der Frauen nur in den verderbenen Kreisen hatte kennen lernen, wo entweder niedre Gemeinheit, oder studierte Flachheit waltet, diese edle Ursache, und glaubte, auch die Markise gleiche jenen, denen häusliche Tugend und Sitte eine Last, das flüchtigste Vergnügen im steten Wechsel allein ein ersehntes Gut ist. Auch gegen sie wurden die feinen Plane dieser Helden im Kampfe gegen weibliche höhere Bestimmung gerichtet, und da die Markise, wohlwollend wie sie war, oft erst spät die Fallstricke bemerkte, die man ihren Grundsätzen legte, so glaubte

schon mancher am Ziele seiner schnöden Absichten zu seyn, sich dessen gegen seine Mitgenossen weidlich rühmend, aber sobald sie dann dieses Gewebe durchschaute, zog sie sich von den Arglistigen zurück, und vermied jedes Gespräch, jedes Verhältniß mit ihnen.

Rache kochte aber nun in den Herzen der Beschämten, deren Gemüth für Reue zu entartet war, und sie wußten durch Ränke der Hinterlist dem Markis Verdacht gegen seine schuldlose Gattin zu geben, und in seinen Busen das Gift der Eifersucht zu gießen. Doch war er zu sehr Mann von Welt, und das Vertrauen, welches redliche Herzen in gleichgestimmte setzen, war durch den Pesthauch der großen Welt in seiner Brust zu sehr getödtet worden, als daß er gegen seine Gattin sich deshalb offen ausgesprochen, und dadurch eine Erklärung von ihrer Seite, vielleicht, im gegenseitigen Verstehen, eine Rückkehr zu dem frühern Glücke herbeygeführt hätte. Er sog das Gift der Verläumdung in sich, es schwärzte seine Heiterkeit, es gab ihm Laune und selbst Widerwillen gegen seine Gattin, verleidete ihm sein Haus immer mehr, und tödtete nach und nach jedes zarte Band des Zutrauens, das ihn bis jetzt noch an die Mutter seiner Kinder, an die frühere Geliebte gefesselt hatte; aber er verbarg den Grund seiner Verstimmung geflissentlich, und nur in ihren Wirkungen lernte die Markise die letztere kennen. Desto schwerer lastete aber auch diese auf ihr, dem zärtlichen Annähern widerstand die Rinde, die er absichtlich um sein Herz gelegt hatte, und so fühlte sich die Gattin mit jedem Tage ihrem Gatten fremder, mit jedem

Tage mehr von der Hoffnung auf wahres Glück und reine Freude losgekettet.

Mehr als zwey Jahre vergingen der Markise so, ohne eine wahrhaft heit're Stunde. Da führte das Geschick die beyden Brüder des Markis in ihr Haus, und mit diesen schien von neuem die Sonne ihres Glücks zu lächeln.

O! daß wir uns selbst, gleich der trefflichen Frau, dieser schönen Täuschung hingeben könnten, aber tiefer eindringend in die Charactere dieser Verwandten ihres Gatten, schaudern wir ahnend vor dem Abgrunde zurück, zu welchem solche Umgebungen sie führen mußten.

Der ältere Bruder des Markis war der Abbé von Gange. Er besaß Verstand wie ein Geist der Hölle, er war ausschweifend, liederlich, gottlos und verworfen, in der höchsten Bedeutung dieser Ausdrücke. Ohne zu einem geistlichen Orden zu gehören, hatte er den Stand eines Abbé erwählt, um, nach der Sitte der damaligen Zeit, seinen Ausschweifungen und Lüsten um so ungestörter nachhängen zu können. Ueberdies war er heftig, leidenschaftlich, hochfahrend und gebieterisch. Jedermann sollte ihm nachstehen, unter seinen Willen sich beugen. Bey diesen Anlagen zum Teufel, wozu sich List und feine Kenntniß jeder Art der Lebensverhältnisse gesellte, besaß er die furchtbare Geschicklichkeit zum Schein jede beliebige Form anzunehmen, selbst die eines biedern, sanften, wohlwollenden, edlen Mannes, während sein Herz das Gift des Lasters um so sich'rer unter der gleisnerischen Hülle kochte.

Der jüngere Bruder, ein Maltheserritter, besaß

nur untergeordnete Geisteskräfte, welche ihn stets fremdem Einfluße unterwarfen, unter den er sich meist unwissentlich, aber um so leichter schmiegte. Der Abbé beherrschte ihn unbeschränkt, so daß er den Ritter nicht einmal würdigte ihm die Gründe der Gesetze anzugeben, welche er ihm auflegte; doch besaß er die Geschicklichkeit, die Obergewalt, welche er ausübte, dadurch zu versüßen, daß er es nicht merken ließ, wie er ihn am Gängelbande führe.

Aber auch den Markis beherrschte der Abbé auf gleiche Art, nur mit noch feinern Kunstgriffen. Von jeher hatte er ihn unvermerkt in seinen Fesseln gehalten, diese sich bis jetzt aber nur auf den Vortheil beschränkt, den er als jüngerer und weniger bemittelter Bruder aus der Verwaltung des Vermögens des Markis gezogen hatte. Denn dieses Geschäft war ihm vom Markis ganz überlassen worden, da der Abbé stets betheuerte, wie es sein höchstes Glück sey, den Glanz des Hauses aufrecht zu erhalten, und er sein höchstes Bestreben nur darein setze, die Güter des Markis auf's beste zu besorgen, den möglichsten Vortheil daraus zu ziehn, und seinem ältern Bruder die einträglichsten Einkünfte zu verschaffen. Jetzt hatte er bemerkt, daß diese letztern bey des Markis Verschwendung, welche mit seiner übeln Laune im gleichen Verhältnisse stieg, kaum mehr ausreichen wollten, den Aufwand desselben zu bestreiten, daß mithin auch sein Vortheil dabey bedeutend geschmälert werde, und so eilte er zu diesem selbst. So lange der Markis verheirathet, hatte er ihn noch nicht besucht, weil ihm besonders in den erstern Jahren dessen eingezogene Lebensart wenig Vergnügen versprochen, jetzt aber that er es, um in des

Markis Nähe entweder kräftiger gegen dessen neue Lebensweise wirken zu können, oder einen sonstigen Nutzen daraus für sich zu erspähen. Der Ritter hatte sich ihm aus Gewohnheit zugesellt. —

So reizend hatte sich der Abbé die Markise nicht gedacht. Er sah sie zum erstenmale, sah sie in der Fülle einer Schönheit, die durch die stille Trauer, welche sich sanft über ihre Züge verbreitete, nur um so hinreissender ward, und fühlte sich tief ergriffen, auf eine Art, wie er es nie erwartet hätte; denn selbst in den Augen eines Bösewichts gewährt Tugend nur den höchsten Reiz des Weibes, und selten oder nie war dem Abbé bey der Verworfenheit seines gewöhnlichen Umgangs eine solche Erscheinung, nie eine solche Verbindung von Lieblichkeit und Hoheit sichtbar geworden. Er fühlte, daß er die Markise liebe, leidenschaftlich liebe, fühlte es wie ein Mensch, der nicht gewohnt ist, seinen Begierden den Zügel anzulegen, rücksichtslos gegen Verwandtschaft, Ehre und Unschuld.

Und so entwarf er in derselben Stunde den verruchten Plan, durch den er sie zu gewinnen hoffte. Sein Uebergewicht über den Markis sollte ihn dahin führen. Er gab sich Mühe der Markise zu gefallen, indem er selbst den fernsten Anschein seiner strafbaren Leidenschaft zu verbergen, und sich ihr stets nur in dem Lichte eines wohlwollenden, jede Tugend anerkennenden, das Gute befördernden Verwandten zu zeigen strebte. Vor allem aber suchte er den Markis für seine Gattin wieder zu gewinnen, er schilderte daher alle ihre Vorzüge mit der eindringenden Beredsamkeit der brüderlichen Zuneigung, er sprach vorzüglich von der hohen Tugend der Markise, von der Entfernung,

in welcher sie jeden zu halten sich bemühe, der nur den kleinsten Flecken auf diese Sittenreinheit bringen könnte, von der Liebe für ihren Gatten, die sie bey jeder Gelegenheit, öffentlich wie im Stillen, an den Tag lege, und gelangte so dahin, in dem Markis das Auflodern der Eifersucht fast ganz zu dämpfen, ihm mehr Zutrauen in seine Gattin einzuflößen, Hochachtung und Liebe für sie neu zu entzünden, und so den Keim zu glücklichern Tagen zu pflanzen, als diejenigen waren, welche der Markise Leben seit Jahren getrübt hatten. O! daß dieser Keim aus so gefährlichem Boden entspringen mußte, der ihn nur zu bald in seinen Feuerschlund wieder zu begraben im Begriff stand.

Doch mit Entzücken und ahnungslos, woher alles dieses komme, sah die Markise diese Veränderung in den Gesinnungen wie in dem Benehmen ihres Gemahls, sah sie die schönen Stunden der erstern Jahre ihrer Verbindung wieder aus der Asche, der Gegenwart entblühen. Alle die Liebe für ihren Gatten, die sie jetzt oft hatte zurückdrängen müssen, um ihm bei seinem sich zurückziehenden Benehmen nicht überlästig zu werden, und an deren Stelle schon kalte Pflichterfüllung und jene freudenlose Achtung, wie sie das von der Kirche geheiligte Band, selbst bey völliger Entfremdung der Herzen, doch noch erheischt, zu treten begann, erwachte wieder in ihrem Herzen, als sie ein Entgegenkommen empfand, dessen wohlthätige Wärme ihr so lange fremd geblieben war, und so waren die beiden Gatten eine Zeitlang wahrhaft glücklich.

Aber in dem feingesponnenen Plane des Abbé lag es, daß die Markise wissen sollte, wer die Ursache dieser sie so beglückenden Veränderung sey. Nachdem

er sich schon längere Zeit alle Mühe gegeben hatte, ihr durch Geist und Herz liebenswürdig zu erscheinen, ihr Zutrauen zu gewinnen, wohl auch eine schwesterliche Zuneigung für den tugendhaft und edel Geglaubten in ihrem Busen zu entflammen, machte er sie endlich, damit er ihr zur Erhaltung jenes schönen Verständnisses mit ihrem Gemahle unentbehrlich werden möchte, in Vertrauen damit bekannt, daß er es sey, der des Markis Ansichten zu ihrem Vortheile umgestimmt habe, daß er es sey, dem sie ihren gegenwärtigen Frieden, die neue Heiterkeit ihres Verhältnisses verdanke, daß er ihren Gatten unumschränkt beherrsche, und es also in seiner Macht stehe, was so schön begonnen habe, durch seinen Einfluß ferner noch zu erhalten.

Die Markise hatte mit dem einfachen Takt, welcher höhern Gemüthern voll Reinheit und Würde eigen ist, ohne daß sie sich selbst Rechenschaft darüber geben können, und der sich auch in dem abgeglätteten Umgange mit der großen Welt wohl etwas verwischen kann, doch sich nie ganz verlieren läßt, gleich bey'm ersten Blick auf den Abbé eine Abneigung gegen ihn empfunden, die sie jedoch zu bekämpfen suchte, da sich noch kein Grund aus seinem höchst besonnenen und geregelten Benehmen dafür kund gab, und er ja doch ein Bruder ihres innig geliebten Gatten war. Jetzt trat eine dunkle Ahnung um so dringender vor sie hin, und der unterdrückte Widerwille brach nun, wo sie ihm für eine so große Gefälligkeit sich so hoch verpflichtet fühlen sollte, um so greller hervor, weil er einen festern Grund fassen konnte, auf den er sich stütze; denn sie sah vorher, daß der Abbé die Verbindlichkeit, die sie ihm dadurch schuldig geworden sey, früher oder

später mißbrauchen werde. Auf seine Erklärung antwortete sie ihm also mit sichtbarer Kälte, daß sie von dem Glücke, das er ihr dadurch bereitet habe, tief durchdrungen sey, deutete ihm aber zugleich durch die Art, wie sie dieses aussprach, unverkennbar an, daß ihr wohl dieses Glück, aber nicht der, welcher es ihr verschafft habe, theuer sey.

Es befremdete den Abbé zwar außerordentlich, daß die Dankbarkeit in einem Herzen nicht Wurzel gefaßt habe, wo er gewiß überzeugt zu seyn glaubte, sie als Frucht einer solchen Wohlthat zu finden; da er aber zu eitel war, um glauben zu können, man sey im Stande ihm auf lange Zeit zu widerstehen, so schmeichelte er sich noch mit der Hoffnung, auch dieses werde seinen fortgesetzten Bemühungen und Aufmerksamkeiten gewiß noch gelingen.

Immer aber blieb die Markise gleichgültig gegen ihn, und that auch nicht den kleinsten Schritt über die Gränze einer kalten Höflichkeit. Dies konnte er länger nicht ertragen, es beleidigte sein Selbstgefühl, es war allen seinen feinen Berechnungen, aller seiner im Umgange mit Frauen erworbenen Erfahrung entgegen, und er beschloß daher, sich mit seiner Schwägerin frey und offen zu erklären.

Die Markise war auf einige Tage zu einer Freundin auf's Land verreis't. Auch er hatte freyen Zutritt in diesem Hause, und verfehlte also nicht, sich dahin zu begeben. Da er ein sehr angenehmer Gesellschafter, und durch Witz und Heiterkeit gewöhnlich die Seele aller gesellschaftlichen Unterhaltung war, so wurde er auf's freundlichste aufgenommen, und glänzte wie

gewöhnlich durch den falschen Schimmer eines mit den Frivolitäten seiner Zeit genährten Geistes.

Am zweyten Tage seines dortigen Aufenthalts ward eine Jagdparthie angeordnet, wobei die Damen zu Pferde erscheinen wollten, jede, wo möglich, von ihrem Stallmeister begleitet. Er bot sich zu dem der Markise an, und in dem verwandten Verhältnisse, in welchem er zu ihr stand, durfte diese sein Anerbieten um so weniger ausschlagen.

Jetzt glaubte er die beste Gelegenheit zu haben mit ihr ohne Furcht vor Störung sprechen zu können. Die Parthieen trennten sich auf der Jagd, er richtete es so ein, daß er mit der Markise sich allein befinden mußte, und hier entdeckte er ihr denn die sträfliche Gluth seines Herzens, mit einer Leidenschaftlichkeit und Kühnheit, wie sie nur Bekanntschaft mit dem Laster, und das Verachten aller edlern Rücksichten, welche das Aufkeimen sträflicher Begierden im Keime unterdrücken, erzeugen konnte.

Die Markise erblaßte vor diesem Frevel, und war einer Ohnmacht nahe, als sie sich aber etwas wieder faßte, und er fortfuhr in den leidenschaftlichsten Ausdrücken ihr eine Liebe zu gestehen, welche aus so vielen Rücksichten den Stempel der Verworfenheit trug, so erhob sie sich in aller Hoheit ihres Gemüths, blieb kalt und ernst, und erwiederte ihm, da er endlich davon schwieg und nun in sie drang, sein Urtheil zu sprechen, mit dem edeln Stolze der Weiblichkeit, die ein solches Wesen zu gering, selbst für seinen Zorn, achtet: „Herr von Gange, Sie müssen selbst fühlen, wie eine edle Frau, wie die Gattin Ihres Bruders, eine solche Erklärung auf-

nehmen muß; sagen Sie sich also selbst, was Ihnen auf einen solchen Antrag gebührt, und verschonen Sie mich mit der unangenehmen Nothwendigkeit es Ihnen zu eröffnen.

Der Ton, mit dem sie diese Worte sprach, legte die ganze Verachtung, von der sie gegen den Abbé durchdrungen war, in diese Formeln der Höflichkeit, und im Innern knirschend fühlte dieser vielleicht zum erstenmale die ganze Erhabenheit der weiblichen Tugend. Aber wie hätte diese auf ein so verdorb'nes, gegen den Einfluß jeder edlern Empfindung abgehärtetes Gemüth, auf Bewußtseyn, auf Reue und Besserung wirken sollen? Vielmehr gab es der Leidenschaft, welche er Liebe nannte, und die nichts als gereizte Sinnlichkeit war, nun noch alle Gluth des Hasses und das Gift der Beleidigung. Mit der Keckheit, die ihn nie verließ, und deren er also auch hier, als der erste Augenblick des Staunens vorüber war, bald wieder Meister ward, änderte er auf einmal Sprache und Ton, und ergegnete mit anscheinender kalter Verhöhnung! „Da Sie, gnädige Frau, aus diesem erhabenen Tone mit mir zu sprechen belieben, so bitte ich Sie bloß zu bedenken, daß Ihr Glück in meinen Händen liegt, und daß Sie, sobald ich's nur will, das unglücklichste Weib auf der Welt werden. Ich werde übrigens stets Mittel genug übrig behalten, das, was ich schuf, auch wieder vernichten zu können; denn welche Mienen Sie auch gegen mich springen ließen, was Sie auch allenfalls selbst von unsrer heutigen Unterredung verrathen könnten, so seyen Sie überzeugt, daß man Ihnen nicht glauben wird. Es wird daher woh am besten

gethan seyn, meine schöne, gnädige Frau Schwägerin, wenn wir uns nicht entgegen arbeiten, sondern, um unserer Beyder Ruhe und Frieden willen, uns gegenseitig einverstehn. Nehmen Sie daher immer die Huldigungen meiner Zärtlichkeit an, sie werden Ihnen goldne Früchte heit'rer und glücklicher Tage bringen." Immer ruhiger ward die Markisin, je höher diese Reden ihre Verachtung gegen den Abbé steigerten. Sie erwiederte also mit einer Kälte, die selbst ihm unbegreiflich schien, und ohne den Ton ihrer Stimme zu erheben, wie jemand, der von der unbedeutendsten Sache spricht: „Lernen Sie mich mindestens schätzen, Herr von Gange, wenn Sie mich auch nie lieben lernten, denn solche Liebe ist Entehrung. Was mir auch bevorstehen möge, sey es selbst das fürchterlichste Schicksal, sey es die Vernichtung jedes Glücks und aller meiner Hoffnungen, ich werde mich nie dazu erniedrigen, etwas davon auf Kosten meiner Tugend zu retten. Ja," fügte sie hinzu, um ihrer tiefen Abneigung gegen den Abbé wenigstens einige Gnüge zu leisten, indem sie dessen Eitelkeit bestrafte, „Ja, wenn ich sogar jemals einer Schwäche fähig seyn könnte, so wären Sie der Letzte aller Sterblichen, für den ich ein solches Gefühl hegen würde."

Am innersten Punkte seines Lebens fühlte sich der Abbé durch eine solche Geringschätzung angegriffen, das ertrug er nicht mit kaltem Blute; hochroth stieg ihm der Zorn in's Gesicht; er knirschte mit den Zähnen, und verließ heftig die Markise, die auf einem andern Wege wieder mit der übrigen Gesellschaft zusammentraf.

So hatte man den Abbé noch nicht gesehen. Seine

Verstellungskunst, die ihm selbst bey dem heftigst bewegten Innern doch die Larve äußerlicher Heiterkeit nicht entriß, hatte ihn dieses mal gänzlich verlassen, er war von der übelsten Laune, und der Kampf in seiner Seele ward selbst dem verdachtlosesten Auge sichtbar. Bey jeder andern Nerve seines Daseyns konnte die Markise ihn berühren, er hätte ihr krampfhaftes Zucken verborgen, aber ihn als den Letzten aller Sterblichen anzusehn, ihn, der sich für jedes Frauenherz den Ersten dünkte, das hieß in ihm den ganzen Bau seines künstlich erschaffenen Werths zerstören, und ihn herabstürzen von einer durch alle Künste der Hinterlist und der Verführung erklommenen Höhe in den Abgrund der Vernichtung. Er floh die Gesellschaft, weil er zum erstenmale fühlte, wie ungeschickt er sich darin benehme, eilte noch an demselben Abende nach Avignon, und ließ in allen Anwesenden, die Markise ausgenommen, die bedauernde Vermuthung zurück, daß dem liebenswürdigen Manne plötzlich ein großes Unglück zugestoßen seyn müsse.

Ruhigere Ueberlegung öffnete jedoch, als er in Avignon wieder angelangt war, der Ueberzeugung seiner Unwiderstehlichkeit und der darauf begründeten Hoffnung, doch endlich noch zu triumphiren, wieder den Weg in sein Gemüth. Je schwieriger der Streit, um so glorreicher der Sieg, und so kämpfte er scheinbar seinen Haß zurück, und schmeichelte sich noch mit der Hoffnung ihn dann um so tödtender walten zu lassen, wenn er die tugendhaften Grundsätze der Markise dennoch überwunden habe. Diese schwieg gegen ihrem Gatten von dem Vorgefallenen, theils weil

sie dessen heftigen Character kannte, theils weil sie nur zu sehr von der Oberherrschaft des Abbé über ihn überzeugt war, und daher von einer Entdeckung nur Störung ihres kaum wiederhergestellten häuslichen Glücks, gewiß aber nicht die Entfernung des Verworfenen hoffen durfte. Sie vermied jedoch sorgfältig mit dem Abbé allein zu seyn, und schloß, wenn sie seine Gesellschaft nicht vermeiden konnte, sich um so inniger an ihren Gatten an, um in dessen Nähe von seinem verderblichen Einflusse weniger ergriffen zu werden.

Doch auch in dem Herzen des andern Bruders ihres Gatten hatten die Reize der Markise eine sträfliche Flamme entzündet. Der Ritter war ihr bisher nicht unwillkommen gewesen, sie empfand keine Abneigung gegen ihn, vielmehr hatte sie seine zwar selten geistreiche, aber oft gutmüthige Unterhaltung gern, und eröffnete ihm oft ihr Herz in Angelegenheiten häuslichen Verhältnisses. Es war fast eine schwesterliche Zuneigung, die sie für ihn fühlte, denn seine Sitten schienen rein, sein Benehmen sanft, sein Urtheil mild, und die Vergleichung, welche sie zwischen ihm und dem Abbé anzustellen so oft Gelegenheit hatte, ließ die Wagschale so sehr zu Gunsten des erstern steigen, daß er schon durch diese Gegenüberstellung ungemein gewann.

Dem scharfen Auge des Abbé entging dieses nicht. Sein verdorbenes Herz fand natürlich etwas ganz Anderes darin, als der reine Sinn der Markise in jede Annäherung, die sie dem Ritter erlaubte, selbst legte. Es ward ihm klar, daß sie diesen liebe. Jeden ihrer Schritte belauschte er nun um so eifriger, kein Blick,

kein Wort, das die Markise mit dem Ritter wechselte, entging ihm, aber nie bemerkte er etwas, das die Tugend der letztern in den geringsten Verdacht bei ihm bringen konnte.

Dennoch war ihm dieser Nebenbuhler auf eine unerträgliche Art im Wege. Er überlegte lange bei sich selbst, was er in diesem Falle thun solle, endlich entschloß er sich zu einer offnen Erklärung gegen den Ritter; denn ob er schon in allen andern Dingen eine völlige Oberherrschaft über diesen übte, so fühlte er doch, daß gegen ein solches Verhältniß sein Uebergewicht den kürzern ziehen werde. Er sprach also mit dem Ritter ohne Rückhalt, wie zwey Mörder über das Schlachtopfer sich besprechen, dessen Vernichtung sie beschlossen haben. „Bruder," redete er ihn an, „wir lieben beyde die Markise, ich will Dir aber nicht im Wege stehn. Versuch' Dein Glück, ob Du sie zur Erwiederung Deiner Neigung bewegen kannst. Gelingt es Dir, so trete ich gern zurück. Bist Du das aber nicht im Stande, so entferne Dich, und laß mich sehn, ob ich glücklicher bin. Wir sind zu eng mit einander verbunden, um uns über eine solche Kleinigkeit zu entzweyen." Der Ritter, in dessen Brust sich die gewohnte Unterwürfigkeit vor seinem Bruder regte, ward durch einen solchen Edelmuth — o! des schimpflichen Vertrags! — tief gerührt, und Gleiches mit Gleichem erwiedern wollend, bot er dem Abbé an, seine eig'ne Leidenschaft zu besiegen, um ihn glücklich zu sehen. Nein, ergegnete der Abbé, das werde ich nur dann seyn, wenn Du es bist. Du weißt, ich bin Herr meiner Empfindungen, und ziehe Deine Freundschaft und Liebe allen andern Gütern des Le-

bens vor. Versuche Dein Heil.“ Die Unwürdigen umarmten sich, wie zwey Dämonen.

Der Abbé hatte diesen Weg nur eingeschlagen, um auf diese Art am besten prüfen zu können, ob denn der Markise Herz wirklich gegen jedes fremde Gefühl unempfindlich sey. Gab ihre Tugend dem Ritter nur ein Haarbreit nach, so war sein eig'nes Spiel gewonnen, er hielt sie an diesem Haare fest, das zur Fessel wurde in seiner Hand, entfernte den Ritter, gleichviel auf welche Art, und triumphirte über beyde.

Lebendiger machte nun der Ritter der Markise den Hof, und so lange sie nicht vermuthete, daß Liebe dabey mit im Spiele sey, nahm sie seine, wie sie glaubte, freundschaftlichen Aufmerksamkeiten mit vielem Vergnügen an; sobald aber der geringste Verdacht in ihr entstanden war, daß der Ritter andere als reine Absichten bey diesen Bemühungen um sie habe, behandelte sie ihn mit auffallender Gleichgültigkeit. Er wagte es nie ihr seine wahren Gefühle zu gestehen, sondern fuhr nur fort, ihr durch stetes Beobachten ihrer leisesten Wünsche, durch ein Entgegenkommen bey jeder, auch noch so unbedeutenden Gelegenheit seine Liebe errathen zu lassen, und da sie ihn nicht für bös, sondern nur für verirrt hielt, so stellte sie sich, als ob sie auf alles dieses nicht achte, und erhielt so wenigstens ein erträgliches Verhältniß mit ihm, das ihr um so nöthiger schien, je mehr ihr Gemahl seine Brüder liebte, und je gespannter sie mit dem Abbé war.

Für längere Zeit konnte jedoch auch diese Stimmung nicht bleiben, da sie sah, daß der Ritter dessen ohnerachtet nicht aufhörte, sie mit seiner zwar stillen, aber doch immer straffälligen Liebe zu verfolgen, und

sie zwang sich also, um ihm auch nicht den geringsten Schein einer Hoffnung zu lassen, ganz gegen die eigenthümliche Milde ihres Characters, dazu, dem Ritter Zeichen ihrer Nichtachtung zu geben. Er war nicht der geistreichste Unterhalter, und sprach oft Dinge, welche man kaum einem sehr mittelmäßigen Geiste verzeihen konnte. Sie ergriff also die leicht dargebotne Gelegenheit ihn einigemale bey solchen Albernheiten lächerlich zu machen; immer mit inner'm Widerwillen zwar, aber in der festen Ueberzeugung, sie müsse dieß thun, um ihn von ihrer wahren Gesinnung gegen das, was unter seinen Huldigungen verborgen lag, zu überzeugen.

Der Ritter mußte dieß endlich bemerken, und je weniger er Verstand und Herz besaß, um so mehr verdroß ihn dieses Benehmen. Er ging von Liebe zu Abneigung gegen die Markise über, und trug kein Bedenken, seinem Bruder, dem Abbé, in Folge ihrer unedlen Uebereinkunft, sein Unglück bei der Markise und die Veränderung seiner Gefühle gegen sie zu entdecken. Dieser bestärkte ihn nur noch mehr darin, beschloß aber nun von neuem seine frühern Plane durchzusetzen, und, da er früher durch die Schöpfung des guten Verhältnisses zwischen der Markise und ihrem Gatten nicht hatte siegen können, jetzt den Weg einzuschlagen, durch Zerstörung dieser Einigkeit sein Glück auf den Trümmern des Tempels häuslicher Eintracht zu erbauen.

Es kam darauf an, das Herz des Markis mit Eifersucht von neuem zu vergiften, und dem Manne, an dessen Joch der Bruder so gewohnt war, daß es ihm ein fremdartiger Zustand dünkte, wenn er seinen

eig'nen Ansichten oder einem unbeschränkten Willen überlassen blieb, mußte dieses leicht werden, da er noch dazu seit längerer Zeit schon den Markis überredet hatte, daß er nur um deswillen sich öftrer mit der Markise beschäftige, und oft selbst an sie dränge, um über ihr Betragen wachen, und seinen zärtlich geliebten Bruder sogleich beym Bemerken irgend eines Fehltritts der Gattin warnen zu können.

Er begann seinen teuflischen Plan nun damit, dem Markis erst leisen, dann immer lauter ausgesprochenen Verdacht gegen seine Gemahlin beyzubringen. Endlich sagte er ihm, wie er bis jetzt sich ganz auf die Treue dieses unbescholtenen Weibes verlassen, und ihm, dem Bruder, dieses stets mit Freuden betheuert; eine Entdeckung aber, die er seit kurzem gemacht, ihm die Augen geöffnet, und er nun der Markise ganze Verstellungskunst enthüllt gesehen habe. Dann erzählte er ihm ein Gewebe von Lügen, zu denen die Markise in einer Abendunterhaltung bey einer Freundin, wo sie Wohlgefallen an den heitern Scherzen eines jungen Mannes, der sich besonders mit ihr beschäftigte, gefunden, die unschuldigste Veranlassung gegeben hatte, und goß das ganze Gift seiner Schlangennatur so wirksam über dieses teuflische Gespinst, daß es wie das Gewand des Nessus auf des Markis Herzen brannte, und der ohnedieß leicht Reizbare, erst seit Monden wieder Beruhigte, in hellen Flammen der Wuth und des Hasses aufloderte. Durch gleisende Beschwichtigungen, die aber den Hauch des Verläumdens um so schärfer in sich trugen, fachte der Abbé diese Gluth nur noch mehr an, statt sie zu lindern, und, ungewohnt, sich zu zügeln, ließ sie der Markis in das

unfreundlichste Benehmen gegen seine Gattin ausbrechen, das sich in stetes Grollen, ja, in beißende Reden, halbverständliche Vorwürfe und zornige Mienen ergoß, wobey der Abbé es geschickt zu verhindern wußte, daß der Markise jemals Gelegenheit zu einer Erklärung blieb, ja endlich den Bruder zu der bestimmten Versicherung brachte, diese, wenn sie auch versucht werde, nie anhören zu wollen.

Immer höher stiegen diese häuslichen Unannehmlichkeiten, denen die Markise nichts als Ergebung und Sanftmuth entgegenzustellen vermogte, aber eben dadurch den Zorn des durch Verläumdung erbitterten Gatten immer höher steigerte, so daß er eines Tages, als er von neuem, ohne ihr einen Grund anzugeben, sich in die bittersten Ausdrücke gegen sie zu ergießen begann, und ihr gereiztes Gemüth es nicht mehr über sich gewinnen konnte ganz zu schweigen, sondern sie nur von weitem auf den Abbé und dessen nachtheiligen und jede Wahrheit verstellenden Einfluß auf ihn deutete, sich sogar bis zu Thätlichkeiten vergaß, sie mit einem Degengehänge, das er eben in der Hand trug, über den schönen Nacken blutig schlug, und als sie über diese Behandlung für Augenblicke ihr Bewußtseyn verlor, mehrere Tage in ein entferntes Gemach einsperrte, wo die Folgen dieser Unmenschlichkeit sich in einer nur mit Mühe gehobenen Krankheit zeigten.

So glaubte nun der Abbé der Markise hinreichend gezeigt zu haben, was sie von ihm zu befürchten habe, wenn sie ihn bis auf's Aeußerste treibe, und er vermeinte, daß von neuem der Zeitpunkt gekommen sey, wo er seine unreinen Gefühle ihr entdecken, und ihr, so wie das erstemal, entweder eine Aussicht auf

dauerndes Glück, oder den Blick auf immerwährende unerträgliche Leiden öffnen könne.

Mochte sie also auch immer, — die Schändlichkeit ahnend, welche ihr das Herz ihres Mannes entfremdet hatte, — ihn auf alle Art zu vermeiden suchen, er erhaschte doch einen Augenblick, wo sie in ihrem Garten sich allein befand, und trat mit aller der Keckheit, welche sein verdorbnes Herz ihm lieh, ohne Erröthen auf sie zu. „Gnädige Frau," redete er sie an, als sie ihm nicht mehr ausweichen konnte; wollen wir denn stets in Uneinigkeit mit einander leben? Soll ich mich immer im Kriegszustande gegen Sie befinden? Begreifen Sie denn noch nicht, wie wichtig es Ihnen seyn muß, daß wir gute Freunde zusammen bleiben? Und doch wäre es Ihnen so leicht mich für sich zu gewinnen, und dann unumschränkter als jemals über das Herz Ihres Gatten zu gebieten. Aber statt dessen hassen, verfolgen Sie mich. Reichen Sie mir die Hand, gönnen Sie mir ein Wort der Hoffnung, und alles sey vergessen, und ein neuer Frühling blühe auf in Ihrem Daseyn." Ruhig hörte die Markise ihm zu, sah ihn mit einem Blicke der tiefsten Verachtung an, und wendete, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, ihm den Rücken.

Wer mag es ermessen, wie weit schon damals Haß und Rache den Abbé, Verblendung und Unterwerfung den Markis geführt hätten, wenn der Markise Großvater, von dem sie einst den Anfall eines außerordentlichen Vermögens hoffte, nicht noch gelebt hätte, und mit einer Trennung oder gar mit ihrem Tode alle diese Hoffnungen für die Erhebung des Hauses von Gange verloren gewesen wären. Aber die Rücksichten,

welche sie diesem Umstande verdankte, sollten auch nicht lange mehr dieselben bleiben, denn bald darauf starb dieser Verwandte, und sie ward seine einzige Erbin.

Das große Vermögen, welches ihr dadurch zufiel, veranlaßte zwar, wie dieses bey so schwachen eitlen, Gemüthern leicht der Fall ist, den Markis zu einer unwillkührlichen Art von Achtung gegen seine Gattin, die sich in einer bessern Behandlung aussprach. Auch der Abbé befolgte dieselben Maasregeln, und rieth dem Markis dazu, während der Ritter nur, wie gewöhnlich, dessen Echo war. Aber die Markise fühlte wohl, daß diese Veränderung des Benehmens nicht aus wahrer Anerkennung ihrer Unschuld und ihrer Verdienste sich herschreibe, sondern nur die Wirkung des Glückwechsels sey. Sie behielt daher dieselben Gesinnungen gegen die beyden Brüder ihres Mannes bey, und änderte ihr Betragen gegen diese in keiner Hinsicht.

Doch um so mehr schienen Haß, Habsucht, Ueberdruß, Eifersucht und die Wuth verschmähter Leidenschaft schon insgeheim ihre Furien gegen die unglückliche Markise, welche zum Schlachtopfer der Böswichter ausersehn war, entfesselt zu haben. Bey einem plötzlichen Todesfalle der Markise gelangte ja schon jetzt der Markis, wenigstens während der Minderjährigkeit der beyden Kinder, in den Besitz des ererbten ungeheuern Vermögens. Ein Vorfall, der in dieser Zeit sich ereignete, gibt nur zu gegründeten Verdacht dafür. Es ward ihr nemlich eines Tages eine Milchspeise vorgesetzt, nach deren Genuß sie und ihre Kammerfrauen — denn da der Markis eben

abwesend war, so hatten nicht mehrere Personen als die genannten davon genossen — sich höchst unwohl befanden, und deren Ueberbleibsel Spuren von Arsenik entdecken ließen. Die Dosis mochte jedoch zu schwach berechnet gewesen, und die Milch selbst, so wie ein schnell darauf folgendes Erbrechen, als Gegenmittel gewirkt haben, wenigstens hinterließ dieser Versuch keine gefährlichen Folgen. Schon damals fiel es in Avignon allgemein auf, daß der Markis gar keine Untersuchungen über diesen an sich so bedenklichen Vorfall veranstaltete, sondern ihn ganz auf sich beruhen ließ; da jedoch bald darauf andere Neuigkeiten diese Begebenheit in den Hintergrund stellten, vergaß man die Sache am Ende ganz.

Wohl schien auch die Markise dieses Ereigniß völlig ruhig und gleichgültig aufzunehmen, aber es geschah nur aus Achtung für ihren Gatten, in dessen Benehmen sie mit dem tiefsten Schmerz so viele Kälte dabey las, und den ein Dringen auf Untersuchung, im Verweigerungsfalle, bey allen Umgebungen nur in den nachtheiligsten Schatten stellen konnte; wenn er es genehmigte, auf eine Spur gegen seine Brüder führen mußte, die entweder zu noch größerm Haß derselben gegen sie geleitet, oder das Gemüth ihres Gatten ihr vollends entfremdet hätte. Die Bedrängte schwieg also in stillem Dulden, beschloß aber schon jetzt durch einen letzten Willen, den sie ohnerachtet der Blüthe ihrer Jahre errichten wollte, wenigstens an den Wunsch des Fortgenusses ihres Vermögens die Ziemlichkeit der Behandlung, ja, die Sicherheit ihres Lebens zu knüpfen.

Noch mehr bestimmte sie dazu der Vorschlag, wel-

chen ihr der Markis that, den Winter über in Gange zuzubringen. Sie empfand einen unbeschreiblichen Widerwillen gegen den Aufenthalt in diesem Schlosse ihres Gatten, aus einer Ahnung herrührend, von der sie unaufhörlich bestürmt ward, die sie aber immer wieder zurückkämpfte. So führte sie denn endlich auch ihr Vorhaben wirklich aus, und setzte ihre Mutter zur Erbin ihres ganzen Vermögens ein, mit der Bedingung, es nach ihrem eignen Tode entweder an den Sohn der Markise, der damals 6 Jahr alt war, oder an deren fünfjährige Tochter zu hinterlassen.

Ob sie gleich die Bestimmungen dieses Testaments geheim hielt, so legte sie doch in Gegenwart der Magistratspersonen von Avignon und mehrerer and'rer angesehener Einwohner dieser Stadt eine Erklärung nieder, worin sie festsetzte, daß wenn sie etwa zum Tode krank würde, und alsdann ein anderweites Testament mache, sie ein solches hiermit im Voraus widerrufen wolle, daß man sich, trotz dessen, an das erstere halten solle. Diese Erklärung vollzog sie auch auf das gesetzmäßigste, so daß sie keinem Zweifel unterliegen konnte. Ach! ihr Gemüth fühlte nur zu sehr, welche Härte ihr Mann sich gegen sie erlaubt habe, und zu welchen Schritten seine ruchlosen Brüder ihn vielleicht noch verleiten könnten. Ihren Kindern mindestens wollte sie ein Erbtheil retten, das diese einst in den Stand setzte, ihrer Geburt gemäß zu leben, wenn auch ihr Vater aus Haß gegen die Mutter ihnen von seinem Vermögen diese Unterstützung entzöge. Aber bey allem Bewußtseyn des Traurigen und Gefährlichen ihrer Lage, konnte doch kein Gedanke an die Frevel in ihre Seele kommen, die nur zu bald sie zum

Schlachtopfer der fürchterlichsten Grausamkeit machen sollten.

Je näher ihre Abreise nach Gange heranrückte, um so trüber wurde ihr Sinn, um so schwärzere Ahnungen befielen sie, so daß ihrem Benehmen nach sie es gleichsam vorhersah, daß sie Avignon nie wieder betreten würde. Sie schenkte mehrern Geistlichen nicht unbedeutende Summen, um Messen für sie zu lesen, damit sie nicht ohne die heiligen Sacramente der Kirche sterbe, und wenn sie sie dann bat, Gott für sie um Gnade anzuflehen, so that sie es mit so tiefer Rührung, mit so dringender Innigkeit, daß man hätte glauben sollen, sie sey eine dem Tode nahe Kranke. Der Abschied, den sie endlich von ihren Verwandten und Freundinnen nahm, war so schwermüthig, als gälte es eine Trennung für immer; sie vergoß Ströme von Thränen, und die bittersten Gefühle des Schmerzes theilten sich allen Anwesenden mit. Und dennoch besaß sie nicht Kraft genug, sich den Wünschen des Gatten entgegenzustellen, welcher ihr in dieser letzten Zeit wieder neue Beweise gegeben hatte, wie wenig er noch ein Herz für sie besitze, und wie nur die Rücksicht auf ihr Vermögen ihn in den Schranken der Gleichgültigkeit halte, welche er außerdem wohl bis zur Härte überschritten haben würde. So handelt ein edles Weib, das sich lieber selbst ihren Pflichten opfert, als einem dringenden, aber freylich nur noch dunklen innern Gefühle folgt, das ihr bey dieser Pflichttreue ihren eig'nen Untergang vorherahnen läßt.

Die Reise nach Gange war vollendet; die Marise fand dort ihre Schwiegermutter, welche sie mit

den Zeichen der zärtlichsten Freundschaft empfing. Diese hielt sich gewöhnlich in Montpellier auf; aber jetzt war sie gekommen, um mit ihrer holden Schwiegertochter auf dem Stammsitze der Familie einige frohe Tage zu verleben. Frau von Ganze war eine treffliche Frau, und in ihrem Mutterarme fand die Markise zuerst Ruhe vor den frühern bangen Ahnungen. Und wie es wohl oft im menschlichen Leben geschieht, je trüber die Aussicht ist, die man sich bildete, mit je widerstrebenderm Gefühl man sich einer Sache naht, je beängstigender die Gedanken sind, die uns bey gewissen Epochen des Daseyns quälen: um so leichter geben wir uns dann wieder einer nie gehofften Heiterkeit hin, wenn sich plötzlich ein lächelnderer Himmel zeigt, wenn sich den Empfindungen ganz andere Eindrücke darbieten, als man erwartete, wenn der Geist sich durch ungeahnete Erregungen aus seinem finstern Brüten getrieben sieht. So ging es auch der Markise. Sie fand alles ganz anders, als sie es befürchtet hatte, und gab sich um so mehr dem freudigen Gefühle, das dadurch in ihr entstand, hin, je unerwarteter dies war. Hierzu kam besonders auch, daß der Markis traulicher sich benahm als je, daß seine Brüder jede Zudringlichkeit vermieden, und sich nur als erheiternde und von Hochachtung für sie durchdrungene Freunde darstellten, daß der wahrhaft edle Charakter der Mutter dieser Drey dem Ganzen das Gepräge der Wahrheit gab, und die Markise daher um so weniger Bedenken fand, sich diesen neuen Hoffnungen einer glücklichen Zukunft hinzugeben, je mehr sie diese durch ihre bisherigen Kämpfe, Entbehrungen und Schmerzen verdient zu haben glaubte. Mit dem neuen Aufenthalte

schien eine neue Morgenröthe ihres Lebens aufzugehen, die heit're, offne, unverstellte, reine Natur alle Gemüther auch ihr gleich gestimmt zu haben, und so endlich ein Kreis geschlossen zu seyn, wo jeder in dem Glücke des andern nur das seinige suche und finde. Darnach handelte sie auch, war gegen alle himmlisch mild und gut, und suchte selbst den Abbé durch kleine Geschenke von Arbeiten ihrer Hand, den Ritter durch Vorschüsse, die sie ihm aus ihren Ersparnissen machte, zu erfreuen.

Täuschender Schimmer einer trügerischen Aussenseite. Schon lauert unter Blumen die Schlangenbrut, schon ist das Gift geträufelt in den mit Rosen bekränzten Becher, schon der in goldner Scheide verborgene Stahl des Todes geschliffen! Siehst Du nicht, Unglückliche, wie Dein Gatte und seine Brüder heimlich sich mit einander besprechen? Wie er wankt, Vorstellungen wagt, zögert, aber die teuflische Ueberredung des Abbé ihn fortreißt in den Strudel der Sünde? Wie er ihm Deine Untreue mit Farben der Hölle malt, seine Habsucht entflammt, seine Wollust reizt, seinen Ehrgeiz stachelt, und der Schwache, Elende, Verworfene sich ihm endlich ganz dahingibt, und nur die Flucht ergreift, um keinen Funken der Reue wieder in seinem verwahrloseten Herzen auflodern zu lassen? —

In der That reiste der Markis bald darauf nach Avignon ab, wohin der Vorwand, daß ihn Geschäfte riefen, einen unverdächtigen Weg bahnte. Noch einige Tage blieb die treffliche Frau von Gange, die Mutter dieser Teufel, bey ihrer Schwiegertochter, nicht ahnend, welche Ungeheuer sie unter ihrem Herzen getra-

gen habe, dann kehrte auch sie nach Montpellier zurück. Und allein befand sich nun die Markise mit ihren Henkern, welche nur auf den günstigen Augenblick lauerten, über das Schlachtopfer herzufallen, das der schmählichste Verrath in ihre Hände gegeben hatte.

Aber ehe dieses geschehen konnte, mußte erst die Verfügung des letzten Willens, welche die Markise getroffen hatte, rückgängig gemacht werden; denn was half ihr Tod den Verbrechern, die dann Theilhaber ihres großen Vermögens werden sollten, wenn nicht diese beschränkenden Bedingungen aufgehoben waren. Es galt daher, den Character der Ruhe, Verehrung, Rechtlichkeit und vorwurfsfreyen Innigkeit, welchen der Abbé und Ritter seit dem Aufenthalte in Gange so künstlich, aber auch so glücklich angenommen hatten, noch ferner fort zu behaupten, so bey der Markise auf diese Art immer mehr die frühern Eindrücke zu verlöschen, und ganz in dem Lichte treuer, wohlmeinender Rathgeber zu erscheinen.

Warum ist das Laster so geschickt der einfachen Tugend den Sieg abzugewinnen? Warum glaubt ein edles Herz so gern an das Bessere, sobald nicht dringende Ueberzeugung ihm das Gegentheil allein als denkbar darstellt? Weil selbst der Sieg des Lasters doch nur seinen eignen Untergang bereitet, weil ein edles Herz nur glücklich seyn kann in dem Gefühl von Tugend bey Andern, und weil es in seiner eignen Größe den Trost trägt für alle Täuschungen jener Art, seyen sie auch noch so wiederholt oder unerwartet.

Auch die Markise glaubte an die Besserung der beyden Brüder, glaubte es mit jedem Tage um so mehr, je wohlthätiger ihr dieser Glaube war, und je

seiner beyde das Gewebe der Verstellung bereiteten. Geschickt wußten sie kleine Begebenheiten herbeyzuführen, wo sie die Veränderung ihrer Gemüther deutlich an den Tag legen konnten, spielten selbst mit dem tiefsten Reugefühle auf ihre frühern Verirrungen an, und überzeugten dadurch die Markise von ihrer Aufrichtigkeit bis zu einer Gewißheit, welche keinem Zweifel mehr Raum gab.

Jetzt führte der Abbé nicht selten unvermerkt das Gespräch auf das Testament, das die Markise in Avignon gemacht hatte, und gab ihr zu erkennen, daß so lange dieses bestehe, die Vereinigung zwischen ihr und ihrem Gatten nie ganz fest und innig seyn werde, weil dieser sonach fortwährend glauben müsse, daß sie doch irgend einen Widerwillen im Herzen gegen ihn hege. Sie werde selbst sehen, daß wenn dieses Hinderniß gehoben, ihr Gemahl, seine Verwandte, Alles um sie her noch eifriger sich bestreben würden ihr das Leben so angenehm als möglich zu machen, daß dann kein bitt'rer Tropfen mehr im Kelche ihrer Freuden bleiben, und sie über ihre ganze Familie mit unumschränkter Gewalt herrschen werde.

Die Ueberredung wohnte so blendend auf seinen Lippen, ergoß sich mit solcher scheinbaren Offenheit und Zutraulichkeit, und die Markise fühlte bey dem vorherrschenden Hange ihres Gemüths, Andern Freude zu machen und Alles um sich her glücklich zu sehen, sich so . von hingerissen, daß sie endlich dem Drange ihres Herzens nachgab, den süßen Zuredungen folgte, in der Hoffnung der dauernden Liebe und Zärtlichkeit ihres Gatten sich so glücklich fühlte, daß sie endlich ihr erstes Testament zurücknahm, und ein zweytes fertig-

te, worin ſie nur zum Vortheile ihres Gatten dispenirte, und ihm die Vormundſchaft, und während derſelben den Mitgenuß des Vermögens ihrer Kinder übertrug. Man hielt es, da dieſes Teſtament auf's feyerlichſte abgefaßt und niedergelegt wurde, nicht für nöthig die frühere Erklärung ebenfalls zurückzunehmen, und ſo ſchien denn nun dem Abbé alles vollendet, was der Ausführung ſeines teufliſchen Planes erſt vorausgehen mußte, er flößte dem Ritter die ganze Wuth mit ein, welche ſeine von Haß und Habſucht zerriſſene Bruſt beſeelte, und die Verbrecher ſchritten zu ihrem gräßlichen Unternehmen.

Es war am 17. Mai 1667, als die Markiſe, ob ſie ſchon ſich ganz wohl befand, doch nach Sitte der damaligen Zeit ein Abführungsmittel einnehmen wollte. Der Arzt des Orts bereitete ein ſolches; als ſie aber das trübe, ſchwarze Getränk ſah, faßte ſie einen ſo großen Abſcheu dagegen, daß ſie es zurückgab, und dafür die gewöhnlichen Pillen einnahm, die ſie immer in ihrer Chatouille hatte.

Ohnſtreitig ſollte ſchon mit dieſem Tranke das Schlachtopfer getödet werden, und der Abbé und Ritter hatten die Medizin, welche ihr Diener ins Zimmer der Markiſe trug, heimlich vergiftet. Denn, da ſie es nicht gleich erfuhren, daß die Markiſe eine andere Arzney genommen habe, und alſo mit jedem Augenblicke der Wirkung des Gifts entgegenſahen, ſo ſendeten ſie gegen ihre Gewohnheit an dieſem Morgen mehreremale zu ihr, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Immer hofften ſie das Beginnen der Schmerzen zu vernehmen; aber da ſie ſtets nur vortheilhafte Nachrichten hörten, war ihnen die Sache

um so unbegreiflicher. Sie eilten daher selbst zu ihrer Schwägerin, und als sie bey ihr den Vorgang erfahren hatten, erfaßte sie die Furie eines vergebens unternommenen Bubenstücks, die gräßlichste von allen, und sie beschlossen nun noch heute das einmal begonnene Verbrechen zu vollziehn, koste es auch, was es immer wolle.

Die Markise, welche den Tag über das Bett hütete, lud einige Damen der kleinen Stadt ein, ihr nach Tisch Gesellschaft zu leisten. Sie kamen. Nie war die Markise heiterer als an diesem Abende, doch schienen der Abbé und Ritter zerstreut, und mit irgend etwas in sich selbst beschäftigt zu seyn; sie nahmen wenigstens sehr geringen Antheil am Gespräch. Die Markise neckte sich mit ihnen darüber auf eine höchst anmuthige und freundliche Art. Der Ritter, welcher unten am Bette der Markise saß, konnte, als er aus seinen Träumereien erwachte, es nicht unterlassen, einige Züge der Bosheit gegen die Markise im Gespräche zu entfalten; aber der Abbé war, sobald sein Geist sich wieder zur Gesellschaft zurückgefunden hatte, auch sogleich derselbe artige und unterhaltende Gesellschafter wieder, wie er sich stets zeigte. Doch hatten alle Anwesende eine Art gezwungenen Benehmens bey Beyden bemerkt, die ihnen sonst nicht eigen war.

Die Damen speißten zu Abend, und die Markise machte auf die liebenswürdigste Art die Wirthin dabey, aß auch selbst sehr viel. Der Abbé und Ritter rührten die Speisen nicht an. Endlich entfernte sich der Besuch, und der Abbé begleitete die Damen aus dem Zimmer, während der Ritter, in tiefes Nachdenken versunken, allein bey der Markise zurückblieb. Ei-

nen solchen Zustand konnte sich diese an ihm nicht erklären. Ach! nur zu schnell ward ihr der schrecklichste Aufschluß!

Denn nicht lange, und sie sah den Abbé wieder hereintreten. Er trug in der einen Hand eine Pistole und in der andern ein Glas, voll eines schwarzen, trüben und dichten Trankes. Wuth glühte aus seinen Augen, sein Gesicht war verändert, jeder Zug durch die Leidenschaft, die in ihm wüthete, verzerrt. Die Haare standen ihm auf dem Haupte empor, und einzelne Schweißtropfen lagen auf der gerunzelten Stirn. Ein Teufel aus der Hölle, trat er ein, wilder, unseliger, als die Phantasie ihn sich bilden kann. Er schloß die Thüre hinter sich zu, ging auf das Bett der Markise los, und als er ihr nahe getreten war, blieb er eine Zeitlang stehen, sie mit fürchterlichen Blicken betrachtend, als habe er ihr durch diese stumme Scene alles das Ungeheuere andeuten wollen, das ihr bevorstehe, sie mit Schauder erfüllend, ehe er ihr noch sein teuflisches Vorhaben erklare.

Zugleich zog der Ritter, in dessen Miene sich gleiche gräßliche Wuth, nur mit anderm Ausdrucke malte, den Degen. Zwar sah die Markise in den beyden Wüthenden das Ebenbild der Hölle, doch glaubte sie anfangs, daß der Ritter nur deshalb den Degen entblößt habe, um sie zu vertheidigen; aber nur zu bald überzeugten sie die Blicke, die er voll Haß und Mordsucht auf sie richtete, vom Gegentheile. So standen sie eine Zeit beyde ihr gegenüber, Feuer aus den rollenden Augen sprühend.

Endlich unterbrach der Abbé die fürchterliche Stille, und sprach ganz gelassen, ohne die Stimme merk-

lich zu erheben, aber mit festem und sicherm Tone zur Markise: „Gn. Frau, Sie müssen jetzt sterben; wählen Sie selbst, ob durch Schuß, Schwerdt oder Gift.“ — „„Ich sterben?!““ rief die Markise schaudernd. „„Was habe ich denn begangen? Und Sie wollen meinen Tod, Sie wollen ihn selbst vollziehen? Habe ich denn so vielen Haß verdient, treiben Sie denn Ihre Abneigung gegen mich so weit? —““ Doch kalt und unbewegt blieb der Abbé vor ihr stehen. Da hoffte sie, daß in dem Herzen des Ritters vielleicht nicht jede Spur des Mitleids vertilgt sey, blickte ihn mit der flehendsten Miene an, und bat mit einem Tone, der Felsen würde erweicht haben: „Und kann ich denn nicht mindestens Sie rühren, mein theurer Bruder! werden auch Sie unerbittlich seyn? Sie selbst wollen mein Henker werden? Nein, das können, das werden Sie nicht. So sehr haben Sie nicht alle Beweise von Freundschaft vergessen, die ich Ihnen gab. Kann denn nur mein Blut Sie versöhnen? Verschonen, retten Sie mich, und Alles, was ich habe, sey das Ihre!“

Aber statt Rührung las sie nur Verzerrung der Wuth in seinem Gesichte. Sie las in diesem Spiegel seiner Seele, daß ihr Untergang gewiß sey, und um ihr keinen Zweifel mehr daran zu lassen, sagte ihr der Ritter mit demselben Tone, in welchem schon der Abbé zu ihr gesprochen hatte: „Es ist entschieden, Frau von Gange. Entschließen Sie sich. Thun Sie es nicht, so werden wir es für Sie thun müssen.“

Und mit dieser Gewißheit kehrte Muth und Ruhe auf eine unglaubliche Art in das Herz der Markise zurück. Ihr ganzer edler Stolz erwachte, sie fühlte, wie tief sie sich erniedrige, diese Tieger um ihr Leben an-

zuflehen. Mit einem Blicke der Verachtung sah sie auf die Brüder herab, die diese reuevoll zu ihren Füssen hätte werfen müssen, wenn in ihnen bey diesem höchsten Grade der Bosheit nicht jede menschliche Empfindung erstorben gewesen wäre, hob dann ihre Augen zum Himmel empor, als rufe sie ihn zum Zeugen und Rächer solcher beyspiellosen Unthat an, und griff nach dem Glase, das der Abbé in der Hand trug, während dieser ihr die Pistole an den Hals hielt, und der Ritter die Spitze des Degens gegen ihr Herz richtete. Mit einer Stirn, auf welche hohe Entsagung eine mehr als irrdische Ruhe gebreitet hatte, trank sie das Gift. Einige Tropfen rannen am Glase herab und fielen in ihren Busen. Sie ließen schwarze tiefe Flecken darauf zurück, so zerfressend war das gräßliche Getränk.

Der Ritter bemerkte, daß der dickste Bodensatz dieses Höllengifts, das aus Arsenik und Sublimat in Scheidewasser aufgelöset zusammengebraut war, noch in dem Glase zurückgeblieben sey, er rührte ihn daher mit einem silbernen Zahnstocher um, beugte das Glas, bis er herauf an den Rand kam, und gab es dann der Markise mit den Worten zurück: „Frisch auf, meine gnädige Frau, man muß auch den Bodensatz nicht im Stich lassen.“ Er bediente sich dabey noch eines freyen Ausdrucks, der in dieser Lage von der höchsten Verruchtheit des Gemüths das fürchterlichste Zeugniß gab. Die Markise trank auch diesen Ueberrest, ohne ihn jedoch hinterzuschlucken. Vielmehr behielt sie ihn im Munde, warf sich auf ihr Kopfkissen zurück, stieß einen Schrey aus, als wenn sie in diesem Augenblicke schon dem Tode nahe sey, und spuckte das heillose Ue-

verbliebene heimlich in das Bett, indem sie den Unmenschen zurief: „Um Gotteswillen treiben Sie Ihre Grausamkeit nicht so weit, daß Sie auch meine Seele verderben wollen. Schicken Sie mir nur wenigstens einen Beichtvater, daß ich als Christin, und nicht in Verzweiflung sterbe!"

Die Bösewichter glaubten ihr Werk vollendet, denn sie wußten, aus welchen Höllensäften sie den Todestrank bereitet hatten, verließen also die Markise, und gingen, indem sie die Thüre hinter sich zuschlossen, zu dem Vikar des Ortes, der schon seit 25 Jahren als Hausgenosse im Schlosse lebte. Auch dieser wußte bereits vorher um das gräßliche Vorhaben der Ermordung der Markise; denn ihn mußten sie bestechen, damit er bey der Beerdigung, welche dem gewaltsamen Tode der Markise schnell folgen sollte, jede Näherung an den Körper von Seiten anderer Personen verhindern, und so das Verbrechen in ewige Vergessenheit begrabe. Sie sagten ihm, daß die That vollbracht, und er nun zu der Markise gehen, und sie sterben sehen, alsdann aber, als glaubwürdige Person, über ihren natürlichen Tod das nöthige Zeugniß ablegen solle.

Nicht männlicher Stärke Eigenthum allein sind Kraft des Geistes und Festigkeit der Seele; je schwächer das Gefäß ist, um so mehr scheint der Funke, der es beseelt, wenn er dann noch einmal auflodert, in seiner ganzen Göttlichkeit es gleichsam mit sich zu verklären, und nicht selten haben zarte Frauen in Augenblicken der drohendsten Gefahr mehr unerschüttertes Bewußtseyn und Freyheit des Geistes gezeigt, als selbst Männer unter gleichen Verhältnissen. So be-

hielt auch jetzt bey diesen fürchterlichen Ereignissen und der dadurch hervorgebrachten ungeheuern Erschütterung ihres ganzen Wesens die Markise noch eine Besonnenheit bey, welche zur Bewunderung hinreißt. Kaum war sie allein, als sie zu entfliehen suchte. Sie warf, weil die Bösewichter sie unbekleidet im Bette gefunden hatten, nur einen leichten Rock über, eilte zu dem Fenster des Zimmers, das auf einen der Höfe des Schlosses ging, und stürzte sich von einer Höhe von 22 Fuß aus demselben herab.

In diesem Augenblicke trat der mitverschworen Priester Perrette ein. Sie hatte den Sprung sehr unglücklich gerichtet, und wäre gewiß mit dem Kopf voraus auf den Boden des Hofes gefallen, hätte nicht Perrette, um sie zurückzuhalten, im Augenblicke ihres Springens den Saum des Rocks ergriffen, und dadurch ihrem Körper selbst eine solche Wendung gegeben, daß sie nun unten auf die Füße zu stehen kam. Sie war auf einen harten, unebnen, steinenbesäeten Boden gesprungen, hatte sich aber kein anderes Uebel zugefügt, als daß ihre nackten Füße etwas verletzt worden waren. Das Gewicht ihres Körpers hatte im Fallen den seidnen Rock zerrissen, von welchem der Priester noch ein Stück in den Händen zurückbehielt.

Jetzt warf der Unmensch, da er selbst wider seinen Willen in der Hand der Vorsehung ein Werkzeug gewesen war, ihren Fall unschädlich zu machen, voll Wuth einen großen Wasserkrug, der auf dem andern Fenster stand, in den Hofraum hinab, um sie wenigstens dadurch noch vollends zu tödten. Denn der Krug war so groß und schwer, daß, wäre er auf sie gefallen, er sie offenbar zerschmettert haben würde. Aber

auch ihn leitete der Himmel von ihr ab, und er fiel zwey Zoll breit neben ihr nieder.

Sobald die Markise im Hofraume von ihrem Falle aufgestanden war, steckte sie eiligst das Ende ihrer Haarflechte, so tief sie nur konnte, sich in den Schlund, um dadurch Erbrechen hervorzubringen. Es glückte ihr auch um so mehr, weil sie kurz vorher viel gegessen hatte. Das Gift, von dem sie sich so zum Theil wieder befreite, war so heftig, daß ein zahmes Schwein, welches davon fraß, auf der Stelle starb.

Nun versuchte sie es weiter zu fliehen, denn sie sah voraus, daß der verrätherische Priester ihren Schwägern ihre jetzige Lage sogleich hinterbringen werde. Aber von allen Seiten fand sie den Hofraum mit Gebäuden umgeben. Sie ging daher nach der Richtung der Ställe zu, und hoffte durch diese zu entkommen. Aber auch diese waren verschlossen! So hätte ihr denn der Sprung aus dem Fenster nichts geholfen, sondern sie nur in einen weitern Kerker, als ihr Zimmer, eingeschlossen? Glücklicherweise wird sie in der Kammer eines Stallknechts Licht gewahr. Sie ruft ihn, er kommt, sie fällt vor ihm auf die Knie, und ruft ihm unter Thränen zu: „O, mein Freund, rette mir das Leben, ich bin vergiftet! Oeffne mir Deine Ställe, damit ich mir Hülfe schaffen kann! —" Tief ergreift die Lage, in welcher er seine Gebieterin sieht, den treuen Diener des Hauses. Er trägt di bis zum Tod Ermattete durch die Ställe, und übergibt sie dann der Hülfe einiger Frauen, denen er begegnet.

Unterdessen aber hatte allerdings der schändliche Priester den Abbé und Ritter Nachricht von der Flucht

der Markise gebracht. Sie waren weit entfernt ihr begonnenes Bubenstück unvollendet lassen zu wollen. Während die Unglückliche bald da, bald dorthin lief, um einen Zufluchtsort gegen ihre Henker zu suchen, eilten sie hinter ihr her, und schrieen durch die Straßen des Orts, daß sie närrisch, und ähnlichen Anfällen von Wahnsinn nicht selten unterworfen sey. Die Volksmasse des Städtchens versammelte sich, sah die Markise in Todesangst mit zerstreuten Haaren, bloßen Füßen, und fast nur mit einem Hemde bekleidet umherlaufen, und fühlte sich bewogen der schändlichen Lüge ihrer Verfolger Glauben beyzumessen.

Endlich erreichte der Ritter die Markise ohnweit des Hauses des Herrn von Prats, welches vom Schlosse etwa 300 Schritte entfernt war. Er ließ es öffnen, riß die Verfolgte mit Gewalt hinein, und verschloß sich darin mit ihr. Der Abbé stellte sich mit gespannter Pistole auf die Thürschwelle, und rief laut, daß er den ersten, der sich nahe, niederschießen würde, weil er nicht zugeben könne, daß seine unglückliche Schwägerin in ihrem Wahnsinne zum Schauspiele und Gespött für alle Welt werde. Aber nur verhindern wollte er durch diese Drohungen, daß der Markise jemand Beystand leiste, und das Gift also seine volle Wirkung hervorbringen, sie tödten, und dadurch das Verbrechen immer noch ohne Entdeckung vollendet werden könne.

Der Herr von Prats war abwesend, aber seine Frau befand sich zu Hause, und hatte so eben noch eine Gesellschaft junger Damen bei sich. Eine darunter, die Frau des Apotheker Brunel, steckte der Markise

heimlich eine Büchse mit Theriak zu, aus der diese schnell einige Stücke nahm und aß, während der Ritter, der in der Stube umherging und sie beobachtete, ihr zufällig den Rücken zukehrte. Eine and're gab ihr ein großes Glas voll Wasser zu trinken, das sie eben mit der lebhaftesten Begierde in sich schlürfen wollte, um das Feuer zu löschen, welches das Gift und der Theriak in ihrem Innern entzündeten, als der Ritter, fest beharrend in seiner unmenschlichen Grausamkeit, sich dem entgegensetzte, und um ihr diese Kühlung der innern Hitze nicht zu vergönnen, ihr das Glas zwischen den Zähnen zerbrach. Er sagte darauf zu jenen Damen, daß sie ihm einen großen Gefallen thun würden, wenn sie nicht länger Zeugen der Tollheiten der Markise blieben, und sie noch in ihren wahnsinnigen Ideen unterstützten; er sey Mann's genug, um Sorge für die Unglückliche zu tragen, und würde sie nicht eher verlassen, bis sie ihres Verstandes wieder mächtig geworden wäre, sie könnten sich also ohne Furcht entfernen und ihm seine Schwägerin vertrauen.

Noch einmal ergriff die Markise jetzt der Gedanke, daß doch ein Wesen, welches menschliches Abbild an sich trage, nicht ganz ein Teger seyn könne, und sie faßte von neuem die Hoffnung, das Herz des Ritters noch zu erweichen. Daher bat sie die Damen, seinem Wunsche zu willfahren und sie allein mit ihm zu lassen. Sie hoffte alsdann, ohne Zeugen seiner Beschämung, mit der ganzen Macht der Bitte und des innigsten Flehns um so stärker auf ihn einwirken zu können. Die Damen begaben sich denn auch in ein Nebenzimmer.

Jetzt warf sich die Markise vor die Füße des Rit-

ters, und rief unter Schluchzen zu ihm empor: „Theurer Bruder, kann ich denn kein Mitleid in Ihrem Herzen erregen? wollen Sie denn mein Urtheil unabänderlich fällen? Sehen Sie mich als eine Fremde an, die in einem fürchterlichen Zustande, in dem ich mich befinde, Sie um Hülfe anfleht, o! versagen Sie mir das Gefühl der Menschlichkeit nicht, das Sie gewiß für diese haben würden! Bey dem Allerheiligsten schwöre ich Ihnen, daß ich alles vergessen will, was mir geschehen ist, daß von dem Vorgefallenen nie ein Wort über meine Lippen kommen soll, und daß ich alles nur vor der Welt so auslegen werde, wie Sie selbst es mir vorschreiben werden. Habe ich Sie je beleidigt, o, so will ich ja gern alles dulden, was Sie mir auferlegen, um sie wieder zu versöhnen. Ich flehe Sie jetzt, ja um Gotteswillen nur um die einzige Barmherzigkeit an, mich an den Pforten des Todes zu lassen, an denen ich ohnedieß stehe, und mir nur nicht noch vollends das Leben zu rauben.“

Aber unerbittlich blieb der Ritter. Dieses herzzerreißende Flehn, unterstützt von allem, was der höchste Schmerz nur Rührendes, was selbst die Schönheit nur Bewegendes hat, fand an ihm einen Felsen, von dem jeder Todesseufzer unempfunden zurückprallte, ja, ihre Bitte fachte seine Grausamkeit nur noch heftiger an. Statt jeder Antwort zog er den Degen, und da dieser sehr kurz war, bediente er sich seiner als Dolches, und stieß ihn der Markise zweymal in den Busen. Sie schrie nach Hülfe, und floh der Thüre zu, da stieß er sie noch fünfmal in den Rücken, und als bey dem letzten Stoße der Degen zerbrach, ließ er das abgebrochne Stück in der Wunde! —

Fürchterliches Unthier, der Mensch, wenn eine wüthende Leidenschaft ihn ergriff. Die Fackel der Vernunft ist dann erloschen, die Menschlichkeit hat er abgelegt, und unmächtig ist er seiner Sinne. Unter das Thier würdigt ihn die Verläugnung dessen, was er besaß, und das Höchste jedes Verbrechens ist dann nur seiner Natur eigen. —

Der Ritter trat jetzt zum Abbé heraus und rief ihm zu: „Laß uns gehen, die Sache ist abgethan!“ In das Zimmer aber stürzten auf der Markise Hülferuf die Frauen. Sie fanden sie auf dem Boden liegend und in Blut schwimmend. Ihr Athem war stokkend, der letzte Augenblick schien gekommen. Alle waren in Verzweiflung darüber, daß sie sie verlassen hatten. Doch war vielleicht, noch Hülfe, wenigstens Erleichterung möglich, und sie riefen aus den Fenstern, daß man einen Wundarzt herbeyschaffen solle.

Kaum hörte der Abbé diesen Ruf, als er sich dem Ritter entriß, und wieder in's Zimmer stürzte. Die Markise, so dachte der Bösewicht, könne ja diesem Rufen zu Folge vielleicht noch zu retten seyn, und so galt es noch fernern Mord. Mit thierischer Wuth, denn nun kannte er sich selbst nicht mehr, näherte er sich ihr, und setzte ihr seine Pistole auf die Brust. Er drückte ab — aber das Gewehr versagte; da griff die Brunel ihm herzhaft in den Arm, und wendete es ab. Mit der Faust schlug er der Mitleidigen vor die Stirn, drehte dann die Pistole um, um mit der Kolbe die Markise zu erschlagen, aber alle anwesenden Frauen stürzten, zugleich die Markise schützend, nun wie die Löwinnen über ihn her, und er mußte sich vor ihnen mit der Flucht auf die Straße retten.

Jetzt bemühte sich alles eifrigst der Markise beyzustehen. Eine der Frauen war der Chirurgie kundig, und suchte vor allen Dingen das Blut zu stillen, dann zog sie das abgebrochene Stück des Degens aus der Wunde. Die Markise hatte dabey so vielen Muth, daß sie dieser Frau selbst sagte, sie möge, um mehr Kraft dabey anzuwenden, nur das Knie gegen ihre verwundete Schulter stemmen. Man legte den ersten Verband an, und fand glücklicherweise die Wunden nicht gefährlich. Der Ritter hatte in der mörderischen Hast, in welcher er sich befand, blindlings zugestoßen.

Unterdessen aber war von diesem und dem Abbé die Finsterniß der Nacht — es war 9 Uhr vorüber — benutzt worden, und beyde waren nach Auberas, einem Landguthe des Markis, eine Stunde von Gange, entflohen. Hier ruhten die Mörder ein wenig, indem sie sich die heftigsten Vorwürfe machten, ihr Verbrechen nicht ganz vollzogen zu haben. Sie schwankten noch, ob sie nicht wieder umkehren und das blutige Opfer vollenden sollten, aber sie fürchteten, daß sie nunmehr ohnfehlbar in Gange würden festgehalten werden.

Es hatte sich auch in der That jetzt das Gerücht der Unthat dort weiter verbreitet, und die Obrigkeit des Orts, ihre Hülfe der Markise anbietend, das Haus, wo sie sich befand, mit Wache umstellt. Zu späte Vorsicht! Das Schreckliche war nicht mehr ungeschehen zu machen.

Alles strömte nah und fern herbey, der Markise das innigste Mitleid zu bezeugen, und der Oberrichter verfolgte die Meuchelmörder, die sich aber schon bey Agde auf das Meer eingeschifft hatten. Aus Mont-

pellier eilten Aerzte herbey, und man leistete der Leidenden alle mögliche Hülfe. —

Noch in derselben Nacht eilte auch ein Diener des Abbé nach Avignon zum Markis, um ihm von allem Vorgefallenen Nachricht zu geben. In Einer Nacht legte er die Reise zurück, und am andern Morgen traf er schon dort ein. Mit Schaudern erfuhr der Markis, was geschehen; mit Schaudern, nicht über den Mord, sondern daß er so versucht worden, daß es diesen Ausgang damit genommen habe. Den stillen Weg des Giftes hatten früher die Bösewichter verabredet, denn dann wäre alles im Grabe mit Vergessenheit bedeckt worden; aber jetzt trat die Oeffentlichkeit in's Leben, der Markis mußte seine Brüder opfern, um sich selbst nur scheinbar zu retten, ja, kaum scheinbar, denn der Zusammenhang mit ihnen trat nur zu deutlich schon hervor. So schwankend, blieb er noch einen vollen Tag in Avignon, bey sich selbst sein künftiges Benehmen überlegend, aber er hatte noch nicht so viel Kraft über sich, seine Mienen in die Falten der schmerzvollen Heucheley zu legen, und stellte sich während dieses ganzen Tags noch, als wisse er von gar nichts. Dann reiste er ab, aber so langsam zum Ziele, daß er drey Tage auf der Reise zubrachte. Nun erst hoffte er so weit gefaßt zu seyn, um mit erkünsteltem Jammer vor seine Gattin treten zu können.

Er kam in Gange an. Ein Geistlicher meldete seine Ankunft der Markise. Sie empfing ihn mit derjenigen innigen, ungetheilten Zärtlichkeit, wie sie nur der sorgsamste, geliebteste Gatte erwarten konnte. Keinen Vorwurf, keine Mine, die ihn kränken konnte, keine Klage, als die, daß er sie vorher verlassen habe.

Gott allein hat es gesehen, was in seiner Seele vorging, als das edelste Weib ihn so aufnahm, als sie ganz Liebe, ganz Verehrung und Ergebenheit, in ihm neu wieder aufzuleben schien. Der Markis selbst hatte seine Aufgabe so gründlich studirt, daß sein Gesicht nicht den mindesten innern Kampf verrieth, und der Engel der Unschuld sein Herz zu bewohnen schien, während es von Teufeln zerrissen ward.

Das Zartgefühl der Markise ging so weit, daß, da sie befürchtend, die wenigen Worte liebenden Vorwurfs, die sie gegen ihn ausgesprochen hatte, könnten ihn doch verletzt haben, ihn deshalb um Verzeihung bat, die Hand bittend nach ihm ausstreckte, und ihm sagte: er möge jene Worte nur den heftigen Schmerzen, die sie leide, nicht einem Mangel an Achtung für ihn zurechnen. O, himmlische Milde einer Frauenbrust, in Dich hat schon die Gottheit ihren vollsten Quell höherer Tugenden ergossen. Du bedarfst oft nur eben der Leiden, um überzuströmen in Deiner beseeligendsten Fülle, und kund zu geben das Siegel der höhern Abkunft.

Und dennoch speißte der Markis nachher noch 4 Tage lang mit dem verruchten Perrette, den er als Mitverschwornen kannte, und dennoch benutzte er diesen Ueberschwang von Zartgefühl der Markise nur dazu — um sie zu bitten, die Erklärungs-Acte zurückzunehmen, durch welche sie ihren frühern letzten Willen aufrecht erhalten habe, weil der Vice-Legat um dieser Akte es verweigert habe, das zweyte Testament, das sie zu Gunge gemacht, als gültig anzunehmen. Doch hier setzte ihm die Markise edle Festigkeit entgegen; denn es galt das Wohl ihrer Kinder, deren

Zukunft sie außerdem würde Händen haben anvertrauen müssen, deren Unlauterkeit sie leider noch an der Schwelle des Todes eben aus diesem Verlangen erkennen mußte. Tief fühlte sie alles Schreckliche, was in einer solchen Bitte ihres Gatten eben in diesen Augenblicken liege, aber sie verschloß den Schmerz darüber in ihrem Innern, und blieb gegen ihn gleich freundlich und mild wie zuvor.

Die Markise war in dem Hause des Herrn von Prats geblieben. Sie verlangte sehr nach Montpellier gebracht zu werden, wo alle Heilmittel nahe bey der Hand wären, aber die Aerzte hielten eine Reise in dem Zustande, in welchem sie sich befand, für ganz unmöglich.

Auch der Markise Mutter, Frau von Rossan, eilte herbey, bebte aber zurück, als sie den Markis bey ihrer Tochter fand. Sie war fest überzeugt, daß er der Mitverschworne der Mörder sey, und je weniger ihre Tochter damit übereinstimmen wollte, um so höher ward ihr Widerwille gegen den Heuchler gesteigert, so daß sie es nicht länger in dessen Nähe aushalten konnte, und sich nach 3 Tagen wieder entfernen mußte, um das Krankenbette der Markise nicht zum Schauplatze ihrer Verwünschungen gegen deren Gatten zu machen.

Um so ruhiger, in ächt christlicher Ergebung war diese. Sie erklärte wiederholt, daß sie ihren Mördern vergebe, und die Religion sie lehre, kein Gefühl von Rache zu hegen. Nun bat sie um das heilige Sakrament. Aber, — wie ergriff es ihr Innerstes, als derselbe Priester, den ihre Mörder ihr damals zum Beystand gesandt hatten, derselbe, der sie noch auf

der Flucht hatte tödten wollen, hereintrat zu ihr, mit dem heiligen Oele! Und doch faßte sich das erhabene Gemüth auch hier. Nur bat sie, da Liebe und Ehrfurcht für ihren Gott sich mit Mißtrauen und Scheu gegen den, welcher an seiner Stelle erscheine, stritten, daß der Priester, weil sie fürchte, es könne unter dem Schleyer des erhabenen Mysteriums ein tödendes Gift verborgen liegen, die Hostie mit ihr theilen solle. Dieser genehmigte es auch und communizirte sich mit der einen Hälfte derselben Hostie, von welcher er ihr die and're darreichte.

Ihre Hauptbeschäftigung war jetzt die, ihren Kindern fortwährend Gefühle ächter Frömmigkeit und Tugend einzuflößen; denn ihr Herz sagte ihr wohl, daß kein Unterricht dafür so wirksam seyn könne, als der, welchen eine geliebte Mutter gebe, die an der Schwelle des Grabes stehe. Besonders aber suchte sie jede Empfindung der Rache niederzukämpfen, die in dem reizbarern Gemüthe ihres Sohnes hätte entstehen können, und sagte ihm darüber alles, was die reine Moral des Evangeliums lehrt.

So übte sie alle Pflichten der Religion wie der sittlichen Vollendung bis zum 4. Juny fort, und noch immer gab man nicht alle Hoffnung auf, daß ihr ungemein kräftiger Körper, welcher 18 Tage lang bis jetzt sich aufrecht erhalten hatte, völlig genesen könne, als in dieser Nacht ihr Uebel auf einmal fürchterlich anwuchs, und sie von neuem die heftigsten Schmerzen im Innern empfand. Sie trug auch diese geduldig, aber ihre Kräfte erlagen dem neuen Anfalle, und am 5. Juny verschied sie Nachmittags gegen 5 Uhr sanft, und mit dem Blicke eines vollendeten Engels. Zahl-

reiche Theilnehmende, welche ihr Sterbebett umstanden, schwammen in Thränen, und erhielten das Andenken an die Verklärte, als an ein himmlisches Wesen, wie es nur selten auf dieser Erde erscheint, in ihren treuen Herzen. Man öffnete ihre Leiche und fand, daß sie nicht an den empfangenen Wunden, sondern an der Wirkung des erhaltenen Giftes gestorben war. Es hatte die Eingeweide verbrannt und zerrissen, und das Gehirn entzündet. Man staunte, daß sie diesem fürchterlichen Feuer jenes Höllentranks 19 Tage noch widerstanden hatte. Zu der hohen Schönheit, welche der Himmel ihr verliehen, hatte ihr auch die Natur einen Körper gegeben, der die reinen, wohlthuenden Züge derselben lange hätte erhalten können. Und in der That hatte man nie sie noch so schön gesehen, als in ihrer Krankheit. Ihre Augen hatten ein höheres Feuer, ihre Farbe eine glänzendere Weiße, ihr Ton einen festern Ausdruck als in den Tagen der kräftigsten Gesundheit. Sie glich einem Lichte, das, ehe es auf Erden verlöscht, noch einmal alle seine Strahlen hellauflodernd sammelt.

Alle Frauen in Montpellier und Avignon schienen das Unglück, das die Treffliche betraf, als ihr eignes zu betrachten, so allgemein, so wahr, so tief war die Trauer um sie, und man sprach, als sey jeder selbst in seiner eig'nen Familie durch diese Unthat bekränkt worden, von der Untersuchung gegen ihre Mörder.

Und diese begann zuerst gegen den Markis.

Er ward auf Befehl des Parlaments von Toulouse auf seinem Schlosse festgenommen, und dann nach Montpellier gebracht. In der Nacht, wo er dort anlangte, waren alle Fenster erleuchtet, und er

so den Verunglimpfungen einer Volksmasse ausgesetzt, die ihn mit Schauder betrachtete und mit Verwünschungen überhäufte. Der Markise Mutter, welche die Güter ihrer unglücklichen Tochter in Besitz nahm, klagte selbst gegen ihn, seine Richter befragten ihn streng und anhaltend; aber er läugnete hartnäckig, stets versichernd, daß er selbst die Mörder seiner Gattin vor Gericht verfolgen wolle. Man war allgemein von seiner Straffälligkeit überzeugt, selbst seine Richter waren es; da sie aber die Beweise gegen ihn doch nicht für hinreichend hielten, um gesetzlich die Todesstrafe verhängen zu können: so fällten sie am 21. August 1667 das Urtheil, wonach der Abbé und der Ritter, als des Mordes der Markise überführt, lebendig gerädert; der Markis von Gange auf ewig des Landes verwiesen, des Adels beraubt, und seiner Güther für verlustig erklärt, der Priester Perrette aber, nach Entnehmung seiner geistlichen Würden, auf Lebenszeit an die Galeere geschmiedet werden solle.

Letzterer starb unterwegs, als er zu seiner Strafe abgeführt ward, in Ketten. Der Markis und der Ritter aber flohen nach Venedig, und nahmen bey dieser Republik Dienste, um gegen die Türken, welche Candia belagerten, zu fechten. Sie langten auf jener Insel an, traten in das Heer ein, und nicht lange d'rauf ward der Letztere durch eine zerspringende Bombe getödet. Der Markis überlebte ihn nur kurze Zeit, denn einige Tage d'rauf ward auch er durch eine Mine verschüttet, welche die Türken in den Aussenwerken der Stadt springen ließen. — Ein zu rühmlicher Tod für zwey Menschen, die mit der Schmach des schändlichsten Verbrechens befleckt waren. —

Der Abbé hatte sich nach Holland zu dem Grafen von der Lippe, Herrn von Vianden, ohnweit Utrecht, geflüchtet. Er kannte dort einen Freund des Grafen, der ihn diesem als einen sehr ausgezeichneten Franzosen empfahl. Er hatte den Namen de la Martelliere angenommen, und war zur protestantischen Religion übergetreten. Auch hier halfen ihm Scheinheiligkeit und ängstliches Verbergen seiner Arglist, wie seiner frühern Verhältnisse dazu, das Vertrauen des Grafen und der Gräfin zu gewinnen, und sie übergaben ihm die Erziehung ihres ältesten Sohnes, die er auch mit Eifer und dem günstigsten Erfolge betrieb. Hier verliebte er sich in eine junge Dame vom Hofe der Gräfin, und ward wieder geliebt. Aber die Letztre wollte ihre Einwilligung zu einer Verbindung um deswillen nicht geben, weil ihr von den frühern Verhältnissen des de la Martelliere zu wenig bekannt sey, er diese geflissentlich verberge und vielleicht nicht einmal aus einer adelichen Familie stamme. Als die Geliebte ihm diese Ursachen der Verweigerung wiedererzählte, ergriff ihn die Nemesis, und er faßte, durch sie getrieben, den verweg'nen Gedanken, sich der Gräfin ganz zu entdecken, hoffend, daß seine in ihrem Hause erworbenen Verdienste den Abscheu überwinden würden, den sein früheres Leben ihr einflößen müsse. Und so that er denn auch. Aber Schauder ergriff die Gräfin, als sie erfuhr, wen sie in ihrem Hause gehegt, welchem Ungeheuer sie die Erziehung ihres Kindes anvertraut habe. Sie theilte gleiches Gefühl mit ihrem Gatten. Nur die Vorbitten ihres Sohnes vermogten sie den Abbé nicht gefangen nehmen zu lassen; aber er durfte nicht wieder vor ihren Augen erscheinen, und mußte

Bianden auf der Stelle meiden. Nun begab er sich nach Amsterdam, wo er Sprachmeister ward, und heimlich seine nicht unbemittelte Geliebte heirathete. Scheinbar aber nur verschonte ihn schon hier die strafende Hand der Vorsehung; denn vor seinem nicht lange darauf erfolgten Tode entdeckte er einem seiner Freunde, daß ihm sehr oft des Nachts die Markise ganz so erscheine, wie er sie in dem Augenblicke gesehen, als er ihr die Wahl zwischen Feuer, Schwerdt und Gift gelassen, daß dann alle Qualen des Gewissens in ihm erwachten, sein ganzes Seyn in Abscheu vor sich selbst sich auflöse, und er eine Höllenpein empfinde, die tausendmal schrecklicher in ihm tobe, als es der schmerzlichste Tod thun würde.

Unſere Blumen.

An Henriette K.

Sie blühen noch im zarten Himmelslichte,
Die Deinen Blick erfreut auf grüner Flur,
Die lieblich leuchtenden Vergißmeinnichte,
Sie zeigen noch mir unſrer Wonnen Spur,
Im Sturme ſchwankt die Eiche, bebt die Fichte,
In Wolkenſchleier hüllt ſich die Natur,
Doch unſre Blumen, in der Liebe Lichte,
Sie blühen noch!

Es war ſo ſüß in jenen Frühlingstagen,
Als alles prangt in zarter, friſcher Pracht,
Von Luſt zu Luſt auf Gipfeln hingetragen,
Von Luſt zu Luſt lockt uns der Thale Nacht,
Bey Quellenrieſeln, Nachtigallenklagen,
Beym Abendſchein, und wenn der Tag erwacht,
Ach, immer wird mein Herz erinnernd ſagen:
Es war ſo ſüß!

Das Wort verſtummt, wo laut in bangen Schlägen
Das Herz ſich reget, das in Sehnſucht wallt,
Ich fühle noch der ſchönen Tage Segen
Ich ſehe noch die liebliche Geſtalt,
Und all die Wonne, die auf unſern Wegen
Uns friſch begrüßt, aus Felskluft, Strom und Wald,
So laß mich denn Erinnrung ſelig hegen,
Das Wort verſtummt!

Helmina von Chezy.

Abſchieds-Lied.

An meinen Freund C. v. M.

Haben wir beim vollen Becher
Nicht ſchon manches Feſt begrüßt?
Hat der Traube Sorgenbrecher
Manchen Tag nicht uns verſüßt?
Wenn die Meiſter des Geſanges
In die Saiten griffen ein,
Und wir, trotz des Zeiten-Dranges,
Doch nur kannten Lied und Wein.

Drum ſo laßt auch heut erklingen
Becher- und des Liedes Ton!
Dieſes Glas dem Freunde bringen,
Eh er unſrem Arm entflohn.
Schaut mit Sehnſucht nicht zurücke,
Schaut nicht vorwärts in die Nacht,
Erſt dem jetzgen Augenblicke
Sey dies volle Glas gebracht! —

Doch geleert ſind die Pokale, —
Flüchtig iſt ihr Klang verhallt,
Und man trägt ſie aus dem Saale
Leer und ſtumm geworden bald. —
Sollen ſie ein Bild uns zeigen,
Von verrauſchter Lieb und Luſt?
Daß auch Herzen klanglos ſchweigen,
Ruhn ſie nicht an Freundes Bruſt? —

Nein! reicht Euch die Hände, Brüder!
Laßt es immer uns gestehn,
Daß wir so dies Fest nicht wieder,
So zum letzten mahl begehn.
Wenn auch gleich mit stummem Sehnen
Mancher dann den Becher hält,
Und von den verhaltnen Thränen
Eine in den Nectar fällt.

Doch wer wünscht sich müß'ge Stille,
Ist er seiner Kraft gewiß? —
Seelig zwar beatus ille
Procul qui negotiis!
Seeliger doch, in dessen Hände
Großes Werk das Schicksal legt,
Dessen Herz, daß ers vollende,
Hoch und treu im Busen schlägt.

Drum mit Muth auf jede Stätte,
Wo das Vaterland uns braucht!
Gern ein Glied der großen Kette!
Genügsam, wenn der Heerd nur raucht!
Nah sind stets verwandte Geister,
Treu bleibt, wer an Treue glaubt,
Und der wird des Schicksals Meister
Dem es nie den Frieden raubt.

Ernst v. Houwald.

Als ſie ein Abendbrod bereitete.

An B. C.

Im ſtillen Thal, umweht von milden Düften,
Ausſtrömend von dem weißen Blüthen-Baum,
Berührt das Lockenhaar von ſanften Lüften,
Doch kräuſelnd nur die feidnen Locken kaum,
So weilte ſie bey ländlich heiterm Mahle,
In ihrer anſpruchloſen Lieblichkeit,
Umſtrahlet von der Sonne Scheide-Strahle,
Wie man dem Heil'gen eine Glorie leiht.

Wir all' um ſie; wie Kränze wohl umgeben
Der Theuerſten, Geliebtſten Ebenbild,
Und all' ihr Thun war ein verſchöntes Leben,
Und all ihr Denken anmuthreich und mild.
Geſpräche flogen heiter in dem Kreiſe,
Gleich Schmetterlingen auf der Blumen-Au,
Und wie aus Augen Freudenthränen leiſe
Sank kühlend ſchon herab der Abendthau.

Da ließ der ſchönen Hand ſie ſchnell entfallen
Die Hülle, die ſie neidiſch noch gehegt,
Und wie zehn lieblich leuchtende Kriſtallen
Mit Roſenroth ätheriſch unterlegt,
Bewegte ſie die kleinen zarten Finger,
Und ſchnitt vom Brod ſo mit recht keckem Muth,
Und jeder wurde eines Pfeiles Schwinger
Der dürſtete nach unſers Herzens Blut.

Dann ward sie mild: und wie, besorgt, die Mutter
Den Vöglein bettet sanft und weich das Nest,
Strich sie auf's Brod die goldne Frühlingsbutter,
Daß kein Gericht sich dem vergleichen läßt,
Und als sie's that, da blickte sie so lieblich
Umher, als sey für jeden das vollführt,
Ich aber nahte mich der Holden dieblich
Und stahl ihr, was die theure Hand berührt.

Sie zürnte wohl, doch nur wie zürnen können
Dort Engel, ob der Liebe Uebermaaß.
Ich aber fühlte mir das Herz entbrennen,
Das bald verwundet war und bald genaß,
Und dankt ihr glühend in der Freunde Mitte,
Und rief, den Blick gewandt zum Abendroth:
„Es heißt von heut an meine vierte Bitte,
O! gieb uns so stets unser täglich Brod!"

Th. Hell.

Charade.

Die erste Silb' ist eine Schlange
In schimmerndem Kristall-Gewand,
Mit unaufhaltsam schnellem Gange
Eilt rastlos sie von Land zu Land.

Die zweite nennt dir dunkle Hallen,
Errichtet von Smaragd-Gestein,
Wenn sie auch oft dem Bau entfallen,
Sie fügen selbst sich wieder ein.

Das Ganze ist die dunkle Borte
Um weiter Auen bunt Gewand,
Die schattenreiche heilge Pforte,
Zu meiner Jugend Heimathland.

Ernst v. Houwald.

Inhalt.

Gallerie aus Schillers Gedichten II. Seite.

Erklärung der landschaftl. Kupfertafel von Th. Hell. I

Ueber die Einwirkung des weiblichen Geschlechts auf die Dichtkunst. Zu dem Bildniß der Doris von Canitz. Von Friedr. Kind. V

Erzählungen: Seite.

Guido von van der Velde. 1

Himmlische Liebe von Agnes Franz. . . 104

Das Gesangbuch von Richard Roos. . . 166

Die Martinsgans von K. G. Prätzel. . . 211

Der Witwe Leid und Lohn von Gustav Schilling. 243

List über List von E. Lebrün. 257

Der Knapp von Burgund von Luise Brachmann 279

Der Dreykönigsabend von K. B. von Miltitz. 301

Die Martise von Gange von Th. Hell. . . 315

Gedichte:

Unsere Blumen von H. von Chezy . . 370

Abschieds-Lied von Ernst von Houwald 371

Als sie ein Abendbrod bereitete von Th. Hell 373

Der Spreewald von Ernst von Houwald 375

LAURA

Penelope.

Taschenbuch

für das Jahr 1823.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

12r Jahrgang.

Mit 9 Kupfern.

Leipzig,

J. C. Hinrichsche Buchhandlung.

a
357 11

Goethe-Schiller-Archiv Weimar

Inhalt.

Gallerie aus Schillers Gedichten III. Seite III
Laura, ein Gedicht von Agnes Franz. — XVII
Erklärung der zwei landschaftlichen Kupfer, v. Theodor Hell. . . . — XXI

Erzählungen.

Haugwitz und Contarini, v. Helmina von Chezy. . . . . — 1
Der Wunsch des Cantu, einem pers. Mährchen nacherzählt, von van der Velde. — 42
Sebastian, König von Portugal, von C. Weissflog. . . . . — 101
Die Thräne, von Gust. Schilling. . — 194
Das Mädchen aus dem Schlesier-Thal, von Agnes Franz. . . . . — 208
Die Retter, von Friedrich von Heyden. . — 258
Der Schuß vom Balkon, von Theodor Hell. — 318

Gedichte.

Vier Lieder, von C. Malßburg. . — 346
Die Schwestern, von Friedrich Kind. — 351

An Penelope, bei Uebersendung einiger Reisebistichen, v. D. K. Baldamus. . Seite 354
Reisebistichen, von Demselben. . — 355
Lob des Weines, von Wilh. Blumenhagen. . . . . — 366
Hymenäen, von Th. Hell. . . . — 368
Polterabends-Scenen, von Agnes Franz. — 370
Warum ich ein Junggeselle bin, von Castelli. — 374
Die Jungfrau, von J. Gabriel Seidl. — 376
Klara, von Theodor Hell. . . — 378
Königsschein, von Helmina von Chezy. — 380
Das Nirchen, von Derselben. . . — 382

Gallerie
aus
Schiller's Gedichten.

III.

Der Taucher.
Ritter Toggenburg.
Die Erwartung.
Der Kaufmann.
Die Schlacht.

In 6 Darstellungen nach Ramberg.

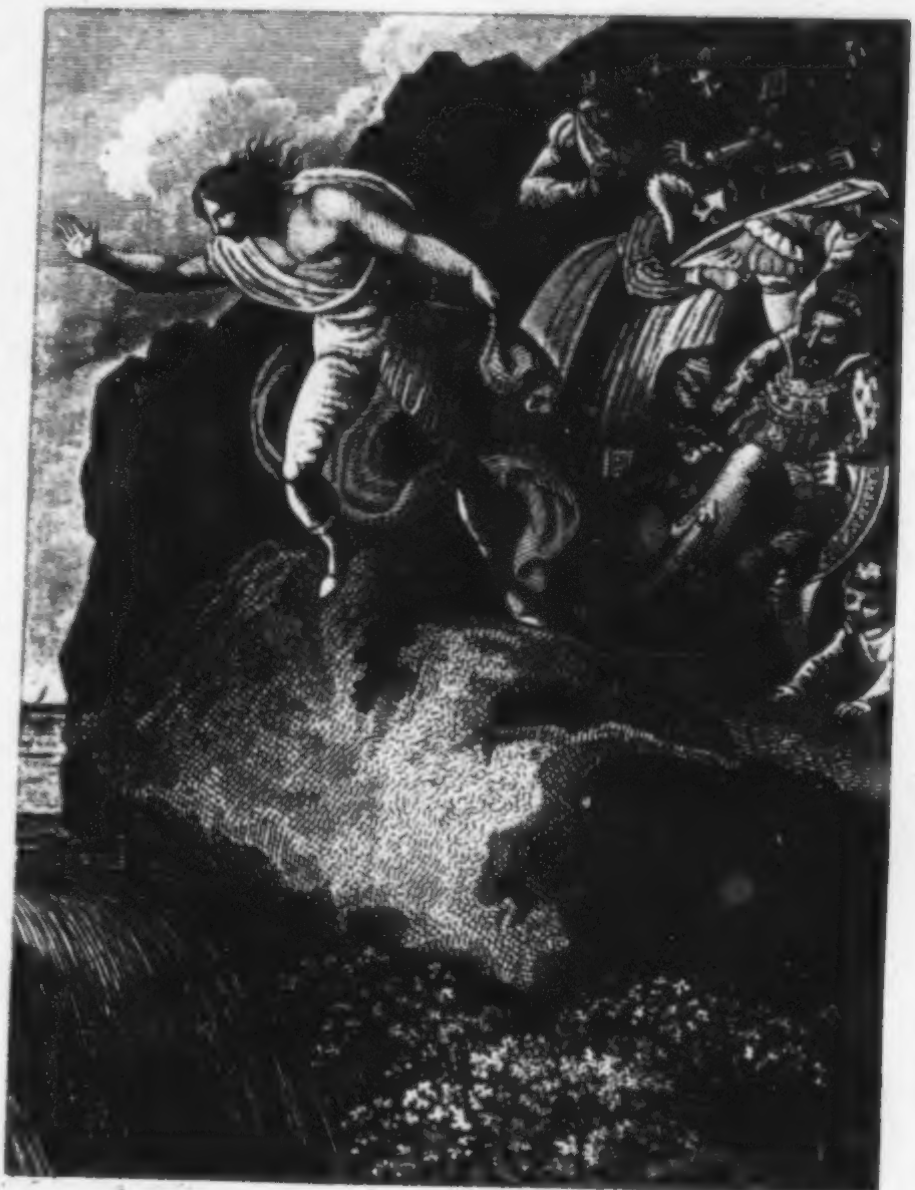

Schillers Taucher 1.

Der Taucher.

1.

— — — — — — — — —

Doch endlich, da legt ſich die wilde Gewalt,
Und ſchwarz aus dem weißen Schaum
Klafft hinunter ein gähnender Spalt,
Grundlos, als ging's in den Höllenraum;
Und reißend ſieht man die brandenden Wogen
Hinab in den ſtrudelnden Trichter gezogen.

Jetzt ſchnell, eh' die Brandung wiederkehrt,
Der Jüngling ſich Gott befiehlt,
Und — ein Schrei des Entſetzens wird rings gehört,
Und ſchon hat ihn der Wirbel hinweggeſpült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt ſich der Rachen; er zeigt ſich nimmer.

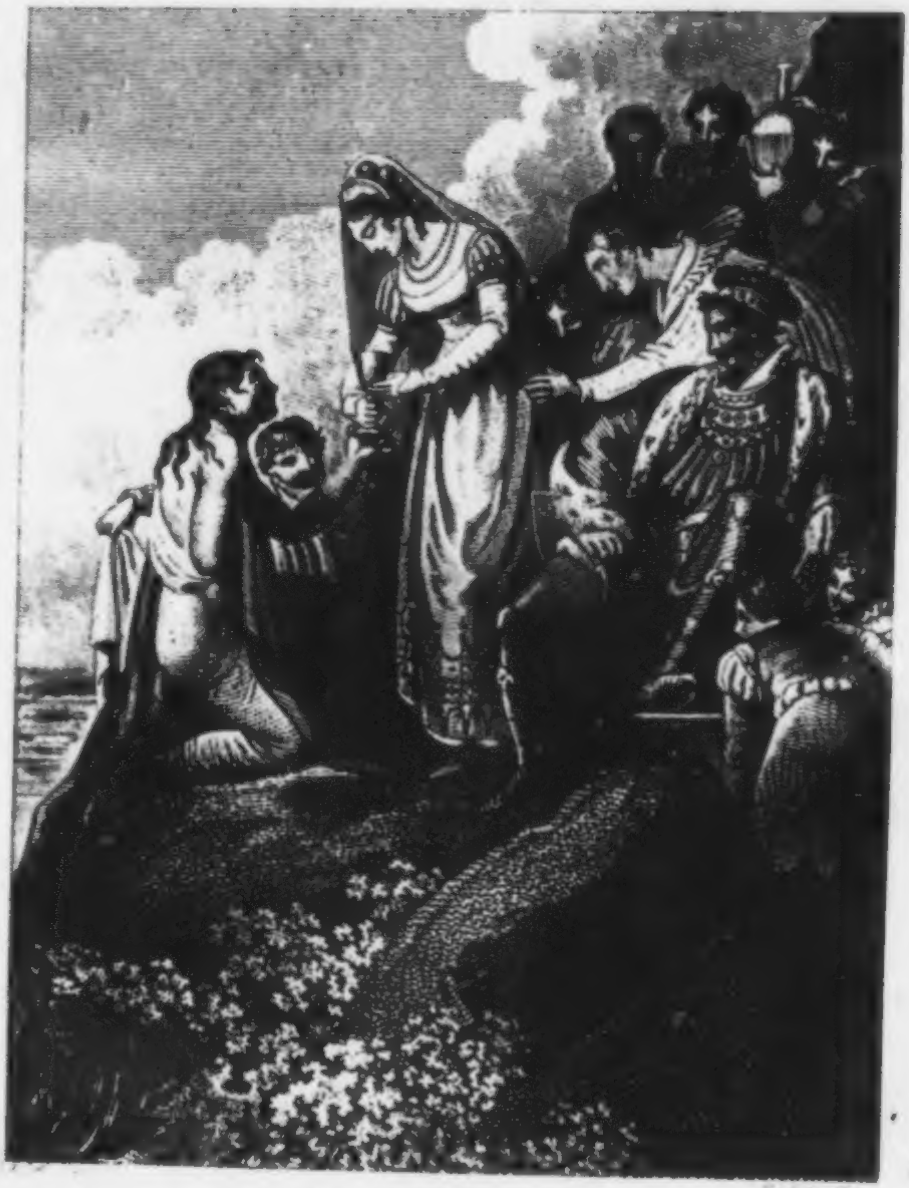

Schillers Taucher 2.

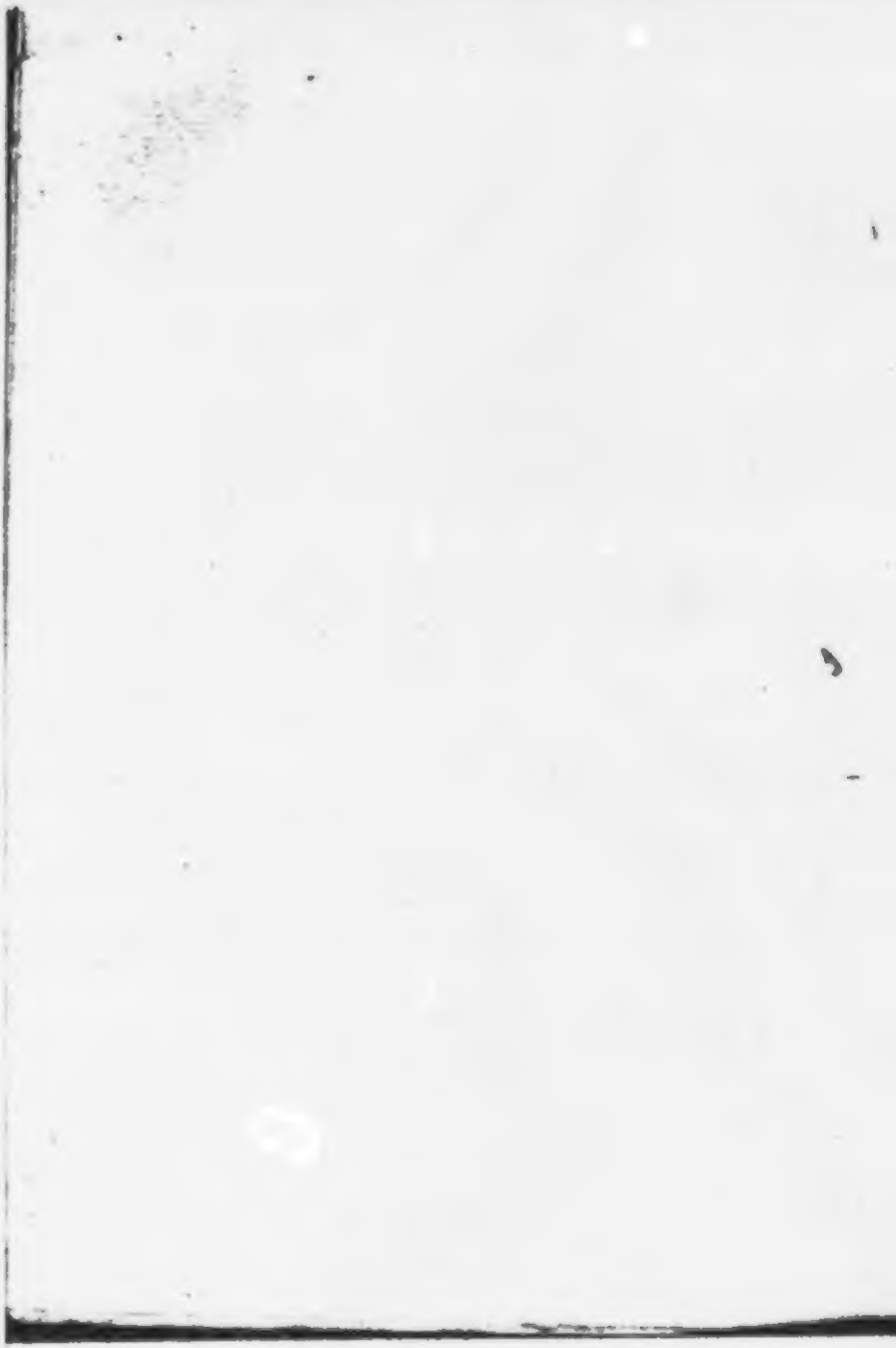

2.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar;
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm kniend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt;
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen!

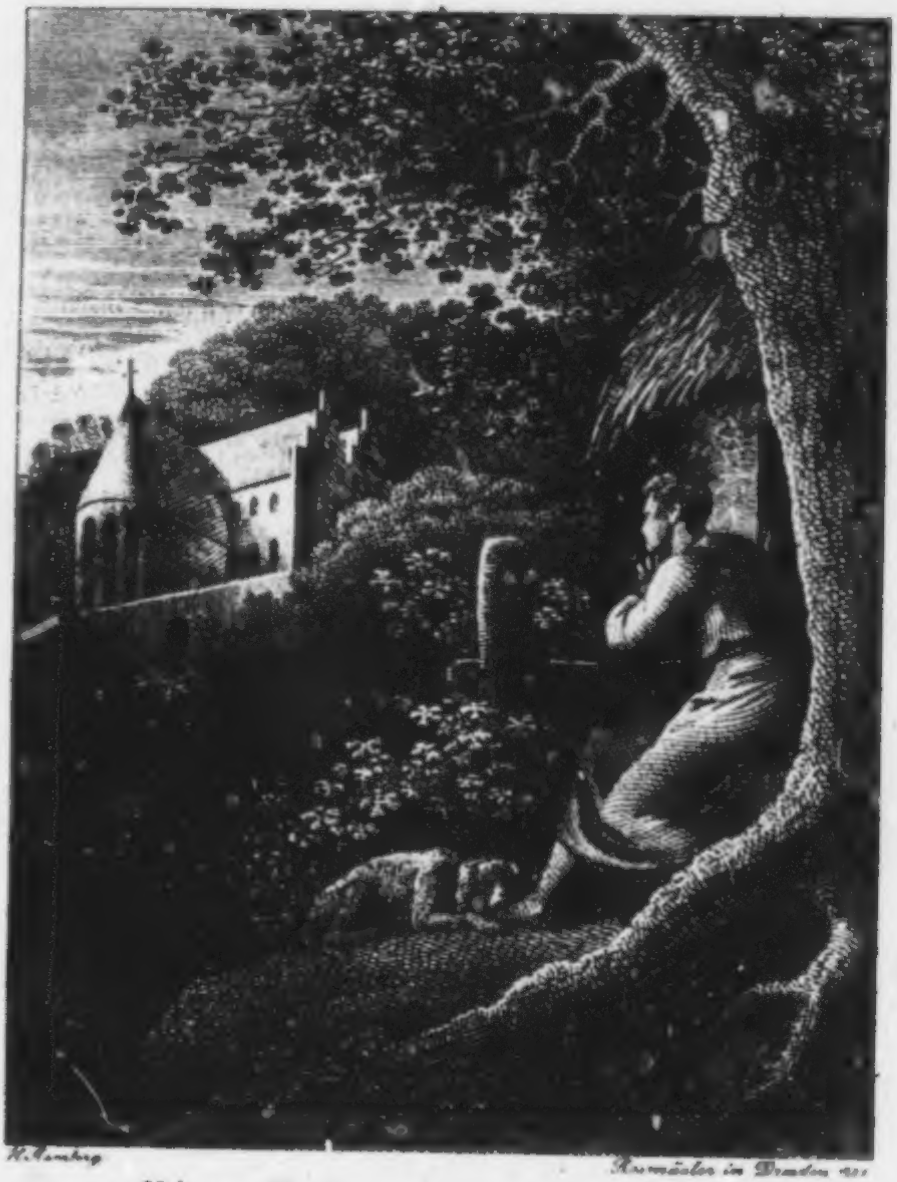

Ritter Toggenburg von Schiller.

Ritter Toggenburg.

— — — — — —

Und er baut ſich eine Hütte
Jener Gegend nah,
Wo das Kloſter aus der Mitte
Düſtrer Linden ſah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hoffnung im Geſichte,
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloſter drüben,
Blickte Stundenlang
Nach dem Fenſter ſeiner Lieben,
Bis das Fenſter klang,
Bis die Liebliche ſich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.

Schillers Erwartung

Der Kaufmann von Schiller.

Der Kaufmann.

— — — — — — — — — —

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen
Geht er; doch an sein Schiff knüpfet das Glück sich an

Die Schlacht.

Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne ſchwankt der Marſch.
Zum wilden eiſernen Würfelſpiel
Streckt ſich unabſehlich das Gefilde,
Blicke kriechen niederwärts,
An die Rippen rocht das Männerherz,
Vorüber an hohlen Todtengeſichtern
Niederjagt die Front der Major:
Halt!
Und Regimenter feſſelt das ſtarre Kommando.

Lautlos ſteht die Front.
Prächtig im glühenden Morgenroth
Was blitzt dorther vom Gebirge?
Seht ihr des Feindes Fahnen wehn?
Wir ſehn des Feindes Fahnen wehn,
Gott mit euch, Weib und Kinder.
Luſtig! hört ihr den Geſang?
Trommelwirbel, Pfeifenklang
Schmettert durch die Glieder.
Wie brauſt es fort im ſchönen wilden Takt!
Und brauſt durch Mark und Bein.

Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder.

Schon fleugt es fort wie Wetterleucht',
Dumpf brüllt der Donner ſchon dort,
Die Wimper zuckt, hier kracht' es laut,
Die Loſung brauſt von Heer zu Heer.
Laß brauſen in Gottes Namen fort,
Freier ſchon athmet die Bruſt!

Die Schlacht von Schiller.

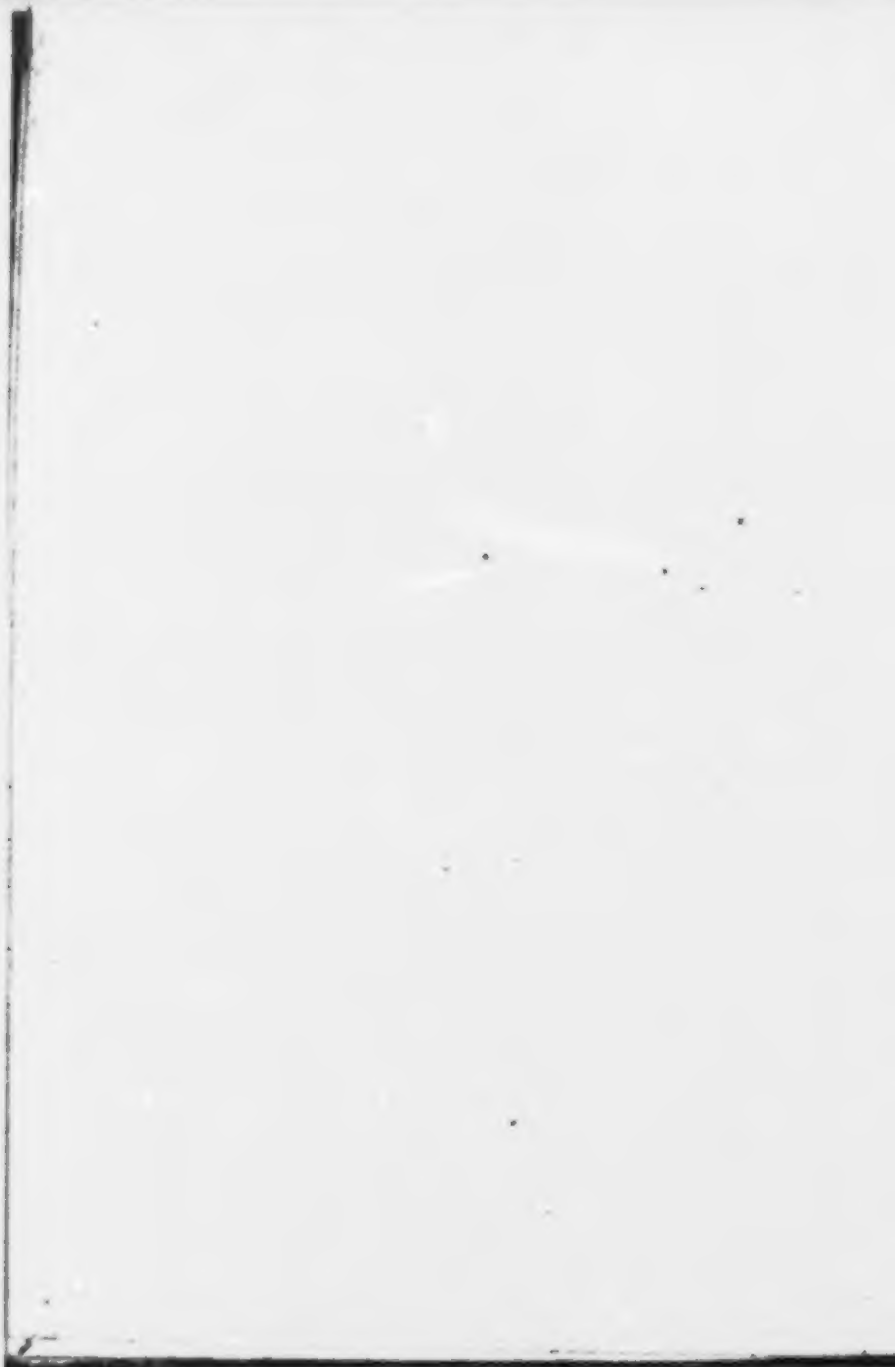

Der Tod ist los — schon wogt sich der Kampf,
Eisern im wolkigten Pulverdampf
Eisern fallen die Würfel.

Naß umarmen die Heere sich,
Fertig, heult's von P'loton zu P'loton,
Auf die Kniee geworfen
Feur'n die Vordern, viele stehen nicht mehr auf,
Lücken reißt die streifende Kartätsche,
Auf Vormanns Rumpfe springt der Hintermann,
Verwüstung rechts und links und um und um:
Bataillone niederwälzt der Tod.

Die Sonne löscht aus — heiß brennt die Schlacht —
Schwarz brütet auf dem Heer die Nacht —
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder.

Hoch spritzt an den Nacken das Blut,
Lebende wechseln mit Todten, der Fuß
Strauchelt über den Leichnamen —
„Und auch du, Franz?" — „„grüße mein Lottchen,
Freund;""
Wilder wüthet der Streit,
„Grüßen will ich" — Gott! Kameraden! seht,
Hinter uns die Kartätsche springt!
„Grüßen will ich dein Lottchen, Freund!
„Schlumm're sanft! wo die Kugelsaat
„Regnet, stürz ich Verlassner hinein."

Hierher, dorthin schwankt die Schlacht,
Finstrer brütet auf dem Heer die Nacht,
Gott befohlen, Brüder!
In einer andern Welt wieder.

Horch, was ſtrampft im Galopp vorbei?
Die Adjutanten fliegen,
Dragoner raſſeln in den Feind,
Und ſeine Donner ruhen.
Viktoria, Brüder!
Schrecken reißt die feigen Glieder,
Und ſeine Fahne ſinkt —

Entſchieden iſt die ſcharfe Schlacht,
Der Tag blickt ſiegend durch die Nacht!
Horch! Trommelwirbel, Pfeifenklang
Stimmen ſchon Triumphgeſang!
Lebt wohl, ihr gebliebenen Brüder!
In einer andern Welt wieder!

Laura.

Andächtig hingeneigt am Hochaltare,
Das Aug' gesenkt in brünstigem Gebet,
Daß sie der Stunde ernstes Heil bewahre,
Kniet Laura in demüth'ger Majestät. —
Nicht irdisch Glück — das Ew'ge, Unsichtbare
Ist's, was an ihrem Blick vorübergeht.
Mit Engeln scheint der holde Mund zu kosen,
Frisch aufgeblüht gleich jungen Maien-Rosen.

Ein grün Gewand, mit Veilchen dicht durchwebet,
Umwallt der Glieder göttergleichen Bau,
Und auf den reichen blonden Flechten schwebet
Ein Kranz gleich Sonnengold und Perlenthau.
So gleicht sie, wie sie nun den Blick erhebet,
Dem Frühlings-Engel, der die stumme Au'
Erwecken soll zu wunderbarem Leben,
Um Blüten, Glanz und Stimme ihm zu geben.

Nicht ahnet sie in ihrer frommen Feier,
Daß sie, in anspruchloser Lieblichkeit,
Den ewgen Lorbeer auf Petrarka's Leier
In dieser großen, ernsten Stunde streut.
Schon flammt die Gluth, die heller sich und freier
Entfalten soll, in Sanges-Ewigkeit. —
Schon schmücket sich der reichste aller Lenze,
Daß Laura's Bild unsterblich er umkränze.

Petrarka lauscht mit wonnigem Entzücken,
Den Gott vergessend ob der Veterin,
Und saugt ihr Bild mit stummen Feuerblicken
Für eine Ewigkeit in Herz und Sinn.

Er fühlt's, nun wird des Liedes Preis ihm glücken,
Seit er geschaut der Anmuth Königin,
Der Unschuld fromme kindliche Ergebung,
Des reinsten Blickes strahlende Erhebung.

Und immer tiefer prägt in sein Gemüthe
Der Frömmigkeit und Schönheit Zauber sich,
Er sieht des Engels Glanz, des Engels Güte
Zu einem Bild vereint, dem keines glich,
Und schwört zu feiern diese Himmelsblüte
In Sluthgesängen hoch und wonniglich.
Der Liebe Pfeil — er stürzt den Damm danieder,
Der noch gehemmt das stolze Meer der Lieder.

Die Stunde flieht, die frommen Beter wallen
Mit leisem Tritt von Betstuhl und Altar;
Auch Sie entweicht, — doch ihre Blicke fallen
Auf Ihn, den Schönsten in der Männer Schaar.
Und beide tragen aus des Tempels Hallen
Der Liebe Flammen heim, für immerdar.
Sie, still sie bergend in dem keuschen Busen,
Er sie aussprechend, gleich entzückten Musen.

Und Laura heißt nun seines Lebens Quelle,
Die immer stolzer ihre Wogen regt,
Laura das Bild, das seines Liedes Welle
Vergötternd auf zur Sternenhöhe trägt.
Und wo sie weilt, — da wandelt jede Stelle
Zum Tempel sich, der eine Gottheit hegt,
Da sproßt der Lorbeer, steigt in vollem Strome
Gesanges-Gluth empor zum Himmels-Dome.

Sie horcht dem Lied, erst jungfräulich befangen,
Demüthig bald, bald stiller Freude voll;
In edlem Stolz erglühen ihre Wangen,
Denkt sie, daß ihr Petrarka's Leier scholl,

Daß sie vor allen Erdenfrauen prangen
Durch des gefei'rten Sängers Liebe soll. —
Drückt sie des Ruhmes Schimmer gleich danieder,
Erhebt sie selig seine Liebe wieder.

Und heimlich zündet sie in ihrem Herzen
Das Opfer ihm, — das, wie der Vesta Gluth,
Verschwiegen brennt — genährt von stillen Schmerzen
In treuer, hoffnungsloser Liebe Hut.
Das wirft den Strahl, gleich ewgen Himmelskerzen
In banger Tage nächtlich düstre Fluth,
Und lehret sie, bei schmerzlichem Entsagen
Hin übers Grab die stille Hoffnung tragen.

Und — wie die Palme erst vom Druck gehoben
In königlicher Schöne sich erhebt, —
Wie Blütenpracht entwickelt Sturmes-Toben,
Des Springquells Fluth gehemmt zur Höhe strebt:
So hob sich frei, — der reine Strahl von Oben,
Petrarka's Liebe, — stolz und sangbelebt,
Kein Schmerz zerstörte seiner Hoffnung Leben,
Fest stand's, zum schönsten Ziel emporzustreben.

Kühn wie der Aar und zart wie Lenzes-Rosen,
Scholl siegend sein Gesang von Land zu Land.
Da war kein Herz, das mit der hoffnungslosen
Allmächt'gen Liebe des Petrarks bekannt,
Ihm nicht verschwiegner zarter Neigung Rosen
In seines Lorbeers stolze Krone wand.
Vereinigt stets kam ihm in vollem Segen
Der reichste Ruhm, die reichste Huld entgegen.

Schon hatte Rom den Sänger ohne Gleichen
Mit allen Kränzen feierlich geschmückt,
Schon sah er sich, durch seltnen Beifalls Zeichen
Mit Ehr und Glanz vor Tausenden beglückt:

Da drängt' es ihn, den Kranz ihr darzureichen,
Ihr, die zuerst begeisternd ihn entzückt;
Und heimwärts eilt er, um zu Laura's Füßen
Den schönsten Lohn des Sängers zu genießen.

Doch heimgekehrt schon war der reine Funken
Der Liebe, die hier keine Heimath fand,
Die zarte Hülle schon in Staub gesunken,
Die einst so wunderholden Strahl versandt; —
Gleich Blumen, die zu heiße Gluth getrunken,
Sank sie dahin, entrückt dem Mutterland,
Damit des Sängers Sehnsucht von der Erde
Zu dem Unendlichen gezogen werde.

Voll tiefen Schmerzes sank an Lauras Grabe,
Das all sein Hoffen, all sein Glück umschloß —
Petrarka hin, und band vom Wanderstabe
Die letzten Zeugen seines Ruhmes los,
Stumm legte er des Glückes eitle Gabe
Auf der verwaisten Erde kalten Schoos,
Dann floh er traurend zu Vaucluses Stille,
Sich bergend in des tiefsten Haines Hülle.

Hier war's, wo ihm die Schmerzen zu vergüten
Laura's verklärte Huldgestalt erschien,
Ihm reichend ewig junge Sangesblüten,
Wie keinem Sterblichen sie noch verliehn,
Wo Himmelsträume selig ihn durchglühten
Ihm nieberrauschten Engelsmelodien,
Und aller Musen Gunst ihm hold gewährte
Zu träumen, — was auf Erden er entbehrte.

So zog Petrark an treuer Liebe Bande
Herab zu sich die stille Geisterwelt,
So sang er Sie, wie sie im Lichtgewande,
Von ewger Jugend Morgenroth erhellt,

Ihm aufwärts winkte zu dem Palmenlande,
Wo jeder Schleier banger Trennung fällt;
Bis spät der Tod mit sanftem Friedensgruße
Ihm winkte zu der Liebe Vollgenüße.

Weitstrahlend, wie ein Bild der Sternenhöhen,
Prangt Laura's Bild am Ruhmes-Firmament,
Und nimmer wird ihr Name untergehen,
So lange man Petrarka's Namen nennt.
Zwei Flammen, die entzückt zusammenwehen,
Ob sie am Boden scheinbar gleich getrennt —
So leuchten sie, vereint durch ewge Bande,
Durch alle Zeiten und durch alle Lande.

O schönes Loos, — gepflegt von Charitinnen
In frommer, anspruchloser Lieblichkeit,
Den schönsten aller Kränze zu gewinnen,
Den Kranz der Liebe und Unsterblichkeit!
Wer könnte wohl noch höhern Schmuck ersinnen
Als Den, den Laura'n einst Petrark geweiht.
Durch treue Lieb' im Tode fortzuleben,
Nicht schönern Kranz kann ja das Glück uns geben!

Agnes Franz.

Erklärung der landschaftlichen Kupfer.

1.

Säulengang im sogenannten Soldatenquartier zu Pompeji.

Im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs gaben wir die innere Ansicht des in Pompeji ausgegrabenen Theaters, und bezeichneten in der Beschreibung derselben auch die Stelle, wo sich, an das Theater gränzend, das so-

genannte Soldatenquartier, oder vielmehr der größe Säulengang befindet, welcher eine der ersten Entdeckungen war, die man dort machte, und in den der von der Landstraße zu dieser Stadt kommende Wandrer gleich zuerst tritt. Man nannte diesen Theil der Stadt zur Ungebühr das Soldatenquartier, weil man in einer der Zellen, welche auf den Säulengang stoßen, Waffen gefunden hatte *).

An jedem Theater der Alten befand sich nämlich ein viereckter Platz mit Säulengängen umgeben, in welche sich die Zuschauer zurückzogen, wenn schlechtes Wetter sie von ihren offnen Sitzen vertrieb. Auch in Pompeji war ein solcher. Vier und siebzig Säulen dorischer Ordnung zogen sich um einen offnen Platz, und bildeten so einen geräumigen Portikus. Darunter waren die Gemächer, Kammern und Zellen angebracht, in welchen sich Verschiedenes befand, z. B. eine Seifenmanufaktur, eine Oelmühle, eine Kornmühle, ein Gefängniß u. s. w. Die Säulen sind von grobem Stein gehauen, oben canellirt mit Stucco bekleidet und gemalt. Zwei in der Mitte sind stets blau, die andern abwechselnd roth und gelb. Unten sind die Säulen alle dunkelroth angestrichen, und zwischen denselben scheinen Piedestals gestanden zu haben. An einer Säule findet man die Gestalt eines Soldaten oder Fechters mit einem Nagel eingegraben, und dabei schlecht geschriebne und unleserliche lateinische und griechische Namen.

In den Gemächern umher fand man Skeletts, deren Arme und Beine noch mit Eisen an die Wand gefesselt waren. In einem andern fand man Waffenstücke für Schenkel, Arme und Rücken, so wie Helme mit Del-

*) Doch wurden auch manchmal aus Mangel an andern Räumen Soldaten auf solchen Plätzen einquartirt, und auch daher könnte der Name gekommen seyn.

Säulengang im sogenannten Soldatenquartier

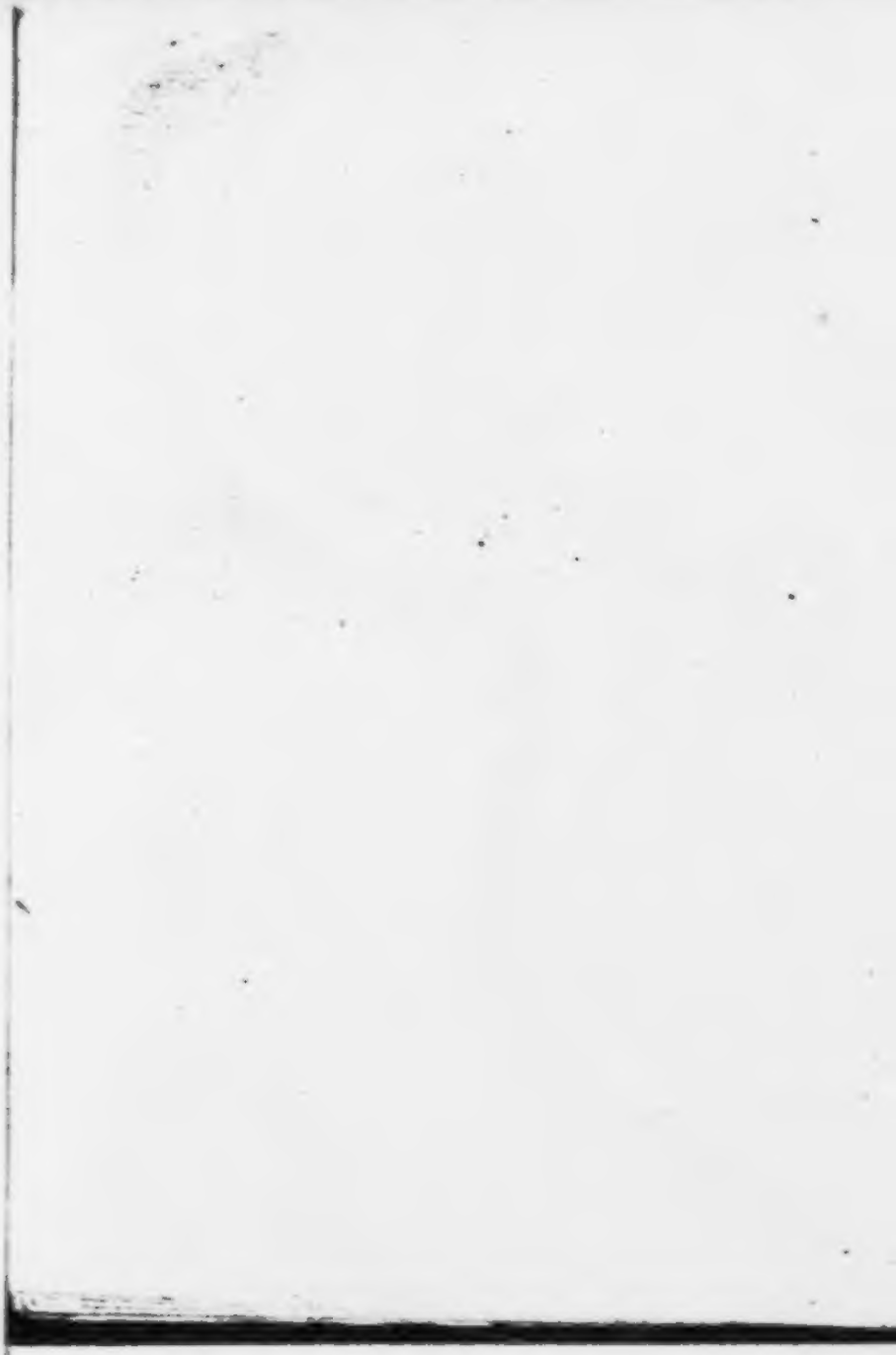

phinen und Tritonen in Relief, einige sogar mit Silber ausgelegt. Ohnstreitig zur Theatergarderobe gehörig. Auf einem waren die Hauptbegebenheiten der Eroberung Troja's dargestellt, andere hatten Visire mit großen Augenhöhlen, um durchzusehen. Eben so fand man dort eine sonderbare messingene Trompete mit Elfenbein-Flöten, die alle durch Ein Mundstück geblasen wurden. Die Flöten waren ohne Windlöcher. Eine eherne Kette hing daran, mit welcher der Trompeter sie ohnstreitig über der Schulter trug.

Jetzt haben Landleute der Gegend in einigen dieser Zellen sich heimisch niedergelassen, und darüber hölzerne Gänge gebaut, auch den Portikus mit einem gleichen Obdache an einigen Stellen versehen, so daß — wie unser Kupferstich zeigt — auf eine höchst pitoreske Art sich hier der alte, der Zeit trotzende Bau mit der neuen ländlich rohen und vergänglichen Bauart verbindet. Die beiden Bewohner dieser Zelle sitzen im ächten dolce far niente vor derselben und ein Säulenfuß dient zum Tische an der Pforte.

2.

Ansicht von Sellendorf, bei Golsen in der Niederlausitz.

Hier lebte und dichtete *) der allen Freunden des Schönen und Guten theure und liebe Ernst von Houwald. Und wenn die Stelle, wo ein edler Mensch

*) Seit einigen Wochen ist der Sänger, welchen das Vierland mit dem Ehrenamte eines Landsyndikus der Niederlausitz neuerdings betraut hat, um eben dieses Geschäfts willen in die ohnweit davon gelegene Stadt Lübben gezogen.

weilt, jedem Gleichgesinnten werth und merkwürdig i
so muß es auch das kleine Dörfchen seyn, aus dessen st
lem Schooße das Bild, die Heimkehr, die Freistatt, d
Leuchtthurm, Fluch und Segen, die alten Spielkamerade
so manche treffliche Erzählung und so manches e
hebende Gedicht hervorging. Und diese Stelle ist es auc
von welcher der Dichter selbst, in dem herrlichen G
dichte, der Friedrichsberg bei Sellendorf *), singt:

Nah' an dem lieben, trauten Orte,
Ihm, meine Heimath, meine Welt,
Hat, wie der Wächter an der Pforte,
Ein alter Berg sich hingestellt.
Den Lenz, mit seinem Blumenkleide,
Er weißt ihn ab, hat mehr zu thun,
Und sorgt, daß er die Wetter scheide,
Damit das Thal mag sicher ruhn.

Dort in dem Schatten ernster Föhren,
Die er als Helmschmuck sich erwählt,
Weil' ich gar oft, um zuzuhören,
Was mir die Phantasie erzählt.
Wie bald ihr Wort voll ernster Mahnung,
Dem Sturme gleich, vorüberzieht,
Bald sie mir flüstert süße Ahnung,
Als wär's der Aeolsharfe Lied.

Dieses kleine Blatt erhält auch noch dadurch ein be
sonderes Interesse, daß der geistvolle Humorist C. W.
Contessa, welcher mit Houwald in diesem Asyle, ein
Dichtgenosse, lebte, die Zeichnung dazu entworfen hat.

Th. Hell.

*) s. Aglaja. 1822. S. 129.

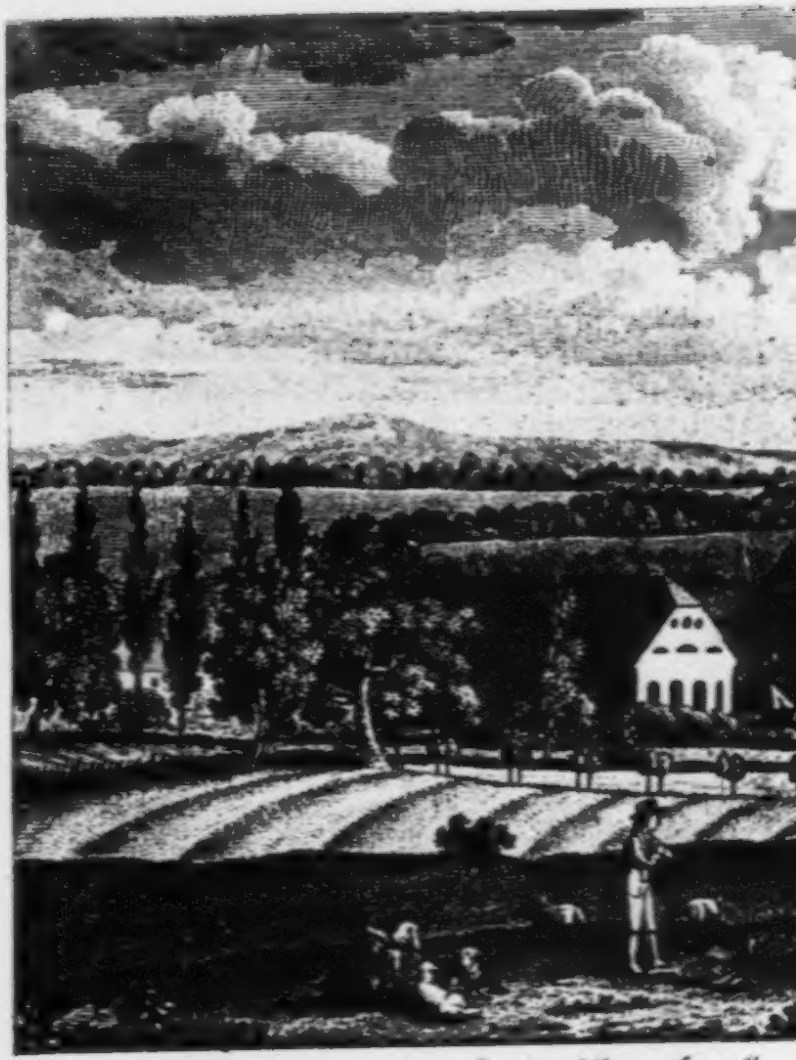

Landsitz des Freiher

...ler. Vänersborg.
...rn Forsell vom Romeriket

Haugwitz und Contarini.

Erzählung von Helmina von Chezy.

(Aus historischen Quellen entnommen.)

Es war bei Wintersanbeginn 1675, als der tapfere Obristlieutenant von Haugwitz mit siebenhundert Schlesiern in die Citadelle zu Dachstein in Elsaß einrückte, die durch den Anmarsch der Franzosen bedroht war.

In einem Sumpf und von schlammichten Graben umzogen, tief, öde und dumpf lag die Citadelle von Dachstein. — Haugwitz war es unheimlich zu Muth, da er hier einzog, doch bald erheiterte ihn der fröhliche Willkommen, womit der lebensfrohe Contarini, so wie die übrigen Offiziers, Frescobaldi, Clary und Rothkirch dem neuen Commandanten entgegeneilten.

„Lustig, mein schlesischer Held,“ rief ihm der schöne Contarini entgegen, „die trüben Sümpfe hier sollen die Gruft der Feinde unsers Herrn und Kaisers werden! Laßt sie nur anrücken, die lusti-

gen Franzosen! wir schicken dem stolzen Ludwig höchstens ein Paar der Behendesten heim, ihm die Vernichtung der Uebrigen kund zu thun!"

„Camerad," fiel Haugwitz ein, „ich meine, blinde Zuversicht ist der schlechteste Bundesgenosse; und der gefährlichste unsrer Feinde ist der, deß wir nicht achten! Die Franzosen sind ein leichtes, aber beherztes Volk, der Augenblick ist ihr Gott, und was kann der Soldat Ersprießlicheres wählen?"

Contarini mochte die Wahrheit von des Commandanten Bemerkung einleuchten, er sagte ablenkend: „Herr Bruder, die Franzosen sind noch weit; treffen sie ein, und sind sie brav, desto besser, so ist größere Ehre dabei sie zu schlagen; jetzt aber wollen wir an etwas Lustiges denken! Unsre Freunde alle gehen diesen Abend nach Straßburg an des Herzogs von Lothringen Hof, wie wär's, wenn Ihr dabei wärt, Commandant?"

„Ich will heut noch die Vestungswerke in Augenschein nehmen," sagte Haugwitz, ernst und mit einer nur übel verhaltenen mißbilligenden Miene, und setzte hinzu: „Mir scheint das Vergnügen nicht die Kost, sondern die Würze des Lebens, die mit Sinn und Maaß angebracht seyn muß. Gleichwohl will ich mein Amt nicht damit anfangen, ungefällig zu seyn; der Commandant vergönnt seinen jungen Freunden den Ausflug nach Strasburg, und wünscht ihnen Glück und schöne Tänzerinnen!"

Somit neigte sich Haugwitz gegen die Offiziers

und zog sich schnell in das ihm angewiesene Zimmer zurück.

„Ein Stock!“ rief der feurige Rothkirch ihm nach, „ein Bär aus deutschen Höhlen,“ rief Frescobaldi; doch Contarini fiel ein: „Nein! er ist ein Ehrenmann — er läßt mich heut Agnes sehn!“ Die Uebrigen lachten. Sie eilten nun Alle, sich zum Fest zu schmücken, zumal die italienischen Offiziers, und obwohl glühend von Haß und Vertilgungswuth gegen Frankreichs Heer, treten sie, duftend von Pariser Essenzen und prangend mit niedlichen Tändeleien aus den Magazinen der Hauptstadt Frankreichs, in den hellerleuchteten Saal, wo der Herzog von Lothringen ein Fest gab.

Agnes, die glänzendste und anmuthigste der Hoffräuleins der Herzogin war französischer Abkunft, aus altem, edelm, doch durch Armuth und Mißgeschicke gebeugtem Geschlecht. Strahlend in eben entknospter Jugendschöne, schien sie kaum der Erde zu gehören, da ihr Geist, ihre Anmuth, ihre bezaubernden Talente sich in ihr zu einem Ganzen vereinten, desgleichen jene Zeit nicht aufzuweisen hatte. Reich geschmückt mit den Geschenken der Herzogin, die ihr mütterlich vor Allen hold war, überstrahlte sie alle Damen des Festes, und nichts war der Anmuth vergleichbar, die sie bei den zierlichen Tänzen entfaltete. Doch schien sie nicht zu wissen, wie herrlich und schön sie sey, und ihre anspruchlose Bescheidenheit war der entzückendste ihrer Reize.

Wer den hohen, schlanken, feurigen Contarini neben Agnes in den Reihen hinschweben sah, der hielt Beyde für einander geschaffen. Auch war er

als ein verwegener und heldenkräftiger Ritter bekannt, und die Schönen blickten ihn günstig an, denn Tapferkeit ist der Schmuck des Mannes.

Agnes auch schien Graf Contarini allen andern, die sich um ihre Huld bewarben, vorzuziehn. Contarini mußte sich für geliebt halten, sein ganzes Wesen athmete selige Trunkenheit der befriedigten Liebe. Strenge Ehrfurcht gegen die Dame seiner Gedanken gebot ihm seine Ritterlichkeit; je mehr er sich für begünstigt hielt, je zarter und ernster benahm er sich gegen Agnes. Reine Frauen haben Sinn für ein solches Bezeigen; noch liebte Agnes den Grafen nicht, allein sie war ihm geneigt, und sie ließ es ihm merken.

Contarini fand Agnes an diesem Abend trübe gestimmt, er wagte mit schüchterner Theilnahme sie zu fragen, warum? „Meine Landsleute nahen sich Deutschlands Grenzen," sprach Agnes, „sie werden das schöne Land mit Mord und Verheerung überziehn, sie werden untergehn oder siegen; mein Herz wird leiden, was auch geschehe, denn Deutschland ist meine zweite Heimath geworden, und mein Herz kann von Frankreich nicht lassen. Wie sollt' ich Deutschland nicht lieben? Ich habe hier Freistatt, Ruhe, Glück und Hoffnung gefunden, doch im tiefsten Innern wünsche ich, daß meine Landsleute siegen. Oft höre ich preisend von den Frauen dieses Landes rühmen: sie haben ein deutsches Herz — wie nun, wenn ich für das höchste Lob, das einer edlen Französin zu Theil werden kann, den Ausspruch halten müßte: Sie hat ein französisches Herz?" — „Wohl," entgegnete

Contarini, „aber dieser Krieg ist ungerecht begonnen von Frankreichs Seite.“ — „Mag es doch seyn!“ unterbrach lebhaft Agnes, „sind doch die Franzosen außer Schuld! Sollen sie bluten, untergehn, weil ihr König sie in einer ungerechten Fehde aussendet? O, nein! Möge ihr Heldenmuth, ihre Ausdauer, ihr Sieg die Flecken des Unternehmens austilgen, denn zuletzt hat doch der das Recht, wer das Glück hat!“

Hoch glühte Agnes bei diesen Worten. „Seltenes Mädchen,“ rief Contarini. „Doch, Ihr selbst scheint mir heut' nicht froh,“ fiel Agnes ein. „Ich bin seltsam verstimmt,“ sagte der Jüngling, „weil unser neuer Commandant mit seiner ernsten Feierlichkeit heut' wie ein Gespenst in meine freudige Erwartung hineingeblickt hat. So glücklich, wie wir, konnt' er heut seyn, und er hat es ausgeschlagen! Indem wir dem Lebensbecher den süßesten Tropfen Lust aus allen Hefen des Kriegslebens abgewinnen, und hier vergessen, was uns quält, windet er sich mit Fackeln durch die Schluchten unsrer sumpfigten Dachsgrube, und macht Berechnungen und Anschläge, die alle so gut wie nichts sind, denn alles Grübeln in menschlichen Angelegenheiten ist vergebene Mühe, jedes Ereigniß, das da kommen soll, tritt in überraschender Gestaltung in unsre Nähe, wie wir es uns nicht gedacht, und der Augenblick ist die beste Eingebung.“

„Das ist ja recht französisch, Graf!“ lächelte Agnes. Sie bot ihm nun anmuthvoll die Hand, und schwebte mit ihm durch die glänzenden Reihen. Contarini blieb ernst und bewegt, denn tief hatten

ihre Aeußerungen ihn ergriffen, doch fühlte er sich glücklich, da er in ihrer Nähe war.

Die Nacht verging wie ein Traum, der nächste Sonntag war zu einem neuen Ball angesetzt. Agnes mußte bey der Abendtafel der Herzogin von dem neuen Commandanten von Dachstein gesagt haben, denn sie rief beim Abschied Contarini zu: „Ihr Herrn, kommt Sonntag wieder, und bringt Haugwitz unsern Gruß und Einladung zum Tanze! Wir lieben die Schlesier, sie sind fest und treu, ernst und sittig, hochherzig wie die Felsen ihres Bodens, und kräftig wie ihre Quellen! Und wie sollte ein Haugwitz seinen Landsleuten nicht an Trefflichkeit gleichen?“

Wörtlich verhieß Contarini den ehrenvollen Gruß auszurichten, er schied, trunken von Hoffnungen, die Agnes Blick in ihm entzündet. Die lustberauschten Jünglinge ritten so scharf zu, daß sie die beschneiten Thürme der Citadelle noch in rosigem Morgenschimmer sahen, als sie eintrafen; sie eilten sogleich zu ihrem Commandanten.

Ernst und trübe kam Haugwitz der fröhlichen Schaar entgegen. „Eine schwere Aufgabe“ rief er ihnen zu, „dies Nest zu vertheidigen! Von allen Seiten ist es zugänglich; der Entschlossenheit und Uebermacht kann hier alles gelingen! Weh' jedem festen Platz, der in einer Ebene liegt, und nicht von einer Seite wenigstens durch seine nächsten Umgebungen eine mächtige Schutzwehr erhält!“

„Laßt doch, Commandant,“ jubelte Contarini, „unsre Herzen sollen die Höhe seyn, auf deren unübersteiglichen Wällen die Veste throne! Ihr müßt

das Alles nicht so hoch anschlagen! Der Feind hat Arbeit, bis er in unsere Nachbarschaft kommt; ist er da, dann wollen wir ihn — unsrerseits — zu schaffen machen! Sonntag ist wieder ein Götterfest in Straßburg, Haugwitz, und Ihr seyd geladen! Ich kann Euch unmöglich all' die schönen Sachen berichten, welche mir die Herzogin an Euch aufgetragen, denn ich werde eifersüchtig; was hilft's auch? Ihr kommt nun einmal nicht!" „Ho, ho!" rief Haugwitz, „Ihr meint wohl, ein Mann, der Herz hat, habe kein Herz? Diese Woche muß hier die dringendste Arbeit gethan seyn, und dann erhol' ich mich einmal gern an schönen Blicken, denen ich Zeit meines Lebens nicht Feind gewesen!"

„Seyd Ihr nicht vermählt, Commandant?" — „Ich bin Wittwer, lieber Graf, und nie werd' ich meines Weibes vergessen; wenn ich aber ihr Abbild wo finde, so ein recht hohes und süßes Geschöpf voll Anmuth und Klarheit, voll Gluth und Schüchternheit, wie meine Agnes war, so —" „Agnes?" unterbrach Contarini hocherröthend. — „Kennt und liebt Ihr eine Agnes?" forschte Haugwitz. „Ja," rief der Graf, „ich kenne eine, sie ist die Blüthe von Lothringens Hofe, schlank und hoch wie die Lilie, und wie das Veilchen süß; ihre dunkeln Locken umweben, wie Zauberschlingen, in denen die Seele sich fängt, das blühendste Antlitz und den schlanken Hals; ihr Wuchs ist wonniglich und prachtvoll zugleich; ihr kleiner Fuß scheint nie die Erde zu berühren, ihre Hand ist ein Inbegriff von aller Lieblichkeit, doch wovon kann man noch sprechen, wenn man ihre Augen gesehen! Kann man sich schwarze Sonnen

denken? Nein! Aber diese Augen sind zweie!" — „Ihr werdet ja zum Dichter," lächelte Haugwitz; „doch das nimmt mich nicht Wunder, da Ihr liebt."

Die rege Geschäftigkeit ihres Commandanten befeuerte die jungen Offiziere so sehr, daß sie begannen über die Woche des nahenden Sonntags zu vergessen. Um so mehr erstaunten sie, da dieser Tag herbeikam, Haugwitz auf die Zurüstung zum Feste recht heiter und eifrig bedacht zu sehen. Aus dem Wust der Ravinen und dem Schlamm der Kasamatten ging der hohe Mann, leuchtend in Schönheit, wie ein Gott hervor. Seine Heldengestalt prangte in der höchsten Blüthe der Kraft, und mächtig gebietend und unwiderstehlich hinreißend strahlte des innern Geistes Feuer aus dem großen tiefblauen Augenpaar. So trat er, kriegerisch und würdevoll geschmückt, in des Schlosses hellerleuchteten Saal; bei seinem Anblick rauschte ein Flüstern durch die Schaar der Gäste, sie starrten regungslos auf ihn hin. Agnes hatte schon mehr als einmal nach der Thür hingeblickt, sie gestand es sich selbst nicht, daß sie Contarini erwarte, und fühlte sich, da sie den Commandanten statt seiner eintreten sah, wunderbar und mächtig überrascht. Die andern Offiziers, unter ihnen Graf Contarini, traten bald nach Haugwitz ein, und die Vergleichung war nicht schwer. Doch Agnes dachte nicht daran, Vergleichungen zu machen. Sie sah den rasch umherirrenden Blick des Fremdlings auf ihrer Huldgestalt verweilen, und sein funkelndes Auge schien zu sagen: hab' ich Dich nun gefunden? — Haugwitz nahte der Herzogin, er

bezeigte ihr dankbare Verehrung, und zarte Worte flossen, gefällig wie das Rieseln des Waldstroms, von dem ernsten Munde. Agnes stand, mit innerm Erbeben vor seinem Blick, an der Herzogin Seite. „Ihr seyd mir ein theurer Gast," sprach diese voll Anmuth, „und ich wünsche, daß es Euch wohl bei mir behage, so wohl, daß Ihr Euren Dachstein nicht mehr auf dem Herzen fühlt!" „Wie wäre das möglich, Euer Gnaden," entgegnete Haugwitz, „da Ruhm und Ehre, Leben und Lebensheil an dieser Stelle haften, da ich dort unvergängliche Kränze erringen, oder — zu Grunde gehen muß" — setzte er dumpf, mit innerm, unverkennbarem Schauder hinzu. „Welche Ahnung!" rief unwillkührlich die Herzogin, da sie plötzlich ihn erbleichen sah; zugleich auch wurde Agnes todtenblaß. — Haugwitz entging dieß nicht, und wie von einem Himmelsstrahl durchzuckt, rief er plötzlich: „Ja, edle Frau und Fürstin, Ihr habt Recht! Zur süßen Stunde soll man Alles vergessen, oder wünschen, es sey die letzte des Lebens, denn, was frommt's, daß man noch lebt, wenn schale hinterher kommen? Der Krieg ist das erste Hasardspiel, und noch kein Monarch hat es verboten!"

Und augenblicklich wandte sich Haugwitz zu Agnes, und bat sie um ihre Hand zum Tanze. Erröthend sagte sie zu. Nicht entgehn konnt' es ihr, daß ein freudigeres Gemurmel als je durch die Menge flog, da sie an des Herrlichen Seite die Reihen durchschwebte. Wunderlieblicher, entzückender leuchtete sie neben ihm hervor: so blüht die Rose an den Fels angeschmiegt! Wie hochschlank Agnes war, mußte sie noch hoch zu ihm hinaufschauen,

sein Strahlenauge ruhte mit unverkennbarer Innigkeit auf ihrer Huldgestalt. Er ließ sie für den Abend nicht mehr los, und, als ob eine höhere Kraft sie unwiderstehlich hinrisse, blieb sie ihm zugesellt. Sie fühlte ihr Herz an seinem Blick sich aufschließen wie die Knospe im Sonnenlicht, Schmerzen und Wonne, nie geahnt, durchzuckten sie stürmisch, das ganze Leben war ihr neu; sie kam sich vor, wie aus tiefem Schlaf erwacht in einer Wunderwelt, und wußte nicht, wohin mit dem Andrang von mächtigen Gefühlen in der jungen Brust. Contarini hielt sich verborgen; Agnes gedachte sein nicht mehr, als habe sie ihn nie gesehn.

Beim Scheiden nahm Haugwitz Agnesens Hand, hielt sie in den beiden seinigen, und sprach: „Euer Name, mein zartes Fräulein" — „Agnes," flüsterte sie, und sie sah ihn heftig erschrecken. „Agnes!" wiederholt' er, „der Name ist mir in die Seele geprägt. Leben, Liebe Tod, Schmerz und Wonne haben ihn mir mit Feuerzügen in mein Herz geschrieben; ich besaß ein liebes Weib, sie war Euch ganz ähnlich, sie hieß Agnes — auf Wiedersehn, schöne, edle Agnes! —" er drückte ihre Hand an die Lippen und verschwand; träumerisch blickte sie ihm nach.

Schweigend ritten die Krieger nach Dachstein zurück durch die Stern besäete Winternacht. Contarini suchte Haugwitz zu vermeiden, doch dieser lenkte zuletzt sein Roß zu ihm heron. „Kamerad," flüsterte er ihm zu, „ich habe Euch nicht mit der Schönen gesehen, die Ihr so feurig beschrieben." „Den Spott duld' ich nicht," rief Contarini, ganz em-

pört. „Versteht mich wohl," fiel Haugwitz begütigend ein, „ich habe am Schluß des Balls erfahren, daß meine Tänzerin Agnes hieß; doch der Agnesen giebt es mehr, und wie schön mir diese erschien, kann es noch eine schönere geben! Was mich am meisten zu ihr hinzog, ist eine seltsame Aehnlichkeit mit meiner Agnese, und da sie ihren Familiennamen genannt, wurde mir diese Aehnlichkeit klar. Es durchzuckte mich wie ein Blitz, denn indem sie sich Agnes nannte, erschien sie mir als das Vorbild Eurer begeisterten Beschreibung, und ihres Geschlechtes Name bezeichnete mir die nahe Verwandtschaft, mütterlicher Seite, mit meiner Frau. Das edle Mädchen in ihrer Schönheit, Unschuld und Zucht ist mir werth geworden, doch, wenn sie Euch, Contarini, nur die leiseste Hoffnung gegeben, so tret ich zurück."

„Wenn Ihr freundliche Blicke, sanfte Worte Hoffnungen nennt, so sind mir viele zu Theil geworden," rief Contarini, „doch eines Höheren rühmen kann ich mich nicht. Und so wie ich sie heut' gegen Euch gesehn, Haugwitz, so sah ich sie noch nie!" Haugwitz reichte Contarini die Hand, schüttelte sie herzlich und sagte: „Ihr habt, meiner Treu, ein deutsches Herz, und ich muß Euch lieben! Laßt uns ein ritterliches Bündniß stiften! Keiner von uns sage der herrlichen Jungfrau von Liebe, und strebe ein Jeder ihrer werth zu seyn. Ganz frei sey ihre Wahl, dereinst, wenn die Stunde schlägt, wo man mit Ehren wieder an sich selbst denken kann!" „Es sey!" rief Contarini, und ein Handschlag besiegelte die Abrede.

Haugwitz nahm sich vor, Agnes nicht mehr aufzusuchen, eh' der Feind bezwungen, und dies um so mehr, da das französische Heer unter Turenne näher rückte. Der Marquis von Vaubrun zog mit Macht herbei, nur schwach war die Gegend vertheidigt, da die Oestreichschen Truppen nur langsam und gemächlich vorwärts marschirten.

Am 14. Januar lud der Herzog wiederum Haugwitz und dessen Gefährten zum Feste. Er wollte vor der völligen Annäherung des Feindes noch einmal mit den Tapfern fröhlich seyn. Nicht allein war der Einladung schwer auszuweichen, auch allzugern nahm Haugwitz sie an. Schon gegen Mittag ritten die Dachsteiner nach Strasburg. Ein köstliches Banquet, wozu alles geladen worden, was in der Umgebung als edel glänzte, sollte die trüben Ahnungen verscheuchen, und dem Feinde beweisen, daß man ihn nicht fürchte.

Haugwitz ward der Platz an der Tafel neben Agnes angewiesen. Kaum wagte er zu ihr zu sprechen; doch sein Erröthen, seine sichtliche innere Bewegung, und der sanfte Ton seiner Stimme, der von innerer Seligkeit Kunde gab, sagte mehr, als Liebesworte.

Agnes war sehr ernst. Ihr Wesen schien in der Tiefe des Gemüths erschüttert zu seyn; sie war bleich, ihr Blick war beraubt seines himmlischen Feuers. Haugwitz konnte sich nicht enthalten sie zu fragen, was ihr geschehn? Sie flüsterte ihm zu: „Für mich steht bald Alles auf dem Spiele. Frankreichs Ruhm, Deutschlands Wohl, beides ist fest mit meinem Herzen verzweigt. — Weh' Deutschland, wenn Frankreich siegt, seine Vertheidiger werden den fruchtlosen Widerstand entgelten müssen, und

das Land wird an unheilbaren Wunden bluten. Wehe Frankreich, wenn Deutschland siegt, denn sein Ruhm ist dahin! Wie soll ich denn diejenigen lieben, die Schmach über mein Land bringen?"

„Eine edle Jungfrau gehört keinem irrdischen Lande," entgegnete Haugwitz, „sie gehört unmittelbar dem Himmel zu, der sie der Erde nur geliehen! Des Weibes mildere Bestimmung ist, sich der Nothwendigkeit zu fügen, wo der Mann wählen muß, und wer sich fügt, der irret nicht; uns aber ist's nicht vergönnt!"

„Was hilft mir jede Beschwichtigung," seufzte Agnes, „wenn ich fühle, daß ich sterben muß — wenn nicht der Friede ohne Blut, ohne Schmach alles löset und einigt." —

Ernst und fast mißbilligend betrachtete Haugwitz die immer bleicher gewordene Agnes. Er flüsterte kaum hörbar: „Und die fromme Ergebung in den Rathschluß des Ewigen!" „O Gott!" entgegnete Agnes, und krampfhaft zuckten ihre Lippen, „noch vor wenigen Monden konnte ich mich wohl fügen, nun nicht mehr!" — Betroffen blickte Haugwitz in ihr Auge, es strahlte einen Himmel von Liebe und Schmerzen auf ihn hin, er verstand diesen Blick, aber es war auch von nun an um ihn geschehn. Eben rauschten gewaltige Harmonieen vom Singchor her betäubend, hinreißend; nur des Nächststehenden Wort blieb vernehmbar in diesem Meer von Akkorden. — Haugwitz neigte sich näher zu seiner süßen Nachbarin, und sprach: „Agnes, laßt doch das Geschick walten, laßt die Welt zu Trümmern gehn, aber Herz sey dem Herzen ge-

sichert, das sich gefunden. Himmlischer Engel, sey mein, und dann laß kommen, was kommen muß!"

Agnes erblasste, ihre Augen erglänzten in Thränen, ihr Herz klopfte, als wollt' es die Brust zersprengen, sie wollte die Augen am Boden geheftet halten, aber sie fühlte das Feuer von dem Blicke, der den ihrigen suchte, sie schlug die Augenlieder auf, und ihr ganzes Wesen schwamm hin im feuchten Liebesblick. „Agnes," flüsterte Haugwitz, „ganz nah" ist der Feind, vielleicht sehen wir uns zum letzten Male. — Morgen in der Frühe bin ich noch hier, die kleine Marienkapelle am Wall, — die dritte Morgenstunde — Kannst Du das Schloß verlassen? Erst vor Gott mein Weib, dann vor Menschen! Nenne mir hier einen frommen Mann, der den Bund segnet, ich suche ihn auf, ich erringe seine Einwilligung. Die Minuten sind uns zugezählt, neidisch lauert der Tod auf unser Glück. O, wenn Du mein bist, Agnes, dann klügelst Du nicht mehr! Dein Geschick, ewiglich an das meine gebunden, giebst Du dann der Liebe anheim, und in Dir wird es Frieden!

Statt aller Antwort flüsterte Agnes Haugwitz zu: „Pater Bernhardus, der Hofkaplan" — und mit der glühendsten Röthe übergossen, wandte sie sich ab von dem, der zerdrückt von der unbewußten Last des Wortbruchs, dessen er sich nicht deutlich entsann, der aber wohl sein Herz beschwerte, nur von Seligkeit und Liebeswonne so gepreßt zu seyn wähnte. Was er sah und hörte, ging wie ein gehaltloser Traum an ihm vorüber, er gedachte allein der dritten Morgenstunde.

Sobald Haugwitz mit Anstand sich vom Schloß entfernen konnte, eilte er in das abgelegene Gemach des Pater Bernhardus, den er, friedlich und heiter, als einen schönen Jüngling noch, unter den Blumen fand, die er selbst zog. Seine besonnten Fenster waren grün und blühend umrankt, und frei und fröhlich hüpften Vöglein in den Zweigen der blühenden Stauden, aus deren Schimmer das schwarze Kreuz mit dem weißen Marmorbilde des Erlösers so bedeutsam als mild hervorschaute.

Wohl mahnend und warnend umfing Haugwitz, der eben dem Taumel des Festes entwichen, der Frieden dieser Zelle, doch nicht lange dauerte der heilsame Eindruck. Er eröffnete dem Geistlichen seine Wünsche, sein Herz, er bot ihm überschwenglich reiche Gaben. Bernhardus verschmähte diese, und sprach: „So Ihr keine Pflicht verletzt, kein anderes Bündniß zerreißt, so Ihr frei und rein dem herrlichen Mädchen angehören könnt, und sie selbst Euch zu mir hergewiesen, so kann ich nur thun, wie sie es wünscht, und Gaben würden mich kränken!“

Diese Bereitwilligkeit des milden Geistlichen überraschte Haugwitz. Die Nähe seines Glückes berauschte ihn mit neuer Hoffnungen Lust. Er ließ sich nun die zu dem Vorhaben gehörige Weisung geben, und beschloß, seinen Diener zur Herzogin zu schicken, und sich für den Tag mit dem Vorwand einer schnellen Rückkehr nach Dachstein entschuldigen zu lassen, um jeden Verdacht zu entfernen, dann zog er sich, heiß und bang die Nacht ersehnend, in ein Zimmer zurück, das Bernhardus ihm anwies.

Die Stunde seines Glückes schlug, mit klopfendem Herzen, fest in seinen Mantel gehüllt, nahm er den Weg nach der Marien-Kapelle. Eine Ampel erhellte sanft den einsamen Ort, und, ein Bild des Friedens und der Liebe, stand die Gnadenmutter am Altare. Hier zum ersten Male seit der wundersamen Stunde, wo er, wie von unbekannter Macht hingerissen, Agnes im Sturm gewonnen, zuckte der Gedanke an Contarini, an sein Versprechen, durch seine Brust, strafend und vernichtend; es war ihm, als müßt' er aus der Kapelle stürzen, und im Rheinstrome das Gedächtniß seines Wortbruchs auslöschen durch seinen Tod. Da schlug die dritte Stunde. An Bernhardus Hand trat verschleiert die Hohe, Süße, unendlich Geliebte herein, deren unverholene, unwiderstehliche Liebe ihn in dies Labyrinth hinabgerissen. Er stürzte zu ihren Füßen nieder, und bedeckte mit Thränen und Küssen ihre bebenden Hände, er hörte sie durch den Schleier leise schluchzen. „Was kannst Du noch trauern und zagen," rief er ihr zu, „da nichts gehindert hat, daß wir unsern Bund für die Ewigkeit feiern?" — „Mein Freund, mein wunderbar mir geschenkter Verlobter," sprach Agnes, „vergebt, ich bin nicht allein hergekommen, meine zweite Mutter hat mich selbst an den Altar geleiten wollen, sie wird sogleich eintreten, unsres Bundes Zeugin zu seyn." „Die Herzogin?" unterbrach Haugwitz stürmisch. „Ja, sie selbst," flüsterte Agnes, „seht, da ist sie schon!"

Hoch und milde, wie ein überirrdisches Wesen, von innerer Wehmuth die Blicke leuchtend, trat die Herzogin in die Kapelle. Sie wendete sich rasch zu

Haugwitz und sprach: „Ich komme selbst, tapferer Haugwitz, denn ohne mich wäre diese nicht hier erschienen. Sie hängt mir mit Kindestreue an, und keine Regung ihres Herzens bleibt mir verborgen; sie hat mir alles gesagt, und so seltsam mir alles erscheint, erkenn ich doch in Eurem raschen Entschluß, so wie in der unwiderstehlichen Gewalt, mit der sich Agnes, die sonst so unbefangne, heitre, leicht durch das Leben hinflatternde Agnes, zu Euch hingezogen fühlt, und Euch den höchsten Wunsch willfahrt, eine höhere Fügung. Haugwitz, Ihr seyd von edelm Stamm, und habt den Glanz Eures Namens durch Eure Thaten erhoben; Ihr seyd makellos, redlich und treu, nehmt hin mein Liebstes mit meinem besten Segen, sie folgt Euch zum Altare, sie reicht Euch nach dem ausgesprochenen Jawort den Ring der Treue, den Kuß der keuschen Liebe, keine Macht der Erde entreißt sie Euch mehr, deß seyd Ihr dann gewiß, sie aber folgt ihrer Mutter zurück in die sichere Huth der sorgsamen Treue, und nach dem Frieden holt Haugwitz seine edle Gemahlin heim!

Haugwitz verneigte sich tief, er drückte die milde Hand, die ihn in dieser Stunde so reich beschenkte und ihm so weise Leitung bot, liebevoll und ergeben an die Lippen. „Edle Frau," sprach er, „ich verstehe Euch ganz; wohl mir, daß Ihr erschienen seyd, um den Sturm meines Innern zu stillen. Ich glaubte zu wollen, wie Ihr es begehrt, aber Ihr seyd der Schutzgeist meines edleren Wollens! Mit Gott denn, süße Braut!" sprach er weiter, zu Agnes rasch gewendet, und er führte sie zum Altar.

Pater Bernhardus sprach mit inniger Rührung

den Segen, die Ringe wurden gewechselt, alles war still umher, nur ein fast unmerkliches Schluchzen verrieth die Gegenwart der tief bewegten Herzogin. Nach der Trauung schloß Haugwitz sein junges Weib an die Brust, und gab ihr den ersten Kuß der Liebe, es war, als könnte Herz von Herzen, Lippe von Lippe nicht scheiden; doch plötzlich entriß sich Haugwitz selbst den Lilienarmen, die ihn umstrickten, führte Agnes zur Herzogin, und sprach: „Hier, hohe Mutter, ist Ihr Pflegekind, mein süßes Weib, bewahrt sie mir treu, betet für mich!“ — Und wie ein Blitz war er verschwunden.

„Er ist mein,“ rief, wie betend und dankend, Agnes. Die Herzogin weinte still. „Wohl dem Daseyn,“ flüsterte sie, „dem ein Stern schöner Liebe leuchtet, wenn auch nur kurze Zeit!“

Durch Nacht und Sturm war Haugwitz auf seinem Roß ganz allein zurückgekehrt nach Dachstein, nicht lange nach ihm trafen seine Kriegsgefährten ein. Contarini's Blick vermochte Haugwitz nicht zu ertragen, zumal da er den vormals so lebensfreudigen und blühenden Jüngling nun bleich und düster sah. Auch konnt er deutlich bemerken, daß Contarini ihm auswich; wäre er sich keiner Schuld gegen ihn bewußt gewesen, so würde er selbst sich ihm genähert haben; so aber stand die unsichtbare Scheidewand, die sein Wortbruch aufgethürmt, zwischen ihm und demjenigen, der weit edler, als er gegen ihn verfahren. Vielleicht auch hätte Agnes Contarini geliebt, wenn Haugwitz nicht dazwischentrat, er war der Zerstörer seines

Glückes, er konnte es sich nicht verhehlen, und wie sehr er die innere Stimme zu beschwichtigen suchte, sie ließ ihm keine Ruhe.

Nicht Eifersucht, nicht Argwohn war es, was Contarinis Herz bestürmte; er gedachte nur der tiefbewegten, bangen, sichtlich von Gram verzehrten Agnes und ihrer Bekümmerniß bei Annäherung des französischen Heers. Er sollte gegen die Landsleute seiner Geliebten kämpfen? Oder sollte er in Schmach untergehn, fruchtlos und rettungslos? Kein Ausweg bot Heil und Rettung dar, eine dumpfe Muthlosigkeit bemächtigte sich des Jünglings, er haßte sein Leben, und wünschte, es möge ihn der Tod vor der Ankunft des französischen Heeres ereilen, denn er vermochte eben so wenig dem Rufe der Ehre und Pflicht sich zu versagen, als Agnes betrüben helfen, indem er gegen diejenigen focht, die, das fühlte er klar, alle ihre stillen Wünsche für sich hatten.

Haugwitz hingegen ließ die Sicherheits- und Vertheidigungsanstalten verdoppeln, und betrieb jede Maasregel mit rastlosem Eifer, um sich von den innern Vorwürfen, die ihn peinigten, zu zerstreuen; und wohl nöthig war diese Vorsicht, da die Franzosen in Eilmärschen unter Vaubrun anrückten, und schon am 18ten Januar vor Dachstein standen.

„Da sitzen wir nun in dem schlammigen Sumpf,“ rief Rothkirch erbittert, als er die Stellung der Franzosen rings um die Festung her von der südlichen Sternspitze des äußern Vorwerks rekognoscirt. „An einen Ausfall ist nicht zu denken, wir müssen uns, wenn das grobe Geschütz zu spielen anfängt, niederschießen lassen, wie die gestellten Hirsche! Welcher

Höllengeist hat nur zuerst die Erfindung gemacht, in dumpfigen Ebnen durch Schlammlöcher die Wohnsitze der Menschen zu verpesten und einzukerkern? Ist denn ein ehrlicher Tod, wo man schnell und sicher hinübergelangt, nicht solchem langweiligen Abärgern bei Hunger, Durst und Kummer vorzuziehn? So wahr Gott lebt, eh ich hier Wochenlang oder Mondenlang an meinem eignen Grimm zehrte, wollt ich lieber gleich hinaus, mich gegen dreißig allein stellen."

„Es kann eine Zeit kommen," lächelte Haugwitz, „wo die Menschen denken, wie Ihr, wo man alle die mühsam gegrabenen Schluchten ausfüllt, die peinlich aufgeschichteten Maulwurfshügel der Schanzen abträgt, und wo lustige Gärten auf dem einst traurigen Boden erblühen, denn jede Zeit will ihre eigne Arbeit haben, und es ist die Bestimmung und Lust der Menschheit mit leichter Mühe zu zerstören, was sie mit unsäglicher Mühe geschaffen, da alles Zerstören leicht wird, und der Mensch sich es immer leicht denkt, das Neue zu schaffen." — „Das soll mich gar nicht befremden," fiel Rothkirch ein, „wenn einmal die gesammte Menschheit sich nach freier Luft zu sehnen anfängt, und lieber im Kriege frisch drein hauen will, als sich, wie der Fuchs, eingraben. Der Langenweile dabei nicht zu gedenken. Komm ich an ein solch umsumpftes Nest mit Zacken und Zugbrücken und Thoren, endlos und dunkel gebaut, wie Todespforten, was hab ich für Noth, Schmutz, Mühe und Fragen zu überwinden! Wie lustig reitet es sich dagegen ein in eine heitre, durchsonnte und frische Stadt, wo Luft und Licht und Freude nirgend der Zugan verwehrt ist! Die Menschen müssen ja zu Thgere

werden, wenn sie nicht Sonne, nicht Mond beſcheint!“

Wer weiß, was alles Rothkirch noch gesagt hätte, wenn nicht der Donner des feindlichen Geschützes ihn unterbrochen. Dieser Klang wirkte selbst auf den in Zweifeln befangenen Contarini so mächtig, daß er augenblicklich auf seinen Posten eilte, und ihn, vergessend alles Uebrige, vertheidigte, wie ein Held.

Waubrun fand sich in der Wirkung, die er von seinem ersten Anfall erwartet hatte, getäuscht; seine Stücke hatten fruchtlos gespielt, sie waren größtentheils in die Felder gerathen, und die doppelte Wasserumgebung von der Nordseite, allwo er den Angriff begonnen, hatte die Wirkung der Kugeln geschwächt. Erbittert über die Nutzloſigkeit seines ersten Unternehmens, beschloß Waubrun Sturm zu laufen. Die Geistesgegenwart und Bravour des Kommandanten vereitelte aber des Feindes Bemühungen; mit voller Kraft hatte er gestürmt, schimpflich wurde er zurückgeschlagen, die Leichen seiner Krieger füllten die Gräben.

Gleichwohl wagte Waubrun zwei Tage später noch in der Nacht einen neuen Angriff, da zog ihm Haugwitz unerschrocken aus den Thoren der Festung entgegen, und schlug die Franzosen in die Flucht. Die Besatzung war trunken vor Siegeswonne, und glühte in Bewunderung und Liebe zu ihrem heldenmüthigen Anführer; was unmöglich schien, war durch ihn gelungen.

„Wie wird Agnes trauern und leiden,“ sprach Contarini zu Haugwitz, als er sein Auge in Siegesglorie leuchten sah. „Das meine ich nicht,“ entgeg-

nete Haugwitz, „ihr ganzes Herz gehört nur der deutschen Sache.“ — „Das wißt Ihr, und woher?“ forschte Contarini. „Ich glaube es,“ sagte dieser einlenkend; „ihre zweite Heimath, der Sieg, an dem das Heil ihrer Wohlthäter hängt, alles bürgt mir dafür. — Zudem, wenn ein Mädchen auch weint, darf uns das in unsrer Pflicht stören?“ „Barbar! Ihr liebt sie nicht!“ rief glühend Contarini. „Ja, wie meine Seele lieb ich sie,“ fiel Haugwitz ein, „mein Leben gäb ich für sie hin, um sie zu retten, zu schützen, zu beglücken, aber die Pflicht steht höher, und ich faß es nicht, wie nur der leiseste Zweifel obwalten kann, wo diese gebietet. Mein Herz weiß nichts von solchen Kämpfen, wie Dichter und Geschichtschreiber sie schildern und verherrlichen wollen. Stimme der Pflicht, Stimme Gottes, jeder Moment des Zweifels ist Frevel und Sünde!“ „So liebt Ihr nicht,“ fiel wiederum Contarini ein. „Eben, weil ich sie unaussprechlich, ewig, unbegränzt liebe,“ entgegnete Haugwitz, „bin ich so fest und klar in mir selbst. Wie könnt ich sie also hassen, daß ich durch mein Schwanken, meine Ehrvergessenheit den Makel meines Thuns auf ihre Seele lüde? Je schöner ich handle, in der Liebe zu ihr, je mehr beglück ich sie; denn das ist edlen Mannes Art, daß er durch Strenge und Reinheit der Gesinnung und des Wandels sich der Ehre würdig zeigt ein reines Frauenbild liebend in sich zu tragen!“ „Ich aber,“ entgegnete Contarini, „halte alles, was zarte Empfindungen in der Geliebten Brust verletzen kann, für Unrecht und für eine Schmach, die man der Liebe anthut. Ist Liebe meine Gebieterin, so muß sie allwaltend seyn, und ihre

Göttlichkeit steht in meinen Augen höher als die Pflichten, die irrdische Verhältnisse auflegen." — „Ihr würdet also" — forschte Haugwitz — „Ja!" sprudelte Contarini heraus, „ich würde, wenn Agnes geböte, für sie handeln, für sie wagen und sterben!" — Unwillkührlich aufgeregt durch eine Anwandlung eifersüchtiger Sorge sagte Haugwitz nicht ohne Hohn: „Die Prüfung wird Euch erspart werden" — er bereute diese Worte, sobald er sie gesprochen. Contarini wollte Rechenschaft fordern, doch plötzlich rief ihn der Adjutant zum Recognosciren ab. Contarini eilte fort, er fühlte wohl, daß jetzt nicht der Moment sey, diese Sache auszumachen. Sinnend streift er auf den Wällen umher, als plötzlich ein Pfeil, an welchen ein versiegeltes Billet befestigt war, zu seinen Füßen niederfiel. Ohne Aufschrift war das Billet, und ohne allen Zweifel an ihn gerichtet, mit Herzklopfen brach er es auf, und las:

„Wer sonst, als ich kann Euch schreiben? Wessen sonst als Euer kann ich gedenken in meiner höchsten Noth? O, barmherziger Gott! ich habe erfahren, daß mein eigener Bruder, der Chevalier d' Almery, in Laudrons Regiment vor Dachstein steht und noch nicht in den bisherigen Gefechten umgekommen ist! Er weiß nicht, daß ich seine Schwester bin, doch die zärtlichste Liebe verbindet uns seit unsrer Kindheit Tagen, und mein Leben hängt an dem seinen. Rettet ihn, wenn ich leben soll — Ihr seyd tapfer, klug, Ihr vermögt alles! Was Ihr thun könnt, weiß ich nicht; aber mein Herz sagt mir, daß Ihr Alles thun werdet! Ich schreibe Euch mit einer Zuversicht der Gewährung,

über die ich selbst erstaune. Tod und Leben rangen in mir, eh ich die Feder ansetzte, nun bin ich ruhig, denn ich habe mein Geschick der Liebe anvertraut.

Agnes v. H."

Mit H. begann auch Agnesens Familienname, daß sie Haugwitz meine, davon ahnete Contarini nichts, eben so wenig zweifelte er, daß das Billet nicht an ihn gerichtet sey. Der Jäger, dem Agnes dies Geschäft anvertraut, hatte, getäuscht durch die Gleichheit der Uniform und des Wuchses, den Pfeil aus dem französischen Lager zu Contarinis Füßen hingeschnellt, vermeinend, daß es Haugwitz sey.

Ihn also liebte Agnes, ihn hatte sie zum Retter, zum Beistand erkoren, und sie bekennt sich ernst und feierlich zu dieser Wahl? Trunken von schmerzlicher Wonne, nahm der Liebende den Boten seines vermeinten Glücks, den Pfeil, vom Boden auf, steckte ihn in den Busen, und enteilte in seine Wohnung. Gott aber, wie er nun alles hier überdachte, was war es, was Agnes verlangte im Taumel ihrer Angst? Was konnte ihm helfen, als Verrath? — Gräßlich gekommen war der Moment, den er vor einer Stunde frevelhaft herbeigerufen, war es doch, als hätten feindliche Mächte sein Wort belauscht, um es in Besitz zu nehmen, und ihn daran zu fassen und in das Verderben hinab zu ziehn? Wie so anders war es um die schnell dahin gewagte Aeußerung, und wie so anders um die That! Aber sie starb, wenn er nicht zur Rettung eilte, sie mußte ihn ewig hassen! Was war die Festung, was die Welt, gegen Agnes und ihre

Liebe! Diese Vorstellung überwog, und Contarini schrieb an d' Alméry.

„Euer Leben, Chevalier, ist einem Engel theuer. Schonet es, denn auch mein Leben ist nun mit dem Eurigen innig verknüpft. Dient Eurem Lande, indem Ihr meine Warnung beherzigt, wisset, daß die Westseite der Citadelle an der äußern Kante nicht so zahlreich besetzt, noch so gut befestigt ist, wie die, schon durch die zweifache Umströmung geschützte Nordseite. Dort laßt die Karthaunen aufpflanzen, etwa einen halben Pistolenschuß von der Mauer, doch in tiefer Nacht, während anderes Geschütz nördlich spielen und die Besatzung beschäftigen muß. Der Erfolg wird Euch beweisen, wie treu ergeben ich derjenigen bin, die Euch der Himmel zur Schwester und zum Schutzengel gab!"

Diese Zeilen schnellte, wohl versiegelt an d' Alméry addressirt, Contarini in das feindliche Lager, sie wurden dem Chevalier getreulich überbracht. Er staunte unsäglich, denn nur eine dunkle Nachricht bekundete ihm die Verwandschaft mit der herrlichen Agnes. Er war ihr Bruder aus einer geheim gehaltenen Ehe ihres Vaters, der nach dem Tode seiner fürstlichen Gemahlin Agnes Mutter zur Frau genommen hatte; d' Alméry selbst trug den Namen des Pflegevaters, dem er seit zartster Kindheit übergeben worden, und er hatte über nichts, was ihn betraf, befriedigende Auskunft, Agnes aber durch ihres Vaters hinterlassene Papiere volle Gewißheit über ihre Verwandschaft erlangt.

D' Alméry gab Vaubrun die erhaltene Nachricht, — dieser, der die Richtigkeit und Aechtheit

des Anschlags schnell durchschaute, beschloß, den Rath anzunehmen. Durch einen blinden Angriff beschäftigte er mit Anbruch der Nacht den Feind, und ließ indeß den Anfall auf die Westseite der Citadelle für den folgenden Morgen organisiren. Die Besatzung, ganz mit Zurückschlagung der feindlichen Truppen beschäftiget, merkte nichts von dem mit höchster Behutsamkeit und besonnenem Muth von d' Almery ausgeführten Anschlage, und in der Morgenfrühe gingen, zum höchsten Entsetzen der unglücklichen Dachsteiner, westlich 8 halbe Carthaunen los, die eine solche Bresche schlugen, daß die Belagerten gleich wie im offenen Felde standen.

Haugwitz sah sich und seine Mannschaft verloren. Ohnbezweifelt war Verrath im Spiel gewesen, doch ihm ganz unergründlich, von welcher Seite; auch war kein Augenblick zu verlieren. In höchster Eil berief Haugwitz seine Ingenieurs und Minirer, ließ wohlberechnete Minen nah am Thore aushöhlen und zu einer gräßlichen Explosion vorbereiten. So wie nun die Franzosen in vollem Marsch siegjubelnd eindrangen, stand die Mine in Flammen, flog auf, und der offene Schlund, angefüllt mit geladenen Musqueten, empfing das taumelnde Heer in seinen Todesschoos; d' Almery, kenntlich an seiner purpurnen Feldbinde und vergoldeten Rüstung, sank unter den Rossen und Leichnamen seiner Gefährten; die Gewalt des Pulvers zerstörte die leblosen Körper, und sprengte sie gräßlich in den Lüften umher. Einige Compagnien der Arriergarde der Franzosen wollten sich, da plötzlich Haugwitz, im Rücken andringend, ihnen die Flucht abschnitt,

über ein eingefrornes Gewässer retten, doch das Eis brach unter ihren Füßen, und nur wenige entrannen dem Verderben, das Gluth und Fluth, wie zum Heil der Deutschen verbündet, ihnen bereitet hatten.

Trostlos und schäumend vor Wuth, sah Contarini die Folgen seines Anschlags; denn der Name d' Alméry erschallte unter den Wehklagen, mit welchen die Franzosen ihren Verlust betrauerten. Er war der eigentliche Mörder von Agnesens Bruder, hätte er die Vorsehung walten lassen, nicht Verrath gesponnen, seine Pflicht gethan, so war doch wenigstens er nicht der Urheber des entsetzlichen Wehs!

Vaubrun war muthlos für den Augenblick mit dem Rest seiner Truppen nach Molsheim gegangen; schon glaubten die Dachsteiner seiner entledigt zu seyn, und sie schöpften Muth und Hoffnung. Unbegreiflich zögerte das kaiserliche Heer, das ihnen zu Hülfe kommen sollte, doch nach ziemlich sichern Nachrichten rückte es gleichwohl vor, es mußte baldigst eintreffen. „Mögen sie kommen, oder nicht" rief der glühende Haugwitz, „möge der Feind fern bleiben, oder uns von Neuem überziehn, uns besiegen, ich halte es mit dem Widerstande, und will auch im gräßlichsten Mißgeschick mit Franz des Ersten schönem Ausruf mich trösten: Tout est perdu, hormis l' honneur!"

Das Heldenfeuer des edlen Haugwitz entflammte alle Gemüther, selbst Contarini in seiner dumpfen Verzweiflung nahm sich vor, den Tod zu suchen, da ihm das Leben nichts mehr zu bieten hatte.

In mühsamen Beschäftigungen, die Bresche wieder zu füllen, und in dumpfer Erwartung vergingen einige Wochen, alles schien ruhig, eine Nachricht von der Annäherung der Kaiserlichen beschwichtigte noch mehr die Gemüther — da, plötzlich am 28sten Januar, bei dickem Nebel in der Frühe, vernahm man im Innern der Citadelle das Blasen der Fanfare der stürmenden Franzosen, die mit starker Macht unaufhaltsam in die Stadt gedrungen waren, bereits die Citadelle umzingelt hielten und zu stürmen begannen. Die verzweifelte Gegenwehr der tapfern Besatzung schlug die Belagerer zurück; wie ein Löwe hatte Contarini gekämpft und sich die allgemeine Bewunderung erworben.

Einen Tag widmete der mit starkem Verlust zurückgeschlagene Vaubrun der Ruhe, dann wollte er einen Angriff wagen; doch ein kühner Ausfall der Besatzung brachte Tod und Verheerung in seine Linien. Schon neigte sich der Sieg ganz auf die Seite der Deutschen, schon drang der Commandant, alles um sich her vernichtend, wie ein Wetterstrahl, mit seinen Getreuen auf Vaubrun selbst ein, schon rief er ihm zu, sich zu ergeben, da traf eine Kugel sein unbehelmtes Haupt, und lautlos sank Haugwitz nieder, auf der Feinde Leichen. Dieß gräßliche Walten des feindlichen Geschicks beugte den Muth der tapfern, viel geprüften Schlesier, alle Herzen fühlten sich getroffen von der Kugel, die den edeln Haugwitz durchbohrt; unmöglich wurde es seit diesem Augenblicke den Officieren, der Verwirrung abzuhelfen, alles stürzte in fürchterlicher Unordnung durch einander, und was dem Schwerdt des Feindes entrann, floh, wie sinnlos,

in die Citadelle zurück; der Jubelruf der Franzosen bei des siegreichen Haugwitz Fall war das Grabgeläut des Muthes der Besatzung gewesen, entschieden war das Schicksal des Tages, und jauchzend bereitete sich der Feind mit erneuter Hoffnung zu neuen Angriffen.

Contarini's strenge Vermahnungen das Verlorne wieder einzubringen, seine anerkannte Tapferkeit, sein Eifer, neue Anstalten zur Vertheidigung zu organisiren, seine Gluth, die nach Tod oder ruhmreichen Sieg nur strebte, befeuerte von Neuem den Rest der Mannschaft, der alte Muth erwachte wieder, und an der Gruft des mit heißen Thränen und frommen Ehrenbezeugungen schnell bestatteten Haugwitz wurde Contarini einmüthig zum Kommandanten der Festung erwählt. Tief beschämt empfing er diese Ehre.

Am Morgen nach diesem Ereigniß verlangte ein Bauer besonderes Gehör beim Kommandanten; er wurde mit verbundenen Augen in dessen Zimmer geführt, und sagte nach kurzer Begrüßung, „Kommandant von Dachstein, ich bin nicht, der ich scheine, sondern derjenige, den Ihr retten wolltet, den das Gerücht todt sagte, der Chevalier d'Almery! Meiner Schwester dringendes Flehen hatte mich vermocht, meinen Stallmeister in meinen Kleidern in die Stadt einziehen zu lassen, und in Verkleidung bei der Arrieregarde zu bleiben, wiewohl mir von den Höllengruben nichts ahnete, wo so viele brave Franzosen den Tod gefunden. Es ist jetzt an Euch zu beweißen, daß Ihr uns nicht mörderisch in die Falle gelockt!"

Contarini staunte den vermeinten Bauer forschend an, eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Agnes sprach für die Wahrheit seiner Aussage.

„Ich habe Euren Brief, Contarini," fuhr d' Alméry zu sprechen fort, „es hat sich ausgewiesen, daß er von Eurer Hand ist, nicht von der des Kommandanten, wie wir einen Augenblick, da wir den Anschlag uns zum Verderben ersonnen und wohl überlegt halten mußten, geglaubt hatten. Eure Ehre ist auf jeden Fall verloren, soll ich Euch gut rathen, so steht uns wiederum bei, wir können dann Euch ehren, schützen, retten und belohnen. Widersteht Ihr, so geht Eure Handschrift an den Kaiser ab. Wählt und entscheidet." „Und Agnes?" fragte erglühend Contarini, „Agnes," sprach d' Alméry, „hat ein französisches Herz, sie wird unsern Verderbern fluchen." Mit diesen Worten entfernte sich der Chevalier, und ließ Contarini auf der entsetzlichsten Folter von Gewissensvorwürfen, Hoffnungen und Zweifeln zurück. Dräuend vor ihm stand Fluch der Geliebten, Schande und Verderben. Lockend winkte ihm Hoffnung in Agnesens Arme; schmerzlich mahnte ihn die Ehre an Pflicht und Eid, ihm zurufend, das frühere Verbrechen durch fortdauernden Heldenmuth zu sühnen, und wenn auch zu Grunde zu gehn, doch mit gereinigtem Bewußtseyn.

Noch schwankte Contarini zwischen all diesen Vorstellungen, als die Offiziere hereinstürmten, und zu wissen verlangten, was der Bauer denn eröffnet habe? Verwirrt stammelte der Kommandant die erste Lüge her, die sich seinem befangenen Gemüthe darbot, und keiner setzte Mißtrauen in seine Aussage. Der Tag verging ziemlich still, der Feind schien sich zum Abzug zu rüsten, doch des 29sten Januars Morgenhimmel war nicht durch Sonnenaufgang so hoch geröthet,

sondern durch die Flammen der brennenden Stadt, welche der Feind angezündet. Durch die dampfenden Straßen drang siegjubelnd das französische Heer auf die Citadelle ein, und pflanzte dreißig Carthaunen hart an die Mauern des Castells.

Zwei Stimmen wurden in diesem entsetzlichen Andrang in Contarini laut, die eine rief: hier stirb als Held und Mann von Ehre, hier setze Dein Leben ein, Du kannst es wohl auch noch gewinnen! Die andere aber, stürmisch und lockend, übertäubte sie, schmeichelnd mit glühender Liebeshoffnung, dräuend mit Unwillen des Kaisers und schmachvollen Fesseln statt des Lohnes, und mit dem Haß der Geliebten, wenn in diesem verzweifelten Kampfe ihr Bruder fiel. Ergriffen von diesen Vorstellungen, berief Contarini den Kriegsrath; er stellte die Unmöglichkeit einer siegreichen Vertheidigung, die Pflicht vor, Menschenblut zu schonen, mächtig unterstützen ihn seine Freunde, Frescobaldi, Clercy, Banner- und Rothkirch, überdem war der Vorrath an Lebensmitteln erschöpft, und das kaiserliche Heer schien noch fern zu stehn, die Besatzung, murrend, so hohen Muth, so viel Zeit hindurch, und so edles Blut fruchtlos verschwendet zu haben, fügte sich gleichwohl in den Willen ihrer Befehlshaber. Das Zeichen der Ergebung, die weiße Fahne, wurde unter heißem Schmerz auf die Thürme der Citadelle gesteckt, und der Herold zu Vaubrun abgesandt, um die Ergebung der Besatzung auf Gnade und Ungnade kund zu thun. So leichten Sieg, so unbedingte muthlose Ergebung hatte selbst Vaubrun nicht erwartet. Er zog triumphirend in die Citadelle ein, wo ihm gesenkten Blickes Contarini entgegenkam. „Ihr habt

Euch brav gehalten, Kommandant," sagte ihm Vaubrun, „und habt wohl gethan, Euch, bevor es Noth that, zu ergeben!" Mit diesen Worten reichte er ihm, wie verstohlen, ein Papier, und ließ ihn darauf hinblicken; mit Todesblässe erkannte Contarini seinen Brief, und Vaubrun warf ihn in die Kaminflamme, die schnell das Denkmal seiner Schmach zerstörte. Dieß konnte nicht so unbemerkt vorgehn, daß es nicht selbst den Unbefangensten aufgefallen wäre, man ahnete Verrath, man murmelte von dem Gespräch mit dem Bauer, und strafende Blicke verkündeten Contarini, daß er, wenigstens zum Theil, durchschaut sey. — D' Almery ließ sich nicht sehen, und Contarini wagte nicht, nach ihm zu fragen.

Der innere Unwille der Offiziere wurde schmerzlich erhöht durch die schnöde Behandlung der Garnison, die sich der übermüthige Sieger verstattete; die nämlichen Schlesier, die unter dem entseelten Laugwitz wie die Löwen gekämpft, wurden ruhmlos entwaffnet, und einzeln freier Abzug ihnen gewährt, wofern sie es nicht vorzögen in französische Dienste zu treten. Mit hohem Lösegelde mußten die Offiziere ihre Freiheit erkaufen, nur traf dieß Loos nicht Contarini's nähere Freunde, und er selbst wurde unbedingt frei gelassen.

Contarini, wie zerrissen sein Herz, wie verwirrt sein Sinn war, da ihm nicht anders zu Muth, als trüge er seine Ehre als Leichnam auf den Schultern zur Schau, kannte jetzt gleichwohl nur einen Gedanken, einen Wunsch allein, er wollte Agnes sehen! Sein Nebenbuhler war dahin, ihren Bruder hatte er gerettet, Vaubrun, der zwar ihn, seines Sieges Werk-

zeug, sichtlich mit stillem Hohn behandelte, mußte ihn dennoch schützen und befördern, und Contarini lechzte nur nach einem einzigen Blicke und Worte, das ihm das Glück der Liebe sichere, um sich mit der Ehre abzufinden.

In dieser Stimmung erfuhr Contarini, noch am Abend der Uebergabe von Dachstein, von dem Bankett, das der Herzog heut in Straßburg gäbe. Er konnte hier Agnes sehen, ohne daß es auffiel, er konnte sie sprechen; sein Herz rang nach Gewißheit von Wonne oder Unglück; was es sey, selbst die schrecklichste war ihm lieber, als die Folter dieser Stunden.

So wahrscheinlich es auch den Offizieren dünkte, daß man in Straßburg von der schnöden Uebergabe von Dachstein noch keine Gewißheit habe, war doch eine Möglichkeit vorhanden, daß eine Nachricht davon hingelangt sey, und der gedemüthigte Kommandant konnte mit seinen Freunden nicht beim Feste erscheinen. So beschloß er denn, sich mit den übrigen vermummt unter die Zuschauer zu mischen, was zu jener Zeit erlaubt war. Sie nahmen alle weite spanische Mäntel, Federhüte mit Krempen und Masken mit, und ritten durch Schneegestöber und Sturm des dunkeln Abends nach Straßburg, wohlbewaffnet, und Lederkoller und Brustschilde unter dem Mantel tragend.

Im Hirsch, wo sie stets abzusteigen pflegten, kehrten sie auch diesmal, jedoch durch die Hinterthür ein, nur der Wirth, der ihnen zugethan war, erfuhr ihre Ankunft, auch war diese um so leichter geheim zu halten, da sein ganzes Hausgesinde, zu dieser Stunde, wo er keine Gäste mehr gewärtigte, nach dem Schlosse geeilt war, das Fest zu sehen.

„Die Freude ist um so vollkommener," sprach der Wirth, „als ein Eilbote meldet, daß vier kaiserliche und kurpfälzische Regimenter morgen um vier den Rhein passiren, um Dachstein zu entsetzen. Wie seyd Ihr nur herausgekommen, und was wagen Euer Gnaden?" fragt' er plötzlich. Alle erblaßten und zitterten; der Wirth hielt es für unbescheiden weiter in sie zu dringen, und sprach: „Es kommt zuletzt auf die paar Stunden nicht an, denn Mitternacht ist nicht weit, und gewiß hattet Ihr Geleit unterwegens?"

„Wir müssen fort!" rief Contarini, und die nicht minder als er beklommenen und erschütterten Freunde eilten mit ihm hinaus. Befremdet sah der Wirth ihnen nach, und eilte dann ein Kaminfeuer in ihren Zimmern anzuzünden und die Lagerstätten zu bereiten, da er voraussetzte, sie möchten vor dem Zurückreiten eine Stunde der Ruhe und einen Morgentrunk genießen wollen.

Contarini's Herz schlug freier, als er die Thüren des Schlosses erblickte, die wohlbekannte Stätte wiedersah, wo ihm süße Erinnerungen, wie begrüßend, entgegenschwebten. Das Gewicht seiner Schmach, das Schrecken der nahen Entscheidung seines Geschicks, die Erinnerung an die vergangenen Tage, alles ging unter in der Wonne, mit der die Hoffnung nahen Wiedersehens ihn durchbebte. Langsam, zögernd, hielt er Frescobaldi und Clercy an der Hand, und blieb mit ihnen auf dem freien Schloßplatze, Angesichts der erleuchteten und vom Tumult des Festes zitternden Fenster stehen.

„Sie wissen noch nichts dort oben" sprach Contarini, indem er Banner und Rothkirch näher heran-

winkte. Noch ſteht es in unſrer Macht, uns zu retten!" „Darauf würden wir auch ſchon bedacht ſeyn," fiel Banner ein, „wenn deine Liebesgluth uns nicht vorher noch recht gefliſſentlich in das Netz führen wollte. Du weißt, was uns bedroht, wenn wir entdeckt ſind!" „Freunde!" rief Contarini „wir haben Geld, Koſtbarkeiten, Jugend und Muth, noch ſteht die Welt uns offen. Wir wollen noch in dieſen Stunden zum franzöſiſchen Heere hinflüchten, da ſind wir geborgen; doch ich verlaſſe dieſe Stätte ohne Agnes nicht." — „Du biſt ein Thor," rief haſtig Rothkirch, „erſt ſtell Dich ſicher, dann freie um Dein Mädchen" — „Alſo der Ungewißheit ſollt ich mein höchſtes, einziges Glück anvertrauen?" fiel Contarini ein. „Nein, wahrlich! ich werde mich beſſer berathen! — Schon ſeit Anbeginn meiner Liebe war ich ſorgfältig darauf bedacht, wenn ich im Schloſſe war, die Lage von Agneſens Zimmern und ihre Umgebung zu erſpähen. Sie bewohnt im erſten Stockwerk einige Zimmer, die mit Balkon und Treppe nach dem Schloßgarten hinunter gehn. Eine Niſche, von Pfeilern verdeckt, iſt auf dem abgelegenen Corridor vor ihrer Wohnung befindlich, und ſie iſt allein mit ihrer freundlichen Kammermagd, die ich mir längſt gewonnen habe. Wir warten oben unter den Zuſchauern den Ausgang des Feſtes ab, und verbergen uns dann in den Corridor. Ein Zeichen an Agneſens Thür, ſobald wir ſie in ihrem Zimmer wiſſen, benachrichtigt Lisbeth, daß ich da bin, ſie wird kommen, wir dringen ein, wir bemächtigen uns beider Frauen, und führen ſie durch den Garten in den Wald. Einer von uns eilt zurück nach dem Hirſch, unſere Pferde zu ho-

len, und wir ſuchen und finden die uns gebührende Freiſtatt im Lager Turenne's."

„Dies alles ginge beſſer ohne die Weiber," fiel Clercy ein „denn die verderben alles, wo man ſie mit hinzunimmt! Wie nun, wenn Fräulein Agnes, die Haugwitz ſo unverholen geneigt war, um ſeinen Tod ſich härmt, und von Dir nichts wiſſen will?" — „Gleichwohl wird ſie mein!" erwiederte Contarini dumpf. — „Haugwitz hat nun ſeine rechte Braut, die Kugel, von der kann ihn nichts mehr trennen." — „Will Agnes nicht," ſagte Clercy, „nun, ſo iſt nur zu wünſchen, daß ſie in die tiefſte Ohnmacht fällt, um ſich Gemüthsbewegung und Widerſtand, uns gränzenloſe Mühe zu erſparen." „Wenn Du nicht überzeugt biſt, Contarini, daß ſie Dich liebt" fiel Rothkirch ein, „ſo ſteh um Gotteswillen ab vom Unternehmen, Du machſt ſonſt uns Alle elend." „Wenn auch ein Mädchen nicht liebt" entgegnete heftig Contarini, „ſo wird ſie durch einen ſolchen Sturm, durch ſolche Gluth geneigt und gewonnen. Laß ſie in meiner Gewalt ſeyn, und jede frühere Regung zu meiner Gunſt wacht wiederum auf! Vertheidigen kann ſie ſich nicht gegen uns Alle, und mein muß ſie werden, ich habe zu viel für ſie gethan, um ſie zu laſſen!"

Banner mißbilligte höchlich den ganzen Plan, auch Frescobaldi war dagegen, Alle erſuchten nun den Grafen dringend, nicht darauf zu beſtehn, daß ſie ihre ganze Exiſtenz an ſolch ein Wageſtück ſetzten. Contarini wurde todtenblaß, ein heftiges Zittern, ein gräßliches Funkeln ſeiner wildrollenden Augen, die Verzerrung ſeiner Geſichtszüge und die krampfhafte Zuckung der Lippen entſetzten die Freunde, da ſie beim

Fackelglanz wahrnahmen, was in seinem Innern vorging. Er ballte die Faust, holte aus, und wollte in sinnloser Wuth seine Brust zerschlagen; Clercy fiel ihm in den Arm, die Uebrigen flehten ihn an sein zu schonen, sich zu fassen und auf ihre Treue zu zählen. Nur schwer gelang es Allen, ihn zu beruhigen, ein Glück, daß der Platz einsam war, da sich alles, was noch beweglich, in das Schloß gedrängt hatte, die Tänze zu sehen.

Nachdem Contarini von seinen Freunden den Handschlag und das feierliche Wort empfangen, ihm beizustehn in Allem, was er vornehmen würde, hüllten sich die fünf zum Unheil Verbrüderten dichter in ihre Mäntel, drängten sich durch die Menge, und gelangten in die festlich erleuchteten Zimmer des Schlosses. Hier schien die heitre Freude für immer ihren Sitz aufgeschlagen zu haben, junge Schönheiten prangten im leuchtendsten Schmucke, schwebend in Strömen des Lichtes und Duftes und in Weihrauchwolken begeisterter Huldigungen, Flötenhauche, süß und schmelzend, begleiteten den anmuthvollen Tanz, alles Hohe, alles Schöne, alles Liebliche aus Stadt und Umgegend war hier auf einen Punkt hingezaubert, in den heitern Bann der geselligen Lust; durch alle Reihen flog Contarini's Blick, Agnes war nicht zu sehen.

„Zerstreut Euch unter die Zuschauer nach verschiedenen Richtungen," flüsterte Contarini, „und zieht Nachricht von ihr ein, oder seht, ob sie wo anders seyn mag? Hier wart' ich Euer!" Die Freunde eilten, seinen Wunsch zu erfüllen; kaum waren sie entfernt, als es ihm gereute, nicht selbst den Ausweg

genommen zu haben, den er seinen Gefährten angewiesen, er stand wie auf glühendem Boden; allzupeinlich harrt es sich bei der Ungeduld der Leidenschaft. Auch hatte kaum Contarini einige Minuten lang seines Herzens Drang bezwungen, als er, umgetrieben von Ahnung und Bangen, seinen Standpunkt verließ. Die Masse der Zuschauer, welche eine wahre Mauer bildete, glaubte, er wolle sich ganz entfernen, sie machte ihm willig Platz, und ohne in seiner Betäubung recht zu wissen, wohin er den Weg nahm, befand er sich plötzlich in einem abgelegenen Corridor des Schloßgebäudes, der ganz einsam war. Nur die Tritte einer fernen Schildwacht hallten auf dem Steinboden und in den Wölbungen wieder, die nur schwach von hängenden Lampen erleuchtet wurden.

Ein wunderbarer Schauder durchzuckte Contarini, als er sich plötzlich hier so einsam, so trüb umgeben aus dem hellen Gewühl und den tönenden Sälen versetzt erblickte. Sein forschendes Auge begann nach und nach die Gegenstände um ihn her zu erkennen, er entdeckte mit glühendem Bangen ahnungsvoller Lust, daß er im Corridor sich befand, der vor Agnesens Zimmern lag. Hieher also hatte ihn eine unsichtbare Gewalt geleitet? Oder hatte, ihm unbewußt, sein Herz ihm den Weg gewiesen? Agnes war nicht beim Feste, wie, wenn sie hätte einsam bleiben wollen? Wie, wenn sie still und allein in ihrem Zimmer wäre? Kaum hatte er dieß gedacht, so war er auch schon an der Thür von Agnesens Vorzimmer, sie war nur zugeklinkt — er ging, den Odem an sich haltend, weiter, auch ihres Zimmers Thür war unverschlossen, doch alles still, und ein helles Licht drang ihm entgegen, als er sie öffne-

te, sie war also da! War allein? — Muthiger und doch von unbeschreiblichem, unerklärlichem Schauer durchzuckt, trat er hinein, ein heller Lichtstrom blendete sein Auge, er sah, und glaubte zu träumen, von Kerzen umgeben, einen mit einer Purpurdecke verhangenen Sarg, und auf dem Sarge das Wappen von Haugwitz, vereint mit dem Familienwappen Agnesens gemalt, über den beiden Wappen eine goldne Sternenkrone.

Von Todeskälte durchrieselt, hob Contarini die Decke auf, da lag Agnes todt, das Haar von der Myrthenkrone durchflochten, im weißen schimmernden Brautkleide im Sarge! In diesem Augenblick erhob sich der Priester, der zu Häupten der Leiche gebetet, von den Knien, er erschrak heftig, als er die hohe, vermummte Gestalt und die wilden Geberden der Verzweiflung und des Entsetzens sah; gleichwohl wußte er sich zu fassen, und fragte ihn mit sanfter Stimme, was er begehre?

„Seyd Ihr es, Pater Bernhardus?“ fragte Contarini mit schwankender Stimme. „O, sagt mir, wo ich bin, und was ich sehe, denn ich traue meinen Sinnen nicht.“

„Ihr seht, Graf Contarini,“ entgegnete mitleidsvoll der sanfte Bernhardus, „die entseelte Hülle der edlen Frauen Agnese von Haugwitz, die den schmerzlichen Tod ihres Gemahls und die falsche Nachricht von dem Untergang ihres Verwandten und Freundes d' Almery nicht zu überleben vermochte.“

„Gemahl?“ rief Contarini, und Bernhardus fiel ein, „ja, dies war ein seltnes und mächtiges Walten der Liebe, dunkel und verhängnißreich. Faßt

Euch, edler Graf, nehmt Eure Verhüllung ab, denn an Eurer Stimme habe ich Euch gleich erkannt, und betet mit mir vereint um den Frieden der Todten!"

Ein gellendes Lachen unterbrach des frommen Bernhardus Rede. — „Beten?" rief er, „Friede?" Und er nahte sich wild der entseelten, im Tode noch himmlisch schönen Gestalt, er faßte ihre kalten Hände und drückte sie an Brust und Lippen, er hob das erstarrte Antlitz auf, umschlang Agnes heftig und küßte sie. „Frevler!" donnerte Bernhardus, da ließ er die Leiche wieder sanft auf ihr Lager zurücksinken, und sprach mit hohlen Tönen: „Ich wollte sie aufwecken, und ihr dann den Dolch in das treulose Herz stoßen, und nachher auch mir, aber sie ist meiner Liebe und meiner Rache entrissen; giebt es ein Jenseits, so vollziehe ich das Strafgericht dort!" Mit diesen gräßlichen Worten stürzte Contarini aus dem Zimmer, und eilte durch Nacht und Sturm allein in den Gasthof zurück, hier schloß er sich in sein Zimmer ein, warf sich auf sein Lager, nahm zwei Pistolen, setzte die eine an den Mund, die zweite an das Herz, drückte beide zugleich los, und er war dahin. Eben schlug die Glocke vom Münster die vierte Morgenstunde, und die schmetternden Trompeten des freudiglich über den Rhein gehenden Kaiserlichen Heeres tönten durch die blaue Morgenluft. Lauter Jubel der Straßburger empfing die tapfern Pfälzer, schon freute sich jeder des nahen Abzugs Vaubrun's und seiner Truppen, noch wußte Niemand, daß der bis dahin so kühn und herrlich vertheidigte Platz übergeben sey.

Der trostlose Jammer der Freunde Contarini's, ihre Unentschlossenheit und die schnell sich verbrei-

tende Nachricht von Dachsteins schimpflicher Uebergabe gereichte zum Verderben dieser Jünglinge. Sie wurden, noch rathschlagend, bei Contarini's gräßlich entstelltem Leichnam gefunden, als Prinz Herrmanns von Baden Trabanten in das Zimmer drangen, ihnen ihre Degen abnahmen, und sie gefangen nach Freyburg führten. Mit dem Leichnam Contarini's aber wurde, auf Verwenden des Magistrats von Straßburg, nicht schimpflich, wie Herrmann von Baden es für die Zukunft zum Beispiel erheischte, verfahren, sondern am andern Morgen in der Dämmerung trugen ihn vier Männer verhüllt vor das Thor an die Rheinbrücke, allwo er in aller Stille in eine Grube gesenkt wurde, ohne Ehrenzeichen, Priester, noch Gebet; doch vernahmen die Anwesenden vom Münsterthurm her die Glocke, die des Morgens vierte Stunde schlug, und der das Todtengeläut folgte, welches die Gruftbestattung der reinen Agnes von Haugwitz anzeigte. Dem Leichenzuge der jungfräulichen Wittwe folgten die Edelfrauen und Männer des Lotharingischen Hofes unter Thränen und Gebet, und mochte manche sanfte Seele, eingedenk, daß so eben auch des unglücklichen Contarini irrdische Hülle nun der Mutter Schoos zurückgegeben wurde, eingedenk seiner blühenden Jugendherrlichkeit und so mancher durch ihn und seine Freudigkeit belebten Stunde und seines gräßlichen Endes, hinüberblicken vom Lilien unduftenden Sarge Agnesens nach der Rheinbrücke, und für den Frieden seiner Seele beten.

Der Wunsch des Canfu.

(Einem persischen Mährchen nacherzählt von van der Velde).

Die Morgenröthe brannte hinter den Zedern herauf, welche die dürftige Hütte des Ziegenhirten Canfu beschatteten, und die höchsten Wipfel begannen sich schon zu vergolden. Hell erklang die Jagd des Chalifensohnes Raalkur in dem Gebürge Gabel el Ared. An einer Palme stand Gussarat, Canfus schöne Nichte, und horchte begierig nach dem freudigen Lärm, und ihre schwarzen Augen schienen mit ihren Strahlen die Waldnacht durchdringen zu wollen, um den königlichen Jäger zu erblicken. Da trat Kelanu, ihres Oheims Sohn, nach dem Willen der Eltern ihr künftiger Gatte, zu ihr. Hast du die Ziegen noch nicht gemolken? frug er sie verdrüßlich. Der Vater wird die Heerde bald austreiben.

Aber Gussarat sah in die Ferne und antwortete nicht.

Ungeduldig ging Kelanu noch näher zu ihr hin, und wiederholte seine Frage.

Was kümmern mich Eure Ziegen? rief Gussarat heftig. Melkt sie selbst, wenn Ihr Milch haben wollt.

Das ist wieder so eine Antwort, wie ich sie von dir gewohnt bin, murrte Kelaun. Wenn ich die den Eltern brächte, so würde es dir übel ergehn, aber ich bin besser als du. Ich werde lieber die Ziegen selber melken, damit ich dir Schläge erspare.

Thu, was du willst, antwortete Gussarat kurz.

Und nicht einmal Dank, brummte Kelaun fortgehend. Wenn die schlimme Dirne nur nicht so hübsch wäre, ich hätte ihr schon lange den Handel aufgesagt, aber wenn sie sich nicht in kurzem ganz und gar ändert, so geschieht es doch noch, denn ihr Uebermuth ist unerträglich!

Gussarat hörte nicht auf sein Schelten, sondern blieb stehn an der Palme, immer unverwandt nach der Ferne hinhorchend. Unterdeß kam der Jagdlärm näher. Plötzlich brach ein großer Tiger durch das Gebüsch, aus Pfeilwunden blutend, schäumend vor Angst und Wuth. Mit zwei gewaltigen Sprüngen war er an der erschrockenen Gussarat vorüber. Mit furchtbarem Gebell folgte ihm die Meute der kampflustigen Hunde, Jagdtroß zu Fuß und Roß streifte vorbei, und zuletzt kam auf einem schwarzen Araber ein schöner Jüngling, durch hohe Miene und edle Gestalt, wie durch die Juwelen des Turbans kenntlich.

Allah erhalte den Sohn des Chalifen, unsers Herrn, rief Gussarat, und sank hocherröthend, ihre Hände über dem vollen Busen kreuzend, auf ihre Knice.

Raalkur hielt sein schnaubendes Roß an. Mir ist

sehr heiß, rief er dem knienden Mädchen freundlich zu. Bringe mir einen Becher Wasser, Kleine!

Welches Glück! jauchzte Gussarat, stürzte in die Hütte, und kehrte blitzschnell zurück mit einem Becher voll ihrer besten Ziegenmilch, die sie dem Fürstensohne mit freudefunkelnden Augen auf das Pferd reichte.

Du giebst ja mehr, als ich dich bat, sprach Raalkur, zwischen dem Trinken dem Mädchen gnädig zulächelnd. Dafür möge Dir der Prophet dereinst einen recht guten Mann bescheeren.

Verlegen senkte Gussarat die Blicke zur Erde. Der Tiger hat sich gesetzt, und leistet grimmigen Widerstand, meldete heraukeuchend ein Jäger. Also drauf! rief lustig Raalkur, warf Gussarat den geleerten Becher zu, riß dem Jäger den Wurfspeer aus der Hand, und sprengte fort.

Ach! seufzte Gussarat im thörigen Wahne ihres eiteln, stolzen Herzens, den sie irrig für Liebe hielt, und drückte den Becher, den Raalkurs Lippen geweiht, an Mund und Herz.

Und du stehst noch immer auf der alten Stelle? frug Kelanu, der mit Hamen und Ruder aus der Hütte trat. Jetzt kann ich dir aber nicht mehr helfen, denn ich muß an den Fluß, um zu fischen, und du sollst der Mutter helfen beim Käsemachen.

Das mag ein Geschäft seyn für Canfus Weib! rief das hochmüthige Mädchen den Kopf werfend, die Hände, die den Sohn des Chalifen bedient haben, werden sich nicht damit besudeln.

Der Sohn des Chalifen war hier? frug Kelanu erstaunt.

Allerdings, antwortete Gussarat stolz. Wie von

Mekkas heiliger Staude troffen die Worte der Huld von seinen Rubinlippen, und seine Magd hat Gnade gefunden vor seinen Augen.

Bist du bei Sinnen? frug Kelanu ärgerlich, daß du den Gedanken erhebest bis zu dem Erben des Thrones!

Wenn sich die königliche Zeder hinabneigt zu der niedern Liane, sprach Gussarat begeistert, wie sollte sich diese nicht entflammt fühlen von heiliger Gluth, und sich nicht an dem stolzen Baume hinaufranken mit liebenden Armen.

Nun ist der Narrheit genug! rief Kelanu entrüstet. Der Thronfolger ist ein schöner Jüngling und einst unser Herr, und du bist eine hochmüthige, mannstolle Dirne, das ist der Schlüssel zu deinem thörigen Geschwätze. Dergleichen unsinnige Träumereien mußt du den Abschied geben, wenn aus uns noch jemals ein Paar werden soll!

So meinst du wirklich, erwiederte Gussarat verächtlich, daß ich mich je an einen niedrigen Ziegenhirten wegwerfen werde, so plump von Gestalt als roh von Sitten?!

Sey ganz ruhig, schrie Kelanu wüthend. Vor dieser Schmach bist du sicher, dein Leben lang. Der niedrige Ziegenhirt achtet sich viel zu gut für dich. Fluch und Verderben über mich, wenn ich dir je die Hand reiche zum Ehebunde. Bei meines Vaters Bart! Ehe ich mich zwingen lasse, dich heim zu führen als mein Weib, ehe fliehe ich aus dem Hause meiner Geburt zu den räuberischen Stämmen der Wüste, und nimmer soll Kelanus Stimme mehr der Wiederhall nachrufen in dem Gebürge Gabel el Ared!

Er stürzte fort, von Gussarats Hohngelächter begleitet. Da rief in der Hütte Huadir, Cansus Weib, mit zornigem Tone den Namen der lässigen Nichte.

Verhaßtes Joch der Knechtschaft, sprach diese, wann wird es mir gelingen, Dich abzuwerfen! schickte noch einen sehnsüchtigen Blick nach dem fern verhallenden Jagdgetöse, und ging unmuthig in die Hütte.

Finster kam der alte Cansu mit seiner Ziegenheerde hinter der Hütte hervor. Er hatte den letzten Wortwechsel zwischen seinem Sohne und seiner Nichte mit angehört, und tief bekümmert trieb er seine Thiere nach der Weide am Ufer des Bergstromes. Aus den beiden wird nimmermehr ein Paar! grollte er für sich. Die ungestüme Hitze meines Buben und der Hochmuth der Närrinn, Feuer und Wasser! Zwei Elemente, die sich ewig hassen, und sich vernichten bei der erzwungenen Vereinigung! So murrend ging er immer fort hinter den Ziegen her, bis er endlich bei dem Strome anlangte, der sich dort mit donnerndem Gebrause von dem Felsen in die Tiefe stürzte, an den untern Klippen zerstäubend, sich in weiße Schaummassen auflöste, und dann, noch zitternd und wogend von dem gewaltigen Falle, zwischen den hohen Steinufern fortrauschte.

Die Heerde breitete sich aus auf der fetten Kräuterweide, und Cansu setzte sich auf einen großen Stein am Ufer, starrte ärgerlich in die vorbeifließenden Gewässer, und sah den Schaumhügeln zu, die, je weiter sie sich vom Falle entfernten, je kleiner wurden, und endlich ganz verschwanden.

Das sind die Wünsche und Gebete der armen Sterblichen! sprach er bei sich. Je länger der Lebensstrom fließt, desto bescheidner werden sie, und versinken endlich ungehört und unerfüllt. Diese Verbindung war meine letzte Hoffnung, der einzige Wunsch, der mir übrig geblieben war von tausend vereitelten, der einzige süße Tropfen, den ich mir aufbewahrt für die Neige des herben Lebensbechers. Der Gedanke war so freundlich, so natürlich, daß mein Sohn die Tochter meines guten Bruders ehelige, daß dann die beiden Kinder, durch doppelte Bande verknüpft, die liebevollen Pfleger meines Alters würden. Wie oft habe ich mich in den Staub gedemüthigt vor Allah, und mit Inbrunst zu ihm gefleht, um ihm endlich Gewährung abzuringen. Umsonst! Er will *seinen* Willen! Was kümmert ihn das Gebet eines armen Ziegenhirten, wie könnte ihn der Dank erfreuen, der aus der dürftigen Hütte des Canfu zu ihm emporsteigen würde! Auf seinem goldnen Throne sitzend, von den Engeln des Himmels und den Völkern der Erde gefeiert, lächelt er spöttisch auf den niedern Wurm herab, der sich einbildete, auch einmal etwas wollen zu dürfen, der es wagte Gehör zu hoffen für das liebste seiner Gebete!

Während Canfu also mit dem Himmel rechtete, wurde er einen nackten Menschenkörper gewahr, den der brausende Strom mit sich daherriß. Nachdem er mit dem Wasserfall herabgestürzt war, schwamm er auf der Wasserfläche ruhig, ohne ein Zeichen des Lebens. Canfu, dessen Herz wohl trotzig und verzagt, aber nicht böse war, konnte das nicht sehen, ohne helfen zu wollen. Er stieg hinab in den Strom, und sich an

einer Uferklippe festhaltend, streckte er seinen gekrümmten Hirtenstab nach dem heranschwimmenden Leichnam aus. Es gelang ihm, diesen zu fassen und heran zu ziehn, worauf er ihn vollends an das Ufer brachte.

Es war der Körper eines wunderschönen Frauenzimmers, mit dem Bleichgelb des Todes übergossen, mit geschlossenen Augen, und einer Miene, deren feindliche Kühnheit Canfu zurückstieß, so vollendet schön die Formen des Gesichtes waren. Der ehrbare Canfu warf sein Obergewand auf die reizende Leiche, und blieb rathlos bei ihr stehn, weil ihn eine geheime Scheu abhielt, ihre Wiederbelebung zu versuchen. Doch kaum hatte die Sonnenwärme und Canfus Gewand das Wasser von dem Körper abgetrocknet, als diesen eine sanfte Röthe überzog. Plötzlich richtete sich die schöne Gestalt auf, und öffnete die schwarzen, blühenden Augen, aus denen ein Blick auf Canfu schoß, vor dem dieser erschrocken zurückwich, da es ihm nicht klar war, ob Dankbarkeit für die Rettung oder lächelnder Hohn daraus sprach. In dem Augenblicke breiteten sich leichte, duftige, schimmernde Flügel von ihren Schultern aus, und gleich dem Adler, der nach der Sonne fliegt, stieg die schöne Unbekannte in die Luft empor.

Mit großen Augen starrte Canfu ihr nach. Sie flog dem Felsen des Wasserfalles zu, und umkreiste dort die Gipfel des Gebürges, als ob sie einer Beute auflauere. Da erschien ein anderes geflügeltes Wesen in der Luft. Wüthend griff die weibliche Gestalt es an, aber nach kurzem Kampfe bezwungen, stürzte sie von neuem in den Strom, und zum zweitenmal rissen

seine Fluthen sie den Wasserfall herab und Ganfus Retterhand entgegen.

In schweigendem Erstaunen zog Ganfu den Körper abermals heraus, der, nachdem er trocken geworden, wie das erste Mal auflebte und in unsterblicher Jugendschöne, mit den leuchtenden Fittigen, vor dem Ziegenhirten stand.

„Es ist vergebens, sprach das wunderbare Weib mit einem bösartigen Lächeln, es ist vergebens, gegen eine Macht zu streiten, die mir überlegen ist. Ohne deine Hülfe war ich verloren, denn meine Natur ist so beschaffen, daß, während das Taggestirn die Erde beleuchtet, das Wasser mein Wesen aufzulösen vermag. Ich bin Geiwäraha, von dem Geschlecht der kühnen und freien Geister, die es wagen, Salomons Siegel und Muhameds Geboten nicht zu gehorchen. Meine einzige Lust ist: dem Willen des Propheten zu widerstehn. Du sahst mich so eben im Kampfe mit einem seiner Sklavengeister. Der Boshafte, der die Unvollkommenheit meiner Natur kannte, wählte absichtlich diesen Ort zum Angriff, und stürzte mich in die Fluthen, in der Hoffnung mich zu zerstören. Ich wußte aber jemanden in der Nähe, zu meiner Hülfe bereit, und unzufrieden mit Allah, der sein Gebet nicht erhören will. Was Er dir versagt, Ganfu, das will ich dir gewähren, sobald du nur einwilligest, denn meine Macht ist beschränkt, und ich darf den Menschen ohne ihre eigene Zustimmung weder helfen noch schaden.

O reizender Geist! erwiederte Ganfu in thöriger Freude. Du hast meine volle Einwilligung. Vereinige nur meinen Sohn Kelann durch das Band

der Ehe mit Gussarat, meiner Nichte, und ewig will ich deinen Befehlen gehorchen!

So kehre getrost in deine Hütte zurück, rief Geiwäraha mit einer Miene voll höhnischen Triumphes, denn die Erfüllung deines Wunsches hat bereits begonnen.

Und der Geist spannte seine Flügel aus, und flog in die Höhe und mit einem Gefühl aus Grauen und Reue gemischt, stürzte Canfu auf sein Angesicht nieder.

Als die Sonne hinter dem Gebürge versank, kehrte Canfu mit der Heerde zu seiner Hütte zurück. Huadir, sein Weib, kannte das Blöken der Ziegen, und eilte ihrem Manne entgegen. Wo ist Kelanu geblieben? frug sie ihn erstaunt.

Kelanu ist nicht mit mir gegangen, antwortete Canfu befremdet. Ich hatte ihm geboten im Flusse Fische zu fangen zur Abendkost.

Das weiß ich wohl, versetzte Huadir. Er hat auch sein Geschäft ausgerichtet, aber nachher ging er fort, dich zu suchen, als die Sonne noch in den Thälern war.

Canfu erschrak über diese Worte, denn er erinnerte sich, daß es um diese Zeit gewesen, da er dem Geiste Geiwäraha seine Einwilligung gegeben.

Wäre er vielleicht ausgegangen ein Reh zu schiessen? frug er bekümmert, oder ist er bei Gussarat?

Bogen und Köcher hängt ruhig in der Kammer, antwortete Huadir, und Gussarat, die heute zu keiner andern Arbeit zu brauchen war, muß fleißig

ſpinnen in der Hütte. Ihre Geſellſchaft ſucht er gewiß nicht. Eher glaube ich, daß er fortgegangen iſt, ſie zu vermeiden.

Das iſt ein großes Unglück! jammerte Canfu und rang die Hände.

Wie kommſt du mir vor, Canfu? frug Huadir. Soll das verzagte Weib den muthigen Mann tröſten? Iſt doch der Burſche alt genug und der Gebürgswege kundig. Hätte er ſich auch verirrt, er wird ſich ſchon wieder herzufinden. Komm zum Abendeſſen. Dem Landläufer wollen wir ſeinen Antheil aufheben.

Sie ging hinein. Troſtlos blieb Canfu ſtehen. Ich habe in mein eigenes Unglück gewilligt, klagte er, und Geiwáraha hat mir die einzige Freude meines Herzens geſtohlen! O, großer Prophet, ſieh meinen Kummer, und ſtrecke deinen mächtigen Arm aus zu meiner Hülfe! Aber ach, ich darf dich nicht anrufen, denn ich habe mich mit deinen Feinden verbündet, und mit Recht haſt du mich verlaſſen!

Ruhelos war Kelanu unterdeß in den Bergen herumgeſchweift. Wohlbekannt in den Thälern und Felſen des Gebürges, in dem er geboren war, wußte er auch alle die Kerbe zu finden, die ſein Vater hier und da in Steine und Baumſtämme gehauen hatte, zu Merkzeichen in den verſchlungnen Bergſteigen, aber heute ſchien ihn ſeine Kenntniß zu verlaſſen. Lange war er herumgewandert, ohne den Weideplatz am Strome finden zu können, und als endlich die Nacht hereinbrach, hatte er den Weg

völlig verloren, und stand auf einer dürren, unfruchtbaren Haide, von allen Seiten mit hohen Felsen umgeben.

Da ward ihm bange an dem unbekannten, unheimlichen Orte. Sein Vater, verwildert durch das wüste Waldleben und durch manche Sorge, hatte nichts gethan für seine junge Seele. Er war roh herangewachsen, gleich den Thieren des Gebürges. Er wußte nichts von höheren Dingen, und kannte keine Macht, die er anrufen konnte in den Stunden der Noth. Da schrie er laut den Namen: Canfu, und bat ihn um Rettung aus dieser Wüstenei! Aber Canfu hörte ihn nicht, der Vater hatte seinen Sohn dahingegeben, und Muhammed wollte den nicht retten, der nichts von ihm wußte.

Jetzt brach mitten auf der Haide eine kleine blaue Flamme aus der Erde hervor. Sie wuchs mit jedem Augenblicke, und loderte endlich hoch empor, gleich einer feurigen Garbe; und zugleich erhob sich ein Sturmwind, der um die Felsengipfel heulte, aber die Mitte der Haide konnte er nicht erreichen, wo Kelanu stand und die blaue Feuergarbe brannte.

Und hoch in der Luft ertönte ringsum ein gräßliches Geschrei und Geheul und Gezisch, das immer näher kam, und sich endlich niedersenkte auf die Haide, und ein Gewimmel geflügelter luftiger Gestalten umgab jetzt das Feuer, und Kelanu sah sich rings eingeschlossen von dem fürchterlichen Geisterkreise.

Da schwebte ein schönes Weib aus der Menge

hervor, und ergriff mit einem Blicke voll wilder Freude Kelanus zitternde Hand.

Ihr freien Geister, sprach sie zu ihren Genossen, seht hier in Eurer Mitte einen Jüngling, der unserer Macht anheimgefallen ist. Sein Vater hat sich unserer Herrschaft unterworfen, und Kelanu ist den Verächtern Muhammeds übergeben. Laß uns daher sehn, königliches Geschlecht: wie weit das menschliche Herz fähig ist, in den kühnen Grundsätzen unterrichtet zu werden, vor denen die knechtischen Jünger des Propheten von Mekka zittern!

Ein Gemurmel, gleich dem ersten Grollen des Erdbebens, drückte den Beifall der wüsten Versammlung aus, indem krachte ein Donnerschlag, und in einem Blitze erschien ein fürchterliches Wesen in der Mitte der Geister. Riesig über sie emporragend, schwang es die dunkeln ungeheuern Flügel, sein wildes Gesicht trug zugleich den Stempel der Größe und Verworfenheit, und seine unruhigen Augen leuchteten von einem innern gräßlichen Feuer und schossen ihre Strahlen im Kreise herum.

Allahoara! heulten die Geister und warfen sich nieder auf ihr Angesicht, ihrem aufrührerischen Anführer die Huldigung darbringend, die sie dem Herrn des Himmels und der Erde verweigerten.

Bebend wie das Laub der furchtsamen Espe, näherte sich die freche Geiwáraha dem gewaltigen Gebieter, und nöthigte Kelanu seine Kniee vor ihm zu beugen.

Ich weiß, was du gethan hast, Geiwáraha, sprach Allahoara mit einer Stimme, die dem fernen Gebrüll des Löwen glich, und ich lobe deine

Sorgfalt und Treue für unsere Sache. Nimm zum Lohne das Amt einer Erzieherin bei dem Jünglinge. Bringe ihn in unsern Pallast im Mittelpunkte der Erde, führe ihn durch alle Schulen unsers Geschlechtes, laß ihn in allen den Künsten unterweisen, die er zu den Thaten bedarf, welche wir von ihm fordern werden, und mache ihn zu einer brauchbaren Geißel der elenden Sklaven des stolzen Muhammed.

Die Worte waren kaum verklungen, da rauschte es rings in der Luft, wie eine Hagelwolke, die, vom Sturme gepeitscht, davoneilt. Blitze zischten, Donner rollten. Allahoara war verschwunden mit seiner Rotte. Fürchte dich nicht! mahnte Geiwäraha den Jüngling, den sie fest umschlang mit ihren Armen. Unter ihrem mächtigen Fußstoße bebte der Boden, die Gipfel der Felsen zitterten von der gewaltigen Zauberei, und das Thal sank mit der unglücklichen Beute der Geister hinunter in die grause Tiefe.

Mit einem Erdstoße setzte sich das hinabgesunkne Thal fest in dem Innern der Erde, und von allen Seiten öffneten sich die Felsen, die es umgaben, rauhe und unregelmäßige Bogen und Gänge bildend, die den Blick frei ließen in weite Säle und Gewölbe. Geiwäraha führte den erstaunten Kelanu in einen langen Saal, von tausend Kerzen erleuchtet, deren Schein hohe Spiegelwände zurückwarfen, daß ein Glanz, dem Sonnenlicht ähnlich, die Augen des Jünglings blendete. Hier hingen in langen Reihen die herrlichsten Kleider aus allen Zonen der Erde:

des kultivirten Europäers gekünstelte, entstellende und beschwerliche Tracht, des Asiaten bequeme, großartige Pracht, und der bunte Fell- Feder- und Muschelschmuck der wilden Nationen.

Das dürftige Gewand, das du trägst, ist deiner unwerth, sprach Geiwäraha. Wähle hier nach deinem Geschmack, und scheue dich nicht das köstlichste zu wählen. Was deinem Herzen gelüstet, ist dein.

Lange betrachtete Kelanu mit Neugier und Lust den bunten Schimmer der Farben und Metalle und Edelsteine, streckte unentschlossen die Hand bald dahin, bald dorthin aus, und gelangte über der Menge der Herrlichkeiten, unter denen er zu wählen hatte, zu keiner Entscheidung.

Nimm diese Sultanskleider, sprach Geiwäraha, als sie seine Unentschlossenheit wahrnahm. Sie sind berechnet für einen hohen, kräftigen Wuchs, und sprechen zugleich deine künftige Bestimmung aus. Denn der Liebling unsers Geschlechtes ist geboren zum unumschränkten Beherrscher der Menschen.

Mit geheimem Entzücken warf sich Kelanu in den Kaftan von himmelblauer Seide, von Gold und Saphiren strahlend, und drückte sich den weißen, perlengeschmückten Turban, aus dessen Diamantenkleinod ein stolzer Reiherbusch emporstieg, in die Stirne.

Du bist noch schöner, als ich glaubte, rief Geiwäraha mit lüsternen Blicken, deine Jugend strahlt in diesem Schmucke mit wahrhaft göttlichen Reizen! Eilig führte sie den Jüngling vor die nächste Spiegelwand, die ihm seine volle Gestalt entgegenwarf. Erschrocken und entzückt betrachtete er sein glänzendes Bild in dem klaren Krystalle, und bekannte sich im

Stillen, daß ihm Geiwáraha nur Gerechtigkeit wiederfahren lasse. Weit öffnete sich sein Herz, und die Eitelkeit zog zuerst hinein mit ihrem Gefolge und rüstete und beschickte es für den Empfang der gewaltigen Mächte, die ihr nachfolgen sollten.

Du mußt ermüdet seyn, sprach jetzt Geiwáraha, von der langen ruhelosen Wanderung im Gebürge und von allem, was sich seitdem mit dir zugetragen. Darum stärke dich durch einen kurzen Schlaf zu herrlichen, nie geahnten Genüssen und zu einem Unterricht, der dich spielend das lehren soll, was die armen führerlosen Sterblichen in einem Menschenalter nicht begreifen lernen.

Sie führte ihn in ein Nebengemach, wo ihm unter einem prächtigen Baldachin ein köstliches Sopha die hohen seidenen Polster entgegenblähte. Eine Lampe, die in einer Vase von rothem Krystall brannte, goß ein freundliches Abendroth auf die Schlummerstätte herab. Kelanus Sinne umschleierten sich und er sank auf das Lager nieder. Schlummre sanft, und die Mächte der Erde hüten deinen Schlaf, flüsterte Geiwáraha, und verschwand. Eine sanfte Musik ertönte aus der Ferne, immer schwächer und schwächer, und als sie verstummte, war Kelanu entschlafen.

Aber sein Schlaf war nicht traumlos. Es dünkte ihm: er sehe seinen Vater Canfu auf dem Gebürge Gabel el Ared. Sein Gesicht war finster, wie der schwarze Abgrund der Felsenkluft, seine Stimme glich dem Brausen des zornigen Meeres, wenn es gegen Klippen brandet. Er schalt seinen Sohn wegen seiner schönen Kleidung und befahl ihm, sein Hirtengewand wiederanzuziehn, und den verirrten Ziegen

nachzusehen auf den Berggipfeln. Empört über die unwürdige Zumuthung, widersprach Kelanu. Drohend hob Canfu den Hirtenstab gegen ihn. Furcht und Zorn weckten den Jüngling, und als er die Augen aufschlug, stand Geiwáraha vor ihm, ein listiges Lächeln auf dem schönen Gesichte.

Voll von dem Gegenstande, mit dem er sich so eben beschäftigt, erzählte ihr Kelanu seinen Traum. Alberner Vater! rief sie spottend, erbärmlicher Canfu! Soll Kelanu, der Schützling der Geister, Geiwárahas Auserwählter, auf die Thorheiten eines kindischen Greises achten, und wieder an den armen Canfu denken? Nein, Jüngling, verachte die Lehren, die dir je dieser nichtswürdige Ziegenhirt gegeben, und denke nicht mehr an die einfältigen Ermahnungen deiner unwürdigen Eltern. Kelanu wurde geboren zu herrschen! Wie darf denn ein künftiger König hören auf die Lehren der Armuth und Einfalt?!

Und sie führte Kelanu durch einige weite Hallen und lange Gänge in einen hohen herrlichen Saal. Hier umringte ihn eine Schaar schön gekleideter Jünglinge mit großer Freude und demüthigen Begrüßungen, und nachdem sie seine Gestalt, seinen Anstand, seine Kleidung nach Kräften gepriesen, riefen sie ihn jubelnd zum Sultan ihrer Vergnügungen für diesen Tag aus, und geleiteten ihn wie im Triumphe zu einem goldnen Sessel, der unter einem Thronhimmel stand.

Ein schwelgerisches Mahl wurde aufgetragen, und die bunteste Unterhaltung rauschte um die Tafel. Uebertriebene Lobpreisungen, die jedes Wort Kelanus

begleiteten, giftiger Witz, der die Gegenwärtigen tückisch verletzte und die Abwesenden schonungslos zerriß, scharfsinnige und lustige Lästerungen Allahs, wollüstige Anspielungen und Erzählungen, die der unschuldige Kelanu nur zu schnell verstehn lernte, würzten die Speisen, und jetzt gingen krystallne Pokale in die Runde, in denen der edelsten Weine Gold und Purpur funkelte, bedenklich zögerte Kelanu, den Becher zu nehmen, aber der Tischgenossen Gelächter bestrafte ihn sogleich dafür.

Du denkst doch wohl nicht gar an das Verbot des elenden Muhammed? frug ihn sein Nachbar. Hast du vergessen, daß du ihn abgeschworen und einem größern Herren angehöreſt? Was die Erde giebt, ist zu unserm Genuß da, und der wäre wohl ein tausendfacher Thor, der dürsten wollte, wenn sich ihm der Becher darbietet, aus dem er Kraft und Lust trinken kann, und neue Kraft zu neuer Lust!

Dieser Grund schien der Begierde Kelanus unwiderlegbar. Er leerte den Becher mit raschen Zügen, und bald brannten seine Wangen von ungewöhnlicher Gluth, und seine Augen blitzten von wildem Verlangen nach einem Gegenstande, den er noch nicht kannte.

Da ertönte plötzlich der Zymbeln und Flöten lieblicher, freudiger Klang, und vierundzwanzig junge Sklavinnen tanzten in den Saal. Blumenkränze schmückten die Rabenlocken, die, auf den vollen Busen herabfließend, seinen Schnee noch blendender hervorhoben, und aus den blühenden Gesichtern lachten große, dunkle, schelmische Augen, welche lü-

ſtern und verführeriſch nach der Tafelgeſellſchaft blickten. Noch reizender erſchienen die ſchönen Formen in den verſchiedenen Stellungen und Wendungen des künſtlichen Tanzes, der mit jedem Tackte wolluſtathmender wurde.

Freut dich das Leben unter Geiwáraha's Führung? flötete eine ſüße Stimme neben ihm, und eine heiße, weiche Hand drückte ſanft die ſeine. Er blickte zur Seite, und Geiwáraha ſelbſt, in der Tracht der Tänzerinnen, nur unendlich reizender durch unſterbliche Geiſterſchöne, ſaß neben ihm, und ihre dunkeln Augenſonnen brannten tief in ſein Herz.

Ach, Geiwáraha! ſeufzte er, den Händedruck erwiedernd, und ſank, berauſcht von Wein und Sinnlichkeit, an den Buſen des Geiſtes.

Fort! flüſterte Geiwáraha leiſe in den Saal hin, und wie vom Sturmwinde gefaßt, verſchwanden Tafelgäſte und Tänzerinnen aus dem Saale, und die ſchimmernde Kerzenpracht wich einem ſanften Mordenlichte.

Geiwáraha! ſeufzte Kelanu, und hob ſeine Augen zu ihr empor, und furchtſam näherten ſich ſeine Lippen den ihren.

Geiwáraha, ſprach er kühner und ſchloß das ſchöne Geſpenſt in ſeine Arme.

Ganz mein! rief ſie mit wilder Gluth! Aber dabei funkelte es in ihrem Blicke ſo feindlich und grimmig, daß Kelanu entſetzt zurückfuhr und ſich mit der Kraft der Angſt aus ihren Armen riß.

Aus deinen Augen funkelt das Feuer der Hölle! ſtammelte er, du biſt nicht geſchaffen für die Um-

armung eines Sterblichen! Blöder Thor! sprach sie lächelnd, und streckte noch einmal die Arme nach ihm aus.

Jetzt kommt mir die Erinnerung, rief Kelanu, die Hände wie zum Schutz vorhaltend. Du bist ein böser Geist, du liebst mich nicht, du willst mich nur verderben, hebe dich weg von mir!

Kindisches Kind! sprach sie mit Hohngelächter. Du bist noch nicht reif für meine Liebe. Dein Gemüth, durch eine elende Erziehung verwöhnt, ist noch zu weichlich. Es muß erst gestählt werden durch die Unterweisungen unserer Meister, bis du dahin gelangst, daß du nichts mehr fürchtest, nicht einmal Allahs rächenden Donner!

In einer kleinen Hütte, der Behausung des Mangels und der Unsauberkeit, stand Geiwäraha mit Kelanu. Eine alte gräßliche Hexe, um deren gelbe schmutzige Knochenhaut nur noch einzelne ekelhafte Lumpen hingen, kam an einer Krücke herbeigehinkt, und betete demüthig an vor der schönen Geiwäraha.

Ich will diesen Schüler einige Zeit bei dir lassen, Morad, sprach der Geist. Unterweise ihn in deinen Künsten, und mache ihn zu einer brauchbaren Ruthe für das menschliche Geschlecht.

Morad erhob sich von ihren Knieen, schielte Kelanu mit ihren Triefaugen hämisch an, hob plötzlich die Krücke auf, und schmetterte ihn mit einem gewaltigen Schlage über das Haupt zu Boden.

Als er von der Betäubung zu sich kam, sprang

er entrüstet auf. Er war mit Morad allein, Geiwäraha hatte ihn verlassen.

Stirb von meiner Faust, Ungeheuer! schrie er, und wollte über die Hexe herfallen; aber sie berührte ihn grinsend mit ihrer Krücke, und der Muth wie die Kraft ihr zu schaden, war bei ihm verschwunden, und eiskalt rann das Blut in seinen erschlaffenden Adern.

Herunter mit der Narrentracht, Bursche, keifte die Hexe, herunter damit, und nimm den Krug und hole mir Wasser aus dem Sumpfe dort.

Noch einmal regte sich in Kelanu die Lust zum Widerstande. Aber Morad hob die Krücke und da es ihm schon klar geworden, daß er hier der schwächere war, so nahm er gehorsam, den schönen Turban vom Kopfe, zog den herrlichen Kaftan aus, ergriff den Krug, und brachte ihn bald zurück, mit dem Schlammwasser des Sumpfes gefüllt.

Iß! sprach Morad gebieterisch, ihm ein Stück stinkendes Fleisch reichend. Kelanu hatte schlechte Lust dazu, aber ein drohender Blick des Scheusals und die Achtung vor ihrer Krücke drang ihm die abscheuliche Speise auf, und er verschlang sie, grimmig auf seine Quälerin blickend.

Diese kauerte sich während der Mahlzeit ihm gegenüber auf die Erde. Der Unterricht der Armuth und Unterdrückung ist mannichfaltig, belehrte sie ihn ruhig. Er macht den Menschen barmherzig oder grausam. Er lehrt den niederträchtigen Schooßhund sich schmiegen und kriechen, und den Rachen des Tigers läßt er dampfen von Mord und Blut.

Des Tigers Loos sey das meine, erwiederte zor-

nig Kelanu, wenn du nur das erſte Opfer meines Grimmes wirſt.

Der Morad Seegen, welcher Fluch iſt, begleite dich! ſprach die Hexe mit einem tückiſchen Beifallslächeln, erhob ſich auf ihrer Krücke, und faßte eine Hand mit ihrer naßkalten Knochenfauſt.

Willſt du mich wieder zu Geiwäraha bringen, frug Kelanu mit wehmüthiger Sehnſucht, aber das lebendige Gerippe ſchüttelte ſeinen Todtenſchädel, und zog den Jüngling mit ſich fort, bis an den Schlund einer Felſenhöhle, die voller Leichname lag.

Dem Tode keck in die Augen ſehn, kreiſchte die Hexe, das bewährt den Muth des Mannes. Lerne es, Kelanu. Dieſe Höhle iſt deine Ruheſtätte für dieſe Nacht.

Nimmermehr! rief Kelanu ſchaudernd, und wollte entfliehn. Aber Morad ergriff ihn bei den dunkeln Locken, ſchleifte ihn daran in die Höhle, und ſchleuderte ihn auf die Leichen. Dann murmelte ſie einige unbekannte Worte, und hinkte davon.

Kelanu wollte ihr folgen, aber ihr Zauber hielt ihn in der Höhle zurück. Schrecklich quälten ihn Furcht und Entſetzen und Ekel, aber dieſe Gefühle wurden immer ſchwächer, je länger er ſich in dem ſcheußlichen Aufenthalte befand, und die allmächtige Gewohnheit machte ihm endlich dieſen Anblick ſo erträglich, daß er dazu gelangte, die Ermüdung zu fühlen, die ſich mit dem Bedürfniß des Schlafes bei ihm einſtellte. Er ſah ſich in der Höhle nach einer bequemen Lagerſtätte um, und da er keine fand, ſo bereitete er ſich aus zwei Leichen, die er über einander ſchichtete, ein Ruhekiſſen für ſein

Haupt, legte ſich getroſt darauf nieder, und ſchlief bald ein.

Als er erwachte, ſtand Morad und Geiwäraha am Eingange der Höhle. So iſt es recht, grinſte die Hexe. Du machſt meiner Erziehung Ehre, Kelanu. Wer alſo zu ſchlafen vermag, für den iſt jedes Schrecken der Erde nur ein Spiel.

Hat Kelanu ſeine Lehrzeit ausgeſtanden? frug Geiwäraha.

Ja, antwortete Morad. Sein Herz iſt nunmehr gehörig gehärtet, durch Elend und Grimm und Entſetzen, und empfänglich für die Lehren des Betruges und der Heuchelei.

Geiwäraha ſtand mit Kelanu vor einem alten Thurme. Ein ſchlau blickender Greis in einem braunen Derwiſchgewande, mit einem langen Silberbarte, einen groſſen Roſenkranz am Gürtel, trat aus der Pforte.

Nervan, du Freund unſers Geſchlechtes, ſprach Geiwäraha. Nimm dieſes Küchlein unter deine Flügel, und unterweiſe es in den Künſten, die dich reich gemacht haben und geehrt unter den einfältigen Sterblichen.

Demüthig verbeugte ſich Nervan, und Geiwäraha verſchwand.

Kelanu trat mit dem Greiſe in deſſen gewölbte Zelle. Hohe eiſerne Kaſten, mit ſieben Schlöſſern verwahrt, und Schränke mit Rechnungsrollen gefüllt, ſtanden an den Wänden umher. Auf einem Marmortiſche in der Mitte des Gemaches lag ein gro-

ser Haufen Goldstücke, eine Goldwage, einige Feilen und anderes Geräthe.

Siehe hier deine erste Arbeit, junger Mensch, sprach Nervan, Kelanu zu dem Marmortische führend. Die Goldstücke dieses Haufens beseile rund um, bis du ihr Gewicht um so viel gemindert hast, daß sie diesen Musterstücken gleich wiegen. Mit diesem stählernen Nädchen giebst du ihnen dann den genommenen Rand zurück. Sey fleißig und geschickt, und liefere die Feilspäne treulich an mich ab.

Was machst du aber mit den beseilten Goldstücken? frug Kelanu, sich gehorsam an die Arbeit setzend.

Ich gebe sie als vollwichtig aus, antwortete Nervan, lächelnd über die treuherzige Frage.

Geht denn das so an? frug Kelanu, der sich in diesem Augenblicke dunkel daran erinnerte, was ihm sein Vater über den Betrug im Handel und Wandel gesagt hatte.

Es ist ein Tribut, den der Weise erhebt von der Einfalt seiner Mitwelt, belehrte ihn Nervan, und frug dann: Kannst du schreiben? Es thut auch weiter nichts, sagte er, als Kelanu die Frage verneinte. Zu dem Geschäft, wozu dich Geiwáraha bestimmt hat, hast du es nicht unumgänglich nöthig. Du hättest mir blos in einer Schuldverschreibung die Zahlen ein wenig abändern sollen, denn meine Augen werden schon schwach. Aber ich werde mich dießmal schon selbst darüber machen.

Und er setzte sich sogleich an einem andern Tisch zu dieser Arbeit nieder, kratzte auf dem Pergamente mit einem Messerchen aus, was ihm nicht taugte, schrieb

dafür hinein, was ihm gut schien, brummte bei diesem Geschäft eine Sura des Korans in den Silberbart, und Kelanus Feile, die die Goldstücke benagte, begleitete die erhabenen Prophetenworte mit ihrem eintönigen Geräusch.

Du schreibst also mehr in den Schuldschein, als darin steht? frug Kelanu nach einer Weile den Alten.

Allerdings, erwiederte Nervan, das Gegentheil wäre eine elende Abänderung!

Wenn dich aber nun der Schuldner der Verfälschung anklagt vor dem Richter, wendete Kelanu ein, da bestehst du ja mit Schanden.

Dann, antwortete Nervan, lege ich meine Hand auf den Koran, oder worauf es sonst dem Richter beliebt, und schwöre, daß der böse Zahler gelogen hat.

Ein falscher Eid? rief Kelanu entsetzt.

Thor! schalt Nervan. Was ist ein Eid? Die Anrufung eines Wesens, von dessen Daseyn wir so gut als nichts wissen, zur Zeugschaft über eine Thatsache, von der dieß Wesen nichts weiß. Ich bin alt geworden, aber niemals habe ich gesehen, daß Allah den Meineidigen gestraft hätte. Und wäre ja noch ein Bedenken dabei, so giebt es auch dafür Rath. Du denkst dir bei dem Eidschwur andere Worte, als du aussprichst. Die ausgesprochenen Worte sind für den Richter und für den Gegner, die gedachten beruhigen dich, und so ist allen geholfen.

Die Feile und die Worte des Korans summten von neuem durch die Zelle. Wozu plagst du dich aber in deinen alten Tagen mit so schlechten Künsten? frug Kelanu, ärgerlich über die langweilige Beschäftigung. Ich dächte

doch: An den Eisenkisten, die ich hier sehe, hättest du genug dein ganzes Leben lang.

Da hast du einen sehr unrichtigen Gedanken ausgesprochen, mein Sohn, erwiederte Nervan. Der Mensch hat nie genug, und des Goldes kann er nie zu viel haben. Das Gold ist der eigentliche Muhammed der gebildeten Welt, weil der Eigennutz ihr Allah ist. Gold ist das einzige Ding hienieden, das einen wahren bleibenden Werth hat. Freilich darf man es nicht, wie einige blödsinnige Thoren thun, in den Kasten schließen, und darüber wachen, gleich dem hehren Greif über den Zauberschätzen, die er nicht genießen kann. Nein, man muß es aussenden, und arbeiten lassen in der Welt, damit die ausgeflogenen Tauben neue Gefährten mitbringen aus fremden Schlägen, und so immer vorwärts schreiten und Zinsen auf Zinsen häufen, bis die irrdische Allmacht errungen ist; denn der wirklich Reiche ist der König der Erde, und für Gold ist sie ihm feil mit allen ihren Schätzen.

Mit allen? frug Kelanu erstaunt.

Mit allen! fuhr Nervan fort. Alles, was nur möglicher Weise verkauft werden kann, ist für Gold zu haben. Für Gold überläßt sich die Schönheit den Umarmungen eines Pavians, für Gold spricht der Kadi dir Recht, spricht der Iman dich selig. Gold öffnet dir den Divan, wie das Harem des Chalifen, für Gold kannst du Ehrentitel und Ehrenzeichen haben, zu jedem Preise und von jeder Güte. Herrschaft über Meer und Länder wird zwar mit einer andern Münze bezahlt, mit Menschenblut, aber Menschenblut steht wieder zu guten Preisen feil in allen Welttheilen und ein Wechsler, der sein Geschäft recht ver-

ſteht, kann ſich in kurzer Zeit bis zum Gebieter der Erde hinaufwuchern.

Du willſt mir einwenden, ſprach Nervan eifrig zu dem kopfſchüttelnden Kelanu, daß man noch keinen Juden oder Armenier findet auf einem der Throne Europas oder Aſiens. Das iſt blos ein ſchlauer Kunſtgriff, erſonnen von der Weisheit dieſer Männer. Zufrieden mit der Macht, überlaſſen ſie den Sultanen und Chalifen großmüthig die äußern Zeichen derſelben, und herrſchen auf dieſe Weiſe gewaltiger und ſicherer, als ſie herrſchen würden mit der oft ſo unbequemen Krone auf dem Haupte.

Die vortreffliche Vorleſung wurde unterbrochen. Ein vierſchrötiger Kerl mit einem koloſſalen Turban und breitem Säbel, von zwei andern mit Beil, Stab und Geißel ausgerüſteten Gefährten begleitet, trat in das Gemach und brummte: Mich ſchickt der Kadi.

Dieſer Mann kommt wie gerufen! ſprach Nervan zu Kelanu. Du ſollſt mit ihm dein Probeſtück machen. Dein Verhalten dabei wird entſcheiden, ob ich dich aus der Lehre entlaſſen kann. Eine Wittwe hier in der Nähe war mir nach dieſer Schuldverſchreibung funfzig Goldſtücke ſchuldig. Ich habe hundert daraus gemacht. Der Kadi iſt pflichtgemäß bereit mir die verlangte Rechtshülfe angedeihen zu laſſen, und du ſollſt dieſe Rechtshülfe in meinem Namen leiten. Ich will dich mit keiner langweiligen Unterweiſung heimſuchen. Merke nur das Eine: Gold allein iſt Weſen, alles Andere iſt Schein. Hier gilt es blos mir meine hundert Goldſtücke zu verſchaffen, durch Ergreifung alles deſſen, was die Schuldnerin hat, ihre Perſon nicht ausgenommen. Für Klagen über Be-

trug — eine eherne Stirn, für Bitten — ein ehernes Herz. Die Worte: Aufschub, Nachsicht, Schonung, Mitleid, sind böse Zauberformeln, durch welche sich einfältige Leute täuschen lassen und vor denen der Weise sein Ohr verschließen muß.

Kelanu stand mit seinem Gefolge in der dürftigen Hütte der Schuldnerin. Der befürchtete Einwand war bereits mit edler Unverschämtheit niedergeschlagen worden. Das alternde Weib, Redlichkeit, Mangel und tiefen Gram in dem blassen, magern Gesichte, jammerte zu Kelanus Füßen, und eine flüchtige Erinnerung an seine Mutter wollte ihm schon das Herz erweichen; aber Nervans Lehren hatten ihm zu wohl eingeleuchtet, als daß dieß Gefühl hätte Bestand haben können. Er gab den Bütteln den Befehl zur Ausspfändung. Gleich Harpyien stürzten sie sich auf das ärmliche Hausgeräth, und schleppten es hinaus vor die Hütte.

Nur die Lagerdecken meiner Kinder laßt mir! flehte die Wittwe, als die Unholde zurückkehrten, aber Kelanu winkte, und auch diese wurden genommen.

Bald kehrte der Machtbote des Kadi zurück. Ihm folgte ein Mann von höchstwidrigem Ansehn, eine dicke Peitsche in der Hand. Das ganze Gerümpel ist nicht fünf Goldstücke werth, sagte der Gerichtsdiener. Darum wird die Person aushelfen müssen. Hier ist ein Sklavenhändler.

Ewige Barmherzigkeit! kreischte das unglückliche Weib zu Kelanu hinauf. Wenn Ihr ein Mensch seyd,

verkaufst mich nicht. Meine armen Kinder sind noch so klein. Sie würden umkommen ohne Mutterpflege!

Mein Meister muß um jeden Preis befriedigt werden, antwortete Kelanu hart, weißt du keinen andern Rath dafür, so muß ich dich verkaufen.

Nur einen kurzen Aufschub, nur einige Nachsicht, flehte die Wittwe. Ich bin geschickt in allerlei künstlichen Arbeiten, die theuer bezahlt werden. Ich will meine Schuld nach und nach ehrlich abverdienen, und du hast denn noch die Genugthuung, neben der Behauptung deines Rechtes Mitleid geübt zu haben gegen eine unglückliche Familie.

Weinend klammerten sich die Kinder um Kelanus Kniee und heulten: Laß uns unsre Mutter.

In der augenblicklichen Rührung, die er darüber empfand, schien es ihm, als ob dieser Vorschlag annehmbar sey, aber sogleich fiel ihm ein, daß die Worte, die die Schuldnerin gebraucht, zu den bösen Zauberformeln gehörten, vor denen ihn Nervan gewarnt hatte.

Du hörst es selbst, wie geschickt dieß Weib ist, sprach er zu dem Sklavenhändler. Du wirst also kein Bedenken tragen, hundert Goldstücke für sie zu bezahlen, da ich sie dir für keinen geringern Preis lassen kann.

Der Sklavenhändler widersprach, wollte abdingen, und zählte endlich die Goldstücke auf, die Kelanu einstrich.

Mutter, Mutter! schrieen die Kinder, und hingen sich von allen Seiten fest an die verzweifelnde Frau. Aber Kelanu ging trotzig auf sie zu, und riß die Kinder von ihr los.

Hier ist deine Sklavin, rief er, das arme Weib dem Menschenhändler zuführend; dann ging er fort, und das Jammergeschrei der verwaisten Kleinen tönte herzzerschneidend hinter ihm.

Du bist schon ein ganz verständiger Mensch geworden in der kurzen Zeit, sprach Nervan, als Kelanu ihm über die Ausrichtung des empfangnen Auftrages Bericht erstattet hatte. Du bist es wohl werth, daß ich dich jetzt in mein bestes Geheimniß einweihe. Du weißt nun, warum du erwerben mußt, du weißt, was dazu gehört. Du mußt nun auch noch lernen, wie du dir das Erworbene sichern kannst. Der bloß Reiche steht jederzeit auf einer gefährlichen Spitze. Der Neid, die Faulheit, die Ungeschicklichkeit, die Habsucht Anderer feinden ihn an, und leicht wird er ihren Angriffen erliegen, wenn nicht ein besonderer Talisman ihn schützt. Das ist ein Ruf, der ihm die Liebe und den Schutz der Menge verbürgt, und Tücke und Gewaltthat von ihm zurückschreckt. Solcher Ruf ist von gar mannichfaltiger Art und Beschaffenheit. Ich aber glaube das beste Theil erwählt zu haben, und will meine Wahl dem Lieblinge der Geister nicht verschweigen. Folge mir.

Und er führte den Jüngling aus dem Schatzgemache in eine Nebenzelle, und schloß sorgfältig die Thür hinter sich zu. Erstaunt sah sich Kelanu um in dem neuen Zimmer. Es war vom Boden zum Schlußstein des Deckengewölbes von weiß gebleichten Menschengebeinen erbaut, und oben am Gesimse und unten liefen als Verzierung schön geordnete Reihen von Todenschä-

deln. Schaudernd blickte Kelanu auf seinen Führer und erstaunte über die plötzliche Verwandlung, die sich mit dessen Gesichte zugetragen hatte. Der Mund, um den sonst ein listiges Lächeln spielte, stand offen, gleich dem Munde eines Sehers, der prophetische Worte verkünden will. Die tückisch eingekniffenen Augen starrten begeistert gen Himmel, und mit einer Stimme voll Salbung frug er den Jüngling: Was denkt das schwache Reiß von dem Baume der Sterblichkeit über diese Wohnung?

Ich denke, erwiederte Kelanu verdrüßlich: Morad hat das Fleisch abgefressen und Nervan die Knochen übrig gelassen.

So denken die Söhne der Thorheit, sprach Nervan gelassen, einen Schwamm unter seinem Gewande hervorziehend. Was ihre Augen sehen, das glauben sie, und ihre Seelen werden irre geführt durch die Sinne ihres Leibes. Solche schwache Urtheile erniedrigen dich vor den Menschen, über denen du doch hoch stehn mußt, wenn es dir wohl ergehen soll auf dieser Narrenkugel. Nimm daher diesen Schwamm und wische dir die Augen damit.

Kelanu gehorchte, und als er die Augen aufschlug, befand er sich mit seinem Führer nicht mehr in dem schauerlichen Knochenhause, sondern in einer prächtigen Moschee, die mit den Gräbern der Sultane und Propheten geschmückt war, und in der eine Menge gläubiger Muselmänner ihre Gebete herfagten.

Thue das, was du mich thun siehst, gebot Nervan dem Jünglinge, warf sich vor einem der Gräber auf das Angesicht nieder, betete inbrünstig, und

wiederholte dabei, zur groſsen Erbauung der Anwesenden, fleiſsig den Kernſpruch des Korans: Allah iſt Gott, und Muhammed iſt ſein Prophet.

Im höchſten Grade erſtaunt, folgte Kelanu dem Beiſpiel des Lehrers. Als dieſer ſeinen Gottesdienſt beendet und ſich wieder von der Erde erhoben hatte, zog er einen Beutel voll kleiner Silbermünzen aus ſeinem Gewande, gab ihn Kelanu, und gebot dieſem das Geld an die Bettler auszutheilen, die die Pforte der Moſchee umlagerten. Kelanu gehorchte. Der Segen des barmherzigen Erbarmers über den frommen, gläubigen Muſelmann, der die Vorſchriften des Propheten ſo treulich erfüllt! ſchrie der zerlumpte Chor, und Kelanu kehrte zu Nervan zurück. Dieſer ergriff ſeine Hand, murmelte einige geheimnisvolle Worte, und ſtand im Augenblicke drauf mit ihm wieder in dem bekannten Schatzgewölbe.

Du biſt mir unbegreiflich, weiſer Nervan, ſprach Kelanu hier. Biſt du nicht ein Diener des Geſchlechtes der freien Geiſter, die Muhammed verachten? Wie kommſt du dazu in Muhammeds Tempel deine Andacht zu verrichten, und den gläubigen Muſelmännern deine Schätze aufzuthun?

So denken die Söhne der Thorheit, erwiederte Nervan. Was ihre Augen ſehn, das glauben ſie, und ihre Seelen werden irre geführt durch die Sinne ihres Leibes. Wiſſe, du Feder, die du auf der Fläche der See ſchwimmſt, aber die Klippen nicht ſieheſt, die ſie verbirgt, daſs der höchſte Unglaube, die wahre ewige Verneinung, ſich in nichts ſo gewaltig und entſcheidend ausſpricht, als in der Ver-

ſpottung Allahs und ſeines Propheten durch erkünſtelte Andacht. Heuchelei iſt die ſtärkſte Waffe unſers Geſchlechtes. Laß Muhammeds leichtgläubige Anhänger dich für fromm und gottesfürchtig halten. Zeige dich ihnen, ausgeſtreckt liegend im Gebete in ſeinen Tempeln, opfere dem gläubigen Bettlergeſindel einige Münzen von deinen zuſammengeſtohlnen Schätzen, ſo wird die Schwärmerei deine Laſter zu Tugenden aufärben, und deine Sünden werden für Vollbringung der Vorſchriften der Religion gelten.

Wie biſt du mit deinem Schüler zufrieden? frug Geiwâraha, die plötzlich zwiſchen ihnen ſtand.

Er könnte ungelehriger ſeyn, erwiederte Nervan. Nur bei Ausrichtung eines Auftrages von mir hätte ihn faſt eine Anwandlung thörigen Mitleids beſchlichen. Zwar wehrte er ſie noch glücklich genug von ſich ab, aber weniger, weil er ſeine Thorheit erkannte, als weil er ſeine baldige Entlaſſung aus der Lehre wünſchte, die an ſeine Standhaftigkeit geknüpft war.

So mußt du ſchon noch ein wenig Sultan ſpielen, ehe du es wirſt, ſagte Geiwâraha, Kelanus Hand ergreifend, denn ohne ein hartes Herz kann ich dich nicht brauchen.

In einem ſtolzen Königsſaale, unter einem goldnen Thronhimmel, auf Polſtern von Goldſtoff ſaß Kelanu, und Emirn und Veziere lagen anbetend vor ihm auf den Knieen.

Du haſt den Divan getränkt aus dem Borne

deiner Weisheit, mächtiger Sultan, ſprach, ſich erhebend, der erſte Vezier, und mit pflichtmäßigem Eifer werden deine Sklaven deinen Willen vollſtrekken. Aber jetzt ſind die Stunden der Ruhe und Erholung gekommen, und der Stahlbogen deines hohen Geiſtes muß abgeſpannt werden durch irrdiſche Freuden. Gefiel es meinem Herren die Sonne ſeiner Gegenwart leuchten zu laſſen im Cirkus? Die Spiele harren nur deiner Ankunft.

Kelanu hatte von der Ergötzlichkeit, die ſeiner harrte, keinen Begriff, aber er neigte doch gewährend ſein Haupt, und die Großen des Reichs geleiteten ihn durch Marmorgallerieen zu einem großen Amphitheater, das von Zuſchauern wimmelte. Ein neuer Thronhimmel harrte dort ſein, ſein Gefolge ſtellte ſich ihm zur Seite, und der Klang einer wilden Muſik, die jetzt losrauſchte, gab das Zeichen zu blutigen Thiergefechten, einem Schauſpiel, das für Kelanu eben ſo neu als anziehend war. Aber dieſe Kämpfe trugen alle den Stempel der Unwürdigkeit und Grauſamkeit. Der gewaltige Auerſtier unterlag der Ueberzahl der grimmigen Doggen und gegen den einzelnen königlichen Löwen wurden drei Tiger losgelaſſen, die ihn trotz ſeines tapferen Widerſtandes in Stücken zerriſſen. Anfänglich widerte das Schauſpiel den Jüngling an, und er kehrte ſich weg, wenn die angreifenden Beſtien den ruhmloſen Sieg erſtritten hatten und das Zerfleiſchen des Beſiegten begann, aber nur zu ſchnell hatte er ſich daran gewöhnt, und als der edle Elephant, von den Stoßwaffen mehrerer Nashörner durchbohrt, donnernd zur Erde ſtürzte und mit traurigem Gebrüll

verendete, da mischte Kelanu schon sein Beifallgelächter in den Jubel der blutgierigen Menge.

Genug der gemeinen Thierhezze, rief jetzt der erste Vezier hinunter. Laßt die Fechter herein!

Und von einem Trauermarsche begleitet, traten paarweise zwölf nackende Sklaven in den Cirkus, mit kleinen runden Schildern und breiten blanken Säbeln bewaffnet, und die einzelnen Paare stellten sich streitfertig einander gegenüber. Bei dem Schmettern der Trompeten begann der wüthendste Einzelkampf und der Sand des Kampfplatzes, vom Blut der Thiere befeuchtet, trank bald das Blut der elenden Menschen, die sich hier für die Augenlust ihrer Brüder zerfleischen mußten. Nach kurzer Zeit lagen sechs Besiegte tod am Boden, und die schwer verwundeten Sieger wurden vom Platze getragen.

Diese Hunde waren schlecht eingeübt, rief der Vezier. Die Lust hätte viel länger gedauert, wenn sie ihre Schuldigkeit besser gethan hätten. Laßt andre kommen, daß das Spiel von neuem beginne?

Kelanu hatte noch nie des Menschenmordes gräßliche Gestalt erblickt. Sein Gemüth empörte sich gegen die Erneuung des Gemetzels, und er frug unwillig: Sind wir auch berechtigt, so grausam zu spielen mit diesen Unglücklichen?

Das stumme Lächeln seiner Großen bewieß ihm die Thorheit seiner Frage. Nur zwei Stände giebt es in der Welt, belehrte ihn sein Vezier: Herrscher und Sklaven. Befehlen, empfangen, genießen, ist des Herrschers Beruf, gehorchen, geben und dulden, geziemt dem Sklaven, und sein einziger Ruhm ist das, was er hat und was er ist, freudig seinem

Gebieter zu opfern. Du bist Herr hier! Dein Wille ist der einzige Sultan, dem du zu gehorchen hast, und dein Wort ist für deine Sklaven der Rathschluß der Götter!

Während diese Rede tief eindrang in Kelanus eitles Gemüth, hatte sich der Cirkus mit neuen Opfern gefüllt, und von neuem begann der blutige Kampf. Kelanu sah ihm fortan weit gelassener zu. Das Mitleid entschlummerte immer fester in seiner Brust. Bald betrachtete er das gräßliche Schauspiel nur noch mit den Augen der Neugier, und konnte sich schon darüber freuen, wenn einem der Fechter ein geschickter Streich gelang, der den Gegner tödtete oder verstümmelte. Das Gefecht dauerte weit länger als das vorige, endlich lagen die Kämpfer blutend und sterbend am Boden, bis auf das letzte Paar, welches alle Kraft und Kunst aufbot, die Zuschauer recht lange zu ergötzen. Jetzt stürzte der eine Fechter verwundet nieder, und hob bittend die Hand auf, der Sieger aber packte ihn bei den Haaren, hob den blutigen Säbel, und sah fragend zu Kelanu hinauf.

Was soll das, frug Kelanu ungeduldig. Warum haut er nicht zu? Der Besiegte bittet um sein Leben, erwiederte der Vezier, und der Sieger überläßt dir die Entscheidung. Solche Gnade ist aber etwas Ungewöhnliches, und ich halte es für anmaßend, daß ein Sklave ewig leben will.

Ja wohl! rief Kelanu, winkte dem Sieger, der Todesstreich fiel, und der ganze Cirkus jauchzte aus einem Munde: Heil, Heil, Heil unserm Sultan Kelanu!

Hinter einem goldnen Dreifuß, beladen mit Pokalen, in denen das Blut der edeln Traube von Schiras perlte, saß Sultan Kelanu in seinem Harem, dessen Schönheiten sein Befehl zusammengerufen hatte. Die Blüthe aller Länder der Erde von der üppig gebauten dunkelschwarzen Afrikanerin mit dem blendend weißen Schmelz der Augen und Zähne und den schwarzen Kraushaaren, bis zu der großen, kräftigen Nordländerin mit der Schneehaut, den blauen Augen und goldnen Locken, und alle Farben, die zwischen diesen beiden Endpunkten liegen, füllten wimmelnd das schimmernde Gemach, und flüsterten, lächelten, schmachteten, gingen und hüpften unter einander herum, je nachdem jede glaubte, daß sie das Eine oder das Andere, ihre Augen oder Zähne, ihr Wuchs oder Gang, Hand oder Fuß, oder was jede sonst am schönsten zu haben vermeinte, von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen vermöchte, um das Auge des Gebieters auf sich zu ziehn.

Lange genoß Kelanu die Süßigkeit der Ungewißheit, aber endlich sprang er auf, um eine wunderschöne Cirkassierin für die Königin des Harems zu erklären. Da winkte ihn ein Stummer mit Eil und Angst in den Vorsaal. Mit einem sehr bestürzten Gesicht trat ihm sein erster Vezier entgegen.

Die neue Kopfsteuer, sprach er, die dein Schatz bedurfte, Sultan, hat deine Unterthanen schwürig gemacht. Achtzehn Viertel deiner Hauptstadt haben Abgeordnete an dich geschickt, welche um die Abschaffung dieser Abgabe bitten.

Führe mich zu ihnen, sprach Kelanu, verdrüßlich über die Störung seiner Freude, ich will ihre Beschwerde anhören.

Das sey ferne von meinem Herrn! antwortete der Vezier. Damit der König stets der Ehrfurcht seiner Sklaven versichert bleibe, beherrsche er sie unsichtbar, gleich der Gottheit! Würdige deinen Knecht, der Bote und Vollstrecker deines Willens zu seyn.

Sind die Klagen meiner Unterthanen gegründet? frug Kelanu.

Die Bedürfnisse des Staates, erwiederte achselzuckend der Vezier, der Aufwand, durch den die Würde meines Herrn behauptet werden muß, die Feste, zur Erholung von den Regierungsgeschäften unentbehrlich, erfodern manche Opfer. Doch lebt ja das Volk von einem Tage zum andern, und wenn es sich nur noch einige Lustbarkeiten versagen, nur noch etwas fleißiger arbeiten wollte, so könnte es bei der neuen Kopfsteuer recht wohl bestehn.

Du sagst mit milden Worten, sprach Kelanu, sich schon erhitzend, daß meine Unterthanen aus Uepigkeit und Trägheit unruhig sind. Hast du ihnen nicht hierüber deine Meinung eröffnet?

Ich habe es gethan, erwiederte verlegen der Vezier. Aber ihre Antwort war so unbescheiden, daß ich deshalb eigentlich Bedenken trug, die frechen Menschen des Anblickes deiner Person zu würdigen.

Nun? frug Kelanu heftig, und seine Augen brannten.

Sie verlangen die Einschränkungen, die ich ihnen anmuthete, von Dir, großer Sultan, erwiederte der Vezier. Verminderung des Heeres, das du doch bedarfst gegen die innern und äußern Feinde,

Abschaffung der Fechtspiele im Cirkus, Einschränkung deines Harems —

Genug! rief Kelanu wüthend. Sage den Unverschämten, daß es bei der Kopfsteuer bleibe, und daß die Elenden, die sich noch einmal zu aufrührerischen Botschaften an ihren Herrn hergeben werden, ihre Häupter lassen sollen an der Schwelle meines Pallastes!

Der Vezier betete vor Kelanu an, und eilte fort. Dieser kehrte in den Harem zurück. Noch einmal hielt er allgemeine Heerschau über die schönen Sklavinnen, und als ihm nach langem Kühren und Vergleichen die Cirkassierin noch immer die schönste dünkte, ergriff er sie plötzlich bei der Hand von Elfenbein, und hocherröthend und mit freudefunkelnden Augen sank sie, ein Bild entzückter Ergebung, zu seinen Füßen.

Da erhob sich in der Ferne Unglück weissagend ein wüstes Getümmel, und abermals stürzte der unwillkommne Stumme herein, den Sultan durch Zeichen beschwörend, ihm zu folgen.

Im höchsten Zorne über die abermalige Störung eilte Kelanu hinaus. Noch bestürzter als das erste Mal nahte ihm der Vezier.

Ich habe deinen Befehl vollstreckt, meldete er, und die Flamme des Aufruhrs raset durch deine Hauptstadt. In unabsehbaren Haufen strömt das Volk gegen deinen Pallast, Tod und Verderben dir drohend.

Das Verderben über ihren Kopf, rief Kelanu wüthend, und riß den Säbel des Vezirs aus der Scheide. Wo ist meine Leibwache, wo ist mein Heer?

Deine Trabanten, erwiederte der Vezier, und die Truppen, die in der Stadt liegen, haben sich vor dem Pallast aufgestellt und erwarten deine Befehle.

Hinaus! donnerte Kelanu, und stürzte aus dem Pallaste. Die Truppen begrüßten ihn durch Zuruf und Waffengeklirr. Näher und näher erscholl das Angriffsgebrüll des Volkes. Ein köstlich geschmücktes Roß wurde Kelanu vorgeführt. Er schwang sich hinauf und sprengte vor die Kriegerhaufen. Helft mir die Aufrührer vernichten! schrie er sie an. Zum Lohne gebe ich Euch meine Hauptstadt Preiß. Ihr mögt plündern, morden und brennen nach Euerm Gelüst! Fort zum Siege!

Heil unserm Sultan! jubelten die Schaaren, und setzten sich in Bewegung. Fast zugleich brachen aus der nächsten Straße des Volkes wild empörte Wogen gegen den Pallast los. An der Spitze seiner Reiter warf sich der muthige Kelanu mitten in das Getümmel und bald ward das Gemetzel allgemein. Die Volkshaufen wichen zurück, grimmig von Kelanu verfolgt. Von Straße zu Straße, von Platz zu Platz trieb er sie vor sich her, und wo sie versuchten, sich festzusetzen in den Häusern, da flammten diese empor als Brandopfer des königlichen Zornes. So ward schonungslos gewüthet in der unglücklichen Stadt, bis der Abend hereinbrach, bis alle Aufrührer gefallen oder geflohen waren und kein Feind mehr zu bekämpfen übrig blieb. Da wendete Kelanu mit stolzer Freude sein Roß um, und zog mit seinen jubelnden Söldnerschaaren über die Leichen der Erschlagenen triumphirend nach seinem Pallaste zurück.

Von der Blutarbeit verschnaufend, lag Kelaun auf seinen Polstern, und sah mit wildem Lächeln in die rothen Feuerwolken, die sich hier und da aus den bezwungenen Stadtvierteln emporwälzten. An hundert Rebellen sind gefangen worden mit den Waffen in der Hand, meldete eintretend der Vezier.

Laß sie sogleich niederhauen im Hofe des Pallastes, befahl Kelaun, und der Vezier eilte fort. Bald tönte das Todesgeschrei der Verurtheilten kläglich zu dem Gemache des Sultans hinauf. Er hörte ihm erst eine Weile lächelnd zu, und sprang dann an das Fenster, um sich an dem blutigen Schauspiel zu weiden. Aber die Diener seines Zornes waren sehr schnell gewesen. Der Feuersbrünste trauriger Schein beleuchtete nur noch Leichen, und eben stürzte das letzte Opfer in sein Blut. So ziemt es sich! rief Kelaun, dessen Herz sich nun völlig versteinert hatte, und wie die Grausamkeit öfters eine schreckliche geheimnißvolle Verwandtschaft mit der Wollust zu zeigen pflegt, so flogen jetzt seine Gedanken von der Schädelstätte seines Grimmes wünschend hinüber zu den Freuden seines Harems, in denen ihn heute der Aufruhr so unwillkommen gestört hatte. Da stand auf einmal Geiwäraha vor ihm, schöner, als er sie je gesehen, aber auch schrecklicher. Der vollkommene Körper schien zu glühen von dem Wiederscheine der fernen Brände, und heller als diese brannten Grimm und Freude und wildes Sehnen in ihren Augen.

Jetzt bist du geweiht zu Geiwärahas Umarmung! rief sie mit furchtbarer Zärtlichkeit, ihre Arme gegen ihn ausbreitend.

Göttliches Weib! stammelte Kelaun, von dem

Anblick ergriffen, und von Blutvergießen und freyler Luſt gleich trunken, ſank er an den Buſen des böſen Geiſtes.

Von Geiwäraha's Kuſſe geweckt, erwachte Kelanu am andern Morgen.

Es iſt genug geſchehen für unſere Zwecke, mein Kelanu, ſprach ſie. Du hatteſt von der Natur ſtarke Leidenſchaften und Begierden empfangen, deine Eltern haben ſie ungeſtört wachſen laſſen, und ich habe dich gelehrt, dich ihnen ganz hinzugeben. Du biſt jetzt eine geſchickte Geißel für die Gläubigen, und es iſt Zeit, daß du das Reich des Chalifen zu Bagdad ſieheſt, das noch heute das deinige werden ſoll.

Wozu ſoll ich mir erſt ein Reich in der Ferne aufſuchen? frug Kelanu befremdet, da ich ja hier ſchon unumſchränkter Sultan bin durch die Gunſt deines Geſchlechtes?

Albernes Kind! liſpelte Geiwäraha, ihn küſſend. Ahneſt du denn nicht, daß alles, was du hier erlebt, nichts war als magiſche Täuſchung, die zu deinem Unterricht gehörte? Du biſt nie aus unſerm Pallaſte im Kern der Erde gekommen. In ſeinen Felſenhallen hatten wir dir dein kurzes Traumreich gebaut. Aus Schattenbildern wählteſt du dir eine Schöne aus, und an der Spitze eines Schattenheeres haſt du gegen Schatten gefochten. Hier iſt nichts würklich, als meine Zärtlichkeit für dich, und die Eindrücke, die in deinem Herzen zurückgeblieben ſind von allem, was du bisher erfahren. Jetzt erſt

trittst du ein in das Reich des Seyns, und jetzt gilt es zu zeigen, was du gelernt hast in der Schule der Geister. Fort nach Bagdad!

In einem Gemache des Chalifenpallastes zu Bagdad stand Seiwâraha mit Kelaun. Ein schöner Jüngling, reich gekleidet, schlummerte auf einem Sopha.

Kelaun, sagte Seiwâraha. Du siehst hier Raalkur, den Sohn und Erben des Chalifen von Bagdad.

Also meinen Nebenbuhler um Bagdads Krone! antwortete dieser mit mordlustigen Augen, ich habe aber keinen Dolch, den Schlaf dieses holden Jünglings zu verewigen.

Das ist uns auch nicht erlaubt, seufzte Seiwâraha. Dürften wir unsere Jünger zum offnen Kampfe wider die Söhne der Gläubigen führen, so solltest du einen Köcher voll Pfeile haben, alle mit Skorpiongift bestrichen. Aber unsere Macht wird gehemmt durch den Muhammed, den wir verabscheuen. Nie hätte ich dich auch hierher bringen dürfen, hätte dieser Raalkur nicht den Zorn des Propheten auf sich gezogen. Deine Hand darf aber nicht wider sein Leben seyn. Ich werde ihn in Sicherheit bringen und dir seine Gestalt geben.

Indem sie dieß sagte, hauchte sie Kelaun an, der augenblicklich des schlafenden Raalkur Gestalt annahm. Eine Berührung ihrer Hand verwandelte Raalkur in einen grünen Papagey, der, als habe er die Gefahr erkannt, die ihm drohte, sich erschrocken erhob und ängstlich rufend im Gemache herum-

flatterte. Kelanu sprang ihm nach und erhaschte ihn.

Gieb mir den Vogel! rief ihm Geiwäraha mit finsterm Ernste zu. Er darf nicht in deinen Händen bleiben.

Warum nicht? frug Kelanu trotzig. Ich wünsche sicher zu gehn. Ich könnte einst deine Gunst verlieren, und dann möchtest du leicht diesen Raalkur gegen mich gebrauchen, wie du mich jetzt als Werkzeug gegen ihn brauchst. Wenn ich aber dem Papagoy den Hals umdrehe, so habe ich von dem Zauberer nichts mehr zu fürchten.

Eben wollte er den Papagoy erwürgen, als Geiwäraha ihm denselben mit Gewalt entriß. Wie, Böswicht! rief sie zornig. Bist du so zügellos in deiner Bosheit, daß die Befehle deiner Beschützerin nichts über dich vermögen? So komme der Fluch der Blindheit über dich, und damit deine einfältige Tücke nicht die Geheimnisse unsers Geschlechts verrathe, so will ich die Erinnerung der Vergangenheit von dir nehmen.

Und verflucht, schrie wüthend der verblindende Kelanu, verflucht sey durch den Propheten, den du hassest, dein verworfenes Geschlecht! Mögen Eure Bemühungen ewig von den Flüchen derer begleitet werden, denen Ihr zu dienen meint. Es ist weder Friede noch Freundschaft, weder Dankbarkeit noch Liebe bei denen, die Böses thun, und die müssen Euch am ersten fluchen, die Ihr am meisten zu segnen trachtet!

Geiwäraha antwortete auf diese Strafrede nichts, denn sie merkte es wohl an dem Grauen, das ihr

ankam, daß nicht Kelanu zu ihr sprach, sondern der Prophet zu Mekka durch Kelanus Mund. Heulend flog sie hinweg, und suchte mit Gewissensangst die Höhlen der Erde und die Thäler des Todes.

Traurig stand Kelanu da in seiner doppelten Dunkelheit, denn auch die Erinnerung der Vergangenheit war von ihm genommen, und er starrte mit den Augen seines Leibes und Geistes zugleich in einen öden, finstern, bilderleeren Raum.

Da öffneten die Kämmerlinge und die Stummen die goldenen Pforten des Gemaches, und warfen sich vor dem falschen Raalkur auf die Erde.

Der Tod, sprach der oberste Kämmerling, hat Simprahs Augen geschlossen, und der Chalif von Bagdad, dein Vater, ist in den neunten Himmel hinaufgestiegen. Die Houris haben seinen kostbaren Leib in Strömen von Milch, und ewige Jungfrauen flechten bei seiner Annäherung die Lauben des Paradieses neu. Er ist unbeschädigt über den glühenden Rost gegangen und hoch in Ehren unter dem Geschlecht der Gläubigen.

Kelanu hörte die Stimme des Redners, den er nicht sah. Er taypte nach der Gegend hin, woher sie erscholl, und die Kämmerlinge erstaunten nicht wenig, als sie ihren Chalifen so ungewiß um sich herum greifen sahen, gleich einem Blinden.

Welch ein Unglück hat unsern König und Herrn befallen?! rief der Oberste der Kämmerlinge, Warum weigert er sich, die Sklaven zu sehn, die zu seinen Füßen liegen? Ganz Bagdad wartet mit ver-

langenden Augen, seinen neuen Chalifen zu erblikken, und Raalkur würdigt die Getreuen keines Blikkes, die ihn für ihren Herren erkennen!

Laßt denn einen reichen Lohn für den ausrufen, befahl Kelaun, der dem Chalifen von Bagdad die Kraft des Gesichts wiedergeben wird.

Sieben Tage zogen die Herolde mit Trompeten umher, und riefen die reichste Belohnung für den aus, der Raalkur, dem Chalifen von Bagdad, die Kraft des Gesichts wiedergeben würde.

In dichtgedrängten Haufen strömten Bagdads Aerzte nach dem Pallaste, und alle versprachen dem blinden Chalifen das Gesicht, aber keiner vermochte Wort zu halten. Alle Mittel schlugen fehl bei dem unglücklichen Kelaun, der den Glanz des Thrones, den er nicht sehen konnte, mit dem Verluste des edelsten Sinnes nur zu theuer bezahlt hatte.

Diese fehlgeschlagene Hoffnung entzündete Kelaus böses Herz zum wüthendsten Grimme, und er befahl alle Aerzte hinzurichten, denen seine Heilung mißlänge. Täglich wurde fortan das Beil des Scharfrichters mit Blut genährt, Bagdad betrauerte den Verlust seiner Aerzte, aber den Augen des Chalifen blieb das Licht fremd.

Einige Zeit darauf brachte der Oberste der Kämmerlinge mit mitleidigem Gesicht einen schönen jungen Mann, in der Tracht eines Arztes, in das Gemach des blinden Tyrannen.

Ein neuer Arzt, sprach er traurig, der sich vermißt, dem Chalifen zu seinem Gesicht zu verhelfen.

Der Arzt betete an vor Kelanu, aber dieser befahl ihm verdrüßlich, ohne Verzug zum Werke zu schreiten, weil das Beil der Henkers schon auf sein Haupt warte.

Der junge Mann erschrak nicht über die grausame Drohung. Er staud auf, zog einen Beutel aus seinem Gürtel, nahm ein Pulver heraus, bließ es dem Chalifen in das Gesicht, und die Schuppen fielen von seinen Augen, und Kelanu sah das Licht, und mit Entzücken den Mann, der es ihm wiedergeschenkt hatte.

Laßt diesen Arzt, gebot er seinen Kämmerlingen, in meinem Reiche erheben über alle meine Beziere und Edle. Ehre begleite ihn und jede neue Sonne sehe sein Glück und seinen Ruhm vermehrt! Verlange von mir, was dein Herz wünscht, sprach er zu dem Arzte, und wenn es mein halbes Königreich wäre, du sollst es erhalten!

O Chalif, erwiederte der Arzt. Fern sey es von mir, Ehre und Reichthum zu suchen. Vergieb mir nur einen Betrug, und das Herz deiner Magd wird auf immer zufrieden seyn.

Kelanu fuhr auf, und sah seinen Helfer schärfer an. An der plötzlichen Schaamröthe auf dem schönen Gesicht, an den niedergeschlagenen Augen erkannte er bald, daß er mit einem Frauenzimmer rede.

Glücklich bin ich, rief er, daß die Natur selbst eine würdige Vergeltung für meine reizende Aerztin bestimmt hat. Ja, schöne Fremde, du bist die Sul-

.tanin meines Herzens, und sollst meine Freuden mit mir theilen und mein Reich.

Wonnetrunken stürzte die Fremde zu Kelanus Füßen. Die geringste deiner Sklavinnen zu seyn, rief sie begeistert, war der kühnste Wunsch der Gussarat, eines niedern Hirtenmädchens aus dem Gebürge Gabel el Ared.

Ich kenne das Gebürge nicht, von dem du sprichst, antwortete Kelanu, sie aufhebend. Aber das Paradies selbst würde durch die Geburt meiner liebenswürdigen Sultanin nicht erniedrigt werden. Du bist ein Kleinod, das meiner Krone neuen Glanz geben wird, und dieser Tag noch soll dich zu der Gebieterin des Chalifen Raalkur erheben.

Es ist seltsam, sprach Gussarat, daß Raalkur das Gebürge Gabel el Ared nicht kennt, wo er den Tiger gejagt hat auf den Felsen, die über meines Oheims Hütte hängen. Erinnert sich mein Herr nicht, wie er mich damals um einen Becher Wasser gebeten? Ich aber brachte dir die Milch unserer Ziegen, und deine Huld beglückte die arme Gussarat mit einem liebreichen Scherze, den ich jetzt prophetisch nennen möchte.

Ach, holdes Mädchen, seufzte Kelanu. Mit meinem Gesicht verlor ich jede Erinnerung des Vergangnen. Ich kannte sogar meinen Stand nicht einmal, als meine Sklaven zu mir kamen, bis mein getreuer Kämmerling mir meinen Titel sagte. Aber ob du vom Throne oder aus einer Hütte herstammst, ob du, gleich dem Sapphir, aus den Tiefen der Erde, oder, gleich dem Morgensterne, aus dem Pallaste der

Sonne gekommen bist, dein Werth ist in dir selbst, und kann keinen grössern Glanz von dem erhalten, was ihn umgiebt. Durch was für eine Kunst aber, schöne Gussarat, hast du dieß Wunder vollbracht? Wer hat die Schätze der Arzneikunst vor dir aufgethan? Woher hat eine junge Dirne aus dem Gebürge eine Kenntniß erworben, gröser als die der weisesten Aerzte von Bagdad?

Einige Zeit, nachdem du in unsern Bergen gejagt hattest, erzählte Gussarat, erfuhr ich den Tod des Chaliphen Simprah und das Unglück seines Thronerben. Da flatterte meine Sehnsucht auf Taubenflügeln hinüber nach Bagdad zu meinem Herrn, und mir entschlüpfte gegen die Frau meines Oheims der Wunsch dir zu deinem Gesicht zu verhelfen. Aber zornig schalt sie mich, wegen meiner Eitelkeit, wie sie die Stimme meines Herzens nannte, und trieb mich fort, unsere Ziegen auf die Weide zu führen. Meine Füße gehorchten dem Gebot meiner Base, aber mein Herz floh, wie der Leopard, über die Felsen, hin zu meinem Herrn, dem Chalifen. Als ich so seufzend hinter meinen Ziegen herging, kam mir eine junge Schäferin entgegen. Ihr goldenes Haar war mit dem Schmuck der Fluren durchflochten, Blumengewinde bekränzten ihr Gewand. Leicht und anmuthig hüpfte sie daher nach den Tönen einer Flöte, auf der sie bließ, und fröhlich sprang ihre weiße Lämmerheerde ihr nach.

Als sie mir näher kam, lächelte sie mich an. Schöne Gespielin der Ziegen, sprottete sie auf eine höchst reizende Weise, wie magst du dich doch so gern hier an dem üppigen Busen deines Vatergebürges be-

lustigen! Glückliche Gussarat, deren Vergnügen Gehorsam ist, aber noch glücklichere Huadir, welche gesegnet ist durch die pflichtmäßige Unterwürfigkeit ihrer Nichte! Lasse doch deinen verwegnen Ziegen nach, liebe Gussarat! rief sie plötzlich mit schallendem Gelächter. Dort deine Gefährtin klettert an einem Abgrunde herum!

Ich sah hin, die Ziege war würklich in Gefahr, aber der Schäferin Hohn schnitt mir zu tief in das Herz. Schönes Mädchen, bat ich sie, vermehre nicht mein Unglück durch deine grausamen Spöttereien, lindere es lieber durch Mitleid und guten Rath.

Ist denn Gussarat Willens, frug die Schäferin jetzt plötzlich ernsthaft, dem Rathe ihrer Freundin zu folgen?

Ja, rief ich, befreie mich nur aus meinen unwürdigen Verhältnissen und ewig will ich deine Güte preisen.

So kehre zurück in die Hütte deines Oheims, befahl mir die Schäferin, und gehorche in nichts, was dir auch mag befohlen werden von deinen Verwandten. Wenn ich dich treu erfunden, so sollst du mich nach drei Tagen wieder auf dieser Stelle antreffen.

Flötend hüpfte sie fort, und verschwand bald mit ihrer Heerde zwischen den Felsen.

Am Abend kehrte ich mit der Heerde zurück nach der Hütte meines Oheims. Huadir gebot mir ein Böckchen zu schlachten für den morgenden Festtag, aber ihr Befehl galt mir nicht so viel, als das Versprechen, das ich der Schäferin gegeben hatte. Huadir raſete vor Zorn, und rief meinen Oheim zu Hül-

se, daß er ihr die widerspenstige Nichte zum Gehorsam bringe.

Ganfu haßte mich, weil er mir die Schuld beimaß, daß sein Sohn aus dem Vaterhause entflohn war. Er freute sich des Vorwandes, seinen Groll an mir auszulassen, schleppte mich aus der Hütte, band mich an einen Baum, und mein Blut floß unter unbarmherzigen Geißelstreichen.

Wer ist der Bösewicht, rief Kelanu aufspringend, der sich unterstanden hat, die Schönheiten meiner liebenswürdigen Gussarat zu verletzen?! Bei den Mächten der Verheerung: Er und sein verruchtes Weib sollen die ausgesuchtesten Martern erleiden! Lasset sie, gebot er den Kämmerlingen, ehe der Morgen anbricht, vor meinen Diwan schleppen, und laßt ein Blutgerüst aufrichten, damit ganz Bagdad ein Zeuge ihrer Bestrafung werde!

Ja, sprach Gussarat triumphirend. Also müssen die Feinde des Gerechten umkommen!

Fahre fort in deiner Erzählung, bat Kelanu. Ich ängstige mich, wenn ich daran denke, wie du der Bosheit deiner Feinde entronnen bist.

Zwei Tage, erzählte Gussarat weiter, wurde ich von Ganfu und seinem Weibe eingesperrt und gemißhandelt. Am dritten Tage, als Ganfu bei der Heerde war, widersetzte ich mich Huadirs Grausamkeit. Ich rang mit ihr, sie schrie um Hülfe, es war aber niemand in der Nähe. Endlich überwältigte ich sie, ließ sie ohnmächtig auf der Erde liegen, und eilte nach dem Orte, wo mich die Schäferin verlassen hatte. Bei Sonnenuntergang erschien meine schöne Lehrerin, aber ihre Heerde folgte ihr dießmal nicht. Sie hielt

einen Beutel und ein Bündel Kleider in ihren Händen. Nimm diesen Beutel, meine muthige Schülerin, sprach sie zu mir, und zieh diese Kleider an, die die Tracht eines Arztes zu Bagdad sind. Ich will dich nach dieser Stadt führen, du mußt verlangen vor den Chalifen gelassen zu werden, und wenn du ihm etwas von dem Pulver in diesem Beutel in die Augen streuest, so wird er sein Gesicht wieder erhalten. Entzückt warf ich mich in die Kleider, die Schäferin bließ mich an, in dem Augenblicke befand ich mich vor dem königlichen Pallaste zu Bagdad; wie mein frommer Wunsch erfüllt wurde, weiß mein Herr, und Stadt und Reich werden dieß glückliche Ereigniß segnen.

Dieses Tages, sprach Kelann zärtlich, werde ich mich jederzeit mit Entzücken erinnern, denn ich habe nicht allein das Licht meiner Augen, sondern auch einen Gegenstand empfangen, der der Betrachtung so werth ist.

Er nahm die ehrgeizige Schöne bei der Hand, und ließ sie noch an demselben Tage als Sultanin von Bagdad ausrufen, und in das Schmettern der Zinken und Trompeten, die diese Erhöhung dem staunenden Volke verkündeten, erschollen die Hufschläge der Reiter, die zu Canfus und seines Weibes Verhaftung aufbrachen nach dem Gebürge Gabel el Ared, und die Axthiebe der Zimmerleute, die das Blutgerüst für die Unglücklichen vor dem Pallaste des Chalifen aufrichteten.

Huadir war dem Gram um den verlorenen Sohn und dem Aerger über die ungerathene Nichte erlegen.

Der arme Canfu hatte die treue Gefährtin seines kummervollen Lebens begraben, und lag in der Nacht einsam auf seinem dürftigen Lager, die trübe Vergangenheit noch einmal durchdenkend. Da erklangen plötzlich Speerstöße und Säbelhiebe an seiner Hüttenthür, und rauhe Stimmen verlangten tobend Einlaß.

Canfu sah durch das Gitter, und erkannte die Trabanten des Chalifen. Erschreckt von diesem Anblick, der unter des neuen Herrschers blutiger Regierung nur Böses bedeuten konnte, brach er in laute Klagen aus.

Ihr Geister der Luft! jammerte er, wo ist Kelanu, mein Sohn? Wo sind die Versprechungen, die Ihr dem unglücklichen Canfu gegeben? Helft mir jetzt aus meiner Angst und Noth!

Da erleuchtete ein schwacher blauer Schimmer die Kammer, und Geiwäraha stand vor ihm.

Was verlangt mein Unterthan? frug sie mit tükkischem Lächeln.

Die Trabanten des Chalifen stürmen meine Hütte, antwortete Canfu, und du weißt es, guter Geist, daß sie die Boten des Todes sind.

Fürchte nichts, Canfu, sprach Geiwäraha mit kaltem Spott. Erinnere dich dessen, was ich dir gesagt. Wer darf mich der Lüge zeihen? Eben jetzt sollst du Kelanu in den Armen der herrschsüchtigen Gussarat sehen. Mehr fordere nicht von mir. Dein einziger Wunsch war die Ehe deines Sohnes mit deiner Nichte. Die freien Geister sind zufrieden, wenn sie ihr Versprechen erfüllen. Wenn wir deinen Wunsch gewähren, was hast du noch zu fordern? Ob die blinden Wünsche der Sterblichen aus der Quelle ihrer

Weisheit oder ihrer Thorheit fließen, das kümmert unser unsterbliches Geschlecht wenig!

Verächtlich wendete sie sich von Canfu, breitete ihre Nebelflügel aus und verschwand vor seinen Augen. Unterdeß hatten die Trabanten die Hüttenthür gesprengt, brachen in die Kammer Canfus, banden den Unglücklichen, und schleppten ihn mit sich fort nach Bagdad.

Ehe die Sonne erwacht war vom Traume der Nacht, ward der Gefangne in den Vorhof des königlichen Pallastes geführt, und der erste Morgengruß, den die Kämmerlinge dem Chalifen und seiner Sultanin brachten, war die Botschaft, daß zwar Huadir ihrem Grimme entronnen sey durch den Tod, daß aber Canfu in Ketten seiner Strafe harre. Gussarats Augen schwammen in boshafter Freude bei dieser Nachricht, und Kelanu erhob sich zornig, den Feind seiner Sultanin vor seinen Augen martern zu sehn.

Neben dem Blutgerüst war ein Thron erbaut, auf welchen Kelanu und Gussarat mit den Großen ihres Hofes stiegen. Die Straßen waren mit erwartenden Augen gefüllt, und die ganze Stadt drängte sich in hitziger Begierde, das blutige Schauspiel so nahe als möglich anzusehen. Kelanu hatte befohlen, daß keine schreckende Ceremonie ausgelassen werden solle. Seine kurze Herrschaft war eine Herrschaft der Grausamkeit gewesen, und bei dieser Hinrichtung war er gekommen, sich selbst zu überbieten.

Zwanzig schwarzgekleidete Sklaven, mit kahlen Köpfen und entblößten Füßen, jeder einen Todtenschä-

del und eine brennende Fackel von stinkendem Geruche tragend, eröffneten den fürchterlichen Zug. Ihnen folgten sechs andere, durch enge, mit Gebeinen bemalte Kleider in wandelnde Gerippe umgeschaffen, jeder ein Stück rohes Fleisch im Munde, von dem das Blut herabtroff. Hierauf erschienen zwölf riesengroße Männer. Ihre Gesichter waren feuerroth gemalt, Rauch dampfte aus ihren Nasenlöchern, und jeder trug ein nackendes Kind in seinen Armen, dem er würkliche Marter anthat. Denn so groß war Kelanus Grausamkeit, daß er diesen unmenschlichen Zusatz zu dem gräßlichen Trauerspiele nicht verlieren wollte, sondern lieber befohlen hatte, zwölf Kinder aus der Stadt dazu herbeizuschaffen.

Das Geschrei der armen Kinder rührte die Herzen des Volkes, und war zugleich eine Verschärfung der Qual des unglücklichen Canfu, der hinter den zwölf Riesen hergeschleppt wurde. Acht Sklaven, in Tigerhäute eingenäht, trugen ihn. Jeder Sklave hielt einen eisernen Haken, der in das Fleisch des Opfers griff, und so zum Handgriff diente, es in der Marter zu erhalten.

Gulsarats Bosheit war aber damit noch nicht zufrieden. Sie rief von ihrem Throne herab, daß die Sklaven ihre Haken noch tiefer in das Fleisch ihres Feindes drücken sollten. Diese gehorchten und das Jammergeschrei des Elenden erscholl so kläglich, wie nur Allahs Feinde es ausstoßen, und nur böse Geister es ohne Erbarmen und Grauen hören können. Bagdad aber seufzte, als es die Tyrannei seines Chalifen und die Grausamkeit seiner Sultanin wahrnahm.

Jetzt rollte plötzlich ein starker Donner durch den klaren blauen Himmel, und in diesem Augenblicke stand auf dem Blutgerüst ein schöner Jüngling von übermenschlicher Größe. Zwei große weiße Flügel leuchteten von seinen Schultern, eine goldne Rüstung deckte seinen Körper, purpurrothe Flammen wehten als Federbusch von seinem goldenen Helme, auf seiner linken Hand trug er einen Papagoy, und in der Rechten schwang er ein leuchtendes Demantschwerdt.

Kelanu ahndete Böses aus dieser Erscheinung. Greift den Frechen! schrie er, mit seiner angebornen Heftigkeit von dem goldnen Sessel aufspringend, und riß den Säbel aus der Scheide. Greift ihn, rief Gussarat, die die Verzögerung ihrer Rache besorgte, ihm wüthend nach.

Aber mit edelm Zorn in dem Gesicht streckte der Jüngling sein Schwerdt gegen die beiden Ungeheuer aus, und sie blieben unbeweglich in der Stellung stehn, die sie eben angenommen hatten.

Verflucht sind, rief jetzt der Rächer mit Donnerstimme, die Handlungen und Werkzeuge der Grausamkeit!

Und als er diese Worte gesprochen, schien der ganze Zug in Flammen zu stehen, und in einem Augenblicke war alles, bis auf Canfu und die zwölf Kinder, zu Asche verbrannt.

Canfus Sinne waren schon fast erstarrt im Tode, und das Licht verging vor seinen Augen. Als der Jüngling erschien, hatte er nur noch so viel Leben, daß er das sehen und verstehen konnte, was geschah.

Das Gesetz deines Propheten war dir beschwerlich, redete der Jüngling ihn an, und die unerforschlichen

Wege des groſsen Allah ſchienen dir krumm und unrichtig. Sollten wohl die Gedanken des ewigen Gottes ſich nach den deinigen richten? Sollte die Hand deſſen, der die Sonne ſchuf, von den eiteln Rathſchlüſſen eines Erdenwurmes gelenkt werden? Kurzſichtiger! Was haſt du dadurch gewonnen, daß du Muhammeds Dienſt verlaſſen und den gottloſen Tritten der abtrünnigen Geiſter gefolgt biſt? Weil der Prophet wußte, daß aus Kelanus und Guſſarats Verbindung nur Böſes entſtehen könne, ſo hatte er in ſeiner Weisheit beſchloſſen, ſie auf immer von einander zu trennen, und dadurch das Leben ſeines Verehrers Canfu zu ſegnen. Aber weil du Muhammed verläugnet und dich mit ſeinen Feinden verbündet haſt, ſo hat er es zugelaſſen, daß ſie deinen Frevel durch die Gewährung deines thörigen Wunſches ſo ſchrecklich beſtraft haben. Sieh denn, du armer Abgefallener, die Begierden deines Herzens erfüllt!

Und er ſtreckte das leuchtende Schwerdt nach Kelanu aus, und der Schein von Raalkurs Geſtalt fiel ſammt dem Chalifenſchmucke ab von ihm, und Canfu erkannte ſeinen Sohn. Mit dumpfem Erſtaunen ſah der arme Vater zu ſeinem Peiniger hinauf, und Kelanu war auſser ſich, als er mit ſeiner vorigen Geſtalt auch ſein Gedächtniß wiedererhielt, und zugleich erkannte, daß ſeine Grauſamkeit wider ſeinen eigenen Vater gerichtet geweſen.

Verfluchte Geiwäraha! ſeufzte ſterbend der unglückliche Canfu. Du haſt würklich Kelanu mit der hochmüthigen Guſſarat vereinigt, Dein Wort iſt gelöſet und Canfu ein Opfer ſeiner eigenen Thorheit!

Die Augen ſtarr auf ſeinen Mörder gerichtet, ver-

schied er. Mit wüthenden Blicken hatte Gussarat die seltsame Verwandlung angesehn. Statt mit dem geliebten Chalifen Raalkur, sah sie sich mit dem verhaßten Hirtensohne Kelanu vereinigt, und war nicht länger Sultanin von Bagdad, sondern ein geringes Hirtenweib auf Gabel el Ared. Ihre Zunge war mit Bosheit beladen, aber gefesselt durch die magische Kraft des leuchtenden Schwerdtes. Unter dem Volke von Bagdad, das wimmelnd das Blutgerüst umgab, erhob sich ein Gemurmel des Abscheues, der Freude und der Neugier. Es sah sich von einem Tyrannen befreit, aber es begriff nicht, wie der Sohn eines Ziegenhirten die Person seines Chalifen hatte vorstellen können.

Der Jüngling schien in den Seelen der Menge zu lesen. Bewohner Bagdads, redete er sie an mit majestätischem Ernste, Ihr vermißt Euern rechtmäßigen Gebieter. Seht ihn in der Gestalt dieses Vogels, die er der Bosheit der abtrünnigen Geister verdankt. Glaubt aber nicht, daß Allah diese Verwandlung zugelassen haben würde, wenn nicht Raalkur durch seine Vergehungen diese Strafe verdient hätte. Seine Geringschätzung der Pflichten der Religion, seine thörige Leidenschaft für die Jagd und andere einem Könige unanständige Ergötzungen, über denen er es versäumte, sich zur Erfüllung seiner Regentenpflichten vorzubereiten: alles dieß hatte ihm Allahs Unwillen zugezogen. Jetzt aber hat sein Leiden ein Ende, und Hassarak, Bagdads Schutzgeist, ist von Muhammed gesandt worden, den Chalifen seinen Unterthanen zurückzugeben.

Er berührte den Papagoy mit seinem Schwerdte,

bald ſtand Raalkur vor den Augen der gerührten Menge, deren dankbarer Jubel in den Himmel emporſtieg. Raalkur aber knieete auf dem Gerüſte nieder.

Im Staube mich demüthigend, betete er mit lauter Stimme flehe ich Allah an um Verzeihung und Frieden. Ihm gebührt Ehre und Anbetung, und ſo wenig Er unſeres Dienſtes bedarf, ſo undankbar ſind wir, wenn wir dieſen Dienſt verabſäumen. Er empfange meine Gelübde für die treue Erfüllung meiner Herrſcherpflichten, Er verleihe mir Kraft, ſie zu üben zum Heil der Völker, die ſeine Gnade mir anvertraut hat. Es gefällt mir, ſprach Haſſarak, daß deine erſten Worte ein Dankgebet und ein frommer Entſchluß waren. Nachdem du dich aber nun vor Allah gedemüthigt haſt, Chalif, ſo beſteige deinen Thron, und beginne deine Regierung mit Gerechtigkeit über dieſe Sünder gegen Allah und Allahs Volk.

Laßt ſie alſo, befahl Raalkur, das Gerüſt beſteigen, welches ſie zu anderm Zweck erbauen ließen. Aber ihr Tod zeuge nicht von der Abſcheulichkeit ihrer Verbrechen, ſondern von der Menſchlichkeit des Richters.

Und die Trabanten ergriffen die Verurtheilten, und führten ſie von dem Thron auf das Blutgerüſt, wo der Nachrichter ihrer bereits harrte. Kelanu ſtieg mit wildem Trotz hinauf, Guſſarat ſchien die Gegenwart ihres Gefährten unerträglicher zu finden, als das Schickſal, das ihr bevorſtand.

Ehe Kelanu vor dem Blocke niederknieete, ſtampfte er wüthend mit dem Fuße, und ſeine Fauſt und ſeine Augen drohten gegen die Tiefe hinab. Ich bin lebenslang ein Sklave des Böſen geweſen, ſprach er dumpf.

Ich habe gearbeitet und nicht eingesammelt. Ich habe mit Sorgen gesäet und nicht in Freuden geerndet. Ich habe den Trost Anderer vergiftet, aber es ist kein Segen in meinen Schooß gefallen! Ich bin gehaßt von den Söhnen der Menschen, verdorrt sind die Pfade, die ich betreten habe. Meine Thaten sind zu gefräßigen Geiern geworden, die mein Eingeweide zerfleischen, und die scharfen Klauen der bösen Geister harren meiner an dem Orte der Qual. Schlage denn zu, Beil, weil Allahs Blitz zögert mich zu zerschmettern, daß mein Andenken auf ewig verlösche auf Erden!

Die Häupter der Verbrecher waren gefallen. Möchten doch, sprach Hassarak zu dem Chalifen, alle deine Urtheilssprüche dem ersten gleich seyn an Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Dann werden dir deine Unterthanen mit Freuden gehorchen, und Allah, der die wahren Gläubigen belohnt, wird dich dereinst aufnehmen in die seligen Wohnungen seines ewigen Paradieses.

Und Hassarak spannte die glänzenden Flügel aus, und die Arme segnend über Bagdad ausbreitend, verschwand er in den Wolken. Raalkur aber und sein ganzes Volk stürzten nieder auf ihr Angesicht, und Alle riefen mit Dankbarkeit und Inbrunst: Allah ist groß!

Sebastian König von Portugal.

Erzählung

von C. Weisflog.

Thut euch auf, ihr geheimnißvollen Pforten der Vergangenheit! Schauerrolles Thor von schwarzem Ebenholze, Eingang in die traurigen Thäler des Todes und der Schatten, öffne dich!

Wer sind die Gestalten, die dort wandeln? — — Blaß und still ziehn sie vorüber wie Nebelwolken. Aber Kronen funkeln auf den gesenkten Häuptern, manche umwallet der kirchliche Purpur, viele schreiten daher in Richtertracht, allen aber glühet, wo das menschliche Herz einst schlug — eine Kohle.

Wer sind die unschuldigen Kindlein, die betend die kleinen Hände falten und den herzlieben Vater suchen? Wer ist die klagende Mutter im naßgeweinten Schleier? Wer ist der einsam wandelnde Greis mit der fernher tönenden Harfe? Wer ist der ernste, majestätische Schatten voll Blut und Wunden? — — —

Zweihundert Jahre liegen zwischen ihrem Dasein im Menschenleben und heut. Zweihundert Jahre schon

rauſcht über ihnen die Woge des Zeitenſtromes. Tief unten im ſtillen Grunde ſchlafen ſie und wiſſen es nicht, was oben ſeitdem geſchehen. — — Wohl kam der Frühling mit ſeinen Roſen und Nachtigallen, wohl kam der ſchattenvolle Herbſt; das Kind ward zum Greiſe, ihm folgten andere und gingen, gewaltig fuhr der Sturm der Vernichtung über Länder und Völker, manch feſtes Gebäu, das wir für die Ewigkeit errichtet wähnten, ſtürzte zuſammen, Paradieſe blühten hervor aus den Ruinen, manche Menſchenbruſt verblutete im unermeßlichen Schmerze; — ſie fühlen, ſie wiſſen es nicht.

Drunten iſt Friede und Ruhe, der Friede des Grabes! — Aber es reiften die Saaten, die ſie geſäet, der Baum, den ſie gepflanzet, trug ſeine Früchte, trug Seegen, trug Fluch der Menſchheit.

Wie Leichenſteine glänzen die Buchſtaben der Geſchichte im magiſchen Schimmer der Mondnacht; aber was die Grabhügel decken, was dieſe Todten wirklich waren, fühlten und litten, wornach ſie rangen mit unruhigem Streben, und das innere Geheimniß der Seele: das ſagt der kalte, trockene Buchſtabe nicht. Und dennoch glüheten einſt dieſe Herzen in unendlicher Liebe, in unendlichem Haſſe.

Ein fernes Land in Dämmerung iſt das vergangene Jahrhundert, aber ein Nebelſtreif, wie die blauen Berge am Horizonte, ſind die noch ferneren Zeiten, die ſchon, als ſie noch blüheten im lebenden Daſein, der Schleier des Truges und der Ungewißheit umhüllete. Doch Luzifer, der ſtrahlende Morgenſtern, geht einſt auf über der dämmernden Vergangenheit; was die kalte Geſchichte nicht vermochte, das entſtrömt nun

der Harfe des geweihten Dichters, der im Verborgenen lieſet, der Schleier der Nacht zerreißt und aus den verſunkenen Gräbern wandeln hervor die Todten und ihre Thaten, wie ſie waren.

Darum beglänze auch mir nun, himmliſcher Morgenſtern, die Luſitaniſchen Gefilde, das freundliche Land, wo der goldene hesperidiſche Apfel glüht, und dein Strahl, dein magiſcher Schimmer theile den Nebel, den die Hölle gezogen um das Grab meines Sebaſtian!

Am äußerſten weſtlichen Rande von Europa liegt das Königreich Portugal und Algarve, der Garten unſers Welttheils. Die Glut der ſüdlichen Sonne wird von dem friſchen Hauche gemildert, der vom atlandiſchen Ozean herüberwehet, und die kranke Bruſt des armen Leidenden im fremden Land geſundet, wenn ihm ein freundliches Schickſal vergönnet in dieſen Thälern zu wandeln. Durch grüne üppige Gefilde voll reicher Saaten fließt der Tejo und der Duero. Die Rebenhügel von Algarve bieten den köſtlichen Nektar, die Wonne und das Bedürfniß des Britten. *

Zwiſchen dem falben Blaugrün der Olivenwälder prangen in friſcher Farbe mit duftenden Blüthen und ſchimmernden Früchten die Orangen- und Granatbäume und hoch über alle wieget die Palme das ſtattliche Haupt.

---

*) den Portwein.

Was nur Feld, Wiese, Berg und Thal an Blumen und Früchten hervorzubringen vermag, das giebt hier die reiche Natur und fröhliche Heerden durchweiden das Land. In den Flüssen wimmelt es von Leben und aus den Zweigen singen Lieder, die keinem Winter verstummen.

Auch der Mensch ist hier herrlich wie sein Land und gleicht dem fruchtbaren Felde, das nur des verständigen Pflegers bedarf, um hundertfältige Früchte zu bringen. Hat dieses Feld mit Unkraut gewuchert oder in todter Brache geschlummert, so lag die Schuld nur an seinem Herrn und die Zeitgenossen sahen es mit Staunen, wie Weisheit und Kraft den Phönix aus seiner Asche rief. Einst waren jene Gegenden die Mutter und der Schauplatz alles dessen, was groß und edel ist. Portugals Name glänzte von Aufgang bis Niedergang, in allen Meeren weheten seine Flaggen, seine Heldenthaten die Wunder der Heroen einer fabelhaften Vorzeit, so weit die Erde bekannt war, und was nicht bekannt, was noch nicht erfunden war, das entdeckten seine kühnen Abentheurer.

Vasko de Gama fand den Seeweg um das Cabo tormentoso nach Ostindien * und von da an ward diese Spitze von Afrika, einst das Schrecken der Schiffer, das Vorgebürge der guten Hoffnung.

Alvarez Cabral beschiffte das schöne Brasilien,** das wenig Jahre vorher Amerikus gefunden und das nun nach des Pabstes Entscheidung die köstlich-

*) 1497. **) 1500.

ste Blume in Portugals Staatenkranze wurde. Die Gewürzinseln, Ceylon, Makao, Goa, Mozambique, die Goldküste und Madeira schickten den Europäischen Entdeckern ihre Schätze und die Völker und Fürsten der entlegensten Reiche baten um Freundesbund und Schutz der Portugiesen. Aber diese Portugiesen standen auch hoch über ihre Zeitgenossen erhaben durch ritterlichen Heldenmuth, Edelsinn und Geisteskraft. Denn wo ein Stern, wie Albuquerque, glänzt, wo die schlecht verwahrte Veste Diu durch einen Sylveira de Meneses mit zwölf verwundeten und vierzig halbverhungerten gegen vierzehntausend auserlesene türkische Krieger vertheidigt werden kann, wo die letztern in schmählicher Flucht kaum das Leben retten, wo ein Soldat aus Mangel der Kugel sich einen Zahn ausreißet, ihn in die Flinte ladet und den Feind erlegt, wo ein andrer mit dem brennenden Pulverfasse sich in den Feind stürzt, den Haufen niederschmettert und selbst unverwundet als Sieger auf den verstümmelten Leichen tanzt * — das dankbare Vaterland hat die Namen aller dieser Helden treulich aufbewahrt — wo ein Heinrich der Seefahrer den Lorbeer nützlicher Wissenschaft um die fürstliche Krone windet, wo ein Alphons, Dionis und Emanuel mit Weisheit und Gerechtigkeit herrscht und Camoens unsterbliche Lieder singt: da ist doch wahrlich die goldene Zeit!

Und diese goldene Zeit blühete noch im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts.

---

*) Lafitau Histoire des Portugais dans le nouveau monde T. III. p. 327.

Nie hat die Erde ein reicheres, ein glücklicheres Land gesehn, als damals Portugal war. Lissabon, das alte königliche Lissabon stand noch mit seinen Palläſten, nicht ahndend, daß nach zwei Jahrhunderten die Hand des Allmächtigen im schrecklichſten Erdbeben, das je die Erde erschüttert, diese Herrlichkeit in Staub und Ruinen verwandeln werde.* Ueberall prangten fürſtliche Schlöſſer, liebliche Villen und Wohlſtand, Frohſinn und Lebensglück ruhete auf dem geſegneten Luſitaniſchen Garten.

Da ſtieg Johann III. auf den Thron der Väter**, mit ihm der Fanatismus, die Herrſchaft der Jeſuiten und die heilige Inquiſition.

Ein finſterer Geiſt durchzog von nun an das Land, der Geiſt des Argwohns, der tödtenden Furcht vor den Unſichtbaren, die der Herzen verborgenſte Gedanken erſpäheten und den Freund und Bruder den Henkern überlieferten, die ihrem Haſſe, ihren Lüſten, ihrem Geize und der Hierarchie kein Opfer, kein Menſchenleben zu groß achteten. Nun löſeten ſich die heiligen Bande der Natur. Der Sohn durfte den Vater nicht retten, nicht fragen einmal, weshalb man ihn in Feſſeln geſchlagen. Der Freund ging ſcheu am Freunde vorüber. Am Abende der ewigen erſehnten Vereinigung riß man die blühende Braut aus den Armen des Bräutigams, und dieſer durfte nicht weinen, wenn ſein Liebſtes nie mehr wiederkehrte und verſunken blieb in geheimnißvoller Vergeſſenheit.

---

*) 1755. **) 1521.

Ueber die entfernteſten Gegenden ſtreckten die heimlichen Richter die Polypenarme, in Goa würgte das Ketzertribunal unter den argloſen Indiſchen Lämmern, und da war es nun, daß der Engel des Glückes über Portugal rief: Laſſet uns von hinnen ziehen! — Da ſchrieb die Hand Belſazars in Belem an die Wände der königlichen Säle ihr ſchauervolles: mene mene tekel upharſin, auch du biſt gewogen und zu leicht befunden.

Was uns am Rande des Lebens, in der letzten entſcheidenden Stunde Troſt und Labung iſt, im Arme des treuen Gatten oder liebender Kinder zu ſterben, das ward dem Könige nicht zu Theil. Seine Kinder waren vor ihm hinübergegangen und ein frommer Mönch drückte dem Scheidenden die Augen zu. Verwaiſet war das Land, denn Sebaſtian, der Enkel Johannes, war ein dreijähriges Kind, als der König ſtarb *).

Aber im ſpaniſchen Nachbarlande lauerte ſchon der Verderber, der unerſättlich nach dem ſchönen Portugal lechzte. Es war der kalte, unmenſchliche Philipp II., der Philipp, der ſeinen ehrwürdigen Vater, den großen Carl V., noch im Grabe beſchimpfte. Freilich war der edle Kaiſer ein andrer Mann als ſein Sohn. Die Erfahrung eines langen thatenvollen Lebens, ſeine Züge in Deutſchland, wo er die Morgenröthe der Reformation und Luthern, den glänzenden Stern, aufgehen geſehen, hatten ihm tiefere und mildere Weisheit gelehrt,

*) 1557.

und er hörte auf Kaiser und Regent zu seyn, um als Mensch zu sterben. Da übergab der Sohn das heilige Andenken des Vaters dem Ketzergerichte. Sein Beichtvater, der edle Constantin de la Fuente, wurde im Kerker ermordet und im Bilde verbrannt, und der Cardinal Carranza, um schimpflich das Leben zu retten, zum Widerrufe und zur schmähligen Kirchenbuße gezwungen.

Im stillen Grübeln, wie unter dem Scheine des Rechts die Beute sein werden möge, durchsann der Castilier die Nächte. Heimlicher Mord des armen unschuldigen Kindes schien ihm zwar das Sicherste und Schnellste; aber wo hätte sich die verruchte Hand gefunden, die diese Unschuld gewürgt!

Sei es nun diese Schwierigkeit oder noch ein Funke von Gefühl für das Kind seiner Schwester; Philipp zog auch hier, wie immer, das Kalte, Langsame der raschen Entscheidung vor, waren doch in Lissabon die Leute, auf die man sich verlassen konnte, die, den Gekreuzigten im Munde und in der Hand, List und Bosheit im Herzen brüteten.

Sebastians Jugend verging in der Schule der Jesuiten. Rosenkranz und Heiligenbilder waren seine Spiele in den Stunden der Erholung und fern hielt der schwache, fromme Großoheim, Cardinal Heinrich, sein Erzieher, vom fröhlichen, lebenslustigen Kinde alles bessere Wissen, jeden bildenden Umgang und jede Freude der Jugend. Aber das Herz blieb ihm, und in des Kindes zarter Brust entwikkelte sich still und unbemerkt von den listigen Priestern der Keim alles Großen und Guten.

In hoher Schönheit blühete der königliche Kna-

be auf, und als er zum achtzehnjährigen Jünglinge sich entfaltet hatte, da war er ein herrlicher Antinous.

Schlanken Wuchses hatten alle seine Glieder sich im reizendsten Ebenmaße geformt. Lockiges schwarzes Haar erhöhete im lieblichen Contraste die blendende Weiße des ausdruckvollen Gesichtes, auf dessen Wangen die Rosen der Unschuld blüheten und funkelnde schwarze Augen sprüheten Gefühl und Bewußtsein der Majestät.

Noch waren freilich die Legende und das Predigtbuch seines frommen Großoheims, das dieser selbst zur Erbauung seiner andächtigen Mitschafe geschrieben *), noch die Bullen des Papstes Paul des dritten, diese Bibel der Jesuiten, fast die einzigen Schriften, die er kannte; aber nun brach der Strom aus seinen Ufern, nun, da er selbst herrschen durfte, wollte er auch zu herrschen würdig seyn. In den Bücherſälen seiner erlauchten Ahnherrn fand ihn nun oft noch der anbrechende Tag und in ritterlichen Uebungen rüstete er sich zum Helden, wie die waren, deren Namen und Bild ihm die Geschichte seines Landes vorhielt. Es war nicht mehr zu ändern, der Geist hatte die schmähliche Hülle durchbrochen, so wie der Schmetterling aus seinem engen Grabe hervorbricht, und erschrocken sahen die frommen Väter Jesu, wie der Genius ihres jungen Königs kräftig und kühn die Flügel schlug. Heimlich

*) Aubertus Miraeus in Auctario Scriptorum Ecclesiasticorum p. 211.

ſchlichen die Boten nach Madrit und zurück, und endlich — wie konnte es der Argliſt dieſer Geweiheten fehlen — endlich war der Plan gefunden, dieſes Feuer, das ſie zu verzehren drohte, gegen den blitzenden Adler ſelbſt zu lenken.

Einen Mönch aus ihm zu machen, einen furchtſamen Kirchenſklaven, der vor der Bulle In Coena Domini in Staub geſunken, die züchtigende Ruthe geküßt hätte, das war nicht mehr möglich. Sebaſtian war kein Johann IV., der in verächtlicher Knechtſchaft des Pabſtes, ſtatt auf ſeine drückenden Anmaßungen mit dem Schwerdte zu antworten, nach dem Rathe ſeines Groß-Inquiſitors ein „Schafgeſchrei der Kirche in Portugal an ihren allerhöchſten Hirten" drucken ließ *). Aber ſelbſt verzehren ſollte ſich dieſe Glut und ſo, nach dem Untergange dieſer Sonne, dem Caſtiliſchen Tiger das verwaiſete Land zur Beute werden mit allen ſeinen Herrlichkeiten und ſeinen Schätzen.

Was an Herzen und Leben darüber zu Grunde gehe, das galt ihm gleich viel.

Wie ein verderbendes Geſpenſt, war er durch ſeine Säle gewandelt in der einſamen, drückenden Nacht, ſinnend über dem Plane in ſchmerzlicher Anſtrengung. Schon waren die Kerzen niedergebrannt, da forderte endlich die Natur den Schlaf. Aber unruhig wälzte er ſich auf dem Lager, marternde Träume ängſtigten die brennende Seele. Da fuhr

*) Balidos das Igrejas de Portugal.

er empor, und es däuchte ihm, als zittere von ferne tiefer Glockenton durch die Luft.

Was ist das? rief er, lautet die Glocke von Aragonien? — — — Er stand auf vom folternden Lager, öffnete das Fenster, die kalte schauernde Frühluft drang ins schwüle Gemach und der Hahn krähete den Morgen aus. Aber alles war draußen still, nichts tönte von weitem, nichts lebte, nichts regte sich, alles lag noch versunken im Schlafe.

Als am Morgen die Räthe und der Groß-Inquisitor zu ihm hereintraten, war seine erste Frage an sie: Habt Ihr die Glocke von Aragonien gehört? Aber alle antworteten: Gnädigster Herr, wir haben nichts gehört und lange schon hat die Glocke geschwiegen.

Diese Glocke, auch die Wunderglocke genannt, hängt im Thurme zu Velilla am Ebro, unfern von Saragossa, und seit undenklichen Zeiten hat ihr Lauten von selbst irgend etwas Ungeheures und Trauriges in der Pyrenäischen Halbinsel verkündet. Zurita, der Historiograph von Aragonien, ein bewährter Geschichtforscher, erzählt die Sache *) und der große de Thou selbst sagt, daß man sie zwar nicht für ausgemacht gewiß annehmen, aber doch noch weniger bezweifeln könne **).

---

*) Geronymo Zurita Anales de la Corona de Aragon. Tom. III. Fol. 231. a. b. und Tom. VI. Fol. 392. a. b.

**) Iac. Augusti Thuani historiarum sui temporis libri 130. pag. 797.

Ja, noch in der neuern Zeit hat die Glocke geläutet *).

Schwieg sie aber auch damals, war es auch nur das Gewissen, das in Philipps Brust lautete: immer war diese Nacht die Nacht der Entscheidung für Portugal und seinen arglosen König. Die Religion sollte das Mittel werden, ihn und die Bessern, die zu widerstehen vermogt hätten, fern vom heimathlichen Lande in Tod und Vernichtung zu stürzen.

Früher hatten die Mauren Spanien und Portugal beherrscht. Die Städte, die Palläste, die diese Ländern zierten, waren ihr Werk. Ueppig hatten diese Gegenden unter ihrer Pflege geblüht und Kunst und Wissenschaft unter dem milden Zepter ihrer Herrscher weit ihren Ruhm verbreitet. Aber sie glaubten nur an Gott, beteten nur zu Allah und Muhammed. Und darum erhob sich gegen sie die Christenheit. Tapfer und heldenmüthig war ihr Widerstand, aber endlich unterlagen sie der Macht und wie die Heerde vom Wolfe geschencht wird, so mußten sie fliehen über das Mittelmeer nach Afrika. Billig schweigt diese Geschichte von den Gräueln, welche Christen gegen diese Unglücklichen verübten. Sie wurden vertrieben, so viel ihrer den Qualen und dem Tode entrannen, von ihrer schönen, blühenden Heimath, aus ihren Fluren von Granada und ihren lieblichen Villen. Aber die Rache nahmen sie

*) Relation du Voyage d' Espagne par la Comtesse d' Aunoy Tom. I. Lettr. 13. p. 116. Tom. III. Lettr. 14. pag. 179. und 183.

mit, so wie die Schlüssel zu ihren Thüren in Spanien, der festen Ueberzeugung, sie werden sie noch brauchen.

Und gegen diese Mauren sollten nun die Väter Jesu in Lissabon den kühnen Lusitanischen Löwen hetzen. Es war nichts leichter als dies, denn ritterliches Abentheuer gegen die Ungläubigen war der Wunsch des frommen, thatendurstenden Sebastians von Jugend auf, dafür hatten die christlichen Väter schon gesorgt und ihm das Bild des Ruhms im Leben und den Himmel ohne Fegefeuer nach dem Tode gezeigt.

Nun entwickelte sich seine Kraft, mit ihr aber und mit nachdenklicherem Forschen in den Schriften der Weisen auch der Zweifel, ob es recht sei, ein ruhiges Volk, das gegen ihn nichts verschuldet, zu befehden, ungereizt Blut zu vergießen in Strömen, und ob Portugals Macht ausreiche, es mit den Millionen jener Tapfern aufzunehmen. Unruhig ging er an den Ufern des Tejo, versunken in tiefem Nachsinnen. Der schönste Maiabend duftete und unvermerkt kam der König zu der heimlichen Stelle, wo unter dichtem Laubgewölbe oft einsam der Sänger der Lusiade wandelte. Auch dieser Abend fand ihn hier und er ruhete denkend auf der Rasenbank unter den schattenvollen Bäumen, neben ihm lag die Rolle seines unsterblichen Gedichtes. O, mein Vaterland, rief er vor sich hin, mein großes, mein edles Vaterland, du kennst mich nicht; aber wenn dieses Geschlecht vergangen seyn wird, dann wirst du den armen Verbannten lieben, der dich im Herzen trug!

Unglücklich seid ihr? — fragte der König, der hinter den Zweigen hervortrat. Ueber welches Unglück habt Ihr zu klagen? Sprecht, wer seid Ihr?

Mein Herr und König, antwortete ehrfurchtsvoll der Erstaunte, verzeihet! Nicht an Menschen waren diese Klagen gerichtet, nur die stille Nacht, nur droben die funkelnden Sterne sollten sie hören. Ich bin der Verbannte, den Eure Gnade zurückrief in's Vaterland, ich bin der arme Camoens und habe nichts als meine Wunden, meine Lieder und die unendliche Liebe für Euch und Portugal.

Wunderbar fühlte sich Sebastian von diesen Worten ergriffen. Es war ihm, als wäre ihm plötzlich ein Wesen höherer Art erschienen, das er sonst schon oder im Traume gesehen. Eine Ahndung der Zukunft und was ihm dieser Camoens werden würde, durchflog ihn und freundlich ließ er sich seine Schicksale erzählen.

Für seinen König hatte der Dichter vor Ceuta im Kampfe mit den Afrikanern das rechte Auge verloren. Unschuldig und blos durch Priesterrache war er nach Makao verwiesen worden, an die äußersten Grenzen der Morgenländer, und hier wallfahrtet noch jetzt der Fremde jeder Nation zu der stillen Grotte, in welcher der Verbannte Jahre lang seinen Betrachtungen, der schönen Natur und der Verherrlichung seines Portugals lebte. Arm kehrte er zurück, er hatte keine Aeltern, keine Kinder, kein Liebstes, nur einen treuen Mohren, der mit ihm darbte, und einen treuen Hund. Arm und einsam wohnte er nun in Lissabon, zu stolz vor den Thüren der Großen zu kriechen.

Niemand noch kannte seine himmlischen Stanzen, auch dem Könige waren sie fremd. Aber er nahm die Rolle der Lusiade mit nach Belem und mit ihr tiefes Gefühl, hohes Interesse für den Dichter.

Er las, er staunte, — die Kerzen brannten nieder, er sah es nicht, — der Mond ging unter, er sah es nicht, ihm war der Himmel aufgegangen in nie gehörten Tönen. Freuden des Paradieses entzückten ihn, Schauer des Todes ergriffen ihn. Die Natur vergaß ihre Rechte, kein Schlaf kam in sein Auge, er las, — und als der Morgenstern erbleichte vor dem Schimmer Aurorens, da saß er versunken in den süßen Träumen der Phantasie.

O, Camoens, du trefflicher Camoens! rief er. So habe ich dich denn gefunden, der mir die Seele füllt mit dem Unnennbaren, nach dem ich strebte und das mir dunkel war. O, ich will dich belohnen und du sollst mein Freund und Lehrer seyn!

Mit frühem Morgen ließ er ihn holen.

Ihr habt mein Herz gewonnen, rief er ihm entgegen, wackrer Sänger, wählet, unter welcher Form Ihr von nun an mir nahe seyn wollt an meinem Hofe.

Von Eurem Hofe, mein Herr und König — entgegnete der Dichter bescheiden — laßt mich ferne bleiben. Doch Eurem Herzen laßt mich nahe seyn. Schwül ist des Hofes Luft und drückend, laßt mir die freie, frische, labende Natur. Wie meine Rosen blühn, wie meine Nachtigallen schlagen, wie ich mit Worten fesseln soll den süßen Duft, den lieblichen Gesang, das nur versteh ich, fremd sind mir des Hofes Künste, zu schmeicheln weiß ich nicht, versteh nicht, wie

man kriechen muß und buhlen um die Gunst der Kämmerlinge. Ich würd' Euch fremder, brächtet Ihr mich näher zu Euch in Eure goldnen Zimmer. Drum laßt mich, mein verehrter Herr und König, meiner stillen Hütte, und wollt Ihr meiner doch in Gnaden denken; so — ach! — so gönnet mir das Glück, in Belems Gärten manchmal Euch zu sehen und Euch zu weihen meiner Lyra Töne. Der Sänger braucht nur wenig, und was ich bedarf, das möge Eure Königliche Gnade mir verleihn, daß ich nicht grade betteln darf um Brod.

Nein — rief der König — Betteln sollt Ihr nicht, Ihr edler Mann. Und frei sollt Ihr bleiben in Eurer freien Natur. Der König kann Euch lieben, aber reicher machen, als Ihr schon seid, das kann er nicht. In meinen Gärten wie in meinen Sälen seid Ihr mir willkommen, und welche Stunde nur mein Königsein dem Menschen übrig läßt, die werd' ich leben mit Euch in den Armen der Natur, und in den süßen, seeligen Träumen der Phantasie.

Und der edle Fürst hielt sein Wort. Enger und enger und immer trauter schloß er sich an den ehrwürdigen Meister des Gesanges und immer mehr entfaltete sich die Blüthe seines edlen Herzens im Umgange mit diesem Lehrer.

Aber den heiligen Vätern Jesu war er ein Gräuel und ein Dorn im Auge. Sie ließen keine ihrer Künste unversucht, das Band dieser Seelen zu trennen, doch vergebens, und vom Pallaste des Königs aus verbreitete sich nun Camoens Ruhm über das Land. Ueberall ertönten seine lieblichen Gesänge, die

Stanzen von Adamastors Erscheinung und vom Unglücke der schönen Ines de Castro. Ach! es war ja die Glut des eigenen Lebens und der eigenen Liebe, die aus diesen Tönen hauchte, die Erinnerung an die Rosenzeit der Jugend, an die stillen, verborgenen Seeligkeiten mit Catharina von Attayde, an das eigene Unglück der ewigen Trennung und der Einsamkeit in Santarem.

Bald wurde auch Sebastian Meister im Spiele der Spanischen Guitarre und sang die Stanzen seines Camoens.

Das Feuer seiner Seele brannte zwar noch immer in hellem Enthusiasmus für ritterliche Thaten, aber höher und näher erschien ihm die Pflicht, sein Land zu beglücken durch Gerechtigkeit und Weisheit und die Annalen haben manchen trefflichen Zug aus seinem Leben aufbewahrt.

Einst ging er mit seinen Begleitern auf der Straße in Lissabon. Da fiel ein junges Weib zu seinen Füßen und bat ihn um Gnade und Gerechtigkeit für ihren Mann, den man so eben unschuldig zu den Galeeren abführe. Vedremos! — wir wollen sehen — antwortete der König. Nein, erwiederte die Frau, nein, mein König und Herr, nicht Vedremos! Was geschehen kann, muß gleich geschehen, denn unsere Ehre hängt von der Minute ab. Eure Ehre? rief der König.

Nun, wo die Ehre in Gefahr ist, da gilt freilich kein Verzug, und er untersuchte die Sache auf der Stelle, ließ Dinte, Papier und Feder bringen und verfügte auf freier Straße auf die Bittschrift der Frau, trotz der Vorstellung seiner Schranzen,

die da meinten, dies könne füglich auch im königlichen Pallaste bei seiner Rückkunft geschehen.*

Ein andres Mal brachte man einen armen Alten vor ihn, mit der Anzeige, das sei der Mann, der eigensinnig sein Haus und Acker dem Könige verweigere zur Hebung eines Uebelstandes bei der Verschönerung der Gärten.

Der König bot dem Alten dreimal mehr, als sein kleines Eigenthum werth war, aber der Mann blieb beharrlich auf seiner Weigerung und wünschte zu sterben in der Hütte, wo er geboren war.

Der Mann hat Recht, erwiederte Sebastian, laßt ihm sein Eigenthum. Wie würde es Euch gefallen, wenn ich das Eure nähme!

Auch von Proben seines persönlichen, fast zu weit getriebenen Muthes spricht die Geschichte. Er hatte den Befehl ertheilt, vom Schlosse St. Julian auf alle Schiffe zu feuern, die vorbeifuhren, ohne zur Untersuchung anzulegen. Um zu sehen, ob man seinem Befehl strenge Gnüge leiste, bestieg er selbst eine Brigantine, fuhr bei St. Julian vorbei, ohne anzulegen, und hielt das volle Feuer der Batterien aus. Der Splitter einer fallenden Raa verwundete ihn am rechten Auge und am linken Fuße und er behielt davon die Narben sein Lebelang.**

Wohl blickte manches schöne Augen schüchtern nach dem holden königlichen Jünglinge, wohl hob sich man-

---

* De Galard Reflexions Politiques sur les Vies des Roys de Portugal. p. 337.

** Ebendas. S. 332.

cher Busen in verschwiegener sehnsuchtsvoller Liebe. Sein Herz hatte noch keinen Raum für gegenseitige Gefühle. Ganz erfüllt vom Feuer der Religion, von Durst nach Weisheit und nach Thaten und von den schönen Träumen der Dichterwelt, blieb diesem Herzen Weiberliebe fremd. Doch das Bedürfniß eines treuen Jugendfreundes, das war es, was sein Portugal ihm zu befriedigen nicht vermochte.

Da kam aus fernen Landen über Madrit der Calabrese Marco Tullio Cotizone*. Nie hat die Natur zwei sich in allen Theilen des Körpers ähnlichere Menschen hervorgebracht, als Sebastian den König und diesen Cotizone. Wie bei dem Könige, umkräuselte schwarzes Lockenhaar das Haupt des Fremden. Ihm funkelten eben die seelenvollen Augen, seine Stimme war tonvoll, wie die Stimme Sebastians, blühende Jugendröthe färbte seine Wangen, die Adlernase bog sich stolz wie Sebastians und selbst die Narbe am rechten Auge hatte das launenhafte Ohngefähr bei dem Fremden nicht vergessen. Aber seine Tracht war schwarz, eine blutrothe Leibbinde floß ihm von der Schulter über die Hüfte und von dem schwarzsammtnen Baret wehete ein blutrother Busch von langen glänzenden Hahnenfedern.

Er kam, um Theil zu nehmen an dem ritterlichen Zuge des Königs gegen die Mauren, von dem er schon in fernem Lande gehört, und den man als gewiß ihm in Madrit gemeldet.

---

* Amelot de la Houssaye in einer Anmerkung zu den Briefen des Cardinal Ossat. S. 300.

Der König, sonderbar ergriffen von der Gestalt des Fremden, der sein Doppeltgänger schien, und hingezogen zu ihm durch ein unnennbares Etwas, so wie im ersten Augenblicke mit einem unerklärlichen innern Grauen, frug ihn, wo er geboren sei.

Mein Vaterland, antwortete der Fremde, ist die Insel Stromboli.

Die Insel Stromboli? — entgegnete der König. Ist's nicht diese Insel, die den Alten der Eingang in das Reich der Unterwelt war, und wo noch jetzt im Bauche der ausgebrannten Vulkane wunderbare Stimmen tönen wie Menschenrede und Geschwätz?

Ganz recht, mein Herr und König — erwiederte der Fremde — das ist die Insel Stromboli. Da bin ich geboren, doch weil ich meine Jugend in Calabrien verlebte am Averno See, so nennt man mich gemeinhin den Calabrier, auch wohl den schwarzen Ritter. Mein Vater war der Marchese Cotizone di Ponte Negro und starb im Kampfe gegen die Corsaren, darum kleid' ich mich in Schwarz, bis ich im Blute der Ungläubigen die Rache abgekühlt.

Habt Ihr meinen Oheim in Madrit gesprochen? fragte der König.

Wohl hab ich ihn gesprochen, antwortete der Ritter und bring Euch Freundesgruß und Briefe mit vom König Philipp, der Euch liebt und achtet.

Auch ist uns der Ritter gar hoch empfohlen, bemerkte Simon Rodriguez, der greise Jesuit, um ihm bei Ew. Majestät eine gnädige Aufnahme zu bereiten.

Und diese fand der Fremde auch. Von Tag zu Tag gewann er größern Raum im Herzen des Königs, dem er, der weit Gereisete, viel zu erzählen wußte

von den Sitten und Thaten entlegener Völker. Wie Honig floß von seinen Lippen die Melodie der Sprache und die holde Ueberredung. Sanft drang der Pfeil in's Herz und süße Wunden blieben, wie die Wunden von der Liebe ersten Worten. Bald ward der Fremde dem König unentbehrlich, mit dem er sein Studiren, sein Vergnügen und seine ritterlichen Uebungen theilte. Auch er war entzückt von Camoens Liedern und sang zur Laute Petrarka's liebliche Sonette und persisch manche schöne Stelle aus Sadi's Rosengarten.

Die Sprache der Mauren lehrte er dem Könige. Der König ließ in seinen Zimmern den Calabrier wohnen, in seinem Gemache mußte er schlafen und aus einem Becher mit ihm trinken.

Seht hier, rief er dem ehrwürdigen Camoens am nächsten Abende in Belems Garten zu, mein andres Ich. O, wünscht mir Glück, mein väterlicher Lehrer, in meinem Marco hab' ich den langersehnten Jugendfreund gefunden. Auch er liebt und achtet Euch und ist ein Meister in der Kunst der Töne.

Wohl bin ich glücklich, sagte schmeichelnd der Ritter, daß ich den vielerfahrnen, hochgefeierten Sänger nun von Angesicht zu Angesicht schauen kann und mich mit meinem edlen Herrn und Könige seines Umgangs freuen darf. Gewiß! Ihr spannt des Muthes Bogen mit wunderbarer Kraft und Eure Töne hallen wie Schlachtenruf im Kampfe gegen die Barbaren.

Verzeiht, mein fremder Herr, antwortete der Dichter, wem die Pflicht, die Noth den Kampf gebeut, nur der mag in Tyrtäus Hymnen sich glühend Feuer zum edlen Streite trinken; doch meine Lieder

ſind nicht der Ruf zum Kampfe gegen Völker, die gegen uns nichts verſchuldet. Laßt doch die drüben, die ihr Barbaren nennt, in Frieden dienen ihrem Gotte. Iſt's denn nicht auch der unſre? Scheint nicht ſeine Sonne drüben wohlthätig ſo wie hier?

Da ſeht Ihr — ſprach Sebaſtian zu Marco — er iſt ein Freund der Mauren, und ging's nach ſeinem Willen, ſo blieben wir in unſerm Portugal und hingen unſre Schwerter in die Polterkammer.

Nimmermehr, erwiederte der Ritter, mag dies geſchehen!

Haben nicht dieſe Mauren immer noch den Willen, das ſogenannte Erbe ihrer Väter, das ſchöne Portugal und das weite Spanien, wieder zu erobern mit Feuer und Schwerdt, ſobald ſie unſre Schwäche merken?

Und iſt's nicht Glaubenspflicht, ſeufzte der Großinquiſitor, das heilige Kreuz in jene Gegenden zu bringen? Laſſet es Ströme von Blut koſten; ward nicht der Baum der Kirche Chriſti von Anfang an mit Blut gedüngt? Durch Tod und Leichen dringt die heilige Religion zum Ziele, und hat nicht unſer Herr am Kreuze ſelbſt und alle heilige Märtyrer und Apoſtel durch Blut und Tod das Chriſtenreich gegründet?

Ihr ſcheint mir Recht zu haben, entgegnete der König und verſank in tiefes Träumen. Was ſoll ich thun! Hier auf dieſer Seite ruft das Kreuz, der Ruhm, die Stimme meiner Helden, dort der milde Engel der Verſöhnung, des Friedens. Dort bedürfen ſie des Chriſtenkönigs nicht, hier verlangt ein treues Volk, daß der Vater bei ihm bleibe mit ſeiner Lieb' und treuen Pflege. Was ſoll ich thun! —

Wie hat Euch — theurer Camoens — mein neuer

Freund gefallen? fragte am nächsten Abende Sebastian.

Es ist Euer Freund — mein König, erwiederte jener, drum laßt mich schweigen. Wohl ist's die schöne Hülle meines Herrn, doch sein Geist ist's nicht. Verzeiht! bei seinem Anblick überfiel mich ein unverstehlich Grauen und eine Angst, als säh' ich eine Schlange. Ich kann mich irren, aber wacht über Euer Herz, daß es nicht zum Verräther werde an Eurer Ruhe und an Eurem Glücke.

Das sind die Dornen der Eifersucht — sprach der König lächelnd zu sich selbst. — Nein, nein, mein würdiger Lehrer, von diesem Freunde hast du nichts zu fürchten. Ganz anders sind die Gefühle für das Wesen höherer Art und für den väterlichen Lehrer, den ich in dir verehre, und anders die für meinen jugendlichen Freund. Der ist mein anderes Ich, du sollst mein Schutzgeist seyn.

Und so theilte von nun an Sebastian das edle Herz zwischen Camoens und Marco. Immer theurer und unentbehrlicher wurde ihm der Letzte. Ach! er sollte ja der Retter seines Lebens seyn.

Als einst Sebastian mit Marco an einem schwülen Sommerabend sich im Tejo in jugendlicher Lust badete, wie sein großer Ahn Johann III. auch wohl that, stürzte plötzlich über Fort St. Julian ein Wirbelwind und riß den König in den Strudel der empörten Wogen. Er sank und schrie im Sinken: Marco, rette deinen König! Der wie ein Pfeil durchfährt die Wellen, faßt den König und trägt ihn sanft ans andre Ufer.

Und wenig Tage drauf bricht eine Feuersbrunst

nah am königlichen Palaste aus. Der König eilt herbei und ordnet in Person die Hülfe. Da erschallt ganz oben von einem hohen Hause, das in Flammen steht, das Wehgeschrei: ach, rettet mich und meine armen Kinder! Der König selber eilt durch die Flammen, trägt auf seinen Armen glücklich die Mutter und ein Kind herab. Aber oben wimmert noch ein Kind und streckt die kleinen Hände durch den Rauch nach Hülfe. Noch einmal dringt der König hinauf, aber hinter ihm — o Schrecken! — sinkt die Treppe und er ruft herab: Marco, rette, rette mich! Der klimmt hinauf — kein Mensch begriff das Wunder, wie es möglich war — und trägt in seinen Armen den königlichen Freund gerettet und das Kind. Aber Blut floß von seinem Arme, den ein fallender Brand getroffen.

O, du mein Lebensretter, rief der König, als sie — der Abend war hereingebrochen — beim traulichen Becher zusammensaßen, wie soll ich dir's danken!

Sprecht nicht von Dank, mein edler König, antwortete der Ritter. Mein Leben geb ich willig für Euch hin. Denn ohne Euch, was wäre mir das Leben? Und die paar armen Tropfen Blutes, die Ihr mich heut gekostet, nicht wahr! Ihr gäbt wohl auch für mich das Blut? Zwar Könige sind Menschen und wer kanns verbürgen, ob nicht die Stunde einst vielleicht wohl kommt, wo Ihr mich nicht mehr kennt und Euch mit Abscheu von mir wendet.

Nie — rief Sebastian — wird diese Stunde kommen! Treu bleib ich dir, mein Freund, im Leben und im Tode!

Treu wollt Ihr bleiben einem Unbekannten? erwiederte Marco — wißt Ihr denn, wer ich bin?

Wohl weiß ich, wer du bist, rief Sebastian — und wärst du auch ein anderer, du bist mein Freund, ich halte dir, was ich geschworen.

Mein König — entgegnete der Ritter — meine Treue habe ich mit meinem Blute versiegelt. Auch Ihr also könntet für mich das Blut vergießen?

Sieh her, ob ichs vermag, rief Sebastian und ritzte sich den Arm. In Purpurtropfen fiel das königliche Blut.

Nun wohl — mein Freund und König — sprach der Ritter, so schreibt mir denn mit diesem Eurem Blute Eurer Freundschaft Schwur, daß ichs an meinem Herzen trage, mein theuerstes und schönstes Kleinod.

Und Sebastian schrieb:

Treu bin ich dir im Leben
und übers Grab hinaus

Sebastian.

und gab den Zettel seinem Marko.

Da schlug die Uhr die zwölfte Stunde und durch die schwüle stille Luft zitterte ein dumpfes, schauerliches Läuten. — — — Es war die Glocke von Aragonien.

Im Königreiche Fes saß auf angemaßtem Throne Muley Mahomed. Sein Großvater gleiches Namens hatte das Gesetz errichtet, daß alle seine Söhne nach der Reihe, und also ein Bruder nach dem andern, wenn der ältere starb, zur Krone kommen sollte. Ihm

folgte nun im Regimente Abdallah, sein ältester Sohn. Er hatte mehrere Brüder. Aber daß er nach seinem Tode, gemäß dem Gesetze seines Vaters, das Reich dem Bruder lassen und keines von seinen eigenen Kindern ihm folgen sollte, das hinderte er auf kurzem Wege durch Meuchelmord an seinen Brüdern. Nur zwei davon blieben übrig, nämlich Abdel Meleck, welcher glücklich genug war den Mördern zu entfliehen, und Muley Hamed. Den letztern sicherte der Umstand das Leben, daß ihn sein Vater nicht in der Ehe erzeuget und daß ihn drum sein Bruder Abdallah verachtete und für unschädlich hielt. Als auch Abdallah starb, folgte ihm sein ältester Sohn, Muley Mahomed, und that dasselbe, was sein Vater gethan. Er ließ auch alle seine Brüder hinrichten, um seinen Kindern die Krone zu sichern. So saß er nun auf unrechtmäßigem Throne, den unschuldiges Brüderblut gefärbt.

Aber Abdel Melek, der dem Mordbeile entronnene Vatersbruder, hatte Schutz und Hülfe bei den Türken gefunden und war gekommen mit Heeresmacht, die ihm gebührende Krone zu erkämpfen. Auch war er glücklich in diesem gerechten Kriege, schlug den Usurpator Muley Mahomed in zwei Schlachten, und zwang ihn zur Flucht in das Gebirge Atlas. Nun setzte er sofort den Bruder Muley Hamed nach der Verordnung des Großvaters zu seinem Nachfolger ein, war ein wackerer und weiser Fürst, gerecht und freundlich gegen jeden und selbst den Christen hold und zugethan *). Aber Muley Mahomed suchte,

* George Christ. Gebauers Portugiesische Geschichte

um wieder auf den Thron, von dem er gerecht vertrieben worden, zu gelangen, fremde Hülfe und wandte sich von Tanger aus nach Portugal an König Sebastian.

Nun wird doch Ew. Majestät nicht sagen — sprachen die frommen Jesuiten — daß kein Beruf und keine Pflicht vorhanden nach Afrika zu ziehen in den heiligen Krieg? Denn nun seid Ihr geladen und Sebastian kennt Ritterpflicht und was das Christenthum gebeut. Zuerst muß Abdel Melek von dem Throne vertrieben werden, den er dem rechtmäßigen Herrn entrissen, und dann muß dieser Eurem Schwerdte fallen.

Ich begreife Euch nicht — ehrwürdige Väter — erwiderte der König. Ihr nennt den Bluthund Muley Mahomed den rechtmäßigen König; mit welchem Grunde mögt ihr das thun? War denn nicht nach dem Gesetz Abdel Melek, der Bruder Abdallahs, der Nachfolger des Letztern? Schloß er und sein Halbbruder Muley Hamed nicht den Sohn seines Bruders, den Usurpator Muley Mahomed aus?

Mit nichten! — antworteten die Väter. — Ists nicht bei allen Völkern Sitte und Gesetz, daß der Sohn dem Vater folget im Eigenthum und Erbe? Bestätiget denn nicht auch die heilige Schrift diese Ordnung der Natur? Hat nicht der Reichstagsschluß von Lamego auch in Portugall das festgesetzt *)? Wie

---

III. Abthl. S. 198. Le Blanc voyages P. II. p. 155. F. Th. Freigius de bello Africano Cap. 2.

* 1143.

konnte nun mit Recht der alte Muley Mahomed dies ändern? War nicht schon an und für sich selbst sein Statutum null und nichtig und Abdel Melek wohl zum Throne berechtigt? Und Muley Hamed, kann der wohl für einen Bruder Abdel Meleks gelten, da er von seinem Vater außer der Ehe erzeugt? Ists nicht drum klar und ganz außer Zweifel, daß dem alten Muley Mahomed der Sohn Abdallah folgen mußte und diesem dessen Sohn Muley Mahomed?

Demohnerachtet hat auch dieser gegen einen Christen kein Recht zum Throne, denn er ist ein Maure, ein Saracene, der nicht an den Herrn glaubt. In blindem Unglauben würden lange noch jene Völker leben und der Hölle entgegenreifen, wenn nicht auch dort ein frommer König das Kreuz in seine Rechte setzte.

Mit solchen Gründen löfete man des edlen Königs Zweifel und Marco blies den schlummerndern Funken des ritterlichen Heldenmuthes im Herzen seines erhabenen Freundes zur lichten Flamme.

Vergebens war dagegen die ängstliche Besorgniß der Mutter seines Vaters, vergebens die väterlichen Ermahnungen des Cardinals Großoheims, vergebens die ernsten, seelenvollen Worte des Sänger Camoens. Nur seine Kräfte schienen ihm zu schwach gegen die Massen der kriegeübten Mauren. Darum ließ er bei Philipp von Spanien um Beistand werben. Aber Philipp, getreu seinem Plane, im Hinterhalte zu bleiben, bis es Zeit und Stunde sei, ließ ihn beweglich von dem gefahrvollen Unternehmen abmahnen, wohl berechnend, daß Widerstand und Zweifel nur die Beharrlichkeit vermehren müsse. Ja, er trieb die

Verstellung so weit, daß er den Schwestersohn zu einer persönlichen Berathung im Kloster Unsrer lieben Frauen zu Guadalupe einlud. Hier kamen auch die beiden Herrscher zusammen *).

Sebastian, von Philipp fast eine Meile von dem Kloster auf das Glänzendste empfangen, erhielt zum erstenmale hier von ihm den Titel königliche Majestät, da vorher allen Königen Portugals und auch nachher selbst Heinrich dem Cardinale vom stolzen Spanier nur die Benennung königliche Hoheit beigelegt wurde.

Der kalte Herzog Alba war bei dem Spanier, der biedere, nachher so unglückliche Medina Sidonia, der kaum mit wenig Schiffen der unüberwindlichen Armada, die ausgezogen war zum sichern Siege gegen Britaniens jungfräuliche Königin, das eigne Leben retten konnte, und der stolze Roderich von Castro, Graf von Lemps.

Mit allen Gründen der Beredsamkeit bekämpfte Philipp Sebastians Vorsatz, wohl wissend, daß Alles doch vergebens sei, denn seine Leute hatten ihre Rollen gespielt als Meister. Er mahlte ihm die Unbeständigkeit und treulose Seele Muley Mahomeds und seiner Mauren, Afrikas brennende Wüsten, wo weit und breit kein Grashalm wächst, weit und breit kein labender Quell, kein Bach, kein Fluß zu finden, wo der einzelne Mensch oft kaum das Leben zu fristen, geschweige denn ein großes Heer die Mittel seines

* 1577. Amelot de la Houssaye. Mem. Histor. T. I. p. 55.

Unterhaltes zu finden vermag, und endlich die Besorgniß, die Türken, die Bundesgenossen Abdelmeleks, so nahe an die Pyrenäische Halbinsel zu locken * und wie er seine Krieger, sein Land, sich selbst, wenn diese Heerfahrt unglücklich sei, ins unvermeidliche Verderben stürzen würde. Wie er, so sprachen seine Großen alle, Medina Sidonia aber nur allein von treuem Herzen und aus reiner Seele, die andern alle in giftiger Verstellung **.

Und als nun Alba sogar der Jugend Sebastians in verfänglicher Rede gedachte, da vollends schwoll ihm die Brust von Unwillen und von Stolz, und der Zug war unwiderruflich beschlossen.

Aber die Krone setzte der Kastilier dem schändlichen Betruge durch das Versprechen auf, funfzig Galeeren und fünftausend Mann zu Sebastians Heere stoßen zu lassen, denn es kam ihm nicht ein, sein Wort zu halten.

Alles rüstete sich nun in Portugal zum heiligen Zuge. Das Heer bestand aus zehntausen Portugiesen, dreitausend Teutschen, die der wackere Degen der Oberst Amberger führte, zweitausend Castilianern und sechshundert Italienern. Auch viele Große, die den ritterlichen König liebten, schlossen sich freiwillig dem Heere an, Dom Antonius, Prior von Crato, Dom Theodosius II. von Braganza, ein Kind voll Thatendurst von acht Jahren, Dom George von Lankaster, Herzog von Aveyro, Alphons von Portugal,

---

* Gebauers Portug. Gesch. Abthl. III. p. 200.

** La Clede Histoire de Portugal Tom. V. pag. 170

Graf von Vimiosa, und sein Sohn Franziskus, Dom Emanuel von Meneses, Bischof von Coimbra, und Dom Arias von Sylva, Bischof von Portugal.

Umsonst flehete mit Thränen der Verzweiflung Catharina, die Mutter seines Vaters. Sie starb vor Gram, denn sie sah im Geiste den Untergang des königlichen Stammes. Umsonst flehete der greise Cardinal Heinrich und lehnte die Regentschaft ab. Der König aber setzte einen Rath, an seine Spitze den edlen Georg von Almeyda, Erzbischof von Lissabon, und unter ihnen Franz von Saa, den Neffen Camoens von mütterlicher Seite. Viele warnten, viele beteten zum Himmel um Sinnesänderung des geliebten Königs; es war zu spät, und Camoens verging in stiller Trauer, und die Jesuiten und die Inquisitoren lächelten und Marco hielt mit ihnen heimlich Rath bei stiller Nacht.

Was habt Ihr so um Mitternacht zu schaffen und warum schleicht Ihr so heimlich ins Collegium der Väter Jesu? so fragte einst der König den Calabrier, als er in einer schlaflosen Nacht ihn nicht gefunden und wohl bemerkt hatte, von wo er zurückgekommen.

Es ziemt dem treuen Diener — war seine Antwort — zu wachen und zu handeln, wenn sein König schläft, und diese Antwort war hinlänglich für Sebastians argwohnlose Seele. Da lagen nun die Schiffe segelfertig, noch fehlten Philippe funfzig Galeeren und die versprochenen Völker. Man karge von Woche zu Woche, umsonst! Nun war es nicht länger möglich. Sebastian gab den Befehl zum Aufbruche. Muthig und mit Freudengeschrei eilten seine Helden

zu den Fahnen, im Arsenale war Leben und Getümmel. — Der fromme Erzbischof von Lissabon segnete auf offenem Felde das Heer ein zum christlichen Kampfe gegen die Ungläubigen und auf den Knieen lagen im brünstigen Gebete die Tausende.

Aber vor dem königlichen Palläste sammelten sich die Weiber und Kinder und schrieen: ach, König, Barmherzigkeit! Laß unsre Männer, unsre Väter, unsre Brüder, unsre Söhne bei uns bleiben im schönen Portugal. Ach! nimm uns nicht die Theuren, wir sehn sie ja nie wieder! Ach! guter König, schrieen die Kinder, ach! laß uns unsern herzlieben Vater!

Was schreit und lärmt die Brut! rief Marv grollend.

Die Brut? — erwiederte der König — nein, Marv, meine lieben Portugiesen sind nicht Brut zu nennen. Still, Ihr Mütter, Ihr Schwestern, Ihr Gattinnen und Ihr lieben Kinder, laßt das Klagen. Ihr sollt die Theuren wiedersehn, mit Heldenruhm gekrönt, beladen mit den Schätzen der Barbaren, bring ich sie Euch zurück, so Gott will.

Ach! nimmer, nimmer sehn wir sie wieder, schluchzten Alle. Ist's denn unwiderruflich, und muß es denn so seyn; so laß uns mit ihnen ziehen. Wenn der Feinde Schwerdt ihnen blutige Wunden schlagen wird, wenn sie im fremden Lande verlassen liegen werden im trocknen brennenden Staube, dann wird ja niemand seyn, der ihnen Trost und Labung reichen könnte. Wir aber wollen unsre Lieben pflegen und, wenn Ihr kämpfet, für Euch beten. Laßt uns mit unsern Lieben ziehen, erbarmt Euch unser, guter, großer König!

Sie mögen mit — erwiederte Sebastian und acht-

hundert Weiber und Kinder und zweihundert Säuglinge durften dem Heereszuge folgen.*

Am St. Johannistage** war alles bereitet. Ein frischer Wind schwellte die Seegel der Flotte und die bunten Wimpel und die Flaggen verkündeten den nahen Abschied. Der Abend war gekommen. Da eilte Sebastian zu der blühenden Laube in Belems Garten, seinem edlen Camoens das letzte Lebewohl zu sagen.

Noch einmal — sprach der ehrwürdige Sänger mit zitternder Stimme — noch einmal, mein geliebter König, bitt' ich Euch, kehrt um und bleibt im schönen Vaterlande. Dort drüben habt Ihr nichts zu schaffen und ungerecht ist Euer Zug, denn Könige sind Herren dort wie hier und ihnen ward von Gott auch dort die Macht Gesetze ihren Völkern zu ertheilen. Das Gesetz Muley Mahomeds ist keine Ungerechtigkeit und der vertriebene König bleibt ein Usurpator.

Man hat mit Pfaffenargliſt Euch geblendet, Euch vergespiegelt, Euern Entschluß fordere der Glaube, man hat das Kreuz erhoben zum Morden der Unschuldigen. O, glaubt, dies war nicht dessen Meinung, der voll Liebe zu den Menschen kam. Der Christus, der Versöhnung war und sanftes Dulden, der lehrte Morden nicht und Raub. Mit gleicher Lieb' umfaßt er alle Völker. Sind sie nicht alle Kinder eines Gottes? O, glaubt es mir, man hat Euch schändlich hintergangen, der Spanier will Euer Land; hat er Euch treulos nicht verlassen im letzten Augenblick? Und die-

* Freigius cap. 9. ** 1573.

ser Marco — ach, mein Herr und König — wie mögt Ihr doch dem Unbekannten trauen. Er trachtet Euch nach Eurem Glück und Leben. Kehrt um, Ihr habt ja Gründe genug, das alles abzuändern, und ist nicht Euer königlicher Wille statt aller Gründe? —

Camoens — erwiederte der König — es ist zu spät, ich kann nicht mehr zurück und in liebender Besorgniß gehst du zu weit und lästerst meinen Freund

O König — fuhr der Sänger fort — in welche schrecklichen Gefahren stürzt Ihr Euch. Wie Sand am Meere, ist der Sarazenen Volk. Das Häuflein wird der Unzahl weichen müssen und Ihr werdet hülflos seyn im fernen Lande. Verlassen werdet Ihr durch die Wüste irren, wo wilde Thiere, böse Zauberer ihr Wesen treiben. Dort wandelt auch der grauenvolle Megreby, der wie ein Schakal nach der Beute lechzt und Seelen suchet, daß er sie verschlinge.

O, König, kehret um! Bei unserm Gotte, bei dem Gotte der Liebe beschwöre ich Euch!

Es ist zu spät — erwiederte Sebastian. — Mich, ruft die Pflicht! Leb wohl, mein theurer Freund, es ist für dich gesorgt, wir sehen uns wieder.

O nimmer, nimmer, rief der Greis, werd' ich Euch wiedersehen! Der Priester Wuth wird mich, hat mein Beschützer mich verlassen, in Elend und in Mangel senken. Doch lange werd ich nicht die Trennung überleben, und eh ein Jahr vergeht, wird der arme Camoens mit Kummer in die Grube fahren und in seinen letzten Liedern weinen und trauern um den geschiedenen und verlornen Freund.*

* So geschah alles.

Seid ruhig! tröstete der König — Ihr werdet leben und auch ich, in diesen Gärten werden wir uns oft noch freundlich sprechen. Lebt wohl, die Stunde ruft, lebt wohl, mein edler Lehrer!

O haltet! rief in höchster Angst der Sänger — noch einen Augenblick! Schaut her auf meine Brust. Seht Ihr hier unterm Herzen die drei rothen Streifen? Es ist das Zeichen des Allmächtigen, von einem frommen Klausner bei Makao mir segnend mit der Rechten eingedrückt. Es rettete mich in Gefahren, wo Rettung mir unmöglich schien. Im Schiffbruch hielt es mich empor, es rettete mein Leben und meine Lusiade, die ich hoch in einer Hand hielt über den empörten Wellen. O, du Allmächtiger, vor dessen Thron ich bald erscheinen werde, vergönne mir, dein Zeichen meinem Könige zum Abschied mitzugeben! Es wird ihn schützen, wo Hülfe unmöglich scheint, durch Wüsten wird er mit dir wandeln, durch Löwen und Hyänen unversehrt, und einst sein besseres Ich wird es erretten — — seine Seele. Allmächtiger, dein Dichter, dein geweihter Sänger, fleht zu dir! Dein Geist war über mir, wie über jedem frommen Sänger, drum laß dein Zeichen übergehen auf meinen König!

Da kniete nieder demuthsvoll Sebastian und sprach: so segne mich, du frommer, gottgeweihter Sänger, mit deinem Geiste und mit des Allmächt'gen Zeichen, und Camoens legt' ihm aufs Herz die glühenden Finger.

Was machst du mit dem Könige, Verruchter! schrie Marco, und stürzte mit gezücktem Schwerdt auf Camoens.

O sachte, mein tapfrer Kämpe! sprach gelassen dieser. Schaut her auf meine Brust, kennt Ihr dies Zeichen? und erschrocken taumelte zurück der schwarze Ritter.

Fort, fort, mein König — rief er — fort! der Wind bläßt lustig in die Seegel! Die Flotte wird die Anker lichten!

Zu Schiffe — riefen tausend Stimmen — zu Schiffe! Hurrah nach Afrika! und Alle waren nun an Bord — — da donnerten die Abschiedsgrüße der Kanonen, von den Schiffen, vom Fort St. Julian und Belem. Hurrah nach Afrika! ertönt' es auf den Schiffen.

Leb wohl, geliebtes Portugal, lebt wohl, ihr Freunde! riefen alle und die Kindlein streckten weinend zum letztenmale die Hände nach den geliebten Plätzen ihrer Spiele. — — —

Still ward es nun und feierlich schwamm hin die Flotte in der Sommernacht.

Doch hoch am Himmel über ihnen stand die Feuerruthe, der Komet, den Kern des bleichen Lichtes nach Afrika gekehrt, die blutigen Strahlen, ach! — nach Portugal.*

Bei Tanger ankerte die Flotte und hier vereinigten sich die Heere Sebastians und Muley Mahomeds. Unfern von L' Arrache stand Abdelmelek mit den Seinen.

---

* Gebauers Portug. Gesch. Absch. III. S. 211.

Wie an einem schwülen Sommerabende rings um den Horizont finstre schwarze Wolken heraufziehen, so naheten sich langsam die feindlichen Schaaren. Noch donnern diese Wolken nicht, kein Lüftchen, kein Blatt regt sich, alles ist still und nichts lebt, als der Pulsschlag der Angst durch die zagende Natur; aber es rückt heran die grauenvolle Stunde der Entscheidung, schon blitzt es von ferne und bald wird der Donner über die Wälder rollen und der rasende Sturm die Feuerströme und die Fluthen herabstürzen.

Auf Alkassars weiter Ebene bereitete sich die schreckliche Scene, da ordnete Sebastian die Schlacht. Links, seinem Heere zur Seite und Deckung, floß der Elmahassem. Es war Sontag.* Die frommen Christen feierten den Tag des Herrn im brünstigen Gebete und der ehrwürdige Emanuel von Meneses, Bischof von Coimbra, segnete die muthigen Schaaren ein zum tapfern Kampfe, zum freudigen Siege, oder, wenn es im Rathe Gottes beschlossen, zum seligen Heldentode.

Ich habe Euch — redete hierauf Sebastian — Euch, meine wackern Gefährten, Euch, meine geliebten Portugiesen, nicht in dieses fremde Land geführt, um eitlen Ruhms willen, oder aus Gier nach Land und Schätzen. Ein höhres Ziel rief mich. In diese Gegenden das Kreuz zu pflanzen und Millionen zu erretten aus der Hölle Klauen, hoch zu erheben das Panier des Gekreuzigten: darum sind

* Der 3te August 1578.

wir hierher gekommen. Darum habt vor Augen, wenn Ihr streitet, Euren blutenden Erlöser. Seht diese Fahnen, es sind die Fahnen des tapfern Portugals, noch nie entweihet durch Feigheit oder schändlichen Verrath. Das heilige Kreuz seht Ihr auf ihnen leuchten und in diesem Zeichen werdet Ihr überwinden.

Wir folgen dir, geliebter König, riefen die Tausende, wir folgen dir, wohin du uns wirst führen, zum Siege oder zum Tode!

Und nun in stiller Nacht kam es von ferne wie Meereswogen herabgebrauset. Wie Sand am Meer naheten sich Abdelmeleks Schaaren und standen früh am Montage den Christen gegenüber.* Der edle Abdelmelek, zum Tode krank, von Schwermuth und Kummer niedergebeugt, wurde in einer Sänfte dahergetragen. Aber die letzten Lebensfunken vereinigten sich noch einmal zur glühenden, leuchtenden Flamme. Er stieg im königlichen Schmucke auf das goldbedeckte Pferd, und ritt durch die unabsehbaren Reihen.

O meine treuen Freunde, sprach er mit tiefer Rührung, Ihr habt mich oft begleitet in die Schlacht zum Ruhme. Nie führt ich Euch zum ungerechten Kampfe und heut gilt es der Entscheidung. Seht jene Marockaner drüben, sind es nicht Rebellen? Bin ich nicht ihr rechtmäßiger König? Seht jene Christen mit den Kreuzesfahnen. Was thaten wir

---

* Pierre Bergeron les Voyages fameuses du St. Vincent le Blanc, Marseillois. Part. II. p. 163.

den Christen? Ihr Gott ist auch der unsre, aber ihr Christus ist nicht jener sanfte Nazarener, den auch wir verehren, und der die Menschen liebte bis zum Tode. Drum auf, im Namen Allahs! Ihr wisst, was Muhamed verheißen den Getreuen, die im edlen Kampfe fallen. Im Namen des Allmächtigen stürzt in der falschen Christen Reihen. Siegt Ihr, so krönt Euch ewiger Ruhm, und reiche Beute wird Euch lohnen; fallt Ihr, so winken Euch die Freuden des Paradieses!

Allah, Allah, und Abdelmelek! — so riefen seine Schaaren, daß der Hall wie eine Wirbelwindssäule auf zum Himmel stieg.

Im Namen Jesu des Gekreuzigten! ertönte von der andern Seite das Geschrei der Christen.

Auf einem weißen Rosse hob sich hoch Sebastians königliche Gestalt. Ueber seinen Harnisch trug er eine grün und weiße Leibbinde und von seinem Helme nickten grün und weiße Federn, die Farben der Unschuld und der Hoffnung. An seiner Seite ritt der düstere Marco. Dom Alvaro Perez führte den Vortrab, Dom Juan von Cordova den rechten Flügel, Alphons von Portugal, Graf von Vimiesa, den linken, Amberger die Landsknechte und die Pikeniere mit ihren blanken Küraſſen. Der König selbst war überall.

Und drüben leitete vom Schmerzenlager in der Sänfte Abdelmelek alles mit besonnener Weisheit. An seiner Seite war sein Bruder Muley Hamed. Der wackere Azimut durchflog die Geschwader, Ahmed Sarrom befehligte die Araber und Sidi Mahomed hielt in der Mitte mit dem auserlesenen Fußvolke. Das

Heer Abdelmeleks hatte sechzigtausend Reiter und mehr als hunderttausend Mann zu Fuße. Kaum ein Drittheil so stark war das Heer Sebastians und Muley Mahomeds. Doch hofften sie, die Araber würden, wenn der Abend eingebrochen, wie sie versichert, zu ihnen stoßen. Aber vergebens war diese Hoffnung. Die Sonne neigte sich zum Untergange und die Araber kamen nicht. Da gebot der König Sebastian den Angriff.

In einem weiten halben Monde naheten sich Abdelmeleks Mauren mit Trompetenschmettern, mit dem durchdringenden Getön der türkischen Pfeifen und dem dumpfen Murmeln der kleinen Baskischen Trommeln.

Der Donner des Geschützes rollte, daß die Erde bebte. Staubsäulen wirbelten empor und nun begann die fürchterliche Schlacht mit ihren Gräueln. Massen stürzten hier auf Massen, dort rissen die Feuerschlünde ganze Reihen nieder, hier wütheten die Säbel, dort die Piken, hier kämpften sie in festgeschlossener Ordnung, dort Mann gegen Mann in grimmiger Erbitterung, und das Getümmel, das Geschrei, der Donner mischte sich und brach die Wolken. Da stand im Azurblau des Himmels der strahlende Komet, das Mene mene tekel Upharsin Sebastians, und — — verloren war die Schlacht. So tapfer er auch focht und seine treuen Portugiesen, die Uebermacht des Feindes erdrückte sie. Wie tollkühn er auch das eigene Leben wagte und wie unermüdet er auch, wo die Gefahr am größten war, wo der ergrimmte Kampf am heißesten brannte, den sinkenden Muth belebte, wie wüthend Marco auch an seiner Seite ra-

ſete und in die Mauren hieb; — es war vergebens und bald ſuchte ſich in fürchterlicher Verwirrung jeder ſeines Heeres, der nicht am Boden lag, zu retten, ſo gut er konnte, in ſchmählicher Flucht.

In ſeiner Sänfte war der edle Abdelmelek verſchieden mit der Gewißheit ſeines Sieges und mit dem Dankgebete: „Allah! du biſt gerecht! Nimm mich nun, daß ich dich ewig preiſe, in dein ſchönes Paradies".

Wer aber ſchreitet dort im Fluſſe Elmahaſſem? Kaum erreichen die Wellen ſeine Hüften und mit dem ſchwarzen Leibe ragt er hoch hervor, von dem ſchwarzen Barett auf ſeinem Haupte hängen lange, blutrothe Hahnenfedern? — — — Wer iſt der Reiter, der, dem Mordſchwerdte der Schlacht entronnen, in den Fluß ſich ſtürzt, um ſich hinüber zu retten an's andere Ufer? — Iſt's nicht Muley Mahomed? Halt da! brüllt gräßlich ihm der Waſſerrieſe entgegen. Halt, Bluthund, deine letzte Stunde iſt gekommen!

O, Rettung! Rettung! ſchreit der König in ſchrecklicher Angſt, das iſt der Mogreby!

Kennſt du mich nun? erwiederte dieſer, und krallet auf die ſchwarze Rieſenhand und reißt ihn herab vom ſcheuen, ſchaumbedeckten Roſſe.

O Rettung! Rettung! winſelt Muley Mahomed!

Es iſt umſonſt, lacht höhniſch ihm der Rieſe zu und hält ihn hoch empor mit ſtarker Fauſt.

Wie die Fliege zappelt, gehalten an den Flügeln von des Knaben Fingern, ſo ſträubte ſich Muley Mahomed, — vergebens! Der Rieſe taucht ihn unter in den Fluß, dann zieht er wieder ihn empor und ſchüttelt ihn, taucht ihn wieder unter, hält ihn wieder

hoch in der Luft und foltert seine zagende Seele bei dem gräßlichen Spiele mit den Höllenworten: du Bluthund, Mörder deiner Brüder, hier ist deine Gränze! Stirb und verzweifle, denn so gebührt es allen, die dir gleichen. Was thaten dir die Unschuldigen, die du gewürgt? Sieh dorthin auf das Feld des Todes und der Gräuel! Die da liegen, die da noch zucken, die da bluten, zertreten von der Rosse Hufen, die hast du auch gemordet. Hörst du die Weiber, hörst du die Kinder winseln? Bluthund, das ist die Musik der Hölle! O schrei nicht so nach Hülfe! hier ist keine Rettung! Hörst du rund umher die Schakals heulen? Sie wittern leichen Fraß, sie wittern auch deine Leiche. Dann wieder mit dir in den Abgrund, du Bluthund! — Und so drückt' er ihn in die Wogen und hielt ihn drunten, bis er die Seele ausgehaucht. Dann hob er ihn heraus, und wie er kalt war und erstarrt, warf er mit Verachtung die Leiche auf den Sand. —

Die tiefe stille Nacht deckte nun die Erde. Verhallet war das Getümmel der Schlacht, nur hie und da schallete noch der Hufschlag eines Reiters, an vielen Orten stöhnten noch Sterbende und riefen noch verzweifelnde Flüchtlinge: Onde esta el Rey! — wo ist der König! O Sebastian, wo bist du!

Er lag am Ufer unter Bäumen starr und leblos. Ein fürchterlicher Kolbenschlag auf das Haupt hatte ihn niedergestreckt. Da lag der edle, gute König, verlassen, ohne Hülfe in fremdem Lande, in der schauervollen Mitternacht.

Auf seinem Dromedar reitet ein Mann vorüber im schwarzen Mantel mit blutrother Binde. Von seinem schwarzen Barett wallen blutrothe Hahnenfedern.

— Er hält, er ſieht den König, klatſcht in die Hände, ſechs Mohren erſcheinen mit einer behangenen Sänfte. Sie legen ſorglich und behutſam den König hinein, nachdem ſie vorher ihn aus dem ſchweren Panzer gekleidet und den Helm ihm abgenommen.

Nun ſchreiten ſie ſtill und ſchweigend mit der Sänfte durch die Nacht. Vor ihnen her zieht der Schwarze auf dem Dromedar, von ſeinen Federn beglänzt der rothe Schein wie Kohlengluth das Angeſicht der Mohren und fürder gehts im ſchauerlichen Zuge.

In den Gebirgen Atlas war damals eine Veſte. Hoch, wie das Neſt der Schwalbe, hing ſie am Felſengipfel über einem Strome, der ſich reißend durch die Schluchten drängte. Der Adler nur erreichte ſie im hohen Fluge und keine Spur, daß jemals ſie ein Menſchenfuß betreten, war zu ſehen.

Hier erwachte Sebaſtian am vierten Tage aus dem ſtarren Todesſchlafe auf weichem Lager. Seine Wunden waren verbunden und es duftete nach ſtärkenden Eſſenzen.

Wo bin ich, ſeufzte der König! ach, wo bin ich!

Ihr ſeid in des Freundes liebenden Armen, mein Herr und König, entgegnete Marco, der an dem Lager ſtand.

Du biſts, mein Marco? rief erſtaunt und mit freudigem Entzücken Sebaſtians. Du alſo biſt mir doch geblieben aus den Trümmern meines Glückes? O, ſage mir, wie bin ich hierher gekommen, was iſt mit mir geſchehen?

Ihr waret — antwortete Marco — am Abende der Schlacht von einem mörderiſchen Schlage betäubt zu Boden geſunken, da fand ich Euch, und ein Freund Muley Mahomeds, der Zeit, wie ich, zur Flucht gewann, ließ Euch hierher in ſeine ſichere Veſte bringen.

Und wer iſt dieſer Freund — fragte der König — wo iſt er? laßt ihn kommen. Das kann ich nicht, mein König, erwiderte Marco — der Herr der Burg iſt mit ſeinen Reiſigen aus, die Flüchtlinge und die Verſprengten zu ſammeln und ſie nach Mequinez zu führen. Er nennt ſich Kara Mogreby.

Wie? ſagt Ihr — rief der König mit Schrecken, Mogreby? Iſt das der Mogreby, von dem mir, wie ich mich entſinne, Camoens ſagte? Sprich, iſt dieſer Mogreby nicht ein Zauberer und Unhold? Er geht umher, ſprach Camoens, und ſuchet Seelen, daß er ſie verſchlinge.

O, beruhigt Euch — entgegnete Marco — mein edler Herr! Ich kenne dieſen Mogreby, ich bin ſein beſter Freund, und von Eurem Marco werdet Ihr doch nichts Schlimmes denken? Auch kann ich Euch verbürgen, daß er Euch aus allem Eurem Unglück hilft, ſo wie er jetzt Eure Wunden heilt. Darum ſtört Eure Geneſung nicht mit trauriger Beſorgniß. Des Traurigen iſt ſo ſchon über uns genug verhänget.

O warlich! jammerte der König! O, ich Unglücklicher! O, Camoens, du hatteſt Recht.

Ach, laſſet doch den Schwärmer! fiel ihm Marco in die Rede. Er ſah die Dornen, doch die Roſen, die aus dieſen Dornen blühen werden, die ſah er nicht. Roſen, ſagſt du, Marco? — entgegnete der König.

Welche Rosen können mir noch blühen? Die weißen Rosen der Trauer nur sind mir übrig blieben.

Kannst Du mir auch die Todten erwecken, die ich gemordet, die ich zur Schlachtbank geführt in blinder Thorheit? Ach, mein wackres Heer, wo bist du? Meine treuen Portugiesen, wo seid Ihr! — O daß ich nicht des weisen Sängers, des frommen Grosoheims, des edlen Philipps Rath befolgte.

Des edlen Philipps Rath? — erwiederte der Ritter! — Ei, seht mir doch den edlen Philipp! Mir wird es nun ganz klar, daß er mit arger List zu diesem Zuge Euch getrieben, durch Warnen, durch Widerstand und Zweifel Euch gereizt und schändlich dann verlassen, daß er uns alle überlistet, und daß er nun bald seinen Alba nach Portugal senden wird, das schöne Land, Euer getreues Volk und Eure Schätze als gute Beute in Empfang zu nehmen. Doch das soll ihm nicht gelingen, beim Averno! —Wir kehren heim, wir sammeln neue Heere, wir tilgen unsere Schande in der Saracenen Blute, erobern doch endlich das schöne Mohrenland und dann mag Philipp kommen.

O mit nichten! — rief der König schmerzvoll — mit nichten, Marco! Dieser Zug war ungerecht. Nun seh ichs ein, da mich des Himmels Strafe niederdrückt. Das will ich büßen! Nein, ich kann mich meinen Portugiesen nicht zeigen, kann der Welt nicht mehr vor Augen treten. Voll Scham und Reue will ich als ein frommer Pilger wandeln durch entlegene Gegenden und Buße thun, damit ich, wenn mein Stundenglas verronnen, Vergebung oben finde und meine Seele rette in den Himmel Gottes.

Da habt Ihr — grollte Marco — noch lange

hin. Jetzt ſeid Ihr in der ſchönſten Blüthe Eures Lebens. Nicht zum frommen Klausner ſeid Ihr geboren, nein, zum Könige, und Ihr müßt Eure Pflicht erfüllen. Ihr werdet, Ihr könnet noch viele Völker glücklich machen. Drum kehrt zurück nach Portugal, wenn Ihr geneſen ſeid.

Ich kehre nicht zurück! — ſprach Sebaſtian mit feſter Stimme. Marco, wenn du mich liebſt, ſo hindre meinen Vorſatz nicht und martre deinen König, deinen Freund nicht mit ſo ſchnöder Ueberredung.

Ihr ſagt — mein König — erwiederte Marco, daß Ihr mein Freund ſeid? Wohl hab ich auch das ſonſt geglaubt. Wohl habt Ihr mirs in jener feierlichen Stunde im Leben und bis übers Grab hinaus zu ſeyn verſprochen. Habt Ihr es vergeſſen? — Nun, ſo beſchwör ich Euch bei unſrer Freundſchaft, bei dem Blute, das ich für Euch vergoſſen, bei Eurem Blute, mit dem Ihr Eure Treue mir verſchrieben, kehrt zurück und ſammelt neue Heere.

Ich kehre nicht zurück! — antwortete der König. Ich bin dein Freund, doch ſeh ich ein, was recht iſt, und es wird mir klar und immer klarer, daß ich büßen muß für meine Schuld, und büßen will ich hier, damit ich droben es nicht darf. Des Thrones hier will ich verluſtig ſeyn, um einſt die ewige Krone zu erlangen. Bei dem Allmächtigen — das iſt mein Wille!

Und damit wandte ſich der Ritter murrend und verließ den König.

Doch alle Tage wiederholte er dringender ſein Bitten und ſeine Gründe. Aber als der König nochmals bei dem Allmächtigen ſchwur, es ſei ſein fe-

ster Wille, so sagte Marco an einem Abende: Nun gut! Ihr wollt es, so muß ich Euch verlassen und kehre nicht zurück zu Euch, bis Ihr mich selber rufet. Doch Sebastian, den Worten Marcos nicht mehr trauend, so schwer es ihm ward, sich vom Freunde zu trennen, sah doch kein anderes Mittel, sich dieser Marter zu entreißen und den wohlüberlegten Entschluß auszuführen, als heimliche Flucht.

Um Mitternacht, als alles auf der Burg in tiefem Schlafe ruhte, streckte er die Arme flehend zu dem Sternenhimmel und betete: Du weißt, mein Gott, was ich verschuldet habe, Du kennst mein Herz voll Reue, darum, bei deinem Zeichen, das ich trage, schütze meine Flucht.

An einem Seile ließ er sich herab vom schroffen Felsen mit unsäglicher Gefahr, schwamm durch den Fluß und kam gerettet an das andere Ufer.

Aber wohin sollte er sich in der schauervollen Nacht wenden? Der Strom rauschte, wilde Thiere brüllten und drüben am Felsen hing glühend im blutrothen Strahle des Mondes die verlassene Burg. Nach Sonnenaufgang hin beschloß er seine Reise anzutreten. Durch die ganze Breite Afrikas wollte er wandern bis zu den heiligen Bergen Sinai und Horeb, wo fromme Mönche wohnen, um dort sein Leben zu vergraben in Buß und Andacht.

So zog er nun durch brennende Wüsten. Er kam an Stellen, wo er vor Durst verschmachtete Wanderer mit ihren Thieren liegen sah. Ihm half der Höchste wunderbarlich. Bald fand er eine grünende

Oaſe mit labender Quelle und ſüßen Früchten, bald ſtärkten milde Beduinen ihn im Namen Allahs mit Trank und Speiſe. Vor ihm flohen die giftigen Schlangen, Hyänen heulten, aber keine nahete ihm.

Da, nicht weit von Tunis, begegnete ihm ein Zug chriſtlicher Kaufleute und es ſchwoll ihm das Herz von Entzücken, nun wieder Brüder ſeines Glaubens zu ſehen.

Wer ſeid Ihr? frugen die Kaufleute.

Ich bin ein chriſtlicher Pilger, entgegnete Sebaſtian, und walle nach dem Berge Horeb und zum Libanon.

Da habt Ihr wohl, erwiederten die Chriſten auch wacker Reiſegeld im Säckel? Laßt ſehen. Ihr braucht auf Eurer Pilgerreiſe kein Geld. Denn entweder kommt Ihr hin, oder Ihr verſchmachtet unterwegs. Iſt es das Erſte, ſo iſt für Euch im erſten beſten Kloſter der Maroniten geſorgt; iſt es das Letzte, nun ſo ſterbt Ihr auf frommem Wege und in Eurem heiligen Berufe und kommt graden Weges in den Himmel auch ohne Geld. Wir können's beſſer nutzen im Handel, drum her damit!

O — rief Sebaſtian! — Ihr treibt übeln Scherz. Ihr, lieben Freunde, werdet mich nicht berauben, Ihr ſeid Chriſten, ſo wie ich, labet mich um Chriſti willen mit Speiſe und mit friſchem Trunk aus Euren Schläuchen.

Um Chriſti willen — lachten die Kaufleute — gebt uns Euer Gold und Eure Kleider. Und damit warfen ſie ihn nieder, nahmen ihm ſein Gold und ſeine Kleider, ſchlugen ihn und ließen ihn liegen auf dem brennenden Sande.

O, das sind Christen! jammerte der König.

Da sprengten Araber vorüber. Um Allahs willen! rief er — erbarmt Euch eines armen Pilgers, den die Christen ausgeplündert und geschlagen. Wer bist du? frugen die Araber — Bist du ein Moslem oder ein Christenhund?

Ach! — flehete Sebastian — ich glaube mit Euch an einen Gott, erbarmt Euch meiner um Allahs willen!

Wir hörens an der Sprache — entgegneten die Beduinen, du bist ein Christ und deine eigene Glaubensbrüder haben dich geplündert, so wie der Hund die eigenen Gedärme frißt; das ist so ihre Sitte, und du selbst wirst auch nicht besser seyn. Doch du bist verlassen, Muhamed gebietet Barmherzigkeit, hier hast Du Datteln, hier hast du einen Schlauch mit kühlem Wasser und andere Kleider, pilgre nun, wohin du willst, in Allahs Namen.

Das waren Ungläubige! — rief der König froh ergriffen und labte sich zur Weiterreise. Ueber Suez kam er nach Arabien, da, fern am Morgenhorizonte erhoben ihre Gipfel die heiligen Berge Sinai und Horeb. Mit hoher Andacht sah er die Gegenden, wo einst Gott gedonnert und gesprochen zu seinem Volke durch Moses Mund. Mit hoher Ehrfurcht betrat er den Fuß des Berges Sinai.

Droben liegt ein Kloster. Eine hohe Mauer umgiebt die Kirche und die Wohnungen der Mönche mit ihren weiten Gärten, fruchtbeladne Bäume ragten draus hervor. Doch nirgends war ein Weg hinauf zum steilen Berge. Dornen und wild Gestrüppe, schroffe Zacken, machten jeden Versuch hin-

auf zu klimmen unmöglich. Im Abendrothe glänzte schon der Gipfel des Berges und der Palmen droben. Nichts regte sich von Menschenleben, alles war still und ruhig. Da erhob der König die Stimme und rief hinauf zum Kloster — — — Nichts antwortete, — kein lebend Wesen zeigte sich. Aber an einer Winde herabgelassen kam von oben ein Korb und Sebastian begriff, daß dies der Einlaß zum Kloster sei. Er setzte sich hinein und ward heraufgewunden.

Droben empfingen ihn die Mönche, und fielen über ihn mit neugierigem Geschwätz, woher er komme, wohin er wolle und wer er sei? Als der König sie nach Möglichkeit befriediget, — doch seinen wahren Stand verrieth er nicht — empfing er reichlich Speise und Trank im Refektorio, und trat zur Ruhe in die stille Zelle.

Hier will ich bleiben! — rief er in sanfter Schwärmerei. Hier, abgesondert von der ganzen Welt. Hier kennet niemand meine Schande und mein Unglück. Hier will ich reuend büßen und sterben. Hier auf diesem heiligen Berge wohnt der Friede, nach dem ich ringe. Hier in frommer Mönche Mitte will ich meine Thränen und meine Seufzungen hinüberschicken, wo die Sonne untergeht, nach meinem geliebten Portugal. Und alle gewannen den armen Pilger lieb. Er betete und diente demüthig mit Arbeit in den Gärten. So ging ein Jahr dahin, so zwei, so fünfe, so zehne. Aber je länger er im Kloster war, je mehr trat in den Hintergrund die Heiligkeit der Mönche. Was er erst für Andacht hielt, das war Gewohnheit. Finstere Dumm-

heit und Unwiſſenheit und Aberglaube herrſchte hier. Nur wenige von ihnen wußten die Geſchichte des heiligen Ortes, wo ſie ſich befanden. Des Bauchs Bedürfniß und der Faulheit Reiz hatte faſt alle hier heraufgebracht. Der Bücherſaal, wo köſtliche Rollen von Weisheit in arabiſcher und koptiſcher Sprache moderten, war ſeit Jahren wohl von keines Mönches Fuß betreten.

Die Kirche nur, das Refektorium und die Gruft vereinigte alle, die ſonſt nie zuſammenkamen. Spinnen ſind ſich nicht feindlicher, als dieſe Mönche einer gegen den andern in giftiger Falſchheit waren.

Und dieſes, ſeufzte Sebaſtian, dieſes ſind Diener des Gekreuzigten? O, wohin ſoll ich mich wenden, daß ich den rechten Glauben finde!

Nur einer von den Mönchen, Pater Innozenz, ein würdiger Greis von achtzig Jahren, hatte ſich näher und vertrauter an Sebaſtian geſchloſſen. Früher war er bewandert in den Wiſſenſchaften, in manchen Sprachen und Künſten, doch das alles hatte er längſt vergeſſen in dieſem wüſten Kloſter. Das edle Herz nur blieb ihm und er war der einzige, der ſeinem Herrn und Gotte diente, wie er ſollte. Oft hatte er traulich mit Sebaſtian in den Lauben der Gärten bei ſtillem Mondenlicht geſeſſen, ihm die Geſchichte dieſes Kloſters, ſeine eigene und die der Brüder erzählt, ihm ſeine Mutterſprache, die koptiſche, gelehrt, und auch Sebaſtian die Herzlichkeit mit gegenſeitigem Vertrauen erwidert, deshalb auch ihm das Geheimniß ſeines Lebens entdeckt, und dabei den Wunſch, dies Kloſter wieder zu verlaſſen und einen andern Ort zur ſtillen Buße ſich

zu ſuchen. Doch welchen! — das wußt' er nicht. Da ſagte freundlich einſt der Alte: Ich erinnere mich dunkel an ein Manuſcript im Bücherſaale, und wie ich drinnen in meiner Jugend von einem Reiche geleſen, das mitten liegt in Afrika, wo ein geliebter König ein glücklich Volk beherrſcht im Namen Gottes, wo Recht und Tugend und Wahrheit lebt und Ueberfluß und Unſchuld. O, wär mir nicht das Grab ſo nahe und hätt ich Kraft, warlich ich zöge hin und würd Euch nicht verdenken, wenn Ihr ein Gleiches thätet.

Mit brennender Begierde wühlte nun Sebaſtian in den beſtäubten Schätzen und fand die Rolle in arabiſcher Sprache mit der Beſchreibung des Königreichs im Innern Afrika's.

O, hin! rief er, nach Afrika in dieſe Thäler des Friedens. Zwar undurchdringlich ſoll die Wüſte ſeyn und weit der Weg und voll Gefahren; doch hat nicht der Allmächtige bisher mich wunderbar geleitet? Er wird's auch ferner.

Und ſo nahm er Abſchied von den Mönchen, die alle höhniſch den Sonderling gern ſcheiden ſahen, ſagte herzlich Lebewohl dem Greiſe, der ſegnend ſeinen einzigen Freund verlor und ward im Korbe herabgelaſſen an den Fuß des heiligen Berges.

Ueber Sues zog er nun nach Aegypten, den Nil herauf bis an die Catarakten und ſeine Quellen und kam nach Habeſch, wo die Heidengräuel ſich mit dem Chriſtenglauben wunderbar vermiſchen. Zügelloſe Mönche und Nonnen ſchwärmten ihm entgegen, wie

Bachanten mit den Thyrsusstäben, trunken von wohllüstigem Wahnsinn. Ein dummes Volk, in Aberglauben und Müßiggang versunken, starrte den einsamen Pilger mit ungewissen Blicken an. Hier also, sprach er, hier herrschte und über Ethiopien der König David, der Emanuel, meinen edlen Ahn, um Schutz und Freundesbündniß bitten ließ?* Hier herrscht der große Negus, hier der heilige Priester Johannes? Warlich jene Haufen elender Hütten, rund wie Maulwurfshügel, die sie hier Städte nennen, mögen sich nicht mit dem geringsten Flecken in meinem Portugal messen. Und mit Bedauern, daß ein so schönes Land, wo eine üppige Natur, des faulen Herren spottend, dennoch giebt, was er bedarf, ein Erbe dieser Christen ward, zog er von dannen und kam auf den Schmaragdenbergen in das Reich der Juden. Hier wohnten seit der Zerstreuung durch den Fall Jerusalems die Kinder Israels vereiniget, doch zinsbar dem großen Negus. Ihr Unglück, ihren Aberglauben und ihre Unduldsamkeit hatten sie in dieses ferne Asyl mitgebracht, und in Schmutz und Elend lebend, hielten sie sich dennoch auch hier für Gottes auserwähltes Volk. Sebastian schüttelte den Staub von seinen Füßen und trat zagend in die große weite Wüste, die fast hundert Meilen breit Amhara rund umgiebt.

Hier herrscht der Todtengrüfte Stille. Hier grünt, so weit das Auge reichet, kein Halm, kein Baum, hier ist keine Quelle, kein kühler Bach. Fernher naht ein glühender Nebel dunkelroth und undurch-

* La Clede hist. de Portugal T. IV. p. 235.

dringlich. — Es ist der Samiel. Jede Kreatur vergeht vor seinem Hauche. Tief in den heißen Sand drückt' unser Pilger sich ein und über ihn zog weg die brennende Vernichtung. Gerettet setzte er den Wanderstab nun weiter; da streckten von ferne Palmen ihre Wipfel in die Glut der Abendsonne. Eine duftende Oase lud ihn freundlich in ihre Schatten und an ihren kühlen Quell. Murrend schlichen die Löwen und die Tieger, die da lagen, in die Wüste, dankend stieg des Wandrers Lobgesang zum Himmel und ruhend auf den grünen Matten gedacht' er seines väterlichen Freundes Camoens.

So half ihm wunderbarlich der Allmächtige. Viele Wochen dauerte die Reise. Da, fern am Horizonte zeigte sich ein blauer Streif. Es waren die Gebirge Amharas.

Näher und immer näher jeden Tag den ersehnten Bergen, klopfte dem Wanderer das Herz von süßer Ahndung und von frohem Schauer. — Endlich war er am Fuße der hohen Riesen. Als er den Kamm erstiegen um Mitternacht, stand über ihm der klare Sternenhimmel in voller Majestät, aber es war droben kalt und schaurig. So ist auch uns die Nacht, die uns vom besserm Morgen scheidet, kalt und schaurig. Doch es leuchten ewige Sterne durch diese Schauer, vergehen wird die Nacht und vor uns wird im Rosenschimmer der Aurore, die nie verblüht, das Thal der Zukunft glänzen.

Ach, morgen! morgen! rief Sebastian und streckte die Arme in die dunkle Ferne, morgen, wenn das Frühroth dämmert, seh ich dich, du langersehntes Ziel, du Land des Friedens!

Und das Frühroth kam. — — Ehe noch der erste Strahl der Sonne im Osten zuckte, erblickt er schon herab vom Berge das Thal. — Noch hülleten weiße Nebel formlos und wallend hie und da die Gegend, doch sie theilten sich und unten lag ein unermeßlich Meer mit grünen Inseln, so weit das Auge reicht ein schöner Garten mit Städten, mit hohen Wäldern und mit blühenden Gefilden. Ach! rief Sebastian mit Freudenthränen, das ist mein geliebtes Portugal! Dort, wo die Silberfaden sich durch grüne Auen ziehen, fließt ja mein Tejo, dort mein Minho, dort mein Duero! O willkommen, mein geliebtes Vaterland!

Beflügelt von der Eile namenloser Sehnsucht und Wonne, war er bald am Fuße der Berge. — — Da ging die Sonne auf, und vor ihm grünte der schöne tropische Garten, das Reich Amhara. — Rosenduft umwallte ihn und das Aroma der Lindenblüthen und der Lilien. Horch! war das nicht ferner Glockenton? War es nicht, als läuten sie zur Feier eines hohen Festes? — Wer sind die Schaaren, die dort aus dem dunkeln Haine ziehen? — Horch, Sebastian, was singen diese Frommen so feierlich? — —

Christ ist erstanden! tönt' es in den Hall der Glocken. Christ ist erstanden! — — Ach! es war der heilige Ostermorgen und die frommen Christen umzogen mit der Jubelhymne die Gräber ihrer lieben abgeschiedenen Freunde.

Ja, Christ ist erstanden! rief mit Thränen seliger Rührung Sebastian und mischte sich in die andachtsvolle Menge.

O, welch Entzücken! — — Das waren Völker

von Farbe und Gestalt, wie Europäer. Der Dom der Stadt mit seiner goldenen Kuppel und mit seinen im Morgenstrahle glühenden Thürmen, ein herrlich Gotteshaus, die unzählbaren stattlichen Gebäude am Ufer und im Lande rings umher, die bunten Wimpel und die Segel, die wie Schwäne durch die Fluthen zogen, welch ein lachend Panorama boten sie dem trunkenen Auge des erstaunten Wanderers!

Du bist ein Fremdling, rief man ihm freundlich zu. Komm mit in unsre Stadt, und labe dich und iß mit uns das Osterlamm!

Ein Fremder! ein Fremder! ging's im dumpfen Murmeln durch die Menge. Aller Blicke ruhten forschend auf der nie gesehenen Erscheinung, die wunderbar in Tracht und Kleidung von allem abwich, was noch je von Wandrern zu ihnen gekommen war. Aber er sprach wie sie — nur seltsam tönend — koptisch, war weiß, wie sie, von Farbe und ein Christ.

Unter allen hatte auch der König von Amhara, El Malek, den Fremdling wohl bemerkt und ihm, wie allen, schien er ein wunderbarlich Räthsel.

Woher konnte nun dieser Fremde kommen? — Wie so ganz verschieden war an ihm alles von dem, was rings um den See im Reich Amhara lebte.

Und sehr gerecht war dieses Staunen des Königs. Denn nie hatte in seinem langen Leben ein Fremder den Boden des Reichs betreten. Wer die Geschichte dieses Landes kennet, muß es auch für fast unmöglich halten.

Ein edler Völkerstamm aus Syrien hatte in der ersten Zeit des Christenthums vor dem Mordschwerdte

heidnischer Verfolgung sich in diese entlegenen Gegenden gerettet.

Ein See, viele hundert Meilen in die Runde, immer still und friedlich mildert hier die Glut der tropischen Sonne mit frischem Lebenshauche. An seinen Ufern weit hinaus ins Land grünen die Wälder von Cokospalmen, die schattenvollen Adansonien, die Dattelbäume, die Pisangs, die Mangustans, die Orangen und blühen und reifen die Blumen und die Früchte des Paradieses, wie es nur die Phantasie des Dichters träumen mag. Auf fetten Triften weiden Heerden, sanfte Bäche, majestätische Ströme ziehen durch die lachenden Fluren und weitgedehnte Inseln tauchen mit ihren grünen Büschen aus dem Spiegel des Sees herauf. Fürwahr! hier konnten sich die edlen Flüchtlinge wohl Hütten bauen, hier blühte Eden! und durch Eintracht und Bruderliebe, unter weisen Fürsten und frommen Lehrern gedieh auch bald das Reich und wuchs und mehrte sich. Nach zwei Jahrhunderten schon war Amhara ein mächtiger Staat und lebte noch in der Unschuld der ersten goldenen Zeit der Kirche. — Da kam die Kunde von den Gräueln der Christen gegen Christen in fremden Landen, wie Brüder gegen Brüder zogen mit Mord und Fluch im Namen des Gekreuzigten, wie das Feuer der Herrschsucht gieriger Eroberer immer weiter und weiter fraß und manch glücklich Volk in diesem Lavastrom versank, und ein großer König sicherte nun auf ewig dem Lande seine Ruhe und sein Glück. Rund herum ward — wohl an hundert Meilen breit — jede Spur von Leben vertilget, jeder Baum verbrannt, im Keime das Gras und jedes Kraut vernichtet, jeder

Quell verschüttet, und so entstand die ungeheure Wüste. Die großen Ströme, die sich in das Binnenmeer ergießen, und die, die aus diesem Meere entspringen, wurden, so weit die Wüste reicht, mit großer Kunst dem Schiffer unzugänglich, und so geschah es, daß seit vielen Menschenaltern kein Wandrer mehr und keine Kunde aus der Welt in diese Gegend kam.

Noch blüht das Reich Amhara, noch jetzt wohnt da Unschuld und Friede, Segen und Ueberfluß und der reine Christusglaube, wie unser Herr ihn lehrte. Was in fernen Landen der Fleiß, der Müßiggang, die Noth ersonnen und erfunden, die schrecklichen Wohlthaten des Pulvers und der Druckerkunst, die Wissenschaft, nach Regeln sich zu morden, das süße Gift der Töne in der schalen Uebertreibung der neuern Zeiten, die Macht der Mimen, der Springer und der Phantasten, Herzen zu berücken, das Bedürfniß für Andrer Augen, in Kleidung, in Putz und in Geräthe nach den Befehlen der Musterstädte zu Grunde sich zu richten, die Spiegelfechtereien der Philosophen, die blutigen Kämpfe der Doktoren: das Alles ist in Amhara fremd. Und — du theures Land, du heiliges Asyl der Unschuld! — lange wird dich der Allmächtige noch mit seinem Flügel decken und bewahren vor dem listigen Europäer, bis dieser auch zur Einfalt der reinen Tugend zurückkehrt und von sich streift den Flitterputz, den Dünkel, die Sucht nach Gold und den unreinen Schlamm der Lüste. Dann, Europa, schicke deine Bruce, deine Mungo Parks und deine Seezen! Sie werden dann nicht mehr die Grenzen ihres Wissens und ihres Lebens in Fußah und in Tombukto finden. Das Sandmeer der Wüste

wird ihnen nicht mehr undurchdringlich seyn. Auf dem Niger, auf dem Joliba und auf dem Congo werden ihre Seegel wallen nach dem Binnenmeere und von den heiligen Bergen werden sie das Reich Amhara schauen, wie Moses einst von ferne sah den Wohnplatz seiner Völker, Palestina.

Wer theilet nicht die seligen Gefühle Sebastians, mit denen er im Morgendufte in der Mitte der neuen Freunde dahinzog nach der schönen Stadt. Der Langgeprüfte, der Müde war im Hafen der Ruhe!

Boten des Königs aber brachten ihm den Gruß des edlen Greises und nahmen ihn mit in den Pallast.

Hier frug ihn El Malek, wer er sei und von wannen er komme, und Sebastian erzählte, wie er, ein frommer Pilger aus Portugal, nach dem heiligen Land gewallfahrtet und aus edler Wißbegierde, da er in einer alten Schrift vom Reich Amhara viel gelesen, durch's Land des großen Negus wunderbarlich hierher gekommen. Daß er ein König sei, sein Unglück und was er gelitten, das schien ihm unnütz zu erzählen. Aber El Malek gewann den Fremden lieb und Theobul, sein einziger Sohn und Erbe, schloß sich bald an ihn mit treuer Freundschaft.

Im Pallaste des Königs wohnte nun Sebastian und täglich drang er tiefer in die Geschichte, in die Gesetze und Verfassung dieses Reichs, er ward bescheiden in Vielem nützlich und gab manche Proben seines ritterlichen Muthes. Gern hörte der edle Greis, sein Sohn und ihre Großen, wenn Sebastian von der unbekannten Europäer Sitte sprach und alles lauschte still der mährchenhaften Kunde. Daß ein Europa sei, das wußten sie aus dunkeln Ueberlieferungen.

Auch manche Rolle von Papyrus that von dem Daſein jener Völker Meldung. Aber niemand hatte noch vom lebenden Munde ſo Unglaubliches, ſo Wunderbares dieſer Erdenwelt gehört.

Sanft und ungetrübt floſſen im Genuſſe der Schönheit der Natur und der Freundſchaft dem Wanderer die Tage hin, da — an einem ſeligen Abende — ging ihm das neue, ihm bisher unbekannte Leben der Liebe auf. — Er ſah die ſchöne Amherine, des Königs Tochter, wie ſie in jugendlicher Luſt mit den Geſpielinnen am Ufer ſcherzt' und lachte. — Ihn verbargen dichte Zweige, — lange war die Sonne ſchon geſunken, da warfen ſie die Schleier und die Gewänder auf die Blumen der grünen Matten, ſprangen in die ſtillen Wellen und trieben badend luſtiges Spiel. — So wiegte Anadyomene mit ihren Nymphen ſich im Meere, ehe ſie an's Ufer zu den Erdenkindern kam. Doch ſchöner als die Göttin und ihre Nymphen war Amherine. —

Ein glühend Feuer brannte von nun an ſtill und heimlich in Sebaſtians Buſen. Es war ſeine erſte Liebe! — — In den Gärten, in den Gebüſchen, in den Lauben ſuchte ſein Auge nur nach ihr, der Heißerſehnten. Da, — an den Roſenſträuchen fand er ſie, wie ſie nach bunten Schmetterlingen ſprang. Jetzt ſah ſie ihn — — jetzt blieb ſie ſtehen, — — jetzt vergaß ſie das jugendliche Spiel. Furchtſam, des Wortes nicht mächtig, naht' er ihr. — Sie wollte fliehen, aber es war unmöglich und zitternd mit niedergeſchlagenen Augen rief ſie: ach! du biſt der Fremde, den mein Vater liebt?

Ja, ſchönes Mädchen, ſeufzte Sebaſtian, ich bin

der Fremde, doch du bist mir nicht fremd, in meinem Herzen trag ich dich. O, liebte mich doch dein edler Vater, dein trauter Bruder nicht allein! O, könnte mich auch Amherine lieben!

Ei, freilich lieb' ich dich, du schöner Fremdling! erwiederte die Holde, vielmal schon verstohlen hab' ich dich gesehen, wenn du mit dem Bruder gingest und war dir herzlich gut vom ersten Augenblicke.

O, Amherine! rief Sebastian, und schlang den Arm um sie und küßte das erste Feuer der Liebe auf die hocherglühenden Wangen. O, Amherine, du öffnest mir den Himmel. O, laß mich selig seyn an deinem Herzen!

Und jeden Tag und jeden Abend, bald am Blumenbeete, bald in der Laube, bald im Schatten der Tamarinden sahen sich die Liebenden und immer fester knüpfte sich das Band. Zwar ward Sebastian mit jedem Tage dem edlen El Malek unentbehrlicher, zwar ehrten ihn die Großen des Reichs und Theobul hing an ihm mit allem Feuer glühender Jugend; aber das Wort erstarb ihm, wenn es Amherinen galt, vor Furcht und Zweifel.

Dem Fremdlinge — so zagte die vernünftig kalte Ueberzeugung — wird nie die Königstochter zum ehelichen Gemahle werden, und Verführung? — — nein, Sebastian! den Flecken darfst du nicht auf dein Bewußtseyn laden. Gern sah wohl der ehrwürdige Vater lächelnd zu, wenn Sebastian und Theobul und Amherine lustig im losen Scherze sich neckten und umfingen, oder wenn Amherine horchte, wenn der Fremde zur Guitarre sang die süßen En-

ropäischen Lieder, oder wenn sie trunkenen Auges an ihm hing, wenn er erzählte, und vielmals war's ihm schon gewesen, als müß't er sich dem edlen Greise zu Füßen werfen und ihn bitten: König, gieb mir deine holde Tochter! Ich bin ja auch ein König, und wir lieben uns und wollen auch dich ewig lieben. Aber er zitterte, wenn der Moment erschien, und schwieg.

O! — Sebastian — sprach Amherine einst zum Geliebten Abends in der Laube, mein Vater wird unsre Herzen nicht trennen, er liebt dich innig wie Theobul.

Gewiß! erwiederte Sebastian — gewiß, mein Leben, er wird unsre Liebe durch frommer Priester Hände weihen! — Und wie sie nun mit tausend Küssen diese schöne Hoffnung tauschten, der schöne Busen der Umschlungnen höher wallte im Sturm der niegekannten Leidenschaft, rund um sie alles stiller ward und dunkel, da — ging Luna unter, — sie sahen es nicht. Nur Aurora weckte sie erst ins kalte Leben und erschrocken flohen sie aus der Laube.

Aber droben auf dem Söller des Pallastes hatte der Vater das Morgenroth begrüßet und die Fliehenden gesehn.

Wie der Donner aus heiterm Himmel, so schlug der Anblick dieses Zeugen ihrer Schuld in ihr Bewußtseyn und sie harrten ängstlich der Stunde der Entscheidung. — Diese schlug bald.

Noch am selben Morgen waren die Großen des Reichs um den Thron versammelt und Sebastian vor sie gestellet.

Du weißt — sprach der König ernst zu ihm,

was du verbrochen, und auch diese meine Treuen wissen es. Ich habe dich freundlich aufgenommen als Gast, du wohntest unter meinem Dache, du aßest aus meiner Schüssel, trankst aus meinem Becher. Sprich selbst, wie hast du meine Freundschaft in meiner einzigen Tochter vergolten?

Mein edler König! erwiederte Sebastian, — ist Liebe ein Verbrechen, o so strafe dich selbst, daß du den Fremdling, den armen Wandrer so geliebt. Ja, ich gesteh es, ich liebe deine Tochter, aber ich bin ihrer und deiner nicht unwürdig. Ich bin auch ein König, wie du, ich bin Sebastian, König von Portugal, derselbe, von dem ich dir als wie von einem Fremden oft erzählt und du kennst nun meine Thaten und was ich gelitten. O, Millionen sehnen sich in meinem Reiche wohl jetzt nach mir und würden mich mit Jubel empfangen, wenn ich zurück zu ihnen kehrte. Deine Amherine wär eine große geliebte Königin an meiner Seite dort. Auch weißt du wohl, wie dir in ehrfurchtsvoller Treue mein Herz und Arm gehört. Denk' an den schrecklichen Kampf, in welchem ich die Riesenschlange, die sich in deinen Palmenhain verirrte, tod zu Boden streckte. O, mein König, halte mich nicht unwerth deines Bluts! Willst du, daß ich von dir scheide, kannst du mich nicht mehr vor deinem Antlitz sehen, so laß Amherinen mit mir ziehen. Mit ihr — wenn sie den Schmerz, von dir getrennt zu seyn, kann überleben — will ich durch die Wüste dringen im Schutze Gottes, und nach meinem Portugal. Aber kannst du vergeben und mag ich in Amhara bei dir bleiben mit Amherinen; so will ich auf ewig das

Vaterland vergessen und wir werden mit Theobul einen Kreis um dich schließen, durch den kein Unglück und keine Sorge dringen soll.

O, theurer Vater! rief Amyerine und stürzte zu den Füßen des Greises, wir haben uns gefürchtet, aber verschwiegen haben wir dir unsre Liebe nicht. Du sahst ja, wie ich in Sebastian lebte, seit ich ihn kenne, wie meine Auge trunken an seinem Munde hing, wenn er erzählte, du hast ja selbst oft unsre Spiele geleitet: dies gab uns zu unsrer Liebe Muth und heut noch hätt' ich ja dem herzlieben Vater alles offenbart. Darum verzeih uns, lieber Vater! — O, Bruder Theobul, bitte für deine arme Schwester und für Sebastian.

Ihr mögt richten — sprach El Malek zu den Großen und schwieg, und Theobul stand ernst, den Blick zur Erde gesenkt.

Es ziemt uns nicht — erwiederten die Edlen — zu verdammen, wenn der Herr begnadigt; und daß Ihr Gnade für Recht ergehen lasset, diese Hoffnung und Bitte nur erlaubt uns.

Mein theurer Vater! — flehte Theobul — er ist mein Freund und sie ist meine Schwester.

O, glaubt doch nicht, meine lieben Freunde — antwortete der König — daß ich hier verdammen wollen. Der Fremdling, der mit mir aus einer Schüssel essen, mit mir aus einem Becher trinken durfte, hat gefehlet, daß er nicht offen vor mir hingetreten, seine Liebe mir gestanden und mich gebeten, wie sich's geziemt, um die Hand der Tochter. — Daß er mir nicht inniger vertrauet, mir, seinem väterlichen Freunde, daß du, mein Kind,

das Geheimniß deines Herzens nicht in das Herz des Vaters haſt verſenkt mit zarter Liebe, das iſt mein Kummer. Aber bald wird der Greis das wunde Herz ins Grab zur Ruhe niederlegen und kurz nur wird ſein Kummer ſeyn; doch auch bis dahin ſoll dieſer Schmerz nicht das Glück geliebter Menſchen ſtören. Biſt du auch ein Fremdling in Amhara, mein Sebaſtian, ſo hat doch dein Herz und deine Treue dir das Bürgerrecht erworben. Würdig biſt du — wenn du auch nie König warſt — meiner Freundſchaft.

Der König billigt, der Vater ſegnet Eure Liebe, und dort der fromme Prieſter verbinde Euer Leben, wie Eure Herzen längſt verbunden waren!

O du treuer, herzgeliebter Vater, riefen die Kinder küſſend und dankend zu den Füßen und im Arme des edlen Greiſes! — Heil und Seegen dem König El Malek und den Neuvermählten! jauchzten die Fürſten und die zum Pallaſte ſtrömende Menge, und durch ganz Amhara drang ſchnell, wie der Strahl des Lichtes, die frohe Kunde und der unendliche Jubel.

Die Rebe ſchlingt ſich nicht feſter um den Ulmenbaum, als nun die Kinder um den theuren Vater ſich ſchloſſen, und bald war ſein Kummer vergangen in Entzücken, als Enkel um ihn ſpielten in ſüßer Unſchuld.

So floſſen unvermerkt die Jahre hin. Da legte der müde König das Silberhaupt zur Ruhe nieder und Theobul ſaß auf dem Throne.

Neun Jahre war nun Sebaſtian in Amhara. Wie Roſenknospen blühten die holden Kindlein, Seba-

ſtian, das älteſte, dann Amherine, der ſchönen Mutter Bild, dann die kleine goldgelockte Zoe.

O, — rief an einem heitern Sommerabende Sebaſtian, der auf dem Söller des Pallaſtes ſich erging, wie glücklich bin ich doch! Drunten im Garten ſpielten und ſcherzten mit der Mutter die Kinder unter Blumen. — O, mein Theobul! wie glücklich ſind wir alle! Ach, nur einen Wunſch noch hätt' ich, wär es möglich, — die Stillung der unendlichen Sehnſucht nach meinem väterlichen Lehrer Camoens und nach Marco, meinem Jugendfreund. — Der edle Sänger wird nun wohl längſt — ich ahnd' es — in der Seligen Liederkreiſe wohnen, aber Marco lebt noch, irret umher und ſucht den Freund, der ihm entronnen. O, Marco! — iſt's dir möglich, kannſt du die Stimme meiner Liebe hören, komm nach Amhara! O, mein trauter Marco, wo biſt du!

Da, fernher im dunklen Schatten der Bäume, die nach dem Schloſſe führen, zieht etwas näher. Jetzt erkennt man die Geſtalt. Es iſt ein Mann im ſchwarzen Mantel, von ſeinem Haupte wehen lange blutrothe Federn. Er reitet auf einem Dromedar.

Hilf Himmel! ruft Sebaſtian, wer iſt der Reiter dort! — Ha! nein, es täuſcht mich nicht, ich ſeh' es klar, — o Himmel! es iſt mein Marco! Und mit bebender Eile fliegt er hinab und in langer, langer ſeliger Umarmung liegen die Freunde.

Wie ſie ſich freuten, wie Amherine, wie Theobul, wie die Kinder jauchzten, wer vermag das zu beſchreiben! — Der Lebensretter des theuern Gatten und Vaters, der Genoſſe ſeiner Jugendjahre war ja da und mit ihm Kunde aus Sebaſtians geliebtem Portu-

gal. Nun folgten Feste und Spiele, nun frohe Inselfahrten und Sebastian zeigte dem Jugendfreunde seine ganze Seligkeit in Amhara's Paradiese und im Liebesbunde mit seinen Theuern.

Wochen schwanden hin, wie Stunden. Aber sage mir — mein Marko — sprach einst Sebastian, wie war es möglich, wie fandest du meine Spur, wie drangst du durch die Wüste?

Die Liebe wie die treue Freundschaft — erwiederte Marco — ist ein Magnet. Sie zog mich hierher zu Euch, mein königlicher Freund, ich weiß nicht, wie. Könnt Ihr's wohl erklären, wie der Magnet das Eisen zieht? Und durch die Wüste kam ich, so wie Ihr, durch Ohngefähr, durch Glück. — Als Ihr vom Schlosse des Mogreby entschwunden waret, versank ich in Trauer und in tiefen Kummer. Rastlos sucht' ich Euch, Jahre lang durchirrte ich die Wüsten und die Breite Afrika's von Niedergang bis Aufgang, doch vergebens! Niemand gab mir Kunde von dem Verlornen. Da kehrt' ich zurück nach Portugal.

Nach Portugal? nach meinem Portugal? — fiel ihm Sebastian freudig in die Rede. O erzähle doch nun einmal, laß mich nicht länger bitten, wie gehts in Portugal. Erzähle mir von dem geliebten Lande, von meinen Portugiesen, von meinen Freunden, von Camoens.

O — laß mich schweigen! entgegnete der Fremde. Warlich, was ich Euch sagen müßte, paßt nicht zur Farbe Eures jetzigen Lebens. Laßt mich schweigen — mein edler Herr — und trübt nicht Eure Rosentage durch Wolken aus fernen Landen! Was kümmert Euch Portugal und seine Portugiesen?

Sind ſie denn noch die Euren? — Habt Ihr ſie nicht verlaſſen? — Neunzehn Jahre ſind eine lange Zeit. Da kann viel geſchehen, viel verſinken in Vergeſſenheit.

O, Marco, — fiel Sebaſtian ein — wenn du mich liebſt, foltere meine Sehnſucht nicht länger, und ſage mir, wie gehts in Portugal.

Der ſchlaue Tiger in Madrit — erwiderte der Fremde — hat nun Euer Land verſchlungen. Argliſtig ließen ſeine Kreaturen am Tage nach der Schlacht bei Alkaſſar den Leichnam eines Schweizers, als den Euren, in einer Kiſte mit Kalk nach Portugal bringen. * Da liegt er als Sebaſtian in Belem in der königlichen Gruft. Doch ſelbſt die Inſchrift drauf bekundet die Lüge. ** Niemand auch in ganz Portugal und Spanien glaubte dran und trauernd ſchrieen alle Eure treuen Unterthanen nach dem geliebten König. Da erſchienen nach einander drei Betrüger, die Eurer Völker Liebe mit Eurem Namen täuſchten. Bald ging der ſchwache Heinrich, der nach Euch König ward, zur Ruhe, und nun ſtürzte Alba mit ſeinen Schaaren auf das verwaiſete Land. Maskarenhes, Souſa und Saa, durch Philipps

* Tennevrii Veritas vindicata adversus I. Iac. Chifletii Vindicias hispanicas etc. Part. I. Cap. VIII. art. V. p. 64.

** Hoc jacet in tumulo, si fama est vera Sebastianus. Joh. Wind Beſchreibung der Reiſe Carl Stuarts nach Mequinez in F. C. Webers Ueberſetzung. Hannover 1726. p. 41.

Gold erkauft, verriethen Euch treulos und erklärten zu Castromarino den Spanier für den Herrn des Landes.* Eure Treuen fochten wie Löwen in der Schlacht bei Alkantara, — doch vergebens! und die Niederträchtigkeit des Reichstages von Tomar setzte dem edlen Oheim zu Madrit die Krone Portugals aufs schuldbeladene Haupt.** Blut floß in Strömen, heimlich in den Kerkern wüthete das Gift, der stille Dolch, doch die Stimme des Landes schrie ununterdrückt nach Euch.

O, weh mir! — jammerte der König — wär ich bei Euch gewesen, Ihr meine Treuen!

Ihr wolltet ja nicht — erwiderte der Ritter, hab ich Euch nicht flehentlich gebeten, das arme Land nicht zu verlassen, zurück zu kehren und Eure Königspflichten zu erfüllen? Aber Ihr wolltet Buße thun! — Nun freilich, solche Buße, wie Ihr hier thut, ist nicht bitter. Ich verdenks Euch nicht. Die wählt ich selber, und Ihr habt Recht, Euch hier in süßen Müßiggang und Wollust zu vergraben. Was kümmern Euch die, die da weinen. Mit denen, die da lachen, muß mans halten, — das ist auch meine Philosophie.

O, Marco, — rief schmerzlich Sebastian — welche Dornen drückst du in meine Seele! Soll mir denn nicht mein einsam Leben auf Gottes Sinai im Himmel zum Seegen angeschrieben seyn?

---

* Gebauers Port. Gesch. Abschn. III. S. 231.
** S. 237.

Das Leben der faulen Mönche? — lachte Marco — um das bekümmert sich der Himmel warlich nicht. Und die zehn Jahre, die Ihr Euch dort vergrubt, — sie sind verloren. Das Blut, das für Euch floß in Portugal, — zwar habt Ihrs auf der Seele, aber war es doch nur Unterthanenblut.

Halt ein! Verräther! — rief Sebastian. Du willst mich morden mit der giftigen Zunge! Hast du nicht selber einst meine Portugiesen Brut genannt? Warum vertheidigst du nun so grausam ihre Sache?

Mein König und mein Freund — erwiderte sanft der Ritter — bedenkt es selbst. Habt Ihr nicht Eure Portugiesen wie schnöde Brut behandelt? Bedenkt, ob ichs gebilligt habe. Nicht morden will ich Euch! Noch einmal, noch tausendmal geb ich willig für Euch das Leben, — Ihr wißt, daß ichs vermag. Aber noch rufen Eure Portugiesen.

Wie? — o Himmel! — jammerte der König — noch riefen sie? noch? — Ists möglich?

Ja — sprach Marco — es ist wirklich! Drum hin nach Portugal, rächet das Blut, das für Euch geflossen, seid König und Vater Eures Volks!

Und ich sollte — seufzte Sebastian — ich sollte dich verlassen, mein Amhara, dich, meinen königlichen Freund, dich, mein Leben, meine holde Gattin, Euch meine armen Kindlein?

Wer spricht denn von Verlassen? — erwiderte Marco — Wenn Ihr Euer Recht errungen, wenn Ihr wieder auf dem Throne der Väter sitzet, ein großer, edler König, dann kehren wir zurück nach Amhara durch Mosambik, das Nachbarland, mit

würdiger Begleitung und holen des Königs Gattin und die holden Kindlein. Was könnt Ihr den Theuern hier wohl geben zum Erbe? Ists Eurer würdig, hier das Gnadenbrodt zu speisen? Und habt Ihr nicht auch gelernt, wie man die Völker glücklich macht? — O, — mein König — schaut in die Zukunft. Wie herrlich blüht der Lusitanische Garten in treuer Pflege seines Sebastians! — — Wo sind die Hyänen, die unterm Schilde der Religion sonst reiche Beute fanden? wo ist die Inquisition? — Wie herrlich glänzt der neue Tag herauf am Tejo und mit ihm der alte Ruhm, die alte Kraft der Ahnen und das alte Glück! Wie schwimmt Amherine in seeligem Entzücken! — Es ist ihr Sebastian, der dieß schuf, es sind ihre Kinder, die die Frucht der Seegenssaat genießen, es sind — — —

Halt ein! o Marco — rief Sebastian. — O hätt ich Flügel! — Hin nach Portugal. Nach Portugal, nach dem geliebten Portugal!

Zu seinen Füßen lag Amherine, zu seinen Füßen winselten die Kinder. O Gatte! o Vater! bleibe bei uns! Wir sehn dich ja nie wieder! Vergebens! Mir blutet das Herz, Ihr Theuren — sprach Sebastian mit Thränen — doch muß es seyn. So wahr mich der Allmächtige begleitet, an den ich glaube, — ich kehre zurück zu Euch. Ich bring Euch in mein freundlich Portugal. Denn ohne Euch mag ich nicht leben.

Du ziehst von uns! — sprach düster Theobul, ich kann deine Gründe nicht widerlegen. Du scheinst mir Recht zu thun. Allein in meinem Herzen brennt es wie ewige Trennung.

O Gatte, bleibe, schrie Amherine und zerfloß in Thränen. O herzlieber Vater, bleibe! schrieen die Kindlein, — es war umsonst. Die Dromedare standen schon bereit. — In starrer Ohnmacht hingesunken, lag Amherine.

Bei dem Allmächtigen! rief Sebastian zum letztenmale — ich kehre zurück! Bei dem Allmächtigen, ich werde Euer Schutzgeist seyn!

Fort, fort, mein König, trieb Marco. Es weht der kühle Abendwind zur muntern Reise, die Sternlein funkeln! — und die Dromedare mit ihren Reitern zogen von dannen. In stiller Dumpfheit saß der König, still saß Marco, und so ritten sie in schauerlicher Nacht.

Sie kamen nach Alexandrien, der König mit gebrochenem Herzen. Das, was ihm Marco noch unterweges erzählet, wie der edle Camoens ein Jahr nach der Trennung von seinem Sebastian im Hospitale, klagend um den königlichen Freund, in Elend und Mangel gestorben, wie Philipp in ganz Portugal grimmig walte mit Bosheit und List, seine heimlichen Kundschafter und Kreaturen überall wie Spinnen lauern und in schmachvoller Unterdrückung der edlen Portugiesen Kraft erlahme: das hatte tiefe Dornen in seine Seele geschlagen. Dunkle Ahndung, daß er nie sein Vaterland, nie Amharä, nie seine Freunde, seine Gattin und Kinder wiedersehen werde, lag drückend auf ihm wie schwüle Gewitterluft, und wohl schickte er den thränenvollen Blick dahin, wo die Sonne unterging,

nach dem geliebten Portugal, und rückwärts in die blaue Ferne, wo Amherine wohnte und die Kindlein, aber — es war zu spät. Unerbittlich trieb ihn sein Schicksal, und nur das Gefühl, daß er auf dem Wege der Pflicht wandle, goß ihm Trost ins wunde Herz und stärkte männlich seine Brust. Ob ich auch — rief er — Euch nimmer wiedersähe, Ihr, meine Lieben, ob ich auch nimmer wieder meine heimischen Fluren grüßte, dennoch will ich kämpfen und ringen mit ritterlichem Muthe. Nur siegen oder ruhmvoll untergehn mag Sebastian!

Auf stillen Meereswogen schifften sie nach Venedig.

Sei mir gesegnet, du Europäische Erde! so grüßte der König, als sie ans Ufer stiegen, die Sankt Marcus Stadt. *

Bald lief die Kunde von seiner Ankunft durch das Land und alle Portugiesen in Venedig und nah und fern eilten mit Freudenthränen den geliebten König zu empfangen, den Langersehnten, den Wiedergefundenen. Ein Schiff ihm in Livorno zur weitern Reise zu bereiten und selbst in Portugal die Ankunft des Königs zu verkünden und die Treuen unter seine Fahnen zu sammeln, war Marco vorausgeschickt. Der Wonne, des Jubels in Venedig war kein Ende.

Da kroch aus ihrer Höle die spanische Tarantel, — der Gesandte Philipps — und als Gefangener ward Sebastian dem fürchterlichsten Tribunale überliefert,

* 1598.

das im Dunkeln richtete und nur mit Blute schrieb — dem Inquisitoren-Gerichte der Zehner. *

Wer seid Ihr! frugen die Furchtbaren den König, seid Ihr nicht auch nur ein Betrüger, wie vor Euch manche schon in Portugal? Was blaset Ihr von neuem des Aufruhrs Flamme über des Königs Philipps Lande? Gesteht, eh Ihr unter die Bleidächer kommt. Hier gilt keine Lüge, kein Winkelzug. Wir ergründen die Meerestiefe der geheimnißvollsten Bosheit und gewiß und streng ist unser Recht.

O — antwortete Sebastian ganz gelassen — Euch fürcht ich nicht und gern verzeih ich den Fremden eine Sprache, deren sie sich selber werden schämen. Ich bin Sebastian, König von Portugal! — Seht nach in Euren Archiven, da werdet Ihr die Briefe finden, die ich an Euch zur Zeit des Türkenkrieges geschrieben, und wie ich drinnen mich freundlich erboten Euch zu helfen. * Lebt Geronimo Falieri noch, Franzesco Baduero und Giuseppe Grimaldi? Last sie kommen, sie kennen mich!

In strenger Untersuchung saßen nun die Richter. Die Briefe wurden aufgefunden, wie der König sie beschrieben, und die edlen Venediger und alle Portugiesen erkannten ihn. Das war ja die Narbe Sebastians am rechten Auge, das sein Maal am lin-

---

* Amelot de la Houssaye Histoire du Gouvernement de Venise Tom. I. p. 138. Gebauers Port. Gesch. Abschn. IV. S. 30.

** Mauroceni Histor. Venet. libr. XV.

ken Fuße, das seine ganze königliche Gestalt, wie sie sie einst vor mehr als zwanzig Jahren in Lissabon gesehen.

Nun ward die Sprache der ernsten Richter Wohllaut der Achtung, kein Canal Orfano* drohete mehr. Kein Kerker schloß die ehernen Riegel hinter Sebastian. In einem stattlichen Palaste gab man ihm die würdige Wohnung. Die treuen Portugiesen jauchzten und die Wolken theilten sich an seinem Himmel. —

O, rief er mit Thränen sanfter Freude — ich sehe dich wieder, mein Portugal! Es ist gewiß, ich sehe dich wieder, mein Amhara, dich meinen Theokul, dich meine holde Gattin, Euch, meine Kindlein! Die Nacht vergeht, die mich umfangen hielt, und freundlich glänzt mein Morgenroth.

Da läutete die Glocke von Aragonien.

Was ist das? rief der König Philipp erschrocken und fuhr empor vom Schmerzenlager im Eskuriale! — — Was schreit die Todeneule von Belilla? Verkündest du dumpfer, schauerlicher Ton des Reiches Unglück, oder läutest du mir zum Gerichte? — Was schreitet dort durch die Mitternacht im öden Saale? Soll Todesfurcht den großen Philipp nun greifen, der sich nie gefürchtet? — Schleiche nicht vorbei, du tückisch lächelndes Gespenst, und steh mir Rede! — Was ist geschehen?

Da flüstert's leise, wie dürres Laub um Gräber

---

* Der Canal, in welchem die Schlachtopfer der Staatsinquisition zu Venedig bei Nacht ersäuft wurden.

raſchelt: Verronnen iſt der Sand von deinem Leben! In Venedig triumphirt Sebaſtian, er iſt erkannt als König. Alles ſtrömt ihm mit Jubel zu. Die Republik wird ihn nach Portugal geleiten. Da wird er kommen und Rechnung fordern von dem edlen Oheim. Schon gährt das Land. Verrath von allen Seiten bricht herein und deine Schaaren wanken.

Und wenn ſie alle wanken; — rief der König — fallen werden ſie nicht. Noch leb' ich und ſteh unerſchüttert auf ſpaniſchem Boden, ein ungebeugter Stamm.

Es iſt vorbei! haucht's wieder wie Leichenruf — es iſt vorbei!

Du warſt der ſtarke Löwe, du biſt's nicht mehr! Des Alters Wurm benagt die Eiche an ihrer Wurzel. Der Portugieſe kömmt und du wirſt fallen, verächtlich in den Staub wird Philipp ſinken.

Und hätteſt du mich — rief der König — nicht betrogen um meine Seligkeit, die ich, Verruchter, dir geopfert im thörichten Vertrauen, und dürfteſt du auch in die Hefen des Lebens mir den bittern Wermuth miſchen; dennoch will ich kämpfen mit dir um meinen Nachruhm und kalt und ruhig des Todes Becher trinken. Sebaſtian wird fallen, nicht Philipp! Weiche von mir, ich verlache deine Hülfe, wie deine Bosheit!

Nun wohl, auf Wiederſehen, Herr König! lacht' es höhniſch und in die Nacht verlor ſich der ſchwarze fliegende Mantel und die Gluth der rothen Federn.

Am frühen Morgen ſchrieben emſig die Räthe und die Boten flogen nach Italien.

Aber Philipp ſtand nicht mehr vom Lager auf,

— — es war sein Todeslager und mit allen Schrekken nahete das Ende. Geschwüre brachen überall aus seinem Leibe, ekelhaft Gewürm kroch draus hervor.* Viele Wochen lag der König im Sterben. Fromme Mönche schrieen, die Glocken wimmerten von den Thürmen, — nichts half! Heilige Prozessionen gingen mit dem Hochwürdigen. — — Was Andacht und Gebet, was Menschenkunst und Gold vermag, war hier vergeblich. — Gelassen lag Philipp im ungeheuern Schmerze. Keine Klage, kein Wort der Reue kam aus seinem Munde. Wie er im Leben war, stolz und hart, so war er auch im Tode. Still und forschend schritt der schwarze Mantel durch die öden Gänge. Ein süßlich ekler Dunst umzog in schwüler Hitze die Gegend. Da, — — endlich, als in trüber, banger Nacht der Hahn den Morgen rief — — verschied der König.**

Ueber Venedig schwankte nun die Wage der Entscheidung. In einer Schale lag Recht und Wahrheit und Ohnmacht, in der andern die Gewalt.

Das Schreien der Portugiesen verlor sich im dumpfen Donner, der fernher von Spanien rollte. Aber ruhmvoll gingen die Zehner aus dem schweren Kampfe. Drei lange Jahre währte die Untersuchung. Wohl hoffete Sebastian, daß Marco frohe Kunde und schnelle Hülfe bringen sollte; — Marco kam nicht,

---

* Phtiriasis.

** 13ten September 1598.

und in der Stille einſamer Betrachtung erſchien ihm Manches zweifelhaft und ſeltſam an dieſem Freunde, was dieſer ſonſt mit glatten Worten übertünchet. War es nicht dieſer Marco — ſprach er zu ſich ſelbſt — der von Madrit nach Portugal kam? der heimlich zu den Jeſuiten ſchlich? der meinen edlen Camoens haſſete? der mich zum ungerechten Kampfe gegen die Mauren trieb? der mich in's Schloß des Mogreby brachte? der mich aus Amhara, aus den Armen der Ruhe, der Freundſchaft und der Liebe riß? War er es nicht, der meine Portugieſen „Brut" genannt, der wunderbarlich, als ich ihn rief, durch die Wüſte drang? und der mich nun verläſſet? O, Marco! wenn du es redlich meineſt, komm mit froher Kunde und mit ſchneller Hülfe!

Aber der König rief vergebens! Kein Marco kam und keine Nachricht, was er wirke in Portugal.

Da endlich waren drei lange Jahre hingeſchlichen. Frei war der König und die Nachwelt preiſet den edlen Muth der Zehner, die mit Königsblute den Baum der ſpaniſchen Freundſchaft nicht düngen mochten.*

Nach Livorno ſtand nun Sebaſtians Sinn. Da lagen Schiffe ſegelfertig, die ihn bald nach Portugal bringen konnten. Aber ringsum lauerten Verräther und ſchlichen Kundſchafter, die mit gierigem Blicke nach der Beute ſpäheten. Was half ihm ſeine Vorſicht und die Verkleidung als Dominikaner gegen dieſe Liſt? — Er ward entdeckt und vor den Großherzog

---

* P. Bourgeaut Memoires chronolog. pour servir à l' histoire univers. etc. Tom. I. p. 13.

Ferdinand I. gebracht, der — ein Freund des Unterdrückers — ihn in Feſſeln nach Neapel ſchickte.

Hier herrſchte Philipps Vicekönig, Don Rodrigo von Caſtro, Graf von Lemos.

Wer ſeyd Ihr? frug der Stolze. Bedeckt Euch, Graf! antwortete der König. Ich bin Sebaſtian, König von Portugal!

Wie? — bedeckt Euch? rief der Spanier erſtaunt. Wer giebt Euch das Recht in dieſer Art zu mir zu reden?

Dies Recht — erwiederte Sebaſtian — kommt mir als König zu und iſt mit mir geboren. Ihr wißt es, Ihr ſeyd Grand von Spanien und habt das Recht bedeckten Hauptes mit mir zu ſprechen, ſo wie ich's habe dies zu verſtatten.

Ich ſchein' Euch fremd geworden zu ſeyn, mein edler Graf, und freilich ſind's über zwanzig Jahre, daß wir uns nicht geſehn. Aber erinnert Ihr Euch noch, daß König Philipp Euch zweimal als Geſandten nach Liſſabon zu mir geſchickt? Habt Ihr das Schwerdt noch, das ich Euch zum Zeichen meiner Gnade damals verehrt?

Das Schwerdt? — entgegnete der Vicekönig — Ich hab' ein Schwerdt, das mir einſt König Sebaſtian geſchenkt, — — und damit ging er aus dem Zimmer.

Bald kam er zurück mit einem ganzen Bunde Schwerdter. Könnt Ihr nun das mir zeigen, das mir Sebaſtian geſchenkt? — — war ſeine Frage. Seht, hier iſt's, erwiederte der König, und Graf Lemos ſtand betroffen. Wo iſt denn Eure edle Gemahlin, fuhr Sebaſtian fort, hat ſie den Ring noch,

den ich ihr in Belem als Zeichen meiner hohen Achtung an den Finger steckte? O vergönnt mir doch, Herr Graf, daß Eure Gemahlin mir selbst dies Kleinod zeige.

Es kann geschehen — sprach der Graf — und seine Gemahlin trat in den Saal. Sie trug den Ring am Finger.

Habt Ihr nie — meine edle Gräfin — frug Sebastian, an diesem Ringe irgend etwas Geheimes und Wunderbares bemerkt? Ich wüßte nicht — antwortete die Dame. Nun wohl, so seht! — entgegnete der König — wenn ich hier an der verborgenen Feder drücke, wird der Stein sich öffnen und Euch den Namen eines Freundes zeigen. Er schob die Feder, der Stein wich und auf dem Boden stand: „Sebastian.“*

Bei Gott! Ihr seyd — fuhr erstaunt der Vicekönig auf, und unterbrach sich selbst erschrocken. —

Ja, Graf, bedeutete der König, ich bin's, bin wirklich Sebastian! Erkennt Ihr mich nun?

Laßt meine Lippen schweigen, erwiederte Don Lemos, wenn mein Herz auch spricht. Was hilft Euch mein Erkennen, wenn Ihr meinem König und Herrn ein Fremder seid! — Wunderbar! Der König Sebastian, der mich einst in Lissabon geehrt, und Ihr und Cotizone, das scheint alles ein und dasselbe.

Wie — rief Sebastian — was sprecht Ihr da von Cotizone?

---

* L' Espion turc lett. 97. p. 282. de la Clede. Tom. V. p. 493. wo jedoch fälschlich die Herzogin von Medina Sidonia genannt wird.

Das war — antwortete Graf Lemos — ein Menſch, der hier vor einigen Monaten vielen Unfug trieb, ein Calabrier, Euch gleich an Weſen und Geſtalt. Auch er behauptete, er ſei Sebaſtian, König von Portugal. Doch der Betrug ward entdeckt, der Abentheurer durch das Consiglio collaterale zu den Galeeren verdammt und rückwärts auf einem Eſel ſchimpflich durch die Stadt geführt. Ihm ſchien dies alles ganz gleich zu ſeyn. Mit tollen Poſſen ergötzte er auf ſeinem ſchnöden Zuge die Lumpenhunde von Neapel, daß das Lachen durch alle Straßen wie Donnergebrüll ſich wälzte, und als man ihm zur Galeere bringen wollte, war er verſchwunden.

O — Marco — rief der König, nun ſinken die nebelvollen Hüllen. Nun erſcheinſt du mir als ein ſchadenfroh Geſpenſt, das mich um meines Lebens Seligkeiten ſchändlich betrogen hat und wohl noch Schlimmeres im Sinne führt. Der Freundſchaft öffnete ich das argloſe Herz voll Liebe und hegte die Schlange, die mich zum Tode verwundet. Mich und meine heilige Sache haſt du zum Poſſenſpiele herabgewürdiget, den Saamen des Argwohns und des Zweifels gegen die Wahrheit ausgeſtreuet, daß ich nicht ſiegen k a n n und untergehen m u ß im ungleichen Kampfe, und daß mir ſelbſt nach dem Untergange noch der Nachruf bleibt, auch er war ein Betrüger! — Graf Lemos tadelt nicht die feuchten Tropfen, die der ungeheure Schmerz mir in die Augen treibt. O, Ihr kennet noch nicht alles, was ich verloren! — —

Hoffet auf Gott! — ſprach der Graf — iſt Eure Sache gerecht, dann wird Euch der Sieg nicht fehlen. Doch wär auch ein ſchuldloſer Untergang über Euch

im Rathe des Himmels beschlossen, so werdet Ihr — seid Ihr der Rechte — ruhmvoll und edel zu fallen wissen. Was meine Pflicht mir gebeut, kann ich nicht lassen. Ihr seid ein Gast in meinem Hause, bis ich weitere Befehle von Madrit erhalte.

Und bald trafen diese ein.

Auf dem Throne des abgeschiedenen Vaters saß Philipp der Dritte. Die Saat des Bösen, die jener ausgestreuet, ließ dieser wachsen, und sie wucherte üppig empor zu Fluch und Unglück. Nur vollenden durfte dieser, was jener angefangen, und die Priester in Madrit bewiesen ihm sonnenklar, daß, wenn hier irgend etwas unrecht sei, der Vater es verschuldet, dessen Leiche immer nicht härter im Eskuriale liege und dessen Seele ohnedem, als Königsseele, der die heilige Inquisition viel zu verdanken, schnell genug dem Fegefeuer entrinnen werde. Ueberdem — sei nicht dieser Sebastian ein verruchter Ketzer? Habe er nicht den Zehnern in Venedig das heilige Cruzifix von Golde schändlich mit Verachtung zurückgeschickt, weil man am Haupte des Christ die Dornenkrone vergessen?* Habe er nicht mit einem Zauberer sich verbunden und die Stigmata des Satans an seinem Leibe? Und wenn er wirklich wäre, was er seyn wolle, sei er nicht ein feiger Flüchtling, der sein Land verlassen? Sei die Krone von Portugal nicht Philipps rechtmäßiges Erbtheil, nicht ihm bestätiget durch den Sieg der Waffen und durch den freien Reichstagsschluß von Te-

---

* Amelot de la Houssaye Hist. du Gouvernement de Venise, Tom I. 183. seq.

war? Drum möge man ohne Scheu und Zaudern gegen den Aufrührer und Ketzer streng Gericht verhängen, aber vorher ihn bewegen durch Ermahnung und durch Gründe und die sanften Mittel der heiligen Inquisition auch zu bekennen, daß er ein Betrüger sei und Ketzer.

Der Vicekönig von Neapel erhielt nun den Befehl, Sebastian zu Schiffe nach Spanien zu schicken.

Das ist der Weg zum Tode! — rief der König. Das Raubthier läßt aus den Klauen die Beute nur mit seinem Leben. Ich bin verloren, das ist nun klar, doch will ich würdig fallen, wie Graf Lemos sagte.

Und über's Meer trug ihn das Schiff nach der Veste von St. Lucar.*

Hier harreten seiner schon die Richter und die Priester der heiligen Inquisition. In stiller Nacht saßen sie dumpf und schauerlich wie Geister um das bleiche Cruzifix der schwarz behangenen Tafel. Die Kerzen hossen unheimlichen Schimmer durch das Gewölbe und das Gericht begann.

Ihr zittert nicht? — rief man dem Könige zu. Ihr wagt es die frechen Augen zu dem Gekreuzigten zu heben und kühnen Blickes vor uns zu treten, als hättet Ihr wohl Recht?

Ich zittre nicht — erwiederte Sebastian — ich hebe frei die Augen zu Euch empor. Was wollt Ihr von mir? — Ihr seid nicht meine Richter! Wer seid Ihr? — redet? —

---

* Schauers Port. Geschichte Abschn. IV. S. 39.

Uns ziemt die Frage — herrschten sie — nicht Euch! Wer seid Ihr?

Ich — war die Antwort — bin Sebastian, König von Portugal. — Ihr? riefen sie, Ihr wärt der König, der zwanzig Jahre schon in der Gruft von Belem modert? Womit könnt' Ihr's bekunden?

Ich brauch Euch Rede nicht zu stehn, erwiederte der König — aber fragt meine Portugiesen, fragt die Zehner in Venedig, fragt den Vicekönig von Neapel, fragt Eure Augen, ob ich's sei. Doch, wozu die unnütze Form? Ich weiß es und Ihr wißt es auch, daß nichts mich aus des Tigers Klauen retten kann. Sprecht das Urtheil, ich war längst zum Tode bereit. Doch fürchtet meiner Portugiesen Rache! Bedenkt es, Ströme Blutes werden fließen zur Sühne des Opfers, das Ihr schlachtet. Und siegt das Recht; — was wird dann Euer Schicksal seyn, was das Schicksal der Mörder eines freien Königs? — — Meine Krone ward mir von Gott gegeben. Menschen können sie mir nicht nehmen. Ich selbst entschlug mich ihrer viele Jahre zur Büßung meiner Schuld. Aber das Schreien meines gedrückten Volkes drang zu mir, die Pflicht gebot und ich eilte zurück zu dem verlassenen Throne. Habt Ihr ein Recht und Euer König, meines Oheims Sohn, mich dran zu hindern? Ist die Gewalt der Waffen und die Schändlichkeit von Tomar ein Grund mich zu morden? Laßt — wenn Ihr kalt wie Marmor seid, zur kalten Seele Eure Ueberzeugung sprechen. — — Denn wenn Euch auch ein Herz im Busen schlüge und menschlich Blut in Euern Adern flösse; Ihr könntet mir nicht helfen, Ihr seid gebun-

gene Knechte. Aber laßt mich denn sterben, wie es einem König ziemt.

Eure Gründe — entgegnete der Inquisitor — sind wie Spreu. Der leise Wind verweht sie und zum Verrath an unserm König und Herrn uns zu verleiten, seid Ihr zu schwach. Doch allerdings mag Rettung Euch zu Theile werden. Der König ist gnädig und wird Euch das Leben schenken. In einem frommen Kloster werdet Ihr — seid Ihr ein frommer Christ — den schnöden Irrthum und den Wahnsinn Eurer Thaten tilgen in heiliger Betrachtung, fern von Mangel und Sorge für den irrdischen Leib, zu mancher Ehrenstufe der Kirche steigen und spät in Frieden Euern Lauf beschließen, wenn Ihr bekennt vor Gott und Menschen, daß Euch des Verführers List geblendet und verleitet zu argem Truge und daß Ihr freilich der nicht seid, für den ihr fälschlich Euch gegeben.

Wie — rief der König — Ihr könnt mir zur eigenen Schändung rathen? Ich soll bekennen, was Lüge wär? Ich soll bekunden, ich sei nicht Sebastian, König von Portugal? — — Und wozu? — — Um ein elendes Leben schmachvoll zu fristen, um mich zu mästen im Kloster unter Müßiggang und Faulheit? O warlich! solch ein Leben wär einer solchen Schändung würdig! — — Aber haltet mich nicht für so thöricht, daß ich Euren Worten trauen und glauben könnte, wenn ich widerrufen, würde mir zu Theile die Verheißung; o, Ihr Listigen, Ihr Schlangen, ich durchschaue Eure Ränke. Ihr wollt mich verleiten, in Hoffnung ungewisser Gnade, die ich verachte, mich selber des Truges schuldig zu

bekennen, und wenn ich's gethan, mich dennoch morden und dann auch mit dem Scheine des Rechts. — So wollt Ihr listig mit dem Leibe die Seele verderben und mein Gedächtniß nach dem Tode. Ich widerrufe nicht! und kann nicht widerrufen. ——— Mich trieb das Pflichtgefühl — war es auch falsch verstanden, im unschuldigen Herzen — nach Afrika zum Kampfe gegen Brüder, Gefühl der Pflicht trieb mich zum Klausnerleben auf dem heiligen Berge, Gefühl der Pflicht aus meines Weibes Armen und von meinen Kindern. Laßt es dahin gestellt seyn, ob die frühere Ueberzeugung die rechte war: dies zu entscheiden kommt Euch nicht zu — die letzte bleibts gewiß, und dies Gefühl der Pflicht erhebt mich über mein grausames Schicksal und wird mich stärken unter Martern und im Tode. Sebastian wird mit keiner Lüge scheiden und ruhmvoll sinken unter Mörderhand.

Auch seid Ihr — sprach der Inquisitor — ja ein Ketzer und glaubt nicht an den Gekreuzigten, steht im Bunde mit dem Satan und tragt sein Zeichen an Eurem Leibe.

O — schweigt mir doch — entgegnete der König, von Eurem Ketzerthum! Ich bin ein Christ und glaub an den, der lebet und ewig leben wird. Mein Gott aber ist Liebe und Versöhnung, der Eure predigt Raub und Mord. Und Ihr seid mit dem Bösen im Bunde, nicht ich, ich habe nichts mit ihm zu schaffen! — — Sein Zeichen trüg ich an meinem Leibe? — O, Ihr armen Menschen! Es ist das Zeichen des Allmächtigen. Mein frommer Camoens gab mirs zum

Abschied auf die Reise. Ihr Bedauernswürdigen! Ihr wißt es freilich nicht, welch eine Kraft den Sänger weihet. Die Lilie breitet weit um sich den süßen Duft und nichts Unreines mag ihr nahen: so der Dichter, den des Höchsten Weihe heiliget. In seinen Kreis dringt nichts Gemeines und nichts Schlechtes, und wen er mit in seine Nähe zieht, der wird, wie er, durchdrungen von dem Hauche der Gottheit. Euch freilich ist auch Camoens ein Ketzer trotz dem Mausoleum, das ihm funfzehn Jahr nach seinem Tode das christliche dankbare Vaterland errichtet, das ihn im Elend sterben ließ; aber er wird leben, wenn Ihr längst vergessen seid, und sein Himmel, in dem er mit Petrarka, mit Homer und Dante wandelt, ist nicht Euer Himmel; vor dem mir ekelt. Ihr Thoren! — wie könnt Ihr glauben, daß ich nicht gerne Eure höchste Seeligkeit vertausche mit der geringsten bei Camoens, bei allen reinen Seelen, bei meiner treuen Gattin und bei meinen lieben Kindern!

Wir hörens — riefen alle — was bedarf es weitern Zeugnisses. Ihr seid ein Unchrist und ein Gotteslängner! — Jetzt gleich bekennet, widerrufet und bittet um Erbarmen, sonst soll morgen die Folter Eures Herzens Härte brechen.

Erst morgen? — antwortete Sebastian gelassen. Warum nicht heute? Morgen denk ich so wie jetzt, und jede Stunde, die ich in dieser Mördergrube noch leben soll, ist mir ein Gräuel. Ich bin bereit zum ehrenvollen Tode, zum Uebergange in das bessere Land.

Führt ihn zurück — geboten die Richter — in

seinen Kerker! und Ihr, Ketzer und Betrüger, bedenkt bis morgen die Rettung Eurer Seele.

Der Morgen kam und ging. Es zog die finstre Nacht herauf und mit ihr die Schrecken des fürchterlichen Blutgerichts.

Da saßen sie wieder die Unmenschlichen rund um das bleiche Gottesbild der Liebe. Im Hintergrunde standen Henker mit dem Marterzeuge. Wollt Ihr nun bekennen? — riefen die Richter dem Gefangenen zu. — Seht dort die Henker, sie harren auf Euch mit der Folter, sagt an, wer seid Ihr!

Ihr wißt es, wer ich bin — antwortete der König kalt — Ich bin Sebastian, König von Portugal!

Nun fielen über ihn die Henker, wie gierige Hunde, und spannten ihn auf die Folterbank. Kein Schrei, kein Schmerzenslaut kam aus der Heldenbrust, nur leises Stöhnen bei der unermeßlichen Qual. — Da stand der Wundarzt ihm zur Seite und forschte nach dem Pulse.

O wähnet nicht, ihr Herzen mit Menschengefühle, daß er aus Mitleid und Erbarmen an seiner Seite stand!

Wenn die grimmige Qual den Schlag des Herzens hemmte und den nahenden Tod verkündete, dann winkte der Wundarzt und die Folter ward unterbrochen. Dann stärkten kräftige Essenzen den Leidenden, und wieder scholl die Frage: Bekennt, wer seid Ihr? und wieder stöhnte die Antwort: Ihr wißt es, Ihr Mörder, und wieder rasete die Folter. So trieben sie es bis zur gänzlichen Erschöp-

sung der Lebenskräfte, da ward der Leidende aufs Schmerzenlager gebracht.

Und wieder kam der Morgen und wieder die blutige Nacht mit ihren Gräueln.

Wer seid Ihr? — donnerte der Inquisitor.

Ich bin — antwortete der König — Gott wird es richten! — ich bin Sebastian, König von Portugal.

Da schleppten ihn die Henker wieder zur Folter und spannten ihn und rissen ihn. Blut bedeckte den edeln Leib und banges Stöhnen hob die Brust.

Horch! — welch Getümmel naht sich! Welch ein Lärmen, welch ein verworrenes Schreien, welch ein Geklirre von Schwerdern! — Sind die Gräuel zum Himmel gedrungen? Naht Rettung sich dem erhabnen Opfer?

Sie naht! — Sie ist da!

Gesprengt stürzen die Thüren des Kerkers, die Richter, die Henker entfliehen mit Entsetzen und hereindringt — — — Marco mit einer Schaar Gewappneter.

O, geliebter König, schrien alle, o wohl uns! noch ist es nicht zu spät. Noch können wir dich retten.

Du bist es, Marco? — seufzt der König, du kömmst mich zu retten? — Ach, wohl ists zu spät. Der Tod zuckt schon in meinen Nerven. Wer sind die, die dir folgen?

Es sind — erwiedert Marco — treue Portugiesen. Viel tausend ziehen die Berge jetzt herab zu Eurer Rettung. Doch ferne sind sie noch. Erst in drei Tagen sind sie hier. Wir eilten schnell vor-

aus durch Tag und Nacht und schlugen die Wachen in die Flucht. Aber wir sind zu schwach. Schon naht der Feinde Schwarm, wir müssen fliehen, doch in drei Tagen kommen Eure Retter. Bis dahin — edler Herr und König — Verstellung und Widerruf, sonst kommt die Liebe der treuen Portugiesen doch umsonst, und Eure Henker morden Euch.

Was soll ich thun? — entgegnete der König. Ihr müßt bekennen — sprach der Ritter, daß Ihr nicht Sebastian, König von Portugal seid, und müßt um Gnade bitten, das wird den Prozeß verzögern und Euch retten.

Und du könntest glauben — frug der König, daß sie nach dem schmachvollen Widerrufe mich auch nur eine Stunde leben ließen? Und du kannst glauben, daß mit dieser Lüge Sebastian die Welt verlassen könne? Wo warst du denn drei Jahre lang? Was thatst du in Neapel? — Nein, Marco, du bist nicht mein Freund! Ich kenne dich, du bist mein Unglück. Deine Rettung ist Trug. Es nahen keine Heere meiner Portugiesen! Wärs ihnen möglich, sie hätten mich nicht warten lassen, deine Hülfe ist Spiegelfechterei der Hölle.

Der Hölle? — — lachte Marco höhnisch. Ei! seid wann seid Ihr denn so klug geworden? Laßt es seyn, was es wolle, ich rette Euch. — Auch habt Ihr, wie man sagt, an Eurem Leibe ein thörricht Zeichen, das auch der heiligen Inquisition ein Anstoß ist. Gebt mir die Macht, schnell verwisch ich dieses Zeichen und dann vermag ich es Euch ungesehn durch Eurer Feinde Mitte nach Eurem lieben Portugal zu bringen. Gebt mir die Macht.

Wie? — Verruchter! — rief der König — an des Allmächtigen Zeichen wolltest du dich wagen? Du bist ein Teufel, nun ist mirs klar. Verlaß mich auf der Stelle, ich theile nichts mit dir. Mit dem Allmächtigen hab ich gelobt, in seine Hände will ich fallen.

Ei seht doch da, den Tugendhelden! — rief der Schwarze. — Verruchter, dein ewig Heil ist längst verwirkt. Du hast in Strömen unschuldig Blut vergossen im ungerechten Kampfe.

Ich wähnt es nicht und wußt es nicht. Und die es wußten, — die Priester, leiteten mein argwohnloses Herz und meinen frommen Glauben. Ich hielt für Pflicht, was Unrecht war und Gräuel, und habe schwer gesündiget. Gott wird vergeben und meine Thaten büß ich durch den Tod.

Du hast dein Land verlassen, hast es in die Hände blutgieriger Eroberer gegeben.

Ich habe schwer gesündiget. Ich büße durch die unendliche Marter und mit meinem Leben. Gott wird mir gnädig seyn.

Du hast auf lange Zeit dein edles Volk in Knechtschaft gestürzt und in Verachtung.

O, mein geliebtes Volk wird, wie im Winterschlafe die Natur, erstarren; doch ein Phönix wird es aus der Verachtung steigen. Ich sehe die schattenvollen grünen Zweige des Stammes Braganza! Ewig wird er blühen. Weise Gortes werden unter seinem Schirme mein Volk zum alten Ruhme führen, und groß und herrlich wird in Europas Krone der schönste Edelstein, mein Portugal einst glänzen!

„Du haſt ein liebend Weib, unſchuldige Kinder treulos verlaſſen und ſiehſt ſie nimmer wieder.“

„Ich habe ſie nicht treulos verlaſſen die Geliebten. Ich wähnte fern ihr bleibend Glück zu gründen in dem Glücke meiner Völker. Ach! bittrer als der Tod iſt dieſe Trennung. Doch verloren ſind ſie nicht für mich. Ich ſehe ſie wieder in meines Gottes ſchönem Himmel, im Himmel meines Camoens, und hier will ich, wenn ich geendet habe, ihr Schutzgeiſt ſeyn, wie ich verſprochen.

Du haſt dich mir verſchrieben, im Leben und über's Grab hinaus. Sieh hier die Schrift, du biſt verloren doch, und ſpäter Nachwelt wirſt du ein Betrüger bleiben. Drum magſt du dich mir gänzlich übergeben, und dann rett ich dich und deine Ehre. Ein großer König ſollſt du in deinem Reiche leben mit Amherinen und deinen Kindern.

Ich übergab mein Herz dem Lebensretter und dem Freunde, nicht dem Verderber. Hab ich gefrevelt, ſo that ichs unbewußt, drum will ichs büßen mit meinem Leben und die Seele retten. Im letzten Augenblicke ſoll mich das Gefühl der Pflicht erheben. Und mein Gedächtniß nach dem Tode? — Du biſt die Schuld, wenn dunkle Wolken des Zweifels mein Grab umziehen. Aber ewig wird dieſe Dämmerung nicht währen. Des Dichters Weihe wird den Griffel der Geſchichte leiten, und der Nebel wird verſchwinden mit dem neuen ſchönen Morgen meines Landes. Nun aber weiche von mir, du Verfluchter! Im Namen des Allmächtigen — ſieh hier ſein Zeichen, — entflieh und laß mich ſterben.

Und als der Schwarze und die ihm folgten das

Zeichen sahen, dehnte sich der Versucher riesenhaft zur Decke. Das Gesindel wandelte sich grauenvoll in Raben, Drachen und Hunde mit Menschenköpfen, die grinseten und hüpften und lachten, und mit glühendem Zischen hielt der Riese dem Sterbenden die blutigen Zeilen hin und sprach mit grimmen Hohn: dennoch bist du mein! — —

Mit nichten! — rief Sebastian — und nahm die letzte Lebenskraft zusammen, packte im Namen des Allmächtigen den glühenden Riesen, rang mit ihm, daß das Gewölbe bebte, entwand der Krallenfaust die Schrift, riß sie entzwei, warf ihm die Stücke vor die Füße und — — — sank zu Boden.

Mit fürchterlichem Krähen und Geschrei und Bellen waren die Larven der Hölle entflohen und der Versucher.

Nun Dank dir! seufzte der König, Dank dir, mein Gott, für deinen Sieg! In deine Hände leg ich meines Lebens schweren Traum und mein Erwachen. Nimm mich auf zu deinen Freuden! — — — — —

Still und heimlich ward es wie im Grabe.

Draußen waltete die hehre Mitternacht mit ihren Schauern. — — — Rosenduft durchdrang die Gegend und ferne Harmonien wie die Töne der Aeolsharfe. —

Da läutete die Glocke von Aragonien.

Aus dem Kerker von Sankt Lukar wankte ein bleicher heller Stern empor, und zog hoch übers Mittelmeer, weit hin nach Afrika zur seeligen Vereinigung mit Amherinen.

Die Thräne.

Erzählung von Gustav Schilling.

Der Juwelier Telau sah, mit Sehnsucht nach einem ähnlichen Heimgange, dem Trauerzuge nach, welcher eben die Hülle der lieblichsten Jungfrau, der einzigen Tochter des Feldmarschalls, zur Ruhestatt geleitete. Adelens Verlobter war, bei dem Bestreben, verlassene Kinder aus den Flammen eines brennenden Hauses zu retten, verunglückt und seine bräutliche Witwe dem Schmerz erlegen — in Schwermuth versunken und vergangen.

Auch Telau hatte eine einzige, liebenswerthe Tochter, die früher Adelens Gespielin gewesen und trotz dem scheidenden Verhältnisse, bis zum Tode von ihr mit Zärtlichkeit beachtet und ausgezeichnet worden war. — Julie lauschte, bitterlich weinend, neben ihrem Vater, als der schwarze, Werth und Anmuth entführende Wagen unter dem Fenster dahin schwankte und lispelte — **Trösterin Ewigkeit!** die bei-

den Worte strahlten, in gestickter Goldschrift, auf dem reichen Behänge des Sarges. — Da grüßte sie Runold, ihres Herzens Liebling, und seine Augen fragten, leuchtend wie jene Trostworte — „Darf ich? mein Julchen"! Aber die Ihrigen, voll Thränen und Wehmuth, verneinten und wiesen ihn, auf den Vater deutend, ab. Er schlich, betrübt, dem Zuge nach und Julie, von demselben Herzleide verdüstert, zu dem Arbeittische hin, an dem sie vorhin, als kunstfertige Gehülfin, mit der Reinigung eines Schmuckes beschäftigt war.

Sie mußte den Geliebten vorüber gehen heißen, denn noch Gestern sagte der Vater, mit Eifer und Nachdruck —

„Du bist mein letzter Anker, Kind! Der reiche, annehmliche Grüner nähert sich Dir ja, wie von der Vorsehung geführt, täglich mehr; er hat bereits, gegen eine Freundin Deiner seligen Mutter, erfreuliche Absichten geäußert, tritt aber augenblicklich zurück, wenn ihm die Begünstigung dieses Runolds kund werden sollte, der seine Laufbahn erst beginnt und weder Mittel noch Gönner hat. Ich steh' am Abgrunde, Julchen! Du weißt es. Von den Großen gemißbraucht und hingehalten — von Scheinreichen und leichtsinnigen Borgern hintergangen, mußte ich verarmen, hält mich nur Treue und Glaube noch und jetzt sendet uns der Herr diesen Helfer. Dem wirst Du sittig aber freundlich entgegen kommen; deß tröste ich mich! Du wirst viel lieber das vierte, heilige Gebot, als eine thörige, mein Unglück vollendende Grille des Herzens beachten — Dich lieber dem zudringlichen Schwärmer

verſagen, als mich der Schmach preisgeben und dem Grabe.

Das Mädchen hatte, ſchluchzend, des Vaters Hand geküßt und ſich zum Opferlamm geweiht. Dieſer Grüner war allerdings kein Gegenſtand für den Antheil eines edeln, zärtlichen, vom Sinne für das ſeligſte Verhältniß begeiſterten Gemüthes — war geldſtolz, vorlaut, ſelbſtgefällig, unfein geſtaltet, doch, ſoviel ſie wußte, weder verächtlich noch haſſenswerth, alſo blieb dem Herzen keine Ausflucht, kein Rechtsgrund und des Vaters Wohlfahrt ward, in den Augen der Frommen, mit dem Heile ihrer Zukunft nicht zu theuer erkauft.

Geſchäfte entfernten den Vater am folgenden Morgen und Julie ſchrieb indeß, um den ernſten Entſchluß zu bethätigen, ihrem Runold. Den erſten Brief verdarb ein Thränenſtrom — ſie erſchrak vor dem liebloſen Geiſte und der kalten, mühſelig angeeigneten Vernünfteley des zweiten — vernichtete dann auch den dritten, der ihn gleichzeitig vergeſſen und gedenken, ausdauern und aufgeben hieß und hatte eben, mit brechendem Herzen, den folgenden, der Pflicht entſprechenden, geſiegelt und abgeſandt, als Telau zurück kehrte und mit ſchwankender Stimme zu ihr ſagte —

Liebes Julchen! ich komme ſo eben von Adelens Mutter her, die ihres Lebens Stolz und Luſt verlor — von der Frau Marſchallin, die mich rufen und wohl eine Stunde lang im Vorſaale verziehen ließ, denn das Zuſtrömen der Damen nahm kein Ende. Die Zurückkehrenden ſahen alle verweint aus und der An-

blick der Schmerzenmutter betrübte mich ebenfalls. Was ist des Lebens Herrlichkeit? Die arme Exzellenz war mit Allem umgeben, was es schmückt und verlieblicht — Erlesene Schildereyen und Geräthschaften füllten die Zimmer, Sing-Uhren ertönten gleich der Sphären-Musik und wir standen auf einem Teppiche, dessen Werth so manchen Schmachtenden erquickt und das Schulgeld für ein Dutzend hülfloser Kinder gedeckt haben würde. Doch, mitten im Schooße dieses Ueberschwanges, fand und zerknirrschte Gottes Hand die reich begabte Frau und stellte sie zu jenen Verschmachtenden hinab. — Lieber Herr Telau, sagte die Marschallin, kaum vernehmlich: wir besitzen nur ein einziges Denkzeichen an unser verewigtes Kind — dies treffliche, sprechende Migniatur-Gemälde, auf dem Adele, wie im Leben, erscheint und das uns nun unschätzbar wird. Diamanten sind das Emblem unvergänglicher Thränen und ich will es in solche gefaßt sehn. In köstliche, vom ersten Wasser; mein Gemahl bewilligt Ihnen tausend Dukaten und zählt auf Herrn Telau's wohlbekannte Rechtlichkeit — auf Ihr Geschick und auf die möglichste Beschleunigung der Arbeit. Hier ist das Bild — ich lege, mit demselben, mein theuerstes Kleinod in Ihre Hand.

Der Vater händigte es seiner tief bewegten Tochter ein und ging, sich zu entkleiden, in das Nebenzimmer. Julie öffnete den Umschlag und faßte die verewigte Gönnerin in's Auge — Adele lächelte sie, im Gemälde wie im Leben, engelhaft, aber elegisch, an und dieser Geist des Leides und der Huld durchdrang das gleichgestimmte Herz. Eine Thräne entstürzte der Gerührten — sie fiel auf das Bild, fiel

auf das Antlitz der Beweinten und als sich Julie, vom Schrecke betroffen, zum Entschluß ermannt, das Tuch ergriffen hatte, um sie behutsam abzutrocknen, da schien bereits der verstörende Tod selbst dieses Abbild der Geraubten entzaubert zu haben. Die Züge verschmolzen unter der auflösenden Thräne und wurden — berührt von dem Tuche, zur Unform. Julie erblich — ein Wehlaut rief dem Vater, sie sank, besinnungslos, zu Boden.

Tags darauf begegnete Herr Grüner dem ruhelosen, seit dem Morgen umherschweifenden Runold, in einem abgelegenen Theile des Thiergartens. Sie kannten sich. Jener gesellte sich alsbald zu dem Gramvollen und sagte, lustig wie immer —

Gott ehre die Heiden! Sie glaubten, schon zu Rhea's Zeit, an günstige und unglückliche Tage und die Erfahrung bestätigt den Vorbegriff. Ich selbst spazierte Heute, dem Himmel sei Dank! bereits ganz unbeschwert, durch mehr als ein verzwicktes Nadelöhr, trieb, spielend, böse Schulden ein und schwatzte der Stiefmutter einen silbernen, dreiarmigen Leuchter ab. Sie finde ich nun hier im Dickicht und die willkommene Begegnung krönt den Glückstag. Wir müssen uns verständigen.

Ey, in wiefern? fragte Runold, erröthend.

G. Und ohne Vorwort und Präludium; Mann gegen Mann! — Der eine fragt, im ehrlichen Vertrauen, den Andern auf's Gewissen! — Was halten Sie, zum Beispiel, von Telau's schöner Julie? Ich weiß, Freund Runold geht dort aus und ein, er kennt

die Verſteckte, wie ich meine Stiefmutter, ſteht auf dem beſten Fuß mit ihr, doch ſeine Lage verbietet, wie es ſcheint, dem Wackern, bis an das goldene Ziel zu dringen — Habe ich Recht?

Vollkommen! fiel Runold ſeufzend ein.

Mein Glückſtand, fuhr jener fort, berechtigt dagegen zu der Anfrage und mich verlangt nach einer Frau, auf die ich ſtolz ſeyn kann, während dem ihr meine Handreichung als ein unverdientes Heil erſcheint, das zur Dankbarkeit anregt und damit das Pflichtgefühl ſtärken hilft. Nach einer guten, aber nicht zu kleinlichen Wirthin, die, am Heerde wie im Geſellſchaft-Zimmer, dem billigen Anſpruche genügen kann — die, vor allem, nur dem Gatten treu und hold iſt — und lieber ſchweigt als ſchnattert und ſtreitet.

Die Foderung iſt beſcheiden, ſpottete Runold: Julie Telau wird zudem, wie ich ſie kenne, den Genügſamen befriedigen und als Gattin und Hausfrau ihre Pflicht übertreffen.

Ein göttliches Zeugniß! rief Grüner, die Reitpeitſche ſchwingend — Iſt aber auch des Engels Herz noch frey? noch unverſagt?

R. Sie wollte mir wohl und zog ſich zurück, weil die Unmöglichkeit uns ſcheidet.

G. Und Sie ehrten des Mädchens Sieg über ſich ſelbſt und erkannten die traurige Scheidewand an? — Vielleicht nur in der Redensart —

R. Im Geiſt und in der Wahrheit! — O mein Gott!

G. Vielleicht auch verzichtet Julie, ſchwärmeriſch, auf jeden andern Mann, oder träumt ſich künftig, im Arme des Andern, ihren Verlornen. Was meinen Sie?

Runold ſagte erbittert — Dies Geſchlecht hat allerdings, in der Regel, ein kurzes Gedächtniß.

Vergißt es, ſo vergiebt es auch, fiel Grüner ein: und dies Gebrechen kömmt uns zu Gute. Vergeßlichkeit entſpringt, wie mein Herr Pathe, ein eifriger Anatom, behauptet, aus Knötchen im Gehirne und das weibliche verbirgt wohl, noch außerdem, manches unlösbare. Nun, immerhin! mich kümmern die nicht, wohl eher Herrn Telau's Umſtände. Der Mann gilt für reich und behandelt mich doch ſo gütig, ermunternd, zuvorkommend, als ob er einen Nothanker bedürfe, und Kermes, unſer Mäkler, der alte Ueberall, behauptet zudem, unter uns, Freund Telau ſteh auf Spinnenfüßen. Das, freilich, muß fürerſt in's Klare! O, ich würde den winzigſten Lichtſchein mit hundert — zweihundert Dukaten erkaufen. Gold iſt edel, mein Runold! Gold iſt göttlich! Das fühlt wohl jeder, dem es mangelt, und Sie haben über mich zu verfügen. Sieht Kermes nur Geſpenſter? frage ich — wie ſteht es um den Juwelier?

Grüner entſetzte ſich, am Schluſſe dieſer Rede, vor dem Augenpaare, das ihn jetzt anblitzte — vor einer Geberde des Befragten, deſſen Flammenblicke denſelben, gleichſam im Voraus, von der nahen Brücke in den Sumpf, über den ſie führte, hinab warfen. Er ſchloß ſich demnach, ohne Weiteres, einigen Tiſchfreunden an, die ſo eben aus einem Nebengange hervortraten und ſagte dem Empörten, von dieſen geſichert, mit ſcheinbarem Gleichmuthe, ſein Lebewohl.

Runold und Grüner ahnten nicht, daß ſich indeß ein dritter, Beiden überlegener Freyer, zu Julien gefunden habe und, wie es ſchien, ſein Näherrecht geltend machen werde. Ein Freyer, welcher, als der furchtbare Gegenſatz alles deſſen, was die Seele und die Sinne der Jungfraun ergötzen und bezaubern kann, nur im ſeltenen Nothfalle, begehrt wird und der die Gewählte doch, zu ihrer Beſchämung, viel glücklicher macht, als ſie ſelbſt ein Mann wie er ſeyn ſoll, irgend je zu machen vermöchte.

Derſelbe Genius, welcher Adelen zu dem Lethe hinabtrug, umſchwebte jetzt das Haupt unſers Julchens. Als Telau Geſtern, den Wehruf der Tochter vernehmend, herbei eilte, fand er ſie leblos, mit verletzter Stirn, im Blute ſchwimmend, am Boden und in dem Blute lag das Bild. — Sein Schickſal hatte es ſo gefügt, es hatte, zur Milderung des zerrüttenden Doppelſchlages, beide Schrecken, ſchonend, in einen verſchmolzen. Die Frau Marſchallin trug ja ein tief verletztes Mutterherz in der Bruſt und er und ſein armes Kind mußten, in dieſem, eine mitfühlende Fürſprecherin finden: auch hielt jetzt Telau, den blutigen, ſcheintodten Liebling empor hebend, das verdorbene Bild kaum der Beachtung werth.

Arzt und Wundarzt erſchienen und verweilten, während der Nacht, am Bette der Kranken, welche fortwährend irr redete. Die Seele hielt nur zwei Gegenſtände feſt — Adelen, der ſie jammernd ihr Leid klagte, und den Vater, welchen Julie, gleich jener, bei den Todten wähnte und daher vor ſeinem Erſcheinen, ſo oft er ſich dem Bette nahte, erbebend aufſchauerte.

Telau war um so trostloser und elender, da sich ihm der himmlische Labekelch, der engelgleiche Führer durch jede Schreckennacht, versagte — Gerechte Strafe sprach der Vehmrichter in seinem Busen: die böse Folge der Eigensucht! Du zwangst dieses schuldlose Kind, Dein längst verwirktes Kreuz auf sich zu nehmen und, um zeitlicher Vortheile willen, den zärtlichsten und frömmsten Regungen eines Herzens, dem Grüner widerstand, Gewalt anzuthun. Auf Dornen wolltest Du die Wehrlose betten, um bequemer zu ruhn.

Jetzt unterbrach der Mohr der Frau Marschallin, gleichsam als ein Dämon des schwarzen Geschickes, den Büßer. Dieselbe ließ ihn, nur für ein Stündchen, um das Bild ersuchen, weil die huldreiche Monarchin sie eines Zuspruchs gewürdigt habe und es zu sehn wünsche. Die Foderung traf ihn wie ein Blitzstrahl.

Sagen Sie Ihrer Herrschaft, murmelte Telau, nach langem Schweigen, daß ich es selbst überbringen würde, doch, leider Gottes! eben in Gefahr stehe, gleich Ihr, mein einziges, geliebtes Kind verscheiden zu sehn.

Der Mohr beklagte ihn und ging; Telau aber fühlte sich jetzt, von dem drängenden Ueberschwange des Unglücks, plötzlich begeistert, zum Gegenkampf und Widerstand erregt. Er warf sich in das Feierkleid, beschloß sofort, unangemeldet, in das Kabinet der Leidträgerin vorzudringen, ihr fürerst das Unglück, welches jenes verhängnißvolle Bild über sein Haupt gebracht, in Flammenzügen seines brennenden Herzleides darzustellen und die gegenwärtige Monarchin dann fußfällig um ihr Fürwort zu beschwören. Der

gute Rath schien aus dem Quell des Lichts herab zu kommen und das Verlangen der Mutter eine Fügung zu seyn; doch als jetzt Telau, von dem Geiste der Thatkraft getrieben, in das Vorzimmer der Gräfin trat, äußerte der Mohr, daß er zu spät komme; daß die Monarchin seine gnädige Frau vermocht und genöthigt habe, das Trauerhaus zu verlassen und sie nach ihrem Lustschlosse zu begleiten. Man sey so eben abgefahren und Ihre Exzellenz lasse Herrn Telau ihres tief gefühlten Antheils versichern.

Ist es nicht Pflicht, hatte sich Runold indeß gefragt: einem Unwürdigen in den Weg zu treten, den offenbar die niedrige Begierde und verwerfliche Zwecke bestimmen — der dieses edelholde Mädchen in eine Hölle hinab ziehen, sie, als Gattin, der nächsten, besten Buhlerin aufopfern und ihre Mitgift stehlen würde? Ich muß und will den Vater warnen. Er stelle mich, wenn ihm der Liebesdienst als Folge meines Grolles gegen den Verdränger — als die Mißgunst gemeiner Eifersucht erscheinen sollte, dem Frechen gegenüber und diesem gnade Gott!

Runold trat, mit klopfendem Herzen, in Telau's Wohnung; ihm öffnete das Stubenmädchen mit verweinten Augen, die Thür und brach, bei dem Anblicke des Werthen, dessen Verhältniß zu Julien ihr nicht unbekannt war, in lautes Schluchzen aus.

Was ist vorgefallen? fragte er bestürzt, doch Friedchen war jetzt der Sprache nicht mächtig.

Sind Herr Telau zugegen? Friederike verneinte.

So komm' ich wieder!

Jene vertrat ihm den Weg. Dableiben! rief sie mit Heftigkeit; er lächelte schmerzlich und flisterte, leis und seufzend — Ich darf nicht!

Aber Julchen ist krank!

O Gott! rief der Erblassende: und diese Thränen der getreuen Liebe sagen — Bedenklich!

Wenn Gott nicht beisteht! entgegnete das Mädchen, ihn zu der Stubenthür hindrängend, weinte wieder und öffnete diese.

Runold trat ein, er schlich zu dem heiligen Bette, an welchem eine alte, harthörige Verwandte — die eifrige Patronin Grüners, waltete, ihn nun mit stechenden, feindseligen Blicken maß und den ehrerbietigen Gruß kaum bemerklich erwiederte. Seine Augen hafteten alsbald auf Julien, die in den Flammen des Fiebers glühte; sie starrte, gleichmüthig, den Vertrauten an, dann sanken ihre Augendecken nieder und auf den Lippen ward das Irrsal des verstörten Innern laut.

Runold neigte sich, vom Leide der Wehmuth durchdrungen, zu ihrer Hand hinab; Thränen und Küsse bedeckten die zarte, aber plötzlich raffte jene Alte sich auf, warf Strickzeug und Brille von sich, wehrte ihm und sagte giftig —

Ey, so verschonen sie doch meine Nichte! Es darf ja, ohnehin, nach des Arztes Befehle, selbst keine Freundin eingelassen werden, geschweige denn ein solcher — Herr! Dazu auch würde ihr, wenn Julie erwachen sollte, eine Gemüth-Bewegung unverzüglich den Tod bringen und ich vertrete hier die Stelle des Hausherrn!

Der Vater kehrte, in diesem Augenblicke, von

dem vergeblichen Gange zu der Frau Marschallin zurück, trat ein, sah Runold an dem Bette, der ihm, von Thränen überströmt, entgegenschritt und beide Männer standen sich, wohl eine Minute lang, erschüttert, sprachlos, gegenüber.

Das Mädchen hat einen schweren Fall gethan — lispelte Telau endlich, mit schwankender Stimme: es hat viel Blut verloren und nur selten lichte Augenblicke. Darauf schlich er zu Julchens Bett, er neigte sich zu ihr, er fragte die Tante, wie es, während seiner Entfernung, mit der Kranken gegangen sey und kehrte sich wieder zu dem weinenden Runold.

Der Zustand und das Aussehn des jungen Mannes griff ihm an das erweichte Herz. Er faßte seine Hand, er führte ihn in's Nebenzimmer und Runold fiel dem Gütigen, von der Fluth seiner Schmerzen übermannt, kindlich wie ein Sohn, um den Hals.

Guter Mensch! — Redlicher Freund! sagte Telau, erwiederte die Liebkosung, theilte ihm — in seiner Rührung einer Herzens-Eröffnung bedürftig, das Unglück mit und klagte bitterlich über die Vernichtung des Bildes.

Gott sey gelobt! rief dieser aus: das Bild kann ich ersetzen! — im Augenblick!

Runold hatte, nach seiner Rückkehr von der hohen Schule, noch ohne Sold, aber treufleißig, im dortigen Oberamte gearbeitet, daneben auch, getrieben von einem seltenen Talente, jede Freistunde der Kunstübung gewidmet und war bereits, als Miniatur-Mahler, belobt und gesucht. Mit Adelens vernunglücktem Bräutigam, von der Hochschule her, in Verbindung, hatte ihm dieser, als sein Verhältniß zu

derGräfin noch unter dem Schatten des Geheimnisses lag, jenes liebliche, der Marschallin gehörige Bild, mitgetheilt, um es möglichst treu zu copiren. Es glückte unserm Runold, trotz der Eile, das Original zu übertreffen und der Graf führte ihn, in seiner Entzückung, hinter der Mutter Rücken, zu Adelen; um, der Lebendigen gegenüber, die letzte Hand an ihr gelungenes Ebenbild zu legen. Noch befand es sich in Runolds Händen, als der Graf ein Opfer seines edeln Hülfseifers ward und jener öffnete nun hastig die Brieftasche und bot das kleine Meisterwerk dem Vater dar.

Sie ist bei sich! rief die Tante jetzt ins Zimmer. Runold stand, im folgenden Moment, an Juliens Bette. Da hafteten die Augen der Kranken, viel anders als vorhin, an der bekannten, werthen Gestalt, die zitternden Arme erhoben sich, die Lippen lispelten — mein treuer Freund! Ach, helfen Sie! und hinter ihm rief den Vater, vor Freude glühend — uns ist geholfen! Er stellte das Bild her — da! sieh nur auf!

Julie schaute zweifelhaft, ihren Sinnen mißtrauend, empor; die Blicke verschlangen es fast — sie legte die Hand an die Stirn und eine helle Thräne schlich, nach langer Betrachtung, aus dem erglänzenden Augenpaare.

Werde nur gesund, guter Engel! schmeichelte der Vater: denn unser Runold soll dir werden — mit dem ist Gott!

Die Jungfrau genas! Ihr getrösteter Vater überbrachte bald darauf der Marschallin das gefaßte, von

einem unvergänglichen Thränenkranz umstrahlte Bild; er theilte ihr nun das erschütternde Ereigniß mit und diese rührbare, menschenfreundliche Dame unterhielt die Monarchin von dem seltsamen Fall und zeigte ihr jenes längst besprochene, verhängnißvolle Gemählde, welches beide Künstler als Meister beglaubigte.

Telau dankte bald derselben thätigen Gönnerin eine Fülle des Guten. Die Gunst des Hofes ward ihm zugewendet und er, unter anderem, berufen beide, in den Brautstand getretene Prinzessinnen, mit dem nöthigen Schmucke zu versehen; ein Geschäft, dessen Ertrag ihn der Bedrängniß entzog und die verschwundene Wohlfahrt aufs neue begründen half. — Runold erhielt ein Amt und sein Julchen.

Bewahre Euch Gott, meine Kinder! sprach der Vater, am Hochzeit-Abende, zu dem freudigen Paare! Ihr seht, es reicht ein Tropfen hin, uns zu zermalmen.

Das Mädchen aus dem Schlesier-Thal.

Erzählung von Agnes Franz.

Ein schweres Wetter zog über den Höhen von Kynau empor. Furchtbar wühlte der Sturm in den Häuptern der Tannen, und jagte Staub und Kiesel in wilden Wirbeln den Bergpfad hinab, auf dem jetzt ein einsamer Wandrer mit wildzerstreutem Haupthaar und flatterndem Mantel emporstieg.

Dem Aufenthalt in den friedlichen Thalhütten entfliehend, schritt er rasch die waldbewachsne Anhöhe empor, von deren Gipfel die Ruine des alten Schlosses Königsberg herniedersah. Die weißen zerfallenen Mauern und Thürme stachen recht bleich und geisterähnlich von den grauen Wetterwolken ab, die flüchtig darüber hinwegjagten, und waren fast einem Riesenscelet zu vergleichen, das, trotz seiner gespenstischen, grauenerregenden Nacktheit, doch noch die Spuren ehemaliger Größe und Macht zeigt.

Der Anblick dieser zerfallnen Ruine, wie der Kampf der Elemente, schienen den Wandrer auf eine seltsame Art zu beleben. Durch die düstre Nacht der halberloschnen Augen brach es wie eine schnellaufblitzende Flamme, seine Schritte verdoppelten sich, bald stand er in dem Vorhof der Burg, und schritt nun betrachtend, und wie es schien, sich mit wachsendem Genuß dem Anblick der Zerstörung hingebend, durch die morschen Gemächer und Gänge, bis zu der Mitte des halbverfallnen Thurmes, wo der Anblick der dicht vor seinen Füßen gähnenden Tiefe, die er aus einem eingestürzten Fenster übersah, ihn plötzlich festhielt.

„Hier stehe still, Alfons! sprach er zu sich selbst. Hier bist du nicht mehr allein, wie dort, wo der Friede, die Liebe, die Freude täglich ihr Fest begehn. Sieh diese öde Mauer, wie sie ihr nacktes Haupt verlangend dem Blitz entgegenhebt, als schäme sie sich so allein und unnütz dazustehen, rings umgeben von den Trümmern einer großen Vergangenheit! — Gern sänke auch sie in das Grab, aber die Wolken ziehen mitleidslos an ihr vorüber; denn nur das Lebenskräftige locket den Tod, die eigne Farbe ist ihm verhaßt, er gehet mit heimlichem Grauen an ihr vorüber. — Hier ist der Platz, wo die Verzweiflung noch einmal zu lächeln vermag; die grauenvolle Sympathie, die ihr hier allenthalben in den starren Bildern der Vernichtung begegnet, hat das letzte Wort des Trostes für das ausgestorbne Herz; — der Uhu, der krächzend aus den Grüften des Todes emporsteigt; das zitternde Epheu, das furchtsam seine bleichen Ranken um die Schutthau-

sen schmiegt, und bei dem nächsten Windstoß von neuem Schutte bedeckt wird: alles mahnt an den Abschied der letzten Hoffnung, welcher dem tiefen Schweigen des Todes vorangeht, und entzückt durch die Anklänge verwandten Gefühls das zerstörte Gemüth."

Alfons verstummte, und blickte, in düstres Nachdenken versunken, in den gähnenden Abgrund. — Da rollte ein dumpfer Donner über seinem Haupte dahin, die alte Veste schien in ihren Grundpfeilern erschüttert, ein leises Seufzen und Stöhnen zog durch die einsamen Mauern, Schutt und Staub bröckelte von der Zinne des Thurmes herab; plötzlich fiel ein Stein dicht vor Alfonsens Füßen zermalmend in den Boden, ein dichter Staubwirbel hüllte ihn ein, fast bewußtlos taumelte er die Stiege hinab.

„Um Jesus willen! rief eine ängstliche Stimme ihm vom Ausgang des Thurmes entgegen: Wer wagt es bei diesem Wetter die morsche Stiege so tollkühn zu betreten? Ist euch das Leben nicht lieb, daß ihr es also frevelnd aufs Spiel setzt?" — „Laßt das gut seyn, entgegnete Alfons, der Tod kennt seine Freunde, und vergreift sich an ihnen nicht!" — „Gott steh uns bei, rief der Herbeieilende, ein Mann in schlichter Kleidung, von altem ehrwürdigem Aussehen, indem er dem herabklimmenden Fremdling in das bleiche, gramgefurchte Gesicht sah, Ihr seid wohl dennoch ein Kind des Todes, und den in plötzlicher Ohnmacht Zusammensinkenden in seine Arme fassend, trug er ihn sanft und behutsam in

das Haus des Burgvogts, der neugierig dem Kommenden entgegensah.

Alfons, der mit sich selbst und der Welt zerfallne Unglückliche, hatte einst mit allen Ansprüchen auf Glück und Bewundrung die Bahn des Lebens betreten. Durch Verstand, Bildung und äußern Liebreiz ausgezeichnet, erschloß das Leben dem früh verwaisten, doch reichbegüterten Jüngling in einer der glänzendsten Hauptstädte Deutschlands alle Quellen des Wissens und des Genusses. Von der Natur mit heftigen Leidenschaften begabt, ergriff er das Gute wie das Böse, je nachdem es ihm in verführerischer Gestalt erschien, mit gleicher Begier, schwelgte mit Geist und Sinnen an der bunten Tafel des Lebens, und goß nicht selten, indem er den Becher reiner Freude zu genießen meinte, sich das Gift schmerzlicher Täuschung in die offne, sich leichthingebende Seele. — Bald lernte er den trügerischen Schleier heben, in dem die Unwürdigkeit mit der Miene erkünstelter Tugend sein Herz täuschte; sein Verstand blieb nüchtern, trotz allen Berauschungen der Eitelkeit und des üppigen Genusses, und so erschöpfte er bald das Leben und seine Freuden, indem er überall dem Schein begegnete, und dieser seinem von Natur zu edlern Freuden gebildeten Herzen nicht genügen konnte. — So stand er schon in der Blüthe des Jahre, übersättigt und dennoch so unbefriedigt in der ihn umgebenden Menge, — die Welt, wie ihre prahlenden Masken verhöhnend, und zuletzt der Stimme selbst mißtrauend, die ihm in

tiefer Wehmuth von einer reinern Tugend erzählte, deren Spuren er im Leben zu finden stets umsonst bemüht gewesen war. Je mächtiger im Lauf der Zeit die Sehnsucht nach höherm Glück in ihm emporwuchs, um so geringschätziger spielte er mit den hohlen Schaalen, welche die Welt ihm bot, und so wurde eine an sich reine und edle Begier der Quell der mannichfachsten Verirrungen, indem das Gefühl angeborner Würde, welches nirgends ein genügendes Echo fand, ihm statt Nachsicht für die Schwächen Andrer nur Hohn und kalte Verachtung einflößte.

Endlich siegte die Liebe über sein Herz, bevor es in diesen verderblichen Treiben unterging. — Amanda war der Name des glänzenden Sternes, der gleich bei seinem Erscheinen den Zauberstrahl eines niegekannten Lebens über den Nachthimmel seines verfinsterten Daseyns goß. Alle Blüthen der Schönheit und Anmuth, der Tugend und des Verstandes schienen hier mit allen Talenten des Umgangs zu einem entzückenden Strauß verbunden. Alfons sah und bewunderte, prüfte, und lernte lieben, obgleich die spröde Schöne ihm, dem Allgeliebten, allein eine freundliche Anerkennung zu verweigern schien. Sein Streben, von ihrem Widerstand gereizt, kannte fortan nur ein Ziel, seine Leidenschaft nur eine Richtung; ihr zu gefallen, dünkte kein Opfer ihm zu groß, er übte seinen Scharfsinn fortan nur, um ihre Wünsche zu erlauschen, verschwendete seine Erfindungsgabe, wie sein Vermögen, in der Anordnung glänzender Feste, deren Königin sie war, und war unablässig bemüht, eine Neigung in ihr zu

erwecken, von der er mit Zuversicht die Erfüllung seiner sehnsüchtigen Träume, das Ideal seines Glückes zu finden hoffte.

Amanda, bekannt mit seinen früheren Verirrungen und im Bewußtsein eigenen Werthes von stolzem Eigendünkel befangen, bemerkte weniger sein Streben sich durch die Liebe zu einem tugendhaften Wesen, zu reinerm, besserm Leben emporzuheben, — als den Wunsch nach ihrem Besitz, den Alfons durch sein Betragen, und die zahllosen Aufmerksamkeiten, die er ihr erwies, nur zu deutlich an den Tag legte. Sie glaubte daher, auch ohne Liebe für ihn zu empfinden, einen Schritt wagen zu dürfen, zu welchem sie der Wunsch ihrer adelstolzen, doch wenig begüterten Familie und die glänzende Lage, die Alfons ihr zu bieten hatte, bestach, und beschloß demnach sich geneigter gegen ihn zu bezeigen, und den Einfluß zu benutzen, den ihre Reize über das Gemüth des Liebenden gewonnen hatten. Mit seeligem Entzücken sog Alfons die ersten Strahlen der Hoffnung aus ihren freundlichen Augen in das innerste Herz. Erst jetzt, das fühlte er deutlich, begann er wahrhaftig zu leben, — die Vergangenheit mit ihren nichtigen Freuden lag schaal und öde hinter ihm, seitdem er das Paradies reinen Glückes, die wahre Heimath seiner unbefriedigten Sehnsucht, gefunden hatte. Heiter lachte ihm die Zukunft an, und er breitete ihr die Arme entgegen, um sie an das hochschlagende, wonneglühende Herz zu ziehen, denn ihr Bild lächelte unter ihrem Schleier hervor, allversöhnend, allbelebend, ein Engel, den er sich vom Himmel zugesandt glaubte, ihn aus dem Abgrund des Verderbens zu retten. — Se,

im Vertrauen auf höhere Bestimmung, im Vertrauen auf die Wahrheit seines Gefühls, und die aufkeimende Neigung, die er in Amandas Herzen für sich zu entdecken glaubte, ward er um ihr Wort, ihre Hand, und wurde von deren Verwandten bald darauf mit sichtlicher Freude als ihr Verlobter begrüßt. Verschwenderisch in den Aeußerungen seiner Wonne wie seiner Liebe, hatte er Amanden am Tage der Verlobung, an dem man zugleich ihr Geburtsfest feierte, mit einem Schmuck angebunden, dessen Werth die Hälfte seines Vermögens betrug. Er liebte, was ihm theuer war, stets mit dem höchsten Schimmer auszustatten, und umgab deshalb die Geliebte mit einem Glanz, dessen sich eine Königin nicht schämen durfte, — vergnügt, sie, die in seinen Augen an ächtem Werth hoch erhaben über alle Erdenfrauen stand, auch durch äußere Zeichen über dieselben zu stellen. Verblendet von dieser wahrhaft fürstlichen Gabe, muthmaßten Amanda's Verwandte, Alfons sei im Besitz noch größerer Reichthümer, als wirklich der Fall war. Man wagte erst heimliche, dann immer kühnere Forderungen an ihn, die er aus Rücksicht und Gefälligkeit gegen Amandas Verwandte nicht abzulehnen vermochte. So begann allmählig der Wohlstand des von allen Seiten Gemißbrauchten zu sinken, — Alfons sah sich genöthigt, seiner Nachgiebigkeit Grenzen zu setzen, und berechnete, zu ruhigerer Ueberlegung kommend, die Einkünfte, über die er noch zu gebieten hatte. Das glänzende Leben, das er bisher Amanda'n zu Gefallen in der Hauptstadt geführt, konnte nicht fortgesetzt werden, ohne ihre Zukunft zu gefährden, das

ſah er ein. Er beſchloß daher ſich auf eines ſeiner Güter zurückzuziehen, und eilte Amanden von ſeinem Entſchluß zu unterrichten.

Mit ſichtlicher Beſtürzung hörte ſie ihn an, Alfons errieth aus ihren Mienen, aus der Gluth, die ihre Wangen überflog, wie unangenehm ſein Plan ſie überraſchte, und hatte Mühe die Widerſprüche derſelben mit der Nothwendigkeit ſeines Entſchluſſes zur Ruhe zu verweiſen. — Der Mißmuth, der ſeitdem auf ihrem Antlitz zurückblieb, fing an Alfonſens Herz zu beunruhigen. Er durchlief mit Sorgfalt ihr Betragen, und ſchöpfte den erſten Verdacht, daß nicht Liebe, ſondern andre Rückſichten ſie zu einem Bündniß beſtimmt hatten, welches er nur vom Herzen allein geknüpft wiſſen wollte. — Mit Sorgfalt bewachte er fortan jedes Wort, jede Miene ſeiner Verlobten. Der Zufall war ihm behülflich; durch ihn gelang es, den Schleier von Amandas Geheimniß zu heben. — Ein Brief derſelben, den ihm ein Ohngefähr in die Hand ſpielte, zeigte ihm die kalte Wahrheit eines Verhältniſſes, in welchem Amandas ſtolzer Charakter zu ſeinem liebewarmen Herzen ſtand. Mit Beſtürzung durchlief er die Zeilen. Sie waren an eine Freundin Amandas gerichtet, welche er oft in ihrem Hauſe geſehen, und die, wie er wußte, ihr volles Vertrauen beſaß. Klagen über eine dahingeopferte Jugend, Betrachtungen über die Verſchiedenheit, die zwiſchen ihrem Gemüth und dem ihres Verlobten ſtatt finde, Erinnerungen an eine frühere Neigung und Vergleiche derſelben mit ihrer jetzigen Lage, zu der ſie der Wunſch ihrer Ver-

wandten und kalte Verstandes-Rücksichten bestimmt hatten, — machten den Inhalt des Briefes aus.

In tiefster Seele erbittert und beleidigt, betrogen um Hoffnung und Glauben, eilte er, den verätherischen Zettel in der Hand, zu Amanden, welche ihm im Glanz ihrer Reize, mit der holdesten Freundlichkeit entgegen kam. — Ein Blick, den sie auf Alfonsens bleiches Gesicht warf, — machte sie stutzen. „Schrieben sie das? rief ihr zornerglüht der Betrogne entgegen, ihr das Billet entgegenhaltend. Amanda erstarrete, sie erkannte ihre Handschrift, und fühlte, welchen Nachtheil ihr diese Entdeckung bringen mußte. — Scham und Bestürzung, Verlegenheit und Stolz kämpften in ihr, während sie in peinlichem Stillschweigen ihm gegenüber stand.

Endlich siegte der Letzte, und sie erwiederte, sich mit einem vornehmen Blicke emporrichtend:

„Was soll ich es läugnen? — Waren sie unedel genug, das Siegel eines Geheimnisses gewaltsam zu lösen, welches, Ihnen verborgen gehalten, Sie keinesweges beunruhiget haben würde — so darf ich mich nicht schämen eine Wahrheit zu gestehen, die in der Natur meines Wesens bedingt ist. — Ich gab Ihren Wünschen Gehör, weil ich, Ihren Charakter kennend, auch ohne Ihre Neigung zu theilen, Ihnen das Glück zusichern konnte, das Sie begehrten; — Sie verlangten meinen Besitz, — ich eine unabhängige Lage, — daß hier von keiner schwärmerischen Zuneigung die Rede seyn konnte, mußten sie fühlen, noch ehe ich es aussprach. — Die Zuverlässigkeit meines Charakters konnte Ihnen indeß ein dauernderes Glück verbürgen, als die flüchtige Neigung mancher

Andern meines Geschlechts, und es ist noch sehr die Frage, ob Sie, mein Herr, der Vorwurf einer Täuschung nicht eher treffen möchte, als mich, — die Ihr Glück, auch ohne zu lieben, wahrhaft im Auge hatte. —

Sie glaubten mich also genügsam genug, ein eheliches Verhältniß ohne innigere Uebereinstimmung der Gemüther zu begehren?

Uebereinstimmung? gab Amande zurück, indem ein feines Lächeln um ihre Lippen flog. Meinen Sie die der Charaktere, so haben Sie in der That viel von mir begehrt! — Dachten Sie aber dabei an die unsrer Neigungen, — so bewiesen Sie zuerst, daß diese verschiedene Richtungen haben, — sie wählten den Aufenthalt auf dem Lande, ohne die Bedürfnisse meines Geistes zu berücksichtigen, — und ich, ich fügte mich darein, — weil es meine Grundsätze geboten, — doch konnte mich dies keinesweges gegen die Verschiedenheit unsrer Gemüther blind machen, die erst jetzt recht deutlich ans Licht trat. —

Und sie wollten, mit der klaren Ansicht dessen, was Sie mir jetzt vertrauen, dennoch die Meinige werden?

Ich kannte die Kraft meines Willens, und durfte es wagen. —

So will ich Ihnen beweisen, daß Ihr Glück mir heiliger ist, als Ihnen das Meinige war, entgegnete Alfons mit einer kalten Verbeugung, — und den empfangnen Verlobungsring von seinem Finger ziehend, und ihn ihr höflich überreichend, fügte

er hinzu: Sie haben fortan unser Verhältniß als gänzlich gelöst zu betrachten!

Noch stand Amanda von Schreck betäubt, dem Davoneilenden mit Bestürzung nachblickend, als Einer ihrer Brüder hereintrat, und durch sein Erscheinen sie aus ihrer dumpfen Bewußtlosigkeit riß. — Mit Verwunderung erfuhr er von ihr den Vorgang der letzten Stunden, und eilte, von der Heftigkeit ihres Wesens, die aus der Ahnung ihres Verlustes und ihrem beleidigten Stolze hervorging, wie von ihren Klagen beschworen, zu dem im Zorn Geschiedenen, um ein Verhältniß wieder herzustellen, auf welchem die Hoffnung einer ganzen Familie beruhte, oder, im Fall er auf seinem gefaßten Vorsatz bestehe, die Ehre seiner Schwester an dem Wankelmüthigen mit seinem Degen zu rächen. —

Noch hatte Alfons erst Amandens Charakter in seiner wahren Gestalt erfaßt und durchschaut, — als aber jetzt der Bruder derselben, mit listiger Vorsicht, erst mit freundlichen Vergleichen, dann mit Drohungen, endlich mit den unedelsten Vorwürfen sein Herz bestürmte, — bekam Alfons einen klaren Ueberblick von dem kaltberechnenden Eigennutz einer Familie, die selbst die Schmach, die er Amanden zugefügt, über ihren egoistischen Plänen vergessen wollte, um ihn für sie wieder zu gewinnen.

Hohnlachend zog er Einem nach dem Andern die Maske ab, und eilte dann mit kaltem Blut dem zornerglühten Bruder Amandas die Genugthuung zu geben, die er von ihm heischte. Das Duell nahm wegen der heftigen Erbitterung beider Partheien einen sehr ernsthaften Charakter an, Amandas Bruder,

entflammt von den Thränen der Verschmähten, dem Rachedurst einer stolzen, tiefgekränkten Familie, drang mit tollkühner Wuth auf seinen Gegner ein. Aber Alfonsens Bestimmung war der Tod nicht, der dem Schwerbetrognen allein Balsam für die Wunden seiner Seele reichen konnte; Amandas Bruder fiel als Opfer seiner eignen Heftigkeit.

Alfons, den Tod des Schwerverwundeten mit Gewißheit voraussehend, mußte, um der Verfolgung seiner Widersacher zu entgehen, das Land seiner Väter verlassen; — seine Güter fielen den Gläubigern anheim, bei denen er für die Verwandten Amandas wiederholt Bürgschaft geleistet hatte, — und so irrte er, der selbst der Liebling des Glückes, der Gegenstand des Neides gewesen war, um Vertrauen, Frieden und Vermögen betrogen, zerfallen mit sich und der Welt, in einem Zustand, den Worte nicht zu schildern vermögen, in der Fremde umher, — die unbewohntesten Gegenden aufsuchend, um dem Anblick der Menschen und sich selbst zu entfliehen. — In seinem Leben, wie in den eignen Handlungen, die schneidendsten Dissonanzen aufsuchend, glaubte er in seiner unglücklichen Natur einen Mißgriff des Schöpfers zu entdecken, dem zufolge nur Täuschung und Unglück sein Theil werden könnte. Mitleid und Verzweiflung über sich selbst bemächtigte sich wechselsweise seiner Seele, — er glaubte sich des höchsten Seegens, den er auf Erden erkannt, — der Liebe, unwürdig, weil sie auch in Amandas zaubrischer Gestalt ihn gehöhnt hatte, und sehnte sich ein Daseyn los zu werden, welches, aller innern Wärme beraubt, keinen Keim der Kraft mehr zu treiben vermochte, als den starren

Dorn der Verzweiflung. — Da, wo die Natur ihre wildeſten, ſchauerlichſten Bilder ausgeführt, in den einſamſten Schluchten des Gebürges, oder in den Trümmern zerſtörter Herrlichkeit, gelang es ihm bisweilen den Gegenſtänden außer ſich einen harmoniſchen Accord für ſeine innere Welt zu entlocken. Darum ſchweifte er ohne Unterlaß von einer Berggegend zur andern, nirgends eine Heimath findend, weil die in der eignen Bruſt zertrümmert lag, — erſchöpfte die Gegenwart durch trübe Betrachtungen aller Art, und ließ die Zukunft unberührt, weil er mit Gewißheit auf die letzte Gunſt des Zufalls hoffte, er werde in einem der ſchauerlichen niebeſuchten Gründe, in die er ſich oft tollkühn hinabwagte, — ſein einſames Grab finden.

So kam er, nach langem Umherirren, zu der Stelle, wo wir ihn zuerſt fanden. Der Kampf der Elemente hatte ſein Gemüth aufs Neue entflammt; er betrat die morſche Ruine nicht ohne den Wunſch, in ihrem Schutt begraben zu werden, und doch, — als der Tod ſo nahe an ihm ſtand, übermannte ſein Anblick die Kräfte ſeiner Natur. Schreck und Grauen geſellten ſich zu den Martern ſeiner aufgeregten Fantaſie, unter denen ſein Körper bereits gänzlich erlegen war, und die ihn plötzlich befallende Ohnmacht ging dem Ausbruch einer in ihm längſt gährenden Krankheit zuvor.

Als Alfons nach langer Betäubung die Augen aufſchlug, ſah er ſich in einem niedern Gemach, weich und ſanft auf ein reinliches Lager gebettet. Das

Fenſter vor ihm, das ſorgſam verhangen war, beleuchtete nur matt die ihn umgebenden Gegenſtände; doch konnte er genug erkennen, um zu errathen, daß er ſich in einer ländlichen Wohnung befand. Das Geräuſch fröhlich durcheinander ſchreiender Thierſtimmen aus dem nahen Gehöft, unterbrochen von dem Schäkern dicht am Fenſter ſpielender Kinder, beſtätigte ſeine Vermuthung, — doch ging alles noch zu verworren und traumähnlich an ihm vorbei, als daß er lange dabei verweilen konnte; das Gefühl gänzlicher Ermattung kehrte zurück, er ſchloß aufs Neue die Augen. „Marie! tönte eine Stimme nah an der Thür: hab Acht auf die Kinder, es iſt Zeit, daß ich zu dem kranken Manne ſehe!“ — Alfons hörte, ohne ſich regen zu können, die Thür öffnen, und das Rauſchen leiſer Tritte in der Stube. „Schläft er noch?“ flüſterte es zu der halbgeöffneten Thüre herein. „Daß Gott!“ tönte die Antwort zurück: „Ich glaube, er ſtirbt, bevor der Arzt wiederkömmt, ſeine Stirn iſt kalt und feucht, und der Odem geht langſam und ſchwer.“ — Alfons fühlte die Berührung einer warmen Hand; ein ſüßes Weh zuckte von der Stirn, worauf ſie lag, durch alle Nerven ſeines Körpers, das langgehemmte Blut begann aufs Neue zu rieſeln, der Starrkrampf, der ihn einige Augenblicke gefangen hielt, war gelöſt, — er fühlte, daß er die Augen jetzt öffnen könnte; doch gebot ihm ein ſeltſames Behagen, den ſchmeichelnden Traum nicht zu unterbrechen, von dem er ſich befangen wähnte. Noch hörte er lange das Rauſchen der Tritte im Gemach, dann wurde es ſtiller; ſie ſchienen ſich in die angrenzende Kammer zu verlieren. Schon wollte

er dem eintretenden Schweigen zürnen, als eine wohlklingende Stimme in einiger Entfernung ein Wiegenlied zu singen begann, und er eine Melodie vernahm, die, wie das Echo einer längst untergegangenen Zeit, sanft und rührend zu ihm herübertönte. — „O mein Gott!" rief Alfons von wunderbarem Gefühl ergriffen, „es ist dies der Tod, und hat das neu beginnende Leben seine Zeichen und Stimmen wie die Kindheit des Erdenlebens?" — Er hatte bei diesen Worten die Augen aufgeschlagen, — seine ersten Blicke fielen in den tiefblauen Himmel zweier Augensterne, die, ganz dicht zu ihm hingeneigt, mit sorgsamer Zärtlichkeit seinen ersten Worten zu lauschen schienen.

Er lebt! tönte es aus dem kleinen Rosenmund, dessen Odem ihn umwehte, — und noch ehe er die Form der rasch sich aufrichtenden, leicht hinschwebenden Gestalt deutlich erkennen konnte, sah er sie in die Kammer eilen, von woher der Wiegengesang erscholl. — In wenig Minuten trat eine wohlgebildete Frau, den schlummernden Säugling an der Brust, vor das Lager des nun vollkommen Erwachten.

Haltet euch nur ruhig! winkte sie dem sich rasch emporrichtenden Kranken zu, ihr seyd bei uns in guter Pflege, und dürft euch deshalb um gar nichts bekümmern!

„Wer seyd ihr, frug Alfons, die ihr euch des Fremdlings mit so himmlischer Güte annehmt? —"

„Ihr seyd in der Thal-Mühle, mein Herr, und als Kranker uns durch euch selbst empfohlen!" entgegnete die Müllerin; und was wir zu thun ver-

mögen, ist nichts mehr als rein-christliche Schuldigkeit! —

Sie erzählte ihm nun, wie ihr Mann ihn von der Burg mit Hülfe seines Burschen auf einer Bahre zur Mühle gebracht, wie man bereits einen Arzt wegen seines Zustandes befragt, und er denselben zwar bedenklich gefunden, doch bei guter Pflege gewisse Rettung versprochen habe.

„Aber wißt ihr auch, wen ihr verpflegt?" frug Alfons, indem, durch die Erinnerung jener Stunden belebt, sein Selbstbewußtseyn mit der alten Melancholie zugleich erwachte. „Ich könnte wohl eurer Hülfe unwürdig, dabei leicht außer Stande seyn, euch eure Wohlthaten zu vergelten!" — „Ihr seyd in der That recht sehr krank, armer Herr!" entgegnete die Müllerin betrübt, „wie käme euch sonst eine Frage ein, die sich gar nicht passen will auf das, was ihr vorher zu sagen beliebtet. Ihr spracht da vorhin etwas von himmlischer Güte, und solltet doch vor Allem wissen, daß diese, um sich des Namens würdig zu zeigen, gar nicht fragen darf: wer? oder woher? oder wozu? — Doch, ihr werdet wohl hoffentlich genesen. Ist doch euer Auge ziemlich klar, und das ist, meine ich, immer ein gutes Zeichen! — Ja wohl! dachte Alfons mit einem Blick gen Himmel: — Wenn der heilige Strahl, den du mir in diesem Augenblick gesandt, nicht dem erwachenden Leben emporhilft, — so wäre ich ein aufgegebener Mann und keiner Wiedergeburt des innern Menschen mehr fähig! —

Es mochten wohl schon mehrere Wochen vergangen seyn, während denen die Gewalt des Fiebers Alfonsen nur wenig lichte Augenblicke, in ihnen aber stets so holde Bilder und Erscheinungen gegeben hatte, daß er seinen leidenden Zustand von Tag zu Tag lieber gewann, und jetzt, da er seine Genesung herannahen sah, von einer so tiefen Trauer überfallen wurde, als müßten mit seinen fieberhaften Träumen auch all die lieben Gesichter von ihm scheiden, die er wechselnd an seinem Lager erscheinen sah.

Sein freundlicher Wirth, dessen Sorgfalt ihn gerettet, verweilte oft bei dem Kranken, und suchte den Grund der Schwermuth, die unverkennbar auf seiner Stirn lag, mit treuherzigen Fragen zu erforschen. „Ich habe bei euch eine Heimath wiedergefunden, nach der ich lange umhergeirrt bin, entgegnete Alfons. Die Welt hat mich ausgestoßen, ich stieß sie daher eben so gleichgültig zurück; hier aber begann ich aufs Neue ins Leben zu wurzeln, und denke mit Schmerz daran, dereinst von dieser Freistatt des Friedens zu scheiden!“ — Ey nun, so bleibt so lange bei uns, als euch beliebt! entgegnete der Müller: — Ihr werdet wohl irgend eine Beschäftigung haben, die ihr treiben könnt, — und wenn ihr nichts Besseres findet, so thut, als wäret ihr unser Einer, und helft mir im Feld und im Garten! Das Thal, das euch aufnahm, ist vielleicht eines der schönsten des Landes. Denket, ihr seyd zu einem Heilquell gereist, wie doch viele eures Standes zu thun pflegen, und labt euch an dem Gesundbrunnen der reinen Bergluft. Gesellschaft frei-

lich, wie ihr sie gewohnt seyd, die findet ihr nicht! Aber bis ihr vollkommen genesen, soll euch Marie in die Berge begleiten, die hat ein frisches, fröhliches Herz, und das braucht ihr; daneben ist sie bei unserm Pfarrherrn in die Lehre gegangen, und hat auch in der Stadt manches gelernt, auch Musik, — und so wird sie euch schon die Grillen vertreiben, in denen, glaub' ich, hauptsächlich eure Krankheit besteht. „Marie!" rief er jetzt lauter, die Kleine gewahrend, die eben am Fenster vorüberging; und herein hüpfte ein niedliches Mädchen, mit einem jugendlich offnen Gesicht, das trat heiter und freymüthig vor ihm hin, und frug, die großen blauen Augen bald auf den Vater, bald auf den Fremden gerichtet: Was beliebt? — Alfonsens Blick haftete überrascht auf der holden Erscheinung. War es das reiche, kastanienbraune Haar, welches in starken Flechten um den zierlichen Biegel gewickelt war, oder die freye, offne Stirn, deren reine Weiße von den blühenden Wangen recht mahlerisch abstach, oder der überaus nette und anmuthige Wuchs, gehoben von dem purpurnen Mieder und dem schwarzen, zierlich gefalteten Rock, was dem lieblichen Mädchen einen so eigenthümlichen Reiz gab? — Alfons fühlte sich aufs seltsamste gefesselt von der jugendlichen Grazie, die über die Gestalt der schlanken Bäuerin ausgegossen war, und konnte seine Augen nicht von ihrem Gesicht abwenden, das wie der Frühling heiter und blühend zu ihm herübersah. — Endlich erkannte er, als sie den Blick ruhiger auf ihn herabsenkte, die blauen Augen wieder, die er in dem Augenblick, wo er das Wiegenlied der Mül-

lerin vernommen, so theilnehmend über sich hingeneigt sah, und die er seitdem in den ihn umgebenden Gesichtern immer vergebens gesucht hatte. —

Der Tag ist so schön, liebes Kind! begann der Müller zu der Kleinen gewandt: geleite den fremden Herrn hinaus, über den Steig, aber behutsam. Wir wollen nicht länger säumen ihn mit den Schätzen unsers Bergthals bekannt zu machen, — wer weiß, wie lange er hier weilt, — und die Sonne ist den Kranken nicht immer so günstig. — Nicht wahr, lieber Herr, ihr getrauet euch schon weiter in's Thal hinein? Die Luft ist rein, und der Weg eben, und ohne Beschwerde für euch! — „Und du willst mich führen, liebe Kleine?" frug Alfons, in des Mädchens freundliches Auge blickend. — Ey, warum nicht? lächelte sie zurück, ich habe schon manchen vornehmen Reisenden durch dies Thal geführt, und so denk' ich, sollt ihr wohl auch mit mir zufrieden seyn! —

Bald schritt Alfons an der Seite des lieblichen Kindes den blumigen Thalweg entlang. Es war das erstemal, daß ihn der Strahl der Sonne, das Wehen der Luft wieder wohlthuend berührte, — seine Brust hob sich freyer, die trüben Schatten der Vergangenheit schienen auf Augenblicke aus seiner Seele genommen. — Der klare Bergstrom, der in kräftigem Ungestüm über das breite Feldbett hinbrauste, die wogenden Aehrenfelder an seiner Seite, die hin und wieder zerstreuten Hütten der Uferbewohner, vor allem aber die hohen, majestätischen Gebirgsmassen, die rechts und links, gleich stolzen Wällen, dies Paradies umgürteten, und in den la-

chendsten Laubschattirungen und Felsgruppen dem überraschten Blick stets neue Reize entfalteten: Alles dies vereinte sich zu einem Gemählde, dessen seltne, erhabne Schönheit aufs Mächtigste Alfonsens empfängliches Herz ergriff, um so mehr, da seine Seele seit den Leiden der letzten Zeit sehr sanft, ja fast kindlich weich geworden war.

„Seht, lieber Herr, nahm Marie das Wort, es mag wohl im tiefern Gebirge noch viel gewaltigere Felsenbilder und überhaupt noch sehenswürdigere Naturwunder geben, das Auge sich auch oft neugieriger dem Grauenerregenden, Ungeheuern zukehren; — aber das Herz, glaubt mir, findet nicht bald eine heimathlichere Stelle, als die ist, die uns zum Aufenthalt angewiesen ist. Seht nur um euch her, und sagt mir, ob ich nicht recht habe! — O, der hat es gewiß auch empfunden, der dies Thal vor allen das Schlesier-Thal nannte! — Hat er es nicht damit ausgesprochen, daß ihm vor allen der Vorzug gebührt, und daß es die Krone ist von allen Bergthälern weit umher? — Seht nur, wie traulich die kleinen Hütten sich an die steilen Felsen lehnen, und wie Alles so die Farbe des Friedens und der Heiterkeit trägt! — Ich bin auch hier geboren, mein Herr! schloß die Kleine, indem sie mit komischem Stolz das Haupt höher emporrichtete.

Drum ist auch der Friede und die Heiterkeit der Heimath dein Theil geworden, Marie! entgegnete Alfons. O, wäre ich auch hier geboren, dann läg ich auch vielleicht noch, wie Du, schuldlos und selig an dem Busen der Natur, und liebte die Welt, und freute mich des Lebens, wie Du!

Was sagt ihr! erwiederte erschrocken Marie. Was habt ihr denn verbrochen, daß ihr euch selbst verklagt? — Doch nachdem sie ihn eine Weile schweigend betrachtet hatte, fuhr sie fröhlich fort: Wahrlich, ich glaube, wenn ihr euch auch muthwillig einer Schuld anklagen wolltet, ich traute mehr auf das, was euch im Auge geschrieben steht, — als auf eure Worte. Gott hat euch zu einem guten Menschen bestimmt, drum gab er euch offne und ehrliche Züge! Was die Menschen euch angebildet haben, weiß ich freilich nicht, auch kommt dies weiter nicht auf eure Rechnung; — aber das weiß ich, daß ihr deshalb gar nicht verzagen dürft! Die angeborne gute Natur behauptet doch immer den Sieg, denn Gott selbst steht ihr bei, und der ist mächtiger, als die Welt und die Menschen.

Du gutes, treffliches Herz! entgegnete Alfons, du bist eine Führerin, wie sie mir immer gefehlt!

Beide hatten nun den Steg erreicht, unter welchem die Weißritz schäumend dahinbraust. — Stützt euch nur immer auf mich! bat Marie, ihren Nacken ihm mit kindlicher Sorgfalt darbietend: das Toben des Bergwassers könnte euch schwindeln machen, ich gehe sehr fest und sicher.

Reiche mir lieber deine Hand, Marie! entgegnete Alfons, von seltsamer Verlegenheit befangen. Gutherzig reichte ihm das Mädchen die Rechte, und schritt, oft sorglich nach ihm zurückblickend, langsam und bedächtig vor ihm her. Ein Gefühl, wie er es nur in den ersten Jahren der Kindheit in den Stunden frommen Gebetes empfunden, durchschauerte Alfons Gemüth. Es war der Lichtaufgang des Glaubens in seiner Seele, dessen

freundlicher Strahl sich lange in der Nacht düstrer Schwermuth seinen Blicken verborgen hatte. Gott ist mit Dir! rief das erwachende Licht, und wie von Engelsfittigen emporgetragen, hob sich sein Geist aus den Tiefen des Grams und der Verzweiflung zur Ahnung der unendlichen Liebe empor.

Es ist euch gewiß recht wohl ums Herz! flüsterte Marie, das freudig emporgehobne Auge des Fremdlings betrachtend. — O, nun will ich auch ganz still seyn, denn ihr denkt gewiß an Gott, oder an eure Eltern, oder an eure Geliebte, denn etwas recht Herrliches muß es seyn, weil ihr so schön und fromm dabei ausseht. — Leise hüpfte Marie an seiner Seite hinweg, ihn den stillen Betrachtungen seiner Seele überlassend. Ein breiter, moosbewachsner Stein lud Alfons zur Ruhe ein; er fühlte sich ermattet, aber dennoch unaussprechlich wohl. „Nein, ich bin noch nicht verloren! sprach er leise vor sich hin: — Hatte ich mich gleich selbst in frevelndem Kleinmuth aufgegeben, so gab mich dennoch der Himmel nicht auf! Hat er mir nicht einen Engel gesandt in der Unschuld dieses Kinderherzens?“ — Mariens Erscheinen unterbrach sein Selbstgespräch; sie kam leicht herangehüpft, und bot ihm eine Hand voll purpurner Beeren dar: — Nehmt, lieber Herr, bat sie freundlich, es bleibt doch stets die beste Arzeney, welche frei und ungekünstelt aus der Hand der Natur kommt!

Durstig schlürfte Alfons die süße Labung aus der zierlichsten aller Schaalen, und frug dann, einen dankbaren Blick zu Marien emporsendend, hast du mich denn lieb, daß du also für mich sorgst? — Ja wahrlich! entgegnete das Mädchen, die kleine Hand

wie betheuernd aufs Herz legend. Und die Mutter hat euch auch lieb, und der Vater! — O, ich habe oft bei euch gewacht, als ihr krank waret, aber immer versteckt, damit ihr mich nicht gewahrtet; denn die Mutter meinte, ihr dürftet mich nicht sehen, das wäre unschicklich! — Ihr müßt oft schwere Träume gehabt haben, denn ihr fuhrt oft empor, und spracht von Blut und Mord, dazwischen nanntet ihr auch den Namen Amanda, und da dacht' ich, das müsse wohl eure Geliebte seyn; denn einen andern Namen spricht man wohl nicht so häufig aus.

Weißt du das aus Erfahrung, Marie? sprach Alfons, die Schnellerröthende aufmerksam betrachtend. — Das eben nicht, entgegnete sie, die Augen zu Boden gesenkt; mir hat dies oft Kurt gesagt, der Müllerbursch, der mich sehr lieb hat, und der spricht immer die Wahrheit.

Du hast also einen Freyer? rief Alfons überrascht. — „Ach, mein lieber Herr! Kurt ist zu arm, als daß er um mich werben dürfte."

Aber du hast ihn lieb? forschte Jener. Ey, er ist gut und brav, entgegnete Marie, das offene Auge treuherzig auf Alfons gerichtet und da versteht sich ja das von selbst! Ein leiser Seufzer drängte sich unwillkührlich aus Alfonsens Brust. — Wir wollen jetzt nach Hause, Marie, es wird kalt! begann er nach einer Pause, während welcher sein Auge trüb und schweigend auf des Mädchens schuldlosem Antlitz verweilt hatte.

Kalt? frug Marie verwundert. Die Sonne steht noch so hoch, und ihr habt ja noch nicht einmal die Ruine gesehen; wollt ihr nicht, daß ich euch bis zu

dem hohen Königsberg geleite? — Heut nicht, antwortete Alfons mit düſtrem Ton, — Trümmer gewähren wenig Vergnügen. Was zerſtört iſt, baut keiner mehr auf, und die Kränze, die die mitleidige Natur darüber hinſpinnt, ſind doch nur Todtenkränze, wie ſie auch das Auge mit der Farbe des Lebens zu täuſchen ſucht. —

Traurig ſchritt Marie neben dem in ſtummem Tiefſinn Befangnen her. „Es iſt noch lange nicht mit ihm, wie es ſeyn ſollte! ſeufzte es in ihrer Bruſt; aber Gott wird ihm helfen, wenn ich recht inbrünſtig für ihn bete!“ Und die Hände unwillkührlich über ihrem Herzen faltend, folgte ſie ſchweigend dem Raſchvoranſchreitenden, bis ſie die Mühle erreicht hatten und Alfons mit ſtummen Händedruck von ihr ſchied.

Die Frühſonne hatte kaum am andern Morgen die Gipfel der Felſen geröthet, als Alfons, von ſeltſamer Unruhe getrieben, ſein Gemach verließ. Im Hauſe ſchien noch alles zu ſchlummern, — er öffnete leiſe die Thür, und trat in den Garten, Blumen und Geſträuch ſtanden in funkelnder Thaupracht, und die fruchtbeladnen Aeſte der Obſtbäume bogen ihren duftenden Seegen einladend zu ihm herab. Der Klang einer lieblichen Stimme zog ihn weiter hinein in das blühende Reich. Jetzt erblickte er die Sängerin, es war Marie, die, mit dem Abtrocknen weißer Linnen beſchäftigt, auf einem freien Platz geſchäftig auf und niederſchritt. Verborgen hinter einem Gebüſch lauſchte Alfons dem rüſtigen Treiben des lieben Kindes. Ihr ſchönes Haar flog, nachläſſig aufgeſchürzt, zur Hälfte

in dunkeln Locken um den ſchlanken Hals, und erhöhte in ſeiner reizenden Unordnung die Anmuth der holden Geſtalt. Das leichte Spiel der runden Arme, die Behendigkeit der niedlichen Füße, die zwangloſe Grazie, die ſich in allen Bewegungen kund gab, glich dem Reiz eines anmuthigen Tanzes, — dazu ſang ſie mit voller, hellklingender Stimme:

Das Leben hat ein froh Geſicht,
So lang das Herz geſund,
Drum kenn' ich finſtre Grillen nicht,
Bin froh aus Herzensgrund.

Doch wenn ein Andrer ſeufzt und weint,
Wie könnt' ich ruhig ſeyn?
Je ſtiller uns ein Leid erſcheint,
Je tiefer dringt es ein! —

Drum bitt' ich, lieber Himmel, gieb
Geneſung jedem Schmerz —!
Du haſt ja alle Kinder lieb
Und Troſt für jedes Herz! —

Engel! rief es in Alfonſens Bruſt, den frommen Sinn ihres Morgenliedes in gerührter Seele deutend, — aber er wagte es nicht ſich kund zu geben, — er betete nur leiſe und ſtill die letzte Strophe nach, die ſie mehrmals wiederholte. — Da ging die Gartenthür auf, und ein ſchlanker Jüngling ſchritt eilfertig und freundlich grüßend auf die verſtummte Sängerin zu: Guten Morgen, Kurt! entgegnete Marie, ohne ſich in ihrer Arbeit ſtören zu laſſen. „So früh ſchon an der Arbeit? ſchmeichelte jener, und dabei ſingſt

du mit der Lerche um die Wette, daß jeder sich an dir ein Beispiel nehmen kann!" „Bist du etwa weniger fleißig? gab sie zurück. Ich wette, du stahlst dir nur mühsam den Augenblick ab, um mir guten Morgen zu sagen!" — Beide traten nun näher zusammen, Alfons konnte nur einzelne Worte von dem harmlosen Geschwätz des unschuldigen Paares verstehen; doch war es genug, um ihn von ihrer gegenseitigen Zuneigung zu überzeugen. Ein seltsam gemischtes Gefühl bewegte sein Innres. Marie war das reizendste Geschöpf, welches er je gesehn, das fühlte er tief. Die Liebe, die aus ihren Augen strahlte, das Mitleid, das sie für ihn, den Unbekannten, empfand, verstärkte den Eindruck, den ihre Anmuth bereits auf sein Herz gemacht, — und doch konnte er ihr wegen der Neigung nicht zürnen, die sie so unverholen einem Andern zugestand, lag doch der Ausdruck der Redlichkeit, der mildesten Güte so unverkennbar auf Kurts Gesicht.

Nicht gegen sie wandte sich daher der Unmuth, der bei dem Anblick des Glücklichen von seiner Seele Besitz nahm; gegen sich selbst richtete er, wie immer, den Stachel des Vorwurfs. Er war, das fühlte er deutlich, der Ausgestoßne aus dem Paradiese, dessen unschuldsvolles, jugendlich blühendes Bild mit niegekanntem Zauber in diesem Augenblick vor seine Seele trat. — Sehen sollte er das Glück reiner, schuldloser Liebe, um das ihn eigne Schuld in der Blüte des Lebens betrogen hatte, und welches ihm, als er zum klaren Bewußtseyn erwachte, ein strenges Geschick strafend verweigert hatte; Zeuge seyn einer Seligkeit, die er muthwillig verscherzt, und zu der, bei dem Ab-

welken seiner Jugend, bei den Martern, die sein verirrtes, nur zu tieffühlendes Herz zerrissen, kein Rückweg zu hoffen war.

„Ich kenne dein Antlitz, du Engel mit dem flammenden Schwerdt!“ seufzte er tief. Dein Name ist Schuld! — Wehe dem, dem du einmal das Eden des Lebens verschlossen! Für ihn ist die Freude fortan nur ein Schatten, und der Strahl, der ihm von dort herüberdämmert, ein Allmosen, das ihn an seine grenzenlose Armuth erinnert!

Die Schwermuth, die trotz der zunehmenden Lebenskraft seit diesem Augenblick in Alfonsens Seele zurückgekehrt war, verbreitete über sein bleiches Gesicht einen ernsten, wehmüthigen Schatten. Seine Stimmung konnte niemand entgehen, vor allen aber schien Marie sich sichtlich darüber zu beunruhigen, und sie sann ohne Unterlaß in ihrem frommen Gemüth, wie sie den Fremdling erheitern möge, der ihr trotz der finstern Laune, die selten von ihm wich und ihn immer zur Einsamkeit zog, sehr theuer und werth war. Das gute Kind hatte einst vernommen, welche beruhigende Gewalt die Musik über betrübte Gemüther zu üben vermag; sie trat daher einst mit der Zitter, dem einzigen Instrument, welches sie zu spielen verstand, vor Alfons hin und bat um die Gunst ihm auf der Ruine des Schlosses Königsberg eine Sage von derselben vorsingen zu dürfen.

So sehr Alfons bisher jede Gelegenheit vermieden hatte, einen Ort zu besuchen, der ihm nur trübe Erinnerungen zu bieten hatte, so konnte er dennoch der

lieblichen Schmeichlerin nicht länger widerſtehen, und gab, beſtochen von ihrem ſüßen Geſchwätz, halb unwillig, halb freudig nach.

Fröhlich wanderte Marie, die Zitter an einem blauen Bande über die Schulter gehangen, an ſeiner Seite daher. Ihr ſichtbares Beſtreben ihn aufzuheitern, gewann ihm oft ein wehmüthiges Lächeln des Dankes ab, nie hatte er ein Weſen geſehen, in dem die Naivität der unbefangenſten Jugend mit einer für ihren Stand ſeltnen Gemüthsbildung und einer ſo rührenden Frömmigkeit vereint war. — Unverwandt den frohen Ergießungen ihres kindlichen Herzens lauſchend, hatte er faſt unvermerkt die Höhe erſtiegen, auf welcher die Burg liegt, und erblickte jetzt nicht ohne geheimes Grauen die Trümmer des Königsbergs dicht vor ſich.

Verweilt hier, lieber Herr! begann Marie, ihn auf eine Bank niederwinkend, die die Natur von Stein gebildet und mit Moos weich überzogen hatte. Verweilt hier, bis daß ich Euch mein Liedchen geſungen!

Es ſind ſo oft fremde Menſchen oben in den Ruinen zu treffen, und die ſollen nicht zuhören, wenn ich euch vorſingen will! — Alſo ſprechend, kramte ſie aus ihrem Körbchen ein ländliches Frühſtück aus, und nachdem ſie Alfons mit ſeiner Anmuth bedient, ſtimmte ſie das Inſtrument, und begann, indem ſie ſich an ſeiner Seite niederließ:

Des Burgherrn Knabe ritt zur Stadt,
Der Vater blickt ihm nach:
„Der Felſenpfad iſt ſteil und glatt,
Sey, flinker Bube, wach!“

Von seinem Hunde nur bewacht,
Sprengt er auf wildem Roß
Durch Felsenschlucht und Tannennacht
Fern weg von Vaters Schloß.

Des Burgherrn Knabe kehrt zurück;
Schroff ist des Abgrunds Rand.
Er aber reitet, seinen Blick
Stillträumend abgewandt.

Da fleucht ein Uhu aus der Kluft;
Scheu bäumt empor das Pferd.
Der Knabe wankt, und stürzt, zur Gruft
Hinab das Haupt gekehrt.

Am Bügel hängt sein Fuß; es schaut
Sein Aug ins nahe Grab;
Ein einzger Schritt, ein einzger Laut,
So stürzt das Roß hinab.

Da springt der kluge Hund herbei
Und hascht des Pferdes Zaum,
Und hält es fest, und hält es treu,
Und wankt und athmet kaum.

Und steht, bis von der Burg gesandt,
Die Knappen spähend nahn,
Und steht dicht vor des Abgrunds Rand,
Bis sie das Kind umfahn.

Vertrau auf Gott, schlingt gleich dein Pfad
Dicht hin am Abgrund sich,
Des Himmels Engel siehts und naht,
Und hält und rettet dich!

Singe mir die letzte Strophe noch einmal, liebe Marie! bat Alfons, sich lauschend zu der holden Sängerin herabbeugend. Mit süßtönender Stimme wiederholte Marie die Worte, und blickte dann freundlich in Alfonsens Augen, ihre Zitter neben sich hinlegend. — Du verstehst es gar artig zu erzählen, und dabei das Herz recht sanft zur Ruh zu singen, Marie! begann Alfons. Das sollte mich freuen, entgegnete jene vergnügt; es ist aber auch eine wahre Geschichte, die ich euch sang, man zeigt noch den Stein an der Felsenschlucht, den man der wunderbaren Rettung des Knaben zum Denkmal gesetzt hat.

Möge Jedem ähnliche Hülfe werden! seufzte Alfons. Ach, der Wandrer am Abgrund giebt es gar Viele!

Seht ihr doch so seltsam vor euch hin, als starrtet ihr selbst in einen solchen! entgegnete Marie, indem sie furchtsam das freundlich herabgeneigte Haupt zurückzog.

Und wäre es also, wolltest du mein Engel seyn? frug Alfons.

Wie ihr doch immer so wunderbar und seltsam redet! antwortete jene. O möchtet ihr doch nur einmal recht frei und deutlich sprechen, damit ich weiß, was ihr meinet, und wie ich euch helfen kann!

Alfons schwieg eine Weile, und blickte nachdenkend vor sich hin, dann begann er: Ja, ich will mein Leid an dein Herz legen, Marie! Aber wie mag die Unschuld den Schmerz der Verzweiflung fassen, wie die milde Güte die schwarzen Tiefen der Schuld und des Menschenhasses durchdringen. Sieh, du schau-

derst vor dem Gemälde, das ich dir entwerfen will, bevor du seine Farben geschaut!

Sagt mir Eines nur, fiel ihm Marie ins Wort. — Könnt ihr recht innig und aufrichtig beten?

Ich kann es, seit Kurzem! entgegnete Alfons nach kurzem Schweigen.

O, dann erspart euch den Schmerz verharrschte Wunden zu berühren! Gott nahm euch an, als ihr wieder einkehrtet bei ihm; wendet darum euren Blick weg von dem, was euch betrübt, und blickt recht freudig und getrost in die Zukunft! So lange der Mensch lebt, hat er noch Zeit umzukehren, und es ist schon viel für ihn zu hoffen, wenn er seinen Irrthum erkannt hat. Kehrt um, lieber Herr, wenn ihr irr ginget; Gott wird euch die Hand nicht verweigern, die ihr zu suchen scheint!

Aber, Marie, kannst du mir auch sagen, ob mein Gebet kein Frevel ist! Darf ich das Auge zu Gott erheben, das noch vor Kurzem mit finsterm Durst nach der Welle sah, nach dem Abgrund, um ein freudloses Dasein darin zu begraben. Die Hand aufheben zu ihm, dem Reinen, die Blut vergoß?" — Mariens Auge haftete erst erschrocken, dann tiefforschend auf seinem Angesicht. „Nein, ihr seid kein Mörder!" begann sie endlich nach langem Schweigen. Ihr waret vielleicht Soldat, und habt euern Feind in ehrlicher Fehde überwunden. Redet, o redet, nicht wahr, in ehrlicher, rechtmäßiger Fehde? In einem Kriege vielleicht, wo die Soldaten dem König zu Liebe morden müssen? Es ist wohl auch erschrecklich, aber Gott müßte dann Alle oder Keinen richten." — „Nicht in der Schlacht, Marie, im Schoos des Frie-

dens vergeß ich das Blut meines Gegners im Zweikampf!“ — „Und habt ihr Urſach gegeben!“ frug Marie, das Auge tief zur Erde gekehrt. „Man betrog mich um Glauben und Liebe, um den ganzen Himmel meiner Bruſt, — ich zertrümmerte dafür des Feindes eigennützige Hoffnung, — er ſuchte Genugthuung, und ich erſchlug meinen Gegner,“ Marie verhüllte das Geſicht, Alfons fuhr fort: Ich mußte meine Heimath verlaſſen, man zog meine Güter ein. Verbannt, verlaſſen, verkannt zog ich umher, ein Raub des Vorwurfs, der Verzweiflung. Da trieb der Zufall mich in jene Ruine, die dort als finſtrer Zeuge zu uns niederſchaut. — Frage ſie ſelbſt, ſie wird dir erzählen, wie ich den Tod ſuchte, und das Leben fand, ja das Leben! Denn aus ihrem Moderduft brachte man mich, den Lebensſatten, zu euch, und ich lernte hier, was mich die Welt nie gelehrt, — lieben und beten!

„Zeigt mir die Stelle, wo euch der Vater fand!“ rief Marie haſtig aufſpringend. Alfons ſchritt ihr voran zu dem einſamen Burghof, zu dem halbverfallnen Thurm, wo ihm das Grauen des Todes umfangen hatte. „Laßt mich einen Augenblick allein, bat Marie.“ — Alfons gehorchte, doch konnte er nicht umhin einen flüchtigen Blick nach ihr zurückzuwerfen. — Da erblickte er das holde Kind auf den Knieen, das Haupt in demüthigem Gebet zur Erde geſenkt, einem Engel gleich, der Gott mit Inbrunſt für die Rettung eines Verlornen dankt. Gerührt und beſchämt, und doch im Innern von hohem Entzücken ergriffen, wandte er ſein Antlitz wie geblendet von der holden Erſcheinung

ab, und überließ sie unbelauscht der schönen Andacht ihres Gefühls.

Ernst, aber dennoch die Stirn von milder Freundlichkeit verklärt, schritt endlich Marie aus der Ruine hervor. Sie reichte Alfonsen die Hand, als wollte sie ihn aufs neue vor jedem Straucheln behüten, und schritt dann schweigend, aber ihn oft recht tröstend und innig anblickend, mit ihm die waldbewachsnen Pfade hinab. Schon hatte der Abend seine verklärenden Lichter über die Berge ausgegossen, immer höher erglühte in der purpurnen Beleuchtung das frische Colorit der Höhen und Tiefen, sanftmurmelnd zog der Bergstrom durch das blühende Thal, und die Glocken der zerstreuten Heerden tönten, wie ein friedliches Abendgeläut, durch die feyernde Stille. „Sie wird dich halten, und dich nicht in den Arm der Verzweiflung zurücksinken lassen!" flüsterte es in Alfonsens Brust. Ruhig und heiter schritt Marie an seiner Seite daher, seine Hand fest umfassend, und zuweilen einen Blick, wie dankend und hoffend, zum Himmel sendend.

Alfons fühlte sich seit diesem Tage wie von einer wunderbaren Macht an die Nähe Mariens gebunden. Es war ihm, als wäre sein Herz leichter geworden, seitdem sie um sein tiefes Leid wußte, — als dürfe er jetzt jedes freundlichen Blickes, jedes milden Wortes sich inniger erfreuen, da fortan keine Täuschung ihres Gefühls mehr zu fürchten war, und so kam es, daß er mit wachsender Sorgfalt an ihren Blicken hing,

als könne ihr reines, unschuldiges Herz ihn allein freisprechen und zu höherem Selbstvertrauen erheben.

Marie, das fromme, kindliche Wesen, dessen Bildung allein aus der innigsten Aneignung der reinen Gotteslehre, aus der Liebe zum Christenthum, und aus einem Herzen hervorging, zu dem früh die erhabne Schönheit einer großen Natur und das Beispiel frommer Eltern gesprochen hatte, — Marie fühlte sich gleichfalls in ihrem Gemüth seit Alfonsens Bekenntniß auf eine seltsame Weise an ihn gebunden. Sie konnte einer tiefen Betrübniß nicht entgehen, so oft sie der Vergehungen gedachte, die einem so bittern Lebensüberdruß vorausgegangen seyn mußten, und dennoch mußte sie sich ohne Unterlaß mit ihm beschäftigen, und wenn es auch nur in ihren geheimsten Gedanken war. Beunruhiget und tief ergriffen von Alfonsens Zustand, den sie zu ändern sich nicht stark genug fühlte, nahm sie ihre Zuflucht zu stiller Betrachtung, und vertiefte sich oft Stundenlang in der Wiederholung frommer Sprüche, die ihr aus der Zeit ihres Unterrichts noch im Herzen geblieben waren.

Eines Morgens, als Alfons Marien vergebens im Garten gesucht hatte, erblickte er sie endlich, durch das mit Weinlaub umzogne Fenster, in ihrer Kammer, in tiefen Gedanken über ein aufgeschlagnes Buch gebeugt. Sie lag vor einem Stuhl auf den Knien, so daß er ihr Antlitz sehen konnte, und schien von dem, was sie las, sichtlich erfreut, — denn um ihren Mund schwebte ein Lächeln, wie es um die Lippen seelig träumender Kinder schwebt; dabei waren ihre Hände andächtig gefaltet, und ihre

Augen, obgleich gesenkt, doch noch beredt genug, um ihm das Entzücken ihrer Seele zu verkünden. — Lange stand Alfons im Anschaun des lieblichen Bildes verloren. Nie war ihm Marie schöner erschienen, als hier, wo sie sich unbeachtet ihrem Gefühl überließ. In süßer Trunkenheit hing sein Blick an dem hohen Zauber der Unschuld, der sich auf ihrem Antlitz verkündete, indeß er still allen Liebreiz, dem er im Laufe seines vielgestalteten Lebens begegnet war, mit diesem Bilde verglich, und ihr, der anspruchlosen Blume des Thals, die Krone der höchsten Schöne vor Allen begeistert zugestand.

In diesem Augenblick ertönte die Stimme der Müllerin vor der Thür. Schnell erhob sich Marie, und schritt, nachdem sie ein Zeichen in das Buch gelegt, ohne ihn bemerkt zu haben, zur Thür hinaus.

Neugierig den Quell ihres Entzückens kennen zu lernen, bog sich Alfons, da er sich unbeobachtet sah, näher zu dem offnen Fenster hinab. Es war die Bibel, in der sie gelesen; fast unwillkührlich streckte er die Hand darnach aus, und hob sie empor. Seine Augen suchten die Stelle, auf der ihre Blicke verweilt, sie trafen auf den Spruch:

„Du sollst aber froh und gutes Muthes seyn, denn dieser dein Bruder war todt, und ist wieder lebendig worden, er war verloren, und ist wiederg funden!"

So warst du auch hier mit mir beschäftigt, du frommes, liebendes Wesen? rief er, von Wehmuth und Freude zugleich bewegt. Ich bin der verlorne Sohn, dessen Versöhnung mit dem ewigen Vater

ihr Gemüth so hoch erfreute! Gott hat durch sie mir Vergebung verkündet, das fühl ich an dem leichtern Schlag meines Herzens! — Doch — wie wird es seyn, wenn ich aus dem Kreise hinaustreten werde, wo das Licht ihrer Unschuld mir leuchtet? Und muß ich es nicht? Wird nicht dies liebe Wesen von Tag zu Tage mir theurer und unentbehrlicher? — Ihre holde Theilnahme, kommt sie nicht der Liebe so gleich, daß ich fast schon wähne, ich sey es, dem ihre reine Seele gehört? Die Erscheinung Mariens unterbrach sein Selbstgespräch. Schnell legte er das Buch an seinen Ort, und trat, die Gluth heimlicher Scham im Gesicht, der Kommenden aus dem Laubgange entgegen. Sie hatte seine Verlegenheit nicht bemerkt, und kam mit dem Ausdruck stiller Heiterkeit auf ihn zu. „Ich habe euch schon recht lange gesucht, lieber Herr! sagte sie, indem sie treuherzig ihre Hand auf seinen Arm legte. Ich wollte euch um etwas bitten, das ihr mir zu Liebe nicht abschlagen dürft!“ „Rede, liebe Marie!“ bat Alfons, sich mit innigem Wohlgefallen in den klaren Augen des Mädchens spiegelnd. — „Seyd nicht immer so allein für euch! Das stille Sinnen und Hinbrüten taugt nicht für Einen, der schweres Blut hat. Werdet wie unser Einer! Seyd froh und lustig, schlagt euch alle Grillen aus dem Sinn, werdet zutraulich gegen uns Alle! — Glaubt mir, der Mensch gehört unter Menschen, und wenn ihr auch nur mit meiner Gesellschaft vorlieb nehmen müsset, und ich noch oft ein gar kindisches Geschörf bin, — so laßt euch das nicht verdrießen; die Kinder sind am besten mit der Freude vertraut! Kommt, fuhr sie

ſchmeichelnder fort, kommt mit mir vor die Thür, da ſpielen die Kleinen Blindekuh. Wollt ihr, ſo ſpielen wir mit, ihr werdet euch wahrlich an der Kinder luſtigem Treiben ergötzen!“ — „Und liegt dir denn meine Aufheitrung ſo ſehr am Herzen?“ frug Alfons.

Ei freilich! entgegnete Marie. Gott hat euch lieb, das weiß ich jetzt ganz gewiß, darum will ich, daß ihr ihn auch wieder lieben und erfreuen ſollt, und das kann man nur mit einem frohen und dankbaren Herzen! Ich wünſchte wohl, ihr gewönnet das Leben recht lieb, — und auch die Menſchen um euch her, denn nur durch die Liebe beſiegt man den Haß und den Tod! — Doch — fuhr ſie leiſer fort, indem ihr Auge, von Alfonſens ſchnellaufloderndem Blick getroffen, ſchüchtern zu Boden fiel — ich ſprach wohl allzudreiſt und zu vorlaut mit euch! Auch wißt ihr gewiß dies alles viel beſſer, als ich es euch ſagen kann, darum verzeiht nur der Schwätzerin! Aber ſie meint es warlich gut, ſehr gut mit euch, das könnt ihr immer glauben!“ — „Marie! — rief Alfons, die Holderröthende in raſchem Entzücken umſchlingend — doch ſchnell ſich faſſend, indem er des Jünglings gedachte, der, wie er wohl wußte, dies köſtliche Herz beſaß, zog er ſein Haupt von der purpurnen Wange des Mädchens zurück, und ſagte, in ernſter Faſſung auf ſie herabblickend: Du haſt mich ſehr lieb, Marie! Aber ich will dich nicht weniger lieb haben! — und eine ſchnell hervorquellende Thräne verbergend, bog er ſich raſch herab, eine Blume zu pflücken, und bat dann freundlich: führe mich hinaus zu den Kindern.

Es war ein fröhlicher Kreis, in den sie jetzt traten. Marie mischte sich schäkernd unter die frohen Kinder, und erhöhte durch die reizende Lebendigkeit ihres Wesens den Jubel des Spieles. Nicht lange, so trat auch Kurt in den Kreis, auch er schien mit ganzer Seele wieder Kind zu werden, und trieb sich mit den fröhlichen Kleinen um die Wette umher. Bald versuchte Marie in anmuthigem Scherz auch die Binde um Alfonsens Stirn zu schlingen; als sie ihm aber in das ernste, trübe Auge sah, ließ sie von ihrem muthwilligen Tändeln ab, und setzte sich still und gedankenvoll neben ihm nieder — Alfons bemerkte an ihrem Mieder die Blume, die er vorhin gepflückt, und die er in Gedanken verloren hatte.

„Du liebst die Blumen, Marie!“ sagte er mit wehmüthigen Lächeln. „Die gerade vor Allen!“ entgegnete sie rasch, auf die Kaiserkrone deutend, die sie im Busen trug.

Vor Allen? — fiel Kurt traurig ein, der an ihre Seite getreten war — Du sagtest mir erst gestern, Marie, daß dir der weiße Stern, der auf den dürren Felsen wächst, und die purpurne Steinnelke die liebsten sind; auch sammelst du ja schon lange an einem Kranz seltner Waldblumen; woher kömmt dir auf einmal der hochmüthige Sinn, daß du die Kaiserkrone zu deinem Liebling erwählst!

„Sie hat Thränen im Kelche, entgegnete Marie ernst, darum lieb ich sie, und pflege sie gern! Und wenn ich die einsamen Feldblumen liebe, so geschieht es ja auch nur aus stillem Mitleid, weil sie so verlassen in freudloser Einöde stehen, und wenig Sonne und Licht genießen!“ — Kurts Augen fielen einen

Augenblick prüfend auf Alfonsens Geſicht, und dann auf das Antlitz Mariens. Als dieſe ihm aber ſo offen und ehrlich in's Auge ſah, ſo ſiegte bald wieder die frohe Laune über die Anwandlung leiſen Verdachtes, — und er begann nun mit gutmüthiger Heiterkeit zu erzählen, wie er ſchon oft die Felſen durchirrt habe, um neue Pflanzengattungen zu entdecken, und wie er jede unbekannte Blume mit Freude begrüßte, als habe er einen Schatz gehoben, weil er dann ſtets eines freudigen Dankes von Marien gewiß geweſen ſey.

Alfons lauſchte aufmerkſam den unbefangnen Aeußerungen der Liebe, die in ſteigender Beredſamkeit von des Jünglings Lippen ſtrömten, wie den freundlichen Blicken Mariens, die ſeine Mittheilungen belebten. — Er fühlte den Einklang beider Naturen, das ſtille Verſtändniß ihrer Herzen, und ſeufzte: Nur Mitleid, nicht Liebe iſt es, was in Mariens Herzen für den unglücklichen Alfons lebt! —

So im ewigen Kampfe mit Mißtraun und zärtlicher Neigung, durchlebte er Tage und Wochen, — ſich, trotz ſeines Beſtrebens jede ſchmeichelnde Hoffnung zu bekämpfen, nur immer inniger an die Nähe des lieblichen Kindes gewöhnend. Er theilte ihre ländlichen Arbeiten, ihre kindlichen Spiele, und hörte mit gleichem Intereſſe die Geſchichte ihrer Blumen, ihrer Tauben, als die frommen Ermunterungen, in den Stunden ſinnigen Ernſtes, und die lieblichen Lieder, die ſie am Feierabende zu ihrer Zitter ihm vorſang.

Sein Gemüth, das fühlte er deutlich, genas in der Behandlung des freundlichſten Arztes von Tag

zu Tage. Sie war es, die ihm das Reich schuldloser Freuden erschloß, er wandelte darinnen umher, zufrieden, beglückt, und schöpfte begierig aus dem Quell reinen Genusses, den diese köstliche Zeit ihm bot.

So lange er Marien sah oder hörte, behauptete der Friede, den sie ihn kennen gelehrt, sein heiliges Recht über seine Gedanken, sein Gemüth; nur wenn sie schied, erwachten bisweilen in seiner Seele die alten Stürme, sein Blick war dann wieder auf Minuten von Nacht umzogen, und er entfloh nur mühsam der innern Betäubung, indem er hinauseilte in die heitre, reiche Natur.

Eines Tages, als ihn mächtiger als je Mariens unschuldiger Liebreiz bewegt, und die leidenschaftlichen Kräfte seines Gemüthes aus ihrem Schlummer geweckt hatte, irrte er, dem innern Feind zu entfliehen, in die Arme der tiefsten Wildniß. Das Wetter war ruhig, und der Sturm, der in den alten Verzweigungen des Forstes wühlte, schien sich mit dem, der in seiner Seele tobte, harmonisch besprechen zu wollen.

Lange schon war er den dichtverwachsnen Waldpfaden gefolgt, als er sich auf einmal auf einem geebneten Fußsteig befand, der senkrecht an einer steilen Felswand ins Thal hinunterlief. — Kaum war er einige Schritte gegangen, als er nahe vor sich dicht an des Abgrunds Rand einen schlummernden Jüngling erblickte, der, das Haupt an einen Felsblock gelehnt, seine Gefahr kaum zu ahnen schien. Alfons trat näher, es war Kurt. An seiner Seite lagen eine Menge seltner Blumen, die man nur in

Klüften und auf Felshöhen findet, und die, wie Alfons sich wohl besann, von Marien sehr geliebt und gesucht wurden. Um Ihretwillen hatte er also die steilen Klippen durchspäht, — und ruhte nun aus, von der Beschwerde des Ganges ermüdet.

Den stummen finstern Blick auf des Jünglings blühende Gestalt gerichtet, stand Alfons, von irren Gedanken geängstigt, und starrte bewegungslos vor sich hin. Je länger er die Klippe betrachtete, deren zerbrechliche Wölbung über den Abgrund hinausragte, je dumpfer und schauerlicher des Sturmes Geheul in den Tannenwipfeln erklang: je deutlicher wurde es ihm, daß Kurts Leben in der augenscheinlichsten Gefahr schwebe, und nur die schleunigste Hülfe ihn retten könne. „Soll ich ihn schlummern lassen? so frug es in seiner Brust: thu ich Unrecht, wenn ich sein Geschick, wie das Meine, dem Zufall überlasse?" — — Da gemahnte es ihn, als er den Blick fragend emporrichtete, als sähe Mariens Auge, wie damals, als sie sich liebend über den Todkranken beugte, forschend und tiefbekümmert in sein Herz hinein. — O, um Gottes willen, wie kannst du hier noch lange stehen und fragen, Alfons? so rief er plötzlich, mit einer raschen Bewegung auf den Schlummernden zueilend. Rette ihn, und wenn er dir auch das höchste Gut rauben sollte! Rette ihn! koste dir auch die Trennung von Marien das Leben! Gieb lieber das Leben hin, aber rette, rette Mariens Geliebten!

Und mit schneller Hand den Schlummernden fassend, rüttelte er ihn aus dem Schlafe empor. Von Grauen und Schrecken überrascht, gewahrte

der Erwachende, wie nahe er, von unruhigen Träumen bewegt, an den Abgrund gekommen war, und schüttelte die Hand seines Retters mit biedrer Erkenntlichkeit. Wortlos empfing Alfons des Jünglings Dank, stumm sah er ihn mit den Blumen hinunterziehen ins Thal, — „Gott des Himmels," so tönte es endlich aus seinem Munde hervor: „Ist dies die Tugend, die du mir durch sie zu üben geboteſt, warum zieht ihre süße Gefährtin, die Ruhe, der Friede nicht zugleich in meinen Busen ein? Ja, noch lebt die Leidenschaft in meiner Brust, und umsonſt bekrieg ich diesen gefährlichen Feind, so lange ich die Träume vergeblicher Hoffnung nähre. — Aber es soll anders werden! Ich eile, die letzte Blüthe meines Lebens dem reinen Wesen zum Opfer zu zünden, die mir ein Höheres, das Reich des Glaubens, erschloß, — und selbst die Scheidewand zu bauen, die sie auf immer von meinem begehrlichen Herzen trennen soll!" —

Schweigend zog er hierauf eine Kapsel aus seinem Busen, in der er das theuerſte Kleinod, das Bild seiner Mutter, bewahrte, und die kostbare Einfassung betrachtend, fuhr er fort: „Der letzte Rest meiner Haabe soll der Grundstein deines Glückes werden, Geliebte! Was fehlt dem Jüngling deiner Wahl denn mehr, als das, was diese armseligen Steine ersetzen. Fällt ihm deine Hand nicht freiwillig zu, wenn, jeder andern Rücksicht überhoben, du frei über sein Glück zu entſcheiden vermagſt?" — Schweigend schritt er nach Hause, nachdem er mit freundlicher Warnung den schlummernden Jüngling geweckt. — Der nächſte Morgen beleuchtete

sein einsames Zimmer, — er hatte noch dieselbe Nacht die Mühle verlassen, und keiner wußte, wohin er gegangen; doch trug sich die Sage umher, Herr Alfons sey nur auf kurze Zeit geschieden, um in der Stadt ein schönes Angebinde für Marien zu kaufen, denn ihr Geburtstag war nah, und für diesen hatte auch Kurt die seltnen Waldblumen bestimmt.

Indeß nun Marie und die Bewohner der Thalmühle dem lieben Gast mit wachsender Sorge von Morgen zu Morgen entgegensahn, eilte Alfons, mit einer Freudigkeit, — als gelte es, durch diese That jede Schuld seines frühern Lebens zu tilgen — den Plan auszuführen, der in seine Seele gekommen war. Höher, als er geglaubt, wurden die Steine geschätzt, und ihm ein Darlehn auf dieselben geboten, von welchem sich nicht allein eine Mühle, sondern ein artiges Rittergut wohl bestreiten ließ. —

Das anmuthigste Gütchen im Gebürge weit umher wurde von ihm zum Brautschatz Mariens bestimmt. Freundlich blickte das Wohnhaus von grüner Höhe herniider, und unten am Hügel trieb ein silberheller Bach die Räder einer Mühle, die an Anmuth der Lage mit dem Bergschloß zu wetteifern schien.

Hier, hier möge sie wohnen, wo die Natur ihr überall ein gleich liebliches Antlitz entgegenträgt, — wo der Frieden ihrer Seele in den heitern Bildern, die hier dem Auge begegnen, stets neue Nahrung findet. Hier wird ihr Glück so ungestört gedeihen, als in der Heimath, — und wohl noch schöner im Arm der Liebe, — und das süße Bekennt-

niß deſſelben wird dein Lohn ſeyn, Alfons, und der ſtille ſegnende Engel deiner Zukunft! —

So ſprach der in edlem Eifer Erglühende, — und eilte das Bild, das in ſeiner Fantaſie emporzublühen begann, — mit thätiger Hand in die Wirklichkeit überzutragen. — Bald war die ſchöne Beſitzung ſein Eigenthum. — Mit fröhlichem Fleiß begann er die Reize derſelben durch neue Schönheiten zu erhöhen; das Wohnhaus auf dem Berge wurde erweitert und mit Geſchmack und Bequemlichkeit eingerichtet, — alles im ländlichem Styl, — doch nett und zierlich, ſo wie es Marie in dem Haus ihrer Eltern anzuordnen pflegte. — Auch ein Gärtchen baute er an, dem gleich, wo Marie täglich ihre Blumen begoß, und pflanzte mit eigner Hand die Lieblingsgewächſe hinein, die ſie ihn kennen gelehrt, und zog Lauben aus wildem Gebüſch, und verſchönte die an ſich ſchon reiche Natur mit Sorgfalt und Kunſt. —

In ſtillem Triumph kehrte er nach Verlauf mehrerer Monden in das Schleſier-Thal zurück. Lange hatte man ihm verlangend entgegengeblickt, dennoch überraſchte ſeine Ankunft die freudig Erſchrocknen auf eine ſeltſame Weiſe. —

„Ich habe dir dein Geburtstags-Angebinde beſtellt, Marie!“ begann er zu dem ihm herzlich entgegenfliegenden Mädchen. — Ey, lieber Herr! — entgegnete dieſe, — hättet ihr lieber das Geſchenk behalten, und wäret nicht ſo lange von uns weggeblieben! Fragt nur die Eltern, wie ich mich gegrämt, und wie mir weder Arbeit noch Eſſen geſchmeckt hat. — Du liebes, herziges Mädchen! rief Alfons die trau-

lich ihm dargereichte Hand an sein Herz drückend. Doch schnell sich ermannend, ließ er die Liebliche los, und bat die Anwesenden noch heut einem kleinen Fest beizuwohnen, welches er auf einem benachbarten Gute veranstaltet habe. — Marie sah ihn mit forschender Miene an, ihre Wangen färbten sich mit glühendem Purpur, — als sage es ihr eine leise Ahnung, daß sie die Königin dieses Festes werden solle. Leise schlich sie auf ihre Kammer, und legte das Sonntagskleid an, nahm auch das goldne Kettlein zur Hand, was nur an hohen Festtagen ihren Hals schmückte, durchflocht das dunkle Haar mit purpurnen Bändern, warf dann einen spähenden Blick in den Spiegel, und hüpfte, dem eintretenden Kurt folgend, zu dem bereits harrenden Wagen hinab.

Alfonsens Verordnung zufolge waren schon früher auf dem Bergschloß die nöthigen Anstalten zum Empfange der Gäste getroffen worden.

Lachende Blumengewinde schmückten die Thore des Eingangs, und eine ländliche Musik scholl aus dem Innern des Gebäudes, und begrüßte die Ankommenden mit einer Lieblingsmelodie Mariens. „Wo sind wir?" frug das erstaunte Mädchen, als Alfons ihr freundlich die Hand bot, sie in das reizende Asyl ländlicher Freuden einzuführen. „In deinem Eigenthum, holde Marie! entgegnete er mild. Du schlossest mir durch deinen frommen Glauben, durch deine kindliche Zuversicht den Himmel auf, den ich im Getümmel der Welt verloren hatte, ich wollte dir dafür eine freundliche Heimath auf Erden bauen helfen, und wählte diesen Landsitz für

Dich! — Kurt liebt Dich — Du ihn, und nur eure Armuth war es, die eurem Glück noch im Wege ſtand. Ich ſtatte Dich deshalb aus, wie eine liebe Tochter, — räume mir aber nun auch, holdes Kind, Vater-Rechte ein, und nimm aus meiner Hand den Geliebten.

Alfons führte bei dieſen Worten den ſtill zu Boden blickenden Kurt Marien entgegen, — aber ſtumm, langſam erbleichend ſtand die bräutlich geſchmückte Jungfrau da, und verweigerte die Hand, die Alfons ergreifen wollte. —

Ich kann euren Brautſchatz nicht nehmen! entgegnete ſie trüb und ernſt, wenn ihr damit Kurts Verlobte auszuſtatten denkt! — Wohl habe ich es mit dem biedern Kurt immer gut und treu gemeint, ach, viel zu treu, als daß ich ihn zu täuſchen vermöchte! Er weiß, daß er mir lieb war, wie es mir ein ordentlicher Bruder geweſen wäre, — ſonſt ſprach er wohl auch, daß er mich einſt als Braut heimführen wollte, aber ſeit er mich beſſer kennt, ſchweigt er davon, — denn er hat ein feines und rechtliches Herz! —

O er kennt mich beſſer, als ihr, lieber Herr! doch wie ſolltet auch Ihr? — Lernte ich mich doch ſelbſt erſt kennen, als Ihr von uns geſchrieben waret! — Des Menſchen Herz iſt ein ſeltſames Räthſel Der Gram vermag es allein zu öffnen, wie der Sturm die Blüthen erſchließt! — Aber was ſchwatze ich doch! — Thut mir den Gefallen und höret nicht auf mich! Dringet auch nicht weiter auf euer Begehr! Vergeßt lieber die arme Marie, und ſchenket das Gut einer Würdigern! — In höchſter

Verwunderung blickte Alfons auf das seltsam bewegte Mädchen herab. Ein Gedanke fuhr blitzschnell durch seine Seele. Die Freude Mariens bei seiner Wiederkehr, die frohe Erwartung, die bis jetzt aus ihrem Auge sprach, ihr Erbleichen, als sie Kurts Hand nehmen sollte — Alles traf, wie Töne eines Akkordes, zu einer Harmonie zusammen, deren Wohllaut Alfonsens Gemüth in seinen geheimsten Tiefen erbeben machte. —

Du liebst mich, Marie! rief er, fast unwillkührlich von der freudigen Gewalt seiner Ahnung übermannt. Da brach ein Thränenstrom aus Mariens Augen hervor. O es ist nicht edel von euch, der Schwachheit eines jugendlichen Herzens zu spotten! rief sie, in raschem Stolz erglühend. Aber ich glaubte euch arm, gleich mir, und verlassen und verfolgt, darum that ich mein Herz euch in Liebe auf. — Hätte ich gewußt, daß ihr mit euren Reichthümern das heiligste Gefühl meines Lebens zu bezahlen gedenkt, ihr würdet es nimmer gewonnen haben!

O Amanda! rief Alfons, seinen Blick in die Vergangenheit richtend: Und all ihr Thörinnen der großen Welt und der Eitelkeit! Sehet auf dies unschuldige Kind, und lernet den Juwel kennen, der euren Flitterkronen fehlt, — das Ideal, das ich unter euch so lange vergebens gesucht! O es ist kein Traum, wenn ich wähnte, die reine, uneigennützige, alles versöhnende Liebe, die schönste Blüthe im Kranz holder Weiblichkeit, müsse noch aufzufinden seyn auf Erden.

Hier habe ich sie gefunden, die köstliche Blume, mild und kräftig erblüht am Busen der Natur, hier,

wo der Hauch des Eigennutzes und der Liſt noch nicht ihren reinen Kelch entweihte. — O, ſey mir geſeegnet, du Thal, das ſie zu Gottes Preiſe erzog, und du, o Stunde, die mich durch das Grauen des Todes zum ſeligſten Leben geführt hat. — Alſo jubelte der Glückliche, und zog Marien ſtürmiſch an die hochſchlagende Bruſt.

O mein Gott, ſo habt ihr mich wohl dennoch lieb, ſo reich und vornehm ihr ſeyd! frug die Ueberraſchte, von bangem Zweifel zu ſchöner Hoffnung übergehend. — Darfſt du das fragen, du, die mir der Himmel als Engel geſandt hat? entgegnete Alfons. — „Und ich dürfte euch wieder lieben ohne Furcht und Scheu?“ — „Durch deine Liebe fühl ich mich mit Gott verſöhnt und der Welt!“ triumphirte Alfons, und zog das innig ſich anſchmiegende Weſen aufs Neue an ſein dankbares Herz.

Bald wurde im Angeſicht der Kirche der Bund der Liebenden geſchloſſen. Freudig legte das glückliche Elternpaar ſeinen Seegen auf die Häupter der in Treu und Glauben Verbundnen, und auch Kurt vermochte nicht über den eignen Verluſt zu trauern, wenn er in das freudeſtrahlende Auge Mariens ſah. Seine Seele war rein und fromm gleich der Ihren, darum überwand er leichter den eignen Gram durch die Ueberzeugung ihres Glückes, und ob er gleich manche Thräne vergoß, als die ſchöne Marie das Schleſier-Thal verließ, wo ſie ſo hold und ſittig gewaltet hatte, — ſo heilte doch zuletzt Zeit und frommer Fleiß die Wunden ſeines Gemüthes, bis

sein Herz für neue Hoffnungen empfänglich war. Aus öffentlichen Blättern erfuhr Alfons, daß der Todgeglaubte, dessen Mord ihn oft quälend verfolgt, — durch Hülfe der Aerzte von seinen Wunden hergestellt sey; daß man nach seinem Aufenthalt forsche, um ihm den bedeutenden Rest seines Vermögens zuzustellen und ihn in sein Vaterland zurückzuberufen. —

Die Welt mit ihren verlockenden Freuden bot ihm aufs Neue ein Leben voll Glanz und Genuß. — Aber das neuentdeckte Eden des Friedens hielt ihn so anmuthig umschlungen, daß er kein Verlangen empfand, den bunten Schauplatz des Lebens aufs Neue zu betreten. Still und beseeligt legte er an dem einfachen Hausaltar, den ihm Marie täglich mit neuen Blumen zu schmücken verstand, den Wanderstab auf immerdar nieder, und erstarkte nach der langen beschwerlichen Pilgerfahrt vergeblichen Strebens aufs Neue im Genuß der Freiheit, die ihm sein kleines Eigenthum bot, der Einzigen, die dem Menschen ungetrübt zu genießen erlaubt ist.

Mariens reine Nähe übte stets über sein Gemüth ihre seegnende Macht; und wie die Milde Freude und Friede spendete, wohin sie sich wandte, so blühten diese herrlichen Blüthen ihr nur desto schöner und unverwelklicher im Herzen auf, einem wunderbaren Zauberschatze vergleichbar, dessen Reichthum immer höher steigt und heranwächst, je mehr wohlthuende Hände davon Andern zu spenden versuchen.

Oft, wenn Alfons im Gefühl seines Glückes sich recht demüthig und inbrünstig zu Gott gezogen fühlte, ergriff er die Zitter, und hing sie um die Schulter

ſeines jugendlichen Weibes, — und ſie begann dann, ſeinen Wink verſtehend, die Strophe, die er ſeit jenem Abend auf den Höhen von Kynau vor Allen liebgewonnen hatte, und ſang:

Vertrau auf Gott, ſchlingt gleich dein Pfad
Dicht hin am Abgrund ſich,
Des Himmels Engel ſiehts und naht,
Und hält und rettet dich!

Die Retter.

Erzählung von Friedrich von Heyden.

1.

Der schöne Zuckerbäckerladen des Gregor Hiberly aus Zante, welcher eine der besten Straßen der Vorstadt Pera schmückt, und in ganz Constantinopel nicht seines Gleichen hat, war eines Tages voller als gewöhnlich. Dort saßen Türken, still und ernsthaft, auf damastüberzognen Divans, mit untergeschlagenen Beinen, in ihrer seltsam bunten, malerischen weiten Kleidung, mit mannigfach gestalteten und gefärbten Turbans, oder hohen Kauks auf den Köpfen, und tranken, sich um niemand bekümmernd, kühlen Scherbet, oder dampfenden Kaffe. Nicht weit von ihnen flüsterte ein halbes Dutzend Griechen, mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Volkscharakters in Mienenspiel und Gebehrden, sich Neuigkeiten aus dem Serail zu, die aus der hundertsten

Hand, aber doch ursprünglich vom Kislar Aga selbst, ihnen zugekommen waren, und schlürften dabei ihren Rosolio zu den feinen süßen Näschereyen, in deren Bereitung der Orient das Abendland so weit übertrifft. Dort stand ein tuneser Seecapitain, in seinem goldbebordeten Dolman, weißem Mantel, oder Abbas, von der feinsten Kämmerwolle, mit dem zierlichen, in allen Farben der Iris prangenden Hauptschmucke, und ließ sich, allen Gesetzen des Propheten zum Trotze, die Liquers vortrefflich schmecken. Zwei Engländer schimpften über Mattigkeit ihres Punsches, der nur in London etwas tauge. Ein Franzose blies mit spitzen süßen Lippen in den Schaum seiner Chokolade, während ein Armenier das Pastetchen zu theuer fand, welches er genoß, im Vergleich mit dem ihm zu gering scheinenden Gewinne aus einem Handelsgeschäfte, welches mit einem Ragusaner abzumachen er nur lediglich hergekommen war, — und ein Jude in seiner Nähe vor Ingrimm bei seinem Anblicke nicht einmal das mäßige Stückchen Reistorte, das er zwischen den langen dürren Fingern hielt, verzehren konnte, sondern leise die grausenhaftesten Verwünschungen des Talmud über den Armenier murmelte, der ihn gestern, bei einem Kaufe, um einige Parahs geprellt.

Plötzlich rauschten die großen Glasthüren. Ein junger wunderschöner Grieche flatterte herein. Sein Zobelbesatz, den er nur zum Putze am leichten Kleide trug, seine elegante, verwegen auf das eine Ohr gedrückte Pelzmütze mit rothem Umschlage, die gelben glänzenden Maroquinstiefel verkündeten den Fürstensohn. Die Türken achteten nicht auf ihn. Die Gruppe

seiner Landsleute beugte sich vor ihm bis auf den Boden, er warf ihr einen übermüthig vornehmen Blick zu, nickte kaum merklich mit dem Haupte, als komme er eben vom Spiegel her, wo er auf seine Mienen als künftiger Hospodar der Wallachey studiert habe, und befahl Gefrornes. Konnte es indessen dem modernen Hellenen, und wäre er wirklich auch schon Hospodar gewesen, möglich seyn, drei Minuten still zu bleiben? — „Ich komme jetzt, — warf er hin, — von meinem Oheime, dem Dragoman der hohen Pforte, welcher eben vom Großvezier zurückkehrte, als dieser letzte nach dem Serail gerufen wurde. Eine der Sultaninnen war im Augenblicke der Entbindung.“ — Damit setzte er die leere Eisschaale hin, warf dem Verkäufer einige Piaster zu, und eilte hinaus.

„Eine Sultanin wird eben entbunden!“ scholl es jetzt von einer Ecke des Saales zur andern, und die Gesellschaft wurde immer lebhafter angeregt, um sich, wiewohl mit großer Vorsicht, bei dieser für die Dynastie der Osmanen so wichtigen Begebenheit, ihre Erwartungen der günstigen oder ungünstigen Folgen, je nachdem der Ausgang derselben seyn werde, gegenseitig anzudeuten. Nur die Türken blieben stumm wie immer, obgleich das Leuchten ihrer Blicke, die Glut ihrer Wangen und das raschere Streicheln der langen Bärte ihre, die der übrigen Anwesenden vielleicht überwiegende, Spannung hinlänglich kund gaben.

Da donnerte ein Kanonenschuß. — „Es ist das Zeichen der glücklichen Niederkunft!“ rief man. Die breiten gelben Bernsteinspitzen der Pfeifen fuhren von den Lippen der Muselmänner, die Gläser, Tassen

und Löffel blieben unbewegt auf dem halben Wege zum Munde der Christen, und in türkischer, griechischer, hebräischer, Mundart, so wie in allen fränkischen Sprachen, wurde die Zahl der Schüsse eifrig gezählt. — Beim zwanzigsten Schusse verstummte die Canonade. — „Eine Prinzessin also, — rief man, — kein Thronfolger. — Wieder kein Thronfolger!“ — Die Türken schauten finster, die Griechen schadenfroh, und kicherten einander in die Ohren.

In der einen Ecke des Saales saß, Limonade trinkend, ein seltsam vereintes Paar. Ein köstlich gekleideter Muselmann im ersten Mannesalter, von schöner erhabener Gestalt, und ein junger reicher deutscher Gelehrter aus Göttingen, der zu seiner Belehrung schon den größten Theil des Orients durchreist hatte. Der Deutsche zeigte nichts Auffallendes an sich, desto mehr aber der Türk. Die Lebhaftigkeit, mit der er viel, bald französisch bald englisch, mit der geläufigsten Kenntniß sprach, seine raschen Bewegungen und das noch raschere Mienenspiel bildeten den schneidendsten Gegensatz von dem, was man sonst gewöhnlich unter einem Turban zu erblicken pflegt, und daß er nichts desto weniger bedeutendes Ansehen habe, bewies deutlich die große, wiewohl lautlose Hochachtung seiner anwesenden Glaubensgenossen. Dieser Mann hieß Murad Effendi, und war ein englischer Renegat von sehr gutem Herkommen, den aber ein Hang zu seltsamen Abentheuern, vereint mit ungewöhnlichen Umständen, nach der Türkey, und sogar in den Islam gebracht hatten, der aber durch seinen Uebertritt zum letzteren, so wie durch die reichsten Kenntnisse und den gewande-

ſen Charakter, ſich großen Einfluß, die Gunſt Sultan Selims des Dritten, der damals noch in der erſten viel verſprechenden Blüthe ſeiner Herrſchaft regierte, und das uneingeſchränkte Vertrauen des Großvezirs, in deſſen Büreau er einen der höchſten Poſten bekleidete, erworben hatte.

Als der Ruf: „eine Prinzeſſin, kein Thronfolger!“ erſchollen war, wendete ſich Murad zu dem Deutſchen, den wir Rohrbach nennen wollen, und ſagte: „Dieß iſt eine Nachricht, welche die Unzufriedenheit der Janitſcharen und das Schrecken aller reichen Paſchas erregen wird.“

Rohrbach antwortete: — „Die Unzufriedenheit der Janitſcharen bedarf bei mir keiner Erklärung, indeß der Grund zum Schrecken der Paſchas bei der Geburt einer Sultanstochter iſt mir ein Räthſel.“

„Nun, — nahm Murad wieder das Wort — iſt Ihnen die Sitte unſeres Hofes unbekannt, die Prinzeſſinnen bald nach der Geburt zu vermählen? Sobald dem Herrn der Gläubigen eine Tochter gebracht wird, ſucht er ſich unter allen ſeinen Großen den reichſten aus, und erläßt an ihn den Befehl ſich ſogleich mit dem neuen weiblichen Sprößlinge ſeines erhabenen Hauſes zu verbinden. Der Beehrte gehorcht mit Zittern, wird, nicht ſelten mit ſilbernem Barte, der Ehegemahl eines Kindes in der Wiege, muß augenblicklich ſeine Frauen verſtoßen, ſeines ganzen Harems ſich entäußern, ſeine Kinder enterben, ſein ganzes Vermögen ſeiner kleinen ſchreienden erlauchten Gattin hingeben, die nur heranwächſt, um in dem ungleichen Genoſſen ihres Bettes den vornehmſten, aber am bitterſten gequälten ihrer Sklaven zu mißhandeln, wie es ihr gefällt, und

die Schätze ihres Gemahls nach ihrem Tode der Kasse des Großherrn zu hinterlassen."

Während Rohrbach über diese seltsame grausame Sitte noch persiflirte oder philosophirte, näherte sich ein junger Mann in griechischer Tracht schüchtern dem Murad Effendi, und bat ihm Nachricht zu geben, ob Bely Mustapha, der Pascha von Negroponi, bereits in Constantinopel sey?

„Seit gestern ist er hier," erwiederte der Renegat, und der junge Mann wollte sich mit einer Verbeugung eben zurückziehen, als Rohrbach lebhaft, und mit leuchtenden Augen, seine Hand, wie die eines alten Bekannten, ergriff und festhielt. Der junge Mann stutzte, und sagte auf Italienisch, — Rohrbach war nämlich in Frankenkleidung: „Mein Herr, — ich habe nicht die Ehre —"

Der Deutsche unterbrach ihn: — „allerdings muß ich meiner Heftigkeit wegen um Vergebung bitten, die Ihnen, mein Herr, von einem völlig Fremden höchst auffallend seyn mag, — indeß Sie haben da an Ihrem Finger einen Ring mit einem geschnittenen Steine, der meine ganze Aufmerksamkeit fesselt, und wir Alterthumsforscher vergessen über solchen Dingen alle Formen der Höflichkeit, wie der Jäger alles Zartgefühl beim Erscheinen des Wildes. Erlauben Sie mir daher dieses Kleinod näher in Augenschein nehmen zu dürfen."

Der junge Fremde stutzte wieder, als werde er durch diesen Vorfall zu einem besonderen Gedanken angeregt, sagte fast heftig: — „gern! — recht gern! —" und überreichte dem Deutschen den abgezogenen Ring.

Der Stein war wirklich eine Gemme vom höchsten Werthe, ganz unzweifelhaft antik, und stellte, weiß auf dunkelgrün, mit Benutzung der verschiedenen Schichten geschnitten, einen Liebesgott dar, und einen jungen Faun, die sich umarmt hielten und recht gierig küßten. Die beiden sehr kleinen Gestalten, — welche Rohrbach eifrig durch eine Lupe betrachtete, — entbehrten nichts zur anmuthigsten Vollendung, und entzückten den nach solchen Seltenheiten gierigen Kunstfreund so ungemein, daß er in ein, „Herrlich! — Göttlich!“ ausbrach, und sich nach der Art, wie der gegenwärtige Besitzer an diesen Stein gekommen, — wo er, so viel man wisse, gefunden, u. s. w. lebhaft erkundigte. Der Fremde gab eine kurze Auskunft in sichtbarer Zerstreuung. Ueberhaupt, es gehörte die ganze Leidenschaft eines auf sein Steckenpferd gestiegenen Antiquars dazu, um nicht darauf aufmerksam zu werden, daß dem Inhaber dieses köstlichen Gutes in diesem Augenblicke nichts weniger am Herzen liege als sein Schatz, und ihn ein weit Anderes bis zum höchsten Uebermaaße erfülle, als Stolz über den Besitz desselben. Sein sehr schönes blasses Gesicht trug — dem Renegaten, der es statt des Ringes desto forschender betrachtete, entging dieses nicht — Spuren des tiefsten Grames. Seine Augen hatten, es ließ sich deutlich erkennen, noch vor Kurzem geweint, und an seinen Lippen zuckte ein Etwas von Schmerz, Wehmuth, ja Verzweiflung, das wunderbar rührte und anzog.

„Dieser unvergleichliche Ring — sprach Rohrbach endlich — ist wohl nicht feil?“

„Sonst war er es nicht, — antwortete der Jüngling, — jetzt aber ist er es.“

„Es ist nur der Frage wegen, — fuhr der Antiquar fort, — denn leider! — ich bin nicht reich genug eine Kostbarkeit zu bezahlen, die in das Cabinet eines Königes gehört; für welchen Preis würden Sie diese Gemme veräußern?“

„Lassen Sie mich rechnen,“ — erwiederte der Fremde, griff in die Tasche, und zog zwei Piaster hervor, — dann murmelte er halb laut: „Diese beiden Piaster habe ich noch, vier solche möchte das Messer kosten, — vier das Bad. Etwas muß ich doch haben im Falle der Verzögerung. — Mein Herr, — rief er laut — für acht Piaster ist dieß Wunder zu haben.“

„Was höre ich! — brach Rohrbach aus — Sie kennen, so scheint es, nicht den Werth —“

„Werth! — fiel jener ins Wort. — Es giebt eigentlich keinen Preis für diese Antike, sie ist unschätzbar. Es wäre eben so lächerlich für sie nur tausend Zechinen zu fordern als zwei Parahs. Indeß davon ist hier nicht die Rede. Ich brauche nur noch acht Piaster, und wenn Sie mir diese geben wollen, — welches zu thun ich Sie aufs dringendste beschwöre — so gehört eine Kostbarkeit Ihnen, welche vielleicht einst das Diadem eines der Cäsaren geschmückt haben mag. —“

„Mit dieser kleinen Summe, — meinte der Deutsche in echt nationaler Gutmüthigkeit, würde Ihnen ja Jeder ohne dieses aus augenblicklicher Verlegenheit helfen können. Ich selbst bin gern bereit —“

„Ha! davon nichts, —“ gab der immer lebhaf-

ter Werdende ungeduldig zurück. — „Man soll kein Geld borgen, wenn man gewiß ist es niemals wiederbezahlen zu können. Wenn man auch unglücklich, elend ist, — ehrlich, — ehrlich! muß man bleiben. Die Ehrlichkeit, wenn sie auch hienieden oft verlegene Waare ist, bei der man nichts verdient, bleibt eine Einlaßkarte in den Himmel der Christen, das Paradies der Moslems und den Schooß Abrahams der Israeliten. — Kurz, da ich wünsche diesen seltenen Stein in guten Händen zurückzulassen, und da Sie ihn, wie ich sehe, zu schätzen verstehen, so schnell her mit den acht Piastern, Signor, — schnell her damit; — der Ring wird mir glühend an meinem Finger.“

„So will ich Ihnen zum Wenigsten funfzig geben.“

„Nochmals sage ich Ihnen, daß ich so viel nicht brauchen kann; oder wollen Sie durch mich die Schatzkammer des Sultans beschenken? Indeß wenn Sie so ungemein großmüthig sind, — wo wohnen Sie? —“

„In dem Hotel de Bourlan Nr. 14.“

„Gut; geben Sie mir jetzt das Geforderte. Brauche ich noch zufällig etwas bis morgen um 3 Uhr Nachmittags, nun, so erlauben Sie mir, daß ich mir noch vier Piaster nachträglich von Ihnen erbitten darf.“

„Gern, — so schloß Rohrbach diesen seltsamen Handel — und zehnmal so viel, wenn Sie wollen.“ — Dabei zählte er das Geld hin, welches der Verkäufer rasch einstrich, dann den Ring auf den Tisch warf, dem Käufer die Hand drückte, und mit halberstickter Stimme sagte: — „Nehmen Sie hin, mein Herr, dieses Kleinod, und seyen Sie stets glücklicher

mit ihm als sein bisheriger Besitzer.“ Hierauf wendete er sich rasch ab, und flog aus dem Saale.

„Auffallend! — höchst auffallend!“ rief der Negat, dem jungen Manne mit den Augen folgend, als er über die Straße davoneilte.

„Ein Stein wie der Baron von Stosch keinen einzigen hatte,“ — jubelte Rohrbach, — „und, o Gott! für acht Piaster. — Nein, es bleibt wahr, jetzt wie immer, der Orient ist das Land der Wunder.“

2.

Die Reisenden, welche Paris besuchten, preisen das Palais royal als den Sitz aller irdischen Herrlichkeit, was indessen, abgesehen von vielem Andern, die Pracht der bloßen zum Verkaufe ausgestellten Waaren anbelangt, ihre Fülle und Eigenthümlichkeit, so kann dieser Hauptsitz des abendländischen Luxus mit dem des morgenländischen — dem Bazar von Pera — in keinen Vergleich gestellt werden. Diese Bemerkung machte auch Rohrbach, als er am nämlichen Tage, da er jenen Ring gekauft hatte, aber schon gegen Abend, durch das bunte Gewühl von Türken, Armeniern, Franken, Griechen und Juden, von Asiaten, Afrikanern und Europäern, von Individuen weißer, gelber und schwarzer Menschenracen sich durchdrängte, welches die Hallen des immerwährenden und prächtigsten Marktes der Welt erfüllte. Eine Beschreibung dieses merkwürdigen Ortes gehört nicht hieher. Rohrbach hatte eben das Quartier der Schuster — deren Läden wegen der höchst eigenthümlichen Eleganz der in ihnen feilstehenden, vielfarbigen

morgenländischen Fußbekleidung den lachendsten Anblick gewähren — durchwandert, und kam nun in das Quartier der Juweliere und Waffenhändler. Unter den letztern überstrahlte das Magazin eines muhamedanischen Kaufmannes aus Damaskus alle übrigen, und das Gedränge war daher vor demselben das größte. Nichts destoweniger konnte doch Rohrbach nicht umhin zu verweilen, um den Schimmer zu bewundern, der von diesen goldenen, mit Diamanten, Saphiren, Rubinen, Smaragden besetzten Säbelgriffen und Scheiden, von diesen Dolchen und Pistolen, die zu hunderten ausgestellt waren, wiederstrahlte. Als er indessen hier noch sein Auge im Gefühle der ersten Ueberraschung weidete, wurde sein Ohr ebenfalls getroffen von Lauten aus der Boutike, welche durch die Menge zu ihm herübertönten, und einen schneidenden Gegensatz zu den Eindrücken machten, welche eben der Sinn des Gesichtes im vollsten Maaße erhielt. Es war nämlich die rauhe aufgebrachte Stimme des Verkäufers, welche sich in folgenden Worten vernehmen ließ.

„Einfältiger Giaur, wenn Du schachern willst, gehe zu Armeniern und Juden, Du weißt, daß wir Moslems niemals vorschlagen.“

„Aber, guter Selim,“ — antwortete eine andere Stimme, — „ich habe es Dir ja schon gesagt, solche Waare hat kein Armenier oder Jude, ich brauche sie so nöthig, — so überaus nöthig! — daß mir alles daran liegt es zu besitzen, und ich habe nicht mehr, als ich Dir biete.“

„Gut, darin liegt aber kein Grund für mich, eine Sache unter ihrem Werthe wegzuwerfen.“

„Nun, so sey wenigstens mitleidig, Selim. Dein

Prophet befiehlt ja Mitleiden seinen Bekennern und Wohlthätigkeit."

„Pah! — ich gehe keinen Bettler vorbei, ohne ihm einen Parah zu geben. Wenn ich ein recht gutes Geschäft gemacht habe, so kaufe ich sogar Fleisch, um die unreinen Hunde auf der Straße füttern zu lassen. Mehr verlangt der Prophet nicht, der gepriesen sey von nun an in Ewigkeit. Indeß, was verderbe ich die Zeit hier mit Dir. — Packe Dich weg, Giaur, oder ich nehme hier die erste beste meiner Damascenerklingen, um ihre Geschmeidigkeit auf Deinem Rücken zu prüfen. — Weg, sage ich, weg." —

„Wohlan denn," — so tönte die zweite Stimme — „ich muß also dennoch, so schwer es mir wird, Hülfe suchen. — Verkaufe diese Waffe nicht, Selim; — ich gebe Dir vier Piaster darauf, in einer halben Stunde bringe ich das Fehlende."

Rohrbach hatte gleich die Stimme des jungen Mannes aus Hiberlys Zuckerbäckerladen erkannt, drängte sich durch die Menge, und trat eben vor die Bude, als der ehemalige Besitzer seines Ringes sich bestrebte sie zu verlassen.

„Halt," rief der Deutsche — „ich weiß, Signor, Ihr wart eben im Begriffe mich aufzusuchen, unserer Abrede gemäß, hier bin ich also wie gerufen, meine übernommene Verbindlichkeit zu erfüllen. — Was habt Ihr denn hier zu kaufen, das Euch so wichtig wäre?"

Der Fremde sah Rohrbach einen Augenblick an mit Ueberraschung, und einem Etwas, das doch zu dunkel war, um Freude genannt werden zu können. — „Allerdings, Signor," — erwiderte er, — „wollte

ich eben zu Euch kommen ins Hotel de Bourlan. Gut, daß ich Euch hier finde, — sehr gut! — Dieß Messer will ich kaufen, dieß herrliche Messer!"

Damit reichte er dem Deutschen einen Dolch hin, der noch auf dem Ladentische lag. Der Griff desselben war ganz einfach, aber außerordentlich platt; die Klinge eine Schilfklinge mit zwei Schneiden, und von solcher Dünnheit, daß sie die Stärke eines Bogens Papier wenig übertraf. Dabei war sie aber geschmeidig wie Fischbein, so daß man sie fast in einen Ring biegen konnte, ohne befürchten zu dürfen, sie werde zerbrechen.

„Zu was ist diese seltsame Waffe?" fragte Rohrbach. Der Kaufmann antwortete: — „Es ist eine heimliche Waffe, die man mitnehmen kann dahin, wo es verboten ist Gewehr zu tragen. Man kann sie in den Turban mit einwinden, oder in die Schärpe. Die Boten des Großherrn führen solche Messer, wenn sie unter dem Scheine der Freundschaft sich den rebellischen Paschas, die im Serail verurtheilt sind, und denen man sonst nicht beikommen kann, nähern. Schon mancher hat ähnliche Klingen tiefer unter seinem Hemde empfunden, als es ihm lieb war."

„Wie viel kostet dieß Messer?" — fragte Rohrbach.

„Sechs Piaster, — fiel rasch der junge Fremde ein — aber ich habe nur vier dafür zu geben, und bitte Sie also um die beiden fehlenden."

Rohrbach zählte sofort das Geld hin, und der Jüngling griff so hitzig nach dem Dolche, als wäre er der Schlüssel zu seiner Brautkammer, und in dem nämlichen Augenblicke wurde er, mit dem Deutschen

zugleich, von der Boutike durch einen ungezogenen Schwarm Neugieriger weggedrängt. Rohrbach hatte aber fest den Arm des Jünglings ergriffen, und so war er ihm noch zur Seite, als sie endlich auf einem beinahe völlig leeren Platze vor dem Laden eines Buchhändlers sich befanden.

„Junger Mann," — fragte Rohrbach — „wie heißt Ihr?"

„Antonio Sanieri aus Venedig."

„Vergebt mir, — Euer Wesen regt sonderbar meine Theilnahme an. Euch drückt eine Noth, — ein ungewöhnliches Schicksal, ja, ein furchtbares vielleicht. Vertraut mir, was Euch drückt, kann ich Euch helfen, so geschieht es gern."

„Ihr könnt mir nicht helfen."

„Aber das Herz wird erleichtert, wenn es in ein gleichfühlendes ausgeschüttet wird."

„Weint nicht."

„Wenn Geld Euch förderlich seyn kann, hier ist ein Beutel mit hundert Piaster, die ich leicht entbehren kann. — O macht mich so glücklich, Euer Engel werden zu können."

Unser guter Landsmann hatte die letzten Worte, von unwillkührlichem Gefühle fortgerissen, ausgestoßen, ohne zu erwägen, was er sagte, dem Venezianer aber schienen sie wunderbar zu treffen und zu rühren.

„Edler Mann," — rief er aus, — „für mich giebt es keine Engel mehr. Seyen dafür alle himmlischen Schaaren auf Eurem Wege. Für Euer Geld danke ich Euch, ich brauche es nicht. Wenn Ihr Euch aber darin glücklich fühlt den edlen Regungen Eures Herzens zu folgen, so wendet, — solltet Ihr einst

nach Venedig kommen, — ein paar Scudi auf einige Seelenmessen in der Kirche von St. Marco für den unglückseligen Antonio."

Damit riß er sich los, und war, ehe Rohrbach ihn zurückrufen, ehe er sich nur besinnen, und den ganz unendlich schmerzlichen Ausdruck, mit welchem der Jüngling diese letzten Worte sprach, sich völlig klar machen konnte, — in der Menge verschwunden.

5.

Von den Minarets herab riefen die hellkreischenden Stimmen der Muzzens die Bekenner des Mahomets zum ersten Tagesgebete, und vor den Kirchen erscholl das, die Stelle der Glocken vertretende, geräuschvolle Geklapper an einander geschlagener Eisen, um die griechischen Christen zur frühen Andacht aufzufodern. Der Bosporus wogte in purpurfarbener Herrlichkeit. Die goldenen Kuppeln des Serails strahlten nebenbuhlend den Strahl der aufgehenden Sonne zurück: aus violettem Feenduft erhoben sich schimmernd, auf dem asiatischen Ufer der Meerenge, die Spitzen und Halbmonde von Scutari, und zarte Winde, in den Paradiesen Joniens, auf dem waldigen Gipfel des heiligen Ida erwacht, liebkosten den Blumen, schüttelten die funkelnden Thautropfen von den riesigen Cypressen des meerbespühlten Sultansgartens, gaukelten bisweilen empor, um den Zug der silbernen Wölkchen durch den rosenfarbenen Dom des Himmels zu beschleunigen, senkten sich wieder, um ein verbuhltes Spiel mit den Hunderten von bunten Flaggen und Wimpeln am Pallaste des Kapudan-Pascha zu treiben, und balsamische

Düfte, den fernen Wäldern und Hainen entwendet, entzückend zu tragen über Stadt, Land und Meer. Schon kreuzten tauſende von Tſchaiken zwiſchen Stambul und Pera auf dem Hafen von Terſchana. Gewühl einer unzählbaren Menge regte ſich am Ufer, und der Lärm des Verkehrs in allen möglichen Sprachen betäubte die Ohren. Nicht dieſen Lärm zu hören, nicht dieß Gewühl zu beachten, nicht des Zauders der in ihrer Art ganz einzigen Anſichten froh zu werden, ſchien ein Mann, der die Menſchenflut nach allen Richtungen durchkreuzte, und ängſtlich in ihr nach Jemanden zu forſchen ſchien. Seine Frankentracht läßt uns nicht über ſeinen Urſprung, ſeine Züge nicht über ſeine Perſon in Zweifel; — es iſt Rohrbach. — Er hat nicht hier gefunden, was er ſucht, er muß es auch nicht im frühen Ausgange in den Vorſtädten von Galata und Pera angetroffen haben, denn er ſpringt eilig in eine Tſchaike, um das goldene Horn nach dem kaiſerlichen Conſtantinopel ſelbſt zu überſchiffen. Dort durchwallt er in banger Eile die Straßen. — „Platſchinta! — ſüßer Platſchinta!“ — will ein Herumträger zu Ende rufen, aber in der Mitte iſt er ſchon mit ſeinem ganzen Krame zu Boden gerannt. Er ſchreit wüthend. Rohrbach verſöhnt ihn ſchnell durch einige Piaſter, und fliegt weiter. Er ſieht nicht, wohin und wie er geht; hier ſtolpert er über einen Korb voll Oliven von Diarbekir, dort ſtürmt er einen Haufen Waſſermelonen nieder, die ihm zwiſchen die Beine rollen und beinahe zum Fallen bringen. Hier geräth er in einen Haufen befrachteter Cameele von Basra, deren ekler Geifer ſchäumend ſeinen Frack berognet, dort ſoll er rechts

zwei schreienden Mohren mit bloßen Säbeln, welche die verschlossene Sänfte einer Haremsdame eskortiren, und links einem Büffel, mit ungeheuren Körben voll Blumenkohl an jeder Seite hängend, Platz machen, und tritt dabei einem der tausend Hunde, welche in den Straßen der Hauptstadt, herrenlos und faul wie die Türken selbst, privatisiren und despotisiren, auf die Füße, so daß der vierbeinige zottige Pascha von einem Schweife aus seinem behaglichen Morgenschlummer auffährt, bellend, und rasend wie ein Tiger, um in die Waden seines Mitbruders, nach muhamedanischen Begriffen, zu fahren, und er hätte sie übel zugerichtet, wäre Rohrbach nicht gerade im entscheidenden Moment durch ein, von der Schaufel eines vorbeireitenden Hundefütterers fliegendes Stück Fleisch gerettet worden.

Wem mochte der Deutsche denn so eifrig nachzuforschen haben? — Wem anders als dem armen Antonio Sanieri, dessen Betragen ihm gestern zuerst auffiel, dann, vereint mit dem angenehmen Eindrucke, den die Person des schönen Jünglings machen mussste, sein Interesse, und darauf, als er über Nacht in der Stille seine seltsamen Aeußerungen erwog und zusammenstellte, sein höchste Besorgniß erregte. Offenbar war der junge Venezianer in Verzweiflung und, vielleicht durch seltsame Triebfedern bewogen, im Begriffe irgend eine That zu verüben von schrecklicher Art und noch entsetzlicheren Folgen. — Sollte es nicht vielleicht möglich seyn der Furie hindernd in den Arm zu fallen, der schon ausgestreckt schien ihn zu fassen? — Sollte ein genaueres Eingehen in sein Geschick nicht vermögen dasjenige zu zerstreuen, wel-

ches, vielleicht als bloßer Wahn, seine bessere Einsicht gefangen hielt, und so die fremde Hülfe herbeizufördern, welche etwa nur seine falsche Schaam von ihm zurückhielt? Vermuthungen sind dem Biedermanne, der gerne hilft, nicht viel weniger als Gewißheit, und der brave Deutsche hatte beschlossen nicht eher zu rasten, bis er den Antonio Sanieri aufgefunden und sein Vertrauen sich erobert habe. Die Sonne indeß brannte bereits im Mittage, und dieser war noch nicht auf den Straßen von Stambul entdeckt. Nachdem Rohrbach nur im Fluge in der Stadt bei einem seiner Bekannten zu Mittage gespeist, und darauf wieder, aber auch völlig vergeblich, seine Forschungen fortgesetzt hatte, war es ihm schon mehrere male so gewesen, als müsse er ablassen von einem völlig fruchtlosen Bemühen, dann wurde aber auch jedesmal ein unbekanntes Etwas gleich darauf in ihm rege, welches heftig und dringend ihn immer wieder anspornte fortzufahren, bis zuletzt, in der glühenden Hitze, dem völlig Ermüdeten die Fähigkeit geraubt wurde, der immerfort wirkenden Stärke seiner innern Antriebe äußerlich zu genügen. Völlig erschöpft sah er sich um, wo er sey, und nahm wahr, daß er vor einem der vielen Bäder stehe, welche zu Constantinopel anzutreffen sind, deren feenmäßige Pracht das Erstaunen der Fremden erregt, dem Orientalen, vereint mit dem feinsten wollüstigsten Sinnenreize, das ersetzt, was der Abendländer an geistigen Genüssen von Theatern und Concerten verlangt, und auch von Rohrbach so oft und gern besucht wurden, daß sich ihm nun gleichsam die Lust von selbst aufdrang, in der Anstalt, die vor ihm offen stand, eine Erfrischung

zu suchen, welche eben so vorzüglich seinen Bedürfnissen entsprach.

Als er in das Burani, oder erste Zimmer des Badepallastes trat, in welchem sich die Anwesenden auskleiden und zum Bade selbst vorbereiten, bemerkte er, wie er sich gerade in einem der allerglänzendsten dieser Institute in der Stadt befinde, welches gewöhnlich nur von sehr vornehmen Türken und griechischen Fürsten besucht ward.

Wirklich erinnerte der Pomp des runden Saales, der sein Licht von oben aus der Kuppel durch farbige Fenster, wahrhaft magisch, erhielt, und dem Auge, wohin es sich richtete, nur Marmor, Porphir und Vergoldung darbot, während die anmuthigsten, aber nicht zum Bade bestimmten Springbrunnen in ihm rauschten, an die reizendsten Mährchenwunder von tausend und einer Nacht. Es war keine zahlreiche Versammlung vorhanden, aber sie schien desto bedeutender. Etwa zwanzig Personen waren auf den Divans an den Wänden theils beschäftigt sich entkleiden zu lassen, theils Kaffe einzunehmen, und die entzükkende Luft zu genießen, welche schon hier, aber nur noch als Vorbereitung, oder als Nachruf der Entzückungen wehte, denen man entweder noch entgegensah, oder die man schon gekostet hatte. Rohrbach warf ebenfalls seine Kleider von sich, und, mit dem Shawl um die Hüften, den die Schicklichkeit der Türken, die selbst in Bädern keine Ausnahme leidet, zum Gesetze macht, eilte er, nach einigen Athemzügen des Wohlbehagens, in das Wustani, oder eigentliche Badegemach. Der laue Götteräther, der ihn hier wollüstig umwehte, die Düfte Arabiens, die ihn aus

silbernen Rauchgefäßen umsäuselten, die königliche Herrlichkeit, die ihn umschimmerte, das unbeschreiblich Entzückende des Bades selbst ließen ihn hier zum Theile vergessen, was ihn bisher so heftig ergriffen hatte, und als ihn im Dschuani oder Schwitzzimmer ein neues höheres Daseyn wonnevoll zu durchrieseln anfing, verlor er im Gefühle des wunderbarsten Reizes unter den streichelnden, drückenden, dehnenden Händen der Badediener fast die Erinnerung aller eigenen früheren Leiden; kann man es ihm daher verargen, wenn er, bei seiner Rückkehr ins eigentliche Badegemach, derer des Fremdlinges, den er erst zweimal gesehen, auch einstweilen nicht ferner gedachte, sondern sich ganz der Seligkeit hingab, mit welcher, einem wachen Traum nicht unähnlich, die Ruhe gewürzt ist, die nach dem Schwitzbade hier zu genießen Gebrauch ist.

Die liebliche Luft in diesem Zimmer ist doch zu warm für einen Bekleideten, die hier Befindlichen hatten also nichts an sich, als die leichte, schon oben erwähnte Umhüllung des Anstandes. Rohrbach betrachtete mit Bewunderung die hier ganz hüllenlos erscheinende athletische Festigkeit und männliche gewaltige Schönheit, welche den Hauptcharakter in der Gestalt der Türken ausmachen. Mochten aber auch mehrere der Anwesenden an den farnesischen Herkules erinnern, so war doch von allen nur Einer, dessen idealisch majestätische Gesichtszüge zu einem Jupiter sich eigneten. Er saß, weit abgesondert von den Uebrigen, in einer Art von Nische, welche ein reicher Vorhang gleichsam in zwei beinahe völlig vergoldete Cabinette theilte, in den elastischen Kissen eines präch-

tigen Sophas. Sein Blick, der stolz umherflog, offenbarte, ohne daß es eines andern äußern Merkmales hiezu bedurfte, den Mann vom höchsten Range. Diesen mächtigen stählernen Armen dürfte kein Donnerkeil zu gewichtig gewesen seyn. Die breite Brust schien von Stolz und dem Gefühle der Macht so kühn gewölbt emporgetrieben, die hohen Adern der strotzenden Schenkel von der Kraft der Titanen geschwellt, und die, wie aus Marmor von Meisterhänden gemeißelten Füße, die eben in Rosenwasser gebadet und mit persischen wohlriechenden Oelen gerieben wurden, waren stark und muskelhaft genug einem Riesen den Kopf zu zertreten.

Rohrbach konnte nicht umhin dieses schöne Werk der bildenden Natur, — in dem vielleicht eine sehr gemeine Seele wohnen mochte, einige Augenblicke mit Interesse zu betrachten. — „Wahrlich — sagte er zu sich selbst — es ist nur dieser Himmel, unter dem solche Menschen gedeihen, und die Größe des Phidias verkleinert sich, wenn man erwägt, wie viele Muster zu seinem olympischen Zeus ihm täglich auf dem Markte und in den Hallen begegnen mochten. Ideale der männlichen Stärke finden sich hier genug, indeß weniger die der zarten jugendlichen Anmuth, und diesem Cronion zu Stambul fehlt der Ganymed."

Augenblicklich sollte Rohrbachs Behauptung aber durch die That widerlegt werden. Eine schlanke Jünglingsgestalt erschien eben, als der Deutsche seine Betrachtung beschlossen hatte, in der Tiefe der nämlichen Nische, von so außerordentlich schöner Körperbildung, daß Rohrbach überrascht sich überbog, um das holde Bild, das ihm wie aus Luft gehaucht er-

schien, recht ins Auge zu fassen, ehe es vielleicht verschweben dürfte.

Mochte dieser herrliche schon höhere Bau freilich für einen Ganymed bereits zu weit in der Entwickelung rein männlicher Formen vorgerückt seyn, so war entschieden keiner zu finden, der den Erfordernissen eines Antinous mehr entsprochen hätte. Das Gesicht war, der Stellung wegen, nicht wohl ins Auge zu fassen, wenn indeß das Jupitersmodel, dem schwarzen idealischen Barte und dem rothen Feß* auf dem Haupte nach, unzweifelhaft türkischer Herkunft war, so bezeichneten die dunkeln Locken, ungeschoren den Kopf des Antinous umwallend, und der Mangel sogar des Knebelbartes, denselben als Christen. Wie kam aber ein solcher in die Nähe, vermuthlich also auch ins Gefolge des Muselmannes? Letzterer war, nachdem der ihn besorgende Badediener sich entfernt hatte, in einen sanften Schlummer verfallen, und der erste, der Christ, der außer dem Gesichtskreise des Türken, wenn er auch gewacht hatte, nämlich im Rücken desselben sich befunden hatte, trat ihm nun näher, mit ganz besonderer, ja wie es schien, zitternder Bewegung. — „Was ist das?" — sprach auf einmal Rohrbach, als werde er plötzlich durch eine Entdeckung aufgeschreckt, und bog sich völlig über den Divan, um mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit den Jüngling zu betrachten. Immer näher und näher schlich

* Feß eine rothe Kappe aus einem Stück Zeug, welche stets unter dem Turban getragen wird, und gleichsam das Fundament desselben ausmacht.

dieser ohne die in den Bädern zu Stambul auf dem Marmorboden klappernden, gewöhnlichen Badepantoffeln, um nur ja recht unhörbar aufzutreten, dem Schlafenden, — immer tiefer und tiefer neigte er sich über ihn. Rohrbachs Gesicht wurde glühend wie eine Kohle. Auch er legte die Pantoffeln ab, stand auf, nahte sich leise, leise der Nische, und schlüpfte in die zweite ganz leere Abtheilung derselben, um durch die Spalten des Vorhanges in der ersten die beiden Personen aufmerksam zu beobachten. Niemand im Saale gab auf das Achtung, was hier geschah, denn ein Theriaki, oder Opiumberauschter, der am andern Ende des Gemaches das übrige Publicum in der höchsten Extase, mit kreischender monotoner Stimme, — die den Schlummernden indeß nicht störte, eben weil er darüber eingeschlafen war, — von seinen Visionen unterhielt, fesselte die allgemeine Aufmerksamkeit. — „Hört, Ihr Gläubigen, — predigte eben der Theriaki — und als ich nun auf der weißen Stute des Propheten saß, da sprengte ich von Mekka geradesweges ins Paradies über die Brücke, die, nicht breiter als eine Messerschneide, über die Hölle gebaut ist. Und ich sah, daß von der Brücke herabfielen mehr denn tausend, und darunter Paschen, Beglerbegs, Mutschelims und Beys alle durcheinander, in die Flammen. Mir im Paradiese aber nahmen die Engel den Kleyper ab, und die Huoris liebkosten mich erschrecklich, und wuschen mich in einem Bade von Rosenöl. Darauf erscholl es wie eine Trompete durch den ganzen Garten der Seligkeit, und nun — hört mich, Ihr Gläubigen, — hört, — hört, — hört mich, — denn

um kommt das größte Wunder.“ — In diesem Augenblicke, da der Unsinn des Berauschten, den die Moslemin stets für höheres Schauen halten, den höchsten Grad der Spannung, die von allem Uebrigen abziehen mußte, bei seinen Zuhörern zu Wege brachte, griff der junge Christ rasch in die Gürtelfalte des blauen Gewandes, das seine Hüften umgab, zog ein scharfes Messer hervor, und holte mächtig aus, um es dem schlafenden Türken ins Herz zu stoßen. In dem nämlichen Momente aber auch, und ehe die schreckliche That verübt werden konnte, zuckte, rasch wie der Blitzstrahl, Rohrbachs starke geübte Rechte durch die Spalte des Vorhanges, packte den Arm des Jünglinges, riß diesen selbst, ohne daß ein Ton vernommen wurde, ohne daß der Türke, dem der Tod so nahe stand, erwachte, ohne daß überhaupt irgend jemand wahrzunehmen schien, was hier geschah, in schnell wirkender Kraftäußerung auf seine Seite des Vorhanges und der Nische zu sich hinüber. — Wie vom Blitze getroffen, verstummt, leichenblaß, lag der junge Christ in den Armen des Deutschen. — „Rasender, — flüsterte dieser ihm ins Ohr — ich rufe Mord, wenn ihr mir nicht willenlos gehorcht. — Schnell hinweg ins Burani, in die Kleider, mit mir ins Hotel de Bourlan. Vertraut mir, vielleicht kann ich Euch helfen, unglücklicher, thörichter, dem Verderben mit Mühe entrissener — Antonio Sanieri!“

4.

Wie Rohrbach zu seinem Anzuge, aus dem Bade, über das goldene Horn, durch Pera, ins Hotel

de Bourlan und auf sein Zimmer gekommen, wußte er nicht recht, — aber er war da. — Wie er den Antonio Sanieri mit sich fortgebracht, ob er ihn geführt, geschleppt oder getragen habe, war ihm nicht recht deutlich, genug, er saß mit, von der Eile des Ueberwerfens, schief hängenden Kleidern vor ihm.

„Wer war der Türke, den Ihr meuchelmörderisch umbringen wolltet?" fragte Rohrbach den, noch todtenbleichen, wie vom Fieber befangenen Jüngling.

„Er war Beli Mustapha, Pascha von Negroponte." antwortete dieser mit matter Stimme.

„Was bewog Euch zu so gräßlichem Unternehmen, das Euch Gott vergeben möge?" —

„Ich müßte Euch dieserhalb einen Theil meiner Lebensgeschichte erzählen, und ich bin so matt, als sollte ich in einer Stunde, — o! welch Glück, wenn es wirklich geschähe! — meinen Geist aufgeben."

„Hier ist Wein von Scio, — trinkt, stärkt Euch, Sanieri, und erzählt. — Mich treibt Verlangen zu helfen, nicht Neugierde."

Der junge Mann trank gierig, als gelte es die Stillung eines brennenden Durstes, dann athmete er auf, wie — körperlich wenigstens — neu gestärkt, und hub an Folgendes zu berichten.

„Ihr wißt bereits, daß ich ein Venezianer bin, und ich habe, was meine Verhältnisse betrifft, nur hinzuzusetzen, daß ich in meiner schönen Vaterstadt für einen nicht unbemittelten Kaufmann galt, der seine Eltern früh verlor, und den Handelsgeschäfte schon seit drei Jahren nach Griechenland, und namentlich nach Athen führten. Ich lernte dort eine reiche griechische Familie kennen, deren Haupt, De-

metrius Chrysophori mit Namen, mit mir in mancherlei Verbindungen stand. Dieser Mann hatte mehrere Söhne und Töchter; die älteste der letzteren, die herrliche Alexia, sah selbst der Kälteste nicht ohne Bewunderung, und ich — der ich gerade der Gegensatz von aller Kälte bin — konnte sie nicht erblicken, ohne die glühendste Leidenschaft für sie zu empfinden, welche der bezaubernde Gegenstand meiner Flamme im vollsten Maaße erwiederte.

Was soll ich Alexias Reize beschreiben: sie glich keiner Madonna von Bellin, keiner Heiligen von Raphael, aber, gewiß wart Ihr zu Florenz, und sahet die himmlische Venus der Tribüne. Gebt nun diesem Marmorbilde die Kraft beflügelten, schwellenden Lebens, legt ihm ein hohes, gefühlvolles Herz in die wunderschöne Brust, lasst die Flammen des süßesten Verlangens auflodern in den vor jungfräulicher Schaam halb niedergeschlagenen Augen, und Ihr müßt entweder dieß Wunder von Reizen, sofern Ihr nicht ein Genosse des Kislar-Aga seyd, herab in Eure Arme, an Euren Busen, an Eure Lippen reißen, um Euch an vollen Zügen niegekosteten Götterlebens zu berauschen, oder — Ihr sinkt todt, von brennender Sehnsucht verzehrt, zu Alexias Füßen. — Daß ich noch lebe, beweist Euch, mir sey das erste Loos bestimmt gewesen. Demetrius war darin ganz Grieche, habsüchtig, schlau, aus der Schwäche jedes Menschen Vortheile zu ziehen. Mein Verhältniß zu seiner Tochter, das er augenblicklich durchschaute, mußte ihm daher dazu dienen, mich um den größten Theil meines Vermögens, vermittelst Aufopferung gewisser Vortheile zu seinen Gunsten zu

bringen, welches der Preis für die Hand meiner Geliebten seyn sollte. Für Alexias Besitz war ich Alles hinzugeben bereit, und daher erwog ich, im höchsten Entzücken, als sie, mir verlobt, in meinen Armen lag, nur die Größe meines holden Erwerbes, nicht die Einbußen, die er mich kostete. Noch immer konnte ich mich für begütert halten, und die Aussicht, die mir mein künftiger Schwiegervater eröffnete, mich an die Spitze seiner Handlung, die er niederlegen wollte, zu stellen, wenn ich mein übriges Vermögen mit in die Geschäfte des Hauses legte und mich in Athen niederließe, gab mir Hoffnung das Verlorne wiederzuerwerben. Ein Vierteljahr sollte ich den Himmel meiner ersten Liebe genießen, dann nach Venedig eilen, um meine noch übrigen Fonds einzuziehen, hierauf nach Griechenland zurückkehren, und mich verheirathen. Demetrius hatte erheblichen Landbesitz auf der Insel Negropont, in der reizendsten Gegend, und dazu eine der prächtigsten, nach dem eiteln, verschwenderischen Geschmacke der Griechen mit schimmerndem Luxus eingerichteten Villen. Dort brachte er mit seiner Familie stets die schöne Jahreszeit zu, und dießmal begleitete ich ihn dahin, um unter den entzückenden Blumen der Paradiesesgärten dieses schönen Himmelstriches die schönste Rose zu pflegen an Alexias Seite, — nämlich meine Liebe. — Keine Beschreibung unseres Glückes. Der göttliche Dante sagt:

„Kein größrer Schmerz als in des Elends Tagen
„Zurückzuschau'n auf die vergangne Lust."

Die griechischen Mädchen sind streng und keusch vor jedem Fremden, gegen den Geliebten aber, dessen sie ganz gewiß sind, beobachten sie wenig Rückhalt,

und so giebt Arioſts Beſchreibung jener Seeligkeiten der Angelika und des jungen und ſchönen Medoro ein ganz treues Bild der unſrigen, welche die Eltern meiner Braut auch nicht im Entfernteſten ſich einfallen ließen zu ſtören, weil jeder Blick in ihren Geldkaſten ſie daran mahnte, daß ihre Tochter ja — bezahlt ſey.

Ich bin auch ein Maler, denn welcher Italiener wäre ganz ohne Kunſt, — und kein ungeſchickter. Ich malte meine Aleria als Leda, wie ſie noch halb im Bade in ſeligem Taumel die Küſſe des göttlichen Schwanes trinkt, und die Schilderung von Wonnen, die ich in ſo reichem Maaße gekoſtet hatte, — mußte mir gelingen. Indeß die Zeit der Abreiſe nach Venedig rückte heran. Meine Trennung von Aleria wäre mir ſchwerer geworden, hätte ich ſie nicht für das unfehlbare Mittel einer fortwährenden Verbindung angeſehen. O hätte ich damals ahnden können, was mir und dem theuern Gegenſtande meiner Zärtlichkeit zu leiden beſtimmt war! — Sehr wohl kam ich zu Venedig an, und meine Geſchäfte dort nahmen einen ſo günſtigen Gang, daß alle meine Erwartungen übertroffen wurden. Indeß niemand traue dem zu freundlichen Lächeln der Göttin des Glückes, denn es iſt gewöhnlich nur die Larve der Argliſt, der Sonnenblick vor dem zerſtörenden Sturme, und ſchon wüthete derſelbe in dem Heiligthume meiner Wonnen zu Negropont, als noch mich freudiger Schimmer des Gelingens am Rialto trügend umſtrahlte.

Ein Zufall, ich weiß nicht welcher — oder beſſer die Hölle — führte einen Armenier während meiner Abweſenheit nach Negropont, der ein koſtbares ſil-

bernes Tafelgeräth feil hatte. Der Pascha der Inseln, Bely-Mustapha, sah es, es gefiel ihm außerordentlich, aber er fand es zu theuer, und beschloß, des Ankaufes wegen, noch ein paar Tage mit sich zu Rathe zu gehen, weil er hier keine Mitbewerber vermuthete. Die Hölle wieder nun war es, die bald nach dem Pascha den Demetrius zu dem Armenier brachte, und ihn das köstliche Geräth sehen ließ. Er bewundert es nicht ohne Lüsternheit; aber kaum erfährt er, dem Pascha sey es zu theuer, und er wolle sich noch des Ankaufes wegen besinnen, so erwacht die ganze Eitelkeit in der Brust des hochmüthigen, den Unterdrücker verabscheuenden Griechen, er beschließt dem Türken das Spiel zu verderben, kauft das Silber sofort um jeden Preis, beschwört aber den Armenier dem Pascha nicht zu verrathen, daß er der Käufer sey. Dieser verspricht alles, aber kaum kommt nach drei Tagen Bely Mustapha, um den Kauf nun ohne weiteres zu schließen, tobt, seine Absicht vereitelt zu sehen, giebt einige Goldstücke dem Kaufmann zum Geschenk, damit dieser gestehe, wer ihm zuvorgekommen, so bekennt dieser treulos, Demetrius sey der Verwegene gewesen. — Der Tyrann knirscht, und zieht von dannen. — Nach drei Tagen ritt der Pascha auf die Jagd, und sah von einer Höhe die Villa des Demetrius von einer Seite, die eben neu verschönert und überaus ins Auge fallend war. — „Wem gehört dieser herrliche Pallast?" — fragte er den Janitscharen, der ihn begleitete. — „Herr — erwiederte dieser — dem Hunde Demetrius Chrysophori." — — „So? — heulte Mustapha fast rasend vor Zorn, — in solchem Hause wohnt der, welcher auf Silber ißt, das mir, seinem

Herrn, zu kostbar erschien, und daß er mir weghaschte. Warte, Hund — du sollst dir die Schnauze verbrennen, oder ich will alle meine Roßschweife verlieren, und barfuß über den heißen Sand wallfahrten nach Mekka, um, nackt wie ein Derwisch der Wüste, mein Brod zu betteln vor der Pforte zur Kaba des Propheten."

Er rief einen Menschen zu sich, der unter Türken ein Renegat, unter Christen ein Rückgekehrter, bei beiden aber ein Schelm war, und sagte zu ihm: — „Ich gebe dir hundert Piaster, Jusuff, aber in zehn Tagen muß Demetrius Chrysophori in ein Complot wider die hohe Pforte sich eingelassen haben." Der Schurke küßte dem Pascha ehrerbietig die Stiefel, ging, und in zehn Tagen war der ränkevolle Demetrius, der allen Intriguen bis zur Raserei ergeben war, in ein Netz von chimärischen Staatsverrätherein durch die List des Renegaten gelockt, von dem der Faden, und das Vermögen ihn zuzuziehen, sich in den Händen Bely Paschas selbst befand. Er zog das Netz zu. Er erschien selbst, mit allen Schrecken seiner Gewalt in dem Hause des zitternden Demetrius.

„Hund von einem Nazarener, — rief er — Deine Verbrechen sind leider noch von der Art, daß ich Dir das Leben, den Schutzgesetzen nach, vorläufig lassen muß, indeß alles, was Du besitzest, gehört dem Großherrn und mir, so daß es mich entzücken wird, Dich mit Deiner Brut, ein lumpiges Bettlergesindel, auf der Straße liegen und mit den Thieren um den Auswurf kämpfen zu sehen, von dem die Küchen der Rechtgläubigen gesäubert werden. — Auf, Janitscharen, entkleidet ihn." Alexia, im Innern des Hauses

hört entsetzt eine verworrene Kunde vom Schicksale ihres Vaters, sie glaubt nicht sein Gut, sondern sein Leben in Gefahr, sie fliegt herbei, wirft sich zu den Füßen des Paschas, und ruft: „Gnade! — Gnade!“ — — Die Angst erhöht ihren Reiz. — „Halt, — ruft Bely Pascha, — Demetrius, Deine Tochter ist schön. Dießmal will ich Dich durchschlüpfen lassen, dem schönen Weibe zu gefallen, — aber Deine Tochter wird die Favoritin meines Harems. Wähle, — nur dieß, oder der Bettelstab.“

Demetrius hob sich in freudiger Ueberraschung. „Und hätte ich noch zwanzig Töchter, Herr, — rief er, sie sollten alle Dein seyn um solchen Preis. Du hast über deine Magd zu gebieten.“

Man schleppt die ohnmächtige Alexia dem Pascha nach in seinen Harem. Sie fällt in ein hitziges Fieber, noch ehe sie den Begierden des Ungeheuers gedient hat, und acht Tage nach dieser gräßlichen Begebenheit komme ich zu Negropont an mit meinem Gelde. Nichts von meinen Empfindungen, als, statt des erwarteten Entgegenfliegens meiner Geliebten, ihr Vater mich empfängt mit der furchtbaren Nachricht. — „Und du zogst es nicht vor, niederträchtiger Grieche, — rief ich, — lieber, wenn es gefordert worden wäre, zu sterben wie ein Mann, statt dein armseliges Daseyn und deinen fluchenswerthen Mammon mit der Schande deiner Tochter zu erkaufen?“ — Demetrius lachte mir ins Gesicht. „Nein; — sagte er — so albern ist man nur im Abendlande. Wir sind hier klüger. Eine Tochter ist bei uns nur da das Glück ihrer Eltern zu machen. Und wenn ich mich nun großmüthig von Haus und

Hof hätte treiben lassen, wäre Alexia dadurch mehr gesichert gewesen vor den Begierden Bely Mustaphas? — Wer hätte ihn hindern können sie doch in seinen Harem zu nehmen? — Ich verdanke nur der plötzlichen Erscheinung ihrer Reize die ungewöhnliche Nachsicht des Pascha, der da eine Wahl gestattete, wo er beides ungehindert hätte haben können. Doch diese Türken sind dumm. — Was ist nun weiter; Alexia ist tod. Es sterben ja so vielen Eltern ihre Kinder. Ich habe noch mehr Töchter für mich, und, wenn Du willst, auch für Dich, — denn ich hoffe, Du werdest nicht lange ein Narr seyn."

Ich drang in den Elenden wenigstens alles zu versuchen seine Tochter loszukaufen. — „Ich gebe keinen Parah für sie, — sagte Demetrius, — sie ist ein Capital, das Zinsen getragen hat."

„Nun, — erwiderte ich — so will ich mein letztes Vermögen für sie geben."

„Nach Belieben, — setzte der Grieche entgegen, — eine Tochter, die durch den Aufenthalt in dem Harem eines Türken besudelt ist, nehme ich — der ich in einer Seitenlinie von den kaiserlichen Comnenen abstamme — aber nur wieder, um sie in Dunkelheit zu verschließen, und für die Verbindung mit einem venezianischen Bettler ist dann auch mein Haus zu reich und vornehm. — Gehab dich wohl, und handele, wie es Dir gefällt."

Ich finde den Weg zu Bely Mustapha. Ich biete ihm erst mein halbes, dann mein ganzes Vermögen. Er hört mich an, ja er geht — wer schildert mein Entzücken! — meinen Vorschlag ein, — jedoch mit einem hämischen Lächeln. „Zähle mir

das Geld nur hin, Venezianer, — sagt er. — So wahr der Prophet lebt in alle Ewigkeit, so gewiß gebe ich Dir heute Nachmittags Deine Alexia." — Ohne Herzklopfen sah ich meine Piasterbeutel forttragen, und ging vergnügt, — denn Unterhalt für mich und Alexia zu erwerben, als besoldeter Gehülfe irgend eines Handlungshauses, konnte mir nicht schwer werden — von dannen.

Nachmittags stehe ich vor dem Pascha in seiner Vorhalle. — „Ha, sagte er, Du kommst nach Deiner Alexia, — warte." Er begab sich in das Innere des Hauses. Nach einer Weile riß er die Thüre auf, und schleuderte mir, mit gräßlichem Hohnlachen, Alexias von mir gemaltes Bild zu, das er von ihren Eltern hatte holen lassen.

— „Da nimm, — schrie er mich an — was ich Dir versprochen habe, — Deine Alexia. Dein ist sie, denn Du hast sie ja gemacht. — Nimm Deine abscheuliche Menschenfratze, und am jüngsten Tage, vor dem Stuhle des richtenden Propheten, dränge sich dieß Wahngebild gräßlich an Dich, und fordere von Dir mit dem Bellern des Schakals, dem Geheule der Hyäne, dem Brüllen des Tigers das, was Du ihm hier nicht geben konntest, und dort nicht geben kannst, — eine Seele, — bis Du vom Wahnsinne der Angst ergriffen, und vom Fluche Mahomets zerschmettert, niederstürzest mit Deinem grausenerregenden, den Schöpfer der Menschen in frevelhafter Nachäffung höhnenden Machwerke in die Hölle, aus der keine Erlösung ist."

So war ich denn ein betrogener, meines höchsten Lebensglückes wie meines Vermögens beraubter Bett-

ler. Meine einzige Empfindung war Durst nach Rache und Vernichtung Bely Mustaphas, ehe er die Thore des Heiligthumes, das vor Gott mein war, wie vor Menschen, frevelhaft erbrochen. Es war aber nicht mehr an ihn zu kommen. Nachricht erhielt ich, daß Alexia genese. Ein Seeräuber, der die Küsten und das Meer beunruhigte, war unterdeß die Ursache von Verweisen, die Bely Mustapha aus dem Divan erhielt. Ehe er noch der wiederhergestellten Alexia genaht, that er, im Zorne, das unbedachte Gelübde, er wolle nicht eher eines Weibes sich erfreuen, als bis er den Kopf des kühnen Corsaren auf der Pforte des Serails erblicke, — indem er, — der Pascha — voraussah in Kurzem nach Constantinopel zurückgerufen zu werden. Da ihm indeß das Gelübde im nächsten Momente gereute, so wurde, damit er bald von demselben gelöst seyn möchte, der Corsar mit beispiellosem Eifer verfolgt, und unterdeß war Alexia außer Gefahr. Bald geschah aber, was Bely Mustapha vermuthet hatte. Seine Zurückberufung nach der Hauptstadt, nebst einer ansehnlichen Beförderung, erfolgte, er reiste ab, und sein Harem, meine Braut in ihm, begleitete ihn. Ich ging ihm voraus, mein Leben durch den Verkauf einiger mir noch übrig gebliebenen Kostbarkeiten fristend, meinen Vorsatz im Herzen. Der Corsar ward während dem auch gefangen. Gestern erfuhr ich, sein Haupt werde in vier Tagen vor dem Serail aufgesteckt werden. Es war keine Zeit zu verlieren, denn Alexia war einmal ohne Mustaphas Mord nicht vom Verderben zu retten, so wollte ich ihn verüben; und, da keine Möglichkeit blieb, hier auf Erden je-

mals die Heißgeliebte zu erwerben, dem gewissen Untergange gern für sie entgegengehen. Das Bad allein war der Ort, an welchem der Pascha für mich erreichbar schien. Ihr gabt mir, dem nun völlig von allem Gelde Entblößten, für meinen Ring die Mittel zum Ankaufe eines Messers und zum Eintritt ins Bad. Ich hoffte, die That werde glücken, und dann wären jene acht Piaster für meinen Ring allerdings genügend gewesen für Alles, dessen ich hier auf Erden noch bedurft hätte. Ihr hindertet die That. Uebermorgen starrt der Kopf des Corsaren vom Thore des Serails, und wenn ich dann noch lebe, so werde ich nur noch athmen, um den Hingerichteten in wilder Verzweiflung zu beneiden. Ihr versteht mich, und ich habe genug gesagt."

Rohrbach verstand den armen Antonio nur zu wohl. — Nach einer langen Pause faßte er die Hand des Unglücklichen. — „Sanieri, — sagte er — überlaßt Euch mir ganz. Vielleicht ist es Gott, der noch einen Lichtstrahl wirft in Eure Nacht, und mir es gönnt Euch zu helfen, da mir so sehr daran gelegen ist es zu thun. Unternehmt indeß nichts Gefährliches weiter. Mord ist Sünde, und Sünde versöhnt nicht das Geschick. Versprecht mir ferner mein Zimmer nicht zu verlassen, und sollten Wochen darüber hingehen, bis ich es Euch gestatte. — Sprecht, wollt Ihr? — oder, wenn Ihr nicht mehr sprechen mögt, so gebt mir die Hand darauf zu thun, was ich von Euch fordere."

Rohrbachs Worte, und die Art, wie er sie äußerte, hatten so etwas dringend Feierliches, Sanieri reichte ihm stumm die Hand, und Rohrbach ging

hinaus, um Einrichtungen für die Beherbergung seines Gastes zu treffen.

5.

Wie mochte Rohrbach, als Fremdek und Franke in Constantinopel (man erwäge, was das sagen will), gegen den mächtigen Einfluß und die Leidenschaften eines Türken, eines Pascha, auch nur einen Augenblick den Gedanken hegen, er könne vielleicht dem jungen Antonio Sanieri zur Erlangung seiner Geliebten — denn anders war ihm ja nicht zu dienen — behülflich seyn? — Von einem vielerfahrenen, gelehrten, weltklugen Reisenden sollte man keine Chimäre romanhafter Jünglinge, von einem edeln, festen Manne durfte man nicht jene Schwäche mancher weichmüthigen, aber auch leichtsinnigen und kurzsichtigen Leute erwarten, die aller Welt, in erster Anregung, zuverlässig helfen wollen, und doch zu träge sind selbst die ersten Schritte deshalb zu thun, sobald die Stimmung vorüber ist: die aller Welt Versprechungen machen, und keine einzige halten, und bei allem ihrem sogenannten guten Herzen (ein Ding, das ohne festen Charakter keine Nuß werth ist) die traurigsten Geschöpfe von der Welt sind. Rohrbach gründete seine Hoffnung, die er ja auch nicht für ein festes Anker ausgab, auf seine genaue Bekanntschaft mit dem, bei dem Großvezir sehr viel vermögenden, schlauen und dabei gutmüthigen Renegaten Murad Effendi. Der Deutsche benutzte diesen interessanten Abentheurer zur Erlangung von Einsichten in die, größtentheils handschriftliche Lit-

teratur, und die Sprachen des Orients, in welchen Murad Effendi eine reiche, höchst vielseitige, mit abendländisch-classischer Genauigkeit geordnete Gelehrsamkeit besaß, besuchte ihn dieserhalb oft, und speiste zufällig gerade am nächsten Tage in seinem Hause mit ihm ganz allein zu Mittage. Nachdem der gefällige Wirth die Dienerschaft gegen das Ende des Mahles hinausgeschickt, um, statt des nüchternen Scherbets, an dem Burgunder fröhlich Theil zu nehmen, den er gern sich schmecken ließ, in alter vaterländischer Gewohnheit, aber, als Bekenner des Islam, dem Gaste allein überlassen mußte, so lang die muhamedanische Aufwartung ihn beobachtete, nahm Rohrbach das Wort, um dem Effendi die Geschichte des unglücklichen Antonio zu erzählen, und den Beistand des mächtigen Favoriten, oder wenigstens dessen guten Rath anzusprechen.

„Wahrlich, — sagte Murad lächelnd, nachdem er die Geschichte des Venezianers mit Interesse angehört hatte — Sie haben, mein bester Rohrbach, an dieser Begebenheit ein höchst bemerkenswerthes Stück für den türkischen Schrank im Cabinette ihrer Erfahrungen; denn kein Vorfall kann mehr den Stempel hiesiger Sitten und Eigenthümlichkeiten, fern von aller abendländischen, dem Oriente gänzlich fremder Sentimentalität tragen, als eben dieser. Unsere griechischen Väter, unsere türkischen Paschas sind nun einmal nicht anders, und wenn ich gleich den griechischen Weibern mehr innere Haltung als den Männern (ein Umstand, der, wie Sie wissen, bei den mehresten Völkern in ihrer Entartung stattfindet), zugestehen muß, so ist es doch noch die Frage, ob der

schönen Aleria damit gedient wäre, vom Throne einer reichen, mächtigen Haremskönigin in das karge Hauswesen eines verarmten Kaufmannes herabzusteigen. — Meine Theilnahme kann ich allerdings dem armen Antonio nicht versagen, mein Beistand indeß ist eine Sache, welche ich, wenn er offen erfordert wird und unmittelbar, ohne ein prahlender Thor zu seyn, nicht versprechen kann, da selbst die sonst unumschränkte Macht des Großherrn an diesem Walle im innersten Hauswesen der Bekenner des Islam, besonders der Vornehmern, ihre Grenzen findet. Vielleicht, — aber halten Sie ja wohl im Sinne, daß ich sage — vielleicht, — finde ich höchst mittelbare Beziehungen, vermöge welchen ich auf weiten Umwegen etwas für das unglückliche Paar thun kann, indeß wie viel, oder wie wenig dieß wird seyn dürfen, bin ich gegenwärtig noch ganz außer Stande zu bestimmen. Mein Rath für den armen Sanieri ist einfach, er heißt — Geduld, und die Ruhe der Weisheit, die sich zu fassen versteht an den Schiffbrüchen irdischen Glückes. Wer im Oriente lebt, muß nie vergessen, daß er auf hohlem Boden am Rande eines Vulkanes sich anbaut. Sein Garten blüht herrlicher als irgendwo sonst, indeß ein Stoß kann ihn in den Abgrund reißen. Darum gehört für die Morgenlande eine festere Philosophie, ein ganz anderer Sinn als für den Occident, und der Spruch des Coran:

„Genieße Alles, lerne aber auch Allem ruhig entsagen:"

muß jedem, er sey Christ oder Moslem, fortwährend in der Erinnerung bleiben, der sich im Strahle

des Halbmondes eine Hütte gründet, oder einen Pallast."

Nach dieser Aeußerung seines Freundes konnte Rohrbach unmöglich mit trostlichem Gesichte in seiner Wohnung ankommen. Zum Glücke war der Tiefsinn, oder vielmehr die gänzliche Abspannung, in welche Antonio nach so heftigen Anstrengungen verfallen war, so beschaffen, daß er selten bemerkte, was um ihn vorging, und also auch den Gesichtszügen seines Wirthes wenige Aufmerksamkeit schenkte. Dieser, dem die Nähe des ihm nun gänzlich hülflos Erscheinenden drückend vorkam, eilte so schnell als irgend möglich mit einigen Geschäften fertig zu werden, und begab sich, um im Freien leichter zu athmen, auf das platte Dach des Hauses. Es war bereits Abend, und da im Oriente wie im Süden die Zeit der Dämmerung nur kurz ist, so folgte auf den hellen Tag schnell die dunkle Nacht. Die Sterne funkelten im herrlichsten Glanze auf den trübseligen Fremdling herab. Der Mond schwamm hell golden im Aether, und das Meer strahlte, im zitternden Schimmer eines langen, leuchtenden Streifes, sein Antlitz zurück. Tiefe Stille herrschte rings umher. Statt aber, daß dieser feierliche Genuß den theilnehmenden Deutschen erleichtert hätte, preßte er seine Brust immer enger und enger zusammen. Ja, als er noch gar plötzlich vom Serail her im dumpfen Schalle den Donner einiger Kanonen vernahm, den zehnfach das Echo von den fernen Anhöhen zurückgab, — das, leider, häufig vorkommende Zeichen irgend einer im Innern des Sultanspallastes vollzogenen nicht öffentlichen Hinrichtung, welches erfolgt, sobald aus den Fenstern die Leichen der Schlacht-

opfer ins Meer geworfen werden, — da glaubte Rohrbach, trotz der Orangendüfte, die ihn umwehten, trotz der herrlichen Gegend mit Stadt, Land und Meer, welche vor ihm dalag, wie eine schlummernde Schöne, nur mit leichter Gaze bekleidet, in der Hölle zu seyn, rief aus: — „wäre ich doch nie hergekommen, um mein ganzes Leben zu vergällen. Armer, armer Antonio!!“ — und flog hinunter nach seinem Zimmer, um für einige Stunden im tiefen Schlafe die ihm des Abscheus werthe Gegenwart und sich selbst zu vergessen. Kaum war er aber in seinem Gemache angekommen, als ein seltsamer Lärm auf der Straße dem Hotel de Bourlan immer näher und näher kam. — Sollte etwa eine Feuersbrunst, oder ein Janitscharenaufstand? — noch hatte er den Gedanken nicht beschlossen, als das Getümmel vor dem Hause halt machte, und heftig an der Thüre desselben gepocht wurde. Rohrbach eilte ans Fenster. Fackeln erhellten die ganze Straße; in ihrem Scheine leuchteten die weißen Turbans und Waffen von einer Anzahl Janitscharen, denen eine Menge Menschen aus einigen nahgelegenen Bädern und Kaffeehäusern, in denen noch so spät sich Gesellschaft befand, neugierig gefolgt war. Die Thüre wurde aufgethan. Rohrbachs Herz wurde, ohne daß er sich Rechenschaft zu geben wußte warum, von einer unwillkührlichen Angst, gleich wie von Krämpfen gepackt. Verhaftungen, wußte er, werden so vorgenommen. Er riß das Fenster auf, und horchte auf das Gespräch des Wirthes mit dem die Janitscharen anführenden Aga. Deutlich glaubte er von den Lippen des letzteren seinen Namen vernommen zu haben, und sein Blut gefror. Mehrere der Kriegs-

leute gingen ins Haus. Er hörte ihren schleppenden Tritt auf der Treppe, — im Corridor. — Es ward an seine Stubenthüre geschlagen. „Aufgemacht, aufgemacht, im Namen des Sultans:“ erscholl es donnernd auf türkisch. „Ouvrez au nom du ciel, Monsieur;“ — stöhnte Herr Bourlan der Wirth ängstlich dazwischen. Rohrbach öffnete. Der Aga, ein großer gewaltiger Kerl, mit Augen wie ein Tiger, trat mit mehreren seiner Janitscharen herein, und reichte Rohrbach einen großherrlichen Firman, mit Selims eigener Unterschrift, in welchem er den Verhaftungsbefehl des Antonio Sanieri las, und die Aufforderung an sich selbst, diesen Verbrecher sofort auszuliefern. — Der gute junge Mann stand, vor Schrecken erstarrt, wie eingewurzelt. Antonio schlief ermüdet in der nebenanstoßenden Kammer. Herr Bourlan übernahm es sofort ihn zu erwecken, und ihn mit seinem Schicksale bekannt zu machen. Der Jüngling, sobald er sich von der ersten Ueberraschung eines so entsetzlichen Erwachens erholt hatte, betrug sich wie ein Mann. Er stand auf, warf sich in die Kleider, tröstete den guten, fast verzweifelnden Rohrbach, versicherte ihn, daß, ob er gleich dem Tode, wahrscheinlich für seinen, durch irgend jemand noch außer Rohrbach wahrgenommenen, Mordversuch entgegengehe, dieses nichts Schreckliches für ihn habe, sondern daß er recht sehr gern sterbe, und sich darauf ja auch längst vorbereitet habe. Er dankte ihm aufs Innigste für seine Freundschaft und Menschenliebe, bat ihn, bisweilen beim Anblicke des Ringes, den er von ihm habe, seiner zu gedenken, umarmte ihn brüderlich, wendete sich lächelnd zu den Janitscharen, und

ging, mit festem kräftigen Tritte, ihnen voraus aus dem Zimmer. Diese folgten ihm rasch. Rohrbach sah aus dem Fenster unten den unglücklichen Venezianer in einen bedeckten Karren werfen, die nackten Säbel der Janitscharen auf das Commandowort des Aga roth aufblitzen, den Zug sich fortbewegen, und sank, außer sich, wie in tiefer Ohnmacht, vom höchsten Schmerze so wie noch niemals bezwungen, rückwärts auf sein Bette.

6.

Antonio lag in seinem Karren von dicker Finsterniß umgeben. Das stoßende unbehülfliche Fuhrwerk rasselte dumpf durch die Todtenstille der Straßen, denn in der Nacht sind die volkreichsten Gegenden der Hauptstadt des Orients wie ausgestorben, da von spätem Schwärmen hier nie die Rede ist, und die Neugierigen, die anfangs noch folgten, wurden von den brüllenden Janitscharen hinweggescheucht.

Der Karren, den übrigens zwei Büffel ziemlich langsam fortzogen, hielt, nachdem er eine Weile auf ungepflastertem Boden sanfter sich bewegt hatte, plötzlich. Sanieri ward ziemlich unsanft herausgerissen, und er sah nun das im Mondesstrahl schimmernde goldene Horn des Hafens vor sich, über welches er nach Constantinopel selbst übergesetzt werden sollte. Eine große Barke war schon zu seiner und seiner Begleitung Aufnahme bereit, und nach wenigen Minuten befand er sich in dem schnell geruderten Fahrzeuge auf dem Wasser. — Sollen wir es uns versagen einen Blick in sein Inneres zu werfen? — Es war darin alles still; aber kann man es ihm verar-

gen, daß ihn dennoch ein eisiger Schauer überlief, wenn er um sich blickte nach dem Monde, dem tiefblauen Dome des Himmels, den entzückenden Ansichten, welche beide Ufer, zwischen denen er nun schwebte, von balsamischen Düften umwallt, von lauen Westen umschmeichelt, darboten, und dabei dachte: — „Alles dieses vielfach Schöne, Große und Liebliche siehst und empfindest du jetzt zum letztenmale, das Grab vor dir, dessen Schwelle vielleicht unsägliche Folter seyn wird, ist so kalt und schauerlich, und jenseits desselben? — wer kam jemals zurück, um von daher Kunde zu bringen! —"

Die Barke hielt indeß gerade in der Mitte des Hafens. Der Aga stand auf, und gab in einem asiatischen Kauderwälsch, das Antonio nicht verstand, dreien seiner Janitscharen einen donnernden Befehl. Diese letztern sprangen sofort empor, zwey ergriffen mit roher Gewalt den Gefangenen, hielten ihm beide Arme, während der Dritte das Tuch von seinem Turban loswand, und es, vor Antonio stehend, in einen Strick zusammendrehte. Der Unglückliche glaubte nun über sein Schicksal außer Zweifel zu seyn, nämlich daß man ihn sogleich erwürgen und hier ins Meer werfen werde. Keine Klage kam von seinen Lippen, sondern nur ein aus den tiefsten Tiefen der Seele inbrünstig mit einem sprechenden Blicke empor zum Himmel geschicktes: „Heilige Maria, bitt' für mich!" — und eine sanfte Anrede an die Janitscharen: „haltet mich nicht so fest, ich werde geduldig sterben." — Die Knechte der Despotie achteten nicht darauf, sondern sie rissen ihm hinten die Arme zusammen, daß die Schultern knackten, um ihn mit Seilen zu binden,

und der dritte Janitſchar hob die Hände empor, um ihm den Strick anzulegen. — Aber wie? — nicht an den Hals legt er ihm die Binde, nein, — um die Augen, — knüpft hinten das Tuch feſt zuſammen, und — Antonio iſt nun feſt überzeugt, er ſolle nicht erwürgt, ſondern hier enthauptet werden. Zwei Fäuſte packen ihn an, und ſtoßen ihn nieder. Er fällt willig auf die Knie, und erwartet den Todesſtreich. Er wartet eine Minute, — er wartet noch eine, — die zweite, — die dritte, — er lebt noch immer, der entſcheidende Schlag erfolgt nicht „Was zaudert Ihr?“ fragt er nach einer Weile die Janitſcharen; — ſie antworten nicht. Die Barke zertheilt unterdeß blitzgeſchwind die rauſchenden Wogen. Nun hält ſie. — Antonio wird herausgehoben, und, noch immer mit verbundenen Augen und gefeſſelten Armen, in eine Sänfte — wie es ihm vorkommt — geſetzt und außerordentlich raſch fortgetragen. — Nach etwa einer Viertelſtunde blieben die Träger ſtehen. An eine Thüre wurde mit drei gewaltigen Schlägen donnernd gepocht. Knarrend eröffnete ſich dieſelbe, und Antonio, wieder der Sänfte entzogen, mußte, von zweien ſchweigend geführt, nun zu Fuß ſeinen Weg auf geebnetem ſandigen Boden fortſetzen. Auch hier unterbrach ſonſt kein Geräuſch die Stille, nur das Meer ertönte in ruhigen Wellenſchlägen am Ufer, und nah und fern ſchmetterten Nachtigallen ihre buhlenden Lieder. — Schläge an eine zweite Thüre; — ſie ward aufgeſchloſſen, bewegte ſich leiſer in ihren Angeln, Antonio wurde in ein Gebäude, dieß bemerkte er an der Beſchaffenheit des Fußbodens, geleitet, und zuletzt auf eine Art von

Lager unsanft niedergeworfen. — Man löste seine Arme, nicht seine Augen. Die Tritte der Anwesenden entfernten sich; die Thüre ward mit Geräusch zugeworfen, und das Schweigen des Grabes herrschte umher.

Wohl eine Stunde mochte verflossen seyn, seit sich der junge Mann in dieser Lage befand, ohne daß er in hinbrütender Abstumpfung in dieser Frist etwas mehr gedacht hätte, als: — „ich bin im Kerker, und meine Hinrichtung ist, zur Bereitung größerer Qualen, ausgesetzt.“ — Indeß zuletzt kam es ihm vor, als wehe ihn zu Zeiten ganz leise etwas an. Was konnte dieß anders seyn als Moderduft eines feuchten Gefängnisses? Aber nein, — dieß ist kein Moderduft, sondern — sollte nicht eine Täuschung vorwalten? — der Ambrahauch arabischen Räucherwerkes. Die Klarheit seiner Seele kehrt nach und nach langsam wieder. Er findet, daß er bequem liegt. Seine Hände tappen nach dem Lager, und es ist nicht von faulem Stroh, sondern aus Polstern. Jetzt fällt ihm erst wieder bey, daß die Finsterniß, die ihn umgiebt, nur allein von seinen verbundenen Augen herrühre. Er faßt nach der Binde. Sein Herz schlägt. — „Was werde ich sehen? —“ so fragt er sich in bänglicher Spannung, und zaudert das Tuch zu lösen. Einzelne Lichter, merkt er jetzt, schleichen unter demselben bis in sein Auge. Rasch reißt er die Verhüllung ab, und — erblickt sich in einem geräumigen, runden, reich und geschmackvoll im morgenländischen Style verzierten, hell erleuchteten Gemache, in welchem sonst niemand ist als Er.

Rasch sprang er auf, warf seine Blicke voller

Erſtaunen nach allen Seiten, ging umher, und ſagte ſich: — „Dieß iſt kein Ort des Grauens und der Vorbereitung zum qualvollen Tode, ſondern der Pracht und der Wolluſt; — kein Kerker, ſondern ein Gemach zum Genuſſe der Liebesfreuden für einen Sultan.“

Das Zimmer hatte unten keine Fenſter, ſondern dieſelben befanden ſich oben in der Laterne der ziemlich hohen und reichvergoldeten Kuppel. Die Thüren waren, in der Verzierung der Wände verſteckt, nicht zu entdecken. Aus zierlichen, an den Pfeilern aufgeſtellten Alabaſterlampen floß die Erleuchtung, und der Duft erhob ſich aus mehreren koſtbaren Rauchgefäßen von der angenehmſten Form.

Nachdem Antonio dieß Alles eine Weile mit dem größeſten Erſtaunen unterſucht hatte, warf er ſich eben wieder in den Sopha, um über die Umſtände zu ſinnen, welche, über ihm waltend, ihn hieher gebracht haben möchten, als er durch ein Gepolter aufgeſchreckt wurde, von ihm ſelbſt dadurch hervorgebracht, daß er mit dem Fuße etwas beym Niederſezzen umgeſtoßen. Er ſah nach, und fand, das Umgeworfene ſey eine koſtbare Laute. — Er ſpielte dieß Inſtrument, hob alſo das gegenwärtige unwillkührlich auf, und gab einen vollen Akkord an. Im nämlichen Augenblicke, wie zauberiſch durch dieſen Ton bedingt, rauſchte ein Vorhang in der Wand, ein reich gekleideter großer Mohr trat ein, und fragte: — „was willſt Du?“

Sobald Antonio auch dieſer Ueberraſchung Meiſter geworden war, erwiederte er: — „Du ſollſt mir ſagen, wo ich bin?“

Der Schwarze ſtand ohne Wort und Bewegung wie eine Bildſäule.

Antonio richtete andere Fragen über das Befremdende der Gegenwart an ihn: — immer keine Antwort. Endlich — gleichſam der Probe wegen — ſagte er: „ich habe Durſt.“

Augenblicklich entfernte ſich der Mohr, um nach einer kleinen Weile mit einem ſilbernen Becken auf dem Kopfe zurückzukommen, auf welchem, als es vor Antonio niedergeſetzt wurde, derſelbe Limonade, Scherbet, kaltes Waſſer, ſogar griechiſchen Wein in hellen Kryſtallflaſchen vorfand, und außerdem in Körben von Golddraht ſüße Orangen, Pfirſichen und anderes koſtbare Obſt. Während Antonio den erſten Blick auf dieſe zierlichen Erfriſchungen geworfen und den zweiten auf den Bringer derſelben richten wollte, war dieſer ſchon verſchwunden, und, indem ſich der Venezianer, wie von einem Schwindel erfaßt, den Kopf hielt, rief er in der höchſten Spannung aus: — „Wie wird das enden? —“

7.

Sechs volle Tage und Nächte hatte indeß Antonio bereits in jenem Zimmer zugebracht, und noch konnte er mit dem beſten Rechte an die Zukunft die nämliche Frage richten, mit welcher wir ihn am Ende des vorigen Abſchnittes verließen. Die tiefe Einſamkeit, in der er lebte wurde in dieſer ganzen Zeit durch nichts unterbrochen, als durch das Erſcheinen des Mohren, der indeſſen auch nur, wenn Antonio ihn durch einen Akkord auf der Laute herbeirief, dann aber auch pünkt-

lich eintrat, nach den Bedürfnissen des Gefangenen forschte, und diese, ohne sich auf ein Gespräch, oder Beantwortung neugieriger Fragen einzulassen, augenblicklich befriedigte. — Sanieri erhielt, wenn ihn hungerte, ein köstliches Mahl in reichen Geschirren; wenn ihn dürstete, Wein und Erfrischungen im Ueberflusse; wenn ihm warm war, ein kühles, duftiges Bad im Nebengemache. Die Zeit vertrieb er sich mit seinen Gedanken und dem Lautenspiele, das er mit Gesang begleitete. Dabei war nur dieses — beiläufig gesagt — ganz sonderbar, daß der Mohr niemals kam, wenn Antonio, blos des Spieles wegen, auf dem Instrument präludirte, aber sofort dastand, wenn er, wirklich in der Absicht ihn zu rufen, einen einzelnen, unzusammenhängenden, vollen Ton angab.

Die Einsamkeit eines solchen Daseyns mußte für den Gefangenen, — so wohl er gehalten wurde, höchst langweilig werden, und er hätte alle Köstlichkeiten seiner Tafel gern mit trockenem Brod vertauscht, wäre es ihm vergönnt gewesen nur einmal ins Freie zu schauen. Indeß, wie schon gesagt, das Zimmer hatte nur Fenster in der Kuppel, durch welche es bei Tage erleuchtet wurde, und dem Eingesperrten, im Augenblicke, da seine Sehnsucht zu mächtig wurde, blieb nichts übrig, als den Mohren herbeizurufen, und ihn — es war gerade am vierten Tage des Aufenthaltes — zu fragen: — „kann ich denn nicht ein wenig hinausschauen und frische Luft genießen? — " — Der Mohr erwiederte: — „auf den Abend, bei Tage nicht." — Als es nun Abend geworden war, drückte der Mohr, nachdem er das Nachtessen, stumm wie immer, abgeräumt hatte, eine Feder in der Sei-

tenwand, zwei grose Thürflügel rauschten auf, und eine Art von Balcon erschien draußen, mit einer Aussicht ins Freie. Entzückt flog Antonio hinaus. Ein reicher, weiter prächtiger Garten, und in der Entfernung die See, lagen in magischer Beleuchtung des Mondes vor ihm. Vom Balcon führten Stufen von weißen Marmor in eine Allee von Orangenbäumen, von welchen sich ein Meer erquickenden Balsams durch die stillen Räume ergoß. — Antonio, fast außer sich, wollte die Stufen hinab, in den Garten eilen, stieß aber unten recht unsanft mit der Stirn an ein Netz von Drath, das, von oben nicht wahrzunehmen, den Weg vor ihm versperrte, und seiner Lage dadurch mit der eines in einen Käficht gesperrten Vogels die treffendste Aehnlichkeit gab. — „Die Dräthe sind doch nicht unzerreißbar, — murmelte er, — und es käme doch auf einen Versuch an. Die Flucht möchte doch vielleicht gelingen." Dabei aber wendete er sich zufällig zurück, und bemerkte den Mohren, der ganz ruhig an den Thürpfosten lehnte, ihn mit seinen großen blitzenden Augen beobachtete, und sich völlig eingerichtet darstellte, hier so lange zu verweilen als Antonio. Mit dem Zerreißen des Drathnetzes und der Flucht ging es also nicht, und dem Gefangenen blieb nichts übrig, als sich auf dem Balcone selbst niederzusetzen, freie Luft mit den Düften der Orangenblüten zu athmen, in den Mond zu sehen, an Alexia zu denken, über sein Geschick zu seufzen, und melancholische Lieder auf der Laute zu spielen. Die Nachtigallen in den Jasmin- und Fliederbüschen hatten, ihren klagenden schmelzenden Melodien, mit denen sie seine Lieder beantworteten, nach zu urtheilen, recht herzliches Mitleiden

mit ihm. Auch die Springbrunnen, die in hohen Mürfen ihre, im silbernen Lichte glänzenden Strahlen den Sternen zusenden zu wollen schienen, plätscherten, rauschten und klatschten ihm recht höfliche Theilnahme. Der Bosporus tönte entfernt mit tiefer Stimme dazwischen, und die Pfeifen auf den Schiffen des Hafens, welche die in der Stadt verstreuten Seeleute zum Nachtessen riefen, waren zum Glücke zu weit entfernt, um störend in die Harmonie zu wirken.

Das Auge des Schauenden konnte sich ungehindert in den weiten erhabenen Ansichten des Gartenhaines verlieren. Am Ende der Orangenallee vor ihm, die sehr lang war, bemerkte er einen großen Kiosk, an dessen vergoldetem Dache der Mondstrahl flimmerte, und aus dessen Seite sich ein blendendes Licht aus großen Fenstern ergoß. — Antonio schaute lange dahin, und je länger je mehr wurde es ihm, als greife eine unsichtbare Gewalt aus dem entlegenen Gebäude, und ziehe sein ganzes Innere nach jenem Orte, in glühender Sehnsucht hinüber. — „O Gott! — seufzete er — warum bin ich doch gefangen!“ — stand auf, weil sein Streben hinaus fast schmerzlich wurde, und floh in die Eingeschlossenheit seines Zimmers zurück, welche der Mohr durch Zuwerfen der beiden Thürflügel vollendete.

Als Antonio am folgenden Abende wieder auf den Balcon trat, fand er die Scene verändert. Eine Masse von Licht schlug ihm, obgleich weit jenseits des Gartens, von der rechten Seite entgegen. Es war das prächtig erleuchtete Serail, das von hier aus sich im reichen Prospecte darstellte, um, wie

ein Zauberpallast mit Feuerlinien in die Nacht gezeichnet, mit seinen Kuppeln und Spitzen zu brennen schien, und alle diese Herrlichkeit zitternd im Meere abspiegelte. Weiterhin flimmerten bunte Laternen auf allen Schiffen des Hafens. Noch weiter schienen Pera und Galata wahrhaft in Flammen zu schwimmen. Kanonen donnerten, ferne Musik erscholl, und Jubelgeschrei durchschnitt kreischend die Stille der Nacht. — „Was ist das? —" — fragte Antonio den Mohren. Dieser schwieg indeß wie immer, und der Kiosk gegenüber fesselte auch heute wie gestern die Aufmerksamkeit Antonios so sehr, daß er das prächtige Schauspiel, welches vor ihm funkelte, darüber vergaß, und fortwährend seufzte: „O welches Elend nicht frei zu seyn!"

So waren also, wie schon gesagt, sechs Tage vergangen. Am siebenten Abende saß Antonio wieder auf dem Balcon, und schaute nach dem Kiosk gegenüber, in welchem ihm, in seinen Träumen nämlich, jede Nacht bereits die sonderbarsten Dinge, zum Theile mit Alexia begegnet waren, und den er auch wachend, wenn er seinen äußern Augen entzogen war, nie aus den innern verlor. Heute war er glänzender erleuchtet als je, und es schien dem eifrig Hinspähenden, als streife bisweilen ein Schatten an den hellen Fenstern flüchtig vorüber. — Horch! — welch ein Klang war es, den der West von dort herbrachte? — Es war der einer Harfe. — Horch! — die Töne werden lauter, zittern in ernsten, gehaltenen Schwingungen in das Ohr des wunderbar ergriffenen, erglühenden Jünglinges hinüber, weben sich, gleich einem goldenen Netze, immer dichter und dich-

ter, immer feſter und feſter um den Entzückten, Verlangenden, ziehen ihn fort, ſo ſtark, ſo mächtig, vorwärts, immer vorwärts, und er widerſteht nicht, kann nicht, darf nicht widerſtehen, und gähnte vor ihm das Grab, und trüge ihn der Schritt weiter unter das Beil des Nachrichters, in die Flammen des Scheiterhaufens, dennoch, er muß, ja er muß ihn thun. Die Stufen fliegt er hinunter. — Thörichter! — haſt du das Drathgitter vergeſſen, an dem du dir im zuſtloſen Streben die Stirne zerſtoſſen wirſt? — Das Drathgitter iſt verſchwunden. — Wird der Mohr nicht herbeieilen und dich zurückreißen? — Antonio blickt ſcheu hinter ſich, — der Mohr iſt nicht da. — Glückliche Nachläßigkeit. Wie der Blitz ſo ſchnell, um ſie zu benutzen, ehe ſie zurückgerufen wird, fliegt der Jüngling bis weit in die Mitte der Orangenallee. Bangigkeit wie vor erwarteter Erſcheinung wunderbarer Dinge feſſelt hier ſeinen Fuß. Athemlos ſteht er, wieder zurückblikkend. — Vom Mohren iſt noch immer nichts zu ſehen. Antonio bemerkt, ſein bisheriges Gefängniß ſey ebenfalls ein Kiosk geweſen, ganz gleich dem, der vor ihm liegt, und als deſſen ſchnurgerade gegenüberſtehendes Seitenſtück zu betrachten. Der Befreite will eilig weiter, und kann nicht von der Stelle. Faſt möchte er zurückkehren, aber da werden die Nachtigallen, die in den nahen Cypreſſen niſten, ſo laut, als wollten ſie ſeine Unſchlüßigkeit ſchelten, und aus allen Orangenblüten, ſcheint es ihm, duften ſilberne Glockenſtimmen, welche ihm zuklingen: — „vorwärts, Muthloſer, vorwärts!“ — Aus dem Kiosk gegenüber tönt, zu den unſichtbaren Händen, die ihn

von dort her hinüberziehen, die Harfe immer näher, gewaltiger, und die melodischen Stürme locken ihn: — „Du zauberst so lange, lange, lange, — komm, komm, o komm!“ — Da entfalten die Flügel seiner Sohlen sich abermals. Zwanzig Schritte vom Kiosk hemmt das Lied seinen Lauf aufs Neue, das, von einer lieblichen Stimme kräftig gesungen, ihm in jedem Worte dergestalt verständlich wird:

Als noch des Halbmonds tödtend Licht
In des Ilissus Flut nicht sah,
Ach! — wie die gold'ne Sage spricht,
Welch' wundergroße Zeit war da!
Deckt auch der Knechte Heer den Strand,
Für Freiheit siegt die kleine Schaar.
Nun umgekehrt, — o Vaterland,
Schlägt dich als Sklavin der Barbar.

Auf, Pallas, steig vom Fall empor,
Das Kreuz statt Aegis vor der Brust,
Mit einem Ton vom Siegerchor
Von Marathon erweck die Lust.
Den Willen zünde, der verließ
Der schwachen Enkel niedern Sinn,
Neu ficht sichs dann bei Salamis,
Und noch einmal ist Xerxes hin.

Die Harfe schweigt, — ehe sie noch ganz verklingt, ist Antonio, heftig stürmend, als zucke ihm durch jede Nerve ein vierfaches gewaltiges Leben, mit brennenden Wangen, an einer der großen Fensterthüren des Kiosks. Das Glas ist mit einem Silberflor inwendig verhangen, der alles Licht aus dem Innern

des Pavillons hinaus, keinen Blick aber zur beſtimmten Anſchauung hineinläßt. — Eine hohe weibliche Geſtalt wird indeß inwendig wie ein Schatten kenntlich, die heftig auf und niedergeht. Eben tritt auch die eines großen Mannes in weiter türkiſcher Tracht hinein. Antonios Hand zuckt nach ſeinem Gürtel, als ſuche er dort ſeinen Dolch. Da er ihn nicht findet, knirrſcht er mit den Zähnen, und in dem Seufzer, mit deſſen Hauch er das Spiegelglas trübt, vernimmt man das Wort: — „Rely Muſtapha!“

Indeß redet der Türk, und jedes Wort des Geſpräches wird draußen verſtändlich:

„Die Zeit des Beſinnens iſt abgelaufen, willſt du jetzt gewähren, wonach ich ringe? — Sey kurz, — Ja oder Nein?“

„Nein!“ antwortete das Weib mit feſter Stimme.

„Ha! — hub der Türk heftig an, — du bedenkſt nicht, wie gefährlich es iſt mir zu trotzen.“

„Es giebt keine Gefahr, — erwiderte ſie — wo keine Furcht iſt, und Furcht hört auf, wo nur zwiſchen zwei Abgründen die Wahl bleibt. Hätte doch mein Volk meinen Sinn, den ſo vieler meiner Schweſtern, wahrlich, es würde ſich nicht herablaſſen vor Euch, die ihr nur Sklaven eines Sklaven ſeiner Lüſte und Eunuchen ſeyd, zu zittern, niederwerfen würde es Euch in den Staub, und frei ſeyn über den Gräbern der Ahnen.“

„Mädchen, du trotzeſt auf deine Schönheit, — warnte der Türk. — Warum dieſer Widerſtand, der dem ſchwachen Geſchlechte nicht anſteht? — Sey mein, und alles, was Deine Eitelkeit fordern kann, ſey Dir gewährt.“

„Stumpfer, knechtiſcher Barbar, fiel ihm das Mädchen ins Wort, Du kannſt es nicht faſſen, daß ich jeder irdiſchen Gewalt, ja der Deines Großherrn ſelbſt, und wäre ſie mit alle Euern Marterwerkzeugen und Beilen umgeben, trotzen kann, weil ich liebe, — und daß ich ehr mein Leben aufopfere, als den Schwur, den ich für einen gleichen, empfangenen gab, und durch heilige Pfänder bekräftigte.“

„Du bringſt mich aufs Aeußerſte, Weib, — rief der Türk. — Entweder Du hebſt dieß Tuch auf, das ich Dir zuwerfe, — oder — Du kennſt den qualvollen Tod, den wir den Weibern, die unſeren Zorn erregen, in den Fluten bereiten.* — Hier iſt das Tuch, — dort hinter der Tapete warten meine Sklaven mit der ledernen Hülle, — wähle.“

Das Mädchen ſchwieg einen Augenblick, dann ſprach ſie gefaßt: „Der Tod iſt bitter, — aber dehne ihn aus, wie Du kannſt, — ſeine Qual kann nur wenige Minuten dauern, und was ſind die gegen ein ganzes qualvolles Leben. — Liebe, heilige, treue, nimm mich denn auf in Deinen Schoos. — Türk, ich verabſcheue Dich. Wie ich dieß Tuch mit meinem Fuße fortſtoße, ſtoße ich Dich von mir. Thue, wozu Du die Macht haſt.“

„Auf denn, — herbei, herbei!“ — befahl der Türk mit lauter Stimme

Im nämlichen Augenblicke fahren beide Thürflügel klirrend aus einander, Antonio ſtürzt herein wie

---

* Die unglücklichen Geſchöpfe werden in einen Sack geſteckt und erſäuft.

ein Rasender: — „Barbar, — ruft er — mich mußt Du ermorden mit ihr. — Alexia, meine Alexia!“ — Die Schöne kreischt auf, aber schon ist sie von den Armen ihres Geliebten heftig umfangen; die ihrigen drücken ihn an ihr Herz, und sein langer glühender Kuß erstickt die Worte „Antonio! — mein Antonio!“ — auf ihren Lippen. — O welch ein Moment! — Da fühlt sich Antonio bei den Schultern gefaßt. — Er fährt auf. — „Wir sind nun bereit zu sterben!“ — ruft er, — wendet sich um, und fällt — an Rohrbachs Brust. —

„Ha, — was ist das?“ — fragt er, wie aus einem Traume erwachend. — „Daß es das Ende und die Rettung ist, antwortete Rohrbach, vor Freude glühend, weiß ich zwar, aber das Wie? ist mir ein Räthsel wie Euch. Diesen edeln Mann, dem ihr dieß alles verdankt, müßt Ihr befragen.“ Damit zeigte er auf den Türken, der — wie Antonio nun bemerkte — zwar auch ein großer, außerordentlich schöner Mann, keineswegs aber Bely Mustapha war.

Während Antonio hierüber von Neuem stutzte, trat Murad Effendi — denn der Türk war kein anderer — zu ihm heran, und faßte seine Hand. — „Junger Mann, — sagte er ihm auf Italiänisch — Euer Unglück ging mir zu Herzen, ich beschloß mich für Euch und Eure Liebe zu bemühen. Aber ich traute unserem gemeinschaftlichen Freunde Rohrbach nicht Kraft und Aufmerksamkeit genug zu, Euren Rachedurst von Thaten zurückzuhalten, die alle meine Maasregeln zu Euren Gunsten hätten vereiteln müssen, und da Bely Mustapha noch immer

hier Eurem Dolche ausgesetzt war, und sein, oder Euer Engel nicht jederzeit, so wie damals im Bade, bei der Hand möchte gewesen seyn, so ließ ich Euch durch Janitscharen aus Rohrbachs Obhut in meine Gewahrsam bringen. Die Art, wie dieses geschah, und die eine überflüßige Härte zeigte, kommt nicht auf meine Rechnung, sondern auf die des Großvezirs, der nothwendig, wie die Folge zeigen wird, für die Rache gewonnen werden mußte, und, wie er sagte, — „dem frechen Christen, der einen rechtgläubigen Pascha morden wollte," — einige Züchtigung durch Angst nicht meinte ersparen zu dürfen, so sehr ich dawider stritt. Ihr müßt nie vergessen, daß wir zu Constantinopel sind." — „Alexia indessen, — Alexia?" — fragte Antonio und Rohrbach zugleich.

„Nun, daß die hier ist, und unserem Venezianer wiedergegeben werden kann, — fuhr Murad lächelnd fort, dieses ist wahrlich das kleinste Wunder! Habt Ihr, Antonio, nicht vor einigen Tagen Abends die Freudenfeuer gesehen und den Donner der Kanonen gehört?"

„Allerdings," — erwiderte Antonio.

„Es war zur Feier der Vermählung des jungen kürzlich gebornen Sultanstöchterleins. Da der Großvezir auf die Erkiesung des Gemahls für die Prinzessin den größten Einfluß hat, und bisweilen hört, was ich ihm einblase, so hätte ich wahrlich schwachköpfig seyn müssen, wenn ich die Wahl des großherrlichen Eidams nicht auf unseren Stein des Anstoßes, auf Bely Mustapha, Pascha von Negropont, hätte fallen lassen, der, zum Glück, reich genug war.

Kurz, meine Unternehmungen gelangen, und für die schöne Alexia sehr zur rechten Zeit, denn eine Viertelstunde, nachdem Bely Pascha die Kunde der ihm zugedachten Ehre mit Schrecken empfangen hatte, und nach dem Serail abgerufen worden war, um seiner neuen Gemahlin die Füßchen zu küssen, ward der Kopf des bewußten Corsaren auf der goldnen Pforte aufgesteckt. Für Mustapha und sein Gelübde konnte dieser Vorfall keine Vortheile mehr bringen, denn die Sitte verlangt es, daß die unmittelbare Antwort auf die Ankündigung seiner neuen Vermählung die scheinbar entzückte Verstoßung seiner Frauen, und Entlassung seines ganzen Harems seyn mußte. Aus dem letztern die schöne Alexia herzufordern, und von mir abhängig zu machen, mußte ein Leichtes seyn. — Ich gestehe, daß ich ihr nicht recht traute, und da ich viel für sie beabsichtigte, dieß an keine Unwürdige wenden wollte. Fand ich sie ihrem Antonio treu, so wollte ich ihr Vater seyn; — fand ich sie nicht also, wollte ich sie den Ihrigen zurücksenden, wo sie schwerlich sonderlichen Empfang gehabt hätte, und ihren Geliebten, nach Grundsätzen einer gewissen, mir bisher eigenen Philosophie enttäuschen. Indeß, meine bisherigen Theorien sind heute zum erstenmale wankend gemacht, die unvergleichliche — sollte ich nicht lieber sagen einzige? — Alexia ist des Bodens würdiger, der sie gebar, als hunderttausend Männer ihres einst so großen, nun so tief gefallenen Volkes. — Nehmt denn Euer herrliches Kleinod hin, beneidenswerther Antonio, und seyd dessen würdig. — Wäre doch auch Andern ein solcher Stern aufgegangen, sie zu retten

und zu geleiten, ehe sie in die Abgründe zu spät bereuten Wahnes rettungslos herabstürzten. — (Er legte dabei Alexias Hand in die des Sanieri.) — Geht nicht nach Negropont oder Athen zurück, wo Ihr weder freudigen Empfang, noch Hülfe finden würdet. Laßt schnell einem Priester Euern Bund schliessen, und schifft Euch dann ein nach Marseille, um unter einem freien, glücklichen Himmel frei und glücklich zu seyn. — Weine nicht, Alexia, darüber einem Vater tod zu bleiben, der Deiner nicht werth ist, der Dich auf ewig von dem Geliebten reißen würde, da diesem das Gold ausgegangen, seiner Habsucht zu fröhnen. — Ich, wie gesagt, will statt seiner Dein Vater seyn. — Nimm dieß Kästchen, die Wechsel auf Marseille, die es enthält, werden Dich und Deinen Gatten dort unter die Wohlhabenden stellen, und, da die Verhältnisse günstig sind, wird Euer Fleiß Euch bald in die Reihe der Reichsten führen. — Nehmt — ohne Umstände."

Antonio und Alexia sanken, das Kästchen nehmend, dem wohlmeinenden Renegaten in sprachloser Rührung zu Füßen, und umfaßten dankbar seine Knie.

Ein heller Tropfen fiel von seiner Wimper in Murads Bart. — „Nicht doch, Kinder, — sagte er, indem er sie aufhob. — Gern handelte ich für Euch, und was ich Euch gebe, ist — wenn es auch ein Vermögen ist für das Abendland — im Oriente kaum der Rede werth, und vollends für meine Schätze eine völlig unmerkliche Verringerung. — Geht mit Gott, und — unserem in sein Vaterland zurückkehrenden Rohrbach, den ich Euch für jetzt zum

Vormunde sehe, und wenn Ihr vielleicht über einige Jahre in den Zeitungen lesen solltet, der Großvezir — Murad Effendi sey — enthauptet, und sein Kopf vor dem Serail aufgepflanzt worden, so sagt Euren Kindern, der Unglückliche sey ein guter, wenn auch seltsam verirrter Mensch gewesen, und schenkt dem Andenken Eures geopferten Freundes eine mitleidige Thräne."

Der Schuß vom Balcon.

Mittheilung von Theodor Hell.

Wir saßen um den runden Tisch in recht traulicher Herzensergießung bei einander. Der edle Rheinwein hatte sein Feuer durch uns ergossen, und eben sollte in dem Nachbarlande der schäumende Flüchtling in den hochgestielten Gläsern perlen, als es uns erst einfiel zu bemerken, daß hier der Zufall ein kleines Häufchen alter Junggesellen zusammengeführt habe, von denen jedoch keiner den Namen eines Hagestolzen verdiente, weil jeder dem weiblichen Geschlechte von ganzer Seele huldigte, und wohl nicht selten des besten Willens und festen Vorsatzes gewesen war, sein einsames Gemach durch einen reizenden Huldengel für immer zu beleben.

„Hoch lebe jedes brave Weib, und jedes holde Mädchen, das zur edlen Hausfrau heranreift!“ rief der Bergrath aus, an dessen gastlichem Tische wir uns so wunderbar vereint gefunden hatten, und die

ganze Tafelrunde stieß hellklingend mit den von den besten Tropfen des deutschen Weines durchgoldeten Gläsern an.

„Sollten sich die Leute nicht wundern, wenn sie eben uns hier diese Gesundheit so recht herzlich ausbringen hörten!“ begann der Leibarzt wieder, als die Gläser geleert, und der Nachklang der kräftigen Männerstimmen noch durch den Saal schallte.

„Gewiß nicht, wenn sie so manchem unter uns dabei ins volle Herz sehen könnten, dem es wohl, wenigstens Einmal im Leben, so recht darum zu thun war, ein gleichschlagendes auf immer mit dem seinen zu vereinigen,“ entgegnete ihm der Oberst, „wenigstens mir,“ fuhr er fort, „ist es so ergangen.“

„Und mir nicht besser,“ „mir auch,“ „kann auch ein Wörtchen davon sprechen“ „gleichfalls, Herr Bruder“ und ähnlich tönte es von allen Lippen und die Männer sahen sich lachend einander an.

„Wißt ihr etwas,“ rief da plötzlich der Hofbankier, „weil wir denn so einander gegenseitig unwillkührlich unsre offenherzigen Geständnisse im Allgemeinen gemacht haben, und ich wohl denke, daß sie uns keine Schande machen, so laßt uns auch jeder das Einzelne zum Besten geben, und wenn auch nicht zu gegenseitigem Nutz und Frommen — denn es dürfte doch schwerlich bei uns noch an ein Einbringen in Hymens Tempel zu denken seyn — doch zu Ergötzlichkeit und Erbauung mittheilen, wessen sich ein jeder noch von dem Zeitpunkte erinnert, wo er am nächsten nach dem Ländchen der Ehe steuerte,

und was sein Schifflein davon plötzlich wieder ins weite Meer verschlug."

„Bravo!" riefen die Versammelten einstimmig, „so sey es!"

„Und weil der Oberst zuerst sich als vormaligen Ehestandsrekruten abgelesen hat; so mag er auch der erste seyn, der uns noch heute Abend ein solches Abentheuer zum besten giebt," stimmte der Schuldirektor ab, und die andern ein.

„Mit der Bedingung," versetzte der Oberst, daß Ihr dann sämmtlich das nächstemal bei mir speißet, und so Reihe hindurch derjenige, der die Freunde an dem einen Abende mit seiner Erzählung bewirthet, sie an einem der darauf folgenden auch mit leiblicher Speise und Trank erquickt. Ich wenigstens halte diese Vergütung für recht und billig."

„Angenommen" rief der Kreis, und der Hofbaumeister überlaut, „nun so fang nur endlich an, eine von deinen Historien uns aufzutischen, denn bei Euch Militärs ist gewiß die Auswahl."

„Tolle Streiche könntest du genug von mir hören," erwiederte der Oberst, „das gebe ich zu, aber Ihr wollt ja ein Verhältniß, wobei das Herz recht innig im Spiele war, und da kann ich Euch nur mit Einem Zuge meines Lebens aufwarten, den ihr nach fleißiger Anhörung dann am Schlusse einen Namen geben könnt, wie Ihr wollt, um unsere Erzählungen gehörig in Reih und Glied einzurangiren."

„Ein guter Gedanke," ließ sich der Hofmaler vernehmen „und unser Archivrath dort mag dann

das Ganze protokolliren, einregistriren und asser-viren."

„Du meinst, weil es ohnedies bereits alte Dokumente Eurer frühern Jahre sind," brummte dieser ihn an, schmunzelte aber gleich darauf freundlicher, „nun, ich verspreche es Euch, Ihr sollt mit meinem Liebes-Urkundchen auch nicht unzufrieden seyn, denn auch ich non militavi sine gloria. Jetzt aber, favete linguis, und laßt den Kriegshelden reden."

Da begann der Oberste endlich, wie folgt.

Der Feldzug war beendigt, ich Hauptmann worden, und mit zwei schönen Ordenskreuzen geschmückt kam ich in meine Garnison zurück. Der Friede gab mir Geschäftsruhe, ich konnte leicht Urlaub erhalten, und beschloß ihn zu einer Reise durch Ober-Italien zu verwenden, um Gegenden wiederzusehen, welche ich zwar schon einmal früher, die Waffen in der Hand, durchzogen hatte, jetzt aber mit dem Wanderstabe friedlich durchpilgern wollte. Das Beste, was ich für die diesmalige freiwillige Reise in der ersten gezwungenen mir erbeutet hatte, war eine vollkommne Kenntniß der von Jugend auf von mir mit Liebe gepflegten italienischen Sprache, welche ich nun mit einer Fertigkeit redete, daß man mich, übereinkommend mit meinem scharfgezeichneten und etwas gebräunten Gesichte, für einen dortigen Eingebohrnen schon oft gehalten hatte.

Ueber Venedig, wo ich gern und eine feine Weile blieb, kam ich nach Verona, wo es mir weniger behagen wollte, und das ich schnell verließ, um, desto länger in dem freundlichen, heitern Mailand bleiben zu können.

Es war bereits dunkler Abend geworden, als ich auf der schönen Kunststraße von Bergamo daherrollte, und mich etwa noch einige Miglien von Mailand befand. Plötzlich höre ich einen Pistolenschuß. Aufmerksam gemacht, treibe ich den Postillon an um so schneller weiter zu fahren, aber es war alles wieder still geworden. Doch jetzt. Ein Lichtschein wie von Wagenlaternen ohnweit von mir auf der Landstraße, dann ein halbersticktes Geschrei. Ich immer näher eilend. Da wendet sich der Schimmer des Lichts von der Straße links ab, ich bin nahe genug, um einen Wagen in schnellster Eile auf einem Seitenwege links von der Straße wegfahren zu sehen. Zwei Kerls sitzen auf den Pferden, die vor den Wagen gespannt sind, ein Reiter sprengt daneben her, von neuem glaube ich ein Hülferufen zu vernehmen, ein neuer Pistolenschuß, der von jenem Reiter aus aufblitzt, und es wird mir klar, daß hier ein Raub verübt worden ist. Im Galopp jagt mein Wagen nach, meine Doppelflinte ist heraus, der Schuß trifft des Reiters Pferd, es stürzt mit ihm, wir sind ganz nahe. Mein Reitknecht Wilhelm, welcher noch ein Pistol abschießt, ohne jedoch zu treffen, und ich springen aus unserm Wagen; doch ehe wir noch den andern vollends erreichen können, haben die Kerls auf den Wagenpferden die Stränge zerhauen, heben ihren vom Fall verletzten Kameraden auf und auf eins dieser Pferde und sprengen nun in Carriere davon, ehe ich Zeit habe, mein Gewehr wieder zu laden.

Die Gefahr war vorüber. Ich blickte in den Wagen, den die Laternen schwach erleuchteten. Ein

Zöschen zeigte mir rückwärts sitend zuerst das von Angst erbleichte nicht üble Gesichtchen. Sie hatte gewiß zuleht noch, ohnerachtet des Verbots der Räuber geschrien, das sah ich an dem noch halb offnen Munde. Ein Glück, daß der Schuß, den der Reiter darauf in den Wagen gethan, gefehlt hatte. Denn jenes Madonnengesicht rechts im Wagen auf der andern Seite war nur mit der milden Blässe der Ohnmacht, nicht mit dem vernichtenden Schleier des Todes bedeckt. Ein bejahrter, achtungswerth aussehender Mann streckte mir zunächst die Hand entgegen, und gewann Worte, mir als seinem Retter zu danken. Die schöne Ohnmächtige erholte sich, man stieg aus dem Wagen, ihr Vater — denn das war jener Mann — führte sie mir als ihrem Schutzengel zu, sie wollte mir in der Angst des Augenblicks die Hand küssen, ich faßte die ihrige aber, und zog sie an meine Lippen. Der Dank war um so größer, je dringender die Gefahr wegen eines nahen übelberüchtigten, einsam gelegenen Hauses war, wohin die Räuber die Beute ohnstreitig hatten in Sicherheit bringen wollen. Der Gerettete war ein Kaufmann, Ghibertoni aus Venedig, mit seiner Tochter Clara, so viel verständigte man sich in den nächsten Minuten.

Doch man mußte suchen mit der armen, vom Schrecken fast erschöpften Clara sobald als möglich die Stadt zu erreichen. Ich ließ die Pferde von meinem Wagen abspannen, bei welchem Wilhelm indeß blieb, und sie vor Ghibertonis Reisewagen legen, setzte mich selbst, da neben dem Kammermädchen, das Bettine genannt ward, kein Platz

war, weil das weibliche Putzgeräth auf der zweiten Hälfte des Sitzes sich bis hoch an die Decke aufgeschichtet hatte, auf den Kutscherſitz, und so fuhren wir, jene der Rettung, ich der That froh, mit leichtem Herzen nach Mailand. Mit leichtem Herzen ich? — Fast möchte ich es verneinen; denn erinnere ich mich recht, so hatte schon der erste Anblick Clara's den Herrn Hauptmann so sehr beschäftigt, daß er auf seinem Wolkensitze an nichts dachte als an die reizende Dankende, und sich es hundertmal zum Vorwurf machte, daß er mit gar schlechter Taktik nicht den Augenblick benutzt und wenigstens, statt der schönen Hand, den noch viel lieblichern Mund als Aushülfe gegen die Verlegenheit der von tiefer Bewegung Ergriffenen benutzt habe. Nun war es aber zu spät, und überdieß der Sitz leider so hoch hinaufgeschraubt, daß auch nicht der kleinste Rückblick in den Wagen selbst zur Stärkung möglich ward.

Das nächste Wirthshaus in Mailand war uns das erwünschteste, und natürlich meinem Intresse an den durch mich Geretteten es vollkommen angemessen, daß ich mich auch darin mit einquartirte. Am nächsten Morgen sprachen sich nun Wort und Blick noch inniger und freier aus, und ich hatte alle Ursache mich wegen meines nächtlichen Abentheuers glücklich zu preisen, da ich immer mehr fand, welch ein wackrer und gebildeter Mann Ghibertoni, welch ein herrliches Mädchen an Geist und Herz, an Reiz und Anmuth Clara sey. Selbst mein Wilhelm fand an der schleunischen Bettina Wohlgefallen, und so

vergingen mehrere Tage bei dem heiterſten Sonnenſchein der fröhlichſten Lebensluſt.

Ghibertoni vertraute mir, daß er mit den Behörden in Venedig in Unannehmlichkeiten gerathen ſey, und daher damit umgehe, jene Stadt ganz zu verlaſſen und ſich in Deutſchland anzuſiedeln. Jetzt müſſe er nur erſt nach Paris, eben jener venetianiſchen Verhältniſſe und deren Ausgleichung wegen reiſen; ſobald er aber dort alles in Ordnung gebracht und ſeine Gelder von Venedig hinweggezogen habe, hoffe er auf dem Boden meines Vaterlandes ein ruhigeres Wohnplätzchen zu finden, als er es mit allen Aufopferungen an die franzöſiſchen Offizianten in dem ſeinigen während der letzen Zeit ſich habe verſchaffen können.

Alles freundliche Ausſichten für eine Zukunft, die ich mir mit den reizendſten Farben ausmalte, denn ich muß es Euch nur ohne längeres Zögern geſtehen, ich war zum erſtenmal in meinem Leben ſo recht ernſtlich verliebt, hatte den feſten Vorſatz gefaßt, der holden Clara meine Freiheit hinzugeben, und ihr Wohlwollen gegen mich, das mit jedem Tage zuzunehmen ſchien, die Annäherung an mich, die ſich mit jedem Geſpräche immer freier entfaltete und ſo manche leiſe Winke von Vater und Zofe, die ich zu meinem Beſten zu deuten Eigenliebe genug beſaß, ließen mich hoffen, daß, wenn ich es nur erſt wagte zu bitten, ich nicht unerhört würde abgewieſen werden.

Wer aber ſchon ein feines Veilchen im Stande der Freiheit war, giebt ſie meiſt nicht ſo ſchnell auf, ohne recht feierliche Gelegenheit dazu abzuwarten, damit das Opfer für alle folgende Erinnerung gleich-

sam recht festlich vorbereitet sey. So gings auch mir. Schon waren mehr als 8 Tage verflossen, und ich hatte noch nicht gesprochen, da begaben wir uns zusammen in das reizende Monza ohnweit Mailand, nicht um in der Nähe der berühmten eisernen Krone uns zu befinden, um dort die letzten Sommertage noch im Schooße der Natur, welche dort ihre vollsten Genüsse beut, recht seelig zu verleben. Wir bezogen ein herrlich gelegenes Landhaus, welches uns alle Bequemlichkeiten bot, und dessen Gärten noch im vollsten Duft der erst später sorgfältig mit Stroh gedeckten Orangenspaliere standen. Ich hatte im ersten Stockwercke den rechten Flügel des kleinen Gebäudes zur Wohnung, Ghibertoni's hielten sich in dem linken auf, und ein gemeinschaftlicher Saal, blos durch ein großes Glasfenster beleuchtet, vor dem ein Balkon in den Garten hinaustrat, verband unsern beiderseitigen Aufenthalt.

Hier wollte ich mich Clara entdecken, sie um das Geständniß ihrer Gegenliebe flehen, und mein Glück dann dem Vater verkünden, dessen Wohlwollen ich kannte. Es war hohe Zeit, denn der Ablauf meines Urlaubs rief mich innerhalb 10 Tagen in meine Garnison zurück.

Schon hundertmal hatte ich den Damen etwas Aehnliches gesagt, ohne etwas anderes als die Leidenschaft des Augenblicks dabei zu empfinden, und es war mir nicht schwer geworden; aber hier war es, als ob das wahre Gefühl, das auf ein ganzes Leben seinen Zauber breiten solle, mir den Mund schlösse, die Worte raube, den Muth stehle, und so oft ich beginnen wollte Clara inniger zu fragen

und das heitre Gespräch, das immer zwischen uns statt fand, auf diesen ernstern Punkt zu leiten, fehlte mir die gehörige Einleitung, ich ward befangen, Clara entschlüpfte mir, und — meine Sache stand so ungewiß wie vorher.

Nun, morgen früh gewiß, sagte ich endlich zu mir, als die Zeit immer mehr drängte, und setzte mich mit diesem festen Entschlusse des Abends zu dem festlichen Mahle, das wir stets zusammen an der gemeinschaftlichen Tafel auf dem geräumigen Balkon einnahmen, hinausschauend in die vom Mondenlicht übergossene himmlische Landschaft, und umsäuselt vom kühlenden Hauche der reinsten Luft, die durch die Lorbeer- und Platanenhaine wehte. Und Clara war so himmlisch mild gegen mich und schien selbst ein so zartes Geheimniß auf dem liebenden Herzen zu haben, welches mir sich gern entfaltet hätte, und nur von der Gegenwart des Vaters noch zurückgehalten ward, daß ich das morgen so sehnlichst herbeiwünschte, wie noch nie, und fest überzeugt war, es bringe die lang versparte Frucht der Heperiden für mein ganzes künftig Liebe und Glanz durchstrahltes Leben!

Da brachte man plötzlich einen Brief an Ghibertoni, welcher durch einen Expressen von Mailand nach Monza gesendet worden war. Er kam aus Paris, und gebot mit der dringendsten Eile dort einzutreffen, wenn die Geschäfte den erwünschten Gang nehmen sollten, da des Kaisers Abreise selbst so nahe sey, daß jeder Augenblick Verzug leicht ein Verfehlen desselben bewirken könne.

Ghibertoni war, da der Brief außerdem gute

Aussichten enthielt, freudig bewegt, der Aufbruch war für den nächsten Morgen in der ersten Frühe beschlossen, man trennte sich schnell und zeitig, um noch Zeit zum Einpacken und den Schlaf einiger Stunden zu erhalten, und ein Scheideblick Klarens schien mir zu sagen, wie schmerzlich es ihr sey ohne Erklärung scheiden zu müssen.

Nein, das sollst du nicht, angebetetes Mädchen, rief ich mir selbst zu, und beschloß das erste Erwachen Klara's zu benutzen, um ihr alles zu entdecken, was ich so tief, so innig, so drängend im Herzen trug. Klara war stets am ersten im Hause wach. Ich wußte, daß sie dann im reizendsten Morgengewande gewöhnlich das Haus verließ und im Garten die reine Frühluft einathmete, bis nach einer Stunde rückkehrend sie uns zum gemeinschaftlichen Frühstücke einlud. Sie nahm gewiß auch heut in noch größerer Frühe Abschied von allen den Lieblingsplätzchen, die mir ihre süße Innigkeit mehr als einmal als solche bezeichnet hatte, und die es wohl nur um deswillen waren, weil ich auf jedem derselben entweder ihr vorgelesen, oder mit ihr heiter gescherzt, oder inniger in die Welt der Gefühle mich versenkt hatte, und wenn sie durch den Saal ging, sollte sie mich unerwartet finden, wollte ich mich ihr zum Begleiter anbieten, mein Herz sprechen lassen, und den Scheideaugenblick mit dem Beginn eines neuen innigern, seligern Zusammenseyns verbinden.

Als daher Ghibertoni mit den Seinen schon schlafen gegangen war, faßte ich Posto im Saale, nahm Wilhelm zu mir, und durchwachte so die Nacht

unter ſüßen Erwartungen, und noch reizendern Hoffnungen.

Sie ging bei den Spielen der Phantaſie ſchneller vorüber als ich, der ſtrebenden Erwartung, die mich beſeelte, preisgegeben, hatte hoffen können, und ſchon dämmerte ein helles Licht im Oſten des weiten Horizontes, den ich vom Balkon aus überſchauen konnte, als ich auf einmal in dem Garten die Töne einer Guitarre zu vernehmen glaubte. Wir horchten. Immer vernehmlicher wurden die Saitenklänge. Endlich fiel ein wohltönender Baß ein, und ich hörte deutlich den Anfang eines Gedichts, den ich mir zu gut gemerkt habe, um ihn euch nicht noch heut wiederholen zu können. Er lautete:

Sorgi aspettata; il roseo
Destrierò alato imbriglia!
Stanca è la notte, e pallidi
Son gli astri, o Dea vermiglia.

„Das iſt der Anfang eines Gedichts aus Savioli's Amori, das ich einmal überſetzt habe, fiel hier der Oberbibliothekar ein, ich will euch gleich die Zeilen auf deutſch rezitiren.

Wir harren Dein, erſteh! und zäume
Den roſ'gen Zelter, flügelleicht!
Die Nacht iſt müd, der Stern erbleicht,
O Göttin, purpure die Säume.

Ich dächte, das neue Wort "purpuren", das ich hier angebracht habe, ſey keine ſchlechte Erwerbſchaft für die Sprache!

„Stört den Oberst nicht," wieß der Bergrath zur Ruhe, „er hat gewiß damals nicht Zeit gehabt an Sprachneuerung zu denken, wie wir jetzt hier."

„Vielmehr war mir die Sprache ganz vergangen, als nun noch einige Verse voll Beziehungen inniger Liebe ertönten, und schon wollte ich in den Garten hinunter und den verdächtigen Sänger selbst etwas peinlich befragen, als wir plötzlich Geräusch im Nebenzimmer, wo Ghibertoni mit den Seinen wohnte, hörten. Frauenstimmen flüsterten an der Thür, mit Empfindungen, welche ich meinem Todfeinde nicht wünschen würde, zog ich mich nach der in mein Zimmer gehenden zurück. Es galt hier einen für mein Herz, für alle meine Wünsche entscheidenden Augenblick; ich hielt es daher nicht für unerlaubt hinter dieser zu lauschen, als ich in der That Klara und Bettina schüchtern und angstvoll aus ihrem Zimmer heraustreten sah.

Wir hatten beim Abzuge unser Licht verlöscht, es war also noch fast ganz dunkel im Zimmer, aber die weißen Gestalten sah ich leider nur zu deutlich.

Bettina's Stimme vernahm ich zuerst; sie flüsterte Klara zu, Muth zu fassen, da hier einmal keine andre Rettung sey, denn der unbesonnene Sänger werde nicht eher aufhören, als bis *sie* ihm Ruhe gebiete, und doch wäre, säng er noch länger fort, die größte Gefahr vorhanden, daß der Vater dadurch geweckt und alles verrathen werde.

Klara zögerte, aber da begann der Gesang von neuem, und sie eilte nun mit Bettina auf den Balkon. Wir konnten unbemerkt aus unserem Versteck ziemlich weit vortreten, und ich hörte deutlich, wie

Klara hinunterrief: „Antonio, Sie sind es?“ — und bald darauf, als ob sie eine Antwort darauf erwartet habe: „Ich bitte sie um des Himmels willen seyn Sie still, ich bin verloren, wenn Sie mein Vater hört. Er ist unerbittlich. Uebrigens reisen wir diesen Vormittag nach Paris, aber ich beschwöre Sie, uns nicht wieder nachzufolgen, es ist alles vergebens!“ — Eine Pause trat nun ein, darauf sprach Klara wieder: „Wie? Sie haben gestern Abends einen Brief von Ihrem Vater erhalten?“ — Pause von neuem — Klara weiter: „Welche Freude! Da eilen Sie, und stellen Sie sich meinem Vater ja noch vor unserer Abreise vor.“

Jetzt hörte ich wieder leiser flüstern, und konnte nichts deutlich vernehmen, aber es war mir, als ob ich unbewaffnet unter Kosakenlanzen gefallen wäre, so drang jedes Wort stechend in mein Herz, und zerstörte eine Blüthe der Hoffnung. Doch es war gut, daß die Lieblichen so nach und nach vom Lebensstamme brachen, denn wie hätte ich sonst den letzten Stoß aushalten können, welcher nun auch den Keim für immer zerstörte. Denn denkt euch nur, lieben Freunde, wie mir war, als sich nun Klara's Stimme wieder lauter erhob, und ich noch folgende, recht offne Erklärung vernahm, die sie eben dem saubern Signor Antonio vom Balkon herunter zulispelte. „Wie? Sie sind eifersüchtig! Quälen Sie mich nicht so! — Wenn ich Ihnen aber nun sage, daß der Hauptmann nicht ein Wort von seiner Liebe mit mir gesprochen hat! — Freilich, mein Vater schätzt ihn sehr, ich habe ihm ungemein viel zu verdanken — Seyen Sie doch nur ruhig; Dank ist nicht Liebe, und wäre er

nach' beſſer und angenehmer, als er iſt, ich würde ihn doch nie lieben, denn ich liebe nur Sie!"

Es war gut, daß hier ein Geräuſch in Ghibertoni's Wohnung Bettinen aufmerkſam machte, und dieſe ſchnell ihre Gebieterin mit ſich vom Balkon hinweg in ihre Zimmer zog.

Da ſtand ich nun, aller Hoffnungen plötzlich beraubt, jeder Ausſicht auf Erwiedrung meiner Gefühle entnommen, klagte mich ſelbſt an, daß ich nicht früher mit Klara geſprochen habe, pries aber auch wieder meinen Genius, der mich davon abgehalten, und mir meinen Beſcheid auf eine mich ſo wenig compromittirende Art und Weiſe gegeben habe. Was blieb mir nun noch zu thun übrig? Nichts als meinen Wagen anſpannen zu laſſen und mit der größten Schnelligkeit in meine Garniſon zurückzukehren, dort dem Dienſte des Kriegsgottes mich ganz zu weihn und meinen unglücklichen Feldzug in dem der Göttin von Paphos ſo viel als möglich zu vergeſſen. Wilhelm erhielt alſo Befehl, alles zur ſchnellſten Abreiſe anzuſchicken, und ich wollte noch vor Ghibertoni fort, um die Zauberin, die mir das erträumte Paradies ſo bald wieder verſchloſſen hatte, gar nicht mehr zu ſehen. Aber noch ſtand mir ein Sieg über mich ſelbſt bevor, den ich euch ſo wie den völligen Schluß dieſes Abentheuers doch nicht verſchweigen kann, wär's auch nur um mich ein wenig loben zu laſſen.

Kaum hatte ich Wilhelm mit dem vorgedachten Auftrage verſehen, als Bettina zu mir hereinſtürzte und mir mit ſichtbarer Angſt und Verlegenheit die ſchönſten Grüße von Ihrer holden Signora brachte, und betheuerte, wie ſehr ſie mich ſchätze und verehre,

und mir ergeben sey, und schon sogar von zärtlicheren Gefühlen zu sprechen anfangen wollte, als ich sie damit unterbrach, daß ich die Erklärung dieser zärtlichen Gefühle ihrer Gebieterin, die sie vom Balkon aus vor kurzem erst gegeben, mit angehört habe, sie also gehörig zu beurtheilen wisse. Bettina erschrak nicht wenig, faßte sich aber bald wieder, und versicherte, wie schrecklich es sey, daß doch in dieser Nacht kein Mensch gehörig geschlafen. So habe denn auch der Vater Ghibertoni den vollständigen Gesang mit angehört, sey wüthend aufgestanden, gleichermaaßen in ihr Zimmer gekommen, und habe mit derselben Gemüthsbewegung gefragt, wer denn der freche Mensch gewesen, der so eben im Garten das allerliebste Morgenständchen gebracht habe. Sie hätten sich nicht zu helfen gewußt, sich in der größten Verlegenheit befunden, und weil sie keinen andern Ausweg erfinden können, endlich in der Angst dem Alten meinen Namen genannt. Dieser, der etwas mißtrauisch sey, habe nun zwar die Sache nicht recht glauben wollen, und deshalb Bediente in den Garten geschickt, um des fremden Sängers habhaft zu werden, da diese ihn aber ohnstreitig nicht finden würden, so hänge es nur von meiner Bestätigung ab, um Klara aus aller Verlegenheit zu ziehen, und dieses Zutrauen hege sie zu der Freundschaft, von der ich ihr ja so überzeugende Beweise gegeben habe.

Was wollte ich thun? Ich sträubte mich anfangs, mußte aber doch den weiblichen Bitten am Ende nachgeben, und versprach, wenn mich der Vater frage, mich selbst für den Gartensänger auszugeben.

Glücklicherweise beruhigte diese Unterhaltung mein

aufgeregtes Gemüth etwas, ich sah ein, daß auch Klara schon etwas von den kleinen Erbfeinden der Verstellung und Eitelkeit besessen sey, fühlte mich erhaben in der Rolle des Vermittlers, stolz in dem Bewußtseyn vielleicht noch einmal für Klara's Lebensglück wirken zu können, die Liebe trat vor den Gefühlen eigner Würde immer mehr in den Hintergrund zurück, und ich so dem alten Ghibertoni, der eben mit dem Bedienten von den vergeblichen Untersuchungen im Garten zurückkehrte, ziemlich gefaßt unter die Augen.

Ein großer Diplomat schien mir der Alte nicht; nach einer nicht eben sehr geschickt gewählten Einleitung begann die peinliche Frage, und ich antwortete sogleich mit scheinbarer Unbefangenheit, daß ich während dieser Nacht nicht habe schlafen können, daher in den Garten gegangen sey, und von dem Einflusse der heiligen Stille zu höheren Gefühlen aufgeregt, diese den Tönen der Musik anvertraut, und ein Lied, das ich eben in der Tasche gehabt, zur Guitarre gesungen habe. Es sey mir leid, wenn er dadurch im Schlafe gestört worden.

Oft verdirbt man das Ganze, wenn man zu viel dafür thun will. So ging es beinah auch mir. Um einen Zeugen für meine Aussage zu haben, rufte ich dazu meinen Wilhelm auf; aber dieser stellte sich so albern dabei an, daß Ghibertoni, der außerdem gewiß meinen Worten geglaubt hätte, doch einigen Verdacht zu schöpfen begann. Er bat mich daher ihm das Gedicht, das ich sonach besitze, mitzutheilen.

Nun war guter Rath theuer, denn so gelehrt wie Sie, lieber Oberbibliothekar, war ich nicht, um

zu wissen, daß das Lied, wenigstens der Anfang desselben von Savioli sey, und ich suchte mich so gut als möglich dadurch aus der Verlegenheit zu ziehn, daß ich sagte, ich habe es Wilhelm aufzuheben gegeben.

Indem dieser nun examinirt werden sollte, trat Bettina mit einem schönen jungen Mann ins Zimmer, welcher vor Ghibertoni's Abreise noch dringend mit diesem zu sprechen habe. Ghibertoni stutzte bei diesem Anblick, begrüßte ihn als Signor Antonio sehr kalt, und obgleich der junge Mann mit furchtsamer Stimme bat, ihm ein kurzes Gehör zu geben, da er ihm eine wichtige Eröffnung zu machen habe, so schien jener doch recht absichtlich ihn zu vernachlässigen, hieß ihn einstweilen niedersitzen, indem er jetzt mit mir etwas noch Wichtigeres zu thun habe, und wendete sich von neuem wegen des Gesangs an mich, mir nur vorher ganz flüchtig eröffnend, daß Antonio's Vater sein guter Freund gewesen, ihn aber jetzt in einen bösen Prozeß verwickelt, sich ganz als Feind gegen ihn benommen, und eine von den Hauptursachen abgegeben habe, weshalb er Venedig zu verlassen sich genöthigt gesehen.

Ich rufte endlich, als Ghibertoni darauf bestand, daß ich ihm den Gesang geben müsse, wenn er mir glauben solle, Wilhelm, der indeß hinausgegangen war, und als dieser auf die an ihn gerichtete Frage so eben den Besitz ableugnen wollte, steckte ihm Bettina ein Papierchen in die Hand und zischelte ihm zu, da sey das Blatt. Wilhelm war auf einmal pfiffig, gab es mir mit denselben Worten, und ich dem Alten, der zu seiner Befriedigung und mit gar freundlichem Schmunzeln nun darauf allerdings die Worte

las: Sorgi aspettata u. ſ. w. Die ſchelmiſche Zofe hatte, unſer Geſpräch hörend, das Blatt ſich ſogleich heimlich von Antonio geben laſſen, und es eben ſo meinem Wilhelm wieder zugeſteckt. Und abermals dachte ich ſtill bei mir: O Weiberliſt! denn daß der junge Mann der zärtliche Sänger unter dem Balkon ſey, war mir jetzt ebenfalls mit klar geworden.

Doch die ſonderbare, ja, ich möchte ſagen, die peinigendſte Ueberraſchung ſtand mir noch bevor. Recht abſichtlich vor den Augen Antonio's, aber um ſo inniger umarmte mich, nachdem er jenes Blatt geleſen hatte, Ghibertoni, und ſagte, daß der Inhalt deſſelben, ſo wie mein Nachtſtändchen unter Klara's Fenſter, ſo fein und beſcheiden ich es auch verbergen wolle, doch ihm keinen Zweifel mehr von meiner Liebe zu ſeiner Tochter übrig ließen, daß ihm dieß höchſt angenehm ſey, indem er mich achte und ſchätze, daß er und Klara mir ihr Leben verdankten, letztre mir gut ſey, wie er mehr als einmal bemerkt habe, und er alſo Pflicht und eignen Wunſch erfülle, und mich und ſeine Tochter gewiß glücklich mache, wenn er mir hiermit erkläre, daß er entſchloſſen ſey, demjenigen, der an dieſem Morgen unter Klara's Fenſtern geſungen habe, die Hand ſeiner Tochter zu geben, und mir alſo freudig zurufe: ſey mein Schwiegerſohn!

Mich ergriff ein Schwindel. Was mir vor zwei Stunden noch als das höchſte Lebensglück erſchienen ſeyn würde, ſtand jetzt als eine Gabe vor mir, die ich unter keiner Bedingung annehmen konnte, da ich offenbar mehr als Ein Herz dadurch verwundet, und mich mir ſelbſt in ſchlechtem Lichte gezeigt hätte. Ich ſtammelte alſo etwas, das wie Dank,

aber auch zugleich wie Entschuldigung klang. Doch Ghibertoni ließ sich nicht irre machen, umarmte mich nochmals als Schwiegersohn, versicherte mich, daß es ihm nun recht lieb sey, das Schicksal seiner Tochter in so brave Hände gelegt zu haben, und wendete sich nun erst an Antonio, um ihn mit der vorigen Kälte nach seinem Anbringen zu fragen.

Welche Furien in diesen gezogen waren, könnt ihr leicht denken, er glühte, versetzte stockend, daß jetzt, wo Herr Ghibertoni mit der Verheirathung seiner Tochter beschäftigt sey, sein Antrag gar keine Eile habe, und er ihn ein andermal mittheilen wolle. Ghibertoni zog ihm eine finstre Mine, drehte ihm den Rücken, umarmte mich nochmals, sagte, daß er zu seiner Tochter gehe, um auch ihr die frohe Kunde ihres Glücks zu hinterbringen, und ließ mich mit Antonio allein zurück.

Hier bereitete sich eine neue Scene, die ich jedoch fast schon vorausgesehen hatte. Seine ganze Wuth entlud sich nun auf mich, und sein Erstes war, mir zu erklären, daß auch er Offizier sey, und mich auf der Stelle zu fodern. Es versteht sich von selbst, daß ich dieses nicht ausschlug, aber, ruhiger als er, ihn doch vorher fragte, weßhalb wir uns denn eigentlich die Hälse brächen. Statt der Antwort fragte er mich, ob ich diese Nacht gesungen habe, und als ich ihm mit Nein antwortete, warum ich mich für den Sänger ausgegeben. Ich versetzte, daß es geschehen, um mich einem liebenswürdigen Mädchen dadurch gefällig zu bezeigen, und nun hielt er sich nicht länger, gestand selbst, daß er der Sänger gewesen, daß er Clara liebe, daß sie seine Neigung erwiedre, daß nur die

plötzlich eingetretne Feindschaft der beiden Familien ihre Verbindung hindre, daß Clara mir geopfert werden solle, und daß ich mich sogleich mit ihm schlagen müsse. Es war mit dem Unbesonnenen, Erglühten nichts anzufangen, ich selbst viel zu bewegt, um mich dem wilden Jüngling gegenüber in ausführlichere Erklärungen einzulassen, Duelle hatte ich Zeitlebens mit besondrer Vorliebe angesehn und angenommen, und so zögerte ich auch hier nicht lange. Ich versprach Pistolen für uns beide zu besorgen, er wollte indeß im Garten, wozu er sich den Schlüssel zu verschaffen gewußt hatte, auf mich warten, und in einer Viertelstunde sollten in einem Gebüsche, das ich ihm darin bezeichnete, die Kugeln gewechselt werden.

Er stürzte fort. Mich hielt noch Bettina auf, die mir etwas von ihrer Gebieterin ausrichten wollte, und die ich nicht anders loswerden konnte, als daß ich ihr verdrüßlich sagte, ich glaubte wahrhaftig alles nur Mögliche für diese gethan zu haben, indem ich sie erst von Räubern befreit, dann um ihretwillen mich für einen Sänger ausgegeben habe, und mir jetzt das Vergnügen machen wollte, mich für sie todt schießen zu lassen. Sie staunte und ich eilte auf mein Zimmer, um die Pistolen zum Duelle in Stand zu setzen.

Abermalige Zofenklugheit! Bettina hatte natürlich mit ihrem pfiffigen Köpfchen bald geahnet, was vorgegangen sey, war gewaltig erschrocken, und wußte nun keinen andern Ausweg, um das Duell zu verhindern, als Ghibertoni den gespielten Betrug harklein zu entdecken, wodurch die Schlaue,

welcher Antonio ohnstreitig schon zuvor mehr klingende Beweise seiner Vortrefflichkeit gegeben hatte, als es mir zu thun eingefallen war, zugleich auf meine Kosten diesen in ein vortheilhafteres Licht zu stellen hoffte. Ghibertoni hatte jedoch nichts davon glauben wollen, eben weil er die Schlaue kannte, und dieses Bekenntniß für einen neuen Kunstgriff hielt; vielmehr eilte er mit Papieren, welche die nähere Lage seiner Vermögensverhältnisse mir, dem künftigen Schwiegersohne, entwickeln sollten, zu mir, und sie mußte nun mit der Anzeige des Duells herausrücken, ohne jedoch dabei etwas von Antonio zu erwähnen. Ghibertoni war nicht wenig erschrocken, hatte es jedoch nicht für möglich gehalten und sich daher um so mehr beeilt mit seinen Dokumenten zu mir zu gehen. So traf ich ihn im Vorsaale, als ich eben, die Pistolen unterm Arme tragend, mit Wilhelm, dem ich auch ein Paar zur Reserve nebst dem übrigen Apparate mitgegeben hatte, zu meiner Thüre heraustrat, und mich in den Garten verfügen wollte.

Ich konnte ihm nicht entgehen. Zwar suchte ich die transportirte Rüstkammer damit zu entschuldigen, daß ich vorgab, ich wolle die Pistolen wegen der bevorstehenden Reise untersuchen; mein Benehmen aber, als er anfing mir seine Papiere vorzulegen, und ich, der den Kopf mehr vom Duell als der Heirath voll hatte, ihm daher fast stets verkehrt antwortete, so wie einige Winke Wilhelms, dem an der ganzen Ehrensache gar nichts gelegen war, da sie ja einem Mädchen gelte, das mich nicht einmal haben wolle, brachten ihn nur zu sehr

zur Ueberzeugung, daß Bettina ihm dieſesmal wenigſtens nicht die Unwahrheit geſagt habe. Als ich daher den erſten Augenblick ergriffen, um mich von ihm fortzuſtehlen, gewann er mir den Vorſprung ab, packte ſeine Papier raſch zuſammen, eilte nach der Thür, rief mir zu, daß er ſehe, wie dringend nothwendig es ſey, unſre Angelegenheiten noch in dieſer Stunde vollends in Ordnung zu bringen, und er daher eiligſt und ſchleunigſt einen Notar zu Fertigung der Ehe-Contrakte herbeiholen wolle, ich aber indes meine Piſtolen gehörig putzen könne, ſprang hinaus, und ſchloß die Thüre von außen feſt zu.

Was nun zu thun, da dieſes die einzige Thüre war, welche auf die Treppe ging, und ich durch keinen andern Ausgang in den Garten kommen konnte? Die halbe Stunde war vorbei, Antonio wartete gewiß ſchon auf mich, das konnte mein Ehrgefühl nicht auf mir haften laſſen! Machte ich Lärmen in dem Hauſe, damit man mir öffne, ſo ward die ganze Sache verrathen. Ich unterſuchte den Balkon. Aber das erſte Stockwerk, in welchem wir wohnten, war ſehr hoch wegen des Entreſols darunter, und noch dazu zog ſich unter dem Balkon ein tiefer Graben hin. An ein Herabſpringen war alſo nicht zu denken, eine Leiter aber hier oben nicht vorhanden. Ich war voll Verdruß. Es galt hier nur die Ehre, die Liebe war faſt rein vergeſſen. Ich war mit der einen freilich länger vertraut als mit der andern. Schon hörte ich Antonio's Stimme unter dem Balkon. Ich eilte auf den Austritt. Er rief mir zu, daß ich etwas auf mich warten laſſe. Ich ergeg-

nete ihm, daß es nicht meine Schuld sey. Nicht ohne Hohn in der Stimme scholl es wieder herauf: „Nicht Ihre Schuld? Die Schuld ist wohl nur eine Entschuldigung.“ Das brachte mich vollends auf. Ich rief ihm hinunter, was mir geschehen, daß mich dieses aber doch nicht hindern solle, ihm zu beweisen, wie wenig ich seine Kugel wie seine Zunge scheue. Denn plötzlich war mir ein Auskunftsmittel eingefallen. Ich warf ihm von oben eine Pistole ins Gras herab. „Schießen Sie,“ fuhr ich fort, „ich bleibe hier oben stehen, das Duell kann eben so gut vertikal als horizontal vor sich gehen.“ Halb lachend über meinen eignen Witz erwartete ich seinen Schuß. Er ergriff die Pistole, zielte und schoß fehl; ich gleich hinterdrein in die Luft.

Kaum waren beide Schüsse gefallen, als Clara und Bettina hereinstürzten, und außer sich vor Schrecken mich fragten, was geschehen sey. Ich verhehlte es Clara nicht, und wenn auch die Stimme bei den ersten Worten, die ich wieder mit ihr sprach, noch die frühere Weichheit des Herzens verrathen wollte, so hatte mich doch Alles, was seit wenigen Stunden vorgegangen war, so gekräftigt und mir selbst zurückgegeben, daß ich bald mit altgewohnter Freimüthigkeit mich ihr nahen, und endlich selbst für Antonio vorbitten konnte, dem sie wegen dieser Beleidigung gegen mich, der ihn kurz zuvor noch so großmüthig vertreten hatte, etwas schmollte.

Ich lag eben in einem Exzes von Gutmüthigkeit und fast heitrer Laune in diesem Geschäfte ihr zu Füßen, als plötzlich Antonio auf dem Balkon stand und sich erkundigte, ob ich verwundet sey. Er hatte

im Graben eine Leiter gefunden, ſich deren bemächtigt, und war dadurch auf den Balkon geſtiegen. Ich ließ mich gar nicht ſtören, blieb, meiner guten Abſicht vertrauend, vor Clara auf den Knieen liegen, und verſicherte ihm blos, indem ich der Reizenden ſchöne Hand küßte, daß ich mich außerordentlich wohl befände. Schon wollte der hitzige Italiener in neuer Wuth auf mich zuſtürzen, als ihn Clara mit dem Vorwurfe, daß er der Vorſprache eines ſolchen Mannes gar nicht werth ſey, zurückſcheuchte. Er ſah mich groß an, und als Clara ihm mit wenigen Worten meine Verdienſte um ſie und ihn geſchildert, hätte es wenig gefehlt, daß der Leidenſchaftliche nun mir zu Füßen gefallen wäre. Ich ſchloß ihn nicht ohne innre Bewegung, aber ſtolz in dem Bewußtſeyn mich ſelbſt beſiegt zu haben, in meine Arme, und als der Sturm der ſtreitenden Gefühle ſich etwas beſchwichtigt hatte, entdeckte er uns, daß er vorhin zu Ghibertoni gekommen ſey, um dieſem die Reue ſeines Vaters, deſſen Bereitwilligkeit zu Beendigung jedes Zwiſtes, und den innigſten Wunſch, daß eine Verbindung zwiſchen ihren Kindern das Freundſchaftsband zu einem Familienbande für ſtete Dauer verwandle, zu erkennen zu geben.

Mein Herz ſchwoll, ich fühlte, welche Freude es für mich ſeyn würde, dieſes ſchöne Paar glücklich zu machen, und ich beſchloß es. „Kinder," rief ich ihnen zu, „befolgt, was ich euch vorſchreibe, und ich ſtehe für den glücklichen Ausgang." Mit wenigen Zügen entfaltete ich ihnen meinen Plan, und ließ mir von Antonio das Dokument geben, das ſein Va-

ter für Ghibertoni ausgestellt hatte. Sie küßten mir die Hände, sie umarmten mich, sie konnten nicht Worte finden mir zu danken. — Es ist doch das herrlichste Gefühle mit Aufopferung seiner eigenen Wünsche Andern Wonne bereitet zu haben! — Ghibertoni war schon auf der Treppe. Geschwind also mit dem Mädchen in ihr Zimmer, und Antonio wieder auf den Balkon, dessen Thür ich schloß, damit man jenen nicht bemerke.

Ghibertoni trat in der heitersten Stimmung ein. Er hatte den Notar schnell gefunden, brachte ihn eiligst mit, fand mich noch im Zimmer, wo er mich eingesperrt hatte, neckte mich flüchtig über das vorgehabte Duell, lachte stärker und ungläubiger, als ich ihm sagte, daß es dennoch vorgegangen sey, hieß den Notar sich mit seinen Scripturen in Bereitschaft halten, und rief Klara herbei, um diese ihm so wichtige Angelegenheit nun gänzlich in Ordnung zu bringen.

Klara kam; in welcher bangen Besorgniß könnt ihr euch denken. Mich beseelte ein froher, heitrer, fast ausgelassener Muth, denn ich war ja mein eigner Sieger geworden. „Klara," rief ihr der Vater entgegen, „liebes Kind, du kennst meine väterlichen Absichten, gehe hin und unterzeichne den Kontrakt, der dich auf ewig mit dem bravsten Manne vereinen soll." Als Klara, zwar mir vertrauend, aber doch voll Angst, zum Notar wanken und die Feder ergreifen wollte, schnurrte dieser mit ernster Amts-Miene: „Fürs erste der Herr Bräutigam." — „Ja, vor allen Dingen der Bräutigam!" rief ich so laut als möglich aus, und plötzlich fing Antonio auf dem Balkon sein

Sorgi aspettata, il roseo
Destriero alato imbriglia!

Ghibertoni ſtutzte: Was iſt das? unterbrach er den Sänger: „Wer ſingt da?“ — „Der ächte Bräutigam.“ — „Sie ſcherzen.“ — Voller Ernſt, mein edler Freund! Haben Sie nicht ſelbſt gegen mich erklärt, daß Sie feſt entſchloſſen, demjenigen, der an dieſem Morgen unter Klara's Fenſter geſungen habe, die Hand ihrer Tochter zu geben?“ — „Ja, das that ich.“ — „Nun denn, ſo hören Sie nur.“ — Antonio begann ſein Sorgi aspettata von neuem. — „Bei Gott, das iſt dieſelbe Stimme, die ich heut Morgen hörte, und die mir allerdings damals ſchon nicht ganz die Ihre ſchien. Wer iſt der Verwegene?“ — „Antonio Baldelli“ — „Was? er wagt es!“ — „Ja, denn ſein Vater gab ihm den Befehl, Sie aufzuſuchen, wo er Sie nur zu finden glaube.“ — „Der Unverſöhnliche!“ — „Hier, dieſes Dokument hat er mit gegeben, damit er es Ihnen einhändige, um ſeine Foderungen dadurch aufs höchſte zu ſpannen.“ — „Und das konnte mein älteſter Freund?! — Da leſen Sie.“ — „Was iſt das?“ rief Ghibertoni voll Staunen, nachdem er einen flüchtigen Blick in die Schrift geworfen hatte, „das iſt ja eine vollſtändige Verzichtsleiſtung auf alle ſeine unbilligen Anſprüche, ein reuiges Bekenntniß, eine Bitte, das alte Band neu wieder zu knüpfen, eine —“ „Ja,“ unterbrach ihn Antonio, den ich, während Ghibertoni las, vom Balkon herbeigeholt hatte, und der ſich nun zu des Alten Füßen ſtürzte, „ja, edler, großmüthiger Mann, es iſt das Opfer eines väterlichen Herzens, um das Glück des einzigen Sohnes zu gründen. Ihre Ab-

reiſe hat ihn tief erſchüttert, er willigt in Alles, was Sie nur verlangen können, ſein einziger Wunſch iſt, daß Sie ihn verſöhnt in ihre Arme ſchließen und das Band der alten Freundſchaft feſter ſchlingen, durch den Segen für zwei Herzen, die ſchon lange für einander ſchlugen, und denen nur der nun gehobene Zwiſt der Väter die frühere ſchöne Hoffnung raubte."

Der Alte ward weich, die ſchönen Bilder der Jugendfreundſchaft traten wieder vor ſein Gemüth, aus den Zügen des Jünglings blickte ihn der Geſpiele ſeiner eigenen Kindheit an, in der Tochter Augen las er Sehnſucht und Liebe er ſchwankte, nur das mir gegebene Wort, nur die groſse Verpflichtung, die er gegen mich zu haben glaubte, band ihn noch. Ich löſte mit wahrhaft gerührtem Herzen auch dieſe Feſſel, indem ich ſelbſt die Hände der beiden Liebenden ergriff, und dieſe dem Vater zuführte, daß er ſie ſegne. Und als ſie nun, da es geſchehen, ihm an den Hals ſtürzten und Freudenthränen aus Aller Augen floſſen, und dieſe ſeligen Menſchen nur ſich und dem Himmel in der eignen Bruſt angehörten, da eilte ich unbemerkt zur Thür hinaus, warf mich in den Wagen und kehrte nach Deutſchland zurück, zwar abermals ohne Braut, aber im Herzen doch das Bewußtſeyn, meines Vaterlandes nicht unwerth gehandelt zu haben.

Und wenn ihr meiner Geſchichte einen Namen geben wollt, wie heißt ſie dann?

„Der Schuß vom Balkon" votirte der Vergrath, und alle ſtimmten ein.

Vier Lieder.

I.

Leichte Lüfte, linde, süße,
Wehend sanft im Haine,
Bringt ihr von der Liebsten Grüße,
Oder holt ihr meine?

Wollt ihr von der Holden sagen,
Wie sie mein gedenke,
Wie sie nun in stille Klagen
Seufzend sich versenke?

Oder gibt das milde Fächeln
Süßer Worte Kunde,
Ausgehaucht mit leisem Lächeln
Und den Schalk im Munde?

Fliegt mit euren leichten Schwingen
Nur von Ort zu Orte,
Weiß ich doch, ihr müßt mir bringen
Grüße, Klagen, Worte.

Könntet ihr zum Wehn nur taugen,
Leerer Hauche Schatten,
Würd' ich so euch in mich saugen
Und vor Wonn' ermatten?

Wozu glaubt ihr, daß ich Liede
Euch vertrau und Klagen,
Als um zur Geliebten wieder
Schnell sie hinzutragen?

II.

An dem Ufer sitz' ich da,
Wellen! wie ihr eilet,
Ach ihr kommt dem Ort so nah,
Wo mein Liebchen weilet.

Dort blickt sie in euch hinein;
Wellen! nehmet Flügel,
Laßt nicht andre Wellen seyn
Meinem Liebchen Spiegel.

Rosen sucht das süße Kind
Sich zur Busenschleife;
Rose, Rose, komm geschwind,
Daß sie dich ergreife!

Und daß auch kein Kleinod nicht
Meiner Kön'gin fehle,
Sende, Sehnsucht, Perlen licht,
Perlen aus der Seele.

Aber fischt sie euch im Scherz,
Händchen weiß als Hamen,
Und sie steckt euch an ihr Herz,
Sagt ihr meinen Namen.

Sagt ihr, daß ich fern von ihr
Nicht mehr weiß zu bleiben,
Und ein Schiff mich selbst von hier
Bald wird zu ihr treiben.

III.

Blühe, liebes Veilchen,
Mir zu Liebe doch,
Blühe nur ein Veilchen
Immer schöner noch.

Weißt du, was ich meine?
Bist ihr Augenlicht!
In dem blauen Scheine
Schöner bist du nicht.

Blühe, holde Rose,
Meiner Seele Lust,
In des Mays Gekose
Stolz und unbewußt.

Weißt du, was ich dachte?
Bist der Wangen Roth,
Das den Tod mir brachte,
Aber süßen Tod.

Blühe, braune Nelke,
Blühe, Lilie weiß,
Daß kein Stürmen welke
Eurer Farben Preis!

Wisset, daß ihr mahlend
Braune Locken webt,
Und den Wuchs, der strahlend
Mich zum Himmel hebt.

IV.

Ihr Flammen in dem Luftgefild,
Ihr Stern' im Himmelsmeer,
Was blickt ihr doch so licht, so mild
So lieblich auf mich her?

Es fließt von eurem stillen Licht
Ein sanfter Trost mir zu,
Der mir von Fried' und Liebe spricht,
Von Lieb' und Gottesruh.

Als ich bei meiner Lieben war,
Da sah sie oft mich an,
Da wurde mir so wunderklar,
So habt ihr mir gethan.

Nun weiß ich, warum jeder Blick
Von ihr mir war ein Stern,
Und warum ich nichts weiß von Glück
Seyd ihr und sie mir fern.

So lang mein Blick den ihren sieht,
Füllt Ruh mein ganzes Herz,
Und wann ihr Auge meines flieht,
Dann blick' ich himmelwärts.

Ich weiß, warum so gern wir sehn
Allnächtens sternenauf:
Wenn unsre Augen hier vergehn,
Gehn sie am Himmel auf.

E. Malsburg.

10. Jan. 1822.

Die Schweſtern.

(In das Stammbuch des Frl. Cl. v. M. u. J.)

Zwei Engel leiten uns durchs Leben,
Ein wunderholdes Schweſterpaar
Die leicht, wie Amorinen ſchweben,
Doch jene ſinnig, rein und klar.
Die Frohe naht in Lenzesfülle
Mit roſigem Gewand und Kranz;
Der Ernſten weiße Schleierhülle
Durchflimmert matt Juwelenglanz.

Wenn reich die Fluren uns umblühen,
Ein Paradies in Morgenſtrahl,
Winkt uns die Roſ'ge mitzuziehen
Zu Spiel und Tanz, durch Berg und Thal
Verſenkt in ahnende Gefühle
Bleibt harrend die Verhüllte ſteh'n,
Wie Mütter auf der Jugend Spiele
Mit ſorgſam frohem Lächeln ſeh'n.

Doch wenn ſich nun die Wolken thürmen,
Der Widerhall von Donnern bebt,
Und, zitternd vor den nah'nden Stürmen,
Die Frohe duftig uns entſchwebt;
Dann naht voll Muth in ſtiller Feier,
Die Ernſte, beut uns ſanft die Hand,
Hebt wohl ein wenig ihren Schleier —
Schon heller ſtrahlt ihr Lockenband.

Bald kehrt die Rosige zurücke
Mit Iris buntem Farbenschein;
Die Ernste heißt mit mildem Blicke
Uns mit der Schwester fröhlich seyn.
Aufs neu schmückt sich der Hain mit Blüten,
Verziehn ist der Gespielin Flucht,
Weil alle Zweige Kränze bieten,
Aus allen Knospen schwillt die Frucht.

Doch Abend naht — die Erde dunkelt,
Und welkend bleicht der Ros'gen Kranz;
Der Ernsten Schleier sinkt; es funkelt
Die reine Stirn von Himmelsglanz;
Ihr Lockenkranz sind lichte Sterne
Und auf zu Sternen zeigt die Hand,
Und süße Stimmen tönen ferne
Und rufen uns ins Vaterland.

* * *

Mag lächelnd Dich die Frohe leiten,
Mit immer frischem Kranz geziert;
Mag sie noch Wonnen Dir bereiten,
Wenn längst die Ernste mich geführt.
Denn, wenn der Rosen Purpur schwindet,
Wird Dir die Ernste liebend nah'n — —
Sie weiß, wo sich Getrenntes findet,
Sie führt durch Nacht zur Sonnenbahn!

F. Kind.

An Penelope bei Ueberſendung einiger Reiſediſtichen.

Stille wirthliche Frau, du walteſt ſo ſittig und emſig,
Rein ſind das Haus und der Hof, zierlich Gemächer und Saal.
Wunder nimmt es mich nicht, wenn viele der Freier dich drängten,
Alles iſt Liebreiz an dir, Sprache und Auge und Wuchs.
Sieh ſo komme auch ich vom kühlenden Ufer der Oſtſee,
Schiffer brachten mir oft reizende Kunde von dir.
Wohl beſcheiden nahe ich mich, nur dürftige Gaben
Bring' ich, Holdſelige, dir, karg ſind hier Boden und Luft.
Zeigen beſcheiden ſich Wunſch und Begehr, ſo hörſt du mich gütig.
Nur der wilderen Luſt war ja verſchloſſen das Thor.
Sieht der Gebieter mich auch, der weitgereiſte Odyſſeus,
Grollt doch der Herrliche nicht, gönnet ein Obdach dem Gaſt.
Auf der Wanderſchaft war ich ja auch, in Diſtichen trug ich,
Was ich an Wundern erſchaut, gläubig und fleißig davon.
Vieles hab' ich erduldet, wie er, vom Zorne der Götter,
Keine Nauſikaa hat Pflege mir und Kinder gereicht.
Nimm den Verwaißten du auf, fürwahr ich diene dir treulich,
Lebt Eumäos doch auch ewig im Leide ja fort.

Reiſediſtichen.

Pommern

Sorgſam mäſt' ich die Gans, mäoniſcher Schwäne Genoſſin,
Mein geſchwätziger Kiel koſ'te gar traulich mit euch.

Kiel.

Raritäten giebts hier zu ſchaun, kauft Sprott doch und Muſcheln,
Waſſer reichet euch Harms auf die geſalzene Koſt.
Kühlet der läppiſche Trank euch das Herz, ſo gehet nach Reinhold
Weine findet ihr hier, nimmer vom Wahne verfälſcht.

Lübeck.

Auch die Hanſa entſchlief, der Todtentanz mahnet ans Sterben,
Overbecks heiteres Lied rühret die Wimpel nicht mehr.

Mölln und Till Eulenſpiegel.

Iſt unehrlich der Scherz? So ſcheint's, ich ruh' vor der Kirche,
Ehrliche Schelme, euch faßt Momus der Tadeler doch.

Schäme, Städtlein, dich nicht des alten luſtigen Schirmvoigts,
Scherzet der Deutſche nur erſt, bürg' ich dir Wallfahrt und Ruhm.

Roſtock.

Wieder bin ich, dabei auch gelehrt und deutſchen Gemüthes,
Gab ich den Fürſten euch nicht, der euch die Wahlſtatt gewann?

Warbowick.

Noch im Tode zürnet der Leu, giebt Preis mich dem Spotte,
Den unziemenden Scherz büß ich ja lange und tief.
Hoch zwar raget mein Dom, vergebens doch flehen die Pfründner,
Nennen ſich Bitter bey Gott, doch mit der Andacht iſt's aus [1]).

Lüneburg.

Form und Gehalt ſind maſſiv an meinen begiebelten Häuſern,
Und die Sitte zugleich bürgerlich ſtemmig und feiſt.
Salz auch hab ich genug, ich führe in Frachten den Witz aus.
Schmeckt doch am beſten der Scherz, wenn ihn der Körner verfährt.

Meine Curia trotzt auf wohl erhandelte Rechte,
Sie bewacht den Donat, anders wohl schnitzert sie oft [2]).

Die Aller bei Celle.

Mit dem Liede wills hier nicht fort, das gönn' ich der Elbe,
Rhadamanthus legt streng Schellen dem Phantasus an.

Celle.

Macht auch Meißen sich breit mit seiner geschniegelten Sprache,
Weiß sich auf Luther so viel, der ihm die Zunge gelöst,
Kenn ich doch besser die Kunst der orthographischen Ruthe
Themis die erstere nahm klüglich zum Lector ich an.

Eimbeck.

Luther lobte mein Bier, ihm sandt' es ja Erich zum Troste,
Doch verfälschet die Zeit Hopfen und Glauben zugleich.

Göttingen.

Lieder bot ich euch sonst, verpacket von Bürger und Hölty
Kästners schelmische Hand schrieb die Addressen darauf.

Traun, die Firma war gut und reich auch das Lager der Musen.
Nun ist gebrochen das Haus und die Faktoren sind todt.

Braunschweig.

Wo im Tempel des Ruhms unsterbliche Namen erglänzen
Strahlet auch Braunschweig hell! denn ihm entsproß ein Geschlecht
Heldenmüthiger Fürsten; die Retter der leidenden Menschheit
Noch die Nachwelt begrüßt, wie sie die Mitwelt verehrt.
Zwei erfaßte der Tod im Kampf mit mächtigen Feinden,
Einen im Kampf mit der Fluth, jeden ein Opfer der Pflicht.

Wolfenbüttel.

Alles ist ruhig und fromm, verrauchet der Sturm der Fragmente,
Lessings, des Mächtigen, Geist wacht hier als dreuender Sphinx.
Räthsel schleudert er hin: schon mancher versuchte die Lösung,
Doch der bepanzerte Sinn ist für die Zwerge zu schwer.

Hildesheim.

Besser war vordem mein Tisch, behaglicher glänzten die Domherrn,
Malchus, der jüdische Knecht, hat mir die Köche verjagt. [3])

Der Hart.

Reich ist das Land an Luft, an Bergen und heiterer Frische,
Und der Erze Gestein lacht aus den Gruben heraus.
Fröhlig singet zur Zither der Knapp', er geizt mit den Stunden,
Was ihm die Tiefe gegönnt, schenkt er dem heiteren Tag.
Glück auf! schallt's heraus aus dem Schacht, so nehmet den Plunder,
Bald erreicht ihn der Fluch, hat ihn der Wucher gezwickt.

Thüringen.

Was dem Römer Sicilien war, das bin ich dem Deutschen,
Aber zur Vesper ist doch wahrlich zu offen mein Sinn.
Bin ich reich auch an Korn, so bin ich nicht arm an Geschichte,
Hab' ich die Staufen ja oft muthig in Harnisch gebracht!
Heiter leb' ich dabei, ich liebe den Scherz und die Kirmeß.
Wär' nicht mein Himmel zu rauh, thät ich's den Wälschen zuvor.
Auch dem Liede bin ich gar hold, dem Sängervereine
Oeffnet' die Wartburg ihr Thor, Ritter und Bürger zog ein.

Der Kiffhäuſer.

Sprechet leiſe, Reformer, ihr ſtöret den Kaiſer im Schlummer,
Seht ihr den greiſigen Bart, Turner auch faßte der Schreck.
Affen ließ er im Leben ſich nicht, viel minder im Tode,
Deutſche fürchtet euch nicht, habt ja ſein fürſtliches Wort.

Merſeburg.

Gebet des Kaiſers getrocknete Faust den Domherrn zum Kuße,
Mir dem Waller doch reicht, freundliche Mädchen, die Hand.
Kunigunde's heiligen Mantel bringet der Küſter,
Dichterlinge, bei euch, ſchlägt wohl die Kurart noch an.
Stellt den Humpen mir her, es labte ſich Klopſtock am Biere,
Setzte die Krone ihm auf, ob auch der Baier drob zürnt'.
Auswärts mundet beſſer der Trank, ſo geht es im Leben,
Hat das Vaterland doch nie die Propheten erkannt

Weißenfels.

Kühner rauſchet die Saale wohl hier im kritiſchen Wirbel;
Sind Dramaturgen am Bord, Schiffer, dann wahret die Fluth.

Schulpforte.

Offen ſtehet das Thor, drinn hauſen noch Griechen und Römer.
Trotz des leichteren Weins trank ſich hier Klopſtock den Rauſch.
Fichte verſuchte ſich hier — zwar ſpukten zu Zeiten die Mönche —
Eh' er den Meridian menſchlichen Wiſſens durchmaaß.
Räudige Schaafe gab's ſtets ja, vergebet's der Mutter,
Wenn ihr cyniſcher Sohn, Bahrdt, euch zum Aergerniß ſprach.

Weimar.

Auf der Karte bin ich nicht groß nach Meilen und Fläche;
Meiner Geiſter Gewalt hat ſich den Himmel erſtürmt.
Wenn dem gigantiſchen Drang auch einſtmals die Götter gezürnet,
Warf Apollo doch hier lockend die Leiter herab.
Und ſo ſtiegen ſie auf, voll Staunen ſah es der Deutſche,
Glauben doch Franke und Britt' nun an die Himmelfahrt auch.

Hier nur gehet die Muse zu Hof, es lächelt der Fürst ihr,
Wahrlich den Troubadour hat reicher noch keiner belohnt.

Königreich Sachsen.

Ist auch klein mein Bereich, die diplomatische Scheere
Schnitt mir zu tief in das Fleisch, bluten die Wunden auch noch,
Halt ich doch fest an Glauben und Fürst, auch blieb mir zum Troste,
Für die politische Schuld, heiterer Musen Gekos'.

Leipzig.

Hört man doch selber sich kaum, hier schreiet der Christ und der Jude
Bringet die Charis doch auch makelnd die Gaben zu Markt.

Dresden.

Schweiget der Arno auch still, so redet doch lauter die Elbe.
Lieder blühen am Strand hier in dem deutschen Florenz.
Bilder zeige ich auch, ihr saht sie in Welschland nicht schöner.
Fragt ihr nach Deutung und Geist, gehet zu Böttiger, der sagt's

Amalthea löscht euch den Durst mit classischer Milchflut,
Winklers sinniger Scherz kürzt euch am Abend die Zeit.

Karlsbad.

Wunder schaffen sich hier, es gehen die Krüppel und Lahmen.
Demagogisch Geschwür' spülen die Völker hier ab.

Eger.

Nach den Sternen geschaut, regieret doch Mavors noch immer,
Friedlands mächtiger Geist weiset die Bahnen euch nach.

Prag.

Nationale, hier kommt ihr nicht durch, St. Nepomuck merkt es,
Schlau ist der Heilige sehr, Contreband wittert er gleich.

Wien.

Lustig bin ich und fromm, ich schmause behaglich im Frieden,
Ob Concordia gleich stürmend die Herzen bewegt.

Frankfurt.

Kaiser hab ich gekrönt, die Dalbergs schlug ich zu Rittern,
Für die entschwundene Lust tröstet der Dichterfürst mich.

Aachen.

Karl, du ruhst hier in Gott, zum Todtenamt wallen die Fürsten.
Völker Europa's, er sorgt rühmlich der Alte für euch.

Elsaß.

Ja, im Herzen bin ich noch deutsch, gern wär ich's im Kleid auch,
Hab ich vergebens ja doch auf die Erlösung gehofft;
Tugend ist Großmuth fürwahr, doch gebet und nehmet, wenn's Zeit ist,
In der politischen Welt hat auch der Augenblick Werth.

Straßburg.

Bald ist das Deutsche verwischt, denn Sprach und Gang sind französisch.
Nur der Münster allein hält auf germanisches Schrot.

Karl Baldamus D.

Anmerkungen.

1) Eine Bardowicker Bürgerin zeigte Heinrich dem Löwen eine Stelle, die man nicht gern sieht und der die Harlemer Wirthin ihre Berühmtheit verdankt. So will es die Chronik. Die Domherrn zu Bardowick unterzeichnen sich in ihren Verhandlungen mit der Regierung: andächtige Fürbitter bei Gott.

2) Die Gesetze und Gewohnheiten, nicht minder die von den alten Herzogen erhaltenen Privilegien Lüneburgs wurden 1401 in ein auf Pergament geschriebenes Buch vereinigt, das man liber legum, später den Donat nannte.

3) Malchus früher preußischer Kriegsrath, später westphälischer Finanzminister, leitete die Secularisation der Stifter und Klöster im Hildesheimschen.

Lob des Weines.

O Noah, der den ersten Wein
Aus goldbethau'ter Traube preßte,
Und sich damit im Mondenschein'
Zuerst das Silberbarthaar näßte,
Du wirst, o braver Ehrenmann,
Nach tausend Jahren noch erhoben!
Dich, der das Glücks-Recept ersann,
Muß auch der letzte Mensch noch loben.

Denn, wenn zum Chaos wird die Welt,
Wenn Gluth und Wasser sich vereinen,
Damit die Erd' in Trümmer fällt,
Der jüngste Tag uns soll erscheinen,
Dann setzt der letzte kühne Mann
Sich auf sein Faß Johannisberger,
Stößt mit dem letzten Weibchen an,
Und spält hinab des Todes Aerger.

Ja, Wein, es ist der Weisen Stein
In deinem lautern Gold gefunden!
Du führst die Götter bei uns ein,
Und machst den Kränkesten gesunden.
Ja, Alles, was die Menschheit quält
Schwimmt fort auf deinen Wollustwellen,
Und was dem Unglückssohne fehlt,
Sieht er aus deinem Becher quellen.

Selbst in dem feigsten Sklavenblut'
Weckst du der Freiheitsliebe Funken.
Der Knabe hat beim Mädchen Muth,
Wenn er Champagnerschaum getrunken.

Und auch die ärgste Sprödе fühlt,
Von dir durchglüht, der Sehnsucht Regen,
Und kommt, von Traumesrausch' umspielt,
Der Schäferstunde selbst entgegen.

Des Sängerkampfes Lorbeerbank
Gewann durch dich der deutsche Meister;
Durch dich, du starker Wundertrank,
Stieg Kant hinauf in's Reich der Geister.
Warst du den Newton nicht in's Gras,
Fand er nicht das Gesetz der Schwere;
Und aus dem Heidelberger Faß
Wuchs manches deutschen Ritters Ehre.

Ja selbst der Schlachten blutig Loos
Hat Vater Bachus oft vertheilet,
Und kleine Heere wurden groß,
Wo seines Zaubers Stab geweilet.
Oportos heißer Rebensaft
Galt mehr als leichter Most der Franken;
Drum ward dem Spanier die Kraft,
Daß vor ihm Frankreichs Adler sanken.

Du hast zu manches Dichters Sitz
Apoll und Cypris schon geführet;
Dann sprühten seine Verse Witz,
Und Greis und Jungfrau ward gerühret.
O Dyonisos, sey mir hold!
Bring' mir auch Kuß und Lorbeerkränze,
Daß Gluth von deines Nektars Gold'
Aus jedem meiner Lieder glänze! —

Wilh. Blumenhagen.

Hymenäen.

Tönet lauter meine Saiten,
Ströme froher mein Gesang,
Denn ihr sollt das Fest begleiten,
Das sich Liebe heut' errang,
Sollt in all' die Wonne stimmen,
Die heut' jubelnd kund sich macht,
Funken in der Flamme glimmen
Von Entzücken angefacht.
Auf dem Meer der Freude singet
Schwänen gleich das schönste Lied,
Weil der Erde Land nun schied
Und ein Himmel sie umringet.

Ja, es ist ein Himmelssegen,
Der aus solchen Augen glänzt,
Tritt sich Lieb' um Lieb' entgegen
Von der Myrthe hold bekränzt,
Alles Zagen ist verschwunden,
Alles Bangen ist vorbei,
Herz hat nun das Herz gefunden,
Daß es ewig glücklich sey.
Aus der Sehnsucht Wolkenschleier
Webt sich nun ein festes Bild,
Ewig hold und ewig mild
Zu des schönsten Tages Feier.

Mag sich Größe stolzer brüsten,
Ehrgeiz kühner sich erhöhn,
Mag die Macht zum Kampf sich rüsten,
Geiz am vollen Kasten stehn,

Wollust wilder sich berauschen,
Eitelkeit sich Flitter leihn,
Selbst mit Seeligen nicht tauschen
Kann die Liebe nur allein.
Sie nur ist sich selbst Genüge,
Eins ist mit dem Leben sie,
Es vergehn und altern nie
Ihre reinen Engelzüge.

O du Armer, den die Liebe
Nie den Freudenbecher bot,
Nutzlos in dem Weltgetriebe
Trägst du selbst in dir den Tod,
Komm und seh in diese Augen
Die von Freude selig glühn,
Magst ihr Feuer in Dich saugen,
Daß auch Deine Rosen blühn.
Komm und höre diese Töne,
Dieses traute, süße Du,
Daß den bessern Himmeln zu
Sich Dein Leben auch verschöne.

Aber Ihr, in voller Blüthe
Eurer Erdenseligkeit,
Denen Blumen ins Gemüthe
Nun ein Doppelfrühling streut,
Ihr, durch Gottes Hand verbunden,
Im Gefühl des hohen Glücks,
Das zum ewgen Kranz von Stunden
Webt das Heil des Augenblicks,
Laßt Euch grüßen mit dem Laute
Reiner Freude, hoher Lust,
Den der tiefbewegten Brust
Heut' ein Genius vertraute.

Mehr als hoher Dichtung Farben
Glühen Eure Wangen ja,
Reicher Freudenärndten Garben
Sind der Liebe Saaten nah,
Goldne Morgenröthen glänzen
Aus der Zukunft Lichtazur,
Und mit ihren reichſten Kränzen
Schmückt Euch Freundſchaft, Kunſt, Natur!
Aufgethan all' ſeine Schätze
Hat das Leben nun für Euch,
Daß es übervoll und reich
Jedes Sehnen Euch erſetze.

O! ſo ſchwelgt im Flug der Jahre,
Der die lange Reihe führt,
Schlingt den Kranz ſtets durch die Haare,
Der am Hochzeittag Euch ziert,
Waltet liebend in dem Kreiſe,
Den Ihr freundlich um Euch ſchließt,
Wo bei ſtillem treuen Fleiße
Jede Himmelsblume ſprießt;
Daß, wenn dieſer Tag der Weihe
Glänzt vereinſt im Silberſchein,
Euch noch deſſen, froh und rein,
Lieb' und Freundſchaft hoch erfreue.

Th. Hell.

Polterabends-Scenen.

(Matterleuchtete Grotte.)
Die Parzen sind beschäftigt Mathildens Lebensfaden zu spinnen.)

Clotho.

Es weben und spinnen
Geheimnißvoll sinnend
Die ewigen Schwestern
Den Faden des Lebens;
Und was auch begegne
Dem Erdengeschlechte:
Wir haben's begonnen,
Wir habens beendet,
Ihr Loos ist gegeben
In unsre Gewalt! —

Lachesis.

Es zeigt sich im Anfang
Des Lebens Gestaltung
Gleich Träumen der Jugend
Verhüllt und verworren.
Ich kläre den Faden,
Und webe die Freuden,
Die läuternden Schmerzen,
Die zahllosen Wonnen
Der Menschenbestimmung
Verborgen hinein.

Atropos.

Still lausch' ich der Schwestern
Geschäftigem Walten,
Bewegungslos blickend
Auf Freuden und Schmerzen.
Stets führ' ich die Scheere

Mit ruhiger Rechte,
Denn ohne Erbarmen
Erſchufen die Götter
Zum düſtren Geſchäfte
Der Atropos Herz.

Mathildens Schutzgeiſt (tritt auf)
(In ſeinem Gefolge die Kinder der Flora.)

Seyd mir gegrüßt, ihr ernſten Schickſalsſchweſtern!
Noch einmal nah' ich euch, wie an dem Tag,
Wo Sie, die heut das Feſt der Liebe feiert,
Zum erſtenmal am Mutterbuſen lag.
Mathildens Schutzgeiſt naht mit ſtiller Bitte,
Denn nicht allein betritt er ein Gebiet,
Er bringet heut aus des Olympos Mitte
Der Flora holde Frühlingskinder mit,
Webt in Mathildens Lebensfaden liebend
Die ſüßen Blumen, die ſie bringen, ein,
Dann wird der Tag, der Wichtigſte von Allen,
Zugleich der Segensreichſte für ſie ſeyn!

Indem er ſich bittend niederneigt, ſpricht Klotho:

Mich blendet ſein Liebreiz,
Ich horche den Worten
Des lieblichen Kindes,
Und laſſe die Arbeit,
Die Emſige, ruhn.

Lacheſis. (zu den Blumen.)

Reicht her eure Gaben,
Ihr lieblichen Blumen!
Der Faden des Lebens
Soll herrlich ſich ſchmücken.
Auf euer Begehr.

Atropos.

Zum erſtenmal fühl' ich
Das Herz mir gewendet,

Und Wünsche der Liebe,
Des Segens, des Lebens
Erwachen in mir.
(Sie legt die Scheere hin, beschäftigt mit den Uebrigen, die dargereichten Blumen einzuwinden.)

Rose. (Rosa Gewand, Rosen im Haar, eine Rose darreichend.)

Mit dieser Rose laß den Kranz beginnen.
Es ist der treuen Liebe schönes Bild,
Und was auf treue Liebe ist gegründet,
Ja nimmer in der Zeiten Sturm verschwindet
Und immer schöner seinen Glanz enthüllt.

Aster. (Violett Gewand, eine Aster darreichend.)

Die Aster laß mich zu der Rose winden,
Denn Lieb und Freundschaft waren stets verwandt.
O nicht umsonst spricht ihre tiefe Bläue
Das ernste Wort von fester Freundestreue!
Sie erst gibt Dauer zarter Liebe Band.

Lilie. (Weiß Gewand. Lilien darreichend.)

Die Lilie mag den holden Bund verschönen!
Dem reinen Willen gleicht sie fromm und gut.
Was auch des Schicksals ernste Mächte weben,
Sie weiß die Seele mächtig zu beleben,
Und giebt dem zarten Weibe Heldenmuth.

Cyane. (Blau Gewand, Cyanen darreichend.)

Dem reinen frommen Willen folgt der Segen!
Drum flecht ich die Cyane freudig ein!
Was du beginnst, es müsse auch gedeihen,
Mit reichem Segen ewig Dich erfreuen,
Und jeder Tag ein Tag des Heils dir seyn.

Reseda. (Grün Gewand. Reseda darreichend.)

Hier die Reseda reich ich, die bescheiden
In milder Stille ihren Duft verweht!

Ihr gleicht der Häuslichkeit verschwiegne Tugend,
Die höher noch, als aller Glanz der Jugend
Des Weibes Anmuth adelt und erhöht.

Schutzgeist. (einen Myrthenzweig darreichend.)
Und nun die Myrthe, freundliche Mathilde!
Empfange sie aus treuer Liebe Hand,
Will sie dich gleich aus theurem Kreis entrücken,
Sie wird darum noch höher dich beglücken,
Und schön dich schmücken zu dem neuen Stand.
Sey glücklich, du Geliebte, und beglücke!
Beglücke Den, den freudig du erwählt,
Daß er dereinst in ferner Tage Reihe
Noch dieses Tages segnend sich erfreue,
Der sein Geschick dem Deinen hat vermählt!

Clotho.
Ein schöner Kranz, voll Tugenden und Freuden,
Schlingt sich fortan dein Lebensfaden fort,
Und wo du weilst, die edlen Blüthen tragen
Den Segen freudig nach von Ort zu Ort.

Atropos.
Welch ein Gewind'. So lohnt der Götter Milde
Der frommen anspruchlosen Lieblichkeit,
So wird ihr Leben hier in zartem Bilde
Zum Tempel stillen Glückes eingeweiht.

Lachesis.
Die Scheere kann ich ferner nicht mehr führen!
Denn segnen muß ich dich mit Lieb und Lust,
Und sollt ich auch mein Götteramt verlieren,
Ich lege froh dich an des Lebens Brust!
(Die Parzen vereinen sich, mit den Blumen die Braut zu bekränzen.)

Schutzgeist. (Mathilden ihrem Bräutigam zuführend.)
Bis hierher, Geliebte,
Hab ich Dich geleitet

In sorgender Hut!
Jetzt reiche die Rechte
Dem liebenden Gatten!
Der Schutzgeist des Weibes,
Der sicherste, beste,
Ist männliche Liebe,
Ist männlicher Muth!

Warum ich ein Junggeselle bin.

Weil ich nicht in den Ehstand sprang,
Wie es so viele Andere thaten,
Weil ich vorerst überlegte lang,
Mir von erfahrenen Männern ließ rathen,
Weil ich weiß, daß die Schnelligkeit
Meistens auch ist der Thorheit Quelle,
Heute gethan und morgen bereut,
Darum bin ich ein Junggeselle.

Weil mein Vater mir selbst geklagt
Mütterlein hab' eine spitzige Zunge,
Weil er in traulichen Stunden gesagt:
Bleibe ledig, ich bitte dich, Junge!
Weil ich sah, daß er nur in's Haus
Schaffen mußt' alle Gelder zur Stelle
Und die Mutter allein gab es aus,
Darum bin ich ein Junggeselle.

Weil man Einer stets treu bleiben soll,
Hymen gebeut es, der strenge Richter,
Und weil ein Herz empfindungsvoll,
Da es giebt so viel schöne Gesichter,

Auch bey Jenen uns pochend mahnt,
Die der Prieſter an heiliger Stelle
Nicht an unſere Rechte band,
Darum bin ich ein Junggeſelle.

Weil mein Nachbar ein Weib ſich nahm,
Die vorher ein Vetter verehrte,
Und weil der Vetter noch zu ihr kam,
Wenn der Mann nur den Rücken kehrte,
Weil ihm dann Etwas am Kopfe wuchs,
Was man meſſen konnt' an der Elle,
Und doch er es nicht ſelbſt ſah, der Luchs,
Darum bin ich ein Junggeſelle.

Weil ich weiß, daß dem Sprichwort zum Hohn
Alte Liebe doch meiſtentheils roſtet,
'Und dann zu knie'n an der Göttin Thron
Gar erſchrecklich viel Mühe koſtet.
Weil ich weiß, wie geſchwinde ſie fällt
Die vom Mute gethürmete Welle
Und wie ſich Schönes dann häßlich darſtellt,
Darum bin ich ein Junggeſelle.

Weil ich weiß, daß wer A geſagt,
Dann ohne Hilfe auch B ſagen müſſe,
Wenn es auch ſpäterhin plötzlich ihm tagt,
Und ſich zeigen die tauben Nüſſe.
Weil ich geſehn, wie ſo Mancher nahm
Liebchen für eine Mademoiſelle
Die doch den Nahmen verdiente: Madam,
Darum bin ich ein Junggeſelle.

An meine Geliebte.

Weil ich dich Theure nicht früher fand,
Als ich das Leben noch weniger kannte,

Und als uns endlich die Liebe verband,
Dir auch der Zweifel im Herzen schon brannte,
Weil wir beschlossen, der Wille nur
Soll uns vertreten des Zwanges Stelle,
Lieb' uns nur fester binden, nicht Schwur,
Darum bleib' ich ein Junggeselle.

J. H. Castelli.

Die Jungfrau.

Ein strahlend Zeichen steht am Himmel,
Ein Lichtgedank' Urania's;
Aus tausendfachem Sterngewimmel,
Die noch kein Menschenaug' ermaß,
Zu Einem steht es sanft verronnen;
In Einem wir in Allem groß,
Ein schöner Weltbezirk für Wonnen,
Die noch kein Busen ausgenoß!

Es führt der Jungfrau heiter'n Nahmen,
Ob's droben, ob's hienieden scheint,
Und trägt in goldgesticktem Rahmen,
Wie Sterne, Tugenden vereint.
Und ob es sich am Himmel mahlet:
Nur ahnen kannst du ganz sein Licht;
Und ob es dir zur Seite strahlet:
Dein Blick erfaßt es ewig nicht.

Dein Auge senkt sich stillbefangen,
Wenn es die Jungfrau nahe weiß;
Und blickt erst, wann sie fortgegangen,
Erheitert auf zum Sternenkreis:

Wie du vor'm Kirchenpförtlein bebeſt,
Wann draus der Altar, offen, blickt;
Und dann dich freudiger erhebeſt,
Als hätt' ein Segen dich beglückt.

Die Wunder, die uns Gott beſchieden,
Sie ruh'n noch in der Jungfrau Hand;
Sie giebt dem Friedeloſen Frieden;
Dem Kalten reinen Seelenbrand.
Sie giebt dem Helden ihr Geleite,
Das ihm des Kampfes Wunden kühlt;
Der Blinde ſteht an ihrer Seite,
Und glaubt, er ſähe, weil er fühlt!

Sie zieht, als lichtgeber'ne Säule,
Dem Heer', ein Meteor, voran:
Und bricht ſich durch der Krieger Zeile,
Nur mit dem Blick verwundend, Bahn:
Ob aufgegeben faſt die Triften,
Ob eingebüßt der Banner Hort:
Sie ſchwingt den Gürtel in den Lüften,
Und ihre Stimm' iſt Gottes Wort!

Und wie ſie Löw' und Tiger meiſtert,
Durch ihres Fingers ernſt Gebot:
So ſteht der Gierde Wuth entgeiſtert,
Und Sünderwangen werden roth.
Der iſt verdammt zur böſen Frohne,
Den ſie nicht führt zum Tugendſchooß:
Ihr Liebesblick iſt eine Krone,
Ihr Strafblick iſt Verdammungs-Loos.

Die Jungfrau ſteht am Lebensdome
Als ungetrübtes Ideal;
Und wie die Sonn' im Gluthenſtrome:
Für alle glänzt ihr reiner Strahl;

Und was da wallt, und wogt und webet,
Auf Blumenflur und Throngerüst:
Verschönert lebt's, von ihr umschwebet,
Und besser lebts, von ihr geküßt.

Und wie die Sonn' auf Alles blicket,
Was sich der Sonne zeigen will;
Nur was sich selbst in's Dunkel rücket,
Verworfen läßt und kalt und still:
So schließt die Jungfrau all' das Reine
An ihre warme Liebesbrust:
Nur was da flieht vor'm Himmelscheine,
Läßt sie vergeh'n in Nacht und Wust.

So steht sie da, für Rafaele
Das unerreichte Meisterstück:
Der Himmel ruht in ihrer Seele,
Und ihre Seele ruht im Blick.
So steht sie hier voll reinen Strebens,
Wie dort am weitem Sterngefild;
Am reichen Hochaltar des Lebens
Ein heilig' Muttergottesbild! —

J. Gabriel Seidl.

Klara.

Hast Du den jungen Tag gesehn,
Wenn er im Osten stand,
Und um das strahlenhelle Haupt
Sich Rosenkränze wand?
So glänzt der Wange mildes Roth,
Die Klara mir zum Kusse bot.

Haſt Du in heißem Mittagbrand,
Wo Dich der Durſt durchglüht,
Geſchlürfet aus dem Nektarquell
Von Blumen überblüht?
So labt von ihrem Mund ein Kuß
Dich in der Glut, die dürſten muß.

Haſt Du am Abend ſchon gefühlt,
Wie friedlich, mild und ſtill
Nun alles, was vorher ſo laut,
Fromm ſelig ruhen will?
So bringt aus ihrem Aug' ein Blick
Des Himmels Ruhe Dir zurück.

Haſt Du die dunkle Nacht geſchaut,
Wenn neben hellem Schnee
Sie lagert ihre Schatten hin,
Vom Thal zur ſanften Höh'?
So ringelt ſich ihr dunkles Haar
Auf Hals und Buſen wunderklar.

Ob mirs am Morgen Roſen malt,
Am Mittag Kühlung bringt,
Am Abend ſtille Ruhe beut,
Bei Nacht durchs Dunkel dringt,
Es ſtrahlt im Walten der Natur
Das Bild von meiner Klara nur.

Th. Hell.

Königsschein.

Der Bruder schlägt den König,
Und raubt die stille Braut,
Und achtet alles wenig,
Weil er sie bei sich schaut.
Doch schnell muß Richard flüchten,
Das Volk steht gen ihn auf.
In tiefen Felsenschlüchten
Lenkt er des Rappen Lauf.

Die Nacht ruht auf den Zinnen,
Die Wolken ziehn ums Schloß,
Die Braut nun will er minnen,
Reißt vom Altar sie los.
Er trägt mit starken Armen
Sie fort ins Prunkgemach
Und höhnt das Weh der Armen,
Und ruft die Zeden wach.

Das Brautgemach wird helle,
Der Reigen tanzet leis,
Die Geister tanzen schnelle
Die Braut wird kalt wie Eis,
Und auf dem Hochzeitbette
Da liegt der König still,
Mit Zepter, Kron und Kette
Die Braut empfangen will.

Der Bruder hebt sich eilig,
Stürmt auf den Rappen jach,
Der Reigen ist nicht weilig,
Und rauscht dem Flüchtling nach.

Der Rappe bäumt ſich muthig,
Stürzt in den jähen Schlund,
Die Braut iſt bleich und blutig,
Und ſtirbt im ſtillen Grund.

Am Ufer ſteht die Fähre,
Und Richard ſtürzt hinein,
Entfliehet auf dem Meere,
Und betet in der Pein:
Da ward das Herz ihm freier,
Die Braut erſchien ſo licht,
Der Bruder ſitzt am Steuer,
Den Kahn drückt das Gewicht.

Die Braut weint luſtge Thränen,
Der König ſcheint ſo weich,
Umfängt den Geiſt der Schönen,
Und winket liebereich.
Zur Tiefe ſank die Fähre
Mit lichtem Schein hinein.
Der Schiffer kennt die Mähre,
Und nennt ihn Königsſchein.

Helmine v. Chezy.

Das Nixchen.

Ein armes Nixchen taucht' empor,
Ihr war das Herz so wund,
Und ängstlich lauschte sie hervor,
Nichts Liebes that sich kund.
Sie sieht und seufzt und forscht und singt,
Es ward ihr gar zu weh,
So munter drein das Vöglein klingt,
Will sterben in dem See.

Und sieh beim frohen Lerchensang,
Wie Morgenrosen schön,
Der Jüngling durch die Blüthen drang,
Gar wonnig anzusehn.
Das bleiche Nixchen wurde roth,
Und bald dann wieder bleich,
Und weint' in ihrer Liebesnoth,
Und lächelte zugleich.

Doch bald erhob sie schön und hell
Den starken Zaubersang,
Die Wellen kamen leicht und schnell,
Und tanzten nach dem Klang.
Es hatte sich der Sang so mild
An alles angeschmiegt,
Und ruhig lag das schöne Bild
In Schlummer eingewiegt.

Und sachte aus der blauen Bahn,
Wundherzchen pochte laut,
Schlich zum Geliebten sie heran,
Versunken ihn beschaut.

Und seltsam wunderlich ihr ward,
Als sei's ein schöner Traum,
Es lockt das Kinn, so weiß und zart,
Der Lippen Rosensaum.

Und auf des Jünglings Lippen zog
Ein lieblich Lächeln her
Und lauter ward der Brust Gewog,
Wie wenn's ein Seufzer wär.
Es lächelte so trüblich hold
Die Maid in seinen Traum,
Das Auge bald sie küssen wollt,
Und bald der Lippen Saum.

Doch wie sie hingebeugt noch zagt,
Des Träumers Odem trinkt,
Die Lippen nicht zu rühren wagt,
Im Blicke ganz versinkt,
Ein Mädchen durch die Blüthen dringt,
Die Zither lieblich stimmt,
Und munter zu dem Jüngling springt,
In'n schönen Arm ihn nimmt.

Das arme Nixchen sehen muß
In ihres Sees Grab,
Wie einen kühnen lauten Kuß
Die Braut dem Träumer gab,
Wie er sie dann so süß umschlang,
An ihren Blicken hing,
Und bei der Zither munterm Klang
Mit ihr von dannen ging.

Das Nixchen ward nun wieder bleich,
Ihr Weinen lange währt,
Ihr schönes stilles Freudenreich
War ihr so schnell zerstört.

Die Blumen ſtanden noch am Strand,
Und ſahn ſo munter her,
Doch ſie, die ganz Verarmte, fand
Den Jüngling nimmermehr.

Und in den Berg ſie ſcheidend geht,
Verſtopft des Sees Quell,
Und trübbegrünt das Waſſer ſteht,
Vereint ſo blau und hell,
Und See und Nixchen war nun tod,
Der Ort blieb leer und wüſt,
Nur blühten Blumen roſenroth,
Wo Blumen ſich geküßt.

Helmina v. Chezy.

Verbesserungen.

S. 3 Z. 10 v. o. lies — statt treten — traten
— 14 — 10 v. o. ist das Anführungszeichen "zuzulassen.
— 20 — 2 v. u. lies Zugang
— 20 — 1 v. u. l. Thieren
— 101 ist die Ueberschrift zu ändern in: Sebastian, König von Portugall. Keine Erzählung.
— 107 — 17 v. o. l. — statt Johannes — Johann's
— 121 — 5 v. u. l. — statt im — zum
— 131 — 15 v. o. ist das Wort „und" vor „die Jesuiten" wegzulassen
— 134 — 4 v. u. l. — statt vergeht — vergehet
— 135 — 17 v. o. l. — statt Hülfe — Hülf'
— 135 — 24 v. o. l. — statt gehen — gehn
— 152 — 14 v. o. füge nach „des Königreichs" hinzu: Amhara
— 164 — 8 v. o. l. — statt meine — mein
— 164 — 28 v. o. l. — statt mir — mich
— 166 — 11 v. o. l. — statt Jugendfreund — Jugendfreunde
— 176 — 18 v. o. l. — statt nicht — auch
— 181 — 12 v. o. l. — statt ihm — ihn
— 182 — 14 v. o. l. — statt immer — drum
— 187 — 17 v. o. l. — statt gerne — gern
— 191 — 5 v. o. l. — statt gelobt — gelebt
— 193 — 4 v. u. l. — statt wankte — wankt
— 327 — 21 v. o. l. — statt Heperiden — Hesperiden.

KAROLINE MATHILDE

Königin von Dänemark

Penelope.

TASCHENBUCH

für das Jahr 1824.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

13ter Jahrgang.

Mit Kupfern

Leipzig.

J. C. Hinrichsche Buchhandlung.

a
357 12

Goethe-Schiller Archiv Weimar

Inhalt.

lerie aus Schiller's Gedichten. IV. nach
Ramberg. . . . . S. III
Die Begegnung von A. W. Böhm †
An die Freude von Jury.
Der Säemann von Eißner.
Triumph der Liebe von Jury.
Der Alpenjäger von Brückner.
Die Führer des Lebens von Frosch.
ärung des landschaftlichen Kupfers von
heodor Hell. . . . . S. XV

oline Mathilde, Königin von Dänemark.
istorisches Gemälde von Elise v. Hohen-
aufen. (Hierzu das Titelkupfer.) . . S. 1.
Nachtigall. Erzählung von K. E. Prä-
el. . . . . = 92.
Dreikönigsabend. Erzählung von Karl
orrom. Frhrn. v. Miltiß. . . . = 170.
Sohn der Wildniß. Erzählung von
riedrich v. Heyden. . . . . = 212.
Horoskop. Erzählung aus der Zeit der
nern Kriege Frankreichs. Nach einer wahren
gebenheit von van der Velde. . . = 282.
Gränz-Kommission. Erzählung von
Clauren. . . . . = 395.

Die Begegnung von Schiller.

Die Begegnung.

Noch seh' ich sie, umringt von ihren Frauen,
Die herrlichste von allen stand sie da:
Wie eine Sonne war sie anzuschauen;
Ich stand von fern und wagte mich nicht nah.
Es faßte mich mit wollustvollem Grauen,
Als ich den Glanz vor mir verbreitet sah;
Doch schnell, als hätten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich, die Saiten anzuschlagen.

Was ich in jenem Augenblick empfunden,
Und was ich sang, vergebens sinn' ich nach;
Ein neu Organ hatt' ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heil'ge Regung sprach,
Die Seele war 's, die Jahre lang gebunden;
Durch alle Fesseln jetzt auf einmal brach,
Und Töne fand in ihren tiefsten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr schliefen.

Und als die Saiten lange schon geschwiegen,
Die Seele endlich mir zurücke kam,
Da sah ich in den engelgleichen Zügen
Die Liebe ringen mit der holden Scham,
Und alle Himmel glaubt' ich zu ersliegen,
Als ich das leise, süße Wort vernahm —
O droben nur in sel'ger Geister Chören
Werd' ich des Tones Wohllaut wieder hören!

„Das treue Herz, das trostlos sich verzehrt,
Und still bescheiden nie gewagt zu sprechen,
Ich kenne den ihm selbst verborgnen Werth;
Am rohen Glück will ich das Edle rächen.
Dem Armen sei das schönste Loos beschert;
Nur Liebe darf der Liebe Blumen brechen.
Der schönste Schatz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwiedern und empfinden kann.“

An die Freude, von Schiller.

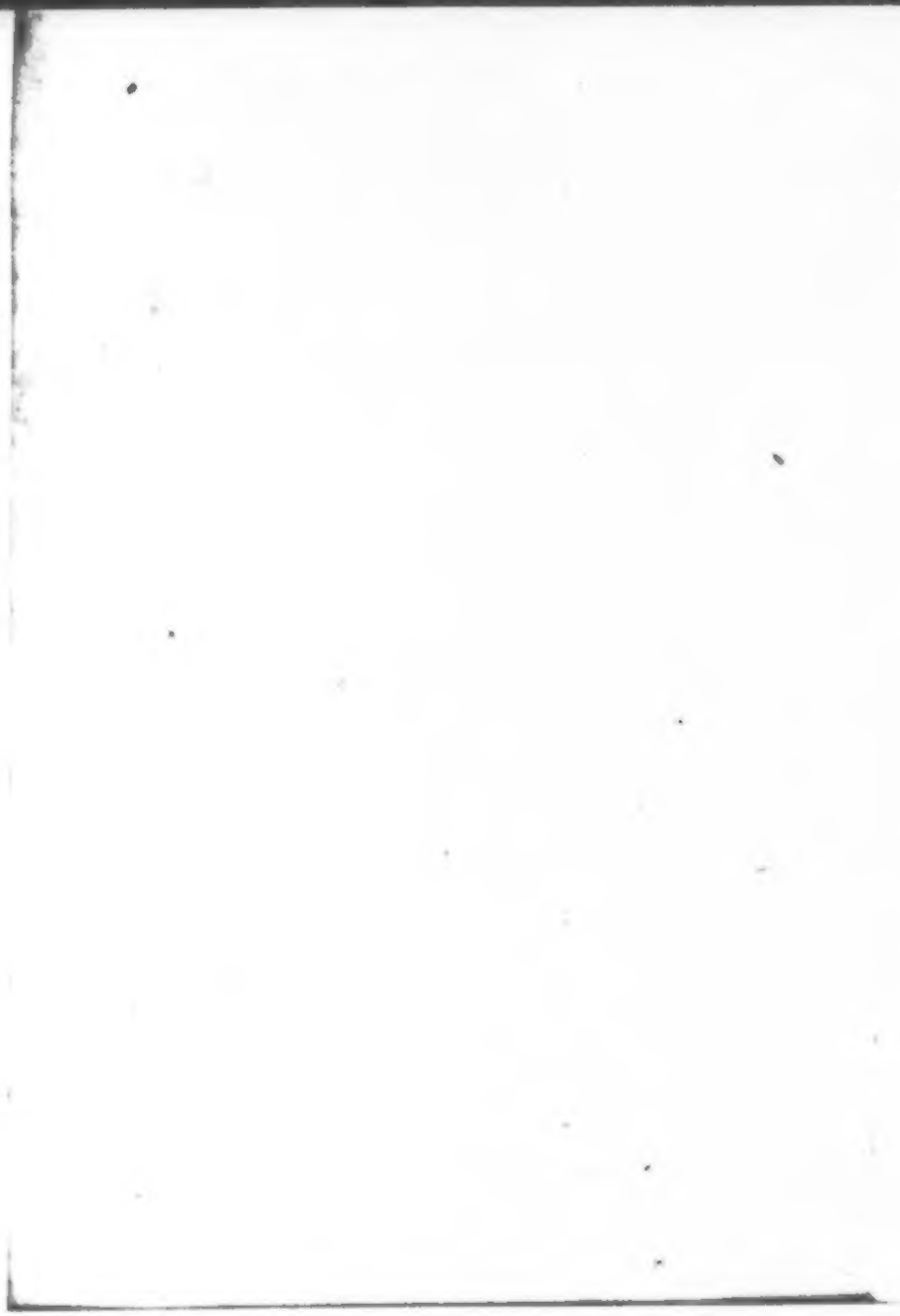

An die Freude.

— — — — —

Freude heißt die starke Feder
In der ewigen Natur:
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr:
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen,
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet, Brüder, eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum siegen!

Der Saemann von Schiller.

Der Sämann.

Siehe, voll Hoffnung vertraust du der Erde den goldenen Samen
Und erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat;
Nur in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
Die, von der Weisheit gesä't, still für die Ewigkeit blühn?

Triumph der Liebe, von Schiller.

Der Triumph der Liebe.

* * *

Und Seh! der blauen Fluth entquillt
Die Himmelstochter, sanft und mild,
Getragen von Najaden
Zu trockenen Gestaden.

Der Alpenjäger von Schiller.

Der Alpenjäger.

— — — — —

Jetzo auf den schroffen Zinken
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken, —
Und verschwunden ist der Pfad;
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann;
Fleht umsonst, denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier,
„Mußt du Tod und Jammer senden,
Ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde,
Was verfolgst du meine Heerde?“

Die Führer des Lebens von Schiller.

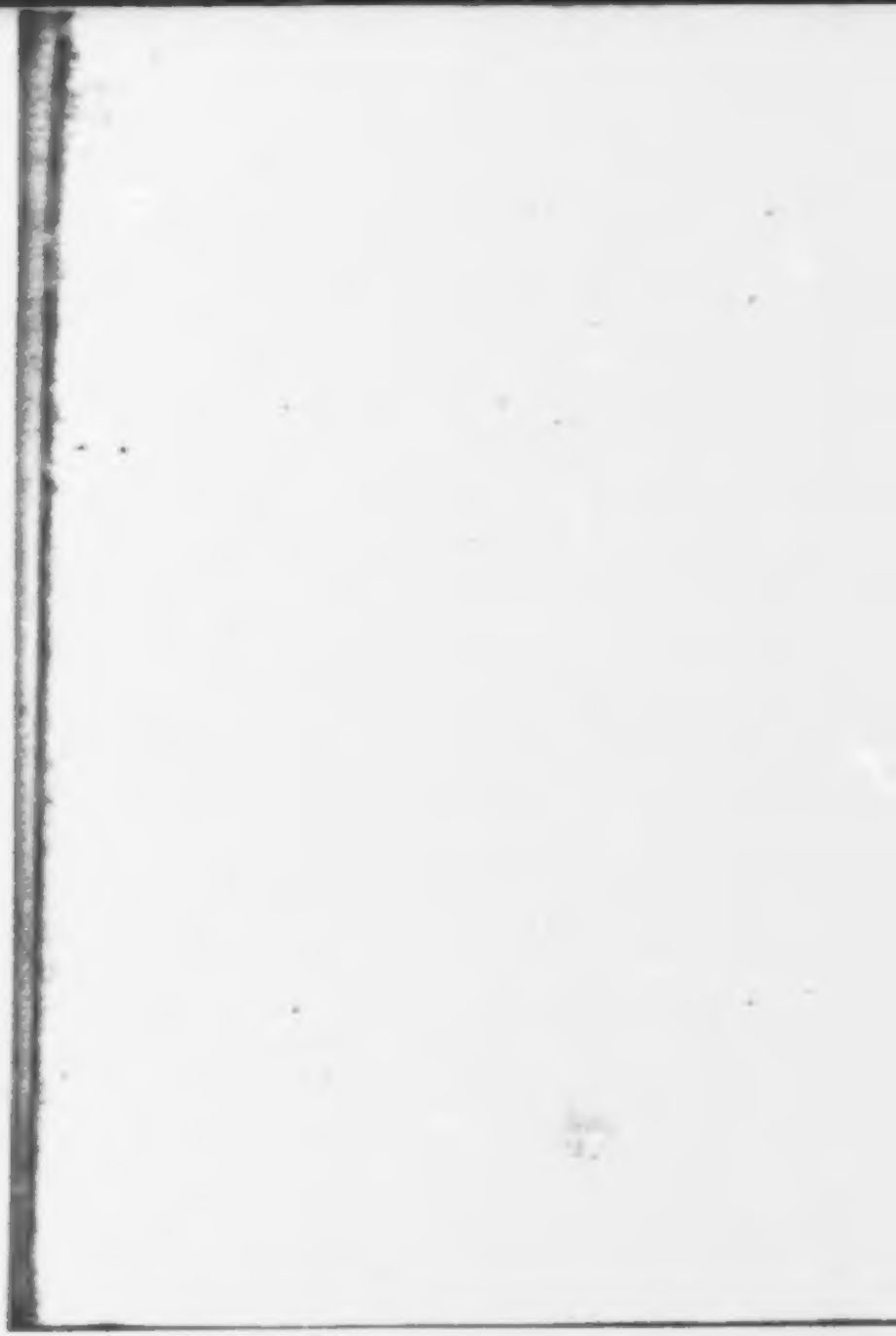

Die Führer des Lebens.

Zweierlei Genien sind's, die dich durchs Leben geleiten:
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir stehn!
Mit erheitertem Spiel verkürzt dir der Eine die Reise:
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er bis an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.
Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der Andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich Einem allein. Vertraue dem Ersten
Deine Würde nicht an, nimmer dem Andern dein Glück!

Gezicht des Eleuw van Lombok

Unterhalb des Dorfes.

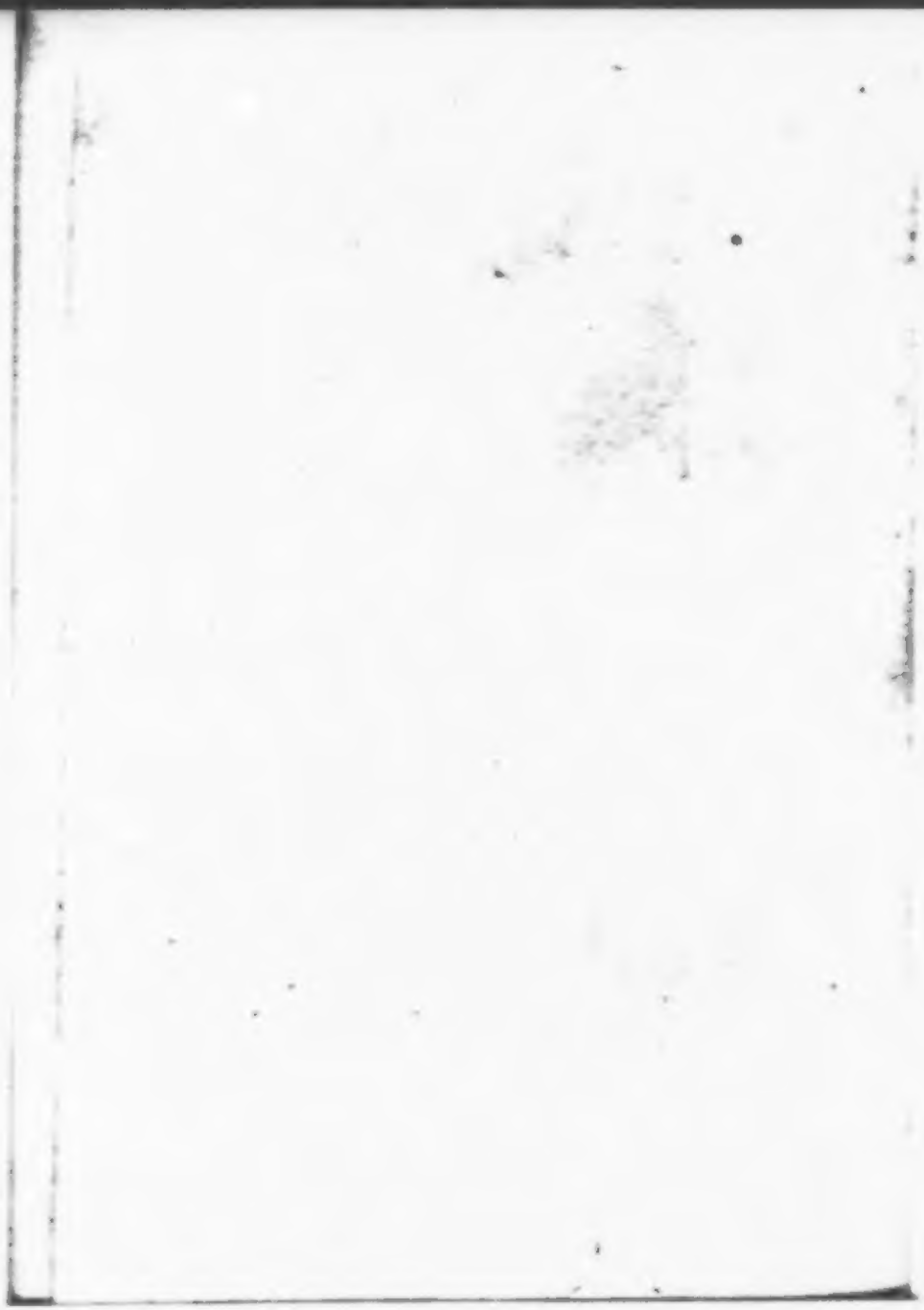

Erklärung des landschaftlichen Kupfers.

Ansicht der Ebene von Pompeji unterhalb des Vesuvs.

Die Lage von Pompeji unterhalb des Vesuvs ist durch die lange helle Linie rechts angedeutet, welche aus den aufgeworfenen Aschenhügeln der Ausgrabungen entstanden ist, und hier bildet das Amphitheater den am weitesten rechts bemerkbaren Gegenstand, während links am Ende das Thor von Herkulanum sich befindet. Noch mehr links am Abhange des Berges, unterhalb Torre del Annunziata ist Camaldoli della Torre, ein Bimsteinhügel. Vier Krater liegen zwischen ihm und dem Gipfel. Nahe unter dem entferntesten rechts liegen einige Mühlen am Sarnus.

Diese vier Krater zeigten sich bei dem Ausbruche von 1760, wo sich 12 Oeffnungen am Fuße des Vesuvs bildeten und ein Getöse machten, wie fortdauernde Artilleriedechargen aus eben so viel Batterien. Läßt man

diese Krater links liegen, ehe man nach Torre del Annunziata gelangt, so kommt man über den Lavastrom, welcher, 300 Fuß breit und 15 dick, fast an die See reicht. Die Beschreibung, welche der Padre della Torre von dieser Lava bei ihrem Erreichen eines steinernen Gebäudes macht, ist merkwürdig; er sagt nämlich, daß sie 8 bis 9 Zoll vor den Mauern, ohne sie zu berühren, stehen zu bleiben und anzuschwellen pflegt, welches er der Dichtigkeit des Feuerrauchs beimißt, welcher aus der zerflossenen Masse strömt. Sobald sich jedoch eine hölzerne Thüre fand, war sie gleich zu Asche verbrannt und nun drang die Lava unaufgehalten in das Gebäude.

Die Dörfer Bosco reale und Bosco tre Case sind kaum noch unterhalb dem Krater des Vesuvs zu erkennen.

Das Haus im Vordergrunde mit dem Thurme ist ein großes Pachtgut.

Herrn Veith wird gewiß jeder Freund der Natur und Kunst für diese treffliche Darstellung Dank wissen.

Karoline Mathilde,

Königin von Dänemark.

Historisches Gemälde von Elise von Hohenhausen.

In dem prachtvollen Schlosse Friedrichsberg, eine und eine halbe Meile von Kopenhagen gelegen, saß die reizende Königin von Dänemark Karoline Mathilde, geborne Prinzessin von England, in ihrem Schlafgemach. Sie war im weißen Morgengewand, welches von der blendenden Farbe ihrer Haut beschämt ward, ihre reichen kastanienbraunen Flechten umwallten sie noch ungeordnet. An ihrer Brust lag die Prinzessin Luise Auguste; die großen blauen Augen der Mutter ruhten mit inniger Liebe auf dem holden Kinde, und höher glühte das zarte Roth ihrer Wangen, als es gesättigt, sie dankbar anlächelnd, entschlief. — So erschien die Königin als ein rührendes Bild der Madonna della Sedia, abgerechnet die Pracht ihrer

Umgebungen. Aus massivem Silber war ihr Lehnstuhl gearbeitet, von dunkelrothem Sammt bekleidet. — Gleiche Pracht schmückte das ganze Gemach.

Plötzlich trat in diesen königlichen Glanz, an der Hand einer Hofdame, ein schöner kräftiger Knabe, gekleidet wie das Kind eines Matrosen, mit offener Brust und bloßen Füßen; es war der — Kronprinz von Dänemark.

„Guten Morgen, liebe Mutter!“ rief er, die Königin umarmend, und sie küßte ihm das schöne stolze Auge mit dem Ausruf: „Wie munter und wohl Du aussiehst, mein theurer Frederik!“

„Ich bin auch recht gesund und stark, Mutter,“ entgegnete der Knabe, „ich kann den Erich schon zwingen; aber wir zanken uns nicht, Mütterchen, und werden auch gleich wieder gut, wenn es einmal geschieht. Struensee steht keinem von uns bei, wenn wir einander verklagen, er spricht nur immer „vertragt euch.“

„Das freut mich,“ sprach lächelnd die Königin, „so habe ich es gewünscht; aber wie stehts nun, mein lieber Sohn, willst Du mit mir frühstücken?“ —

„Mutter, Mutter! wo denkst Du hin? Wie lange habe ich gefrühstückt, es ist ja neun Uhr. — Um fünf stand ich auf mit meinem Kameraden, dem Erich, dann badeten wir uns im kalten Wasser, halfen einander anziehen und verzehrten unsre kalte Milch und Schwarzbrod. — Wie dürfte ich von Deiner Chokolade mit Zucker trinken, das will ja Struensee

nicht. — Wir haben auch schon unser Morgengebet im Garten gehalten und eine Stunde gespielt, auch waren wir schon bei den fremden Thieren in der Menagerie; ach, da hat uns Struensee so viel erzählt von den Ländern, woraus sie kommen — Mutter, wenn Du das wüßtest!" —

Lächelnd umarmte Mathilde den kleinen Plauderer. „Die Herbstluft weht kalt, friert Dich nicht in dem leichten Anzug, mein Söhnchen?" fragte sie. —

„Frieren?" — antwortete der Knabe erstaunt, „es friert ja draußen noch nicht — aber hier ists recht warm, Mütterchen, ich muß machen, daß ich wieder ins Freie komme, Erich wartet auf mich." —

„Heil Dir, wackrer Nordlandssprößling!" sprach Mathilde, als ihr Sohn gegangen war — „Frei und kräftig blühst du empor, würdig der Helden unsrer sagenreichen Vorzeit."

Die Hofdame bemerkte kopfschüttelnd — „Sollte wohl die spartanische Erziehung des Herrn Grafen von Struensee Sr. königlichen Hoheit immer gut bekommen? —"

„O meine gute Euben," erwiederte die Königin mit Innigkeit — „War nicht mein Frederik ein bleiches, dumpf in sich hineinbrütendes, kränkelndes Wesen, ehe er in Struensee's Hand fiel? Unvergeßlich bleibt mir jene Zeit, wo nach des Königs Willen Struensee, sein Leibarzt, unserem Sohne die Blattern einimpfen mußte. Mit Widerwillen blickte ich auf den Mann, der in Gemeinschaft mit dem

leichtsinnigen Holk das Herz des Königs von mir und Dänemark abwandte, ihn mit wilden Sinnenfreuden betäubend. — Doch von ihrem Kinde war die Mutter auch nicht durch die Gegenwart des Verhaßten zu trennen. — An Frederiks Krankenlager durchwachte ich meine Nächte; auch Struensee wich nicht von dem Leidenden. — Ich lernte ihn kennen in den Stunden der Noth und der Trauer, er, den ich für meinen Feind hielt, ward mein Freund, meine Stütze — mein Steuermann in dem Meer der Kabale, durch das mein Lebensschiff zieht, ihm verdanke ich alles, was das Leben glücklich macht, ihm wird einst Dänemark sein Wohl verdanken."

„Wenn nur Dänemark dies anerkennt," sprach hocherröthend von inneren, verborgen gehaltenen Empfindungen die Hofdame.

„Hat der Dämon des Bösen denn die Augen der Dänen mit Blindheit geschlagen, daß sie das nicht erkennen wollen!" rief Mathilde aus. „Struensee! hat er Dänemark nicht von dem uns so schimpflichen Einflusse Rußlands befreit? hat er dem Lande nicht Hunderttausende erspart, durch die Einstellung der Bauten königlicher Schlösser, deren der König ja schon mehr besitzt, als er bewohnen kann? — Durch die Einsetzung einer Taxe für jede Art von Ausgabe, die nicht überschritten werden darf, durch die Auflösung der Leibgarde, durch die Entfernung des Adels vom Hofe, der nun, auf seinen Gütern lebend, im ganzen Lande Cultur und Wohlstand verbreiten

muß, während er sonst, das Mark seiner Bauern in der Residenz verzehrend, diese durch Pracht und Luxus zu einem Abgrund machte, der den Wohlstand des Königreichs verschlang? — "

„O! meine verehrte Königin," erwiederte Fräulein von Euben, „wenn die guten Absichten Struensee's von jedermann wie von Ew. Majestät erkannt würden — aber, eben die Entfernung des Adels vom Hofe hat ihm unter diesem unversöhnliche Feinde erweckt — man glaubt, er, der bürgerlich Geborne habe nur aus angestammten Haß und Neid gegen den Adelstand so gehandelt. Eine furchtbare Parthei erhebt sich gegen ihn — man beschuldigt ihn, daß er den König ganz beherrsche, alle Edlen des Landes von ihm entferne" —

„Genug davon, liebes Mädchen!" sprach die Königin. „Nähre nicht noch die Besorgnisse in mir, die seit den letzten Monaten schon so oft den Frieden meiner Seele zerstörten. Rufe meinen Kammerfrauen, ich will mich ankleiden und den schönen Herbsttag im Freien genießen."

Das Ankleidezimmer der Königin ging auf den Garten des Schlosses, der im französischen Geschmack angelegt, und reich mit Grotten, Springbrunnen und Statuen verziert war. — Plötzlich entdeckte Mathilde ihren Gemahl, der, Struensee's Verordnung zu Folge, seine seit einiger Zeit so sehr geschwächte Ge-

sundheit durch körperliche Bewegung stärken sollte. — Mit dem Könige war Graf Brand, der Leibarzt Berger und ein Mohrenknabe von zwölf Jahren mit seiner um etwas ältern Schwester. In ausgelassenem Muthwillen tobte die Gesellschaft durch den Garten; eine herrliche Marmorstatue mit der Inschrift „Daniä," ein majestätisches Weib vorstellend, die den Dreizack des Neptun in der Hand trug, stand auf einem Rundplatz, den jetzt der König zum Ballspiel erwählt hatte. Der Ball flog aus seiner Hand auf das Haupt der Statue; sogleich winkte er den beiden Mohren hinaufzuklettern und ihn wiederzuholen. — Ein Schauder durchzuckte Mathilden, die, an ein Fenster gelehnt, es mit ansah, wie die schwarzen Gestalten, Dämonen gleich, die majestätische Dania umschlangen. Ein Arm der Statue stürzte mit dem Mohrenknaben, als dieser darauf trat, zu Boden, Brand näherte sich dem Könige mit ernster, fast drohender Geberde, der König stieß ihn heftig zurück, winkte dem Mohren wieder hinaufzusteigen, und erlangte endlich seinen Ball wieder. —

„Unglücklicher Gemahl, armer Monarch!" seufzte Mathilde, als sie ihre Kammerfrauen entlassen hatte — „Ist es dahin gekommen, daß in wilden Knabenspielen Du Deinen Unmuth auslassen mußt! Sind das Beschäftigungen, eines Königs würdig? Ach wie war es so ganz anders, in jener so kurzen glücklichen Zeit, wo Struensee, Julianens Ränken, Holks Verführungen zum Trotz, das Herz meines

Gemahls mir gewann! — Ich habe ihn entfernt, diesen Volk, der durch Frankreichs und Englands Buhlerinnen mir die Liebe Christians entzog — aber wer ist an seine Stelle getreten? Enewald Brand, — der in seinem dunkeln Antlitz den Trotz und die List des Satans trägt — und dieser Brand ist Struensee's Freund — und Struensee selbst — wie verändert ist er seit Kurzem; der kühne Wille lebt noch in seiner Brust, aber nicht mehr der feste Muth — und Juliane Marie — — das Raubthier, still in seiner Höhle lauernd, um bei erster Gelegenheit über ihr Schlachtopfer herzufallen — unglückliche Mathilde!" —

Ein Thränenstrom erleichterte das bange Herz der Königin — und zu frohen Erinnerungen übergehend, fuhr sie in ihrer Gedankenreihe fort:

„Als ich durch deine Fluthen zog, blaue Ostsee, eines Königs Schwester, eines Königs Braut, Dänemark wie ein grüner Garten aus dem blauen Meer auftauchte, der Donner des Geschützes, das Läuten der Glocken, über Land und Meer tönend, meine Ankunft verkündigten, als Jubelgeschrei mich am Strand empfing, Gedichte und Blumenkränze mir überreicht wurden — der König, ein schöner blühender Jüngling mich an seine Brust drückte, ach damals glaubte ich, Gott halte mich für würdig Dänemarks Schutzgeist zu werden, da ahnte ich nicht, daß so bittre Thränen auf den Purpur fallen würden!" —

Das thränenvolle Auge der Königin richtete sich

auf ein Gemälde von Meisterhand entworfen, welches ihre beiden Kinder darstellte.

„O ihr meine lieben Kinder!“ sprach sie, ihre Thränen trocknend, „ihr lächelt mich an wie gute Engel und meine bange Seele ermannt sich — Mit festem Muth will ich der Stimme meines Herzens folgen, über mir wacht Gottes Allmacht.“

Die Hofdame von Euben trat ein, als die Königin wieder Ruhe und Heiterkeit gewonnen hatte; sie meldete die verwittwete Königin Juliane Marie, mit dem Erbprinzen Friedrich. — „Weh mir!“ seufzte Mathilde und eilte in das Audienzzimmer.

In dem prachtvollen Audienzsaal saß Juliane Marie, Prinzessin von Braunschweig, Wittwe des großen Königs, Friedrich des Fünften von Dänemark, auf der mit Goldstoff bedeckten Ottomanne; sie war in der steifen Pracht jener Zeit gekleidet. In ihren Zügen las man eine erkünstelte Ruhe und Gleichgültigkeit, die oft vor dem stechenden Blick ihrer dunkeln Augen verschwand. Ihr Sohn, Prinz Friedrich, trug auf seinem bleichen, widrigen Gesicht den Stempel des Trotzes und des Hochmuths; seine Gestalt war wohlgebaut, und sein mit der äußersten Sorgfalt gewählter Anzug bewies, daß er großen Werth auf sein Aeußeres lege.

Als Mathilde in Amazonentracht hereintrat, erhob sich die Königin Juliane ein wenig von ihrem

Sitz, der Prinz desgleichen. Beide ließen sich wieder nieder, ehe die Königin Mathilde Platz genommen hatte. —

„Ew. Majestät haben Hirschholm verlassen?“ — fragte Juliane nach den gewöhnlichen Begrüßungen. „Pourquoi n'avez Vous pas pris tout de suite Votre résidence à Coppenhague?“

„Struensee wünscht, daß mein Gemahl seiner Gesundheit wegen noch einige Zeit auf dem Lande zubringe,“ erwiederte Mathilde.

Boshaft lächelnd nahm Prinz Friedrich das Wort. „Die tumultuarischen Auftritte zu Hirschholm können nicht anders als schädlich für die Gesundheit meines Bruders gewesen sein. Dreihundert Matrosen aus Norwegen, die ohne Sold sechs Wochen in Kopenhagen schmachteten, geriethen dadurch in eine Verzweiflung, die wohl die Ruhe eines Königs und das Selbstvertrauen eines geheimen Cabinetsministers erschüttern konnte. Graf Struensee hat dgs ja auch durch das glänzende Fest bewiesen, welches er, um das Seevolk zu beruhigen, ihm zu Friedrichsburg gab. — Warlich das war ein Zauberfest! Der See um das Schloß wimmelte von Böten, mit festlich gekleideten Matrosen bemannt, die durch den Wiederschein von tausend und tausend Lampen im Wasser, wie durch ein Lichtmeer zu rudern schienen. Im Schlosse war ein solcher Vorrath von Speise und Trank aufgethürmt, daß man denken sollte, nicht nur die Matrosen, nein, ganz Dänemark und Nor-

wegen hätten sechs Wochen fasten müssen, um solche Vorräthe aufzuschichten. Die rohen Zöglinge des Meeres ließen sichs auch herzlich wohl sein, und die kostbaren Tapeten, Teppiche und Gemälde im Schlosse Friedrichsburg werden davon erzählen, so lange das Schloß stehen bleibt. Das wiehernde Gelächter, der wilde Jubel, die rohen Flüche der Matrosen erzeugten ein so verwirrtes gräßliches Getöse, das weit umher hörbar wurde, und den Abergläubigen den Gedanken erwecken konnte — es gebe der Teufel seinen Brüdern ein Fest — Graf Struensee hat indessen seinen Zweck erreicht, die Matrosen sind wieder ruhig, aber es hat ihm warlich mehr gekostet, als er durch Verzögerung ihres sechswöchentlichen Soldes erspart hat — — Man freut sich aber doch, zu sehen, daß der gewaltige Minister alles thut, um seine Fehler wieder gut zu machen."

„Ew. Liebden," sprach Mathilde kalt, „scheinen kein Freund des Grafen Struensee zu sein." —

„Die heftigen Aeußerungen meines Sohnes," nahm Juliane das Wort, „müssen Ew. Majestät übersehen. Er kann es noch immer nicht vergessen, daß er gegen den Willen seines seligen Herrn Vaters aus dem Geheimerath entfernt wurde, so wie daß man seiner Mutter die Regentschaft nahm. — Ich habe mich in meine ruhige Einsamkeit gefunden und lebe auf Friedensburg ganz in Frieden, und mein Sohn wird auch vernünftig genug sein, um nicht etwas zu wünschen, was nicht mehr existirt. Wir haben keinen

Geheimerath mehr. Dies ansehnliche Corps der Nation, das sich dem schwedischen Senate zur Seite setzte, ist aufgelöst, so auch das Conseil der Minister. Nous n'avons a présent qu'un seul Ministre — der mit dem Cabinetssiegel die mündlichen Anordnungen des Königs ausfertigt, die dann der König — — unterzeichnet."

„Und finden Ew. Majestät nicht, daß durch dies Verfahren die Geschäfte sehr vereinfacht werden?" fragte Mathilde.

„O certainement" — antwortete die Wittwe — „Dänemark braucht sich in allen seinen Nöthen künftig nur an einen einzigen Mann zu wenden, an den Grafen von Struensee." —

„Er hat fast alle Collegien aufgelöst und mit seinen Günstlingen besetzt," fiel Prinz Friedrich ein — „warlich er ist der Eigenthümer aller Staatsämter im Lande, verleiht sie nach Gutdünken, entzieht sie Männern, die ihr halbes Leben dem Staat widmeten, blos weil sie ihm nicht zusagen, weil er andere hat, die ihm lieber sind." — —

„Laissons cela mon fils!" unterbrach ihn die Königin Juliane. „Was geht uns Graf Struensee an? — Wir dürfen ohnedem die Königin Mathilde nicht länger aufhalten. Ihr Amazonenkleid sagt mir, daß Sie diesen Morgen einen Spazierritt machen wollen."

„Des schönen Herbstmorgens recht im Freien zu genießen, war mein Wunsch, indessen...."

„Nous ne voulons pas Vous incommoder plus longtems Madame. — Ew. Majestät werden viel Zuschauer haben. Nie ist die Frau eines dänischen Königs zu Pferde gestiegen.“ —

„Es ist Sitte der englischen Frauen.“ —

„Eine Königin steht über den Frauen, und England ist nicht Dänemark. Doch mir muß das freilich alles gleichgültig sein. Ich bitte Ew. Majestät nur noch mir mein Pathgen, die Prinzessin Luise Auguste, sehen zu lassen. — Das Kind wurde geholt, und unterdessen entspann sich unter diesen sich feindselig gegenüberstehenden Gemüthern ein gleichgültiges Gespräch. Mit verhaltener Wuth blickte Prinz Friedrich auf Mathildens Schönheit — und beobachtete dann wieder sein Spiegelbild in der gegenüberhängenden Platte von Bergkristall. Die Prinzessin wurde von Julianen mit allem Schein der Zärtlichkeit empfangen; sie freute sich, das kleine Wesen so lieblich aufgeblüht zu sehen, und begann plötzlich:

„Il me paroit que cet enfant ressemble a quelqu'un de ma connoissance, und ich kann mich doch nicht gleich darauf besinnen, wem?“ —

„Dem Grafen von Struensee,“ fiel Prinz Friedrich trotzig ein. —

„O nein doch, wie sollte das möglich sein?“ sprach unbefangen Mathilde.

„Ei, warum nicht, ich finde das sehr natürlich“ fuhr der Prinz fort — „Ganz Dänemark trägt Struensee's Farbe — Warum nicht auch die Kinder

der . . Königin? Zudem ist er ja als Leibarzt berechtigt — täglich, stündlich — der schönen Frau aufzuwarten — da kann leicht ein Eindruck auf die Phantasie statt finden — Dauer gewinnen." —

„Prinz!" unterbrach ihn Mathilde, und der Purpur des Zornes verdrängte die Rosen von ihren Wangen — „Prinz! ich scherzte nie mit Ihnen und werde keinen Scherz von Ihnen erdulden, dessen Frechheit Sie durch Ihre rohen Sitten entschuldigen möchten — Ich bin Ihre Königin — unberührt von dem giftigen Hauch Ihrer Lippen muß meine geheiligte Person bleiben, so wahr ich Englands Tochter und Christians Gattin bin — Der König soll mich schützen!" Und in raschen Schritten verließ Mathilde den Audienzsaal. —

„Sohn, mein liebster Sohn," rief Juliane aus — „Du wirst unsre Rathschläge zu Schanden machen, wenn Du zur Unzeit Deiner Rachsucht freies Spiel lassen willst." —

„Es ist aber auch wahr," grollte der Prinz in sich hinein, „wenn sie jemanden außer ihrem Gemahl lieben will, so kann sie mich lieben; ich bin warlich ein schönerer Mann, wie der Arzeneienschmecker, und ein königlicher Prinz obendrein."

Wenige Tage nach dem Besuch Julianens bei Mathilden lag König Christian der Siebente, ermüdet von körperlichen Uebungen, auf seinem goldnen

Ruhebett. — Er las ein Schreiben seiner Gemahlin, erst leise, dann mit lauter Stimme, um sich den Inhalt desselben immer klarer zu machen. Es lautete folgenderweise:

„Mein Gemahl und König!

„Ihren Thron umlagern Schlangen, die Ihnen nicht nur Macht, Leben und Freiheit, sondern auch Ihre Ehre, Ihre Gemahlin rauben wollen — Juliane und Friedrich hassen und verfolgen mich. —

„Wäre ich aus niedrigem Stande zu einem Throne erhoben worden, so könnte wohl die ehrgeizige und gottlose Juliane von mir kleinmüthige Unterwürfigkeit unter ihren Willen und Gefallen erwarten, und Ew. Majestät könnten glauben, die Dornen einer goldnen Krone müßte ich mit Geduld und Ergebung tragen — Allein ich bin die Schwester eines Monarchen, dessen Gebiet an Macht und Umfang keinem in der Welt nachsteht — und will darum nicht Beleidigungen, Beschimpfungen und Unanständigkeiten verschmerzen, wie sie nur je eine Privatperson von ihren heftigsten, unedelmüthigsten Feinden erlitten hat.

„Hätte nicht meine Aufführung der Tadelsucht und Verläumdung Trotz geboten, so könnte ich mir so viele wiederholte Beleidigungen erklären; allein meiner Tugend Bewußtsein und die Achtung, die ich der königlichen Würde schuldig bin, fordert Gerechtigkeit von einem Könige, der sie seiner Gemahlin

nicht versagen kann, da er den niedrigsten seiner Unterthanen ihr Recht widerfahren lassen muß.

„Ich bin entschlossen, meine Ankläger zur Entdeckung und gebührenden Strafe zu bringen, so erhaben auch ihr Rang, so groß auch ihre Macht sein mag. Sie haben meinen guten Ruf angegriffen, und es sollte mich nicht befremden, wenn ihr nächstes kühnes Unternehmen dahin ginge, mir Würde, Freiheit und Leben zu rauben. Bleiben Sie meinet- und Ihrer Kinder wegen ungerührt, so wird vielleicht Selbsterhaltung Sie aufwecken, daß Sie bei Zeiten den Zügel aus den Händen einer treulosen, niederträchtigen Frau reißen, noch ehe sie uns Beiden den Untergang bereitet — Erinnern Sie sich einst der Warnung, die Ihnen giebt

Schloß Friedrichsberg,
im October 1771.

Die beleidigte
Mathilde."

„Was will wohl die Königin mit dem Briefe sagen?" flüsterte der König, sich die Stirn reibend, dann stand er auf und klingelte.

„Bittet Ihre Majestät die Königin," sprach er zum eintretenden Pagen, „zu Ihrem Gemahle zu kommen." —

„Ach!" seufzte er, als er sich wieder allein befand, „wie bin ich doch immer von Unfrieden und Unruhe umgeben, und dazu kommt noch, daß seit einigen Monaten es mir immer wie Nebel vor dem Verstand liegt; ich kann mich gar nicht besinnen wie

ſonſt — und keine Kraft iſt in meinen Gebeinen, was auch Struenſee thut, um mich zu ſtärken. O London und Paris! — o Holk! — Holk! — aber wenn es nur Struenſee redlich meint? Die Königin Juliane ſagte mir — —" Er verſank in dumpfes Hinbrüten, aus dem ihn die Ankunft der Königin weckte.

„Meine Mathilde!" rief er aus, durch den Anblick ihrer Holdſeligkeit in frühere Zeiten zurückgeführt, und umarmte ſie mit Zärtlichkeit.

Die Königin erwiederte ſeine Liebkoſungen mit Innigkeit, doch nicht ohne Wehmuth, und bat ihn nach den gewöhnlichen Geſundheitserkundigungen bald, ihr die Antwort auf ihren Brief zu geben, denn deswegen habe er ja wohl ihre Gegenwart begehrt.

Die Geiſtesſchwäche des unglücklichen Königs aber hatte ſchon einen ſo hohen Grad erreicht, daß ſein Gedächtniß ihn zuweilen faſt ganz verließ. Er konnte ſich auf den Inhalt des Briefes ſchon nicht mehr beſinnen — Mathilde las ihn laut, erzählte ihm von Julianens Beſuch, und bat um Gerechtigkeit gegen dieſe.

„Ach Juliane Marie," ſprach der König, „ach ja, das iſt eine böſe, heimtückiſche Frau, das weiß ich, ja, das weiß ich — kann ich auch mich nicht mehr beſinnen woher — ja, ja, ſieh doch, auf einmal wird's hell in meiner Seele. Als ich ein Knabe war, fuhr ich auf dem See des Schloſſes Friedensburg mit meinem Kammerdiener, dem Brockdorf,

spazieren, ich war muthwillig, wie ich noch sein kann, Brockdorf drohte mir, mich ins Wasser zu werfen; ich hielt das für Scherz, aber er warf mich wirklich hinein, Mathilde, ja er warf mich hinein, er war erkauft von der Königin Mutter, die wollte den Kronprinzen aus dem Wege schaffen, damit ihr Sohn Friedrich, der Erbprinz von Norwegen, auf den Thron gelange — ja, ja, dahin hat sie zeitlebens getrachtet. So hat sie auch nie zugeben wollen, daß ich Dich heirathen sollte, aber dasmal that ich ihr den Willen nicht — ach, Mathilde! Dein Bild war so schön, ich konnte nicht von Dir lassen, und Du bist noch viel schöner, als Dein Bild." —

„Und doch haben Ew. Majestät in Paris und London — "

„O, Mathilde! betrübe mich nicht, nenne mich wieder Du — ach, die böse Mutter wollte es nicht, daß ich Dich so lieb haben sollte — sie schickten mich auf Reisen — Holk verführte mich — ach, ich kam Deiner unwerth zurück; ich scheute Deine Tugend und entfernte mich von Dir." —

„Und ich," entgegnete Mathilde, „ich war zu stolz, um mich Dir wieder zu nähern. Da kam Struensee, unser guter Engel, er gewann Dein Vertrauen, wie das Meinige; er führte uns wieder zusammen, entfernte die Fesseln des Ceremoniels von uns — ich vergab Dir, und Du warst glücklich." —

Der König weinte — „Ach, ja wohl war ich das,

könnte es ja noch sein, aber der Nebel, der Nebel vor meinen Sinnen — und sie sagen mir," fuhr er fort, und seine Züge nahmen den Ausdruck des furchtsamsten Mistrauens an, „man sagt auch, Struensee sei mir nicht treu, er bringe den Adel und die Geistlichkeit gegen sich auf, er richte Dänemark zu Grund! Ach, Mathilde, man sagt sogar,"— er stockte und fuhr mit ganz leiser Stimme fort: „Struensee wolle Dich verführen." —

„Wie?" fuhr Mathilde auf, „muß ich aus Ew. Majestät eignem Munde hören, was meine Feinde nur anzudeuten wagten!"

„O Mathilde! Liebe! sei nicht böse," bat der König, mit ihren Locken spielend, „ich kann ja nicht dafür, daß man es sagt."

„Wollen Ew. Majestät mich nicht gegen Juliane Marie schützen?"

„Ich kann ja nicht, ich fürchte mich ja selbst vor ihr, sprich doch mit Struensee — aber ich bin ein recht unglücklicher Mann, Niemanden kann ich trauen; verrathe Du mich nur nicht, Mathilde — Ach, ich bin so elend, diese lange Unterredung hat mich so angegriffen, daß all mein Sinnen im Nebel versinken will." —

Mit Thränen umarmte Mathilde den unglücklichen Monarchen, und schied von ihm, sich Vorwürfe machend, daß sie ihn mit ihren Klagen belästigt hatte. — Immer dunkler ward es in ihrer Seele; Er, der die Stütze ihres Lebens sein, den Stürmen

der Kabale gebieten sollte, war nur noch der Schatten eines Mannes, eines Königs. —

Beinah verlöscht war das Kaminfeuer im Zimmer des königlichen Leibarztes und geheimen Cabinetsministers, Graf Johann Friedrich von Struensee. — Er selbst ging, in einen Schlafrock gehüllt, mit langsamen Schritten auf und ab. An einem Schreibepult saß, emsig mit Zeitungsblättern beschäftigt, der königliche Oberkammerherr, Graf Enewald Brand, Struensee's vertrautester Freund.

„Es wird schon kalt," sprach Struensee, „der Winter naht mit starken Schritten."

„Den Winter können wir nicht aufhalten," versetzte Brand; „aber, mein lieber poetischer Freund, wenn Du in den Naturgesetzen die Ursache suchst, warum wir hier im Zimmer frieren müssen, so bist Du gewaltig im Irrthum. Wir frieren, weil sich Niemand um unser Kaminfeuer bekümmert."

Struensee sah nach der verlöschenden Flamme und wollte klingeln.

„Nicht doch," rief Brand, „was der Mensch allein vollbringen kann, dazu muß er keinen andern brauchen — Ich wünsche aber eigentlich mit Dir ohne Zeugen zu reden." Er verriegelte die Thür, störte die Kohlen zusammen und legte die Brände so geschickt zurecht, daß bald eine helle Flamme aufschlug.

„Gelungen!“ jauchzte er. „Möchte mir alles so gelingen — möchte ich so deinen erlöschenden Muth neu beleben können!“

„O Enewald! das vermagst du nicht,“ seufzte der Minister, „Du kennst die Gefahren nicht alle, die mich umgeben. —“

„Ich nicht, nun warlich — Struensee hat wenig Vertrauen zu dem Scharfblick seines Freundes, ich glaube sie besser zu kennen, als Du selbst — Höre mich ruhig an. In wenig Worten sollst Du ein Gemälde Deiner Lage haben — —“

„Als Du noch der Doktor Struensee warst und der König Dich zu seinem Begleiter auf Reisen wählte, da erwachte in Dir innige Anhänglichkeit an den gutmüthigen, liebreichen Monarchen, Mitleid ergriff Dich, wie Du sahst, daß der König ein charakterloser Jüngling, geneigt zu sinnlichen Ausschweifungen, Gesundheit und Jugendkräfte in London und Paris verlor. Du sahest ein, daß alle dies dem Plane eines ehrsüchtigen Weibes, seiner Stiefmutter, zu Folge geschah. — Die Kraft Deiner Seele rief Dir zu, ihn zu retten — es gelang. Die Verführer wurden von ihm entfernt, der König wieder in Liebe mit seiner Gemahlin vereinigt, die machiavellistische Stiefmutter und ihr trotziger, hochmüthiger Sohn vom Hofe entfernt und nach Friedensburg verwiesen —“

„Ach! daß ich den König nicht früher retten konnte!“ seufzte Struensee. „Die Kraft seiner Seele und seines Körpers ist zerstört. Zwar schien es eine Zeit

lang, als würde er die Folgen früher Ausschweifungen überwinden, zwar gelingt es mir durch sorgfältige Behandlung die Kräfte seines Körpers wieder zu heben; aber es scheint fast, als habe ein Gift sich auf seine feinsten Nerven geworfen und zerstöre immer mehr seine Verstandeskräfte. Seit einigen Monaten war mir dies vorzüglich auffallend und ist warlich nicht mein geringster Kummer. Wäre der König in Italien gewesen, so würde ich glauben, man habe ihm von dem berüchtigten Aqua Tofana gegeben."

Brand wandte sein Gesicht nach dem Fenster, damit Struensee nicht das Höllenlächeln sehen sollte, welches unwillkürlich durch seine Züge zuckte, dann fuhr er fort:

„Die verabschiedeten Günstlinge, die verwittwete Königin, der Prinz wurden nun Deine Todfeinde, aber Du achtetest nicht darauf. Ein großer Gedanke beschäftigte Deine Seele — Du wolltest König von Dänemark werden!"

„Wie?" fuhr Struensee auf.

„Höre mich aus — nicht Titularkönig, wirklicher, Du wolltest das Land aus dem Elend erretten, worein es Despotismus und Verschwendung gestürzt hatten — Du wolltest die Vorurtheile in Fesseln legen, Menschlichkeit und Gerechtigkeit zu Herrschern machen —"

„Ja wohl, habe ich das gewollt!" seufzte Struensee.

„Um aber dies ganz zu können, mußten alle wichtigen Staatsämter mit Deinen Anhängern besetzt — die bisherigen Inhaber derselben entfernt werden, ob Gute oder Böse — und dies Loos traf auch den Besten aller Minister, unsern Bernstorff.“

„O! daß ich mir den nicht erhalten konnte!“ sprach Struensee.

„Mit ihm,“ fuhr Brand fort, „verlorst Du das Zutrauen der Bösen und der Guten; man sah in Dir nicht mehr den Mann, der Dänemarks Glück gründen wollte, nur den eitlen Selbstling, der seinem Ich eine Verehrung erzwingen will, die den Gaben, die das blinde Glück austheilt, dem Rang und Reichthum, nicht der Seelengröße und den Verdienst gezollt werden. Alle Deine spätern Einrichtungen löschten diese Idee nicht wieder aus und vermehrten nur Deine Feinde.“

„Sah denn das Volk nicht ein, daß ich zu seinem Besten handelte?“ versetzte der Graf — „Ich verordnete, daß jeder Gläubiger seinen Schuldner in Verhaft nehmen konnte, wie hoch auch sein Stand sein mochte: so verschaffte ich der gewerbtreibenden Klasse Gerechtigkeit gegen den Adel, da sonst der arme Handwerker oft in Hunger und Elend verschmachtete, während der Edelmann in der unbezahlten Staatskarosse, die ihm jener geliefert hatte, an seiner ärmlichen Wohnung vorüber rollte. Der ausschweifende, verschuldete Adel entfernte sich, durch diese Verordnung gezwungen, auf seine Güter und verzehrt dort sein

Einkommen, ſtatt es, wie ſonſt, am Hofe zu vergeuden; das iſt wieder ein Vortheil für das platte Land und den Adel auch. —“

„Aber der Adel, mein lieber Freund, will weder vernünftig noch tugendhaft ſein, er will glänzend verſchwenden, ausſchweifen und das Privilegium haben, zu borgen und nie zu bezahlen. — Der Adel wurde Dein tödtlichſter Feind, Struenſee; Du wollteſt ihn verſöhnen, indem Du — Seinesgleichen wurdeſt; aber der neugebackene Graf gewann nicht die Achtung der altbacknen Grafen und verlor die Gunſt des Standes, aus dem er herausgetreten war. Die Bürger und das Volk wurden gegen Dich aufgebracht durch die Aufhebung des Rathes von zwei und dreißig Bürgern, die Perle ihrer Stadtprivilegien, durch Deine Unkunde der däniſchen Sprache.“

„Ich fühle das wohl“ verſetzte Struenſee „und möchte faſt wünſchen, daß ich den Bitten der Königin, die mich zur Annahme des Grafentitels bewogen hat, widerſtanden hätte.“

„Adel und Volk ſind gegen Dich,“ fuhr Brand fort, die Maſſe der Staatsdiener ward auch bald gegen Dich eingenommen. Die Beſoldungen und Penſionen wurden eingeſchränkt, die Leibwache zu Pferde abgedankt. Der Militärſtand haßte Dich von nun an. — —“

„Ich wollte die gänzlich vernichteten Finanzen wieder herſtellen“ ſprach Struenſee, „und das diente doch zum Beſten des Volkes.“

„Der Staat iſt zu bedauern," entgegnete Brand, „wenn er nur durch die Kränkung vieler Einzelnen das Heil des Ganzen erkaufen kann."

„Wahr geſprochen," ſagte Struenſee, „indeſſen wollte ich auch dadurch dem überhand nehmenden Luxus Einhalt thun — ſo auch durch die Einrichtung des Erziehungshauſes in Kopenhagen für arme Kinder, wozu von jedem zur Pracht gehaltenen Pferde zwei Thaler, von jedem Miethkutſchpferde ein Thaler, und von jedem ausländiſchen Pferde zehn Thaler jährlich bezahlt werden mußten."

„O Poet!" rief Brand aus, „glaubſt du etwa, daß die Welt den menſchenfreundlichen Geſetzgeber ob dieſer Verordnung geprieſen hat? Sie hat Dir tauſend und abermals tauſend Feinde gemacht. — Was gehen uns fremde Kinder an? heißt es. Gleichgültig fährt der Reiche und Vornehme über unglückliche, halbnackte Kinder hin, die halbtodt vor Froſt und Hunger in den Straßen liegen. Eins ſeiner Pferde iſt ihm tauſendmal lieber, wie hundert arme Kinder. Gehe zu jenem hülfloſen Waiſen, die Du verſorgteſt, und ſiehe, ob ſie Dich ſchützen können — glaube mir, Struenſee — man muß ein Teufel werden, wenn man durch die Welt kommen will. —"

„Du brachteſt die Geiſtlichkeit gegen Dich auf, die ohnedem in Dir einen Anhänger La Mettrie's und Voltaire's ſieht, weil Du letztern auf Deinen Reiſen beſucht haſt — Du heißeſt ein Freigeiſt, obgleich Du

der Sohn des würdigſten und vornehmſten Geiſtlichen in Holſtein biſt.“

„Du haſt Recht, Enewald! Adel, Geiſtlichkeit, Wehr- und Nährſtand hat ſich gegen mich verſchworen, Du ſiehſt, welche Sorgen mich drücken, wie keine Ausſicht zur Rettung iſt, Du kennſt meine Lage — wiewohl doch nicht ganz.“

„Ganz“ rief Brand mit Heftigkeit — „ganz und gar kenne ich ſie — Alles, was gegen Dich aufſtand, konnte den Muth des Adlers nicht unterdrücken — Das vermochte nur die Krankheit des Herzens, eine allmächtige glühende Leidenſchaft — Du liebſt — — die Königin.“

„Heiliger Gott!“ rief Struenſee überraſcht und ſank auf einen Seſſel, das Geſicht mit beiden Händen verbergend.

„Du ſiehſt ein, daß ich Dich kenne,“ fuhr Brand fort. Vertraue mir, ich will Dich auch retten. — Jetzt ruft Dich Deine Pflicht zum König. — In der Mitternachtsſtunde komme ich wieder, dann das Weitere.“

Die junge Königin von Dänemark war eine der reizendſten Frauen ihrer Zeit; den ſchönſten Körper beſeelte ein mächtiger, unternehmender Geiſt, würdig einer Eliſabeth von England, Margaretha von Dänemark und anderer berühmten Regentinnen. Im Alter von ſechzehn Jahren wurde ſie dem König von Däne-

mark vermählt. Die Briefe, die sie in dieser Zeit aus England an ihre Verwandten schrieb, athmen ahnungsvolle Schwermuth über das ihr bevorstehende Schicksal und zugleich bemerkt man in ihnen den Flügelschlag eines mächtigen Geistes, der aus dem Kerker ceremonieller Erziehung in den reinen freien Aether eines eignen Wirkungskreises strebt. — Ihre Ankunft in Kopenhagen erfüllte sie mit den frohsten Erwartungen. Der König, damals ein schöner, blühender Jüngling, gewann die erste Liebe ihres jugendlichen Herzens und erwiederte sie glühend. Die Geburt des Kronprinzen vollendete ihr Glück; aber nun erhob sich furchtbar die Kabale der Königin Mutter, die Mathilde, müde ihrer Anmaßungen, gleich nach ihrer Vermählung von Hof und Staatsrath entfernt hatte. — Der junge König, dessen Liebe durch den Besitz ruhiger geworden war, wurde vermocht, zur Ausbildung seines Geistes auf Reisen zu gehen. — Seine Jugend widerstand den Verführungen von Frankreichs und Englands Hauptstadt nicht, und man beruhigte sein Gewissen, das ihm in mancher ernsten Stunde den Namen „Mathilde" zurief, dadurch, daß man seine Gemahlin bei ihm herabsetzte. Mathildens Frohsinn, ihre Freude an Zerstreuungen der Jugend, das Vergnügen, welches sie nach der Sitte der englischen Frauen am Reiten fand, wurde ihm in den gehässigsten Farben geschildert. — Mistrauisch und schuldbewußt, kehrte Christian zu seiner Gemahlin zurück, die durch die machiavellistische Königin Mut-

ter selbst Kenntniß von seiner Untreue erhalten hatte — ihr Zweck wurde erreicht. Mathilde wandte sich voll gekränkten Stolzes von ihrem Gemahl und das königliche Ehepaar war getrennt. — Doktor Struensee, der Leibarzt des Königs, gewann um diese Zeit die Gunst der Königin, er vereinte das hohe Ehepaar wieder und ward zugleich das Organ von Mathildens Regierungsveränderungen; seit die Liebe ihr Gemüth nicht mehr erfüllte, regte sich um so gewaltiger das Verlangen in ihr, zu regieren und zu erschaffen. — Christians Liebe blieb sich gleich, aber sein Geist war zerstört; wodurch, blieb ein unerforschtes Räthsel. Mit innigem Mitleid hing seine Gemahlin an ihm, während ihr feuriger Geist das Wohl des Landes umfaßte. Ihr treuer Minister ging nicht nur in ihre Pläne ein, sondern erschuf auch mit philantropischem, poetischem Sinne manches, dem er durch die königliche Gewalt meist schnelle Ausführung, aber kein Gelingen verschaffen konnte. Jugend und Unerfahrenheit führten Mathilden und den Vollstrecker ihrer Befehle an den Rand des Abgrundes. Sie sah ein, daß es zum Umkehren zu spät sei, und hoffte ihn an der kühnen Hand Struensee's zu überspringen. — Da erschien ihr der Graf plötzlich zagend, unsicher, oft gleichgültig bei den wichtigsten Angelegenheiten. Die Königin bemerkte diese Veränderung; oft sah sie den Minister in ihrer Gegenwart zerstreut, beklommen, bald erröthen, bald erbleichen. — Schon lange hatte sie den Wunsch gehegt, ihn mit einer Tochter

Dänemarks zu vermählen, Fräulein von Euben, ihre Hofdame, strebte vergebens ihr Gefallen an dem schönen Grafen zu verbergen. Mathilde glaubte nun sich dessen Benehmen erklären zu können; schon oft versuchte sie, das Geheimniß seines Herzens von ihm zu erforschen, bisher war er ihr noch immer ausgewichen und sie nahm sich fest vor, bei der nächsten Gelegenheit die Wahrheit zu enthüllen.

Struensee, der lange mit der Liebe sein Spiel getrieben, so manches Mädchen- und Frauenherz bethört hatte, entging der Rache dieser Göttin nicht. — Der Drang der äußeren Verhältnisse veranlaßte die Königin, ihm mehr wie je zu vertrauen und das Feuer, was in ihren schönen Augen für Dänemarks Wohlfahrt glühte, zündete in dem Herzen des Grafen eine Leidenschaft an, deren unendliche Gewalt die Kraft seiner Seele verzehrte.

Die Nachtlampe flammte düster in Struensees Zimmer, er ging, in sich gekehrt, langsam auf und ab. Der Schatten seiner hohen Gestalt stieg riesig an der Wand empor, und unwillkührlich fuhr der Graf einigemal zusammen, als er beim Umkehren diesen gespenstisch scheinenden Umriß seines Selbst erblickte. Es war ihm, als ob sein böser Dämon, die Schattenseite seines innern Ichs, erscheine, um ihn zu überwältigen. Es schlug Mitternacht, noch war

Brand nicht da; endlich kam er, tief in seinen Mantel gehüllt, mit eilendem Schritt. —

„Der kindische Knabe wollte heut auch gar nicht schlafen gehn," brummte er; „aber bei Gott, ich bin es auch müde, länger mit diesem Königskind zu spielen. —"

„War der König gesund?"

„Körperlich, o ja! — Ich mußte mich mit ihm prügeln; aber ich habe ihn so zugedeckt, daß er sobald mich nicht wieder herausfordern wird!"

„Brand! Du überschreitest Deine Gränze."

„Gränze? — Das habe ich wahrhaftig längst gethan, als ich meinen kräftigen Geist erniedrigte, um jenen Christian zu unterhalten; ich will es nicht länger. — Sei übrigens ruhig, der König wollte geschlagen sein, und wir schieden als die besten Freunde von einander."

Ich war heute in Kopenhagen, sprach Struensee ablenkend. Im Hafen wehten viele Segel. — Ich dachte auch daran, bald wird mein Segel mich nach Hamburg führen, denn dort gedenke ich meine Tage zu beschließen. Willst Du mit mir gehen, Gumwald?"

„Du willst den Dienst verlassen, höre ich recht?"

„Der König war heute ausnehmend gnädig gegen mich, als ich ihm Rechenschaft über die bedeutenden Ersparnisse in den Finanzen ablegte; er wollte, ich sollte mir eine Gunst ausbitten. Ich bat ihn um die Bezahlung der Schulden, die ich als Reisebegleiter des

Königs zu machen genöthigt war, da ich nie eine Entschädigung von ihm erhalten hatte, als einmal ein Reitpferd und ein andermal 500 Thaler. Ich bat um 5000, so viel bin ich ungefähr schuldig — zugleich suchte ich für Dich um dieselbe Summe nach, weil Dein Gehalt nur gering ist. Der König aber bestimmte die Summe für mich auf 60000 Thaler — Eine gleiche Summe erhältst Du — Hier sind die Papiere."

Etwas beschämt nahm sie Brand hin, und sagte: „Ein Freund bist Du, aber auch ich bin Einer, ich will Dich retten."

„Mich retten? O Enewald, laß uns fliehen. Die Mittel zur Unabhängigkeit gab Gott in unsre Hände. — Wir wollen in Hamburg wohnen, für unsere Mitbürger leben und der Vorsehung danken, daß unsere Schultern von einer Last befreit wurden, der sie nicht gewachsen waren."

„Weil es an Muth fehlte — Also häuslich willst Du Dich in Hamburg niederlassen, wahrscheinlich auch bald dort verheirathen?"

„O niemals!" seufzte der Graf.

„Und es folgen Dir — Dänemarks Fluch und Mathildens Thränen. —"

„Ha! —"

„Seht doch den Buben," ruft Dir Dänemark nach, — er hat uns zu Grunde gerichtet, in der Noth verlassen, und schwelgt nun in Hamburg vom Geld, aus dem Mark und Blut unsers Landes ge-

mänzt. — Nur eine Stimme dürfte anders reden — aber bald wird ihr süßer Klang verhallen; das Raubthier, die alte Königin, über ihre holde Beute herfallen, die ohne Dich jedes Schutzes entbehrt. — Die Rosen auf Mathildens Wangen werden welken, ihre zarten blauen Adern aufschwellen von der Wirkung meuchelmörderischen Giftes, ihr schönes, edles Herz brechen unter namenlosen Qualen und kein Freund, kein Tröster ihr zur Seite stehn. Ihre Kinder...."

„Halt ein, um Gotteswillen, Du tödest mich! Was soll ich beginnen?" rief Struensee.

„Mathildens Gemahl und König von Dänemark werden," sprach Brand ruhig —

„Ha, Böswicht! Nichtswürdiger!" fuhr Struensee auf — „hältst Du mich für einen Verbrecher! Gott ist mein Zeuge, wie ich alle Kräfte meines Wesens aufbot, um über meine sündige Liebe zu siegen — wie meine Seele fast in dem Kampf unterlag! Ich will fliehen und sterben...."

„Bist Du ein Mann, Struensee? Höre mich ruhig an. Martre Deine Seele nicht mit Vorwürfen über eine Leidenschaft, die unwillkürlich und allmächtig, deren Gegenstand das schönste und edelste Weib ist."

„Eine Gattin und eine Königin," fiel Struensee ein.

„Ist das Deine Schuld? Höre, was Aristophanes, Platos Schüler, sagt: Ehedem gab es weder Männer noch Weiber, sondern blos Menschen, die die Erde gebar — diese hatten eine völlig runde Form, vier

Beine, vier Arme, zwei Geſichter. Wie der Lauf einer Kugel war ihr Gang, Graf, war die Kraft ihres Geiſtes und Körpers; in frechem Uebermuthe wollten ſie den Himmel ſtürmen — da ſpaltete ſie Apollo in zwei Hälften, um ihre Kraft zu theilen. Nun ſuchte immer eine Hälfte die andere, ſtrebte vergebens ſich mit ihr zu vereinigen und ſtarb in namenloſer Sehnſucht. Da erbarmte ſich Jupiter des Menſchengeſchlechts, ſchuf aus den getrennten Hälften Mann und Weib — die Liebe entſtand und aus ihr das Familienleben.“

„Und was ſoll mir dieſe glänzende Hypotheſe?“

„Dir ſagen, daß Du höhern Geſetzen, nicht menſchlichen, folgen mußt — ſuche Deine Hälfte, ſei mit ihr ein Ganzes, — eine beglückende Kraft für Dänemark! Der König wird nicht lange mehr leben — Mathilde wird Regentin — Du ihr Gemahl — Heil Dir, König dereinſt! —

„Ich König, der Sohn eines Bürgerlichen?“

„Liefert die Geſchichte nicht ähnliche Beiſpiele, wird ſie deren nicht noch genug liefern?“

„O Enewald! das ſind Träume.“

„Mann! mache ſie zur Wahrheit.“

„Die Königin erwiedert meine Liebe nicht.“

„Sie wird ſie erwiedern! Biſt Du nicht ihr Beſchützer? ihr Freund? —“

„Wäre es möglich, o wäre es möglich — doch nein — Was könnte jene Welt mir bieten, wenn in

dieser schon solches Glück mir würde! Nein, es ist nicht möglich — Fort von ihr!“

„Also Du willst fliehen? Weißt Du wohl, daß Du das, als Mann von Ehre, jetzt nicht mehr kannst. Die größte Rechtlichkeit ist oft die größte Unrechtlichkeit! Du mußt vollführen, was Du begonnen hast. Was soll aus Mathilden werden, wenn Du gehst?“

„Brand!“ rief Struensee, heftig auf- und niedergehend — „Du folterst mich. Sie selbst soll entscheiden.“

Mit diesem Entschlusse war Brand zufrieden. Die Unterhaltung ging nun auf Staatsgeschäfte über, und bald trennten sich die beiden Freunde.

Das Schloß Friedensburg, auf Dänisch Fredensborg, liegt fünf Meilen nordwärts von Kopenhagen; es erhielt seinen Namen von einem glücklichen Frieden, der hier mit den Schweden geschlossen ward. Jetzt ging aus ihm die Fackel des häuslichen Krieges und der Kabale hervor. Die verwittwete Königin Juliane Marie von Dänemark hielt hier Rath mit ihrem Sohne, dem Erbprinzen Friedrich.

„Aber, Mutter, wie ist es nur möglich, daß Du so lange schweigen, so ruhig zusehen konntest?“ fragte dieser.

„Aus Staatsklugheit, mein Sohn; siehst Du denn nicht, daß die Parthei der Königin uns selbst in die

Hände arbeitet, daß Struensee alle Stände beleidigt, daß Obrist Köller, Graf Ranzau-Ascheberg, Obrist von Schack, Obrist Eichstädt sich uns anschließen müssen? Diese Männer wollten eine Rolle spielen, aber das duldet Struensee nicht, darum hassen sie ihn und werden zu uns kommen, ich will sie schon spielen lassen —"

„Köller und Eichstädt," erwiederte Friedrich, „sind knechtische Seelen, die einer bittenden Königin nichts abschlagen können — Ranzau-Ascheberg aber und Schack dürften uns nicht so gewiß sein. Ersterer verdankt Struensee seine Zurückberufung an den Hof."

„Er rief ihn blos zurück, um Bernstorff zu stürzen, und hat ihn durch Aufhebung des Staatsraths, dessen Mitglied er war, empfindlich gekränkt — Ranzau ist uns gewiß, freilich möchte er lieber König sein, als einen König machen helfen — aber doch lieber Letzteres als gar keine Rolle spielen. Schack, der einst Rang, Ansehen und Vermögen aufopferte, um nicht in einem Rathe zu bleiben, dessen hergebrachte Gewalt herabgesetzt wurde, hat durch Krankheit und Dürftigkeit allen Trotz verloren. Er gerade wird um guten Lohn alles thun, was wir von ihm verlangen."

„Aber wie lange soll es denn noch dauern, Mutter, daß dieser Struensee König von Dänemark ist, eine Stelle, die nur mir gebührt? — Er läßt meinen Bruder durch seinen Brand so eng bewachen,

daß Niemand mehr Zutritt zu ihm gewinnen kann. Alle Minister sind nur noch Schatten, er regiert das Land durch seine Cabinetsbefehle, die er selbst mit dem Siegel des Königs ausfertigt. — O, wie ich sie hasse, diesen Struensee, diesen Brand! — Mit meinen Händen könnte ich sie zerreißen. Letzterer hat mir sogar als Oberaufseher des Schauspiels eine Loge fern von der des Königs anweisen lassen, und brüstet sich in dieser mit seinem Struensee. Sähe ich ihre Köpfe doch erst auf dem Hochgericht!"

„Diese Zeit wollen wir herbeiführen, gedulde Dich nur und bedenke, daß selbst Struensee und Brand mir dazu dienen müssen, Dänemarks Krone auf Dein Haupt zu drücken."

„Wie das, Mutter?"

„Siehst Du denn nicht, daß der König unter ihren Händen täglich blödsinniger und schwächlicher wird. Bald wird es so weit sein, daß keine Genesung mehr möglich ist, und Du bist Dänemarks König."

„Ach, Mutter, er ist doch — mein Bruder!"

„Er der Bruder meines kräftigen, klugen, schönen Friedrich? Wahrlich, ein Paar ungleiche Brüder, gräme Dich nicht über seinen Tod, Du bist unschuldig daran."

„Mutter!" rief der Prinz heftig auf- und abwandelnd — „wenn die Verruchten fallen, muß auch Obrist Falkenskiold sterben. Er hat mir die schuldigen Ehrenbezeugungen versagt. Neulich ritt ich über

den Wall, seine Regimentsmusik übte sich dort, mein Pferd scheute, ich schickte einen Edelknaben, um Stille zu haben, aber ohne darauf zu achten, spielte die Musik fort und ich mußte umkehren."

„Es sei, er falle —" sprach Juliane, „aber, mein Sohn, zügle nur Deine Ungeduld bis zur passenden Stunde. Glaube mir, nicht die Hälfte des Rachedurstes kannst Du gegen Struensee und Brand empfinden, den ich gegen diese Mathilde fühle. Ich opferte meinem Gemahl Jugend und Schönheit, er gab mir Macht und Einfluß dafür. Nach seinem Tode war ich Regentin von Dänemark, Du mein Sohn der Präsident des Geheimenrathes; der König war schwächlich, alles vereinigte sich, mir die besten Hoffnungen zu geben, da führt ein unseliger Einfall des englischen Gesandten Mathildens Bildniß in des Königs Hände. Seine heftige Liebe läßt ihn zum erstenmal in seinem Leben mir Ungehorsam zeigen. — Die junge Königin kommt — Dänemark fliegt ihr entgegen, an der alternden Mutter vorüber, dem neuen Gestirn zu. Ich bezwinge meinen Schmerz, empfange sie höflich, gütig sogar, und nach einigen Monaten wird mir die Regentschaft genommen und ich vom Hofe verwiesen. Ha, das war entsetzlich — entsetzlich soll auch meine Rache sein. — Ich will sie entehren, und ihr Haupt falle vom Beil des Henkers."

„Des Henkers?" fragte Friedrich erschrocken — „Sie ist doch eine Königin!"

„Auch Maria Stuart ſtarb ſo, — ich verſtehe ſo gut mich zu rächen, wie Eliſabeth — ſie ſterbe. Den Kronprinzen wird Struenſees ſpartaniſche Erziehung wohl im nächſten Winter hinrichten, wo er ihn in einem ungeheizten Zimmer bleiben heißt — und die Prinzeſſin laſſe ich zum Baſtard erklären.“

„Doch halte ich Mathilden keiner Untreue fähig,“ ſagte der Prinz.

„Ich auch nicht. Sie iſt zu ſtolz und zu herrſchſüchtig, um ſanfter Gefühle fähig zu ſein, hat auch zu viel hochfliegende Regierungspläne im Kopf, um ſich mit Intriguen zu befaſſen, — ich glaube es nicht, aber die ganze Welt ſoll es glauben. — Jetzt komm, mein Sohn, in den Garten. In mir tobt es wie Fieberglut, die Luft ſoll uns abkühlen. —“

Sie gingen, die Hölle im Buſen und auf dem Antlitz, unter dem blauen Himmelsdom Gottes reine Luft einzuathmen.

Wochen waren ſeit der Unterredung Brands mit Struenſee verfloſſen, und noch immer wagte es dieſer nicht, ſich der Königin zu eröffnen. Er war täglich in ihrer Geſellſchaft, theilte ihr alle ſeine Staatsoperationen mit, beachtete ihre Kinder, las ihr vor, aber immer hielt ihn Mathildens himmliſche Tugend ab, ein Wort zu äußern, was dieſe kränken könnte. Zudem ſchien ſie ſeit einiger Zeit oft in ſeiner Gegenwart befangen, und es war ihm, als ſuche ſie

absichtlich dem zwischen ihnen obwaltenden vertraulichen Tone Schranken zu setzen. Ein Ereigniß, durch die Zeitumstände herbeigeführt, rief endlich auch Struensees Erklärung hervor.

Es lag im Ersparungsplane des Grafen, die Königliche Leibwache zu Fuß aufzulösen. Durch einen Cabinetsbefehl vom 21sten des Christmonds wurde die Auflösung beschlossen und zwei Tage darauf vollzogen.

Die fünf Compagnien dieses, aus lauter Normegern bestehenden Korps wurden zusammenberufen. Ein Offizier kündigte ihnen den Befehl des Königs an, wonach das Regiment aufgelöst und die Soldaten in der Armee untergebracht werden sollten. Ein drohendes Murren durchlief die Glieder, dann erhob sich ein allgemeines Geschrei. Ein jeder begehrte völligen Abschied, oder Beibehaltung des Regiments, von dem keiner getrennt werden dürfe.

Die Offiziere ermahnten vergebens zum Gehorsam mit Bitten und Drohungen, die Soldaten rasten und traten mit schrecklichem Geschrei auseinander. Die benachbarten Wachen wurden herbeigerufen, aber die Soldaten gingen ihnen mit entblößtem Säbel entgegen — es flossen Ströme von Blut, das Volk entfloh nach allen Seiten vom Kampfplatz. Die ganze Besatzung ward aufgeboten und entwaffnete einen Theil des ungehorsamen Regiments — aber eine Compagnie davon schlug sich durch und erreichte glücklich Friedrichsberg, eine andere verschanzte sich auf ihrem

Posten im Schloß. Die Bestürzung bei Hofe war groß. Struensee verspricht im Namen des Königs, die Soldaten zu befriedigen. Ein jeder erhielt seinen förmlichen Abschied, von des Königs eigner Hand unterschrieben, drei Thaler, Gewährung ihrer ganzen Uniform und Lossprechung von den Vorschüssen, welche die Kriegskasse ihnen gethan hatte. — Am andern Tag ging das Regiment aus einander. Die Soldaten riefen ihren Mitbürgern ein rührendes Lebewohl zu, diese weinten, trösteten, beschenkten sie. — Immer stärker ward die Volksmasse in den Straßen. Die Matrosen brüllten in trunkenem Muth, Klagen, Flüche, Drohungen erschallten. Der Kommandant der Stadt wollte das Volk beruhigen, er ward vom Pferde gerissen und mit Koth geworfen, seine Offiziere gemißhandelt, einige verwundet; endlich machte die Nacht dem wilden Lärm ein Ende. —

Struensee fühlte jetzt tief, wie ohnmächtig die Gewalt ist, wenn sie ohne die Stütze des öffentlichen Beifalles sich an Gegenstände wagt, die durch Gewohnheit einer Nation theuer und heilig wurden. — Er sah ein, daß man sich vor allem hüten müsse, Furcht zu zeigen und drang darum auf die Verlegung des Hofes nach Kopenhagen, weil ein noch längerer Aufenthalt auf dem Lande nothwendig bei dem Volke die Idee hervorbringen mußte, als ob der Hof es nicht wagen dürfe, den Winter in der Stadt zu wohnen. Von bangen Ahnungen gequält, trennte sich

Mathilde mit heißen Thränen von dem reizenden Schlosse Friedrichsberg.

Der Abend dämmerte, die regierende Königin von Dänemark stand am Fenster und überschaute den schönen, mit majestätischen Gebäuden prangenden Schloßplatz auf dem das emsige Gewimmel der Menschen sich hin und her trieb. — Im Hafen, der den Schloßplatz, von einer Seite begränzt, wehten Flaggen mancher Nationen und ein frischer Wind bewegte die Wellen. Der Anblick des regen Lebens hatte den Kummer in der Seele der Königin zerstreut, als Graf Struensee eintrat.

„Nun, wie leben Sie in Kopenhagen?“ rief sie ihm heiter entgegen und erschrak zugleich über den düstern, verzweiflungsvollen Ernst, der in seinen Zügen lag.

„Erlauben mir Ew. Majestät eine Unterredung unter vier Augen.“ bat der Minister.

Fräulein von Euben entwich in das Cabinet der Königin, jedoch benutzte sie die herabwallende Sammtgardine des Eingangs, um zu erfahren, was im Zimmer gesprochen werde.

„Gnädigste Königin,“ begann Struensee — „die blutigen Auftritte der letzten Woche, die frühern mit den Matrosen, so manche Unzufriedenheit des Volkes und des Adels haben mich ganz fühlen lassen, wie

wenig ich das Vertrauen zu rechtfertigen vermag, welches Ew. Majestät in mich setzten."

„Beruhigen Sie sich darüber, Graf Struensee," erwiederte die Königin freundlich, „Reformen machen im Anfang immer Schmerzen. Das Volk muß Zeit haben, um das Gute empfinden zu können, was daraus entsteht. Wir sind vielleicht zu rasch gewesen, indessen haben wir doch das Meiste erreicht und können dem Volk nun Zeit lassen, sich zu beruhigen."

„Das wird vielleicht am ersten geschehen, wenn der sich entfernt, den man als die Ursache der öffentlichen Unzufriedenheit betrachtet."

„Wie meinen Sie das, lieber Struensee?"

„Ich wollte Ew. Majestät um die Erlaubniß bitten, meine Stelle niederlegen zu dürfen," sprach Struensee mit bebender Stimme.

Ist das Ihr Ernst? Unmöglich! Struensee, kann ein so unmännlicher, so unedler Entschluß aus Ihrer Brust kommen? Wen fürchten Sie, wenn Wir Sie beschützen? Wer darf Sie kränken, so lange Mathilde Christians Gemahlin ist? Sie sind uns unentbehrlich geworden! Will der Steuermann das Schiff im Sturme verlassen?"

„O meine Königin! nicht die Gefahren, die mich umgeben, fürchte ich, aber der Muth meiner Seele ist gelähmt."

„Auch das habe ich seit längerer Zeit bemerkt, theurer Freund, schütten Sie Ihren Kummer vor mir

aus, Sie können keine innigere, dankbarere Freundin haben, als Ihre Königin — Reden Sie. Steigt die dunkle Wolke auf Ihrer hohen Stirn etwa aus einem Herzen auf, das unglückliche Liebe nährt. Ei, Sie haben auch wenig Selbstvertrauen. Der schöne Graf von Struensee, der Günstling des Königs, kann nicht unglücklich lieben —"

„Doch, doch, höchst unglücklich!"

„Man sagt, Verliebte sind blind — Aber nennen Sie mir nur den Gegenstand ihrer Leidenschaft und ich will meine ganze Macht aufbieten, um Sie glücklich zu machen."

„O Königin, das können Sie nicht, das werden Sie nicht!"

„Ich kann nicht, ich werde nicht? Struensee, Sie sind warlich heute weder galant noch zutrauungsvoll. — Geschwind den Namen der Erwählten! Ich will, ich muß ihn wissen."

Der Graf stürzte vor Mathilden nieder und rief verzweiflungsvoll: „Ich Unglückseliger liebe — meine Königin! —"

Alle Rosen auf Mathildens Wangen erblaßten, der unbefangene, schalkhafte Blick verwandelte sich in starres Entsetzen. „Ha, das ist unerhört!" war alles, was sie sprach. Eine grauenvolle Pause erfolgte, der unglückliche Graf lag noch zu ihren Füßen. „Stehen Sie auf," rief sie, sich wie ein schönes Marmorbild erhebend, „stehen Sie auf, Verräther — und verlasse mich, Schlange, die ich in mei-

nem Busen nährte! Du, den ich für meinen einzigen treußten Freund hielt, bist mein Todfeind geworden — Du, in dessen Hand ich alle Güter meines Lebens legte, dem sich mein Herz mit kindlichem Vertrauen öffnete, Du strebst nach meinem höchsten Gute, nach meiner Tugend!" Ein Thränenstrom erleichterte Mathildens gepreßtes Herz. Struensee stand auf.

„Ich gehe, meine Königin," sprach er; „aber gewähren Sie mir Ihre Verzeihung. Nie sollen Sie den Elenden wieder sehen, dessen dunkles Verhängniß ihn dahin brachte, Ihre reine Seele zu kränken, aber zürnen Sie ihm nicht — Gott ist mein Zeuge, ich habe gerungen, wie ein Held, mit dieser Leidenschaft, die alle Kräfte meines Wesens verzehrt hat — Ich entsage ja allem Glück der Erde, um mich von dem Gegenstand meiner unermeßlichen Liebe zu entfernen. — Die finstern Mächte wollten es so!"

„Graf! Sie vermögen nicht, sich zu rechtfertigen; hielten Pflicht, Tugend und Religion an ihrem Herzen Wache, so konnten die finstern Mächte dort nicht einziehen. Sie haben die Königin, die Gattin und Mutter tief gekränkt, die Freundin am meisten — kindlich offen lag mein Herz vor Ihnen, nichts, als eine reine Flamme der Freundschaft und Anhänglichkeit, glaubte ich bei Ihnen voraussetzen zu können, und ich finde eine strafbare Glut."

„O! meine Monarchin, Ihre Verzeihung, ehe ich gehe, um fern von Dänemark meine Liebe mit meinem Leben abzubüßen."

Die Königin schwieg; mit einem Seufzer, der seine Seele auszuhauchen schien, lenkte Struensee seine Schritte von ihr; einen Augenblick verweilte er an der Thür, da ertönte Mathildens leise Stimme:

„Graf Struensee!“

„Verwerfen Sie mich nicht, meine Königin!“ bat dieser mit dem Ton der Verzweiflung.

„Ich will es nicht, Graf; aber ein ewiges Vergessen bedecke diese Stunde. Das Geständniß hat Ihr Herz erleichtert, die Flamme kann nicht mehr im Innern wühlen, sie muß nach außen streben. Sein Sie wieder Struensee, kühn, menschlich, standhaft, groß. Wenn Sie mich lieben, so widmen Sie alle Ihre Kräfte dem Staat, bieten unerschrocken allen Stürmen die Spitze, schützen mich vor meinen Feinden. Zu Boden mit einer Leidenschaft, die Ihr und mein Leben beflecken, die Ihren Schutzgeist verscheuchen würde! Nehmen Sie alle Kräfte Ihrer Seele zusammen, um das Staatsschiff zu lenken, und Ihre Königin wird Sie menschlich richten.

„Wenn Ew. Majestät mir Vergebung gewähren, so stirbt meine Liebe in der Anbetung. Mein Leben ist Ihr Eigenthum, verfügen Sie darüber! Soll ich gehen, soll ich bleiben? Ich bin glücklich, wenn ich Ihnen gehorche.“

„Um Ihrer selbst willen gehen Sie nicht,“ erwiederte Mathilde, „Der Feige verläßt seinen Posten. Was ist Tod, was Leben, Hoffnung und Furcht, was alles Irdische? Es geht alles vor-

über, Furcht vor ihm sollte uns nicht erschüttern. Sehen Sie hinauf zum Sternenheer, dort kreisen Myriaden in der Bahn, die der Schöpfer ihnen anwies. Verlassen Sie die Ihrige nicht aus Erdenfurcht — Gottes Wille geschehe mit Ihnen und mir! — Bleiben Sie! —"

Der Sternenschimmer der heitern Winternacht umfloß Mathildens Gestalt, Struensees Liebe verklärte sich zur Anbetung einer Heiligen. Er kniete vor ihr, küßte den Saum ihres Gewandes und sprach feierlich:

„Ich bleibe."

Fräulein von Euben hatte mit klopfendem Herzen die Unterredung belauscht; auf die Frage der Königin, wer Struensee's Geliebte sei, hatte sie ihren Namen zu hören erwartet, Verzweiflung ergriff sie, als sie den Verfolg des Gespräch hörte. Glühenden Haß fühlte sie nun gegen Struensee, dessen höflich galantes, wohl auch zuweilen zutrauungsvolles Betragen ihr die schönste Hoffnung zur Erwiederung einer Leidenschaft gegeben hatte, die mit verzehrender Glut in ihr tobte. Kaum vermochte sie ins Zimmer der Königin zu gehen, die sie herbeirief, nachdem sich Struensee entfernt hatte. Sie fand die Fürstin vor ihrem Sessel kniend, im tiefsten Schmerz versunken.

„Keine Assemblee diesen Abend, ich will allein sein!“ sprach sie mit matter Stimme; die Hofdame entfernte sich wieder, Rachedurst im Herzen. Groinolet, ein Kammerdiener Struensees, ließ sich jetzt bei dem Fräulein melden und überreichte ihr einen Brief. Hastig erbrach sie ihn, glaubend, den, der sie so grausam täuschte, jetzt gefangen zu haben; aber der Brief enthielt eine Einladung der Königin Juliane Marie auf den andern Morgen; sie wurde angenommen und ein neues Glied der Verschwörung gegen Mathilden schloß sich an die Kette der schon vorhandenen an.

Lord Keith, der englische Gesandte, bemerkte das Treiben und Wogen in Friedensburg. Ranzau, Köller, Eichstädt waren häufig bei der verwittweten Königin. Ihm graute vor den Gefahren, welche der Königin Mathilde drohten. Er selbst konnte ohne den Verdacht der Partheilichkeit sich nicht in die Sache mischen, vermochte aber den schwedischen Gesandten, Freiherrn von Sprengporten, dazu, mit seinem Freund, dem Grafen Ranzau-Ascheberg über Struensee zu reden. Schweden hatte alle Ursache, mit Dänemark und England Freundschaft zu halten und Rußland zu fürchten, dessen Gesandter sich zur Parthei Julianens geschlagen hatte.

Sprengporten besuchte den Grafen Ranzau, mit dem er in freundschaftlichen Verbindungen stand. Er

sprach viel über die verwickelte Lage der Staatsangelegenheiten Dänemarks und äußerte zuletzt:

„Ich fürchte sehr für unsern Freund Struensee.“

„Der Meine ist es nicht mehr,“ erwiederte Ranzau heftig; „seit er den dänischen Staatsrath aufgehoben und dadurch der Nation ihren Mittler zwischen ihren Rechten und dem König genommen hat, mag ich nichts mehr von ihm hören. Er hat den Despotismus auf den Thron gesetzt und hält sich für einen Gott, der die Mitwirkung thätiger Männer entbehren kann.“

„Ich table allerdings manche seiner Maasregeln,“ versetzte Sprengporten; indessen verdankt ihm Dänemark doch auch manche gute Einrichtung, wie die Aufhebung der Frohndienste, die Preßfreiheit —“

„Dadurch hat er sich selbst eine Ruthe gebunden. Er sah in der Preßfreiheit die Erweiterung der Kenntnisse, das Emporkommen der Wissenschaften, die Aufmunterung des Genius; als Urheber dieser Wunderwerke wollte er berühmt werden, und man druckt Schandschriften auf ihn und sein Verfahren.“

„Es mag sein,“ versetzte der Schwede, „daß die dänische Nation noch nicht reif, das heißt, nicht edel, nicht klug genug für das kostbare Geschenk der Preßfreiheit ist, sonst müßte allerdings alles Gute dadurch befördert werden, lästernde Schriften würden mit dem Feuer der Wahrheit widerlegt, oder verhallten unbeachtet. Struensee ist seinem Zeitalter vorgeeilt, es fehlt ihm an klugen Rathgebern.“

„Er will keinen haben, der stolze, übermüthige Mann, sonst hätte ich selbst diese Rolle übernommen, aber ich habe jetzt all' mein Ansehen durch die Aufhebung des Staatsraths verloren."

„Graf Ranzau kann sein Ansehen nicht verlieren, es ist durch ein halbes Jahrhundert begründet, und nun, lieber General, lassen Sie mich aufrichtig mit Ihnen reden. Ich habe Ihre häufigen Besuche zu Friedensburg bemerkt. Die verwittwete Königin bildet eine Parthei, um Struensee zu stürzen, sie wird alles aufbieten, den Grafen Ranzau zu gewinnen. Hüten Sie sich vor ihr, lieber Freund, schon einmal boten Sie alle Ihre Kraft auf, um fremdes Ansehen zu befestigen, lassen Sie sich nicht noch einmal dazu brauchen! Juliane ist herrschsüchtiger, schlauer als Struensee, ohne sein edles, großes Herz zu haben. Handeln Sie nicht als sein und Mathildens Feind, Sie sind ein Siebziger, keine Blutschuld röthe Ihr Silberhaar; denn Ströme von Blut und Thränen werden fließen, wenn Juliane siegt."

Ranzau schien mit sich zu kämpfen, „Was könnte ich thun?" fragte er, „um Struensee zu retten?"

„Gehen Sie zu ihm und —"

„Zu ihm, nimmermehr, zu dem stolzen, übermüthigen Doktor, der sein Spiel mit dem Reichsgrafen Ranzau-Ascheberg trieb, ihn brauchte und dann abdankte."

„Sein Sie großmüthig, nur diesmal noch, lieber General, sagen Sie ihm, daß er sich auf einige

Zeit aus Dänemark entferne, es gälte seine und der Königin Rettung. Lord Keith wird für Reisegeld sorgen."

„Er wird mir nicht glauben, wird gar mich, o der Schande, für einen Heuchler, einen Spion Julianens halten."

„Der Stimme der Wahrheit, der Großmuth, die den Feind warnt, kann er nicht widerstehen. Wagen Sie es, mein lieber Ranzau."

„Ich könnte Ew. Exzellenz keinen Freundschaftsbeweis geben, der mich mehr kostet," sprach mit unterdrücktem Grimme der Graf. „Doch, ich will es."

Struensee ergriff das Staatsruder mit frischem Muthe, seit er der Königin sein Selbst zum Eigenthume gegeben hatte, indem er ihr zu bleiben versprach. In Brand's dunkeln Augen glühte die Freude eines gelungenen Planes; er sah ein, Struensee könne nicht mehr zurück, und suchte ihn nun für's erste zur Gefangennehmung und Einkerkerung der Königin Juliane und des Prinzen Friedrich zu verleiten, wozu der Schattenkönig noch seinen Namen hergeben sollte, ehe er selbst aufhörte zu sein.

Als eines Tages Graf Brand in Struensee's Zimmer trat, empfing ihn dieser mit sehr heiterer Miene. „Freue Dich, mich so heiter zu sehen, lieber Enewald," sprach er, „ich habe heute ein hartes Wort, was ich einem Unglücklichen gab, wieder gut

gemacht. Erinnerst Du Dich noch, als wir zusammen auf der Rhede lustwandelten und ein Galeerensklave mich um seine Freiheit bat? Ich gab ihm ein Almosen und sprach: „Freund, deiner Tugenden wegen trägst du die Ketten nicht!“ Der Sklave schwieg mit glühendem Gesicht. Meine harten Worte drückten mich seitdem immer. Ich wirkte ihm die Freiheit aus und sorgte gleich, daß er ein Amt erhielt, sonst hätte ihn der Mangel leicht wieder in die Arme des Verbrechens führen können. Er ist zum Schließer auf der Citadelle ernannt.“

„Schlimm, schlimm für die Gefangenen, mein edelmüthiger Struensee,“ rief Brand lachend aus. „Die Kanaille von Kerkermeister wird sie zu Tode quälen. Solchen Abschaum der Menschheit, wie die Galeerensklaven, befreien, heißt wüthende Hunde unter das Volk jagen. Lieber Struensee, einen großen Fehler hat Deine Staatsverwaltung: Du rechnest überall auf Menschen, und solltest auf Teufel rechnen.“

„Enewald! Du lästerst.“

„Ich sage die Wahrheit. Du bist zum König bestimmt; ein König darf es schon wagen, gut zu sein, denn der Thron ist nicht so erreichbar, als die Würde eines Premierministers — da entstehen nicht so viele Verbrechen aus Concurrenz. Ein Premierminister muß durchaus ein Stück von Teufel sein, wenigstens ein gleichgültiger Teufel gegen Menschen-

elend. Doch genug davon. Jetzt wollen wir Dänemarks bösen Dämon in Ketten und Banden legen.“

„Du meinst die verwittwete Königin; leider muß das geschehen, ich habe es eingesehen.“

„Nun, so höre meinen Plan. Den 16ten dieses ist Ball bei Hofe. Die Königin Juliane und der Prinz Friedrich werden dazu eingeladen. Es wird ihnen ein Flügel des Schlosses eingeräumt, damit sie in der Nacht nicht wieder nach Friedensburg zurückzufahren brauchen. Am andern Morgen aber, nachdem der König aufgestanden ist, lässest Du von ihm einen Befehl unterschreiben, wodurch die Frau Königin Mutter und deren Herr Erbprinz Sohn auf Lebenslang nach der Festung Kronenburg verwiesen werden, wohin sie sogleich Obrist Eichstädt mit seinem Regimente begleitet.“

„Eichstädt? Wo denkst Du hin, Brand! Der ist ja ein eifriger Anhänger Juliane's.“

„Weil ihn der König nicht beachtet. Lasse ihm Ehrenstellen und Geld von dem regierenden Herrn anbieten und er wird aus treuer Ergebenheit gegen diesen die Frau Mama allenfalls in die Hölle befördern.“

„O Brand! Du hast nicht recht. Sind denn die Menschen nichts als Maschinen, die der Dämon des Bösen in Bewegung setzt?“

„Du bist auch ein Mensch, Struensee, darum sage ich, nein.“

Der Kammerdiener Graniolet trat ein und meldete den Grafen Ranzau-Aſcheberg. Brand erblaßte.

„Was in aller Welt kann der wollen?“ fragte Struensee ſeinen Freund.

„Wieder eine Maſchine, vom böſen Dämon regiert, wird Dir ſich zeigen. Dieſer Dämon heißt Juliane; ſei ſtandhaft, mein Freund, ich weiche ihm aus, und höre noch Eins: bezahlſt Du Deinen Kammerdiener gut?“

„Den Graniolet? Der iſt mir mit Leib und Seele ergeben.“

„Das will ich nicht wiſſen. Ob Du ihn gut bezahlſt?“

„Ich glaube, ja.“

„Nun, dann hat es ſo leicht nichts zu ſagen; aber hüte Dich vor Lauſchern und verbirg Deine Papiere gut. Ich muß gehen, weil ich noch nicht angekleidet bin.

„Teufel und Hölle!“ knirſchte Brand, als er in ſeinem Zimmer angelangt war. „Was will dieſer Ranzau-Aſcheberg bei Struenſee? Ihn warnen, ihn retten? Er kann nichts anders wollen. Er hat eingeſehen, daß ihn Juliane nur dazu gebrauchen würde, um ſich durch ihn Macht und Anſehn zu verſchaffen; er weiß, daß der Schwärmer, der Poet ein ſchwaches Gemüth und eine große Seele hat, daß er ihn bald in Schrecken ſetzen und dann ſeinen

Retter spielen kann, und so auf ewig ihn sich verpflichtet haben würde. Kluger, kühner Brand! was wird dann aus dir? — Hölle! erbärmliche, ohnmächtige Hölle, wenn es eine giebt, kannst du dir dein Werk durch einen Großmuthshauch, durch einen Edelmuthsschein zerstören lassen? Wer nur den Graubart dazu brachte, zu seinem erklärten Feind zu kommen? Er, der stolze Reichsgraf zum Doktor? Dahinter steckt Keith, der kalte, glatte Kerl von Brei, der nichts anfassen will; er selbst hat es nicht gethan — wessen Pfoten mag er dazu gebraucht haben? Hm, hm, keinen Andern, als den dummen ehrlichen Sprengporten.— Wartet nur, wartet, es wird so noch nicht gelingen.— Ich muß zu Struensee— mein Werk kann ich mir nicht zerstören lassen. Ich bin es, der ihn durch List und Rath so tief verstrickt hat, daß ihm jetzt kein Ausweg bleibt, als den Thron zu besteigen. Mit Freuden sah ich, wie ihn sein Herz, sein Geist, sein Gefühl immer näher und näher dem Abgrunde brachte; leicht hätte ich ihm einen Zügel anlegen können, aber ich wollte ihn zum Könige machen, er ist dessen werth. Und nun, nun, da alles reif ist, will mir der Graubart mein Werk zerstören! Ha, ich muß zu Struensee und will die Vorstellungen des alten Generals schon pariren, damit keine die Freundesbrust treffe."

Schnell kleidete sich Brand an, und flog die Treppe hinauf. Da hörte er Ranzau's Sporen klirren; schnell verbarg er sich in einem Corridor. Ran-

zau stürzte mit zornglühendem Antlitz an ihm vorüber und grollte in sich hinein: „Er ist verloren!“—

Struensee hatte die dringenden Vorstellungen des Grafen Ranzau mit seinem kalten Lächeln abgelehnt. Ranzau ward trotzig, Struensee bitter, zuletzt ließ er gar gegen den General einige Worte fallen, die Zweifel an der Lauterkeit der Absichten seines Besuches enthielten. Der stolze Ranzau ward dadurch in den höchsten Zorn gesetzt. Mit flammenden Worten verließ er den Minister, der in des Gegners Zorn nur die Bestätigung seines Verdachtes fand. Brand's Mistrauen hatte sich auch in ein Herz geschlichen, das aus sich selbst nur edle und große Gefühle erzeugen konnte.

Ranzau-Ascheberg fuhr zur Königin Juliane und schwur ihr völlige Ergebenheit. Die Verschwornen zu Friedensburg jauchzten über den Gewinn dieses wichtigen Mannes, noch mehr aber, als einige Tage später Graniolet, der seines Herrn Pult mit einem Nachschlüssel geöffnet hatte, die Abschrift eines Entwurfes zu dem königlichen Befehl übersandte, der Julianen und ihren Sohn nach Kronenburg verbannen sollte. Die Stunde der Entscheidung nahte.

Am 16ten Januar 1772 war Ball auf dem Schlosse zu Kopenhagen. Der Glanz der Fenster, der Jubel der Musik, die zahllosen glänzenden Equipagen vor dem Schloßthore kontrastirten seltsam mit

den Zeichen der Furcht der rund um das Schloß her aufgepflanzten Kanonen und den verdoppelten Wachen, Anstalten Struensee's zur Sicherheit des Königs, seit den letzten stürmischen Auftritten mit den Matrosen und der Leibgarde. Das Volk tadelte sie höchlich, dazu aufgereizt durch Struensee's Feinde.

Im Innern des Schlosses saß Christian der Siebente mit Struensee's Anhängern, dem General Göhler, dessen Gemahlin und dem Finanzdirektor Struensee, ältern Bruder des Ministers, beim Spieltisch. Ein Anfall von Schwindel hatte ihn genöthigt, den Tanz zu verlassen, auch war sein Spielen nur zum Schein, er blickte gedankenlos in die Karten, und schien sich nur zu beleben, wann die Königin Mathilde, heute schön wie die Göttin der Liebe, sich ihm näherte. Ihr waren die dunkeln Fäden des Höllengespinnstes, was man so eben bereitete, unsichtbar geblieben. Sie genoß der Jugend heitre Lust. Um Mitternacht verließ der König erschöpft den Ball, Mathilde tanzte noch um Ein Uhr mit dem Prinzen Friedrich, und wunderte sich, von ihm mit milden, fast wehmüthigen Blicken betrachtet zu werden.

Gegen drei Uhr Morgens, als Todtenstille auf den Jubel gefolgt war, erschienen im Vorzimmer des Königs die Verschwornen, Ranzau, Eichstädt, von Osten, an ihrer Spitze Prinz Friedrich und Juliane Maria. Sie begehrten Einlaß in das Schlafzimmer des Königs. Der treue Kammerdiener desselben, argwöhnisch und entschlossen, verweigert ihn stand-

haft. Fast hätte er das Schicksal des Kammerdieners vom Herzoge von Friedland gehabt. Der General Ranzau zog trotzig seinen Degen, um ihn niederzustoßen, als ein Trupp erkaufter Buben im Schloßhafe Lärm machte. Juliane Maria bat den Kammerdiener mit Thränen, doch den König zu retten, das Volk habe sich empört, die Wachen könnten seiner Wuth nicht länger widerstehen. Der Kammerdiener verlor den Muth; das Versprechen einer ansehnlichen Belohnung gab seiner Entschlossenheit den letzten Stoß, und er öffnete das Schlafgemach.

Der unglückliche Monarch richtete sich, durch den Lärm erweckt, eben schlaftrunken im Bette empor, als Ranzau die Gardinen desselben aufriß. „Um Gotteswillen, was ist? was wollt ihr von mir?“ schrie er auf. „Empörung! Verrätherei! Ew. Majestät,“ riefen die Verschwornen, „das Volk fordert Gerechtigkeit gegen Struensee, gegen die Königin Mathilde, es will Ew. Majestät mit den Waffen in der Hand dazu zwingen — Horch! schon sind die Meuterer im Schloßhof.“

„Welches Unglück!“ klagte der erschrockene, geistesschwache König, die Hände ringend. „Wohin soll ich mich flüchten? Helft mir, rathet mir, was soll ich thun?“

„Diese Befehle unterschreiben,“ sprach Ranzau mit Heftigkeit, „dann ist mein König, dann ist sein

königliches Haus, dann ist mein Volk gerettet.“ Ranzau breitete auf dem Nachttisch des Königs die schon zur Unterschrift fertigen Ordres aus. Juliane sprach:

„Fürchten sich Ew. Majestät, mein Sohn, nicht, wir sind nicht Ihre Feinde, aber Ihre besten Freunde, die mit Gottes Beistand und Hülfe alle Gefahr von Ihnen und Dänemark abwenden wollen.“

Mit dieser frommen Rede legte sie eine mit Dinte gefüllte Feder in des Königs Hand und schob ihm die Ordre der Gefangennehmung Mathildens zur Unterschrift vor.

„Was sehe ich?“ rief der König, wie auf einmal zur Besonnenheit gelangend. „Meine Mathilde soll ich gefangen nehmen lassen — Verräther! Feinde! hebet euch weg von mir! Was hat meine Mathilde verbrochen?“

„Sie will Ew. Majestät Krone selbst tragen und liebt den Grafen Struensee,“ sprach Juliane.

„Das sind Lügen, höllische Lügen, ich will sie selbst fragen, da sollt Ihr's hören; ich will zu ihr, laßt mich aufstehen.“

Juliane erblaßte; mit Gewalt hielt Friedrich den unglücklichen König fest — und Ranzau schrie: „Die Rebellen haben die Wachen niedergestoßen, das Schloß brennt!“

Der Schrecken überwältigte aufs neue des Königs auflodernde Geisteskraft und Juliane Maria sprach: „Nur um für den Augenblick das Volk zu beruhigen,

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53192-3
WINKLER.K.G.T. FN. 18539/010

um die Königin selbst in Sicherheit zu bringen, unterzeichnen Ew. Majestät die Ordre; es ist ja nichts dadurch verloren."

Der König willfahrte ihr, aber seine Thränen fielen auf das Papier; gleichgültig unterzeichnete er die übrigen Befehle.

Die Ordre zur Gefangennehmung des Grafen Struensee war noch nicht ausgefertigt, als dieser bereits gefangen saß. Der kühne, trotzige Köller wollte alles auf seine eigne Gefahr wagen. Er rief die Offiziere der Wachten zusammen und erklärte ihnen, daß er im Namen des Königs jetzt die regierende Königin und den Grafen Struensee gefangen nehmen müsse. Schreck und Staunen ergreift die Offiziere, keiner begehrt die schriftlichen Befehle des Königs zu sehen; hätte ein Einziger unter ihnen dies verlangt, so stand der Obrist als Verschworner, nicht mehr als des Königs treuer Unterthan vor ihnen. Er führte sie zu Struensee, der, von dem Lärm im Schloßhof erweckt, sich mit bangen Ahnungen quälte. Plötzlich hört er Lärm, die Thür seines Schlafgemachs springt auf, durch den Verräther Graniolet geöffnet. Köllers riesige Gestalt tritt mit grimmigen Geberden herein und faßt Struensee an der Kehle. „Hülfe! Mörder!" rief dieser aus.

Betäubt von Schreck und Schmerz, wurde der unglückliche Graf halb bekleidet aus seinem Zimmer geschleppt, die Hände ihm, wie einem Verbrecher, gebunden. Ein feuchter Kerker, sonst der Aufenthalt der Missethäter, nahm ihn auf. Der furchtbare Wechsel seines Schicksals hatte seinen Geist betäubt; die Kälte der Nacht, die nachtheilig auf seinen halbnackten Körper wirkte, ihm den heftigsten Zahnschmerz herbeigeführt. Vergebens bat er um seinen Pelz, um ein Linderungsmittel für seine Schmerzen, um ein Sopha für seinen gequälten Körper; ein hölzerner Stuhl mit drei Beinen war das einzige Geräthe in seinem Kerker. Fast besinnungslos rannte er im wüthendsten Schmerz auf und ab, da rasselten Ketten, der Schließer trat an ihn heran, brachte den unglücklichen Mann mit einigen Faustschlägen zum Stillstehen, bekleidete ihn mit der blaufriesenen Jacke der Missethäter, belastete seine Arme und Füße mit Ketten, schloß ihn kreuzweis auf dem Fußboden fest und sprach höhnisch grinsend: „Ew. Excellenz, Ihrer Tugenden wegen lege ich Ihnen die Ketten nicht an!"

Struensee erkannte im Schließer den Galeerensklaven, den er befreit hatte, seufzte „o Dänemark!" und sank bewußtlos auf den feuchten Boden des Kerkers nieder.

Brand, der Finanzdirektor Struensee, nachher königlich-preußischer Minister, General Gähler und

seine Gemahlin, General Gude, Obrist Falkenshiold und andere Anhänger Struensee's wurden alle in dieser Nacht von verschiedenen Offizieren arretirt und in die Gefängnisse geführt. Graf Brand benahm sich bei dem furchtbaren Wechsel seines Schicksals mit der kalten Fassung, die ihn fast nie verließ. Beim ersten Lärm sprang er auf, kleidete sich an und verschloß sein Zimmer. Als man es gewaltsam erbrach, trat er mit bloßem Degen heraus, um sein Leben zu vertheidigen; er wurde bald entwaffnet und folgte den Offizieren ganz gelassen auf die Citadelle, ausrufend: „Ein großer Geist muß sich über sein Geschick erheben!" — Als er aber in seinen Kerker eingeschlossen war, riß Schmerz und Verzweiflung die Maske des Gleichmuths von seiner Seele. Er rief mit gräßlichem Tone: „Satan! du bist ein Knabe gegen diese Juliane Maria!" Dann versank er in dumpfes Hinbrüten.

Den größten Muth unter den unglücklichen Opfern der Kabale zeigte die Königin Mathilde. Sie ruhte im süßen Schlummer der Jugend und Unschuld, als Ranzau mit seinen Gesellen durch Fräulein von Euben in ihr Schlafzimmer geführt wurde. Der General zog die Gardinen zurück, sein eisgraues Haupt neigte sich über die holde Schlafende; sie erwacht, starrt ihn an, erblickt Offiziere in ihrem Zimmer und begreift sogleich, daß etwas Außerordent-

liches vorgefallen sein müsse. „Um Gotteswillen! Graf Ranzau!“ ruft sie aus. „Was wollen Sie hier. Ist mein Gemahl krank geworden? Hat man nach Struensee geschickt?“ — Ranzau beantwortet keine ihrer Fragen, sondern überreicht ihr das Handbillet des Königs. Sie las mit lauter Stimme:

„Madame, ich beklage das gerechte Schicksal, welches Sie erwartet; hiermit nehme ich von Ihnen auf ewig Abschied und wünsche Ihnen eine aufrichtige und christliche Reue.

Christian, König.“

Im Nu lag das Billet zerstückt zu Ranzau's Füßen. „Ha!“ rief die stolze Mathilde, „daran erkenne ich meinen unglücklichen Gemahl und die Verräther; solchen Befehlen gehorcht keine Königin! Hinweg, grauer Bösewicht! hinweg, Ihr Nichtswürdigen! Wie konnte Eure Unverschämtheit es wagen, bis in das Schlafgemach eurer Königin zu dringen?“

„Ich gehe, Madame,“ sprach der stolze Graf mit unterdrückter Wuth, „aber eilen Sie mit Ihrem Anzuge, ich komme bald wieder.“

Wirklich hatte die Königin auch kaum einen Mantel umgeworfen, als Ranzau wieder eintrat. „Zurück!“ herrschte sie ihm entgegen.

„Wohin wollen Sie, Madame?“

„Zum Könige, Verräther! Halten Sie Ihren grauen Kopf fest.“

„Um Gotteswillen, meine Herren,“ rief Ranzau den Offizieren zu; „wir Alle sind des Todes, wenn

Madame zum Könige gelangt!" Damit faßte er das Gewand der Königin. Die Offiziere, Leute von frechen Sitten, berauscht, bestochen, folgten dem Beispiele des Generals und legten Hand an die Unglückliche. Diese Entwürdigung ihrer Person brach Mathildens Muth. „Laßt mich," bat sie sanft, „ich will gutwillig Euch folgen." Aber kaum sah sie sich frei, so schwang sie sich auf eine Fensterbrüstung, um einen gefahrvollen Sprung zu ihrer Rettung zu wagen. Ranzau verhinderte sie auch daran, und erschöpft von Schrecken und Anstrengung, sank sie zuletzt auf den Sopha nieder, in Thränen und Wehklagen ausbrechend. Graf Ranzau gönnte ihr keinen Augenblick Ruhe, er schleppte die noch immer Widerstrebende nach dem wartenden Wagen, in der Hand den entblößten Degen haltend. Eine ihrer Hofdamen, und die Prinzessin Luise Auguste mit ihrer Wärterin, stiegen zugleich ein, und um die Unglückliche überall durch rohe Behandlung zu kränken, mußte sich auch ein Major mit entblößtem Degen zu ihr setzen, um den Schmerz der Königin zu höhnen. Dreißig Dragoner umringten den Wagen, und in raschem Lauf flogen die Pferde der Festung Kronenburg zu.

Mathilde war in dumpfes Schweigen versunken. Als das Schloß Kronenburg mit seinen vielen Thürmen und düstern Wällen vor ihren Blicken aufstieg, traten Thränen in ihre Augen, und als ihr Wagen durch die gewölbten Thore rasselte, brach sie in laute Klagen aus. „Gott!" rief sie, „es ist um mich

geschehen; mein König verläßt mich!" Ihre Kniee bebten; man trägt sie die Treppe hinauf und wieder hinab in das unterste Stock des Schlosses, wo alle Fenster mit Gittern wie Gefängnisse versehen sind; sie wird auf ein Bett gelegt, reißt sich empor und ruft: „Weg, weg von hier, es giebt keine Ruhe für die Unglückliche!" Sie warf sich an den Boden, zerraufte ihr schönes Haar und blieb lange taub gegen alle Trostgründe; endlich legt man ihren Säugling an ihr Herz, sie bricht in Thränen aus und ruft: „O unglückseliges Kind! O unglückselige Mutter!" und fällt zuletzt auf einem Lehnstuhl in einen leichten Schlummer, der ihre erschütterten Nerven wieder beruhigte.

Unterdessen hallte Kopenhagen von wildem Jubelgeschrei wieder. Das Volk, welches die unruhigen Auftritte der Nacht wohl beachtet hatte, aber sie sich nicht zu erklären vermochte, glaubte, dem Könige sei ein Unglück widerfahren und strömte nach dem Schloßplatz. Juliane Maria ließ hier bekannt machen, daß der König außer Gefahr und der Verräther Struensee gestürzt sei. Bald darauf traten der König, die verwittwete Königin und der Erbprinz Friedrich auf den Balkon. Erkaufte Buben stimmten ein Freudengeschrei an, betrunkene Matrosen brüllten drein. Dumpf staunend sah der größte Theil der Einwohner dem allen zu. Um zwölf Uhr Mittags mußte der

König in seiner prächtigsten Kleidung, die Krone auf dem Haupte, in der verhaßten Gesellschaft seines Halbbruders eine Staatskarosse besteigen, und sechs weiße Pferde zogen ihn durch alle Straßen der Stadt. Bleich und trübe sah der König aus, bald lachte er gedankenlos, bald rannen Thränen über seine Wangen; Prinz Friedrich grüßte huldvoll nach allen Seiten. Erkaufte Menschen spannten die Pferde aus und zogen den Wagen des Königs, Jubelgeschrei schallte durch die Straßen, aber alles trug das Gepräge der Betäubung, nicht der frohen Heiterkeit. Hinter dem Wagen des Königs fuhr der des Kronprinzen Frederik. Er selbst saß mit einem Offizier darin; seine einfache Kleidung hatte er mit einer kostbaren vertauschen müssen. Tiefe Trauer lag in den Zügen des holden Knaben, der so früh, so gewaltsam von der Mutter und Freundesbrust gerissen, schon jetzt zu fühlen begann, auf welchem Dornenpfade Selbstständigkeit und Selbstüberwindung erreicht werden müssen.

Um sich der Gunst des Pöbels ganz zu versichern, gab man am Abende dieses verhängnißvollen Tages alle Behausungen Struensee's und seiner Anhänger der Plünderung Preis. Der Pöbel dehnte diese Erlaubniß auch auf alle Gebäude aus, worin Struensee öffentliche Anstalten gestiftet hatte. Das neue Erziehungshaus, von den Pferdeabgaben der Vornehmen erbaut, wurde zerstört; das ehemalige Gräflich-Schälinsche Palais, jetzt ein Gasthaus, ebenfalls, weil

der Wirth desselben zu seinem Ankauf vom Grafen Struensee Gelder geborgt hatte. Raub, Mord und Brand tobten durch die Straßen, beleuchtet durch die zur Befreiung des Königs angeordnete Illumination der ganzen Stadt. Der unglückliche Monarch, dessen Namen man zu all' diesem Unwesen mißbrauchte, war schon, schwächer und betäubter als je, in einen fieberhaften Schlummer gesunken, als trunkene Matrosen, erkaufte Lasterknechte und glückliche Räuber ihm ein Vivat zu den Sternen emporbrüllten.

Erschöpft saß Juliane Marie in einem Cabinet des Schlosses, als dessen Königin sie sich nun wieder betrachtete. Die tausend und tausend Lampen, womit die Gebäude des Schloßplatzes geschmückt waren, lauchteten zu ihr herüber und vom Hafen her schallte das wilde Geschrei der Matrosen. Im Innern der Königin tobte der noch nicht gesättigte Durst nach Rache, und die List setzte eben einen Plan zu seiner Befriedigung auf, als Prinz Friedrich hereinstürzte.

„Endlich sind wir so weit, Mutter!" rief er mit Wildheit „Laß uns nun rasch zum Ziele! Als wir über den Graubrüdermarkt fuhren, und ich die Schandsäule Uhlefelds sah, mit der Inschrift: „dem Verräther Cornificio Uhlefeldt zu ewiger Schande und Schmach" da wurde mein Rachedurst zu einem unbändigen Verlangen, das durchaus bald befriedigt sein muß. Uhlefelds Bildniß konnten wir nur zer-

malmen, er starb auf der Flucht in einer Barke auf dem Rhein. Wohl mir, daß wir Struensee's Körper zerfleischen können! Er erfahre, was es heißt, einen Königssohn aus dem Staatsrath zu entfernen."

„Mäßige Dich, mein Sohn; eben überdachte ich mir, wie man den Schein der Gerechtigkeit festhalten und doch seinen Zweck erreichen könne."

„Wie du sprichst, Mutter, Schein der Gerechtigkeit! Rache ist gerecht. Daß ein Dokter Dänemark regierte, war die himmelschreiendste Ungerechtigkeit!"

„Höre mich geduldig an, mein Sohn, hier kommt es nicht auf unser Urtheil, sondern auf das der Menge an."

„Du hast Recht, kluge Mutter! Laß Deinen Plan hören."

„Für's Erste," sprach Juliane, „habe ich während Deiner Fahrt mit dem Könige allen Hofbeamten, allen Ministern, ja einem Jeden, dem die Neugier herführte, eine besondere Audienz gegeben, und eine Huld und Herablassung gegen sie bewiesen, die sie von der stolzen Engländerin nie erfahren haben."

„Gut, liebe Mutter. Kurios, wie das Volk der Unterthanen sich gleich darüber freuen kann, wenn wir sie einmal als Menschen behandeln."

„Die aufgehobenen Garderegimenter sind schon wieder zusammengelaufen," fuhr Juliane fort.

„Ja, das sah ich auch; bilden sich was darauf ein, daß sie wieder einen Schatten bewachen dürfen.“

„Was kümmert Dich der Schatten, wenn Du das Wesen bist, mein Sohn. Morgen müssen wir die Verschwornen belohnen.“

„Womit?“

„Ranzau wird Generallieutenant und erhält den Elephantenorden.“

„Den hättest Du Köller geben sollen, der ist an sich ein Elephant.“

„Köller bekommt den Danebrogsorden und wird unter dem Namen Köller-Banner im dänischen Adel naturalisirt. Eichstädt wird Generallieutenant.“

„Meinetwegen; aber, Mutter, sind das Deine Rachepläne?“

„Erst müssen die Verschwornen belohnt werden, dann rücken wir weiter. Es wird schwer halten, Beweise für die Todeswürdigkeit des Struensee aufzufinden.“

„Noch schwerer, Mathilden zu verurtheilen.“

„Ich habe es gefunden!“ rief Juliane aus. „Struensee hat ein schwaches Gemüth. Der feuchte Kerker, Krankheit, Ketten, Hunger müssen seine Gesundheit zerstören, dann droht man ihm mit der Folter, lies't ihm sein Todesurtheil vor; er ist lange genug Minister gewesen, um zu wissen, daß Unschuld keinen Anspruch auf Gerechtigkeit giebt. Ist er dann von Schrecken und Furcht zermalmt, so tritt einer unsrer Anhänger auf, und sagt: die Königin Ma-

thilde verwende sich für ihn; er weiß ja nicht, daß auch sie sterben soll."

„Und wozu das alles, liebe Mutter? Daß sie gefangen ist, weiß er doch."

„Nun, man sagt ihm, das königliche Ehepaar sei wieder versöhnt, er solle nur eingestehen, daß er die Königin geliebt habe, so werde diese, die eine solche Schwäche als ein Weib verzeihlich finde, gewiß alles für seine Rettung thun; auch müsse ihn dann der König begnadigen, da jedes strenge Urtheil die Ehre seiner Gemahlin als angetastet erscheinen ließe."

„Und wenn er bekennt, die Königin geliebt zu haben?"

„Dann werde ich auch Mathilden zu dem Geständniß zu zwingen wissen, daß sie ihn liebte — und dann, mein lieber Sohn, Struensee's Körper auf das Rad geflochten, und Mathilde auf dem Schaffot!"

Der Höllenrath wurde ausgeführt, auch war es hohe Zeit dazu. So genau auch Juliane und Friedrich den König bewachten und mit Spiel und Tand seine Zeit an Brand's Stelle zu kürzen suchten, so war es doch einem Anhänger Mathildens gelungen, einen Brief von ihr in des Königs Hände zu bringen. Entsetzen ergriff die Königin, als sie eines Tages den König, in Thränen schwimmend, mit einem offenen Briefe seiner Gemahlin in der Hand, fand. „Sagte ich es nicht," rief er, „meine Mathilde

ist unschuldig! Ach! wie sie traurig ist, meine Mathilde! Wo habt Ihr sie hingebracht? Sie soll wiederkommen, gleich wiederkommen, und wenn sie schon im Himmel wäre, so muß ich sie wieder haben." Der Gedanke an die Heißgeliebte brachte jetzt wieder, wie früher, noch einmal seinen verwirrten Geist zur Besinnung, er ergriff ein Blatt Papier und entwarf mit ziemlicher Klarheit einen Befehl zur Zurückführung Mathildens, der aber, wie sich von selbst versteht, nie abgesandt wurde; im Gegentheil erhielt der Commandant von Kronenburg die Ordre, daß er alle Befehle wegen der Königin Mathilde, selbst wenn sie die Unterschrift des Königs hätten, an den Staatsrath zurücksenden solle, ohne sie zu befolgen. Derselbe Befehl erging an alle Behörden des Landes. Die Nichtigkeit des Königs wurde durch diese Maßregel offenkundig, so auch die Feindseligkeit der regierenden Partei gegen die unglückliche Königin, ihr Name ward im Kirchengebete ausgelöscht und Juliane eilte, für diese Verfolgungen der Nation einen Grund zu geben, die öffentliche Anerkennung einer Schuld, von der Mathildens Seele frei war.

Der Freiherr von Schack trat am 21ten Februar in Struensee's Kerker. Er fand den unglücklichen Mann, von Gram und Schmerz gequält, in der Kleidung der Uebelthäter, zu ihrer groben Kost verdammt, mit dem Himmel hadernd, in halber Geistesverwirrung. Schack spielt den theilnehmenden Freund, enthüllt alle Schrecken der Zukunft, die

Qualen der Folter, den Martertod — ließ dann einen Hoffnungsschimmer in diese Nacht fallen, in welchem der Leidende Mathilden als versöhnenden Engel gewahrte. „Gestehen Sie nur, Freund," sprach Schack: „Sie haben die Königin geliebt, fügen Sie hinzu, daß sie ein Geständniß gewagt, daß Mathilde Ihnen vergeben habe, und nichts Hartes kann der König fortan über Sie beschließen, ohne seine Gemahlin, ihres Verschweigens wegen, ohne seine Ehre tief vor aller Welt zu kränken, die in dem Bestraften unfehlbar den Schuldigen, den Begünstigten finden würde."

Struensee wankte — und gestand. Mit diesem Geständniß entfloh das Gefühl seiner Unschuld, die Ruhe seiner Seele, sein Anspruch auf das Mitleid der Welt.

„Damit aber der König und die Königin meinen Worten glauben können, muß ich mir Ihr Bekenntniß schriftlich ausbitten," sprach der Verführer.

„Ich kann nicht schreiben, guter Schack, meine Hände beben, mein Sinn ist wüst, mein Auge dunkel."

„Unterzeichnen sollen Sie nur," fiel Schack ein, hastig Schreibgeräthe hervorziehend; er schrieb und las:

„Ich bekenne, mit strafbarer Liebe an meiner Königin gehangen zu haben — entdeckte ihr meine Leidenschaft und sie — vergab mir."

Struensee überflog mit thränendem Blick das beschriebene Papier und setzte seinen Namen darunter.

„Gottlob!“ rief Schack. „Sie sind gerettet, bald wird die Gnade diesen dunkeln Kerker öffnen.“

„O lieber Freiherr!“ rief Struensee aus. „Mir ist, als wäre plötzlich alle Lebenslust in mir gestorben, als möchte ich mich hinlegen, um zu vergehen, in Nichts.“

„Kränklichkeit — Grillen!“ rief Schack und flog durch die Kerkerthüre.

Auf Kronenburg ruhte die Königin Mathilde krank und bleich in ihrem Sessel, der seit ihrem dortigen Aufenthalte die Stelle eines Bettes vertreten mußte. Sie war eben sanft eingeschlummert, als die vier vom Staatsrathe, dem Juliane präsidirte, zur Prüfung Mathildens ernannten Commissarien anlangten. Diese waren: Graf Thott, Freiherr von Schack-Rathlau, beide Glieder des neuen Staatsraths, Juel Wind, Justitiarius des höchsten Gerichts, und der Generalprokurator Stampe. Die kranke Fürstin empfing ihre Feinde mit stolzer Würde, keine der ihr vorgelegten verfänglichen Fragen brachte ihren kühnen, festen Sinn in Verwirrung, ihre Antworten waren bestimmt, kurz und stolz, Unschuld mit Muth gepaart, sprach aus ihnen.

„Was fangen wir an?“ sprach Juel Wind, als sich die Commissarien, um der erschöpften Fürstin

eine kurze Rast zu gönnen, aus ihrem Zimmer zurückgezogen hatten.

„Warlich!“ sprach Stampe. „Die Königin wäre ein trefflicher Advokat geworden; mit welchem Scharfblick entdeckte sie das Richtige unsrer Anklagen, ein paarmal stieg es mir wahrhaftig wie Schaamröthe in's Gesicht, als diese junge Frau uns so mit unsrer List zu Schanden machte.“

„Ihr habt recht!“ versetzte Juel Wind. „Wir alle vier sind ihrem Verstande nicht gewachsen, es wäre denn, daß der Freiherr von Schack allein vollbringen könnte, was wir vereint nicht können, da ihm die Königin Juliane mit einer besondern Instruktion beehrt hat.“

„Das glaube ich selbst.“ sprach Schack stolz. „Die Herren Rechtsgelehrten sind wie die Aerzte, die alles können, nur nicht dem Kranken helfen.“ — Damit eilte er in Mathildens Zimmer.

„Ich komme allein, Ew. Majestät,“ sprach Schack „weil das, was ich vorzutragen habe, keine Zeugen verträgt.“

Mathilde schwieg und blickte ihn verächtlich an.

„Beharren Ew. Majestät darauf, daß nie zwischen Denselben und dem Grafen Struensee ein Liebesverständniß war?“

„Ja, und genug darüber.“

„Aber der Graf hat bereits seine Schuld bekannt.“

Die Königin bebte zusammen, faßte sich schnell wieder und sprach: „das ist nicht wahr!“

Schack zeigte ihr die von Struensee unterzeichnete Selbstanklage.

„Ha, schändliche Verrätherei!“ rief die Königin. „Seine Schriftzüge sind nachgeahmt. Nimmer konnte er gestehen, daß —

„Ich behaupte auch nicht, daß Struensee die Wahrheit sagte,“ fiel Schack ein; „wenn Ew. Majestät auf Ihrer Aussage beharren, so wird er diese falsche Anklage auf dem Hochgericht büßen, als Majestätsverbrecher.“

Mathilde schauderte zusammen. „Auf dem Hochgerichte?“ wiederholte sie dumpf, „die menschliche Schwäche eines edlen Herzens; sterben muß er, weil er meinetwegen blieb — und wenn ich nun, um ihn zu retten, aussagte, daß — allerdings eine strafbare Leidenschaft im Gemüth des Grafen entstanden sei — daß er auf mein Fragen nach seiner Traurigkeit sie mir gestanden, ich ihm, durch seine Reue gerührt, vergeben habe. Was würde dann des unglücklichen Mannes Loos sein?“

„Gnade, gnädigste Königin! Verspöhnung mit Dero Gemahl! Wie wäre das anders möglich? Irren ist ja menschlich und Ew. Majestät waren nur zu gnädig und mild!“

„Ich werde an den König schreiben.“

„Dann werden Ew. Majestät auch gewiß keinen Anstand nehmen, Struensee's Bekenntniß mit zu unterzeichnen. Ich muß eilig damit nach Kopenhagen zurück, um das Blutgericht aufzuhalten.“

„Das Blutgericht!“ wiederholte Mathilde bebend, griff nach der Feder und zeichnete die Buchstaben Karol—— nieder, fest ihr forschendes Auge auf Schack gerichtet. Sie sieht, wie gierig seine Augen ihrer schreibenden Hand folgen, wie alle Muskeln seines Gesichts vor höllischer Schadenfreude zittern und ruft, vom Sessel aufspringend, aus: „Entlarvter Verräther! Struensee hat nichts bekannt, Ihr wolltet mich in's Verderben locken mit glatten Worten. Ablegen sollte ich ein Geständniß voll Unschuld, damit Ihr es mit höllischen Farben ausmalen könntet, Ihr in Lüste versunkenen Nichtswürdigen! Bei Euch heißt Lieben nur Sündigen und ehe glaubt Ihr an Gottes Gerechtigkeit, als an Frauentugend. Hinweg, Verräther! Dein Anblick tödtet mich, ich sterbe.“

Wirklich sank Mathilde starr und leblos in ihren Sessel zurück. Der heftige Auftritt hatte ihren erschöpften Körper zu sehr angegriffen, die blauen Augen schlossen sich, das schöne bleiche Haupt sank auf ihre Brust. Verschwunden vor ihren Sinnen war die Welt mit ihren Leiden.

Schack faßte die starre Hand, drückte die Feder hinein und führte sie, um... ine Mathilde zu dem schon geschriebenen Karol hinzuzusetzen, dann rief er den Kammerfrauen der Königin und jagte nach Kopenhagen zu.

Unbeschreiblich war der Schreck Mathildens, als beim Erwachen aus ihrer Ohnmacht sie von ihrer

Kammerfrau erfuhr, daß Schack triumphirend, mit einem Blatt Papier in der Hand, fortgestürzt sei. Sie blickt auf den Tisch vor sich, findet das verhängnißvolle Papier nicht mehr, und aufs neue entschwinden ihre Sinne. Mehrere Tage war sie in Lebensgefahr, alle Hoffnung, alles Vertrauen schien aus ihrer Seele entflohen.

Im Gerichtssaale des Schlosses zu Kopenhagen versammelte sich ein außerordentlicher Rath von fünf und dreißig Mitgliedern am 24sten März 1772, um über die Königin Mathilde Gericht zu halten. Der mit karmoisinrothem Sammet bezogene Thron des Königs blieb leer. Olas Knud Bang, der Anwald des Königs, klagte die Königin an, alle Schranken der Ehrfurcht und des Anstandes im Namen eines Monarchen überschreitend, der in seinem einsamen Zimmer heiße Thränen um die unglückliche Mathilde weinte. Uhldal, der berühmteste Advokat in Dänemark, war, um den Schein der Gerechtigkeit zu retten, zum Vertheidiger der Königin ernannt. Er bat um einen Aufschub des Ausspruchs, um mit ihr sich über ihre Vertheidigung zu besprechen, und dies ward ihm gewährt.

An der Decke des Gerichtssaales erblickte man ein großes glänzendes Auge, vom dänischen Künstler Kroge gebildet, es scheint jeden anzusehen, der hinaufblickt, und soll die Richter an Gottes Allwissenheit und Ge-

rechtigkeit mahnen, aber Mathildens Richter sahen nicht hinauf.

Sir Robert Keith, der englische Gesandte, hatte bisher in scheinbarer Ruhe den Begebenheiten zugesehen, er erwartete die Antwort über die Angelegenheiten der Königin von seinem Hofe, ehe er sich ihrer öffentlich annehmen konnte, wohl wissend, daß die englische Nation, vermöge ihrer Constitution, keine Verpflichtung hat, die Verwandten ihres Königs zu schützen. Aber die Noth der Königin Mathilde hatte warme Theilnehmer im Parlamente gefunden, und Robert Keith erhielt den Auftrag, dem dänischen Staatsrathe zu melden, daß, im Falle man etwas gegen das Leben Mathildens unternehmen sollte, eine englische Flotte vor Kopenhagen erscheinen würde. Diese Drohung wirkte mehr, als Uhldals treffliche Vertheidigung, die alle Schuld von Mathilden nahm. Ihr Urtheil war vorher bestimmt gewesen, und ihr Prozeß eine Spiegelfechterei, um das Volk zu blenden. Ihr Schicksal wurde den 3ten April in der Sitzung des großen Raths entschieden, sie ward durch ein förmliches Ehescheidungsurtheil von ihrem Gemahl getrennt; mehr wagte man nicht, auch die rechtmäßige Geburt der Prinzessin Luise Auguste blieb unangefochten.

Man eilte nun auch, das Schicksal der Gefangenen zu entscheiden. Am 21sten April versammelte

sich das Gericht und der Generalfiskal **Mivet** erschien als ihr Ankläger, er sprach mit Leidenschaft, ohne alle Beredsamkeit, ohne alle Rücksichten. Die Hauptpunkte seiner Anklage gegen Struensee waren folgende:

Ein entsetzlicher Anschlag auf die Person des Königs.
Das Vorhaben, Se. Majestät zur Entsagung der Regierung zu zwingen.
Sein Umgang mit der regierenden Königin.
Die Art, womit er den Kronprinzen erzogen.
Die große Gewalt und das entscheidende Ansehen, so er sich in den Staatsangelegenheiten erworben. Endlich
Seine Staatsverwaltung selbst.

Die beiden ersten Punkte waren ohne Grund, der dritte unerwiesen, der vierte falsch, die beiden letzten nicht todeswürdig. Leicht wurde es der Beredsamkeit des Advokaten Uhldal, Struensee zu rechtfertigen, aber sein Urtheil war beschlossen, ehe der Prozeß anging.

Auch brachte man gegen ihn an, daß das Geschenk von 60,000 Thaler, welches er und Brand vom Könige empfangen, nur aus 6000 bestanden habe und daß durch Struensee die vierte Null hinzugefügt sei. Der König vermochte sich nichts von diesem Geschenk zu erinnern, weil beinahe Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vor seinen Sinnen verschwunden waren. Es gab also keinen Beweis für oder gegen Struensee's Schuld in dieser Sache;

aber die Klügern konnten unmöglich glauben, daß der Minister, der Dänemark unumschränkt beherrschte, dem alle Schätze des Landes zu Gebote standen, seine Zuflucht zu gemeinen Betrügereien nehmen würde, um eine geringe Summe zu erhalten. Sein Vermögen bestand nur aus 40,000 Thaler, wie man nach seinem Tode fand.

Am 25sten April sprach die vom Staatsrath ernannte Commission das Endurtheil über Struensee. Es lautete:

„Es wird für Recht erkannt:

daß der Graf Johann Friedrich Struensee sich selbst zur wohlverdienten Strafe und andern Gleichgesinnten zum Beispiel und Abscheu, Ehre, Leib und Gut verbrechen haben; seiner gräflichen und aller ihm verliehenen Würden entsetzet sein und sein gräfliches Wappen vom Scharfrichter zerbrochen; sodann Johann Friedrich Struensee's rechte Hand und darauf sein Kopf ihm lebendig abgehauen, sein Körper geviertheilet und auf's Rad geleget, der Kopf mit der Hand aber auf einen Pfahl gelegt werden solle."

Dasselbe Urtheil ward über Brand gesprochen, gegen den seine Ankläger vorbrachten, er habe alle Verbrechen Struensee's, von denen keines erwiesen war, getheilt, und in gymnastischen und gladiatorischen Spielen mit dem Könige diesen in den Finger gebissen. Brand schien unschuldiger, doch ward Struensee mehr bedauert. Sein weiches Gemüth, sein edles

Herz ward erkannt. Brand, der kalte, schlaue Weltmann hatte nie gerührt.

Am 27sten unterschrieb der König diese Urtheile, die ihm als Anordnungen zu einem Feste vorgelegt wurden. Unter dem Schall musikalischer Instrumente stieg an demselben Tage das Blutgerüst vor dem Osterthore auf einer großen Ebene empor.

Am 28sten April sah die Morgensonne auf ein schwarz bekleidetes Schaffot nieder, das neun Ellen hoch, acht im Viereck, vom blauen Himmel umspannt, da lag. Es ruhte auf vier Pfeilern, eine Treppe mit funfzehn Stufen führte hinauf, an die sich eine Fallthür schloß, die sich dem Hinaufsteigenden öffnete und dann wieder herabsank, ihn vom Leben scheidend. Ein Detaschement Dragoner mit entblößten Säbeln, eine Abtheilung Infanterie mit aufgepflanzten Bajonetten, bildete einen Kreis um das Schaffot. Eine zahllose Menschenmenge erfüllte die Ebene. General Eichstädt war um acht Uhr auf dem Richtplatz und ordnete alles an. Oben auf dem Schaffot erblickte man die Scharfrichter.

Zwei Wagen kamen langsam angefahren, aus ihnen stiegen, im schwarzen Ornat, die beiden Seelsorger der Verurtheilten, Doktor Münter und Probst Hee. Um neun Uhr sah man in der Ferne Gewehre blitzen, und bald gewahrte man drei mit Bewaffneten umgebene Wagen, die, von der Citadelle Friedrichs-

haven her, durch das nahgelegene Osterthor dem Richtplatz zufuhren. Das schönste Wetter beleuchtete den Schauplatz des Schreckens, und milde Frühlingslüfte spielten um die bleichen Wangen der Gefangenen, hell schmetterte die Lerche im Aether, sehnsuchtsvoll schwoll die Brust der Erde dem jungen Frühling entgegen und freudige Stimmen, rascher Wellenschlag tönte vom Meere her, die Erde breitete noch einmal alle ihre Reize vor den Scheidenden aus. Die Seitenfenster ihrer Wagen waren niedergelassen, damit sie die Menge gewahren könne. Brand entzog sich ihren Blicken dadurch, daß er in einem Buche zu lesen schien. Struensee blickte wehmüthig auf die erwachende Natur, auf eine Welt, die er im vollen Gefühle seiner Kraft im fünf und dreißigsten Jahre verlassen mußte.

Aus dem ersten Wagen stieg der Etatsrath Ortwed, des Königs Voigt, mit einem großen messingenen Schwerdt umgürtet, ihm folgte der hämische Ankläger, Generalfiskal Wivet; sie stiegen auf das Schaffot, ihnen folgte eine Gerichtsperson mit den auf Schilder gemalten Wappen der beiden Grafen. Aus dem zweiten Wagen stieg Graf Brand in einem grünen mit Gold besetzten Kleide, über welches eine reiche Wildschur geworfen war. Der Probst Hee begleitete ihn auf das Schaffot und hielt dort eine Erbauungsrede, die Brand gelassen, mit bedecktem Haupte anhörte. Darauf ward ihm das Urtheil laut vorgelesen, beim Schluß desselben wurde commandirt,

das Gewehr zu präsentiren, alle auf dem Schaffot befindlichen Personen nahmen ihre Hüte ab, auch Brand mit unveränderter Miene. Der Scharfrichter ergriff darauf das Schild mit dem Brandschen Wappen, zerbrach es vor seinen Augen mit den Worten: „Das geschieht nicht ohne Ursache, sondern nach Verdienst;“ dann warf er die Stücken zur Erde. Brand nahm nun schnell seinen Pelz ab, gab seinen Hut von sich, zog Halsbinde, Rock und Weste aus, griff, seiner Gewohnheit nach, noch in alle Taschen und kniete nieder, die rechte Hand auf den Block legend. Er blieb in ruhiger Stellung, als die Hand abgehauen wurde und im Nu war die Exekution vorüber. Nun begann eine gräßliche Verstümmlung seines Körpers, die der unglückliche Struensee, so wie die Hinrichtung seines Freundes aus dem Wagen mit ansehen mußte. Das Blut auf dem Schaffot ward mit Sand bedeckt und Struensee stieg hinauf. Ihn begleitete Doktor Münter, der ihm schon entgegen gegangen und einen großen Theil des Weges mit ihm zurückgefahren war.

Der unglückliche Minister hatte ein weicheres Gemüth und eine schwächere Organisation wie Brand, darum konnte auch seine Seele nicht so, wie bei Jenem, über die Zeichen des Schreckens in seinem Körper gebieten; er wankte, als er die Stufen hinaufstieg. Seine Kleidung war himmelblauer Sammet mit Silber, halb von einer Wildschur bedeckt, die Dänemarks rauhes Klima auch noch im April noth-

wendig macht. Demüthiger wie Brand, nahm Struensee seinen Hut ab, sobald er das Schaffot erreicht hatte. Die Vorlesung des Urtheils, die Zerbrechung des Wappens, ging, wie bei Brand, vor sich; auch Struensee versuchte, sich selbst zu entkleiden, und reichte dem Scharfrichter ein weißes Taschentuch, um ihm die Augen zu verbinden, welches dieser aber abschlug. Als Struensee's rechte Hand abgehauen wurde, fuhr er, vom Schmerz bezwungen, hoch empor, aber der Scharfrichter drückte ihn auf den Klotz zurück und sein edles, schönes Haupt rollte blutig in den Sand.

Mit seinem Körper wurde verfahren, wie mit dem Brands. Der Wagen mit den zerstückten Ueberresten fuhr um die Stadt herum nach dem Galgenberge, vor dem Westerthore, dort wurden sie auf acht neu dazu errichtete Räder gelegt und die Köpfe mit den abgehauenen Händen auf zwei Pfähle gesteckt. Dem Volke ward bekannt gemacht: daß das Blutgerüst noch vier Wochen stehen bleiben solle. Mit Ungestüm war die Menge dem Richtplatze zugeströmt und hatte in Verwünschungen aller Art ihrem durch tausend Kunstgriffe genährten Haß gegen die unglücklichen Schlachtopfer Luft gemacht. Schweigend, bleich, voll Entsetzen schlich ein Jeder nach der Stadt zurück, gesättigt, empört durch die beispiellose, barbarische Art der Hinrichtung, durch die abscheuliche Herabwürdigung aller Menschenwürde. Todesstille lag mehrere Tage über Kopenhagen, sie mißfiel

den Verschwornen, man machte die Anklagen gegen die Hingerichteten durch den Druck bekannt, und dies Mittel that eine ganz andere Wirkung, als man hoffte. Man erblickte nichts in den Anklagen als die Begierde, die beiden Grafen strafbar zu finden, und eine lange Reihe von ungereimten Schlüssen. Mit zerrissenem Herzen und empörtem Gemüth beugte sich ein Jeder vor der souverainen Gewalt.

Struensee's älterer Bruder, der Finanzdirektor, schmachtete acht Monat in Fesseln auf der Vestung Kronenburg, dann entließ man ihn, unter der Bedingung, Dänemark zu verlassen und nie über die dänische Revolution zu schreiben. Er wurde Minister in Preußen, das noch seine Asche segnet. Generallieutenant Gähler verlor Stelle, Rang und Gehalt, wurde aus den Inseln Seeland und Fühnen und aus dem Herzogthum Schleswig verwiesen und behielt eine Pension von 1000 Thalern, weil, nach den eigenen Worten des Urtheils: „er Anlaß gegeben, daß man ihn in Verdacht gehabt habe." Die Rache des Prinzen Friedrich bestimmte das Urtheil des Obristen Falkenshiold: Regiment und Kammerherrnschlüssel wurde ihm abgenommen und er nach Munkholm, einer Festung im nördlichen Norwegen, auf Lebenslang verbannt, wo ihm nur ein halber Thaler zum täglichen Unterhalte angewiesen ward. Er war 27 Jahr alt, ein schöner, tapfrer Mann, und alle

seine Verbrechen bestanden in der warmen Freundschaft für Struensee.

Der König hatte von dem allen nichts erfahren, nur zu bald ahmte man den Grafen Brand nach und schüchterte den unglücklichen, geistesschwachen Monarchen durch Drohungen ein.

Als Robert Keith, der jetzt die Königin besuchen durfte, wenig Tage nach Struensee's Hinrichtung mit einem Brief von ihr vor den König trat, zu dem er, trotz Julianens und des Staatsraths Weigerung, sich den Weg bahnte, wies ihn dieser mit Bangigkeit zurück und sprach: „Ach, von Mathilden darf ich keinen Brief mehr lesen! Wo ist Struensee? Wo ist Brand?" Keith schwieg, um den König nicht zu erschüttern.

Unterdessen lebte Karoline Mathilde auf Kronenburg in stiller Einsamkeit. Sie hatte das gräßliche Ende Struensee's erfahren, wahrscheinlich hoffte Juliane Marie, dieser Schlag werde sie tödten, auch brachte Mathilde wirklich einige Tage im bewußtlosen Zustande, unter heftigen Zufällen hin. Zum Erstaunen ihrer Umgebungen aber ward sie nachher ruhiger wie zuvor, es schien sogar eine stille Heiterkeit in ihrer Seele aus Resignation hervorzugehen. Sie nahm wieder Theil an allem, was sie umgab, betrachtete die Wunder des berühmten Schlosses Kronenburg, das, ein Quadrat, aus lauter gehauenen

Steinen erbaut, mit dreifachen Wällen umgeben, als Schlüssel der Ostsee an der Nordseite der Stadt Helsingör am Sunde liegt. Das Dach desselben von glänzendem Kupfer strahlt weit hinaus. Ueber der Scheibe der Schlaguhr am Thurme las Mathilde oft das dort angebrachte Distichon des berühmten Astronomen Tycho de Brahe:

Transvolat hora levis, neque scit fugitiva reverti,
Nostra simul properans vita caduca fugit.

Oft wandelte die Königin auf dem Schloßplatze, wo ein Springquell, durch sein freundliches Plätschern, sie in Gedanken auf blumenreiche Wiesen, mit klaren Bächen durchströmt, führte; messingene Bildsäulen umstehen den Springquell in der Mitte des Schloßhofes, und sprudeln sein klares Wasser zurück ins Bassin.

Mathildens öfterer Aufenthalt war die schöne Kirche des Schlosses, sie weilte manche Stunde ganz einsam da, erhob ihr Herz zu Gott und betrachtete die Herrlichkeiten, die Natur und Kunst hier gesammelt hatten. Es befindet sich daselbst eine große Marmorsäule mit silbernen Adern, die man so im Bergwerke gefunden hat, und herrliche Heiligenbilder aus Marmor und Alabaster gehauen.

Robert Keith hatte für Mathilde die Erlaubniß, auf den Wällen von Kronenburg zu spazieren, erhalten. Häufig benutzte diese die Königin; oft blick-

ten dann ihre Augen sehnsüchtig über den meerblauen Sund hinaus, die Landseite vermeidend. Lange weilte sie bei den ungeheuren Feldstücken Skage und Piörn, die ihre Kugeln eine halbe Meile weit tragen und darum die schwedische Küste beschießen können. Kanonen von jedem Caliber sind rund um den Wall aufgepflanzt und schützen Dänemarks Küste vor seinen Nachbarn.

Indessen Mathilde auf Kronenburg sich einsamen Betrachtungen hingab, und ein Entschluß für ihre Zukunft in ihrer Seele reifte, begann das Volk in Kopenhagen, sich wieder nach seiner reizenden Königin zu sehnen. Selbst diejenigen, die sie für schuldig hielten, wünschten ihre Rückkehr; vergebens strebte Juliane, diese Stimmung zu unterdrücken, den Zauber der Jugend und Schönheit vermochte sie nicht zu entkräften. Es erschienen Prophezeihungen im Druck, unter dem Titel: „Triumph der Königin Mathilde über ihre Feinde" und eine Menge Vertheidigungen derselben. Man bestimmte bei Hofe Aalborg in Jütland zu ihrem künftigen Aufenthalte; doch es war vorauszusehen, daß das Volk sich nicht dabei beruhigen würde.

„Guten Morgen, lieber Keith!" rief Mathilde eines Morgens dem englischen Gesandten entgegen, ihm ihre schneeweiße Hand zum Kusse reichend. „Wie

froh bin ich, daß Sie von selbst zu mir kommen, ich wollte Sie schon darum ersuchen lassen."

„Ich freue mich sehr, Ew. Majestät so heiter zu sehen, und bringe die besten Nachrichten. Ganz Kopenhagen sehnt sich nach seiner holdseligen Königin; es wird nicht lange mehr dauern, so zieht Mathilde wieder in das königliche Schloß ein."

„Nein, mein lieber Keith, das wird, das kann sie nicht. Nie werde ich wieder an der Seite eines Königs erscheinen, der seine und meine Ehre vor ganz Europa anklagte, der seinen treusten Freund ermorden ließ. Doch, ich vergebe meinem unglücklichen Gemahl; er war das Werkzeug Anderer, aber ich kann nicht mehr an seiner Seite leben."

„Aber zum Heile Dänemarks, gnädigste Königin!"

„Zum Heile Dänemarks," wiederholte Mathilde seufzend, „was würde ich ferner dazu beitragen können? Als Sklavin Julianens, müßte ich ansehen, wie sie und der riesige Köller-Banner, das Haupt der Verschworenen, alle Einrichtungen umstoßen, die ich, vereint mit Struensee's hellem Geiste, schuf. Der kleinste Versuch, mich von ihnen unabhängig zu machen, würde mit Gift und Dolch an mir gerächt werden."

„Aber die Kinder Ew. Majestät?"

„O Keith!" sprach die Königin weinend. „Sie berühren da das stärkste Band, was mich an Dänemark fesselt, aber Mutterliebe macht mich nicht blind. Ich sehe ein, daß mir nie vergönnt werden würde,

meinen Kindern Mutter zu sein; ruhig müßte ich zusehen, wie die Keime alles Guten in meines Sohnes Brust zerstört würden, weil Struensee sie hineinlegte. Nein, nein, die Unschuld der Kinder wird die Barbaren eher rühren, wenn die von ihnen gehaßte Mutter fern ist, als gegenwärtig, wo man die Kinder verfolgen würde, blos um jene zu kränken."

„Ich kann den Reden Ew. Majestät meinen Beifall nicht versagen. Aber der Triumph über Ihre Feinde —"

„Lieber Keith, mich freut kein Triumph mehr. Der Stolz einer Königin, der die junge Herrscherin oft zu sehr erfüllte, der allein mich schon vor jeder Schwäche gegen Struensee schützte, ist untergegangen in meinen Schmerzen. Struensee, der Ermordete, steht der entthronten Mathilde näher, als je der Minister seiner Königin stand. Ich kann nicht leben in der Stadt, wo das Blut meines treusten Freundes floß, wo der Nordwind durch seine Gebeine rauscht, die, ein Schandpfahl für Dänemark, vom Galgenberge in die Lüfte ragen."

„Und was haben Ew. Majestät über Ihren künftigen Aufenthalt beschlossen?"

„Schreiben Sie meinem Bruder, dem Könige von England, daß er mir Zelle in seinen hannöverschen Staaten zum Wohnort einräume. Dort lebte schon eine unglückliche, verkannte Fürstin meines Stammes, Christine, Churprinzessin von Hannover, die den edeln Dänen Königsmark, ihren einzigen

Freund, durch einen ungetreuen Gemahl verlor, gegen den sie nie die Treue verletzt hatte. Sie lebte zwanzig Jahr in Zelle; so lange wird es mit mir nicht dauern, das fühle ich, denn die Kraft meiner Jugend ist gebrochen.

Keith schied gerührt von Mathilden, mit dem Versprechen, ihre Wünsche zu erfüllen.

Am 27sten Mai donnerten die Kanonen von den Wällen Kronenburgs. Freudig klopfte seit langer Zeit wieder das Herz der Königin, als sie die Nachricht von der Ankunft zweier englischen Fregatten von 32 Kanonen und eines Kreuzers zu Helsingör erfuhr. Am 30sten Mai wollte die Königin abreisen. Ein schwerer Kampf stand ihr noch bevor, die Trennung von ihrer Tochter. Sie hatte eingesehen, daß sie, im Falle sie die Prinzessin mit sich nehmen würde, diese des Rechtes ihrer ehelichen und königlichen Geburt entbehren müsse. Mathildens große Seele hatte gewählt, aber der Schmerz der Trennung überwältigte sie fast. Oft nahm sie Abschied und kehrte immer wieder zurück, das Kind in ihre Arme schließend, endlich reißt sie sich los und besteigt ein Boot, auf dem sie die Fregatte erreicht. Die Kanonen der Vestung werden noch einmal gelöf't, um der liebenswürdigen, unglücklichen Königin die letzte Ehre zu erzeigen. Alle Bewohner Kronenburgs trauerten um sie. Die Fregatte sollte nach Stade

segeln, von wo aus Mathilde ihre Reise zu Lande nach Zelle fortsetzen wollte; aber widrige Winde nöthigten die Schiffer, den ganzen Tag vor Anker zu liegen. „Kann Juliane auch den Elementen gebieten?“ seufzte Mathilde, die mit schmerzhaften Empfindungen sich noch in einem Lande sah, was sie so gern glücklich gemacht hätte, und wo alle ihre Bemühungen dazu den Tod eines Freundes zur Folge hatten, der sich ihr ganz zu eigen gab und auf ihrem Rath in dem Sturm ausharrte, der ihn verschlang.

Am folgenden Tage erhob sich ein günstiger Wind, die Königin gelangte glücklich nach Stade und von da nach Zelle, wo sie das Leben einer Heiligen noch zwei Jahre führte. Kummer und Schmerz hatte den Keim ihres Lebens zernagt. Sehnsucht nach ihren geliebten Kindern und nach einer bessern Welt schwächte ihren Körper, er widerstand nicht einem bösartigen Fieber, das sie am 10ten Mai 1775 im vier und zwanzigsten Jahre ihres Alters wegraffte.

Ihren Feinden hat sie völlig vergeben. Gellert's schönes Lied:

Nie will ich dem zu schaden suchen,
Der mir zu schaden sucht,
Nie will ich meinem Feinde fluchen,
Weil er mir flucht.

wurde oft von ihr gesungen. Von ihrem männlichen Geiste, ihrer Liebe zu Künsten und Wissenschaften, ihrem tiefen Gefühle und ihrer klaren Urtheilskraft

zeugen ihre nachgelassenen Originalbriefe, die bei Simon in Boston 1777 im Druck erschienen und auch ins Deutsche übersetzt sind.

Dem Könige von Dänemark ward nicht erlaubt, um seine Gemahlin zu trauern, aber ganz Europa trauerte um sie.

Gott schützte ihre Kinder vor den Verfolgungen ihrer Feinde. Juliane lebte lange, um noch einmal die Kränkung zu erfahren, daß sie vom Hof- und Staatsrathe entfernt wurde. Friedrich ärndtete nicht den Lohn seiner Sünden, er starb als Prinz.

Köller-Banner spielte einige Zeit eine große Rolle am Hofe, erhielt dann plötzlich seinen Abschied, als der Kronprinz zur Regentschaft kam, lebte von seiner Pension lange in Stettin als Menschenfeind und Sonderling, er ließ die untern Fenster seines dortigen Wohnhauses zumauern, um von Menschen nicht gesehen zu werden und selbst keine zu sehen.

Ein Beschluß der königlich-dänischen Regierung, kraft dessen alle Pensionairs ihre Pension im Vaterlande verzehren sollten, rief ihn nach Altona zurück, wo er einige Zeit höchst abgeschieden lebte, und sich endlich vor mehreren Jahren am Jahrestage der Gefangennehmung Mathildens erschoß.

Als der jetzige König zur Regierung gelangte, gab er die Gebeine seines Lehrers Struensee dem mütterlichen Schooße der Erde zurück.

Die Nachtigall.

Erzählung von K. G. Prätzel.

Erhalte rein dein Herz und dein Gewissen!
Es nagt die Schuld mit wilden Schlangenbissen
Am Opfer, das ihr gift'ger Hauch befleckt.
Im Abenddunkel und im Morgenglanze,
Im Trauerschleier und im Freudenkranze,
In Lieb' und Haß hält sich ihr Bild versteckt.
Du suchst umsonst den Schirm der Reu' und Buße!
Dir folgt die Rache drohend auf dem Fuße;
Dein eigner Schatten ist es, der dich schreckt!
Und Ruhe kannst du nie und nirgends finden,
Bis mit den Bildern auch die Schatten schwinden,
Und in der Nacht, aus der kein Morgen weckt,
Die letzte Ruh dein schlummernd Auge deckt! —

Auf einer im Spätsommer 1815 unternommenen Fußwanderung gelangte ich eines Abends in ein ansehnliches, durch seine reizende Lage, wie durch die unverkennbaren Merkmale innrer Wohlhabenheit sich auszeichnendes Dorf, in welchem ich zu übernachten

beschloß. Ich ließ mir im Wirthshause ein Zimmer anweisen, legte hier meine Reisegeräthschaften ab und begab mich, in der Absicht, noch ein Stündchen umherzuschlendern und die Umgebungen des Ortes in genauern Augenschein zu nehmen, aus der dunstigen Stubenluft wieder ins Freie hinaus. Nach Verlauf einiger Minuten befand ich mich in der Nähe eines altehrwürdigen Gebäudes, welches mir ein Vorübergehender auf geschehene Nachfrage als das ehemalige, schon seit einer langen Reihe von Jahren gänzlich unbewohnte Herrenhaus bezeichnete. Still und traulich beleuchtete die Abendsonne mit ihren letzten Strahlen die öden Fenster; sämmtliche nach dem Innern führende Zugänge waren verschlossen, zwischen den Pflastersteinen des Hofplatzes wuchs hohes Gras, überall herrschte eine tiefe, schauerliche Ruhe. Schon war ich, da ein ziemlich breiter Fluß mir das weitere Vorbringen zu versperren schien, im Begriff, wieder umzukehren, als mir in nur geringer Entfernung stromabwärts zwischen dem Ufergesträuch eine alte, baufällige Brücke in die Augen fiel. Ich nahm meine Richtung dorthin und gelangte in den Schloßpark, in dessen düstern und völlig verwilderten Gängen ich eine Zeitlang einsam umherschweifte. Da bemerkte ich plötzlich an einer, mitten in der lustlosen Einöde befindlichen freiern Stelle einen wohlgekleideten Mann, welcher, in ein ernstes Nachsinnen vertieft, mit unverwandten Blicken eine vor ihm emporragende Schlehdornwand betrachtete. Freundliche Erinnerun-

gen gingen bei diesem Anblick mir in der Seele auf; einen alten Universitätsfreund glaubte ich zu erkennen und: „Wallner!“ rief ich, bevor ich noch von der Richtigkeit meiner Muthmaßung mich genauer überzeugt hatte, mit fröhlichem Ungestüm aus. Erschrokken wandte der aus seinen stillen Träumereien aufgestörte Beschauer sich um. Ich hatte mich nicht getäuscht. Zu herzlicher Bewillkommnung, nachdem seit unserm letzten Zusammensein fast acht Jahre verflossen waren, eilten wir mit ausgebreiteten Armen einander entgegen.

„Dich treffe ich hier?“ fragte ich lebhaft befremdet. „Du hättest deine frühere Anstellung gegen ein Unterkommen in hiesiger Gegend vertauscht?“

„Nein, keineswegs!“ erwiderte er. „Mein Wohnort liegt über funfzig Meilen von hier entfernt. Eine wichtige Geschäftsangelegenheit aber, die auch deine Theilnahme erregen wird, hat diese weite Reise veranlaßt. Sie hält schon seit einigen Tagen mich hier festgebannt, und kann leicht meine Rückkehr nach der Heimath noch länger verzögern!“

„Eine Geschäftsangelegenheit? hier in diesem Dorfe?“

„Nicht anders!“ war die Antwort. „Aber laß uns jetzt davon abbrechen und das Ausführlichere über diesen Gegenstand bis zu einem gelegenern Zeitpunkte verschieben. Es wird dunkel! Ich bin beim Prediger des Orts eingeladen und darf durchaus nicht länger auf mich warten lassen. Du begleitest

mich dorthin; ich stehe dir für die freundlichste Aufnahme!“

Bei diesen Worten umschlang er meinen Arm und zog, ohne meine Einwilligung abzuwarten, mich durch das wildwuchernde Gesträuch und Buschwerk rasch mit sich fort. Er war sichtbar verstimmt; ich mochte daher, wie gern ich auch über das Räthselhafte in seinen Geberden und Aeußerungen mir nähern Aufschluß zu verschaffen gesucht hätte, für jetzt nicht weiter in ihn dringen, und unter ziemlich einsylbigem und nur gleichgültige Dinge berührenden Gespräche langten wir in der Predigerwohnung an. Es befanden sich, außer dem Prediger und seiner Frau, noch ein reizendes Mädchen von etwa achtzehn Jahren und ein, dem Anscheine nach, in englischen Kriegsdiensten stehender Offizier, der den rechten Arm in der Binde trug, in dem Wohnzimmer versammelt. Gleich auf den ersten Ueberblick der anwesenden Personen hatte ich, während Wallner mich ihnen der Reihe nach vorzustellen anfing, mir in Gedanken schon den Roman zusammengesetzt, worin eine Predigertochter und zwei Nebenbuhler die Hauptrolle spielten. Ich war indeß mit meinen Vermuthungen zu voreilig gewesen; denn bald erfuhr ich, daß Alwine — so hieß die junge Schöne — nicht die Tochter, ja nicht einmal eine Verwandte des Predigers, der Offizier aber ihr leiblicher Bruder sei. Ich sah mich genöthigt, die Verwickelungen meines Romans auf einer andern Grundlage beruhen zu lassen. Eine unter Begünsti-

gung und Mitwirkung des Bruders bewerkstelligte Entführung aus der Machtgewalt eines eigensinnigen, störrigen, stolzen Vaters oder Oheims! dachte ich bei mir selbst, und weidete mich heimlich an der Vorstellung, die Spur der obwaltenden Verhältnisse doch wenigstens in Betreff meines Freundes nicht so ganz verfehlt zu haben, indem die Wahrnehmung des zwischen ihm und Alwinen herrschenden vertraulichen Tones und Umganges nur dazu dienen konnte, mich in der stillgefaßten Meinung über die Lage der Dinge mehr und mehr zu bestärken. Auch ermangelte ich nicht, ihm bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit mit einem verstohlnen Seitenblick auf Alwinen ins Ohr zu raunen, daß ich jetzt über den Zweck der dringenden Geschäfte, die ihn hierher geführt, nachgerade so ziemlich mit mir selbst ins Klare gekommen sei. Er aber schüttelte den Kopf, zuckte mit den Achseln und ein wehmüthiges Lächeln zeigte sich auf seinem Gesichte. „Du hegst falschen Verdacht!“ flüsterte er mir zu. „Schon seit drei Jahren bin ich verheirathet und lebe mit meiner Agnes in einer sehr glücklichen Ehe. Beruhige dich also und gieb zugleich jeden Gedanken an einen hier stattfindenden geheimen Liebeshandel auf!“ Wenn ich letzteres sollte, so wußte ich freilich nicht, was es dabei überhaupt für mich weiter zu denken gab; nur ärgern konnte ich mich, daß ich auf dem Wege hierher die Bescheidenheit zu weit getrieben und mich gegen die verdüsterte Gemüthsstimmung meines Ge-

führten zu schonend bewiesen hatte, um in unbefriedigter Neugierde mir jetzt über Räthselaufgaben den Kopf zu zerbrechen, die ich durch eignes Forschen und Sinnen schlechterdings nicht zu lösen im Stande war.

Die beiden Geschwister begaben sich jetzt, in Wallners Begleitung, nach einem anstoßenden Gemach, in welchem sie, während die dort geführte Unterredung sich von Zeit zu Zeit bis zum lebhaftesten Wortwechsel steigerte, fast eine Stunde verweilten. Nach ihrer Zurückkunft zog der Pfarrer, der mittlerweile mit nicht sonderlich günstigem Erfolge mich in ein Gespräch über die neuesten Kriegsvorfälle und Welthändel zu verwickeln gesucht hatte, die an der Thür herabhängende Klingelschnur und das Abendessen ward aufgetragen. Während der Mahlzeit blickte Alwine, den Ausdruck schmerzlich erwachter Empfindungen auf ihrem bleichen, schönen Gesichte, still und schwermüthig vor sich nieder; ihr Bruder, der in seinen Mienen und Geberden ruhigen Trotz und unerschütterliche Willensfestigkeit kund gab, kritzelte mit der Gabel gedankenvoll auf dem vor ihm befindlichen leeren Teller umher, Wallner suchte vergeblich seinen durch die im Seitenzimmer stattgehabten Verhandlungen nur heftiger aufgeregten Verdruß und Unmuth zu bekämpfen, und die Unterhaltung bei Tische war mithin, da der Hausherr in seiner gelassenen, breiten Amtsweise fast ganz allein das Wort führte, mehr zum Einschläfern als zum Ermuntern geeignet. Ich selbst befand mich, als ununterrichteter

Zeuge der hier herrschenden, mit freundschaftlichem Vertrauen seltsam gemischten Mißhelligkeiten fortwährend in der unbehaglichsten, peinlichsten Spannung, saß wie auf Kohlen, und dankte dem Himmel, als es endlich zum Aufbruche kam.

Bald hatten wir das von der Pfarrwohnung nur ein paar hundert Schritte entfernt liegende Wirthshaus erreicht. „Ich bin dir jetzt," sagte Wallner mit gedämpfter Stimme, „den versprochenen Aufschluß über die Geschäftssache zu ertheilen schuldig, deren Betreibung meinem Aufenthalte in dieser Gegend zum Grunde liegt. Ohne Zweifel brauchst du nur den Namen Felseck zu hören, um dir sogleich mit voller Deutlichkeit das Bild eines unsrer gemeinschaftlichen Freunde ins Gedächtniß zurückzurufen!"

„Wie sollte ich nicht!" war meine Antwort. „Weder Zeit noch Entfernung haben mir die Erinnerung an ihn aus der Seele zu tilgen vermocht, und oft, gar oft ist er noch der Gegenstand meines Nachdenkens gewesen; so wie damals, als er, still in sich selbst zurückgezogen und fort und fort einem geheimen Kummer nachhängend, unter uns lebte, bei aller Empfänglichkeit für die Freuden der Jugend, sich strengen Ernstes den Genuß derselben versagte, und wie dessenungeachtet sein Umgang für uns alle so viel Anziehendes hatte. Du scheinst Nachricht von ihm zu haben. O sprich! Was ist seit unsrer Trennung weiter aus ihm geworden?"

„Sein Schicksal liegt jetzt entfaltet! Was in seinem Wesen und Benehmen uns dunkel war, hat sich aufgeklärt!“ sagte Wallner, indem er eine Brieftasche aus dem Busen hervorzog und sie mir überreichte. „Hier wirst du alles, was die freudlosen Lebensverhältnisse unsers Freundes betrifft, von seiner eignen Hand aufgezeichnet finden. Morgen früh machen wir einen Spaziergang zusammen und ich gebe dir sodann mündlich über das Weitere noch ausführlichern Bericht!“

Er reichte mir zum Abschiede die Hand und verfügte sich nach seinem Schlafzimmer hinauf. Ich folgte seinem Beispiel, schickte, sobald ich mich allein befand, zur Durchsicht der Brieftasche mich an, und fand nachstehende, einen Zeitraum von fünf Monaten umfassende Briefe, die ich mit Zustimmung ihres Empfängers dem geneigten Leser hier der Reihe nach mittheile.

M* im Februar 1815.

Der liebevolle und treuherzige Ton, mit welchem Du mir, bester Wallner, Deine unveränderliche Theilnahme an meinem Schicksal zu erkennen giebst, hat mich wie ein Trostspruch von oben erquickt und erheitert. Dennoch muß ich hinzufügen, daß Deine Glückwünsche wegen der, mir plötzlich und auf unerwartete Weise zugefallenen, bedeutenden Erb-

schaft wie Dolchstiche mir durch die Brust gingen. Ach, nicht leicht giebt es wohl einen Menschen, bei welchem die Bedingungen seines Glückes weniger an Geld und Gut geknüpft sind, als eben bei mir! Dreißigtausend Thaler! Ein Vermächtniß des vor sechs Wochen in der Residenz verstorbenen Grafen von W*! Jetzt hast auch Du die geheime Triebfeder wohl schon errathen, die seiner mir von jeher bewiesenen Gunst und Gewogenheit zum Grunde lag. Ich selbst ahnete bereits seit Jahren die eigentliche Beschaffenheit des zwischen ihm und mir bestehenden Verhältnisses, obwohl ich in Betreff desselben auch sogar gegen Dich fortwährend das tiefste Stillschweigen beobachtete. Damals freilich, als er mich, so oft Schulferien eintraten, aus der Pensionsanstalt, in welcher ich meine Knabenjahre verlebte, nach seinem Landgute abholen ließ, hatte ich von dieser nähern Befreundung noch keinen Begriff, sondern hielt die Aeußerungen des Wohlwollens, dessen ich mich von ihm zu erfreuen hatte, nur für die Merkmale einer durch die Vermittelung des Zufalles auf mich geworfenen Neigung, zog meinen Vortheil daraus und gab in der Unbefangenheit meines Gemüthes mich arglos und fröhlich den Vergnügungen hin, die der Aufenthalt auf seinem Schlosse mir gewährte. Ach, eben aus jenen Tagen schreibt das Unheil sich her, das den Frieden meiner Seele für immer zerstört hat! Wie ein quälendes Gespenst, das durch keine Beschwörungsformel sich verscheuchen

und bannen läßt, verfolgt auf allen meinen Schritten mich die Erinnerung an die Schreckensfolgen einer jugendlichen Unbesonnenheit, deren ich mich dort schuldig gemacht. Was ich verbrochen, ist nicht ungeahndet geblieben! Ein mit sich selbst zerfallenes, zerrüttetes Leben, in seiner Verdüsterung trübe dahinschleichend, von keiner innern Glut erwärmt, von keinem äußern Freudenschimmer beleuchtet, ist seitdem mein Theil gewesen; und mit ihm stelle ich fort und fort den sprechenden Beweis, daß leichtsinnige Streiche, die nur der Richterstuhl des eigenen Gewissens zur Rechenschaft zieht, oft schwerer abzubüßen sind, als grobe Verbrechen!

Aber wirst auch Du Dich geneigt fühlen, jener Handlung, die einen so scharfen und unverwüstlichen Stachel mir im Herzen zurückgelassen, die mildere Benennung einer jugendlichen Unbesonnenheit zu ertheilen? Ich bin im Begriff, Dir den Vorgang mit allen seinen Umständen und ganz der Wahrheit getreu zu erzählen. Was jetzt auf einmal, nach so langer Geheimhaltung, mich zu diesem Geständnisse veranlaßt, fragst Du? Nichts anders, als der schwache Hoffnungsstrahl, der seit der Empfangnahme des ererbten Vermögens mir in der Seele aufgegangen ist, der Gedanke, daß durch Wiederverwendung desselben vielleicht ein Theil der großen Schuld sich abtragen läßt, deren Bürde mich so tief niedergedrückt hat. Er hat zugleich den Entschluß mir eingeflößt, den Freund, der so oft mit vergeblichen Bitten in

mich gedrungen, endlich aus freiem Antriebe zum Vertrauten meines geheimen Kummers und Grames zu machen. Lies und urtheile!

An das zu G. befindliche gräfliche Schloß, auf welchem ich mich während des Knabenalters zweimal im Jahre mehrere Wochen lang aufzuhalten gewohnt war, stieß ein großer, schön eingerichteter Garten, mir zum Behuf der Spiele und Belustigungen, deren ich mich hier nach freier Willkühr überlassen durfte, den ausgesuchtesten Tummelplatz darbietend. Nur an Gesellschaft fehlte es mir, da der Graf mir den Umgang mit des Kunstgärtners Sohne, Rudolph mit Namen, der sich mit mir in gleichem Alter befand, zwar nicht ausdrücklich untersagte, doch aber so häufig vor der rohen Sitte und Ausgelassenheit des Knaben mich warnte, daß ich mich allmählich daran gewöhnte, den Verkehr mit ihm als eine verbotene Frucht zu betrachten und nur verstohlner Weise dann und wann in nähere Gemeinschaft mit ihm zu treten. Er hatte durch täglich fortgesetzte Uebung sich als Bogenschütz eine ungemeine, und vielfältig von mir beneidete Fertigkeit zu eigen gemacht, schweifte zu ganzen Tagen in der Umgegend umher und führte ununterbrochenen Krieg mit den Sperlingen, deren Köpfe er, gegen Empfangnahme des dafür ausgesetzten Preises, an den Schloßvoigt ablieferte.

Eines Nachmittags finde ich, indem ich müßig im Garten umherschlendre, Rudolphs gegen eine Rasenbank gelehnte Armbrust. Ich bemächtige mich ihrer,

ziehe aus dem dabei befindlichen Köcher einen Pfeil hervor, mache mich schußfertig und suche nun mit begierigen Blicken nach einem zum Zielpunkte tauglichen Gegenstande umher. Da raschelt es in der mir gegenüber befindlichen Schlehdornhecke. Ein Vogel ist es, der höher und höher an den schlanken Zweigen emporhüpft, zwischen welchen er sein Nest hat. Eine Nachtigall! So manchmal hatte ich hier in der Nähe gestanden und mit dem innigsten Wohlbehagen an ihrem Gesange mich ergötzt; während es keinem Dorfbewohner erlaubt war, zur Brütezeit dieses Vogels den Schloßgarten zu betreten. Ich wußte, daß sie es war, ich erkannte sie deutlich. O Herr des Himmels! Noch am nehmlichen Morgen hatte ich den Dorfjungen mehrere am Faden befestigte Käfer mit Geld abgekauft, um sie aus der Gewalt ihrer Peiniger zu retten und wieder in Freiheit zu setzen. Nie hatte ich irgend ein Thier aus grausamen Uebermuthe verletzt oder gemißhandelt. Was war jetzt, indem ich die mörderische Waffe in den Händen hielt, auf einmal mit mir vorgegangen? Wie soll ich das entsetzliche Gelüst benennen, das in diesem Augenblick mich überwältigte, meinen Sinn umnebelte, alle Regungen des menschlichen Gefühls in mir erstickte? Ich weiß es nicht! — Der Finger zuckte zurück und das arme, von der Roheit selbst verschonte Geschöpf stürzte sammt dem spitzigen Pfeil, der ihm tief in der Brust steckte, blutend und sterbend zur Erde herab.

Rasche Fußtritte näherten sich; ich warf die Armbrust von mir und suchte im angrenzenden dichten Buschwerk mir einen schirmenden Schlupfwinkel. Es war der Graf selbst, der, von einem Spaziergange zurückkehrend, zufällig an der Schlehdornhecke vorüber kam. Auf den ersten Blick war er von dem hier verübten Frevel unterrichtet; die am Boden liegende Armbrust schien ihm über den Urheber desselben nicht den mindesten Zweifel übrig zu lassen, und mit wilder, donnernder Stimme hörte ich den Entrüsteten nach dem Gärtner rufen. Dieser fand sich ein, wurde von dem Grafen, der vor Wuth schäumte, mit den empörendsten Schmähungen und Scheltworten überhäuft und erhielt endlich, unter Androhung des Schlimmsten, was er zu fürchten habe, die Weisung, den Buben augenblicklich zur Stelle zu schaffen, damit er, zum Denkzeichen für sein ganzes künftiges Leben, die seinem ruchlosen Unternehmen angemessene Züchtigung empfange. Das alles hörte ich mit an; dennoch, dennoch konnte ich es nicht über mich gewinnen, aus meinem Versteck hervorzutreten und durch ein reumüthiges Bekenntniß meiner Schuld der ungerechten und kränkenden Behandlung ein Ende zu machen, die der Herbeiberufene von seinem jähzornigen Gebieter erfahren mußte. Scham und Abscheu vor mir selbst, verbunden mit der feigen Besorgniß, durch einen Schritt dieser Art der Gunst des Grafen und mit ihr zugleich des Wohllebens auf seinem Schlosse für immer verlustig zu werden, flößten mir die hart-

näckige Verstocktheit ein, deren es bedurfte, um mich einem Vorhaben zu widersetzen, dessen Vollführung mir der Ruf des Gewissens auf so dringende Weise zur Pflicht machte. Von Todesangst ergriffen, verließ ich meinen Zufluchtsort, irrte, bis der Abend hereinbrach, mein unüberlegtes schnödes Beginnen bereuend und verwünschend, in der entlegensten Gegend des Gartens umher, und begab sodann mich scheu und furchtsam nach dem Schlosse zurück. Gegen seine sonstige Gewohnheit hatte der Graf, nach dem gehabten Aerger und Verdrusse, statt an das Abendessen zu denken, sich bereits in sein Schlafgemach begeben, in welchem man ihn heftigen Ganges auf und ab schreiten hörte. Die Diener des Hauses steckten mit Merkmalen des Mißmuths und der Unzufriedenheit geheimnißvoll die Köpfe zusammen. Wichtige Dinge schienen, während ich, von Gewissensbissen gefoltert, das Weite gesucht hatte, hier vorgefallen zu sein; ich aber, aus Furcht, wider Willen mein eigner Verräther zu werden, wagte es nicht, irgend eine Frage laut werden zu lassen, sondern folgte, sobald es ohne Verdacht zu erregen geschehen konnte, dem Beispiele des Grafen und suchte gleichfalls die Einsamkeit.

Durch ein wildverwirrtes Geschrei und Getümmel, das in der Frühe des nächstfolgenden Morgens sich draußen erhob, ward ich ans Fenster gelockt. Die Knechte des Hofes, die im Begriff gewesen, sich hinaus zur Feldarbeit zu begeben, trugen einen von

Wasser triefenden Leichnam herbei, den sie so eben bei der Schloßbrücke aus dem Strome gezogen hatten. Es war — o nie wird die Erinnerung an diesen schaudervollen Auftritt in meiner Seele erlöschen! — es war der unglückliche, gestern mit Schimpf und Schande von seinem Dienste verjagte Gärtner, der in der sinnverwirrenden Pein und Verlegenheit, in welche dieser plötzliche Wechsel seines Geschickes ihn gestürzt, und aus Verzweiflung über die auf so unverschuldete Weise erlittene Schmach, seinen Tod in den Wellen gesucht und gefunden hatte! Rudolph war schon seit gestern spurlos verschwunden, und alle Boten, die man ausgesendet hatte, um ihn aufzusuchen, waren unverrichteter Sache zurückgekehrt. Entweder hatte der Vater wirklich, wie es die Rachbegierde des erbitterten Grafen geargwohnt, ihm einen verstohlnen Wink zur Flucht gegeben, oder er war, um die Ursache des vernommenen heftigen Rufens zu erforschen, gleichfalls leise herbeigeschlichen, ein versteckter Zeuge der vom Schloßherrn ausgestoßenen Drohungen gewesen, und in der Ueberzeugung, daß bei den vorhandenen starken Verdachtsgründen und bei der ungünstigen Meinung, die jener von ihm hegte, jede Betheuerung seiner Unschuld vergeblich sein werde, schnell zu dem Entschlusse gelangt, sein Heil in der weiten Welt zu suchen; wie er auch ohnehin schon oftmals über Wünsche und Entwürfe solcher Art sich gegen mich geäußert hatte.

Das alles war mein Werk! war das Werk eines

dreizehnjährigen Knaben, der, gegen die natürlichsten Pflichten abgestumpft und verhärtet, aus elender Berücksichtigung des eignen Vortheils, es dulden und ertragen konnte, daß der Verdacht der von ihm begangenen Unthat auf schuldlose Personen gewälzt wurde; der mit verstockter, dumpfer Ruhe das vor seinen Augen beginnende Trauerspiel bis zu dieser gräßlichen Entwickelung kommen ließ; ja dem selbst der Hinblick auf die Leiche des Geopferten nur Schauder und Entsetzen zu erregen, nur die unvertilgbaren Qualen eines befleckten Bewußtseins zu bereiten, aber nicht die Lippen zu lösen vermochte!

Wenige Tage nach dieser Schreckensbegebenheit verabschiedete ich mich, nach der Pensionsanstalt zurückkehrend, von jener Gegend, und habe sie nicht wiedergesehen; denn auch der Graf, der dort nicht länger auszudauern vermochte, traf bald darauf Anstalt, den ländlichen Wohnsitz für immer zu verlassen. Auf das eilfertigste verpachtete er die Ländereien des Gutes, sammt den dazu gehörigen Wirthschaftsgebäuden für einen Spottpreis, ließ das Schloß ausräumen und die Zugänge desselben sodann auf das sorgfältigste verrammeln und verriegeln, ertheilte demjenigen Theile der Dienerschaft, der aus dem Dorfe gebürtig war, den Abschied, und zog mit Sack und Pack nach der weitentfernten Residenz, von welcher er sich seitdem bis zu seinem Ende nicht wieder getrennt hat.

Hier hast Du, mein geliebter Freund! — wenn

ich anders nach Mittheilungen solchen Inhalts Dich noch mit dieser Benennung anreden darf — den erklärenden Aufschluß über den Kummer, der, dem lindernden Hauche der Zeit Trotz bietend und mit dem Laufe der Jahre tiefer und tiefer gewurzelt, erst dann aufhören wird, mir das Herz zu beengen und zusammenzupressen, wenn mich die Ruhe des Grabes umgiebt. Verloren bin ich für das Schaffen und Wirken freier Geister! — Wohl hat die in meinen äußern Verhältnissen jetzt eingetretene Umgestaltung mich auf ungewöhnliche Weise aus dem starren, nächtlichen Trübsinn erweckt und aufgereizt; es ist aber nicht das Gefühl der frisch ermuthigten Thatkraft, nein, es ist das letzte, den siegreich kämpfenden Todesmächten mühsam abgerungene Emporstreben eines Sterbenden, der, wenn der Körper erliegt, die mit ihm dahinschwindende Geistesstärke noch einmal zusammen zu raffen sucht, um sinnklare und der Vernunft anständige Verfügungen und Aufträge zu ertheilen!

Ich denke zu Bewerkstelligung meines Vorhabens schon in wenigen Tagen nach G• abzureisen. Von dort aus sollst Du wieder Kunde von mir erhalten. Der Verstorbene hinterließ, außer dem entwichenen Sohne, noch eine dreijährige Tochter, die, wahrscheinlich auf Veranlassung des Grafen, gleich nach dem erfolgten Ableben ihres Vaters vom Prediger des Ortes in Schutz und Obhut genommen wurde. Es ist mein sehnlicher Wunsch, daß es mir gelingen

möge, wenigstens an ihr einigermaßen wieder gut zu machen, was ich einst an ihrem Vater verschuldet; wenn nicht etwa zugleich sich Gelegenheit darbieten sollte, auch über den gegenwärtigen Aufenthaltsort ihres Bruders Nachricht einzuziehen. Daß bei Vollführung des Gedankens, der mir im Sinne liegt, sehr zarte Vorsicht angewandt werden müsse, fühle ich wohl; über die zu diesem Behufe einzuschlagende Handlungsweise selbst aber werde ich nicht eher, als bis ich an Ort und Stelle die Beschaffenheit der Verhältnisse näher geprüft habe, zu einem festen Entwurfe gelangen können. Möge kein störendes Hinderniß mir die Erreichung des vorgesetzten Zweckes vereiteln! —

G* im März.

Du wirst es mir, lieber Wallner, gewiß gern erlassen, Dir in erschöpfender Umständlichkeit die Empfindungen zu schildern, mit welchen ich vorgestern hier anlangte. Es war ein trüber, regniger Nachmittag; in ihrem winterlichen Gewande trauerte noch die Natur, und nur einzelne Gesträuche unter dem dürren, laublosen Buschwerk, an welchem der Weg vorüberführte, deuteten durch das Aufbrechen ihrer Blätter auf die bevorstehende freundlichere Jahreszeit hin. Wie durch die rauhe, ungünstige Witterung, die seit geraumer Zeit zu herrschen fortfährt, meine

Reise überhaupt bald hier bald dort gehemmt und verzögert worden war, so ging auch, als ich endlich dem Ziele derselben mich näherte, des tiefen und schlüpfrigen Fahrgleises wegen, mein Einzug in das Dorf so langsam von statten, als ob statt des leichten Fuhrwerks ein schwerbepackter Frachtwagen mühselig dahinschwanke. Ich bezog ein Zimmer im Wirthshause; suchte hier aber, statt für diesen Augenblick durch Nennung meines Namens die Neugierde und Aufmerksamkeit der Leute auf mich zu lenken, mich zuförderst von der Erschöpfung zu erholen, mit welcher die lange beschwerliche Reise für mich verbunden gewesen war.

Gestern machte ich dem Prediger meinen Besuch und wurde, nachdem ich mich zu erkennen gegeben, mit so gütevoller Herzlichkeit von ihm empfangen, daß es mir Mühe kostete, das Gefühl der innern Beschämung vor ihm zu verbergen. Alwine — so ist der Name des Mädchens, das ich aufzusuchen beschloß — lebt noch immer bei ihm, wird als Kind des Hauses geliebt und befindet sich gegenwärtig auf einem Dorfe in der Nachbarschaft, von wannen sie erst in einigen Tagen zurückerwartet wird. Rudolph — denke Dir! — ist englischer Kapitain, hat in Spanien sich zu diesem Range emporgeschwungen, unterhält mit seiner Schwester und dem Prediger einen lebhaften Briefwechsel, und hofft noch vor Ablauf des Frühjahrs in eigner Person hier einzutreffen, um einige Monate lang in der Heimath sich

aufzuhalten, die er vor sechzehn Jahren als Flüchtling verlassen hat.

Ein solcher Zeitraum pflegt freilich in der Natur wie im Leben gar große Veränderungen hervorzubringen! Das Schloß, in welchem sonst so rege Geschäftigkeit herrschte, liegt verödet und gleicht einer oberhalb des Erdreichs errichteten Todtengruft. Das Gartenrevier, auf dessen Erhaltung man einst so bedeutende Summen verwandte, ist zur Wildniß geworden; die Ruhebänke sind verwittert, und liegen, in Stücke zerfallen, morsch und modernd am Boden umher. Wo früherhin sich bequeme Gänge und Lauben befanden, bietet jetzt ein undurchdringliches Dickigt dem Auge sich dar. Der zwischen hohem Schilfwuchs sich dahindrängende Strom mit seiner, den Einsturz drohenden Brücke —

Nein, es giebt dennoch Dinge und Erscheinungen, über welche die umwandelnde Gewalt der Zeit nichts auszurichten vermag! —

Ich weiß nicht, ob ich vor Rudolphs bevorstehender Ankunft zittern, oder mich ihrer freuen soll! Erwarten werde ich sie und eben deshalb auch die Bewerkstelligung meines Vorhabens bis dahin verschieben. Unter den Einwohnern des Dorfes hat die Erinnerung an das schmähliche und gewaltsame Ende, welches der Gärtner genommen, längst aufgehört, die Zungen in Bewegung zu setzen. Niemand erwähnt jenes Ereignisses mehr, und selbst die noch im Schwange gehenden Besprechungen über das Ab-

leben des Grafen sind, dem Anscheine nach, nicht vermögend gewesen, ein diesem Todesfalle so nahe liegendes Andenken in den Gemüthern zu erneuern und aufzufrischen. In einer abgesonderten Ecke des Kirchhofes befindet sich sein stilles Grab. Kein Kreuz oder sonstiges Merkmal bezeichnet die Stelle, wo er schläft. Spät des Abends hat man ihn hierher getragen, ohne Sang und Klang ihn in die Erde hinabgesenkt und, um sein Gedächtniß bis auf die letzte Spur zu vertilgen, den Boden, nach vollbrachter Bestattung, sogleich wieder geebnet. — „Wie können Sie sich darüber verwundern, liebster Herr!“ sagte der alte Kirchendiener, dem ich mein Befremden über dieses lieblose Verfahren zu erkennen gegeben hatte. „Ist es denn nicht aller Orten, wo der christliche Glaube gepredigt wird, die herrschende und auf sehr triftigen Gründen beruhende Meinung, daß einem Selbstmörder weder ehrliches Begräbniß noch Grabhügel gebührt?“

Schaudernd zog ich mich bei dieser Erklärung vom Gottesacker zurück, schlug meinen Weg nach den umliegenden Feldern ein, wanderte noch einige Stunden lang, während ein kalter Staubregen die Luft erfüllte, in der Gegend umher und kehrte erst mit Einbruch der Nacht, durchnäßt und von Frost geschüttelt, nach meiner Behausung zurück.

G* im März.

Ist es der klare wolkenlose Himmel? sind es die nach der langen unfreundlichen Witterung endlich zur Herrschaft gelangten heitern Sonnenblicke, die diese wohlthätige Wirkung auf meine Gemüthsstimmung hervorgebracht haben? oder ist das Gefühl der Erquickung, das mein innerstes Wesen durchdringt und belebt, nur der neuangeknüpften Bekanntschaft mit Alwinen zuzuschreiben? — Seltsam genug mußte, als ich vor einigen Tagen in der Wohnstube des Predigers saß und begierig die Annäherung der Heimgekehrten erwartete, der erste Sonnenstrahl gerade in dem nehmlichen Augenblicke durch das zertheilte Gewölk dringen, da auf den Ruf des Predigers die Thür des Nebengemachs sich öffnete und Alwine zu uns hereintrat!

Welch ein reizendes Geschöpf! Wie so ganz das Gegenbild des trotzig kecken, jagdlustig umherschweifenden Bruders, wie ich ihn damals kannte! Eine schlanke, anmuthige Gestalt, Unschuld und fromme Milde in den schönen Gesichtszügen, seelenvolle Innigkeit des Gefühls in den tiefblauen Augen, Sittsamkeit ohne ängstlichen Zwang in den Worten und Geberden, Merkmale der feinsten Bildung in ihrem ganzen Wesen und Benehmen!

Ich muß die Vermuthung hegen, daß der Prediger durch vorausgeschickte, vortheilhafte Schilderungen meiner Person darauf hingearbeitet hat, mich bei ihr

in ein günstiges Licht zu setzen. Sie begrüßte mich mit so einnehmender Freundlichkeit und Güte, als habe sie mein Erscheinen für eine glückliche Vorbedeutung zu halten, daß nun auch die sehnlichst erwünschte Ankunft ihres Bruders erfolgen und nicht gar fern mehr sein werde! Nicht wie einen Fremdling, sondern wie einen alten Freund und Bekannten, den, nach langer Abwesenheit, die Lebensverhältnisse wieder in ihre Nähe zurückgeführt, behandelt sie mich, und der gegen mich angenommene Ton hat seit dem Augenblicke, da ich ihres Umganges theilhaft geworden, bereits einen Grad wohlwollender Zutraulichkeit gewonnen, der mit sinnbestrickender Gewalt mich um so mehr in Verwirrung setzt, je weniger ich ihn, im qualvollen Bewußtsein meiner Unwürdigkeit, zu erwiedern vermögend bin.

Ein Wunder muß sich ins Mittel schlagen, wenn dieser neue Zwiespalt in der Brust, dieses wilde Ringen mit mir selbst, dieses ungewisse Schwanken zwischen Schmerz und Wonne mich nicht völlig zu Grunde richten soll! Was nehme ich aber, statt das einfache Wort auszusprechen, mit welchem Du, bei Ansicht dieser Zeilen, meinen Zustand sogleich genau und richtig bezeichnen wirst, zu ängstlichen und ausweichenden Umschreibungen meine Zuflucht? — Ich suche vor den grauenvollen Bildern, die in der Einsamkeit, gleich rachedrohenden Geistern, mich um-

schweben, einen rettenden Ausweg, und eile zu ihr! — Ich blicke, um den Sturm, der mir im Innern tobt, zu beschwichtigen, ihr in die ruhigklaren, mildlächelnden Augen; und mit wohlthuendem Hauche beginnt der Friede des Himmels mich zu umwehen! — Sie fängt von den vergangenen Tagen zu reden an, von den dunkeln und fast verwischten Erinnerungen ihrer frühesten Kindheit: von den Orangenbäumen, unter welchen sie gespielt, von den grünen Lauben und Hecken, von ihrem Bruder, dem Armbrustschützen! — Ein entsetzliches Gefühl ergreift mich, Eiseskälte durchrieselt mir die Brust, ich stehle mich fort und flüchte zagend und erbangend wieder nach der abgeschiedensten Einöde, um das zitternde Herz vor dem Verrathe des Gewissens in Sicherheit zu bringen!

Bemitleiden wirst Du mich und zugleich unwillkührlich lächeln, wenn ich Dir den Ort nenne, dem es bisher noch am besten gelungen ist, zwischen den mannigfachen, widerstreitenden Empfindungen, die mir die Seele zerreißen, ein vermittelndes Gleichgewicht herzustellen. Es ist die hohe düstre Glockenkammer des benachbarten Kirchthurmes! Zu meiner Linken, hoch über die Dachgiebel des Dorfes hinweg, die Aussicht nach dem Schloßgarten mit dem Strom und der Brücke; zu meiner Rechten, schräg unten in der Tiefe, der abgesonderte hügellose Winkel des Kirchhofes; vor mir die Predigerwohnung und das

von Weinranken umgebene Fenster, an welchem Alwine, mit weiblicher Arbeit beschäftigt, gewöhnlich zu sitzen pflegt; rings um mich her eine dumpftodte Ruhe, die der gleichförmig träge Schwung des Perpendikels mehr befördert als unterbricht! —

Der Frühling ist im vollen Anzuge begriffen; die Sonne durchdringt mit ihren erwärmenden Strahlen das Erdreich, und überall, wohin das umspähende Auge sich verliert, giebt ein neues, fröhliches Leben sich kund. Auch die Gewächse in des Predigers Garten, der von meinem hohen Standpunkte aus sich ganz überschauen läßt, entknospen sich mehr und mehr, und nicht selten erscheint Alwine, dem lokkenden Winke der milden Witterung folgend, bei den frischgrünenden Blumenbeeten, wo sie, vom hellheitern Lichte des Tages lieblich umglänzt, in sinnender Betrachtung auf und ab wandelt; während ich in lustlos ödem Halbdunkel zwischen bestaubten Spinnweben sitze, mit stummer Aufmerksamkeit jeden ihrer Tritte belausche und in buntgestaltete Träumereien versinke, bis die dicht über meinem Haupte befindliche Stundenuhr plötzlich mit widrigem Gerassel zum Schlagen ausholt, mich emporschreckt und zu mir selbst zurückbringt.

G * im April.

Den ganzen Eifer, den die Freundschaft edlen Seelen einzuflößen gewohnt ist, bietest Du auf, Wallner, mich über mich selbst zu trösten und zu beruhigen. Du hegst die Ueberzeugung, daß die Fügung des Himmels mich unverkennbar eben zu dem Zwecke in Alwinens Nähe geführt habe, um mein krankes Gemüth zu heilen; und der mir ertheilte Rath, mit Befolgung dieses vermeintlichen höheren Winkes nicht länger zu säumen, klingt wie eine, auf unwiderrufliches Wohl oder Wehe hindeutende feierliche Beschwörung. Ich muß Dir dagegen gestehen, daß ich des Aufwandes von Beredsamkeit, womit Du meine Zweifel zu bekämpfen und mich zur Unternehmung eines ernstlichen Schrittes zu bewegen bemüht bist, nur mit Erröthen gedenken kann. Mein Verhältniß zur reizenden Pflegetochter des Predigers ist — ich weiß selbst nicht, ob ich die Lage der Dinge beklagen oder glücklich preisen soll! — allmählich so weit gediehen, daß mit herzhafter Vorbringung des mündlichen Geständnisses ohne Zweifel alles in Richtigkeit sein würde. Es begegnen in ernster Bedeutsamkeit sich unsre Blicke; wir lustwandeln Arm in Arm bald in dem Garten, bald auf den benachbarten Feldern umher, wir drücken uns die Hand, wenn wir uns trennen und wenn wir uns wiedersehen! Heißt das nicht während eines Zeitraumes von etlichen Wochen in der Verläugnung und Ab-

härtung eines Gefühls, das jahrelang an unheilbaren Wunden zu kränkeln schien, schon recht ansehnliche Fortschritte gemacht? — Doch nicht so ganz! Denn das wonnige Behagen, das in ihrer Nähe mein lechzendes Herz erquickt, ist und bleibt fortwährend mit einer Bangigkeit vermischt, die augenblicklich das Uebergewicht gewinnt und mir gewaltsam die Kehle zuschnürt, sobald ich im zauberisch verlockenden Taumel der Sinne zu kühnern Erklärungen zu schreiten im Begriff bin.

Gestern gegen Abend, als Alwine häuslicher Arbeiten wegen sich aus dem Garten entfernte, in welchem wir uns den Nachmittag hindurch mit Säen und Pflanzen beschäftigt hatten, kam der Prediger auf mich zu, ergriff traulich meinen Arm und führte nach dem entlegenern, seine Baumschule enthaltenden Theile des Gartens mich mit sich fort. „Sie haben sich einen reichen Schatz nützlicher Kenntnisse erworben und besitzen ein gefühlvolles Herz, lieber Felseck!“ begann er mit der ihm eigenen ruhigen Freundlichkeit mich anzureden. „Ich halte Sie aber auch für einen Mann von Ehre, und darf daher um so weniger befürchten, mißverstanden zu werden, wenn ich nicht länger umhin kann, einen Gegenstand zu berühren, den mir Pflicht und Gewissen zur Sprache zu bringen gebieten. Welche Absichten sind es, die Sie bei einer traulichern Befreundung mit meiner Tochter im

Sinne hegen? Alwine ist in einfachschlichter Sitte erzogen und aufgewachsen. Unbekannt mit dem Thun und Treiben der großen Welt, ist ein frommer, kindlicher Sinn der Grundzug ihres Wesens, klar und offen spiegelt die Lauterkeit ihres Herzens sich in ihren Augen, und wie Argliſt und Falschheit ihrer eignen Seele fremd sind, so setzt sie die nehmliche unverstellte Arglosigkeit auch bei allen denjenigen voraus, die ihr Wohlwollen zu gewinnen verstehen und an denen sie nähern Antheil zu nehmen sich geneigt fühlt. Nimmermehr könnte ich gerade von Ihnen vermuthen, daß Sie es darauf anlegen sollten, mit der Unschuld und Unerfahrenheit des Mädchens ein ruchloses Spiel zu treiben, den Frieden ihrer Seele zu zerstören und aus ihrer Gunst und Zuneigung irgend einen Vortheil zu ziehen, der mit den Gesetzen der Ehre und Rechtlichkeit nicht auf das strengste sich in Uebereinstimmung bringen ließe!"

„Nein, beim allwissenden Gott! ehrwürdiger Freund!" entgegnete ich mit glühender Lebhaftigkeit. „Eines so schändlichen Betruges werde ich nie fähig sein!"

„Ich glaube Ihren Worten!" fuhr er zu sprechen fort; „dennoch muß ich Ihnen offenherzig bekennen, daß diese Versicherung mich noch nicht zu beruhigen vermag! Lassen Sie also ganz ohne Rückhalt über eine Angelegenheit uns verständigen, die ein mir zu theures Wesen betrifft, als daß ich länger in gleichgültigem Stillschweigen darüber verharren

könnte. Alwine ist Ihnen, dem Anscheine nach, auf das herzlichste zugethan. Ich aber bitte und beschwöre Sie, ernstlich zu bedenken, was zuletzt wohl aus ihr werden sollte, wenn diese Wohlgewogenheit nach und nach in eine Leidenschaft überginge, welche Sie, als der Urheber und Gegenstand derselben, nicht zu erwiedern gesonnen wären! oder wenn, auf den Fall einer gegenseitigen Zuneigung, Ihre äußern Verhältnisse, deren Beschaffenheit mir gänzlich unbekannt ist, Sie außer Stand setzten, der Erwählten mit Ihrer Hand zugleich einen anständigen Lebensunterhalt darbieten zu können!"

„Es waltet ein furchtbares Geschick über meinem Haupte!" versetzte ich mit dem ganzen Ausdruck des innern nagenden Schmerzes. „Was hilft es, Ihnen zu gestehen, daß Alwine mir theurer ist, als mein Leben! Was hilft es, hinzuzufügen, daß ich ihr in erwähnter Hinsicht, allerdings ein sorgenfreies Loos zu bieten vermöchte, da ich durch den Tod des Grafen zu einer an Reichthum grenzenden Wohlhabenheit gelangt bin!"

„So hätte ich wirklich mich in Ihnen geirrt?" nahm der Prediger, nachdem er einige Augenblicke lang stillschweigend und mit scharfmusternden Blicken mich betrachtet hatte, bedenklichen Ernstes wieder das Wort. „Sie hätten also in dem so fleißig fortgesetzten Umgange mit Alwinen nichts als einen vorübergehenden Zeitvertreib gesucht, während Sie die gegründeten Ansprüche und Vorrechte auf Ihr Herz

bereits einem anderen Gegenstande zu eigen gegeben? Wohl mir, daß ich in der Besorgniß meines Inneren, und hoffentlich noch zur rechten Zeit, den Entschluß faßte, mir Aufklärung über diesen Punkt zu verschaffen!"

„O nein, Sie hegen falschen Verdacht!" rief ich aus. „Nie bin ich mit irgend einem weiblichen Geschöpf in Liebeshändel verwickelt gewesen; nie habe ich auf solche Weise Ehre und Gewissen verpfändet! Ganz andre Gefühle und Rücksichten sind es, die, im seltsamen Widerspruche mit sich selbst, hier eine zugleich anziehende und zurückschreckende Gewalt über mich ausüben. Düster und freudlos ist mir die Zeit der Jugend vorübergegangen; Kampf und Leiden sind seit sechzehn Jahren meine unzertrennlichen Gefährten gewesen, und es scheint, daß erst mit meinem Leben das Bußwerk sich beendigen soll!"

„Das Bußwerk?" fragte jener bestürzt und betroffen, während ich, seitwärts schwankend, den Stamm eines Apfelbaumes umklammerte und das glühende Gesicht gegen die feuchte Rinde desselben zu pressen anfing. „Oftmals zwar las ich Schwermuth und Trübsinn in Ihrem Wesen, aber weit entfernt war ich stets, diese für die Regungen eines schuldbeladenen Gewissens zu halten! Felseck, wie nennt sich der Fehltritt, dessen Erinnerung mit so lastendem Gewicht Ihre Seele zu Boden drückt? Zaudern Sie nicht länger, das Geheimniß des geängstigten Herzens einem väterlichen Freunde mitzutheilen, dessen Beruf

es ist, Versöhnung und Frieden zu verkünden, den niedergeschlagenen Sinn aufzurichten und das leidende Gemüth durch trostreiche Botschaft zu stärken und zu erquicken. Mit der ganzen Macht und Fülle des Wohlwollens, welches ich gegen Sie empfinde, sträubt sich mein Gefühl, Sie eines Verbrechens für fähig zu halten. Was es aber auch sein möge! Der Gott, dem ich diene, ist ein Gott der Gnade!"

Ein heißer Thränenstrom brach aus meinen Augen hervor. Mein ganzes Wesen schien in den wild durcheinander wogenden Gefühlen der Qual und Reue sich auflösen zu wollen. Ich warf mit dem Ueberdrange der innern Zerknirschung mich an die Brust des Greises und bekannte stammelnd und schluchzend ihm alles, alles! —

Der alte Mann schien tief erschüttert. Es kam mir sogar vor, als ob er mit sich selbst im Zweifel befangen sei, ob er bleiben oder mich verlassen solle. Endlich sammelte er sich, führte, während der Vollmond mit ruhigem Glanze am Horizont emporstieg, mich noch eine Strecke weiter, stand dann wieder still und sagte mit gedämpfter Stimme: „Darf ja doch der gröbste Verbrecher, der bei gereiftem Verstande und klarer Ueberlegung sich zu Frevelthaten verleiten ließ, durch das vermittelnde Werk einer aufrichtigen Reue vor dem höhern Richter Vergebung seiner Schuld zu erlangen hoffen; wie sollte der verzeihende Blick des ewigen Erbarmers dem dreizehnjährigen Knaben versagt bleiben, der aus Leicht-

sinn oder auch wohl vielleicht aus Hartherzigkeit eine Handlung beging, die mit der verdienten Züchtigung sogleich vollkommen abgebüßt gewesen wäre; deren Folgen aber ihm nicht zur Last fallen können, weil gerade er sie am allerwenigsten zu berechnen verstand. Sehr natürlich allerdings war die Wehmuth und Betrübniß, die Sie darüber empfanden, zu dem traurigen Ende des Gärtners die erste Veranlassung gegeben zu haben; doch lediglich ein unglückliches Zusammentreffen der Umstände hat bewirkt, was Sie in der zu lebhaften Unruhe des Gemüths nur sich selbst zuzuschreiben geneigt sind. Drum fassen Sie sich und geben Sie endlich, statt länger einem fruchtlosen und verzehrenden Kummer nachzuhängen, den wohlthätigen Gefühlen und Eindrücken des Lebens wieder Raum in Ihrem Herzen! Hier meine Hand und zugleich die feierliche Versicherung, daß ich selbst in den Vorwürfen, welche Sie sich machen, die unverkennbaren Merkmale einer edlen Denkungsart finde, und daß Sie mir nach dem abgelegten Geständnisse nicht unwerther geworden sind!"

Der Dank, den ich ihm für diese liebreiche Nachsicht und Schonung abzustatten bemüht war, erstarb mir auf den Lippen.

„Weiß noch sonst Jemand um das Geheimniß, das Sie mir so eben anvertrauten?" fuhr er nach einer Pause zu fragen fort.

„Außer Ihnen ist nur ein weit von hier entfernter Jugendfreund, dem ich es vor zwei Monaten schriftlich mittheilte, genauer davon unterrichtet!“ antwortete ich in stumpfer Muthlosigkeit.

„So bleibe denn auch fortan der Schleier ungelüftet, der es bedeckt!“ sprach er mit sanftem Nachdruck. „Das Andenken an jene Begebenheit, über deren eigentlichen Zusammenhang man damals ohnehin die Mehrzahl in ungewissem Zweifel zu lassen suchte, ist unter den Bewohnern der Umgegend völlig erloschen. Auch Alwine selbst hat nie eine andre Kunde davon erhalten, als daß ihr Vater, dessen sie sich überhaupt nur dunkel zu erinnern vermag, spät in der Nacht, auf der Heimkehr nach seiner Wohnung, den richtigen Weg verfehlt habe und im Wasser verunglückt sei. Lassen Sie uns mithin über die nähern Umstände jenes Ereignisses fortwährend ein tiefes und heilsames Stillschweigen beobachten! Vor allen Dingen aber schenken Sie den Beruhigungsgründen, die ich in der vollsten Ueberzeugung meines Herzens zur Sprache gebracht, ein williges Gehör, um sich von den finsterherrschenden Zweifeln und Vorstellungen zu befreien und wieder zum Besitz einer ungetrübtern Geistesheiterkeit zu gelangen!“ —

Alwinens Stimme, die von dem Wohngebäude her sich durch die Stille des Abends vernehmen ließ, machte dieser Unterredung ein Ende. Ich lehnte die Einladung des Predigers, ihn dorthin zurückzubegleiten, auf die entschiedenste Weise von mir ab,

entschlüpfte durch eine zur Seite befindliche Pforte des Gartens, und schlug in der noch anhaltenden Gemüthserschütterung, mit welcher der eben stattgehabte Auftritt für mich verbunden gewesen, meine Richtung nach dem benachbarten Gottesacker ein.

Er meint es gut mit mir! seine Worte waren die beschwichtigenden, zur Sühne und Entschuldigung geneigten Trostsprüche eines theilnehmenden Freundes; aber mich zufriedenzustellen, lag nicht in ihrer Gewalt! Dies waren die Vorstellungen, die sich mir aufdrängten, indem ich, nach einem kurzen Umherwandern zwischen den Ruhestätten der Entschlafenen, auf einen Grabstein mich niedersetzte, das Gesicht gegen jenen abgeschiedenen Winkel des Kirchhofes gekehrt und den Kopf gedankenvoll in die Hand stützend. Verschuldung und Zurechnung! — Wer vermag den Punkt zu bestimmen, wo beide mit einander in Wechselwirkung zu treten anfangen, wenn es das eigne Gewissen nicht vermag! Und steht von diesem ein gültiger Ausspruch zu erwarten; so unterliegt es ja keinem Zweifel, welchen Antheil an jenem Vorfalle ich mir selbst beizumessen habe — so bin ich ja schon gerichtet! — Leichtsinn der Jugend! Mangel an Einsicht und Verstand! — Wenn diese Einwürfe von so genügendem Gewicht sind; warum nimmt der innre Richter, den man ja von jeder gehässigen Partheilichkeit frei glaubt, denn nicht auch eine schonende Rücksicht auf dieselbe und verstattet, nach dem Schmerzensopfer des

reuigen Gefühls, endlich dem Balsam der Vergessenheit einen Zugang zur sterblichen Brust? — Wer jenen Mann, der dort sein einsam entlegenes Ruheplätzchen gefunden, damals mit raschem Arm gewaltsam gepackt und in den Strom hinabgestürzt hätte, wäre dem Gesetz verfallen gewesen, um sein Verbrechen auf dem Blutgerüst abzubüßen; während man den Ermordeten in Wehmuth und Traurigkeit zur Erde bestattet und sein Grab mit Blumen geschmückt hätte. Aber versagt blieb seiner entseelten Hülle diese letzte Ehre, weil der Schuß mit der Armbrust nur mittelbar ihn getödtet; und nicht gelangen kann ich zur Abbuße und Reinigung von meiner Schuld, weil es für Vergehungen solcher Art keinen sichtbaren Richterstuhl giebt! —

Nie wird die grauenvolle Erinnerung an die zu meinem Ohr dringenden Töne mich verlassen, die plötzlich aus diesen Betrachtungen mich emporschreckten! Der melodische Zauber, der jedes fühlende Herz in süße Wonne versenkt, der Liebesruf in stiller Frühlingsnacht, das Ergötzen der horchenden Natur — der mit gedehnten, schmelzenden Klängen anhebende Gesang einer Nachtigall im angrenzenden Gebüsche, war es, was mir die Seele mit Furcht und Entsetzen erfüllte! Mit der Hast und Behendigkeit eines vom Knall des Mordgewehres aus seinem Lager aufgescheuchten Wildes stürzte ich von dannen, noch lange verfolgt von den Lauten, die aus der

Nähe des ungehügelten Grabes mit belebender Machtgewalt sich durch die Luft zu ergießen anfingen.

G* im April.

Ein an und für sich ziemlich gleichgültiger Umstand hat schnell und unvermuthet die Erklärung herbeigeführt, deren es zur Feststellung des Verhältnisses zwischen mir und der Geliebten bisher noch bedurft hatte.

Ich stand mit Alwinen vor der Gartenpforte und half ihr nach der Gegend hinausschauen, von wannen sie die Ankunft einer zwei Stunden von G* wohnhaften Freundin erwartete, die zum Besuch einzutreffen versprochen hatte. Endlich kam der Wagen munter daher gerollt; kaum ein paar hundert Schritte war er noch von der Pfarrwohnung entfernt, und schon winkten die Mädchen sich mit den flatternden Schnupftüchern ämsig und fröhlich ihren Gruß zu, als die Pferde plötzlich vor den im Schwunge befindlichen Flügeln einer Windmühle, an welcher die Straße vorbeiführte, scheu wurden und statt die gerade Richtung zu verfolgen, seitwärts einbiegend, einen schmahlen Feldweg hinabzujagen anfingen, an dessen Ende sich tiefe Lehmgruben befanden. Natürlich flog ich sogleich hinzu, gewann, über Furchen und Gräben hinwegsetzend, glücklich den beabsichtigten Vorsprung und bald gelang es mir,

mich durch einen herzhaften Angriff der Zügel zu bemächtigen, zu deren Handhabung es dem Führer des Wagens, einem jungen unerfahrnen Bauerburschen, an Kraft und Gewandtheit gebrach. Alwinens Angstgeschrei hatte mittlerweile mehrere dienstwillige Gehülfen herbeigelockt; die angelangte Freundin ward im Zustande völliger Bewußtlosigkeit nach dem Pfarrhause fortgeschafft; ich selbst, der ich, bevor ich meinen Zweck erreichte, erst eine kleine Strecke weit auf eine ziemlich unsanfte Weise geschleift worden war, fühlte einen stechenden Schmerz in den Gliedern, und hinkte langsam dem Zuge hinterdrein.

Eben hatte ich die Haselnußhecke des Gartens erreicht, als Alwine, den Ausdruck ängstlicher Besorgniß und Unruhe in den Gesichtszügen, von der Seite des Hauses her mit flüchtigen Schritten mir entgegen kam. Meiner ansichtig werden, die Arme nach mir ausbreiten, mir mit den Liebkosungen der innigsten Zärtlichkeit um den Hals fallen — das alles war das Werk eines Augenblickes! Vergessen waren Seelenleiden und Körperschmerz; ein süßer Wonnetaumel bemeisterte in der Umarmung mit dem reizenden Mädchen sich meiner Sinne, glühende Küsse verschlossen die Lippen, die stammelnd und bebend das gelungene Rettungsunternehmen als ein mit edelmüthiger Selbstaufopferung verbundenes Wagniß zu preisen versuchten, und bestätigt in zweifelloser Klarheit war der Bund unsrer Liebe.

„Nun aber auch nicht mehr diese dunklen Falten des Tiefsinnes und der Unzufriedenheit!“ flüsterte, aus meinen umschlingenden Armen endlich mit holdseligem Lächeln sich loswindend, die Anmuthsvolle, indem sie mit schmeichelnder Hand mir über die Stirn fuhr.

„Trost meiner Seele! Wer könnte sich von dir geliebt wissen und noch irgend einer Unzufriedenheit Raum geben!“ antwortete ich in seliger Vergessenheit meiner selbst.

Jetzt bemerkte sie, daß meine rechte Hand blutete. „O schnell nach dem Hause!“ rief sie bei dieser Wahrnehmung erschrocken aus. „Wahrhaftig, du hast Schaden genommen! Komm, laß uns eilen, das Blut zu stillen und die Hand zu verbinden!“

„Nein, nein, Alwine! entgegnete ich, als sie in zu stürmischer Lebhaftigkeit mich mit sich fortziehen wollte. „Nur alles mit gehörigem Bedacht! Noch geht es in diesem Augenblick mit mir so rasch nicht; obgleich weder das Bluten an der Hand, noch das Hinken mit dem Fuße sonst eben so gar viel zu bedeuten hat.“

Mit liebevoller Sorgfalt von Alwinen geleitet, arbeitete ich mich vorwärts und wir langten im Innern der Wohnung an. Die Freundin hatte mittlerweile von dem ausgestandenen betäubenden Schrekken sich vollkommen erholt; Fragen und Erkundigungen über anderweitige Angelegenheiten fingen jetzt an, die Aufmerksamkeit der beiden Mädchen zu beschäftigen

und bald wurde des unangenehmen Vorfalls bei der Windmühle mit keiner Sylbe weiter gedacht. Es verfloß mir im Gefühl unbewölkten Seelenfriedens ein Nachmittag, wie ich nie, so weit ich zurückzudenken vermag, einen ähnlichen verlebt hatte. Alwinens Blicke, die, mit süßer Hindeutung auf den im Garten zwischen uns beiden erfolgten traulichen Austausch unsrer Empfindungen, jetzt häufiger als jemals den meinigen begegneten, durchdrangen, wie erwärmende Stralen des Himmels, mir das aufwallende Herz, und anhaltend kam es mir vor, daß theils durch die entschiedene Gewißheit ihrer Gunst und Neigung, theils durch das fortwährende Stechen und Brennen in den Gliedern, das ich durch meine Hülfsbereitwilligkeit mir zugezogen, die martervolle Gemüthsbeklemmung nunmehr völlig besiegt und aufgehoben worden sei.

Pflegt man nicht, wenn anders eine wirkliche Thatsache mir in der Erinnerung schwebt, bei anhebenden Geisteskrankheiten dem Leidenden zuweilen an mehrern Stellen des Leibes schmerzhafte Einschnitte beizubringen, um, durch Preisgabe des minder edlen Theiles, dem Uebel gleichsam einen billigen Vertrag anzubieten, es in seinem Laufe stutzig zu machen, und zu einer veränderten Richtung zu bewegen? Wallner! liehe zur Ableitung des innern Wehes sich ein solches Mittel bewährt erfinden; mit dem angelegentlichsten Eifer wollte ich darauf bedacht sein, vermittelst scharfer Werkzeuge das Gefühl körperlichen Schmerzes zu er-

wecken und es lebenslang in ununterbrochener Regsamkeit an mir zu erhalten!

G* im Mai.

In den letzten Tagen des verwichenen Monats ist endlich Alwinens Bruder hier eingetroffen. Ein stattlicher, durch vielfache, zum Theil sehr abentheuerliche Erfahrungen gekräftigter und in sich selbst abgeschlossener Mann, der mit dem festgewurzelten Ernste in den starkhervortretenden Gesichtszügen, mit der stillglühenden Glut seines Blickes, mit der gefalteten, von schwarzbleichen ungeregelten Locken überschatteten Stirn und mit den dunkeln, unter fremden Himmelsstrichen gebräunten Wangen auf den ersten Anblick mehr zurückschreckt, als anzieht, bei näherer Bekanntschaft jedoch, trotz seiner rauhen Außenseite, unverkennbare Spuren eines tiefen und feinen Gefühles kund giebt, und eben dadurch den ungünstigen Eindruck vollkommen wieder verwischt, welchen die, seinem Wesen zugleich eigenthümliche, an Unbehülflichkeit grenzende Derbheit anfangs hervorbringt. Auch Alwine, die mit so sehnsuchtsvoller Ungeduld von einem Tage zum andern seiner Ankunft entgegengeharrt, kann sich, wie es den Anschein hat, noch gar nicht entschließen, in dieser kernhaften, barsch auftretenden Gestalt ihren Bruder anzuerkennen und sich ihr mit der vertraulichen Anhänglichkeit einer

Schwester zu nähern. Mit scheuer Ehrfurcht haftet ihr Auge auf dem Heimgekehrten, nie wagt sie es, in seiner Gegenwart die Aeußerungen des Entzückens zu wiederholen, die sie früherhin bei der bloßen Erwähnung seines baldigen Eintreffens sogleich durch Hüpfen und Springen an den Tag legte, und fort und fort scheint die Freude über das Wiedersehen ihres einzigen Blutsverwandten mit einem Anfluge innerer Bangigkeit vor seiner Gestalt verwischt zu sein. Das aber wird sich geben, wenn sie nur erst das sanftere, der Wirklichkeit freilich nicht eben entsprechende Bild, das sie vor seinem Erscheinen sich von ihm entworfen, aus den Gedanken verloren und sich mehr an seinen Umgang gewöhnt hat. Auch unterlasse ich nicht, wenn ich mit ihr allein bin, und die zaghaft ängstlichen Zweifel, von welchen ihr Gemüth gegen den zurückstoßenden Außenschein des Bruders erfüllt ist, aus ihrem Munde vernehme, ihm das Wort zu reden, ihren mißvergnügten Sinn auf die an ihm bemerklichen edleren und vorzüglichern Eigenschaften seines Geistes aufmerksam zu machen und eben dadurch dem geheimen Widerwillen entgegen zu kämpfen, der mit fremdartiger Gewalt sich in die wohlwollendern Regungen des natürlichen Gefühles einzumischen im Begriff ist.

Ich selbst habe mich bereits ohne alle Mühe und Schwierigkeit in das beste Vernehmen mit ihm zu setzen gewußt. Seines von dem meinigen ganz verschiedenartigen Lebensberufes ungeachtet, scheint er

Gefallen an meiner Gesellschaft zu finden, und der zwischen uns herrschende Ton demnach mit jedem Tage freundschaftlicher und herzlicher werden zu wollen. Von dem anhaltend milden und heitern Frühlingswetter begünstigt, sitzen wir ganze Nachmittage hindurch in der großen Fliederlaube des Gartens, wo er dann in ungekünstelten aber höchst anziehenden Schilderungen uns die nähern Umstände seiner seit dem Augenblicke der Flucht unternommenen Irrfahrten mitzutheilen, durch die klare Anschaulichkeit, die er seinen Beschreibungen einzuflößen weiß, uns auf das lebhafteste bald nach diesem, bald nach jenem Erdstriche zu versetzen, und ein an den wunderlichsten Schicksalen und Begegnissen reiches Leben vor uns zu entfalten pflegt. Auch der Prediger und Alwine nehmen fast immer an diesen Unterhaltungen Theil; und ob sich dieselben gleich zuweilen bis tief in den Abend hinein verlängern, hat der gesprächige und mit so reichhaltigem Stoff versehene Wortführer bei seinen Zuhörern doch niemals über Ersättigung und Mangel an Aufmerksamkeit nur im geringsten sich zu beschweren.

Auf das sorgsamste und geflissentlichste sucht er dagegen jede nähere Berührung der seiner Entweichung aus dem väterlichen Hause zum Grunde liegenden Vorgänge zu vermeiden; und nur flüchtig und oberflächlich ist bisher zwischen uns beiden von unsrer frühern Bekanntschaft und den Verhältnissen jener Tage überhaupt die Rede gewesen, indem er

stets, wenn ihm zufällig ein mit solchen Erinnerungen in Bezug stehender Ausdruck entschlüpft, wie von einem geheimen Schauder ergriffen, sogleich davon abbricht, und das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken sucht. Fast will mich der Argwohn beschleichen, daß er selbst in seinem Innern sich anklagt, durch sein schnelles Verschwinden und die für seinen Vater daraus entspringende gramvolle Bekümmerniß, zum gewaltsamen Untergange desselben den ersten Anlaß gegeben zu haben. — Kann und darf ich es ruhig geschehen lassen, daß ein schuldloses Gemüth, in Irrthum befangen, durch ungegründete Vorwürfe dieser Art sich seinen Frieden vergiftet? — Einer vertraulichen Mittheilung des Predigers zufolge, hat sich mir die Vermuthung bestätigt, daß Rudolph an jenem verhängnißvollen Nachmittage von dem an der Schlehdornhecke zwischen seinem Vater und dem Grafen ausbrechenden heftigen Wortwechsel verborgener Zeuge war, und, durch den Inhalt desselben in Schrecken gesetzt, sich durch rasche Ausführung eines verwegenen Gedankens vor der Rache des wüthenden Machthabers in Sicherheit zu bringen beschloß. Dem gemäß rannte er, während das Zornfeuer des Grafen noch in seinem vollsten Ausbruche begriffen war, spornstreichs nach Hause, raffte hier in der Geschwindigkeit einige für seinen Zweck durchaus erforderliche Habseligkeiten zusammen, entschlüpfte mit dem Reisebündel unter dem Arm, durch ein entlegnes Hinterpförtchen, nahm seine Richtung nach

garten enthaltend, mit der reichen Ergiebigkeit der zu ihm gehörigen Ländereien zugleich eine angenehme und gesunde Lage verbindet? Ein solcher befindet sich drei Meilen von hier, sucht, da sein jetziger Besitzer ihn zu veräußern und eine Pachtung von größerm Umfange anzutreten gesonnen ist, einen bemittelten Liebhaber, und längst im Stillen geneigt, mir ein Eigenthum dieser Art zu verschaffen, ist jetzt unablässig mein ganzes Sinnen und Trachten auf ihn gerichtet. Ja, wenn auf dieser Erde mir noch das Glück wieder lächeln soll; so sagt mir eine innere Stimme, daß ich nur dort, nur unter den neuerwählten Lebensverhältnissen es finden kann! Und so weidet denn mein Herz mit stillem Ergötzen sich bereits an den lieblichen Traumbildern, zu deren Verwirklichung ihm Aussicht und Hoffnung geworden ist: Wie ich den Fleiß der eignen Hände mir zur unerläßlichen Pflicht mache und regelmäßig in der Frühe des Morgens hinauswandre nach den freien Gehegen meines Grundgebietes, um im Schweiße des Angesichts rüstig und redlich mein Tagewerk zu beschicken; — wie ich am hohen Mittage mit dem zufriednen Bewußtsein treuerfüllten Berufs von der Arbeit heimkehre, und die ermüdeten Schritte in eben dem Maaße zu beschleunigen suche, als ich dem traulichen Wohndache näher komme, unter welchem ein liebendes Weib meiner Ankunft harrt, und muntre, in Fülle der Gesundheit blühende Kinder mir entgegen jauchzen, deren Mutter Alwine heißt! —

wie der Nachmittag den minder beschwerlichen Gartenbeschäftigungen gewidmet wird, und der Abend mit seinem zur Ruhe und Erholung winkenden Lächeln den Kreis meiner Lieben um mich her versammelt, vor der Thür des Wohnhauses, unter der alten Ulme, die mit ihren grünbelaubten Aesten den friedlichen Sitz schirmend überwölbt; in gerader Richtung des Blickes der geräumige Hofplatz mit den Geräthschaften des Feldes, zu beiden Seiten die aus rothen Backsteinen aufgeführten Wirthschaftsgebäude mit ihren reinlichen Wänden und Fenstern, rechts die Pforte und der dem Auge sichtbare Vordergrund des Gartens, links die Aussicht auf einen Theil des nahen Silberbaches, der plätschernd über die glatten Kiesel dahin gleitet! — wie Arbeit aus eigner freudiger Wahl, häuslicher Sinn ohne Ueberdruß, einfache Gnügsamkeit ohne Nahrungssorgen die Stifter eines Looses sind, das seinen Theilhabern den Himmel auf Erden bereitet! — O Herr und Lenker der menschlichen Schicksale! Ein irdisches Paradies scheint sich mir öffnen zu wollen! Aber hat mein in Hoffnungswonne schwelgendes Herz auf den Genuß einer solchen Fülle von Glück und Wohlergehen Anspruch zu machen? —

Nicht zweifelhaft bin ich über die Antwort, die ich von Deinem redlichen Gemüth auf diese Frage erwarten darf! So wisse denn, daß auch Alwine meinen Plan bereits kennt, ihm freudig ihre Beistimmung geschenkt hat, und mit mir dem Augenblick

entgegenschauend, da der Segen ihres väterlichen Erziehers und Wohlthäters einen unzertrennlichen Bund zwischen uns knüpfen wird, alle Schicksale meines künftigen Lebens mit mir zu theilen entschlossen ist. Sie ist vor den Augen des Himmels meine erklärte Braut; und wenn sich in meinem Innern noch etwas dagegen sträubt, mich bei ihren Angehörigen förmlich und feierlich um die Hand der Geliebten zu bewerben; so hat dies bedenkliche Zögern und Zaudern, aller Augenscheinlichkeit nach, nur den Umstand zum ganz natürlichen Grunde, daß ich mit dem Kaufvertrage wegen des Meierhofes bis jetzt noch nicht völlig habe in Richtigkeit kommen können. Hoffentlich wird indessen schon nach Verlauf weniger Wochen die letzte Schwierigkeit in Bezug auf erwähnten Gegenstand aus dem Wege geräumt und Dein stillbedachtsamer Freund sodann zugleich zur Unternehmung des noch wichtigern und verhängnißvollern Schrittes hinlänglich ermuthigt sein.

C* im Mai.

Du hegst eine ungerechte und übertriebene Besorgniß, liebster Wallner, indem Du warnenden Eifers mir den Rath ertheilst, mich, hinsichtlich eines gewissen Punktes, vor jeder zu vertraulichen Offenherzigkeit gegen Alwinens Bruder in Acht zu nehmen. Ich habe vielleicht, dem ersten Eindrucke folgend,

Dir eine zu unvortheilhafte Schilderung von seiner Person entworfen; kann und darf aber jetzt, nachdem ich ihn näher kennen gelernt und genauer beobachtet, mit der ungeheucheltsten Versicherung das Urtheil über ihn aussprechen, daß er ein edler Mensch ist, der mit der biedersinnigsten Denkungsart zugleich ein so warmes und reges Gefühl in sich vereint, wie man es bei einem Kriegsmanne, der den größten Theil seines Lebens im Feldlager zugebracht, kaum erwarten und suchen sollte. Er meint es gut mit mir; ich habe die sichersten Beweise, daß er mir von ganzem Herzen gewogen ist! Und eben diese Ueberzeugung hat auch auf Alwinens Gemüth bereits die Wirkung hervorgebracht, daß sie, nach meinem Rathe und Beispiele, gleichfalls jedes wider ihn gerichtete Vorurtheil aufgegeben und sich trauter und inniger an ihn angeschlossen hat. Dieser freundlichern Hinneigung zufolge übt er gegenwärtig durch die entschiedne Festigkeit und Bestimmtheit seines Wesens eine unbegrenzte Gewalt über sie aus, ohne daß jedoch nur die geringste Spur heimlichen Widerwillens sich länger dem Gefühle der unterwürfigen Ergebung beizugesellen scheint, mit welcher sie in stets wachender Sorgfalt und Aufmerksamkeit seinen leisesten Wünschen und Winken zuvorzukommen beeifert ist.

Noch hat Rudolph, soviel ich weiß, bis diesen Augenblick keinen Versuch gemacht, sich über meine eigentlichen Lebensverhältnisse und Vermögensumstände näher zu erkundigen; doch ist ihm bekannt, daß ich

mich in dieser Gegend häuslich niederzulassen gesonnen bin. Auch meine Neigung zu seiner Schwester scheint er, obwohl ich mich nie gegen ihn darüber geäußert habe, zu errathen und — wenn nicht alle Anzeichen trügen — zu billigen! Ich bitte Dich, was könnte gerade von ihm, der, weit entfernt von jedem leichtsinnigen Gleichmuth, dennoch über Angelegenheiten, die seine persönliche Theilnahme nur zu nahe betreffen, fortwährend ein so bescheidnes Stillschweigen beobachtet, Schlimmes und Unerwünschtes zu befürchten sein, wenn ich auch alle Geheimnisse meines Innern mit der rücksichtslosesten Unbefangenheit vor ihm zu entfalten geneigt wäre!

Sehr möglich und wahrscheinlich sogar, daß, den Zeichen und Wundern zufolge, mit welchen der politische Himmel sich aufs neue zu erfüllen beginnt, Rudolphs Aufenthalt unter uns früher zu Ende geht, als er bei seiner Ankunft es denken und ahnen mochte. Sicher wird ihn, da der baldige Wiederausbruch eines blutigen Krieges keinem Zweifel zu unterliegen scheint, sein Beruf schnell, und wer weiß, ob nicht vielleicht für immer? von hier hinwegfordern. Der Himmel ist Zeuge, wie gern ich Hab' und Gut mit dem Bruder meiner Alwine getheilt hätte!

So eben bin ich, in Gesellschaft des Predigers und der beiden Geschwister, von einer Lustfahrt oder vielmehr Besichtigungsreise zurückgekehrt, welche diesen

Morgen nach dem Meierhofe hinaus unternommen wurde. In zitternder ungeduldiger Begierde nach dem Urtheile, das meine Gefährten über die von mir getroffene Wahl aussprechen würden, klopfte mir das Herz in der Brust, als wir den, durch anmuthige, von den Stralen der Frühlingssonne malerisch beleuchtete Gegenden dahin führenden Weg endlich zurückgelegt und den freundlichen Landsitz erreicht hatten. Mehrere Stunden verstrichen über dem Geschäfte, das diesem gemeinschaftlichen Ausfluge zum Zweck diente. Mit der prüfenden Miene eines Kenners ging der Prediger an der Seite des Eigenthümers aller Orten umher, durchkroch musternd jeden Winkel, heftete bald auf diesen bald auf jenen Gegenstand seine besondre Aufmerksamkeit, und bestürmte seinen Begleiter mit unerschöpflichen Fragen, um sich von den geringfügigsten wie von den wichtigsten Dingen eine gleich genaue Kenntniß und Einsicht zu verschaffen; während Rudolph, nach einem flüchtigen Ueberblicke des Ganzen, seinen Beifall an den Tag legte, sich sodann von uns absonderte, auf einem am Ufer des Baches befindlichen Granitsteine Platz nahm und ernst und gedankenvoll das Spiel der Wellen zu verfolgen anfing. Alwine schien tiefbewegt. Das Lächeln, mit welchem sie, als ich in flüsternden Worten sie um ihre Meinung befragte, ihr Gesicht mir zuwandte, war von hervorquellenden Thränen begleitet, und nur auf einen leisen Druck mit der Hand beschränkte sich die Antwort, die sie mir ertheilte.

Wir trennten uns gleichfalls von dem emsig umherforschenden Beschauer, und gingen Arm in Arm, langsam und in Schweigen versunken, dem Garten zu. Blühendes Cyrenengebüsch nahm nach kurzer Wanderung in seinen verbergenden Schatten uns auf.

„Theile jetzt mir deine Gedanken recht aufrichtig mit, meine Alwine!“ unterbrach ich das Stillschweigen. „Gefällt dir diese Besitzung? und glaubst du dich hier glücklich fühlen zu können?“

„Brauche ich dir wohl, lieber Felseck!“ erwiderte sie, „erst durch Worte deutlich zu machen, warum ich bei dem Anblicke dieser Gebäude so ernst und still geworden bin? Die Schönheit dieses Ortes übertrifft bei weitem jede Erwartung, die ich von ihm gehegt habe; doch ist er es ja auch zugleich, der, als fortwährender Zeuge meines künftigen Schicksals, mich in seine Mitte aufnehmen soll. Kannst du es mir verargen, wenn ich bei seinem ernsten Anblicke, statt mich einer ungebundenen Fröhlichkeit zu überlassen, dem Nachdenken Raum gebe und mit dem einzugehenden Tausch und Wechsel — “

Sie stockte, und preßte lebhaft bewegt und erschüttert ihr Gesicht gegen meine Brust.

„Wie sollte ich ein eben so schönes als natürliches Gefühl verkennen und mißdeuten!“ rief ich aus. „Du stehst im Begriff, einen Ort zu verlassen, an welchen dich Wohlgefallen und Dankbarkeit fesseln, wo du eine heitre Jugend verlebtest, dich auf das innigste geliebt sahest, und wo die Empfindung eines

gesicherten und ungetrübten Glückes dir zur lieblichen Gewohnheit wurde. Nein, du süßes Mädchen! nur noch theurer wirst du mir, ist anders meine Neigung zu dir noch eines Zuwachses fähig, durch deine Anhänglichkeit an das väterliche Haus. Aber wenn die zärtlichste Liebe, verbunden mit dem rastlosen Bestreben für die Begründung deiner Ruhe und Zufriedenheit, dir einigen Ersatz zu leisten im Stande sind; so sollst du nie Ursache haben, mit bittern Empfindungen des mir gebrachten Opfers zu gedenken!"

„Das war nicht eben der richtige Ausdruck!" sagte sie mit sanftverweisendem Tone. „Ich fühle mich keinesweges mit so unauflöslichen Banden an meinen bisherigen Wohnsitz gekettet, um über ihnen die Bestimmung des Weibes zu verkennen. Ich weiß, daß es dem Manne, den es liebt, folgen soll, wohin das Verhängniß ihn zu führen beschließt. Und so sollst auch du, der meiner Seele werther ist, als irgend ein andres Wesen in dieser Welt — in mir deine treue und unzertrennliche Gefährtin finden! — Ja, Felseck!" fuhr sie fort, indem sie den Arm um meinen Nacken schlang und mit dem lächelnden Engelsgesicht mir so nahe kam, daß der warme Hauch ihres Mundes mir die Wangen berührte; „ich will dein Weib werden, mit der ganzen Innigkeit meines Herzens will ich dich lieben, und unaufhörlich soll meine Sorgfalt ihre süßeste Beschäftigung darin finden, dich glücklich zu machen!"

Könnte es wohl einen noch höhern Punkt der Wonne und Seligkeit geben, den ein Sterblicher zu erreichen vermöchte? Das zauberische Wehen und Weben des Frühlings um mich her, von Blumen und Blüthen umringt, das reizende Geschöpf in meinen Armen, die entzückenden Gefühle befriedigter Sehnsucht in der Brust, liebend und wiedergeliebt! — Nur mühsam gelang es mir, in diesem Taumel der Lust mich zu fassen, und für die Schilderung der hier neuzubeginnenden Lebensweise, von welcher ich in der Begeisterung meines Herzens der freundlichen Hörerin einen schwachen Abriß zu entwerfen versuchte, wieder Ausdruck und Sprache zu gewinnen.

„Nein, mein Geliebter!" unterbrach sie mit eifriger Lebhaftigkeit meine Worte, als ich zu erwähnen begann, daß es eine meiner ersten Bemühungen sein solle, ihr in den gebildeten Zirkeln der Gegend einen zweckmäßigen und ihren Wünschen entsprechenden Umgang auszumitteln. „Nein, wenn deine Grundsätze und Ansichten nur irgend mit den meinigen übereinstimmen; so bringe die Freuden und Vergnügungen des geselligen Verkehrs bei unsrer Tagesordnung nicht auf so ernstliche Weise mit in Anschlag, sondern laß uns in möglichst stiller Zurückgezogenheit nur uns selbst leben! Der zufriedne Muth, den wir aus unsrer eignen Brust schöpfen, wird in diesem schönen, von der Natur so freundlich bedachten Besitzthume, zur Befestigung und Dauer unsers Glückes vollkommen hinreichend sein. Keine jener geräuschvollen Er-

göttlichkeiten werden wir vermiss.n, so lange wir durch festes Verharren bei unsern jetzigen Gesinnungen uns selbst genügen, und an keinem höhern und heilvollern Gute werden wir Mangel leiden, so lange Liebe und Vertrauen unter uns zu herrschen fortfahren! Hörst Du, Felseck? treue Liebe und inniges unbegrenztes Vertrauen!"

Bei diesem letzten, mit so gewichtvollem Nachdruck wiederholten Ausruf erbebte meine Seele, von blitzartigem Schrecken durchzuckt, in ihren geheimsten Tiefen; ich fühlte mein Gesicht von einer, an fremdartiger Flamme entzündeten Glut überflogen und heftete die starren durchbohrenden Blicke gegen die dichte Laubwand, die uns vor den Augen unsrer Begleiter verbarg. Da öffnete sich knarrend die Gartenpforte und Rudolph erschien. „Ihr verkriecht euch ja in das dickste Gebüsch, als ob ihr kein gutes Gewissen hättet oder verliebt wäret!" rief er, seine Miene zu einem flüchtigen Lächeln verziehend, mit lauter Stimme uns zu. „Der Alte steigt und stöbert noch immer in allen Ecken umher, um sich die beifällige Zufriedenheit mühsam zuzubröckeln, die ein roher Naturmensch, wie Unsereiner, gleich beim ersten Anblicke dieses Landsitzes in Pausch und Bogen genießt und empfindet! Wahrhaftig, Felseck!" fuhr er fort, indem wir uns an ihn anschlossen und unsre gemeinschaftliche Wanderung nach den entferntern Theilen des Gartens fortsetzten. „Dieser Ort hat so viel Hübsches und Einladendes, daß ich schier in Ver-

suchung gerathen könnte, das Kriegshandwerk für immer an den Nagel zu hängen, mich bei dir einzumiethen und hier fortan ein so geruhiges und stilles Leben zu führen, als man nur immer zusammen zu treiben im Stande wäre!"

„O wenn du das wolltest, Rudolph!" erwiderte ich mit gar unverstellter Herzensaufrichtigkeit. „Was in der Welt bliebe mir dann noch weiter zu wünschen und zu begehren übrig!"

„Nun, man kann nicht wissen, ob aus dem Scherz nicht über kurz oder lang Ernst wird!" sagte er, einen Blick auf Alwinen werfend, nicht ohne Merkmale innern Erwägens. „Der Geschmack an dem wüsten, unstäten Leben, an der wilden Wirthschaft ohne Haus und Heerd, an dem ruhelosen Umhertreiben von einer Weltgegend zur andern, kann, wie ich schon oft gefühlt und gemerkt habe, auf die Länge durchaus nicht Stich halten. Wer mag es einem ehrlichen Kerl, der die Strapazen des Lebens im Süden und Norden gekostet, wohl verdenken, wenn endlich die Sehnsucht nach einem festen und sichern Plätzchen in ihm aufsteigt, und allen Ernstes der Gedanke in ihm lebendig wird, sich aus dem Trommelgetöse und Waffengetümmel nach dem ersehenen stillern Winkel zurückzuziehen, das Schwerdt gegen die Pflugschar zu vertauschen, Getreidefelder anzubauen, statt verwüsten zu helfen, oder wohl gar einem romantischen Müssiggange sich zu ergeben und noch

auf seine alten Tage ein arkadischer Schäfer zu werden!"

„Versuche das, Bruder!" begann Alwine mit einer scherzenden Keckheit und Freimüthigkeit zu sprechen, wie sie zuvor noch niemals sich gegen ihn erlaubt hatte. „Wirf den blutigen Degen von dir, um den friedlichen Schäferstab zu ergreifen, und sei gewiß, daß dir der Himmel sodann, zur Vervollständigung deiner neuen Berufsgeräthschaften, auch wohl noch irgend eine Chloe oder Daphnis zuführen wird! O welch ein entzückendes Schauspiel müßte es für mich sein, meinen Bruder Rudolph, als Schäfer gekleidet, mit zierlichen seidnen Schleifen geschmückt und ein buntfarbiges flatterndes Band um den Hut, am Abhange eines Hügels sitzen zu sehen, seine Lämmer in wohlgeordneten Gruppen um ihn her versammelt, und bald auf der Panspfeife blasend, bald mit schwermüthigen Seufzern die Luft erfüllend, bald in zärtlichem Gefühlsdrange auf die Tyrannei seiner spröden Herzensgebieterin ein melodisches Klagelied anstimmend. Warlich! ein Anblick, für dessen Erkaufung mir kein Preis zu hoch erscheinen sollte!"

Mit einem Gemisch von Verwunderung und Vergnügen blickte der Kriegsmann auf die verwegene Schwätzerin, die durch den Ton und Inhalt dieser Rede sich so ganz von ihrer sonstigen Ausdrucksweise entfernte. Noch eine Zeitlang foppten und neckten sich beide über den in Anregung gebrachten Gegenstand, bevor das Gespräch wieder eine ernstlichere

Wendung zu nehmen begann. Mein Gemüth aber war bedrückt und beklommen! Allgewaltig war durch die letzten Worte, die Alwine vor Erscheinung ihres Bruders an mich gerichtet, im aufwallenden Erguſſe meiner seligſten Empfindungen ein Mißklang zuwege gebracht worden, den ich vergebens durch den Gedanken an die wonnevollen Ergebniſſe jenes Auftrittes niederzukämpfen bemüht war. Der Himmel, der noch kurz zuvor so mild und lauter auf mich herabgelächelt, schien jetzt vor meinen emporspähenden Augen sich mehr und mehr zu verdüstern; eine dichtere gewitterschwüle Luft, nebelhaft den Gesichtskreis beschränkend und mit dumpfer Schwere auf den umher befindlichen Pflanzen und Gesträuchen ruhend, glaubte ich einzuathmen, und was ich von allen den Bildern und Vorstellungen, die in buntverwirrtem Gewühl mein Gehirn durchkreuzten, einzig und allein mit klarer Deutlichkeit festzuhalten vermochte, war die Ueberzeugung, daß mir auf einmal und für immer leichter werden würde, wenn ich mich entschließen könnte, die Mitwiſſenschaft jenes unglücklichen Geheimniſſes noch bis auf die beiden Geschwiſter auszudehnen und auch ihnen einen ungehinderten Blick bis in die verbergenſten Falten meines Herzens zu verſtatten.

Siehſt Du, Wallner? So wird selbſt im zweifelloſeſten Beſitze aller zur Feſtſtellung des höchſten irdiſchen Glückes erforderlichen Hülfsmittel mir nie ein ächter, reiner Genuß zu Theil werden! so wird

die Schlange stets unter den Blumen lauschen, mir die schönsten Lebensfreuden vergiften und durch ihr höhnisches Gezisch mich unabläſſig daran erinnern, daß ich das Anrecht auf die ungestörte Zufriedenheit, die nur ein reines Bewußtsein zu verleihen vermag, schon früh und unwiederbringlich verscherzt habe!

Welche Mühe mußte ich anwenden, um während des Mittagsmahles, das wir im Schatten der großen Ulme uns auftragen ließen, nicht durch Grillenfängerei und üble Laune störend auf die harmlose Munterkeit einzuwirken, von welcher meine Reisegesellschafter bei dieser ländlichen Festeslust beseelt waren! Wie schwer fiel es mir, auf dem Spaziergange, den wir des Nachmittags gemeinschaftlich durch die anstoßenden Felder und Wiesen anstellten, meine Gedanken zusammen zu halten, um dem Prediger, der mir jetzt seine auf die unternommenen Beobachtungen gestützten Ansichten umständlich auseinander zu setzen anfing, auf die an mich gerichteten Fragen deutlich zusammenhängende Antworten zu ertheilen!

Der Ankauf des Meierhofes ist übrigens schon so gut als entschieden, und alles würde, da es mir ja auf eine Handvoll Goldstücke mehr oder weniger durchaus nicht ankommt, bereits völlig in Ordnung gebracht sein; hätte ich nicht die Abschließung des ganzen Handels dem Prediger überlassen, der, wie er in keiner Sache sich zu übereilen gewohnt ist, auch bei Förderung dieses Geschäftes mit einer an

Knickerei grenzenden Vorsicht und Genauigkeit zu Werke geht. —

Aber im Fluge ist über der Aufzeichnung meiner heutigen Begegnisse die Zeit dahin geeilt! Schon ist die Mitternachtstunde längst vorüber, alles um mich her in tiefe lautlose Ruhe versunken und der Verkehr mit der Außenwelt nur durch den Flügelschlag der Nachtfalter noch einigermaßen im Gange, die, vom Schimmer des Lichtes gelockt, dann und wann schwirrend gegen das Fenster flattern. Auch Deine Augen, mein Wallner, deckt der Schlaf, und in gaukelnden Träumen gehen vielleicht das Bild und die Schicksale des entfernten Freundes Dir so eben an der Seele vorüber; indeß er einsam wachend noch mit Dir sich unterhält, und seiner Zuschrift keinen bessern Schluß zu geben weiß, als den Wunsch, daß der Friede des Himmels mit wandelloser Treue beim Schlummer der Nacht, wie bei den Geschäften des Tages Dir nahe sei!

— im Mai.

Die Geister des Schreckens haben aus dem Paradiese mich aufgestört und von dannen gescheucht! Du hast Recht gehabt, Wallner! Mit dem Entgegenhandeln gegen Deinen warnenden Wink war alles für mich dahin! rettungslos, unwiderruflich alles für mich dahin! Mehrere Meilen von S* entfernt, in

der Kammer einer elenden Dorfschenke, betäubt vom Getöse der benachbarten Wirthsstube, umlärmt vom Jubel der betrunkenen Bauern, mit zitternden Händen, mit zerrissener Seele treffe ich Anstalt zu Abfassung dieser Zeilen — ich Unglücklicher! Aber ich will mir selbst Trotz bieten, will das blutende Gefühl einer eisernen Willenshartnäckigkeit unterwerfen! und wie ich Dir das Entzücken des liebeseligen Gemüths mit unverfälschter Treue zu schildern versucht habe, so soll auch der Jammer, der unnennbare Jammer des Verzweifelnden in gleich ruhigen Schriftzügen vor Deinen Augen erscheinen! Höre, wie sich alles begab!

„Ich saß mit Rudolph schwatzend in der Fliederlaube des Gartens. Es war gegen Abend und Niemand sonst in unsrer Nähe zugegen. Alwine beschäftigte sich fern im Hause mit Besorgung des Vesperbrodtes für das Gesinde, der Prediger befand sich auf seiner Studierstube und grübelte über den ihm zugeschickten Text eines Leichensermons. Rudolph war offner, mittheilender, freundlicher, als er jemals gewesen. Er schilderte mir in Ausdrücken der tiefsten Empfindung das Liebesverhältniß zwischen ihm und einer schönen Spanierin, zog während seiner Rede eine sorgfältig verwahrte dunkle Haarlocke aus dem Busen hervor, bedeckte diese mit Küssen, und versank endlich, nachdem er mir noch angedeutet, daß die einstmalige Eigenthümerin derselben längst unter der Erde schlafe, in ein tiefes wehmuthsvolles Nachdenken.

Die vertrauten Mittheilungen, in welchen er mir sein Innerstes aufschloß, öffneten auch mir das Herz. Ich fing von dem zwischen mir und seiner Schwester bestehenden Verhältnisse zu sprechen an und gestand ihm, daß einzig und allein die bisherige Ermangelung eines festen Besitzthumes Ursache gewesen, warum ich nicht schon früher mich deutlicher über diese Angelegenheit gegen ihn erklärt habe. Er hörte mir, obwohl in seinen Mienen zu lesen stand, daß ich ihm keine Neuigkeit berichte, mit vieler Aufmerksamkeit zu; doch glaubte ich zugleich zu bemerken, daß eine leise Anfrage über die, zum Ankaufe jenes Grundstücks so wie zur Begründung des künftigen Lebensunterhalts überhaupt, mir zu Gebote stehenden Mittel und Wege auf seinen Lippen schwebe. Ich trug kein Bedenken, ihm ganz der Wahrheit gemäß zu vermelden, wie ich theils durch den Nachlaß meiner bereits vor zwölf Jahren verstorbenen Mutter, theils und hauptsächlich aber durch das unlängst mir zugefallene ansehnliche Vermächtniß des Grafen mich zu einer Unternehmung dieser Art in den Stand gesetzt finde. Er reichte mit dem Ausdrucke zufriedner Billigung mir die Hand, und des widerwärtigen Gefühls ungeachtet, welches bei Erwähnung des Grafen die über sein Gesicht verbreitete ruhige Milde einen Augenblick lang verdüstert hatte, schien alles zwischen uns in der besten Ordnung zu sein.

„Ich danke dir herzlich für das mir geschenkte Vertrauen, lieber Felseck!“ sagte er; „und ich weiß

daſſelbe nicht beſſer zu erwidern, als durch die freimüthige Verſicherung, daß ich meiner Schweſter zur Verbindung mit einem ſo braven Manne ſchon längſt im Stillen Glück gewünſcht habe! Es erleidet keinen Zweifel, daß Ihr Beide in einer ſo zufriednen Ehe leben werdet, als dies unter Perſonen der Fall zu ſein pflegt, deren Geſinnungen und Grundſätze, gleich den eurigen, in Eintracht mit einander übereinſtimmen. Glaube mir nur, auch ich bin für die einfachen Freuden der ländlichen Natur keineswegs ſo unempfänglich, als es vielleicht den Anſchein haben mag, und ſehr lebhaft tritt mir in dieſem Augenblicke das vorgeſtern im Garten des Meierhofes geführte Geſpräch wieder vor die Seele. In der That würde ich es für den glücklichſten Tag meines Lebens halten, an welchem ich bei Euch einziehen und ſagen könnte: Hier bin ich! Iſt es noch euer Entſchluß, einem ſeines Berufes müden Kriegsmann für den Reſt ſeiner Tage Herberge unter euerem Wohndache und ein Plätzchen in eurer Mitte zu gewähren?“

Er hatte dieſe Anrede noch nicht beendigt, als mit dem Tone ſeiner Worte plötzlich die Liedesklänge der Nachtigall ſich vermiſchten, die wieder in einiger Entfernung nach der Seite des Kirchhofes hin zu ſchlagen anfing. Dieſer Umſtand, der mir eine ernſtmahnende Aufforderung zu enthalten ſchien, brachte in meinem, ohnehin ſchon lebhaft aufgereizten Gemüth eine tiefe, obwohl diesmal nicht eben mit Schrecken und Angſt verbundene Bewegung hervor.

„Rudolph!“ sagte ich, nachdem ich mich so viel als möglich zu sammeln gesucht hatte. „Bevor wir den von dir geäußerten und mit meinen innigsten Wünschen so ganz übereintreffenden Gedanken weiter verfolgen, laß uns erst unsre beiderseitigen Meinungen über einen andern Punkt, der auf das zwischen uns angeknüpfte freundschaftliche Vertrauen noch einen verdunkelnden Schatten wirft, gemeinsam ausgleichen und in Richtigkeit bringen! Es lastet ein Geheimniß auf meiner Seele, welches ich dir, mit dem ich bald in eine noch engere Verbrüderung zu treten gedenke, zu meiner eignen Beruhigung nicht länger vorenthalten kann und darf!“

„Ein Geheimniß?“ fragte er, indem er forschend die Augen auf mein Gesicht heftete und mit gespannter Erwartung mir näher zu rücken begann.

„Was ich dir mitzutheilen habe, ist seit sechzehn Jahren der unversöhnliche Feind meiner Ruhe, der unversiegbare Quell meines tiefsten Seelenkummers gewesen!“ fuhr ich erschütterten Muthes zu sprechen fort. „Laß uns jetzt als Männer, mit Fassung und ohne Leidenschaft, über eine Handlung urtheilen, welche durch die unverwischbare Rückerinnerung an ihre Folgen noch immer so ernst in mein Leben eingreift, obwohl sie selbst dem frühern Knabenalter angehört. Ich war es nehmlich, ich, und kein andrer, der an jenem unglücklichen Nachmittage durch einen Schuß mit der aufgefundenen, die zugehörigen Armbrust die Nachtigall im Schloßgarten tödtete!“

„Wie? — Du?“ stotterte erblassend und erbebend der Bestürzte. „Und mein Vater, mein armer Vater! — Du also konntest — “

„Wohl hätte ich ihn retten können!“ unterbrach ich seinen Ausruf. „Du mußt alles erfahren, Rudolph! Ich hielt mich in der Nähe versteckt, sah und hörte, wie der Graf den Unschuldigen mißhandelte und mit wüthenden Drohungen überhäufte! Es zitterte vor Scham und Reue mir das Herz in der Brust; aber statt mit dem pflichtgemäßen Bekenntnisse meiner Schuld aus meinem Hinterhalt hervorzutreten und mich der verdienten Züchtigung zu unterwerfen, suchte ich das Weite, ließ in der feigen Furcht meines Herzens geschehen, was da wollte, und kehrte erst spät am Abend nach dem Schlosse zurück. Des andern Morgens zog man das entseelte Opfer meines Leichtsinnes aus der Stromtiefe ans Tageslicht! — —

Eine dunkle Röthe überzog das Gesicht des Ergrimmenden. „Ha, Elender!“ schrie er, mit wuthschnaubenden Geberden von der Bank aufspringend. „Leichtsinn nennst du die heimtückische, schändliche Bosheit, die du verübt? Wie? und du wagst es sogar, die Tochter des Mannes, den du gemordet, zum Weibe zu begehren? Fluch dir, du schamloser, nichtswürdiger Heuchler!“

In diesem Augenblicke erschien Alwine, die das tobende Geschrei vernommen, ein Bild der Angst und des Entsetzens, am Eingange der Laube. Aber mit dem wilden Ungestüm eines gereizten Löwen stürzte

jener auf die Erstarrende los. „Zurück mit dir, Unglückselige! Zurück! hier ist nichts weiter für dich zu schaffen! Denn beim wahrhaftigen Himmel! Lieber will ich dich mit meinem Schwerdte durchbohren, als daß du mit ihm noch irgend eine Gemeinschaft haben sollst! mit ihm, dem Mörder unsers Vaters!"

Die Bestätigung dieser furchtbaren Anklage in meinen Mienen lesend, wandte die Jungfrau ihre mit Nacht sich umwölkenden Blicke schaudernd von mir ab, Todtenblässe überflog ihre Wangen und ohnmächtig sank sie zwischen die Zweige des Fliederstrauches. Der entrüstete Rächer aber umschlang mit hetzendem Eifer und starken Armen den zarten Leib, raffte die Bewußtlose, die, der geknickten Blume gleich, das Haupt sinken ließ, zu sich empor und schleppte, quer über die Gartenbeete hinweg, nach der Gegend des Hauses sie mit sich fort.

Nach einer Weile verließ auch ich meinen Sitz. Meine Gedanken und Empfindungen schienen in den dumpfen Starrsinn der Vernichtung sich auflösen zu wollen, und es war mir von diesem schreckenvollen Auftritte für den gegenwärtigen Augenblick nur so viel Bewußtsein übrig geblieben, als dazu gehört, um mit einiger Zuverlässigkeit sich selbst zu erkennen. Mit dem taumelnden Schwindel eines Fieberkranken, der durch den Fesselzwang eines langwierigen Siechbettes erschöpft und abgemattet, zum erstenmale die unsichern Schritte wieder versucht, schlich und schwankte ich zur Pforte des Gartens hinaus und meiner Wohnung zu.

Einige Stunden ſpäter, als ich eben mehrere Briefſchaften und Papiere von Bedeutung zuſammen zu packen beſchäftigt war, klopfte es an die Thür meines Zimmers und der Prediger trat herein.

„Felſeck, wo war Ihr guter Engel, als Sie zu dieſem unüberlegten, gefährlichen Geſtändniſſe ſich verleiten ließen?“ rief er mir entgegen. „Unglücklicher, was haben Sie gethan?“

„Ich konnte nicht anders!“ war meine Antwort. „Ich mußte auch gegen ihn meinem gepreßten Herzen Luft machen. Eine dunkle Gewalt, der ich nicht zu widerſtehen vermochte, trieb und zwang mich dazu! Ich vollbrachte nur, was ich zu unterlaſſen nicht fähig war! Der Erfolg meines vertraulichen Berichtes freilich fiel anders aus, als ich gehofft hatte!“

„Und jede Ausſicht zur Wiederherſtellung des guten Vernehmens ſcheint für immer verloren zu ſein!“ fuhr er fort. „Alwine ringt und kämpft in leidenvoller Seelenbewegung mit ſich ſelbſt; ihr zornentflammter Bruder, der in ſeinem wilden Groll und Grimm keiner ſanftern Vorſtellung Gehör geben will, geht umher und ſtößt Verwünſchungen aus!“

„Was in Alwinens Blicken bei Anhörung meines Verbrechens ſich kund gab,“ verſetzte ich, „bürgt mir dafür, daß die Zeit ihren Schmerz lindern und ſie über den erlittenen Verluſt nach und nach vollkommen beruhigen werde. Rudolph mag in ſeinem leidenſchaftlichen Ungeſtüm ſich mäßigen. Er hat nicht zu befürchten, daß es mir, nachdem er mich mit dem Stempel

des Abscheues und der Verachtung zu brandmarken gesucht, jemals in den Sinn kommen könne, ihm durch niedre Zudringlichkeit lästig zu werden! Ich werde vielmehr Sorge tragen, daß mein verhaßtes Angesicht ihm nie wieder begegne!"

„Alles, was ich hier sehe, scheint auf den Vorsatz einer schleunigen Abreise hinzudeuten!" sagte er mit kleinmüthigem Tone.

„So ist es, mein gütevoller, väterlicher Freund!" entgegnete ich. „Es darf mich ja nichts mehr hier zurückhalten, und ich denke daher noch vor dem völligen Einbruche der Nacht das Dorf zu verlassen!"

„O Gott im Himmel! welch eine schaudervolle Umwandlung der Dinge!" rief der Greis, indem er ans Fenster trat, die Hände über die Brust faltete und, muthlos das Silberhaupt schüttelnd, in ein schwermüthiges Nachdenken sich zu verlieren anfing. Nach Verlauf einiger Minuten verließ er seinen Platz, näherte sich mir und schloß mich lautweinend in seine Arme. „Felseck!" sprach er. „Ich mag weder über die Art und Weise, wie Sie heut der Erfüllung aller Ihrer Absichten rücksichtslos entgegengewirkt haben, Ihnen Vorwürfe machen, noch Sie von dem Entschlusse abzuhalten versuchen, welchen jenes übereilte Verfahren als traurige Folge nach sich gezogen hat. Nur versprechen Sie mir, sich nicht zu weit zu entfernen und mich bald durch schriftliche Mittheilung über Ihren neugewählten Aufenthaltsort in Kenntniß zu setzen!"

Hier hielt er inne und ſchaute, meine Antwort erwartend, mir forſchend in die Augen. Ich ertheilte ihm ſtillſchweigend den Wink, ſeiner Aufforderung Gnüge leiſten zu wollen.

„Ich werde mittlerweile," nahm er aufs Neue das Wort, „alles, was in meiner Macht ſteht, aufbieten, um für Ihr Beſtes zu wirken und die Sache, wo möglich, wieder ins Gleis zu bringen. Sobald mir dies gelungen iſt, erhalten Sie unverzüglich nähere Nachricht von mir. Schauen Sie nicht mit ſo ungläubiger Miene gegen den Boden! Dem Sturme der Leidenſchaft wird mit der Rückkehr einer ruhigern Ueberlegung zugleich die Empfänglichkeit für den vermittelnden Zuſpruch eines wohlmeinenden Freundes nachfolgen. O welche Freude für mich, wenn ich Ihnen bald, recht bald über den günſtigen Ausgang meiner Bemühungen tröſtende Kunde zu geben vermöchte!"

Er nahm hierauf mit Anzeichen der tiefſten Wehmuth und Rührung Abſchied von mir und entfernte ſich. Sobald er fort war, überließ ich dem Wirthe des Hauſes, unter dem Vorgeben, daß eine Wanderung über Land mich auf unbeſtimmte Zeit von hier hinwegrufe, meinen Reiſewagen nebſt allem mitgebrachten Gepäck und Geräth zur Verwahrung, ſteckte die obenerwähnten wichtigen Papiere zu mir und wanderte mit der anbrechenden Abenddämmerung raſchen Schrittes zum Dorfe hinaus. — —

So lautet die Geschichte meines Unglücks, die ich Dir, wie Du bei Durchlesung derselben wohl ohnehin nicht daran zweifeln wirst, nach Maßgabe meiner Kräfte, mit der strengsten Treue und Genauigkeit darzustellen versucht habe. Ich will mich nicht unterfangen, die mir zugefügten Demüthigungen grundlos und ungerecht zu nennen, nicht störrig behaupten, daß mir zu viel geschah! Aber hart ist mein Loos und bluten muß das menschliche Gefühl bei der Vorstellung, wie das Verhängniß den Schuldbeladenen ruhig im Becher der Lust sich berauschen läßt, um seiner zurückkehrenden Nüchternheit die Schauder des Todes beizugesellen; — wie es mit Bildern des süßesten Gewinnes seine Seele umgaukelt, um plötzlich den bittersten Verlust ihm fühlbar zu machen; — wie es ihn Schritt für Schritt zur Sonnenhöhe des Glückes hinangeleitet, um auf desto schreckenvollere Weise ihn jählings in den Abgrund des Elends zurückzuschleudern! Oder könntest Du vielleicht glauben, daß die Verhütung des über meinem Haupte ausgebrochenen Unheils von meiner eignen Willkühr abgehangen hätte, und daß es unter fortgesetzter Beobachtung eines vorsichtigen Stillschweigens anders mit mir gekommen sein würde? Nimmermehr! — Ich war mit meinen Hoffnungen und Entwürfen an den Grenzpunkt gelangt, wo der schmeichlerische Sinnenwahn sich gegen eine ihm entgegenkämpfende rauhere Machtgewalt nicht länger zu behaupten vermochte! Hätte ich, die Widersetzlichkeit gegen die Anmahnungen des

Gewissens aufs äußerste treibend, Alwinen zum Traualtar geführt: der Klang der Orgel würde wie Donnerton, der Segen des Priesters wie ein Bannfluch mein Ohr erschüttert und das Entsetzen würde mir gewaltsam ein Geständniß entrissen haben, das ich freiwillig abzulegen mich weigerte! Denn das ist es eben, daß die mit dem Verbrechen behaftete Brust zugleich der Rache zum Gefäß dienen muß, um ein mit verheerender Wirkung um sich greifendes, ätzendes Gift zu bereiten, das schäumend und brausend über den Rand des Behälters hinaustritt, sobald seine Stunde gekommen ist! —

Wohin ich nun, nachdem des Lebens reizendste Hoffnung sich von mir gewandt hat, mich selbst zu wenden gedenke? — Nach einem Orte, Freund, wo die bessern und schönern Hoffnungen winken, die das Leben nicht zu verleihen und der Tod nicht zu rauben vermag!

Von jetzt an sind die auf meine Vermögensumstände sich beziehenden schriftlichen Dokumente nicht mehr sicher in meiner Hand. Ich überschicke sie Dir in beifolgendem versiegelten Umschlage, und ertheile Dir zugleich die Befugniß, das Siegel zu erbrechen, um vermittelst des ihm beigelegten Blattes Dich näher über die von Dir ins Werk zu richtenden Verfügungen zu belehren, wofern Du, was jedoch hoffentlich nicht der Fall sein wird, binnen vier Monaten, vom heutigen Tage gerechnet, keine weitere Nachricht von mir erhalten solltest. Dem Wunsche des Predigers

Gnüge zu leisten, bin ich nicht gesonnen; denn gelänge es ihm auch, seine auf Frieden und Versöhnung hinzielenden Absichten zu erreichen; so könnte doch ich nie wieder vor der Enttäuschten mich blicken lassen, ohne die schmachvolle und erniedrigende Benennung, mit welcher Rudolph bei unserm letzten Zusammensein mich belegte, zu rechtfertigen. Alwine ist für mich verloren! — Die Brust will mir zerspringen, das Blut erstarrt mir in den Adern, mit dem Krampfe der Verzweiflung windet und sträubt sich die Seele gegen diesen schrecklichen Gedanken! Aber fest und unerschüttert im wogenden Gewühl der streitführenden Gegenkräfte steht die Ueberzeugung, daß Alwine für mich verloren ist! —

Aus dem Feldlazareth, am 20. Juni.

Freue Dich mit mir, mein Trautester! Die Sonne des Lebens beginnt mir aufzugehen! Ich habe gefunden, was ein widerwärtiges Geschick mich vor zwei Jahren auf ähnlichem Wege vergeblich suchen ließ. Aber fasse Dich und laß in Erkennung des Freundes Dich nicht irre leiten, ob Du gleich aus fremder Feder geflossene Schriftzeilen erblickst! Noch ehe sie zu Deinen Augen gelangen, deckt mit ihrem schirmenden Frieden mich die stille Gruft! Der Körper fängt bereits an, seinem innern Gebieter die gewohnten Dienstleistungen zu versagen; er will zur Ruhe gehen

und eines ungestörten Schlummers genießen. O Wallner! gar ein schönes und ehrenvolles Ende wird mir zu Theil! In siegreicher Schlacht bin ich rühmlich gefallen! Schon war die Arbeit des Tages fast vollbracht, da riß beim Nachsetzen des fliehenden Feindes mir eine Stückkugel den linken Schenkel hinweg und bewußtlos ward ich hierhergetragen. An Rettung ist nicht zu denken; aber huldreich hat der Lenker meines Schicksals mir noch diese kurze Frist und mit ihr zugleich den Genuß einer Geistesfreudigkeit verliehen, wie sie selbst in Alwinens Armen mir niemals in solchem Grade zu Theil wurde. Meine Schuld ist getilgt! das sagt mir der ruhig zufriedne Sinn, mit welchem ich hinüberzugehen und vor dem höchsten Richter zu treten im Begriff bin. Was weder die eigne klügelnde Vernunft, noch der fromme Trostspruch der Kirche mir zu gewähren im Stande war, hat nach williger Verläugnung alles irdischen Gewinnes, nach Hinopferung des Leibes und Lebens, der Blick auf die geöffnete Pforte des Grabes mir gewährt!

Traure nicht um mich! Gieb keiner unwürdigen Klage Raum bei dem Andenken an den Freund, der seinen dornenvollen Pfad beendigt und die Palmen des ewigen Heiles erreicht hat! Nur noch einen Schritt, und sie nehmen in ihren erquickenden Schatten mich auf. Schon gehöre ich einer neuen Welt an; ich sehe die scharfe Grenze hinter mir gezogen und schaue mit dem gelassenen Gleichmuthe eines Vollendeten auf die Bilder des abgeschlossenen Lebens zurück. So-

gar der hellste Punkt, der meinen Augen begegnet, vermag keinen neidischen Wunsch, keine mißgünstige Begierde mehr in mir aufzuregen. Wohl erscheint mir der schöne Meierhof, von grünem Laubwerk und goldenen Aehrenfeldern umringt! Die Abendsonne wirft ihr scheidendes Licht auf die rothen Dachgiebel, der Westwind durchsäuselt die alten Ulmen, der Bach murmelt und der Garten winkt mit seinen kühlen Gängen und Lauben. Wohl war es ein reizender Gedanke, dort mit der Geliebten mich anzusiedeln, mit ihr den Besitz des freundlichen Grundeigenthums zu theilen, mit ihr unzertrennlich verbunden zu sein! Aber nur noch klarer ist es mir geworden, daß der Genuß einer lächelnden Gegenwart mir keinen Ersatz für die Kümmernisse der folternden Erinnerung würde geleistet haben, und nicht vertauschen möchte ich daher gegen jenes unter den vorhandnen Umständen so zweifelhafte Glück die jetzt mir bevorstehende und schon mit allen ihren wohlthätigen Gefühlen mich durchdringende Befreiung von dem trüben Loose, das aus der verblutenden Brust einer Nachtigall für mich hervorging.

Schon in einem meiner früheren Briefe, bevor noch der schönste Erdentraum, dessen der Mensch theilhaft zu werden vermag, mir seine Zauberbilder entfaltete, nannte ich mich einen Sterbenden, der auf Hinterlassung eines wohlüberlegten Vermächtnisses bedacht ist. Du findest es in dem versiegelten Anschlusse enthalten, von welchem mein letztes Schreiben

begleitet war. Ohne Zweifel wirst Du schon von selbst errathen, daß es Alwine ist, die ich zur Erbin meines Vermögens eingesetzt habe. Die Bewerkstelligung eines Entschlusses, den ich ja bereits vor Anknüpfung unsrer nähern Bekanntschaft gefaßt hatte, wird mir zur doppelten Pflicht, seit ich nunmehr auch für die bittern Kränkungen ihres getäuschten Herzens auf die Entschädigung denken muß, die nach erfolgtem Wechsel der Dinge allein noch in meiner Macht steht. Ich weiß gar wohl, daß anhaltende und dringende Geschäfte sich in Deine Stunden theilen; dennoch übertrage ich die Beseitigung dieser Angelegenheit keinem andern, als eben Dir. Nein, Du wirst nicht zürnen. Es ist unter den vielen Dienstleistungen, für welche ich seit einer Reihe von Jahren Deine gefällige Freundschaft in Anspruch nahm, die letzte und wichtigste!

Dank Dir, mein Innigstgeliebter, für diese zahlreichen Proben der wohlwollenden Anhänglichkeit, die auch selbst dann noch sich wandellos getreu blieb, als ich Deinen Blick auf den Makel gelenkt hatte, mit welchem meine Brust befleckt war. Vieles, was die Welt mit begeistertem Entzücken zu erheben und zu vergöttern gewohnt ist, hat seinen täuschenden Glanz für mich verloren, während das Andenken an unsern Freundschaftsbund mich mit dem verklärten Lächeln eines Engels in die tiefe dunkle Schlafkammer begleiten wird. O wie könnte dieses Wonnegefühl, das, vereinbart mit den seligsten Hoffnungen, sich in

meinem Innern so vorherrschend ankündigt, mit den Bedingungen seiner Dauer an die Erscheinungswelt des Irdischen geknüpft sein! — Wallner, wir werden uns wiedersehen, um uns wieder zu lieben! Sorge, daß Alwine meinen Gruß empfängt! Friede und Freude mit Dir und den Deinen! —

— — Der Eindruck, welchen der Inhalt dieser Briefe auf mein Gemüth gemacht hatte, war zu erschütternd, als daß ich nach Durchsicht derselben mich ruhig dem Schlummer zu überlassen vermocht hätte. Ich brachte daher auch den Rest der Nacht außerhalb des Bettes zu, setzte mich an das geöffnete Fenster und blickte stillen Ernstes in das Dunkel hinaus, während das Schicksal des Freundes, über dessen Vergehen wohl Niemand unter den Lesern mit ähnlicher Strenge urtheilen dürfte, als er es selbst gethan, mir reichlichen Stoff zum Nachdenken gewährte. Der Morgen brach endlich an, und kaum begannen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Giebelwände der benachbarten Häuser zu erleuchten, als Wallner, seiner gestrigen Zusage gemäß, sich schon bei mir einstellte.

„Er wäre also todt? wirklich todt?" rief ich dem Eintretenden mit einer Ungeduld entgegen, die es ihm klar an den Tag legte, wie eifrig ich den Gedanken an die Möglichkeit des Gegentheils festzuhalten gesucht hatte.

„Leider setzen es die von den Behörden ausgestellten, mit Siegel und Namensunterschrift versehenen Scheine, welche mir zugeschickt worden sind, außer allen Zweifel!“ war seine Antwort. „Schon am andern Tage nach dem Abgange seines letzten Schreibens hat er sein Ziel erreicht und ist sanft und ruhig verschieden. Friede seiner Asche! Er war ein edelgesinnter Mensch und hatte ein bessres Loos verdient! Wer sollte glauben, daß das widrige Geschick, welches ihn im Leben verfolgte, sogar bis auf die von ihm hinterlassenen Testamentsverordnungen sich erstreckt!“

„Ich kann mir leicht denken,“ erwiderte ich, „daß Alwinens Bruder in eben dem Maaße, wie er mit wildem Ungestüm den Bund der Liebenden gestört hat, nun auch mit Stolz und Eigensinn der letzten Willensmeinung des Verstorbenen sich widersetzt haben wird!“

„Alles,“ fuhr Wallner fort, „habe ich aufgeboten, ihn zu mildern und nachgiebigern Gesinnungen zu bewegen, allein umsonst! Er bleibt bei der Behauptung, daß unter den obwaltenden Umständen die Uebernahme einer solchen Erbschaft mit den Anforderungen der Ehre und Schicklichkeit durchaus unverträglich sei. Wenn meine Schwester — so lautet sein Bescheid — sich überreden läßt, aus Felsecks Nachlasse auch nur den Werth eines Hellers sich anzueignen, so betrachte ich sie als ein unwürdiges, pflichtvergessenes Geschöpf und sie hat mein Angesicht zum letztenmal gesehen! — Alwine, die seit der

Trennung von ihrem Geliebten gegen alles, was das Schicksal ihr noch fernerhin rauben oder gewähren mag, gleichgültig geworden zu sein scheint, unterwirft sich dem ehernen Willen des Bruders mit jener stumpfen und düstern Ergebenheit, aus welcher man weder auf ein beistimmendes noch abweichendes Urtheil des eignen innern Gemüths zu schließen im Stande ist. — Der Prediger, der Anfangs gemeinschaftliche Sache mit mir machte, hat gegenwärtig, nachdem er des fruchtlosen Hin- und Herstreitens müde geworden, sich gänzlich von den Unterhandlungen zurückgezogen, und mir bleibt, bei der so beschaffenen Lage der Dinge, leider nichts anderes übrig, als meine Reise noch bis nach M. fortzusetzen, um einige daselbst lebende weitläuftige und wohlhabende Verwandte unsers verewigten Freundes aufzusuchen und ihnen den ganzen Betrag der Erbschaft zur beliebigen Theilung und Ausgleichung zu überliefern!" —

Wir verließen hierauf das Wirthshaus und begannen, vom Schimmer des heitern Morgens umleuchtet, Arm in Arm in der Gegend umherzuwandern. Kein Plätzchen, dessen in Felsecks Briefen Erwähnung geschieht, blieb unbesucht. Lebhaft vergegenwärtigten wir uns alles, was der Vollendete während der hier verlebten drei Monate in Lust und Leid erfahren, sein Bild stand in ruhiger Klarheit vor unsern Blicken und manche Thräne ward seinem Gedächtniß gewidmet. — Gegen Mittag aber, als ich zu Fortsetzung meiner Wanderung mich anschickte,

begleitete Wallner mich bis auf eine benachbarte Anhöhe, über welche mein Weg dahin führte. Bei Erreichung des Gipfels stellte das Dorf mit seinen Umgebungen noch einmal den zurückschauenden Augen sich dar. Links der verwilderte Schloßpark, rechts der Gottesacker und in der Nähe desselben die Predigerwohnung mit dem daranstoßenden Garten, in dessen mittlerm Gange eine weibliche Gestalt, langsamen Schrittes und das Haupt tief zur Brust hinabgeneigt, einsam auf- und abschwankte. „Es ist Alwine!“ sagte Wallner, „die willenlose Sklavin des rauhtrotzigen Bruders, dem man zürnen muß und dem man doch zugleich seine Achtung nicht zu verweigern vermag. Wir betrachteten die Trauernde noch eine Zeitlang mit stummer Aufmerksamkeit; dann öffneten wir die Lippen zum letzten Lebewohl, drückten uns die Hand und schieden wehmüthig von einander.

Der Dreikönigsabend.

Von Carl Borromäus Freiherrn von Miltitz.

„Jugend hat nicht Zeit zum Leid!“ — so hieß ein alter Vers, den Heinrichs Mutter oft zu singen pflegte, und dessen Inhalt heut an ihm sich bestätigte. Zwar hatte der Abschied von seinen Eltern und dem alten Cantor, von Röschen und Martha, von Kater und Spitz ihm ein Paar Thränen gekostet; allein er war so fest überzeugt sie alle wieder zu sehen, und den Augenblick des Wiedersehens malte er sich so glänzend, so herrlich, er und Röschen standen dabei so ganz im hellsten Sonnenlichte des Glücks, daß eine wahre Betrübniß gar nicht davor aufkommen konnte und ihm vier Jahr Abwesenheit nur eine Spanne Zeit dünkten. Dazu war der Himmel so rein blau, die Luft so kalt und kräftig, die schneebedeckten Felder und Wiesen lagen so still und blendend, und im kleinen Fichtenbusch, durch den sein Weg führte, flim-

*) Fortsetzung der Erzählung in Penelope 1822.

merten Millionen Eiskristalle so magisch an den wie candirt aussehenden Aesten, Spatzen und Meisen zwitscherten so vergnügt durch einander, daß Heinrich, in ihren Jubel einstimmend, von Zeit zu Zeit einmal einen Luftsprung machte. Was der Graf zu seinem Violinspiel sagen werde, das hätte er gern voraus gewußt, so ausgemacht es war, daß es lauter Beifall sein müsse. Er war nicht geckenhaft eingebildet, aber lebhaft und voll Ehrgeiz. Sein Studium kostete ihm manchen Rippenstoß, manchen Backenstreich vom heftigen und eigensinnigen Cantor; allein hatte der Schwarzmann nicht auch gesagt, er spiele wie ein Engel, und konnte es auf der ganzen weiten Welt Jemand geben, der es besser verstünde, oder wohl gar zu tadeln wagte, wo Melander gelobt hatte? Darüber war also gar kein Zweifel; aber auch Röschens Bedenklichkeit, die vorahnend erinnert hatte, ob er sich auch in solchem vornehmen Hause zu benehmen wissen werde? — auch das war ihm keine. „Wo du etwas nicht verstehst" — hatte Melander gesagt — „da schweig; überhaupt sprich einmal und schweig zehnmal; wo es aber Ehre und Kunst gilt, da rede kräftig und ohne Scheu!" Das war seine Norm fürs Leben; und somit schritt er rüstig auf das Schloß zu, wohin seine kleine Equipage Tages vorher abgegangen war. Nur Schwarzmanns ihm geschenkte Geige steckte im wachsleinenen Ueberzug unter dem Ueberrock linker Hand in der Rippengegend. In einer Stunde hatte er das Schloß erreicht, dessen Fenster

im Gold der Wintermorgensonne ihm schon lange entgegengefunkelt hatten. „Heinrich bin ich und ich will zum Grafen" — antwortete er dem bärtigen Portier, der, weil es Festtag war, im Glanz der Gallalivree, mit prächtigem silbernen Wappenschilde auf dem weiten Wehrgehäng und den kolossalen Stock im Arme, gravitätisch vor dem Thore auf- und abspazierte. „Heinrich — Heinrich" — brummte der grämliche Mann den reinlich, aber gemein gekleideten Burschen an — „'s giebt viel Bettelsjungen, die Heinrich heißen, wenn die der Herr alle sprechen sollte — " „Nun, nun" — fiel Heinrich schwer beleidigt ein — „ich bin Heinrich Ehrenreich und werde ja wohl ohne das blaue Truthahngesicht zum Grafen können!" — Mit diesen Worten wollte er den angelehnten Thürflügel aufdrücken. „Wart', Bursche, dich wollen wir Mores lehren!" — so rief der Thürhüter vor den Eingang mit breit auseinander gespreizten Beinen hintretend und Heinrichen unsanft beim Rockschoß packend. Allein der gewandte Jüngling unterlief seinen Gegner, packte mit beiden Händen das vorgestreckte Bein und hob was er konnte. Der Coloß schwankte, schrie, fluchte, Heinrich hob noch einmal, der Thürflügel wich — pautz — da donnerte der grämliche Portier an den Boden nieder und Heinrich fuhr im unwillkührlichen Sturz niedergerissen mit einem Beine durch das Wehrgehäng, wo er, wie ein Gimpel im Sprengel, stecken blieb. Der tiefgekränkte Thürsteher, unvermögend sich aufzuraffen,

weil ihm der lange Burſch queer über den anſehnlichen Bauch weg lag, unterließ nicht, auf alles, was ihm von Heinrichs Extremitäten fauſtrecht war, mit herkuliſcher Gewalt loszuſchlagen, während jener auch nichts ſchuldig blieb. Dazu kreiſchte Heinrichs halbreifer Tenor und des Portiers Bierbaß ein ſo hölliſches Duo durcheinander, daß die ganze Dienerſchaft herbeilief. Während ein Lakai Heinrichen aus dem Wehrgehäng zog und der andre den alten Keiler niederhielt, war auch der Graf an die Doppeltreppe getreten und hatte nicht ohne Lächeln dem ſeltenen Kampfe zugeſehen. „Ruhe!" — gebot er laut und vor dieſem „quos ego" legten ſich Sturm und Welle. „Wer biſt du?" fragte er Heinrichen, der Schwarzmanns Brief hervorzog und ſich als den Muſikus Ehrenreich legitimirte. „Verdrießlicher Zufall!" ſagte der Graf die Stirn runzelnd. — „Folgen Sie mir, und Ihr, Dummkopf — rief er dem Portier zu — werdet einmal klug! —

Sie traten in des Grafen Zimmer. Nachdem dieſer Schwarzmanns Brief nachmals durchleſen, wandte er ſich freundlich zu Heinrich. — „Der Auftritt in meinem Hauſe iſt mir um Ihrentwillen doppelt verdrüßlich und ich werde mich bemühen, Ihnen denſelben vergeſſen zu machen. Indeſſen ſcheinen Sie mir nicht viel Weltkenntniß zu haben, ſonſt hätten Sie ihn leicht vermieden. Nun, das wird ſich finden. Mein Neffe, für den ich Sie eigentlich engagirt habe, kömmt erſt in einigen Wochen hier an. Einſtweilen

besteht Ihr Dienst darin, mich täglich ein Paar Stunden zu accompagniren. Ich bin leidenschaftlicher Liebhaber der Violine, und will durchaus nicht, daß mein Neffe das Instrument auf Reisen liegen lasse; deshalb gebe ich Sie ihm zum Begleiter und mache es Ihnen zur Pflicht, ihn fleißig zum Spielen anzuhalten!" — Der Kammerdiener trat ein und brachte die Trümmer von Heinrichs Geige. Das arme Instrument hatte dem Kampfe unter der Thorhalle zur Unterlage gedient, und die Rückseite des Portiers mit solchem Gewichte darauf gelegen, daß es übel zugerichtet war. Der arme Virtuos brach in Klagen aus, die dem Grafen wohl gefielen. Er beruhigte ihn und versprach, das Instrument sogleich nach der Residenz in kunstverständige Hände zu geben; einstweilen solle er auf einer Geige des Grafen, der ihrer zehn oder zwölf besaß, spielen. Vor allen Dingen aber müsse er sich umkleiden, denn die Würde des gräflichen Hauses erlaube ihm nicht, mit einem Rockschoos, so wie er aus dem Kampfe gekommen, herumzugehn. Ein Paar halbe Worte verständigten den Kammerdiener, einen gewandten, freundlichen Mann. Er führte Heinrichen auf sein kleines Zimmer und holte dann einen Stoß Kleider aus Graf Ernsts Garderobe, die derselbe hier zurückgelassen und die allem Ansehn nach, trefflich passen mußten. Während dieser Metamorphose unterrichtete er Heinrichen von den Eigenthümlichkeiten des Hauses und seines Besitzers, und wollte sich vor Lachen ausschütten, als er in den

ernsten Worten des Jünglings gänzlichen Mangel an Weltkenntniß bemerkte. „Der Graf ist gut — belehrte er ihn — aber stolz und hitzig. Widerspruch verträgt er durchaus nicht. Dagegen entwaffnet ihn ein gutes Wort.“ Heinrich ward doch etwas verlegen und bat den Kammerdiener, sich seiner anzunehmen. Dieser versprach das gern und so hatte der Jüngling sich einen Stützpunkt erworben, der ihm sehr nützlich werden konnte. Er war kaum mit seiner Toilette fertig, als ihn der Herr verlangte. Heinrich eilte in das Kabinet, wo dieser, Zeitungen lesend, die Füße nachläßig gekreuzt, auf dem Sopha saß. Er blickte auf, und ein trocknes — „warten Sie!“ — hieß den Musiker an der Thür stehen bleiben. Er betrachtete den Grafen genauer und wünschte sich Glück, daß dieser nicht sein Prinzipal sei, zu dem er wenig Zutrauen hätte fassen können. Es war ein bejahrter, großer Mann mit gelbem Gesichte, hohem weißen Toupet, Haarbeutel, Steinschnallen und einer wohlgeruchduftenden Atmosphäre. Auf dem seidnen Kleide funkelte ein goldner Stern, an allen Fingern blitzten Ringe und zwei lange goldne Uhrketten mit einer Menge Petschafte und Breloquen hingen aus den Uhrtaschen. Ernst und Strenge waren die Hauptzüge des gräflichen Gesichts und leuchteten selbst aus seiner Freundlichkeit auf eine Art hervor, die Heinrichen nicht recht behagte. Die Zeitungen waren zu Ende. Er stand auf, zog ein prächtig gearbeitetes Pult herbei, legte ein Notenheft auf und winkte

dem Musiker zu spielen, indeß er seinen Platz wieder auf dem Sopha nahm. Es war ein gar nicht leichtes Solo. Heinrich spielte es vom Blatte mit Sicherheit und Feuer. „Bravo, bravissimo!" rief der Graf mit freundlichem Gesichte sich die Hände reibend. „Bravo, Sie sind ein tüchtiger Spieler, es kann einst, wenn Sie in Italien Ihr Ohr und Ihren Geschmack gebildet haben, etwas Großes aus Ihnen werden!" — Mit diesen Worten öffnete er eine Cassette, nahm einige Goldstücke aus einem dicken, ganz vollen Beutel und reichte sie Heinrichen mit freundlicher Miene. „Hier, junger Mensch, nehmen Sie eine kleine Recreation. Ich hoffe, diese Harmonie wird Ihnen nicht unwillkommen sein!" — Heinrich zögerte — „so nehmen Sie doch" — und seine Augen blitzten unwillig — „ich schenke Ihnen den Bettel!"

Der Kammerdiener ließ sich im Vorzimmer von Heinrichen, als dieser vom Grafen kam, Bericht erstatten. „Hat er nicht selbst gespielt?" — „Nein!" „O dann — entgegnete jener — dann haben Sie auch noch nichts erfahren. Nach der ersten Musikstunde wollen wir weiter sprechen!" — In einigen Tagen ward er aufs Neue zum Herrn beschieden. Aus prächtig gearbeitetem Kasten nahm dieser ein herrlich aussehendes Instrument und reichte es Heinrichen, es zu stimmen. Dann legte er Duo's von einem beliebten Meister auf, gab das Tempo an und begann. Gerechter Himmel, welche Musik! Alle Katzen eines Stadtviertels in einer Märznacht zusammengetrieben,

hätten keinen höllischern Spektakel hervorbringen können! Quiken, Kratzen, Schaben, Pfeifen, Russeln, Miauen und Tremoliren wechselten mit einander und dazwischen klappten die großen Diamantringe, mit denen der Graf alle Augenblicke an den Körper des Instruments anschlug. Von Ton war so wenig als von Takt die Rede. In der ersten halben Seite wagte Heinrich einmal bei einer haltenden Note, eins, zwei, drei, vier zu zählen, um den Grafen an das Tempo zu erinnern. Allein mit zornigem Blick rief dieser: „Was da, was da!“ und wüthete fort. Da er alle Augenblicke mit dem Bogen hängen blieb, und bald über bald unter dem Griffbrett spielte, so sprangen die Haare aus und in der Mitte des ersten Satzes glich der Bogen einer Geißel. Schweißtropfen der Angst auf der Stirn, bemühte sich Heinrich zu folgen. In D dur Viervierteltakt hatten sie angefangen, jetzt waren sie zwischen E und Es, zwischen drei und vier Vierteltakt. Der Kopf schwindelte ihm und er machte eben so grimmige Gesichter, als da er zwischen des Cantors Knieen von diesem „trefflich wohl, als ein äthiopischer Mohr!“ überschwärzt wurde. „Was Teufel, Ehrenreich!“ — brach der Graf plötzlich los, Heinrichs Grimassen im großen Pfeilerspiegel bemerkend — „was schneiden Sie für Gesichter? Ist Ihnen nicht wohl?“

„Verzeihen Ew. Gnaden“ — stotterte Heinrich blutroth — „ich — ich habe — Zahnweh!“

„Zahnweh? Sie Aermster!“ — Der Graf klin-

gelte: „Peter soll kommen!“ — „Wir spielen indessen weiter!“ — Der Satz war nicht mehr lang, Heinrich biß die Zähne zusammen und strich drauf los. Indem der Graf die Geige aus der Hand legte und sich das Gesicht trocknete, trat Peter, der Jäger, ein baumlanger, schwarzer Mann ein. „Peter,“ — rief der Graf ihm zu — der junge Mensch hier hat Zahnweh, sieh ihm einmal in den Mund!“

„Sehr wohl, Ew. Gnaden. Soll ich ihm ein Paar herausnehmen?“ — frug der Jäger, an die Rocktasche schlagend und eine Art von Kneipzange zu Tage fördernd.

„Ja, ja. Aber sieh ihm nur erst in den Mund!“

Heinrich expostulirte nicht wenig, als er von Zahnausnehmen hörte und ihm Peters Fäuste in die Augen fielen, an denen der Daumen so lang war als Heinrichs ganze Hand. Er versicherte, der Schmerz sei völlig vorüber, und es sei auch eigentlich mehr Kopf- als Zahnschmerz gewesen. „Ja doch,“ — rief der Graf ungeduldig — „so setzen Sie sich nur. Er wird Ihnen den Kopf nicht abreißen!“ — Zitternd gehorchte Heinrich, den Mund so mädchenhaft wenig öffnend als möglich. Aber gegen diese List wußte Peter Rath, und sobald er nur erst den Zeigefinger drin hatte, so mußte auch der Patient den Mund öffnen, wollte er sich die Kinnlade nicht sprengen lassen. Indessen war der Jäger doch gewissenhaft. „Ich sehe nichts“ — sagte er nach einigen Augenblicken — „der junge Bursch hat so gesunde Fänge als mein bester Packer. Die

Schmerzen müssen von Wallung im Blute kommen!" —

„Ja, ja! — rief Heinrich hocherfreut — der Mann hat Recht, es kömmt vom Blute."

„Das Beste — meinte Peter — wären wohl ein Paar Pfund Salpeter in Wasser — "

„Narr — lachte der Graf — damit könnte man den Viehstand auf der ganzen Herrschaft abkühlen! Geh nur, wenn es kein kranker Zahn ist, so weiß ich schon selbst Rath!" —

Peter ging und Heinrich sah mißtrauisch den Grafen an den Schreibtisch treten, aus einer Schachtel ein Paar starke Löffel weißes Pulver in ein Glas Wasser schütten und umrühren. „Da — rief er, als das Gemisch zu brausen begann — geschwind, trinken Sie das Glas aus!" — Heinrich trank herzhaft. Der Geschmack war gleichgültig. „Das wird Ihnen gut thun, und Sie sollen täglich vor der Musikstunde ein Glas voll trinken, damit sie einen ruhigen Bogen bekommen!" — Mit diesen Worten nahm der Graf die Violin in die Hand und erneute den musikalischen Kampf. Heinrich hatte in seiner Westentasche etwas Baumwolle gefunden. Schnell schob er einen Pfropf davon ins Ohr und geigte los, ohne sich weiter um den Grafen zu bekümmern. Allein seine gesunde Natur, noch nicht durch vieles Mediziniren abgestumpft, konnte die pharmaceutische Dissonanz noch weniger als sein Ohr die musikalische vertragen und bemühte sich den fremden Stoff herauszutreiben. Der

Angstschweiß trat ihm aufs neue vor die Stirn, er widerstand nach Kräften; allein plötzlich sprang er auf, warf die Geige dröhnend auf den Sopha und ließ den Spielenden in einer unvollendeten Cadenz zurück, indessen er im gestreckten Galopp das Ende der langen Gallerie zu erreichen bemüht war. „Schade!“ — sagte der Graf, als Heinrich nach zehn Minuten nicht zurückkam. „Schade, der Mensch scheint mir nicht richtig im Kopfe!“ — Indessen hatte Heinrich dem Kammerdiener die ganze Begebenheit erzählt und ihn um Rath gebeten. Laut lachend versicherte dieser, von der Musikstunde mit dem Herrn könne ihm keiner helfen und wenn ihm dabei die Zähne aus dem Munde sprängen, allein „das mit dem weißen Pulver“ wie er es nenne, wolle er dem Grafen sogleich vortragen und sein Außenbleiben entschuldigen.

Eine Woche war hingegangen; außer der Musikstunde und des Grafen unheimlichem Wesen, hatte Heinrich über nichts zu klagen; nur behagte seiner Ungeduld, die gern andre Länder, andre Menschen sehen wollte, des erwarteten Neffen Zögern nicht. Eines Tages ward ihm angedeutet, daß einige Musikfreunde aus der Residenz zur Tafel kämen und er sich nach derselben hören lassen solle. In der That wogten mehrere ansehnliche Personen in dem weitläuftigen Zimmer auf und nieder, als er, sein Instrument,

das er geheilt wieder erhalten, unterm Arm, eintrat. Der wohlmeinende Kammerdiener hatte seiner Toilette präsidirt, und der feine, geschmackvolle Anzug kleidete ihn bei seiner schönen Gestalt, seiner ungezwungenen Haltung so wohl, daß er die Blicke der hohen Anwesenden auf sich zog und der alte Herr ihm im Vorübergehen zuflüsterte: „Brav, lieber Ehrenreich, Sie sehen recht anständig aus!“ — Indem Heinrich darüber nachdachte, ob er sonst unanständig ausgesehen, öffneten sich die Flügel einer Seitenthür, und eine ältliche, lange, magere, hochroth geschminkte Dame mit einem Ordenskreuz an der Seite, trat heraus. Der Graf eilte auf sie zu und Heinrichen zu sich winkend, stellte er sie diesem mit sonderbar ironischem Blicke vor — „Comtesse Julie, meine Schwester, zwar Chanoinesse, aber doch große Liebhaberin der Kunst und Künstler. Ma Soeur, dieser junge Mann von artigem Aussehn ist der Musikus Ehrenreich, der Begleiter unseres Neffen Ernst, ein trefflicher Violinspieler, der uns sogleich etwas zum Besten geben wird. Lassen Sie ihn Ihrer Nächstenliebe empfohlen sein!“ — Ohne die Sarcasmen des Bruders, der schon wieder zu den Männern getreten war, einer Antwort zu würdigen, machte Comtesse Julie Anstalt zum holdseligsten Lächeln, wobei ihre noch sehr lebhaften schwarzen Augen in einem Meere von Runzeln untergingen, das vom Munde aus über die Wangen zur Stirn hinanschwoll. Indem sie aus dem Bauche des porzellainen Mopses, den sie in der

Hand hielt, eine ansehnliche Prise rothen spanischen Taback genoß, von welcher die Hälfte auf dem über den ehemaligen Busen ausgespannten durchsichtigen Gewebe liegen blieb, näselte sie mit halber Stimme und küßlich gespitztem Munde: „Wenn Jugend und Kunst sich vereinen, so ist es eine vielversprechende Erscheinung!“ — Heinrich, der von der Phrase nichts als das Wort Erscheinung verstanden hatte, wobei er an Gespenster denken mochte, schwieg mit ungewissem Lächeln. „Hab' ich zuviel gesagt?“ fragte die Schalkhafte. „Keineswegs, gnädige Frau“ — erwiderte Heinrich mit einem Kratzfuße — „ich habe Zeit zuzuhören!“ — „Nicht doch, nicht doch! — protestirte die Chanoinesse — ich hüte das heilige Feuer, ich bin Vestalin!“

„So bitte ich unterthänig um Verzeihung, gnädige Frau Vestalin!“

Die Dame lächelte süßer: „Nennen Sie mich nur Comtesse Julie. Der Name erregt schöne Souvenirs, und ich lasse mich gern so nennen, zumal von einem Zöglinge Apollo's. Hören Sie?“

„Daniel Schwarzmann hieß mein Lehrer, gnädige Comtesse Julchen — verbesserte Heinrich — und er war nicht in Pohlen, sondern in Rappoltshau, sechs Meilen von hier!“

„Schade! — seufzte die Comtesse für sich — es ist ein roher Diamant. Ich werde mich herablassen müssen!“ — Eh' sie dies ausführen konnte, winkte ihr Bruder seinem Musiker an's Pult zu treten. Die

Gesellschaft hatte Platz genommen. Der Graf, Comtesse Julie und noch ein alter Herr saßen ihm gegenüber. Zwei jüngere, von denen der eine einen Stern auf dem Kleide hatte, standen dahinter in einem Fenster. Heinrich begann. Er spielte dasselbe Solo von Stamiz, womit er den alten Melander entzückt hatte, und war überzeugt, auch hier denselben Effekt hervorzubringen. Nicht wenig wunderte es ihn daher während der schmelzenden Einleitung die Gesichter so kalt und theilnahmlos zu sehen. Nur Comtesse Julchen öffnete leisquietschend den Porzellainmops, indem sie beifällig den Kopf nach dem Takte der Musik wiegte. „Wartet, — dachte der ehrgeizige Jüngling — laßt mich nur erst an's Allegro kommen, das soll Euch schon warm machen!" — Sanft verhallend schloß er und faßte nun gewaltiger den Bogen, um mit donnerähnlichem Forte das Allegro zu beginnen, als lärmend die Thürflügel aufsprangen, vier Lakaien auf silbernen Präsentirtellern den Kaffee brachten und herumtrugen. Das Klappern der Tassen und der schweren silbernen Löffel auf den Kredenztellern machte ein furchtbares Spektakel. Heinrich ließ den Bogen sinken und wollte warten. „Bravo, bravo!" rief das kunstliebende Auditorium und applaudirte aus Leibeskräften, weil sie hofften, die musikalische Herrlichkeit sei nun zu Ende — obgleich der Spieler auf dem Septimenakkord mit einer Fermate geschlossen und also die Resolution noch schuldig war. „Immerzu, immerzu!" rief der Graf. „Schaafsgesichter ihr!"

murmelte Heinrich vor sich hin und seinem Grimme den Lauf lassend, ging er durch eine kurze Modulation in das damals beliebte Lied über: „Unser dummer Pöbel meint!“ welches bekanntlich Mozart trefflich variirt hat. Ein neues gewaltiges Bravo, als die hochansehnliche Versammlung das Thema erkannte! Nur die Comtesse drohte lächelnd mit dem Finger. Entzückt, doch von Jemand verstanden worden zu sein, spielte Heinrich seine Variationen meisterhaft aus dem Kopfe ab, schloß mit einem tüchtigen Akkorde und legte sein Instrument in den Kasten, während das Publikum laut sprechend sich für den langen Zwang entschädigte.

„Kommen Sie, kommen Sie! — rief der Graf. — Ich muß Sie sogleich einem Manne vorstellen, dessen Protection Ihnen für Ihr künftiges Leben unentbehrlich ist. „Lieber Baron“ — er klopfte dem bestirnten Herrn, der im Fenster lehnte und mit einem Dritten sprach — „erlauben Sie, daß ich Ihrem Wohlwollen diesen jungen Mann empfehle. Ehrenreich, das ist hier der Herr Baron Dumpf, ein großer Kenner —“ „Der?“ — fiel Heinrich ein, sich Schwarzmann's Lebensregel erinnernd — „ih, der hat ja die ganze Zeit, während ich spielte, zum Fenster hinausgesehen, und als ich die Variationen spielte, die doch im Viervierteltakt geschrieben sind, trat er mit dem Fuße Fünfviertel! Ein Kenner ist der wahrhaftig nicht. Denken Sie nur, Fünfviertel — „Excusés — begütigte der Graf, Heinrichen rückwärts

den Mund zuhaltend, den Bestemten — excusés cher Baron, ce jeune ours mal leché! Der Baron lächelte verlegen und mischte sich in ein andres Gespräch.

„Ich habe geschwelgt und geschwiegen!“ lispelte die Comtesse.

„Kann sein, — erwiderte Heinrich freimüthig — hätte nur der fatale Porzellainmops auch geschwiegen. Jedesmal, wenn ich f hatte, quietschte die Bestie fis dazu!“

„Ich hoffe, Sie heut Abend in meinem Zimmer zu sehen, mein junger Orpheus. Wir wollen dann am Piano einiges durchgehen, und ich hoffe, Sie sollen mit mir zufrieden sein!“

Der Graf merkte wohl, daß Heinrich, so jung er sei, doch auch sein Antheil Künstlerstolz habe, und daß, werde ihm erst der Kopf warm, die Zunge auch nicht den Dienst versage. Er machte ihm daher ganz kurz seine Unschicklichkeit begreiflich und entließ ihn sodann. Heinrich verneigte sich schweigend, nahm sein Instrument und ging auf sein Zimmer. Hier ergoß er seinen Unmuth in einem Briefe an den alten Cantor, sowohl über die Musikwuth des Grafen bei solchem Mangel an Gehör, als auch über die Fühllosigkeit der ganzen Gesellschaft. „Nun plagt mich — setzte er hinzu — die alte Comtesse mit ihren ziegelroth gefärbten Wangen, mit ihr zu spielen und ich wette,

sie hat nicht mehr Talent als ihr Bruder. Ist der junge Graf, mein künftiger Prinzipal, eben so, so stehe mir Gott bei; die vier Jahr werden mir blutsauer werden!" — Um sich zu zerstreuen, machte er einen Spaziergang durch den schneebedeckten Garten nach dem nahen Fichtenwäldchen und schnitt hier in zärtlicher Erinnerung, trotz der Kälte ein gewaltiges HR in eine junge Fichte, des geliebten Mädchens dabei mit Sehnsucht gedenkend. Als er fertig war, wälzte er noch einen ungeheuern Schneeball in den Wiesengrund hinab und kam erst, als es dunkelte, nach Haus. Sein Unmuth war im Freien verschwunden, er war wieder der heitere, freundliche Jüngling. Sobald daher die Comtesse schickte, nahm er die Geige und ging hinüber. Mit lebhafter Theilnahme erkundigte sich die Dame nach seiner Stimmung. Er verhehlte nicht, daß er sehr aufgeregt gewesen, und solche Stumpfheit ihm noch nie vorgekommen sei. Auf ihre Frage, wie er denn also mit ihrem Bruder auskäme, gestand er, daß dies seine schwersten Stunden im Tage wären, die er auf die Länge nicht aushalten könnte, indem er selbst in seinem Spiel dadurch zurückzukommen glaube.

„Ganz gewiß!" — meinte die Comtesse und setzte hinzu, sie habe ihrem Bruder oft versichert, daß er nicht das geringste Talent zur Musik besitze. Allein das habe er sehr übel genommen und räche sich, weil er es ihr nie verzeihen könne, durch allerhand beißende Spottreden. Sie paßten überhaupt nicht zusammen,

weshalb sie auch nur bisweilen und nur auf kurze Zeit hier sei.

Es fehlte der Comtesse Julie, sobald sie nicht die Beschützerin der Künste, die zehnte Muse machen wollte und sich ihrem natürlichen Hange zur Koketterie überließ, weder an Verstand noch selbst an gutem Herzen. Auch in der Musik hatte Heinrich ihr Unrecht gethan. Sie spielte vortrefflich, und der Jüngling, lebhaft wie er war, hielt es für Pflicht, ihr seine Uebereilung zu bekennen und, indem er ihre Hand küßte, sie deshalb um Vergebung zu bitten. Sogleich fiel sie wieder in ihr preciöses Wesen. „Holder Jüngling! — lispelte sie — Mitgenoß der Kunstschönheit, entziehen Sie sich Juliens dankbarem Herzen nicht!“ Mit diesen Worten öffnete sie die Arme und als Heinrich zauderte, zog sie ihn an sich und umarmte ihn zärtlich. Zwar empfand Heinrich etwas ähnliches, als ob fis zu f gegriffen, oder er des Grafen antispasmodisches Pulver schlucken müsse: indeß bezwang er sich und küßte muthig die dargebotene Wange, weil er in der Comtesse wahre Liebe zur Kunst gefunden und dadurch ein gewisses Wohlwollen für sie in ihn gekommen war. Noch ein Paar Sätze wurden gespielt und er dann mit einer zweiten Accolade entlassen. Gern versprach er, so oft es die Comtesse wünschte, zu Befehl zu stehn. Kaum in seinem Zimmer, trat der Kammerdiener herein und brachte eine alte Geige, die dem Grafen als die treffliche Arbeit eines unbekannten Meisters zugeschickt worden. Sie

war übel gehalten. Heinrich sollte sie untersuchen, beziehen, Steg und Stimme wieder aufrichten, darauf spielen und dann entscheiden, ob sie den geforderten hohen Preis werth sei. „Schon zweimal hat der Herr nach Ihnen geschickt, um Musik zu machen, allein Sie waren im ganzen Hause nicht zu finden!"

„Nach der Tafel ging ich spazieren und Abends accompagnirte ich der Comtesse, die ganz vortrefflich spielt."

„Was Tausend!" — lächelte der Kammerdiener — „Sie sind ja ordentlich warm dabei geworden. Und wie sonderbar, auf der rechten Wange brennt ein hochrother Fleck! Lassen Sie doch sehen" — er strich ihm mit dem Tuch über die Backe — „Was Geier — Ehrenreich — sehen Sie mal, das Tuch ist ganz roth — färbt denn Ihr Gesicht oder das der Comtesse?"

„Possen!" lachte Heinrich und wurde über und über roth.

„Werde nur nicht so roth, kleine Unschuld, wenn Du läugnen willst! Aber ernstlich, Ehrenreich, nehmen Sie sich in Acht. Sie sind ein hübscher Mensch und wir wissen, daß die Comtesse Sie auf dem Rohre hat. Lassen Sie sich aber nicht den Teufel blenden und von den gemalten Backen der alten Dame um Ihre natürlichen rothen Wangen bringen. Das könnte Ihnen mehr schaden, als Ihnen die Gunst der Comtesse einbringen dürfte. Dazu versteht der Herr in diesem Punkte keinen Spaß, und wenn er anfängt, ist er hitzig. Auch vertragen sich die Geschwister nicht lange

und der Dritte, der dazwischen steht, könnte — der Graf klingelt. — vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe!" — Die Warnung des Kammerdieners war überflüssig. Heinrich verstand ihn nicht und die Comtesse würde sich nie so weit vergessen haben. Allein sie hatte dem Kammerdiener einst bei ihrem Bruder decreditiren wollen. Dafür rächte er sich. Er kannte seines Herrn Eifersucht auf das Talent der Schwester, so wie die oft allerdings übertriebene und lächerliche Vorliebe für Kunst und Künstler. Nach Art dieser Leute hatte er nun gleich auf das Schlimmste geschlossen und sich vorgenommen, der Comtesse die leichte Eroberung zu entreißen. Heinrich behielt nichts als den guten Rath, vor dem Grafen nicht mit seiner Schwester schön zu thun, und auch dieser schien ihm ganz überflüssig. Er beschäftigte sich noch ein Paar Stunden mit der alten Geige und legte sich dann zur Ruh, um — wie immer — von Röschen zu träumen! —

Des andern Tages brachte ein Bote Briefe für das gräfliche Haus. Es war auch ein Paketchen an Heinrich dabei. Er riß es auf, sobald er allein war, sein Herz trieb ihn zur Eile und er hatte richtig vorempfunden, ein Briefchen von Röschen's Hand lag dabei und drin eine eng zusammengeringelte Locke von Röschen's duftendem braunen Haar. O Wonne der ersten Liebe! Heinrich sprang wie närrisch im

Zimmer herum, wollte zum Grafen, dann zur Comtesse, und ihnen Röschen's Brief, Röschen's Locke zeigen. Sein Zartgefühl hielt ihn zurück; allein hier im engen Zimmer konnte er sich nicht freuen. Er mußte jubeln, tanzen, lärmen, schreien. Schnell warf er Geige und Noten zusammen, den Hut auf den Kopf, die Thür in's Schloß und nun im vollen Galopp die breite Schloßtreppe hinab, immer zwei Stufen auf einmal nehmend! Zu des armen Jungen Unglück lehnte heut wieder, es war just Sonntag, der fatale Portier, der ihm das erste Abenteuer noch nicht vergessen hatte, wieder in Pontificalibus, den langen Stock als Pfeiler in den Rücken und über die Einfahrt hinüber an die Mauer gestellt, recht bequem in der Mitte der Thorhalle, wohlgefällig den roth- und silberbordirten Bauch betrachtend. Auf Heinrichs Geräusch drehte er den Kopf nach ihm, wandte ihn aber verächtlich ab, ohne einen Fuß aus der Stelle zu setzen, als er den Urheber gewahr ward. Heinrich wollte sich eben so wenig um den aufgeblasenen Dummkopf kümmern und wie ein Pfeil vorüberfliegen. Leider aber blieb er im raschesten Lauf mit dem Fuß an der Spitze des weitausgesetzten Stockes hängen, riß ihn weg und natürlich bewegte sich der Portier höchst unsanft rückwärts zur Erde nieder. Eben schritt seine Frau mit einer schweren Bratenschüssel, auf der die heutige Atzung ihres Oger's zur Küche sollte, quer über den Flur und kam leider noch in Heinrichs Flugbahn. Unvermögend anzuhalten, ja durch den

Fall seines Feindes noch mehr gehetzt, rennte Heinrich Frau, Braten und Bratenschüssel in den Grund, und fuhr, reichlich mit Fett getränkt, zum Thore hinaus. Hundert Schritte vom Eingange stand er am Ende der unwillkührlich zurückgelegten Parabole still. Der Fettgeruch auf seinen Kleidern verrieth, was ihm der Sieg koste! Ein unangenehmer Auftritt mit dem zweimal zu Falle gebrachten Portier, der schwerlich an seine Unschuld glauben würde, stand ihm bevor. Jemehr er darüber nachdachte, je verdrüßlicher zeigte sich der Handel. Endlich fiel ihm ein Ausweg ein. Der Kammerdiener sollte ihm heraushelfen. — Allein, wie zu dem kommen, ohne durch das Thor wieder zurückzukehren? — Durch den Garten — besann er sich plötzlich — die Hinterthür herein, dann links das kleine Treppchen herauf, so war er im zweiten Stock, ohne von einer menschlichen Seele bemerkt worden zu sein. Gesagt, gethan! Aufs Neue setzte er sich in Galopp, war bald um die Gartenmauer herum, flog schon die breite Allee herab, stand jetzt an der Hinterthür. Leise klinkte er, drückte — o weh, sie, die immer offen stand, war grade heut verschlossen! Ohne sich lange zu besinnen, packte er die Spalierlatten, mit denen der erste Stock des Hinterhauses bezogen war, und klomm rasch daran in die Höhe. „Heinrich" — scholl es plötzlich hinter ihm — „Ehrenreich!" und plötzlich fühlte er sich an den Beinen gefaßt. — „Ist das der Gärtner," — denkt er bei sich — „so komme ich aus dem Regen in die Traufe!" — Er

blickt herunter — „nein, Gott sei Dank, es ist der Kammerdiener!“ — Hier war nichts zu befürchten und da der Untenstehende immerfort an seinen Beinen zieht, so läßt Heinrich plötzlich los und stürzt wie ein Bleiklumpen in des Kammerdieners Arme, den er freilich mit sich zu Boden reißt. In der ersten Aufwallung giebt ihm der eine tüchtige Ohrfeige, dann aber schnell versöhnt, reißt er ihn empor und rennt blitzschnell mit ihm hinter einen nahen Pavillon. „Unglückskind!“ — fährt er ihn hier an — „sagen Sie mir, ob Sie ganz und gar des leibhaftigen Teufels sind? Soll Ihnen der Graf durchaus den Hals brechen? Was fällt Ihnen denn ein, hier am hellen lichten Tage der Comtesse in die Fenster zu steigen? Haben Sie auf der Gallerie nicht Platz genug?“ —

„Zur Comtesse?“ — stammelte Heinrich, von Fall und Ohrfeige betäubt — „Wohnt in dem Fenster, durch das ich wollte, die Comtesse? Das wußte ich nicht!“

„Das wußten Sie nicht? Nun, weshalb wagten Sie denn die rasende Fahrt?“

„Weil ich dem Portier entlaufen wollte!“

„Dem Portier? Bis in der Comtesse Schlafzimmer? Heinrich, Heinrich! — Aber wie sehen Sie denn aus? Und“ — er fing an zu schnobern — „wie riechen Sie denn? Nach purem Fett, wahrhaftig, nach Bratenbrühe!“

„Alles der verdammte Portier!“ murmelte Heinrich.

„Potz Stern! Wohl gar nach Menschenfett? Wollten Sie den Mann auskreischen? — Aber Sie sagten ja, Sie wären ihm entlaufen, er hatte Sie wohl fressen wollen?“

„Mich nicht; aber den Braten!“

Der Kammerdiener sah ihn zweifelnd an, ob er wohl bei Sinnen sei. Dann sagte er überlegend: — „Steigt bei Tage zur Comtesse hinein — entläuft dem Portier, dem er den Braten stehlen wollte — hängt's so zusammen? — Der Comtesse wird der Mund recht nach des Portiers Braten gewässert haben — nicht wahr?“ — Er wandte unwillig dem vermeinten Lügner den Rücken. Allein Heinrich umfaßte ihn freundlich, betheuernd, er solle buchstäblich die Wahrheit erfahren, und erzählte ihm nun haarklein die ganze Geschichte, ja er zeigte ihm sogar Röschen's Brief und Locke. „Sie sind ein ehrliches Blut — versetzte der Kammerdiener ihm die Hand schüttelnd — „aber unüberlegt, faselig, hu! Hier haben Sie den Schlüssel zur Hinterthür, gehen Sie getrost auf Ihr Zimmer, ich werde mit dem Portier sprechen!“ — In der That wußte der gewandte Mann alle Schuld auf diesen zu schieben, der einen tüchtigen Verweis bekam, daß er voll ungebührlichen Stolzes mit weit von sich gestelltem Stocke in der Halle gestanden, woran nicht allein Heinrich, sondern jeder andre Eilende anstoßen, fallen und zu Schaden gebracht werden können. Braten und Schüssel, so wie den Schreck, den die Frau gehabt, vergütete er in Hein-

richs Auftrage großmüthig. — Dieser war indessen kaum mit Umkleiden fertig, als ihn das Kammermädchen der Comtesse zum Musiciren zu dieser beschied. Er empfing hier, nachdem er ein Paar Stunden geseigt hatte, den gewöhnlichen Zärtlichkeitstribut, vergaß aber nicht, in seinem Zimmer sich die Wange vom Metallglanze der gräflichen Schminke zu säubern, und nahm sodann die genaue Besichtigung der Geige vor, die ihm zugeschickt worden. Das Instrument schien von guter Hand gefertigt, machte ihm aber dennoch gewaltige Mühe. Die Wirbel waren ausgetrocknet und standen nicht, die gestern aufgezogenen Saiten waren gesprungen und hatten den Steg umgerissen. Er stellte den Schaden wieder her, allein der Ton war nicht mehr derselbe, er griff also nach Werkzeug, um den Stimmstock zu rücken. Eben hatte er dies mühselige Geschäft begonnen, als ihn der Graf zu sich beschied. Er ließ das begonnene Werk liegen und eilte hinüber. Der Herr ging lebhaft im Zimmer auf und nieder und warf einen strengen Blick auf den Eintretenden. Dieser wartete ruhig, was folgen würde, und fing einstweilen an, die Violinen zu stimmen. Es schien etwas in dem Grafen zu kämpfen, denn er trat mit einem finstrern Zug, als ihn Heinrich je gesehen, vor ihn, öffnete den Mund ohne zu sprechen, legte dann die Hand an die Stirn. Endlich sagte er schnell und heftig: „Immer stecken Sie bei der alten Schachtel drüben. Wie weit wollen Sie es treiben?“

„Soweit wie möglich, gnädiger Herr," — erwiederte Heinrich ruhig — „es muß doch endlich etwas draus werden."

„Nichts wird draus — fiel der Graf ein — nichts, auf mein Wort!"

„Sie ist freilich sehr alt — "

„Sehr alt, sehr häßlich. Und deshalb dächte ich, Sie bekümmerten sich nicht weiter darum."

„Indessen, dem wäre noch abzuhelfen — "

„Abzuhelfen? " — lachte der Graf bitter — „nun wahrhaftig! Und wie wollten Sie das zuwege bringen?"

„Man müßte sie ganz neu lackiren."

„Lak — lackiren?" — fuhr der Graf zornig auf — „wen wollen Sie lackiren? Von wem sprechen Sie, junger Mensch, so dreist?"

„Mein Gott, gnädiger Herr, von der alten Geige, die Sie mir gestern geschickt. Haben Sie nur die Gnade, sie selbst anzusehen, so werden Sie finden, daß sie gewaltig bestoßen und beschabt ist, und daher einen neuen Lack wohl verdiente. Wenn jedoch — "

„O still, still!" — sagte der Graf viel milder, indem er sich nach dem Fenster wandte. Ehrenreich stand wie aus den Wolken gefallen. „Was hatten Sie unter dem Fenster der Comtesse Julie zu suchen? — frug der Herr jetzt — „wozu kletterten Sie am Spalier in die Höhe? Sagen Sie die Wahrheit!"

„Gewiß hat der Gärtner — "

„Allerdings. Und wie konnten Sie glauben, daß

eine solche grobe Unbesonnenheit, am hellen Tage begangen, verborgen bleiben würde. Aber was suchten Sie dort, warum gingen Sie nicht den gewöhnlichen Weg zur Comtesse?"

„Weil ich überhaupt nicht dahin wollte." — entgegnete Heinrich und bat um die Erlaubniß, das Faktum vorzutragen. Er that das sehr aufrichtig und berief sich nicht nur auf seine Briefe und den Kammerdiener, sondern selbst auf den Portier. Der Graf konnte sich des Lächelns nicht erwehren, nahm aber dennoch bald seine ernsthafte Miene wieder an: „Ich glaube Ihnen — allein die Kinderei hat Aufsehn gemacht und verdrüßliche Erläuterungen herbeigeführt. Es ist deshalb um so besser, daß mein Neffe, Ihr künftiger Prinzipal, in der Residenz angekommen ist. Packen Sie Ihre Sachen zusammen, Sie sollen morgen früh mit mir nach der Stadt fahren und von dort aus Ihre Reise antreten!" — Wer war froher als Heinrich, der es auf die Länge in des Grafen Hause nicht ausgehalten haben würde! —

Am andern Morgen ging es mit dem flüchtigen Postzuge im raschen Trabe nach der Residenz. Heinrich, voll jugendlicher Fröhlichkeit — denn der Abschied von der Comtesse hatte ihm das Herz nicht schwer gemacht — konnte seine Freude, nun bald in die weite Welt zu gehen, kaum mäßigen. Endlich war die Stadt erreicht und schon donnerten die vier Schimmel

in den prächtigen Pallast des Grafen hinein. Ein junger Mann flog herunter an den Schlag, des Grafen Hand zu küssen, der ihn umarmte. Heinrich hatte Zeit ihn zu betrachten und fühlte sich auf den ersten Anblick zu dem schönen Manne, der wohl ein vier bis sechs Jahr älter, als er, sein mochte, gezogen. „Graf Ernst" — sagte der alte Herr — „Mein Neffe, hier ist dein Begleiter, Heinrich Ehrenreich, ein guter Geiger, übrigens aber ein völliger Neuling und faselig, unbesonnen wie eine Fliege!" — Graf Ernst reichte dem Jünglinge die Hand. „Sie helfen mir in der Musik fort, — sagte er freundlich — „ich Ihnen in der Weltkenntniß, so heben wir gegen einander auf!" — Auf den dritten Tag ward die Abreise festgesetzt und Heinrich lief indessen mit dem Kammerdiener in der Stadt herum, in der Absicht, allerlei Kleinigkeiten, die ihm noch fehlten — denn für seine Garderobe hatte Graf Ernst reichlich gesorgt — einen kleinen Vorrath Musikalien, Violinsaiten, Colophon und was sonst von dergleichen nöthig war, so wie ein Andenken für Röschen, und zwar eine niedliche goldne Kette einzukaufen. Allein der Kammerdiener hatte Mühe, den jungen Menschen nur beim Musikverleger während der Wahl der Musikstücke zur Besonnenheit zu bringen, er war so zerstreut, so selig in Hoffnung auf die Zukunft, daß ihm die Gegenwart ganz entschwand. Eilig schrieb er an Röschen einen Brief, den wohl nur die Liebe so confus eingeben und wieder entziffern konnte, schob

das Kettchen hinein und gab ihn dem Kammerdiener, der ihn gewissenhaft zu besorgen versprach. Zum Glück frug dieser noch vorsichtiger Weise, ob denn aber auch das ihm eingehändigte Päcktchen wirklich den Brief und das Geschenk enthalte? Heinrich wußte nicht anders, öffnete es aber doch noch einmal auf Zureden seines Mentors, weil dieser des Jünglings Zerstreutheit kannte und keine Verantwortlichkeit auf sich laden wollte. Richtig getroffen! Heinrich hatte die goldne Kette in das fettigste Oelpapier gewickelt, das er hatte finden können und sie so in die blecherne Saitenschachtel gepackt, seinem Mädchen aber schickte er Colophonium, ein halb Dutzend Quinten und ein Paar D und G! — „Heinrich, Heinrich!" — rief sein Freund — „schaff' dir Gedanken an, sonst werden sie dir in der Fremde die Fettfedern bald ausrupfen!" — Des andern Morgens, fünf Uhr, kamen vier Postpferde und eine Viertelstunde drauf flogen Graf Ernst und Heinrich in einer bequemen Wiener Kalesche, nur den Jäger auf dem Bocke, die breite Chaussee nach Süden hin! —

Um den Leser nicht zu ermüden, hören wir auf, während dieser Reise unsern Heinrich gleichsam Schritt vor Schritt zu begleiten und begnügen uns, aus der ganzen Epoche ein Paar Abenteuer auszuheben, die auf seine Ausbildung als Künstler von Einfluß waren. Vorher aber müssen wir über die Natur seines Ver-

hältnisses zu seinem Prinzipal ein Paar Worte sagen. Graf Ernst hatte natürlich gleich im ersten Gespräche gesehen, wo es seinem Begleiter fehle, und machte sich's zur Pflicht, ihn — wozu Er ganz der Mann war — nach Kräften vorwärts zu bringen. Er las ihm vor, ließ sich von ihm vorlesen, erklärte ihm, was er nicht verstand, lehrte ihn, was er nicht wußte, und gab ihm über seinen Künstlerberuf, so wie über das Wesen aller Kunst erschöpfende Belehrung. Er sah mit wahrer Freude, wie kein's seiner Worte bei Heinrichen auf unfruchtbarem Boden fiel, und dieser, von Ehrgeiz und Anhänglichkeit getrieben, täglich neue Fortschritte machte. Aber er hütete sich, die Kluft, die Standesverschiedenheit zwischen sie geworfen, durch Erwiederung von seines Schülers herzlichen Aufwallungen auszugleichen. Dies behielt er sich für die Zeit vor, wenn Heinrich, zu richtiger Ansicht und Schätzung gesellschaftlicher Verhältnisse reif, den Werth einer Freundschaft, die sich über diese Schranken hinwegsetzt, einzusehen fähig sein würde. Der Jüngling, Ernst's fast unzertrennlicher Gefährte bei allen körperlichen Uebungen, welche der Graf sehr liebte, hielt sich nur von den sogenannten großen Gesellschaften zurück, deren Langeweile für seine Stellung im Leben er sich ganz ohne Nutzen aufgebürdet haben würde. Er benutzte diese Zeit zum Studium für sein Instrument, auf welchem er des Mechanischen fast ganz Meister war. Einst, in Venedig, überraschte ihn bei diesem Geschäfte ein Italie-

ner in Gesellschaft des Grafen. Da der Fremde großen Geschmack an Heinrichs Spiel fand, so fügte sich dieser gern seinem Wunsche, das Musikstück zu wiederholen. Einige Tage später erhielten Beide eine Einladung zu einem musikalischen Cirkel in dem Hause jenes Italieners. Sie fanden eine zahlreiche Gesellschaft. Der Herr des Hauses stellte den jungen Musiker einer Dame vor, die er Signora Rosa nannte und die eine vortreffliche Sängerin sei! So lebhaft Heinrich Röschens Bild vor Augen hatte, so war er doch nicht im Stande, den Blick von dieser vollendeten Schönheit abzuwenden. Die Erinnerung floß wie Regenbogenfarben in einander, sprachlos starrte er in die schwarzen Augensterne der Italienerin und vermochte nichts als die Gegenwart zu denken. Die Dame brach zuerst das Stillschweigen und erzählte ihm in gebrochenem Deutsch, das sie noch reizender machte, wie sie erst vor ganz kurzer Zeit aus Süddeutschland zurückgekehrt, wo sie eine glänzende Lage nur verlassen habe, weil sie sich nicht an das Klima gewöhnen können. Sie schien lebhaftern Antheil an ihm zu nehmen, als sie erfuhr, daß er auch Musiker und seiner Ausbildung wegen hier sei. Zu Heinrichs großem Leidwesen ward die Unterhaltung durch die an ihn gerichtete Aufforderung, zu spielen, unterbrochen. Er spielte, nicht ohne, so oft als möglich, die Italienerin anzublicken, ein brillantes, sehr schweres Stück mit Sicherheit und Kraft. Allgemeiner Beifall ward ihm zu Theil, nur Rosa — er sah das deutlich —

applaudirte nicht, und öffnete auch ihren schönen Mund zu keinem Bravo. Heinrichs Ehrgeiz ward tief verletzt, er drängte sich an die Signora und bat sie, ihm zu sagen, ob er so glücklich gewesen sei, ihr durch sein Spiel nicht zu mißfallen. Sie erwiederte: was man erlernen könne, das habe er geleistet und im Mechanischen sei nichts zu wünschen übrig. Allein sein Ton sei kalt, sein Vortrag matt, er spiele ohne Gefühl, ohne Seele — mit einem Worte, wie eine Maschine! Heinrich glaubte aus den Wolken zu fallen; seine Fassung war gewaltig erschüttert und nicht ohne etwas Spöttisches im Blick und Ton, bat er die Dame, doch nun auch sich hören zu lassen, damit er von ihr lernen könne. Heut sei sie nicht disponirt, antwortete Rosa sehr gleichgültig; aber wenn er in ein Paar Tagen sie in ihrer Wohnung besuchen wolle, so würde sie mit Vergnügen singen, und dann solle er erfahren, was es heiße, mit Ausdruck vortragen, wovon er noch keine Ahnung habe. Rosa ward abgerufen und Heinrich sah sie diesen Abend nicht wieder. Dagegen stürmte es gewaltig in ihm auf und nieder. Verletzter Stolz und eine unbegreifliche Sehnsucht, Rosa öfterer zu sehen und singen zu hören, bekämpften sich in seinem Gemüth. Er sprach, als sie zurückkamen, mit dem Grafen davon und theilte ihm die von der Signora erhaltene Einladung mit. „Alles recht schön — erwiederte Graf Ernst — Rosa mag Recht haben, und da sie einen außerordentlichen Ruf als Sängerin hat, so können Sie aus

ihrem Umgange den größten Nutzen ziehen, nehmen Sie sich nur in Acht, daß Sie sich die Fittiche nicht an den schönen, schwarzen Augen versengen!" —

Pünktlich stand Heinrich am dritten Tage in Rosa's Vorzimmer. Sie empfing ihn höchst freundlich, ließ ihn neben sich auf's Sopha setzen und fing sogleich an, von Musik zu sprechen. Sie räumte ein, daß die Deutschen der jetzigen Zeit den Italienern in dieser schönen Kunst mit großen Schritten nacheilten, ja daß die Instrumentalmusik, der mechanischen Ausbildung nach, in Deutschland weit höher stünde als in Italien. Das sei aber doch unbezweifelt von geringerm Werthe, als der Ausdruck von Zärtlichkeit, Sehnsucht und Schmerz, der Vortrag mit einem Worte, den man nur von Italienern lernen könne. Die Deutschen hätten nun einmal bloß Verstand, aber kein Gefühl, und so seien denn auch ihre Kunstleistungen technisch vollendet — aber kalt. Heinrich wollte einwenden, allein Rosa legte ihm die warme, schöne Hand auf den Mund und sagte in ihrem allerliebsten deutschen Kauderwelsch: „Enrico, schweigen Du. Du bist auch kaltes Deutsches. Du mußt nix so spielen, wie kleine Kinder in Schule spreken" — sie ahmte hier das eintönige Geplärr nach — „Giesu Maria, was ist das! — Du mußt spreke" — sie schlug die schönen Augen zum Himmel und seufzte langsam und voll schmerzlicher Verwunderung — „Giesu Maria, was ist d a h s!" — Dabei ergriff sie Heinrichs Hand, sie fest an ihren Busen pressend, der heiß und voll die gewebte Luft,

die ihn umgab, zurückdrängte. Heinrich, auf dem Glutheerde niegekannter Empfindungen, stammelte, daß er die Signora nicht ganz verstehe. „O Dio, dummes Deutsches" — rief Rosa ungeduldig — „Haben Du kein Erz? Ich werde geben Dir Erz von meinem Erz!" — Und damit setzte sie sich an's Piano und sang eine kleine Canzonette erst ganz kalt und ausdruckslos, wobei sie Heinrichen, den schon der Klang dieser metallreichen Stimme bezauberte, rief: „so singen Du, Bestia! — Jetzt geben Aktung!" — Sie wiederholte nun dieselbe Musik, allein mit einem Tone, einem Ausdrucke von Wehmuth, von Liebe und Lust, von Zärtlichkeit in Stimme und Blick, daß Heinrich, außer sich, mit thränenden Augen, als sie geendet, zusprang, ihre Hand mit Ungestüm an seine Lippen drückte und sie um die Gunst beschwor, ihr öfter zuhören und sein Spiel nach ihrem Gesange bilden zu dürfen. Rosa lächelte zauberisch und zeigte ihm einen Blumentopf am Fenster. Wenn dieser vor dem Fenster stehe, könne er allemal kommen, außerdem habe sie nicht Zeit. Ehrenreich ließ sich das nicht zweimal sagen, und lief täglich ein paarmal hin, begleitete Rosa in's Theater, auf dem Spaziergange und war, wenn er nicht Violin spielte oder zu Hause sein mußte, sicher bei ihr zu finden. Als Graf Ernst nach ein Paar Wochen einmal scherzend sagte: ihm dünke, das Röschen sei zur Rose geworden; betheuerte Heinrich das Gegentheil. „Schon gut, schon gut — unter-

brach ihn Graf Ernſt — „ich will Sie zu keiner Indiscretion verleiten. Nur für ein's warne ich. Roſa hat einen Freund unter den Senatoren, der ſeit einigen Tagen von Reiſen zurückgekommen. Trifft dieſer Sie einmal dort, ſo ſind Sie vor Dolchſtichen nicht ſicher. Alſo wie geſagt — nehmen Sie ſich in Acht!" Graf Ernſt hatte nicht umſonſt gewarnt. Einſt ſaß er ſpät am Schreibtiſche. Heinrich war im Theater. Es ſchlug Ein Uhr nach Mitternacht; er legte die Feder nieder, um zur Ruhe zu gehen, als gewaltſam an der Thür des Hotel's geklingelt ward. Man öffnete. Nach einigen Augenblicken trat Heinrich blaß, über und über von Waſſer triefend, in's Zimmer. „Erſchrecken Sie nicht, lieber Graf!" — rief er dem ängſtlich aufſpringenden Ernſt entgegen — „ich bin leicht verwundet, in einen Kanal geſtoßen worden, habe mich aber durch Schwimmen gerettet. Roſa, die falſche Seele — " „Still, ſtill" — erwiederte der Graf — „läſtern Sie Roſa nicht, der Sie viel ſchuldig ſind, jene iſt Italienerin und Sie waren gewarnt. Danken Sie dem Himmel, daß der Dolch nur Ihren Arm, ſtatt Ihr Herz traf. Laſſen Sie ſich nur ſchnell verbinden. Ich ſchreibe ſogleich um unſre Päſſe, denn Sie ſind nun keinen Augenblick mehr hier ſicher!" — Heinrichs Wunde war leicht und ſie reiſ'ten ſchon am folgenden Tage ab. Allein die Begebenheit hatte den Jüngling zum Manne gereift. Der Graf bemerkte dies an ſeinem ſtillen Betragen, an ſeinem ſtätern Fleiß, ſeinem Daheimbleiben, ſeiner

Behutsamkeit, neue Bekanntschaften anzuknüpfen, dem männlichen Ernste in seiner ganzen Handlungsweise. Er behandelte ihn daher seit dieser Zeit als einen erfahrnen, geprüften Freund. Heinrich verstand es jetzt dieses Benehmen zu schätzen, und schloß sich dem Grafen mit wahrhaft brüderlicher Zärtlichkeit an. Bald darauf verließen sie Italien und schlugen die Straße nach Paris ein. Heinrich trat hier als Künstler öffentlich auf und erndtete den Lohn seines Studiums und die Frucht des Unterrichts der schönen Rosa. Man fand sein Spiel, sow ie seinen Ton und Vortrag bezaubernd schön; es geschahen ihm mehrere vortheilhafte Anträge, die er aber aus Liebe zum Vaterlande und seinem Freunde ausschlug. Er benutzte hier die Gelegenheit, sich auch in der Kenntniß der Composition recht festzusetzen, und als endlich Briefe aus der Heimath die beiden Wandrer zurückruften, da konnte er sich das Zeugniß geben, seine Zeit rechtschaffen genutzt zu haben. Graf Ernst hatte indeß im Stillen für seinen Freund gearbeitet und ihm ward die hohe Freude, am Tage vor der Abreise Heinrichen mit dem Anstellungspatente als Concertmeister in der Capelle des Landesfürsten überraschen zu können! Man kann denken, mit welchen Empfindungen Heinrich dem geliebten Röschen, das längst wieder die oberste Stelle in seinem Herzen eingenommen, entgegenreis'te. —

Es war just am Dreikönigsabende, als Heinrich, in Pelze gehüllt, in die Ecke seines Wagens gedrückt, dem Geburtsstädtchen durch Frost- und Schneewetter, die er als langentbehrte Bekannte grüßte — zueilte. Er wußte aus den erhaltenen Briefen seiner Eltern, daß alle seine Lieben, den Spitz und Kater mit eingerechnet, gesund waren, ja daß Schwarzmann auch für das diesmalige Dreikönigsfest eine Festlichkeit veranstaltet und die vor vier Jahren mit so vielem Applaus aufgeführte feine Musicam wiederholen würde, wobei indessen, weil Röschen doch schon zu groß, ein jüngeres Mädchen den Engel, und — weil Samuel Fülleborn bei einem Bäcker, der lange Melchior aber bei einem Schmiede in der Lehre — an deren Stelle Paul Schicketanz, Gottlieb Lehrknecht und Veit Blechschmidt, welche vor vier Jahren als Ochs und Esel an der Krippe standen, dies Jahr die drei Magier figuriren sollten. Als Heinrich diese ihm unbeschreiblich theuern Partikularitäten in Paris drei Monat vorher erfuhr, so entbrannte schon damals der Wunsch in ihm, dabei gegenwärtig zu sein, und wie dankte er jetzt dem Himmel kindlich fromm und froh, ihm die selige Freude der Ueberraschung gewährt zu haben. Er wollte sie aber ganz genießen; zu dem Ende versah er sich mit einem prächtigen orientalischen Königskostüme aus der Theatergarderobe und da er keineswegs gemeint war, sich von Melandern nach Anleitung „des chemischen Recipé's" Gesicht und Hände trefflich schwarz übermohren zu lassen, auch

mit einer Mohrenmaske und schwarzen Handschuhen. Tief in den Mantel gehüllt, stand er, vom nächtigen Dunkel geschützt, hinter der Thür des Schulhauses, als der magische Stern ihm schon von weitem den Zug ankündigte, der vom regierenden Burgemeister zurückkam. Zitternd vor Wonne ließ er den Engel nebst den Majestäten vorüber und schlich die Treppe hinan. Als aber jetzt die Violinen mit lieblichem Gekreische das Beginnen des Tanzes verkündeten, da benutzte er die Gelegenheit, warf den Mantel bei Seite, nahm die Maske vor und trat rasch in die Stube, das erste beste Mädchen fassend, das ihm zunächst stand und sich in den Tanz mischend. Man kann denken, welchen Eindruck die Erscheinung von einem vierten Könige am Dreikönigsfeste erregen mußte, und nun gar zwei schwarze! Auch schien den schwarzen Herrschern ein eben so schwarzes Prinzip der Feindseligkeit inzuwohnen; denn kaum standen sie einander gegenüber, so wollte der rechtmäßige, von Melandern lackirte und creirte Souverain den Usurpator, trotz dessen weitüberlegener Größe und Pracht, auf die Seite schaffen, wogegen dieser, in Lachen ausbrechend, sich die scherzhafte Rache erlaubte, seinen Mitregenten mit einer Hand beim Gürtel zu fassen und ihn bis an die Decke des Zimmers hinauf und über alle irdischen Ansprüche und Zwistigkeiten wegzuheben. Allein sein Lachen verrieth ihn, mehrere Erwachsene wollten eine bekannte Stimme gehört haben, man rief den Cantor herbei, der den Fremden höflich bat sich zu

entmohren, wozu man ihm mit Seife und Bürste, ja nöthenfalls selbst mit Sand und Scheuerkraut behülflich sein wolle. „Nur einen Augenblick Geduld erbitte ich mir!“ — sagte der Mohr mit veränderter Stimme und blickte um sich. Dort im Winkel am Ofen saß Röschen vor ihrem Nähtische, und sah ziemlich gleichgültig von fern der Entwickelung zu. Sie war groß und, wo möglich, schöner geworden. Die großen braunen, milden Augen, die morgenröthlichen Wangen, der liebliche Mund, die herrlichen braunen Locken auf der weißen Stirn, der volle, üppig gehobene Busen ließen Heinrichen alles vergessen, was er Schönes gesehen hatte. Er warf seinen Scepter bei Seite, lös'te den funkelnden Gurt, so daß er mit einmal aus der Majestät heraustrat und als modisch-geschmackvoll gekleideter Privatmann dastand. Nun flog auch Turban, Perücke, Maske zur Erde, und „Heinrich! Heinrich Ehrenreich!“ schrie alles durcheinander und Röschen flog herbei und weinte süße Freudenthränen an Heinrichs Halse! Der Jubel verhallte langsam, denn auch Martha, ja selbst Kater und Spitz von Martha introducirt, bewillkommten ihren ehemaligen Kameraden und Schulfreund. „Aber wie nennt man Dich — nennt man Sie denn, Herr Ehrenreich?“ — so frug Schwarzmann ordentlich ängstlich, weil er sich Heinrichs Erscheinung gar nicht erklären konnte. „Sie, lieber Vater“ — erwiderte Heinrich — „nennen mich Du und Heinrich, die andern mögen mich Herr Concertmeister nennen, denn

das bin ich, im Dienſte unſers gnädigen Landesherrn, mit tauſend Thalern Gehalt jährlich. Hier" — er zog die Ausfertigung hervor — „iſt die Bürgſchaft. Wie mich nun Röschen nennen will, muß ich ihr freilich überlaſſen!" Aber Röschen war ſcheu zurückgetreten, ſeit ſie den alten Spielkameraden genauer angeſehen. Wie, der große, ſchöne, junge Mann, der Concertmeiſter in der Reſidenz mit ſo reichem Jahrgehalt, welcher den Cantor Vater nannte, das wäre Heinrich, Heinrich Ehrenreich? Sie blickte verſtohlen an ihm empor und dankte Gott, daß er es war. Der Cantor ſchlug die Ausfertigung zuſammen und ſagte ſehr ernſthaft: „dem Herrn Concertmeiſter mein devoteſtes Compliment — dem guten Sohne Heinrich meine Liebe —" „und Ihre Einwilligung zu meiner Verbindung mit Röschen!" — fiel Heinrich ein — „deshalb bin ich hier; die meiner Eltern habe ich ſchon. In vierzehn Tagen iſt mein Urlaub zu Ende und ich muß dann mein Amt antreten! Röschen, willſt du es mit mir wagen?" Röschen konnte vor Rührung nicht ſprechen, ſie faßte Heinrichs und des Pflegevaters Hand und drückte ſie ſchweigend an ihre Bruſt. Alles drängte den Cantor, doch gleich ja zu ſagen.

„Halt!" — rief er mit großem Ernſte, indem er ſeine ſchwarze Perücke mit beiden Fingern faßte und zwei oder drei Zoll breit ins Geſicht herein rückte, welches Experiment ihm ein wunderbar komiſches Anſehn gab. „Mosjé Haugry" — begann er mit

näselndem Tone — „es hat verlauten wollen, daß Dieselben zu Paris den Contrapunctum simplicem und duplicem, will sagen in Summa die musikalische Composition studiret. Da aber derer Franzosen Volubilität und superficielles Wesen in allen Dingen sattsam bekannt, so kann ich meine Einwilligung nicht eher geben — " „Herr Cantor Melander," — fiel Heinrich mit blitzenden Augen ein — „ich schreibe morgen in der Schulstube auf ein von Ihnen gewähltes Thema eine vierstimmige Ricercata*) und wenn diese nichts taugt, so sollen Sie mir die Hand Ihrer Pflegetochter verweigern!"

„Topp!" — rief der Cantor — „Topp, mein Herr Concertmeister! Du bist, wie ich aus deinem Anerbieten sehe, deiner Sache gewiß und so übergebe ich dir hiermit, als einem wohlfundirten Basso continuo **), diesen meinen adoptirten primo Soprano, gleichwie ein kunstreiches Thema, darüber du dein Lebelang die erfreulichsten Variationes,***) imitationes und inversiones machen, auch dasselbe

---

*) Ricercata. Eine Fuge, in der alle Kunststücke der strengen Schreibart angebracht sind.

**) Basso continuo. Ein figurirter Baß, der das Stück unaufhörlich begleitet.

***) Variatio, imitatio, inversio. Lauter Kunststücke des doppelten Contrapuncts, die sämmtlich über ein und dasselbe Thema erfunden sein müssen.

Subject durch alle vier, ja nach Befinden sechs und acht Stimmen, glücklich und zierlich hindurch führen mögest!" — Er warf ihm das Mädchen in die Arme.

Röschen wußte zwar nicht, was, nach des Pflegevaters musikalischen Allegorieen, mit ihr geschehen solle; allein es war nichts in der Welt, was sie dem so heißgeliebten Jugendfreunde nicht zu Liebe gethan hätte, und so gab sie ihm denn hocherröthend, aber fröhlich und wohlgemuth den Verlobungskuß und Handschlag, dem bald darauf die Trauung folgte.

Der Sohn der Wildniß.

Erzählung von Friedrich von Heyden.

So viele Stürme und Zerrüttungen das schöne deutsche Vaterland im Mittelalter und in der neueren Zeit auch hat erdulden müssen, so gehören doch ganz gewiß die zu den erschütterndsten, welche am Ende des zwölften und Anfange des dreizehnten Jahrhunderts der fürchterliche Kampf der Welfen und Waiblinger (Hohenstaufen) in ihm erregten. —

Kaiser Heinrich VI., zugleich König beider Sicilien, hatte diese Reiche durch seine Vermählung mit der letzten Erbin derselben, der Prinzessin Constantia, Schwester des Königes Wilhelm des Guten, erworben. Sein Recht war also gültig, und es blieb allerdings strafbar, daß der Haß der Sicilianer gegen die Deutschen einem natürlichen Sohne des jüngeren Bruders der Kaiserin, dem Grafen Tancred von Lece, die Krone aufsetzte. Indeß von der andern Seite war es auch strafbar

und unklug zugleich, daß Kaiser Heinrich, nachdem Tancred und sein hoffnungsvoller ältester Sohn gestorben waren, und der zweite, Wilhelm, der den älteren Bruder an glänzenden Eigenschaften noch übertroffen haben soll, sich ihm ergeben mußte, er eine so beispiellose Härte, ja Wortbrüchigkeit sich zu Schulden kommen ließ, daß dadurch er unmöglich die Gnade des Himmels und die Stimmung seiner Völker für sich günstig machen konnte.

Denn obgleich er dem jungen Wilhelm von Lece, der sich nur unter dieser Bedingung ihm ergeben, die väterlichen Erbgüter, nämlich das Fürstenthum Tarent und die Grafschaft, deren Namen er führte, zugesichert, so erhielt doch der arme Jüngling, der nur die Schuld des Vaters zu büßen hatte, am Ende davon nicht nur nichts, sondern nicht einmal die heilig angelobte Freiheit. Er wurde vielmehr mit Mutter und Schwester nach Deutschland geschleppt, und dort in ein festes Schloß gefangen gesetzt. Ueber die ferneren Begebenheiten der Schwestern, die nach des Kaisers Ableben Freiheit erhielten, und Schutz und Hülfe in Frankreich fanden, fehlte es nie an den lautesten Nachrichten. Das Schicksal des jungen heldenmüthigen Bruders war aber in undurchdringliches Dunkel um so mehr gehüllt, als die öffentliche Meinung damals noch ohne amtliche, allgemein sich vernehmen lassende Stimmen war. So viel war gewiß, schon ein Jahr nach seiner Gefangensetzung war der Fürst nicht mehr auf jenem Schlosse bei den

Seinen. Einige sagten, er habe sich selbst den Tod gegeben. Andere meinten, man habe ihn ermorden lassen.

Kaiser Heinrich VI. hatte den Sieg über seinen unglücklichen Nebenbuhler nicht lange überlebt, seinen Erbstaaten ein Kind in der Wiege, Friedrich II., nachgelassen, und während in beiden Sicilien die übermüthigen Baronen den Thron seines Sohnes beinahe umstürzten, und in Deutschland sich Philipp von Schwaben und Otto von Braunschweig um die Kaiserkrone befehdeten, ächzten die an tausend schweren Wunden blutenden Länder, und die Völker Italiens und Deutschlands zerfleischten sich, in rasender Trunkenheit gespalten, im nichts verschonenden, Irdisches und Himmliches zum Zwecke der Ehr- und Habsucht aufregenden, unversöhnlichen Kampfe für die feindlichen Häuser des Barbarossa und Heinrich des Löwen.

Eine so fürchterliche Bewegung hätte in der gegenwärtigen Zeit auch nicht den entferntesten Winkel seines Schauplatzes unangegriffen gelassen. In jenen Tagen, wo die Wildniß der Urwelt noch an manchen Stellen ihr altes geschmälertes Alleinrecht behauptete, gab es noch manches ferne Thal, manches abgelegene Bergland, manchen urbar gemachten, unbekannten Fleck im weit verbreiteten Forste, wo der verfolgte, Ruhe liebende Mensch den tiefen Frieden der Wüste gegen die, oft in sehr zweifelhaftem Werthe stehenden Güter der Geselligkeit eintauschen konnte. — Eine solche

Freistatt fand sich auch, einige Tagereisen von Costnitz, — es ist nun unmöglich, die Stelle zu bestimmen, — in einem dichten, mehrere Meilen großen, fast unwegsamen Walde, den nur am äußersten Rande Heerstraßen durchzogen, dessen Mitte aber, in grüne schauerliche Eichennacht gehüllt, jeden, der ihr zufällig nahe kam, durch die Besorgniß abschreckte, sich zu verirren, und wilden Thieren, oder noch böseren Menschen zum Raube zu werden. In diesem Schooße vermeinter Schrecken war es aber nun, wo, nur wenigen bekannt, mehrere einzelne Hütten zerstreut lagen, in welchen, fast im Naturzustande, friedliche, fromme, unglückliche, wiewohl nach den Begriffen der übrigen Welt, sehr dürftige Menschen lebten, welchen das Kloster, dem der Wald gehörte, dort den Aufenthalt verstattete. In neuer Zeit wären diese Ansiedelungen nicht zu zerstreut gewesen, um aus ihnen eine Commune zu bilden; auch ihre Bewohner nicht so unwichtig, als daß für ihre Humanität nicht höheren Orts viel Papier verschrieben, und Visitationen aller Art, aller Methoden, angeordnet worden wären. Damals aber waren die guten Waldbürger nicht so glücklich. Ihre geistlichen Oberherren bekümmerten sich nicht viel um sie, denn da die Schützlinge nichts zu geben hatten, so meinten die Beschützer, ihnen auch nichts abfordern zu dürfen, und wenn sie für die Seelen der erstern sorgten, indem sie ihnen ihren Bruder Kellermeister Cölestin, dessen Ungeschicklichkeit zwei Stückfässer köstlichen Rheinweins

verdorben hatte, hinaus in den Wald in eine Art von Einsiedelei jagten, damit er den zerstreuten Schäflein Messe lese, und ihre Beichte höre, so meinten sie, alles gethan zu haben, was Gott, ihr Gewissen — die Chronik, aus der ich diese Geschichte entlehne, versichert, sie hätten eins gehabt — und der heilige Vater zu Rom nach ihrer Meinung von ihnen fordern konnten. In der Mitte der Gegend, welche von diesen Leuten zerstreut bewohnt wurde, schaute eine Waldkapelle von einer Höhe ins Thal, in welcher Bruder Cölestin Gottesdienst hielt, und seine Einsiedelei, die ganz hübsch war, stand recht einladend daneben. — Die Heerde muß sehr einfältig gewesen sein, wenn ein Hirte, der zwei Fäßer guten Weines hatte verderben lassen, der Gegenstand ihrer Liebe und Verehrung sein konnte; — es war nun aber einmal so. Wo der hochwürdige Vater Cölestin sich einer Wohnung seiner Kinder besuchend nahte, da meinten die frommen Seelen, es scheine ein besserer Tag in die Hütte, und ein Herold des himmlischen Friedens trete über die Schwelle.

Der vortreffliche Mönch war indeß keineswegs die einzige anziehende Persönlichkeit in dieser Einöde. In der äußersten Hütte der Ansiedelung, schon beinahe in der dichten, aber herrlichen Wildniß selbst, und von allen Uebrigen weit abgesondert, lebten Menschen von nicht minder vortheilhafter Eigenthümlichkeit. Ein noch ziemlich junger Mann, eine eben solche Frau, ihr Sohn, und noch ein Greis, der indeß nicht

mit ihnen verwandt, ja ihnen untergeordnet schien, obgleich man ihn mit emporziehender Herzlichkeit behandelte. Der Mann war groß, stark, von edlem Ansehn, und freiem kühnen Anstande. Sein sonnenverbranntes Gesicht, in dichtem, dunkelm, gelocktem Haare und Barte, mußte einst sehr schön gewesen sein, nun hatten Mühe und Sorgen, vielleicht auch Gram, manche Furche hineingegraben, aber würdig und regelmäßig war es noch immer. Er nannte sich Ralf. Die Frau, Namens Gertrud, war noch jetzt schön, blond, und lieblich über alles, was Bruder Cölestin jemals gesehen. Der Bube, der Roger getauft worden, war von funfzehn Jahren, schon so derb, stark, und auch fast so groß als der Vater, dabei verwegen, lustig und anstellbar über die Maaßen. Herrlich war er, so wie der Tag, denn er trug die Züge und das gelbe Haar der Mutter, neben dem dunkeln, südlichen, flammenwerfenden Auge des Vaters.

Diese Leute waren vor Jahren, noch unverheirathet, als Pilgrimme gekleidet, in den Wald gekommen, und Bruder Cölestin hatte sie getraut. Die Hütte hatten sie sich auf dem weit entlegenen, aber schönen Platze errichtet, im Schatten hoher lispelnder Hangebirken, am rauschenden, forellenreichen Bache, blumiges Wiesenland umher, und im weiten Kreise, die lichte Stelle von allen Seiten einschließend, der tief grüne Eichenwald. Alles, was Ralf anfing, hatte ein besonderes Geschick, alles, was Gertrud unternahm,

mußte gelingen. Dabei liebten sich die beiden einsamen Wesen so innig, so zärtlich, wie die Tauben, welche in den Birken nisteten über ihren Häuptern.

Die Einrichtung der Hütte war arm, roh, dennoch aber gaben Anordnung und Sorgfalt einen Anstrich von einladender Zierlichkeit. Das bebaute Feld, die Schaafe und Kühe, die sie besaßen, der Wald mit seinem Wilde, mit seinen Fischen der Fluß, gaben diesen zufriedenen Menschen genugsame Nahrung. In ihrer überaus reinlichen, wenn auch geringen Kleidung gingen sie malerisch einher.

Wer diese Fremdlinge waren? woher sie kamen? was sie hieher gebracht? was sie gelitten, ehe sie der Welt entsagt? — dieses alles mochte Bruder Cölestin wohl wissen aus der Beichte, sonst aber wußte es Niemand, weil Niemand danach fragte. Mit seinen Nachbarn sprach Ralf die gemeine deutsche Mundart, und ein Gleiches that Gertrud; aber zu Hause unter sich, und auch mit Pater Cölestin redeten sie eine ganz andere, fremde, dem Deutschen völlig unähnliche, überaus wohlklingende Sprache, die, wenn sie, nach einiger Unterbrechung von ihren Lippen tönte, ihr ganzes Wesen zu verändern, zu erhöhen schien. Sie hatten Niemand, dem sie erklären mochten, was es für eine Sprache sei, der sie sich also bedienten, und Roger, der sie auch schwatzte, bezeichnete sie als „die Rede des Vaters," im Gegensatze der „Rede der Nachbarn." Er wußte auch allerlei Liederchen in ihr zu singen, die ihn der Vater gelehrt, und

die so holdselig tönten und girrten, daß es fast schien, sie seien nicht für solch einen Wald, und für einen barfüßigen Bauerbuben gedichtet, und in Weisen gebracht, und zu etwas weit anderem bestimmt, als müßig beim Fischangeln in das Schweigen der Wüste hineingeschmettert zu werden.

Neues aus der Welt mochte Ralf nicht hören, weil er ja eben der Welt in den Wald entflohen war, und so hatte es Cölestin längst aufgegeben, ihn von dem ausführlich in Kenntniß zu setzen, was er wohl bei Besuchen in seinem Kloster zu erfahren pflegte, und so war auch der Ermordung Kaisers Philipps durch den Otto von Wittelsbach nur beiläufig von ihm Erwähnung gethan. Wie sehr wider alles Erwarten mußte es aber sein, daß auf einmal diese Nachricht außerordentlich auf Ralf zu wirken schien, ja so sehr, daß er unter Vergießung häufiger Thränen, und Bezeigung des heftigsten Schmerzes, völlig aus seinem bisherigen Sein heraustrat, und dem Pater Cölestin Veranlassung gab zu lachen, und scherzend zu sagen: — „Ei, Ralf, muß ich doch erst heute erfahren, daß Ihr nicht nur etwas überhaupt, sondern sogar ein leidenschaftlicher Waiblinger seid.“ — Bei jeder Zusammenkunft fragte Ralf nun den Mönch nach den öffentlichen Händeln, und erhielt so zusammenhängende Kunde von Otto des Vierten Kaiserkrönung zu Rom, seinen neuausgebrochenen Zwistigkeiten mit dem Papste, seinen Entschlüssen, Appulien zu erobern, um den jungen Friedrich ganz zu stürzen. Ralf hatte,

nachdem dieſe letzte Neuigkeit ihn erreicht, viele und geheime Unterredungen mit Gertrud und Cöleſtin. Die erſte ſchwamm fortwährend in Thränen mehrere Tage lang, herzte und küßte den Gatten, wo ſie ihn erreichen konnte, indeß ſie ſchien übrigens vollkommen mit ihm einverſtanden, und ſagte oft vor ſich hin: „freilich, es muß ſo ſein.“

Bald nach dieſem begab es ſich, daß der junge Roger eines Morgens in ſeiner Kammer durch einen ungewöhnlich heftigen Kuß geweckt wurde, ſo daß er auffuhr, und den Vater vor ſich ſtehen ſah in der Tracht eines gemeinen Kriegsknechts, ein Schwert, das er nie geſehen, an ſeiner Seite. „Roger,“ — ſagte er, — „ich muß verreiſen, weit verreiſen, lange wegbleiben. Betrübe dich nicht, liebes gutes Kind, es muß ſo ſein. Halte wohl Haus mit der Mutter, tröſte ſie, bleibe fromm, und bete auch für mich. Vielleicht komme ich nie wieder, dann ſehen wir uns dort im Himmel. Frage mich nicht, wohin ich gehe, bleibe des Guten eingedenk, das ich dich gelehrt habe, und vergieb mir, wenn du etwa einſt zu einer höhern Einſicht kommen ſollteſt, daß es nicht mehr geweſen. Gott ſegne dich allezeit wie ich dich jetzt ſegne.“ Damit drückte er in Thränen den Sohn ans Herz, und war fort, ehe dieſer ſich beſinnen konnte.

Wohin der Vater gegangen, konnte Roger wirklich trotz aller Mühe nicht herausbringen, und es war auch gut, denn er wäre gewißlich nachgelaufen. Nun be-

sorgte er das Hauswesen mit dem alten Conrad, — so hieß der alte Diener, zwar so ziemlich, aber er war so unstät geworden, daß er oft gescholten werden mußte, und sich dann stets damit entschuldigte, der Vater habe ihm ja die Ruhe mitgenommen, und ihn treibe es seitdem rastlos umher, als müsse er das ihm entzogene Gut da wieder auffinden, wo es der Vater vielleicht könne hingelegt haben. Man möge ihm nicht böse sein, er könne ja einmal nicht anders. Wirklich trieb er, unter dem Vorwande der Jagd, mehr umher als jemals, und blieb länger weg als sonst. Die Mutter wurde darüber besorgt, und fürchtete, er dürfe am Ende doch einmal nicht wiederkommen; indeß sie besann sich, daß sie ein Mittel habe, sich seiner zu vergewissern. „Roger," — sagte sie zu ihm, als er auch einmal aufbrach, — „ich traue dir nicht mehr recht, versprich mir, daß, wohin du auch gehen magst, du in Kurzem wieder zu mir zurückkommst." Er schwieg, und wollte nicht recht daran. Die Mutter nahm aber seine harte, nervige Rechte, drückte sie, zwischen Thränen lächelnd, an ihre zarte Brust und bat: „Lieber, süßer Roger, versprich es der armen verlassenen Mutter, die nichts mehr hat, als ihren guten Sohn, und sterben würde ohne dich." Da stürzten ihm die hellen Tropfen aus den großen glühenden Augen, und er sagte: — „Nun, Mutter, — ich verspreche es dir." — Gertrud ließ ihn nun ganz ohne alle Besorgniß gehen, so oft er wollte, ja, hatte nichts dawider, wenn er

ganze Tage und Nächte weglich, denn sie wußte, er werde wiederkommen; er hatte es ja versprochen.

Den Mann kann es nicht beschämen, daß er als Mann empfindet, und so scheint auch Roger nicht zu verdammen, wenn, aufrichtig gesprochen, es nicht mehr allein die Sehnsucht nach dem Vater war, die ihn ins Weite trieb, sondern auch noch nebenbei ein gewisses Gefühl, das in der Seele und den Sinnen des zwanzigjährigen, kraftvollen Jünglings erwacht war, und das, ohne daß er sich dessen klar bewußt wurde, Befriedigung suchte. — Warum waren Vater und Mutter sich die ganze Welt gewesen? — Roger wollte dies durchaus, jedoch stets vergebens, ergrübeln. —

Ihm genügte die Begrenzung des Waldes nicht mehr. — Oft trieb ihn der Wunsch, das zu finden, was er suche, bis in die offene Gegend, und auf besuchte Pfade hinaus. Er sah dabei die fremde Welt, und sie sah ihn.

Was er entdeckte, befriedigte ihn nicht, und was, seine Gestalt abgerechnet, äußerlich an ihm erschien, lockte auch zu keiner Annäherung.

Eines Tages war er in eine Gegend gekommen, in der er noch niemals gewesen, denn sie war ziemlich entfernt von der Heimath. Eine wilde, einsame Felsenumgebung schloß einen silberklaren See ein. Es war heiß, Roger warf seine Kleider ab, um sich zu baden, und ging tief in das Wasser hinein, in welchem er sich auf einen großen Stein unter der

Oberfläche niedersetzte, um in der Frische der Flut, welche um seine heiße Brust spühlte, zu ruhen. — Wer in der freien, ländlichen Natur, mit den Empfindungen, die sie dem hochgestimmten Herzen einflößt, groß geworden, wird wissen, daß keine Lage in der Welt weichere und glühendere Gefühle in dem schon gereizten Busen aufregt, als ein solches, völlig einsames Bad in einem weiten Gewässer.

Rogers Vorstellungsvermögen mochte demjenigen, was er in dieser Lage empfand, wohl nicht bestimmten Umriß haben geben können, aber etwas Sehnsüchtiges war es gewiß, denn Thränen fielen von seinen Wangen, kleine Kreise erregend in der Flut, und was er sehr sange, seit Jahren nun schon nicht mehr gethan hatte, er fing an, in des Vaters Mundart, und aus des Vaters Vorrath ein Lied zu singen, das ihm eben durch den Sinn fuhr, ihn sonst, des ihm damals dunkelen Inhalts wegen, gerade am wenigsten angezogen hatte, und welches übersetzt, etwa wie folgt, gelautet haben mag:

Zu Palermo hoch am Schlosse
Sah die Fürstin vom Altan,
Als ich mit dem Söldnertrosse
Zog vorüber meine Bahn.
Lang' ist nun der Krieg vorüber,
Bin ein Schäfer neu,
Doch mein Träumen schweift hinüber
Zu der Fürstin scheu.

Purpurn blühen die Granaten,
Der Orange Gold erglänzt,

Hoch der Lorbeer steigt, der Thaten
Mit dem ew'gen Laub bekränzt.
Doch die Grotte weinumzogen,
Aetna, Flammenmeer,
Selbst der Palme stolze Bogen,
Freuen mich nicht mehr.

Frucht gieb mir dein Gold zur Krone,
Blüthe werd' ein Edelstein,
Lorbeer kränze mich zum Lohne,
Meer und Länder werdet mein.
Nach Palermo lenk' den Wagen
Ich dann stolz einher.
Aber nun? — hör' auf zu schlagen,
Herz; — mein Traum ist leer.

Nachdem Roger dies Lied beendigt, und noch eine Weile vor sich hingeträumt hatte, stand er auf, watete langsam wieder an's Land, und zog seine Kleider an. Während er noch krumm gebückt stand, um die Sandalen unter seine Füße zu binden, weckte ihn eine Stimme dicht vor ihm aus seinen Gedanken.

„Freund," — rief es — „willst du mir Auskunft geben —" Roger fuhr in die Höhe, und sah höchst überrascht ein junges, ziemlich hübsches Frauenzimmer vor sich stehen, in einer, wie er sich einbildete, höchst vortrefflichen Kleidung, obgleich in Wahrheit es nur die einer Dienerin war.

„Auskunft?" — stammelte er, — „worüber?" Die Dirne ließ ihre Blicke umherfliegen, ohne zu antworten, und sprach zu sich selbst: „er muß schon fort sein." Dann fuhr sie, in gewöhnlicher deutscher Mundart zu Roger fort: „nun, es hat, — ob wir

gleich beschwören können, von ihm nichts gesehen zu haben als den Kopf, und den fern genug, — hier im See eben ein junger, fremder Herr einsam gebadet, den ich im Namen einer sehr bedrängten, überaus schönen jungen Dame, wiewohl nicht ohne eigene große Gefahr, um einen Ritterdienst zu ersuchen habe. Leider habe ich mich nicht genug beeilt, und dieser vortreffliche Paladin ist schneller, als ich berechnen zu müssen meinte, bereits davongeeilt. Du, mein guter Freund, wirst mir wohl nicht sagen können, welchen Weg er genommen, und wie er heiße?

Roger sah das Mädchen eine Weile mit großen Augen an, dann erwiederte er: „Ich verstehe, schönes Weib, eigentlich nicht recht, was du da zu mir gesagt hast. Wenn Ihr indessen hier einen Kopf über dem Wasser gesehen habt, so war es kein anderer als der meinige.“ Das Mädchen maaß ihn einen Augenblick von oben bis unten, und schlug eine gellende Lache auf, die zu einer Erklärung führte. — „Muß ich nicht lachen,“ — rief die Dirne, — „wie du, guter Freund, sicilianische Romanzen mit vortrefflicher Aussprache willst singen können.“

„Was Sicilianisch ist, und was Romanzen sind, weiß ich nun wieder nicht,“ — hub hierauf Roger an, — „indeß bleibt es wahr, daß ich hier in des Vaters Mundart eins von seinen Liedern gesungen habe, und statt unnützen Redens, will ich dir lieber gleich noch eins singen, auf daß du wissest, woran du seist.“ Damit nahm er des Mädchens Hand, und sang:

„Süßer! — wie lodert der Aetna so sehr! —“
Süße! — wohl lodert mein Busen noch mehr;
Fragst du, warum er das muß? —
Süße! — der Aetna nur lodert für sich,
Aber mein Busen, — er lodert für Dich! —
Mach dir nun selber den Schluß.

Die Dirne stand einige Momente wie versteinert, dann sprach sie mit verändertem Tone, ehrerbietigem Betragen, und auf sicilianisch: „ich zweifle nicht mehr an Euren Worten, mein Herr; vergebt meinen früheren Irrthum. Zwar seid Ihr gewiß nicht, was Ihr scheint, indessen in diesen Zeiten der Partheiung ist vielleicht diese höchst ärmliche Verkleidung das einzige Mittel Eurer Sicherheit. Ich frage nicht, wie Ihr heißt, welchem Stamme Ihr angehört, — erlaubt mir nur die einzige Frage, — seid Ihr ein Ghibellin?“

Roger kannte durch Pater Cölestin bereits die Bedeutung dieses Wortes, und sagte daher ohne weiteres: Ja.

„Nun gut,“ — fuhr die Dirne fort. — „Meine Gebieterin heißt Madonna Jolanta, und ist an jene Parthei vermittelst der heiligsten Bande geknüpft. Durch Geburt gehört sie der deutschen Erde, durch Erziehung ist sie das Eigenthum des schönen Italiens. Hätte sie dasselbe und den Hof zu Neapel doch nie verlassen! Leider kam ihr die Nachricht von der schweren Krankheit ihrer Mutter zu, welche in diesem unholden Lande, in dem wir uns jetzt befinden, lebt, und ihr

kühner Geist entwarf den verwegenen Plan, sich mitten durch die Macht der Guelfen, durch das ganze empörte Italien, einen Weg zu bahnen, bis an den Hof des Landgrafen von Thüringen, an dem sich ihre Mutter befand, um die Urheberin ihrer Tage, die sie nur in zartester Kindheit erblickt, noch, vor ihrem Ende wenigstens, zu sehen. — Wir schlichen uns glücklich und unbemerkt durch die Lombardei. Mailand sogar ließen wir, ohne gefährdet zu werden, hinter uns liegen, — jedoch nur um in der Nähe des Hafens unser Schiff scheitern zu sehen. — Der Pfalzgraf von ***, einer der arglistigsten Menschen des Zeitalters, und auf dessen Grund und Boden wir uns nun befinden, — hatte Nachricht erhalten von unserer Abreise aus Neapel. Mit Späheraugen folgte er von hier aus jedem unserer Schritte auf unserer sonst ganz unbemerkten Reise, und kaum betraten wir sein Gebiet, so wurden wir gefangen, und auf jenes Schloß geführt, das Ihr auf jenem Felsenvorsprung ragen seht."

Roger ballte ingrimmig die Faust, schaute nach der Richtung, die das Mädchen andeutete, und bemerkte nun, daß ein gewaltiger Steinhaufen in einiger Entfernung, den er nur für eine seltsame Felsengestaltung gehalten, wirklich eine Burg, und von großer Festigkeit sei. Das Blut stieg ihm heiß aus dem Herzen in die Wangen, und die Dirne fuhr fort:

„Meine Gebieterin wird zwar ihrem hohen Stande gemäß in jener abscheulichen Haft behandelt, indeß die Entbehrung der Freiheit ist in jeder Lage

unerträglich. Der Pfalzgraf, wie Euch, mein Herr, bekannt sein wird, hat es wechselsweise mit beiden Partheien gehalten, nicht etwa aus Wankelmuth, sondern weil er eben mit großer Festigkeit nach einem Ziele strebt, welches kein anderes ist, als sein eigner Vortheil. Nun scheint er mit dem Gegenkaiser Otto im festesten Bunde; indeß er ist zu schlau, um nicht einzusehen, das Ansehn des Anmaßers sei im Sinken, und daher ist er darauf bedacht, eine Hinterthüre zu gewinnen, um, sobald es ihm frommt, zur Parthei des rechtmäßigen Herrn, unseres jungen und erhabenen Friedrichs, überzuschlüpfen. Jedoch er kennt die Klugheit und Festigkeit des ächten Monarchen zu gut, um nicht zu wissen, daß, wenn dieser in seiner ganzen Macht hier erscheinen wird, er einen nothgedrungenen Schritt nicht so hoch anrechnen dürfte, um dem Treulosen die Züchtigung zu ersparen. Dieserhalb soll meine erhabene Gebieterin ihm zum Schilde dienen, deren gewisse Beziehungen zu der Person des jungen Kaisers der Pfalzgraf kennt. Entweder hofft er, durch wahrhaft lästige Bewerbungen ihre Liebe und Hand zu gewinnen, wo er dann gewiß zu sein glaubt, mit voller Gewährung empfangen zu werden und zu hohen Ehren zu steigen, oder er macht doch, falls seine Wünsche bei der schönen Jolanta keine Gewährung finden, ihre Freilassung zur Bedingung seiner Begnadigung, und rechnet darauf, wirklich nicht ohne Grund, um diesen kostbaren Preis, selbst vom innern Zorne seines beleidigten Beherrschers, alles zu ge-

winnen. Die hohe Gefangene verachtet aber nun den Pfalzgrafen viel zu tief, um nur daran denken zu können, ihm ihre Hand zu geben, und haßt ihn zu sehr, um als Mittel dienen zu wollen, von ihm den verdienten Streich des beleidigten Scepters abzuhalten; sie wünscht daher nichts sehnlicher, als aus seiner Gewalt zu entkommen. Indeß sie ist von der ganzen Welt in dieser Wüste, die kaum ein einsamer Jäger durchstreift, abgeschnitten; macht Euch daher, gnädiger Herr, wenn Ihr könnt, eine Vorstellung von ihrem Entzücken, als sie auf einmal Euer Lied und die geliebten sicilianischen Worte vernahm. Sie baute sogleich ihre Hoffnungen auf Eure Nähe und Person, und schickt mich zu Euch, um Euch zu fragen, ob Ihr vielleicht ihr einen guten Rath ertheilen, oder wohl gar irgend eine Hülfe zur Besiegung ihrer traurigen Verhältnisse leisten könntet."

Unmöglich ist es zu beschreiben, mit welcher Spannung der Jüngling, der plötzlich in eine neue Welt schaute, diesem Berichte zuhörte. Seine Wangen glühten, sein Busen zitterte.

„Mit gutem Rathe" — sprach er endlich — „kann ich Euch nicht beistehen, ohne den Bruder Cölestin zu fragen, der sich mit gutem Rathe abgiebt, aber helfen will ich der schönen Jolanta, die ich — wie sage ich gleich — zum Rasendwerden, liebe, so daß ich bei mir unabänderlich beschlossen habe, sie zu befreien, und sollte ich den Pfalzgrafen bei den Ohren

packen, um ihn von seinem Schlosse herunter in den See zu werfen."

„Ihr entzückt mich!" — rief die Zofe, — „indeß wie? welchen Weg wollt Ihr einschlagen?" —

„Alberne Frage," — eiferte Roger, — „ich will den Weg zu der schönen Jolanta einschlagen, und verlange, daß du mich gleich auf dem kürzesten zu ihr führst. Wenn ich erst bei ihr bin, so findet sich das andere von selbst." Hiemit machte er Miene zu gehen.

„Um Gotteswillen," — bat das Mädchen, ihn aufhaltend. „Der Weg zu der schönen Jolanta ist nicht so betreten. Bedenkt, daß der Pfalzgraf, der eben abwesend ist, befohlen hat, Niemanden ins Schloß zu lassen, daß also der Thorwächter Euch augenblicklich aufhalten, und dadurch alles vereiteln würde. Ich selbst wäre gar nicht herausgelassen, hätte ich nicht dem Thorwächter — dem der Sinn darauf steht, bei mir seinen Herrn den Pfalzgrafen, in Beziehung zu meiner Signora, nachzuahmen — eingebildet, ich wolle nur hier am See auf dem Waschplatze befehlen, man möge das reingewaschene Linnenzeug, noch ehe es dunkelt, auf die Burg bringen, damit nichts entwendet werde!"

„Waschplatz? — Linnenzeug heraufbringen?" — fuhr Roger auf. — „Wie macht Ihr das?"

„Ei — wir haben einen großen Korb, — in diesen legen wir die Wäsche, und setzen ihn auf einen kleinen Wagen, den ein Esel auf die Burg zieht."

„Nun," — nahm Roger das Wort — „wenn ich mich in den Korb lege, du die Wäsche über mich, und mich der Esel mit oder unter der Wäsche ins Schloß zieht, so scheint mir der Weg heimlich genug."

„Halt," — rief die Zofe, die wir Agathe nennen. — „Der Waschplatz, obgleich von hier nicht sichtbar, ist nicht weit. Wenn ich zur Dienerin gehe, die dort angestellt ist, und ihr sage, ich sei geschickt die Wäsche mit ihr hineinzubringen, ich wolle aber das Geschäft allein ausüben, während sie zu ihren Bekannten auf ein Stündchen traben könne, so wird sie das glauben, und es gern zu ihrem Vergnügen benutzen. Ihr laßt Euch wohl verpacken. Es ist völlig dunkel, wenn wir das Schloß erreichen. Der Thurmwächter geleitet mich mit Licht arglos bis in den Raum unter den Zimmern meiner Gebieterin, wo die Wäsche aufgehoben wird, und ich mit ihm ganz allein bin. Ich blase ihm, wie aus Versehen, die Kerze aus. Er geht sie anzuzünden. Ihr springt indeß aus dem Korbe, und lauft die kleine Treppe nach meiner Kammer hinauf, wo Ihr vorläufig sicher seid. Wenn es spät ist, führe ich Euch zur schönen Jolanta, mit der Ihr dann die weitern Mittel zu ihrer Rettung abreden könnt, über welche Ihr beide vereint gewiß nicht in Zweifel bleiben werdet. — Wartet hier nur etwa eine Stunde, dann rufe ich Euch ab, und wir richten alles nach Eurem Plane ein, welchem die heilige Jungfrau alles mögliche Gelingen gnädigst verleihen wolle."

Die allvermögende Dynastie der Hohenstaufen müßte noch heute erblich und unumschränkt über Deutschland, Italien und einen Theil von Asien herrschen, eine Menge Leiden würden dem Menschengeschlechte erspart, eine Fülle erhabener Ideen, eine Welt unschätzbarer Erfahrungen dürften aber auch leicht von ihm entbehrt worden sein, hätte die Macht, welche die Zofe abschiednehmend anrief, allen Planen, welche die Ghibellinen damals schmiedeten, ein so unvergleichliches Gelingen gegönnt, als dasjenige war, welches den muthigen, listigen Roger unter einer Last halbfeuchter Wäsche in die Burg und in den untern Schloßraum brachte, aus welchem er — nachdem Agathe glücklich den begehrlichen Thorwächter vorgesetztermaßen beseitigt hatte — völlig unbemerkt, im Dunkeln, in das Gemach der Kammerfrau entkam.

Wie war dem Jünglinge, dessen ganzes höchst entzündbar gewordenes Innere durch alle diese, noch vor wenigen Stunden ganz ungeahndeten Beziehungen zu hohen Flammen angefacht worden war, in diesem Gemache, auf Agathens Bette erwartungsvoll sitzend, zu Muthe? Ein Chaos von neuen Empfindungen wogte durch seine Brust, aus welchem sich nichts, gar nichts zu entwickeln im Stande war, als der Gedanke — „Du sollst sie sehen!“ — welchen er, zitternd vor Erwartung, mehr als hundertmal im leisen Hauche von seinen Lippen ließ. —

Der Lärm im Hofe der Burg verhallte nach und nach. Die Reisigen und das Gesinde waren beim

Nachteſſen, da ging die Kammerthüre auf, Agathe ſchlüpfte ohne Schuhe, damit kein Ton den Anſchlag verrathe, leiſe wie ein Geiſt hinein und ſagte: „Nun, mein Herr, — meine Gebieterin erwartet Euch. Indeß Vorſicht, leiſe Schritte bitte ich. Von allen Seiten, unter uns, über uns, ſind wir von Wachen umgeben, jeder fremde, oder lauter als gewöhnlich tönende Tritt würde unſere Peiniger herbeirufen und uns ins Verderben ſtürzen.“ Sie kniete nieder, und band dem Jünglinge, mit ächter Kammerfrauenbefliſſenheit, die Sohlen von den Füßen, zog ihn aus der Kammer in ein Mittelzimmer, und aus dieſem in das hellerleuchtete Gemach der ſchönen Jolanta. Der Eintritt war ſo leiſe, daß die junge Dame ihn ſelbſt nicht zu vernehmen ſchien, denn ſie veränderte nicht ihre Lage, in der ſie ſich, in einem Lehnſtuhle ſitzend, das Haupt nachdenkend auf die Hand geſtützt, befand. — Rogers ganzes Leben trat in ſeine Augen, um die neue Erſcheinung zu betrachten, und mit auf der Bruſt gekreuzten Händen ſtand er ehrerbietig da. Noch ſah er nichts als die ſchöne Geſtalt, in ein reiches, goldverbrämtes Kleid von dunkelrothem Sammet gehüllt, und die blonde Lockenfülle, welche das Antlitz verdeckte, aber — er hatte ſchon für ſeine fernere Ruhe zu viel geſehen. — Als nun endlich Agathe flüſterte: — „Hier, Madonna, iſt unſer Retter,“ — als Jolanta ſich erhob, mit königlichem Anſtande, in ihrer hohen, ſchlanken Herrlichkeit auf ihn zuſchritt, und er das Angeſicht ſchaute, das in friſcher, kräftiger

Jugend alle weiblichen Reize in sich vereinte, und von den herrlichen, strahlenwerfenden Augen getroffen wurde, da stockten seine Pulse, und es schien ihm, als höre er auf zu leben, gerade in dem Momente, welcher der eigentliche Anfang seines schöneren Lebens war.

Jolanta stand nicht minder überrascht vor ihm, dem schönen, großen, jungen Mann, in solchem, seinem Anstande widersprechenden Aufzuge; doch gewann sie zuerst das Wort, indem sie zur Zofe sprach: — „Entferne dich, Agathe." — „Wer seid Ihr?" — fragte nun die bezaubernde Fremde mit leiser Stimme.

Roger fiel vor ihr auf die Knie. Sie hob ihn auf, sprach ihm Muth ein, und er erzählte ihr kurz seine Verhältnisse.

Sie schien erstaunt. — „Diese Rede," — meinte sie, — denn Roger sprach das Sicilianische, ohne es zu wissen, sehr gut — „diese Gestalt, — diese Lage, und diese Kleidung. — Welch eine Welt von Vermuthungen muß da nicht aufgehen. Doch wir haben nicht Zeit uns in ihr zu verlieren. Ihr wollt mich retten, mit Gefahr Eures Lebens, mich, die Ihr nie gesehen, der Ihr nichts schuldig seid, das ist nicht gemein, ist groß sogar, und soll im glücklichen Falle nicht unbelohnt bleiben. Was beschließt Ihr für mich zu thun?"

Roger erwiederte: — „Mit meiner Keule in der Hand mir Bahn zu machen durch alle deine Wächter, dich kämpfend herauszuführen aus diesem Schlosse,

oder zu deinen Füßen, — schöne wunderbare Erscheinung, zu sterben.“

Jolanta war zu fein, ihren Sieg über den Sohn der Natur nicht zu bemerken, und nicht zu fühlen, daß ein solcher der wichtigste, der schmeichelhafteste sei, der von ihr erworben werden könne; sie sah aber auch klar, daß, wenn Roger auch für ihre Rettung eine durch ihre Nähe tausendfach erhöhte Kraft in die eine Schaale der Waage legen könne, sie doch die gegenüberstehende des Verstandes und der List, die nothwendig mit der der Stärke gleichstehend gemacht werden müsse, mit ihrem eigenen Vermögen zu füllen habe, wenn das kühne Unternehmen nicht gleich zu Anfange scheitern sollte. Sie lächelte daher, und sagte: „Guter, muthiger Roger, — ich danke dir, aber das geht so nicht. — Höre mich an. Sieh hier. — (Sie nahm aus einem Kästchen eine Phiole.) — Diese Flasche enthält eine wunderbare Gabe des Orients, einen Saft aus Mohnhäuptern gezogen, welcher dem, der ihn genießt, die Sinne mit bleiernem Schlafe umnebelt. Hier ist genug davon vorhanden, ein ganzes Heer schlafen zu machen. Der Herr dieses Schlosses ist abwesend und kommt erst in vier Tagen wieder. Ich lasse diesen Saft durch die listige Agathe in das Getränk der Reisigen gießen, beim Nachtessen. Sie schlürfen die Bande, welche alle ihre Körper- und Seelenkräfte lähmen, in sich hinein. Wenn die Mitternachtsstunde nun gekommen ist, so schleichen wir ans Thor, nehmen den von dir zu bezwingenden, allein

nüchternen Thorwächter die Schlüssel, öffnen das Thor, du läßt die Brücke nieder, wozu es uns an Kraft gebricht, und wir entfliehen. — Wohin wenden wir aber uns vorläufig, bis meine Freunde von mir Nachricht erhalten können, was in kurzer Zeit nicht zu bewirken ist? Weißt du kein geheimes Versteck für mich, wo man mich am wenigsten ahndet?

„Der Mutter Hütte im Walde," — fiel Roger freudig ein — „dahin kommt Niemand."

Jolanta ging dieses ein, und rief die Zofe wieder herbei, um ihr Hinsichts des Schlaftrunkes die gehörige Anweisung zu geben. Agathe setzte entgegen, für heute sei dieser Anschlag unausführbar, das Mahl der Reisigen sei bereits vorüber, und jeder auf seinem Posten. Indeß morgen Abend stehe der Sache nichts im Wege, und Roger müsse die Nacht und den folgenden Tag hier verborgen bleiben, welches, da Niemand seine Anwesenheit ahnde, und die Entfernung des Pfalzgrafen eine gewisse Läßigkeit der Bewachung herbeiführe, sicher geschehen könne. Roger werde zwischen ihrer eigenen Kammer und dem Gemache Jolanta's im Mittelzimmer zu halten sein, dahin dürfe Niemand kommen, indem der Pfalzgraf befohlen habe, Jolanten in ihrer eigenen Wohnung nicht zu beunruhigen.

Jolanta hörte mit Betrübniß diesen Ausspruch, gegen den sie nichts einzuwenden haben konnte. Für Roger war in Jolanta's Nähe alles gleich, und die Kammerfrau nahm ihre Dame nur bei Seite, um mit

ihr leise den Punkt, einen jungen Mann, zu solcher Zeit, und so nahebei zu beherbergen, abzuhandeln. Jolanta warf einen sichern Herrscherblick auf den Jüngling und meinte, sie habe nichts zu befürchten.

So richtig diese Aeußerung sich aber auch aus den Umständen ergab, so stehet dennoch dahin, ob die unvergleichliche Jolanta so bestimmt und sorglos sich ihrer Macht bewußt geblieben wäre über das Gemüth des ungeübten Jünglings, wenn sie ihn eine Stunde nach dieser Aeußerung in dem mehrerwähnten Mittelzimmer hätte sehen können. Denn nachdem Agathe ihre Dame zur Ruhe gebracht, mitleidig — es war gewiß nur Mitleiden — dem armen Roger mehrere Stücke ihres eigenen Lagers aus ihrer Kammer auf dem Boden des Gemachs zu seiner Rast ausgebreitet und sich in ihre Kammer zurückgezogen hatte, konnte, der tiefen Stille ungeachtet, Roger dennoch kein Auge zuthun, weil — er Jolanten gesehen, weil er sie noch sah, noch fortwährend hörte, und seufzen mußte: „nur die!" Jede Lage, die er sich gab, war ihm unerträglich. Zuletzt setzte er sich aufrecht hin, und starrte nach Jolanta's Thüre. Der Schein ihres Nachtlichtes schimmerte durch einige Spalten derselben.

War es das Verlangen von den Lichtern, die sie beleuchtet hatten, berührt zu werden, — oder was es sonst war, — kurz, er fand es angemessen, die Lage auf Jolantens bloßer harter Schwelle der auf Agathens Polstern vorzuziehen, und drückte dort, im Gedanken, wie so oft der schöne Fuß der Holdseligen die

Stelle berührt haben möge, auf der er lag, seine glühenden Lippen auf den kalten, unempfindlichen Boden. — Er war den Spalten der Thüre nun so nah, sollte es wohl möglich sein, durchzuschauen, um, — wenn auch nur eine Locke von den reichen Haaren seiner Angebeteten zu sehen? Es war nicht möglich. Der wesenlose Strahl fand seinen Weg hinaus, die körperliche Sehkraft gewann keinen linienbreiten Raum für den Blick hinein. Er legte das Ohr an die Thüre um zu horchen. Er hörte den ruhigen gesunden Athemzug der schuldlosen Schlafenden.

„O sie schläft, — dachte er, — dürfte ich nur einen Augenblick ganz von fern stehen und sie schlummern sehen. — Und warum sollte ich es nicht dürfen? — Ist es ein Verbrechen? — nein, es ist keins, sie wird es nicht einmal wissen, denn ich trete leise, und sie schläft so tief.“ — Er war hiemit aufgestanden. — „Aber sollte ihre Thüre nicht verschlossen sein? — Ich will es prüfen nur — nur — nur — um es gewiß zu wissen.“

Er legte die Hand ans Schloß. Es gab nach, die Thüre war offen, und ganz ohne das mindeste Geräusch. Er erschrak fast darob, — aber — sollte ein solcher Vortheil unbenutzt bleiben? — Ein Paar Schritte ins Zimmer hinein konnten ja nichts bedeuten. Er that diese beiden Schritte, er erblickte Jolanten in aller ihrer Anmuth, und, ehe er denken konnte was er unternehme, ohne zu wissen wie, — stand er dicht vor ihrem Bette. —

Welche reizende, holdselige Erscheinung! Ruhig, unschuldsvoll wie ein träumender Engel lag das himmlisch-schöne Geschöpf auf den Kissen. Zurückgefallen das Haar mit allen seinen Locken, völlig freigebend das edle Oval des Gesichts. Höher glühend vom Schlafe die Wangen. Halb offen die Rosenlippen. Ueber ihrem Haupte der eine volle blendende Arm, herabgesunken der andere. — Ein goldener Saum, das lilienweiße Gewand züchtig zusammenhaltend wenig unter dem Halse. — Der schlanke, zierliche Körper bis auf die Füße mit der Purpurdecke bedeckt. — Roger stand wie versteinert.

Seine Blicke verschlangen diese Fülle von nie gesehenem, nie geahndetem Liebreize. Langsam, gleich wie von einer zur Huldigung zwingenden, über ihm waltenden Macht niedergedrückt, sank er auf ein Knie, ergriff Jolantens zarte, weiche Hand mit seiner bebenden Rechten. Die Hand zuckte, — und Jolanta fuhr erwacht empor.

Roger's Anblick schien sie mehr zu überraschen, als zu erschrecken, oder mit Angst zu erfüllen. Sie sah einen Augenblick mit ernster Größer auf ihn nieder, dann sprach sie leise: — „Roger, was willst du?" —

Er antwortete eben so leise.

„Nichts, als dich nur einmal sehen, — einmal nur, und dann — wenn du es also verlangst, mich aus diesem Fenster stürzen, und am Fuße der Felsen zerschmettert vergehen."

„Warum wolltest du mich sehen?"

„Weil ich leben wollte.“

Jolanta sah ihn starr an. Ihre Brust stieg heftiger, eine tiefe Glut brannte auf ihren Wangen.

„Roger, — hub sie an — du thatest, was nicht recht — was keinem Manne sonst erlaubt ist. Jeden andern würde mein Zorn für solche Kühnheit mit ewiger Verwerfung bestrafen, — aber dich —“

Sie stockte, fühlte, sie habe zu viel gesagt, indeß sie faßte sich, und fuhr fort: „Aber dich entschuldigt deine Unbekanntschaft mit den Sitten der Welt. Du bist trotz dem kein gewöhnlicher Mensch, und so will Jolanta für dich auch kein gewöhnliches Weib sein. — Laß meine Hand, Roger, steh auf und entferne dich.“

Er gehorchte augenblicklich, indem er seine Hand zurückzog und aufstand, aber — er ging nicht.

„Warum gehst du nicht, Roger?“ — fragte sie.

„Weil ich nicht kann.“

„Und weshalb solltest du nicht können?“

„Jolanta, — sprach er mit stockender Stimme. — Jolanta! der arme Roger ist seit vielen Zeiten sehr krank gewesen, wenn er auch überall für gesund galt. Daher kam es, weil er nach dir verlangte, ohne daß du da warest. Sieh, Jolanta, nun bist du wirklich da, und — wehe mir, — statt daß es besser werden sollte mit mir Armen, wird es nur schlimmer, und viel schlimmer. Mein Herz würde gar zerbrechen in grenzenloser Qual, wenn du mich von dir wiesest aus deiner Nähe, aus deinem Anschauen. Du kannst nicht wollen, daß ich unselig sterbe, weil du so selig

gut bist. Laß mich bei dir sein. Sieh, was Agathe kann, will ich ja auch können. O noch mehr, noch viel mehr. Ich will dir nachfolgen durch den brennenden Sand, durch die tiefen Gewässer, ich will dir gehorchen wie das getreue Roß seinem Herrn, deinen Winken mich beugen, auf dem platten Boden ruhen zu den Füßen deines Bettes, um deinen heiligen Schlaf zu beschützen. Aber erbarme dich meiner, schicke mich nicht von dir, verstoße mich nicht."

Jolanta konnte, und wäre sie auch ganz gleichgültig gewesen, bei solchen Worten nicht ungerührt bleiben.

„Seltsamer, junger Sohn der Natur," — sagte sie — „dein Wesen ist ein offenes Buch, in welchem kein Buchstabe täuschend, oder räthselhaft sein kann, — und dieses Wesen ist meiner Theilnahme nicht unwerth. Dem, der mit Gefahr seines eigenen Lebens mein Retter sein will, bin ich Dankbarkeit schuldig. Roger! — ich will dich nicht von mir weisen, aber, nur unter einer Bedingung, und die heißt — Gehorsam. — Willst du durch ihn, in Jolanten's gewünschter Nähe Jolanten's Gunst, die auch zum Ungewöhnlichen, wenn es würdig ist, sich hinneigen kann, verdienen? Sprich, Roger, willst du?" —

„Bei den lieben Häuptern meiner Eltern, bei dem deinigen, Jolanta, beschwöre ich es, daß ich es will."

„Nun, wohlan, Roger, so entferne dich."

„Ich werde, Jolanta. — Aber nur noch einmal reiche mir deine Hand.“

„Nimm sie hin“ — sprach sie weich, und reichte sie ihm.

Er stürzte von neuem auf die Knie, er ergriff die Hand, preßte sie mit glühender Leidenschaft an seine Lippen, badete sie mit heißen, hervorströmenden Thränen.

„Roger! nichts mehr!“ — befahl vergebens Jolanta. „Lieber, theurer Roger“ — flehte sie mit bebender Stimme — „wenn du Jolanta wirklich liebst, so bitte, beschwöre ich dich, ja nichts mehr.“

Er sprang auf, und floh aus dem Gemache in sein Zimmer zurück. — Als wenn er sie sich nachzöge, bewegte sich Jolanta weit über den Rand ihres Bettes hinaus, — ja sie streckte einen Augenblick ihre Arme ihm nach, indeß — sie lächelte über sich selbst, und warf sich schnell auf die andere Seite, um, wo möglich, wieder einzuschlummern. Wenn nun aber dieses nicht möglich wurde, welchen Grund, aus dem es unterblieb, sollten wir wohl annehmen? Ohnfehlbar keinen andern, als den, welchen die schöne Jolanta sich selbst angab, daß ein gewaltsam zerrissener erster Schlaf sich schwer wieder anknüpfen lasse.

Kaum eine halbe Stunde indessen mochte sie nach Rogers Entfernung den trägen Schritt der Secunden belauscht haben, — als — sie einen anderen im Gange vor ihrer Hauptthüre zu vernehmen glaubte. Er war zu lose, zu schleichend für den eines nächtlichen Wäch-

ters, und die Ahndung, die einer entsetzlichen Gefahr voranzugehen pflegt, schnürte den Busen des Mädchens. Sie hoffte, der Tritt werde an ihrer Thüre vorüber gehen, es geschah aber nicht, vielmehr eröffnete die Thüre sich leise, und bei dem Scheine einer in der Hand des Eintretenden gehaltenen Lampe ward Jolanta, mit ertödtendem Entsetzen, eine verhaßte, furchtbare Gestalt gewahr. Es war die eines riesigen, breiten, gewaltigen Mannes, mit dichtverwachsenem, pechschwarzem Barte und Haaren, um ein dunkelrothes, wildes Gesicht, gekleidet in ein hirschledernes Wamms, unter einem reichen offenen Pelzrocke von Scharlach, mit einem Dolche im Gürtel und einem gewaltigen Schwerte an der Seite, — kurz, — es war die Gestalt des Pfalzgrafen.

Jolanta wollte schreien, der Pfalzgraf hielt ihr mit der einen Hand den Mund zu, mit der andern zückte er grimmig seinen Dolch.

„Schweigt," — flüsterte er drohend — „oder Ihr seid augenblicklich des Todes."

„Was ist der Tod gegen meine Ehre!" — sprach die Unglückliche in seine, auf ihren Lippen liegende Faust. — „Abscheulicher, ermordet mich, ehe Ihr —"

„Schweigt, — ich gebiete es nochmals! —" eiferte der Pfalzgraf leise. — „Ehre! — Ehre! — meint Ihr, daß ich gekommen bin, um hier den stürmischen Liebhaber zu machen? Glaubt nicht, daß Ihr mich reizt, daß ich Euch liebe. — Keinesweges. Ich hasse in Euch Euren Stamm. Ich bin viel zu sehr Mann, um

allen Euren Flitterkram von Schönheit nicht so gering zu achten als ein Gänseblümchen, das ein ganz artiges Ding sein mag, das ich aber mit meinem Fuße unbekümmert zertrete, wenn es auf dem Pfade blüht, auf dem ich walle. — Ihr sollt mir dienen, ich nicht Euch. — Steht sofort auf, und folgt mir dahin, wohin ich Euch führe."

„Grausamer, wollt Ihr mich zum Tode führen?"

„Nachdem Ihr fügsam seid. Die Sachen haben sich seit Kurzem sehr geändert. Die Waiblinger sind Euch auf der Spur. Ich kann Euch hier nicht länger lassen, weil man nun nicht wissen darf, wo Ihr seid, und ich morgen früh dies Schloß öffnen will, so weit nämlich, als es der Kriegszustand erlaubt, um anzuzeigen, Ihr würdet darin nicht aufbewahrt, und um den allgemeinen Verdacht irre zu führen. Ihr müßt mit mir im Geheim nach einer andern Veste, die nicht sehr fern ist. Gewiß aber will ich endlich, und überdem, da die Begebenheiten sich an's Ende drängen, — des Werkzeuges meiner künftigen Größe sein. Daher, — merkt auf — Ihr vermählt Euch noch diese Nacht mit mir an einem Orte, zu dem ich Euch führen will, oder Ihr fallt sofort hier von meiner eignen Hand."

Todtenblässe stieg auf die Wangen Jolantens. Die höchste Angst ließ sie alle Rücksichten vergessen. Sie fuhr aus dem Bette, sie warf sich dem Pfalzgrafen zu Füßen. „Erbarmen!" — rief sie — „ehe ich nach Hülfe schreie."

„Euer Schreien würde vergebens sein," — erwiederte eiskalt der Entsetzliche, von den Reizen seines knieenden Opfers ungerührt. — „Niemand kann Euch hier hören. Das, was ich nun vorhabe, kann ich selbst meinen eigenen Leuten nicht anvertrauen. Ein vorangeschickter Befehl von mir machte das ganze innere Haus leer. Alle Reisigen sind im äußern vordern Hofe. Von hinten, von niemandem, als meinem treuen Kurd, der mich begleitet, gesehen, bin ich über die kleine Zugbrücke durch die verborgene Pforte, gleich einem nächtlichen Diebe, in mein eigenes Schloß geschlichen. Auf dem nämlichen Pfade folgt Ihr mir ganz allein. Kurd wartet unten am Felsen mit den Pferden. In zwei Stunden seid Ihr mein Weib, und bleibt verborgen auf Drachenstein, wo mein Bruder Euer Wächter sein wird, oder —"

Er schob mit der Spitze seines Schwertes einen völlig unkenntlichen Schieber im getäfelten Fußboden des Gemachs zurück, schloß mit einem Schlüssel ein Schloß auf, und öffnete eine Fallthüre, die in einen tiefen, schwarzen Schlund sehen ließ. —

„Stürzet, meinen Dolch im Herzen, eine blutige Leiche, der Welt unter der Decke eines völlig unerklärbaren Geheimnisses verschwunden, in diesen bodenlosen Abgrund. — Hier meine Hand, — dort den Tod. — Euer Geschick erwartet Eure eigene —"

Entscheidung, wollte der Pfalzgraf sagen, — aber die Macht der Gnade und des Gerichts gestattete nicht dem Ungeheuer, das letzte Wort seines Frevels

zu verkünden. Eine Keule hob sich im sausenden Schwunge hinter ihm, traf in zerschmetterndem Schlage sein trotziges Haupt, stürzte ihn todt in den Schlund, dessen Fallthüre hinter ihm zufiel, ihn auf ewig von der Oberfläche der Erde ausschließend, ohne daß etwas vernommen wurde, und an dem Rande seines verborgenen Grabes stand — mit funkelnden Blicken, auf das Werkzeug seiner Strafe königlich gestützt — Roger, mit dem Anstande eines himmlischen Rächers. „Roger!" — rief Jolanta, und — lag in seinen Armen, an seinen Lippen, mit der glühendsten Heftigkeit des Dankes ihn fest umschließend, von ihm umschlossen, in dem durch keinen Laut irgend eines lebenden Wesens gestörten seligen, heiligen Augenblicke.

Es war Roger, der sich zuerst wiederfand. — „Die Stunde ist günstig, Jolanta," — sagte er — „laß uns fliehen. Niemand weiß, was hier geschehen. Die Hinterpforte ist offen, — wir können gefahrlos entkommen.

Jolanta flog aus seinen Armen, mit Erröthen ihre leichte, nächtliche Bekleidung wahrnehmend. Sie winkte ihm hinaus, Agathen zu wecken, ihr Ankleiden im Mittelzimmer zu erwarten. Er eilte. Agathe kam im höchsten Erstaunen, und fragte vergebens. In wenigen Minuten stand Jolanta, ein Kästchen mit Gold und Juwelen unter dem Arme, während die Zofe ein Pack anderer, schnell zusammengeraffter Bedürfnisse trug, vor Roger im Mittelzimmer. Der

Gang draußen ward mit leisen Tritten hinabgeschlichen. Die Treppe eben so. Die Burg schien wie ausgestorben. Niemand hinderte die Flucht der Geretteten, kein Auge sah sie, kein Ohr vernahm sie. Die kleine Hinterpforte ward erreicht. Inwendig hatte der Pfalzgraf den Schlüssel stecken lassen, so war sie kein Hinderniß. Die Flüchtlinge eilten über die schmale, kleine Zugbrücke, die über einen tiefen Graben führte, aus dem Gehege der Burg. Roger machte jenseits die befestigte Zugbrücke los, welche langsam und leise wieder in die Höhe stieg, warf den Schlüssel der wieder wohl verschlossenen Pforte in den mit Wasser angefüllten Graben, und führte die Frauen behutsam, in der sehr dunkeln, mondlosen Nacht, die Felsen hinunter.

Roger war von Wonne erfüllt, Jolanta, noch voll Besorgniß Kurds wegen, der unten mit den Pferden wartete, und auf irgend eine Weise beseitigt werden mußte, sollte das Unternehmen gelingen.

Kurd war ein treuer Knecht, aber kein wachsamer. Er lag abwärts vom Pfade neben den Pferden und schlief. Man umging ihn leicht, ohne daß er erwachte, und — noch dämmerte nicht der Morgen, als die Flüchtigen, ohne durch irgend Etwas gehindert worden zu sein, die Grenzen des ehrwürdigen Urwaldes erreichten. Doppelt schattete hier die Nacht, und so mußte — nachdem ein Paar Stunden Wege zurückgelegt waren — ein fernes Licht, das am Ende eines gebahnteren Weges dämmerte, um so bemerkbarer

und erfreulicher sich darstellen, vorzüglich da Roger es als den Schein aus der Waldkapelle des frommen Bruder Cölestin ankündigte, an welcher die Bahn vorbeiführte.

Cölestin, denn sein Alter hatte wenig Schlaf, stand bereits vor seiner Hütte, als er, zu seinem größten Erstaunen, die Ankommenden erscheinen sah.

Mit der Regellosigkeit seiner jungen Leidenschaft, rührend und drollig zugleich, gab Roger von Allem, was zum Verständnisse des Betreffenden gehörte, die vollständige Kunde. — Wer möchte des Waldbruders Theilnahme und Ueberraschung schildern wollen? — Er vergoß Freudenthränen, — wünschte den Geretteten Glück, — segnete sie, — und da man seinen Rath über das Fernere erforderte, wußte er auch keinen besseren, als man sich bereits selbst gegeben, nämlich Verborgenhalten in der Wildniß, und zwar in Gertrud's Hütte, wohin die junge Dame selbst zu begleiten, und ihr auch ferner alle mögliche Thätigkeit für ihre Zwecke zu versprechen, er sich keineswegs nehmen ließ.

Nichts von Gertrud's Erstaunen, — nichts von der Freude, mit welcher sie die herrliche Jolanta empfing. Jede edle Frau, die lange ein, den zarten Forderungen ihres Busens entsprechendes weibliches Wesen entbehrt, und unvermuthet gefunden haben mag, blicke in ihr eignes Herz. Jolanta ihrerseits wurde nicht weniger von Gertrud's ganzem Wesen überrascht, ergriffen und angezogen. Beide Frauen

verstanden sich sofort ja die ältere verstand, in Beziehung auf ihren Sohn, an der jüngern vielleicht schon jetzt mehr, als diese an sich selbst nach Wochen, und so sehr Gertrud's mütterliche Eitelkeit dadurch geschmeichelt wurde, eben so sehr behauptete die Frauenwürde ihr höheres Recht in Aufrechterhaltung eines strengen Anstandes und Zurückweisung Rogers in seine Schranken, von deren Heiligkeit er sich, in kindlicher Demuth überzeugt darstellte. — So kam es denn, daß nur wenige Täge in froher Sitte und Herzlichkeit vergangen waren, als schon alle sich an einander gewöhnt, und sich, mit ihrer Lage zufrieden, im behaglichen Dasein bewegten. Die hohe, freie Jolanta fand im Schooße der Unschuld und Natur, in der Entbehrung vieles Gewöhnten, keinen erheblichen Uebelstand. Ihr Verhältniß zu Roger wußte sie fein und schlau in sehr bestimmten Formen zu halten, und sie gewann dadurch Gertrud's Achtung in so hohem Maaße, daß in kurzer Zeit, hier in der Wildniß, eine Freundschaft zwischen den beiden Frauen keimte, blühte und Früchte trug, wie sie die wirkliche Welt selten so rasch zu treiben vermag. Jene Früchte konnten aber nichts anderes sein als Vertrauen, und worin mochte sich dieses bei so zarten weiblichen Wesen sonst lieber äußern, als in Mittheilung früherer Verhältnisse.

„Ihr müßt mir Eure Geschichte erzählen," — bat Jolanta eines Tages die mütterliche Genossin — „gewiß ist sie lehrreich. Ihr sprecht Sicilianisch und

Deutsch mit gleich gebildeter Vollkommenheit. Nicht hier im Walde, — nein, — auf den Gipfeln des feinen vornehmen Lebens muß Eure Jugend gepflegt sein."

Gertrud zeigte sich nicht abgeneigt, den Wunsch der Freundin zu erfüllen, nur — äußerte sie — die Verhältnisse, die sie nicht beherrsche, nöthigten sie, noch zuvor Jolanten um ein gleiches Zutrauen, Hinsichts ihres Ursprunges und ihrer Begebenheiten zu bitten. — Jolanta lächelte, — zog Gertrud bei Seite, und unterrichtete diese im Geheim von allen ihren Verhältnissen.

Die gute Frau erschien von der Kunde, die sie erhielt, und künftig auch der Leser erhalten wird, in so hohem Grade betroffen, daß sie Jolanten zu Füßen fiel, ihre Hände mit tiefer Unterwürfigkeit so lange an ihre Lippen drückte und mit Thränen benetzte, bis Jolanta sie an ihre Brust zog, und sie innig bat, in der Nachricht, die sie ihr gegeben, keinen Grund zur demüthigen Entfremdung zu finden, indem keine Verschiedenheit irdischer Verhältnisse so groß sei, um gleichgestimmte Seelen zu trennen. — Gertrud erröthete tief bei dieser Aeußerung, schlug aber den Blick mit genügender Würde auf, um darin Jolanten sehen zu lassen, es sei nicht Demuth, nicht Gefühl eines untergeordneten Standpunktes gewesen, das sie vorhin niedergeworfen, sondern das ihr klargewordene Bewußtsein, wie Jolantens gegenwärtiges Erscheinen in ihrem Kreise eine göttliche, ihr unendlich wichtige Schickung sei, die mit Verehrung und Dank ange-

nommen, aber auch mit Klarheit und Verstand benutzt werden müsse.

— Sie eilte, nun auch ihre Geschichte zu erzählen. —

Jolanta war durch dasjenige, was sie erfuhr, ihrerseits noch viel gerührter und betroffener, als vorhin ihre Freundin, sie ergriff die Hand der letztern und rief: „O wie preise ich nun alles Ungemach, welches ich erlitten, da es gesendet erscheint, mich zu Euch zu führen. Laßt uns die Hand Gottes verehren. — Ich habe die Macht, alles wieder gut zu machen, und ich will es." —

Ihr Betragen gegen Roger, seit dieser Entdeckung, war freundlicher; zuvorkommender, Hoffnung bestärkender, als früher. Wie wenig es indeß den geheimen Forderungen des Jünglings genügte, bewies seine zunehmende Traurigkeit, das Merkmal unbefriedigter Leidenschaft der ersten glühendsten Liebe. — Die Frauen gingen oft über ihn mit einander zu Rathe, wenn sie ihn, in sich selbst versunken, sitzen, träumerisch wandeln und nichts mit Lust anfangen sahen. — „Er muß fort," — sagte Gertrud. — „Er muß ins Leben, in die Begebenheiten," rief erglühend Jolanta. Cölestin war, seit diese letztere im Walde sich aufhielt, häufig von ihr in sehr geheimen Angelegenheiten versendet worden, und war eben im Begriffe, eine sehr große Wanderung anzutreten, zuerst nach der Schweiz, dann nach Ober-Italien. Es wurde im Rathe der Frauen beschlossen, Roger ihm mitzugeben. Gertrud

schlug dies dem Sohne vor. Er versicherte, beinahe im Zorne, er werde eher sterben, als Jolanten verlassen. — Jolanta trat zu ihm und sprach: „aber ich wünsche es auch, lieber Roger." — Er stand auf, seine Wangen brannten, und er fragte: „soll ich noch heute gehen?"

Cölestin mußte ihm einen anständigen Anzug zur Reise besorgen. Er wußte nichts davon, und als er die neuen ungewohnten Kleider sah, wollte er unwillig sie nicht tragen. „Roger," — sagte Jolanta — nur in solchen Gewändern darf Euch vor der Welt Jolanta ihren Freund und Retter nennen, niemals aber in den alten." — Er nahm die Kleider, ging in seine Kammer, und nach wenigen Augenblicken kam er in ihnen zurück, und setzte sich, als sei keine Veränderung mit ihm vorgefallen, an seine alte Stelle. — Jolantens Augen flossen über. Sie erkannte ihre Macht über ihn, und — er war so schön in der neuen Gestalt, — so schön und erhaben. —

Der nächste Tag war der der Abreise. Gertrud drückte unzähligemale den Sohn mit der tiefsten Wehmuth ans Herz. Jolanta erlaubte es sich, ihn zu umarmen. Roger war ganz in sich hineingezogen, war blaß wie der Tod. — Es war die erste Trennung und — von wem! — Sein Auge blieb indessen trocken. „Lebe wohl, liebe, süße Mutter!" — rief er, dieser am Halse hängend. — Jolantens Kuß erwiederte er nicht, er reichte ihr nur die Hand, und sagte: „Leb' wohl, Jolanta!"

Die fremden Gegenden, die gewaltige Alpennatur, welche unser junge Pilger auf seiner Wanderung an Cölestins Seite vor und neben sich aufgehen sah; die Städte, die Menschen, die neu erscheinenden Sitten und Gebräuche, kurz, die Fülle der neuen Wahrnehmungen, thaten das Ihrige, so daß Roger endlich wieder Kraft und Fassung, ja in sofern auch Heiterkeit gewann, als ein sehr ernst gestimmter Mensch sie überhaupt hegen kann. — Jolantens Namen war sehr selten, und auch nur bei sehr gleichgültigen Aeußerungen auf seinen Lippen, aber sie saß an seiner Seite, wenn er, in Entzückung verloren, über die herrlichen Seen schaute; — sie wandelte neben ihm durch jedes reizende Thal; den Frieden jeder Hirtenwohnung theilte er mit ihr, und nach jedem Abendgebete berichtete er ihr die Tags hindurch gemachten Erfahrungen. — Er war ein Muster der Wißbegierde. — Jolanta hatte ihm ja gesagt, er müsse sich noch sehr unterrichten, wenn sie ganz mit ihm zufrieden sein solle.

Mit den Menschen, deren er so viele im reichen Wechsel berühren mußte, stellte er sich sehr gut.

Ein im Walde Aufgewachsener seiner Art, und unter seinen dortigen Verhältnissen im dreizehnten Jahrhunderte, war nicht so weit von dem damaligen geselligen Zustande getrennt, als es einer im neunzehnten sein würde, und Pater Cölestin war ein eben so weiser und zweckmäßiger Lehrmeister, als ein milder, väterlicher Tröster und Freund. Rogers

schöne Gestalt, und sein festes, natürlich offenes Betragen fielen überall auf, und gewannen ihm die Herzen der Bessern. Jeder wollte seine Schicksale wissen, und jeder erfuhr davon nur so viel, als ihm gerade diente.

So waren sechs Monate seit Rogers Abreise aus seiner Heimath verflossen. Zu Chur, am Hofe des Bischofes, war es, wo unsere Reisenden den Winter zubringen sollten. Dieser Hof war, als ein geistlicher, nicht einer der lautesten, gewiß aber einer der bedeutendsten des Zeitalters. — Auch der gelehrte Bischof gewann unseren Jüngling lieb, unterhielt sich gern mit ihm, überhäufte ihn mit Gnade, und gab ihm die vortrefflichsten Lehrmeister, welche den eisernen Fleiß und die Fortschritte ihres Schülers nicht genug loben konnten. Roger verstand seit seiner Kindheit zu lesen. Mit Entzücken empfand er nun, bei Beschreibungen der Thaten großer Männer, die ihn ganze Nächte hindurch festhielten, wohin diese Fertigkeit führen könne. Die Hoheit des Heldenthumes ging vor ihm auf, und er dürstete nach Thaten, um Jolanten zu verdienen. An ritterlicher Fertigkeit stand er bald keinem seines Alters nach, und so war, als der Lenz den Schnee der Gebirge löst'e, im Laufe eines Jahres der Sohn der Wildniß ein hell um sich schauender, seines besseren Selbst sich bewußter, tüchtiger, junger Mann geworden, des Höhsten fähig, demselben ge-

neigt, und gereift für die würdigsten Zwecke des Lebens.

Die Geschichte des Tages war unterdeß in ungeheuren Begebenheiten ihrer nahen Entscheidung entgegengerückt. Kaiser Otto der Vierte schwankte immer matter auf dem angemaßten Throne. Schon war sein warnender Fall vorauszusehen, und das größtentheils schon zur Pflicht zurückgekehrte Deutschland forderte den rechtmäßigen, bisher unterdrückten, und in Italien noch immer von erbitterten Feinden umgebenen Monarchen. Pater Cölestin war schon seit der Weihnachtszeit durch den Wechsel der Begebenheiten zu neuen geheimen Bemühungen für die gerechte Sache von Chur abgerufen worden, und auch unsern Roger traf bald die Reihe zur Thätigkeit.

Der Bischof ließ ihn in den letzten Tagen des Mai's zu sich rufen.

„Roger," — sagte er zu ihm — „der Tag deiner Reife ist gekommen, und zu wichtigen Dingen bist du ausersehen. Unbedeutend vielleicht wird dir dein erstes Wirken erscheinen, aber die rauhste Frucht enthält oft den köstlichsten Kern, und in einem unscheinbaren Erz schlummert das Gold zu den Kronen der Könige. Du kennst im Umkreise der Stadt von deinen Jagden die unwegsamsten Pfad des Gebirges. Die geheimsten Wege der Alpen bis Costnitz sind dir auf deinen Streifzügen mit Cölestin bekannt geworden. — Begieb dich morgen früh auf den Bergpfad, der gen Italien führt, wo der Sturzbach, den sie den Gems-

spring nennen, von den hohen Felsen des Moritzthales braust, und von der gewöhnlichen Straße durch die Höhle, — das Drachenloch — der nur wenigen bekannte schauerliche Seitenwrg, der Wolkensteeg geheißen, abgeht. Warte da, bis ein junger Mann, ich glaube von deiner Größe, in Pilgertracht sich dir zeiget, der von Italien, ich vermuthe, ganz allein, heraufkommen wird. Sobald du ihn siehst, thue alles genau, wozu ich dich hiemit anweise."

Der Bischof zog einen Brief hervor, aus welchem er Vorschriften zu gewissen Zeichen, gewisse Losungsworte langsam herlas, die theils Roger an den Fremden richten, und die theils dieser nach der Angabe erwiedern sollte, um sich gegenseits zu erkennen und vor einander zu beglaubigen. „Hat der Fremde — fuhr hierauf der Bischof fort — dir nun in allen Stücken gehörigen Bescheid gegeben, so daß du seiner gewiß bist, wie er deiner, so kannst du ihm, falls er dich nach etwas Schriftlichem zu seiner größeren Sicherheit fragt, dieses Schreiben von mir geben, und auch, — da es ganz nothwendig für dich ist, diesem Fremden näher zu treten — auch dieses goldene Kleinod — von Jolanten."

Roger stutzte, — niemals hatte der Bischof noch Jolanten genannt, — und empfing eine Art von Schrein, wie der, in dem Reliquien gewöhnlich aufbewahrt werden, aus den Händen seines Gönners. — Er wollte ins Wort fallen, aber er ward zur Ruhe verwiesen, mit dem Bedeuten, noch sei die Zeit zu

keiner Erklärung gereift, und der Auftrag ward mit folgenden Worten fortgesetzt:

„Ist alles Obige bewirkt, so geleite den Fremden über den Wolkensteg nach Chur, wo du indeß nicht vor Nacht ankommen mußt, weil die Gegenwart des Ankommenden Niemand ahnden darf. Auch darfst du nur durchs Hinterpförtchen ins Franciskanerkloster hineinkommen. Im Kloster wird der Fremde die Nacht hindurch verborgen sein. Am nächsten Tage machst du dich wieder mit ihm auf die Reise, und führst ihn, ebenfalls auf den heimlichsten, unwegsamsten Pfaden, über die hohen Alpen nach Costnitz, wo ihr etwa nach sechs Wochen, denn der Fremde wird wohl nicht große Tagereisen bestreiten können, ankommen werdet. — Gehab dich wohl, Roger. Deine Klugheit bei Ausführung dieser Aufträge streut für dich eine Saat goldener Erwartungen."

Noch lag die Nacht auf den Thälern, als Roger am andern Morgen bereits den Gemsspring erreicht hatte. Er setzte sich nieder, und Jolanta stand vor seiner Seele. Den goldenen Schrein, den er dem Fremden von ihr geben sollte, hatte er unwillkührlich hervorgezogen, und preßte ihn, — denn, war er nicht von ihren Händen berührt? — im inbrünstigen Kusse an seine Lippen. — Der Druck muß kräftig gewesen sein, denn die ihm unbekannte Feder des Schreins gab nach, — der Deckel sprang auf, und im Innern erschien — Jolantens Bildniß. — Nicht zu verkennen war es. — Der Jüngling, mit den

Leistungen der Kunst wenig vertraut, hätte bald, an Zauber glaubend, das Kleinod aus den Händen fallen lassen vor Ueberraschung, und es gemahnte ihn fast unheimlich, das Antlitz der Geliebten, mit seiner ganzen lebendigen Wahrheit, in so zwerghafter Verkleinerung zu erblicken. Aber — es war doch immer Sie! — Auge und Herz schwelgten im Anschauen dieses lieblichen Wunders, bis er, nach den ersten Augenblicken der Freude, doppelt schmerzlich von dem Gedanken getroffen wurde: „Sie sendet es Ihm, nicht mir!“

Indeß es blieb nicht Zeit demselben lange nachzuhängen, denn von einem der nächsten Felsen stiegen acht Männer, seltsam verkappt, ins Thal, und Roger hatte nur gerade so viel Muße, den Schrein verbergen zu können, als sie schon vor ihm standen.

„Wer seid Ihr?“ — fragte der Anführer den Jüngling. Roger — ihnen nichts Gutes zutrauend — antwortete, er sei ein Edelknecht, der auf die Schule nach Mailand wolle, und hier, bis sein Gepäck nachkomme, ein wenig raste.

Der Anführer schien mit dieser Auskunft sehr zufrieden.

„— Nach Mailand, — wiederholte er — das ist gut.“ —

Er ergriff hierauf Rogers Hand, und fragte weiter: — „Ist Euch nicht ein junger Pilger von stolzem Ansehen begegnet, der aus Italien kommt, und nach Chur will, und einen Kerl, welcher sich Hilbert nennt, denn der Pilger redet mit Niemand, bei sich

hat, von Aussehen einem Zigeuner vollkommen ähnlich? — Beide haben Waffen unter den Mänteln."

Roger stutzte, faßte sich aber gleich, und gab Bescheid. — „Wohl sind mir diese lose Gesellen begegnet, welche nach Chur wollten, sich aber an dieser nämlichen Stelle, nachdem ich ihnen, im Gespräche, das sie listig mit mir anknüpften, Verdacht zu erkennen gab, eines Anderen plötzlich besannen, und diesen Pfad rechts nach dem Dorfe Sittenwald einschlugen. Ich hörte sie unter sich murmeln, ihr Sinn stehe nunmehr auf Bern und Basel, wo sie Niemand vermuthe."

„Halt!" — rief hierauf der Anführer freudig — „die lockern Vögel haben Wind bekommen, die Vogelsteller aber auch. — Lebt wohl, junger Herr; so uns Gott helfe, wollen wir rechten Orts Eure Treue zu rühmen wissen."

Damit gingen die betrogenen Wichte den falschen Weg, der sie weit abwärts von Chur in unbewohnte Wald- und Kluft-Labyrinthe führen mußte, in welchen sich kein Fremder noch jemals zurechtfand. Roger aber warf den ersten Blick in die Wichtigkeit seiner Sendung.

Noch mochte er sich nicht gar lange in Nachdenken über dieselbe vertieft haben, als ein ganz naher Ruf ihn wieder aufschreckte: „Gelobt sei Jesu Christ!"

— „In Ewigkeit!" — antwortete Roger — und gewahrte, die Augen aufschlagend, vor sich einen seltsamen großen Mann, in einem blutrothen Mantel,

mit niedergeschlagenem Hute, und sehr langem, kohlschwarzem Barte. Die braune Farbe seines Gesichts aber, so wenig davon erschien, und ein Schwerdt, das einen Augenblick unter dem Mantel hervorsah, gleich aber wieder verborgen wurde, ließen unserem Freunde darüber keinen Zweifel, daß er den zigeunerhaften Hilbert vor sich sehe, von dem, als dem Begleiter des jungen Pilgers, jene Gesellen geredet.

Hilbert — wir wollen ihn so nennen — blieb stehen, und maß den jungen Mann mit großen Augen.

„Herr, — rief er dann mit rauher Stimme — ich glaube, wir kennen uns."

Roger antwortete: — „ich aber glaube, wir kennen uns nicht."

—„Kann auch, — oder mag auch sein," — nahm hierauf Hilbert wieder das Wort — „soll auch vorläufig darauf nicht ankommen, wenn wir nur eine und die nemliche Sache kennen. — Wer hat Euch hieher gesendet?" —

„Der Bischof von Chur."

„So sei Gott gepriesen. — Junger Mann, Ihr seid am rechten Platze. — Saht Ihr hier nicht verkappte Gesellen, ihrer sieben oder acht, die — "

„Es waren acht," — fiel Roger ein — „und ich habe sie schön betrogen, indem ich sie auf Sittenwald, Bern und Basel gewiesen, statt nach Chur und Costnitz, als seien gewisse Leute dort bereits voraus."

„Klug, weise, vortrefflich!" — rief Hilbert aus.

—„Wie glücklich muß Euer Vater sein, falls Ihr noch einen habt, solchen anschlägigen Sohn zu besitzen. — Doch der Bischof von Chur hat Euch ohne Zweifel gesagt, wer es ist, den Ihr hier erwarten und geleiten sollt?"

„Einen jungen Pilger."

„So, so. — Nun, junger Herr, macht Eure Sachen gut. Der Pilger ist ein Pilger von der besten Art, der es werth ist, daß man ihm nützlich werde. Ich gehöre auch zu ihm, — wie Ihr vielleicht schon wißt. Durch ganz Italien habe ich ihn so geleitet, wie nun Ihr ihn fürder geleiten werdet, denn es ist bestimmt, daß ich hier mein bisheriges Amt Euch abtrete, und zu einem wichtigeren vorauseile. In großen Gefahren, selbst am Rande des Verderbens, habe ich mich meinem Gebieter als sein treuer Knecht bewährt. Euch wünsche ich eben so viel Glück, als mir in meinem Berufe zur Seite stand, aber weniger Noth. Meine Trennung von unserm Pilger macht ihn nun zwar sicherer, übrigens kann ich auch nun manche Gefährdung durch falsche Kunden, die ich in veränderten Gestalten über Euch unter unsere Feinde bringe, vereiteln. Indeß dennoch seht Euch vor. Unsere Gegner sind zahlreich — und passen uns auf."

„Der Pilger ist eine Viertelstunde hinter mir. — Führt ihn wohl, und erweiset ihm Liebes. — Mir reicht indeß einmal Eure Hand. Als Zigeuner lese ich aus den Händen die Zukunft." —

Roger reichte ihm die Hand hin. — Hilbert ergriff sie lebhaft, betrachtete sie einen Augenblick schweigend, während er tief und stockend athmete, dann sprach er: — „eine liebe, glückliche Hand."

Er hielt sie noch eine kleine Weile, dann drückte er sie heftig, schüttelte sie stark, und rief mit lauter, seltsamer Stimme: „Leb' wohl, Roger!!" —

Der Jüngling stand wie versteinert. — „Was war das?" — fragte er und wollte dem Zigeuner nachrufen, der aber schon weit auf dem Wege vorwärts eilte, und zwar so rasch, als trügen ihn die Flügel des Windes.

Kaum mochten seitdem einige Minuten vergangen sein, als Roger eine hohe Gestalt den Weg von Italien herauswandeln sah. Sie erschien als der verheißene junge Pilger.

Roger saß ruhig auf einem Steine. Der Pilger kam ihm etwa auf dreißig Schritte nahe, und schien ihn vorsichtig zu beobachten. Roger hielt nun dafür, daß es Zeit sei, das erste ihm vorgeschriebene Beglaubigungszeichen in folgender Art zu beginnen. Er zog nämlich sein Schwert aus der Scheide und fuhr mit dem Nagel des Daumens an der Schärfe der Klinge hin und wieder.

Der Fremde, es wahrnehmend, trat mit raschem, stolzem Gange ganz nahe und rief heftig: „Gesell, was ist schärfer als Stahl im Gefecht?"

Roger heftete seinen Blick auf ihn, tief und plötzlich ergriffen von der jugendlich heldenmäßigen Schön-

heit des Räthselhaften, und erwiederte nach der Vorschrift: „Von Gott gegeben das heilige Recht.“

„Hoch lebe Schwaben!“ — jubelte nun Jener, indem er die rechte Hand, die weiß war wie Elfenbein, hoch empor hob, und völlig auf Roger zu flog.

Dieser antwortete: „Ja, Herr! — so Gott will! — mich senden Eure Freunde, damit ich Euch geleite.“

Der Pilger stand eine kleine Weile stumm da und schoß aus den großen, blauen, flammenden Augen forschend so scharfe Blicke auf Roger, daß dieser sie nur deshalb ertrug, weil er redlich und schuldlos war, sodann fragte Jener mit gütiger, sanfter Stimme: „Hast du etwas Schriftliches bei dir für mich?“ —

Roger reichte ihm zuerst den ihm mitgegebenen Brief mit den Worten: „Dies sendet Euch der Knecht Gottes von Chur;“ — dann aber, nachdem der Fremde den Brief entsiegelt, und mit zufriedener Miene gelesen hatte, — hielt ihm auch Roger den Schrein hin und sprach, — nicht ohne Zwang: „und dieß sendet Euch Jolanta.“

Bei diesem Namen fuhr der Pilger freudig zusammen, starrte den Geber höher an als vorhin, entriß ihm das Kleinod, öffnete es und rief: — „Jolanta! — o meine Jolanta!“ — drückte dann das Bild an seine Lippen, und damit einen Dolch in Rogers Brust.

„Wer bist denn du? — wie kamst du zu meiner — schnell verbesserud — zu Jolanten — zu ihrem Bilde?“ fragte der Fremdling weiter.

Roger entgegnete ſtammelnd — als glaube er den Schluß ſeiner Rede nicht überleben zu können, bezwungen von namenloſer Pein: „Ein andermal, — kommt, — die Zeit iſt dringend.“ — Damit eilte er voran, und der Pilger folgte ihm durch das dunkele Felſengewölbe des Drachenlochs, auf den Wolkenſteg, vorüber an ſchauerlichen Abgründen, rüſtig ſchreitend auf engem Pfade in ſchwindlichten Höhen, wo die Gemſe, ſorglos graſend, vor den unerwarteten Wanderern entfloh, der Lämmergeier verſcheucht aus ſicherem Neſte aufſtieß, ſich ſchreiend in die Lüfte zu werfen: Roger ſtumm, geſprächig und heiter der Fremde, geringe ſchätzend die Gefahr, die höchſt wahrſcheinlich nicht fern von ſeinem Haupte ſchwebte, mit den Hinderniſſen tändelnd wie mit einem ſicheren glücklichen Spiele.

Der Mittag ſtand hoch. — Auf einer Bergplatte raſteten die Wanderer. — Der fremde Jüngling lud ſeinen Geleiter zu einem kleinen Mahle, das er aus ſeiner Pilgertaſche packte, und mit einem von Edelſteinen blitzenden Dolche zerſchnitt. — Roger ſchlug es finſter aus. — „Sieh dieſen Wein, — der Pilger zog ein Fläſchchen hervor — gereift an dem Fuße des wäldergegürteten, flammengekrönten Montgibello.*) Roſengekränzte Knaben haben ihn gekeltert. Eine Fürſtin, ſchön wie die Blume von Enna, ſchloß ihn für mich in dieſen kriſtallenen Kerker. Ich, — ich

*) Der Aetna wird ſo in Sicilien genannt.

selbst — trink' ihn dir zu — Jolanta soll leben!" — damit setzte er die Flasche an den Mund, und that einen langen Zug, stehend am Rande des Abgrundes. — „Jolanta soll leben? — Sollte leben für dich?" — so fuhr es durch Rogers zerstückten Sinn, und ihm war es im wildgewordnen Schmerze, als müsse er den Nebenbuhler ergreifen, und in den Abgrund schleudern. — Schon hob er wirklich, wie im verwirrenden Rausche der Verzweiflung die Hand, da faßte es ihm — es war ein unsichtbares Etwas — in den Arm — hielt ihn fest und eine leise Stimme schien ihn zu umflüstern — Jolanta's Stimme — „Roger, ist das deine Liebe? — werde ich durch Verbrechen gewonnen?" — Da sank seine Hand wieder — sein Haupt mit ihr, und er bemerkte nicht eher, daß sein Gefährte auch ihm die Flasche zum Trinken hinreichte, als bis dieser sagte: „Nun? — willst du den duftenden Boten aus dem Lande der Wunder verschmähen?" —

Da nahm Roger die Flasche, — rief: „Ja — Jolanta soll leben! — leben für dich?" — und trank. — „Leben für mich?" — wiederholte der Fremde sinnig. — „Sie soll für mehrere leben; — für Viele — für alle, die ihr großes, reiches Herz verstehen. — Auch für dich, wenn du es verdienst." — Roger glühte bei den letzten Worten. — „Ja — ich werde es verdienen, und sollte — er wollte sagen: — und sollte mein Herz darüber brechen;" — indeß er unterdrückte es.

Der Fremde nickte freundlich und herablassend,

indem er nun zugleich Bericht über Rogers Beziehungen zu Jolanten forderte. — Er erhielt ihn mit kurzen Worten, und warf sich am Schlusse, der von Jolanta's Rettung aus der Gewalt des Pfalzgrafen handelte, in Rogers Arme, indem er ausbrach: — „wie soll ich dir danken? — wie dich loben? — wie dich belohnen? — Friste mir meine Schuld. Die Zeiten werden sich ändern, doch nicht in ihnen die Verpflichtungen, die ich gegen dich eingehe, und die Jolanta gesegnet hat." Von diesem Augenblicke an fühlte sich Roger immer mehr und mehr, wie durch einen Zauber, an seinen unbekannten Gefährten gekettet. Freundlich — bald liebend — gab er sich ihm hin und schon zwei innig Befreundete und Vertraute waren es, die bei tiefer Nacht Chur und das Franciskanerkloster erreichten, wo der Bischof selbst den Pilger zwar geheim, doch mit großer Ehrerbietung empfing, viele Briefschaften für ihn in Bereitschaft hatte, und sich mit ihm in einem abgelegenen Zimmer verschloß.

Roger übernachtete ebenfalls im Kloster. Als die Mönche das Hora sangen, erwachte er aus einem süßen, bedeutenden Traume. — Jolanten hat er geschaut. Sie hatte ihm gesagt: „Roger, — ich war nicht mit dir zufrieden, — doch, ich habe vergeben. Du bist mir theuer, — ich umschwebe dich, wo du auch walleſt. Das ist die hohe Liebe, welche für ihren Gegenstand dulden kann. — Nur mit ihr will Jolanta geminnet sein. — Halte an deinem Genossen, du thust an mir, was du an ihm thust."

Früh ließ ihn der Bischof ins Sprachzimmer rufen. Er mußte seine Kleidung mit der eines Landmannes vertauschen, sogleich allein voraus durchs Thor gehen, um im nahen Walde an einer bestimmten Stelle des Genossen zu warten.

Er hatte nicht lange dort geharrt, als er ein überaus fröhliches Musiciren und einen hellen Gesang durch den Wald schallen hörte, der sich in drolliger Mischung, als komme der Sänger mit deutscher Poesie nicht bequem fort, und müsse sich bei seinem Gedankenspiele mit italischer aushelfen, in beiden Mundarten bewegte, und zwar in folgenden Reimen:

Per asprezza, con valore
Wall ich freudig an mein Ziel.
Il mio consiglier 'Amore,
Web' ich meine Pflicht ins Spiel.
Feindesbosheit wirkt invano;
Meine Palme grünet nah.
Son ancor' — baston' in mano,
Nel profondo sen' Sovrano,
La mia guida — Fedeltà.

Der Sänger dieses Liedes war niemand anders als Rogers räthselhafter Genosse, der eben, nicht mehr als Pilger, sondern als Minnesänger artig verkleidet, durch die Laubgänge auf seiner Laute gar lustig spielend, dahergeschritten kam. „Guten Morgen, Roger!" rief er ihm zu. — „Was sagst du zu meiner Umgestaltung? — Spielen wir nicht mit unsrer Gefahr wie die Kinder mit ihren Puppen? Ist sie wohl aber am Ende mehr als ein Spielzeug, für welches nur

ein Paar derbe Fäuste gehören, um es zur vollen Ergötzlichkeit zu handhaben? — Meine Feinde, sagt man, haben den Entschluß gefaßt, allen Pilgern, die sich eben zwischen hier und Costnitz finden lassen, die Köpfe abzuschneiden, um unter so vielen des meinigen ganz gewiß zu sein. — Der alberne Schluß! als wenn dabei meinerseits mehr nöthig wäre als meinen Rumpf zu entpilgern, um meinen Kopf sicher zu stellen!" —

„Aber warum verfolgen sie dich denn so erbittert?" fragte Roger.

„Weil sie wissen, — erwiederte Jener — ich, der ich mich Balduin von Palmerino nenne, — sei der erste Liebling König Friedrichs, und werde von ihm nach Deutschland gesendet, — da er selbst ohne Heeresmacht, die ihm eben fehlt, nicht durch so viel empörte Länder, von Sicilien aus, vordringen kann, um mich dort an die Spitze seiner Parthei zu stellen, sie herrschend zu machen, und ihm das Reich zu unterwerfen, damit er demnächst selbst herziehen könne, um Gericht zu halten. Deshalb legen sie mir alles Erfinnliche in den Weg, um den rechtmäßigen Herrscher nicht aufkommen zu lassen, den sie — sehr mit Unrecht, denn er ist zu stolz, um sich zu rächen — entsetzlich fürchten."

„Aber, bester Balduin, — fuhr Roger fort — da hast du ja bei so jungen Jahren ein sehr schweres Werk auf dir."

„Allerdings, — fiel Balduin ein — aber sieh, ich habe nun einmal von klein auf eine entschiedene Liebhaberei für die schweren Werke.“

„Darf man indeß, wenn man so jung ist, auch schon schwere Werke übernehmen?“

„Da liegt ja eben der Knoten, den ich zerhauen muß. Die Leute sagen, man dürfe es nicht: ich aber sage, man dürfe es, und will es darthun. Die Zeit muß ausweisen, wer Recht hat.“

„Höre, Balduin, — du gefällst mir, obgleich Manches mir gar schwer auf dem Herzen liegt, — ganz über die Maaßen.“

„Ich danke dir von ganzer freundlicher Seele, mein Roger, denn mehr als du wissen kannst, ist mir dieß Wort, unter diesen Umständen, von dir lieb und wichtig. — Auch du gefällst mir außerordentlich, du freier, ernster, entschlossener Jüngling.“

Dabei nickte Balduin dem Gefährten so herzlich zu, daß dieser gerührt folgendes Wort nahm: „Siehe Balduin, ich habe aus deinem Liede den Schluß

„La mia guida Fedeltà.“

recht wohl gemerkt. Das heißt: „meine Führerin ist die Treue.“ Ich will dir sehr treu sein, Balduin. Auch ich habe mit dir die Liebhaberei zu schweren Werken gemein, und denke auch so wie du, daß man sich, so jung man auch sei, wohl damit befassen dürfe. Daher will ich alle deine schweren Werke mit dir theilen, treu, fest und brüderlich, und wo die Last gar zu schwer wird, nun da will ich dich wegschieben,

und meinen Rücken darunter stämmen, damit, wenn einer brechen muß, dieser der meinige sei."

„Roger!" — rief Balduin, stehen bleibend und ihn mit großen leuchtenden Blicken messend.

Roger reichte ihm die Hand hin, und sprach: — „Schlag ein, — wenn du mich annehmen willst."

Balduins Züge veränderten sich. — Ein königlicher Ernst nahm den Sitz auf seiner hohen Stirne. Das Auge flammte in wunderbar herrlichen Strahlen, und das schöne Haupt hob sich gewaltig und hehr.

„Ich schlage ein! — rief er mit herrschender Stimme. „Wenn die Gefahren sich um mich häufen, wenn die Tapfersten verzagen, — dann, muthiger Genosse, will ich dich mahnen an dein Versprechen. Du wirst es halten, und wir werden hinanstürmen die schimmernde Bahn des angefochtenen Ruhmes zwei strahlende Helden, Eins in Sieg und Belohnung, Eins in Noth und Tod. — An mein Herz, treuer Roger! — Der ewige Bund ist geschlossen."

Er war es. Balduin und Roger bildeten von diesem Augenblicke eine Seele in zwei Körpern. Jolanta schwebte über ihnen, ein leuchtend Gestirn, zu dem beide inbrünstig emporschauten, ob sie gleich selten, und nur in wichtiger Bedeutung den ihnen heiligen Namen über ihre Lippen ließen. Er war beiden ein Zauberwort, um die tiefste Fülle und Kraft ihrer großen Seelen, wenn Mühseligkeiten sie beugen wollten, emporzurufen.

Der Mühseligkeiten hatten sie viele zu erdulden. Von Verfolgern umringt, mußten sie die betretenen Pfade und die Gemeinschaft von Menschen vermeiden. Schlechtes Obst, ein Trunk Milch und ein Stück schwarzes Brod, das sie in entlegenen Sennenhütten erbetteln mußten, — denn Geld hätte sie verrathen — war nicht selten ihr Mahl. Felsenquellen löschten ihren Durst. In der kalten, feuchten Einsamkeit von Höhlen, oft auch unter dem freien Himmel, mußten sie ihr Nachtlager nehmen. Mancher Tag ward auf hartem, steinigem Wege, oft über der Region der Wolken, in ewigem Schnee und Eise hindurch gewandelt, und oft entgingen sie doch nur mit genauer Noth ihren zahlreichen, erbitterten Feinden. Roger, an dergleichen gewöhnter, empfand kein erhebliches Ungemach. Balduin indeß lernte mit Kummer, daß die Stärke seines Geistes nicht im Stande war seinen, zu Anstrengungen dieser besonderen Art, niemals vorbereiteten Körper aufrecht zu erhalten. — Mehr, als einmal erlag der arme Jüngling dem Uebermaaße der Beschwerden, und man war gezwungen, sich Tage lang in Wüsten zu verbergen, um ihm Ruhe zu verschaffen, seine zarten, wunden Füße zu heilen, und das fieberhafte Feuer, welches die Ueberreizung in seine Adern gegossen hatte, ausbrennen zu lassen. Roger wachte über ihm mit der Festigkeit eines Schutzengels, wenn er, von Müdigkeit bezwungen, schlummerte. Er pflegte ihn mit der Sorgfalt einer Wärterin, wenn er kränkelte. Er leitete ihn, wenn er

schnell fort mußte, und kaum stehen, oder auf den blutigen, aufgelaufenen Sohlen nur ungewisse Tritte thun konnte. Er hüllte ihn in seine Kleider, um ihn warm zu erhalten, und wandelte wohlgemuth ohne Schuhe, ohne Rock neben ihm, Niemand weniger bedenkend als sich selbst. Balduin empfand seine Treue und erwiederte sie durch Innigkeit. Freundlich war er beständig, und die körperliche Schwäche gab ihm im Gegensatze der natürlichen Stärke seiner Seele ein so hinneigendes, weiches, rührendes Wesen, daß, als sie einmal in recht trauriger Verfassung dasaßen, und Balduin kaum sprechen konnte vor Erschöpfung, aber Rogers Hand immer festhielt, von Zeit zu Zeit drückte, und ihm dabei so wehmüthig mit den schönen getrübten Augen ins Antlitz sah, Roger ausrufen mußte: — „Aber, du süßer Balduin, wie ist es möglich, daß ein sterblicher Mensch so engelmild, so groß, und so gut sein kann." — „O mein Roger! — erwiederte der Kranke — du bist der Gute, — du der Große, wie mein edler Hilbert es war, als seine Treue, gleich der deinigen, mich in den angefochtenen Jahren meiner Jugend und auf dem gefahrumringten Wege durch das empörte Italien tausend Nöthen mit Heldenstärke und Klugheit entriß. Nie empfand ich mich kleiner als jetzt und damals. — Der kennt nicht das Leben, der nicht dessen Noth gekannt. Der hat kein Herz erworben, der es nicht in den Mühseligkeiten erlangte, oder es in ihnen zu verdienen verstand. — Könnte ich mich künftig jemals im Hochmuthe meiner

Brüder überheben, dann Hilbert, — dann Roger tretet vor mich und sprechet: Gedenke der Schwerter der Feinde, gegen die mein Leib dich bedeckte. Gedenke des Rocks, mit dem ich dich bekleidete, des Brodes, das ich dir gab, als mich hungerte. — Ich bin kein gemeiner Mensch; — solche Arzenei wird mich wiederherstellen."

Die hohen, schauerlichen Alpen lagen bereits hinter unseren Wanderern. Sanfte, grüne, waldbekränzte Hügel wandelten sie an einem hellen Sommerabende, nun rüstig, lachend und wohlgemuth hinunter, als plötzlich, indem sie aus dem lichtdurchstrahlten Eichenhaine hinaus auf einen grünen, unabsehbaren Anger traten, eine große Stadt vor ihnen ausgebreitet dalag, deren vergoldete Thürme im Sonnenroth glänzten.

— „Welche Stadt ist das, Roger?" fragte Balduin überrascht.

Rogers Augen funkelten noch heller als die Knöpfe der Thürme, und er rief aus: „Nun, das ist ja Costnitz, das Ziel unserer Wanderung."

Balduin fiel sprachlos auf die Knie, und umarmte ein am Wege stehendes Kreuz, im heißen Dankgebete für die endlich erreichte Sicherheit nach so großen, glücklich überstandenen Gefahren. — Dann erhob er sich groß und königlich, wie Roger ihn nie gesehen, und befahl: „Geh' hinein in die Stadt, lasse dich

zum Bürgermeister führen, sage ihm, Balduin von Palmerino sei vor den Thoren, man möge sorgen, wenn es nöthig sei, ihn geheim in die Ringmauern zu bringen. Ich werde hier warten am Bilde meinen Herrn, dessen Wunder mich geleiteten."

Roger ging in die Stadt, ward zum Bürgermeister gewiesen, und kaum hatte dieser die ersten Worte der Sendung vernommen, so erhub er ein Freudengeschrei, — sandte seine Diener mit der Nachricht an den Bischof, so wie an die Vornehmsten in der Stadt, und sagte zu Roger: „Eilt zurück, sagt Eurem Herrn, daß Costnitz keinen geheimen Eingang habe für Balduin von Palmerino. Fühlten die Mauern unsere Entzückung, so würden sie sich spalten, um seinen Triumphzug zu empfangen. — Wir werden kommen, unseren Sieger einzuhohlen."

Roger hatte kaum Zeit, seinem Freunde diese Nachricht zu hinterbringen, als der Bischof, unter Vortragung des Kreuzes, mit seiner ganzen Geistlichkeit, der Bürgermeister mit dem Rathe, und viele Edeln, schön geschmückt, zu Pferde und zu Fuße im feierlichen Zuge sich aus dem Thore bewegten. Als sie Balduin, der ihnen mit einer bewunderungswürdigen, freundlich gebietenden Hoheit entgegentrat, erreichten, fielen alle auf die Knie nieder, und ließen den Kaiser Friedrich hochleben, unter vielen Freudenthränen und anderen Zeichen der Treue, welche Balduin im Namen seines Herrn gnädig in Empfang nahm. — Man führte dann einen kostbar in Gold

und Purpur geschirrten, milchweißen Zelter herbei, welchen Balduin bestieg, und auf ihm unter brausendem Zujauchzen einer unzählbaren Volksmenge seinen Einzug in Costnitz hielt, bis zum Hofe des Bischofes, allwo er seine Herberge nahm. Roger durfte ihm nur bis in den Vorsaal folgen, denn die Versammlung von Fürsten und Edeln, in welcher Balduin sofort seine Oberstelle nehmen sollte, durfte er noch nicht betreten. Er wäre gewiß traurig darüber gewesen, von dem in Glanze unbeachtet und verlassen bei Seite geschoben zu werden, dem er in der Noth Alles war, hätte ihm die Menge, welche bisher an Balduins Blicken gehangen, und nun ihn, da dieselben ihr entzogen waren, zum Gegenstande ihres Entzückens machte, dazu Zeit gelassen. „Das ist der," — scholl es von allen Seiten — „der ihn mitten durch alle seine Feinde geleitet, der ihm das Leben gerettet hat. Das ist Roger! — der gute Roger. Hoch lebe der treue, der muthige, der vortreffliche Roger!" — Unser Freund war eben so verwundert, daß man hier seinen Namen wisse, als beschämt über die Ehre, welche man ihm damit erwies, daß alles auf ihn sich zudrängte, dieser seine Hände drückte, jener ihn umarmte, und er wünschte nichts sehnlicher, denn diesen stürmischen Liebkosungen zu entkommen und seiner Verlegenheit, als plötzlich die große Thüre des Versammlungssaales sich aufthat, und mit dem Strome von Erleuchtung, der, denn es war bereits Abend, aus dem Innern hervorwallte,

ein prächtig gekleideter Herr hinaustrat und rief: „Wo ist Roger?“

„Hier bin ich, Herr,“ antwortete dieser.

Der Fremde nahm ihn freundlich bei der Hand und führte den Jüngling in den Saal.

Die Helle, welche hier von Hunderten von Kerzen von der Decke auf silbernen Kronleuchtern, an den Wänden von herrlichen Candalabern fiel, verblendete den Jüngling, die Anwesenheit so vieler eben in Costnitz versammleter Fürsten, Prälaten und Herren in ihrem schönsten Schmucke verwirrten den Erglühenden und es dauerte einige Zeit, bis er klaren Blickes, mit wiedergewonnener Dreistigkeit die Gegenstände um sich her betrachten konnte. — Wer schildert aber sein Erstaunen, als er am Ende des Saales, auf welches er zugeführt wird, einen hohen, prächtigen Thron erblickt, und auf ihm sitzend eine strahlende Gestalt, mit einer leuchtenden Krone auf dem Haupte, goldstückenen Unterkleide, einen Purpurmantel mit Perlen und Edelsteinen bedeckt lang niederwallend von den Schultern darüber, goldene Schuhe an den Füßen und das Scepter in der entgegenwinkenden Hand. — Er fährt von dem plötzlichen Anschauen so vieler nie gesehener Herrlichkeit fast taumelnd zurück, — aber er kann nicht widerstehen, nach dem prächtigen Schauspiele den niedergesunkenen Blick von neuem zu erheben. Sein kühner gewordenes Auge durchdringt den sich allmählig aufklärenden Schimmer, trifft das

Antlitz des Thronenden, und wie vom Blitze getroffen schreit er auf: „Balduin!“

„Komm an mein Herz,“ — ruft aber dieser mit seinen süßesten Lauten. — „Wehe mir, könnte ich, undankbar im Glücke, unser in den Widerwärtigkeiten geschlossenes Bündniß verläugnen. Steig zu mir empor, Roger. Hier in Gegenwart aller dieser Fürsten umarme ich dich als meinen Freund und Retter, und will, daß nichts fortan vermöge, uns von einander zu sondern als der Tod. — Roger, ich bin nicht Balduin von Palmerino, ich bin Friedrich, dein Herr und Kaiser, den deine und Hilberts Hände auf den Sitz geführt haben, vor dem er jetzt siegreich unangefochten dasteht. — Die Stunde der Belohnung ist gekommen. Mit Hilbert und dir will ich beginnen, aber an Verdiensten um mich beide gleich, — bestimmen nur das Alter die Reihefolge. Daher weiche für einen Augenblick zurück, mein Roger, und du, Hilbert, tritt vor.“ —

Aus dem Kreise, der den Thron umgab, trat ein ältlicher, aber schöner Mann, in würdiger Kleidung vor, und beugte ehrerbietig vor dem Throne sein Knie.

„Hilbert, — sprach der Kaiser — Muster aller Treue, der du mich von Neapel bis an die Alpen geleitet, aus den Händen der Mailänder und Cremoneser gerettet, mit Rath und That beigestanden, alles was Menschen dem Menschen leisten können, in rühmlichen Dienste erschöpft hast, — ich will fortan,

daß du edel seist wie einer im Reiche, und hebe dies kaiserliche Schwert, um dich durch dessen Berührung—

„Halt ein!" — fiel Hilbert ins Wort. — „Halt ein, gnädigster, groser Monarch. Nichts kann ich empfangen, das ich schon besitze. Ich bin Ritter, und wenn auch meine ärmliche Dienergestalt, in der ich zu Neapel zuerst erschien, nichts verrieth, als Unglück, dennoch rühme ich mich eines Stammes, der, ich sage es mit Stolz, auf der Erde keinem weicht, als dem kaiserlichen der Hohenstaufen."

„Wie?" — fragte der Kaiser.

„Ob ich meinen Namen vor meinem Herrn fürchtes nennen darf, darüber in Zweifel zu sein zwingt mich sogar das gegenwärtig leuchtende Angesicht seiner Gnade. — So wie die Meinigen, bin ich Rebell gewesen, und noch habe ich keine Vergebung erhalten. Was Menschen leiden können, litt ich. Im Unglück ging mir die volle Grösse des Frevels auf, die Hand zu heben gegen meinen rechtmäßigen Herrn, und mich in sein Recht zu drängen, aber — verzeih mir, gnädigster Monarch, — auch ich habe mehr gelitten, als ich hätte leiden sollen. Man hat mir heilige Bedingungen nicht gehalten. — Nichts davon. — Als ich dich in höchster Bedrängniß vernahm, da beschloß ich, alles, was mir lieb war, zu verlassen, um mein und der Meinen Unrecht durch Dienste zu einer Zeit, da auch dich alles verließ, an dir zu vergütigen. Ich wollte noch mehr. Ich wollte meine Vergehen so weit überflügeln, daß du mein Schuldner werden, und

ich bei der Abrechnung am Ende mit Stolz möchte zu dir sagen können: „Was ich verbrach, habe ich mit der Hälfte meines Dienstes gut gemacht, was an mir geschah, kann nie wieder gut gemacht werden, so muß ich der Vergebende, so muß ich der Sieger sein, und ich will es.“ — Aber mein großer, mein herrlicher Monarch, wer kann dich sehen, dir dienen und sagen: Ich habe mehr für dich gethan, denn du verdienst? Vor dir bliebe ich, was ich auch beginnen möchte, ewig der Schuldner, ewig der Rebell, und statt in Großmuth vor dir zu prunken, flehe ich demüthig und schuldbewußt um Vergessen des Geschehenen, um Gnade und Vergebung.“

Friedrichs Auge leuchtete und nach einer Pause sagte er: „Wer bist du? — nenne dich.“

Hilbert zauderte einen Augenblick, dann sagte er: „Ich bin Wilhelm, Fürst von Tarent, Graf von Lece.“

„Was er auch sei — fiel Roger fast schreiend ein, sich zu des Kaisers Füßen werfend. — Was er auch gethan haben mag. Erbarmen, Gnade! er ist Ralf, mein Vater.“ Damit sprang er auf, und eilte, außer sich, in die Arme des Fürsten von Tarent, welche weit geöffnet waren, ihn zu empfangen.

„Erbarmen, Gnade!“ riefen einstimmig und ihre Knie beugend, — die Anwesenden. —

Friedrich stand eine Weile regungslos, dann erhob er seine Hand mit dem Scepter zum Himmel. „Geist meines Vaters, — kaiserlicher Geist Heinrich des

Sechsten, lächele auf mich nieder. Den letzten Flecken auf dem goldenen Schilde deines Ruhmes kann ich vertilgen, ich, dein glücklicher Sohn." —

Er stieg vom Throne und trat vor Wilhelm hin, mit der Milde des Friedensboten.

„Vetter von Tarent, — sagte er — umarmt Euren nächsten Verwandten. — Allerdings wäre es gut für beide Theile, wäre manches ungeschehen geblieben, indeß — ich kann sagen, — nun sind wir beide rein. Euch zu belohnen bin ich zu arm, Kaiser Heinrich selbst muß es, der Euch beschädigte, empfangt daher das Pfand seiner Versöhnung aus meinen Händen."

Er ging und öffnete ein Nebenzimmer, aus welchem auf seinen Wink eine herrlich geschmückte, von Edelsteinen blitzende, aber durch die Allgewalt ihrer verblendenden Schönheit sie alle überstrahlende junge Fürstin hervortrat. Der Kaiser führte sie neben sich in die Mitte des Saales.

„Fürsten Deutschlands," sagte er, „diese leuchtende Sonne der Anmuth ist meine Halbschwester, Heinrich des Sechsten Kind, aus einer früheren geheimen Liebe, welche die Pflicht lös'te, damit er Constanziens königlichen Torus besteigen, und mir das Leben geben möge. — Eure Hand, Vetter Roger von Lece, indem ich sie in die der Tochter der Hohenstaufen lege, und das Blut des Barbarossa durch ein zweites Band mit dem des Robert Guiscard vereinige, schließe ich auf ewig die Kluft vor meinem

Throne, aus der die zornigen Geister der königlichen Normannen entschwebten, um neidisch Zwietracht zu entflammen zwischen dem deutschen Herrscher und dem italischen Volke."

Roger, der noch ganz trunken nichts sah, fühlte eine weiche Hand in der seinigen, empfand ihren leisen, innigen Druck. Es floß ihm durch alle Adern, wie ein wonniger Zauber. Da lispelte eine Stimme, süß wie die Flöte des Brautliedes: „Mein Retter! — mein Roger!" —

„Jolanta!" schrie Roger außer sich auf, und stürzte, halb besinnungslos, an das Herz der Heißgeliebten.

Noch vier Arme umschlangen das selige Paar. Es waren die von Rogers Vater, und seiner Freudethränen weinenden Mutter. Die Anwesenden drängten sich mit den Ausrufungen des Entzückens herbei, sich der rührenden herzerhebenden Gruppe anzuschließen. Friedrich, wieder hoch auf seinem Throne stehend, schien herrlich über ihr zu schweben, — ein lächelnder, weihender Seraph.

Das Horoskop.

Eine Erzählung aus der Zeit der innern Kriege Frankreichs. Nach einer wahren Begebenheit aus der Gottfriedschen Chronik. Von van der Velde.

Amiens, die Hauptstadt der Pikardie, vom spanischen Joche befreit, hatte sich endlich dem Könige Heinrich dem Vierten unterworfen, und feierte das Doppelfest der Erlösung und des neuen Regimentes mit französischer Begeisterung und französischem Leichtsinne. Der Nachthimmel über der Stadt ward von der allgemeinen Erleuchtung erhellt, die Fluthen der breiten Somme spiegelten den freudigen Glanz zurück. Die herrliche altgothische Kathedrale mit ihrem gigantischen Glockenthurme glühte vom Wiederscheine der Illumination wie von einer nahen Feuersbrunst und ihre schönen Umrisse, ihre richtigen Verhältnisse traten in rothen Lichtern prächtig aus der Nacht hervor. Ein jubelndes Volk wogte durch die Straßen und tanzte um die Freudenfeuer, die auf dem öffent-

lichen Spaziergange, Autoy genannt, angezündet waren. Als Brennpunkt der Luft und des Lichtes aber erschien das Stadthaus, in welchem Rath und Bürgerschaft das große Ereigniß mit einem Abendtanze begingen. Tageshelle gossen die zehntausend Lampen des großen majestätischen Gebäudes auf den Markt und in die angrenzenden Straßen, und weithin erscholl der Lärm der Musik, nach deren Tönen sich die Tänzer in den weiten Sälen mit den Schönen der Stadt und Umgegend in raschen Kreisen drehten. Edelleute und Bürger, Katholiken und Hugenotten, Ligisten und Royalisten trieben sich im bunten, fröhlichen Getümmel untereinander herum, und die Freude und der Wein schienen an diesem glücklichen Abende alle die Meinungsverschiedenheiten verwischt zu haben, wegen denen man sich früher so grimmig zerfleischt hatte.

In einem Fensterbogen lehnte der Hugenottenoberst Dâplessis Mornay, den Degen in den verschränkten Armen haltend, und mit dem Kinn auf seinem Knopfe ruhend. Seine düstern Blicke flogen über die lustige Menge und ein unwilliges Lächeln zuckte um seinen Mund. Da näherte sich ihm sein Waffenzögling, der schöne Valerian Moussard, ein junger hugenottischer Edelmann aus der Pikardie. Auch hier so einsam und finster wie sonst immer, mein Oberst? frug dieser ihn zutraulich. Vermag es denn das allgemeine Lustfeuer nicht, auch nur einen Funken in Eure Brust zu werfen, damit auch Ihr einmal em-

pfindet, wie einem frohen Menſchen zu Muthe iſt? Wohl ſind wir dem Glauben zugethan, der der Farben Pracht, der Bilder Reiz, der Töne Zauber aus den Tempeln verbannt hat, aber wollten wir das alles auch aus dem Leben werfen, ſo würde es wahrlich um das arme Daſein kaum noch der Mühe lohnen. Ihr habt ja dieſen guten Tag mit erfechten helfen, helft ihn doch auch mit feiern.

Gern, Mouſſard, antwortete Mornay mit ſchwerer Bedeutung, wenn du mir Bürgſchaft ſtellſt, daß nur die Hälfte dieſer luſtigen Leute es mit ihrer Luſt ſo ernſtlich und ehrlich meint, als du.

Ja, mein guter Junge, fuhr er fort, als Mouſſard ihn fragend anſah. Es tummeln ſich viele Menſchen in dieſen Sälen herum, aber gar wenig Freunde unſers Königs ſind darunter. Haſt du nicht hier und da die ſchiefen, falſchen Geſichter geſehen, die zu unbeholfen oder zu ſtolz ſind, ihren Grimm darüber zu verbergen, daß Heinrich nun auch dieſen ausgebrochenen Edelſtein wieder in ſeine Krone eingeſetzt hat? Doch magſt du in einer andern Beziehung Recht haben. Es iſt von mir nicht wohlgethan, meinen Unmuth über dieſ[illegible] Geſindel ſo offenkundig zur Schau zu tragen. Dergleichen Menſchen nehmen es ſchon ſehr übel, wenn man ſie durchſchaut. Drum will ich ihnen diesmal den Spaß machen, zu thun, als ob ich an ihre Freude glaube, und mich zur Geſellſchaft mitfreuen. Komm zum Schenktiſche.

Sie gingen dahin. Ohnweit dem reichbesetzten Büffet hatte sich eine kleine Gesellschaft von Edelleuten und vornehmen Bürgern um einen Tisch gepflanzt, an dem ein alter Rathsherr von Amiens, den länglichen, schäumenden Champagnerkelch in der Hand, mit großer Redseligkeit das Wort führte. Nein, bei unsrer Frau, rief er heftig: mit der spanischen Herrschaft war es nicht auszuhalten. Kein Volk wird sich gutwillig einem andern unterwerfen und dem Nachbarvolke am ungernsten, grade der größern Aehnlichkeit wegen. Und nun vollends diese Spanier, die in allem, in dem sie uns gleichen, nur unsere Zerrbilder sind. Unser Selbstgefühl ist bei ihnen in widerlichen Hochmuth, unsere Höflichkeit in eitle Ceremoniensucht, unsere Frömmigkeit in blinden Fanatismus ausgeartet. Sie waren uns schon völlig unerträglich geworden und es that uns Noth, wieder einmal einem ächten Franzosen zu gehorchen.

Bei diesen Gesinnungen, bemerkte bitter ein Hugenottenhauptmann, begreife ich nicht, warum sich die Stadt so hartnäckig weigert, königliche Besatzung einzunehmen.

Ja, mein Herr Hauptmann, erwiederte der Rathsherr, den Finger wichtig an die Nase legend, das steht auf einem anderen Blatte. Seht, wir wollten uns durch unsere Unterwerfung verbessern. Nahmen wir Eure Truppen ein, so war an keine Verbesserung zu denken. Eine Besatzung spielt immer ein wenig den Herrn in dem besetzten Platze, und das

kann Niemandem zu einer besondern Ergötzlichkeit gereichen, der gern selbst Herr in seinem Hause sein möchte.

Die Schweizer, warf Mornay ein, die Euch der König schicken wollte, stehn in dem Rufe guter Mannszucht.

Der vortrefflichsten, natürlich, antwortete der Rathsherr satyrisch. Aber es sind und bleiben doch immer Soldaten, und diese braven Leute wollen ihre Butter immer oben schwimmen lassen, was ich ihnen übrigens gar nicht verdenken kann, da sie für das Bischen Respect ihren Hals zu jeder Stunde dran setzen müssen. Dazu wollen sie, was gleichfalls ganz natürlich ist, immerfort essen, trinken, wohnen und sich kleiden. Ihre Wünsche reißen niemals ab, und die Gabe, sie deutlich vorzutragen, so wie der Nachdruck, sie zu unterstützen, mangelt ihnen auch nicht. Kurz, regimentirt eine Legion Engel, steckt sie in irdische Leiber, hängt ihnen das Bandelier um, gebt ihnen die Muskete oder die Hellebarde auf die Schulter, und auf der Stelle wird eine Schaar draus, von der jeder ehrliche Bürgersmann lieber die Ferse als die Zehen sehen will.

Und um dieser engherzigen Rücksichten willen, zürnte Mornay, stellt Amiens mit seiner Sicherheit auch das Heil des Königreichs auf eine so gefährliche Spitze?! Die Spanier sind geübt, Festungen zu erobern. Wenn sie nun einen unerwarteten Angriff wagen, welchen Widerstand wird ihnen Eure schwache,

schlecht geübte, unwachsame Bürgermiliz entgegenstellen?

Ihr vergeßt die Tüchtigkeit unserer Mauern und Wälle, Herr Oberst, erinnerte empfindlich der Rathsherr; die tausend Beweise, die wir schon von unserm Eifer für die Sache des Königs gegeben, den Ruf dieser guten Stadt, die noch nie ihre jungfräuliche Ehre an einen fremden Eroberer verloren hat. Amiens wird jederzeit im Stande sein, sich selbst zu vertheidigen, das ist es auch zu thun gesonnen und nur unter dieser Bedingung hat es sich dem Könige unterworfen.

Eine Vorsicht, sprach mit leiser Stimme ein bleicher, hagerer Jesuit, der sich unter diesem Gespräche an den Tisch geschlichen: eine Vorsicht, die um so mehr zu billigen ist, als der heilige Vater den König noch nicht vom Kirchenbanne losgesprochen hat.

Da sahen sich die Gäste einander an über die kühne Erinnerung und drohende Blicke, auch einige Blicke des Beifalls flogen dem Geistlichen zu.

Das wäre nun wohl unser letzter Grund gewesen erwiederte endlich der Rathsherr mit Verdruß. Der König hat ja sein Hugenottenthum an der Kirchenpforte zu Saint Denis abgeschworen, der Hochwürdige Erzbischof von Bourges hat ihn absolvirt und ihm die Benediction gegeben, und er ist wieder aufgenommen in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche.

Ohne ausdrücklichen Auftrag des heiligen Vaters, beharrte der Jesuit, war der Erzbischof zur Absolution eines Ketzerfürsten nicht ermächtigt, der noch dazu ein Relaps ist. Diese Absolution ist ungültig. Der Prälat, der sie eigenmächtig ertheilt, ist dadurch selbst aus der Kirche getreten, und verdiente, streng genommen, Entsetzung von seiner geistlichen Würde.

Unter den Anwesenden erhob sich ein unwilliges Murmeln. „Mich dünkt, Herr Pater, sprach Mornay unwillig: das sei in keiner Hinsicht Ort und Stunde, solche Reden zu führen, die die Gemüther nur irreleiten und erbittern.

Warum nicht, Herr Oberst? frug der Jesuit mit einem stechenden Blicke. Belsazers schwelgerisches Mahl ist bereitet, die Gäste sind versammelt: wie sollte es an der warnenden Geisterhand fehlen, die ihr Mene Tekel phares an die Wand schreibt?

Er entfernte sich vom Tische. Zornig sahen ihm die Königlichgesinnten nach, und Mornay bemerkte: daß die Herren in den langen schwarzen Röcken so denken, finde ich zwar in der Regel, aber daß sie ihre Gedanken so offen aussprechen, ist doch eine Frechheit, die Züchtigung verdiente!

Wo die Sachen so stehen, wie jetzt in Frankreich, bemerkte ein alter Edelmann, der auch an den Tisch getreten war, da ist jede Warnung an ihrer Stelle, wodurch die allzudreiste Siegessicherheit gezügelt wird. Noch ist der König lange nicht am Ziele. Noch haben sich die Champagne, die Bourgogne, die Bretagne

nicht unterwerfen. Noch beharren der Herzog von Mayenne, Nemours, Joyeuse, Boisdaufin in ihrem Widerstande, und zahlreich und wohlgerüstet droht der Spanier Heer täglich mit neuen Angriffen.

Die Schuld der Regierung! fiel ein anderer Edelmann mit rauhem Tone ein. Sie thut wenig oder nichts, des Landes allgemeinen Verfall zu hindern. Die Grundsätze der alten französischen Ehre sinken immer tiefer in Vergessenheit. Die Sittenverderbniß wächst in einem furchtbaren Grade, und wo sich jede Ausschweifung auf ein erhabenes Beispiel berufen kann, da ist freilich an keine Wiederherstellung der guten, alten Zucht zu denken.

Bei meinem Degen! rief Mornay hitzig. Das sind Aeußerungen, die mich zweifelhaft machen könnten, ob ich mich in einer Stadt befinde, die den großen Heinrich anerkannt hat. Nur im Lager der Ligue würde ich sie an ihrer Stelle finden. Auch begreife ich nicht, wie wir zu diesem Gespräch gekommen sind. Die Gelegenheit, den König zu tadeln, scheint mir etwas gewaltsam herbeigezogen. Damit ich aber wenigstens darüber Gewißheit erhalte: wo ich bin, und in welcher Gesellschaft, so will ich eine Gesundheit ausbringen, auf die mir hoffentlich hier Jeder Bescheid thun wird.

Er ließ sich am Schenktische einen großen Pokal füllen und ihn hocherhebend, rief er mit lauter, donnernder Kommandostimme über den Saal hin: Es

lebe der einzige rechtmäßige König von Frankreich und Navarra, Heinrich der Vierte!

Er lebe! riefen Mouſſard und die andern Hugenottenführer mit hochgeſchwungenen Bechern. Er lebe! ſtimmten die Rathsherren und Bürger von Amiens freudig ein, und zögernd griffen die mißvergnügten Edelleute zu ihren Pokalen.

Heinrich lebe! wiederhohlte Mornay noch lauter, und hielt ihnen mit flammenden Blicken ſeinen Pokal zum Anſtoßen hin. Da kämpfte der Haß mit der Furcht, ſich zu ſehr bloß zu geben, in den finſtern Geſichtern der alten Ligiſten; doch hoben ſie endlich die Becher, ſtießen gar langſam und bedächtig mit Mornay an, und brummten dazu kaum vernehmlich: Er lebe!

Haſt du jetzt den Geiſt erkannt, der in dieſer Freude waltet? frug Mornay den zornglühenden Mouſſard, der vom Tiſche getreten war.

Ich habe, erwiederte dieſer, und beklage Frankreich und ſeinen guten König. Laßt uns zu den Tänzern gehn. Hoffentlich wird doch die heitere Jugend dieſen Groll nicht theilen. Vielleicht finden wir dort die rechte ehrliche Luſt, die nichts von den kalten Berechnungen einer hämiſchen Politik weiß.

Sie traten in den anſtoßenden Saal, indem ſo eben ein Tanz beendet war. Rings an den Wänden des Saales ſaßen ausruhend, und neuer Aufforderungen harrend, die ſchönſten Jungfrauen und Frauen der Provinz im reichen Schmucke ihrer Zeit, und die

rosigen Gesichter mit den blitzenden Augen unter den wallenden Federbüschen, die blendenden Busen durch goldene Ketten und Juwelengeschmeide gehoben; die seidenen und sammtnen Gewänder mit goldnen Spangen und Stickereien geziert, boten dem Auge des Schauenden den Anblick eines großen, seltsamen und doch über alle Maaßen herrlichen Blumenkranzes dar.

Die Augen des Jünglings flogen von Blume zu Blume, den Nektar ihrer Reize trinkend. Bald aber blieben sie auf zwei Damen haften, die nach einem raschen Tanze, Arm in Arm, im Saale auf- und abgingen, um sich abzukühlen. Ein leichtes Gewand von blaßblauer Seide wallte um den zarten, vollen Gliederbau der Einen. Perlenschnüre, ihr einziger Schmuck, zierten die weißen Arme und den schönen Busen, und zogen sich durch die hellbraunen Locken, und aus dem lieblichen, blühenden Gesichte lachte der sanften Augen dunkelblauer Himmel. Schlanker und majestätischer hob sich der Wuchs der andern Dame. Das Kleid von Scharlachsammt, reich mit Gold gestickt, die blitzenden Brillanten an Kopf, Brust und Armen, der weiße Straußfederbusch, der sich stolz über dem schwarzen Lockenbau wiegte, gaben der Gestalt etwas königliches, und die schwarzen siegreichen Augen in dem griechisch geformten Gesichte riefen der ganzen Männerwelt zu: Kniee nieder, und huldige mir! Die beiden Damen schienen die Grazien der Schönheit und Anmuth zu sein, die sich hier ver-

einigt hatten, um zu zeigen, daß sie ewig zusammengehören.

Mit brennenden Blicken verfolgte Moussard ihren Zephirgang den Saal hinauf und hinab. Jetzt setzten sie sich, in einem traulichen, innigen Gespräch fortfahrend, wie es die Mädchen oft ohne besondere Traulichkeit und Innigkeit zu führen pflegen, blos weil sie wissen, daß eine solche Unterhaltung ihre Züge belebt und verschönt, und dadurch dem Beobachter ein noch anziehenderes Gemälde zeigt.

Bei Moussard wurde dieser Zweck, wenn ihn die Damen anders hatten, auf das vollkommenste erreicht. Er stand da, wie angewurzelt, seine Blicke sogen sich fest an den schönen Gebilden, und der Glanz und das Getümmel des Saales um ihn her war für ihn verschwunden und versunken.

Wo bist du jetzt? frug Mornay, der ihm gefolgt war, ihn lächelnd auf die Schulter schlagend. Dein Zorn über Pabstthum und Ligue scheint schnell verraucht zu sein.

Ich bitte Euch, Oberst, frug Moussard statt der Antwort zurück, wer sind die beiden wunderschönen Jungfrauen dort unter dem dritten Wandleuchter?

Da möchte ich dir etwas Ähnliches zuraunen, erwiederte Mornay, wie Crillon dem Könige, als er nach der Einnahme von Paris mit der Herzogin von Montpensier Karten spielte: Gare le petit couteau de Jacques Clement! Die schönen Kinder sind die Töchter der wüthendsten Ligisten, des Grafen d'En-

tragues, und des Herrn de Fianvillers, der nähmlichen, die ich vorhin nöthigte, auf unsers Heinrichs Wohl zu trinken. Auch scheint wirklich in dem Sonnenauge der Entragues etwas wie ein Dolchstich zu funkeln.

Schade! flüsterte Moussard, und versank wieder in die Beschauung. Indem gaben vom Musikchore herab einige kräftige Geigenstriche das Zeichen zum Beginnen eines neuen Tanzes, und die Tänzer rannten im Saale herum, die Damen dazu aufzufordern. Der Drang des Augenblicks entzündete Moussards Muth und er flog auf das Mädchenpaar zu, um die eine davon zu seiner Hälfte für diesen Tanz zu werben. Noch war seine Wahl nicht entschieden, aber als er bei ihnen angelangt war, als die blauen Augen der Einen ihn so freundlich und schüchtern anleuchteten, die schwarzen Flammensterne der Andern so herausfordernd brannten, da siegte die sanfte Weiblichkeit, und er wendete sich mit seiner Bitte an die Erste. Hocherröthend schlug sie den Blick zur Erde, kaum hörbar flüsterte der kleine Rosenmund das Wort der Gewährung und eben wollte sie ihm das weiße, schöngeformte Händchen reichen, als einer jener alten Ligisten zwischen das Paar trat. Ein junger, reichgekleideter Edelmann mit einem trotzigen, selbstgefälligen Gesichte folgte ihm.

Entschuldigt, Herr Offizier, sprach der Alte mit finsterer Kälte, daß für dießmal die Verfügung des Vaters die Verpflichtung der Tochter löset. Ich habe

sie für diesen Tanz dem Baron von d'Olencourt zugesagt.

Eine Wolke flog über die schöne Stirn der Jungfrau. Mit einem Blicke, der zugleich bedauerte und um Verzeihung bat, neigte sie sich vor Moussard. Mit einem unangenehmen Siegerlächeln bemächtigte sich d'Olencourt ihrer Hand, und führte sie triumphirend an Moussard vorüber, um sich mit ihr in dem Reigen aufzustellen, der sich zu bilden begann.

Ihr habt nicht wohl gethan, Fianvillers! flüsterte der Graf d'Entragues dem Alten zu, und zu Moussard gewendet, sprach er verbindlich: Euch gebührt eine Entschädigung, junger Mann. Meine Tochter ist noch nicht versagt, und wird sich eine Ehre daraus machen, mit Euch zu tanzen.

Ueberrascht durch diese unerwartete Huld, konnte Moussard zu keinem Entschlusse gelangen. Aber unterdeß hatte er schon seine Hand maschinenmäßig nach der stolzen Schönheit ausgestreckt, fühlte sie ergriffen mit einem sanften, warmen Drucke, und führte nun die Dame mit einem recht angenehmen Gefühle geschmeichelter Eitelkeit dem Reigen zu.

Das war doch fast zu viel Herablassung gegen den Burschen, murrte Fianvillers gegen Entragues. Ich könnte einem Hugenotten nie auf eine solche Weise entgegenkommen.

Er ist an sich gar nicht unbedeutend, antwortete Entragues. Er wird aber noch bedeutender durch seine Verbindung mit Düpleſſis Mornay, und meine Hen-

riette ist ein kluges Mädchen. Es gilt jetzt dem Bearner so viel Feinde aus Freunden zu machen als möglich, und bei einem Jünglinge dieses Schlages ist das am leichtesten durch ein Paar schöne Augen zu erreichen.

Bravo, Herr Graf! rief Mornay, der unbemerkt hinter ihm gestanden hatte. Habt Ihr solche Kunstgriffe auch im Gesetzbuche der alten französischen Ehre gefunden, die Ihr immer im Munde führt? Ewige Schmach dem Unwürdigen, der mit diesem heiligen Mantel die Niedrigkeit seiner Gesinnung verhüllen will!

Erschrocken wendeten sich die beiden Alten um. Entragues Augen sprühten Tod und Verderben auf Mornay, und krampfhaft griff seine Rechte nach dem Degen.

Aber mit der fürchterlichen Ruhe des kalten, besonnenen Zornes trat Mornay ihm entgegen in seiner Heldenkraft und frug, mit der Hand am Degen: Was beliebt Euch noch?

Wir werden uns sprechen, antwortete Entragues erbleichend, seine Hand ließ den Degengriff fahren, und er wendete sich um fortzugehen.

Hütet Euch vor diesem Gespräch! rief Mornay verächtlich und verließ den Saal.

Ihr tanzt leicht und schön, sprach Henriette d'Entragues zu Moussard, als die langsame Promenade den raschen, künstlich verschlungenen Touren des Tanzes folgte. Eure Dame und die Zuschauer können

gleich zufrieden mit Euch sein. Wie kommt es, daß ein so vollendeter Kavalier sein Glück nicht bei Hofe gemacht hat?

Wie mag ich Euch auf diese Frage antworten? sagte Mouſſard verlegen über diese Schmeichelei aus so schönem Munde. Jede Erwiederung würde ein Anerkenntniß Eures unverdienten Lobes sein, und ich kenne mich selbst zu gut, um es annehmen zu können.

Diese Bescheidenheit steht Euch zwar überaus wohl an, scherzte Henriette, zumal sie sonst eben nicht die Lieblingstugend unserer jungen Edelleute zu sein pflegt; doch scheint es mir, daß Ihr sie diesmal blos als Ausflucht benutzt, um mir meine Frage nicht beantworten zu dürfen. Ihr wollt es mir nicht gestehen, daß Heinrich seit seiner Rückkehr in den Schooß der Kirche Eure Glaubensgenossen merklich zurückzusetzen anfängt, so guten Gebrauch er auch früher von ihren Diensten zu machen wußte.

Ihr irrt Euch! erwiederte Mouſſard warm. Der König erkennt und ehrt seine alten Freunde noch immer, wenn sie ihn auch nicht in die Messe begleiten. Der Herr von Rosni, der seine rechte Hand und zugleich unser eifrigster Glaubensbruder ist, reicht allein hin, diese Beschuldigung zu widerlegen.

Dann ist es vielleicht die Strenge Eurer Sitten, die Euch vom Hofe verbannt, fuhr Henriette fort, und diese Rücksicht gereicht Euch zur Ehre.

Ich war erst einmal bei Hofe, antwortete Mouſſard ernſthaft, doch habe ich dort nichts wahrgenommen, worüber edle Sitte erröthen dürfte.

Euer Zeugniß würde mir über jeden andern Gegenſtand viel gelten, ſprach Henriette bitter, aber für einen Prinzen, der ſich unter den Liebesränken der Damen Katharinens bildete, der Margarethens Ausſchweifungen zu Nerac theilte, der in dem wüſten Leben des Kriegslagers jeden Zügel der Zucht zerriß, für den Sklaven einer Gabrielle leiſtet es mir doch nicht hinreichende Bürgſchaft.

Hätte der König vielleicht auch dieſe Schwäche, rief Mouſſard empfindlich, ſo verſöhnt er ſie durch eine Menge der glänzendſten Eigenſchaften, und das iſt ehrenvoller für ihn und vortheilhafter für Frankreich, als wenn er ein gewöhnlicher Menſch wäre, gleich unfähig zu den Verirrungen der Leidenſchaft, wie zur wahren Tugend!

Ihr ſeid ein treuer Diener Eures Herrn, flüſterte Henriette, in den ſüßeſten Schmeichelton übergehend. Wohl der Dame Eures Herzens, wenn Ihr ſie mit gleicher Treue liebt. Sie iſt zu beneiden!

Dann müßtet Ihr das Ideal beneiden, das in meinem Herzen lebt, antwortete Mouſſard lächelnd. Ich habe noch nie einer Dame gehuldigt.

Wie? frug Henriette erſtaunt. Gewiß ſchon zwanzig Jahr alt, Franzoſe, Soldat, und noch nicht geliebt? Es iſt unmöglich!

Vielleicht sind meine Forderungen an Euer Geschlecht zu unbescheiden, warf Moussard satyrisch hin.

Und die sind — ? frug Henriette rasch.

Moussard wollte antworten; da begannen die Verschlingungen des Tanzes von neuem, das Paar mußte sich trennen und die nächste Tour machte die schöne Fianvillers auf kurze Zeit zu Moussards Dame. Feurig flog er auf sie zu und schlang seinen Arm um ihren schlanken Leib.

Wißt Ihr auch, daß Ihr mir Ersatz schuldig seid für meinen großen Verlust, mein Fräulein? frug er sie mit einer Wärme, die die zuvorkommende Henriette bisher an ihm vermißt hatte.

Ich meinte, den habe Euch der Graf d'Entragues bereits mit Wucher geleistet, antwortete sie mit gutmüthiger Schalkheit.

Wie kommt der Spott in dieses sanfte Auge? frug er. Denn daß die stolze Feuerlilie kein Ersatz für die anmuthige, bescheidene Pensée ist, das muß Euch doch klar sein, zwängt Ihr Euch auch selbst Euch zu verkennen, und mein Gefühl für wahre Schönheit dazu.

Ich liebe die Schmeichelei überhaupt nicht, und am wenigsten auf Kosten einer Andern, sprach das Fräulein mit ernstem Blick und Ton.

Ihr zürnt der Wahrheit, weil sie aus einem unangenehmen Munde kam? frug Moussard betroffen.

Wer hat Euch das gesagt? rief, sich vergessend, das Fräulein mit freundlichem Eifer, und erschreckend,

daß sie zu viel gesagt, schlug sie sich mit der kleinen Hand auf den Mund.

Ihr zürnt mir nicht, jauchzte Moussard, ihre Hand mit Küssen bedeckend. O so sagt mir zum Beweise den nächsten Tanz zu. Zum zweitenmale trete ich Euch keinem andern Tänzer ab, und wenn ihn Euch der große Heinrich selber zuführte!

Wie gern, flüsterte das Mädchen in lieblicher Verwirrung. Wenn nur — mein Vater —

Er muß sich den Gesetzen des Festes fügen! drängte Moussard. O schlagt mir meine Bitte nicht ab. Was Euch so wenig kostet, wird für mich ein großer Genuß sein!

Ungestümer Mensch, erwiederte sie, ihm ihre Rechte reichend, da habt Ihr mein Wort.

Mit Erlaubniß, mein Fräulein, rief jetzt, mit zornrothem Gesicht herantanzend, der Baron d'Olencourt. Die Wärme des Gespräches hat Euch die Musik überhören lassen. Die neue Tour hat schon begonnen, und Ihr gehört jetzt wieder mir zu.

Mit diesen Worten zog er sie nicht allzusanft von der Seite Moussards, den der Wechsel des Tanzes jetzt wieder mit Henrietten paarte.

Ihr kehrt ein wenig zögernd von der fremden zu Eurer rechtmäßigen Gebieterin zurück, rief sie mit muthwilligem Spott. Ist das auch eine der glänzenden Tugenden, die Ihr dem Beispiele Eures Herrn verdankt?

Schon gut, fuhr sie fort, als Mouffard antworten wollte. Ich erlasse Euch die Schutzrede, bei der Ihr Euch doch nicht sonderlich ausnehmen würdet. Ihr seid noch nicht dreist genug, eine schlechte Sache gut zu führen. Macht mich lieber während der Promenade mit den Forderungen bekannt, die Ihr an die Dame Eurer künftigen Wahl macht.

Ihr würdet mich doch nur auslachen, schöne Gräfin, erwiederte Mouffard, wenn ich Euch gestände, daß vollendete Weiberschönheit nicht zu diesen Forderungen gehört. Anmuth, Bescheidenheit, Sanftmuth, alle die Blumen, die den Kranz der holden Weiblichkeit bilden und vollenden, sind es, mit denen ich einst meine Geliebte geschmückt wünsche.

Da sah ihn die reizende Versucherin mit einem Blicke an, in dem das alles zu liegen schien, was er verlangte. Nein, ich täusche mich nicht, sprach sie feurig. Ihr seid ein edler Jüngling. Euer Herz verdient zu finden, was es so redlich sucht. Möchte es doch bald finden!

Ihr seid sehr gütig, stammelte Mouffard verlegen über das Entgegenkommen des schönen Mädchens, und erröthete.

Henriette sah in dieser Röthe die Aurora der aufgehenden Liebessonne, und ungeduldig nach ihrem Ziele ringend sprach sie übereilt: Freilich, wenn Euch auch dereinst ein solches Glück blühte, so lange Ihr Eurer jetzigen Parthei gehört, werdet Ihr es schwerlich pflücken. Doch ich bin zu sehr Eure Freundin,

um nicht alles für Euer wahres Heil zu thun, und ist es Euch nur erst klar geworden, daß Ihr jetzt nicht auf Eurer rechten Stelle steht, so vertraut Euch mir. Mein Vater gilt viel bei dem Kardinal Erzherzog, und ich bürge Euch, daß Spanien Euch mit offnen Armen aufnehmen wird. Dann ändert sich alles, und mancher Mund, der sonst nur ein trauriges Nein für Euch haben dürfte, würde Euch ein freundliches Ja zuflüstern.

Ein Gluthblick, ein gewaltiger Händedruck gab dieser Rede die größte Deutlichkeit, und die Runde, die den Tanz schloß, hinderte Moussards augenblickliche Erwiederung.

Ich bin Euch noch einige der Forderungen schuldig, die ich an die Dame meines Herzens mache, sprach er, während er hierauf seine Tänzerin höflich nach ihrem Sitze zurückführte. Mein Mädchen müßte viel mehr Gemüth als Geist haben, und ihrer Liebe durchaus nichts Fremdartiges beimischen. Wenn ich je fände, daß sie vermögend wäre, nach überdachten Plänen zu glühen, so wären wir auf ewig geschieden. Entdeckte ich aber gar, daß sie ihre Reize und ihre Zärtlichkeit als Köder aushinge, um die Treue zum Meineid zu verlocken, dann bliebe mir nichts übrig, als sie zu verachten.

Er verbeugte sich tief vor der erblassenden Henriette, und verließ sie, um zu dem Fräulein Fianvillers hinüber zu fliegen, die am andern Ende des Saales Platz genommen und von der sich so eben ihr

Tänzer entfernt hatte, um ihr eine Erfrischung zu besorgen.

Da habe ich Euch ja wiedergefunden! rief er entzückt, ihre beiden Hände ergreifend, und im freudigen Muthwillen wechselsweise küssend. Möchte ich doch immer so glücklich sein!

Mit einem anmuthigen Lächeln sah das schöne Kind zu ihm hinauf, und beider Augen führten mit einander, während die Lippen im Uebermaaße des Gefühls stumm blieben, eine sehr anziehende Unterredung, die des Mädchens Wangen mit einer hohen Röthe übergoß.

Aimée! denke meiner Warnung! rief plötzlich hinter Mouffard eine leise, strafende Stimme. Mouffard wendete sich rasch um und sah den blassen, hagern Jesuiten von vorhin, der jetzt, die dürre Hand drohend gegen das Mädchen emporhebend, gleich einem Nachtgespenste aus dem Saale schwebte.

Was wollte der Mann? frug Mouffard, unwillig über die unangenehme Störung.

Zürnt ihm nicht! bat Aimée mit sanftem Tone. Es ist ein guter alter Mann, seit langen Jahren unserm Hause mit treuer Anhänglichkeit zugethan. Seine Warnung war gut gemeint!

Ich zweifle, sprach Mouffard heftig. Wahrscheinlich hat seine feine Nase den Hugenotten in mir ausgespürt, und er will Euch sogar verbieten, mit dem Ketzer ein freundliches Wort zu sprechen.

Ihr thut ihm Unrecht, erwiederte Aimée. Daran hat er gewiß nicht gedacht. Mit seiner Warnung hat es eine andere Bewandniß. Er war bei meiner Geburt auf unserm Schlosse, und da er in den geheimen Wissenschaften sehr wohl bewandert ist, so hat er mir damals das Horoskop gestellt. Da mag er nun nicht viel Erfreuliches gefunden haben, wenigstens hat er seine Entdeckungen nicht einmal meinem Vater vertrauen mögen. Nur so viel hat er geäußert, daß mir das schrecklichste Unglück durch meine Vermählung droht. Deshalb ist auch sein immer wiederkehrender Rath, daß ich den Schleier nehmen soll, der mich, nach seiner Meinung, allein vor dem sonst unvermeidlichen Verderben schützen kann, und sobald er mich nur mit einem jungen Manne vertraulich sprechen sieht, so warnt er mich so ängstlich, als gälte es mein Leben. Es ist eine Schwäche des Greises, aber er ist sonst so klug und so gut und liebt uns alle so zärtlich, daß wir sie ihm gern zu gute halten.

Den Schleier! rief Moussard unwillig. Es ist natürlich der folgerechteste Rath, den ein katholischer Priester geben kann, aber welch ein Verlust wäre das für die Welt und für mein Geschlecht!

Ach, sagt das nicht, erwiederte Aimée treuherzig. Es ist mir immer, als wäre ich unfähig, einen Mann glücklich zu machen. So wie die jungen Kavaliere jetzt sind, entsprechen sie so wenig meinen Wünschen, daß mir vor der heiligen Ehe schon im voraus graut, und

das Kloſter mir oft als ein recht willkommner Zufluchtsort erſcheint.

Das iſt ein hartes Urtheil, ſprach Mouſſard warm. Geſtattet Ihr gar keine Ausnahme?

Ihr denkt doch nicht etwa an Olencourt? frug Aimée ausweichend. Der iſt ſo verliebt in ſeine Baronie und ſeine Figur, und rechnet den Damen ſeine Huldigungen ſo keck für ein unverdientes Glück an, daß er mir ſchon ganz zuwider geworden iſt. Ohne den Befehl meines Vaters hätte ich gewiß nicht mit ihm getanzt —

An ihn dachte ich nicht, verſicherte Mouſſard mit ſteigender Gluth, wohl aber an einen andern jungen Menſchen, der es für ein unverdientes Glück erkennen würde, wenn Ihr ſeine Huldigungen annehmen wolltet. Würdet Ihr dieſen vielleicht ausnehmen?

Das ſind die Folgen, erwiederte Aimée verwirrt, wenn man ſich mit den jungen Herren in vertrauliche Plaudereien einläßt. Die Mutter hat mich oft davor gewarnt. Jetzt leide ich die Strafe dafür, da Euch meine unbeſonnene Offenherzigkeit Muth giebt zu dieſem Spotte.

Spott, ſchöne Aimée? rief Mouſſard zärtlich, von neuem ihre Hand ergreifend. Seht mir ins Auge! Das tiefſte Gefühl meines Herzens ſpricht daraus. Möchte das Eure mir eine gütige Antwort geben!

Das wäre wohl mehr als unbeſonnen, antwortete Aimée beſchämt, ihre Hand zurückziehend. Unſere

Bekanntſchaft iſt viel zu kurz, als daß ich dieſe flüchtige Wallung für eine dauernde Flamme halten könnte.

Und wenn es nun mehr als eine flüchtige Wallung wäre? frug Mouſſard, ſich mit blitzenden Augen zu ihr hinunterbeugend.

Dann wären wir beide zu bedauern, flüſterte Aimée in ihrer Verlegenheit, mit den niedlichen Fingern der Rechten mit dem Perlenbande des linken Armes ſpielend. Ihr ſeid ja nicht meines Glaubens!

Ihr irrt, holdes Mädchen! rief Mouſſard. Nur von dem Glauben Eurer Kirche weicht unſre Lehre ab. Der Glaube Eures ſchönen Herzens iſt gewiß auch der meine.

Das iſt eine der ketzeriſchen Spitzfindigkeiten, erwiederte Aimée lächelnd, vor denen mich der gute Pater Joſeph ſo dringend gewarnt hat. Es giebt doch nur einen wahren Glauben, der iſt allein in unſerer Kirche zu finden. Wer ihn dort nicht ſuchen mag, der iſt ewig verdammt, und wie unglücklich würde ich mich fühlen, wenn ich darauf verzichten müßte, den Mann meiner Wahl dereinſt wieder zu finden in der Herrlichkeit des Himmels.

Offen und ehrlich! rief Mouſſard raſch. Könntet Ihr mich darum verdammen, weil ich nicht alles glauben kann, was Eure Prieſter lehren?

Ich? bewahre mich Gott! erwiederte Aimée eifrig. Ich kann die Irrthümer der ſchwachen menſchlichen Vernunft nur bedauern, nicht beſtrafen, und würde die heilige Mutter herzlich bitten, daß ſie einen Strahl

aus der Glorie ihres Sohnes in Eure verfinsterte Seele fallen lasse.

Ihr würdet mich also nicht verdammen? fuhr Moussard fort. Nun, haltet Ihr Euch denn für milder und barmherziger als den ewigen Vater? Glaubt Ihr denn, daß der Gott der Liebe Irrthümer, die Ihr nur bedauern könnt, strafen werde mit ewiger Qual?

Schweigt nur still! rief Aimée mit lieblichem Zürnen. Pater Joseph hat mir ein für allemal verboten, mich mit Ketzern in ein Wortgefecht über Religionswahrheiten einzulassen, weil man zu leicht dadurch irre gemacht werden kann, und ich finde, daß er Recht hat.

Du holdes Bild der Weiblichkeit! rief Moussard gerührt und begeistert. Wie reizend selbst in den kleinen Schwächen, die als leichte Schatten zu dem irdischen Bilde gehören, seine Lichtseite schärfer hervor zu heben. Ja, schön ist Gottes Schöpfung, aber das Schönste ist doch das vollendete Weib!

Ihr redet zu leidenschaftlich! sprach Aimée ängstlich. Auch sind das gar keine Ballgespräche. Seht, wie sich schon aller Blicke auf uns richten. Wenn Ihr es so gut mit mir meint, als Ihr vorgebt, so mäßigt Euch um meines Rufes willen.

Nur noch eine Frage, rief Moussard stürmisch. Beantwortet sie so offen, wie Euer klares Gemüth es verheißt. Ist unser Glaube die einzige Scheidewand zwischen Euerm Herzen und dem meinigen?

Da sah ihn das Mädchen mit feuchten, brennenden Augen an, und streckte das Händchen gegen ihn aus. Doch erschrocken fuhr sie zurück, denn in diesem Augenblicke stand der Baron d'Olencourt vor ihnen mit grimmigem Gesichte, ein Glas Limonade auf einem silbernen Kredenzteller haltend.

Ich war schon im Begriff, Euch um Entschuldigung zu bitten, schöne Aimée, sprach er höhnisch, daß ich so lange auf mich warten ließ; aber ich sehe ja, daß dieser Kavalier es übernommen hat, Euch unterdeß zu unterhalten, und Eure Miene zeigt, daß Euch dieser Stellvertreter gar nicht unangenehm ist.

Meine Miene war immer der Spiegel meiner Seele, erwiederte Aimée, um den Widerwärtigen durch das Einräumen seiner Anschuldigung, die er lieber bestritten gesehen hätte, zu bestrafen.

Ihr seid sehr erhitzt, sprach Olencourt sich in die Lippen beißend, und augenscheinlich mehr von dem späteren Gespräche als von dem früheren Tanze. Wäre Euch nicht ein frischer Trunk gefällig zur Abkühlung?

Mit einem höhnischen Lächeln hielt er ihr den Kredenzteller hin, aber bitter und böse wieß sie diesen zurück und sagte: Ich mag jetzt nicht trinken.

Ihr werdet trinken, mein Fräulein, knirrschte Olencourt. Ich habe Euch die Erfrischung vor aller Augen gehohlt. Ihr werdet es nicht wagen, meine Höflichkeit mit öffentlicher Verachtung zu vergelten. Ihr werdet trinken!

Wenn nun aber das Fräulein nicht trinken will? fiel Mouſſard ein, ſo wird ſie doch gewiß kein Kavalier dazu zwingen, und kein Kavalier dürfte es dulden, daß ſie gezwungen würde.

Wüthend wendete ſich Olencourt gegen den Jüngling. Indem ertönten aber ſchon die Geigenſtriche des Muſikchors als Signal des neuen Tanzes, und durch den Kredenzteller, den er noch immer hielt, gehindert, ſuchte Olencourt fluchend einen Diener, dem er ihn übergeben könnte, während Mouſſard ſchon Aimée's Hand ergriff, um ſie dem Reigen zuzuführen.

Jetzt kam Olencourt mit leeren Händen zurück, und ſeine Wuth erſtieg den höchſten Gipfel, als er das Paar ſchon tanzfertig erblickte.

Was iſt das, Aimée? ſtammelte er. Euer Vater hat Euch mir für den ganzen Abend zugeſagt.

Warum nicht gar für das ganze Leben, rief Aimée ungeduldig. Ich weiß nichts davon.

Das Fräulein hat ſich mir für dieſen Tanz zugeſagt, bedeutete ihn Mouſſard, und ich bin feſt entſchloſſen, mein gutes Recht zu behaupten. Jede Erörterung darüber bitte ich nicht an ſie, ſondern an mich zu richten; ich werde Euch mit Vergnügen Rede ſtehn.

Vortrefflich! flüſterte Olencourt in ſtiller Wuth. So dächte ich, wir gingen ſogleich zur Sache.

Nach dieſem Tanze bin ich zu Eurem Dienſte, antwortete Mouſſard, und wollte das Fräulein fortführen.

Bei meiner Ehre, nein! ſchrie Olencourt. Das doppelte Ergötzen des Tanzes und des Hohngelächters über mich ſollt Ihr nicht haben. Wenn Ihr ein Edelmann ſeid, ſo folgt Ihr mir in dieſem Augenblicke.

So eingeladen, bleibt mir freilich nichts übrig, als meine Dame um Entſchuldigung zu bitten, ſprach Mouſſard, Aimée's Hand zärtlich küſſend. Da fühlte er, wie die ſchönen Finger in den ſeinen erkalteten. Erſchrocken ſah er in des Mädchens Geſicht, ſah, wie die Roſen zu Lilien erblichen, wie die Augen ſich ſchloſſen, und griff grade noch zu rechter Zeit zu, um die Ohnmächtige in ſeinen Armen aufzufangen.

Jeſus Maria, mein Kind! rief eine ſchöne, bleiche Matrone, die ſich durch das Getümmel der Neugierigen herandrängte, und ſie empfing das Mädchen aus Mouſſards Händen, und zu Olencourt gewendet, ſprach ſie unwillig: Gewiß wieder einer von den Beweiſen Eurer Liebe!

Jetzt haben wir beide hier nichts mehr zu thun! rief Mouſſard zornig, Olencourts Arm ergreifend. Jetzt kommt, wenn es beliebt!

Sie ſtürzten in das Vorgemach, riſſen ihre Degen aus den Winkeln und flogen hinab auf den Markt. Zugleich blitzten beide Klingen im Glanze der Illumination, und da jeder der Jünglinge in ſeinem Grimme mehr daran dachte, den andern zu verletzen, als ſich ſelbſt zu decken, ſo konnte es nicht fehlen, daß gleich die erſten Stöße auf beiden Seiten ſaßen.

Halt! donnerte es hinter ihnen, als sie um so wüthender auf einander ausfallen wollten, und der Oberst Dúplessis Mornay sprang mit gezogenem Degen zwischen sie. Ihm folgte der Rathsherr von vorhin, mit einem Haufen Bürger-Hellebardiere.

Halt, im Namen des Königs! rief Mornay noch einmal. Nimmer werde ich diesen thörigen Zweikampf gestatten. Ich habe mich von der Veranlassung unterrichten lassen. Ihr, Baron d'Olencourt, tragt die größte Schuld. Eifersucht, auf diese Spitze getrieben, wird lächerlich und reizt den Andern zur Ungebühr. Aber auch dir, mein Moussard, hätte ich mehr Fassung zugetraut. War dies unnütze Klingenspiel wohl eine gute Feier zu unsers Heinrich Freudenfeste? Steckt beide Eure Degen ein, Ihr jungen Strudelköpfe, und gelobt Versöhnung in meine Hand.

Schweigend gehorchten beide, und Mornay vereinigte ihre Hände, während die Herzen fortkochten.

Dieser Friede ist geschlossen, fuhr der Oberst fort. Jetzt ist noch die öffentliche Zucht und Ordnung dieser guten Stadt zu versöhnen, die Ihr gröblich verletzt und gekränkt habt durch Eure thörige Rauferei. Damit nun auch hier ein Genüge geschehe, werdet Ihr beide nicht mehr in die Gesellschaft zurückkehren, die Ihr verstört, sondern Euch sofort ein Jeder in sein Quartier begeben, und dort auf Euer Ehrenwort verbleiben bis zum Morgen.

Wie Ihr befehlt, mein Oberst, sprach Moussard bescheiden.

Ich glaube nicht, daß Euch dieser Spruch zusteht, Herr Oberst, rief d'Olencourt trotzig. Ich habe noch nicht in Euerm Regimente zur Fahne geschworen.

Wenn auch das nicht, sprach bedächtig der Rathsherr, so steht doch hiesiger guten Stadt der hohe und niedere Gerichtsbann nebst der Polizeigewalt zu, welches alles sie frei üben kann auf ihrem Gebiete gegen jedermänniglich, wes Standes und Würden der Übelthäter sei. Darum hängt es lediglich von Euch ab, Herr Baron: ob Ihr in die Hand des Herrn Obersten auf Euer Ehrenwort geloben wollt, Euch sofort in Euer Quartier zu verfügen und alldort bis zum Morgen zu verbleiben, oder ob ich Euch durch sechs Hellebardiere dahin soll geleiten lassen, die Euch dann freilich bis zum Morgen Gesellschaft leisten müßten.

Pest! knirrschte Olencourt, gab Mornay den verlangten Handschlag und stürzte fort.

Ihr zürnt mir doch aber nicht? frug Moussard den Obersten mit kindlicher Liebe.

Ich? Dir, mein Freund? rief Mornay ihn herzlich umarmend. Eigentlich war ja ohnehin das Recht auf deiner Seite, flüsterte er ihm zu, und du hattest blos vergessen, daß der Hugenott zu seines guten Königs Heil jetzt, wo möglich, jeden Strauß mit dem Katholiken vermeiden muß. Nun gehe nur ruhig in deinen Arrest. Ich komme bald nach. Wir trinken dann noch eine Flasche mit einander, und re-

kapituliren dabei die interessantesten Begebenheiten dieses Abends.

Noch eine Bitte, sprach heiß und leise ihm Moussard in das Ohr: sagt dem Fräulein Fianvillers, daß nur der Gehorsam gegen Euern Befehl mir das Glück rauben konnte, sie heute noch einmal zu sehn. Sagt es ihr, sie ward ohnmächtig, als ich mit Olencourt fortging. Das hat mich unendlich glücklich gemacht, und die Ueberzeugung, daß ich ihr nicht gleichgültig bin, wird der einzige Trost meiner Einsamkeit sein.

Er entfernte sich. Mit traurigem Kopfschütteln sah ihm Mornay nach. Das ist also die Meinung? sprach er bekümmert. Armer Junge, du dauerst mich, aber ich kenne den alten Fianvillers. Dir ist nicht zu helfen!

2.

Die Thorflügel des alten Schlosses Fianvillers thaten sich knarrend auf. Ueber die niedergelassene Zugbrücke sprengte auf seinem stolzen Rappen der Oberst Düpleſſis Mornay in den Burghof. Ihm folgte sein Zögling Moussard auf einem herrlichen Schimmel in einem Kleide von grünem gerissenen Sammt mit silbernen Nesteln, mit dem grünen Barret mit weißem Federbusch und der weißen Hugenottenbinde über der Schulter, wie ein Bräutigam geschmückt, und mit der frohesten Bräutigamsmiene. Vier Diener, in

Mouſſards Farben grün und weiß gekleidet, ſchloſſen auf ſtattlichen Braunen. Höflich trat der Schloßvogt den Ankommenden entgegen und frug nach ihrem Begehr.

Meldet Euerm Herrn, antwortete Mornay, indem er vom Roſſe ſtieg, daß der Oberſt Mornay und der Hauptmann Mouſſard in einer wichtigen Angelegenheit mit ihm zu ſprechen wünſchen.

Habt die Güte mir zu folgen, bat der Schloßvogt, und führte ſie in den untern Saal des Schloſſes, von deſſen Wänden die Bildniſſe der alten Herren de Fianvillers finſter und drohend auf ſie herabſchauten.

Verzieht hier einen Augenblick, ſagte der Schloßvogt. Ich gehe, den Herrn von Eurer Ankunft zu benachrichtigen.

Jetzt Muth gefaßt, mein Freund, ſprach Mornay zu Mouſſard. Die Stunde der Entſcheidung naht, und fiele dieſe auch nicht ſonderlich aus, ſo iſt ſie doch immer beſſer, als die heilloſe Ungewißheit.

Mein Muth hält ſich noch tapfer, Herr Oberſt, erwiederte Mouſſard. Mit dem Schreiben in Eurer Taſche, ſollte ich meinen, kann es uns nicht fehlen.

Ich wollte nicht, daß du ſo zuverſichtlich wäreſt, meinte der Oberſt ernſtlich. Deſto ſchwerer wird dich das Neinwort zu Boden drücken, was ich ſchon im Geiſte höre. Dieſer Fianvillers iſt ein altes, ſteinernes Ritterbild, in deſſen Bruſt kein Herz ſchlägt. Die Wünſche ſeines Königs und ſeiner Tochter werden ihn ſchwerlich bewegen. Er haßt die Farbe deiner

Binde, und wird schon um dieser willen den Mann verwerfen, der sie trägt.

Ich werbe offen und ziemlich um die Hand seiner Tochter, rief Moussard. Ihm steht freilich das Neinwort zu, aber hat er keine besseren Gründe, als die Farbe meiner Feldbinde, so berechtigt er mich einen andern Weg zum Ziele einzuschlagen.

Jetzt öffnete sich eine Seitenthür, und der bekannte alte Jesuit schlich durch den Saal. Als er an Moussard vorbei kam, stutzte er, schaute ihn forschend an, und frug ihn mit leiser Stimme: Was führt Euch hierher, junger Mann?

Das werde ich dem Herrn de Fianvillers vertrauen, erwiederte Moussard, durch die neugierige Frage gereizt.

Euer Vorhaben ist nicht gut, flüsterte die bleiche, hagere Gestalt, und blickte ihn dabei aus den hohlen trüben Augen fast wehmüthig an. Steht ab davon.

Auf Euern Rath schwerlich, antwortete Moussard. Ich glaube nicht, daß Ihr einem Manne meines Glaubens einen ersprießlichen zu geben habt.

Mein Rath hat mit Eurem Irrglauben nichts zu schaffen, fuhr der Jesuit fort. Er quillt aus meiner Anhänglichkeit an dieses Haus. Ihr liebt, aber wenn Ihr in dem Gegenstande Eurer Leidenschaft nicht blos Euch selbst liebt, so müßt Ihr auch zu entsagen wissen, sobald höhere Rücksichten es gebieten. Diese Verbindung wäre Aimée's Unglück und das Eure.

So müßt Ihr sprechen, natürlich! rief Moussard unwillig, daß der Jesuit schon die Absicht seines Besuches erspürt hatte.

Bei der Mutter Gottes! rief dieser heftig. Mein Kleid hat keinen Theil an meiner Warnung. Ich würde dem rechtgläubigsten Katholiken dasselbe sagen. Aimée's Vermählung ist ihr Verderben und das Verderben ihres Gemahls. Diese Wahrheit kommt aus einem Munde, den nie eine Lüge entweihte. Behaltet sie treu in Euerm Gedächtnisse und handelt darnach.

Er verließ den Saal. Dieß Gespräch war kein gutes Omen für unsere Werbung, bemerkte Mornay, und indem trat die Burgfrau mit ihrer Tochter herein. Diener mit Wein und Backwerk folgten.

Mein Gemahl, sprach die Matrone nach den ersten Höflichkeiten, hat Besuch von Edelleuten, mit denen er wichtige und unaufschiebbare Geschäfte verhandeln muß. Entschuldigt darum, Herr Oberst, daß ich Euch in seinem Namen noch eine kleine Weile zu verziehen bitte. Die Unterredung nähert sich dem Schlusse, und unsere Gäste werden dann sogleich abreiten.

Endlich, endlich sehe ich Euch wieder, schöne Aimée! rief Moussard unterdeß dem Mädchen entgegen. O wie unaussprechlich lang ist mir dieser Monat geworden!

Wenn mich nicht das Andenken an ein liebes, trotziges Bild beschäftigt hätte, wäre es mir nicht besser ergangen, erwiederte Aimée mit liebenswürdiger

Offenheit, und überließ völlig ihr Händchen seinen Liebkosungen.

Die Stunde drängt, sprach Moussard. Ich muß Euch alles sagen. Ich bin hier, Euern Vater um Eure Hand zu bitten. Erlaubt Ihr es?

Um Gotteswillen! rief Aimée mit einer Ueberraschung, die mehr dem Schrecken als der Freude anzugehören schien, und ein Pferdegetrappel im Hofe zog alle an die Fenster.

Unsere Gäste verlassen uns, sagte die Frau de Fianvillers. Mein Gemahl giebt ihnen nur das Geleite und wird dann gleich zu Euern Diensten sein.

Indem traten die Edelleute aus der Schloßpforte.

Wer ist der finstere Offizier mit dem braunen Gesichte und der rothen Feldbinde? frug Moussard.

Den kenne ich nur allzuwohl, antwortete Mornay. Es ist der alte Rosne, einer von den sogenannten Marschällen Frankreichs, die die Ligue vor ihrem Hinscheiden schuf. Aber der kleine Kriegsmann, der ihm folgt, ist mir völlig unbekannt. Seiner Tracht nach scheint er ein Spanier zu sein.

Der Helm und Panzer, und besonders der lange Degen stehn ihm wunderlich an, bemerkte Moussard lachend. Bei seiner auffallenden Kleinheit sieht er wie ein Kind aus, das man in die Rüstung eines Erwachsenen gesteckt hat. Aber das Kind hat ein altes Gesicht und das macht die Figur völlig abscheulich.

Es ist der spanische Oberst Don Portokarrero, sagte die Frau de Fianvillers. Der Baron d'Olencourt,

der ihm folgt, ist sein Schwestersohn, und hat ihn bei uns eingeführt.

Ein Marschall der Ligue, ein feindlicher Kriegs-Oberster! rügte Mornay finster. Für einen Edelmann, der unsern Heinrich anerkennt, hat Euer Gemahl sonderbaren Verkehr.

Vergönnt mir über Dinge zu schweigen, die ich zu schwach bin zu ändern, bat seufzend die Dame, und trocknete sich die Augen.

Unterdeß waren die Gäste aufgesessen und fortgeritten, und der alte Fianvillers trat mit einem Gesichte voll förmlicher friedlicher Höflichkeit in den Saal.

Ich bedaure, daß Ihr warten mußtet, Herr Oberst, sprach er zu Mornay. Jetzt fielen seine Augen auf Aimée, die schüchtern und demüthig an Moussards Seite stand.

Was willst du hier, Aimée? frug er sie zornig.

Sie half mir die Erfrischungen für unsre Gäste besorgen, erwiederte entschuldigend die Mutter.

Begieb dich auf dein Zimmer, befahl der Vater, und mit einem scharfen Blicke auf seine Gemahlin, setzte er hinzu: Ich liebe es nicht, wenn sich die Weiber zu den Unterredungen der Männer drängen.

Komm, mein Kind, sprach die Dame mit einem traurigen Achselzucken, und beide entfernten sich.

Was ist Euch zu Willen? frug jetzt Fianvillers, die Gäste mit einer Handbewegung zum Sitzen einladend.

Ein so tüchtiger Kriegsmann, begann Mornay, als alle Platz genommen, wird es gewiß der Aufrichtigkeit des Soldaten zu Gute halten, wenn ich ohne lange zierliche Einleitung sogleich auf die Sache losgehe. Ich komme für meinen Freund Moussard um die Hand Eurer liebenswürdigen Tochter zu werben. Er hat sie auf dem Balle zu Amiens kennen gelernt, schwört, daß er nicht ohne sie leben kann und hofft, daß Eure Einwilligung auch ihrer Neigung nicht entgegen sein werde.

Da warf der Alte einen Zornblick auf den Jüngling, und sagte dann mit rauher Kürze zu Mornay: Das ist ganz und gar unmöglich, Herr Oberst.

Moussard ist von gutem alten Adel, fuhr Mornay fort, und sein Ruf tadellos. Seine Herrschaft ist völlig unverschuldet, was in diesen Unglückszeiten eine achtungswerthe Seltenheit ist. Der König schätzt ihn sehr, sieht diese Verbindung gern, und hat ihm eine Reiter-Compagnie zum Hochzeitgeschenk gegeben. Dies Handschreiben Seiner Majestät an mich wird Euch von allem überzeugen.

Er reichte dem Alten den königlichen Brief. Dieser durchflog ihn und gab ihn zurück. Wenn der König Herr in Frankreich ist, sprach er heftig, so ist es Fianvillers auf seiner Burg. Als ich mich ihm unterwarf, habe ich ihm nicht zugleich mein Vaterrecht abgetreten. Ich wiederhohle es Euch, es ist unmöglich, und mit dieser Erklärung sei die Sache für immer abgethan.

Wohl noch nicht so ganz, Herr de Fianvillers, rief Mouſſard mit unterdrücktem Zorne. Meine Ehre verlangt wenigſtens, daß ich nach den Gründen dieſer ſchnöden Abweiſung frage.

Ich könnte Euch mit mehreren dienen, junger Mann, erwiederte Fianvillers ſtolz. Euer Ketzerglaube, meine natürliche Abneigung gegen einen Schwiegerſohn, der mir vor nicht gar zu langer Zeit als Feind gegenüber ſtand, ſind wohl ſehr erhebliche Abweiſungsgründe. Aber ſie könnten uns zu weit führen, und die Erklärung, daß die Hand meiner Tochter bereits verſagt iſt, wird Euch hoffentlich ſtatt aller übrigen genügen.

Die Hand ohne das Herz? frug Mouſſard bitter.

Darüber iſt der Vater nur Gott Rechenſchaft ſchuldig, Herr Hauptmann, rief Fianvillers zornig aufſtehend. Nicht einmal dem Könige von Frankreich, und Euch am wenigſten.

Unſer Geſchäft iſt alſo zu Ende, ſagte Mornay unmuthig, indem er ſich gleichfalls erhob und nach ſeinem Federhute griff. Möchtet Ihr die unfreundliche Antwort auf meine freundliche Bitte nie bereuen!

Wenn ein rechter Mann einmal etwas beſchloſſen hat, Herr Oberſt, erwiederte Fianvillers, ihn zur Thüre begleitend, dann iſt es ſchlechterdings unmöglich, daß er ſeinen Entſchluß je bereuen kann. Eben ſo unmöglich, als daß Ihr noch ein wahrer Chriſt werden könnet, oder ich ein Hugenott.

Mornay wollte aufwallen, aber er bezwang sich, sagte zu Moussard: Komm, mein Freund; zu Fianvillers: Ohne Abschied und Geleit, und entfernte sich eilig mit seinem unglücklichen Schützlinge.

3.

In dem Schlosse der Veste Ham, die die franzöſischen Truppen so eben mit Sturm genommen, stand der arme Moussard, einen offenen Brief in der Hand, und sah hinunter in die trocknen Wallgräben, in denen eben funfzehnhundert Spanier und fünfhundert Franzosen, die Opfer dieses Tages, durch aufgebotene Bauern eingescharrt wurden. Dazu spielte von weitem die gedämpfte Feldmusik eine Trauerweise, die Moussard mit seinen Seufzern begleitete. Jetzt krachten die Salven der Musqueterie, die Kanonen donnerten, und nicht lange darauf trat Mornay in das Gemach. Finster bot er Moussard die Hand zum Willkommen. Dein Gesicht ist ein Spiegel des meinen, sprach Mornay, aber, wie ich glaube, habe ich eine bessere Ursache für meine Betrübniß. Ich komme von dem Leichenbegängniß des braven Marquis d'Humieres, der in der Bresche dieses Nestes den Heldentod starb. Dir scheint nur ein leichter Stundenkummer der Liebe die Stirne gerunzelt zu haben.

Das Fräulein de Fianvillers hat an mich geschrieben, erwiederte Moussard, seinen Schmerz über die

leichte Behandlung seiner Liebespein verbeißend. Vergönnt, daß ich Euch den Brief vorlese.

Mornay nickte bejahend, setzte sich schwermüthig nieder und Moussard las:

„Wenn Ihr noch die Gesinnungen für mich hegt, Moussard, mit denen Ihr mir schmeicheltet, so rettet mich. So eben kam ein Kourier von dem Marschall Rosne und Don Portokarrero an meinen Vater. Fuentes hat Villars, Nemours und Bouillon bei Dourlens geschlagen. Villars ist von den Spaniern gefangen genommen und dann mit kaltem Blute unmenschlich ermordet worden. Dourlens hat sich auf Kapitulation ergeben wollen, aber die Grausamen haben es vorgezogen, die Stadt mit Sturm zu nehmen, und alles niedergemetzelt, Soldaten, Greise, Weiber und Kinder. Don Portokarrero ist Gouverneur des Platzes geworden, zu dessen Eroberung er viel beigetragen haben soll. Mein Vater, ach! daß ich das schreiben muß, war so entzückt über diese Erfolge, daß er im Rausche seiner Freude seinen Plan mit mir verrieth. Meine Hand ist unwiderruflich dem Baron d'Olencourt zugesagt. Sobald ein gewisses Ereigniß eintritt, auf das alle Feinde des Königs mit großer Zuversicht rechnen, soll meine Verlobung gefeiert werden. Vergebens habe ich mich mit meiner Mutter zu den Füßen meines Vaters geworfen, er ist unerbittlich geblieben.

Jetzt seid Ihr meine letzte Hoffnung. Wenn auch Ihr keine Aenderung meines Schicksals bewirken könnt, so bleibt mir nichts übrig, als der Schleier. Er ist dann das einzige Mittel, einer Verbindung zu entgehen, die für mich ärger als der Tod wäre, und wer weiß noch, ob mein Vater mir diesen Schritt erlauben würde. Gedenkt meiner mit Bedauern und Liebe. Möge Gott Euch erleuchten, ich bitte ihn täglich darum.

Aimée."

Das ist allerdings ein sehr trauriger Brief, mein armer Moussard, sprach Mornay theilnehmend. Was bist du entschlossen zu thun?

Ich kam, um Euern Rath zu bitten, antwortete Moussard. Ich weiß nichts, als Olencourt auf Tod und Leben zu fordern. Das entscheidet die Sache auf das Kürzeste.

Ja, ja, sagte Mornay. Diese Art der Entscheidung ist Euch jungen Degen immer die liebste, weil Ihr da mit rauffertiger Faust dem Kopfe jedes Grübeln über Recht und Unrecht, dem Herzen jeden Kampf zu ersparen vermeint. Aber ich kann nicht dafür stimmen. Ich will nichts von der Ungnade des Königs sagen, die dich unvermeidlich mit ihrer vollen Schwere treffen würde, da seine verwickelten Verhältnisse ihm gebieten, die Katholiken überall zu schützen und zu gewinnen, ich will nur von deinem eigenen Vortheil

reden. Wird das Fräulein weniger unglücklich sein, wenn sie Olencourt die Hand über deine Leiche hin reichen muß, oder hoffst du durch Ermordung deines Nebenbuhlers Fianvillers Steinherz für dich zu gewinnen. Willst du dich dann etwa auch noch mit dem alten Vater schlagen? Nein, mein Freund, das wäre ein sehr thöriger Ritterstreich, den allenfalls ich deiner Jugend und Leidenschaft verzeihen würde, weil ich dich wie meinen Sohn liebe, aber ganz Frankreich würde anders denken. Mein Rath ist, du reitest grade zum Könige, schüttest dein Herz vor ihm aus, und bittest ihn um Hülfe. Er ist dir gewogen. Mein Zeugniß hat dir auch nicht bei ihm geschadet. Er ist der einzige, der hier helfen kann; daß er es wollen werde, dafür bürgt dir sein großes Herz.

Begleitet Ihr mich? frug Mouffard bittend.

Nein, erwiederte Mornay. Meine Gegenwart ist hier unentbehrlich, zumal nach dem, was der Brief des Fräuleins von Dourlens Fall sagt. Reite in Gottesnamen allein. Selber ist der Mann. Heinrich ist jetzt auf dem Schlosse Monceaux in La Brie, um seinen Frieden mit dem Herzoge von Mayenne zu machen. Du findest ihn in der besten Stimmung, und wirst mir gewiß bald gute Nachricht bringen.

Ich gehe sogleich nach Monceaux ab, sprach Mouffard und ging zur Thüre.

Noch Eins, rief ihm Mornay nach. Es könnte viel zu einem glücklichen Erfolge beitragen, wenn du zugleich den König von dem geheimen Treiben des

alten Fianvillers benachrichtigtest. Der Besuch des Marschalls der Ligue und des spanischen Obersten, der wohl mit Dourlens Fall zusammenhängen mag, der Brief des Fräuleins, die grade dem Neffen dieses spanischen Obersten geopfert werden soll: das alles, verständig vorgetragen, würde Heinrichs Zorn entzünden und zugleich mächtig für deine Sache sprechen.

Ihr stellt mich wohl nur auf die Probe, mein Oberst, sprach Moussard empfindlich, und ich glaubte doch besser von Euch gekannt zu sein, als daß Ihr dergleichen Versuche noch für nöthig halten solltet. Als ich das Schloß des Herrn de Fianvillers besuchte, geschah es als Freiwerber um die Hand seiner Tochter, nicht als Spion des Königs. Wie klein wäre es, wenn ich das, was ich dort zufällig erfuhr, zu einer Anklage benutzen wollte. Und wie könnte ich nun gar die Nachrichten, die ich der vertrauenden Liebe der Tochter danke, zum Verderben des Vaters mißbrauchen? Ich wäre ja warlich nicht mehr werth, vor Aimée oder vor Euch die Augen aufzuschlagen, geschweige denn vor unserm ritterlichen Könige.

Da ging Mornay auf Moussard zu und drückte ihn recht lange und innig an seine Brust. Du hast Recht, mein Sohn, rief er. Es war nur eine Probe, und ich hätte sie mir ersparen können, aber es macht mir zu viel Freude, zu sehen, wie sich ein tüchtiges Gemüth auf dergleichen Scheidewegen umschaut und ohne lange Wahl rasch und kräftig auf dem rechten Pfade weiter schreitet. Reite mit Gott,

du mußt glücklich werden, und würdest du es nicht, so tröste dich die Ueberzeugung, daß du es ehrlich verdient hast, und daß diese Erde doch nur ein Vorsaal ist in Gottes großem herrlichen Pallaste!

4.

Als Mouſſard im Schloſſe Monceaux vom Pferde ſtieg, kam ihm des Königs erſter Miniſter, der Herr von Rosny, entgegen. Was bringt Ihr uns, Hauptmann? frug er ihn freundlich. Die Hiobspoſt von Dourlens Fall haben wir ſchon durch einen Offizier von Bouillons Heere erhalten.

Daß wir aber Ham mit Sturm genommen haben, wird der König vielleicht noch nicht wiſſen, erwiederte Mouſſard.

Nein, warlich nicht ſagte Rosny, und er wird ſich ſehr darüber freuen. Wünſcht Ihr ihn zu ſprechen?

Deshalb bin ich gekommen, antwortete Mouſſard. Ich habe ein großes, perſönliches Anliegen an ihn.

Kommt mit in den Schloßgarten, ſagte Rosny. Wir erwarten den Herzog von Mayenne. Nach dieſer Zuſammenkunft werde ich Euch Zutritt verſchaffen; die Einnahme von Ham wird, denke ich, den König günſtig ſtimmen für Eure Bitte.

Sie gingen mit einander durch die Schweizer-Trabanten, die des Einganges hüteten, in den Garten. In der mittleren Allee ging der König in einem höchſt

einfachen Hauskleide allein auf und nieder mit raschen, kräftigen Schritten, wie es seine Weise war. Rosny trat ihn an, und begleitete ihn auf seinem Spaziergange, beide unterhielten sich lebhaft mit einander, und schienen wichtige, heitere Gegenstände zu verhandeln. Moussard trat zu einem Haufen Hofkavaliere, der in ehrerbietiger Entfernung, der Befehle des Königs harrend, dastand, und alle folgten mit Blicken voll Freude und Liebe dem Gange des Monarchen, dessen schönes, muthiges, geistvolles Gesicht, dessen edle, kräftige Gestalt die Körperbeschwerden und den Seelenkummer, die er von Jugend auf gelitten, so wie die höhern Jahre, zu denen er schon vorgerückt war, Lügen straften.

Indem erhob sich ein Getümmel am Eingange des Gartens. Der Herzog von Mayenne! rief ein Hofkavalier. Ich bin doch neugierig, flüsterte ein anderer Moussarden zu, wie der König einen Mann empfangen wird, der mit ihm um Krone und Leben gekämpft hat.

Indem kam schon der Herzog, ein großer, sehr starker Mann, mit langsamen Schritten die Allee herauf. Der König wendete sich sogleich um, und trat ihm mit einer Miene voll Huld entgegen.

Gerührt bog der Herzog ein Knie vor ihm. Vergönnt, Sire, sprach er, daß ich Euch für die großmüthigen Bedingungen danke, unter denen Ihr mir Eure Verzeihung habt angedeihen lassen, daß ich Euch

danke für die Befreiung vom spanischen Stolze und von der italienischen Tücke.

Mit jenem unwiderstehlichen Liebreiz, der den König immer auszeichnete, nöthigte ihn dieser aufzustehn, und umarmte ihn mit brüderlicher Herzlichkeit.

Reden wir nicht weiter davon, mein Vetter, sprach Heinrich fröhlich. Ich halte Euch zu sehr für einen Mann von Ehre, als daß ich an der Wahrheit unserer Versöhnung zweifeln sollte. Seid willkommen zu Monceaux. Ihr seid hier zu Hause. Kommt, daß ich Euch die Verschönerungen zeige, die ich im Schlosse und in den Gärten habe machen lassen. Ihr werdet sie nach Euerm Geschmacke finden, wie ich hoffe.

Mit diesen Worten faßte er den Herzog vertraulich unter den Arm, und führte ihn im ganzen Garten herum, ihm die neuen Anlagen zu zeigen. Rosny begleitete den Fürsten. Von ferne folgten ihnen Moussard und die Höflinge.

Die Sonne brannte gewaltig. Der Herzog hatte bei seiner Schwerfälligkeit große Mühe, dem leichten, raschen Gange des Monarchen zu folgen, der bei seiner ungeheuern Lebhaftigkeit nicht daran dachte, daß eine Bewegung, die ihm Erholung war, für einen andern eine unerträgliche Anstrengung sein könne. Endlich sah er den Vetter an, wie er ganz, erhitzt und in Schweiß gebadet, neben ihm her keuchte, und sich doch nicht getraute, sich darüber zu beklagen. Da hielt er sogleich seinen Schritt an. Aufrichtig, Vetter,

frug er mitleidig, gehe ich Euch nicht ein wenig zu geschwind?

In Wahrheit, Sire, antwortete der Herzog, sich das Gesicht abtrocknend, mit schweren Athemzügen, wenn wir so fortgegangen wären, so würdet Ihr mich getödtet haben, ohne daran zu denken.

Mein armer Vetter! rief der König, ihm die Hand reichend. Hier nehmt mein Wort, das ist die einzige Rache, die Ihr je von mir erfahren sollt!

Da umfaßte der Herzog, von so viel Aufrichtigkeit gerührt, noch einmal die Kniee des Königs. Bei Gott, Ihr seid ein großer Mann! rief er begeistert, der eben so schön zu verzeihen, als zu siegen weiß. Bei unserer Frau! Ihr sollt fortan den treusten Diener an mir haben. Mein letzter Blutstropfen ist für Euch, und müßte ich gegen meine eignen Kinder fechten!

Ich glaube es, Vetter, ich glaube es, erwiederte der König. Doch damit Ihr mich noch länger lieben und mir noch länger dienen könnt, so müßt Ihr Euch jetzt im Schlosse ausruhen und abkühlen, denn Ihr habt es sehr nöthig. Ich werde Euch ein Paar Flaschen guten Arbois schicken, da ich weiß, daß Ihr ihn liebt. Hier ist Rosny, der die Honneurs meines Hauses machen soll. Er wird Euch nach Euern Zimmern führen. Es ist einer meiner ältesten Diener, der sich herzlich freut, daß Ihr mir jetzt angehören wollt.

Tiefbewegt sah der Herzog den König an. Erst heute habt Ihr mich vollkommen besiegt, Sire! rief

er mit naſſen Augen, und entfernte ſich mit dem Herrn von Rosny.

Heinrich ſah ihm freundlich nach. Die Großmuth bringt doch zuweilen Früchte, ſprach er halb für ſich, halb zum Anhören der Hofleute. Dann winkte er Mouſſard zu ſich.

Ihr habt uns die Poſt von Hams Eroberung gebracht, Hauptmann, ſprach er liebreich zu ihm. Wie mir aber Rosny meldet, habt Ihr mir noch etwas zu ſagen. Habt Ihr einen Wunſch, ſo ſprecht dreiſt. Ich diene braven Leuten gern.

Mein König — ſtammelte Mouſſard gleich verlegen und entzückt über die zuvorkommende Huld.

Wollt Ihr mich vielleicht gar zu Eurer Hochzeit mit der kleinen Fianvillers laden? frug Heinrich lächelnd. Ich will kommen, doch unter der Bedingung, daß Ihr mir, wie der brave Türenne, in der Brautnacht die Schlüſſel einer feindlichen Burg holt.

Ach, der Vater des Fräuleins hat mich für immer zurückgewieſen! brach Mouſſard aus, und wenn Ihro Majeſtät mächtiger Schutz nicht dazwiſchen tritt, ſo bin ich verloren.

Dabei kann ich nichts thun, rief Heinrich unmuthig. Meine Macht reicht nicht bis in die inneren Familienverhältniſſe meiner Vaſallen, und ich darf keinem einen Schwiegerſohn aufdringen, den er nicht will.

Der Herr de Fianvillers verhehlt es nicht, ſprach Mouſſard dreiſter, daß er den Hugenotten und den

Feind der Ligue in mir haßt. Sollte dieß kein Beweggrund für Ihro Majestät sein, mit einem Machtspruche durchzugreifen?

Ich liebe die Machtsprüche in Privathändeln nicht, erwiederte Heinrich. Sie sind höchstens zu entschuldigen, wenn sie das Heil des Staates fordert. Und was Euer Hugenottenthum anbetrifft, so könnt Ihr es dem rechtgläubigen Vater nicht verargen, daß er keinen Ketzer zum Sohne will. Warum beharrt Ihr auch so eigensinnig auf Euern Irrthümern? Warum wollt Ihr Euerm Könige, dem Ihr so muthig auf der Bahn der Ehre und des Sieges gefolgt seid, nicht auch auf dem Wege zum ewigen Heile folgen? Das ist auch mein einziger Streit mit Mornay und Rosny, deren Dienste ich noch einmal so gut nützen könnte, wenn sie in den Schooß der Kirche zurückkehren wollten.

Und doch haben wir Hugenotten Ihro Majestät den Weg zum Throne mit unserm Blute gebahnt, rief Moussard verzweifelnd über diese Worte, die ihn mit dem Scheitern seiner letzten Hoffnung bedrohten. Aber nun das Ziel erreicht ist, sind unsere Thaten vergessen, und ein Ligist, der, durch unsere Waffen bezwungen, sich dem Könige von Frankreich zu Füßen wirft, hat größere Beweise Eurer Huld zu erwarten, als der treueste Waffengefährte des Königs von Navarra.

Ventre saint gris, ein ächter Hugenotte! sprach Heinrich gutmüthig lächelnd. Weil ich katholisch

geworden bin, muß ich auch undankbar sein. Aber für so sehr schlimm könnt Ihr mich doch nicht halten, Hauptmann Mouffard, sonst würdet Ihr schon diese Rede nicht gegen mich gewagt haben.

Da erkannte Mouffard, daß ihn sein empörtes Gefühl zu weit geführt, und er stürzte reuig dem König zu Füßen. Verzeihung, Sire! rief er, mein Unglück machte mich ungerecht.

Steht auf, sprach Heinrich freundlich. Eure Jugend entschuldigt Eure Heftigkeit. Ich liebe diesen Fehler an den Franzosen. Sie würden sich schlechter schlagen, wenn sie besonnener wären. Glaubt mir übrigens, daß es mich schmerzt, nichts für Euch thun zu können.

Wenn auch nicht für mich, fiel Mouffard, dem diese Milde neuen Muth gab, eifrig ein, doch vielleicht für das Fräulein. Der harte Vater will sie zu einer anderen Verbindung zwingen, die ihr verhaßt ist, wie der Tod.

Da habt Ihr Recht! rief Heinrich mit bitterer Empfindung. Der Zwang einer Ehe mit einem verhaßten Gegenstande ist ein wahres Unglück. Euer König weiß auch davon zu reden. Doch wenn auch mein Uebel ohne Hülfe ist, Euer Mädchen kann ich vielleicht retten. Hier endet nach meiner Ueberzeugung die Grenze der väterlichen Gewalt, und die Macht des Souverains darf eingreifen. Sucht Rosny auf. Er ist ja selbst ein guter Vater. Er soll an

Fianvillers schreiben, was sich etwa über die Sache sagen läßt. Ich will den Brief selbst unterzeichnen.

Ihro Majestät, jauchzte der Jüngling, des Königs Hand küssend.

Schon gut, Hitzkopf! sprach Heinrich mit seiner holden Leutseligkeit. Geht jetzt nur an Euer Geschäft, und laßt künftig uns armen Katholiken etwas mehr Gerechtigkeit wiederfahren.

Stumm entzückt, von neuen Hoffnungen beseeligt, eilte der Jüngling fort.

5.

Der Abend begann schon zu dämmern. In einem abgelegenen Pavillon hinten im Garten des Schlosses Fianvillers stand Moussard in finsterm Unmuth vor der weinenden Aimée. Es ist alles vergebens! schluchzte sie. Der Brief des Königs hat unsere Sache nur verschlimmert. Mein Vater war außer sich vor Zorn und schwor bei der Ehre seines Hauses, daß Oiencourt meine Hand erhalten soll trotz allen Königen der Erde, und er ist der Mann, seinen Schwur zu halten, müßte er auch das Leben seiner Tochter daran setzen.

Nein, Aimée! rief Moussard heftig, der Worte Heinrichs gedenkend. Auch die väterliche Gewalt hat ihre Grenzen. Jenseits steht die ungerechte Willkühr und die Grausamkeit, und der Widerstand des Kindes

wird zur heiligen Nothwehr. Uns bleibt jetzt nichts als wir selbst. So lange wir uns lieben, so lange wir entschlossen sind, lieber zu sterben als untreu zu sein, ist noch nichts verloren. Ich bin meiner gewiß, kann ich es auch deiner sein?

Ach, Valerian, seufzte sie, und verbarg ihr schönes, thränenvolles Gesicht an seiner Brust.

Indem erregten die Stimmen einiger Kommenden Moussards Aufmerksamkeit. Er sah durch das Fenster, das auf die Allee ging, und rief: Dein Vater kommt mit einigen Begleitern. Was ist zu thun?

Wir sind beide verloren, wenn er dich hier findet, jammerte Aimée, und dieser Pavillon hat nur die eine Thür, die uns ihm grade entgegenführt.

Moussard eilte an das hintere Fenster. Es ging auf den breiten Schloßgraben, der sich hinter dem Garten wegzog.

Deine Ehre ist das einzige, was hier in Betracht kommt, rief er entschlossen das Fenster aufreißend. Mit Gott und für meine Dame! Ich springe hinunter.

Um des Heilands willen, thue es nicht! flehte Aimée, ihn zurückhaltend. Der Graben ist grade an dieser Stelle unergründlich und voll Schlamm, du gehst rettungslos unter!

Dieser Tod wäre mir freilich nicht lieb, sprach Moussard nach kurzer Ueberlegung. So bleibt mir also nur noch ein Ausweg. Ewig wird dein Vater nicht hier bleiben, und es dunkelt schon. Gehe ihm unbefangen entgegen und sei um mich unbekümmert.

Aimée wollte fragen, aber die Kommenden näherten sich immer mehr. Um Gotteswillen fort, ehe es zu spät ist, flüsterte er und drängte sie nach der Thür.

Sie schied mit einem wehmüthigen Blicke. Als er die Thür hinter ihr zugedrückt hatte, flog er zum Fenster, schwang sich mit Kraft und Behendigkeit hinaus, hielt sich draußen am Fensterkreuze fest, und blieb so über dem nassen Abgrunde hängen.

Jetzt trat der alte Fianvillers herein. Ihm folgte der Baron d'Olencourt, und ein kleiner Mann, den schwarze weite Hosen, ein weißes Hemde und ein großer Strohhut als einen Pikarder Bauer bezeichneten. Ein stattlicher Mann in gemeiner Stallknechtstracht schloß den Zug, und verriegelte sogleich hinter sich die Thür.

Wir sind doch hier sicher vor jedem unberufenen Zeugen? frug der Bauer sich scheu umsehend.

Aufmerksam durch dieß Wort, betrachtete ihn Moussard genauer, und erkannte jetzt in ihm den spanischen Obersten Portokarrero.

Unbesorgt, Herr Gouverneur, antwortete Fianvillers. Dieser Winkel ist der versteckteste und sicherste auf meiner Burg.

Nun dann sogleich zur Sache, sprach der Bauer. Ich war in Amiens. Die Bürger, durch die Gerüchte sicher gemacht, die ich ausstreuen ließ, überlassen sich ganz ihrer Sorglosigkeit. Die Thore sind nur schwach besetzt und mit dem Pöbel der Stadt. Unsere Unternehmung muß gelingen. Drum schnell

zu Rosse, Reste. Das Corps, das bei Dourlens steht, soll sogleich aufbrechen, während der Nacht durch den Wald bis Jüstis vorrücken und dort meine weiteren Befehle erwarten. Ihr, Hauptmann, fuhr er, sich gegen den Stallknecht wendend, fort, führt die fünfhundert Miquelets bis zu den Ruinen der Kapelle dicht vor der Stadt und laßt sie sich wohl verbergen. Dort werde ich zu Euch stoßen. Die vierzig Freiwillige muß ich selbst sprechen. Morgen früh Punkt acht Uhr fällt der entscheidende Schlag. Euch anzuspornen halte ich nicht für nöthig. Ihr wißt, wieviel Amiens dem Könige, unserm Herrn, gilt, und kennt seine Großmuth im Belohnen. Ihr habt Eure Rolle und werdet Eure Schuldigkeit thun, wie ich die meinige. Die Losung ist: Gott und Kastilien!

Olencourt und der Hauptmann verbeugten sich und gingen. Ja, Herr de Fianvillers, sagte Portokarrero freudig. Dieser Streich wird, wenn Gott und die heilige Jungfrau helfen, unsern Angelegenheiten einen neuen Schwung geben. Der Verlust dieser bedeutenden Stadt wird doch vielleicht den Thron ein wenig erschüttern, den die Siege bei Arques, Ivry und Fo..taine Française schon stark befestigt hatten.

Bei dem heiligen Kreuze! sprach Fianvillers, es ist hohe Zeit! Diesem Bearner scheint alles zum Glücke auszuschlagen: Jean Chatels vereitelter Versuch, der Friede mit Mayenne, den jetzt die Absolution des heiligen Vaters vollendet hat, die Uebergabe von Marselle, La Feres Fall. Wenn die Heiligen

keine Wunder thun, so wird bald ganz Frankreich diesen Cryptohugenotten anerkennen müssen.

Laßt mich sorgen! rief Portokarrero schadenfroh. Ist nur erst Amiens unser. Dann aber bleibt es doch bei unsrer Abrede?

Wenn nicht des Himmels Gewölbe einbricht und uns alle begräbt, antwortete Fianvillers, so wird meine Tochter die Gemahlin Eures Neffen!

Ich weiß nicht, sprach Portokarrero bedenklich. Sie scheint ihm auf eine entschiedene Weise abgeneigt.

Das wird sich alles finden, erwiederte Fianvillers. Aimée ist ein gutes Kind und weiß es, daß der Tochter in solchen Fällen gegen den Willen des Vaters keine Stimme zusteht. Wenn sie zwischen meinem Fluche und Olencourts Hand zu wählen hat, wird sie unbedenklich nach dieser greifen.

Ich bringe ungern auf diese Verbindung, sagte Portokarrero in hohem Tone. Es widersteht eigentlich dem spanischen Stolze, hier ein Ja zu erzwingen, was sonst überall mit lauter, freudiger Stimme erschallen würde; aber der junge Mensch ist bis zum Wahnsinn verliebt. Ich fürchte, er geht zu Grunde, wenn er sich diese Leidenschaft aus dem Herzen reißen muß, und da ich ihn adoptiren will, so möchte ich doch gern meinem Geschlechte den Stammhalter retten.

Indem öffnete sich leise die Thür, und ein Pikarder Bauer mit einem kühnen Gaunergesichte trat herein.

Das Bauernvolk iſt verſammelt, Herr Gouverneur, ſprach er lächelnd, Männer und Weiber untereinander, und erwartet Eure weiteren Befehle.

Laßt uns gehn, Fianvillers! rief Portokarrero heftig bewegt. Dieſer Schritt führt mich zum Grabe, oder er bringt mir das goldene Vließ ein. Gott und Kaſtilien!

Sie gingen. Zur guten Stunde bin ich hergekommen, ſprach Mouſſard, ſich wieder zum Fenſter hereinſchwingend und eilte durch die Seitengänge des Gartens zu dem Pförtchen, vor dem ſein Schimmel angebunden ſtand. Er ſchwang ſich auf, und trabte am Rande des Waldes, der hinter Fianvillers anfängt, raſch auf Amiens zu.

6.

Der Morgen des folgenden Tages war angebrochen. An der Niederländer Pforte zu Amiens ſaßen und lagen die Wächter des Thores, arme Handwerker und Tagelöhner aus der Stadt, um das Wachthaus herum, dampften ihre Pfeifen, hatten ihre roſtigen Spieße und Musqueten unter das Vordach des Wachthauſes gelehnt, und überließen ſich mit phlegmatiſchem Wohlbehagen dem Gefühl der Ruhe und der gänzlichen Sicherheit.

Da wurde von außen an das Thor gepocht und als die Schildwache das kleine Pförtchen geöffnet, kam

ein Trupp Pikarder Bauern und Bäuerinnen herein, Hühner, Gänse, und andere Landerzeugnisse in Säken und Körben auf dem Rücken tragend.

Woher des Weges, Landsmann? frug der Korporal der Wache, ein armer, magerer Schneider, den ersten der Ankommenden mit komischer Wichtigkeit.

Von Saviere und Choisi, gestrenger Herr, antwortete dieser, ehrerbietig den Strohhut abziehend, im pikardischen Patois. Wir bringen den Herren von Amiens gute Braten in ihre Küche.

Ist wohlgethan, sprach der Schneider Korporal, sich eine frische Pfeife stopfend. Aber, frug er listig weiter, habt Ihr nichts von den Herren Spaniern vernommen? Man wollte von allerlei Truppenmärschen munkeln.

Die Besatzung von Dourlens ist gestern ausmarschirt, erzählte treuherzig der Bauer. Aber diesmal geht, Gott sei Dank, der bittere Kelch an der armen Pikardie vorüber. Die spanische Besatzung von Sanct Paul hat wegen Ausbleiben des Soldes rebellirt und die Truppen sind dahin befehligt, um sie mit Gewalt zum Gehorsam zurückzubringen.

Ist wohlgethan, wiederholte völlig beruhigt der Schneider, indem er sich Feuer schlug. Geht in Gottes Namen, mein guter Mann.

Während dieses Gesprächs hatte der Bauernhaufe, etwa vierzig Köpfe stark, ohnweit des Thores Halt gemacht um auszuruhen, und einige streckten sich zum Schlafe auf ihre Säcke nieder.

Das arme Bauernvolk! sprach der Korporal mit vornehmem Mitleide zu der Schildwache. Da ist es die ganze Nacht gelaufen, um zuerst auf den Markt zu kommen und ein Paar Sous mehr zu verdienen, und nun ist es so müde, daß es sich kaum auf den Beinen halten kann.

Jetzt begann das Geläute der Kirchenglocken, die die Bürger von Amiens zur Predigt riefen, und zu gleicher Zeit wurde von neuem an das Thor gepocht.

Oeffnet die ganzen Flügel, gestrenge Herren, bat draußen eine demüthige Stimme, und zieht auch das Schutzgatter auf. Es kommt ein Wagen voll Aepfel und Nüsse.

Aufgemacht! kommandirte der Korporal eifrig. Der Herr des Wagens wird sich hoffentlich nicht lumpen lassen und der Wache ein Paar Maaß zum Besten geben.

Die Thorflügel gingen auf, das Schutzgatter rasselte in die Höhe. Ein Leiterwagen mit zwei Pferden bespannt, mit Säcken beladen, von vier Bauern umgeben, fuhr herein, und blieb grade unter dem Schutzgatter halten.

Morbleu! fluchte ein besser gekleideter Landmann, der oben auf dem Wagen mit einem Sacke handthierte. Ich kann die verfluchten Nüsse nicht zur Vernunft bringen.

Ach, unser Herr Pächter! riefen die früher angekommenen Bauern aufspringend, und liefen dem Wagen zu.

Indem platzte der Sack, und die Nüſſe rollten von allen Seiten vom Wagen herunter.

Iſt wohlgethan! rief lachend der Korporal, die brennende Pfeife zum Fortrauchen der Schildwache übergebend. Was hier den Boden erreicht, gehört der Wache.

Gierig fiel er auf ſeine Kniee, die Nüſſe aufzuleſen, lachend folgte die Mannſchaft ſeinem Beiſpiele. Aber in dem Augenblicke ſprang der angebliche Gutspächter vom Wagen, zog einen kurzen Degen unter dem Rocke hervor und zerhieb damit die Stränge, mit denen die Pferde an den Wagen geſpannt waren. Gott und Kaſtilien! rief er dann, den unglücklichen Korporal niederſtoßend. Gott und Kaſtilien! ſchrieen die Bauern und Bäuerinnen, mit Dolchen und Degen über die Mannſchaft herfallend.

Das Schutzgatter herab! rief einer der Thorwächter. Es raſſelte herunter, aber der Wagen hinderte, daß es völlig herabfiel, und es blieb noch Raum, daß ein Mann darunter wegkriechen konnte.

Victoria, Amiens iſt unſer! ſchrie ein Spanier zum Thore hinaus. Gott und Kaſtilien! riefen viele wilde Stimmen von außen, und in voller Rüſtung kam Don Portokarrero auf ſeinem Andaluſier herangeſprengt. Ihm folgten die fünfhundert Miquelets mit gefälltem Bajonett. Unter dem Schutzgatter wegkriechend, griffen ſie die Bürger-Mannſchaft an. Der Kampf war jetzt ſchnell entſchieden; was von der Thorwache nicht gefallen war, wurde wie eine Läm-

merheerde in das Wachthaus getrieben, und das Schutzgatter wieder aufgezogen.

Vorwärts, Kameraden! rief Portokarrero, an die Spitze der Miquelets reitend. Ist die Stadt bezwungen, so ist alles Euer, was Eure Hand ergreift.

Gott und Kastilien! brüllte die raublustige Horde, dem Führer im Sturmschritt folgend, die Haufen warfen sich in die nächste Straße, die nach dem Markte zu führt, und die falschen Bauern blieben zur Huth des Thores zurück.

Da kam ein einzelner Reiter auf einem schaumbedeckten Schimmel in das Thor gesprengt. Es war Moussard. Als er die blutigen Leichen unter dem Thore erblickte, blieb er erschrocken halten, die Pikarden mit scharfen Blicken musternd.

Bringt Ihr uns gute Bothschaft, Sennor? frug ihn ein Spanier. Ist das Corps von Jústis in Anmarsch?

Heiliger Gott, ich komme zu spät! rief Moussard sein Roß ansprengend. Wehe, daß ich irre reiten mußte!

Marie Joseph! Wie kannst du so dumm sein? schrie ein anderer Spanier. Siehst du denn die weiße Feldbinde nicht? Feuer, Feuer auf den Franzosen!

Da rannten die Spanier zu dem Obstwagen, auf dem noch ihre Musqueten versteckt lagen, und rissen sie herunter.

Es gilt den letzten Versuch, sprach Moussard entschlossen, und jagte in die Stadt. Die Kugeln, die die Spanier ihm nachschickten, fehlten, und bald war er, um die nächste Straßenecke biegend, verschwunden.

Unterdeß war es sehr laut in der Stadt geworden. Trommeln lärmten, Schüsse knallten, Gott und Kastilien! brüllten die Miquelets, die sich schon plündernd in den Straßen vertheilten, und jetzt fingen endlich auch die Sturmglocken zu läuten an.

Nachdem dieß eine gute Weile gedauert, zog sich der Waffenlärm aus der einen Straße näher dem Thore zu. Moussard kam auf seinem Schimmel an der Spitze einer Bürger-Compagnie heran. Vorwärts, Ihr Bürger von Amiens! rief er mit freudigem Muthe. Wetzt Eure Schwerte aus! Wenn wir dieß Thor wieder schließen und dann gut bewachen, so sind wir Herren der Handvoll Gesindel, das sich in die Stadt geschlichen hat. Vorwärts! Es lebe Heinrich der Vierte!

San Yago! schrie entsetzt ein Spanier. Wenn die Spießbürger das thun, so sind wir alle verloren.

Gelobt sei die heilige Jungfrau! da kommen unsere Kameraden!

Gott und Kastilien! wurde draußen von tausend und tausend Stimmen gerufen. Lustig erklang die Feldmusik in einem prächtigen Marsche, und in dichten, enggeschlossenen Reihen, mit flatternden Fahnen zogen die spanischen Regimenter durch das offene Thor ein.

Wehe, die Spanier kommen schon in hellen Haufen! schrieen die erschrockenen Bürgersoldaten, liefen auseinander und verkrochen sich in die Häuser. Moussard war halten geblieben und sah mit einem verächtlichen Lächeln auf die zerstiebende Compagnie. Die Prahler sind doch immer auch Memmen! knirrschte er, seinen Gaul herumwerfend.

Reitet nach der Korbpforte, Herr Offizier! rief ihm ein Bürger aus einem halbgeöffneten Fenster zu. Unser Herr Gouverneur hat sich so eben dort hinaus salvirt, und sie wird wohl noch offen stehn.

Hätte der Gouverneur seine Schuldigkeit besser gethan, so hätte er uns beiden den Schimpf dieser Flucht erspart, rief zornig Moussard und sprengte mit verhängtem Zügel von dannen.

7.

Es war tiefe Nacht, als Moussard, noch glühend von dem langen, ruhelosen Ritt, im Louvre vor dem diensthabenden Hofkavalier stand. Der König schläft fest und süß, sprach dieser bedauernd. Wir hatten gestern Abend großes Ballet und gingen spät zu Bette. Aber gebt Eure Depesche nur her. Er hat befohlen, wichtige Schreiben ihm zu jeder Zeit zur eigenen Entsiegelung zu übergeben.

Meine Bothschaft ist bloß mündlich, erwiederte Moussard, und ich kann sie nur dem Könige selbst sagen.

Ich werde Seine Majestät wecken, sprach der Hofkavalier verdrüßlich und ging in das Schlafgemach des Königs. Bald darauf kam dieser im Nachtkleide heraus.

Hauptmann Moussard? frug er befremdet. Was führt Euch jetzt nach Paris?

Wollte Gott, eine bessere Ursache, antwortete Moussard. Die Spanier sind in Amiens.

In Amiens?! rief erschrocken der König. Sagt Nein! Ich bitte Euch.

Es ist leider so, versetzte Moussard. In Bauern verkleidet, überrumpelten sie die nachläßige Bürgerwache an der niederländischen Pforte.

Das ist hart! klagte Heinrich, das entfernt den Frieden vielleicht noch auf Jahre! Mein armes, armes Land. Ich hätte dir so gern endlich Ruhe geschafft.

Schickt nach Rosny, befahl er nach einer Weile dem Hofkavalier. Dieser entfernte sich. Die Hände auf dem Rücken gefaltet, das Haupt gesenkt, im Gesicht die Zeichen des tiefsten Kummers, ging der König in dem Gemache mit großen Schritten auf und nieder.

Ihr waret in Amiens, als der Schlag fiel? frug er nach einer langen Pause düsterer Stille den Jüngling.

Auf dem Wege dahin, antwortete Moussard. Ich wollte den Gouverneur warnen, aber ich ritt in der Nacht irre und kam zu spät.

Ueber Euch scheint ein besonderer Unglücksstern zu leuchten, warf der König unmuthig hin. Wie erfuhrt Ihr den feindlichen Plan?

Das, Ihro Majestät, versetzte Moussard betroffen, ist ein Geheimniß, an dessen Bewahrung meine Ehre hängt.

So? rief der König gereizt. Das finde ich seltsam! Doch bin ich von Euch Hugenotten seit einiger Zeit Kälte, Zurückhaltung, wohl auch übeln Willen gewohnt. Seit ich wieder der Kirche angehöre, habt Ihr das Vertrauen und die Liebe zu mir verloren, die Dienste, die Ihr mir sonst aus freier Gunst geleistet, wollt Ihr mich jetzt theuer erkaufen lassen, und wenn ich nicht alle Eure ausschweifenden Forderungen befriedige, so werden am Ende gar Feinde aus den ehemaligen Freunden."

Sire! — rief Moussard tief gekränkt.

Schweigt, schweigt, fuhr der König heftig fort. Ich hielt Euch für eine ehrenvolle Ausnahme, aber mit Eurer Geheimnißkrämerei seid Ihr auch nicht besser als die Andern alle!

Der Herr von Rosny, meldete eintretend der Hofkavalier.

Er ist willkommen! rief Heinrich rasch. Das ist jetzt der einzige Hugenott, der es noch gut mit mir meint!

Der ehrwürdige Rosny kam mit bleichem, erschrokkenen Gesicht, denn er hatte bei der unerwarteten Ladung ein Unglück befürchtet, das die Person des

Königs selbst betroffen. Ach, mein Freund! rief ihm Heinrich entgegen. Wir haben ein großes Unglück gehabt. Amiens ist in den Händen der Spanier.

Das ist sehr schlimm, Sire, erwiederte Rosny schnell gefaßt. Aber beruhigt Euch. Eure Zeughäuser sind wohl versehen, Euer Schatz ist gefüllt. Wenn es Euch beliebt, können wir den Spaniern auf der Stelle Revanche geben.

Ich dachte es! rief Heinrich freudig, den treuen Minister umarmend. Ihr seid mein Arsenal und meine Schatzkammer! Glichen alle meine Diener Euch, ich wollte es noch dahin bringen, daß man in Europa keine Kanone ohne meine Erlaubniß abfeuern dürfte!

Jetzt öffnete sich eine Seitenthür, und die schöne Gabrielle, im reizendsten Nachtgewande, mit fliegenden Haaren, stürzte heraus, ihren Heinrich mit liebender Angst umfangend. Um Gotteswillen, hörte ich recht? rief sie, Amiens ist verloren?!

Verloren wohl nicht; scherzte der König, denn wir wissen es zum Glück noch aufzufinden in der Pikardie; aber so viel ist richtig, daß ich jetzt lange genug den König von Frankreich gemacht habe. Jetzt gilt es wieder auf einige Zeit den König von Navarra zu spielen. Ja, meine schöne Liebe, fuhr er fort, Gabriellens zarte Wangen streichelnd. Euer Ritter muß Euch verlassen und sich zu einem andern Kriege rüsten, der ein wenig ernster sein wird, als unsere süßen Liebesneckereien.

Mein Heinrich! seufzte Gabrielle, sich zärtlich an ihn schmiegend.

Ihr kommt in mein Kabinet, um zu arbeiten, Rosny, sprach Heinrich, indem er sich sanft aus Gabriellens Armen wand. Wir haben viel zu thun. Ich will den Marschall Biron mit dem, was er augenblicklich an Truppen zusammentreiben kann, bald vor Amiens schicken, damit die Spanier nicht Zeit haben, sich festzusetzen. Er soll die Stadt vor der Hand wenigstens blokiren, bis ich mit der Armee nachkomme.

Er ging nach der Thür. Dort warf er noch einen forschenden Blick auf Moussard. Haltet Euch bereit, Hauptmann, sprach er, schon morgen, oder vielmehr heute zu Biron abzugehen. Bei Rosny holt Ihr Eure Depeschen. Vor Amiens will ich Euch wiederfinden und Ihr werdet dort hoffentlich Gelegenheit erhalten, mir zu beweisen, daß ich Euch Unrecht gethan habe. Es würde mich vielleicht eben so freuen, als Euch selbst.

In schweigender Trauer verbeugte sich Moussard und schied. Es ist hart, sprach er zu sich selbst, als er die Treppe hinabstieg, daß ich das Vertrauen des Königs verloren habe, um einen Mann zu schonen, der mich haßt und meines Daseins Glück mir rauben will. Doch ich habe gethan, was ich für recht und ziemlich hielt, und darum mögen die Folgen sein, welche sie wollen, ich werde es nie bereuen!

8.

Die französischen Batterieen spielten kräftig gegen das unglückliche Amiens. Donnernd antwortete ihnen das spanische Geschütz von den Wällen der Stadt, und von Zeit zu Zeit erbebte der Boden von den aufsliegenden Minen und Contreminen, von denen bei dieser Belagerung beide Theile sehr häufig Gebrauch machten. Mit einem Gesichte voll kalter Verzweiflung trat Moussard aus dem Zelte des Marschall Biron. Da kam sein alter Freund, der Oberst Mornay, gesprengt. Finde ich dich hier, Moussard? rief er, seinen Rappen parirend. Nun seid guten Muthes. Die langweilige Blokade hat ein Ende. Heinrich kommt mit fünfundzwanzigtausend Mann. Ich bin dem Vortrab vorausgeritten, jezt soll es erst mit rechtem Ernst über Amiens hergehen und die weiße Fahne wird zeitig genug von den Mauern wehen.

Wenn alle Einwohner durch Hunger und Seuchen verderben sind, erwiederte Moussard bitter.

Was fehlt dir, mein Freund? frug Mornay durch seinen Ton befremdet, und bog sich am Halse seines Rappen hinab, um dem Jünglinge in das Gesicht zu sehen. Du bist krank! rief er erschrocken, als er dessen Blässe wahrnahm.

Am Gemüthe, ja, erwiederte Moussard lächelnd, doch hoffe ich, nicht mehr lange. Amiens wird doch hoffentlich noch eine mitleidige Kugel für mich haben.

Da sprang Mornay vom Pferde, nahm Moussard unter den Arm und führte ihn hinter die Zeltgasse.

Mensch, du bist in einer fürchterlichen Stimmung, sprach er. Schütte dein Herz gegen mich aus. Dir muß etwas sehr Arges widerfahren sein!

Fianvillers hat sein schlecht befestigtes Schloß verlassen, erzählte Moussard mit düstern Blicken, und sich mit seiner Gemahlin und Tochter nach Amiens geflüchtet. Auch Olencourt ist dort, und sein spanischer Oheim Gouverneur des Platzes.

Und dein Mädchen zugleich den Drangsalen der Belagerung und den Zudringlichkeiten eines mächtigen Werbers Preis gegeben! fiel Mornay ein. Armer Junge, jetzt ist mir deine Verzweiflung begreiflich. Ein zweiter Givry, bangst du für deine Guise und zitterst zugleich vor einem zweiten Bellegarde. Laß nur Amiens nicht zu deinem Laon werden. Givry's Todes-Entschluß war wahrlich nicht die glänzendste That seines Lebens. Die gute Sache ist das Panier, zu der Jünglinge, wie Ihr beide, schwören müßt, und ein ehrlicher Kriegsmann darf nicht von seiner Fahne desertiren.

Jetzt erhob sich überall im Lager ein wildes Getümmel. Trommeln und Trompeten, und der Soldaten wüstes Geschrei übertönte fast den Donner des Geschützes. Offiziere kamen von allen Seiten gesprengt, und stürzten zur Meldung in das Zelt des Marschalls. Auch Moussard eilte dahin, kam bald zurück und rief nach seinem Schimmel, den ihm sein Reitknecht brachte.

Jetzt gilt es, frisch zu fechten! rief er, sich aufschwingend, mit der alten freudigen Kraft Mornay zu.

Wir kommen zwischen zwei Feuer. Die leichten Truppen des Kardinal Erzherzogs wollen uns im Rücken angreifen, und zugleich macht Portokarrero einen großen Ausfall aus Amiens. Ich soll ihn werfen helfen mit meinen Reitern.

Und ich will unsrer Vorhuth entgegen, erwiederte Mornay hastig aufsitzend, damit sie sich gleich schwenkt, und den Hochwürdigen General in der Flanke faßt. Gute Geschäfte!

Sie sprengten beide fort. An der Spitze seiner Reiter-Compagnie ritt Moussard dem spanischen Ausfall entgegen. Zwei Schweizer-Regimenter zu Fuß folgten. Gegenüber entwickelte sich die Infanterie der Spanier. Das Plänkern begann und bald ward das Gefecht allgemein, während im Rücken des Lagers das Kanonenfeuer und das Knattern des kleinen Gewehrs bewies, daß auch dort der Kampf entbrannt sei.

Eben hatte Moussard mit seinen Reitern ein spanisches Quarrée gesprengt, da sah er auf einem nahen Hügel einen Trupp Reiter halten. An der kleinen, wunderlichen Gestalt erkannte er bald den Gouverneur Portokarrero, von dessen Brust die Kette des goldenen Vließes glänzte.

Zu mir! zu mir! Portokarrero! rief er, im wüthendsten Zorne nach dem Hügel sprengend, und alles niederwerfend, was ihm in den Weg trat. Hier ist ein Degen, der sich gern mit dem Eurigen messen möchte. Heran, heran, daß wir die Staats- und Eigenfehde zugleich ausfechten!

Unterdeß hatte Portokarrero einem Offizier einen Auftrag gegeben, und dieser war fortgejagt. Ihr irrt, Hauptmann, rief jetzt der Gouverneur mit höhnischem Gelächter zu dem Wüthenden hinüber. Es ist unter des Feldherrn Würde und gegen seine Pflicht, sich während der Schlacht mit einem Tollkopfe im thörigen Einzelkampfe zu messen. Ihr werdet auch ohne meinen Arm geschlagen werden.

Er winkte mit dem Degen. Da kam um den Hügel herum eine Compagnie spanischer Panzerreiter angesprengt, die sich den Schaaren Moussards entgegenwarf. Während dem war ein Theil der Schweizerregimenter vorgerückt und hatte sich hinter Moussards Reitern aufgestellt. Ein Büchsenschütze hatte Portokarrero's Wortwechsel mit Moussard gehört. Nun, wenn du nicht zu uns kommen willst, rief er in seiner schweizerischen Mundart, so kommen wir zu dir; stieß die Gabel ein, legte die Büchse auf und zielte nach dem Hügel.

Nein! rief Moussard in seiner ritterlichen Großmuth. Den Gouverneur habe ich mir vorbehalten! Aber in dem Augenblicke fiel schon der Schuß, und Portokarrero stürzte tod vom Pferde.

Jetzt hieb Moussard mit seiner Compagnie kräftig in die spanische Reiterei, die nach kurzem Widerstande zurückwich. Der Tod des Gouverneurs, der bald bekannt wurde, brachte auch das Fußvolk in Unordnung, mühevoll retteten sich die Trümmer des Aus-

falles nach Amiens, und als Sieger kehrten die sehr zusammengeschmolzenen Franzosen in das Lager zurück.

9.

Die Tragödie, die diesem blutigen Prologe folgte, war ausgespielt. Der Kardinal Erzherzog hatte den König mit dem Hauptcorps, und anfänglich mit günstigem Erfolge angegriffen. Aber die französische Artillerie vernichtete einen bedeutenden Theil seines Fußvolkes, die Nacht, die den Kampf endete, war ihm sehr willkommen, und am drauf folgenden Morgen war das feindliche Heer im vollen Rückzuge.

Von dem Marschall Biron gesandt, kam Moussard, dem Könige dieß glückliche Ereigniß zu melden. Er fand ihn vor seinem Zelte im Kreise seiner Kriegs-Obersten.

Ventre saint gris! rief Heinrich, als er die Botschaft vernommen, in der besten Laune. Der Kardinal Erzherzog hat als Soldat angegriffen, und ist als Mönch geflohen. Doch dächte ich, die Höflichkeit erforderte es, daß wir ihn eine Strecke Weges begleiteten.

Ich rathe nicht dazu, sprach Mornay. Amiens Fall, worauf es doch zunächst ankommt, wird durch diesen Rückzug gewiß, wenn wir unser Glück verfolgen. Der Kardinal hat in Dourlens einen guten Rückhalt, und ich achte es nicht für wohlgethan, ihn

noch zu einem Gefechte zu zwingen, das der Muth und die Uebung seines Fußvolks mörderisch machen würde, und dessen Ausgang wenigstens sehr ungewiß ist.

Der Marschall hat mir befohlen, Ihro Majestät zu sagen, daß das auch seine Meinung ist, fügte Moussard, der schon sehnsüchtig nach Amiens Thürmen hinüber blickte, hastig hinzu.

Indem ward eine Gesandschaft aus Amiens gemeldet, die bei dem Könige um geheime Audienz bitten ließ. Heinrich befahl sie kommen zu lassen, und ging in sein Zelt zurück. Von den Hofkavalieren eingeführt, erschienen der spanische Kommandant, der Bürgermeister von Amiens, und die beiden Ligisten Fianvillers und Olencourt, alle mit Gesichtern, deren Bläße und Magerkeit es bewies, was selbst die Vornehmen während dieser schrecklichen Belagerung gelitten hatten.

Als die beiden Letztern bei Moussard vorbei gingen, warfen sie so feindliche und höhnische Blicke auf ihn, daß er sich gewaltsam zurückhalten mußte, um nicht das Gesandtenrecht an ihnen zu verletzen. Sie gingen alle in das Zelt, und die leinene Thür fiel hinter ihnen zu.

Die Audienz dauerte sehr lange. Endlich ward der Oberst de Vic, ein Mann von großer Ordnung und strenger Kriegeszucht, in das Zelt gerufen, und bald darauf kam die Gesandtschaft heraus, der spanische Kommandant war sehr niedergeschlagen, ihn begleitete der Oberst de Vic, und beide ritten sogleich nach der Stadt zurück, deren Uebergabe so eben geeinigt worden

war. Freudig, wie von einer großen Bürde befreit, schritt der Bürgermeister daher. Mit triumphirendem Lächeln folgten ihm Fianvillers und Olencourt.

Wie doch diese Menschen noch die Stirn haben können, dem guten, betrogenen Könige unter die Augen zu treten! seufzte Moussard, in ihre Seele sich schämend, und in dem Augenblicke sagte ihm ein Hofkavalier sehr ernsthaft: Der König will Euch auf der Stelle sprechen, Herr Hauptmann.

Moussard ging in das Zelt. Der König schritt ihm entgegen und sah ihn scharf an. Getrost begegneten die Augen des Jünglings den prüfenden Blicken seines Herrn.

Ich bin unzufrieden mit Euch, Moussard, sprach Heinrich unwillig. Ich kenne die Leidenschaft selbst und kann ihr viel verzeihen, aber das Hausrecht muß sie respectiren. Ihr habt das Fräulein Fianvillers gegen den Willen ihrer Eltern wiederholt mit Euern verliebten Zudringlichkeiten bestürmt, und der Vater, dem sein eignes Schloß keinen Schutz mehr gegen Euch gewährte, und der doch Mornays Zögling und meinen Hauptmann schonen wollte, ist dadurch sehr gegen seinen Willen genöthigt worden, sich nach Amiens zu werfen.

Das ist eine freche Lüge, Sire! rief Moussard.

Hütet Euch, Dinge zu bestreiten, die ich nur zu gewiß weiß, zürnte Heinrich. Wart Ihr nie heimlich in Fianvillers?

Da gedachte Moussard an seinen letzten Besuch

daſelbſt, ſchwieg verlegen, und machte dadurch ſeine Sache noch ſchlimmer.

Deshalb habe ich auch kein Bedenken getragen, fuhr Heinrich fort, Fianvillers und ſeinem künftigen Schwiegerſohne die gebetene Amneſtie zu bewilligen. Euch aber befehle ich als König, hinfort mit dieſen Leuten Frieden zu halten. Der erſte Strauß, von dem ich höre, bringt Euch in die Baſtille! Darauf mein Königswort!

Stumm verbeugte ſich Mouſſard und wollte ſich entfernen.

Noch Eins, ſprach Heinrich; wie man mir erzählt, iſt bei dem letzten Ausfalle der tapfere Gouverneur von Amiens durch einen Schweizer Büchſenſchützen auf Euern beſondern Befehl erſchoſſen worden? Was iſt an der Sache?

Ich forderte den Gouverneur zum Kampf auf, erwiederte Mouſſard, glühend von edelm Unwillen. Er lehnte ihn ab, da ſchoß ihn ohne meinen Befehl ein Schweizer vom Pferde. Mein Verbot kam zu ſpät.

Abermals zu ſpät gekommen! rief Heinrich ſpöttiſch, wie bei der Ueberrumpelung von Amiens! Da habt Ihr Euern alten Unſtern wieder! Bringt mir den Schweizer, ich will ihn ſprechen.

Kurz vor dem Ende des Gefechtes ſpaltete ihm ein ſpaniſcher Panzerreiter den Kopf, erwiederte Mouſſard beſtürzt. Ich kann ihn Ihro Majeſtät nicht ſtellen.

Portokarrero war der Oheim Euers Nebenbuhlers? frug der König nach einer Weile mit bedeutendem Tone.

Ja, Sire, antwortete Mouſſard, ſeine Wuth verbeißend.

Nun, mir hat die Kugel des Schweizers gute Frucht getragen, fuhr Heinrich fort. Denn lebte dieſer Gouverneur noch, ſo hätte Amiens ſchwerlich ſchon heute kapitulirt. Aber ich mag Euch doch nicht bergen, daß es mir zuwider iſt, wenn meine Diener, unter dem Vorwande mir zu nützen, ihren Privatleidenſchaften fröhnen. Und daß Ihr Euch den unbequemen Oheim durch Euern Schützen von weitem vom Roſſe blaſen ließet, das finde ich zwar natürlich und rein menſchlich, aber ritterlich warlich nicht.

Ihro Majeſtät! ſtammelte Mouſſard außer ſich.

Entlaſſen, Hauptmann Mouſſard, fiel der König kalt und ernſt ein, und kehrte ihm den Rücken zu. Betäubt taumelte der Jüngling aus dem Zelte.

10.

Zornbleich ſtand der alte Fianvillers im Ahnenſaal ſeines Schloſſes. In Thränen zerfließend lagen ſeine Gemahlin und Tochter zu ſeinen Füßen. In dem einen Fenſter kniete der alte Jeſuit und betete ſtill und inbrünſtig, in dem andern lehnte Olencourt, der ſich mit einem düſtern Lächeln in dem ſtählernen Stichblatte ſeines Degens beſpiegelte.

Hofft Ihr, daß Euer Gewinſel mich vermögen ſoll, mein Wort zu brechen? ſchnaubte der Greis.

Beim heiligen Leichnam! Euch bleibt nichts übrig, als zu gehorchen, und ich bin allenfalls noch Mannes genug, den Gehorsam, der mir geweigert wird, zu erzwingen.

Kann Euer Ritterstolz es dulden, Olencourt, frug diesen die Frau de Fianvillers, daß ein Mädchen, trotz der entschiedensten Abneigung gegen Euch, gezwungen wird, Euch ihre Hand zu reichen?

Ich liebe, Madame, antwortete dieser, sich verbeugend, mit schneidendem Tone. Ich liebe, und hoffe alles von der Zeit und der Gewohnheit. Liebte ich aber auch nicht, so würde es mir doch schon die Ehre gebieten, den Plan, den ich einmal gefaßt habe, zu verfolgen. Es darf nicht gesagt werden, daß der Baron d'Olencourt der Frechheit eines ketzerischen Nebenbuhlers gewichen sei.

Dieser Zug entfaltet mir Euer ganzes Herz, seufzte die Mutter. Arme Aimée!

Schweig, Thörin! donnerte Fianvillers. Mein Entschluß steht fest, wie der Felsengrund meiner Burg. Morgen giebt der Pater Joseph das Paar zusammen, und wenn die Dirne während der Trauung sterben sollte!

Da erhob sich der Jesuit und schritt langsam auf den wüthenden Alten zu. Ich nicht, Herr de Fianvillers, sprach er, die dürre Hand warnend aufhebend, mit seiner heisern Stimme. Ich nicht, ich werde kein Bündniß segnen, das der Herr verflucht hat.

Ist Olencourt nicht ein rechtgläubiger Katholik?

frug Fianvillers zornig. Was habt Ihr gegen ihn einzuwenden?

Aimée darf sich nie vermählen, antwortete der Jesuit. Die Gestirne sind ihr zuwider. Ich habe ihr die Nativität gestellt nach allen Regeln unserer göttlichen Kunst. Ihre Vermählung ist ihr Unglück und das Unglück ihres Gemahls. Aimée muß den Schleier nehmen.

Das habt Ihr mir schon so oft gesagt, schrie Fianvillers, daß es mir bereits ganz zuwider geworden ist. Aber ich gebe nun einmal nichts auf Eure abergläubischen Possen, das wißt Ihr längst. Wollt Ihr übrigens die Trauung nicht verrichten, so wird sich schon ein anderer Priester dazu finden lassen.

Mann des Unglaubens, Mann der Sünde! krächzte der Jesuit, ein kupfernes Täflein mit sonderbaren Linien und Kreisen, Zahlen und Buchstaben und Zeichen unter seinem Gewande hervorbringend. Ihr zwingt mich, das Mysterium zu entschleiern. Auch diese Sünde falle auf Euer Haupt. Hier ist Eurer Tochter Horoskop! Wenn sie sich je vermählt, wird sie von ihres Gatten Hand sterben und ihr Gatte von der ihrigen. Für die Wahrheit dieser Worte bürge ich Euch mit meinem heiligen Priestereide.

Jesus Maria! schrie Aimée, und stürzte ohnmächtig zu Boden, während Olencourt ein ungläubiges Hohngelächter aufschlug.

Meine arme Tochter! jammerte die Mutter, ihr beispringend.

Eine lange Weile stand Fianvillers erschüttert da

Dann kehrte der alte wilde Trotz in die starren Züge zurück. So mögen denn die Sterne ihren Willen haben, sprach er, ich behaupte den meinigen. Kein Horoskop kann mein Ritterwort brechen. Morgen ist Aimée's Trauung!

11.

Der Sturm raſete in den Bäumen des Schloßgartens von Fianvillers. Ein Hagelwetter ſchlug die Erndtehoffnungen der armen Landleute nieder. Fürchterlich rollte der Donner. Der Himmel ſchwamm von dem Leuchten der Blitze in einem Feuermeere. Von ihnen entzündet, ging in der Ferne eine Feuersbrunſt auf. In dieſem Unwetter ſtand Mouſſard in ſeinen Mantel gehüllt, am wohlbekannten Gartenpförtchen, des Erſcheinens der Geliebten harrend. Hinter ihm lehnte François, ſein treuer Reitknecht, an einer Eiche, drei Pferde am Zügel haltend. Da nahten leiſe Tritte und bleich und athemlos ſank Aimée in des Jünglings Arme.

Jetzt habe ich Niemand als dich, rief ſie, ihn weinend umſchlingend.

Du ſollſt Vater und Mutter verlaſſen, und dem Manne anhangen! ſprach er mit zärtlichem Troſte, und küßte die kalte Wange des Mädchens.

Wohl, das ſagt die heilige Schrift! ſeufzte Aimée, und ich glaube, daß ſie damit gleich den ſtärkſten Liebesbeweis nennen wollte, den ein Mädchen einem Manne nur geben kann. Ich dachte wenigſtens auf

der Stelle zu sterben vor Herzweh, als ich die Schloßpforte hinter mir zudrückte.

Unter diesem Gespräche hatte Moussard Aimée'n zu den Rossen geführt und hielt ihr jetzt den Bügel, daß sie aufsitzen sollte. Da nahm er ein schwarzes Kästchen wahr, das sie unter dem Arme trug.

Was ist das? frug er finster.

Mein Schmuck, antwortete sie. Ein Vermächtniß meiner guten Großmutter. Das Geschmeide, das mir mein Vater geschenkt hat, habe ich nach deinem Wunsche zurückgelassen.

Wenn du mich liebst, geht auch dies zurück, sagte Moussard ernstlich. Herr de Fianvillers soll nicht sagen können, daß du mehr aus seinem Schlosse mitgenommen hast, als die Kleider, die du an deinem Körper trägst.

Mit einer Miene voll freundlicher Unterwerfung reichte ihm Aimée das Kästchen hin. Er gab es seinem François. Wenn wir die Alee passirt haben, sprach er, so reitest du zurück, übergiebst das Kästchen dem Pfarrer von Fianvillers und bittest ihn, es seinem Patron zuzustellen.

Jetzt faßte er Aimée, um sie in den Sattel zu heben. Da rief vom Gartenpförtchen her eine sanfte, weinende Stimme: Willst du von deiner Mutter ohne Lebewohl scheiden, Aimée?

Erschrocken wendeten sich beide um. Da trat die Frau de Fianvillers aus der Pforte, eilte auf ihre Tochter zu und umarmte sie unter strömenden Thränen.

Fürchte keine Vorwürfe, sprach sie mit freundlicher

Wehmuth. Seit gestern war es mir klar, daß es nicht anders kommen konnte. Mit Olencourt war dein Unglück gewiß. Geben die Heiligen, daß dich dieser Schritt zum Glücke führe! Es ist traurig, daß du ihn ohne den Segen deines Vaters wagen mußt. Darum gebe ich dir wenigstens den meinigen mit auf den Weg. Du warst immer ein gutes Kind. Das bürgt mir, daß du auch eine gute Frau sein wirst. Ich will die heilige Jungfrau bitten, daß es dir so gut gehe, als es dein Herz verdient.

Sie riß sich gewaltsam los. Ihr nehmt die letzte Freude meines Lebens mit Euch, lieber Sohn, sagte sie zu Moussard. Seid gut mit dem Mädchen, sie verdient es durch ihre innige Liebe zu Euch. Wenn Ihr sie nur glücklich macht, so will ich mich geduldig an ihren Verlust gewöhnen und mich im Leiden und Entsagen üben, bis meine Stunde schlägt!

Schluchzend wankte sie in den Garten zurück und schlug die Pforte hinter sich zu.

Und nun fort in Gottes Namen! rief Moussard, ergriff mit starkem Arm das weinende Mädchen, schwang sie auf das Pferd, bestieg das andere, und im flüchtigen Trabe ritten sie davon.

12.

In dem Winkel, den der Alcefluß, da wo er in die Somme fällt, bildet, etwa zwei Lieues unter Corbie liegt auf Felsen das alte feste Raubschloß Dourcha, das vor kurzem dem Hause Moussard durch

den Tod eines Vetters zugefallen war. Hier saß Moussard am Bogenfenster, den Kopf in die Hand geworfen, und sah schwermüthig bald in den wilden Wald hinaus, der das Schloß von allen Seiten umgab, bald auf seine Aimée, die ihm gegenüber an einer reichen Altardecke stickte. Das Gesicht der armen Frau war sehr bleich, die frommen blauen Augen hatten durch vieles Weinen ihr Feuer verloren, aber sie blickte doch von Zeit zu Zeit mit wehmüthiger Heiterkeit auf ihren Gemahl, um ihn über ihre Stimmung zu täuschen.

Das ist also das Lebensglück, das du an meiner Seite gefunden hast, rief er plötzlich mit wildem Schmerze. O, wollte Gott, daß du mich nie gesehen hättest!

Sage das nicht, Valerian, sprach sie mit sanfter Freundlichkeit und ging zu ihm. Es ist wahr, ich leide, aber selbst dieses Leiden giebt mir süßere Stunden, als ich ohne dich im Schooße des Glückes genossen haben würde. Die wahre Liebe ist ja doch das Beste im Leben und da uns Gott dieses Gut geschenkt hat, so wäre es ungenügsam, wenn wir noch mehr verlangen wollten. Ich bin mit dem Loose zufrieden, was mir hienieden gefallen ist. Sei auch du es.

Du bist zufrieden, Aimée? rief Moussard. Lohne dir der Himmel diese edle Lüge, die mich beruhigen soll. Aber die Blässe dieser Wangen, die ewigen Thränen dieser Augen sagen es mir, daß du unglücklich bist, und daß ich es bin, der dich unglücklich gemacht hat, das bringt mich zur Verzweiflung!

Habe Geduld mit mir, Valerian, bat Aimée. Ich bin ein schwaches Weib. Des Vaters schneller Tod, der Mutter Trauer haben meinem Herzen tiefe Wunden geschlagen. Aber Zeit und Gebet werden sie endlich heilen, und ist das gelungen, so werden wir gewiß noch recht glücklich sein.

In dieser Wildniß?! rief Mouffard bitter, wo wir uns ängstlich vor den Menschen verstecken, und doch jeden Augenblick vor Verrath zittern müssen. Wehe dem Lande, wo Schönheit und Tugend, Verbrechern gleich, nur in der tiefsten Verborgenheit ihre Sicherheit finden können.

In stiller Verborgenheit blüht die Blume des Eheglücks am schönsten! sprach Aimée, ihn innig umarmend. Wenn du mir nur bleibst, so will ich hier gern mein Leben beschließen. Auch in dieser Wildniß scheint Gottes Sonne, und er, der die ewige Liebe ist, blickt segnend auf uns herab.

Mein himmlisches Weib! rief Mouffard, sein Haupt an ihren Busen drückend.

Da sprang die Thür auf, und der Oberst Düplessis Mornay trat in das Gemach.

Find' ich dich hier, mein armer Mouffard? sprach er, ihm wehmüthig die Hand reichend.

Ihr hier, Herr Oberst? frug Mouffard betroffen. Wie war das möglich?

Ich war zu La Mouffarde, antwortete Mornay. Dein alter Schloßvogt hat seine Schuldigkeit gethan. Er wollte anfänglich gar nichts von dir wissen, und als ich schärfer in ihn drang, hätte er mich am liebsten

nach der Schweiz in den April geschickt. Erst nachdem ich ihm mein Ehrenwort gegeben, daß ich dich blos als Freund suche, entdeckte er mir deinen Aufenthalt.

Ihr seid willkommen in meiner Einsiedelei, sprach Moussard mit traurigem Lächeln. Was bringt Ihr für Neuigkeiten aus der Welt. Wir sind hier von allem Verkehr abgeschnitten, als wohnten wir auf einer wüsten Insel.

Wir haben viel mit einander zu plaudern, antwortete Mornay mit erzwungener Heiterkeit. Aber vorher muß ich meine freundliche Wirthin um einen frischen Trunk bitten. Es ist sehr heiß und ich bin scharf geritten.

Sogleich, Herr Oberst, sagte Aimée fröhlich geschäftig, nahm ein Schlüsselgebund vom Haken und entfernte sich eilig.

Du bist also wirklich mit dem Fräulein getraut? frug Mornay jetzt finster.

Durch einen alten Priester von unserer Religion, antwortete Moussard. Zwei Mönche, die ich, Aimée zu Liebe, mit Gold, sogar mit Drohungen dafür werben wollte, schlugen es mir hartnäckig ab.

Etwas Ähnliches vermuthete ich, sprach Mornay bekümmert. Jetzt höre, was ich dir zu sagen habe, ehe Aimée zurückkommt. Sie würde es jetzt noch nicht tragen können. Fianvillers ist todt.

Das wissen wir bereits, antwortete Moussard seufzend. Mein armes Weib hat viel dabei gelitten.

Aber von seinem Testamente wißt Ihr gewiß noch

nichts? fuhr Mornay fort. Es erklärt Eure Ehe für ungültig.

Das konnte es nicht! brauſ'te Mouſſard auf. Sie iſt geſchloſſen durch den Segen der Kirche.

Aimée iſt noch nicht volljährig, ſagte Mornay achſelzuckend, und du haſt ſie gegen den Willen des Vaters aus ſeinem Hauſe entführt. Dazu weißt du wohl, daß, trotz dem Edicte von Nantes, nach den Grundſätzen der katholiſchen Kirche ein Ketzerprieſter das Sakrament der Ehe nicht gültig vollziehen kann.

Teufliſche Spitzfindigkeit! rief Mouſſard verzweifelnd.

Ich bin noch nicht am Ende, fuhr Mornay fort. Dies Teſtament nimmt der Wittwe de Fianvillers jede Gewalt über ihre Tochter und ſtellt dieſe unter die Vormundſchaft des Oberſten Morlier, eines wüthenden Ligiſten und eifrigen Katholiken. Morlier hat das Teſtament dem Könige überreicht und dieſer hat es in allen Punkten beſtätigt.

Konntet Ihr nichts dabei für mich thun? frug ihn Mouſſard mit ſchmerzlichem Vorwurfe.

Ich habe nichts unverſucht gelaſſen, betheuerte Mornay. Aber der Zorn des Königs war zu heftig. Seit Amiens Fall hatte er ſchon nichts mehr von dir hören wollen, und dieſe Entführung hat dir vollends bei ihm den Stab gebrochen. Morlier und Olencourt haben Vollmacht, dich überall zu ſuchen und dich zu verhaften, wo ſie dich finden.

Wehe dieſem Olencourt, wenn er mich findet! ſchrie Mouſſard wüthend.

Ich habe nur einen Rath für dich, sprach Mornay. Fliehe sogleich mit deinem Weibe aus Frankreich. Ich will dir Empfehlungsschreiben an den Churfürsten von Cöln mitgeben. Er ist ganz neuerdings zu unserm Glauben übergetreten und wird tüchtige Kriegsleute brauchen.

Ich nehme das mit Dank an, Herr Oberst, erwiederte Moussard. Aber für den Augenblick kann ich nicht fort. Aimée sieht täglich ihrer Entbindung entgegen und ist zu schwach für die Beschwerden einer solchen Reise.

Das ist übel! sagte Mornay. So gebe Gott, daß Eure Verfolger diesen Schlupfwinkel nicht entdecken, sonst seid Ihr verloren.

Jetzt trat Aimée wieder in das Gemach mit Flasche und Bechern. Unwillkührlich warfen beide Männer bekümmerte, mitleidige Blicke auf sie. Fragend sah sie sie an, da wendeten sie sich weg und das Gespräch war verstummt.

Nun, frug Aimée scherzend, indem sie die Becher vollschenkte, habt Ihr Euern Schatz an Neuigkeiten schon ausgegeben, Herr Oberst? Es wäre sehr ungalant von meinem Manne, wenn er mir alle weggenommen hätte. Durch das Privilegium der weiblichen Neugier habe ich ein besseres Recht darauf als er.

O, ich kann noch mit einer Menge aufwarten, entwortete Mornay sich fassend und in den Scherz eingehend. Wir haben dem Herzoge von Savoyen sein unüberwindliches Montmeliar genommen und ihm einen guten Frieden abgezwungen. Der Marschall Biron

ist auf geheimen Einverständnissen mit ihm ertappt, aber vom Könige begnadigt worden. Heinrich wird sich mit Marien von Medizis vermählen, und hat, um vor der Hand nicht unbeschäftigt zu sein, Henrietten d'Entragues zu seiner Geliebten erhoben.

Henrietten d'Entragues? frug Moussard erstarrend. Es ist nicht möglich!

Henrietten d'Entragues! rief Aimée traurig. So schnell die arme Gabrielle zu vergessen!

Warum nicht möglich? frug Mornay Moussard. Denkst du vielleicht an die Ränke, die die Entragues einst zu Amiens gegen den König gesponnen haben? Diesen Menschen ist alles möglich! Und ihre Pläne fliegen diesmal sehr hoch. Die schöne Henriette hat dem Könige ihre Tugend für hunderttausend Thaler verkauft. Die Pracht und der Aufwand des Vaters beweisen, daß er seinen Theil von dem Sündensolde empfangen, und doch sagt er Jedem, der es hören will: Wehe dem Könige, wenn er nicht meiner Kavalierehre Genugthuung giebt und meine Tochter heirathet.

Eine solche Königin hätte Frankreich noch gefehlt! rief Moussard. Hier ist Katharine von Medizis und Margarethe von Valois zugleich! Schade um unsern ritterlichen König, daß grade diese Schwäche sein Theil werden mußte.

Ja wohl, seufzte Mornay. Heinrich wäre ein Halbgott, ohne seine unglückliche Leidenschaft für die Weiber.

Heinrichs Herz in den Händen dieser Henriette,

fuhr Mouſſard fort, dieſes ränkeſüchtigen, boshaften Weibes, der ich ſchon zu Amiens die gebührende Verachtung zeigte! Es wird immer deutlicher, daß mir Frankreichs Luft nicht länger bekommen kann. Wäre nur erſt Aimée's ſchwere Stunde vorüber!

Gott ſei bei Euch, Dame Mouſſard, wenn ſie ſchlägt, ſprach Mornay mit herzlichem Mitleid, leerte den Becher, ſtand auf, und reichte Mouſſard die Hand zum Lebewohl.

Ihr wollt uns ſchon wieder verlaſſen? frug Aimée traurig.

Der Zweck meines Beſuches iſt erreicht, erwiederte Mornay. Jetzt muß ich ſchleunig nach Paris zurück, um Euerm Gemahl die Empfehlungsſchreiben zu verſchaffen, die er bedarf. Vielleicht bietet ſich auch ſonſt noch eine Gelegenheit dar, dort etwas für Euch zu thun. Was ich an Euch zu ſenden habe, Briefe, Nachrichten, Warnungen —

Das laßt an meinen alten Schloßvogt auf La Mouſſarde gelangen, ſagte Mouſſard. Er iſt treu wie Gold und wird alles auf ſichern Wegen an mich befördern.

Wohl, erwiederte Mornay zur Thüre gehend. Euch bitte ich nur um das Eine: Haltet Euch ſo eingezogen als möglich. Morliers und Olencourts Spürhunde durchſtreifen die ganze Pikardie, und Ihr habt es warlich nur der tiefen Verborgenheit dieſes Verſteckes zu danken, daß ſie Euch noch nicht gefunden haben. Gott ſchütze Euch ferner.

Er ging, Mouſſard gab ihm das Geleite bis vor das Schloßthor. Als er es ſorgfältig hinter ihm verſchloſſen und verriegelt, ging er wieder hinauf zu ſeiner Aimée. Er fand das geliebte Weib in einer höchſt kummervollen Stellung daſitzend, und ihre Augen voll friſcher Thränen.

Was iſt dir, mein theures Leben? frug er zärtlich, ſich vor ihr auf ein Knie niederlaſſend und ihre Hand an ſeine Lippen ziehend.

Nichts, oder ſo viel als nichts, lieber Valerian, erwiederte Aimée, den Kummer in das Herz zurückpreſſend. Mich wandelte nur plötzlich eine große Bangigkeit, eine unendliche Sehnſucht an. Meine Entbindung iſt vielleicht näher, als wir denken. Die Frauen, die du zu meiner Pflege beſorgt haſt, mögen recht gut ſein, aber ſie ſind mir ganz fremd. Da dachte ich ſo, daß es doch traurig ſei, daß ich in der verhängnißvollen Stunde die Liebe und den Troſt meiner guten Mutter entbehren muß. Aber zürne nicht über den thörigen Gedanken. Ich ſehe es ja ein, daß das nicht möglich iſt, und finde mich darein. Bleibe du nur immer bei mir, daß, wenn ich darüber ſterben ſollte, meine Hand in der deinen erkalten, mein Auge erlöſchen kann im Anſchauen deines treuen Auges.

Ihre Stimme brach in ſanftem Weinen. Mouſſard bedeckte ihre Lippen mit glühenden Küſſen. Du geduldiger Engel! rief er mit naſſen Augen. Wie gerecht iſt dein Wunſch! Wie freudig will ich alles daran ſetzen, ihn zu erfüllen! Deine Mutter kann jetzt freier

über ſich ſchalten. Fianvillers iſt nicht allzuweit. Ich reite ſogleich, und bringe dir vielleicht ſchon morgen gute Botſchaft.

Nein, Mouſſard! rief Aimée ängſtlich. Nein, das gebe ich nicht zu. Haſt du Mornay's Warnung vergeſſen? Der Verräther ſchläft nicht. Wie leicht könnteſt du erkannt werden, und wenn du nicht zurückkämeſt, was würde dann aus deinem armen Weibe?

Ich werfe mich in die Tracht eines gemeinen Reitersknechts, antwortete Mouſſard, und färbe Geſicht und Haar. Auch kenne ich ja alle Schleichwege der Gegend. Sei unbeſorgt. Dieſen Troſt will ich dir bringen, und ich danke Gott, daß ich es vermag. Es iſt ja doch das Einzige, was ich für dich thun kann. Sei guten Muthes. Morgen liegſt du an dem Herzen der Mutter!

Er ſtürzte fort. Mouſſard, Mouſſard! rief Aimée ihm nach, aber er hörte es nicht mehr und bald darauf vernahm ſie den Hufſchlag ſeines fortſprengenden Roſſes. Heilige Jungfrau! ſchluchzte ſie, die Hände ringend. Hätte ich doch nur diesmal geſchwiegen! Dieſer Wunſch kann unſer Aller Unglück werden, und wenn er es wird, ſo habe ich nur meine eigene Thorheit anzuklagen!

13.

Traurig ſaß die Wittwe de Fianvillers in ihrem Kabinett und dachte an die verlorene Tochter. Da ward die Thür ungeſtüm aufgeriſſen, und der Baron d'O-

lencourt stürmte herein. Alle Nachforschungen sind vergebens! rief er heftig. Ich kann den Hugenotten nicht finden. Ich war mit meinen Leuten auch in La Mouffarde. Der offene Brief des Königs öffnete uns die Thore. Wir haben alles durchsucht, aber nichts entdeckt. Auch der alte Schurke von Schloßvogt wußte nichts, oder wollte nichts wissen.

Auch glaube ich, daß Mouffard Frankreich längst verlassen hat, bemerkte die Wittwe furchtsam.

Mit Eurer Erlaubniß, Madame, das glaube ich nicht, erwiederte Olencourt höhnisch. Ich bin vielmehr überzeugt, daß er noch in der Pikardie, daß er vielleicht ganz in unsrer Nähe ist, während wir ihn in einem weiten Kreise gesucht haben, und daß Ihr selbst uns die beste Auskunft darüber geben könntet, wenn es Euch nur gefällig wäre.

Ich achte es unter meiner Würde, diesen Verdacht zu bekämpfen, sprach die Matrone unwillig.

Nach Euerm Belieben, fuhr Olencourt fort. Nur werdet Ihr mir erlauben müssen, daß ich im Namen des Königs scharfe Nachsuchung halte auf Eurem Gebiete, und strenge Nachfrage bei Eurer Dienerschaft und Euern Unterthanen. Euch davon zu benachrichtigen, kam ich und werde nicht ermangeln, Euch den Erfolg meiner Bemühungen zu melden.

Er tobte fort. Meine arme Tochter! seufzte die Dame. Geben die Heiligen, daß die Vermuthung, die mir blos die Angst entpreßte, Wahrheit gewesen sei. Wenn die Unglücklichen noch in Frankreich sind,

so sind sie verloren. Dieser Olencourt wird alles daran setzen, seine Rache zu sättigen.

Jetzt schaute plötzlich das braune, bärtige Gesicht eines alten Kriegsmannes zur Thüre herein. Erschrokken sprang die Frau de Fianvillers auf und öffnete schon den Mund, um Hülfe zu rufen. Still, theure Mutter! flüsterte der Kriegsmann, in das Gemach tretend. Ich bin Moussard.

Um Gotteswillen, was wollt Ihr hier?! rief die Dame in Todesangst. Olencourt sucht Euch grade in diesem Augenblicke zu Fianvillers, er ist nicht unbegleitet. Es ist ein Wunder, daß Ihr ihm nicht begegnet seid. Flieht, ich beschwöre Euch, flieht auf der Stelle. Die nächste Minute kann uns verderben!

Verzeiht, erwiederte Moussard mit flammenden Augen. Die Anmuthung, vor einem Olencourt zu fliehen, ist doch ein wenig zu stark für mich, die Verhältnisse mögen sein, wie sie wollen. Ich werde ihn nicht aufsuchen, und mich entfernen, sobald ich mein Gewerbe bestellt, das ist die einzige Gefälligkeit, die ich Euch in dieser Hinsicht erweisen kann. Jetzt zum Zwecke meiner Herkunft. Eure Tochter grüßt Euch herzlich.

Meine Aimée! rief die Mutter zärtlich. Ist sie wohl?

Sie sieht ihrer Entbindung entgegen, erwiederte Moussard, und bittet, daß ihre gute Mutter ihr Pflege und Trost in ihre Einsamkeit bringe.

Mein gutes, armes Kind! sprach die Mutter gerührt. Wie gern! Aber wie wäre es möglich?

Es kann Euch nicht an einem Vorwande fehlen, ſprach Mouſſard, morgen früh nach Amiens zu fahren. Dort laßt Ihr Eure Equipage. Hinter der wüſten Kapelle vor der niederländiſchen Pforte findet Ihr meinen François mit einem Bauerwagen und mit Bauerkleidern für Euch. Er wird Euch ſicher zu uns bringen.

Was thut man nicht für eine geliebte Tochter! ſprach die Mutter. Gott wird mich ſchützen! Ich komme. Nun aber geht ſogleich von hier fort, mein Sohn, und die Heiligen mögen Euch geleiten!

Mögen ſie ihr Geleit auf morgen für Euch aufſparen! rief Mouſſard mit einem finſtern Lächeln. Ich gehe im Geleite meines guten Degens, und will die Herren nicht erſt beſchweren.

Er ſchied. Als er zur Schloßpforte hinaustrat, die in den Garten führte, kam ihm der Baron d'Olencourt entgegen. Beide ſtutzten. Mouſſard ging einen Schritt weiter, aber er nahm wahr, daß Olencourt ſtehen blieb und ihn forſchend anſah. Da begann ſein Blut zu kochen, ſeine Verkleidung kam ihm ſchimpflich vor, er blieb auch ſtehn, und gab die meſſenden Blicke trotzig zurück.

Nein, die Larve täuſcht mich nicht, rief Olencourt plötzlich. Ihr ſeid Mouſſard!

Ja, antwortete Mouſſard kalt, und was weiter?

Im Namen des Königs! Ihr ſeid mein Gefangener! ſchrie Olencourt, den Degen ziehend.

Dießmal wohl nicht, ſpottete Mouſſard, und auch ſeine Klinge blitzte aus der Scheide.

La Basque! Morand! Hiraur! hierher! brüllte Olencourt, wüthend auf ihn eindringend. Der Verbrecher, den wir ſuchen, iſt gefunden. Beſetzt jeden Ausgang, daß er uns nicht entrinne! Antwortend erhob ſich ein Getümmel von Stimmen und Waffen vor der Vorderthüre des Schloſſes, und kam bald näher.

Elender Bube! donnerte Mouſſard. Du möchteſt wohl lieber ein ganzes Heer aufbieten, um mich Einzelnen zu fangen! Wer ſo kämpft, der iſt des Lebens nicht werth.

Und mit einem wüthenden Stoße fiel er gegen Olencourt aus. Ohne Laut ſank dieſer zur Erde. Aus der Bruſt quoll ein Blutſtrom.

Du wollteſt es ſo, fahre hin! murmelte Mouſſard, ſprang über den Leichnam hin und eilte nach der hintern Gartenpforte, wo ſein Roß ſeiner harrte.

Jetzt brachen die Diener des Barons mit bloßen Schwerdtern aus dem Schloſſe hervor. Heiliger Gott! unſer Herr iſt ermordet! ſchrie der Eine. Dort läuft der Mörder! ein Anderer. Es iſt der Hauptmann Mouſſard, rief der Dritte. Ich kenne ſeinen Wuchs und Gang trotz der Verkleidung!

Während einige mit lautem Wehklagen den Leichnam in das Schloß trugen, eilten die andern dem Flüchtlinge nach. Aber dieſer hatte ſchon ſein Pferd gefunden, und als ſeine Verfolger bei der Gartenpforte angekommen waren, verſchwand er eben vor ihren Blicken in einer Staubwolke.

14.

Verlegen und ſchweigend ging eines Morgens der König in der Gallerie zu Fontainebleau mit ſeinem getreuen Rosny auf und nieder. Ich habe Euch etwas Wichtiges zu vertrauen, mein Freund, ſprach er endlich. Ihr kennt mein Verhältniß mit der Gräfin d'Entragues!

Ich kenne es, Sire, antwortete Rosny mit einem unverſtellten Seufzer.

Ihr wißt, wie ſchwer mir dieſer ſchöne Dämon den Sieg gemacht hat, fuhr der König fort.

Ich weiß es, fiel Rosny ein. Die ſchlaue Gräfin erkannte wohl, daß alles uns lieber wird, was wir theuer erkaufen müſſen, und ich meine, Ihr habt einen guten Preis gezahlt.

Ach, wenn es damit gbgethan wäre! ſprach der König leiſe und beſchämt, aber ſie verlangt die Ehe.

Nun, dieſen Preis wird Ihro Majeſtät doch ſicher nicht zahlen! rief Rosny erſchrocken.

Ich habe einen harten Stand mit ihr gehabt, bekannte Heinrich mit ſeiner gewohnten Freimüthigkeit. Sie verſichert: der Zorn ihres Vaters könne nur durch ein ſchriftliches Heirathsverſprechen von mir beſänftigt werden. Sie verlangt es nicht mich zu binden, aber ihm muß ſie es zeigen, um ihre Schwäche für mich bei ihm zu entſchuldigen — Er ſtockte.

Und was habt Ihr beſchloſſen, Sire? frug Rosny geſpannt.

Ich habe lange gezögert, erwiederte Heinrich, der immer verlegener wurde. Endlich habe ich eine ſolche

Schrift aufgesetzt. Sie ist aber ganz ungültig, denn ich habe die Bedingung hinzugefügt, daß die Entragues binnen Jahresfrist einen Sohn von mir habe.'

Zögernd brachte er ein Papier hervor, das er Rosny hinreichte. Dieser nahm es, las es durch und sah dann wieder seinen Herrn an, schweigend, mit einem Blicke des Vorwurfs.

Der König schlug anfänglich die Augen nieder. Um Gotteswillen, rief er ungeduldig, als der Minister in seinem Schweigen beharrte, sprich Rosny! Lasse dich gehn, wie es deine Gewohnheit ist. Ich bin dir ohnehin noch eine Genugthuung für die hunderttausend Thaler schuldig, die du der Entragues zahlen mußtest. Rede, schilt, handle, wie es dir gefällt, nur brich dies Schweigen, das mir unerträglicher ist, als deine längste Strafpredigt.

Ist das wirklich Eure Meinung, Sire? frug Rosny bedeutend. Darf ich handeln, wie ich will?

Auf mein Königswort! rief Heinrich.

Nun, wohlan denn in Gottesnamen! rief Rosny entschlossen, und zerriß das Königliche Eheversprechen.

Auf das höchste überrascht, trat der König zurück. Seine Augen flammten. Was wagt Ihr, Rosny? frug er endlich im höchsten Zorn. Was habt Ihr gethan? Ich glaube, Ihr seid ein Narr geworden!

Es ist wahr, antwortete Rosny entschlossen, ich bin ein Narr und wollte Gott, daß ich der einzige in Frankreich wäre!

Schweigend, wie vorhin Rosny ihn, sah der König den Minister an. Schweigend nahm er ihm die

Stücke des zerrissenen Papiers aus der Hand, und verließ die Gallerie.

Gerührt sah ihm Rosny nach. Welch ein König! rief er begeistert, bei dem die Treue so viel wagen darf gegen die gewaltigste Leidenschaft. Ich war auf das ärgste gefaßt. Daß aber Heinrich sich hier bezwang, dafür allein verdient er, daß ihn die Nachwelt einst den Großen nennt!

15.

In ihrem Boudoir zu Fontainebleau saß die schöne Henriette d'Entragues an ihrer Toilette bei der angenehmen Beschäftigung, ihre natürlichen Reize noch durch die feinste Kunst und durch die üppigste Pracht zu erhöhen, und sich so zu den Unternehmungen des Tages zu rüsten, an dem ihre stolzeste Hoffnung Gewißheit werden sollte. Wohlgefällig betrachtete sie das Himmelsbild, das ihr der Spiegel zeigte, und hielt ein brillantenstrahlendes Diadem in die schwarzen Locken, um zu sehen, wie sie sich in diesem Schmucke ausnähme. Gewiß! sprach sie lächelnd. Mein Gemälde wird sich dereinst in der großen Gallerie unter den Bildnissen der Königinnen von Frankreich nicht unvortheilhaft ausnehmen! Wäre ich nur erst ein Jahr älter geworden!

Jetzt trat ihr Vater in das Boudoir, den bittersten Verdruß auf dem Gesichte. Er warf den Federhut auf die Toilette, sich daneben in einen Armsessel, und seufzte tief.

Ist Euch etwas widerfahren, mein Vater? frug Henriette befremdet.

Mir und dir, mein Kind, erwiederte der Graf. Hatte dir Heinrich nicht noch gestern das Eheversprechen verheißen?

Allerdings, sagte Henriette, und ich erwarte ihn damit in der nächsten Stunde.

Er wird es nicht mitbringen! knirrschte der Graf. Er hat heute eine Scene mit seinem Rosny gehabt, die alles ändert. Der Page, den ich in meinen Sold genommen, hat vom Ende der Gallerie aus das Gespräch belauscht. Verlegen wie ein Schulknabe hat der schwache Heinrich seinem Hofmeister alles gebeichtet, hat ihm das Eheversprechen gezeigt, und der Unverschämte hat es zerrissen.

Zerrissen?! fuhr Henriette wüthend auf. Das soll ihm theuer zu stehen kommen!

Es ist alles umsonst, klagte der Graf. Gegen diesen Minister kommen wir nicht auf. Schon Gabrielle mußte sich sagen lassen, daß Heinrich eher zehn solche Geliebten, als einen solchen Diener verlieren wolle. Du wirst schwerlich glücklicher sein.

Ha, diese Hugenotten sind mir unerträglich! rief Henriette giftig. Finster, unbeugsam, an dem, was sie für ihre Pflicht achten, so festhaltend wie an ihrem Irrglauben. Unempfindlich gegen Rang und Reichthum, selbst gegen die Bitten und Thränen der Schönheit, und was sonst etwa noch menschliche Herzen rühren und bewegen kann. Ich wüßte nicht, wen ich stärker haßte, als diese wahnsinnigen Schwärmer.

Und was bist du gesonnen zu thun? frug dringend der Vater. Heinrich lebt jetzt in den Flitterwochen der Leidenschaft. Diese müssen benutzt werden, und was geschehen soll, muß bald geschehen.

Ehe ich den König gesprochen, kann ich mich zu nichts entschließen, erwiederte Henriette. Nur so viel kann ich Euch jetzt sagen, ich gebe meinen Plan nur mit meinem Leben auf, und dieser Rosny soll mit bitterer Reue an seinen Frevel denken!

Ein Diener meldete jetzt den Obersten Morlier bei dem Grafen.

Mein alter Freund soll sich hierher bemühen, sagte dieser. Er findet mich bei meiner Tochter, die sich freuen wird, ihn zu Fontainebleau zu begrüßen.

Der Diener ging. Morlier kam. Ein großer, kräftiger Greis mit einem braunen, unfreundlichen Gesichte, graue buschige Braunen über den Augen, deren wildes Feuer das Alter noch nicht gemildert hatte.

Willkommen, mein alter Waffenbruder! rief ihm Entragues entgegen. Was führt dich jetzt an den Hof?

Eine höchst unangenehme Sache, antwortete Morlier, bei der mir vielleicht dein Rath und die Fürsprache deiner schönen Tochter nützlich werden könnten. Es ist ein böser Handel mit einem unserer pikardischen Hugenotten.

Hugenotten? rief Henriette gespannt.

Ja, diese Hugenotten! rief Entragues. Sie machen uns überall böse Händel, am Hofe, wie in den Provinzen!

Vielleicht kennst du den Kapitain Moussard? frug Morlier.

Ja wohl, erwiederte Entragues. Ich glaube, er war mit uns bei dem Feste, wodurch Amiens damals seine Unterwerfung unter Heinrichs Scepter feierte. Erinnerst du dich, meine Tochter?

Der Mensch war mir zu unbedeutend, als daß ich noch an ihn hätte denken sollen, antwortete Henriette mit stolzer Kälte, aber ihre Stimme bebte.

Nun, fuhr Morlier fort. Dieser Moussard hatte Fianvillers Tochter entführt.

Ich kenne die ganze Geschichte, fiel Entragues ein. Fianvillers Testament, deine Vormundschaft, des Königs Bestätigung waren durch eine volle Woche das alleinige Gespräch des Hofes.

Der König hatte mir befohlen, den Jungfrauenräuber vor seinen Thron zu stellen, erzählte Morlier weiter. Lange konnten wir ihn nicht finden. Endlich trifft ihn der Baron d'Olencourt, dem der Vater früher die Hand des Mädchens zugesagt, verkleidet zu Fianvillers. Ihre Degen gerathen an einander. Moussard sticht Olencourt nieder und entspringt. Meine Bemühungen, den Mörder aufzusuchen, verdoppeln sich. Endlich, als die Wittwe de Fianvillers nach einer langen Abwesenheit auf ihr Schloß zurückkehrt, gelingt es mir zu erspüren, daß sie bei ihrer Tochter gewesen ist, um diese in den Wochen zu pflegen. Dies führte denn bald zur Entdeckung des geheimen Schlupfwinkels. Es ist das alte Raubnest Dourcha an der Aice und

Somme, an das kein Mensch gedacht hatte. Ich habe es vor der Hand von weitem umstellen lassen, damit Mousſard nicht vor der Zeit merke, daß er entdeckt ist, und jetzt komme ich hierher, mir unmittelbar vom Könige weitere Verhaltungsbefehle zu erbitten.

Sollte das erst nöthig sein, Herr Oberst? frug Henriette. Ihr habt den Befehl, Mousſard dem Könige zu stellen. Olencourts Mord macht das doppelt nöthig. Ihr habt ihn jetzt gefunden und stellt ihn, mit Güte oder mit Gewalt. Das liegt ja in der Natur der Sache.

Ich kenne diesen Mousſard, sprach Morlier kopfschüttelnd. Er ist ein sehr tapferer Degen und dabei ein Hitzkopf. Gutwillig wird er sich nicht ergeben, wenigstens nicht ohne Bedingungen. Die müßte man ihm bewilligen, oder Gewalt brauchen. Zu dem ersteren habe ich schlechte Lust, weil ich diesen Ketzer für seinen doppelten Frevel ernstlich gezüchtigt zu sehn wünsche. Gewalt wird Blut kosten, und ich weiß nicht einmal, ob dem Könige damit gedient sein würde. Er hängt noch immer ein wenig an seinen alten Glaubensgenossen und könnte in meinem Diensteifer leicht Religionshaß finden wollen.

Es kommt also darauf an, sprach Henriette listig, daß der König Euch befiehlt, Mousſard ohne Bedingung zu stellen, lebendig oder tod.

Ihr habt einen schnellen, durchdringenden Geist, schöne Gräfin, erwiederte Morlier lächelnd. Das ist mein Wunsch, aber ich zweifle an der Erfüllung. Mousſard ist Mornay's Zögling und Schützling. Die-

sen ist zwar jetzt grade verreiset, doch auch der Herr von Rosny scheint den Mädchenräuber unter seine Flügel genommen zu haben.

Es gilt also den Kampf zwischen der heiligen Gerechtigkeit und dem Schutze, den mächtige Gönner dem Verbrechen gewähren! rief Henriette hitzig, und den will ich doch versuchen auszufechten, wäre es auch nur, um diesem Rosny zu zeigen, daß man die Gräfin d'Entragues nicht ungestraft beleidigt! —

Seine Majestät! meldete jetzt der Diener, und Mortier und Entragues erhoben sich, um sich zu entfernen.

Ich empfehle Euch meine Angelegenheit, schöne Gräfin, sprach Mortier, galant Henriettens Hand küssend.

Sie ist mir empfohlen, Herr Oberst, antwortete die Dame sehr freundlich. Laßt Euch noch diesen Nachmittag bei dem Könige melden. Ihr werdet hoffentlich wahrnehmen daß ich mit ihm gesprochen habe.

Die beiden Edelleute gingen fort. Henriette blieb noch einen Augenblick vor der Toilette sitzen, das Kinn nachdenkend in die Hand gefaßt. Ja, so sei es! rief sie plötzlich. Es ist kein verliebter Verdruß, der mich treibt, denn ich hatte den Thoren längst vergessen; aber es wird ein ganz eigener Genuß für mich sein, ihn durch denselben Herrn opfern zu lassen, dem er mich einst opferte. Jetzt, Rosny, gilt es, Euch zu zeigen, was die Gräfin d'Entragues, vor der Hand auch ohne Krone, vermag.

Sie warf noch einen siegessichern Blick in den Spiegel, und erhob sich dann von der Toilette, um den König zu bewillkommen.

16.

Die aufgehende Sonne vergoldete die alten Thürme von Dourcha. Reisefertig trat Moussard in das Schlafgemach seiner Aimée, die bereits vollständig gekleidet mit ihrem Töchterlein an der Brust dasaß und das Kind mit inniger Mutterliebe betrachtete.

Die Rosse harren, Alles ist bereit, sprach ihr Gemahl. Komm, mein theures Weib, laß uns versuchen, ob wir unter einem andern Himmelsstriche ein neues Vaterland finden.

Wo du bist, ist mein Vaterland! rief Aimée feurig, und erhob sich mit ihrem Kinde, um das Gemach zu verlassen.

Todtenbleich trat der treue François herein. Herr, stammelte er, das Schloß ist rings von königlichen Büchsenschützen umzingelt. Am Thore steht ein ganzer Haufen und der Anführer begehrt mit Euch zu sprechen. Es ist der Oberst Mortier.

Gott, meine Ahnung! jammerte händeringend Aimée. Die unglückliche Krankheit, die mich nach dem Abschiede der Mutter niederwarf, hat unsere Abreise verzögert und nun ist alles verloren!

Mortier wußte also, daß ich hier sei? frug Moussard den Diener.

Ja wohl, erwiederte dieser. Er begehrte anfänglich

auf der Stelle freien Einlaß und fluchte gewaltig, als ich ihm das Thor vor der Nase zuwarf.

Lade alles Schießgewehr im Schlosse, befahl ihm Moussard, dann bringe es mir auf die Plateforme des Thorthurms nach.

Valerian! schluchzte Aimée und hing bebend an seinem Halse.

Fassung, mein armes Weib! bat Moussard. Wir leben und sterben wenigstens mit einander, und wenn das nur die letzte Aussicht ist, so läßt sich alles übrige leichter ertragen.

Er stieg auf die Plateforme des Thorthurms. François hatte ganz richtig gemeldet. Rings in den Felsen waren Büchsenschützen paarweise postirt, und vor dem Thore hatte sich ein starker Haufen aufgestellt. Der Oberst Mortier stand an ihrer Spitze, ein Papier mit einem großen Siegel in der Hand.

Was ist Euch zu Willen, Herr Oberst? frug Moussard hinunter.

Im Namen des Königs, schrie dieser herauf, verhafte ich Euch, Hauptmann Moussard, als Jungfrauenräuber und Mörder. Hier ist der königliche Befehl. Oeffnet das Thor!

Bedingungsweise gern und willig, erwiederte Moussard. Der König hat meine Ehe mit dem Fräulein de Fianvillers für ungültig erklärt. Er nehme diesen harten Spruch zurück, und sichere mir für Olencourt's Tod, der ohnehin nur ein Werk der Nothwehr war, Verzeihung zu, so steht mein Schloß augen-

blicklich offen und ich werde mich gern vor den Thron des gerechten Heinrich stellen, meine Unschuld zu beweisen.

Wollt Ihr mich höhnen? zürnte Mortier. Es wäre wohl unerhört, wenn der Verbrecher die Bedingungen vorschreiben dürfte, die er von der Gnade seines Richters erwarten muß.

In Frankreich wenigstens ist dies nicht so unerhört, antwortete Mouſſard. Größere Sünder als ich haben sich dem Könige nur auf Bedingung unterwerfen dürfen. Ich habe ihn selbst nicht beleidigt und darum desto gerechteren Anspruch auf diese Gunst.

Ich kann Euch nicht die kleinste Bedingung bewilligen, sagte Mortier, der Befehl des Königs schließt jede aus. Ich soll Euch lebendig oder tod bringen. Darum öffnet das Thor gutwillig, und macht nicht Eure Sache noch schlimmer durch Widerstand, der doch vergeblich sein würde.

Ich muß versuchen, wie weit ich damit komme, antwortete Mouſſard sich verbeugend. Das Thor bleibt verschloſſen.

Nun, wenn Ihr nicht hören wollt, verdammter Ketzer, so sollt Ihr fühlen! tobte Mortier. Heran, Soldaten! sprengt das Thor!

Während dem war François seinem Herrn mit einem Arm voll geladener Musketen und Büchsen auf den Thurm nachgekommen, legte die Mordgewehre neben einander auf der Bruſtwehr nieder und stellte sich mit einer Muskete neben Mouſſard.

Zurück, Herr Oberst! rief jetzt Moussard, eine Büchse auflegend. Wenn sich jemand von Euern Leuten dem Thore nähert, so geben wir ohne weitere Rücksicht Feuer.

Die Hälfte von Euch hält auf die Zinne, die andere sprengt das Thor, kommandirte Morlier. Die Büchsenschützen gehorchten.

Da drückten Moussard und François ab und zwei Soldaten fielen. Auch die Schützen gaben Feuer auf die Zinne, aber die Quadern der Einfassung schützten die Vertheidiger des Thurmes, deren Kugeln die Unterstehenden ganz blos gestellt waren. Noch einmal schoß Moussard und François, noch drei Soldaten fielen, und unterdeß zerarbeiteten die andern ihre Büchsenkolben vergebens an dem Thore, dessen Eichenbohlen, auf beiden Seiten mit Eisen beschlagen, allen Stößen widerstanden.

Noch einmal Feuer auf die Zinne, kommandirte Morlier grimmig. Die Salve knallte, eine Kugel riß Moussard eine seiner dunkeln Locken mit fort, und zum Gegengruß streifte seine Kugel Morliers rechten Arm.

Ihr schont nicht, so dürft Ihr auch keine Schonung erwarten, rief Moussard herab. Jetzt weicht augenblicklich auf Schußweite vom Schlosse zurück, oder ich treffe das nächstemal die Brust.

Es ist keine Möglichkeit! keuchten die Soldaten am Thore, von der fruchtlosen Arbeit ablassend.

Zurück in den Wald! befahl Morlier knirrschend seinen Leuten. Wir werden uns weiter sprechen.

Die Büchsenschützen zogen sich in den Wald zurück. Moussard ließ seinen François als Schildwache auf dem Thorthurme und ging, mit der Verzweiflung im Herzen und mit einem traurigen Lächeln auf dem Gesichte, um seine arme Aimée mit der Erzählung des abgeschlagenen Sturmes zu trösten.

17.

Der Mittag war herangekommen. Eine drückende Schwüle lag auf der Natur. Abgespannt stand Moussard am Fenster und sah finster auf die Haufen der Feinde, die sich rings um das Schloß gelagert hatten. Aimée saß an der Wiege ihrer schlummernden Valerie und weinte still. Da trat plötzlich die Frau de Flanvilers in das Gemach, das Tuch an den weinenden Augen.

Ist es möglich? Ihr, Mutter? rief Moussard erstaunt, während Aimée der Mutter schluchzend um den Hals fiel.

Ich bin jetzt mir hier selbst eine unglaubliche Erscheinung, sprach die Matrone, sich die Augen trocknend, und da ich weder rathen noch helfen, noch trösten kann, so wäre ich lieber nicht gekommen, aber der Oberst Morlier hielt es für nöthig, und so blieb mir freilich nichts übrig als zu gehorchen. Ich komme, in seinem Namen mit Euch zu sprechen, mein Sohn.

Da redet der rauhe Mann mit einer sehr sanften Stimme zu mir, sagte Moussard, und auch das ist dankenswerth. Was habt Ihr mir von ihm zu sagen?

Von Euern Bedingungen, lieber Mouffard, antwortete die Matrone, kann er keine erfüllen, und würde es auch nicht wollen, selbst wenn er könnte.

Das ist von einem Mortier zu erwarten, warf Mouffard hin, doch ist es ehrlich, daß er es selbst gesteht; ein Anderer hätte vielleicht ein Bedauern geheuchelt, von dem sein Herz nichts wußte, und solche Falschheit wäre noch schwerer zu tragen gewesen.

Aimée, fuhr die Mutter fort, betrachtet Mortier, da der König Eure Ehe für ungültig erklärt hat, bloß als Eure Geliebte, deren Verhältniß zu Euch er als ihr Vormund nicht dulden darf. Sie soll von hier sogleich in das Kloster der grauen Schwestern nach Amiens gebracht werden, und wenn sich in einem Jahre kein Katholik findet, dem Mortier ihre Hand bewilligt, den Schleier nehmen.

Und das darf man wagen seit dem Edicte von Nantes! knirrschte Mouffard.

Ihr, mein armer Sohn, schloß die Mutter mit brechender Stimme, habt keine Verzeihung zu hoffen. Der König will Olencourt's Tod durchaus bestraft wissen. Es harrt Eurer die peinliche Untersuchung.

Und das Blutgerüst, ich weiß es! fiel Mouffard ein. Zwar diese Schmach hoffe ich von meinem edeln Hause abzuwenden!

Er stand einen Augenblick nachsinnend da. Und das alles ist wirklich der Wille des Königs? frug er scharf.

Mortier hat mir seinen Befehl anvertraut, erwie-

derte die Mutter. Ihr sollt Euch selbst überzeugen, daß er das thun muß, was er thut.

„Und so gern thut! rief Moussard bitter, und überflog das Papier.

Des Königs Hand und Siegel! sprach er dann, Ergebung ohne Bedingung — lebendig oder tod! — Es ist richtig! — Das habe ich nicht um Euch verdient, Navarra!

Er gab den Befehl zurück. Habt Ihr mir noch etwas von Mortier zu sagen? frug er kalt.

Er hat zwei Petarden von Corbie kommen lassen, erwiederte die Frau de Fianvillers. Wenn Ihr das Thor nicht öffnet, so läßt er es sprengen und greift Euch dann an mit voller Macht.

Mortier thut, was die Pflicht, ich werde thun, was die Ehre gebietet, sagte Moussard.

Ihr gebt Euch also nicht? frug ihn traurig die Dame.

Nimmermehr! rief er. Hier ist keine Wahl. Tod mit Schmach oder ehrlicher Tod. Welcher Kavalier kann sich da auch nur einen Augenblick bedenken! Aber mein treuer François?

Ihm hat Mortier freien Abzug bewilligt, antwortete die Mutter. Aimée und Valerie will ich sogleich mit mir nehmen. Mortier hat mir erlaubt, meine Tochter nach Amiens zu begleiten und ihr Kind zu Fianvillers zu erziehn.

Moussard trat zu der Wiege, nahm Valerien heraus, küßte sie und gab sie der Großmutter. Dann faßte er Aimée's kalte Hand. Du hast gehört, wie die Sachen

ſtehn, ſprach er mit dumpfer Ruhe. So laß uns denn ſcheiden. Nimm meinen Dank für deine Liebe. Verzeihe mir das Unglück, das ich über dich gebracht. Wir werden uns freudig wiederſehn.

Das hoffe ich um ſo gewiſſer, Valerian, als wir zuſammengehn wollen, rief Aimée raſch aufſtehend, mit funkelnden Augen und glühenden Wangen. Dann lehnte ſie ſich auf ſeine Schulter und ſah ihn mit einem Blicke voll Vorwurf an. Trauteſt du mir im Ernſte zu, daß ich dich verlaſſen könnte? frug ſie gekränkt. Meinteſt du wirklich, daß ich — nicht etwa glücklich ſein, daß ich nur leben können würde ohne dich? Dann haſt du mich nie gekannt und deine Liebe war nur ein langer Irrthum. Nein, Valerian, ich habe in die Hand des Prieſters geſchworen dich zu lieben, dir treu zu ſein und mich nicht von dir zu ſcheiden, es ſcheide uns denn der Tod. Mag die Kirche dieſen Schwur löſen, er ſteht in meinem Herzen mit Flammenſchrift, und ich will ihn halten, als mir Gott helfe.

Mein armes Kind, bat jammernd die Mutter.

Auch Ihr, Mutter? frug das unglückliche Weib. Kennt auch Ihr mich ſo wenig? Zweifelt Ihr, ob mein Leben mir zur Hölle werden würde an der Seite eines aufgezwungenen, ungeliebten Gatten, während ich mich unauflöslich an Valerian gebunden achten muß, oder im Kloſter, wo mir die Liebe für den Ketzer täglich zur Sünde angerechnet würde? Nein, mein Loos iſt von dem ſeinen unzertrennlich! Ich bleibe hier und lebe und ſterbe mit ihm. Geht, meine theure Mutter, tragt Eure Liebe zu mir auf meine

Valerie über, der ich nicht Mutter sein kann, und bittet Gott für Eure Tochter um eine gute Sterbestunde.

Sie küßte ihre Valerie nur einmal. Dann trat sie von ihr weg, schwer aufathmend und ihre Hand auf die Brust pressend, die gewaltig wogte, als ob sie springen sollte.

O, mein armes Herz! seufzte sie. Begleite die Mutter hinab, Valerian, ich vermag es nicht.

Laut jammernd schied die Mutter mit dem Kinde. Moussard folgte ihr. Er rief seinen François von der Zinne herab, und nur sein strenger Befehl konnte den treuen Diener bewegen, seinen Herrn zu verlassen. Das Schloßthor wurde geöffnet. Halb ohnmächtig wankte die Matrone heraus. François trug ihr Valerien nach und Moussard verriegelte hinter ihnen das Thor.

Gott sei Dank, auch das ist vorüber! sprach er, und ging nach dem Schlosse zurück. Aimée trat ihm entgegen, wieder sehr blaß, aber mit einem seligen Lächeln auf dem weißen Gesichte. Sie führte ihn in ein Gemach im Erdstocke; dort stand auf einem Tische vor dem Ruhebette eine Flasche Wein und ein Becher, eine offene Bibel lag daneben und zwei Pistolen mit Pulver und Kugeln.

Hier wollen wir sterben, mein Valerian, sprach Aimée leise. Oben hätte mich alles an mein Kind erinnert und ich will in meinen letzten Augenblicken nur an dich und die Ewigkeit denken.

Moussard trat schweigend zum Tische und lud die Pistolen, während Aimée den Becher vollschenkte.

Unsere Geister suchen ihren Muth nicht im Weine, sprach sie lächelnd, aber der Körper bedarf Stärkung, damit er nicht zu früh erliege. Auf einen guten Tod, Valerian! Sie trank den Becher halb aus und reichte ihn Moussard, der ihn vollends leerte.

Die Pistolen waren geladen. Aimée nahm die eine. Wohlan! rief sie. Wenn die Petarden krachen, wenn das Schloßthor stürzt, dann drücken wir uns das Todesrohr auf das Herz und befreit von den großen und kleinen Tyrannen der Erde, auf ewig vereint schwingen sich unsere Seelen vor den Thron des himmlischen Richters, der ja zugleich unser Vater ist, und den Kindern nicht zürnen wird, daß sie kommen, ehe er sie ruft.

So sei es, Heldenweib! rief Moussard, und ergriff die andere Pistole. So hätte jene Prophezeihung doch recht gehabt! sprach Aimée, die Pistolen in beiden Händen nachdenkend betrachtend. Ich werde durch dich, du wirst durch mich sterben. Nur darin hatte der Prophet Unrecht, daß er diesen Tod für ein Unglück ausgab. Wir werden durch die Hand der Liebe sterben, und dort erwachen zum Genusse ewiger Liebe!

Meine Aimée! rief Moussard, sie entzückt umarmend. So standen sie in einer langen, seligen Umarmung, schon nicht mehr der Erde angehörend. Da krachten draußen am Schloßthore die Petarden, und zugleich drückten beide auf einander ab. Die Schüsse fielen. Blutend sanken beide zur Erde. Auf ein freudiges Wiedersehn, Valerian! flüsterte lächelnd

Aimée, faßte des sterbenden Geliebten Hand, und war nicht mehr.

Marlier hatte die Schüsse fallen gehört. Eilig stürzte er in das Gemach. Ihm nach drängten sich die Büchsenschützen. Der Pulverdampf wälzte sich ihm entgegen. Entsetzt wich er zurück, als er das schreckliche Schauspiel erblickte. Um Gotteswillen, Moussard, was habt Ihr gethan? rief er außer sich.

Noch einmal schlug Moussard die Augen auf und sah Morlier freundlich an, ohne eine Spur des alten Grolls. Laßt uns in ein Grab legen! bat er sanft, und sank tod zurück.

Halt! Halt! donnerte eine gewaltige Stimme vom Schloßthore her, und der Hufschlag eines sprengenden Rosses wurde gehört. Der Oberst Mornay! flüsterten die Büchsenschützen einander zu und gaben schüchtern Raum.

Aufschub aller Feindseligkeiten! rief die Stimme näher kommend. Der König bewilligt Moussard frei Geleit und will selbst seine Vertheidigung hören.

Indem stürzte schon Mornay in das Gemach, und taumelte zurück vor dem blutigen Anblick.

Das kommt freilich zu spät, sprach Morlier erschüttert, auf die Leichen zeigend.

Heiliger Gott, wie fliegt die böse That, und wie schleicht die gute! jammerte Mornay. Der König wird außer sich sein über die unerhörte Begebenheit. Mußtet Ihr wirklich so eilen, Herr Oberst?

Auf solche Fragen werde ich nur dem Könige selbst

antworten, erwiederte Morlier ernsthaft. Hier habe ich weiter nichts zu sagen, als daß ich es als Vormund des Fräuleins genehmige, daß nach Moussards Wunsche das unglückliche Paar zusammen beerdigt werde.

Er ging rasch fort. Ihm folgten die Soldaten. Mornay trat in heftiger Bewegung zu den Leichen und ergriff ihre Hände. Aber sein Schmerz wurde sanfter, als er das Lächeln wahrnahm, was auf den bleichen Gesichtern ruhte. Euer Herz schuf Euer Unglück hienieden! sprach er. Jenseits wird es Euer Glück schaffen, und dann sind ja wohl die kurzen Erdenleiden überschwenglich vergelten!

Die Gränz-Kommission.

Eine Erzählung von H. Clauren.

1.

„Der schwarze Mohr, der wird nicht weiß,
Die goldne Kron' behält den Preis,“

las ich beim Oeffnen meines Fensters, auf dem Schilde des gegenüber befindlichen Wirthshauses, und rief lachend meinen alten Justizdirector herbei, der, mir im Rücken, sich seine Reisepfeife stopfte, und mich trieb, das Frühstück einzunehmen und mich anzukleiden, weil die Pferde gleich kommen würden, und wir heute noch einen weiten Weg zu machen hätten; „am Ende“ setzte ich hinzu, ist das ein Stich auf mich, denn auf unserer langen Kommissionsreise, und bei den ewigen Gränzzügen, hat mich die Maisonne doch wahrhaftig so zum Mohren verbrannt, daß, wenn ich zu Hause komme, die Leute in der Residenz denken werden, ich komme direkte aus dem Mono Emugi der Mambo's und Zimbo's.“

„Werden darum doch eine Frau bekommen,“ erwiederte tröstend der Director, „im Gegentheile, die Mädchen lieben ein männlich braunes Gesicht in der Regel allemal mehr, als so eine käseweiße Milchsuppe unserer gewöhnlichen Stadtzierlinge; bei Blondins mag

ich den Sonnenbrand selbst nicht gern leiden; da kontrastirt in der Regel das schwarze Gesicht zum hellen Haupthaar auf eine fast widrige Weise; aber bei einem solchen Rabenhaar, wie z. B. das Ihrige, läßt eine mäßige Bräune viel besser, als eine gar zu sehr in das Weiße fallende Gesichtsfarbe; doch, liebster Assessor, machen Sie, daß Sie in die Kleider kommen; je später hier, je später dort, und ich denke, es soll Ihnen heute Abend bei meinem alten Floßinspector nicht mißfallen; ist seine Tochter so hübsch, als die Mutter zu ihrer Zeit war; so wird Ihnen heute Abend die Zeit nicht lang werden."

„Gleich," entgegnete ich, ohne auf sein Geschwätz von der Floßschönen dieses Abends viel zu hören, mit dem Kopfe weit aus dem Fenster, denn drüben, vor der goldenen Krone stand eine junge Reisende an einem englischen Sechsspänner, zwei Pappschachteln unterm linken Arm, und einen Kanarienvogel frei auf der rechten Hand, und empfahl einem, im Wagen mit Packen beschäftigten Bedienten die möglichste Eile. Der fatale hohe Wagen verbarg mir die Hälfte ihrer Gestalt, und ihr feiner italienischer Strohhut war so groß, mir fast ihr ganzes Gesicht zu verstecken, so daß ich eigentlich beinahe nichts von ihr sah, und dennoch fühlte ich mich von dem Wenigen, was ich mit dem neugierigen Blicke erwischen konnte, so angezogen, daß ich aus dem kleinen Flügel meines Fensterchens den Kopf noch weiter hinausstreckte.

„Aber, Herr Assessor, Ihr Kaffee wird ja zu Eis!" rief der Justizdirector hinter mir. „Die Cichorie muß

hier trefflich gerathen," setzte er sarkastisch hinzu, „das Tränkchen ist so dick, daß man es fast kauen muß, um es nur verschlucken zu können; nein, da sollen Sie morgen früh bei meinem alten Floßinspector einen andern Kaffee — "

Was ging mich der Kaffee, die Cichorie und die Floßwirthschaft an, ich hörte kaum mit halbem Ohre von dem allen, denn meine junge Pilgerin drüben stand, nachdem sie sich ihrer Pappschachteln entledigt, und den kleinen gelben Liebling in seinen, an der Wagendecke befindlichen blanken Käfig hatte schlüpfen lassen, mir jetzt völlig sichtbar, an der Hausthüre der goldenen Krone, nahm ihren großen Strohhut ab, antwortete der vorbeigehenden Wirthin auf die Frage, ob sie so früh schon ausgeschlafen, freundlich lachend „noch nicht zur Hälfte," und heftete zu meinem freudigen Schreck — ja, ich bildete es mir nicht etwa aus Eitelkeit ein, ich sah es ganz bestimmt und deutlich, — und heftete den Blick ihres klaren, großen, kohlschwarzen Auges, gerade auf mich, sah eine ganze lange Weile unverwandt herüber, schüttelte lächelnd das kleine Engelsköpfchen, schlug das Auge einige Spannen höher, und drehte sich, als erschrecke sie über etwas, blitzschnell herum. In dem Augenblicke kam eine etwas ältliche Dame, grilligen Angesichts, auf dem einen Arme einen dicken Bolognefer, auf dem andern ein en Nachtigall-Affen, hinter sich einen Bedienten, mit einem Berge von Betten, Mänteln und Pelzen; die Dame nahm mit ihren Hüllen, Kissen und Decken, sechs Siebentel des Wagens ein, in das erstirende Siebentel schmiegte sich das junge

reizende Mädchen; sämmtliche Scheibenfenster des Wagens wurden zugezogen, die beiden Bedienten kletterten auf den Bock, die sechs flüchtigen Klepper zogen an, der eine Postillon blies einen kurzen Akkord, und verschwunden war der brittische Riesenwagen, der kleine Gelbschnabel, der pfeifende Affe, der Mastbolognese, die grämliche Alte, und die entzückende, schöne Erscheinung, das anmuthige Kind.

II.

„Wo sind unsere Pferde," rief ich, mich aus dem Fenster jetzt schnell zurückziehend, mit einer Angst, als stände auf jede Minute Versäumniß Tod und Leben, denn der Wagen war in derselben Richtung abgefahren, welche wir zu nehmen hatten, wir konnten, wir mußten ihn einholen, wir —

„Nu, nu, Gott bewahre" versetzte der Justizdirector, seine endlich in Stand gesetzte Pfeife anzündend, „die werden nicht ausbleiben! Wie die liebe Jugend heut zu Tage doch ist! Erst trödelt der junge Herr, als hätten wir Wunder wie viel Zeit, und nun soll es über Hals und Kopf fortgehen. Ziehen Sie sich gefälligst nur an, unterdessen rauche ich mein Pfeifchen und warte dessen Wirkung ab; Sie frühstücken geneigtest, berichtigen beliebigst an den Herrn Mohrenwirth unsere Rechnung, und eins, zwei, drei, sitzen wir im Wagen und fahren in einem Zuge bis zum dürren Fuchs, wo wir, wie ich hoffe, ein recht leidliches Mittagbrod finden werden."

Pfeifchen, Wirkung, Mohrenwirth! ich stand auf Kohlen; im dürren Fuchse hätten wir den vierrädrigen

Engländer einholen können! wir hätten dort zusammen gegessen! aber da mußten wir gleich fort und auf Tod und Leben fahren — und statt alles dessen pumpelte der alte dicke Justizdirector mit einer Gemächlichkeit im Zimmer herum, und hatte noch so viele und zum Theil so langwierige Sachen abzumachen, daß ich vor heimlichem Unmuthe hätte aus der Haut fahren mögen. Ein leibliches Mittagessen nannte er das heutige im dürren Fuchse! Ein göttliches war es, wenn mein kleiner italienischer Strohhut noch da war, ein völlig ungenießbares, wenn dieser fehlte. — Dürrer Fuchs! ein omineuser Name! ich sah mich im Voraus schon um meine süßen Hoffnungen betrogen und geprellt; ich kam mir bereits selber wie ein verschmachteter, abgemagerter, dürrer Fuchs vor.

Doch, unsere Vorspannpferde kamen in den Hof getrappelt; mein wackerer Director absentirte sich, die Wirksamkeit seiner Morgenpfeife laut belobend, in dringender Eile, ich lief zum Wirth, machte unsere Schuld ab und schlüpfte dann hinüber in die Krone, um nach dem Namen der Herrschaft im großen Sechsspänner zu fragen.

Auf dem Hinwege suchte ich — man ist zuweilen recht lächerlich, und ich schämte mich meiner fast selbst — ich suchte die Steine aus, auf denen sie gestanden hatte. Hier auf diesem hatte sie mit ihren kleinen Fußspitzchen gezickelt, als sie den goldgelben Liebling in den Käfig that; auf diesem hatte sie gestanden, als sie den Hut abnahm, im Glauben, bei dem stillen, frühen Morgen ganz ungesehen zu sein, ihre kleine Toilette im

Spiegellack des Wagens machte, und die aus dem niedlichen Reisehäubchen hervorquellenden Rabenlocken sorglich ordnete; von diesem aus hatte sie herüber gesehen nach mir — nach mir nun wohl eigentlich nicht, denn sie war ja sichtbar erschrocken, als sie später meiner gewahr worden war, sondern nur nach meinem Wirthshause; ich folgte der Richtung ihres Blicks, und da fiel der meinige auf das Schild meines Mohren, auf dem ich die hochpoetische Inschrift fand:

Wird auch nicht weiß der schwarze Mohr,
Geht er der gold'nen Kron' doch vor.

Wohl mochte ihr es komisch vorgekommen sein, gerade über dem Schilde, den leibhaftigen Mohren in meiner werthen Person zu finden, und das schneeweiße Nachtjäckchen, in dem ich zum Fenster hinaus paradirt hatte, mochte die Monomotapanische Schwärze meines Gränz-Kommissionsgesichts noch mehr gehoben haben, darum hatte sie gelacht, und ich eiteler Mensch hatte dieses Lächeln, im Wahne meiner Selbstliebe, für ein wohlwollendes, für ein beifälliges gehalten!

Die goldene Kronwirthin stand mir auf meine Erkundigung nach dem Reisesechser nicht Rede, und ihr Hausmädchen war schnöde genug, mir kurz und unumwunden zu erklären, daß, wenn mich die Leute, die hier logirt hätten, so sehr interessirten, ich besser gethan haben würde, in der goldenen Krone statt im schwarzen Mohren zu nächtigen, und so setzte ich mich, über die Verfehlung meines Zweckes, etwas Näheres in Betreff unserer vorangeeilten Reisegesellschaft aus-

zukundschaften, sehr verstimmt in unsere schwerfällige Kommischaise, ein dem Justizdirector gehöriges Erbstück aus dem verwichenen Jahrhundert.

3.

Drei Bauern und vier Futtersäcke hatten sich, nach dem leidigen Vorspannrituale, hinten auf das Packbrett des letztwilligen Vermächtnisses mit aufgehangen, und saßen und lagen meinem heimlichen Plane, die reizende Reisegefährtin einzuholen, feindselig im Wege; der Director schrie, noch ehe wir das Städtchen im Rücken hatten, dreimal laut auf, denn der kutschirende Pferdebändiger ließ sein buntes Viergespann dergestalt auftreten, daß ich auf dem heillosen Pflaster des Städtchens fast selbst für das letzte Stündlein der emeritirten Erbschaise zu fürchten anfing. Der alte Herr, dem in seiner langen Dienstzeit eine solche kuriermäßige Vorspannhast noch nicht vorgekommen sein mochte, bat, aus einer Ecke des Wagens in die andere geworfen, flehentlich, seiner morschen Gebeine und der wandelbaren Chaise zu schonen, aber da war kein Hören und kein Halten; unser Vorspänner hieb toll und thöricht zwischen die vier Gaule; das Sattelpferd vorn, ein lederner Fliegenschimmel, schlug hinten immer ellenhoch aus, die braun und weißgefleckte Schecke zur Hand galloppirte, wie eine wilde Katze; das rechte Stangenpferd, ein bocksteifer Falbe, machte lauter viereckige Bogensätze, und der Harttraber, der tückische Mohrenkopf, auf dem der Kutschirende ritt, zog die ganze Hochobliche Gränz-Kommission allein, und warf ne-

benbei seinen Reiter dermaßen in die Lüfte, daß die Gewandheit, mit welcher der dicke Bauerbengel den Sattel glücklich immer wieder gewann, meine laute Bewunderung erregte. Als ich die ersten Minuten hinter mir hatte und sah, was man dem, noch aus der alten, guten Schmiede- und Stellmacherzeit herrührenden soliden Wagen bieten konnte, kam mir unsere kommissarische Höllenfahrt höchst spashaft vor, denn ging das so fort, so hatten wir in einem Stündchen den hohen Sechsspänner eingeholt. Der Justizdirector, der in der Regel den ganzen Tag rauchte, und mich, wenn ich unter dem Winde saß, so einqualmte, daß ich mir jeden Abend wie ein Pickling vorkam, konnte keinen vernünftigen Zug thun, denn bei dem rasenden Schüttern und Stoßen des beständig aus einem Loche in das andere fliegenden Wagens, war es ihm nicht immer möglich, die ihm unaufhörlich vor dem Gesichte hin- und herspringende Pfeifenspitze mit dem Munde zu erhaschen, und auf die radikale Motion sollte uns, meinte ich, das leibliche Mittagsessen im dürren Fuchse recht gut schmecken. Der Director glaubte fast im Ernste, der Teufel sei in Pferde und Kerl lebendig gefahren; ich — ich hatte sie besessen. Auf drei blanken Thalern beruhte das ganze Zaubermittel, mein mit den Vorspännern heimlich geschlossener Akkord lautete dagegen, daß wir in funfzig Minuten eine deutsche Meile fahren müßten; die Gaule, jetzt erst warm geworden, fingen nun an zu galloppiren, und wenn das so fortging, so überholten wir noch vor dem dürren Fuchse den Sechssp — Ruck — da krachte es hinter und unter uns

und that einen so heftigen Stoß, daß unsere beiden Kommissionsköpfe hart an einander prasselten, und die Schirmmütze dem Director von der Perücke flog; hinter uns aber lag rechts der eine der Vorspänner der Länge lang im Graben, der zweite links streckte alle Viere auf einem Haselstrauch von sich, und der dritte war mit seinem Futtersacke quer über den Weg gefallen. Der rechte und linke Flügel schrieen Zeter, das Centrum auf dem Sacke konnte vor Schreck keinen Laut von sich geben, und in der Mitte einer tiefen Pfütze lag die Directormütze! Zehn Minuten gingen hin, ehe alles wieder in Ordnung war; mir dauerten sie länger als zehn Dezennien, „Eile mit Weile“ sagte mein Alter und stülpte sich lachend den kothdurchtränkten Sammetdeckel auf die verschobene Axel, und wenn gleich unser vielfarbiges Viergespann jetzt wieder fortbrauf'te, als wolle es den Sonnenball einholen, so riß an dem morschen Geschirre doch bald ein Strick, bald ein Riemen, so daß es alle Augenblicke etwas zu knüpfen und zu binden gab, und wir, trotz meines schönen Dukatens, nicht um ein Haar schneller befördert wurden, als wenn wir nach dem gewöhnlichen Vorspannschlendrian von Haus aus gefahren wären.

Um meinen immer lauter werdenden Unmuth über den ewigen Aufenthalt zu beschwichtigen, wies der Director auf einmal, als wir aus einem Wäldchen kamen, mit dem Pfeifenrohre nach der vor uns liegenden Höhe, sagte, daß dort der aus dem Gebüsche hervorragende rothe Giebel der dürre Fuchs sei, pro-

phezeite, daß wir dort ein Stück delikates Rindfleisch mit Reis und einen vortrefflichen Schweinebraten mit sauern Gurken finden würden, zwei Gerichte, die seit den neunzig Jahren, daß das Haus stehe, tagtäglich darin bereitet würden, und warnte vor dem Landkräzer, den der Wirth für seinen Würzburger verkaufe.

Ochsen, Schweine, sauere Gurken, Landkräzer, — — schlechte Vorbedeutungen für die omineuse Dürre unsers da oben vor uns liegenden Fuchses! und doch fuhr ich mit einer Ungeduld die Anhöhe hinauf, als läge mein Paradies da oben.

Das Gasthaus hatte einen großen Hof, und dieser zwei Thore; zu dem einen fuhr unser Pastoralchaisichen hinein, zum andern, im nämlichen Augenblicke, der englische Prachtwagen heraus.

Ich hätte verzweifeln mögen!

4.

Meine Hoffnung, das Himmelskind mit dem Strohhütchen noch einmal zu sehen, hier in seiner Gesellschaft zu speisen, es dabei näher kennen zu lernen, war nun auf immer und ewig verschwunden, denn der Floßinspector, bei dem wir diese Nacht zubringen wollten, wohnte zwei Stunden rechts von der Hauptstraße entfernt.

„Nicht wahr, das heißt gefahren?“ sagte unser Vorspannkutscher, auf mich freundlich zutretend und wies, in heimlichem Bezug auf die versprochenen drei blanken Thaler, mit dem Hute seitwärts auf die dermaßen mit Schaum und Gischt bedeckten Pferde, daß man sie alle viere zum Schimmelgeschlechte zu rechnen

in Versuchung kommen konnte; ich verstand den Mahnwink, und zahlte; der arme Kerl war wie gekocht; den Pferden schlugen die Lungenflügel sichtbar, des Directors schuldlose Karrete war halb bocklahm und fast in Grund und Boden gefahren, ich um drei Thaler ärmer, und alles vergeblich, alles umsonst.

Die neuen Vorspannpferde standen bereit; wären wir gleich weiter gefahren, hätte es uns vielleicht geglückt, den Sechsspänner noch vor der Trennung unserer beiderseitigen Wege einzuholen, aber der Director! der hätte ja sein dürres Fuchsdiner um keinen Preis aufgegeben, und welchen Vorwand hätte ich erfinden können, ihn zur Aufopferung seiner erwarteten Horn- und Schweinviehherrlichkeiten zu vermögen!

Höchst verstimmt trat ich in das Wirthshaus; in der Gaststube stand noch das Tischchen gedeckt, an dem beide Damen gespeis't hatten. Bei jedem Kouvert ein Glas Burgunder, das eine halb geleert, das andere fast noch ganz voll. Ohne Zweifel hatte die Alte oben an gesessen, wo das volle Glas stand; ich griff, unter dem Vorwande unerträglichen Durstes, nach dem Restchen des unten befindlichen Kouverts — aus ihrem Glase zu trinken, die Stelle vielleicht zu treffen, an der ihre frischen Purpurlippen genippt, den Feuerwein zu genießen, der ihr Rosenmündchen umspült — hatte ich doch einigen Ersatz für meine unermeßliche Einbuße!

„Wenn Sie so durstig sind, lieber Herr," sagte das Dienstmädchen, welches den Tisch abräumte, um ihn für uns zu decken, „so trinken Sie doch lieber

dies Glas hier; das ist noch voll, und dann hat dort aus dem eine alte häßliche Frau getrunken, aus diesem hier aber ein hübsches, junges Mädchen; das wird Ihnen viel besser schmecken."

Hatte mir denn das verschmitzte Ding in der Seele gelesen? Aber war das nicht, so klein auch der Zug an sich war, ein wahrhaft himmlischer von dem Mädchen? ich trinke ihm den Wein, der ihm von Gott und Rechtswegen gehörte, vor dem Munde weg, und statt darüber mit mir zu schmollen, empfiehlt es mir das volle Glas, und streicht noch obenein dessen Preiswürdigkeit vor dem andern halbleeren heraus! Bestimmt liebte das Mädchen selbst, und wußte, wie köstlich der Labetrank schmecke, von dem der Geliebte genossen. Ich griff nach dem empfohlenen Glase freundlich dankend, sagte mit herzlicher Fröhlichkeit:

Dein Schatz soll leben!

und schlürfte, als das Mädchen mit leichtem Knixchen erwiederte:

der Ihrige daneben!

den köstlichen Chateau la Roze, auf Strohhütchens Wohl, in einem Zuge hinab.

„Habt Ihr mehr von diesem Landkräzer?" fragte ich, das feurige Burgunderblut mit beifälliger Miene belobend, und den menschenfreundlichen Vorsatz in der Brust, dem Mädchen sein weggetrunkenes Opferglas mit einer ganzen Boukeille zu vergüten; allein dieses entgegnete, daß in ihrem Keller dergleichen nicht zu finden, sondern daß die fremde Herrschaft ihn mitgebracht, und obgleich nur noch ein Paar Tropfen in der

Flasche gewesen, die Alte doch befohlen, diese wieder in den Wagen zu packen; bei dieser Gelegenheit brach es in lauten Aerger aus über die Härte, mit der die alte Madam die junge hübsche Mamsell behandelt; diese habe sich unten hinsetzen wollen, aber sie habe ihren Platz an die Alte abtreten müssen, weil auf den Platz oben die Sonne geschienen; dann wären der Hund und der garstige Affe zu füttern gewesen, so, daß sich die Mamsell kaum halb satt habe essen können, und des Brummens und Zankens sei kein Ende gewesen; die junge Mamsell sei aber immer freundlich geblieben; beim Einsteigen habe der eine Bediente, der alle Hände voll gehabt, ein leeres Arzeneiglas fallen lassen, was natürlich entzwei gegangen sei; darüber habe sich die Alte so erbost, daß sie den armen Menschen, vor allen Leuten, auf das Gröblichste ausgeschimpft, und als dieser sich höflich verantwortet, ihn auf dem Flecke verabschiedet habe. „Da trat" fuhr die beredte Sprecherin fort, „die junge Mamsell heran, und nahm — wahrhaftig unschuldig, wie das Lamm Gottes selber, denn ich habe dabei gestanden und habe alles von Anfang an mit angesehen, — und nahm die Schuld auf sich und sagte, sie habe den Bedienten unversehens gestoßen, und müsse und wolle daher auch das Glas gern bezahlen, und besänftigte dann den leidigen Drachen, daß von dem Verabschieden des Bedienten weiter keine Rede war. Unserm Hausknecht, der am Wagen mit unsern eigenen Stricken etwas festzubinden gehabt hatte, gab der Geizteufel einen Groschen; natürlich wollte der darüber ein loses Maul haben, aber die junge

Mamsell stopfte es ihm durch einen heimlich bittenden Wink, gab ihm, von der Alten ungesehen, aus eigenem Börschen, in dem nicht viel Vorrath zu sein schien, das Achtfache und schob die vorige kleine Gabe auf ein bloßes Versehen."

Unterdessen hatte das Mädchen unsern Tisch gedeckt, der Director, der mittlerweile mit der Wirthin vom dürren Fuchse in der Küche conversirt hatte, kam mit dem prophezeihten Rindfleisch zugleich anspaziert, hieb in das kräftige Essen ein, wie ein Türke, knorpelte an der darauf folgenden braungebratenen Schweineschwarte, daß die Stücken davon rechts und links herumflogen, und schalt mich ein verwöhntes Leckermaul, daß ich nicht Gefallen finde an den ländlichen Saft- und Kraftgerichten des ehrenwerthen dürren Fuchses.

Die eben erhaltenen Mittheilungen hatten mir den Appetit verdorben. Wie konnte mir auf demselben Platze, an dem das engelhübsche Mädchen gesessen — denn unter dem Vorwande wegen der Sonne hatte ich dem guten Director den schattigen Sitz abgetreten — ein Bissen schmecken!

5.

Ich gab, als wir wieder einstiegen, dem Hausmädchen unvermerkt einen Dukaten, und beschwichtigte die Vorwürfe, die mir meine Oekonomie über das verschwenderische Geschenk machte, mit der kalkulatorischen Auseinandersetzung, daß es ein Drittel für das eingebüßte Glas Chateau la Roze, ein zweites für die Aufwartung, und ein drittes, und noch viel mehr, für seinen Antheil an Strohhütchen, und für die mit-

getheilten Nachrichten verdient hatte. Wie mancher Spion, wie mancher Gesandter wird weit reichlicher bezahlt, und ihre Berichte sind oft halb so viel werth, als — ja, eigentlich — viel Tröstliches hatte mir der dienstbare Geist des dürren Fuchses wohl auch nicht berichtet, aber es hatte mir doch gut gethan, von Strohhütchen sprechen zu hören. Mislaunig über die Ungerechtigkeit des Schicksals, setzte ich mich in meines Directors Erbchaise, und sah es gern, daß dieser, das dürre Fuchsdiner im Leibe, bald einschlief; war ich doch nun ungestört, um mit dem Himmel zu hadern, der tausend solcher armer unglücklicher Mädchen geboren werden läßt, um die schönsten Tage ihrer Jugend unter dem Eigensinne und dem grillenhaften Egoismus solcher alten, vom Glücke verwöhnten Lantippen zu verlieren. An der Seite dieser sechsspännigen Kreuzspinne konnte das holde Engelskind ja keine frohe Stunde haben. Wie einfach war die Skizze des Characterbildes gewesen, die mir das Hausmädchen leicht hingeworfen, und welche rührende Züge hatten sich nicht darin verrathen! Strohhütchen setzt sich in die Sonne, und überläßt den kühlern Platz der Alten; Kindliche Liebe, — es vergißt den eigenen Hunger und füttert die Lieblinge der Gebieterin; des Gerechten Erbarmen gegen das arme Thier; wohlgefällige Hindeutung auf das, was es einst als Mutter den Kindern sein werde. Es trägt fremdes Versehen. Selbstaufopferung. Es verwendet sich für den Schuldlosen; freundliche Milde. Es verhüllt den Fehler Anderer und

giebt aus eigenen Mitteln, um die Ehre der Herrin nicht blos zu ſtellen. Zartgefühl, Anſtrengung ſelbſt über die Gränze der Pflicht; Takt für das Schickliche! Bedurfte es denn noch eines Pinſelſtrichs, um das Ideal der lieblichſten Weiblichkeit zu vollenden? Doch, was half mir meine ganze Analyſe, ich ſah ja das Mädchen, das mich ſo wunderbar und ausſchließlich beſchäftigte, vielleicht in meinem ganzen Leben nie wieder! Unwillkührlich ſchloß ich die Augen, um mir vor dem Innern das reizende Bild mit unauslöſchlichen Farben zu malen, als wolle ich es mir aufheben, um das Original wieder zu erkennen, auch wenn ich ihm nach Jahrzehenden wieder einmal auf meinem Lebenswege begegnete. O, ich hatte noch alles behalten, und zeichnete mir in das geheime Stammbuch meines Herzens den Schattenriß, wie das Mädchen leibte und lebte. Das Geſichtchen, — Titian hatte in allen ſeinen Meiſterwerken kein ſchöneres Oval geliefert! Das ſanftſchmachtende Feuer in den großen himmelreinen Liebesſternen; die feingewölbten Augenbraunen, das roſige Grübchen in der Lilienwange, der Perlenſchmelz der kleinen blendend weißen Zähne, der Purpur der friſchen Lippen, — das Reiſehäubchen, das viel zu klein war, um die Ringelpracht des überall hervorquellenden ſeidenen Rabenhaars zu faſſen und zuſammen zu halten; der leichte übergeworfene Shawl, der viel zu ſchmal war, um den Elfenbein dieſes Halſes und die Fülle dieſer weich gerundeten Achſeln ganz zu verhüllen. Der ſchwarzſeidene Mantel, der ſich beim Abnehmen des Hutes, im ſchönſten Faltenwurf

auseinanderschlug, so daß sich das Edle ihrer Figur, die schlanken Umrisse von Hüfte, Schooß und Taille, und den Schneeglanz der Schwanenbrust, auf einen Augenblick, verrätherisch enthüllten; die kleine Lilienhand, auf welcher der Kanarische Liebling schaukelnd sich wiegte, der wunderniedliche Fuß, dessen Spitze, während der andere auf dem Wagentritte stand, die Erde kaum berührte, das blüthenweiße Strümpfchen, das zierliche Kniebund, dessen Zipfel von schäkernden Morgenlüften bewegt, die fein geformte Wade umspielten. — Ein ungeheurer Rippenstoß schob mich von meinem Zauberbilde weg; die schnarchende Justiz hatte das Gleichgewicht verloren und war mir so heftig auf den Hals gefallen, daß Mütze und Aktel mir zu Füßen purzelten. Ueber sich selbst lachend, brachte der alte Director seine Toilette wieder in Ordnung, lobte das Erquickliche eines solchen Nachmittagsschlafs, und die Vernünftigkeit unserer Vorspänner, die Schritt vor Schritt gefahren waren, und ihm das bischen Ruhe gegönnt hatten, stopfte sich seinen meerschaumenen Riesenkopf, und stellte mir, wie es schien, nicht unabsichtlich, nun eine kleine Bildergallerie des ihm befreundeten Flößinspectorhauses auf, in das er mich diesen Abend einzuführen gedachte. Das Haupt dieses achtbaren Familienkreises war die Frau; im Frühlinge ihres genußreichen Lebens Silberwäscherin bei Hofe, in der ganzen Residenz unter dem Namen der schönen Silberchrisel bekannt, hatte sie, nachdem ihr Sommer verflogen und ihre Reize zu herbsteln begonnen, ihre Hand des Directors vertrautestem Jugendfreunde, dem

ersten Leiblakai gegeben, und dieser war, in dankbarer Freude, die leichtlöthige Silbermamsell mit Ehren unter die Haube gebracht zu sehen, mit dem Flosinspectorposten begnadigt worden. „Assessorchen“ fuhr der Director, am Glücke seines heutigen Wirthes neidlos theilnehmend fort, „unsere heilige Justiz bringt uns im ganzen Jahre nicht so viel ein, als diesem sein Flosskanal in einem Monate; die Stelle trägt, außer freier Wohnung, Garten und Holz, jährlich achthundert Thaler; das ist aber das Wenigste. Der Kanal, der Kanal ist die Goldquelle. Sehen Sie; erstlich hat er mit die Aufsicht über die Schleuse; jeder Schiffer, der durchwill, muß bluten, und das thun sie gerne, denn er kann sie chikaniren nach Noten, und warten lassen, so lange er will; um also bald durch die Schleuse befördert zu werden, bringt einer ein halb Ankerchen Wein, der andere ein Paar Fläschchen Syrup, der dritte ein Paar Pfündchen Kaffee, und die Schlingel können das auch, denn es kostet ihnen nichts; das praktizirен sie alles aus den Fässern und Kolli's, die sie auf ihren Fahrzeugen geladen haben; die Kaufleute, denen die Waare gehört, büßen aber auch nichts dabei ein, denn die wissen schon, daß das nun einmal nicht anders ist, und schlagen daher dergleichen kleine Verluste auf den Verkaufspreis — Sehen Sie, Freundchen, so wäscht eine Hand die andere.“

Ein schreckliches Händewaschen, dachte ich im Stillen, und wollte den Werth eines landesherrlichen Dieners mit reiner Hand, im Kopf und Herzen, meine Misbilligung solcher Ansichten und solchen Treibens,

laut werden lassen, aber der Director ließ sich nicht unterbrechen: „zweitens" fuhr er fort, „und das ist die Hauptsache, zweitens macht er nebenbei ein ungeheures Holzgeschäft. Auf dem Kanal darf kein Mensch flößen, als der Staat. Das Etatsquantum des jährlich nach der Residenz zu flößenden Holzes beträgt 100,000 Klaftern; hier in den unermeßlichen Wäldern kostet die Klafter bis zur Ablage, anderthalb Thaler; in der Residenz, dreie. Er kauft hier für sich, jährlich 5,000 Klaftern, die schwimmen neben den Staatsklaftern sachtchen mit in die Residenz, dort hat er seine Abnehmer, die ihm, damit sie in seinem Interesse bleiben und das Maul halten, nur zwei Thaler zwölf Groschen bezahlen; folglich hat er jährlich eine kleine Nebenrevenüe von 5000 Thalern; seit zwanzig Jahren sitzt er hier an seinem Kanälchen; facit 100,000 Thaler, das stimmt wie Kirchrechnung; und das ganze Bischen erbt einmal Christinchen, das einzige Kind; hunderte haben sich schon die Beine nach dem Mädchen abgelaufen, und funfzig davon mögen vielleicht diesem wohl allenfalls angestanden haben, aber die Mutter hat das Regiment, die hat die Welt kennen gelernt und alle Schulen durchgemacht; das junge Volk ist ihr alles zu windig, zu braufig und gesetzlos. Sie sieht es den jungen Leuten gleich an den Augen an, weß Geistes Kind sie sind, und da ist ihr für ihr Hunderttausendthaler-Christinchen keiner gut genug; Er soll sein douce und ernsthaft, kein Spieler und kein Säufer, sein auskömmliches Brod haben und ein Mann bei der Stadt sein, das heißt, in Amt und Würden stehen.

Wenn die Fants, die so die letzten Jahre her, seit Christinchen mannbar geworden, ein- und ausgeflogen sind, dem Mädchen die Kour gemacht, haben sie es bei der Mutter gleich verschüttet; sie sollen, meint sie, dem jungen Dinge kein dummes Zeug in den Kopf setzen, und vor allem verlangt sie, nicht gleich mit der Thür in das Haus zu fallen, sondern dem Mädchen im Anfange gar nicht merken zu lassen, daß man Absichten auf dasselbe habe, damit die Eltern und die Tochter den jungen Mann erst hinreichend kennen lernen; wer also einmal da sein Glück machen will, muß vor Allem die Mutter zu gewinnen suchen, dieser alle Aufmerksamkeit widmen und für Christinchen keine Augen haben.

6.

Da hatte ich ja meinen vollständigen Wegweiser in das Holz. Mein alter Director mogte es recht gut mit mir meinen, aber Strohhütchen steckte mir im Kopfe, und daher hatte ich in diesem für seine Zaunpfählchen, mit denen er mir winkte, keinen Platz.

„Das liebe Geld" sagte ich fast empfindlich, daß der Director dieses für das Hauptgewicht in der Waagschaale der Liebe halten könne, „das liebe Geld allein macht nicht glücklich, und wenn es noch dazu, wie hier der Fall ist, auf unrechtem Wege erwuchert ist, bringt es gar keinen Seegen, obenein wohl noch Unglück!"

„Auf unrechtem Wege?" fiel mir der Director in das Wort, „da sehe ich so gar entsetzliches Unrecht wahrhaftig nicht; dem Kanale wird kein Härchen gekrümmt, ob jährlich 5000 Klaftern mehr oder weniger

verflößt werden, oder nicht; die Scheite schwimmen still und ruhig neben einander, und keins fragt das andere, ob es dem Staate oder meinem guten Floßinspector gehöre. Der Generalfloßdirector weiß auch bestimmt darum, sieht der Sache aber stillschweigend durch die Finger, weil, sobald er das Wespennest aufrühren wollte, ihm bestimmt die Angegriffenen gerichtlich erweisen würden, daß er es, so lange er früher Floßinspector gewesen, nicht besser gemacht habe; und wer blos aus Ungewißheit über die Rechtlichkeit des Gelderwerbes und aus Furcht vor der Ungedeihlichkeit solches Vermögens kein reiches Mädchen heirathen wollte, müßte auf das Glück, ein Goldfischchen dieser Art in seinem Liebesnetze zu fangen, für sein ganzes Leben verzichten und sich vor allem Bäcker, Brauer, Schlächter, Armeelieferanten, Magaziniers, Fabrikherren, Gutsbesitzer, Kaufleute, und manche Klassen von Bankiers, als Schwiegerväter verbitten; dann wären unsere Brode nicht zu klein, unser Bier nicht zu dünn, unser Fleisch nicht zu theuer, hätten im Kriege nicht Pferde und Menschen gehungert, fielen nicht aus manchen Magazinvorräthen zehn Prozent in die Tasche der Verwalter, würden die Fabrikarbeiter und Bauern für ihre centnerschwere Arbeit nicht mit federleichtem Lohne abgefunden, würde nicht an manchen Waaren über die Gebühr verdient, und an manchen Geldgeschäften nicht unchristlicher Zins gewonnen; so könnten alle diese Menschen ihren Töchtern eben so wenig einen Pfennig mitgeben, als wir armen Hungerleider von Justizbedienten, die wir, ein Mädchen trocknen Brodes

im Munde, strengheiligen Tugendengeln gleich, für allen Reiz irdischer Glücksgüter unempfänglich sein, und Recht sprechen sollen über Menschen, die in der Regel viel weltklüger sind, als wir arme Teufel der pauvren Kirchenmaus Justitia. Nein, Herzensassessorchen, Ihre Ansichten mögen für einen Romanhelden recht acceptabel sein, für die Welt taugen sie keinen Pfifferling. Eine solche Ultramoral paßt in das idyllische Paradiesleben; in das wirkliche nimmermehr. Ihr seliger Vater war akkurat so, und was hat er hinterlassen? Nichts! Seine Domainenpachtung konnte ihn zum reichen Manne machen, aber wie er es anfing, hatte er kaum selbst das liebe Brod. Wer hieß ihn, den dummen Bauern die Frohndienste für ein Spottgeld erlassen? Kein Mensch. Anno 16, als der Scheffel Korn fünf Thaler galt, konnte er mit seinem Zinsgetreide einen ungeheuern Schlag machen; statt dessen gab er den Bauern Brot- und Saatkorn als Vorschuß, den sie bei der nächsten Erndte ihm in Natura wieder erstatten sollten, was hat er von der damaligen schönen Hungersnoth? Nichts! Was hat er auf Sie vererbt? Auch nichts!"

„Die Unbescholtenheit seines Namens," entgegnete ich, die doch gar zu weltlichen Ansichten des Directors misbilligend, „die Liebe, die Achtung, die er sich bei allen seinen Gemeinden erworben, rechnen Sie die für Nichts? Die stillen Thränen, die ihm aus dem dankbaren Herzen aller derer in das Grab nachflossen, die er mit Gutthaten überhäuft hatte, hatten denn die im

Getreibe der heutigen Welt allen Preis verloren? Ist denn die Freude der Menschen, die ihnen im nassen Auge glänzt, wenn sie von meinem Vater sprechen, der auch der ihrige war, nicht mehr werth, als ein kaltes, weit leuchtendes Marmormonument? Ist nicht schon das stolze Gefühl, der Sohn eines solchen allgemein geachteten Vaters zu sein, für mich ein unschätzbares Erbth — ?

„Da muß doch das Donnerwetter zehnmal dreinschlagen," rief, als wir in diesem Augenblicke von der Chaussee rechts abbogen und den Feldweg einschlugen, der zur Wohnung des Floßinspectors führte, der kutschirende Vorspänner seinem hinten auf dem Packbrette klebenden Pflichtgenossen verdrüßlich zu, „da hat der große Reisewagen, der vorhin aus dem dürren Fuchse wegfuhr, auch hier den Weg eingeschlagen und uns mit seiner breiten Spur das ganze Geleise verdorben."

Ich horchte hoch auf! Wohltönender hatte mir in meinem Leben kein Fluch geklungen, als der des bitterbösen Vorspänners; unsere alte Chaise fiel durch das zerwühlte Gleis aus einem Loche in das andere; ich segnete im Stillen jedes und schämte mich meines frühern böddsichtigen Verdrusses über den Seitensprung zum Floßinspectorat, der mich, wie ich gewähnt hatte, des Glücks beraubte, Strohhütchen in meinem Leben je wieder zu sehen und der mich jetzt ihr gerade auf dem Fuße nachführte. Was aber wollte die Alte am Floßkanale? Wie kam sie hierher? Doch, das werde sich schon alles heute Abend noch aufklären, meinte ich,

nahm mir vor, mit meinem Geschick nie wieder zu zürnen, sprang, als nach ächter Vorspannsweise einmal wieder an Stricken und Riemen geknüpft und geflickt wurde, aus dem Wagen, versprach dem Vorspänner heimlich ein Königliches Biergeld, wenn er die vier Gaule recht wacker auftreten lieſse, und mußte mir ein Paarmal auf die Lippen beißen, wenn der Director, von der zartesten Liebe zu seinem vierrädrigen Erbstück befangen, mit dummen Vorspanneseln um sich warf, die auf der platten Chaussee gefahren wären, wie die Schnecken, und hier in dem Mordwege loslegten, als müsse der Wagen in tausend Stücke gehen. Wurzeln, Steine, Löcher, über alles flog die Kommissionskarrete prasselnd weg, im Galopp jagten wir über die hohe Kanalbrücke und in gestreckter Karriere ging es jetzt bis zur Inspecterwohnung, aus der uns Papa, Mama und Christinchen mit kreischendem Freudengeschrei und offenen Armen entgegen kamen.

Strohhütchen war nicht da!

Die rechte Hinterachse hatte einen Knacks bekommen, der Reifen am linken Vorderrade war gesprungen, der Langbaum war gespalten, der Vorspänner hatte den Kamm aus den Haaren und den Tabacksbeutel aus der Tasche verloren, alle vier Pferde leuchten, daß ich dachte, sie würden während des Ausspannens umfallen, ich war wieder um ein Paar Thaler ärmer geworden und Strohhütchen war nicht da!

7.

Was sollte ich unter den fremden Menschen, die sich in der mir so eben schmerzlich verpönten Freude des

Wiedersehens einander abschmaßten und mit tausend Kreuz- und Queerfragen nach lauter mir unbekannten Leuten und Dingen sich gegenseitig bestürmten! Ich schlich mich, nach den ersten Begrüßungen, bei denen der Director mich als seinen Reisegefährten und als ein erzlustiges Haus vorgestellt hatte, höchst mismüthig und erzunlustig in den, vor der Thüre befindlichen Blumengarten und schmollte mit mir, mit dem Geschick, mit der ganzen Welt.

Auf einem, von Je länger je lieber und Jasmin rund umschatteten Rasenplatze spielte ein kleines, ungefähr dreijähriges Mädchen — wie ich später erfuhr, die Tochter einer, aus dem nächsten Städtchen zum Besuche gekommenen Beamtenfrau.

Dem Kinde mochte die Zeit so lang und leer werden, als mir. Es antwortete auf meine freundliche Frage: was es da mache, ein naives „Nichts“ pflückte ein Paar Gänseblümchen, reichte sie mir mit einem treuherzigen „Da“ und mit einem Gesichte, als ob es mir eine Welt schenke, und unsere Bekanntschaft war gemacht. Auf dem Bleichplatze, meinte es im Laufe des Gespräche, gäbe es noch viel schönere Blumen; ich verstand den Wink und bat, mich dahin zu führen.

Daß das Kind mir vom Engel der Liebe gesendet worden, daß es mich leiten solle zum süßesten Genusse dieses Abends, wo hätte ich es ahnen können! Und doch mußte ein ganz entferntes Gefühl der Art mir in der Brust sich regen, denn ich ward von den Banden meines Mismuths gelöst, ich ward meiner Verstimmung

Herr, ich ward heiterer, je mehr ich mit dem Kinde kos'te. „Ihnen ist das Himmelreich" hat der Heiland unser Herr gesagt, und ich fühlte, mein kleines kindliches Mädchen auf dem Arm, die Wahrheit dieses heiligen Wortes. Die Herzigkeit, mit der sich das Kind an mich, den Steinfremden anschmiegte, wie that sie mir so wohl; es schlang sein Händchen um meinen Nacken, und hörte die schönen Geschichten, die ich ihm erzählte, mit einer Aufmerksamkeit an, als wollte es sie auswendig lernen, und in der Spiegeltiefe seiner klaren, ehrlichen Augen lag ein so reiner fester Ankergrund von Glauben, Unschuld und Liebe, daß ich das kleine holde Wesen innig an mein Herz drückte und das Glück, ein solches Engelsbild sein Kind nennen zu können, zum erstenmale recht tief und lebendig fühlte.

8.

Wohl blühten auf dem Bleichplatze der bunten Wald- und Wiesenblumen viele Tausende; der Floßkanal glitt, die Sünden seines Inspectors schweigsam duldend, mit zahllosen Klafterscheiten bedeckt, langsam dem hohen Erlengebüsch zu, das unten die Matte begränzte; eine alte Frau begoß die endlos langen, über den frischen üppigen Rasen gespannten Stücke Leinwand, zwischen denen gelbe Kuhblumen und weißer Schaafkümmel und Butterblümchen sich lustig empor gedrängt hatten; und als das Wasser aus der Gießkanne in zarten Sprühregen auf die, von der Sonnenhitze des Tages, scharf getrocknete Leinwand sanft rauschend sich ergoß, da war es mir, als sehne auch ich mich nach gleicher

Erfrischung und Kühle für das, in süßer Liebesgluth verschmachtende Herz.

Mein klein Hannchen, das in seiner himmlischen Gutheit die Stille, die mich auf einmal überrascht hatte, für eine vielleicht durch sich unabsichtlich bewirkte Mißstimmung halten mochte, streichelte mir mit beiden Händen die Wangen, und drückte sein rosenknospengleiches Zuckermündchen auf meine Lippen und bat, ich solle nicht böse sein, und wenn gleich das taubenfromme Surrogatküßchen, das ich auf diese Weise bekam, noch lange kein Ersatz für den Kuß war, nach dem sich in dem Augenblicke, meiner selbst vielleicht unbewußt, meine geheimsten Wünsche in der Erinnerung meines heutigen Heiligenbildes sehnten, so that mir doch die weibliche Zartheit, mit der das Mädchen schon im frühesten Kindesalter des Mannes rauhe Unfreundlichkeit zu lindern sich bemühte und die Schuld meiner vermeintlichen Verdrüßlichkeit zu tragen glaubte, so wohl, daß ich es, um ihm auch u...der eine Freude zu machen, bat, bei der großen Bleichwanne, die bis an den Rand gefüllt dicht bei uns stand, einen Augenblick zu verweilen, an das Ufer des Floßkanals eilte, mir eine Hand voll Binsen und ein Paar Erlenzweige abschnitt, daraus eine ganze Heerde der zierlichsten Enten fertigte und diese, zum unaussprechlichen Jubel des Kindes, in die große Bleichwanne vom Stapel ließ. Meine Binsenentchen schwammen keck und gewandt auf dem ovalen Wasserspiegel unseres Bleichfasses umher; jetzt ordnete ich sie in Reihe und Glied, und nun wollten wir sehen, welches von der stattlichen Heerde, getrie-

von den leisen Lüftchen des Abendwindes, das erste drüben am entgegengesetzten Ende der Wanne sein werde. Hannchen bestimmte schon im Voraus der besten Schwimmerin ein Stück Zucker, und ich sah selbst mit stillem Vergnügen dem langsam beginnenden Wettlauf zu und stierte, den Athem an mich haltend, mit unverwandtem Blicke auf die krystallklare Wasserfläche, und auf dieser spiegelte sich, wie durch unbegreifliche Zauberei, ein Mädchenkopf, wie schöner ihn kein Maler gemalt, sanft schmachtendes Feuer in den großen himmelreinen Liebessternen, fein gewölbte Augenbraunen, in der Lilienwange ein rosiges Grübchen, im lächelnden Munde der Perlenschmelz kleiner blendendweißer Zähne, und auf den frischen Lippen des höchsten Liebreizes Purpurglutt; weder Hut noch Häubchen bändigten das seidene Rabenhaar, das, von blühenden Blumen durchflochten, auf den Marmorhals in leichten Ringellocken niederwallte, und an die jungfräuliche Schwanenbrust schmiegte sich ein liebreizendes Knäblein, das linke Aermchen um des Mädchens Liliennacken geschlungen, und den Blick und den Zeigefinger der kleinen rechten Hand auf meine schwimmende Heerde gerichtet. Die schönste Madonne mit dem heiligen Kinde im Arme! Vom süßesten Entzücken überrascht, flog mein Auge vom zauberischen Spiegelbilde auf und zu dem Original hinüber, und in der seligsten Verwirrung über das unerwartete Glück, Strohhütchen hier vor mir zu finden, und in der eiligsten Angst, den schüchternen Engel, der sich bei meinem Aufblicke schnell wendete und sich wieder entfernte, zum Stehen und Sprechen zu bringen,

preßte ich mir in aller Geschwindigkeit die Frage ab: ob ihr auch ein Entchen gefällig sei. Ein kicherndes Spottgelächter einer vorüberziehenden Herren- und Damengesellschaft aber war meine Antwort, und schaambedeckt schlug ich mein Auge nieder in die Bleichwanne und sprach, um nur nicht aufzusehen, mit meinem kleinen Hannchen, und that, als ob diesem nur und keinem andern meine Frage gegolten habe. Ich hätte mich vor Aerger über mich selbst unter die Leinwandenden vor mir auf dem Bleichplatze verstecken mögen! Wie hatte ich nur den Kopf so gänzlich verlieren und das geistreiche-Mädchen mit einer so albernen Frage anreden können! war es denn möglich, eine faderе, eine dümmere zu erdenken? Wie ausgezeichnet hatte mich mein Glücksstern begünstigen wollen! Er führt mir das Mädchen selbst zu; er drängt es von der Gesellschaft, zu der es gehörte, zu mir, und die Neugierde des Knaben, meine schwimmende Entenflotte zu sehen, giebt seiner holden Trägerin einen schicklichen Vorwand, sich mir zu nähern und die heute früh, über dem schwarzen Mohrenbilde angeknüpfte Bekanntschaft fortzusetzen. Das Natürlichste wäre gewesen, daß ich die beiden Kleinen durch mein Kunstwerk zu unterhalten gesucht hätte, ohne zu thun, als beachtete ich das schöne Mädchen im Geringsten; dann wäre die übrige Gesellschaft auch heran gekommen; ein Wort hätte das andere gegeben, ich wäre auf jeden Fall eingeladen worden, den Spaziergang mit ihnen gemeinschaftlich zu machen, und ich hätte in diesem Kreise, in Strohhütchens Nähe, einen Götterabend verlebt. Dort

gingen sie hin! meine zauberholde Wundergestalt in der Mitte zweier jungen Herren. Scherz und Frohsinn schwebten über der eleganten Karavane! ich hörte sie aus der Ferne noch plaudern und lachen! vielleicht — wahrscheinlich — gewiß lachte man noch über mich und meine Entchen! Eins nach dem andern ging auf einem schmalen, geländerlosen Steige über den breiten Kanal. Strohhütchen gab den Knaben an einen Bedienten und tanzte darüber! zwei muthwillige Fants traten auf die Bohle und wippten, daß sie hoch auf- und niederschwankte. O — wär' doch Strohhütchen in das Wasser gefallen — zehn Sätze, und ich wäre am Kanal gewesen, wäre hineingestürzt und hätte sie gerettet, aber keck und lustig schwebte sie über dem Wasser, erhielt sich mit der zartesten Anmuth im Gleichgewichte und gelangte, unter lautem Beifallshalloh der Umstehenden, an das jenseitige Ufer. Noch eine halbe Minute, und alle waren im Erlenwäldchen verschwunden, und auf meinem Bleichplatze, von dem auch die alte Bäuerin gegangen, war es einsam und still. Im benachbarten Dörfchen läutete es zum Feierabend und der sanfte Schimmer der untergehenden Sonne vergoldete die Wipfel der schlanken Erlen, die meinen schmachtenden Blicken die holde Zaubergestalt verbargen; hatte mich meine Eitelkeit nicht zum Besten, so — gewiß will ich es nicht behaupten, aber es ist mir so, als ob das süße Kind, ehe es in das Wäldchen getreten, sich noch einmal umgesehen, ob aber dieser Blick dem kleinen Knaben, oder mir gegolten — mit beiden Händen hatte ich mich auf den Rand der Bleichwanne gestützt; dicht vor

mir war der Fleck, wo ich das reizende Madonnenbild im Wasserspiegel erblickt hatte; ich beugte mich herab, um die Stelle leise mit den Lippen zu berühren, um — nur wer in seinem Leben das schmerzliche Wehe ungestillter Liebessehnsucht gefühlt, wird die kleine Thorheit entschuldigen, — um das Mädchen Wunderhold im entschwundenen Bilde zu küssen, da drückte Hannchen, das mir gegenüber an der Wanne stand, im ausgelassenen Muthwillen kindischer Neckerei, mit beiden Händen mir rasch den Kopf in das Wasser, daß meine ganze Entenheerde, von der schnellen und gewaltsamen Bewegung des Wanneoceans scheu geworden, rechts und links auseinander stiebte, und ich, Mund, Nase, Ohren und Augen voller Wasser, aus dem unvermutheten Sturzbade auffuhr, weder hören noch sehen konnte, und über den tollen Streich des schäkernden Kindes, das sich über mein Bruschen und Schütteln und Schnauben halb tod lachen wollte, am Ende selbst mitlachen mußte.

9.

Ueber die Heilkraft des kalten Wassers hatte ich früher einmal ein dickes englisches Werk*) gelesen, aber anschaulicher hatte sie sich mir nie erwiesen, als heute; Hannchen hatte mich mit ihrem Douchebade radikaliter kurirt; die Liebesgrillen, die mich den ganzen Tag geplagt hatten, waren verstoben und verflogen, wie vorhin meine Binsenenten; Hannchen bekam zum

*) Wahrscheinlich Medical raports on the effects of Waters etc. II Vol.

Recompens für ihren Schabernack eine ganze Tracht Wasser über das kleine Schelmengesicht und den milchweißen Nacken, und mit der rosigsten Laune kehrte ich, auf den uns aus dem Floßinspectorat herüberschallenden Ruf: „zu Tische!“ mein Wassernixchen auf dem Arm, nach Hause.

10.

Strohhütchens Abschiedsblick im Herzen, und ihr unbeschreiblich reizendes Madonnenbild auf dem Bleichwannenspiegel vor der Seele, hatte ich für die bei der Tafel links neben mir sitzende Christine kein Auge; ich nahm Theil am immer lebendiger werdenden Tischgespräche, ließ mir die zahllosen Gerichte, mit denen uns Mama Floßinspectorin regalirte, trefflich schmekken, trank aus Liebeskrüglein in den köstlichen Wein, von dem in steigender Progression hinsichtlich der innern Güte, immer eine bessere Sorte nach der andern entpfropft wurde, und gewann, ohne es zu wollen und zu ahnen, durch meine Gleichgültigkeit gegen Christinchen und durch die Gerechtigkeit, die ich der Meisterküche der Mama und dem hochachtbaren Keller des Papas's widerfahren ließ, beider unbedingtes Wohlwollen; Hannchens Mutter fühlte sich für die Gesellschaft, die ich ihrer Kleinen auf dem Bleichplatze geleistet, mir verpflichtet, und entledigte sich ihres Danks durch die ausgezeichneteste Freundlichkeit; der Herr Schleusenmeister mir gegenüber, wollte sich über meine Schnurren, wie er meine kurzweiligen Tischreden nannte, vor Lachen immer kugeln, die Ehrenfrau Schleusenmeisterin hielt meinem modischen Anzuge eine

beifällige Lobrede; der Herr Oberfischverwalter meinten, daß ich gar nicht so wäre, wie die andern hochnasigen jungen Herren aus der Residenz; die Frau Oberfischverwalterin bedauerte zu wiederholten malen, daß ihr Sohn, der Geheime Hof-Jagd-Zeugwärter heute nicht hier sei, mit dem ich ganz ein Gespann sein würde, und mein Director schmunzelte zu allen dem höchst gloriös, als ob er sagen wollte, daß er es sei, der diesen Oberhofspasmacher in das Haus eingeführt habe; Christinchen aber ließ kein lautes Wort von sich gehen, aß und trank wenig, verzog, wenn die andern vor Lachen platzen wollten, keine Miene, und schlug, wenn sie den schalkhaften Blicken der Gegenübers und Tischnachbarn begegnete, das Auge still verlegen auf den Teller nieder.

Zehnmal hatte ich schon fragen wollen, wer doch wohl die Gesellschaft gewesen sein mögte, die vorhin über den Bleichplatz gewandelt, und zehnmal, ob Niemand aus dem Kreise die ältliche Dame gekannt, die heute Nachmittag in dem großen Englischen Reisewagen hier vorbeigefahren; aber immer war es mir, als verrathe ich das Geheimniß meines Herzens, als müsse gleich Jedermann die Absicht meiner Frage errathen, die ich, das fühlte ich im Voraus, — mit der nöthigen Unbefangenheit nicht über die Lippen würde gebracht haben. Der Oberfischverwalter kam den Wünschen meiner Wißbegierde entgegen. Mitten im Lachen über unser fröhliches Tafelgespräch, rief er aus: „da wette ich doch einen ganzen Zentner grüner Aale gegen eine Handvoll Karauschenbrut, daß die drüben in Schilferode

mit ihrer alten Gräfin heute nicht halb so vergnügt sind, als wir hier.“ Ich preßte mir, die Gelegenheit ergreifend, schnell die Erkundigung nach dem genannten Schilferode und nach der erwähnten Gräfin ab, und hörte dann, daß jenes das benachbarte Rittergut sei, von dem der Schloßthurm sich aus dem Erlenbusch jenseits des Kanals erhob, daß der pensionirte General von Frohburg den Sommer über sich mit seiner Familie dort aufhalte, und daß die stadt- und landberüchtigte Gräfin Wurschen, auf der Reise nach ihren Gütern an der Gränze, heute dort zum Besuche angekommen sei.

Hannchens Mutter, die mir diese an sich völlig gleichgültig scheinenden Mittheilungen machte, wußte nicht, welches Feld von Aussichten und Spekulationen sie mir damit aufschloß; das Rittergut der Gräfin, Waitzenlinde, lag auf der Gränzlinie, zu deren Berichtigung mit dem Nachbarstaate der Justizdirector mit mir kommissarisch beauftragt war; bestimmt reiste sie jetzt dorthin, um den sie allerdings sehr nahe betreffenden Verhandlungen in Person beizuwohnen; unsere Geschäfte dauerten dort mehrere Tage, vielleicht Wochen; ich wohnte diese ganze selige Zeit über mit meiner Madonna Bleichwanniosa unter einem Dache, aß mit ihr täglich an einem Tische und schwelgte nun im Stillen in der Reihe überglücklicher Stunden, die ich in der Nähe dieses zauberischen Mädchens zu verleben gedachte; während dieser spekulativen Berechnung meiner wonnigen Zukunft, ergoß sich die ganze Tafelrunde in den bittersten Unmuth über das Treiben und Walten der alten Wurschen; da wußte doch jedes von

ihr etwas Gehässiges zu erzählen; der Director versicherte, daß sie fast vor allen Gerichten des Landes beständig über mehr denn hundert laufende Prozesse schweben habe, von denen sie in der Regel keinen gewinne, und bestimmt alle verlöre, wenn die Gegner immer die Mittel dazu hätten, den Rechtsstreit durchzuführen. Fast in jeder Provinz des Reichs hätte sie eine bedeutende Besitzung, aber überall sei sie in Händel verwickelt, weil sie sich auf die schaamloseste Weise der widerrechtlichsten Mittel bediene, um ihr unermeßliches Vermögen noch immer mehr zu vergrößern. Einen Pächter mitten in der Pachtzeit außer Kontrakt zu setzen, weil er, bei günstigen Konjuncturen, nach ihrer Meinung zu viel verdiene, sei ihr ein Kleines; und einen andern, der bei ungünstigen, den Pachtschilling nicht zur Stunde berichtigen könne, ohne alles Erbarmen, auf dem Flecke vom Hofe zu jagen, ein eben so Leichtes. Hatte ich doch selbst einen Beitrag zu der eben nicht erfreulich klingenden Schilderung ihrer Prozeßsucht zu liefern, denn ich entsann mich jetzt aus den Jahren, als ich, um mich im Praktischen des Gerichtswesens einzuüben, bei einem der berühmtesten Advokaten in der Residenz, beim alten Justizrath Brummer, arbeitete, eines Prozesses, den ihr eigner Pfarrer gegen sie wegen einer Wiese führte, deren Nutzung auf jährlich 400 Thaler gerichtlich erwiesen war, und die sie ihm, unter dem nichtigen, mit keinem einzigen Beweismittel erhärteten, sondern lediglich aus der blauen Luft gegriffenen Vorwande, daß in früherer Zeit die Wiese dem Dominio gehört, daß sie vom da-

maligen Grundherrn, dem damaligen Pfarrer, aus persönlichem Wohlwollen, blos auf Lebenszeit überlassen, und von dessen Nachfolgern daher misbrauchsweise benutzt worden sei, vor der Nase weggenommen, und seit zwanzig Jahren wie ihr Eigenthum angesehen, daß ich in diesem Prozesse selbst gearbeitet, und ihn fast bis zum Ende glücklich durchgeführt habe, vor dem Schlusse desselben aber von meinem Advokaten weggegangen sei, und daher nicht wisse, was aus der Geschichte geworden! „Oh!" fiel mir der Oberfischverwalter in das Wort, „mit dem Ende dieser Historie kann ich aufwarten; der alte Pfarrer hieß Ehrhard —" Christinchen schlug, als rolle ein schwerer Donner über sie weg, den Blick tief nieder und alle am Tische schielten unvermerkt auf sie — „ein kreuzbraver ehrlicher Mann; die Wiese gehörte zur Pfarre, wie die Nase hier zu meinem Gesichte; aber er konnte den Prozeß aus Mangel an Mitteln nicht fortführen, das Konsistorium, in dem die alte Gräfin auch ihre Freunde hatte, ließ ihn im Stiche und so benutzt sie heute noch die Wiese, auf der ein Gras wächst, wie lauter Sallat."

11.

„Ist denn Kindchen noch nicht unter die Haube gebracht?" fragte der Director, und schob ein Stück Stachelbeerenkuchen in den Mund, daß ihm die Sauce aus beiden Mundwinkeln wieder herauslief.

„Wer soll da wohl die Kourage haben, anzuklopfen," entgegnete der Herr Floßinspector. „Ein Prinz muß es wenigstens sein; denn die Alte trägt die Nase gar hoch und hält das einzige Kind in überspanntem Preise."

„Aber solcher Mädchen giebt es auch nicht viele,“ sagte Hannchens Mutter, „erstlich kann die Tugend selber nicht tugendhafter sein; wer Rosalindchen sieht, ohne es zu kennen, wird es bei seinem demüthigen Wesen, und bei seiner knechtischen Furcht vor dem Isegrimm, der gnädigen Mama, eher für deren Kammermädchen, als für eine Comtesse Wurschen halten; dann ist die junge Gräfin doch ohne alle Frage das schönste Mädchen im ganzen Lande; als ich sie das letztemal sah, ich denke doch wahrhaftig, ein lebendiges Marienbild steht vor mir; und endlich das grausamliche Vermögen von wenigstens einer Million, — liebster Herr Flohinspector, ein solcher Fisch ist selten. Junge Offiziere, vom Lieutenant bis zum Major, die sich alle einbildeten, ihr bischen zweierlei Tuch wäre ein Zaubermittel, dem keine weibliche Kreatur widerstehen könne, haben sich schon Körbe geholt zu Dutzenden, und von Civilisten hat es noch gar keiner gewagt, nur von fern hinzuhorchen.“

Also Gräfin!

Alle Träume, alle schmeichelnde Aussichten, alle geheime Hoffnungen! — sie waren mit einemmale geschwunden, mit ihnen meine Laune; ich eilte nach der endlich aufgehobenen Tafel zu Bette; in dieser, von der wirthlichen Flohinspectorin hoch aufgethürmten Daunenwelt fand ich mein verlorenes Glück wieder; was die kühnste Phantasie für unerreichbar hielt, verwirklichte mir diese glückliche Nacht; ein langjähriger Prozeß unsers landesherrlichen Hauses ward mir zur Führung übertragen; ich avancirte während desselben

von Stufe zu Stufe und endlich, zur Belohnung meiner außerordentlichen Dienste, beim Ende des wichtigen Rechtsstreits, durch den der Monarch eine unermeßliche Summe Geldes gewann, zum Justizminister; die alte Gräfin Wurschen fand sich in meinem Antrage, ihre engelgleiche Rosalinde zur kleinen Excellenz zu machen, höchlich geschmeichelt, und eben erklangen zur festlichen Brautpolonaise, die der blutjunge Herr Minister mit der niedlichen Frau Ministerin Excellenz aufzuführen im Begriff standen, vom hohen Orchester herab, die Baßposaunen, als ich aus der Tiefe meines Götterschlafs erwachte, und allmählig munterer geworden, zu meinem bittern Leidwesen bemerkte, daß der dicke Justizdirector meine vermeintliche Polonaisenposaune geblasen hatte; er schnarchte in der Tiefe des allergrößesten Kontrabasses! Aergerlich über die unwillkommene Störung in meinem Hochzeitballe und in den stilleren Freuden, die nach diesem meiner warteten, schloß ich meine müden Augen wieder, und nicht lange darauf hörte ich Feuer schreien; das ganze gräfliche Schloß zu Waizenlinde stand in vollen Flammen; die alte Wurschen war sammt Bologneser und Nachtigallaffen schon zu Asche verbrannt, Rosalinde rang, nach Hülfe rufend, die Hände zum Fenster hinaus; mit einem Muthe, den nur die Liebe stählen kann, warf ich eine himmelhohe Leiter an die glühenden Wände des Schlosses, erstieg die schwankende Leiter, gegen welche die des Erzvaters Jakob ein Kinderspiel war, mit Blitzesschnelle, umfaßte die kleine Gräfin, welche die Pracht

ihrer tausendfältigen Liebesreize mit dem in der Eile übergeworfenen Morgenmantel zu verhüllen, sich vergebens bestrebte, und brachte sie die gefahrvolle Fahrt glücklich herab; schon auf der zwanzigsten Sprosse gab die gerettete Dankbare dem kühnen Brautwerber das Jawort der ewigen Treue, und auf der dritten von unten drückte ich ihr unter dem Plätschern der Sturmfässer und unter den zischenden Strahlen der Schlauchsprützen den Verlobungskuß auf die Lippen. Übersüßt von der Würze dieses Honigmündleins, durchschauert von der Fiebergluth ihres brennenden Liebesblicks schlug ich die Augen auf — da stand, von der Morgensonne beleuchtet, der dicke Director vor dem Waschtische und goß aus einem zierlichen Porzellainkruge sich frisches Wasser in das Becken, das war das Plätschern und das zischende Strahlen der Schlauchsprützen gewesen! Verdrüßlich, von dem unwillkommenen Störenfried zum zweitenmale entzaubert und in die wirkliche Welt geworfen zu sein, in der die fünfundzwanzigjährigen Justizminister und die Verlobungen auf den Feuerleitern zu den Fabeln der alten Wunderzeit gehören, streckte ich mich in meinem weichen sibaritischen Lager lang aus, und wollte noch ein wenig zu schlummern versuchen, vielleicht, daß der Gott der Träume, der mich zweimal so schelmisch geneckt, mir doch noch beim dritten Zuspruch einen Weg zeigte, das unmöglich Scheinende möglich zu machen und Rosalindens Hand zu gewinnen; aber der unausstehliche Director trieb zum Aufstehen, meinte, wir hätten zehn Meilen heute

bis Waitzenlinde zu machen, und hätten daher keinen Augenblick zu verſäumen, ſprach, wahrſcheinlich, um mich ſchneller munter zu machen, von dem Götterleben, das wir auf dem gräflichen Schloſſe führen würden, von dem unmenſchlichen Keller, den der ſelige Graf vor langen Jahren dort angelegt, von der reichbeſetzten Tafel, die wir dort zu erwarten, von dem paradieſiſchen Park, von dem geſchmackvollen Gartenkabinett der jungen Gräfin, das aus dem Schloſſe gleich in dieſen Park führe, von ihrer ſonſtigen Gewohnheit, bis tief in die Nacht hinein in den weitläuftigen Parthieen dieſes Feengartens allein zu luſtwandeln, von ihren vorurtheilsfreien Standesanſichten und von ihren, zum großen Aerger der alten adelſtolzen Mutter, in ſeiner Gegenwart oft wiederholten Aeußerungen, daß, wenn ſie einmal heirathe, ſie auf keine Konvenienz, ſondern lediglich auf ihr Herz Rückſicht nehmen werde, und ich flog in die Kleider, jagte das bischen Frühſtück hinunter und trieb mit ängſtlicher Eile zum Aufbruch, denn der geſuchte Traumgott war mir ja wachenden Leibes erſchienen — mein dicker Director war mein Schutzgeiſt. Das Schickſal hatte mich unwiderruflich mit Roſalinden zuſammengeführt; ihr Scheideblick aus dem Erlenbuſche hatte mir gegolten, o hätte ich nur das von dem fatalen Entchen nicht geſagt.

„Nu, Abſchied müſſen wir von unſerm vortrefflichen Wirth doch wenigſtens nehmen, ſagte lachend der Director, als er meine dringende Haſt bemerkte; am wenigſten dürfen Sie — ich darf — ich muß es Ihnen ſagen, — am wenigſten dürfen Sie fort, ohne Chri-

stinchen ein freundliches Lebewohl gesagt zu haben; die ganze gestrige Gesellschaft ist einstimmig der Meinung, daß Sie, und kein anderer — lachen Sie nur nicht, die Sache ist wahrhaftig ernsthaft; die Aeltern haben Sie liebgewonnen, die Mutter ist ordentlicherweise in Sie vernarrt; Sie haben Ihre Rolle meisterhaft gespielt, für Sie war Christinchen so gut wie nicht da; kein Wort haben Sie mit ihr gewechselt, und als Christinchen späterhin kein Auge von Ihnen verwandte, thaten Sie, als bemerkten Sie es gar nicht; wie ich das Mädchen kenne, sind Sie mit Ihrem fröhlichen Sinne, mit Ihrem — Männer, wie wir, schmeicheln sich einander nicht, wenn sie zusammen über Gegenstände so wichtiger Art unter vier Augen sprechen — mit Ihrem gefälligen Äußern, mit Ihrer feinen Tournüre, der Einzige, der im Stande ist, ihr die dumme Lieutenantsgeschichte aus dem Kopfe zu treiben."

„Was für eine Lieutenantsgesch —?" wollte ich mit gespannter Neugierde fragen, aber der Director ließ mich nicht ausreden; „I da ist" fiel er mir in das Wort — „haben Sie nicht gemerkt, wie verlegen sie ward, als vom Pfarrer Ehrhard in Waizenlinde die Rede war, der hat einen Sohn, ein junges, gewandtes Bürschchen; das studirte bis an den Hals, konnte wegen ermangelnden Fonds das akademische Leben nicht fortsetzen, ging im letzten Kriege mit zu Felde, avancirte bis zum Lieutenant, und kam mit zwei tüchtigen Ehrenwunden bedeckt nach Hause. Schon während der Universitätsjahre hatte er mit Mamsell

Christinchen geliebelt, dieses hatte ihm heimlich das Jawort gegeben, und jetzt kam er mit seinem Antrage um des Mädchens Hand förmlich angestiegen. An sich war an dem Musje nichts auszusetzen, er hatte sich im Felde brav gehalten, genoß die Achtung seiner Kameraden und war unbescholten in Sitte und Wandel. Aber, lieber Gott, ein blutarmer Lieutenant wollte den Eltern nicht munden. Geradezu konnte und mochte man den Patron nicht vor den Kopf stoßen; es hieß also, daß man im Allgemeinen gegen die Verbindung der jungen Leute nichts einzuwenden habe, aber, da Christinchen ohnehin noch sehr jung sei, wünsche man, daß sie so lange ausgesetzt bleibe, bis der Herr Lieutenant Ehrhard zum Kapitain avancirt wären; dieser hatte bis dahin noch sieben Vorderleute, hoffte in längstens zwei, drei Jahren am Ziele zu sein, und fügte sich in den unbiegsamen Entschluß der Eltern. Nach der Beschwichtigung dieses ersten Sturms, fing die Mutter an, heimlich zu kabaliren; sie machte dem Regimentschef durch die dritte, vierte Hand bemerklich, daß Ehrhard der einzige Bürgerliche in seinem Offiziercorps sei; mit einer, auf den rechten Fleck gelegten nicht unbedeutenden Geldsumme unterstützte sie ihre Wünsche, und diesem kam eine Unpäßlichkeit, eine Folge der Kriegsstrapazen, die den armen Teufel gerade während der Exerzierzeit länger, als ein Vierteljahr dienstunfähig machte, recht willfährig entgegen. Wegen fortwährender Kränklichkeit, wie es in der Ordre hieß, ward er zur vierten Invaliden-Kompagnie nach Krüppelwalde versetzt, und nun ist die Mutter ihres Ver-

sprechens so gut als los und ledig, denn ehe seine Vorderleute, lauter eisenfeste, ausgepichte Soldatenmagen, das Zeitliche segnen, vergeht ein halbes Jahrhundert. Die ganze Geschichte hat mir gestern Abend noch der Obersischverwalter gesteckt, und jetzt ist mir auch erklärlich, warum Christinchen, als es hörte, wie freundlich Sie sich des alten Pfarrers angenommen, Ihnen auf einmal so zugethan schien und mit wohlgefälligem Blicke auf Ihnen fortwährend verweilte. Sie haben das Mädchen weg; greifen Sie zu; 100,000 Thaler findet man heut zu Tage nicht leicht auf der Straße; die Ausstattung wird fürstlich, und an dem Mädchen selber ist nichts auszusetzen; Sie kommen, — die Alte hat noch aus der Hofzeit ihre Konnexionen — Sie kommen in das Ministerium, und bei Ihrer Jugend und Ihrem Fleiße, sehe ich Sie, wenn ich es erlebe, noch einmal als unsern Herrn Justizminister. Unser jetziger hat auch klein angefangen und war gleichfalls bürgerlicher Abkunft."

Da hatte ich ja meinen Traum! Was mir die vom gestrigen glühenden Burgunder und vom überweichen Daunenbette durchhitzte Seele in dieser Nacht vorgeschwindelt hatte, reihte mir hier, wachenden Auges, mein Director an das Fädchen der natürlichsten Wirklichkeit; meinen Einwand, daß jedes Buhlen um Christinens Hand ein Bubenstück gegen den armen Ehrhard sei, beseitigte er durch die Betheuerung, daß dieser, so lange er nicht Hauptmann sei, das Mädchen nun und nimmermehr erhalten werde; das arme Ding gräme sich heimlich das Leben ab, folglich thue der, der den un-

glücklichen Invaliden-Lieutenant ihr aus dem Herzen schaffe, und von diesem fröhlich und in Gottes Namen Besitz nehme, ein wahrhaftiges Christenwerk. Doch, er predigte tauben Ohren; Gräfin Rosalinde hieß mein stolzes Ziel.

12.

Beim Abschiede bemerkte ich im Stillen, daß der Director in dem, was er von dem Wohlwollen des Hauses gegen mich vorhin gesagt, nicht ganz Unrecht haben mochte. Vater und Mutter drangen auf mein Versprechen, recht bald wieder zu kommen, und Christine reichte mir mit freundlicher Wehmuth die Hand und lispelte leise: daß sie ihre Bitte mit der ihrer Eltern vereinige. — Ja, der Gram unglücklicher Liebe muß ein ungeheurer sein! Jetzt verstand ich erst die Züge dieses interessanten Gesichts, das ich gestern ganz übersehen hatte. Bleich, wie eine geknickte blasse Rose, in der Blüthe ihrer Jugend verwelkt, still und muthlos stand das gebeugte Mädchen vor mir; ich benutzte den Augenblick, daß Vater und Mutter mit dem Director unsern Wagen mit Eßwaaren und Flaschen bepackten, als sollten wir eine Reise um die Welt antreten, mich Christinen mehr zu nähern, und äußerte einen kleinen Zweifel in die Aufrichtigkeit ihres gütigen Wunsches, mich bald wieder hier zu sehen, weil sie gestern den ganzen Abend so still und antheillos neben mir gesessen, daß ich gefürchtet, unsere laute Freude sei ihr zuwider gewesen. „Das ist so meine Weise," sagte sie sich entschuldigend, mit sanfter Stimme; „suchen Sie in meiner gestrigen Stille ja keine Mis-

billigung Ihrer herrlichen, neidenswerthen Laune, ich preise die Menschen selig, die so heiter und lebensfroh sein können, als Sie; der fröhliche Mensch soll ja in der Regel immer auch ein guter sein; und dieser Satz bewährt sich von Neuem an Ihnen. Ihre Herzensgüte" — sie stockte verlegen, und ward roth und röther; es war, als wollte sie gern, als müßte sie etwas sagen, und wußte nicht recht, wie sie es herausbringen sollte.

„Was wissen Sie denn von der?" fragte ich halb lachend leicht hin, um ihr das Reden leichter zu machen.

„O, ich kenne Sie länger, als Sie vielleicht glauben und — setzte sie mit niedergeschlagenem Auge ernster hinzu, — und das von sehr achtungswerther Seite; die Familie, von der Sie gestern Abend sprachen, segnet Sie heute noch für das viele Gute, was Sie mit so seltener Uneigennützigkeit an ihr gethan. Wenn es Ihnen einmal gut geht in der Welt, und das wird es gewiß, denn Sie sind dessen ja werth, so sehen Sie es als Gottes Segen für die menschenfreundliche Milde an, mit der Sie sich jener Unglücklichen, schuldlos niedergetretenen —" sie wollte weiter sprechen, aber sie vermochte es nicht, denn die Stimme versagte ihr unter dem Thränenstrom, der ihr aus dem Herzen heraufquoll; doch sie that sich mit sichtbarer Anstrengung Gewalt an und fuhr mit gepreßter Stimme fort: „Die Fügungen des Schicksals sind oft wunderbar; vielleicht können Sie noch helfen, vielleicht noch durch Rath und That gut machen, was Vorurtheil und falsche Ansichten böse gemacht haben, dem Zagenden Trost geben und dem Verzweifelnden den Glauben an Gott und die

Menschen wieder gewinnen — werden Sie nicht müde in Gutes thun, verschließen Sie nicht Ihr edles Herz der bescheidenen Bitte nun —" die Eltern kamen mit dem Director zurück, Christine eilte, tief bewegt, mit nassen Augen in das Seitenzimmer ab; Alle drei frugen nach Christinen; in meiner Erwiederung mußte ich meines Mitgefühls ihrer bedrängten Lage nicht ganz Meister gewesen sein; alle dreie verstanden meine ernste Stimmung falsch; in ihren sich einander begegnenden Seitenblicken lag eine Art von Vermuthung, daß es zwischen uns beiden zur Sprache gekommen und daß die Sache unter uns so gut als richtig sei.

Sonderbar, daß die Eltern, die in ihrer Jugend doch auch einmal geliebt haben, so selten das Herz ihrer Kinder verstehen! Daß das der armen Christine gebrochen, ahneten sie nicht und meinten in ihrer Verblendung, daß dieses feste besonnene Mädchen ihren Geliebten vergessen und mit dem ersten dem Besten in zehn Minuten ein neues Liebesbündniß anknüpfen könne; sie schienen sich absichtlich täuschen zu wollen, denn jedes unbefangene Auge konnte hier — der Director unterbrach mein Selbstgespräch, mit dem ich mich in meinem Wagenwinkel unterhielt, durch die amtliche Darstellung der Hauptpunkte, auf die es bei unserm morgenden Kommissionsgeschäft ankomme; nach den höchsten Bestimmungen der beiderseitigen Höfe, trennte die neue Landesgränze das Gräflich Wurmbsche Hauptgut Waitzenlinde von seinen Vorwerken und Pertinenzien so, daß jenes uns verblieb, diese aber an den

Nachbarstaat fielen; die Besitzerin litt dadurch offenbar und beide Höfe hatten sich vereinigt, sie dafür auf irgend eine Weise billigermaßen zu entschädigen; die Ausmittelung dieses Vergütungsquanti hatte ihre Schwierigkeiten und der Director setzte des Breitern auseinander, wie er auf eine recht fein ausstudirte Art die jenseitigen Kommissarien, wie er es nannte, behummeln, und ihnen den größern Theil des Entschädigungsbetrages aufhalsen wollte. Christinen in ihre alten Rechte auf den nicht invaliden Lieutenant wieder einzusetzen, dem alten armen Pfarrer Ehrhard zu seinem ihm von Gott und Rechtswegen gebührenden Wiesenrechte zu verhelfen und nächstdem Gräfin Rosalinde zu heir — nu, wenn ich mich auch zu diesem kühnen Flügelschlage der Phantasie nicht zu erheben wagte, — doch sie zu sehen, sie zu sprechen, ihr einigen Antheil, einiges Wohlwollen abzugewinnen, lag mir viel näher am Herzen, als die ganze trockene Gränzgeschichte; ich hörte — ohne eine Idee zu haben, wie nahe diese sogenannte trockene Gränzangelegenheit mit meinem Lebensglücke verwandt sei, — mit halbem Ohre zu, — und nickte, von den juristischen und staatsrechtlichen Deduktionen meines Directors und von dem alten, zum Frühstücke fast im übermaß genossenen Madera unsers Flosinspectors gewältigt, gegen Mittag sanft und selig ein, und überließ meinem verehrten Reisegefährten, sich unterdessen mit seinen Behummelungsplänen und seiner stänkerigen Freundin, der Pfeife, zu unterhalten.

13.

„Aber, Assessorchen,“ rief der Director, seinen Ellenbogen in meiner Seite, „so kommen Sie doch endlich einmal aus Ihrem Dusel heraus; Sie haben den ganzen Nachmittag und den herrlichen Wald verschlafen, in dem die delikatesten Rehbraten herumliefen, wie die Schaafe, und die meilenlangen Teiche, aus denen riesengroße Karpfen ellenhoch herausprangen, als sehnten sie sich ordentlich auf unsere gräfliche Tafel, und die unabsehbaren Wiesen, auf denen podolische Ochsen weideten, glatt wie die Schnecken, und blank, wie venetianische Spiegel; ein saurer Rinderbraten von solch einem fetten Prachtthiere — Herr, das Wasser läuft einem im Munde zusammen, wenn man so etwas sieht. Gott, wer nur zehn Magen hätte; hier wird kannibalisch gegessen werden. Den seligen alten Keller, wollte ich sagen, den Keller des seligen alten Grafen — bis auf den letzten Tropfen wollen wir ihn austrinken; nur sachtchen angefangen, Assessorchen, von den ersten Sorten immer nur genippt, die bessern kommen zuletzt! Wir wollen ein Leben führen, wie der liebe Gott in Frankreich; unter vier Wochen bringt mich hier kein Mensch weg. Sehen Sie, um Gotteswillen, hier rechts und links den Waizen. Roß und Mann können sich darin verstecken; so hoch und so üppig; das giebt ein köstliches Milchbrod; da unten am Bache die buntscheckigen Kühe im blumigen Grase! ich sehe schon die Saane morgen auf unserm Kaffee; die Lappen sind so dick, daß man mit der Zimmeraxt kaum durch kann. Hier im Park — wir fuhren eben in diese

herrliche Anlage ein — qualme ich alle Tage mein Morgenpfeifchen. Sechs Wochen bleiben wir hier; wir wollen schon die Sache trainiren. Freund, was wollen wir mit den lieben Eßwaaren hier im Wagen; wir müssen uns wahrhaftig schämen, wenn die Bedienten kommen und das liebe Gut auspacken. „Hier, Kinder,“ rief er den Vorspännern zu, und kramte alle Wagentaschen leer, und spendete die Rindszunge, den Spickaal, die Tauben, Kapaunen, den rohen und gekochten Schinken, die Preßwurst und den geräucherten Rheinlachs mit beiden Händen aus, — „da, thut Euch eine Güte, verzehrt's auf meine Gesundheit. Seht, Assessorchen,“ fuhr er, die freigebige Rechte auf eine viertelstundenlange Reihe von Glasfenstern gerichtet, fort, „das sind die Treibhäuser! Blutpfirsichen habe ich da drinne wachsen gesehen, wie die Kindesköpfe groß; Ananas essen wir, wie Kohlrabi, und die Apfelsinen tröpfeln wir in den Champagnerpunsch. Nehmt Euch mit den Arbeiten nur Zeit und büffelt nicht so horribel, wie gewöhnlich; wir haben, wenn wir es recht anfangen, acht Wochen hier zu thun; da — da“ schrie er, als wir links in eine große hundertjährige Allee einbogen, „da ist das Schloß“ und vor uns lag ein Pallast im edelsten Styl gebaut, und all seine zahllosen hohen Fenster von oben bis unten glänzten in den Strahlen der Abendsonne, wie mit rothglühendem Golde übergossen; der Director schlug sich vor Freuden mit beiden fetten Patschchen auf den Bauch, mir aber klopfte das Herz in der Brust, denn die Schwingen meiner romantischen Phantasie, die mich zu Rosalindens Höhe hinauf gehoben hatten,

wurden hier, vor der Größe ihrer Herrlichkeit mit einemmale flügellahm; ich schämte mich meiner kindischen Träumerei, und hätte viel darum gegeben, zehn Meilen weit weg zu sein, um dieses für mich doch immer und ewig unerreichbare Zauberkind, nie — nie wieder zu sehen.

Unsere Vorspänner jagten auf der mit Hammerschlag belegten Chaussee, wie toll und thöricht auf das Schloß zu, und klatschten zu des Directors Gaudium und meinem großen Aerger, alle viere von Sattelpferd, Bock und Packbrett mit ihren Peitschen, als brächten sie eine Heerde Moldauer Schweine; die alte Erbchaise donnerte über die Brücke des Schloßgrabens, durch das lange überbaute Thor, in den mit breiten Quadersteinen gepflasterten Hof, und ein ganzes Heer goldbetreßter Lakaien, den Kammerdiener oder Haushofmeister an der Spitze, eilte vom Portale herab uns entgegen; dieser aber nahm das Wort, und bat im Namen der Frau Gräfin Erlaucht um Entschuldigung, wenn es Höchstihnen, wegen der vielen Gäste, welche Ihre Erlaucht mit ihrem Besuche beehrt, und sämmtliche Fremdenzimmer bereits in Beschlag genommen, diesmal unmöglich sei, den Herrn Justizdirector sammt dem Herrn Konkommissarius in ihrem Hause zu beherbergen.

Der Director fiel aus all seinen Himmeln so plötzlich, daß ich wahrhaftig glaubte, der Schlag hätte ihn auf der Stelle gerührt; die Pfeife war ihm, im engsten Verstande des Worts, total ausgegangen, all sein Blut stieg ihm zu Kopfe, er konnte keine Sylbe sprechen.

„Unsre Absicht“ antwortete ich daher dem höflichen Impertinenten, der sich kaum des Lachens enthalten konnte, „war auch gar nicht, der Frau Gräfin beschwerlich zu fallen; wir fuhren nur sogleich vor, um uns zu erkundigen, ob die Frau Gräfin und die gegenseitigen Herren Kommissarien bereits eingetroffen, um in diesem Falle sogleich, und vielleicht heute noch, unsere gemeinschaftlichen Arbeiten anzufangen, und haben uns übrigens unser Absteigequartier bereits bei einem alten Freunde von mir, bei dem Herrn Pfarrer bestellt.“

Die andern Kommissarien waren, wie der Haushofmeister erzählte, schon seit acht Tagen hier, die Frau Gräfin aber erst vor einer halben Stunde angelangt, und auf jeden Fall von der Reise noch zu sehr angegriffen, um heute noch unsere Aufwartung anzunehmen.

„Auf die Pfarre nun“ rief ich zum Wagen heraus, und so traten wir unsern noch ziemlich mit Ehren gedeckten Rückzug an. Mir fielen tausend Mühlsteine von der Seele, als ich die Brücke wieder im Rücken hatte und den Leuten aus dem Gesichte war; der Director aber rang aus dem Wagen hinaus die Hände und schimpfte das Blaue vom Himmel herunter. „Zwei Regimenter will ich in das Schloß legen,“ rief er im lautesten Unmuthe, „und die Frau hat für uns keinen Platz darin! aber die fremden Herren Kommissarien — die haben ein Unterkommen finden können, und hausen schon acht Tage hier! i, so wollte ich doch, daß einer noch heute in der Nacht das verwünschte Schloß an allen vier Ecken anzündete, und die alte Hexe mitten

darin zu Pulver und Asche verbrennte.“ Ich bat ihn, vor den Vorspännern und seinem Bedienten nicht so vermessene Reden zu führen und erschrak selber darüber, denn ich hatte ja in voriger Nacht das ganze Schloß schon brennen gesehen, aber in meinem Traume hatte es ganz anders ausgesehen, wie hier. Jetzt hätte das Feuer lichterloh aus allen Fenstern schlagen können; ich hätte keine Leiter angesetzt, so entzaubert war ich von den süßen Träumereien meiner letzten vier und zwanzig Stunden.

Wie gut war es, daß ich mir hier durch frühere Dienstfertigkeit einen Bekannten gewonnen hatte, der uns aus unserer beschämenden Verlegenheit retten sollte. Wir hielten jetzt vor dem Pfarrhofe meines ehrlichen Ehrhard, und erbielten auf meine, durch unsern Bedienten hinein gesandte Anfrage, ob wir für Geld und gute Worte auf einige Tage bei Sr. Wohlehrwürden ein freundliches Unterkommen uns erbitten dürften, eine beifällige Antwort. Die Pfarrfrau empfing uns mit ungezählten Knixen in der Hof-, der Ehrenprediger in der Hausthür. Ein neuer Irrthum; das war nicht mein alter Ehrhard, sondern sein Nachfolger; jener war vor anderthalb Jahren schon schlafen gegangen, und ruhte, wie sein Wiesenprozeß, bis zum jenseitigen großen Morgen, an dem über so manches Ungerechte gerichtet werden soll vom allgerechten Richter des Weltalls.

Des armen Dorfpriesters enges Studirstübchen war unser beiderseitiges Schlaf-, Speise-, Gesellschafts-,

Audienz- und Arbeitszimmer; ein zuckerarmer Eierkuchen mit sauerm Saanensallat, unser Abendbrod.

Der Director wollte sich aus der Axel die Haare ausraufen, so aufgebracht war er über die abscheuliche alte Wurschen, und daß er seine herrlichen Speisevorräthe so verschwenderisch weggeworfen, meinte er, sich in seinem letzten Stündlein noch nicht vergeben zu können. „Die Bauerlümmel werden nicht einmal unsere Delikatessen zu schätzen wissen," schrie er, in unserm kleinen Studirkäfich auf- und abgehend, „was nützt der Kuh Muskate; denen ist ein Stück Speck mit Mehlklößen lieber, als unser Rheinlachs und unsere Trüffelwurst, und während die Kerle in unsere Mandeltorte einhauen, wie die wilden Eber, sollen wir uns hier am jämmerlichen Eierkuchen vergnügen; die saure Saane geht mir im Leibe herum, wie ein knurrendes Ungethüm; bin ich morgen wieder zu solch einem gottesfürchtigen Pfarrgericht verdammt, so tragen sie noch in dieser Woche den abgehungerten Justizdirector mausetod zum Hause hinaus." Er setzte sich in der Bosheit die ganze Nacht hin, und arbeitete fast bis am hellen Morgen; in drei Tagen längstens wollte er hier mit dem ganzen Geschäfte fertig sein; dann müßten auch die andern Herren Kommissarien von hier wieder aufbrechen, und diesen ihr Götterleben auf dem Schlosse abzukürzen, war seiner Rache ein süßer Gedanke.

14.

Wir hatten uns am folgenden Morgen kaum angekleidet, als uns einer meiner Universitätsfreunde, der junge Graf von Weidenheim, mit seinem Besuche über-

raschte; er erinnerte sich mit zarter Dankbarkeit eines kleinen Liebesdienstes, den ich ihm damals geleistet hatte, wie ihm einst zwei Pferde mit dem Wagen durchgingen, denen ich in den Zügel gefallen war, und nannte mich dafür heute noch den Retter seines Lebens und sich meinen ewigen Schuldner; jetzt kam er vom Schlosse, lud uns im Namen der alten Wurschen für heute Mittag zur Tafel ein, und erzählte mir im Laufe des Gespräches, daß er zu einem auswärtigen Gesandtschaftsposten bestimmt sei, und sich hier Gräfin Rosalinde zu seiner kleinen Gesandtin erkohren habe. Vorgestern Abend noch hätte ich ihn aus Eifersucht umbringen können, heute hörte ich die Nachricht sogar mit beifälliger Gleichgültigkeit an; so wandelbar ist der Mensch in seinen Ansichten und Gefühlen. So lange ich die wunderschöne Rosalinde für ein Wesen meines Gleichen gehalten, so lange hatte ich mir die Möglichkeit geträumt, aus dem Zauber, in den mich ihr Liebreiz versetzt hatte, kühne Hoffnungen für meine Zukunft herzuleiten; so bald ich aber von der Standeskluft zwischen uns beiden unterrichtet worden war, hatten sich diese Träume allmählig verloren und je näher ich ihr gekommen, desto mehr hatte ich die Unübersteiglichkeit dieser Kluft kennen gelernt, desto mehr hatte die Vernunft ihre Rechte über das Herz wieder geltend gemacht, und desto ruhiger hatte ich über die Lächerlichkeit meiner Verirrungen nachzudenken mich gewöhnt, und während dieser stufenweisen Herausarbeitung meiner Selbst, hatte sich die Ras.h empor-

geschlagene Loderflamme meiner Leidenschaftlichkeit abgekühlt. Der junge Graf war einer der liebenswürdigsten seines Standes, ganz der alte fröhliche, unbefangene Mann, der er sonst war, gesund an Leib und Seele, von sehr einnehmendem Äußern, und von einer beispiellosen Herzensgüte; ich hätte keinen gewußt, dem ich die reizvolle Rosalinde lieber gegönnt hätte, und so stattete ich ihm mit ziemlich aufrichtiger Theilnahme meine Glückwünsche ab.

Durch die Erinnerungen unserer akademischen Jugendzeit traulicher geworden, ließ sich der Graf späterhin über die Eigenheiten seiner künftigen Schwiegermutter nicht undeutlich aus, und kam dann auf die bevorstehende Gränzregulirung, über welche sie so wüthend sei, daß sie bereits erklärt habe, die ganze Herrschaft Waitzenlinde eher verkaufen, selbst verschleudern zu wollen, ehe sie zugebe, daß die neue Gränzlinie mitten durch ihre Güter gezogen werde; da er nun die Überzeugung habe, daß beide Höfe, ihrer Marotten wegen, keine andern Gränzbestimmungen treffen würden, ihm aber an der Behaltung dieser großen schönen Herrschaft viel gelegen sei, so habe er bereits einen dritten, den Baron Seiferdingen an der Hand, der in seinem Namen Waitzenlinde kaufen und es, nach abgeschlossenem Handel mit der alten Wurschen, an ihn abtreten werde; damit also keine fremde Kauflustige sich eindrängen, bäte er, auf die Theilung der Güter nur recht fest und bestimmt zu bestehen; in der ersten Hitze des Ärgers schlüge die Gräfin dann das Gut gleich

los; Seiferdingen, der als sein Reisegesellschafter sich auf dem Schlosse bereits befinde, trete dann sofort vor, und der Handel wäre abgemacht, ehe ein Fremder davon ein Wort erführe.

Dem Director war dies eine willkommene Gelegenheit, sein Müthchen an der ungastlichen Gräfin zu kühlen, und er versprach halb in Scherz halb in Ernst, die alte Erlaucht bis zum Stick- und Schlagfluß zu ärgern.

15.

Je näher die Mittagszeit kam, desto bänglicher ward mir um's Herz. Was sollte ich, von meiner Thorheit kaum geheilt, da oben auf dem Schlosse! das Ideal meiner Phantasie, die wunderliebliche Rosalinde in den Armen eines Andern zu sehen, Zeuge ihrer bräutlichen Scherze und Tändeleien zu sein, ihre kosenden Neckereien, ihren schmachtenden Blick, den süßen Kuß ihrer schwellenden Rosenlippen — nein, nein, nein! ich schützte Kopfschmerz vor, und beschloß, zu Hause zu essen; unsere gute Pastorin, welche gehört hatte, daß wir auf dem Schlosse speisen würden, und auf mein Mittagbrod daher gar nicht eingerichtet war, entschuldigte sich, wenn sie mir in der Geschwindigkeit nichts anders, als arme Ritter vorsetzen könne; ich hätte mit trocknem Brod vorlieb genommen! aß ich dieß doch in Ruhe und ungestörtem Frieden.

Der Director steigerte seinen Antheil an meinem vorgeblichen Übelbefinden bis zum Mitleid; er gab mir die besten Worte, daß ich mitgehen solle, begriff nicht, wie man um eines bischen Kopfschmerzes willen

ein solches Mittagbrod, ein gräfliches Diner aufgeben könne, behauptete, daß mein ganzes Übel vom leeren Magen, vom gestrigen magern Eierkuchen und von dem vermaledeiten Saanensallat herrühre, von dem ihm heute Morgen noch hundeschlimm gewesen sei, tröstete mich, daß mir, wenn ich recht tüchtig gegessen, viel besser sein werde, und brummte mir, als all sein Zureden vergeblich war, im Abgehen ein verdrüßliches: „wem nicht zu rathen, ist nicht zu helfen" zum Abschiede.

Nach einer Stunde, als ich meine frugalen Ritter schon bezwungen, und in der dunkelschattigen Laube im Pfarrgärtchen Kaffee trank, traf der gräfliche Laufer vom Schlosse, mit einem Billet vom Director ein, in dem dieser mich ersuchte, ihm mehrere auf den hiesigen Gränzpunkt Bezug habende Papiere zuzusenden; im Postscript schrieb er: „Wie haben Sie sich im Lichte gestanden, Assessorchen! wir werden fürstlich essen und königlich trinken. Als ich vor der Küche vorbeiging, dampften mir eine Menge Wohlgerüche entgegen, daß ich vor Freuden beinahe in Ohnmacht gesunken wäre; Bayonner Schinken in Burgunder gekocht, neue Heringe mit jungen Bohnen, einen feinen Rehziemer, Erdbeereis und ein ganz delikates Spritzgebäckniß habe ich schon herausgerochen; im Speisesaal, durch den mich der Herr Gesandte zufällig führte, stand die Tafel in der zierlichsten Ordnung; neben jedem Kouvert zwei blanke schlanke Flaschen; um jede hing an einem silbernen Kettchen ein weiß emaillirtes Schild mit dem

Namen des Götterweins; die schönsten Kolliers in der Welt sind diese niedlichen Schildchen; auf dem Schenktische bemerkte ich, kraft eines rundum geworfenen Seitenblicks, hohe Champagnergläser vom reinsten Krystall; in den alabasterweißen, künstlich gebrochenen Servietten staken nach der alten Mode Zettel mit dem Namen der Gäste, damit jeder ohne lange Komplimente und Umstände gleich seinen Platz finde; der Ihrige war neben der jungen Gräfin Rosalinde! Das ist ein schönes Stück Fleisch, eine scharmante Person; so recht, wie für mein Assessorchen zur Tischnachbarin geschaffen. Wünsche guten Appetit zu Ihren armen Rittern."

Dreimal las ich, nach Abfertigung des Laufers, das verwünschte Postscript durch. Neben ihr hatte ich sitzen sollen! hatte sie das gekartet? Ein schönes Stück Fleisch nennt sie der Director! eine scharmante Person! Gott, wie gemein, wie nichts sagend! — ich hätte doch sollen mit auf das Schloß gehen! was mußte sie von mir denken! bestimmt hielt sie mein Ausbleiben für alberne Blödigkeit, für Scheu vor der Gesellschaft der höhern Stände, für — ach, ich wußte selbst nicht, wofür ich es jetzt auslegen sollte. Aus seinem schwelgenden Überflusse wünschte mir der boshafte Mensch, der Director guten Appetit zu meinen armen Rittern; war ich doch selber der ärmste aller fahrenden Ritter.

16.

Aus Unmuth und langer Weile blätterte ich in einer alten Hauspostille auf alle Tage im Jahre, die ich mir aus des Pfarrers Studirstübchen mit in die Laube genommen, ich schlug den heutigen Tag auf, an diesem

war dem andächtigen Leser auseinandergesetzt, wie vielerlei Kreuze ein frommer Christ zu tragen habe; es waren deren zu meinem Schreck an die dreihundert. Das deine findest du doch nicht drinn, sagte ich still lächelnd zu mir selbst, kann ich mir doch selber kaum beschreiben, was mich drückt und auf mir lastet; und doch kam mir hier manches Kreuz vor Augen, was so ziemlich auf mich paßte; als da war 1) das Kreuz des Hungers, denn ehrlich gesagt, an den armen Rittern hatte ich mich nicht recht satt gegessen; 2) das Kreuz in Liebesnöthen; dabei stand unter andern: „so ein rechtgläubiger Christ in solchen versiret, soll er darum nicht allen Muth verlieren, maaßen sich oft vielerlei anders gestaltet, als der Mensch gedacht; und ja zuweilen, wenn der Himmel auch noch so trübe, ein freundlich Sternlein sich hervorthut, ehe Jemand sich dessen versiehet"; 3) das Kreuz des übergroßen Glücks; mit folgender Bemerkung: „so wie das Gold das schwerste Metall, also drückt auch Glück, Reichthum, Ehre und Liebesguth in allzugroßem Maas, den Menschen am heftigsten und dergestalt darnieder, daß er es schier nicht tragen mag, und Gott den Vater bitten muß, daß er ihm Kraft verleihe gnädiglich, auf daß er nicht verschmachte." Ich lachte fast laut auf über dieses heute zu Tage seltene Kreuz, und meinte, mit diesem wohl am ersten noch fertig werden zu wollen. Ich blinder, kurzsichtiger Mensch; ich stand in demselben Augenblick schon halb darunter. Peter, der jüngste Sprößling des überreichen Ehesegens in meines Priesters armen Hause, sprang in die Laube und schrie: „Ro-

salindchen bringt Ihnen Kirschen, einen ganzen Teller voll."

Rosalinde? Kirschen! mir? ich fuhr, als brenne die Bank unter mir, von meiner alten Hauspostille auf, und schon stand das wunderholde Mädchen, in dem alterreizendsten Hausnegligee, ihren italienischen Strohhut am linken Arme hängend, in der Rechten einen feinen Porzellainteller mit großen frischen Kirschen, vor mir in der Laube, verbeugte sich mit jungfräulichem Anstande und niedergeschlagenen Augen, wollte sprechen, hob den Blick, sah mich an, lächelte verlegen, und gerieth in die holdeste Verwirrung, als ich ihr, von meiner Überraschung noch nicht wieder zu mir selbst gekommen, auf den Teller deutend, entgegen rief: „mein Gott, Ew. Erlaucht haben sich selbst inkommodirt —"

„Meine Mutter" begann das engelschöne Kind, ich ließ es aber, aus eigener Verlegenheit, und in dem unglücklichen Bestreben, diese durch Reden zu übertäuben, nicht zum Worte kommen, und fiel daher mit der Entschuldigung schnell ein, daß ich selbst schuldigerweise nicht hätte ermangeln wollen, der gnädigen Frau Mutter meine Ehrfurcht persönlich zu bezeigen, daß mich aber eine Unpäßlichkeit —

„Da werden Ihnen vielleicht die Kirschen recht erquickend sein," sagte der wunderholde Engel, etwas gesammelter, mit sanfter Freundlichkeit, „sie sind ganz frisch, ich habe sie selbst gepflückt."

„Mein Gott, diese ausgezeichnete Gnade — ich bin — ich kann nicht Worte finden, meinen devotesten Dank —"

„Meine Mutter wäre" hob Rosalinde, die sich an dem gänzlichen Verluste meines Konzeptes heimlich zu ergötzen schien, lächelnd an: „Meine Mutter wäre, wenn ihr böser Fuß ihr nicht das Gehen gar zu sehr erschwerte, gern selbst gekommen, Ihnen zu sagen, wie tief sie sich Ihnen verpflichtet fühlt — "

„Die gnädigste Frau Mutter! mir? — verpflichtet?"

„Wir haben" fuhr Rosalinde ernster werdend, mit dem sanftesten Wohllaut ihrer Glockenstimme fort, „wir haben nicht vergessen, was Sie Gutes an uns gethan, mein seliger Vater hat uns oft von Ihnen erzählt, wie theilnehmend Sie sich seiner angenommen und wie Sie nicht müde geworden, sein Recht zu verfolgen, und meine arme Mutter meinte noch heute, daß, wenn der Vater am Leben geblieben wäre, und Sie beim Herrn Justizrath Brummer, der Prozeß gewiß — — "

Ich war während der kurzen Rede stückweise aus den Wolken gefallen; also nicht die vermeintliche junge Gräfin Wurschen, sondern die bildhübsche Tochter des wohlseligen Pfarrers zu Waitzenlinde, war das Idol meiner Liebesträume gewesen! Ich stieg im Laufe unsers nun immer lebhafter werdenden Gesprächs allmählich von meiner reichsgräflichen Devotion zum Herzenstone der traulichen Innigkeit herab, sog, indem ich Hunger und Durst in den herrlichen frischen Kirschen stillte, jedes Wort von dem allmählich sich immer mehr erschließenden Purpurmündchen des niedlichen Pfarrkindes, und mußte meine Augen immer mit Gewalt von der Graziengestalt wegwenden, denn sie schien den

brennenden Blick nicht ertragen zu können, mit dem ich sie verschlingen zu wollen scheinen mochte, und ward immer schüchterner und verlegener, je öfterer sie ihm begegnete. Ein Kreuz, das des Hungers, war mir durch die, wie vom Himmel gesandten Mannakirschen abgenommen, aber das in Liebesnöthen und das des Übermaaßes in meinem Glücke, fühlte ich, seit Rosalinde in der Laube neben mir saß, und so unbefangen und natürlich plauderte, wie ein Kind mit dem Vertrautesten seines Kreises, in ihrer ganzen Schwere. In des Mädchens Flötenstimme, im Lächeln, in jeder seiner Bewegungen, im schmachtenden Blicke seines seelenvollen Auges, in seinem ganzen Wesen lag ein solcher Zauber, eine solche Anmuth, in jeder Äußerung so viel Gemüth, so viel Kindliches, rein Weibliches, daß ich — sie stand, ihr Tellerchen wieder in der Hand, auf, und wollte — ich hatte meiner Empfindungen nicht länger Meister bleiben können und ihr, vielleicht durch zu lebhaft betonte Worte, die Feuersbrunst, die in meinem Innern auf allen Ecken und Enden unaufhaltsam emporzulodern anfing, verrathen, und wollte gehen: ich bat, sie zu ihrer Mutter begleiten zu dürfen, nahm ihren Arm und ging mit ihr durch das endlos lange Dorf, bis zum allerletzten Häuschen, wo die Mutter, nach des Vaters Tode, von einer ärmlichen Wittwenpension kümmerlich lebte.

Rosalinde gestand mir auf dem Hinwege, daß sie bei dem Eintritte in die Laube sehr überrascht gewesen wäre, in mir denselben zu finden, den sie gestern früh am Fenster über dem schwarzen Mohren, und gestern

Abend am Bleichfasse bei den Binsenenten gesehen; sie schämte sich noch, nach dem Fasse gegangen zu sein, und habe sich den ganzen Abend darüber Vorwürfe gemacht, allein der Knabe, den sie auf dem Arme gehabt, sei von dem hydraulischen Kunstwerke so begeistert gewesen, daß er das schwimmende Binsengefieder sich durchaus in der Nähe habe besehen wollen; dann kam sie auf die alte Gräfin zu sprechen, die sie gegen meine Anfälle mit der rührendsten Gutmüthigkeit vertheidigte. Die offenbare Ungerechtigkeit bei dem Wiesenprozesse schob sie auf den Advokaten der Gräfin, und die unerträglichen Maretten, den Geiz, die Härten, den Egoismus, den Hochmuth, mit denen die Alte alle ihre Umgebungen oft bis auf das Blut quälte, nannte sie bloße Launen, bei denen die arme Frau selbst gewiß mehr leide, als die Personen ihres Kreises. „Die Art Menschen," fuhr sie, meinen Unwillen über die Wurschenfche Erlaucht sanft begütigend fort, „ist vom Glück verwöhnt, und sieht darum das kleinste Misgeschick für ein unerträgliches Unglück an. Ich bin jetzt seit des Vaters Tode bei ihr gewesen und habe sie, während die junge Gräfin Rosalinde in der Pensionsanstalt war, auf ihrer Reise begleitet. Wohl war es mir Anfangs, als wäre es ein Ding der Unmöglichkeit, nur einen Monat bei ihr auszuhalten; denn alles zu thun, was in unsern Kräften steht, und nie — nie ein zufriedenes Wort darüber zu hören, nie einen anerkennenden Blick des Wohlwollens dafür einzuärndten, immer und ewig ausgescholten, und, selbst in Gegenwart Anderer, mit dem schneidenden Vorwurfe gänzlicher Untauglichkeit

belastet zu werden, — nein, es geht nichts über die Bitterkeit einer solchen Lage. Da ich aber sah, daß hundert anderen meines Gleichen kein besseres Loos vom Himmel bereitet war, fing ich an, mein Schicksal als eine Schule für mein zukünftiges Leben anzusehen; Tragen, Dulden und unsere Pflicht thun — das ist ja die schwere Aufgabe aller der Mädchen, die arm und mittellos in die Welt geworfen werden. Mir ward mein Loos noch leichter, als mancher andern; ich trug eine Schuld an die junge Gräfin ab; diese hatte, als ich noch im Vaterhause war, die Hälfte ihres Taschengeldes jahrelang an ihre Maitres gegeben, um mir Unterricht in Sprachen und Musik zu ertheilen; die Alte durfte das nicht wissen; vor der hieß es immer, mein Vater bezahle dieß alles; sollte ich nun dafür nicht ihrer Mutter Gutes thun, so viel ich vermochte? und späterhin, als ich sah, daß diese mit all ihrem unermeßlichen Gelde doch nicht glücklich war, daß ihr in der ganzen Welt nichts Freude machte; daß sie nie und nirgends zufrieden war, lernte ich begreifen, daß meine Lage tausendmal besser sei, als die der Gräfin; ich söhnte mich mit meinem Geschick aus und habe nie wieder geklagt, und ihren Mismuth mit Ruhe und Ergebung ertragen. Ich stand in meiner Einbildung jetzt viel höher beim lieben Gott angeschrieben, als die arme reiche Frau, und ich sah ihre ewig bösen Launen, ihr Zerfallensein mit sich und der ganzen Welt, als eine ganz natürliche Folge der Übersicht an, die sie von ihrer eigenen bemitleidenswerthen Lage hatte. Man darf den Großen, den Vornehmen, den Reichen, welche von der

Menge oft so schonungslos beurtheilt und beneidet werden, nur eine Zeit lang recht nahe stehen, um sich zu überzeugen, daß sie wahrhaftig nicht so glücklich sind, als sie scheinen. Mit dieser Überzeugung bin ich jetzt zu meinem Mütterchen zurückgekehrt, und will mir den Schatz meiner gesammelten kleinen Erfahrungen für mein künftiges Leben aufreben."

Die einfache, verständige Rede des Mädchens hatte mich ernst gestimmt; ihre Resignation, ihre Ruhe, ihr fester Blick auf sich und ihre Pflicht gaben ihr in meinen Augen eine ganz eigene neue Glorie; das, was mich gleich vom ersten Augenblicke so wunderſam an das Grazienkind gefesselt hatte, sein blendendes reizvolles Äußere, erhielt durch die nähere Kenntniß dieses klaren, himmlischen Gemüths gleichsam einen noch veredeltern Glanz. War mir doch in meinem Leben nicht so sonderbar zu Muthe gewesen, als auf diesem Gange. Wer konnte dieses schuldlose, heitere Wesen sehen, ohne sich zu ihm hingezogen zu fühlen; aus allen Häusern, an denen wir im Dörfchen vorübergingen, kamen ihr die Mädchen und Frauen fröhlich entgegen, bewillkommten sie mit herzlicher Biederkeit, und freuten sich, sie noch schöner und größer, und noch so gut und freundlich zu finden, und Jedem wußte sie etwas Liebes und Theilnehmendes zu sagen; als aber eine alte Bäuerin, auf mich deutend, im gutmüthigen Scherz fragte, ob der schmucke, junge Herr etwa der mitgebrachte Herr Bräutigam sei, ward sie feuerroth, und konnte die Versicherung, daß ich ein, zur Gesell-

schaft auf dem Schlosse gehöriger Fremder wäre, kaum über die Lippen bringen.

Ich klagte, im Weitergehen, sanft schmollend, über den doch fast gar zu fernen Platz, den sie mir angewiesen, und meinte, daß sie wohl statt mich zu den Fremden zu zählen, mich als einen Freund ihres Hauses hätte vorstellen können; sie schlug die Augen blitzschnell zur Erde nieder, ein dunkeler Purpur überflog von Neuem den Lilienfammet ihrer Wangen, sie wollte etwas darauf erwiedern, aber der Schreck, den von der alten Bauerfrau auf das Tapet gebrachten Witz wieder, und von mir selbst berührt zu sehen, schien ihr das Zünglein gelähmt zu haben. Konnte denn für meine Eigenliebe ein zarteres Geständniß erdacht werden? sagte denn dieses Schweigen, diese Rosengluth, dieser niedergesenkte Blick, diese liebliche Verwirrung mir nicht laut, daß —

„Ah, Mutterchen ist im Garten," hob sie, nach einem kleinen dunkelbeschatteten Hause aufsehend, an, „ich werde Sie melden" setzte sie, mit einem rückwärts geworfenen, freundlichen Blick hinzu, und flog vorauf; „nur nicht als Fremden" rief ich ihr nach, folgte im stillen Entzücken über die unbeschreibliche Anmuth, die das süße Zauberbild umschwebte, und begrüßte die ehrwürdige Pfarrfrau mit einer kindlichen Traulichkeit, als wäre ich bereits ihr feierlich erklärter Herr Schwiegersohn.

17.

Ich ward es noch diesen Abend. Wie das eigentlich kam, weiß ich selbst nicht. Aber es ging alles ganz

natürlich zu; von Haus aus waren wir beide arm; also in diesem Punkte einander gleich. Mein Brod, und so viel, um eine kleine Frau Assessorin satt zu machen, verdiente ich. Rosalinde brachte die Kunst, sich mit Wenigem zu begnügen, mir mit in das Haus, ein Kapital, das in einer kleinen Wirthschaft auskömmliche Zinsen trägt. Darin waren wir also auch gleich. Seit lange schon hatte ich mir die Töchter des Landes im Stillen besehen. Reiche Mädchen wagte ich nicht anzusprechen, aus Besorgniß, der Assessor Habenichts werde vom Herrn Papa einen Korb bekommen; und den unbemittelten hatte ich noch weniger den Muth mich zu nähern, weil sie fast ohne Ausnahme über ihren Stand erzogen, und dadurch auf ein Leben angewiesen waren, das ich ihnen bei meinem Einkommen nicht bieten konnte. Hier — hier in meiner wunderlieblichen Rosalinde fand ich, was ich gesucht hatte, ich fand tausendmal mehr. Mit jeder Viertelstunde, daß ich das holde Kind sprach und beobachtete, entfalteten sich neue Reize, neue Vorzüge, neue Tugenden; und ehe der Mond auftauchte aus dem stillen See unweit des Gärtchens, hatte ich meine gewichtigen Worte vor Mutter und Tochter angebracht, und war froh, daß ich es vom gepreßten Herzen herunter hatte. Beide waren wohl über die Hast des liebenden Drängers überrascht, die Alte erwiederte mit freundlichem Wohlwollen, sie habe von ihrem seligen Herrn nichts als Gutes und Liebes über mich gehört, indessen müsse sie sich doch einige Bedenkzeit ausbitten; im Ganzen fände sie sich durch meinen Antrag geehrt, und lasse ihrem Kinde völlig

freien Willen. Da zog Rosalinde fröhlich weinend der Mutter Hand an ihre Lippen, ich warf mich zwischen beiden zu ihren Füßen nieder, und fragte das Mädchen meines Herzens, ob es des Lebens Freude und Leid mit mir theilen wolle, und Rosalinde sank neben mir auf ihre Knie, die Mutter segnete uns, der Mond entstieg dem stillen See und erleuchtete die blühende Gartenlaube, in der drei fromme, glückliche Menschen einander in den Armen lagen.

18.

„Wie ist mir geschehen? wie ist es möglich gewesen?“ fragte sich Rosalinde, den schnellen Wechsel der Dinge nicht begreifend, mit stillem Lächeln und warf den jungfräulichen Blick gen Himmel, daß sich der Vollmond in den Thränen wundersam wiederspiegelte, die ihr in den großen schwarzen Augen schwammen.

„Das ist da oben beschlossen!“ sagte die Mutter mit gläubigem Vertrauen. „Jedesmal, nun kann ich es wohl sagen, jedesmal, daß der selige Vater aus der Stadt kam, und Sie gesehen hatte, sprach er immer von Ihnen mit Enthusiasmus und feurigem Lobe; das hat Ihnen Rosalindens Herz gewonnen, ohne daß sie es selbst weiß; und wenn wir dann beide allein waren, wiederholte er immer die Behauptung, daß das ein Mann wäre, für sein Lindchen wie geschaffen. In seinem Geiste habe ich nur gehandelt, wenn ich den Zufall, der Euch, meine Kinder, so sonderbar zusammengeführt hat, für das Werk einer höhern Fügung halte, und in meinem Segen sprach ich den seinigen aus.

Rosalinde weinte, an meine Brust gelehnt, laut; ihr nasser Blick schweifte schweigend in der unermeßlichen Sternenwelt umher, als wollte sie die Friedenswohnung des Geschiedenen erforschen. „Mein Väterchen" sagte sie halb laut, wie für sich hin, „ich suchte dich vergebens, aber deine Liebe und deine Tugenden habe ich in diesem Herzen gefunden." Sie legte ihre kleine Hand auf meine Brust, und lispelte mit der Lauterkeit eines schuldlosen Kindes lächelnd: „Kein Fremder mehr, mein Freund, mein treu geliebter Freund;" ich umschlang trunken vom Entzücken die bräutliche Jungfrau, und saß, als unser Mütterlein, vom kühlen Abend gemahnt, schon längst sich in das Haus und zur Ruhe begeben, immer noch in der lauschigen Laube, und wollte zehnmal fort und konnte nicht. Wer es kennt, das Kosen der bräutlichen Liebe, wer es kennt, das unnennbare Glück, ein Mädchen, wie die engelgleiche Rosalinde, sein, ganz sein nennen zu können, wer es kennt, das ewige Necken und Tändeln, das Hingeben und Sträuben, das bis zum süßesten Wahnsinn gesteigerte Zauberspiel der unschuldig Liebenden, der wird die Seligkeit dieser unvergeßlichen Verlobungsnacht ermessen!

19.

Mein Director schnarchte schon, als ich heim kam, ich hatte also Niemand, dem ich meine Freude verkünden konnte; aber als früh am Morgen, wo der alte Director noch immer schnarchte, der Graf Weidenheim mich in meinem Pfarrgärtchen mit seinem Besuche überraschte, that es mir wohl, daß gerade ein alter

Universitätsfreund der erste war, der aus meinem Munde die frohe Nachricht vernehmen sollte.

„Weiß schon alles," fiel er mir theilnehmend in das Wort. „Lindchen ist heute sechs Uhr schon eben auf dem Schlosse gewesen, bei meiner Braut; um sieben Uhr war bereits Seiferdingen, auf Anstiften meines Bräutchens, bei der gnädigsten Mama, und erklärte nach heftes hitzigen Debatten den gestern abgeschlossenen Scheinhandel von Waitzenlinde für ungültig, wenn sie nicht die sonst auf ihn, als ihren Nachfolger im Gutsbesitz fallende Verpflichtung übernehme, die Ansprüche des seligen Pfarrers Ehrhard wegen der bewußten Wiesennutzung vollständig zu tilgen, die Wiese selbst aber, unweigerlich an den zeitigen Pfarrer sofort wieder zurückzugeben; indem er nicht gesonnen sei, einen Prozeß mit zu kaufen, den sie allein angezettelt habe, der noch nicht geschlichtet sei, und der für die Gutsherrschaft offenbar verloren gehen müsse. Mama hat sich anfänglich mit Händen und Füßen gestemmt; endlich ist denn, da Seiferdingen sein Ehrenwort gegeben, ohne Abmachung dieses Punktes, Waitzenlinde nicht zu kaufen, sondern heute noch wieder nach Hause zu fahren, das desfallsige Instrument gleich gerichtlich ausgefertigt worden, und heute noch wird die von Seiferdingen bedungene Summe an die Wittwe Ehrhard ausgezahlt. Die Geschichte hat mich sehr gedrückt; nun erst freue ich mich auf den Besitz von Waitzenlinde, denn ein, mit unrechtem Gute behaftetes Grundstück brennte mir unter den Füßen, und mein Bräutchen

freut sich hauptsächlich, daß die Sache jetzt so gekommen; hat Ihre niedliche Rosalinde für Ihren künftigen Haushalt doch nun eine recht erkleckliche Ausstattung, und diese von Gott und Rechtswegen. Heute, mein Freund, sind Sie sammt der künftigen Frau Assessorin, feierlichst bei der Mama zur Tafel eingeladen, und Ihr beiderseitiges Wohl soll unter dem Donner der auf dem Schloßportale aufgepflanzten Pöller ausgebracht werden, so will es die kleine Gebieterin meines Herzens."

Der Director trank sich bei den vielen Gesundheiten dieses Mittags einen Haarbeutel über den ganzen Rücken, ich gewann aber während dieses fröhlichen Mahles die Überzeugung, daß meine Rosalinde zehntausendmal hübscher und liebenswerther war, als die hochgräfliche; ihre schwesterliche Zuneigung zu meinem Mädchen und ihre gediegene Herzensgüte wogen aber die ihr im Vergleich mit Lindchen ermangelnden äußern Reize, wenigstens in meinen Augen, reichlich auf. Daß ich die glückliche Wendung der Wiesengeschichte auch dem Grafen zu danken hatte, lag am Tage; hatte er doch gestern erst sich mir als meinen ewigen Schuldner erklärt, und schien ihm doch der Umstand, daß mir jetzt dadurch etwas Gutes mit widerfuhr, ein vorzüglich erfreulicher Zufall zu sein; aber er hatte auf eine sehr zarte Weise durch die Bemerkung, daß die fragliche Entschädigung den Ehrhardschen Erben von Gott und Rechtswegen gebühre, und daß, wenn sich Jemand dabei ein Verdienst erworben, dieß nur

seine Braut und Seiferdingen gewesen, jeden Dank von meiner Seite im Voraus abgelehnt.

20.

Wenige Tage nach diesen glücklichen Ereignissen ward ich von der Gränzkommission abberufen, um als Rath und Justitiarius in das Forst-Departement zu treten. Die junge Frau Forsträthin in spe begleitete mich bis zu Floßinspectors, um ihre Jugendfreundin Christine zu besuchen. Das Floßwesen gehörte zum Ressort des genannten Departements; ich nahm den alten Herrn unter vier Augen in das Gebet, und ließ einige scharfe Worte von einer Untersuchung fallen, die ihm hinsichtlich seiner Dienstführung bevorstehe, und die bei der unerbittlichen Strenge des jetzigen General-Ober-Land-Forstmeisters höchst nachtheilig für ihn ausfallen könne, wenn er sich nicht ganz rein wisse; ich tippte dabei so deutlich auf die jährliche Spazierfahrt der fünftausend Klafterchen in die Residenz, daß er merken mußte, wie genau ich von seinen bisherigen Dienstwidrigkeiten unterrichtet war. Hätte er Gewissen und Herz auf dem rechten Flecke gehabt, so hätte er mich, durch Dringen auf Beweise dieser Beschuldigungen, in keine kleine Verlegenheit setzen können; so aber rang er die Hände, schob alle Schuld auf seine Frau, nannte eine Menge ehemaliger, zum Theil schon verstorbener Vorgesetzter, mit denen er das Spiel gemeinschaftlich getrieben, und ließ mich da einen Blick in ein Gewebe von Schurkereien thun, das so fein an-

gelegt war, daß der offenbar den Hals brach, der es anrührte; ohne der Sache selbst den geringsten Dienst zu leisten, denn jeder in meiner Stellung mußte vorhersehen, daß er hier mit seinen beschränkten Kräften und Mitteln nicht durchgreifen könne. Als den einzigen Ausweg, jeder möglichen Verdrüßlichkeit zu entgehen, schlug ich ihm vor, unter dem Vorwande zunehmenden Alters, um Entlassung anzuhalten; der nicht invalide Lieutenant Ehrhard werde um die Stelle einkommen, an ihm sei es, alle seine Verbindungen in der Residenz in Bewegung zu setzen, um diesem den Posten, auf den derselbe, als Invalide, gesetzmäßige Ansprüche habe, zu verschaffen; Ehrhard werde sein Schwiegersohn, und so bleibe die Stelle bei der Familie, und alles, bis auf die fünftausend Klaftern, die Ehrhards mir bekannt gewordene Rechtlichkeit fortan gewiß nicht heimlich mitschwimmen lasse, in statu quo, und seine arme Christine, die, sobald irgend eine Untersuchung gegen ihn verhängt werde, schuldlos geächtet, ehrlos und ewig unglücklich sei, werde die Frau des Mannes, den sie einzig und allein liebe, und ohne den, wie es mir scheine, das ganze Leben ihr keinen Werth habe.

Der Floßinspector that in der Angst seines Herzens, wie ich ihm gerathen; der Lieutenant kam auf meine Veranlassung um die Stelle ein; das ganze Kollegium wollte ihm, als einem rechtlichen und unterrichteten Manne, wohl, und willfahrte seinem Gesuche um so bereitwilliger, als er zweimal für das Vaterland geblutet und diesem seine Gesundheit geopfert hatte, und

so erhielt er den Posten, und ein halb Jahr später legten die Eltern Christinens Hand in die Seine.

Mich aber fragte gestern mein holdseliges Frauchen, ob ich noch Binsenenten machen könnte, und als ich, durch die sonderbare Frage überrascht, mich erkundigte, für wen, umschlang sie mich fröhlich weinend, schmiegte das Lockenköpfchen, über und über erglüht, mir an die Brust und lispelte mit jungfräulicher Verschämtheit, die erste mütterliche Verkündigung, „für unser Kind."

MARIA JOSEPHA

von Sachsen Dauphine von Frankreich.

Penelope.

TASCHENBUCH

für das Jahr 1825.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

14r Jahrgang.

Mit Kupfern

Leipzig.

J. C. Hinrichsche Buchhandlung.

a
357 13

Goethe-Schiller-Archiv Weimar

Gallerie
aus
Schiller's Gedichten.

V.

Die Bürgschaft.

In 6 Darstellungen nach Ramberg.

Die Bürgschaft.

Ballade.

Zu Dionys, dem Tyrannen, schlich
Möros, den Dolch im Gewande!
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreyen!“
Das sollst du am Kreuze bereuen. (1)

„Ich bin, spricht jener, zu sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben;
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drey Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreyt;
Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.“

Da lächelt der König mit arger List,
Und spricht nach kurzem Bedenken:
Drey Tage will ich dir schenken;
Doch wisse! wenn sie verstrichen die Frist,
Eh' du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.

Und er kommt zum Freunde: „Der König gebeut,
Daß ich am Kreuz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben;
Doch will er mir gönnen drey Tage Zeit,
Bis ich die Schweſter dem Gatten gefreyt;
So bleib' du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu löſen die Bande."

Und ſchweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert ſich aus dem Tyrannen,
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth ſcheint,
Hat er ſchnell mit dem Gatten die Schweſter vereint,
Eilt heim mit ſorgender Seele,
Damit er die Friſt nicht verfehle. (2)

Da gießt unendlicher Regen herab,
Von den Bergen ſtürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme ſchwellen,
Und er kommt an's Ufer mit wandernbem Stab;
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd ſprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und troſtlos irrt er an Ufers Rand;
Wie weit er auch ſpähet und blicket,
Und die Stimme, die rufende, ſchicket,
Da ſtößet kein Nachen vom ſichern Strand,
Der ihn ſetze an das gewünſchte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da ſinkt er ans Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
„O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag ſteht
Die Sonne, und wenn ſie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.“

Doch wachſend erneut ſich des Stromes Wuth,
Und Welle auf Welle zerrinnet,
Und Stunde an Stunde entrinnet;
Da treibt ihn die Angſt, da faßt er ſich Muth
Und wirft ſich hinein in die brauſende Fluth. (3)
Und theilt mit gewaltigen Armen
Den Strom, und ein Gott hat Erbarmen.

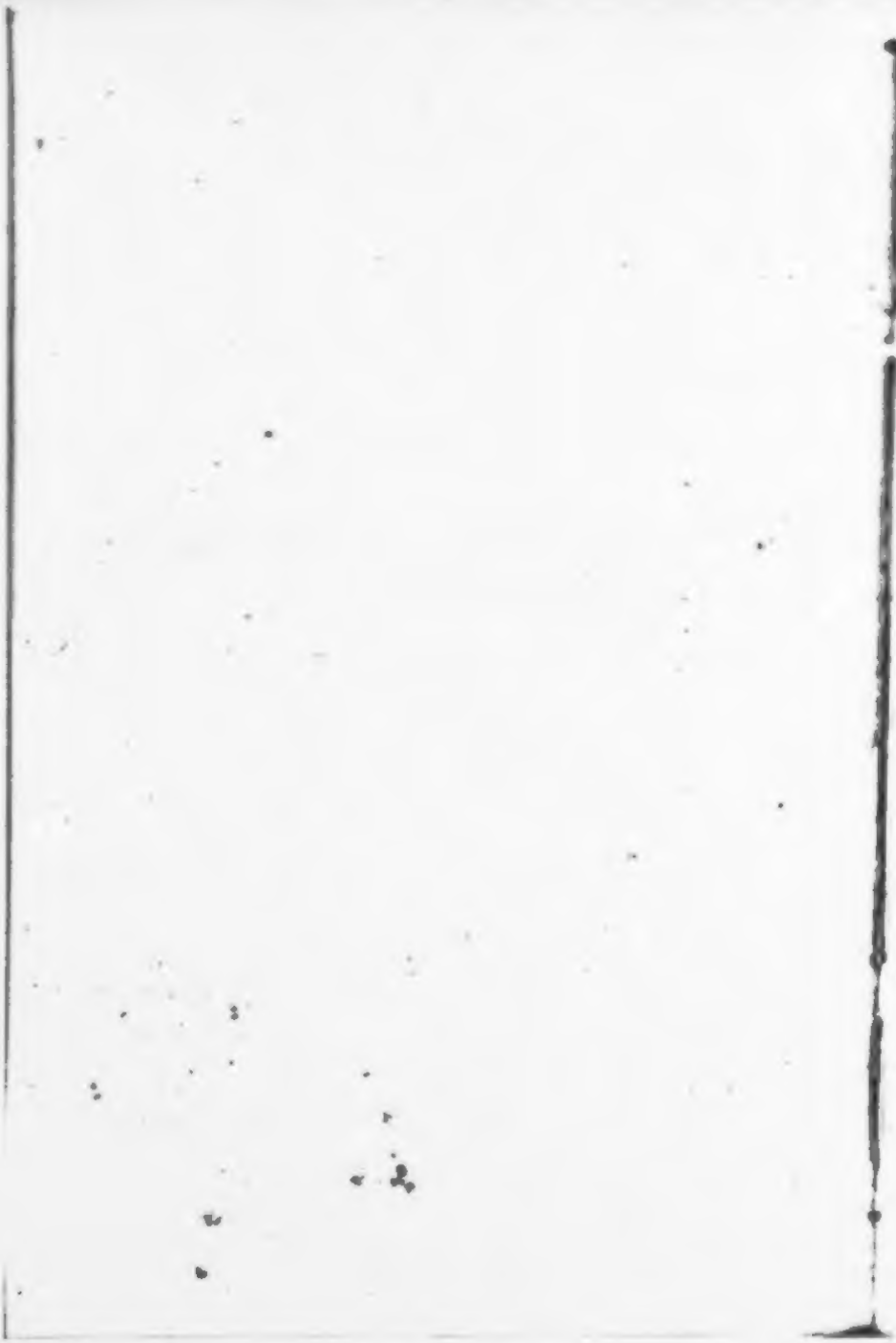

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte;
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

„Was wollt ihr, ruft er vor Schrecken bleich,
Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!“
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
„Um des Freundes willen erbarmet euch!“
Und drey, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen. (4)

Und die Sonne versendet glühenden Brand,
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Kniee;
„O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet an's heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben.“

Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er zu lauschen,
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder,
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und malt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten;
Und zwey Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
Jetzt wird er an's Kreuz geschlagen.

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorgen Qualen.
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennt entsetzt den Gebieter:

Zurück! du rettest den Freund nicht mehr.
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr:
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.

„Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.
Des rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht;
Er schlachte der Opfer zweye,
Und glaube an Liebe und Treue!"

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor
Und sieht das Kreuz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet,
An dem Seile schon zieht man den Freund empor;
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor!
„Mich, Henker! ruft er, erwürget!
Da bin ich, für den er gebürget!"

Und Erstaunen greift das Volk umher,
In den Armen liegen sich Beyde,
Und weinen vor Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum König bringt man die Wundermähr!
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an,
Drauf spricht er: Es ist euch gelungen.
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn.
So nehmet auch mich zum Genossen an.
Ich sey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der Dritte.

Erklärung der Kupfertafel.

Atrium im Hause des Aktäon zu Pompeji.

Man nennt dieſes Haus deshalb ſo, weil man im innern Hofe deſſelben ein Wandgemälde vorfand, welches Diana und Aktäon vorſtellt. Es befindet ſich auch jetzt noch daſelbſt. Außerdem findet man auch die Inſchrift: „C. Sallustium“ an dieſem Hauſe, und es wird darnach auch das Haus des Salluſts genannt, obgleich Salluſt wohl nur der Patron des Inhabers ſeyn mochte. Es iſt eins der größten und wohlerhaltenſten in Pompeji, und wenn wir dem Wunſche unſerer Leſer dadurch entgegenkommen könnten, würden wir in den folgenden Jahrgängen dieſes Taſchenbuchs, ſowohl einen Grundriß, als auch eine, mit genauer Benutzung des Vorhandenen, erfundene Ergänzung deſſelben mittheilen.

Hier alſo finden wir eine Einſicht in das Atrium oder Cavädium, die große Halle innerhalb des Hauſes. In der Mitte erblickt man das Compluvium (die Ciſterne, worinne das Regenwaſſer geſammelt ward) und den Altar der Hausgötter, hinter ihm aber das Tablinum, oder Leſezimmer, das von dem Gewächshauſe nur durch eine niedre Mauer getrennt war. Man erblickt noch die ioniſchen

Säulen, welche das Dach von dessen Portikus trugen, und dahinter die gemalten Wände. Auf der kleinen Mauer befand sich ein großes Fenster. Rechts ist der Gang, welcher alles mit einander verbindet, woran sich links und rechts die Alä, oder Sprachzimmer befanden, in welchen ohnstreitig Divans standen. An jeder Seite sieht man eben so auch die Thüröffnungen der Zimmer, welche das Cavädium umgaben; ihre gemalten Wände, wie die des Cavädiums selbst stellen, Marmorplatten vor. Der Boden war von Cement mit darein gelassenen Stücken von bunten Steinen. Links vom Lesezimmer bemerkt man eine falsche Thüre, um mit dem Communicationsgange in Symmetrie zu kommen. Der mit Ziegeln gedeckte obere Theil der Mauern ist eine moderne Zugabe.

W. Kaulbach del. A. Brückner sc.

Die Bürgschaft, von Schiller. 1.

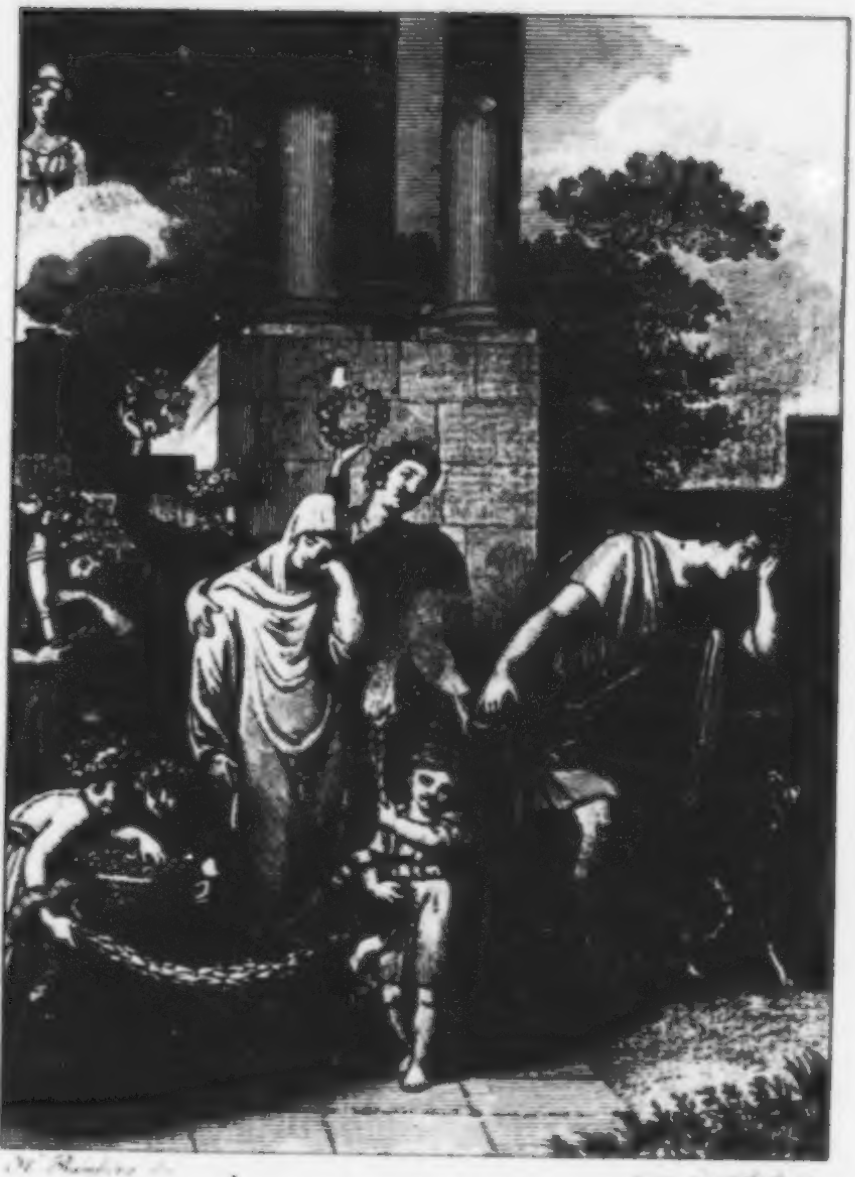

Die Bürgschaft von Schiller 2.

Die Bürgschaft von Schiller 3.

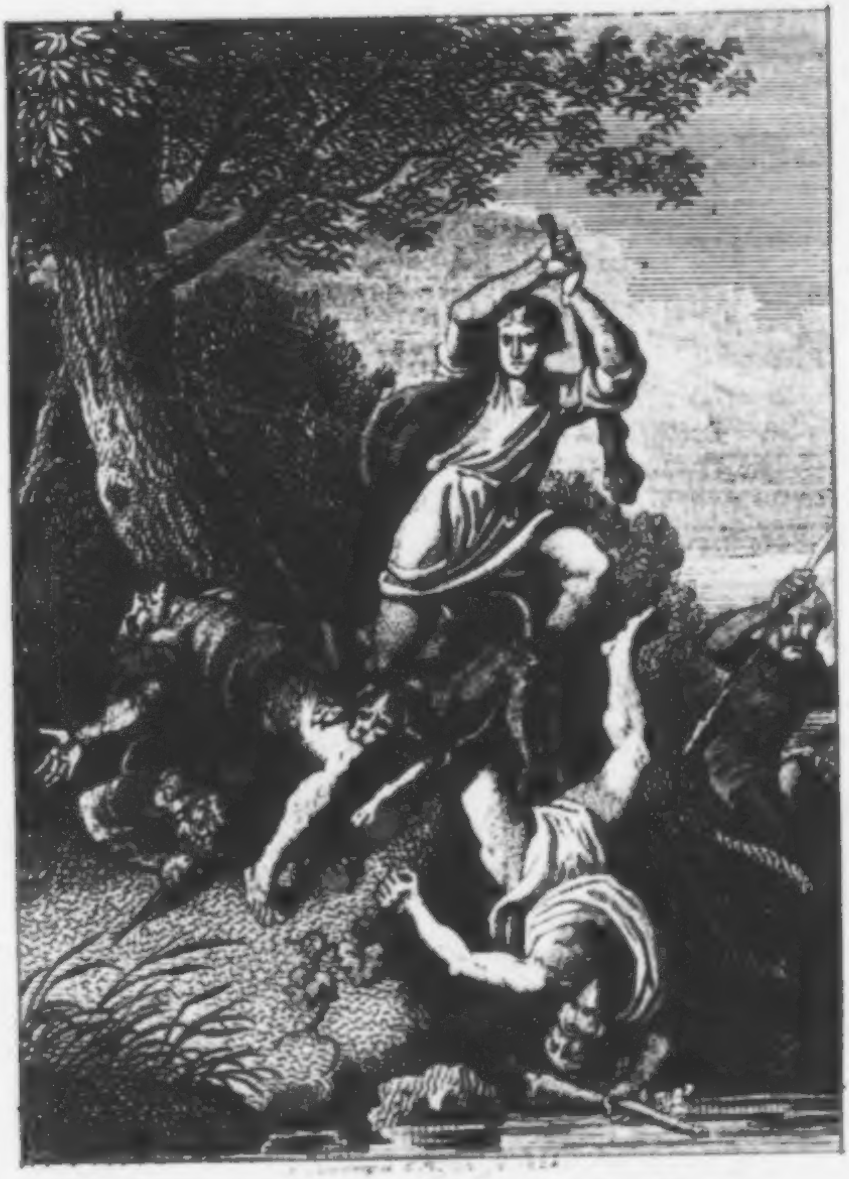

Die Bürgschaft. von Schiller. 4.

Die Bürgschaft von Schiller. 3.

Gedruckt von Martin Cranz

Die Bürgschaft, von Schiller. 6.

Atrium im Hause de

F. Voith sc.

des Aktaeon zu Pompeji.

Schloß Kaltenbach oder der Brüderzwist.

Von Wilhelm Blumenhagen.

Im nördlichen Deutschland, innerhalb der Marken eines durch die französische Gewaltherrschaft neugeschaffenen Königreichs, doch nicht gar weit von dessen östlicher Gränzlinie, lag nahe einer kleinen Stadt das Schloß Kaltenbach. Einst war dasselbe der Edelsitz einer alten Familie gewesen, welche dem Vaterlande Helden und Staatsmänner gebar. Das letzte Fräulein des angesehenen Stammes und die einzige Erbinn seiner Güter gab ihre Hand einem ausgezeichneten Kriegsmanne bürgerlicher Herkunft. Die bedeutenden Lehne fielen dem Staate zu; Schloß und Erbgut blieb jedoch ihren Nachkommen, welche sich seitdem die Engelborne zu Kaltenbach schrieben und nennen ließen.

Einen bösen Platz in der Welt hatten die Enkel und Urenkel des meßalliirten Fräuleins durch sie bekommen, denn in einem Lande, wo mehr als irgend sonst die Stände geschieden und abgeschnitten gegen einander dastanden, war ihre Halbheit zwischen Edelmann und Bürger ein Fehler für sie bey Beyden, und Mißtrauen von beyden Theilen war ihr Loos. Abgeschieden lebten sie darum auf ihrem Herrenhofe, suchten

keinen Fürstendienst, und zogen die Beschäftigungen des Landlebens den Freuden der Städter vor, und ihre Untergebenen, die Einwohner der zwey kleinen Dorfschaften, welche zur Herrschaft gehörten, standen sich gut dabey, und waren glücklich wie die Herrn selbst, die nicht durch Hofesprunk oder Reisen nach Paris und Rom ihr schönes Vermögen verschleuderten.

Aber der Geist der alten Kaltenbachs war drum nicht erloschen in der Familie; eine Festigkeit des Charakters, ein eigener wohlanstehender Stolz und eine leicht aufbrausende Heftigkeit bey beleidigtem Recht- und Ehr-Gefühl zeichnete die Männer, hohe Gestalt, Würde und Sitte die Frauen aus, und unter den jüngern Söhnen hatte mancher im fremden Kriegsdienste sich Ehre und Orden geholt; der bilderreiche Familiensaal verkündete dieses, denn in ihm bekam von Geschlechte zu Geschlechte jedes Mitglied, wie in der Zeit seiner adlichen Besitzer, sein Plätzchen, und neben den geharnischten Kriegsobersten der Vorzeit sah man die schlichtern Bürger in runder Perücke und braunem Tuchrocke wie die blühenden Husaren und Jägerhauptleute, die sich in bunter Reihe recht gut ausnahmen, und friedlich mit einander diese Ehrenwohnung so wie die Vätergruft in dem Dorfe Steinmühlen theilten. —

Wiederum schien die Herrschaft den Namen tauschen zu sollen, denn der jetzige Besitzer Herr Franz Engelborn zu Kaltenbach war Wittwer, lebte mit seiner siebenzehnjährigen Tochter Franziska das eingezogene Leben der Eltern nach, und schien, da er schon ein

Vierziger war, das Andenken der geschiedenen Gattinn nicht mehr durch eine Stellvertreterinn trüben und verlöschen zu wollen. Ein Bruder des Gutsherrn, Cäsar genannt, war seit zwanzig Jahren und drüber in die Fremde gezogen, man wußte nicht wohin und man wußte nicht warum, denn in allen diesen Jahren hatte Niemand eine Nachricht von ihm vernommen. Die ältere Dienerschaft im Schlosse und die Väter der Bauernhöfe erzählten sich noch zuweilen bey ihren Bierkrügen in der Schenke zum durstigen Fuhrmann, wie Junker Cäsar, denn die alten Titel ihrer Herrschaft zu geben versäumten die Landleute nie, ein großer, stattlicher junger Herr gewesen, freylich recht aufbrausend, aber sonst so brav als gütig, und auf der Jagd der beste Schütz und Saufänger, in Wassersnoth der Erste im Kahne, und bey Feuersbrunst der Höchste auf der Leiter. Diese Lobsprüche brachten indeß den Verschollenen nicht zurück, und im Schlosse sprach man noch leiser von ihm, denn der Schloßherr hörte nicht gern davon, und war selbst finster und einsylbig geworden, als einst sein Liebling und trautester Gesellschafter, der junge Doctor Best im Bildersaale nach dem Vermißten fragte. —

Das Schloß Kaltenbach lag in einer herrlichen Gegend, einem Eden für Dichter und Romantiker, mitten in einem Park, dessen Ausdehnung verhinderte, daß man die Beschränkung der hohen Mauern gewahr wurde, die rundum das Besitzthum umschlossen und sicherten. Eine flache Höhe, der letzte Abhang naher

Bergketten, trug Park und Gebäude; von da lief das Gebirg in seine letzte Spitze aus, erhob sich hier noch einmal in ein bedeutendes Vorgebirge von wüsten und zackichten Kalk- und Kreide-Felsen, und senkte sich dann steil zu der fruchtreichsten Thalgegend hinab, wo ein großer Strom des Landes sich in einem Bogen, den Fels, diesen Riesenwächter des Bergreichs, ewig bekämpfend, um ihn hin wälzte. Auf der höchsten Spitze stand ein alter Wartthurm der Vorzeit, jetzt in eine friedliche Windmühle umgewandelt; des Windmüllers Haus und Gärtchen war der einzige Schmuck des kahlen, höhlenvollen und mit Steinbrüchen bedeckten Felsgipfels; tiefer am Abhange dampfte ein schwarzer Kalkofen und verdunkelte immerfort den Himmel mit seiner düstern Rauchwolke, und ganz unten lag ein Dutzend Fischerhütten, armselig und klein unter Ellern und Ahorngebüsch, doch die Ufergegend schmückend und für manchen reisenden Mahler ein Lieblingsvorwurf seiner Kunst. —

Frisch wehte der Morgenwind über die reichen Felder, wo die Sense klang und fleißige Landleute die goldene Frucht in schwere Garben stellten, in Gottes Wohlthaten Trost für böse Zeiten findend. Doctor West schritt aus dem Thale die Höhe hinauf; er folgte der breiten Landstraße, und ergötzte sich in der Betrachtung des Schlosses und der grünen Baumgipfel, welche vom Herbst mit Roth und Gelb gemischt, über die weißen Mauern ragten, und über ihnen sich wie Riesenblumen in einem Porzellankorbe ausbreiteten. Er

stieg bis zum Thore des Parks hinan; hier prangten noch die Wappen der Kaltenbachs auf zwey breiten Pfeilern; Steinsitze und Rasenbänke luden draußen den Wanderer zur gastlichen Ruhestätt, vor der sich die ganze prachtvolle Gegend ausbreitete, und eine lange weitgepflanzte Kastanienallee führte vom Gitterthor zum Schlosse, an deren Ende sich der größte Theil der Fronte des Gebäudes zeigte. Der Doctor schauete mit seinen dunkeln Falkenaugen die Allee hinab, ob er nichts von der schönen Franziska an den Fenstern des Schlosses zu erblicken vermöchte, indem trat der Gärtner Nicola, in der Reinigung des Eingangs beschäftigt und rückwärts mit der Harke weiterarbeitend, um den Pfeiler des Thors, und Best, dem der alte Krebs fast die Zähen zertreten, faßte ihn derb mit der Hand an der Schulter, und bot den Erschreckenden so den Morgengruß.

„Wir haben Sie schon früher gesehen als Sie uns; sagte freundlich, als er ihn erkannte, der weißhaarige Greis, setzte seine Harke in Ruh und nickte traulich mit dem faltenreichen Gesichte. Sie sind nicht wie die Gewöhnlichen und Meisten jetzt; Mitternacht bey Flasche und Spiele, und Mittags noch im Bett! Frühe Arbeit ist doppelte Arbeit; frühe Gutthat ist zwiefache Gutthat. Das sagte auch der Herr vorhin, als er hier auf dem Rasensopha sein Morgenpfeifchen rauchte, und wir den Herrn Doctor dort unten schon über den Wiesenpfad nach der Straßenherberg zur aufgehenden Sonne hinab schreiten sahen.“ —

„Herr Engelborn ſagte das? fragte der Doctor mit deutlicher Theilnahme; und ſprach er nicht noch mehr?“ —

„Sie werden roth werden bis über das krauſe Backenbärtchen, ſobald ich's wiederhohle; ſagte Nicola. Der Herr lobt ſonſt eben nicht über das Maß; aber ſeitdem Sie ihm das Hüftweh ſo ſchnell vertrieben, und dabey Abend vor Abend ſogar geduldig am Schachbrett ausgehalten, haben Sie einen Hauptſtein bey ihm im Brett, und er könnte vom eigenen Sohne nicht triumphirender und mit ſtolzerer Vorliebe plaudern.“ —

„Aber was ſprach er von meinem Gange dorthin? Weiß er?“ fragte der Doctor mit unruhiger Haſt. — „Daß dort ein alter franzöſiſcher Tanzmeiſter am Tode liegt, und Sie den weiten Weg von der Stadt nicht ſcheuen, ohne Ausſicht auf blanke Gutmachung; fiel der Gärtner ein; Alles weiß er. Er fragte; ich erzählte. Was läuft er nach dem Geſindel? ſagte er da auffahrend. Könnte für andere und beſſere Kranke ſeine Zeit ſparen. Plötzlich hielt er dann ein, und fragte ſanfter: Iſt der Mann wirklich ſo ſehr krank? Todtkrank, ſagte ich; glaube an der Kriegspeſt, Typhus oder wie ſie's nennen; arm und ſchwach iſt er dort mit einem Kinde an der Landſtraße liegen geblieben; Fräulein Franziska hat ſchon oft auf des Doctors Bitte Fleiſchbrühe und Wein hinunter geſchickt. Hat ſie? fragte er haſtig. Soll's bleiben laſſen! Trinkt mir der Oberſt ſchon genug vom guten alten Rheinfaſſe. Daß es Gift würde der fremden Schmarotzerhorde! —

So stolperte er fort an seinem Krückstabe; aber bald kehrte er um, gab mir zwey Speciesthaler, und sagte dabey: der Eine ist für die Fischerwittwe, der gestern der Mann begraben wurde; sie kann sich alle vierzehn Tage das holen; und der Andere — — nun, du findest wol noch einen Unglücklichen, dem das nützt. — Ich verstand den Herrn, und gebe Ihnen das Geld, Herr Doctor, für den Tanzmeister, wenn er auch ein Franzose ist." —

„Sonderbarer und doch so herzensguter Mann! rief der Doctor aus. Herz und Kopf im ewigen Kampfe, und doch der Sieg stets auf der bessern Seite."

„Gut! Ja wohl recht brav; sieh der Gärtner bey; nur ein Hitzkopf ohne Gleich jetzt wie im zwanzigsten Jahre. Sie hätten den Mann sehen sollen vordem, Augen wie Feuerräder, Wangen wie Ranunkelrosen, schlank wie der steinerne Sonnengott dort auf der Schloßtreppe, und eine Stimme wie das Echo am Berge drüben. Ich habe ihn gesehen, wie er sich mit dem Herrn von Grone an der Windmühle schlug, daß das Blut die alten Wände bespritzte; ich habe zuhören müssen, wie die beiden wackern Brüder furchtbare Worte mit einander wechselten, daß mir das Haar zu Berg stand, ich beide Arme zwischen sie hielt, und Alles was scharf war, bey Seite warf, weil ich glaubte, die Stunde müsse mit Brudermord endigen. Der alte selige Herr kam dazu, und jagte die Zänker auseinander." —

„Und woher solche Unnatur?" fragte der Doctor.

„Das weiß Niemand; selbst der selige Herr hat nichts herausgefoltert; antwortete Nicola. Bald darauf ging Junker Cäsar fort, und weil er von dem Agenten des Vaters in der Stadt vorher eine bedeutende Geldsumme gehoben und mitgenommen, so fiel nun des alten Herrn Zorn ganz auf ihn, und Junker Franz hat nie nach dem Bruder gefragt, und nie von ihm gesprochen, und Jeder geräth bey ihm auf acht Tage in Ungnade, der nur des Verlaufenen erwähnt." —

Beyde hörten in diesem Augenblicke nicht fern von sich einen besonderen Ton, der sie zum Hinschauen aufschreckte. Der Ton klang fast wie ein recht schmerzlicher Seufzer, aber zugleich war's als habe ein Fluchwort den Seufzer besiegt. Sie sahen einen langen Mann von dem Sitze an der Mauer aufstehen, und von ihnen abgewandt langsam am Parke hinabgehen. Ein großer Hut verdeckte Gesicht und Kopf, der lange blaue Oberrock war abgetragen, die Gestalt sonst hoch und kräftig, nur etwas gebückt. „Der hat wol gar gehorcht, und da soll ihn ja — —!" fuhr Nicola auf, und hob sein Gärtnerspeer, die weiße Harke.

„Laß ihn, Vater! sprach Best. Vielleicht ist's ein armer Reisender, den deine Geschichte an ähnliches Elend mahnte. Ich suche das Fräulein bey ihren Nelken." — So ging er die Kastanien-Allee hinab, und der Gärtner sah dem wohlgewachsenen, nett gekleideten jungen Manne wohlgefällig nach, und berechnete schon die Hochzeit, die bald kommen mußte, vielleicht auf's Frühjahr schon, und wie er Ehrenbögen und Illu-

mination einrichten und ſtellen, und alle mit einem Feſtaufzuge der Fiſcher und Bauern überraſchen wollte. —

Träume ſind freundliche Boten des Himmels; wohl dem, welcher lange träumt und ungeſtört, und den kein mitternächtiger Feuerruf von der Mayenwieſe wegſchreckt, wo er Blumen brach. Unſer Nicola wurde plötzlich aus ſeinen Phantaſieſpielen gerufen, indem er grade mit ſcharfem Auge die Höhe des projectirten Obelisken ausmaß, der mitten in der Hauptallee prangen, und die Brautkrone aus grünen Feuerzacken gebildet tragen ſollte. Eine ſeltſame Weibsgeſtalt war in den Garten getreten. Auf ihrem braunen Haare, das in verwirrten Flechten und Zöpfen Nacken und Schultern umflatterte, hing ein großer Schäferhut von Filz; ein dicker Strauß von Feldblumen und Waldbeerendolden prangte am Hute mit einem abgeblichenen Seidenbande befeſtigt. Das Kleid des Frauenzimmers ſchien von gutem Stoff und Schnitt, aber Sonnenſtich und Reiſe hatten es beſchmutzt und zerfetzt, und nur locker geheftet ließ es Hals und Bruſt faſt deckelos, deren weiße, feine Haut wunderbar abſtach von der Umgebung. Die Fußbekleidung war gleich armſelig, und die Schuhe mit alten Bändern feſtgeſchnüret; über dem Kleide hing ein rothbuntes Mäntelchen, wie es die Bauerweiber tragen, und wiederum über dieſem Geſchenke ländlichen Mitleids trug die Perſon den Reſt

eines blutfarbenen Shawls von beſter Wolle. Die Geſtalt war wohlgebaut, doch mager; der Gang zeigte von Schwäche, welche die Frau durch Hochtragung des Kopfes und ſchnellen, kurzen Schritt verbergen zu wollen ſchien; zwar verfallen hatte das Geſicht Spuren früherer Schönheit; die dunkelblauen Augen blitzten noch trotz ihrer Verſunkenheit, und der Mund, welchen ein ſeltſames, grauenvolles Lächeln umzog, war voll weißer Zähne. Ihr Alter ſchien zwiſchen dreyßig und vierzig zu ſtehen, aber Leidenſchaft und tiefes Leid hatten mehr gethan als der Jahre Zahn. — Mit bleichem Geſichte und ſtarr wie eine Bildſäule ſtand der alte Gärtner, ſtier die Augen auf das Weib geheftet. Die Bohnenſtange, die bey dem geträumten Obelisken ihm als Viſirwerkzeug gedient, entglitt ſeiner bebenden Hand, und kaum vernehmbar zitterte der Name: Helene! von ſeinem Munde. Ja! Helene iſt es! ſprach mit widriger Freundlichkeit die Fremde, und näherte ſich nun ganz mit großer Beweglichkeit. Und du, alter Ohrwurm kriechſt auch noch immer unter deinen Blumen herum? Aber ſey nur zufrieden; Helene iſt wieder da, und iſt glücklich, und Ihr Alle ſollt haben, was Ihr wollet und begehret. Siehſt du nicht meinen Zobelpelz? Siehſt du nicht die Brillanten und Rubinen auf meinem Hute? Alles ächt! Alles ächt wie — — Liebestreu! Mein Bräutigam iſt gefunden! Durch die ganze Welt hab' ich ihn geſucht, durch Eis und Schnee, über Meer und Berg und Buſch; nun iſt er König geworden, und ich bin ſeine Gräfinn, und

wir Alle sind froh, o so froh! Sey du es doch auch mit, alter, guter Freund!" —

„Großer Gott! Ist es dahin gekommen? seufzte Nicola, und faßte sich selbst sorgsam an die Stirne. Ist das der Schönheit und Klugheit strafendes Schicksal, wenn sie die Sünde beherbergen und ihr dienstbar werden? —

„Beherbergen? sprach das Weib mit traurigem Tone nach. Nein! Nicht Alle sind so gut wie die Leute zu Kaltenbach. Glaub's nur, Nicola, Helene hat oft keine Herberge gefunden, so sehr sie auch bat. Aber nun bin ich wieder da, und Alles ist wieder wie sonst, und mich wird man nun wieder bitten, und ich werde nichts abschlagen. Ach! es thut gar zu weh! — du hast den Garten recht gut gehalten, Vater; Jäger Christoph und Jungfer Babett halfen dir fleißig, und nun wird der alte Herr nicht schelten, wenn er mit den Hunden hinauszieht in den Stemmer-Bruch. Trinkt die Diana noch aus seiner Mundtasse ihre Milch? Ich kann sie nun wieder pflegen und waschen; der alte Herr sieht es so gern. Und sitzet die gnädige Frau noch jeden Abend im Veilchenblauen Atlaskleide hinter dem Theetische, und läßt sich vom Junker Franz vorlesen? Und was macht der gute Junker Franz, und was macht der wilde Junker Cä — —." — Das Wort starb ihr auf den Lippen, und mit der ausgesprochenen Sylbe schien eine merkwürdige Veränderung, wie durch Zauberschlag erschaffen, in ihr vorzugehen. Das widrige Lächeln verschwand vom Gesicht,

und machte dem Ausdruck der tiefsten Betrübniß Platz; die Augen verloren den unnatürlichen Glanz und wurden thränenfeucht, und die beweglichen, weitausgreifenden Arme sanken schlaff am Leibe herab, und die ganze Figur wurde einer Statue ähnlich.

„Armes Kind! sagte Nicola mitleidig, und trat näher zu ihr; was magst du nicht erfahren und gelitten haben! Aber wache auf, denn du lebst nicht mehr in jener schönen, freyen Zeit. Damahls waren meine Haare nur silbergrau, jetzt sind sie weiß geworden wie der Berge Schnee, und von denen, die du nanntest, sind viele begraben, andre nicht mehr bey uns." —

Helene drückte ihre schwere Stirn gegen des Greises Arm. „O ich bin wohl recht unglücklich! seufzte sie tief. Aber wo ist der Junker Franz? fragte sie dann mit zurückkehrender Lebhaftigkeit. Ihn muß ich sehen und sprechen." —

„Herr Franz, Herr Engelborn auf Kaltenbach, so mußt du sagen; antwortete der Gärtner, der mit Erstaunen Zuhorchenden. Der alte Herr Friedrich und seine gnädige Frau schlafen längst drunten unter dem Kirchenchor, und im Schlosse findest du ein Fräulein Franziska, das auch bald Hochzeit machen wird. Doch komm nur mit in den Hirschpark, da ist der Herr. Kommst du auch vielleicht ungelegen, so sieht man's doch, daß du seiner bedarfst, und da mag er mit dem Alten brummen." —

Die Frau war durch des Alten Rede noch verwirrter geworden, als sie hergekommen. Scheu sah sie sich

überall um, als der Greis sie bis zu dem Gehäge führte, wo er an der kleinen Pforte still stand, sie fast mit Gewalt in das Tannengebüsch vorwärts stieß, und zurückbleibend ihr dann mit mitleidigem Achselzucken nachblickte.

Der Herr von Kaltenbach saß auf einer Zweigbank von weißem Birkenholze mitten im Fichtendickicht, vor einem Einschnitte des Gebüsches, der zu einem kleinen Wiesenraume ausführte. Ein Rudel Dammhirsche stand mit vorgestreckten Köpfen im Grase und schüttelte die breiten Geweihe, und eine zahme buntgefleckte Hindinn war in den Laubausschnitt getreten, fraß langsam und mit Manierlichkeit aus der Hand ihres Herrn, und ließ sich mit sichtbarer Lust das Köpfchen kratzen. Der große Meerschaumkopf lag ausgedampft zur Seite, und Herr Franz saß da glücklich in seiner Spielerey vergessend, was dazumahl jedes deutsche Bürgerherz und jeden deutschen Familienvater tief beugte und grimmig marterte im Gefühl der Entehrung und Knechtschaft. Aber der Rudel der feinen Thiere fuhr plötzlich durcheinander, stand noch einen Augenblick zur Seite gewendet, und flog dann mit gewaltigen Sätzen über den feuchten Wiesengrund zum fernen Gebüsch, und auch das zahme Thier ließ das Weißbrot aus den schmalen Lippen fallen, und schob sich langsam und die klaren Augen in die Höhe gerichtet, rücklings in den Einschnitt des Gebüsches zurück. In demselben Augenblicke fühlte Herr Franz auf der Hand, welche auf

der Lehne seines Sitzes geruht, einen heftigen Kuß von brennenden Lippen, und aufspringend stand auch er erstarrt wie der Gärtner vorhin, und schaute mit bleichem Gesicht die Erscheinung an.

„Guter Franz! sagte sie. Darf Helene dich grüßen und um Vergebung bitten und danken nochmahls im Leben für Alles, was du für sie im Leben gethan, und was sie mit so vielem Undank gelohnet?" —

„Unverschämte! Unbesonnene! fuhr Herr Engelborn los mit zusammengezogener Stirn und blinkendrollenden Augen. Und du wagst es, hier wieder zu erscheinen? Willst du zwischen vier dunkeln Mauern sterben? Willst du mit all dem Leide, welches du in meine Jugend gebracht, auch mein Alter vergiften? du böse, verabscheuungswürdige Kindesmörderinn!" —

„Nein! Nein! rief Helene, hob beyde Hände hoch auf, und hielt sie mit Abscheu von sich gestreckt. Es lebt! Bey dem Windmüller lebt es! du weißt es, und erschreckst mich nur, um mich zu strafen." —

„Bey dem Windmüller? fragte Herr Franz erstaunt. Der hat nur Einen Sohn, und seinen eigenen." —

„Nur Einen? lallte Helene betäubt. Ich gab ihm ja den Zweyten in derselben Nacht, wie ihm der Erste geboren." —

„Zwillinge gebar die Frau; antwortete Herr Franz sanfter, denn der Schmerz des Weibes schien ihn mit zu ergreifen; aber Einer davon ward sogleich begraben." —

„Mein Kind! Mein Kind! schrie Helene mit Verzweiflungstönen. Die Nacht war stürmisch und kalt, der Kleine nur leicht bedeckt; er hat zu spät gefunden, was ich hingelegt. Aber redlich hat er die Sünde mit seinem Christenmantel zugedeckt. O mein Herr Gott! Wo finde ich nun meine Ruhestätt.“ — Sie war an dem Fichtenstamme hingesunken. Herr Engelborn trat gutmüthig zu ihr, nahm ihre Hand, half ihr auf, und faßte sie sanft um den Leib.

„Siehst du, Helene! So rächt sich Leichtsinn und Spott; sagte er wie mit recht tiefem, verhaltenem Schmerz. So straft sich mein Gram an dir. Doch lassen wir das jetzt. Man muß nicht aufdecken, was die Zeit mit mütterlicher Sorgsamkeit vergrub. Wie lebtest du? Was willst du hier? Wohin soll das führen?“ —

„Wohin? fragte Helene, und der gezogene Ton und ihr Blick, welcher stier und blitzend ward, verrieth den kehrenden Wahnwitz. Wohin nun? Ja zu dem kleinen Hause, das so traulich dunkel ist und so kühl wie — die Eremitage dort hinten im Birkenhölzchen, wo es so seltsam flistert und ruft. Kennst du das Plätzchen noch? — Ich habe so lange gesucht, gesucht mein verlorenes gutes Gewissen. Aber das findet sich nicht so leicht wieder, denn wenn es einmahl entfloh, hüpft es immer vor uns hin wie das Irrlicht auf dem Moore. O Franz, halte es fest, recht fest!“ —

„Du bist sehr krank, Mädchen; sagte schmerzlich der Schloßherr; die Leute sollen dich zu Bett bringen.“ —

„Bist du denn immer noch so gut? fragte sie mit wehmüthigem Lächeln. O ich weiß noch, wie du mir begegnetest auf der Flucht zu Pferde, und mich anhieltest, und nach dem Kinde fragtest. Ich konnte nicht antworten, da gabst du mir hastig den Beutel voll goldener Münzen, und winktest nach der Gränze hin. Ich ging, ich flog, denn ich konnte deine Augen nicht ertragen. Ach! du warest immer besser als Er, und doch konnte ich — — Ich bin wohl eine schlechte Person gewesen, und komme auch nur her, um da zu sterben, wo ich fromm und glücklich lebte. Gönne mir das, du guter Franz, gönne mir's um der Liebe willen, die du einst mir botest!" —

„Wie soll ich dir helfen? Was soll ich thun?" fragte der bewegte Mann.

„Ich will hinunter zu der Fischerhütte; fuhr sie mit düsterm Sinnen fort. Dort will ich's zu Ende bringen. O die Schlange, die mir in der Brust wohnet, seit ich das gute Gewissen hinaus warf, hat mein Herz zerbissen, und dann blutete oft die Brust, und es fraß darin, o so arg, so arg! — Als ich hier in die Berge kam und an den Fluß, da ward mir besser. Aber jetzt fühl' ich's wieder so warm und weh tief inwendig. Es ist bald aus, und ich muß zur Hütte des alten Klaas. ‚Vergieb du mir nur erst, du Gekränkter, du himmlisch-guter Franz!" —

— Sie schwankte gegen die Bank. Herr Engelborn rief den Gärtner, und befahl ihm, die Kranke zu der Wittwe Klaas zu bringen, und für sie zu sorgen.

„Geh, Helene! sagte er und drückte ihre Hand. Ich bedaure dich herzlich, und komme selbst in das Fischerdorf, nach dir zu sehen.“ —

Sie nickte träumend mit dem Kopfe, und ließ sich fortführen. Herr Engelborn aber nahm seine Pfeife und schalt in sich: „Unseliger Bruderzwist, verdammter Jähzorn, der drey Unglückliche machte, und an den sich vielleicht noch Entsetzlicheres knüpft!“ — und so schritt er mit gesenktem Haupte durch den Park zum Schlosse.

—

Die Zeit war überreich an Begebenheiten, und das Ungewöhnliche überraschte nicht mehr. Unbezwungene Legionen, die nicht Heeresmacht, nicht Meer, nicht Alpe hatte aufhalten können, vernichtete die Hand des zürnenden Weltenherrn durch Eine Winternacht. Aber wie aus Cadmus Saat erwuchsen dem Boden neue Geharnischte, und dem warnenden Gotte zum Trotze führte der kecke Imperator sie wiederum stürmend Felshinan, um die Pyramide der Weltherrschaft zu erobern, in welcher die Riesenkrone der alten Pharaonen zu finden war. — Kriegsdrang, Unterjochung, Mordbrand, Plünderung, alle diese losgelassenen Furien verwilderter Menschheit hatte Deutschland gesehen, und ihre Schlangengeißeln empfunden, und das ungewöhnlichste Ereigniß befremdete kaum; doch stutzte der alte Nicola, als er die Weinende, welche ihr Gesicht tief in ein Tuch gedrückt, aus dem Flügelthore des Parks führen

wollte, und er einen ſchlanken Garde du Corps von Gensdarmen begleitet am Gitter fand, der Einlaß begehrte. —

Mit finſterm Angeſicht und herriſchen Tönen fragte der junge Offizier aus Helm und Küraß heraus in franzöſiſcher Sprache nach dem Oberſt der Küraſſiere Comte la Roche.

„Der Mann, den der Herr zu ſuchen ſcheint, wohnt bey uns; antwortete der Gärtner; doch verſteh' ich die fremde Mundart nicht, und glaube faſt, der Herr könnte ſo gut deutſch ſprechen wie unſer Einer.“ —

„Wie meinet das der alte Narr? fragte der Offizier zurück mit ſtechendem Auge, deutſch, aber mit gezwungen-fremdartigem Dialecte. Alſo dieſes iſt Schloß Kaltenbach?“ —

„Wenn mir recht iſt, fuhr der Gärtner gleich eintönig fort, ſo weiß das der Herr ebenfalls ſo gut als unſer Einer.“ — Eine dunkle Röthe überflog die Wangen des Geharniſchten. Er hob die Hand mit der Reitgerte wie zum Schlage; doch beſann er ſich, brummte: dummes Eſelvolk! Ihr Stockdeutſchen! und mit ein Paar franzöſiſchen Flüchen trieb ſein Sporn das dampfende Roß durch die Allee zum Schloſſe. Die Gensdarmen folgten im Trabe. — „Und meinen ſchönſten Orangenbaum wollte ich verwetten, es iſt Windmüllers Fritz, der im vierzehnten Jahre mit den braunen Huſaren davonlief!“ — So ſprach der alte Nicola in ſich hinein, und wandte ſich dann wieder um zu der vergeſſenen Begleiterinn. Sprachlos hatte dieſe den blanken Reiter angeſchaut;

ihre Züge waren lang und ſtarr, wie weißer Marmor geworden, ſie hatte die Arme ſinken, und das Thränentuch in den Sand fallen laſſen. Als aber jetzt der Reiter fortſprengte, hob ſie mit krampfichter Bewegung beyde Arme ihm nach, langgeſtreckt wie Wegweiſerflügel, und, mit ſeltſam kreiſchender Stimme rief ſie: „Cäſar! Cäſar!“ — Dann ſank ſie ſinnlos am Gatterthore nieder, und Blut rann über die am Eiſen zerſchlagene Stirn. „Hilf Himmel! zürnte mit ſich ſelbſt der erſchrockene Greis. Hatte ich dich vergeſſen! — Cäſar? Ja, ſo ſah wol der Junker aus, eh er in die Fremde zog; aber jetzt mag er auch wol ſchon einen Silberſchnitt am Schwarzkopf haben, und kleine Harkenfurchen an den Schläfen; wenn er nicht ſchon ſchläft da, wo auch dir beſſer ſeyn würde.“ — Ein Bauerwagen fuhr zum Kalkladen nach der Brennerey in den Berg. Nicola rief die Leute an; man legte die Ohnmächtige in das Stroh, verband die Stirnſchramme, und langſam fuhren die Mitleidigen ſie zum Fiſcherdorfe hinüber.

Im Saale des Schloſſes ſtand indeß der Garde du Corps, auf den breiten Sarras geſtützt, und erwartete mit Ungeduld den Oberſt, welcher drinnen früher angekommene Offiziere abfertigte. Er beſchauete ſich die Wandgemälde, und lächelte faſt höhniſch über die ſeltſame Miſchung von Trachten, welche die lebensgroßen Porträts darboten. Da wurzelte ſein Fuß vor

einem männlichen Bilde. Er blickte es wieder und wieder an, und drehte sich dann wieder und wieder zum großen Tafelspiegel der Fensterwand, drin die eigene Gestalt musternd.

„Seltsam! sprach er mit aufgeworfenem Munde. Ist's doch, als hätte ein boshafter Maler eine Fratze von mir an die Wand gehangen. Der dublaue altfränkische Rock und die schwefelgelbe Weste stehen närrisch genug zu meinem Antlitze, und die steifgepuderte Frisur mit dem dicken Nackenzopfe vollenden die drollige Karrikatur von mir. Das Gesicht ist schön wie — —." Er sah sich rasch um, selbst erschreckend über das geckische Selbstlob. — „Wer kann es seyn? fuhr er heftiger fort. Wer von den Meinigen käme hier auf's Herrenschloß unter die eiteln Junker? Vater Hans mit der Stutznase und dem großen Maule sah sicher nimmer so aus; und der schielende Ohm hatte eine brandrothe Filzperücke wie ein polnischer Judenkopf. Hätte einer der Edelherrn hier vielleicht meine Mutter nicht ungern gesehen, und quölle aus diesem Quell mein innerer Grimm gegen die gemeine Abkunft? — Wirklich wunderbar, und einer Nachfrage werth bey dem Kastellan." — Ein klirrender Schritt störte das Selbstgespräch. Aus des Obersten Kabinette trat der Jägerhauptmann Simansky, und reichte dem Verstummenden mit Hast die derbe Hand.

„Willkommen, Leutnant du Vent! sagte er französisch. Ihr bringt schlechte Botschaft aus der Residenz; ich sah es am verdüsterten Gesicht des Commandeurs,

als er Eure Depesche las. Ist es denn so gar arg?" — „Arg genug, um Weiberköpfe und Knaben verrückt zu machen; antwortete der Leutnant der Leibgarde. Der Hof macht sich zur Flucht bereit. Schatz- und Kassen sind gepackt. Der Marstall steht Tag und Nacht im Geschirr. Ueberall an den Ostgränzen schwärmen vorgesprengte Kosacken, und im Nachbarlande rührt sich Landwehr und Landsturm. Der Soldat lächelt dabey; der Höfling und der Bürger zittert." —

„Junger Freund! Ihr habt Spanien und Polen nicht gesehen; erwiederte der Hauptmann ernst; sonst würde Euer Lächeln ausbleiben. Ein mit den Waffen der Natur für Vaterland und eingeborenen König erstehend Volk ist schrecklich wie der ausbrechende Vulkan, und unsere Batterien und Reitermassen versinken im empörten Meere des wahren Völkerkriegs. Unerträglicher Druck bewirkt gleichen Gegendruck, und kennt ein Volk erst einmahl die Kraft der Masse, bringt der Geist der Genialen an der Spitze Einheit und Eintracht in die Menge, so gleicht der Widerstand fremder Heermassen dem unnützen Kampfe mit der Hydra, der für jeden abgeschlagenen Kopf zwey frische erwuchsen. Wir verachteten fast die Deutschen bis lang; Gott gebe, daß sie nicht uns einmahl die Achtung recht derb und handgreiflich aufzwingen." —

„Ein Knabe noch holte ich mir bey Eylau diese Stirnschramme; entgegnete der Leutnant stolz; und bey Regensburg diesen Wangenhieb. In Wagrams Mordfeuer half ich in der Mitte unserer Panzerreiter

Oesterreichs Grenadiere sprengen, und jetzt sollte Furcht vor einem Bürgertroß, der keiner Wachparade Stand hält, mir Unruhe machen? die Natur allein besiegte unsere Unüberwindliche auf den Steppen des Nordens. Menschen thun dem Achill des Säkulums kein Leid, denn er zeigt ihnen die Ferse nicht." —

Der Comte de la Roche trat aus seinem Zimmer, und störte die feurigwerdende Unterhaltung; seine Adjutanten folgten ihm. Der hochgewachsene Krieger im reifen Mannesalter, mit dem römischen Imperator-Gesicht und den großen Feueraugen, deren Jugendgluth nur durch die kahle Scheitel des sonst umlockten Kopfes milder erschien, trat mit Würde dem Angekommenen entgegen. „Ich wünsche mir Glück zu Ihnen; sagte er mit Höflichkeit dem Garde du Corps Offizier. Der König hat Ihnen die durch Raynevals Tod erledigte Compagnie der zweyten Küraſſiere geschenkt. Sie bleiben in der nahen Stadt, und da die Gefahr hier im Gränzrevier zu wachsen scheint, und die Mehrzahl meiner Mannschaft aus Depots und jungen Leuten besteht, so freue ich mich, einen braven Offizier mehr bey mir zu haben." — Du Vent verneigte sich tief.

Aus dem Zimmer des Schloßherrn kam jetzt die Familie des Hauses, Herr Engelborn voran, und nach ihm die schöne Franziska am Arme des Doctors West, im Begriff, den Gesellschaftssaal zu passiren.

„Ist es gefällig zum Frühstück, meine Herrn?" sagte das Fräulein artig. Der Oberst schritt auf sie

zu, nahm mit ritterlicher Galanterie ihre Hand, und führte sie zu seinem Munde.

„Sie gleichen Arthurs schöner Königinn, mein Fräulein, welche die frommen Ritter alle an ihrer runden Tafel festhielt, und sie zu Thaten der Ehre begeisterte; sagte er zierlich. Doch die innigste Sorge für ihr Wohl läßt mich den Wunsch aussprechen, Sie möchten den Vater bewegen, dieses Schloß mit der nahen Stadt zu vertauschen. Es scheint in der Gegend unruhig zu werden; es möchten gefährliche Tage kommen, und meine Soldatenpflicht könnte mir versagen, fernerhin als Erzengel vor diesem Himmel Wache zu stehen."

„So wäre die Geschichte von den Kosacken dennoch wahr; ich hielt sie für ein Mährchen, wie die Fischer sie gewöhnlich als Zugabe zu Aalen und Hechten bringen!" erwiederte Franziska besorgt.

„Auch die Fischer erzählten schon? fragte der Oberst zurück mit einer ernsthaften Heftigkeit, und in soldatische Stellung zurücktretend. Das ist denn ihre Sache, mein Herr von Kaltenbach. Verbieten Sie durch ihren Gerichtshalter sofort jede Rede und Aeußerung über dergleichen. Man soll die Familien damit nicht vor der Zeit beunruhigen. Auch geht so eben bey mir die Nachricht ein, daß von den Anführern des letzten Volkstumultes in der Umgegend der Residenz einige zu diesen Gränzen geflüchtet sind. Vorzüglich verfolgte man bis hieher einen angeblichen Engländer, welcher sich Coldbrook nennt, und ein arger Werber für den Feind ge-

wesen ist. Lassen Sie ihre Vögte den Gensdarmen behülflich seyn, den Verbrecher einzufangen, und zugleich Jedermann andeuten, daß der Kopf dessen, der ihn oder seine Spießgesellen beherbergt, verpflegt oder gar verbirgt, dem Gesetz so gut verfallen ist, wie der dieser Schurken. Hier ist das Signalement des Flüchtlings; und nun, schöne Dame, führen Sie uns als Hebe zum Becher." —

Mit dem Unmuthe des beleidigten Gutsherrn hörte Herr Engelborn die Befehle des fremden Gewalthabers, und empfing das Papier. Mit einem andern, noch tiefern Groll sah Doctor Best die glühenden Blicke des rüstigen Kriegers und hörte die Schmeichelworte desselben, der die Welt und das Schöne in ihr als sein eigen zu betrachten schien; da stürmte ein junger Franzose in das Zimmer, auf dessen Gesicht und ganze Gestalt Furcht und Schrecken geprägt war.

„Ein Ueberfall im Dorfe Vorwald! stieß er heraus. Einige zwanzig Kosacken und Baschkiren haben die Reiterpatrouille aufgehoben. Der Sergeant und die Pferde sind mitgenommen. Zwey Leute von der ersten Compagnie fand man an vielen Lanzenstichen verblutet in den Gartenhecken; sie werden auf Ackerswägen hereingebracht, mit ihnen einige Bauern, die verdächtig geworden. Auch einige Knaben sind dabey, welche ihre Tücher in das Blut getaucht, und auf Stangen mit dem Geschrey: Franzosenblut! im Dorfe umher getragen. Zugleich ist zu melden, daß in der Nacht sieben Deutsche von den reitenden Jägern mit

Pferden und Gewehr über die Gränze zum Feinde geritten sind.“ —

Selbst das Heldengesicht des Obersten überflog ein Schatten von Beunruhigung. „Ihr seyd ein Hiobsbote, Amand! sprach er unwillig und streng; und tragt auch die Hiobslivree recht öffentlich. Da heißt es dann, rasch und selbst handeln. Unser Frühstück müssen wir zu Gute behalten. An Ihre Posten, meine Herrn! Ich selbst sehe die Gränzwachen nach.“ — Alles entfernte sich eilig, und das Schloß füllte der Tumult der Aufbrechenden und der erschrocken-zusammenlaufenden Dienerschaft. Der Doctor führte die bestürzte Franziska fort. Nur Herr Engelborn blieb allein im großen Familiensaale bald das Papier mit dem Signalement überlesend, bald das Wandbild des Bruders Cäsar betrachtend.

„Goldbrook! Kaltenbach! murmelte er in sich hinein. Bey der ähnlichen Bedeutung dieser Namen schlägt eine finstere Ahnung Geyersklauen in mein Herz! — Die Anzeige stimmt nicht; nicht Haar; nicht Maß. Aber was ändern nicht zwanzig Jahre! Gott schütze uns vor neuem Unglücke, denn dieses Schloß hörte seit Jahren der stillen Klageworte genug!“ — Gebückt ging er in sein Kabinett zurück, immer noch den Namen Goldbrook vor sich hin flisternd.

Der Herbstabend war rauh und kalt. Jobend sauste der Nordwest in den Höhlungen der alten Kalk-

felsen, und peitschte dunkle Wolken am Himmel hin, welche im Fluge dichte Schloßenschauer herabschütteten, wie der Seemann Ballast auswirft während des Orkans. Die Menschen flüchteten unter ihre Dächer; die Thiere bargen sich in Schlucht und Dickicht; nur des Windmüllers riesiger Kettenhund heulte droben aus seinem Schilderhause mit dem Sturm in die Wette wie der Cerberus im leeren Ades.

Bey den matten Einzelblicken, welche der Mond aus dem Wolkenchaos herabwarf, sah man eine Menschengestalt heraufsteigen langsam und umsichtig aus der Tiefe eines alten, verschütteten Steinbruchs. Der Mann mußte hier bekannt seyn, denn mit sicherem Fuße betrat er die verfallene Steintreppe, welche dicht an einem tiefen natürlichen Brunnen aufwärts führte, und deren rauhe Stufen aus kunstlos in den Lehmboden eingedrückten, unbehauenen Steinen dazu vom Schlakkerwetter schlüpfrig geworden waren. Oben stand er jetzt, und schaute scharf in die unfreundliche Nacht hinein. — „Einst hier der Herr, und jetzt weniger als Knecht! sprach er mit dumpfer Stimme. Flüchtling! Ein Preis auf diesen Kopf gesetzt, den vielleicht der schlechteste Douan auf der Gränze sich gewinnt! Bis dahin gebracht durch Seelenunruhe und Gewissen, die mich nicht duldeten auf der Ehrenbahn! Aber ich will es vollenden mit dem Eisenwillen, mit dem ich es begann!“ — Unschlüssig schien er jetzt, ob er zur Mühle hinauf oder zu den Fischerhütten hinab seinen Weg nehmen sollte. Er wählte das Letztere; knöpfte dichter

den Oberrock zu um Brust und Hals, zog fester den Hut auf die Stirn herab, und stieg rasch den schmalen Pfad am Abhange des Felsens hinunter.

Zerstreut standen die strohbedeckten Hütten der Fischer. Wie weiße Gespenster erschienen daneben auf dem Wiesenplatze die ausgespannten Fangnetze, die sich im Winde schwellend hoben und senkten; tiefer brauſete im hohen Uferbett der dunkle Strom sein eintönig Nachtlied, und wiegte ungestüm die mit Ketten angeschlossenen Kähne. Der lange Mann verweilte an der ersten Hütte. —

„Ob Klaas daheim ist? fragte er in sich hinein. Er brächte trotz der empörten Natur durch Strom und Wetter mich hinüber, und ich wäre gerettet.“ — Er horchte. Kein Licht schimmerte im Häuschen; der Wind klapperte mit den zerbrochenen Fensterscheiben. Jetzt klang inwendig eine klagende Weiberstimme, und dreist trat der Flüchtige in die niedre Behausung der Armuth ein. — Die kranke Helene lag in Klaaßens Hütte auf einem Binsenlager mit einigen Betten bedeckt, die der alte Nicola vom Schlosse herbeygeschafft hatte. Der tiefstehende Mond warf ein schwaches Licht durch die trüben, grünen Gläser des kleinen Fensters. Die Lampe war, da es am Oel fehlte und Niemand sie besorgte, verloschen. Fast verzehrt schien die Lebenskraft der Ruhenden, nur tief Gestön und trockner Husten unterbrachen zuweilen die Stille des Todes. —

Das Geräusch, welches der Eintretende machte, erweckte die Leidende plötzlich, und mit angestrengter

Kraft richtete sie sich halb auf, und alle Lebensgeister schienen neu und stark zu erwachen. „Kommen Sie noch durch die Nacht, ehrwürdiger Herr Pfarrer? fragte sie freudig fast. Hat die alte Frau Klaas sie gefunden und bewegt? O Gottes Lohn für die Wohlthat! Ich konnte ja nicht sterben ohne Erleichterung des schwergepreßten Herzens. — Der Fremde stutzte, und schien erschüttert von der Stimme. —

„Nehmen Sie Platz! Hier am Bett ist der Stuhl; fuhr Helene fort; und hören Sie das Leben und die Sünde eines armen Geschöpfs, die schwer büßte für Leichtsinn und Vergessen des heiligen Wortes, das Sie selbst ihr so früh gepredigt. Der Körper wurde gestraft, auch der Geist in seiner Zerrüttung; doch nahe am Grabe ist die Seele wieder hell geworden, und fühlt das ganze Leid des Lebens nochmahls durch als gerechte Buße. Hören Sie an! Sprechen Sie dann Fluch im Namen des zürnenden Gottes, oder Vergebung, wenn diese möglich, im Namen der allgütigen ewigen Liebe." — Der Mann antwortete nichts, und ließ sich nach einem schweren Athemzuge langsam nieder auf den gebrechlichen Sessel. — Nach einer Pause, wo sie Antwort zu hoffen schien, fuhr die Kranke fort. —

„Ich bin eine große Sünderinn gewesen; sagte sie mit gefalteten Händen; doch hat mich Gott hart gestraft auf Erden, und ich vertraue auf seine Gnade jenseits. Ehrwürdiger Herr! Erinnern Sie sich noch meiner Jugend? Als ein erschrockenes Kind kam ich durch die Nacht vom Dorfe geflüchtet. Eine Feuers-

brunst wüthete dort, machte mein Elternhaus zum Aschenhaufen, unter welchem die Meinigen ihr heißes Grab fanden. Der alte selige Herr auf Kaltenbach nahm die Waise im Hemdchen auf, die er halb erfroren am Schloßthor fand, behielt mich in väterlicher Pflege, und gab mich seinem Töchterchen zur Gespielinn. Franz und Cäsar, die beyden Junker, wuchsen mit uns heran. Wir waren ihre Damen im Ritterspiel; und das Hoffräulein der Königinn bekam der Huldigungen mehr als diese selbst. Ich hatte dieselben Lehrer mit dem Fräulein, dieselben Vergnügungen, bis die Zeit diese kindliche Gleichheit aufhob, und Helene nun zum Kammermädchen der erwachsenen Tochter vom Hause bestellt wurde. O man erziehe nie Kinder über ihrem künftigen Stande! die Aenderung kränkte mich; Gram und Neid, und Argliſt bemächtigten sich meines friedlichen Herzens, und die heimliche Zuneigung beyder Junker war mir Trost, und gab mir die vom Rachgefühl geborene Hoffnung, einst als Dame und Schwester wieder so neben der Herrschaft zu stehen, wie ich als Kind gestanden hatte. Ich fiel in das eigene Spinnennetz; der Pallast meiner Hoffährtigkeit begrub mich selbst unter seinen Trümmern." — Ein erstickender Husten unterbrach die Erzählende, doch ihr Geist zwang bald den gebrechlichen Leib.

„Die Wahl unter meinen Anbetern wurde mir anfangs schwer, sprach sie weiter; Verstand und Herz kamen in's Gedräng. Junker Franz war stolz und herrisch, aber beydes stand ihm gut; seine Liebkosungen

waren fast gewaltsam und als ein Frohnrecht genommen, er war aber auch Erbherr dereinst. Junker Cäsar glänzte an männlicher Schönheit unter allen jungen Leuten der Gegend, und auf seinen Lippen lag Ueberredung, wenn er bat, Zaubergewalt, wenn er schmeichelte. Er duhte mich fort vor allen Leuten, obgleich es der alte Herr streng untersagt; er vertrat meine Fehler und Nachlässigkeiten mit offenem Freymuth vor der ganzen Familie; er brachte mir kleine Geschenke mit aus der Stadt und von der Reise; so schwieg der Verstand vor dem Herzen, und die sechzehnjährige Dirne übergab sich in Unbesonnenheit und Sinnentaumel dem achtzehnjährigen Liebhaber. Hier in dieser Hütte, welche einem Vetter von mir zugehörte, schlug meine Unglücksstunde. Die Herrschaft feyerte den jährlichen großen Fischzug. An den Ufern des Stromes drängte sich die Bevölkerung der ganzen Umgegend in Zelten und Laubhütten um Musik und Tafel; nur die lüsterne Liebe stahl sich vom Tanze und Mahle fort, und fand sich hier im armseligsten Winkel, der damahls uns das Paradies der ersten Menschen wurde." — Unruhig schritt der unbekannte Zuhörer in dem engen Raume der Hütte auf und nieder.

„Hört mich ganz aus, frommer Mann, und dann erst richtet! rief die Kranke. Die Liebe macht schlau und besonnen. Junker Franz merkte nichts, wenn er auch zuweilen mit Blicken der Eifersucht den Bruder anblitzte. Jeder der Söhne des Schlosses hatte einen Theil des Parkes für sich bekommen. Franz machte

den Seinigen zu einer Menagerie für Hirsche und anderes Wild; Cäsar bauete in dem Tannendickicht eine Einsiedeley von einem Gärtchen umkränzt, und unter dem Strohdache, in dem Moosgebäu, das er innen mit alten Ritterwaffen geziert, und ihm das Ansehen des Wohnplatzes eines der Welt abgeschiedenen Kreuzritters gegeben hatte, fanden wir uns oft Abends, und schwuren uns vor dem weißen Kreuz von Birkenzweigen immer wieder die ewige Treu des geheimsten Bündnisses. Da kam die schreckliche Gewitternacht, welche alle Blüthen von drey jungen Bäumen brach, und den Hagelschlag des Elends auf mich niederschmetterte." — Helene hielt erschöpft inne; der Mann schlug den morschen Fensterflügel auf, schöpfte eine Minute lang tief Athem im Nachtwinde, und sank dann wieder wie in dumpfer Betäubung in den Sessel am Bett. —

„Es war ein Familienfest im Schlosse, flüsterte Helene, als bangte ihr selbst vor dem eigenen Wort, der Hochzeitstag der Herrschaft; Cäsar und ich feyerten, uns unvermißt wähnend in der Fröhlichkeit so vieler, eine Liebesstunde in der Eremitage. Da dröhnten rasche Schritte auf dem festen Grandboden; die leichte Thür von Baumrinden ward aufgerissen; und das volle Mondlicht strahlte auf die Moosbank, wo der Geliebte mich umarmt hielt. Junker Franz stand draußen mit einem Schlachtgesicht. „Was suchst du hier?" rief ihm Cäsar entgegen und stürmte hinaus, ihn mit fortreißend auf den Vorraum. „Eine

Verrätherinn nur suchte ich, todte Franz, und warf Cäsars drängenden Arm zurück, und finde die ganze Hölle, Satan und Schlange auf Einem Fleck." — „Wer horcht und schleicht findet die eigne Schand'!" höhnte Cäsar. Da schwollen die blauen Adern auf Franzens Stirn, seine Augen funkelten wie glühende Kohlen in Nacht. „Bube, den ich mich schäme zum Bruder zu haben," stieß er mit gebrochenen Tönen hervor, „elender Schurke, du sollst mich nie mehr Bruder nennen, denn so entehrt dich der Erbherr von Kaltenbach auf immer!" — und ein klatschender Schlag traf Cäsars Gesicht, daß er zurück taumelte. Da sah ich ein großes Gärtnermesser in Cäsars zukkender Faust; wo es gelegen, auf Tisch oder Bank, weiß ich nicht; er stürzte wie ein Kain nach dem Bruder; ich dazwischen, und der Messerstoß zerschnitt das Fleisch auf meiner Hand: O die Narbe brennt ewig, und hindert alles Vergessen! — Franz faßte mit Riesengewalt den Mordlustigen; ich sprang schreyend durch die Gebüsche, und sank an der Schloßtreppe ohnmächtig nieder. — — Eine lange Fieberkrankheit fesselte mich an das Bett. Die Wunde an der Hand glaubte man am Eisengitter der Schloßtreppe gerissen. Damahls hatten der Schloßherr und der Gärtner die tobenden Brüder getrennt, doch Cäsar war sofort nachher vom Schlosse verschwunden.

„Ich darf meine Schande nicht abwaschen mit Bruderblut, sagte er am Abende seiner Flucht zum Gärtner, aber ich kann auch nicht bleiben, wo ich ge-

ſchändet ward, und nicht die wiederſehen, vor deren Augen man mich beſchimpfte." — Mich jedoch tödtete dieſe Flucht beynahe, denn ich fühlte mich — — Mutter. Grauſenvolle Tage kamen, grauſenvollere Nächte. Junker Franz ſah meinen Gram, ſah meine Verzweiflung. So gut als jähzornig näherte er ſich mir mit Milde und Zartheit. Ich vertrauete ihm, ich geſtand ihm Alles, und er vergaß ſich ſelbſt, half mir meinen Zuſtand verbergen, zog eine Fiſcherfrau in das Geheimniß, wollte ſelbſt der Vater meines Kindes ſeyn." — Der Fremde bedeckte ſein Geſicht mit beyden Händen.

„Alles ging erwünſcht; fuhr Helene fort; ich fühlte meine Stunde, und ſchlich zu dieſer Hütte durch den Abend. Der Fiſcher war beym nächtlichen Fang; die Frau ging fort, um die Wehmutter zu holen. Allein, gefoltert an Leib und Seele, umgeben von der Behauſung, welche mein erſtes Verſehen umſchloſſen, erblickte ich einen Knaben in meinem Schooße, und ſchauete mit Entſetzen bey dem kleinen Lampenlicht auf ſeinem Händchen das Blutmahl in Halbmondsform, welches die Stunde des gräßlichſten Brüderzwiſtes auf meine Hand geſchnitten hatte. Da faßte mich der Würgengel des Gottesgerichts mit glühender Fauſt. Statt des Herzens fühlte ich einen Eiszapfen in meiner Bruſt; ſtatt des Gehirns zuckende Flammen hinter der Stirn, die ſich durch Augen und Mund Bahn brechen wollten. Ich ergriff das wimmernde Kind, und ſtürzte hinaus in die kalte Nacht. Am rauſchenden Strome ſtand ich, und ſann, und unſichtbare Mächte drängten mich das Un-

glückskind hinab zu schleudern in das nasse Grab; schaudernd vor mir selbst floh ich weiter bergan. Ich kam an die Windmühle, hielt athemlos still am Abgrunde, und der Versucher drängte zum zweyten Mahle, den Knaben und mich selbst hinab zu werfen in die fast grundlose Tiefe. Da schlugen bekannte Stimmen in mein Ohr. In des Windmüllers Hause war Licht und späte Unruhe; ich erkannte die Stimmen der Wehmutter, des Wundarztes und die Bittworte meiner Fischerfrau. Schnell entschlossen legte ich das Kind in mein Tuch gewickelt auf die Schwelle, empfahl es der ewigen Allbarmherzigkeit, und floh mit wankenden Schritten hinauf immer dem Walde zu, in dessen ersten Gebüschen ich niedersank." —

„Gräßlich und immer gräßlicher! murmelte der unruhige Zuhörer in sich hinein. Nur eilig zu Ende." — Die Kranke schien mit besonderer Anstrengung auf die Stimme zu horchen und entgegnete matter und leiser nach einer Weile: „Ich bin zu Ende. Was noch kömmt ist wenig, wenn auch Jahre es umschließen. Wie lange ich im Waldgebüsch gelegen, weiß ich nicht. Die Sonne stand hoch, als ich erwachte. Aus einer nahen Quelle trank ich, wusch mich, ordnete dann meine Kleider, und wanderte der Heerstraße nach. Schon waren meine Sinne wirr; nur trübe Bilder des Geschehenen gab mir mein Gedächtniß. Nach einigen Stunden beunruhigte mich der Hufschlag eines Pferdes hinter mir auf der Waldstraße, doch wagte ich nicht zurück zu blicken. Der Reiter holte mich ein; er rief

meinen Namen; Junker Franz mit Schweiß und Staub bedeckt ſtand neben mir. Mit Entſetzen ſtarrte er mich an, meine veränderte Geſtalt mußte ihm das Vollführte verrathen. „Wo iſt dein Kind?“ donnerte er. Ich konnte nicht antworten. Da zuckten ſeine Lippen krampfhaft. „Kindesmörderinn! ſtieß er in erſchütternden Tönen hervor. Fort! Fort! So weit deine Füße dich tragen! Nie darf dieſe Gegend dich wiederſehen!“ — Er warf mir ſeine Börſe hin, drückte mir mit bebenden Fingern einen reichen Ring in die Hand, ſchwang ſich auf das Pferd und ſprengte wie ein Verzweifelnder zurück. Lange ſtand ich, und ſah ihm nach, und fühlte nun zuerſt mich ganz verlaſſen, ohne Freund, ohne Heimath. Mit kindiſchem Lächeln betrachtete ich den Ring und ſchmückte mich damit, nahm die goldgefüllte Börſe vom Boden auf und pilgerte weiter. Was ſeitdem geſchah, weiß ich kaum. Ich zog durch Kriegsgetümmel und Volksgewühl, und ſprach allenthalben vom verlorenen Manne und vom verlorenen Kinde. Wofür man mich hielt, weiß ich nicht; das Mitleid begegnete mir zuweilen; aber öfter noch die Unmenſchlichkeit, die Rohheit und gemeine Begier. Lange bin ich in einem Krankenhauſe geweſen; länger noch in einem Irrenſpital, wo ich mit Schrecken noch an den finſtern Sack gedenke, wo hinein man die Schreyende ſteckte, bis ſie ruhig blieb. Nur das weiß ich deutlich, wenn meine Bruſt zu ſchmerzen begann, und ich viel Blut durch den Mund vergoß, dann kam meine Beſinnung und mein Verſtand auf

Tage zurück. So auch heute, als ich mich hier in der Heimath wiederfand, wo ich nun zu sterben gedenke, da mein Bekenntniß mich erleichtert hat." —

Aufgesprungen war der Fremde, und hatte hastig Helenens Rechte ergriffen. „Gott ist gerecht! rief er jetzt mit heftiger, lautklingender Stimme. Du hast abgebüßet, arme Dulderinn, und auch mein Gericht ist vor der Thür. O vergieb deinem Verderber, damit er ruhiger der Kugel oder dem Henkerschwerte entgegen sieht." —

Rasch richtete sich das Weib hochauf, der Name Cäsar bebte auf ihren Lippen, dann fiel sie zurück, streckte die Arme lang von sich, und ihr Athem stand still. — „Todt?" sagte nach einer Pause der Mann mit hohler Stimme. „Ja! Ich mußte dir auch noch den Todesstoß geben, damit es ganz gethan sey und vollendet!" — Er legte still und lange seine Hand auf ihre kalte Stirn, dann schüttelte er sich wie im Fieberschauer, und ging gesenkten Kopfes zur Hütte hinaus. —

Herr Franz Engelborn saß nach der Abendtafel in seinem Studirzimmer, schmauchte seine Nachtpfeife, und las die fremden Zeitungen, welche zwar vom neuen Regentenhause streng verboten waren, die sich aber die Reichen doch über die nahe Gränze herein durch Smugler zu verschaffen wußten. Die Siege der Deutschen über den Weltfeind ergötzten den Lesenden weidlich, er

that mächtige Züge aus dem Meerschaumkopfe, und klopfte in seiner Freude mit der Linken gar oft auf den zottigen Kopf des großen grauen Windhundes, der sich zwischen seine Knie gestellt hatte, und mit klugen freundlichen Augen die Freude seines Herrn mitzugenießen schien. —

Im Nebenzimmer stand die kleine Familientafel noch unabgehoben, denn Franziska und der Doctor Best verweilten am Tische, plauderten heimlich, und warfen mit fünf Brotkügelchen das bekannte Orakelspiel. Das Fräulein hatte wenig Glück, und wenn sie einen Wunsch aussprach und dann warf, konnten die bösen Kugeln selten zu einem wohlgeformten Kreuz gelegt werden; desto besser ging es dem Doctor, dem jeder Wurf gelang, und der dann die Hand des ärgerlichen Dämchens zärtlich nahm und tröstend sprach: „Meine Wünsche sind Franziska's Glück; darin liegt ja das Meine mit eingeschlossen." — Sanft erwiederte sie dann den Liebesdruck des Freundes, und entgegnete halb erzürnt: „Aber ich möchte doch auch mein Theil dazu thun!" „Setzet nicht Franziska's Vertrauen ihm erst die Krone auf?" fiel der junge Aeskulap erglühend der Lieblichen in die Rede, und die Augen fuhren in dem schönen Thema fort, und entwickelten deutlicher, was die Lippen noch verschweigen mußten. —

Herr Franz wurde indeß in seiner patriotischen Ergötzlichkeit gestört, indem der Gärtner Nicola athemlos, stürmisch und doch mit besonderer Aengst-

lichkeit zugleich mehr ins Zimmer sprang als trat, und Mühe hatte, seiner Botschaft Worte zu geben.

„Ein Fremder, Herr Engelborn! stieß er hervor in Abbrechungen. Ein Bekannter, — er will — er muß Sie sprechen. — Ich habe ihn die Hintertreppe herauf geführt; — im Vorsaale steht er. — Erschrecken Sie nicht! — Ich fand ihn im Park bey der — Cäsars-Einsiedeley!“ —

Der Schloßherr war aufgesprungen. „Wie? Wer?“ fragte er erschreckt mit beängstigender Ahnung, und Pfeife und Zeitungsblatt sanken aus seinen Händen auf's Sopha hin. Nicola hatte schnell die Seitenthür zum Eßzimmer zugeschoben, und vom Saale herein drang Cäsar Engelborn, der Fremde im blauen Oberrocke aus dem Kalkberge und der Fischerhütte. — „Großer Gott! Mein Bruder!“ rief Herr Franz und breitete die Arme aus. — „Vergebung! lallte Cäsar. Ich wollte dich ermorden!“ — „Und ich konnte nach dir schlagen; ich war Alles Unglücks Schuld!“ sprach Franz heftig. „Vergessen! Aufgerechnet! Versöhnt! schrien beyde mit stürzenden Thränen, und hielten sich fest umschlossen, Brust gegen Brust gepreßt. Der Engel der himmlischen Liebe weinte eine Thräne mit, und der heiße Tropfen fiel auf die Brust der ohnmächtigen Helene, und weckte sie vom Todesschlummer. — —

Plötzlich aber drängte der Schloßherr den schluchzenden Wiedergefundenen von sich. „Wie ist's denn aber? fragte er. Wie kommst du so und so spät, und auf diesem Wege? du nennst dich doch nicht Coldbrook?“ — „Das

war mein Name im Inſellande;" antwortete Cäſar, und das Entſetzen auf des Schloßherrn Geſicht bemerkend, fuhr er fort: „Ich bin geächtet von dem Dionys des Vaterlandes. Ein Preis ſteht auf meinem Kopfe; er iſt dem Tode verfallen. Brav habe ich gedient auf der pyrenäiſchen Halbinſel; mein Gewiſſen zog mich zurück zum Continent, wo ich einen Auftrag meiner Regierung übernahm, welcher kühn begonnen, dennoch mißlang. Seitdem bin ich ein Flüchtling in der Heimath. Ich ſah Helenen wieder, und das Leben iſt mir unter jeden Preis geſunken ſeit dieſer Minute. Nur nicht den Tod der Verbrecher möchte ich ſterben; drum verbirg mich nur wenige Stunden. Leicht wird ſich dann ein Mittel finden, mich in Kiſte oder Faß mit Schifferladung ſtromabwärts zu bringen bis in eine fremde Gränze." — „Hat Euch Niemand geſehen?" fragte haſtig Herr Franz. — „Die Franzoſen ſpielen ihr Faro; antwortete Nicola; nur Mosje Jean, der Kammerdiener, ſtrich im Hinterhofe umher, ohne uns zu beachten." — „Dann ſchnell mit dem Bruder hinab in das Kämmerchen hinter dem Weinkeller; dahin kam noch Niemand von den Spionen;" befahl der Schloßherr. Nicola ſprang nach dem Schlüſſelbunde an der Wand, ſtand jedoch plötzlich horchend ſtill, und als auch der Windhund anſchlagend zur Thür lief, ſchrie er bleich werdend wie eine Leiche: „Gott ſey mit uns! da klingen Stiefel und Sporn auf dem Eſtrich und die Saalthür wird geſchlagen." — „Der böſe Feind bricht herein!" rief Herr Franz,

faßte des Bruders Hand, und riß ihn mit sich fort in das Kabinett. — Den alten Gärtner hatte sein Maulwurfsohr nicht getäuscht, denn kaum war der Herr in das Zimmer zurück gekehrt, so öffnete sich die Thür vom Saale her, und rasch traten mehrere Kriegsmänner ein, der Oberst la Roche und der Hauptmann dû Vent an ihrer Spitze.

„Nirgends kann er verborgen seyn als hier; vertheidigte sich dû Vent gegen den Oberst; ich setze meine Ehre gegen die Rechtmäßigkeit des Einbruchs, zu dem ich Euch aufforderte." —

„Irret Ihr, Hauptmann, entgegnete der Oberst sehr ernst, so fällt auf Euch die ganze Schuld meiner Ungastlichkeit." —

„Zufrieden bin ich's! antwortete dû Vent lebhaft. Es gilt hier Königs-Dienst und Königs-Beyfall. Die Gensdarmen, welche im Fischerdorfe visitirten, sahen den Mann im flüchtigen Mondscheine. Er rettete sich durch die Steinbrüche bergan, wo man die ungangbare Spur verlor. Deutlich erkannte später der Corporal den Flüchtling, dem er schon nach der Zersprengung des Bauernaufstandes auf der Ferse gewesen, hier oben an der weißen Kalkmauer des Parks. An einem Kastanienbaum schwang sich der Verfolgte auf die Mauer, und sprang von dort in den Garten hinunter. Meine Leute drangen durch das Thor in den Park, hörten noch fern den Durchbruch des Fliehenden im Tannengehölz, und Euer Diener Jean sah gleichzeitig fast den Gärtner mit einem Fremden durch die Hintergebäude

in das Schloß schlüpfen, und sich in diesem Flügel verlieren." „So hätte ich mich doch getäuscht! sprach der Oberst heftig auf Herrn Engelborn ein. So schlief ich mit Hochverräthern unter Einem Dache, und unter meinem Bett bräuete die Pulvermine?" —

„Raub weckt keinen Dank! Haß gebiert keine Liebe!" antwortete eben so heftig der Schloßherr. „Doch wer Schloß Kaltenbach ein Verrätherneſt nennt, der hat einen deutschen Handschuh aufzuheben." —

„Warum zittert denn aber dieser alte Schurke in seinem grünen Wamse so mächtig, und wackelt mit dem weißen Kahlkopfe wie eine Pappel? fuhr der Oberst fort. Visitirt Kabinett und Seitenzimmer, Corporal!" — Die Gensdarmen traten rasch vor und faßten die Thüren. Franziska und Best, vom Lärm gelockt, erschienen hier; und dort schritt Cäsar selbst mit Würde und hochgetragenem Kopfe hervor, und indeß Herr Franz mit den Händen vor dem Schmerzensgesichte in's Sopha sank, stieß Cäsar die Faust des nach ihm greifenden Militärs zurück, und trat mitten in das Zimmer grade vor den Obersten hin.

„Ich bin es! Bin der Coldbrook, den Ihr sucht! sprach er mit fester Stimme. Nehmet mich! Doch diese laßt. Es ist Niemand hier schuldig denn ich." — „Niemand? donnerte der Oberst. Ein Narr, der's glaubte! Woher diese Bekanntschaft mit der Gegend und im Schlosse? Woher dieser sichere dreiste Eingang grade zum Geheimzimmer des Schloßherrn? — Verhaftet Alle! Und diesen Prahler bindet." —

Ein wilder Grimm zog über Cäsars Antlitz, und seine Hand faßte zur Hüfte den fehlenden Degen suchend. Die Soldaten traten zur Seite vor der Respectgebietenden Gestalt, und Hauptmann dû Vent, der bey dem Eintritte Cäsars verstummt war, warf seltsame, fast furchtsame Blicke auf das Angesicht, das ihm so bekannt schien. Nur der Oberst trat mit rollenden Augen noch einen Schritt dem Feinde näher.

„Ich stehe als Major im Dienst Sr. Majestät des Königs der großbritannischen Inseln, sagte dieser, und fordere dem gemäß gebührende Behandlung. Ueberdieß nenne ich mich Cäsar Engelborn auf Kaltenbach, und bin der jüngste Sohn in diesem Schlosse. Seit zwanzig Jahren wußte Niemand hier von mir, und so eben erfuhr mein Bruder durch mich selbst zuerst meine Rückkehr.“ —

„Ich glaubte dich todt; jammerte Herr Franz; und mußte solch Wiedersehen erleben!“ — „Mein Ohm! Mein lieber Ohm! lallte Franziska, und sank an des Majors Schulter. — „Der Bruder? fragte der Comte la Roche in sich hinein vom Mitleid ergriffen, aber schnell gefaßt setzte er rauh hinzu: „Aber warum mochtet Ihr also den Degen der Ehre schänden, daß Ihr Euch schlugt zu Meuterern und Rebellen?“ —

„Ob ich meinen Degen geschändet, das fragt Eure Waffenbrüder in Spanien; erwiederte Cäsar. So viele mein guter Stahl bey Talavera traf, so viele rettete mein Commandowort bey Salamanca aus dem Gemetzel meiner blutdürstigen Reiter. Dieses Land

iſt erobert, nicht abgetreten. Was Ihr Verrath nennt, nennen wir Vaterlandsliebe, Treue gegen den angeborenen König. Denkt an Euer Frankreich, und fraget Euch ſelbſt, ob Ihr dort anders gethan hättet, ſtände es dort ſo wie hier. Ueberdem war ich im Dienſte Englands, und verlange danach gerichtet zu werden." —

„Ihr ſeyd Werber geweſen für den Feind! Ihr habt die Bauern verführt durch ſchöne Worte und blanke Guineen; ſprach la Roche. Des Königs Befehl iſt meine Richtſchnur. Der Feind bedrängt die Gränzen. Alles dieſes, Herr Major, läßt Euch gewiß ſelbſt erkennen, was mir Pflicht iſt und welches Schickſal Eurer wartet. Hauptmann, führt den Gefangenen zur Stadt! Noch dieſe Nacht Kriegsgericht über ihn. Ein Gensdarme verbleibt bey dem Schloßherrn zur Wacht." — —

Mit einem Angſtgeſchrey warf Franziska ſich auf die Knie vor dem Gewalthaber, doch der Major ergriff ſie mit Haſt, und zog ſie an ſeine Bruſt.

„Nicht ſo! Fräulein auf Kaltenbach! ſagte er mit einer Commando-Stimme. Das deutſche Weib darf nicht betteln bey den Zerſtörern und Markſaugern deutſcher Freyheit. Der Tod wurde längſt mein Freund. Im Ehrenfelde oder auf dem Schaffotte, einerley, wenn es für das Vaterland geſtorben heißt. Lebe wohl, Bruder! Unſere Verſöhnung iſt mein Stärkungskelch auf dieſem Wege." Er küßte ſanft Franziska's Wangen, ſtürzte ſich an des zähnknirſchenden Bruders Herz, und folgte den Bewaffneten, die bis auf Einen das

Zimmer verließen. Auch der Oberst ging hinaus auf den Saal; Franziska aber und der Doctor eilten ihm nach. —

„Rettung! bat das Fräulein. Bey allem was heilig und gut ist und wohnt in Ihrer Brust, Herr Graf, Rettung für Vater und Ohm! Nehmen Sie alle Schätze dieses Schlosses, nehmen Sie das Vermögen der Familie, nur Rettung! Fordern Sie, was es sey!" — Der Oberst wendete sich zu ihr, und sah sie mit funkelnden Augen an, und stand dann eine Weile im tiefen Besinnen.

„Der Major ist unwiederruflich verloren; erwiederte er drauf langsam und im guten Deutsch. Für Ihren Vater jedoch läßt sich manches thun, und vor gerechten und besonnenen Richtern ist er entschuldigt. Aber meine Pflicht gebeut, ihn am nächsten Morgen nach der Residenz zu senden. Wenig Gutes läßt sich dort für ihn erwarten. Der König wüthet über die Rebellionen im Lande; er hasset die Reichen, welche sich seinem Hofe nicht genähert und ihm schmeichelnde Huldigung gebracht haben; er liebt die Deutschen überall nicht. Der Feind draußen, der Feind drinnen drohet seinem jungen Regiment ein schnelles Ende, und eine Krone verschmerzt sich nicht leicht. Seine Minister sind erbittert und rachgierig; man will verschüchtern und warnen durch blutige Beyspiele. In der Residenz biete ich keinen Sou für Ihres Vaters Leben." —

„O Sie foltern gräslich langsam! jammerte Franziska. Enden Sie den gräulichen Sermon endlich." —

„Eines nur kann retten, und dieſes Eine ſteht nur bey Ihnen! fuhr der Oberſt mit Zurückhaltung fort. „Nennen Sie es! rief Franziska. Was es auch ſey; ich will es, ich ſage es im Voraus zu!“ — Mit Wärme ergriff der ſtolze Krieger des Mädchens Hand. „Fräulein, ich achte Sie hoch, ſehr hoch; ſprach er mit Gefühl. Oft redete ich zu Ihnen, was das Herz mir eingab; Sie nannten die Worte der Empfindung Galanterie, und ſpotteten darob. Der im Kriege aufgewachſene Mann tändelt nicht. Drum ſpreche ich in dieſer ſchweren Stunde offen aus: Ich liebe Sie! Ich wünſche Sie zur Hausfrau. Meine ganze Sohnespflicht iſt alsdann aufgeboten für den Vater; des Comte la Roche Schwiegervater iſt am Hofe verbürgt durch den Sohn, vertreten durch mich bey jedem Gericht, ſchon über jeden Verdacht hinaus durch mein Ehrenwort. Morgen früh muß der Pfarrer Ihre weiße Hand auf ewig in die Meine legen, dann ſichert mein Treuſchwur Ihnen zugleich des Vaters Leben wie den Beſitz dieſer Herrſchaft zu, die auch auf dem Spiele ſteht.“ —

Franziska ſank erbleichend in einen Seſſel; der Doctor trat mit verbiſſenen Lippen und heimlich geballter Fauſt zu ihr.

„Sie ſind überraſcht und erſchüttert; ſagte der Oberſt beſorgt und gar ſanft. Der Wechſel der Begebenheiten und Leidenſchaften war zu groß für weibliche Kraft. Geben Sie ſich Ruhe! der Hausfreund dort wird für Sie ſorgen, wie er ſchweigen wird über

Alles, was er heute hörte und sah. Mich ruft das böse Geschäft meiner Dienstpflicht. Eines nur nehmen Sie als Versicherung vor dem Abschiede; häuslicher Friede, Ehre, Liebe und Treue warten Ihrer, wenn Sie thun, was ich wünsche, was das Schicksal fordert. In einer Stunde hoffe ich auf meinem Zimmer Ihre schriftliche Zustimmung zu lesen." — Er preßte einen Kuß auf Franziskas Hand, und verließ gesetzt und mit würdiger Hochhaltung den Saal. „Was wirst Du wählen?" fragte hastig der Doctor, so wie sie allein waren.

„Ist da eine Wahl? fragte die Beängstigte zurück, und erhob sich in Entschlossenheit erstärkt. Des Vaters Leben gilt mehr als mein Glück. O tödtender Jammer! Es gilt ja Scheiden auf ewig! Scheiden von Liebe und Hoffnung!" —

„Schrecklich! Schrecklich! rief Best mit dumpfer Stimme. Aber der Mann hat Recht. Sein Vorschlag ist der einzige, friedliche Rettungsweg. Daß er auch sich selbst dabey bedenkt, darf grade ich ihm am wenigsten verargen. — Nur Gott kann helfen, und vielleicht ein schneller, kühner Entschluß. Dort deine ritterlichen Ahnen in Helm und Harnisch riefen mir ihn zu. Der Mann ist ja immer im Kampf mit Welt und Schicksal. Sey es denn; es gelte Leben um Leben! — Der herrische Mann sprach, ich solle sorgen um dich. Das werde ich, sorgen wie der Ritter um seine Dame. — Des Vaters englischer Hengst steht noch außerhalb des Schlosses auf der Meyerey; die Jagdwege im Walde

kenne ich alle. Lebe wohl, theuerste, beste der Mädchen; sage dem Oberst heute zu, doch sprich morgen das Schreckenswort vor dem Priester nicht eher, als bis die Sonne über jenem Berge leuchtet." — „Was brütest du, Theodor? fragte mit Todesangst das Mädchen. Willst du meinen Unglückskelch bis zum Rande überfallen?" —

„Dich und uns Alle will ich frey machen, oder untergehen! rief der erglühte Jüngling, umarmte heftig die Braut, und eilte hinaus. Vergebens rief sie ihm nach, und eine geduldig Leidende faltete sie die Hände zum inbrünstigsten Gebet an den Gott der Schicksale, der zu helfen vermag, wo der Menschen Kraft zu Ende geht. —

Die rauhe, stürmische Nacht schien einem heitern Herbsttage Platz machen zu wollen. In Westen hatten die schweren Wolken sich in große Massen zusammen geballt, indeß am östlichen Himmel ein dunkeles Blau den jungen Morgen begrüßte, dessen erste Lichtscheine schon die Bergrücken des Horizontes säumten. Durch den Wald von der Gränze herüber zog eine schmale, aber endlose Reihe Reiter auf holprichtem, oft verwachsenem Bergpfade herab. Die kleinen muthigen Pferde kletterten gleich Gemsen über Steine und Wurzelwerk, zerschlugen unverdrossen mit der schäumenden Schnauze das zugewachsene Gebüsch, und achteten, sich Platz machend, keinen Dornstrauch, noch weniger den

Traufregen, mit denen die Zweige sie benetzten. Ihnen ähnlich waren die wunderlichen Kriegsmänner, von denen sie geritten wurden. Gelbe, tartarische Physionomien und seltsame Tracht kündeten Söhne des fernen, östlichen Welttheiles an.

Der erste Zug der Colonne bestand aus einem Pulk regulärer maloroſſiſcher Kosacken in polnischer Tracht, blau und roth, wohlbewaffnet mit Lanze und Schießgewehr, ihr seidenes Fähnlein mit dem Heiligenbilde in der Mitte. Dann kamen, ihren Atamann an der Spitze, Krieger der Uralschen und Donischen Stämme in seltsamer orientalischer Kleidung von allen Farben, sonderbare Spitzmützen über den sonnverbrannten, bärtigen Gesichtern, Greise und Jünglinge; und den Beschluß machte ein Häuflein Baschkiren, zerlumptes Volk, Blutgier in den rohen, thierischen Zügen, nur mit Bogen und Pfeil bewehrt, doch ein Schrecken dem fliehenden Feinde, wie dem unbeschützten Landmanne. —

Die Spitze der Colonne hatte jetzt das Ende des Gebirgs erreicht, wo der Wald sich lichtete, und unbebuschte Wiesenplätze, nur von alten Eichen und Buchbäumen beschattet, sich ausbreiteten. Aus den Waldwegen zogen sich die Reiter still und behutsam auf die hellern Räume, und ordneten sich, und reinigten die benäßten Waffenstücke; nur drey Führer ritten aus dem Eichendunkel hervor zu der kahlen Fläche, und beschaueten, soviel es die frühe Dämmerung zuließ, die Gegend.

Zuerst trabte vorn voll Ungeduld auf dem triefenden englischen Braunen Theodor Best in's Freye; den in der Nacht verlorenen Hut hatte er mit einer blutfarbenen Soldatenmütze vertauscht, unter der das durchnäßte braune Haar schlicht hervorhing, und das in tiefwühlender Leidenschaft erblichene schöne Männergesicht umschlängelte; ein hellgrauer kurzer Reitmantel bedeckte Brust und Schultern, und ein krummer Kosackensäbel flog blinkend am Riemen, der die rechte Hand umwand. Hinter ihm ritt ein vornehmer Offizier mit seinem Adjutanten, so auffallend an Bildung als Tracht. Höchste Kühnheit sprach aus dem edeln Gesicht und dem funkelnden hellen Auge; das blaue Polenwams und das faltige Beinkleid waren reich mit Golde gestickt; vom struppigen Blondhaar saß die goldbequastete Scharlachmütze zur Seite gerückt; ein zum Mantel geschnittenes zottiges Bärenfell schlug sich um Brust und linke Schulter, fiel so bis zum Sattel hinab, ließ aber mehrere glänzende Ordenssterne durchblinken.

„Wir sind zur Stelle! rief Theodor dem Generale französisch zurück, indem er den Zügel scharf anzog. Die Allarmposten der Gränze sind abgeschnitten, und Ihr könnet sie jetzt nach Bequemlichkeit einzeln aufheben. Dort wo der Kirchthurm im ersten Morgenstrahle aus den Weiden aufsteigt, liegt eine Schwadron alter Reiter; weiter hinaus, wo das weiße Amthaus auf dem Saathügel sichtbar wird, sind einige vierzig Jäger einquartirt, welche mit dem Gesindel der Douanen die Fähren des Flusses und die Gebirget-

wege bewachen. Jene breite Straße am Strome hin vor uns führt zur Residenz; der Edelhof am Kalkfelsen drüben ist des Commandanten Quartier, und in dem Städtchen dahinter liegen ungeübte Depots aller Waffengattungen, junges, furchtsames, meist mit Gewalt geworbenes Volk. Macht nun selbst Eure Anordnungen, aber schnell, ehe denn der Tag steigt." —

„Atamann Halczinskoi! rief der General im Bärenfelle mit einer Stentorstimme, und ein grauer Kosackenführer sprengte aus dem Haufen vor. Der vierte und fünfte Pulk schwenket rechts ab hier um die Waldecke der Straße nach. Alles was vorkommt bis zur Gränze wird gefangen oder niedergemacht. Von dort sogleich mir Bericht auf jenes Edelschloß! Die Baschkiren breiten sich aus hinter dem Corps über die Felder zwischen Wald und Strom; nichts durchgelassen bey Kantschuhstrafe!" — Und mit treuherzigem Lächeln nickte der greise Hettmann zu dem willkommenen Befehle, und galopirte auf dem kleinen Schimmel zu den Seinigen zurück, welche mit fröhlichem Gemurmel die Ordre empfingen.

„Danilewsky! befahl der General seinem Begleiter alsdann, Sie führen die Hälfte der Brigade dort durch den Feldweg hinter jene weiße Mauer, und schneiden die Stadt ab vom Schlosse! Die Spitze der Colonne folgt mir auf der Straße grade hinan. Und nun vorwärts, mein braver junger Deutschmann!" —

Die Rosse flogen an der schrägen Fläche hinab, und wie ein Bergstrom, der sich in drey Arme getheilt,

rauſchte und blitzte es aus dem Gebirge hervor, ohne Ende faſt, und bedeckte die ſtille Gegend mit Waffenlärm und mit Kriegesgeräuſch.

Jetzt funkelten und brannten in Oſten zugleich tauſend weitſprühende Goldſtrahlen; ein weißes Wölkchen flog vorauf, und dann wälzte ſich das Tagesgeſtirn glühend über die Berge her, mit Majeſtät ſein Reich begrüßend.

„O du herrliches Auge der Allmacht! Führe auch uns zum Glücke!“ betet der deutſche Jüngling vor ſich hin mit hochpochendem Herzen. „O laß mich das weiße Wölkchen ſeyn, welches Ihr die Sonne der Rettung verkündet und bringt.“ —

Im Schloſſe Kaltenbach war es in dieſer Morgendämmerung nicht weniger ſtürmiſch hergegangen als draußen im Bergwalde. Wie Fräulein Franziska am Abende ſich verlaſſen im Saale ſah, ging ſie nochmahls in des Vaters Kabinet, der ſich erſchöpft von ſo vielfachen Erſchütterungen ſchon niedergelegt hatte. Der Gensdarme hielt Poſto im weichen Sopha des Zimmers, ließ jedoch die Tochter paſſiren. Franziska küßte leiſe des ſchlummernden Vaters furchenvolle Stirn, küßte ſeine auf der Decke liegende heiße Hand, und wie geſtärkt durch dieſe Ergüſſe der Kindesliebe ſetzte ſie ſich zum Schreibetiſche und ſchrieb an den Comte la Roche folgendes: —

„Mein Herr! — den tapfern Krieger, wie den gebildeten und edeln Mann lernte ich in Ihnen schätzen und hochhalten, doch mein Herz mußte stumm bleiben für Ihre frühern Schmeichelreden, wie für Ihre ernste Erklärung in meines Lebens schreckensvollster Stunde, weil eine frühere Neigung es beherrschte. Es soll Momente im Menschenleben geben, welche plötzlich um Jahre älter machen; ein solcher war für mich dieser Abend, wie hätte ich sonst den Muth haben können, Ihnen mit Verläugnung jedes mädchenhaften Zartgefühles dieses Geständniß zu thun? Wird der hochherzige Mann auch jetzt noch sein Opfer fordern? Wird er den Stahl ferner noch zücken zum Schreck des Opferlammes? Kann ihm, dem die Welt offen steht und dem sie ihre Schönheiten alle darbeut, genügen an einer Braut in Thränen und an einer bleichen, sich im Grame verzehrenden Hausfrau? — Das Lebensglück, ja das Leben meines Vaters liegt in der Einen Wagschal; in der Zweiten mein Elend, und diese wird nimmer sinken und jener das Gleichgewicht halten, und wenn Sie auch alle Schätze Ihres Frankreichs, und selbst den Marschallsstab, der Ihrer dereinst wartet, hinein legten. Wahl habe ich nicht! Sie sind der Gott meines Schicksals; aber Sie werden menschlich seyn, und nicht fernerhin fordern." —

Nachdem sie das Briefchen lange angestarrt, gelesen und wieder gelesen hatte, siegelte sie es mit einem tiefen Seufzer, und sandte den Gensdarmen damit fort. Bald kam die Antwort. —

„Theures Fräulein! schrieb la Roche zurück. Wenn das unbezwingliche Gefühl, welches für Sie in meinem Herzen lebt, gesteigert werden konnte, so mußte es durch die Worte geschehen, die Sie an mich richteten. Ja, es ist höchste Leidenschaft geworden, es ist Anbetung geworden! Eine solche Tochter muß die trefflichste Gattinn werden, und ich wäre ein selbstmörderischer Thor, wollte ich einen Schatz von mir schleudern, der in der Jetztzeit so selten ist, und den ein Gott mir so unverhofft in die Arme warf. Die innigste Anhänglichkeit wird um ein Herz werben, das zu gütig und empfindend ist, um nicht einst ächt-erkannte Liebe mit Gegenliebe zu lohnen, und das schönste Schloß im Paradiese der Provence wird die trüben Ansichten, die Franziska von ihrer Zukunft träumt, erhellen helfen. — Flechten Sie die Brautkrone: ich sende nach dem Priester. Mein Glück und mehr noch — Ihr eigenes Glück, wie das Glück Ihres verehrten Vaters ist nicht anders festzustellen, und dieser dreyfache Grund muß meinen Entschluß unerschütterlich machen, wenn es auch der Geliebten eine Thräne kostet, die sie einem kindlichen Mährchen nachweint. Ich darf nicht anders, sonst wäre meine Liebe nur eine Carnevals-Maske gewesen. — —" Franziska las, und mit jedem Worte rieselte eine Eiskälte weiter durch ihre Gebeine hin. Langsam, wie Wahnsinnige thun, nickte sie mit dem schönen Haupte, verbarg das Papier wie ein Liebesangedenken im Busen, und schlich zum Zimmer hinaus. Oberst la Roche war kein Wüstling, kein

Verwilderter, wie sie gar oft der Krieg erzieht. Er fühlte warm und tief, ohngeachtet er schon weit über den Jüngling hinaus war; aber die Frauen hielt er nicht besonders hoch, da ihm und seinen Genossen in den fremden Residenzen nur die Leichtsinnigen und Flatterhaften nahe gekommen waren. Auf Schlosse Kaltenbach erblickte er zuerst das sinnige, fleißige, häusliche Leben, welches die deutschen Frauen auszeichnet, auf die das griechische Sinnbild der Schildkröte noch immer paßt, und da er so in Franziskan das Ideal seiner Seele gefunden, wer kann seinem Gemüth verargen, daß es heftige Wünsche, lange vergebens gehegt, zu befriedigen suchte? die Gelegenheit bot sich wie von selbst; der Oberst ergriff sie mit Heftigkeit, und hielt sie noch fester, da er nirgend im Schlosse einen Nebenbuhler bemerkt, den er neben sich oder gar über sich stellen konnte. —

Das Kriegsgericht über den Major war noch vor Mitternacht beendet worden, und hatte: Tod! gesprochen. Der Oberst befahl die Vollziehung des Urtheils mit dem ersten Frühlichte, und commandirte den neuen Hauptmann dü Vent zur Execution. Doch einmahl um den Schlaf gebracht richtete er jetzt schleunigst Alles zum Hochzeitfeste zu, damit der Spruch fur ewig gesprochen würde, ehe noch die Todespost von der Stadt als Störerinn erscheinen könnte. Seine Ordonanzen bestellten die Staabsoffiziere auf das Früheste in das Schloß. Nicola und Mosje Jean wurden zum Prediger geschickt. Was die Gärten noch von Blumen

trugen, mußte das Schloßgesinde zu Kränzen binden, womit man den großen Familiensaal schmückte. Hoffnung und Angst, Freude und Trauer, Lust und Verzweiflung schied auf diese Weise die Schloßbewohner in zwey Hälften, so scharf und antipodisch, wie die Sonne die Erdgloben zerschneidet. —

Der Gärtner Nicola fand den alten Religionslehrer schon im vollen Priesterornat. Die todtkranke, aus tiefer Ohnmacht neu zum Jammer erwachte Helene hatte zum zweyten Mahle nach dem Seelsorger gesendet. Der schwatzhafte Nicola erzählte die seltsamen Ereignisse im Schlosse als Zugabe zu seiner Botschaft, und wenn auch kopfschüttelnd bey dem Befehle, der wie eine Kriegsordre klang, versprach der Pfarrer doch zu erscheinen, sobald er den nothwendigen Krankenbesuch vollbracht. —

Helenens Beichte war nicht mehr die von gestern. Cäsar lebte; sie hatte seine Stimme gehört, seine Hand gefühlt; das bestimmte sie anders. Mit Weglassung ihrer frühern Geschichte legte sie in den Schoos der Kirche nur ihr Vergehen, ihren vermeinten Kindermord und ihr büßendes Leben nachher nieder, und aus des alten Pfarrers Munde floß für die Beängstigte Balsam auf ihre tiefste Wunde. Es war der Müllerinn Kind, welches in jener Nacht sogleich nach der Geburt gestorben; Helenens gefundenes Kind hatte man erfreut an dessen Stelle gesetzt, und der jammernden Mutter an die Brust gelegt; der Pfarrer selbst hatte zuerst das mondförmige Mahl auf der Hand des Fündlings

entdeckt; das Mährchen von geborenen Zwillingen bedeckte den Tausch für die Welt; der Knabe war gesund aufgewachsen, bis sein wilder Sinn ihn fortriß in das Kriegsgetümmel der Zeit.

So tröstend auf die Kranke diese Gewißheit einwirkte, so zernichtend war die zweyte Erzählung, die der Prediger bey dem Frühstück, welches die Fischerwittwe ihm auftischte, dieser als Gegengabe zurück ließ. Es war das jüngste Ereigniß des Schlosses von dieser Nacht. Der Major, Cäsar Engelborn, war erschienen, war gefangen, war zum Tode verurtheilt. Alle alten Gefühle des Herzens erwachten in Helenen auf's Neue, und die fast erloschenen Lebensgeister flammten nochmahls hoch auf, als der Geistliche sie verlassen hatte, und jetzt die Einsamkeit sie mit Grauen und mit Ahnungen voll Schrecken umgab.

Franziska hatte auf Kaltenbach schlaflos die lange Nacht verbracht. Sie schmückte sich im stillen Schmerz mit einem schwarzen Atlaskleide, heftete als Opferschmuck ein Diamantenkreuz an die hohe Lilienbrust, und zerschnitt wehmüthig ein Myrtenbäumchen, welches ihr Theodor einst zum Namenstage geschenkt, und wand sich die Jungfrauenkrone davon. So geziert trug sie noch vor Tage das Frühstück wie immer auf des Vaters Zimmer, und weckte den Geliebten aus seinem unruhigen Schlummer. Verwundert sah Herr Engelborn die Geputzte an; als er aber ihren Bericht

gehört, als das schöne Mädchen ohne Thränen, aber bleich wie die welke Lilie vor ihm in die Kniee sank, da erhob er sich in heftiger Wallung vom Lager, auf dem er unausgekleidet gelegen, und riß die Tochter rasch zu seinem Herzen empor.

„Nein! rief er zornerglüht. Ich bin kein Agamemnon, und lasse mein einzig Kind nicht diesem falschen, hämischen Götzen schlachten. Ein Franzose mein Sohn? Mein Kind vermählt am Sterbetage meines Bruders? Vermählt mit einem der Mörder? Nein! dieser Achill müßte erst zum Schatten werden, bevor er meine Iphigenia erhielte. Erbettelt Leben, mit Kindesglück erkauftes Leben ist tiefste Schande; und lieber schnellen Tod als ehrloses Daseyn!" — Die ersten Thränen flossen leise über Franziskas Wangen. An des starken Vaters Brust gelehnt, in dessen Schutze sie Muth schöpfte aus dem seinigen, faltete sie die weißen Hände. Er zog sie zum Fenster. „Dorthin dein Gebet! sprach Herr Franz mit großer Bewegung. Seine Sonne ist es, die dort so hehr und rein aus der Nacht steigt. Auch für uns kann Er den Tag erwecken, wenn sein ewiger Rathschluß es heilsam erachtet; und sandte er Nacht und Leid, so wollen wir demüthig still halten, denn auch im Gewitter wacht seine Güte." — Der Eintritt des Obersten störte die fromme Minute. Der Schloßherr trat ihm rasch und ernst aus dem Kabinet entgegen. Im blanken Kriegsschmucke, von seinen Waffenbrüdern umgeben, trat der stolze Bräutigam ein, die Braut abzufordern,

und sein Feuerblick sah mit Lust das geschmückte Mädchen schöner denn je. Desto härter aber traf ihn des Vaters Machtspruch. Herr Engelborn nahm mit gluthrothem Gesicht den Myrtenkranz von dem Scheitel der Braut.

„Bestellt den Priester ab und den Sakristan! sprach er mit Würde und patriarchalischer Hochstellung; und laßt die Schergen kommen, daß sie den Brautvater binden und fortschleifen! Mein Fluch legt sich für ewig zwischen dieses Bündniß des Schreckens. Greift aber die Gewalt und Unmenschlichkeit auch in das Heiligste und zertrümmert sie die Gesetztafeln der Natur, wohlan! so schmückt die Braut mit dem Nelkenkranze, den des Vaters Stirn am Schaffot getragen; so reißet die Braut zum Altare mit den Blutflecken bedeckt, die frisch aus dem sterbenden Vaterherzen springend ihr seinen Abschied brachten." — „O mein Vater, wir sterben zusammen!" jammerte Franziska an seinem Halse hangend, und die erschütternden Krieger standen verstummt vor dieser unerwarteten Scene.

Da fielen zwey Pistolenschüsse in der Nähe; ein Wachtruf und ein seltsam Gebrüll, das ihn beantwortete, tönten nach der Höhe hin, und Alle eilten aufgeschreckt zu den Fenstern. Herein in das Thor des Parks sah man einen Gensdarmen sprengen, dessen unbedeckter Kopf mit Blut begossen war; ihm folgte ein athemloser Chasseur zu Fuß, welcher die Büchse wegwarf, die Thorflügel faßte, und sie eiligst zu schließen versuchte. Der Versuch mißlang, kaum hatte er

den ersten schweren Flügel zugeworfen, so fuhr eine lange Lanze durch seine junge Brust, und im gestreckten Gallop der Rosse drängte ein Reitertrupp in den Park, und das gellende Schlachtgeschrey der Kosacken schallte zum Schlosse her die Allee herab, welche sich mit einer immer dichter anschwellenden Wolke der unbändigen Fremdlinge füllte.

„Ein Ueberfall! rief la Roche erbleichend. Zu den Waffen, meine Freunde! Jetzt gilt es mehr als ein Hochzeitmahl.“ — Alle stürmten hinab, nur der Schloßherr und Franziska blieben vom plötzlichen Wechsel wie erstarrt an das Fenster gefesselt, und umfaßten sich angstvoll, als ständen sie auf einer Gletscherspitze dicht am Abgrunde.

Und heran sprengte der russische Führer, dicht ihm zur Seite Theodor Best, kampfgerecht und kampfmuthig die fremde Waffe schwingend um den Kopf. Beyde saßen ab, und drangen die Schloßtreppe herauf, mit ihnen zugleich der Vortrapp der Mannschaft. Aber ihnen entgegen, gleich kampfmuthig und gerüstet, traten oben auf dem breitern Altane mit blanken Gewehren der Oberst und seine Suite, und ein dichter Haufen bewaffneter Ordonanzen und Bediente.

„Nimm den Verrätherlohn!“ tobte la Roche und führte einen grimmigen Streich nach dem Doctor; aber gewandt entwich der Jüngling dem Hiebe des Feindes, dessen breite Klinge am steinernen Apoll des Geländers zertrümmerte; Theodors Nachhieb fuhr durch des Franzosen breitbegoldeten Hut; doch besser traf des

russischen Generals streitgewohnte Klinge die rechte Hand des feindlichen Anführers und machte, daß sie blutend sank und untauglich ward zu fernerer Wehr.

„Ergebt Euch, Herr Oberst, und laßt die Waffen strecken! rief der Feldherr im Bärenfelle. Der Uebermacht erliegen schimpft nicht; bey uns ist heute das Glück, und unnütz Schlachten ist dem Braven ein Gräuel." — Mit Zähneknirschen stieß la Roche mit dem Fuße sein am Boden liegendes Degengefäß von sich, und erwiederte mit verhaltener Stimme: „Das kecke Kunststück ist gelungen so sind wir denn Gefangene der List und des Verrathes!" —

Alle Franzosen zogen sich in das Schloß zurück, und streckten die Waffen auf dem Vorplatze, wo die eindringenden Kosacken sie jauchzend umringten und die Offiziere in den untern Zimmern in Wache hielten. Theodor sprang hinauf in's Schloß, der General und seine Adjutanten folgten. „Hab ich Wort gehalten?" rief Theodor, und stürzte in Franziskas Arme. „Engel Gottes! Du kamest in der tödtlichsten Minute!" rief die Glückliche, und drückte den Geliebten frey und ohne Scheu an ihre wallende Brust. „Braver Bursche! Sohn! Erbe aller meiner Schätze! sprach Herr Engelborn mit jugendlicher Wallung. O warum hab' ich nicht eine Welt zu vergeben in dieser Minute?" — „Ihr gebt sie mir ja in Franziskas Besitz!" jubelte der Jüngling, und warf sich an das Vaterherz. —

„Aber jetzt nicht das Größere versäumt! fiel der General ein. Schenket meinen Leuten ein Fäßchen

Branntwein und füllet ihre Brotbeutel; dann einen reitenden Boten uns voran grade auf die Residenz, daß die neugebackenen Prinzen und Schranzen kein Mauseloch finden vor der Schnelle unserer Säbel! Gelingt das, so soll mein Monarch dir nicht undankbar seyn, du wackerer Reiter!" —

„Ihr vergesset das Städtchen!" erinnerte jetzt Theodor. —

„Danilewsky wird bald dort seyn!" antwortete der Kriegsheld.

„Auf dann, Theodor! rief Herr Engelborn. Du hast heute den Kriegsrock angethan, so setze in ihm deinen Thaten die Krone auf. Rette mir den Bruder, und noch ehe diese Sonne untergeht, wird Franziskas Myrtenkranz dein Eigenthum und Du der Herr dieses Schlosses." — Theodor küßte heftig die Braut und rief nach den Pferden.

„Führt meine Blauen hin! sprach der Russe. Ich muß hier den Atamann erwarten. Ihr trefft auf Danilewsky, und die Schwert-Arbeit dort wird leicht gethan seyn!" —

„Mit muß auch ich! Es gilt dem Cäsar, und Genugthuung für zwanzig Jahre!" rief Herr Franz jünglingswild dazwischen, und eilte selbst hinab zum Stalle, sich das Pferd zu zäumen, indeß der General die auf's Neue besorgte Franziska zu beruhigen bemüht war.

Den freundlichen Anger des Schützenplatzes dicht am Städtchen erfüllte heute schon früh eine finstere Lebendigkeit. Seit der Errichtung des fremden Königthums waren die Schützenherrn es freylich schon gewohnt geworden, ihren Lieblingsort, wo sie mit den Gewehren ihrer Vorväter doch noch spielen durften, durch Henkerfeste und militärische Executionen entweihet zu sehen. Heute aber traf der Streich recht eigentlich das Herz. Es galt einem Landsmanne, einem Sohne der Gegend, den sie als Knaben unter sich hatten hochwachsen sehen, in welchem mancher noch den Anführer seiner Jugendspiele, mancher auch seinen stillen Wohlthäter verehrte. — „Herr Cäsar Engelborn von Kaltenbach wird erschossen auf dem Schießplatze!" — Der schwarze Spruch durchlief früh die Stadt. Die Mägde brachten ihn heim vom Zichbrunnen und aus dem Bäckerladen, und erschrocken sprang Herr und Hausfrau aus den Betten, und wie die wenigen Executionstruppen ausrückten, fanden sie mit Verwunderung die ganze Stadt, sonst so still und spät lebendig, auf den Straßen und in den Fenstern. —

Draußen vor dem Scheibenberge war ein Sandhügel aufgeworfen; einige zwanzig der grünen Husaren deckten in weiten Zwischenräumen die Flanken des Platzes, und hielten die andrängenden Zuschauer in Respect; einen engern Halbkreis bildete die junge Mannschaft, Fußvolk und unberittene Reiter ohne Montur in weißen Stalljacken und allerley Mützenwerk.

Sechs gediente Unteroffiziere marschirten in der Mitte des Halbzirkels auf, ernst und kalt, und luden tactrecht als Musterbild ihre Büchsen; an der rechten Spitze des Halbmondes sah man den Hauptmann du Vent, mit einigen Leutnants im Gespräch; der Reitknecht hielt hinter ihm das unruhige Roß. Jetzt wurde der Major Engelborn herangeführt. Du Vent schien unruhig zu werden, als er auf die hohe Gestalt den ersten Blick geworfen. Ernst, aber gefaßt, stand der Major vor dem Sandhügel still; er legte den Hut, den er für heute nochmahls mit der weiß und rothen Feder geschmückt hatte, auf den Anger nieder, knöpfte den blauen Oberrock ganz auf, und zog eine volle Börse und eine reiche Uhr heraus. Mit durchdringenden Blicken sah er dann auf die Sechse, von denen ihm der Tod kommen sollte, und die noch ruhig auf den Gewehren lehnten.

„Kameraden, sagte er, eine ehrliche Brust ist heute Eure Scheibe, und der Schuß entehrt Eure Büchsen nicht. Ich wie Ihr, wir alle haben oft der Batterie in den höllischen Rachen geblickt, und kennen den Tod. Zielet brav, daß ich schnell ende! Die Rotte, welche mein Herz trifft, erbet diesen Nachlaß hier als Angedenken eines Kriegsgefährten.“ —

Er legte Uhr und Börse in den Hut, trat auf den Sandfleck, zog ein weißes Tuch hervor und verband sich selbst die Augen. —

„Habt Acht! Gewehr auf den Arm!“ kommandirte mit sichtbarer Unruhe und Zerstreuung Haupt-

mann bü Vent, noch ehe er den Degen gezogen und ſein Pferd beſtiegen hatte. Sein Leutnant erinnerte ihn höflich; erröthend bückte er ſich nach ſeinem hingefallenen Stulphandſchuh, da fühlte er ſeine Hand plötzlich von eiskalten Fingern umfaßt, und als er zuſammenfahrend ſich umſah, ſtand eine ſeltſame Geſtalt ihm zur Seite.

Es war Helene. Wie ein Wiederkömmling vom Grabe ſtand ſie da ſtarr und wachsbleich im dünnen Nachtkleide immer noch ſchön; die Haare hingen ohne Bedeckung und ohne Band um die nackten weißen Schultern, und flogen im Morgenwinde; auf den bleichen Lippen glänzten friſche Blutstropfen, und die großen runden Augen funkelten beſonders gräßlich.

„Nicht weiter! rief ſie mit heiſcher Stimme, in der ſich Angſtruf und Befehlston miſchte, und hielt des Hauptmanns Hand krampfhaft gepackt. Nicht weiter, oder du wirſt ein Vatermörder! dieſes rothe Mahl auf deiner Rechten hebt alle Zweifel. Ja, ich bin deine Mutter; jener Brave, den du tödten läßt, iſt Cäſar, dein Vater.“ —

Eine Sekunde ſtarrte der überraſchte Hauptmann ſie an, dann ſtieß er mit einem ſeltſamen Hohnlachen die Frau zurück, ſo hart, daß ſie zwiſchen das Volk auf den Boden hinſank. „Nehmt die Tolle feſt! rief er mit Zorn und Hohn. Ich bin kein Deutſcher, und es wäre mir grade recht, der Sprößling einer Bettlerinn und eines Landſtreichers zu heißen.“ — Im Volke wurde es unruhig. „Iſt das nicht Windmüllers

Fritz?" fragte der Eine. „Und das nicht die Helene vom Schlosse?" ein Anderer. Wild werdend riß der Hauptmann die Stulphandschuh über die Hände, schwang sich aufs Pferd, zog den Degen mit Hast, und hob sich in den Bügeln zum Kommando. Indem wurde es immer unruhiger unter der murmelnden Menge. Man glaubte Schüsse und ungewöhnliches Getümmel vom Städtchen her zu hören. Auch die Husaren und Recruten horchten und flisterten untereinander. „Acht! rief dü Vent mit weittönender Stimme. Fertig! An!" — Doch da sauste es und brach wie ein Orkan durch das Menschengedräng über den Anger daher, und rechts und links stürzte Alles in zerrissenen Gruppen zusammen. „Feinde! Kosacken!" schrien tausend Stimmen, und ehe das Todeskommando aus des Hauptmanns Munde schallte, durchstachen ihn die langen Lanzen zweyer bärtiger, wie auf Windes-Fittichen heranrauschender Reiter, deren Eine seine Brust rücklings traf, die zweite von der Seite her seinen Hals durchschnitt. Mit einem schmerzlichen Ach verklang das vatermörderische Wort, und langsam gleitete der verwegene junge Mann mit durchbohrtem Herzen vom Pferde herab, mit halberstarrten Händen nach den feindlichen Speren greifend. Das Getümmel ward allgemein, jede Ordnung zerrissen; hie und da wehrte sich ein Reiter, doch das Volk half die Widerspenstigen von den Pferden reißen, und jubelten den unverhofften Befreyern entgegen. — Um die Hauptperson des Tages hatte sich Niemand bekümmert; er war in dem größern

Ereigniß, im langersehnten Freiheitsrausch vergessen worden. Einige der Schützen drückten zwar ihre Büchsen auf ihr Ziel ab, doch der stürzende Commandant und der Schreckensruf: Kosack! machte Auge und Hand unsicher, und keine Kugel traf das Opfer. In den Armen Theodors und des Bruders Franz fand sich Cäsar, und wie ein schönes Traumbild staunte er unter dem fallenden Blendtuche aus die veränderte Scene und die befreundeten Truppen an. Bitter mischte sich ein Wermuthstropfen in den Freudenkelch, als man die arme Helene fand, todt an dem durchstochenen Hauptmann liegend, den ihre Arme fest umklammert hielten wie eine Niobe den Sohn, und den ihr Mund mit dem Blute ihrer innersten Brust überströmt hatte. — Ueber den beiden Leichen drückten sich die Brüder Engelborn schmerzlich die Hände; zwey Männerthränen schmückten den Ring der Versöhnung, und beyde sorgten alsdann gleich emsig für die Aufhebung der Todten aus dem Getümmel. —

Gelungen war das Kühnste, abgetrotzt dem Schicksale durch Liebe und Muth das Höchste, und alle eilten jetzt nach Schloß Kattenbach zurück, den Triumphzug der Brüder zu feyern, und den Würdigen mit der unsterblichen Rose zu krönen. Herr Franz hielt Wort wie immer, denn als die Gesellschaft, seltsam zusammengestellt von Deutschen, russischen Offizieren und den gefangenen Franzosen, von denen sich nur der Comte la Roche als verwundet entschuldigen ließ, sich zur Mittagstafel sammelte, führte der Schloßherr die

schöne Franziska, jetzt im weißen Seidenkleide, unter der Myrtenkrone dem Doctor zu, und Major Cäsar überreichte ihm ein Papier, worin er ihn als Sohn adoptirte, und das ihn zum Erben der Brüder bestimmte. So blieb der Name der Herren auf Kaltenbach derselbe bis auf die neue Verlängerung, denn der Erbherr schrieb sich nun Theodorus Best, genannt Engelborn von Kaltenbach; doch sorgte er in der Folge, daß der Name der Familie nicht so leicht wieder befährdet werden konnte. Das Hochzeitfest feyerte sich im Schlosse still aber innig; nur Nicola, der Gärtner, ging traurig in der Allee herum, da außer einem Dutzend flackernder Pechkränze von seinem Illuminations-Project nichts zu Stande kam. Statt seines Parks illuminirten sich selbst die Kosacken des Pulks, den der General als Nachhuth zurückgelassen, und die sich mit einigen Branntweinfässern, guten Heringen und mächtig großen Salzgurken königlich bewirthet fanden, und in kauderwelschen Ausrufungen draußen vor der Schloßtreppe die hohen Geber tausend und abertausend Mahle hochleben ließen. —

Der gelungene Ueberfall der Residenz gehört der Kriegsgeschichte unserer Zeit, und wir haben in ihren Tagesblättern davon gelesen. Theodor bekam für sein Wagestück, das zu solch glänzendem Erfolge leitete, einen Orden Rußlands wie auch den neuen vaterländischen Ritterstern, der den Namen des herrlichsten Fürstenstammes in Europa trägt, und sein also geziertes Gemälde gab neben seiner Dame dem alten Familiensaale

einen neuen Prunk. Der Major machte noch den nächsten Feldzug mit, und rächte sich durch den Einzug in Paris für die erlittene Schmach. Von Wunden und Bivouaks geschwächt legte er darauf seinen Seelengram an die versöhnte Bruderbrust, und oft sah man die beyden Brüder auf dem Kirchhofe des Dorfes Steinmühlen an dem schlichten Grabsteine sitzen, unter den sie die arme Helene neben dem widerspenstigen Sohne dicht an der Familiengruft der Herrn auf Kaltenbach begraben hatten. Unter dem alten schattigen Fliederbusche gaben sie da wechselseitig sich Aufklärungen über ihre Vergangenheit, und Herr Franz sagte dann mit stiller Trauer: „Ruhe am Helenens Asche! Sie hat den Zwist unserer Jugend herbeygeführt, und unsere Troas in Brand gesteckt; aber sie verschwisterte auch desto fester unser Alter!“ — —

Der Geheime Oberfinanz-Rath.

Luſtſpiel in zwey Acten,

nach einer Taſchenbuch-Anecdote von van der Velde.

Perſonen:

Regierungs-Präſident Graf Strahlen.
Felſeck, deſſen Sekretair.
Poſtmeiſter Bückling.
Marie, deſſen Nichte.
Controlleur Hanſ.
Ein Poſtillon.
Ein Jäger des Präſidenten.

Die Scene iſt in einer kleinen Stadt im Hauſe des Poſtmeiſters. Zeit 1806.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Bücklings Zimmer. Er ſitzt rechts ſchreibend. Marie links Klavier ſpielend. Er giebt Zeichen der Ungeduld von ſich.

Bückl. Wie wäre es denn, ma nièce, wann du einmahl ein wenig aufhörteſt?

Marie. Wenn ich muß.

Bückl. Ich glaube, daß die heilige Cäcilia im Accompagnement der himmliſchen Harfen nicht ſo viel Geklimper zu vernehmen giebt, als du.

Marie. Das Klavier verſchließend. An Ihnen hat freilich die arme Muſe der Tonkunſt keinen Gönner.

Bückl. Was Muſe, was Tonkunſt! Das iſt weder für den Hunger noch für den Durſt! Wie viele 100 Maſchen können nicht während einer Ouverture geſtrickt werden! Die Zeiten des Wohllauts ſind ohnehin vorbey. Jezt waltet nur eine einzige, jedoch höchſt reſpectable Diſſonanz. Deine Adagios machen einen nur weichlich ums Herz. Soll und muß es Muſik ſeyn, ſo lobe ich mir die rauſchenden Inſtrumente,

Pauken, Trompeten, Trommeln. Nach deren Takte tanzt jetzt die eine Hälfte von Europa, um wolens volens die andere Hälfte glücklich zu machen. Am liebsten aber höre ich das Posthorn.

Marie. Zarter Geschmack!

Bückl. Abgerechnet wie Aukratio dies Blaseinstrument für einen Postmeister ist — und das lucrum ist in unsern egoistischen Zeiten doch immer die Hauptsache — so reiche einmahl, was für interessante Dinge es uns immer mitbringt. Neue Moden und Concours-Bekanntmachungen, Steuer-Edicte und deren Deklarationen — und Zeitungen — Marie — Zeitungen!

Marie. Nun aus denen habe ich Ihnen schon seit Jahren nichts tröstliches vorgelesen.

Bückl. Aber Interessantes! Man glaubt die Tausend und eine Nacht zu lesen. Da hat eine Compagnie drey Regimenter geworfen, da hat eine geplünderte Stadt vor lauter Freude illuminirt. Da ist ein Insurgenten-Corps zwanzigmahl vernichtet worden, und macht doch zum ein und zwanzigsten Mahle die Straßen unsicher, da sind von den Feinden 3000 auf dem Platze geblieben, während die große Armee 2 Todte und 3 Verwundete hatte. Meiner Treu, dagegen muß sich das Mährchen vom Hauptmann Bergspalter verkriechen.

Marie. Mir sind die Zeitungen ein Gräuel!

Bückl. Und besonders — wenn wieder einmahl ein Land verschluckt worden ist, dann freut mich immer der herzbrechende Beweis, daß das nöthig war, gene-

raliter zum Heil Europa's, und specialiter zum Heil des verschluckten Landes selbst. Ach, wenn mir nur ein kleines Ober-Post-Amt bey einem einzigen Monathschluß eine solche Demonstration durchgehen möchte. Wie geschwind wollt' ich trotz dem größten Diplomatiker folgern: Wer sich bereits einen Theil zugeeignet hat, der darf und muß sich das Ganze zueignen, atqui — Posthorn tönt. Marie eilt ans Fenster. Nun, was rennst du denn auf einmahl? Du bekümmerst dich ja sonst nicht um die Extraposten.

Marie. Felseck geht vielleicht noch heute hier durch.

Bückl. So —? Woher weißt du denn das? Hat er ein Notificatorium erlassen?

Marie schweigt verlegen.

Bückl. Der Secretair hat den Teufel ganz im Leibe. Mein Mann ist er nicht. Er ist zu grade, zu — wie will ich sagen — zu —

Marie. Doch nicht zu ehrlich?

Bückl. Wäre er nur nicht der Mignon Sr. Excellenz des activen dirigirenden Herrn Regierungs-Präsidenten. Ich hätte ihm schon längst die Wege gewiesen.

Marie. Gottlob, daß er's ist!

Bückl. Aber so — ist's ein Andres. Ich muß mich trösten. Denn wohl vornehmere Herren als ich haben ihre Küchlein dem fremden Raubvogel ausliefern müssen. Man macht ein so freundlich Gesicht, wie der Töpfer, wenn der Topfkarren umwirft, und sagt: Lieber

Zweite Scene.

Postillon kömmt.

Post. Schönen guten Morgen, Herr Postmeister.

Bückl. Guten Tag, Niklas, Extrapost?

Post. Ja. Hier, hier ist der Begleitschein.

Bückl. Hest. Controlleur. Hans heißt dein Passagier?

Post. Ja, so stehts im Zettel. — Aber —

Bückl. Nun?

Post. Der Herr, den ich gefahren habe, ist nimmermehr ein bloßer Controlleur.

Bückl. Nicht?

Post. Wenn die englischen Waaren nicht verboten wären, so spräche ich: es ist so ein Ding wie ein Lord.

Bückl. Wie so, Niklas, wie so? erzähle! Marie, gieb doch dem ehrlichen Kerl ein Glas Liqueur. Marie gehorcht. Postillon trinkt Nun Niklas, wie ist das, warum, wie meinst du das?

Post. Eine halbe Stunde von hier hieß mich mein Herr Passagier halten. Er stieg aus, ging ein Stück zurück und suchte auf der Erde. Ich vom Bocke — gehe nach. Hilf mir suchen, Schwager, sagte er. Ich habe einen Beutel von 200 Louisd'or verloren.

Bückl. Millionen Kreuz Sapperment!

Post. Du sollst 2 Louisd'or Trinkgeld haben, sagte er.

Bückl. Ach Gott, am Ende werde ich alle Extraposten selbst fahren müssen!

Post. Ich krieche gleich auf allen Vieren dem Gleise nach, spüre wie ein Trüffelhund, schwitze, suche, der Herr sucht mit, Alles umsonst.

Bückl. O du gütiger Gott! 1200 Thaler klingend Courant.

Post. Wir hatten uns etwa so eine Viertelstunde gemartert. Ich wollte Leute aus der Mühle hohlen, um suchen zu helfen. Da spricht der Herr: Laß es gut seyn, Schwager, der Bettel ist die Zeit nicht werth, die wir schon darüber versäumt haben.

Bückl. Wie?!

Post. Das Geld ist verloren, sagte er: Es ist mir nur grade jetzt fatal.

Bückl. Was?!

Post. Damit setzte er sich wieder in den Wagen, und — fahr zu!

Bückl. Gott sey mir gnädig! Das ist gewiß irgend eine abgedankte Majestät!

Marie lachend. Aber lieber Oncle, wie wäre das —

Bückl. Halt das Maul, du weißt weder Gick noch Gack. Heut zu Tage reisen die abgesetzten Könige zu Dutzenden in der Welt herum, und den Apfel für den Durst hat auch wohl noch jeder gerettet.

Post. Na ein bloßer Controlleur wars gewiß nicht.

Bückl. Ein Controlleur? Hier in der Stadt sind 3 Controlleurs, und alle 3 suchten 3 Tage lang, wenn sie alle 3 zusammen nur 3 Thaler verloren hätten.

Post. Am Markte stieg er ab, um sich Taback zu kaufen. Er hat mich geheißen beym Herrn Postmeister eine Portion Kafee, und zwey Pferde Extrapost nach Orsowa zu bestellen.

Bückl. Geschwind Marie, besorge Chokolade.

Marie. Aber —

Bückl. Gethan, was ich befehle. — Allons Marsch. Marie geht ab. Ueber die Gränze? Ey ey, das hat nun wieder etwas zu bedeuten. Nun der Herr — hehehe Controlleur müssen schon prompt bedient werden. Man kann nicht wissen, wie sich so etwas bey Gelegenheit verzinset. Potz alle Wetter — da kömmt er schon. Niklas, ich kann dir nicht helfen, du mußt ihn bis Orsowa fahren. Mein Joseph ist krank.

Post. Aber mein Herr —

Bückl. Ich nehms bey deinem Herrn auf mich. Deine Pferde ruhen unterdeß recht aus. Der Herr darf keine Stunde warten. Das verstehst du nicht. Spann aus; laß dir Marien ein Frühstück geben und dann spanne gleich wieder ein. Fort! Fort! ab mit dem Postillon. Draußen sucht er Nur hier herein, mein gnädiger Herr. Den Augenblick werde ich wieder die Ehre haben.

Dritte Scene.

Hans, im Reisekanzug, tritt ein und geht unruhig auf und nieder. Pause.

Bückl. kömmt mit Hans Gepäcke, das er ablegt.

Einen submissen guten Morgen — mein —

Hanf. vornehm Guten Morgen, Herr Postmeister.

Bückl. Ehrfurchtsvoll melde ich, wie die Chokolade nicht ermangeln wird, sich baldmöglichst pflichtschuldigst und unterthänigst einzufinden.

Hanf. Ich habe Kafee bestellt.

Bückl. Erlauben Ew. Gnaden. Sie haben, höre ich, Alteration gehabt?

Hanf. erstaunt. Woher kennen Sie mich?

Bückl. O ich wußte gleich, als Ew. Gnaden ins Haus traten, daß Ew. Gnaden nicht der waren, für den sich Allerhöchstdieselben ausgaben. Unser eins ist nicht von heute. Das hat man am Blicke, an der Manier weg. Ew. Gnaden haben so etwas Gnädiges in Höchstdero Allergnädigstem Gange und Benehmen. Auch das Unglück kann ein so hohes Gemüth nicht daniederbeugen. Ew. Gnaden haben, wie ich höre, eine Börse mit vielem Gelde zu verlieren geruhet?

Hanf. Sehr viel ist es eben nicht. Indessen ist mir grade jetzt der Zufall unangenehm. Wir sollten uns sonst schon gesehen haben, Herr Postmeister. Ihr Gesicht kömmt mir bekannt vor. Waren Sie sonst nicht bey Hofe?

Bückl. Ew. Gnaden tiefdevotester Diener. Es schmerzt mich außerordentlich, auf diese schmeichelhafte Vermuthung eine allerunterthänigste Verneinung erwiedern zu müssen. Ich bin nicht von Geburt. Meine knechtische Gestalt hat in den Gallareihen der Großen des Reichs bey Hofe weder Sitz noch Stimme, und so

ist mir nur ein allereinzigesmahl das unaussprechliche Heil zu Theil geworden, in der Nähe des Königs Majestät zu seyn. Bey der letzten Revüe hatte ich das Glück, neben Sr. Majestät allergnädigstem Vorreiter beyher reiten zu dürfen.

Hanf. Bey der letzten Revüe? Richtig, da war es, ich entsinne mich. Sr. Majestät sprachen von Ihnen in höchstgnädigen Ausdrücken.

Bückl. In frohem Erstarren O!

Hanf. Seit der Zeit bin ich in dieser entfernten Gegend nicht wieder gewesen. Ich hätte auch nicht geglaubt, je wieder her zu kommen. Nu — wie geht es hier? — ist der König geliebt?

Bückl. Angebetet, Ew. Gnaden, angebetet!

Hanf. Blüht der Wohlstand des Landes? Gehen die Geschäfte in ihrem Gange fleißig fort; thun die Landesbehörden ihre Schuldigkeit?

Bückl. Blüht, Blüht, Ew. Gnaden. Mit den Geschäften schnurrt es nur so, Ew. Gnaden!

Hanf. Seyn sie ehrlich, Herr Postmeister. Täuschen Sie mich nicht. Ich frage Sie im Namen des Königs.

Bückl. prallt zurück und macht einen tiefen Bücklig. Ew. Excellenz!

Hanf. Ich bin nicht Excellenz. Ich bin der wirkliche Geheime Ober-Finanz-Rath Baron von Hanf. Reden Sie offenherzig und wahr, Herr Postmeister. Sie sind Sr. Majestät Allerhöchster Person als ein unterrichteter, mit der Verfassung des Departe-

ments ganz vertrauter, vorurtheilsfreier, hellsehender Mann bekannt geworden. Von Ihrer Diskretion erwarte ich übrigens die tiefste Verschwiegenheit. Welches sind die auffallendsten Gebrechen in der hiesigen Landesverwaltung? (zieht ein Portefeuille hervor.)

Bückl. Nach einer Pause. Ja — darüber ist viel zu sprechen. Die Knüppelbrücke zum Beyspiel hier an der Poststraße ist sehr schlecht, grundschlecht. Ich habe Vorstellung deshalb gemacht. Niemand hört mich!

Hanf schreibt ins Portefeuille schlechte Knüppelbrücke.

Bückl. Die Herren hier. Es ist mir bis jetzt nichts angegangen — aber sie machen alle mehr Aufwand, als sie sollen und können. Der Steuer-Rath hat ein Paar Goldfüchse im Stall, der König — mein allergnädigster König und Herr kann sie nicht besser haben. Von 600 Thaler Gehalt füttert man ein Paar solche Pferde wahrhaftig nicht. Des Kämmerers Frau trägt Spitzen an der Haube, faustbreit, so wahr Gott lebt, faustbreit. Der Kämmerer hat jährlich 95 Thaler 12 gGr. halb Courant, halb Münze. Der Stadtschreiber ist der erste Zierbengel in der ganzen Stadt. Vorige Woche hat er sich erst ein Paar Beinkleider mit gesticktem Latze machen lassen, die ihm baare 16 Thaler Courant kosten.

Hanf schreibt Goldfüchse, Spitzen, gestickte Beinkleider.

Bückl. Unsere Rathsherren sollen um 8 Uhr in die Session kommen. Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden

finden sie alle noch um halb Neun Uhr hier drüben beym Kaufmann am Weintisch. Die Domainenbeamten sitzen im Golde bis über die Ohren, baden sich in Champagner und wuchern mit dem lieben Korn, wie die Juden. Kein Mensch bekümmert sich um sie. Sie haben den Departements-Rath in der Tasche. Wenn er kommt, ist es als ob der liebe Herr Gott käme. Da ist nichts zu theuer, mein gnädigster Herr Geheimer Ober-Finanz-Rath und Reichsfreyherr. Das 100 Austern ist bey solchen Gelegenheiten mit 8 Thalern bezahlt worden. Der Herr Regierungs-Director sind ein Freund von hübschen Gesichtern. Haben nun unsere Herren Beamten keine hübsche Frau oder Tochter, so schaffen sie sich eine Cousine oder sonst so etwas Junges an, und sollten sie es 20 Meilen weit hohlen.

Hanf, schreibt mit wachsendem Unwillen Weintisch, Gold, Champagner, Cousinen. Pause. Nein, so kann, so soll es nicht länger dauern. So geht die Provinz ihrem Ruine entgegen. An alle dem Unheil ist der Präsident Schuld. Er controllirt nicht, er glaubt alles. Er sieht nicht selbst. Ich habe ihn oft gewarnt. Er war mein Freund, aber alle meine Ermahnungen sind fruchtlos geblieben. Ich kann nichts mehr für ihn thun. Er ist gefallen.

Bückl. Gefallen? Unser Herr Präsident?

Hanf. Total gefallen. Der König ist unbeschreiblich aufgebracht. Sr. Majestät haben mich zum Organ Allerhöchstdero Unwillens gemacht. Ich habe hier die Cassations-Ordre im Portefeuille. Doch — Herr

Postmeister. Ich zähle auf Ihre Verschwiegenheit. Sie verlieren Ihren Posten, wenn Sie ein Wort von dem laut werden lassen, was wir gesprochen haben. Ich werde Sie vielleicht mehr in der Sache brauchen, weil Sie, wie mir Sr. Majestät schon früher sagten, und ich auch jetzt vollkommen bestätigt finde, mit den Gebrechen der Landesverwaltung sattsam bekannt sind, und Sie mir hier und da nützlich seyn können. Mich dauern nur des Präsidenten schöne Güter. Die werden bey der Gelegenheit wohl springen, denn er soll schreckliche Defecte in seinen Cassen haben. Die Güter liegen ja wohl hier in der Nähe?

Bückl. Eine Stunde von hier mein gnädigster Herr Reichsbaron. Durch die Feldmark des einen sind Allerhöchstdieselben heute gefahren.

Hanf. Kennen Sie die Güter genau?

Bückl. O mein gnädigster Herr Geheimer Ober-Finanz-Rath und Reichsfreyherr, Brämmel hat er, Gott straf mich, wie die Büffel. Lauter schönes Vieh. Seine Sauen sind die größten im Lande. Und ein Boden! Es darf nur gespritzt haben, so sinkt man mit dem Wagen bis über die Achsen in den Koth, so fett ist der Boden. Lauter Waizen-Acker. Auch fällt ein vortreffliches Bier dort. Die Güter sind ihre 180,000 Thaler unter Brüdern werth.

Hanf. Diese Summe könnte ich allenfalls dazu bestimmen. Sollte es noch so weit kommen, daß der Präsident sie verkaufen muß, so werde ich mich Ihrer Hülfe

beym Besichtigen und Abschätzen der Güter bedienen, mein lieber Postmeister.

Bückl. Schuldigster, unterthänigster Knecht.

Hanf. Uebrigens, Herr Postmeister, ich reise Incognito, verstehen Sie mich? Ich reise so Incognito, daß ich nicht einmahl meine Bedienten habe mitnehmen können. Es darf vor der Hand im ganzen Lande kein Mensch wissen, daß ich in der Provinz bin. Ich werde jetzt unter der angenommenen Rolle eines Controlleurs zu unsern Nachbarn dort hinüber reisen.

Bückl. pfiffig. Verstehe, verstehe!

Hanf. Leider zu dem unangenehmen Zwecke, das schwerste Gravamen gegen den Präsidenten zu verificiren.

Bückl. Ich stupescire.

Hanf. Ein verdächtiger Briefwechsel mit dem benachbarten Staate, Sie verstehen mich.

Bückl. Ich verstehe, und schaudere gebührend.

Hanf. Habe ich erst diese Data gesammelt, dann gehe ich sogleich nach der Hauptstadt der Provinz, um öffentlich gegen den unredlichen Mann aufzutreten. So lange reinen Mund, Herr Postmeister — oder

Bückl. Wie ein Grab — wie ein Grab!

Hanf. Jetzt, Herr Postmeister, müssen Sie mir einen Gefallen thun. Sie wissen meinen kleinen Unfall. Ich habe gar kein Geld mehr, außer einige kleine Münze. Hier ist meine goldene Repetiruhr, borgen Sie mir darauf 70 Thaler, sie ist 150 Thaler werth.

Bückl. Preiswürdigster Herr Geheimer Ober-Finanz-Rath. Ew. Reichsfreyherrlichen Gnaden

setzen mich in die demüthigendste Verlegenheit. Ich — einem königlichen Organ Geld auf Pfand borgen? Gut und Blut steht meinem königlichen Hochbetrauten Geheimen Rathe zu Diensten. Gut und Blut!

Hanf. Sehr verbunden, wackerer Mann.

Bückl. Wie viel brauchen Ew. Hochfreyherrlichen Gnaden?

Hanf. Wenn Sie mir 4 bis 500 Thaler geben können, so thun Sie mir einen Gefallen. In 14 Tagen haben Sie Ihr Geld wieder mit meinem besten Danke.

Bückl. Nach Huth und Stock rennend. Liebster, allerverehrtester Reichsfreyherr, Schuldigkeit, nichts als Schuldigkeit. In 10 Minuten bin ich wieder da. So lange geruhen sich Allerhöchstdieselben in Gnaden zu verpatientiren.

Vierte Scene.

Marie bringt Chokolade, Tassen, u. s. w. setzt sie vor Hanf hin.

Hanf. Ich danke, mein schönes Kind. Vermuthlich Ihre Tochter, lieber Postmeister.

Bückl. Meine Nièce, gnädigster — Herr Controlleur! Leise zu Marien. Küsse ihm die Hand.

Marie. Warum nicht gar! will gehn.

Hanf. Wollen Sie uns so schnell verlassen, meine Gute?

Marie. Wirthschaftsbeschäftigungen, will ab.

Bückl. hält sie an. Leise. Da geblieben, Creatur, und dich glücklich gepriesen. Laut. Ich habe einen nöthigen Gang. Du wirst unterdeß den Herrn unterhalten, ma nièce. Zu Hanf. Ew. — sind vermählt?

Hanf. Noch nicht. Trinkt während dem Chokolade.

Bückl. Meine Marie spielt und singt wie ein Engel, gereicht mir oft bey meinen schweren Geschäften zur größten Gemüthsergötzlichkeit.

Hanf zu Marien. Talent für die Harmonie ist bey einem harmonischen Gemüthe natürlich.

Bückl. Bitte, bitte sehr, mein armes Gemüth nicht schamroth zu machen! Leise zu Marien, die gern fort möchte. Da geblieben, gespielt, gesungen, freundlich, höflich, manierlich, den Sekretarius ignorirt, dein Glück gemacht, oder ich jage dich fort und sperre dich ein. Laut. Alsbaldigst habe ich wieder die unterthänige Ehre. Ab.

Fünfte Scene.

Marie. Hanf.

Hanf. Ihr Oncle hat mir Hoffnung gemacht, daß ich aus diesem schönen Munde Sphärenmelodieen —

Marie. Mein Klavier ist verstimmt, ich bedaure.

Hanf. O wenn nur in diesem hohen, reinen Sinne kein Mißton —

Marie mit beziehender Bitterkeit. Wer kann es hindern, wenn Dissonanzen sich aufdringen.

Hanf für sich. Teufel, sie ist witzig! — Ich — bin auch Dilettant — dürfte ich um eine vierhändige Sonate bitten?

Marie. Meine geringe Fertigkeit amüsirt mich nur in einsamen Stunden.

Hanf in den auf dem Klavier liegenden Musikalien blätternd. Ach hier finde ich das köstliche Duett: Wenn mir dein Auge strahlet. Wie wäre es — wenn

Marie. Dergleichen Sachen singe ich nur mit meinem Verlobten.

Hanf. Verlobt? — Solche Vollkommenheiten schon in drückenden Fesseln?

Marie. Nicht alle Fesseln drücken.

Hanf. Die Rosenfesseln der Liebe freilich nicht. Ja — wenn das so ist — dann. Darf man fragen — wer —?

Marie. O ja, wenn ich nur nicht antworten darf.

Hanf. Nicht unbescheidene Neugier, aber mein Rang setzt mich in den Stand, allenfalls eines jungen Menschen Carriere zu machen — und einem so vollendeten Geschöpf gefällig zu seyn. —

Marie beleidigt. Sie können mich nicht dafür halten, da Sie mich ins Gesicht so nennen.

Hanf. Das Portefeuille vornehmend. Dürfte ich um den Namen des Glücklichen bitten? Nicht blos in mein Portefeuille wollte ich ihn notiren. —

Marie ungeduldig. Der Sekretair Felseck hat an seinem Herrn, dem Regierungs-Präsidenten, schon einen sehr großmüthigen Gönner.

Hanf notirt. Felseck, Sekretair Felseck. Eh bien, meine Note wird ihm keinen Schaden thun. In der Periode, in der wir leben, mein schönes Kind, ist es nicht übel, der Gönner mehrere zu zählen. Je näher der Gipfel, je tiefer der Fall.

Marie. Um Gotteswillen, mein Herr, wissen Sie etwas?

Hanf. Ich will nichts wissen, was Sie beunruhigen könnte, meine Theure. Nehmen Sie meine Bedenklichkeit für Resultat der Indignation, daß solch ein Meisterstück an einen Privatsekretair verschleudert werden soll.

Marie wendet ihm den Rücken und tritt ans Fenster. Der Oncle bleibt recht lange.

Hanf. Ein Mädchen, geschaffen in den ersten Zirkeln zu glänzen, im Staube eines so abhängigen Mittelstandes.

Marie. Froh. Ach da wird eben Ihr Wagen angespannt!

Hanf. Es überhörend. Ein Mädchen, bey der ich es zum erstenmahl für ein Glück halte, der letzte eines edlen Stammes zu seyn, und, ohne den Widerspruch ahnenstolzer Agnaten zu fürchten, ihr Herz und Hand —

Marie empört. Nach dieser Aeußerung bin ich es müde, Ihre Versuche länger überhören zu wollen. Es empört mich, bey Ihnen für einfältig oder hochmüthig zu gelten, und für eines von beyden müssen Sie mich halten, sonst würden Sie sich nicht eine Sprache

gegen mich erlauben, die mich beschimpft, da ich mich Ihnen als Braut bekannt habe. Ihr unwürdiges Benehmen läßt mich Ihrem Range eben so sehr mißtrauen, als Ihrer Redlichkeit, Sie sind entweder ein Betrüger, oder ein Geck, und keinem von beyden mag ich länger Rede stehen. Sie geht ab.

Hanf nimmt Taback. Teufel — die Festung vertheidigt sich — trotz Saragossa. So arg bin ich noch in meinem Leben nicht angelaufen.

Sechste Scene.

Postmeister kömmt mit Hut, Stock und sechs Säcken Geld.

Bückl. Hier, Gnädigster. Vor freudiger Rührung Allerhöchstdenenselben dienen zu können, sind mir die hellen Thränen über die Wangen gerollt, die ich aus Mangel an Händen nicht trocknen konnte. Er legt ab, und setzt das Geld auf den Tisch.

Hanf. Wackrer, braver Mann.

Bückl. Geruhen höchst Sie zu acceptiren, erzählt die Säcke zu. No. 1. 100 Thaler in Thalerstücken, No. 2, 3 und 4 à 100 Thaler in $\frac{1}{3}$, und No. 5 und 6 à 50 Thaler in $\frac{1}{6}$.

Hanf. Wozu die Umstände?

Bückl. Erlauben Allerhöchstdieselben, so schmeichelhaft mir meines gnädigen Reichsbarons Vertrauen ist, so muß doch Accuratesse bey allen Dingen seyn. Um nun dieser alten, jedoch respectablen Göttinn zu

huldigen, so vergönnen Allerhöchstdieselben mir Höchst Ihnen um des Lebens und Sterbens willen gegenwärtiges Scheinchen zur Hohen beglückenden Signatur unterthänigst vorzulegen. Er legt ihm einen Zettel vor und hält die eingetunkte Feder hin.

Hanf ohne drauf zu achten, drückt dem Postmeister die Hand. Ich betheure, diesen Diensteifer als Mann von Ehre zu belohnen, mein lieber Postmeister.

Bückl. sich froh windend. Oh keinesweges dessentwegen —

Hanf. Bey der nächsten Vakanz ist eine Rathsstelle im Postdepartement Ihre.

Bückl. schnappt nach dem Rockzipfel. O meine Excellenz! für sich. Teufel, warum habe ich nicht bald 1000 Thaler negocirt, da wäre er mit einer Geheime-Raths-Stelle herausgerückt.

Hanf. Dem Verdienst die Krone. Das ist das Symbol des vernünftigen Staatsmannes.

Bückl. Dürfte ich einstweilen um gnädige Unterzeichnung? —

Hanf. Jetzt aber bitte ich sehr um die Pferde. Ich habe mich schon zu lange hier verweilt.

Siebente Scene.

Marie kömmt mit Wein und kaltem Anschnitt.

Marie zum Postmeister. Sie haben befohlen. Setzt hin.

Bückl. Nun Mariechen, hast du den Herrn gut unterhalten? Zu Hanf. Geruhen! er schenkt ein und nöthigt.

Marie. Ich wünsche, daß es ihm genügt hat.

Hanf. Vollkommen. Mademoiselle besitzen eine Energie und Présence d'esprit, die ich bewundere. Ißt und trinkt. Posthorn tönt.

Bückl. Aha, Hochdero Pferde sind bereit.

Marie für sich. Gott sey Dank.

Hanf. Was bin ich Ihnen für Ihre gute Bewirthung schuldig, mein lieber Postmeister?

Bückl. Ew. werden mir doch nicht das Drangsal anthun, darnach zu fragen?

Hanf. Nun, wie Sie wollen, ich werde mich auf andere Art zu revangiren suchen.

Bückl. Ich werde Dero Gepäcke in die Chaise besorgen. Er will sich bepacken.

Marie, um es zu vermeiden, mit Hanf allein zu seyn. Erlauben Sie, Oncle!

Hanf. Unmöglich kann ich zugeben, meine Theuerste —

Marie. Diese Gefälligkeit erzeige ich Ihnen am liebsten. Sie packt auf.

Bückl. Fiat! Jedoch das Geld will ich transportiren, und unterdeß (verlegen) hehehe um allergnädigste Vollziehung des besagten Scheinchens in Demuth supplicirèn. Ab mit Marien, indem er das Geld fortträgt. Pause.

Hanf. Ich sehe wohl — ohne Unterschrift ist hier kein Entkommen. Aber der Précieuse ridicule muß ich doch für ihre Insolenz zum Abschiede ein kleines Paroli biegen. Er unterschreibt den Schein, dann arrangirt er sich zur Reise. Pause. Posthorn tönt.

Achte Scene.

Bückling kömmt.

Bückl. Alles ist gehörig arrangirt. Marien habe ich als Sauvegarde zur Chaise gestellt.

Hanf. Hier ist Ihr Schein Herr Postmeister. Giebt ihm den Schein.

Bückl. Schuldigstunterthänigster. Sieht ihn an. Gott, welche Demuth, ohne alle Titulatur!

Hanf. Leben Sie wohl, und seyn Sie meiner Reconnaissance gewiß. Sie sollen von mir zufrieden seyn! Je tâcherai —

Bückl. Mein Gnädigster —

Hanf. Apropos! Noch eins. Sie wollen Ihre Nièce dem Sekretair des Präsidenten geben, wie ich höre —?

Bückl. Wollte, mein Gnädigster, wollte!

Hanf. Nehmen Sie es als den ersten Beweis meines Attachements, daß ich Ihnen rathe, diese Mariage zu hindern.

Bückl. Versteht sich ja ipso jure!

Hanf. Ich bin überzeugt, daß des Präsidenten Fall auch die Maschine, deren er sich zu mancherley bediente, mit zerschmettern wird. —

Bückl. Er soll mir nur kommen — der — Schreiber.

Hanf. Ueberdem ist Ihre liebenswürdige Nichte eines brillantern Sorts werth.

Bückl. Allzugnädig!

Hanf. Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert, sagt Prinz Karlos.

Bückl. froh. Ach nein! haben Seine königliche Hoheit schon meiner Nichte zu erwähnen geruht?

Hanf. Der König ist jung und feurig, ich bin sein Günstling, Ihre Nièce ist ein Engel, die große Katharine war nicht einmahl eines Post-Raths Tochter, und dennoch stieg sie aus den Armen Menzikofs auf den kayserlichen Thron. Sapienti sat, mein lieber Postmeister. Ab.

Bückl. Sapienti sat, ich verstehe, hehehe ich verstehe. Ihm nach.

Ende des ersten Actes.

Zweiter Act.

Erste Scene.

Das vorige Zimmer.

Marie allein. Sie sizt, an einer Weste flickend. Dem Himmel sey Dank, daß der unerträgliche Mensch fort ist. Nein, guter Felseck. Diese Zurückweisung rechne ich dir für kein Opfer an. Nur was einen Kampf kostet, verdient diesen Namen. Mir schien der Fremde ein Avanturier zu seyn, wenn nicht noch etwas Schlimmeres. Wenn sich nur der werthe Oncle nicht von ihm hat anführen lassen. Es könnte ihm zwar nichts schaden, aber was würde ich darunter leiden. Ach wäre ich nur erst aus dieser Hölle erlöst! —

Zweite Scene.

Bäckling mit Huth und Stock.

Bückl. Der verfluchte Beutel!

Marie. Haben Sie einen Beutel verloren?

Bückl. Verloren? Nein. Doch ja. Gesucht und nicht gefunden, ist so gut als verloren. Draußen

vor dem Thor war ich, mit einem Polizey-Diener, der die Straßenjungen des ganzen Städtchens und ein Dutzend alte Weiber eskortirte.

Marie. Weswegen denn.

Bückl. Närrinn, wegen des verlornen tausend Thaler Beutels. Acht gGr. Nominalmünze hatte ich dem redlichen Finder versprochen.

Marie. Wie généreux!

Bückl. Natürlich hatte ich nicht gesagt, wie viel drinn war, sonst riskirte ich, wenn der Beutel gefunden war, auf dem Heimwege von der jungen Brut und dem Polizey-Diener selbst erdrosselt zu werden.

Marie. Wie fein Sie alle Möglichkeiten berechnet hatten.

Bückl. Wir ziehen heraus in hellen Haufen auf die Poststraße an den Elsenbusch, unweit der Mühle. Alle werfen sich wie der König Nebukadnezar auf die Erde, als ob sie Gras fressen wollten. Wie die Maulwürfe wühlten sie im Sande herum. Sie krebsten und buttelten mit tausend Fingern. Endlich schrie ein Junge: Fundus, Fundus, hier ist der Beutel. Nun wurde ein Mordlärm. Alles stürzte herbey, alles über den Jungen her. Ich zuerst. Aber der Bengel hatte uns alle zum Narren gehabt. Er hatte keinen rothen Heller gefunden.

Marie. Bedaure!

Bückl. Ja, ich bedaure mich selber am meisten. Denn das schöne Geld bleibt verloren. Als alles Suchen umsonst war, meinten die Jungen: Ich hätte

sie blos gefoppt, und rannten schimpfend davon. Die alten Weiber brummten und schlichen fort, und ich blieb endlich vis à vis dem Meilenzeiger allein stehen. Wem einmahl kein Glück beschieden ist —

Marie. Nun, Sie hätten das Geld doch nicht behalten?

Bückl. Mein Gott, warum denn nicht? Wenn sich große Herren nicht schämen, von ihren leiblichen Schwiegervätern unfreiwillige Geldtransporte abzulangen, warum soll ich Wurm einem so reichen Fremden etwas wiedergeben, was er schon für verloren achtete?!

Marie. Herrliche Grundsätze.

Bückl. Das verstehst du nicht, das sind Continental-Maximen, und folglich sind sie gut.

Marie sieht ungeduldig ans Fenster. Felseck kommt noch nicht.

Bückl. Ja apropos, von wegen Felsecks. Mit dem ist's vorbey.

Marie. Was sagen Sie?

Bückl. Vorbey, sage ich. Du wirst ihn Angesichts dieses vergessen.

Marie. Ich begreife Sie nicht.

Bückl. Du wirst ihn vergessen, gebiete ich, dein Oheim und Vormund.

Marie. Mein Gott, was ist das?

Bückl. Er ist nicht würdig, seine Augen zu der Nichte eines Postrath — Postmeisters zu erheben, du

wirst ihn abweisen, vergessen, und pflichtschuldigst detestiren.

Marie. Nimmermehr.

Bückl. Du wirst nicht rebelliren, sondern dich submittiren und aus Veneration für deinen ehrwürdigen Mutterbruder pariren.

Marie. Ich habe Felseck mein Wort mit Ihrer Bewilligung gegeben, uns trennt nichts.

Bückl. Als ich consentirte, habe ich stillschweigend ausbedungen, daß die Nulle, der Privat-Sekretair, stetswährend an eine so bedeutende Ziffer, als der Präsident war, attachirt bleibe. Da nun aber aus gedachter Ziffer ein Bruch, oder gar ein minus zu werden droht — Silentium! er schlägt sich auf den Mund.

Marie. Was sagen Sie? Posthorn tönt.

Bückl. Alle ferneren Explicationen werden inhibirt. Man schweige und gehorche. Läuft ans Fenster. Ah! Niklas kommt von Orsowa zurück. Komm gleich herein Niklas und rapportire. So laß die Pferde ins Teufels Namen stehn und komm herein.

Marie. Mein Gott, wie deute ich seine Reden!

Dritte Scene.

Niklas kömmt.

Post. Guten Abend, Herr Postmeister.

Bückl. Nun, Niklas, hast du deinen Passagier abgeliefert?

Post. O ja. Er läßt nochmahls schöne grüßen und sich zum allerschönsten bedanken.

Bückl. Der gute Herr!

Post. Und hier hat er mir ein Briefchen an Sie mitgegeben.

Bückl. Gieb her, gieb her. Nimmt den Brief. Da kann man sich ja das Freyherrlich von Hanffche Wappen beantlitzen. Hm hm — Eine Urne mit Guirlanden, ein bloßes H. drauf. Aha — des Incognito wegen, ich verstehe. Der Herr ist doch ein feiner Jünger, ein Vogel.

Post. Ja, ein lustiger Vogel mag's seyn. Er hat auf der ganzen Station in einem fort vor sich hin im Stillen gelacht, als wenn er nicht gescheut wäre.

Bückl. indem er den Brief erbricht. Er ging wohl gleich mit Extrapost weiter.

Post. Am Posthause hielt ein Kerl mit zwey Reitpferden, gab dem Herrn einen Brief, das Geld wurde in die Mantelsäcke gepackt, der Herr drückte mir davon 3 Thaler in die Hände, stieg auf, und in vollem Gallop ging es zum gegenseitigen Thore hinaus.

Bückl. nachdem er gelesen. Na Gottlob, nun darf ich endlich sprechen. — Ach — das Geheimniß hätte mir die Brust gesprengt! — Es ist gut, Niklas. Du hast deine Sache gut gemacht. Geh jetzt, führe die Pferde in den Stall, und reite in Gottes Namen nach Hause. Hier ist ein Zettel an deinen Herrn. Giebt ihm einen Zettel.

Post. Na Adjes. Ab.

Vierte Scene.

Bückling. Marie.

Bückl. Nun höre du obſtinate Perſon. Höre und danke kniefällig Sr. Excellenz, mir, und dem lieben Gott, daß wir dich aus dem Malheur errettet.

Marie. Himmel, was werde ich hören.

Bückl. lieſt. Mein lieber Herr Poſtmeiſter. Mein lieber — o Gott, mein lieber, und eigenhändig. Ich laſſe es in die Provinzialblätter ſetzen; eine ſolche officielle Annonce muß gratis abgedruckt werden.

Marie. O Himmel, leſen Sie, und martern Sie mich nicht länger!

Bückl. lieſt. Mein lieber Herr Poſtmeiſter. Die Nachricht, die ich eben von einem meiner geheimen Agenten erhalte, berechtigt mich früher, als ich ahnte, die Maske wegzuwerfen. Der Präſident iſt ſchon jetzt zum Sturz reif.

Marie. Mein Gott!

Bückl. lieſt. Ich bin im Begriff, ihn zu caſſiren, und gehe deshalb in dieſem Augenblick mit Courierpferden nach der Hauptſtadt. Der Präſident hat bereits Wind von der Sache, und ſoll auf ſeine Güter abgereiſt ſeyn. Er wird aber nicht lange dort verweilen. Mit der nächſten Poſt erhalten Sie die ſchuldigen 500 Thaler. Meinen Dank für Ihre freundliche Aufnahme und bewieſenen Dienſteifer werde ich Ihnen in kurzem bethätigen. Bis dahin nehmen Sie die Verſicherung — kaut der

besondern Estime, mit der ich beharre Ihr aufrichtiger Freund. — Na — was sagst du?

Marie. Sie haben dem Fremden 500 Thaler geliehen?

Bückl. Allerdings.

Marie. Ach lieber Oncle, ich hoffe, Sie sind betrogen worden.

Bückl. Das hoffst du? pflichtvergessene Frauensperson?!

Marie. Ja, lieber Oncle, weil dann auch die ganze saubere Nachricht eine Erfindung wäre.

Bückl. Ich betrogen, ich — selbstzufrieden Wenn bey einem Geschäfte, was ich mache, jemand geprellt wird, so bin ich wenigstens nicht der Geprellte.

Marie. Nun, der Ruhm ist eben nicht fein!

Bückl. Nein, Jungfer Weisheit — ich habe dießmahl, wie man zu sagen pflegt, eine Knackwurst nach einem Westphälischen Schinken geworfen.

Marie. Wie konnten Sie aber 500 Thaler einem Fremden —?

Bückl. Einem Fremden, der 200 Louisd'or auf der Straße verliert, ohne zu mucksen? Mein Glück habe ich gegründet, mit wahrer Seligkeit habe ich 400 Thaler bey den Gebrüdern Richter negocirt, 100 Thaler aus meiner Post-Casse dazu gezählt, und so die 500 Thaler zu meines Geheimen Ober-Finanz-Raths Füßen niedergelegt.

Marie. Geheimer Ober-Finanz-Rath wäre der Fremde gewesen?

Bückl. Freilich — ja —? nun gehn dir die Augen auf.

Marie. Mir ſcheint ein Licht zu dämmern, ob es Ihnen aber erfreulich ſeyn wird, bezweifle ich.

Bückl. Du biſt eine Gans, obgleich du die unverdiente Ehre haſt, meine Nichte zu ſeyn.

Fünfte Scene.

Der Jäger des Präſidenten kömmt.

Jäg. Gehorſamſter Diener, Herr Poſtmeiſter.

Bückl. Was beliebt, mein Freund?

Jäg. Der Herr Regierungs-Präſident von Strahlen haben hier gleich am Thore ein Rad zerbrochen. Sie laſſen den Herrn Poſtmeiſter erſuchen, ihnen ein Chaiſenrad zu leihen.

Bückl. Aha. Leiſe. Schon? der Teufel! das iſt ſchnell gegangen. Laut und höhniſch. Alſo der Herr Präſident gehen auf Dero Güter?

Jäg. Ja, Herr Poſtmeiſter.

Bückl. Der Herr Präſident werden wohl lange dort verweilen?

Jäg. Einige Monate. Der Herr Präſident gehn auf Urlaub hierher.

Bückl. Hahaha Urlaub! — Ceſſation, Ceſſation wollen der Herr Leibjäger ſagen.

Marie ängſtlich. Lieber Oncle!

Jäg. Ich verſtehe Sie nicht.

Bückl. Glaube es wohl, lieber Freund. Der Präsident ist um diese Zeit nie auf seine Güter gezogen. Ich weiß es besser. Sagen sie Ihrem Herrn Expräsidenten —

Marie. Oncle!

Bückl. Daß ich für ihn kein Rad hätte. Ich wüßte wohl einen, der ihm damit aufwarten könnte.

Marie. Um Gotteswillen!

Bückl. Und wäre ich Souverain, ich wollte den saubern Herrn Präsidenten bey meiner armen Seele drauf bringen. Sage er das seinem Herrn!

Jäg. kopfschüttelnd. Der Mann muß getrunken haben. Geht ab.

Sechste Scene.

Marie. Bückling.

Bückl. Hahaha, dem hab' ich's gegeben! Der wird nicht wieder kommen!

Marie. Aber lieber Onkle —

Bückl. Geschwiegen, Naseweis!

Marie. Aber gesetzt: es wäre, was mir noch immer unmöglich dünkt —

Bückl. Wäre, wäre —? Ist, ist, ist so gewiß als 2 mahl 2, 4.

Marie. Gesetzt es wäre, wie hart, wie unedel ist es.

Bückl. Hart? Unedel? Dummer Schnack. Der Diamant ist der härteste Stein, und auch der edelste. —

Marie. Aber den Gefallenen noch so grausam zu höhnen. —

Bückl. Eben darinn besteht die Politik. Wer fest steht und schaden kann — dem bezeigt man alle schuldige Ehrfurcht, man hasse ihn auch ärger als den Beelzebub. Wer aber einmahl unten liegt, nun auf dem trampelt man in Compagnie herum, denn man hat von ihm weder zu hoffen noch zu fürchten, und kann sich noch obendrein bey den andern ein Bildchen damit verdienen.

Marie sich unmuthig wegdrehend. Ach!

Bückl. Um jedoch nicht eins ins andere zu reden, wirst du mir jetzt Felsecks Verlobungs-Ring extradiren.

Marie. Könnten Sie mir so etwas im Ernst zumuthen?

Bückl. Um solchen dem Herrn Urian mittelst einiger vernehmlichen schriftlichen Redensarten zu remittiren.

Marie. In Ewigkeit nicht!

Bückl. Was?

Marie. Ich bin Felsecks Braut und bleibe es. Ich habe ihm mein Wort gegeben, und werde es halten. Sein Unglück theile ich mit ihm, wie er sein Glück mit mir getheilt hätte. Sein Fleiß wird uns vor Mangel schützen, und in eingeschränkter Stille blüht die Blume des häuslichen Glücks am schönsten empor.

Bückl. Eine einfältige Tirade, aus dem Vielschreiber Lafontaine, oder dem Teufelsbraten Schilling entlehnt.

Marie. Aus meinem Herz floß sie über die Lippen.

Bückl. Aber ich habe jetzt keine Zeit zu weitläuftigen Manifesten. Du bist eine unglückliche, verblen-

dete, durch fremden Einfluß irregeleitete Insurgentinn, die nicht weiß, was zu ihrem Frieden dient. Ich muß also für dich denken und handeln, und aus Menschenliebe dich mit wohlthätiger Gewalt glücklich machen. Er will ihr den Ring abziehen. Sie versucht es zu hindern.

Siebente Scene.

Jäger öffnet die Thür.

Jäg. Der Herr Präsident!

Bäckl. Was zum —!

Regierungs-Präsident Graf von Strahlen und Sekretair Felseck treten ein.

Präsid. Ich muß mich doch selbst überzeugen, ob mein Jäger falsch verstanden hat?

Marie. Gottlob, Felseck!

Bäckl. höhnisch. Ah sieh da neuer Herr Expräsident! Ey ey, wie sehen wir uns wieder? Aber so geht es, wenn man immer mit der Nase zu hoch hinaus will. Schlecht, grundschlecht haben Sie Ihre Rolle gespielt. Auf Ihren Trümmern blüht mein Glück empor. Wir waren sonst Freunde, aber das hört nun auf, verstehen Sie mich, mein Herr, das hört nun auf!

Präsid. erstaunt. Träume ich, oder sind Sie wahnsinnig?

Bäckl. Oh machen Sie keine Ceremonien mein Herr, den König so zu betrügen, das ist keine Bagatell-Sache. Stellen Sie sich, wie Sie wollen. Ich weiß alles. Der wirkliche Geheime Ober-Finanz-Rath

Baron von Hanf ist mein Specialissimus. Na, geht Ihnen nun ein Licht auf?

Präsid. Der Geheime Finanz-Rath Baron von Hanf?

Bückl. Aha, sind Sie im klaren, liebwerthester Herr gewesener Präsident? Hier ist alles schon ruchbar. Vor einer Stunde schrieb mir's mein Intimus. Wollen Sie noch läugnen?

Präsid. ernst. Herr Postmeister. Ich bewundere meine Fassung, aber das Räthsel müssen Sie mir lösen, oder ich lasse Sie in Ihrem eigenen Hause arretiren.

Bückl. für sich, verlegen. Arretiren? Kann ein Expräsident so sprechen? laut. Da — hier! Herr — Präsident — schwarz auf weiß, schwarz auf weiß.

Er giebt ihm Hanfs Brief. Mienenspiel zwischen Marien und Felseck.

Der Präsident hat gelesen, faltet den Brief zusammen, und giebt ihn Bücklingen zurück.

Präsid. Sie sind betrogen.

Bückl. erstarrend. B — as? —

Präsid. Der Mensch da ist nicht Geheimer Finanz-Rath und nicht Baron. Es ist der Controlleur Hanf. Ich kenne seine Hand. Ich habe den Mann oft gewarnt. Seiner Betrügereyen wurden aber am Ende zu viel. Gestern sollte er arretirt werden, ist aber entflohen. Sind die gegen ihn eingekommenen Denunciationen nur zur Hälfte gegründet, so hat er lebenslängliche Festungsstrafe verwirkt. Die 500 Thaler,

die er Ihnen nach diesem Briefe schuldig ist, bekommen Sie nie wieder. Er hat keinen Pfennig im Vermögen.

Bückl. im tiefsten Jammer zu des Präsidenten Füßen niederstürzend. Hochbetrautester Herr Präsident. Treuzehorsamster Diener und Rath unsers Allergnädigsten Königs! Wie unglücklich, wie blind, wie staarblind bin ich gewesen! Heiliger, lieber Gott! Wie mache ich mein Majestätsverbrechen wieder gut? Mein Geld verloren, meine Postrath-Charge verloren. Die Gnade meines Höchstverehrlichen Herrn Präsidenten, meine Chokolade, meinen Mallaga, meine Preßwurst, Gott, Gott, dieser Böswicht!

Präsid. ohne auf ihn zu achten. Friedrich.

Jäg. Excellenz!

Präsid. Gehe zum Bürgermeister. Bitte ihn mir, seinen Wagen zur Fortsetzung der Reise zu leihen, und laß dann gleich hier vorfahren.

Jäger ab.

Bückl. Treten mich Ew. Excellenz mit Füßen, ich habe es verdient.

Marie. Ich will nicht widersprechen.

Präsident geht an Bücklings Schreibetisch, und setzt sich zum Schreiben nieder.

Bückl. steht auf, klopft sich die Knie ab, und geht zu Fetsek. Theuerster Sekretair, gütigster Freund, geliebtester Schwiegersohn. So nenne ich Sie mit Fug und Recht, da meine liebe Nichte meinem Herzen näher, als eine leibliche Tochter ist.

Marie. Wahrlich, er bleibt seinem Charakter treu.

Bückl. Besänftigen Dieselben Ihren hohen Gönner. Gott, der majestätische Grimm seines Antlitzes hat mich schon vernichtet, und jetzt schreibt er gewiß einen Verhaftsbefehl. — Ach ich armes Subject, bin ich denn noch nicht genug gezüchtiget?

Präsident streut Sand, und steht auf. Bückling springt entsetzt in einen Winkel.

Präsid. Was fehlt Ihnen, guter Felseck. Sie sehen so finster?

Fels. Ew. Excellenz —

Präsid. Und Mamsell Marie so blaß — Thränen in den Augen? Sie fürchten doch nicht, daß ich des Onkels Erbärmlichkeit die Nichte entgelten lassen werde?

Marie. Gnädiger Herr —

Präsid. zu Marien. Beruhigen Sie sich, liebes Kind. Daß Sie unter der Leitung eines solchen Oheims gut blieben, entscheidet über Ihren Werth. Wenn Sie den neuen Geheimen Regierungs-Sekretair Felseck mit Ihrer Hand beglücken wollen, so wird sich sein alter Freund Strahlen herzlich freuen.

Marie. Diese Gnade —

Präsid. Hoffentlich wird jetzt der Herr Postmeister nichts gegen diese Verbindung haben.

Bückl. Ich? Ich Staub — ich Scheusal!

Jäg. kömmt. Der Wagen ist vorgefahren.

Präsid. zu Bücklings. Zur Hälfte, Herr Postmeister, will ich Ihren Schaden tragen. Ganz nicht, denn eine kleine Züchtigung haben Sie verdient und ein

Gemüth, wie das Ihre, ist nur für eine solche empfänglich. Giebt ihm einen Zettel.

Bückl. Wie?

Präsid. A revoir, schöne Braut. Ich lade mich zur Hochzeit. Sie können jetzt hier bleiben, lieber Felseck, und mir in meinem Wagen nachkommen, sobald er reparirt seyn wird. Sans adieu. Geht ab. Der Jäger folgt.

Bückl. Der unterdeß den Zettel gelesen. Das ist kein Präsident, das ist ein Gott!

Marie. Zeigen Sie! Sie nimmt ihm den Zettel und liest:

Die Regierungs-Casse zahle auf Conto meines Gehalts nach Sicht dieses an die Ordre des Postmeister Bücklings 250 Thaler Cour.

Strahlen.

Der edle Mann!

Bückl. 250 Thaler mir für mein Crimen laesae majestatis zu schenken, 250 Thaler!

Fels. Er fühlt nur die Größe der Summe, nicht der That.

Bückl. Her mit dem Pfötchen, Marie. Er will ihre Hand ergreifen. Diese zieht sie unwillig weg und geht gegen den Vorgrund. Ich flehe devotest um Dero thätige und geschickte Rechte, mein verehrtester Herr Geheimer Regierungs-Sekretair! Eben so Felseck geht auf die andere Seite des Vorgrundes. Bückling bleibt perorirend in der Mitte stehn. Der Himmel segne diese Mariage, so wie ich es einerseits mit entzücktem, obwohl andrerseits mit blutendem Herzen thue — da

meine redliche Meinung von den respectiven Anwesenden so schnöde tractirt und refüsirt wird. Nun aber will ich auf der Stelle, Behufs der Habhaftwerdung des saubern Titular Finanz-Rathes einen wirklichen Steckbrief bey einem Wohllöblichen Magistrate extrahiren. Er rennt fort. Felseck und Marie nähern sich.

Fels. Nun, meine Marie für ein ganzes glückliches Leben!

Marie. Mein Felseck!

Sie umarmen sich.

Das

Braunſchweig-Lüneburgſche Haus

am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts.

I.

Georg Wilhelm,

der letzte Herzog von Lüneburg-Celle.

Nicht die politiſche Entwürdigung des gemißhandelten Teutſchlands, das alle Machthaber Europens unter dem heiligen Namen der Glaubensvertheidiger von Einer und Beſchützer der Verfolgten von der andern Seite zum Spielball ihrer entzügelten eigenſüchtigen Leidenſchaften mißbrauchten; nicht die Verwüſtung ſeiner geſegneten Fluren, noch die durch Schwert, Hunger, Feuer und Seuchen eintretende Entvölkerung war ſein größtes Unglück in jenem verheerendſten der Kriege, den man nur, um ihn beſtimmter zu bezeichnen, den 30jährigen nennt, indeß er doch eine faſt 100jährige Fortſetzung, der zur Reformations-Epoche ausgebrochenen Feindſeligkeiten iſt; noch ein größeres Unheil,

Demoralisation des Volkes, nagte an der Wurzel unbefleckter teutscher Nationalehre: die sich immer erneuernden Intriguen der französischen und östreichischen Kabinette, die täglichen unverhohlnen Beispiele elender Wortbrüchigkeit unter den Verbündeten einer jeden Partei, die sich immer mehr bestätigende Erfahrung, daß fast nur Einer, ein Fremder, der unsterbliche Gustav Adolph in diesem allgemeinen und mörderischen Kampfe, mit unentweihter Redlichkeit verfuhr, und immer von dem wahrhaft königlichen Grundsatze ausging: daß der ehrliche Mann auch der beste Politiker sey, machen die wegen ihrer unerschütterlichen Redlichkeit und Treue berühmten Germanen, mit der leichten Möglichkeit des Gegentheils, und den Vortheilen bekannt, welches dieses entehrende Gegentheil oft mit sich zu führen pflegt.

Bekanntschaft mit dem Verbrechen leitet, wenn der erste Schauder überwunden ist, bald zur Vertrautheit mit demselben, oft zur Nachahmung. — Im entgegengesetzten Falle aber, zum Argwohn und Mißtrauen. Dieses schlich sich auch jetzt in die edelsten teutschen Herzen ein; der Vater sah in dem Sohne nur einen lauernden Nachfolger; der Bruder einen eifersüchtigen Nebenbuhler in dem Mitgebornen. Die zartesten Familienbande lockerten, wo sie nicht ganz zerrissen, und selbst an Todtenbetten, wo ehemals nur die treue Liebe in herzzerreißenden Thränen geweint hatte, lauerte jetzt ängstlich die eine Hälfte der Uebrigbleibenden auf die Verfügung des bald zum Staub Zurückkehrenden, we-

durch er die andere Hälfte jeder Usurpation ihrer Rechte unmöglich machen sollte.

Auch in die Hercinischen Wälder, zu den biederen Enkeln tapferer Cherusker, war diese Herzen einengende Besorglichkeit gedrungen; und der Braunschweig-Lüneburgsche Herzog Georg, Stammhalter seines erlauchten Hauses, entwarf, als mit Friederichs Tode die Reiche der Söhne Wilhelms des jüngeren erloschen waren, und nunmehr der Fürstenstuhl an seine eigenen Söhne übergehen sollte, ein Testament, welches das im Jahre 1610 aufgerichtete Lüneburgsche Hausgesetz entkräftete, oder doch mit demselben im Widerspruche stand. Dieses erklärte die sämmtlichen Lande, mit Einschluß jedes ihnen zufallenden Zuwachses, für untheilbar. Indeß Herzogs Georgs Testament, welches er um künftige Spaltungen in seiner Familie zu verhüten, als ein feststehendes Familiengesetz erklären und dabei bestimmen ließ, daß es von allen Descendenten, regierend oder nicht, als ein solches durch einen Eid bestätigt werden müsse, verordnete: daß Celle und Kalenberg, so lange noch zwei Söhne des bestehenden Hauses, oder deren Descendenten am Leben seyn würden, nie unter einer Regierung vereinigt werden, dagegen aber dem älteren Sohne die freie Wahl zwischen beiden Provinzen überlassen bleiben sollte.

Dieses mit ängstlicher Vatersorge gemeinte, aber mit weniger Umsicht entworfene Testament, wenn es gleich von dem gelehrten Kanzler und Doctor Stuck verfaßt war, führte durch seine Zweckwidrigkeit in der

Folge gerade die Uebel herbey, welche es zu vermeiden bestimmt war.

Obschon der ältere Sohn des Erblassers, Christian Ludewig, nach Jenes, 1641 erfolgtem Tode, die Calenbergische Regierung ungestört antrat, auch nach einem später mit seinem Bruder Georg Wilhelm geschlossenen Vertrag, im etwa 27sten Jahre seines Alters das Herzogthum Lüneburg erwählte, und sein Hoflager nach Celle verlegte. Obschon dieser in einer sturmbewegten Zeit ohne sonderlichen Unterricht aufgewachsene Prinz nie in seiner, wahrhaft landesväterlichen Sorgfalt, ermüdete, und als er endlich d. 15. Mai 1666 kinderlos starb, das durch ihn beglückte Vaterland aufrichtige Thränen an der Gruft, eines sich in vieler Hinsicht über sein Zeitalter erhebenden Regenten weinte; so gönnte ihm das Schicksal dennoch nicht, in der süßen Täuschung zu entschlummern, daß die Verordnung seines Vaters, zu deren näherer und wohlthätigeren Bestimmung er selbst in der bereitwilligen Annahme des Recesses, die Hände geboten hatte, nun auch für die Einigkeit seiner ihm werthen Brüder die ersehnten Früchte trage.

Noch in seinen letzten Augenblicken mußte er alle, Vorboten eines unnatürlichen Bürgerkrieges ihre Schrecken um sein Sterbelager verbreiten sehen. Sein eben aus Italien zurückgekehrter Bruder, der Prinz Johann Friederich, welcher in jenem Lande zur katholischen Kirche übergegangen war, bestritt die Gültigkeit des durch feierliche Eide beschworenen väterlichen

Testaments, unter der Angabe, daß der Meinung desselben bereits vor 7 Jahren durch die getroffene Wahl seiner zwei ältesten Brüder Genüge geleistet sey.

Von Hannover aus suchten zwey Abgesandte, der Präsident v. Bülow und der Hofmarschall v. Gropendorf die Rechte ihres Herrn geltend zu machen. Die Stände waren versammelt, und der im Tode gequälte Herzog, starb noch zur rechten Zeit, um nicht zu sehen, wie sich fremde Höfe, als die von Wien, Paris, Berlin und Stockholm um die Succession seines Erbes bekümmerten; der alte redliche Herzog August von Wolfenbüttel vergeblich die Gemüther zu vereinigen strebte; Georg Wilhelm sich nachdrücklich auf die Unterstützung rheinischer Alliirten berief; Chur-Cöllen aber den katholischen Mitbewerber die Hülfe der französischen und kaiserlichen Höfe als gewiß versprach, und bei dem Verlangen des brandenburgischen Gesandten, daß die Brüder sich zu einer gemeinschaftlichen Regierung verstehen möchten, sämmtliche Vermittler unter sich uneins werdend, im Begriff standen, einen Bürgerkrieg mit allen seinen entsetzlichen Folgen über ein Land zu rufen, das erst kaum begann, sich von den Wunden zu erholen, die ihm die fürchterlichste aller, durch schwarze Leidenschaften herauf beschwornen Fehden geschlagen hatte.

Alles schien verloren, als des Landes Schutzgeist sich dieser, bis jetzt von Verrath und Brudermord unbefleckt gebliebenen Erde erbarmend, in der Brust der großherzigen Guelphen das Gefühl des Rechten erweckte, was ein durch fremde Eingebungen geschärfter

Ehrgeiz, nur leise eingeschläfert hatte. Die Brüder näherten sich, ihren Vermittlern unbewußt, einander, und die heilige Stimme der Bruderliebe brachte bald eine von Eigennutz unentweihete Vereinigung zu Stande, welche der kalten und künstlichen Politik nimmermehr gelungen wäre.

Dieser Uebereinkunft gemäß erwählte Georg Wilhelm als Aeltester des Braunschweig-Lüneburgschen Gesammthauses, das Fürstenthum Lüneburg, und begab sich nach Celle in die Hofburg des entschlafenen Herzogs, während sein jüngerer Bruder, Prinz Ernst August, in Hannover die Regierung der Calenbergischen Provinzen antrat, und bald darauf die Wittwe Christian Ludewigs, sich mit dem Churfürsten Friederich Wilhelm von Brandenburg vermählte.

Die Erziehung des Herzogs Georg Wilhelm hatte keine gelehrte, und nur wenig kriegerische Tendenz gehabt. Man hatte die erste durch eine nach französischem Zuschnitt geordnete, politische Ansicht der Dinge und Verhältnisse zu ersetzen geglaubt, und sich in Hinsicht der Feldherrnkunst auf jene dem Guelphen-Stamme, — ja wohl darf man es mit Recht noch heute rühmen, — dem ganzen braven Sassenvolke eingeborene persönliche Tapferkeit, mit so größerer Sicherheit verlassen, als man in einer Zeit lebte, wo die Taktik nicht wie heute, eine auf philosophischen Grundsätzen beruhende Wissenschaft, ihre Gegner vom Kabinette aus, schon mit der Feder in der Hand zu schlagen im Stande war, sondern wo persönlicher Muth,

und kühne Lebensnichtachtung der Führer, gewöhnlich den Ausschlag des Sieges bestimmte.

Der herrschende Ernst an Herzog August von Wolfenbüttel, seines Oheims Hofe, hatte dem lebens- und neuerungslustigen Prinzen Georg Wilhelm niemals gefallen. Reisen war sein Vergnügen, und der Aufenthalt in Paris und Venedig hatte ihn für den Zwang in der Heimath, und den schmerzlichen Anblick des wuthzerrissenen Teutschlands schadlos gehalten.

Alle Abmahnungen der Stände hatten ihn nicht von mehreren wiederhohlten Reisen nach Italien abhalten können. So wie er auch später die Vorliebe für die Bewohner des romantischen Süden niemals aufgab. Dennoch aber hatte dieses Hinneigen zum Fremden und Ergötzlichern den Herzog keinesweges verweichlicht. Wie eine gesunde jugendliche Natur siegreich und ungeschwächt aus den einengenden Banden der Windeln, leckerhafter Speisen und süßlicher Verzärtelung, bei dem ersten Schritte in eine freudige Freiheit hervor geht, also der Herzog, als er, der Aelteste seines Gesammthauses, die hohe Verpflichtung übernahm, dessen Ehre und das Wohl seiner, durch den entschlafenen Bruder beglückten Länder, aufrecht zu erhalten.

Gleich beim Antritt seiner Regierung bewies Georg Wilhelm eines der seltensten Regenten-Talente, indem er die Kunst verstand, sich weise und würdig zu umgeben. Die Herren v. Bülow, Gropendorf und Kram, der Prolanzler Heimann und der Hofrath Dietrich

folgten ihm nach Celle, wo er unter ihrer staatsklugen Leitung mehrere Vergleiche und Bündnisse schloß, welche seinen Ländern sowohl Vergrößerung als Wohlstand und Segen sicherten. Je auffallender aber der Gegensatz war, den der umsichtige Regent zu dem ehemals leichten flatterhaften Prinzen bildete, um so tiefer mußte er auf die Gemüther seiner Zeitgenossen einwirken, und um so emsiger von denen aufgesucht werden, die durch seine kräftige Handelsweise ihr Heil zu befestigen wünschten. Auch bekam er nicht nur vom Kaiser, als Senior und Repräsentant seines Hauses, alle ihm gebührende Reichslehen, und die Bestätigung aller fürstlichen Privilegien, sondern er ward auch einmüthig zum Niedersächsischen-Kreis-Obristen gewählt.

Holland suchte seinen mächtigen Schutz gegen den ruhestörenden Bischof von Münster; Chur-Cölln, Hildesheim, Brandenburg und Hessen trugen ihm ein bewaffnetes Bündniß an, und Hamburg flehte ihn um Vermittelung gegen die eigennützigen Absichten Dännemarks. — So sah sich der Herzog im kurzen als den Vater seines Volkes, den Schutzgeist der bedrückten Nachbarn, der Stütze des Kaiser-Thrones und teutscher Freiheit, von allen Seiten den ausgezeichnetsten Regenten an die Seite gestellt. Aber nicht nur der Oel- und Palmenzweig sollten sich in seiner Hand vereinen; er eilte auch, den Heldenlorbeer hinzuzufügen, und sich durch diese, oft so sehr im Widerspruch stehende Doppelkrone, einen Ehrenplatz in der Geschichte zu errin-

gen. Nachdem er den Holländern sechs Regimenter als Hülfstruppen überlassen, den Schweden mehrere Landstrecken und Städte, worunter Bremen und Stade als die vorzüglichsten gelten, mit gewaffneter Hand entrissen — vereint mit seinem Bruder Ernst August seine Truppen persönlich den Galliern entgegen, an den, teutsche Siegesfreude abzuspiegeln, gewohnten alten Rhein geführt hatte; triumphirte er hier über den ausgezeichneten Turenne in der bekannten Schlacht bei Ensesheim und erwarb sich durch den glänzenden Sieg bei der Eroberung von Trier und Erstürmung der Conser-Brücke, wo ihm der Held Croqui gegenüberstand, eine Oberstelle in den Annalen teutscher Tapferkeit.

Noch in demselben Jahre kehrte er auf Ansuchen des Kaisers zum zweiten male an den Rhein zurück, um Croqui an neuem Vordringen zu hindern, so wie er auch schon früher aus Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des teutschen Oberhauptes den Venetianern unter dem Befehle des Josias von Waldeck ein bedeutendes Corps geschickt hatte, um die Insel Candia gegen den Erbfeind der Christenheit zu behaupten. Nicht fern war der Zeitpunkt mehr, wo Georg Wilhelm die Dankbarkeit des Kaisers, wie die wohlwollende Gesinnung seiner Brüder und der ihm verbündeten Reichsfürsten erproben, und anfangen sollte, nachdem er für das Glück so vieler thätig gewesen, auch das seinige, und zwar auf einem Wege zu begründen, wo die früheren Bekannten des der flüchtigen Freude nacheilenden

fürstlichen Jünglings nie gewähnt hätten, den Mann und Regenten zu finden.

Von Staatsabsichten theils, und theils von dem seinem edlen Herzen so natürlichen Wunsch, sich persönlich an dem Wohlstand eines Landes zu erfreuen, das ihm die Erhaltung desselben schon mehrmals, und größtentheils verdankte, war der Herzog schon bei Lebzeiten seines Bruders Christian Ludwig auf einige Zeit nach Holland gerufen, wo er, in der von glänzenden Fremden überfüllten Stadt Breda verweilte.

Hier in einem von feuchten Nebeln umhüllten, die glühendste Fantasie kalt abstoßenden Lande, einem Lande, das alle seine Vorzüge nur der Industrie, keinen aber einer schöpferischen Natur verdankt; sollte der Herzog, der bis jetzt gewohnt war, der Galanterie seines Zeitalters gemäß, allen ausgezeichneten Frauen mit der ihm besonders eigenen Ritterlichkeit zu huldigen, aber trotz der Aufmunterung, mit der man allgemein seiner liebenswürdigen Persönlichkeit entgegen kam, doch Freiheit der Empfindung genug zu behalten, um in eben diesem Umherflattern die Schutzwehr seines bisherigen Cölibats zu finden, welches er, wie man behauptet, als ein, der Bruderliebe zu bringendes Opfer erwählt, und sogar seinem jüngeren Bruder Ernst August versprochen hatte, es niemals gegen sanftere Bande zu vertauschen. Hier sollte er zum ersten mal die Gewalt einer wahrhaften Leidenschaft empfinden, und in den Fesseln einer edeln Liebe tief bedauern lernen, daß er gewissermaßen auf die Rechte

verzichtet hatte, die das Herz unter dem Purpur, wie unter dem Gewande der Dürftigkeit einmal im Leben, als sein heiligstes Besitzthum reclamirt.

Ein wüthender, dem sonst so staatsklugen französischen Cabinette die verkehrtesten Maßregeln aufdringender Fanatismus, hatte durch den so unklugen, als schimpflichen Widerruf des Edicts von Nantes einen großen Theil der würdigsten französischen Bürger auf eine grausame Weise heimathlos gemacht, und die Cultur gastfreier Länder durch den Kunstfleiß und die Geistesbildung der Vertriebenen auf Kosten des eigenen Vaterlandes emporgebracht.

Unter der Anzahl dieser letztern befand sich auch der Marquis Alexandre D'Olbreuse aus der Provinz Poitour mit seiner Gemahlinn und 3 Töchtern, deren Aelteste an einen Baron Beaulieu de Marconnay verheirathet war, und nicht lange nachher starb, als ihrer jüngsten Schwester Glück im höchsten Glanze strahlte.

Seine jüngste Tochter Eleonore überstrahlte nicht nur ihre reizenden Landsmänninnen an Schönheit, sondern fesselte auch die Herzen durch jene bescheidene Anmuth, die den Werth der Schönheit erhöht, und an unverheiratheten französischen Damen aus hohen Geschlechtern öfterer gefunden wird, als man in Teutschland zu glauben pflegt, weil schon das eingezogene, nur unter den Augen der Mutter geführte Leben vornehmer französischer Mädchen, welches selbst von der anständigsten, doch freiern Lebensgewohnheit der Engländerinnen, so wie der unbefangenen Teutschen, be-

deutend abweicht; ihrem ganzen Wesen eine reizende Tinte lieblicher Schüchternheit anhaucht.

Wie ein Veilchen in einem Kranze glühender Rosen, erschien Eleonore D'Olbreuse einst wieder, (nachdem eine langwierige Unpäßlichkeit ihrer Mutter sie an die Einsamkeit der Leidenden gefesselt hatte) mit der Genesenen und ihren Schwestern, im Gefolge der gleichfalls dem schönen Frankreich um des Glaubens willen entflohenen Prinzessinn von Tarante, als diese wie gewöhnlich einen durch Geist und Witz belebten Abendzirkel in ihren Sälen sah. Georg Wilhelm fand, wenn ihn auch nicht die ihm eigene Vorliebe für Ausländer und besonders Franken getrieben hätte, hier im Kreise der geistreichsten Schönheiten, sein eigenstes Element, er pflegte daher niemals dabei zu fehlen, und war auch heute Abend einer der ersten, seine Freundinn, die Prinzessinn zu begrüßen.

Bis jetzt hatte er für den belebenden Geist dieser Zirkel gegolten. Seine sich nie verleugnende teutsche Offenheit, mit der anmuthigsten Feinheit verbunden, hatten ihm das Prädikat „der liebenswürdige Teutsche" erworben, und ihn zum Sieger über alle seine Mitbewerber um die Huld dieses südlichen Blumenflores erklärt.

Wie sehr erstaunte man also, ihn, der von Eleonorens unerwarteter Erscheinung, wie von einem unsichtbaren, aber gewaltigen Strahl in der tiefsten Brust getroffen, für einige Minuten verstummt dastand, den ganzen Abend still, wie in selige Träume versunken zu sehen. Nicht lange aber konnte ein solcher Zustand

bei einem Manne, Helden und Fürsten dauern, der vielfacher Siege gewohnt, sich nur unsträflicher Wünsche bewußt, bald mit sich über alles, was er wolle und dürfe, im Klaren gekommen war.

Mochte ihm nun die größte Sophistinn, die Liebe, sie, die sogar die feinsten, verwickeltsten Gewebe der Politik zerreißt, die Ueberzeugung aufgedrungen haben, daß seine fortgesetzte Ehelosigkeit bei den Ansprüchen des Braunschweig-Wolfenbüttelschen Hauses, seinem Bruder Ernst August fast noch größere Unannehmlichkeiten zu bereiten im Begriff stehe, als eine mögliche unmittelbare Descendenz; oder entschloß er sich damals gleich zu den Opfern, die er später jenem Versprechen und dem Verlangen seines Bruders wirklich brachte — so ist es gewiß, daß er gleich nach jenem merkwürdigen, in seinem Lebenslauf so wichtigen Tage, den vertrauteren Zutritt zu der Familie des Marquis suchte; eine Vergünstigung, die man seiner Geburt nicht versagen durfte, indem sie seinen Vorzügen gern gestattet ward.

Immer mehr überzeugte sich der Fürst von Eleonorens geistigem Adel, ihrer Sanftmuth und stets frohen Heiterkeit, die nur zuweilen durch einen sehnsüchtigen Blick auf die entfernten heimathlichen Fluren getrübt wurde, und er beschloß, ihr ein Vaterland statt des ungerechten zu geben, das so viel Tugend und Lieblichkeit ausgestoßen hatte.

Mit der Weisheit des Landesvaters, der seinem Staate in so viel gebildeten, wohlhabenden Familien ein kostbares Geschenk macht, vergönnte ihm das Ge-

schick, die Befriedigung seiner theuersten Wünsche zu vereinigen, als er nicht nur den Marquis mit allen seinigen, sondern auch alle gerade in Breda gegenwärtige edle Auswanderer, nach Teutschland einlud, wo er ihnen seinen Schutz, und an seinem Hofe die Freuden des zwanglos geselligen Lebens verhieß.

Dankbar wurden seine Vorschläge angenommen. Als aber der Herzog durch einen Courier zur plötzlichen Rückkehr in seine Staaten bestimmt, bei dem Abschiedsbesuche im Hause des Marquis, sich auch von der bis jetzt verschwiegen geliebten Herzens-Dame beurlauben wollte, und er ihre Hand in der seinen erbeben fühlte, in ihrem Auge eine vom Schmerz des Scheidens und des Wiedersehens Hoffnung sanft erglänzende Thräne gewahrte; da durchglühete ihn plötzlich das Entzücken der Gegenliebe, und er that einen Schritt, über welchen selbst der, nach ungewöhnlichem Maßstabe zu taxirende Stolz eines französischen Großen erstaunte.

Mit dem Feuer eines Liebenden, und der würdevollen Offenheit eines teutschen Fürsten, erklärte Georg Wilhelm dem Marquis seine Gefühle für Eleonoren, und seinen Entschluß, sie zu seiner Gemahlinn zu erheben.

Bald darauf verband der Segen der Kirche das zärtliche, seines Glückes so würdige Paar, nachdem die Familie der Braut nach einigem Widerstreben der vorerst nöthigen Rücksicht nachgegeben hatte, die Vermählung nicht öffentlich zu erklären, die junge Herzoginn

vielmehr unter dem Namen Madame de Haarbourg*) vor der Welt erscheinen zu lassen.

War je ein Fürst berechtigt, großmüthiges Nachgeben von Seiten seiner Brüder, freundliches Umgehen der hergebrachten Formen von den dankbaren Gesinnungen seiner Verbündeten zu erwarten; so war es Herzog Georg Wilhelm. Aber auch ihm war eine schmerzliche Enttäuschung aufbehalten, als er der Geradheit seines Charakters gemäß, den zweideutigen Schleier, der seine glückliche Verbindung vor den Augen der Welt umfloß, und diese zu entehrenden Meinungen über die Tugend seiner Gemahlinn berechtigte, endlich vor den vertrauteren Blicken seiner geliebten Brüder zerriß, und ihnen die Rechtmäßigkeit jener Verbindung offenbarte.

Begierig bemächtigte sich Ernst August, der bei dem Wohlwollen des Kaisers für seinen Bruder unter diesen Umständen die Erbfolge für sich als verloren betrachtete, und das ihm von Georg Wilhelm einst im schönen Enthusiasmus der Bruderliebe gegebene Wort wie einen diplomatischen Vertrag ansah, dessen Zurücknahme er ihm nie verzieh, des Vorwandes, den ihm die untergeordnete Geburt der jungen Französinn und die Reichsgesetze verliehen, welche in solchen Fällen dem nicht ebenbürtigen Theil den Fürstentitel und seiner Descendenz die Erbfolge versagen. Mit einem an Bitterkeit gränzenden Ernst behauptete er, jene Ge-

*) Siehe Venturinis Geschichte des Lüneburgischen Hauses dritter Theil.

setze durch keine gütliche Uebereinkunft der dabei interessirten Partheien, wie schon mehrmal in Teutschland geschehen war, beschwichtigen zu können.

Seine Gemahlinn Sophie, Tochter des unglücklichen Friedrichs des V., entsetzten Churfürsten von der Pfalz, entthronten Königs von Böhmen, war diesem gerade in jener verhängnißvollen Zeit geschenkt, die auch an ihm die Nichtigkeit menschlicher Hoheit bewähren solte. Nicht der Nimbus einer siegreichen Krone hatte Sophiens Wiege umstrahlt, und sie für die besseren Güter des Lebens verblenden können. Dagegen eine wissenschaftliche Erziehung ihrem hellen Geiste eine gewisse feste Bestimmtheit aneignete, die sie aber nicht abhielt, gütig gegen ihre Untergebenen, theilnehmend gegen Unglückliche zu seyn. Sie war mit den meisten europäischen Sprachen und der Geschichte der Völker, wie manchem liebenswürdigen, dem Schmuck des geselligen Lebens bestimmten Talente, vertraut.

Als Sophie — zu denken gewöhnt — ihre Lage und den geistigen Schatz in ihrem Innern gegen einander abwog; bemächtigte sich ihrer regen Seele ein Durst nach würdiger Uebung der ihr anvertrauten Mittel. — Eine Thätigkeit, die, wenn die Liebe ihr nicht bei Zeiten einen genügenden Zweck verleiht, bei hohen weiblichen Naturen unfehlbar in Ehrgeiz und Herrschbegierde ausartet. Auch Sophie fand in dem harten Schicksal, das ihr Haus zerschmettert, ihrer Mutter nur den gehaltlosen Titel einer Königinn gelassen hatte, ihren Bruder trotz seiner heiligen Rechte

auf den englischen Thron, als einen länderlosen Flüchtling von einem Ende Europens zum andern trieb, nur eine geschärfte Nahrung ihres angestammten Ehrgeizes. Im königlichen Purpur geboren, jeden Tag der Stunde näher rückend, die ihrem Gemahl den Churhut bringen sollte, — das kühn erwartende, dem glücklichen Zufall vertrauende Auge, sogar auf die noch in weiter Ferne schimmernde brittische Krone geheftet, konnte sie nur schaudernd einer Verschwisterung mit einer gebornen Unterthaninn — die noch dazu eine Fremde war — gedenken. Dem ehelichen Liebesglück entfremdet, da ihres Gemahles flatterhafte Neigungen, von einem Gegenstande zum andern irrend, auch ihren Reizen nur flüchtige Minuten weihte; war sie zufrieden, sich immer mit der gebührenden Ehrerbietung behandelt zu sehen, und vermißte kein höheres Glück, wenn ihre Würde unverletzt blieb und ihr Einfluß sich befestigte. Ein Einfluß, den sie wenigstens auf die Angelegenheiten der Ihrigen behaupten wollte, da sie ihn auf ihre Herzen nicht erlangen konnte. Sie war es, die bei dieser Gelegenheit ihren Gemahl bestimmte, sich hinter dem ganzen Stolz eines der ältesten teutschen Fürstenhäuser zu verschanzen, einem Stolz, den in Georg Wilhelms Busen selbst nur die leidenschaftlichste Liebe hatte verstummen lassen.

Die Verbündeten dieses Letztern sprachen aus demselben Tone, und zwar mit der ganzen hochmüthigen Anmaßung teutscher Reichsfürsten. Sich nur ihres Platzes auf der Reichsfürsten-Bank, nicht aber so

mancher Mitwirkung des Herzogs erinnernd, der sie die Behauptung ihrer oft schwankenden politischen Existenz verdankten.

So war es für die Wünsche dieses Letztern ein Glück, daß der Kaiser seine Thätigkeit zur Vertreibung der schwedischen Heere aus Pommern verlangte; welchem Wunsche er auch mit einer, von den Umständen verdoppelten Bereitwilligkeit, durch die schleunigste Absendung eines 8000 Mann starken Corps unter Anführung des General-Lieutenant Schowett genügte.

Dieses Corps bewies bei der, dem Kaiser so wichtigen Eroberung Stettins, dieselbe siegberühmte Nationaltapferkeit, wodurch die Lüneburgischen Truppen sich sieben Jahr später gegen den schwedischen Feldherrn, Otto, Grafen von Königsmark, vor Stralsund mit unsterblichen Lorbeern bedeckten.

Unmöglich konnte der Kaiser unmittelbar nach einem solchen Ereignisse einem durch Heldenmuth und Treue so wichtigen Reichsvasallen, jetzt die einzige, ihm wünschenswerth scheinende Belohnung seiner Verdienste versagen.

Eleonore ward 1671 in den Fürstenstand erhoben und dann in Celle selbst, vor den Augen aller Unterthanen, durch eine öffentliche Vermählung zur Herzoginn erklärt. Wogegen Georg Wilhelm, um auch den Keim künftiger Bruderzwiste zu entwurzeln, und seiner Familie eine ruhige, wenn auch minder glänzende Existenz zu sichern, unter Genehmigung der Stände, eine Uebereinkunft mit seinen jüngern Brü-

dern, nicht sowohl annahm, als selbst bestimmte, wodurch seine künftigen Kinder beiderlei Geschlechts, sowohl, als seine einzige lebende Tochter, von allen Rechten auf die Erbfolge der Regierung, zu Gunsten seines Bruders Ernst Augusts und dessen männlichen Erben, ausgeschlossen wurden. Diese Uebereinkunft ward am vierten Mai 1676 auf dem Cellischen Landtags-Abschied von allen Interessenten festgesetzt, und im Jahre 1680 nochmals bestätigt.

Im schönen Glauben das Glück seines Herzens durch die edelmüthigsten Entsagungen für immer gegründet zu haben, verdoppelte Georg Wilhelm mit freudigem Eifer seine Bemühungen für das Wohl der ihm anvertrauten Provinzen. Auf sein hochherziges Wort eilte der Adel des Landes, seiner Zeit in dem schönen, beim Landtags-Abschiede zu Celle 1773 ausgesprochenen Entschlusse zuvor, den Lehnsleuten und Landsassen, sobald sie kein Eigenthum besäßen, jede Art von Abgabe zu erlassen. Welchem, damals so unerhörten Beschluß, der Herzog selbst durch das Beispiel gemilderter Contributionen und erlassenen Steuern voranging. Unumschränkter Gebieter in den Herzen seiner Unterthanen, war es seinem reichen Geiste leicht geworden, die fürstliche Gewalt zu einer Kraft und Selbstständigkeit zu erheben, von der man bis dahin kein Beispiel aufzuweisen gehabt.

Er gefiel sich im Glanze der unbeschränkten Souverainität, und der Hof, ganz nach dem seinen Muster des Pariſers geformt, nur von diesem durch teutsche

Sittenreinheit verschieden, strahlte in einem Glanze, der die Nachbar-Höfe verdunkelte und ihren Neid erregte.

Aber als wolle in Mitten dieser blendenden Lage das Schicksal den Fürsten die Stelle zeigen, wo sie verletzbar sind; so erlosch dem Herzog, im Genuß aller wohlverdienten Hoheit seit dem Augenblick, wo er sich einer so menschlichen Leidenschaft ganz überlassen, das eigentliche Glück; denn der, die Einigkeit seines Hauses schirmende Genius war von ihm gewichen und zum Rachegeist geworden, der noch in späteren Tagen sein Liebstes selbst zermalmen sollte.

Nicht das schon genannte, großmüthig gebrachte Opfer hatte den tief im Busen kochenden Groll seines Bruders Ernst August versöhnen, nicht die hochmüthige Geringschätzung mildern können, womit dessen stolze Gemahlinn Sophie, unausgesetzt auf die nicht ebenbürtige Schwägerinn herabzusehen, und sie um so tiefer zu kränken pflegte, da diese jede Beleidigung mit der Würde einer gebornen Edeln und der stillen Ergebung einer Liebenden ertrug, die nur für ihren Gatten und seiner Ruhe lebte.

Wenn es aber auch der würdevollen Sanftmuth der Herzoginn gelang, bei ihrem Gemahl alle Ausbrüche bittern Unmuthes bei solchen Gelegenheiten zu verhüten; so ward es ihr doch unmöglich, seinem bis jetzt so gleichen Charakter die gewohnte Milde zu erhalten, und den rauhen zur Härte hinneigenden Ernst zu verscheuchen, der sich seines ganzen Wesens zu bemächtigen begann, als seinem Herzen, wie seinem Ehr-

geize, die doppelt scharfe Kränkung widerfuhr, daß sein Bruder Ernst August seine eigenen Pläne heimlich durchkreuzend, nach dem von ihm selbst begehrten Neunten Churhute trachtete, und der Kaiser, Georg Wilhelms Dienstleister vergessend, jenes erwünschte Ziel so vieler fürstlichen Bewerber, auch wirklich dem jüngeren Bruder des Herzogs verschaffte. Je aufrichtiger dieser seinen glücklichen Nebenbuhler geliebt, je glänzender der Standpunkt war, den sein Ehrgeiz schon errungen, um so bitterer fühlte er sich verletzt, als er den Lieblingswunsch seines Stolzes, gerade durch den vereitelt sah, für dessen Wünsche er theuren Ansprüchen entsagt hatte. Dieser Augenblick verwandelte sein ganzes Gemüth, und gab ihm eine Unbiegsamkeit, die, wenn sie einmal erregt ward, kein Opfer zu theuer für ihre Strenge fand — was sogar in spätern Tagen die Einzige erfahren mußte, welche allein bis jetzt diese Härte durch zarte, kindliche Liebkosungen zu mildern vermochte.

Georg Wilhelm, der Gepriesene, der Glückliche stand an dem Wendepunkte seines Schicksals! — und nimmer hat es ihm wieder gelächelt. Mit seinen Brüdern und sich zerfallen, bot ihm die Liebe seiner Eleonore keinen Ersatz mehr für die Entbehrungen des noch immer nicht befriedigten Ehrgeizes. Der letzte glückverheißende Stern ging ihm unter, als der geliebte Bräutigam seiner engelschönen Tochter seinen Heldensinn mit dem Leben bezahlte, und diese durch die Convenienz und ihres Vaters im Verdruß erzeugten Apathie,

welche ihm nicht gestattete, den brüderlichen Wünschen ein Nein entgegen zu setzen) zu einer verhaßten Verbindung gezwungen ward — die sie den Unglückseligsten beigesellten, die jemals ihren Kummer mit dem Purpur der Hoheit bedeckten. Immer bitterer — und willenloser in die rollenden Wogen des Schicksals schauend — schlugen sie bei der beispiellosen Mißhandlung seines einzigen Kindes, über ihm zusammen, indem sie ihn zugleich für diese Leidende zu unnatürlicher Härte anreizten. Ohne Liebe für die theure Gattinn seiner Jugend, ohne Willen für die ihm ehemals so nah am Herzen liegenden Sorgen der Regierung, ohne Segen für sein Kind.

Nur die Bitterkeit ungesättigten Ehrgeizes in ausgebrannter Brust, starb der einst so glückliche, sein Glück so sehr verdienende Regent. — Mit ihm erlosch seine Nachkommenschaft — indeß seinem glücklichern Bruder — die Sterne aus freier Huld ein glänzendes Loos beschieden. Er bestieg Britannia's Thron — und gab dieser herrlichen Inselköniginn — eine glänzende Reihe glücklicher Beherrscher.

Die zweite Abtheilung folgt im nächsten Jahrgange.

Die Reise zum Aetna.

Erzählung.

I.

Lord Algernoon S. hätte längst Palermo verlassen, da Lady Sara, seine Gemahlin, den Ton der dortigen Zirkel unausstehlich fand, indeß er erwartete Briefe aus England, die ihn nicht verfehlen durften. — Endlich brachte ein Schiff das erwartete Paket. Mit lebhafter Spannung eröffnete es Mylord, mit glühenden Wangen sah ihm Mylady über die Schulter. Geldbriefe, wenigstens zweytausend Pfund an Werthe, machten den Hauptinhalt der Sendung aus, schienen jedoch keinesweges einer vorzüglichen Aufmerksamkeit gewürdigt zu werden, während ein kleiner Brief, mit großem gräflichen Wappen versiegelt, heftig ergriffen und geöffnet wurde.

Mylord las laut.

„Mein lieber Bruder Algernoon;
ich bin nicht im Stande, dir mehr als die Hälfte deiner bisherigen Rente zu zahlen, wie sie dir ursprünglich im Testamente unsers Vaters bestimmt worden ist. Ich

muß als Peer und Aeltester des Hauses leben; William, mein Sohn, ist herangewachsen, und fordert den Aufwand seines Standes. Ein toller Junge ist er überdieß, und solch ein Beywort pflegt sich mit dem Hauptworte Sparsamkeit in einem Redesatze nur Behufs einer Negative zu vereinigen. Wenn ich indeß oben sagte: „ich sey nicht im Stande;" so heißt das so viel als: „ich will nicht, weil du nicht zu wollen scheinst, daß deine Betty meinen William heyrathe; außerdem käme es mir auf die dreytausend Pfund jährlich mehr nicht an. Ich bin aber nun piquirt, und will sehen, welcher Wille der festeste sey. Nichtsdestoweniger hoffe ich noch immer, du werdest in die Heyrath willigen. Thust du es, so gieb diese Einlage von William an Betty. Es ist ein Liebesbrief. Die jungen Leute haben zwar sich niemals gesehen, doch wette ich mein Coronet gegen die Perücke eines Aldermans, sie passen für einander. — Ich küsse Lady Sara die Hand. — Sie ist eine aimable Frau, schön wie ein Engel, und sehr conservirt.

Laß mich deinen Entschluß bald wissen. Uebrigens kannst du wieder nach London zurückkommen, durch die Ersparnisse deines Lebens in der Fremde sind deine Schulden größtentheils bezahlt.

Lebe wohl.

Dein treuer Bruder

Arthur S. Graf von B — ton."

B — tonhouse den 10. Februar 1817.

Die Hand Lord Algernoons sank mit seinem Haupte, und trübe starrte er vor sich hin.

„In der That, Sir, — sagte nach einer Pause Mylady, die sie jedoch benutzt, um ihrem Papagay ein Bonbon zuzurichten, — ich begreife nicht ihr air douteux. Sie stehen auf dem Punkte, dreytausend Pfund von ihrem jährlichen Einkommen zu verlieren durch eine Bizarrerie, die — wie sage ich? — einzig in ihrer Art ist, und unsere Tochter kommt um den Vortheil des ersten Etablissements in England, allwo die guten Partien für Frauenzimmer von Stande keinesweges so häufig sind, als die Wacholderbeeren in Norfolk."

„„Mein Bruder ist sehr hart.""

„Nicht doch, er ist der galanteste Mann von der Welt. — Wie war zum Beyspiel die Art, in welcher es ihm gefallen, sich meiner zu erinnern? — Geben Sie mir doch seinen Brief, mein Süßer. — Aimable Frau, — schön wie ein Engel, — sehr conservirt. — Loser Schalk. — Er ist entzückend. — Mylord, ich will ihnen en passant bemerklich machen, daß ich Betty zu keiner andern Heyrath meine Einwilligung geben kann, als zu der mit William."

„„Sie hat ihn nie gesehen.""

„Sie wird ihn zu sehen bekommen."

„„Sie kann ihn nicht lieben.""

„Sie wird es lernen."

„„Wir kennen ihn selbst nicht.""

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER.K.G.T.

3-598-53192-3
FN. 18540/011

„Wir sollen ihn auch nicht heyrathen.“

„„Das Gerücht spricht sehr ungünstig über ihn.““

„Hat es seinem künftigen Einkommen von einer halben Million widersprochen?“

„„Er ist ein roher Landjunker.““

„Er wird darum nicht aus dem Oberhause gewiesen.“

„„Sie geben zu viel auf Zeitliches.““

„Sie dreytausend Pfund jährlich zu wenig.“

„„Betty wird an seiner Seite zu Grunde gehen.““

„Nicht doch, sie wird mit Sechsen fahren, womit man nach meiner geringen Erfahrung eher auf die Höhe kommt, als in den Grund. Lassen Sie uns seinen Brief lesen.“

„Miß!

Mein Vater will, daß ich Sie heyrathen soll, und in Kleinigkeiten bin ich ihm niemals entgegen gewesen. Wir wollen ein lustiges Leben führen, denn ich höre, Sie sollen reiten können wie eine kleine Hexe. Ich weiß nicht, ob Sie sich etwas aus dem Fuchshetzen machen. Machen Sie sich doch etwas daraus, es ist allerliebst, und wäre es auch nur nach einem gebratenen Heringe. Indeß geniren will ich Sie nicht. London mag ich zwar nicht ausstehen, weil die Dandys in Piccadilly mich ärgern, die alles wissen, und doch keinem Jagdhunde die Ohren zu stutzen verstehen. Aber ich will Ihnen zu Gefallen schon manches mal hinreisen, beson-

ders wenn Pferdemarkt ist. Ich umarme Sie, süßeste Miß. Wenn Sie mich heyrathen, gut für mich; wenn Sie mich nicht heyrathen, übel für Sie.

Beste Miß

. Ihr ergebenster

William.

Mylady wollte sich todtlachen; Mylord trocknete die Augen, und sagte: — „solchem Clown soll ich meine hochsinnige, von allen Musen und Grazien geschmückte Betty opfern? — was, opfern! — für dreytausend Pfund jährlich verkaufen. — Sollte ich mein Brod vor den Thüren suchen, nimmermehr."

Mylady ward aufgebracht, und klingelte. „Betty soll kommen:" herrschte sie zum eintretenden Mohren.

Betty kam, schön und blühend wie die junge Rose, stolz wie der segelnde Schwan, schlank und zierlich wie das hochländische Reh.

Mylady trug ihr den, ihr schon nicht mehr neuen, Fall vor. Ihre Wangen entfärbten sich etwas. — „Kann es denn durchaus nicht anders seyn? — Zeigen Sie mir doch Williams Brief, Mama.

Sie las still für sich. Ihre Wangen glühten wieder, ihre Augen glänzten, aber nicht von Thränen, ihre Lippen zuckten aber von scharfer Ironie.

„Bravo, sagte sie, — gut elaborirt. Man wird dem Cavalier antworten müssen."

Sie eilte an Mylords Schreibtisch, nahm Papier, schrieb eine kleine Weile, und las.

Sir.

Sie wollen, was Ihr Vater will; da Sie so gut an Zucht und Gehorsam gewöhnt sind, und bey mir nur davon die Rede ist, was ich will, so bin ich nicht abgeneigt, Sie gelegentlich zu heyrathen, wann? werde ich nach Umständen Ihnen kund geben. Ich verbiete Ihnen einmal für allemal, Füchse zu hetzen, Sie machen nur die Jagd dünn, und ich nehme dieß Vergnügen ausdrücklich für mich allein in Anspruch. Schaffen Sie mir gute Pferde, und Jockays, die nicht gleich die Hälse brechen, — ich bin eine wilde Jägerin. London ist allerliebst, ich will jedes Jahr sechs Monate dort zubringen, und Sie bisweilen mitnehmen. Kaufen Sie mir sofort ein Hotel in Westend, ich werde Ihnen Zeichnungen aus Paris schicken, nach denen es meublirt seyn soll. Ich brauche zehn Bediente und vier Equipagen. Von meiner Parüre nebst Diamanten werden Ihnen ebenfalls von Paris die Rechnungen zugehen. Ich werde Sie dabey in keinem Stücke compromittiren, und alles so theuer einrichten lassen als irgend möglich. Bin ich mit Ihren Einrichtungen zufrieden, gut für mich; — bin ich nicht damit zufrieden, übel für Sie.

Sir

Ihre geneigte
Betty."

„Mädchen!" sagte der Lord erstaunt. Mylady lag bereits auf dem Sopha, in Gefahr, den Lachkrampf zu bekommen, sprang aber auf und an Bettys Hals.

„Engliſches Geſchöpf!“ — rief Sie. — „Sehen Sie, Sir, wie ein Frauenzimmer von Verſtande ſich beträgt. — O mein Kind, das haſt du von mir. Der Brief muß morgen fort. Du haſt dir geſtern einen Shawl für funfzig Pfund gewünſcht, ich fliege, den Armenier rufen zu laſſen.“

Mylady flog wirklich, und zwar aus der Thüre, Vater und Tochter ſtumm ſich gegenüber laſſend, bis der Lord zuerſt das Schweigen brach.

„Betty, was haſt du gemacht?“

„„Lieber Papa, einen Schelm mit ſeiner eigenen Münze bezahlt.““

„Kind, ich begreife dich nicht.“

„„Wie, glauben Sie denn wirklich, daß meinem Vetter ſolche Briefe natürlich ſeyn können?““

„Er kam nie in die Welt, und man ſchildert ihn als roh und bäuriſch.“

„„Das erſte mag wahr ſeyn, das zweyte in jedem Falle unwahr.““

„Uns ſind Thatſachen bekannt, die —“

„„Sehr, recht ſehr ſonderbar, ja verkehrt ſind, aber weder gemein noch albern. Seine Erziehung hat zu große Summen gekoſtet, um ſolchen erbärmlichen Erfolg haben zu können. Ein Pinſel, der aus aufrichtigem Herzen einer jungen Dame, die er nie geſehen, ſolches Zeug ſchreiben konnte, würde ſich auf die äußere Form eines Briefes nicht beſſer verſtehen, als auf deſſen Inhalt. Sehen Sie indeß, dieſer Brief iſt auf feinſtem Seidenpapier geſchrieben, wie in Ku-

pfer gestochen, mit Seladon-Lack gesiegelt, und duftet wie das Boudoir eines Nabobs. Dahinter steckt eine schelmische Absicht, und es kommt nur darauf an zu beweisen, daß man klug genug gewesen, sie zu merken. Senden Sie meinen Brief nur ab, Papa. Der junge Herr soll wahrnehmen, mit wem er zu thun hat, denn eben so wenig als ich seine Epistel für baare Münze nehme, eben so wenig wird er sich hoffentlich einbilden, ich sey im Stande, in der Sprache meiner Zeiten zu denken, zu empfinden, und an ihn zu schreiben. Ich weiß nun, woran ich bin, und Sir William soll erfahren, woran er ist."

Lord Algernoon nahm Williams Brief, untersuchte ihn von allen Seiten, las ihn, roch ihn. Lächelnd wendete er sich darauf zu Betty. „Mädchen, an dir ist ein Diplomat verloren. Ich fange an, deiner Meinung zu werden.

Was indeß kann meinem Neffen sein sehr ungezogener Humor frommen, — und was frommt es dir, in ihn einzugehen?"

„„Für das erste habe ich nur Vermuthungen. William will entweder einen Korb von mir, oder er beachsichtigt eine Prüfung meines Charakters, oder er will mir ein ungünstiges Bild von sich aufgehen machen, um es künftig durch seine Wirklichkeit weit zu übertreffen, und mich so desto eher mit meinem, an ihn geketteten, Geschicke zu versöhnen, falls mir die Macht des freyen Willens fehlen sollte, mich selbigem zu entziehen. Was mir mein Paroli einbringen soll? —

nun, entweder einen Korb von William, da ich ihm keinen geben darf, oder einen geneigteren Gemahl, wenn den Sonderling die Verwandtschaft meiner Eigenthümlichkeit mit der seinigen anzieht, und meine erkennbare Einsicht in sein verdecktes Spiel ihm Achtung einflößt, denn man wird doch anfangen müssen, sich gegenseit auf einen festen Fuß zu setzen."

Hiemit wendete sich Betty ab, um, — indem sie scheinbar lustig mit ihrem Flacon spielte, — eine Thräne heimlich auf dasselbe fallen zu lassen. Der Lord hatte diese aber gesehen.

„Betty, — sagte er, — und du willst im Ernste William heyrathen?"

„„Ja wohl, Papa.""

„Vergiß nicht, daß ich dich dazu auf keine Weise zwinge."

„Trauen Sie mir zu, daß ich mich würde zwingen lassen?""

„Was bewegt dich also zu diesem höchst bedenklichen Entschlusse?"

„„Das fragen Sie mich? — Ihr Glück, die Ueberzeugung, daß es an dieser Verbindung hängt, daß das gute Vernehmen mit meinem Oheime Ihnen unendlich wichtig ist. Sehen Sie dieses Alles, und obendrein die Wünsche meiner Mutter. — Kurz ich bin entschlossen. Sie wissen, ich bin keine Clarissa, und William wird nicht bösartig seyn. Ein verständiges Weib vermag viel über die Männer. Das Bewußtseyn, recht zu thun, wird mich stärken und erheben.

unglücklich werde ich nie, zufrieden in dem Gedanken seyn, dem besten aller Väter durch treue Pflichterfüllung einen kleinen Theil der großen Schuld gezahlet zu haben, die mir seine Zärtlichkeit untilgbar auferlegt hat.""

Wir wollen nicht schildern, was Lord Algernoon empfand, als er nach diesen Worten seine Tochter umarmte. Er schrieb sofort an den Grafen, seinen Bruder, meldete ihm Bettys Entschluß und den seinigen, spätestens in sechs Wochen aus Sicilien nach Genua sich einzuschiffen, und von dort unverzüglich erst nach Paris, sodann nach England abzugehen.

Betty war stets der Abgott ihrer Eltern gewesen, und wurde nun völlig das verzogene Kind. Das reitzende Geschöpf, neben dem edelsten und zartesten Herzen, hatte wirklich einen sehr hervortretenden, wiewohl anmuthigen Zug jener Sonderbarkeit, welche die Britten sehr häufig bald so, bald anders auszeichnet, man kann sich daher vorstellen, daß sie unter diesen Umständen ihren Launen freyes Spiel ließ. — „Sie wird es nicht lange mehr können, — meinte der Vater. — Mag sie die letzten Augenblicke ihrer Freyheit recht lustig genießen."

So nahte die Zeit, in der man Palermo verlassen wollte, heran, und Lord Algernoon ging an das bedeutendste Unternehmen seines Reiseplans, den Besuch des Aetna.

Zwey Tage, ehe er zu demselben aufbrechen wollte, war er eben mit der Beschreibung seines Landsmannes

Brydone, und mehreren Karten beschäftigt, als er in dem nebenanstoßenden Cabinette einen Wortwechsel zwischen seiner Gemahlin und Betty vernahm, der seine Aufmerksamkeit fesselte.

Mylady eiferte. „Ich sage dir, alberne, verzogene Tochter, daß du nirgend hin sollst, wohin ich nicht mitreise, oder Mademoiselle Epine, deine Gouvernante.“

„„Und ich sage Ihnen, liebe, verzeihende Mutter, daß Sie mich am Ende doch mitreisen lassen.““ Also erwiederte Betty zwar eifrig, doch in schmeichelnden ehrerbietigen Tönen.

„Das wollen wir sehen, überkluge Miß. — Welches Frauenzimmer von gutem Tone wird solche Streiche machen.“

„„Es kömmt ja nur darauf an, daß man aimable genug ist, den Streich in den guten Ton zu bringen, englische Mama.““

„Was habt Ihr, Kinder:“ fragte Mylord, als er die Thüre öffnete und eintrat.

„Was wir haben, Sir? — antwortete Mylady. — Eine Landstreicherin, die von mir verlangt, ich solle sie mit Ihnen auf den Aetna reisen lassen.“

„„Was wir haben? — entgegnete Betty, — eine gütige Mutter, die nur deshalb widerspricht, um die Sache Ihnen auf die beste Weise beyzubringen.““

„Liebe Betty, das ist keine Promenade für ein Frauenzimmer.“

„„Sie ist nicht unanständig, Papa.““

„Aber beschwerlich.“

„„Sie machen mich lachen.““

„Nun so ist sie auffallend.“

„„Eine Wette, Papa. Wenn ich mich am Morgen Ihrer Abreise auffallend darstelle, so bleibe ich bey Mama, — wenn aber nicht, so muß ich meinen Willen haben. — Der Preis der Wette die Reise auf den Aetna. Topp also.““

Der Lord schlug scherzend ein, Mylady wollte außer sich kommen über die verkehrte Conduite, und Betty flatterte lachend aus dem Gemache.

II.

Der Abendhimmel und das Meer fingen an, in Violet überzugehen. Die Rauchsäule des Aetna wirbelte golden in den tiefblauen Aether, der Riese selbst strahlte mit glühenden Wangen, und eine Schaar dienstbarer Winde knüpfte den rosigen Schleyer ihm fester, wie vor der Nachtluft, um die schneeweiße Brust. Sein tiefgrünes Unterkleid aus Kastanienwäldern schien mit Rubinen besäet. Es waren die von der niedrigstehenden Sonne rothangeblitzten Wipfel der Bäume. Der Hirt zog längere Töne aus der Schalmey, die Schafe von den mit wilden Nelken, Levkoyen und Goldlack bedeckten Weiden zu sammeln. Die Ziegen zupften die letzten Blätter vom Myrthengebüsch. Die Nachtigallen schmetterten in den Feigenbäumen ihre ersten Grüße den Abende entgegen. Die buntgekleidete Winzerin ließ sich zum Heimgange von ihrem Getreuen den Korb voll der schönsten Trauben, zum

morgenden Frühmarkte in Catania bestimmt, auf das Haupt heben, und schwankte malerisch unter der malerischen Bürde gleich einer erschöpften Bachantin, gestützt von den bloßen Armen, und an der offnen Brust ihres zärtlichen schelmischen Fauns, der zwar mit schwellenden Reben umkränzten, sonst aber keineswegs annehmlichen Wohnung entgegen.

Durch die blühenden Oleander- und Tamarindengesträuche, zwischen welchen der Weg von Taormina sich wand, von Weinranken überwölbt, von Orangenzweigen, mit goldenen Früchten belastet, umnickt, zog eine kleine Schaar Reisender; geleitende Dragoner voran. Hierauf ein Mann zu Pferde, schon von fern als Britte kenntlich, und einiges berittene Gefolge von Dienern. Der Britte ist allerdings kein anderer als Lord Algernoon, — Betty muß aber ihre Wette verloren haben, denn von einer Sänfte, in der eine Dame reisen könnte, ist nirgend etwas zu sehen. — Aber sieh, — der Bube, der auf einem schlanken Apfelschimmel bald vor dem Lord mitten unter den Dragonern, bald neben ihm gaukelt, und frevdigen Uebermuthes mit der silberdrathumsponnenen Gerte die Blüten von den Bäumen schnellt, oder mit abgerissenen Apfelsinen nach den am Wege spielenden Kindern wirft, — kann ein Jockay nicht seyn. Der Reitrock von gemsfarbigem Casemir, der grüne Maroquingürtel mit den kleinen blitzenden Pistolen, der weiße Strohhut, von dem nachlässig ein Blumenkranz hängt, lassen so wenig auf die Dienstbarkeit schließen, als

sein Betragen, welches den ganzen Zug zu befehligen scheint. Kurz, Betty hat ihre Wette doch gewonnen. Ein Knabe im Zuge eines Aetnasteigers ward am Morgen der Abreise von Palermo nicht auffallend gefunden, Mylord mußte der garçonirten Tochter die Schuld bezahlen, wiewohl er schon auf der ersten Station, doch keinesweges ohne innere Genugthuung für seine väterliche Eitelkeit, inne wurde, daß nichts auf der Welt auffallender gefunden zu werden schien, als ein Junge von so blendender Schönheit, und daß er sich also mit der Bezahlung übereilt habe.

Der Schatten des Aetna wuchs indeß länger und länger ins Meer, und die Thürme des nahen Klosters, von welchen die Abendglocken eben einladend ertönten, schimmerten von den Abschiedsküssen des Tages.

„Wir müssen eine Nachtherberge suchen, — äußerte Betty, — und dieß Kloster scheint dazu geeignet."

„„In einem Mönchskloster, — spottete der Lord, — wird Miß Betty über die maßen willkommen seyn, wenn man ihre Maskerade merkt. — Wir müssen anderswo unterkriechen.""

„Ich bestehe gerade nun auf das Kloster der Maskerade wegen, eiferte Betty, und Sie sollen sehen, ob ich es nicht wieder bin, die den ganzen Zug unterbringt."

Damit ritten sie in das Gehege der Abtey, welches als ein besonderer gepflegter Zauberhain in dem allgemeinen reizenden Garten der herrlichen üppigen Gegend erschien.

Die Patres lustwandelten gerade einzeln in den Laubgängen ihres Paradieses. Es waren ernste Greise von ehrwürdigem Ansehen.

„An diese Graubärte mag ich meinen Antrag nicht richten, — sagte Betty, wenn sich doch irgend ein Noviz oder Laienbruder zeigte, der aus Neugierde mit sich reden ließe.“

Eben als sie um eine Citronenhecke bogen, sollte Betty ihren Wunsch erfüllt sehen. Eine hohe leichte Gestalt in Mönchskleidern mit noch ungeschorenem Haare, stand, den Ankommenden den Rücken zu wendend, vor einem Spaliere, von dem sie Orangen und Granatäpfel brach und in einem Korbe sammelte.

„Signor Frate, — rief Betty vom Pferde, ihm mit der Gerte auf die Schulter klopfend, — kann man in Eurem Kloster für Geld ein Unterkommen, einen guten Tisch, und erträgliche Betten erlangen?“

Ohne sich umzukehren, antwortete der Klosterbruder in ächt römischer Mundart:

„Das Unterkommen werdet Ihr unentgeldlich bekommen, wenn nämlich Ihr es gut bezahlt. Der Tisch kann der köstlichste seyn, je nachdem Ihr ihn Euch mitbringt, und die Betten werden Euch entzücken, wenn der Rost des heiligen Laurentius Euch eine erbauliche Erinnerung ist, die Wanzen Fasttag haben, und die Flöhe lahm geworden sind.“

„„Sind letztere so gut zu Fuße als Euer Humor, — entgegnete Betty, — so ist auf ihre Discretion

nicht sehr zu rechnen. Seyd so gefällig, und geleitet uns zu Eurem Prior.""

„Gleich," sprach der Jüngling, — wendete sich um, und Betty ließ überrascht die Gerte sinken. Sie hatte ein sicilianisches Bauerngesicht mit gemeinem schelmischen Ausdrucke höchstens erwartet; keine Stirn kennte aber von lichtbraunen vollen Locken beschattet, königlicher, kein Auge konnte brennender und kühner, keine Nase griechisch regelmäßiger seyn, als solches an diesem jungen, vollendet schönen Manne wahrzunehmen war, um dessen keck und frey geworfene Lippen noch überdies eine so treffende Mischung von Stolz und Laune spielte, daß er in dem Maße anzog, als man füglich in Zweifel seyn konnte, wie viel denn recht eigentlich dem Schalke zu trauen seyn mochte. Gestalt und Haltung waren großartig und vornehm. Die schlechte grobe Hülle fast bis ans Knie geschürzt, gewann Grazie und Anmuth an diesem schlanken, bewegtlichen Körper. Selbst der Gürtel so zierlich geknüpft, die Sandalen, nach dem Muster der Antiken, an die schön geformten zarten Füße geschnürt, offenbarten absichtlich oder zufällig das Streben zur idealischen Erscheinung.

Betty sah ihn lange erglühend an — er lange nicht minder überrascht sie. — „Nun?" — wirds bald? — zum Prior!" rief endlich halb stolz, halb ungeduldig das Fräulein.

Der Jüngling setzte schweigend und errötkend den Korb zur Erde, zog sein Gewand schnell nieder, so daß

es fast seine Knöchel erreichte, und eilte schweigend und bisweilen verstohlen zurückschauend, vor den Reitenden einher.

Im Klosterhofe ward der Prior von dem schönen Laienbruder herbeygerufen. Mit einem scharfen Blick auf Betty versicherte er in Verzweiflung zu seyn, Milordo nicht im Kloster selbst aufnehmen zu können. Es fehle dazu an Gelasse und Einrichtung. Doch sey im obern Stocke der abgesonderten, nicht entlegenen Wohnung des Klostermeyers ein Saal mit zwey Kabinetten, und es werde ihn entzücken, wenn Eccellenza, versteht sich unentgeldlich, damit vorlieb nehmen, und höchstens den Almosenschatz des Klosters durch ein unerhebliches Geschenk, zur Ehre des Patrons, dafür bedenken wolle. Für den Tisch werde der Klostermeyer sorgen, und alle übrigen Bedürfnisse würden aus dem Kloster herbeygeschafft werden.

Man mußte sich für dieses Anerbieten dankbar und zufrieden bezeigen. Der eingeräumte Saal bot zur Bequemlichkeit nichts als vier Wände und einen Fußboden von Backsteinen, indeß Lord Algernoon nahm es, an Reisen gewöhnt, nicht zu genau, und ergriff alle Mängel mit Vergnügen, um über Betty die Ströme seiner Persiflage auszugießen.

Mit dem ersten Transport von Tischen, Bänken und Matratzen aus dem Kloster fanden sich auch der Prior und der Laienbruder wieder ein. Ersterer machte so angenehm der Wirth als möglich, versicherte aber es nur für den Augenblick zu können, da die Geschäfte

seines Amtes ihn im Kloster für den Abend fesselten, der Laienbruder werde aber zur Hand bleiben, um allen Befehlen der Gäste aufs Pünktlichste nachzukommen. Diese Anordnung machte dem Lord, der sich von dem Jünglinge lebhaft angesprochen empfand, Vergnügen, und er benutzte eine augenblickliche Versendung des letztern, um den Prior über ihn zu befragen.

Der Alte lächelte. — „Gewiß, sagte er, würde Sie die Geschichte dieses jungen liebenswürdigen Mannes unterhalten und rühren, stände es in meiner Macht, sie mitzutheilen. Er ist keinesweges für die niedern Verhältnisse, in welchen Sie ihn gegenwärtig erblicken, geboren worden, sondern er hat aus seinen Knabenjahren in das Jünglingsalter Ansprüche auf alles hinübergebracht, wozu Geburt und Erziehung berechtigen. Die Schicksale spielen jedoch bisweilen seltsam. Er ist nicht Mönch, er ist auch nicht eigentlich Novitz. Er heißt Laienbruder, mehr um in den Formen des Klosters sich selbst zu leben, als der gewöhnlichen Dienstbarkeit dieses Verhältnisses zu unterliegen. Er hatte wirklich schon sein Probejahr begonnen. Einsicht in sein Gemüth, und die Erwägung der Möglichkeit, daß günstiger werdende Umstände ihn auf den Schauplatz der That, für welchen ihn die Natur eignete, zurückführen könnten, bewogen mich, ihn von seinem Vorsatze, wenigstens einstweilen, abzumahnen, und ihm diejenige Stellung anzuweisen, in welcher er unter uns, — was ihm nothwendig erschien, — bleiben, und günstigere Sterne abwarten kann."

Der Lord ward durch diese Rede für den Prior nicht minder eingenommen als für seinen Schützling, und überhäufte den ersten mit Lobsprüchen, welche der kluge, wirklich anziehende Mönch mit einem feinen Lächeln hinnahm, und sich beurlaubte.

Abendessen und Wein waren über die Erwartung gut, wie es schien durch Fürsorge des Laienbruders, der sich bald wieder eingefunden hatte. Der Lord wünschte ihn neben sich bey Tische, und nicht aufwartend hinter seinem Stuhle zu sehen. Der Jüngling ging ruhig und ungezwungen in den Antrag ein, und setzte sich, ohne indeß zu speisen. Er ward nicht über seine Verhältnisse befragt, aber in mancherley Gespräche verwickelt, in welchen er Anstand, sehr vielen Witz, und eine Menge Wissenschaft offenbarte, so daß der festeste Entschluß dazu gehörte, um nicht neugierigen Fragen den Zügel schießen zu lassen. Betty ihrer Seits richtete kein Wort an ihn, und er also auch keins an sie, es fand sich indeß, daß beyde mehr als einmal errötheten, wenn die fortwährende verstohlene Beobachtung des einen, von der gleichen des anderen, wie bey einem heimlichen Raube, plötzlich betroffen wurde. Zu Ende der Mahlzeit entfernte sich der junge Unbekannte, und da der Lord sich auch bald nachher in sein Cabinet begab, um die Erfahrungen des verflossenen Tages in sein Reisejournal niederzulegen, so blieb Betty allein im Saale zurück. Sie saß still in einem großen alten Armstuhle, und spielte bald mit der Reitgerte, bald mit ihrem weißen Windspiele, das aber bald aller seiner Sprünge

bey dem noch nie gesehenen Ernste seiner Gebieterin überdrüssig wurde.

Der Mond stand hell und glänzend am Himmel, und die Düfte der Orangenbäume aus dem Garten wallten durch die zerbrochenen Fenster in das Gemach. Es war ganz still im Hause und in der Gegend geworden, und so wurde eine Guitarre desto vernehmlicher, welche anfangs in einiger Ferne, dann aber so nahe ertönte, daß die Worte des Gesanges, welche sich den Tönen eben anschlossen, durchaus, und zwar in folgender Gestalt verständlich wurden.

So wie der Duft von süßem Schlaf umfangen
Im Busen noch der Rosenknospe liegt,
So schlummert auch, was alle Welt besiegt,
Im Herzen still, — der Liebe Glut verlangen.

Die Knospe bricht so Strahlen heiß durchbrangen,
Der Duft erwacht, erhebt sich und — entfliegt.
Und Amor steht, — lang in sich selbst geschmiegt, —
Im Herzen auf, gesprengt von süßem Bangen.

War es ein Blitz, der Dich, o Herz, zerbrach? —
„Ein Blitz — ja wohl, aus göttergleichen Augen,
Die zum Gebot, kaum zur Gewährung taugen."

Dann weh dir Herz! — brich schnell im ersten Ach:
Häuf' Brand auf Brand. Was rasch in Staub zerfallen.
Blüht rascher auf in der Verklärung Hallen.

Betty fand die Manier dieser Singstimme so gut, daß sie nicht umhin konnte, hinunter zu gehen um ihrem

Eigner nachzuforschen. Der Sänger war allerdings niemand anders als der Laienbruder, der mit dem Instrumente im Arme unter einem Lotusbaume saß.

„Ihr singt ganz gut:" sagte Betty.

„„So?"" erwiederte der Räthselhafte erglühend, aber trocken.

„Als ich Euch zuerst anredete, — fuhr Betty fort, — wart Ihr ein Humorist, und nun gebehrdet Ihr Euch wie Petrarka selbst. Wer so schnell die Eigenthümlichkeiten wechselt, hat entweder sehr vielseitigen Charakter, oder gar keinen."

„„Möglich, — entgegnete der Angeredete, — wie wenn ich nun aber Ihnen die gleiche Bemerkung zurückgäbe, Mylord?""

„Ihr wißt viel, was ich im Kopfe habe."

„„Und Sie wohl wenig, was ich im Herzen.""

„Nun, so will ich es wissen."

„„Auch ich dürfte manches wollen, wozu ich wenig Aussicht habe.""

„Unter andern?"

„„Ihre Freundschaft, Mylord.""

„Warum bezweifelt Ihr Eure Aussicht danach?"

„„Weil ich mein Verdienst bezweifle.""

„Der Zweifel ist Euch günstig.""

„„Wirklich, wirklich Mylord?""

„Was liegt Euch aber an meiner Freundschaft?"

„„Was liegt dem Eisen am Magnet?""

„Sehr verbindlich. — Die Kraft des Magnets soll versucht werden. — Ich will Euer Zutrauen."

„„Mit Vergnügen, so viel, oder so wenig ich davon verschenken darf.““

„Wie nennt Ihr Euch?“

„„Diodor.““

„Ein Grieche.“

„„Kein Sicilianer.““

„Wie kamt Ihr denn aus Eurem Vaterlande, — allwo die Geheimnißkrämerey sehr im Schwunge seyn muß, — hieher?“

„„Das Schicksal trieb mich.““

„Wodurch?“

„„Ich sollte ein Mädchen auf Befehl meiner Eltern heyrathen, das ich nie gesehen.““

„War das Mädchen, so viel Ihr vernahmt, schön?“

„„Sehr schön, sehr reich, sehr klug, — sehr —

„Genug, genug, um mir zu beweisen, daß Ihr ein Thor gewesen, davon zu laufen.“

„„Ich sollte mich vermählen ohne Liebe?““

„War Euer Herz nicht mehr frey?“

„„Es war frey.““

„Nun denn begreife ich Euch nicht.“

„„Sie kannten wohl noch nie die Liebe, Mylord?““

„Kanntet Ihr sie, Diodor?“

„„Meine Sehnsucht kannte sie, doch noch ohne Wirklichkeit.““

„Für etwas, das man in der Wirklichkeit noch nie gefühlt, Vaterland, Glück, Eltern, Alles aufzugeben, heißt einen Schatz verlassen, um einem Hirngespinnste nachzujagen.“

„Mylord, sagte der junge Mann, indem er aufstand, — es wäre eine Sünde des Magnetes, sollte er nur das Eisen anziehen, um ihm wehe zu thun. Wer mit dem höchsten Gute des Lebens tändeln kann, wie mit einer Gerte, oder einem Windspiele, ist wohl nicht dazu bestimmt, die höheren Zwecke der irdischen Laufbahn zu erfüllen. Der erste dieser Zwecke heißt Liebe. Ohne sie ist der Pallast eine Wüste, und die Hütte ein Paradies. Den glänzendsten Schritt des gewöhnlichen Lebens thun, der uns auf immerdar die Bahn zu ihren goldenen Preisen verschließt, heißt so viel als sich auf einer Galeere in Kost geben, um eine Sicherheit gegen Straßenräuber zu gewinnen. Weh dem, der den heiligsten Anspruch der Seele erst erkennt, wenn er ihn für ewig verscherzt hat. Wer mit ihm nicht zugleich den Werth verloren, wird dastehen, arm, elend, verzweifelt, und funkelte ein Diadem um seine Stirn, was er verkannt, verschmäht, rastlos beklagend, und nur eine Hoffnung im Gefühle der Selbstverwerfung hegend, nur eine Hoffnung, — das ewige Grab.

Ich weiß nicht, Mylord, ob ich morgen noch die Ehre haben werde, Sie zu sehen. Für den schlimmsten, wahrscheinlicheren Fall wünsche ich Ihnen eine glückliche Reise auf den Aetna, und, — wo möglich, — durchs Leben.““

Hiemit verneigte sich der junge Mann, dessen plötzliche Empfindlichkeit durch Anregung einer besonders

reizbaren Seite in seinem Innern erweckt seyn mußte, und entfernte sich eilig.

Betty stand, sah ihm eine Weile mit Befremden nach, und ging dann sinnend und langsam ins Haus, in ihr Cabinet und zu Bette. — So groß ihre Müdigkeit war, so gelang es ihr doch nicht einzuschlafen. Diodor stand fortwährend vor ihrer Einbildungskraft, wie er den Schleyer mit wenigen Worten zerriß, der ihr, trotz Bildung und Verstand, die wahren Forderungen der besseren Gemüther so lange in einer Jugend voll Freude und Zerstreuung verbarg, und zuerst, — denn so hatte noch niemand mit ihr gesprochen, — ihren Blick auf Güter richtete, die ihr, so weit sie in ihre Zukunft sah, wahrscheinlich, und zum Theile durch eigene Schuld, nicht bestimmt waren. Es ist seltsam, daß uns anfangs derjenige unbedingt zu mißfallen scheint, der uns plötzlich, auch selbst zu unserem Heile, nach einem langen Irrthume enttäuscht. Es ist noch seltsamer, daß gar nicht selten gerade in diesem Mißfallen der verborgene Keim zu einem tiefen und dauernden Ansprechen, ja zu einer zärtlichen Neigung liegt, der anfangs peinlich wird, wenn wir ihn in dem eben vorwaltenden Ueberdrusse durchahnden, und so einen Zwiespalt in unserem Inneren vorfinden. — „Verkehrter, doch anziehender Phantast!“ so schalt Betty im Herzen den Jüngling, und doch regte sich ein Bedauern, schon morgen früh seine Nähe zu verlassen, und ihn nie wieder zu sehen. Indeß, wie spielen die Geschicke! das Mißfallen sollte hier bald unter-

gehen, und das Bedauern den Grund verlieren. Als Betty am nächsten Morgen nämlich in den Saal trat, schon in der Furcht, durch Verspätung den Spott des wartenden Vaters zu erfahren, fand sie alles anders. Der Lord hatte durch Erhitzung und Anstrengung an den nächstverflossenen Tagen ein altes, periodisch wiederkehrendes körperliches Uebel geweckt. Ein Podagra hatte ihn mit ungewöhnlicher Heftigkeit in der Nacht ergriffen. An Weiterreisen war fürs Erste nicht zu denken. Sein Kammerdiener Parkin, Wundarzt zugleich, zog bedenkliche Gesichter. Er, so wie ein aus dem Kloster herbeygekommener, in den Arzeneywissenschaften erfahrener Mönch, erklärten, in mehr als einer Woche könne der Kranke nicht von der Stelle, und so wenig mit seinen Zufällen auch Gefahr verbunden sey, eben so wenig könne er ungestörte Ruhe und sorgfältige Pflege entbehren. Der Lord mußte sich fügen. Boten flogen in die benachbarten Städte nach Heilmitteln und mancherley Erfordernissen, während nach Besiegung des ersten Schreckens, Betty alle ihre Zärtlichkeit für den fast angebeteten Vater vereinte, Einrichtungen zu treffen, um ihm, und nebenbey auch sich, für einige Zeit das Leben an diesem Orte so erträglich, ja so angenehm zu machen, als irgend möglich.

III.

Die Besorgnisse der Heilkundigen waren mehr als bestätigt worden. Erst nach Verlauf von drey Wochen nämlich war Sir Algernoon so weit wieder hergestellt,

daß der Reise nach dem Aetna um so weniger etwas entgegenstand, als die periodische Natur des überstandenen Uebels die Sicherheit es nun für Jahresfrist abgefunden zu haben gewährte.

Wir müssen sehr leer in unserm Innern seyn, wenn selbst ein wenig behaglicher Ort, an dem wir eine längere Zeit verweilen, nicht uns dadurch werth und gewissermaßen heimathlich werden sollte, so daß es beinahe scheint, daß wir Menschen darin mit einem gewissen Thiere einige Aehnlichkeit haben, — so wenig oft die allerliebenswürdigsten Frauen diese Verwandtschaft anerkennen, — nämlich mit der Spinne, welche überall ein verlorener Punkt im weiten Raume seyn würde, hätte ihr der Schöpfer nicht die sinnige Fähigkeit verliehen, ihre Heimath in zarten Kreisen und Geweben aus sich hinauszuspinnen.

Werfen wir am Morgen der Abreise unserer Freunde einen Blick auf den bey ihrem Einzuge so wüsten Saal, gern gestehen wir, daß wir über den Anblick der Wohnlichkeit, welchen er darbietet, erstaunen. An mancherley Schmuck von Palmenzweigen und Blumen fehlt es keineswegs. Ein großer Tisch ist, — man hat nämlich noch nicht völlig eingepackt, — mit Zeichnungen und Büchern bedeckt, und läßt, nebst den umherstehenden Sesseln, auf den geselligen Genuß des Guten und Schönen schließen. In Bezug hierauf eben ist es gewesen, daß man dem mehrerwähnten liebenswürdigen Laienbruder nicht geringe Verbindlichkeiten schuldig geworden. Abgesehen von der großen Bereitwilligkeit,

mit welcher er den Lord in Gemeinschaft mit der noch immer für einen Mann geltenden Betty gepflegt, hat er für beyde Fremden so erhebliche Kosten einer anziehenden vielseitigen Unterhaltung von frühe bis spät getragen, so daß an der Waage, in welcher man seine Leistungen prüfte, beyde Schaalen unter fast gleichen Lasten von Bewunderung und Dankbarkeit zu schwanken schienen. Wenn er nämlich gegen Mylord die scharfsinnigsten Plane zur Verbesserung der Landescultur der Insel geäußert, so hat er nur geendigt, um mit Betty sowohl den Tasso zu lesen, als auch in allerliebsten Umrissen am Schlusse jeden Gesanges, ihr bald diese bald jene Scene desselben auf das Papier zu werfen, oder ihr auf der Guitarre vorzuspielen, und dabey zu singen, ohne der mancherley Gespräche über alle Zweige der Kunst, und alle Beziehungen des höheren Lebens zu gedenken, durch welche er ganze Abende in einen geistreichen Augenblick zusammenzuziehen verstanden. Ward er hiedurch schon beyden lieb und werth, so gewann er noch mehr durch die große Schicklichkeit seines Betragens, indem er Betty ganz als einen Jüngling behandelte, dem er in untergeordneter Stellung nichts als zutrauensvolle Hochachtung schuldig sey. Glaubte nun einerseits das Fräulein hieraus die Ueberzeugung nehmen zu dürfen, daß ihr Geschlecht keineswegs von ihm geahndet werde, so benutzte sie diesen Umstand gern, sich mit einer ungezwungneren Würde gegen ihn zu betragen, als Frauen gegen junge Männer sich gewöhnlich zu gestatten pflegen, welches

sie ihm um so mehr aus Erkenntlichkeit schuldig zu seyn glaubte, als der arme Diodor immer tiefer in Schwermuth zu versinken schien, je näher der Tag der Abreise seiner neuen Freunde heranrückte. Es war daher verzeihlich, daß Betty an diesem letzten Morgen mit Wehmuth des Abschiedes dachte, welchen sie heute von dem herrlichen Jünglinge zu nehmen hatte, und daß ihr eine Entfernung ihres Vaters, der gegangen war, dem Prior seinen letzten Besuch zu machen, willkommen erschien, weil sie dem Zurückbleibenden ohne Zeugen zu sagen wünschte, daß er ihr werth geworden, und daß sie ihn niemals vergessen werde.

Schon klingelten die Glocken der bestellten Maulthiere unten im Hofe, schon schleppte Parkin den letzten porte-manteau die Treppe hinab, als die Thüre aufging und Diodor eintrat, nicht aber im Mönchsgewande, wie bisher, sondern in der etwas idealisirten Tracht eines sicilianischen Landmannes.

„Was soll diese Veränderung, Diodor?“ fragte Betty befremdet.

„„Mylord haben einen Wegweiser auf den Aetna befohlen, — ich weiß keinen bessern, als mich selbst, und die Kutte ist zu diesem Berufe so wenig anständig als bequem.““

„Diodor, Ihr seyd mir werth geworden. Ich habe Euch, so lange das Geschick mich hier festhielt, stets gern gesehen. Ich scheide nicht ohne Gefühl von Euch, aber, — fragt keinen Gründen nach, — nun liegt mir Alles daran, daß wir uns so bald als mög-

lich trennen, und uns nie wiedersehen. Ich will, daß Ihr zurückbleibt."

„„Auch ich, Mylord, würde es wollen, sofern ich es könnte. Geben Sie mir aber die Gewißheit, daß die Lavarinde am Krater des Vulkans unter mir bricht, und ich vor Ihren Füßen in das flammende Grab hinabsinke, dennoch würde ich mit Ihnen gehen müssen, weil —

„Genug, nicht weiter, Diodor, — fiel ihm Betty ins Wort, heiß erröthend, in jungfräulicher Scheu die Knabenrolle vergessend, — ist dieß die Sprache bloßer Freundschaft?"

„„Welche wäre es sonst? — erwiederte der junge Mann mit achtlos scheinender Ruhe. — Wehe diesem verruchten Jahrhunderte, daß es das nur als ein Gespenst an sich vorübergehen läßt, was den Theseus für seinen Genossen in die Unterwelt führte, und die thebanische Schaar auf das Schlachtfeld streckte."

„Ich theile Euren schönen Eifer, Diodor, aber ich bestehe darauf, daß Ihr zurückbleibt."

„„Bestehen Sie auf Dinge im Reiche der Möglichkeit.""

„Diodor, Ihr werdet meinen Zorn reizen."

„„Mylord, ich werde ihn ertragen.""

Betty wollte eben noch heftiger auffahren, als ihr Vater eintrat, das Gespräch unterbrach, Diodors Umkleidung mit Ueberraschung bemerkte, und mit so viel Freude in die ihm eröffnete Absicht derselben einging, daß Betty — wenn sie nicht kindisch und unartig erschei-

nen wollte, — stillschweigen mußte, und nach wenigen Augenblicken schmollend ihr Maulthier bestieg, als man die Reise antrat.

Wir glauben nicht, uns über den Grund verbreiten zu dürfen, aus welchem Betty dem Mitreisen Diodors sich so sehr entgegen bezeigte. Loben wollen wir sie indeß wegen der männlichen Festigkeit, mit welcher sie ein Verhältniß zu zerreißen strebte, und zwar so bald als möglich, das sie jeden Augenblick mehr und mehr mit dem Verluste ihrer fernern Ruhe zu bedrohen schien. Der Reichthum der erhabensten Naturscenen, an welchen man vorüberzog, wirkte indeß zu begeisternd auf jedes Gemüth, als daß in selbigem irgend ein dunkler Hintergrund hätte zurückbleiben sollen, und Bettys Entzücken besiegte mithin bald jede trübe Besorgniß. Dazu war Diodor glänzender als jemals. Wenn jeder merkwürdige Gegenstand, der sich darstellte, durch seine antiquarische oder naturhistorische Kenntnisse doppelt ins Licht gestellt wurde, so konnte um so weniger diejenige Aufmerksamkeit ihre günstige Wirkung verfehlen, welche er dadurch bewies, daß er nur neben Bettys Maulthiere ging, und auf die feinste Weise nur alle Begebenheiten des Tages in Bezug auf sie gelten lassen zu wollen schien. Man war so glücklich, wie konnte man auf die Wahrnehmung sonderlich achten, daß man in gleichem Maße gegen sich inniger und vertrauter wurde, und sich in Bande verwickelte, die viel zu fest wurden, als daß sich hoffen ließ, sie würden, — nachdem sie die Freunde aus dieser unmittel-

baren Vereinigung entlassen, — auch zugleich von ihren sympathetisch angeregten Seelen sich lösen.

Als man am folgenden Tage, Nachmittags schon in sehr kühler Luft aus einem der letzten Dörfer des Aetna, wo man gespeiset hatte, auszog, merkte man bald, daß der anmuthige Theil der Reise zurückgelegt sey, und daß der große und höchst beschwerliche beginne. Mit frohem Muthe unterwarf man sich indeß dem selbstgewählten Geschicke, und während das Maulthier, welches man mit Manteln, Decken und Pelzen beladen, mit sich führte, jede tausend Schritte leichter, und zuletzt ganz leer wurde, benutzte man jeden Aufenthalt wegen Verdichtung der Hüllen, jene herrliche Aussichten über Meer und Land mit Entzückung zu bewundern, die sich immer umfassender ausbreiteten, und eigentlich, wegen der weiten Entfernung, in der dabey das geschickteste Wort hinter dem geringsten Eindrucke der Wirklichkeit zurückbleibt, niemals beschrieben werden sollten.

Es fror am Abende, und als unsere Reisenden auf der letzten Station, einem gewöhnlich unbewohnten, nur zur Bequemlichkeit der Reisenden, nicht mehr vom Krater sehr weit entfernt errichteten Häuschen ankamen, erschien ihnen die ganze, mit Schnee bedeckte Gegend ohne alle Vegetation, so grönländisch, wie sie selbst sich polarbärenartig in ihren steifgefrorenen bereiften Gewändern, und mit den Eiszapfen, welche sich an ihren Haaren bildeten. Der Wohlthäter aller Aetnasteiger, der liebenswürdige Arzt, Herr Gemellaro, welcher selbst schon auf dem Busen des Riesen in ei-

nem Dorfe wohnt, und nach dem jenes Häuschen, das er besorgt, la casa di Gemellaro heißt, — hatte im Voraus dort für die Bequemlichkeit unserer Pilger sorgen lassen. Sie fanden einen seiner Diener vor, ein knisterndes Feuer im Camin, dampfenden Thee, Lebensmittel und Wein. Man richtete sich ein, und fand sich aufgethaut und erfrischt, bald so behaglich als möglich, im ergötzlichen Gespräche über eben Genossenes, und noch zu Genießendes und zu Erduldendes. Diodor, der schon oft oben gewesen seyn wollte, schilderte den Anblick des Sonnenaufganges von der Spitze des Vulkans als das ungeheuerste Schauspiel an Glanz und Größe, das sich erleben lasse. Der Lord indeß fand es zu beschwerlich und seiner Gesundheit zu nachtheilig, deshalb schon nach Mitternacht aufzubrechen, und erklärte sich dahin, den Gipfel nur erst am kommenden Vormittage erreichen, dafür aber die Nacht schlafen zu wollen. Betty fügte sich ohne allen Widerspruch seinem Willen, so sehr sie sich im Herzen für Diodors romantischen Vorschlag entschied, und gleich nach dem Essen legte man sich völlig gekleidet zur Ruhe, während Parkin und Diodor abwechselnd zu wachen unter sich übereinkamen, um das Feuer zu unterhalten.

Bald lag, außer dem Wächter, alles in tiefem Schlafe, und Betty besonders schmeckte, ohne sich zu regen, diese erquickliche Wohlthat, als sie plötzlich sich bey der Hand ergriffen empfand und davon erwachte.

Diodor stand vor ihr.

„Mylord, flüsterte er, es ist ohne Frage eine Sünde, in der casa di Gemellaro zu übernachten, und den Sonnenaufgang zu versäumen. Ich komme eben von draußen und finde es wahrlich nicht kälter als gestern Abend. Parkin ist der nämlichen Meinung. Sie nehmen ihre Pelze. Parkin ist bereit, ein Maulthier für Sie zu rüsten, auf dem Sie noch eine Stunde Weges reiten können, ich begleite Sie, einen der Treiber nehmen wir mit uns. Zu rechter Zeit kommen wir oben an, das Wunder aller Wunder des Ewigen zu schauen. Oben ist Feuer genug, uns zu wärmen, und wenn Mylord später nachkommt, können wir ihm wenigstens berichten, was er selbst hat versäumen wollen."

Betty war zu lebhaft von der Gewalt der Gegenwart ergriffen, als daß sie die gewöhnlichen Rücksichten aus der tief unter ihr liegenden Welt zur Richtschnur ihrer Wahl hätte herauf beschwören können.

„Ich komme:" — flüsterte sie eben so behutsam, stand auf, wickelte sich in den Zobelpelz, und schlich mit Diodor und Parkin hinaus. Das Maulthier war bald gerüstet, der Treiber war bereit, Parkin wünschte guten Weg, und die Reise ging vor sich.

Es war sehr kalt, aber ungewöhnlich still. Der Himmel, ganz wolkenlos, war tiefblauer Azur. Der Mond stand dunstlos, eine scharf begrenzte silberne Scheibe. Der Schnee knisterte von den Tritten, und glänzte wie geschliffen. Die Spitze des Berges, gespalten in zwey leuchtende Hörner, schimmerte völlig enthüllt. Schon röthlich wirbelte die Rauchsäule rie-

senhaft in den Aether, in welchem sie sich wegen der Stille der Luft frey und gewaltig erhob. Schon wurde der Schwefelgeruch schärfer, schon die Asche tiefer, durch welche man hin und wieder zu waten hatte. Aus einzelnen Kegeln derselben, an welchen der Pfad vorüberführte, aus Rissen, welche den Berg zu umgürten schienen, wirbelte weißer brennender Dampf. Schwefelkrusten deckten das kahle Gestein. Lavalager in völlig unverwitterter Gestalt wurden verbreiteter. Alles war seltsam schweigend und hehr, und Bettys Brust schlug in niegefühlter ahndungsvoller Beklemmung.

„Von hier ab beginnt die Fußwanderung:" hub endlich Diodor an. Betty stieg vom Maulthiere, und wandelte, von Diodor unterstützt, allein mit ihm den höchst-beschwerlichen Pfad, den Treiber bey den Maulthieren lassend. Tief in Asche sank der strebende Fuß, und bisweilen mehr als drey Schritte zurück, wenn mühsam drey vorwärts gethan waren. Erstarrend griff die Kälte in die Nerven des Gesichtes, während die Sohlen von der Hitze des Bodens bisweilen zu brennen schienen. Haufen ausgeworfenen, noch mitunter weiß, oder schon roth glühenden Bimsteines hinderten oft das Geradevorwärtsschreiten. Es war ein Werk der Mühe wie keines. Betty würde aber von ihren Kräften nicht verlassen, und Diodor schien ein Fest stiller Entzückung zu begehen. Man sprach wenig. An einer Klippe von einem kleinen Krater rastete man. Diodor zog eine Schachtel voll Kastanien hervor, um sie in der siedenden vulkanischen Asche für Betty zu

braten. Sie genoß das kleine Mahl mit Heißhunger. Aus seinem Busen holte er eine kleine Flasche mit Syrakuserwein, die sich dort ohne zu frieren gehalten hatte, und Betty that einen Zug, der sie neubelebend durchglühte. Und weiter ging es neugestärkt und rüstig, immer größeren Abwechselungen von Glut und Kälte entgegen, und ganz nahe winkte der Gipfel, und nun — war er endlich erreicht.

Der große Krater, — ein Riesenschlund der zweifelhaften Unterwelt, — öffnete sich weit und gähnend ihren Blicken.

„Dem Himmel Dank, wir sind oben!“ stöhnte athemlos Diodor.

„„Wir sind oben:““ sprach Betty, tief erschüttert von dem Bewußtseyn des Ortes, auf dem sie stand, ihm nach.

Der Morgen war nicht mehr fern. Ein dunkles formloses Etwas lag zunächst in unermeßlicher Tiefe zu ihren Füßen, es war das nachtumflorte Sicilien, der Fuß des Kelches, auf dessen oberstem Rande sie sich befanden. Weiterhin, das Dunkel umfassend, verbreitete sich ein silbergrau Glänzendes, das ohne Begrenzung ringsher mit der blauen dämmernden Luft zerrann; es war das Meer. Der Morgenstern flimmerte, ein blasser Rubin, über dem fernen Afrika in dem Diademe der weichenden Nacht. Ein brütender Augenblick und ein plötzlich aufblitzender Strahl, einem brennenden Speere vergleichbar, fuhr auf in dem kreisenden Osten. Ein zweyter folgte, ein dritter, und wie sie allmählich aus

ihrer scharfen Begrenzung in röthlichem Schimmer zerrinnend den Himmel erfüllten, färbte sich wärmer und wärmer das Meer, als werde es im Tiefsten schweigend erregt von unnennbar unendlichem Entzücken. Und die Frühe flutete herrlicher und immer herrlicher ihre Wirbel von Licht gegen die entloderten Schultern des Aetna. Von seligem Schrecken berührt erblaßte der Mond, und schaute nach Düften aus, um sein Antlitz in scheuer Demuth zu bergen. Düfte sandte die Tiefe. Weißer Nebel hob sich aus den Thälern empor, und breitete sich silbern über das Land. Nur das Haupt des Vulkans leuchtete unerreicht in himmlischer Klarheit, und die jungen Pilger standen von wollüstigem Schauder ergriffen, wie auf der Spitze eines Donnerwolkengebirges in den Höhen der Lüfte, über sich das saphirne Gewölbe des Himmels, unter sich eine Welt ineinander wogender Elemente. — Aber horch! — es grollt in der Tiefe des zornauflodernden Aetna langhallend und feyerlich. — Mächtiger wirbelt der angestrahlte Rauch in Gestalt und Farbe der Flammen. Der Wind erwacht in den Höhlen des Kraters, pfeifend saust er hervor, und stürzt sich in den Dampf, der seitwärts entfliegt, ein riesiger brennender Aar, und wirft sich auf die Wolkenfluten der Tiefe, daß sie zerreißen in plötzlicher Flucht, und dahin segeln in langen flatternden Streifen. Und Land und Meer waren wieder frey. Der Ocean nun völlig eine schäumende wogende Glut. Kampf des Lichtes und der Dämmerung über Siciliens üppigen Gauen. Dort

lodern die Thurmspitzen von Catania, dort die Kuppeln von Palermo, hier die Hügel, welche das fruchtbare Enna umschließen, und alle Höhen weit und breit, und alle Vorgebirge wetteifernd mit den sie liebend umfangenden Gewässern. Aber grau waren noch die Thäler der jungfräulichen Persephone, grau die Ebenen von Syrakus, und die rebenumrankten Haine Girgentis.

Strahlender aber und immer strahlender erglühten bald die Pforten des Aufganges. Alle Farben der Iris durchwechselten die Lüfte. Hier durchschwammen die Wölkchen als rosige Schwäne das All, dort, in purpurner Pracht, dem einsamen Phönix vergleichbar, spiegelten sie ihr wechselnd Gefieder in den tanzenden Cristallen der See.

Da öffnete sich Bettys Brust in einem tiefen anbetenden Seufzer. Da faßte Diodor ihre Hand, und sie erwiederte den Druck der seinigen. Sie schauten sich um, und gewahrten sich leuchtend im schattenlosen Raume des Lichtes. Diodor ertrug keinen Rückhalt mehr.

„Wer hier, — so rief er aus, — dastehen kann, in diesem nächsten Widerscheine der ewigen Herrlichkeit, und seine Augen und Hände frey erheben kann zu Gott, o der muß rein seyn, und werth, daß rücksichtslos ihm die reine Unschuld vertraue."

„„Wohl!"" — antwortete Betty, und verweilte innig auf der Begeisterung des Freundes.

„Wer hier, — fuhr er feuriger fort, — der ewigen Wahrheit so nahe, — sein innerstes Selbst

dem Würdigen, Gleichfühlenden, herzlich von ihm befragt, nicht wahr und treu entschleyern möchte, der wäre aus der Gemeinschaft der Engel getreten, und müßte gehaltlos seyn, oder schuldig."

Bettys Antlitz glühte wie der Horizont, und die Rauchsäule des Aetna, die sie umwirbelte. Thränen fielen von den niedergeschlagenen Wimpern.

„Mylord, — sprach Diodor, — halten Sie mich des Vollgenusses dieses Augenblickes werth?"

„„Werth, — rief sie, — bey dem Ewigen, der auf uns niedersieht.""

„Und dennoch, gnädiger Herr, sind Sie jetzt, sind Sie jemals wahr gegen mich gewesen?"

„„Nein, Diodor, — nicht der Gebrauch des Geschlechtes, nicht Schuld, nur vielleicht schwer abzubüßende Laune gab mir diese männlichen Formen. Ich bin nicht, was ich scheine, ich bin ein Weib, und Betty ist mein Name. Hier darf ich es Euch nicht verhehlen, denn es ist das Einzige, dessen als unwahr an mir ich mir bewußt bin.""

Ein hohes Roth reichte bis zur Stirne des Jünglings. — „Ich wußte es, — erwiederte er. Mein Herz verkündete es mir, als ich Sie zuerst sah. — Wohl und Wehe mir! — Ewig werde ich Sie vor mir sehen, Mylady, und Sie werden mir ewig fern seyn."

„„Fern? — Ewig fern? — nein Diodor. Wir erkannten uns. Hier soll ich es, kann ich es seyn. Hier, aber nicht jenseits. — Es giebt

keine Ferne für das Gleichgeschaffene, und ewig ist die Vereinigung im Paradiese der Reinen.""

„Betty!" — sprach Diodor, sank zu ihren Füßen, und bedeckte ihre Hand mit Küssen und Thränen.

Sie wollte ihn von sich wegweisen, — da wehten die Flammenthore des Ostens von einander, die Sonne trat hervor in triumphirender Herrlichkeit, das Meer schwoll in strahlenden Brandungen. Sicilien lag da, wunderbar ausgebreitet mit seinen Städten, Hainen, Bächen und Gefilden, die reichste Blume der Schöpfung, ein entzückender unbeschreiblicher Gegenstand für den schwelgenden Blick, das überwundene Herz. Der Gewalt eines solchen Eindruckes, in solchem Augenblicke, mußte Bettys Seele erliegen. Diodor schien ihr kein irdischer Gegenstand mehr. Sie hob ihn auf, — sie lag an seiner Brust. Alle Segen des Ewigen strömte der hochauflodernde Morgen über die schuldlosen Erwählten. Ihre Lippen fanden sich, und auf dem höchsten schweigenden Gipfel des halben Welttheils schwebten in feyerlicher Einsamkeit die Seligen mit ihrer Empfindung, vom erhabensten Lichte der Schöpfung umfunkelt, die Schlacken, die Rücksichten, die Sorgen der irdischen Welt tief unter ihren Füßen, sich selbst im begeisterten Vergessen eine Welt, und den Himmel mit alle seinen Wonnen in ihren einander umschlingenden Armen.

„Robert!" rief es in der Tiefe, — dieß war nämlich der von Betty erwählte männliche Name. — „Robert! — Diodor!"

Die Gerufenen erkannten zwar Lord Algernoons Stimme, welcher bereits zum Krater emporstrebte, aber sie umfingen sich fester und fester, um den Freudenbecher des letzten gegönnten Augenblickes bis auf den Grund zu leeren.

„Robert, Dioder!" — tönte es abermals, und in noch geringerer Entfernung. Von heißen Schmerzen erfüllt trennten sich rasch und gewaltsam die Liebenden, weit von einander weichend, und mit thränenschweren Blicken den Raum zwischen sich messend, wie einen nie zu übersteigenden Riß zwischen Hoffnung und Verzweiflung.

Lord Algernoon erschien nach einigen Minuten. — Es ist nichts mehr über das, was ferner auf dem Aetna, was beym Hinuntersteigen von demselben sich ereignete, zu sagen.

In einem Dorfe am Fuße des Berges fragte der Lord nach Dioder, der verschwunden war. Partin meldete, nicht ohne Zeichen der Bekummerniß, der brave Bursche lasse sich dem Andenken Sr. Herrlichkeit empfehlen, er habe nicht Abschied nehmen können.

Betty wendete sich um, eine Thräne zu verbergen.

Nach einiger Zeit, als sie allein unter einem Baume saß, nahte sich ihr ein kleiner Knabe, und reichte ihr heimlich ein kleines Blatt. Dioder hatte darauf geschrieben:

Leb wohl! — wenn fest das Band der Seelen hält,
Was zagen wir vor des Geschickes Blitzen?
Der Morgen kommt, die Donnerwolke fällt,
Wir finden uns, und werden —

„— und werden?“ — fragte Betty zweifelhaft. „Warum endete er nicht?“ —

Der Knabe war längst davongelaufen.

„Abgerissen wie der Frieden meiner Seele,“ — sprach Betty nach einer Weile zu sich selbst. — „Aber nein, — finden sollst du mich niemals mehr. Ich gehöre nicht Dir, nicht den Neigungen, — nur allein der Pflicht. Sie ruft, ich folge. Mein heilig gegebenes Versprechen werde ich halten, und unter den Schmerzen desselben vergehen.

IV.

Ein volles Jahr nach diesen Begebenheiten auf dem Aetna war es, als in einer der allerreitzendsten Gegenden von Dorsetshire in England eine Menge von Landleuten beschäftigt war, den Ort, wo von der Heerstraße nach London ein Seitenweg zwischen zwey mit Lerchenbäumen und Buchen bestandenen Hügelreihen abwärts in einen weitläuftigen herrlichen Park führte, aufs festlichste zu verzieren. Man hatte einen ländlichen Porticus, dessen Mitte ein Triumphthor bildete, errichtet, und eilte, das Ganze mit Blumenkränzen und Gewinden malerisch zu schmücken. Die Attika des Thores zeigte den Namen Betty aus wilden Rosen geflochten, und eine ziemliche Anzahl sehr artig gebildeter, und schäfermäßig gekleideter Mädchen schien zu einem festlichen Aufzuge versammelt.

Ein ältlicher Herr saß auf einem Feldstuhle unter

einer schattenden Eiche, und ordnete mit gemüthlicher Behaglichkeit das Ganze.

„Wahrhaftig," — sagte er zu einem Haushofmeister, der neben ihm als Flügeladjutant sich bereit hielt, — „wahrhaftig, die ganze Einrichtung ist drollig genug. Eigentlich, — wenn es irgend auf dem Lande zu bewerkstelligen gewesen wäre, — hätte Alles viel besser seyn müssen, denn meine Nichte ist eine anbetungswürdige Person, und kommt frisch aus Paris, an Italien nicht einmal zu gedenken. Sie zeigt einen Verstand zum küssen, daß sie ohne Ziererеyen meinen William gerade hin heyrathen will, wiewohl die Partie auch brillant ist. Es ist impertinent, daß mein Sohn nicht hier ist, um alle die Mühe, welche ich bey dieser Festlichkeit habe, selbst zu übernehmen, indeß muß der Ungebändigte nicht allezeit seinen Willen haben?"

Ein Jockay stürzte auf einem Wettrenner herbey auf der großen Straße.

„Sie kommen, Ew. Herrlichkeit, — sie kommen!"

„Eh bien, — rief der Graf aufstehend, — jeder an seinen Posten, und wohl im Takt geblieben."

Indessen flog eine leichte Postchaise heran. Noch war sie beynahe im Zuge, als Lord Algernoon, der allein in ihr fuhr, sich hinauswarf, um in die Arme seines älteren Bruders zu sinken. Graf Arthur drückte ihn sprachlos und in Thränen ans Herz. Algernoon erwiederte diesen schönen Empfang mit gleichen Gefühlen.

„God bless my soul, Algernoon, — rief endlich der Graf, — wir haben mitunter uns nicht verstanden, — nun aber ist alles gut.“

„„Alles! alles!““ — entgegnete mit Innigkeit der Heimkehrende. — „„Ich bringe dir eine Tochter, die, — obwohl ich sie nicht loben sollte, — ein Engel ist, und viel zu gut für diese Erde.““

„Ich weiß es, — sprach der andere, — und du sollst sehen, daß wir mit dir wetteifern werden, sie zu lieben. Sie ist das Pfand, das schöne Pfand unserer Versöhnung für immer.“

Da brauste ein entgegengeschickter Prachtzug des Grafen mit Lady Saras Carosse, die vor- und rückwärts aufgeschlagen war, einher. Neben der in tausend Begrüßungen sich erschöpfenden Mutter saß still, ernst und blaß, aber wunderbar schön wie das Marmorbild einer eben erblühten Pallas, Betty, ihre Hand auf der Brust, als wolle sie einen heftigen Schmerz darin gewaltsam unterdrücken.

„Gott segne Betty, unsere schöne Lady!“ jubelte die herbeyflutende Menge. Eine ländliche Musik erscholl. Die geschmückten Mädchen drängten sich um den Wagen mit anmuthigen Geschenken, und fein ersonnenen Begrüßungen mancherley Art.

Betty war überrascht. Ihre Wangen glühten plötzlich dunkelroth. Der Graf war an den Schlag geeilt, hob die Nichte hinaus und in seine Arme, mit allen Zeichen einer lebhaften Rührung.

„Gnädigster Oheim, sprach das schöne Fräulein sich, tief und feyerlich verneigend, — ich bin gekommen, Sie zu verehren, und meine Bestimmung zu erfüllen.“

Der Graf hatte alle Würde seines sonst wahrhaft vornehmen Anstandes verloren, und lallte unbestimmte Töne der Freude.

Betty sah still und erwartend im Kreise umher, — dann fragte sie: — „in welchem der Anwesenden habe ich die Ehre, meinen künftigen Gemahl zu begrüßen?“

Plötzlich faßte sich ihr Oheim, und schien verlegen.

„In keinem, meine Theure, — erwiederte er endlich. — Sehen Sie, — Ihr künftiger Gemahl hat seine guten Seiten, aber — er ist — nun — wie er eben ist. Er brannte, Sie zu empfangen, da bekommt der Bube einen Brief aus Edinburg von einem seiner Cumpane mit der Aufforderung, ihm in einer allerdings höchst kitzlichen Ehrensache zu secundiren. Alle meinen Vorstellungen entgegen läuft er davon, ist in zehn Minuten im Wagen, und fort nach dem Norden. In vierzehn Tagen spätestens muß er zurück seyn. Dann werde ich Ihnen darin behülflich seyn, ihn zu Verstande zu bringen, für jetzt, bitte ich, zürnen Sie ihm nicht.“

„„Keinesweges, — antwortete Betty scharf, — vielmehr wünsche ich, daß auch in Zukunft Mylord sich meinetwegen nicht im mindesten genire.““

Lady Sara fand dabey nichts Unrechtes, Lord Algernoon schwieg und schien gereizt.

Die Spannung, welche zwischen dem Grafen und seinem Bruder Algernoon lange obgewaltet hatte, war die Ursache, daß Betty niemals die Besitzungen ihres Oheims betreten. Es mußte daher, — mochte ihr Inneres beschaffen seyn, wie es konnte, — ohne Zweifel nur zu ihrer Ueberraschung gereichen, als sie erstlich den bewunderungswürdigen weitverbreiteten Park durchfuhr, und dann denselben in einem stolzen Amphitheater sich öffnen sah, in dessen Mitte, umgeben von einer großartigen Partie uralter Linden, am Ufer eines spiegelklaren, von Schwänen durchzogenen Sees, das Schloß selbst mit seinen Thürmen, Fensterreihen und Balcons, seinen Thoren und Zinnen, als ein weitumfassender Bau im herrlichsten gothischen Style, sich zierlich erhalten und einladend erhob.

Thränen schossen indeß bald wieder in ihre Augen, denn ihr Herz konnte nicht umhin, von dem Geschicke eine vorläufige Rechnung über die bittern oder frohen Stunden zu verlangen, welche sie, als die von hunderten vielleicht beneidete Fee dieses Pallastes in ihm an sich vorübergehen sehen würde, und ihre Ahndung schloß das Conto mit einem traurigen Uebergewichte der erstern.

Ungerührt schritt sie, die mit Königspracht geschmückten, durch die Meisterwerke der Titian, Corregio, Rubens und Vandyk verherrlichten Reihen von Gemächern, die fortan ihre Wohnung seyn sollten, entlang. Nur die Beachtung der Höflichkeit zwang sie sich ab für

das im üppigen Ankleidezimmer aufgestellte Brautgeschenk, welches von der Nachthaube von Spitzen, bis zum fürstlichen Diadem, von der funkelnden Prachtrobe bis zum Morgenanzuge aus Perkal von Madras, vom riesenhaften Spiegel im silbernen Gerüste, bis zum Etui von orientalischem Granat, die verschwenderische Zärtlichkeit und den unermeßlichen Reichthum ihres Oheims verkündete. Von einer Centnerlast von Ketten fühlte sie sich erlöst, als ihr es der Vorwand eines an eine Freundin nach London zu schreibenden Briefes möglich machte, eine Stunde einsam in ihrem Schlafzimmer zuzubringen. Sie zog hier eine kleine Brieftasche hervor, und nahm aus dieser den unvollendeten Abschiedsvers Diodors, um ihn noch einmal zu lesen, mit Thränen zu benetzen, und zu vertilgen, denn nun mußte ja der schmerzliche Traum ein Ende nehmen. Als sie aber das Papier durchreißen wollte, verließen ihre Kräfte ihren Vorsatz. Ihre Hände schienen ihr erstarrt, und sie sprach, sich vor sich selbst entschuldigend: „heute nicht, aber morgen gewiß. — Dann muß es geschehen.“ Der Zettel erhielt vorläufig wieder seinen alten Platz in der Brieftasche, und diese ward unter dem Teppiche der Toilette sorgfältig verborgen, als Betty zu den Ihren zurückzukehren beschloß, welche sie in der fröhlichsten Stimmung in der Gartenhalle antraf. Ihr Ernst ward auf Müdigkeit gedeutet, das Abendessen deshalb verkürzt, und die Stunde der Ruhe viel früher herbeygeführt als sonst.

Kaum war Betty wieder in ihrem Gemache, als sie die Angst überfiel, ihr Taschenbuch könne geraubt, das Abschiedswort Diodors entdeckt seyn. Schnell verabschiedet sie die Zofe, und findet das Taschenbuch an der alten Stelle. Schnell öffnet sie es, weil sie den Gegenstand ihrer Besorgniß, um solche für ewig zu beseitigen, sofort zerstören will, als sie mit dem wohlbekannten Papiere zugleich eine trockene Blume hervorzieht, die so wenig jemals hier bewahrt, als in diesem Zustande von ihr besessen worden, und die nur in gewissen schattigen Gegenden des Aetna zu finden ist. Wer mag aber die Schilderung ihres electrischen Schreckens versuchen wollen, als sie an einem wohlbekannten Zeichen wahrnimmt, diese Blume sey die nämliche, welche Diodor sich von ihr kurz vor seinem abschiedlosen Verschwinden erbeten. Ein unwillkührlicher Blick auf das Papier macht sie vollends erstarren, denn sie sieht den unvollendeten Vers durch Diodors wohlbekannte Schriftzüge beendigt, und ließt nun:

„Leb wohl! — wenn fest das Band der Seelen hält,
Was zagen wir vor des Geschickes Blitzen?
Der Morgen kommt, die Donnerwolke fällt,
Wir finden uns, und werden uns besitzen."

„Ha — was ist das! — ruft Betty. Eine Entdeckung dieses Papiers, — ein unzeitiger Scherz irgend Eines, der es gewagt, hier in mein eigenes Zimmer zu dringen, und welcher sich auf das Nachmalen von Handschriften versteht. Man soll erfahren, daß man nicht ungestraft mit mir spielen darf. Nichts hab-

ich zu verbergen, dessen ich mich zu schämen brauchte. — Indeß auch diese Blume! — Ich muß Aufklärung haben. — Clara! — Clara! —

Die gerufene Zofe, — eine geborne Neapolitanerin, — und sonst auf den Wink zur Hand, erschien diesmal nicht. Betty suchte nach einer Glockenschnur. Es war keine vorhanden. Sie erinnerte sich nun, daß Clara beym Heraufleuchten ihr eine Thüre, am Ende eines Säulenganges als die ihres Gemaches angedeutet habe. Die erhitzte Gebieterin will die Zofe dort abrufen. Sie fliegt hinaus; der Vorsaal ist erleuchtet, der Säulengang eben so. Sie eilt auf die Thüre zu, reißt sie auf, tritt rasch in das Gemach, und — steht betroffen, denn dieß kann Claras Kammer nicht seyn. Orangendüfte wehen ihr betäubend entgegen. Die bläuliche Dämmerung, welche waltet, giebt dem Auge der aus der Halle Eintretenden nur nach und nach die Formen des sie umgebenden Raumes aus der tiefen Dunkelheit heraus, welche zu Anfang ihren Blick gefangen hielt. Es scheint kein Zimmer, sondern eine malerische Felsengrotte zu seyn, in die sie gerathen ist. Sie faßt sich indeß bald. „Ich habe die Thüre verfehlt," — ruft sie, und will wieder hinaus. Vergebens, sie hat durch einige neugierige Schritte die Richtung ihres Einganges verloren, und die Thüre ist in künstlicher Verkleidung von der Wand nicht zu unterscheiden. Während sie an der letzteren suchend umhertappt, fällt ihr etwas einer Glockenschnur Aehnliches in die Hand. Sie zieht heftig daran, als gelte es Sturm zu läuten, — aber — o Wunder! —

von dem Zuge rauscht die ganze entgegengesetzte Wand als Teppich in die Höhe, und in dem vollen Umfange des Raumes eröffnet sich eine Aussicht zunächst in einen blühenden Laubengang und durch diesen in eine reiche etwas entfernte Landschaft, die, mit Meer und Land im zitternden Strahle des Vollmondes in seligem Frieden daliegt.

Betty sinkt schwindelnd auf einen Sitz. — Da werden unbegreifliche Töne in einiger Weite vernehmbar. Es ist abendliches Geläute von Glocken, wie es in Italien zur späten Andacht ruft. Ein leiser Schauer rinnt durch die Adern der Betroffnen. — Ein prüfender Blick in diese Gegend und alle Klarheit ihrer Begriffe ist dahin. Palmen erheben sich aus Oleandergebüschen. Orangen und Granatäpfel glühen an den nächsten dunkeln Hecken, von Pinien überschattet. — Dieß ist nicht England, dieß ist Italien. — Welch seltsam gestaltete riesige Massen im Hintergrunde? — „Ewige Barmherzigkeit, — das ist der Aetna!“ — Welcher thurmreiche Bau im Kreise der Weingärten? — Es ist das wohlbekannte Kloster. Welch ein Haus zur Seite? — Die Klostermeyerey mit Licht in Lord Algernoons Fenstern. Indem schweigen die Glocken. Fern und summend tönen die Orgel und der Nachtgesang der Mönche, ganz wie ehemals aus dem Kloster, und die bekannte Helle erscheint in der langen Fensterreihe der Kirche. Betty springt außer sich auf, und will, Ueberzeugung suchend, in die Zauberwelt, die vor ihr aufgegangen, hinausfliegen. Ein Gewebe von Epheu und Weinranken, das unzer-

reißbar den Raum vor ihr theilt, hemmt ihren Vorsatz. Sie bleibt stehen, nichts klar denkend, nichts deutlich empfindend, nur sehend, unverwandt sehend in das Wonnegefild, bis im Uebermaße der Wehmuth folgende Worte ihren Lippen entschlüpfen: „Alles wie sonst, — nur Er fehlt, — wo ist Er?“ —

„Sieh ihn zu deinen Füßen:“ — also ertönt eine nur zu wohl bekannte Stimme. — Sie taumelt schreyend zurück. Diodor in Mönchstracht wie ehemals kniet vor ihr am Boden.

Das ist zu viel, — es ist nicht Wirklichkeit, — nein, — ein Gebilde des Fiebers, des auflodernden Wahnsinnes, meint Betty, und will außer sich fliehen, ohne zu wissen wohin. — Diodor hält sie bittend.

„O Mylady! — ein solches Wiedersehen und solche Flucht?“

„„Aber mein Gott, — ächzt sie, — ist es doch wohl wirklich. — Ihr hier, Diodor? — wo bin ich denn?““

„In Italien.“

„„Unmöglich. — Dieß ist England, — und vor wenigen Minuten befand ich mich auf dem Schlosse meines Oheims.““

„Wie, Mylady? — Schauen Sie um sich. Dieß ist die Grotte des Klostergartens, wo sonst Sie so gern verweilten. Hat England einen Aetna? und der Park Ihres Oheims hegt er diese heiligen Palmen, diese reitzenden Kinder der Sonne?“

„„Und wäre dieß alles wirklich; — ich sehe nicht ein, wie es nicht wirklich, und fasse nicht, wie es wirklich seyn kann, — warum dieses sinnverwirrende Wunder, wer auch vermocht es herbey zu führen, — eben jetzt auf meinem Pfade?““

„Warum? — wenn wir wirklich in Italien, wenn Sie Mylady noch frey wären, unerreichbar für ihre Verwandten, zufrieden mit einem Loose, — ha! lassen Sie mich kühn seyn; — mit einem Loose, das Diodor, — der keineswegs ist, was er bisher geschienen, — Ihnen bieten könnte; und wenn wirklich Wunder für uns sich in die Schranken stellten, — o würden, — dürften Sie fragen warum? — Ist es denn wahr, daß Sie mich nie geliebt haben?“

„„Welche Kühnheit, Diodor! — es darf zwischen mir und Euch nichts gemein seyn. Und wenn ich einen Augenblick meine Bestimmung über der Kraft von Gefühlen, deren ich mich nicht schäme, vergaß, so ist doch mein Herz nicht der Gesetzgeber meiner Wahl. Wie Ihr auch hieher gekommen, wer Ihr auch seyd, was Ihr auch über die Gestaltungen, die mich unbegreiflich umgeben, vermögt, — niemals will ich Euch wiedersehen.““

Eine ungewöhnliche Glut stieg in die Wangen des Jünglings, Thränen fielen aus seinen Augen, und er hub an:

„Wohlan denn, — alles, was Sie hier außer mir sehen, ist eine Gestaltung, die der Druck meiner Hand in Nichts auflösen kann. Ich allein bin wirklich.

Fragen Sie Ihre eigene Seele, ehe Sie sie mir auf ewig verschließen, was es seyn muß, das mich durch die Länder Ihnen nachzog, und dieses Zusammentreffen an diesem Orte zu gestalten im Stande war. Ich gehorche Ihnen. Geben Sie an Lord William Ihre Hand; — möchte er Ihres Besitzes werth seyn. Sie werden einen Diodor niemals wieder sehen. Aber vorher noch eine Frage, an deren Beantwortung mein Leben, — wie es sich auch bestimmen wird, — hängt, — und weshalb ich Sie beschwöre, mir die Wahrheit zu geben, die Sie einst dem ewigen Richter schuldig sind: — Betty — lieben Sie mich noch?"

Betty wendete sich weg und schwieg. Er ward dringender. —

„Bey Ihrer Hoffnung auf ewige Seligkeit, — wenn Sie die meine nicht zerstören wollen, — Wahrheit! — Lieben Sie mich noch?"

Sie erhob sich ernst und groß, sah ihn feyerlich an, und antwortete mit fester Stimme: „„Ja!""

Er stand einen Augenblick schweigend, dann drückte er ihre Hand an seine Lippen, und sprach mit gepreßter Stimme: — „So nehmen Sie denn das letzte Lebewohl des armen Diodor. Er soll Sie nicht besitzen, aber er ist Ihrer würdig. — Gott sey mit Ihnen."

Er war vor ihr niedergesunken. Sie sprach mit der ganzen Gewalt über sich selbst. — „„Lebt wohl auch Ihr. — Nehmt meine Achtung mit Euch hinweg, und den goldenen Traum meines kurzen höchsten

Glückes. Nehmt auch dieses Pfand meiner schwesterlichen Neigung.“ “ — Sie küßte seine Stirn. — „„In diesem Kusse endet meine Täuschung.“ “

„Sie endet!“ — so erscholl eine laute Stimme hinter ihr. — Sie fuhr entsetzt auf. Ihr Oheim, der Graf, und ihre Eltern standen vor ihr.

Da verlassen sie die Kräfte, und sie will umsinken.

„Betty, meine Tochter!“ rief Lord Algernoon, und empfing sie in seinen Armen.

„Weg mit diesem Diodor!“ — eiferte der Graf. „Herunter mit ihm, das theure Kind ist sonst des Todes.“

Damit stürzte er auf den Jüngling, um ihn die Kutte vom Leibe zu reißen. —

Sie wich, — sie fiel, — und aus ihren Falten entwickelte sich eine schlanke Kriegergestalt in glänzender Tracht eines höheren Ranges, um von neuem, auch nach dieser Verwandlung den Platz zu Bettys Fußen wieder einzunehmen.

„Erholen Sie sich, — meine geliebte Tochter, — rief der Graf, — dieser Bube da ist kein Laienbruder und kein Diodor, sondern ein Dragoneroberst, ein Erzschelm, und nebenbey — mein William.“

Betty schlug rasch die Augen empor, ward die Aenderung, sie vielleicht für einen Traum haltend, nur gewahr, um ihr glühendes Gesicht desto tiefer an der Brust ihres Vaters zu verbergen.

„Stehen Sie auf, mein Vetter, — sagte Lady Sara mit vorzüglicher Politesse, indem sie William

selbst aufhob, und ihm ihre Hand zu küssen gab. — „Ich finde diese Situation charmant, und sie macht Ihrem Geschmacke so viel Ehre als Ihren Sentiments."

Sie sah durch ihr Perspectiv nach dem Aetna.

„Also das ist der Aetna? Sehr sublim, in Wahrheit sehr sublim! Aber mon dieu, welche bêtise, da herauf zu klettern, um sich einen Mann zu holen, besonders für eine Dame von Stande. Indeß nun Sir die Erläuterungen; ich will sie nicht länger verschoben wissen. Wie kamen Sie denn ins Geheim nach Italien? Doch ich habe zu viel Romane gelesen, um die Frage mir nicht selbst beantworten zu können, — um incognito Ihre Braut zu sehen und kennen zu lernen. Eine etwas verbrauchte Maßregel, werth aus der Hand gelegt zu werden," — „„und für die mein Vater aufkommen muß, von dem sie herrührt, nicht ich, Mylady, wenn sie das Unglück hat, Sie zu langweilen. Ich meinerseits konnte ihr wenig Ehre machen, denn Sie hatten Neapel bereits verlassen, als ich dort eintraf:"" also war William ins Wort gefallen.

Jenen Liebesbrief, nicht wahr, mon cher, ließen Sie zu Neapel, da Sie selbst zu beschäftigt waren, faute de mieux durch ihren Stallknecht concipiren?"

„„Nicht doch, Mylady, ich schrieb ihn selbst, um einen Korb zu bekommen, denn ich wollte nun einmal durchaus keine Braut, die mir durch einen Familienvertrag, ohne meine Wahl zugefertigt werden sollte.""

„Aber, Sir, als Sie nun eine Antwort bekamen, voll jenes vornehmen Tones, welcher stets das erhabene

Erbtheil meines Hauſes ſeit Wilhelm dem Eroberer geweſen iſt?"

„„Als mir meine Maſchinen ſelbige abgeredeter Maßen zu Neapel in die Hände ſpielten, war, ich bekenne es, mein Vorurtheil gegen die ſchöne Betty noch zu angeregt, und meine Welterfahrung zu gering, um dieſen Brief, das Erzeugniß bloßer Schelmerey, nicht für Ernſt aufzunehmen, um ſo mehr als, — verzeihen Sie mir, — ich jenen, wie ich mir einbildete, durch Erziehung fortgepflanzten, Ton darin zu erkennen glaubte, deſſen Urſprung aus den Zeiten Wilhelms des Eroberers Sie in ſich ſo glänzend bewähren, den aber gehörig zu würdigen meine Anſichten damals noch zu bäuriſch waren. Ich formte alſo einen Plan ſo abenteuerlich als ich ſelbſt war, ehe die Liebe zu einem Engel mich regelte. Ich ſchrieb meinem Vater, daß ich um Betty nicht zu heyrathen vom Augenblicke an verſchwinden, und nicht eher wieder erſcheinen werde, als bis ich in den vorzüglichſten Zeitungen Europens die Bekanntmachung von ſeiner Seite leſen würde: „ich ertheile meinem Sohne William die Freiheit ſeiner Wahl." — Bis zu dieſer Zeit wollte ich durch eine Reihe von Verwandelungen theils meine Entdekkung vereiteln, theils meine Welterfahrung bereichern. Meine Abſicht brachte mich zuerſt nach Sicilien, weil ich in jener Periode dort am allerwenigſten vermuthet werden konnte. Das Kloſter mit ſeinen Umgebungen und ſeinen mir romantiſch erſcheinenden Lebensformen, die darin entdeckte Gelegenheit, neugriechiſch zu lernen,

Behufs einer beschlossenen Reise nach Athen, zogen mich an. Dort, gegen ein mäßiges Geschenk, begannen meine Verwandelungen mit der Kutte eines Laienbruders. Wer konnte jemals darauf fallen, in ihr den tollen William zu suchen? — Da führte mir der Zufall, — nein mein Schutzgeist — von selbst das süße Wunderbild entgegen, — vor dem ich in thörichter Verblendung zu fliehen eben beflissen war. Durch desto unauflöslichere Fesseln büßte ich meine Schuld, und wenn gleich mein Schicksalsdrama im ersten Akte zu Ende gehen mußte, so kann ich, — nach dem Erfolge zu urtheilen, doch kein gemeiner Schauspieler gewesen seyn.""

Da erhob sich Betty glühend, und fragte heftig, auf die Landschaft zeigend, die immer noch mit ihrem unerfaßlichen Zauber dalag;

— „aber der Aetna dort, — das Kloster?"

„„Ein transparentes Bild von Herrn Gropius aus Berlin:"" erwiederte William trocken.

„Ha, das ist zu arg," — brach Betty im schönen Zorne aus. — „So hat man sich unterstanden, mich zum Besten zu haben. Nein, — dieß vergebe ich niemals."

Damit brauste sie im Sturme durch die nun offene Thüre, den Säulengang hinunter, in ihr Zimmer, das sie bereits verriegelt hatte, ehe Lady Sara sie einholen konnte. — Wenn sie indeß darin sofort auf ihre Knie sank, um ihre brünstigen Dankgebete für solche Wendung ihres Geschickes zum Himmel zu senden, so kann ihre Verheißung, nie zu vergeben, wohl nur ein

Vorwand gewesen seyn, um sofort dieser so süßen als erhabenen Verpflichtung vor allem Andern genügen zu können. — Am nächsten Morgen erschien an ihr keine Spur von Unversöhnlichkeit, und nach vierzehn unbeschreiblich seligen Tagen fand William sich am späten Abende veranlaßt, jenes Bild des Aetna wieder erleuchten zu lassen. Die Wirkung war auch dieses mal vortrefflich. Wenn aber der Strahl des Vollmondes in selbigem nicht blos das schöne Grottenkabinet, sondern auch ein gewisses Etwas mit magischem Lichte übergoß, welches sich gegenüber, einem türkischen Zelte nicht unähnlich, von goldenen Stickereyen und Franzen umflimmert, von Strausfedern beschattet, und mit Wappenschildern geziert, prächtig erhob, so war es gewiß, daß dieser Mond zwar nicht eine Götternacht in Italien beleuchtete, wohl aber, — und welcher noch so klassische Geschmack möchte anstehen, sich eher für den letzten Gegenstand in der Wahl zu entscheiden, als für den ersteren, — eine Brautnacht in Dorsetshire.

Friedrich von Heyden.

Der Rosenstock.

Erzählung von Gustav Schilling.

Mutter Eva diente, des Tages über, als Aschbrödel in den Küchen und Waschhäusern, bei Nacht, als Wächterinn, an Wiegen, Siech- und Wochenbetten; sie war, zu Folge ihrer Sorgfalt, Thätigkeit und Treue, gesucht und angenehm.

Eben wollte sie das lästige Tagewerk wieder beginnen und sagte zu den beiden Kindern:

Malchen, daß Du die vierte Bitte lernst und Du, Wilhelm! das achte Gebot —

Das kann ich! rief der Wildfang, auf sein Wissen stolz. — Also das neunte, fuhr die Mutter fort: und Beide sollen ihr Gesetzchen, wenn ich heimkehre, Wort für Wort hersagen. Heute ist mein Geburtstag — ärgert mich nicht! Darauf ging sie.

Die Kinder holten ihren Katechismus vom Topfbret herab; der Knabe nahm am Fenster, das Mäd-

chen, fern von dem Unruhigen, im Sorgenstuhle der Mutter Platz und Jener besah sich zuvörderst den König Ahab, welchem Elias, auf dem beigefügten Holzschnitte, die Hölle heiß macht. Er las dann: „Du sollst nicht begehren Deines Nächsten Haus!“ und blickte aufwärts, um sich den Anfang des Gebotes einzuprägen; die Augen verweilten an dem nahen, mächtigen Hinter-Gebäude des reichen Nachbarn und er dachte, zum ersten Mal in seinem Leben: Das möchte ich haben! und das prächtige Vorderhaus dazu! — Nicht für mich, fuhr Wilhelm, nach der Durchsicht des Gebotes, fort: und „nicht durch List oder einen Schein des Rechten“ wie hier geschrieben steht; bloß um es heute der guten Mutter zu bescheren — dem Alten drüben müßte aber der liebe Gott noch ein besseres geben — das Rathhaus meinethalben, oder die Fleischbänke.

Seine Schwester wisperte indeß: „Unser tägliches Brot gieb uns heute“ und auch ihre Gedanken schweiften plötzlich ab: die Hungrige dachte sich ein recht braunes, hausbackenes Viertelbrot, das die Phantasie sofort zum Semmelzöpfchen erhöhete — nicht für Sie — Gott bewahre! — Malchen wollte mit dem Rest der alten Rinden fürlieb nehmen — sondern zum Brocken für die Geburtstägerinn. Der heiße Wunsch ließ sich, bei reiferer Ueberlegung, sogar verwirklichen, denn sie hatte fünf Dreyer im Schatze, lernte nun mit Anstrengung die vierte Bitte sammt dem „Was ist das?“ eilte dann fort und kehrte, freudig wie ein Engel, mit

dem Zöpfchen zurück. Wilhelm deklamirte eben sein Gebot, er warf und fing, jubilirend, den Katechismus und wollte seiner lässigen Schwester den Text lesen; doch diese sprach statt der Rechtfertigung ihr Gelerntes her und erzählte dann, was sie beschlossen und ausgeführt, um der Mutter heute einen guten Geburtstag zu machen. Da stand er, ohne Haus und ohne Semmel, sinnend und trübselig, holte dann plötzlich einen abgegriffenen Sechser herbei und rief „Viktoria! den verehrte mir gestern eine vornehme Dame, die, des Gusses wegen, eingetreten war und mich nach einer Sänfte schickte. Darum kam ich, windelnaß, in die Schule, darum wichste mich der Herr Magister und den vergolde ich nun, und beschere ihn der Mutter."

Der Magister? fragte jene: Schön! wir stellen ihn mitten auf das Zöpfchen — Wilhelm belachte den Spaß nach Gebühr. Die Mutter, rief er jubilirend, hat vorhin Erbsen gebrannt — sie macht Kaffeh! — Damit schabte derselbe alsbald das Gold von einem Spielwerk ab, um sein kupferrothes Opfer zu verklären, Malchen aber sang, leis und sinnig: „Ach, bleib mit Deiner Gnade ꝛc." sie wollte die Mutter mit diesem, ihrem Lieblingslied empfangen.

Im sogenannten Krankenzimmer des Hinter-Gebäudes, das der Knabe vorhin, Trotz dem neunten Gebote, begehrte, waltete eben Rosa Maria, die

schmerzenreiche, einzige Tochter des Bewohners. Sie sah — am Fenster Luft schöpfend, durch jene offenen, dem Treiben der beiden goldlockigen, blühenden Kinder zu, und vernahm ihr plötzliches Freudengeschrei. Das Mädchen hatte nämlich, draußen auf der Bank, zunächst der Thür, einen wunderschönen Rosenstock gefunden und brachte ihn herein. Der komme von dem Wirthe, meinte sie, vom Meister Bär, dem Sägeschmid, welcher ihr und dem Bruder bereits manch Knackwürstchen und ähnliche Leckerbissen verehrt hatte: der gute Herr Pathe wolle die Mutter mit diesen Erstlingen seines Gartens überraschen und anbinden. Nichts schien auch in Wilhelms Augen gewisser und das süßeste Sinnbild des Lebens ward sofort der Bescherung beigesellt.

Rosa entsprach, als Blumenfreundinn, ihrem Namen; sie griff, von dem Anblicke jener köstlichen, jetzt noch seltenen Lieblinge befremdet, zum Fernglas und ihre Sehnsucht nach des Dienstmädchens Rückkehr ward um eins so groß, denn Luise war beauftragt worden, ihr einen solchen Rosenstock von dem Kunstgärtner mitzubringen und sich nebenbei um eine rechtliche und reinliche Wächterinn zu bewerben, da die Kranke jetzt des Nachts so mancher Handreichung bedurfte. Luise hatte deshalb der Mutter Eve zugesprochen, sie im Vorhause getroffen und angefragt. Das Mädchen war geschwätzig, Eve redselig, man theilte sich mit — Luise setzte, Platz auf der Bank nehmend, den Blumennapf abseit, sie gab ihr die verwickelte Krankheit — Ge-

schichte des Fräuleins zum besten, rühmte dessen Milde und Ergebung, und endlich gingen sie selbander fort, und der vergessene Rosenstock blieb zurück.

Clara, die Vertraute und nahe Verwandte der Kranken, hatte sich mit ihrer Mutter fast zwölf Monate lang, theils in einem entfernten Bade, theils bei einer in jener Gegend wohnenden Schwester aufgehalten; war eben heimgekehrt und trat jetzt überraschend vor die Geliebte. Diese erhob sich, von der Freude gestärkt, sie schwankte ihr entgegen, sank an das Herz der schmerzlich Vermißten und klagte, deren auffallende Bestürzung wahrnehmend: Ach! Du erschrickst vor mir! Clärchen verleugnete den betrübenden Eindruck, (denn Rosa Maria trug allerdings, sich kaum noch ähnlich — die Spuren der Zerstörung zur Schau) sie erwiederte unter Küssen und Liebkosungen:

Mißdeute meine Geberden nicht! Kranke können nicht blühen und prangen; ich finde Dich nur blässer und vermisse die frühere Fülle und Dein sonstiges Rosenroth.

R. O, sage: ich finde Dich, vom blassen Tod umfangen — von dem einzigen Getreuen, der uns immerdar nachschleicht, nimmerdar aufgiebt. Veraltet auch sein sprödes Herzblättchen; für ihn bleibt es begehrungswerth; er zwingt, erringt und führt es, still oder stürmisch, in seine Kammer — ich aber folge ihm, wie eine Witwe dem zweiten Bräutigam, wil-

lig und herzhaft. Hier ist ja ohnehin nur Trug und Leid, nur Durst und Hunger nach dem Labekelch und dem Himmelsbrote, nirgend Befriedigung. Heute sind wir noch frische, wahngläubige, frohsinnige Mädchen, nach einer Spanne Zeit enttäuscht und veraltet, oder kränkelnde, bekränkte Frauen und Schmerzenmütter. Selbst die Glücklichern können ihres Segens und des freundlichen Quartiers nicht froh werden! der Wirth, das wissen sie; heißt die gesammten Hausgenossen, zum Herbste aus- und weiter ziehn. Wir haben alle eine Reise vor, wir lauschen ängstlich bei jedem Geräusche, ob der Wagen schon komme und um uns stehe, des Lebewohls gewärtig, die lieben, für jetzt noch zurück Bleibenden — meine Clara, zum Beispiel, und ähnliche! — O, weine nicht! der Wagen kömmt zurück, er holt Euch nach — dorthin! — und dort — — Ein Thränenstrom erstickte Rosa's hastige Rede, beide Jungfrauen schluchzten, Brust an Brust. Clara ermannte sich, sie tröstete, verhieß Genesung, verkleinerte die sichtbare Gefahr und fragte nach dem Quelle des Uebels.

Sein Ursprung ist eine sittige Pflicht — erkenntliches Mitleid — entgegnete die Kranke. Du weißt ja wohl, wie ungern wir, aus Rücksicht, Dankbarkeit oder Gefallust, dem Nächsten, absonderlich den Männern, wohlthun, die uns gut sind und auszeichnen, wenn sie anders dem Herzen zusagen, das, oft genug, nicht weiß, warum es begünstigt oder verschmäht,

wohl selbst für den Schlimmen oder Reitzlosen Partie nimmt und den Reitzenden und Bessern vernachlässigt und tadelt. — Wahlstein, den Du kennst und der Dir immer wohlgefiel, gehört unstreitig zu den Letztern und doch wich ich dem Manne, Trotz der ernsten Leidenschaft, die er für mich gefaßt hatte — Trotz seiner Vorzüge, seiner Lage und Fähigkeit, die künftige Gattin zu beglücken, mit Unmuth und Sorgfalt aus. Er litt, er schwieg, er gab mich auf und sah sich bald nachher vielleicht auf eigenen Betrieb — in die Hauptstadt versetzt. Geliebt und geachtet, wie er war, ward ihm ein Abschiedsfest gegeben; ich mußte, Ehrenhalber, aber eben höchst unwohl, den Vater begleiten und Wahlstein wählte, großmüthig, seine Verschmäherinn zum Cotillon.

Schon hatte mich ein Tanz erschöpft — ich seufzte, zögerte. — Die letzte Bitte! sagte er: ein Vergißmeinnicht für die Erinnerung! — Es glänzten Thränen in seinen Augen; ich gab ihm, schnell bewegt, die Hand, ich brachte das Opfer, verließ unter Fieberschauern den Saal, und sterbe seitdem.

Wahlstein? lispelte Clara, still erschüttert, faßte sich schnell und fragte, Odem schöpfend — Was meinen die Aerzte?

R. Die lächeln wie Falsche — aber „Wahlstein?“ sagtest Du mit solcher Bedeutung — O, Liebe! fühle nur, wie diese Todes-Loosung mein Herz erregt. Sie drückte Clärchens Hand an den tobenden Busen. Noch steht er vor mir, der sanfte, verdü-

sterte Freund, in der stillen Wehmuth bekränkter Zärtlichkeit. Ach, er würde mein Leben verschönt haben!

C. Und doch versagtest Du Dich ihm?

R. Den Freyer floh ich und der Fliehende ward meine Sehnsucht — mein Abgott! Ihre Thränen fielen auf die schneebleichen, zitternden Hände; die Vertraute weinte mit ihr.

—

Luisens Eintritt unterbrach diese lange, traurige Pause. Ich habe eine Wächterinn; sagte das Mädchen, hehr und froh: Mutter Even, die Soldaten-Witwe hier gegenüber; ihr Mann blieb im Kriege. Sie war auch mit und hat ihn, nach der Schlacht, verscheidend, auf der Wahlstatt gefunden. Gott wird sorgen! hat er kaum vernehmlich gesagt, hat sie angelächelt und die Kinder gesegnet und ist dann plötzlich, wie ein Licht im Sturmwinde, verloschen. — Luise hing an diese Mittheilung der Witwe Lob und eine Namenreihe von Vornehmen, die sie gepflegt und bewacht habe. Die Kranke fragte, von der willkommenen Nachricht befriedigt, ob sie auch den Rosenstock mitbringe? Da erschrak Luise, schalt sich selbst, und versicherte, der stehe noch in Evens Vorhause, sie wolle, wie ein Pfeil, hinüber fliegen; es sey der schönste, welchen der Gärtner gehabt und koste baare sechzehn Groschen.

Laß ihn, wo er ist, entgegnete Jene: denn ihre Kinder haben sich bereits den Fund angeeignet; er macht

sie, wie es scheint, sehr glücklich — und wenn Du mich lieb hast, so sorge dafür, daß die Mutter sie deshalb nicht strafe. Sage dieser, ich liebe die Rosen so sehr, doch greife mir der Geruch an die Nerven, sie solle so gut seyn, den Stock vor ihr Fenster zu setzen, welches ich von hier aus im Auge habe. Mein Schicksal stellt ja alles, was das Leben schmückt, tief in den Hintergrund — auch sie!

Luise folgte, nach eifrigem Widerspruche, der Weisung, denn sie hätte viel lieber das Pärchen die Schuld ihrer Schwatzsucht und Nachlässigkeit büßen lassen, doch blieb den Kindern eine nachdrückliche Strafpredigt zugedacht. — Jetzt kamen Besuche, und Clara schlich, im Innersten verwundet, fort.

Die Kranke ahnte nicht, daß ihre Vertraute eben aus dem gegenwärtigen Wohnorte des verscherzten Freundes zurückkehre, wo, auf der Heimreise, ihre Mutter erkrankt war und sie zwei Monate verweilen mußte. Den einzigen Brief, den Clara ihr von dort aus schrieb und einer Freundinn zur Bestellung einhändigte, hatte diese verlegt oder verloren, und das Ausbleiben der Antwort führte Jene zu der Vermuthung, daß Rosa auf dem Gute ihrer Tante sey — sie verschob die weitere Mittheilung bis zu dem nahenden Wiedersehn.

Wahlstein erfuhr durch seinen Arzt die Ankunft dieser werthen Bekannten; er suchte sie auf, ward von

den Einſamen mit Innigkeit empfangen, allmählich ihr täglicher Gefährte und bald genug der Verehrer, der Liebling, der Verlobte dieſer holdſeligen Clara, in deren Form ſich Roſa, die Blutsfreundinn, ſpiegelte — ein Zufall, der ihr ſchnell ſeine zärtliche Anhänglichkeit zuwandte. — Wahlſtein hatte ſie jetzt nach der Heimath begleitet, er wollte, ohne irgend Freunde zu begrüßen, mit dem folgenden Morgen zurück kehren und fand jetzt die Braut entfärbt, verweint, in Wehmuth verſunken, auf den Knieen.

Ein Unglück? fragte der Beſtürzte, den Schreck über ihren Zuſtand verbergend; und welches? Die Liebe iſt ſtärker als das gewaltigſte: ich helf' es tragen, Clara! komm an mein Herz!

Ja, an Dein Herz! rief ſie, in ſeine Arme eilend: denn ich bedarf eines Mannes Rath, — des Mannes That ſogar, — die Deinige! Nimm auf mein Glück nicht Rückſicht, wo es die Rettung eines Weſens gilt, das mir, wie Du, am Herzen liegt, das Du einſt feiertest und aus Zärtlichkeit unwiſſend dem Untergang zuführteſt.

Löſe das Räthſel! ſprach er ſtaunend und erröthend: der böſe Feind, der Unheilſtifter, ſcheint plötzlich zwiſchen uns zu treten, er hat Dich offenbar durch irgend ein Lügenbild bethört und geängſtet.

Nein, liebſter Leopold! fiel Clara ſchluchzend ein: ich komme von einem guten aber weinenden Engel her. — Vernimm und entſcheide!

Scheint es doch fast, sagte Wahlstein am Schlusse ihrer flammenden, eindringlichen Darstellung: als ob Du entschlossen wärest, mich Deiner Freundinn abzutreten und solcher Großmuth sind nur Heilige oder Herzlose fähig.

O, über Alles liebe ich Dich! rief die Braut, ihn umstrickend; und will deshalb mein Lebensglück zum Opfer bringen, um Deine Seele vor untilgbaren Schmerzen zu sichern. Würde nicht dieß Jammerbild seinen Schatten über unsern Haus-Altar werfen? unsern Himmel, unsere Erde, unsere seligsten Stunden verfinstern? Und würdest Du einen Freudensaal ohne Grauen betreten können bei dem Gedanken, daß diese Hand Deinen Liebling über ihn, in den Tod führte? Noch aber kann sie ihn vielleicht von dem offenen Sarge zurück ziehn und wie glücklich muß der Gatte werden, dem die Erkorene nicht bloß die Segnungen der Liebe und des Lebens, dem sie die Erlösung aus der Nacht des Grames und des Grabes dankt! Frage Dich selbst, mein Freund! ob die frühere, innige Leiden schaft für sie in Deinem Busen völlig verloderte, und glimmt der Funke noch, so weißt Du nun, daß mein Verlobter mich unbesorgt aufgeben, mich kummerlos an das Herz des himmlischen Vaters legen darf, dem solche Opfer wohlgefallen. Ich werde das Heil eines Leides schmecken, das seliger als Erdenwonne macht, und verlasse Dich jetzt, damit Du besonnen das Rechte zu suchen und zu wählen vermögest. Und wenn Dein Gewissen das Herz überstimmt —

so will ich Ihr selbst den Bräutigam zuführen, — ich will Sie zum Hochzeitfeste schmücken und — freudig in Gott bleiben! Traue es Deiner Clara zu, aber — verkenne mich nicht!

Schwärmerinn! rief Wahlstein, von namenlosen, unvereinbaren Gefühlen bedrängt. Du gleichst einer Irren, die in ihrer Verzückung den Riesen niederwirft; doch bald ermannt sich der —

Wer ist der Riese? fiel sie ein.

Deine Weiblichkeit, Mädchen! die Welle, die Dich für Momente zu den Engeln hebt, sie rollt zurück, verrinnt und die Begeisterung mit ihr. Der folgt, was menschlich ist, — die herbe Reue!

Mutter Eve saß jetzt, strickend und lauschend, am Bett der Kranken. Rosa fuhr mit dem Glockenschlage der Mitternacht empor, sie seufzte, glühte, fröstelte, sprach mit der Beiständigen und diese erzählte, auf Befragen, von ihres Lebens Kreuz und Leid, und von dem Guten, das ihr dazwischen der Herr erwies, — vom klugen Wilhelm, vom ehrbaren Malchen und der heutigen, ihr Mutterherz erfreuenden Geburtstags-Feier. — Rosa erwiederte darauf: ich habe Deine Kinder während meiner Krankheit fast immer im Auge gehabt, habe sie immer thätig, guter Dinge, verträglich und artig gesehen und eben beschäftigten sie mich im Traume. Wilhelm verpflanzte den Rosenstock, den ich am Morgen hinüber sandte, auf mein Grab; Malchen stand, als eine Leidtragende, neben diesem und be-

tete. Sie weinte sehr — alle ihre Thränen wurden, je wie sie die Halme des Grases berührten, zu Blumen. Ich sehe in diesem Fieberbilde eine Weisung für die beiden kleinen Nachbarn zu sorgen, und werde vielleicht künftig ihr Schutzgeist seyn. — Sie zog bei diesen Worten einen Haarring vom Finger und sprach —

Wenn ich gestorben bin, so gieb dem Fräulein Clara, das mich ankleiden wird, dieses Pfand ihrer Liebe zurück und leg' ihr, Namens meiner, die Kinder ans Herz. Sage nur, die Losung sey „Wahlstein," so wird sie dem Auftrage Glauben beimessen und ihnen fortan Gutes thun. Mein Mühmchen ist reich und hat einflußreiche Bekannte, die diesen künftig nützen können.

Vergelt' es Gott, Herz-Engelchen! entgegnete die bewegte Mutter; und wenn er mein Gebet erhört, so wird mir das Herzleid erspart werden, diesen Ring abgeben zu müssen. Es wird Ihnen Kraft von Oben kommen, um meinen Kindern noch die milde Hand zu reichen, wenn ich schon längst ein Häufchen Asche bin, denn „der Herr rüstet mit Kraft, singt David, der Gottesmann; er giebt uns den Schild seines Heiles, und wenn er uns demüthigt, macht er uns groß!

Clara hatte während dem, gleich ihrem Bräutigam, eine schlaflose Nacht, und als sie endlich am Morgen vom Sonnenglanz erheitert, das Herz zu Gott erhob, ward Mutter Eve gemeldet. Ihr war bekannt, daß diese bei der Kranken gewacht habe. Herein! rief

Clara, schnell verblassend; wie sieht es dort? Wie ruhte unsere Dulderinn?

Sanft, sagte Jene; küßte des Fräuleins dargebotene Hand und legte den empfangenen Ring auf die Bettdecke. — Ja, Sie schläft sanft! fuhr die Weinende fort: Ihr Leid ist aus, Ihr Lauf vollbracht! Welt — gute Nacht!

Allgemein war der Antheil, welchen der Fall dieses edeln, vom Sturm verheerten Blüthenbaumes veranlaßte; edle Blüthen und Blumen bedeckten den Sarg, in dem die Schläferinn, noch unentstellt, so lieblich lächelte, als ob die gebrochenen Augen den Engel erblickten, dessen heimlicher Liebeskuß sie verklärt hatte.

Das Grab war geschlossen und mit Rasen bedeckt. Da trat Mutter Eve mit den beiden Kindern herbei, um jenes letzte Traumbild der Seligen in Andacht und Liebe zu verwirklichen. Wilhelm trug den geheiligten Rosenstock; er pflanzte ihn auf des Grabes Stirn — Amalie betete und nicht vergebens, denn das Ringlein ward zum Talismann. Wahlstein und sein edles Weib nahmen sich der Empfohlenen als eigener Kinder an und erheiterten den Abend der frommen Mutter. Noch prangt ein Rosenstock auf jenem Grabe. Wilhelm, jetzt ein trefflicher Staatsbürger, sorgt mit jedem Lenze für des Hügels Schmuck, und seine tugendhafte, schöne Schwester fand an eines braven Landmanns Hand das tägliche Brot. Es wächst ihr zu auf goldnen Halmen, sie bricht es freundlich den Hungernden.

Der Vertrag mit dem Todten.

Erzählung von Fr. Laun.

1.

Alle Straßen, die nach der tausendjährigen Schloßkirche führten, waren mit Menschen angefüllt. Düster blickte der Himmel herab in ihre düstern Herzen. Er schien Theil zu nehmen an dem gerechten Schmerze, der die Hauptstadt, ja das ganze Land, in Trauer versenkte. Aller Augen waren mit Liebe auf den einzigen Sohn des verehrten Fürstenpaares gerichtet gewesen. Seine hohe Gestalt, die seltene Weisheit und Huld, welche die Schritte des künftigen Landesherrschers bezeichneten, hatten jede billige Hoffnung mit neuem Muthe belebt. Aber je zuversichtlicher man hierauf und auf die kraftvolle Jugend des Prinzen vertrauet, desto fühlbarer war der plötzliche Hintritt des drei und zwanzigjährigen Jünglings für Jedermann.

So eben sollte sein Andenken in der Kirche durch ein Castrum Doloris gefeiert werden, und Jung und Alt trachtete in der Nähe des Hochaltars, wo es er-

richtet war, den Betgemächern des trauernden Fürstenhauses gegenüber, einen Platz zu gewinnen. Tiefe Stille herrschte am heiligen Orte. Nur vom Geräusch der Volkswogen und manchem schweren Athemzuge geschah ihr Eintrag. Alle Blicke starreten hin nach dem schwarzen Katafalk. Ach, die schönen Wappenschilde, mit denen er umhangen war, wer schirmte nunmehr mit ihnen des Landes Zukunft? Wer führte das schützende Schwert, das herüber vom Trauergerüst die Augen wund blitzte, nun den dazu würdigsten Arm die Gruft gefesselt hielt? Die zahllosen Kerzen selbst, welche das Trauergerüst umgaben, leitete ihr vom Tagesscheine gebundenes Licht, den für jedes Schmerzgefühl jetzt so leicht zu erregenden Gedanken der Menschen, nicht hin nach den Augen, welche sonst so wunderherrlich leuchteten, jetzt aber, gebunden von der langen Todesnacht, niemals wieder sich aufthun sollten? —

Noch waren die Betgemächer des leidtragenden Fürstenhauses verödet, noch ging hinter dem schwarzen Flor, der das Musikchor umhüllte, kein Ton hervor, dem allgemeinen Schmerze seine Stimme zu leihen. Jetzt aber begann das Läuten der Glocken, und manche Thräne, die bis dahin im Auge geschlummert hatte, rann, gelöst von diesem Klange, still über die bangen Gesichter herunter. Da erschien der würdige, greise Fürst in dem Gemache. Man wußte, wie innig er den Verstorbenen geliebt hatte, gleichwohl stand er eher, die Erschütterten beruhigend, als selbst erschüt-

tert, vor seiner großen Familie. Nur an der ihm ganz ungewöhnlichen, durch des Anzuges Schwarz noch mehr herausgehobenen, blassen Gesichtsfarbe, an den geschwollenen Augenliedern, konnte ein scharfer Blick wohl abnehmen, welche herbe Leiden das Bestreben ihm kosten mochte, seinem gebeugten Lande als Tröster zu erscheinen.

Auf ein Geräusch im Hintergrunde wendete er sich jetzt mit unverkennbarer Sorge zur Seite. Seine Gemahlin, unterstützt von der Oberhofmeisterin wankte hervor, neben ihn. Was war in so wenigen Wochen aus der hohen, nicht nur ihrer Tugend, sondern auch ihrer fortdauernden Schönheit halber, bewunderten Frau geworden? Des Gemahls freundliche Zusprache neigte sich einigemal herab zu der Trostlosen. Umsonst; viel zu fest war sie verschlossen in ihre Betrübniß, um Ohr oder Auge zu haben für seine Tröstungen. Erst, als die Trauertöne vom Musikchor erschollen, schien ihr thränenschwerer Busen einige Linderung zu erhalten. Sie brachte das Tuch nicht mehr von den Augen. Endlich erhob sie sich eilig. Ein Kammerherr kam herzu, sie zum Wagen zu geleiten.

2.

Als nach beendigter kirchlicher Feier der Fürst in's Schloß zurückkehrte, fand er seine Gemahlin am Bette ihrer kranken Tochter, die eben eingeschlummert war. Die Fürstin empfahl der mit anwesenden Dame, ein sorgliches Augenmerk auf die Kranke, und erhob

sich dann leise, dem Gemahl in ein anderes Zimmer folgend.

Ist unserer Hortensia etwas besser? fragte dieser die kummervolle Mutter.

Gott sey dafür gepriesen! antwortete sie. Die mit ihrem Schlafe in voriger Nacht zurückgekehrte Hoffnung des Arztes erhält sie noch. Schon vor der Kirche versicherte er, daß die Patientin außer aller Gefahr sey. —

Um so mehr bedaure ich — erwiederte der Fürst — daß Sie, meine Theure, sich nicht bezwingen konnten, dem feierlichen Akte bis an's Ende beizuwohnen. —

Wollte Gott — entgegnete sie — Sie hätten mir auch den Anfang dieser Seelenfolter erlassen! — Habe ich nicht genug gelitten durch den unendlichen Verlust? Mußte mir noch mit diesem Feste, mit dieser Ausstellung meiner Fassungslosigkeit eine Dornenkrone eingedrückt werden in mein ohnehin tief gebeugtes Haupt? —

Theuerste Freundin — sprach der Fürst, sie freundlich nach dem Sopha führend und neben ihr Platz nehmend. — Der Fürstenhut ist überhaupt kein leicht zu tragender Blumenkranz. Er ist eben eine Dornenkrone. Nur durch innere Haltung; nur dadurch kann der vor den Uebrigen Hochgestellte, diese Stellung rechtfertigen, daß er sich dem Schmerze, wie der Freude, gewachsen zeigt. —

Dann — seufzte seine Gemahlin unmuthig — dann

müßte die Fühllosigkeit das Musterbild für jeden Herrscher abgeben können.

Keineswegs, mein Herz, nur unterliegen darf er nicht seinen Gefühlen. Ich hoffe, Du weißt, was der theure Sohn mir gewesen ist, daß der Gedanke, den Fürstensitz einst, vielleicht bald, verwaist zu lassen, meiner Brust eine unheilbare Wunde schlug. Aber, selbst die eigene Todeswunde muß der Fürst, wie Alles, mit Würde zu tragen wissen. —

Der Gegenstand dieses Gesprächs war vielleicht der einzige Punkt, in dem sich eine völlige Meinungsverschiedenheit bei dem fürstlichen Paare jederzeit kundgethan, die zuweilen sogar schon zu kurzen Spannungen Anlaß gegeben. Die Tochter eines kleinen Fürstenhauses, das fast ohne Auszeichnung vor den übrigen Landesbewohnern lebte, hatte die Fürstin eine große Vorliebe für das Geräuschlose, für ein unbemerktes Daseyn, an den Hof ihres Gemahls mitgebracht. Der Prunk, die geregelte Feier, welche hier bei jeder Gelegenheit stattfand, würde ihr Herz völlig erkältet und zusammengepreßt haben, hätte nicht wahre Liebe zu dem Gemahl jene Unannehmlichkeiten ihr erträglich gemacht. Dennoch suchte sie, wo sie konnte, sich zu befreien von dem lästigen Hofzwange. Wenn aber auch der Fürst damit sich allenfalls einverstand, wo es den Gebrauch nicht verletzte, so unterließ er doch schwerlich, die Vorstellung zu thun, daß es sehr rathsam sey, von der Regel nur höchst selten abzuweichen. Besonders genau hatte er's bei der Erziehung des nun

verstorbenen Prinzen genommen. Diesem war es nie verstattet gewesen, ohne wenigstens irgend ein Abzeichen seines Standes unter dem Volke zu erscheinen. Dagegen hatte der Kronprinz aber, auch auf des Vaters ausdrückliches Verlangen, durch eine ganz besondere Huld und Freundlichkeit den Glanz dieser Abzeichen allenthalben zu mildern gesucht. — Mit Hortensien war es anders gehalten worden. Bei der übersah es der Vater oft, wenn sie, ganz gleich einer Privatperson von einem Bedienten begleitet, eine ihrer Vertrauten besuchte und auch wohl einer Landparthie mit solcher, wie ihres Gleichen, beiwohnte.

3.

Die Prinzessin Hortensia war nach einigen Wochen, wie die Aerzte sagten, hergestellt. Aber die leiseste Erinnerung nur an den verlorenen Bruder ging über die zarte Pflanze wie ein giftiger Windhauch. Die seltenste Geschwisterliebe hatte beide einander verbunden. Prinz Günther und sie, waren nur Eine Seele gewesen. Und die Mahnung an seine Liebe, an seinen Tod, that ihr ja jedes Zimmer, der kleinste Raum des Schlosses. Dabei rief sie sich freiwillig die mit ihm erlebten Freuden und Leiden ins Gedächtniß zurück. Hatten beide doch vor einiger Zeit, in einer schönen, innigen Stunde den Vertrag geschlossen, daß wer von ihnen zuerst in das unbekannte Land hinüber ginge, sich dem Andern, wenn nur eine Möglichkeit dazu da sey, zu erkennen geben und es nachholen solle! —

Die Umgebung, meinte man, müsse verändert werden. Beide, Vater und Mutter, konnten es nicht mit ansehen, daß Hortensia darauf ausging, sich dem Schmerze um ihn, nach dessen Erscheinung sie sich fruchtlos sehnte, absichtlich hinzugeben, weil sie so den baldigen Wiedervereinmit dem geliebten Bruder am schnellsten zu bewirken gedenken mochte.

Hortensia sollte auf's Land. Daß die Mutter sie dahin begleitete, war ausgemacht. Nur über den Ort und die Art ihres Landlebens konnte die Fürstin nicht recht einig werden mit dem Gemahle. Dieser achtete ein mehrere Meilen entferntes Lustschloß für völlig hinreichend zu dem Vorhaben, weil es eine reizende Lage hatte und Hortensia noch nie dort gewesen war. Zwar befand es sich lange Zeit in einem öden Zustande, verfallen hatte man es jedoch nicht lassen und ein wenig Reparatur konnte die Zimmer wohnlich und bequem machen. Der Fürstin hingegen war das, aus alter Zeit stammende Schloß zu finster für ein ohnehin in Trauer tiefversunkenes Gemüth. Zudem — meinte sie — riefen die dort häufig angebrachten steinernen Wappen, zu sehr die ähnlichen Wappen des Residenzschlosses und damit eben die alten Erinnerungen zurück, denen man Hortensien aus dem Wege führen wollte.

Dann — sagte der Fürst achselzuckend — weiß ich keinen Vorschlag zu thun. Kleinigkeiten, wie diese Wappen, finden sich zu Auffrischung gepflegter

Erinnerungen für eine kranke Einbildungskraft allenthalben. —

Ich denke — versetzte seine Gemahlin — auf einen entferntern Aufenthalt. Des Fürsten freundliche Miene bat um nähere Erklärung und sie schlug ein Gut in einem benachbarten größern Staate vor, das der Witwe des in ihrem Dienste verstorbenen, geheimen Raths von Sommer gehörte und worüber sie, bei der Anhänglichkeit der Besitzerin an das fürstliche Haus völlig disponiren zu können glaubte. Dort — sagte sie — werde ich, nach Abwerfung alles dessen, was an die hiesige Auszeichnung von den Uebrigen erinnert, mit unserer Tochter ein Paar ländliche, ächtländliche Monate, wie vormals auf dem väterlichen Landsitze verleben. Die eben vom Winterschlafe allmählig sich aufrichtende Natur wird uns freundlich ihre mitleidige Hand bieten. Das Glück, keine Schranke mehr zu sehen, zwischen uns und dem Herzen der Andern, wird auch auf meine Hortense seine wohlthuende Macht nicht verfehlen, so daß ich hoffe, sie Ihnen in einem ganz andern Zustande zurückzubringen. —

Im Ganzen — antwortete der Fürst — mißbillige ich Ihren Vorschlag nicht. Allerdings ist die Natur eine Wunderquelle für jedes verletzte Gemüth. Nur in Einem Punkte wünschte ich eine kleine Abänderung. Fasse ich Ihre Absicht recht, so wollen Sie nicht einmal Ihre hiesige gewöhnliche Bedienung mitnehmen? Die Entbehrung derselben wird Ihnen eine Zeitlang recht unbequem seyn. —

Dafür aber — fiel die Fürstin mit Wärme ein — dafür erfährt auch, wenn über der Gränze die gehörigen Vorsichtsmaasregeln bereits vor unserer Ankunft genommen werden, auf dem Gute, das unser Ziel ist, kein Mensch, wer die Ankommenden sind.

Und dies, — versetzte der Fürst — ist ein Hauptgrund, warum ich die Sache anders angestellt wünschte. Solch ein Inkognito hebt gewissermaßen ihr ganzes Verhältniß zu den Uebrigen auf. —

Sollte es nicht für so kurze Zeit recht gut seyn, wenn man sich die schmerzlich beengte Brust erweitern, die gestörte Freiheit des Athemholens dadurch wieder gewinnen könnte? — erwiederte seine Gemahlin. —

Meine Theure, auch auf dem gewöhnlichen Wege würden Sie diesen Zweck erreichen. Das eben verwirrt zuweilen die Welt, daß die Menschen aus ihren Verhältnissen heraustreten wollen.

Geschieht es — warf seine Gegnerin ein — doch alle Tage, daß Fürsten auf ihren Reisen ein strenges Inkognito beobachten.

Allerdings. Mag es aber so streng seyn, als es wolle, so gleicht es doch dem von Ihnen, meine Liebe, beabsichtigten, nicht im mindesten. Denn die Strenge in dieser Rücksicht drückt hauptsächlich nur den ernsten Willen aus, daß man nicht durch unnöthige, für Niemand erfreuliche, Feierlichkeiten auf seinen Reisen jeden Schritt vorwärts sich streitig gemacht sehen und zugleich zwecklose Ausgaben vermeiden will. Ein sol-

Mutter darin unterstützte, so wurden schon am folgenden Tage die Vorbereitungen zu der nahen Reise, ganz nach dem Wunsche der Reiselustigen, getroffen.

4.

Wirklich lebte Hortensia in der neuen, ländlichen Umgebung mit jedem Tage mehr wieder auf. Die Rücksichten des Standes, welche sie seit der frühesten Jugend hatte nehmen müssen, waren hier, wie ein düstres Traumbild verschwunden. Die Gutsbesitzerin allein wußte, wer ihre Gäste waren und fühlte sich viel zu beglückt durch den Besuch, um ein Geheimniß, worein sie ihre Zufriedenheit setzten, im mindesten zu gefährden. Bald waren beide, Mutter und Tochter, unter dem Namen von Buchen, in einem ziemlichen Umkreise bekannt.

Wenn aber auch die romantische Gegend und die mannichfachen Wunder des köstlichsten Frühlings, verbunden mit der Freiheit von jedem Drucke der Standesbeziehungen wirklich den wohlthätigsten Eindruck auf beide schwerverwundete Gemüther äußerten, so erinnerte sie doch auch alles an den erlittenen unersetzlichen Verlust. Nur verklärte sich der an Verzweiflung streifende Trübsinn immer mehr zu einer milden Melancholie. Die Sehnsucht von Mutter und Kind, daß, sofern irgend ein sichtbarer Zusammenhang zwischen Verstorbenen und Lebenden stattfinde, der geliebte Schatten ihnen doch erscheinen möchte, hörte nicht auf. Und wenn auch Hortensia darum, weil es bis jetzt,

ohngeachtet ihrer Uebereinkunft mit dem Verstorbenen, unterblieben war, diese Hoffnung zuweilen gänzlich aufgab, so stellte sich solche doch andre Mal, besonders zur Abendzeit, plötzlich und aufs lebendigste wieder ein. Beide, Mutter und Tochter, klagten einander oft, daß auch kein Traum sie mit der Gestalt desjenigen beschenken wollte, der doch ohne Aufhören in ihrer Seele fortlebte.

Was sie unter andern außerordentlich schmerzte, war, daß ihr Auge sich nicht einmal an ein ähnliches Bildniß des Verstorbenen halten konnte. Hortensia machte sich jetzt große Vorwürfe über den geringen Eifer, womit sie in früherer Zeit das Zeichnen betrieben hatte. Nur durch die technischen Schwierigkeiten glaubte sie sich behindert, das Bild ihres geliebten Bruders aus ihrer Phantasie zu erfassen und anderen darzulegen. Welch einen Genuß würde sie damit jetzt, hauptsächlich der theuren Mutter, haben erschaffen können! Sie beschloß auch nach ihrer Rückkehr an den Hof, in aller Stille das hierin Versäumte nachzuholen und dann den Versuch dieses Porträts noch zu unternehmen. Wie freuete sie sich im Voraus auf den Augenblick, wo es ihr vergönnt seyn würde, vor ihrer Mutter den durch sie entstandenen Schatten des geliebten Todten aufzustellen. —

5.

Vierzehn Tage hatten sie auf dem reizenden Gute zugebracht. Keine Blume im ganzen weitläufigen

Garten, die ihnen unbekannt geblieben wäre; keine Anhöhe, welche sie nicht früh oder Abends besucht, kein Schattenplatz, dessen freundliche Kühle sie nicht in den heißen Tagesstunden benutzt hätten. Auch mit den Landleuten standen sie schon in einem recht wohlthuenden Vernehmen. Besonders machten die Kinder sich immer etwas in der Gegend des Herrnhauses zu schaffen, weil die beiden schönen Muhmen, unter welchem Namen die Fürstin und Hortensia ihnen bekannt waren, durch Backwerk und andere Eßwaare auch ihre besondere Freundlichkeit gegen sie, der Kleinen vollkommenes Vertrauen gewonnen hatten.

Viel heimischer als in ihrer Heimath fühlten sich Mutter und Tochter in der reizenden Zwanglosigkeit der hiesigen Umgebung, so daß, wäre der inniggeliebte Gatte und Vater nicht gewesen, sie lieber für immer ihr Leben hier zugebracht haben würden.

Auf einem benachbarten Berge, dem schönsten Punkte zum Ueberblicken der Gegend, hatten sie schon manchen Sonnenuntergang abgewartet. Es schien, als sey bei Erbauung des am äußersten Abhange befindlichen kleinen Hauses dort oben, einzig die Aussicht der Zweck gewesen. Und überall waren sie von der Gutsbesitzerin herumgeführt worden, nur nicht in dieses Haus. Es kam ziemlich so heraus, als ob die Wirthin es mit Absicht vermeide. Denn wenn ihre Gäste einmal darauf antrugen, das Innere desselben in Augenschein zu nehmen, so wargewöhnlich der Schlüssel nicht zu finden, da doch alleübrigen Schlüssel immer

immer in bester Ordnung beisammen hingen. Dazu hatte die geheime Räthin stets eine Ausrede, sobald sie zu anderer Zeit, als Abends, den Weg in die Nähe des Häuschens versuchen wollten. Scherzweise nannten sie dieses daher, wenn sie allein waren, oft, das Haus des Geheimnisses.

Einmal Nachmittags aber, wie ein Geschäft die Gegenwart der geheimen Räthin im Garten nöthig machte, erstieg die Fürstin mit ihrer Tochter allein die Anhöhe. Da die Thür des kleinen Hauses eben offen war, so traten sie hinein. Sie fanden eine Camera obscura aufgestellt und dabei ein bereits ziemlich fertiges Gemälde der Landschaft. — Unmittelbar nach ihrem Eintreten erschien auch schon ein Bedienter, der seine Angst über ihr Hierseyn nicht verbergen konnte. Unstreitig hatte sein Zaudern mit dem Zuschließen ganz allein die Entdeckung des Geheimnisses begünstigt.

Die Fürstin glaubte in der Abbildung der Gegend ein künftiges Geschenk für sie zu sehen, dessen Reiz durch Ueberraschung damit noch erhöht werden sollte, und beruhigte den Diener, indem sie ihm verbot, Niemand zu sagen, daß sie hier gewesen; sie und ihre Tochter würden es gleichfalls gegen Jedermann geheim halten.

Aber seine recht sichtbare Freude darüber dauerte nicht lange. Die Gutsbesitzerin, ahnend, daß ihre Gäste hierher gegangen seyn möchten, war den Berg hinauf geeilt und stand jetzt athemlos vor ihnen. Nach einem, den Diener finster hinwegweisenden, Blicke,

fragte sie, wie die Damen diese Darstellung fänden? Beide lobten solche außerordentlich.

Mir kommt sie — erwiederte die geheime Räthin — ebenfalls sehr treu und gelungen vor. Niemand ist bis jetzt unzufrieden damit, als der Verfertiger. Er ist eigentlich Historienmaler und ich lernte ihn kurz vor Ihrer Ankunft bei meiner Gutsnachbarin kennen. Da ich in ihm den Sohn einer inniggeliebten frühverstorbenen Jugendgespielin, einer Frau von Zell, wiederfand, lud ich ihn um so angelegentlicher zum Besuche ein. Als er kam, führte ich ihn herauf und fand ihn ganz bezaubert von der Gegend. Jedoch nur auf mein dringendstes Bitten gelang es mir erst, ihn zu dem Geschäft zu bewegen, mit dem er morgen vollends zu Stande kommen wird.

Warum aber — fragte die Fürstin verwundert — haben Sie uns den Künstler nicht ein einziges Mal gezeigt? —

Hm — erwiederte die geheime Räthin mit einiger Verlegenheit — der Mann — —

Ist er zu schüchtern, zu wenig an Umgang gewöhnt? fiel die Fürstin rasch ein.

Das nicht; aber — —

Dann ist es mir wirklich räthselhaft — — Und doch! — fügte sie sogleich der Frau von Sommer freundlich die Hand bietend hinzu — Ohnstreitig sollten wir durch seine Gegenwart nicht auf den Gedanken an diese Arbeit hier oben gebracht werden. Sie hatten sich vorgesetzt, uns solche erst fertig zu zeigen.

Die geheime Räthin ergriff die ihr sonach in den Mund gelegte Entschuldigung, indem sie eine bejahende Bewegung machte.

Geschichtsmaler ist er? fragte Hortensia. Ach, Mutter, wenn er mir vielleicht Unterricht im Zeichnen gäbe. Du weißt, wie oft der Vater mich schilt, daß ich diese schöne Kunst früher so vernachlässigte. Wie wenn ich in der Zeit unseres hiesigen Aufenthalts die Sache nachholte und nach unserer Rückkehr den Vater mit den Früchten meines Fleißes überraschte!

Liebes Kind, dazu ist die Zeit viel zu kurz.

Ach nein, theure Mutter, mein Eifer ersetzte das Fehlende gewiß. Ob der Mann, beste geheime Räthin, auf Ihre Verwendung wohl entschlösse, mein Lehrer zu werden? —

Ihr Wunsch, meine Gnädigste, ist so schmeichelhaft für ihn — —

Ach, schmeicheln Sie mir nicht, gute Sommer. Aber recht herzlich bitte ich Sie, ihn für meinen Wunsch zu interessiren und ihm von meiner großen Lernbegierde zu sagen. Sie erwähnten, daß er morgen kommen würde.

Ich denke — ja — antwortete die geheime Räthin.

Dann vergessen Sie mir die Sache nicht, hören Sie? —

Hortensia lebte von nun an nur in dem Gedanken dieser Zeichenstunde. Ihr letztes Wort vor dem Schlafengehen war die Wiederholung ihrer Bitte an die Sommer. Sie fügte hinzu, daß sie den Künstler

doch, wo möglich, schon zum morgenden Anfange seiner Lektionen disponiren solle.

6.

Welch ein Erstaunen von Mutter und Tochter, als am folgenden Morgen die geheime Räthin Herrn von Zell ihnen vorstellte. Es war so groß, daß ihnen dadurch für den ersten Augenblick die Zunge gebunden schien. Der junge Mann hatte mit dem verstorbenen Prinzen Günther eine auffallende Aehnlichkeit.

Wenn dies aber auch traurige Erinnerungen aufregte, so konnte doch der Umstand nicht zurückschreckend für die dem Abgeschiedenen so innig zugethanen Personen seyn, um so weniger, da des Künstlers große Bescheidenheit und seine Art des Benehmens überhaupt, etwas besonders Anziehendes hatte.

Auf der Stelle ward Papier und Bleistift herzugebracht und die erste Stunde begann. —

Gnädigste Fürstin — so flüsterte die geheime Räthin in einiger Ferne vom Meister und der Schülerin, der Mutter zu — nicht wahr, Sie haben auch eine gewisse Aehnlichkeit gefunden?

Allerdings, liebe Sommer, und eine außerordentliche.

Das, meine Gnädigste, hielt mich eben ab, den jungen Zell Ihnen früher vorzustellen, ja ich glaubte sogar, Ihr Auge vor seiner Erscheinung hüten zu müssen.

Ich erkenne darin ganz die zarte Sorge, die Sie mir immer gewidmet haben, werthe Freundin. Das-

mal aber ist sie doch zu weit gegangen. Es muß ja wohlthun, das Bild eines geliebten Verstorbenen, das man im Herzen trägt, an einem noch Lebenden wiederzufinden.

Nur der erste Eindruck! — erwiederte die geheime Räthin.

Der ist überwunden, liebe Sommer, und ich danke Ihnen herzlich für die Gewährung des Wunsches meiner Hortense. Eine Beschäftigung dieser Art, mit Eifer betrieben, ist ohnehin vielleicht das beste Mittel, sie von ihrem trüben Nachhängen des Gedankens an den Verstorbenen ein wenig zurückzubringen.

7.

Der Ernst war bewundernswerth, mit welchem die Prinzessin sich dem neuen Studium widmete. Das früher Verabsäumte schien ihr nicht fremd zu seyn, es schien nur in ihr geschlummert zu haben und vom jezigen Lehrer geweckt zu werden, dem, wie er gegen Jedermann äußerte, eine solche Schülerin nie vorgekommen war. Aber der der Mutter Anfangs so willkommene Eifer Hortensiens ward ihr bald deshalb bedenklich, weil sie darüber alle Zerstreuungen hintansezzend, ihrer Gesundheit durch zu große Anstrengung Schaden thun konnte. Wenn es einigermaßen anging, so machte sie sich los von der Theilnahme an den Spaziergängen und Fahrten ihrer Mutter und der geheimen Räthin. Fast immer saß sie und zeichnete, um ih-

ren Lehrer in der Stunde, welche er alle Morgen ihr gab, täglich von Neuem zu überraschen.

In Einem Punkte jedoch war Herr von Zell nicht ganz zufrieden mit seiner Schülerin. Sie erklärte nämlich bestimmt, daß sie sich durchaus nur auf's Porträt zu beschränken denke. Mochte er noch so sehr das große Talent bedauern, das, für ein weites, erhabeneres Ziel geschaffen, sich dieses absichtlich nur ganz nahe setze, sie wollte die, ihrer Neigung und Kraft angemessene, Sphäre einzig im Porträt erblicken. In dem aber, was zu letzterm gehörte, konnte die Kunst kaum eine gelehrigere Schülerin finden. Alle Tage schritt Hortensia zusehends weiter und schon ging sie darauf aus, den ersten Versuch für ihren Hauptzweck mit der Zeichnung des verstorbenen Bruders zu machen. Das aber sollte ganz in geheim geschehen, kein Mensch, nicht einmal die geliebte Mutter, davon wissen. Auch in dieser Hinsicht kam ihr der mit der schönen Jahreszeit verbundene frühe Sonnenaufgang sehr zu statten. Zwei Stunden konnte sie darauf rechnen, von Niemand gestört zu werden.

Aber wie bestimmt sie auch den Umriß, die ganze Gestalt des Bruders, in ihrer Seele festzuhalten glaubte, als sie den Schein davon mit dem Stifte zu fassen suchte, fanden sich dennoch Schwierigkeiten, durch die sie am ersten Morgen im eigentlichen Sinne trostlos wurde. Denn wozu half all ihr gelungenes, zeitheriges Streben, wenn sie nicht erreichte, was sie

zunächst, oder vielmehr, was sie allein damit bezweckte?

Als aber an diesem Morgen zur gewöhnlichen Zeit der auf einem nahen Gute wohnende Lehrer erschien, da war es, als gehe ihr mit Einem Male ein Licht auf über das, was sie früher vergebens gesucht hatte. Auf Zell's Gesichte fand sie sich für ihr Vorhaben sogleich zurecht und beklagte nur im Stillen, daß es sich mit ihrem Plane nicht vereinigen ließ, in seinem Beiseyn Hand an ein Werk zu legen, von dessen Gelingen sie dann im Voraus glaubte überzeugt seyn zu können.

Alle Umstände trugen bei, zwischen Zell und ihr vom Anfange sogleich ein gegenseitiges Wohlwollen zu erzeugen. Wenn der junge Künstler schon auf den ersten Blick von Hortensia's Gestalt in seinem Innern bewegt worden war, so mußte wohl das durch seine Aehnlichkeit mit dem Verstorbenen, wie durch seine Bereitwilligkeit, ihr Lehrer zu werden, hervorgerufene Willkommen, das ihn aus der Prinzessin Miene freundlich ansah, eine Art von zauberischer Fessel an die beste seiner Schülerinnen werden. Aber dasmal schien auch ihm in der großen, innigen Heiterkeit, mit der ihr Blick auf seinem Gesichte lag, und immer wieder dahin gezogen wurde, in ihrer sichtbaren Genugthuung dabei, ein neuer Stern für sein ganzes Leben aus der Dämmerung zu treten.

Ohnstreitig würde die Prinzessin eine Veränderung in seinem ganzen Wesen wahrgenommen haben, wenn

der Zweck, den sie mit so großem Eifer verfolgte, ihren Sinn nicht für alles Andere verschlossen hätte.

Als nun am folgenden frühen Morgen der zweite Versuch Hortensiens im Zeichnen des Verstorbenen sehr glücklich ausgefallen und sie deshalb dann, wie der Meister sich einstellte, noch freundlicher gegen diesen war, so wuchsen die Hoffnungen, welche vielleicht früher schon in Zell keimten, am Tage zuvor aber recht üppig emporsproßten, plötzlich mit aller Macht in seinem Herzen auf.

Hortensia hatte keine Ahnung davon. Sie lebte einzig in der Idee an das Gelingen des angefangenen Bildes und für den Wunsch, daß es schon vollendet seyn möchte. Sie hatte auch den ganzen Tag eine eigene Unruhe und die Nacht darauf keinen Schlaf, weil sie den Morgen, der dazu führen sollte, gar nicht erwarten konnte.

8.

Die Zeichnung gelang der unermüdeten Schülerin vollkommen. Im Hauptwerke war sie bereits fertig und die dadurch ganz beglückte Hortensia beeilte sich eben, die Nebendinge herzustellen, um wo möglich ihre Mutter noch an diesem Morgen mit dem fertigen Bilde zu überraschen.

Aber, wie nur allzuoft dem Glücke der Menschen, wenn es eben seiner Vollendung nahe ist, ein widriger Zufall in den Weg treten muß, so erscholl zu einer Zeit, wo in der Regel noch der Schlaf, mit Aus-

nahme der Bedienung, das ganze Haus beherrschte, die Nachricht zu der ämsigen Zeichnerin, daß ihre Mutter erkrankt sey und nach ihr verlange.

Erschrocken über solch einen Blitz aus heiterm Himmel warf Hortensia nur sogleich ein Papier auf die Zeichnung, nach dem Bette der Fürstin zu eilen. Eine Halsentzündung, welche oft schnell über diese hereinbrach, hatte sie dasmal stärker und plötzlicher als gewöhnlich betroffen. Alles war um sie beschäftigt und große Noth vorhanden, daß der Arzt, nach dem in die benachbarte Stadt geschickt worden, unter drei Stunden schwerlich eintreffen konnte.

Hortensia wich nicht von der Mutter Bette. Sie vergaß völlig, daß sie sogleich hatte zurückkehren und die Zeichnung bei Seite bringen wollen. —

Zell kam zur gewöhnlichen Stunde. Da er Niemand im Wohnzimmer fand, so näherte er sich dem Platze, wo Hortensia zu sitzen pflegte. Der ganze Tisch bewies, daß sie schon gezeichnet hatte. Wie erstaunte er, als er das Blatt über ihrer Zeichnung hinwegnahm und in letzterer sein eigenes Bild zu erkennen glaubte. Daß sie nicht ihre Mutter, nicht die Sommer, noch irgend Jemand der sie näher Angehenden, sondern grade ihn für diesen ersten Versuch gewählt hatte, darauf glaubte er sein süßeste Hoffnung gründen zu können. —

Ob er sich schon in den beiden letzten Tagen ernstlicher als zuvor mit dem Gedanken ihres künftigen Besitzes beschäftigt; ob er schon ihr entschiedenes Wohl-

wollen ganz zum Vortheile seiner Wünsche gedeutet hatte, so waren ihm dadurch doch noch nicht alle Zweifel gehoben, ob sich die, dem Ansehen nach in großer Wohlhabenheit Erzogene, auch entschließen werde zur Verbindung mit einem Manne, der, selbst ohne Vermögen, dem Ertrage aus seinen Kunstleistungen den Unterhalt abgewinnen mußte. Dieses Bild aber, das sie ohne sein Wissen gezeichnet hatte, galt ihm für einen Beweis, nicht nur von ihrem Wohlwollen, sondern auch von ihrer Liebe, und sogleich war sein Vorsatz gefaßt, sich um die Hand des Fräuleins von Buchen zu bewerben. — Uebrigens legte er das Papier wieder auf das Porträt, auch alles so, als sey es von Niemand angerührt worden, und fragte dann im Vorsaale, wo er eben sprechen hörte, nach Hortensien.

Ihr offenbarer Schreck, als sie beim Eintreten zuerst wieder an das Porträt dachte und das schleunige Hinwegräumen desselben war ihm eine neue Befestigung seiner Hoffnung. Er konnte nicht wissen, daß sie es auch vor ihm darum verborgen hielt, damit sie desto glaubwürdiger versichern könne, solches ohne alles Zuthun des Meisters verfertigt zu haben.

Ohnstreitig hätte Zell diesen Morgen schon Hortensien seine Erklärung gemacht, da das sonst nur selten stattfindende Alleinseyn mit ihr solche ungemein begünstigte, aber die große Unruhe, worin sie der Mutter Krankheit versetzt hatte, rieth ihm, eine andere Zeit zu erwarten.

Diese trat am dritten Tage ein. Ungewöhnlich heiter, theils wegen der mütterlichen Herstellung, theils wegen des Beifalls, den ihre Zeichnung, an der sie bis dahin noch manches verändert gefunden hatte, kam Hortensia da ihrem Lehrer entgegen. Nur er und sie waren im Zimmer. Sie lud ihn für den folgenden Mittag zu ihrem Geburtsfeste ein. Schon früher hatte Zell den Tag erwähnen gehört.

Mein Fräulein — versetzte er — Sie machen mich sehr glücklich, daß Sie mir die Theilnahme an diesem schönen Feste gestatten.

Er wollte noch mehr sagen, er wollte seine Bitte sogleich ganz aussprechen. Plötzlich aber war ihm die Zunge wie gelähmt. Alle schon bereit gewesenen Worte starben, als er den Mund dazu öffnete. Er drückte schweigend Hortensia's Hand an seine Lippen, die Heftigkeit, mit der es geschah, zog schnell ihren Blick hinüber nach seinem Gesichte. Es stand in solcher Gluth, daß das ihrige gleichfalls davon entzündet wurde. Das erhob seinen gesunkenen Muth auf einmal wieder. Hortensia — sprach er — gönnen Sie mir eine noch innigere Theilnahme an dem glücklichen Feste Ihrer Geburt. Lassen Sie es zum Geburtsfeste meines Glükkes werden! —

Die Prinzessin wußte nicht, wie ihr geschah. Auf ihre Standesverhältnisse gestützt, hatte sie nie an die Möglichkeit solch einer Annäherung von Seiten des immer höchstbescheiden gewesenen Künstlers geglaubt. Sie hatte nie bedacht, daß ihm diese Verhältnisse ganz un-

bekannt waren. Ja, in der ihr klaren Unmöglichkeit eines nähern Vereins mit Zell, war sie noch nicht einmal zu der Frage an ihr Herz gelangt, ob dieses einen solchen Verein wünschenswerth fände. —

Hortensia — fuhr der Künstler fort — ich liebe Sie unendlich!

Durch einen Händedruck, mit dem die Prinzessin keineswegs das Geständniß, sondern nur ihre Seelenangst aussprechen wollte, oder der vielmehr, als ein bloser Krampf, ganz unwillkührlich stattfand, glaubte sein Dank sich aufgerufen. Seine Lippen strebten ihn eben der Geliebten zuzustammeln, als die hervorkommenden Stimmen und Schritte der Fürstin und der Sommer die Ordnung zwischen dem Lehrer und der Schülerin wieder herstellten.

Aber nur, um sie von Neuem gar sehr zu stören. Hortensia hatte diesen Morgen die Zeichnung ihrer Mutter übergeben, und letztere wies dem Zeichner in ihrer Freude darüber solche vor, mit der Frage, was er von diesem ganz heimlich gefertigten Bildnisse halte?

Sieht es nicht fast aus — fragte die Fürstin, als eine große Scheu, eine entschiedene Unsicherheit des Benehmens auf des Künstlers Gesichte beim Wiedersehen dieses Bildes zum Vorschein kam — als ob es Ihr eigenes Porträt seyn sollte? — Schnell fügte sie hinzu: Es ist das Bildniß meines verstorbenen, innig geliebten Sohnes, wie die schwesterliche Einbildungskraft solches aufbewahrte. —

Also nicht das seinige! diese Wahrheit, die einen seiner schönsten Träume plötzlich vernichtete, würde viel erschütternder auf den jungen Mann gewirkt haben, wenn inzwischen nicht sein Liebesgeständniß — seiner Voraussetzung nach — eine so günstige Aufnahme gefunden hätte.

Seltsam — rief er aus — daß meine Gesichtszüge mehr als Einem Menschen noch eigen scheinen. So habe ich im vorigen Herbste erst einen jungen Mann, ohne sein Wissen und einzig wegen seiner Aehnlichkeit mit mir gezeichnet. Und zwar einen, der seitdem auch verstorben ist. Es kam mir bei dem Bilde hauptsächlich darauf an, den Unterschied zwischen uns beiden durch meine Zeichnung darzuthun, und ich erreichte diese Absicht, als ich ihn, während er bei der Tafel saß, von einem Musikchore aus, welches den Glanz einer großen Gesellschaft erhöhen sollte, anhaltend in's Auge faßte, vollkommen. Wer das Bild, das ich späterhin in Oelfarben ausführte, nur gesehen hat, fand auch dessen Aehnlichkeit mit dem Originale ganz frappant und zugleich darin das Abweichende von meinen Gesichtszügen. Ich habe das Gemälde bei mir, um es auf einer Kunstreise, die ich im künftigen Monate zu machen denke, des Verstorbenen Verwandten vorzuzeigen. Morgen sollen Sie's sehen, und selbst darüber urtheilen.

Um übrigens auch die wegen Hortensia's Zeichnung an ihn ergangene Frage nicht unbeantwortet zu lassen, lobte er die Arbeit daran außerordentlich und äußerte,

daß Hortensia damit einen neuen Beweis liefere, wie weit die Verbindung zwischen Talent und Fleiß es in sehr kurzer Zeit zu bringen vermöge.

9.

Noch nie hatte die Prinzessin der Feier ihres Geburtsfestes mit so vieler Unruhe und Angst entgegen gesehen. Wie sollte sie an diesem Tage gegen Zell, nach dem Geständnisse, das er ihr gethan, ihr Benehmen einrichten, wie sollte sie sich von nun an überhaupt gegen ihn betragen, ohne weder ihm, noch sich selbst, noch ihrem Stande weh zu thun? Die Frage, ob der Mutter das Vorgefallene zu entdecken sey, verneinte sie sich aufs bestimmteste. Sie sah zu gewiß voraus, daß die Folge davon sogleich, entweder an Zell ein freundlicher Wink, sich fern zu halten, oder eine schnelle Rückreise an den Hof seyn werde. Gleichwohl fühlte sie eine Theilnahme an seinem Geschick, die wenigstens der Liebe ähnelte. Daher wäre sie durch die eine dieser Maasregeln so tief verletzt worden, als durch die andere. Erfahren mußte Zell freilich die Lage der Dinge. Allein es gab doch eine mildere Art, ihn damit bekannt zu machen, und durch die er von selbst in das gehörige Gleis zurückgeführt wurde.

Als Zell am Geburtstagsmorgen kam, der Prinzessin wie gewöhnlich Unterricht zu geben, war ein Mann bei ihm, mit dem noch eingepackten Porträt, welches er vorzuzeigen versprochen hatte.

Die Hauswirthin und ihre beiden Gäste waren zugegen, als er das in schönem goldenen Rahmen gefaßte Bildniß aus dem Kasten herausnahm und vor ihnen auf einen Stuhl hinstellte.

Gott, mein seliger Günther! Mein theurer Bruder! so riefen die Fürstin und Hortensia zugleich. Das Porträt stellte wirklich den Verstorbenen vor, geschmückt mit dem Orden des Hauses, dem er angehörte.

Niedergeschmettert von dem Ausrufe hauchte Zell von bebender Lippe der neben ihm stehenden Prinzessin die leise Frage zu: Ihr Bruder?

Ein dumpfer Seufzer begleitete den schmerzlichen Blick, der ihm Antwort gab.

Lieber Zell — sprach die Fürstin — die Gewalt Ihrer Kunst hat uns die Maske, unter der wir hier Jedermann, außer dieser Freundin, erschienen sind und noch ferner erscheinen wollen, vom Gesichte genommen. Allerdings bin ich die Fürstin von ** g, bitte Sie aber, keinen Gebrauch von dieser Entdeckung zu machen. Eine zweite, noch angelegentlichere Bitte füge ich hinzu. Sie standen im Begriff, uns dieses Gemälde in unserer Residenz vorzuzeigen. Begleiten Sie uns dahin. Sie haben sich durch das schöne Bild unser ganzes Haus für immer verpflichtet. Ja wohl, das, das ist die Miene unseres verewigten Geliebten! dem auf Deinem Porträt von ihm — die Fürstin nahm hier Hortensia's Zeichnung zur Hand — dargestellten fehlt doch sein eigenthümlicher Charakter.

Ohne dieses schöne Oelgemälde aber würden wir freilich mit Deiner Zeichnung uns auch begnügt haben. Bist du ungehalten darüber, liebes Kind? —

Der Ausdruck von Hortensia's Seelenleiden hatte Anlaß zu dieser Besorgniß gegeben.

O gewiß nicht! — rief die Prinzessin, ihr Gesicht am Busen der Mutter verbergend.

Nein, nein, das könntest Du auch gar nicht, meine Tochter! Deine Liebe zum Verstorbenen war viel zu groß und heilig, als daß die beleidigte Eitelkeit in diesem Falle ihr einigen Eintrag thun könnte. Deine geschickte Hand hat recht viel geleistet. Aber die durch die Wirklichkeit nicht mehr geleitete Phantasie scheint von Deinem Auge etwas irregeführt worden, so hat denn die Zeichnung mehr die Züge Deines gegenwärtigen Lehrers, als des ihm ähnlichen Verstorbenen erhalten! —

Es war in der That so, wie die Mutter sich solches dachte. Die Phantasie allein ist in dergleichen Fällen immer ein trügliches Ding, wenn man ein Bild, das sie auch noch so fest und liebend umfaßt, in bestimmten Linien ihr nachahmen will. Schon der geübte Zeichner fühlt das, wie viel mehr eine erst Angehende in dieser Kunst. Aber es konnte auch eine andere Auslegung des Umstands stattfinden, daß unter Hortensia's Hand das Bild ihres Bruders zum Bilde des Malers geworden war, eine Auslegung, welche ihr jetzt, in Zell's Beiseyn, das bitterste Weh bereitete,

und sie drückte ihr Gesicht fester als zuvor an die Mutterbrust.

Die Fürstin fuhr fort: Ich kann hoffen, Herr von Zell, daß Sie dieses Bild des Verstorbenen Verwandten nicht blos zeigen, daß Sie es uns vielmehr auch ablassen wollen und darf wohl sogleich Beschlag darauf legen? Ueberhaupt möchte ich, nach der Probe, welche uns meiner Hortensia in so Kurzem erlangte Fertigkeit von ihres Lehrers Eifer und Geschick gegeben, daß sie mir den Wunsch, eine Zeitlang in unserer Stadt zu verweilen, nicht abschlügen. Vielleicht gefällt es Ihnen auf längere Zeit bei uns. Meines Gemahls Gemäldekabinet enthält recht ausgezeichnete Bilder, auch wird er gewiß, so gut als ich, alles anwenden, den Mann zufrieden zu stellen, der sich den gebeugten Aeltern mit dieser Darstellung ihres verstorbenen Sohnes unvergeßlich gemacht hat.

Zell antwortete durch stumme Verbeugungen, die allerdings zweierlei Deutung zuließen. Die Fürstin nahm sie jedoch ihrem Verlangen gemäß. Die Hauswirthin war ebenfalls überzeugt, daß sie so zu nehmen wären und daß die fast völlige Sprachlosigkeit des jungen Mannes einzig von dem plötzlichen Hervortreten eines bis dahin nicht geahneten, imponirenden Ranges sich herschreibe.

Hortensia nur, konnte auf die Ursache von diesem Betragen einen richtigen Schluß ziehen. Daß so, wie es geschehen, sich der Standesunterschied ihm dargethan, war ihr höchst empfindlich gewesen, besonders

der Folge halber, welche ihre Mutter sogleich daraus abgenommen hatte. Der Prinzessin Wunsch ging auf Zell's Entfernung. Gleichwohl fühlte sie sich zu schwach, ihm einen Wink dazu zu geben. Sie sah allzudeutlich, welch einen heftigen Kampf er mit sich selber kämpfte.

Der Geburtstag war ein überaus schwerer Tag für Hortensien. Sie hatte viel zu thun, nicht nur um die Heiterkeit, welche er veranlaßte, selbst zu ertragen, sondern sie auch dem höchst niedergebeugten Künstler erträglich zu machen und ihn dann und wann wenigstens, seinem düstern Schweigen zu entreißen.

10.

Hortensia erwartete am folgenden Morgen statt des Zeichenlehrers, einen Brief, welcher ihn für immer entschuldigte. Sie hoffte darauf, weil ja doch Zells Liebesgeständniß, ihrer Ansicht nach, nunmehr, da er wußte, wem er dasselbe gethan, ihr Verhältniß für immer, wenn nicht aufgehoben, doch auf eine Weise gestört hatte, welche der Fortsetzung desselben große Hindernisse in den Weg legte. Aber — sie fürchtete es auch. Welch ein Gedanke für sie, wenn der junge, leidenschaftliche Mann zur Verzweiflung getrieben wurde, wenn er vielleicht gar beim Tode Schutz suchte gegen ein Leben, das sich seiner Liebe so feindlich bewies? Das Feuer, mit dem er ihr diese erklärt hatte, deutete auf eine verzehrende Glut in seinem Herzen hin.

Die Fürstin sowohl, als die Frau vom Hause bemerkten die Unruhe, mit der sie von Zeit zu Zeit das Fenster aufriß, um zu sehen, ob er komme. Hortensia klagte auf die Fragen, die ihr deshalb geschahen, über heftige Wallung. Man setzte diese auf Rechnung des Weines vom Tage zuvor, weil sie in der Regel desselben sich ganz zu enthalten pflegte. Da erschien endlich — kein Brief von Zell, sondern er selbst. Aber es war, als sey in der einen Nacht ein ganz anderer Mensch aus ihm geworden. Der sonst mit anständiger Freiheit den Platz als Lehrer behauptete, trat auf Einmal gleich einer seelenlosen Maschine auf. Die offenbare Verwüstung, welche der gestrige Tag in seinem Innern angerichtet, füllte der Prinzessin Augen mit den Perlen des Schmerzes, besonders weil auch seinem Gesichte die frische Blüte der Jugend mit Einem Male abgestreift worden. Zum Glück gaben die Andern nicht Acht auf die große Veränderung, die mit ihm vorgegangen war.

Mit banger Besorgniß blickte die Prinzessin ihrer Mutter und der Sommer nach, als diese jetzt in den Garten gingen. Das Alleinseyn mit Zell hatte etwas Furchtbares für Hortensien. Aber der junge Mann blieb einzig in dem Kreise, der ihm im Hause zugestanden worden. Wohl eine halbe Stunde waren sie allein gewesen und die wenigen Worte, die sie gewechselt, nur die Kunst angegangen. Es hätten vielleicht gar noch weniger stattgefunden, wenn Hortensia's

Herz sich nicht veranlaßt gesehen, ihm von Zeit zu Zeit durch eine recht freundliche Frage wohlzuthun.

Zuverlässig war es nicht Liebe im eigentlichen Wortverstande, was die Prinzessin für den Künstler fühlte. Das ergab sich besonders daraus, daß, seit sie ein vollkommeneres Abbild ihres verstorbenen Bruders besaß, sie von diesem leblosen weit mehr, als von dem Lebenden angezogen wurde. Gleichwohl war sie letzterm eben das bessere Abbild schuldig, und fühlte sich dadurch gegen ihn zu einer liebeähnlichen Dankbarkeit verpflichtet, die grade darum ein höheres Band, als die Liebe selbst war, weil kein Eigennutz sich ihm beimischte.

11.

Ein Brief des Fürsten, der am Abende eintraf, hob die ganze zeitherige Lebensweise plötzlich auf. Er ordnete der Damen unverzügliche Rückkehr an. Mutter und Tochter schoben die Veranlassung dazu auf einen Besuch ferner Verwandten, die diesen Sommer hatten eintreffen wollen. Noch in der Nacht ward ein Bote an Zell abgefertigt und dieser zur Reise mit ihnen auf den folgenden Morgen dringend eingeladen.

Wider alles Erwarten Hortensia's, hatte er sein Kommen zugesagt und war auch mit dem Frühesten selber da. —

In Einem Wagen mit ihm konnte die so ganz veränderte Weise und Stimmung des jungen Mannes der Fürstin nicht entgehen. Sie schrieb solche einer Lieb-

schaft zu, von der er sich getrennt habe und neckte ihn um so öfter damit, weil ohnehin der Scherz, der einer Reise von mehreren Tagen, wenn sie nicht höchst ermüdend werden soll, ein Bedürfniß ist, gar selten bei der Hand war. So empfindlich Zell sich von dieser Neckerei berührt fühlen mußte, so tröstete ihn doch dabei der Gedanke, daß sonach Hortensia ihrer Mutter sein Liebesgeständniß gewiß nicht mitgetheilt hatte.

12.

Es war schon finster, als die Reisenden am vierten Tage in der Heimath eintrafen. Der Fürst befand sich eben im Theater. Um so besser konnte seine Gemahlin die Ueberraschung ordnen, welche sie ihm in Ansehung der beiden Porträts zugedacht hatte. Auf die Nachricht von der Ankunft seiner Geliebten kehrte er sogleich ins Schloß zurück.

Er freute sich von Herzen über ihren sichtbar verbesserten Gesundheitszustand und wunderte sich auch nicht wenig, als er hörte, daß Hortensia die Zeichenkunst wieder vorgesucht hatte. Ganz unglaublich fand er die Verfertigung des Porträts durch ihre Hand, in dem er die Züge des theuern Verstorbenen sogleich wieder erkannte.

Wahrlich, mein Kind — sagte er, die Tochter an's Herz ziehend — ich achte dieses Bild für das erste Juweel meines Schatzes. Aus zweierlei Gründen. Nur Liebe, die zärtlichste Liebe, konnte es seyn, was die vordem so widerspenstige Kunstschülerin in

der kürzesten Zeit bis zu solcher Fertigkeit brachte. Und dann hoffe ich auch durch diese Zeichnung eine bedeutende Lücke in unserm Familiensaale ausgefüllt zu erhalten. Denn mit Hülfe derselben und einiger, was das Kolorit betrifft, ziemlich gelungenen in der Hauptsache aber verfehlten Oelporträts, von unserm seligen Günther, wird hoffentlich schon ein Künstler sich finden, das Bild mit Farben im Großen auszuführen, wenn Du nicht vielleicht selbst — — das, ja das müßte mir und Deiner Mutter noch tausendmal lieber seyn. Von Deiner Hand, Hortense! —

Wer weiß — sprach die Fürstin — was künftig geschieht. Wenigstens glaube ich keine Mißbilligung zu verdienen, daß ich den Künstler, der unsere Tochter so weit gebracht, ihres fernern Unterrichts halber, mitgenommen habe.

Meinen herzlichen Dank! versetzte der Gemahl, ihre Hand an seinen Mund ziehend. Auch ihm möchte ich solchen zu erkennen geben. Ist er vielleicht in der Nähe?

Zell ward gerufen.

13.

Der Fürst erblaßte, ein Laut des Schreckens ging über seine Lippen, als der Künstler hereintrat. Er betrachtete bald ihn, bald das Porträt in seiner Hand.

Allerdings — sprach seine Gemahlin, seine Betroffenheit ziemlich richtig deutend — hat eine seltene Laune der Natur eine große Aehnlichkeit bewirkt. —

Der Fürst sagte dem Maler, der ihm unter seinem Namen vorgestellt worden, ein Paar für die Gelegenheit passende Worte, vernahm auch dann, wie es mit Hortensia's Zeichnung zugegangen war, und daß kein Strich des Meisters sich in die Arbeit gemischt hatte. —

Ja — sprach hierauf die Fürstin — und so sehr auch diese Zeichnung sowohl, als dieser Herr unserm Sohne gleicht, so tritt doch der Unterschied zwischen beiden eben so sehr in's Licht, wenn man ein anderes Bild, von Herrn von Zell gefertigt, zu Gesichte bekommt.

Es war bei der Hand und auf der Fürstin frühere Veranstaltung auch schon ausgepackt. Zwar äußerte der Künstler den Wunsch, daß die Aufstellung desselben erst beim Tageslichte stattfinden möchte. Allein die Fürstin meinte, es könne ja dann von Neuem betrachtet werden werden, daher ward es sogleich hervorgeholt und dem Fürsten gezeigt.

Und es war, als ob der Anblick dieses Bildes in alle Züge des ehrwürdigen Greises die Freude, das ganze frische Leben der Jugend zurückführen wolle.

O, mein Sohn, mein Inniggeliebter! rief er dann. Doch der Schmerz bei dem Gedanken, daß es nicht der Sohn, nur dessen Schatten war, löschte mit Einem Male die kräftigen Freudenlichter auf seinem Gesichte wieder aus.

Stumm sah er dann bald diesen bunten Schein des Verblichenen, bald die blasse Gestalt des in einiger Ferne regungslos stehenden Malers, bald die Zeichnung an, welche Hortensia gefertigt hatte.

Ich behalte mir auf morgen vor, — mit dieſen von zitternden Lippen gehenden Worten entließ er den Künſtler — Ihnen für das ſo wohl gelungene Bild meine Erkenntlichkeit zu bezeigen.

Zell verbeugte ſich. Der Fürſt verfolgte ihn mit dem Blicke, bis er aus dem Zimmer war, dann wankte er, wie aus Kraftmangel, zum nächſten Stuhle und ließ ſich ſchweigend darauf nieder.

Gemahlin und Tochter beſtürmten ihn zugleich mit den Fragen, was ihm fehle und warum das Bild einen weniger erfreulichen als ſtörenden Eindruck auf ihn gemacht habe.

Nicht dieſes Bild allein — erwiederte er — die ganze Szene wirkte mit einer unheimlichen Gewalt auf mich. Du weißt es, theure Franziska, daß ich unter Euch allen gewiß am wenigſten abergläubig bin, daß ich vielmehr oft Eure Anſichten ſolcher Art zu bekämpfen trachte. Gleichwohl faßte mich das Geſicht des Malers aufs unbehaglichſte an. Es war mir bei dem bleichen Ebenbilde unſeres Geliebten, als kehre ſein Schatten zurück, um uns nun auch die Zeichnerin ſeines Porträts, deren Werk ich in meiner Hand hielt, abzufordern.

Dieſe Rede machte ſo tiefen, gewaltſamen Eindruck auf Hortenſien, daß ſie ſich an einen Pfeiler lehnen mußte.

Unmittelbar darauf — fuhr der Fürſt fort — verwies ich mir zwar dieſe Vorſtellung, als die nichtige Frucht eines ſeltſamen Phantaſienſpiels. Aber mit

jenem Oelgemälde mußte wohl meine Einbildungskraft neue Gewalt über meinen Geist gewinnen. Denn aus dem ersten Entzücken, den schmerzlich Vermißten wenigstens im Scheine des Lebens wieder vor mir zu sehen, riß mich plötzlich die Betrachtung: Wie konnte es nur dem Maler gelingen, des Todten Gestalt mit allen ihren Eigenheiten zurückzurufen? Von diesem Momente hatte auch der Urheber des Oelgemäldes etwas gar Schauerliches, ich möchte sagen, Dämonisches, für mich.

Seine Gemahlin erzählte ihm hierauf, umständlicher als zuvor, die Entstehung der Zeichnung ihrer Tochter, und fügte auch hinzu, daß die dem Oelgemälde zum Grunde liegende Zeichnung keinesweges erst nach Günthers Tode, sondern im Herbste des vorigen Jahres, wo Günther zum Besuche auf dem Jagdschlosse des Herzogs von S** mit diesem gewesen, heimlich gefertigt worden, wie Zell es den Damen auf der Reise ganz ausführlich mitgetheilt hatte.

Aber so natürlich auch nunmehr der Fürst den ganzen Hergang der Sache und durchaus nichts Räthselhaftes mehr darin fand, so konnte er doch, wenn des Malers Gestalt vor seinen Geist trat, eines geheimen Schauers sich nicht erwehren. —

14.

Vergebens fragte die Fürstin nach der Ursache der plötzlichen Zurückberufung. Es erfolgte eine ausweichende Antwort von Seiten des Gemahls und als sie

die Frage wiederholte, verwies er sie auf den folgenden Tag, der alles aufklären werde.

Das neue Licht dieses Tages zerstreuete für's erste auch die Bangigkeit, welche den Fürsten die ganze Nacht hindurch gequält hatte. Keine Schauer standen seinem Genusse der Züge des Verstorbenen mehr im Wege. Außer der sehr reichlichen Bezahlung des Bildes erhielt der Maler noch eine kostbare Dose mit dem fürstlichen Namenszuge zum Geschenk, desgleichen eine Anstellung bei der Kunstakademie und als Zeichenlehrer Hortensia's einen besondern Gehalt. —

Noch immer begriff die Fürstin nicht, was ihre Rückkehr beschleunigt hatte. Erst nach der Tafel, als der Fürst mit ihr und Hortensien allein war, begann er also:

„Meine Lieben, die Züge des Gemäldes, welches ich Euch verdanke, sind tiefer in unsre Herzen gegraben, als irgend ein anderes Bild; daher kann auch kein anderes sich unserer Liebe in so hohem Grade erfreuen. Stellet drum jetzt noch keine Vergleichung an zwischen ihm und dem Kleinod, das ich zunächst Deiner Hand, meiner Hortense, anzuvertrauen denke.

Mit diesen Worten überreichte ihr der Vater das in prächtige Steine gefaßte Miniaturbild eines jungen Mannes. —

Ich habe — sprach die Fürstin — in meinem Leben noch kein Gesicht gesehen, in welchem Ernst und Heiterkeit so schön verschmolzen gewesen wäre; die edel-

sten Züge bei dem mildesten Blicke! Findest Du das nicht auch, Hortense?

Ja wohl, antwortete diese. Ohnstreitig ist dieses Bild ein Erzeugniß der Künstlerphantasie, wie es im Leben nirgend anzutreffen seyn möchte. —

Nein, mein geliebtes Kind. Das eben ist das Schönste daran, daß der Mann, den es vorstellt, nicht nur ganz so aussieht, sondern auch sein Charakter sich grade so schön in seinen Handlungen ausspricht, wie dieses Bild ihn zeigt.

Eilig trat ein Kammerherr mit der Nachricht von der Ankunft des Baron Hohnburg herein. Kaum behielt der hiervon sehr überraschte Fürst Zeit genug, seiner Gemahlin und Tochter anzuzeigen, daß unter solchem Namen der Herzog von S** sich verberge, als dieser schon selbst hereintrat. Die mit seiner unvorbereiteten Ankunft bezweckte Ueberraschung war um so größer für beide Damen, weil sich in ihm das offenbare Urbild des eben besprochenen Gemäldes darstellte. —

Dieses lag noch auf dem Tische vor ihnen. Herzog von S** lenkte die Rede sogleich darauf und auf seine Bitte um Hortensia's Hand, welche er mit Uebersendung des Porträts verbunden, eine Bitte, die der Vater den Seinigen eben hatte vortragen wollen, als die Unterbrechung durch den Bewerber selbst erfolgte.

Hortensia's, von dem Worte hell entzündetes Gesicht galt den Aeltern für unbedingte Einwilligung. Während die Mutter dem, wie ein von Thau überfüllter Blumenkelch sich zur Seite neigenden, feurigen

Haupte ihren Busen zärtlich zur Stütze darbot, trat der Vater mit dem Bewerber von ihnen hinweg und sagte leise zu ihm:

Es hat ihnen gefallen, Ihre Bewerbung auf einem etwas ungewöhnlichen Wege zu betreiben. In Allem aber ist es doch nicht gut, aus dem gewohnten Gleise zu weichen. — Das überwallende Herz, das aus meiner Tochter Wangen brennt und das sich schon beim Vorzeigen des Porträts meiner Aufmerksamkeit zur Gnüge kund gethan hat, könnte vielleicht mehr verrathen, als ein nicht zu verachtendes Herkommen gutheißen möchte. Erlauben Sie daher, daß ich meines Kindes Vormund werde.

Laut aber sprach er sodann: Namens meiner geliebten Tochter Hortensia ersuche ich Sie, ihr einen Tag Bedenkzeit zu vergönnen. —

Eine eben an den Herzog anlangende Depesche machte, daß dieser sich in die auf dem Schlosse ihm bereits bestimmten Zimmer zurückzog.

Herzlich, mein theurer Vater — sprach Hortensia, als der Gast hinweg war — herzlich danke ich Ihnen, daß Sie an meiner Statt zu sprechen geruhten.

Es geschah blos, mein Kind, damit Deine Neigung nicht allzuschnell das Wort an sich reißen möchte. Uebrigens habe ich dem Baron Hohnburg bereits die Antwort gegeben, welche der Herzog von S** morgen um diese Zeit von Dir selbst zu erwarten hat. —

Was wollte der Vater damit sagen? sprach, als er sich jetzt entfernte, Hortensia zur Mutter. Ich bin

eine lange Weile in traumgleicher Betäubung gewesen. Da hörte ich dann, wie er mir eine Zeit zur Erwägung ausmachte. Gleichwohl muß ich nun vernehmen, daß er dem Herzog schon eine Antwort gegeben hat.

Ohnstreitig — antwortete die Mutter — zur Beruhigung des Herzens des mit sichtbarer Wärme an Dir hangenden wackern Bewerbers.

Zu seiner Beruhigung? — Und ich glaubte, der Vater habe zu der meinigen gehandelt! seufzte Hortensia.

Die Fürstin, selbst empfindlich werdend über diese Empfindlichkeit der Tochter, in der sie durchaus nichts weiter sah, als den Ausdruck des sich verletzt fühlenden eigenen Willens, weil sie Hortensia's Benehmen erst beim Erblicken des Porträts und dann, beim unmittelbar darauf folgenden Hervortreten des ungewöhnlich schönen Mannes, grade wie ihr Gemahl sich erklärt hatte, sprach hierauf: der Form wegen, die er hier nöthig fand, bat dein Vater den Herzog um Bedenkzeit. Darin handelte er doch wohl völlig recht? Daß er ihn zugleich heimlich von Deinem morgenden Entschlusse in Kenntniß setzte, das hätte er freilich unterlassen können. Ein Fürst wie dieser darf voraussetzen, daß er nirgend eine abschlägige Antwort auf solch eine ehrenvolle Anfrage zu befürchten habe. —

Die Fürstin begab sich hinweg. Ihr letztes Wort war zureichend, Hortensien über das, was ihr nothwendig bevorstand, in völlige Klarheit zu setzen. Auch konnte es leicht seyn, daß ihr Auge zu der Zeit, wo

sie von der Absicht des Herzogs noch nichts wußte, sein Wohlgefallen an dem schönen Bilde und dann auch an der Person des schönen Mannes unwillkührlich ausgedrückt hatte. Dazu erinnerte sie sich, daß schon früher einmal ihr Vater im Allgemeinen von der Pflicht der Fürstentöchter in Hinsicht auf die Wahl ihrer Gatten einzig den Aeltern zu vertrauen, gesprochen. Und hätte sie diesen gepriesenen Bewerber nun auch ausschlagen können, so stand ihr gewiß nur eine noch traurigere Wahl bevor. Denn als sie sich einst für das Unvermähltbleiben erklärt, hatte der Fürst diesen Vorsatz aufs äußerste gemißbilligt und ihrer Lage unangemessen gefunden.

Uebrigens gab sogar ihre Vermählung, wenn sie bald eintrat, dem Manne, dessen Leidenschaft sich mit ihren Verhältnissen nicht vereinigen ließ, die beste Weisung, gänzlich davon abzustehen und sich bei Zeiten in sein Geschick zu fügen. Schien es doch überhaupt, als ob Zell die Nothwendigkeit, jede Hoffnung aufzugeben, einsähe; denn beim Unterrichte, den er diesen Morgen erst ihr wieder ertheilt hatte, fuhr er fort, sich in den Schranken seiner Lehrerobliegenheit gegen die Fürstentochter aufs Strengste zu halten.

Ja — sagte Hortensia schmerzlich zu sich selbst — Aufopferung heißt mein Loos! Gänzliche Eheloſigkeit würde mir das mildeste seyn. Die aber ist der fürstlichen Sklavin nicht verstattet. Gebe nur der Himmel, daß durch das Opfer, das ich bringe, i h m ein besser Geschick bereitet werde! —

Dieser, den ganzen Tag und die ganze Nacht von allen Seiten erwogene Gedanke ward ihr am folgenden Morgen zum festen Entschlusse. Schon beim Frühstücke that sie ihn der Mutter kund, die ihn übrigens vorausgesetzt hatte, wie ihr Vater, den bei seinem nachherigen Hereintreten die Fürstin davon unterrichtete. —

15.

Bleicher und wortarmer als jemals war Zell diesen Morgen in der Zeichenstunde. Alles an ihm verkündete, daß ihm der Zweck des anwesenden fremden Fürsten nicht unbekannt war; sein Zweck und die Gewißheit von dessen Erreichung. Wie hätte auch ihm das fremd bleiben können, was Jedermann schon als eine abgethane Sache betrachtete?

Tief erschüttert blickte Hortensia einigemal auf ihn. Er glich einem zurückgekehrten Verschiedenen. Daher konnte sie sich endlich der theilnehmenden Frage: Fehlt Ihnen etwas, lieber Zell? nicht erwehren.

Nicht eben, Eure Hoheit! antwortete er und der Ton war so leise und bewegt, sein Lächeln so schmerzlich, dazu fühlte sich die Prinzessin durch das beigefügte auf ihren Rang Beziehung habende Wort, das er noch nie gegen sie ausgesprochen, dergestalt verwundet, daß sie seine Hand ergriff und sprach: Lassen Sie den Harm nicht Meister werden über ihren Geist. Müssen wir uns doch alle fügen in die Pfade des Schicksals! Meinen Sie vielleicht, daß es gegen die Fürstentochter milder handle als gegen — — Andere?

Auf dieses Wort blickte der junge Mann ihr in's Auge und in diesem reinen Spiegel des leidenvollsten Gemüths den süßesten Trost für das seinige findend, antwortete er: Sie haben recht, Gnädigste, ich muß Ihnen ein entscheidendes Zeichen geben, daß ich's thue, so gut als Sie mir. Nie würde mein redliches Herz so offen, als es geschah, sich Ihnen dargelegt haben, wäre der Schein gleichen Standes mit mir, den Sie angenommen, nicht mein Verführer gewesen. Aber vom ersten Momente der Entdeckung, daß unsere Schicksale unvereinbar sind, hätte ich meinem Auge die Wohlthat, Sie ferner zu sehen, für immer versagen sollen. Ich will, ich muß das Versäumte nachholen. Leben Sie glücklich! Ich eile in meine Wohnung, die schriftliche Bitte um meine Entlassung zu thun. Malen und Zeichnen ist kein Gewerbe mehr für mich. Ich gehe, ein anderes, minder ruhiges zu versuchen, bei dem ich den Erfolg besser in meiner Gewalt habe. Mein Oheim ist Oberster. Ich werde ihm mit dem Anerbieten meiner Dienste willkommen seyn. Der Krieg, der eben mein Vaterland verwüstet, bietet meinen Hoffnungen ein weites Feld. —

Die Fürstin war vorhin, schon bei Hortensia's Anrede an ihn, draußen vor der halboffenen Thür angelangt. Da hemmte die Bedeutung des Gesprächs, welches eben begann, ihren Schritt. Die frühere Warnung des Gemahls vor dem von ihr beabsichtigten Inkognito fiel ihr bei dem Unheile, das solches sonach gestiftet hatte, schwer auf das theilnehmende Herz.

Kein Wort war ihr entgangen. Jetzt trat sie unbemerkt herein, als von Hortensia's Lippen die Frage bebte: Welche Hoffnungen sind das, guter Zell?

Den Frieden zu gewinnen, zu dem mir auf der Welt die Aussicht verloren ist.

Er wollte hinweg. Hortensia wußte nicht, ob sie ihn halten, oder gehen lassen müsse. Da blieb er auf Einmal erstarrt stehen vor der unerwarteten Anwesenheit der Fürstin.

Laden Sie keine Blutschuld auf sich und auf uns! redete sie ihn an. Jedes Wort Ihrer Rede hörte ich, und fühlte mich davon verwundet. Ihr jetziges durch nichts veranlaßtes Weggehen würde äußerst auffallen. Ich kann's nicht zugeben, um unser Aller willen nicht.

Ein Bote vom Fürsten rief Hortensien ab. Während der Fürstin Vorstellungen den Künstler wirklich zum ferneren Bleiben bewogen, führte der Vater seine Tochter dem Herzog als Verlobte zu.

16.

Am folgenden Morgen wurde Zell zum künftigen Gemahl seiner Geliebten gerufen.

Herr von Zell — sprach dieser zu dem Eintretenden — ich habe Ihre Kunst in dem Porträt des verstorbenen Prinzen Günther bewundert, dessen Züge Sie, dem Vernehmen nach, auffaßten, als er bei mir an der Tafel saß. Mein künftiger Schwiegervater wünscht mein Bildniß zu besitzen. Ich wüßte nicht, zu wem

ich darin so viel Zutrauen haben dürfte, als zu dem Verfertiger jenes Porträts.

An ein Ablehnen des Auftrags war nicht zu denken. —

Als aber in der Zeichenstunde die Fürstin auf Veranlassung ihres Gemahls, zunächst Hortensia's Bildniß in Miniatur von ihm gemalt begehrte, da sprach er: Das, das übersteigt meine Kräfte, gnädigste Frau. Dieses Miniaturbild soll das Gegengeschenk werden, für das Porträt, welches der künftige Gemahl der Prinzessin ihr überreichte. Nein, Euer Durchlaucht, die Widerspenstigkeit meiner Hand würde die Sache ohnehin alles Erfolges berauben.

In diesem Augenblicke trat der Fürst herein, sein Verlangen selbst zu erkennen gebend. Seine Gemahlin ergriff das Wort an der Stelle des gänzlich Verstummten. Daß er keine Miniaturbilder male, konnte die Entschuldigung nicht seyn, da dem Fürsten bereits sehr gelungene von seiner Hand vorgezeigt worden waren. Sie bat daher nur in des Künstlers Namen um Aufschub, bis das größere Gemälde fertig seyn würde, das der Herzog ihm aufgetragen.

Zell's Benehmen die ganze Zeit über, war so seltsam, daß die Furcht, welche bei seinem ersten Erscheinen am Hofe den Fürsten angewandelt hatte, zurückkehrte und er den jungen Mann wiederholt mit forschendem Auge ansah. Auch auf die Tochter fiel jetzt der Blick des geübten Beobachters. Er bemerkte ihr regungsloses Hinstarren nach Zell und zum ersten Male stieg

in ihm der Gedanke an die Möglichkeit der Sache auf, welche wirklich hier stattfand. —

Sogleich äußerte der Fürst, er sey gekommen, seine Frau und Tochter abzuholen. Sie folgten ihm beide. Als er in der Thür noch plötzlich zurückblickte, da stand der, alles Bewußtseyns der Verhältnisse beraubte Zell, die Hände unter dem Kinn gefalten da, ein Mensch, der nichts mehr zu fürchten, nichts mehr zu hoffen hat. Die Blicke der beiden Damen fielen gleichfalls auf ihn.

Gott, Gott! rief Hortensia an die Mutter sich lehnend. Der Fürst zog aber nach einem Laute der Mißbilligung beide Frauen zur Thüre hinaus.

Jetzt blieb keine Zeit weiter zur Verheimlichung. In seinem Wohnzimmer, wohin der Fürst die Damen führte, offenbarte seine Gemahlin ihm alles umständlich, seit der Bekanntschaft zwischen Hortensien und Zell.

Sehen Sie wohl — sprach der Fürst, nicht im Zorne, sondern mit Schmerz und der innigsten Theilnahme — sehen Sie, was es auf sich hat, auch nur scheinbar aus seinen Verhältnissen herauszugehen! Ihr Inkognito ist von gar bittrer Frucht gewesen. Wollte Gott, daß die böse Ahnung, die beim ersten Blicke auf diesen Maler mich befiel, nichts gewesen seyn möchte, als ein nichtiger Traum! —

17.

Daß Zell unter den nun eingetretenen Umständen, nach der stummen, aber nur desto mächtiger redenden

Szene, sogleich entfernt werden müsse, darüber war das Fürstenpaar einig. Alles Aufsehen zu vermeiden, ließ man ihm, als sey es auf sein mündliches Gesuch geschehen, die Resolution zufertigen, daß er schon den folgenden Morgen seine Reise nach Italien antreten könne. Dahin war wiederholt der laute Wunsch des Künstlers gegangen. Der Fürst fügte Reisegeld und ein Jahrgehalt hinzu.

Die beste Auskunft war das gewiß; auch in Hinsicht des jungen Mannes. Wo wäre eher Heilung für sein krankes Gemüth zu erwarten gewesen, als in dem geliebten Heimathlande seiner Kunst? dem Herzog von S•• hoffte der künftige Schwiegervater einleuchtend zu machen, daß es besser sey, wenn der Maler erst nach vollendeter Reise das besprochene Bildniß anfange, als sogleich. —

Nachmittags saß Zell auf seinem Zimmer im tiefsten Sinnen über das am Morgen Vorgefallene. Daß sein ganzes Herzensgeheimniß nun auch zu des Fürsten Ohre gekommen seyn werde, mußte er besorgen, und so sehnte er den Augenblick herbei, wo irgend etwas über seine Zukunft verfügt würde. Er selbst fühlte sich außer Stande, das geringste zu thun. Da kam der Bote mit dem schriftlichen Befehle des Fürsten. Außer sich vor der ganz unerwartet großen Gnade, konnte er dem Triebe nicht widerstehen, sogleich eine Danksagung niederzuschreiben. Diese überraschte den ehrwürdigen Fürsten um so freudiger, weil sie sichtlich aus des jungen Mannes Herzen geflossen war. Er sah zugleich aus

dem Schreiben, wie ernſtlich der Liebende darauf ausging, die Verhältniſſe zu ehren und eine Neigung zu bekämpfen, welche nie auf einige Gunſt von den Umſtänden hoffen konnte. Jetzt fing der Greis ſelbſt an, eine große Vorliebe für den unglücklichen Jüngling zu faſſen.

Er äußerte das gegen ſeine Gemahlin, als er ihr den Brief mittheilte. Dieſe war ebenfalls ſehr erfreut darüber, weil ſie bis dahin immer gefürchtet, der Verzweifelnde möchte doch wohl noch den Entſchluß ausführen, von dem ſie früher ihn ſchon einmal zurückgehalten. Hortenſien ſelbſt that ſein lobenswerther Wille recht wohl, wenn ſie ſchon die mannichfachen Gedanken und Sorgen, welche mit ſeiner Abweſenheit über ſie hereinbrechen mußten, ſich nicht ohne Schauder denken konnte.

18.

Es ſollte aber etwas noch Schlimmeres, als dieſe Abweſenheit eintreten. So ämſig auch Zell alles auf ſeine Reiſe Bezug habende zu beſorgen ſuchte, ſo erlag doch, ehe er ganz damit zu Stande war, ſeine durch den Wechſel unglücklicher Ereigniſſe in der letzten Zeit überaus geſchwächte Kraft mit Einemmale. Er ſank auf's Krankenlager. Das Fürſtenpaar nahm den innigſten Antheil an dem Patienten. Hortenſia litt unbeſchreiblich, zumal da die zu ihrer nahen Vermählung nöthigen Vorbereitungen überaus raſch von ſtatten gingen.

Zell's Krankheit halber hatte der Fürst den Vorwand, mit dem er die plötzliche Reise des Künstlers bei seinem künftigen Schwiegersohne entschuldigen wollte, bis dahin ausgesetzt. Er sollte es für immer bleiben, falls der Maler, wie bei dessen Gemüthszustande wohl nicht ohne Grund zu besorgen war, dem überaus heftigen Fieberanfalle erläge.

Zufällig erfuhr jedoch der Herzog schon am folgenden Nachmittage davon, als er, heimkehrend von einem Spaziergange, bei des Kranken Wohnung vorüberkam, durch den Leibarzt, welcher aus dem Hause trat. Dieser, der grade dabeigestanden hatte, als der hohe Gast ihm sein Porträt zu fertigen auftrug, fing auf des Herzogs Anrede sogleich damit an, daß dieses Bildniß schwerlich nun so bald zu Stande kommen möchte und erzählte von dem plötzlichen Krankheitsanfalle. Er war dem Herzoge doppelt empfindlich, denn auch die Person des jungen Mannes hatte ihn sogleich eingenommen.

Der Herzog fühlte sich zu einem Besuche des Kranken bewogen. Kaum aber, daß er mit dem ihn begleitenden Leibarzte an Zell's Bette getreten war, so nahm das Fieber einen recht furchtbaren Charakter an. Erst rollten des Patienten Augen eine Zeitlang gewaltig in seinem Kopfe. Dann sprang er im Bette auf und rief dem Besucher zu: Kommst Du, mich zu ermorden? Immerhin! Hortensia aber, du Räuber, die soll doch nicht

Dein werden. Sie ist mein und wird es bleiben! Wo nicht hier, doch dort oben!

Der Arzt winkte dem erstaunten Herzoge hinweg.

Zitterst Du vor mir, feiger Räuber? rief er dem sich Entfernenden noch nach.

Kaum war der Herzog aus seinen Augen, so wurde der Kranke auf Einmal wieder still.

19.

Nachdenkend schlich Herzog von S** dem Schlosse zu, und blickte sich einige Mal um, nach dem Leibarzte. Schon bei seiner ersten Unterredung mit dem Künstler hatte er dessen Widerwillen gegen sich wahrzunehmen geglaubt. Da solcher jedoch nicht zu erklären war, so verlor sich dieser Glaube wieder in ihm. Jetzt mußte er durch ihn wohl von Neuem und mehr als zuvor sich beunruhigt fühlen.

Der Arzt, der unter den eingetretenen Umständen noch einiges angeordnet hatte, eilte selbst zu dem Herzog, als dieser so eben in seinem Zimmer angelangt war. Er entschuldigte sich, wegen des Vorgefallenen. Bis dahin sey der Kranke noch Niemand zu nahe getreten. Außerdem würde er auch gewiß von dem Besuche abgerathen haben.

Nachdem der Herzog von S** den Arzt zutraulich gemacht, gab er ihm den Wunsch nach einer psychologischen Erklärung des Vorfalls zu erkennen. Achselzuckend antwortete der Doktor, daß in ähnlichen Fällen die Erklärungen zuweilen recht wahrhaft ausse-

hen und doch ganz trügen könnten. Ihm sey nicht der mindeste Anlaß zu der Seltsamkeit bekannt. Auch finde sich ja bei Fieberkranken so wie bei Träumenden in gesundem Zustande, daß sie auf Einfälle geriethen, die kein Psycholog enträthseln könne.

So unbefriedigt durch diese Aeußerung, als unruhig über die Sache, entließ er den Arzt und eilte, da eben die Theezeit anging, in der Fürstin Gemach.

Sie war mit Hortensien allein. Als der Fürst im Nebenzimmer seine Sprache vernahm, kam er ebenfalls.

Der Herzog sann eben nach, wie die Einleitung zu seiner Forschung am besten zu treffen seyn würde, als sich alles von selber fand. Der Fürst bemerkte eine ungewöhnliche Blässe am Gesichte seines Gastes und fragte theilnehmend, ob ihm etwas fehle? Der Herzog verneinte das, sagte aber, daß er eben einen Schreck gehabt habe, und erzählte sodann den ganzen Vorfall.

Der Farbenwechsel aller Anwesenden und besonders Hortensia's gänzliche Haltlosigkeit, konnte ihm nicht entgehen. Auch der Vater nahm es wahr und fand sich veranlaßt, das ganze Verhältniß mit Zell von seinem Entstehen, bis zu dem Beschlusse, ihn in eine ferne Gegend zu schicken, offen darzulegen.

Je mehr den Gast das alles Truges unfähige Auge seines künftigen Schwiegervaters von der Wahrheit dieser Darstellung überzeugte, um so mehr

fühlte er sich durch dieselbe beruhigt und gab es zu erkennen.

Unter diesen Umständen — sprach er — ist der junge Mann allerdings sehr zu beklagen. Hoffentlich aber wird er doch nach seiner Herstellung und der künftigen Reise, die wohl das meiste thun wird, bei näherer Erwägung einsehen, daß eigentlich nicht er es war, der unsere Hortensia anzog, daß Sie vielmehr — hier wendete er sich zur Prinzessin selbst — in ihm einzig die Aehnlichkeit mit dem verewigten Bruder liebte! —

Kam er mir doch selbst — fiel der Hausherr ein — wie der Schatten unseres Tiefbetrauerten vor, mir aber wahrlich nicht wie ein heilbringender Schatten. Denn noch jetzt, indem ich des Augenblicks gedenke, wo er mir zuerst vor die Augen trat, kann ich mich eines eiskalten Schauers nicht erwehren.

Um das Gespräch auf natürliche Weise einem andern Gegenstande zuzulenken, begann der Herzog von der Rückkehr Verstorbener zu sprechen. Er führte das Beispiel einer Ahnfrau an, die der Sage zufolge wirklich nach ihrem Tode erschienen seyn sollte. Dabei ließ er, nicht ohne guten Grund einen leisen Tadel auf den Wunsch fallen, geliebte Verstorbene wiederzusehen, indem einer allgemeinen Behauptung nach, die Erfüllung eines solchen Wunsches, für den, welcher ihn geäußert, noch niemals ohne ein heftiges, oft lebensgefährliches, Grauen stattgefunden.

So nehmen Sie wirklich die Möglichkeit der Erfüllung an? fiel die Fürstin ein.

Weder annehmen, noch läugnen will ich sie. Nur den Fall wollte ich setzen, und dabei berühren, was über die unheimliche Nähe von Personen aus einer andern, räthselhaften Welt gesprochen wird.

Das Nachdenken über seine Rede verursachte eine allgemeine Stille.

Heiliger Gott! rief jetzt Hortensia, schob ihren Stuhl zur Seite und hielt sich krampfhaft fest an der Mutter, die Augen mit beiden Händen bedeckend; denn in der Thüre stand die Gestalt ihres Bruders in einen Mantel gehüllt.

Alles blickte dahin und ganz unvernehmlichen Schrittes nahte sich langsam die Erscheinung. —

Zu gleicher Zeit aber eilten Leute zur Thüre herein, sich des Fieberkranken, denn Niemand, als er war es, zu bemächtigen. Die augenblickliche Abwesenheit seines Wärters benutzend, war er aus dem Bette gesprungen, hatte den Mantel von der Wand genommen, um sich geworfen, und sich so auf die Straße und nach dem Schlosse begeben. Die Wache, in der Meinung, es sey wirklich der Schatten des Prinzen, welcher einen ähnlichen Mantel zu tragen pflegte, hatte ihm kein Hinderniß in den Weg gelegt. Erst nach Ankunft des athemlosen Wärters klärte sich alles auf.

Nur mit Anwendung großer Gewalt war die Entfernung des Kranken zu bewerkstelligen.

Der Gedanke, daß es ein Geist sey, hatte durch den leisen Tritt des Kranken, der ohne Schuh entflohen war, noch mehr Bestätigung erhalten.

Als Hortensia sich wieder emporrichtete, glich ihr regungsloses Gesicht einem bleichen Marmor.

Fasse Dich nur, herzliebes Kind! sprach die Mutter, ihr eiskalte Schweißtropfen von der Stirne wischend. Der Vater faßte ebenfalls zärtlich ihre Hand.

Sie verlangte zu Bette. Die Fürstin begleitete sie in's Schlafgemach.

Die beiden Fürsten saßen in Trauer stumm neben einander. Endlich sprach der Hausherr: Der angenommene Schein eines geringern Standes hat all diese Unfälle herbeigeführt. Nimmermehr würde der wackere junge Mann auf den Gedanken der Liebe zu meiner Tochter gerathen seyn, wenn ihre Maske ihn nicht verleitet hätte. Das ergibt sich aus seinem Briefe.

Während der Fürst aus dem Nebengemache Zell's Danksagungsschreiben herbeiholte, erkundigte sich der Gast im Vorsaale nach dem hinweggeschafften Kranken. Nur zum Tode nun mit mir, zum Tode! hatte er gerufen, und ich werde folgen, geduldig wie ein Lamm. Wollt Ihr mich zum Tode führen? — Auf die bejahende Antwort war er wirklich die Treppe eilig hinabgegangen und in den unten bereitstehenden Wagen ohne alle Weigerung gestiegen. —

Sein Brief gewann dem Herzoge das innigste Mitleid, die aufrichtigste Achtung ab.

20.

So habt Ihr mich denn doch betrogen? war, als Zell zurück in seine Wohnung gebracht worden, sein erstes Wort daselbst gewesen. Aber die große Erschöpfung, in der er sich befand, fesselte ihn an das Bett, worein man ihn legte. Der ganze Ausdruck seiner Mißbilligung bestand in einem leisen Wimmern, welches zu großer Freude des anwesenden Arztes bald in gedeihlichen Schlummer überging.

Der Patient schlief in einem Zuge fort, bis gegen Mittag am folgenden Tage. Nachher beim Erwachen schien er nicht das mindeste Bewußtseyn von seiner Flucht nach dem Schlosse zu haben. Gestärkt, wie er sich fühlte, dachte er schon wieder mit allem Ernste an seine Reise und fragte den Arzt, ob er sie vielleicht den folgenden Tag anfangen könne.

Verdrüßlich, von diesem ein Kopfschütteln zur Antwort zu erhalten, äußerte er sein Befremden, daß der Leibarzt, den der Fürst selbst ihm gesendet, gar nicht kommen wolle, weil dieser ihm gewiß die Reise verstatten werde. Er schickte mehrmals nach dem Leibarzte. Endlich erschien derselbe und gab dem Kranken, auf dessen Wiederholung der Frage, zur Antwort, daß man am folgenden Morgen ja sehen werde, ob die Reise schon anzutreten sey oder nicht. Dabei beruhigte sich Zell und bat nur seinen bald wieder hinwegeilenden Tröster, daß er ihn noch einmal und auf längere Zeit, besuchen möchte. Dieser gab ihm freundlich die Hand darauf.

Wenn aber auch der Leibarzt gegen Abend sich wieder einstellte, so konnte er doch nur wenige Augenblicke verweilen.

Bei Hofe ist wohl Niemand krank? fragte Zell mit allen Zeichen der bangsten Besorgniß, als der Arzt seinen großen Zeitmangel zur Entschuldigung nahm. Er glaubte die Frage verneinen zu müssen.

Wirklich aber war es die Prinzessin, welcher seine ganze ärztliche Kunst jetzt allein sich widmete. Nach der völlig schlaflosen Nacht hatte ihr Zustand alle Zeichen der nahen Auflösung. Der Leibarzt wagte freilich noch nicht, diese Wahrheit vor dem, ohnehin mächtig erschütterten, Fürstenpaare auszusprechen, doch wies bereits die Leidende selbst darauf hin. Vergebens suchte die weinende Mutter ihr den betrübten Gedanken, wie sie ihn nannte, aus der Seele zu nehmen.

Als sie dies eben Abends, wo sie mit der Tochter allein war, wieder versuchte, so sprach Hortensia in einem Tone, der nicht nur die größte Fassung, sondern sogar die zuversichtlichste Hoffnung darlegte. Ist er denn so betrübt, dieser Gedanke, theure Mutter? Und liegt die Wahrheit, die Nothwendigkeit der Sache nicht vor Augen? In heiliger, überirdischer Stunde gelobten wir uns, Günther und ich, daß wer zuerst hinübergehen würde in die Heimath, zurückkehren, und den Andern nachholen wolle. Wir hofften damals, das werde den Abgeschiedenen vergönnet seyn. Nun aber ist dies vielleicht doch nicht. Da sendet denn der Vollendete mir, an seiner Statt, in Zell einen Boten. Gib Acht,

Mutter, — und höher leuchteten nunmehr ihre Augen, ihre Stimme erhob sich wunderbar — gib Acht, der Bote wird ebenfalls vergehen, sobald ich nicht mehr seyn werde. Denn wie ich in dem Bruder lebte, so lebt er in mir. Was wollte er noch weiter auf Erden, wenn sein Geschäft hier geendet ist? —

21.

Mit jedem neuen Tage wurde es klarer, daß Hortensia's Voraussagung der Nähe ihres Todes gegründet war. Doch glänzte, als sie am zwölften in der Abenddämmerung wirklich verschied, aus ihrem Auge ein so helles, überirdisches Licht, daß alle Umstehenden, die Seligkeit ihres, ihres hinüberschwebenden Geistes erkennend, nicht die in der Vollendung ihr einziges Heil Findende, nur sich selber beklagen und beweinen konnten.

Mit Zell hingegen besserte sich's von Tag zu Tage. Zwar war sein Fieber noch mehrmals, doch immer schwächer, zurückgekehrt, bis er endlich in der That von Neuem Anstalt zu seiner Reise treffen konnte. Grade am dritten Tage nach der Prinzessin Ableben, welches ihm übrigens, wie ihre ganze Krankheit verschwiegen worden, geschah das.

Der Herzog ging bei seiner Wohnung vorüber. Er wußte von des Kranken völliger Herstellung und eilte in sein Zimmer. Befremdet trat der junge Mann zurück.

Ich habe — sagte der ihn Besuchende — Ihren Brief an den Fürsten gelesen. Der Enthusiasmus, mit dem Sie sich darin für die Reise nach Italien erklärten, gibt Ihrer Rechtlichkeit das ehrenvollste Zeugniß. Alles, was zwischen diese Reise kam, lag außer dem Kreise Ihres Willens. Ich bin Ihr Feind so wenig, als Sie, bei klarem Bewußtseyn, der meinige seyn können. Begleiten Sie mich auf meinen Landsitz. Die Natur wird uns beiden dort Linderung reichen. Unsere gemeinschaftliche Klage um die so früh Hinübergegangene wird auch unser gemeinschaftlicher Trost seyn! —

Wer — wer ist hinübergegangen? stammelte Zell und jeder Blutstropfen wich plötzlich aus seinem Gesichte.

Der Herzog erstaunte, ihn nicht davon unterrichtet zu sehen. Er zürnte sichtbar über sich selbst, wegen der Art, wie es nunmehr durch ihn geschehen war.

Eine Zeitlang hatte Zell gar kein Ohr für die nähern Umstände. Als jedoch die Rede auf die himmlische Heiterkeit kam, welche Hortensia's Geleiterin in ein höheres Leben gewesen war, da schien er aufmerksam und auch ruhiger zu werden.

Der Herzog von S** verließ den Verstummten mit der Bitte, daß er ihn besuchen möchte; worauf ihm Zell in seiner Betäubung auch den Handschlag gab.

22.

Der Mann, bei welchem der Künstler wohnte, und seine Familie bemerkten bald den Grund von des Unglücklichen sprachlosem Wesen. Doch sträubte er sich durch Winke gegen alle nähern Erklärungen, so bescheiden auch das Begehren danach geschah. Er blieb überhaupt stumm den ganzen Abend. Nur den Aufschub seiner Reise um zwei Tage ordnete er an.

Inzwischen hatte man doch von dem Vorgefallenen dem Arzte Nachricht gegeben und dieser kam am folgenden Morgen mit dem Frühesten. Auf Zell's Aeußerung, daß er sich recht wohl fühle, bat er ihn nur noch, nicht etwa den Leichnam der Vollendeten sehen zu wollen, dessen öffentliche Ausstellung auf den Abend stattfinden werde. Er schüttelte den Kopf, welches der Arzt um so mehr für eine Verneinung nahm, da der Genesene ihn dazu dankbar an sein Herz preßte. Aber das Kopfschütteln drückte aus, daß er von gar keinem Rathe mehr etwas wissen wolle und der Dank galt der Nachricht selbst.

Abends war Zell einer der ersten, welche die Prinzessin zum letzten Male sehen wollten. Die Verschiedene auf hohem, schwarz-umhangenen Gerüst im hellglänzenden Sarge liegend, glich beim Scheine der zahllosen Kerzen einem in weißen Marmor gearbeiteten, schlafenden Engel.

Um Jedermann, der das traurige Schauspiel zu sehen wünschte, solches zu vergönnen, war die Anordnung getroffen, daß die Kommenden nicht stehen blei-

ben, sondern langsam um die Leiche herumgehen sollten. Wer nicht von selbst seinem Vorgänger folgte, ward durch die Wachthabenden mit Freundlichkeit dazu veranlaßt. Wie dies aber bei dem jetzt eintretenden Zell gleichfalls geschehen mußte, blieb die Mahnung ohne Erfolg. Als fehle ihm nicht nur alles Gehör, sondern auch aller Sinn für einen Gegenstand, außer der Leiche, so blieb er neben der Thür stehen und starrte nach dem freundlichen Antlitz der Todten hin.

Seine Aehnlichkeit mit dem vor Kurzem erst verstorbenen Prinzen gab dem Widerspenstigen etwas besonders Schauerliches.

Die Wache, statt eine ernstliche Anrede an ihn zu wagen, (welche vielleicht unter der Voraussetzung, daß der Fall einer solchen Widerspenstigkeit schwerlich eintreten werde, ihr überhaupt nicht zustand,) ließ den Fürsten um Verhaltungsbefehle bitten. Der Verlobte der Hingeschiedenen eilte selbst herzu, der Sache Abhülfe zu geben.

Aber sogar sein freundliches Erfassen der Hand des nur noch im Anschauen der Verstorbenen Lebenden konnte weder dessen Munde Worte, noch auch dem starren Auge eine andere Richtung geben. Da befahl er, daß ein Stuhl neben Zell gesetzt werden und durchaus keine Störung ihm wiederfahren solle. —

Gegen Morgen, als die Kerzen schon weit herabgebrannt und keine Leute mehr da waren, außer den Wächtern, fand man ihn auf dem Stuhle sitzend eingeschlafen. Niemand wagte, ihn aufzuwecken. — Es würde auch,

wie sich bald darthat, unmöglich gewesen seyn. Denn er war für immer entschlummert. —

Obschon die Umstände nicht verheimlicht wurden, so war doch durch viele derjenigen, welche ihn am Abend hier gesehen hatten, das Gerücht in Umlauf gekommen, daß der verstorbene Prinz Günther selbst, sich am Sarge seiner geliebten Schwester wieder eingefunden; eine Sage, die noch bis diesen Augenblick nicht allen Glauben im Volke verloren hat. —

Der Nautilus.

Ein Nachtstück von C. Weisflog.

Nicht Phantasie hat hier den düstern Pinsel
in bittre Wehmuth, herben Schmerz getaucht;
So ist's geschehn. Noch grünt und blüht die Insel,
wo, Irrwahn! dir manch' schrecklich Opfer rauch't.
Ein Nebelschleier birgt des Himmels Klarheit;
Doch wie er dämmert, ach! — es ist die Wahrheit!
und all die Herzen, wie sie hier sich kunden,
so haben sie geschlagen und empfunden.

Henry Stewart! — rief mein Führer durch das weltberühmte Greenwich Hospital einem Manne zu, der mit bleicher Kummermiene ganz hinten im weiten Saale, sinnend vor einem Tischchen saß, auf dem die damals — es war im Jahr 1798 — noch ganz neue Charte von Australien aufgeschlagen lag — Henry Stewart! Der Nautilus ist ein Meerwurm!

Der traurige Mann fuhr erschrocken zusammen, blickte auf und murmelte leise: Ja, ein Meerwurm! — Er segelt wunderbarlich dahin, in den stillen Buchten der Südseeinseln — — streckt den langen dünnen Faden — fuhr mein Begleiter fort — über die glatte Meeresfläche und oben auf dem Faden schillert seine Blase in den Farben des Regenbogens, wie das bunte Seifenspiel der Knaben. Aber will man ihn greifen, versinkt er in den Abgrund.

Und keine unschuldigen blauen Kindesaugen blicken aus der geheimnißvollen Kugel? — Und keine Menschenseele lebt drinn? — fragte Henry, wehmüthig drängend.

Keine! — antwortete mein Führer — Die Menschenseele bleibt nicht im dunkeln Meeresgrunde und dein Kindlein spielt mit Peggy unter den Blumen des Paradieses.

Ja! — rief nun Henry mit sonderbarem Lächeln, seine Thränen rollten über die eingefallenen Wangen und er schlug die Charte zu — Ja, Andrews! — du hast Recht! der Nautilus ist ein Meerwurm!

Was habt Ihr mit dem Menschen? — fragte ich den Führer, ergriffen von der wunderbaren Szene und dem Unheimlichen dieser wechselnden Reden — Wer ist dieser Henry Stewart? Was ist's mit dem Nautilus?

Setzt Euch hierher, Sir! — bedeutete Andrews, als wir am Ende des Korridors sein freundliches Zimmer erreicht, er, der Führer, vor mir auf den Tisch

den schäumenden Porterkrug, sich selber aber breit und gemächlich neben mich auf den Lederstuhl gepflanzt. — das gehört alles mit unter die Merkwürdigkeiten von Altengland, und Ihr mögt es drucken lassen, wenn Ihr wieder drüben bei Euch zu Hause seid. Gott verdamm' mich! an der Nase seh ich's Euch an, daß Ihr Federfuchserei treibt! Aber Ihr mögt, und darum trinkt und hört!

Es sind nun sechs Jahr, daß wir Beide, ich und Henry Stewart, der Seekadett, und noch acht andre auf der Armensünderbank saßen. Herr! — das ist ein schlechter Spaß! — Im wilden Getümmel der Schlacht, wo man nicht Zeit hat, an die liebe Ewigkeit zu denken, im Kampfe mit den empörten Elementen, im entscheidenden Ausbruche der Rebellion, da ist der Tod wohl ein grimmiger Riese, aber doch ein offener Feind, gegen den es gilt mit der Kraft des Mannes und wo noch Rettung möglich ist, durch Muth und Blut; aber an den feuchten Wänden des Kerkers und durch die Gerichtshallen und Formen der Justiz, da schleicht er wie ein tückisches Gespenst, gegen das der ohnmächtig in den Fesseln Knirschende nicht Herz und Waffen hat, und hier erst, hier vor den schwarzen Mänteln und kalten Perücken wird der Tod schrecklich.

Wie hungerige Raben, lauernd auf Leichname, umsummet da die von allen verlassenen Schlachtopfer der Schwarm der Neugierigen, der den Gerichtssaal füllet, dessen schwüle Grabesluft auch den letzten Rest

der Standhaftigkeit noch zu Boden drückt. Die Thatsachen sind erörtert, die Zeugen abgehört. Was die Angst nur aufzufinden vermochte zur Vertheidigung, ist herausgestottert, geschrieen, geseufzt. — Nun ist's still. Nun hat sich der Anwald zurückgezogen, nun suchen die scheuen Blicke Trost auf seinem verlegen abgewandten Gesichte. Nun drängt das Gewissen und die nahe Entscheidung die kalten Schweißtropfen auf die fieberisch zuckende Stirnhaut. Je länger die Geschwornen zögern, aus ihrem Zimmer zu treten, in dem die Ewigkeit verhandelt wird, desto blässer werden die Gesichter. Die fürchterliche Schlange, die die Unglücklichen verderben soll, dehnt und windet sich von Ferne, schleicht langsam, langsam heran und ein Entrinnen ist nicht möglich.

Mag's seyn, daß die Formen des kriegsrechtlichen Halsprozesses kräftiger über das Leben herfallen; die Sache ist dieselbe und Armesünderbank bleibt Armesünderbank. Wir, Henry und ich waren drauf Nachbarn, er der sechste, ich der siebente, aber nur er zitterte nicht, nur er blickte mit glänzenden Augen nach der schrecklichen Thüre. Seine Sehnsucht, seine Hoffnung war — der Tod, der ihn mit seinen Lieben vereinigen sollte, und nur die allgemeine, übereinstimmende Aussage der Zeugen hatte seine eigene Erklärung, daß er „schuldig" entkräften und ihn mit in die Proceduren des Gerichts ziehen können. Wir andern aber sahen mit ganz verschiedenen Blicken nach

dieſer Pforte des Grabes und hie und da in der Reihe klapperten Zähne und ſchlotterten Kniee.

Da endlich öffnete ſich die Thüre. Das leiſe wogende Murmeln erſtarb plötzlich zur ſchauerlichen Stille. Ernſt und ſchweigend zogen die Geſchwornen vorüber, und wie nun das zerſchmetternde: „ſchuldig!“ aus dem Munde des Vormannes und das Todesurtheil von den Lippen des Richters, dem erſten auf der Bank, dem zweiten, dem dritten, und ſo fort, ertönte, da ſanken die blaſſen Häupter der Verurtheilten eins nach dem andern herab auf die Bruſt, wie gebrochene welke Baumwipfel im Sturme.

So war nun dem fünften das Leben abgeſprochen. Nun kam es an Henry. Seine erdfahlen Wangen überflog eine glühende Röthe, ſein erwartender Blick hing an den Lippen des Richters, ſein Herz ſchlug hörbar. Da ertönte das: „Unſchuldig!“ da fiel er todtenbleich und bewußtlos mir in die Arme, der ich ſelber kaum meine eigene Freiſprechung zu hören und zu faſſen im Stande.

Wir fanden uns in einem einſamen ſtillen Zimmer unter den Händen des Arztes wieder, der unſre entflohenen Lebensgeiſter mit ſtärkenden Eſſenzen und Aderlaſſe geweckt.

Wie verſchieden waren unſere Gefühle! — Ich begrüßte das neugeſchenkte Leben und die Verſorgung hier, als Aufſeher, mit dem Jauchzen eines von ſchwerer Krankheit Geneſenen, der zum erſtenmale wieder hinaus läuft in den grünen duftenden, ſingenden Wald.

Aber Henry, dem ein gleiches Loos geworden, streckte schwermüthig die Hände nach den Wolken und rief: Peggy! — sie lassen mich nicht fort! — Wie kühl und ruhig ist's unter deinen Tuaribäumen! — Aber du breitest umsonst nach mir die Arme und nach dem lieblichen Knaben! — Im Schatten der Wälder, der in die friedliche Bucht fällt, schwimmt mein ersäuftes Kindlein mit Rosenwangen und blauen freundlichen Augen auf der klaren Fluth — kluge Menschen nennen es Nautilus — aber es fürchtet sich und kommt nimmer herüber zu der mütterlichen Sehnsucht! — O, wär ich dort, ein freier, entfesselter Geist! Ich wollte nicht ablassen mit süßen Schmeichelworten, bis es an's Ufer käm' in die Arme — des Mörders! — Tom! mein Tom! — würde ich rufen — ach! uns ist ja allen das Leben nun dahin! Tom! die grausame Schuld hab' ich gebüßet mit meinem Blute, und ich vergehe in der Qual der Sehnsucht und brennenden Liebe! O, nur ein einziges mal lächle mir! O, komm herüber an den grünen Rand, in den Jasmindust des Tuari zu der Mutter und dem zarten Schwesterlein, die dich suchten im Paradiese und nicht fanden und nun wandeln nach dem Verlornen am Ufer! — Fahre nicht so traurig und scheu — es zerschneidet mir die Seele! — über die Meeresfluth! — Oder bist du es nicht? — Könnt' es flistern um mich mit tröstender Stimme? „Schaum ist die glänzende Seifenblase! die du suchst mit Thränen, sie sind nicht hier und spielen vereint unter den Blumen des Himmels!“

Aber du bist es doch! — du hörst mich nicht und segelst einsam dahin, ewig suchend Elternliebe, ewig fliehend die Mörder!

So, in herzzerreißenden Klagen ergoß sich der Unglückliche, Halbwahnsinnige, und so blieb er bis jetzt. Still und gebeugt wandelt er herum, sitzt Tage lang sinnend vor der Charte von Australien und vergeht in seinem Schmerze, bis ich — der einzige, der es vermag und zu dem er Vertrauen hat — ihm mit den Worten weiche, die Ihr vorhin gehört und die Naturgeschichte des wunderbaren Geschöpfes abhandle, das seine Phantasie ängstiget und von dem er Abbildungen als ein Amulet auf seiner Brust trägt. Dann kommt er mit langem Athemzuge zu sich und gleichsam von weiter Reise nach Hause, dann erleichtern Thränen seine Qual und getröstet auf kurze Zeit verläßt er seinen einsamen Sitz mit dem Rufe: Ja, du hast Recht! der Nautilus ist ein Meerwurm!

Aber das alles — fiel ich dem Erzähler in die Rede — löset mir noch nicht die Räthsel. Wer seid Ihr, sonderbare Menschen? Und weshalb saßet Ihr auf der Armensünderbank?

Warum? — entgegnete Andrews — Herr! das eben ist das Merkwürdige! Wir waren — die Meuter des Schiffes Bounty! — —

Ihr reißt erschrocken die Augen auf und ich mag es Euch nicht verdenken. Denn diese Meuterei war ein Frevel an der ganzen Menschheit. — Die Welt kennt und ehret den edlen Plan unsers großen Königs

George — dem Gott ein langes Leben schenke! — den Brotfruchtbaum und andre herrliche Gewächse der Südsee auf unsre Westindischen Inseln zu verpflanzen und somit vielen Millionen das Wohlseyn und die Genüsse des Lebens zu vermehren. Darum wurde die Bounty unter der Führung des Kapitain Bligh ausgerüstet. Und diesen Plan haben wir vereitelt durch Selbstsucht. Vor uns lag das Australische Paradies, die Insel Otaheiti. Vom wolkenlosesten freundlichsten Abendhimmel umflossen glänzte und duftete uns der herrliche tropische Garten mit seinen hohen, bis zu den Gipfeln begrünten Bergen entgegen, als wir um das Riff der nördlichen Spitze dieser Insel, aus der Bay Matavai segelten. Und wie nun der Morgen des 26. Oktobers 1788 aufging in seiner Pracht und die Masten und Raaen des stattlichen Schiffes vergoldete und am Ufer die schlanken Kokos-Palmen und Platanen die Wipfel mit ihren fremdgeformten Blättern hoch in die Luft streckten und die Brotfruchtbäume mit ihren dicken Laubmassen ringsum die wuchernden Lianen und Blymenteppiche mit ihren stillen Schatten deckten und die Aepfel des Ewi, gleich den Goldfrüchten Hesperiens aus dem tiefen Grün herausschimmerten, und, so weit das Auge reichte, fröhliche, friedliche Menschen auf unzählbaren Kanots heranrudernd die Ankömmlinge mit dem Freudengeschrei: Tayo, Tayo! — Freunde, Freunde! begrüßten; o Sir! wem hätte da nicht auch das Herz aufgehen sollen im unendlichen Jubel! Und doch — es gab einen, aber nur einen auf dem

Schiffe, den all das herrliche nur in so fern rührte, als die lebendige Natur den Jäger entzückt, der alles was lebt und sich regt, nur für den Schnappsack geschaffen hält. — Es war der Kapitain, ein trefflicher Seemann, aber ein fester, kalter Granitblock, dem die sanftern Gefühle des Menschen ein Mährchen und eine Thorheit, und dem nur im strengsten Dienste die Pflicht und im Aufruhre der ergrimmten Elemente wohl war. Niemals vermochte Freude oder Scherz dem ernsten Munde ein Lächeln abzugewinnen. Aber wenn am Horizonte die einzelnen weißen Wolken zu schwarzen Massen gerannen, wenn es sich in Todtenstille heranwälzte das Ungewitter, das die schon unruhig sich kräuselnde See bald zu Bergen thürmen, bald uns in ihre heulenden Abgründe begraben sollte, wenn der Donner zu rollen, das Tauwerk zu klappern begann und der Tag sich in Nacht verkehrte; dann ward er lebendig, rieb sich still freundlich die Hände und schauete, fast lächelnd, hinaus, in die hereinbrechende Vernichtung und kalt und ruhig, als sei das alles nur ein pikanter Spaß, ertheilte er die weisen rettenden Befehle, mit einer Donnerstimme, die die tobenden Elemente überbrüllte. Und wenn nun das Ungewitter beschworen und das Meer wieder ruhig war, dann saß er wieder still und finster in der Kajüte bei seinen Büchern und Charten.

Wir sind zur Stelle, meine wackern Jungen! — rief er, als wir um Point Venus herum waren und verschlang mit gierigen Blicken die, vor ihm in aller

Herrlichkeit sich ausdehnende fremde vegetabilische Welt als sein und seines Königs Eigenthum, nur ärgerlich darüber, daß er die ehrwürdigen starken schattigen Stämme mit ihren hängenden Früchten nicht ganz, wie sie waren, auf sein Schiff bringen könne.

Ja, wir sind zur Stelle, Kapitain! — wiederholte Fletcher Christian, der Steuermann, der ihm in die Kajüte nachgegangen. Kapitain! nun ist's Zeit — hab' ich Euch nicht treu gedient, bis an's Ziel?

Mir? — fragte der Kapitain mürrisch — dem Könige wollt Ihr sagen, und — — bis an's Ziel? — Da seyd Ihr sehr irre! Wenn der Wind auf Jamaika in den Wipfeln der Brotfruchtbäume spielen und der Ewigapfel und die Tarrowurzel auf Barbados gemein sein wird, wie die Kartoffel; dann erst kann vom Ziele die Rede sein. — Was wollt Ihr?

Was ich will? — entgegnete Fletcher mit flehender Stimme — o, das wißt Ihr ja! Nur ein Wort der Hoffnung! nur einen einzigen Blick in den Himmel der Zukunft! — Jetzt, wo Euch das Herz schlagen muß im Glücke der gelungenen Arbeit, jetzt sprecht das Wort! denn ohne Mary kann und mag ich nicht leben!

Der Arme! — Er und sie hatten sich lange schon geliebt, aber vergebens war der junge Mann unter dem Drucke der Dürftigkeit mit unsäglicher Müh und Arbeit zum gebildeten Nautiker gereift, hatte alles gelitten, alles gethan, den Beifall des stolzen berechnenden Oheims der elternlosen Mary, des kalten Bligh

zu erlangen; umsonst! Das schuldlose Opfer war dem alten züngelnden Lord bestimmt, der als mächtiger Pfeiler im Seedepartement, dem ehrsüchtigen den lieblichen Prospekt der Admiralschaft der blauen und weißen Flagge geöffnet. Aber dennoch hoffte die Liebe, dennoch hielt es der Unermüdliche für möglich, daß beharrliche Anhänglichkeit und treuer Dienst das Felsenherz erweichen könne. Darum ging Fletcher Christian, als Steuermann auf die Bounty, darum trennte er sich von dem, was ihm das Liebste auf Erden, um eine gefahrvolle Reise, mit ihr aber das Letzte zu wagen, im Frieden zum Ziele zu gelangen. Glückte es, überwand seine Treue den Starrsinn des Oheims — desto besser! — Glückte es nicht, und kam er mit dem Bewußtsein der ehrenvollen Fahrt nach Hause, die ihm dann auch Anspruch zu höherer Versorgung gab; nun, dann lebte ja in Gretna Green der wackere Pfarrer Hufschmidt noch, der schon manch unglückliches Liebespaar, das dem Drucke eigensinniger Verwandten in dieses privilegirte Asyl der Liebe entflohen, allzeit fertig und bereit, in Hymens sanfte Fesseln mit dem Kirchensegen geschmiedet, der als eine Erbgerechtigkeit, ohngefähr wie das Backen und Schlachten seit undenklichen Zeiten auf der Nahrung und Stelle haftete und noch haftet. Darum war er getrost von dem weinenden Mädchen geschieden. Denn auf jeden Fall erwartete ihn, wenn er zurück kam, der Lohn inniger Liebe im Vaterlande.

S.

Ihr könnt ohne Mary nicht leben? — antwortete der Kapitain. — O, das lernt sich, wie sich alles lernt, wenn man muß. Ihr seid ein tüchtiger Seehund! Was soll Euch ein Weib? Hier und dort und da auf dem weiten Meere findet Ihr das Geschlecht. Ihr könnet wählen und genießen, heute die, morgen jene, bleibt frei und möget ungehindert den Fockmast hinauf bis zur Admiralspille klettern. Eine, in eigensinniger fixen Idee, zieht Euch in den Abgrund, wie der Dugong, den Ihr für einen Engel haltet und der doch im Grunde nichts ist, als ein gräulicher Fisch und Meerungethüm. Hab' ich nicht Recht?

Sir! — erwiederte Fletcher — meine Liebe kann mich nur erheben, wie sie mich bisher erhoben, nicht in den Abgrund ziehen. Fordert es von mir — ich bleib' Euer Diener, Euer Sklave mein Lebelang, ich verlaß Euch nicht und wenn Ihr segelt über die Erdpole, wohin noch nie ein Mensch gedrungen. Nur laßt mir den Trost, daß, wenn ich heimkomme, ich eine Seele finde, die mein ist, und wenn ich wieder ausgefahren, und wieder zurück gekehrt und es getrieben, bis ich nicht mehr gekonnt, ausruhen darf am heimischen Heerde, im Vaterlande. Versprecht mir zum Lohne, daß ich Eurem Willen mein Leben opfere, die Hand Eurer Mary! Seid barmherzig, Euer Versprechen gnügt mir, mich für Euch in den Rachen des Satans, in den Schlund des Todes zu stürzen! Der Engel der Liebe würde mich retten!

Lasset ab mit fruchtlosen Drängen! — gebot der Kapitain finster — es ist umsonst! Niemals kann Mary die Eure werden! — Sie ist vermählt!

Vermählt! — stammelte Fletcher und taumelte vernichtet.

Ja, mein Schatz! — antwortete der Kapitain kurz. Am Vorabende der Abreise, in Spithead.

Und sie hat diese Gewalt, den hinterlistigen Frevel ihrer Teufel überlebt? — schrie Fletcher.

Warum nicht? — fiel der Kapitain ein. — Sie war mit der Sache gar wohl zufrieden und fand es höchst spaßhaft. Aber genug davon! — Jetzt Steuermann! auf Euren Posten!

Und Ihr — knirschte Fletcher — Ihr konntet mir dies bis jetzt heimtückisch verheelen, mich locken mit dem vergeblichen Köder? Dafür sollt Ihr mir gerecht werden! — diese Bosheit verlangt Red' und Antwort.

Doch nicht Euch? — fragte Bligh mit stolzem herabwürdigenden Blicke. Wer seid Ihr, daß Ihr es waget, so mit mir zu sprechen? Welche Rechenschaft hab' ich Euch zu geben in meinen Familienangelegenheiten? — Sticht Euch aber durchaus der Kitzel, so steh' ich zu Dienst auf dem festen Boden in Altengland, wo mir der König das Recht auf mein Leben zurückgiebt.

Feiger Tiraun! — wüthete Fletcher — kalter Unmensch! Die Flamme meiner Rache wird Hülfe finden und über dich und dein vermaledeites Schiff zusammenschlagen!

Wißt Ihr, daß ich Euch züchtigen kann? — entgegnete der Kapitain.

Züchtigen? — schrie Fletcher — züchtigen? Mich? einen Offizier, so gut als Ihr?

Nun — nicht züchtigen — verbesserte der Kapitain — hängen lassen, wenn mir's und dem Könige Noth ist. — Den Augenblick herauf an die Stelle, wo Ihr hingehört!

So hab' ich dich denn verloren — rief der Unglückliche im grimmigen Schmerze, dich, einzige Liebe und auch dich mein Vaterland! O, nun mag ich dich nimmer wiedersehen, kalte heimtückische Erde. Willkommen ihr Palmen von Otaheiti! Willkommen du friedliche unschuldige Inselwelt, wo man so teuflisch abgefeimte Bosheit nicht kennet. Du sollst mein neues besseres Vaterland sein! In deiner Abgeschiedenheit will ich einsam mein Leben vertrauern und — sterben!

Thränen stürzten ihm über die Wangen und durch die Thränen und aus dem ungeheuren Schmerze blickte er hinüber in die grüne freundliche Insel.

Wir stiegen an's Land. Ueberall fanden wir den Segen einer üppigen Natur. Was das Leben nur immer zu erheitern vermag, lag da offen zu Tage. Mit Schweiß und Mühe entringen wir hier der Erde den Bissen, der uns vom Hungertode rettet. Dort säet und pflügt niemand und das schon fertige Brod fällt, mit hymettischem Honig getränkt, von den Bäumen. Die Paradiesfeige, die köstlichsten Früchte, deren Zucker und Würze weit über Eure Phantasie

hinausreicht, bieten spielenden tanzenden Menschen ihre Labung. Das Meer seine Unzahl der schmackhaftesten Fische, das Land Heerden von Schweinen, Hühnern und Geflügel. In den Büschen singen liebliche Stimmen und schillern die Vögel der romanhaften Zauberwelt der tausend und eine Nacht, und am Boden, wo keine heimtückische Schlange lauert, kein giftiges Insekt kriecht, ranken sich und blühen in allen blendenden Farben des Regenbogens, im Grün der saftigen glänzenden Blätter, Blumen, deren Duft mit stärkendem Balsam die Atmosphäre füllt. Und über dem grünen bunten Teppiche und über dem Arom der schneeweißen zarten Gardenia schwankt hoch die Kokospalme und säuselt der Bua mit der prächtigen gelben Rose und der schattige Tamanu Nußbaum.

Glückliche Erde! — rief ich — glückliche Menschen, die ihr in diesem Himmel wohnet!

Glückliche Menschen? — fragte Andrews — Nun — wir wollen sehen!

Schön und reizend waren alle die Adamskinder, die uns hier empfingen. Da sah man keine Mißgestalt, keinen Zwerg, keinen Buckel, keinen Lahmen, keinen Blinden. Weiber und Mädchen, die uns doch sonst eben nicht als Tugendspiegel — was wir nun hier so unter dem Worte verstehen, geschildert waren, fanden wir sittig und geschmackvoll verhüllet, von der Brust bis zum Knie in selbst gefertigte Zeuge, die aus dem Seidenladen eines Chinesen entnommen zu sein schienen und die die schönen Formen ihrer Körper nur

deckten, nicht verbargen. Und die vollen, runden, elastischen Arme, die wunderbarlich tatowirt, wie mit bunten Florbildern überzogen schienen, streckten sich aus nach den willkommenen Fremdlingen zu freundlicher Umarmung. Ihr könnt also wohl glauben, daß es uns dort gefiel und daß wir in den fünf Monaten von Ankunft des Schiffes, bis zum 4. April des darauf folgenden Jahres, in welchem Zeitraume wir die Pflanzen sammelten und in unsern Gefäßen anwachsen ließen, nicht müßig waren, das Leben aus seiner ersten Quelle zu trinken. Sanft und leicht ist die Sprache dieser Insulaner und bald wußten wir uns vollkommen zu verständigen. Was Fletcher Christian im dunkeln Gemüthe brütete, davon erfuhren wir, ich und Henry Stewart nichts, der überdem auch anderweitig hinlänglich beschäftigt war — wie Ihr bald erfahren sollet. Aber eine dumpfe zurückhaltende Stimmung hing über uns, wie ein finsteres, unheilschweres Gewitter. Noch dönnert und blitzt es nicht aus dieser schwülen drückenden Nacht, aber geheimnißvoll bereitet sich das plötzlich hereinbrechende Verderben.

Zwar schien es uns oft wunderbar, wenn wir auf einzelne Haufen der Schiff-Mannschaft stießen, die sich bei unserer Annäherung schweigend und mit düsteren Mienen zerstreueten, zwar hörten wir hier und da einzelne Verwünschungen des Hundelebens in elender Sklaverei, zwar erschreckte uns, wenn wir von der Freude der Rückkehr ins Vaterland, nach glücklich vollbrachter Fahrt sprachen und vom Wiedersehn unsrer Lieben

daheim, hie und da eine grimmige, höhnische Lache; aber was damit gemeint sei, das konnten wir nicht errathen. Mir selber wurde indeß die Sache noch bedenklicher, als sogar Henry Stewart einsilbiger gegen mich, an Rückkehr und Vaterland nur ungern zu denken schien. Er hatte ein Mädchen auf dem anderen Theile der Insel, bei der er den größten Theil seiner Zeit zubrachte.

Ist meine Waina nicht schön? — fragte er mich — als er einst plötzlich mit ihr vor mir stand.

Wahrhaftig! das Mädchen war ein reizender Engel und schmiegte sich an den Glücklichen wie ein schmeichelndes Kind.

Und treu ist sie, Andrews! — fuhr er fort und küßte die freundlichen blauen Augen — und vornehm, eine königliche Prinzessin und Pomarre ist ihr Vater. Aber nicht wahr, Waina! du heißest nun Peggy und ziehst mit mir nach Engelland?

Ich bin, wo du bist, mein Leben! — flisterte die Holde. Aber bleibe bei mir in meiner glücklichen Insel, und fahre nicht mit dem häßlichen, finstern Brittani!

Sie meinte den Kapitain und hatte nicht Unrecht. Mit jedem Tage machte er sich verhaßter durch übertriebene Härte und das Munkeln der Mannschaft, so wie die wenige Lust Henrys zur Nachhausereise wurde mir nun erklärlicher. Endlich ging mir eine Pechfakkel auf und ich hielt es für Pflicht, den Kapitain in allgemeinen Ausdrücken zu warnen.

Ich werfe den Knüttel unter die klaffenden Hunde — erwiederte er kalt — und damit ist's all!

Hunde? — Hunde? — murrte ich in mich hinein und verschloß von nun an meine Beobachtungen wie meinen eigenen Grimm in stiller verschwiegener Brust.

Da, am 4ten April 1789 war alles bereitet. Da war unser Schiff ein grüner blühender Garten, das ganze Verdeck mit Näpfen und Kübeln des vegetabilischen Reichthums der Südsee angefüllet. Da war der Abschied von der freundlichen Insel genommen. Da schaute Henry mit Blicken der Verzweiflung hinüber nach den Gesträuchen, bei welchen Peggy auf ihren Knieen die Hände nach dem scheidenden Geliebten rang. Daß sie am Tage zuvor zu den Füßen des Kapitains sich gewunden mit dem Flehen, sie nicht von dem Geliebten zu trennen, sie mitzunehmen nach Europa; daß sie schamhaft erröthend das Gewand um ihren Leib fester gezogen und gerufen: Schaue du kalter Prittani, ich muß ja bei Henry bleiben, wer soll denn, wenn er von mir ist, das Pfand unsrer Liebe schützen, daß sie es nicht tödten; das alles war ganz vergebens gewesen und sie hatte trostlos fort gemußt an's Ufer.

Nun walleten prächtig die Segel im günstigen Winde, nun flog das Schiff dahin in's offne weite Meer. Nun ertönte auf dem Verdecke der laute, grimmig lachende Ruf: Hurrah! hurrah Otaheiti! Auf bald glücklich Wiedersehn! Muckisch und störrig schlichen nun

die Kameraden neben einander im düstern Schweigen des Geheimnisses und so segelten wir nach Süden.

Der schönste Maitag war aufgegangen, weit und breit keine Spur von Land, und über den friedlichen Ozean zog die Bounty wie ein majestätischer Schwan. Da brach plötzlich die Rebellion aus. Der schreckliche Fletcher Christian erschien wie der Engel des Todes mit dem flammenden Rachschwerte und der Kapitain und seine Getreuen waren überwältigt und gebunden, ehe wir uns besinnen konnten, auch ich und Henry Stewart.

Und was machen wir mit der Brut? — Brüllte Fletcher Christian —

Ersäuft sie im Meeresgrunde! — war die rasende Anwort.

Nein! — rief Fletcher — Für den Tiger wäre der schnelle Tod nur Wohlthat. Setzt das große Boot aus, schmeißt sie hinein, daß sie auf der Wasserwüste verzweifeln, wenn sie vor Hunger und Durst an ihren eigenen Knochen nagen. Und Ihr, Andrews und Stewart, wollt Ihr mit dem Boote oder mit zurück nach Otaheiti, wo wir uns Hütten bauen? — Ihr seid Menschen und nicht grimmige Hunde, wie jene, darum habt Ihr die Wahl, sagt Eure Meinung!

Fletcher! — antwortete Stewart — ich ziehe mit dir!

Nun, wo du bleibst, Bruder Henry — rief ich, da bleib' auch ich!

Unsere Bande wurden nun gelöset und der Kapitain mit achtzehn Offizieren und Matrosen im großen Boote den Wellen Preis gegeben. Wir, Fünf und zwanzig blieben auf dem Schiffe.

Kalt und stumm hatte sich der überwältigte Bligh in sein Schicksal gefügt. Nur abgebrochene Flüche murmelte er zwischen den leise knirschenden Zähnen. Aber als nun die Schiffe sich trennten und zum Abschiede Fletcher vom Verdeck ihm nachrief: Sieh da, deine Schöpfung, du Admiral der blauen Flagge, und nun im Donnersturm die zweitausend Näpfe und Kübel mit den herrlichen Gewächsen in's Meer flogen, daß die Wellen schäumend empor schlugen in spritzenden Staubmassen, da sah man, wie der Kapitain die Hände krallete und sich in den Haaren riß.

Herr! es war allerdings ein herzzerschneidender Anblick und unser Schiff glich einer Wüste, über die ein sengender Hauch gezogen. Der schöne Garten war nicht mehr und unsre That hatte uns auf ewig vom Europäischen Vaterlande geschieden, wo nun nur der Tod der Verbrecher unser Theil sein konnte.

Darum steuerten wir zurück nach Otaheiti, das unser neues Vaterland seyn sollte, Henry Stewart mit der Freude und Sehnsucht eines, dem langen Kerker entronnenen, der nun seine Geliebte wieder finden soll, und so ankerten wir am 6ten Juni wieder in Matarai Bai.

Erlasset mir, Euch die Gefühle dieses Wiedersehens und den Willkommen unsrer Freunde zu schildern.

Zahlloſe Kanots empfingen uns mit Jauchzen. Aber ihr Rudern war der vor Freude halb wahnſinnigen Peggy viel zu langſam. Sie ſtürzte ſich in's Meer, durchſchnitt wie ein Pfeil die Wellen, erkletterte das Schiff und lag ohnmächtig in Henrys Armen, der weinte und lachte in der Geiſteszerrüttung dieſes Wiederfindens.

Und wie nun — — Aber, Gott verdamm mich, es iſt ſieben! die Glocke läutet, ich muß fort, Sir!

Nur kurz noch — drängete ich — wie ward es weiter mit Henry! Nur geſchwind!

Das geht ſo nicht! — erwiederte mein Führer — das iſt noch eine lange Geſchichte. Aber hier habt Ihr Henrys eigene Erzählung, wie er ſie im Kerker niedergeſchrieben. Die mögt Ihr mit nach Hauſe nehmen und mir ſie wieder bringen, wenn Ihr fertig ſeid.

Ich nahm die Papiere und ſchrieb — mit Hinweglaſſung des nun ſchon Bekannten, das daraus ab, was hier folgt:

„Die Inſel Otaheiti beſteht aus zwei Theilen. Der kleinere, ſüdöſtlich gelegene, iſt die Halbinſel Tiarrabu, die mit der großen Inſel durch eine Landenge zuſammen hängt. Auf dieſer Halbinſel herrſchte und lebte der König Pomarre, der die große Inſel bereits ſeinem Sohne Otu, einem Kinde von 6 Jahren, abgetreten, über das der Prieſter Wauwaunu väterliches Anſehen übte.

Als wir die Pflanzen sammelten, das heißt in dem Zeitraume vom 26. Oktober 1788 bis zum 4. April 1789, hielten wir uns nur auf der großen Insel auf, und kamen selten nach Tiarrabu, um Pomarre zu sehen. O Gott! — wär' ich nie dahin gekommen! — Aber wär' ich es nicht, — hätte ich je die Freuden des seligen Paradieses geschmeckt? — Nun, sie sind dahin, und was zurückgeblieben, ist — die Verdammniß! —

Hier fand ich Waina, eine jüngere Tochter des Königs. Soll ich ein Bild von ihr entwerfen mit tölpelhaften Zügen, die nur meine Unfähigkeit bekunden und die, auch wenn sie mit Lilienhauch und Rosengluth mahlten, immer nicht den Schatten des unendlichen Liebreizes geben würden, den die Natur über dieses Wesen ausgegossen? Ich will also, wie der Muselmann kein Menschenbild zeichnen, dem ich die Seele nicht geben kann. Aber diese Seele, — lebt sie nicht ewig in meiner? Freilich hab' ich sie nicht errungen durch alle Stationen der schulgerechten Romantik, nicht wie es im Buche der Europäischen Sitte steht, auf dem Dornenwege der Verstellungen, der geheuchelten Sprödigkeit, der Chikanen und Kabalen der Verzweiflung und Thränen, denn zwanglos und frei gattete die allmächtige Liebe uns in der ersten Stunde des Beisammenseins. — Aber so ist es dort im reinen, lichten Aether Australiens, wo die glühende Liebe nicht sagen muß: ich hasse dich! aus Anstand und Sitte. Da darf das Gefühl sich zeigen, wie es ist, und keine lästigen

Schranken ziehen sich um Herz und Empfindung. Konnten mir es die Kameraden verdenken, daß sie mich nicht mehr sahen, daß ich nur lebte in meinem neuen überschwenglichen Glücke? — Nimm sie mit — Prittani! — sagte Pomarre — führe sie in dein Land, wenn du willst. Hier wird das thörichte Mädchen sterben, ohne dich! — Und Pomarre hatte Recht. Schon die leiseste Andeutung der Möglichkeit einer Trennung brachte sie zur Verzweiflung und Ströme heißer Thränen entstürzten den schönen himmelblauen Augen. Da stieg zum erstenmale der stille Wunsch in mir auf, nicht wieder nach Europa zurückzukehren und auf dem glücklichen Eilande zu bleiben im Schooße des Segens und der Liebe. Was konnte mir das kalte ausgetrocknete Vaterland bieten zum Ersatze dieser Güter? Und das Schönste, Beste, was ich der Geliebten dort zu erringen im Stande, mußte es ihr nicht schaal, öde und leer erscheinen gegen ihr fröhliches, warmes, blühendes Paradies, was keine Sorgen der Bedürfnisse des Lebens kennet?

Und als nun vollends eines Tages der König mit Waina mich nach Whapiano führte, da, wo der Aburo in's Meer fließt und mir sagte: das alles ist dein, Prittani! wenn du bei uns bleibst; da zog die unwiderstehliche Sehnsucht, mich nie von diesem Himmel zu trennen, in meine Brust.

Zwar lag diese reizende Gegend auf dem größeren Theile der Insel, in welchem damals nicht Pomarre, sondern sein Sohn Otu die Oberherrschaft

führte; aber gerade dieser Bezirk war einer von dem vorbehaltenen Eigenthume Pomarre's, und er schenkte ihn der geliebten Tochter und mir.

Still wallet hier die Silberfluth des Aburo in's Meer, das, im Halbkreise vom Lande umschlossen, eine Bucht bildet, in die der Sonne sengender Strahl nimmer zu dringen vermag. Tiefer Waldschatten kühlet rund um das grünende Ufer, dessen Lianen und Blumen hinabnicken in's Wasser und sich spiegeln in der ruhigen Fläche. Unter dem Laubdache des Tuari, des duftenden Ania, mit seinen Scharlachbeeren, des glänzenden Marrabaumes verbarg sich die Hütte, die hier für unsre glückliche einsame Zukunft gebaut war und aus dem Uferschilfe ragte das Canot, in dem wir uns schaukeln sollten auf dem friedlichen Meere. O, wahrlich! — diese Aussicht in ein unschuldiges patriarchalisches Leben, dem Arbeit, Sorge und Mühe unbekannt, wen hätte die einst reizen sollen! Wir bezogen die stille Wohnung und nur, wenn der Dienst es durchaus nothwendig erforderte, trennte ich mich von der Geliebten, die ich nun nach einem freundlichen Schwesterlein, das mir in der Jugend gestorben, Peggy nannte. Unsre Unterhaltung war ein sonderbares Gemisch unserer Sprachen, aber bald verstanden wir uns vollkommen, und dem seligen Austausche unserer Empfindungen kamen nun auch die Worte zu Hülfe. Ich erzählte von Europa und christlichen Religion und Sitte und die Geliebte horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der wunderbaren Kunde

dieſer ihr neuen Welt. O, wie entzückte mich dieſes Staunen, das naive Fragen, die kindliche Freude und das richtige Gefühl einer unverdorbenen unſchuldigen Seele! Die Zukunft kümmerte mich ſo wenig, als die Vergangenheit, ich ſchwelgte blos in der glücklichen Gegenwart. Noch jetzt, wo mir das alles vorüber iſt, wie ein Traum, begreife ich nicht, wie meine Seligkeit mich in ſo gänzliches Vergeſſen meiner Lage einwiegen können. Ich dachte an keine Rückreiſe, an kein Vaterland mehr und ſah den Kapitain nur ſelten. Da waren endlich die fünf Monate dahin, da rüſtete das Schiff ſich zur Abfahrt, da auf einmal überfiel mich die Nothwendigkeit der bevorſtehenden Trennung, wie ein kalter eiſerner Rieſe, aus deſſen Armen ich keine Rettung ſah. Peggy war außer ſich, als ich ihr das baldige bittre Scheiden verkündigen mußte. Ach! noch ein zartes Band feſſelte mich an dieſes Paradies. Unter Peggy's Herzen lebte der Zeuge unſrer Liebe und der untrennbaren Verbindung. Aber in das holde Lächeln ihrer frohen Hoffnung miſchte ſich — mir unerklärbar — ſtets ein plötzlicher Trübſinn, wie der Schatten fliegender Wolken. Liebſt du mich denn nicht mehr Peggy? — fragte ich dann — freueſt du dich denn nicht auf die zarte Libelle, die bald dich umflattern wird unter deinen Blumen? — Aber Thränen, die aus den ſchönen Augen rolleten, waren die einzige Antwort. Ich hielt es für Schmerz der Trennung und dachte nun ernſtlich darauf, hier zu bleiben. Was die Kameraden ſich vorgenommen

in heimlicher Verschwörung, davon wußte ich nichts, ich wagte es also getrost, den Kapitain zu bitten, mich auf Otaheiti zurück zu lassen. Aber kurz und bündig war sein abschläglicher Bescheid und sonderbar der Eindruck, den dieses Verweigern auf Peggy machte. Sie, die früher mich so dringend gebeten, nicht mit dem bösen Prittani — dem Kapitain — zu ziehen, und auf ihrer Insel zu bleiben, sie war nun ganz verändert. Ihre Augen glänzten, wie von einer neuen Hoffnung und ja! — rief sie und klatschte in die kleinen Hände und sprang vor Freude — nicht hier bleiben! Fort von hier mit Henry nach Europa!

Diese Freude, dieses Fortsehnen von der paradiesischen Insel, das mir deutlich und klar noch einen andern Grund zu haben schien, als den, treuer Anhänglichkeit an mich, war mir ein Räthsel, das mir aber später schrecklich gelöset wurde. Demohngeachtet hielt ich es nicht für unmöglich, Peggy mitzunehmen. Ich trug daher diese neue Bitte dem Kapitain vor. Aber finster bedeutete er mich, daß nur Brodfruchtbäume und Pflanzen in seiner Instruktion stünden, nicht aber Weiber.

Jetzt erst, und nun, da ich Peggy's Vernichtung sah, fiel das ganze Gewicht meiner Lage auf mein Herz. — Was sollte ich thun? — Ohne Peggy zu leben, den Gedanken konnte ich nicht ertragen. Auf der Insel bleiben durfte ich nicht, mitzureisen erlaubte man ihr nicht. Hundertmal wohl war ich entschlossen, mit ihr in's gebirgige Innre des Landes zu flüchten, aber

die Gewißheit, daß mich die, dem Schiffe befreundeten Einwohner auf jeden Fall fangen und ausliefern würden und daß selbst Pomarre mich nicht schützen könne, der auch ein Freund der Engländer und noch dazu bei dem Zwiespalte, der zwischen ihm und mehrern Häuptlingen des größern Theiles der Insel herrschte, zu ohnmächtig war, sich der allgemeinen Stimmung zu widersetzen, alle diese Betrachtungen ließen mir nichts übrig, als mich der traurigen Nothwendigkeit und der Pflicht zu fügen und — an Bord zu gehen. Peggy füllete mit ihrem Geschrei die Luft. Sie flehete auf ihren Knieen, selbst Pomarre bat — umsonst! Und so segelte das Schiff ab. — Als die Rebellion ausbrach, und ich vernahm, daß das Zurückkehren nach Otaheiti ihr Zweck sei — ich gesteh es — da war es, als ginge mir plötzlich ein neues Leben auf, aber dennoch überwand das Gefühl der Pflicht die schnell auflodernde Sehnsucht, und obschon in dieser Meuterei gerade die einzige Möglichkeit erschien, mir zu helfen, so griff ich dennoch zur Vertheidigung des Kapitains nach dem Schwerte, war aber überwältigt, ehe ich mich recht besinnen konnte. Ich habe also an der Verschwörung eigentlich keinen Theil genommen, und meine Richter könnten sich wohl dadurch verführen lassen, mich für unschuldig zu erklären; aber ich bin es nicht, ich bin des Todes würdig, wie die andern. Denn lähmte nicht der innere Verrath meines Herzens, das mich zurück nach der Insel zog, meinen Arm, noch ehe er sich für die gerechte Sache erheben konnte? War

ich nicht in diesem Verrath ein feiger, leicht zu besiegender Schwächling? Und als mich Fletcher Christian fragte, ob ich mit dem Kapitain wolle, oder mit ihm, folgte ich da nicht freudig dem Rebellen? Rührte mich der traurige Blick des Kapitains, der mir in's Gewissen rief: „auch du Henry?" Verließ ich nicht treulos meinen Eid und meine bessern Freunde, um denen anzuhängen, von denen die meisten verworfene Böswichter waren, die die schuldbeladenen Häupter nur in den verborgensten Winkel der Erde zu retten vermochten? — Darum, ihr Richter! sparet Eure Milde für den, der Gnade würdigern Verführten. Mich hat Niemand verführt, mich nur der eigene besonnene Wille geleitet und ich selbst erkläre mich für schuldig.

O dieses einzige Wort öffnet mir das Thor des Paradieses, sühnet mehr als ein drückendes Bewußtseyn und bringt mich zu den Theuern, ohne die ich ja doch nicht leben kann!

Fühlte ich's nicht in Peggy's Armen, als sie mich wieder hatte, daß sie und ich eins seyn müßten für alle Ewigkeit? Hatte ich nicht, als nun wieder das Palmenbach am Aburo und die kühle Waldnacht der Whapiano Bucht uns umfing, ihr geschworen, sie nie mehr zu verlassen? Wer war seliger als ich! Nun erst konnte ich mich all des herrlichen rund um mich recht freuen, da ich nie mehr von ihm zu scheiden hoffte. Nun erst war die Bambushütte, das zierliche Canot, diese vollen Brodfruchtbäume, diese grünen Matten

mein rechtes Eigenthum. Ich sprang und jauchzte mit der Geliebten und hielt diese Insel für den Garten Gottes, die Bewohner für die harmlosesten, unschuldigsten Kinder der Natur, und mich für den Glücklichsten aller Menschen. — O, wie täuschte ich mich! O wie bald erwachte ich mit Schrecken aus diesem himmlischen Traume! Wie bald überzeugte ich mich, daß die Schöpfung schön und herrlich, und nur der, der ihr Herr zu seyn wähnt — der Mensch — ihr Fluch und alles gut ist — wo er nicht hinkommt mit seiner Qual und mit seinem Wahne!

Wir wollten dem Vater Pomarre selbst die Wendung der Sache anzeigen und wie ich nun erst recht sein Sohn sey und bei ihm bleibe mein Lebelang. Darum brachen wir mit frühen Morgen auf, zu ihm nach Tiarrabu zu pilgern und nahmen unsern Weg diesmal nicht wie sonst, am Ufer hin, sondern quer durch die Insel. Diese ist im Innern mit hohen aber grünen und fruchtbaren Bergen bedeckt, durch die sich theils enge Schluchten winden, theils lachende Thäler mit weiten Ebenen ziehen. Die Mehrzahl der Einwohner lebt jedoch rund um am Rande des Meeres, an den buschichten Abhängen der Berge, wo Felder und Wiesen, bewässert von den, aus dem Innern des Landes herabrieselnden Quellen und Bächen in üppiger Vegetation grünen und wo unter den Kokospalmen und Brodfruchtbäumen einzeln die Wohnungen zerstreut liegen. Aber im Innern verbirgt sich das Geheimniß. Hier hängen an Ranken, hoch hinauf um die dicklau-

bigen Toabäume, deren Eisenholz der Gewalt der Aexte spottet, aus denen aber demohngeachtet die Keulen der Krieger gefertigt werden, wunderbare Kürbisse, wie Menschengesichter. Hier streckt die Fay-Plantane den blutrothen Strunk empor mit den ellenlangen dunkelgrünen Pergamentblättern. Hier tönt es aus den Wipfeln wie Menschengeschwätz. Papageyen und der gräuliche Ituavogel, der sich von Leichen nährt, krächzen hier, und Geisterstimmen ziehen durch die stille Nacht.

O, nicht durch die Insel! — bat Peggy zitternd — ich fürchte mich! Aber lächelnd spottete ich der unheimlichen Bangigkeit. Was kann uns denn begegnen, welche Gefahr mag uns drohen, in diesen Gegenden des Friedens? — tröstete ich und bestand auf dieser Art der Reise, aus Neugierde, meine Kenntnisse von diesem Lande zu vermehren, da ich darinnen gegen meine Kameraden sehr zurück war, weil ich, während sie Land und Sitten erkundeten, bei Peggy am Aburo saß.

Ach ich habe diese Neugierde schwer gebüßet!

Der schönste Morgen lächelte unsrer Wanderung, aber schon in den Mittagsstunden zeigten sich Wolken am östlichen Horizonte und dehnten und balleten sich zu schwarzen Wänden und hochgethürmten Schichten mit scharfen, funkelnden Rändern. Die Sonnengluth schoß herniedet zwischen den Bergen, wie verzehrendes Feuer. Aber überall fanden wir Labung und Schatten, wenn auch keine Menschenwohnung. Da dämmerte der Abend,

da fingen die Blätter an zu flüstern, die in Todtenstille gehangen, da zogen niedrig und scheu die Papageyen mit ihren langen bunten Schweifen vorüber in die dicke Waldnacht, da begann auf der östlichen Küste das Meer zu wallen und zu brausen und die Nacht des Gewitters wälzte sich heran. Wohin retten wir uns, hier in der fremden Gegend! — stöhnte die arme Peggy. So weit das Auge reichte, war keine Hütte zu schauen und auch meiner bemächtigte sich nun die Angst vor dem nahenden Sturme, weniger um mich, als um die zarte Gefährtin. Da war es Nacht geworden, da fingen die Wolken an zu tröpfeln, da murmelte der Donner, da verdoppelten wir unsre Schritte, irgend einen Schutz, ein Obdach zu finden. Da lag vor uns ein Felsgebirge, das den Eingang in ein weites Thal öffnete, von dem wir aber nichts sehen konnten, da rings um alles in das tiefste Dunkel versunken war, das nur auf Augenblicke die zuckenden Blitze zertheilten. Nun brüllete der Donner, nun heulten die Wälder im rasenden Sturme, nun schoß in Strömen die Fluth der Wolken herab, nun hatten wir aber auch die rettende geräumige Höhle gefunden, in der, wie von Menschenhänden gepolstert, schwellende Sitze von duftendem Moose, uns aufnahmen. Mochten doch nun die fürchterlichen Elemente draußen wüthen. Hier, in diesem Asyle war Ruh und Sicherheit. Im Kosen der Liebe verging die Gefahr, entschwanden die Stunden und müde sanken wir auf das freundliche Lager.

Es war nun Mitternacht als ich an Peggy's Seite durch ein fernes sonderbares Getön geweckt wurde. Ich fuhr auf und schauete zur Höhle hinaus. Im dunkelsten Azur glänzte das Heer der Sterne am wolkenleeren Himmel, von dem der Vollmond sein magisches Licht herab goß. Die Natur hatte wieder Frieden. Aber was sich nun meinem Schauen darbot, als in der falben Monddämmerung das weite Thal vor mir lag, das verwandelte plötzlich mein Blut zu Eise und preßte mir unwillkührlich einen Schrei des Entsetzens aus. Peggy lief erschrocken herbei und ein Blick hinaus in die Gegend war hinlänglich, sie, wie vom Donner getroffen zu Boden zu werfen. Nur die Liebe gab ihr das Vermögen, sich wieder aufzuraffen, um mich von der schauderhaften Szene zurück in's Innre der Höhle zu reißen. Allein nun schon einmal eingeführt in das furchtbare Geheimniß, beschloß ich, es muthig bis auf den Grund zu erforschen.

Vor der Höhle hin dehnte sich ein weiter, grüner Wiesenteppich mit schwankenden Palmen und Plantanengruppen, aber den Hintergrund, da wo ihn die Berge und dicke Gebüsche begrenzen, schloß ein wüstes Feld mit regellos gewühlten Erdhaufen, bei einzelnen Stein- und Felsmassen, zwischen denen und von denen herab buschige, überhängende Bäume wucherten. Sonderbare Gebäude, auf Bambuspfeilern ruhend, überall offen, und oben mit herabhängenden Matten bedeckt, zogen sich an dem Walde hin. Auf den Erdhügeln steckten lange, wunderlich geschnitzte Bretter, um welche

Menſchenſchädel lagen, und um die Felſen herum kauerten und ſtanden Leichname und an den Pfeilern der Gebäude und von den Matten der Dächer herab ſchaueten Todtengerippe. Aber unter dieſen ſtarren Bildern des Schauderns und Entſetzens regte ſich geſpenſtiges Leben. Halb unſichtbar und unklar vom Monde beſchimmert tanzten um die Felſen und durch die Bäume und Leichname Geſtalten mit dumpfen, tiefen, rhythmiſchen Geſangmurmeln.

Wir ſind verloren! — rief Peggy — Das iſt ein Morai, wo die Todten begraben werden und die Prieſter ihre Geheimniſſe feiern und die Opfer ſchlachten, und heute iſt Vollmond und Opfernacht.

Opfer? — fragte ich — Welche Opfer? —

Menſchenopfer! — zitterte Peggy — und wenn man uns entdeckt, dann enden Keulenſchläge unſer Leben, denn kein Ungeweihter, kein Weib darf dieſe Stelle betreten. Ach! das iſt Wauwaunu, der Oberprieſter! — ſchrie ſie mit erſtickter Stimme und verbarg ihr Geſicht an meiner Bruſt.

Da zogen andre aus der Waldnacht heran. In ihrer Mitte trugen ſie zwei Bahren mit Laub umflochten und auf jeder Bahre lag ein gebundener Mann. Ein Rieſe befahl, die Bahren niederzuſetzen. Es war Wauwaunu, und hinter dem Felſen hervor trat ein andrer Rieſe, der größte Mann der Inſel, über ſechs Fuß hoch.

Gott! — es war Pomarre!

Nun stieg langsam heraus aus der einen Bahre das erste Schlachtopfer und blickte schweigend und düster in den Kreis der mit dumpfem Gesange tanzenden Mörder. Nun öffnete sich der Kreis, nun stand der Gebundene allein auf dem Rasen, nun trat herzu der Priester Itua's, mit der schweren Toa-Keule. Nun zerschmetterte ein schrecklicher Schlag den Schädel des Unglücklichen, der lautlos zu Boden stürzte in seinem Blute und Gehirn. Nun schnitt ihm Wauwaunu ein Auge aus, das er einem stattlichen Manne in Blätter gewickelt darreichte, der es mit offenem Munde, als wolle er es verschlingen, annahm und dann an Pomarre gab. Nun erneuerte sich die Szene mit dem andern Opfer, und auch von diesem wurde einem andern Manne ein Auge überreicht, das zuletzt wieder Pomarre übernahm.

Heiliger Gott! — rief ich empört — was ist das? —

Zwei Häuptlinge, — antwortete Peggy bebend — sind zur Regierung gelangt und haben Pomarre's Oberherrschaft anerkannt, und dies ist die Huldigung.

Und die Opfer? — fragte ich — sind es Verbrecher?

Verbrecher gegen die Priester! — seufzte Peggy — bezeichnet in ihrem dunkeln Rathe!

Schrecklich! schrecklich! stammelte ich.

Da gebot Wauwaunu: bringet die Säuglinge! und man brachte drei mit Blumen bekränzte holde Knaben, die lächelnd lalleten und die Aermchen nach

den Männern streckten. Aber die Keule tödtete die Unschuldigen, die nun noch zuckend auf dem Morai eingescharrt wurden und deren Hügel man mit geschnitzten schmalen Brettern bezeichnete, die weiß und schauerlich im Monde glänzten.

Es ist genug! — rief ich außer mir — und wollte zurück in die Höhle mit Peggy, als ich erst gewahr wurde, daß sie kalt und starr am Boden lag.

Soll ich sie lassen in ihrem Dahinsterben? — murrete ich im Grimme meines kochenden Herzens, als ich sie auf die Moosbank getragen — sie, eine Tochter dieses Mörders, sie, eine von diesem verruchten Götzenvolke? — Ist nicht auch sie mit Itua's Blute getauft? — Wär es ihr und mir nicht besser, sie ginge — vielleicht noch schuldlos aus diesem offenen Grabe, aus dieser Mörderhöhle, die ich für das Paradies der Unschuld hielt? — o Menschen! Menschen!

Henry! — seufzte leise die matt Erwachende — o laß mich sterben!

Und was ist's mit den Kindlein? fragte ich fast höhnisch.

O laß mich sterben, Henry! — schluchzte die Unglückliche — es sind — — die Erstgebornen der Vornehmen der Arreos Kaste, und die werden alle gemordet.

Also Blut, und nichts als Blut! — rief ich — hier in dieser himmlischen Natur, und Grabesgeruch und Todtenschädel und Leichname? — O du verworfenes heimtückisches Geschlecht, das du alles,

das herrlichste und reinste mit deinen Gräueln besudelst!

O darum — jammerte Peggy — darum eben wollte ich fort von hier, fort mit dir nach Europa!

Und warum — fragte ich — warum erst dann, als es unter deinem Herzen zu regen sich anfing? — Warum sollte ich früher bei dir bleiben in diesem Pimmel?

Ein Thränenstrom hinderte ihre Sprache und eben wollte sie aus gepreßter Seele herauf etwas stammeln, als es vor der Höhle raschelte und der Mond zwei lange Schatten warf. Peggy's entsetzlicher Schrei: wir sind verloren! gellte und an dem Eingange der Höhle erschien der schreckliche Pomarre und der blutige Wauwaunu.

Todtenblaß trat Pomarre zurück, aber Wauwaunu brüllete: Ihr müßt sterben! und schwang die schwere Keule.

Halt! — gebot der König und fing mit gewaltiger Kraft den gehobenen Arm des Priesters — das ist meine Tochter und eine Arreos, der die Geheimnisse des Morai zu schauen vergönnet sind, und dieser Prittani ist mein Sohn! Du schenkst sein Leben mir!

Eine Arreos? — murmelte Wauwaunu, ließ die Keule sinken und schauete mit satanischem Lächeln auf Peggy's volle Gestalt — nun, sie wird thun, was einer Arreos geziemet und ich schenke Leben um Leben!

Also du bist eine Arreos! — lallte ich ermattet auf das Moos gesunken — als die Fürchterlichen sich entfernt — und die grauenvollste Ahnung meiner Seele ist Wahrheit? — — auch dein Kind muß sterben und Pomarre kann die Unthat nicht hindern?

Er kann sie nicht hindern! — schluchzte Peggy — er selbst steht unter der Gewalt dieser Priester. Vergebens und ohnmächtig ist seine Kraft gegen diese im Dunkeln schleichenden, alles beherrschenden Ungeheuer. Sein Herz verabscheuet diese Greuel und sehnet sich nach dem sanften Gotte der Europäer. O, wie hat auch er deinen Kapitain gebeten, ihn mitzunehmen! Aber auch ihm ward es verweigert. Darum vergieb Pomarre, vergieb auch mir, seiner unglücklichen Tochter und laß uns fliehen von dieser Insel in ein anderes Land, wo kein Itua seine heiligen Gesetze mit Menschenblute geschrieben, und bald, bald laß uns fliehen!

Schauernd stand ich unschlüssig, was ich thun solle. Es war als ob eine Wand sich zwischen mich und Peggy gewälzt hätte und ich verwünschte den Augenblick, wo ich sie gesehen, den Augenblick, wo ich meine Pflicht vergessen und in diese heillose Insel zurückgekehrt war. Sollt ich Peggy verlassen, sie und mein Kind dem grausamen Schicksale anheim geben? Was hatte sie gethan, so Schreckliches zu erfahren? Hing sie nicht an mir mit unendlicher Liebe? Verabscheuete nicht auch ihr sanftes Herz diese heidnischen Gräuel? War es ihre Schuld, daß wir nicht jetzt schon weit von diesem Leichenfelde unter dem Paniere des milden Christen

glaubens lebten? — O! da lag sie, im unermeßlichen Schmerze, das holde Angesicht in das Moos eingewühlt, mit den Händen krampfhaft in die kalten Felsen greifend, in der doppelten Verzweiflung über ihr Kind und an meiner Liebe. Nein! — rief mein Herz — die ist unglücklicher als ich! und inniger, treuer und heißer, durch Mitleid und Wehmuth veredelt kehrte meine Liebe zu der Schuldlosen zurück. Unsre Thränen flossen vereinigt und ich wiederholte den heiligen Schwur, sie nimmer zu verlassen und mit ihr zu fliehen. — Wir gingen nun nicht nach Tiarrabu, sondern zurück in unsre Wohnung, die mir jetzt, wie alles rund um ein Ekel und Abscheu war. Aus jeder Blume, die mir sonst Wohlgeruch duftet, witterte mich Leichenhauch an, überall zwischen den Bäumen hervor, grinseten mir Schädel und Todtengerippe und die ganze Natur war mir nichts, als ein Moral, bedeckt mit dem trügerischen grünen und blumigen Gewande, dieses fröhliche tanzende Volk nichts als eine Heerde theils, dem Tode geweiheter Schlachtopfer, theils heimtückischer, auf Menschenfleisch lauernder Schakals. Ich eilte nach Matavai, wo die Kameraden sich niedergelassen, mit brünstigem Gebete zu Gott, meiner Zunge Beredsamkeit zu schenken, die Brüder zu vermögen, diese Insel zu verlassen und anderswo einen Zufluchtsort und Aufenthalt zu suchen. Mit Angst und klopfendem Herzen nahete ich ihnen, aber ganz unnöthig war meine Angst. Denn mit Entzücken vernahm ich, daß es auch ihr Entschluß

war, diese Insel zu verlassen, freilich aus ganz andern Gründen, als den meinigen. Sie hielten sich nehmlich hier vor der Rache der strafenden Gerechtigkeit nicht für sicher, wenn man die Unthat der Empörung in England erführe und hatten daher zu ihrem künftigen Aufenthalte die, neunzig Englische Seemeilen südlich von Otaheiti belegene kleine Insel Tobouai erwählt, die ganz außerhalb dem gewöhnlichen Wege der Seefahrer, und noch fast unbekannt, unser Leben und Dasein verbergen sollte. Aber es mangelte da gänzlich an animalischer Nahrung und in den innern Wäldern hauseten Menschenfresser. Mit den letztern hofften wir durch treu vereinte Gesammtkräfte fertig zu werden, und animalischen Lebensmittel verschafften wir uns von den Otaheitern durch das falsche Vorgeben, wir hätten den, von ihnen hochverehrten Kapitain Cook, dessen Bild in Oel gemahlt sie als ein Heiligthum bewahrten, der aber schon am 14. Februar 1779 von den Einwohnern der Sandwich-Insel Owaihi erschlagen worden, auf unserer Fahrt angetroffen und von ihm den Auftrag erhalten, ihm so viel Vieh als möglich zu einer Niederlassung auf einer andern Insel zu verschaffen. Willig und freundlich brachten auf diese Nachricht die Otaheiter in Kurzem vierhundert und sechzig Schweine, sechs und funfzig Ziegen und eine ungeheure Menge Geflügel aller Art und Hunde und Katzen zusammen. Pomarre gab sogar gutmüthig das ihm früher geschenkte Hornvieh und segnete unsern Entschluß mit aufrichtigem, theilnehmendem Herzen,

obschon mit wehmüthigem Gefühle, uns, seine geliebten Freunde zu verlieren. Ich aber und Peggy sprang vor Entzücken. Wir hatten uns und unser Kind aus einem offenen Grabe gerettet. Und so schifften wir uns denn am 16. Juni desselben Jahres 1789 fröhlich und wohlgemuth ein, nach Tubouai, auf der Bounty, wir, fünf und zwanzig von der ehemaligen Schiffs-Mannschaft und dreizehn Otaheitische Männer mit zehn Weibern, die sich in freundlicher Anhänglichkeit an uns angeschlossen und meine Peggy.

Aber Tubouai bot uns nicht den Segen der üppigen Natur von Otaheiti. Bald war unser Vieh theils verzehrt, theils vor Hunger umgekommen, theils von den feindlich gesinnten Eingebornen zur Nachtzeit gestohlen. Zur Bequemlichkeit, zum Genusse verwöhnt, fanden wir hier nur Mühe, Entbehrungen und lauernden Verrath. Zwietracht schwang unter uns ihre schreckliche Fackel — denn wie konnte auch unter einer Rotte Empörer Einigkeit und Treue herrschen bei einbrechendem Mangel, wo jeder Räuber sich der nächste zu seyn glaubt zur eigenen Lebensfristung und mit Entsetzen vernahm ich den Entschluß der Mehrzahl, nach Otaheiti zurückzukehren. Peggy rang verzweifelnd die Hände. Alle meine Vorstellungen, selbst Fletcher Christians Gründe, des edelsten von allen, obgleich er das Haupt der Verschwörung gewesen und sein Beweis, daß wir dort der gewissen Rache entgegen liefen, blieben fruchtlos und so empfing uns denn

alle am 22. September deſſelben Jahres wieder die Matavai-Bai.

Gott! mit welchen Empfindungen ſah ich und Peggy dieſe Berge wieder! An der Bruſt des unglücklichen Weibes lächelte ein bildſchöner Knabe, den wir, ſo wie uns ſelber, dem offenen Grabe entgegen trugen, denn beſchloſſen war es, das Kind nicht ohne den Widerſtand grimmiger Löwen, denen man ihr Junges nimmt, aus unſern Armen reißen zu laſſen. Unſre bangen Thränen floſſen wieder in den Aburo und wir wagten es nicht, unſere Hütte zu verbeſſern, aus Furcht, unſere Geheimniſſe zu verrathen. Selbſt Pomarren, der uns bald nach unſerer Wiederkehr beſuchte, wurde der Säugling verborgen und ſo hoffeten wir denn, noch irgend einen günſtigen Augenblick zur anderweitigen Flucht heran zu ſehnen in Angſt und Beſorgniß. Ach! — der günſtige Augenblick ging uns unbekannt und nutzlos vorüber! Fletcher Chriſtian war bald nach ſeiner Wiederkunft auf der Inſel heimlich mit der Bounty in Begleitung von acht ſeiner Kameraden and fünf und dreißig Inſulanern, Männern, Weibern und Kindern abgeſegelt, ſich eine unbewohnte Inſel zu ſeinem verborgenen Wohnorte zu ſuchen, und nie mehr hat man von ihm gehört. Von den andern funfzehn von uns zerſtreueten ſich dreizehn in den Diſtrikten Matavai und Opárre, wo ihnen die Eingebornen Land und Beſitzthum anwieſen. Zwei der Verworfenſten, der freche Churchhill und der unwiſſende brutale Thompſon gingen nach Tiarrabu, wo ſie bei dem

Häuptlinge Wahiadua gegen Pomarre konspirirten. Nach Wahiadua's Tode, der ohne Kinder bald darauf an einem Giftbissen starb, den ihm Churchhill, sein Tayo, das heißt sein Busenfreund, beigebracht, erbte dieser Churchhill der Landessitte gemäß das Vermögen und die Würde des Häuptlings. Aber Thompson, hierüber neidisch, ermordete ihn und wurde dafür wieder von den Eingebornen, um diesen Frevel zu rächen, zu Tode gesteinigt. Andrews, der beste von allen, der auch an der Verschwörung keinen Theil genommen, lebte wie ein Einsiedler auf den Gebirgen von Oparre, und auch der Anblick und Trost dieser treuen Seele, der so oft mich gestärkt und aufgerichtet, wurde mir dadurch geraubt.

Wir waren also nun gänzlich verlassen und einsam in unserm stillen Haine. Aber süße verschwiegene, wenn auch wehmüthige Liebe, machte uns diese Einsamkeit dennoch zum Himmel und wir vergaßen, wenn wir unter den schattigen Tuaribäumen am stillen Meerufer saßen und zu unsern Füßen Tom spielend die bunten Blumen mit den kleinen Händchen in die sanft heran hüpfenden Wellen warf, oder auf dem Canot, wenn wir in der friedlichen Bucht fischten sich heraus beugte und lachend nach seinem Spiegelbilde in dem ruhigen Wasser griff, Vergangenheit und Zukunft und die uns umschwebende Gefahr. Gott! — wie glücklich verging uns das Jahr 1790! Mit welchen Gefühlen begrüßten wir den ersten Tag des darauf folgenden, mit welchem Hoffen und Sehnen, auf irgend

eine Erlösung aus unſrer Lage, die, wenn auch noch ſo reizend, immer eine Gefangenſchaft war!

Wenn bei uns, hier in Europa, unter der Schneedecke die Natur ſchläft und ausruhet, und die ſtarren Bäume blätterlos im Winterfroſte trauern, dann blühet dort, in jenen glücklichen Klimaten der Sommer, den kein Froſt, kein Schnee und Eis unterbricht. Immerfort, in nie ſtörendem Wechſel grünen und duften dort die dunkeln Wälder, die lachenden Wieſen, die blumen- und früchtevollen Thäler und Berge und tropiſche Sonnengluth, gemildert vom kühlen Hauchen der Seeluft durchdringt mit Kraft und Wohlſein alles, was wächſt und lebt.

So hatten auch wir an jenem Neujahrstage uns mit friſchen Kränzen geputzt, Peggy ihr Haar mit der brennenden Jutay-Roſe und der glänzenden gelben Buablüthe geſchmückt, den lieblichen Kleinen aber mit der Kette ſchneeweißer duftender Gardenien umwunden. Heiter war der Tag vergangen und wir ſaßen noch tief hinein in den Abend am Waſſer und freueten uns der, im leichtfertigen Spiele über die Meeresfläche herauf und dahin fliegenden Fiſche und der uns umflimmernden Glühwürmchen. Der müde Kleine ſchlief im Arme der Mutter, deren neue Hoffnung der Liebe bald unſer Kleeblatt zu einem recht glücklichen vierblätterigen zu machen verſprach. Da hob der Mond ſeine ſchmale Sichel über das Meer, da mahnte der kühlere Nachtſchauer uns zur Heimkehr in die Hütte. Aber da wir aufſtanden und längs den Bananen hingingen in ſorg-

loser Ruhe, da umflatterte uns krächzend ein aufgescheuchter Ituavogel, da — o es war ein fürchterlicher Augenblick! — da flog Peggy mit dumpfem Schrei des Entsetzens an meine Brust.

Was ist dir Peggy? — rief ich erschrocken — aber sie konnte nur bebend stammeln: dort, dort! und wies nach dem Walde. Auf diesem, so wie rund um uns ruhete schon tiefe Nacht, aber schwacher Mondschein schimmerte an den Stämmen und in der Dämmerung zogen Gestalten, schweigend wie Geister und ein langer Riese zeigte nach uns hin. Ich erstarrte. — Es war — der schleichende Tiger Wauwaunu!

Das sind die Engel des Todes! rief ich — wir sind verrathen!

Ach, wo fliehen wir hin! — jammerte Peggy — ach laß uns eilen zum Vater, laß uns nicht ablassen, bis er uns hilft, oder uns verbirgt, oder mein Leben nimmt, für des Kindes Leben!

Pomarre? — fiel ich ergrimmt ein — der Priester Knecht, der Sklave seines eigenen Volkes? Kann der uns helfen, wenn er auch wollte?

Er kann Euch nicht helfen! — antwortete eine hohle Stimme — und mit Entsetzen erblickten wir Pomarre, der sich an die Hütte in den Schatten gedrückt und uns erwartete. Dort ziehen die Heimlichen — fuhr er fort — die Euch ausgespähet und wenn der Vollmond über den Bergen steht, holen sie das Kind nach dem Morai.

Erſt müſſen ſie mich ermorden! — ſchrie ich. Vergebens — fiel Pomarre ein — iſt hier Widerſtand. Das Geſetz und Landesſitte gebietet und ich ſelbſt kann es nicht hindern und ändern. Auch mein eigenes Geſchlecht hat ſich dieſem unterwerfen müſſen und auf dem Morai ſtehn die traurigen Merkzeichen. Aber fliehet, fliehet, noch iſt es Zeit!

Fliehen? — rief ich — wohin? Und haben wir denn noch das Mittel dazu, ein Schiff?

Wie mögt Ihr doch ſo unwiſſend ſeyn — zürnte Pomarre — in allem, was um Euch vorgeht. Eure Kameraden auf Matavai bauen ſo eben ein Fahrzeug, mit dem ſie die Inſel verlaſſen wollen. Eilet und fördert das Werk!

Ein heller Strahl neuer Hoffnung war in meine Seele gefallen. Ehe noch der Morgen dämmerte machte ich mich auf, nach Matavai. Pomarre's Nachricht war gegründet. Schon ſtand der Kiel des neuen Schiffes und mit unabläſſig emſiger Arbeit ſtrebten die Kameraden zum Ziele. — Ach! das war noch weit entfernt, und ſo reichlich auch nun mein Schweiß floß in angeſtrengter Thätigkeit und Mithülfe — er floß ja für das Leben meines geliebten Kindes — ſo ſah ich doch mit Angſt und Zittern, wie ſich die Mondſcheibe mit jedem Tage immer mehr füllete und an eine Vollendung des Werkes und Abreiſe noch nicht zu denken war. Da nahete die ſchreckliche Vollmondnacht, da hatte ich am Morgen das verzweifelnde Weib, ſelber verzweifelnd, mit dem Kinde in eine Höhle bei

unſerer Wohnung verſteckt, dann meine Lieben verlaſſen und den Tag über in Matavai gearbeitet, daß mir das Blut von den Händen rann, da war ich mit anbrechender Dämmerung wieder in die Gegend meiner Wohnung zurückgekommen, da ſchauete der Vollmond aus dem Meere gen Oſten mit dem drohenden Antlitz, da ſchlug es an mein Ohr, wie ferne Menſchenſtimmen. Ich flog durch den Wald und über die Wieſen und Gründe. Mein Herz ſtürmte, als wolle es die Bruſt zerſprengen, näher tönte das ferne verworrene Geſchrei, mir ahnete das Entſetzliche. Nun hörte ich's deutlich, nun durchſchnitt mir die Seele Peggys Weherufen nach Hülfe, nun ſah ich ſeitwärts nach dem Walde einen Trupp Männer ziehen, nun ſtürzte ich nach, den ſchweren Pfahl wie ein Raſender ſchwingend, nun war ich da, nun ſah ich's, wie ſie mein Kind dahintrugen, nun hieb ich wüthend mich durch die Ueberraſchten, nun entriß ich dem Träger mein zitterndes Kind, das ſich weinend um meinen Hals klammerte, nun ſprang ich, wie ein gehetztes Thier vorwärts, hinter mir drein die Schaar meiner Verfolger, nun hatte ich das Meerufer erreicht. Halb ſinnlos ſprang ich in das Canot, legte den Knaben auf den Boden und ruderte mit der Kraft der Verzweiflung hinein in die Bucht. Pfeilſchnell flog der Nachen über die ruhige Fluth — ich wußte nicht, was ich that und wohin ich nun fliehen wollte. Aber mehrere aus dem wüthenden Haufen ſtürzten ſich in's Meer und ſchwammen mir nach mit hölliſchem Geheul. Die Ruderſur-

chen und der, von den Schwimmenden geschlagene Wasserschaum sprühete weit umher silberne Mondfunken. Grausig ragten die schwarzen Köpfe aus dem Wasser und die Keulen der gehobenen Arme.

Vater! sind wir nun bald zu Hause? — winselte leise der Knabe.

Bald, mein Kind! — antwortete ich schaudernd in ahnendem Vorgefühle — bald bist du zu Hause! und immer näher kamen die Männer und immer schwächer ward meine Kraft und immer langsamer und matter der Lauf meines Canots. Nun waren sie bis auf Kabeltau Länge von mir, nun jauchzten sie, nun sank ich erschöpft zusammen, nun fiel mein Ruder in den Kahn, nun flehete mein Angstgeschrei hinauf zu Gott um Rettung. Vergebens! — es war keine für mich droben und auf Erden! Da rauschten sie nur noch wenige Klaftern von mir, da ergriff ich im rasenden Wahnsinne den Knaben, band eine Schnur an seine Brust, an die Schnur einen schweren eisernen Ring, hob hoch empor das bebende Kind, das: „Vater! Vater! was machst du!“ stammelte, küßte die warme schlagende Brust zum letztenmale mit strömenden Thränen und rief: nein, mein armer Junge! nicht unter den Keulen dieser Menschenfresser sollst du sterben! Fahre wohl, wie ein wackerer Seemann! und so ließ ich das Kind sanft hinabgleiten in die Fluth, die sogleich ruhig über ihm und spurlos zusammenschlug. Die Verfolger brüllten und haschten darnach — ver-

gebens! Es war ihrer Wuth entronnen in die kühle unergründliche Tiefe.

Was nun mit mir vorgegangen, davon weiß ich nichts. Ich fand mich in der Hütte wieder auf meinem Lager, neben mir, die stumm vor sich hinstarrende Peggy mit verändertem Leichengesichte. Wie abgeschlagen hingen meine Glieder am Leibe in tödtlicher Ermattung, im grimmigen Schmerze. Die Mörder hatten mein Canot mit mir an's Land gebracht und diesen Ort des Gräuels verlassen. Peggy wußte alles. Kein Vorwurf über die unabwendbare Nothwendigkeit kam von ihren Lippen, aber die Folter meines eigenen Herzens warf mich krampfhaft hin und her auf meinem Dornenlager und die ewige gräßliche Nacht verging mir in Fieberphantasien. Der Morgen kam, doch die freundliche Sonne weckte nur unsre Verzweiflung zur gewissen Besinnung, zum klaren Bewußtseyn unsers Unglückes, meiner That und unsers verlassenen Alleinseyns. Das Leben drückte lastend auf mich, wie ein schwerer kalter Stein, so wie es jetzt auf mir lastet, indem ich dies schreibe. Nur einzelne Tropfen des Yawatrankes und des stärkenden Cwiapfelsaftes, die mir Peggy einflößte, vermochten meine lechzende Zunge zu laben. Dies und die Thränen und Tröstungen der unendlichen Liebe meiner Leidensgenossin, die den eigenen Jammer gewaltsam zurückhielt in der verschwiegenen Brust fristeten mein elendes Daseyn und so lag ich, zuletzt in stiller Apathie, drei Tage. An ein ferneres Arbeiten in Mataval-Bai war

nicht mehr zu denken, wenn ich auch dazu die Kraft gehabt hätte. Was konnte nun mir und Peggy die Flucht helfen, da ja doch das Kind verloren war! Aber wie nun am Ende des dritten Tages der Abend dämmerte, wie nun wieder die stille Nacht herein gebrochen war und der Mond über dem Nebel der Wälder stand; da ergriff es mich mit unwiderstehlicher Sehnsucht und trieb mich hinaus in die Bucht, wo ich mein armes Kind versenkt. Umsonst war Peggys Bitten, ich ließ mich nicht zurückhalten, mich auch nicht bewegen, sie mitzunehmen. Matt löste ich das Canot vom Ufer und schiffte weit hinein in die Nacht und die See, bis zur unglücklichen Stelle. Hier war es — rief ich sinnend, als gedächte ich eines schweren Traumes — hier hab' ich dich ersäuft! Tom! mein Tom! wo bist du! — O gieb mir ein Zeichen, daß deine unschuldige Seele bei Gott lebt und mir verzeihet, o erscheine, wenn es dir möglich, dem jammernden Vater!

Und wie ich so flehete mit bittern Thränen, da schwamm es vor mir hin, das freundlich lächelnde Angesicht mit rothen Wangen und blauen sanften Kindesaugen und heimlich flüsterte es: da bin ich, aber weiter hinauf läßet mich der eiserne Ring nicht, den du mir an die Brust gebunden und tief lieg' ich im Meeresgrunde und kalt und einsam ist meine Wiege!

Wohl ruderte ich emsig, wohl streckte ich die zitternden Arme, das holde Kindlein zu greifen und an meine Brust zu drücken; — vergebens! — es floh

und versank und um mich war Stille der Nacht und des Grabes.

Nun fuhr ich jeden Abend mit Peggy nach der einsamen Stelle. Nun erschien uns jeden Abend das Schattenbild und floh und versank. Trübe und traurig saß ich am Aburo und verfolgte die rieselnden Wellen mit meinen sehnenden Blicken und murmelte leise: grüßt mir, wenn ihr hinkomut, mein Kindlein!

Was die Kameraden auf Matavai und Oparra trieben, das kümmerte mich nicht, es war mir alles schaal und gleichgültig. Nur als Jenny in fröhlicher Unschuld am Mutterbusen Peggys lächelte, nur dann erst zog wieder ein wehmüthig mildes Gefühl von Lebensglück in mein fast erstorbenes Herz. Aber auch aus dieser schwermüthigen Ruhe, auch aus diesem bittersüßen Traume sollte ich gerissen werden.

Es war in den ersten Tagen des März in demselbigen Jahre, als Pomarre mich bedenklich fragte, ob ich denn nicht mit den andern fliehen wolle.

Fliehen? — entgegnete ich — weshalb? Ist denn nicht nun das Schreckliche geschehen, was mir gedrohet und weswegen ich sonst gewünscht, diese Mördergrube zu verlassen? — Was könnte mir nun noch hier begegnen?

Pritani! — erwiederte Pomarre — du hast die Priester Itua's geschlagen! In nächster Vollmondnacht oder spätestens in der des kommenden Monats wird Otu, mein Sohn mit dem königlichen Maro bekleidet. Das Gesetz und die Landessitte fordert Opfer.

Prittani! — Bedenke wohl, du haſt die Prieſter geſchlagen!

Ja, — rief ich erſtarret — ich beſinne mich, ich habe die Prieſter geſchlagen und mich erwartet das Morai!

Nimmermehr! — ſchrie Peggy — wir fliehen! und ich will mit arbeiten, Tag und Nacht!

Da trieb mich die Todesfurcht nach Matavai, da ſah ich, wie das Fahrzeug fertig im Waſſer ſtand. Aber die Mannſchaft wollte vorher deſſen Tauglichkeit verſuchen und auf den weſtlichen Theil der Inſel, in den Diſtrikt Paparra ſchiffen, um mit der Erfüllung eines dem Pomarre gegebenen Verſprechens, zur Unterwerfung der rebelliſchen Unterthanen daſelbſt behülflich zu ſeyn, eine Schuld der Dankbarkeit für unſre freundliche Aufnahme und Unterſtützung abzutragen. Das mußte ich alſo abwarten und konnte es auch. Denn ſo lange Paparra nicht unterworfen war, ſo lange konnte Otu nicht mit dem Maro bekleidet werden und ſo lange war ich muthmaßlich ſicher. Die Kameraden ſchifften ſich alſo am 21. März ein und verſprachen in wenig Tagen zurückzukehren und dann mit allen Bedürfniſſen von Pomarre verſehen, ſogleich in See zu ſtechen, um in einem entfernteren Erdenwinkel der Rache des Vaterlandes zu entrinnen. Denn daß Kapitain Bligh ſich wunderbarlich mit den Seinen dahin zurück gerettet, das hatten wir ſchon längſt erfahren.

Ich bereitete mich alſo mit Peggy zur baldigen Abreiſe. War doch ſie dann und meine liebliche Jenny

gerettet. Auf einer unbewohnten Insel, fern von den Keulen des Morai und dem Todesspruche des Gesetzes wollten wir in stiller verborgener Liebe trauern um das Verlorne.

Aber das Schicksal wollte es anders.

Am Abende des 23. März erstieg ich den hohen Berg, dicht an unserer Wohnung und schauete hinüber nach Matavai-Bai, ob die Kameraden nicht zurückkämen. Sehnsuchtsvoll schickte ich den Blick der untergehenden Sonne nach. Da fiel ein Kanonenschuß und noch einer. Da kam langsam herum um das Riff von Matavai, hell beleuchtet von der Purpurgluth des Abendrothes, die Flagge Englands gesegelt, mit ihr Nemesis, die Göttin der Rache. Es war die Pandora, die unter Kapitain Edwards zur Aufsuchung der Meuter ausgerüstet worden. Nun ist's vorbei, Geliebte! — rief ich mit der Gefaßtheit der unvermeidlichen Gewißheit meines mich erwartenden Schicksals. Nun sind wir gerettet aus diesem Leichenhause, ich in das Grab heimathlicher Erde! Es geschehe mir, wie ich es verdient! — — Lebe wohl, mein trautes Kind! — so segnete ich die scheue glänzende Kugel, die auch an diesem letzten Abende vor mir in Aburo-Bucht hinschwebte. — Lebe wohl! Ich büße die unendliche Schuld und die, mit seinem Blute rein gewaschene Seele des Vaters wird deinen Ring lösen, dich heraufziehen aus dem Meergrunde und mit dir und Peggy und Jenny spielen unter den Blumen des Paradieses!

Am folgenden Morgen überlieferte ich mich dem Kapitain. Aber nun erneuerte sich wieder die schon einmal erlittene grausame Szene. Unerbittlich verweigerte der Kapitain Peggy die Mitreise nach Europa. Auch jetzt war ihr jammerndes Flehen vergebens und das Gewicht der nun doch über uns hereinbrechenden Trennung für dieses Leben schlug sie zu Boden. Vergebens wand sie sich zu den Füßen des harten Mannes mit ihrem Säuglinge. Sie mußte fort. Indessen wurden die andern Kameraden ergriffen und ausgeliefert. Man nahm ihr das Kind und gab es ihrer Schwester, die es zärtlich pflegte. Jeden Abend schwamm die treue Gattin zu mir herüber an das Schiff und klammerte sich an die Seite der Lucke, wo ich in meiner finstern Kammer gefesselt lag. Ich konnte sie nicht mehr sehen und sah sie nie wieder, aber ich hörte ihr Klaggeschrei, das selbst den gefühllosesten Matrosen zu Thränen rührte. Endlich ward der Kapitain dessen überdrüssig und Ruderschläge trieben die Unglückliche vom Schiffe.

Als wir absegelten am 8. Mai, war sie bereits vor Gram gestorben.

Und ich, ich lebe noch? — warum ertrank ich nicht bei der Ueberfahrt, wie viere meiner Kameraden, als das Schiff auf die Klippen stieß? Warum rettete das Schicksal mein elendes Daseyn? Warum mußte ich, mit meinen neun übrigen Leidensgefährten das Vaterland wiederschauen? — Warum? frage ich. O, es giebt eine Vergeltung! Wer ihr hier anheim fällt, der ist dort frei und rein. Darum — ihr Richter! —

sprechet das Urtheil! Ich bin schuldig, des Todes schuldig! denn ich habe mich von meiner Pflicht ab- und zu dem Bösen gewendet, habe mein Kind ermordet, für welches wohl bei Gott wunderbarlich noch Rettung möglich gewesen. Aber frevelnd griff ich in den Arm der Allmacht und versenkte das warme fröhliche Leben in die ewige Nacht und es kann nimmer herauf aus dem kalten tiefen Abgrunde, bis ich es frei und rein hole zu meiner Seligkeit.

Dies ist die Geschichte des armen Henry Stewart.

Den folgenden Tag brachte ich Andrews das Papier zurück und sah den Bedaurungswürdigen noch einmal, wie er vor der Charte von Australien saß, die er aber so eben wieder zusammen schlug, denn so eben hatte ihm sein Freund wieder das Wort des Trostes zugerufen und mit thränenfeuchtem Auge blickte er nun auf und wiederholte: Ja der Nautilus ist ein Meerwurm!

Sein stilles Sehnen ist nun schon lange erfüllt und lange schon lebt er mit Tom und Peggy in ewiger leidenloser Vereinigung.

Daß übrigens die ganze traurige Erzählung bis in die kleinsten Umstände Wahrheit sey, das erfuhr ich nachmals, als ich die Beschreibung der Missionsreise des Kapitain James Wilson in das stille südliche Meer las. Jetzt waltet auf Otaheiti der Segen des christlichen Glaubens und die Morais mit ihren blutigen

Opfern ſind verſchwunden. Auch ſind ganz neuerlich die Nachkommen von Fletcher Chriſtian und den Seinigen in einer ſtillen chriſtlichen Colonie auf einer verborgenen Inſel jenes Ozeans gefunden worden, aber der Tod und die Zeit hat die Rache des Geſetzes gebrochen und auch über jene Einſamen weht nun ſchützend und ſegnend der Genius und die Liebe des edeln Brittaniſchen Vaterlandes.

Maria Josepha,
Dauphine von Frankreich.

Von J. G. Ec.

(Zur Erläuterung des Titelbildnisses.)

Ein Abriß des schönen Lebens dieser erlauchten Tochter unsres Vaterlandes, deren die Geschichte stets, als einer, wegen seltener Tugenden, mit Recht Gefeyerten ihres Geschlechts, ehrenvoll gedenken wird, scheint der Aufmerksamkeit, gegenwärtig, auch deswegen besonders werth zu seyn, weil in ihr Frankreich die Mutter seines rechtmäßigen Königs, Ludwig XVIII. verehrt, den das sieggekrönte Schwert der hohen Verbündeten zum Besitze des Reiches seiner Väter erhoben hat, dessen Beglückung sein alleiniges Streben ist.

Maria Josepha, geboren zu Dresden, am vierten des Wintermonaths 1731, war die zweyte Tochter Friedrich August II., Kurfürstens zu Sachsen und Königs von Polen, und der Erzherzoginn von Oesterreich Maria Josepha, der Tochter Kaisers Joseph I., welche in einem musterhaften, sehr ge-

ſegneten Eheſtande lebten, und ſich die ſorgfältige Erziehung von funfzehn vortrefflichen Kindern zur angelegentlichſten Pflicht machten.

Die Prinzeſſinn beſaß ſchon in früher Jugend ein zärtliches, frommes Herz, einen ſtarken, chnell faſſenden Geiſt, eine nicht zu ermüdende Arbeitſamkeit und eine liebenswürdige Munterkeit, mit Sanftmuth und Leutſeligkeit gepaart. Wie konnte es bey ſolchem Character anders ſeyn, als, daß ſie die Hochachtung und Liebe ihrer Umgebungen, ſo wie die Zufriedenheit ihrer Lehrer ſich erwarb? Sie war in der Geſchichte bewandert; konnte zeichnen; hatte gute Fortſchritte in der Tonkunſt gemacht, und las Lateiniſch und Italieniſch mit eben ſo viel Fertigkeit, als ihre Mutterſprache. Am wenigſten geläufig war ihr das Franzöſiſche; aber nach wenigen Monathen ihres Aufenthalts in Frankreich, hatte ſie es darin ſo weit gebracht, daß ſie es mit ungemeiner Reinheit ſchrieb und ſprach.

Kaum war von ihr das ſechzehnte Jahr angetreten worden, ſo kam der Herzog von Richelieu, als Königlich-Franzöſiſcher außerordentlicher Bothſchafter an den Dresdener Hof, und hielt um ihre Hand für den Dauphin, den Sohn Ludwig XV. und Maria Leczinska, Tochter des ehemaligen Königs von Polen, Stanislaus, feyerlichſt an. Der Dauphin, das Muſter eines Königsſohns, war ſeit dem 22. Jul. 1746, Witwer. Seine Gemahlinn Maria Thereſia, Infantin von Spanien, ſtarb nach einer überaus glücklichen Ehe, von noch nicht zwey

vollen Jahren, an den Folgen der ersten Niederkunft mit einer Prinzessinn, von der sie nur acht Monathe überlebt wurde. Ganz untröstlich über den Verlust einer Gattinn, die er leidenschaftlich liebte, willigte er, nur weil es das Bedürfniß des Staats heischte, in den Vorschlag seines Vaters zu einer neuen Vermählung, durch die dessen Thron Erben erhalten möchte.

Zu der Wahl, die Ludwig XV. für seinen Sohn getroffen, hatte wohl der Einfluß des als Held und als Mensch großen Marschalls von Sachsen, der damals Frankreichs berühmtester Feldherr war, das Meiste beygetragen. Alle Mächte Europens erstaunten über diese Wahl. „Durch diese Verbindung" — sagt ein Geschichtschreiber — „diente das Haus „Sachsen zur Fortsetzung der Nachkommenschaft eines „Fürsten, den es seiner Staaten beraubt hatte, und „zu der nämlichen Zeit, und unter demselben Dache, „erblickte man zwey Prinzessinnen von Polen, Töchter „zweyer gekrönten Nebenbuhler, deren eine zu der „andern sagen konnte: Dein Vater hat den meinigen „entthront." Als die Königinn Maria Catharina aus dem Munde ihres Gemahls den Namen ihrer künftigen Schwiegertochter vernahm, mußte sie auf das empfindlichste verwundet werden, und nur ihre fromme Ergebung richtete sie in dieser harten Prüfung auf.

Entzückt empfing Friedrich August II. den Auftrag des Französischen Gesandten, durch welchen er sich eben so geehrt sah, als sein Haus dadurch verherrlicht wurde, und von dem er die glücklichsten Fol-

gen erwartete. Auch seine Tochter schien damit sehr zufrieden; und als ihr der Herzog, im Namen seines Königs und des Dauphins, die herkömmlichen Geschenke überreichte, trug sie nach dem Bildnisse Ludwig XV. sehnlichstes Verlangen.

Prachtvoll und glänzend waren die am Dresdener Hofe zur Feyer des Beilagers, am zehnten Januar, veranstalteten Feste*), und die Freygebigkeit des Abgesandten Frankreichs beseligte das jubelnde Volk, dem er nicht nur die prächtige Bekleidung seines Baldachins, sondern auch alle Kostbarkeiten seines Tafelzimmers Preis gab.

Am 14. Januar verließ sie ihre Vaterstadt, und trat, über Leipzig, die Reise zu ihrem künftigen Gemahl an. Die Freude dieser Stadt, welche von jeher mit echt vaterländischen Gesinnungen, begierig jede Gelegenheit ergriff, ihrer theuern Landesherrschaft Beweise der Ehrfurcht und Liebe zu geben, belebte bey dem Durchzuge der Königstochter, alle Stände, und beurkundete sich in den Anstalten zu ihrem feyerlichen Empfange. Es fehlte nicht, daß sie den ganzen Beyfall der Gefeyerten erhielten, die, so wie sie vor die Stadt kam, den Wagen langsam fahren ließ, und aus dessen niedergelassenen Fenstern, der jubelnden Menge

*) S. Nachrichten von den Solennitäten bey dem Vermählungsfeste der K. Poln. Churf. Prinzessinn Maria Josepha, mit Sr. K. Hoheit dem Dauphin von Frankreich, 1747 im Jan. Dresden, 1747. 4.

ihre Zufriedenheit über die Ehrfurcht, welche man ihr erwies, bezeigte, die Kennzeichen ihrer Gnade den ganzen Tag fortsetzte. Die lauten Ausbrüche der allgemeinen Freude mißfielen ihr nicht, und als ihr zu Ehren abends eine Musik auf dem Markt aufgeführt ward: so verließ sie, so lange diese dauerte, das Fenster nicht, und äußerte auch in ihrem Gespräche Wohlgefallen über diese Freudenbezeigung der guten Stadt *).

In Straßburg empfingen sie der Marschall de La Fare und die Herzoginn von Brancas, die ihr von dem Könige entgegen geschickt waren. An diese that sie während der fernern Reise eine Menge Fragen im Betreffe des Hofes, und erkundigte sich ganz besonders nach dem Character der königlichen Familie. Sie fühlte ihre schwierige Lage gegen die Königinn, und deren Prinzessinnen, welche alle die mütterlichen Gesinnungen theilten. Angelegentlichst mit Tilgung des unangenehmen Eindrucks beschäftiget, welchen sie bey der ersten Zusammenkunft auf sie zu machen befürchtete, wollte sie voraus die Mittel kennen lernen, ihre Herzen zu gewinnen. Alle näheren Nachrichten, die ihr

*) Im dritten Stücke des Jünglings, einer der vortrefflichsten, jetzt fast vergessenen Wochenschriften, welche damals J. A. Cramer, Giseke und andere geistvolle junge Männer in Leipzig schrieben, kann man die Schilderung jenes allgemeinen Vergnügens nachlesen.

die Herzoginn ertheilte, waren so, daß sie ihr Muth einflößten. Sie versicherte ihr, daß sie nichts von der Königinn und ihren Töchtern, weder Rachsucht noch Gleichgiltigkeit zu fürchten habe. Bey Schilderung der guten Eigenschaften der Prinzessinnen Henriette und Adelaide, der ältesten Tochter Ludwig XV. vergaß sie nicht zu bemerken, wie sehr der Ernst jener mit der Munterkeit dieser absteche, worauf die künftige Dauphine lebhaft erwiederte: „Das ist recht schön, „da werde ich mir also von Henrietten guten Rath „ertheilen lassen, und mit Adelaiden mich belusti„gen."

Zwey Tage vor ihrer Ankunft in Versailles reisten ihr der König und Dauphin entgegen, und trafen sie bey Brie-comte-Robert. Sie stieg zuerst aus ihrem Wagen und eilte sich dem Monarchen zu Füßen zu werfen, und sich seiner Gnade zu empfehlen. Er hob sie auf, umarmte sie, und stellte sie seinem Sohne vor.

Am 8. Hornung ward das Paar in der Kapelle zu Versailles ehelich eingesegnet, wobey der Dauphin — der, wie gesagt, nur aus Gehorsam in diese Verbindung gewilligt hatte — eine traurige Niedergeschlagenheit äußerte. Die Gefühle, welche er fortdauernd gegen seine erste Gemahlinn hegte, machten ihn für die Reitze einer zweyten Vermählung unempfindlich. Als er in der Hochzeitnacht das Zimmer seiner Braut betrat, und er mehreres Hausgeräth erblickte, das durch theuere Erinnerungen alle Wunden seines Herzens aufriß, war

es ihm unmöglich, seine Thränen zurück zu halten. „Lassen Sie immer Ihren Thränen freyen Lauf," — sagte sie zu ihm — „und fürchten Sie nicht, daß „Sie dadurch mich beleidigen: diese Zähren bür„gen mir, im Gegentheile, für das, was ich zu er„warten habe, wenn ich so glücklich bin, Ihre Ach„tung zu verdienen." — Sie verdiente sie; und durch ausharrende Sorgfalt gewann sie endlich seine Liebe. Als einen köstlichen Schatz bewahrte der Dauphin einen Armschmuck, an dem sich das Bildniß seiner heißgeliebten Maria Theresia befand. Er bat die Dauphine, ihn aus Liebe zu ihm anzulegen, und ohne den mindesten Widerstand that es die kluge und edelmüthige Fürstinn; so lebhaft und uneigennützig war die Liebe, welche sie für ihren Gemahl empfand.

Frankreichs Monarchinn, in ihrer unvergleichlichen Herzensgüte jedem Gefühle von Haß fremd, hatte die neue Dauphine auf die liebevollste Weise empfangen. Keine trügerische Höflichkeit fand bey ihrer ersten Zusammenkunft statt. Die Königinn, glich einer Mutter, welche, nach einer langen Trennung, ihre Tochter wiedersieht. Von einer solchen Großmuth innigst ergriffen, erwiederte sie die neue Dauphine mit den zartesten Aufmerksamkeiten, denen das Herz nicht zu widerstehen vermag. Bey einer Zusammenkunft am dritten Tage nach der Hochzeit sollte sie, der Hofsitte gemäß, das Bildniß ihres Vaters im Armbande tragen. Ihr fiel ein, der Anblick dieses Schmuckes möchte bey der Königinn einen widrigen Eindruck hervorbringen. Sie er-

schien bey diesem Hoffeste mit einem Armschmucke von den kostbarsten Brillanten. Niemand wagte es das Bildniß anzusehen. Die Königinn glaubte ein Stillschweigen unterbrechen zu müssen, das die Dauphine beunruhigen könnte, und sagte ihr: „Meine Tochter, „das ist also das Bild Deines Vaters?" — „Ja," erwiederte die Prinzessinn, indem sie das Bildniß ihren Blicken darbot, — „sehen Sie nur, liebe Mutter, wie ähnlich es ist." Es war das Bildniß des Königs Stanislaus.

Durch die sanfte Sympathie, welche tugendhafte Seelen vereinigt, fühlten sich die Königinn und die Dauphine an einander gegenseitig angezogen, und so entstand zwischen ihnen die innigste Freundschaft. Der ehrwürdige Stanislaus, der alle Empfindungen mit einer Tochter theilte, die sich ganz seinen Wünschen gemäß benahm, empfand ebenfalls Anhänglichkeit an die Dauphine, und dieser gute König erzeigte der Tochter desjenigen, der auf seinem Throne saß, das väterlichste Wohlwollen.

Indessen war bey dem Dauphin das Andenken an seine erste Gemahlinn noch nicht erloschen. Er sprach stets mit Zärtlichkeit von ihr, und ganz vorzüglich überließ er sich bey der Dauphine diesen Gefühlen. Sie stimmte, ohne sich merken zu lassen, welche Ueberwindung es ihr koste, in diese peinlichen Unterhaltungen ein, und sie selbst erwähnte mit Enthusiasmus die vortrefflichen Eigenschaften einer andern Frau, die ihr Gatte sogar in ihren Armen beweinte.

Der Kummer, das kranke Gemüth des Gemahls nicht zerstreuen zu können, blieb jedoch nicht der einzige, den diese merkwürdige Fürstinn zu erdulden hatte. Drey Jahre war sie bereits mit dem Dauphin verbunden, und noch hatte sie keinen Beweis der Fruchtbarkeit gegeben, an welche die Schicksale Frankreichs geknüpft waren. Die Nation, welche sehnsuchtvoll die Kinder des Königs vermehrt zu sehen wünschte, machte der Dauphine aus ihrer Unfruchtbarkeit beynahe ein Verbrechen; und diese, welche die Gesinnungen der Franzosen in Hinsicht ihrer wohl kannte, war darüber sehr betrübt.

Vergebens that ihre Frömmigkeit jeden Tag ein neues Gelübde, um Mutter zu werden, und noch vergeblicher gab sie sich aus Folgsamkeit gegen eitle Gewohnheiten der in solchem Falle beynahe lächerlichen Hülfe der Arzneykunst hin. Endlich im vierten Jahre ihrer Ehe versetzte die Entbindung von einer Prinzessinn, die Maria Zephyrine genannt ward, die königliche Familie in große Freude, und zerstreuete die Besorgnisse Frankreichs. Das Jahr darauf — am 13. September 1751 — schenkte sie der Welt einen Prinzen, welcher zum Herzoge von Burgund ernannt ward, ein Name, den der Erstgeborne des Grand-Dauphin, Sohnes Ludwig XIV., der Nation so werth gemacht hatte. Dieß Ereigniß erfüllte das ganze Königreich mit der lebhaftesten Freude. Der König wollte durch eine glückliche Neuerung die Feste, welche gefeyert werden sollten, nützlich machen: er be-

fahl dem Vorsteher der Kaufmannschaft und den Bürgermeistern der Stadt Paris, die Summen, welche das Herkommen zu eiteln Ergetzlichkeiten bestimmte, zur Ausstattung armer Mädchen anzuwenden. Dieses Beyspiel wurde fast in allen Provinzen, und von vielen reichen Adeligen, die arme Bauermädchen auf ihren Gütern*) verheyratheten, nachgeahmt. Ludwig XV. erließ noch seinem Volke vier Millionen an Steuern, und bey dieser Gelegenheit erwarb sich der Monarch den schönen Beynamen des Vielgeliebten. Die Geburt des Herzogs von Burgund, welche die Dauphine der Nation so werth machte, brachte sie auch dem Herzen ihres Gemahls näher. Sie schuf ihm das Glück, einen Sohn zu umarmen; ein Vorzug, welcher der ersten Dauphine nicht zu Theil geworden war. Hätte der Dauphin auch wohl länger unempfindlich gegen die zärtliche Zuneigung einer Gattinn bleiben können, die täglich ihre Aufmerksamkeiten verdoppelte, und die nur für ihn da zu seyn schien? Der Augenblick war gekommen, wo sein Herz, das seit langer

*) Der Verfasser des geschichtlichen Tagebuchs der Regierung Ludwig XV. machte folgende Bemerkung 1765, vierzehn Jahre nach der Geburt des Herzogs von Burgund: „Vorausgesetzt, daß dieser Zug der Staatsklugheit und Menschlichkeit des Königs von Frankreich zweytausend Ehen verschaffte, so kann jetzt nach Verlauf von vierzehn Jahren er dem Staate einen Vortheil von 40 bis 50 tausend Menschen gewährt haben.“

Zeit eine frühere Leidenschaft verzehrt hatte, endlich durch Maria Josepha's Tugenden überwunden ward. Im August 1752 bekam der Dauphin die Blattern, welche durch schreckliche Zufälle sich ankündigten. Die Dauphine, der bekannt war, wie sehr ihr Gemahl diese Krankheit scheucte, wollte ihm nicht wissen lassen, daß er damit befallen sey. Sie ließ für ihn eine Zeitung drucken, in welcher, ohne gegen die Wahrheit zu verstoßen, von seiner Krankheit in so allgemeinen Ausdrücken gesprochen wurde, daß es nicht möglich war zu vermuthen, daß es die Blattern wären. Indessen nahm von Tage zu Tage das Uebel eine beunruhigendere Gestalt an. Die Leibärzte, aus Furcht, daß wenn sie nur allein ihren Einsichten vertrauten, sie der Nation für ein so kostbares Leben verantwortlich seyn möchten, ruften die allerberühmtesten Aerzte in Paris, unter andern den durch seine Geschicklichkeit eben so sehr, als durch die wenigen Umstände, welche er zu machen pflegte, bekannten Pousse. Keinen Augenblick verließ die Dauphine das Lager des Kranken. Ganz gewöhnlich angezogen, damit die Sorgfalt, welche ihr Herz ihr vorschrieb, nicht im geringsten gestört werden möchte, gab sie ihm alle Arzney selbst ein; suchte ihn durch ihre Gespräche aufzuheitern und beschäftigte sich vollkommen zufrieden mit den zurückstoßendsten Dienstleistungen, welche bey den Großen der dienenden Classe überlassen sind. Doctor Pousse, der die Glieder der königlichen Familie nicht kannte, erstaunt über das, was er sie so emsig thun sah, hielt

sie für eine Krankenwärterinn, und sagte, indem er auf sie zeigte, zu dem ersten Arzte des Königs Senac: „Dieses Weibchen ist wegen ihrer Aufmerksamkeit, Schnelligkeit und Beharrlichkeit dem Dauphin zu dienen, gar nicht zu bezahlen. Wer ist sie denn?" „Es ist die Dauphine," antwortete Senac. O! rief Pousse, ohne in die mindeste Verlegenheit zu gerathen — „wie will ich unsre eingebildeten Pariser Dämchen, die sich fürchten, die Zimmer ihrer kranken Gatten zu betreten, in diese Schule schicken!"

Die ganze königliche Familie zitterte vor der Gefahr, welcher sich die Fürstinn aussetzte, indem sie beständig eine ansteckende Luft einathmete. Es war vergebens, sie von dem Bette ihres Gemahls zu entfernen. „Was liegt daran," — versetzte sie — „wenn ich „sterbe, wenn nur der Dauphin lebt. Frankreich wird „es nie an einer Dauphine fehlen."

Eine so verdienstliche Hingebung verlöschte endlich im Herzen des Dauphins alle Ueberbleibsel eines Feuers, welches sich nur von eitler Betrübniß nährte. Er kam von seiner nur zu langen Schwäche zurück, und fühlte, wie unedel es sey, sich dem Glücke, das ihm eine seiner ganzen Zärtlichkeit würdige Gattinn da bot, zu entziehen. Kaum wieder genesen, ließ er alle Gegenstände, die ihn an seine erste Gemahlinn erinnern konnten, aus seinen Augen entfernen, um gänzlich dem Vergnügen sich zu überlassen, nur diejenige zu lieben, deren Sorgfalt er die Wiederherstellung seiner Gesundheit zu verdanken hatte.

Die Franzosen, welche gefürchtet hatten, in der Person des Dauphins die Hoffnung des Reiches untergehen zu sehen, waren bey seiner Genesung ganz auser sich vor Freuden. Ein besonderer Umstand vermehrte dieselbe noch mehr. Man befürchtete von Seiten der Protestanten in Languedoc einen Aufruhr. In dem Augenblicke, wo man ihnen dieses verbrecherische Unternehmen beymaß, hörte der König, daß sie in ihren Kirchen sich versammelt hätten, und da den Himmel um die Wiederherstellung des Dauphins anflehten. Die Prinzen von Geblüte, unter andern der Herzog von Orleans, bezeigten ihre Freude durch prachtvolle Feste.

Die strengen Grundsätze des tugendhaften Dauphins konnten die Ausschweifungen seines Vaters nicht billigen, welche für die ganze königliche Familie eine Quelle unsäglichen Kummers und eine Haupturſache des spätern Sturzes des Französischen Königsthrones waren. Schon als zarter Jüngling hatte er seine Verachtung, welche er gegen die Beyschläferinn Ludwig XV., die Herzoginn von Chateauroux, hegte, nicht verborgen, und älter bezeigte er öffentlich seinen Widerwillen gegen die Marquise von Pompadour, die jene ersetzt hatte, und als ein verschlagenes Weib im Namen des schwachen Monarchen, den sie nicht liebte und von dem sie nicht geliebt wurde, regierte und den abscheulichsten Gebrauch von ihrer Gewalt machte. Auf Alles, was ihre Gunst bey dem Könige wankend machen konnte, eifersüchtig, erfüllte sie ihn mit

Kälte und ungerechtem Mißtrauen gegen den vortrefflichen Dauphin, den sie ihm unaufhörlich als einen herrschsüchtigen Prinzen schilderte, der auf die Jesuiten und Geistlichen gestützt, eine Partey im Staate sich bilde, durch häufige Almosen die Liebe des Volks erkaufe, und durch Schaustellung der Regelmäßigkeit seiner Sitten verdeckterweise den Sittrichter der Aufführung seines Vaters mache. Dessen ungeachtet bemühte sich die Unverschämte eifrig, ihn auf ihre Seite zu ziehen; sie vermochte aber nicht seine Gesinnungen zu ändern, und mußte unter andern die empfindliche Kränkung erfahren, daß ihr der Dauphin, als sie die Ehre des Tabourets und einer Herzoginn erhalten hatte, öffentlich seinen Unwillen darüber bezeigte, wofür er von dem Könige beynahe mit der Landesverweisung bestraft worden wäre. Aufgebracht, die Verachtung des Dauphins nicht überwinden zu können, rächete sie sich dadurch, daß sie seine strenge Tugend und Frömmigkeit gegen die Hofleute lächerlich machte. Sie beschuldigte ihn der Heucheley, und hielt sich über seine Kreutzigung des Fleisches und sein immerwährendes Singen und Beten auf. Das Hofvolk, welches um eine Frau sich drängte, deren Eigensinn dem Staate Gesetze gab, verschlang diese giftigen Reden mit lebhaftem Beyfall, und stellte sich als hielte es dieselben für wahr.

Der Dauphin fand in der Liebe und den Tugenden seiner Gemahlinn den allersüßesten Trost. Auch dieses Glück wollte die Marquise ihm entreißen, und die Dauphine in ihre Partey ziehen. Sie unterließ nicht,

dem Könige zuzusetzen, daß er seine Schwiegertochter angelegentlichst bitten möchte, an den Vergnügungen der kleinen Gemächer in Versailles und Choisy Theil zu nehmen; aber die Fürstinn widerstand allen Einladungen des Monarchen und allem Zuvorkommen seiner Buhlerinn. Gewohnt sich ganz nach dem Geschmack ihres Gemahls zu fügen, hätte sie sich in einer Gesellschaft nicht gefallen können, wo man sich zu Grundsätzen bekannte, die denen des Dauphins ganz entgegen waren.

Ludwig XV., den die Bescheidenheit und das Zartgefühl seiner Schwiegertochter vorzüglich anzog, schenkte ihr bisweilen sein Vertrauen, und beauftragte sie, den Kummer seiner vortrefflichen Gemahlinn und die gerechten Empfindlichkeiten seiner achtbaren Töchter, die im Stillen beschäftigt waren, ihre Mutter zu trösten, zu beruhigen. Bald beklagte er sich gegen sie über die Marquise und bald über den Dauphin. Maria Josepha rechtfertigte diesen, ohne jene mit Heftigkeit zu verklagen, und gab dadurch den offenbarsten Beweis ihres durchdringenden Verstandes und vortrefflichen Herzens. — Sehr oft vermißte der schwache König mit Schmerzen die Entfernung seiner Familie, welche er Niemanden als seinen eigenen Verirrungen zur Last legen konnte. Dieser Gedanke verfolgte ihn mitten in dem Taumel der Vergnügungen, in die ihn eigennützige Höflinge zogen, um ihm seine Pflichten vergessen zu machen. Mehr als einmal hörte man ihn, indem er mit Verachtung auf diese gefällige Menge

blickte, schmerzvoll ausrufen: Ach, wie unglücklich bin ich! Meine Kinder sind nicht hier! —

Die Königinn, der Dauphin, die Dauphine und die Töchter des Königs, welche das Bedürfniß, ihren gemeinsamen Kummer gegenseitig auszuschütten, einander näherte, bildeten unter sich die vertrauteste Gesellschaft, und ihre von den gewöhnlich unruhigen Hofcirkeln so ganz abweichenden Zusammenkünfte gewährten ein rührendes Schauspiel. Maria Catharina fand jeden Abend im Kreise ihrer Kinder, von denen sie die Dauphine nicht unterschied, Heiterkeit und Ruhe wieder. Sie vergaß, um ihre Leiden zu lindern, den eigenen Kummer, und spendete ihnen Trost, dessen sie doch selbst so sehr bedurfte. Bald suchte sie die außerordentliche Empfindlichkeit des Dauphins zu mäßigen, der über das Unglück, welches Frankreich litt, sich weit mehr als über die Ungnade, in die er gefallen war, beklagte; bald ermahnte sie ihre Töchter aus Rücksicht gegen ihren Vater, das hochmüthige Wesen der Pompadour mit Geduld zu ertragen, und ging ihnen in dieser Tugend selbst mit dem beßten Beyspiele vor.

Der Dauphin und seine Gemahlinn lebten abgezogen von den rauschenden Freuden des Hofs in ihren Gemächern, ganz durch gegenseitige Liebe beglückt. Sie aßen stets mit einander, und abends nahm an ihrem frohen Mahle Adelaide Theil, welche in dem Herzen des Dauphins den Platz ihrer Schwester Henriette erhalten hatte, welche, 24 Jahr alt, starb,

als er an den Blattern danieder lag. „Dieser Fürst“ — sagt der Verfasser der Denkwürdigkeiten des Dauphins — „brachte einen Theil des Tages in dem Zimmer seiner Gemahlinn zu, wo er las und schrieb, indessen sie sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigte. „Vertraulich unterhielt er sich mit ihr, und entdeckte „ihr alle seine Gefühle. Sie hatte ihrerseits nichts, „Heimliches für ihn. Einzig beschäftigt, ihm zu gefallen, war ihr Wille der seinige; sie that nichts „ohne ihn gefragt zu haben; es gewährte ihr Vergnügen, nicht nur so wie er zu handeln, sondern „auch wie er zu denken, überzeugt, daß er stets wohl „dachte. Wenn die Hofdamen zu ihr kamen, verließ „sie der Dauphin oft, um zu seinen Lieblingsstudien „zurück zu kehren, die hauptsächlich darin bestanden, „sich in den Regierungswissenschaften zu vervollkommenen.“

Maria Josepha hatte die Wünsche Frankreichs dadurch erfüllt, daß sie Mutter von fünf Prinzen und drey Prinzessinnen geworden war*). Das

*) 1) Maria Zephyrine, geb. 26. Aug. 1750, † 1. Sept. 1750.
2) Ludwig Joseph Xaver, Herzog von Burgund, geb. 13. Sept. 1751, † 22. März 1761.
3) Xaver Maria Joseph, Herzog von Aquitanien, geb. 8. Sept. 1753, † 22. Febr. 1754.
4) Ludwig XVI. August, erst Herzog von Berry, geb. 23. Aug. 1754, hingerichtet 21. Jan. 1793.

erſte Pfand ihrer glücklichen Fruchtbarkeit, Maria Zephyrine und ihr anderer Sohn, der Herzog von Aquitanien waren zu früh ein Raub des Todes geworden, als daß ſie ſehr lange währende Betrübniß hätten verurſachen können; aber ein deſto härterer Verluſt, über den der Dauphin und ſeine Gemahlinn ſich nie tröſten konnten, war der Tod ihres älteſten Prinzen, des Herzogs von Burgund, eines Kindes, deſſen herrliche Anlagen, oder, um wahrer zu reden, deſſen frühreife Tugenden, die Wonne ſeiner Familie ausmachten. Die einzige Zerſtreuung der betrübten Eltern, welche die Erziehung ihrer Kinder als eine ihrer heiligſten Pflichten anſahen, beſtand in der ihrer übriggebliebenen Söhne, des Herzogs von Berry und der Grafen von Provence und von Artois, deren Erbſchaft das Beyſpiel des Verewigten nach dem Willen der Eltern ſeyn ſollte. Sehr oft ſagte der Dauphin zu ihrem Erzieher, dem Herzoge

---

5) Ludwig XVIII. Stanislaus Xaver, erſt Graf von Provence, Monſieur; jetziger König von Frankreich, geb. 17. Nov. 1755.

6) Karl Philipp, erſt Graf von Artois, Monſieur, geb. 9. Oct. 1757.

7) Maria Adelaide Clotilde, geb. 23. Sept. 1759. † 7. März 1802, als Königinn von Sardinien.
Eliſabeth Philippine Helene, geb. 3. May 1764, hingerichtet 9. May 1794.

de la Vauguyon: „Führen Sie meine Kinder in „die Hütte des Landmanns, damit sie selbst das Brod „sehen, mit dem sich der Arme nährt, und damit sie „mit ihren Händen das Stroh berühren, welches ihm „zum Lager dient. Ich will, daß sie weinen lernen: „denn ein Fürst, der nie Thränen vergossen hat, kann „nicht gut seyn.“ Leider wurde die Gesundheit dieses rechtschaffenen, vortrefflichen Vaters, der noch in seinem vier und dreyßigsten Jahre, nach dem Ausdrucke der Pompadour, schön wie der Liebesgott war, und der sich stets rastlos bestrebte, einst ein großer König zu werden, besonders in den letzten Jahren des siebenjährigen Krieges sehr wankend. Das immer wachsende Unglück seines Vaterlandes, und die allgemeine Verachtung der Religion griffen sein Gemüth nicht weniger schmerzlich an, als der Verlust seines Erstgebornen. Vergebens bemühten sich seine Gemahlinn, Mutter und Tanten, die düstre Schwermuth zu zerstreuen, welche, indem sie seine Seele beherrschte, unvermerkt seine Körperkräfte erschöpfte. Vergebens wagte man es, ihm durch die vielleicht nahe Aussicht zu trösten, daß Frankreich unter seiner heilsamen und frommen Regierung Ruhm und Wohlstand wieder erhalten werde. Er nahm auch keinen Trost an, und er überließ sich überdieß noch außerdem ununterbrochen der Arbeit auf Kosten seines Körpers, der immer mehr abmagerte, so daß er endlich am 20. Dec. 1765 früh um 6 Uhr, in einem Alter von 36 Jahren, 3 Monathen und 16 Tagen zu Fontainebleau, an Brustleiden,

ſtarb. Seine Krankheit ſchien lange Zeit der Kunſt der geſchickteſten Aerzte zu ſpotten; endlich gab die ſtrenge Lebensordnung, nach der er nur Weintrauben genoß, wieder einige Hoffnung der Beſſerung, die aber bald wieder verſchwand, da er ſich im Lager bey Compiegne etwas erhitzt hatte. Die Dauphine war außer ſich vor Schmerz, eben ſo ſeine Mutter und Muhmen, und überhaupt die ganze Nation, bey deren edlerem Theile er ſich durch ſeine ſtrengen Sitten, und Verabſcheuung der herrſchenden Hoflaſter in Gunſt geſetzt hatte. Ludwig XV. war nicht weniger erſchüttert, als ihn der Herzog de la Vauguyon den Herzog von Berry, ſeinen Zögling, der acht Jahre hernach unter dem Namen Ludwig XVI. den Thron beſtieg, vorſtellte, den man, der Gewohnheit nach, als Dauphin anmeldete. Er umarmte ihn, und rief, nachdem er ihn einige Zeit ſtillſchweigend betrachtet hatte, ſeufzend aus: „Armes Frankreich!“ Du haſt einen fünf und funfzigjährigen König und einen Dauphin von eilf Jahren!“ — Schwarze Ahndungen erfüllten ſeine Seele, und durch den Schlag, welchen das Reich empfangen hatte, erſchüttert, ohne die Kraft in ſich zu fühlen, ſeine eigenen Fehler zu verbeſſern, empfand er, welches traurige Erbtheil er ſeinem Enkel hinterlaſſen würde. „Armes Frankreich!“ rufte er wiederholt, und führte den jungen Prinzen zur Dauphine, die ſich, in Thränen ſchwimmend, zu den Füßen des Monarchen warf. Er verſprach ihr, alle Sorgfalt eines Vaters für ſie zu tragen, und gab ihr, der

Ordnung der Natur und dem letzten Willen seines Sohnes gemäß, die Oberaufsicht über die Erziehung ihrer Kinder. Ueberhaupt wollte der König, daß sie keine Veränderung ihrer Lage wahrnehmen sollte; er vermehrte ihre Garden; er gab ihr die Gemächer, welche sie gewünscht hatte, unter den seinigen, und er ließ zwischen denselben eine Verbindtreppe anbringen; er war überaus zuvorkommend und höflich gegen sie, und um ihr das ermüdende Treppensteigen zu ersparen, befahl er in seinem Gemache eine Klingel einzurichten, die mit ihrem Wohnzimmer in Verbindung stand. Als er über den Rang befragt ward, den sie von nun an am Hofe haben sollte, antwortete er: „Nur die Krone kann lediglich über den Rang entscheiden. Das Recht der Natur räumt ihn den Müttern über ihre Kinder ein, also wird ihn die Dauphine über ihren Sohn so lange haben, bis er König geworden seyn wird.“ Nachdem Ludwig XV. zu Versailles diese väterlichen Einrichtungen getroffen hatte, zog er sich, fast ohne Gefolge, nach Choisy zurück, und verweilte länger als acht Tage daselbst, um ohne Zwang seiner Betrübniß sich zu überlassen, und um sich von den Feyerlichkeiten des Neujahrstages zu entbinden. In demselben Jahre veränderte er aus Gunst gegen die Dauphine die Reisen des Hofes, indem er die nach Fontainebleau untersagte, weil er seiner Schwiegertochter den traurigen Anblick ersparen wollte, den dieser Ort nothwendig auf die trostlose Witwe machen mußte.

Es ist schon erwähnt worden, mit welcher großen Aufopferung Maria Josepha ihrem sterbenden Gatten alle mögliche Dienste geleistet hatte, in denen vortreffliche, weibliche Herzen nicht ermüden. Leider sollte sie das Opfer ihrer außerordentlichen Zärtlichkeit werden. Ihr Blut erhitzte sich und ihre Brust wurde von demselben Uebel angegriffen, das den Dauphin Ludwig in das Grab gebracht hatte. So lange sie noch mit seiner Pflege sich beschäftigte, schien sie selbst ihren Zustand nicht zu bemerken, der jedoch nicht einmal seiner um sie bekümmerten Liebe entging. Vergebens beschwor sie ihr Gemahl sich zu schonen, und in ihrem Zimmer etwas auszuruhen. Sie entfernte sich zwar von seinem Bette, aber nur um sich in einen Winkel der Gemachs zurückzuziehen, und sie zog es vor, mehrere Stunden lang jede Bewegung, die ihre Gegenwart hätte verrathen können, zu unterdrücken, als auch nur einen Augenblick ihren Geliebten aus den Augen zu verlieren. An ihre Gesundheit dachte sie nicht eher, als bis sie dieselbe über den verloren hatte, für welchen es ihr so süß war, sich selbst zu vergessen. Aber es war zu spät, der tödtliche Streich war schon geschehen.

Die Königinn und ihre Töchter suchten ihren Schmerz zu beschwichtigen, um den der Dauphine zu mäßigen. Sie entfernten sie, so oft sie es im Stande waren, von den Orten, welche ihr so herzzerreißende Erinnerungen erwecken konnten. Besonders entsagte Adelaide jeder andern Gesellschaft, um ganze Tage

bey ihr zuzubringen. Mit der liebenswürdigsten Munterkeit und den schönsten Talenten ausgestattet, ließ sie es sich angelegen seyn, durch ihre Gespräche sie aufzuheitern, und wenn ihr dieß nicht gelingen wollte, so weinte und betete sie mit ihr. Ungeachtet heftigen Widerstandes und ihrer Gewissenszweifel brachte sie die Dauphine dahin, daß sie nach geendigter Trauer wieder einen Anfang mit ihren kleinen Concerten machte, der einzigen Vergnügung, welche noch einigen Reitz für sie hatte. Von ihrer emsigen Sorgfalt gerührt that es Maria Josepha aus Gefälligkeit, aber ohne sich trösten zu lassen. Sehr oft gab sie Adelaiden über ihre allzuweit getriebene Besorgniß um sie freundschaftliche Verweise; sie pries sich glücklich, an ihrer Schwägerinn eine so zärtliche Freundinn und treue Gefährtinn zu besitzen; zu gleicher Zeit zwang sie sie aber, ihr einräumen zu müssen, daß ihrer Gesellschaft noch eine dritte, beiden gleich liebe Person fehle.

Da sie indessen Mutterpflichten zu erfüllen hatte, so suchte sie es bald über sich zu gewinnen, ihren Schmerz zu beherrschen. Sorgfältig hütete sie sich, ihre Krankheit nicht offenbar werden zu lassen, deren Heftigkeit sie durch die pünktlichste Lebensordnung besänftigte. Stets war es ihre vorzüglichste Sorge gewesen, über die Erziehung ihrer Kinder zu wachen. Mit ihrem Gemahle hatte sie dieses edle Geschäft getheilt; nach seinem Tode übernahm sie es allein. „Gott hat mich in die Lage der Königinn Blanca versetzt, und ich brenne vor

Begierde, ſie nachzuahmen," ſchrieb ſie an den Biſchof von Amiens de La Motte; „ich fühle, wie weit ich ihr nachſtehe, aber ich hoffe, daß, ungeachtet meiner Unwürdigkeit, der gütige Gott mir Kräfte und die nöthigen Gaben verleihen wird, um meine Kinder zu ſeinen würdigen Knechten zu machen."

Sorgfältig hatte ſie alle Handſchriften ihres Gemahls geſammelt, inſonderheit die, welche der vortreffliche Fürſt eigenhändig: Papyre zum Unterricht meines Sohnes von Berry überſchrieben hatte. Sie nennte dieſe Papyre ihren Schatz; wählte mehrere Perſonen ſie zu ordnen, und ſo entſtand im Kurzen unter ihren Augen ein Erziehungsplan, nach dieſen köſtlichen Materialien.

Aus dieſer Beſchäftigung machte ſich dieſe muſterhafte Mutter ein unbeſchreibliches Vergnügen. Faſt den ganzen Inhalt dieſer Papyre lernte ſie auswendig. Von jeher hatte ſie ihr Gedächtniß geübt; ſie verſtand Latein, und war mit dem Horaz vertraut; allein es war dem Hofe unbekannt geblieben. Die Liebe zu ihrem Gemahle und ihren Kindern verrieth dieß Geheimniß ihrer Beſcheidenheit. Anfangs wollte ſie, um ihren Schmerz zu nähren, alle Lateiniſche Lobſchriften auf ihren Gatten leſen; hernach wandte ſie die Kenntniſſe, welche ſie von dieſer Sprache beſaß, zum Unterrichte ihrer Söhne an. Auch das Italieniſche, was ſie ebenfalls verſtand, benützte ſie nur dazu, dem Dauphin einige Stunden darin zu geben. Welchen Einfluß mußte ein ſolcher Unterricht nicht auf die jungen

Herzen haben, welche unabläſſig von der beſten Mutter geleitet wurden!

Die Dauphine verband mit der Liebe gegen ihre Kinder eine ſich ſtets gleichbleibende Feſtigkeit, durch welche die Leidenſchaften der heranwachſenden Jugend im Zaume gehalten, und ihre erwachenden Triebe zum Guten geleitet wurden. Indem ſie in ihren Herzen die ſanften Neigungen der Blutsfreundſchaft zu unterhalten ſuchte, die nur zu oft aus den Gemüthern der Fürſten verbannet ſind, machte ſie es ihnen mit zu den erſten Pflichten, gegen den König und die Königinn Ehrfurcht, gegen ihre Tanten Anhänglichkeit und Zutrauen zu bezeigen, und vor allen der geſchwiſterlichen Eintracht ſich zu befleißigen. Verachtung der Schmeicheley, Mitleid gegen das Unglück und Liebe zum Volke waren die Tugenden, welche ſie immerwährend ihnen empfahl, und von denen ſie ihnen tauſend Beyſpiele aus dem Leben ihres Vaters anführte. Die Handlungen und die Worte des Dauphins kamen unaufhörlich bey dieſem Unterrichte vor. Indem ſie ihren Augen ein ſo theures Vorbild aufſtellte, ſtrebte ſie, ihnen Reitze an der Weisheit finden zu laſſen. Ebenſowohl zu einem ſolchen Unterrichte für ihre Kinder, als auch wegen des Bedürfniſſes ihres eigenen Herzens, ſchrieb ſie ein Tagebuch über die Krankheit ihres Gemahls, und aus demſelben Grunde ließ ſie die denkwürdigſten Züge aus dem Leben deſſelben durch den Pater Griffet ſammlen.

Vor Allem ſtrebte ſie, ihre Söhne zu gottesfürchtigen Fürſten zu bilden, und hiebey unterſtützten ſie die

achtbaren Männer ganz vortrefflich, welche sie bey dem Erziehungsgeschäfte mitzuwirken berufen hatte, und die sämmtlich der Dauphin seines Vertrauens gewürdigt hatte. Namentlich der Herzog de la Vauguyon, der Bischof von Limoges, der Abt von Radonvilliers, Mitglied der Französischen Academie, und der Pater Berthier, einer der gelehrtesten Jesuiten, der Bibliothecar des Dauphins gewesen war, und auf Bitten der Dauphine eine Art von politischen Katechismus für den jungen Herzog von Berry schrieb.

Nach dem Beyspiele ihres Gemahls entfernte Maria Josepha von ihren Söhnen alle Schriften, deren Inhalt ihrer Unschuld schädlich seyn oder ihnen gefährliche Grundsätze beybringen konnte. Ihre Vorsicht ging darin auf das Weiteste und schien Manchem vielleicht zu weitgetrieben. Es durfte weder eine gedruckte noch geschriebene Schrift über einen noch so erbaulichen Gegenstand, oder von noch so einem empfehlenswerthen Verfasser, in ihre Hände gegeben werden, bevor sie nicht die wachsame Mutter unter ihren Augen gehabt hatte. — Noch bey Lebzeiten ihres Gemahls, richtete Voltaire, der immer, aus Eigennutz, ein Schmeichler der Mächtigen war, ein Lehrgedicht an die Dauphine, in welchem er ihr thätiges Wirken mit dem, in seinen Augen, unthätigen, allzufrommen Leben der Königinn, und natürlich zu dieser Nachtheile verglich. Statt des Beyfalls, den er dafür zu ernten gedachte, ließ ihn Maria Josepha

den höchsten Unwillen darüber merken, daß er sie habe fähig halten können, auf Unkosten ihrer Schwiegermutter gelobt zu werden, und veranlaßte ihn sich nicht als Verfasser des Gedichts zu bekennen.

Der junge Graf von Provence verkündigte eine ganz außerordentliche Leichtigkeit zum Erlernen fremder Sprachen, und mehrere Personen stellten der Dauphine vor, daß es dienlich seyn würde, ihn Englisch lernen zu lassen; allein sie setzte sich dagegen, indem sie meynte, daß dazu noch nicht Zeit sey. „Die Kenntniß dieser Sprache," sagte sie, „würde meinem Sohne zu viele dem Glauben seiner Väter gefährliche Bücher öffnen. Er kann es, wie sein Vater, bey reiferen Jahren erlernen."

Wir können hier nicht umhin, die schwache Seite der Erziehung der Kinder des Dauphins zu erwähnen. Da man sie in einer gänzlichen Unwissenheit und einer unbedingten Verachtung der neuen Ideen ihres Jahrhunderts erzog, lief man Gefahr, sie hinter ihren Zeitgenossen zu lassen. Dieser Fehler bey ihrer Erziehung war eine Ursache von Ludwig XVI. Mißgeschicke. Glücklicher sollte sich der Graf von Provence, durch die Kraft seines Geistes auf die Höhe seines Zeitalters zu erheben, und gleich seinem Vater eine kluge Philosophie mit derjenigen Gottesfurcht verbinden, welche den Verirrungen der menschlichen Vernunft zuvorkommt.

Die Prinzessinn Elisabeth, das letzte Kind der Dauphine, zeigte schon in ihrem siebenten Jahre den liebenswürdigen Charakter und die Anhänglichkeit an

ihre Pflichten, welche sie in ihrem reifern Alter der Erde so theuer machten, und ihr nach dem Tode den Platz im Himmel einräumten, welchen die Religion den Seligen anweist. Als das letzte Pfand der Liebe des Dauphins besaß sie in dieser Hinsicht doppelten Werth für ihre Mutter. Ihre Geburt war eine Wohlthat für ihren Bruder, den Herzog von Berry, dessen Leiden zu erheitern, zu versüßen und zu theilen sie bestimmt war. Wie groß würde der Schmerz ihrer Mutter gewesen seyn, hätte sie das grausame Schicksal dieses zärtlichen Opfers der Geschwisterliebe voraussehen können!

Maria Josepha schränkte sich nicht nur auf die Sorge für die Erziehung ihrer Kinder ein; sie war auch auf das Wohl des Staats bedacht, und ohne sich durch irgend ein Versprechen den Freunden ihres verewigten Gemahls verbindlich gemacht zu haben, so verursachte doch die hohe Achtung, welche sie für sein Andenken hegte, daß sie stets eine große Anhänglichkeit zu den treuen Dienern dieses Fürsten zeigte. Ein Mann, der ihres Vertrauens werth und von Allem, was am Hofe und in der Stadt vorfiel, wohl unterrichtet war, benachrichtigte sie jede Woche schriftlich von dem, was sie zu wissen nöthig hatte, das war der eigne Ausdruck der Dauphine. Ihre Gunst ward von Tage zu Tage mehr ausgezeichnet. Ludwig XV. schien nie gerührter von dem Verdienste seiner Schwiegertochter; der Hof bemerkte, daß er lange Unterhaltungen mit ihr pflog und wäre gern in diesel-

ben eingedrungen. Zu derſelben Zeit bezeigte der König eine rückkehrende Neigung gegen die Königinn. Ihre Prinzeſſinnen-Töchter verließen die dunkele Rolle, wozu ſie die Pompadour verurtheilt hatte, er ſah ſie mit der Zärtlichkeit eines Vaters. Er hatte keine erklärte Geliebte mehr, und ſchien für immer dieſem Scandal entſagen zu wollen. Es ſchien als ſollten die Wünſche des Dauphins für den Ruhm des Throns in Erfüllung gehen.

Die ausſchweifenden Hofleute, und beſonders die Miniſter, welche dieſer Prinz zu Feinden gehabt hatte, kamen in große Unruhe, da es ſchien als lebte er ganz in einer Gemahlinn wieder auf, welche ſeinen Grundſätzen getreu, die Stärke ſeines Charakters und das Vertrauen und die Liebe des Monarchen beſaß.

Die erſten ſechs Monathe der großen Trauer der Dauphine waren verfloſſen, als der König im May 1766 nach Compiegne reiſte. Die Prinzeſſinn, welche zum erſtenmale ſich der Vorzüge, die ihr derſelbe vorbehalten hatte, bediente, machte hier die Wirthinn, und ſetzte durch die Würde und Feſtigkeit, mit der ſie ſich dabey benahm, den ganzen Hof in Erſtaunen. Es war natürlich, daß Choiſeul und andere Miniſter ins geheim gegen ſie Ränke ſchmiedeten. Ob ſie gleich eine eifrige Dienſtgefliſſenheit gegen ſie äußerlich bewieſen, ſetzten ſie doch im Stillen ihren Wünſchen Hinderniſſe in den Weg, und ergriffen jede Gelegenheit, ihren Vertrauten oder Begünſtigten Unannehmlichkeiten zu verurſachen.

Die Dauphine ſetzte ſich über dieſe niedrigen Ränke hinweg, und wandte ſich in ſolchen Fällen ſtets gerade zu an den König, der allemal zu ihren Gunſten entſchied. So befeſtigte ſich ihr Anſehen ſelbſt durch die Verſuche derer, die ſich bemühten, es zu erſchüttern.

Es war im Monath October; die Geſundheit der Fürſtinn, der wahre Thermometer der Intriguen des Hofes, beſſerte ſich zuſehends; ſie beobachtete nicht mehr eine ſo ſtrenge Lebensordnung, und die Aerzte machten bekannt, ſie wäre durch ihre Kunſt wieder hergeſtellt; als ſie plötzlich eben ſolche heftige Schmerzen empfand als die waren, welche dem Tode ihres Gemahls vorangingen. Wie er, bewies ſie viel Muth und Ergebung. Ruhig ſprach ſie: „Ich nähere mich meinem Ende, es iſt Zeit, mich auf meinen nahen Tod vorzubereiten.“ Allein ungeachtet ihrer Leiden und Religionübungen, veränderte ſie ihre gewöhnliche Lebensart nicht; ſie war bis an den Tag vor ihrem Tode außer dem Bette, und betrieb gleich eifrig und anhaltend die Erziehung ihrer Kinder. Da ſie nach dem Beyſpiele des Dauphins ihre Caſſe leer hinterlaſſen wollte: ſo vermehrte ſie ihre guten Werke, deren Anzahl beträchtlich war, weil ſie nach dem Tode jenes Fürſten alle ſeine Almoſen fortſetzte.

Sie liebte das Geld nur wegen des Reitzes, es zu theilen; und ſie hatte den Grundſatz, noch einmal ſoviel als gebeten ward, zu geben, wenn der Bittende wahrhaft unglücklich war. „Wenn man Jemanden helfen will,“ pflegte ſie zu ſagen, „ſo muß es nachdrücklich

geschehen.“ Als man sie eines Tages auf die ungestüme Art, womit eine Frau, der sie oft Wohlthaten erwiesen hatte, auf's Neue um Hülfe ansprach, versetzte die Dauphine: „Wahr ist es, daß sie ziemlich oft wieder kommt, aber da sie nicht zu leiden aufhört: so müssen wir auch nicht müde werden, ihr Beystand zu leisten.

Der Geist der Religion regelte ihre Aufführung und mäßigte durch christliche Demuth den Stolz ihres Charakters. Als sie um eine Gnade für Jemand sich bewarb, an dem sie sehr lebhaften Antheil nahm, konnte der Minister, von dem jene Gunst abhing, ungeachtet seines besten Willens, sie doch nicht dem Günstlinge der Prinzessinn gewähren. Bey dieser Gelegenheit äußerte sie: „Es ist ganz gerecht, daß ich zuweilen fühle, daß ich nur eine eingeschränkte Macht habe, und daß Gott allein unerschöpflich in seinen Gaben ist.

Die Hofleute nannten die Verachtung, mit welcher Maria Josepha die Schmeicheley aufnahm, Stolz, und wußten es ihr keinen Dank, daß sie die Wahrheit so sehr liebte und die äußerste Mühe sich gab, sie zu erkennen. Einer Dame, welche ihr ganzes Vertrauen besaß, sagte sie: „Fürchten Sie nicht mir zu mißfallen, wenn Sie gegen meine Art zu denken streiten; tadeln Sie mich, wenn ich unrecht habe.“ Durch diese Aeußerung ermuthigt, ließ diese eines Tages der Prinzessinn merken, daß sie aus Unwissenheit eine ziemlich große Ungerechtigkeit begangen hatte; die Fürstinn war eifrigst bemüht, sie wieder gut zu machen, und

sagte zu dieser aufrichtigen Vertrauten: „Ich bin Ihnen für Ihre Freymüthigkeit sehr verbunden: wir sind denen, welche den Muth haben uns zu belehren, Dank schuldig, und wir müssen uns keinesweges einbilden, wir wären unfehlbar, weil wir über Andere erhoben sind.“ — Die Fürsten sind glücklich, wenn sie öffentlich solche Grundsätze bekennen, die im Munde Aller, ausgenommen der Großen sind!

Acht Tage vor dem Tode der Dauphine, wollte sie nach ihrem Befehle, ihr erster Arzt benachrichtigen, daß sie ihrem Ende sich nähere. Da er nicht Stärke genug besessen hatte, sich darüber in bestimmten Ausdrücken zu erklären: so glaubte er, daß sie ihn vielleicht nicht verstanden hätte und trug ihrem Beichtvater auf, es ihr offen zu erklären. „Ich habe sehr gut verstanden, was mir mein Arzt hat sagen wollen;“ — antwortete sie dem Abt Collet — „aber da ich seine Verlegenheit bemerkte, habe ich ihm nichts erwiedert, um ihn nicht noch trauriger zu machen.“

Ihr einziger Schmerz am Rande des Grabes war, daß sie ihre Kinder verlassen mußte, und deren Erziehung nicht vollenden konnte; dieß abgerechnet, sahe sie dem Augenblicke mit Freuden entgegen, der sie auf ewig mit ihrem Gatten vereinigen sollte, den sie nie aufgehört hatte zu beweinen. Indessen so viele Tugenden man an ihr glänzen bemerkt, so viele Werke der Wohlthätigkeit sie mit stets vollen Händen ausgespendet hatte: so vermochten diese dennoch nicht gänzlich ihr die Furcht vor den Gerichten Gottes zu benehmen.

Vergebens verglich man ihre Frömmigkeit und Ergebung mit der heldenmüthigen und christlichen Festigkeit ihres Gemahls. „Welche Vergleichung!“ rief sie, indem sie die in Thränen schwimmenden Augen gen Himmel richtete. — „Er war ein Heiliger; und ich bin eine Sünderinn!“

An dem Tage, an welchem ihr das heilige Abendmahl gereicht ward, sagte sie nach der Feyerlichkeit: „Ich glaube doch jetzt Muth genug zu besitzen, um von meinen Kindern Abschied nehmen zu können.“ Zuerst rief man die jungen Prinzen, denen sie sich vorgenommen hatte, selbst die letzten Ermahnungen zu ertheilen; allein bey ihrem Anblicke verließ sie ihre Kraft, und Seufzer erstickten ihre sterbende Stimme. Nur die stumme Sprache der Liebe und Religion vermochte sie mit ihnen in diesem Augenblicke zu reden. Sie segnete sie unter Strömen von Thränen. Erst am Morgen darauf sah sie die beiden Prinzessinnen, die sie ermahnte, ja die gute Erziehung, welche sie von der Frau von Marsan erhielten, wohl zu benutzen, und für sie nach ihrem Tode zu Gott zu beten. Clotilde, die sich schon in dem Alter befand, die Größe des Verlustes zu fühlen, erfüllte mit den lauten Tönen ihres gewaltigen Schmerzes das wiederhallende Gemach. Maria Josepha lebte noch vier Tage. In diesen sah sie ihre Kinder oft; beschäftigte sich mit ihnen bis auf den letzten Augenblick; empfahl sie wiederholt allen Personen, die Antheil an ihrer Erziehung und ihrem Umgange hatten; dem Könige, der Königinn und ganz vorzüglich Adelaiden,

die sie bey der zärtlichen Freundschaft, welche sie mit ihr verbanden hatte, beschwor, bey ihnen die Stelle der Mutter zu vertreten.

Ergreifend war ihr Abschied von der Königinn, und der Religiosität dieser beiden tugendhaften Frauen vollkommen würdig. „Bereit, Sie zu verlassen," — sprach sie — „um vor Gott zu erscheinen, erneuere ich Ihnen von Grunde meines Herzens allen Dank für die ausgezeichnete Güte, mit der sie mich, seit meiner Ankunft in Frankreich, fortwährend überhäuft haben. Ihnen empfehle ich meine Kinder, meine Seele, und ich bitte Sie, mir den Kummer zu verzeihen, den ich Ihnen verursacht habe." — „Kummer?" entgegnete ihr die weinende Königinn und schloß sie in ihre Arme — „Ach, liebe Tochter, der einzige ist der Zustand, in dem Sie sich befinden!"

Herzzerreißende Auftritte dieser Art benahmen jedoch nicht den Muth derjenigen, welche den Namen der Sächsischen Heldinn*) verdiente. Je mehr sie sich ihrer Auflösung näherte, desto beruhigter schien sie, und selbst ihre Leiden wurden in diesen traurigen Tagen schmerzloser. Inbrünstig stimmte sie in die Gebete der Sterbenden ein, die man ihr vorlas, und so beschloß sie, Freytags, den 13. März, 1767, durch einen sanften Tod ihr an Kummer und Schmerz so reiches Leben, funfzehn Monathe nach dem Ableben ihres

*) L'Héroine Saxonne nannten sie die von ihr entzückten Franzosen.

Gemahls. Sie war 35 Jahre alt; und ihrem letzten Willen zu Folge ward ihr Körper in der Domkirche zu Sens, neben dem ihres Gatten beygesetzt. Als der Stein auf immer die Gruft verschloß, in welcher die Ueberreste dieser beiden, einander so würdigen, reinen Wesen ruhen: so fragten sich die Freunde des Dauphins, ob sie ihn zum zweyten Male verloren hätten.

Allgemein und gerecht war die Trauer der Nation, an der ganz Europa um so lebhafter Theil nahm, je seltener im Glanze der Thronen ein so tugendhaftes Ehepaar sich fand, und je früher dieses, auf das die schönsten Hoffnungen sich gründeten, der Erde entrissen ward.

Maria Josepha's Andenken wird in Segen bleiben, und sie wird als hohes Beyspiel einer liebenswürdigen, vielseitig gebildeten, tugendhaften und frommen Fürstinn, so lange es eine Geschichte gibt, ruhmvoll genannt werden; eine Wahrheit, welche dieser Umriß ihres kurzen, aber segenreichen Lebens hinlänglich bestätigt.

Leben eines Veilchens.

Von ihm selbst in zwey Briefen an eine Dame beschrieben, und dem Englischen nacherzählt von Theodor Hell.

Erster Brief.

Fragen Sie mich nicht, wie eine Blume es angefangen hat, ihre eigne Geschichte zu beschreiben. Wie ich in dem kurzen Laufe meines Lebens von einer Woche, fünf Tagen, neun Stunden und drey und zwanzig Minuten bis zu diesem Augenblicke so viel von Menschen und Dingen gelernt habe, daß ich im Stande bin, Ihnen meine kleine Erzählung in einer Sprache vorzutragen, welche Wesen, die so hoch auf der Stufenleiter der Schöpfung stehen, wie Sie, verständlich ist, werden Sie in der Folge hören. Ich kann Ihnen es auf das Wort eines von den unzähligen Millionen aus einem Geschlechte, von dem man nie eine Lüge hörte, seit Adam die erste Blume im Paradiese pflückte, — und das geschah, wie Sie wissen, vor seiner Verheirathung — versichern, daß jede Sylbe der folgenden Mittheilung eben so wahr ist, als das, daß ich lebe. Wer

mir die Feder, als Gehülfe bey diesem Geschäfte, geliehen hat, darf ich nicht sagen, denn wenn Sie nicht hinreichend mit der Handschrift bekannt sind, um sie für die eines Ihrer Freunde zu erkennen, so hat er mich entweder hintergangen, oder Sie ihn. Blos dies habe ich noch vorauszuschicken, daß, wenn in meiner Erzählung etwas vorkäme, was eines Veilchens unwerth wäre, oder was ein Veilchen nicht gekannt, gesprochen oder gethan haben könne, Sie es für jenes Freundes mangelhafte oder anmaßende Einschaltung halten mögen.

Ich besinne mich nicht auf meine Geburt, eben so wenig erinnere ich mich meiner Aeltern, denn da wir Veilchen blos Frühlingsblumen sind, so sterben wir neun Monate früher als unsre Kinder auf die Welt kommen. Doch ist dieses eigentlich eine unpassende Redensart, denn um die Wahrheit zu gestehen, giebt es unter uns nicht so etwas wie Väter oder Mütter, sondern unsre Nachkommenschaft entsproßt lediglich aus der Liebe zu uns selbst, folglich kann es uns auch nicht daran fehlen, weil Eigenliebe die herrschende Leidenschaft unsers ganzen Stammes ist. Das erste Ereigniß, dessen ich mich entsinnen kann, war der Fall eines Eiszapfens von einem alten Eichbaume, unter welchem ich aufwuchs, und der mein Köpfchen traf als es nicht größer war als ein Nadelköpfchen. Der Schmerz, den mir dieses unerwartete Ereigniß verursachte, war das erste, dessen ich mir in meinem Daseyn bewußt ward. Ich war damals, nach den besten chronologischen Nachrichten, genau acht und vierzig Stunden alt, denn die

Thurmuhr unsrer Dorfkirche schlug gerade früh sechs Uhr, als der Eiszapfen von dem Eichenzweige durch das plötzliche Aufflattern der Flügel einer Krähe herabgestoßen ward. Diese hatte während der ganzen Nacht dort gesessen, und ward nun durch den Schuß einer Flinte, die des Pachter Greifs Sohn über die nahliegende Hecke feuerte, aus einem angenehmen Traume aufgestört. Da der arme Vogel blos die Spitze seines Schwanzes dabey einbüßte, wird er durch dieses Mißgeschick weder weiser noch alberner geworden seyn, die Federn werden wieder wachsen, und statt von der Warnung Vortheil zu ziehn, sah ich selbst die werthe Krähe auf demselben Zweige den Tag vor vorgestern wieder sitzen und krähen, als ob sie die Königin der ganzen Gegend sey. Dies geschah am 3. April 1814, und ich schließe daraus, daß ich am ersten April muß geboren worden seyn, an einem Tage also, den man im ganzen Kalender für das Fortkommen einer Blume nicht gelegner finden kann.

Von dem Augenblicke an, wo Sinn und Verstand so in mir geweckt wurden, ward ich auch ein fleißiger und schneller Beobachter von allem, was rund um mich her vorging, in so weit sich mir die Gelegenheit darbot, meine Neugierde zu befriedigen und meine Kenntnisse zu vermehren. Die authentischen Einzelnheiten über die Krähe und den bewußten Eiszapfen erfuhr ich, während ich noch unter den Qualen dieses Unfalls stöhnte, von meiner Nachbarin und Pathe, einer ver-

trockneten Distel, die schon zwey Winter durchlebt hatte, und gewiß die größte Plaudertasche zehn Meilen in der Runde war. Durch diese witzige Person bekam ich Unterricht in den Anfangsgründen der ersten nützlichen Kenntnisse, und mögen Sie mir nun glauben oder nicht, so kann ich Ihnen doch versichern, daß meine Lehrerin eine eben so gute Schulmeisterin war, als irgend eine von achtzig Jahren im Umfange Ihres Gebiets, und ich am Ende der Woche ein eben so unterrichteter Schüler, als irgend ein kleiner Knabe oder ein niedliches Mädchen dreyhundertmal älter und zehntausendmal schwerer als ich. Während meiner Minorennität, das heißt, bis meine Blüthe sich entfaltete, war ich blind, und besaß allerdings damals nur zwey von den fünf Sinnen, durch die Sie Thierwesen eitel genug sich über uns Vegetabilien erhaben glauben. Doch muß ich Ihnen das wenigstens sagen, daß ich schon damals eben so zart fühlte, als Sie selbst es nur immer können, gnädige Frau. Und in der That bezweifle ich, ob ein Eiszapfen von einem Viertelzoll Länge, der Ihnen aufs Haupt fiele, Ihnen nur die Hälfte der Beschwerde verursachen würde, welche mir dieser Unfall zuzog. Und was das Gehör anbetrifft, so werden Sie gewiß Ihre Ohren nicht mit den meinigen messen wollen, denn Sie haben doch sicherlich nie in Ihrem Leben einen Distelkopf sprechen hören, und ich kann Ihnen sagen, daß ich einen solchen, Tag vor Tag, ja selbst die Nacht hindurch, Orakelsprüche von sich geben hörte, denn meine Nachbarin sprach

eben so gut und richtig im Schlafe, als sie es wachend zu thun pflegte.

Während ich sonach blind war, hatte ich nichts weiter zu thun, als mit jedem Tage klüger und stärker zu werden. Stärker ward ich nun wohl, denn das machte sich von selbst, aber ob auch klüger? — Nun, ich will mich nicht rühmen, denn das wäre ja eben der Beweis, daß ich's nicht geworden, aber sagen muß ich doch, daß ich, so viel ich mich erinnere, während meiner Schuljahre nie einen Augenblick Unterrichts von der Distelдame mir zur Seite, noch von einem weit gelehrtern und vollkommenern Lehrer verlor, an dessen Fuß ich aufwuchs, und von dem ich so sorgfältig behandelt ward, als ob ich, statt einiger Frühlingstage, so alt werden sollte, als Ihre Frau Großmutter geworden ist. Diese hohe und ehrwürdige Person war niemand anders als ein alter, majestätischer Eichbaum, der schon zwanzig Generationen Ihres langlebenden Geschlechts überlebt hatte, und wohl sechshundert des unsrigen, ja, er hatte so lange den Stürmen der Zeit widerstanden, daß er selbst nur zu einem Drittel noch vorhanden war, nämlich als ein alter Stumpf, aber doch in seinem Verfalle noch viel edler und herrlicher als ein ganzer Wald von Brombeersträuchern in ihrem schönsten Wuchse.

Dieser Eichbaum, welcher, wie er behauptete, der zwölfte in der Reihe seiner Vorfahren von dem an war, der an eben dem Orte bey der Schöpfung der Welt wuchs, war ein bewundernswürdiger Sprachkenner,

da er im Laufe seiner fünf Jahrhunderte sich alle Kenntnisse zu eigen gemacht hatte, die in seiner Familie vom Vater zum Sohn, in einer Folge von beynahe sechstausend Jahren, sich vererbt hatten. Daher verstand er alle Sprachen, die durch Erde, Himmel und Wasser, von Steinen, Pflanzen, Thieren, Feuer, Luft und jedem Dinge bis zu Sonne, Mond und Sternen selbst gesprochen wurden. Einer seiner Vorfahren lebte nämlich zu Zeiten Aesops, als alle diese Gegenstände vernehmlich und vernünftig sprachen, lernte diese Sprachen, und hinterließ seinen Nachkommen das Geheimniß, mit jenen im Gespräche zu verkehren, nachdem alle andre Sprachen, außer Ihrer eignen still schwiegen, oder Ihrem vielsprechenden Geschlechte unverständlich geworden waren. So viel ich vermuthe, liegt dieses Geheimniß im Winde, denn da dieser selbst eine Universalsprache ist, und aus allen Weltgegenden herweht, hatten folglich jener Eichbaum und seine Vorfahren nach und nach die Geschichte der ganzen Welt in allen Zeitaltern, von allen Nationen, und in jedem Sprachidiome, das Phantasie der belebten oder unbelebten Natur jemals verleihen konnte, gehört. Eichen waren ja auch stets bey den weisesten Männern wegen ihrer Gelehrsamkeit berühmt. Sprach nicht die dodonische Eiche, welche Zeus selbst beseelte, das vortrefflichste Griechisch, und glaubten nicht Ihre Vorfahren, die Druiden, daß der Geist der Prophezeihung in den Eichen Ihres eigenen Landes wohne? Meines Lehrers und Vormunds Groß-Groß-Vater, der zu gleicher

Zeit mit jenen Hierophanten lebte, war ein berühmter Wahrſager, und die Miſtel, die auf ſeinen Zweigen wuchs, ward zu Beſchwörungen für wirkſamer gehalten als irgend eine auf der ganzen Inſel. Dies erinnert mich daran, daß noch eben ein junger Büſchel von dieſen Schmarotzerpflanzen über meinem Haupte hängt, der auch Anſprüche darauf macht, unmittelbar von jenem berühmten Vorfahren abzuſtammen, jedoch können die Giftſchwämme, die in dem hohlen Stamm des alten Eichbaums wachſen, dann auch wohl gleichmäßig ſich rühmen, deſſelben Urſprungs zu ſeyn.

Ein ſolcher Familienſtolz macht mich, wie jedermann, der keine Familie hat, um ſich damit zu brüſten, verdrüßlich, indem man daran denkt, daß man ſonach eigentlich gar nichts iſt. Mein königlicher Eichbaum jedoch war ſehr artig und herablaſſend gegen mich, und ich lernte aus ſeinen weiſen Lehren ſo viel über die Werke der Natur und Kunſt, über die Handlungen der vernünftigen und unvernünftigen Thiere, über Moral und engliſche Grammatik, wie ein ziemlich fähiges Veilchen, das jeden Augenblick klüger wird, in zehn Tagen erlernen kann, ſo daß als ich eilf Tage alt war, ich ſchon genugſam vorbereitet war, um in die große Welt zu treten, und ſehr klare Ideen von allen Dingen hatte, die mir etwa vorkommen konnten, wenn nun das ganze Univerſum mir ſichtbar würde; denn Sie werden ſich wohl noch erinnern, daß ich während dieſer ganzen Lehrzeit blind war.

Mit Sonnenaufgang am 11. April wurden meine Augenlieder der Schöpfung geöffnet, und in demselben Augenblicke, wo ich zuerst das Licht sah, athmete ich auch zum erstenmale die kühle, frische und gewürzte Luft unter einem dichten Haufen von Schwesterveilchen, die ringsum Duft verbreiteten, so wie der Morgenhauch die Thautropfen von unsern Blüthenblättern wehte. Bis dahin hatte ich blos die Wärme der Sonne und das Angenehme des Lufthauchs gefühlt, wie dieser meine Knospe küßte und ausdehnte, jetzt schien aber das Licht des Himmels nicht nur in mein Auge zu bringen, sondern auch durch alle meine Adern bis in meinen Lebenskeim, und der Athem des Windes war gleich einer lebenden Seele in mir. Kann ich mich auch nicht an den Augenblick meiner Geburt erinnern, so werde ich doch diesen Moment nie vergessen, und sollte ich so lange leben als der Eichbaum. Von den unzähligen Gegenständen um mich her, alle gleich schön und neu ringsum und über mir, den Vögeln, die durch die Luft flogen, den Insekten, die im Grase krochen, den mannichfachen Blumen, die neben mir erblühten, meiner alten Pathe, der ehrwürdigen Distel, mit zwey unter ihr hangenden verdorrten Blättern, dem patriarchalischen Eichbaume, der bis an den Himmel zu reichen schien, fesselte nichts meine Aufmerksamkeit länger, als während des Augenblicks, wo ich darauf schaute. Sobald ich nämlich eiligst alles ringsum besehen hatte, richtete ich meine Augen zu der Sonne, die aus ihrem goldnen Pallaste hervortrat. So wie sie

am Firmamente emporstieg, breitete sich mein Kelch weiter aus, um ihre Strahlen in sich einzusaugen, und mein Athem ward milder. Während ich so mich dem Entzücken hingab, sie den ganzen Tag lang zu betrachten, wenn sie nicht von einer Wolke oder den wechselnden Schatten der größern Pflanzen um mich her, die bald in meinen Gesichtskreis traten, bald ihn wieder verließen, bedeckt ward, verfolgte ich das glänzende Sonnenlicht bis zur größten Höhe, und dann wieder niederwärts am azurblauen Himmel, bis es für mich hinter dem alten Eichbaume verschwand. So wie es schied, fühlte ich auch meine Lebensgeister matter werden, mein Sehen verlor sich, sobald dieses Licht verschwunden war, die Gegenstände um mich her verloren erst ihre Farbe und dann auch ihre Gestalt. Ich war sehr unruhig darüber. Ich fürchtete, meine ursprüngliche Blindheit möchte wiedergekehrt seyn; die Luft ward kühl, ich neigte mich auf mein Lager, und fiel, von unbeschreiblicher Müdigkeit gedrückt, in einen tiefen Schlummer.

Dank sey der süßen Täuschung des Schlafs! In meinem Traume — denn Blumen träumen, trotz allen Botanikern, eben so gut als sie schlafen — stieg das herrliche Bild der Sonne wieder in meiner Phantasie herauf, und ich brachte meine Nacht eben so hin, wie es mit dem Tage geschehen war. Von dieser köstlichen Schwärmerey ward ich durch Töne einer Musik geweckt, die so begeisternd war, daß ich und meine Schwestern unwillkührlich mit allen unsern Blättern

und Blüthen nach der Melodie tanzen mußten, die mit jedem Augenblicke näher kam und immer fröhlicher ward.

Noch ruhte der Himmel in einem sehr matten Zwielichte, und als ich empor schaute, gewahrte ich eine dunkle Wolke mit einem silbernen Saume. In der Mitte derselben war ein glänzender Punkt, der immer dünner und dünner ward, als wolle er ganz verschmelzen, bis eine schöne Kugel durch ihn hindurch brach. Es war dies der Mond, ziemlich in seiner Fülle, der, nachdem ich schon die Augen geschlossen gehabt hatte, aufgegangen war, und jetzt die Hälfte seines Wegs am Himmel zurückgelegt hatte. Er war nicht so strahlend wie die Sonne, aber in der ersten Freude meiner Entdeckung hielt ich ihn noch für tausendmal lieblicher, denn eben jetzt erinnerte ich mich wieder daran, daß, als ich in Schlaf gesunken war, ich mir vorgestellt hatte, ich würde mein Gesicht wieder verlieren. Voll Entzücken dieses mir wiedergegeben zu sehen, hatte ich kein Ohr für die Musik, ich war nur Auge, und dieses Auge war ganz Mond, denn ich sah nichts weiter als ihn, bis endlich dessen Strahlen zu leben, und sich auf mich los zu bewegen schienen. Millionen, ja Milliarden kleiner Wesen, an Gestalt ganz wie die Herrn der Schöpfung und so glänzend, als ob sie in Mädchen-Augen geboren worden wären, ergossen sich über unsere Geburtsstätte, und bedeckten sie wie mit Thautropfen. Die Musik, welche für menschliche Ohren eben so zu zart war, wie diese Gestalten für das

menſchliche Auge zu ſein, fuhr unterdeſſen fort ſich zu heben und zu ſenken, zu zögern und zu eilen, zu klagen und zu jubeln. Unter jenen lebendigen kleinen Geſtalten ſchien ein ſie bewegender Geiſt vorwaltend. Manchmal ſchwebten ſie in Reihen den ganzen Weg zum Monde hinauf und wieder zurück, dann drehten ſie ſich ſo ſchnell in Kreiſen herum, daß man nichts einzelnes mehr unterſcheiden konnte, und darauf wogten ſie wieder in ſo langſamen Bewegungen, daß man jeden Zug des kleinſten Geſichts deutlich zu unterſcheiden vermochte. Liebe, Freude, Trauer, Hoffnung, Furcht und jede Leidenſchaft drückte ſich in ihren Mienen aus, wechſelte in ihren Geſängen, und ward in ihren Tänzen dargeſtellt. Sie flohen um und über uns mit ſo leichten Schritten, daß wir unter ihrem flüchtigen Fuße unſre Häupter nicht gebeugt fanden, wenn ſie uns aber berührten, ſo fühlten wir in uns dieſelbe fröhliche oder traurige Empfindung, welche ſie ſelbſt in dieſem Augenblicke belebte. Es würde mehrere Stunden brauchen, als ich noch zu leben habe, wenn ich Ihnen alle Scenen dieſes wundervollen Schauſpiels beſchreiben wollte, es war im kleinſten Maasſtabe eine Pantomime Ihrer groſen Welt, in welcher alle Schreckniſſe und Erhebungen des Kriegs, die Arbeiten und Zerſtreuungen des Friedens, die landwirthſchaftlichen Beſchäftigungen, ſo wie die des Hofs, der Gerichte, der Stadt und des Landes auf einmal dargeſtellt wurden. Kurz, es bot ſich uns eine wahre Maskerade des menſchlichen Lebens dar, deren Einzelnheiten der ehrwürdige Eichbaum mir und

meinen Schwestern (denn der übrige Theil der vegetabilischen Nachbarschaft lag noch im Schlafe) am andern Morgen gründlich erklärte, und obschon die Existenz eines Veilchens nach Minuten statt nach Jahren berechnet wird, so halte ich es schon deshalb der Mühe für werth, als Blume geboren worden zu seyn, um nur so etwas gesehen zu haben.

Leider aber ward diese zauberische Scene plötzlich durch ein abscheuliches Geräusch unterbrochen, das sich gerade über unsern Häuptern erhob. Uihu! Uihu! Uihu! schrie es, und aus einer Höhlung des Eichbaums flog ein Riese von einer Nachteule. Plump stürzte sie sich mitten in die entzückende Versammlung, und alle Zauberer und Feen (denn so viel ich weiß, nennt man sie in der Sprache der Menschen so) zerstoben auf einmal mit einem Tone, wie wenn man die Saiten von tausend musikalischen Instrumenten plötzlich auseinander sprengt, in das Blitzen eines Thautropfens, Robin Gutkind ausgenommen, den lustigsten Elfen unter ihnen allen, der die ganze Nacht hindurch mit mir und meinen Schwestern seine tollen Streiche machte, und eben auf einem meiner obersten Blumenblätter auf dem Kopf stand, und mit den Beinen in der Luft tanzte. Ach, der arme, gute, lustige Robin! er stürzte mindestens eine Höhe von drey ungeheuern Zollen herab, in die Höhlung eines meiner untersten grünen Blätter, wo er eine halbe Secunde lang wie todt lag, und dann — war auch er verschwunden.

Nun flog die Eule mit einem Triumphgeschrey, das noch gräßlicher klang als das erste Gekrächz, in ihr Loch im Baumstamme zurück; vor den Mond zogen sich Wolken, und ich fiel wieder in Schlaf. Thun Sie nun auch dasselbe, meine Gnädige, und damit dieses geschehen könne, will ich hier eine kleine Pause in meiner Erzählung machen. Doch müssen Sie mir erlauben, sie selbst fortzusetzen, und ich bitte Sie darum, als um die letzte Gunst, denn ob ich gleich bis in den Nacken in Wasser stehe, und dieses allerdings das einzige Mittel war, mein Leben noch etwas zu verlängern, nachdem mich eine der schönsten Hände von der Welt tödtlich verwundet hatte, wie Sie nachher erfahren werden, so fühle ich doch, daß ich nur noch bis morgen früh zu leben habe. Unterdessen aber bin ich bis zu meinem letzten Hauche

Ihr

treues Veilchen.

Zweyter Brief.

Ich erwachte aus meinem zweyten Schlafe nicht eher, als bis die Sonne den Morgenwölkchen ihren eignen Glanz und ihre eigne Farbe mitgetheilt hatte. Der Thau aber, in den sich ein tüchtiger Frühlingsfrost aufgelöst hatte, lag weit auf dem Boden verbreitet, und in meinem Auge ein Kügelchen, so reich wie eine Brautthräne, die es ganz füllte. Durch dieses trü-

gerische Perspectiv schienen mir Sonne, Himmel und Erde so nahe, daß ich glaubte, jedes Ding, das ich sah, sey ein Theil von mir selbst, und ich, aus einem armen kleinen Veilchen, das ganze Weltall geworden. Von diesem stolzen Gedanken aufgeblasen, sagte ich zu mir selbst: „Nun, das geht gut! Wohin werde ich's da noch bis morgen früh nicht noch gebracht haben!" — Plötzlich aber trockneten die warmen Sonnenstrahlen den Thautropfen auf, zeigten mir die Natur wieder in ihrer wahren Schönheit und ihrem ächten Verhältnisse, und brachten mich selbst zu meiner ursprünglichen Unbedeutenheit zurück. Das Leben einer Blume ist zu kurz, um sich der üblen Laune zu überlassen. Ich hatte keine Zeit unglücklich zu seyn, und so gebeugt ich auf der einen Seite war, suchte ich doch Trost auf der andern und fand ihn.

Gestern hatte ich mich so in den Himmel verloren, daß ich kaum die Erde eines Blickes würdigte. Heut jedoch übersah ich mit Muse die Reitze meiner heimathlichen Gegend, so weit mein beschränktes Sehvermögen reichte. Die ganze westliche Gränze meines Horizonts nahm der alte Eichbaum ein, gegen Norden ward sie durch ein dichtes Haselgebüsch beschränkt, ostwärts jedoch dehnte sich die Landschaft weit aus, nämlich dreymal weiter als Ihr Sonnenschirm, und ein ungeheurer Wald von Brennnesseln schloß sie, dagegen in Süden die Gegend sich sanft abwärts senkte, und in einem Abgrunde endete, der, wie Reisende mich versicherten, nicht weniger als 26 Zoll senkrechten Abfall

hatte. Diese Reisenden waren gewisse verständige Ameisen, die jenen fürchterlichen Ort besucht hatten, unter welchem ein einsamer Fußsteig hinging, der Lieblingsspaziergang von — nun, Sie wissen schon von wem. — Der Boden war ungleich mit Steinen besä't, die in ihm lagen, und rauhen Wurzeln, die daraus sich erhuben, bald mit Moos belegt, bald entblößt, Büschgen von Schlüsselblumen blühten unter den Haselsträuchern; hie und da drängte aufsprießendes Farrenkraut seine krummen Hörner durch das Erdreich, während Tausendschönchen, Butterblumen, Sauerampfer und Erdbeerblüthen in reicher Fülle unter Haufen von Kletten und jungen Disteln standen, die ihre zackigen Blätter gleich Sternen aus dem Grase streckten. Einige Wald-Anemonen und wilde Hyazinthen gaben diesem mannichfachen Anblicke noch mehr Reitz. Meine Schwestern und ich waren der einzige Veilchenbusch rings umher. Wir entsprangen aus funfzig Stengeln, und bildeten eben so viele Knospen und Blüthen an der Südost-Seite des Eichbaums, der seinen gespaltenen Stamm gegen uns zu öffnete. Obgleich nur noch Trümmer seiner selbst, war dieser Baum doch das mächtigste der erschaffnen Wesen um mich her, und aus der Breite seines Grundes mußte man schließen, daß er noch eine weit größere Masse von Wurzeln unterhalb des Bodens habe, als Stamm und Zweige oben. Seine Rinde war mit Schlingpflanzen oder Epheu bedeckt, die in langen Fäden von den niedern Zweigen herabhingen, und diese mit Grün schmückten,

das nicht sein eigen war, denn die Zeit zur Entfaltung seiner Blätter selbst war noch nicht gekommen, doch sagten diese mir, daß wenn sie sich damit bedecken könnten, und ihre Eicheln nun reif wären, keine Blume noch Frucht in der Welt ihnen an Schönheit gleich komme. Ich würde ihnen dies auf's Wort geglaubt haben, hätte ich nicht fünf Minuten nachher von einem der unzähligen Schwämme, die auf der verwitterten Rinde saßen, dagegen wieder gehört, daß ein vollkommner Giftschwamm das lieblichste Geschöpf unter der Sonne sey. Ich habe zu bemerken vergessen, daß die obersten Aeste des Eichbaums seit einem Jahrhunderte schon abgestorben waren, doch aber noch ihre nackten Arme zum Himmel emporstreckten, und gleichsam die Blicke herabzufordern schienen, die sie schon oft getroffen hatten.

Es würde Sie, meine schöne Freundin, ermüden, wenn ich Ihnen alle die kleinen Zufälle dieses Tags erzählen, oder die Unterhaltung zwischen mir und meinen Schwestern und Kameraden, die Truppweis oder in einsamen Stengeln um uns her wuchsen, Ihnen wiederholen wollte, glauben Sie mir aber immer, daß sie eben so ergötzlich und vielleicht eben so philosophisch waren, als Gespräche Ihrer Thiergattung in Theatern oder Conzerten, bey Schmäusen oder Bällen nur seyn können, ob ich gleich gern zugeben will, daß sie an Witz und Geist mit den Theeunterhaltungen Ihres gesprächigen Geschlechts nicht zu vergleichen waren. Nach neun Uhr Vormittags flog ein Schmetterling, der erste, den ich je gesehen hatte, und aller-

dings auch der erſte in dieſer Jahreszeit über uns hin. Unſer Geſchwätz hatte auf der Stelle nun ein Ende, und jedes Auge folgte dem eleganten Fremden, während dieſer da und dorthin flog, und ſeine ſchmucke Geſtalt wie ſein zierliches Benehmen in tauſendfachen Stellungen zeigte, bald dort ſich hebend, bald hier ſich ſenkend, nirgend aber verweilend. Wir Veilchen hauchten Seufzer des ſüßeſten Dufts aus, um ihn anzulocken, die Tauſendſchönchen — wie bedauerte ich die armen Dinger! — errötheten bis an die Spitze ihrer Blätter, denn es war deutlich zu ſehen, daß er nicht auf ſie achte, die Schlüſſelblumen ſchüttelten ſich vor Aerger, denn ſie ſtanden im Schatten, und er kam nie zu ihnen, die Butterblümchen glänzten in ihrem goldnen Schimmer, und ſchienen wirklich ſeine Begünſtigtſten zu ſeyn, denn jetzt berührte er faſt die eine, dann wieder faſt die andere, bis er endlich zum größten Verdruſſe und Staunen aller ſich auf einem gelben, glänzenden Löwenzahn niederließ, der gemeinſten Blume rings umher, der niemand auch nur ein Wörtchen bisher vergönnt hatte. Hier ſaß er in der Sonne, und öffnete und ſchloß ſeine polirten Flügel mit einem unbeſchreiblichen Selbſtgefallen, denn bald ſah man deutlich, daß der Stutzer ſich das bunte Unkraut nicht aus Liebe dafür erwählt hatte, ſondern weil deſſen breite Form ihm einen angemeſſenen Ruheplatz darbot, auf dem er ſeine gold- und purpurne Stickerey, ſeiner Meinung nach, zur Bewunderung aller, die ihn ſahen, entfalten konnte. Wir waren ſo erzürnt, daß wir verſuchten,

überall hinzusehen, nur gerade nicht auf ihn, und doch wendeten sich unsre Augen immer wieder, wie aus Instinkt, zu ihm hin, denn er war wirklich ein wunderschönes Persönchen, und würde es noch weit mehr gewesen seyn, wenn er es nicht selbst gewußt hätte. Endlich flog er wieder fort. Nun, da hätten Sie sehen sollen, wie ehrbar wir eine die andre anschielten, und keine betrog sich, wenn sie in den Mienen aller andern das Mißvergnügen deutlich las, während jede sich selbst täuschte, indem sie glaubte, ihre eigne Beschämung vor den übrigen verbergen zu können.

Fast eine Stunde brachten wir so still und mürrisch zu, als eine Biene längs des Weges hinsummte, und nachdem sie um die Zweige des Eichbaums sich gedreht hatte, auf eine von uns herabschoß — gerade zu auf mich. Ich war ganz außer mir. Dieser Besuch schien mir seiner Gestalt nach so kriegerisch und roh, ja seine Sitten, wenn man dies anders Sitten nennen konnte, waren so ungebildet, daß er mich kaum begrüßte, dann aber sich mit mir niedersenkte, und so lange aus meinem Kelche sog, bis ich fast ohnmächtig ward. Nun floh sie wieder fort, singend, wie sie gekommen war, ohne sich um irgend eine andre Blüthe um mich her zu bekümmern. Als ich mich ein wenig von der Bestürzung erholt hatte, welche dieser Zufall mir verursacht, bemerkte ich, daß meine Nachbarinnen alle höhnisch auf mich blickten, aber so neidisch zugleich, daß ich bald ergründete, wie ich der wackern Biene Dank schuldig sey, daß sie eben mich gewählt habe, denn es leuch-

tete mir durch dieſen Vorzug und die Eiferſucht jener ganz deutlich ein, daß ich die ſchönſte und lieblichſte Blume unter allen ſey. Meine Eitelkeit ward dadurch ſo geſchmeichelt, daß ich ganz ſchwindelnd ward, und auf meine Gefährtinnen, welche die Natur weniger anziehend als mich gemacht hatte, mit einer Art mitleidiger Verachtung blickte. In dieſem Augenblicke fiel aber von einem Zweige des Eichbaums eine große zappelnde Spinne gerade auf meinen Blüthenkelch, wo ſie auf dem Rücken gewiß fünf Sekunden lang — ach! ein Jahrhundert der Pein für mich! — ſich krümmend lag, bis ſie endlich wieder auf die Beine kommen, und ſich wie ein Ball auf eins meiner untern Blätter wälzen konnte, wo ſie denn zu meinem Widerwillen unbeweglich ſitzen blieb, überlegend, was ſie ferner beginnen ſolle. Die Blumen, die bisher ihren Verdruß gegen mich in ſich verſchloſſen und nur leiſe unter einander gemurmelt hatten, kicherten nun bey dieſem lächerlichen Unfalle laut, und ich war ſo verblüfft, daß ich nicht einmal um Hülfe ſchreyen konnte.

Indem ich mich nun ſo in der größten Beſtürzung nach einem Befreyer umſah, erblickte ich in einer ſchwarzen Höhle unter einer Wurzel des Baums zwey feurige Augen, die durch das Dunkel glühten. Sie waren gerade auf mich gerichtet. Sie bewegten ſich. Sie nahten ſich mir. Und langſam kroch aus ſeiner Untiefe ein Ungeheuer, mißgeſchaffner als ſelbſt meine Furcht es ſich je hatte malen können — eine aufgeſchwellte, fleckige, höckrige, krummfüßige Kröte. Ihre Augen waren aller-

dings schön, sie machten aber ihre Person, (wenn ich mich dieses Ausdrucks bedienen darf) nur noch scheußlicher, da sie einer solchen abscheulichen ekelhaften Mißgestalt angehörten. Als sie ihren ungelenkigen Wanst aus ihrem Winterquartiere geschleppt hatte, machte sie einen plumpen Sprung auf mich hin, allem Anscheine nach, um der Spinne habhaft zu werden, die noch wie ein Alp auf meinen Fußblättern lag, und mich mit Schauder erfüllte. Die Kröte verfehlte ihre Beute, und blies ihre schlaffen Seiten wieder auf, um Athem zu einem anderweiten Sprunge zu holen. Unterdeß aber kroch die Spinne, welche die Gefahr merkte, unter meine übrigen nasenweisen Gefährtinnen, und ich konnte ihren Weg unterhalb deren Blätter daran bemerken, wie diese vor Scheu zurückbebten, wenn die Spinne sie berührte, bis sie sich in einen Haufen von Schlüsselblümchen versteckte, und durch ihre schreckliche Nähe diese ganze Familie in Krämpfe versetzte. In der That aber verdienten jene diese Strafe recht sehr, denn sie waren in den Bemerkungen über mich und meinen Anbeter, die interessante Biene, die allerboshaftesten gewesen. Doch konnte ich mich ihres Unglücks nicht erfreuen, denn ich war selbst noch ganz außer mir ob des Anblicks der Kröte, die noch fünf bis sechs Minuten in jener Stellung blieb, mir gerade in's Gesicht sah, nach Wind haschte, und mich mit ihrem pestilenzialischen Athem vergiftete. Endlich sprang sie seitwärts, durch einen Zufall — aber zu nahe an den Rand des Abhangs, den sie Kopf über bis auf den Fußsteg herabtaumelte. So sahen wir sie denn nicht

mehr, der Eichbaum aber, dessen Zweige dorthin überhingen, erzählte uns, daß eine lederfarbne, gelenke, ellenlange Schlange, die aus einem Haufen dürren Stroh's unter der gegenseitigen Hecke, in welchem sie ihr Nest hatte, hervorgekommen sey, die arme Kröte, als diese auf dem Rücken gelegen, und vom Falle ganz betäubt gewesen, erwischt, und im Augenblicke, obgleich nicht ohne große Mühe, verschlungen habe. Die Rache sey jedoch auf der Stelle nachgefolgt, denn, kaum habe die Schlange ihren großen Bissen hinuntergewürgt gehabt, als ein Schulknabe mit einem Haselstöckchen in der Hand von einem Seitenwege hergekommen sey. Da nun die Schlange nach einem solchen Mahle weder Lust zum fechten noch zum flichen gehabt, so habe ihr dieser bald das Garaus gemacht, und der Sieger sie dann auf dem Stocke, mit dem er sie erlegt, als Siegestrophee nach Hause getragen. Und das nannte mein Lehrer die Nemesis.

Jetzt war es Mittag geworden. Der Morgen war sehr heiß gewesen, und es hatten sich dichte Wolken über uns gehäuft. Da versicherte uns der wetterkundige Eichbaum nach dem Zeugnisse gewisser mächtiger Knoten an den Knorren seiner Wurzeln (und vielleicht werden Sie, wenn Sie alt werden, was ich Ihnen recht herzlich wünsche, auch einmal die Beschaffenheit solcher Wetteranzeiger an den Stichen in Ihren Leichdornen merken) daß wir Regen bekommen würden. Auch hätte dies das Erscheinen der Kröte uns schon anzeigen können, wenn wir mit deren Gewohnheiten besser bekannt

gewesen wären. Nachmittags nun wehte beynahe kein Lüftchen, die ganze Natur schien wie in tiefem Schlafe zu ruhen, und alles war um uns her still, bis uns endlich ein fürchterliches Geschrey des Löwenzahns, auf dem sich der Schmetterling heut früh gebrüstet hatte, in die größte Bestürzung setzte. Er wuchs nämlich an einer Anhöhe, nahe an dem Nesselnwalde, dessen ich vorher erwähnte, und in der Gegend umher gingen verschiedene Sagen von diesem Berge. Einige behaupteten, es sey ein künstlicher Hügel, welchen ein unter der Erde lebender Riese vor langer Zeit einmal zu besserer Bequemlichkeit für seine Wohnung aufgeworfen habe, und seine Nachkommen sollten darunter immer noch forthausen. Andern zufolge sollte es aber ein erloschner Vulkan seyn. Was das nun für ein Ding sey, werden Sie wohl wissen, wenn mir's auch unbekannt ist. Die vernünftigste Meinung schien mir aber die, daß dieses in der Fabelzeit der Olymp unsrer klassischen Gegend gewesen sey, wo Zeus und seine wackre Gesellschaft ihren Nectar aus ahornen Schalen geschlürft habe, welche ein Vorfahrer des alten Eichbaumes verfertigt, und von wo aus auch an schönen Sommer-Abenden die frohen Götter und Göttinnen, ja selbst die Musen und Grazien herabgestiegen wären, um in den tiefer liegenden Ebenen mit unsern Großmüttern, den Blumen vor zwey tausend Jahren, zu tanzen. Nun hatte der Löwenzahn kaum sich selbst Glück gewünscht, und verächtlich auf uns wegen des Triumphs, den diese Blume über das Herz des schönen

Schmetterlings vor allen Schönen umher erfochten hatte, herabgeblickt, als er an ſeinen Wurzeln einen heftigen Schmerz fühlte. Er hielt drey Stunden bey unterirdiſchen Erſchütterungen, die jedoch immer nach oben hinſtrebten, an, bis wir endlich alle an dem Zittern des Löwenzahns, als alles ſonſt ſtill umher war, und dem Erſchüttern des Bodens, der auf der Oberfläche ſich hob und ſprang, deutlich ſahen, daß es hier ein Erdbeben gebe, und daß dieſes noch dazu mit jedem Augenblicke zunehme. Obgleich niemand von uns allen mit dem armen Löwenzahn Mitleid hatte, der jetzt wie ein ausgerodeter Baum umfiel, waren wir doch um unſrer ſelbſt willen in der größten Beſtürzung, weil wir nicht wußten, wie weit ſich dieſes Unheil ausdehnen könne. Während wir nun alle ſo kaum Athem holten, vor Erwartung, was denn der arbeitende Berg hervorbringen werde, erhob ſich der Boden, als ob er lebendig wäre — und langſam kroch aus der Mitte ein ſonderbares Thier hervor. Es war kohlſchwarz, hatte einen Schweinerüſſel, Menſchenhände und einen Körper wie ein Bär. Sie werden, glaube ich, dieſes Weſen ſogleich einen Maulwurf nennen, und über unſern Irrthum lachen, aber, theure Dame, ſtellen Sie ſich nur ſich ſelbſt vor, ſo in den Grund gewurzelt, wie wir Blumen ſind, und ein Ungeheuer, wie ich's Ihnen beſchrieb, hundertmal größer als Sie dann ſind, ſteigt nun aus der Erde und kriecht auf Sie zu, zwar blind, aber nach ſeiner Beute ſchnüffelnd, und durch den untrüglichen Inſtinkt ſeiner Naſe zu ihr hingeleitet, ge-

wiß, gnädige Frau, Sie würden das dann auch nicht für etwas zum Lachen halten. Alle Blumengeſchlechter umher ſchauderten auf ihren Stielen und ſchrieen ſo laut auf, daß der alte Eichbaum, der eben ein Nachmittagsſchläfchen hielt, daraus geweckt ward, und verdrüßlich fragte, was es denn gebe? Keiner von uns hatte Muth zu antworten, bald aber entdeckte er ſelbſt die Urſache unſrer Furcht, und ſagte uns mit ſeiner gewohnten guten Laune, daß wir uns nicht beunruhigen ſollten.

In dieſem Augenblicke zerriſſen die Wolken, die ſchon lange ſich immer niedriger geſenkt hatten, plötzlich, und ergoſſen Ströme von Regen auf unſre Häupter. Der Maulwurf, der weder die Luft noch das Waſſer von oben vertragen konnte, kroch wieder in ſeinen unterirdiſchen Aufenthalt zurück, ohne uns das geringſte Leid zuzufügen, außer, daß er den Stolz des Löwenzahns demüthigte, wofür wir ihm denn alle ſehr verbunden waren. Es war übrigens blos ein Aprilſturm. Gegen Abend brach die Sonne durch die Wolken, und ſpannte einen wunderſchönen Regenbogen von einem Ende des Himmels zum andern. Dann ward dieſer wieder blau, und die Erde leuchtete im friſchen Grün. Jedes Blatt und jedes Hälmchen von Pflanzen und Blumen glänzte mit Diamanten vom erſten Waſſer. Die ganze Natur blickte lachend und fröhlich empor. Zu Miriaden tanzten die Mücken in runden Wolken über unſern Häuptern, oft verſammelt, aber auch eben ſo oft wieder von den Schwalben

zertheilt, die ab und zu aus den offnen Räumen zwischen den Hecken des Fußstegs flogen und quer über unsern Wohnplatz strichen, mit ihren zarten Brüsten unsre Häupter beugend, oder die Thautropfen durch das schnelle Berühren der Spitzen ihrer Schwingen aus unsern Kelchen streifend. Eine Amsel, die auf dem alten Eichbaume saß, sang in ihren lautesten Tönen eine einfache Erzählung von einigen Strohhalmen und Aestchen in einem benachbarten Walde, die sie mit der Geliebten bey dem Herumschwärmen in ihrer Liebesgluth zusammengebracht, und zu dem, was sie ein Nest nannten, verwoben hätte, wo eben fünf kleine Sänger diesen Morgen aus den Eyern geschlüpft wären. Dies hatte zum erstenmale, seit sie selbst ausgebrütet worden, die ganze lebendige Aelternzärtlichkeit in dem Herzen der Amsel erweckt, aus deren Fülle sie nun einen so mächtigen Gesang ergoß, daß ich wünschte, ich möchte auch geboren seyn:

„mit solchem Paare der Schwingen"

wie die ihr, und

„mit solchem Köpfchen dazwischen,"

denn ihre kleine Heimath schien ihr jetzt die ganze Welt. Und hatte der Vogel doch auch vollkommen recht, nach seiner Art glücklich zu seyn, und jedermann sein Glück zu erzählen, ob sich gleich außer ihm selbst durchaus niemand auch nur eines Strohhalms groß weder um sein Nest, noch seine Gefährtin oder ihre beyderseitigen Kleinen bekümmerte.

Unterdessen erscholl auch die Luft über uns von dem Gesange der Lerchen, die Drosseln antworteten einander von Baume zu Baume, und in den Hecken spielten Hänflinge, Zaunkönige und Finken auf ihren kleinen Flöten so viele Lieder als Meistersänger darunter waren, und bildeten doch einen harmonischen Einklang. Vor allen aber erheiterte der Kukuk, der stets seinen Platz, aber nie seinen Ton wechselte, das Ohr, das lauschend auf ihn hörte, wenn ihn auch das Auge nicht sah. Alles war Friede und Eintracht umher, und wir Blumen auch vergaßen unsre kleinen Feindschaften und Eifersüchteleyen, und genossen die milde Luft, die sich mit unsern Düften mischte, und sie als Weihrauch zum Himmel trug.

Als dieses schöne Fest im besten Zuge war, schlenderte eine kleine Gesellschaft menschlicher Wesen, die aus Ihnen und einigen Ihrer Freunde beyderley Geschlechts bestand, den Weg einher. Während ich nun so mit entzücktem Staunen diese mir so süße Erscheinung betrachtete, wendete sich jemand aus derselben — ich kann ihn Ihnen wirklich nicht nennen — seitwärts und pflückte mich. — O! welch ein Schmerz war das! Mögen Sie nie einen so heftigen Schmerz der Trennung empfinden, und müssen Sie es ja, möge er dann auch nur so augenblicklich seyn, als der meine, denn ich war ja in der nächsten Minute die glücklichste Blume auf der Welt. — Es war eine Dame, die mich gepflückt hatte, und sie steckte mich an ihren Busen. Da wär' ich nun gern gestorben, aber ge-

schah es nun, weil mir das Köpfchen von so vielem Glücke ganz drehend war, oder weil der Südwind meine Seligkeit beneidete und mich hinwegwehte, so viel ist gewiß, daß ich auf der Dame Zärtlichkeit gegen mich nicht stolz zu seyn brauchte, denn sie beachtete mich so wenig, daß ich, ehe sie noch zehn Schritte gethan hatte, von dem Gipfel meiner Wonne herabfiel, und — was mich am meisten kränkte, von ihr gar nicht vermißt ward. Da wär' ich denn nun elend im Staube untergegangen, oder höchstens von einem dickbenagelten Bauernschuhe zu Tode getrampelt worden, wenn nicht jemand anderes aus Ihrer Gesellschaft, jemand, der jetzt mir als Gehülfe dient, diese meine Denkwürdigkeiten niederzuschreiben — mich aufgehoben, mit nach Hause genommen und in ein Thränenfläschchen gesetzt hätte, das, wie er mich versichert, mit reinem kastalischen Thau angefüllt ist. Hier habe ich denn nun lange genug gelebt, um Ihnen die Fabel meines Lebens zu erzählen, und mit den letzten Worten einer Sterbenden Ihnen zu sagen, daß, wenn Sie keine Moral darin finden, die Schuld nicht an mir liegt. Leben Sie wohl, und denken Sie manchmal an

Ihr verwelkendes Veilchen.

Lieder

von Ernst Freyherrn von der Malsburg.

Nachtigall.

Die Nachtigall schlägt weiche Melodieen,
Ein tiefer Klang muß durch die Brust ihr ziehen,
Ein Klang der Lieb', ein Klang der Seligkeit,
Ein Klang voll Sehnsucht, Wehmuth, Inbrunst, Leid.

Was will der Ton, wer hat ihn dir gegeben?
Wer heißt den Schmerz in Wonne dich verbeben?
Wie kann Entzücken in der tiefsten Pein,
Wo kann der Himmel in der Wehmuth seyn?

„Was, wer, wie, wo? wie wagst du, das zu fragen?
In Nacht zum Blau die Augen aufgeschlagen,
Und ist dir dann das Räthsel nicht bewußt,
So lebt kein Lied in deiner todten Brust."

Stern und Wolke.

Wenn der Himmel offen ſteht,
Sehn wir alle Sterne,
Wenn Gewölke drüber weht,
Stehn ſie uns ſo ferne.

Wenn dein Auge munter lacht,
Steht mein Himmel offen,
Wenn es weint, ſteh' ich in Nacht,
Von Gewölk umtroffen.

Mondbild.

Wo der Mondſchein auf den Wellen
Still hinunter gleitet,
Und den Strom zu einem hellen
Blatte vor mir breitet,

Seh' ich bald im lichten Grunde
Leiſe was ſich mahlen,
Das da miſcht in ſüßem Bunde
Farben zu den Strahlen.

Und da löſt ſich ſanft das Bildniß
Dem beglückten Sinne,
Und die kalte goldne Wildniß
Wird ein Sitz der Minne.

Blumen ſcheinen aufzuſproſſen,
Weiße, rothe, blaue,
Bis in Einen Glanz ergoſſen,
Ich ein Antlitz ſchaue.

Mir erhebt ſich zum Entzücken
Häuptchen aus dem Golde,
Mögt' es an den Buſen drücken —
Und ſie nickt, die Holde.

Wäre ſie der Fluth entſtiegen!
Zöge ſie mich nieder! —
Wolken, ach, am Mond hinfliegen,
Löſchen Alles wieder!

Meine Sterne.

Alle ſprechen von den Sternen;
Sehn' ich mich nach ihrem Licht,
Muß ich fühlen, muß ich lernen,
Meine Sterne ſind es nicht.

Der will Weisheit dort erhohlen,
Sehn, wie ſich Planeten drehn,
Oder wie an goldnen Polen
Sonnen feſt geſchmiedet ſtehn.

Der will das Geſchick befragen,
Als ein ſcheuer Aſtrolog
Lauſchen, was er dürfe wagen,
Wiſſen, was ſein Loos ihm mog.

Zwar auch ich bin Sternergründer,
Doch den Fixstern such' ich nur,
Mir ist nimmer Himmelskünder
Des Planeten Wandelspur.

Ob auch ich gar emsig schaue,
Ob es trüb' ob heiter brennt,
Dort in jener luft'gen Aue
Hab' ich nicht mein Firmament.

Ob es seltsam auch erscheine,
Irdisch ist mein Himmelszelt,
Und es sind zwey Fünkchen kleine
Meine ganze Sternenwelt.

Ja was mir schon manche Klage,
Manchen stillen Schmerz gebracht,
Mein Gestirn glänzt nur am Tage,
Und verdunkelt in der Nacht.

Nehmt aus unermeßner Ferne
Euch das ganze Lichtrevier,
Meines Liebchens Augensterne,
Mir so nah, die lasset mir.

Erwiederung.

Du willst, ich soll ein Lied dir singen,
Sprich, welch ein Lied verlangst du mir?
Kann meiner Lipp' ein Ton entklingen,
Der lieblich tönt zur Seele dir?

Wenn ich von meinem Herzen sage,
Erwiedert deins ein einzig Wort?
O, wenn ich dir mein Leiden klage,
Kehrst du dich unmitleidig fort!

Und stimm' ich anders meine Leyer,
Daß ich dir Fremdes gebe kund,
Hüllt mir die Seel' ein trüber Schleyer,
Und wie der Tod verstummt der Mund.

Doch wenn, von neuer Kraft bezwungen,
Begeistrung schnell die Töne schwellt,
So ist das Lied, das sich entrungen,
Dennoch ein Lied, das dir mißfällt.

Umsonst ist all mein Ringen, Mühen,
Drum laß mich stumm mein Leben lang;
Wie ohne Sonnenschein kein Blühen,
Ist ohne Liebe kein Gesang.

Dem Andenken eines holden entſchlafenen Knaben,
von U. Freyherrn von Schlippenbach.
(Reihenfolge kleiner Lieder.)

1.
Todesnähe.

Das Leben eilt gleich flücht'gen Harmonieen,
Sie rufen im Entfliehen:
Lebt wohl, lebt wohl! auf Wiederſehn!

Was tief und innig unſer Herz empfunden,
Spricht in den Abſchieds-Stunden:
Lebt wohl, lebt wohl! auf Wiederſehn!

So tönet nur in Lied und Saitenſpiele
Der Ausdruck der Gefühle:
Lebt wohl, lebt wohl! auf Wiederſehn!

2.
Bitte an den ſcheidenden Engel.

Du mein kleines ſüßes Leben
Willſt ſo eilend ſchon entfliehn,
Willſt als Engel dich erheben
Und zum Vater weiter ziehn?

Hab' ich nichts dir mitzuſenden
Nichts als Segen nur und Kuß?

Doch empfange im Vollenden
An die Mutter meinen Gruß.

Sag' ihr, ſie ſey kalt die Erde
Wo ſie ihren Sohn verließ;
Daß das Land ihn freuen werde,
Das ſie ſchöner ihm verhieß.

Bitte Segen ihm zu ſenden,
Segen aus des Himmels Höh'n;
Würdig ſo wie ſie zu enden
Und der Liebe Wiederſehn.

Lebe wohl! zum langen Schlummer
Schlafe ein, mein ſüßes Kind;
Bis nach Thränen und nach Kummer
Alle wir beiſammen ſind.

Gieb dein Händchen mir entgegen
Auf dem letzten Todes-Gang,
Und vergelte meinen Segen
Dort durch freundlichen Empfang.

3.

Der nahen Todesſtunde.

Ringe den ſchweren Kampf, faſſe ſie muthig die Kränze
Ewigen Siegs, mit kleiner bebender Hand!
Siehe, ſchon ſpiegelt der Himmel ſich dir im gebrochenen Auge,
Und ſein tieferes Blau iſt ſchon den Sternen verwandt.

Muthig ringe du Engel, bald nahen dir deine Gespielen,
Tragen Blumen dir zu, die sie in Eden gepflückt;
Tropfen des himmlischen Thau's auf diesen schimmernden Blüthen
Sind die Thränen die wir lieblicher Engel geweint.

4.

Die letzte Thräne.

Ein Engelchen ist uns entflogen,
Nur kurze Zeit hat er verweilt,
Da schwang er sich zum Himmelsbogen
Und ist der Heimath zugeeilt.

Und als er schied, floß eine Thräne
Aus schon verklärtem Auge hin,
Daß er sich nach dem Himmel sehne,
War dieser Thräne stiller Sinn.

In ihr versanken alle Schmerzen,
Vorüber war der bange Traum;
Wohl schwieg der Pendelschlag im Herzen,
Doch ward es frey von Zeit und Raum.

So hebt nach stürmenden Gewittern
Die Blüthenknospe sich empor,
Du siehst sie noch im Thaue zittern,
Da lächelt freundlich sie hervor.

Und in der warmen Tages-Sonne
Entfaltet sich der Blüthe Pracht,
Genießt des neuen Daseyns Wonne
Nach stürmischer Gewitter-Nacht.

Die Thräne band dich an die Erde
Sie war des Lebens letzter Zoll,
Daß sie zur Freuden-Thräne werde,
Wo Lächeln nur dich schmücken soll.

5.

Die kurzen Lebenstage in langer Liebe.

Fielen ach! zwey Winter in dein Leben
Und Ein Frühling ach ein einz'ger nur.
Armes Kind, dir ward nicht viel gegeben,
Freuden lieh so karg dir die Natur.

Aber Liebe ward zur Frühlings-Sonne,
Die dein kurzes Leben warm umfing,
Die dich nährte mit des Daseyns Wonne
Die auch sterbend dir nicht unterging.

Liebe ist des Geistes Lenz zu nennen,
Liebe ist des Herzens Blüthen-Pracht,
Und die vielen Blumen wirst du kennen,
Die ein solcher Frühling dir gebracht.

6.

Das Lieblingstuch in Regenbogenfarben.

Hülltest du so gern dich schon auf Erden
In des Himmels lichten Farben ein,

Sollten ſie dein Strahlenkleid einſt werden,
Liebteſt du ſchon hier den Widerſchein.

Und nun ſeh ich dich im Glanze ſchweben,
Flügel trägſt du in der Farben Pracht,
Ein Gewand aus ſtrahlenden Geweben,
Das ein lichter Seraph dir gebracht.

Wenn jetzt auf dein Tuch die Thränen fallen,
Der Gedanke nur dein Weſen wiegt,
Nur ein Schatten von den Stunden allen
Deines Daſeyns uns vorüberfliegt,

Spricht die Hoffnung: wohl der Himmel werde
Reicher als dies arme Leben ſeyn,
Gab er doch ſo freundlich ſchon der Erde
Alle Pracht, in ſeinem Widerſchein.

Schimmert nicht zum Himmel aufgeflogen
Jeder Hauch ein glänzend helles Licht?
Jeder Tropfen Thau im Farbenbogen,
Der ſich in dem Strahl der Sonne bricht?

Und du Engel ſollteſt dort nicht glänzen?
Dort nicht tragen himmliſches Gewand?
Dort die Stirne nicht mit Strahlen kränzen,
Wo der Tropfen Thau Verklärung fand?

Alles wandelt kindliches Vertrauen
Zu des Glaubens inhaltſchwerem Buch,
Und ſo will ich ſelbſt auch dich erſchauen
Meines Engels farbenhelles Tuch.

7.

Bey Zueignung vorſtehender Lieder an die Mutter des verklärten Engels.

Mutter, die ein Kind geboren,
Das in unſern Herzen lebt,
Glaube nicht, es ſey verloren,
Sey auf ewig uns entſchwebt.

Edle Tochter! deinen Schmerzen
Iſt der Liebling nicht entflohn,
Ach! es weilt im wunden Herzen
Dein geliebter, theurer Sohn.

Sprache dieſem Herzen geben
Will hier deines Vaters Lied,
Klage wird dich ſanft erheben,
Daß der Schmerz zum Himmel flieht.

Hin wo jetzt der Engel weilet
Und die Seele folgt ihm nach,
Wo die Hoffnung Wunden heilet
Wird des Glaubens Freude wach.

Inhalt.

Gallerie aus Schillers Gedichten V. . . Seite III.
Erklärung der Kupfertafel von Pompeji. . — XV.

Erzählungen.

Schloß Kaltenbach oder der Brüderzwist. Von Wilhelm Blumenhagen. . . — 1
Der Geheime Oberfinanz-Rath. Luſtſpiel in zwey Acten, nach einer Taſchenbuch-Anecdote von van der Velde. . . . — 69
Das Braunſchweig-Lüneburgſche Haus am Ende des ſiebenzehnten Jahrhunderts. I. Georg Wilhelm, der letzte Herzog von Lüneburg-Celle. . . . . — 107
Die Reiſe zum Aetna. Erzählung von Friedrich von Heyden. . . . — 129
Der Roſenſtock. Erzählung von Guſtav Schilling. . . . . — 186
Der Vertrag mit dem Todten. Erzählung von Fr. Laun. . . . . — 200
Der Nautilus. Ein Nachtſtück von C. Weisflog. . . . . — 263
Maria Joſepha, Dauphine von Frankreich. Von J. G. Eck. . . . . — 318

Leben eines Veilchens. Von ihm selbst in zwey Briefen an eine Dame beschrieben, und dem Englischen nacherzählt von Theodor Hell. . . . . Seite 353

Gedichte.

Lieder von Ernst Freyherrn von der Malsburg. . . . . — 380
Dem Andenken eines holden entschlafenen Knaben. Von U. Freyherrn von Schlippenbach. . . . . — 385

V. H. Schaw v. K. del.

Victoria REX. Howard's Hochst

PENELOPE

Taschenbuch

für das Jahr 1826.

Herausgegeben
von
THEODOR HELL.

15r Jahrgang. Mit Kupfern

(LEIPZIG)

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

a
357 14

Goethe-Schiller-Archiv Weimar

Inhalt.

Gallerie aus Schillers Gedichten. VI.
Elisabeth Fry. Von Th. Hell. (Zur Erklärung des Titelkupfers.) . . Seite V

Des Herrn Abendmahl von Leonardo da Vinci. Eine Legende von C. Weisflog. — 1
Die Belagerung von Solothurn. Erzählung von J. Sakori. . . . . — 41
Das Braunschweig-Lüneburgsche Haus am Ende des siebzehnten Jahrhunderts. II. Sophie Dorothea, Gemahlin Georg des Ersten, Königs von England. Von Henriette von Montenglaut. . . — 73
Das Brautkleid. Gedicht von Agnes Franz. . . . . — 135
Das Lotterieloos. Erzählung von Carl Borromeus von Miltitz. . . — 149
Louise von Lafayette. Erzählung von Fr. Laun. . . . . — 186
Das Vermächtniß. Novelle von Wilhelm Blumenhagen. . . . . — 218

Ueber Shakspears Sonnette einige Worte, nebst Proben einer Uebersetzung derselben. Von L. Tieck. . . . . Seite 340

Der Gattin Lebensglück. An Lina. Gedicht von Trautscholb. . . . . — 314
Wiederschöpfung. Von Johann Gabriel Seidl. . . . . — 347
Süße Täuschung. Von Demselben. . — 348
Des Stadt-Musikantens Gefahr und Rettung. In 7 Romanzen. Von Th. Hell. — 349
Zweideutiger Rath. Lied von J. H. Castelli. . . . . — 363

Gallerie

aus

Schiller's Gedichten.

VI.

Die Erwartung, von V. Schnorr u. Fz. Stöber.

Thekla, von V. Schnorr u. C. Meyer.

Kassandra, von R. Schnorr und Dav. Weiß.

Das Mädchen aus der Fremde, von V. Schnorr und Fleischmann.

Der Ring des Polykrates, I. von Ramberg und Kovatsch.

Der Ring des Polykrates, II. von Ramberg und Frosch.

Der Abend, von Ramberg u. Jury.

Der philosophische Egoist, von Ramberg und Eplinger.

Die Erwartung.

„Seh' ich nichts Weißes dort ſchimmern?
„Glänzt's nicht wie ſeidnes Gewand?“ —
Und er hielt's für Säulen-Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.
Aber wie aus Licht gewoben
Von des Mondes Schein umwallt,
Eine Botin von dort oben
Schwebt die himmliſche Geſtalt
Schon herbey mit leichtem Fuße,
Der die Halme kaum berührt,
Und ſie zu dem Wonnekuſſe
Ihres Heißgeliebten führt.

Hebſt Du den luftigen Schleyer,
Daß ihn die Roſe nicht raubt? —
Sie auch will zur nächt'gen Feyer
Winden Dir den Kranz um's Haupt.
Siehſt Du nicht? Die Blumen alle
Neigen ſanft ſich zu Dir hin,

Wie Du tritt'ſt in ihre Halle
Aller Blumen Königin.
Dicht ſich drängend zu dem Pfade,
Den der Raſenflaum verleiht,
Sind ſie blühendes Geſtade
An dem Strom der Seeligkeit.

Und auf den Lilien des Armes
Schattet das bebende Blatt. —
Kaltes Monden-Licht! wie warmes
Lebensziel Dein Strahl doch hat!
Immer näher, näher, näher
Schwebt der Liebe leiſer Gang,
Und entfernt ſind alle Späher,
Und er harrte ja ſo lang!
Und die ſchönen Augen drängen
Vorwärts zum erblickten Ziel,
Und das Herz will es zerſprengen
In dem ſeeligſten Gefühl.

Th. Hell.

Ich weiß nicht, Weinen dort zu kommen:
Glänzts nicht wie meines Freundes?

Thekla.

Eine Geisterstimme.

„Ob ich den Verlorenen gefunden?
„Glaube mir, ich bin mit ihm vereint.
„Dort, wo nichts mehr trennt, was sich verbunden,
„Dort, wo keine Thräne wird geweint."

Dort ist ihr der Siegerkranz geworden,
Mit der Myrthe Blüthenzweig durchwebt,
Dort, wo in des Preisgesangs-Accorden,
Seel' in Seele ewig liebt und lebt.

Ob auch hier in trüben Erdenthalen
Menschenzwang das Herz vom Herzen reißt,
Droben, wo die ew'gen Sonnen strahlen
Wiederfindet doch sich ewig Geist und Geist.

Und hinauf heißt sie die Blicke richten,
Wo Befriedung jeglichem Gefühl,
Das hinausflog über enge Pflichten
In der Stände lärmendem Gewühl.

Wer gleich ihr ein treues Herz getragen
In der schönen, schwer verletzten Brust,
Dem wird oben die Erhörung tagen
In des seeligsten Vereines Lust.

Denn aus Leiden blüht der Saaten Fülle
Für die Aernte bessern Seyns empor,
Und es findet sich in heil'ger Stille,
Was sich im Geräusch der Welt verlor.

Th. Hell.

Ist ich von ihm getrennet gestanden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint.
Nie sich nicht mehr trennt, was sich verbanden,
Steht wo kein Thräne wird geweint.

Kassandra.

Wohl in manche Menschenherzen
Drängt sich trübes Ahnen ein,
Und giebt selbst den Hochzeitkerzen
Banger Trauer matten Schein,
Düstere Gebilde steigen
Aus dem frohsten Kreis empor,
Und in unheilvolles Schweigen
Wandelt sich der laute Chor.

Ist's ein reiner Strahl von oben,
Flammenblitz der Unterwelt?
Hat die eig'ne Macht gehoben,
Was ein Gott verborgen hält?
Soll es greifen in die Räder,
Die sich unaufhaltsam dreh'n,
Oder wie Medeenbäder
Schützen vor dem Untergehn?

O! es ist nur schwere Gabe,
Drückend engendes Geschenk,
Wermuth gießend in die Labe,
Bitt'rer Folge eingedenk;
Und der Schmerz, nicht abzuwenden,
Was man bang doch kommen sieht,
Läßt die Sorge nimmer enden
Dem ergriffenen Gemüth.

Denn es walten Schicksalsmächte,
Die nicht achten Menschenwitz,
Und im Grau'n der ew'gen Nächte
Hat Verderben seinen Sitz;
Magst Du's auch beschwören wollen,
Niemand glaubet Deinem Spruch,
Und die ew'gen Räder rollen
Dem zum Segen, dem zum Fluch.

Also auch Kassandra schaute
Tief im Geiste Troja's Fall,
Und es künden Blick und Laute
Das Verderben überall;
Die Verblendeten beschwören
Jammerlaute ihrer Brust,
Aber niemand will sie hören
In der allgemeinen Lust.

Und so ruft sie, fern entflohen
In des Waldes tiefste Nacht,
Als das Jubelfest der Frohen
Hell erglänzend angefacht:
Freude strahlt in diesen Mauern,
Und den Sieg sieht man schon nah'n;
„Ich allein muß einsam trauern,
„Denn mich flieht der süße Wahn."

Th. Hell.

Ich allein muß einsam trauren.
Denn mich flieht der süße Wahn.

Das Mädchen aus der Fremde.

Wem iſt ſie nicht auch einſt erſchienen,
Die Holde in der Jugend Strahl,
Wem lag in ihren ſanften Mienen
Nicht ſeiner Wünſche Ideal?

Wer flehte nicht, daß ſie verweile,
Wenn ſie den Fuß bereits gewandt,
Wer ſtrebte mit beſeelter Eile
Nicht zu ihr, wenn ſie ferne ſtand?

Denn wo ſie eintrat in das Leben,
Da war der kalten Wirklichkeit
Die Wärme höhern Seyns gegeben,
Und allen Herzen Seeligkeit.

Da ſanken nieder alle Schranken,
Die vor dem Ziele aufgebaut,
Und jeder küßte in Gedanken
Schon die ſo heiß erſehnte Braut.

Sie milderte des Leidens Bürde,
Sie gab der Freude wahren Werth,
Mit Milde ward durch sie die Würde,
Die Schönheit erst durch Reiz verklärt.

O! daß sie oft uns wiederkehre,
Mit ihrem sanften Kindessinn!
Ein Zauber lag in ihrer Lehre,
In ihren Gaben Hochgewinn.

O! daß sie bald mein Blick erspähe,
In dieser engverschloßnen Zeit!
„Beseligend war ihre Nähe,
„Und alle Herzen wurden weit.“

Th. Hell.

Beatrice und wer ihn liebt
Und alle Herzen wandeln weicht.

Der Ring des Polykrates.

— — — — — —
— — — — — —

„Und wenn's die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren,
Und rufe ſelbſt das Unglück her.
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchſten mag ergötzen,
Das nimm und wirf's in dieſes Meer!"

Der König ſpricht, von Furcht beweget:
„Von Allem, was die Inſel heget,
Iſt dieſer Ring mein höchſtes Gut.
Ihn will ich den Erinnen weihen,
Ob ſie mein Glück mir dann verzeihen."
Und wirft das Kleinod in die Fluth.

Der Ring des Polykrates von Schiller 1.

Und bei des nächsten Morgens Lichte,
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
Herr! diesen Fisch hab' ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen;
Dir zum Geschenke bring' ich ihn.

Und als der Koch den Fisch zertheilet,
Kommt er bestürzt herbeigeeilet,
Und ruft mit hoch erstauntem Blick:
„Sieh, Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen;
O ohne Gränzen ist dein Glück!

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter seyn.
Die Götter wollen dein Verderben;
Fort eil' ich, nicht mit dir zu sterben."
Und sprach's und schiffte schnell sich ein.

Der Ring des Polykrates von Schiller. 2.

Der Abend.

Nach einem Gemälde.

Senke, strahlender Gott! — die Fluren dürsten
Nach erquickendem Thau, der Mensch verschmachtet.
Matter ziehen die Rosse —
Senke den Wagen hinab!

Siehe, wer aus des Meeres krystallner Woge
Lieblich lächelnd dir winkt! Erkennt dein Herz sie?
Rascher fliegen die Rosse,
Thetis, die göttliche, winkt.

Schnell vom Wagen herab in ihre Arme
Springt der Führer, den Zaum ergreift Cupido,
Stille halten die Rosse,
Trinken die kühlende Fluth.

An dem Himmel herauf mit leisen Schritten
Kommt die duftende Nacht; ihr folgt die süße
Liebe. Ruhet und liebet!
Phöbus, der liebende, ruht.

Der Abend n. Schiller.

Der philoſophiſche Egoiſt.

Haſt Du den Säugling geſehn, der, unbewußt noch der Liebe,
Die ihn wärmet und wiegt, ſchlafend von Arme zu Arm
Wandert, bis bei der Leidenſchaft Ruf der Jüngling erwachet,
Und des Bewußtſeyns Blitz dämmernd die Welt ihm erhellt?
Haſt Du die Mutter geſehn, wenn ſie ſüßen Schlummer dem Liebling
Kauft mit dem eigenen Schlaf, und für das Träumende ſorgt,
Mit dem eigenen Leben ernährt die zitternde Flamme,
Und mit der Sorge ſelbſt ſich für die Sorge belohnt?
Und Du läſterſt die große Natur, die bald Kind und bald Mutter
Jetzt empfänget, jetzt giebt, nur durch Bedürfniß beſteht?
Selbſtgenügſam willſt du dem ſchönen Ring dich entziehen,
Der Geſchöpf an Geſchöpf reiht in vertraulichem Bund?
Willſt, du Armer, ſtehen allein und allein durch dich ſelber,
Wenn durch der Kräfte Tauſch ſelbſt das Unendliche ſteht?

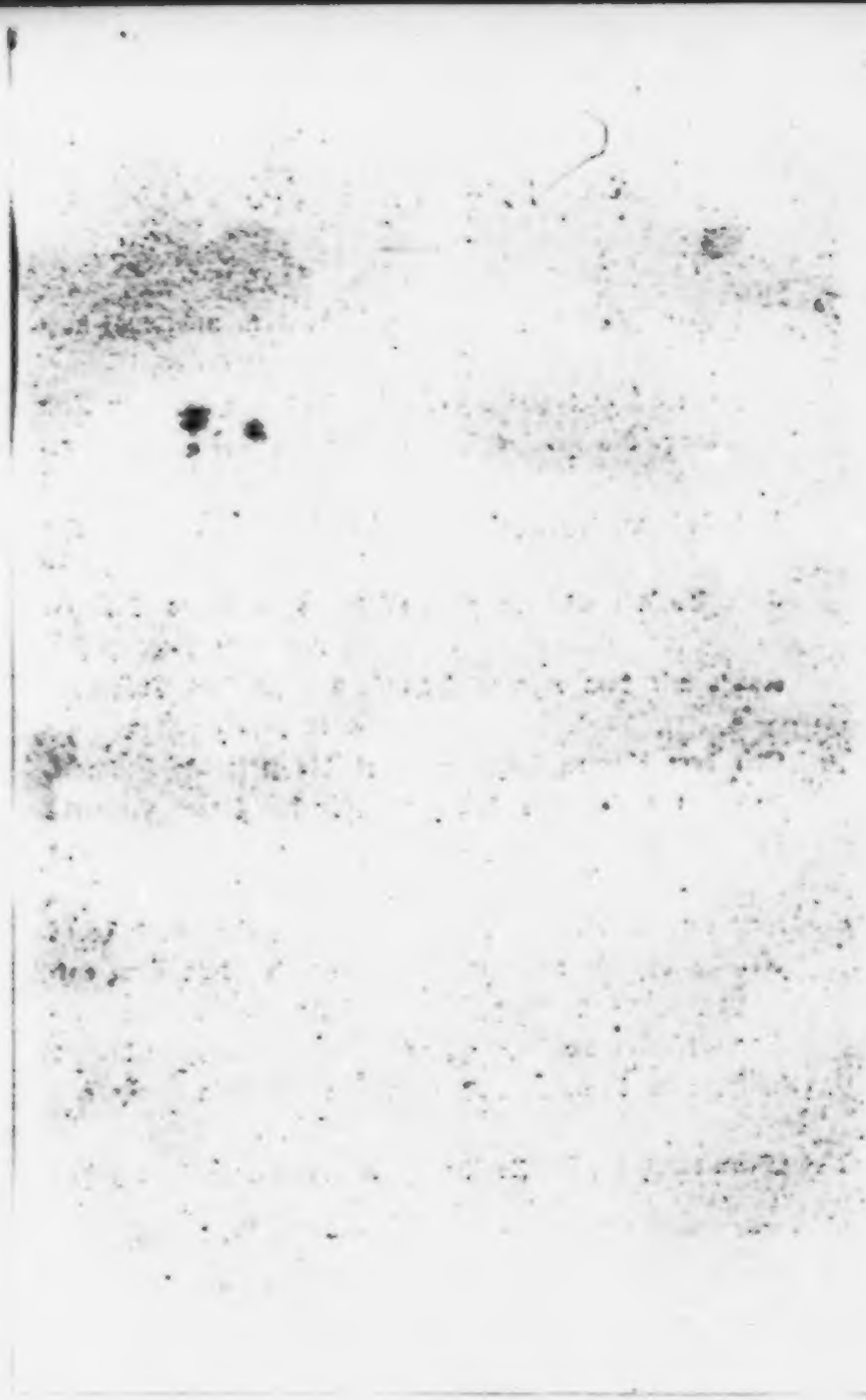

Der philosophische Egoist v. Schiller.

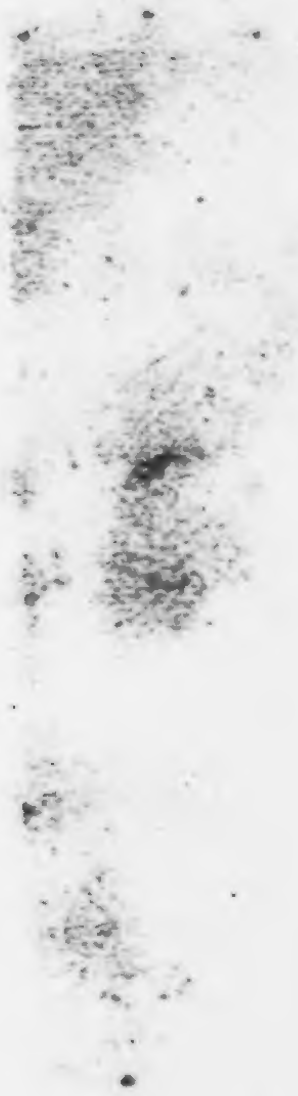

Elisabeth Fry,

Howards Nachfolgerin.

(Zur Erklärung des Titelkupfers.)

Je seltner es vergönnt ist, den stillen Tugenden des weiblichen Geschlechts einen Lorbeerkranz zu flechten, der meist nur denen zu Theil werden kann, welche öffentlich hervortreten, und eben dadurch wohl oft wieder die Sphäre verlassen, welche wenigstens im Allgemeinen der Wirkungskreis für Frauen ist, um so erfreulicher fühlen wir uns von einer Erscheinung angeregt, die im vollsten Maaße jenen ächt weiblichen Eigenschaften sich widmend, doch auch wieder einen so wesentlichen Einfluß auf das Heil von Tausenden gehabt hat, daß sie wohl verdient, als Muster dargestellt, und so in den schönen Kreis eingeführt zu werden, der sich, wie wir mit dankbarer Freude hier bekennen, alljährlich um eine Sammlung, wie die vorliegende, zu vereinen pflegt, welche wenigstens

des Verdienstes sich bewußt ist, nie ein zarteres Gefühl für Sitte verletzt zu haben.

Die edle Frau aber, deren Brustbild diesen Jahrgang der Penelope ziert, ist die Treffliche, deren Name noch jetzt und gewiß noch lange in den Gefängnissen Londons gepriesen wird, und die, sowie der Menschenfreund Howard, im weiteren Kreise für die bejammernswertheste Klasse von Menschen Linderung und Rettung zu verbreiten suchte, in dem ihr angewiesenen beschränkteren, aber darum doch noch immer sehr ausgedehnten, Lehre, Rath, Sitte, Bildung, Glauben, Hoffnung spendete, und die wir daher wohl mit dem Namen von dessen Nachfolgerin bezeichnen konnten.

Elisabeth war die dritte Tochter des John Gurney von Earlham Hall in der Grafschaft Norfolk in England, und ward im Jahre 1780 geboren. Frühzeitig verlor sie ihre Mutter, und blieb also schon in der ersten Jugend sich selbst überlassen. Ihr Vater war ein Mitglied der Secte der Freunde, gewöhnlich Quäker genannt, aber er hielt nicht eben aufs strengste an den Vorschriften dieses Vereins, so daß auch seine Kinder deßhalb in größerer Freyheit erzogen wurden, als es bey andern aus derselben Verbindung der Fall zu seyn pflegt. So ward denn auch Elisabeth in der großen Welt und für dieselbe erzogen, indem sie alle Vortheile genoß, welche Geburt, Vermögen und Erziehung ihr gewährten. Man reiste mit ihr nach London, zeigte ihr dort alles Sehenswerthe, führte sie in die vornehmsten Kreise ein, ließ sie die rauschendsten Vergnügen genießen, und begab sich dann nach Norfork zurück. Sie war damals 16 Jahr alt. Wie ganz änderte sich aber plötzlich die Scene, als kurze Zeit nach ihrer Rückkehr, nach den Gebräuchen der Quäker, und wie in der Regel nicht selten zu geschehen pflegt, einige Geistliche aus dieser Secte nach Earlham kamen, und dort einen Familienbesuch machten. Alles nahm jetzt

auf dem Schlosse einen ernstern Anstrich an, und Jedermann bestrebte sich, eines so ehrwürdigen Besuchs sich werth zu bezeigen. Es war das erstemal seit Elisabeths Heraustreten aus der Kindheit, daß Männer dieser Art auf längere Zeit in ihrem väterlichen Hause verweilten, und die Würde, wie der Ernst derselben machten auf das jugendliche Gemüth des Mädchens, das so eben aus den rauschenden, aber doch auch so ganz nichtigen Vergnügungen der Hauptstadt zurückgekehrt war, einen tiefen Eindruck. Mehr, als jemals, drangen die Lehren des Evangeliums, welche die Prediger durch Wort und That verkündeten, in ihr zum Glücke noch unverdorbenes Herz. Aber dieses Herz war auch zugleich des dauernden Festhaltens tieferer Empfindungen fähig, und so war dieser wohlthätige Eindruck nicht bloß vorübergehend, sondern blieb zurück, als auch die Veranlassung dazu sich nicht mehr in ihrer Nähe befand. Sie war jedoch zu aufgeklärt, zu wahrhaft fromm, um sich dabey auf ein bloßes Wortgepränge zu beschränken, ihr edles Herz verlangte etwas Höheres, Besseres, das Ausprägen des Gefühls in würdigen Thaten. Und so bat sie ihren Vater um die Erlaubniß, einen der Säle seines Schlosses in eine Schule für arme Kinder umwandeln zu dürfen. Mit Vergnügen gab er seine Einwilligung dazu, und nach und nach versammelte sie dort 80 solcher Verlassenen, mit denen sie sich täglich mehrere Stunden beschäftigte. Außer der Ertheilung des Unterrichts in weiblichen Arbeiten, las sie in denselben die Bibel mit ihnen, und erklärte ihnen dieses heilige Buch. Aber auch in ihrem Aeußern ging von dieser Zeit an eine Veränderung vor. Sie legte die glänzenden Gewänder der neuesten Mode, welche sie bis dahin getragen hatte, ab, und kleidete sich ganz in die Tracht der Quäkerinnen, während sie zugleich auf alle öffentliche Vergnügungen und Feste Verzicht leistete.

So nahte sich das zwanzigste Jahr ihres Alters, und sie verehelichte sich in demselben Jahre mit Herrn Fry, der sie nach London, wo er lebte, führte, und ihr dadurch den größern Wirkungskreis öffnete, in welchem sie so einflußreich auf Tausende geworden ist. Durch Güte des Herzens, rechtlichen Sinn und Liebe zur Wohlthätigkeit, rechtfertigte jener würdige Gatte die Wahl, welche Elisabeth getroffen hatte. Denn er war bereit, sie in Allem zu unterstützen, was sie für ihre leidenden Mitmenschen that, und überließ ihr jährlich eine bedeutende Summe zu eigener willkührlicher Verwendung, die sie ganz für das Beste der Armen anlegte. So blieb Elisabeths Leben auch in der Hauptstadt ganz dasselbe, wie es in der letztern Zeit auf dem Schlosse ihres Vaters gewesen war, und ist es bis jetzt geblieben, nur der Häuslichkeit und der Ausübung guter Werke gewidmet. Bey den letztern aber macht sie keinen Unterschied des Cultus oder Vaterlands, jede Unglückliche ist ihre Schwester, jeder Bedrängte ihr Bruder. Ist doch der Schmerz für jedes Herz gleich drückend, die Wohlthätigkeit muß also keine beengenden Rücksichten kennen. Elisabeth ist aber auch zugleich der Arzt der Seele, wie des Körpers. Sie tröstet und giebt Unterhalt, sie schenkt das Buch der heiligen Testamente, wie die Bekleidung für das Bedürfniß, und lehrt das Evangelium, so wie sie es ausübt. Selbst den Strafbaren entzieht sie ihre Hülfe nicht. Für Elisabeth ist das Laster nur eine Krankheit der Seele, und Kranke sind ja der Pflege am bedürftigsten.

Doch nach diesen allgemeinen Zügen kommen wir jetzt auf das speciellere Verdienst, welches sich diese edle Frau um den bis dahin so höchst beklagenswerthen Zustand der Gefängnisse für Frauen in Newgate erworben hat. Kaum hatte sie nämlich von dem Verderben, das dort vorwaltete, und unrettbar Seele und Leib ergriff,

gehört, als sie sich an den Gouverneur wandte, um die Erlaubniß zu erhalten, diesen Ort besuchen zu dürfen. Dieser ließ ihr antworten, daß sie dabey große Gefahr laufen werde, und daß er selbst es nicht wage, diesen Aufenthalt des Lasters und der Unordnung zu betreten, daß die Reden, welche sie hören, und die Gräßlichkeiten, welche sie erblicken würde, sie mit Ekel und Abscheu erfüllen müßten, und daß er es für seine Pflicht halte, ihr davon abzurathen. Elisabeth schrieb ihm wieder, daß sie recht wohl wisse, welchem Anblicke sie entgegengehe, daß sie aber gewiß sey, ihn zu ertragen, und nur um die Erlaubniß zum Eintritte bitte. Der Gouverneur bewilligte solche endlich, jedoch mit dem Anrathen, daß sie weder Börse, noch Uhr mit dahin nehmen solle. Als Elisabeth ihm persönlich dafür dankte, sagte sie zu ihm: „Ich danke Dir für Deine Warnung, aber ich fürchte mich nicht, und werde Uhr und Börse nicht ablegen.“

Und so begab sie sich in das, als der Abgrund aller Nichtswürdigkeit anerkannte Gefängniß. Als man sie in ein Gemach desselben führte, fand sie darin 160 Weiber beysammen, sowohl solche, welche bereits verurtheilt waren, als solche, über welche noch erst Gericht gehalten werden sollte. Alles war hier vermischt unter einander, und die Kinder, welche in der Schule des Lasters auferzogen worden waren, und nur gotteslästerliche Reden hörten und wiederhollen, vermehrten noch das Grausende dieses Aufenthalts. In demselben Gemache kochte man, aß man, schlief man; kurz, Newgate hatte ganz das Ansehen einer Höhle wilder Horden. Elisabeth ließ sich aber davon nicht abschrecken, und die Gnade Gottes hielt sie aufrecht. Trotz einer sehr zarten Gesundheit, welche überdieß damals noch besonders sehr geschwächt war, beharrte sie in ihrem frommen Vorhaben.

Die Frauen in Newgate betrachteten und hörten sie mit Staunen. Diese schöne, edle, zarte Gestalt, in so ruhiger, fester Haltung schien wie durch Zauber ihre Wildheit zu mäßigen. Kann doch dem Blicke der Tugend selten der Lasterhafte widerstehen, und hier schien Frömmigkeit und jeder höhere Sinn sich in die Gestalt Elisabeths verkörpert zu haben, und ihre wohlthuende Stimme, brünstigem Gebete gleich, zu trösten und hinzuführen zum Heile. „Ihr scheint mir sehr unglücklich zu seyn," redete Elisabeth die sie umgebenden entarteten Gestalten mit Theilnahme und Milde an; „Kleider fehlen euch und Pflege. Säht ihr es denn nicht gern, wenn man freundlich für euch sorgte und eure Noth zu lindern suchte?" — „Ei ja wohl!" antworteten Alle; „wir verlangen ja nichts weiter; aber Niemand nimmt sich unserer an! Wo sollten wir einen solchen Wohlthäter finden?" — „Ich bin hiehergekommen, für euch zu thun, was ich nur kann," entgegnete Elisabeth, „und wenn ihr mir beystehen wollt, so hoffe ich, euch helfen zu können." Und nun sprach sie Worte des Friedens zu ihnen, und ließ die Hoffnung schimmern in die traurige Nacht ihres Kerkers. Nicht von ihren Verbrechen redete sie, denn sie stand ja unter ihnen als die Dienerin des Gottes der Liebe, war da, um zu trösten, zu beten, nicht um zu richten, zu verdammen. Als sie sich entfernen wollte, drängten die Frauen sich schon um sie her, und wollten sie nicht fortgehen lassen. „Ach, Sie kommen nun nicht wieder!" sagten sie zu ihr. Aber Elisabeth versprach, wieder zu kommen.

Und in der That war sie bald darauf wieder mitten unter ihnen. Sie war mit dem Vorsatze in das Gefängniß gegangen, einen ganzen Tag dort zuzubringen. Die Pforten desselben schlossen sich hinter ihr, und sie blieb mit den Gefangenen allein. Da sprach sie

zu ihnen: „Ihr könnt wohl glauben, daß ich nicht zu euch gekommen seyn würde, ohne höheren Beruf dazu. Dieses Buch hier, — sie zeigte ihnen die Bibel, welche sie mit sich genommen hatte, — der Führer meines ganzen Lebens, hat mich auch zu euch geleitet. Es befiehlt mir, die Gefangenen zu besuchen, und mich der Armen und Bedrängten anzunehmen. So bin ich denn bereit, zu thun, Alles, was ich nur vermag, aber mein Bemühen würde eitel und vergeblich seyn, wenn ihr mir nicht darin beyständet. Darauf fragte sie die Frauen, ob sie nicht wünschten, einige Worte aus dem Buche anzuhören, das ihr Leitstern zu ihnen gewesen wäre? Sie waren es zufrieden. Elisabeth wählte nunmehr die Parabel vom Hausvater aus dem 20sten Kapitel Matthäi, und als sie zu dem Arbeiter kam, der um die eilfte Stunde gemiethet ward, rief sie aus: „Auch euch hat jetzt die eilfte Stunde geschlagen! Der größte Theil Eures Lebens ist verloren, aber Christus ist gekommen, um die Sünder zu erretten.“ Welche Erscheinungen boten sich ihr hier dar! — Einige fragten, wer Christus sey? Andere meinten, zu ihnen wäre er doch nicht gekommen, das sey vorbey, und sie könnten doch nicht mehr gerettet werden. Elisabeth erwiederte darauf, daß Christus gelitten habe, daß er auch arm gewesen sey, und daher alle Leidende und Arme Zuflucht und Hoffnung bey ihm hätten.

Elisabeth brachte es dahin, daß die Kinder, welche sich in Newgate vorfanden, in eine Schule geschickt wurden, welche man im Gefängnisse selbst einrichtete, und sie dort Unterricht in der christlichen Religion bekamen. Trotz der gewohnten Verworfenheit und Lasterfülle ergriffen die Gefangenen doch mit Freuden den Gedanken, daß man das Schicksal ihrer Kinder zu verbessern im Begriff stehe. So empfanden diese Verlornen bereits dort das erste Gefühl der Natur, Mut-

terliebe, wieder, und es war schon viel dadurch gewonnen.

Mehrere wackere Frauen der Secte der Quäker traten nun zusammen, und bildeten einen Verein für die Verbesserung des Looses der Gefangenen in Newgate, es ward ein Comité aus ihnen dazu eingesetzt, und eine Frau, welche man die Matrone nannte, unter Oberaufsicht des letztern mit der unmittelbaren Sorge für jene Unglücklichen beauftragt.

Nachdem Elisabeth ein Reglement über das Betragen der Gefangenen in Newgate entworfen hatte, las sie an einem dazu bestimmten Tage, in Gegenwart des Lord Mayor und eines Aldermans dort selbst jeden Artikel laut vor, und fragte die eingekerkerten Frauen, ob sie ihn annähmen. Sie möchten dann nur die Hand zum Zeugnisse der Billigung in die Höhe heben. Einstimmig ward der auf Menschenliebe und Frömmigkeit gestützte Grundvertrag angenommen, so war schon Ehrfurcht und Vertrauen für ihre Wohlthäterin in die Herzen der Verlassenen eingedrungen.

Und Dank sey es der frommen Ausdauer dieser würdigen Frau und den unermüdeten Bestrebungen, welche sie Jahre lang dabey anwendete. Newgate hat ein ganz anderes Ansehen gewonnen, und der Einfluß der Tugend das Schauderbild des Lasters gemildert. Newgate ist das Asyl der Reue geworden.

Freytags ist dieses Gefängniß für Jedermann geöffnet: da kann man den Vorlesungen aus der Bibel beywohnen, welche Elisabeth den Gefangenen hält, und die Erklärungen des Texts hören, welche ihr gebildeter Geist und ihr reines Herz hinzufügt. Ihre Stimme ist sehr schön und tief ergreifend. Man fühlt ganz, daß sie von jeher nur der Tugend geweiht gewesen, so rein ist ihr Ton.

Die königliche Familie bezeugte der edlen Elisabeth Fry ihren innigen Antheil, die Stadt London fertigte ihr einen schriftlichen Dank zu, und keinen Engländer giebt es, der nicht ihren Namen segne.

Schließen können wir aber diese kurze Skizze nicht, ohne noch einen Blick auf den Zustand zu werfen, in welchem Newgate sich nunmehr gegenwärtig befindet, und dadurch das deutlichste Bild der seegensreichsten Wirksamkeit zu geben, welche das edle Streben einer wahrhaft frommen Frau dort aufgestellt hat.

Das Innre dieses Gefängnißplatzes hat jetzt vielmehr das Ansehn einer Fabrik, als eines strengen Aufbewahrungsortes. Keine engen Kerker, keine Ketten findet man dort mehr. Alle Hauptthüren sind offen, und die größte Ordnung herrscht in dem Gefängnisse, denn die Gefangenen, welche streng über den Gesetzen halten, die sie sich selbst gaben, machen nie den geringsten Versuch, daraus zu entfliehen.

Unter Elisabeth Frey hat sich ein Comité von 24 Damen gebildet, sämmtlich der Secte der Quäker angehörend. An jedem Tage besuchen einige derselben die Gefangenen, lesen ihnen aus der Bibel vor, sprechen mit ihnen, kurz, bringen einen Theil des Tages bey ihnen zu. Nichts hindert sie an diesem frommen Eifer, nichts mindert ihre segensreiche Ausdauer.

Die Frauen des Comité geben den Gefangenen Arbeit, und bezahlen ihnen bey der Ablieferung diese. Dann wird das Gefertigte Freytags, wo für Jedermann der Zutritt offen steht, verkauft, das Geld aber theils zu jener Wiederbezahlung angewendet, theils kommt es den Gefangenen zu Gute.

Das Haus giebt ihnen Feuerung, Brod, Mittagessen, Frühstück und zwey Unzen Seife jede Woche. Begehren die Gefangenen mehr, so müssen sie sich es

selbst anschaffen. Licht giebt man ihnen nicht, doch können sie es auf eigene Bezahlung erhalten.

Früh um 6 Uhr stehen die Gefangenen auf, waschen sich, machen ihre Betten und kehren ihre Kammern aus. Dann sieht die Wartefrau nach, ob alles in Ordnung ist, und giebt jeder Gefangenen ein Pfund Brod als das Bestimmte auf den ganzen Tag. Um 8 Uhr erhält jede ein Töpfchen Hafergrütze zum Frühstück, worauf sie die Geräthschaften dazu wieder reinigen, und um 9 Uhr an die Arbeit gehen.

Um halb 11 Uhr kommen nun die Damen des Comité, und in dem großen Saale wird die Andachtstunde gehalten. Darauf kehrt alles an die Arbeit zurück. Mittags wird gespeist. Je zwey Tage bekommen sie Fleisch und ein halbes Pfund Erdäpfel, dazwischen eine Suppe und gleichfalls Erdäpfel. Wollen sie Bier oder Porter, — die einzig erlaubt sind — trinken, so müssen sie dieß kaufen, jedoch wird ihnen nie mehr, als zwey Maaß Bier des Tages verstattet.

Nach Tische arbeiten sie wieder, bis es dunkel wird. Im Winter um 5, im Sommer um 7 Uhr, verschließt sie dann der Schließer in ihre Kammern, wo sie, wenn sie es begehren, noch fortarbeiten können.

Immer sind sie in Gesellschaft der Warnerin, wie man diese Person genannt hat. Man wählt diese unter den Gefangenen selbst aus, und sie müssen den Damen des Comité oder der Matrone an jedem Tage treuen Bericht von der Aufführung der Gefangenen ihrer Klasse abstatten.

Eine Warnerin wird so gewählt. Die Damen des Comité suchen diejenige Gefangene aus, die sich am besten aufgeführt hat, dann wird sie in einer Versammlung allen andern Gefangenen vorgeschlagen. Haben diese nun keine gegründeten Einwendungen dagegen zu machen, so wird die Wahl bestätigt.

Diese Warnerinnen tragen ein kupfernes Schildchen am Halse mit der Inschrift ihres Berufs und der Nummer ihrer Klasse. Jede Gefangene trägt aber auch ein ähnliches Schildchen mit der Nummer, unter welcher sie beym Eintritt in Newgate eingetragen ward, und der Klasse, zu welcher sie gehört.

Kinder von Gefangenen werden, gleichviel, ob sie ehelich oder unehelich sind, bis zum Alter von 7 Jahren in Newgate aufgenommen. Dort ist eine Schule für sie errichtet. Die Lehrerin dabey ist auch eine der Gefangenen. Diejenige, welche jetzt diese Stelle versieht, war wegen Diebstahl zum Tode verurtheilt gewesen. Sie ward jedoch begnadigt, und dann zur Lehrerin erwählt, weil sie vortrefflich schreiben und lesen konnte. Die Aufführung dieser Frau ist höchst exemplarisch, und man kann in der That sagen, daß Elisabeth Fry ihr eine moralische Auferstehung bewirkt habe.

Noch giebt es in den Gefängnissen eine andere Schule für die Gefangenen, welche nicht lesen und schreiben können, und es doch zu lernen wünschen. Die Lehrerin an dieser, wie an der Kinder-Schule, bekömmt von den Damen des Comité alle Vierteljahre ein Pfund Sterling.

Der Comité, welcher sowohl vom Magistrate, als durch freywillige Geschenke unterstützt wird, liefert Bücher, Papier, Federn, alles, was Kranke oder Wöchnerinnen bedürfen, und das Geräth für die Kinder.

Auch eine Kapelle befindet sich im Gefängnisse selbst. Zweymal in der Woche ist für die Gefangenen darin Gottesdienst.

Die Obrigkeit hat die Damen des Comité mit dem Rechte versehen, die Gefangenen, welche sich nicht dem Reglement gemäß benehmen, nach Willkühr zu bestrafen. Nur sehr selten ist man jedoch genöthigt gewe-

sen, Strenge anzuwenden, und doch hat der größte Theil dieser Frauen höchst strafbare Verbrechen begangen, aber Ordnung, Beharrlichkeit, Gerechtigkeit und Güte sind Triebfedern, denen schwer zu widerstehen ist. Die Tugend setzt erst in Staunen, dann unterjocht, aber endlich gewinnt sie die Herzen.

Und so können denn nun durch die fromme Vorsorge der würdigen Frau, deren Bild wir vor uns erblicken, diese Unglücklichen, die sonst dem Elende und der Schande unrettbar Preis gegeben waren, noch einer glücklichern Zukunft entgegensehen; man giebt ihnen Mittel, sich zu bessern man belehrt, man unterstützt sie, und als Lohn für thätige Reue bietet sich ihnen die Hoffnung dar.

Th. Hell.

Des Herrn Abendmahl

von

Leonardo da Vinci.

Eine Legende von C. Weisflog.

Es ist genug! — sprach wehmüthig lächelnd der alte treffliche Meister Andrea del Barrochio, nahm seine Staffelei zusammen und lehnte sie sanft in den hintersten Winkel seines Zimmers. — Hier ruhe! Kann doch auch ich nun ruhen! Aber sinnend stand er dann wieder vor seinem abgenommenen Gemählde: die Taufe Johannis, auf welches der Pinsel seines Schülers Leonardo da Vinci einen Engelkopf gezaubert, der an ätherischem Reize weit alles übertraf, was der Meister selbst geschaffen. Bis hierher und nicht weiter! — fuhr er fort, sich zu dem eintretenden Leonardo wendend, den die wunderbar feierliche Stimmung des Meisters befremdete. Siehe — mein Sohn! — mit diesem Engel fängst du an, wo ich aufhöre. Ein Mensch kann nicht alles, und Einer soll sich nicht vermessen, in thörigtem Wahne die Grenze der unendlichen Kunst zu erreichen, was auch selbst die vereinte Kraft vieler mit einander und nach einander nicht vermag. Ich lege meinen Pinsel nieder und mahle fortan nicht mehr. Aber du, der du auf meinen

Schultern stehst, sei rüstig und wacker! Bald leuchtest du über Italien! Glühend vor Wonne über das Lob des Meisters stand Leonardo und schauete mit funkelndem Blicke nach dem Gemählde.

Und er schlägt die Augen nicht nieder? — murmelte Andreas in sich hinein und las in Leonardo's Seele und sah den heimlichen Hochmuth im Innern des Jünglings. Noch ist's Zeit! — Ein Löffel bitterer Arzenei und — die bessere Natur erringt den Sieg. Ja — fuhr er freundlich die Hand des Schülers ergreifend fort: Ja, — mein Sohn! — du wirst leuchten, aber dein Glanz sei nicht das blendende Licht der Mittagssonne, es sei eine milde Aurora, eine sanfte Abendröthe und darum laß dir gesagt sein, daß Dünkel und Selbstsucht nimmer zum Ziele führen, wo du auch noch lange nicht bist. Betrachte deinen Engel näher. Er ist brav, recht sehr brav. Aber ist er nicht dennoch in seiner Verkürzung verzeichnet? — Der Blick, wie überirrdisch er auch beim ersten Schauen erscheint; ist es nicht im Grunde der schmachtende Blick einer Buhldirne? Dieser Lockenwurf über dem rechten Auge, ist er nicht unnatürlich, wie mit dem Eisen gebrannt? Nein! diese Arbeit des Leonardo da Vinci soll nicht auf die Nachwelt kommen! Du weißt nun, wessen du fähig bist. Darum erringe es und laß vergehen das Unvollkommne! Dies sei mein letzter Pinselstrich! — Und so überfuhr er das Bild mit schwarzer vernichtender Farbe.

Wie ein Donnerschlag traf das in's Herz des er-

ſchrockenen Schülers, auf deſſen Lippen ſchon ein heftiges Wort des Grimmes zuckte. Aber er ſchwieg dennoch — denn Schweigen hatte der Meiſter ihn längſt gelehrt — ſchluckte die bittere Galle der gekränkten Eitelkeit hinab und bald kehrte die ruhige Beſinnung zurück und mit ihr der feſte Vorſatz, ſeinen Hochmuth und Dünkel zu bändigen. Ich dank' Euch, Meiſter! — rief er gerührt und fand nun in allen ſeinen Werken eher das Schlechte als das Gute. Von nun an ward er ſich ſelbſt der ſtrengſte Kritiker. Faſt allzuweit trieb er endlich, je höher er in Kunſt und Wiſſen ſtieg, das Mißtrauen in ſeine Kraft. Mehrere ſeiner treflichſten Arbeiten zerriß oder verbrannte er, erſt im Grimme und Unmuthe ſeiner feurigen Seele, dann aber, als ihn nach und nach der alte beſonnene väterliche Freund abgekühlt und abgeklärt, mit der gelaſſenen Wehmuth der Ueberzeugung und manche Reliquie ſeines Pinſels hat nur mit Liſt oder Gewalt vom Untergange gerettet werden können.

So iſt's recht! — pflegte dann lächelnd der Meiſter zu ſagen — dies iſt der Weg zur Unſterblichkeit, zu der nicht das Viele gelangt, ſondern das Rechte!

Erhielt er eine Beſtellung, oder ging er aus eigenem Triebe an eine Arbeit; ſo konnte er nun vor Furcht zittern, wie ein Kind, wenn er ſich die Schwierigkeiten der Ausführung und wie alles werden ſollte und dennoch nur werden würde, dachte. Nichts deſtoweniger aber arbeitete er unverdroßen, Tag und Nacht. Denn nicht blos Talent und Genie — lehrte der Mei-

ſter — ſondern auch Fleiß, emſiger eiſerner Fleiß gehöre zur Sache und oft habe die Mittelmäßigkeit durch Fleiß und Mühe das errungen, was dem verdroßenen und faulen Talente ewig unerreichbar bleibe.

So leitete Andrea del Barrochio, der Florentiner, den geliebten Zögling zum Höchſten und freute ſich des gelingenden Werkes. Da nahete ſein letztes Stündlein und verweiſend ſprach er auf dem Siechbette zu dem Klagenden: Was weineſt du unmännliche Thränen, da es nun an dem iſt, daß ich von hinnen ziehe? Die Erde verlangt ihr Opfer und Recht!

Und der Himmel — fiel Leonardo ein und küßte die welken zitternden Hände des Scheidenden — der Himmel den herrlichen unſterblichen Geiſt, zurück in ſeine Heimath, von wannen er gekommen.

Kannſt du mir es alſo wohl verdenken — fuhr Andreas fort — daß mich das Heimweh befallen? Und geh ich nicht im Gefühle, einen Theil meines Ichs in dir zurückzulaſſen, meine Sendung erfüllt zu haben, die mir ſchwachem Werkzeuge gebothen, das Morgenroth zu wecken, das nun mild aus dem unentweiheten Tempel deiner Kunſt über Italien glänzt?

Und welches doch — fiel Leonardo betrübt ein — der Perugier verdunkelt!

Keinen Neid, mein Sohn! — unterbrach ihn ſanft der Meiſter. Iſt denn jener Pietro allein nur ein Mahler? — Iſt nicht Raum auf der Straße, auf welcher wir wandeln, für viele? — Schau, wie mannigfaltig die Natur in ihren Geſtaltungen iſt, und

wie unendlich mehr Mannigfaches noch das Geisterreich, das Reich der Träume, der Ideale biethet. Glaubst du, daß einer das alles erschöpfen könne in seinen Darstellungen? Darum — mein Sohn! — keinen Neid in deiner reinen Brust! Keine häßliche Mißgunst! Am allerwenigsten trage jemals diese Persönlichkeiten, Haß oder kränkenden Spott, auf deine Werke über! Das ist der edlen Kunst und des edlen Künstlers unwürdig. Auch wenn dein Herz blutet unter den Geißelhieben der Unterdrückung oder in der Schmach unverdienter Verfolgung; entweihe nie die erhabene Kunst zum niedrigen Schergen deiner Rache! Räche dich durch Milde und durch deine Werke, die nur dann leben können, weit hinein in die Unsterblichkeit, wenn sie frei bleiben von den Schmutzflecken niedriger Leidenschaft. — Wie klein und ekelhaft ist es, den Feind in seinen Eiterbeulen, oder in possenhaften, entehrenden Verzerrungen darzustellen! Bald, so wie sich die Kunde der gemeinten Beziehungen verliert, bleibt von allem nichts übrig, als die Gewißheit, daß es der Bildner in schnöder Selbstsucht böse gemeint und das allgemeine Interesse dem eigenen des Augenblickes und seiner gekränkten Persönlichkeit geopfert, und das Werk — wenn es sich erhält — geht auf die fernen Geschlechter wie eine todte Mumie, da hingegen der Künstler, der die menschenfreundliche Seele, den Adel des eignen Herzens wiedergab, in seinen Gebilden, in der innigen Liebe und Verehrung aller Redlichen fortlebt. — Meine letzte Kraft sinkt! — Laß mich scheiden

mit der Gewißheit, dich im Lande der reinen Seelen wieder zu finden. Gieb mir die Hand darauf, freundlich und mild die Bahn der Kunst zu wandeln und auch andrer Verdienst zu ehren. Gieb mir die Hand darauf, Leonardo!

Und Leonardo gab ihm die Hand.

So will ich dir auch — lächelte der Meister mit verklärtem Blicke — nahe seyn in deiner höchsten Künstlernoth auf Erden! Mein Geist wird dich umschweben und wenn du gebeugt unter dem Scheine der Unmöglichkeit keinen Ausweg siehest, wenn die menschliche Kraft dich verläßt, Spott und Schande dir unverschuldet drohet; dann rufe laut, daß ich es unter den Palmen des Paradieses höre, nach deinem Meister! Rufe laut: Andreas! Andreas! — und — ich werde — — —

Sanft unterbrach der Engel des Todes die tröstende Verheißung. Das Haupt des treuen Lehrers sank zurück in die Kissen und Leonardo drückte dem Entschlummerten die gebrochenen Augen zu, im bittern Schmerze der Trennung, segnend das freundliche Angesicht mit dem heiligen Kreuze zur ewigen Ruhe.

Wie nun Leonardo da Vinci von Tage zu Tage, von Jahr zu Jahr zugenommen an Kunst und Ruhm, wie er mit Perugino der erste, die Malerei, die sich aus der fernen Vergangenheit des Appelles nur in wenigen in ihrer Asche noch matt glimmenden Funken herübergerettet in sein Zeitalter, wieder zum Leben geweckt, das weiß die Welt, die noch jetzt nach vier-

tchalb Jahrhunderten ſeine Reliquien bewundert, wenn auch die Zeit, die alles in Dämmerung hüllet, das Leben der Farben abgebleicht und die Geſichter ſeiner Bilder mit einem hefigen Gelb überzogen; aber wie er der Lehre ſeines Meiſters eingedenk, ein redlicher Mann geweſen ſein Lebelang, mild und freundlich über fremde Fehler geurtheilt, faſt knechtiſch andrer Verdienſte gehuldiget und gelaſſen bittre Verfolgungen getragen, davon iſt nur Weniges auf unſre Zeit gekommen und davon können auch nur die wenigen recht urtheilen, die Gelegenheit gefunden, ſeine eigenen hinterlaſſenen handſchriftlichen Notizen über ſein Leben in der Ambroſianiſchen Bibliothek und im Eskurial zu leſen, worinnen alles den Denker, den enthuſiaſtiſchen Künſtler, aber auch den gemüthlichen biedern Menſchen bekundet. Vielſeitig war ſeine Bildung. Er glänzte als Mahler, wie als Mechaniker und Architekt. Denn jetzt noch bewundert man das Genie, welches das damals für unmöglich gehaltene leiſtete, das Waſſer der Adda bis nach Mailand, den Arno von Piſa nach Florenz, und den Kanal von Mortſana durch Chiavenna's Thäler und die Voltellina, zweihundert Miglien weit zu führen. Ja ſeine Kunſt ſchuf Automate, dergleichen bis dahin noch niemand geſehen. Denn als bei dem Einzuge des Franzöſiſchen Königs Ludwig des Zwölften in Mailand ihn die Bürger baten, zu ihrer und des Königs Ehre etwas außerordentliches und unerhörtes zu fertigen, bewährte er das in ihn geſetzte Vertrauen auf das vollkommenſte. Auf dem Prunk-

sale des Pallastes, über den der König im festlichen Glanze der Huldigung zog, schritt vor ihm her ein majestätischer Löwe, wedelte mit dem Schweiffe und blickte mit blitzenden Augen um sich. Mit einemmale warf er sich vor dem Könige nieder. Seine Brust öfnete sich und zeigte dem erstaunten Herrscher und der vor Verwunderung starren Menge, das Wappen der Krone Frankreichs. Den Löwen aber hatte Leonardo da Vinci gemacht. Auch verstand er über die Kunst und Wissenschaft zu schreiben, wie keiner seiner Zeitgenoßen, und nicht minder erklang in seiner Seele die alles veredelnde Kraft der Musik. Dabei war er ein froher, heitrer Lebemann, und verschmähete keine Blume harm- und reueloſen Genußes, tummelte den wilden Hengst als ein geübter Reiter und focht, wie ein Römischer Gladiator. Darum erscholl auch sein Ruhm über ganz Italien, welches damals das einzige Land war, in welchem Kunst und Wissenschaft noch einen Zufluchtsort unter dem Schirme der herrlichen Mediceer, mehrerer anderen Fürsten und des prächtigen Pabstes Leo des Zehnten fand. Darum that auch Ludowiko Moro Sforza, Herzog von Mailand das Mögliche in glänzenden Erbietungen, um ihn an seinen Hof zu ziehen. Ungern folgte Leonardo dem ehrenvollen Rufe, ungern verließ er sein Vaterland und das schöne Florenz, denn eine dunkle Ahnung weissagte ihm Unglück. Auch grauete ihm vor der Mördergrube, in welcher der Barbar Galeazzo Maria Sforza, wie ein reissendes Thier gewüthet, unähnlich seinem gro-

ſen Vater Franz, und von deſſen eigenem Blute nun, da ſein Haupt der rächenden Nemeſis unter Mörderhand gefallen, der herzogliche Stuhl noch rauchte, auf welchem jetzt der Bruder, eben jener Ludoviko ſaß, der nicht minder grauſam, aber klüger und liſtiger, den Sohn des Ermordeten, Johann Galeazzo, vom väterlichen Erbe verdränget. Aber wo war damals in Italien ein Ort, in welchem nicht die ſchändlichſten Gräuel verübt wurden? Tauchten nicht ſelbſt die Mediceer ihre Hände tief in Menſchenblut? Zerfleiſchten ſich nicht wechſelſeitig Florenz und Piſa in grimmiger Fehde? Und ſo gar in Rom, wo der Statthalter Chriſti auf entweihetem Throne ſaß, war da nicht Tugend, Menſchenleben und alles, was Herz und Glaube heilig nennet, um Geld zu kauffen? Hier entblödete man ſich nicht, einem ſiebenjährigen Knaben — eben dem nachmaligen Pabſte Leo dem Zehnten — die prieſterliche Tonſur zu ertheilen und ihn, als er kaum dreizehn Jahre alt war, mit dem Kardinalspurpur zu ſchmücken. Hier zeugte Alexander Borgia — nachher Pabſt — ſchamlos mit Roſa Vanozza fünf Kinder, mit deren einem — der viermal vermählten üppigen Lucrezia — er, zugleich mit ſeinen Söhnen in Blutſchänderiſchem Umgange lebte. Was konnte alſo dem Kunſt- und Genuß liebenden Manne unter dieſen Umſtänden ſonderlich an dem h i e r oder d o r t liegen? Hier war Sodom, dort Gomorra, mithin ganz einerlei, wohin er ſein reines Herz und Leben trug und die Gefahr, die beiden drohete, in Mailand nicht größer als in Florenz. Hier-

zu kam noch, daß hier in letzter Stadt ein kaum achtjähriger Knabe, dessen Geist dem Alter zuvor geeilet, im ahnenden Gefühle seiner Zukunft und Größe mit schneidendem, hochfahrendem Uebermuthe dem sinnigen milden Leonardo entgegentrat. Dieser Knabe war Michel Angelo Buonarotti. — Vergebens kam Leonardo ihm mit freundlicher Liebe entgegen. Der Knabe floh scheu und feindselig und verleidete dem Gekränkten das geliebte Vaterland und die Stätte, wo sein Lehrer ruhete. Er überwand daher sein Grauen, beschwichtigte seine bangen unklaren Ahnungen, ermuthigte sich in der, ihm geöfneten Aussicht, höherer und mannigfacher Wirksamkeit in seiner vielseitigen Kunst und Wissenschaft, sagte der schönen Heimath Valet, und zog lustig mit dem leichten Sinne eines unschuldigen Herzens nach Mailand. Daß den Ruhmsüchtigen und Lebensfrohen nebenbei auch noch der zuerwartende Lohn und Genuß in dem reichen und üppigen Babylon der Lombardei reizte; wer mag ihm das verdenken? Auch wurde er vom Herzoge empfangen, wie es ihm gebührte, und wie es damals, so wie zu allen Zeiten Mode war, daß große Künstler gefeiert wurden, durch welche sich die Beschützer selbst zu verherrlichen suchten und hofften. Der tückische und stolze Ludoviko zog die verwundenden Krallen ein und streichelte den Meister sanft und schmeichelnd. Nach seiner angegebenen Weise sangen nun auch — wie immer seine Schranzen und Höflinge und thaten dem Gaste und Schützlinge des Herrn gütlich auf mancherlei Art. Aber es blieben hier wie

dort dennoch hämiſche Katzenpfoten, die jeden Augenblick das ſchuld- und argloſe Opfer faſſen konnten. Vor allen ſchritt unheimlich um ihn mit ſpähendem Blicke die lange hagre geſpenſtige Geſtalt eines Mönches, deſſen rabenſchwarzes Haar ſich kraufete, wie das Haar eines Negers. Aus den finſtern Bogen heraus blinzelten tückiſch die kleinen unruhigen Augen, über denen die breite gelbe Knochenſtirne hoch und ſchroff, wie eine Felswand hinauf ſtarrete und wegwerfenden Hohn verkündete. Unter der, wie ein Adlerſchnabel gebogenen Naſe lächelte faſt unmerklich aber ſataniſch der enggeſchloßene Mund und ſpitz heraus ragte das lange, mit roth und ſchwarzen Barthaaren umwilderte Kinn. Das war der Prior des Dominikaner Kloſters zu St. Maria delle Grazie, der Vertraute des Herzogs. Seine Rede ſchmeichelte wie Honigſeim, aber der Schalk lauſchte drinnen, denn vom erſten Augenblicke an hatte ihn die Gunſt verdroßen, in welcher der Florentiner bei dem Herren ſtand und Leonardo's unerklärbare Bangigkeit wuchs, je öfterer er die geheimnißvolle unklare Spukgeſtalt um ſich ſah und in eben dem Grade, als ſein Anſehen in Mailand und am Hofe des Herzogs zunahm. Am befremdendſten war es ihm, daß dieſe Bangigkeit ihn beſonders bei den Arbeiten ſeines Pinſels ergrif. War er draußen, im Freien und ordnete da ſeine mechaniſchen und architektoniſchen Unternehmungen; ſo ſtärkte ihn die friſche fröhlige Farbe der Natur, der Wind, der um ſeine Locken ſpielte, der ſchauernde Morgen, der thauende Abend,

die duftende Nacht mit ihren Nachtigallen und ewigem Sternenhimmel, das Treiben und Schaffen und Laufen und Rennen über Berge und Thäler. Aber saß er im stillen Zimmer vor der Staffelei, dann perlte der Angstschweiß an der Stirne und die Hand führte oft zitternd und ungewiß den kunstreichen Pinsel. Daher ist es auch gekommen, daß so gar Weniges von Bildern dieses Meisters aus dieser seiner Lebensperiode noch vorhanden ist, denn das meiste wurde von ihm vernichtet, vieles, dem blos die letzten Striche noch zur Vollendung gefehlet.

Der Herzog stand oft entzückt vor seinen werdenden Gebilden; aber wenn er nun gehoffet, bald das Gemälde in seine Säle hängen zu können, da war es nicht mehr. Verdrießen mochte ihm das wohl, aber er hätte sich mit dem begnügen können, was dennoch vollendet und so mit dem aufgedrückten Siegel der eigenen Billigung aus dieser Werkstatt hervorging.

Nun Meister! — rief er einst dem Gerufenen zu — Nun sollt Ihr mich selber mahlen und es versteht sich, daß dabei vom Zerschneiden und Verbrennen nicht die Rede seyn wird.

Heftiger kann der nicht erschrecken, vor dem aus heiteren Himmel der Donner hernieder schlägt, als Leonardo über dieses Gebot erschrack, das der Dominikaner mit seinem zweideutigen Lächeln begleitete. Er, der sinnige Meister, nur gewöhnt, edle und schöne Formen zu bilden, er sollte nun dieses Gesicht mahlen? diesen Inbegriff von Häßlichkeit, auf wel-

chem, wie in einem offenen Buche die Geschichte entarteter Menschennatur zu lesen, dieses graue, borstige Haar, das struppig um das entsetzliche Haupt starrete? diese erdfahlen Wangen, die Gräber wüthender Leidenschaften? diese Maulbeere am Halse, von welcher der Herzog den Zunamen „Moro" trug? dieses tückische, grausame Zucken, aus dem wirren Barte hervor mit den blassen Lippen? — Nein, das war nicht möglich! Und dennoch hatte der Herr es gebothen. — Was sollte er thun? Mahlen oder nicht mahlen? — Und wenn er mahlte — sollte er dem Tyrannen schmeicheln, das Häßliche verdecken mit künstlerischer Lüge? Was wäre dann von dem Gesichte übrig geblieben? — Dann hatte das Bild auch keine Aehnlichkeit. Sollte er aber treu mahlen; welchen Lohn konnte er von einer solchen Darstellung ausgearteter Menschenbildung, die ein Konterfay des Teufels sein mußte, von einem Unholde erwarten, dem alles schmeichelte? — Wahrlich! der Künstler war in Noth und zitternd gedachte er seines abgeschiedenen väterlichen Lehrers. Wohin er auch blickte, sah er Verderben, Schimpf und Spott seiner Meisterschaft, wenn er ein geschmeicheltes, unwahres Bild aufstellete, und den ewigen Schmutzfleck seines Charakters, daß er um Geld und Gunst gelogen, und das Schrecklichste, wozu ein beschimpfter Tyrann fähig, wenn er ihn hinstellte, wie er wirklich war.

O was soll ich beginnen, wie soll ich mich retten! — rief der Zagende angstvoll auf seinem einsamen Zim-

mer und gedachte der letzten Verheißung des Lehrers. O Andreas! Andreas! Höre mich und hilf mir in dieser meiner höchsten Noth, wie du es mir versprochen!

Aber der verklärte Meister hörte ihn nicht. Denn noch war es nicht an der Zeit, noch sein Leonardo nicht in der höchsten Noth des Lebens.

Nun gut! — faßte sich der sich ermuthigende — so will ich denn den bittern Kelch trinken, und mahlen — die Wahrheit, wie ich auch nicht anders kann!

Zitternd ergrif er den Pinsel, denn vor ihm saß in stolzer Geberde der Herzog, bekleidet mit dem fürstlichen Hermeline und drängte die Arbeit. Noch einmal saß er, bis die Grundzüge vollendet waren und nun nur noch das Ausmahlen übrig geblieben. Aber mit jedem Tage, daß das Bild der Vollendung näher kam, steigerte sich Leonardo's Angst und seine bange Ahnung. Endlich stand es fertig vor ihm an der Wand. Da ergrif ihn die Wahrheit dieser unheimlichen Gestalt, wie ein drehendes Gespenst. Wie? — rief er erschrocken — Dich hat Leonardo da Vinci's Pinsel schaffen können? — Dich scheußlichen Unhold? — Und du sollst unter seinem Namen in der Gallerie hängen Jahrhunderte? — Mit diesen Eiterbeulen der Verworfenheit soll ich meine edle Kunst und meinen Nachruhm besudeln? — Hebe dich weg von mir, Satanas! Und wüthend trat er mit den Füßen in das Bild, daß die Leinwand krachte, fast ohne Bewußtsein zerriß er es mit rasender Stärke, daß es in tausend Stücken im Zimmer herum flog.

Ei, ei Meister! — krächzte der Dominikaner, der auf Befehl des Herzogs gekommen, nach der Arbeit zu forschen, sich auf den Zehen emporstreckend zur halb geöfneten Thür hinein — Ihr habt einen bösen, ja, fast möcht' ich sagen, gefährlichen Raptus! — Nun, ich will nicht stören!

Schrecken des Todes kältete das Blut des plötzlich zur Besinnung erwachten, und als die gräßliche Spukgestalt leise, wie sie gekommen, wieder verschwunden, da wurde ihm klar, was er begonnen in toller künstlerischer Wuth. Das Bild seines Fürsten hatte er schmählig gemißhandelt und was konnte er nun von dem Hochbeleidigten erwarten! Aber bald zog in seine milde redliche Brust noch ein Schmerz, der bittrer war, als die Ahnung alles dessen, was ihm bevorstand. Er hatte seinen Beschützer, seinen Wohlthäter gemißhandelt, zerrissen mit seinem Bilde sein Herz in schnödem Undanke. O, was hab' ich gethan! stöhnte er und blickte auf die um ihn her liegende Vernichtung, und laß die zerrißenen Stücke vom Boden. Ihr Augen, wie unheimlich ihr auch blicken möget; mich habt ihr angeschauet mit Liebe! Ihr blassen Lippen, mir habt Ihr nur Gutes gesprochen. — O, mein Herzog; du mochtest andern sein, was du wolltest, mir warst du Freund und Wohlthäter! O, was kannst du dafür, daß du ein Teufel und so gar häßlich bist! und bittre Thränen der Wehmuth träufelten auf die zerrißenen Reliquien. Da öfnete sich wieder die Thüre und er wurde zum Herzoge entbothen.

Ich rufe dir nicht Andreas! in dieser meiner höchsten Noth — klagte er sanft — du kannst mich nicht hören, denn ich habe gesündiget in thörichter Leidenschaft! Mir geschehe, was ich verdienet! Und so trat er, das Schrecklichste erwartend, in den Fürstlichen Saal.

Finster schritt der Herzog auf und nieder. Tückisch, aber mit gefalteten Händen sah der Prior in einer Fenstervertiefung zur Erde, schweigend standen die Schranzen und Höflinge und kein Athemzug unterbrach die drückende entsetzliche Schwüle, die das nahende Ungewitter verkündet. Lange schwieg auch der Herzog. Endlich fragte er den Zagenden mit dem leisen Hauche des nur mühsam verhaltenen Grimmes: Wo habt Ihr mein Bild?

Es ist vernichtet! — stammelte Leonardo —

Vernichtet? — rief der Herzog, mit erhobneren Stimme — vernichtet? — und wieder vernichtet? und nichts als vernichtet? Und — ich selber? — mein Bild? — und warum?

Schweigend starrete Leonardo zur Erde und war der Antwort nicht fähig.

Da erhob der Prior die blinzelnden Augen und flisterte leise: wahrscheinlich aus Ehrfurcht, gnädigster Herr! aus Gefühl seiner Schwäche, daß er so großem Werke nicht gewachsen und aus Scheu, sein hohes Vorbild nicht zu erreichen — —

Ihr lügt! — Pater Prior! — fuhr der Er-

grimmte mit dem Muthe des unrettbar dem Tode geweiheten heraus.

Er lügt? — fragte der Herzog, trat einen Schritt zurück und sein Antlitz überzog Todtenbläſſe — Also nicht das? — Und das sagt Ihr so heraus, ohne Weiteres? — Und was war es sonst?

Raserei! erwiederte Leonardo gefaßter. Tollheit — gnädiger Herr! Bosheit über mich selber!

Wenn es das war — unterbrach ihn der Herzog stolz — mag ich Euch nicht gänzlich Unrecht geben und Ihr habt wohl gethan für Euern Ruhm, eine schlechte Arbeit nicht auf die Nachwelt zu bringen, am allerwenigsten bei dem gegebenen Gegenstande. Doch mögt Ihr Euch hüten, daß solches Euch nimmer wieder begegne!

Verzeihet, mein Fürst! — bath Leonardo — gebt mir ein Andres auf, treibt mich durch Feuer und Wasser, schickt mich in den Pfuhl der Verdammten und Ihr sollet mit mir zufrieden sein! Ich will mich mühen Tag und Nacht, Eurer Wohlthaten würdig zu sein und Euer Vertrauen wieder zu gewinnen!

Es geschehe, wie Ihr gesaget! — entgegnete der Herzog — und Ihr werdet daher, da Euch Weltliches nicht mehr gelingen will, Eure Kunst fortan dem Himmlischen und Heiligen widmen. Das Refektorium der Dominikaner des Klosters zu St. Maria delle Grazie bedarf einer Verzierung. Sie ist Eurem Pinsel zugedacht. Da sollt Ihr das Abendmahl des Herrn fertigen, an der Wand und solches Werk voll-

enden von heut an binnen Jahresfrist. Und zum letztenmale sag ich Euch, daß Ihr dabei Eure Tollheit vergesset!

Hämisch schielte der Prior und pries mit vornehm wegwerfenden Blicke auf Leonardo die Milde des Herrn und die Gnade für ihn und sein Kloster, freundlicher grüßten und blinzelten die Schranzen, die mit innerer Verwunderung das drohende Ungewitter so schadenlos vorüber ziehen sahen. Freilig überlegten sie nicht, daß der Gast, der freie Florentiner, der vielfach nützliche, die Zierde des Zeitalters Rücksichten verdiene, auf welche keiner von ihnen Anspruch machen konnte und daß eben diese Rücksichten hier obgewaltet. Aber auf's neu erschüttert, schlug sich Leonardo, als er nun wieder draußen im Freien war und weniger eine dieser Rücksichten, als die Güte des Fürsten ihm einleuchtete, vor die Stirn. Ist das der Lohn des Undanks, — rief er — den Satan giebt; was kann dann der Heilige noch thun, um zu segnen, die ihm fluchen! Aber bin ich nicht dennoch ein Thor, daß ich mich gerettet glaube? — Der Scylla bin ich entronnen, um in der Charybdis unterzugehen! das ist gewiß! Es war ihm klar, diese Wendung der Sache könne nur das Werk des arglistigen Dominikaners sein und Gutes darunter nicht schlummern. Aber was für eine Schlange daraus hervorkriechen solle, das war ihm noch ein Räthsel und eben diese Ungewißheit vermehrte seine Bangigkeit, wie denn immer Ungewißheit schlimmer ist, als das sichere und offen da

liegende Böse. Auf jeden Fall widerte ihn der Gedanke an, da zu mahlen und seine Kunst dem Heiligsten zu widmen, wo dieser, ihm verhaßte Mönch hause. Aber das eben war dessen Absicht. Der stolze hochfahrende Meister, der ihn kaum eines Blickes würdigte, der die Gunst des Herrn mit ihm theilte, der sollte ihm und seinem Kloster dienen mit seiner herrlichen Kunst oder — untergehen — durch ihn und seine Kunst. Darum hatte er den Herzog auf jenen Gedanken gebracht. Denn — vollendete der Meister das schwere Werk in einer Art, in welcher er sich noch wenig versucht; so hatte er ihm gedienet, wie er gesollt. Vollendete er es nicht, was wahrscheinlicher und angenehmer erschien, oder vollendete er es schlecht; so wurde der Feind gerufen, es besser zu machen — der Jüngling Buonarotti, und dazu war dann der bereits aufgebrachte Fürst leicht zu bringen. Daß Leonardo dann den Schimpf in seiner feurigen Seele nicht ohne neue Beleidung des Herren ertragen werde, und daß dann mit dem, der seinen Ruhm verlohren und mit dem Entbehrlichen die vorigen Umstände nicht gemacht werden durften, das folgte daraus von selbst.

Verborgen war dieses Gewebe der Bosheit noch Leonardo's Augen, aber die Ahnung davon in seinem ängstlich klopfenden Herzen und dabei auch ihm unerklärbar, daß der Herzog nicht auf einer neuen Fertigung seines Bildes bestanden und den drohenden Donnerkeil auf die Vollendung gesetzt. Doch, vielleicht — dachte er — kommt er damit in der Folge noch

nach. — Ob dies wirklich geschehen und ob Leonardo jemals diesen Herzog wieder gemahlet, darüber ist keine Gewißheit zu erlangen. In der Sammlung der Köpfe des Leonardo da Vinci, welche Graf Caylus herausgegeben, findet sich nichts dergleichen und das, in der Dresdner Gallerie von jenem Meister aufbewahrte Bild des alten Mannes im Pelze, bedeckt mit dem Hute, an welchem eine Medaille, der in einer Hand einen Handschuh und in der andern das Schwerdt hält, dürfte wohl kaum Ludoviko Moro, sondern leichtlich ein anderer aus dem Fürstlichen Hause der Sforza sein.

Wie dem aber auch sei! genug jenes Bild war und blieb vernichtet und die freie, frische Natur, die den, dem Verderben entronnenen jetzt umgab, als er sich aus der erstickenden Schwüle des herzoglichen Pallastes gerettet, wo ihm Recht und Gericht so wunderbar vorüber gezogen, ermüthigte ihn zu dem Vorsatze, mit wackerer Arbeit seine Schuld zu bezahlen und sein Unrecht gut zu machen. Ja! — rief er mit glänzenden Augen — ich will die Zwölfe mahlen und den Herrn, wie er zu Tische mit ihnen gesessen, in der Nacht, da er verrathen ward! — Gott! — in der heutigen Nacht!

Es war nämlich am Gründonnerstage der heiligen Woche, als dem Leonardo dieses geschehen und er nun herumirrete im schönen Garten rings um Mailand.

Der Frühling hatte schon das junge Laub aus den Knospen getrieben, Veilchen dufteten auf dem frisch ergrünten Rasenteppiche und die, sich zu Küste nei-

gende Sonne vergoldete die, im Abendhauche wehenden Wipfel des duftenden Haines.

Die Feier deines Gedächtnißes soll ich mahlen, o Herr? — rief der, in sanfte Schwärmerei verzückte — Dein göttliches, letztes Abendmahl? — Werde ich das können mit meinem armen Pinsel? — Wird die Kraft mir dazu werden? Mir, dem Zitternden, Zagenden?

Und wirklich — er zitterte wieder. Jemehr er sich Plan und Ausführung dachte; desto mehr sank sein Muth. Ueberall fand er unbesiegbare Schwierigkeiten. Seine Gedanken verwirreten sich. Beklommener als je, hatte er am Ende gar keine feste Idee mehr von der Sache, alles schwamm in trüben, chaotischen Nebel vor seiner Seele und in verzweifelnder Angst war er, wieder heimkehrend am Thore, als die Sonne unterging. Unbewußt kam er am Kloster der Dominikaner vorüber. Da hörte er Orgelklang in der hohen majestätischen Kirche und den Gesang der Mönche. Die feierlichen Töne, die wie Lieder der ewigen Ruhe aus besserem Leben ihn umflossen, beschwichtigten den Sturm seiner Seele und gaben ihr die milde Fassung stiller Ergebung.

Nun sind sie da — dachte er — nun wird dich niemand gewahren, wenn du wenigstens den Ort beschauest, wo du arbeiten sollst. Und so ging er in's Kloster und mit leisen scheuen Tritten durch die einsamen gewölbten Gänge nach dem Refektorio.

Düstrer war schon die Dämmerung herabgesunken,

nur am westlichen Horizonte glänzte noch das Abendroth. Leiser zitterte durch die Mauern der ferne Orgelton und der Gesang, wie ihn nachher Palestrina in Noten verewigt:

— fratres ego enim accepi

Das sind die heiligen Worte der Einsetzung! — rief Leonardo — still schwärmerisch im andachtvollen klopfenden Herzen. O, du, der du der Welt Sünde trägst! wie soll meine schwache Hand dich mahlen, in deiner höchsten Glorie auf Erden? dich — in der leidenvollen letzten Nacht! — wie soll ich Euch mahlen, ihr herrlichen Apostel? — Ach! — ich kann es nimmer! Dumpf und öde ist mein Sinn, wie es mir auch im Innern brennt mit heiliger Andacht und Sehnsucht! — Aber ich vergehe in meiner Ohnmacht, wenn du — höhere Kraft! — mir nicht zur Seite stehest! — Zitternd und zagend öfnete er die Thüre des Speisesaales. Da warf ihn das Entsetzen zurück von der Schwelle; da zog es ihn wieder hinein mit der unaufhaltbaren Wonne der seligen Seele, die vor sich den Himmel geöfnet erblickt mit all seiner unendlichen Pracht; da sah er im Saale an der langen Tafel sitzen — die Zwölf, in ihrer Mitte den Herrn. Sein Haupt war umschimmert vom letzten Purpur des scheidenden Abendrothes, das noch durch das mittelste Fenster der Halle brach, dem er den Rücken wandte und so eine natürliche Glorie bildete. Wehmüthig blickten die Augen des Herrn herab auf die Tafel, denn eben hatte er die Worte gesprochen:

Wahrlich, ich sage Euch, Einer von Euch wird mich verrathen!

Kein Vorwurf, keine Klage war in diesem himmlischen Angesichte, um welches das gescheitelte Haar floß, in goldenen Locken, herab auf die Schultern und die linke Hand sagte schweigend: ja, meine Geliebten! so ist es der Wille meines himmlischen Vaters und ich murre nicht! Aber Johannes, der mädchenschöne Johannes, der Jünger, den der Herr lieb hatte, und der zur Rechten an seiner Brust gelegen, war in Wehmuth, über die traurige Vorhersagung wie ohnmächtig zurückgesunken mit geschloßenen Augen, als stöhne er im tiefen Schmerze: nein, es ist nicht möglich! — doch die fromm gefalteten Hände bekundeten nur allzudeutlich seinen Glauben an das Wort des göttlichen Freundes und stille Ergebung. Ihm zur Seite bog Petrus sich tröstend mit edlem, fast höhnendem Muthe zu ihm, als spreche er: Sei ruhig, du Zagender! was wollen gegen den alle Verräther und Feinde, wer sie auch sein mögen — die Ohnmächtigen! — Hinter ihm blickte erschrocken auffahrend der ernste Alphäide in das bewegte Gewühle der Jünger. Aber zur linken Seite des Herrn zeigte Simon der Kananit, der unschuldige Schäfer, der seine Lämmer verlassen, um ihm nachzufolgen und dessen Haar auch gescheitelt, schlicht herabfiel mit den ausgebreiteten Händen sich zu dem Herrn wendend, daß solcher Verrath nicht denkbar. Nur der edle, feurige Jakobus, der Vertraute und Verwandte seines göttlichen Freundes, wie

sein Bruder Johannes, war aufgestanden zu dem biedern fragenden Andreas und dem silberlockigen Greise, dem frommen Bartholomäus mit beiden Händen auf das andere Ende der Tafel zeigend, als sage er: höre nur — mein Bruder! — das harte unbegreifliche Wort des Meisters! Aber da, am andern Ende der Tafel saß Judas Ischariot, sich rückwärts drehend zu dem in sich versunkenen Johannes, den Seckel haltend in der rechten Hand, mit der er den Becher umgeworfen. Noch war die Frage: Herr, bin ich's in keines Jüngers Miene zu lesen, denn noch starreten alle in der ersten Ueberraschung des weissagenden Wortes und im Bewußtsein der Unmöglichkeit, bis auf den Judas, dem das tückische Geheimniß in allen Gesichtszügen lag, und welchem der Schreck der Entdeckung den Becher umgeworfen; aber Thomas hatte hinter Simon den gekrümmten Finger erhoben, als frage er, wie solche Bosheit wohl denkbar sei und als demonstrire er die Gründe seines Zweifelns und der stille, kindliche Lebbäus, der Bruder Jakobi des Alphäiden betheuerte mit den frommen Händen auf seiner Brust: Meister! — in mir ist kein falsch! Philippus der menschenfreundliche Philippus, hatte sich am rechten Ende der Tafel erhoben und mit beiden Armen sich auf den Tisch stützend, bog er sich herüber hinter dem sinnigen Matthäus, schauend auf die andern, in stiller stummer Erwartung.

Also sahe Leonardo da Vinci die Zwölfe und den Herrn. Die Sinne vergingen ihm — er fiel nieder

und als die Mönche aus der Kirche kamen, fanden sie ihn erstarret auf der Schwelle des Refektoriums.

O, hätten sie mich nicht geweckt, mit ihren Essenzen! — rief er am andern Tage, unruhig auf und niederschreitend in seinem Zimmer. Mir war wohl! Ich habe die Herrlichkeit Gottes geschauet und seiner Apostel! Mit welchen Farben soll ich das mahlen? — Es ist unmöglich!

Aber so sehr er auch litt in zagender Angst, so hatte sich nun doch in ihm der Plan der Ausführung gebildet und lebendig stand alles vor seinen Augen, wie er es in seiner seligen Verzückung gesehen und wie er nun sich vornahm, solches zu mahlen, so und nicht anders. Darum ging er auch gleich nach der Osterfeier an das Werk. Das Refektorium wurde verschlossen, und niemandem der Zutritt vergönnet, so lange Leonardo mahlte. Aber mit spähendem Blicke schauete der Prior ihn an, wenn er ging und kam, um aus seinen Augen das Gelingen oder Nichtgelingen des Werkes zu erlauschen. Erst achtete Leonardo nicht darauf und schritt in der Begeisterung seiner Arbeit an dem Mönche vorüber, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Als aber des Schleichens und Spähens kein Ende und die Tücke des Priors immer verständlicher wurde, und ihm immer das satanische Gesicht entgegen trat mit höhnischen Lächeln; da ging der Meister mit Galle hinein und mit Grimm heraus aus dem Refektorio. Warte du Ischariot! — rief er ihm einst in überwallender Leidenschaft heimlich nach — Ich

will dir eine Schelle anwerfen, an der du genug haben sollst, dein Lebelang! Und mit dem unbewußt herausgefahrnem Schimpfworte stand zugleich die Art der Rache deutlich vor ihm, die er zu nehmen gesonnen und die dunkel schon von Anfang seinen Entwurf geleitet. Erst, — das war der Plan — den er auch bisher verfolget — sollten die Elf Apostel gemahlt werden, dann Judas, für den er nun ein nicht blos phantastisches Vorbild hatte und wenn er an diesem sich die Befriedigung des innern Grimmes verschaffet, dann zuletzt — — der Herr.

Aber wie mag ein Sterblicher die äußersten Extreme ohne vermittelnde Zwischenfarben verbinden? Wie mag menschliche Kraft im Stande sein, das Ideal der Verworffenheit, den Teufel zu schildern, und ohne Weiteres gleich darauf das höchste Gute — Gott selbst? Darum hatte Leonardo da Vinci, als nun der Sommer und der Herbst vergangen, der Winter schon mit seiner Ruhe die Natur deckte und die edlen Elf fertig prangeten an der Mauer, im herrlichen Leben, wie er sie geschauet in der Nacht des Gründonnerstages und nun Leidenschaft und Grimm seiner Persönlichkeit sich in der Darstellung des Verräthers gesättiget, sich selbst den Stein des Anstoßes in den Weg geworfen, der ihm die Vollendung seines Bildes unmöglich machen mußte. Nun war es an dem, daß er den Herrn mahle. Aber da war seine Kraft gesunken. Das Oval des Hauptes, das Gewand mit seinem Faltenwurffe — das war alles, was er davon darzustellen

vermochte, denn aus der Bitterkeit, mit der er den Judas ins Leben gerufen, konnte ſich nimmermehr das Sanfte, Heilige entwickeln, das nun von Nöthen war. Leonardo fühlte die Unmöglichkeit, aber er ſah den Grund davon nicht in ſeinem verblendeten Gemüthe. Rein weggewiſcht aus ſeiner Seele waren die himmliſchen Züge des Erlöſers, die er in jener Nacht geſchauet. Allein noch hoffete er, daß der Geiſt über ihn kommen werde und ſtand Tage lang in müßigem Schauen ſeines Bildes, oder in nutzloſen Träumen auf dem Gerüſte. Ein Tag verſtrich nach dem andern, Wochen gingen, und der Geiſt der Eingebung, auf den er gehoffet mit Zagen und Sehnſucht kam nicht, wohl aber immer näher und näher das Ende der Friſt, die ihm geſetzt war. Schon hauchte mildere Luft über Italien, ſchon wurden grüner die Ränder der Quellen und die Ufer der Bäche; immer noch ſtand Leonardo in unthätigem, fruchtloſen Sinnen. Nun klopfte ſein Herz ängſtlicher in der genauern Betrachtung ſeiner ſich immer mehr nähernden Gefahr, der er im Anfange gar nicht einmal in's Auge zu ſchauen gewagt. Nun, da es ihm immer deutlicher wurde, daß er ſein Werk nicht vollenden könne, verloſch von Tage zu Tage immer mehr in ihm mit der geiſtigen Kraft auch die leibliche und ſein mattes Auge, ſeine bläſſeren Wangen bekundeten ſeinen tiefen Kummer, ſo, daß es dem Prior ein leichtes war, der Sache auf den Grund zu blicken. Und eben dieſes furchtbare Geſpenſt, das nun kecker und mit immer weniger verhaltenen Hohne ihm

entgegen trat, brachte ihn vollends noch um den letzten Rest seiner Fassung. — Nun wiegten die Haine wieder ihre jungen Wipfel; nun forschte der Herzog täglich dringender nach der Arbeit, nun flehete Leonardo im Gebethe brünstig zu Gott um seinen Beistand, nun rief er den verklärten Lehrer um Hülfe; — umsonst! Keine Hülfe zeigte sich und er konnte dem Herzoge auf seine wiederholten Fragen nur stammelnd antworten, daß er das Bild bis zum bestimmten Tage vollenden werde.

Nun kam die heilige Woche! Nun vernahm er um sich leises verfängliches Flüstern. Nun stürzte Octaviano, sein Busenfreund athemlos in's Zimmer und keuchte ihm zu: rette dich Leonardo! — du bist verlohren! Der Prior weiß es, daß du den Christ nicht mahlen kannst, der Herzog weiß es! Man spricht von Buonarotti, von Kerker und Gericht wegen Majestätsverbrechen, daß du des Herzogs Bild mit Füßen getreten! — Rette dich! — Fliehe!

Ja — rief der Erschütterte! — ich will fliehen, will den Staub dieser Stadt, wo Ottern und Schlangen wohnen, von meinen Füßen schütteln und in der geliebten Vaterstadt, wo die Rache dieses Moro und dieses Pfaffen mich nicht mehr erreicht, ein neues, freies Leben beginnen, ich will — — —

Da unterbrach ihn die Wache des Herzogs, die ihm seine Gefangenschaft ankündigte.

Nun ist alles verlohren! — stöhnte Leonardo, ohnmächtig in seinen Sessel sinkend — Nun ist es vor-

bei mit mir! — Was hilft mir nun meine brave Arbeit, wie ich sie vollendet an den Zwölfen im Refektorio, da der Herr fehlet? — Was hilft mir alles was ich für dich geschaffen, — du heimtückischer Tyrann — und für dein Mailand? Was hilft mir der Blumengarten, den ich deinem Ruhme errichtet, in der Schule der Mahler? — Der Feind wird kommen und ärnten, wo ich gesäet! Leonardo da Vinci wird untergehen und sein Gedächtniß mit ihm! Das ist bitter! — O womit hab' ich solch Unglück verschuldet!

So jammerte Leonardo da Vinci, der nun ein Gefangener war auf seinem Zimmer und den die Wache — angeblich um ihn vor Störungen und überlästigem Anlaufe zu schützen — ins Refektorium begleitete und wieder zurück. — Aber auch diese letzten Gänge waren und blieben vergeblich und so kam heran die Mittwoch vor dem Gründonnerstage. Da wurden die Gerüste hinweggenommen. Nur der Vorhang der das Gemählde verbarg, blieb und niemandem war es vergönnet, ihn zu lüpfen vor der Zeit. Wie nun auch der letzte Abend hernieder gesunken war, vor dem verhängnißvollen Tage der Entscheidung; da wälzte sich Leonardo trostlos auf seinem Lager und rief: Andreas! Andreas! hilf mir in dieser meiner größten Noth auf Erden! — — Doch alles blieb still, nur der Holzwurm, den man die Todtenuhr heisset, pickte im Gebälke und kein Andreas erschien dem Flehenden. — Aber verspätete Wanderer sahen um Mitternacht die Fenster des Refektoriums der Dominikaner von

einem düstern Lichte schimmern und am hohen Gewölbe der Decke einen schwarzen riesigen Schlagschatten hin und her wanken.

Da brach der Gründonnerstag an, heiter in seinem Veilchenduft wie voriges Jahr. Da erhob sich Leonardo vom Lager, mit der stillen und gefaßten Ergebung einer edlen Seele in das unvermeidliche.

Da wurde er in der Mittagstunde nach dem Refektorio abgeführt.

Hier waren im drängenden Gewühle versammelt die Mönche des Klosters, die hohe Geistlichkeit von Mailand, alle Edle und Große der Stadt und die Mitglieder der Mahlerschule, Künstler jeder Gattung. Das dumpfe Murmeln der Menge erstarb in Todtenstille, als der Meister hereintrat. Alle Blicke wendeten sich nach ihm, der schweigend die Augen zur Erde senkte und matt sich an einen Pfeiler der Fenstervertiefung lehnte.

Nun verkündete Getümmel draußen das Nahen des Herzogs, der umgeben von seiner Fürstlichen Pracht im Saale erschien und dem zur Seite den Prior schritt, mit der Miene des sichern Triumphes.

Nun Meister! — sagte der Herzog, sich zu Leonardo wendend, — zeigt uns jetzt, so es Euch gefällig das Bild von des Herren Abendmahle, das Ihr gefertiget in Jahresfrist nach unserm Willen. Alle Edle und Kunstverständige sind versammelt, zu schauen, was der berühmte Mahler aus Florenz geschaffen.

Einer Antwort war Leonardo nicht mächtig und

demüthig nur verneigte er sich tief und blieb gebeugt, wie einer, der nun den Streich des Henkers erwartet und — — zurück flog, auf des Herzogs Gebot der Vorhang.

Ein allgemeines Ah! — — Ah! — — rauschte durch die Versammlung. — Leonardo hatte noch, tief gebückt, den Blick in den Boden gewurzelt. Da rauschte wieder nach plötzlicher Todtenstille das: Ah! — Ah! —

Nun erhob Leonardo scheu und ungewiß die Augen; wollte nicht nach dem Bilde schauen und konnt' es doch nicht lassen. Nun traf sein Blick das Bild, nun fuhr er erschrocken zurück, als hätte ihn ein Blitz geblendet. Nun sah er wieder hin, nun überzeugte er sich an dem schlagenden Herzen, daß er lebe und daß das alles kein Traum, sondern Wirklichkeit sei. Nun stürzten perlende Thränen herab aus seinen Augen und er breitete die Arme nach dem Bilde, mit dem erstickten Rufe: O Andreas! Andreas!

In seiner herrlichsten Vollendung prangte das Abendmahl vor ihm, die Zahl der Apostel und des Herrn heilige Gestalt, wie sie ihm erschienen in der Nacht seiner Verzückung. Nun erhob sich der Herzog, maß Leonardo mit einem langen bedeutendem Blicke und sprach zu ihm: — Führwahr! Meister Leonardo! Ihr seid ein großer Mahler! und das güldene Ehrenkettlein, mit welchem wir uns dermalen nicht versehen, soll Euch nicht fehlen! Ihr aber Pater Prior! — was sagt Ihr dazu, und wo verbleibet Euer Scharf-

ſinn? Die Rechnung habt Ihr gemacht, aber ſie hält nicht die Probe!

Todtenbleich ſchwieg der Mönch, und lauter erhob ſich nun der tobende Beifall, und in dem Beifalle und den Schmeicheleien, mit denen man den Meiſter überſchüttete, erſt einzeln hie und da ein vergleichender Blick, der von dem Gemählde zu dem Prior und von ihm wieder zurück auf das Bild flog, dann ein heimliches Fliſtern und Lächeln, dann lauteres Murmeln, endlich aller Blicke und aller Stimmen im ſchadenfrohen Chorus: er iſt's, er iſt's! — Da trat Ottaviano an das Bild, zeigte mit der rechten Hand darauf und mit der linken nach dem Prior und rief: Das iſt Judas Iſchariot, der den Herrn und Meiſter verrathen.

Er iſt's, er iſt's — antwortete die jubelnde Menge und ſtärker als dieſe brüllten, verſteckt hinter den Rücken andrer, die Mönche des Kloſters, die ſich unter einander und den Prior haßten, wie giftige Spinnen; Vere! Vere! est, est, est! Der Herzog aber wieß ebenfalls, den Mund verziehend zu boshaften Lächeln, auf den Vernichteten und ſagte wie alle: est!

Ein ſchneidender Schmerz durchfuhr Leonardo's Bruſt. So gütlich ihm erſt das leiſe fliſternde Erkennen des Judas gethan, ſo ſehr empörte ihn der laute höhnende Jubel und er fühlte, daß dies ein Mißton ſei, der nicht zur Sache gehöre und die reine Harmonie entſtelle, die aus dem Heiligen, welches er gemahlet, ausſtrömen ſollte und konnte. Nur erſt, als Prieſter

und Laien der Kunst sinniger bei den andern edlen Gestalten des Bildes verweileten, ward ihm wieder wohler und gern folgte er den prüfenden Zergliederungen der einzelnen Charaktere und der Zeichnung.

Also hatte Leonardo da Vinci des Herrn Abendmahl vollendet und sein Lob erscholl über ganz Mailand. Desselben Tages aber strömte alles Volk nach dem Refektorio, viele, minder, um sich in heiliger Andacht zu laben an dem herrlichen Bilde, als aus Neugierde, den Judas Ischariot zu sehen, der der Prior war im Kloster und den männiglich haßte, alt und jung, vornehm und gering, wegen der unheimlichen Gewalt, die er über den Fürsten übte.

Leonardo erlag schier unter der Last des glücklichen Tages. Jeder wollte den Meister sehen und haben, der so Großes und Göttliches vollbracht, jeder wollte ihm gütlich thun nach seiner Weise und Kraft, und erst spät Abends vermochte er diesem Sturme zu entrinnen in das stille Asyl seines einsamen Zimmers.

Hier, wo seit lange nur das trostlose Seufzen der Angst gestöhnet, flossen nun ungehindert Thränen der Freude und des Dankes.

Du hast Wort gehalten, mein treuer Lehrer! — rief der Selige in überströmendem Gefühle — O, was soll ich thun, um mich deiner väterlichen Liebe würdiger zu machen! Deinen Lehren will ich folgen fortan, mein Lebelang, wie ich solche redlich geübet, bis auf den heutigen Tag!

Sanft nahm der Schlummer — der Langent-

behrte — den Erschöpften in seine Arme. Da erschien ihm Andreas, aber sein Antlitz war ernst und strenge.

Was? — zürnte er — du hättest meine Lehren geübt, treu und redlich? O Leonardo! Dein Herz ist noch nicht rein von irrdischen Schlacken! Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen, thut wohl denen, die Euch hassen, dies ist das Geboth des Herrn. Hast du dieses Geboth erfüllt? — Und wie oft hab' ich dich nicht gewarnet, die kleinlichen Leidenschaften der Selbstsucht, die unwürdigen Persönlichkeiten deiner Feinde auf deine Werke überzutragen! Wie habe ich noch in meiner letzten Stunde auf Erden dir gesagt, — daß solche Werke die Unsterblichkeit nicht schauen? — Hast du gehalten, was du mir versprochen, und worauf du mir die Hand gabst, als der Engel des Todes mich von dir rief?—Du windest dich angstvoll und dein Gewissen erwacht! Nun dämmert es dir, daß die heilige Andacht, mit welcher du dein Bild begannest, dich verlassen, als du in dem Judas Ischariot nur schnöder Rache fröhntest. Du hast deinen Zweck erreicht. Der Prior ist zu Boden getreten und wird dir nimmer mehr schaden. Aber dieser Zweck konnte erreicht werden und wurde erreicht, ohne daß es nöthig war, des Zerschmetterten noch zu spotten. Ein kleinlicher Nebenzweck galt dir noch mehr als die Hauptsache — Die Befriedigung eines Augenblicks. Denn auch ein Menschenalter ist im Kalender der Ewigkeit kaum ein Augenblick. Und diesem Augenblicke hast du die Unsterb-

lichkeit deines Werkes geopfert. Ja — Leonardo! — Du hast thöricht das Größere verscherzt, um das Kleinere zu gewinnen. Aber du sündigtest in der Uebereilung und Verblendung deines Herzens, darum ward dir Verzeihung und Strafe, Verzeihung, indem ich dich erhören durfte, in deiner größten Noth auf Erden. Sie war deine größte, als Künstler und als Mensch und fortan wird keine gleiche den Himmel deines Lebens trüben. Ich stieg daher hernieder und mein Pinsel mahlte mit Farben des Himmels den Herrn, den ja niemand mahlen konnte, als eben ich, dessen selige Augen des Menschensohn schauen, nun bis in Ewigkeit, wie er war auf Erden in der Nacht, da er verrathen ward, und wie er ist und sein wird. Aber auch die Strafe bringe ich dir, auch dieses Heilige und Himmlische wird dem Fluche deiner Sünde nicht entrinnen. Denn das eben ist der Fluch des Bösen, daß es das Gute, mit dem es sich vermischet, mit sich in das Verderben ziehet. Konnte die Darstellung des höchsten Andenkens der Liebe dauernden Werth haben, das du selber zum Possenspiele gemacht, da schnödes Gelächter der Schadenfreude das Schauen entweihete, das sonst nur hohe feierliche Andacht erweckt haben würde? Darum muß nun dein Bild untergehen. Ja — mein Sohn! — dein Bild wird untergehen, nicht dein Ruhm. Ungeschickte Verbesserer werden der Zeit nachhelffen und zugleich mit ihrer Tünche wird alles abfallen nach und nach in Staub, von welchem es gemacht ist. Aber viel tausend Nachbildungen werden den fernsten Jahrhunderten ahnen lassen, wie herrlich

das Urbild gewesen. Doch keine wird und soll die Gestalt des Herrn treu, wie sie hier war, wiedergeben. Denn dazu ist der Pinsel und Grabstichel eines Sterblichen viel zu schwach und die Beraubung dieser höchsten Zierde, die verlohren sein soll für immer, zugleich mit der höchste Grad deiner Strafe. Nur wie in einem matten Spiegel sollen künftige Geschlechter das Antlitz des Herrn schauen, wie ich es gemahlt und dennoch auch von dem Unvollkommnen entzückt werden in heilige Wonne und Andacht. Dir aber gebiethe ich, zu schweigen von meiner Hülffe. Das Bewußtsein dessen, was du und dein Bild nur allein durch diese Hülffe geworden und welches Bewußtsein du verschließen müßt im dankbaren Herzen, wird dich nüchtern erhalten in den Weihrauchwolken des Ruhms und mit inniger Wehmuth dein Gemüth noch mehr veredeln, daß du sanft und milde und demüthig erkennest, wie alles Gute dem schwachen Menschen nur von Oben komme und du auch anderer Verdienst ehrest, auch wenn diese dich zu unterdrücken streben. Aber in deine Schriften magst du das Geheimniß vergraben. Die wird niemand lesen. Sie werden ruhen bei den Todten, und was du auch Wahres und Gutes da nieder gelegt für die Zukunft; der Staub der Einsamkeit in den Büchersälen wird sie bedecken und diese deine Arbeit verlohren sein, bis nach Jahrhunderten einzelne Funken aus dieser Asche sich loswinden in die üppige überkluge Nachwelt, die alles besser weiß. Du seufzest? — Du stöhnst? — Sei ruhig — Leonardo! — Das Böse, was ich

dir verkünden müſſen, iſt nun verkündet. Höre nun noch das Gute, das dein liebender Lehrer dir ſagen darf.

Geläutert wie Gold aus dem Feuer gehſt du aus dieſem deinem letzten Irrſale hervor. Niedrige menſchliche Leidenſchaft wird nie mehr dein Leben beflecken. Du wirſt den bittern Kelch der Verfolgung trinken, aber er wird dich nur verklären und wenn andre blos als Künſtler glänzen, wird dein Ruhm ſchöner leuchten, da du auch als Menſch groß und ehrwürdig ſein wirſt. Mich ſieheſt du auf Erden nicht wieder, denn meiner Hülfe bedarfſt du fort an nicht mehr. Aber im Lande unſrer erreichten Ideale werden wir vereiniget, in nie getrennter Wonne und Liebe und ich werde dir, wenn dein Stündlein nahet, da ich ſelber dich nicht leiten darf, über die Schwelle des Todes, zum Zeichen ſenden meine Lieblingsblume, die heilige, ſchneeweiße Lilie. Wenn du ihren Duft verſpühreſt, ſo merke, daß es der Geruch des Paradieſes iſt und am Buſen des edelſten Menſchen deines Zeitalters wirſt du hinüber ſchlummern, im Arme — — eines Königs, wie es dem Leonardo da Vinci gebühret. Lebe wohl, mein Sohn!

O, noch einen Augenblick verziehe! — rief Leonardo — mein geliebter Lehrer! Noch eine Frage an die Ewigkeit!

Umſonſt! — Andreas war entſchwebt und wie Leonardo die Augen aufſchlug, ſchimmerte das Frühroth des Charfreitages an die Wand ſeines Gemaches.

Gestärkt und kräftig trat er wieder in's neue Leben. Die Worte des Gerichts waren über sein Bild gesprochen, das kümmerte ihn nicht mehr, denn er fühlte das Recht. Allein die Zukunft, die der Lehrer ihm verheissen, erhob sein Herz zu seligen Gefühlen, die ein milder Schleier der Wehmuth umzog und veredelte. In ungestörter Ruhe und Achtung lebte er von nun an zu Mailand, bis der Herzog sein Beschützer, verleitet durch hinterlistige Staatsklugheit in die Gefangenschaft König Ludwigs des Zwölften gerieth und nach Frankreich abgeführt wurde. Da verließ Leonardo da Vinci Mailand und kehrte in die geliebte Vaterstadt Florenz zurück, wo er nun gemeinschaftlich mit Michael Angelo Buonarotti unsterbliche Bilder schuf. Aber Buonarotti konnte den angestammten Haß gegen den ältern Kunstgenossen nicht unterdrücken. Seine Seele war düster, finster, ernst und melancholisch, wie sein jüngstes Gericht und eben so wenig mit sich in harmonischen Einklange, wie dieses. Darum verließ er bald Florenz und ging nach Rom, wo er so wie Rafael Sanzio von Urbino die bedeutenden Arbeiten erhielt, die noch jetzt beider Namen verherrlichen, obschon keine von diesen so oft und häuffig in Nachbildungen vervielfältiget worden, als des Herrn Abendmahl von Leonardo da Vinci. Das Urbild im Refektorium der Dominikaner zu St. Maria delle Grazie ist untergegangen, wie es Andrea del Barrochio vorhergesagt und kaum siehet der trauernde Wandrer noch einzelne Flecke jener Herrlichkeit, wie ehrwürdige Ruinen ei-

ner zerstörten Stadt; aber Pinsel und Grabstichel haben viel tausendfach jenes Bild der Nachwelt erhalten, vor allen der meisterliche Kupferstich Rafael Morghen's des Florentiners, gegen welchen die Kupferstiche des Bourgeois de la Richardiere, obschon dieser eine sehr gelungene Arbeit ist und des Wieners Johann Schönberg nur Schattenrisse zu nennen.

Zwar sehnte sich Leonardo da Vinci auch, die heilige Stadt, wo auf Sankt Peters Stuhle Leo der Zehnte über die Seelen der Gläubigen herrschte, mit seinem Pinsel zu verschönern und reisete dahin im Gefolge seines Beschützers des Herzogs Julian von Medicis; aber Buonarotti, der sich daselbst einheimisch gemacht mit seiner Kunst und in großen Ansehen stand, mit dem Sanzio von Urbino, blieb sein unbeugsamer Feind und bereitete ihm Kummer und Kränkung, so, daß er bald wieder Rom verlassen mußte. Alle diese Kränkungen und Verfolgungen trug er jedoch mit sanftem milden Gemüthe, mißbrauchte nie mehr seine edle Kunst zum Rächer niedrer Persönlichkeit und lebte hochgeachtet und geliebt bis in sein spätes Alter. Da zog ihn ein ehrenvoller Ruf nach Frankreich. Aber seine Hand zitterte und er fühlte, daß sein Körper stumpf worden und nicht mehr vermöge, die Gebilde seines Geistes in's Leben zu rufen. Darum ruhete nun sein Pinsel für immer und er, genoß den heitern Winter des Lebens, geehrt und geliebt von Alt und Jung, von Hohen und Niedrigen. Wie ihn nun endlich die Schwäche des fünf und siebenzigjährigen Greisenalters zu Fontaine-

bleau auf das Siechbette geworffen und ſeine Augen dunkel waren; ſehnte er ſich nach dem letzten Stündlein, das ihn vereinigen ſollte mit dem treuen Lehrer. So lag er einſt in ſtiller Ergebung und Hoffnung; da bedünkte es ihm, als walle durch die ſtille Luft zitternder Orgelton und Geſang der Einſetzungsworte des heiligen Abendmahles, wie er zu ihm gedrungen an der Schwelle des Refektoriums der Dominikaner zu Mailand, in der Nacht, als er den Herrn geſehen und die zwölf Apoſtel und er verſpürete den Geruch des Paradieſes, das Zeichen ſeines Andreas. Er hob freudig das matte Haupt, ſchauete nach der ſich öfnenden Thüre, und herein, wie durch Nebel ſchwebte eine Lilienkrone mit duftenden ſchneeweißen Glocken. — — Es waren die Lilien Frankreichs. — Da ſank der Meiſter lächelnd zurück und über ihm fliſterte es ſegnend:

quando corpus morietur
fac ut animae donetur
Paradisi gloria! *)

Er lag entſchlummert, in den Armen des edeln ritterlichen Königs von Frankreich, Franz des erſten.

---

*) Sinkt der Leib in Staub hienieden;
gieb der Seele deinen Frieden,
Paradieſes Herrlichkeit!
(die letzten Worte des Stabat mater)

Die Belagerung von Solothurn.

Erzählung von J. Sutori.

Mit gefalteten Händen, den thränenschweren Blick zu ihm, dem Herrn, emporgerichtet, von dem allein sie Trost erhoffen kannte, stand Elisabeth, des Stadtschultheißen von Solothurns Hugos von Bucheggs einzige Tochter, in der Wölbung eines Fensters seines Gemaches, und flehete mit klopfendem Herzen zu Gott, daß er den theuern Vater schützen möge in der Stunde der Gefahr, denn er war ausgezogen auf die äußeren Wälle, an der Spitze seiner Mitbürger, um einen Sturm des Feindes abzuschlagen, der den langen, blutigen Kämpfen vielleicht ein Ende gemacht, das freie Haupt der Schweizer, mit denen ihnen angestammten Rechten, aber unter die Herrschaft Oestreichs gebeugt, ihnen ihre Unabhängigkeit geraubt hätte.

Obgleich noch in ganz zartem Frauenalter, hatte doch Elisabeth des Ungemaches viel schon erduldet. In frühester Kindheit verlor sie die geliebte Mutter, und bald darauf den theuern Bruder; sie allein blieb nun dem Vater übrig, von ihr erhoffte er einst Freude für sein Alter.

Von der Natur mit vielen Reizen ausgestattet, mit einem Herzen, das für alles Gute schlug, erwarb Elisabethens kindlich frommer Sinn für sie die Liebe aller, die sie kannten. Die schöne Else nannten sie die Jünglinge, das Muster strenger Sittigkeit, die Mütter ihrer Vaterstadt, und manches Greisenherz beneidete den Stadtschultheiß im stillen, ob seiner guten, sanften Tochter.

Sechszehen Jahre waren schon Elisabeth verflossen, wie eben so viel Tage; die Freude ihres Vaters war ihre eigene; ihm jede Art Bequemlichkeit fürs Alter zu verschaffen, darnach strebte sie von ganzem Herzen, für ihn nur lebte sie.

Da empfing der Stadtschultheiß ein Schreiben seiner Schwester; sie lebte in dem Lauterbrunnenthal, als Wittwe, still und eingezogen, war nun erkrankt, und äußerte den Wunsch, bevor sie scheide von der Welt, den vielgeliebten Bruder, und Elisabeth — die ihre Erbin war — noch einmal zu umarmen.

So ungern auch der Stadtschultheiß sich auf die Reise machte, so ungern er den heimathlichen Heerd verließ, so galten doch die letzten Wünsche seiner Schwester ihm als ein Befehl; darum ermahnte er Elisabeth, sich zu der Reise anzuschicken, die auch nicht einen Tag verschoben werden durfte.

Zum erstenmal in ihrem Leben verließ Elisabeth das stille Vaterhaus; die Gegenstände, die sie nun gewahrte, erregten ihr Erstaunen; alles kam ihr größer, schöner vor, wie in der Vaterstadt. Eben so betrachtete

man auch ſie, mit Blicken der Verwunderung; dieſe hohe, edle Geſtalt, dieſe blendende Schönheit ihres Angeſichts nahm alle Herzen für ſie ein, und manches litt im Stillen, daß ſie nicht weilte auf der Stelle, wo es für ſie ſchlug.

Bei ſeiner Schweſter angelangt, fand der Stadtſchultheiß ſie bei weitem kränker, als er glaubte, und weilte längere Zeit in ihrer Nähe. Da ſich das Uebel aber nicht zum Guten wenden, er aber fürder nicht von Solothurn entfernt ſein konnte, ſo trug er ſeiner Tochter auf, bei ihrer Baſe zu verbleiben, bis ſie geneſen, oder ſanft dem Herrn entſchlafen wäre.

Eliſabeth war ein zu gutes, frommes Kind, als daß ſie hätte ihres Vaters Willen nicht befolgen ſollen: doch bat ſie ihn, daß er bald wiederkehren möchte, ſie in die Heimath abzuholen.

Eliſabeth ertrug der Kranken Launen mit Geduld, es wiſſend daß das Alter ſeine Schwächen hat, denen freundlich zu begegnen, ſie für ihre Pflicht jetzt hielt.

Tag und Nacht wich ſie nicht von ihrer Baſe Seite, und gönnte ſich den Ausgang in die freie Gottesluft nur dann, wenn die Zuſprache einer Sennerin aus der nächſten Hütte — die der Baſe Eigenthum — Eliſabethens Gegenwart entbehrlich machte.

Ein kleines Gotteshaus, von frommer Andacht hier in dem Gebürg geſtiftet, aber war es, wohin ſie

in der Regel ihre Schritte wandte. Von hier aus hatte man die Aussicht in das ganze Lauterbrunnenthal, hier fand sie täglich jeder Abend.

Wenn Elisabethens Blicke sich dann ergötzet hatten an der Pracht und Fülle der Natur, wenn ihr Herz sich öffnete dem seeligen Gefühl der Sehnsucht, nach einem Gegenstand, den es sich selber nicht bezeichnen konnte, wenn es so glücklich, und doch so unaussprechlich traurig war, wenn sie nicht wußte, was, und wie sie fühlte, mit einer Thräne, wie sie Engel zählen, um sie aufzureihen zu einem Perlenkranz für künftige Zeiten — hinauf zum Himmel sah, dann eilte sie in die Kapelle, und warf sich vor dem Bilde unseres Heilandes nieder; ihm vertraute sie die Empfindungen ihres reinen Herzens an, zu ihm betete sie aus frommer Brust, für ihren Vater, für ihre kranke Base, und Alle, die sie Schwestern, Brüder nannte.

Hier feierte Elisabeth die schönsten Augenblicke, die sie je erlebt hatte, und hier war es, wo sich ihr Schicksal wenden, wo sie die Macht der ersten Liebe erfahren sollte.

Schon stand die Sonne tief in Westen, und sagte Berg und Thal — den letzten Purpur spendend — für heute freundlich Lebewohl, als Elisabeth aus der Krankenstube und zu der Kapelle eilte, wo sie wie sonst ihr Herz im Gebet zu erleichtern hoffte.

Wenn die große Königin des Himmels aus ihrem

Zelte, uns zu begrüßen, tritt, so erweckt ihr Anblick unsere Ehrfurcht.

Täglich erneuert sich das Schauspiel der Natur, und täglich stehen wir staunend da, und beugen unsere Kniee vor der Größe Gottes, vor seiner Herrlichkeit, vor seiner Macht.

Anders, allein nicht minder heilig, ist die Empfindung unseres Herzens, sagen wir der hohen Himmelskönigin für heute Lebewohl. All das Weh der Trennung, das wir einst früher bei so vielen Lieben fühlten, die wir aus unseren Armen lassen mußten, kehrt nun verstärkt zurück. Es ist, als ob wir jetzt erst sie verlieren.

So war auch heute Elisabeth ganz wunderbar ergriffen, als sie hinab in das Thal sah, als ihre Blicke schwelgten in der Schönheit der Natur, in all der Pracht, die Gottes Vaterhand erschuf.

Aus der Ferne tönten die Schalmeien der froh gestimmten Hirten, das Klingeln der Schellen, die das weidende Vieh am Halse trägt, wie der Reihen zu ihr herüber, der es zusammen rief.

Sie freundlich grüßend zog der ermüdete Landmann an ihr vorbei, um auszuruhen von seinem Tagewerk. Fröhliche Kinder, die sich, den Vater mit ihren Liebkosungen willkommen heißend, um ihn drängten — der biedere Händedruck, der herzliche Kuß der treuen Gattin, empfing ihn unten in dem Thal, vor seiner Hütte, und bot ihm reichlichen Ersaz für alle Mühen seines Lebens.

Auf eine Moosbank hingelagert, verfiel Eliſabeth in tiefes Sinnen, aus dem ſie endlich aufgeſchreckt gewahrte, wie hohe Zeit es ſei, den Rückweg anzutreten.

Doch ohne die Kapelle zu beſuchen? War doch ihr Herz ſo ganz geſtimmt zu frommer Andacht.

Auf den Stufen knieend, die zu dem Altare führten, brachte nun Eliſabeth dem Herrn ein Opfer ſüßen Dankes dar, für all das Gute, das er ihr gedeihen ließ; erhob ſich dann und trat den Rückweg an. Allein erſchreckt fuhr ſie zurück, als ſie gewahrte, daß ſie nicht ohne Zeugen war, in dieſem Gotteshaus.

Es trat — hinter einem Pfeiler — eine hohe, männliche Geſtalt hervor, und blieb, Eliſabeth begrüßend, vor ihr ſtehen; ſie aber neigte ſittig ſich, und eilte dann mit Haſt an ihr vorbei.

Nur erſt den kleinſten Theil des Weges zurückgelegt, erſchreckte ſie ein lautes Hülfsgeſchrei. Erſchrocken blieb Eliſabeth nun ſtehen, ſich zu beſinnen, was es bedeuten könne, als ſie in wildem Rennen einen Stier gewahrte, der in gerader Richtung auf ſie zu eilte, und bei dem ſchmalen Fußpfad, den ſie wandelte, bei den jähen Abgründen, die ihr von beiden Seiten entgegengrinzten, ſie ſich rettungslos verloren ſah. Mit einem Ausruf bangen Schreckens ſank ſie hin zur Erde, es war als hörte ſie noch einen Schuß, darauf verließ ſie die Beſinnung.

Die Augen öffnend sah Elisabeth sich von Fackelschein, von vielen Landleuten umgeben, die von der Base ausgeschickt, sie aufzusuchen kamen; doch neben ihr — damit beschäftigt, sie zu ermuntern — kniete jener junge Mann, den sie zuerst in der Kapelle, beim Schein des ewigen Lichts gesehen, der sie so freundlich dort begrüßte.

Gottlob sie lebt! rief er nun freundlich aus — und reichte ihr die Hand, sich zu erheben.

Die Landleute erzählten nun, daß dieser Fremde, durch einen glücklichen Schuß den Stier, der wild geworden — schon unten in dem Thal manch Unglück angerichtet — erlegt, und so das Leben ihr gerettet hatte.

Es stammelte Elisabeth, mit zitternder Stimme, Worte innigen Dankes, allein der Fremde schien sie nicht einmal zu hören, war nur versunken in den Anblick all der Reize, die diese Jungfrau schmückten. Doch plötzlich sich ermannend, erfaßte jetzt der junge Mann den Arm Elisabeths, um sie in ihre Wohnung zu geleiten. Zitternd von dem gehabten Schrecken, ergriffen von Empfindungen, die sie sich selbst nicht deuten konnte, schlich matten Schritts Elisabeth an seiner Seite hin. Es sprachen Beide nicht ein Wort, und doch wie schnell verging die Zeit!

So langten sie denn vor der Base Wohnung an, und hier erst wagte es Elisabeth, den Retter ihres Lebens zu betrachten. Es traf der offene, freie Blick aus seinem braunen Auge den ihrigen; erröthend sah sie vor sich hin, indem sie also sprach: Mein guter

Herr! ich hab' Euch viel, — mein Leben zu verdanken — mit Worten bin ichs nicht im Stande; doch glaubt es mir, daß die Erinnerung Eurer kühnen, edlen That mir niemals aus dem Herzen schwinden wird. Gott mag Euch dafür lohnen, mit vielen frohen Stunden Eures Lebens.

Da nun ergriff der Fremde ihre Hand, und rief mit weichem Schmerzenston: Ich muß nun von Euch scheiden — mit des Tages Anbruch verlaß' ich diese Gegend, und seh' Euch nimmer wieder — doch Euer Bild, es bleibt in meinem Herzen — es wird mit mir zu Grabe gehen. So lebt denn wohl! Gott segne, Gott beglücke Euch! und geht es Euch einst gut, so denkt des armen Waidmannes, der fern von Euch lebt — der —

Von Wehmuth überwältig't, war er der Sprache nicht mehr mächtig; mit Heftigkeit zog er die zitternde Elisabeth an seine Brust, drückte einen heißen, langen Kuß auf ihre Lippen, und eilte mit beflügelten Schritten hinab in das Thal.

Das Unvermögen fühlend, sich von der Stelle zu bewegen, sank matt Elisabeth auf eine Bank vor ihrer Thüre, und saß noch regungslos, als diese sich öffnete, und die Sennerin heraustrat die bis diesen Augenblick die kranke Base pflegte, und sie nur verlassen hatte, um nach Elisabeth zu spähen.

Gott und die Gebenedeite sei gelobt! rief nun die Sennerin freudig aus — da seid Ihr ja! ich wollte eben selbst ausgehen, um Euch aufzusuchen, damit

der Kranken Angst sich endlich stille. Aber mein Himmel — fuhr sie erschrocken fort, Elisabeth die Leuchte entgegenhaltend — wie seht Ihr aus! Was ist Euch begegnet? Ihr zittert! um des Heilands willen, kommt herein, damit Ihr Euch erholet. Bei diesen Worten erfaßte sie Elisabethens Hand und zog sie voll Besorgniß in das Haus.

—

Mit kurzen und gedrängten Worten erzählte nun Elisabeth der kranken Base alles, wie es ihr begegnet war, und zog sich dann zurück in ihre Kammer, wo sie sich zu erholen hoffte.

Es war schon Mitternacht, die Nachbarin in ihrer Hütte, Elisabeth auf der gewohnten Stelle an der Kranken Lager, auf dem sie sanft entschlummert war; da schlich Elisabeth sich nun aus dem Gemach und in die Nebenkammer, wo sie ein Fenster öffnete, um in die rabenfinstere Nacht zu sehen.

Es zog das Bild der kurz nur erst vergangenen Zeit sich langsam jetzt vor ihre Seele. Wer war der Retter ihres Lebens? Woher kam, wohin ging er? Das grüne Jagdhabit, das schwarze Sammtbarett, das hohe Federn zierten, bekundeten den Mann von Stande.

Nur einmal sah Elisabeth sein Angesicht, nur einen Augenblick lag sie an seiner Brust, nur einen Kuß von ihm empfanden ihre Lippen, doch den Moment — vergessen konnte sie ihn nicht.

Die Liebe äußert sich auf ganz verschiedne Art, oft trifft sie wie ein Blitz in unser Herz, entzündet es, um nimmer darin zu erlöschen; dann schleicht sie wieder langsam sich, allein darum nicht schwächer, bei uns ein. Erfahrung nur kann lehren, ob diese, oder jene stärker sei.

Es war Elisabeth jetzt sonderbar zu Muthe; wie wohl, und doch so wehe; in ihren Augen glänzten Thränen; sie flossen der Erinnerung an die Vergangenheit, die sie um alles Gold der Erde nicht vergessen mochte.

In diese süße Träume eingewiegt, erschreckte sie der Base Ruf; sie eilte an ihr Lager, und fand sie schwächer, kränker noch, als je zuvor.

Das Uebel mehrte sich nun jede Stunde, und als die Sonne schien, da war der Kranken Seele schon bei Gott.

Ein Bothe ward alsbald nach Solothurn geschickt, den Stadtschultheiß herbeizuholen, der auch erschien, die Erbschaftsangelegenheiten ordnete, und bald darauf, mit seiner Tochter an der Seite, die Mauern seiner Vaterstadt begrüßte.

Obgleich Elisabeth nicht ferner Kunde hörte von dem Fremden, dem sie ihr Leben dankte, so dachte sie doch seiner täglich, und wenn sie betete, geschah es auch für ihn.

So war ein Jahr mit seinem raschen Stundenlauf

dahingeflohen; Elisabethens Schönheit, ihre hohen Tugenden, erwarben ihr den Heirathsantrag vieler Edlen; allein sie schlug sie alle aus, versichernd, sie fühle sich zu wohl in ihres Vaters Haus, als daß sie einen Wechsel wünsche. Ob die Erinnerung an den Retter ihres Lebens sie nicht also handeln ließ? Wer konnte es errathen?

Um diese Zeit trat nun ein Vorfall ein, der allzuwichtig war, als daß Elisabeth an etwas anderes denken konnte, als an das Schicksal ihres Vaters, als an die kummervolle Zeit, in der sie lebte.

Es näherte sich der Veste Solothurn Leopold, Herzog von Oestreich, mit dem Vorsatz, sie zu belagern, und nicht eher davon zu entweichen, bis sie in seinen Händen sei.

Es brannte dieser Fürst ob der Begierde, den Lorbeerkranz von Ruhm auf seinem Haupt noch zu erweitern, und vor den Mauern dieser Stadt sich Siegespalmen für die Mit-, wie für die Nachwelt zu erkämpfen.

Das Banner seines Heeres auf die Thürme Solothurns zu pflanzen, gelobte er dem kaiserlichen, von ihm so sehr geliebten Bruder an; er wollte dieses Wort nun lösen.

Ein neuer Sturm ward vorbereitet, der nächste Morgen schon dazu bestimmt. An diesem Tage aber war es, als Elisabeth auf die Stufen ihres Haukal-

tares niedersank, die Hände hoch zum Himmel hob und betete, daß Gott die schwer bedrängte Stadt erretten, daß er des theueren Vaters Leben schützen möge.

Es giebt uns oft ein eigen, bängliches Gefühl, die Vorahnung von dem, was unserer wartet. Mit einem solchen in der Brust betrat Elisabeth des Vaters Schlafgemach, und schmiegte sich an seinen Hals.

Er küßte freundlich ihre Wangen, strich ihr die Fülle dunkler Locken von der Stirn, indem er also sprach:

Es gönnt mir kaum die Last der vielerlei Geschäfte meines Amtes ein paar Augenblicke, in denen ich als Vater mit dir sprechen kann, und doch erscheint die Zeit vielleicht nur allzubald, wo solches nicht mehr möglich ist; darum vernimm meine Wünsche jetzt.

Elisabeth warf sich nun jammernd an des Vaters Brust, und ihre Klagen übertönten seine Worte.

Mein gutes Kind, besinne dich! — rief nun der Greis mit ernstem Ton — ist es die freie Schweizerin, die also trauert? Ist Unterjochung, Schande, ärger nicht, als Tod? Kann meine gute Tochter es mißbilligen, daß ich diesen wähle, um jener zu entfliehen?

Ich sterbe in dem Glauben meiner Väter, in den uns angestammten Rechten, bevor ich ihn verläugne, ihnen entsage, bevor ich Skaverei ertrage! Ja! besser decken diese grauen Haare die Trümmer dieser Stadt.

Durch das ehrenvolle Zutrauen meiner Mitbürger befinde ich mich auf der Stelle, wo aller Augen auf mich sehen: ich halte es für eine heilige Pflicht, die Brüder nicht zu täuschen.

Daß ich am Morgen eines jeden Tages kaum glaube, daß ich den Abend werde kommen sehen — warum es Dir, mein vielgeliebtes Kind, verbergen? Darum vernimm die treu gemeinten Worte deines Vaters.

Wenn nun — ich fürchte bald — die ernste, letzte Stunde schlägt, die den Untergang von Solothurn verkündet, wenn du allein dann stehst in dieser Welt, und Niemand weißt, wohin du deine Schritte wenden könntest, so ziehe in das kaiserliche Lager, und frag dich nach dem Zelt des Herzogs hin.

Die Krone seiner Ritterschaft nennt ihn die Mit- — so wird ihn die Nachwelt nennen, gerecht und edel, wie er ist, wird er dir Schutz und Milde schenken — —

Halte ein, um Gotteswillen, halte ein! du brichst mir sonst das Herz! — rief unter Thränen jetzt Elisabeth — du kannst, du darfst mich nicht verlassen.

Beruhige dich, mein Kind — bat nun der Stadtschultheiß, deine Thränen — glaube mir — sie könnten mich erweichen, und ich bedarf der Stärke für die nächste Stunde; noch sind wir ja vereint, und ihm, der unser Aller Vater ist, ihm wollen wir vertrauen.

Es störte ein Geräusch von Kommenden nun diese Unterredung; es waren Bürger Solothurns, die den Bericht erstatteten, daß die Belagerer zu einem wiederholten Sturm sich anschickten.

Es stand nach wenigen Minuten schon der Stadtschultheiß mit seinem Schwerdt umgürtet unter seinen Freunden, im Herzen den Entschluß, mit ihnen Freiheit oder Tod zu theilen.

Schon im Begriff zu gehen, fiel Bucheggs Blick auf seine Tochter, die wie ein Marmorbild sich fest an einem Sessel hielt. Noch einmal drückte sie der Greis an seine treue Vaterbrust, und eilte dann, wohin die Pflicht ihn rief.

Das Jammern der Frauen und Kinder, die ihre Gatten, ihre Väter, nur eben erst aus ihren Armen entlassen hatten, der Donner des Geschützes, das die Erde erbeben machte, das Feldgeschrei der Stürmenden, das Gestöhne der Verwundeten, das über die Gräben und Mauern scholl, der dumpfe Ton der Glocken, die das Volk in das Gotteshaus riefen, damit es bete, flehe zu Gott um Sieg für die gerechten Waffen, der Gesang frommer Jungfrauen aus der nahen Klosterkirche, die den Schmerz ihres Herzens in heiligen Hymnen aussprachen: alles dieses tönte in die Ohren Elisabeths, die von wahrer Todesangst gepeinig't, aus einem Zimmer in das andre floh, nur denkend der Gefahr, in der ihr theurer Vater schwebte, es bebend fühlend, daß sie mit ihm die letzte Stütze in die Grube sinken und ohne seine Hülfe, ohne seinen Beistand, sich rettungslos verloren sah. Ungewißheit — schrecklich durch die tausende von folternden Qualen, müssen wir sie ertragen, steht unsere letzte Hoffnung auf dem Spiele — — wie unbeschreiblich peinigte sie Elisabeth, erdrückte sie beinah mit ihrer Last.

Unter heftigem Erbeben, das ihr kaum die Kraft

mehr ließ, ſich aufrecht zu erhalten, lehnte ſie ſich nun in jenes Fenſter, in dem wir ſie am Anfang der Geſchichte fanden.

Mit einem Angſtgebet, hinauf zu ihrem Gott geſandt, gelang es ihr, den Sturm in ihrem Innern in etwas zu beſänftigen. Allmächtiger — ſo flehte ſie — erhalte mir den Vater! befreie dieſe gute, hart bedrängte Stadt!

Jetzt ward es plötzlich ſtill und immer ſtiller auf den Straßen, der Donner des Geſchützes ſchwieg, und es verkündigte der Schein den guten Ausgang einer Sache, die, wie zu glauben ſtand, das Schickſal Solothurns entſchied.

Es ſahen endlich Eliſabethens ängſtlich ſpähende Blicke den Vater nahen; doch langſam, mit verbundener Stirne; geſtützt auf zwei ſeiner Freunde ſchritt er einher.

Gerechter Gott! verwundet! — jammerte Eliſabeth und eilte ihm entgegen; der Vater aber gebot ihr ruhig zu verbleiben, und Gottes Güte dankbar zu erkennen, die ihm gelingen ließ, den harten Sturm des Feindes noch einmal abzuſchlagen, und folgte ihr in ſein Gemach.

—

Mit zarter, ſorgender Hand verband Eliſabeth die Wunden ihres Vaters, in ihrem Herzen ihrer Mutter dankend, die ſie die Kräuterkunde lehrte, womit ſie nun des Vielgeliebten Schmerzen lindern konnte.

In seinem Sessel ruhend betrachtete der Stadtschultheiß Elisabeth, mit dem Gefühl von Liebe, das so sehr beglückt. Sie kniete noch zu seinen Füßen, preßte ihres Vaters Hand an ihren Mund, und netzte sie mit ihren Freudenthränen, daß Gott ihn ihr erhalten hatte, und fand die Worte nicht, es zu beschreiben, wie glücklich sie sich dadurch fühlte. Zur Seite standen ihr die treuen Freunde ihres Vaters, sich an der holden Jungfrau Anblick lechzend, die ihnen nie so schön gedünkt, wie eben jetzt.

Da faßte Hugo seiner Tochter Hand, und sprach mit sanftem, mildem Ton:

Mein gutes, holdes Kind! wie gern möchte ich die herbe Rinde nehmen, den spitzen Stachel, der Dich verletzen könnte, von dem, was ich dir mitzutheilen habe. Allein es geht nicht an. Die Zeit entflieht — die Noth — sie rückt heran, — das harte Wort — es muß heraus — wir müssen scheiden!

Scheiden? stöhnte nun Elisabeth aus wunder Brust.

Scheiden — fuhr der Vater fort — und zwar schon bald — noch eh' die künftige Stunde schlägt.

Daß wir dem nächsten Angriff widerstehen — es nur zu hoffen, wäre Thorheit; Solothurn hat aufgehört zu sein, denn über seine Trümmer nur führt bald der Weg von Oestreichs Siegern. Doch Dich, mein Kind, muß ich geborgen sehen, soll ich mit Freudigkeit hier meine Pflicht erfüllen; darum muß es geschieden sein, und zwar in diesem Augenblick. Elisabeth war ganz

betäubt von heftigem Schmerz; sich nun ermannend rief sie weinend aus: O! mein Vater! habe Mitleid! verstoß' mich nicht von deinem Herzen! Du hast die erste Wohlthat — hast das Leben mir geschenkt — laß' mich den Tod nun mit dir theilen!

Es kann, es kann nicht sein! sprach nun der Stadtschultheiß mit tiefbewegtem Ton — Beweise mir, daß du mich wahrhaft liebst, indem du dich in meine Wünsche füg'st.

Es lag Elisabeth, bleich wie ein Bild des Todes, an ihres Vaters Brust. Von Schmerz und Gram bewegt, zog er sie an sein Herz, und legte segnend seine Rechte auf ihr Haupt. Gott schütze dich, mein gutes, liebes Kind! rief er voll Wehmuth aus, und faltete in frommer Andacht seine Hände, indem er also betete: Allmächtiger! ich bitte dich, gieb, daß der Herzog sie beschirme; sein edler Sinn — lenk ihn zum Vortheil meines Kindes! das flehe ich zu dir mit tief bekümmertem Gemüth'! — Und nun! um Gotteswillen fort — ich bin ja nur ein Mensch — ein schwacher Mensch — darum fort! fort aus den Mauern Solothurns!

Elisabeth sank auf die Kniee hin, und preßte ihres Vaters Hand an ihre kalten Lippen, empfing aus ihr ein Schreiben an den Herzog, und trat den schweren Gang nun an, zu dem sie kaum die Kräfte hatte.

Schon an der Thüre des Gemaches, verweilte sie noch einen Augenblick und sah auf ihn, den ihre Seele über alles liebte; er breitete die Arme nach ihr aus,

und Vater! theurer Vater! rufend — sank sie an seine Brust, und wankte dann nach einem letzten, schweren Kampf aus dem Gemach.

Den starren, thränenschweren Blick hin durch das Fenster, auf die Brücke geheftet, über die Elisabeth nun schreiten mußte, um in das kaiserliche Lager zu gelangen — stand Buchegg da. Nur wenige Minuten noch, und sie, die ihm das Liebste auf der Welt — sein einziges Kind — er sah es nimmer wieder.

Noch einmal blickte nun Elisabeth zurück, hob dann die Hände betend auf zum Himmel — die Pforte öffnete sich — noch immer stand die Arme zaudernd da — jetzt, — jetzt trat sie hinaus — die Thüre schloß sich wieder, und Buchegg sank, sich das Gesicht verhüllend, in seiner Freunde Arme.

Es herrschte eine lange, tiefe Stille im Gemach — des Vaters Schmerz, wer wagte ihn zu stören!

Sich endlich nun erhebend, rief er in einem Tone aus, der jedes Herz durchschnitt: Es ist vorbei! jetzt bin ich kinderlos, und sterbe willig für mein Vaterland.

Ringsum umgeben von den Edlen seines Heeres, saß Herzog Leopold von Oestreich auf dem mit Purpurdecken überzogenen Sessel, der ihm statt Thrones nun diente — um sich mit ihnen zu berathen, wie es fürder werden sollte mit dem Sturm, den er aufs neue auszuführen dachte.

Da öffneten sich die Vorhänge seines Zeltes, und

herein trat der Krieger einer, der zu berichten kam, daß eine holde Jungfrau, des Stadtschultheißens von Solothurn Tochter nahe, und um ein freundliches Gehör den Fürsten bitte.

Mit Lächeln sah der Herzog seine Edlen an, indem er also sprach: Es soll die Schönheit einer holden Maid wohl gar uns kirren? Wohlan, die Hand aufs Herz gelegt, Ihr Herren, damit es stärker nicht sich rege, damit sie es gewahre, es woge deutsches Blut in unsern Adern.

Voll des Erwartens, was sich nun begeben würde, sahen alle Ritter nach des Zeltes Eingang hin, durch den der Krieger eilte, um auf seines Fürsten Wink die fremde Jungfrau herbeizuholen.

Und es erschien Elisabeth, schritt auf den Herzog zu, und beugte sittiglich vor ihm das Knie.

Das schöne bleiche Engelsbild erregte Jegliches Erstaunen. Mein edler Herr und Fürst! — sprach sie mit sanftem Flötenton — Als eine Bittende komm ich zu Euch. Mich sendet her Buchegg, der Stadtschultheiß von Solothurn, der mein Erzeuger ist — damit ich flehe, daß Ihr mich beschützen mögt.

Dieses Schreiben meines Vaters leg ich in Eure Biederhand, und wünsche, daß sein Inhalt mir freundlich wende Euer Herz.

Es sah mit immer größerer Aufmerksamkeit der Herzog auf Elisabeth, mit größerer noch der Ritter Schaar.

In Demuth senkte sie das schöne blaue Aug' und

übergab dem Fürsten ihren Brief; er aber hob sie freundlich von der Erde auf, entfaltete das Blatt, und las:

Mein edler Fürst und Herr!

Die Euch das Schreiben bringt, es ist mein einziges Kind, mein größter Schatz auf dieser Welt; darum vertrau ich Euch ihn an, und fühl' mich überzeugt, mein edler Fürst! daß sie — die meine Seele über alles liebt — bei Euch geborgen ist.

Die Mauern Solothurns, sie fallen nur, indem sie mich begraben. Die ich an Euer Herz nun weise, sie hat dann Niemand mehr, der für sie sorgt, der sie beschützt.

Darum vertrau' ich Euch, mein edler Herr, die Tochter meiner Liebe an. Seid dann der Vater ihr.

Nur so erfüll ich leichten Muthes meine Pflicht, fühl ich mich dessen überzeugt.

Gebt mir ein Zeichen, daß Ihr meinen Wunsch erfüllt, und hofft den Lohn dafür von unserem Gott, bei dem in Einigkeit wir einst uns wiedersehen.

Buchegg
Stadtschultheiß von Solothurn.

Es herrschte tiefe Stille ringsumher, die erst des Herzogs Rede unterbrach, der also anhob:

Es werde an des Lagers äußerem Rande das Banner unseres Heers — mit einem grünen Kranz

geziert — gepflanzt; damit der Stadtſchultheiß es wiſſe, er habe ſich in Herzog Leopold nicht geirrt.

Doch Euch, Graf Pappenheim, vertraue ich dieſe holde Jungfrau an; die ſtrenge Rechtlichkeit Eurer Sitten, Euer greiſes Haupt, deſſen Haare unter Oeſtreichs Fahnen ſich gebleicht, ſind mir ein Bürge ihrer Sicherheit. Doch Euern Sohn nehm' ich als Pfand dafür, daß Ihr des Stadtſchultheißen liebſten Schatz mir treu bewacht.

Ihr wißt, ich lieb ihn, wie mein eigenes Kind, er iſt ein tapferer Mann, und ohne Neid ſieht ihn der Ritter Schaar an meiner Seite. Er löſ' Euch ab, vertrete Euch bei mir.

Allein wo iſt der junge Graf? fuhr nun der Herzog fort — ich miß ihn ungern unter meinen Freunden. Nach einem Häuflein Reiſigen ausgezogen, das er als Zuwachs unſerer Macht erwartet — entgegnete Graf Pappenheim — in jedem Augenblick erwart' ich ihn zurück.

Doch für das Zutrauen, das Ihr mir, mein edler Fürſt, nun ſchenkt, mir dieſe holde Jungfrau zu vertrauen, — dank ich Euch ſehr; nicht minder für die Liebe, die Ihr meinem Sohne ſchenkt; ich hoffe, daß er ihrer werth ſich zeigen ſoll.

Der alte Pappenheim trat nun auf Bucheggs Tochter zu, und faßte ihre Hand.

Mein ſchönes Kind — ſprach er mit ſanftem Freundeston, Ihr habt gehört, was mir der Herr gebot, und bitt', Ihr wollet mir vertrauen.

In diesem Augenblick trat nun der junge Graf von Pappenheim herein und auf den Herzog zu; allein wie angewurzelt blieb er stehen, als er Elisabeth gewahrte, mit seinem Vater Hand in Hand.

Und sie — kaum einen Blick warf sie dem Grafen zu, als ihr die Ueberzeugung ward, daß es der Mann, dem sie das Leben dankte, deß Bild noch immer tief in ihrem Herzen lebte, an den sie dachte früh und spät.

Es wechselte die Farbe ihres blassen Angesichts mit einem glühend Roth, es senkte sich ihr schönes Aug', es schlug ihr Herz in schnellerm Tact.

Ihr wundert Euch, mein guter Graf — hob nun der Herzog lächelnd an — wie in der rauhen Krieger Mitte die holde Jungfrau weilen mag? Allein was werdet Ihr erst sagen, wenn Ihr erfahrt, daß man Euch zwingen will, in ihr die Schwester zu begrüßen. Ihr staunt, und das mit allem Rechte; doch wißt, es ist die Jungfrau hier Elisabeth, des Stadtschultheißen von Solothurn Buchegg's einzige Tochter. Ihr Vater hat sie mir, und ich sie Eurem Vater anvertraut, und somit lös ich Euch das Räthsel.

Doch fühl' ichs wohl, das holde Fräulein sehnt nach Ruhe sich: darum Graf Pappenheim — ich bitte, sorgt für sie, damit sie nichts vermisse von dem, was sie bedarf.

Es neigte sich Elisabeth in tiefer Demuth nun, und folgte zitternd ihrem Führer.

—

In einem Zelt, das für des Herzogs Schützling auserſehen war, lag dieſe jetzt auf ihren Knieen; ſie wollte beten für den Vater, nur denken an die in Noth bedrängte Stadt; allein, war es ein Blendwerk böſer Geiſterſchaar, das ihr ſein Bild — das Bild des Mannes, den ſie als Feind des Vaterland's erblickte, der ſeine Streiche gegen ihre Schweſtern, Brüder, gegen ihren Vater führte — nur immer vor die Seele ſchob?

O! rief ſie unter Thränen aus — gab es denn wirklich noch ein Leid, das ich nicht kannte! das ich erfahren, das mir die letzte Hoffnung meines Lebens rauben muß. — — Das Leben dank ich ihm — Warum, Allmächtiger, es dir verbergen, da du doch in mein Inneres ſieheſt — gab es nach meines Vaters Tod noch einen frohen Augenblick für mich — ich war es mir bewußt, nur Er erſchuf ihn mir. Und nun! — nun —

Noch rang Eliſabeth mit ſich und ihrem Schmerz, der ihr das Herz zerſchnitt, noch floſſen ihre Thränen innniglich, noch wies ſie jedes Nahrungsmittel von ſich, obgleich es jetzt ſchon ſpäter Abend war, und tiefes Dunkel ſchon die Erde deckte, als ein Getös, ein Lärm ſich hören ließ, der ſie erheben machte.

Vergebens ſtrengt des Menſchen Kraft ſich an, tritt die Natur mit ihr zum Kampfe. Der aufgereizten Elemente Wuth, wer könnte ſie beſänftigen, wie Gottes Allmacht, die unermeßlich iſt, wie ſeine Ba-

tergüte, die stündlich neu sich zeiget. Auch Solothurn empfand die Wahrheit dieser Worte.

Es hatte schon seit Tagen sich ein Strom von Regen, der vom Himmel fiel, zu einer wahren Sündfluth umgewandelt. Das Oberland war überschwemmt, und dadurch jedes Mittel, das dieser hart bedrängten Stadt zur Hülfe dienen konnte, als unerreichbar umgestaltet. Doch heute, an dem Tag, an dem Elisabeth des Herzogs Schutz und Schirm anflehete, trat ein Ereigniß ein, das erst das Schicksal Solothurns entschied, und für die Nachwelt noch ein schönes Beispiel wahren Edelmuthes liefert.

Es deckte schon die Nacht, mit ihrer dunkeln Decke, die Gegenstände unter ihr, und lud sie freundlich ein zur Ruhe, da trat der junge Graf von Pappenheim, versenkt in tiefes Sinnen, vor sein Zelt.

Es hatte sie sein Aug — die er für diese Welt nicht mehr zu schauen wähnte — nun abermals erblickt; sie war von niederem Stande nicht, und doch für ihn verloren.

Er — der Feind ihres Vaterlandes, der an dem nächsten Morgen schon, durch seine Pflicht geführt, mit Sturm die Mauern zu zertrümmern ging, in denen sie zuerst das Licht der Welt gesehen. — Er! — der ihm vielleicht — den diese Jungfrau über alles liebte, der ihr Erzeuger war — der ihm vielleicht den Todesstreich versetzte, wie konnte sie ihn lieben?

Wie ihm reichen ihre Hand, dafern der alte Pappenheim auch seegnen wollte diesen Bund?

O! rief der Graf nun schmerzlich aus — warum mußte ich sie wiedersehen, die meinem Herzen alles ist, die mir die Pflicht zur Last nur macht, die mir aufs neue den Frieden meiner Seele raubt! Warum sie wiedersehen, um sie auf ewig zu verlieren!

Ein ungewöhnliches Getöse, eine Lebendigkeit im Lager, die ihn nichts Gutes ahnen ließ, scheuchte jetzt den Graf aus seinem Sinnen auf; er eilte nach dem herzoglichen Zelte hin, um nachzuhören, was es bedeute; doch hier war alles schon in heftiger Bestürzung; es hatte sich der Strom der wilden Aare in einen reißenden verwandelt; wie Berge thürmten sich die Wogen hoch, und traten aus den Betten, wo sie in einem Augenblick verheerend das Glück von Tausenden zerstörten.

Es war das ganze Lager in Alarm — die einzige Brücke, die beide Ufer noch verband, wie war es nur zu hoffen, daß sie der Allgewalt des Wassers widerstehe, das von Minute zu Minute sich vermehrte.

Es galt die Brücke zu beschweren; und kaum gedacht, befahl der Herzog auch, mit Roß und Mann sie zu beladen, weil es ihm also möglich dünkt', auf solche Weise sie sich zu erhalten.

Doch wer die Noth bei der Gefahr des Wassers kennt, er weiß es auch, wie furchtbar sie sich äußert; wie selten, wie fast unmöglich es ist, dem Elemente

Trotz zu bieten, das uns des Schöpfers Macht in ihrer ganzen Größe kennen lehrt.

Mit jedem Augenblick stieg die Gefahr, mit ihr die Angst der Jammernden, die an den Ufern irrten, den Schrecknissen, die ihrer warteten, entgegensahen.

Mit den geweihten Fahnen, mit dem Hochwürdigsten in ihrer Hand, erschienen jetzt die Diener dessen, der so furchtbar drohend sich nun zeigte; sie stimmten an den Bitt- und Nothgesang; doch es verhallten ihre Töne in dem Tumult, der ringsum herrschte. Jetzt! — jetzt erreichte die Gefahr schon ihren höchsten Gipfel — mit einem furchtbaren Gedröhn, unter dem Brüllen des Sturmes, dem Heulen des Windes, der Nothschüsse aus dem Lager, dem Geläute der Glocken von den Thürmen Solothurns, dem Angstgeschrei derer, die die Brücke belasteten, berstete sie mit schreckbarer Gewalt aus einander; es deckten die schäumenden Wogen die unglücklichen Opfer ihrer Pflicht.

Da öffneten sich die Thore Solothurns, es stürzten seine Bewohner, mit Werkzeugen zur Rettung versehen, heraus, bedeckten mit ihren Kähnen und Flößen die noch immer wild bewegte Aar, achteten nicht die Gefahr des Todes, und retteten jene Unglücklichen, die außerdem verloren waren, zogen sie an das Ufer, und trugen sie auf — für diesen Zweck herbeigeschafften — Tragen in die Stadt, deren Thore sich hinter ihnen schlossen.

Es erhellte Fackelschein die Gegend ringsumher,

und so gewahrte denn der Herzog, wie sein Heer, was sich begab, sah seine Reisigen und Ritter, in des Feindes Hand, ohne nur die Möglichkeit zu sehen, wie sie es hintertreiben konnten.

Es drängte sich in dem Momente der Gefahr der kaiserliche Fürst durch seine Edlen hin, die ihn umgaben, mit dem Entschluß im Herzen, sich für seine Theuern aufzuopfern; und nur der sanften Gewalt seiner Freunde — zu seinem Besten ausgeübt — gelang es endlich, ihn zur Ruhe zu bewegen, die Ueberzeugung ihm zu geben, daß Menschenhülfe hier unmöglich war.

Es waren kaum die Schreckensaugenblicke vorüber, als sich der Sturm auch legte, die Gewalt der Wellen brach, der Wind sich besänftigte, und eine große Stille eintrat, als Gegenstück zu dem lauten Gedröhne, dem Brüllen der Wogen, dem Sausen des Windes, der die Erde erschütterte.

Von Wuth entbrannt betrat der Herzog jetzt sein Zelt, und sank, sich das Gesicht verhüllend, in einen Sessel.

Schändlich! Abscheulich! Unerhört! schäumte er heraus. — So den Moment von unserem Unglück zu benutzen, das eigene Leben dran zu setzen, um ihre Mordlust dann zu sättigen — sie, die Unglücklichen zu retten, um dann um so gewisser sie zu verderben — das ist entsetzlich! und verdient Rache, blutige Rache!

— und sie soll uns werden! — Fallen sollen diese Mauern, geschleift sollen sie werden, diese Walle, getödtet ihre Vertheidiger, darauf verpfände ich mein kaiserliches Wort — doch wie? rief plötzlich sich besinnend nun der Herzog aus — hab' ich die Waffen nicht in meiner Hand, damit den stolzen Stadtschultheiß zu züchtigen? — der Undankbare! Nahm ich die Tochter nicht von ihm mit Liebe auf? verhieß ich ihr nicht meinen Schutz? und Er — Er! Nein, es übersteigt die Schändlichkeit den menschlichen Begriff!

Und sich zu einem der Ritter wendend fuhr der Herzog fort — es soll des Stadtschultheißen Tochter alsbald sich stellen vor mein Angesicht. Sie soll es büßen, was der Vater gegen mich verbrach.

Und es überzog das Angesicht des jungen Graf von Pappenheim ein glühend Roth, es leuchtete sein Auge, wie verklärt, und raschen Schritts trat er aus der Gefährten Mitte, und beugte vor dem Fürsten sich.

Mein edler Herr — rief er voll Feuer aus — verzeiht, daß ich, der jüngste unter Eurer Ritter Schaar, es wage — nicht etwa dem Stadtschultheiß das Wort zu reden — O nein! das will ich wahrlich nicht! — doch Euch zu bitten, Ihr wollet an Elisabeth des Vaters Uebermuth nicht rächen. Ihr seid ja sonst gerecht und gut, wie könnt ihr an der Aermsten strafen wollen, was sie doch nicht verbrach.

Jetzt trat Elisabeth herein; das geisterbleiche Aussehen ihres Angesichts vertilgte jeden Zweifel, daß sie nicht ahne, was sie hier erwartete.

Voll Demuth blieb sie an des Zeltes Eingang stehen, so wenig von dem Graf von Pappenheim, wie von dem Herzog selbst beachtet. Der aber fuhr den Graf mit strenger Miene an: Ich staune, junger Mann, ob Eurer Gluth — Ihr saht die Jungfrau heut zum erstenmal, und werft Euch auf, sie zu vertheidigen. Oder wie? ist es etwa nicht, wie ich es glaube?

Da ergriff der Graf jetzt seines Vaters Hand, und sprach mit sanftem Schmeichelton: Mein theurer, lieber, väterlicher Freund! dem ich so unbedingt vertraue, hört das Geständniß an, das ich in Eure Brust jetzt niederlege, darob Ihr mir nicht zürnen dürft. Auf jener Reise, die ich vor Jahresfrist an meines Oheims Seite machte, besucht ich auch das Lauterbrunnenthal; dort sah ich auch Elisabeth. Es war nur ein Moment, doch kam ihr Bild seitdem nicht aus dem Herzen mir, obgleich den Wahn ich hegte, sie sei in niederem Stand geboren — — und jetzt, mein edler Fürst, da Ihr mit dunklem, zornentbranntem Blick auf meine Rede hört — jetzt wage ichs sogar, Euch laut es zu bekennen, — ich liebe sie, des Stadtschultheißen Tochter, und flehe Euch um Gnade für sie an.

Es sah der Herzog finster vor sich hin; die Edlen, die um ihn versammelt waren, sie standen staunend da, und blickten nach dem alten Graf von Pappenheim, aus dessen Zügen Zorn und Mißmuth sprach.

Doch nun gewahrten sie Elisabeth, die immer mehr erbleichend, an einem Sessel lehnend, sich kaum aufrecht halten konnte.

Tretet näher — rief ihr jetzt der Herzog mit barscher Stimme zu — und sie folgte zitternd dem Gebot, sank auf ein Knie hin und fragte leisen Tones dann: Was wünscht mein edler Herr und Fürst?

Und in dem Augenblick that sich des Zeltes Vorhang auf, und es berichtete ein Page die Ankunft aller Derer, die die Bürger Solothurns erst retteten, den Stadtschultheiß an ihrer Spitze.

O mein Vater! rief Elisabeth mit lautem Jubel aus — und eilte nach des Zeltes Eingang.

Der Herzog aber, und der Ritter Schaar, sahen sich voll Staunen an, und fragten gegenseitig sich, was wohl von allem dem zu denken sei.

Doch plötzlich rief der Herzog aus: Man lasse alle vor mein Angesicht — und setzte sich auf seinen Sessel jetzt, umgeben von den Edlen seines Reiches.

Da trat der alte Buchegg ein, und auf den Herzog zu, indem er seine Tochter sanften Ernstes von sich wies. Mein edler Fürst und Herr! — sprach nun der Greis — ich führe Euch die Krieger Eueres Heeres zu, und hoffe, daß der Schreck, den sie gehabt, für sie von keinen Folgen werden soll. Wir haben sie gelabt mit Speis und Trank, mit trocknen Kleidungsstücken wohl versehen, und so die Pflicht erfüllt, die uns als Menschen obliegt.

Doch eine Bitte habe ich, und mit mir meine Brüder, edler Herr! und hoffe, daß Ihr sie erfüllt.

Es wurden zwölfe von den Unsrigen das Opfer

ihrer Pflicht — nehmt Euch der armen Ihrigen an, wenn Ihr als Sieger bald in unsere Mauern zieht.

Ich habe meinen Abschluß mit der Welt von dieser Stunde an gemacht, wo Ihr der Tochter meines Herzens Euren Schutz gedeihen ließet, und sterbe daher willig für mein Vaterland.

Bestürzt, beschämt ob solchen seltenen Edelmuthes, vernahm der Herzog Bucheggs Rede, und als er nun geendet hatte, sprang der Fürst von seinem Sessel auf, ergriff des Stadtschultheißen Rechte, und drückte sie an seine Brust, indem er also rief:

Ihr müßtet denn die Schläge meines Herzens nimmer fühlen, es müßte stocken mir das Blut in meinen Adern, bevor die Wälle Solothurns mein Heer als Sieger überschreitet.

Vernehmt es jetzt, Herr Stadtschultheiß, vernehmt es, alle Edlen meines Reiches, im Namen meines kaiserlichen Bruders Friedrich erklär' ich Solothurn als eine freie Stadt.

Zieht hin, mein lieber Stadtschultheiß! und sagt es Euern Brüdern, daß ich an Edelsinn mich nicht von ihnen übertreffen lasse.

Am nächsten Morgen aber ziehe ich — als Sieger nicht — als Gast durch Euere Thore, und pflanze Euch mit eigner Hand das Banner meines Heeres auf Euern Thurm, das Euch als Angedenken bleibe für Euch, und Euere Nachkommen.

Soviel dem Stadtschultheiß, dem freien Schweizer, dem treuen Bürger seiner Vaterstadt.

Doch jetzt wend' ich mich an das Vaterherz; es hat in dieser letzt vergangenen Zeit des Kummers viel erduldet, und billig ist's, daß ich die Wunden heile, die das Verhängniß schlug.

Graf Pappenheim! mein alter, treuer Freund! Errathet Ihr den Wunsch von Euerem Herzog?

Mir sagt es Euer freundlich leuchtend Aug', Ihr werdet nicht zu Schanden machen meine Worte.

Darum wend' ich an Euch mich nun, mein lieber Stadtschultheiß, und dann an Euere holde Tochter — und bitte, nehmt den jungen Graf von Pappenheim — nehmt ihn zu Eurem Eidam — nehmt ihn zu Eurem Gatten an, aus Eures Fürsten Hand.

Ihr staunt, mein guter Stadtschultheiß? Allein das Räthsel löst sich bald, dafern Ihr nur nach Eurer Tochter hin und auf den jungen Grafen seht; mich dünkt, der Blick, der jetzt aus beider Augen spricht — er täuscht wohl nicht.

Mit der Erwählten seines Herzens sank nun der Graf von Pappenheim zu seines Fürsten Füßen hin; der aber reichte ihnen liebevoll die Hand, und führte sie den Vätern in die Arme.

Zuviel der Wonne! zuviel des Glücks — rief nun der alte Buchegg aus, und wischte sich die hellen Thränen von den Wangen — Mein Aug' blieb trocken bei dem größten Schmerz, den eines Menschen Brust ertragen kann, wie mein einzig' Kind ich aus den Armen, wie ich es vereinzelt unter Fremde treten ließ — doch jetzt — bei Eurem Edelmuth, mein Fürst — ich schäme

mich der Thränen nicht — — Gott ſegne Euch, den edlen Sprößling von des Habsburgs Stamm; und wenn die Nachwelt einſt von Solothurn erzählt, ſo preiſe ſegnend ſie auch Euch.

Die Krone Eurer Ritterſchaft nennt Euch nun die Mitwelt — ſo wird Euch die Nachwelt nennen, Ihr habt ein heiliges Recht dazu Euch heut' erworben.

So wendete die Vorſehung mit ihrer weiſen Hand das Schickſal vieler Tauſende, in wenigen Stunden, und lehrte uns, daß ſie, was gut nur iſt, für ihre Kinder ordnet, daß:

Wo die Noth am größten iſt,
Die Hülfe auch nicht weilet,
Und thut ſie es, der Vater dort,
Mit Balſam auch nicht ſäumet.

Das

Braunschweig-Lüneburgsche Haus

am Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

II.

Sophie Dorothea,

Gemahlin Georg des Ersten, Königs von England.
1660 — 1726.

von H. von Montenglaut.

Sophia Dorothee, im Jahre 1660 zu Celle im Fürstenthum Lüneburg geboren, war die Tochter des letzten regierenden Herzogs von Celle, Georg Wilhelm, und der in Folge des grausamen Wiederrufs des Edicts von Nantes mit ihren Eltern und Verwandten aus Poitour in Frankreich ausgewanderten Marquise Eleonore D'Olbreuse, welcher der Herzog, alle Hindernisse überwindend, zu dem Rang seiner Gemahlin erhoben hatte. Schön, wie einst ihre Mutter, vereinigte Sophie den heiteren, frohsinnigen Gleichmuth und das

stillglühende Herz der südlich geborenen Mutter mit dem hellen Scharfblick, und dem stolzen Selbstbewußtsein des tapfern nordischen Vaters. Aus dem dunkel strahlendem Auge schlich sich gern die sanfte Mitleidsthräne über die liebliche Rosenwange, wenn ihre Fürbitte für irgend einen Unglücklichen fruchtlos bleiben mußte, und sie kein Rettungsmittel selbst in keiner eigenen Aufopferung zu erdenken vermochte.

Von ihrem Vater aufs zärtlichste geliebt, von ihrer Mutter angebetet, ward sie zwar an einem glänzenden Hofe, aber nach strenger Sitte ihres mütterlichen Vaterlandes, besonders bei protestantischen Familien jener Zeit, erzogen. Mit allen schönen Künsten, und den Dichtungen, die Frankreichs und Italiens Litteratur ihr bieten konnten, bekannt, erwuchs sie unter dem Schutze der Grazien; und die hohe Unschuld, die ihr ganzes Wesen verklärte, machte sie ihren Freunden zu einem Gegenstande der Anbetung, indem sie ihre Neider verstummen hieß.

Unter die ersten gehörte vorzüglich ein Jüngling aus edlem schwedischem Geschlecht, ein Sohn des Grafen Conrad, Christoph von Königsmark, und Neffe des berühmten Feldherrn Otto desselben Namens.

Jene so grausame und doch buntscheckige Zeit, die der Politik sogar Schmetterlingsflügel angeheftet zu haben scheint (so oft wechselte diese ihre Freunde und Widersacher), mußte wohl in der früheren Epoche, wo die niedersächsischen Reichsstände sich der schwedischen Allianz noch freuten, den jungen Königsmark (Schwa-

ger der bekannten schwedischen Feldherrn, Löwenhaupt, und Steenbock) an den Hof des, seinen Landsleuten jetzt feindlich gegenüber stehenden, Herzogs von Celle geworfen haben, wo der Jüngling sich nun von der väterlichen Milde desselben, wie der schwesterlichen Freundlichkeit der jungen Prinzessin, in unzerreißbaren Banden gefesselt fühlte.

Nur ihrem Dienst zu leben, im Anschaun ihres Glücks das seinige für immerdar zu begründen, war sein freudiger Vorsatz; als er von allen Hofleuten zuerst, mit einem, von der zärtlichsten Theilnahme geschärften Blick, die feurige Liebe bemerkte, womit der älteste Sohn des Herzog Ullrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, August Friedrich, an den Blicken der jungen Prinzessin hing, welche ihn mit der rührendsten Unbefangenheit die Erwiederung seiner Gefühle gestanden. Herzog Anton Ullrich, den die Geschichte mit Ehrfurcht den „Weisen und Gütigen" nennt, war von der Meinung seiner Zeit befangen, ein großer Verehrer Ludwig des XIV. Dieser Umstand verschaffte ihm nicht nur den entschiedensten Einfluß auf die auswärtigen Angelegenheiten, sondern er war auch schon von seinem Bruder Rudolph öffentlich zum Mitregenten ernannt worden. Hatten nun auch mehrere Große sich dem Herzog Georg Wilhelm von Lüneburg-Celle durch eine Bewerbung um die Hand seiner Tochter näher anzuschließen gesucht: so schien diesem doch eine Verbindung derselben mit dem braunschweigischen Prinzen um so erwünschter, da sie

die Gefühle der geliebten Tochter begünstigte; weshalb auch die feierliche Verlobung am 10. Decembr. 1675, im funfzehnten Lebensjahre der lieblichen Braut, erfolgte.

Aber schon diese frühe Blume, die eine schuldlose Liebe auf ihrem Lebenspfade erblühen ließ, entblätterte ihr feindliches Geschick. Der Kaiser hatte kurz vorher den fürstlichen Jüngling in Wien mit Wohlgefallen erblickt, und des angebornen Heldensinnes seines Namens eingedenk, ihn auf der Stelle zum Obristen des sparrischen Infanterie-Regiments ernannt.

Bei der Nachricht, daß dieses Regiment zur Belagerung von Philippsburg aufbrechen müsse, riß eine ehrenvolle Nothwendigkeit den Liebenden von der Seite der zärtlichen Braut. In der Hoffnung, der blühenden Myrthe, auf dieser jungfräulichen Stirn, den dunkeln Lorbeer des Siegers beizuflechten, schied er ahnungs-, aber nicht schmerzlos, und wenn auch ihre Thränen in heißen Strömen flossen, so dachte sie doch nicht, daß alle ihre Kränze sich bald in einen einzigen Cypressenzweig verwandeln sollten.

Wie von seines großen Ahnherrn Heinrichs Geist umschwebt, ist ihr ritterlicher Held überall Sieger, wo sein gefürchtetes Schwert den Franken entgegenblitzt. Am sechsten August 1676 erstürmt er unter dichtem Kugelregen eine französische Schanze. Aus dem erfochtenem Siege schöpft er nur glühendern Durst nach neuem Ruhm. Sein Volk, die Welt, die Geschichte, schwindet vor seinen Augen, Sophie soll ihn bewundern,

und ihn ihren Heros nennen. Da wagt er sich zu tief in die Gefahr; eine feindliche Kugel trifft die treueste teutsche Brust, und er haucht am zwei und zwanzigsten August die reine Heldenseele aus.

Der tiefe Schmerz, der bei dieser trauervollen Nachricht die hohen Eltern der unglücklichen Braut durchdrang, ward durch die Angst vor dem Eindruck geschärft, den dieser Verlust auf diese Letztere machen mußte, welche den entschlafenen Helden mit der ganzen Gluth einer ersten und begünstigten Leidenschaft liebte. —

Lange stand man an, ihr das furchtbare Geheimniß mitzutheilen, bis sie in dem immer trübern Ernst ihres Vaters, den erbleichenden Wangen ihrer Mutter, und den kaum niedergekämpften Thränen des jungen Königsmark, wenn er sich unbemerkt glaubte — die verhehlte entsetzliche Wahrheit ahnete, deren Gewißheit sie in einen bewußtlosen Zustand warf, und auf den Punkt brachte, wo ihr der Todesengel eine baldige Wiedervereinigung mit dem Geliebten, und Rettung von der schmachvollen, ihrer späterhin harrenden Qual (fast grausam —) verhieß, da er sie nicht gewährte.

Während ihre zärtlichen Eltern sich einzig mit der Pflege und dem Trost der geliebten Tochter beschäftigten, und der tief betrübte Vater des Beweinten alle ihm eigene männliche Standhaftigkeit aufwendete, um in dem ihm gebliebenen, hoffnungsreichen Sohne einen Ersatz für den verlornen Unvergeßlichen zu finden, überläßt man sich am nah befreundeten han-

növerſchen Hofe einer — (wenn auch ſchicklich verhehlten) Freude über die Auflöſung eines Ehebündniſſes, das man nur mit mißfälligen Blicken betrachtet hatte.

Schon längſt hatte Herzog Ernſt Auguſt mit wachſender Beſorgniß zugeſehen, wie ſein älterer Bruder, Georg Wilhelm, Miene machte, die nicht urſprünglich zum celliſchen Theile gehörigen, als neu erworbene, nicht im Receß begriffene Beſitzungen der geliebten Tochter zum Brautſchatz mitgeben zu wollen. Noch größere Gefahren konnten den gehofften Länderzuwachs bedrohen, wenn des Kaiſers Anſtrengungen gegen Frankreich ohne Erfolg blieben, und Ludwig der XIV, dem der celliſche, wie der braunſchweigiſche Hof insgeheim ergeben war, durch Siegerglück in die Lage kam, eine entſcheidende Stimme in Teutſchlands Angelegenheiten zu erlangen.

Wenn alſo der Tod des braunſchweigiſchen Prinzen ſeinem Oheim in Hannover wie ein wohlthätiges Ereigniß erſcheinen mußte, wodurch ihm ein Aufſchub des Befürchteten erwuchs; ſo bemerkte doch ſeine Gemahlin, von umſichtigen Räthen unterſtützt, ſehr richtig, daß noch mehrere liebenswürdige Brüder des gebliebenen jungen Helden am Leben wären, deren einem die Prinzeſſin Sophie Dorothee zu vermählen, ſich beider fürſtliche Eltern leicht entſchließen könnten.

Ja noch furchtbarer ward dem hannöverſchen Cabinette der Gedanke, daß der rüſtige Georg Wilhelm beim möglichen Abſterben ſeiner von Geſundheit zarten

Gemahlin sich ebenbürtig vermählen, und alsdann die Erbfolge seinen leiblichen Erben, zum Präjudiz des hannöverschen Hauses zufallen müßte.

Diese politischen Rücksichten bestimmten im Jahre 1682 jenes Haus zu der Meinung, mit dem Herzog Georg Wilhelm von Celle ein enges Band, und zwar durch eine Werbung des Erbprinzen von Calenberg Georg Ludwig, nachmaligen Königs von England, um die Hand seiner Cousine, der Prinzessin Sophie Dorothea einleiten zu müssen. Da aber ein mahnendes Bewußtsein die Churfürstin Sophie der vielen Beleidigungen gedenken ließ, welche sie seit Jahren auf die Herzogin von Celle gehäuft, und sich also die Abneigung nicht verhehlen konnte, womit letztere auf das in Rede stehende Bündniß blicken, ja dasselbe wahrscheinlich mit allem Einfluß, den ihr die Liebe über ihren Gemahl verschafft hatte, hintertreiben würde; so beschloß die Beleidigerin, durch List und Entschlossenheit allen möglichen Gegenmaßregeln der Beleidigten zuvorzukommen, und ihr in diesem Siege eine verletzende Demüthigung zu bereiten.

Kälter, als je, standen sich gerade um diesen Zeitpunkt die Churfürstin und ihr Gemahl gegenüber. Vom verderblichen Beispiele Ludwigs des XIV. hingerissen, der allgemein, auch da, wo man die Falschheit seines Cabinets verabscheute, als Muster der Männer aufgestellt ward, ließ sich der Churfürst von einer blendend schönen, allen sinnlichen Genüssen hingegebenen Frau unumschränkt beherrschen; sowie der Churprinz,

dem die Prinzessin von Celle aufzuopfern, sich seine staatskluge Mutter anschickte, in den Fesseln einer ränkevollen Schwester der Favoritin seines Vaters lebte. Letztere, aus einem edlen hessischen Hause abstammend, war an einen gewöhnlichen, sich durch nichts auszeichnenden, hannöverschen Edelmann, einen Herrn v. Platen, verheirathet, welchem der Churfürst, um die geschmeidige Toleranz zu belohnen, mit der er das Verhältniß der Gattin zu seinem Herrn in dem Grade begünstigte, daß er von jener, fast immer getrennt, auf seinem Schlosse Linden lebend, sich nur um dessen Verschönerung zu kümmern schien, den Reichsgrafenstand vom Kaiser verschafft, und ihn zu seinem ersten Minister erhoben hatte. Die neue Gräfin ward oft von den Schmeichlern des Hofes mit der Maintenon verglichen, die sie an Reizen übertraf, wenn sie ihr auch an Geist und wahrer Anhänglichkeit für ihren erhabenen Liebhaber weit nachstand.

Ihre schon erwähnte Schwester, Frau v. Wick, konnte weder für schön, noch anmuthig gelten. Es mangelte ihr an der Geistesgröße, um Patriotin, oder nur treue Unterthanin im ächten Sinne, sich zu den darauf beziehenden Entsagungen rücksichtlos verstehen zu können; an Liebesfähigkeit, um dem Glücke des jungen fürstlichen Geliebten ihr eigenes freudig opfernd, aus diesem Opfer seinen Himmel aufblühen sehen zu wollen. Eine ganz gewöhnliche, nach Reichthum und allen Genüssen befriedigten Uebermuths begierige Frau,

konnte sie in der projectirten Vermählung des Churprinzen nur eine Schmälerung ihres Ansehns, und Vereitelung ihrer eigensüchtigen Absichten erblicken. — Selbst die Gräfin Platen erbebte in Stillen bei dem Gedanken an den möglichen Einfluß, den eine junge, reizende, anschmiegende Schwikgertochter auf das Gemüth eines Mannes gewinnen konnte, der bis jetzt noch keine Liebe in ihrer wahren Gestalt gesehen hatte. Beide Frauen beeiferten sich schon jetzt, den Vater, wie den künftigen Gemahl, gegen die noch nicht geworbene Braut einzunehmen; und die Abneigung des Letztern gegen diese, seinen liebsten Neigungen widersprechende Verbindung ward immer entschiedener, je mehr jene Listigen sie ihm als standeswidrig, und eine Beleidigung seines Fürstenstolzes vorspielgelten.

Unmöglich konnte diese Unheil bringende Lage der Dinge ein Geheimniß vor der Churfürstin sein, da ihr Sohn, nicht gewöhnt, seinen Aufwallungen zu gebieten, noch sich zarten Rücksichten schonend zu fügen, die feindliche Stimmung keinesweges verhehlte, welche die Absichten seiner Eltern um so lebendiger in ihm aufregten, da er sich ihnen, aus nothwendiger Achtung vor der Meinung der Stände, nicht offenbar widersetzen durfte. — Dennoch verdient die Churfürstin Sophie keinesweges in die Classe der Medizäerinnen, und anderer gekrönter Verbrecherinnen gewiesen zu werden. An Liebe verarmt, mehr Regentin, als Mutter und Frau, meinte sie es treu mit ihrem Lande und dessen Fürstenstamm. Die Folge hat sie selbst als

Schwiegermutter der Unglücklichen, die der Haß empfing, wo sie Liebe erwarten durfte, im Glanze einer milder, theilnehmenden Frau gezeigt, da es in ihrem Charakter lag, derselben Verfolgten freundliche Großmuth zu beweisen, welcher sie im Glücke ihre Liebe gewiß fortwährend versagt haben würde.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, bewundern wir die hohe Frau, als sie im Conseil sich mit der, ihrem männlichen Geiste eigenen, Entschlossenheit erhebt, und, alle kleinlichen Rücksichten übergehend, ausruft: — „Ich selbst will allen Schwierigkeiten „ihr Ziel setzen, will nach Celle, um in wenig Ta„gen dem Lande die Bürgschaft einer wohlthätigen Un„theilbarkeit, und meinem Stamme den gewissen Be„sitz aller gesammten cellischen Herrschaften mitzubrin„gen.“

Gewöhnt, Entschluß und That zusammentreffen zu lassen, überlegen die staunenden Räthe noch das Für und Wider eines so ungewöhnlichen Schrittes, als schon Sophie sich, von einer einzigen Dame begleitet, in den Wagen wirft, und die Nacht durch fährt, um mit dem ersten Sonnenstrahl dieses verhängnißvollen Tages am Hofe ihres Schwagers einzutreffen.

Noch hatte das herzogliche Ehepaar das gemeinschaftliche Schlafgemach nicht verlassen, als es sich zu seinem größten Erstaunen durch die ans Wunderbare grenzende Erscheinung der Churfürstin geweckt sah, welche unter dem Vorwande, ihren hohen Verwandten eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, jede An-

meldung verhindert hatte, und aller Rücksprache der fürstlichen Eheleute zuvoreilend, bis in das Heiligthum häuslichen Vertrauens mit raschen Schritten gedrungen war.

Deutlich war sie der Ueberlegenheit sich bewußt, die ihr trotz aller Mißverständnisse die klare Umsicht ihres Verstandes, ja sogar die stolze Offenheit selbst, womit sie ihre Abneigung gegen die fremd geborne Schwägerin unverhohlen gezeigt, auf das Gemüth des, alle geistige Kraft verehrenden, selbst so gerade gesonnenen Georg Wilhelm erhalten hatte. Demnach begann sie, nach einer flüchtigen Begrüßung seiner Gemahlin, mit dem Herzoge, alle herkömmliche Form umgehend, sogleich ein Gespräch in teutscher, Eleonoren noch immer unverständlicher Sprache.

Hier setzte sie ihm mit dem Scharfblick eines guten Ministers, der Gewandtheit eines feinen Diplomaten, und der lebendigen Phantasie einer für ihren Plan eingenommenen Fürstin und Mutter alle Vortheile auseinander, welche aus der Verbindung ihrer beiderseitigen Kinder, für ihre, gegen die Anmaßungen des wolfenbüttelschen Hauses verbundenen Völker, für die Nachkommen dieser Kinder selbst, wie für den augenblicklichen, in friedlicher Ruhe sich begründenden, Wohlstand beider Länder hervorgehen müßten.

Noch schwankte Georg Wilhelm, — ein flüchtig geworfener Blick auf die in Besorgniß schwimmenden Augen der, von dieser Berathung stillschweigend ausgeschlossenen Gattin schien sogar eine die Verhandlung

abbrechende Antwort auf seine Lippen zu rufen; als die gewandte Churfürstin, der diese Bewegung nicht entging, gerade aus dieser natürlichen Regung die Schlinge zu weben verstand, welche dem freien Entschluß des Herzogs Fesseln anlegen sollte, indem sie die Wünsche des Gatten an die Pläne der Sprecherin knüpfte.

Sie erinnerte ihn an die allgemeine Liebe der Unterthanen für seine Gemahlin, malte ihm die freudenleere Einsamkeit dieser letzteren, auf den Fall seines Ablebens aus, wenn ihre Tochter auswärts vermählt, der Churprinz Georg, Herzog von Celle, in dieser Stadt residirend, und sie genöthigt sein würde, entweder wie eine Fremde in dem Lande zu leben, wo sie als Herrscherin verehrt ward, oder dem fremden Schwiegersohne in eine ferne Gegend zu folgen; statt sie im Kreise der Ihrigen, fast in dem alten Verhältnisse, und den gewohnten Umgebungen, dem heitersten Lebensabend entgegensähe, wenn der Churprinz, einst Celle's Regent, sie als Schwiegermutter zu verehren habe. — Dieser Grund entschied! Ohne sich weiter zu besinnen, gab der Herzog das wichtige Ja, und freudetrunken kehrte die Siegerin mit der Gewißheit nach ihrer Residenz zurück, daß Georg Wilhelm eher das Entsetzlichste, als die Schande wählen würde, sein Wort zu brechen. Wohl bedurfte es des ganzen Gewichtes dieser so heiligen Rücksicht, um den Herzog gegen die Vorstellungen und Thränen seiner Gemahlin zu stählen, als sie die selbst erlittenen Kränkungen, und

alle sie daraus persönlich bedrohende, künftige Geringschätzung, nur flüchtig berührend, sich aber mit der ganzen Wärme einer edlen Frau über die sittenlose Lebensweise des hannöverschen Hofes, und namentlich des Churprinzen, seiner wahnsinnigen Leidenschaft für Frau von Wick, und den unheilreichen Folgen einer solchen Verbindung für das Glück ihres einzigen Kindes aussprach, des Kindes, das noch immer mit heiliger Treue das Bild ihres verklärten Helden im trauererfüllten Herzen trug. Wie von prophetischem Geiste getrieben, warf sie sich zu den Füßen ihres Gemahls, alle entsetzlichen Ahnungen vor ihm enthüllend, die ihre gequälte Brust durchzuckten.

Vergebens ließ der unerweichte Gatte und Vater die einst angebetete Eleonore seine Knie umfassen. Er schalt sie eine Schwärmerin, erinnerte sie nicht ohne Härte an die höheren Opfer, die das Schicksal den Regenten auferlegt, und ermahnte sie, durch würdige Fassung bei der Erfüllung dieser Pflichten sich des Ranges würdig zu zeigen, wozu er sie erhoben habe.

Willenlos, in dieser neuen Verbindung nur eine bittere Beimischung der ihr liebgewordenen Schmerzen erwartend, ließ sich Sophie Dorothea wenig Tage nach jener schnell beendeten Verhandlung, am 21. November 1682, von dem ihr aufgedrungenen Bräutigam zum Altar führen.

Der ausnehmende Glanz, der bei dieser Vermählung die Stelle der beglückten Liebe ersetzen sollte, mußte der staunenden Menge wie eine Art Wunde

erſcheinen, da ſo wenig Zeit zu den Zubereitungen geblieben war.

Aber dem Volke, welches nie ſchärfer ſieht, als wenn es an dem beneideten Glücke der Großen Mängel entdecken kann, fiel der ſcharfe Gegenſatz lebhaft auf, den eben dieſe Eile zu der kalten, faſt höhniſchen Miene des Bräutigams, welche es deutlich ausſprach, wie er der Prinzeſſin durch ſeine Hand eine nicht von ihr gebührend gewürdigte Ehre zu erweiſen glaube, und der tiefen Trauer auf der blendend ſchönen Stirn der jugendlichen, in ſtiller Majeſtät hinſchreitenden Braut bildete.

Schon an dieſem feſtlichen Tage netzten tauſend ungeſehene Thränen den fürſtlichen Purpur der Mutter und Tochter. Der Herzog geſtand ſeiner Gattin mit Wehmuth, ſich übereilt zu haben, und wenn er auch ſeine Faſſung bald wieder gewann, und der Churprinz, an der Idee von Gewißheit ungetheilter künftiger Herrſchaft wie an einem Erſatz für ein verhaßtes Bündniß hing; ſo war doch die Churfürſtin Mutter (Liebe in fürſtlichen Ehen für unweſentlich haltend) und im Siegesgefühl, ihre Pläne durchgeſetzt zu haben, die einzige Glückliche in dieſem glänzenden Kreiſe.

Koſtbare, von koſtbareren verdrängte Feſte feierten bald darauf den Einzug des jungen Fürſtenpaares in der Reſidenz Hannover, und waren nebenher beſtimmt, die ſich immer gleich bleibende, ruhige Kälte der Churprinzeſſin, wie den dadurch im Stillen bitter werdenden Widerwillen ihres Gemahls, in eine

freundlichere Stimmung aufzulösen. Als Besiegerin aller, selbst mancher mit Vorurtheil gegen die halb Fremde eingenommenen Herzen, entließ Sophie Dorothea die erste zahlreiche Cour, bei welcher die Blüthe jenes, durch Alter und Tapferkeit ausgezeichneten Adels ihr aufgewartet hatte.

Alles war von ihrem anmuthigen, würdevollen Wesen, und dem freundlichen Empfange bezaubert, womit sie jedem der Vorgestellten etwas Verbindliches zu sagen gewußt hatte. Nur die Gräfin Platen und ihre Schwester konnten es sich nicht verhehlen, daß die Prinzessin ihren herablassenden Bewillkommnungsworten einen Blick stolzer Mißbilligung hinzugefügt hatte, der aber jeden Anflug von Eifersucht ausschloß, wodurch er für Frau v. Wick um so demüthigender ward. Eine Aufrichtigkeit, welche die edle Prinzessin nicht in die Gunst des Schwiegervaters vorrückte, und den einzigen, für sie aus dem allgemeinen Beifall aufglimmenden, Funken in ihres Gemahles Busen vollends erstickte.

Angenehm ward sie bei jener Cour von der zärtlichen Aufmerksamkeit ihrer Eltern, durch den unerwarteten Anblick ihres Jugendgespielen Königsmark überrascht, dem ihr Vater eine Stelle im Heere des Churfürsten verschafft hatte; vielleicht um sie auf diesem neuen, so schlüpfrigen Pfade nicht allein ohne einen zuverlässigen Bekannten zu lassen.

Der zwanzigjährige Königsmark galt für einen

der schönsten Männer seiner Zeit. Seine hohe, schlanke Gestalt, sein regelmäßiges, von tiefblauen Augen überstrahltes Antlitz, das dunkel-blonde Locken wie eine Glorie umflossen, ward von der edelsten Haltung, und einem gebietenden Ausdruck sanfter Würde verschönert. Nur Prinz Carl, der jüngere Bruder des Churfürsten, schön, lebhaft, mit einem Anstriche jener liebenswürdigen Keckheit überflogen, die, aus der Gewißheit des Sieges hervorgehend, ihren Besitzer gewöhnlich zum Sieger erhebt, durfte mit ihm in die Schranken treten. Der Prinz hatte sich mit jugendlicher Wärme schnell an ihm geschlossen, und Königsmark kam seinem Wohlwollen um so dankbarer entgegen, da ihm dieses Verhältniß den Zutritt zu der Churprinzessin, — deren Verlassenheit er tief empfand, — ungewöhnlich erleichterte.

Beide Jünglinge waren die gefeierten Helden des Tages, an einem Hofe, der an Feinheit, Luxus, und sinnreich erfundenen Vergnügungen von keinem in Teutschland, den kaiserlichen ausgenommen, übertroffen ward. Ihre Gegenwart schien den kältesten weiblichen Physiognomien jene reizende Lebendigkeit zu ertheilen, die aus dem schuldlosen Wunsche, zu gefallen emporblühend, ein alltägliches Gesicht verschönert, und die Schönheit unwiderstehlich macht. Auch die Gräfin Platen, die unumschränkte Beherrscherin des Beherrschers, fand sich bald von der Liebenswürdigkeit des schönen Schweden mächtig angezogen, und bemühete sich so wenig, den empfangenen Eindruck zu verbergen, daß

dieser Niemand am Hofe, als nur dem, der ihn hervorgebracht hatte, ein Geheimniß blieb.

Fast schon ein Jahr war in dieser, sich um Lustbarkeiten und Intriguen aller Art drehenden, Einförmigkeit entschwunden, ohne daß die stets heiter erscheinende Sanftmuth der liebenswürdigen Churprinzessin ihren Gemahl zu rühren, noch ihre jugendlichen Reize ihn aus den Fesseln der weit ältern, und minder schönen Frau von Wick zu entstricken vermogten.

Einsam an einem geräuschvollen Hofe, von ihrem Schwiegervater mit gemessener Höflichkeit, und seiner Favoritin mit dem schneidenden Uebermuthe behandelt, der allen Usurpatoren jeder Art eigen ist, sah sie sich von ihrem Gemahl verlassen, und die kindliche Ergebenheit, welche sie den Tugenden der Churfürstin so gern weihen wollte, von dieser mit frostigem Ceremoniel erwiedert. Eben dieses fast an alle Stunden gekettete, nur in der Form verschiedene, Ceremoniel beraubte sie beinah aller ruhigen Muße zur Erholung im Schooße der Künste und Wissenschaften, die man ihr zur Verschönerung des Lebens kennen gelehrt, ohne zu ahnen, daß sie einst ihre einzige Trösterin sein würden. Noch aber war dieser Zeitpunkt nicht gekommen, und es blieb der freudearmen Prinzessin keine andere Erheiterung, als die kleinen Nachmittagsgesellschaften, welche in ihrem Zimmer bis zur Stunde des Abendzirkels bei der Churfürstin die Blüthe der geistreichen Jugend beiderlei Geschlechts zu versammeln pflegte, und an deren Spitze zu stehn, ihr

fürſtlicher Schwager Carl und ſein Freund Königsmark ſich zur beſondern Ehre rechneten. Ausgeſchloſſen von dieſen gemüthlichern Zirkeln, und befliſſen, allenthalben mit der Churprinzeſſin zu wetteifern, pflegte die Gräfin Platen, gerade um dieſelbe Stunde, eine Art von Hof um ſich zu verſammeln. Schon das Fehlgeſchlagene ihrer Hoffnung, Sophien dadurch des größten Theils ihrer Geſellſchaft zu berauben, verſtimmte ſie. — Der unausgeſetzte Vorzug aber, den Prinz Carl und Königsmark jenem beſſern Zirkel gaben, empörte ihren übermüthigen Stolz, und erfüllte ſie mit eiferſüchtigen Vermuthungen.

Endlich erſchien für Sophie Dorotheen, am dreißigſten October 1683, der Tag, von dem ſie unter Todeswehen ihre künftige Ruhe auf eine oder andere Weiſe zu erkämpfen hoffte. Sie gebar einen Sohn. —

Dies Ereigniß, welches den feindlichſten Gatten verſöhnt, Entzücken in die Hütten niedriggeborener Naturmenſchen verbreitet, und Thränen der Freude auf die ſorgengebleichte Wange der Dürftigkeit lockt, konnte nicht die kalte, von ſelbſtſüchtigen und ſträflichen Leidenſchaften bewegte Bruſt dieſer glatten Hofmenſchen erwärmen. Wenn auch der Churfürſt dem Lande die Geburt eines Prinzen durch Kanonen-Donner und prächtige Feſte verkündete, und ſeine Gemahlin in demſelben eine Stütze ihrer ſtets wachſenden Größe anlächelnd, der Wöchnerin eine vorübergehende mütterliche Fürſorge erzeigte: ſo ſegnete doch kein Vaterkuß den Neugebornen; keine Freuden-

thräne-netzte die bleiche Stirn der jungen Mutter; sie erwarb von dem in todter Gleichgültigkeit versteinten Gatten und Vater nur was der kalte Wohlstand ihm schlechterdings unmöglich machte, ihr zu versagen.

Prinz Carl allein erfreute sich einer theilnehmenden Brust, in der er sein Entzücken, als er die überstandene Gefahr der geliebten Schwester vernahm, unverhohlen ausströmen durfte. Königsmark theilte seine Gefühle, und ihm erwirkte der Prinz den erfreulichen Auftrag, die frohe Kunde den besorgten Eltern der Prinzessin nach Celle überbringen zu dürfen.

Ganz Vater, vergißt Georg Wilhelm bei dieser Nachricht alle frühern Besorgnisse um das Schicksal der geliebten Tochter, deren künftiges Glück er in diesem frohen Ereigniß fest begründet glaubt. — Königsmark selbst, so genau ihm die Verhältnisse bekannt sind, läßt seine jugendliche Phantasie von den frohen Hoffnungen des Vaters anstecken, und beobachtet auch gegen die zärtliche Mutter, in deren entzückten Blicken sich noch bange Besorgniß mischt, ein unverbrüchliches Stillschweigen. Hätte er sich in diesem entscheidenden Augenblicke mit der Offenheit, wozu ihn seine treue Ergebenheit berechtigte, über die Lage der Prinzessin deutlich erklärt, gewiß würde Georg Wilhelm sich noch einmal in seiner ganzen Kraft erhoben, und das Gräßliche abgewendet haben, wodurch er später bewogen ward, diese Kraft selbst zum Zerschmettern des eigenen Kindes zu verwenden.

Auffallend war die, mit diesem Fürsten seit der

Vermählung seiner Tochter vorgegangene Veränderung. Gleich als wäre mit dieser seiner hohen Thätigkeit jeder theure Zweck entrissen worden, entzog er sich nach und nach der persönlichen Verwaltung der Regierungsgeschäfte, und überließ selbige größtentheils einem umsichtigen Minister — Bernstorf. — Zwar hätte die Herzogin, der bei der Selbstthätigkeit ihres Gemahls eine nicht unwirksame Einmischung frei stand, sich diesen Einfluß hauptsächlich aus wohlthätigen Absichten für ihre Freunde gern erhalten, und konnte also nur mit Widerwillen die Zügel der Herrschaft nach und nach gänzlich in die Hände eines Mannes gleiten sehen, von dem sie wußte, daß er ihre Familie, wie ihre Landsleute haßte, und den sie sogar wegen feindseliger Ränke gegen ihre Person in Verdacht hatte.

Dies war die erste Wolke an dem bis jetzt ungetrübten Himmel des fürstlichen Ehepaares; aber sie schien sich immer mehr zum drohenden Gewitter zu gestalten, als der Herzog, durch einen wunderbaren Eigensinn des größten Räthsels in der Natur, — des menschlichen Herzens, — gerade in dieser selbstgewählten Unthätigkeit einen Grund bitteren Unmuthes zu sehen, den ersten Quellen seines vielfachen Verdrusses nachzusinnen, und die arme Herzogin mit Blicken zu betrachten begann, die sie und ihre Liebe als die Grundursache alles Unangenehmen anzuklagen schienen. — Plötzlich riß er sich in solchen Augenblicken los, um auf der Jagd eine Zerstreuung zu suchen, die ihm das sanfte Liebeswort der tiefbetrübten Eleonore nicht mehr zu bereiten vermochte.

Während auf dieſe Weiſe das Schickſal dem celliſchen Hauſe eine vorläufige ernſte Mahnung gab, war die Churprinzeſſin von Hannover blühender, als je, in den Kreis derer getreten, deren liebevolle Bewunderung ihren neuen Lebenspfad mit friſchen Blüthen zu beſtreuen allein im Stande war, die ſich aber damit begnügten, das Feſt ihrer Geneſung durch einen der glänzendſten Bälle zu verherrlichen. — Die Gräfin Platen, gewohnt, die Churprinzeſſin im äußern Glanze zu verdunkeln, freute ſich auch jetzt des bevorſtehenden Triumphes. Wie ſehr aber erſtaunte ſie, als Sophie Dorothea, deren Herz in dem Beſitz eines geliebten Kindes befriedigt war, und die, in dieſem glücklichen Gefühle ermuthigt, ſich vorgenommen hatte, ihre Feinde zu demüthigen, und ihrer Würde als Fürſtin, und Mutter, alle gebührende Ehrfurcht zu verſchaffen, mit der Miene hohen Selbſtbewußtſeins und einer wahrhaft königlichen Haltung des ſchönen, vom ſtrahlenden Diadem geſchmückten Hauptes, hereintrat.

Sie begrüßte die ganze Verſammlung mit einem huldvollen Lächeln. Die Churfürſtin näherte ſich ihr zum erſten male mit einem Ausdruck von Achtung, die ſie ihr ſeitdem immer bewahrte. Selbſt ihr Gemahl ſtaunte ſie einen Augenblick bewundernd an, und wollte ſich eben mit freundlicher Anrede zu ihr wenden, als er einem tief verachtenden Blick begegnete, mit dem ſie eine dreiſte Annäherung der Frau v. Wick zu Boden ſchlug. Knirſchend zog er ſich zurück, und der Ver-

söhnungsengel war auf ewig von ihnen gewichen. — Die nichts gewahrende Churprinzessin, welche bis zu ihrer Niederkunft in ihrer schwachen Gesundheit den Vorwand gefunden hatte, sich vom Tanze zurückzuziehen, überließ sich heute mit dem ganzen Verlangen, ihrem Gemahl zu gefallen, der dieses Vergnügen liebte, demselben, und ein sarkastisches Lächeln überflog ihr schönes Antlitz, als sie vor den staunenden Blicken der Hofleute, alle Grazien zierlicher Wendungen entfaltend, eine an Entzücken streifende Bewunderung bemerkte, die keine ihrer höhern Eigenschaften von ihnen hatte erringen können.

Nicht mehr die von einem Zuge wehmüthiger Trauer verschönte, anspruchlose Lilie — nein! eine Bewunderung gebietende, den Dorn nicht mehr schüchtern verbergende, stolze Rose war es, die vom Zephyr gewiegt, in die Reihen jugendlicher Schwesterblumen schwebte; und manches rasche, ihren blühenden Lippen entschlüpfende Witzeswort, das die hämisch lächelnden wie Bienenstich traf, da es sie in Verlachte umschuf, zeigte der feindlichen Parthei, was sie von der verwandelten Fürstin zu erwarten habe, und trieb sie zu den schleunigsten Maaßregeln.

Lauernd verfolgte die Gräfin, und ihre Schwester, jede Bewegung der Churprinzessin: und zornerbebend, nichts Zweideutiges darin auffinden zu können, verzweifelten sie schon an ihrem Siege, den ihnen die immer mehr bezaubernde Liebenswürdigkeit der Verhaßten ohnehin bald zu entreißen drohte. Da gewahrte plötz-

lich die Erste die begeisterten Blicke des Grafen Königsmark, womit er an eine Säule gelehnt, alles andere um sich vergessend, wie in anbetender Verzückung an der schwebenden Gestalt der fürstlichen Jugendfreundin hing. Daß er diese glühend liebe, konnte eine so erfahrne Kennerin nicht bezweifeln. Auch glücklich, schien ihr gewiß, da sie für stumme, in sich verschlossene Anbetung keinen Sinn besaß. Eifersucht riß sie über alle Schranken der Convenienz. Aus der Nähe des Churfürsten aufstehend, eilte sie auf den Grafen zu, ihn zum Tanz aufzufordern, und ihn mit einer Mischung von Wohlwollen und Bitterkeit über seine schwärmerische Verschlossenheit bei einem so glänzenden Glücke aufzuziehen.

Königsmark, der sie anfänglich gar nicht begriff, erschrak (ihren Charakter genau kennend) aufs tödtlichste, als ihr im stets wachsenden Unmuth der Name der Prinzessin leise entschlüpfte. Mit einem Blicke übersah er alle Gefahren, die dieser Augenblick im Schooße tragen konnte, und schnell entschloß er sich, sein Heiligstes, sich selbst, der Sicherheit einer Fürstin zu opfern, die er (wie es ihm mit einem male klar ward) mehr, als sein Leben liebte.

Nicht ahnete die Gräfin, daß sie selbst erst in diesem Augenblick den heiligen Schleyer von der verhüllten Isis Statue gezogen, dem arglosen, mit sich unbekannten Jünglinge seine tiefsten Gefühle kennen gelehrt, und ihn in einem Augenblicke zum Hofmann umgeschaffen hatte, dem, sein Theuerstes zu bewahren,

alle Künſte der Verſtellung zu Gebote ſtehn. Sie ſelbſt mußte dies zuerſt erfahren, denn Königsmark verſtand plötzlich die Kunſt, ihr alle Sonderbarkeiten ſeines bisherigen Betragens, die ſie ihm vorrechnete, als Wirkungen ihrer Reize auf ſein unerfahrnes Herz vorzuſpiegeln.

Er bekannte ſich ganz zu dem Ihrigen, und empfing die Erlaubniß, ſie vom Balle nach Hauſe zu begleiten, um die Erörterung ihrer Entwürfe zu vernehmen, die ihn bis zur ſchwindligſten Höhe erheben ſollten. Wirklich fiel dem Churfürſten die Veränderung ihrer Geſichtszüge auf, und von Beſorgniß über ihre vorgegebene Unpäßlichkeit ergriffen, beendete er den Ball früher, als gewöhnlich, die Gräfin nach ihrer Wohnung zu begleiten. Hieher folgte in einer Stunde der, von den widerſprechendſten Gefühlen gefolterte Königsmark, und hier ward ein unerhörtes Bündniß geſchloſſen, das Betrug aus Edelmuth, die Sünde überliſtend, mit einer Sünde beſiegelte.

Wenigſtens ging dem Grafen der Preis des Opfers nicht verloren. Die Gräfin war zu ausſchließend mit ihrer neuen, vielleicht ihrer erſten wahren Leidenſchaft beſchäftigt, als ſich im mindeſten um die angefeindete Churprinzeſſin zu bekümmern. Sie hatte genug zu thun, den Churfürſten in ſeiner bisherigen Blindheit zu erhalten, und auch ſeinem Sohne das Hellſehen in ihr eigentliches Verhältniß zu erſchweren. Daher denn beide Frauen ihre erhabenen Anbeter nicht mehr mit boshaften Einflüſterungen gegen Sophie Dy-

rolhea aufreizend, dieſe eine lang entbehrte Ruhe im Genuß der Mutterfreuden und ihrer kleinen geſelligen Zirkel ſchmeckte.

Wirklich ſchienen ſich die verſchiedenen Intereſſe aller erſten Perſonen des Hofes in dem Einen, Freude an der Untreue, zu vereinen, womit den Churfürſten ſeine Geliebte betrog. Die Churfürſtin ſah mit Wohlgefallen auf eine Falſchheit, die nach ihrer Meinung bald offenbar werden, den Betrogenen enttäuſchen, und die Treuloſe ihres Einfluſſes berauben mußte. Prinz Carl umarmte den Grafen tauſendmal dafür, daß er ſich „endlich, und zwar" (wie er meine) „ſo am rechten Orte verliebt habe, „weil „er nicht nur eine Menge Gutes dadurch ſtifte, ſon„dern auch ein fröhlicher Geſellſchafter geworden ſei." Dieſer war er wirklich geworden, weil er ſein ſtrafendes Gewiſſen mit der ſeligen Ueberzeugung beſchwichtigte, daß die Heilige ſeiner Gedanken ihre Ruhe ſeinem Falle verdanke. Sophie Dorothea ſelbſt freute ſich jenes Verſtändniſſes, deſſen ganze Ausdehnung ſie nicht ahnen konnte. Königsmark ward deſſen eines Abends gewiß. Denn, nachdem ſie, ihrer ſeit einiger Zeit angenommenen, unvorſichtigen Gewohnheit gemäß, im vertrautern Kreiſe die beiden Favoritinnen zur Zielſcheibe ihres ziemlich ſcharfen Witzes gemacht hatte; wendete ſie ſich plötzlich, wie im Scherze, mit dem Ausrufe an den ſich zuletzt beurlaubenden Grafen:

„Sie zürnen mir wohl, Graf? denn Sie ſtehen jetzt

„sehr gut mit der Platen.“ Kaum vermochte dieser sich zu halten; fast wär' er zu ihren Füßen gestürzt, seine Strafbarkeit einzugestehn, sie aber zugleich durch das offene Bekenntniß der Motive zum Verbrechen zu stempeln, als er, einige Entschuldigungen stammelnd, von der Fürstin mit den Worten unterbrochen ward:

„Sagen Sie keine Sylbe, ich habe Sie nicht ver„kannt, fahren Sie fort, den Haß dieser Frau gegen „mich zu entwaffnen, und sein Sie meiner dankbaren „Freundschaft gewiß.“ Freundlich entließ sie ihn, dem das Wonnegefühl der Entsündigung eine zermalmende Last von der Brust hob, und ihn seelig in die offenen Arme seines fürstlichen Freundes Carl stürzte. Dieser glaubte ihn um so gewisser von einem neuen Zärtlichkeitsbeweise der Gräfin überrascht, da er in der That allen Theorien über die Liebe zum Troß augenblicklich zu der Verhaßten eilte, sie durch ungewöhnlich leidenschaftliche Versicherungen in Erstaunen zu setzen.

Obschon der Churprinz fortfuhr, nur für Frau v. Wick zu leben, und von seiner Gemahlin keine Notiz zu nehmen; so konnte man doch auf ihren Zustand, der nicht durch geflissentliche Beleidigungen erschwert ward, die Behauptung anwenden, daß es schon Glück ist, ein Unglück weniger zu haben. Ueberdies ward sie durch eine unerwartet zunehmende Freundlichkeit des Churfürsten erfreut, und mit dankbaren Thränen benetzte sie seine Hand, als er ihr eines Morgens ankündigte, daß sie ihn auf einer Reise nach Celle zu ihren verehrten Eltern begleiten solle.

lebhaft, aber nicht ungestört, genossen die Erfreuten ihr gegenseitig ersehntes Wiedersehn. Den Churfürsten hatten politische Absichten an den Hof seines Bruders gebracht, dem, um ihn für jene geneigter zu stimmen, er die geliebte Tochter zuführte, deren Anwesenheit zugleich die Herzogin beschäftigen, und ihren Blick von dem eigentlichen Gegenstande der Reise abziehen sollte.

Es handelte sich von nichts Geringerem, als die bisherige, Wohlstand verbreitende Ruhe der lüneburgischen Provinzen unterbrechend, dem kaiserlichen Heere die braven lüneburgischen Truppen als Verstärkung gegen die sich erhebenden Kriegsmächte zu senden. Die zu einer solchen Sendung nöthige Geldsumme bedurfte, wie die Sache selbst, ernster Berathung, in welcher die sogenannte teutsche Parthei mit jener der Herzogin (welche vielleicht den durch die Localität selbst bestimmten Vortheil des Landes nicht genau zu übersehen vermochte) — durchaus nicht zu vereinigen war. Der, an der Spitze der Erstern stehende Bernsdorf war mit der Herzogin offenbar zerfallen, und Ernst August benutzte diese Spaltung, um sich beider mit diplomatischer Feinheit dahin zu versichern, von ihnen seinen Wunsch, einige seiner Räthe in das cellische Conseil zu bringen, befördert zu sehen. Dieses war ein Verlangen, dem beide kräftig sich zu widersetzen, ihr eigener Vortheil zu erheischen schien, da sich der einst so kräftige Georg Wilhelm unbedingt der Herrschaft seines Ministers hingegeben, dieser aber allmäh-

lich einen so entscheidenden Ton angenommen hatte, dem sein Herr keinen Widerspruch entgegenzusetzen wagte, und er also nur in der Herzogin eine muthige Widersacherin, sogar zuweilen seine Siegerin, fand; beiden aber durch die Einführung der hannöverschen Räthe ein Gegengewicht bevorstand, das alle ihre Strebungen entkräften mußte.

Die Herzogin übersah die ihr drohende Gefahr mit einem Blick, und besaß zu viel Klugheit, sich durch die auf ihre Zukunft beziehenden Versprechungen des Churfürsten täuschen zu lassen. Auch sie nahm zur ungewohnten Verstellung, als Nothwehr, ihre Zuflucht, und scheinbar in die Ansichten ihres Schwagers eingehend, ließ sie Bernstorf eine aufrichtige Versöhnung und gemeinschaftliches Zusammenwirken anbieten, um ein Ereigniß zu verhindern, das ihr für beide gleich demüthigend schien.

Dieser Minister hingegen, der seine wahrhaft großen Eigenschaften durch den kleinlichen Fehler, Beleidigungen nicht verzeihen zu können, befleckte, auch nebenbei erwog, wie das Wohlwollen des künftigen Regenten glänzendere Vortheile verhieß, als die ärmliche Freundschaft einer Frau, die, sobald sie Wittwe geworden war, nur freundliche Worte noch zu ertheilen hatte, verrieth diese dem Mächtigern, und stellte seinem Herrn die Billigkeit des hannöverschen Verlangens, die Nothwendigkeit, beide Höfe so genau zu verbinden, daß keiner ohne den andern etwas vollbrächte, den Vortheil, der für die Herzogin und ihre

Tochter künftig daraus erblühen müsse, wenn man dem Churfürsten einen so deutlichen Beweis des Vertrauens schenke, so lange und triftig vor, bis der Herzog, der Verhandlung überdrüssig, und begierig, ungestört sich selbst, und seinem einzigen Vergnügen, der Jagd, zu leben, in alles willigte, was man von ihm verlangte. Worauf auch wirklich die unmittelbar darauf erfolgende Einführung der hannöverschen Räthe Eleonoren ihres letzten Ansehns beraubte.

Unmöglich konnte die Churprinzessin, eine Zeugin der gegen ihre Eltern verübten Falschheit, mit liebender Ehrfurcht dem anhängen, der sich dieselbe unter ihren Augen, die heiligsten Regungen der Natur dazu mißbrauchend, erlaubt hatte.

Im Innersten empört, kam sie nach Hannover zurück, wo indessen Frau von Wick, der die spöttelnden Ausfälle der Fürstin gegen sie und ihre Schwester hinterbracht waren, ihren Rachedurst durch die giftigsten Anreizungen des Prinzen Georg gegen die Unglückliche gestillt hatte.

Nicht mit der gewohnten Gleichgültigkeit, nein — mit zur Schau getragener Geringschätzung ward diese von dem Gemahl empfangen, und nachdem er zwei Monate hatte verstreichen lassen, ohne sie eines Besuches, oder nur eines höflichen Wortes zu würdigen, ermannte sie sich, im Gefühl ihres Werthes, ihrer Pflicht zu genügen meinend, wenn sie einen Versuch wage, wenigstens die Achtung eines Gatten wieder

zu erlangen, deren Verlust sie nicht zu verdienen überzeugt war.

Unerwartet erschien sie eines Morgens in dem Vorzimmer ihres Gemahls, und drang, den sie meldenden wollenden Kammerdiener mit einem gebietenden Blicke zurückweisend, in das Cabinett, wo sich, wie sie wußte, Georg Ludwig allein befand. Von ihrem Anblick überrascht, stand er auf, um sich zu entfernen. — Sie vertrat ihm den Weg, und mit dem ganzen Zauber ihrer sanftesten Töne rief sie aus: „Nicht um Ihnen Vorwürfe zu machen, mein Gemahl — eine Bittende erscheine ich hier, die Sie „anflecht, ihr zu sagen, womit sie so unglücklich „war, Sie zu erzürnen. Bis jetzt glaubte ich Ihre „Achtung zu besitzen, und da ich mich derselben nicht „unwürdig fühle, so flehe ich Sie an, sie mir wieder „zu schenken, oder mir zu sagen, was ich thun kann, „mir sie zu erwerben.“

„Sich zu beruhigen, Madame,“ fiel der Prinz mit rauhem Tone ein, indem er rasch das Zimmer verließ. Tief gekränkt, tödtlich erschrocken, blieb der unglücklichen jungen Fürstin kaum die nöthige Fassung, um beim Hinausgehen den Hofleuten die erlittene Demüthigung zu verbergen. Mit schwankenden Schritten erreichte sie ihre Gemächer, wo ihre vertraute Hofdame, Fräulein v. Molk, und Graf Königsmark über den Zustand erschraken, worin sie ihre angebetete Gebieterin erblickten. Sie wagten es, auf ihre erprobte Treue sich berufend, sie um Mittheilung des

neuen Kummers zu beschwören, der sie betroffen habe. Der Unglücklichen brach das Herz, und unter lautem Schluchzen sprach sie zum erstenmale unverhohlen über die erlittene Behandlung. Vergebens strebten Beide, die Weinende zu beruhigen — als endlich Königsmark, von ihrem Schmerz in tiefster Brust bewegt, sich vor ihr niederwarf und leidenschaftlich ausrief:

„Um Gotteswillen keine Thränen mehr! Kein „Mann auf Erden ist Ihrer werth; der Prinz aber „verdient nur Ihren Zorn, und ihre Verachtung. „Rächen Sie sich, indem Sie ihm beide zeigen, Him„mel und Erde werden sich zu Ihrer Rechtfertigung „vereinigen." „Halten Sie ein, Königsmark!" unterbrach ihn die Prinzessin mit Hoheit, die schnell versiegende Thräne trocknend. „Vergessen Sie die Ehrfurcht „nicht, die Sie ihrem Herrn schuldig sind, und daß es „seine Gattin ist, zu der Sie reden." „Ich danke Ihnen (fuhr sie milder fort, ihre Hand dem in Thränen schwimmenden Fräulein Molk reichend), ich danke „Ihnen Beiden Ihre warme Theilnahme; aber indem „ich mein Geschick doppelt beklage, daß eine frühere „Leidenschaft den Prinzen von mir abwendet, da er „Tugenden besitzt, die mich unter andern Umständen „wahrscheinlich beglückt haben würden, erwarte ich von „Euch, meinen einzigen Freunden, keinen andern Be„weis Eurer Treue, als ewiges, unverbrüchliches Still„schweigen über das Vorgefallene."

Beide gelobten ihrer angebeteten Fürstin mit einem heiligen Eide, jedem ihrer jetzigen und künftigen Be-

fehle mit Gefahr des eigenen Lebens zu gehorchen, worauf sie sich mit Fräulein Molk in ihre innern Gemächer begab, und Königsmark in einem schwer darzustellenden Zustande zurückließ.

Seine tiefe Betrübniß, das ganze Jugendglück einer Frau, die ihm ein höheres Wesen erschien, in der harten Hand eines, nur für ihren seltenen Werth fühllosen Mannes zertrümmert zu sehen, verstummte vor der Wuth, die in seinem Herzen gegen den Beleidiger der Tugend und Schönheit in heller Flamme aufloderte, und immer brennender ward, je klarer es ihm einleuchtete, daß sie sich nur ohnmächtig in sich verzehren könne. Nicht frei von den Gebrechen, welche eine blinde Leidenschaft erzeugt, freute er sich Minuten lang der Mißhandlung des Prinzen; eine dunkle Ahnung wollte sich hoffend in seinen Busen stehlen, diese Mißhandlungen werden Sophie Dorothea endlich mit Haß gegen ihren Gemahl erfüllen, und sie der ehrerbietigen Liebe ihres Jugendfreundes entgegenneigen. Aber bald von der Strafbarkeit dieser dunkeln Bewegung ergriffen, wandelten sich alle seine Gefühle in tödtliche Selbstverachtung, und er stand ausschließlich im Bewußtsein seines Elendes versunken, als Prinz Carl, außer sich hereinstürzend, ihn mit der Schreckensnachricht aufrüttelte, daß ein noch leise gemurmeltes Gerücht im Schlosse die Prinzessin ohnmächtig, von heftigen Krämpfen befallen, mit dem Zusatze melde, daß der Leibarzt für ihr Leben fürchte.

Wie vom Blitz getroffen, ließ sich der unglückliche

Königsmark stumm und willenlos von seinem fürstlichen Freunde durch die Reihen lauernder Höflinge in sein Zimmer geleiten, wo dieser, dem mit einem male der ganze tiefere Zusammenhang klar ward, jede fremde Annäherung von dem Erkrankenden entfernte, und seit diesem Augenblick alles aufbot, das wie nie in Worten erklungene, gefährliche Geheimniß in immer dichtere Schleyer einzuhüllen.

Indessen war der Prinzessin eine fürchterliche Nacht entschwunden. In heftigen Fieberphantasien bejammerte sie laut ihr Unglück. Der Churfürst, welcher trotz aller gelungenen Maaßregeln, noch immer der Freundschaft des cellischen Hofes bedurfte, ward sehr besorgt. Seine Gemahlin, die ihrer Schwiegertochter, wenn auch nicht Liebe, doch die vollkommenste Achtung widmete, verließ sie beinah nicht, und ward von so tieferem Mitleid gerührt, da die Arme ihrer zweiten Niederkunft nahe, und also auch das Leben der ungebornen Unschuld in Gefahr war; ein Mitleid, welches Sophie Dorothea ganz unerwartet, und also um so wohlthätiger überraschte.

Der Churprinz indessen, einen Besuch bei seiner todtkranken Gemahlin nicht vermeiden könnend, erspähte einen, durch kurze Entfernung seiner Mutter unbewachten Augenblick, um sich der Erstern mit der kalten Versicherung zu nähern, „daß es ihm leid thue, sie unwohl zu sehn.“ Ihr Herz, wie ihr Stolz, waren gebrochen; matt erwiederte sie, ihm die glühende Hand reichend: „Ich sterbe, mein Prinz, Sie kennen

„den Schmerz, der mich tödtet. Ich klage Sie nicht „an, denn die frühere Leidenschaft, welche mir Ihren „Haß zuzog, stand nicht in Ihrer Macht. Aber „einst wird diese erlöschen, und dann werden Sie „gerechter gegen mein Andenken sein, als Sie es „gegen Ihre lebende Gattin waren, die Ihnen „verzeiht.“

Eine tiefe Ohnmacht, worin sie, von ihrer Gemüthsbewegung erschöpft, zurücksank, ersparte dem Prinzen eine Antwort, die ihm wahrscheinlich eine beschämende Verlegenheit gekostet haben würde. Unter widersprechenden Gefühlen erwartete er seit dieser Stunde jeden Augenblick die Todesnachricht der Kranken, während jedoch eine entscheidende Krisis die Hoffnungen der Aerzte belebte, und die Natur, zwanzig Tage nachher, im März 1687, diese Hoffnungen durch die Niederkunft der Prinzessin mit einer Tochter, der nachmaligen Königin von Preussen, auf erfreuliche Weise verwirklichte.

Drei trübe Monate lang blieb die Dulderin durch anhaltende Kränklichkeit an ihr Zimmer gefesselt, und zur Ehre ihrer erhabenen Schwiegermutter sei es bemerkt, daß sie mit aufrichtigem Streben alles aufbot, um vereint mit ihrem theuern Sohne Carl, und dessen Freunde Königsmark, die tiefe Schwermuth zu zerstreuen, die alle geistigen und körperlichen Kräfte der Prinzessin aufzehrte.

Als alle Mittel erschöpft schienen, bekannte sich die besorgte Churfürstin, daß nur Entfernung von den

Gegenständen ihres Kummers, und eine heitere Einsamkeit, das verwundete Herz der, ihr in ihrem Schmerze werther werdenden Tochter zu heilen vermöchte; und sie entschloß sich, nur von wenigen Ergebenen begleitet, diese auf das reizende Lustschloß Herrnhausen, den Genüssen zuzuführen, welche die Kunst hier einer einförmigen Natur abgezwungen hat.

Aber als gönne ihr unerbittliches Geschick der gequälten Sophie Dorothea keine noch so kurze ungetrübte Erholung, so ward die Ruhe dieses wohlthätigen Aufenthaltes nach wenig Monaten von der Nachricht gestört, wie Prinz Carl bestimmt sei, als Heerführer des längst in Rede stehenden, von den lüneburgischen Herzögen dem Kaiser bewilligten, Hülfscorps von 10,000 Mann gegen die Türken in wenig Tagen aufzubrechen.

Freudig durchdrang die Kunde der hohen Bestimmung die Brust eines Jünglings, der längst nach der Gelegenheit geschmachtet hatte, die seinen Namen neben den gefeierter, sieggekrönter Ahnen schreiben sollte. Nur ein Kummer trübte sein Entzücken, die Trennung von seinem Königsmark, die Angst vor dessen Gefahr, wenn kein Freund mehr vor dem Paradiese seines vielleicht unvorsichtig überströmenden Herzens die heilige Wache hielte, und das unheilschwere Geheimniß darinnen zurückdrängte; die entsetzliche Lage der Schwester, die, das Schwert über ihrem schuldlosen Haupte nicht ahnend, selbst arglos den Faden zerreißen

konnte, der es noch in drohenden Schwingungen erhielt. Keine Zeit war zu verlieren, und das schnellste Rettungsmittel mußte als das sicherste ergriffen werden.

Carl ergriff es, indem er es vorzog, seine leidende Schwester beider Freunde zu berauben, als ihr vielleicht durch einen derselben unwillkührlich ihren Untergang bereiten zu lassen. Er bat Königsmark, ihn zu begleiten. So fest sein Herz diesen an die Nähe seiner Herrin kettete, durfte er doch dem Rufe der Ehre und Freundschaft den Gehorsam nicht versagen, und der baldige Scheidetag der jungen Helden vereinigte die feindseeligsten Gemüther in den einzigen Einklang eines bittern, herzzerreißenden Schmerzes, welcher sowohl den lieberfüllten Mutteraugen, der ihren Lieblingssohn segnenden Churfürstin, heiße Thränenströme entlockte, wie den zährengewohnten der Churprinzessin, die ihren treusten Freund verlor, und den sieggeübten der Gräfin Platen, die noch ihren Abschiedsküssen die giftige Bemerkung beimischte, daß Königsmarks schmerzerfüllte Seufzer und Blicke von ihr zu Sophien Dorotheen hinüberschweifen.

Große, erschütternde Geschicke waren bestimmt, sich einander fast verdrängend, das Herz der Churfürstin und ihrer Angehörigen zu prüfen.

Kaum hat die Kunde, wie ein von König Wilhelm dem III. erwirkter Parlamentsschluß sie und ihre Kinder nach seinem, und der Prinzessin Anna kinderlosen Ableben (ein Fall, den der von London rückge-

kehrte Leibarzt Steigerdahl verbürgt) auf den Thron ihres Großvaters Jacob ruft, ihr das glänzende Ziel ihrer Sehnsucht dicht vor die, in befriedigtem Stolze erglänzenden Augen gerückt; als diese selbigen Augen sich auf ein theures Grab wenden, und heiße Thränenströme vergießen müssen. Eben als sie ihren Carl durch die Nachricht von den glänzenden Aussichten seines Hauses erfreuen will, bringt ein Courier die Trauerpost seines frühen Todes. Wenig Tage nachdem er für seinen Ruhm und Oestreichs alleiniges Interesse bei Neuhäusel mit altsächsischer Tapferkeit gefochten, war er in einer unglücklichen Affaire von dem Säbel der Ungläubigen gefallen. Er schlummert unter den Lorbeeren, welche die Geschichte um seine Gruft pflanzten. — Die tiefbetrübte Mutter fühlte sich um so schmerzlicher verwundet, da die Einzige, welche ihr Weh ganz mit empfand, in dem eigenen die Fähigkeit verloren hatte, ihr Trost zu geben.

Bald wurde auch Königsmark unter den Gebliebenen genannt, und es fehlte wenig, daß die schlecht verhehlte Verzweiflung der Gräfin Platen dem Churfürsten nicht endlich die Augen über die eigentlichen Empfindungen ihres falschen Herzens geöffnet hätte; indeß Sophie Dorothea in jenen geistigen Tod versunken schien, dem selbst ein neues Unglück keine erhöhte Bitterkeit mehr beimischen kann.

Die plötzliche Erscheinung des Grafen wirkte wie ein elektrischer Schlag auf seine Bekannten. Allen schien er neu geschenkt; der Churfürst und seine Ge-

mahlin konnten sich nicht in Fragen über die nähern, ihren gebliebenen Sohn betreffenden Umstände erschöpfen; besonders schien die Churfürstin ein wehmüthiges Vergnügen darin zu finden, den verletzenden Stachel immer tiefer in den zerrissenen Mutterbusen zu drücken.

Als er endlich eine Stunde gewinnen konnte, der Churprinzessin aufzuwarten, brachte er ihr in männlich schönen Thränen den letzten Gruß des theuren Todten, und diese wehmüthige Stunde des Wiedersehens seiner Beschützten war seine schönste Grabschrift.

Die überraschende Freude, ihren treuesten Freund nicht verloren, ihn vielmehr wieder in ihrer Nähe zu wissen, hauchte auf die lilienbleichen Wangen der Churprinzessin einen leichten Widerschein früherer lang entbehrter Heiterkeit. Fern aber war mit dem treuen Carl ihr schützender Genius. Königsmark begann mit übelgehüteten Blicken wahnsinniger Leidenschaft an der unglücklichen Gebieterin zu hängen. Schlecht, und immer schlechter, gelang ihm die Verstellung, wenn die Gräfin vom Heißgeliebten, bald bittend, bald schmollend, die ehemalige Zärtlichkeit forderte. Die kalte Erwiederung ihres glühenden Empfanges, hatte sie willig auf das Vermissen seines fürstlichen Freundes, — hier, wo er jede Stunde mit ihm getheilt hatte, — geschoben. Aber lange war die Scharfsichtige nicht zu täuschen. Nur zu bald beschuldigte sie den Grafen geradezu eines Verständnisses mit der Churprinzessin, und verlangte endlich, da er nur fruchtlose Betheuerungen an die Ungläubige ver-

ſchwendend, ſich zu jedem Beweiſe des Gegentheils erbot, als den ſchnellſten und ſicherſten, der zugleich (wie ſie meinte) ihre Großmuth durch die feſte Begründung ſeines Glücks in der Aufopferung ihrer Rechte bewähre, — wogegen ſich alſo nichts einwenden laſſe, — nichts weiter, als — die augenblickliche Zuſage ſeiner Hand für ihre junge und ſchön erblühende Tochter.

Ein Anerbieten, das Königsmark, alle Faſſung verlierend, unvorſichtig genug war, kaum von einem elenden Vorwande beſchönigt, auszuſchlagen. Alle Gefühle der Schwerbeleidigten trafen mit Blitzesſchnelle in ein einziges zuſammen: unauslöſchlichen Haß, glühende Rache. Die gekränkte Mutter mußte der geopferten Liebhaberin ihre heiligen Waffen borgen, um den undankbaren Verächter ihrer Reize zu zerſchmettern. Sie fuhr augenblicklich zu ihrer Schweſter; der Churprinz ward mit dem entehrendſten Argwohn erfüllt, das Verderben ſeiner Gattin und ihres unbeſonnenen Freundes einmüthig beſchloſſen. Alle Schritte, die dieſer unausgeſetzt verſuchte, die unerbittliche Feindin zu verſöhnen, ſcheiterten an ihrem, in ſchnödem Wolluſtfeuer geſtählten Herzen.

Zuſpät öffnete der Graf die Augen über den Abgrund, den ſeine unverzeihliche Selbſtvergeſſenheit der Einzigen gegraben hatte, der er mit dem letzten Herzblute einen frohen Augenblick hätte erkaufen mögen. Aengſtlich über die richtige Wahl der Mittel, wodurch er die Gefahr noch an dem theuren Haupt vorüberzuführen hoffte, ſchärfte er die Blicke der Lauernden, indem er

ihnen zu entschlüpfen glaubte, als er es gefliſſentlich vermied, ſich anders, als im vollen Hofzirkel in den Gemächern der Churprinzeſſin zu zeigen.

Dieſes Zurückziehen würde früher ganz natürlich geſchienen, und alſo ſeine Wirkung nicht verfehlt haben, da man nach dem Tode des Prinzen Carl nicht mehr in der Pflicht, dieſen zu begleiten, die Urſache der häufigen Anweſenheit Königsmarks in jenen Zimmern finden konnte.

Bald aber entdeckte dieſer in den Blicken des Churfürſten ſelbſt die feindſelige Wirkung der giftigen Einflüſterungen der Gräfin, welche jener zu ſpäte Verſuch, ſie zu täuſchen, nur noch heftiger erbittert hatte. Selbſt der an Gleichgültigkeit gewöhnten Churprinzeſſin fiel endlich die Geringſchätzung auf, mit der ſie von ihrem Gemahl, und, was ſie noch tiefer verletzte, auch vom Churfürſten, ohne Rückſicht in Blick und Ton, wenn auch noch nicht mit lauten Worten, beleidigt ward. Entrüſtung und Schmerz brachen endlich das Siegel, welches ſie ſeit jenem Geſpräch mit ihren Vertrauten ihren eigenen Lippen aufgedrückt; und zum erſtenmal ſeit Jahren ergoß ſie ſich in Klagen gegen ihre treue Freundin Molk, über eine ihr ganz neue Art von Kränkung, deren Urſache ſie durchaus nicht enträthſeln konnte. Vom wärmſten Mitgefühl und dem Wunſche durchdrungen, der Prinzeſſin durch eine zur rechten Zeit gegebene Warnung zu nützen, hatte Fräulein Molk dieſe Minute mit Sehnſucht vom Himmel erfleht, und ſie benutzte ſie treu, indem ſie es wagte, ihrer

Gebieterin einige Winke über die abscheulichen Gerüchte zu geben, welche die Creaturen der Platen ungescheut zu verbreiten strebten, und womit man selbst des Churfürsten Achtung für die Verläumdete zu untergraben bemüht sei. Bald aber umschloß die treue Warnerin, von Ehrfurcht und Besorgniß hingerissen, die Kniee ihrer sich mit der ganzen Hoheit fleckenloser Unschuld erhebenden Herrin, als diese thränenlos in dem Tone stolzer Verachtung ausrief: „Die Gräfin und ihre „Machinationen stehen in jedem Sinne zu tief unter „mir, als ihrer mit Kummer zu gedenken. Ich fühle „mich über jeden Vorwurf erhaben, und bin weniger „um meinen Ruf an diesem Hofe, als die treue Er„füllung meiner Pflichten besorgt; diese ruft mich au„genblicklich zu meinem Gemahl." Mit diesen Worten entwand sie sich der, sie vergeblich zurückhaltenden Freundin, den Verblendeten aufzusuchen, den sie durch eine würdevolle Erklärung zur Anerkennung ihrer Unschuld, und seiner Ungerechtigkeit, zurückzuführen hoffte. Stürmisch, ja unter der Würde eines Mannes und Fürsten, muß das Betragen des Churprinzen bei dieser Gelegenheit gegen die ohnehin tief Gekränkte gewesen sein, da man endlich von ihrer sonst nur bittenden Stimme lauter, als gewöhnlich, den Namen der Frau von Wick ausgesprachen, zugleich aber ein durchdringendes Hülfsgeschrei vernahm, das ihre Frauen rücksichtlos herbeirief. Diese vermochten nur mit größter Mühe, sie der ihren Hals umklammernden Hand des Mannes zu entreißen, der, ihr natürlicher Beschü-

ter, dieſes heiligen Berufes ſpottend, ſich die entſetzlichſten Mißhandlungen gegen die Unglückliche erlaubte.

Der Verzweiflung nahe, kaum ihrer Sinne mächtig, warf ſie ſich der Churfürſtin zu Füßen, welche ſelbſt von der boshaften Platen beleidigt, ihre Schwiegertochter zu tröſten, ſie durch ihr eigenes Beiſpiel zu ermuthigen ſuchte, und ihr die Erlaubniß auswirkte, einige Zeit bei ihren Eltern in Celle zuzubringen.

Endlich ward dem unſeligſten Opfer kalter Politik der Troſt, am treueſten dem Mutterherzen ſeinen Jammer zu klagen. Aber nur ohnmächtige Thränen hatte die Selbſtgebeugte der flehenden Tochter zu gewähren, die durch ihre Fürbitte die Einwilligung ihres herzoglichen Vaters zu einer Scheidung von dem Manne zu erlangen hoffte, deſſen Haß, wie ſie überzeugt war, ſie bis ins Grab verfolgen würde.

Längſt ſchon hatte Eleonore allen Einfluß auf ihren Gatten verloren. Dieſer ließ ſich um ſo unumſchränkter von Bernſtorf und den hannöverſchen Räthen beherrſchen, da aus ſeiner Nachgiebigkeit die Ruhe hervorging, die ſein einziger Genuß geworden war, ſeit er für kein theures Weſen mehr wirken zu können glaubte. Dieſe Ruhe um jeden Preis zu erhalten, war er feſt, um ſo feſter entſchloſſen, da es der einzige Entſchluß war, zu dem er ſich noch erheben konnte. Unerbittlich blieb er daher für das Flehen ſeines gemißhandelten Kindes, und begnügte ſich, ihr ein fruchtloſes Mitleid ſchenkend, ihr Nachgiebigkeit gegen

die Fehler ihres Gemahls zu empfehlen, und sein bestimmtes Verwerfen jedes Vorschlages zu einer Trennung, die ihn in die mannichfaltigsten Streitigkeiten mit seinem Bruder verwickeln mußte, strenger, als je zu wiederholen.

Wer hat nicht schon oft zu der Bemerkung Gelegenheit gehabt, daß früh eingesogene, mit dem innern Menschen aufgewachsene Meinungen, oder Vorurtheile, wenn irgend eine jugendliche Leidenschaft ihre Stimme übertönte, oder sie durch geliebte Sophistereien in den entlegensten Winkel des Kopfes verbannte, im Alter mit verdoppelter Gewalt wiederkehren, und nicht selten ihre Verdränger mit einer Art von rächender Wuth anfallen und verschlingen. So hatte der liebeberauschte Georg Wilhelm dem fremden Edelfräulein seinen fürstlichen Stolz und die Liebe ehrgeiziger Verwandten geopfert. Der kälter gewordene Herzog scheuete sich nicht mehr, in der von versteckter Reue erzeugten Fühllosigkeit den errungenen Preis selbst den grimmigsten Feinden desselben preis zu geben.

Rath- und hoffnungslos kehrte Sophie Dorothea nach Hannover zurück, wo keine andere Abwechselung ihres bisherigen Schicksals sie erwartete, als die ergrimmten Drohungen, womit der Churprinz, dem irgend ein Verräther die gewagten Versuche seiner Gattin hinterbracht hatte, sie gleich bei ihrer Ankunft empfing, und dadurch zuerst den Gedanken in ihr er-

regte, ſich aus ihrer unwürdigen und qualvollen Lage auf jeden Fall zu befreien.

Von ihrem Vater verlaſſen, blieben ihr nur Fräulein v. Molk und Königsmark. Sie vertraute ſich dieſen Getreuen, und gerade die dunkle Sturmeswolke, welche zu dieſem Zeitpunkte über die herrſchenden Glieder der Churfürſtlichen Familie heraufzog, verhüllte mit ihrem ſchirmendem Flügel die geheimnißvoll berathenden Zuſammenkünfte des bedrückten Theils.

Georg Ludwig, zu angelegentlich beſchäftigt, den Pfeil zu zerbrechen, womit ſein eigener Bruder nach ſeiner Größe zielte, vergaß, ſich um die gebeugte Gattin zu bekümmern, welche, von dieſer Sorgloſigkeit in Ruhe gewiegt, die verſchwiegenen Mitternachtsſtunden zu Herzergießungen gegen ihre beiden Freunde in einem entlegenen Kabinette benutzte.

Ein tödtlicher, aus der Verſchiedenheit ihrer Grundſätze hervorgehender Haß hatte ſchon längſt den Churprinzen mit ſeinem jüngern Bruder Maximilian Wilhelm entzweit. Die Rathgeber dieſes letztern ſuchten die lüneburg-celliſchen Staaten einſt zwiſchen ihm und dem natürlichen Erbfolger, dem Churprinzen, getheilt zu ſehn; und da auf gewöhnlichem Wege ſich keine Ausſicht zur Erfüllung dieſes, im Herzen des ehrgeizigen Prinzen immer lauter und dringender mahnenden Wunſches zeigen konnte; beſchloß er, durch Liſt und Gewalt zu erringen, was ihm der Zufall der Erſtgeburt verſagt hatte.

Nachdem er ſich mehrerer mißvergnügter Edeln im

Herzogthum Celle versichert, übernahm einer derselben eine geheime Sendung nach Wien an den Kaiser, eine Vorstellung zu überreichen, in welcher sich Maximilian auf das Anno 1645 von seinem Großvater verordnete, und dessen sämmtlichen Söhnen beschworne Testament berief, welches zum Nachtheil ihrer Erben durch Verträge zu entkräften, weder seinem Vater, noch Oheim zugestanden habe. Er verlangte diesem Testament gemäß, nach dem Ableben seines Oheims, des Herzogs von Celle, dessen Erbfolge, und erflehte dazu den kaiserlichen Schutz.

Ein Herr v. Molk, der Bruder von der Hofdame der Churprinzessin, war es, den der Prinz als seinen ergebensten und vertrautesten Diener nach Rom schickte, um den Pabst für seine Absichten, unter dem Vorwande zu gewinnen, die katholische Religion, sobald er Herr geworden, in seinen Staaten einzuführen. Und wirklich wußte dieser Fürst der Kirche den Kaiser zur Gewährung der erbetenen mächtigen Mitwürkung zu bestimmen.

Molk empfing das verhängnißvolle Papier, und eilte damit zu seinem Gebieter, dessen erforderliche Unterschrift zu erlangen. Aber kaum hat er die hannöversche Grenze berührt, als er arretirt, und das Papier nebst einer ausführlichen Instruction bei ihm gefunden ward. Der Prinz entfloh; und der Minister v. Platen, den Umstand der Verwandtschaft zwischen dem Herrn v. Molk und der Vertrauten der Churprinzessin begierig ergreifend, versprach demselben volle Verzeihung und Freiheit, wenn er sie durch das Be-

kenntniß erkaufen wolle, daß dieſe Dame an den verrätheriſchen Planen gegen ihren Gemahl thätigen Antheil genommen habe. Welchen Antrag der Gefangene aber mit Abſcheu verwarf.

So leicht und ſonnenklar nun auch Sophie Dorothea ihre völlige Unkenntniß alles Vorgefallenen bewies; ſo ſehr der Churfürſtin die Bemerkung einleuchtete, daß wohl keine Mutter das Intereſſe ihres Sohnes dem eines entfernteren Verwandten, der ihr nicht einmal beſonders gewogen geweſen, aufopfern werde; ſo laut endlich Mollk, noch auf dem Blutgerüſte, die Unſchuld der Prinzeſſin betheuerte; ſo willkommen war doch ihrem Gemahl Georg Ludwig dieſer neue Vorwand, ſeinen entzügelten Haß in der empörendſten Behandlung der Unſchuldigen zu ſättigen, wodurch ſie zu dem verzweifelten Entſchluß getrieben ward, nach Frankreich zu fliehen, und in einem dortigen Kloſter ihre Jugend, wie ihr Unglück, zu begraben.

Nach einer letzten, im Kampf zwiſchen Selbſterhaltung und Mutterliebe durchwachten Nacht überraſchte ſie ihre beiden Vertrauten, bei der nächſten Zuſammenkunft mit der feſten Ankündigung dieſes unwiderruflichen Entſchluſſes. Nur ſchwankend, ſchüchtern, und unentſchloſſen hatten ſie ihre Gebieterin bis heute gekannt; um ſo mehr wurden ſie von dieſer Energie ihrer Willenskraft betroffen, und es war jetzt an den Freunden, ihrer Herrin Beſonnenheit und Ruhe zu empfehlen.

Nach einigen noch mit nothwendigen Verabredun-

gen zugebrachten Abenden, erbat Königsmark eines Morgens (den Höflingen unerwartet) vom Churfürsten die Erlaubniß, sich entfernen zu dürfen, um seine am Hofe in Warschau lebende Schwester zu besuchen. Lächelnd zwar ward er von seinem Gebieter, aber mit gährendem Groll im Busen, entlassen, dessen Ausbruch er durch seine Abreise plötzlich zuvorkam, und den die Gräfin, die seinen späten Aufwartungen im Zimmer der Prinzessin auf die Spur gekommen war, durch Mittheilung dieses „wichtigen Familien-Geheimnisses" unter den verächtlichsten Voraussetzungen (wofür sie jedoch vollgültige Beweise herbeizuschaffen verhieß) angefacht hatte.

Reich an frohen Hoffnungen, verließ der Graf den Hof, und Sophie Dorotheens beste Wünsche folgten seinen Schritten. Sie war nicht mehr verlassen, denn sie wußte, daß ihr Freund sich nur von ihr entfernt, um die Mittel zu ihrer sichern Flucht zu bereiten, und ihr also durch die treuste Sorge auch in weiter Ferne nahe blieb. — Ach, sie ahnete nicht, welche Hand die dunkle, ihr Haus verfolgende Macht erkohren hatte, um, das mühsam aufgeführte Gebäude ihrer Rettung einreißend, ihr einen ewigen Kerker zu öffnen.

Unablässig, mit rastlosem Eifer, hatte der Graf einige Monate an der künftigen Sicherheit seiner erhabenen Schutzbefohlnen in der Ferne gearbeitet, und nicht hätte es ihrer Briefe, dieser herzzerreißenden Beschreibungen ihres täglich wachsenden Jammers bedurft, um ihn für den theuern Zweck seiner Reise zu begeistern.

Auch wagte die Molk, ihr dieß einmal unter dem Bemerken vorzustellen, wie sehr gewagt dieſe ſchriftliche Unterhaltung ſei, in welcher die Prinzeſſin ihre Unterdrücker nicht zu ſchonen pflegte.

Seine Bemühungen wurden endlich durch die Nachricht gekrönt, daß alles in Frankreich zum Empfange der hohen Frau bereit ſei, die aus den Händen eines grauſamen Gemahls in den Schooß der Mutterkirche zurückzuführen, man ſich zum beſondern Verdienſte rechnete.

Da vergaß er, nicht von der perſönlichen Nähe ſeiner Feinde, noch dem Stachel boshafter Neckereien wachſam erhalten, die ihm fern ſcheinende Gefahr, und überließ ſich — ſein Werk, die Rettung der Geliebten, mit aller Gluth der Phantaſie als gegenwärtig erfaſſend — der ausſchweifendſten Freude. Ein Räthſel erſchien der plötzlich in Witzeleien und jugendlichen Schwänken Ueberſprudelnde ſeiner erfahrnen Schweſter. Wohl ihm, hätte nicht ein leichter Champagnerrauſch noch denſelben Abend einem Kreiſe lebensluſtiger Höflinge, die ihm dieſen auf das Wohl ſeiner unbekannten Herzensdame angetrunken, das Räthſel gelöſt; Haß und Liebe ſtrömten in dieſem Zuſtande von ſeiner entfeſſelten Zunge. Eine Reihe boshafter Anekdoten, auf Koſten der, ihren Wohlthäter und Geliebten betrügenden Gräfin Platen, welche er „die nordiſche Meſſaline“ nannte, wechſelten mit bittern, den rohen Geſchmack des Churprinzen verſpottenden Sarkasmen, der eine an Sitte und Reiz verwahrloſte Unterthanin

einer, für den Thron der Welt gebornen Königin, der Schönheit und Tugend vorziehen, und diese mißhandeln könne. Mit steigender Begeisterung ergoß er sich in das Lob der Hochgefeierten, und es entfielen ihm im Feuer der Rede deutliche Winke über eine Aussicht zu ihrer baldigen Rettung. Jubelnd ertönte mancher Trinkspruch der edlen Polen auf das Blühen seiner Hoffnungen; während einer der Gäste, das Getümmel der Begeisterten benutzend, sich hinausschlich, um der Volkslehre seines Vaterlandes ein ewiges Brandmahl aufzudrücken.

Ein hannöverscher Edelmann, dessen Name mit gebührender Verachtung in dem Andenken der Welt erloschen ist, war an seinem Hofe in Ungnade gefallen, und hatte in Warschau eine gastfreundliche Aufnahme gefunden.

In demselben Augenblicke, wo dieser Elende die unbewachten Reden des Grafen vernommen, beeilte er sich, einen Courier mit dem ausführlichen Bericht des Gehörten an die Gräfin Platen abzufertigen. In der so kurzsichtigen, als boshaften Voraussetzung, sich durch einen Verrath dieser Art die Zurückberufung an den vaterländischen Hof, und den Schutz einer mächtigen Frau auszuwirken, der, wie ihm der Erfolg bewies, vielmehr daran lag, die Mitwisser ihrer geheimen Versündigungen entfernt zu halten.

Nichts desto weniger hatte schon vor Königsmarks Rückkehr die wuthersüllte Favorite dem Churfürsten alles ihr zweckmäßig Dünkende entdeckt, und von ihm

die Zusage einer ausgezeichneten Rache erhalten. Mit einer in Eis getauchten, Tod verkündenden Miene empfing Ernst August den bald darauf rückkehrenden Diener, ihn nach einigen fast schneidenden Worten kurz entlassend. Noch bestürzt, über das Unerwartete nachsinnend, verfügte er sich pflichtmäßig zur Churfürstin, wo ihn diese mit gewöhnlicher Herablassung, und die eben anwesende Churprinzessin mit unwillkührlich ausbrechender Freude empfing.

Aber dieses ihm so theure Zeichen ihrer Huld, weit entfernt, ihn zu beruhigen, verwandelte seine Betroffenheit in lebhafte Besorgniß, da ihm ein stechender Blick der fast mit ihm eintretenden Frau v. Wick nicht entgangen war, womit sie die Bewegungen der Prinzessin belauert, und es bemerkt hatte, als diese dem Fräulein Molk einige Worte zuflüsterte, die, wie er vermuthete, einen Befehl für ihn enthielten, ihr baldigst alles Nähere zu berichten.

Nicht wie sonst zum freudigen Gehorsam bereit, vielmehr von einer ihm fremden Beklemmung gepreßt, fand wirklich Fräulein v. Molk den Ahnenden, als sie ihm die Weisung brachte, ihn wie gewöhnlich um Mitternacht zu ihrer Gebieterin führen zu sollen; und dies Zusammentreffen mit dem dunklen Gefühl in seiner Brust ließ ihn nur gespannter auf die in undeutlichen Umrissen vor seiner Seele schwankenden Warnungsbilder schauen. Immer klarer ward es in ihm, daß Frau v. Wick die der Molk von ihrer Herrin zugeflüsterten Worte aufgefangen, sie ihrer gerade

unpäßlichen Schwester hinterbracht, und man den Churfürsten zu irgend einer entsetzlichen Maaßregel gegen sein heutiges, nächtliches Erscheinen bei der Prinzessin vermogt habe. — Nur zu hell sah die bald scheidende Psyche, der kein Gott die Mittel eingab, das Gräßliche zu verhindern! — Wirklich war Ernst August, der bei der erhaltenen boshaften Kunde die Ehre des gerade abwesenden Churprinzen und seines Hauses beschimpft glaubte, entschlossen, diese Ehre und zugleich die beleidigte Favorite zu rächen. Nur über die Wahl der Mittel schwankte er noch; bis die Erbitterte, zu einem entscheidenden Schlage rathend, ihm „vier treue, muthige Männer" empfahl, die stolz wären, für jeden Befehl ihres Herrn in den Tod zu gehen. Ein Wink von ihr rief die in einem Nebencabinett Harrenden hervor, und der Churfürst erkannte geprüfte, bis auf diesen Augenblick nur an Ehrenthaten gewöhnte Männer seiner Garde. Sie wurden bis auf näheren Befehl entlassen. Die Platen selbst erbot sich mit höllischem Eifer zur Ertheilung dieser geheimen Instruction, welche der Gebieter schon im Voraus durch unbedingte Genehmigung sanctionirte.

Kaum hat der letzte Schlag der Schloßuhr die Inhaltschwere Stunde verkündet, als Königsmark von Fräulein Molk in ihrem Zimmer erwartet, und zu der, den Befreyer mit Ungeduld erwartenden Prinzessin geführt wird. Gegenseitige Erkundigungen werden hier von Berichten verdrängt, und Königsmark erklärt auf die Frage der Gebieterin nach den getroffenen

Maaßregeln, daß alles zur augenblicklichen Flucht bereit sei. Die Entschlossene erschrickt, als sie der Trennungsstunde von ihren Kindern ins Gesicht schaut. Da scheut auch er sich nicht, der Mann, den seine Waffengefährten oft den Muthigen genannt, vor dem Bekenntniß, daß er von einer unheimlichen Furcht befallen sei, die er nur der, seiner Herrin drohenden Gefahr beimessen könne, wenn die Flucht entdeckt werden sollte.

Umsonst stellt er ihr, die ihrer Rettung gewiß, die Stunde derselben auf den folgenden Abend bestimmt, das Unheildrohende jedes Verzuges vor. Er erinnert sie an die Abwesenheit ihres Gemahls, der unerwartet zurückkehren kann; an die Unpäßlichkeit der Platen, die gerade heute alle Aufmerksamkeit des Churfürsten beschäftigt; beschwört sie endlich, den Warnungen Gehör zu geben, die eine innere Stimme ihm einflüstert. Vergebens! Die zärtliche Mutter will den letzten Abschiedskuß ihrer geliebten Kinder als Trost mit in die lange ferne Einsamkeit hinübernehmen.

Sie bestimmt ihre Abreise unwiderruflich auf morgen. Nichts bleibt dem Grafen übrig, als zu gehorchen. Aber als er sich schon der Thüre naht, sich zu entfernen, bleibt er von kaltem Schauer durchrieselt stehen, kehrt plötzlich um, der Frau, der sein ganzes Dasein geweiht war, noch einmal die Hand zu küssen. Eine glühende Thräne fällt auf diese Hand, und Sophie Dorothea hatte ihren Retter zum letztenmale gesehen. Verwundert blickt sie dem räthselhaft Erscheinenden

nach, und zieht sich, von der Molk begleitet, in ihr Schlafzimmer zurück.

Froh, aus der Gallerie, wo die Prinzessin wohnt, unbemerkt gelangt zu sein, will Königsmark um eine Ecke der anstoßenden zweiten biegen, als die vier Satelliten der Furie, die sein Blut verlangt, ihm den Weg vertreten. Rasch zieht er den Degen, und sie würden ihren Gehorsam schwer haben büßen müssen, wenn seine Waffe nicht in der Hitze der Vertheidigung gebrochen wäre. Als er die Meuchler neu mit verdoppelter Gewalt auf sich eindringen sieht, ruft er aus: „Sagt dem, der Euch sandte, er möge sich an „meinem Leben begnügen lassen, und die tugendhafte „Prinzessin verschonen. Mit sterbendem Munde be„schwöre ich ihre Unschuld.“ Mit diesen Worten, den letzten, sinkt der schwer Getroffene von unzähligen Wunden entstellt, todt auf den blutigen Boden. Man sagt, in diesem Augenblicke sei der Churfürst erschienen, um sich der Papiere des Todten zu bemächtigen, welcher von der Erde verschwand, ohne daß jemals seine dunkle Ruhestatt entdeckt werden konnte.

Die Platen empfing die Nachricht ihrer Rache mit teuflischer Freude. Sie triumphirte laut, als der Churfürst unter den bei dem Ermordeten gefundenen Papieren die Briefe seiner Schwiegertochter entdeckte. Diese Briefe, die nicht nur ihren Plan zur Flucht bezeugten, sondern auch in den bittersten Ausdrücken den Vater, Schwiegervater und Gemahl erwähnten, den Erstern sogar unnatürlicher Härte anklagend,

wurden nebst einem ausführlichen, mit den gehässigsten Farben entworfenen Bericht des Vorgefallenen, dem Herzog Georg Wilhelm nach Celle zugeschickt, und ein zweiter Courier mußte ihren Gemahl zur schleunigsten Rückkehr von Berlin entbieten.

Dies alles war das Werk einer einzigen Nacht, und kaum gewann das geängstete Fräulein Molk noch Zeit genug, der Prinzessin die Befürchtungen mitzutheilen, welche ein dumpfes Gerücht ihr aufgedrungen. „Die Leute des Grafen hätten ihn angelegentlich „und vergeblich gesucht; er sei nicht zu Hause gekommen; man spreche von einem ungewöhnlichen Lärm „im Schlosse; und nie gesehene bedeutende Blutspuren „in einer der Gallerien lassen eine entsetzliche That „vermuthen."

„Er ist todt! der treue Königsmark, ermordet „um meinetwillen!" rief mit Entsetzen die einer Ohnmacht nahe Prinzessin aus, als ihr ein Befehl des Churfürsten ankündigte, ihr Zimmer nicht zu verlassen, indem ihr zugleich die einzige Freundin entrissen ward, um ihre Treue in strenger Haft zu büßen, aus der sie erst nach vielen Jahren zu entkommen Gelegenheit fand.

Während der Herzog von Celle, von der erhaltenen Depesche aufs heftigste gegen seine unglückliche Tochter ergrimmt, der Verzweiflung seiner, auf ihren Knieen in Thränen schwimmenden Gemahlin unerbittlich widerstand, die ihn zum Schutz des einzigen, des verlornen Kindes aufforderte, gab der zu-

rückgekehrte Churprinz nach Durchlesung der ihn nicht schonenden, und seine Favorite mit allen Witzeswaffen herabsetzenden Briefe seine Einwilligung zu allen harten Maaßregeln, die der Churfürst gegen sie verfügen würde. Eine Einwilligung, der ihr Vater in den Worten beistimmte: „Da die Churprinzessin in ihren „Briefen vergessen hat, daß ich ihr Vater bin: so er„kenne ich sie nicht mehr für meine Tochter, und über„lasse ihr Schicksal dem Gutachten ihres Schwieger„vaters, des Churfürsten.“

Aus den Händen ihres Feindes Platen war die Verlassene verurtheilt, den letzten Schlag des Schicksals in Hannover zu empfangen. Dennoch ward ihr dieser durch einen zärtlichen, von den Thränen der geliebten Mutter benetzten Brief versüßt, der ihr Trost und muthige Hoffnung auf ein Auge über den Sternen, das die Unschuld schützt, zusprach.

Der Minister kündigte ihr im Namen des Churfürsten an, sich zur Abreise zu bereiten, weil sie ihren jetzigen Aufenthalt mit dem auf celliſchem Gebiete vertauschen müsse. Sie entließ den schadenfrohen Ueberbringer dieser Sendung mit den einfachen Worten: „Ich bin bereit;“ worauf dieser, von ihrer stolzen Fassung erbittert, ihr mit hämiſchem Lächeln Königsmark's Tod ankündigte, und den Triumph genoß, ihre hervorbrechenden Thränen zu sehen. — Ein eintretender Garde-Capitain meldete, daß er Befehl habe, sie ohne Verzug nach dem Ort ihrer Bestimmung zu begleiten. Sie folgte, und segnete scheidend noch ihr Geschick, das

sie den blutigen Mauern entführte, die der Mord um ihrentwillen befudelt hatte.

Das etwa sechs Meilen von Hannover entfernte feste Schloß Ahlden nahm sie auf, wo der Commandant sie ehrerbietig empfing, und ihr eine ganz fremde, von ihren beiden Vätern selbst gewählte Dienerschaft vorstellte.

Keine lieblichen Naturscenen blüheten ihr hier trostend entgegen. Das Schloß liegt in einer flachen, sandigen Ebene, die der Lüneburger-Haide nicht sehr fern, und der unwirthlichen Nachbarschaft auf unfreundliche Weise verwandt ist. Obwohl man ihr nun absichtlich einen Aufenthalt anwies, der selbst vom Zufall verwahrlost, jede Art von Erheiterung auszuschließen schien; so konnte man ihr doch nicht den endlichen Genuß einer nach so langer Erschöpfung wohlthätigen Ruhe rauben; und mit der würdevollen Sanftmuth der Unschuld empfing sie am nächsten Tage die zwei Staatssecretäre, die mit der Untersuchung ihrer Angelegenheit beauftragt waren. Diese war sehr bald beendet, da die Prinzessin die Fragen: „Ob sie nach Frankreich „habe fliehen, dort in ein Kloster sich begeben wollen, „und den Grafen Königsmark gewählt habe, sie dahin zu geleiten," ohne Zögern bejahete: sich auf die von ihrem Gemahl erlittenen Mißhandlungen, und auf den Umstand berief, von ihrem Vater aufgegeben, sich folglich gezwungen gesehen habe, bei einem Fremden Hülfe zu suchen. Eine zweite, das Verhältniß zu Königsmark andeutende Frage wies sie mit gebührender Verach-

tung zurück, ließ sich jedoch — ihrer Kinder mit Wehmuth gedenkend — zu einer Betheurung ihrer Unschuld herab. Diese ward auch von keinem ihrer Zeitgenossen bezweifelt, da sich in den strengen und fortgesetzten Untersuchungen gegen sie kein einziger Umstand für das Gegentheil ergab.

Nicht umsonst hatte Sophie Dorothea einen Reichthum angenehmer Talente und mannichfacher Erfahrungen in ihre Haft mitgebracht. Diese, und das sehnsüchtige Andenken ihrer fernen, theils geschiedenen, theils entschlafenen Lieben, belebten die Ideenwelt ihrer stillen Einsamkeit; und so war sie nach einer Reihe von Jahren, die ihr wie ein schwermüthiger Traum vorübergeflogen, minder elend, als ihre Verfolger gehofft hatten. Schien nun auch der Churfürst durch die hartnäckige Unversöhnlichkeit ihres Vaters für den Augenblick beruhigt; so sah er doch bei seiner täglich zunehmenden Kränklichkeit seinem wahrscheinlich baldigen Ableben mit wachsender Besorgniß um die ungestörte Erbfolge seines Sohnes in der celli'schen Regierung entgegen. Denkbar war es, daß Georg Wilhelm in diesem Fall die Tochter endlich befreien, sie zur Vormünderin ihres noch jungen Sohnes und Regentin erklären, so aber den Churprinzen durch einen Bürgerkrieg, dem nur zu bald fremde Mächte sich beimischen würden, um die Vortheile der verhaßten Heirath bringen könnte.

Diesem gefürchteten Schlage vorzubeugen, beeilte sich der Churfürst, dem Prinzen die drohende Gefahr

ernsthaft vorzustellen, und ihn zu einer Versöhnung mit der verstoßenen Gattin zu vermögen. Zu welchem Zwecke denn auch wirklich zwei von ihr geachtete Edelleute in ihren Kerker abgesandt wurden. War nun gleich Sophie Dorothea den Welthändeln gänzlich entfremdet, so erschaute sie doch in diesem überraschenden Besuche ein zum Grunde liegendes wichtiges Ereigniß, und die Abgesandten waren nicht wenig über die ruhige Fassung der hohen Gefangenen erstaunt, welche sie in ihrem Kerker mit eben der freundlichen Hoheit, wie einst im glänzenden Zirkel des churfürstlichen Pallastes empfing. Von Ehrfurcht und dem aufrichtigen Wunsche durchdrungen, die gekränkte Gebieterin bald wieder an dem ihr gebührenden Platze zu sehn, trugen sie ihr den Zweck ihrer Sendung mit einer schwerlich vorgeschriebenen Wärme vor.

Tief bewegt von der ihr fremd gewordenen Stimme wahrer Ergebenheit, dankte ihnen die Fürstin ihre treue Absicht. Plötzlich aber, sich mit dem stolzen Bewußtsein ihres gemißhandelten Werthes erhebend, bewies sie durch ihre bestimmte Entscheidung, daß ihre große Seele keinen Augenblick in der Wahl zwischen Glanz und Selbstachtung noch im Gefängniß zu schwanken vermochte.

„Sagen Sie dem Prinzen Georg, rief sie aus, sagen „Sie ihm, daß nach dem Vorgefallenen, jede Annähe„rung unter uns unmöglich sey. Denn war ich des „Verbrechens schuldig, warum er mich gefangen hält: „so bin ich seiner Verzeihung unwürdig; bin ich aber

„schuldlos: dann ist der Unterdrücker meiner nicht „werth.“

Huldreich entließ sie die bestürzten Edelleute, und zog sich in das Innere des Schlosses zurück, um es erst im Tode zu verlassen.

Wüthend, sein Entgegenkommen verschmäht zu sehn, drang Prinz Georg Ludwig nun auf eine gerichtliche Ehescheidung in rechtskräftiger Form, die auch alsobald erfolgte. Um sich mindestens die Frucht der erfahrnen Demüthigung zu sichern, forderte zwei Jahre später der Churfürst noch auf seinem Sterbelager dem Herzog von Celle das eidliche Gelübde ab, weder die Prinzessin jemals ihrer Haft zu entlassen, noch irgend etwas gegen die Succession des Churprinzen zu unternehmen. Ein Eid, den der unversöhnliche Vater ohne Bedenken leistete.

Bald folgte er seinem Bruder in die alles versöhnende Gruft. Aber sogar seinen im Tode erbleichenden Lippen vermochte das heiße Flehen der trostlosen Eleonora kein Segenswort über sein unglückliches Kind zu entlocken. Dies war der bitterste Tropfen in den Leidenskelch beider Frauen, denen aus dem Grabe ihrer Gebieter der traurige Trost aufging, zuweilen, Eine an der Andern Brust gelehnt, ihr Schicksal bejammern zu dürfen. Doch erhielt die Prinzessin nach dem Tode ihres Vaters einen großen Theil ihrer Einkünfte zurück, die sie meist ihrem Sohne, dem Prinzen von Wales, nachherigem König Georg II., nach England sandte, welcher seine Mutter so sehr liebte, daß er ihr bei seiner

Anwesenheit in Deutschland incognito mehrere Besuche machte.

Unverkennbar lastete die Hand der Nemesis auf die sich in Krankheiten und vernichteten Hoffnungen aufreibenden Verfolger der edlen Sophie Dorothea. Selbst, ihrem Gemahl, den das treugebliebene Glück fast in derselben Stunde auf den brittischen Thron begleitete, die seiner Mutter brechende Augen vor dem lang und stürmisch ersehnten Anblick seiner Hoheit verschloß: selbst diesem, im Arm einer glänzenden Gegenwart seine Macht ungestört genießenden, Könige reifte im dunkeln Schooße der Zukunft die Rache, und das blühende Leben seiner leiblichen Enkelin, Caroline Mathilde, schön und tugendhaft, wie die Gattin, die er verstieß, mußte in spätern Tagen, ein fleckenloses Opfer, die Sünde des Ahnherrn auf dem Altar der ewigen Vergelterin versöhnen.

Fast alle ihre Lieben hatte Sophie Dorothea überlebt. — Nur in seligen Träumen sah sie ihre Kinder, und der Jugendgeliebte winkte ihr oft aus den Wohnungen des Friedens zu sich hinauf. Sie sehnte sich nach dem Kuß des Todesengels; und als er endlich ihr heißes Herz zu kühlen erschien, da lächelte sie ihn seelig an, segnete die fernen Kinder ihres Herzens, und entschlummerte, um am Busen der ewigen Liebe zu erwachen.

Sie starb im Jahre 1726 in Ahlden.

Nur am preussischen Hofe ward sie gebührend betrauert. Kein Denkstein bezeichnet ihre stille Gruft.

Aber ihr Sohn Georg, der zweite, ehrte, als er seine teutschen Staaten besuchte, das Andenken seiner Mutter öffentlich durch eine geflissentlich achtungsvolle Behandlung ihrer Familie, und namentlich ihres nächsten Verwandten, des Oberjägermeisters Baron Beaulieu de Marconnay, dessen edle Töchter, die nachmaligen Generalinnen von Wrede und Monroy, er mit verwandtschaftlichen Namen zu begrüßen sich herabließ, wenn er an ihrer Hand mit gerührten Blicken die Zimmer durchwandelte, wo seine einst angebetete Mutter dem beklagenswerthesten Loose entgegengeblüht war.

Das Brautkleid.

Meiner Schwester an ihrem Vermählungstage gewidmet

von

Agnes Franz.

Wie aus Sonnenlicht gesponnen,
Ruht der Seide zarte Pracht.
Auf! es hat der Tag begonnen,
Rüstig sey das Werk vollbracht!
An das Brautgewand,
Leget frisch die Hand!
Daß das prangende Gewebe
Sich in zarte Formen gebe.

Zum Werke, das wir hier bereiten,
Geziemet wohl ein heitrer Scherz!
Wenn muntre Lieder es begleiten,
Dann regt sich schneller Hand und Herz.
Drum laßt es frey im Lied erschallen,
Was durch des Weibes Kraft gelingt! —
Nie wird ein Mädchen wohlgefallen,
Das nimmer scherzt und nimmer singt.
Das ist's ja, was die Weiber zieret,
Des Frohsinn's heitere Gewalt,
Die, wie die Hand die Nadel führet,
Auch rasch in Wort und Liedern schallt.

Rückt den Tisch mir in die Mitte,
Doch recht sauber laßt ihn seyn,
Nun, mit wohlbedachtem Schnitte
Wagt euch in den Zeug hinein!
In der Scheere Macht
Steht des Werkes Pracht;
Keiner hat sich Lob erworben,
Der im Zuschnitt es verdorben.

Was wir im stillen Kreis begonnen:
Daran wird mancher Jungfrau Blick
Sich in geheimer Hoffnung sonnen,
Beneidend ihrer Schwester Glück.
Denn, mögen's Manche auch verhehlen,
Wir sagen's unter uns vertraut,
Nichts kann so wunderbar beseelen,
Als eine schön geschmückte Braut.
Hell strömet durch des Tempels Mitte
Der Kerzen Glanz vom Hochaltar;
Es naht die Braut mit züchtgem Schritte,
Die Myrthe glänzt im schönen Haar.
Verständgen Blickes prüfen Frauen
Den Schmuck mit aufmerksamem Sinn;
Die Mädchen stehn gerührt, und schauen
Verstohlen nach dem Brautpaar hin;
Sie wähnen freudig und erschrocken
Sich selbst zu sehn im Kerzenglanz,
Und fühlen in den eignen Locken
Im Geiste schon den Myrthenkranz.

Seht, da liegen Rock und Kolle
Zugeschnitten nett und fein,
Und es greifen alle Theile
Passend in einander ein.
Nun nicht länger ruht!
Greift zum Fingerhut!

Daß in unserm stillen Kreise
Sich des Fleißes Macht beweise!

Es schreitet, nimmer aufzuhalten
Die Zeit in ihrem ew'gen Tact.
Drum laßt uns mit den Stunden walten,
Schnell kommt ein neuer Lebensact.
Es reißt sich von den Kinderspielen
Die zartentblühte Jungfrau los,
Und neigt, mit schüchternen Gefühlen,
Sich schweigend zu der Mutter Schooß.
Sie weiß nicht, was in ihr beginnet,
So war sie nimmer noch bewegt,
Sie denket nach, und staunt, — und sinnet,
Was ihr so laut im Herzen schlägt.

Die Mutter kennt das stille Träumen,
Und prüft es mit verständ'gem Blick;
Und aus dem treuen Herzen keimen
Besorgte Wünsche für ihr Glück.
Sie labt sich an den holden Zügen
Der Jungfrau mit geheimer Lust,
Und drückt mit innigem Vergnügen
Sie an die frohe Mutterbrust.

„Nun, denkt sie, mag ich immer sorgen!"
Und eilt hinaus, und zaudert nicht.
Der Schränke Reichthum, wohlverborgen,
Muß nun hervor an's Tageslicht.
Es wählen die geschäft'gen Hände
Das Schönste für die Tochter aus,
Und schaffen freudig, ohne Ende
Des Segens Fülle in das Haus.
Und nimmer ruht des Fleißes Streben,
Und rastlos schafft und trägt sie ein,
Und füllt mit schimmernden Geweben
Die Kisten und den blanken Schrein.

So steht sie froh der Zeit entgegen,
Von Sorg' und Hoffnung gleich bewegt,
Wo sie den aufgehäuften Segen
In's Haus der lieben Tochter trägt.

Schon naht die schönste aller Stunden;
Erröthend thut der Tochter Mund,
Daß sie den theuren Freund gefunden,
Der frohbewegten Mutter kund;
Und auch der Jüngling kommt und waget
Der Bitten größte für sein Glück,
Und sieh' — ein heitrer Himmel taget
Ihm in der Mutter sanftem Blick!

Laßt uns nun zur Arbeit sehen,
Schaut, schon bildet sich das Kleid,
Und die reichen Falten blähen
Sich mit Selbstzufriedenheit.
Tadellos und schön
Wird die Schleppe stehn,
Wenn die Braut mit stolzem Schritte
Wandelt in der Gäste Mitte.

O seelig, wenn der Tag der Weihe
Das heilge Band der Lieb' und Treue
Um zwei verwandte Seelen schlingt!
Wenn nun, begünstigt vom Geschicke
Sich zu der Wahrheit Sonnenblicke
Der Hoffnung kühner Traum sich schwingt.

Freudig tritt der Hochbeglückte
In das neue Leben ein,
Was ihn keimend schon entzückte,
Sieht er blühend nun gedeihn.
Herrlich ist es ihm gelungen,
Was er glaubensvoll begann,
Froh hält er die Braut umschlungen,
Die sein liebend Herz gewann.

Und jeglicher Tag
In häuslicher Stille
Bringt reichen Ertrag
Und Freuden in Fülle.
Sich selber genügend
Entziehn sie sich weise
Dem rauschenden Kreise,
Und bauen und weben
Ein sonniges Leben
Voll blühender Kränze
In häuslicher Grenze.
O stilles Genügen
Der heiligsten Freuden,
O möchtest du nie von den Glücklichen scheiden!

Doch feindlich verdrängen schon düstere Schatten
Die Ruhe des Gatten;
Verblendet vom Schimmer der Eitelkeit heben
Sich Wünsche im Herzen der Gattin, und streben
Mit heimlicher Gluth
Nach schimmerndem Gut.
Gestört ist der stille, beglückende Frieden,
Seitdem sie die Sorgen des Hauses ermüden,
Am Spiegel vergeudet
Die Zeit sie, und meidet
Den nützlichen Fleiß
Im häuslichen Kreis.

Zum Balle verlangt sie mit heimlichem Streben,
Und läßt sich die Kleider, die glänzenden, geben:
Nicht genügt's ihr, dem Mann ihrer Wahl zu gefallen,
Sie will und erzielt die Bewundrung von Allen,
Und schmückt sich, und lockt den bestochnen Gemahl
Zum schimmernden Saal.
Ach, hier wächst des Mannes Qual.
Ohne Murren muß er dulden,
Wie an ihrer Schönheit Strahl

Aller Blicke frey sich weiden,
Während still er, und bescheiden
Fern beschaut den flücht'gen Reigen,
Sinnend, mit betrübtem Schweigen.
Ach, ihm wird allzuschwer,
Und er erträgt's nicht mehr.
Mißmuth im düstren Blick,
Sucht er der Karten Glück.
Doch umsonst, des Mißtrau'ns Hyder
Kämpft Zerstreuung nimmer nieder;
Mächt'ger kehrt sie stets zurück.

Laßt uns jetzt zum Werke schreiten!
Laßt uns mit geübter Hand
Nun den netten Leib bereiten,
Mit Geschmack und Kunst bekannt.
An den zarten Bau
Schmiege er sich schlau,
Daß kein Fältchen man erblicke
An dem kühnen Meisterstücke.

Heil, dreimal Heil dem Biedermann,
Den eitle Täuschung nie umspann;
Der aus der Schönen buntem Kreis
Die Würdigste zu wählen weiß.
Dem Leidenschaft und falscher Wahn
Den hellen Blick nie trüben kann;
Der langsam wählt, und nie vergißt,
Daß solcher Bund auf ewig ist.
Schnell hat das Gefühl entschieden,
Aber sorgsam prüft Verstand,
Und nur dauernd ist der Frieden,
Der aus Beider Wahl entstand.
Zarte Liebe, fromme Treue,
Holde Anmuth, milder Sinn,
Ihr entzücket stets aufs Neue,
Sank der Jugend Glanz auch hin.

Selig iſt das Weib erfunden,
Das der Seele Liebreiz ſchmückt;
Selig der, dem ſie verbunden,
Den an's Herz die Holde drückt!

Seht ihr dort die Gattin ſtehn,
Lieb und ſchön? —
Jugend ſchmückt
Ihre Wange,
Und ihr ſpähend Auge blickt
Forſchend, bange,
Freudenleer,
Ringsumher.
Von des Söller's luftger Höhe
Schaut ſie, ob ſie ihn erſpähe;
Nacht umhüllet ſchon die Fluren,
Vergeud ſeines Weges Spuren.
Von der Jagd muß der Geliebte
Heute noch zurückkehren,
Und ſie glaubt den Tritt zu hören,
Und das Bellen ſeiner Hunde,
Und ſie hält den Odem länger,
Horchend lauſcht ſie, immer bänger,
Bis die Tritte näher ſchallen,
Und verhallen.
Ja, er iſt! Mit lauter Freude
Eilt ſie an des Theuren Seite,
Und er legt vergnügt die Beute,
Eines heißen Tag's Gewinn,
Triumphirend vor ſie hin.
Und die frohen Kleinen ſchmiegen
Sich mit innigem Vergnügen
Um des lieben Vaters Knie;
Und er nimmt und herzet ſie.
Zeigt das Wild dem muntern Knaben,
Und erzählt

Froh beseelt
Von der Jagd vergnügtem Treiben
Und des Waldes stillen Gründen,
Wo das scheue Reh zu finden.
Und die Frau
Schleicht sich leise
Aus der Lieben muntrem Kreise.
Zu dem reinlichen Gewölbe
Sorgend sie hinunterschreitet,
Von der treuen Magd begleitet.
Alles sieht,
Wo sie späht,
In des Wohlstands üpp'ger Fülle.
Und sie freut sich in der Stille;
Geht, und wählt
Wohlbedacht,
Rum, und duftige Citronen,
Ihres Waidmann's Müh' zu lohnen.
Und des Zuckers blaue Hülle
Theilet schnell der Mächt'gen Wille.
Blitze sprühen bey den Schlägen
Ihres Hammers ihr entgegen;
Und sie füllt die helle Schaale
Eilend zu dem frohen Mahle, —
Und sieh' — schon harrt in trauter Runde
Der Kreis der Mutter Wiederkehr.
Die Rede geht von Mund zu Munde,
Und alles drängt sich um sie her.
Da kommt die dampfende Terrine,
Die Gläser klirren fröhlich hell,
Und Jedes sezt mit heitrer Miene
Sich um des Punsches duft'gen Quell.

Laßt uns nun zur Arbeit sehen,
Ist die Naht auch zart und fein?
Soll ein Kleid recht zierlich stehen,

Muß auch nett die Arbeit seyn.
Strenge Blicke drohn,
Tadel oft und Hohn
Mustern gern, und suchen Flecken
An dem Besten zu entdecken.

So geht es leider auf der Erden,
Man feindet still und laut sich an;
Der Mensch soll noch geboren werden,
Der allen es nach Wunsch gethan.
Was Einer billigt, untersaget
Der Andre uns mit strengem Blick;
Die Unschuld selbst wird angeklaget,
Besprochen wird das stillste Glück.

An dem Spiegel trüb und bange
Steht Melinde;
Mißmuth thront auf ihrer Wange;
Seufzer streben
Unwillkührlich aus dem Herzen;
Und sie klagt in bittern Schmerzen:
„Ach, was hab' ich doch verbrochen,
Daß mich so das Glück betrogen?
Hab' ich täglich nicht erwogen,
Was der Jugend frisches Leben
Könnte schöner noch erheben?
Frug ich nicht bey jedem Feste
Nach der Mode strengstem Spruch?
War mein Kleid nicht stets das beste?
Modisch nicht mein Hut, mein Tuch?
Hat man mich bey Assemblern,
In den Gärten, auf dem Ball,
In der Oper nicht gesehen,
Gleich den Reichsten, überall?
Hab' ich etwas je begangen,
Daß mein guter Name litt?
Gingen, wenn ich ausgegangen,

Mutter nicht und Tanten mit?
Ward mein Witz nicht stets gepriesen?
Nicht von Männern laut verehrt?
Und — o Welt! — von allen Diesen
Hat sich Keiner treu bewährt!
Dort das kleine Aennchen lebte
Unbemerkt und ungekannt,
Saß am Rocken stets, und webte
In dem Stübchen, unverwandt.
Keiner hat in jenen Kreisen
Auch nur einmal sie gesehn;
Nur im Lenz sah man zuweilen
Sie allein spazieren gehn. —
Denkt — allein! — Bey dem Gedanken
Schauert mir schon kalt die Haut;
Und dies Aennchen, — dieses Früchtchen,
Dieses Aennchen sagt man Braut!
Ach, wo gilt wohl noch auf Erden
Lebensart und guter Ton? —
Nie erkannt, gewürdigt werden,
Ist und bleibt des Edlen Lohn! —
So in bitterm Unmuth trauernd
Schalt Melinde das Geschick;
Und der Spiegel warf bedauernd
Ihr betrübtes Bild zurück.

Frisch, die Ermel angefangen,
Zögert nicht, die Zeit verrinnt!
Laßt in Flor den Atlas prangen,
Daß er neuen Glanz gewinnt!
Hier, die Blende auch
Nehmet in Gebrauch,
Daß in Anmuth sich das Feine,
Mit dem Glänzenden vereine!

Gern gesellt
Sich das Zarte zu dem Starken,

Wie im Bilde Licht und Schatten
Sich zum schönen Ganzen gatten.
Seht, die zarte Jungfrau blicket
Zu dem Krieger mit Vertrauen;
Und aus seinen Augen thauen
Thränen, die er nie geweinet,
Nicht im Schlachtensturm, wo Tod
Oft des Tapfer'n Haupt umdroht,
Nicht im Kampf der schwersten Stunden
Hat er Aehnliches empfunden.
Sie verlieren,
Hieß ihm mehr als zehnfach sterben,
Könnt' er kämpfend sie erwerben,
Ach, sein Blut
Ließ er für das theure Gut!
Auch sie fühlt
Gleichen Muth im zarten Herzen,
Gält' es Leiden, gält' es Schmerzen,
Alles will sie gern ertragen,
Mit ihm in den Tod sich wagen!
Aus des Friedens stiller Hütte
Wagen sich der Jungfrau Schritte
Ferne von der Heimath Schooß.
Ihm folgt sie zur rauhsten Ferne,
Trauend ihrem guten Sterne,
Unbekümmert um ihr Loos. —
Und die Mutter blicket bange
Nach dem heißgeliebten Kinde.
Fern und unbekannt erscheinet
Ihr die Gegend, wo sie weilet,
„Nimmer, denkt sie, kehrt sie wieder,
Unstät ist des Kriegers Leben,
Ewig wandelnd sein Geschick!„ —
— Und es schweift an jedem Morgen
Ueber die entlegnen Berge
Sorgend der betrübte Blick. —

1826. F.

Doch das Auge, das die Treue
Stets beschützt auf frommer Bahn,
Nimmt sich der Entfernten an,
Wahrt sie vor Gefahr und Sorgen,
Bis ihr häuslich Glück geborgen,
Und führt Friede, Ruhe, Glück,
In das Mutterherz zurück.

Wohl, nun ist das Werk am Ende!
Leib und Ermel sitzen gut!
Legt den Bolzen nun behende
Nieder in des Ofens Gluth!
Stoff und Arbeit sey
Glatt und makelfrey!
Doch mit Vorsicht geht zu Werke,
Daß man keinen Tadel merke!

Mögen immer zarte Hände
Arbeit solcher Art verschmähn,
Besser wär' es, man verstände
Auch mit solcher umzugehn.
Theuer muß die Frau es büßen,
Die auf fremde Vorsicht baut.
Andrer Sorgfalt, unbekümmert,
Ihre Wirthschaft anvertraut.
Was man selbst nicht mitbetreibet
Bleibt zur Hälfte nur vollbracht,
Und die Ordnung ist zerrüttet,
Eh' die Hausfrau es gedacht.
Mag der Mann an frühem Morgen
Bis zum späten Abend sorgen:
Mag sein Fleiß auch viel verdienen,
Nimmer wird der Wohlstand grünen,
Sucht die Frau mit frommem Walten
Nicht vorsichtig Haus zu halten.

Heilge Ordnung! Himmelstochter!

Wo Du walleſt, kommet Segen
Ueberall uns frob entgegen!
Unter deinen Tritten quillet
Schnell des Glückes Saat heran,
Und der Schrank, die Kammer füllet
Sich mit deinen Gaben an.
Seelig iſt die Frau zu preiſen,
Deren Wandel Du beglückſt!
Größer Wohlſtand wird beweiſen,
Daß du mehr als Kronen ſchmückſt!
Seht, dort ſitzt ſie in dem Kreiſe
Ihrer Kinder, fromm und ſittig,
Alles folgt der Mutter Fleiße,
Drängt ſich um ſie, ehrerbietig!
Da iſt Keines, das noch träge
Seine Hände niederlege;
Alles müht ſich, ihr zu gleichen,
Sie nachahmend zu erreichen.
Und der Gatte labt im Stillen
Sich an ſeines Hauſes Frieden,
Blicket dankend auf zum Himmel,
Der ihm ſolch ein Glück beſchieden,
Und vergißt des Amt's Beſchwerde
Gern an ſeinem ſtillen Heerde.

Freude ward uns heut geſpendet!
Seht, ihr Schweſtern, mir die Hand!
Seht, das Brautkleid iſt vollendet
Mit Geſchmack und mit Verſtand.
Auf, und ruft die Braut,
Daß ſie kommt und ſchaut,
Und in unſchuldvoller Freude
Sich an unſerm Werke weide.

Herein, geliebte Braut, herein!
Wir harren, deines Spruchs gewärtig,
Und bringen dir das Brautkleid fertig.

Doch eh' wir uns des Werkes freuen,
Laßt's uns mit frommem Wunsche weihen:
Es ziehe mit dem neuen Kleide
Des Glückes fröhliches Gebeih'n,
Der Freude rosiges Geleite,
In deine künft'ge Heimath ein!
Wohl wird dereinst dies Kleid veralten,
Doch immer soll das fromme Wort
Der Schwestern, segnend um dich walten,
Und sich bewähren fort und fort.
Du ziehst aus unf'rer stillen Mitte
Entgegen der verhüllten Zeit,
Doch bleiben ewig unsre Herzen
Als fromme Heimath Dir geweiht.
So fern du weilest — nie verschwindet
Dein Bild aus liebendem Gemüth.
Ein Altar ist dir hier gegründet,
Auf dem ein ew'ges Opfer glüht.

Nimm aus deiner Schwestern Händen
Nun das schimmernde Gewand;
Liebe half es uns vollenden,
Segen bringt's dem neuen Stand.
Schön zum grünen Kranz
Eint sich zarter Glanz.
Mög' aus ihm dir Heil entspringen'
Jeder Tag dir Seegen bringen!

Das Lotterieloos.

Von Carl Borromeus von Miltitz.

Der alte Verwalter Pflugbeil rückte verdrüßlich die Brille von der Nase nach der Stirn herauf, spritzte die Feder aus und schob mißmuthig die Balancerechnung des Gutes Rauschenberg, das er seit zwanzig Jahren verwaltete, von sich. „Nichts, als Mühe" — murmelte er vor sich hin — „und noch dazu ganz unnütze Mühe und Noth! Denn für wen plag' ich mich denn eigentlich? Der Gutsherr hat von der Regierung die Erlaubniß bekommen, das Gut in einer Lotterie auszuspielen, er kann also nur dabey gewinnen, denn die Loose waren in der ersten Woche untergebracht, aber ich? Gott weiß, was für eine Art von künftigen Herrn mir das Schicksal herschleudert, der nichts versteht, und doch Alles besser wissen will. Stiere von den Hottentotten, Schaafe aus Peru, eine Säemaschine von den Irokesen, Dreschflegel von den Caraiben kommen läßt, und die mühseelig eingerichtete Feldwirthschaft so zusammen drischt und säet und pflügt, daß mich die Bauern auslachen und ich nur geradezu mein Bündel schnüren, und davon gehen kann! —

„Aber lieber Vater“ — fiel ihm das reizende Suschen in's Wort — „das müssen Sie doch auch gestehen, daß mit dem bisherigen Besitzer das trübseeligste Leben von der Welt war. Krank, alt, griesgramig, voller Eigensinn und doch ohne Einsicht in die Landwirthschaft, kam der Baron nur nach Rauschenberg heraus, um Sie zu tadeln, ihre sorgfältigsten Anstalten zu vereiteln, ihre schönsten Pläne zu durchkreuzen. Ich freue mich, meinerseits, daß er die Erlaubniß zum Ausspielen des Gutes bekommen hat. Erstlich zieht das Leute her, da bekommt man doch wieder Menschen zu sehen, und dann kann uns ja doch auch das Glück einen recht artigen freundlichen Mann, vielleicht gar einen hübschen, jungen Herrn zuführen, der —

„Der dir die Cour macht“ — fiel der Alte ein — „mir um den Bart geht, mich in Feld und Wald begleitet, und mir hinterm Rücken die Nichte verführt —

„Väterchen! Warum denn immer das Schlimmste?“

„Ein junger hübscher Mann“ — fuhr der Verwalter in seinem Selbstgespräch fort — Gotts Blitz! — haben denn nicht die Offiziere vom nächsten Husarenregimente — ja wahrhaftig — die haben ja ein ganzes Bündel Loose behalten — nun, da steh' mir Gott bey! Wenn von denen einer Besitzer wird, da bekommen wir hier eine wahre Husarenwirthschaft zu sehen.

„Ich ärgerte mich weiter nicht darüber „ — lachte

Suschen" — „wenn's sonst ein artiger junger Mann wäre„ —

„Daß Dich!" — fluchte der Verwalter. „Wenn ihr Mädchen einen Courmacher wittert, so seht ihr nicht, ob er eine Adlerskralle oder gar einen Pferdefuß mitbringt. Wenn er nur krummbuckelt, krazfußt und charmirt! Geh' in die Wirthschaft, du hast mich mit deinen Albernheiten ganz wirblig im Kopfe gemacht!"

„Aber Oheim" — bat Suschen —

„Geh' in die Wirthschaft, sag ich. Ich will allein seyn!" — Das Mädchen flog hinaus, und Pflugbeil rückte das Sammtkäppchen tiefer in die Augen, legte sich in den Lehnstuhl zurück, willens, sich ein paar Minuten lang, *inwendig zu besehen*, wie er es nannte, welche Contemplation aber jedesmal in ein Schläfchen von einer Viertel- oder Halbenstunde überging.

—

Verdrüßlich blieb es für den alten wackern Wirthschafter, der sich eine Reihe von Jahren her mit der Einrichtung auf dem Gute geplagt, endlich den Eigensinn des Gutsherrn, die Halsstarrigkeit der Bauern bezwungen und eine dem Boden und den Kräften des Gutes angemessene Bewirthschaftungsmethode eingeführt hatte, nun sich auf einmal mit allem Guten, was er begründet, dem Zufall in die Arme geworfen und von der Laune eines ganz fremden Menschen abhängig

gemacht zu sehen. Er konnte zwar, im schlimmsten Falle, daß er sich nämlich gar nicht mit dem neuen Acquirenten vertrug — seine Papiere demselben vorlegen und seinen Abschied nehmen; allein er war so lang hier, daß er den Gedanken, sich wo anders erst wieder anzusiedeln, kaum fassen konnte. Eben so wenig ließ er sich beygehn, zu bedenken, daß der künftige neue Besitzer ihm das Prävenire spielen und ihm den Abschied geben könne. „Hat der Mensch nur ein Fünkchen Verstand" — meinte er — „so muß er ja froh seyn, einen alten bewährten Oekonomen zu finden, der die Ressourcen des Guts aus dem Fundamente kennt; und daß ich ein Landwirth bin, wie er seyn muß, nun, das kann er auf zehn Meilen in die Runde hören. Der alte Pflugbell" — schmunzelte er — „nun man weiß ja, was das heißt!" — Ueber dieser Betrachtung war er eingeschlafen, und Suschen, die ein paarmal hereingesehn, hütete sich, ihn zu wecken, denn was sie zu melden hatte, war nicht geeignet, ihm seine gute Laune wiederzugeben. Peter, der Bote, der vom Gute aus, ein paarmal wöchentlich in die Stadt ging, war nämlich so eben von dort zurückgekommen und hatte die Nachricht mitgebracht, das Gut sey ausgespielt und es habe es einer der Offiziere vom nahliegenden Husarenregimente gewonnen. Erfahren mußte es der Alte freylich heute noch, und Suschen überlegte eben, auf was für eine Art sie die Sache vorbringen wolle, als sie des Verwalters Klingel in's Zimmer rief. Er machte ihr

den Eingang durch die Frage leicht, ob Peter aus der Stadt zurück sey und Zeitungen gebracht habe? was sie bejahen mußte.

„Sonst nichts Neues?“ frug Pflugbeil weiter.

„O doch — die Lotterie—die wegen dem Gute“—

„Nun ja, was ists? Ist sie gezogen? Wer hat Rauschenberg?“

„Gezogen ist sie freilich, und gewonnen hat das Gut“—

„Nun wer? beym Teufel“ — rief der Alte ungeduldig die Mütze auf den Tisch schleudernd.

„Ein Offizier“ — erwiederte Suschen ernsthaft — „von den grünen Husaren!“

„Hab ich's doch gedacht!“ — brach der Alte los — „hab' ich's doch gedacht, daß dieser und jener sein Spiel haben wird. Das schöne, solide Gut an — so eine Bärmütze! Nun das wird lustig hergehn, bis kein Ziegel auf dem Dache mehr ihm gehören wird. — Gieb die Armeeliste her, damit wir doch sehen —

„Ach Väterchen“ — fiel Suschen ein — „wir wissen ja den Namen nicht. Es kann es so gut der jüngste Lieutenant, als der alte griesgramige Obrist gewonnen haben!“

Verdrüßlich warf Pflugbeil das Buch bey Seite; indessen sollte ihn die Qual der Ungewißheit nicht lange plagen, denn nach ein paar Minuten trat der Bader, das Zeitungsblatt in der Hand, in's Zimmer. „Nun Herr Gevatter, was sagen Sie zu der neuen Herrschaft?“

„Hm — entgegnete Pflugbeil kurzweg — „nichts sage ich dazu. Kenne ja den Mann nicht einmal dem Namen nach."

„Hä, hä" — lachte der Bader — 's ist auch kein Mann!"

„Nun also die Frau!"

„Hä, hä, ist auch keine Frau!

„Noch besser" — lachte Pflugbeil bitter — „es hat also wohl ein Kind den Treffer gezogen?"

„Hä, hä, ist auch kein Kind!"

„O Herr Gevatter, — beym Teufel, kein Mann, keine Frau, kein Kind?"

„Geduld" — replicirte der witzige Bader — „und nicht unnützerweise gegen den Gevatter invectirirt! Ich habe doch Recht. Es hat's kein Mann, keine Frau, kein Kind, sondern — Männer, mehrere Männer."

„Wie? — riefen Alle aus einem Munde — mehrere Männer? Wie ist das möglich?"

„Nun, die zweyte Escadron des 6ten Löblich von Loudenbrog'schen grünen Husarenregiments hat zusammen ein Loos auf das Gut Rauschenberg genommen, und auf dies Loos ist der erste Gewinn gefallen!"

„Die ganze Escadron?" — frug Pflugbeil, die Hände faltend.

„Die Leutnants also auch mit?" — lispelte Suschen.

„Die ganzen Husaren?" — stammelte der lahme Peter.

„Die Offizier's der zweyten Escadron" — dozirte der Bader — so steht's hier in der Zeitung.

„Du liebster Heiland" — frug Pflugbeil leise — „wie viel Herrn bekomme ich denn da auf einmal?" —

„Ih das läßt sich gleich ausrechnen" — rief der Bader — „ich habe ja auch bey der Cavallerie ehedem gestanden. Warten Sie einmal, bey jeder Compagnie ein Rittmeister, ein Prämier- und zwey Secondlieutenants macht vier, also doppelt, weil zwei Compagnien bey uns eine Escadron formiren, thut acht, nun noch den Herrn Obristlieutenant nebst einem aggregirten Herrn Major sind zehn Herrn Offizier's, deren Gefolge, wenn ich eins in's andre rechne, immer ein dreyßig Pferde und ein zehn bis funfzehn Reutknechte nebst einigen Ordonanzen ausmachen dürften. Und, Bagatell, was frißt so ein Husar, wenn er hungrig ist! Und auf die hübschen Mädchens, da sind sie nun ganz und gar des Leibhaftigen. Ja, Herr Gevatter, in der Campagne von 78, die ich als Feldchirurg mitmachte....

Der Bader schwadronirte noch lange fort, ohne daß Pflugbeil ein Wort erwiedert hätte. Er war so erschüttert, daß Suschen, die des Oheim's Gesicht kannte, für seine Gesundheit fürchtete und daher Sorge trug, daß er heute zeitiger als gewöhnlich zur Ruhe ging. Der arme Alte war so niedergeschlagen, daß die Nichte Mühe hatte, ihm begreiflich zu machen, wie er als Oekonom am besten einsehen müsse, daß eine Wirth-

schaft unter zehn Herren ja eine offenbare Unmöglichkeit sey. Auf die Länge könne also nichts Anderes werden, als daß einer die Oberaufsicht führe, und so komme ja Alles wieder aufs Alte hinaus. Uebrigens müsse man doch erst mit ansehn, wie sich das Ding gestalte. Nun in Küche und Keller wolle sie sich auf einen ernstlichen Angriff gefaßt machen. Das kluge Mädchen hatte die ganze Sache aus dem rechten Gesichtspunct angesehen. Den nächsten Morgen schon kamen im vollen Galopp vier junge Männer in Husarenuniform, vier Reutknechte hinter ihnen, angesprengt, ritten gerade vor's Schloß und verlangten den Castellan, Pächter, Verwalter oder wer sonst die Aufsicht führe, zu sprechen. Pflugbeil trat ihnen, die Mütze in der Hand, entgegen. „Nun alter Herr," — rief der jüngste der Offiziere — „Sie wissen doch, daß wir Viere das Gut gewonnen haben und nunmehro die Herrn hier auf eine ganz barbarische Art spielen werden?"

Pflugbeils Miene erheiterte sich sichtlich bey diesen Worten. „Also nur Sie Vier, mein vielgeehrter Herr Lieutenant? Nun, Gott sey Dank. Man hatte uns gesagt, alle zehn Officier's der hochlöblichen zweyten Escadron wären meine künftige Herrschaft! Nun also nur Vier, nun und wir wollen hoffen, es wird sich noch Einer oder der Andre verlieren, so daß ich es am Ende nur mit Einem zu thun habe."

Ein lautes Gelächter war die Antwort; indeß nahte sich ein schöner Mann, der älteste der vier

Jünglinge, dem Verwalter und bestätigte ihm ihr Eigenthumsrecht über das Gut. Späterhin werde er sich legitimiren, daß ihm von seinen Cameraden die eigentliche Verwaltung des Gutes aufgetragen sey, indessen möge Pflugbeil während man das Schloß und den Garten besähe, für Frühstück und späterhin Mittagsessen Sorge tragen und sich um sein graues Haar nicht leid seyn lassen. Der alte Mann athmete freyer bey diesen tröstenden Worten, aber ein Blick auf das Gefolge jagte ihm neue Schrecken ein. Denn sah er denn nicht zwey Strick spitznasige, grauhäärige Windhunde stehen, hinter ihnen einen großen breitbrüstigen Hühnerhund? Sieben solche böse Geister konnten ja die herrlichste Aehrenflur in einem Vormittag zu Schanden machen. „Ja" — meinte der schöne freundliche Offizier — „etwas Noth werden sie freylich erfahren, indeß das kann seine guten Folgen haben!" — Pflugbeil, dessen Hoffnungsfluth schon wieder zur Ebbe herabzusinken drohte, hatte indeß die Zimmer geöffnet, ging das Frühstück zu senden, und als ein ächter Christ, auch seiner sieben vierbeinigen Feinde nicht zu vergessen.

Suschen, bald in Küch' und Keller, bald in Garten und Stall fliegend, hatte das Nöthige schnell herbeyschaffen lassen. Nun noch einem Blick in den Spiegel, einen zweyten auf ihren Anzug, und dann in's Himmels Namen hinüber in den Saal. Niedergeschlagenen Blicks und sittigen Schrittes trat sie in's Gemach, aus dem ihr Säbelgeklirr, lauter Ge-

sang und das ächzende Geschwirr eines alten Flügels entgegen hallte, der unter den chiroplastischen Anstrengungen eines nicht nach Logier's Methode gebildeten Spielers die letzten Töne seiner harmonischen Existenz auszuhauchen schien. — In der That arbeitete der jüngste ihrer militairischen Gäste, ein blonder Krauskopf, mit vergebener Anstrengung, einen raschen Walzer herauszubringen, den ihm die beiden andern Cameraden zugleich vortanzten und vorsangen, wobey der Höllenlärm ihrer nachschleppenden, klirrenden Säbel wenigstens die gute Wirkung hatte, daß dem aus A dur spielenden Musicliebhaber freygestellt ward, sich der kleinen Terz C, anstatt der großen Cis zu bedienen, welche seit zwanzig Jahren ein unwillkührliches Stillschweigen beobachtete. Eine poetische Licenz, welche der Virtuos mit derselben Zuversicht ergriff, als ein italiänisches Orchester in einem Rossinischen Finale, wo außer der gewöhnlichen Besetzung, eine Bande türkischer Music und sechzehn Blasinstrumente alle die Schulfuchserey von großen und kleinen Terzen, von Kreuz und Be, in allgemeines Weh — für deutsche Kennerohren — auflösen.

„Aber" — rief Rittmeister Germann — eben der, welchen wir als den Intendanten der künftigen Gesammtwirthschaft erwähnten — hinter den Grund- und Nutzungsanschlägen hervor, mit denen er sich umbaut hatte — „aber um's Himmels willen, lieber Freund, du siehest nun, daß der alte unharmonische Kasten das Cis nicht hergeben will. So spiele aus einer andern

Tonart und leiere nicht Dur mit der Rechten, während du Moll mit der Linken dazu trommelst. Das ist ja, um einen ehrlichen Rechner ganz und gar toll zu machen."

„Ey was — lachte der Blonde auffspringend, auf Suschen zueilend und sie bey beiden Händen fassend — „wer fragt beym Walzen nach Dur oder Moll, wenn man nur das Eins, Zwey, Drey, Eins, Zwey, Drey, nicht aus dem Ohr verliert, es wäre denn, daß so ein allerliebstes, bildhübsches Mädchen sich entschieden für Eins von Beiden erklärte. „Nun liebes Mädchen" — frug er mit absichtlich neckender Sinnverdrehung — w e m haben Sie lieber, den Ernsthaften oder den tollen Jubelnden, Moll oder Dur?

Suschen kennte ihre Wirthschaft und weiblichen Arbeiten unendlich besser, als den musicalischen Donat, obgleich sie recht artig sang. In unschuldiger Unwissenheit antwortete sie erröthend — „mein Gott — l i e b e r haben — ich kenne ja die beiden Herren noch so wenig — indeß" — setzte sie nach dem Rittmeister seitwärts blickend hinzu — „würde ich doch zu dem Ernsthaften mehr Vertrauen haben" —

Der Blonde wollte ersticken vor Lachen — „wahrhaftig" — rief er — „ sie meint, einer von uns heiße Dur, und Germann, der ihr schon auf den ersten Blick in die Augen stach, M o l l, und da hält sie's denn mit dem Moll. Excellent, excellent! Nun auf Ehre, Germann, du bist mit dem Glück im Bunde, das schöne Gut, das junge eben so schöne Mädchen dazu. . .

Der Rittmeister, dessen Blicke mit innigem Wohlgefallen auf dem schönen, verlegenen Gesicht Suschens geruht hatten, bat den Blonden, die Kleine zu schonen, erklärte ihr den Scherz, und um ihr nicht Zeit zu neuer Verlegenheit zu lassen, trieb er den blonden Kobold wieder an den Flügel, hieß ihn spielen, und walzte mit Suschen ein paarmal durch das weitläufige Zimmer. Das holde Geschöpf fühlte sich im kräftigen Arme ihres Beschützers so behaglich, daß sie ungern nachgab, als die andern Offiziere verlangten, nun sollte Germann spielen, damit auch an sie die Reihe käme, mit Suschen zu tanzen. Das geschah denn aber doch, und Suschen konnte ihren vier Herrn, so wildlustig sie auch waren, doch nicht gram seyn, denn mit keinem Worte waren sie dem Anstand und der guten Sitte zu nah getreten. Aber freylich blieb ihr der ernste und doch so männlich anmuthige Germann der liebste. Kaum hatte sie sich vom raschen Tanze erholt, so trat ihr Oheim mit Rechnungen unterm Arm ein. Sein Wink beschied sie hinaus, und sie folgte um so williger, als sie durchaus über des Blondkopfs unverständliche Phrase von Germann's Glück wegen des Gutes und des jungen Mädchens ernsthafter nachdenken mußte. Der Rittmeister erklärte, mit dem alten Pflugheil rechnen und sprechen zu müssen, die andern drey Wildfänge verlangten ihre Pferde und tobten mit fröhlichem Jubel hinab auf den Hof. Der Verwalter legte nun seine Rechnungen vor, die Germann in großer Ordnung fand und wegen der Klarheit und

Genauigkeit, mit welcher sie angelegt und geführt waren, durchaus loben mußte. Er entwickelte hierbey eine solche Menge ökonomischer Kenntnisse, daß Pflugbeil einmal über das andre die Hände zusammenschlug und ausrief, „Ach wenn doch Sie allein mein Herr geworden wären!“ Germann erklärete ihm auf seine Fragen, wo er diese Einsichten gewonnen, daß er, der Sohn eines reichen Güterbesitzers, von Jugend auf auf dem Lande gelebt, auch sogar seinem ältern Bruder, der die Wirthschaft geführt, darin beygestanden, nachher aber, weil er doch nichts Eignes habe besitzen können, Soldat geworden sey und sich zehn Jahr lang auf den Schlachtfeldern der großen Armeen herumgetrieben habe. Jetzt, da der Friede dem Soldaten nicht viel zu thun gebe und Fortunens Gunst ihm und seinen drey Cameraden das Gut so gleichsam in die Arme geworfen habe, suche er nun die früher erworbnen Kenntnisse wieder hervor, um sich und der vierköpfigen Gesammtwirthschaft den meist möglichsten Nutzen zu verschaffen. Pflugbeil begann seine Klagen aufs Neue, um so mehr, als er auf die bedeutenden Verbesserungen zu sprechen kam, deren das Gut fähig sey und die der Eigensinn des vorigen Besitzers nie zur Ausführung habe kommen lassen. Germann wünschte diese im Geiste der rationellen Oekonomie vorgetragen und angeschlagen zu hören. Allein da kam er bey dem alten Praktiker übel an, der von einer andern, als einer rein praktischen Landwirthschaft durchaus nichts wissen wollte. Die Oekonomie beruhe seiner Meinung auf

— Dünger, also auf Ochsen, Schafe, Schweine u. s. w., ferner zur Bestellung der nöthigen Arbeiten, auf Knechten, Mägden, Bauern — Summa also auf Vieh. Er frage, wo hier das Rationelle zu finden oder anzuwenden sey? Er frage ferner, ob die Erfahrung nicht gelehrt, daß überall, wo man die Landwirthschaft und das Gesinde rationell behandelt habe, die erstere zurückgegangen, das zweite übermüthig geworden, Händel und Processe angezettelt, sein Geld zu Rabulisten getragen und endlich verarmt sey? Ihn habe eine vierzigjährige Erfahrung gelehrt, daß die Landwirthschaft schlechterdings bloß praktisch betrieben werden müsse, weil kein einziger, auch noch so oft bewährter Satz existire, der nicht doch einmal sich unpassend bewiesen habe, woran Clima, Localität und hundert andre Dinge Schuld hätten. Eben so unumstößlich sey er überzeugt, daß man mit Zwanglöhnern, Hofbauern, ja selbst mit dem um sogenanntes Gutlohn dienenden Gesinde immer den biblischen Ausspruch beobachten müsse: „du sollt dem Ochsen, der da drischet, nicht das Maul verbinden!“ Man müsse beiden, dem Vieh, wie dem Gesinde, reichlichen Unterhalt reichen, das sey alles, übrigens aber beide mit unnachsichtlicher Strenge zur Arbeit antreiben, sonst komme man in Schaden und werde oben ein, was das Gesinde betrifft, als ein Dummkopf ausgelacht, der seinen Vortheil nicht verstehe. Germann versuchte dagegen die rationelle Oekonomie in Schutz zu nehmen. Er bemühte sich, dem alten Pflugbeil zu beweisen, daß sie sich eben

auf die Erfahrungen, welche die Empirie gesammelt, fügte, indem sie eine Durchschnittsrechnung aus jener den Sätzen, auf welche sie ihr System erbaue, zum Grunde lege. Daß es ferner die größte Unbilligkeit sey, zu behaupten, daß allenthalben und zu allen Zeiten eine verständige, gutmüthige, wohlwollende Behandlung des Gesindes fruchtlos gewesen, daß ferner jeder wahrheitsliebende, unpartheyische Gutsbesitzer zugeben müßte, wie wenig Vortheile ihm aus der durch Zwangsgesinde verrichteten Arbeit erwachse, und daß es eine unbestreitbare Wahlthat seyn würde, wenn es möglich wäre, verjährte Rechte und verjährte Pflichten so auseinander zu setzen, daß keinem Theil Weh geschähe, und so das lästige Zwangs- und Frohnwesen ganz aufgehoben würde. Daß ferner — aber was würde es helfen, alle Vertheidigungsgründe anzuführen, mit denen Germann ganz vergebens gegen den alten Pflugbeil stritt, der keineswegs gesonnen war, seine tiefeingewurzelten Vorurtheile, die durch manche, freylich einseitige, Erfahrungen unterstützt wurden, gegen ein System aufzugeben, das den Einzelnen beschränkte, indem es zum Ersatz auf die Vervollkommnung eines Ganzen verwies, daß — wie Pflugbeil behauptete — ihn nichts anginge. Der Rittmeister gab es auf, seinen Gegner durch Gründe zu bekehren, und er würde den alten Herrn auch nicht länger haben festhalten können, denn an sein thätiges Leben gewöhnt, betrachtete er schon die Zeit für verloren, die bloß mit Sprechen zugebracht worden sey, und wollte

hinaus in's Feld, wo er Arbeiter hatte. In der Thür trat ihm ein Mann entgegen, ihm eine Botschaft in's Ohr raunend, die eine hohe Zornröthe in sein Gesicht trieb. „Hölle und Teufel!“ — rief er mit flammenden Augen — „Herr Rittmeister, Herr Obrist, Herr General — ey, so soll doch das Wetter — „Was giebts denn?“ — frug hastig Germann, der aus der im höchsten Affect herausgestammelten Rangessteigerung wohl abnahm, daß etwas geschehn seyn müsse, wobey es einer hohen Autorität bedürfe, um die Ordnung wieder herzustellen.

Pflugbeil war indeß an's Fenster gerennt und hatte mit einer Löwenstimme hinausgebrüllt: „Michael, Christian, Hansgörge — Feuer — Feuer!! Vergebens frug Germann, was den geschehen sey, der Alte war nicht zu beruhigen, sondern lief Himmel und Erde verwünschend und sich vor die Stirn schlagend im Zimmer herum. An pünctliches Gehorchen gewöhnt, hatten die Leute kaum des Herrn Ruf vernommen, so war auch in ein paar Augenblicken die große Spritze vor's Schloß gefahren, die Feuerleiter angelegt und der Schlauch angeschroben. Indeß die Mägde Wasser eingossen, pumpten die Knechte aus Leibeskräften. Wie eine Katze lief Hanns, das am Schlauch angeschrobene Spritzenrohr unterm Arm, die Leiter hinauf und stieg ohne weiteres zum offenen Fenster hinein. „Wo brennt's, wo brennt's, Herr Pflugbeil?“ schrie der flinke Bursche. In deinem Kopf, Schurke!“ — war Pflugbeil's Antwort, von einer tüchtigen Ohrfeige

begleitet. Vor Schreck über den unverdienten Empfang, vergaß Hannsgörge, mit dem Daumen das Mundloch des Spritzenrohres zu verschließen; da nun die Untenstehenden aber durch das Geschrei angetrieben, mit Riesenkraft arbeiteten, so schoß ein gewaltiger Wasserstrahl aus dem Rohr, der den alten Pflugbeil in einem Moment unter Wasser setzte; der arme Hannsgörge schien das Zauberwort vergessen zu haben, das der Fluth Einhalt gebieten sollte, so daß auch Germannen Gefahr zu ersaufen drohte. Zu gleicher Zeit stürzten mehrere Männer mit Handspritzen, Seilen, Feuerhaken und Aexten in's Zimmer, um dem Unglück schnellere Abhülfe zu leisten. Natürlich frug jeder, weil man weder Rauch, noch Flamme sah, wo es brenne, und jede Frage schien den alten Pflugbeil noch wüthender zu machen. Endlich brachte er so viel heraus — „nirgends brennts, nirgends brennts, ihr dummen Teufel, als hier in meinem Kopfe, in meinem Herzen. Aber fort jetzt — meinen Degen — meine Pistolen — die Hunde los — Sturm geläutet — fort, fort, sag' ich!“ — Alles stürmte die Treppe hinab, Pflugbeil ihnen nach, allein Germann packte ihn am Arme und rief ihm gebietrisch zu: „Alter Herr, verlieren Sie doch den Kopf nicht ganz und gar! Was auch geschehen sey, nichts in der Welt berechtigt Sie zu so tollen Maasregeln. Vergessen Sie doch nicht, daß ich und meine Kameraden jetzt Ihre Herrschaft sind.“ Das wirkte, wie ein Donnerschlag auf den alten Hitzkopf. Die Arme sanken ihm kraftlos

herab, das Wort verstummte auf der Lippe, seine Augen füllten sich mit Thränen, er hatte Mühe, sich zu fassen.

„Verzeihen Sie, gnädiger Herr“ — brachte er endlich stammelnd hervor — „Verzeihen Sie einem alten Manne, dessen Stolz es zwanzig Jahre hindurch war, seine Felder, Teiche und Wiesen, kurz das ganze Gut im besten Stande zu haben, und der jetzt mitansehn muß —

„Werden Sie mir endlich sagen, was geschehn ist?“ — frug Germann, indeß der Alte sich vergebens bemühte, die Thränen zurückzuhalten.

„Ih die Herrn Husaren“ — erklärte einer der Umstehenden, der früher die Nachricht gebracht hatte — „hetzen draußen Haasen in den schönsten Kornstücken, das geht durch Dick und Dünn, es ist ein Jammer mit anzusehn, wie das liebe Getraide darnieder getreten wird. Und der eine Herr wollte einen Fuchs fangen, der in eine hohle Buche gefahren ist, die auf dem Damme steht. Sie fingen gleich an zu graben und mögen den Damm durchstochen haben, denn das Wasser lief zusehends ab und nun werden die Fische wohl schon auf dem Trocknen liegen.

„Excellent“ — jubelte Germann — „das geht ja ganz erwünscht!“ — Bey diesem Ausruf des Rittmeisters blickte der arme, gebeugte Pflugbeil mit einer Miene nach ihm, als wollte er sagen: „Auch Du, Brutus?“ — Erschöpft sank er auf einen Stuhl — „ich lege — meine Stelle — nieder — zu so

einer — Huf — — Husarenwirthschaft — taugt unser eins nicht!"

„Mann, ermuthigen Sie sich doch! Sie begreifen, daß ich meinen Cameraden nicht verwehren kann, den Herrn zu spielen, so lang ihnen das Gut gehört. Uebrigens geb' ich Ihnen mein Wort, es hat noch Alles die besten Folgen, und Ihr eignes Ungestüm thut Ihnen den größten Schaden!" — Er hatte kaum ausgeredet, so bestätigte sich die Wahrheit seiner Vorhersagung. Die losgelassenen Hunde, die wie toll herum rennten, hatten eine Vermachung eingerissen, in welcher sich Vieh befand und dies angefallen. Natürlich suchte es sein Heil in der Flucht; die Hunde hinterher. So ging es in dem weitläufigen Wirthschaftshofe auf und nieder. Zugleich kamen auch die jungen Herrn von der Jagd zurück und im vollen Galopp zum Thore herein. Augenblicklich begann ein neuer Kampf zwischen den Hofhunden und den Windhunden, den die Eigenthümer gar nicht mit gleichgültigen Augen ansahen, weil ihre Lieblinge den schweren, starken Kettenhunden ganz unbezweifelt unterliegen mußten. Im Nu waren Säbel und Pistolen blank, die Jagd begann von neuem — Schüsse fielen — und die Hatz endete mit den Tod von zwey Kettenhunden, die auf dem Platz blieben und einem Ochsen, der sich todt gefallen hatte. Die Jünglinge warfen sich von ihren Pferden und wollten nach dem Schloß, als Suschen mit einem Teller Früchte, querüber eilte. Mochte ihnen nun wirklich, vom Wein und Jagen er-

hitzt, das Blut zu Kopf gestiegen, mochte es nur Jugendlaune seyn, genug sie schlossen einen Kreis um das Mädchen und riefen ihr zu, sie würde nicht von der Stelle kommen, wenn sie sich nicht bey Jedem mit einem Kusse auslöste, und da sie dies natürlich nicht wollte, so erging Gewalt für Recht, und sie mußte leiden, was sie nicht freywillig hatte thun wollen. Der Alte, der die ganze Zeit wie leblos neben dem Rittmeister auf dem Stuhl gelegen, resignirten Blickes das Ende erwartend, stieß in diesem Moment ihn unsanft an und frug, auf Suschen deutend, die verstöhrten Blickes nach dem Fenster herauffah: „nun Herr Rittmeister, wird das auch noch gute Folgen haben?“ Germann hatte eben unwillig die Lippen zusammengekniffen, allein er besann sich und erwiederte ruhig: „auch das noch, lieber Alter!“ —

Die Offiziere traten in's Zimmer. „Das war eine famose Jagd!“ — rief der, welcher den Fuchs hatte graben lassen — „wäre uns nicht das Wasser zu Hülfe gekommen, so hätten wir den schlauen Patron nicht bekommen. So aber hatten wir den Damm durchstochen, das Wasser stürzte nach und Reinecke mußte ersaufen! —

„Allerliebster Spas“ — fiel Pflugbeil ein — „und meine Karpfen können indeß vertrocknen.“

„Ihre Karpfen?“ — frug der Offizier lachend — „Sie wollen sagen, meine. Gehört denn der Teich Ihnen?“ — Pflugbeil schwieg mit Mühe, allein er schwieg.

„Nein" — begannen die beiden Andern — „da war unsre Jagd doch unterhaltender. Aus einem Kornfeld forcirten wir Kampen in's andere. Hafer, Weizen, Korn, Klee, Kraut und Rüben, alles mußte herhalten. Wir haben doch vier Hasen mitgebracht. Wenn nur Greif nicht lahm bleibt von dem Biß des Kettenhundes. Aber die Bestie beißt Keinen mehr, er bekam meine Kugel gerade in den Rachen!" —

„Die gnädigen Herrn" brach Pflugbeil mit kaum verhehlter Wuth los — „haben sich da ein ganz herrliches Späßchen gemacht, woran die Nachwelt noch in hundert Jahren sprechen wird. Und wie wohlfeil! Die ganze Sache, wenn ich den todtgeschossnen Kettenhund, den todtgestürzten Ochsen, das niedergetrampelte liebe Getraide, die abgestandnen Fische ganz mäßig anschlage bey den jetzigen Preisen — etwa ein dreyhundert Thälerchen — mehr nicht — eine wahre Lumperey — für solche Herrn Lieutenans, — die — die —"

„Die" — fiel der Rittmeister ein — „die jetzt Besitzer von dem schönen Gute Rauschenberg sind!"

„Ja das sey Gott geklagt!" murmelte der Alte. Die Jünglinge sahen erst jetzt des Mannes Gesicht ganz verändert, bemerkten erst jetzt den überschwemmten Boden im Zimmer und verlangten von Germann Erklärung. Er gab sie, und suchte ihnen begreiflich zu machen, wie ihre tolle Jagd durch Feld und Wiese einen alten sorgsamen Landwirth kränken müsse, dessen Ackerbestellung das Muster der ganzen Gegend und

der sich eigentlich nur zu ihrem Nutzen es das ganze Jahr habe so sauer werden lassen. Ein gutes Wort findet eine gute Statt, sagt das Sprüchwort. Die guten Jungen, in der Stadt aufgewachsen, hatten keinen Begriff davon, daß man einem Kornfelde zu Liebe einen Haasen ungehetzt lassen könne. Allein des Alten Gram ging ihnen nah. „Sehen Sie, alter Herr" — hob der Cornett von Kronenfeld an — „wir waren eigentlich bloß spazieren geritten, die Windhunde gekoppelt hinter uns. Auf einmal spürte Bravo, mein Hühnerhund, eine Katze auf, die grade das Blachfeld annahm; Hunde los! schrie Alles. Im Nu waren die los und nun gings hinter her, daß die Haare pfiffen, es war eine wahre Götterlust. Wenn wir wieder eine hetzen, sollen Sie dabey seyn, ich gebe Ihnen meinen arabischen Schimmel zu reuten, er fliegt, wie ein Pfeil. Nun also die Katze hatten wir, es ward ein Stückchen weiter geritten, da fuhr ein Haase heraus, Greiff und Presto nach, wir desgleichen. Diesmal ging es nun freylich in's Korn. Die Hunde hatten ihn mitten drinn, wir hörten ihn quäcken, und ich muß sagen, mein Camerad dort, Herr von Brockenhoff, wollte, wir sollten um weniger Schaden zu thun, absitzen und die Pferde hinter drein führen. Allein ich meinte, wenn wir schon alle in das Korn hineingingen und die Pferde hinter drein führten, so könnten wir auch getrost gleich hinein reuten —

„Das macht Euerm Judicium alle Ehre" — lachte der Rittmeister.

„Zudem — pfänden durfte uns niemand, es war ja unser Eigenthum; also rasch auf die Pferde und hinein. Und denk Dir, Germann, kaum waren wir mit dem fertig, so fuhr ein zweiter gleich daneben heraus. Natürlich ließen sich die Hunde nicht halten, und da wir doch bey den Hunden bleiben mußten" — —

„So jagtet ihr auch nach?" — frug Germann.

„Thaten wir's denn Brockenhoff? Besinne mich kaum mehr."

„Ich denke ja, Kronendorf. Wir jagten durch das Feld und noch durch einige Stücke —" Germann meinte, zu geschehenen Dingen müsse man Gutes sprechen, und so wollte man hier in Rauschenberg von der Sache nichts weiter erwähnen, sondern zum Mittagsessen gehn und den Groll vertrinken, wobey ihnen Pflugbeil Gesellschaft leisten und Suschen credenzen sollte. „Ach Suschen, Schön Suschen" — riefen die Jünglinge — „wo ist denn das holde Kind?" — Sie wollten fort, sie zu suchen, allein der Alte vertrat ihnen die Thür und bat, vor allen Dingen ihn anzuhören. Da sie — hob er an — nun einmal Besitzer des Gutes seyen, so wolle er über das Geschehene nichts weiter sagen. Wenn die liebe Jugend einmal zu Verstande kommen sollte, so würden sie vielleicht einsehn lernen, was es mit dergleichen Fuchsgräbereyen, wobey zwanzig Schock Karpfensatz abstehe, und solchen Hasenhetzen, wobey funfzig vierspännige Fuder Heu und ein paar hundert Schock Korn verwüstet würden, auf sich habe. Indessen sey

er, Pflugbeil, nicht gesinnt, diese, vielleicht erst spät eintretende Epoche abzuwarten, und da glücklicherweise weder er, noch seine Nichte, mit verkauft und gekauft worden wären, so bitte er hiermit um seine Dimission und gedenke nicht eine Stunde länger zu bleiben." Die armen Jungen waren im ersten Augenblicke vom Gefühl ihres Unrechts ganz durchdrungen, wie verdutzt; allein nach und nach fing ihnen doch auch an Pflugbeils Uebereilung einzuleuchten. „Was mich betrifft" — nahm der Cornett von Kronenfeld das Wort, — „so thut mir's, wie gesagt, Leid, den alten Hitzkopf gekränkt zu haben. Indeß finde ich es doch auch ungeschickt, daß er ganz übersieht, daß wir seine Herrn sind, und wenn wirklich Schaden geschehn ist, ihn uns zugefügt haben, aber ihm keine Rechenschaft davon schuldig sind. Daher nehme ich sein Dimissionsgesuch nicht nur an, sondern befehle ihm, binnen hier und drey Monaten abzuziehn, und Rechnung vorher abzulegen."

„Ich stimme vollkommen bey!" rief der Cornett von Brockenhoff.

„Auch ich thue dasselbe," setzte der Rittmeister hinzu.

Der Alte warf einen zweifelhaften Blick auf Germann und ging. Nach einiger Zeit ward das Essen aufgetragen, wobey weder Pflugbeil, noch Suchen erschien. Einige Stunden später wurden die Pferde vorgeführt. Die drey jüngern Offiziere sprengten mit ihren Hunden und Reutknechten davon. Germann ließ den Alten bitten, herunter zu kommen; er kam,

von Suschen, die in Thränen zerfloß, begleitet. „Lieber Alter, Sie werden einsehen, daß Sie gegen meine Cameraden Unrecht gehabt haben. Ich durfte den jungen Männern, wo sie Recht hatten, nichts vergeben und habe deshalb ihrer Entlassung beygestimmt. Halten Sie sich also fertig, in einem Vierteljahr an den Geschäftsmann, den wir ihnen schicken werden, oder an mich selbst, wenn ich Zeit dazu gewinne, das Gut zu übergeben. Indessen bleibe ich doch bey meinem alten Ausspruch, und sage: „es wird noch alles gute Folgen haben!“ —

„Für wen aber?“ frug Suschen mit thränenerstickter Stimme.

„Für Uns alle, für Suschen selbst, wenn sie mich bis dahin nicht ganz vergessen hat!“ Er nahm ihre Hand und drückte sie herzlich. Suschen vergalt ihm den Druck. Germann schwang sich auf den ungeduldig hauenden und scharrenden Hengst und flog dahin, daß Staub und Sand emporwirbelten.

„Ein braver Mann!“ sagte Pflugbeil nachdenkend, und trat in's Haus.

„Ein schöner Mann!“ — seufzte Suschen, indem sie dem Oheim folgte.

Es war natürlich, daß die vier Besitzer die mancherley Begegnisse des heutigen Tages nicht unbesprochen ließen. Ja sie geriethen so in Eifer, daß sie oft alle Vier auf einmal redeten, so daß Germann sie bis-

ten mußte, wenn er entscheiden solle, hübsch nach dem Datum ihrer Anstellungspatente das Wort zu führen. Da er der älteste von ihnen war, so verlangten sie seine Meinung zuerst, sowohl über ihr eignes, als über des Alten Benehmen. Germann gab ihnen gern und aus Ueberzeugung zu, daß Pflugheil von Aerger und Kummer überspannt, sich vergessen habe, weshalb ihm die Strafe der Aufkündigung auch von ihrer Seite wohl zu gönnen sey. Dagegen sey das Gemüth eines wackern alten Landwirthes heut durch sie bis aufs äußerste gereizt worden. Sie dürften sich überzeugt halten, daß Kind und Kindeskinder, nach funfzig Jahren noch von den tollen Streichen, die sie hätten ausgehn lassen, sprechen würden. Nur solchen ganz der Landwirthschaft unkundigen Stadtkindern, die keinen Begriff von der mühsamen Bearbeitung des Feldes hätten, nur zu verzehren, aber nicht zu erwerben, noch zu erhalten verständen, sey es allenfalls zu verzeihen, daß sie auf ihrem Grund und Boden solche Tollheiten ausgeübt. Wäre es auf fremdem geschehen, so hätten sie in Gefahr gestanden, von den Bauern todt geschlagen zu werden, in jedem Fall aber hätte das Gut die Jagdgerechtigkeit verloren und sie wären zu harten gesetzlichen Strafen gezogen worden. Der Schade, den sie heut angerichtet, sey von dem Alten mit dreyhundert Thalern nicht viel zu hoch angeschlagen worden, und sie würden die Post im Jahresrechnungsabschluß schon wieder finden und sie sich, mit Schrecken angerechnet lesen. Uebrigens habe er bis jetzt immer

nur von ihnen als Bestehern gesprochen, allein es sey nach den heutigen Vorfällen nun ganz an der Zeit, sich selbst auch in derselben Qualität in Ansatz zu bringen. Und so müsse er denn als Kläger, Denunciant und Gläubiger gegen sie auftreten und sie zuvörderst als Störer der Ordnung und Ruhe, dann als Frevler gegen die das Eigenthumsrecht und speciell den Ackerbau und Baumzucht beschützenden Verordnungen bey der hohen Landesregierung anzeigen, sodann aber wegen des ihm an seinem Antheile des Gutes zugefügten Schadens noch besonders verklagen und Ersatz verlangen. Es sey auch damit nicht genug, sondern er sey gesonnen, weil von so jungen unerfahrnen Leuten doch keine ruhige und einsichtvolle Verwaltung zu erwarten stehe, aus dem Geschäfte auszuscheiden, weshalb er auf gerichtliche Taxation antrage, wodurch sich denn von selbst ergeben werde, mit wie viel sie ihm seinen Antheil an Capital und bisherigen Nutzungen herauszuzahlen hätten. Die jungen Herrn spitzten gewaltig die Ohren, als sie ihren Cameraden, den sie als ihren Freund, als einen billigen, rechtlichen Mann, einen gründlichen Wirthschaftsverständigen sehr werth hielten, so sprechen hörten. Indeß wollten sie sich doch auch hier nicht gleich aus dem Sattel werfen lassen, sondern behielten sich, indem sie seine Ansprüche anerkannten, vor, mit einem Geschäftsmann über die Angelegenheit zu sprechen und ihm durch diesen ihren Entschluß mitzutheilen. Uebrigens hofften sie gute Freunde zu bleiben, wie bisher.

„Versteht sich ganz von selbst, ihr guten Jungen“ — erwiederte Germann — „allein vergeßt nur nicht, daß wir nun täglich Anfragen wegen Ausbesserung des Schadens bekommen werden, und daß ihr Euch also auf vernünftige Resolution gefaßt halten müßt. Nächste Michaelis werden Euch die Kosten Eurer Jagdlust abgezogen, denn wenn ihr zu Ostern Geld einnehmen wollet, so muß der Damm sogleich wieder ausgebessert, der Teich zum Theil mit frischer Brut besetzt, die Felder umgerissen und neu besäet, Wiesen, Zäune und Hecken wieder hergestellt, der gefallne Ochs, sowie die todtgeschossnen Kettenhunde wieder angeschafft werden!“ —

Die jungen Herrn ritten kopfschüttelnd in ihre Quartiere und seufzten, daß ihnen eine unschuldige Lust so hoch angerechnet werden sollte. Indeß wurden sie doch unter einander einig, die Sache ordentlich gründlich zu besprechen und deshalb gleich nächster Tage mit einem tüchtigen Geschäftsmann sich zu berathen.

Es war im Spätherbst desselben Jahres, als Germann nach Rauschenberg hinausritt, um dort dem alten Pflugbeil in seinem und seiner drey Committenten Namen, die bereits alle nach der Residenz zum Carnaval auf Urlaub gegangen waren, die Verwaltung und Rechnung abzunehmen. Er war mit den jungen Männern auf eine sehr gute Weise aus einander gekommen, da diese von Verständigen berathen, ihr Unrecht

eingesehen, wieder gut gemacht und überhaupt Einrichtungen getroffen hatten, bey denen sie alle zufrieden seyn konnten. Germann behielt sich vor, den alten wackern Pflugbeil, der noch von nichts wußte, damit zu überraschen. Ja, er hatte noch ganz andere Dinge im Kopfe, da ihm durch den Tod einer alten Tante, die ihn besonders lieb gehabt, ein bedeutendes Capital als Vermächtniß zugefallen war. Er wollte einmal recht ungestöhrt seinen Ideen nachhängen und schickte deshalb Jäger und Reutknecht mit Hunden und Pferden — denn er wollte ein paar Tage hier bleiben und jagen — voraus, den Fußpfad, der höchst anmuthig durch Wiesenthäler an einem Berghange hinan führte, gemächlich hin schlendernd. Schon sah er das freundliche Dörfchen hinter dem Hügel hervorgucken, schon den blauen Rauch seiner Schornsteine in graden, luftigen Säulen zum höher liegenden Fichtenwald hinanwirbeln. Bey dem Frieden, der auf der heitern Landschaft lag, kam aufs Neue die Sehnsucht, im Schooße solcher Stille zu leben, über ihn. „Glücklicher Mann" — sagte er zu sich selbst, dankbar zum Himmel emporblickend — „kann ich es denn nicht jeden Augenblick ausführen, sobald ich nur will?" — Mit glühenden Farben malte er sich das schöne Bild, und Suschen, die reizende, unverdorbene Tochter der Natur, blieb dabey nicht vergessen. „Ja" — rief er heiter aus — „ich will das holde Mädchen erst näher kennen lernen, und finde ich sie, wie es mir mein Herz vorher sagt, so sey sie in kurzer Frist ganz

mein!“ — Eben scholl Glockenklang ernst und harmonisch zu ihm herunter. Es war nicht Sonntag, nicht Feiertag — „wahrscheinlich ein Müder, den sie zur Ruhe bringen! Friede mit dem Schläfer!“ — „Ja wohl ein Müder“ — sprach jemand hinter Germann, dessen unwillkührlich lautgewordne Aeußerung aufnehmend. Es war ein silberhaariger Greis, der Kleidung nach selbst ein Leidtragender. Der Rittmeister erkundigte sich nach den nähern Verhältnissen des Verstorbenen, seinem Lebenswandel, seinem Erwerb, seiner letzten Krankheit. „Ih nun“ — meinte der Alte, „es war eigentlich ein wilder Kunde; mit den preussischen Husaren im siebenjährigen Kriege hier in's Land gekommen und wegen einer schweren Kopfwunde zurückgelassen, die ihm das Bewußtseyn angegriffen zu haben schien, hat man eigentlich nie recht erfahren können, wo er geboren. Der Mundart nach schien er ein Reichsländer. Wie alt er war, wußte er selbst nicht, und der Pfarrer hat ausgerechnet, daß nach den Schlachten, denen er beygewohnt haben will, und von denen er in der That unglaublich genau unterrichtet war, er hoch in die Neunzig gekommen seyn müsse. Er war geschickt und verfertigte vor dreyßig Jahren allerhand geschnitzte Holzwaaren, die ihn leidlich nährten. Seitdem aber seine Augen zu schwach wurden, um der Arbeit mehr vorzustehn, hat er sich, ordentlich wie aus Ueberdruß, aufs Trinken und Betteln gelegt. Dadurch war er denn ganz wild geworden, verkaufte Brod und Kleider, die man ihm schenkte,

um Brantwein dafür zu trinken, schlief im Freyen und zankte sich dabey mit Jung und Alt. Da niemand mit ihm aushalten konnte, so wäre er am Ende einmal im Freyen hülflos liegen geblieben, aber Jungfer Suschen, des alten Pflugbeil's Tochter, an der alle Armen des Dorfes eine Pflegerin haben, ließ auch den alten Hanns nicht verderben. Wie oft hat sie ihn im Winter herein tragen und in der Schenke an den Ofen legen lassen, wie oft ihm Essen geschickt oder gar selbst gebracht und Winterkleider für ihn zugerichtet. Er dankte es ihr nicht, aber sie ließ nicht nach mit Wohlthun, und so hat sie denn auch an seinem sanften Tode und anständigen Begräbnisse den größten Antheil. Gegen das Ende kam er manchmal zur Vernunft, segnete seine Wohlthäterin und wünschte sehnlichst sein letztes Stündlein." — Man kann denken, mit welchen Empfindungen Germann dies unverdächtige Zeugniß von Susannens edlem Herzen vernahm.

„Aber wie konnte" — frug er ungläubig scheinend — „so ein junges Ding unter der Vormundschaft des Alten über Lebensmittel, Kleidungsstücke und Geld disponiren? Der alte Pflugbeil ist nicht wohlhabend, so viel ich weiß, und sieht eben auch nicht freygebig aus" — der Greis erwiederte, Pflugbeil sey nicht so schlimm, als er aussähe und lasse in solchen Dingen die Nichte gewähren. Vermögen hätten sie nicht. Allein das ganze Dorf wisse, daß Suschen Putzstücke von Werth, die sie von ihrer Mutter geerbt,

verkauft habe, um den Armen ihres Geburtsortes beyzustehn. Denn sie sey hier geboren und dies Frühjahr zwanzig alt worden. Freylich sey ihr jetzt das Herz gewaltig schwer, daß sie, wie das Gerücht sage, das geliebte Rauschenberg verlassen und mit dem Oheim in die Fremde ziehn müsse. „Indessen" — setzte der Alte hinzu — „hier konnten sie nicht bleiben. Vier Herrn, und noch dazu vier Husaren, das konnte ja niemand aushalten, geschweige ein so eigensinniger accurater Mann, als Pflugbeil!" — Sie waren jetzt den Hügel hinangekommen und Germann folgte dem Alten nach dem Kirchhofe, wo die Gemeine versammelt war. Er verbarg sich sorgfältig, um von Suschen, die er gleich erblickte, nicht gesehn zu werden. Sie hatte geweint, noch standen ihr Thränen im Auge, und ein schmerzlicher Zug in ihrem Gesicht um die schönen vollen Lippen herum verrieth ein tieferes Leid, als sie um den Tod eines abgelebten Greises empfinden konnte. Die Ceremonie war bald vorüber, die Menge verlor sich, und Suschen, nachdem sie noch hier und da ein paar freundliche Worte geflüstert oder wenigstens ein paar freundliche Blicke hingeworfen hatte, trat den Rückweg nach dem Schlosse allein an. Germann hatte Zeit gehabt, sie zu überholen, und schritt ihr plötzlich aus dem Gebüsch hervor entgegen. Sie erschrak, ihre erste Bewegung war Fliehen; aber kaum hatte sie den Fremden genauer angesehen, als sie Germannen erkannte, und ihn zwar freundlich, aber schwermüthig, willkommen hieß. „Warum so traurig, holdes

Suschen?“ — frug er theilnehmend — „unmöglich kann Sie der Tod eines neunzigjährigen Halbwilden, von dem ich mir im Heraufsteigen erzählen ließ — so tief betrüben!“

„Der alte Mann war nicht so schlimm. Er hatte mich in meiner Kindheit mit manchem Spielwerk erfreut, und ich bin ihm bis an's Ende dankbar geblieben. Uebrigens ist Ihre Frage grade höchst sonderbar in Ihrem Munde. Wissen Sie denn nicht, daß mein Oheim zu Ende des Monats Rechnung ablegt und dann wegzieht!“

„Allerdings weiß ich das, liebes Mädchen, indessen die Welt ist groß. Ihr Oheim ein tüchtiger Landwirth, Sie ebenso verständig und unterrichtet in der Wirthschaft, als gut und reizend — wer sollte nicht mit tausend Freuden zugreifen, wenn solche Personen zu haben sind; ja, ihnen goldne Brücken bauen!“

„Und Sie meinen, daß ein reicher Lohn meinen Oheim und mich für die stillen Freuden entschädigen könnten, die wir hier zwanzig Jahre hindurch genossen haben? O mein Herr“ — ihre Thränen flossen häufiger — „möglich, ja wahrscheinlich, daß Sie mich nicht begreifen — aber ich bin hier geboren und erzogen, kenne jeden Menschen im Dorfe, fast möchte ich sagen, jedes Veilchen auf unsern Wiesen, habe zwanzig Frühlinge hier gesehn, manchen schönen Tag hier verlebt, manches freundliche Wort gehört, manche liebevolle Behandlung empfangen — sehen Sie, ich bin sonst ein heitres Ding, und als wir die Nachricht

bekamen, daß ein Offizier das Gut gewonnen hätte, da freute ich mich, theils für meinen alten, oft mürrischen Oheim, theils für mich. Recht lustig und doch recht brav — so dachte ich — sollte es nun hergehn! — Aber so ein Ende hätte ich mir nicht träumen lassen, und als mir der Oheim neulich sagte, wie sie alle zum Hofe hinaus waren: „nun Suse, pack' unsre Sachen zusammen! ich dachte in Rauschenberg zu sterben, aber der Himmel hat es anders vor" — sehen Sie — das Herz wollte mir brechen und die Thränen erstickten mich fast!" — Schluchzen verhinderte sie weiter zu sprechen.

„Aber mein Gott, liebes Kind, es gäbe denn doch noch vielleicht Mittel, hier zu bleiben."

Suschen sah ihn stumm und schmerzvoll an, als wollte sie sagen: „Weißt Du eins? Mir ist keins bekannt!" —

„Wenn z. B. — fuhr er mit künstlicher Fassung fort — „wenn z. B. irgend jemand das Gut den vier Besitzern abpachtete oder wohl gar abkaufte, und dann dem alten Pflugbeil sagte: „Herr, gebt mir Suschen zum Weibe, ich brauche eine Gehülfin. — Wie dann?"

Suschen blickte den Rittmeister einen Augenblick ernst und überlegend an — „irgend jemand" — wiederholte sie langsam — „Herr Rittmeister" — setzte sie bewegt hinzu — „der Spaß ist hart und unzeitig!" — Sie wandte ihm den Rücken und ging.

„Beym ewigen Gott, kein Spaß, holdes, liebes

Mädchen" — rief der Rittmeister mit einem Sprung sie erhaschend und umfassend. „Kein Spaß, so wahr ich ein Mann von Ehre bin. Ich bin der Jemand, und wenn Suschen mir vertraut und mich lieben kann, so gehn wir im Augenblick zum Oheim!"

„Darf ich denn trauen?" frug das reizende Geschöpf vor Liebe und Ueberraschung erröthend und zögernd — „ach ich möchte es so gern!"

„Komm an mein Herz und dann zu ihm!" — Sie flog in seine Arme und nun ging es, wie Kinder im fröhlichen Laufe, zum Oheim. Allein der stand jammernd und klagend vor seiner Hausthür, immer einmal über das andere die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend. „Na" — rief er aus, als er den Rittmeister erblickte — „da kömmt auch einer von meinen Mördern! Verzeih' es Ihnen Gott, Herr Rittmeister, auf Sie hatte ich noch mein Vertrauen gesetzt."

„Suse" rief er mit unfreundlicher Stimme — „hierher, zu mir!"

„Mein Gott, was giebts denn schon wieder?" — frug Germann verdrüßlich — „was sehen Sie wieder für Gespenster?"

„Gespenster? Herr Rittmeister, Gespenster? Sehen Sie sich nur um, ich dächte, sie ständen ziemlich leibhaftig hinter Ihnen, und der liebe Mann, der die Gespenster herausgeführt hat, weiß nicht anders, als daß die Herrn Cameraden mit dem ganzen wilden Heere nachkommen. Nun, in Gottes Namen!"

Germann sah um sich und errieth das Räthsel sobald er seinen Jäger mit den Hunden erblickte. „Geben Sie sich zufrieden, alter Herr" — rief er lachend „und kommen Sie nur jetzt auf Ihr Zimmer, ich habe Wichtiges mit Ihnen zu sprechen."

„Meine Rechnungsabnahme — meinen Todesstoß" — murmelte Pflugbeil — „nun, nun, ich bringe die Bücher sogleich!" —

„Aber nein, alter Trotzkopf, davon ist ja gar nicht die Rede. So kommen Sie nur."

Er kam mißtrauisch, man trat in das kleine Zimmer, wo er zu arbeiten pflegte. Germann zog die Thür zu, faßte Pflugbeil mit einer, Suschen, die entzückt lächelte, mit der andern Hand — „alter Herr, meine Cameraden haben eingesehen, daß die Bier-Herrnwirthschaft nichts taugt, sowie daß sie nichts davon verstehn. Ich habe ihnen daher den Vorschlag gethan, mir das Gut zu verkaufen. Ihr Geschäftsmann hat ihnen das Vortheilhafte meines Anerbietens begreiflich gemacht, der Handel ist seit vierzehn Tagen schon abgeschlossen und Rauschenberg gehört mein. Da ich nun auch noch von meiner jüngst verstorbnen Tante ein sehr bedeutendes Capital geerbt habe, so habe ich zwey Drittheil der Summe gleich an die Verkäufer überwiesen und also ein sehr gutes Geschäft gemacht. Nun aber brauche ich eine Frau, wollen Sie mir Susannen dort geben? Sie ist mir gut." —

Pflugbeil stand wie betäubt. Bald griff er sich

an die Stirn, bald befühlte er sich am Leibe, als wolle er sich überzeugen, daß er nicht träume. Aber Germann's und Suschen's Bitten und Liebkosungen brachten ihn bald zu sich und er war wie toll vor Freuden. Plötzlich warf er sein Käppchen auf den Tisch, fiel in der Mitte des Zimmers auf die Knie, und mit Inbrunst die Hände faltend, rief er in komischer Andacht: „Tausend Dank Dir, lieber Gott, daß Du Alles so geführt hast. Du weißt, ich hätte es nicht überlebt, hier wegzuziehn. Aber, das muß ich Dir lassen, kein Mensch hätte es besser machen können, als Du es mit mir altem Tollkopfe gemacht hast!“ —

Louise von Lafayette.

Erzählung von Fr. Laun.

Das Auge düster hinunter nach der vorbeifließenden Seine gerichtet, stand eines Morgens die Königin Anna von Frankreich am Fenster ihres prachtvollen Wohngemaches. Erschrocken fuhr sie mit dem offenen Briefe in ihrer Hand unter das Halstuch, als jetzt die Thüre des Zimmers aufgethan wurde.

Gott sey Dank! rief sie freudig, beim Erblicken ihrer eintretenden Ehrendame, Louise von Lafayette.

Was fehlt euch, gnädigste Frau? fragte das Fräulein, die Hand der erhabenen, ihr freundlich entgegen gehenden Gebieterin an die Lippen drückend.

Jetzt nichts weiter, liebe Lafayette. Hatte ich doch schon vor eurer Ankunft eher zuviel, als zu wenig. Die Pracht zum Beispiel hier, die der in meiner Heimath so ähnlich ist. Und wenn nun mein Auge heraus will aus ihr, so begegnen ihm da unten wieder die Wellen der Seine. Warum muß nur das Louvre gerade am Flusse liegen, wie mein Vaterhaus in Madrid? Warum muß ich so ohne Aufhören

erinnert werden an den Frohsinn, mit dem ich sonst die klaren Wellen des Manzanares dahingleiten sah?

Allerdings kann es nicht anders, als schmerzlich seyn, sich so fern zu wissen von dem verlorenen Paradiese der Kindheit, wie Ew. Majestät. Dafür aber legt euch nun auch ein ganzes großes Volk die Huldigungen, als seiner Königin, zu Füßen.

Mir, mein gutes Kind? Ach, leider, nicht einmal dem Manne, der mein Gemahl genannt wird und solches nicht seyn darf, aus Furcht vor dem geschworenen Feinde meines Glückes und meines Stammhauses. Der Cardinal von Richelieu ist der gewaltige König von Frankreich, und Ludwig der dreizehnte nichts weiter, als das Werkzeug in seiner grausamen Hand. Beweist das wohl von meinem Glücke, daß ich eben, wie ihr kamet, zitterte, gleich einer Verbrecherin, aus Furcht, es sey mein Gemahl und er habe vielleicht den Brief gesehen, den ich in meinen Busen verbarg vor ihm. Ich kenne euch, gute Lafayette, ihr seyd zur Verrätherin nicht gemacht. Leset daher den Brief und saget mir dann, was ihr davon haltet.

Gnädigste Frau — sprach das Fräulein, vor ihr niedersinkend — erlaßt mir huldvoll die Bewahrung eines Geheimnisses, das doch vielleicht zu schwer seyn könnte für mein Gewissen.

So befehle ich dir denn, Louise, das Blatt zu lesen und es — an den König auszuliefern, sobald dein Gewissen auch nur den mindesten Anstoß daran findet.

Und — rief das Fräulein, den gelesenen Brief Annen zurückgebend — dieses freundliche Andenken des Königs von Spanien, eures Herrn Bruders, sollte sich vor dem Auge des Königs, eures Gemahls, zu scheuen haben?

Allerdings, mein Kind. Zwischen Spanien, meinem theuern Vaterlande, und mir möchte der feindselige Cardinal eine himmelhohe, eherne Mauer aufrichten. Arg, wie er selbst ist, denkt er auch von Andern und meint, daß ich über der Liebe zu meinem Geburtslande die Pflichten einer Königin von Frankreich aus den Augen setzen könnte. Aber gewiß, nimmermehr werde ich das. Auch die furchtbaren Dornen dieser Krone sollen mich nie zu Fehltritten verleiten. Sey du meine Vertraute, Louise. Ein reines Herz, wie das deinige, wird das Unsträfliche aller meiner Gedanken und Handlungen am besten zu beurtheilen wissen.

Mit diesen Worten schlug die tiefgerührte Königin die runden, zarten Lilienarme um das Fräulein und blickte sie mit den lebenvollen Augen so liebreich an, daß die also Beängstigte ihr aus vollem Herzen den eifrigsten Beistand, die unverbrüchlichste Treue gelobte.

O meine Liebe — fuhr die Königin fort — in so jungen Jahren, wie die meinigen sind, auch gar Niemand zu haben, zu dem man ein rechtes Herz fassen könnte, das ist gewiß eine große Härte des Schicksals. Als ich, ein Kind noch, losgerissen von der

Heimath und meiner Familie, hierher gebracht wurde in eine fremde Welt, deren Sprache ich nicht einmal hinreichend verstand, da fühlte ich erst recht, wie Noth mir die Dienerinnen thaten, welche mich begleitet hatten. Aber mit unerbittlicher Strenge entzog man solche der Verwaisten, bis auf Donna Estefania, die noch bei mir ist. Zugleich bedeutete man mich, am hiesigen Hofe meine Vertrauten zu suchen und nicht durch zu große Hingebung an diese einzige mich auch Estefaniens selbst zu berauben.

Ach, je tiefer die gute Estefania, von meinem Schmerze mit ergriffen, über die Grausamkeit solch einer Maasregel allenthalben sich aussprach, desto mehr glaubte ich mich von ihr zurückziehen zu müssen, um nicht sie ebenfalls einzubüßen. Damals war der König noch der einzige Stern meiner düstern Zukunft. Sein treffliches Herz schien das meinige zu verstehen. Er entschuldigte die Bitterkeiten, welche mich schon unmittelbar nach meiner Ankunft betrafen, mit der Sitte des Landes, der ja selbst der König seine Gemahlin nicht entziehen dürfe. Und wie lieblich ging dem wohlgebildeten, an Ansehen seiner noch sehr zarten Jugend vorausgeeilten Jünglinge die Rede von den anmuthigen Lippen, wie lieblich wurden sie unterstützt durch das dunkle Auge in dem männlich braunen Gesichte!

Kaum aber beobachtete man seinen innigen Antheil an meiner Person, als auch schon die Königin Mutter gegen mich aufgereizt und mir das Herz mei-

nes Gemahls, wie es scheint, für immer, entfremdet wurde. Ging denn nicht der damals Alles geltende Connetable von Luynes gradezu darauf aus, mich in mein Geburtsland zurückzusenden? Wer entzog mich wohl dieser Schmach, als seine Gemahlin, die nachherige Herzogin von Chevreuse, welche Mitleid empfand mit ihrer hart gemißhandelten Königin? Und späterhin, als man bemerkte, daß das Vertrauen dieser heitern, geistreichen Frau mein einziger Trost geblieben war, da wurde mir ja sogar diese entrissen. Zu Ausfüllung ihres Platzes aber bestimmte man Marien von Hautefort, die Geliebte meines Gemahls! —

O, mein Kind, danke dem Himmel für die Verhältnisse, in denen du lebst, und daß du nie in Gefahr kommen kannst, unter der Last einer glänzenden Krone, mit tausend Schmerzen dir das verlorene Glück in's Andenken zu rufen. Und was würde ich erst leiden, wenn diese Hautefort die Hoffnungen erfüllt hätte, welche man faßte, als man sie zu meiner Dame ernannte; wenn durch sie alle meine Gedanken und Gefühle meinen zahlreichen Widersachern hinterbracht worden wären? Wahrlich, nicht als ob ich ihrer mich schämen müßte! Aber wie entsetzlich ist es gleichwohl, solch ein niedriges Sprachrohr in seiner Nähe auch nur dulden zu sollen? Doch die Hautefort hat meiner Feinde und vor Allen des Cardinals Erwartung furchtbar getäuscht. Statt an mir zur Verrätherin zu werden, berichtet sie mir getreulich, was die Arglist von Zeit zu Zeit gegen

mich beſchließt und dient mir gemeiniglich als Schirm gegen ſie. Welch eine Demüthigung jedoch für die Königstochter und Königin, Schirm ſuchen zu müſſen bei der Geliebten ihres rechtmäßigen Gemahls! Und darf ich auch wohl einer ſolchen Alles ohne Rückhalt vertrauen? Muß es, bei ihrer Stellung zum Könige, doch Augenblicke geben, in denen meine Geheimniſſe wider Willen ihr von ſelbſt über die Lippen gehen! Darum, liebe Lafayette, ſollſt du die Einzige ſeyn, die von dieſem Briefe Nachricht erhält, theils wegen deines ſichtbaren Antheils an Allem, was mich betrifft, theils um eine unſträfliche Zeugin der Schuldloſigkeit eines Geheimniſſes zu haben, das, wenn man's erführe, mir zum größten Verbrechen gemacht werden würde. Gerade als meine Furcht mir das Erſcheinen des Königs vorſpiegelte, führte der Himmel mir dich als eine Tröſterin zu. Auch künftig denke ich mich an dich zu wenden in ſolchen Fällen. Nur eins bitte ich, laß uns (dieſe Vorſicht iſt nöthig, wenn ich nicht auch dich mir entriſſen ſehen will), laß uns aus unſerer zeitherigen Weiſe nicht herausgehen. Um ſo rückſichtloſer wollen wir einander in einſamen Augenblicken uns hingeben.

Mit Innigkeit drückte die unglückliche Königin Louiſen an die hochſchlagende Bruſt, als ein Geräuſch auf dem Saale beide plötzlich in die gewöhnliche Haltung der Fürſtin gegen die Dienerin zurückverſetzte.

Anna hatte wahrſcheinlich ihre Huld an keine Unwürdige verſchwendet. Ganz durchdrungen davon

und von dem unverschuldeten Mißgeschicke der erhabenen Frau, sann das Fräulein von Lafayette von nun an ohne Aufhören darüber nach, was wohl zur Verbesserung ihres Verhältnisses zu thun seyn möchte. Ihrem reinen, schönen Sinne dünkte es unmöglich, daß zwei so liebenswürdige Personen, wie König Ludwig und seine Gemahlin, auch durch die größten Anstrengungen gegen ihr gutes Vernehmen, aus einander gehalten werden könnten, sobald sie sich beide nur recht kennen und würdigen lernten. Ueberzeugt, daß die Marquise von Hautefort durch hohe Schönheit und ihren lebendigen, zu Scherz und Spott geneigten Geist das glänzendste Gestirn unter allen Frauen des damaligen französischen Hofes, der Königin mehr noch zugethan sey, als dem Könige, weil sie sonst seine Leidenschaft für sie schwerlich nur benutzt hätte, um ihn zum Spiele ihres Uebermuths herabzuwürdigen, nahm sie sich vor, vor Allem mit dieser den Gegenstand freundlich zu besprechen und durch ihren glühenden Eifer für das Gute, wo möglich, auf ein Herz einzuwirken, das sonst, wie allgemein angenommen wurde, den zärtlichen Gefühlen wenig Zugang verstattete.

Am Morgen des folgenden Tages stand die Marquise Hautefort allein in ihrem Zimmer vor dem Spiegel. Die höchste Einfachheit eines weißen, seidenen Kleides überließ der Schönheit ihres schlanken Wuchses die Herrschaft ganz allein. Die zarte Lilien-

hand ordnete eben noch an der Brüſſeler Spitze, welche den blendenden Schnee des hochgewölbten Buſens verrätheriſch umgränzte, bog dann an den goldenen Haarflechten hin und her, die an das weiße, mit den köſtlichen Roſen der Jugend geſchmückte Geſicht ſich anſchloſſen; die großen, blauen, glutvollen Augen überſchaueten eben das Ebenmaas des Ganzen und ein Lächeln, bei dem zwei glänzende Perlenreihen zwiſchen den ſchmalen Korallenlippen ſichtbar wurden, ſchien die volle Zufriedenheit der wunderſchönen Frau auszuſprechen.

Willkommen, meine liebe Lafayette! rief die Marquiſe, die in's Zimmer Getretene erſt im Spiegel wahrnehmend, als ſie ſchon nahe an ſie heran war. Welchem Glücksumſtande verdanke ich den lieben Beſuch, den ihr mir ſo lange ſchon vorenthieltet, daß ich bereits darauf, leider, Verzicht leiſten zu müſſen glaubte?

Nur die Furcht, zur Unzeit zu kommen, oder gar zu ſtören, hat mich zeither davon abgehalten.

Für meine Freundinnen — verſetzte die ſchöne Hautefort — giebt es hierin keine Unzeit, und das Stören ſoll wohl eine Anſpielung ſeyn auf die Beſuche, mit denen der König mich zu beehren pflegt?

Die niedergeſenkten Blicke der Gefragten beſtätigten dieſe Vermuthung, und die Hautefort fuhr fort: Damit, Liebe, thut ihr uns beiden Unrecht, mir und dem Könige. Grade eure Gegenwart würde unſerer Unterhaltung erſt Leben verleihen. Er würde ver-

muthlich einmal aufhören, von seinen Hunden und seinen Vögeln und seinen Jagden zu sprechen. Ich komme ja doch nur in Verlegenheit durch diese ewig wiederkehrenden Gegenstände. Denn wenn auch er ihnen häufig neue Seiten abzugewinnen weiß, so gelingt mir das schon darum nicht, weil mich die Mühe verdrießt, die ich daran wenden müßte.

Möchte man doch fast besorgen, Marquise, daß ihr den König gar nicht liebtet! versetzte das Fräulein von Lafayette.

Mit diesem Glauben — erwiederte die Marquise — würdet ihr mir das größte Unrecht thun. Gewiß, ich schätze ihn aufrichtig. Darum aber kann ich unmöglich seine Art und Weise immer anziehend finden. Oder soll ich auch das vielleicht billigen, daß er dem herrschgierigen Richelieu sogar die offenbare Neigung für seine Gemahlin zum Opfer bringt?

So glaubt ihr wirklich, Marquise — sprach das Fräulein mit Wärme — daß Ludwig der Königin zugethan sey?

Nichts gewisser, als das. Aber er weiß, daß der Cardinal, unterrichtet von jedem seiner Schritte, ihm ein zärtliches Verhältnis mit ihr niemals verzeihen würde.

Und die Königin liebt ihr auch, verehrte Freundin?

Welch eine Frage? Muß denn nicht Jedermann die Treffliche lieben und erfüllt nicht das eben mit Widerwillen gegen ihren Gemahl, daß er, sich auflehnend

wider die eigene ſchöne Natur, dem böſen Willen ſeines Miniſters auch in dieſem Punkte unterworfen iſt?

O Marquiſe — rief das Fräulein aus, und das Feuer ihres wohlwollenden Herzens glühte dazu auf ihren Wangen, ſprach aus dem ſchwermüthigen dunkeln Auge — welch ein Heil könntet ihr dieſem ausgezeichneten Königspaare, welch ein Heil dem ganzen Frankreich bereiten, wenn ihr dem Könige die Augen öffnen, wenn ihr ihn zurückführen wolltet in die Arme derjenigen, von der eigentlich doch allein ſein wahres Glück ausgehen müßte! Mehr, als ſelbſt der Cardinal, vermag die Macht eures Geiſtes und eurer Reize über ihn. Gewiß ihr könntet ihn aufklären über ſeine Pflicht und Beſtimmung, und ſo der Segen noch der kommenden Geſchlechter werden. Ihr allein könnt es — fuhr ſie fort — und ſo werdet ihr es auch, ſo müßt ihr es. Wenn der himmliſche Strahl eures Auges nicht die heilloſeſte Lüge iſt, ſo müßt ihr zunächſt all eure Kraft aufbieten, dem Unglücke endlich Gränzen zu ſetzen, dem diejenige unterzuliegen bedroht wird, welche durch Geiſt und Herz die höchſten Anſprüche auf Glück und Ruhm machen dürfte.

Gute, liebe Lafayette — entgegnete die Marquiſe empfindlich — ihr verkennet Perſonen und Umſtände zugleich. Wahrlich, mit tauſend Freuden wollte ich mitwirken zu dem ſchönen Zwecke, unſerer erhabenen Königin ein Glück zu verſchaffen, das ſie ſo ſehr verdient und ich gewiß von Herzen ihr wünſchte.

Wenn nur die dazu vorhandenen Bestandtheile nicht zu spröde wären, um sich zu einem Ganzen zu fügen. Glaubt ihr, weil der König mich seiner Aufmerksamkeit würdigt, so gehe meine Macht über ihn so weit, ihn von meiner Person abzuwenden und seiner Gemahlin zuzuführen? Der Widerspruch, der in der Sache liegt, wird euch das Unmögliche zeigen, sobald ihr sie näher in's Auge faßt.

Wer aber — versetzte das Fräulein, ihre Hand erfassend — wer möchte diesen, auch von mir nicht verkannten Widerspruch so glücklich lösen, als der Scharfsinn der schönen Marquise von Hautefort? Erlaubt mir auszureden. Allerdings würde auf geradem Wege und schnellen Schrittes der Zweck nimmermehr zu erreichen seyn. Wie leicht aber müßte es euch werden, die Königin nach und nach, in eure Gesellschaft zu ziehen und den Monarchen auf ihre Eigenschaften aufmerksam zu machen. Es würde sogar nicht erst nöthig seyn. Von selbst müßten ihm ihre Vorzüge in's Auge springen und so das gewiß für ganz Frankreich heilsame Ziel allmählich und am sichersten gewonnen werden.

Aber die Marquise versetzte kopfschüttelnd: Nur durch mich niemals, geliebte Freundin. Mein ganzes zeitheriges Betragen gegen den König würde ich aufgeben und den Pfad des Gefühls einschlagen müssen, der ihn sogleich von mir verscheuchen und seiner Gemahlin, der ich nie aufhöre das Wort zu reden, gewiß den empfindlichsten Nachtheil verursachen würde.

Denn nicht meine geringen Reize und noch weniger die geiſtigen Eigenſchaften ſind es, was den König an mich feſſelt, ſondern meine Launen, meine zuweilen ganz unbiegſamen, vielleicht kaum verzeihlichen Launen. Und, gute Lafayette, wenn auch irgend einer Perſon (welche ich jedoch nimmermehr vorſtellen könnte!) das Wunder gelänge, die unüberſteiglich ſcheinenden Hinderniſſe der Annäherung dieſes Paares zu bezwingen, wozu möchte das führen? Meinet ihr, daß Ludwigs furchtbarer Gebieter, der Cardinal, nicht ſogleich der Sache ein Ende machen würde?

Als ob nicht — verſetzte das Fräulein — gerade durch des Königs Verbindung mit ſeiner Gemahlin die Kraft zum Sturze dieſes Gewaltigen erweckt werden könnte!

Wohlan, Liebe — ſprach die Marquiſe, — der Plan verdiente es, daß ihr euch ſeiner Ausführung unterzöget. Ich, für meine Perſon, würde Alles verderben, wollte ich von meiner jetzigen Art und Weiſe abgehen. Wie mir vielleicht der leichte Scherz, ſo ſteht euch die Macht des Gefühls zu Gebote. Beſucht mich, wenn der König bei mir iſt. Ihr ſollt davon benachrichtigt werden. Das Uebrige findet ſich dann. Marquiſe — erwiederte das Fräulein — laßt mich doch euer Uebergewicht nicht ſo ſchmerzlich fühlen. Wie möchte neben euern Reizen, neben euerm Geiſte, ein Wort von meinem bedeutungsloſen Munde auch nur bis zum Ohre des Monarchen dringen?

Schlagt — unterbrach die Hautefort Louiſen —

schlagt eure glücklichen Eigenschaften nicht zu gering an, gute Lafayette. Grade die Verschiedenheit zwischen euch und mir kann von großer Wirkung seyn. — Es kommt Jemand, — fügte sie lächelnd hinzu — habt die Güte, zu sagen, ich sey ausgegangen, und erwartet mich hier. —

Bevor noch das in Gedanken tief versenkte Fräulein die Umstände erwägen konnte, war die Marquise schon hinweggeschlüpft. —

Wer mag das seyn? fragte sich Louise erschrocken, als aus dem Seitengemache Tritte naheten und jetzt von außen eine Tapetenthür aufgeschlossen wurde. Schon im Davoneilen begriffen, erfaßte sie noch der Gedanke, ob das Bleiben nicht besser sey und einen Moment später stand der König, durch die Tapetenthür eintretend neben der Zitternden, die sich demüthigst vor ihm verneigte.

Von der hohen Schönheit der Marquise geblendet, waren Ludwigs Blicke bisher nur flüchtig über die minder hervorstechenden Reize des Fräuleins von Lafayette hingegangen; um so mehr fühlte er sich daher durch den schönen Wuchs, den Adel in ihrer Haltung und zugleich die herzliche Ergebenheit, welche das unter dem Reichthum und Glanze der schwarzen Locken höchst anziehende blasse Gesicht gegen ihn aussprach, festgehalten.

Wo ist die Marquise von Hautefort? fragte er mit einiger Verlegenheit.

Sie — — wird in Kurzem zurückkehren.

Erlaubt mir, Sire, daß ich sogleich nach ihr sende.

Ich danke, Fräulein. Sie wußte, daß ich kommen würde. Da liegt sogar das Billet noch, das ihr davon Nachricht gab. Wie, noch nicht einmal gelesen? rief er hitzig, als er solches noch uneröffnet fand.

Nicht wahr, das verdiente ich nicht um sie? fragte er unmittelbar nachher und faßte, ergriffen von der Thräne des unverkennbarsten Mitgefühls, welche Louisens dunkelm Auge ein wahrhaft himmlisches Licht verlieh, ihre Hand. Ihr, Fräulein, hättet mir das gewiß nicht gethan! sprach der König und sogleich trat die Hautefort, welche im Nebenzimmer Alles mit angehört, herein, um durch Entschuldigung, wie sie gehofft hatte, ihr Uebergewicht über jede Andere sogleich wieder gelten zu machen. Dasmal aber verrechnete sie sich. Was sie Louisen aus Artigkeit von dem Einflusse ihrer Reize auf den König vorausgesagt, ohne selbst daran zu glauben, das war in der That eingetroffen. Ohne allen Zweifel hatte die Vernachlässigung seines schon am Abende übersendeten Billets darauf nicht wenig mit eingewirkt. In wenigen Tagen schon wußte ziemlich der ganze Hof, daß Ludwig die Fesseln der weiblichen Launen abgeworfen und jetzt sein einziges Glück in dem reinen, gefühlvollen Herzen des Fräuleins von Lafayette gefunden hatte.

Aber das Ziel des schönen Strebens der nunmehr vom Könige Begünstigten war noch nicht einmal zur Hälfte erreicht. Der tiefen Erniedrigung, in welcher Ludwig unter dem herzlosen Eigensinne der Marquise von Hautefort geschmachtet, hatte sie ihn zwar entzogen, aber für die Königin war dadurch noch gar wenig gewonnen. Auch für den König noch wenig, sobald es ihr mislang, ihn aus der Abhängigkeit vom Cardinal Richelieu zu erlösen. Um seinen künftigen Verein mit der Königin Anna dauernd zu befestigen, glaubte die verständige Lafayette zuerst auf diesen Hauptpunkt hinarbeiten zu müssen. Aber einer Argliſt, wie Richelieu sie übte, war einzig mit der größten Vorsicht zu begegnen. Mit Freuden empfing sie eines Tages das Geständnis des Königs, wie sehr ihn sein zeitheriges Verhältnis zum Cardinal beläſtige, besonders weil es ihm an der Ausführung manches löblichen Vorhabens hinderlich sey und seine Regierung dem Volke verhaßt mache. Dabei führte er ein erſt vor wenigen Tagen geschehenes Ereignis an, welches einen sehr übeln Eindruck auf ihn hervorbrachte.

Bei einem Hofballe empfand der König die drükkendste Langeweile und dachte grade zu derselben Zeit davonzuschleichen, als der Cardinal ebenfalls den Ball verlies. Kaum erblickten die Leute den letztern, so beeiferten sie sich, ihm Platz zu machen, während der König, welcher hinter ihm war, ganz unberücksichtigt blieb. Richelieu bemerkte jedoch denselben. Als nun einige Pagen dem Cardinal zu leuchten herzueilten,

trat er auf die Seite, dem König Platz zu machen. Ludwig, empfindlich über den so sehr beleidigenden Unterschied, den man zwischen ihm und Richelieu machte, blieb stehen und sagte: Warum laßt ihr euch aufhalten, Herr Cardinal? Seyd ihr nicht Herr hier?

Dem scharfsichtigen Richelieu konnte der Unwille in dieser Rede nicht entgehen, daher nahm er sogleich einem der Pagen die Fackel aus der Hand, leuchtete damit dem Könige vor und sagte: Ew. Majestät darf ich nur in dem Falle voranschreiten, daß ich das Amt des geringsten eurer Diener verrichte! — Die Demuth, welche hierbei der Minister auszudrücken suchte, erschien dem verstimmten Könige wie der bitterste Spott.

Gegen Niemand noch hatte er die Ursachen des Trübsinnes, der ihn niederbeugte, so offen ausgesprochen, aber dem seelenvollen, treuen und verschwiegenen Wesen, das er seines Vertrauens jetzt würdigte, glaubte er das ganze Herz ohne Rückhalt ausschütten zu dürfen. Jedoch die innige Theilnahme, welche ihr Auge dabei verkündigte, wagte der Mund noch nicht einzugestehen. Nur allzugut wußte sie, daß Richelieu die Kunst besas, Ludwigen die Urtheile Anderer über ihn entweder selbst zu entlocken oder ihm solche durch ganz unverdächtig scheinende Personen abgewinnen zu lassen und so eben suchte der furchtbare Mann mit größtem Eifer sie selbst in sein Interesse zu ziehen, wie alle, welche dem Monarchen am nächsten standen. Hierzu hatte er sich an ihre ehrgeizige

Tante, die Frau von Senecé gewendet, und diese bot ihre ganze Beredsamkeit auf, Louisen einleuchtend zu machen, daß ihr jetziger Standpunkt ohne allen Halt und Nutzen seyn würde, wenn ihr des Cardinals Unterstützung abgehe, mit dieser aber ein ganz unerwartetes Glück für sie aufblühen könne, welches bei ihrem Verstande und ihrer Umsicht, dem französischen Reiche ein dauerndes Heil zugleich voraussage. Frau von Senecé, des Fräuleins Vaterlandsliebe kennend, hoffte durch diese Aussicht die Nichte ihrem Plane geneigt zu machen. Sie kannte aber auch den Widerwillen Louisens gegen den Cardinal und deutete darauf hin, daß nur so der Sturz des allgemein Verhaßten mit Hoffnung auf Erfolg zu unternehmen seyn würde.

Nur die Tugend und hohe Gesinnung Louisens kannte sie nicht genug, welche mit solchen Planen unvereinbarlich war. Das Fräulein glaubte indessen den Schein annehmen zu müssen, als ob sie diesen Einflüsterungen ihr Gehör nicht versage. So hoffte sie hinter Manches zu kommen, was ihrem edeln Vorhaben, dem Könige Selbständigkeit zu verschaffen, förderlich seyn möchte. Allein sträubte sich ihr gerader Sinn zu merkbar gegen den Umweg, auf dem sie ihr Ziel zu erreichen hoffte, oder wünschte man nur durch Untergrabung ihrer Liebe zur Königin das Band mehr zu zerreißen, das den Absichten, die man mit ihr hatte, hinderlich seyn konnte: genug man wußte ihre Gebieterin völlig gegen sie einzunehmen und ihr des Fräu-

leins Verhältnis zu ihrem Gemahl von der gehäſſigſten Seite darzuſtellen. Wer hätte auch wohl ein beſſeres Werkzeug zur Ausführung dieſes Planes abgegeben, als die Marquiſe von Hautefort, von der die Lafayette mit dem glühendſten Haſſe verfolgt wurde, ſeitdem ſie ihre Nachfolgerin in des Königs Gunſt geworden war, und nunmehr das volle Vertrauen der immer in tiefere Melancholie verſinkenden Anna genoß.

Aber die Härte der Geringſchätzung, welche die Königin Louiſen empfinden ließ, diente nur dazu, ſie im Auge des Königs höher zu heben, ohne die Abſichten der Parthei des Cardinals mit ihr auch nur im mindeſten zu befördern.

Wie ſehnlich jedoch auf der andern Seite Ludwig im Gefühle der Erniedrigung, worein er durch ſeinen Miniſter gerathen war, eine Aenderung der Verhältniſſe gewünſcht hatte, ſo rief doch das jetzt von Louiſen ausgeſprochene Wort: Verbannung alle ſchönen Regungen ſeines weichen Herzens mit Einem Male mächtig auf. Er betrachtete die mancherlei weiſen Einrichtungen, welche dem Cardinal ihr Daſeyn verdankten, und geſtand ſeiner Rathgeberinn gradezu, daß ſich allerdings ſein gerechter Stolz gegen die herriſchen Verfügungen Richelieus kräftigſt auflehne, dennoch aber die Pflicht der Dankbarkeit und die Beſorgnis, daß dem Königreiche ein Nachtheil dadurch

erwachsen könne, ihm ein ewiges Hinderniß dagegen seyn werde.

Hierbei schilderte er der Vertrauten so klar die Unmöglichkeit, mit Richelieu's Verbannung sein Glück zu begründen, wenn alles Glück auf innerm Frieden beruhen müsse, daß das Fräulein, ergriffen davon, nicht weiter im Stande war, ihm diese Maaßregel zu empfehlen. Und wie traurig sie das Verschwinden ihrer Hoffnung machte, den König in dem Kreise wirken zu sehen, worein seine Geburt ihn gesetzt hatte, so glücklich wurde sie durch die Wärme des Herzens, welche ihn daran verhinderte.

Ach er, der Fürst, erwägend, daß die von ihm so hochgeachtete Lafayette ihren zeitherigen Eifer in Verfolgung der Idee, seiner Abhängigkeit vom Cardinal ein Ziel zu setzen, völlig aufgab, weil Ludwig den einzig sicher dahin führenden Schritt als mit seinem Frieden und Frankreichs Glücke unverträglich betrachtete, fühlte sich, wo möglich, nur noch stärker und inniger von ihr angezogen.

Hätte es Verrätherohren in der Nähe gegeben oder vielleicht gar der König, um dem längst mit Argwohn gegen die ihm Widerstrebende erfüllten Cardinal alle Besorgnisse wegen Louisens zu benehmen, im ersten Rausche seiner Freude darüber, die ganze Unterredung selbst mitgetheilt, genug, zu ihrem größten Erstaunen erhielt sie am folgenden Morgen einen Besuch

von dem allvermögenden Miniſter, aus deſſen Aeuße-rungen klar hervorging, daß er von dem ganzen Vor-falle unterrichtet war. Der ſchlaue Mann zeigte ſich in der vollen Liebenswürdigkeit, die, wenn er wollte, ihm ſtets zu Gebote ſtand. Dem Könige — ſagte er zu ihr — fehlt durchaus nichts, als ein Herz, ſeiner würdig. Das Glück, mein Fräulein, hat ihm ſolches zugeführt in euch. Nicht ich, ſondern ſeine zeitherige Unruhe ſelbſt, ſtand ſeinem und Frankreichs Heile im Wege. Im nähern Verhältniſſe mit euch wird er die Kraft und Stetigkeit gewinnen, welche zur Beherr-ſchung eines ſo großen Reiches erforderlich iſt. Wie ihr, ſo will auch ich einzig ſein Glück und ſeinen Ruhm. Sogleich werde ich aus meiner jetzigen Stel-lung zu dem Reiche heraustreten, wenn er es nicht ferner verſchmäht, die obere Leitung deſſelben zu über-nehmen. Nur ſein zeitheriges Verkennen der eigenen, durch die Umſtände gebundenen Kraft zwang mich, einen Poſten beizubehalten, den er, in ſeiner Freiheit, beſſer als irgend Jemand behaupten würde. Ein ein-ziger Hauch von euern Lippen und jene Umſtände ver-ſchwinden und ſeine Freiheit beginnt. Der Thron der Liebe wird auch der Thron ſeines und eures eigenen Glückes, ja, des Glückes und Ruhms von ganz Frank-reich werden und in mir der treueſte eurer Unterthа-nen dankbar und ehrfurchtsvoll an ſeinen Stufen ſte-hen. Schon vier Jahrhunderte früher glänzte der Name Lafayette und hat ſeinen Glanz fortdauernd behauptet. Euch aber iſt die volle Verklärung deſſelben vorbehal-

ten. Erwäget, was ihr ihm, was ihr Ludwigen, was ihr dem Reiche ſchuldig ſeyd! —

Der Cardinal verließ das Fräulein in der tiefſten Bewegung. Die von ihm berührten Saiten klangen noch zauberiſch nach in ihrer Seele, als eine halbe Stunde ſpäter Ludwig in's Zimmer trat. Wie dasmal hatte Louiſe noch nie ſein Auge ſtrahlen ſehen im Feuer der Liebe. Noch nie hatte er, wie dasmal, ſeinen Arm traulich um die Schulter ſeiner Herzensfreundin geſchlagen.

Louiſe, — fragte er — iſt der Cardinal bei dir geweſen?

In gewöhnlicher Stimmung würde das Fräulein das ungewohnte trauliche Du befremdet haben, exaltirt aber, wie ſie eben war, betrachtete ſie daſſelbe als eine Folge des frühern Geſprächs, um welches der König zu wiſſen ſchien. Louiſe — fuhr er fort — der Cardinal will uns wohl, und weiß auch, was zu unſerm und Frankreichs Frieden dient. Ja, du mußt mein ſeyn, Louiſe! Nur allzuſehr fühle ich, daß die ſchmerzliche Lücke in meinem Innern einzig durch deine Liebe auszufüllen iſt und daß ich dir Alles, Alles verdanke. Laß dir für jetzt die Einleitung zu unſerer beſſern Zukunft gefallen, die nur erſt nach Verhandlungen eintreten kann, welche der Cardinal, wo nicht ſelbſt beſorgen, doch gewiß durch tüchtige Perſonen wird beſorgen laſſen. Für's Erſte bin ich dir ſchuldig, dich dem zeitherigen Kreiſe zu entziehen. Schon an ſich, der Beſtimmung unwürdig, welche mein

Herz dir zuerkennt, wird dir das Leben darin noch auf eine drückende Weise erschwert, die ich dir nothwendig ersparen muß. Der ländliche Frieden meines Lustschlosses zu Versailles wird dich vor aller Anfeindung schützen, bis die Zeit kommt, wo du öffentlich hier im Louvre an meiner Seite sitzen kannst.

Es war der erste Kuß, den der für diesen Plan hocherglühte König jetzt auf Louisens Lippen drückte, deren strenge Tugend bis dahin ihr Schild vor allen Anfechtungen dieser Art gewesen. Aber das künftige Glück Ludwigs und Frankreichs, als dessen Stifterin sie sich in diesem Augenblicke betrachtete, nahm ihr jeden Zweifel dagegen aus der begeisterten Seele. Ihr keuscher Mund erwiederte den Kuß und versetzte so den König in einen Himmel, den er, wie er laut eingestand, bis dahin noch nicht gekannt hatte.

Der Sturm jedoch, in dem auch das Fräulein seine Leidenschaft nie noch gesehen, brachte sie mit Einem Male wieder auf die zeitherige Bahn zurück. Sie äußerte, daß sie sich vor Allem seine Achtung erhalten müsse, wenn sie seiner Liebe würdig bleiben wolle. Und der Strahl aus ihrem frommen Auge befestigte sogleich wieder die Schranke, worüber der liebende Ludwig hinausgestrebt.

Unerwartete Geschäfte riefen den König jetzt hinweg und bald darauf der Dienst Louisen zu seiner Gemahlin. Wie unbeschreiblich drückend erschien dem Fräu-

lein der Stolz und das Mistrauen der grade dasmal überaus blaß und kränklich aussehenden Anna. Bis dahin hatte Louisen das Bewußtseyn der Treue und Unschuld über jede Härte und Unfreundlichkeit leicht hinausgehoben, heute jedoch war das leider nicht mehr der Fall. Nicht ohne Schauer erinnerte sie sich des Morgens, wo die unglückliche Fürstin vertrauensvoll an ihre, als die einzige Brust flüchtete, die solches ganz zu verdienen schien. Sie dachte, mit welchem Feuer sie auf eine Verbesserung des Zustandes der verehrten Frau ausgegangen und wohin es nun damit gekommen war!

Laporte, der geheime Bote der Königin an ihren Bruder in Madrid, von den inzwischen vorgefallenen Veränderungen nicht unterrichtet, hatte seit längerer Zeit schon die Erlaubnis, ungemeldet eintreten zu dürfen. Louise wußte das aus Annens Munde. Es war auch schon in ihrem Beiseyn vorgefallen, daß er von diesem Rechte Gebrauch machte. Als solches aber so eben wieder geschah, schalt ihn die Königin, wegen der Anmaßung, worauf er das Fräulein befremdet und voll Mistrauens ansah und sogleich wieder sich entfernte.

Gewaltsam quoll über das so sichtbar ihr entzogene Vertrauen der Schmerz Louisen aus dem Herzen herauf in die Augen. Ei — sprach die Königin, solches bemerkend, mit recht empfindlicher Kälte — was ist euch, Fräulein, ihr weinet ja gar? Wie kommen nur Thränen in eure so glücklichen Verhältnisse? —

Gnädigste Frau — rief Louise vor ihr niedersinkend, und vermochte nicht weiter zu sprechen.

Steht auf! sprach Anna finster zurücktretend. Ich befehle es euch. Ich will keine Unterwürfigkeit, die mir wie Hohn erscheint! fuhr sie fort, als das Fräulein, im sichtbaren Uebermaße des Schmerzes, gehorcht hatte.

Kann Ew. Majestät — sprach die niedergeschmetterte Dienerin — auch in diesem Augenblicke, ein Herz verkennen, das nie aufhören wird, für das Heil seiner angebeteten Gebieterin zu schlagen?

Ich will euer Herz nicht und eure Anbetung, und wenn die Thränen in eurem Auge gar vielleicht Theilnahme an mir bedeuten sollen, so entfernt euch auf der Stelle. Was mir auch je begegnen könnte, so würde mein Stolz doch nie solch eine Theilnahme mit Fassung ertragen lernen!

Unbemerkt von beiden war inzwischen die Marquise von Hautefort eingetreten und an der Thüre, wo sie erstaunt stehen geblieben, Zeugin der erschütternden Scene gewesen. Ein Geräusch, welches sie unter dem Scheine machte, als habe sie die Absicht, sich zu entfernen, erregte der Königin Aufmerksamkeit.

Bleibt, meine liebe Hautefort! rief Anna, ihr die Hand bietend. Die Geheimnisse zwischen mir und dem Fräulein von Lafayette kann Jedermann erfahren. So eben verwies ich ihr den Mißbrauch der Thränen. Wer weiß, ob sie solche künftig nicht besser wird brauchen können.

Ich gestehe — sagte die Marquise mit verstellter Freundlichkeit zu dem Fräulein — daß ich euch in ganz anderer Stimmung geglaubt hätte, nach dem unglaublichen Triumphe, den ihr erst heute erlebtet. Oder sollte es ein leeres Gerücht seyn, daß der Herzog von Richelieu euch seine Aufwartung gemacht hat?

Ein durchbohrender Blick der Königin auf das Fräulein gesellte sich dem lauernden der Marquise.

Allerdings — antwortete Louise, mit einer Festigkeit, erzeugt von dem Bewußtseyn ihrer Unschuld an diesem Besuche — allerdings hat es dem Kardinal beliebt, zu mir zu kommen. Was übrigens den Triumph anlangt, so — —

So bitte ich — unterbrach hier die Königin Louisen mit Strenge — daß ihr ihn anderswo genießet. Ich werde euch rufen lassen, wenn ich eurer Dienste jemals wieder bedürfen sollte!

Beinahe hätten der Tiefgekränkten die Füße den Dienst versagt, als sie das Zimmer mit dem Gefühle verließ, daß bei dem Zorne, womit der Königin Auge sie niederschlug, an eine Rechtfertigung nicht zu denken war.

Während Ludwig sich mit der Jagd beschäftigte, verlebte Louise einen schrecklichen Tag im einsamen Zimmer. Das Gewicht des Zornes der Königin lastete um so grausamer auf ihr, da ihr über ihre Ge-

fühle für den König kein Zweifel weiter blieb; da sie mit Grauen an den Wünschen und Hoffnungen in ihrer heftig bewegten Brust gewahr wurde, daß sie in der Herstellung des Verhältnisses zwischen dem königlichen Paare ein Werk unternommen hatte, welches ihre Kräfte überstieg, daß die in ihrem Herzen auflodernde Leidenschaft für den König dazwischen gekommen und sie bedroht wurde, sich und Alles, was gut und löblich war an ihr, in den Fluthen derselben untergehen zu sehen und so eine Beute der Selbstverachtung zu werden.

Der König wußte nicht, was er sagen sollte, als er nach der Heimkehr von der Jagd sie besuchte. Er dachte so eben seine Gemahlin von der Ernennung einer andern an Louisens Stelle für ihren Dienst unterrichten zu lassen; aber das Fräulein beschwor ihn mit so viel Thränen, und solch einer auffallenden Gemüthsbewegung, den Schritt aufzugeben, daß er es gar nicht verweigern konnte. Von dem, den ganzen Tag über, recht an seinem Herzen gepflegten Plane, bald möglichst mit ihr in Versailles zu leben, durfte er gar nicht sprechen, wenn nicht allezeit ein Thränenstrom aus ihren Augen brechen sollte, dessen Quelle ihm ein höchst unerfreuliches Räthsel blieb. Er schien noch am nämlichen Abende vom Scharfsinne des Kardinals die Lösung desselben begehrt zu haben. Wenigstens sollte die Lafayette am folgenden Morgen schon wieder einen Besuch von dem Minister erhalten. Und als sie ihn unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit ab-

gelehnt hatte, kam ein Brief desselben, der sie an sein Gespräch mit ihr vom Tage zuvor erinnerte.

Schwerlich ging dem Kardinal der Wunsch vom Herzen, sie auf Frankreichs Throne wirklich zu sehen. Aber die Vorspiegelung konnte sie wenigstens in ein Verhältniß zum Könige locken, wodurch dessen Annäherung an die rechtmäßige Gemahlin, zumal bei seiner wahren Leidenschaft für Louisen von Lafayette, wieder auf lange Zeit vorgebeugt wurde. Denn es war die stete Sorge des Kardinals, daß solch eine Annäherung seinen wohldurchdachten Plänen gegen Oesterreich und Spanien in den Weg treten möchte. Daher unterließ er auch nicht, Louisen durch zuverlässige Personen recht dringende Vorstellungen mündlich zu thun und ihr an's Herz zu legen, daß sie das Glück des Königs nnd ihr eigenes doch ja nicht von der Hand weisen solle. Allein über Ludwigs Absicht einer Einrichtung für sie im Schlosse zu Versailles, war sie bereits einig mit sich selbst, daß es nimmermehr dazu kommen dürfe. Auch hatte sie hierüber sich gegen den Kardinal in einem Briefe, wie gegen seine Abgesandten mündlich, erklärt, und weil dennoch die Anträge dieser Art unter mancherlei Masken fortdauerten, zuletzt sogar alle fernere Unterhandlungen mit dem Kardinal, möchten sie betreffen, was sie wollten, sich ernstlich verbeten. Nur die Besuche des Königs machten ihr um so größere Unruhe, da sie sich immer fester davon überzeugte, daß sie, auch bei den besten, heiligsten Vorsätzen, ihres Herzens und ihrer Hand-

lungen in dieser Beziehung auf die Dauer unmöglich Meister bleiben könne.

Auf ihren Knieen, das Bild des Gekreuzigten zwischen den gefaltenen Händen, verzweiflungsvoll an die blassen Lippen pressend, fand die Reuige eines Morgens der Beichtvater des Königs, Pater Caussin, den sie hatte herbeirufen lassen.

Mann Gottes — so redete sie aufstehend den Erschrockenen an — euer Beistand thut mir Noth. Darauf trug sie ihm die Lage der Dinge vor und bat ihn, dem Könige vorzustellen, daß die Ruhe ihres Gewissens mit dem längern Umgange zwischen ihm und ihr nicht bestehen könne, und sie daher fest entschlossen sey, in klösterlicher Abgeschiedenheit den Irrthümern ihres Herzens eine lebenswierige Reue zu widmen.

Der Geistliche verstummte vor diesem Verlangen. Erst wenig Tage früher hatte Ludwig ihm sein ganzes Herz aufgeschlossen und gesagt, daß er endlich gefunden, was er so lange schon fruchtlos gesucht, eine wahrhaft theilnehmende Seele. Er hatte das Fräulein von Lafayette genannt und geäußert, daß er hoffe, an ihrem frommen Sinne stark zu werden im Guten und jedes Hinderniß dazu auf seinem Wege zu überwinden.

Und was antwortetet ihr ihm? fragte Louise, als der Pater ihr diese Mittheilung that. Saztet ihr nicht dem Verblendeten, daß er im größern Irrthu-

me sey, als je zuvor, da er das Gute auf dem Pfade der Unordnung zu suchen wage, daß er einer Thörin vertraue, welche ihrem Heile selbst abtrünnig geworden?

Achselzuckend meinte der Pater Caussin, er sey außer Stande gewesen, dem Könige den Trost, den er für seinen einzigen angesehen habe, sogleich wieder zu rauben.

Herr Pater — sprach Louise heftig — so ließet ihr euch von euerm eigenen Herzen zur Nachsicht mit der Sünde beschwatzen, so vergaßet ihr, daß unter den Seufzern und Thränen seiner rechtmäßigen Gemahlin das Glück, dem Ludwig auf den Fersen zu seyn glaubte, ganz unmöglich gedeihen konnte? Machet, ich bitte euch, die selbst begangene Sünde wieder gut durch Vollziehung meines jetzigen Auftrags. Wendet all eure Redekunst auf, den König und mich zu retten. Von euch wird Gott dereinst unsere Seelen fordern, wenn ihr euch weigert, solches zu thun.

Ganz vernichtet starrte Ludwig seinen Beichtvater an, als er ihm Louisens festen Entschluß hinterbracht hatte. Aber die gewaltigen Worte der Reuigen noch lebendig in der Seele tragend, gelang es dem Geistlichen doch endlich, den König von der Nothwendigkeit der Sache zu überzeugen.

Kaum hatte Pater Caussin dem Fräulein die Einwilligung des Königs in ihren Entschluß, den Hof zu verlassen, hinterbracht, so wirkte er, auf ihr Bitten,

derselben auch die Erlaubniß, Abschied von der Königin nehmen zu dürfen, bei dieser aus. Ludwig, davon benachrichtigt, erwartete sie in den Zimmern seiner Gemahlin. Seine ganz unverhoffte Erscheinung, seine rührende Anrede, erschütterte zwar das Fräulein, aber nicht ihren Vorsatz. Mein König — sagte sie zu ihm — mein Herz treibt mich zu Gott, ihr seyd das eurige dem Königreiche und dem Muster erhabener Frauen, eurer Gemahlin, schuldig. Sie ist der reinste Edelstein eurer Krone!

Aber gerade die Fassung, mit welcher Louise dies aussprach, zerbrach ihm das Herz. Lautlos eilte er hinweg, um die Thränen zu verbergen, die dieser Abschied ihm kostete.

Gnädigste Frau — sprach sie darauf, mit der Königin allein, und warf sich ihr zu Füßen — Gott weiß, daß das, was ich wollte, das beste war, was ich wollen konnte. Aber mein Wille unterlag der menschlichen Schwachheit. Doch wurde er, wahrlich, noch durch keine böse That verunreinigt. Eure und eures Gemahls vereintes Heil wird der stete Gegenstand meiner inbrünstigen Gebete auch unter dem Klosterschleier bleiben.

Allein die Königin, zu sehr eingenommen durch die zahlreichen Feinde der von ihrem Gemahle Begünstigten, schien noch zweifelhaft, ob sie derjenigen, von der sie so schändlich betrogen zu seyn, geglaubt hatte, ihr Vertrauen von Neuem schenken dürfe.

Bei der Rückkehr in ihr Gemach, dessen Fenster

auf den Schloßhof gingen, fand Louise ihre Verwandte, die Gräfin von Flex, Tochter der Frau von Senecé, gekommen, sie noch einmal zu umarmen. Da zog der über den Hof rollende Wagen des Königs Louisen an's Fenster. Vom Schmerz überwältigt, warf sie sich an der Gräfin Brust: Ach, — rief sie aus — nie, nie werde ich ihn wiedersehen! —

Aber der König konnte die treue Seele seiner geliebten Freundin nicht vergessen. Auch nachdem sie schon den Nonnen der heiligen Jungfrau in der Antonsvorstadt beigetreten war, unterhielt er sich mit ihr am Sprachgitter. Und die Frucht ihrer unablässigen Ermahnungen blieb nicht aus. Der von der Reinheit ihrer Gesinnung und den Bemühungen, einen nähern Verein zwischen Annen und ihrem Gemahle zu bewirken, herrührende schöne Lohn ward ihr zu Theil. Die Königin selbst kam in's Kloster, Louisen die Thränen ihres freudigen Dankes darzubringen und die Härte zu beklagen, mit der sie in der letzten Zeit ihres Dienstes behandelt worden war. Aber das Fräulein sprach: Nicht das, meine Königin! Euer gerechter Zorn gehörte vielleicht mit dazu, mein verblendetes Herz vollends zu zermalmen und mich dem Pfade des Heils zurückzugeben, dem ich nun hoffen darf, nimmer wieder treulos zu werden.

Und nach acht Monaten von diesem Tage an, pries ganz Frankreich, im dankbaren Andenken an

Louisen von Lafayette, den Himmel, daß er die vieljährige Unfruchtbarkeit der königlichen Ehe endlich gehoben und dem Könige einen rechtmäßigen Erben verliehen hatte, welcher in der Folge Ludwig der Vierzehnte, oder der Große, geheißen wurde.

Das Vermächtniß.

Von Wilhelm Blumenhagen.

In dem räucherigen Gastzimmer der Schenke zum geplückten Haan im niederländischen Orte Braine le Comte saßen drei junge Wehrmänner des hannoverschen Landwehrbataillons Bremervörde um den braunen Eichentisch, auf dem ein frugales Abendbrod dampfte. Ihre gepackten Tornister lagen von den grauen Mänteln bedeckt auf der breiten Bank, welche das Zimmer rund an der Wand hin umzog, und drey blankgeputzte Flinten lehnten daneben.

Draussen stürmte der Gewitterwind, schwüle Luft drang in die lockern Fenster und der Strichregen prasselte gegen die kleinen Fensterscheiben; dazwischen klangen die Trompetenstöße eines einrückenden Reiterregiments lustig und aufmunternd, gleichsam des Unwetters spottend, das der Krieger nicht scheut, da er durch schlimmere Ungewitter zu marschiren gewohnt ist.

Aber drinnen im düster erleuchteten Zimmer war es desto stiller, denn die drey kräftigen Gäste saßen wort-

los da, ſtützten ſich auf die Ellenbögen, ſtierten auf das Tiſchtuch hin, und der kleine, kugelrunde Wirth blickte das ſtumme Dreyblatt jedes Mal, wenn er rührig durch das Zimmer trippelte, mit Verwunderung an, und ärgerte ſich, daß ſeine Erdtoffeln mit geſchmorter Kalbsbruſt unberührt ſtanden, ſeine leckern Biere, Pitermann und Faro, keinen Durſt erweckten, und ſelbſt der rothe Wein, den die Gäſte extra gefordert und bezahlt hatten, in den Gläſern ungenoſſen verrauchen mußte. Pferdegeſtampfe und Kommandoworte, die jetzt ganz in der Nähe ertönten, ſchienen die Träumer zu erwecken, und der Aelteſte von ihnen nahm ſeinen Tſchakko vom ſchlichten Blondhaare, ſetzte ihn neben ſich auf den Eſtrich, und mit der Linken die Stirn frey ſtreichend, griff er langſam zum Glaſe, nickte den Gefährten zu und ſprach: „Auf des Vaters Geſundheit!“ — Eben ſo ernſt und feierlich ſprachen die Andern die Worte nach, und bedächtlich leerten ſie die Becher bis zum Grunde.

„Was er wol jetzt macht?“ fragte der Jüngſte da. „Ob er ſchon ſchlafen ging mit ſeinem Pudel Allart, oder ob er noch ſitzt im Sorgeſtuhle am Ofen und Schweſter Beta ihm den Abendſegen vorlieſet? Oder ob er ſich den Deſſauer Marſch pfeift am Fenſter in die Gewitternacht hinaus, wie er ſonſt zu thun pflegte?“ —

„An uns denkt er ſicher;“ antwortete der Mittelſte an Jahren; „und das Schweſterchen weint gewiß, wenn der Sturm im Schornſtein niederbrauſet, und ſie, durch unſere Kammer in die ihrige wandernd, die leeren Bet-

ten erblickt, und dann ihr der Gedanke kommt, wo die Brüder jetzt auf der harten Streu oder im kalten Bivouak vielleicht liegen möchten." —

„Es war doch nicht ganz gut gethan, fiel der Jüngste ein, daß wir alle drey fortzogen, und das schöne Gut so allein ließen in der Kriegeszeit ohne Schutz und Erben. Du, Conrad, hättest Dich dagegen setzen sollen, Du warest der Stammhalter, und der Vater ließ Deinen Spruch oftmals gelten." —

„Der Vater hat es gewollt," antwortete Conrad, „und gegen seinen Willen ist mir der Einspruch mein Lebtage sündhaft vorgekommen. Er wollte der Gegend ein gutes Beyspiel geben und die feigen Bursche, die hie und da von Zwang und Ungerechtigkeit bey der Aushebung sprachen, auf Ein Mal stumm machen. Gott hat in Rußland und bey Leipzig wunderbare Rettung gebracht, dort durch Feuer und Eis, hier durch Menschenmuth und Eintracht; die deutsche Freiheit ist neu gewonnen, so wäre der ein verächtlicher Feigling, der zurückbliebe, wenn es gilt, solch köstlich Gottesgeschenk zu bewahren, und ihn nicht andere Pflichten binden; so sagte er. Ich könnte Einen von Euch bey mir behalten, weil ich dem Greise näher stehe, als dem Jünglinge; aber nein, hätte ich zwölf Söhne, wie Jacob, sie müßten alle zwölf hinaus, für den König und das Vaterland zu stehen und zu fechten." —

„Der Vater war Soldat, und Gott schirmte ihn, daß er ohne Wunde aus jeder Schlacht zurückritt," versetzte der Jüngste treuherzig nickend, „und darum mei-

net er, wer nur tüchtig grade aus in den Kugelregen hinein marſchire, dem ziſche jeder Eiſenball im Reſpect vorbey; aber wie er unter der Leibgarde ſtand, da gab es keinen Napoleon, und die Franzoſen ſollen dazumal auch eben keine Eiſenfreſſer geweſen ſeyn." — „Fritz, verſündige dich nicht an dem Vater!" entgegnete Conrad vorwurfsvoll. „Der ſteinalte Lucknerſche Huſar, der mit ſeinem Holzbeine oft im Dorfe betteln ging, hat mir, als ich ein Bürſchchen war, oftmals erzählt, wie der Vater vordem ein gar ſtattlicher Reitersmann geweſen, und einſt auf ſeinem hohen Rappen ganz allein den General aus einem Halbdutzend feindlicher Dragoner herausgehauen. Blut und Muth vererben ſich; ſo werden wir auch unſere Pflicht thun, wenn es zum Dreinſchlagen kommt, und werden dem Wachtmeiſter Wallan keine Schande machen." —

„Der Vater ſaß auf ſeinem Rappen;" antwortete Fritz kleinmüthig. „So hoch auf dem friſchen Thiere mag ſich ganz wohlgemuth ſitzen, wenn zum Einhauen geblaſen wird, und da mag das Vorwärts-ſprengen in Mitten braver Kammeraden eben kein Heldenſtück ſeyn; aber ſo wie wir in Reihe und Glied zu ſtehen, wie eine todte Wand ohne Bewegung, und die Reiter auf ſich anſprengen ſehen, und die Kanonkugeln zu ſich herbrummen hören, und ſtill halten müſſen ohne Mucken bis die Ordre kommt, das denke ich mir recht peinlich und folternd, und wünſchte drum, wir alle drey wären lieber unter die Huſaren gegangen." —

„Geschehen ist geschehen!“ murrte Philipp, der Mittelste; „tauschen läßt sich nicht mehr, denn in Eilmärschen zieht sich das Volk zusammen, und vielleicht geht es schon Morgen in das erste Feuer, und stehen wir nur erst in der Linie, so wird's zu thun geben und uns Allen das Spintisiren vergehen. Eines nur quält mich, seitdem die Nachricht zum Aufbruch kam.“ —

„Und dieses Eine ist?“ fragte stutzig über den Ton des Bruders der Aelteste. „Das Eine?“ antwortete Philipp. „Fällt dir's nicht bey? — Wenn wir nun Alle drey blieben auf dem Felde draussen, was sollte dann werden mit Vater und Schwester, und wer sollte den letzten Liebesgruß hinüber bringen?“ —

Der schlanke Fritz war bleich geworden, wie die Wand, an welcher sein Rücken lehnte; der stämmige Conrad aber starrte fast gespenstisch in sein leeres Glas und sagte dann mit dumpfer Stimme: „Wenn Gott das geschehen ließe, nun so fände sich auch durch ihn ein Erbe für das Gut, ein Bote an den Vater und ein Bräutigam für die Schwester Beta.“ —

Noch nicht verklungen war das Wort von dem Munde des Sprechers, so vernahmen die Anwesenden im Gange draussen derbe Schritte; Sporne klirrten, die Thür fuhr auf, und ein hochgewachsener Kavallerist trat in das Zimmer ein.

„Guten Abend, Kriegskameraden!“ sprach er zutraulich, indem er die Husarenmütze abnahm, die feinen Regentropfen vom hellbraunen Pelzwerke

ſtäubte, und den blauen Mantel von den Schultern ſchlug. Der Kugelwirth trippelte ſchneller, als die Brüder den Gegengruß ſprechen konnten, aus der Küche herbey, pflanzte ſich keck vor den Ankömmling hin, und ſchien ihn am Ablegen ſeines Mantels und Sarras hindern zu wollen.

„Der geplückte Haan iſt complet gefüllt; ſchnatterte er in Fiſteltönen; kein Bett iſt mehr leer, und Einquartirung drin über die Nothzahl. Man muß ſich wo anders die Streu ſuchen, und iſt es überdem gegen den Gebrauch, Reiter und Fußvolk in Einem Zimmer beherbergen zu ſollen. Bajonett und Säbel vertragen ſich ſelten gut, und Kamaſche und Stiefel ſpuken mit Tritt und Stoß, ſtehen ſie zuſammen vor demſelben Bett.“ —

Der Huſar trat dem zurückweichenden Schenkherrn einen feſten Schritt näher, und die Lampe zeigte jetzt einen äußerſt wohlgebildeten jungen Mann, beſonders reinlich in ſeiner ſchmucken Tracht, männlich durch die gebräunte Farbe der Wangen und den ſchwarzen, wohlgeſchnittenen Bart, von edler Geſichtsbildung und dunkelm, ernſtem Auge. „Hochgeborener Herr Wirth,“ ſprach er mit einer ſonoren Baßſtimme, halte Er ſein Zünglein im Zaume, damit es ſeinem wohlgepflegten Leichname fernerhin wohl gehe! Er ſpricht zu keinen Söldnern oder verwildertem Franzoſenvolke. Deutſche Ehre und deutſche Freiheit ſind es, für welche Georgs Reiter und Georgs Schützen fechten, und brüderlich ſteht darum der Eine

in Eintracht neben dem Andern. Ich hatte noch keinen Bart, als ich mit dem tückischen Irrländer fertig wurde, hatte kaum Flaum am Kinn, als ich manchen hämischen Espagerl zu Ruhe brachte, und solch eine runde Genevertlasche wird mich nicht irren. Freuet Euch, wenn Ihr morgen Abend noch ein Dach habt, und dankt dann uns, die wir es Euch beschirmten. Der kleine grüne Korporal ist mit Extrapost von Elba angekommen, und seine Blutgier hat drüben bey Genappe heute schon dem tapfern Braunschweiger-Herzog das Leben gekostet. Steht unser Wellington nicht fest, so möchtet Ihr abgefallenen Niederländer morgen schwerlich Eure Dickköpfe aus den verbrannten Häusern retten. Unvermeidlich ist die Schlacht. Ueberall wimmelt's drüben von französischen Blauröcken; überall trommelt der hannoversche Marsch heran, Wellington rief Alle auf diesen Punkt, und da macht der Soldat Quartier, wo es ein Dach und ein Strohbund giebt. Wir Husaren sollen morgen voran, da hätte ein Anderer als ich jetzt den Säbel an seinem feisten Rücken probirt; indeß hier ist das Billet, und Er heißt doch Balthasar Bloomnase und ist der Hahnenwirth?" — Das Wörtlein Schlacht hatte den rothen Hahn zum weißen gemacht, und die Kugelgestalt rollte hinaus, mit der Schreckenspost zugleich Befehle für die Bewirthung des neuen, wie ein Obrist perorirenden Gastes auszutheilen.

„Rückt zu, Kameraden, sagte der Husar, der sich indeß der Waffen entledigt hatte, morgen stehen wir sämmtlich in Einer Fronte, liegen vielleicht auch dicht neben einander auf dem blutigen Sande; darum werden wir hier leichter noch friedlichen Raum neben einander finden und das Stärkungsmahl theilen." —

„Aber Ihr seyd so trist und stumm?" fragte er staunend weiter, als er die düstern Gesichter der Brüder in der Nähe erkannte. „So jung und rüstig, und so geschlagen vor der Schlacht? Schämt Euch! Auf wackere Waffenthaten am nächsten Morgen!" — So rufend nahm er ein Glas, stieß an den nächsten Becher, und trank in langen Zügen, indeß die Brüder nur jungfräulich Bescheid thaten. Der Husar hatte des Jüngsten Glas gegriffen, und dieser sah freundlich dazu, und reichte dem Reiter dann die Hand über den Tisch hin zum deutschen Drucke. „Bruder Conrad und Bruder Philipp, sagte er herzlich, der Kamerad ist uns kein Fremder; er ist der unbekannte Freund, von dem ich erzählte, der im letzten Nachtquartier, als der betrunkene englische Dragoner mir recht toll zusetzte, meine Parthey nahm, den Zank auf sich zog, und Jenen mit einem Fleischhieb im Gesichte nach Hause schickte."

„Wahrlich Ihr seyd derselbe," entgegnete der Husar noch freundlicher; „hätte ich Euch doch fast nicht wieder erkannt. Aber rühmet das nicht; war ja nur gutgemeinte Schuldigkeit, denn ein alter Soldat kann es nicht ruhig ansehen, wenn solch ein

Prahlhans einem wackern Rekruten bey dem ersten Ausmarsche den Muth brechen mag, anstatt ihn zu wecken." — Alle wurden jetzt sofort gesprächiger, und keine Viertelstunde verging, so schien es, als wären aus den drey Gebrüdern vier geworden. Der Husar war ein freysinniger, lebensmuthiger Bursch; er hatte Vieles gesehen und mit Nutzen durchlebt, und seine Erzählungen vom letzten Feldzuge in Spanien, von dem ersten Einzuge in Paris und den Herrlichkeiten dieser Prachtstadt wurden von den Neulingen mit gespannter Aufmerksamkeit angehört.

Dorthin geht es zum zweiten Male! setzte er jubilirend hinzu. Und jetzt soll das wortbrüchige Volk die Revange vollauf fühlen, statt deren es Gnade bekam das vorige Mal zu Vater Blüchers Aerger. Weiter erzählte der Gesprächige dann von seiner Jugend, wie er eine Waise gewesen aus guter Familie, wie er dem harten Vormunde entlaufen, und mit einem Artillerieoffizier, fast Knabe noch, nach Englands Küsten gesegelt, wie er durch alle Waffengattungen gedienet, den Feldzug in Spanien und den jüngsten in Frankreich mitgemacht, und wie er jetzt die Hoffnung hege, den siegreichsten und gewichtigsten von Allen vollenden zu sehen, und den Ruhm der vaterländischen Kriegsvölker zu theilen, da sein Marschall Wellington selbst vom Teufel nicht geschlagen werden könne. —

„Und seyd Ihr immer glücklich heraus gekommen,

und habt kein blutig Denkzeichen mitgebracht?" fragte Conrad Wallan.

„Mein Name ist Beatus Glückskind;" antwortete lachend der Husar, „und der Name hat sich wie ein Zauberwort bewahrheitet; Streifschuß und Flachhieb haben mich hundertmal berührt, aber Knochen und Herz sind unverletzt geblieben. Die Mütze in das Gesicht gerückt, die Muskeln stramm gezogen, und dann mit Gott grade aus, das ist das beste Hexenkraut gegen Sarras und Vierundzwanzig-Pfünder, und macht stich- und schuß-fest. Aber Ihr fraget so seltsam, setzte er hinzu, daß ich fast denken sollte, das Kanonenfieber habe Euch vorhin so mumiensteif und großväterlich stumm dasitzen gemacht. Sollt's nicht meinen, denn Ihr scheint doch von derbem Schrot gebacken, keine städtische Mutterföhnchen und Milchbärte, und seyd ja überdem der Uniform nach Hannoversche Landeskinder, wie ich." —

Die drey Brüder wurden plötzlich röther, als ihre Röcke, und die Jüngern sahen wie auffordernd den Aeltesten an. Conrad setzte sich zurecht und berichtete mit deutscher Wahrhaftigkeit, wie es um ihre Familien-Angelegenheiten stände, und wie sie vorhin von sonderbarer Ahnung gequält worden, daß Keiner heimkehren möchte, den Vater zu pflegen und die liebe Schwester zu schirmen. „Ist das Schwesterchen hübsch?" fragte leichtfertig und schelmisch Beatus. „Ein frisches Kind," antwortete Fritz und von Erinnerung glühete sein Auge auf; „roth und weiß wie der

runde, reife Äpfel am Baume, und geht sie im Sonntagsputze zur Kirche, schauen alle Burſche mehr auf sie, als auf den Prediger.“ —

„Wiſſet Ihr was? Ich kann Eurer ſeltſamen Noth ein Ende machen; fiel launig aufgeregt der Reitersmann ihm in die Rede. Mancherley habe ich erlebt, aber zum Erben hat mich noch Niemand eingeſetzt, und es iſt wenige Ausſicht da, daß ich je den Schatz einer Erbſchaft heben werde, denn ſelbſt der Nachlaß der Todten in der Schlacht kommt nicht an den Huſaren; wenn er vom Nachſetzen heimkehrt, pflegen Voltigeurs und Marketender ihm nur nackte Leichen im Felde übrig gelaſſen zu haben. Friſch daran! Laßt mich das vierte Blatt Eures brüderlichen Kleeblatts ſeyn; ſetzet mich zum Erben ein im Sterbefalle, und werfet dann die Sorge weg bis zum Friedensſchluſſe. Freylich wird mir heute Abend Niemand für das Teſtament einen Heller bieten, aber um ſo wackern Landsleuten das Herz leichter zu machen, waget ein guter Kriegsknecht ſchon ſolch ein Rieſenſtück.“ —

Alle lachten über den ernſthaft-komiſchen Sermon, und ſelbſt der Wirth, der ein warmes Gericht und ein viert.s Glas herbey getragen, kicherte und hielt ſich den Spitzbauch mit beyden Händen. Der ehrbare Conrad wurde zuerſt wieder ſtill und bedenklich.

„Euer Einfall, Bruder Huſar, iſt ſo lächerlich nicht, als er klingt,“ ſprach er gedankenvoll vor ſich

hinſehend. Aber wer wird hier in der Nacht zum Teſtamente die Feder leihen?“ —

„Bleibt mir mit dem Notarius vom Leibe, ſonſt wird nichts daraus;“ entgegnete der Huſar und ſetzte einen derben Fluch hinzu. „Hätte mich doch in London beynahe einmal ein ſolcher Schwarzrock um einige elende Schillinge für Porterbier unter frey Logis und in freye Koſt gebracht. Könnet Ihr ſchreiben, ſo zeichnet's ſelbſt auf, und wir Alle unterzeichnen. Des Sohnes Handſchrift wird dem Vater ſchon gültig ſeyn. Teſtament vor oder in der Schlacht auf Degenſcheide oder auf eine Patrone geſchrieben, ſeÿ nicht der Formen und römiſchen Worte bedürfen, hörte ich einmal, als mein erſter Hauptmann ſchwer bleſſirt auf einer Trommel in die Brieftaſche ſeinen letzten Willen niederſchrieb.“ —

„Ich und mein Hans zeugen;“ ſprach der Wirth, den der ſonderbare Fall zu beluſtigen ſchien, und der ſogleich all ſein Schreibzeug aus dem Wandſchränkchen hervor zu ſuchen begann. Langſam entwarf Conrad die Schrift; es war, als wenn es ihm recht ſchwer würde, die Buchſtaben hin zu malen. Er ſchilderte kräftiger und getreuer, als ein Romanſchreiber die Begebenheiten dieſes Abends, erwähnte den Schutz, welchen Beatus dem Bruder Fritz gegen den Walliſer geleiſtet, malte den neuen Freund ab, wie nur ein polizeylicher Steckbrief abconterfeyen kann, und empfahl ihn dem Alten warm und herzlich.

„Wenn dieſes Blatt zu Ihm kommt, lieber Vater," ſo ſchloß er, „dann hat Er keine Söhne mehr, und ſie liegen alle drey verſcharrt im fremden Sande, können dann nicht mehr arbeiten für Ihn, und Ihm nicht mehr Sein Alter leichter machen. Aber glaube Er dann nur feſt, daß ſie wie gute Soldaten ihren Poſten hielten, und Keiner einen Schritt aus dem Gliede wich, bis die Kugel ihn hinauswarf. Daß ſie Seiner noch gedachten, davon iſt dieſes Blatt ein Zeugniß, denn ſie haben Ihm einen wackern Sohn ausgeſucht, der Ihm beſſer mit Rath und That beyſtehen kann, als wir dumme Burſche, die nicht die Welt geſehen und uns in nichts verſucht haben bislang, und ſieht doch der neue Bruder Beatus ſo aus, als wenn er gar nicht ſterben könnte, indeß uns alle drey ſo eben eine Todesahnung gepeinigt hat, wie dazumal die Mutter quälte, als Abends der Spiegel von der Wand fiel, und der ſchwarze Hund drey Nächte vor dem Thorwege heulte. Gott mag es lenken zum Beſten; wir ſind auf das Schlimmſte gefaßt, und haben das ferne Schießen auf dem Hermarſche ohne Grauen gehört. Die ſchwarzen Braunſchweiger ſind ſchon dran geweſen, und der tapfere Oels iſt voran und mitten drunter todtgeſchoſſen. Morgen wird manch deutſches Mutterkind neben ihm liegen, vielleicht auch Seine Söhne alle; dann folge Er unſerm Willen, nehme Er den Beatus Glückskind als Sohn auf, denn wir vermachen demſelben hiemit einſtimmig Haus und Gut, den Brautpfennig der Schweſter Veta ausgenommen, die

wol in einen andern Hof freien wird, wenn der Peter Busch Ernst macht. Solches sprechen wir freywillig und vor Zeugen hier aus für Alle, die es angeht, und unterzeichnen es eigenhändig im Gasthause zum gepflückten Hahn zu Braine le Comte. Wenn es Ihm wohl geht zu dieser Stunde, soll es uns recht lieb seyn, wir befinden uns Alle bis jetzt recht gut, und lassen die Nienkoper grüßen." —

Die drey Brüder unterschrieben ihre Namen; der Wirth und sein Sohn malten ihre Hahnenfüße drunter, und mit feingeschlungener englischer Handschrift setzte Beatus sein: Angenommen! neben seinen Namenszug hin, und unterbrach sich selbst oft dabey durch ein derbes Gelächter. Conrad aber umfaßte seine Schultern mit kräftigen Armen, küßte ihn herzhaft und sprach dazu: „Lache nicht, Bruder! Gottes Wege sind wunderbar; aus Spaß ist schon oft bitterer Ernst geworden, und das Schönste bey der Geschichte ist mir darum die Gewißheit, daß das Papier, welches du in dein Taschenbuch einlegst, in keine schlechten Hände gerathen ist." —

Auch auf die Stirn des Husaren legten sich bey dem Spruche einige düstere Falten, deren Ursache er sich nicht zu erklären wußte.

„Ich habe heute unerwartet eine große und liebe Familie bekommen, das ist mir das Beste dabey;" fiel er ein; „komme ich mit einem Bein weniger in das Vaterland, so weiß ich doch nun gewiß, wer mich aufnimmt, und daß mir ein Plätzchen auf der Ofen-

bank in Nienkop am Elbufer gegönnt wird, wo ich Löffel und Quirle ſchnitzen kann und meine Penſion in Frieden verzehren mag. Und jetzt mehr Wein in die Gläſer! Der Vater ſoll leben, der heute einen ſtämmigen Buben taufen läßt in mir, und die Schweſter Braut dazu! Vivat! Und uns Allen eine fröhliche Heimkehr zu den lieben vaterländiſchen Feldern!" —

Die Gläſer klirrten hell, und keines zerbrach; ſo wandelte ſich der Ernſt der Geſellſchaft bald in laute Freude, wie junge Gemüther gern vom Extrem zu Extrem überſpringen, und erſt um Mitternacht ſtreckten ſich die verbrüderten Kriegesmänner auf die Ruheſtätten, und der leichte Weinrauſch vertrieb die finſtern Zukunftsträume, welche auch dem herzhafteſten Herzklopfen bringen konnten.

Die Schlacht bey Waterloo, wie wir Hannoveraner ſie nennen, eine der ſchrecklichſten, aber auch folgereichſten Schlachten unſers Zeitalters, liegt dem Heute noch zu nahe, als daß der Romantiker es wagen dürfte, ſeine Phantaſien an ihre Wirklichkeit zu knüpfen, da ſie von der Erinnerung derjenigen, die an dem Triumphe dieſes Bluttages Theil hatten, ſicher überboten würden. Die jungen Helden jenes achtzehnten Juny-Tages gehen als der Stolz ihres Volks unter uns umher mit ihren rothen Ehrenbändern geſchmückt; viele unſerer Familien trauern noch um die gefallenen Väter und Söhne, und mit Theilnahme hört noch jetzt oftmals ein geſelliger Kreis einem jener Waterloo-Män-

ner zu, wenn er von den zahllosen, einzelnen Kriegerthaten, die jener heiße Tag gebar, mit fröhlichem Muthe einige zum Besten giebt.

Der Brief eines englischen Officiers, der vor Talavera mit der Fahne in der Hand verwundet ward, der seine Reiter mitten in das wilde Gedräng bey Salamanca geführt, spricht kurz nach dem Siege bey Waterloo also zu dem Verfasser:

„— Der Kronenräuber ist auf das Haupt geschlagen. Doch mit dem Unkraute ward auch mancher gute Halm zertreten, und unsere Legion ist ein kleines Häuflein geworden. Nie sah ich eine Bataille, die so mörderisch war, und unausgesetzt mit solchem Feuer durchgeführt wurde. Kugelstaub und Pulverdampf hüllte dem Auge Alles ein, und nur zuweilen hörte man durch den Kanonendonner das Wuthgeschrey der Angreifenden, und den freudigen Jubel der Zurückwerfenden. Eure junge hannoversche Infanterie hat uns Ehre gemacht, und gefochten, wie Löwen. Es galt hier und drüben Alles, und wir haben es errungen." — Was könnte man im Allgemeinen mehr sagen, um ein Charakterbild dieser Schlacht zu geben, wenn man nur zur Absicht hat, die Schicksale einzelner Individuen in derselben zu verfolgen? Dem Historiker gehört das Uebrige. — —

Das Unwetter, die Blitze und Regengüsse der Vortage hatten sich erschöpft, und ein klarer, heiterer Sonnenhimmel lachte, als am achtzehnten Juny 1815 früh Trommel und Trompete Wellingtons Armee in

die ſtarke Poſition rief, die ſein Feldherrnblick auf den Höhen des Mont Sanct Jean auserwählt hatte. Nur in den Tiefen wälzten ſich noch weiße Nebel, ſchützenden Geiſtern gleich, über die reichen Waitzenfelder hin, deren grüne Saat ſchon halb zertreten lag auf dem weichen Boden, den das Schickſal zu einem blutgetränkten Opferheerde des Schreckens und der Kriegsfurie beſtimmt hatte. Schon hatte der tapfere Braunſchweig, ein Löwenſohn und ſelbſt ein Leu, mit ſtarker Bruſt wie ein Leonidas mit ſeiner ſchwarzen Sparterſchaar den Eingang in das deutſche Land vertheidigend, ausgeblutet ſeinen glühenden Frankenhaß auf der Vorhuth des Heers; ſchon lag auf der Kreuzſtraße von Quatre-Bras mancher hannoverſche Wehrmann leblos auf fremder Erde; ſchon hatten Klenke und Rambohr bey Pierre-Mont mit ihren Lüneburgern ſich Lorbeere geholet und den franzöſiſchen Eiſenreutern Achtung vor der jungen Mannſchaft Hannovers gelehrt; ſchon deckten manchen jenſeitigen Hügel die blauen Todten, welche Cleves heranfliegende Geſchütze mit ſicherer Kugel niedergeſchmettert. Aber jetzt erſt nahten die Stunden der großen Entſcheidung, jetzt ſollte die große Tragödie beginnen, deren Vorſpiel ſchon Schauder erregen mußte, ſelbſt im ſtahlumpanzerten Herzen der alten Waffenmänner. —

Unſere vier Bekannten waren früh auf, blitzten bald in ihrem Waffenſchmucke, drückten ſich noch Ein Mal die ehrlichen Hände, und eilten, wohin das Befehlswort ſie abrief. Langſam wälzten ſich jetzt die

Nebel hinweg; die Morgensonne beleuchtete Höhen und Thäler, und strahlte blendend zurück von den scharlachrothen Kriegskleidern und dem blinkenden Bajonettwalde der Engländer und Hanneveraner, die ernst und still in langer Linie aufgestellt an der Hügelreihe auf den großen Feldherrn blickten, der mitten unter ihnen zu Rosse hielt, ihren Siegeslauf zu lenken. Aber drüben thürmten sich die dunkeln Wolken der Feinde auf; immer breiter und schwärzer dehnten sich die Massen aus bis in das Ungeheuere und Unübersehbare; es war der Heros der Zeit; es waren seine krieggewohnten, unüberwindlichen Garden, seine Panzerreiter, denen kein Centrum widerstanden, und der alte Enthusiasmus der Revolutionsmänner tönte zum zweyten Male für manches grauumlockte deutsche Ohr aus jenem schwarzzusammengeballten Drachen mit dem südlichen Morgenwinde herüber, und dieselbe fanatische Gluth jener Zeit sprach überall aus dem Angriffe dieser Franken für ihren Götzen jetzt, wie damals für ihre Göttin.

Um zehn Uhr donnerte der erste Kanonschuß herüber, und bis zur Nacht hin wechselten jetzt die Scenen des Schreckens, verschleyert und entschleyert durch die Dampfwolken, wie der Wind sie senkte und hob, doch keinem Auge sichtbar in ihrem ganzen Schauerbilde, welches kein Menschenauge ertragen haben würde.

Hier schlugen sich die gewandten grünen Schützen der Legion um die Ferme la Haye Sainte mit immer neu gegen sie anwachsender Cadmus-Saat der Feinde, und kämpften wund am Boden liegend noch um den ihnen

anvertrauten Platz, wie der Lacedämonier um den väterlichen Schild. — Dort standen am Holz von Hougemont die brittischen Garden gleich unerschütterten Colossen, fest wie der weiße Felsendamm ihres Albions, verspottend den mächtigen Phalanx der blauen Schützen und den Kugelregen ihrer Mordgeschosse. Ueberall ward jetzt Schlacht. Zahllose Reihen von den Feuerschlünden, ein Bild der offenen Hölle, spieen ihre verheerenden Flammenströme aus; Massen von Bajonetten stürmten gegen einander; Trommeln und Trompeten lärmten; wie Pferd an Pferd und Küraß an Küraß geschmiedet flogen, ein niederwerfender Orkan, Napoleons Reitergeschwader über das Feld herein. Aber kleinen Festungen ähnlich, die sich selbst beschützen, ruhig in ihres Muthes Sicherheit und im Vertrauen auf den erprobten Führer, standen die Vierecke der deutschen Fußvölker, bückten sich tief, sowie die Batterie drüben blitzte, und hoben sich mit einstimmigem, jubelndem Hurrah wiederum, sobald die Eisenballen über sie hingesauset, und der Feldherr rief in kräftiger Freude: „Wie Mauern halten die braven Hannoveraner, so wird mit Gott unser der Sieg!“ —

Jetzt trabten die prachtvollen englischen Garden durch die Zwischenräume, und ihre langen Schwerter fielen wie Wetterstrahlen in den dräuenden Lanzenwald der Gegner, und der Jubelruf der Brüder empfing sie, als sie mit Blut und Koth bedeckt, kaum noch als die Vorigen kennbar, zurückrasselten in ihre Linie. Dort wetteiferten die heißblütigen Schotten

mit den Männern von Giſhorn, zu werfen die Feindesreiter mit dem blanken Bajonett, ein gelungenes Wagniß ohne Gleichen in der Kriegsgeſchichte; hier ſank aber auch ein geſprengtes Bataillon und der rieſige Ompteda und mancher Held des ſpaniſchen Krieges unter den feindlichen Säbeln und den Hufen der normanniſchen Roſſe. Immer erneuerte ſich dieſelbe Scene durch andere Perſonen; die Erde erbebte vom Geſchützdonner, desgleichen der älteſte Krieger nimmer gehört; die Haufen der Todten und Sterbenden thürmten ſich immer höher und höher; „durch! durch! nach Brüſſel!“ hatte Napoleon ſich zugeſchworen. —

Schon wiegte ſich die Sonne nach Weſten, da ſetzte der Mann, der keine Furcht kannte und kein Menſchenleben achtete, ſein Letztes auf den Wurf. Vive l'Empereur! ſchallte es aus tauſend rauhen Männerkehlen herauf aus der Ebene, und gebildet zum unwiderſtehlichen Keile ſchritten die geſparten Pariſergarden im Sturmſchritt auf die ermatteten Deutſchen los. „Gott! Vaterland und Ehre!“ riefen die Führer, mit ihnen das Heer; die Wehrmänner ſchoben ihre Todten zur Seite und ſchloſſen dichter die gelockerten Reihen; und die ewige Gerechtigkeit hörte freundlich den betenden Ruf; zur Seite im Bergwalde ertönten Preuſſiſche Hörner, Preuſſiſche Trompeten, und Bülows Krieger ſchritten hernieder in das Blutfeld. Schaar entwickelte ſich aus Schaar; und wie Feuerſcheinung belebten ſich die Terraſſen des Berges, in geregelter Ordnung ward Ein kleines Heer über dem

Andern ſichtbar, ein Anblick, welcher den Schrecken in die Colonnen des Feindes warf, ſowie er die wackern Männer des heißeſten Tages mit der Gewißheit des Sieges neu belebte. In ein Sauve, qui peut! wandelte ſich das ſtolze Feldgeſchrey der Franken, die gewohnte Ordnung wurde zu wirrer Flucht, und der Sieg war gewonnen, das Vaterland gerettet. — — —

Beatus Glückskind, der brave Huſar, hatte ſein Theil gethan, wo es die Pflicht gebot. Sein Regiment war zu einer Hauptcharge auf franzöſiſche Küraſſiere commandirt worden, und hatte den alten ſpaniſchen Ruhm neu gekrönt. „Brave Burſchen! rief der alte Arenſchild, Eure Säbel klapperten luſtig auf den alten Blechkappen!“ —

Viele Kameraden ſah Beatus neben ſich ſtürzen, ihn traf nicht Kugel, nicht Schneide, und als der Siegesruf über die Hügel klang, ſprengte er mit einigen Rotten der Seinigen hin und her auf dem Blutplane, einzelne verſprengte Feindesreiter, welche in ihrer grimmigen Verzweiflung noch mordeten, was ihnen aufſtieß, zu vertreiben oder einzufangen. Ein junger Dragoneroffizier war mit einem franzöſiſchen Adjudanten mitten auf der Ebene im heftigſten Schwerterwechſel. Schon ſchien die deutſche Kraft gewonnen zu haben, als zwey flüchtige Küraſſiere vorbeyjagten und von hinterrücks ihre kräftigen Hiebe Kopf und Antlitz des tapfern Jünglings ſpalteten. Beatus war

im Fluge ihm zur Seite, ſein Säbel traf rächend den feindlichen Officier auf den Tod, indeß ſeine Gefährten im geſtreckten Roſſeslaufe die tückiſchen Mörder verfolgten. Er ſprang vom Pferde, dem unglücklichen jungen Kavallier beyzuſtehen, aber das Röcheln deſſelben verkündete die Nutzloſigkeit der Hülfe, ſo wandte er ſich zu dem zuckenden Feinde, und da er in ihm den Generaladjudanten am Kleide und den Epaulets erkannte, ſo nahm er ihm die Briefſtaſche und eine ſchwere Börſe, und ſah ſich um nach dem ſchönen Thiere, das der Offizier geritten, um es einzufangen, als verdiente Beute. Da hörte er ſeinen Namen rufen in einem Tone, welcher ſein Herz erſchütterte. Er blickte umher; nur ſtarre Leichen und zuckende Sterbende lagen am Boden. „Beatus!“ klang es nochmals wie Geiſterruf, und den Tönen nachtretend fand er einen Landwehrmann, gräßlich zerriſſen von Kanonkugeln, liegend im Gras, gelehnt an einen Leichnam. „Conrad Wallan! Um Gott, ſeyd Ihr es?“ rief der erſchreckende Huſar. „Nur einen Trunk noch um Jeſu Willen!“ ſtöhnte der Zerſchoſſene. „Mit mir iſt's bald vorbey, aber mein Durſt wird Hölle!“ — Beatus reichte ihm die Feldflaſche, aus der er in gierigen Zügen trank. „Ich will Hülfe holen, Euch zurücktragen!“ ſprach Beatus zu ihm niedergebrugt. „Kannſt Du die zerſchmetterten Beine ganz machen, und dieſe Hand anſetzen?“ antwortete Conrad, und hob den blutenden Stumpf des Arms gegen ihn auf, den er zum Stillen des Bluts bislang in den Sand

gedrückt hatte. „Die Ahnung von Gestern her war Gottes Wink!“ setzte er mit letzter Kraft hinzu. „Hier mein Ruhekissen ist Bruder Philipp, den dieselbe Stückkugel glücklicher traf, und dort zwanzig Schritt zurück, durchstieß die Lanze Fritzens Brust, und Du wirst ihn finden, wenn Du den Tschakkos mit dem Rabenwappen nachgehst. So bist du nun wirklich der Erbe, und mit Deinem letzten Liebesdienste hast Du Alles wohl bezahlt. Nimm den Henkelthaler mir von der Brust; er ist von der seeligen Mutter, zu der wir jetzt Alle gehen; bring' ihn dem Vater als Zeugniß, und grüße ihn und Beta, und sprich: der Conrad sey schwer, aber brav gestorben!“ — Die letzten Worte schallten nur halblaut durch eine Zuckung der Lippe; er griff nochmals nach der Feldflasche, aber die Linke ballte sich im letzten Krampfe der jungen Natur, und entseelt sank er zur Seite auf die Bruderbrust.

Mit gefaltenen Händen sah der Husar eine Weile nieder auf die beiden verschwisterten Todten, und fragte finster vor sich hin redend: „Warum grade diese? Warum sie Alle, und nicht mich für Einen von ihnen?“ — Dann nahm er den Henkelthaler unter dem Brustwamse des armen Conrads hervor und hing ihn sich um den Hals, als wiederum ein fremdartiger Ausruf seine Augen zur Seite zog. „Braver Husar!“ rief ein französischer Grenadier, dem eine schwere Stückkugel das Bein weggerissen, „hat getrunken Euer Hannoveraner, laßt auch trinken mich!“ — Beatus nahm die Korbflasche aus des erkalteten Bruders Hand

und reichte ſie dem rieſenlangen Feinde, der eben ſo haſtig ihre Mündung in ſeinen ſchwarzen Bart drückte. „Dank, Huſar!“ rief er dann und mit letzter Lebensgluth warf er das geleerte Gefäß hoch über ſeine Bärenmütze hin, jauchzte mit funkelnden Augen: Vive l'Empereur! Vive Napoleon! und ſank zu den Uebrigen in die ewige Ohnmacht des Todes. Zwiefach erſchüttert durch die ſchroff ſich entgegentretenden Aeußerungen der Frömmigkeit und des Uebermuths der zwey in Einer Minute verſcheidenden Krieger, beſtieg Beatus ſeinen Braunen, der an den guten Herrn gewöhnt, nicht vom Flecke gewichen, und ritt langſam zurück, um unter den Bauern, welche Habſucht und Gier zum Plündern auf den Leichenacker gelockt, einige Helfer zu ſuchen, die einen Vorſatz ausführen dürften, welcher plötzlich in ihm gereift war. Sein blanker Säbel und einige Fünffrankenſtücke, die er aus der franzöſiſchen Börſe ſpendete, warben ihm bald zwey Arbeiter. Mit ihnen trug er die Leichen der drey Brüder zuſammen, legte ſie in Ein Grab, wozu er den Platz unter einer alten, vom Geſchütz zerriſſenen Eiche auserwählt, und ließ einen ſchweren Stein darauf wälzen, ihre Ruheſtatt zu ſichern. Die Trompete rief nach kaum vollendetem Liebesdienſte die Vereinzelten zu ihren Corps. Auch er folgte der bekannten Fanfare, doch nicht der lebensfrohe, leichtfertige Beatus mehr, ſondern ernſt und mit ſolch veränderten Geſichtszügen, daß die Kameraden beſorgt nach der Wunde des

Tapfern fragten, die er tiefer trug, als Menschenblicke einzudringen vermochten.

Es war im zweyten Jahre später, als der alte Wachtmeister Wallan auf seinem Gehöft im Dorfe Nienkep unter der großen Linde saß, und seine Abendpfeife rauchte. Ein rüstiger Funfziger war der Alte mit gesparten Kräften und Sinnen, und seine gerade Rückenhaltung zeigte auf den ersten Blick den gewesenen Soldaten an. Unter dem schwarzen Mützchen drang das graue Haar dicht hervor; die Augen funkelten scharf unter den dicken grauen Bögen heraus in die Abendsonne hinein, als fragte er den Geist, der sie bewohnte, um manches Räthsel seines Lebens, und dabey waren die faltigen Gesichtszüge so streng gestellt, als gölte es eine Abrechnung zwischen ihm und dem eisernen Schicksale. Er trug zwar die weiten, dunkeln Beinkleider der Leute des alten Landes, am Knie fest gegürtet, und ihre braunen Strümpfe, aber statt der Jacke mit großen Buckelknöpfen deckte ihn ein blauer, militärischer Oberrock, und stellte ihn auch dem Aeußern nach eine Stufe höher, als seine Nachbarn. Schweigend saß er, den Rücken an den spaltigen Baumstamm gelehnt, dessen Zweige unbeschnitten sich den Wolken zu ausbreiteten, anzusehen wie mehrere grüne Feenwohnungen übereinander, und den Gipfel des Hauses umfaßten und überkränzten, das er sein nannte und unter dessen freundlichem Dache die Wal-

lang schon seit hundert Jahren gewohnt hatten. Vor ihm vorüber trug der Knecht dem blanken Rindvieh, das in dem offenen Stalle kräftig brüllte, grünes Futter in schweren Lasten zu; der Alte achtete aber nicht auf den Fleiß des Dienstboten, sondern sein Auge fiel, wenn es einmal geblendet die Sonne mied, zur Seite zu einem niedrig umgatterten Blumengärtchen, wo in geregelten, viereckigen Beeten manche Sommerblume glänzte, und an dessen Hinterwand unter einem hohen Hollunderbusche, von niederm Rosengesträuch umgeben, drey kleine weiße Gedenksteine schimmerten, auf deren jedem man den Namen Eines seiner Söhne, mit deutlicher Schrift schwarz gemalt, von Ferne erkennen konnte. Stärker dampfte jedes Mahl die Tabakspfeife, wenn sein Blick auf die weißen Steine traf, doch unbeweglich blieben dabey die Gesichtszüge, so wie die Gliedmaßen des alten Wachtmeisters. —

Der Wallansche Hof war der äußerste auf der Westseite des Dorfes Rienkop. Man hatte von ihm daher nördlich die Aussicht auf treffliche Ackerflur, auf grüne Hügel mit Dörfern bebauet, hin bis zum Elbufer mit seinen hohen Deichwällen; und südlich sah man über Gemüsegärten, Baumschulen und Moorplätze durch die schönste Landschaft nach Buxtehude, das mit Thurmspitze und rothen Dächern von der letzten Höhe herschimmerte.

Die Ackersleute waren, da die Mitte des Sommers nicht viele Feldarbeit forderte, sondern Gott und seine Sonne jetzt allein Sorge für den hochgewachsenen

Segen trugen, fast sämmtlich schon daheim mit dem Nachtlager des schönen Viehes oder dem Abendbrod beschäftigt, darum fesselte schneller, als sonst geschehen wäre, ein einzelner Wanderer des Alten Aufmerksamkeit, da derselbe mit rüstigen Schritten den Pfad von Burtehude herstieg, und seine Richtung grade auf das Bretterthor des Wallanschen Hofes zu nehmen schien. Mehr noch wurde die Achtsamkeit des graulockichten Wachtmeisters angespannt, als die braungefleckte Pelzmütze, der blaue Dollmann, der Säbel mit metallener Scheide, auf welchem über der Schulter der Fußgänger sein Bündel trug, einen Kriegsmann verkündigte, und Soldaten bey der andauernden Besetzung Frankreichs durch die verbündeten Heere hier im Norden Deutschlands sehr seltene Erscheinungen waren. Die soldatische edle Haltung des Fremden zog den Wachtmeister an, und als der Wanderer näher kam, und die Sonnenstrahlen ihn hell beleuchteten, erkannte er eine tüchtige Schmarre auf der Wange des Ankömmlings, sah den linken Arm in einem schwarzen Bindtuche getragen, und bewegt von mancher alten und neuen Erinnerung, ließ er das Feuer seiner Pfeife ausgehen; er stellte sie hastig neben sich an den Baum, und man sah ihm an, daß er sich zwang, nicht aufzustehen zum Entgegenschreiten, was er seinem Charakter und seiner Gewohnheit zuwider halten mochte. —

Beatus Glückskind, denn welcher der Leser wird nicht schon errathen haben, daß dieser es war? mar-

ſchirte indeß rüſtig heran, und beſah ſich im Gehen mit dreiſten Augen das nette, anſtändige Haus, welches die Bauerknaben ihm ſchon von fern als das Ziel ſeiner Wanderſchaft bezeichnet hatten. Das Kriegesglück, welches ihn ſo viele Jahre als ein Lieblingskind verhätſchelte, war ihm zuletzt noch ungetreu geworden. In den letzten Gefechten vor der Einnahme der franzöſiſchen Königsſtadt traf bey Port a Marq ihn Hieb und Schuß einer Streifparthey. Schwer fiebernd lag er auf dem fremden Bett, als ſeine Landsleute ihren Triumphzug hielten durch die Barrieren von Paris, und Blüchers an der Seinebrücke drohende Kanonen die Wankelmüthigen, welche noch nicht den Weltengott erkannt hatten, einſchüchterten. Aber ſeine Jugend kämpfte ſich durch Schmerz und Krankheit, doch konnte er erſt nach zehn langen Monaten wieder unter den deutſchen Genoſſen aus langhalſigen Flaſchen den leichten blaſſen Wein auf ſeines Königs Geſundheit mittrinken. Der geſchwächte, faſt gelähmte Arm machte ihn zum fernern Dienſte untauglich; mit zwey Ehrenſchnüren über dem Ellenbogen bekam er durch ſeinen Oberſten den ehrenvollſten Abſchied, und als er dieſem die bey Waterloo erbeutete Brieftaſche des franzöſiſchen Adjudanten einhändigte, fanden ſich werthvolle Staatspapiere darin, die der väterliche Commandant für ihn in Paris zahlbar zu machen wußte.

Mehrere tauſend Franken reich kam er zurück in das deutſche Land, aber finſterer noch ward die Laune,

welche sich seit der Schlacht bei Waterloo nie wieder ganz erheitert hatte, finsterer noch, als der breite Rhein wieder hinter ihm lag, die deutsche Sprache wieder überall ihm zum Ohre klang, und bald darauf die Gränzen Hannovers ihn aufnahmen. Alle jene Kriegsgefährten, die, wie er entlassen, mit ihm die fröhliche Rückreise gemacht hatten, sprachen täglich ihre laute Freude, ihre liebe Hoffnung aus, welch frohen Empfang sie erwarten durften im Hause und in ihren Familien, thaten bey jedem Schritt ihre Sehnsucht kund nach Vater und Mutter und Weibe und Kinde. — Wer erwartete ihn? Wen sollte er aufsuchen? — Niemand reichte ihm Hand und Mund entgegen; kein Herz schlug für ihn in freudiger Erwartung; keine Thräne der Angst wandelte sich durch seine Ankunft in eine glänzende, reine Perle der Freude und des Dankgebetes. Er wußte von keinen Verwandten; der früh entflohene Knabe hatte keine Freundschaften in der Heimath geschlossen. Entsetzlich dünkte ihm auf Einmal diese Einsamkeit in der großen Welt; er gedachte des grausamen Vormundes, und hätte viel drum gegeben, ihn noch am Leben zu finden, da er in ihm doch ein Wesen gefunden, das ihn kannte, wenn sein Empfang vielleicht auch Vorwurfsworte statt des Jubels gebracht haben würde; immer enger ward darum seine Brust, immer bänger und wunderlicher ward ihm zu Muthe, als er sich plötzlich des seltsamen Vermächtnisses erinnerte. Obgleich er sich vorgenommen, es nicht zu gebrauchen, jene Wunden nicht hart zu be-

rühren, die kaum verharscht seyn konnten, so zog ihn dennoch jetzt ein unwiderstehlicher und unerklärlicher Trieb nach jenen nordischen Ebenen, und kaum hatte er seine militärischen Geschäfte in der Hauptstadt abgemacht und sein Geld in sichere Hände gelegt, so wurde dieser Drang unbezwingbar, und rief ihn zum Aufbruche nach jenen unbekannten Menschen, in deren Schicksale ihn der seltsamste Zufall verflochten hatte, und denen, wenn sein Herz ihn nicht betrog, auch er durch die Zeugnisse, welche in seiner Hand ruheten, ein wichtiger und werther Gast werden mußte. —

Beatus trat jetzt dreist in die Nienkoper Gränze und bald darauf in den Wallanschen Thorweg ein, und der Wachtmeister erhob sich langsam, da seine Neubegier nun frey fragen durfte, ohne dem Respect, der ihm als altem Soldaten und Hausherrn gebührte, irgend etwas zu vergeben. Aber mit Unwillen sah er die Befriedigung gestört und aufgeschoben, denn aus der niedern Hausthür sprang ein flinkes, junges Mädchen zwischen Beyde, und hing sich an des Alten Arm.

„Seyd Ihr aufgestanden und wolltet schon kommen, ohne auf mich zu warten, Väterchen?" fragte die Kleine betrübt. „Habe ich zu lange gemacht, und der Abendwind hat Euch den Hunger geweckt? dem treuen Allart mußte ich ja erst die Streu legen und sein krankes Bein verbinden. Er winselt jetzt schon nicht mehr. Und Alles ist nun fertig, die Milchsuppe

dampft auf dem Tiſche, und ich will Euch hinein füh-
ren, ehe ſie kalt wird." — „Was ſchnackt die Dirne?"
fragte der Wachtmeiſter finſter zurück. „Glaubt ſie,
ich ſey ein Invalide, der nicht allein ſtehen und ge-
hen könnte, weil ſie mich einige Monate wanken geſe-
hen hat, — — als die Nachricht kam, daß ſie allein
noch mein Kind ſey? Der alte Wallan ſteht im Donner
und hält Schritt bis zur großen, letzten Parade, wo
wir alle wieder zuſammen aufmarſchiren unter Einer
Fahne." —

Das Mädchen ſah erſchrocken und verwundert zu-
gleich zu dem Vater auf, und ihr Geſicht röthete ſich
ſo hoch wie die Abendwolke, hinter der die Sonne nie-
dertauchte, indeß die hellblauen Augen naß zu werden
ſchienen. Sie wußte nicht, welch ein bitteres Gefühl,
welche ſchmerzlich-brennende Erinnerung ſich des Alten
bemächtigt hatte bey dem Anblicke des rüſtigen jungen
Soldaten, auf den er ſein Auge wie magnetiſch an-
gezogen feſthielt. Auch Beatus Blick war gefeſſelt,
aber das Mädchen war ſein Magnet. Die niedliche,
zarte Geſtalt, welche das eben zur Jungfrau aufge-
blühete Kind verrieth, die runde, farbige Wange,
friſche Geſundheit verkündend, und vom losgegangenen
Blondhaar umflattert, das dunkelgrüne Mieder mit
einigen Silberkettchen zugehalten, kaum feſſelnd den
Drang der weißen Bruſt, die das ſechzehnte Lebens-
jahr höher ſchwellte, das kurze ſchwarze Röckchen,
welches das nackte runde Bein unbedeckt ließ, Reinheit
und Schönheit mit der fremdartigen Tracht zuſammen

bewirkten, daß der weltdurchreiſete, kecke Huſar auf Einmal ſeine Schritte anhielt, und gerade ſo, wie der Vater auf ihn, auf das liebe Kind hinſtarrte.

Der Wachtmeiſter bemerkte kaum die Urſache, welche den Ankömmling aufhielt, ſo brummte er einen Soldatenfluch in ſich hinein, drehete ſich zur Hausthür hin, und ſagte laut und hart zu der Tochter: „Da iſt ein Fremder im Thor; frage, was er will, und fertige ihn ab.“ —

Das rauhe Wort erweckte den ungebetenen Gaſt aus ſeiner Träumerey, und raſch mitten in den Hof tretend rief er jetzt traulich und ſoldatiſch keck zugleich: „Glück herein zu Euch, Vater Wallan und Schweſter Veta!“ — Verwundert wandten ſich beyde zu ihm. „Er kennt uns?“ fragte das Mädchen. — „Wenn Er Glück mitbringt, wird's da ſeyn; hier iſt gar wenig davon!“ ſprach der Wachtmeiſter, zuerſt wie von der Hoffnung der Wiederkehr Eines ſeiner Söhne getäuſcht, dann deſto mißtrauiſcher den Gaſt muſternd vom Federbuſche bis zum Sporn hinab.

„Geb's Gott!“ antwortete Beatus, Beyden die Hand reichend, die ſie annahmen; „ſahen wir uns auch niemals noch, ſeyd Ihr mir doch gar bekannt und lieb zugleich, und Eures Conrads Schilderung ließ mich hoffen, daß Ihr einem bleſſirten Kriegskameraden Abendbrod und Nachtquartier nicht verſagen würdet auf ſeiner Reiſe.“ —

„Conrad?“ ſtammelte der Alte. „Kanntet Ihr meinen guten Sohn?“ — und ſeine finſtern Augen

flossen über und seine Glieder erzitterten unter ihm. „Habe mit ihm gelegen im letzten Nachtlager vor Waterloo;“ antwortete Beatus, aber der Wachtmeister schien nichts weiter hören zu wollen, weil er fürchtete, der angefrischte Schmerz werde ihn nieder werfen, und er unterbrach ihn mit Heftigkeit. „Herein in das Haus, Kamerad!“ sprach er mit gewaltsam verstärkter Stimme. „Die Wallans weisen Niemanden von ihrer Schwelle. Und, Veto, Schinken herein und Weißbrod und die grüne Flasche vom Schranke!“ — So ergriff er selbst Beatus Hand und führte ihn mit sich, indeß Veta staunend dem schlanken, so gar schmuck geputzten Reiter nachblickte, dann ihr Blondköpfchen bedeutsam schüttelte und hinterdrein schlich, des Vaters Befehle auszuführen.

Das einfache Mahl, vor welchem Veta ein kurzes Dankgebet andächtig gesprochen, war eingenommen und hatte geschmeckt. Wenig davon gekostet hatte der Vater, aber mit Ueberwindung und Kampf dabey die Fragen unterdrückt, welche das Herz auf seine Zunge preßte. Beatus erzählte unterdeß manches aus seinem Leben und von den Wundern Londons und Paris und den Gefahren der Seereisen der gegen ihm über sitzenden Veta, die mit besonderer Acht seiner gewandten Rede zuhörte, und wie der Soldat schnell überall zu Hause ist, so schien es nach einem Halbstündchen wirk-

lich, als sey der Glückskind kein Fremder, sondern ein heimgekehrter Sohn, auf dessen Willkommen der beste Trunk des Vaterhauses geleert würde. Da nun aber Knecht und Magd vom Tische aufgestanden waren und sich bescheiden entfernt hatten, da hielt der alte Wallan nicht länger an sich, und forschte mit gepreßter Stimme nach den letzten Schicksalen seiner unglücklichen Söhne. Beatus erzählte, wie er die drey zu Braine le Comte gefunden, wie er Freund geworden mit ihnen, — schneller schließen sich ja die Herzen zusammen, wenn man der Gefahr und dem Tode gegenüber steht! — wie darauf ihr Bataillon so brav gethan am Schlachttage, wie sie im Sturmschritte der Artillerie der Kaisergarde entgegen marschirten, wie sie da in der letzten Stunde des großen Werkes vom Schicksale erreicht wurden, wie er sie gefunden und wie er ihnen den letzten Liebesdienst brüderlich erwiesen hatte. Am Schlusse des langen Berichts, dem schweigend und vor sich hinstarrend der Vater, schluchzend in ihr Tüchlein die Schwester, zugehört hatten, zog er den Henkelthaler aus seinem Dollmann, und legte ihn zur Beglaubigung seiner Worte vor dem Greise hin. Wallan besah den Glockenthaler aufmerksam und mit Wehmuth, und drückte ihn alsdann fest gegen seine Brust.

„Du lagest auf dem Herzen meiner sterbenden Marie!“ sagte er in sich hinein. „Jetzt schickt dich ihr Lieblingssohn mir zurück von der blutenden Brust. Seltsames Trauerzeichen, wen wirst du noch mehr für

den Tod bestimmen?" — „O lasset mich ihn tragen! Er ist ja mein Erbtheil!" jammerte die kleine Beta. Der Alte schüttelte den Kopf, und hing sich das Kleinod um den Hals mit einem sprechenden Blicke gegen die Decke des Zimmers.

Bey dem Worte Erbtheil gedachte Beatus der Vermächtnißschrift, von welcher zu reden ihn bis jetzt ein eigenes Gefühl abgehalten. Er versank in Gedanken, das Auge auf das rothwangige Mädchen gerichtet, welches ihm gegenüber saß. War sie denn nicht die rechtmäßige Erbin? Sollte er sie berauben, sie verdrängen, oder wenigstens doch ihr den Erbschatz verringern? — Nein! gelobte er sich. Nur verbunden mit ihr durch das heilige Band der Ehe, wollte er Besitz nehmen vom Gute der gefallenen Brüder; wo nicht, schweigen und weiterziehen. Das schwur er sich selbst zu in dieser stillen Minute.

„Unser Gast ist müde von der Reise;" sprach jetzt Wallan. „Bringe ihn auf die Kammer der Brüder! Wenn die Ernte vorüber ist, ziehen wir zusammen nach dem Grabsteine unter der Eiche bey Waterloo." — Er drückte dem Husaren die Hand, zündete sein Nachtlämpchen an, und stieg eine Treppe hinauf zu seinem Schlafgemach, in welchem man ihn noch lange auf und niederschreiten hörte. Beta setzte eine zweyte Lampe vor den Gast hin und sagte mit einem Anfluge von Schaamröthe: „der Knecht soll Ihn hinauf leuchten, und will Er noch einen Nachttrunk mitnehmen, so steht der auch zu Diensten." —

Mit warmen Blicken sah Beatus auf sie, faßte sie um den schlanken Leib, und zog sie näher zu sich heran. „Fürchtest du den Kriegsmann?“ fragte er sanft. „Glaube mir, deine unschuldigen Augen geben mehr Respect, als der Stern eines Generals. Scheue mich nicht; ich kann dir nichts Böses bringen wollen; aber seit ich dich sah, ist mir mein einsames Leben lieber geworden, und es spricht zu mir von Inwendig heraus, ich würde nicht umsonst im trägen Invaliden-Daseyn gähnen, ich würde wirken und schaffen für dich und dein Glück, und mein Glück darin finden.“ —

„Was Er da schwatzt, Er närrischer Herr Beatus!“ antwortete durch Thränen lächelnd das Dirnchen. „So etwas hat mir noch Niemand gesagt, und Er hat noch nicht einmal ein Salzfaß mit uns leer gegessen.“ —

„Niemand sagt Dir's je wahrhafter und herzlicher;“ entgegnete der Husar. „Denke daran! Ich könnte Dir noch mehr sagen, so drängt und drückt es mich unter dem blauen Tuche; aber es ist besser dafür, ich warte noch, denn Ein Wort in Deiner Antwort könnte mich fortjagen für immer, und ich bliebe noch gern. Aber bis dahin nenne mich Bruder, denke mich als Deinen treuen Bruder, und Gottes Hand mag das Uebrige fügen, wie er es am Besten hält.“ —

Auch er nahm nun das Licht und ging; Beta aber konnte bey dem Abräumen der Tafel heute gar nicht fertig werden; jedes Geräth trug sie an den unrechten Platz, die Messer tanzten auf den Boden herab,

als wenn sie lebendig geworden, und der Vater mußte drey Mal rufen, ehe sie zu Ende kam, und zu ihm heraufstieg. Als sie sich dann dicht eingewickelt in ihres Bettchens rothgestreifte Wolldecke, flisterte sie heimlich zu sich: „Ein sonderbarer Kauz ist doch der Herr Husar. Was er wohl so eigentlich meinen und wollen mag? Und was das für ein Wort sein möchte, das ihn forttreiben müßte für immer? — Aber das muß wahr seyn: ein recht ehrlicher Mensch scheint er, nicht toll und unverschämt, wie die dänischen Soldaten und die Blankeneser Schifferburschе; und besser, als der Peter Busch spricht er auch, und weiß zu erzählen, daß man es sieht mit den Augen und greifen könnte mit den Händen.“

—

Beatus mußte von dem Marsche im heißen Sonnenbrande weidlich angegriffen gewesen seyn, denn er, der sonst früh auf zu seyn gewohnt war, der im Kriegesfelde so manche Nacht auf der Beywacht durchwacht hatte, schlief bis in den lichten Tag hinein, und erschrak, als ihm die goldene Sonne so hoch in die erwachenden Augen strahlte, als wolle sie den Langschläfer schaamroth machen. Als er hinabstieg in das Wohnzimmer, fand er Beta allein zu Hause, denn der Hausherr war nach dem Frühstück fortgegangen, um in seinem Baumgarten nach den jungen Baumstämmen zu sehen, die Pfröpflinge zu säubern, und die Raupenne-

ſter von den Schwarzkirſchen ächt ſoldatiſch mit Pulver in die Luft zu ſprengen.

Mit Mühe hielt Beatus das ſcheue Mädchen zurück, da ſie auf dem Sprunge ſtand, zu ihrer Arbeit in den Gemüſegarten zu eilen, und nur das Verſprechen, ihr hernach brüderlich beyzuſtehen, konnte ſie bewegen, bey dem verſpäteten Frühſtück ſeine Geſellſchafterinn zu bleiben. Aber er hielt nun auch Wort, half ihr überall bey dem blanken Stallvieh; auf dem Hühnerhauſe; bey dem Verbande des ſchwarzen Pudels, der ihn zuerſt anknurrte, bald aber den Freund ausfindend ſeine Hand leckte, wie das Thier überhaupt ſchneller, als der Menſch erkennt, wer ihm gewogen iſt; zuletzt im Gemüſe-Garten, wo er mit ihr die wohlſchmeckenden Pflanzen ſchnitt und ſäuberte und in reinliche Körbe vertheilte, worin die junge Magd ſie nach der Stadt zu Markte bringen ſollte. Wie beyde junge Leute bey dieſen Geſchäften mit jeder Stunde bekannter und vertrauter wurden, bedarf keiner beſondern Erwähnung; nichts einet im Leben ſo ſchnell die Gemüther, als gemeinſame Arbeit und wechſelſeitige Hülfeleiſtung, und kein rauſchender Walzer des feſtlichen Balles, keine enge Nachbarſchaft am üppig beladenen Gaſttiſche ſchließt Herzensbündniſſe ſo ſchnell und ſo feſt zugleich, als eine Stunde getheilter Mühſeligkeit und zugleich vergoſſenen Schweißes. —

„Mit Ihm geht Alles noch einmal ſo geſchwind von der Hand;“ ſagte Beta freundlich, als ſie nach dem Sonnenweiſer am Dache geſehen und die gewonnene

Zeit bemerkt hatte. „Vater Wallan wird sich wundern, wenn er heimkehrt, und vor Mittag mehr, als er befahl, abgethan findet.“ — „Und steht's doch nur bey Dir und ihm,“ entgegnete der Husar, „wenn es fortan immer so flink fortgehen soll bis zu seinem und unserm seligen Ende.“ — „Wie mein't Er das?“ fragte das Mädchen, ohne vom Fruchtkorbe aufzusehen.

„Wie ich das meine, sollte das so schwer zu rathen seyn?“ sagte Beatus. „Nun, ich denke, wenn der Vater Wallan mich zum Sohne möchte, und wenn Jungfer Beta nichts dagegen hätte, mein lieb Weibel zu werden, so würde die tägliche Arbeit immer so rasch gethan seyn, und der Vater könnte dann ruhig im Sorgestuhle sitzen, und nach Bequemlichkeit zu Zeiten mit dem Pfeifchen im Munde nachsehen, ob auch Alles so stände, wie er's zu wünschen gewohnt ist, und wie seine Erfahrung es als das Beste erkannte.“ — Beta sah ihn überrascht an, und ihre Backen wurden so roth wie die reifen, durchsichtigen Glaskirschen über ihr.

„Foppe Er ein ehrlich Mädchen nicht nach Soldatenweise;“ versetzte sie halblaut. „Dachte ich doch nicht, daß Er auch seyn könnte, wie die Alle sind, denn sein Ernst kann das doch unmöglich seyn.“ —

„Ist mein Ernst, und wird mein Ernst bleiben bis zum Sterben, so wahr Gottes liebe Sonne uns bescheint!“ entgegnete herzhaft der Husar; „und wenn die kleine Beta nicht schreyen will bey meinem Braut-

kuſſe, ſo rede ich mit dem Vater, ſo bald er auf den Hof tritt." — So umfaßte er die niedliche Jungfrau und preßte ſeinen bärtigen Mund feſt auf ihr ſanftgeſchwollenes Lippenpaar, und ſie ſchrie nicht, und wehrte ihm nicht.

Aber ein anderer Störenfried trat zwiſchen die verzückten Bundesleute, und machte der freundlichen Scene ein raſches und ungewünſchtes Ende. Um die hohe Stachelbeerhecke ſprang ein ſtämmiger Bauerburſch in weiten Pluderhoſen und braunem Wams voll dicker Silberknöpfe, mit zornglühenden Stieraugen und aufgeblaſenen Rothbacken.

„Schöne Geſchichten ſieht man von Ihr, Jungfer Wallan!" ſprach er mit heftigem Tone. „Aber der Vater ſoll's wiſſen durch mich, wie ſie Soldatenvolk beherbergt, wenn er auf das Feld geht." —

„Nun, nun," verſetzte Beatus kaltblütig, indem er ihm einen Schritt näher trat, „halte Er ſeinen Schnabel in Ruh, denn, ſoviel ich weiß, iſt er hier wol nicht Hahn auf ſeinem Hofe, und hat keineswegs ein Recht, den Profoß zu ſpielen bey ſolch liebem Diebſtahle." —

„Es iſt ja der Huſar," fiel Veta verſchämt ein, „der die Nachricht gebracht hat von den ſeligen Brüdern, und der ihr Freund geweſen iſt, und uns des Conrads letzten Spruch zugebracht hat." —

„Ein ſchöner Freund mag Er geweſen ſeyn;" ſagte der Burſch giftig. „Wäre ich zu Pferde neben den

Brüdern gewesen, kein Franzose sollte ihnen ein Leid gethan haben." —

„Meinet Er doch?" fragte Beatus verächtlich die Achseln zuckend. „Wie weit ist Er denn hinter dem Kachelofen herausgekommen? Und wo war denn Er damals, als die braven Wallans männlich im Kanonfeuer standen, und leider all ihr Blut geben mußten für Vaterland und Frieden und ihren rechtmäßigen König?" —

Der Bauerbursch schaute verlegen in die Kohlstauden hinab, und antwortete mürrisch: „Ich war einer Wittwe Sohn, und mußte im Hofe bleiben." — „Nun, so gehe Er hin, und lege Er der Mutter das Kopfkissen zurecht nach wie vor, und sehe er nach der Biersuppe und den Bratäpfeln, statt sich um das zu kümmern, was Leute thun, die mehr gesehen und gethan haben in der Welt, als Er. Sollte Er aber dem Rathe nicht Folge leisten, so stehe ich nicht dafür, daß dieser Arm, der manchem französischen Reiter vom Pferde half, ihm in der nächsten Minute von den Beinen hilft, und zu den Kohlköpfen und in die Zwiebeln legt, in denen fast so viel Verstand leben mag, als in Seinem breiten Schädel." — Erhitzt und mit sehr verständlicher Gesticulation hatte der Husar das geredet, und der Bursch schien den Versuch meiden zu wollen, mit den schlagfertigen Armen des Fremden seine Stärke zu messen, denn er knirschte nur mit den Zähnen, ballte die Faust, machte Rechtsum und verschwand. „Wer war der grobe Narr?"

fragte Beatus die verschüchterte Dirne, welche sich sofort wieder über ihre Körbe gebückt hatte.

„Der Peter Busch ist es," antwortete sie mit besonderer Scheu, „unserer Nachbarinn Sohn, der viel bey dem Vater gilt, und der jetzt groſsen Lärm schlagen wird. Er hätte auch nicht so hastig mit ihm reden sollen."

Was kümmern mich der aufgeblasene Krautjunker und seine Froschbacken!" entgegnete Beatus. Wenn Beta will, wie ich, so ist der Kuß noch heute Vormittags zum Ehrenkusse gemacht, und des Vaters Segen stopft allen solchen Störern den großen Mund auf ewige Zeiten." —

Ehe noch Betas zögernde Antwort deutlich erklungen war, sah man den alten Wachtmeister mit Hast in den Garten treten, ohne daß er wie gewöhnlich den stattlichen Paradeschritt hielt. Er schob die schwarze Mütze hin und her auf dem greisen Haupte, und strich im Kommen oftmals den weißen Knebelbart mit Heftigkeit rund von der Nase zum Kinne herab, Zeichen eines aufsteigenden Gewitters, welche Beta kennen mußte, denn sie zog sich langsam hinter die hochgefüllten Fruchtkörbe zurück, als mache sie Ordnung darin, und ließ dadurch ihren Freund allein vorn auf dem Platze des muthmaßlichen Angriffs. Kerzengerade blieb der Wachtmeister vor dem freymüthig ihn anblickenden Husaren stehen, und Beyder Augen begegneten sich starr und fragend.

„Wisset Ihr, was Gastrecht ist?" fragte der Alte nach einigen Secunden dieser Wechselblicke. „Wisset

Ihr, daß Ihr in ein rechtlich Haus gekommen seyd, wo deutsche Zucht gilt, und nicht in eine französische Baracke, wo Ihr hausen durftet nach Gefallen?" —

„Ich weiß das ohne Ermahnung;" antwortete Beatus ehrlich; „und weiß es Gott, der Undank ist mein Fehler nie gewesen, und kein schlechter Gedanke hat mich bewegt, seit ich über Eure Schwelle schritt." —

„Nun was soll denn das da mit dem Umhalsen, von dem der Peter mir erzählte?" fragte der Alte weiter. „Denn, damit Ihr es wißt, der Busch hat ein Recht zu solcher Frage so gut, wie ich, weil er lange um mein Kind wirbt, brav und fleißig ist, und mir seit acht Tagen durch die Mutter das Jawort abgeschwatzt hat." —

Beatus erschrak so sehr, daß sein gebräuntes Angesicht bleich ward, wie die Rinde der Hangebirke, die ihm zur Seite stand, und mit ihren säuselnden Zweigen seine Scheitel umspielte.

„Davon kann Beta nichts gewußt haben;" stammelte er mit halbem Athem. „Und möget Ihr solch ungeschlachten, groben Burschen dem zarten Kinde aufdrängen?"

„Mein Kind ist fromm und gehorsam;" antwortete der Wachtmeister in einer Commandanten Position. „Bey uns sucht noch der Vater den Bräutigam aus für die Tochter, und mir thut ein Schwiegersohn Noth, wenn ich schwach werde, damit das Gut ohne Schuld zu den Enkeln übergehe, so wie ich es vom Vater selig bekam." —

„Wohlan denn!“ verſetzte Beatus plötzlich entſchloſſen. „Der Schwiegerſohn, den Gott ſelbſt Euch wählte, ſteht Euch näher, als jener feige Burſch, der trotz ſeiner eichholzigen Gliedmaßen hinter dem Ofen blieb, als Jedermann auszog, des Vaterlandes Noth zu enden und deutſche Schmach zu rächen, als Eure braven Söhne alle aufbrachen zum Heldenwerke. Alter Kriegsmann, ich meine, der das ſpricht und bekannte Ehrenzeugniſſe auf Wänge und Arme dem Wachtmeiſter Wallan mitbrachte, darf wol voran treten unter den Werbern um eines tapfern Soldaten Tochter, und wenn das Mädchen ihm wohl will, keine abſchlägige Antwort vom Vater fürchten.“ —

Er nahm zugleich ein Papier aus ſeiner Schreibtafel und legte es in die Hand des Wachtmeiſters, welcher mit faltiger Stirn daſtand, und in deſſen Seele der Vorwurf der Feigheit des erwählten Bräutigams ſichtbar ein Schwanken erregt hatte.

„Leſet dieſes da langſam, ruhig und mit Bedacht!“ fuhr Beatus fort. „Ueberlegt's mit der lieben Tochter! Es iſt dieſes das letzte Wort Eurer wackern Söhne an Euch. Aber erinnert Euch, indem Ihr leſet, daß ich dieſes Blatt nur von der Noth des Augenblicks gedrängt in Eure Hände legte, daß Ihr es nie würdet zu ſehen bekommen haben, hättet Ihr nicht ſo voreilig dem Peter Buſch Euer Wort gegeben, und hätte nicht [illegible] Beta im erſten Augenblicke mein Herz ſich für [illegible]ig gewonnen, und wäre mir nicht die Gewißheit geworden, daß mein Leben ohne ſie ein

Daseyn voll Gram und Elend seyn müßte. Leset und überlegt! Im Hause erwarte ich dann Eure ehrliche Entscheidung!" — Mit überfließenden Augen, die mit den Tönen seiner Stimme zugleich die Rührung verkündeten, die in seinem innersten Gemüthe Herr geworden, blickte er auf das überrascht dastehende Mädchen, und ging aus dem Garten an den Alten weg, der das Papier in der Hand hielt, als wäre es ein Zentnergewicht, und mit versteinerten Gesichtszügen dem seltsamen Gaste nachblickte, bis ihn die Hofthür verbarg.

Es war eine lange und bängliche Halbstunde, die unser Husar einsam im Wohnzimmer seines Wirths zubringen mußte. Däuchte ihm doch, als würde draußen Kriegsgericht gehalten über ihn auf Leben und Tod, und als warte er mit klopfendem Herzen auf das weiße Tuch oder auf die Ankunft des Generalprofoßes und seiner rohen Gehülfen.

„Unbekümmert lebte ich in der Welt," sagte er zu sich im Selbstgespräche, „nichts gehörte mir in der Welt, und doch war mir, als wäre sie mein, die große, schöne Welt. Jetzt bin ich plötzlich gebunden an den kleinen Fleck, der diese dünne Lehmwand und ihr gebrechliches Verhack umgiebt, und ich fühle, müßte ich hinaus, würde mir seyn, als sey ich aus der ganzen Welt gestoßen und für mich kein Ruheplätzchen mehr zu finden drin. Habe ich darum alle Gefahren, denen ein junges Blut irgend im Leben begegnen kann, bestanden,

um hier zu zittern, wo jeder dumme Bauerburſch frech lachen und tölpiſch zutappen würde? Seltſam ſind die Schickſale des Menſchenſohnes, aber noch ſeltſamer iſt das, was in dem kleinen Menſchenherzen vorgeht, was da oft ſchlummert lange, lange wie in der Eichel der Rieſenbaum, und dann plötzlich durch Einen Sonnentag hervorbricht." — Auf beyde Arme geſtützt hatte er am Tiſche geſeſſen, und ſein Geſicht ſank jetzt in die Hände, und ſeine Seele zugleich in tiefe, marternde Gedanken. —

Das Geknarr der Zimmerthür erweckte ihn, und der Wachtmeiſter Wallan trat langſam herein, in ſeiner Rechten noch immer das verhängnißvolle Papier, doch auf dem ſtarren, faltigen Geſichte einen Ausdruck zeigend, der dem Huſaren keine erfreuliche Vorbedeutung geben konnte. Der Alte trat dem Sitzenden ſehr nahe, ſtarrte aber noch eine Weile wieder auf das Papier, welches er trug.

„Habt Ihr geleſen?" fragte Beatus, die ängſtliche Pauſe zu unterbrechen. „Geleſen!" hallte der Alte nach mit hohler Stimme und unverändertem Geſicht. — „Und erkennt Ihr Eurer Söhne Schriftzüge an, und haltet das Papier für gültiges Anrecht, und wollet mir den Vorrang geben bey der Werbung um Sohnes-Platz und der Tochter Hand?" —

Eine dunkele Gluth ſtieg aus dem weißen Knebelbarte herauf auf des Wachtmeiſters vergelbtes Antlitz, und legte ſich wie Nordlichtſchein über die gefurchten Wangen bis zur Stirn hinan. „Und mein

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18541/012

Conrad schrieb dieses freywillig, nicht im Rausche, nicht beschwatzt am Abende vor dem Todestage?" fragte der Alte eintönig. Beatus fuhr stutzig auf von seinem Schemel, und stellte sich fest an den Tisch.

„Wachtmeister Wallan," entgegnete er langsam im strengen Tone des Mißmuths und mit soldatischer Würde, „nur ein Mann wie Ihr darf so fragen, ohne daß mein Sarras dabey in der Scheide klappert vor Begier, sofort blank gegen zu fragen. Der Wirth in Braine le Comte, der als Zeuge drunter steht, lebt noch; ich sprach ihn auf dem Rückmarsche und er gratulirte mir voreilig zu der Erbschaft; auch mein Capitän, dem ich am andern Morgen beim Ausreiten die besondere Begebenheit erzählte, kam schon zur Residenz zurück, seine Wunden heilen zu lassen; und wenn auch Beydes nicht, sieht denn mein Gesicht aus, wie das eines Betrügers und Marodeurs? Und will ich denn nehmen? Will ich nicht das Meinige zu dem Euren legen, und Beydes für Eure Beta erhalten und mehren?" —

Der Wachtmeister zog den Mund in die Höhe in einer Form, die Hohn, Verachtung oder Zorn aussprechen konnte, und nach einigen undeutlichen Hms! stemmte er die geballte Faust auf den Eichentisch und fragte, wie im ersten Sarkasmus: „Und Ihr fandet wirklich den armen Conrad todtwund und verblutet am Abende des Schlachttages, und er erzählte Euch den Tod seiner Brüder, und gab Euch selbst den Henkelthaler?" —

„Wie sollte es anders seyn?“ fragte Beatus verwundert zurück. „Ich reichte ihm den letzten Trunk, er erzählte, trank und starb. Wäre Hülfe möglich gewesen, auf diesen Armen hätte ich den guten Burschen zurück getragen, mit dem Leben vertheidigt, ja die Hälfte meiner Jahre für seine Rettung hingegeben.“ —

„So! So!“ murrte der Alte in sich hinein, die Blicke in den Boden bohrend. „Ihr truget ja das Erbschaftspapier unter Eurem Pelze gut verwahrt.“ — „Wie meint Ihr das, Vater Wallan?“ fiel der Husar rasch ein.

„Nun, ich war ja selbst dabey, und weiß, wie es da je zuweilen zugeht;“ entgegnete der Alte und lächelte recht kurios und schmerzlich dazu. „Wir standen einmahl am Rheine neben den ungarischen Grenadieren, die zu des tapfern Koburgs Corps gehörten. Da lag ein junger Capitän von diesen an einem Weinberge in der Schlacht schwer verwundet, doch nicht rettungslos. Seine Landsleute waren stürmend vorgedrungen, wir mußten nachrücken, und einige von uns wollten eben den Hülfe bittenden Offizier aufheben, da trabte auf einem hohen Fuchse ein kaiserlicher Reiteroffizier heran und schoß mit sicherer Faust dem Ungar gerade durch die Brust. „Vetter!“ rief dieser dem Fortsprengenden nach mit gräßlichem, herzzerschneidendem Tone und starb. Als wir uns späterhin erkundigten nach dem bösen Meuchler, hieß es, jener sey der nächste Blutsverwandte des Erschossenen gewe-

sen, und habe durch seinen Tod eine ungeheure Erbschaft gewonnen. Ob ihm der Herr Gott droben sie gelassen zum langen Sündenleben, weiß nur Er, denn wir sahen später keine Ungarn wieder neben uns." —

„Und was soll diese Gräuelgeschichte hier, und welche Beziehung hat sie auf Euch und mich?" fragte Beatus auf das Höchste gespannt.

„Ich meine nur," fuhr der Alte mit furchtbarer Eiskälte fort, „wer wie Ihr von Jung auf vogelfrey im Kriegesleben groß geworden, wer so in den spanischen Landen das Morden angesehen und mitgemacht von vorn und rücklings, dem kann ein fremd Menschenleben eben nicht viel gelten; weiß ja, wie mir selbst es ging dazumahl, der ich doch im Christenthum wohl erzogen worden. Und wenn nun der Conrad mit zerschossenen Gliedmaßen, ich will es glauben, da lag auf einsamem Blachfelde, wo nur Todte zeugten, so war es für den armen Burschen eine Wohlthat, ihm schnell vom Schmerze zu helfen; Euer Säbel war ja noch nackt, noch schmutzig vom warmen Franzosenblute; er bat Euch vielleicht selbst darum, und was konntet Ihr dafür, daß gerade Ihr das Papier mit dem schönen Vermächtnisse in der Tasche hattet?" —

„Wachtmeister Wallan!" tobte Beatus auf, und seine Hand zuckte nach dem Säbel, der neben ihm an der Wand hing. Der Alte verzog keine Miene. „Da habt Ihr das Papier," sprach er eintönig fort, „es ist Euer Eigenthum. Geht damit zum Advocaten, Amtmann oder zur Stadt in das Gericht. Führet Eure

Sache durch, vertreibt uns vom väterlichen Gute; denn so wahr diese Hand einst die Standarte rettete aus der Feindesfaust, so wahr will ich sie lieber ausstrecken nach einem Bettelpfennige vor fremder Thür, als meine ehrlich-erworbene Habe theilen mit Jemanden, von dem ich argwöhnen muß, er habe meinem thörichten Kinde erst dieses Testament abgeschwatzt, und hernach ihm den Genickfang gegeben zum Freundschaftslohne." — Erschüttert stand Beatus eine Zeitlang, die Antwort suchend; es kämpfte in ihm wie Sturm und Meereswelle, sein Gesicht erblich in diesem Kampfe bis zur Todtenweiße, aber rasch nahm er Mütze und Säbel von der Wand, bedeckte sich mit jener den Kopf und schnallte mit zitternder Hand diesen sich um die Hüfte.

„Adieu für ewig, Wachtmeister!" sagte er mit bebendem Munde. Seine Kinder hatten menschlichere Herzen, wie Er, und mögen einst droben für mich zeugen gegen den Vater. Das Papier ist für Ihn, denn nach dieser Stunde ward es werthlos für mich. Aber Gott vergebe Euch das, was Euer wilder Starrsinn heute einem braven Kriegsmanne that, und schenke Euch Reue vor Eurer Sterbestunde über ein zerstörtes Glück und eine gebrandmarkte Ehre, für die ich von Eurem grauen Haupte keine Blutsühne fordern mag!" — So drehte er sich um, und verließ, sich ermannend, raschen, festen Schrittes die Stube.

Draußen an dem Blumengärtchen traf er auf Beta, welche mit gesenktem Köpfchen von den Ge-

dächtnißsteinen heranschlich, wo sie und der Vater Conrads Brief gelesen hatten. Ihre Augen umgab ein rother Thränenkreis, und Angst und Verlegenheit lagerten auf ihrem lieblichen Gesichte und hatten die Unbefangenheit der Unschuld, welche es sonst geschmückt, gänzlich verdrängt. Des Husars gerechter Zorn verflog bey den ersten Blicken auf sie, und machte einer nie gekannten Wehmuth Platz, die ihn so mächtig und überraschend ergriff, daß der hartgewöhnte Krieger einen nassen Tropfen über die Wange herab in den braunen Knebelbart rinnen fühlte.

„Beta," redete er das Mädchen an, „weißt Du schon, welch ein Urtheil der Vater über mich ausgesprochen?" — Sie sah mit den getrübten Augen zu ihm auf, und sagte dann: „Nein, ich habe so Böses nicht von Ihm geglaubt; aber der Vater ist klüger, und kennt die Menschen, und weiß, wie sie es treiben." — „Also auch Du?" rief Beatus wie außer sich. „Auch Du zweifelst an mir? Auch du reine Seele glaubst das Schändlichste und Unmenschlichste von mir?" „Glauben?" entgegnete sie halblaut. „So glauben, wie man an Gott glaubt, nicht. Aber der Vater hat noch immer recht gehabt, und der spricht: Es könne gar nicht anders seyn." — „Beta," versetzte der Husar mit Herzlichkeit, „Du darfst nicht zweifeln an meiner Redlichkeit. Wäre ich solch ein Bube gewesen, wie dürfte ich dann so fest und ruhig in Dein Engelsauge blicken? Wäre ich ein solcher eingefleischter Böswicht, würde dann mein Gewissen

mir erlaubt haben, mich selbst vor Euch hinzustellen mit meinem Anspruche? Würde ich nicht einen Andern mit dem Papiere geschickt haben, meines Rechts zu wahren?" —

„O das Unglückspapier!" weinte das Mädchen vor sich hin. „Hätte Er es doch niemals gezeigt! Der Vater schien Ihm gestern so zugethan, und es würde sich Alles noch gemacht haben."

„Trostwort des Engels in meiner sternleeren Nacht!" rief Beatus und legte seine Hand auf ihren gebeugten Kopf. Du hättest also gern mein Glück gemacht? O mit diesem Worte gehe ich reich hinaus in die armselige Welt; es wird mich bewahren vor Verzweiflung, wird mir Labsal bleiben im öden Wittwer-Leben, denn hier vor Gott und bey den Steinen deiner Brüder schwöre ich dir Treue bis in den Tod, Treue bis über das Grab hinüber, sollte ich auch meine Beta auf Erden nie wieder sehen!" —

„Warum thut Er nur das?" schluchzte die Kleine. „Ich kann Ihm ja nicht einmal die Treue wieder geloben, denn des Vaters Wille wird beständig der meine seyn, damit sein Segen mir die Seele ruhig erhalte, kann ich vielleicht auch niemalen wieder froh werden!" —

„Sey froh! Werde glücklich!" sprach Beatus innig. „Gehorche dem Vater! Mir hast Du das Beste mitgegeben auf die traurige Reise, und Bea-

tus unverlöschliche Liebe sey auch Dir Trost, wenn Gottes Wunderhand unsere Schicksale nicht günstiger lenkt. Lebe wohl! Des Vaters Beleidigung scheidet mich auf immer von diesem Paradiese, wo ich mein Leben erst recht schätzen lernte, aber ich weiß, mein Angedenken bleibt dahier." — Damit umfaßte er sie, und da sie das Gesicht zur Seite bog, küßte er sie heiß und heftig auf die Schläfe, als des Wachtmeisters Stimme von der Hausflur her erdonnerte. „Rechts kehrt und Marsch, Verführer!" rief der Alte mit einem Schlachtgesicht. „Seinen Schuldbrief mag er mitnehmen auf die Retirade, aber die Unschuld da berühre er mir nicht noch einmal, oder mein rostiger Pallasch soll ihm die Wege zeigen." — Er schleuderte dabey das Testament der Söhne weit auf den Hof und drehete sich in das Haus zurück. Noch einen Blick der Verzweiflung warf der Husar auf Beta.

„Harter Mann!" rief er schmerzlich. „Gott erreicht auch dein Dach, und wird richten zwischen uns!" — Dann ging er fast wankend in das Feld hinaus. Das Mädchen aber hob das verhängnißvolle Papier vom Boden auf, und sagte leise, indem ihre Finger es krampfhaft zerknitterten: „O, hätte Bruder Conrad dich nie geschrieben! Und unschuldig ist er dennoch wol, würde er dich sonst hier gelassen haben ohne Gewinn!" —

Wie es dem verstoßenen Glückskind erging in den ersten Wochen, wie ihm zu Muthe war, das kann die Feder denen nicht klar machen, die nie ihr Liebstes im Leben verloren, und wem das Schicksal solchen Verlust bereitete, der fühlt schon mit ohne aufregende Beschreibung. Zwecklos durchstrich er die Gegend bis nach Hamburg hinauf, bis Stade hinunter, aber wenn seine Vernunft ihn auch zu fliehen rieth über das Meer hinüber, zu den Bergen des Südlandes hinab, es war wie eine Geisterstimme vor seinem Ohre, die ihm beständig zuflüsterte, er müsse zurück in die Gegend, wo das Mädchen seiner Liebe athmete, er dürfe nicht fort von da, denn ihr sey ja sein Leben fortan verfallen, und sie könne einmal seiner bedürfen.

Als er so einst wiederum zurückgelockt worden von seiner Wanderung ohne Ziel, und gerade im Dörfchen Kranz sich aufhielt, traf sich's, daß daselbst ein freundliches Bauerngut von mäßiger Größe versteigert wurde. Wie Schuppen fiel es plötzlich von Glückskinds Augen. Er kaufte den kleinen Hof, und setzte sich bald so darin fest, als wolle er niemals mehr das enge Häuschen verlassen. Von seinen Beutegeldern blieb noch genug übrig zur wirthlichen Einrichtung; eine blanke Kuh und zwey schmucke Pferde kamen in den Stall, buntes Federvieh füllte den Hofraum, das Gärtchen wurde sauber gehalten, und nach einem Jahre unterschied sich Beatus in nichts mehr von seinen Nachbaren, als durch den kriegerischen Bart, den er beybehielt. Waffe und Montirung lag verpackt im ver-

schlossenen Schreine; unter den ältern Bauern saß der Husar, und lernte aus ihrem Munde Ackerbau und Viehzucht, und Alt und Jung liebte ihn bald, denn Ordnung und Rechtlichkeit ehret selbst der Schlechtere, wenn auch gezwungen. Die Greise lobten seine Verständigkeit; die Jüngern hatten Respect vor ihm; und die Dirnen, denen er manchen fremden Tanz lehrte, wenn er auch selbst nie mittanzte, die zu jeder Hochzeit sich einen Strauß seltener Blumen aus seinem Gärtchen holen durften, sahen verlangend auf den stattlichen, wenn auch bleich gewordenen Mann, und mancher Heirathsantrag ward ihm gemacht, besonders seit er die goldene Guelfen-Medaille am blauen Bande im Knopfloche trug. Er aber antwortete immer mit freundlichem Tiefsinne: Er sey ein Wittwer, und halte auch der Verlorenen den Schwur! und Alle nannten ihn seitdem den schwermüthigen Husaren, Jedermann that ihm aber Liebes und Gutes, da keine Noth in irgend einem Nachbarhause erschien, in welcher er nicht als Tröster, Helfer oder getreuer Rathgeber auftrat. —

Aber böse Leidenstage trafen ihn noch, und erschütterten die Ruhe, welche er mühsam und mit Aufbietung aller Manneskraft sich gewonnen hatte, bis zur Ohnmacht und bis zu Knabenthränen. Ein solcher Golgathas-Tag war der, an welchem er erfuhr, wie der Peter Busch die Beta Wallan heimführte als seine Ehefrau. Er hörte morgens das Glockengeläut im Kirchdorfe, er sah in seiner Phantasie den Braut-

gang, und mußte nachher der Erzählung der Festlichkeit still halten mit gebrochenem Herzen, da mehrere der Kranzer-Einwohner, die hinübergeladen gewesen, im Abendkreise unter der Linde nach gewohnter Weise die Gasterey durchnahmen und besprachen. Er biß seine Lippen, aber die Braut hatte viel geweint in der Kirche und bey dem Schmause, das gab seinem Grimme und Grame wiederum einen Kühlbalsam.

Später hörte er mehrere Male von Kindtaufen auf Wallans Hofe, den der Busch übernommen hatte, aber dabey flammte sein Schmerz schon weniger zerstörend auf, denn das Bild der zarten Mutter mit dem kleinen Engel an der weißen Brust trat in seine Einsamkeit, und ward ihm zu einer Marien-Erscheinung, die seine Heftigkeit weglächelte, ihm freundliche Gesellschaft leistete, und den wilden Husaren recht oft zum frommen Beter machte.

Was heilet nicht die Zeit, und was verschmerzt der Mensch nicht Alles! — Die Gewohnheit macht das Unerträgliche erträglich, selbst die Galeere tödtet nicht den Angeschmiedeten, und Arbeit ist die wohlthätigste Zerstreuung, welche durch Ermattung des Leibes die Seele stärkt und gesunden läßt.

Die entnervenden Träumereyen, denen sich Beatus in den ersten Jahren hingab, verschwanden mehr und mehr, und machten einem thätigen Leben Platz. Brachte Feld und Garten keine Arbeit mehr, so wanderte er nach den hohen Elbufern, schloß Freundschaft mit den rührigen Fischern, und theilte ihr schweres,

gefahrvolles Tagewerk, das schon wegen der Gefahr ihn anzog. Für die langen Winterabende suchte er ein altes Talent wieder hervor, das er in den Knabenjahren, als er unter dem bösen Vormunde lebte, bey einem nachbarlichen Handwerker bis zur Meisterschaft ausgebildet hatte. Er bauete sich nämlich eine Drechsler- und Hobel-Bank in einem Dachstübchen seines Hauses auf, und übte sich eifrig in der bekannten Kunst, doch that er dieses heimlich, denn bey den ersten gelungenen Werken seines Schnitzmessers und seiner Drehbank war ihm in der Seele ein Gedanke aufgestiegen, den sein verarmtes Herz mit besonderer Wollust auffaßte, weil er ihm den einzigen, bescheidenen Wunsch, der noch in ihm wohnte, zu befriedigen versprach.

Niemalen seit der ganzen Zeit hatte er das Dorf Nienkop berührt, nie die geliebte Beta wieder gesehen, und es drängte ihn, in irgend eine unschuldige Berührung mit ihr zu kommen, wäre sie auch noch so geringfügig und nutzlos für ihn und seine Liebe. So drechselte und tischerte er denn manches kleine Hausgeräth, und trug es zur Nachtzeit ganz geheim vor ihre Thür, und das fein ausgelegte Nähekästchen, das bunte Milchfaß, das fein geschnirkelte Spinnrad, zuletzt, als er von ihrem dritten Kindtaufsfeste hörte, die elegant geformte und spiegelblank polirte Wiege wanderten in Wallans Gehöft, ohne daß Jemand auf den unsichtbaren, fern wohnenden Geber rieth, da der sonst so wachsame Pudel, der allein in seiner Dank-

barkeit den Tag nicht vergessen hatte, an welchem ihn Glückskind fütterte und wusch, niemals anschlug, wenn ein neues Geschenk gebracht wurde, sondern wie ein Wächter am Morgen ruhig daneben schlief. Beatus hatte so einen Verkehr gewonnen mit der Geliebten, er wußte, sie empfand eine Freude durch ihn, und je reiner und kindlicher dabey sein Empfinden blieb, desto wohlthätiger wirkte auf ihn dieser Genuß, und sein Gemüth ward auf wunderbare Weise zufriedener und Lebens-froher seitdem. — —

Es war am Abende des dritten Februars im Jahre 1825, als Glückskind von einem bejahrten Nachbar Abschied nahm, der einst als Matrose weite Seereisen gemacht hatte, und mit welchem Beatus oftmals die Abende im wechselseitigen Erzählen ihrer beyderseitigen Abentheuer angenehm verbrachte. Der Seemann begleitete den Husaren zu seiner Hüttenthür hinaus, und sah sich, als sie draußen standen, mit Unruhe nach dem Wetter um. Und der Winterhimmel bot auch wahrlich nichts freundliches dar.

Ein wüthend-sausender Orkan tobte her aus Nordwest; zackichtes Gewölk, vom Winde gejagt, warf kalten Regen mit Schnee und Schloßen gemischt herab; kaum konnte der Vollmond zuweilen einige Minuten lang durchblicken durch die eilig am Himmel vorüberflatternden Trauerschleyer, und am südlichen Horizonte thürmten sich schwarzblaue Wolkenberge immer

höher empor in den wunderbarsten und Grauen erregenden Gestalten. Der alte Matrose blickte rundum, und schüttelte bedenklich sein kahles Haupt.

„Das giebt ein fürchterliches Unwetter auf die Nacht, oder ich müßte die Kunst verlernt haben;" sagte er. „Gnade Gott allen Seelen, die heute auf den Wellen schwimmen; da wird Segel und Anker wenig helfen, und mancher Steuermann seinen Credit einbüßen. Heute ist Vollmond; der Wind läuft West zum Nord; gut, daß die Nordseeküsten unbezwingliche Deiche haben, sonst möchte die Springfluth manchen der Schläfer dort sehr bös und unsanft erwecken." —

Beatus antwortete: „Hüte ein Jeder nur Feuer und Licht, das uns nicht treffe, was Städte und Dörfer traf im Lande. Feuersnoth ist ein gräßlich Schicksal, fressender, als Wolf und Tigerthier, wenn dazu solcher Sturm sie aufbläset und alle Menschenkraft in Ohnmacht wirft." —

„Wassersnoth ist mehr," versetzte der Matrose eintönig! „Wasser ist der Riese unter den Elementen, dem Niemand entläuft, hat er seine Siebenmeilenstiefeln angezogen und ist damit auf's Land getreten. Gottes Güte schütze alle seine Kinder zu Wasser und zu Lande!" — Darauf nahmen die beyden Freunde Abschied von einander; Beatus sah auf seinem Hofe noch einmal nach Vieh und Knecht, löschte selbst Ofenfeuer und Licht, schaute noch einmal zum Fenster hinaus nach dem Wetter und legte sich schlafen. —

Ewig unvergeßlich wird dieſe Nacht bleiben in der Geſchichte unſeres Vaterlandes, ſo lange es ſteht, denn die älteſte Erinnerung kennt kein ſo furchtbares und in ſeinen Folgen auf lange Zeit Unglück-bereitendes Ereigniß im Lande der Niederſachſen. Der eintretende Vollmond, welcher immer hohe Springfluthen ſchafft, vereinte ſich mit dem Nordweſtſturme, die Wellen der Nordſee zu einer Höhe hinauf zu heben, die ſie ſeit Menſchengedenken nicht erreicht hatten. Ein Wintergewitter der ſeltenſten Art zog ſchräg gegen den Sturm, Blitze ziſchten herab, und der Donner krachte, als börſte die alte Erde in ihren Tiefen. Ob ein Vulkan im Boden des Meers ſeinen Theil zu dieſen Schreckniſſen beygetragen, und ſo Waſſer, Luft und Feuer wie ein Furiendreyblatt über die ſchlummernde Schweſter Erde verrätheriſch hereingebrochen, die Schlafende zu vernichten, iſt unentſchieden geblieben, obgleich mehrere Küſtenbewohner vulkaniſches Getöſe im Nordmeere gehört haben wollen, Inſeln geborſten ſind, und die in das Land brechenden Wogen heiß und ſchäumend über die Fluren ziſchten.

Die ſtarken und hohen Deiche Oſtfrieslands waren ſolchen Gewalten weder hoch, noch ſtark genug. Die ſchwellenden dunkeln Wogen überſtiegen den Wall, und ein meilenlanger Meer-Waſſerfall, vom Mondlichte in aller ſeiner Gräßlichkeit beleuchtet, brachte Entſetzen den wenigen Wachenden, die in der Schreckensſtunde Geſchäft oder Poſten vom Schlaf abgehalten hatten. Unaufgehalten durch das allgemeine Angſt-

geschrey der Menschen ergeß sich der Meerstrom mit der Schnelligkeit des Gedankens breit und voll über Fluren und Aecker; die Deiche, erweicht und aufgewühlt durch die Wirbel der Riesenwellen, brachen durch, verschwanden an zahllosen Stellen, und wie zischende Wasserschlangen wälzten sich salzige Flüsse in die Niederungen; rissen Schisse mit sich hindurch auf das unbefahrbare Land; durchkreuzten sich und vermehrten dadurch ihre Gewalt; tilgten Häuser weg vom sichern Grunde mit allen Bewohnern; stürzten die Mauern der Städte und wühlten ihre Straßen auf; ergriffen den flüchtigen Reiter und die mit dem Kinde forteilende Mutter; wühlten die Todten auf aus den Gräbern, wie mit dem Posaunenrufe des jüngsten Gerichts; gaben Familien, die auf Boden oder Dach geflüchtet waren, dem Hungertode preis; ertränkten das ängstlich-brüllende Vieh im Stalle; verzehrten mit scharfem Salze die keimende Saat und den reichen Grashalm, und zerstörten so Eigenthum, Glück und Hoffnung von tausend fleißigen Menschen in Einer Nacht für Jahre. —

Auch die mehr im Lande Wohnenden, im fetten Boden zwischen Weser und Elbe eingekeilten Landleute traf kein geringeres Schicksal. Die mächtigen Zwillingsströme Hannovers waren zu ohnmächtig, ihre Wasser hinaus zu treiben in die empörte See, welche feuchte Giganten-Mauern an ihren Ausflüssen aufgethürmt, und ihre breiten Mündungen verschlossen hielt; die stockenden Flußwellen mußten zurück, wie ein ge-

schlagenes Heer, dem der siegende Feind auf der Ferse folgt, und sich unter die Flüchtlinge mischt. Gleich verzweifelnden Meuterern im engen, luftarmen Kerker donnerten die Elbfluthen an ihre künstlichen Ufer, brachen den Zwinger, und stürzten sich im Freiheitsrausche mordend und vernichtend über Alles, was ihrem Laufe begegnete.

Beatus wurde mitten in der Nacht vom Sturme, der sein Häuschen schüttelte, und vom Gekrach in den Wolken geweckt, und sich ermunternd, vernahm er ein heftiges Klopfen an seiner Hausthür. Mit gewohnter, soldatischer Eile schlüpfte er in die Kleider, und schnell, als rief die Allarmtrompete gegen Feindesüberfall, war er unten, wo er den Matrosen fand, umringt von einem Häuflein bleicher Bauerburschen und kreischender Weibspersonen, die über den Einbruch des jüngsten Tages jammerten, und händeringend wunderbare Nothgebete in den stürmenden Himmel hinauf schrieen.

„Heraus Kriegsgesell!" rief der Matrose, „Euer gutes Gewissen schenkte Euch ja einen Seebären-Schlaf, daß Euch Windsbraut und Nothruf nicht erweckten. Meine Prophezeihung ist wahr geworden, und jetzt bedarf es der Leute voll Muth, wie Ihr Einer seyd, und eiserner Gliedmaßen, wie Ihr sie habt." — „Wo ist die Noth? Wo die Flamme?" fragte Beatus besorgt umhersuchend nach dem Feuerzeichen. „Das

Wasser ist da!" antwortete der Seemann. „Die Deiche müssen mehrfach gebrochen seyn, denn schon füllt sich das untere Dorf mit durchgewaschenen Flüchtlingen, und Gott weiß, wie weit der Elbgott den kalten Arm noch ausstreckt, denn durch solche Nacht reicht kein Menschenauge, und wäre es zehn Jahre im Mastkorbe geübt worden!" —

Ein furchtbarer Gedanke fuhr jetzt durch Beatus Gehirn, und ohne Antwort stürzte er fort durch das hochliegende Dorf, dem Rande des Hügels zu, wo die Thalfläche begann, in welcher das ihm so theure Nienkop mitten drinnen lag. Welch einen Anblick beleuchtete der eben freyer werdende Mond! —

In eine große, wildbewegte Wasserfläche war das schöne Thal verwandelt worden mit all seinen wohlbestellten Ackerflächen, fetten Triften und schönen Obstgärten. Dunkele Gegenstände trieben sich darauf herum, die man nicht erkennen konnte, und die dadurch noch grauenvoller wurden. Schwieg der Sturm eine Minute, so hörte man deutlich von überall die Nothschüsse und die Nothhörner der Verlassenen, und glaubte selbst ihr eintöniges Hülfsgeschrey zu unterscheiden, und von allen Seiten der höhern Gegenden strömten durchnäßte Flüchtlinge aus den gegen die Erdschollen schlagenden Gewässern heraus, denen man ansah, wie sie um das armselige Leben mit dem gewaltigen Elemente gerungen hatten. Hier bat eine Mutter um Obdach und Bett und Kleidung für das nackte Masernkranke Kind in ihren Armen; dort schrie ein Mann

nach seinem Weibe, das er hinter sich geglaubt, als er den Fluthen voranlief; dort trug ein starker Sohn, wie ein zweyter Aeneas, den lahmen Vater auf das Trockene; hier fielen Bruder und Schwester sich in die Arme, da sich Beyde gerettet fanden; Alles aber wich im Entsetzen von einem Landmanne zurück, der sein todtes ertrunkenes Söhnchen im Arme hervorschritt mit dem Ausdrucke des Wahnwitzes auf dem bleichen Antlitze, und Jedem frohlockend das gerettete Kind zeigte, als seinen besten Schatz, und dann zwischen dem Wahnsinns-Jubel mit hohler Stimme den lichtern Gedanken: Ich kann es doch nun begraben! vor sich hinsprach. —

Mit starrem Schrecken hatte Beatus eine Weile hinausgeschaut in die nächtige Sündfluth, da löfete sich auf Einmal das Band seiner Seele im Entschluß, und er sprang zurück zu seinem Gehöft, sattelte mit zitternden Händen eilig sein starkes Pferd, und im Sattel sitzend kam er zurückgesprengt, theilte mit Ruf und Thier das Gedräng der Bauern, und wollte hineinsetzen in die zischende, brausende Fluth. Der Seemann Daniel faßte ihm erschrocken in den Zügel.

„Habt Ihr den Verstand verloren, Nachbar?" rief er zürnend. „Wollet Ihr Euch und das arme Thier opfern ohne Zweck? Da ist keine Hülfe, als durch gute Bootsleute, wenn das Unwetter sich legen möchte." —

„Laßt mich!" schrie Beatus gleich einem Rasenden, schrecklich anzuschauen auf dem schwarzen Thiere

hoch in der Windsbraut, die das unbedeckte Haar ihm aus dem todtenbleichen Gesichte trieb. „Laßt mich! Was bin ich und mein Leben? Es gilt um die Seligkeit und um heiligen Eidschwur. Wer mir folgt zur Rettung, dem gebe ich Hof und Habe und Gut.“ —

„Ihr sprecht im Fieber;“ entgegnete Daniel, ohne loszulassen. „Steiget herab, und — so wahr Gott mir helfe im letzten Schiffbruch! — ich bin dann der Erste, der Alles mit Euch wagt, wo es Menschenrettung gilt. Der Tag ist nahe; unsere Deiche hinter dem Dammhorn haben gehalten, und wir können in der Sorge um uns selbst nachlassen; auch steigen die Wasser nicht viel mehr, und die Fluth muß vorüber seyn. Wenn die Sonne diese Wasserwüste vor uns erleuchtet, dann wollen wir im Boote suchen, wo noch ein Leben athmet und schmachtet, und retten, was Gott erhielt.“ —

„Es wird keine Sonne mehr aufgehen,“ stöhnte Beatus; „und ginge sie auf spät, zu spät, o wo sind sie dann? — Aber ein Schiff, ein Schiff, sogleich zur Stelle!“ —

Er war dabey herabgeglitten vom Sattel, und lief wie verwirrt unter den Landleuten umher, welche ihn nicht verstanden. Da sah man einen schwarzen, großen Schatten durch die seichtern Dammplätze sich nahen, wie das Gespenst des Erlkönigs, der eine Erbentochter sich geraubt. Näher und näher brauſete es dem neugierigen Haufen zu und erreichte das Land.

Man ſah zu Roſſe einen baumlangen hannoverſchen Uhlanen, der keine Kleidung trug, als ſeinen grünen Ermelrock und ſeine hohe Tſchapka, aber auf dem ſattelloſen Thiere vor ſich im Arme ein rundes Mädchen hielt, das nur vom Hemdchen bedeckt, halb unter ſeinen Mantel geſchmiegt, zähneklappernd vor Froſt und Furcht, mit nackten Armen des Reiters ſchlanken Leib umklammert hielt, wie der Schiffbrüchige den rettenden Maſtbaum. Kaum hatten die drey lebenden Weſen ſich aus dem Reiche des Todes auf das Feſte geholfen, ſo ſtürzte der ſchnaubende Gaul erſchöpft in die Knie und wälzte ſich im naſſen Graſe, der Reiter ließ die halbohnmächtige Dirne zum Boden gleiten, und er ſelbſt lehnte ſich, dem Sinken nahe, auf die Landleute, die ihm mit Arme und Flaſche zu Hülfe eilten.

„Anna Buſch!“ ſchrieen da die herandrängenden Weiber. „Iſt Sie es? Nun danke Sie Gott und dem wackern Schatz, der ſie aus ſolchem Verderben rettete.“ — „Buſch? Buſch?“ rief Beatus und ſtürmte in den Haufen hinein. „Peters Schweſter? Wo ſind ſie?“ ſchrie er niedergebeugt zu der Erſtaunten. „Wallans? Wo ſind ſie? Gerettet? Sprich, Unglückſelige, wo haſt Du ſie verlaſſen?“ — Die arme Anna weinte zu ihm hinauf. „Wo iſt da Hülfe?“ ſchluchzte ſie. „Der Peter iſt erſoffen mit dem Kinde, das er auf die Kirchhofshöhe tragen wollte; die Andern flüchteten auf die Böden, als mich der treue Gottfried zu ſich auf ſeinen Hans riß, aber das Waſſer ſtieg ſchon

an das Dach, und wird jetzt wol schon über das Storchnest und die Linde und über alle die guten Menschen zusammen geschlagen seyn." — Beatus kannte sich selbst nicht mehr.

„Daniel," rief er, „Nachbar, wenn Ihr Seemanns-Ehre im Herzen habt, helfet mir! Schafft mir ein Schiff, oder — so wahr ich ein Mensch bin und ein Christ! — ich stürze hinein und schwimme hinüber." —

„Schiffe?" sagte ein junger Bauer hohnlächelnd. „Ja, wo sind Schiffe? die an der hohen Wisch liegen im Flußbett, und der wird sie längst zu Schwefelholz zersplittert haben." —

„Dort der Alte im grauen Wams, der Zimmermann Klaus, hat ein breites, neues Boot im Stalle," fiel der Matrose ein, „ich sah ihn daran zimmern noch vorgestern." —

Beatus eilte auf den Bezeichneten zu, der ruhig auf einem gefällten Baumstamme dasaß, und aus seinem kurzen Pfeifchen graue Tabaksnebel in den Morgenwind hinaufbließ. „Meister Klaus," redete der Husar mit Hast und Angst ihn an, „Ihr habt einen neuen Kahn auf der Werkstatt; gebet ihn her, es gilt Menschenwohl, und da bezahlt der Herrgott die Hülfe an Kind und Kindeskind."

„Daß ich ein Narr wäre gleich Ihm! Er und mein Boot sähen das Land nie mehr wieder;" antwortete der Zimmermann mürrisch zur Seite sehend. „Wem Gott so etwas zur Strafe schickt, der muß

ſtill halten, bis die Ruthe aufhört in der Züchtigung. Wir ſitzen im Trockenen; die Fluth wird die Schiffe ſchon rar machen, und da wird mein Kahn mir dreyfach bezahlt werden.“ — „Unmenſch!“ tobte Beatus und hob die geballte Fauſt; aber ſchnell ſich beſinnend zog er ſeine Uhr, und reichte ſie dem eiſigen Greiſe hin. „Nehmet die Uhr zum Pfande; ſie iſt mir ein liebes Beuteſtück von Salamanka her und mag leicht mehr werth ſeyn als Eure ganze Werkſtatt. Ich bezahle den Kahn dreyfach; nur ſogleich zur Stelle damit!“ — Der Zimmermann beſah gemächlich die Uhr rund um, dann ſtand er bequemlich auf und antwortete: „So kommt nur mit! Es fehlen noch einige hölzerne Nägel daran; bis Ihr Leute zum Tragen ſchafft, iſt's gemacht, und Zeugen des Handels ſtehen hier herum genug.“ — Beatus ſchleppte faſt den Alten hinweg, und einen Karrn nebſt Pferden hatten ſeine Bekannten bald zur Stelle gebracht, das Boot aufzuladen, um es zum günſtigſten Orte für die Abfahrt zu bringen, den der Seemann eigens dafür auszuforſchen bemüht war. Unterdeſſen war der Tag angebrochen, und jeder hellere Sonnenſtrahl enthüllte mehr und mehr das ungeheuere Unglück in ſeiner rechten Furchtbarkeit. Selbſt in der Nähe ging die Fluth über die höchſten Hecken, fern ſah man nur Baumgipfel und die Dächer der Hütten hervorragen aus dem Getümmel der Wellen und Wirbel. Die Trümmer der Häuſer, Berge von Stroh, ertrunkenes Vieh, Hausgeräth und Kleidungsſtücke trieben auf der

dunkeln Wasserfläche durcheinander im traurigen Gewühl umher; hier sah man einen weiblichen Leichnam gewiegt von der Fluth, dessen langes Blondhaar wie ein Goldschleyer ausgebreitet der Todten nachschwamm; dort tauchte ein schwarzhaariger Männerkopf aus der Tiefe auf, und wälzte sich und zeigte das blutlose Schneegesicht und die starren, im Todeskrampfe dem Himmel zugerichteten Glasaugen, als fragte der Todte noch hinauf: Bist du denn nicht mehr die Allgüte? Warum denn das, du zürnender Weltenherr?" —

Mit Verwunderung sahen indeß die Bewohner von Kranz dem unstäten Hin- und Herlaufen des Husaren zu, den Jedermann sonst als so still und besonnen gekannt hatte. Dem Volke war die Veränderung seines Wesens ein Räthsel, Niemand wußte ja um die Leiden seines kranken Herzens, und manche mochten ihn mitleidig für Wahnsinns-krank halten, wie er da vom Hause zum Ufer, vom Ufer zur Zimmerwerkstatt stürzte, mit rinnendem Schweiße auf bleicher Stirn, und wie er Weinflaschen, Mäntel und Rudergeräth herbeyschleppte. Endlich kam das Boot langsam zur Stelle; der Sturm hatte sich ziemlich gelegt, und der Seemann drückte bey dem Anordnen Beatus Hand recht treuherzig und sprach dazu: „Ich verlasse Dich nicht, Du frommer Bursch!" —

Da schwamm ein Hund an das Land, ein alter grauer Pudelhund, schüttelte das triefelnde Fell, und Beatus erkennend sprang er an ihm auf, und lief dann wimmernd zum Wasser zurück. „Allart! Bist

du es?" rief der Husar. „Welche Botschaft bringst du? Und wohin rufst Du mich? Sieh her, wir kommen ja schon!" — Weithin in die Fluth starrte zugleich sein scharfes, im Kriege geübtes Auge, und er erblickte nicht fern hin auf den Spitzen einer Hecke schwankend eine kleine Arche, in der er mit Schrecken eine Wiege, seine Wiege, das letzte heimliche Geschenk seiner Liebe, erkannte. Ohne Bedenken stürzte er sich in das Wasser, die Gefährten schrieen hinterdrein, doch das Wasser war nicht gar tief, denn die Hecke stand auf einem festen Damme, nur bis zu den Schultern spülten ihm die Wellen, und bald hatte er die kleine Arche erfaßt, in welcher er mit einer Freude, deren Gleichen er nie zuvor gefühlt, einen schlafenden Engel erblickte, der im Gottesfrieden und geschützt von seinen himmlischen Brüdern durch die Nacht geschwommen, und vom Sturme und Donner nicht erweckt worden war. Vorsichtig und besonnen trieb seine Hand das kleine Boot vor sich hin zum Ufer, und als es fest stand, als er es auf den Grashügel getragen, und das Volk sich heran drängte, das Wunder zu sehen, da stürzte er in die Knie neben der Wiege, und betete heimlich mit zitternden Lippen in die Wolken hinauf. Ein inniger Dankgebet war vielleicht niemals noch zu dem Himmel empor geströmt. Die Frauen wollten fort mit dem Kinde; er entriß ihnen aber die Wiege mit Ungestüm. „Mein ist es, mein allein! der höchste Schatz, mir vom Himmel gesendet! Ihr Kind ist es ja, Ihr Kind!" schrie er zwischen die Verwun-

derten hinein, trug das weiße Püppchen in sein Haus, übergab es dort der Magd, die ihm das Hauswesen regierte, und sprang nun zurück zum Boote, das zur Abfahrt fertig gemacht, mit dem alten Matrosen drin, seiner wartete.

Zwischen den schwimmenden Trümmern, den Zäunen der Gärten und den kaum aus dem Wasser ragenden Baumgipfeln durch steuerte das kühne Schifferpaar ihr kleines Fahrzeug; aber Beyde kannten die Gegend genau, und der alte Seeheld war ein guter und aufmerksamer Steuermann. Am Ufer äußerte sich die Theilnahme auf sehr verschiedene Weise. Einige Frauen weinten den guten Seelen nach, einige Greise beteten für des braven Glückskinds Heimkehr; ein Bursch äußerte laut: dem Husaren rappelt's im Kopfe und das Gewitter hat ihm den Verstand versengt, sonst würde er für Fremde nicht in den gewissen Tod gehen. — Und der Zimmermann sagte kaltblütig: Schade ist es um mein breites, gut gezimmertes Schifflein; seines Gleichen gab es nicht am Elbufer. Jeder ist seines Glückes Schmid. An Wiedersehen kann nur ein Toller, wie die Beyden sind, denken, denn jeder verborgene Baumast ist für sie Klippe und Sandbank; der Sturm wird die Balkentrümmer gegen die schwache Kahnwand schmettern, und auf offener See gäb's weniger Noth für solche Wagehälse, als hier.

Aber die Uhr ist deßwegen gewißlich mein, denn der Glückskind zahlet nichts mehr auf Erden.“

Die beyden Plauderer hatten fast Recht. Mit jedem Ruderschlage weiter zeigte sich die Fahrt der hochherzigen Männer immer gefährlicher, und Beatus, dessen Augen beständig über die Wasserfläche hinaus in die Ferne starrten, mußte zum öftern von seinem Gefährten angerufen werden, um das Hintertheil des Bootes, das er regierte, von gefährlichen Plätzen abzuhalten.

„Sind wir nur erst jenseit des Achterdamms und haben einen seiner Brüche durchschifft, dann schwimmen wir leichter über die Wiesenpläne und sind geborgen. Aber wohin geht es denn zuerst? Nach Hasselwerder oder nach den Neuenfelder Rosen?“ Also fragte Daniel.

„Gerade nach Nienkop, nach Wallans Hofe!“ stöhnte Beatus hervor, der sich übermäßig anstrengte bey dem Ruder.

„Wallans?“ fragte verwundert der Matrose. „Ich hörte einmal, Ihr wäret Feind mit dem alten Brummbär und Rechthaber.“ —

„Eben darum!“ antwortete Beatus erröthend. „Ich will glühende Kohlen auf seinem Haupte sammeln.“ —

„Aha!“ lächelte Daniel. „Darüber predigte mein Capitän auch gar oft, wenn wir Schiffsjungen uns blutig gebort hatten, und die Klage in seine Kajüte kam.“ —

Glücklich passirten sie bald darauf eine Stelle des innern Nothdeiches, die von der Fluth gänzlich weggeführt war. Freyer wurde jetzt die Fahrt durch Felder und Masch, und nur noch befährdet durch die Kreuzströmungen, welche von den verschiedenen Durchbrüchen in dem hier fast zirkelförmigen Ufer des Elbstromes verursacht wurden. Endlich waren sie im Angesicht von Nienkop, aber der Hinblick darauf warf Centnerlast auf die Brust des kühnen Beatus. Der niedrig gelegene Ort stand tiefer, als alles Uebrige in der weiten See; nur Dächer und Baumgipfel ragten davon hervor, und als der Männer suchendes Auge das Haus der Wallans ausgefunden, erblickten sie mit Schauder keine Menschenseele auf dem Dache oder in den weitoffenen Bodenfenstern, die schwarz gähnten über dem Wasserspiegel, wie die Oeffnungen leerer Gräber.

„Alles verloren, und ich nun mit!" murmelte Beatus in sich, den Todesschmerz fühlend, und seine Rechte ließ das Ruder sinken. „Wir kamen zu spät. O dann, Gott, schenke mir nur ihren Leichnam, daß ich, wie jener unglückliche Vater sein Kind, auch ihn begraben kann, ehe der Frevel ihn entweihet und seiner spottet!" —

„Muth!" rief der Seemann. „Bey Gott ist nichts unmöglich, und sie liegen vielleicht Alle drinnen auf dem Heuboden, erschöpft von Geschrey und Kälte und Hunger." — Mit erneuerter Kraft ruderte Beatus weiter.

Jetzt bogen sie behutsam um die Dachecke, schiff-

ten hoch über dem Gatterthore weg in den ehemaligen Hofraum, und ein Schrey des Entsetzens und der Freude zugleich entfuhr Beyden über den Anblick, welcher sich ihnen sofort darbot. In dem Wipfel der uralten Linde, deren starke Zweige die Spitze des Hauses umgriffen und beschatteten, regten sich fünf menschliche Gestalten, und Beatus erkannte auf den ersten Blick den alten Wallan mit seiner Familie. In der Mitte des Baumes saß der Wachtmeister mit demselben unveränderten Steingesicht hinschauend in den gewissen Untergang, und hielt mit muskelvollen Armen den Stamm umklammert. Ueber ihm, auf seine Schultern die brechenden Knie stützend, hing in den braunen Aesten die zarte Hausfrau des Peter Busch, ihr Töchterchen in einem Mantel bergend, und weiter unten ritt auf einem Kreuzaste die derbe Magd, mit erstarrter Hand sich krampfhaft haltend an einem höhern Baumzweige, und mit der Linken den ältesten Sohn ihres Brodherrn treu umschlingend. Alle sahen längst begrabenen Leichen gleich, und der Wind trieb noch dazu sein höhnendes Spiel mit den dünnen Mänteln, die kaum die Glieder der Erstarrten zu decken hinreichend waren.

Ein allgemeiner, einiger Freudenschrey empfing die unerwarteten Retter; aber Betas Stimme klang von oben laut hindurch.

„Er ist es!“ rief die junge Frau mit unverstelltem Entzücken. „Ich wußte es ja! Kam Einer, so mußte Er es seyn.“ — Der halbverstandene Ruf

klang wie Engelsmuſik in Beatus Ohren, und mit herculiſcher Kraft ſtieß er den Kahn dicht unter den Baum, und ſchlang das Seil im Eiſenringe feſt um den niedrigſten Theil des Stammes. Es war die höchſte Zeit geweſen, denn der Arm der Froſt-erſtarrten Magd ließ gerade los, und ſie und das Kind fielen herab, glücklich jetzt aufgefangen von den ſtarken Armen der Retter.

Der alte Wachtmeiſter ließ ſich von dem Seemanne herunter helfen, und ſagte, ohne Beatus anzuſehen: „Er hat unſerer gedacht, Daniel, Er alte, kahle Schiffsratte? Nun das iſt recht brav von Ihm, und Gott wird's lohnen, wenn ich es nicht kann.“ —

„Schweigt davon,“ antwortete treuherzig der wahrhafte Matroſe, „das möchte doch einmal anders ſeyn, als Ihr es meinet. Zum Reden iſt es Zeit, wenn wir ſämmtlich auf dem Trockenen ſind, und Ihr ſcheint mir zuerſt Proviant zu bedürfen, daß Ihr nicht zum Boote hinaustaumelt vor der Rückkehr zum Hafen.“ — Zugleich zog er die mitgebrachte Weinflaſche hervor und tränkte die Ohnmächtigen nach der Reihe, welche in ſtarrer Erſchöpfung hingeſtreckt auf dem Boden des Schiffleins ruheten. Beatus hatte unterdeß die ſchwache Beta nebſt ihrer theuern Laſt vom Baume herab gehoben, ſie wortlos an ſeine Bruſt gedrückt und ſanft im Vordertheile niedergeſetzt; war ſie doch noch immer die ſchöne Frau mit den frommen Augen und den holden Zügen, die Unſchuld und Herzensmilde zeichnet; wenn auch die friſche Maienblüthe von der Zeit verwehet

war, und die letzte Nacht um den kleinen üppig geſchwollenen Mund Wahrzeichen der Angſt und des höchſten Muttergrams geſtellt hatte. Der ſtille Freund hüllte ſie und die Kinder in die mitgebrachten Mäntel, und riß dann dem Gefährten die Flaſche aus der Hand, mit einem ſchönen Neide die Luſt fordernd, ſie ſelbſt mit dem erſten Labetrunke zu ſtärken nach ſolchen gräßlichen Stunden. Beta ſprach nichts, aber ihr Taubenblick ruhete auf ihm mit einem Ausdrucke, der ihr Innerſtes ihm ausſprach, und die heimlichen Leiden langer zehn Jahre waren vergeſſen und erſetzt für den Mann in dieſer einzigen Secunde.

„Nun auch uns einen Trunk," ſprach Daniel, „und dann wieder in die See geſtochen! Die Würmchen da jammern nach dem warmen Ofen. Das Leben iſt hoffentlich geborgen; nun laßt uns auch die Geſundheit vor Havarie bewahren, Admiral, denn ſolche Landwaare verträgt die Näſſe nicht, und geht nachher flau. Ihr an den Bogſpriet, ich an das Steuerbord, friſch geſchwenkt die Fregatte!" — „Ich habe längſt getrunken!" antwortete Beatus mit einem Wonneblicke auf die junge Frau; raſch löſete er das Tau, wendete, und nahm ſeinen Sitz der Geliebten gegenüber ein. — Der Wachtmeiſter überſah mit finſtern Blicken noch Ein Mal ſein zerſtörtes Eigenthum, dann ſetzte auch er ſich mitten in das Schiff und verhüllte ſein graues Haupt mit der Kleidung. Die Schiffahrt ging glücklich und ſchneller zurück, als heran; die Strömung half den Ruderern, und ſo zerſtreut und unvor-

sichtig Beatus auf der Herfahrt gewesen, so besonnen und vorsichtig war er jetzt. Bald sahen sie Land; bald begrüßte sie das Jubelgeschrey der Kranzer vom Ufer her; als der Erste stieg der glückliche Glückskind mit einem Columbus-Gefühle an das Land, und trug die dem Meergott entrissene Lieblingin triumphirend auf den Anger hinauf, in den Kreis der Landleute, deren Freude sie begrüßte und die den Retter laut segneten.

„Daniel!" sagte der Wachtmeister bey dem Aussteigen. „Ihr müßt mir Unverschämten noch eine zweyte Wohlthat erweisen, müßt uns als Gäste aufnehmen in Euer Haus, vielleicht auf lange." — „Geht nicht, Herr Wallan!" antwortete kopfschüttelnd der Schiffer. „Wäre wider die Suberdination, wäre ein Frevel gegen meinen Kapitän, der dort schon voranschreitet mit Euren Enkeln nach seiner Kajüte. Und folgt ihm nur getrost; denn glaubt mir, ohne den Mann dort, dem Ihr besonders lieb seyn müßt, säßet ihr Alle noch im kalten Mastkorbe, und wäret mitsamt erfroren oder verdürstet bis zur Nacht." — Mit finstern Mienen folgte der Wachtmeister dem gedrängten Zuge derer, welche seine Familie trugen und unterstützten, bis hin zu Glückskind's Gehöfte. Die alte Hausmagd hatte vertrauend auf Gott der Rückkehr des guten Herrn gedacht, und eine warme Bierfuppe kochte lustig auf dem Heerde des Vorplatzes. Der Instinkt sammelte schnell die Geretteten um das knatternde, anlockende Feuer, und die Kinder streckten ihre Händchen der schönen rothen Gluth entgegen, zu-

erst die Wärme suchend, welche die Mutter ist alles thierischen Lebens. Da wandte sich Beta nach einigen Minuten der Erquickung wieder um nach dem stumm-dastehenden Vater, und als wenn jetzt erst ihre Besinnung aufgethaut wäre, die der Frost zerstört, rief sie mit Herz-durchbohrender Klagestimme: „Aber, Vater, wo ist denn mein Trudchen und wo der Busch? Ich sah sie ja nicht, seit er die Wiege forttrug zum Vetter Niklas, der am Höchsten wohnt im Orte. O ruft ihn her, denn seit die Angst fort ist, drückt mich die volle Brust und sticht wie Messer, und gewiß, die Kleine hungert. Oder" — schrie sie auf mit Mutterverzweiflung — „hat sie das Wasser verschlungen? Ich seh's Ihm an, Vater! O dann werft mich nur auch wieder hinein!" — Der Vater deutete wortlos gen Himmel; aber in der nahen Stube schlug ein Hund an, und ein Kind kreischte laut, als riefe es nach der Mutterbrust.

„Das ist Allart!" rief der Wachtmeister. „Das ist Trudchens Stimme!" schrie Beta fast athemlos, und Beatus öffnete mit der Empfindung eines Seligen die Thür, und sie stürzten hinein, und die Mutter riß das ihr noch einmahl geborene Kind zu sich her, und preßte es gegen den gewölbten Busen, und sank mit ihm in Freude erschöpft auf den Sorgestuhl. Die Worte sind arm für solche Scenen; nur der Meister Maler kann so etwas darstellen für den Fernen, indessen doch nur mit todten Tinten, denn das Geistige schafft nur der Geist nach auf unsichtbarer Staffeley.

Der Schiffer Daniel klopfte dem Wachtmeister auf die Schulter und flisterte: „Nun Vater, erkennt Ihr jetzt, welch einen Freund in der Noth Ihr an Jenem gehabt habt, der dort still im Fenster lehnt, keinen Dank begehrt, und aussieht, als wäre er bereits ein Himmelsbürger, und spräche geradeswegs mit seinem Herrgott, der wie einen Petrus durch Meer und Sturm ihn zu Euch geführt." —

„Und wer rettete es? Wer? Daß ich auf dem Knie vor ihm liegen kann, ihm dienen kann als eine Magd bis zum Tode?" fragte die junge Frau, mit umhersuchenden Augen. „Wer anders, als mein Kronadmiral?" entgegnete Daniel; „der da, welcher heute von Allen allein nicht an sich dachte und sein Leben. Bis an die Gurgel ging ihm das Wasser, aber er holte muthig das kleine Schaluppchen an Bord." — „Und woran erkannte er, daß mein Kind in der Wiege?" fragte die Staunende rasch. „Meine Wiege war's!" stieß Beatus hervor. „Deine Wiege?" lallte sie nach, und Beyder bleiche Wangen überzog plötzlich Frühlingsröthe, und Beyde verstummten vor dem entdeckten Geheimniß. Der Zimmermann störte die Scene. Roh, doch ehrlich, hatte auch ihn die Geschichte bewegt, und mit der goldenen Uhr in der Hand trat er herein und sprach: „Herr Glückskind, da ist sein Sonnenweiser wieder. Ich mag nichts von einem solchen Ehrenmanne, und müßte mich schämen, nähme ich nur einen Miethschilling für das Boot.

Er hat durch Gottes Hülfe mein Schiff zurückgebracht, ich nehme es wieder, und wir sind quitt."

„Nicht doch!" antwortete Beatus mit Heftigkeit. „Das Schiff bleibt mein, und ich zahle, was ich versprach. Ewig muß diese Noahs-Arche mein eigen bleiben, denn sie war es, welche mir die erste Glücksstunde brachte in mein vereinzeltes, welkes Leben." —

Die beyden nächsten Tage wurden für Glückskind zu hohen Festtagen. Seine Betten, seine Kleidungsstücke gab er her; jedes, was zur Bequemlichkeit und Erquickung der Geretteten dienen mochte, wußte er anzuschaffen; die leckersten Wintergerichte wurden auf seinem Heerde bereitet, und Braten, Kuchen und Wein kamen nicht von seinem Tische. Der Wachtmeister murrte darüber, und nannte es gottlos, während der Trauerstunden so vieler Unglücklichen zu schwelgen.

„Laßt mich nur machen, Vater Wallan;" antwortete der Husar. „Kann ich dafür, daß Gott eben in der großen Unglückszeit mir die erste Freude in dieses Haus des Grames schickte? Und sechs Feyertage sind uns erlaubt, denn wir haben sechs Geburtstage zu feyern." — Der Wachtmeister schwieg, und ging von schmerzlicher Erinnerung ergriffen hinaus zu der Gegend, wo das Rettungsboot jetzt auf trockenem Anger lag. Er traf den Seemann dort, der mit Werg und Theer am Kahne arbeitete. „Daniel," sagte

Wallan, „das Wasser ist zur halben Höhe gefallen; Haus und Hof drüben stehen unverwahrt und dem Zugange geöffnet; es wird jetzt Pflicht gegen Tochter und Enkel, den Versuch zu machen, von dorther an Habseligkeiten und Hausgeräth so viel zu retten, als möglich. Das schöne, liebe Vieh ist todt; sein klägliches Gebrüll gab mir oben im Baume das größeste Weh, und wie es allmählich erstarb, verging auch mir der Muth und die Hoffnung. Nur die Busch verlor das Vertrauen nicht auf Gottes Vaterhand, wie denn das Weib gewöhnlich in wirklicher Gefahr erstarkt, und der Herr in den Schwachen groß wird. Er kam, braver Daniel, und da er ein Seemann ist, so bitte ich ihn jetzt, leihe Er mir nochmahls das Schiff, führe Er uns nochmahls hinüber, damit wir meine Habe bergen vor Diebeshand und Wetterverderbniß; die Burschen, die Er zur Hülfe gebraucht, bezahle ich schon." —

Der Schiffer schauete dem Wachtmeister mit großen Augen und recht bedeutend in's Gesicht; dann stellte er sich weitbeinig fest, als stände er auf dem schaukelnden Fregattendeck. „Wie kommt Ihr mir vor, Herr Wallan?" fragte er ernst. „Habt Ihr nicht schon erfahren, daß der Kahn nicht mein gehört, sondern dem Glückskind, der ihn theuer genug bezahlte zu Eurem Dienste? Habt Ihr nicht schon gehört, daß er mich fast zwang, hinüber zu rudern mit ihm, und daß nicht ich der Kapitän der Entdeckungsreise war? Das ist nichts Gutes, Herr Wallan, was in Eurem

Gemüthe vorgeht, und daß Ihr Euch aus dem Danke herauswinden möchtet, wie der Lachs aus dem Fangnetze. Ich habe so etwas munkeln hören von Feindschaft zwischen Euch und ihm; aber hätte er Euch auch das Dach über dem Kopfe angezündet vordem, solche edelmüthige Gutthat gleicht auch das Böseste aus in Reue und Ersatz, denn Ihr wäret ja nicht Vater mehr, nicht Großvater, ohne ihn und sein rechtschaffen Gemüth. Wollt Ihr hinüber fahren, so sprecht den rechten Mann drum an, das geziemet sich, und er hat solch Wort wol verdient, und ich wette, er selbst ist der Erste, der wieder mit uns fährt." —

„Ihr wisset das nicht!" entgegnete verdüstert der Wachtmeister. „Es giebt Dinge" — „die man vergessen muß!" fiel Daniel heftig ein. „Vorzüglich wenn man so dicht über dem Wassergrabe gehangen hat, wie Ihr. Vergäße der da oben uns nicht Vieles, wie würden wir bestehen, wenn die große letzte Seebataille uns mit allen unsern Seglern in die Luft sprengt? Aber es giebt auch Dinge, die kein guter Mensch vergessen darf und wird." — „Ich will mit ihm reden!" antwortete der Alte hastig. — Sie gingen am Wasserrande hinunter, einen Platz zu suchen, von wo sie die zweyte Fahrt am sichersten beginnen dürften, da trafen sie auf mehrere Bauern, die einen Leichnam auf's Gras zu ziehen bemühet waren, und der Wachtmeister erkannte sogleich die Leiche seines Schwiegersohnes, und sagte es dem Schiffer. Beyde betrachteten eine Zeitlang traurig den entstellten, aufgeschwol-

lenen Körper, den frühen Raub des nachtverschleyerten Wassergrißes, dann sprach Wallon halblaut und zu dem Seemann gewendet: „Gottes Gericht trifft oft unerwartet und gräßlich. Dieser war kein guter Sohn, kein guter Ehemann, und die letzten acht Jahre hätten mir und dem frommen Kinde, das mir übrig blieb, manchen schweren Abend gebracht durch diesen da. Nun ist sie Wittwe; und wenn ich heimgehe, wird sie einen Schützer finden?“ — Daniel antwortete nicht, aber er nickte freundlich schmunzelnd mit dem Haupte; des Schiffers scharfen, im Mastkorbe geübten Augen hatten mehr gesehen und bemerkt in diesen Augen, als die Beachteten vermuthet. Wallon befahl, den Todten fortzutragen an das andere Ende des Dorfs, und für sein Begräbniß zu sorgen, denn der Tochter sollte solch dieser Anblick erspart verbleiben. Nicht auf die zarteste Weise brachte er dann die Trauerpost der Wittwe an, und entwich hartherzig ihren rinnenden Thränen, ohne väterlichen Beystand zu bieten. Freylich schien Betas Schmerz kein zerstörender zu seyn; Haarraufen und Verzweiflungsgeberde war nicht dabey; nur die drey Kinder sammelte sie weinend in ihren Schooß, umfaßte sie sämtlich und schluchzte: „Wer wird von jetzt an Euer Vater seyn, Ihr schwachen Waisen!“ — Da trat Beatus heran, und neigte sich über die Gruppe der Charitas. „Herzliche Frau,“ sagte er milde, „jammert nicht also. Weinet, wie es der Wittwe geziemt, aber für die Kleinen sorget nicht. Das Trübchen ist ja mein, hat mir's doch Gott ge-

ſendet, und es wird von Rechtswegen mein Erbe, der ich allein ſtehe in ſeiner ſchönen Welt; und wo das Trudchen ißt und trinkt, ſollen auch die Geſchwiſter Dach und Tiſch finden, tragen ſie doch Alle Eure Mienen und keinen Zug" — — Er verſtummte ſelbſt in ſeinen Gedanken, und Beta antwortete mit einem Handdrucke und der halblauten Frage: „Seyd Ihr denn noch allein, Ihr guter Menſch?" — die ein freundlicher Blick begleitete, der mitten in den fallenden Thränentropfen einem Sonnenblicke im Gewitterſchauer glich, welcher ſtets Segen verkündigt. —

Der gewünſchten Hinfahrt des Wachtmeiſters ſtand kein Hinderniß im Wege. Man ſah ſeiner Bitte um den Kahn freylich eine Art von Zwang an, jedoch um ſo eifriger trat Beatus mit ſeiner Meinung dem Wunſche des Vaters bey, und verſprach ſelbſt, auch dieſe Waſſerfahrt zu leiten. Der Uhlan, welcher die Schweſter des Peter Buſch gerettet, und noch ein Bauerburſch, welcher von Nienkop auf einem Ackergaule durchgeſchwommen, ſchloſſen ſich an die Drey, und nach dem Mittagsbrod ließen ſie wiederum an einer tiefen Stelle den Kahn in das Waſſer, verſahen ſich mit tüchtigen Stangen und Rudern, da die kleine Reiſe wegen mancher Plätze, die jetzt ſeicht geworden, nicht gefahrloſer erſchien, und fuhren friſchweg hinüber. Mehrere Mahle ſaß der Nachen feſt auf überſchwemmten Hügeln, jedoch die vereinte Kraft von

zehn Armen arbeitete ihn immer glücklich los, und bald näherten sie sich dem gesuchten Ziele. Das Wasser stand nur noch in dem untersten Stock, der obere Raum des Hauses war frey geworden.

„War mir doch, als hätte ich so eben einen weißen Kittel in der Bodenthür flimmern gesehen," sagte da Beatus zu den Andern; „seht, da bewegt sich's wieder; das war ein Arm im Hemdsärmel." — „Mordelement!" fluchte der Wachtmeister. „So habe ich recht geahnet; wußte ich doch selbst so eigentlich nicht, was mich zu Hause trieb. Aber laßt uns mäuschenstill seyn. „Nicht geplappert! Nicht gemuckset!" commandirte der alte Hammerstein bey Menin unter dem dunkeln Thore. „Das ist Raubgesindel, und an den höchsten Galgen gehören die, welche das Unglück bestehlen." — Schweigend schwammen sie dem Hause zu, nur von den Stößen der Stangen ohne rauschenden Ruderschlag getrieben, und als sie jetzt das Schiff zum Thorwege wandten, flisterte der Matrose Daniel dem Husaren zu: „Sehet hin; da liegen zwey Kähne an der Linde; der Eine ist wahrlich schon bepackt, denn Kisten und Packen schauen heraus. Ich kenne den Schiffbau; das sind keine Hannoveraner; Blankeneser Schiffervolk ist es, verwegene Wasserratten, wie die Seeräuber auf Cuba, scheuen keine Gefahr, wo es etwas zu erwischen giebt, und über den breiten Elbstrom, mitten durch die Deichbrüche hindurch hat sie der Diebessinn geführt. Haltet nur Eure Fäuste in Bereitschaft, denn da zwey Fahrzeuge daliegen, so

könnte die Mehrzahl gegen uns ſtehen, und ohne tüchtige Püffe geht es nicht ab, das glaubt mir." —

Der alte erfahrene Schiffsmann hatte Recht gehabt. Der Wachtmeiſter ließ den Nachen dicht unter ſeines Hauſes Bodenthür anlegen, und unterdeß das Schiff befeſtigt wurde, ſchwang er ſich wie in eine Feſtungsbreſche mit einem breiten Ruder in der Fauſt in die Oeffnung, wohin ihm die Uebrigen raſch folgten, der Knecht ausgenommen, den der vorſichtige Daniel zur Wache im Boote beorderte, und Alle waren auf dem weiten Bodenraume geſammelt, ehe die Räuber, welche mit heißer Gier in geglaubter Sicherheit drunten die verlaſſenen Kiſten und Schränke erbrachen und ausräumten, nur eine Idee von der plötzlichen Störung ihres heilloſen Geſchäfts haben konnten. Durch Winke und Zeichen ordnete noch der Wachtmeiſter, der die Hausgelegenheit am beſten kannte, den beſchloſſenen Angriff an, um die Böſewichter möglichſt ſicher und raſch zu fangen, da trug ein ſtämmiger, ſchwarzhaariger Kerl ein Käſtchen die Leitertreppe zum Boden herauf, und als ſein erſter Blick die unwillkommene Geſellſchaft gewahrte, ließ er das Käſtchen hinab rollen, ſchwang ſich gewandt mit Blitzesſchnelle vollends hinauf, indeß ſein ſchallender Ruf: „Halloh, Geſellen, Alle herauf aus dem Raume auf's Deck! Die Landhammel ſind da!" — in das Unterhaus hinab dröhnte. Der Wachtmeiſter ſprang vor, um ihn mit einem derben Stoße wieder dahin hinabzuwerfen, von wo er kam; aber ein Fauſtſchlag des

Räubers gegen des Greises Brust geführt machte diesen taumeln, und im Augenblick erschienen, wie aus dem Fußboden gezaubert, fünf andere Gesellen oben, lauter gräßliche, schmutzige Burschen, mit sonnverbrannten Gesichtern, entblößten Armen, nackter, behaarter Brust, in den Händen breite Messer zückend, und damit in den Lüften fechtend, indem sie zugleich ein rauhes Schlachtgebrüll anstimmten.

„Was thut Ihr hier auf fremdem Eigenthume?" rief sie Beatus hart an. „Wer gab Euch Recht, zu plündern und zu rauben, wo das Wetter fast Alles nahm und des Elends genug ist? Denn Eure Manier deutet nicht an, daß Ihr in guter Absicht kamet, zu retten, und das Eigenthum für die Herren zu beschützen." — Einstimmig brach die Rotte in ein wüstes Gelächter aus. „Was das Wasser bedeckte, ist vogelfrey und Gemeingut;" antwortete höhnisch der Furchtbarste von den sechs Corsaren. „Strandrecht soll hier gelten, wie nach jedem Sturme; denn schmeckt nur nach dem Wasser, so werdet Ihr das Nordsee-Salz schon herauskosten, und zur See respectiren unseres Gleichen kein Eigenthum, was auf dem Salzwasser verlassen schwimmt." —

„So werde ich dir Respect beybringen, du diebisches Großmaul!" zürnte der Wachtmeister auf mit Jünglingsfeuer, und sein kraftvoller Ruderschlag traf den höhnischen Vorsprecher so sicher, daß er brüllend und mit blutigem Gesichte rücklings niederschlug. Der Schlag wurde ein Zeichen zum allgemeinen Handge-

menge; die fremden Gesellen hatten von der Erde aufgegriffen, was sie an Knitteln und Wagenschwengeln vorfanden, und hier und drüben krachten tüchtige Streiche, doch war die Fechtkunde der drey Soldaten und die Gewandtheit des Matrosen Gegengewicht genug gegen die rohe Schlägermanier der fünf Raubgenossen.

Beatus, welcher zwey derselben auf sich gelockt hatte, fühlte schon einen Messer-Stich in seiner Seite, als er den alten, erschöpften Wallan von einem grimmigen Kerl bedrängt sah, der so eben seine Eichenkeule nach des Greises grauem Haupte schwang. Ohne an sich zu denken, warf er sich zwischen das ungleiche Paar, und sein Ruderschlag traf lähmend den gehobenen Mörderarm. Da fiel aber von hinten ein Schlag auf sein Haupt, der ihn sogleich besinnungslos niederwarf auf das Heu. „Mord! Mord!" brüllte der Uhlan, welcher es sah; „keinen Pardon mehr!" — und warf den Burschen, mit dem er rang, zur Bodenthür hinaus in den Hof. „Mord!" Mord!" schrie drunten der Knecht im Kahne nach, und als die Räuber die Stimme draußen hörten, mußten sie einen angekommenen Succurs der Rächer vermuthen, denn plötzlich von panischem Schreck gefaßt, machten sie sich los aus dem Kampfe, und wo sie nur eine Oeffnung im Dache fanden, da sprangen sie hinaus und plumpten nieder in das Wasser. Der umsichtige Knecht drunten hatte längst das bepackte der feindlichen Boote zu dem Kranzer-Kahne gezogen, und daran fest gemacht, das leere hingegen gelöset und in das

Wasser hinausgestoßen. Der Uhlan sah noch aus der Bodenthür, wie die Fremden gleich schlanken Aalen durch die Fluthen dem Boote nachschwammen, das in der Strömung schon vom Hofe trieb, dann sich hinein schwangen, und als sie Alle aufgenommen, schnell, als hätten sie Segel vor dem Winde, davon ruderten. — In Daniels Armen lag Beatus, und der Wachtmeister trug ängstlich Wasser herzu, den Ohnmächtigen damit zu erwecken. Es gelang; mit einem tiefen Seufzer schlug er die Augen auf, aber zugleich rann das Blut aus der geöffneten Seitenwunde über die Hand des Seemanns, und doppelte die Besorgniß der Freunde um das Leben des Allergetreuesten. Der alte Wallan stieg zu seiner Kammer hinab, fand glücklich im Wandschränkchen Alles, was zum Verbande nöthig, und was er als erfahrener Thierarzt und Rathgeber des Dorfs dort immer verwahrte, und war schnell damit wieder oben, wo die Andern unterdeß dem Verwundeten die Kleider behutsam gelöset hatten. Der Messerstich war breit und tief, jedoch schien kein Lebensorgan verletzt, und indeß der geschickte Daniel kunstgerecht den Verband legte, sah Beatus, den Schmerz nicht achtend, freundlich mit seinen mattglänzenden Augen umher, und bat nur um Beschleunigung der Heimkehr, indem er hinzusetzte: „Sollte ich sterben müssen, muß ich doch noch zuvor zwey liebe Augen neben meinem Todeslager sehen und von ihnen Abschied nehmen.“ — Der Wachtmeister sah zwar noch immer recht düster auf den Liegenden hin, jedoch reichte

er ihm die Hand und drückte ſie recht feſt wie in ſtummer Zuſage um die kalten Finger des Verwundeten.

Die Heimkehr wurde jetzt ſo ſehr nur möglich beſchleunigt. Man knüpfte das erbeutete Boot hinten an den Kranzer-Nachen, und belud es mit allen Habſeligkeiten des Wallanſchen Hauſes, die nur irgend Werth hatten. Durch die Piraten war die Hälfte der Arbeit erleichtert worden, denn das Meiſte lag ſchon in Bündel zuſammengeſchnürt auf den Fußböden umher. Von weichem Heu und einigen Bettſtücken bereiteten ſie dem Bleſſirten ein bequemes Lager im Kahne, und ließen ihn ſelbſt vorſichtig und ſorgſam hinab. Erſt dann, als ſie ſich mit dem Verſchließen und Verrammeln der Zimmer und des Hauſes beſchäftigten, gedachte der alte Wallan des grimmigen Menſchen, der als Anführer der Räuber aufgetreten war, und den ſein Ruderſchlag ſo wohlgetroffen zuerſt zu Boden warf. Aber umſonſt ſahen ſie ſich nach dem Todtgewähnten um; eine Blutſpur fand ſich auf der Leitertreppe, wahrſcheinlich hatte er ſich während der Schlägerey dort hinabgewälzt, hielt ſich entweder irgendwo verſteckt, oder hatte zum untern Fenſter hinaus die Flucht verſucht, und war ertrunken. Man traf ihn nirgend, und hat auch ſpäterhin nichts von ihm vernommen.

Die Rückreiſe geſchah ohne Unfall; aber der allgemeine Jammer, die rührende Theilnahme, welche

alle Kranzer äußerten, als der kranke Husar aus dem Schiffe getragen wurde, war das gültigste Zeugniß für den Charakter und den Lebenswandel dessen, dem sie galten. Von Betas Empfindungen wollen wir schweigen; das Schicksal schien seinen Unwillen an ihr erschöpfen zu wollen, und das Härteste war dabey, daß das tiefste, innigste Gefühl sich vergraben mußte in ihr, ohne lindernde, laute Aeußerung, und daß das Benehmen ihres Vaters, der bleichen Angesichts und ohne seit der Rückkehr irgend ein Wort zu reden im Hause und im Garten umherging, wie ein unstäter Geist, die Eingeschüchterte, die von je gewohnt war, sich nur als seine Magd zu betrachten, zu noch tieferm Stillschweigen verdammte.

Aber Beatus fühlte an ihrer Sorgfalt, an der ängstlichen Achtsamkeit, mit welcher sie sein Krankenbett bewachte, an tausend kleinen Aufmerksamkeiten, die nur solche liebe Samariterinnen zu geben wissen, wie werth er der Geliebten seyn mußte, und Fiebergluth und Schmerz konnten seiner Seele nicht die stillen Freuden rauben, mit denen jede Stunde der thatlosen Woche ihn beschenkte. Wenn sie dem Dürstenden den Trank reichte, und vorher mit dem zarten Munde kostete, ob das Getränk nicht zu kühl sey, so war ihm, als söge er von dem Rande des Glases ihren Brautkuß ein; wenn sie die kleine Hand auf seine brennende Stirn legte, nachzufühlen, ob der kühlende Umschlag erneuert werden müsse, so schien er die Hand eines segnenden Engels zu fühlen, und saß sie in dem Wahn,

er ſchliefe, vor ſeinem Bett mit dem roſigen Säugling an der Schneebruſt, ſo ſchien ſie ihm ein heilig Marienbild, und ſeine Fieberträume wurden beſeligende Phantaſien der glücklichſten Zukunft.

Der alte Wachtmeiſter mußte einige Tage abweſend ſeyn, um den Gerichten den Vorfall mit dem räuberiſchen Schiffervolke anzuzeigen. Die Behörden hatten auch ſofort militäriſche Patrouillen angeordnet, welche bey Tag und Nacht in Kähnen die überſchwemmten Ortſchaften zu viſitiren befehligt waren, und die Unterthanen vor ähnlichen Gefährdungen des gebliebenen Eigenthums ſicherſtellten.

Als Wallan wiederkehrte, fand er den Huſaren ſchon gebeſſert und im Sorgeſtuhle ſitzen, von allen denen umgeben, einem wackern Familienvater gleich, die ihm für Leben und Schutz in der allgemeinen Noth dankbar verpflichtet ſeyn mußten.

Dicht vor ihn hin trat der Alte, reichte ihm die Rechte und zeigte einen ſo veränderten Ausdruck auf dem charaktervollen Geſichte und eine ſolche Lebendigkeit, daß die ganze Familie ihn ſtaunend anſtarrte. „Beatus," ſprach er herzlich, „ich komme, um Deine Verzeihung zu bitten. Ich hege jetzt keinen Zweifel mehr an Deiner Rechtſchaffenheit. Laß uns vergeſſen, und grolle dem alten Brumm-Bären nicht, der vielleicht gar Vieles droben zu verantworten hat, weil die ſchwarze Galle ſeines Gemüths ihm Alles ſchwarz erſcheinen ließ. Du haſt Dein Erbtheil mit Deinem Blute begoſſen, wie ein Soldat Dir gewonnen, und

wäre das Vermächtniß der Söhne noch vorhanden, ich würde es sogleich unterschreiben, wie Jene, die Dich erkannt hatten, würde als Leibzüchter Dir das Erbe überantworten, denn ich wüßte es in keine bessere Hand zu geben, und Du würdest ein sicherer Verwalter werden, wie der im Evangelio, bis die Kleinen da es einst gebrauchen könnten." —

Beatus konnte vor Ueberraschung und frohem Erstaunen nicht antworten. Auf Betas Gesicht stieg aber ein hohes Roth der Entzückung, und sie zerriß einige Fäden an ihrem Mieder, und zog ein feingefaltet Papier aus dem Leinenfutter hervor. „Das Testament ging nicht verloren;" sagte sie verschämt das Blatt entfaltend; „hier ist es, wenn Ihr unterschreiben wollt, Vater. Ich dachte immer, es könnte noch nützen, und hegte es als ein Angedenken des seligen Conrad."

„Ob das allein Dein Grund war, mag Dein Beichtvater untersuchen;" antwortete der Wachtmeister in nie an ihm bemerkter Laune; „wenn indeß die Sachen so stehen, ist mein Entschluß noch weniger eine Sünde gegen die Enkelchen da, und ich nenne den Mann, der für uns Alle sein Leben auf's Spiel setzte, ohne Zaubern Sohn. Ob er es noch wahrhaftiger werden wird, mag die Zeit lehren und Gottes Fügung bestimmen." —

Beatus drückte des Vaters Rechte und Betas Linke zugleich gegen seine hochpochende Brust, und in dem Gegendruck der Frauenhand ward ihm ausgesprochen, daß die Tochter den Vater verstanden hatte und kein

Widerſpruch von den frommen Lippen der ſtets Gehorſamen zu fürchten war.

Als die Trauerzeit der Wittwe verfloſſen, als ſie zum erſten Male wieder in bunter Tracht und mit dem weißen Turbanähnlichen Kopftuche ihrer Landsmänninnen umherging, als der luſtige Brautbitter, mit bunten Seidenbändern geputzt, vom Hofe galoppirte, und Beatus zu Nienkop mit der Braut neben den drey weißen Steinen ſtand, welche die Fluth umgeworfen hatte, da umfaßte er zum erſten Male mit der Dreiſtigkeit und Inbrunſt belohnter Liebe die ſchöne Frau. Den glühenden Blick in ihre Taubenaugen ſenkend ſagte er da: „Hier war es, Beta, wo ich gelobte. Sprich, habe ich mein Gelübde redlich gehalten?“ —

„Mehr, als redlich,“ antwortete die Erröthende. „Gott ſah es und Gott wird es lohnen, denn hier unten giebt es keine Zahlung für ſolche Treue. Aber auch ich brach mein Verſprechen nicht; acht Jahre hatten Dein Angedenken nicht vertrieben, und in der Todesnoth wareſt Du mein erſter Gedanke, und Du wäreſt auch mein letzter geweſen. Aber Ihr Männer ſeyd glücklicher, als wir; ich mußte dem vierten Gebot gehorchen, und acht Jahre des Frohndienſtes und aller Leiden voll, die Niemand ſah, Niemand mit Troſt begoß, mögen Deinen langen Gram um mich aufwiegen.“

„Sie sind verschwemmt mit der großen Sündfluth, und nicht mehr dagewesen für uns. Wie die grüne Ernte da wieder aufschießet aus den lange verödeten Feldern, wie das junge Vieh dort wieder blökt auf den so lange leeren Wiesen, wie überall die neuen rothen Dächer sich erheben aus den Trümmern, so ist auch unser Glück neu geboren im Verderben, und hätte ohne jene entsetzliche Nacht nimmer das Licht gesehen. O es sey uns doppelt lieb darum, es sey uns Warnung, daß nie der Mensch verzweifeln darf, denn Gottes Wege sind wunderbarlich, und kein Kurzsichtiger sollte freveln, wenn der Himmel Wünsche versagt oder Träume des Sterblichen zerstöret.“ — Beta legte sich recht fest an des hochherzigen Mannes Brust, als wollte sie sagen: „Hier ist Sicherheit, und mein Leben ist forthin ohne Furcht!“ — —

Daß die Hochzeit der beiden Glücklichen erfolgte, so wie der Hof und das Wallansche Haus völlig ausgetrocknet und gereinigt waren, daß der Husar am Altar in der wieder ausgepackten Uniform und mit seinem hellblauem Guelfenbande im Knopfloch erschien, und wie er ein Muster eines Stiefvaters wurde und treue Liebe die Beiden beseligte, bedarf der weitern Erzählung nicht. Es ist nur noch hinzuzufügen, daß Beatus dem ehrlichen Daniel seinen kleinen Bauerhof für einen Spottpreis überließ und Sorge trug, daß ihm keine Bequemlichkeit in seinen alten Hagestolz-Tagen mangelte; daß der Wachtmeister jetzt alle Anstalten trifft, mit dem verkannten und anerkannten

Sohne die große Reise nach Waterloo zu unternehmen; daß ferner der Meister Zimmermann auf den Rand des Rettungsbootes eine Inschrift schnitzen mußte, die den Kindeskindern die Ereignisse der denkwürdigsten Nacht in kurzen Worten vorerzählen sollte, und daß das Schiff alsdann an der Vorderwand des Wallanschen Hauses mit Ketten befestigt wurde, wo der Reisende es selbst aufsuchen kann, sollte er es der Mühe werth achten, nachzuforschen, was von dieser Erzählung der Wirklichkeit gehören möchte und wie Vieles der Novellist etwa hinzugethan. Das darf der Verfasser indeß versichern, daß die Geschichte des Vermächtnisses so wenig ein Roman ist, wie die unvergeßliche Schlacht bey Waterloo und die Ueberschwemmung jenes Februars, dessen Gedächtniß in der vaterländischen Geschichte so unvergeßlich bleiben wird, wie die Erinnerung an die Wohlthätigkeit eines edeln Fürsten und aller Landsleute jener Verunglückten, welche nie und nirgend schöner in das Leben trat.

Ueber Shakspears Sonette einige Worte, nebst Proben einer Uebersetzung derselben.

Von L. Tieck.

Wer diesen Dichter irgend will näher kennen lernen, muß nicht bey seinen gerühmten dramatischen Arbeiten stehen bleiben, sondern sich auch mit allen denen vertraut machen, die lange Zeit vernachlässigt und gering geschätzt wurden. Wie man auch zu verschiedenen Zeiten über seine Werke gedacht, viele angefochten, andre verschmäht, manche für unächt erklärt hat, so ist doch viele Jahre hindurch nichts so allgemein verworfen worden, als jene geflügelten Töne, die sich bald in Witz und Lieblichkeit, bald in Wehmuth und Tiefsinn tauchen, bald Seufzer des beklemmten Herzens ausathmen und im kunstreichen Spiel alle Schmerzen und Freuden des Gemüthes dem Freunde des großen Dichters mittheilen, als diese Lieder, die als seine Sonette in den Ausgaben stehen. Die englischen Commentatoren des Dichters sind mit diesen Erzeug-

niſſen immer in die größte Verlegenheit gerathen. Daß keiner ſie gelobt, bewundert und als Meiſterſtücke geprieſen hat, darüber kann man bald hinwegſehen, aber es iſt doch auffallend, wenn ſie im Schmähen die ſtärkſten Ausdrücke hervorſuchen, und einer von ihnen behauptet, nur eine Parlements-Acte könne die Freunde des Dichters bewegen, dieſe Sonette zum zweytenmale zu leſen. Noch unbegreiflicher iſt es, daß die Commentatoren ſie nicht als Selbſtgeſtändniſſe eines Mannes merkwürdig fanden, von dem wir ſo Weniges wiſſen, und der die Neugier von ſo Vielen eben deßhalb ſeit zwey Jahrhunderten erregt und geſchärft hat.

Früh führte mich die Verehrung des Dichters zu dieſen trefflichen Geſängen, die mir um ſo lieber wurden, je inniger ich mich mit ihnen vertraut machte. Wäre es auch nur, um des Dichters Sprache zu ſtudiren, und ſeine dramatiſchen Werke beſſer verſtehen zu können, um ganz ſeine Eigenheit, ſeine innerſte, kennen zu lernen, ſo geben uns dieſe Sonette die reichſte Ausbeute und richtigſte Anweiſung.

Die neuern Engländer ſind auf dieſe Gedichte aufmerkſamer geworden, und haben ihnen auch mehr Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Sie ſprechen jetzt eine mildernde Anſicht aus, ſie loben ſogar, wenn ſie auch wohl noch vom wahren Verſtändniß entfernt ſind. Drake, der in zwey Quartanten über Shakſpear und ſeine Zeit Manches erörtert, vieles Bekannte wiederholt und wenig Neues geſagt hat, erklärt ſich auch mit

Einsicht und Billigkeit über diese Sonette, und spricht zuerst bestimmt aus, daß die meisten an den jungen Grafen von Southampton gerichtet sind. In England, wo man sonderbar genug so vieles ganz nahe Liegende, trotz aller Untersuchungen über den Dichter nicht fand, kann dieß für eine Entdeckung gelten, da man sie bald auf eine Geliebte, bald auf einen unbekannten Freund, selbst thöricht genug als Vergötterung der Königinn deutete.

Man kann annehmen, daß Shakspear im Jahr 1586 nach London kam, etwas über 22 Jahr alt. Er hinterließ in seiner Vaterstadt seine Frau, die acht Jahr älter war, als er, und drey Kinder, denn er hatte sich schon im Jahr 1582, kaum neunzehn Jahre alt, verheirathet. In den nördlichen Gegenden, wie England, eine ungewöhnlich frühe Verbindung. Ob er in Steatford schon gedichtet, ist ungewiß, daß er in London sogleich, oder bald nach seiner Ankunft für die dortigen Theater schrieb, höchst wahrscheinlich. Viele dieser Arbeiten sind bekannt, und als trefflich anerkannt, und Malone geht in einer falschen spitzfindigen Kritik nur im Kreise herum, wenn er ihm die drey Theile von Heinrich dem sechsten absprechen will, da er ihm doch den berühmten Richard den dritten zugestehen muß. Diese Werke, so wie Perikles, Titus Andronikus, Manches, was verloren gegangen, Anderes, was dem Dichter noch durch festere Kritik muß zugesprochen werden, war schon geschrieben, als der junge Wriothesleg, Graf von Southampton, nach London kam.

Dürfen wir dem Dichter nur irgend glauben, ſo war dieſer Jüngling, mehr als zehn Jahr jünger, als Shakſpear, eine wunderſame Erſcheinung von Schönheit und Liebreiz. Wie früh er mit ihm in Bekanntſchaft kam, da Southampton ſchon 1590 in London war, iſt nicht zu ſagen, der Jüngere, der das Theater und die Poeſie liebte, ſuchte vielleicht den Aelteren auf. Ich vermuthe, daß 1592 die erſten Sonette geſchrieben ſind. Die erſten ſind alle nur Verherrlichung der Schönheit, und zugleich Aufmunterung, ſich zu vermählen, und dieſe Reize für ein ſpäteres Geſchlecht fortzupflanzen. Der Dichter ermahnt alſo den verehrten Freund, ſeinem Beyſpiel zu folgen, der ſich in eben dem Alter verheirathete, auch war der Graf der einzige Sohn eines früh verſtorbenen Vaters, ſo daß wahrſcheinlich die Familie in die Wünſche des Dichters einſtimmte. Ich laſſe jetzt, von meinen Anmerkungen begleitet, einige dieſer Sonette folgen, die von einem jüngeren Freunde herrühren, der mein Vorwort gewünſcht hat, als Probe, ob man ihn aufmuntern dürfe, die mühſame und ſehr ſchwierige Arbeit zu übernehmen, alle zu übertragen.

(Das 8te der Sammlung.)

Muſik, wie hörſt du ſie mit trüben Blicken?
Kämpft Süß mit Süß? Freut ſich nicht Luſt der Luſt?
Wie liebſt du das, was doch nicht kann beglücken?
Und drückſt den Schmerz mit Freud' an deine Bruſt?

Kann wohlgestimmter Saiten Harmonie,
Vermählt im Dreiklang, nicht dein Ohr ergötzen?
Nein, denn den Einzeln stehenden schelten sie,
Der so den Ton des Ganzen darf verletzen.

Merk', wie die Saiten zart vermählet sind,
Durch Wechselwirkung in einander klingen,
Wie Vater, Mutter und das holde Kind,
Die, eins in Lieb', ein süßes Lied nur singen.

Wortloser Sang von Vielen scheint nur Einer,
Und spricht zu dir: Du Einzelner wirst Keiner.

(Das 14te.)

Die Schrift der Sterne kann ich nicht ergründen,
Und doch will ich Astronomie verstehn;
Doch nicht um Glück und Unglück zu verkünden,
Krieg, Theurung, Fruchtbarkeit voraus zu sehn.

Das Schicksal wird von mir nicht ausgelegt,
Bestimmend Sonn' und Regen jeder Stunde.
Und ob ein Fürst beglückt die Krone trägt,
Davon giebt das Gestirn mir nicht die Kunde.

Aus deinen Augen nur schöpf' ich mein Wissen,
Das strahlt aus diesen wandellosen Sternen:
Uns würde Treu' und Schönheit nie entrissen,
Wollt'st Du der Liebe sanfte Lehren lernen.

Sonst, prophezeih' ich, stirbst Du ohne Erben:
Mit Deinem Tod muß Treu' und Schönheit sterben.

(Das 17te.)

Wer wird in Zukunft meinem Verse trauen,
Wenn auch dein hoher Werth ihn ganz erfüllet?
Doch kann ich nur als Grabmal Dir ihn bauen,
Das, Leben bergend, wenig nur enthüllet.

Könnt' ich beſchreiben Deiner Augen Klarheit,
Mit zarter Feder Deine Schönheit malen!
Die Nachwelt ſpräch': Der Dichter ſagt nicht Wahrheit.
So himmliſch kann kein irdiſch Antlitz ſtrahlen.

Die Reime würden, halb in Staub zerfallen,
Verhöhnt, wie kindiſche, geſchwätz'ge Greiſe.
Dein Lob hieß' nur des Dichters trunknes Lallen,
Die Uebertreibung einer alten Weiſe.

Doch würde, wär' ein Sohn von Dir am Leben,
Dir dies und er zwiefache Jugend geben.

So begeiſtert iſt der Dichter von ſeinem Gegenſtande, ſo ſehr iſt er im Verherrlichen des Freundes ſeines eigenen Ruhmes gewiß. Eine Ueberzeugung, die er öfter und noch ſtärker ausſpricht. So jugendlich friſch alle dieſe Töne ſind, ſo kindlich, faſt unerfahren dieſe Begeiſterung klingt, ſo thut man doch Unrecht, dieſe Sonette, wie Venus und Adonis, ſo wie Lucretia, Jugendgedichte zu nennen, da ſo reife, verſtändige Werke vorangegangen waren, die ſchon die ganze Größe des Autors beurkundeten. So wenig wir aber auch von den Lebensumſtänden Shakſpears wiſſen, ſo ſehen wir doch ſoviel, daß Vieles in ihm anders, als bey den meiſten Menſchen war. Denn allerdings fand er jetzt, faſt ſchon dreyßig Jahr alt, oder ſchon ſo weit vorgerückt, eine frühe Jugend von neuem wieder, ſeine Phantaſie verjüngte ſich, das ganze Leben, ſo wie ſeine Kunſt, verwandelte ſich und trat in neue Blüthe. So entzückte ihn dieſe Freundſchaft, daß durch die meiſten ſeiner ſpäteren Schauſpiele dieſe zarten Herzenstöne klingen, oder Wehmuth, zuweilen Bitter-

keit über Untreue und Wankelmuth. An Southampton und dessen berühmteren Freund Esser wird man, wohin man sein Auge in den großen Dichtungen wendet, erinnert, und erst ganz zuletzt verklingt in andern Accorden dieser Ton.

Es scheint wohl, daß Sh. in diesen Sonetten vorzüglich seinen Zeitgenossen, den damals berühmten Daniel, nachgeahmt habe. Möglich, daß dieser, oder ein anderer ausgezeichneter Dichter sich auch in Lobeserhebungen des jungen Grafen ergoß. Folgendes Sonett (das 21ste), dem manche ähnlicher Art folgen, deutet auf solche dichterische Eifersucht.

Ich möchte nimmer jenem Dichter gleichen,
Der der geschminkten Schönheit Lob verkündet,
Denn selbst der Himmel muß die Zierden reichen,
Der jeden Reiz in ihr nur wieder findet.

Er sucht hervor die kühnsten Aehnlichkeiten,
Mit Sonn' und Mond, der Berge edlen Steinen,
Des Mayes Blüthen, allen Kostbarkeiten,
Die in des Himmels Wölbung sich vereinen.

O! laßt mich, wahr in Lieb', auch dichten Wahrheit,
Und glaubt: Kein Mann ist schöner auf der Welt,
Als der Geliebt', obwohl er weicht an Klarheit
Den goldnen Lampen an des Himmels Zelt.

So singt ihr Andern nur in süßern Weisen.
Wer nicht verkaufen will, mag auch nicht greifen.

Um dieselbe Zeit mußte es sich fügen, daß der Dichter auch, um seine ganze Jugend zu erneuen und

ſein Herz durch Leidenſchaften zu erſchüttern, eine Frau kennen lernte, die ihn faſt eben ſo, als ſein junger Freund, zum Dichten begeiſterte. Ganz thöricht iſt es, um Shakſpears Moral zu retten, die Wirklichkeit dieſes weiblichen Weſens abzuläugnen, wie Drake ſpäterhin in einer Erzählung gethan hat, in welcher der berühmte Dichter ſelber auftritt, und ſeinen Freunden ſagt, dieſe Sonette an ſeine Geliebte ſeien nichts, als Spiele einer müßigen Phantaſie, und ohne allen Gegenſtand geweſen. Wie dieſe Novelle ganz ſchwach und unpoetiſch iſt, ſo iſt die Behauptung auch ganz unhaltbar. Mit denſelben Gründen könnte man den Freund aus der Reihe der wirklichen Weſen ausſtreichen. Wie ſehr dieſe Leidenſchaft eine wirkliche war, wie zerſtörend ſie auf den Dichter wirkte, ſehn wir aus den Sonetten ſelbſt, wenn wir ſie mit Aufmerkſamkeit leſen. Daß ſie ebenfalls verheirathet war, erfahren wir in den Gedichten, und daß ſie nicht Witwe war, iſt zu vermuthen. Sie war ſtark brünett, heiter, witzig, wußte ſich in jede Laune zu kleiden, und ſcheint ebenfalls noch deutlicher aus allen Werken des Dichters hervorzuleuchten, als jene oben genannten Freunde, denn Roſalinde, Roſaline, Beatrica, ſelbſt Julie, mögen wohl der verſchönerte Abglanz dieſes originalen, verführeriſchen Bildes geweſen ſeyn. Die lobenden Sonette an ſie ſind aber bei weitem nicht ſo enthuſiaſtiſch, als die an den Freund.

An Sie. Das 127ste.

Vor alter Zeit ward nicht das Schwarz gepriesen,
Und, wenn's geschah', doch nimmer schön genannt;
Doch jetzt ist Schwarz als ächtes Schön erwiesen,
Und Schönheit wird als Bastard nun erkannt.

Seitdem Naturkraft jeder an sich reißt,
Und häßlich macht zu schön, mit falschem Schimmer,
Hat Schönheit Namen nicht, noch innern Geist,
Sie wird entweiht, verschmäht, verachtet immer.

Deshalb sind schwarz der Liebsten Augenstrahlen,
Ihr Auge, scheint's, hüllt sich in Trauer ein,
Um jene, die mit falscher Schönheit prahlen,
Natur verhöhnen durch erborgten Schein.

Doch so erhebt das Schwarz der Augen Pracht,
Daß jeder spricht: Dies ist der Schönheit Tracht.

Das 130ste. Fortsetzung.

Der Liebsten Blick ist nicht wie Lichtgefunkel,
Nicht sind die Lippen wie Korallen klar.
Ist weiß der Schnee, so ist ihr Busen dunkel.
Sind Haare Gold, ist schwarzes Gold ihr Haar.

Ich sah der Rosen weiß und rothen Schein,
Nicht solch ein Rosenglanz die Wang' ihr füllet;
Auch ist ein süßrer Duft in Specerei'n,
Als in dem Hauch, der ihrem Mund' entquillet.

Hold tönt ihr Wort; und doch muß ich gestehn:
Musik hat noch weit angenehmern Klang.
Fürwahr, nie sah' ich eine Göttin gehn.
Die Liebste tritt die Erd' in ihrem Gang.

Doch wird der Liebsten kein Weib vorgezogen,
Sey sie durch Gleichniß noch so sehr belogen.

Daß sie musikalisch war, sehen wir aus dem 128sten. Shakspear spielte selbst auch, und sang zur Laute.

Oft, wenn du ſelbſt Muſik, Muſik mir ſpielſt,
Auf dem beglückten Holz, das tanzend klingt,
Wenn Du mit zartem Finger lieblich wühlſt,
Daß in der Saiten Ton mein Ohr verſinkt.

Neid' ich die Klötzchen, die leicht hüpfend ſpielen,
Das zarte Inn're deiner Hand zu küſſen,
Da meine Lippen, ſtatt dies Glück zu fühlen,
Erröthend ihre Kühnheit ſehen müſſen.

Sie tauſchten gern und willig Stand und Rang
Mit dieſen Klötzchen, für ſo ſanftes Drücken,
Auf die Dein Finger tritt, im leichten Gang,
Das Holz, ſtatt meiner Lippen zu beglücken.

Doch da ſo glücklich ſind die kecken Dinger,
Laß mich die Lippen küſſen, ſie die Finger.

Lob ihrer ſchwarzen Augen. Das 132ſte.

Ja, deine Augen lieb' ich, welche klagen,
Wohl wiſſend, wie mit Hohn mich quält Dein Herz,
Sich ſchwarz gekleidet, Trauerflöre tragen,
Und ſehn mit zartem Mitleid meinen Schmerz.

Doch wahrlich! nicht die Sonne, früh erwacht,
Strahlt je ſo lieblich von des Oſtes Wangen;
Noch jenen Stern, den Herold ſtiller Nacht,
Sah ich ſo glorreich je im Weſten prangen,

Wie Dich verſchönt der Augen ſchwarze Pracht.
O! laß deshalb dein Herz nicht länger weilen,
Um mich zu trauern, ſteht Dir doch die Tracht.
Dein Mitleid kleide gleich in allen Theilen.

Dann ſchwör' ich froh: Schwarz iſt der Schönheit Licht,
Und häßlich jede, der das Schwarz gebricht.

Um dieſe Zeit fing Shakſpear auch an, ſeinen Adonis zu dichten. Ein Blumenteppich, aus Lieblichkeit,

Reiz und Wolluſt gewoben. Keine Sprache kann ſüßer, als hier das Engliſch tönen, keine Schilderung kann wahrer und hinreißender ſeyn. Manche Stellen darf man den gelungenſten des ſpätern Marino an die Seite ſtellen, ohne daß der Engländer je in deſſen weichliche Unbeſtimmtheit und ermüdende Allegorie verfiele. Das Wollüſtige iſt hier edler Natur, und alle reizenden Schilderungen ſind mehr kühn und frei, als des lockenden Colorits wegen gedichtet. Dieſe Erzählung, welche ſchon 1594. erſchien, machte damals das größte Aufſehen, ja ſie gründete den Ruhm ihres Verfaſſers. Wenn der Gedanke, den Adonis knabenhaft ſpröde zu ſchildern, auch nicht zuerſt von Shakſpear war: ſo iſt dieſe Darſtellung doch ſo lebendig und wahr, daß man in allem Liebreiz, in den Launen des Jünglings immerdar das Jugendbild des verehrten Freundes durchſchimmern ſieht; in der Venus hat er wohl eben ſo oft die Geliebte malen wollen, die ihm ſtets mehr lockend, als würdig erſchienen iſt, auf die er zürnte und um ſie klagte, die er aber wohl nicht auf lange achten konnte. —

Er wendet ſich wieder zum Lobe des Freundes:

Das 60ſte Sonett.

Wie an des Ufers Kies die Welle zieht,
So eilt auch unſre Zeit dem Ende zu.
Ein Augenblick dem andern raſch entflieht,
So vorwärts ſtrebend ohne Raſt und Ruh'.

Iſt die Geburt an's Licht der Welt getreten,
Kriecht ſie zur Reif', und kaum ward ihr dies Glück,
So kämpft die Finſterniß, den Glanz zu tödten,
Und Zeit, die gab, nimmt ihr Geſchenk zurück.

Die Zeit zerreißt den Kranz der Jugendblüthe,
Zieht ſtrenge Furchen in der Schönheit Wangen,
Verſchlingt, was die Natur erzog mit Güte;
Der Senſe Schwung kann jede Blum' erlangen.

Doch wird mein Vers ſich künft'ger Zeiten freuen,
Zu Deinem Preis, trotz ihrem zorn'gen Dräuen.

Das 18te.

Vergleich' ich Dich dem Tag im holden Lenze?
Du biſt weit ſüßer, biſt Dir immer gleich:
Der Sturm zerreißt des Mayen Blüthen-Kränze,
Und kurze Zeit nur ſteht des Frühlings Reich.

Bald ſcheint zu heiß herab des Himmels Licht,
Bald hüllt in Wolken ſich die goldne Spur.
Kein Schönes, dem nicht Schönheit oft gebricht,
Des Schmuck's beraubt durch Zufall und Natur.

Jedoch Dein ew'ger Lenz ſoll nie verblühn;
Nichts dieſe Zierde, die Dir eigen, kränken;
Der Tod nie prahlend in ſein Reich dich ziehn,
Da ew'ge Zeilen ew'ge Dauer ſchenken.

So lang', als Augen ſehn und Menſchen leben,
Lebt dies, um ew'ge Jugend Dir zu geben.

Das 19te. Fortſetzung.

Zeit, Würgerinn, bezwing' des Löwen Muth,
Die eignen Kinder ſchling' die Erd' hinab,
Brich Du des nie gezähmten Tigers Wuth,
Und ſtürz' den Phönix in das Flammengrab.

Bring' wechselnd trüb' und heitre Jahreszeiten,
Mach, Flüchtige, daß Deinen Zorn empfinde
Die Welt, mit ihren eitein Lieblichkeiten;
Nur hüte Dich vor einer schweren Sünde:

O! rühr' nicht an des Freundes zarte Wangen,
Drück' auf die schöne Stirne nie dein Siegel.
Laß ungekränkt im Jugendreiz ihn prangen,
Dem künftigen Geschlecht ein Schönheitsspiegel.

Doch thu' Dein Aergstes, Zeit. Trotz deinen Mühen
Soll des Geliebten Lenz im Verse blühen.

Das 81ste.

Vielleicht leb' ich, Dein Epitaph zu schreiben,
Kann seyn, Du lebst, wenn modert mein Gebein.
Dein Angedenken wird auf Erden bleiben,
Ich Armer werde bald vergessen seyn.

Dein Name wird in ew'ger Jugend blühn;
Da nach dem Tode niemand mein gedenkt.
Nur ein gemeines Grab ist mir verliehn;
In Menschenaugen wirst Du eingesenkt.

Mein zarter Reim wird Deines Grabmals Zier,
Den Augen, die noch nicht erschaffen, lesen,
Und künft'ge Zungen reden einst von Dir,
Wenn Alle, die jetzt athmen, längst verwesen.

Du lebst, kraft meines Liedes alle Stund.
Wo Athem athmet, in der Menschen Mund.

Im Jahre 1593 brach wieder eine Pest, oder wenigstens ansteckende Krankheit in London aus, welche damals diese Stadt oft heimsuchte, und viele Einwohner tödtete. Die Theater wurden auf eine Zeitlang geschlossen, und es war natürlich, daß Shakspear sich

mit manchen andern von London entfernte. Shakſpear, der in allen körperlichen Uebungen ſcheint ausgezeichnet geweſen zu ſeyn, reiſte, wie wir aus dieſen Gedichten ſehn, zu Pferde, um wahrſcheinlich Stratford, ſeinen Vater und ſeine Familie zu beſuchen. Aus den beiden letzten Sonetten möchte man ſchließen, daß er damals auch nach Bath, ſeiner Geſundheit wegen, gegangen ſey. Folgendes Sonett, das 98ſte, bezieht ſich auf dieſe Reiſe.

Von Dir bin ich im Lenz entfernt geweſen,
Als froh der May ſein buntes Kleid erneute,
Und Luſt der Jugend goß in jedes Weſen,
Daß ſelbſt Saturn ſich tanzend mit ihm freute.

Doch nicht der Vöglein Sang, der Blumen Blühen,
Die mannichfaltig Feld und Wieſe ſchmücken,
Erweckten mich zu Frühlingsmelodieen,
Und von dem grünen Schooß ſie abzupflücken.

Nicht ſtaunt' ich ob der Lilie weißem Licht,
Und lobte nicht der Roſe Purpurſchein:
Sie waren ſchön; doch von ſich ſelber nicht,
Gezeichnet und geformt nach Dir allein.

Von Dir getrennt, deckt' Winter die Gefilde:
Mit jenen ſpielt' ich, als mit Deinem Bilde.

Das 99ſte. Fortſetzung.

So ſchalt ich oft des Veilchens Uebermuth:
Du kleiner Dieb! vom Hauch des Freundes ſtahl'ſt
Du Deinen ſüßen Duft. Die Purpurgluth,
Womit Du Deine zarten Wangen malſt.
Nahm'ſt Du zu merklich aus des Freundes Blut.

Im Weiß der Lilie ſah ich Deine Hand,
Im Majoran der Locken Herrlichkeit.
Auf Dornen furchtſam jede Roſe ſtand,
Wie rothe Schaam und bleiches Herzeleid.

Die Dritte nahm von beiden Weiß und Roth,
Und fügte Deinen Athem zu dem Raub;
Doch nagte rächend ſie ein Wurm zu todt,
Im Stolz der Jugend ſank ſie in den Staub.

Noch mehr der Blumen ſah ich; aber keine,
Die Farb' und Duft nicht nahm von Dir alleine.

Wie in allen menſchlichen Verhältniſſen, traten auch in dieſe Liebe und Freundſchaft Störungen, Verſtimmungen ein, und des Dichters Geſang ruhte. So entſchuldigt das 102te Gedicht.

Zum Schein geſchwächt wächſt meiner Liebe Macht,
Nicht lieb' ich wen'ger, weil der Schimmer ſchwindet.
Die Lieb' iſt käuflich, deren reiche Pracht
Des Eigners Zunge überall verkündet.

Neu war die Lieb' uns, wie in Frühlingstagen,
Als ich ſie grüßte mit des Liedes Ton.
Im Lenz nur pflegt die Nachtigall zu ſchlagen:
Heiß glüht die Luft, drum ſchweigt ihr Singen ſchon.

Nicht minder lieblich weht des Himmels Hauch,
Als da ihr Lied die Nacht in Schlummer ſang;
Doch wilder Schrei tönt jetzt von jedem Strauch,
Und was gemein, iſt widerwärt'ger Klang.

Gleich ihr laß ich mein Lied nicht immer klingen:
Erneuter Sang ſoll neue Luſt Dir bringen.

Eine ſo leidenſchaftliche Freundſchaft muß ein Kampf ſeyn, ein Entfernen und Wieder-Nähern, ein

Erkalten und Verſöhnen, beſonders, als der junge Graf ſeine Studien beſchloſſen hatte, und in die Welt trat. Es mußte ſich oft fügen, daß der Dichter ſeine abhängige Lage ſchmerzlich empfand, und den vornehmen Freund ſich gar zu weit entrückt fühlte. In dieſem Sonett, dem 25ſten, tröſtet er ſich, und iſt der Treue des Freundes gewiß.

Mag jener, den der Sterne Gunſt beglückte,
In öffentlichen Würden ſtolz ſich blähn,
Ich, den Fortuna nicht ſo glänzend ſchmückte,
Genieße meiner Ehren ungeſehn.

Ein Fürſtengünſtling ſpreizt der Blätter Kranz,
So wie die Primel in dem Licht der Sonne;
Doch nur in ihm begraben liegt ſein Glanz:
Ein Zürnen, und er ſtirbt in ſeiner Wonne.

Der Thatendurſt'ge Held, an Ehre reich,
Nach tauſend Siegen, einmal überwunden,
Wird aus dem Buch des Ruhm's verlöſchet gleich,
Vergeſſen ſind die Müh'n, die Todeswunden.

Wohl mir! ich gab und fand der Liebe Freuden.
Wo ich nie ſcheide, nichts mich zwingt zu ſcheiden.

Aber die Schmerzen, Mißtrauen und Erkältung kehren wieder. Der Graf war heftigen Charakters und noch im Alter leichtſinnig. Es iſt begreiflich, daß er den armen, bürgerlichen Freund zu Zeiten ganz fallen ließ. Der junge ſchöne Mann, dem die ganze Welt, Vornehme und Geringe, entgegenkam, hatte nun auch wohl längſt ſeinen Widerwillen und die Gleichgültigkeit gegen die Weiber fahren laſſen. Es ſcheint,

der Dichter hat den Grafen bey seiner Geliebten selbst eingeführt, seiner Liebe und ihrer Treue gewiß, und muß schwer dieses Vertrauen, in das sich vielleicht eine menschliche, sehr natürliche Eitelkeit mischte, büßen. Es giebt eine herzzerreißende Eifersucht, die vielleicht um so vernichtender ist, wenn der Gequälte den Gegenstand seiner Pein nicht verehrt, oder ihm nicht mit wahrer, geläuterter Liebe gehuldigt hat. Das Verachten und Lieben, Hassen und doch nicht loslassen können, — welche Schilderungen dieser Marter treten uns späterhin im Posthumus und Othello entgegen. Daß der geliebteste Freund ihm diese Schmerzen erregte, war gewiß das Peinlichste in diesem Verhältniß. Unter vielen Sonetten, die die Zerstörung der Seele schildern, sind folgende die mildesten und gehören zu den schönsten.

33.

Gar manchen Morgen sah ich hell erglühn,
Mit Herrscherblick die Bergesgipfel grüßen,
Nähren mit goldnem Mund der Wiese Grün,
Den bleichen Strom mit klarem Gold umgießen;

Und doch gestatten, daß sein himmlisch Bild
Der grauen Wolken schnöde Dünst' erreichen,
So vor der armen Welt den Blick verhüllt,
Schmucklos und ungesehn zum Westen schleichen.

So traf auch meiner Sonne Strahlenschein
An einem Morgen hell mein Angesicht.
Doch weh! er war nur eine Stunde mein,
Der Wolkenschleier birgt mir jetzt sein Licht.

Doch kann mein Herz nicht minder ihn drum achten,
Wie himmlisch Licht kann ird'sches sich umnachten.

34. Fortsetzung.

Wie konntest du so schönen Tag verkünden,
Daß ich den Mantel achtlos ließ zurück?
Da auf dem Weg nun Wolken mich umwinden,
Und schwarzer Dunst Dein Licht raubt meinem Blick.

Was hilft's, wenn warm Dein Strahl durch Wolken bricht,
Dem Antlitz, naß von Thränen, Sturmeswehen,
Weil niemand gut von einem Balsam spricht,
Der Wunden heilt und Unheil läßt bestehen.

Auch dein Erröthen kann den Gram nicht heilen,
Bereust du gleich, muß ich mein Leid doch klagen.
Des Sünders Schmerz kann wenig Trost ertheilen
Dem, der der Kränkung schweres Kreuz muß tragen.

Doch reiche Perlen sind der Liebe Thränen,
Die jede Sünde, noch so schwer, versöhnen.

Um diese Zeit wurde auch wohl der schöne Waldgesang gedichtet, welcher späterhin in „Wie es Euch gefällt" aufgenommen wurde, in welchem das Lied so wehmüthig klagt, daß alle Freundschaft falsch und die Liebe nur Träumen sey. — Im 35sten tröstet der Dichter den Freund:

Was Du begangen, das beklage nicht.
Schlamm trübt den Quell, die Ros' auf Dornen thront.
Verfinstert wird des Mond's, der Sonne Licht,
Und ekler Wurm in schönster Blüthe wohnt.

Wer Mensch ist, fehlt, und darin fehl' auch ich,
Daß ich Vergleiche Deiner Schuld erfinde,
Bestechend, um Dich frei zu sprechen, mich,
Wird Deiner Sünd' Entschuld'gung größre Sünde.

Mein Sinn beſchönt den Fall von Deinen Sinnen,
Vertheid'ger iſt Dein Gegner Dir geblieben,
So muß ich nun mit mir den Kampf beginnen.
Ein Krieg erhebt ſich zwiſchen Haß und Lieben,
Daß ich als Schutz des ſüßen Dieb's erſcheine,
Und doch den Diebſtahl bitterlich beweine.

Preiſende Gedichte, die man auch vielleicht früher ſtellen kann:

26.

Herr meiner Liebe, deſſen heil'ge Banden
Mit königlicher Macht mein Herz umſchlingen,
Dir ſend' ich dieſen ſchriftlichen Geſandten,
Um treue Huldigung dir darzubringen.

So große Pflicht kann zwar mein armer Geiſt
Nicht, wie ſich's ziemt, geſchmückt dir überſenden:
Doch deiner Seele Reichthum macht mich dreiſt.
Du ſelbſt wirſt huldreich edlen Schmuck ihr ſpenden.

Vielleicht ſtrahlt bald herab mit holder Gunſt
Ein freundliches Geſtirn auf meine Bahn,
Das meine Liebe ſchmückt mit reicher Kunſt,
Daß ich kann würdig deinem Blicke nah'n.

Dann darf ich kühn, wie ich dich liebe, ſagen;
Jetzt, wo du biſt, nicht mich zu zeigen wagen.

54.

O wie viel ſchöner ſtrahlt die Schönheit doch
Im edlen Schmuck, den ihr die Treue leiht.
Die Roſ' iſt ſüß, und dünkt uns ſüßer noch,
Um ihres Duftes reiner Lieblichkeit.

Wohl iſt auch tief gefärbt die wilde Roſe,
Und gleicht der ächten Blume duft'gem Glanz,
Sie ſpielt auf zartem Strauch im Windgekoſe,
Erſchließt ein Frühlingshauch der Blätter Kranz;
Doch weil ihr Werth nur hängt am äußern Schimmer,
So blüht ſie ungeſehn, welkt und vergeht;
Sie ſtirbt ſich ſelbſt; die ſüße Roſe nimmer,
Weil ſüßer Duft aus ihrem Tod' entſteht.
So iſt es, Freund, mit Deiner Schönheit Blüthe:
Stirbt ſie, bewahrt mein Vers Dein treu Gemüthe.

55.

Nicht Marmor, noch der Kön'ge Ehrenſäule,
Wird dieſe mächt'ge Dichtung überdauern;
Denn heller ſtrahleſt Du in jeder Zeile,
Als die, vom Wuſt der Zeit beſchmutzten Mauern.
Wenn Statuen ſtürzen durch des Krieges Wuth,
Empörungen Palläſt' in Staub verſenken,
Zerſtört nicht Mars, noch wilden Feuers Gluth,
Den ew'gen Glanz von Deinem Angedenken.
Dem Tod zum Trotz, dem feindlichen Vergehn,
Schreit'ſt Du voran, Dein Ruhm die Zeit durchdringt.
Der Nachwelt Augen werden ſtets Dich ſehn,
Selbſt bis des letzten Tag's Poſaun' erklingt.
Bis Du Dich ſelbſt wirſt aus dem Grab' erheben,
Sollſt Du im Reim, im Blick der Liebe, leben.

Schmerzen, Kränkungen vielfacher Art haben endlich den Dichter niedergeworfen, und ſeinen Muth auf Stunden und Tage gänzlich gebrochen. Er fühlt ſich ſchwach, krank und erſchöpft. Eine Melancholie, die

oft große Seelen besucht, und ihr Wesen wie in Ohnmacht auflöst nimmt ihm die Lust an Leben und Welt, läßt ihm sein Talent und die Dichtkunst gering erscheinen. In diese Reihe gehören folgende schwermüthige Gedichte:

73.

In jener Jahreszeit steht jetzt mein Leben,
Wo gelbe Blätter, einzeln, wen'ge hangen,
An dürren Aesten, die im Froste beben,
Entschmücktes Chor, wo jüngst süß Vöglein sangen.

Du siehst in mir der Abenddämmrung Bild,
Wie's glimmt im Westen, wenn das Licht geschieden,
Das plötzlich dann die schwarze Nacht umhüllt,
Die, gleich dem Tod', herabsenkt stillen Frieden.

Du siehst in mir ein sterbend Feuer glühen,
Das noch die Asche seiner Jugend röthet,
Das Sterbebett, worauf es muß verblühen,
Durch das, was es ernährt, nun bald getödtet.

Es stärkt dein Lieben, was dein Auge sieht,
Den mehr zu lieben, der dir bald entflieht.

74. Fortsetzung.

Doch sei getrost. Wenn jenes Klägers Eile,
Der keine Bürgschaft nimmt, zur Haft mich treibt,
Ist noch ein Lebenshauch in dieser Zeile,
Der als Erinn'rung ewig dir verbleibt.

Erblickst du dies, so siehst du auch, o glaube!
Das, was geheiligt war nur einzig dir.
Der Staub nur iß's, der sich vereint dem Staube,
Mein Geist ist dein, der beß're Theil von mir.

Die Spreu des Lebens nur iſt Dir entflohn,
Der Würmer Speiſe, in des Todes Schlummer.
Oft des gedungnen Mörders ſchnöder Lohn,
Zu ſchlecht und zu gering für deinen Kummer.
Nur was der Leib umſchließt, kann edel ſeyn,
Und das iſt dies, und dies bleibt ewig dein.

71.

Nicht länger, wenn ich ſtarb, beweine mich,
Als Du die Glocke hörſt, mit dumpfem Tone,
Die es der Welt anſagt, daß ich entwich
Aus arger Welt, und bey den Würmern wohne.
Gedenke nie, erblickſt du dieſe Zeilen,
Der Hand, die ſie einſt ſchrieb; denn meine Liebe
Will nicht in deinem edeln Herzen weilen,
Auf daß dich die Erinnrung nicht betrübe.
O! wird Dich einſt noch dieſer Vers erfreuen
Wenn ich vielleicht bin mit dem Staub verbunden:
So nenn' ihn nicht, den Namen Deines Treuen,
Dein Lieben ſey mit meinem Hauch entſchwunden.
Damit die kluge Welt nicht ſieht dein Leiden,
Und meinethalb Dich höhnt, nach meinem Scheiden.

Ganz in eine Empfindung, die beſtimmt an Hamlets Lebens-Ueberdruß erinnert, ſpricht ſich endlich folgendes Sonett aus (66):

Satt alles dies, ruf' ich des Todes Nacht —
Als: das Verdienſt als Bettler ſehn geboren.
Und ärmſtes Nichts geſchmückt in Glanz und Pracht.
Und reinſte Treue unglücklich verſchworen.

Vergöttre Ehre (Lucrece) mißgestellt,
Und jungfräuliche Tugend raub geschändet,
Und das Verbrechen gelästert, enthüllt,
Und Kunst durch blutenden Verlust entwendet.

Und Kunst verschwemmt vor Eitelkeit und Koth,
Thorheit, die nichts weiß von Witz gerecht,
Einfältige Treu, gebändigt Einfältigkeit,
Gut, kriegsgesungen, hinter Kriegsherr's Schlecht.

Statt alles dies, möcht ich von hinnen scheiden,
Hier laß ich, seufzend, mich den Leichen meiden.

Der Leser sieht, daß ich der hergebrachten Ordnung nicht habe folgen wollen, aber vielmehr nicht können, denn sie ist in der That nichts Anderes, als eine chaotische Verwirrung. Hätten die Herausgeber dieser großartigen Gedichte einer näheren Aufmerksamkeit gewürdiget, so hätten sie bald entdecken müssen, daß diese Sonette aus zweien, von einander ganz unabhängigen Reihen bestehen. Die Zahl ähnlich ist mit Absicht und Liebe gedichtet, um den Gegenstand der Neigung mittheilbar zu machen. Auch andere Freunde lernten diese Verse kennen, und Shakspeare konnte nichts dagegen haben, sie früher oder später drucken zu lassen. Als aber die Mittheilsamkeit mit seinem Freunde bis zur Verzweiflung gestiegen war, als er mit zerrissenem Herzen so manches Blatt der bittersten Anklage niederschrieb, so manchen Vers, in dem er sich selbst nicht verschonte, und seine Geliebte schalt, um den Freund nicht nur Lügen, sondern ihm in Einem Augenblick alle Liebenswürdigkeit und Treulosen

mußte, da konnte er wohl nicht mehr daran denken, dieſe Seelenſtändniſſe, wie ich ſie eben nannte, Fremden oder Unbekannten mitzutheilen.

Im Jahre 1609, alſo nur ſieben Jahre vor des Dichters Tode, gab ſie ein Buchhändler, Thom. Thorpe, heraus, indem er ſich in der kurzen, räthſelhaften Zuſchrift Adventurer nennt:

To the only begetter
Of these ensuing Sonnets,
Mr. W. H.
All Happiness
And that eternity Promised
By our ever-living Poet
Wisheth the
Well-wishing Adventurer
In setting forth.
T. T.

Ich vermuthe, daß Th. in einem Hefte oder Gedenkbuche die Sonette einſchrieb, die er dann für den Freund oder die Geliebte copirte. Späterhin auf Reiſen und während der Trennung, in der Verſtimmung und dem Schmerz, ſchrieb er bald hier, bald dort ein Gedicht, ohne auf die Ordnung der Blätter zu achten, und dieſes Buch wußte ſich der Drucker zu verſchaffen, und es ohne Wiſſen und Willen des Dichters herauszugeben, dem dieſe Bekanntmachung auch damals noch, nach ſo manchem Jahre, ſehr empfindlich fallen mußte. Nur ſo läßt ſich der Schluß

der Dedication, wie das sonderbare Durcheinander der Gedichte, erklären. Schon seit lange glaube ich den Faden entdeckt zu haben, und schon im Jahre 1813 war ich gesonnen, diese Sonette nach meiner Anordnung und mit einem erklärenden Commentar abdrucken zu lassen. Im Jahr 1819 bezweckte ich, mit meinem Freunde Ernst v. Malsburg, mit dem ich sie wieder las und studirte, sie nach einer andern Ordnung mit ihm gemeinsam zu übersetzen. Doch der frühzeitige Tod dieses edlen und liebenswürdigen Mannes hat das Project, wie so manches literarische, das er mit Enthusiasmus ergriffen hatte, vereitelt. Ich wünsche, daß mein junger Freund, von dem ich hier die Proben mitgetheilt habe, Muße und Muth finden möge, seine Arbeit bald zu vollenden, die gewiß zu den schwierigsten gehört.

Ich glaube, diese Sonette beginnen von 1592, und gehen bis 1601. In der Lucretia wollte Shakspear einen ernstern Gegenstand, als den Adonis behandeln, und auch in diesem moralischen Gedichte finden wir wohl Anspielungen auf den Freund. Rührend und romantisch ist das Verhältniß des Antonio und Sebastian in „Was Ihr wollt", sowie des Antonio und Bassanio im Kaufmann, im Hamlet erinnert Horatio an den Dichter, und in Heinrich V., wie in so manchen spätern Gedichten, leuchtet Essex durch.

Man hat mich oft aufgefordert, ein Leben Shakspears zu schreiben. Das Meiste, was ich von ihm

weiß, habe ich in diesen Sonetten erfahren. Nur muß man freilich die Zeitgeschichte genau ins Auge fassen, und die übrigen Schriftsteller kennen, die damals lebten. Möge diese eilige Skizze die Bewunderer aufregen, diesen wenig gelesenen Gedichten mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Was ich hier gegeben, sind nur Fragmente einer größern Arbeit, die im Zusammenhange diese Andeutungen und Winke begründen und deutlich ausführen wird.

L. Tieck.

Der Gattin Lebensglück. An Lina.

Ein ernstes Kapitel aus dem Ehestandskatechismus.

Dir floß, dem Wiesenbach im Thale gleich,
Das Kindheitsleben sanft und heiter hin.
An Freud' und Hoffnung, wie an Unschuld, reich,
Verschönte jeden Tag Dein Biedersinn.
Die sorglichtreuen Schirmer Deiner Jugend
Verhießen Dir die Seeligkeit der Tugend;
Und Du, mit arglos offenem Vertrauen,
Begannst sie schon zu ahnen und zu schauen.

Im Garten Gottes blühtest Du empor,
Von rauhen Stürmen des Geschickes fern;
Des Lasters Gifthauch traf nicht Herz, noch Ohr,
Dir strahlte früh und spät des Himmels Stern.
Und wenn die Kunde kam von herben Plagen,
Wo Arge leicht an Gott und sich verzagen:
So gab die Frömmigkeit den Trost zu hören:
Des Edlen Ruh kann äuß're Noth nicht stören.

Die reine Liebe war der Lebensquell,
Woraus sich Blick und Wort und That ergoß;
Das Herz blieb warm, die Seele sanft und hell,
Auch wenn Bedenklichkeit die Lippen schloß.
Sich selbst nur strafte da des Tadels Strenge:
Denn Nachsicht deckte mild der Fehler Menge,
Wenn sich des Gatten Demuth hart verklagte,
Und nicht nach Lob, nur nach Verzeihung fragte.

Der Freude Wohnsitz war für uns das Haus.
Befremdend sah'n wir fremden Ehezwist
An vielen, deren Heil durch Glanz und Schmaus
Bei herbem Unmuth nicht zu sichern ist.
Wir blieben, was auch um uns her geschahe,
Theilnehmend zart einander lieb und nahe;
Und schlossen aus der Zukunft Blüthenzweigen,
Des Bundes Segen werde stets noch steigen.

Was sagt nun Dir und mir die Gegenwart
In vielfach eigenthümlicher Gestalt?
Beschämt sie den, der still bescheiden harrt,
Und quält mit unbezwinglicher Gewalt?
Ist jene Blumenzeit nun ganz verronnen,
Und nichts als Rückerinnerung gewonnen?
Du Theure, sprich: ach, hofftest Du vergebens
Im Ehestand auf Ruh' und Glück des Lebens?

Die Antwort zögert, schneller schlägt das Herz;
Der Blick wird feucht, und senkt sich zweifelhaft.
Und leise tönt's: „verstummt ist unser Scherz,
Und mit ihm schwindet bald auch Muth und Kraft.
Verdruß, von jähem Mißverstand geboren,
Erstickt den Eifer, den wir uns geschworen.
Welch Unheil wird aus tausend Launigkeiten
Sich über unsre Laufbahn noch verbreiten?" —

Nein, nein, geliebtes Weib! Das fürchte nicht!
Verwandelt ward uns nur der äußre Stand.
Noch sind wir treu uns selbst und unsrer Pflicht;
Noch sind die Seelen innig sich verwandt.
Nur kommen auf verschlungnern, rauhern Wegen
Uns Anfechtungen mehr, als sonst entgegen.
Die Unbefangenheit der raschen Jugend
Entweicht trotz aller Weisheit, Kunst und Tugend.

Erweitert siehst Du vielfach den Beruf,
Zerstückt und oft gehemmt die Thätigkeit;
Die Sorg' und Müh, die uns das Schicksal schuf,
Erweckt, mißlingend, Unzufriedenheit.
Wenn Menschen schmerzlich das Gefühl verwunden,
So mindern sich des Hochgenusses Stunden.
Drum sagten wir's uns schon zur Zeit der Wonne:
Nicht immer strahlen wird die Freudensonne!

Wenn sie, die Himmlische, nicht freundlich strahlt,
Wenn düstre Nebel sie dem Blick entziehn,
Und auf den Wolken sich kein Purpur malt:
Hat sie nicht dennoch uns den Tag verliehn?
Daß sie verloschen sey: das fürchte Keiner!
Sie bleibt sich gleich; und wird dann desto reiner,
Wenn Sturm und Regen jäh vorübergehen,
Erheiternd über unsern Häuptern stehen.

Ein schwüler Sommer folgt der Blumenzeit,
Und minder reizend sind die Tage nun:
Doch grünen dem, der sich der Arbeit weiht,
Auch dicht're Schatten schon, um auszuruhn.
Und ist die Schöpfung rückwärts da gegangen,
Wo statt der Blüthen edle Früchte hangen?
Man mag sie, eh' sie reifen, herbe schelten:
Uns sollen sie für Hoffnungspfänder gelten.

Wer nennt den ſchönſten Sommer, wo der Au
Nicht oft ein Ungewitter toſend naht?
Ja, ſey die Luft zuweilen trüb' und rauh:
Das ſcheucht die Wandrer nicht vom ſichern Pfad.
Gefährten, die demſelben Ziel ſich weihen,
Beginnt wohl mancher Anſtoß zu entzweien.
Doch bleibt ihr Sinn; die Meinung ſey verſchieden;
Sie wandeln fort in ſtets erneutem Frieden.

Sie ſchreiten nicht durchaus in gleichem Schritt,
Denn jedem fehlt bald Kraft, bald Muth und Scherz;
Doch einer nimmt den andern treulich mit,
Denn beide ſtreben eifrig heimathwärts.
Der Weg ermüdet ſie, ſie ſeufzen, ſchweigen;
Die Freundlichkeit entflieht im ſteilen Steigen.
Ihr wähnt, daß ſie einander nicht mehr lieben?
Im Innern ſteht das Gegentheil geſchrieben.

Dort nahen ſie dem wellenreichen Fluß,
Der rauſchend Mühlen treibt und Schiffe trägt.
„Ha, welch ein grauer wolkichter Erguß!
So ruft der Eine, widerlich bewegt.
Gewiß aus Sümpfen fließen dieſe Wogen"? —
Der ſchnelle Schluß hat Viele ſchon betrogen!
Erwiedert der Gefährte; laß uns eilen,
Uns an den Quellen von dem Wahn zu heilen.

Und aufwärts gingen ſie den Fluß entlang;
Das mindre Waſſer ſtrömte minder ſchnell;
Und da, wo aus dem Fels der Quell entſprang,
Da rollten Perlentropfen ſilberhell.
„So iſt's die Strömung nur, die auch das Reine
Wild aufregt, trübt, entſtellt mit falſchem Scheine?
Drum wollen wir der Quellen froh gedenken,
Wenn ſich die Waſſer widerwärtig lenken."

So ſprach das Pilgerpaar. O, ſprich auch Du,
Gefährtin, ſinnigfroh mit mir dieß Wort!
Und nimmt der Wellenſchlag bedenklich zu,
So ſchreib' es huldſam mehr auf Zeit und Ort.
Uns beide ſoll, wenn wir erſchüttert beben,
Der klaren Quellen Anſchau'n neu beleben.
So rein, als unverſiegbar bleibt im Herzen
Die treue Liebe ſtets für Freud' und Schmerzen.

Wohl haben wir weit öfter ſonſt gelacht;
Doch iſt der Ernſt, der jetzt ſein Scepter ſchwingt,
Nicht Bitterkeit, von Kränkung angefacht,
Nicht Kaltſinn, noch Verdruß, den Selbſtſucht bringt.
Die Luſtigkeit vergeh': der Frohſinn walte!
Und ob zuweilen auch die Stirn ſich falte:
Das Herz iſt frei davon und unverdächtig,
Doch ach, des Worts und Blicks nicht immer mächtig.

Darum bewahre Dir den hohen Muth,
Der uns durchdringt, wenn Aug' in Auge ſchaut!
Die Strenge, wie die Milde meint es gut:
Auf dieſen Grund ſey unſre Ruh erbaut.
Der Muth verleiht, erhöht und ſtählt die Kräfte:
Von Statten gehn die mancherlei Geſchäfte.
Der Mißverſtand wird leicht und ſchnell gehoben;
Die Freude kommt von innen und von oben.

Von außen freilich unausweichlich naht
Verſuchung ferner zur Empfindlichkeit;
Doch nicht vom Wortklang, nicht vom Schein der That
Sey trüglich deutend Schluß an Schluß gereiht.
Auch Härteres zum Beſten liebreich wenden,
Der Köpfe Streit durch Herzenseinung enden.
Die Reden meiden, die verwundet hatten:
Daran erkennt man treugeſinnte Gatten.

Daran erkannten wir uns jedesmal,
Wenn Fremdes zwischen Dich und mich sich schob.
Die Lauigkeit vertrieb der Wahrheit Strahl,
Des heißes Dankgefühl den Busen hob.
Ermüden kann der Eifer, nicht erkalten!
Was uns vereint, wird nimmermehr veralten;
Und wenn uns Laune lenkt bei leichtem Blute,
So ists die frohe nur, es ist die gute.

So laß den Frieden dann in Deiner Brust,
Auch, wenn es um Dich stürmt, geborgen seyn.
Der Lieb' um Gegenliebe Dir bewußt,
Genieß den stillen Lohn der Tugend rein.
Kein Kummer trübe Dir ein frohes Heute;
Dein frommes Herz sey nie der Schwermuth Beute!
Du hast in Dir die Kraft zum sel'gen Leben;
Drum Heil Dir: dem, der hat, wird mehr gegeben.

Trautscholb.

Wiederſchöpfung.

(Palingeneſis.)

Wann die Sterne nimmer glühen,
Wann die Sonne fand ihr Ziel;
Wann die Blumen nimmer blühen,
Und der Erde Bau zerfiel;
Wird die Liebe dann auch ſchwinden,
Die der Sonn' ihr Feuer wog,
Die ſich Sterne hieß entzünden,
Und die Blumen auferzog?
Wird der Erde Schutzgeiſt weichen,
Und, entamtet, ſchlafen geh'n?
Wird auf Millionen Leichen
Tod und Haß nur ſiegreich ſtehn?
Nein! Nur ruhen wird die Liebe,
Träumen ihren ſchönſten Traum:
Dann aufſteh'n mit regerm Triebe,
Lauter rufen durch den Raum.
Und der Haß blickt auf und — liebet;
Und der Tod blickt auf und — lebt;
Und die Gräbernacht zerſtiebet,
Und der Weltengrund erbebt.
Sieh! da drängen hell're Sterne
Durch die Wolken ſich hervor:

Schön're Blumen, nah und ferne,
Schickt die schön're Flur empor.
Eine mild're Sonn' entzündet
Sich am reiner'n Himmelszelt.
Und ein Tag des Friedens kündet
Eine neue beff're Welt.

Johann Gabriel Seidl.

Süße Täuschung.

Der Erde Feuer scheint verlodert,
Was blühte, hat sie heimgefodert:
Sobald der böse Winter kam;
Doch herrscht in ihrer Brust ein Weben,
Das wird die Blumen neu beleben,
Und schöner bieten, was sie nahm.

So scheint uns oft der Freund erkaltet;
Die heit're Glut, die sonst gewaltet,
Herabgebrannt zum todten Rest':
Doch innen glüht es auf und nieder,
Bis unverhofft ein Stündchen wieder
Nur wärmer uns ihn finden läßt!

Johann Gabriel Seidl.

Des Stadt-Muſikantens Gefahr und Rettung.

In 7 Romanzen,

nach altſpaniſchen Anklängen und mit gelegentlichen Moralien. *)

1.

Flachſenfingen, Flachſenfingen!
Welches Unglück hat gedrohet,
Fürchterlich Dich zu durchdringen
In des tiefſten Herzens-Tiefen.
Ob denn alle gute Geiſter,
Die Dich ſchützen, ſorglos ſchliefen?

Flachſenfingen, Flachſenfingen!
Reich der meiſterlichen Töne,
Die auf lichtumkränzten Schwingen,
Schweben zu des Himmels Höhen.
Ach! was wär' Dir, Stadt der Städte!
Bald für Herzeleid geſchehen!

*) Wie das ernſte Trauerſpiel ſeine luſtige Parodie erhält und verträgt, ſo iſt es auch wohl in der lyriſchen Dichtkunſt erlaubt, ein Gleiches zu thun, vielleicht ſogar an das komiſche Epos ſtreifend. Der Dichter wagt es, dieſen Geſichtspunkt zu empfehlen.

Flachsenfingen, Flachsenfingen!
Viele große Männer mögen
Deinen Kranz der Weihe ſchlingen,
Aber Einer iſt vor allen,
Deſſen Klänge ſelbſt die Nachwelt
Noch beſtimmt iſt, nachzuhallen.

Flachsenfingen, Flachsenfingen!
Ja, du kennſt ihn, dem Verehrung
Alle Deine Bürger bringen,
Ihn, den Weitumhergenannten,
Deines Weichbild's Schmuck und Freude,
Deinen erſten — Muſikanten.

Flachsenfingen, Flachsenfingen!
Oft biſt Zeugin du geweſen
Der Trompeten-Töne Klingen,
Die ſich ſeiner Bruſt entreißen,
Wenn vom hohen Kirchthurm nieder
Strömen ſeine Liederweiſen.

Flachsenfingen, Flachsenfingen!
Oft hat ſeiner Flöte Lispeln,
Seiner Clarinette Singen,
Seiner Geige raſcher Bogen
Mit dem Wahn, als ziehe Orpheus
In die Thore ein, betrogen.

Flachsenfingen, Flachsenfingen!
Und das Herrlichſte von allen
Deinen hohen Wunderdingen
Hätte bald im unerhöret
Grauenvollen, blinden Wüthen
Dir des Schickſals Macht zerſtöret.

Flachsenfingen, Flachsenfingen!
Dieſes ſchwärzeſten der Tage
Ungeheures Fabrniß ſingen
Will ich für die kunft'gen Zeiten,
Dir in Deinem Muſikanten
Ew'ges Denkmal zu bereiten.

2.

Trägſt du denn ſtets, Krähwinkel,
Die Wuth in deinem Herzen?
Kannſt du es nicht verſchmerzen,
Daß Flachſenfingens Meiſter
In der Trommeten Schmettern,
Den Alle dort vergöttern,
Aus dir iſt fortgezogen
Zu jenem Nachbarſtaate,
Weil dort der Platz im Rathe
Zu Bürgermeiſters Linken
Ihm ſelbſt ward angeboten,
Zur Ehre ſeiner Not n.
Kannſt du, wenn unerträglich
Dir ſolchen Mann's Entbehren,
Nicht offen dich erklären,
Und wenn er wird verweigert,
Wie Stadt zu Stadt es ziemet
Und die Geſchichte rühmet,
Dann mit des Schwertes Schärfe,
Auf Leben oder Sterben,
Ihn wieder dir erwerben?
So aber hegſt du Tücke
Im finſtern Hinterhalte,

Daß ſich der Trug geſtalte,
Und ſchleicht in Weiberkleidung
Auf leiſen, leiſen Socken
Ihn ſchmeichelnd zu verlocken,
Bis in das Netz er ſorglos
Gefallen der Sirene.
Daß nun hinfort die Töne
Nicht mehr aus Flachſenſingen
Weit in die Welt erſchallen,
Weil er, — ach er, gefallen!

3.

In der Schenke Flachſenſingens,
Wo ſich beide Staaten trennen,
Sah im Freudenglanz des Springens,
Drehens, Schwenkens, Walzens, Schwingens,
Man die Jugendluſt entbrennen.
Doch vor allen hochgeſtaltet,
Hochgeſchürzt, dort Eine waltet.

Und ſo wie er ſchmelzend flötet,
Iſt ſie zarten Schritt's befliſſen,
Und ſo wie er wild trommetet,
Wird von ihr ſich nicht entblödet
Zu dem Sprung mit gleichen Füßen,
Alſo, daß man kaum begriffen,
Was getanzt ſey, was gepfiffen.

Immer ihre Blicke fliegen
Hin zu ihm auf hoher Stelle,

Immer ſeine Töne ſchmiegen
Sich an ſie zu ſanftem Wiegen
Auf der Harmonienwelle,
Immer iſt's ein Wechſelwogen
Hin und her, ſtets angezogen.

Meiſter! Meiſter! hüte! hüte! —
Ahneſt nimmer, daß Krähwinkel
Mit gehäſſigem Gemüthe
Ungeheuern Frevel brüte
In des Neides böſem Dünkel? —
Was unmöglich ſeinen Heeren,
Soll jetzt Weiberliſt dich lehren.

Und ſchon hat die zehnte Stunde
Heimgeführt die treuen Bürger.
Wächter Martin hält die Runde
Mit dem wackern Spitz im Bunde,
Jedes Diebsgeſindels Würger.
Da ſteht nur noch da der Meiſter
Gegen Spitz und Martin dreiſter.

Denn bis zu dem letzten Tänzer
Hat er aufgeſpielt nach Pflichten.
Einpackt er nach ſeinen Grenſer, *)
Sie zieht eilig an den Spenſer,
Leichte Hülle zu verdichten.
Und nach ächter Ritterweiſe
Folgt er ihr auf nächt'ger Reiſe.

*) Muſikaliſcher Inſtrumentenmacher, nach deſſen Namen ſeine geachteten Inſtrumente benannt werden.

Wie das Mädchen aus der Fremde,
War sie nicht im Thal geboren,
Das der Grenzbach hoch umdämmte,
Und wenn er den Schritt nicht hemmte,
Ging auch ihre Spur verloren,
Und was einzig er gefunden,
War ihm plötzlich dann verschwunden. —

Haltet ihn zurück, Ihr Väter,
Die Ihr in dem Rathe sitzet,
Sonst rauft Ihr das Haar Euch später,
Denn schon lauert der Verräther,
Schon ist Schwerdt und Dolch gespitzet,
An der Grenze weitem Bogen
Ganz Krähwinkel aufgezogen.

Und Ihr ruhet auf den Pfühlen,
Habt die Mützen über'm Ohre,
Schnarchet wie die Sägemühlen,
Merket nicht das Unterwühlen
Eures Glücks von nächster Hore,
Ueberliefernd jener Banden
Euern großen Musikanten.

Wachet auf, und zieht die Glocken,
Blaset selbst von Euerm Thurme,
Daß er sich nicht lass' verlocken,
Und im treuen Sinn erschrecken
Eile heim zum Feuersturme! —
Wehe! — liegend auf dem Rücken,
Lassen sie vom Alp sich drücken.

4.

„Und wer bist Du, Holde, und wohin geleite
Ich Dein zartes Füßchen, wandelnd Dir zur Seite?“

„„Bin aus einem Orte, den Du bald wirst kennen,
Führe einen Namen, den Du bald wirst nennen.““

„Sprichst Du doch so dunkel, wie der Himmel ringsum,
Immer möcht' ich rechts hin, und Du drehst mich linksum.“

„„Wird Dir hell bald werden, wie der lichte Morgen,
Laß für Weg und Straße mich allein nur sorgen.““

„Bis zu Deiner Heimath währet es noch lange?
Wenn kein Held ich wäre, würde mir fast bange.“

„„Harre nur noch wenig, bald sind wir zur Stelle,
Und ich führe selbst Dich über meine Schwelle.““

„Regt sich's dort nicht flüsternd in den nahen Büschen,
Hör' ich nicht ein Rauschen und ein leises Zischen?“

„„Kosend scherzen Winde mit den schlanken Erlen,
Und es zählt die Nymphe ihres Baches Perlen.““

„Was hältst Du so fest mich, drängst mich so nach dorten?
Spielst Du gar mit Schwüren und mit Liebesworten?“

„„Fest will ich Dich halten, will Dich nimmer lassen;
Meiner Worte Deutung wirst Du bald erfassen.““

„Ist's nicht, als ob Wasser unter mir hier glänze?
Weh mir! überschritten hab' ich uns're Grenze.“

„„Ja, mein Treugespense, kannst nicht mehr zurücke,
Bist nun unser worden auf der Seufzerbrücke.““

5.

Wo ſich ſcheiden beide Staaten,
Streckt ſich auf dicken Pfoſten
Eine lange, lange Brücke
Ueber ſumpfiges Gerohrig,
Das ein Bächlein träg durchſchleichet,
Drauf, durch Weiberliſt verrathen
Hat der Held jetzt ſeinen Poſten,
Kann nicht vorwärts, nicht zurücke,
Wie ein Jeder, welcher thörig
Von dem rechten Pfade weichet.

Denn von Reiſigen umſchlichen
Iſt er auf der linken Seite,
Wo er eben hergekommen,
Und ihm gegenüber ſtarret
Auch ein Wald von Feindesprügeln.
Und die Bübin iſt entwichen,
Die ihn ſolcher Schmach zur Beute
Trüg'riſch mit hieher genommen.
Wo er nun in Aengſten harret. —
Doch ihm bleibt nicht Zeit zu klügeln.

Denn von hinten und von vornen
Rückt der Feinde Macht zuſammen,
Drängt ſchon näher, kreiſt ſchon enger,
Streckt ſchon aus die gier'gen Hände,
Den Erhabenen zu fahen.
Hätt' ein Roß er, wollt' er's ſpornen,
Ein Geſchoß, es ſollt' entflammen;
Aber wehrlos gegen Dränger! —
Welch ein ruhmentblößtes Ende
Will ſich ſchickſalsrell ihm nahen!

Da erfaßt zu kühnem Streben
Ihn des Heldenmuthes Weihe,
Wie nur höher stets beym Toben
Wildempörter Stürme wehen
Des bedrängten Schiffes Wimpel,
Und er achtet nicht das Leben,
Gilt es Patriotentreue;
Und schon ist der Fuß gehoben —
Und er stürzt auf Untergeben
Sich wie Curtius in den Tumpel. —

Staunend sehen es die Schaaren,
Niedersenken sich die Prügel
Im gerechten Anerkennen.
Allen steht das Haar zu Berge,
Und die matten Kniee schlottern.
Denn was jetzo sie gewahren,
Ist des höchsten Ruhmes Siegel,
Und wie sollen den sie nennen,
Der den schmählichsten der Särge
Selbst sich wählt bey Unk' und Ottern?

Und sie ziehen stumm von dannen
Zu der Stadt, bey nächt'gem Schleyer,
Matten Schrittes, trüben Sinnens,
Und es ruhen auf dem Marsche
Tabaksbos' und Pfeifenstopfer.
Ob sie Rache auch gewannen,
Scheint sie doch erkauft zu theuer
Durch solch Schrecken des Gewinnens. —
So erschüttert auch selbst Barsche
Seiner Heldenseele Opfer.

6.

Und ſtill wird's auf den Höhen,
Und ſtill wird's in den Tiefen,
Als ob ſchon längſt die Todten
In ſeel'ger Ruhe ſchliefen,
Die trägen Wellen ruhen
Nun nach der Brandung wieder,
Es wogt an alter Stelle
Geröhrig auf und nieder.

Wer wird die Stätte finden,
Wo ſolch ein Held verſunken,
Den hohen Künſtler ſuchen
Bey Fröſchen und bey Unken?
Wer wird im tiefen Sumpfe
Das Monument errichten,
Und von des Muth's Triumphe
Das hohe Epos dichten?

Und immer noch belaſtet
Die Stadt des Schlafes Bürde,
Und noch erhebt kein Rathsherr
Sich in der Rächerwürde!
Als ſollt' es nie erwachen,
Der Hinterliſt Bezwinger,
So ſchläft auf ſeinen Polſtern
Das Volk der Flachſenfinger.

Doch horch! welch kühnes Schmettern
Erſchallet durch die Oede?
Iſt es der Feind, der nahet?
Iſt's des Gerichts Trommete?
Es ſchallt mit Donnertönen
Mit Jericho's Gewalten.

Als wollt' es ſelbſt die Ohren
Des tauben Cantors ſpalten.

Iſt es ein Freudenjubel?
Iſt's kriegeriſches Blaſen?
Iſt's Klang des wilden Heeres?
Iſt's Virtuoſenraſen?
Nein, es iſt mehr, als dieſes,
Iſt Sonnenſtrahl nach Wettern,
Iſt Deines Muſikanten
Erhabnes Künſtlerſchmettern.

Hervor aus Nacht und Grauſen
Erhebt er die Trommete,
Daß ſie zu Flachſenſingen,
Des Siegs Verkündrin, rede,
Stürmt aus das neue Leben,
Als es nun ſtill und ſtiller
Nach Feindes Abzug worden,
In einem langen Triller.

Denn nicht die Nacht des Todes
Hat ihn im Sumpf umfangen,
Zwar ſank er tief zu Boden,
Doch Heldenkräfte rangen
Ihn wieder auf den Scheitel
Und ſeine Siegerrechte,
Daß er nun neuen Lorbeer
Sich ſchmetternd wieder flechte.

Denn wie der Held im Fallen
Nicht von dem Schwerdt kann laſſen,
So thät auch er im Stürzen
Feſt die Trompete faſſen,

Und als mit Haupt und Arme
Nur wieder sie erhoben,
Da mußte wohl den Meister
Die Siegeshymne loben.

Und durch die Lüfte bringt es,
Und aus dem Schlafe reißt es,
Und nach dem Schalle strömt es,
Und das Geschicke preist es,
Und mit Laternen sucht es,
Und aus dem Schlamme zieht es:
Und schwimmt in Wonnethränen
Unendlichen Gemüthes.

7.

Horchet hin nach Flachsenfingen,
Als der Morgen endlich tagte,
Und sie im Triumphe bringen,
Ihn, der All um Alles wagte;
Welches Läuten von den Thürmen,
Welches Wächterhörnerstürmen,
Welch ein Donnern der Karthaunen,
Welches Wiehern reis'ger Braunen,
Welcher Schlüsselbüchsen Knattern,
Welcher Schulgesänge Schallen,
Welcher Hirtenpeitschen Knallen,
Welch ein Jubel der Gevattern!

Schauet auf den Mann der Ehren,
Der einhergeht in dem Zuge,

Euch Bescheidenheit zu lehren
Bey des Glückes höchstem Fluge.
Neu gewaschen, neu gekleidet,
Wie gefaßt er vorwärts schreitet,
Kaum bewußt sich seiner Größe,
Und nur sanfte Rippenstöße
Giebt er ungezogner Jugend,
Die ihm nicht geht aus dem Wege;
Denn dies ist das Ausgepräge
Einer wahren Heldentugend.

Und auf Märkten und in Gassen
Und bis zu den Rathhausstufen
Stehn des Volkes frohe Massen,
Die ein lautes Hurrah rufen;
Auf den hölzernen Balkonen
Sieht man holde Mädchen thronen;
Neugewasch'ne Servietten
Teppichartig sich verketten,
Ganze Reih'n von Ehrenbogen,
Wo die Fleischbank sich erweitert,
Und die große Spritze schleudert
Rings umher die Wasserwogen.

Als er aber durchgedrungen,
Er, der Fürst der Musikanten,
Wo im Saal der Huldigungen
Nun die Rathsherrn alle standen:
Da belohnt sich sein Erbreisten
All' sein Ringen, all' sein Leisten;
In des Bürgermeisters Armen
Soll er erst in Luft erwarmen,
Und drauf heißt es im Decrete:
Wie man Höheres nichts wisse,

Als daß alle Rathsbeschlüsse
Künftig er gleich austrompete.

Also ward der Mann belohnet,
Der mit seinen Wunderklängen
Noch bey allen Festen thronet,
Und bey allen Rathsgepränge.
Aber in der Bürger Herzen
Grub sich's ein mit tiefen Schmerzen. —
Was sie nun im Nachbarlande
Ausgedacht zu Schmach und Schande,
Und wie sie gerächt den Frevel,
Will ich ebenfalls Euch singen,
Könnt' ein Attestat Ihr bringen,
Ihr ertraget Pech und Schwefel.

Th. Hell.

Zweydeutiger Rath.

Lied.

Mächtig unſer Herz berühret
Eines Auges Zauberſchein,
Wer der Liebe Flamm' verſpüret,
Dem wird ſie auch Kraft verleih'n.
In der Ehre Tempel führet
Venus ihre Kinder ein;
Darum, — willſt ein Held du ſeyn,
Den des Ruhmes Glanz umgibt,
Sey verliebt!

*

Dankt nicht ſeine Götterſänge
Seiner Julia Ovid?
Ohne Delia erklänge
Nicht ſo ſchön Tibullus Lied.
Wird es um das Herz uns enge,
Dann der Geiſt erſt Funken ſprüht,
Biſt du von dem Wunſch durchglüht,
Daß Apoll dir Lieder gibt,
Sey verliebt!

*

Liebst Du wahrhaft, ſo entfliehen
Die Gefühle, die nicht rein,
Mit der heil'gen Liebe ziehen
Alle guten Engel ein.
Könnte Satan lieben, glühen,
Würd' um ihn ein Heil'genſchein.
Willſt ein guter Menſch du ſeyn,
Der nur Recht und Tugend übt,
Sey verliebt!

*

Aber Ruhm und Muſen geben
Nur ein ſehr vergänglich Glück,
Und die nach der Tugend ſtreben,
Kämpfen oft mit Mißgeſchick.
Lieb' iſt eine Roſ' im Leben,
Welche Dornen läßt zurück.
Willſt mit ſorgenfreyem Blick
Schauen in der Sonne Licht —
Liebe nicht!

J. H. Caſtelli.

In der J. C. Hinrichsschen Buchhandlung in Leipzig ist erschienen:

Das Gesammtgebiet der teutschen Sprache, nach Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, theoretisch und praktisch dargestellt von Karl Heinrich Ludwig Pölitz. In 4 Bänden gr. 8. Ueber 100 Bogen. 1825. 6 Rthlr.

Erster Band: Philosophie der Sprache.
Zweiter Band: Sprache der Prosa.

Dieses Werk hat die Bestimmung, die teutsche Sprache philosophisch zu begründen, aus dem Wesen des menschlichen Geistes das Gesetz der stylistischen Form abzuleiten, die gesammten untergeordneten Eigenschaften der Richtigkeit und Schönheit der Form zu entwickeln, und nach den drei geistigen Vermögen, dem Vorstellungs-, Gefühls- und Bestrebungs-Vermögen, die selbstständigen Sprachen der Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit aufzustellen. Diese Gegenstände versteht der Verfasser unter der Philosophie der Sprache, die er im ersten Bande durchführt, und alle einzelne Grundsätze und Lehren derselben mit Beispielen aus teutschen Schriftstellern belegt und erläutert. Voraus geht dieser Philosophie der Sprache ein Umriß der Geschichte der teutschen Sprache. — In den drei folgenden Bänden behandelt der Verfasser im Einzelnen das Gesammtgebiet der teutschen Prosa, Dichtkunst und Beredsamkeit, und namentlich in dem bereits erschienenen zweiten Bande, das Gesammt-

gebiet der Sprache der Prosa, die bisher, im Verhältnisse zur Dichtkunst, fast noch gar nicht theoretisch entwickelt und durchgebildet worden war. Der Verfasser stellt das Gebiet der Prosa dar, nach den vier Abtheilungen: des Lehrstyls, des geschichtlichen Styls, des Briefstyls und des Geschäftsstyls. Durchgehends ist auch hier, nach der allgemeinen Bestimmung dieses Werkes, die Praxis mit der Theorie verbunden. Der dritte und vierte Band, welche das Gesammtgebiet der Sprache der Dichtkunst und Beredsamkeit theoretisch und praktisch umschließen, erscheinen noch in diesem Herbste, und beendigen dieses in sich abgeschlossene Werk über die teutsche Sprache in ihrer gegenwärtigen Gestalt. — Bei den gewählten Beispielen aus teutschen Schriftstellern herrschen, wie es sich von selbst versteht, die teutschen Classiker vor; doch sind auch einzelne Beispiele aus den Schriften der virorum obscurorum als Warnungstafeln ausgehoben, durchgehends aber im zweiten, dritten und vierten Theile — in chronologischer Folge — die ältern und mittlern teutschen Schriftsteller seit dem funfzehnten Jahrhundert angeführt worden, an welche die Classiker des 18ten und 19ten Jahrhunderts sich anschließen. Wie reich und bedeutend die Zahl der angeführten Schriftsteller sey, erhellt aus folgender Angabe der 138 bereits in den beiden ersten Bänden vorkommenden Namen: Thom. Abbt, v. Ammon, Fr. Ancillon; Chr. Dan. Beck, Blankenburg, Blumauer, Aug. Bohse, Jac. Böhme, Karl Aug. Böttiger, Seb. Brant, Bretschneider, Joh. Bugenhagen, Bürde, Bürger, Ant. Fr. Büsching; Matthias Claudius, Joh. Andr. Cramer, Christ. Aug. Crusius; Dolz; Joh. Aug. Eberhard, J. Gottfr. Eichhorn, Engel; v. Feuerbach, Fichte, Fischart, Christ. Aug. Fischer, Seb. Frank, Friedrich, Friedrich II., Geo.

Förſter; Geiler v. Kaiſersberg, Gellert, Gittermann, Gleim, v. Goethe, Günther; v. Halem, v. Haller, Haſſe, Haſſel, Heeren, Heinſe, v. Herder, Heydenreich, Heyne, v. Hippel, v. Hoffmannswaldau, Hölty, Chr. Wilh. Hufeland, Alex. v. Humboldt; Fr. Heinr. Jacobi, J. Geo. Jacobi, Fr. Jacobs, Jeruſalem, Joſeph II.; Kant, Kaſtenbiek, Käſtner, v. Klinger, Klopſtock, Klotz, v. Knigge, Fr. Köppen, Koſegarten, Krug, Krummacher, Fr. Kuhn, Demoiſ. Kulmus; Langbein, Lavater, Leſſing, Lichtenberg, v. Lohnſtein, Luden, Ludolf, Luther; Mahlmann, Manſo, Matheſius, v. Matthiſſon, Megerle, (Abraham a S. Clara), Moſes Mendelsſohn, Menke, Juſt. Möſer, Joh. v. Müller, Mahler Müller, Müllner, Sebaſt. Münſter; Benj. Neukirch, Aug. Herm. Niemeyer; Martin Opitz; Panſe, Panteleon, Pfeffel, Poſſelt; Rabener, Ramler, Fr. v. Raumer, Raupach, Franz Volkm. Reinhard, Jean Paul Fr. Richter, Joh. Geo. Roſenmüller; Salzmann, v. Schiller, Aug. Wilh. v. Schlegel, Jo. Geo. Schloſſer, v. Schlözer, Schröckh, Schubart, Schuberoff, Ernſt Schulze, v. Sonnenberg, v. Sonnenfels, Spalding, Phil. Jac. Spener, v. Spittler, Joh. v. Staupitz, Fr. Leop. Graf v. Stolberg, Sturz; Thibaut, Chr. Thomaſius, Hans Tucher, Tzſchirner; Voigtel, Voß; Wachler, Webag, Weiſſer, Chr. Fel. Weiße, Wieland, Winckelmann, Pet. Phil. Wolf, v. Woltmann; Karl Sal. Zachariä, Fr. Wilh. Zachariä, v. Zimmermann, Zollikofer, Heinr. Zſchocke und mehrerer Ungenannten.

Vielfältig aufgefordert, die Jahrgänge des Taschenbuchs:

Penelope

mit Kupfern zu Schillers Gedichten,

den Freunden einer nicht veraltenden gehaltvollen Lectüre und den Besitzern des Schiller zugänglicher zu machen, haben wir auch die 4 Jahrg. 1821, 22, 23 und 24, mit Beiträgen von H. Clauren, E. von Houwald, Prätzel, R. Roos, G. Schilling, van der Velde, Weisflog u. M., im Preise über die Hälfte ermäßigt, und erlassen sie gebunden mit Goldschnitt zusammen für 3 Rthlr. — Die Jahrg. 1822, 23 und 24 aber, jeden zu 1 Rthlr. — denn von 1821 können wir einzeln keine mehr abgeben. — Die frühern 9 Jahrg., 1811 bis 1820 (auf 1814 konnte keins erscheinen) mit Beiträgen von K. A. Böttiger, Luise Brachmann, E. von Houwald, Fr. Kind, Th. Körner, A. Lafontaine, Laun, Prätzel, R. Roos, G. Schilling u. m. A., bleiben ferner zu 6 Rthlr. 18 gr. herabgesetzt. Der Jahrgang 1825 kostet fortwährend 1 Rthlr. 12 gr. oder 2 fl. 42 kr.

Der von Jahr zu Jahr gesteigerte Beifall dieses Taschenbuchs dürfte wohl auch mehrern Besitzern der neuen Jahrgänge den Besitz der ältern wünschenswerth machen, was wir durch den billigen Preis zu erleichtern gesucht haben.

Auch von Schiller's Gallerie, Lief. 1—6 sind noch eine kleine Anzahl erste Abdrücke in 8vo zu allen Ausgaben vom Schiller passend vorhanden, Lieferung 1—5: 1 Rthlr. 1 Lief. 6: zu 1 Rthlr. 8 gr.

THUSNELDA.

PENELOPE

Taschenbuch

für das Jahr 1827.

Herausgegeben
von
THEODOR HELL.

6r Jahrgang. Mit Kupfern

LEIPZIG
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

a
357 15

Inhalt.

Gallerie aus Schillers Gedichten. VII.

Thusnelda. Zur Erklärung des Titelkupfers.
Von H. Hase. . . Seite XXI—XXVIII.

Die Kazianer von Katzenstein. Ein histor. Gemälde von W. Blumenhagen. — 1

Die Christnacht. Erzählung von E. Raupach. . . . . — 131

Ueber den Spiegel. Eine vor Damen gehaltene Vorlesung. Von A. Wendt. — 186

Das Gewitter. Erzählung von G. Schilling. . . . . — 212

Rettung in der höchsten Noth. Novelle von G. Döring. . . . . — 231

Die Ehe aus Dankbarkeit. Erzählung von
Fr. Laun. . . . . — 357

Der Morgen. Gedicht von Th. Hell. — 386
Elegie. Geschrieben in den Trümmern des
Dybins bey Zittau. Von Grohmann. — 392

Gallerie

aus

Schiller's Gedichten.

VII.

Die Begegnung, nach V. Schnorr von L. Buchhorn.

Ritter Toggenburg, nach V. Schnorr von Fleiſchmann.

Der Jüngling und die Jungfrau, (Aus der Glocke.) nach V. Schnorr von Fz. Stöber.

Klage der Ceres, nach Nüke von C. Mayer.

Des Mädchens Klage, nach Ramberg von Büſcher.

Der Jüngling am Bache, nach Ramberg von Krukenberg.

Die Ideale, I. nach Ramberg von L. Buchhorn.

Die Ideale, II. nach Ramberg von Büſcher.

Und Ihn zu ihr ist nur der Blick gewandt,
Und ihr Begegnen bringt allein ihm Segen;
Ob er auf Andres auch sein Sinnen richte,
Es strahlt nur diese in des Himmels Lichte

Heil ihm, wenn rastlos er das Glück erringt,
Das hier sich beut, nie wieder so zu finden;
Doch es entflieht der Erde, schnell beschwingt,
Kann er es nicht erwiedern und empfinden.
Der Strahl, der in des Herzens Tiefen dringt,
Muß dort auch gleiche reine Glut entzünden,
Und engvereint in Einer Spitze Glüh'n,
Die Doppelflamme auf zum Himmel zieh'n.

Th. Heil.

Der allerweiste Scheik, erhebt den Blick in sein
Haus ihm entgegen und empfangen kann.

Ritter Toggenburg.

Wie geſeſſen einſt der Ritter,
Den die Sage nennt,
Und geſchaut zum Kloſtergitter,
Das ihn von ihr trennt,
„Bis die Liebliche ſich zeigte,
„Bis das theure Bild
„Sich in's Thal herunterneigte,
„Ruhig, engelmild.“

Alſo weil' ich auch im Leide,
Schau vom Erdenthal
Hoch hinauf zur Himmelsfreude
Bey der Sterne Strahl.
Denn mein Lieb iſt hingegangen
Aus der Menſchen Schaar,
Wo die goldnen Kerzen prangen,
An des Lichts Altar.

Betet dort in heil'ger Weihe
An des Ew'gen Thron,
Der ſie früh rief, zu der Treue
Unermeßnem Lohn;
Der ſie führte von dem Sehnen
Meiner wunden Bruſt,
Von der Erde heißen Thränen
Zu des Himmels Luſt.

Wenn ſich Abends nun entzünden
Alle Sterne klar,
Glaub' auf Einem ich zu finden
Sie, die mein einſt war.

Und ich ſchaue zu den hellen
  Welten unverwandt,
Bis die Morgenlüfte ſchwellen,
  Und die Nacht entſchwand.

Wird ſie nie denn niederneigen,
  Sich von jenem Stern?
Will ſich nicht die Theure zeigen,
  Sey es noch ſo fern?
Schwebt kein Strahl von ihrem Lichte
  Nieder in mein Herz,
Daß er dieſen Zwieſpalt ſchlichte
  Lind're dieſen Schmerz? —

Ja, ich fühl' ein lindes Wehen
  Aus dem Sternenzelt,
Hell're Strahlen niedergehen
  Zu der Erdenwelt;
Und ſie bilden ſich zu Armen,
  Die mich aufwärts ziehn —
Laß mich hin an Deinen warmen,
  Treuen Buſen fliehn!

Th. Hell.

Bis die Leibliche mit voyle bis dies thun Bild
Sich ins Thal herunter wirft voling eingehüllet.

Der Jüngling und die Jungfrau.

(Aus der Glocke.)

Er hat nicht Ruh' am Vaterherzen,
Er muß hinaus in's Lebensspiel,
Da lockt ihn unter Lust und Schmerzen
Ein unbekanntes fernes Ziel.
Er strebt darnach mit reger Eile,
Doch immer weiter flieht's vor ihm,
Und ob er fliege gleich dem Pfeile,
Es höhnt nur seinen Ungestüm.

Daheim indeß an Mutterseite
Erblüht die Jungfrau still und schön,
Mit holder Anmuth im Geleite,
Der Jugend Rosen sie umwehn.
Sie kennt allein die kleine Hütte,
Die grünen Fluren rings umher,
Und anspruchlos in Wunsch und Sitte,
Begehret ihr Gefühl nichts mehr.

Und endlich tagt's des Jünglings Blicken,
Er sieht, welch Trugbild ihn verlockt,
Kein Reiz will mehr das Ferne schmücken,
Der rasche Lauf zum Ziele stockt.
Es wendet sich das Auge trübe,
Zu dem, was früh er schon verlor,
Und Ruheluſt und Heimathsliebe
Wächst in der bangen Brust empor.

Die Jungfrau aber waltet innig
Im kleinen Hause sonder Rast,

Und schmücket selbst mit Rosen sinnig
Sich manche kleine Lebensbahn;
Nur in des schönen Busens Raume
Entkeimt ein Sehnen wunderbar,
Und nur in manchem süßen Traume
Beut sich ein leises Ahnen dar.

Und nach der Heimath eilt bebende
Der Jüngling mit belebtem Fuß,
Ob er wohl dort die Ruhe fände,
Die er allein jetzt suchen muß.
„Und herrlich in der Jugend Prangen,
„Wie ein Gebild aus Himmels Höhn,
„Mit züchtigen, verschämten Wangen,
„Sieht er die Jungfrau vor sich steh'n."

Sie aber hat ihn kaum erschauet,
So schlägt das Aug' sie nieder schnell,
Aus tief bewegter Seele thauet
Der Wonnethränen reiner Quell.
Ihr Ahnen hat Gestalt gewonnen,
Das Sehnen ist ihr nun erklärt,
Und was beym Morgenhauch zerronnen,
Nun in der Wirklichkeit gewährt.

Da strebt er an dem schönsten Ziele
Das reinste Erdenglück erreicht,
Den Hochgewinn im Lebensspiele,
Dem nie ein and'rer Reichthum gleicht.
Und seine kleine stille Hütte
Ist ihm die Welt nunmehr durch sie,
Und aus der Seinen trauter Mitte
Sehnt er dorthin zurück sich nie.

Th. Hell.

Het aanbieden van kostbaren Wampum
bevat in zich de belofte van vriendschap

Klage der Ceres.

Gloſſe.

„Keime, die dem Auge ſtarben
In der Erde kaltem Schooß,
In das heit're Reich der Farben
Ringen ſie ſich freudig los.“

Seyd gegrüßt, Ihr Frühlingskinder
Unter heiterm Himmelsdach!
Ruften Lüftchen zarter, linder,
Euch denn endlich wieder wach?
Ja, Ihr laßt den Lenz nicht darben,
Ob ihn Winter auch beraubt,
Und es heben doch ihr Haupt
Keime, die dem Auge ſtarben.

Endlich habt Ihr ausgeſchlafen
Eure lange Winterruh,
Wo Euch keine Stürme trafen,
Schneegewande deckten zu;
Doch es keimte fort das Leben
Zu dem ſchönen Himmelsloos,
Wonach Eure Spitzen ſtreben,
In der Erde kaltem Schooß.

Was ſich formlos erſt gefunden,
Hat ſich nun mit Schöpferkraft
Seiner Ungeſtalt entwunden,
Saugend ein den Bildungsſaft;
Und wie lichte Feuergarben
Steigt mit blühendem Geſicht,
Ihr empor in's Sonnenlicht
In das heit're Reich der Farben.

Alſo auch die Seelenkeime
Die der Ew'ge hier gelegt,
In das Schattenbeet der Träume,
Das der Hoffnung Blüthen trägt;
Von der düſtern Erdenſcholle
Aus der Mitternächte Schooß,
In das Licht, das himmelvolle,
Ringen ſie ſich freudig los.

Th. Hell.

Des Mädchens Klage.

Der Eichwald brauſet.
Die Wolken ziehn,
Das Mägdlein ſitzet
An Ufers Grün.
Es bricht ſich die Welle mit Macht, mit Macht.
Und ſie ſeufzt hinaus in die finſtre Nacht.
Das Auge von Weinen getrübet.

Das Mädchen aus Tetuan v. Schiller.

Der Jüngling am Bache.

An der Quelle saß der Knabe,
Blumen wand er sich zum Kranz,
Und er sah sie fortgerissen,
Treiben in der Wellen Tanz.
Und so fliehen meine Tage,
Wie die Quelle rastlos hin!
Und so bleichet meine Jugend,
Wie die Kränze schnell verblühn.

Der Jüngling am Bache v. Schiller.

Die Ideale.

1.

Wie einſt mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umſchloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend ſich ergoß;
So ſchlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendluſt,
Bis ſie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbruſt.

H. Ramberg del. J. Sachsen dir.

Die Ideale v. Schiller. 1.

Die Ideale.

1.

Wie sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichste Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug;
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
Was war dem Glücklichen zu schwer!
Wie tanzte vor des Lebens Wagen
Die lustige Begleitung her!
Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz.

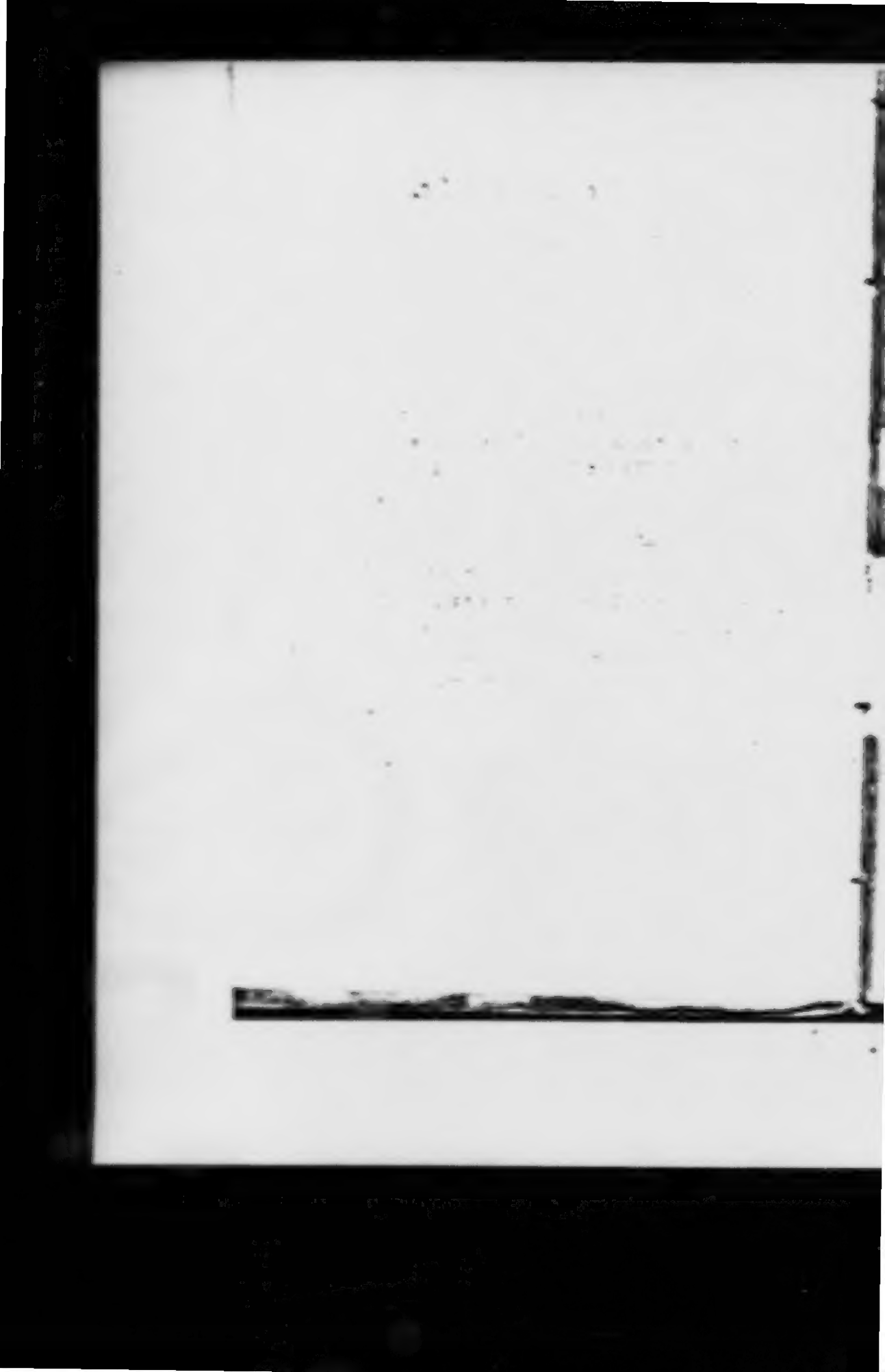

Vie d'Idiote et d'Achiller?

Thusnelda.

Durch eine allereinzige Stelle eines griechischen Schriftstellers kennen wir den Namen einer deutschen Frau, der allen Jahrtausenden wohl klingen wird, obgleich das, was zu seiner Verherrlichung uns bekannt geworden ist, in wenigen Worten sich zusammenfassen läßt, der Name **Thusnelda**. Nur aus den Nachrichten der Feinde ihres Vaterlandes wissen wir Einiges von ihren Schicksalen; und doch ist wohl selten eine Frau auf eine größere Art gefeiert worden, als Armin's Gattin in den wortkargen Annalen des C. Cornelius Tacitus.

Thusnelda war die Tochter Segestes, eines Fürsten der Cherusker, dessen Gebiet allem Anscheine nach auf dem linken Ufer der Weser im heutigen Fürstenthum Lippe gelegen war. Ihre Jugend fällt in jene Zeit, wo Quinctilius Varus die Verwaltung der römischen Provinz Germania übernommen hatte (im J. 6. nach Christus), wo die müde gewordnen deutschen Völker für die römische höhere Bildung empfänglicher sich zeigten und ein freundlicher Verkehr zwischen Siegern und Besiegten die Jahre des Kriegs und ihren Haß scheinbar in Vergessenheit brachte. So weit schienen damals in Rom, und schienen wohl selbst den römischen Heerführern in Deutschland, die Sachen gediehen, daß man in den unlängst eroberten Ländern rö-

mischeS Gericht, römischeS Recht und förmliche Friedens-verwaltung der deutschen Gaue nach römischer Sitte ein-führen könne. Im römischen Standlager, das Varus im Vertrauen auf den tiefen Frieden mitten im Lande der Cheruśker, auf dem linken Ufer der Weser, aufgeschla-gen hatte, suchten daher deutsche Fürsten bald Schutz, bald Entscheidung, bald Hülfe. Dort war Markt, und dorthin wurden die Lieferungen gemacht: dort verhandelten römische Advocaten die deutschen Streitigkeiten, und dort peitschten römische Lictoren die solcher Strafen durchaus ungewohnten deutschen Männer: aller der Gräuel und Muthwillen nicht zu gedenken, die in der Nähe müßiger Heere die gewöhnlicher sind, wenn Uebermuth und Gewohn-heit der Führer Alles glaubt erlauben zu müssen, damit ihnen selbst Alles nachgesehen werde.

Von allen den deutschen Fürsten, die Zeugen dieses Verfahrens der Römer, sich doch ihnen bequemten und an sie anschlossen, ist keiner bekannter geworden, als Se-gestes, Thusnelda's Vater, der geirrt durch die Aus-zeichnung des römischen Bürgerrechts, vielleicht in seinen nähern Verhältnissen noch einen nähern Grund zu haben glaubte, sich in seiner Verkehrtheit zu ihnen zu halten. Segestes Erbitterung gegen sein Vaterland sprach beson-ders sich aus durch Feindseligkeit gegen Armin, einen Fürsten der Cheruśker, Segimers Sohn, der, wie es scheint, auf dem rechten Ufer der Weser, nordwestlich vom Harze, an der Spitze des Volkes stand. Das frühere Leben dieses großen Mannes ist uns unbekannt: nur das wird uns erzählt, daß er mit deutschen Hülfstruppen im römischen Kriegsdienst gestanden, und daß er die Auszeich-nung des Varus gewonnen hatte. Auch Armin war mit dem schmeichelnden Titel eines römischen Bürgers, so-gar mit der Ritterwürde, ausgezeichnet worden: doch ohne Erfolg für seine Gesinnung. Und vielleicht war es Eifer-sucht auf so verschwendete Herrlichkeiten, weßhalb Sege-stes den beliebten, von Allen geehrten Jüngling bey Va-

rus zu verdrängen und seinen angebeugten Sinn zu verdächtigen suchte.

Ein Ausbruch des lange verhaltenen Grimms über die römischen Mißhandlungen brachte den Aufstand entfernter deutscher Stämme zu wege, der für Deutschlands Freiheit entscheidend ward. Quinctilius Varus beschloß, durch einen Strafzug ihn an Ort und Stelle zu unterdrücken und die Lust zu ähnlichen für alle Zeiten zu vertreiben. (Im J. 9 nach Chr.) Dieser Zug der Legionen wurde das Erweckungszeichen für alle deutsche Herzen. Sorglos, oder wenigstens so scheinend, gingen die Römer nordwärts, während Armin alle Bedrängte zu Schutz und Trutz verband, und zur Rache gegen die Römer vereinigte. Selbst Segestes konnte dem Sturm nicht widerstehen, und schloß sich dem ein und zwanzigjährigen Armin, dem Erwecker für des Vaterlandes Freiheit, an. Die Schlacht am Teutoburger Walde gab der deutschen Sache den Sieg. Varus fiel, durch das Schicksal und die Macht Armin's, sagt Tacitus. Nur jenseit des Rheins dauerte die ausländische Herrschaft.

Was aber nach jener Schlacht sich in Deutschland begeben hat, während Tiberius, um Rom zu trösten und den römischen Namen nicht vergessen zu lassen, entlang dem Rheine und nicht fernweg von ihm mit seinem Heere Streifzüge und Bewegungen ausführte, das haben die Schriftsteller, welche jener Zeiten gedenken, nicht genauer berührt. In jenen Raum darf man aber die immer ärgere Verbitterung zwischen Armin und Segestes verlegen, die endlich in offene Kriege ausbrach, obgleich gerade in diesen Zeitabschnitt auch Armin's Vermählung mit Thusnelda, Segestes Tochter, fallen muß. Was diese Erbitterung herbeygeführt hat, das ist uns verborgen. Zwar will uns Tacitus glauben machen, daß Segestes Haß gegen Armin dadurch entstanden sey, daß dieser Thusnelda entführt habe. Aber Luden in seiner Geschichte des deutschen Volkes hat durch Gründe dargethan, denen

wenig entgegenzusetzen seyn möchte, daß diese Entführung zuverlässig ein römisches Vorgeben sey, das durchaus keinen Glauben verdiene, weil alle Zeitumstände ihm entgegen sind. Wahrscheinlicher bleibt, daß Thusnelda, in der Gesinnung für Vaterland und deutsches Volk dem Vater ähnlich, vielleicht dem Wunsche der Fürsten zu genügen, die in dem Zwiespalt so mächtiger Volksführer nur Gefahr für das Vaterland sahen, etwa um das Jahr 13, dem Helden der Freiheit als eine Friedensbraut Herz und Hand gegeben habe. Doch ist es unmöglich, Gewisses darüber zu sagen. Daß übrigens dieses engere Verhältniß kein besseres zwischen den Fürsten herbeyführte, das ist das Einzige, was wir mit Bestimmtheit versichern können. Denn mag der Grund der Erbitterung gewesen seyn, welcher er wolle, die Folge ist geschichtlich, daß zu der Zeit, als Cäsar Germanicus allein in Deutschland als Herrführer zurückblieb, beide Fürsten im offenen Kriege sich gegenüberstanden. Anfangs, so muß man glauben, war das Glück Segestes günstig. Er hielt Armin gefangen. Später aber entkam dieser, jedoch allein, der Haft, und bedrängte nunmehr Segestes, in dessen Händen Thusnelda, mit seinem Sohne unter dem Herzen, zurückgeblieben war.

Gerade um die Zeit, als Germanicus die durch lange Unthätigkeit zur Meuterei gebrachten Heere durch einen Einfall in Deutschland wieder beschäftigen zu müssen glaubte, zu der Zeit, als er die Marsen überfiel, und auf dem Zuge Tanfana zerstörte, erscheint Armin wieder an der Spitze der Seinen, um mit ihnen, wie man glauben muß, Segestes zum Frieden und zur Zurückgabe der gewaltsam vorenthaltenen Gattin zu zwingen. Germanicus, der von dieser Parteiung der Deutschen sich Vortheil versprach, beschloß schnell eine neue Heerfahrt über den Rhein (etwa um 15 n. Chr.). Während derselben mag die Gesandtschaft des Segestes bey ihm eingetroffen seyn, die Hülfe erflehen sollte. Nichts war dem Römer erwünschter, als ein An-

laß, tiefer in Deutschland vorzudringen. Augenblicklich entsendet er Truppen. Doch Segestes Sohn, den Jüngling Sigismund, der schon einmal im Sturme der Freiheit sich den Deutschen angeschlossen hatte, schickte er weislich als Geißel an das gallische Ufer. Gegen Armin's Heer wird gefochten, und Segestes mit seinem Anhang und mit seinen nächsten Verwandten kommt in die Hände der Römer. Auch Armin's Gattin theilte dieses Schicksal. Weder zu Thränen gebeugt, noch mit einem Laute flehend, sagt Tacitus, schaute sie, mit unter der Brust verschränkten Armen, auf den Schooß, der Armin's Sohn barg.

Laut wahnsinnig klagte Armin über die geraubte Gemahlin und über die Knechtschaft, der die Mutter seinen ungebornen Sohn entgegentrug. In blutigen Schlachten nahm er Rache für den Verrath an seiner Liebe.

Thusnelda gebar in der Gefangenschaft einen Knaben, den Strabo Thumelicus nennt. Er ward zu Ravenna erzogen, und nur andeutend giebt uns Tacitus zu verstehen, wie seine Jugend gehöhnt und gemißbraucht ward. Drei Jahre alt, mußte der unglückliche Knabe mit seiner Mutter Thusnelda, wie Strabo versichert, den Triumph des Cäsar Germanicus herrlicher machen (im J. 17 nach Chr.), während Segestes, scheinbar geehrt, die Schmach der Seinen mit ansah.

Mit dieser Erwähnung verschwinden beide Gestalten aus den Geschichtbüchern der Griechen und Römer, der einzigen, die uns Nachricht über sie hinterlassen haben.

Ist die Geschichte wortkarg gewesen, so hat die Dichtkunst desto reicher das Bild dieser unglücklichen Frau ausgeschmückt und Thusnelda's Namen, den Strabo nur durch Eine Anführung uns erhalten hat, tönt jetzt, allen Jahrtausenden gesichert, durch die Stimme der Muse.

Seit deutsche Dichter des Vaterlandes Ruhm zum Gegenstand ihrer Gesänge nahmen, stand Armin und Thusnelda obenan. Schon der alte Lohenstein feierte in einem dicken Romane, den freilich wenige unsrer Zeitgenossen

wenig entgegenzustellen seyn möchte, daß diese Entführung zuverlässig ein römisches Vorgeben sey, das durchaus keinen Glauben verdiene, weil alle Zeitumstände ihm entgegen sind. Wahrscheinlicher bleibt, daß Thusnelda, in der Gesinnung für Vaterland und deutsches Volk dem Vater unähnlich, vielleicht dem Wunsche der Fürsten zu genügen, die in dem Zwiespalt so mächtiger Volksführer nur Gefahr für das Vaterland sahen, etwa um das Jahr 13, dem Helden der Freiheit als eine Friedensbraut Herz und Hand gegeben habe. Doch ist es unmöglich, Gewisses darüber zu sagen. Daß übrigens dieses engere Verhältniß kein besseres zwischen den Fürsten herbeyführte, das ist das Einzige, was wir mit Bestimmtheit versichern können. Denn mag der Grund der Erbitterung gewesen seyn, welcher er wolle, die Folge ist geschichtlich, daß zu der Zeit, als Cäsar Germanicus allein in Deutschland als Herrführer zurückblieb, beide Fürsten im offenen Kriege sich gegenüberstanden. Anfangs, so muß man glauben, war das Glück Segestes günstig. Er hielt Armin gefangen. Später aber entkam dieser, jedoch allein, der Haft, und bedrängte nunmehr Segestes, in dessen Händen Thusnelda, mit seinem Sohne unter dem Herzen, zurückgeblieben war.

Gerade um die Zeit, als Germanicus die durch lange Unthätigkeit zur Meuterei gebrachten Heere durch einen Einfall in Deutschland wieder beschäftigen zu müssen glaubte, zu der Zeit, als er die Marsen überfiel, und auf dem Zuge Tanfana zerstörte, erscheint Armin wieder an der Spitze der Seinen, um mit ihnen, wie man glauben muß, Segestes zum Frieden und zur Zurückgabe der gewaltsam vorenthaltenen Gattin zu zwingen. Germanicus, der von dieser Parteiung der Deutschen sich Vortheil versprach, beschloß schnell eine neue Heerfahrt über den Rhein (etwa um 15 n. Chr.). Während derselben mag die Gesandtschaft des Segestes bey ihm eingetroffen seyn, die Hülfe erflehen sollte. Nichts war dem Römer erwünschter, als ein An-

laß, tiefer in Deutschland vorzudringen. Augenblicklich entsendet er Truppen. Doch Segestes Sohn, den Jüngling Sigismund, der schon einmal im Sturme der Freiheit sich den Deutschen angeschlossen hatte, schickte er weislich als Geißel an das gallische Ufer. Gegen Armin's Heer wird gefochten, und Segestes mit seinem Anhang und mit seinen nächsten Verwandten kommt in die Hände der Römer. Auch Armin's Gattin theilte dieses Schicksal. Weder zu Thränen gebeugt, noch mit einem Laute flehend, sagt Tacitus, schaute sie, mit unter der Brust verschränkten Armen, auf den Schooß, der Armin's Sohn barg.

Fast wahnsinnig klagte Armin über die geraubte Gemahlin und über die Knechtschaft, der die Mutter seinen ungebornen Sohn entgegentrug. In blutigen Schlachten nahm er Rache für den Verrath an seiner Liebe.

Thusnelda gebar in der Gefangenschaft einen Knaben, den Strabo Thumelicus nennt. Er ward zu Ravenna erzogen, und nur andeutend giebt uns Tacitus zu verstehen, wie seine Jugend gehöhnt und gemißbraucht ward. Drei Jahre alt, mußte der unglückliche Knabe mit seiner Mutter Thusnelda, wie Strabo versichert, den Triumph des Cäsar Germanicus herrlicher machen (im J. 17 nach Chr.), während Segestes, scheinbar geehrt, die Schmach der Seinen mit ansah.

Mit dieser Erwähnung verschwinden beide Gestalten aus den Geschichtbüchern der Griechen und Römer, der einzigen, die uns Nachricht über sie hinterlassen haben.

Ist die Geschichte wortkarg gewesen, so hat die Dichtkunst desto reicher das Bild dieser unglücklichen Frau ausgeschmückt und Thusnelda's Namen, den Strabo nur durch Eine Anführung uns erhalten hat, tönt jetzt, allen Jahrtausenden gesichert, durch die Stimme der Muse.

Seit deutsche Dichter des Vaterlandes Ruhm zum Gegenstand ihrer Gesänge nahmen, stand Armin und Thusnelda obenan. Schon der alte Lohenstein feierte in einem dicken Romane, den freilich wenige unsrer Zeitgenossen

gelesen haben mögen, ihr Unglück, ihre Liebe und ihre deutsche Gesinnung. Aber namentlich seit Klopstock sind die nicht zu zählen, die in Beiden des Vaterlands schönsten Ruhm verherrlichten. Am Fuße der Alpen bey einer Schweizerreise, die alle Erinnerungen vaterländischen Ruhms in ihm aufregte, faßte Klopstock den Gedanken zu jenem Gedichte, das er mit einem wiederaufgenommenen Worte Barditet nannte, zu seiner Hermannsschlacht. Aber auch dieses Gedicht, wollen wir es offen bekennen, zeugt eher für die vaterländische Gesinnung des Menschen, als für den innern Beruf des Dichters: und so voll auch der in so vielen Beziehungen hochgeehrte Mann den Mund in der Widmung nimmt, wodurch er dieses Gedicht dem Kaiser Joseph (1764) zuschrieb: so scheint es doch eher gemacht, seine dichterische Berühmtheit herabzusetzen, als sie zur vollen Anerkennung zu bringen. Deutsche sind zwar gewohnt, daß Vieles ihnen als Schauspiel geboten wird, was durchaus nicht für die Scene gearbeitet ist: aber so sehr, wie diese Barditete, entbehren wenige, als Schauspiele angekündigte Werke des dramatischen Lebens. Alle nicht völlig lyrische Stellen lassen beynah mehr als kalt, und auch diese, die Glück zu meist verlorengegangenen Melodieen begeisterten, bewegen sich in einem sehr engen Kreise hohlklingender Redensarten und sprechen ein studirtes Pathos aus, dem selbst die vaterländische große Gesinnung keine Belebung und Wärme mittheilen kann.

In Hermann's Schlacht hat sich Klopstock näher an die Geschichte gehalten. Im zweiten Barditete, Hermann und die Fürsten, ist er schon weiter von der Geschichte abgewichen. Thusnelda ist gefangen: aber Hermann ist nicht der fast wahnsinnige Gatte des Tacitus, sondern mit beynah furchtsamer Besonnenheit mahnt er zum Kriege, wenn der Ausgang weniger ungewiß wäre. Schon haben Beide einen so erwachsenen Sohn, Theude, von etwas frühreifer Empfindsamkeit, daß Hermann ihn feierlich bei Mana schwören lassen kann, seine Mutter blutig zu

rächen. Aber ganz vom Dichter erfunden ist das dritte Bardiet: Hermann's Tod, wo Thusnelda, die im Triumphe aufgeführt worden war, zu Armin zurückkehrt, um beym Aussterben ihres Geschlechtes die Letzte nach Armin zu seyn. Vielleicht erscheint Thusnelda im ersten Bardiete zu wenig eingreifend: aber in Hermann's Tode verliert sie in unserem Interesse durch eine Weichheit, die nur einer krankhaft schmachtenden Zeit gefallen kann. Vom Vater verrathen, hat sie, die deutsche Frau mit dem Sinne ihres Gemahls, Sklavenketten vor dem Triumphwagen geschleppt, hat den in der Sklaverei geborenen Thumelico verloren, der vor Gram über eine Verspottung im Theater gestorben war, und doch versichert sie Hermann, den sie „mein Liebenswürdiger" nennt: „der Triumphwagen lag stets als eine Felsenlast auf mir; doch nun (seit der Wiedervereinigung mit Armin) ist er mir Staub, der aus der Blume weht." Sie versichert dem Armin, der sie sein „göttliches Weib" heißt, daß sie „unaussprechlich glücklich" sey, und wahrhaft spielend klingen die Worte der Zärtlichkeit, mit denen sich dieses der Vernichtung geweihte Titanengeschlecht an der Schwelle der Lebensstunden unterhält.

Wahrer erscheint jene Thusnelda, die ein zu früh verstorbener Dichter der neuern Zeit, Heinrich von Kleist, in seiner Hermannsschlacht uns vor die Augen führt, obgleich das ganze Gedicht nur ein Bild einer nicht allzufernen Vergangenheit ist, das in den Rahmen jener fernen Ereignisse gefaßt ward. Heinrich v. Kleist's Hermannsschlacht, die Eingebung eines unbezwinglichen Hasses und einer lebendigen Liebe, stellt jene sagenhafte Vorwelt dadurch so lebendig vor uns hin, weil er eine Gegenwart, die bedrängte und begeisterte, wie die Noth unter Varus, in beynah tastbaren Gestalten mit geschichtlichen Namen sich um uns bewegen läßt. Uebrigens auf die alterthümliche Färbung verzichtend, gab Kleist den Handelnden nur die Gesinnungen, die unter gleichem Ver-

hältniſſe in jeder Bruſt noch ganz kürzlich erwacht waren; und das Bild gewann anſprechendes Leben, weil Jeder in ſich fühlte, daß ſolcher Unterdrückung keine andre Klage, ſolchem Haß kein andres Mittel der Abwehr gegeben ſeyn könne. Klein's Thuſnelda verſteht zwar weniger pathetiſch zu ſprechen, als Klopſtock's; ſie weiß zu necken, iſt nicht ganz frei von aller Eitelkeit; obgleich ſie Mutter zweier Knaben iſt (Rinold und Adelhart), die alt genug ſind, dem Marbod als Geißeln zugeſandt zu werden; aber ſie theilt des Gemahles Herz für Deutſchlands Sache, und als ſie des Ventidius Prahlerei mit ihrer geraubten Locke erfahren, verſteht ſie, nur allzuempfindlich ſich an dem geckenhaften Römer zu rächen. Es iſt eine Amazone, dieſe Thuſnelda, in der Zeit eines wildbewegten, feſſelloſen Kriegs, mit einem jungfräulichen Herzen in der ſchönen Bruſt: und wir wollen es offen bekennen, Armin's Thuſnelda mögen wir eher uns muthwillig ſcherzend mit ihrem Gemahl, und beynah empörend ſtreng gegen den Römer denken, der ſie in ihren weiblichſten Empfindungen verletzt hat, als im fortwährenden Kampfe jener mit etwas tollgewordnen Redensarten ſpielenden Liebe und in der ſüßlichen Empfindeley eines, auch die äußerſte Schmach vergeſſenden Sympathiſirens. Wenn die Giganten gegen die Titanen kämpfen, ſind es nicht Roſenzweige und Bachkieſel, die ſie ſich zuwerfen: und Arme, die Rieſenfichten und Granitblöcke geſchleudert haben, ſind zu gewaltig, um mit Rohrhälmchen und Binſen zu ſpielen.

Doch zweifelt wohl Niemand, daß Thuſnelda's Bild noch der vielfältigſten Auffaſſung fähig, daß durch die beiden genannten Dichter ihre Darſtellung nicht erſchöpft ſey. Mag die Dichtkunſt ſich auf's Neue an ihr verſuchen, wie die bildende es in dem beyliegenden Kupfer gethan hat. Der Stoff wird nie die Schuld des Mißlingens tragen.

H. Hafe.

Die Katzianer von Katzenstein.

Ein historisches Gemälde

von Wilhelm Blumenhagen.

Ueber eines der schönsten Thäler Slavoniens goß der Mond sein mitternächtiges Silberlicht. Kein Luftzug regte sich; still, wie die Furcht oder die Erwartung, schien die Natur sammt ihren Geschöpfen zu lauschen mit verhaltenem Athemzuge. Das Thal breitete weit im Zirkel seine sammetgrünen Teppiche aus; westlich senkte sich ein kahler Bergrücken mählig zu dem weichen Schooße hinunter, als habe sich der Gebirgesgnome diesen Weg gebahnt, darauf hinabzusteigen zu den Quell-Nymphen, welche drunten ihr Silberwasser in vielen Bächen spielend mischten, und vom ungeheuern Walde her, der südlich an das Thal sich schloß, ihre unversiegbaren Urnen in die geschlängelten Wasserbecken ausgossen. Nördlich rauschte der Draustrom reißend durch hohe Ufer, und umspülte die starke Veste Essegg, auf deren Mauer an hoher Stange der türkische Halbmond glänzte, des kriegerischen Sultans Soleyman Feldzeichen, hier bewacht durch den Mahomet Jahiaoglis, seinen Statthalter zu griechisch-Weißenburg, unterdeß der grimme Eroberer selbst in

einem andern Welttheile die Perser das Gewicht seines Zornes fühlen ließ. —

Auf der Gebirgsfläche im Westen lagerte das Heer des römischen Königs Ferdinand des Ersten, des Bruders und Stellvertreters Kaiser Carls; die freyen Sandplätze wurden bedeckt von langen Reihen weißer Gezelte, und wo der Wald heranreichte, hatten die leichten Ungarn und die gewandten Böhmen die Zweige der Eichen und Buchen zu dichten Laubhütten verflochten, und mit ihren kleinen Reiterfahnen, den Wappenschilden ihrer Führer und den bunten Muschelzäumen und Silberdecken ihrer trefflichen Rosse verziert. Wachtfeuer brannten und knisterten im großen Halbzirkel, leuchteten aber nur matt unter dem reinen Mondlichte; dunkele, gespenstige Schatten bewegten sich am trüben Holzfeuer, und zuweilen tönte nur ein dumpfer, heiser Anruf durch die tiefe Stille. —

Ganz vorn, auf der letzten Abdachung des Berges gegen das Thal hin, stand vor dem verglimmenden Wachtfeuer ein schweres Geschütz, eine Karthaune der größten Art, und öffnete ihren gelben, blanken Schlangenrachen gegen die östlich gelegene Veste. Auf dem glatten Rücken des dräuenden Mordschlundes saß Scipio von Landenberg, ein deutscher Junker, den müden, krauslockigen Kopf auf den Einbogen gestützt, und neben ihm lehnte an dem schweren Radgestell Franciscus von Steinbrunn, ein Ritter aus Kärnthen, Jener im leichtern Kriegerputz, mit Blechhaube

und Küraß, dieser in schwerer Reitertracht, von dem Scheitel bis zur Sohle mit Stahl bedeckt. Rechts vor ihnen schlummerte ein Haufen deutscher Lanzknechte auf dem Sandboden zusammengedrückt und geballt, wie ein hundertköpfiger Drachenleib; links des Geschützes stand eine Anzahl schwerer Pferde gekoppelt, und vor den schönen Thieren lagerte, an der Erde in gerader Linie hingestreckt, ein Dutzend schwerer Reiter, deren Eisenzeug rasselte bey jeder Bewegung, die Einer der wackern Kriegsleute im Halbschlummer machte.

„Was starrst Du in die Nacht hinaus mit weitaufgerissenen Augen, Franciscus? unterbrach Scipio die lange Stille. Gönne dem Leib die Ruhe; lege Dich nieder auf das harte Bett; müssen doch Deine Gebeine erlahmt seyn vom gestrigen Scharmützel, bey dem Dein gutes Schwert allein funfzehn Ungläubige vom Rosse warf. Laß mich wachen; ward mir doch träge Ruh mit meinen armen Leuten, seit wir auf dem verdammten Fleck liegen und hungern für das Vaterland." —

„Meine Knochen sind todtmüde," erwiederte Steinbrunn, ohne seine Stellung zu verändern, „aber meine Seele ist wach und lebendig, und in Besorgniß krank." —

„Wenn Euch ältere, erfahrene Männer die Furcht quält, plauderte der Landenberger fort, wie soll's denn seyn mit uns, die wir zum erstenmal im Felde liegen, die Sporen zu verdienen? Da hat man uns in dieses vertrackte Land hereingeführt, und gegen

dieſes barbariſche Volk, welches den Krieg führt, als wäre er eine Tigerjagd, aus jedem Strauche mit Speer und Pfeil wirft, keine ritterliche Haft kennt, ſondern nur ein henkeriſches Kopfab, und Naſen und Ohren, die Zierden des Menſchenangeſichts, ſackweiſe nach Hauſe ſendet als jämmerliche Trophäen. Und obendrein kommt nun dieſer Zug von Copreinitz bis hieher ohne Proviant, ohne Biscoten und Weinſchläuche, durch eine Flur, auf welcher das türkiſche Sichelſchwert nicht einen Halm gelaſſen oder einen Obſtbaum. Allen Reſpect gegen unſern General-Feldobriſten! Aber dieſer Mahomet-Beg iſt ſchlauer, als der ehrliche Krainer; er hat Slavonien und das ſchöne Poſega aufgegeben, hat uns in dieſen Teufelswinkel gelockt, um die ohnmächtigen Hungerleider bequem zu ſchlachten, und die kopfloſen Leichname dann auf der Drau und Donau hinunter zu flößen bis in das ſchwarze Meer, damit ſeinen Landen der deutſche Leichenduft keine Peſtſeuche einimpfe, und die Majeſtät zu Wien die Begräbnißkoſten von dreyßigtauſend wackern Soldaten erſpare.“ —

„Junker Scipio, wahre Deine Zunge!“ antwortete Franciscus. „Der Feldmarſchall iſt ein braver Degen, aber auch ein grimmiger. Hörte er den Hauptmann ſeiner Vorwacht alſo murren, möchte morgen das Kriegsgericht den Plaudermund ſtumm machen für ewig. Der Katzenſteiner folgt ſeiner Ordre. Er ſoll Slavonien reinigen von den Turbanträgern; er ſoll die Uebergänge und Brücken der Drau

frey machen für Oesterreichs Heeresmacht, daß der Weg sich öffne nach Ofen, um dem Erzfeind, dem Johannes von Japolia, der es wagt, sich König von Ungarn und Siebenbürgen zu schreiben, den Garaus zu spielen." —

„Der Anschlag ist gut, entgegnete Scipio, wäre die Ausführung nur eben so. Daß man den Feldzug eröffnete, ehe denn der wilde Soleyman aus Persien heranfleugt, ist gescheidt; denn er ist der Krieges- und Sieges-Gott dieser Barbaren-Horden, und wo er fehlte, jagten die deutschen Schwerter immer die Sarazenenbrut; daß man dem Japolia auf den Leib rückt, ist gut, ist gerecht; soll doch dieser Abtrünnige, welcher die unbefleckte Krone der tapfern Hungarn, sich und sie beschimpfend, vom Sultan zum Lehn nahm, freventlich verwogen geprahlt haben, käme Er mit dem Soleyman nach Wien, wie vor acht Jahren, so wolle er den Ferdinand mit einer glühenden Eisenkrone krönen lassen, wie er es einst that mit dem Georg Zecho, dem ungarischen Bauern-Rebell. Aber wer reitet mit einem Hengste zum Turnier, der acht Tage keinen Hafer roch? Wer ficht mit einer Klinge, die voll Rostflecke ist, und bey jedem Hiebe ausbricht? Der hungernde Soldat verliert das Vertrauen auf sich selbst, und läuft lieber rückwärts nach der heimathlichen Schüssel, wohin sein Magen drängt, als vorwärts der Schlachttrompete nach, wo er seinen Leib den Raben zur Mahlzeit bringt." —

„Der Soldat soll nicht murren!" antwortete

Steinbrunn streng. „Schnalle Deinen Seitengurt fester um den hohlen Leib, und denke, daß das Lagerleben kein Ballfest ist, wo vom gastfreyen Wirth der Ueberfluß zum Gott des schwelgerischen Tages gesetzt wurde. Entbehrungen gehören zu den Alltagstugenden des Kriegsmanns; er hungert, damit die Brüder sicher speisen; er stirbt, damit die Brüder sicher leben; das ist die Glorie seines Standes, nach der Du ringen mußt. Vertrauen auf den Feldherrn macht kleine Heerschaar unüberwindlich; wo es ermangelt, werden Hunderttausende zur Lämmerheerde vor Einem kühnen Schlächter. Und dürfen wir nicht vertrauen? Hat dieser Johann Katzianer von Katzenstein bey Wiens gräuelvoller Belagerung nicht sein schönes Theil gethan zur Rettung der Kaiserstadt? Hat er nicht am Kärntherthore den wilden Türkensturm abgeschlagen, und dadurch Oesterreich errettet von Schmach und Verwüstung? Ernannte ihn nicht dafür die Majestät zum General der Besatzung und zum Landeshauptmann in Krain? Hat er nicht im Sternberger Thale mit dem Pfalzgrafen den stolzen Cassan-Beg niedergeschlagen sammt allen seinen Janitscharen? War es nicht Er, der mit dem Wakisch Paul bey Grätz den grauköpfigen Obrist-Bascha erschlug, für dessen Leben der weinende Sultan gern zwanzigtausend Andere verloren? Hat er nicht schon einmal Pest und Ofen genommen mit kühn-geschickter Feldherrnhand? — Wo solche Thaten auf der Tafel der Geschichte sprechen, da geziemt es nicht, zu zweifeln. Die Tuba

der Fama klingt hell zu allen Erdtheilen und Geschlechtern, und wir sollten ihr das Ohr verstopfen, weil wir einige Tage lang den gewohnten Becher und die Fleischschüssel entbehrten? Schäme Dich, Scipio!" —

„Ihr habt gut reden, Ihr Reiter auf starkem Rosse, das überall Weide findet;" sprach der Landenberger mürrisch. Wenn Ihr auf dem Streifzuge das Lager umkreiset, so trifft Eure Lanze dort im Forste den Feisthirsch; schnell ist der Braten zerlegt, das Gewehr, welches ihn tödtete, wird zum Bratspieß, und die Mannschaft zehret, in das Moos gelagert, am Leckerbissen; oder Ihr quartirt Euch in die Hütte des Bauern, und sprecht seiner Milchkammer zu, werdet selbst zum bärtigen Milchmädchen bey Kuh und Geiß, und stoßt als Habichte in seinen Hühnerhof; der Hakenschütz aber muß fortziehen in Reih und Glied, und geduldig harren, bis des Proviantmeisters Küche sich ihm öffnet. O hättest Du es angesehen, wie die armen Bursche niedersanken auf dem Marsche, wie jedes Dorf einige Hundert behielt für seinen Kirchhof; hättest Du den Grafen Hardeck, meinen männlichen Julius, vor seiner Fahne sinken sehen zu Valpo, wie er dreymal sich aufraffte, dreymal ihn Fieber und Ohnmacht niederwarf, und seine bleichen Schützen ihn in die nächste Bettlerhütte trugen, drin ein armselig Sterbebett zu finden, Du würdest murren, wie ich, fluchen, wie ich. Er ist hin, der edelste und der schönste unserer Waffenbrüder, und Tausende werden ihm nachfolgen. Und was wird werden allhier? —

Alle waren vertröstet auf Esseggs schnelle Eroberung. Nun kam das Geschütz endlich dem Heere nach; das schönste Gestück ward hier aufgeführt; Alles lauerte ängstlich auf den gewaltigen Donnerschuß. Da hatten die Herrn Arkebusiere blöde Augen gehabt, kaum über das halbe Thal reichte die Kugel, und die Generale standen mit blassen Wangen, und den Kriegsräthen schien der Rath selbst zu gebrechen. Wie soll da der Soldat nicht zagen, wenn er in den Blicken der Feldobristen den Muth erlöschen sieht!" — „Still! fiel Steinbrunn ein. Ich höre Hufschlag vom Lager her!" — Beide stellten sich gerade neben einander; die Schildwacht rief an, das Losungswort tönte zurück, und ein halbes Dutzend Reiter kamen im Schritt herangeritten. Der General-Obrist selbst war es, Johann von Katzenstein, und mit ihm More Laßlaw, der Obrist der Husaren, und Thunrik, der Sachsengeneral. Majestätisch prangte auf dem schweren Hengste die kräftige Gestalt des Feldherrn, hoch und breitschulterig, wie ein Hünenbild; der vergoldete Küraß engte die breite Brust, und unter dem langbefiederten Hute dräuete ein Heldenantlitz mit dunkeln Blitzaugen und wohlgeformten Zügen, umflattert von dicken Graulocken, Gewitterwolken gleich, die zerstörende Wetterstrahlen einhüllen.

„Da ist der Platz, General!" sagte er zu dem Sachsen, dicht neben der Karthaune sein Roß parirend und mit starren Augen hinunterblickend in das mondbeleuchtete Thal. „Von hier aus ist es unmöglich. Dar-

um muß das Lager verlegt werden, trotz aller Widersprecher und Neider, denn ich muß die Stadt haben, und sollte ich den Mond, der drüber am Himmel hängt, auf sie herabschmettern." — Chunrik ritt vor mit dem Husarenobristen, und Beide vertieften sich in ein angelegentliches Gespräch über die Gegend. Indeß fielen des Feldherrn Blicke rechts und links auf die Vorwachten. Die Kärnthischen Reiter waren aufgesprungen, und standen in militärischer Ordnung neben ihren Pferden; die Fußknechte jedoch lagen noch im vorigen Knäuel am Boden, und regten kein Glied. Stutzig sah der General-Obrist auf den Hauptmann Scipio, und sein Blick erglühte in sprühendem Zorne.

„Was ist das, Herr Hauptmann?" fuhr er auf, und trieb sein Roß mitten zwischen die erschreckenden Schläfer. „Hat man Euch auf ein Faulbett beordert oder zur ersten Vorwacht? Und Ihr, Junker Landenberger, seyd Ihr doch ausstaffirt mit sammetner Pluderhose und Silberschnäbeln, als ginge es zum Hofballe in der Burg zu Wien, und nicht gegen blutgieriges Feindesvolk. Im Elendskoller und dem Friswamse haben wir uns geschlagen am Wiener Thurm, und so bin ich geworden der erste Mann im Reiche. Ist der Führer ein äffischer Thor, werden die Soldaten Müßiggänger und Faulbäuche." — Zusammen fuhr der Junker, und seine Rechte fiel an den Degen; doch besann er sich zeitig, neigte das junge Haupt in kriegerischem Gehorsam, und sagte im verbissenen Groll: „Der Sinn und die Faust macht den Krieger aus,

nicht das Kleid, mein Feldherr! Die Antwort möget Ihr suchen, wenn Ihr mich morgen fechten sehet im Thale, und falle ich, wird der plündernde Muselmann, der mich entkleidet, meinen, es sey der Mühe werth gewesen, Schwert und Geschoß an dem Landenberger zu versuchen." –

Die Lanzenknechte hatten sich jetzt gleichfalls in zwey Glieder gerichtet; ein grauer Korporal trat vor, dicht an den Steigbügel des Feldherrn, und legte salutirend die Linke an die Blechkappe.

„Haltet zu Gnaden!" sprach er trotzig, „und schimpft unsern Hauptmann nicht ohne Recht. Ist wer zu schimpfen, so sind es die, welche uns hiehergetrieben, an Hunger und Pest zu verenden, wie abgejagtes Bagagevieh. Gebt halter Wein und Semmel, und Ihr werdet die alten Schützen finden. So stirbt die beste Mannschaft auf den Straßen, und Ihr könnt nach einer Woche versuchen, ob Ihr mit Eurer Riesenfaust allein jene Mauern umzubrechen vermöget, und ob der türkische Halbmond sich neiget vor Eurer einsamen Hoheit." — Scharf faßte Katzianer den kecken Sprecher in's Auge, sein Mund zuckte dabey unter dem Knebelbarte, und mühsam sammelte und zwang er das aufbrausende Meer der Leidenschaften. „Du bist der Nickel Eichscheit;" sagte er langsam mit verhaltener Stimme. „Du standest treulich bey mir zu Wien in der Bresche, und solltest stolz auf die Ehre seyn, die Du dort mit dem Katzensteiner theiltest. Dein Trotz ist Sünde an mir und Dir. Die sächsischen

Völker sind eben angekommen, mit ihnen der Bischof von Agram, der uns den versprochenen Proviant herbeyführt; doch der Gilgenberg, unser Proviantmeister, ist ausgeblieben, und welcher Hauptmann ihn betrifft, mag ihn hängen lassen; denn er allein ist Schuld an der Noth unserer lieben Soldaten. Du sollst essen, Eichscheit, aber in Ketten und enger Baracke bey dem Strickreiter; denn Muth und Treue geben keinen Freyschein für Insubordination." — Er winkte, und einige seiner Ordonnanzen führten den betroffenen Korporal ab in das Lager.

„Sind sie noch nicht zurück? Habt Ihr nichts vernommen?" wandte sich jetzt der General-Obrist zu dem Reiterhauptmann von Steinbrunn.

„Kein Mann von den Hinausgerittenen ist herein," antwortete Franciscus. „Gegen Mitternacht fielen fernhin, rechts im Thale, ein Dutzend Schüsse vom Pistol oder aus leichtem Rohre, und bald darauf donnerten zwey schwere Geschütze los; hoch tönte der Schall, als käme er vom Berg, doch nicht von Essegg's Zinnen. Seitdem ist die Gegend grabstill worden, und nichts Lebendiges hat sich vor uns gerührt." — „Ich wollte, der Wakisch Paul wäre allein geschickt," sprach Katzianer vor sich hin, „und ich hätte den Michael bey mir behalten. Zu tollkühn, überschreitet der Hungar leichtlich die Ordre, und könnte die Schwarzen mit gestürzt haben in das Verderben. Sendet mir Botschaft in das Hauptquartier, sobald nur irgend ein Reitersmann zurückkommt, und haltet

Euch kriegsmuthig; es ist ja der Katzensteiner, dessen heller Stern noch immer den falben Türken-Mond verdunkelte." —

Fester preßte er den Federhut auf die grauen Locken, drückte dem Rosse die Sporen ein, und galoppirte am Bergrande hin zum nächsten Posten. Die Generale und Ordonnanzen folgten ihm. Lange sahen ihm die beiden Hauptleute der Vorwacht nach, ohne ihr unterbrochenes Gespräch neu zu beginnen. Der Landenberger ging mit untergeschlagenen Armen umher, bis sein Gefühl übergährte, und er mit glühendem Gesicht dicht vor dem Steinbrunn anhielt.

„Ist das ein Ehrenmann?" fragte er heftig. „Darf er des Königs Offiziere also öffentlich beschimpfen? Und was muß ich thun dabey?" —

„Still schweigen!" antwortete Franciscus. „Es nehmen, wie Wort der düstern Laune von Vatersmunde, und bey der nächsten Action zeigen, daß er sich irrte in Dir. Ich wette, dann wird das öffentliche Lob den Scheltspruch dreyfach gut machen. Wären nur die schwarzen Panzerreiter erst wieder hinter dem Wachtfeuer!" —

„Und ihr Obrist, Dein Michael!" fiel der Landenberger ein. „Nun weiß ich, warum Du in die Nacht hinausblicktest, wie ein sehnsüchtiges Mädchen. Aber der Michael ist auch ein Anderer, als der Vater. Alle seine Tugenden hat er geerbt, doch die Flecken ihm gelassen. Der Alte ist ein Kind des Krieges, voll wüster, unbezähmter Leidenschaften, rauh, hart

und grauſam. Jäh flammt ſein zerſtörender Zorn auf, und unverſöhnlich iſt ſein Haß. — Der Sohn iſt wie von Mars und Venus erzeugt, mild, menſchlich, treu und wahr, ein Adonis im Eiſenkleide. An jenem Baue iſt kein Hüttendach; denn fürchten müßte ich den Vulkan in jedem Schlummer; an dieſen lehnte ich gern mein liebes Haus; denn Schuz und Mitgefühl wäre mir ſicher.“ —

„Und dieſer kehret vielleicht nicht mehr, iſt geweſen, und Du hältſt ihm den Leichenſermon ſo eben!“ ſeufzte Steinbrunn, indem er mit Wärme des poetiſchen Junkers Hand drückte.

Da rief wiederum die Schildwacht ihr: Wer da! und zugleich ſchallte der Schlag vieler Hufe aus dem Thale her. „Vivat Ferdinandus! Georgius sanctus cum nobis!“ tönte mit hungariſchem Accente das Feldgeſchrey herauf, und eine dunkle Reitermaſſe trabte gegen den lehnanſteigenden Hügel; frohſinnig traten ihnen die Hauptleute entgegen.

Voran den Reitern ritt der kühne Wakiſch Paul, ein kurzgedrungener, derb gebaueter Mann, in hungariſcher, mit goldenen Schnüren beſezter Tracht; das wirre Kraushaar deckte die ſchwarze Spizenmüze, auf der ein breiter Adlerfittich wehete; ſtatt des Mantels umflatterte ihn ein Tigerfell, und ein ſchwarzer Bart hing zottig vom aufgeworfenen Munde nieder. Mit dem Gruſſe: „Io Reggel Kedves Barátom! galloppirte er eilig, ſo wie er die Höhe gewonnen, auf ſeinem ſchlanken, lichtbraunen Pferde dem Lager zu,

und ihm folgte die Schwadron leichter Hungarn, in deren Mitte man einige gefangene Muſelmänner bemerkte. Auf ihre eigenen arabiſchen Pferde hatte man dieſe Elenden feſtgebunden; ihre Arme und Füße waren um den Leib des Thieres geknebelt, und jeder ſcheue Seitentritt der flüchtigen Roſſe erſchütterte ſchmerzhaft den gefeſſelten Gebieter; die weiße Kleidung der Armen war vom Blute geröthet, das aus Schultern und Schenkeln quoll, welche die muthwilligen Huſaren mit den Spitzen ihrer Säbel nur leicht, aber ſchmerzhaft ſtachelten. Kein Wehgeſchrey ließen die Söhne Mahoms hören; nur ein leiſes Allah! ſtießen ſie hervor, und wendeten zuweilen den kahlgeſchorenen Kopf, den man des Turbans beraubt, rollten die großen, grimmfunkelnden Schwarzaugen, und knirſchten mit den weißſchimmernden Zähnen.

Hinter den ſchnell und ordnungslos vorbeyſprengenden Hungarn folgten die ſchwarzen Panzerreiter, deutſche, geſetzte Krieger, trotz der Nacht Glied und Schluß haltend. Auch zwiſchen ihnen ritt ein gefangener Türk, jedoch feſſelfrey, und an ihrer Spitze glänzte in blanken Stahlwaffen Michael Katzianer von Katzenſtein, ihr Obriſt, eine hohe, herrliche Geſtalt, mit der Majeſtät des Vaters die Blüthe und Lieblichkeit des ſchönſten Jugendalters vereinigend. Der junge Held wechſelte einige Worte mit ſeinem Hauptmann; dieſer ließ hierauf ſeine Leute abſchwenken, und commandirte ſie, im Schritt gegen die Zelte zu marſchiren, indeß der Obriſt ſeinen ſtolzen Goldfuchs

zu der Vorwacht lenkte, und dicht neben der Karthaune abſaß.

„Willkommen Michael!“ rief Hauptmann Steinbrunn. „Ihr ſeid lange geblieben, und habt uns Angſt gemacht.“ —

„War es doch auch eine heiße Nacht!“ antwortete der Katzenſteiner, tief Athem ſchöpfend, und den Helm vom Haupte auf den Sand werfend, daß das lange, gelockte Haar in dunkeln Schweifen ſein edles Geſicht und den muskelvollen Hals umwogte. „Und baldigſt, Freund, wäre mir der Heimritt erſpart worden. Ich ſah Deinen Lahner bey Dir, Franciscus, den kundigſten Wundarzt unſerer Reiter. Rufe ihn her, denn meine Schulter brennt, und mein Koller iſt naß, wie ein Schwamm vom Blute.“ —

„Du biſt wund?“ rief der Kärnther erſchrocken, und ſprang hin, den gewünſchten Reiter zu rufen. Der Landenberger half unterdeß die Panzerſtücke des Obriſt löſen, und fragte zugleich neugierig: „Ihr habt Feinde eingebracht? Habt Ihr vergeſſen, daß bey Trommelſchlag der Befehl verkündet wurde, keinem Ungläubigen Pardon zu ſchenken?“ —

„Wir hatten andere Ordre!“ antwortete Michael, indem er ſich auf den Boden ſetzte, und den Rücken gegen das Geſtück legte, während deſſen der wundenkundige Lahner die Schulter unterſuchte, und Franciscus mit einem brennenden Kienſcheit dazu leuchtete. „Der Vater wünſchte einige lebende Moslems, und ſein Wunſch iſt erfüllt, koſtete er auch ſechs wa-

ckere Kriegesleute. Er wird von ihnen erpreſſen, was zu wiſſen Noth thut, klingen auch die Nachrichten vielleicht nicht ſonderlich ſeinem Ohre." —

Wiederum näherten ſich jetzt vom Lager her zwey Männer, und als die Offiziere ſie im Mondlicht erkannten, ſtellten ſie ſich gerichtet auf, und begrüßten ſie reſpectvoll. Der Erſte war der Graf Ludwig von Ladron, der General der italiſchen Hakenſchützen, eine trockene, lange Geſtalt, Stolz im tiefliegenden Auge, der gewölbten, kahlen Stirn und der Römernaſe, als Hauptzug ſeines charaktervollen Geſichts bloß tragend für den erſten Anblick. Die reiche, römiſche Kleidung von gelbem Sammet, der blutroth ſcheinende Federwald auf dem breitgerandeten Biberhute zeigte den Mann von hohem Range und höherm Dünkel. Neugierig trat er herzu, und als er bey dem Lichte der Kienfackel den jungen Katzenſteiner erkannte, zogen ſich ſeine ſchwarzen Augbraunen dicht zuſammen.

„Was ſehe ich, Herr Obriſt?" ſprach er mit tiefer Stimme. „Den wichtigſten Auftrag gab dem jungen Blut der hohe Herr Vater, und Ihr ſäumet, den Rapport zu bringen, auf den ein halbes Hundert gedienter Offiziere in höchſter Spannung wartet? Habt Ihr auch ſchon ein Theilchen gewonnen vom Uebermuthe des General-Obriſten, daß Ihr koſet mit den Freunden in beleidigender Nachläſſigkeit? Haltet auch Ihr die Kriegesgefährten nur für ſchlechte Monde, die den Glanzplaneten gehorſam und dienend

umwandeln müſſen, die nur als Folie glänzen für Euern erträumten Sonnenglanz?" —

„Ich bin verwundet, verehrter Graf, wenn auch nur durch einen Streifſchuß, doch derb verblutet und erſchöpft," antwortete mit Tönen der Liebe und Ehrfurcht der junge Katzenſteiner. Schon ſteht der Wakiſch Paul im Zelte des Feldherrn und ſtattet den Bericht ab über den gelungenen Rachtzug. Wie möget Ihr zürnen, daß mir das Leben lieb wurde, ſeit ſich die Hoffnung auf mich niederſenkte, ſein ſchönſtes Juwel aus Eurer Hand zu empfangen? Soll ich das junge, thatenloſe Daſeyn nicht ſparen, damit ich verdienen darf, worauf mir das Schickſal den Anſpruch ſchenkte, damit mein Name, gleich gerühmt, wie der des Vaters, würdig eintreten möge in den Stammbaum der tapfern Labrons, und die edle Ermuda nicht einen dunkeln Rittersmann beglücke?" —

„Wir ſtehen im Felde, Herr Obriſt," entgegnete finſter blickend der General, „und ſchlagen nicht die Laute unter dem Balcon eines liebeſiechen Fräuleins. Vergeſſet das nicht, mein Herr von Katzenſtein." —

„Liebe und Ehre, und Ehre und Liebe, ſind des Ritters Paniere;" antwortete innig und warm der Jüngling, „und was ſeit der Tafelrunde, was ſeit Carolus Magnus Heldenkreiſe bis jetzt vom adeligen Blute Großes geſchah, vollbrachte man unter dieſen Fahnen, und unter ihnen reichten ſich der edle Römer und der edle Deutſche die verwandten Hände." —

„Und wird mir die Verwandtschaft lieb bleiben?“ sprach der Graf vor sich hin, mit ernstem, hartem Ausdrucke. Erschrocken sah Michael auf zu ihm.

„Welch böser Geist hat Euch heute gefaßt?“ fragte er schmerzlich. „Könnt Ihr, der mir den Sohnes-Namen gab, der mir in seinem Schlosse die Werbung erlaubte um die holde Tochter, der unsere Wonnen mit zu fühlen schien, als sich in Wien die jungen Herzen verständigten, könnt Ihr solch herbes Wort mich hören lassen in demselben Augenblicke, wo ich blutend von einer Sarazenen-Kugel vor Euch liege, da mich der Schmerz durchzuckt aus heißer Wunde?“

„Du bist ein wackerer Junge;“ fiel der Graf, sich besinnend, ein; „doch wer verbürgt, daß nicht in Dir versteckt derselbe böse Saame schlummere, den die Sonne des Glücks aufgehen ließ in Deinem Vater zu einer Distelflur, die Jeden tödtlich sticht, der sich ihr unbedacht zu nähern wagt? Meinest Du, ich hätte den Kern der italienischen Jugend geworben und hergeführt auf Ferdinands Befehl, daß die tolle Unbesonnenheit dieses Sohns der Fortuna sie schlachten solle seinem Dünkel, der nicht auf Rath hört, nicht gelten läßt die Erfahrung Anderer? Ist es nicht Raserey, die stärkste Veste des Landes nehmen zu wollen mit halbverhungerten Soldaten? Warum gilt dieser Böhmen-General, der Albrecht Schlick, ihm mehr, als ich und meine Freunde? Aus dem Hussitenlande kam dem Kaiserhause schon des Bösen viel, und dieser Böhme bringt mit seinem großsprecherischen Maul-

werk ohne That uns auch nichts Gutes. Ihr traget die weiße Katze im Schilde, die auf dem güldenen Berge sitzt. Der goldenen Schätze gab Ferdinandus Euch die Fülle, und schnurrend bewacht sie der Kater. Ein Bild der Vorsichtigkeit nennt es der Wappenherold; ich habe die Kralle gefühlt und den weißen Zahn, und nenne es ein Bild der Falschheit und Rachsucht, die von hinten anfällt, was sie hasset." —

„Herr Graf von Labron!" fuhr Katzianer in die Höhe, und schlug mit dem ehernen Handschuh gegen das metallene Geschütz, daß solches laut erklang. „Was beliebt, mein Obrist?" fragte der General höhnisch. „Reget sich in Euch das Katzensteiner-Geblüt?" —

„Ihr seyd ja Ermudas theurer Vater!" setzte der Jüngling dem heftigen Ausrufe zu. „Nur Ihr dürfet unter diesen Tausenden Euerm Unmuthe solche Worte geben." —

„Seht da, des Vaters ächter Sohn!" lächelte der italische Graf mit Spott. Für Wahrheit Schwertschlag, für guten Rath Todeswunde. Und meine weiße Taube sollte ich in die befleckten Krallen jagen? Suchet Euch einen Schwiegervater auf Deutschlands Felsenhorsten, wo der Raubvogel nistet. — Und habt Ihr gute Botschaft mitgebracht? Ist diese Veste übermorgen unser, wie es der große Held von Wien geträumt? Wird sie ein Lazareth uns bieten für unser Fußvolk, das wie gespenstische Todtenschatten der tolle Führer gegen hohe Mauern treibt?" —

„Die Botschaft wird den Vater nicht erfreuen;“ entgegnete Michael zu Boden blickend und sein Gefühl bezähmend. „Von hieraus ist Essegg nicht zu nehmen. Der Weg hat ein Kloster rechts auf der Höhe zu einer unbezwinglichen Schanze gemacht. Die Stücke von da bestreichen das ganze Thal, und legte man das Lager weiter vor, würde es in einer Stunde ein Aschenhaufen und Todtenhügel werden. Ich trage eine Probe der sichern Traubenschüsse von dort an meiner Schulter. Auch ist die Macht des Mahomet nicht so gering, als wir geglaubt. Von Ofen, Weißenburg, Samandria hat er die Besatzungen an sich gezogen, rüstige Janitscharen und Martellosen; die Sanzacken haben von Ost und Süd ihm ihr leichtes Volk geschickt, das jubelnd und beutegierig sich ihm stellte, und was das Böseste, auch der Ustreff-Bascha sandte ihm seine Bosniaken, ein trefflich ausgerüstetes Reitergeschwader, welches Amurath aus Sebeniko befehligt, der beste Reitergeneral des Sultans, derselbe wüthende Renegat, der Clissa nahm, und die Thore dieses Schlosses mit vielen edeln Christenhäuptern schmückte.“ —

„Amurath ist uns gegenüber, der Kirchenschänder, der gottlose Lästerer?“ fuhr der alte General wie ein kampflustiger Jüngling auf. „Katzianer! Das bläset meinen Unmuth empor zur Flamme des Hasses. Hättest Du mein Kriegsvolk nicht hungern lassen, so dürften wir morgen hinaus in das Blachfeld; dann wäre mein der schönste Tag geworden, mich zu mes-

sen mit diesem Renegaten, mit diesem Judas auf Klinge an Klinge!" —

„Scheltet den Bischof von Agram und den Schlickenberg;" antwortete Michael unwillig. „Wird denn der Haß auch in dem Gerechtesten zum heillosen Gifte, das auch das reinste Auge blind macht? Verlangt Ihr vielleicht, der Vater sollte die Hofbäckerei von Wien mitgenommen haben, und selbst am Ofen wachen über die Kuchen für Euern Mund?" —

Der Graf drehte sich abwärts mit zusammengebissenen Lippen, da stürmte ein Ordonnanzoffizier heran, fragte nach dem Obrist, erzählte von des Vaters Angst um ihn, und dieser stand auf, ehrfurchtsvoll von dem General Abschied nehmend, ordnete seine Rüststücke wieder, und folgte dem Boten in des Lagers leichtgebauete Stadt. —

Am Morgen nach dieser Nacht saß der Kriegesrath des Heeres versammelt im Prachtgezelte des General-Feldobristen. Der schwarze Adler in weiße Seide gestickt, flatterte von der Kuppel des blendenden Leinenhauses, dessen Eingang mit Purpurdecken verhangen, dessen Boden mit kostbaren Teppichen belegt war. Ueber den Zeltstangen des Einganges prangte auf einem großen Silberschilde das Wappen des Feldmarschalls, die weiße Katze auf güldenem Berge, im rothen Felde, und eine Schützencompagnie, Hauptmann Ernst von

Brandenstein an ihrem rechten Flügel, hielt Wache bey der Fahne, dem Geschütz und den Trommel-Pyramiden, welche auf dem runden Platze vor dem Hauptquartiere dräuend und zierend zugleich aufgestellt standen.

Drinnen im Gezelt saßen um einen Feldtisch Herr Johann Katzianer, der Graf Ladron und Albrecht Schlick, der Böhme, der Freyherr Hanns Ungnad von Sonnegk, Landeshauptmann in Steyer und Herr Hanns Mager von Fuchsstadt; an den Leinenwänden umher standen die tapfern Obristen des christlichen Heeres, das würdevolle, ruhmbedeckte Alter mit der kernvollen Kraft der Jugend gemischt. Vor dem Tische befanden sich fünf türkische Gefangene, und der Geheimschreiber des Feldherrn beendete so eben das Protokoll ihrer Aussagen.

„Es ist hinreichend;" sprach jetzt der alte Katzensteiner. „Führt die Ungläubigen hinaus, und tretet ab, Ihr Herrn Offiziere, damit wir im engern Ausschusse beschließen, was in des Königs Dienste das Beste sey." —

„Herr Wakisch Paul!" setzte da der Böhme Schlick hinzu, indem seine stechenden Blicke an den Wänden umherliefen, „Ihr habt diese Hunde eingebracht; habt nun auch die Güte, sie sofort draußen zusammenwerfen zu lassen durch Eure ungarischen Säbel! Nehmet ihnen schnell Augen und Zunge, damit Keiner dem Erzfeinde des Kreuzes berichte, wie er

hier des Reichs beste Offiziere habe bleich werden sehen vor türkischer Aufschneiderey und Lüge." —

Vier der Muselmänner warfen sich, da die Husaren-Wache, die sie umstellte, die Säbel erhob, auf die Erde, schlugen mit den kahlen Häuptern den Sand, und erhoben die Hände bittend unter einem schauerlichen Wehgeheule. Der Fünfte, ein blutjunger Mensch, den der farbige Turban mit dem Reiherbusche und die goldenen Sporen als einen Mann von Stande verkündeten, stand unerschüttert, erhob stolz den schönen Kopf, und seine schwarzen Gazellen-Augen fuhren wie suchend an dem Kreise der kaiserlichen Offiziere hin.

Da trat Obrist Michael Katzianer hervor, und stellte sich rasch zwischen die Gefangenen, mit seinem Leibe den jungen Türken deckend gegen die Waffen der Husaren. „Mit Verlaub, meine hohen Generale!" sprach er erhitzt, „diese feindlichen Männer bekamen unser Ehrenwort als Lebensversicherung, wenn sie frey und wahrhaft beantworteten, was ihnen abgefragt würde. Verzeihet, daß ich daran erinnere, und Eurer Vergeßlichkeit zu Hülfe komme." —

„Bürgest Du, daß sie uns Wahrheit sagten?" fragte der General-Obrist, stutzig ob des kecken Benehmens des Sohnes.

„Der Erfolg wird es lehren; bis dahin müssen sie verwahrt werden;" entwortete Michael.

„Müssen sie?" entgegnete mit Spott Graf Albrecht Schlick. „Meinet Ihr das so fest, Herr Obrist

der schwarzen Reiter? Ich meine das anders. Ungläubigem Heidenvolke sein Wort zu halten, davon steht nichts in unserer Glaubenslehre, und im Kriegsgebrauch hat ihr Sultan uns das Beyspiel des Gegentheils hundertfach vorgezeichnet. Hinaus, Herr Mutisch, mit den Handen, und thut an ihnen, was befohlen worden!" —

„Nein! sage ich, nein!" rief mit einer Donnerstimme der junge Ritterobrist, und seine Gestalt schien riesenlang zu wachsen, als er zornig den Helm auf das Haupt warf und die Hand legte an das lange Schwert. „Soll der Christ dem schlechten Muster des Heiden folgen? Soll der deutsche Ritter seinen Ehrenspiegel suchen bey dem arabischen Raubgesindel? Dieser Botulat ist mein Gefangener; mein Schwert hat ihn entwaffnet, meine Schwarzen haben ihn eingebracht. Er hat mein Ritterwort für sein Leben, und wo ist der Mann in ganz Oesterreich, der sagen könnte, Michael Katzianer habe jemals von seinem Worte ein Atomchen unerfüllt gelassen? Wer meiner Ehre solchen Flecken anhängen möchte, müßte zuvor den Michael zum Leichname machen. Mag Herr Mutisch Paul mit seinem hungarischen Schwure es halten, wie er will; sein sind die Mire; mein ist der Eine; dieser steht hinter meinem Schilde; ich werde ihn zu schirmen wissen, und drängten alle Sperre Eurer Bihmen auf mich ein." — Mit starker Hand faßte er die Rechte des botnischen Kriegers; er riß ihn mit

sich hinaus aus dem Zelte, und Niemand wagte, ihn zu hindern.

Graf Schlick wandte sich erbost zu dem Feldherrn. „Und Ihr duldet solches vom eigenen Sohne, Herr von Katzenstein?“ fragte er heftig. „Duldet das in Gegenwart der Generale Eures Heeres?“ —

Der alte Katzensteiner hatte mit scharfen Blicken der Scene zugeschaut, und man sah, daß nicht der Unwille vorwaltete in seiner Seele. „Wer den Feind fing, dem ist er eigen;“ antwortete er ernst. „Findet Ihr darin etwas Unrechtes und Außergewöhnliches? Und ich meine, ein Katzensteiner darf immer seinen eigenen Weg gehen in des Königs Diensten; das Kaiserhaus hat bis jetzt nicht Schaden gehabt daben.“ —

„Und wer dem Feinde also Wort hält, dem darf der Freund vertrauen!“ setzte der Graf von Kabren halblaut hinzu, als spräche er mit sich selbst. Der Böhmen-General warf feindselige Blicke links und rechts auf seine beiden Nachbarn, winkte grimmig dem Obrist der Husaren zu, und die Gefangenen wurden vor das Gezelt geschleift, und niedergestoßen.

Der Kriegsrath, welcher darauf gehalten, artete in einen heftigen Wortkrieg der Meinungen aus. Der Oberfeldherr wollte kein großes Gewicht auf die Aussagen der Gefangenen legen; er bestand fest auf seinem Vorsatze, Essegg zu nehmen, und dem Könige Ferdinand das gegebene Versprechen zu halten. Wäre

die jetzige Lagerstatt nicht der rechte Platz dazu, so sey ein anderer zu suchen.

„Daß der Feind sich nicht herauswagt in das Flachfeld der Schlacht, zu der das weite Thal den Raum darbeut," sprach er, „ist ein sicheres Zeichen seiner Schwäche und Furcht. Mein Auge hat schon den rechten Fleck erkundet; der Wald muß umgangen werden; an seiner Spitze liegt eine Höhe, der Stadt gleich; von dort soll das Geschütz die Mauern niederschmettern, und durch die Bresche führt mein Feldherrnstab Ferdinands Völker zum gewohnten Siege."

„Allen Respect Euerm Glücke und Eurer tapfern Faust!" entgegnete der Graf von Ladron. „Aber hier gilt es nicht, Husaren in den Feind zu führen mit wildem Halloh, sondern mit dem Vortheile des Kaiserhauses die Sorge zu verbinden für einige zwanzig tausend brave Soldaten. Ihr, Herr General-Obrist, habt nur die Reiterey um Euch gehabt auf dem Zuge; ich habe das Fußvolk fallen sehen vor Erschöpfung, wie die Fliegen im ersten Decemberfroste. Darum rathe ich keine Schlacht und keinen Sturm, sondern einen Rückmarsch nach Walpach, wo der Soldat Magazine findet. Dort den Jobst von Gilgenberg gehangen, den Krieger und sein Roß aufgefüttert, und dann den Doppeladler vorwärts getragen zum sichern Siegesfluge. —

„Rückmarsch?" fragte Katzianer verächtlich. „Diese Araber sollten die kaiserliche Fahne fliehen sehen, bevor ein Schwertschlag geschah? Wem von Euch,

Ihr Herrn, kann solch ein Vorschlag genügen? Sprechet freymüthig!" —

Der Hungar Bamphi Waltssar stand auf und sprach: „Wahr ist es, was der italienische Herr geäußert, das Fußvolk trägt kaum die Waffen mehr, der Türke kennt die Noth, darum hält er sich fein ruhig in seinen Mauern, und denkt nach wenigen Tagen ohne Wehr zu schlachten. Wie wäre es, mein Feldherr, wenn wir ohne Rückzug auf kürzerem Wege gewönnen, was dem Heere mangelt? Zwey Meilen von hier liegt Schloß Hermand; gefüllt sind dort die Kornhäuser; ein Ueberläufer verrieth mir's; das Schloß ist schwach, und leicht zu nehmen, und schnell kehrt dann die gestärkte Schaar zu Essegg Thürmen." —

„Ziehet nach Walpach! Kranke erstürmen keinen Maierhof!" rief Graf Ladron dazwischen.

„Mit Euerm Walpach!" unterbrach ihn der von Fuchestadt. „Zeiget diesen feigen Hyänen die Flucht, und Ihr werdet sie alle augenblicks an Eure Ferse locken. Ein Schlag muß geschehen, und sie betäuben. Nach Essegg! stimme ich, und ginge der Weg dahin durch die Hölle." —

„Nach Essegg!" rief auch der Freyherr von Sonnegk. „Ist auch der Marsch dahin gefährlich, wird die Erstürmung dagegen desto leichter seyn. Das Geschütz in der Stadt hat kein Räderwerk; und an zweyhundert Stücke sind in dieses Thal gerichtet. Nicht schnell genug wird Mahomet es nach jener Seite zu

bringen vermögen, die wir zum Sturme auserſahen. Die Chriſten der Vorſtädte werden den Glaubensbrüdern zufallen, und dieſe Eine Anſtrengung wird uns mit dem Siege allen Ueberfluß gewähren.“

„Ziehet nach Walpach!“ murrte der alte Ladron fort. „Ich höre ſchon das Flattern der Raben und Geyer über den Leichenhaufen der Unſern.“ —

„Ihr ſeyd überſtimmt, und könnt Eure Prophezeihung für Euch behalten!“ antwortete Johann Katzianer mit Hitze. „Graf Albrechts auserleſene Reiterſchaar wird unſern Marſch decken, und daß die Neider nicht ſprechen, der Feldherr ſchone ſein Blut, ſoll mein Michael mit ſeinen Schwarzen die Arriergarde bilden. Sobald der Morgen dämmert, brechen wir auf.“ —

„Wohl denn!“ entgegnete der Italiener mit düſtern Blicken. „So laßt auch meine Fähnlein im Zuge an dieſem Platze wehen, den Ihr für den gefährlichſten haltet. Man ſoll nicht ſagen, daß der Graf Ladron aus Furcht zum Rückzuge gerathen habe.“ —

Alle Generale erhoben ſich von den Feldſeſſeln; Graf Ladron aber trat beym Scheiden nochmals dicht vor den General-Obriſten hin, und ſagte leiſe, ihn ſcharf anblickend:

„Ich achte den tapfern Kriegsmann in Euch, Katzianer; aber die Vorſichtigkeit Eures Wappenbildes hätte dieſes Mal mehr gelten ſollen, als das Vertrauen auf die ſcharfe Kralle. Wohl dem von uns

Beiden, der einen Ehrentod findet von Feindes Hand." —

So verließ er das Gezelt zuletzt; der alte General-Obrist sah ihm gedankenvoll nach, und ging mit langsamen Schritten in das Innere seines leinenen Pallastes.

Die Befehle für die Veränderung der Lagerstatt wurden schleunigst ausgefertigt, und kaum verkündete das Dämmerlicht den Tag, so sanken die weißen Häuser; in einzelnen Abtheilungen brachen die Regimenter auf, und nach einander schlugen sie die Straße ein, welche in einem großen Bogen durch die Waldung zu dem von dem Feldherrn bestimmten Ziele führte. Die Böhmen und die Italiener schlossen den langen Zug, und die letzte Colonne bildete Obrist Michael von Katzenstein mit seinen Panzerreitern.

Der prächtige Wald wölbte sich zu einem Laubdome mit seinen thurmhohen Bäumen und üppigem Blätterwuchse über der Kriegerschaar, und geschützt vor den Pfeilen der Sonne, vom erquicklichen Duft der blühenden Gesträuche angehaucht, athmete der Soldat wieder freyer, und die Hoffnung gab ihm den verlorenen Muth zurück. In der Mitte der bärtigen, schwarz geharnischten Männer ritt der gefangene Bosniak, dem man sein persisches Roß zurückgegeben. Ingrimmig sah der schlanke Mann auf seine Begleitung; nur auf ihrem Anführer weilte oft sein Feuerauge mit mildern Empfindun-

gen, und scharfe Blicke des spähenden Falken warf er rechts und links im Dickicht umher, wenn hie und da ein schmaler Seitenpfad sich öffnete, als erwarte er Befreyer und Rächer.

Wortlos war Michael der Schaar vorangeritten. Als der Wald sich jetzt lichtete, die Straße sich in mehrere Wege spaltete, als ihr äußerster Bogen sich näherte, und man vom Gebirg herab durch die dünneren Baumgruppen hie und da die Feldflur schimmern sah, befahl er Halt, vertheilte sein Regiment in Compagnien, und ließ die Hauptleute mit diesen die einzelnen Seitenpfade durchtraben, um nachzuforschen, ob keine feindlichen Streifer der Arriergarde gefährlich werden könnten. Er selbst hielt unter einem Laubgewölbe mit seiner Leibschwadron, und ließ sie absitzen und sich erquicken. Auch der Bosniak wollte vom Sattel steigen, doch der Obrist selbst verhinderte ihn daran; er ritt mit ihm abseits zu einer lichten Stelle des Holzes, und verlangte laut von ihm, daß er ihm die Namen der Dorfschaften und Schlösser nennen möchte, die man rundum aus den Getreidefeldern sich erheben sah. Verwundert sah der feindliche Mann ihn an; aber sein Erstaunen wuchs, als der Jüngling jetzt seinen Goldfuchs dicht zu ihm lenkte, und seine Rechte sanft drückend auf die Linke legte, mit welcher der Muselmann den Zügel hielt.

„Osmanli!“ sprach er zugleich mit angehaltener und milder Stimme, „Du bist ein junger, tapferer Degen; wäre Dein Stahl nicht zersprungen an

meinem guten Helmkamme, so hätteſt Du mir vielleicht obgeſiegt, und ich hätte Dein Gefangener werden mögen. Die Tapfern ſind ſich freundlich verwandt in allen Weltgegenden. Trotz dem Blutdurſte meiner Waffenbrüder gelang mir's geſtern, Dein Leben zu retten, Mailat Ibrahim; ich möchte nicht immer Dir Wort halten können, wenn ich wund läge, oder gar ein geübter Scythe mich niederſchöſſe. Drum laſſe ich Dich los aus der Haft, ſo lange es noch in meiner Macht ſteht. Wir ſind die Letzten im Zuge; Du kennſt die Gegend; ſprenge ſchnell hinab auf dieſem ſchmalen Fußpfade, wo Dir Keiner der Meinigen begegnen wird." —

Mailat ſchaute dem Edeln mit Freude in das Heldenauge, mit einem Ausdrucke, als zweifle er an ſeinem guten Gehör. Dann beſann er ſich, und ſchlug ſeine Rechte feſt um den Eiſenhandſchuh des Reiterobriſten. „Chriſt," ſagte er herzig, „Du verdienteſt, ein Muſelmann zu ſeyn, denn unter Soleymans Waffen iſt keiner tapferer und edelmüthiger."

„Fort, ehe meine Hauptleute kehren!" rief Michael. „Gedenke meiner! Und willſt Du vergelten, ſo ſchone die Deutſchen, welche das Schlachtenſchickſal gefangen in Deine Hände giebt." — Der Türke nickte mit dem ſchönen Kopfe, warf ſein Pferd herum, ſchnalzte mit der Zunge; wie ein Windſtoß ſchnell flog das ſchmale Thier über die Baumwurzeln und das Geſtein, und war in wenigen Secunden mit dem Herrn verſchwunden. Einige der Panzerreiter ſpran-

gen vom Boden auf, und liefen zu ihren Gäulen; aber der Obrist gebot ihnen Ruhe; Alle waren so gewohnt, den Willen ihres jungen Führers zu ehren, daß auch nicht Ein Mund sein Erstaunen in Worte und Fragen umsetzte. —

Und nicht Zeit wäre auch dazu geblieben, denn wenige Minuten danach hörte man vor sich im Holze klingenden Waffenlärm, und von den alten Baumstämmen gebrochen mancherley Streitrufe und Commandoworte. Schüsse fielen dicht nach einander, und der Obrist Katzianer ließ schnell durch seinen Trompeter die zerstreueten Schwadronen aus dem Walde zurückcommandiren, zog das lange Schwert, und sprengte der Erste vor seinem Regimente dem Getümmel zu.

Der Aufbruch der Christen von der alten Lagerstelle war dem Mahomet-Beg nicht unverrathen geblieben. Wenn er auch den gefaßten Kriegsplan nicht aus den Augen verlor, wenn er auch den erhaltenen Befehlen seines Sultans, für die sein Kopf bürgte, nicht ungehorsam wurde, so ergriff er in grausamer Lust dennoch jede kleinste Gelegenheit, dem Gegner zu schaden. Auf näheren, den Seinigen bekannten Wegen hatte er tausend Spahis und ein Corps seiner Hakenschützen quer durch den Wald geschickt, und sie in sichere Verstecke der Felsentrümmer und des Dickichts gelegt, um der Nachhut des voreilenden Heeres verderblich zu werden.

Vor Michaels schnaubendem Rosse lichtete sich der Wald baldigst, und ein Wiesenplatz, rund von hohen

Bäumen umkränzt, empfing ihn. Es war Noth, daß er kam, denn jenseits sah er die böhmischen Scharfschützen flüchtig und zerstreut die sichern Gebüsche suchen, und verlassen lagen zwey Fähnlein Italiener, die sich in ein Viereck zusammengedrückt hatten, mitten auf dem Wiesenplatze, hielten in die Knie geworfen, mit gefällten Hellebarden den Angriff der wüthenden Türkenreiter ab, schossen brav und besonnen aus ihren innern Gliedern auf die anstürmenden Janitscharen, deren lange Röhre, sicher auf Baumstämme gestützt, schon tüchtig unter ihnen aufgeräumt; ihr General, der Graf von Ladron, den die böhmischen Reiter im Stiche gelassen hatten, war schon von feindlichen Pferden umringt, und wehrte sich ermattet mit seinen Offizieren gegen den mächtigen Andrang der jubelnden Gegner. Michaels Erscheinen machte der Gefahr ein schleuniges Ende. Das Allah der Türken übertönte ein: „Gott mit Ferdinand!“ aus den tiefen Kehlen seiner Schwarzen; wie ein Hagelschauer rasselten sie geschlossen heran; der alte Ladron wurde augenblicklich befreyt, die Sichelschwerter der Spahis brachen unter den mächtigen Schlägen der deutschen schweren Waffen; die italienischen Schützen löseten muthig ihr Viereck, und stürzten in die Gebüsche, aus denen die tödtlichen Kugeln zu ihnen hergesauset; in wenigen Minuten war der Platz rein und gesäubert, nur die Bekanntschaft mit den schmalen Gebirgspfaden ließ einen kleinen Theil der Feinde entkommen. Und der alte Graf von Ladron

drückte des Heldenjünglings Hand, er nannte ihn Sohn vor dem ganzen Heerhaufen der blutenden, athemlosen Männer; Michael sah mit dem Blicke eines Seligen zu den Wipfeln der Riesenbäume empor; er dachte der Geliebten, und fühlte sich glücklicher, als hätte des Königs Hand das goldene Vließ um seinen Hals gehangen für die Waffenthat dieser Stunde.

Ein böses Verhängniß schien auf allen Vorsätzen dieses Feldzuges zu ruhen, und ihre Ausführung zu stören. Wohl war die auserwählte breite Höhe gewonnen, das neue Lager geschlagen, und mit dem nächsten Morgen rückten alle Truppen Oesterreichs heraus, dem Muselmanne die Schlacht anzubieten. Aber die Turbanträger rührten sich nicht. Eingegraben, gleich Ratten und Mäusen, lagen sie hinter ihren Bollwerken; man hörte ihr Gekreisch, sah hie und da eine Reiherfeder über die Wälle herwehen; doch nur sichere Kanonschüsse, deren Kugeln in die deutschen Kolonnen schlugen, verriethen, daß Leben sey in der Festung.

Johann von Katzenstein ließ auf den vordersten Hügel seines Standes zwei schwere Geschütze fahren. Schon die ersten Kugeln trafen die Mauer, und warfen große Steine daraus in die Gräben. Das Jauchzen der Deutschen begleitete den Erfolg; drinnen entstand eine sichtliche Unruhe, und Turbane, Helme und Federbüsche sah man der Bresche sich zu-

drängen, die nach jedem Schusse der österreichischen Arkebusiere größer ward, und einen unwillkommenen Zugang zur Stadt öffnete. Schon am folgenden Mittag schien der Raum zum Sturm geeignet, und kriegsmuthig stürzten die Krainer-Fußknechte durch den trockenen Graben über die Trümmer hinauf der Mauerschlucht zu, die ihre Karthaunen ihnen geöffnet hatten.

„Sieh da!“ rief der Feldherr, dem die Freude aus den Augen leuchtete, indem er vom Hügel ihren Bewegungen nachsah, „ist das da vorn nicht der Landenberger? Habe ich mich geirrt in Dir, braver Scipio? Sieh nur, Michael,“ wandte er sich zu dem Sohne, „schon steht er oben, schon betritt er die Bresche; Alle stürzen ihm nach, und achten die Steinwürfe nicht, nicht die langen Speere der Martellosen. Bravo! Da sind sie an den spanischen Reitern, welche Mahomet in der Nacht hinter die Bresche gestellt. Sie haben sie überstiegen. Auf, rührt alle Trommeln; das ganze Fußvolk soll den Tapfern nach! Flüchtig Ihr Herrn Adjudanten! Die Noth hat ein Ende! Katzianers altes Glück ziehet vor den Seinen her, und Essegg ist über!“ –

Die Trommeln rasselten durch die ganze Fronte; aber zu frühzeitig hatte der stolze Feldherr triumphirt. Ein furchtbares Krachen erscholl plötzlich von der bestürmten Stelle her. Die Türken hatten sich hinter eine verdeckte Geschützreihe geflüchtet; diese, auf Ein Mal losgebrannt, warf mit Kettenkugeln die

kühnen Stürmer nieder, und zerriß ihre Gliedmaßen auf das Schrecklichste. Bald sah man einzelne Schützen in Todesangst zurückklettern über die spanischen Reiter, mehr und mehr folgten; die neu anrückenden Compagnien wurden durch sie von der Bresche weggedrängt und in ihrer Flucht zurückgerissen. Unter den Letzten sah man auch den Junker Scipio; er sprang über den Verhack; doch sein Schicksal ereilte ihn, denn die faltigen Prunkkleider des eiteln Junkers, die er auch im Felde nicht abgelegt, blieben an den spitzen Pfählen hängen, und sechs türkische Speere durchstachen seinen Leib, als wäre er eine Lustscheibe, die man aufgehangen beym Vogelschießen. „Das hat er von seinen weitläuftigen Teufelshosen!“ rief der Feldherr unwirsch. „Hätte er das Ballkleid zu Hause gelassen, wäre uns ein Tapferer mehr geblieben, denn unter dem Seidenwamse schlug doch ein Soldatenherz.“ —

Drey folgende Stürme wurden eben so fruchtlos gewagt, und brachten keinen Schritt näher zum Ziele. Drinnen war der Mannschaft genug, um immer frisch die Wachposten zu wechseln; der Ueberfluß herrschte dort vom Befehlshaber bis zum gemeinsten Bogenschützen; draußen verringerte sich die Mannschaft mit jedem Tage; der Proviantmeister Jobst von Gilgenberg ließ nichts von sich hören; Muth und Hoffnung starb, so wie der Hunger wuchs; Krankheiten rafften ganze Zeltkameradschaften hinweg in Einer Nacht; die Arkebusiere sanken neben den Ge-

schützen nieder, und der trotzige General-Obrist erkannte zu spät, daß seine Unbesonnenheit mit der schönen Heeresmacht auch seinen schwer erworbenen Kriegsruhm auf's Spiel gesetzt habe.

„Zieht nach Walpach!" krächzte eintönig immer noch der alte Ladron seinen prophetischen Rabengesang. „Walpach oder Verderben ist die Wahl." — Aber der Haß gegen den vorlauten Nebenbuhler ließ bey dem stolzen Katzianer noch immer nicht zu, den besten Rathschlag anzunehmen, weil er aus verhaßtem Munde erklang. Die Meinung des Hungars Vamphi Waltssar ward jetzt von ihm aufgegriffen, und er befahl, auf das nahe Schloß Hermand hinzuziehen. — Schon der Zug dahin gab dem Beobachter ein Vorbild der künftigen Begegnisse. Kaum hatte Trommel und Trompete zum Abmarsch gerufen, so brachen die Soldaten aller Waffenarten ohne Ordnung auf; kein Fähnlein hielt seine Leute zusammen; mühsam gelang es den Offizieren endlich im Dorfe, welches das Schloß Hermand umkreisete, die Untergebenen wieder zu sammeln, und nur die Gefahr, die in nächster Stunde dräuen konnte, nur das Wort Sturm und Schlacht vermochte die zerrütteten Gemüther wieder zur Besinnung und Ordnung zu führen, aus der sie der thierische Drang, Nahrung zu suchen, gerissen hatte. Das Schloß war nur durch eine Mauer und einen Graben gedeckt; nur eine schwache Besatzung lag darin, die sich gleichwohl mannlich wehrte, bis das Geschütz gegen Mittag ihre Bollwerke niederwarf, und die wenigen

Türken darin von den wüthend eindringenden Deutschen unter die Füße getreten wurden. Funfzig Christen fielen in der Bresche; doch die Freude über das schnell gelungene Wagstück ließ die Kriegsobristen ihre Todten nicht zählen; desto größer war aber ihr Schrecken, als sie nicht die gehofften Magazine, sondern nur einen Vorrath Lebensmittel, der für das Christenheer etwa auf zwey Tage reichte, im Schlosse vorfanden. Selbst dem alten Katzensteiner sank jetzt der Muth; er befahl, den geringen Fund den Soldaten zu verhehlen, schloß sich den Tag über ein in das innerste Zimmer des Schlosses, wo ihn sein Sohn Michael fand, wie er stumm und düster den Silberschild mit seinem Wappen betrachtete, mit dem Finger auf die drey Standarten deutete, die ihm zum Helmzeichen gegeben waren, und leise dazu sprach: „Michael, die Zeit ist hin! Eine andere steigt schwarz und schwer vor mir auf; aber sie soll eben den Mann an mir finden, wie ihn die leuchtende fand!“ — Durch seinen Sohn ließ er den Generalen die Ordre bringen, sich zum Rückzuge zu bereiten, und die regelrechte Marschordnung dabey zu beachten.

Der Gemeine hatte gegessen und getrunken; der Muth war zurückgekommen, und willig ging er wieder im ehernen Joche des schweren Dienstes. Man schlug eine Brücke über den Bodrogus, und verwahrte während dieser Arbeit das Lager durch eine Wagenburg. Der Feldherr selbst nebst seinem tapfern Sohne wagte sich weit in die Gegend, und da nirgends

ein feindlicher Reiter zu treffen war, so dämmerte ihnen die Hoffnung, die Retirade ohne Unterbrechung vollführen zu dürfen. Die Brücke wurde vollendet; die Armee zog glücklich über das Wasser, und erst unter den letzten Geschützen brach das leichtgebauete Werk zusammen. Man setzte nun durch die seichten Furten der Possega, und beschloß, auf dem Rückmarsche das Schloß Juvanchen und hernach die Stadt Gara zu nehmen, denn in beiden befand sich, wie man erkundschaftet, wenig feindliches Volk; aber desto gefülltere Kornkammern und Rüsthäuser wußte man dort. Rasch und siegeslustig zogen die Regimenter durch die Gegenden; die Retirade schien ein Vormarsch zu seyn, so glänzte der Triumph auf jedem bärtigen Antlitz. Aber schon drängte sich neue Besorgniß in die Herzen der Führer, denn auf den waldigen Berghöhen zu beiden Seiten blinkten oftmals, wenn die Mittagssonne die Gebüsche vergoldete, die Speerspitzen der Spahis, und hie und da flatterte über einem Hügel das bunte Lanzenfähnlein des Bosniaken hervor.

Da lag das Schloß Juvanchen auf der Höhe still und verschlossen, wie im Grabgewölbe. Die Mündungen der Kanonen ragten mit weitoffenem Schlunde durch die Schießscharten heraus; aber keine menschliche Gestalt zeigte sich, und schweigend dräueten die eisernen Unholde wie warnende Geister herab. Ein kleines Städtlein dehnte sich aus am Fuße der Burg; aber Alles, was muselmännisch war, hatte dasselbe

verlaſſen, und die zurückgebliebenen chriſtlichen Einwohner öffneten der erſten Anforderung das Thor. — „Es iſt das erſte Zeichen mir des neuen Glücks;“ ſprach der Feldherr, wieder hochtragend das Haupt zum Sohne, da ſie neben einander auf dem Markte hielten. „Der Name Kazianer hat ſeinen alten Klang noch, und die Barbaren zagen, wo er erklingt.“ —

Michael ſah tiefſinnig, wie in Ahnungen verſunken, auf das Gewühl der eindringenden Fußknechte hin. Mit tollem Jubel erbrachen die Soldaten die verlaſſenen Wohnungen; jedes Gelüſt wurde frey im Gefühl der wiedergewonnenen Bequemlichkeit; aus den erbrochenen Weinkellern wälzte man die vollen, dunkeln Fäſſer an das Tageslicht herauf; jede Pickelhaube wurde zum Pocale; das rothe Feuerblut des Bacchus rann vergeudet auf das Pflaſter der Straße, und manch ſchöner Ziegenſchlauch, von ungariſchem Nektar voll, platzte in der rohen Hand, und verduftete unter den Füßen der Unmäßigen. Michael deutete unwillig auf das Gewühl der Trunkenen, doch der Alte ſprach lächelnd in ſeltſamem Unbedacht: „Laß ſie einen Schwelgetag feyern; haben ſie doch ehrlich gehungert und gedürſtet wochenlang. Morgen ſchlagen ſie deſto kräftiger, weil die Erinnerung ſie nachſättigt, und die Hoffnung auf ein gleiches Uebermorgen ihre ſinnliche Begier kitzelt. Laß nur gute Vorwachen ſtellen; der feige Mahomet wagt ſich nicht an

uns, so lange wir zusammengeballt brauen, wie der Drache mit hundert Köpfen." —

Wohl hatte der Alte recht gemeint; doch so ganz unthätig war der verachtete Feind nicht geblieben. Die Gegend um Juvanchen hatte wenig flaches Land; Holzungen deckten die Höhen, von kleinen Thälern durchbrochen; überall gab es Schluchten und Engpässe. Wie ein schwarzer Dämon, der ob dem Menschen schwebt und ihn begleitet, den Augenblick seiner Schwäche erspähend, um ihn in günstiger Minute zum Verderben zu verlocken, hatte Mahomet den Zug der Christen in der Ferne begleitet, zu beiden Seiten in den Verstecken der Gebirge seine blutdürstigen Völker heranführend. Alle seine Kapitains kannten jeden Winkel des Landstrichs, und wußten, wo der Fleck kam, der die Gelegenheit bot, mit leichter Müh das ganze Christenheer zu vernichten.

Trunken ruhete das österreichische Fußvolk auf den weichen Polstern der fremden Häuser, da flackerte die Flamme auf in der Stadt, hier und dort und drüben, und die Lärmtrommel rief die taumelnden Schläfer aus den Träumen der Wollust. Mit Staunen sah die Reiterey das schnell aufbrausende Feuermeer, hörte das Gekrach der einstürzenden Gebäude, die manchen der Söhne Deutschlands begruben; aber nicht zur Hülfe ward ihnen Zeit, denn mit dem ersten Schimmer des Tages rauschte von allen Seiten das eintönige Kriegsgeschrei der Türken heran, und von den Höhen sauseten die Kugeln der Falconette

zwischen die aufreitenden Geschwader. Petrus Ratschin, der Böhmen Marschalk, hatte zuerst seine wackern Reiter in Ordnung, und wie ein zürnender Achill stürzte er sich auf den hochmüthigen Feind. In schimmernd Erz verluppt vom Bügel bis zur Stirn, drang er vor, wie ein verheerender Rachegeist, und vor ihm her floh, was sein Schwert bedräuete. Aber zu unvorsichtig folgte er der innern Kriegswuth; in enger Waldschlucht eingekeilt, sah er aus jedem Dickicht neue Feinde erwachsen; um ihn fielen die Böhmen in tapferer Wehr, und ihn selbst schlug des wilden Amuraths Streithammer mit zerschmettertem Helmkamme und Schädel vom hohen Streitrosse. Nicht besser ging es den heißblütigen Hungarn auf des Städtchens anderer Seite, wo ein freyerer Raum sich darbot zum geregeltern Kampfe. Dem mächtigen Wakisch Paul, ihrem bisher unbezwungenen Führer, fuhr eine Kugel durch die Brust, und der stolze Adlersittich seiner Mütze küßte die schmutzige Erde. Todesschrecken kamen mit seinem Sturze unter sein Volk; war doch ohne ihn nichts Namhaftes geschehen in den Kriegszügen des Kaisers seit Jahren, war doch er gleichsam der schützende Schlachtenengel seiner Landsleute gewesen. In verwirrte Flucht löseten sich die Schaaren auf; in die Wälder flüchteten einzeln die Husaren, und mit Erstarren wurde das Unerhörte vom ausrückenden Heere gesehen, wie der Hungar ohne Wehr sich vom grimmschnaubenden Spahi schlachten, und sich durch den Rücken aufspießen ließ vom höh-

niſch lachenden Bosniaken. Kaum aber hatte der Katzianer ſeine Macht geordnet, und rückte in Schlachtzügen in die Thäler, ſo verſchwanden überall die türkiſchen Zeichen, wie auf zauberiſchen Befehl eines unſichtbaren Dämons, und nur die blutigen Todten am Walde ließen den Beweis zurück von den geſchehenen Gräueln dieſer Morgenſtunde.

„Fort von hier! Entzieht dem Heere dieſen ſchändlichen Anblick, der es entmuthigt!“ rief, Zorn im Geſichte, der Graf von Labron, auf ſeinem Schimmel herſprengend zu dem Feldherrn, der im Centro verdutzt hielt, und mit todtſtarren Augen in das leere Grabesfeld hinabſah. „Schon murrt es in den Schwadronen der ſteyriſchen Reiter, und Wakiſch Leiche, vom Brandfeuer der Stadt beleuchtet, wird zum Schreckensbilde, das den Fußknechten das Gewehr aus der Hand wirft. Säumet Ihr wenige Minuten, ſo folgt das ganze Heer, ohne den Feind zu ſehen der ſchändlichen Huſarenflucht, und entſchaart ſich vor unſern Augen.“ —

Der Feldherr ſtieß einen Seufzer des Ingrimms hervor, und gab Befehl zum raſchen Marſche, welcher ununterbrochen und ohne Beunruhigung fortging bis zu dem weiten Felde, welches in der Nähe der Stadt Goriän zwiſchen den Gebirgen ſich ausdehnt. Der Soldat war erſchöpft vom Eilmarſche; die Pferde brachen faſt zuſammen unter den ſchweren Panzermännern; das Lager wurde geſchlagen, und nach einer Stunde der Erquickung rief der General-Feldobriſt

den Kriegsrath zuſammen, jetzt, da es zu ſpät ſchien, da er ſelbſt den Glauben an ſein Glück verloren hatte, die Erfahrungen ſeiner gediegenen Helden zu benutzen.

Wortarm und finſter traten die Kriegsoberſten in das Zelt ihres Anführers, und ihre düſtern Blicke, ihre gebleichten Wangen klagten ihn der Schuld an, das beſte Heer des Reiches dem Verderben entgegengeführt zu haben durch ſeinen Trotz und Unverſtand. Beſchwichtigend ging Michael unter den Murrenden umher, und ſeine Leutſeligkeit, die Achtung, welche der junge Held ſich überall gewonnen, hielt den Vulkan der brauſenden Gemüther, daß er nicht losbrach gegen den Vater. Da trat die Verzweiflung in ihren Kreis in der Geſtalt des More Laßlaw, der mit mehreren Huſaren von dem Fluchtritt zurückkehrte, zu dem auch er im Gedränge ſeiner Leute fortgeriſſen worden.

„Verräther!“ rief ihm Johann Kaßianer entgegen, „wagſt Du, Deinen Hals ſelbſt zum Stricke zu tragen?“ —

„Hänget mich,“ entgegnete Laßlaw, „aber laſſet mich reden zuvor. Nicht den Namen des Schimpfes verdiene ich, denn ich allein hätte wohl den Fluchtweg finden mögen durch das dem Jäger bekannte Gebirg, und mein Stammſchloß Zenturzebet hätte mir die Sicherheit geboten, die für Euch nirgend mehr zu finden iſt. Ich kehre zurück, weil ich warnen muß, weil ich meine Waffengeſellen nicht dem unaus-

weichbaren Tode entgegentreiben mag. Höret mich! Ihr seyd rings umgeben von Mahomets zahllosen Völkern. Hinter Euch, vor Euch, zur Seite, liegen seine Bluthunde, die kräftiger, als wir, unsern Märschen vorauseilten. Die Straße durch den Wald vor uns ist nicht zu passiren; der Janitscharen Beile haben die Bäume gefällt, und so den Weg ungangbar gemacht; jedes Gebüsch ist belegt mit Schützen, jede Klippe mit leichten Feldstücken besetzt. Zieht Ihr hinein in das schlau gestellte Fuchseisen, kommt kein Glied von Euch wiederum heraus."

„Todesrabe!" rief Michael Katzianer erbittert dazwischen. „Du krächzest ein gräbliches Lied. Halte ein damit, und mache die Helden nicht zittern. Du sprachest nicht von Warnung allein, sondern auch von Errettung. Der Warnung ist es übergenug, komm nun zu dem freundlichern Theile." —

„Ich kenne jeden Jägerwinkel dieses Waldes," fuhr Laßlaw fort, „gränzen doch meine eigenen Erbgüter daran. Nur zwey der Wege sind, durch welche wir möchten davonkommen. Der erste ist ein schmaler Felsenpfad, der zwey Meilen lang auf Walpach führt, und weil er nicht mit Kriegesgezeug zu befahren ist, von den Ungläubigen unbesetzt blieb; wollet Ihr ihn erwählen, so müßt Ihr Geschütz und Wagen zurücklassen. Der zweyte kürzere geht zu meinem Schlosse Zenturzebet; nur ein schwacher Haufen Scythen deckt ihn, weil man dorthin ebenfalls

den Rückzug eines zahlreichen Corps nicht vermuthet." —

„Nehmet den Letztern!" sprach Ladron. „Wer von uns möchte es verantworten, so schönes Geschütz im Stich zu lassen, so lange die Pferde ziehen und die Stränge halten?" —

Nach Walpach wolltet Ihr ja vorhin, Herr Graf?" antwortete Johann Kazianer mit hämischer Miene. „Warum ändert Ihr jetzt die Meinung, einer Wetterfahne gleich? In Walpach ist Proviant und Kriegescasse; einen Winter hindurch könnte die Armee dort sich halten, sich nähren, sich sammeln; und wir wollen mit Gott noch vor dem Fall des Laubes wieder hier seyn, unser Geschütz neu zu erobern. Nach Walpach geht's, die ganze Sicherheit zu gewinnen, und die Leiden des Soldaten vollkommen zu beendigen." — „Nach Walpach!" tönte das Echo der Generale nach. — „Ihr seyd der Feldherr; Euer ist die Verantwortung!" sagte gesetzt der italienische Graf. „Nach Walpach also!" —

„Zerschlaget die Wagen, verbrennet die Bagage!" befahl jetzt der General-Obrist. „Schmettert mit Hämmern die Gestücke zusammen oder vernagelt sie. Vollgerüstet bleibe der Soldat, wohl versehen mit Munition, doch alles nutzlosen Plunders entledigt. Jeder Obrist halte sein Regiment, jeder Hauptmann sein Fähnlein geschlossen zusammen. Wenn die zweyte Nachtwacht beginnt, soll ein Hornstoß vor meinem

Gezelte das Zeichen zum Aufbruche geben; bis dahin herrsche Todesstille im Lager." —

„Und wird der Hornstoß nicht die Feinde erwecken und locken?" fragte Ladron. „Widerwärtiger Gegenredner!" fuhr Katzianer zornig auf. „Schlägt doch der Muselmann nie gern bey Nacht, und wisset Ihr ein sicherer Zeichen, so gebraucht es für Euer Hülfscorps allein." —

Der Graf von Ladron verließ erbittert das Zelt, und Michael folgte ihm eilig, den Beleidigten zufrieden zu stellen; der alte Katzensteiner aber dräuete ihm nach, und sagte in sich: „Herrischer Römer! Du bereuest morgen Deinen Widerspruch!" Dann winkte er die deutschen Offiziere zu sich, und Alle horchten beyfällig seinen geheim gesprochenen Befehlen.

Eine finstere Nacht senkte sich auf das slavonische Thal. Wie ein eisernes Grabgewölbe lag der Himmel über dem Christenlager, getragen rundum von den Granitsäulen der Gebirge. Schweres Gewittergewölk hing wie ein Trauerbaldachin über einer Königsleiche herab, und schien die vergoldeten Knäufe der höchsten Gezelte und die flimmernden Spitzen der aufgepflanzten Fahnen zu berühren; nirgends zeigte sich eine helle Lücke, durch welche ein freundliches Sternbild ermunternd herabgeleuchtet hätte; in stürmischen Strichstößen tobte der Südwind, und rasselte mit den Zeltstangen und aufgestellten Lanzenhaufen, summ-

te über die Heerpauken und Feldtrommeln hin, und rauſchte dann weiter durch die Laubwälder, einem durchziehenden, finſtern Luftgeiſte ähnlich, der die ſichern Sterblichen aufſtören möchte aus träger Ruh, und ihnen warnend die böſe Stunde verkündigt, die dicht hinter ihm ſchreitet. —

Die Wachtfeuer des Lagers erloſchen ſämmtlich, und die Soldaten müheten ſich vergebens, dieſelben im Windſtrich neu zu entflammen. Hingeſtreckt vor den Reihen der Leinenhäuſer lagen die Krieger, Fähnlein an Fähnlein, Alle gerüſtet, Jeder ſeine Waffe im Arm. Die ſchwüle Gewitterluft drückte die Augen der Ermatteten zu, aber der kältende Wind und die Furcht des Kommenden riß die Augenlieder gewaltſam wieder auf nach jedem Minutenſchlummer, und das Ohr horchte durch das Sauſen des Sturmes auf den verſprochenen Klang des Bügelhorns, der ſie hinweggerufen ſollte aus dieſem Schlunde des Verderbens.

Vor dem linken Flügel, den die italieniſchen Hülfsvölker formirten, zog ſich in dunkeler Reihe das Regiment der Kärnthiſchen Küraſſiere hin, jeder Reiter lag neben dem Roſſe. Die edeln Thiere ſchüttelten unwillig die beſtahlten Köpfe im Unwetter, und ihr Gebraus klang dem Sturme nach, wie ein ſpottend Echo. Das behelmte Haupt geſenkt, die eiſenbedeckten Arme feſt um die Bruſt gedrückt, ſchritt unruhig und von Gedanken gequält, Franciscus von Steinbrunn auf und ab vor dem Generalszelte, in welchem der Graf von Ladron auf ſeinem Feldbette ſchlief, krank vom Aer-

ger des letzten Kriegsraths, matt von den Strapazen der wüsten Tage des Rückzuges. Ein Gewappneter kam durch die Nacht, und hielt den Gang des Steinbrunns auf. Bey den leichten Blitzen, welche jetzt am Horizonte zückten, erkannte der Hauptmann an der Gestalt und dem bekannten Anrufe den Obrist Michael von Katzenstein.

„Ist der Graf wach?" fragte der Führer der Schwarzen den Kärnther mit bewegter Stimme. „Gehe hinein zu ihm, Franciscus, und melde mich."

„Der General schläft, und will nicht gestört seyn vor der zweyten Nachtwache;" antwortete Steinbrunn. „Ich hörte ihn böse Worte reden über Deinen Vater, darum möchte er von Dir wohl am wenigsten gern sich den nöthigen Schlummer verscheuchen lassen." „O unglückseliger Zwist des Ehrgeizes!" rief Michael laut gegen den Himmel hinauf. „Du raubst mir den Gleichmuth des schuldlosen Gemüths, entfremdest mich denen, die ich so kindlich ehre, und wirfst uns Alle hinab in schwarze, ewige Nacht." —

„Nimm mir's nicht übel, Michael;" erwiederte Franciscus treuherzig, indem er sich an des Starken Schulter lehnte; „die beiden Alten kommen mir vor, wie zwey thörichte Trunkenbolde, die an eines Gletschers Rande sich um die leere Flasche zanken, und mit erfrorenem Finger drum würfeln. Vertrauen und Eintracht macht aus zwey gesunden Fäusten ein Dutzend, das haben wir Beide erlebt, als bey Pesth die Garnison Nachts den Ausfall that, und wir allein

im Dunkeln zwischen die langen Albanesen geriethen, welche die Fahnjünkerchen gar gern zu Eunuchen verkauft hätten. Wären wir nur erst aus dieser Fuchsfalle. Aus jedem Gebüsche sieht Hanns Mors hervor, und die klugen Grauköpfe zanken sich eigentlich nur, wer mit ihm den Vortanz haben soll. Für einen deutschen Junkerkopf ist das, auf Ehre, zu spitzfindig, und ich wollte drum, Deines Vaters Trompete ließe sich hören." —

Obrist Michael fuhr aus den Gedanken auf, in welche vertieft er dagestanden. „Das ist es ja, was mich hertreibt;" sprach er rasch. „Habt Ihr den Lärm am andern Flügel nicht vernommen?" — „Der Sturm sumset durch die Eisenhaube, als hinge die Glocke des Stephanthurms vor dem Ohre; wie Morgenmehlthau auf dem Kraut, liegt die Taubheit darauf," antwortete Steinbrunn. — „Der Bischof von Agram hat das erste Beyspiel gegeben," erzählte der Obrist erbittert; „auf eigene Hand hat er sich salvirt mit seinen Leuten, und ihm sind alle Husaren gefolgt, den More Laßlaw an der Spitze, der uns die Wege zeigen wollte, und es vorzog, sie allein voran zu gehen. Der ganze Flügel wurde nackt dadurch, das deutsche Fußvolk ist in Verwirrung; einzeln stiehlt der Soldat sich aus den Colonnen, und birgt sich in die Gebüsche, wo er dem Tode gerade in die Sprenkel läuft.

Hanns Ungnad trat ein bey dem Vater, als ich Bericht von der Confusion und Felonie abstattete.

Er fragte, wie er ſich nun verhalten ſollte bey dem Abzuge. „Nicht auf die Loſung dürfet Ihr warten," antwortete der Feldherr, „Graf Ladron fürchtet ja, damit den Feind zu wecken. Brechet auf und marſchirt; ich folge Euch zur Stunde, ehe die lärmende Flucht der ungetreuen Huſaren den Feind aus ſeinen Rattenlöchern locket." — „Und weiß der andere Flügel Euern Vorſatz? Habt Ihr dem Grafen die Ordonnanz geſandt?" fragte ich mit Haſt, als der Steyrer das Gezelt eilig verließ. Ein grauenvolles Antlitz zeigte mir der Vater. „Laß Deine Schwarzen aufſitzen!" befahl er mit ſchneidender Stimme, „Oder will auch das Kind den Vater meiſtern? Der Herr von Ladron bedarf unſerer Vorſorge nicht, und der Bote wird zeitig genug bey ihm eintreffen." — So winkte er mich hinweg, rief ſeinen Stallmeiſter, ihn zu rüſten, und als ich herſchritt, waren die Steyriſchen Reiter bereits in vollem Abmarſche. Thue drum raſch, was die Klugheit Dir eingiebt; ich muß zu meinen Schwarzen, damit ich den Vater und den General-Obriſten nicht zugleich erzürne." — Beide drückten ſich feſt die Hände, und die Herzen wußten, was der Händedruck in ſolcher Stunde verſprach. — Kaum war der junge Krieger unter den leuchtenden Blitzen hinweggeſchritten, ſo öffnete ſich der Vorhang des Gezeltes, und der alte General trat in den Eingang. Sein Antlitz war bleich, wie das eines Todten; die ſilbergrauen Haare hingen ſchlicht um das edle Haupt, und die lange, hagere Geſtalt glich einer Erſcheinung aus den

Gräbern, so daß der Ordonnanzhauptmann erschüttert zurücktrat. — „Wer sprach hier?“ fragte Labron. „Und habt Ihr das Zeichen noch nicht vernommen?“ — „Es war der Obrist Katzenstein,“ antwortete Franciscus ehrerbietig. „Er kam besorgt, Euch zu sprechen. Die leichten Reiter des rechten Flügels sind entflohen; die Steyrer und der Feldherr selbst brechen auf in dieser Minute; Ihr sollet nicht säumen, ein Gleiches zu thun, denn das Horn wird nicht erschallen.“ — „Es wird erschallen, es muß erschallen!“ erwiederte heftig der Graf, und seine Augen flammten, wie des Adlers Augen, wenn er den Raub sieht. „So schändlich kann kein Offizier des Königs seine Kameraden hintergehen. Aber, Hauptmann, erkennt Ihr nicht wiederum den boshaften Katzenstreich darin? Uns legt der rachsüchtige die Schlinge. Wir sollen uns verleiten lassen, aufzubrechen, ehe das Heerhorn das Zeichen gab. Thäten wir es, und beträfe dann das Heer ein Unfall, so würde der Schimpf, des Königs Zorn, seiner Räthe Urtheil, auf uns fallen, und der, welcher wie ein unbesonnener Knabe sich in solchen Feldzug warf, ginge frey aus in kecker Entschuldigung. Katzensteiner, wir durchschauen deine List, zu der nur dein Sohn das geheime Werkzeug seyn durfte, daß kein Verräther derselben lebe im Lager.“ —

„Obrist Michael ist ein Ehrenmann;“ antwortete Franciscus mit Feuer, doch in den Grenzen der Ehrerbietung. „Kein besserer Offizier dient in des Kö-

nigs Heere, und wären alle Deutſchen ihm gleich, hätte nie der Türk den Stephansthurm geſehen, hätte der Chriſtenfeind nie mehr eine ſtolze Stimme auf Europa's Boden, ſondern hauſete längſt flüchtig in den Wüſten Afrika's bey Tiger und Leopard, welche ſeine natürlichen Geſellen ſind." —

„Kennt Ihr ihn ſo durch und durch?" fragte der General nicht ohne Freundlichkeit. „Der glatte Pelz weiß Manches zu verhüllen. Das Gift ſchmeckte unſchuldiger im blanken Goldgefäß, darum wohl ſendete gerade ihn der Hinterliſtige." „Wollt Ihr aber nicht einen Offizier abſchicken, die Wahrheit zu erforſchen?" — mahnte der Hauptmann.

„Es iſt nicht!" entgegnete heftig der Graf. „Horcht auf das Zeichen, und wecket mich, ſobald es tönet. Ich fühle die Gebrechlichkeit des Alters, und will mich wiederum niederlegen, um Kräfte zu ſammeln, damit ich ſtark mit Euch ſtehe, wohin Gott ruft und des Krieges Loos." — Zurück in ſein Gezelt ging der hohe Greis, und tiefſinnig begann der Hauptmann ſeinen Spaziergang auf das Neue, oft horchend durch den murrenden Donner, und oft nach dem Oſten ſchauend, ob nicht bald ein heller Strahl von dort das Grauen dieſer Nacht verſcheuchen, und die Räthſel derſelben aufdecken möchte. —

Der Tag brach an. Ein ſcharfer Morgenwind rollte die Gewitterwolken auf, und im Aufrollen

wurden sie schwärzer noch und schwerer, und senkten sich tiefer. Dann ward der östliche Horizont ein rothes Blutmeer, aus welchem zuckende Lichter herauffuhren, wie unterirdische Flammen, die den Erdball zu verzehren droheten, und wie ein Krieger in feuriger Rüstung stieg die Sonne auf. Mit der ersten Helle kam eine schnelle Unruhe in den linken Flügel des Lagers, und trat grell auf gegen die Grabesstille der Nacht. Die Obristen der kärnthischen, sächsischen, österreichischen und böhmischen Reiterregimenter sah man zusammensprengen; Grimm leuchtete aus ihren Augen; Grimm sprach aus den bärtigen Gesichtern, und im Gespräch schwangen sie mit zornigen Bewegungen die Schwerter. Es war geschehen. Das Centrum und die rechte Seite des Lagers war öde, die Gezelte standen verlassen, der Feldherr war abgezogen mit dem deutschen Fußvolke, den Hungarn, Steyrern und Krainern. Die Obristen sprengten nach dem Quartiere des Grafen von Ladron, und stürmten auf ihn ein, die Stelle des verrätherischen General-Obristen einzunehmen, und sie zu führen aus dieser Gefahr mit seiner bekannten Umsicht und Kriegsklugheit.

„Nur Ferdinands Hand vertheilt solches Amt," antwortete der Graf mit einem düstern Blicke in das schaurige Morgenroth; „aber voran Euch ziehen will ich, und sollte die Blutfahne am Himmel dort unsere Todesstunde andeuten." — „Auch Dein Michael ist fort;" setzte er hinzu, nach Steinbrunn sich wendend. „O Du guter Träumer!" — Ruhig und kalt,

als gölte es einen Parademarsch vor der Hofburg zu Wien, gab er Befehle, ordnete selbst die Schaaren, und brach auf gegen den Waldweg hin, und schon hörte man rundum hinter den Gebüschen die dumpfe Heerpauke der Janitscharen, die, wie zu einem Opferfeste rufend, in langen Wirbeln die Echo der Höhen vom Schlummer weckte. Da brauſete ein hohes Thier durch die Morgennebel über die Hügel heran, Silberwaffen schimmerten, ein blauer Helmbusch flatterte herüber. „Es ist der Goldfuchs! Mein Michael ist es!“ jubelte Franciscus von Steinbrunn, und bald hielt der athemlose Reiter auf dampfendem Rosse dicht vor dem Italiener und mitten im Kreise der Obristen, die fast verächtlich und ohne Gruß ihn anstarrten.

„Du kehrest, Knabe?“ fragte der staunende General. „Warum bliebst Du nicht unter der Pfote Deines klugen Vaters? Das Schlechte schied von uns, und darum sind wir noch einmal so stark geworden.“ — Frey und freundlich schweiften Michaels Augen im düstern Kreise umher. „Verdiene ich solchen Empfang der Waffenbrüder?“ fragte er zurück, mild, doch vorwurfsvoll. „Dem Vater gehörte zuerst Herz und Arm; der Obrist mußte gehorchen und sein Regiment in Sicherheit bringen. Sie sind durch den Hohlweg, und jetzt kehre ich. Der Ritter kommt zurück seine Ehre einzulösen, und sollte es sein Herzblut kosten. Auf! Herr von Ladron! Die Minuten sind kostbar. Noch können auch wir vielleicht die Felsenschlucht er-

reichen, in der ein kleiner Spartanerhaufe den Rückzug zu decken vermag. Und das Commando des letzten Geschwaders fordere ich von Euch, um von dem Schilde der Katzensteiner jeden Makel zu verlöschen." —

„Meine Kärnther sind dabey!" sprach Franciscus; der General nickte mit dem Haupte, und sein Auge ruhete mit Wohlgefallen auf der jugendlichen Heldengestalt, die im Morgenschimmer dem Erzengel Michael glich, wie er auf schäumendem Rosse und mit feurigem Schwerte gegen die Höllengeister zu Felde zieht. Ohne Verweilen brach das kleine Heer auf, und suchte, Gezelte und Geschütz hinter sich lassend, im angestrengten Marsche das niedere Waldgebüsch zu gewinnen, zu welchem jene schroffen Klippen mit ihren Rettung verheißenden Gewölben sich herabneigten. —

Der unsichtbare Herr der Heerschaaren hatte in seinem unbegreiflichen Rathschlusse es anders geordnet. Kaum waren die Fahnen aufgerichtet, kaum lag das Lager hinter den letzten Pferden, kaum hatte die Spitze des Zuges den Wald erreicht, so wurde das Gemurr der feindlichen Heerpauke zu einer wilden Kriegesmusik, durch welche hundert Hörner und Schalmeyen von allen Seiten gellend hervorschrieen. Wie ein sturmbewegtes Meer Welle auf Welle an das Sandufer wirft, zahllos und stets neu gebährend, so drängte sich aus jeder Waldschlucht, hinter jedem Dickicht, ein tobender Haufe türkischer Soldaten hervor.

„Allah! Allah!“ schallte es rundum; Schüsse, donnerten, krumme Sichelsäbel klirrten vorn, hinten, zu beiden Seiten, und mit der Wuth wilder Thiere, die der Käfich umschloß, und die des Treibers Hand durch die aufgezogene Fallthür in den Circus einläßt, stürzte Albanese und Afrikaner, Bosniak, Spahi und Janitschar, in dichten Rotten auf die kleine Macht der christlichen Krieger heran. Die böhmischen Reiter empfingen den ersten Wetterschlag. Ihr General, Graf Schlick, der des Feldherrn linke Hand gewesen, war auch unter dem Schatten der Nacht mit diesem verschwunden, und unter ihrem ältesten Hauptmann bildeten sie den Vortrab. Eine verdeckte Batterie leichter Stücke öffnete ihren Mantel, so wie die Reiter den Wald berührten, und die heranfausenden Eisenballen schmetterten Mann und Roß zu Boden. Wie Jäger, die des Ebers Zahn scheuen, rottete ein Kreis von Asapen und Janitscharen sich um sie; von fern schlug die Büchsenkugel durch manchen Lederpanzer, der befiederte Pfeil zischte hinein in den nervigen, nackt getragenen Hals des schlanken Böhmen, und öffnete die Canäle des Lebens. Als dann die Ueberraschten sich sammelten, die zerstückelten Haufen sich ordneten, und gegen den unsichtbaren Feind im scharfen Ritte hinantrabten, da fiel von den Seiten auf sie das alte Geschwader der scythischen Cavallerie. Wie ein gelöseter Berggipfel, der Thäler und Dörfer verschüttet, und alles Lebende erdrückt, überrollte die zahllose Rotte den tapfern Volksstamm, die Kinder

der Libuſſa, die ſtarken Söhne der Bojer; ihre Lanzen brachen unter den ſcharfen Klingen von Damaskus, die ſchwere Puſſigán zerſchlug ihre Blechhauben, ihre Standarten ſanken in den feuchten Sand und in das Blut, welches die heiligen Bilder darin bis auf den letzten Mann vertheidigt hatte.

Nicht geeignet war dieſes Schauſpiel, die Fußvölker zu ermuthigen; erſchrocken wichen ſie aus ihren Gliedern, und waren im Begriff, ſich aufzulöſen in verderbliche Flucht, der Heerde gleich, die das Gebrüll des Löwen gehört. Wie konnten ſie Stand halten, wo die Reiter niederlagen? — Da ſprang Graf Ludwig von Labron vom Streitroſſe, zerhieb des Thieres Vorderbeine mit ſcharfem Schwertzuge, und rannte dann dem Lieblingsſchimmel die Spitze durch die breite Bruſt. „Nicht beſſer will ich ſeyn, als Einer von Euch!“ rief er. „Aber Fluch nun über den, der ſeines Königs Fahne und ſeinen General verläßt!“ — Und wie vom Himmel kam höchſter Muth in die Stutzenden; zu einem Keile geordnet brachen ſie vorwärts in die kreiſchenden Feindeshaufen; der unerwartete Angriff öffnete ihnen eine Bahn, und gab ihnen eine kurze Hoffnungsfreude. —

Den Kärnthiſchen Regimentern erging es auf der Nachhut nicht viel beſſer, als der böhmiſchen Vorhut. Das Heuſchreckenheer des afrikaniſchen Geſindels, welches Mahomet-Beg wie ſchlechte Treiber in den Hintergrund des großen Jagdzirkels poſtirt hatte, da er ſeine Tapferſten vorn gebrauchte, fiel mit dem wi-

drigen Geschrey eines hungrigen Raubschwarmes über den Feind, so wie es ihn zum Abzuge sich bewegen sah. Es irrte sich in dem Glauben an einen leichten Sieg, ein Glaube, der bey diesen Horden fest wurzeln mußte, indem der Türk das Meisterstück der Kriegskunst, die geordnete Retirade, nie kannte und zu bilden wußte, sondern bey ihm von jeher der Rückzug eine regellose und verderbliche Flucht war. Michael von Kaysenstein und sein Freund Franciscus fochten hier, wie das griechische Zwillingspaar, und bald häufte sich rund um sie und ihre Schwadronen ein Hügel von sterbenden Arabern, vor deren Wehgeheul das Schwertgeklirr kaum gehört wurde, und deren verzerrte, verfetzte, braune Gesichter ein Bild der Hölle gaben, als die Blitzstrahlen des Allmächtigen die rebellischen Teufel hinabgeschleudert in den Abgrund der Schrecken und des Verderbens. Aber nicht gar lange erfreuten sich die deutschen Herzen des Triumphs. Ihr Befehlshaber, Hanns Mager von Fuchsstadt, ein ritterlicher Fechter, zog das Gewitter auf sie heran. Da die Sarmatische und Wagen alle zurückgeblieben, hatte der stolze Erbland-Falkmeister sein bestes Gezeug angethan, um, gälte es den Tod, im gewohnten Glanze seines hohen Stammes zu liegen auf dem Blutfelde. Seine vergoldete Rüstung mit Ehrenketten behangen, die Krone, welche unter dem schwarzen Federwalde seinen Helm umgab, der große Schild, auf dem der silberne Fuchs und die bunte Lilie weithin leuchteten, ließ die feindlichen Grossen in seiner Person den Feldherrn ver-

machen, und nachdem der Vortrab zernichtet, warf sich die ganze türkenzuwachte Macht der besten türkischen Ritter auf die Kärnther. Zwey Mal trieben die deutschen Meister die Ungläubigen zurück, vor sich hin den Wällern zu, aber da sank der von Himmelberg, dort der von Cronau; da schmetterte ein Trauchsuß den von Schulenburg, den Schellenberger und den von Lambert zugleich zusammen; da ward die Linie der Ritter durchbrochen, die Fähnbriche wurden aus den Händen gerissen, und die Rothenschläge der Albanesen, die wie Hagelwetter rundum auf den gedrängten Haufen des Fuchsstadt niederrasselten, stürzten auch ihn vom Hengste; sein Leib wurde Eine Wunde unter den Stößen und Fußtritten der Rasenden, und er verhauchte das edle Leben unter hundert rothen Fäusten, die schon mit einander um die reiche Beute kämpften, ehe sie noch den sinkenden Mächten der Vernichtung verfallen war. —

Die beiden ritterlichen Männer, Michael und Franciskus, hatten lange dicht bey einander gestritten, Einer den Andern deckend und schirmend aus dem Gedränge. Wo ihre langen Schwerter blitzten, lichtete sich der Menschenwald, und Flüchtige und Stürzende gaben Raum. Plötzlich vermißte Kapistran seinen Caplan neben sich, und sein Aeußerstes hatte Stanislaus Hosmyslius fern, getrennt von sich durch neu anstürmende tatarische Geschwader. Er ließ den Zaum vor sich; wie der Würgengel dieses Schlachtfeldes flog er auf dem erhitzten Gaulfuchs durch das

Blachfeld, auf dem die Raublust der Afrikaner plünderte, und nach verruchter Sitte ihres Volks die Köpfe der Sterbenden vom Rumpfe schnitt, die Gliedmaßen aller Art zu so barbarisch-grausenvollen, wie ermeßlichen Trophäen einsammelte. Hier warf unser Held im Ansprunge seines starken Rosses ein Dutzend solcher Henker unter die schnaubenden Hufe; dort hieb sein Stahl zwey kecke Spahis aus den Bügeln, daß das spritzende Blut der gespaltenen Schädel gegen ihn aufflog; hier durchbrach er eine Kolonne türkischer Schützen, die siegestrunken gegen einen Platz marschirten, wo der Kampf allein noch ernsthaft andauerte; die rücklings Angegriffnen und Verwundeten plagten im Schrecken vor dem Kampfruf des Einzelnen aus einander, wähnten, ein neues Feindesheer rausche hinter ihnen, stürzten mit weggeworfenen Waffen über einander, wie Garben vor dem Schnitter, und wichen überall, bis er zu dem Orte kam, wo der Aufruhr unermeßlich war, und sein Auge noch die Allerfaßne Oesterreichs wehend erblickte. —

Welch ein Anblick empörte sein Herz, und machte sein schon erhitztes Blut zu einem siedenden Strome, der die Ufern alle zu zersprengen drohete! — Am Fuße einer ungeheuren Eiche, deren hundertjähriger Stamm zu einer Schutzwehr des Rückens diente, lag der Graf von Lodron; Blut bedeckte sein Gesicht, Blut den Schnee seiner Schärpe; vor ihm fochten noch einige Häuflein der Lanzenknechte, die sein Schlachtruf, sein Commandowort, das immer noch stark, wie sonst,

vom erblichenen Munde tönte, mit seinem Heldenmuthe zu erfüllen schien.

Wie eine Meute Hunde den Edelhirsch, umkreiseten den alten Helden und sein Häuflein ein zahlloser Schwarm Janitscharen; hinter ihnen sah man einen hochgewachsenen Officier des Soleyman, der auf einem goldgezäumten Pferde riesengroß die Krieger überragte. Ein blauer Stahlhelm deckte sein Haupt, der goldene Geyerflügel auf dem Helmkamme und ein köstlicher Reiherbusch zeichneten ihn aus vor Allen; einen gewaltigen Faustthammer von Eisen schwang er um den Kopf; er trieb damit die Weichenden vorwärts, und mit gellender Stimme schrie er beständig dazu: „Fanget mir den Italiener, aber lebendig! zehn Beutel dem, der mir den Italiener einfängt lebendig und unversehrt!“

Mitten in diesen Tumult warf sich der junge Katzensteiner, sprang vom Rosse, ließ den Zügel fahren, und setzte sich an die Spitze des Keiles, der vor dem Generale focht, mit seinem langen Schwerte sogleich vorweg Raum schlagend, und dem Fußvolk Gelegenheit zum bessern Gebrauch seiner Waffen und Partisanen gebend. Sein Goldfuchs sah mit den blanken Augen eine Secunde lang dem Herrn nach, der ihn verließ, und wieherte laut, wie in Verwunderung; als aber dann zwanzig gelbe Hände nach der stattlichen Beute griffen, bäumte das Thier sich hoch auf, faßte mit starkem Maule einen hagern Araber an der Schulter, quetschte und schüttelte ihn, daß er schrie und sank, schlug mit der Stirnflachen und den Hufen alle seine Jäger

aus einander, und dorthin flog er über die Hügel, wiehernd die Spur der deutschen Rosse witternd, mit denen er immer in die Schlacht gezogen, und welche der kleinen Cohorte Sachsen und Oesterreicher gehörten, mit denen sich der Obrist Niclas von Thure durchgeschlagen hatte, der Einzige, dem das Wagstück gelang, und dem die Glücksgöttin heute lächelte.

Indessen tobte der Kampf an der alten Eiche ununterbrochen fort. Schuß fiel auf Schuß in die Heldenschaar, und immer schmaler wurde die Phalanx, immer näher drängten die Muselmänner, wüthende Thiere der Wüste, die der Blutdurst hetzt. Bald war Michael fast allein, als von der andern Seite der Steinbrunn heranstürzte, gleichfalls zu Fuß, — sein Pferd war erschossen; — und diese Hülfe verzögerte den Untergang der Vertheidiger des alten Grafen noch um etwas. Da traf ein scharfer Hieb den Faustandschuh des Katzensteiners dicht über der Handwurzel, daß das Blut nachsprang, und das Schwert der tapfern Hand entfiel. „Vater!“ rief er verzweifelnd, und den großen Schild vor den Grafen werfend, „Vater, wer bleibt Ermuden?“ — „Gottes Zorn waltet heute und schlägt Sünder und Gerechte!“ seufzte der verwundete Greis; und der Hammer jenes Riesen mit dem goldenen Geyerflügel auf dem Helme schmetterte indem auf den wehrlosen Katzianer herab. Der Jüngling taumelte, Nebel umflorte sein Auge; sein mächtiger Leib gehorchte noch dem letzten Lichtfunken des Geistes; er warf sich über den Vater

der Geliebten, und deckte in seiner Ohnmacht mit Rüstung und Schilde den General gegen die von allen Seiten herabfallenden Schwertstreiche; der Graf Labron aber legte die erlahmten Arme um das behelmte Haupt des Sinneberaubten, faltete segnend die Hände über seiner Stirn, und sein matter Blick fragte hinauf in die Wetterwolken nach den Räthseln, die sich hier nicht lösen. — Franciscus sah des Freundes Sturz; zur Raserey entflammte ihn der Anblick; er schleuderte sein Schwert zwischen den Feind, stürzte sich in die Janitscharen, schlug mit der Eisenfaust nieder, was ihm nahe trat, würgte, was seine Arme umschlangen, bis den Erschöpften eine Meute der Barbaren hinterrücks erfaßte, er wie die gefällte Eiche mehrere der Fällenden niederriß, und die starken Arme, von einer Unzahl Riemen gebunden, erlahmten. Die wenigen der Fußknechte, welche noch eine Waffe führten, riefen jetzt Pardon; die kaiserliche Fahne neigte sich, und Soleymans Kriegsheer erhob ein grelles Siegsgeschrey, durch welches die Wehklagen der zahllosen Verwundeten herüberschrien, die deutsche Verzweiflung sich als Rachopfer des Verraths geschlachtet hatte.

Die Sonne brannte scharf nieder aus der Mittagsgegend, und sengte die grünen Halme der Wiesenflur, auf welcher Mahomet Beg vor dem Zelte des österreichischen Feldherrn in der Mitte seiner Großen

die Siegesfeyer beging. Von dem goldenen Knauf des deutschen Hauptquartiers wehete der silberne Türkenmond; die gelben und schwarzen Männer der fremden Welttheile plünderten die Wagen der Christen; sie schleppten aus den Zelten die zurückgelassenen Schätze zusammen, und rund umher tönte die gellende, lärmende Feldmusik der Muselmänner höhnende Siegsmelodien und Triumphmärsche.

Auf einem ausgebreiteten Scharlachteppich, auf gelben Sammtpolstern lag der türkische Feldherr, und zu seiner Rechten stand Amurath, der riesige Anführer der Bosniaken mit den goldenen Geyerflügeln auf dem Helmkamme. Hinter ihm im weitgeöffneten Gezelt des Katzensteiners bereiteten seine schwarzen Sclaven ein üppiges Festmahl; vor ihm auf dem Anger thürmten die gewandten Araber Siegesdenkmale auf, von denen sich das Auge mit Entsetzen hätte abwenden müssen, hätte hinter dem Auge eine fühlende Seele gelebt. In der Mitte des Wiesenplans häuften sich die Rüstungen der gefallenen Ritter, eine köstliche Beute, reich an silberner und goldener Zierrath; aber blutbegossen waren die edeln Wappenbilder der deutschen Schilde, und zerknickt und genäßt hingen die stolzen Büsche der Helme, als trauerten sie um den Tod ihrer vorigen Besitzer. Eine Unzahl von Fahnen und Fähnlein umflatterte den kriegerischen Sarkophag. Rechts davon stellten die geübten Barbaren Pyramiden auf von abgeschlagenen Köpfen, unerschreckt durch die verzerrten Züge der bleichen, bärti-

gen Gesichter, die im Tode noch zu bräuen schienen. Links trug man in große Schilde geworfene Ohren und Hände zusammen; manch kostbarer Siegelring schimmerte an den Fingern, und verbürgte den Rang und Werth der Erschlagenen. Ein grimmiges Entzücken wurde sichtbar auf dem Antlitze Mahomets, wie er wollüstig auf den weichen Kissen sich dehnte, und dieses Schauspiel, welches nur einen türkischen Geschmack kitzeln konnte, betrachtete; als aber jetzt ein Offizier der Spahis in einem großen Silberbecken die Häupter des Wakisch Paul und des Hanns von Fuchsstadt herantrug, als man des Hungars blutigen Tigermantel vor ihm hinbreitete, und mit gebogenen Knien das gräßliche Schaugericht ihm zu Füßen setzte, da jubelte der phlegmatische Türk hoch auf, und drehete teuflisch lächelnd sein Gesicht dem bosnischen Führer zu.

„Lächeln wird Soleyman, der Beherrscher der Welt, die Sonne des Erdballs, der König der Könige," sprach er laut, „lächeln und loben, und den Strom seiner Gnade ergießen aus dem Füllhorn seiner Macht auf seinen Sclaven. Einen schönern Tribut hat der Herr der Pforte niemals noch empfangen aus den schmutzigen Händen seiner Diener, und gelobt sey Allah und der Prophet, der Solches gewirkt in uns Schlechten und Schwachen, und diese elenden Christenhunde geschlachtet durch unsere gebrechliche Hand." —

Stolz sah der riesige Amurath auf den demüthig-eiteln Gebieter herab. „Unsere Damascener waren Feuerzungen des Himmels," entgegnete er mit tiefer,

eintöniger Stimme; „unsere Arme schlugen niedr, wie Donnerkeile der Wetterwolke; aber keine Knechte haben wir besiegt, keine kriechenden Satrapen des Herrn der Welt. Schauet in das Feld, Herr, zählt die Turbane, die auf dem Blutsee schwimmen; jeder dieser Köpfe vor uns legte zwey Gläubige neben sich zur Gesellschaft. Zwiefacher Ruhm bekränzt darum Soleymans Heer; und," setzte er wilder und aufflammender hinzu, „ist der leere Platz hier in der Silberschüssel neben dem hungarischen Wolfe mit noch einem verhaßten Christenhaupte gefüllt, wird Soleyman seine Helden für solch fürstlich Geschenk heben auf den elfenbeinernen Stuhl seiner Gnade." Ein junger, wohlgebildeter Türk, leicht bewaffnet, doch durch den Reiherbusch als ein Vornehmer bezeichnet, trat jetzt dreist zu dem riesigen Krieger, und flüsterte ihm in das Ohr. Amuraths zornglühendes Antlitz wurde sogleich milde und freundlich, und er antwortete leise mit dem Lächeln der Liebe und des Wohlwollens. Der junge Türk sprang befriedigt von ihm hinweg, und mischte sich in das Gedränge, eiliger, wie es schien, durch den Befehl, den er aus Mahomets Munde hörte, die gefangenen Christen vorzuführen. —

Zur Seite des Lagers stand ein einzelner Baum; eine Stückkugel hatte den Stamm in der Mitte der Höhe zersplittert, und der Gipfel mit den grünen Zweigen lag neben dem Rumpfe am Boden. Auf diesen Rumpf hatten die Janitscharen zwey Speere gesteckt, die ein Paar blutige Köpfe trugen; darüber

wehete ein Roßschweif mit dem kleinen Halbmonde, und darunter hing der große Feldkessel, den ihr Aga zum Feldsignal zu schlagen pflegte. Um den gräulichen Baum, welcher das Schicksal des deutschen Heeres ächt türkisch allegorisirte, waren die unglücklichen Gefangenen dieses Tages zusammengetrieben, mit Stricken und Wagenketten gefesselt, wie ein gefangenes Schlachtvieh, und rund um den bleichen Haufen bräuete ein Kreis braungelber Halbwilden, die ihre Speere wie zur Treibjagd starr auf die Verlorenen gerichtet hielten, und mit Ungeduld des Agas Commandowort erwarteten, das ihnen ein Lustgemetzel ohne Kampf versprach. Auch die edeln Ritter waren jedes Abzeichens beraubt; man hatte ihnen die reichen Rüstungen, den Schärpen-, Ketten-, und Sporen-Schmuck genommen, und nur die freyeren Mienen und das gelbe Wams von feinem Hirschleder unterschied sie vom Troß der Fußknechte. Der Graf von Ladron lag auf einer Tragbahre dicht an dem Baume, ein Strohbündel diente dem reichen Römer zum Kopfpolster, schlecht verbunden waren die vielen Wunden seines tapfern Leibes, und mit Wehmuth richteten sich seine matten Augen auf den braven Michael, welcher neben ihm auf dem Hauptzweige des abgeschossenen Baumwipfels ruhete. Auch der junge Held war waffenlos, ein Tuch umwand den blutigen schönen Kopf; die Locken hingen blutnaß drunter her, seinen linken Arm hielt ein Seil dicht an den schlanken Leib geknebelt, und der zerhauene rechte hing in einer dünnen Kette.

Tiefsinnig sah er zu dem Sandboden nieder, indeß Franciscus von Steinbrunn mit auf den Rücken gebundenen Händen an dem Rumpfe des Baumes lehnte, und unter dem Zottenbarte hervor deutsche Flüche und Schimpfreden als Erleichterungen der gepreßten Brust in die heißen Mittagslüfte und zur stechenden Sonne, die seinen Scheitel brannte, hinausfließ.

„Sie wollen uns zu Stockfischen dörren, oder unser Fleisch nach tartarischer Sitte in der Sonne gar machen," sprach er ingrimmig. „Wenn sie es lange also treiben, wird mich die Hundswuth fassen, und ich stürze mich zwischen sie, und vergifte sie beißend mit dem Höllenschaume, den ich an den trockenen Lippen fühle." —

„Ruhig, Franz!" sagte Michael, und schlug das ernste, große Auge zu ihm auf. „Die Ungläubigen haben deine Großthaten gesehen; willst Du jetzt ihre Meinung von Dir herabsetzen, und mit Deiner Ohnmachts-Wuth die Stolzen ergötzen? Gott ist über uns, und Er schickt diese Buße!"

„Hätten sie mich nur nicht geknebelt, wie einen tollen Wolf," murrte der Steinbrunn fort, „so könnte ich doch mein Kruzifixlein unter dem Brustkoller hervorlangen, und mich zum langen Marsche in das fremde Standquartier christlich bereiten. Schau nur einmal da über uns hinauf, da steht ein erbauliches Memento Mori. Erkennst Du den braven Himmelsberger und den von Canay, unsern frohherzigen Christoph? Sie haben droben einen schlechten Wacht-

posten bekommen, machen erbärmliche Gesichter, und der Böse bote die Schmutzhunde, die sie auf so unritterlichen Stuhl gestellt." —

„Sie sind gefallen, wie Helden; wohl uns, theilten wir ihren Platz!" seufzte Michael aus schwerer Brust heraus, traurig auf den Vater seiner Verlobten blickend.

„Zu dem Wunsche kann Rath werden; mich dünkt, ich höre schon ihres Scharfrichters Schritte;" antwortete Franciscus. „Und gut das, denn der Tod ist nicht so schlimm, als solche Leibeigenschaft eines ritterlichen Leibes." —

Und wirklich schien Steinbrunns Vermuthung Grund zu haben, denn in den starren Kreis der Speerträger kam eine plötzliche Unruhe; der Zirkel öffnete sich, und mehrere türkische Krieger eilten gerade auf den Platz zu, wo unsere Ritter gezwungen lagerten. Der jüngste und geschmückteste von ihnen schritt gegen den Obrist Katzenstein, und redete mit freundlicher Miene in italienischer Sprache ihn an.

„Erkennst Du mich, Obrist?" fragte er, als dieser zu ihm aufsah. „Maikat Ibrahim ist erfreulich, seinen Erlöser nicht unter den Todten dieses blutigen Morgens zu wissen." — „Besser todt, als ehrlos und in Sclavenbanden!" antwortete Michael eintönig.

„Wem das holde Leben noch lächelt, dem blühet auch noch die Rose der Hoffnung!" entgegnete Maikat. „Ich habe das Goldpfand eines Versprechens bey Dir einzulösen, und Du sollst erfahren, daß auch der

Moslemin seine Schwüre hält. Deine Seele wußte damals nicht, welch ein Goldfasan gefangen in Deiner Hand flatterte. Ich bin des gefürchteten, unbezwinglichen Amuraths Lieblingssohn; ein zahmes Lamm, vom goldmähnigen Löwen erzeugt. Sein Sonnenauge beleuchtete heute meine ersten Waffenthaten, und er gelobte mir bey seinem Barte dafür ein Geschenk, wie das junge begehrliche Herz es wünschen möchte. Als ich Dich, das Jungfrauenherz mit der Riesenfaust, unter den Gefangenen erkannte, hatte mein Wunsch sein Ziel. Ich erbat mir ein Sclavenpaar nach meiner Wahl, und der Vater gewährte. Hülle Deinen Namen und Stand in den Schleyer des Stillschweigens; ergieb Dich drein, einen Tag lang mein Sclave zu heißen, und Du sollst dein Vaterland wiedersehen." —

„Was sollte mir die feige Rettung mitten im Verderben der Freunde?" sagte Michael. „Rette dort den edeln, wunden General, rette hier meinen Waffenbruder mit mir, oder laß auch mich umkommen mit ihnen; Dein Schwur soll durch den edeln Willen, den Du zeigtest, bezahlt seyn." —

„Deinen Freund kann ich retten, gleich Dir;" erwiederte Mailat. „Der deutsche Vezier dort ist ein Knecht des großen Soleyman; nur er hat ein Recht über seinen Athem und sein Blut, doch wird ein Lösegeld auch seine Ketten brechen. Darum weigere Dich nicht, störe nicht mein freudiges Werk, und [illegible] durch den feinen Blumenkranz meiner Zärtlichkeit mit

trotziger Eisenhand.“ — „Gedenke an Ermuba! Sie ist einsam! Trage ihr des Vaters Segensspruch hinüber!“ sprach der alte Graf sich aufrichtend. „Und jetzt stürzten mehrere Agas heran, und gaben rauhe Befehle. Mailat ließ die beiden Freunde von seinen Begleitern umgeben; die Trage mit dem General wurde aufgehoben, und der traurige Zug der christlichen Gefangenen ging, umringt von Spießen und Säbeln, bis zu dem Sitze Mahomets, wo man die Bahre niederstellte.

Die Gluth eines brennenden Vulkans flog auf an dem dunkeln Gesichte des riesigen Amurathe, als der General vor seinen rollenden Augen dasaß, auch in seiner Schmach den Helden zeigte im unerschrockenen Blicke und der würdevollen Gestalt, und das Haupt, von dünnen Silberlocken umwallt, aufrecht trug im Stolz seines Standes und seines weltbekannten Waffenruhmes. Zu ihm hin trat der wilde Mann, und auf den Wink seiner Hand folgten ihm zwey Schwarze in dunkelgelben Kleidern, welche breite Schwerter hielten.

„Willkommen, Graf von Ladron! Kennst Du mich nicht?“ fragte er herrisch. „Der Alte schüttelte wortlos den Kopf. „So ist Dein Gewissen eingetrocknet, und Dein verbrecherisches Herz ein Kiesel geworden;“ wüthete der Grimm des Türken höher auf. „Einst hieß ich Azanius Columna. Deine Nichte, Du stolzer Christ, wollte mein Weib werden, aber Dein Ehrgeiz warf sie in ein Kloster. Meine Treue wagte es, die Mauern der Nonnen zu bestürmen; da

triebst Du mich in die Hände der Schergen Eurer Inquisition. Wunderbar errettete mich das Schicksal, und ich wurde Moslemin, und Allah hat mich gesegnet, denn ich sehe den Erzfeind meiner Seele vor mir, gebrochen, gebeugt, entehrt und ein Spiel meines Hauches." —

„Ich erkenne Dich, rasender Columna!" antwortete Labron, ohne eine Miene zu ändern. „Ja, ich bin gebrochen, aber nicht gebeugt, nicht entehrt. Das Schicksal der Schlacht hat auch mich ereilt, aber mein Bewußtseyn stellt mich höher, als Dich; denn ich höhnte Keinen von den Hunderten, die oft früherhin vor mir so waren, wie ich vor Dir." — Amurath biß die Zähne zusammen. „Du sollst zu des Sultans Hofe," sagte er mit Spott; „mit all diesen Gaben des Sieges sollst Du hinziehen, den Bezwinger der Parsen in seinem Serail zu erfreuen. So erhebe Dich denn von Deinem Faulbette, Du ungebeugter Held, besteige das Roß, und ziehe gen Stambul, daß der Liebling des Propheten richte über Dich." —

„Armseliger Spötter," entgegnete mit Ruhe der General, indem er sein Angesicht verächtlich zur Seite wandte. „Mein Schenkel ist zerschossen, meine Wunden brennen; laß mich ruhig sterben auf diesem schlechten Bett; mein Haupt kühlt der Lorbeer des Kriegers, und in meinem Herzen wohnt der Gott, der den Haß mit Verzeihung vergelten lehrte." —

„Du kannst nicht zu Rosse sitzen?" fragte wild der Riese, indem er mit der Hand den Schwarzen winkte.

„Soleymans Auge liebt nicht den Anblick der Gesetzlichkeit. Aufbrechen mußt Du heute noch gen Stambul; so mache denn den Weg auf stillere Weise in der Gesellschaft Deiner Freunde!“ — Und der Mohr hob das Schwert; die breite Klinge zischte durch die Luft, und das Haupt des tapfern Grafen flog vom Rumpfe. Michael war herangestürzt, sowie das Schwert sich hob. Mit einem lauten Wehschrey sank er sinnlos zur Erde dicht neben der Bahre, und die springenden Blutquellen des schändlichgemordeten Greises übergossen sein Lederkoller mit den warmen Strömen des geliebten Herzens. — —

Ein plötzliches einbrechendes, ungeheures Unglück, ein furchtbarer, unersetzlicher Verlust ist immer die höchste Prüfung der menschlichen Natur und Seelenkraft. Entweder zerbricht diese für immer, oder sie erstarkt zur Unverwüstlichkeit. So wurzelt fester der Eichbaum für Jahrhunderte, wenn der zerschmetternde Orkan in seine Wipfel griff, so wird das Eisen in der Gluth und unter dem streckenden Hammer zum Kernstahl, und zerbricht nimmer. —

In der armseligen Strohhütte eines Ziegenhirten, die mitten im Gebirge lag, erwachte der Obrist Kazianer aus den schweren Fieberträumen einer bösen Krankheit. Sein Lager bestand aus einer Streu und einer Matte; neben ihm saß der getreue Franciscus, und die Hirtenfrau kochte am Heerde neuen Balsam

für seine fast verharrschten Wunden. Mit froher Zusprache begrüßte Steinbrunn das wiedergewonnene Leben des Waffenbruders, und beantwortete mit sanfter Schonung die vielen Fragen des Kranken, dem es zuerst vorkam, als habe er alle die Schreckensscenen, durch welche das Schicksal ihn wie durch ein Fegefeuer gepeitscht, nur geträumt in einer langen, bösen Nacht.

Michael verfiel in ein tiefes Brüten und Sinnen, welches tagelang andauerte. Als aber der junge Körper wieder die Kraft der Gesundheit errungen, als er draußen saß in dem grünen Gebüsch oder auf der sonnbeschienenen Klippe, da tauchte sein Geist wieder auf aus den düstern Nebeln des Grames, wie ein gesundeter Adler, und gewann baldigst wieder die Höhen des Lichtes, in welchen er vordem die Fittiche zu schwingen gewohnt war.

„Mache Anstalten zum Aufbruche in das Vaterland, Franz!“ sagte er sich ermuthigend. „Ermuda jammert! Eem da vergeht im Grame! Und auch der Vater bedarf vielleicht des Sohns, wenn meine Ahnungen nicht lügen.“ —

Da brachte Franciscus zwey Mönchskleider hervor, die Mailat Ibrahim aus der Beute des deutschen Lagers für sie ausgesucht, um ihre Heimreise zu sichern; da zeigte er den gefüllten Beutel, den Mailat, als er von dem Todtkranken scheiden mußte, auf sein Bett gelegt, da zog er ein Seidentüchlein hervor, und wickelte daraus die goldene Ordenskette des Grafen von Ladron und eine Silberlocke von dem gefallenen

Haupte desselben, die der dankbare Türk, nachdem er seine Gefangenen durch treue Bosniaken in Sicherheit gebracht, auf Steinbrunns Bitte als ein Andenken für die Verwandten des Generals sich zu verschaffen gewußt hatte. —

„Traurige Schätze!“ seufzte Michael mit überfließenden Augen. „Mit Euch soll ich hintreten vor die geliebte Jungfrau? Das soll ihr Ersatz seyn für den verlorenen Vater, mir für die Ehre des Namens vielleicht? O wie schwer liegt das Leben auf mir, und es drängt mich recht, es freywillig hinzuwerfen, denn seine Felder sind abgeerntet, und seine Gärten sind kahl. Ermuda, Dir muß ich es erhalten; weiß ich doch nicht, ob Du nicht des jammervollen Daseyns Deines Freundes bedarfst.“ —

„Laß uns nur erst wieder deutsche Luft einathmen!“ tröstete der lebensmuthige Franz. „Seit dem verdammten Siegesfeste der Türkenbrut riecht mich hier herum Alles an wie Blut; aus jedem Busch glotzet mich ein schwarzes Halbmanns-Gesicht an, und hinter jeglicher Klippe lauert in meiner Phantasie ein listiger Ohrenabschneider. Solche Bestien gehören in die sengenden Sandwüsten, und alle Könige Europa's sollten aufstehen gegen dieses Gezücht der Hölle, das zur Schande der Menschheit das Paradies unseres Welttheils mit Gräueln befleckt. Wäre ich ein Kaiser oder König, so duldete ich nicht, daß solch ein Scharfrichtermeister sich auch einen Fürsten der Völker nennen dürfte. Aufgebrochen, Bruder! Zurück

in das Land, wo die Menschlichkeit wohnt, wo das Gesetz richtet, und nicht die Mordlust, wo gute Regenten ihre Bürger wie Kinder lieben, und von ihnen wie Väter geliebt werden!" — „Schrecklich, daß ich zum ersten Male vor dem Gesetz zittere, zum ersten Male das Angesicht des väterlichen Fürsten fürchten muß, wenn auch nicht für mich!" murmelte Michael vor sich hin. Stutzig sah ihn der Freund an, aber schnell sein Herz verstehend, entgegnete er: „Ja, ja! der General-Obrist mag einen harten Stand haben bey den weichhändigen, feinen Kriegsräthen, die nie ein Feldlager gesehen, nie den Hunger gefühlt. Nun, mit Gott wird er durchkommen, denn seine Kläger schlummern bei Essegg und Javanchen."

„Auch der Kläger in seiner innersten Brust?" fragte der Katzensteiner heftig. „Und wird nicht die Schamröthe auf des Sohnes Wangen den Vater verklagen bey der ersten Begegnung?" —

Franciscus zuckte die Achseln, und ging, die Anstalten zum Abmarsche zu besorgen. Er gab dem Hirten eine ansehnliche Belohnung, und dieser versah die Gäste mit einem Quersacke voll guter Lebensmittel, bewaffnete sie mit zwey Ochsenstecken, die scharfe Eisenspitzen trugen, half sie einhüllen in die Mönchskutten der Feldprediger, und begleitete sie dann auf sichere Fußpfade, bis sie außer dem Bereich der türkischen Streifpartien waren, und die Straße zur Heimath nicht mehr von ihnen verfehlt werden konnte. Ihre Reise ging langsam, denn Michaels Schwäche erlaub-

te keine langen Märsche, und die Bedrücktheit seines Geistes mehrte die Mattigkeit seiner Glieder, so daß sie oft bey den Hirten am Ufer des Draufluſſes, dessen Laufe sie entgegenwanderten, schon um Mittag Halt machten, oder in der Laubhütte eines armen Wildhüters einen Rasttag feyern mußten, wenn auch diese Naturmenschen überall die Ermatteten freundlicher aufnahmen, als die Entblößten der Schloßbewohner oder Städter empfangen haben würde. Mit Vorbedacht ließen sie jetzt die Stadt Varasdin rechts liegen, und wandten sich bey Studnitz in die Gebirge von Krain, begrüßten mit Wohlbehagen die väterliche Erde, und hier schickte ihnen sofort die Vorsicht ein Zeichen ihrer ihnen wieder geschenkten Gunst entgegen. Manches Rudel hochendiger Hirsche hatten sie am Waldwege gesehen, mancher borstige Eber war durch den Unter-Busch neben ihnen vorbeygebrauset; die edle Luft am Waidwerk, die dem Kriegsmuthe das Verwandteste ist, glühete zum öftern auf in des Steinbrunns Brust; er wetterte, daß es am Geschoß, am Wurfspeere und Jagdpferde mangelte, und er dem schönen Wilde lässig nachschauen mußte.

Als sie nun eines Mittags am Gebirgshange ruheten, und der Feldflasche zusprachen, fuhr Franciscus plötzlich vom Mooſe auf, schützte das Auge mit der Hand vor dem Sonnenstrahle, und rief: „Sieh dort, Bruder! Siehst Du das glänzende Thier? Solch Wild ist mir kundigem Jäger nie in der Wildbahn vorgekommen. Ist es das fabelhafte Einhorn oder

sonst eine Mißgeburt? Es äset sich am Busch; jetzt tritt es auf die Ebene. Sieh nur hin; mich blendet die Sonne. O warum ist dieser Ochsenstecken kein Jagdspieß! Der Kopf mit dem blanken Gewehr müßte meinen Trinksaal zu Steinbrunn zieren." —

Nur dem Freunde zu Gefallen hob der Katzensteiner das müde Haupt, aber immer schärfer strengte er sein großes Auge an; langsam erhob er sich vom Hügel, und stellte sich hoch mit angespannter Aufmerksamkeit. „Ein seltsam Wild ist das, Du Blinder!" sagte er lebhafter, als er auf der ganzen Reise gesprochen. „Bey dem heiligen Hubertus! Ein gerüstet Streitroß ist es mit dem stacheligen Stirnschilde und hochgewölbten Sattel. So Gott mir helfe, ich glaube, es ist mein Roland, mein getreuer Goldfuchs." — Auf dem Finger that er einen grellen Pfiff, und das Thier stutzte, horchte mit gestrecktem Halse, und schritt langsam durch das hohe Gras heran. Der Obrist pfiff mehrere Male, und: Roland! Roland! rief er mit weitschallender Stimme, daß zehn Echos wiedertönten. Mit einem lauten Wiehern antwortete das Roß, und in Sprüngen kam es zum Walde. Stutzend stand es dann in der Nähe der vermummten Männer; als aber Michael die Mönchskappe zurückwarf, die Kutte aufschlug, es mit Schmeichelworten ansprach, und die Hand nach ihm ausstreckte, da glänzten die Augen des Thieres, seine Mähne sträubte sich, es wieherte hell und laut, kam dreist heran, drückte seine Lefzen an den Arm des ge-

liebten Herrn, und preßte, als dieser es umfing, seinen Hals gegen des Ritters Schultern, indem es mit den Hufen scharrte und mit dem Prachtschweife schlug.

„So bist auch Du gerettet aus der Mordschlacht, treuer Kumpan!“ rief Michael aus mit inniger Freude. „Und Du hast Dich nicht fangen lassen von fremder Hand, und hast den Herrn hier erwartet auf unwirthbarer Haide?“ —

„Es möchte antworten!“ jubelte Franciscus. „Sieh nur, wie es die Glanzaugen rollt. Der Teufel hole alle Gelahrte, die solch edelm Thiere die Seele absprechen! Nun Du kommst gelegen, treuer Fuchs! Dein Sattelzeug ist zwar zerfetzt und schmutzig; hast auch wohl schlechte Nächte gehabt unter Gottes freyem Himmel, und die gute Pflege des Leibknechts ist Dir abgegangen, das sieht man am rauhen Haar und den kothigen Fesseln; aber Weide hast Du genug gefunden; der Herr-Gott kleidet die Lilien und nährt die Spatzen im Felde. Nun, Michael, sitze auf! Du bedarfst der Erquickung; Dein Roland freut sich darob; er wird den vermißten Herrn willig tragen. Erfülle seine Sehnsucht; und wird mein Gebein müde, so nehme ich Platz hinter Dir; wir reiten dann gleich den ersten Tempelherrn auf Einem Rücken; sind wir doch eben so arm, vielleicht auch eben so brav, als sie dazumal.“ — Die Erscheinung seines Leibrosses wirkte wohlthätig auf den kranken Kriegsmann. Er sah darin die wiederkehrende Gunst des Himmels, und

nachdem Franciscus unter Scherzreden das zerstörte Sattelzeug, so gut es gehen mochte, in Ordnung gebracht, setzten sich Beide auf, und der Goldfuchs trabte mit der Doppellast stolz durch den Wald; war er doch gewohnt, zentnerschwere Panzerstücke des von der Ferse zur Scheitel verluppten Junkers mit ihm wie spielend durch Turniere und Fehden zu tragen.

Bequemer ging nun die Reise weiter, obgleich die Einwohner der Dörfer, welche sie passirten, mit Verwunderung, oft sogar mit Spott, die seltsame Cavalcade anschauten, und sich nicht in die geistlichen Herren zu finden wußten, die lang und schmächtig, ohne Kugelbauch und barfuß, nichts Klösterliches an sich trugen, als das härene Gewand, die statt des geduldigen Eselein ein kriegerisches Roß ritten, und geschickt zu lenken wußten. Ohne Unfall kamen sie nach Rattmannsdorf, und sahen in der Abenddämmerung den Katzenstein mit seinen festen Mauern, Zinnen und Warten vor sich aufsteigen. Keine Trompete ertönte, kein Wachthorn schallte, als sie den schmalen Burgpfad hinaufritten; als aber auf ihren oftmaligen Ruf endlich ein träges Gesicht in dem Luftloche über der Zugbrücke erschien, und der Obrist sich nannte, bekreuzte sich der alte Knecht, und fuhr zurück, als habe er ein Gespenst gesehen. Doch gar bald ward es lebendig in der Burg. Windlichter zogen durch den Hof, und als die Kettenbrücke fiel, erschien der Kastellan selbst im Thore, sich von dem Wunder zu überzeugen, und den todt geglaubten Sohn seines

Hauses zuerst zu begrüßen. Ein freudiges Gemurmel bewegte die Schaar der Wappner, als Michael vom Rosse stieg, und milde grüßend unter sie trat; als er aber auf die Frage: „Ist der Vater da?" — vom Kastellan die traurig gesprochene Antwort bekam: Seine Gnaden sind längst zu Wien! — und nun wortlos mit hängendem Haupte die breite Steintreppe im Schlosse hinaufstieg, da schüttelten die Burgleute die Köpfe, und meinten: der Junker sey ebenfalls als ein ganz anderer Mensch heimgekehrt, und die einstige Herrlichkeit auf dem Katzensteine würde sobald nicht wiederkommen. —

Der Kastellan schloß den Prunksaal auf, und leuchtete den Freunden voran. Aber wie von einem Zauberstabe berührt, stand Michael starr bey dem ersten Blicke, den er durch den hochgewölbten Saal geworfen. Das große vergoldete Wappen der von Katzenstein, welches über dem Kamine gerade der Flügelthür gegenüber prangte, war mit einem breiten Trauerflor verhangen; alle die blanken Rüstungen an den mächtigen Pilaren, theils eigene Erbwaffenstücke, theils eroberte Trophäen, hatte man mit schwarzem Tuche halb verdeckt oder mit Leichenflören geputzt; dazwischen schaueten die lebensgroßen Bilder der Katzensteiner wie mitternächtige Erscheinungen gräuender Gruftbewohner von den Wänden herab, und machten das Blut der Eintretenden erkalten in seinen Kanälen.

„Wer hat das befohlen?“ fragte der Obrist barsch den grauen Diener. „Der Herr Landeshauptmann gebot es;“ antwortete unterthänig der Kastellan. „Die Excellenz betrauerte recht bitterlich den Tod des lieben Sohnes. Euer Oheim Franz, der hochwürdige Bischof zu Laibach, hat viele Seelenmessen gelesen für Euch, edler Junker, da Ihr ohne Sacrament dahin gefahren; aber oft zürnte der edle Burgherr mitten im Gebet für die arme Seele, und schalt lästerlich die Tollheit, die Euch in den Tod getrieben, da ihr auf sicherem Rest sitzen könntet gleich ihm.“ —

Mit starken Schritten ging der Obrist zum Kamine, und riß mit Einem Zuge der Hand die Trauerdecke vom bunten Wappen herunter. „Nein, Ihr edeln Voreltern,“ rief er wie außer sich, „Ihr sollt nicht in Gram und Schaam hinschauen auf den verhangenen Schild. Hier steht ein Kazianer, der die fleckenlose Hand dennoch aufheben darf, der stolz sagen darf, ich versöhnte des Vaters Schuld, und darf frei hineinschauen in Eure gespenstischen Gluthaugen.“ —

„Was redet Ihr für Worte voll Entsetzens, Junker?“ fragte der Kastellan erschrocken. „Also ist es so, wie die Gerüchte plauderten? O dann laßt die Flöre immerhin hangen; der Tod will dann sein Recht, und diese starre Hand soll einem beschimpften Herrn das Grabgewölbe der hohen Ahnen aufschließen.“ —

„Was faselst Du, alter Schalksnarr?“ sprach hastig Franciscus dazwischen, denn er sah, wie Michael die Augen rollte, sie dann starr auf dem Munde

des Kastellans haften ließ, und an der Hüfte nach dem Schwertgriffe suchte. „Sprich heraus! Welche Gerüchte machten Dich fürchten? Und wohin ist der Burgherr?“ —

„Der gnädige Landeshauptmann war nur kurze Zeit hier auf der Burg,“ erzählte der Kastellan mit ängstlicher Geberde. „Mürrischer und aufbrausender hatten wir den edeln Herrn nimmer gesehen. Er saß halbe Tage mit dem hochwürdigen Bischofe eingeschlossen, und dann schickten sie den Curt als Eilboten nach Wien mit der Relation über den Feldzug, wie ich aus ihrer Zwiesprache erhorchte. Nicht lange nachher kam der Hauptmann von Brandenstein von der Trabantengarde hier an mit einem königlichen Sendschreiben, und unsere beiden Herren brachen sogleich auf nach der Kaiserstadt, um bey des Königs Majestät selbst ihr Recht zu erlangen, und schwerer Anklage zu begegnen. Der Curt ist seitdem heimgekehrt; er brachte die Schreckensmähr mit zu Hause, der Herr sey zu Wien auf Hochverrath angeklagt, er säße in einem Thurme der Hofburg, und Gericht würde über ihn gehalten werden auf Leben und Tod; die Leute zu Wien meinten, der König sey im wilden Zorne, und der Herr würde dem Richtbeile nicht entgehen.“

„Richter über den Wolken!“ rief der Obrist, wie außer sich, „wirf nicht mehr auf meine Brust, als ich zu tragen vermag! Womit habe ich Deine glühende Strafruthe verdient, daß sie so gnadenlos meine

Seele geißelt bis zur Verzweiflung? — Auf, Kastellan! Bringe uns Wein und Brod, sattele zwey frische Rosse für uns! Ich darf die weichen Pfühle dieses Schlosses nicht berühren; das Ziel meiner Reise liegt noch weit hinter dem Katzenstein." —

„Was beschließest Du, Bruder? Und bedenkst Du nicht Deinen kranken Leib?" fragte Steinbrunn, als der Kastellan fortgegangen.

„Und Du fragst?" entgegnete Michael heftig. „Zu Wien ist mein Platz an des Vaters Seite. Ist er nicht zu vertreten bey dem Könige, so ist vielleicht sein Leben zu retten durch einen Gang auf Kampf um den Tod." —

„Ich gehe mit, und stehe neben Dir unter den Schranzen und Pfaffen, wo es vielleicht heißer seyn möchte für Dich, als in der wildesten Feldschlacht!" antwortete Franciscus. Mit Heftigkeit warf sich der Obrist in des Freundes Arme, und die hohen Männer hielten sich fest umschlungen, indeß durch die buntgemalten Fensterscheiben der Zugwind hereinstrich, mit grauenhaftem Flüstern an den Wänden hinzog, und die Trauerflöre bewegte.

In dem Pallaste des Grafen von Ladron zu Wien lag im stillen Bettstübchen Fräulein Ermuda vor dem Bilde des Gekreuzigten, traurigen Trost für ihren brennenden Schmerz schöpfend in dem Gedanken, wie viel mehr der Erlöser gelitten, und eben so schuldlos

und um fremder Sünde willen, wie sie. Tiefe Trauerkleidung umwallte die zarte Gestalt des frommen Mägdleins, und höher schimmerte dadurch der lilienweiße Hals aus den dunkeln Locken durch das schwarzbehangene Kämmerlein. Eine kleine Silberampel beleuchtete von dem Hausaltare her das liebliche Oval ihres ausdrucksvollen Gesichts; die Rosen darauf waren freilich erloschen, aber in dem dunkeln Augenpaar glühete ein höheres Leben, als das der armseligen Erde, und eine höhere Hoffnung, als hier unten erfüllt zu werden vermag. Ihre zarten Finger zählten am Rosenkranze, die schmalen Lippen bewegten sich; doch der Geist schien verloren in höhern Regionen, schien droben zu kosen mit dem abgeschiedenen Geliebten ihres Herzens. —

Leise klopfte es jetzt an die Thür des Gemachs, und die Betende schrak sichtlich zusammen; sich ermuthigend erhob sie sich aber bald von dem Betschemel, ging langsam hin, und öffnete. Und herein trat Pater Bernhardus, ein Dominicaner und ihr Beichtvater; sie beugte demüthig ihr Haupt vor ihm, und er segnete sie mit dem heiligen Zeichen, indeß sein Begleiter in der engen Thür verweilte, und aus der Mönchscapuze hervor mit glühenden Augen, in denen heftige Seelenbewegung leuchtete, der frommen Gruppe zuschaute.

„Noch so spät besucht Ihr Eure Tochter?“ fragte Ermuda dann mit einer Stimme, der man es abhorchte, daß sie lange sich zu dem Tone des Schmerzes gewöhnt hatte, und die darum rührend zu jedem Her-

zen sprach. „Habt Ihr etwa eine gute Post für mein zerrissenes Herz? Hat Graf Thures Schreckensbotschaft sich nicht bestätigt? Sind Boten da aus Slavonien? Lebt der Vater? Habt Ihr dem Könige unsern Familienschmuck, den Werth unserer Güter bey Milano, den Pallast zu Rom angetragen als Lösegeld für den grausamen Türkenkaiser? O so sprechet doch, ehrwürdiger Herr, und erleichtert der Jungfrau bedrücktes Gemüth, das in der Einsamkeit verzweifelt, und es nicht fassen kann, daß dieses Herz für die Zukunft so ganz allein schlagen soll in der vollen Welt.“ —

„Niemand stehet allein;“ antwortete ernst der Dominicaner. „Gott und seine Heiligen begleiten die Schritte des Frommen, und führen ihm gute Brüder zu, wenn er schwankt und strauchelt, die seine matten Glieder zu stützen vermögen. Und hat Ermuda Niemand beweinet, als den Vater? Hat Ermuda's Herz Niemand sonst vermißt?“ — In die Knie warf sich die Jungfrau vor dem Mönche. „Ihr wolltet mir Trost bringen,“ rief sie mit herzzerschneidenden Tönen, „ehrwürdiger Vater; o warum wühlt Ihr denn mit neuen Dolchen in meiner blutenden Brust? Ist es nicht schrecklich genug, daß der verblichene Geliebte einen Namen trug, der sich mit Schauder auf meine Lippe drängt? Muß mir nicht jede Thräne, jeder Seufzer um ihn als eine Beleidigung gegen den zürnenden Schatten meines Vaters erscheinen, dessen tückischer Mörder sein Erzeuger war, dessen Verderber mit ihm denselben Namen trägt? O rettet meine Seele

aus dieſem Zwieſpalte der Gefühle, aus dieſem Gewirr von Schmerz und Reue, von Buße und Verſündigung, ehe Verzweiflung mir Wahnſinn bringt, der mit dem Leibe den Geiſt verderben könnte!“ —

„Ermuda, was ſpricht Dein treuer, frommer Mund?“ ſtieß da heftig der Begleiter des Dominicaners hervor, indem er das härene Gewand von ſeinen Schultern riß, und in des jungen Kazianers Geſtalt vor der emporfahrenden Jungfrau ſtand, ein bleiches Bild des männlichen Grames. „Soll auch dieſer Donner noch herabſchmettern auf meine unſchuldige Scheitel, daß ich irre würde an meiner Liebe und an mir ſelbſt, wie ich irre wurde an ſo vielen der Menſchengeſtalten um mich her?“ — „Michael! Mein Michael!“ ſchrie das Fräulein, warf ſich in ſeine Arme, und ſank in halber Ohnmacht an ſeine Schulter.

„Nein, er zürnet nicht, Dein edler Vater, zürnet nicht, wenn Dein frommes Taubenherz ſchlägt an meiner Bruſt!“ ſagte Kazianer mit Wehmuth. „Sein verklärter Schatten ſieht milde herab auf ſeine vereinigten Kinder, deren Bund ſein Wort noch ſegnete wenige Minuten zuvor, ehe ſein Leben im edeln Blute verſtrömte.“ — „Alſo todt für immer!“ jammerte die zitternde Ermuda. „Und Michael konnte ihn nicht beſchirmen, nicht erretten?“ —

„Sein Wort war es, das mein Leben ſchützte;“ entgegnete Michael, trübſinnig vor ſich hinausblickend; „ſein Wort rief mich auf, zu dulden und die drückende Bürde weiter zu ſchleppen. Sein Wort erinnerte

mich an die Geliebte und meine Pflichten gegen sie, als meine blutende Hand gelähmt hing, und sein sprihendes Blut wie ein hölliſcher Feuerregen tödtend brannte in meine Glieder." – Ermuda fuhr erſchüttert zurück. „Sein Blut?" rief ſie kreiſchend. „Dieſe Flecke auf Deinem Koller ſein Blut? O laß ſie mich küſſen, einſaugen in mein Herz, dieſe letzten, köſtlichen, einzigen Reliquien von ihm!" — Wie im Wahnſinne preßte ſie unzählige Küſſe auf das Lederwams des Obriſten, bis ſie erſchöpft vor ihm in die Kniee ſank, und Michael ſie unter ſanftem Weinen aufhob, und in einen Lehnſeſſel trug. „Ich bringe Dir mehr;" ſprach er halblaut. „Hier ſeine Ritterkette!" — Er hing ſie um ihren Hals; — „hier eine Locke ſeines heiligen Hauptes! Weine über den köſtlichen Pfändern! Weine Dich aus, Du armes Mädchen. Thränen geben Linderung; Thränen ſind göttlicher Himmelsthau, den der Vater der Liebe ſendet, die welke Menſchenpflanze anzufriſchen, daß ſie nicht für immer dürr werde in der Gluth des Kummers." — Mit Haſt ergriff Ermuda Kette und Haar; inbrünſtig drückte ſie den Mund bald auf dieſes, bald auf jene, bald auf des lieben Gebers Hand; ihrer Zähren Quell brach auf, und ihre ſchönen Augen ergoſſen Bäche der Wehmuth, die dem beklommenen Herzen Erleichterung gaben, die weichere Gefühle aufthaueten in dem erſtarrten Gemüth. — Der Menſch iſt ein Sinnenweſen; wo die Vernunft nichts über ihn vermag, wo er im Zorn wie das gereizte Raubthier oder im Schmerz wie

der andalusische Kampfstier alle Zügel des innern Führers zerreißt, da zähmet ihn oftmals ein Sinneneindruck, eine Anschauung, und statt sich zu erheben über die Erde und ihre Leiden, statt so die Wunde zu heilen durch selbstige Hochstellung, läßt er sich lieber hinabziehen durch einen Gemüthsreiz, durch eine kindliche Tändeley, deckt ein Blumenblatt über die Wunde, und wähnt, darin die rechte Arzney gefunden zu haben. Solche Wetterableiter waren für des Fräuleins tiefen, zerstörenden Schmerz die traurigen Geschenke, die ihr der Bräutigam mitgebracht, und über welche sie den lebendigen, ihr fast durch ein Wunder wiedergeschenkten Geliebten selbst zu vergessen schien. Mit stiller Rührung sahen der Obrist und der Dominicaner dem betrübenden Spiele zu, welches das Mädchen mit den Angedenkensfändern des Todten trieb, wie sie kosete mit ihnen, wie sie sprach zu ihnen, wie ihre ganze Zärtlichkeit sich ausgoß über sie, als sey der Gemordete selbst in ihnen ihr wiedergekehrt. Zusammenschaudernd unterbrach sie dann selber ihr sinnverwirrendes Treiben.

„Sie antworten mir nicht, Michael!“ rief sie auffahrend aus ihren Träumen. „Unter der kalten Kette pocht kein Herzschlag; diesem weißen Haare fehlt die Stimme, mich zu liebkosen und zu segnen. O Michael, warum hat Dein Vater das verschuldet?“ —

Stürmisch aufgeregt warf sich der Obrist vor sie hin in die Kniee, umfaßte sie mit beiden Armen, und zog sie dicht an seine breite Brust. „Nichte nicht,

Mädchen," sprach er mit Heftigkeit, „richte nicht, wo ich nur Räthsel sehe, der ich doch all das Schreckliche mit erleben mußte. Johann Kazianer hat immer so groß und herrlich zwischen uns gestanden, wie ein homerisches Musterbild der Kriegsjugend; er kann nicht muthwillig mit solchem Rostflecken die ganze Glorie seines Lebens geschwärzt haben. Aber, Ermuda, Du bist glücklicher, als Ich. Nicht Dich zu trösten, suchte ich Dich; nein! Ich, der starke Mann, komme zu Dir, wie ein Flehender, Tröstung zu suchen bey Dir, Heil, Rettung, Leben und Ehre zu erflehen von Dir, dem einzigen Wesen in der Schöpfung, dem ich vertrauen darf, und dem ich vertrauen mag." — „Was kann das arme Mädchen Dir geben?" fragte die Jungfrau, und sah mit dem Unschuldsauge tief hinein in seine rollenden Augensterne. „Michael! Selbst der Kranz meiner Liebe hängt welk, und wird Dir keine Freude mehr duften, wie vordem; habe ich doch dem Bräutigam nichts zu bringen, als ein zerbrochenes Herz und eine ewige Thräne." —

„Ermuda!" fuhr er fort mit beklommener Brust, „erhebe Dich an dem Unglücke Deines Freundes, gegen welches das deine bleich ist, wie die brennende Hütte neben dem glühenden Vesuv. Preise Dein Loos in demüthigem Danke gegen die Vorsicht, und bejammere das meine. Dein Vater fiel wie ein Held in seinem Berufe, schön, wie ein verlöschender Stern. Gepriesen ist sein Name im Vaterlande, gepriesen bey den Barbaren, denen er erlag. Schau dort durch's Fenster hin, wo das

Mondlicht die Thürme der Hofburg beleuchtet. Dort liegt mein Vater, auch ein hochsinniger Kriegsmann, den man zählte zu den Rettern der Kaiserstadt, der unumschränkte Feldherr, der gepriesene Landeshauptmann, dort liegt er auf dem Strohlager des Verbrechers; der Mörder und der Dieb sind seine Gesellen; blutige Schatten scheuchen seinen Schlaf, und das Holz ist schon gehauen zum Hochgerichte, auf dem man seinen Schild zerbrechen wird, auf dem Henkershand sich wagen wird an sein einst beneidetes Leben. Ermuda! Kann ein Sohn das ertragen ohne Vernichtung? Ermuda, Du schworest mir Treue. Ich mahne Dich an Deinen Schwur, jetzt in der schwersten Stunde Deines Lebens. Ermuda, rette die Seele Deines Freundes aus Verzweiflung; Ermuda, errette Du mir den Vater!" — Auf sprang das Mädchen. „Ich?" rief sie bebend und mit plötzlich gluhenden Wangen. „Ich, den Mörder meines Vaters retten? Gott ist gerecht! Und könnte ich's, ewigen Haß, ewigen Fluch" — —

„Halte ein!" rief Michael und zog die Weichende wieder in seine Arme. „Deines Vaters Geist umschwebt uns; ich fühle seine Nähe in der sanftern Stimmung meines Gemüths, in der erwachten Hoffnung auf Glück und Zukunft. Er machte mich, den Sohn seines Widersachers, zum Boten seines Vatersegens, o schon darin lag Vergebung, Versöhnung und Vergessen für jeden Kränkstein; damals schon umwehte den herrlichen Mann der Friede jener Welt, wo aller Haß aufhört, und die Liebe Alle zu Brüdern

macht. Ermuda, sanftes, frommes Wesen! Gieb mir, was ich bitte, zum Willkommensgeschenk, oder auch ich bin Dir verloren. Stürbe ein Katzianer auf dem Hochgerichte, würde es mich, den mit Entehrten, nicht dulden im deutschen Lande, würde es mich treiben in die krummen Säbel der Türken. Ich könnte hintreten vor König Ferdinand, ich könnte das Zeugniß Niclas von Thures fordern für mich, und mein Verdienst werfen in die Wagschale. Aber noch hat kein Katzensteiner geprahlt mit seinen Thaten, mit seiner erfüllten Pflicht vor einem Fürsten. Der König ist gut, aber heftig; Ein übles Wort weckt seinen Jähzorn, und er ist höchst erbittert, das weiß ich; hat er doch auch sein bestes Heer verloren; viele Söhne edeler Geschlechter liegen auf Slavoniens Sande, und ihre Väter klagen und hetzen am Throne. Darum muß ich todt bleiben, bis des Vaters Banden gelöset sind, bis er frei und gesichert selbst führen kann das Wort für sich gegen die Feindseligen. Diese Eine Pflicht liegt mir klar vor Augen, die Pflicht des Blutes, des Kindes; weiter in die Zukunft wagt der verirrte Sinn nicht zu blicken. Hilf mir lösen die Pflicht, Ermuda! Tauschten wir doch Seele und Herz, sind wir doch Ein Wesen worden, und ich habe gethan, als wäre ich ein Ladron, so thue Du, als wärest Du eine Katzensteinerin." — Ermuda sah ihn lange tiefsinnig an, dann hob sie betend die zarten Hände gegen das Crucifix, holte einen langen Athemzug, und reichte alsdann beide Hände dem Geliebten entschlossen hin.

„Ja, Du hast gethan als ein Lakeen, da Du schertest zu denen, welche dem Tode verfallen waren!“ sagte sie lebhaft. „Der Ahnre hat gesorgt für Dich bey Hof und bey mir. So ist es meine Pflicht, Dich zu lohnen für die Gebeinat, da es derjenige nicht mehr vermag, dem Du sie erwiesen. Ja, ich fühle ein fremdes, starkes Leben in mir, seit die väterliche, heilige Ritterkette meine schwache Brust berührte; die Taube wird zum Falken, und schießt den Wolken zu. Du forderst viel zum Lohne, mehr, als Jungfrauen zu geben pflegen, deren höchster Schatz Liebe ist und keusche Treue: aber sey es das Schwerste: hier lege ich meine Rechte auf dieses Herz, in dem Du wohnst, und schwöre Dir bey dem Gedächtniße meines Vaters: kann ein Weib erfüllen, was Du wünschest, so will ich es.“ — Höher schien die Jungfrau dem Himmel zuzuwachsen, als sie so sprach in schöner Glut; aber schnell kam die Milde zurück in das stille Herz, und in des Ritters Arme sinkend, setzte sie leise hinzu: „Hast Du doch mehr gethan, hast das Uebermenschliche geleistet, als Du die Sicherheit Deines Vaters verließest, und zurückeroberst in den gemiedenen Tod zu meinem Vater.“ —

„Ermuda! Du bist mein Lebensengel!“ rief der Ritter mit bewegter Seele. „Du wirst auch der Engel werden für den Herabgestürzten und Zerbrochenen dort in der finstern Burg; und hat er gefrevelt an Freundschaft und Ehre, so muß er erschüttert aufrichten zu seinem Gotte und dem Rechten, wenn gerade

Du ihm erscheinst mit der Palme und dem Lichtengleiche. Dort der ehrwürdige Vater, der meiner Jugend bewachte, den das Band der Dankbarkeit heftet an meinen Stamm, wird Dich führen auf dem ernsten Pfade, den Du wandern mußt. Mein Kopf ersinnt, wo ich im sonnenhellen Schmerz vorgeschritten; er wird's verkünden dereinst." — Er neigte sein Haupt an ihre Brust, und bei allen Weihegrad Hand legend den hehren Bund der Treuen ein mit dem heiligen Wort der Weihe und des Glaubens der Liebe.

Eine tiefe, sternhelle Nacht hatte ihre weiche Decke über die Kaiserstadt gebreitet, und die Unermeßliche vergönnte seinem Sternlein, mit sanft sinnigen Schauen in das friedliche Leben der geistigen Wesen, das selbst die Finsterniß und der Schlummer nicht zu unterbrechen vermochte. Nur zum Trotz schien in den Gesellschaften und Palästen der großstädtischen Vornehmen mit der Nacht das Vergnügen erst recht aufzuerstehen; nur in Einem Theile der Stadt war die Schauerstille der Einsamkeit zu Hause, und nur der Mondstrahl unheimlicher Hellschattirung streifte an, daß nicht der Tod daselbst seinen Wohnsitz habe. Zuweilen verhüllte Gestalten gingen vorsichtig der angewiesenen Einsamkeit zu, die sich aus der Finsterniß erhob; ein Polizeidiener schien es und ein Page, wenigstens ließ der kleine Federhut und der weiße Mantel beides einen Augenblick in der ganzen, kleinen Gestalt vermuthen.

„Ihr zittert, Fräulein;“ sprach der Erstere halblaut; „freilich ist diese Stunde nicht für solche Wangen zum Spaziergange da, das rauhe Pflaster nicht für solch zarten Fuß gelegt, und die Wetterhähne kreischen Euerm Ohre eine böse, ungewohnte Nachtmusik. Aber Ihr geht einen christlichen Gang, und das muß Euern Muth aufrecht halten. Rache üben verbeut die Religion; aber Eure Rache ist die der Wohlthat und Beschämung, ist im wahren Sinne des Glaubens, und sichert Euch droben den Platz unter den Gerechten.“

„Ich zittere nicht aus Furcht, aber die Nacht ist kalt, und die Windstöße sind Eis;“ antwortete Ermuda von Ladron, denn diese war unter dem Mantel. „Meine Wangen glühen, mein Herz schlägt heftig, soll ich doch ihn sehen, den Verderber meines Geschlechts, den Feind“ —

„Still, meine Tochter!“ fiel der Dominicaner ein. „Gedenkt an nichts, als an den braven Obrist, wie er zurücksprengt auf seinem Roland, und wie sein Schwert und Schild Euern Vater deckte in der Mordstunde, bis er mit ihm sank in das eigene Blut.“ —

„Ich denke nur ihn!“ flüsterte Ermuda; „und darum laßt uns schneller gehen.“ —

„Wüßte die Königin,“ fuhr der Dominicaner fort, „wozu wir dieses Pergament, das sie auf Eure Bitte Euch verschaffte, gebrauchen wollen, sie würde es nicht vom hohen Gemahle erbeten haben.

Aber hoch geehrt hätte sie Euch darum, denn Oesterreichs Fürsten sind Muster des Edelmuths, und ehren ihres Gleichen in der Tugend. Nicht der Haß, wie sie meinen muß, führt Euch in den Kerker, Ihr wollet nicht den Vorwurf hineintragen und den Fluch, nicht durch Euer Stachelwort den stolzen Gefangenen zur Reue beugen, und in sein Gewissen den Mordbrand schleudern. Nein! Wie die Sonne scheinet dem Gerechten und Ungerechten, werdet Ihr aufgehen in der Nacht seiner Schmach, ein Stern der Hoffnung, der aus den schwarzen Wolken seine Strahlenblumen entfaltet." —

Das Wer da? des Hellebardierers am Burgthore unterbrach ihr Gespräch, und als der Mönch dem Hauptmanne der Wache seinen Einlaßpaß vorgezeigt hatte, rief dieser den Thürschließer, und durch lange Gänge, in denen eine dumpfige Luft die Brust bedrückte, enge Windeltreppen hinauf, folgten sie der trüben Leuchte des Führers, bis er die rasselnden Schlösser einer Eisenthür aufschloß, sie hineinließ in ein matterleuchtetes Gemach, und sie verlassend, hinter ihnen die Pforte schloß, die er von außen verriegelte. Sie standen in der halbrunden Halle eines Thurmes; eine Ampel, die hoch am Gewölbe in Ketten hing, erleuchtete matt den Ort; durch eine niedere Thür sah man in ein enges Nebengemach, wo vor einem dürftigen Bett eine Lampe schimmerte. Nichts regte sich, und die beiden Boten mußten vorwärts schreiten zu dem Kämmerlein, obgleich man jetzt selbst dem Priester die

heimliche Scheu ansah, seitdem der schwere Riegel ihn an diesem Schauerorte der Knechtschaft eingeschlossen hielt. Er nahm sich jedoch bald zusammen.

„Herr Landeshauptmann von Katzenstein!" rief er, in das Pförtchen tretend. „Seyd Ihr noch unter den Lebendigen? Oder hat Euch der Bote des Herrn schon hinübergeführt vor den Thron des Richters der Thaten und der Gedanken?" —

Ein langer, bärtiger Mann mit bleichem Angesichte richtete sich rasch auf aus den Decken und dem Lailach, setzte sich aufrecht im Bett, und schoß wilde Blicke auf die unerwarteten Gäste. „Hat König Ferdinandus nicht Genüge daran, daß er Schmach ausgießt auf die Feldherren und die Größten seiner Krone?" fragte er barsch. „Schickt er vor dem Gericht seine Henker ab, grausam den Schlaf der Geschlagenen zu stören, und die Nachtruhe des Kranken zu verderben?" —

„Ich bin ein Priester des Herrn," antwortete der Dominicaner sanft; „und mit mir kommt ein Bote des Friedens, ein Engel in menschlicher Gestalt. Es beliebe Eurer Excellenz nur aufzuschauen, und Ihr werdet den Frater Bernhardus nicht verkennen, der einstmals Capellanus war auf Euerm Stammschlosse." —

Mit Kraft erhob sich der Generalobrist von seinem Lager, stand hoch aufrecht vor den Beiden, und beleuchtete aufmerksam mit dem Lämpchen ihre Gestalten.

„Ich sehe Dich mit Verwunderung," entgegnete er. „Kommst Du, Deinen Patron zu besuchen in dem Hause der Mörder, in der Schmach, in welche könig-

licher Undank ihn hinabstieß? Oder geht hinter Dir der blutgierige Henker, und bringst Du die Absolution und das letzte Oel der Heiligung dem lebendig Begrabenen? Und was will der schmächtige Leibbub? Hier sind nicht Liebesbriefchen einzuschwärzen; die Ammenmärchen, welche diese Wände erzählen, machen Männergebeine morsch, und bringen Manneshirn zur Tollwuth." —

„Und doch trägt dieser Leibbub ein Brieflein der Liebe an Euch mit sich," antwortete der Mönch lächelnd, „das Euch mehr erlaben möchte, als jene, welche die schönste Wienerin vom dunkeln Balcon Euch zuwarf, als Ihr zwanzig Jahre zähltet. Nehmet und leset, ehe der Wächter störend wiederkehrt." —

Ermuda streckte die bebende Hand unter dem Mantel aus, und bot dem Ueberraschten den verborgen gehaltenen Brief dar. Scharf sah er sie an, dann ergriff er das Schreiben, und trat zur Lampe.

„Mein Wappen?" fragte er, das Siegel anstarrend. „Ist denn noch eine ritterliche Hand der Katzensteiner unter den Lebendigen, die dieses Wappen aufdrücken kann mit dem Schwertknopfe? O Michael, unkluger Knabe, Du kannst deine Schwarzen nicht mehr heranführen zur Rettung des Vaters!" — „Leset nur!" drängte der Mönch. Noch bleicher ward der Rittersmann, als er das Schreiben entfaltet hatte, und die Züge erkannte. „Michael ist zurück! Michael ist mir nahe!" rief er mit Feuer. „So lebt mir ein Erretter oder doch ein Rächer!" — „Er ist

mein Sohn;" unterbrach er sich während des Lesens. „Er will mich retten; — er fragt, wie es möglich sey — er schwört mir sein Leben zu; — Licht in meiner Nacht! Gott der Rache, ich höre deinen ehernen Schritt! Brechen wird diese Mauern der Katzianer, und dann wehe dem Undankbaren, dann wehe Dir, Ferdinandus!" —

„Betet zu dem Gott der Gnade, daß er Euch erlöse! Danket ihm, daß er Euch den Engel sandte von da, von wo Ihr ihn nie hoffen konntet, und beschwöret nicht den strafenden Gott Solche wilde Reden möchten den Engel vertreiben aus diesen Grabgewölben der Hoffnung!" fiel der Mönch mit Strenge ein. Der alte Feldherr besann sich. „Und warum kommt mein Sohn nicht selbst?" fragte er nachsinnend." Konntet Ihr dieses fremde Bürschchen bey mir einführen, so hättet Ihr auch ihm die Thür öffnen mögen. Ein Verdacht furchtbarster Art steigt auf in mir. Den gebundenen Löwen fürchten die Thiere des Feldes nicht mehr. Und warum verhüllt sich der kindische Knappe so ängstlich? Herunter mit der Larve, wenn ich vertrauen soll!" —

Da ließ Ermuda den Mantel sinken, nahm den Hut von ihren dunkeln Locken, und stand da im Trauerkleide, ernst und bewegungslos, bey dem düstern Lampenschimmer mehr einer vom Grabe Kehrenden, als einer Lebendigen ähnlich. Mit einem dumpfen Schrey, wie ihn der Tiger ausstößt, wenn er den Pfeil des indischen Jägers in der Brust fühlt, trat der alte Katzensteiner zurück, und setzte sich wie geschlagen von einer

unsichtbaren Hand, auf das Bett. Der Kampf in seinem Innern zeigte sich durch das hervorquellende Auge, und die kurzabgestoßenen Athemzüge.

„Fräulein von Ladron?“ stammelte er. „Was wollt Ihr mir gegenüber? — Hohn und Spott? — Verrath und Rache? — Führen diese Furien Euch her, und bezwangt Ihr um diese die Zartheit Eurer Natur? — Ha! Umsonst sey die Freude. Eure Flucht hemmet jener Riegel der Tyrannei. In das Verderben seyd Ihr gerannt, und dieser undankbare Pfaff mit Euch. Diese meine Arme sollen Euch erdrosseln, der gefesselte Simson soll sterben mit seinen Feinden!“ — Er versuchte aufzustehen mit hochgeworfenen Armen und geballten Fäusten; aber als sein Blick das fromme Antlitz Ermuda's traf, verließ jede Kraft die gewaltigen Sehnen; seine Arme sanken schlaff, und er konnte sich nicht vom Bett erheben. Mit Muth und Würde trat das Fräulein ihm einen Schritt näher. „Schrecklicher, sinnverworrener Mann,“ sprach sie, „hat auch das Unglück Deine Wildheit nicht gebändigt, und haben diese Schreckensmauern Deinen Uebermuth nicht bezwungen? Ja, die Tochter des Mannes, den Du verdarbst, steht vor Dir, des Mannes, dessen blutiger Schatten verklagend an Deinem mitternächtigen Lager wandelt. Höre es, ich haßte Dich, wenn auch Liebe mich zu Dir treibt. Wie könnte ich auch dem Räuber meiner Lebensschätze zugethan seyn? Aber Du hast einen Sohn, der neben Dir glänzt, wie der Sonnenstern neben dem bleichen Co-

met; ihn zu lohnen, bringt Ladrons Tochter Dir Versöhnung; ihn zu beglücken, fragt Ladrons Tochter Dich: Wie kannst Du gerettet werden aus dieser Todeshöhle? —

Langsam erhob sich der Landeshauptmann vom Bett, nahm Michaels Brief, und starrte lange in die verschlungenen Züge. „Zaudert Ihr noch?" fragte der Dominicaner, und legte seine Hand sanft auf des Alten Arm. „Ist Eure Zunge erlahmt im Erstaunen über die Hochherzigkeit einer Jungfrau, die sich rächt, wie eine Christin sich rächen darf? Ihr habt an der Menschlichkeit gezweifelt; das Mißtrauen ist mit Euch gegangen auf Eurer glorreichen Bahn. Hättet Ihr nicht allein stehen, allein glänzen wollen, Ihr ständet noch, Ihr glänztet noch; denn nur was der Mensch mit Brüdern bauet, stehet Jahrhunderte, indeß des Egoismus kecker Obelisk kein Menschenalter überdauert." —

„Wer sagt, daß ich nicht mehr stehe, daß mein Glanz erloschen?" fuhr der Gefangene heftig empor aus seinem Sinnen. „Des Katzensteiners Licht wird neu aufgehen, wird mit Cometengluth durch den Himmel ziehen, und Wehe denen, welche seine Flammenruthe berührt!" — Milder wandte er sich alsdann zu Ermuden. — „Du bist ein gutes Kind;" sagte er; „und ich wollte, mein Geschick hätte meinen Feuerpfad nicht durch Dein Haus gezogen. „Möge mein Michael Dir ersetzen, was der Gott des Krieges Dir nahm. Kehre zu ihm, sprich: Ich bedürfe seiner nicht, um hinaus zu kommen aus diesen Mauern; aber erleichtern

ſoll er mir die Pilgerfahrt, die mich aus dem Lande der Undankbaren zu einem Jeruſalem führen wird, wo mir ein neues Leben der Herrlichkeit winkt.“ —

„Ihr ſprecht uns Räthſel;“ fiel ihm Bernhardus in das Wort. „Wollt Ihr trotzig die Hülfe verſchmähen? Wollt Ihr vom Stolze Euch hinführen laſſen, wo Blutgericht und Henker warten?“ —

„Nicht doch,“ antwortete der Kriegsmann bitter, „im Gegentheile habe ich einen Gang im Freyen mit dieſem Könige beſchloſſen. Hat er mir ſelbſt doch Zeit und Einſamkeit geſchenkt, den Entſchluß wohl zu erwägen, und mir die beſten Waffen auszuwählen für dieſes glänzende Turnſpiel. Zum Freymachen hat ein Katzenſteiner immer ſelbſt der Stärke genug. Schauet! — Er erhob den Teppich ſeiner Lagerſtätte; — „unter dieſem Bett iſt der Boden hohl; Ziegel und Backſtein liegen locker, und drunter ſind die Dielen zerſchnitten bis auf den Mörtel der untern Gallerie. Meine Henker, die ſo Vieles vergaßen, hatten auch vergeſſen, daß Ihr Gefangener einſt der Hauptmann war in dieſer Burg, daß ſein Schwert, ſein Banner zur Vertheidigung dräuete von dieſen Zinnen, daß ihm hier jeder Winkel bekannt iſt, als wäre er in ſeinem Familienſchloſſe. Der düſtere Gang unter dieſem Gemach hat ein unvergittert Fenſter gen Oſten, drunter läuft der Wall, und die Gegend draußen iſt öde und unbewohnt. Der verſtellte Kranke bekam beſſere Koſt, und ſtärkte ſich daran zu der Arbeit der Diebsgenoſſen, die ihm die Langeweile vertrieb; der Kranke bekam

bessere Pfühle und mehr der Leinwand auf sein Lager, und diese soll trefflich nutzen, das Seil daraus zu schneiden, von dem der Siedler des Thurms sich eine Brücke bauen wird, die ihn zurückträgt in die Welt, von der ihn Tyrannei geschieden." — Er nahm die Lampe, und führte Beide zurück in die halbrunde Halle. „Sehet das Fenster dort in der Höhe;" sprach er weiter. „Es hat die Aussicht über die Stadtmauer hin auf das Dorf Simoning. Dort ist ein hochgelegener Wiesenplatz, bekannt jedem Schäferbuben, davon dort bey Wiens Belagerung des Sultans Prachtgezelt Verderben dräuete der Kaiserstadt. Nun saget dem Obrist Michael, er solle dort auf der grünen Höhe von Morgen an in jeder Nacht zwey tüchtige Rennpferde bereit halten; er solle auf den Wall, von wo man dieses Fenster sieht, in jeder Mitternacht einen treuen Wächter stellen; wenn dicht hinter dem Gitter dieses Lämpchen flimmert, so thut der Katzensteiner den Rettungssprung; unten am Thurme muß der Sohn den Vater erwarten, und sorgen, ihn aus den Thoren zu den Pferden der Flucht zu schaffen. Mehr für mich zu thun, erlaube ich nicht, denn mißlingt die Flucht, will ich Niemand in mein Verderben ziehen."

„Ihr seyd ein wagiger Held," versetzte der Mönch mit Ehrfurcht, „welch einen Schirmvogt verliert Oesterreichs Krone an Euch durch einen Augenblick" —

„Was wollt Ihr sagen?" fiel der Katzensteiner mit stechenden Blicken ein. „Ferdinandus und seine

Schranzen lagen auf weichen Polstern, wie wir draußen naß wurden vom Schlagregen, und keinen Schritt Raumes fanden, die matten Gebeine bequem zu lagern; sie schwelgten sich voll bey der Tafel und aus dem Römer, als wir die Raben und Spatzen beneideten um den Fraß, den ihnen die Natur aufgetischt. Wie können solche Prunkjunker Richter seyn über die Thaten des Krieges und die Launen der Schlachtengöttin? — Gehet jetzt, und seyd meine Boten, und Ihr, Fräulein, grüßet mir den Sohn, und reicht mir die zarte Hand, daß ich meinen segnenden Handdruck Euch mitgebe für ihn." — Das Fräulein von Ladron schien zu schaudern; ein Schauder überlief sie, als die hagere Manneshand sich gegen sie ausstreckte, die ihr befleckt däuchte vom Blute des Vaters. Da sprach der Dominicaner: „Gott ist barmherzig!" und sich zusammennehmend, legte sie ihre Hand schnell in die des General-Obristen, der mit festem Drucke die zarten Finger umschloß. Hastig fuhr er sich dann über die große Stirn, schritt in seine Zelle zurück, und warf sich über sein Bett. Der Dominicaner klopfte derb an die Kerkerthür, bald kam der Schließer; sie verließen eilfertig die dumpfige Halle, und gelangten ohne Anfechtung aus der Burg in den Pallast, wo mit Michael auch der angekommene Bischof von Laibach sie mit Bangen erwartete.

Zwey Nächte hatten die Verbündeten schon in Sorge und Zagen hingebracht, aber vergebens sich die Augen müde gesehen nach dem mitternächtigen Lichtzeichen. Obrist Michael erlag fast der Anspannung des Gemüths, da ihm keine Zerstreuung den Tag verkürzte, weil er das Haus der Braut nicht verließ, und für die Wiener noch unter den Todten in Slavonien schlummerte. Selbst die Liebkosungen der holden Ermuda, die er seit dem gelungenen Gange wie eine Heilige verehrte, vermochten seine Unruhe und seinen Trübsinn nicht zu bezwingen.

„Vergieb mir, Geliebte!" sagte er traurig. „So lange der Vater noch unter dem Schwerte des Henkers athmet, giebt es kein Leben für mich. Hat er die Mauern der Kaiserstadt im Rücken, dann sollst Du den einstigen Freund wieder erkennen, dann hängt Dein Gatte das Schwert und den Küraß auf im Saale seiner Burg, und lebt fortan nur Dir und den Freuden der Häuslichkeit, welche die einzig reinen bleiben auf diesem schmutzigen Erdballe." —

Wenn die Mitternacht kam, ging er dann allein hinaus, ganz verluppt in düsteres Eisenzeug, nahm selbst den Posten auf dem öden Walle ein, und umwanderte den Thurm, wie das Gespenst eines darin Erwürgten. Außer der Stadt harrte indeß der Bischof von Laibach, Michaels Ohm. Er selbst hatte den Platz sich erkoren; ein nahes Kloster verbarg den geehrten Priester am Tage, und seine besten Leibrosse hielt er Nachts bereit für den Bruder auf der bewuß-

ten grünen Höhe. Mit dem Einbruche der dritten Nacht erschien Franciscus von Steinbrunn in dem Gemache des Fräuleins von Ladron. Er hatte sich längst bey dem Könige gemeldet als aus der Türkenhaft entronnen, und hatte seinen Dienst im Regimente wieder angetreten. „Ich bringe eine Freudenpost, Herr Bruder!“ rief er dem trübsinnigen Katzianer zu. „Trügt mich meine Ahnung nicht, so geschieht heute Nacht, worauf wir so brünstig hoffen, und kommt es so, dann ist auch der letzte Anstoß weggeräumt, sobald dem alten Herrn in der Burg nur seine kecke Seiltänzerei gelingt. Ich habe heut die Wacht am Kärntherthor, und das schwarze Reiterregiment giebt das Piket am Schlagbaume. So bedarfs weder der Gewalt, noch der Bestechung.“ —

„Wärest Du ein guter Prophet!“ versetzte Michael schwermüthig. „Aber mich drückt ein feindlicher Dämon, und flüstert mir zu, all unsere Sorgfalt würde zu keinem guten Ende führen.“ — Beide tafelten mit dem Fräulein und dem getreuen Mönch; doch nur die Gäste führten das Wort, das Fräulein sprach nur in Seufzern, und stillte ihren Hunger durch die Liebesblicke, die sie vom Auge des Geliebten wegsog. Kam doch für sie auch im glücklichsten Falle vielleicht eine lange, gefährliche Trennung von dem eben erst wiedergefundenen Freunde.

Mit einem heißen Kusse schied der Obrist um Mitternacht von ihr, und ging mit dem Hauptmann. Beide trennten sich aber bald; dieser ging zum Thore,

jener stieg den verfallenen Wall hinauf. Doch weich freudiges Erschrecken befiel ihn, als er schon das Flämmchen dicht hinter dem Gitter leuchten sah. Mit flüchtigen Schritten näherte er sich schnell der Thurmwand, und lehnte sich an das alte Gemäuer, äußerlich einem schwarzen Thurmpfeiler ähnlich, innerlich voll hochwallenden Blutes und springenden Herzens. Ein leises Geräusch zog seine Aufmerksamkeit nach oben, sobald vom Stephansthurme Mitternacht ausgeschlagen. Hoch, nahe der Zinne, flammte noch das Lämpchen, aber niedriger aus einer offenen Schießscharte flatterte ein langes Leinenband bis zum Boden; bald rauschte es schwer daran herunter, und wenige Augenblicke hernach lag der Vater in des Sohnes Armen.

„So sehen wir uns wieder? Aber willkommen im Leben!“ sprach der Alte beklommen, als Michael seine Hand ergriff, und sich bog, sie an die Lippen zu führen. „Du bist mein betrauerter Benjamin, mein Schmerzenskind gewesen, Du sollst von nun an den Namen Erretter tragen, wenn auch vielleicht in einer andern Sprache. Hinweg führe mich von hier, wo die Luft Pest bringt.“ —

Der Obrist vermochte nichts zu antworten; er führte den Befreyeten durch einige Gassen zu dem Portale eines Pallastes, wo ein Leibdiener wartete, der den Leichtbekleideten mit Panzer, Blechhaube und Mantel versah, und dann eilten Beide dem Kärnther-Thore zu. Schon von fern kam ihnen Hauptmann

Steinbrunn entgegen; wie Bekannte führte er sie im leichten Gespräch den Wachen vorüber, schloß selbst das Gatterthor auf, und ließ sie mit dem Wunsche einer guten Reise hinaus. Mit beeiltern Schritten durchwanderten sie die winkeligen Außenwerke und die Brücken, bis sie zum äußersten Zingel kamen, wo zwey schwarze Reiter am Schlagbaum lehnten, und vom eben aufgehenden Monde beleuchtet wurden. Obrist Michael schritt fest auf sie zu, der Vater folgte.

„Gebet das Wort!“ rief der Eine der gedienten Soldaten, indem er das Schwert schulterte, und in die Mitte des Weges trat. — „Ich und der Augenblick wider ihrer Zwey!“ — (Kaiser Carls Wahlspruch) antwortete Michael nach Steinbrunns Vorschrift mit dumpfer Stimme aus dem Visir hervor. „Und Euer Name, Herr Ritter?“ fragte der Reiter weiter. — „Begnüge Dich mit der Parole, Kamerad!“ entgegnete der Gefragte. „Ich reise in geheimem Hofdienst; öffne den Baum, Du hast Deine Pflicht gethan.“ — „Im Dienst wollet Ihr hinaus, seyd gewappnet von der Stirn zur Sohle, und dennoch ohne Roß;“ erwiederte der gewandte Reiter. „Und außerdem kennt der Herr Ritter den Spruch des neuen Befehlbuchs nicht, daß jeder Posten den Namen der Auspassirenden melden soll bey der Ablösung? Nehmt mir's nicht übel, aber Ihr müßt Euch zum Wachthause bemühen, dem Korporal Rede zu stehen.“ —

Der alte Landeshauptmann hob schon zornig den Arm; aber der Obrist schritt vor bis zu der ihm vorgehaltenen Schwertspitze des Soldaten. „Du willst meinen Namen hören, Bastian Raab?“ fragte er laut und heftig. „So schaue mein Gesicht, und nenne Dir ihn selber.“ — So schlug er den rasselnden Helmschirm in die Höhe, und sah, vom Mondlicht beleuchtet, mit starrem Blicke in des Soldaten Gesicht. Aber nur einen Augenblick gaffte dieser neugierig in den geöffneten Helm hinein. Schon durch die Stimme stutzig geworden, schrie er jetzt mit Entsetzen: „Martin, ein Geisterspuk! Ein Gespenst! Unser erschlagener Obrist! Er schilt, er will uns verderben!“ — Und mit einem: Marie und Joseph schützet uns! bekreuzten sich die Wachen, und stürzten fort zu dem Blockhause, wo ihre Kameraden schliefen. Michael schlug sogleich den Baum des Zingels in die Höhe, und sie kamen ohne Widerwärtigkeit zu dem Platze, wo der Bischof von Laibach und die Rosse sich befanden. Die Brüder Franz und Johann herzten sich inniglich, und dann war der Generalobrist der Erste, der sich ohne Beystand kräftig auf den Rappen schwang. „Was willst Du mit uns?“ fragte er aber mit finsterm Gesicht, als Franz seinen Priestermantel einem Leibdiener zuwarf, in ritterlicher Tracht dastand, und gleichfalls ein Roß bestieg. „Auf dem Wege, den ich zu machen gedenke, bedarf ich guter Soldatenarme, aber keine Monstranz und keinen Chorgesang.“ —

„Der Name Katzianer ist verrufen im Lande, bis wir ihn mit neuer Glorie umgeben oder die alte Glorie durch Deine Rechtfertigung geltend machen;“ antwortete der Bischof mit Festigkeit. „Sollen in Wien die Buben auf des Entsprungenen Bruder mit Fingern deuten? Ich verlasse Dich nicht, bis Du ganz in Sicherheit bist; ich setze mein Bisthum und den Hof nicht wieder, bis die Katzensteiner wieder rein dastehen, wie ihre Ahnen. Erlaube mir das Recht der Erstgeburt, und füge Dich meinem Entschlusse. Eine innere Stimme sagt mir, Du bedürfst meiner vielleicht von dieser Stunde an mehr, denn je zuvor, und was der Gott in des Menschen Seele spricht, soll der Mensch nicht überhören. Außerdem bin ich ja Dein Säckelmeister, denn aus dem Thurme wirst Du nicht eine Schaumünze mitgebracht haben.“ – Der Landeshauptmann sah finster nach dem Monde hinauf, murmelte unverständliche Worte, drückte jedoch dem Rappen die Sporen in die Weichen, und die drey Katzensteiner von eben so vielen handfesten Knechten begleitet, flogen auf wohlbekannten Wegen durch die Felder, und bald verschwanden hinter ihnen die Thürme Wiens in dem ungewissen Lichte der Nacht.

Ohne Rast ging von da die Reise fort, so wie es die Pferde auszuhalten vermochten, immer nach Süden zu. Am Tage lagerten sie oft in abgelegenen Herbergen, und ihre weitesten Märsche vollendeten

sie unter dem Mantel des sommerlichen Halbdunkels. So passirten sie Edenburg, setzten über den Leitha-Fluß, ritten Grätz vorüber, und kamen bey Pettau über die Drau. Längst war es dem Obristen Michael aufgefallen, daß in den letzten Quartieren der düstere, wortkarge Vater mehrere Male bedeutende Summen aus dem Beutel des Bischofs genommen, lange Briefe geschrieben, und zwey der Knechte geheimnißvoll damit abgefertigt hatte, welche seitwärts über die Gränzen Slavoniens ihren Botenritt antraten. Der Bischof fragte mehrere Male, doch der mürrische Bruder antwortete: Ein Feldherr hält seinen Plan geheim, bis er reif geworden. Bete Du für die Ausführung." — Und im frühen Klosterleben weich und nachgiebig geworden, von jeher Johanns Verstand, wie seinen Muth, hochhaltend, schwieg der gute Priester. Auch der Obrist hatte bis jetzt aus Respect nicht gefragt; als aber jenseits des Draustromes der Vater sich links den Marken Croatiens näherte, nahm er sich den Muth. Als sie in einer Gebirgsgegend ruheten, und die Pferde gefüttert wurden, trat er zu dem Landeshauptmann, welcher eben beschäftigt war, auch dem letzten der Knechte einen Brief einzuhändigen, und ihm die Instruction dazu dringlich einzusprechen.

„Vater, Ihr habt mich oft mündig gesprochen durch Euer Vertrauen in der Schlacht; Ihr habt mir den Ruhm gewährt, Euch geführt zu haben aus den Thoren Wiens: so verzeihet mir, wenn ich mich zu

Euch dränge und frage, welchen Plan Eure Klugheit ersonnen hat. Es muß ein klarer, fester Plan seyn, da Ihr so bestimmt dafür zu handeln scheint. Ihr bauet auf alte Freunde, auf Kriegskammeraden, wie es anläßt. Trauet nicht Jedem; nennet mir die Erwählten, denn während ich wie ein Lebendig-Todter lebte im Hause der Ladrons, hörte ich manches harte Urtheil über Euch erzählen, das Männer gesprochen, die ehemals durch die Bande der Dankbarkeit und Kammeradschaft Euch zugehört hatten." Also sprach Michael, und der Alte nahm des Sohnes Hand, und ging mit ihm von der Hirtenhütte weg, um ein dichtes Gebüsch hin, bis dasselbe sie den Blicken und Horcherohren der Andern entzog.

„Du bist meines Vertrauens werth," sagte dann der Alte stillstehend, und faßte scharf den Jünzling in das Auge. „Hältst Du den alten Katzensteiner für so unerfahren, daß Du glaubst, er würde sein Geschick noch einmal in die Hand der höfischen Ritter dieses ungetreuen Königs werfen?" —

„Aber wohin geht denn diese Reise?" erwiederte Michael bestürzt über des Vaters barschen und höhnischen Ton. „Sollten wir nicht lieber rechts uns wenden zum festen Katzenstein? Mondenlang widersteht er selbst einem kaiserlichen Heere, und bis dahin muß Eure Rechtfertigung den Weg zum Throne gefunden haben, bis dahin müßt Ihr den Verdacht von Euch auf die Schuldigen geworfen haben, auf die Stadthalter des Bischofs von Agram, auf den verräthe-

rischen Gilgenberg, der dem Galgenberge nicht entlaufen wird; bis dahin muß König Ferdinand klar schauen, daß Ihr nicht mit dem Feinde heimlich handthiertet, und muß vergeben und gut machen." —

„Was ist zu rechtfertigen, was zu vergeben und gut zu machen?" sprach der Alte mit wildlodernder Heftigkeit zurück. „Die gekränkte Ehre des Ritters, des Soldaten, wird nur im Blute des Beleidigers rein gewaschen." —

„Um Gott, mein Vater!" rief der Obrist. „Er ist Euer Fürst, Euer König, Eures Kaisers Bruder; die Majestät kann den Unterthan nicht beleidigen, und Ein Wort ihrer Huld nimmt jedes Brandmahl von der Haut und aus dem Herzen." —

„Hast Du auch die Sprache ihrer Höflinge so gelehrig eingenommen?" fragte der Landeshauptmann zurück. „In meinem Kopfe, der unter Schwerterdächern grau wurde, denkt sich das anders; in meinem starren Herzen klingt ein härter Wort. Was wäre dieser König und sein Wien geworden ohne mich? Treubrüchig und undankbar hat er sein Gedächtniß betäubt, und darum will auch ich Alles aus meinem zerhauenen Schädel werfen, was früher mein Wahn heilig hielt und ehrte. Rache ist mein Gedanke, Rache mein Geschäft. Die Hölle jenes Thurms hat ausgebrütet, was früher nur wie ein schwarzer Traum mein Hirn berührt hatte. Der König selbst hat mit der Ampel seines Kerkers in meinen Traum geleuchtet, bis er mir hell wurde, wie Mordbrandsflamme. Ich

denke einen Blutgang mit ihm zu thun, offen vor der Welt, daß die Fürsten aufwachen, und das Verdienst nicht ferner mit Füßen treten; und wenn Du ein Katzensteiner bist, der in mir den Namen seines Stamms beleidigt fühlt, so wirst Du bey mir stehen, wenn ich den Ferdinandus mit Josuasdrommeten vor seiner schwankenden Königsburg begrüße und lade zum Todesgange." —

Michael starrte bestürzt in des Vaters Augen. „Ihr sprecht wirre Reden!" sagte er bebend. „Was könntet Ihr der Majestät thun, Ihr, der Flüchtige, der Verbannte? Und welche Drommeten könnt Ihr meinen?" — Traulich legte der Alte seinen Arm auf des Obristen Schulter, und stützte sich auf ihn, indem zugleich eine wunderbare Freude sein faltiges Angesicht überstrahlte. „Fragst Du, was zwey Männer können, wie wir?" versetzte er mit sonderbarer Ruhe. „Du bist ein selbstständiger, tapferer Soldat. Du bist Obrist in Oesterreichs Heere. Ich, der flüchtige Vater, der entsetzte Feldherr, habe Dir nichts zu befehlen, und selbst mußt Du entscheiden, rasch und sogleich, denn Du stehst hier mit mir, wie auf einer Gletscherspitze, die so schmal ist, wie der Rücken Deiner Schwertklinge, und von der wir rechts oder links uns werfen müssen, da sie dem Fuße nicht eine Minute des Weilens und Bedenkens zuläßt. Ich selbst hätte noch in dieser Nacht bey Dir angefragt. — Als ich auf dem Katzenstein weilte, und meine Relation an diesen Ferdinand entwarf, trafen zwey vor-

nehme Siebenbürgen bey mir ein, und hielten Nachtruhe in meinem Schlosse. Sie hatten sich mit schwerem Golde aus der Gefangenschaft gelöset, und reiseten in ihr Vaterland. Traulich warnten mich die wackern Männer beym Becher, erzählten mir von der Stimmung des Hofes gegen mich, zürnten ob der Verachtung meiner Verdienste, und boten mir Freystatt an, bürgten mir für den glänzendsten Empfang bey dem Johannes Waiwoda, versicherten mich, wie selbst der Türk, der Mahomet-Beg, meinen Namen ehre, und mich froh zu den Seinen zählen werde, sollte mein Schicksal eine solche Zuflucht fordern." —

„Entsetzlich!" rief Michael, und faltete die Hände im Krampf der Seelenangst. „Ein deutscher Ritter wollte ein Verräther werden am Kaiserhause, wollte — schrecklicher Gedanke! — zu den Feinden und Verfolgern des Glaubens hinüberschreiten, wollte wol gar abschwören seinen Erlöser, sein Seelenheil hinwerfen, und seinen alten Ruhm mit dem Namen eines Renegaten verfinstern für jede Zeit und Zukunft. Vater! Ihr prüfet mich nur. Nicht wahr, ein Scherzwort war es, den Sohn zu erforschen? Denn anders wollte ich, wir Beide lägen jetzt im Wiener Thurm, und erwarteten ein gnädiges Urtheil." Der Alte zog ein furchtbares Schlachtgesicht, doch dämpfte er die Gluth des Grolls, die schon in ihm aufstieg, und erwiederte mit leichtem Spott: „Hat der Türk doch auch seinen Einen Gott, auch sein Paradies, und verschmäht er den Wein, weiß er an an-

dern Freuden sich schadlos zu halten. Aber nein, Michael! Gar so arg sind die schwarzen Gedanken noch nicht, die dieser Ferdinand meiner reinen Seele aufdrängte. Nur Einen Schwertstreich muß ich dem Undankbaren versetzen, der dicht neben seinem Herzen eindringt. Meine Boten sind fort an den Waiwoda; mein Gesandter ritt fort nach dem Schlosse des Niclas Zrini, zu dem Ban von Croatien. Der stolze Tavernicus von Ungarn hat oft gemurrt gegen mich über den Stolz des deutschen Fürstenhauses; das hungarische Blut sprudelt mit Unmuth unter der deutschen Kette, und überdieß ward gerade jetzt seinem Sohne ein böhmischer Grafensohn in der Armee vorgesetzt. Niclas lernte den Dienst unter mir bey Wiens Belagerung, wie einen Sohn hielt ich den Jüngling, und er wird mir jetzt vergelten. Croatien, abgerissen von Oesterreich, Ungarn im Aufruhr, mit Soleimans Bundesheere vielleicht einen zweyten, glücklichern Marsch gegen die Kaiserstadt! Vielleicht dann eine Herzogskrone auf diesem beschimpften Haupte! — Ferdinandus, zittere auf Deinem Faulbette, wenn der Katzensteiner die Roßschweife gegen die Mauern Deiner schwankenden Burg heranführt!" —

Der Obrist Michael schüttelte sich, wie ein Fieberkranker, wischte mit der Eisenhand über seine Stirn, als wollte er sich wecken aus krankem Schlafe. Dann trat er, sich lösend aus des Vaters Armen, von ihm weg, kehrte um, warf sich an des Erstaunten Brust, riß sich wieder los von ihm, und stellte sich wieder

fest in männliche Haltung. „Vater!“ sagte er ernst. „In den Tod mit Euch, aber nimmer auf diesem Wege. Lebt wohl, Vater! Es ist mir, als sähen wir uns nie mehr wieder, aber mein Herz gebietet mir, ich soll scheiden von Euch. Der Christ, der deutsche Rittersmann, des Königs Offizier, hat schon zu viel gehört. Ich lasse Euch in der Obhut zweyer Engel. Bischof Franz mag Eure kranke Seele heilen, und den Christen retten; der mannhafte Graf Zrini wird dankbar für Eure einstige Freundschaft Euch die verblendeten Augen öffnen über das politische Unheil, das aus Eurer kranken Seele, wie ein verheerender Waldstrom, hervorbrauset. Ich gehe zu des Königs Thron, trete frey hin in die Brunst seiner Zorngluth, und vertheidige die Sache unseres Namens. Vater! Bey dem Erlöser am Kreuze! besinnet Euch, kehret um von dem Wege des Verderbens, zu dem der böse Feind Euch verlockte. Lebt wohl! Vater! Persönlich seyd Ihr sicher; Zrini's Gastlichkeit schirmt Euch. Laßt mich hören von Euch zu Wien. Ich scheide; so wahr mir Gott helfe, ich kann nicht anders, und verblutete mein Herz an dieser neuen Wunde.“ —

Mit raschen Schritten ging der Obrist zur Hütte zurück. Der Landeshauptmann ballte die Faust; er wollte rufen, ab er er besann sich. „Auch ein Undankbarer!“ lachte er zu dem Himmel hinauf, und folgte langsam. Schon hatte sich Michael auf das Roß geschwungen. „Ohm! Verlasset den Vater nicht!“ rief er dem Bischof zu, warf

noch einen schmerzlichen Blick zurück, und sprengte rechts durch die Gebirge in das Krainer Land hinein.

Mit Verwunderung trat der Bischof dem in tiefes Sinnen versunkenen Bruder vor der Hütte entgegen. „Auch den Michael schickst Du fort?“ fragte er mit Bangigkeit und Vorwurf. „Das ist zu übermüthig und verwegen von Dir. Er ist das treueste Herz und der beste Degen in ganz Oesterreich, und käme uns jetzt ein feindlicher Verfolger nach, wären wir verlassen und verloren.“ — „Quälet Dich die Furcht, Bischof, so zäume dein Roß, und mach's, wie Er!“ antwortete Katzianer düster und eintönig. „Ich halte Euch nicht, und wenn auch mein Herz spricht: Mit dem Michael schied Dein guter Engel von Dir! so ist mir doch wohler, seit er schied; ich scheine mir fester zu stehen, und gehe lebensmuthiger und sorgloser den Weg, den ich mir auserwählt.“ —

„Er schied ohne Deinen Willen?“ fragte Franz mit wachsender Unruhe. „So standen Deine Pläne ihm nicht an? — Er wußte freylich, wie Du von je Anderer Rath verachtetest, nur dem eigenen Sinne folgtest, und unerschütterlich ausführtest, was Du einmal gebrütet in der finstern Höhle Deines Gemüths. Doch fange auch ich jetzt an, Deine Pläne zu fürchten. Nicht allein gefährlich sind sie; wo hätte unsern Michael die Gefahr erschreckt? Unrecht und böslich muß ihm erschienen seyn, was Du bereitest, und darum rettete er durch schnelle Flucht die reine Seele.“ —

„Die Jugend fühlt, denkt, urtheilt anders, als

das Alter;" entgegnete der Landeshauptmann. Hat doch der Frühling seine eigenen Blumen, der Herbst die eigenen; die Mayenglocke und die Sternaster sind nicht Kinder desselben Monats. Gott segne seinen Weg! Möge er ersehen seyn, den ritterlichen Stamm der Katzensteiner für Deutschland zu erhalten! Möge ihm zur Krone werden, was mir das Schicksal, was mir Tyrannei entriß! Möge er ernten auf des Vaters erloschenem Fußtritt." —

Gerührt umfaßte der Bischof den Bruder. „So weich und mild sprachst Du noch niemals;" sagte er. „Halte diese Stimmung fest, und wirf das Gewaltthätige von Dir. Es ist Dein Fürst, der Dich gekränkt; Du bist sein Vasall, und er kann die Gnade doppeln." —

„Damit ist's vorüber;" erwiederte Johann. „Versöhnung ist nicht möglich zwischen Verdienst und Undank, zwischen Offenheit und Heuchelei; ehe könnten die Pole sich finden, und die Fixsterne zusammenstoßen. Mein Name sey verloschen; eine andere Zone gebe mir den andern Namen und ein anderes Glück. Wir reiten über Carlstadt in Croatien ein. Den Tavernicus, den Zrini habe ich mir bestellt zum Stelldichein an jener Stelle, wo, Du kennst ja den Ort, drey steinerne Kreuze stehen, im Angesicht von Castanowitz, als Denkmal eines Brudermordes." — „Das ist kein guter Platz, kein gutes Zeichen!" fiel der Bischof ein.

„Mein Zeichen ist der silberhelle Mond, der dort im schmalen letzten Viertel sich über den Bergen erhebt;" antwortete der Katzianer mit Freudigkeit. „Wenn er auftaucht, schläft die Sonne; der Felsenadler flüchtet sich dem Horste zu, und birgt die Kralle. Laß uns reiten in die frische Nacht hinein, bald bedürfen wir des schimpflichen Eulenflugs nicht mehr, und sind am Ziele." —

„Thu', was Du mußt!" versetzte der Bischof; „doch nichts darüber, jenseits liegt meist der Frevel und die Sünde. Ich halte bey Dir aus, wie einst im jugendlichen Fehdespiel. Wir sind alt geworden, und da steht sichs besser zu Zwey." —

Der Landeshauptmann brach rasch das Gespräch ab; Beide stiegen auf, und ritten der Straße nach, welche in die Marken des rauhen Croatiens führte.

Der Südwind trieb die dicke, schwere Luft von den Landseen und Morästen herüber. Nebel umhüllten der Sonne Licht, als am Morgen die ungleichen Brüder jenseits Carlstadt den bezeichneten Ort, das Ziel ihrer überschnellen Reise, erreichten. Das Schloß Castanowitz dräuete wie ein grauer Riesensitz in seinem gigantischen Mauerwerke von der Höhe herab. Der Knecht war in der Nacht zurückgekehrt, und führte die dampfenden Pferde auf einem feuchten Anger umher. Johann Katzianer ging unruhig mit verschränkten Armen am Holze auf und nieder, und blickte erwar-

tungsvoll oft nach der Burg hinüber. Der Bischof hatte sich auf Eines der schauerlichen Steinkreuze gesetzt, sein Gesicht nach Osten gewendet, und betete andächtig seinen Morgenpsalm.

Der eingeladene Herr der Burg ließ nicht lange auf sich warten. Bald stieg von der Höhe hernieder der Ban von Croatien, Graf Niclas Zrini, eine heroische Gestalt, mit charaktervollem, bärtigem Gesicht, Lebhaftigkeit der Seele im Auge, den parteylosen Ernst auf der Stirn, und in den Zügen alle den Adel und die kriegerischen Tugenden klar zeigend, die ihn zum Abgott seiner Hungarn, zum Schrecken seiner Feinde gemacht. Er war in reicher Landestracht; das goldene Bild des Täufers Johannes prangte an seiner Mütze unter dem reichumfaßten Reiherbusche, doch nur Ein Leibdiener geleitete ihn.

Der Katzensteiner ging ihm rasch entgegen, führte ihn nach Handdruck und Kusse abwärts, und mit ängstlicher Spannung sah der Priester ihrem langen Gespräche zu, das die wichtigsten Interessen des Lebens zu verhandeln schien. Der Katzensteiner redete heftig, aufmerksam hörte ihm der Tavernicus zu. Einige Male blitzten die Augen des Letztern hell auf, fast verzehrend, und seine Linke fiel auf den Goldgriff des breiten Säbels. Der Katzensteiner wurde dann nur heftiger noch in der Rede, denn er deutete Blick und Bewegung auf Theilnahme an seinem erlittenem Unrecht. Mit einen Händedrucke schieden Beide, und Graf Niclas kehrte in seine Burg zurück.

„Er geht von uns?“ fragte der Biſchof beſorgt, als Johann Katzianer dem Knechte befahl, die Roſſe heranzuführen. „Verweigert er den Schutz? Will er nicht Rath und Hülfe geben dem Waffenmeiſter und Kampfgenoſſen?“ —

„Er iſt der Meinige!“ antwortete der Landeshauptmann triumphirend. „Empört von der Beleidigung, die in mir dem ganzen Soldatenſtande Oeſterreichs geſchehen, theilt er meinen Groll. Er nimmt uns ſchützend auf in ſein Schloß, dort zu beſprechen, was geſchehen ſoll. Doch ehrt er mich zu ſehr, als daß er litte, den Landeshauptmann von Krain ſeinen Rittern in dieſer armſeligen Kleidung vorzuführen. Nach jenem Maierhofe wird er mir Schmuck und Kleidung ſenden; auch für Dich den Prieſtermantel ſeines Capellans, und Mittags ſollen wir den Einzug halten.“ —

Und wie der hungariſche Graf verſprochen, ſo geſchah es. Der ſchönſte Federhut, geſticktes Wams und Seidenmantel, Goldwaffen und Steinketten ſchmückten den General-Obriſt, als er auf ſeinem Rappen über die Zugbrücke von Caſtanowitz trabte. Ehrenvoll war ſein Empfang, eine ſtattliche Wache von Huſaren ſalutirte dem ehemaligen Feldherrn, und im Prunkſaale empfing ihn der Ban in einer Geſellſchaft von Rittern und Junkern der edelſten Geſchlechter. Die Tafel war fürſtlich; eine Menge Pagen credenzten die Becher, und in den Schüſſeln von edelm Metalle wurden die leckerſten Gerichte aufgeſetzt. Jo-

hann von Katzenstein hatte im fröhlichen Wechselgespräch alle Schwermuth von sich geworfen, und durch die heißen Weine des südlichen Croatiens erhizt, träumte er die hehrsten Triumphe gelöschter Rachgier. Bischof Franz hingegen wurde stiller und befangener bey dem oftmaligen Umgange des großen Familienpocals; denn sein nüchterner Sinn bemerkte, wie immer glühender und feindseliger des Grafen Zrini lebhafte Augen auf dem Bruder hafteten, wenn dieser mit einem Nachbar in einem ernsten Zwiesprach verflochten war; er beobachtete, wie die vom feurigen Tokayer halbtrunkenen Ungarn gar oft die rothen Gesichter mit den glattgestrichenen Haarflechten zu einander neigten, heimliche Worte flüsterten, und wilde Seitenblicke auf die Gäste schossen. Doch konnte er vor dem Geschmetter der Trompeten und dem Gerassel der Kesselpauken, das jeden der zahllosen Trinksprüche begleitete, nichts erlauschen, was seine Besorgniß hätte zerstören oder zur Gewißheit erheben mögen. —

Plötzlich erhob sich der herrische Graf Niclas Zrini, und ergriff das vor ihm stehende grüne Paßglas. „Freunde und Herren!“ sprach er mit hallender Stimme, indem sich zugleich sein Angesicht verdüsterte, wie die Sonne, wenn schweres Hagelgewölk vor ihr hinrauscht. „Ihr kennt den tapfern Gast, der unsere Schwelle überschritt und unser Mal geehrt. Ihr kennt durch mich seit heute früh sein herbes Schicksal, des Königs Urtheil und seine Flucht zu uns. Die Blüthen der Ritterschaft von Ungarn und Croatien sind hier

verſammelt; unter ſie iſt er getreten, und fordert ſie und unſere tapfern Geſchwader auf, mit ihm ſeine Rache auszufechten gegen das ſtolze Kaiſerhaus, dem wir geſchworen Unterthanen-Eid und Soldaten-Eid. Er will uns vereinigen mit dem Feinde der Chriſtenheit, mit dem blutgierigen Suleiman; mit ihm will er uns führen als Feinde gegen die Mauern Wiens. Was denkt die Blume der Ritterſchaft von Ungarn und Croatien davon? Dieſer Becher ſey die Loſung für und wider! Und ich, der Ban Croatiens, der Tavernicus von Ungarn, rufe: Vivat Ferdinandus! Treue dem Könige, und Verderben dem Verräther!"

Der alte Katzenſteiner hatte ſich vom Seſſel erhoben bey dem Beginn der Rede; immer freundlicher wurde ſeine Miene; bey dem unerwarteten Schluſſe derſelben, und als der Donnerhall von dreyßig rauhen Kehlen das Urtheil Zrini's nachbrüllte, ſtutzte er, ward bleich, wie der Tod, warf mit dem Fuße den Seſſel zurück, und ſah ſich nach dem abgelegten Schwerte um. Doch ehe ſeiner ſtarren Lippe noch ein Wort der Gegenrede gelungen, hatte ein junger Hungar den Degen entblößt, und rannte ſeinen ſcharfen Stahl dem Unglücklichen hinterrücks durch den Leib, daß er lautlos zur Seite in die Arme des Biſchofs fiel, und in einem breiten Strome dunkeln Blutes ſein Leben auskoß. „So mögen alle Feinde Oeſterreichs ſtürzen in ihr Blut!" rief Graf Zrini, doch ſein Wort erſtarb auf der bärtigen Lippe, als er den grauſen, ſtarren Blick auffing, mit dem der Sterbende ihn in's Auge

faßte, als er die geballte, zuckende Faust sah, mit der er zu ihm ausdräuete, ehe er leblos zusammensank.

„Furchtbarer Frevel!" rief der Bischof da mit der Kraft und Würde seines Standes, mit dem wieder gewonnenen Muthe, der durch den Anblick des brüderlichen Blutes in ihm erweckt wurde. Freundes Mord! Kains That! Bruch der Gastfreundschaft! Unauslöschliche Schande für alle edele Geschlechter im Ungarlande! Wer hat Euch eingesetzt zu Blutrichtern vor dem Urtheile? Wer zeugte von solch teuflischem Gedankenspiele im Hirn des Katzensteiners?" —

„Sein eigenes Wort, seine eigene Hand, sein Schriftzug, sein Insiegel!" sprach ernst der Zrini, und zog einen Brief aus dem Busen. „Er war ein Hochverräther an dem Reiche; noch mehr, Du frommer Bischof, zu dem Feinde des Erlösers wollte er ziehen, sich abschwören von der heiligen Kirche, wenn das Gelüst der wilden Rachlust nicht ohne dieses Opfer zu befriedigen gewesen. Unterthanenpflicht, Soldatenschwur gilt vor allen andern Gelübden, und Ferdinandus richte, ob ich Unrecht gethan." Jammernd neigte sich der Bischof auf den zuckenden Leichnam des Geliebten.

„Du armer Verirrter! Du geistes-kranker Sohn der Kirche!" schluchzte er. „Warum blieb mir Dein Herz ein verschlossener Schrein? Ohne Sacrament und Absolution bist Du fortgerissen durch die Grausamen mitten in den Sünden Deiner Gedanken. Mein Leben soll Ein Tag der Kasteyung werden,

Deine Seele zu lösen. Aber auch Ihr," erhob er sich zürnend und in einer Hoheit, die selbst die stolzesten Ritterhäupter beugte; „auch Ihr werdet nicht ohne Buße den Bruch des Heiligsten, der Freundschaft und der Gastlichkeit, gewagt haben im thörichten Wahne einer Edelthat. Nicht Segen giebt der Gott der Barmherzigkeit für solch thierische Rohheit. Der Fuchs lud den Kranich zu Gaste, ihn zu erwürgen; das sey das Denkbild auf dem Grabe dieses schmachvoll Ermordeten; aber ich sehe den Wolf kommen, den Fuchs zerreißen und der Schmach Preis geben Eure Leiber; ich sehe Eure Häupter im Sonnenbrande dörren; ich sehe Deinen Enkel, übermüthiger Zrini, verbluten unter eines Henkers Beile, wie Du unberufen des Henkers Amt an diesem nicht verschmähetest zu üben; denn wer den giftigen Schierling pflanzte, der trinket ihn aus dem unfreywilligen Becher." —

Halb ohnmächtig sank der Priester auf den Todten; die Hungarn alle aber standen wie Statuen im Saale umher, und ihre weinglühenden Wangen wurden bleich, wie die Wände, an denen sie lehnten. —

Es war einige Zeit später, als im Kaiserlichen Gemach der Hofburg zu Wien König Ferdinand gedankenvoll und ernst einen großen Brief durchlas und wieder durchlas. Forschend hing seines Stallmeisters, des Niclas von Thurn, Auge auf des hohen Herrn

Gesichte; er beobachtete den tiefen Eindruck, den des Schreibens Inhalt auf den gefühlvollen Herrscher machte, und neben einem Tische, worauf ein Korb stand, den ein schwarzes Tuch bedeckte, lehnten auf den Säbeln zwey hungarische Herren, kalt und finster durch das Zimmer blickend, und die Kaiserbilder musternd, welche die Pfeiler zierten.

„Mein Bannus von Croatien hat es gut gemeint, ist er uns auch in das Amt gefallen, hat er auch so rasch gerichtet, daß die Gnade, das schönste Recht der Krone, uns genommen ward!" sagte der König, indem er sich an die Fremden wandte. „Es wäre uns lieber gewesen, den schwer Verklagten als Gefangenen vor uns zu sehen. Meldet ihm das, Graf Nadasti, und Ihr, Ritter Pethai; versichert ihm zugleich unserer Königlichen Huld, und wenn auch die Güter des Erschlagenen, welche er für sich fordert als Lohn der Treue, nicht so erblos sind, als er meinet, und es uns darum nicht frey steht, sie zu verschenken an belobte Freunde und Diener, so kann er doch des Gedächtnisses seiner Thaten gewärtig seyn." —

„Hier ist der neueste Zeuge seiner Treue! Das Haupt des Verführers, das der Tavernicus an Eure Majestät sendet durch uns!" antwortete Nadasti mit einer Baßstimme, und zog zugleich das schwarze Tuch fort, welches den blutigen Kopf des alten Katzensteiners verbarg. Mit unverhehltem Abscheue wendete der König sich weg von dem grausen Anblicke. „Wir sind kein Bassa, kein Türkenkaiser," sprach er heftig,

„daß unser Auge an solchem Schauspiele sich ergötzen könnte. Traget hinaus, Ihr Herren aus Ungarn, was unser Herz empört; liefert es dem Kastellan, daß er für ein ehrliches Begräbniß dieses Hauptes sorge, welches oftmals unsern Heeren siegreich vorgeleuchtet. Hinweg, ich höre unsere Königin kommen, und ihrer Gesellschaft möchte dieser Anblick noch schreckenvoller seyn, als uns.“ —

„O Thurn,“ fuhr er zu dem Obristen fort, als die Fremden mit ihrem traurigen Schatze sich entfernt hatten, „wie brav und rauh zugleich ist dieses Volk! Brausend und zernichtend sind sie, wie die Ströme ihrer Gebirge; feuersprühend, wie die Weine ihrer Berge; tapfere Soldaten darum; aber als Richter kennen sie nur das scharfe Schwert, und nicht das Gesetzbuch der Barmherzigkeit. Waren es nicht die Husaren, die bey Gorián zuerst die Flucht ergriffen, und diesen Katzianer zum verderblichen Verrathe hinrissen? Und dieselben krummen Säbel richteten später seine Uebelthat. Seltsam waltet das unerbittliche Schicksal.“ —

„Die Königin!“ rief Obrist Thurn, und öffnete die Flügelthüren. Und eintrat die würdevolle Königin Anna, an ihren Händen führend das Fräulein Ermuda von Ladron und den Obristen Michael von Katzenstein. Tief Athem schöpfend ging der König ihnen entgegen.

„Ihr seyd mir erhalten? Seyd glücklich gekehrt aus böser Haft, mein Obrist? Gedankt sey Gott dafür!“ redete Ferdinand den jungen Helden an, der

mit gesenktem Blick und trüben Mienen vor ihm stand.
„Ihr wißt es schon? Euer Vater ist gestorben.“ —
„Daß ich [illegible]“
dabey, ihn zu schirmen mit meinem Leibe, zu verspritzen mein Blut für ihn, zu fordern als Rächer das Blut seiner verrätherischen Freunde!“ stieß Michael mit Ingrimm und Schmerz hervor. „Das wird der Scorpion bleiben in meiner Brust, bis der Tod mich einigt mit dem Vollendeten.“ —

Schluchzend warf sich Ermuda an das Herz des Tiefgebeugten; Ferdinand aber faßte kräftig seine Hände.

„Nicht also, Du Geprüfter und Wohlbestandener!“ sprach er feyerlich. „Wir danken dem Herrn der Schicksale, daß Er Dich erhalten zur Stütze unseres Reichs, daß wir die Vorzüge zweyer Helden unserer Monarchie, die uns entrissen werden, in Dir vereinigt und verschmolzen sehen, die Tapferkeit Johanns, die weise Vorsicht Ladrons. Komm an unser Königliches Herz, Du unser General, Du Michael Graf von Katzenstein, was Du verloren, sollst Du in unsern Armen wiederfinden.“ —

„Mein gnädiger Fürst!“ rief Michael überrascht, und beug seine Knie vor dem gütigen Herrscher; die Königin Anna umfing das Fräulein, und sprach mit Innigkeit: „Das Beste auf Erden habt Ihr verloren als Opfer im Dienste Eurer Fürsten: doch gute Könige vergessen nie, und wissen zu vergelten.“ —

Die Christnacht.

Eine Erzählung

von E. Raupach.

1.

Am 21sten p. Trinitatis saß Nachmittags Jakob, der Sohn des reichen Brauers von Modelsdorf, bey dem noch reicheren Müller Reinhold zu Adelsdorf. Beide rauchten Tabak aus kurzen, im gothischen Style gebrechselten Pfeifen, wiewohl es dem schwindsüchtigen Müller einige Mühe kostete. Es half aber nichts, denn dieses Rauchen gehörte zum ländlichen, auch wohl zum städtischen Anstande des Jahres 1755. Eben so brachten die beiden Raucher nur dem Anstande ein Opfer, wenn sie eine Stunde lang von nichts, als von der Viehmast überhaupt, und der Mast des Schweinviehes insbesondere sprachen, während sie [illegible] von einem Ehebündnisse zwischen Jakob und Marianne, der einzigen Tochter des Müllers [illegible] Rede seyn sollte.

Endlich klopfte Jakob seine Pfeife an [illegible] aus, und der Müller legte die seinige [illegible] Seite. „Meister Reinhold," hob Jakob an, „Ihr wißt wohl, weswegen ich gekommen bin, und so denke ich, reden wir mit Gott von unserer Sache."

„Nur zu, Jakob!“ versetzte der Müller; „wenn ich auch nicht verstehe, wozu noch viel Redens nöthig ist. Dein Vater und ich sind einig; und meine Marierose gefällt Dir, und so ist nichts weiter übrig, als daß sie Dir das Jawort giebt.“

„Danach bin ich heute nicht gekommen,“ versetzte Jakob; „sonst hätte ich meinen Vater mitgebracht oder einen andern Zeugen. Daß der Freier allein käme, um sich das Jawort zu holen, das hätte wohl noch kein Mensch erlebt.“

„Da hast Du Recht. Nun, so sage es heraus, warum Du gekommen bist.“

„Ihr sagt, daß Ihr und der Vater einig seyd; das ist schon recht gut, denn sonst dürfte ich ja gar nicht an Eure Tochter denken. Daß mir Jungfer Marierese gefällt, das will nicht viel bedeuten, denn seit ich ihretwegen zu Euch herauf in die Kirche komme, sehe ich alle Sonntage, wie die jungen Burschen auf dem Kirchhofe stehen und warten, bis sie aus der Kirche kommt, und wie freundlich alle sie grüßen und ihr Platz machen, wenn sie vorbeygeht. Daß sie mir gefällt, das ist also gar keine Sache; aber ob ich ihr gefalle, das ist was Anderes.“

„Freilich gefällst Du ihr, Jakob: sie kennt ihren Katechismus, und wird Ja sagen, weil ich es haben will, und damit Hella! Die Liebe kommt nach.“

„Nein, Meister Reinhold, nicht Hella. Meine Muhme in Alzenau wurde auch nicht gefragt, und ihr Vater meinte auch, die Liebe würde nachkommen;

es ist aber nun schon drey Jahre her, und sie ist noch nicht gekommen; es ist nichts, als Unfrieden im Hause."

„Sage es heraus," unterbrach ihn der ungeduldige Müller, „was Du eigentlich willst!"

„Ich habe Euere Schwester, die Schulzin, gebeten," erwiederte gelassen Jakob, „ein wenig herunter zu kommen, und sie sitzt schon oben in der Kammer bey Euerer Tochter. Wenn Ihr es nun zufrieden wäret, so möchte ich hinaufgehen, und ein paar Worte mit Jungfer Marierosen reden."

„Da siehst Du!" eiferte der Müller, der nur mit Mühe seine Entrüstung bekämpfte; „das kommt davon, daß Dich der Vater hat in der Stadt lernen lassen. Ja, die jungen Stadtlassen schwänzeln erst um die Mädchen herum, die sie freien wollen, und verdrehen ihnen den Kopf mit allerlei lügenhaften Reden; aber was kommt dabey heraus? Eigensinnige, flörrische Weiber, die dem Manne das Heft aus den Händen winden. Sagte mir nicht neulich der junge Bäcker Lehmann, als wir einen recht hübschen Handel schon abschließen wollten, er müßte doch erst seine Frau fragen? Sapperment! Ein Weib fragen! Das ist die reine verkehrte Welt, wie sie hier an der Thüre abgemalt ist."

Hier zwang der Husten den Müller, einzuhalten. Der ruhige Jakob wiederholte sein Gesuch, und beharrte so fest darauf, daß der Alte, dem die Heirath sehr am Herzen lag, endlich nachgab.

Als Jakob die Schulzin und ihre Nichte gebührlich begrüßt, und von Beiden genöthigt, auf dem himmelblauen, rothgeränderten Schemel Platz genommen hatte, hob er nach einer kurzen Pause an: „Liebste Jungfer Marierose, es wird Ihr wohl nicht unbekannt seyn, daß unsere Väter wünschen, wir möchten ein christliches Ehepaar werden, wenn es anders Gottes Wille wäre. Der liebe Himmel hat Ihr eine so hübsche Bildung gegeben, und Sie ist von Kindesbeinen an ein so fleißiges und braves Mädchen gewesen, daß Sie sich wohl selber nicht verwundern wird, wenn ich es auch wünsche, und mit fröhlichem Herzen Ja dazu gesagt habe. Der Vater will mir unterdessen die Brauerey in Alzenau pachten. Der Pacht ist nicht hoch, die Nahrung ist gut, und das Gehöft im Stande. Das ist Alles recht hübsch; aber die Hauptsache bleibt doch immer, was Sie dazu meint: und darum, verehrliche Jungfer, wollte ich Sie fragen, wenn es auch sonst nicht Sitte und Brauch ist."

Marierose, schon von ihrer Base auf dieses Gespräch vorbereitet, zögerte mit der Antwort nicht. „Lieber Meister," sagte sie, „Er wird doch nicht so schlecht von mir denken und glauben, ich würde mich meines Vaters Willen widersetzen!"

„Bewahre mich Gott!" versetzte Jakob: „wenn ich so schlecht von einem Mädchen dächte, würde ich gewiß nicht mit ihr in den heiligen Ehestand treten wollen. Davon, liebste Jungfer, wollte ich also

nicht reden; sondern wissen wollte ich, ob Sie mich denn auch so eigentlich leiden kann."

„Ich denke," erwiederte das Mädchen, „ich bin Ihm niemals den Dank auf Seinen Gruß schuldig geblieben, und ich habe Ihn immer herzlich willkommen geheißen, wenn Er zu uns gekommen ist."

„Ja, liebste Jungfer," entgegnete Jakob, „Sie ist immer mit mir gewesen, wie ein ehrbares Mädchen seyn soll; aber das meine ich auch nicht. Sieht Sie, Jungfer, ich denke, man muß einander recht von Herzen lieb haben, wenn man bis ans Ende friedsam zusammen leben, einander alle Fehler übersehen, und alles Kreuz und Leiden, das etwa der liebe Gott schicken könnte, geduldig mit einander tragen soll. Da wollte ich Sie denn ehrlich fragen, und ich hoffe, Sie wird mir eben so ehrlich antworten — ob Sie wohl ein Herz zu mir haben könnte, wie ich zu Ihr?"

Nicht ohne Rührung antwortete Marierose: „Es fällt einem Mädchen wohl schwer, lieber Meister, über so was mit einem Mannsbilde zu reden; aber weil Er so redlich gegen mich ist, will ich es auch gegen Ihn seyn. Wenn der Vater darauf besteht, daß ich Ihm meine Hand gebe, so werde ich mich nicht sträuben, wie eine ungerathene Dirne. Ich weiß ja auch, Er ist ein braver Mann, Sein Weib wird es gewiß gut haben; und mir, hoffe ich, wird der liebe Gott helfen, daß ich meine Schuldigkeit als Seine Ehewirthin thun und Ihn zufrieden stellen werde. Aber das Herz, lieber Meister, das, weiß er wohl,

läßt sich nichts vorschreiben; auch des Vaters Gebot kann es nicht zwingen; es steht allein in Gottes Hand."

Das Mädchen schwieg, der junge Mann auch. Dieses ängstliche Schweigen zu unterbrechen, sagte die Schulzin: „Lieber Jakob, Ihr habt selber gewollt, das Marierose ehrlich mit Euch reden sollte; nun müßt Ihr es auch nicht für ungut nehmen....."

„Das thue ich auch nicht," unterbrach sie Jakob aufstehend, „vielmehr weiß ich es der Jungfer Dank; besser vorher, als nachher. Aber sieht Sie, Frau Schulzin, man kann sich doch nicht sogleich darein finden, wenn man es auch halb und halb vorher gewußt hat. Ja, das habe ich freilich, denn es kommt Alles in der Leute Mäuler. Nun, lebe sie gesund, Jungfer," fuhr er, Marierosens Hand schüttelnd, fort, „nichts für ungut! Wenn es wahr ist, was ich gehört habe, so kann ich es Ihr nicht verdenken, denn es ist ein wackerer Bursche, wenn er auch arm ist; aber Gott helfe Ihr, Sie wird einen schweren Stand haben." Hierauf nahm er auch Abschied von der Schulzin, und ging.

„Meister Reinhold," sagte er unten zum Müller, „ich danke Euch für Euern guten Willen; aber Gottes Wille ist es nicht. Euere Tochter will Ja sagen, wenn Ihr es so haben wollt; aber sie hat kein Herz für mich."

„Blitz und Hagel!" schrie der Müller, „ich will sie beherzen!" und damit wollte er zur Thüre hinaus.

„Ihr wollt Eure Tochter schelten," sagte Jakob ihn zurückhaltend, „und sie hat es doch wahrhaftig nicht verdient. Sie will Euch ja gehorchen: was könnt Ihr mehr verlangen?"

„Nun, so soll sie auch gehorchen," rief der Müller, „und Euch noch heute das Jawort geben, wenn auch Euer Vater nicht hier ist."

„Laßt es gut seyn, Meister Reinhold," versetzte Jakob. „Es thut mir recht Leid, aber die Sache ist aus, rein aus. Sie kann mich nicht lieb haben, und das ist Gottes Fingerzeig: denn ich denke, wenn es heißt: was Gott zusammenfügt, das soll der Mensch nicht scheiden; so muß es auch umgekehrt heißen: der Mensch soll nicht zusammenfügen, was Gott geschieden hat. Nichts für ungut, Meister Reinhold! Wir bleiben deßwegen doch Freunde. Gott behüte Euch!"

Kaum hatte Jakob das Haus verlassen, so suchte der erzürnte Müller seine Tochter: aber wohlweislich hatte die Schulzin ihre Nichte mit sich nach Hause genommen, und sie dadurch dem ersten Ausbruche des väterlichen Zornes entzogen.

Wer war denn aber der wackere Bursche, von dem Jakob meinte, Marierose habe ihm ihr Herz geschenkt? Es war Konrad Brünig, der Sohn eines armen Webers im Dorfe. Der Vater hatte zuletzt, weil es mit der Weberey nicht mehr recht gehen wollte, sich den Dorfmusikanten zugesellt, denn er spielte die Geige. Diese Kunst brachte er auch, so weit er sie

selbst besaß, seinem Sohne bey; und Konrad lernte noch dazu von dem Schulmeister, der sich seiner sehr annahm, die Flöte blasen. Ein Musikant sollte aber der Bursche nach des Vaters Willen nicht werden, und er selbst wollte es auch nicht: denn es schien ihm erschrecklich, Sonntags den ganzen Nachmittag und Abend bis über Mitternacht hinaus in der heißen, mit Menschen angefüllten Schenkstube zu sitzen und aufzuspielen. Sobald er daher eingesegnet war, that ihn der Vater zu Meister Reinholden in die Lehre. Fünf Jahre blieb er in dessen Hause, erst als Lehrling, später als Knappe; dann trat er seine Wanderschaft an, um sich, wie sein Vater sagte, etwas in der Welt zu versuchen. Die Trennung von seinem Lehrherrn wurde ihm nicht schwer, denn er war dem geizigen und harten Manne nicht sonderlich zugethan; aber der Abschied von seinen Aeltern und von Marierosen, die damals gerade vierzehn Jahre alt war und beten ging, war nicht ohne Thränen.

Als Konrad nach drey Jahren von seiner Wanderschaft heimkehrte, fand er seinen Vater nicht mehr. Das Häuschen mit dem kleinen Garten und die etwanigen Ersparnisse des Verstorbenen überließ er seiner auch schon funfzigjährigen Mutter. Er selbst trat wieder in die Dienste seines alten Brotherrn, der eben einen Knappen brauchte, und sich keinen bessern wünschte, als den thätigen und stillen Konrad, der wenig Neigung zur Geselligkeit, also auch wenig Versuchung hatte, sich auf den Kirmessen und in den Wirthshäusern herum-

zutreiben. Der Grund, warum der junge Mensch sich wieder zu einem Manne vermiethete, der ihm gar nicht gefiel, mochte wohl so tief in seinem Herzen versteckt liegen, daß er ihn selbst nicht kannte. Konrad war in aller Hinsicht ein tüchtiger und dabey hübscher Bursche; wenn er auch nicht gern hinging, wo es viel Lärmen gab, so war er doch zu Hause munter und lustig, und spaßte gern; die Flöte blies er jetzt so, daß sogar der Schulmeister ihn höchlich lobte. Marieröschen war nun achtzehn Jahr geworden, und wann der Frühling da ist, will die Blume blühen, und der Vogel sein Nest bauen.

Konrad und Marieröschen betrugen sich anfangs wieder, wie sonst gegen einander: sie wechselten ein paar freundliche Worte, wenn sie einander begegneten; sie scherzten und neckten sich, wenn sie mehr Zeit hatten; und häufig bat sie ihn, ihr zum Feierabend ein Lied auf der Flöte vorzuspielen, was freilich nicht in der Nähe der Wohnstube geschehen durfte, weil der Müller das Gedudele, wie er sagte, nicht leiden konnte. Aber je länger, desto mehr zog sich die Dirne zurück; Begegnungen kamen selten mehr vor, zu längerem Beysammenseyn wollte sich fast gar keine Gelegenheit mehr finden, und traf es sich auch einmal, so ging es sehr still dabey her, denn dem Burschen wollte kein Scherz mehr gelingen. Um ein Lied auf der Flöte wurde er auch nicht mehr gebeten; desto fleißiger aber spielte er für sich selbst, wann er draußen auf der Ueberdachung der Mühlräder saß. Marieröschen war

gewöhnlich, im Garten versteckt, seine Zuhörerin, und selten verließ sie den Garten ohne Thränen, denn Konrad spielte jetzt fast immer geistliche oder andere traurige Lieder. Besonders rührte es sie, als er anfing, jeden Abend, sobald sie ihr Licht ausgelöscht hatte, ihrem Kammerfenster so nahe, wie möglich, die Melodie „Nun ruhen alle Wälder" zu spielen. Kurz, sie betrugen sich Beide, wie angehende Liebesleute.

Damals war die Liebe noch viel schüchterner und schritt also viel langsamer und unmerklicher vorwärts, als heut zu Tage; dafür aber hatte sie auch Zeit, in den Herzen, die sich ihr ergaben, recht tief einzuwurzeln. So geschah es auch hier: die Liebe der jungen Leute wurde von Tage zu Tage inniger und fester, und doch entging sie durch ihre Schüchternheit dem alten Reinhold. Sie wäre ihm auch vielleicht noch länger unbekannt geblieben, wenn nicht, wie leider oft im Leben, das Glück zum Verräther an ihr geworden wäre. Es war zwischen den Liebenden zu einer Erklärung gekommen, die, wenn auch nur aus Händedrücken und einzelnen Worten bestehend, doch Jedem von ihnen die freudige Gewißheit gab, geliebt zu seyn. Die Veränderung, die diese Erklärung in dem ganzen Thun und Wesen der jungen Leute hervorbrachte, flößte dem Müller den ersten Verdacht ein; er beobachtete sie nun unablässig, und wurde, ohne daß sie es ahnen konnten, Zeuge ihres Versprechens ewiger Treue und des ersten Kusses, mit dem sie dieses Versprechen besiegelten. Wie wüthend auch den Müller der Gedanke an einen armen Schwiegersohn

machte, so sah er doch ein, daß es das Klügste sey, die Sache in der Stille abzuthun. Er begnügte sich also damit, Konraden ohne Weiteres den Dienst aufzukündigen; seiner Tochter aber sagte er, was er gesehen habe, und daß er sie als eine lüderliche Dirne aus dem Hause werfen wolle, wenn sie je wieder mit dem Burschen allein spräche. Konrad verließ an Weihnachten seinen Dienst, und zog nach Probsthain zur verwittweten Müllerin. Welche Mühe sich aber auch der alte Reinhold gab, die Sache geheim zu halten, und wie verschwiegen auch die Liebenden waren, so kamen die Seherinnen der Spinnstuben doch bald der Wahrheit auf die Spur, und das Gerücht gelangte unter andern auch zu Jakobs Ohren, wie wir gesehen haben.

2.

„Kind," sagte die Schulzin am Sonntage vor dem ersten Advent zu ihrer Nichte, „Kind, wo will das hinaus? Du wirst von Tage zu Tage bläſſer, und Deine Augen werden immer hohler. Das ist der Gram, der pure Gram, und der ist eine böse Krankheit; es kann schlimm ablaufen, Kind, wenn Du Dich nicht zusammennimmst."

„Ich bete und arbeite," erwiederte das Mädchen; „was kann ich mehr thun, liebe Base?"

„Dir die Sache ganz aus dem Sinne schlagen, da einmal doch nichts daraus werden kann. Ich denke, Du kennst Deinen Vater, er würde Dich — Gott

verzeihe mir die Sünde — lieber im Sarge sehen, als Dich dem armen Konrad geben.“

„Ach! Habe ich ihn denn darum gebeten? Hat er denn eine Klage von mir gehört oder eine Thräne gesehen? Habe ich nicht Jakoben stillschweigend heirathen wollen? Konnte ich dafür, daß er mich fragte, ob ich ihn lieb hätte? Oder sollte ich ihn belügen?“

„Behüte Gott! Nein, es kann Dir kein Mensch was vorwerfen: Du bist ein gutes Kind. Aber was hilft uns das, wenn Dich der Gram auf die Bahre streckt? Und denke doch, was für eine entsetzliche Sünde es ist, wenn der Mensch sein Leben selber abkürzt.“

„Lieber Gott! Thue ich denn das? Ich denke den ganzen Tag über nicht dreymal an Konraden, und wenn es geschieht, und es wird mir dabey warm um das Herz, so nehme ich geschwind eine schwere Arbeit vor, und mache mich so von den Gedanken los. Aber des Abends, wenn ich mein Licht auslösche, und es bleibt Alles still — dann freilich — ich denke immer, wenn nur Jemand „Nun ruhen alle Wälder“ oder „Wer nur den lieben Gott läßt walten“ oder sonst ein geistlich Lied spielen wollte, so würde ich schlafen können. Jetzt aber wache ich oft bis der Hahn kräht, und je länger ich wache, desto ängstlicher wird mir zu Muthe, oder wenn ich auch endlich einschlafe, so drückt mich der Alp, und ich wache matter auf, als ich einschlafe. Daher mag es wohl kommen, daß ich blässer werde. Aber was soll ich machen? Kann ich

ihn denn vergessen? Und, wenn ich es auch könnte, wäre es nicht undankbar von mir?

„Je nun, es käme darauf an. Wenn er, ich will nur so sagen, Dich vergäße?“

„Nein! nein!“

„Möglich wäre es doch, und man könnte es ihm nicht einmal verdenken. Daß es mit Euch Beiden nichts werden kann, weiß er so gut, wie wir. Wenn er nun eine gute Gelegenheit fände, sich einzuthun, und es wäre ein Weibsbild, das er leiden könnte, wenn er sie auch gerade nicht so liebte, wie Dich; sollte er da nicht lieber zugreifen, als sein Leben lang ein armer Mühlknappe bleiben? Denn siehst Du .....“

„Base,“ unterbrach sie das Mädchen, ihr heftig die Hand drückend, „sagt es nur gerade heraus, er ist mir untreu geworden; nicht?“

„Nun,“ erwiederte die Schulzin, „Du bist ja ein gescheidtes Mädchen, und so ist es doch wohl besser, Du erfährst es, ob ich gleich schon viele Tage hin und her überlegt habe, ob ich es Dir sagen sollte. Es heißt, Konrad wird die verwittwete Müllerin heirathen, bey der er dient, und die Leute in Probsthain sprechen davon, wie von einer ausgemachten Sache. Ich habe die Müllerin vor zwölf Jahren einmal bey Stephan Gründlers Hochzeit in Ullersdorf gesehen, denn sie war da Brautjungfer. Ein hübsches Mädchen war es, das mußte ihr der Neid lassen. Jetzt ist sie freilich wohl dreyßig, aber was thut es? Konrad ist auch schon fünf und zwanzig, und der Unterschied ist am

Ende so groß nicht. Eine tüchtige Wirthin soll sie seyn, und in sehr guten Umständen; Kinder hat sie nicht; bey der großen Wirthschaft kann sie ohne Mann nicht bestehen; und so denke ich, ist es ganz natürlich."

Die Schulzin hätte noch lange so fortreden können, Marierose würde sie nicht unterbrochen haben: denn sie hörte ihr gar nicht mehr zu, seit sie die Hauptsache wußte. Jetzt, da die Base schwieg, sagte das Mädchen: „Gott segne seinen Hausstand!" und dabey rollten großen Thränen, die sich in ihren Augen gesammelt hatten, die Wangen herab. Sie nahm bald darauf Abschied von der Schulzin; und diese ließ sie auch gehen; denn sie wußte aus eigener Erfahrung, daß in solchen Fällen für ein Mädchen nichts wohlthätiger sey, als sich in der Stille ausweinen zu können.

Das that denn auch Marierose, sobald sie Abends in ihrer Kammer allein war. Während ihre Thränen rannen, schwankte ihr Herz hin und her zwischen Zorn und Liebe, zwischen Tadel und Billigung des Geliebten. Daß Konrad die Wittwe heirathete, war ja so natürlich, daß man es hätte voraus sagen können; sie selbst kannte mehrere Beyspiele solcher Ehen, und es waren lauter glückliche. Aber doch, versprochene Treue soll nicht wanken, soll jeder Versuchung widerstehen. Freilich hatte sie auch dem reichen Brauerssohne ihre Hand geben wollen; aber das war etwas ganz Anderes: sie hatte einen Vater, dem sie unterthan seyn mußte, nach dem vierten Gebote. Aber wie, wenn sich Konrad mit der Wittwe versprochen hätte·

aus Verzweifelung über des alten Reinholds unbeugsamen Starrsinn? Oder gar, weil er gehört und geglaubt, sie würde Jakoben heirathen? Wie dann? Wie dann? So wogten ihre Gedanken hin und her, und das Herz ward ihr immer schwerer, der Gedanke mochte den Geliebten anklagen oder vertheidigen.

„Gott wird helfen," sagte sie, als ihre Thränen versiegt, und ihr Kopf vom Weinen wüst geworden war; und um sich zu entkleiden, löschte sie ihre Lampe aus. Kaum war das Licht verschwunden, so erklang vom Berge herab die Melodie „Wer nur den lieben Gott läßt walten." „Konrad!" jauchzte das Mädchen; aber sogleich faltete sie die Hände, und sang mit leiser Stimme das Lied mit, bis die Flöte verstummte. Dann trat sie behutsam an das Kammerfenster, ob sie nicht vielleicht den Geliebten entdeckte, denn der Mond schien hell, und Brünigs Häuschen stand auf dem Berge, der sich hinter der Mühle erhob. Sie hatte sich nicht geirrt; auf der Bank neben der Hausthüre seiner Mutter saß Konrad in seinen grauen Mantel gehüllt. „Er ist es," sagte Marierose, „er ist da! Wie konnte ich auch glauben, er wäre mir untreu geworden? Freilich," fuhr sie nach einem Weilchen fort, indem sie vom Fenster zurücktrat, „freilich könnte er gekommen seyn, um der Mutter seine Verlobung mit der Müllerin zu Wissen zu thun — Nein! nein!" sagte sie dann zuversichtlich, „dann würde er nicht blasen; so lieblos könnte er nicht seyn, wenn er mich auch aufgegeben hätte." Mit diesem

Troste legte sie sich nieder, und wenn sie auch den Schlaf nicht sogleich fand, so war er doch desto erquickender, als sie ihn gefunden hatte.

Die alte Brünig kam von einer Nachbarin heim, bey der sie zum Lichten gewesen war, und wunderte sich nicht wenig, ihren Sohn auf der Bank vor dem Hause zu finden. Ihre gehäuften Fragen entbanden ihn der Antwort so lange bis sie mit einander im Stübchen saßen und die Lampe angezündet war. „Ey mein Himmel," sagte nun die Alte, was ist Dir denn begegnet, Konrad, daß Du so stumm bist? Sage mir doch, wo kommst Du her?"

„Wo werde ich herkommen, Mutter? Von Probsthain. Ich habe meinen Dienst verlassen."

„Verlassen?" wiederholte die Mutter und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen. „O Herr Jemine! so sage doch, warum! Dachte ich doch nicht anders, als Du kämest, mich zur Hochzeit oder wenigstens zur Verlobung zu bitten."

„Zu was für einer Verlobung, Mutter?"

„Ey, zu Deiner Verlobung mit der Müllerin."

„Warum nicht gar!" erwiederte Konrad ärgerlich. „Wer hat Euch denn das in den Kopf gesetzt?"

„Ach Du Hannswurst!" versetzte die Alte zwischen Lachen und Aerger. „In den Kopf gesetzt? Seit acht Tagen ist das ganze Dorf voll davon; und die Leute reden nicht umsonst. Und ich will Dir mehr sagen. Die Müllerin selbst hat mit ihrer Gevatterin, der Probsthainer Schulmeisterin, davon geredet. Die

ist verwichenen Sonntag mit unserer Schulmeisterin auf einem Gevatterschmause zusammengewesen, und hat sich recht genau nach Dir erkundigt. Nun, die Schulmeisterin hat denn alles Liebe und Gute von Dir gesagt, aber keine Sylbe von Marieroſen, denn sie hat gleich gemerkt, wo es hinaus wollte. Dann hat sie die Probsthainer aufs Gewissen getrieben, warum sie so genau nach Dir fragte, und darauf hat sie ihr im Vertrauen Alles erzählt; unsere Schulmeisterin hat es wieder der Schulzin, sowie mir, und noch ein paar Andern vertraut, und so ist es ausgekommen."

„Gut," sagte Konrad nach einigem Besinnen, „da Ihr schon so viel davon wißt, so sollt Ihr Alles wissen. Aber ich bitte Euch, laßt es nicht weiterkommen, sondern versichert die Leute, es wäre an der ganzen Sache nichts gewesen."

„Aber es ist doch was daran gewesen?"

„Nun ja doch, ja. Ich merkte gleich nach der Aerndte, daß die Meisterin anfing, mich in allen Züchten und Ehren lieb zu haben. Sie ist zwar ein rüstiges Weib und noch recht schmuck; ist dabey arbeitsam und immer freundlich; aber gut seyn konnte ich ihr ja nicht, Ihr wißt, warum. Da nun doch nichts daraus werden konnte, so wollte ich ihr schon zu Michaelis aufsagen; aber dann dachte ich wieder, ich könnte mich wohl irren, und es wäre doch unklug, wenn ich so um nichts und wieder nichts den hübschen Dienst aufgäbe: so blieb es. Die Zuneigung der Meisterin wurde aber immer sichtlicher, und ich konnte

es nicht übers Herz bringen, unfreundlich mit ihr zu seyn. Nun hörte ich vorigen Sonntag, die Schulmeisterin, die Ein Herz und Eine Seele mit der Müllerin ist, hätte ein Wort von der Sache fallen lassen. Da wußte ich nun, es würde Ernst werden, und ging stehenden Fußes nach Harpersdorf: des Wirthes ältester Sohn ist auch Müller, und sitzt jetzt zu Hause. Er ist ein wackerer Bursche, und wir wurden einig, er sollte auf der Stelle für mich eintreten, wenn ich etwa schnell meinen Dienst verließe. Vorgestern Nachmittags kam die Meisterin zu mir in die Mühle, und war so verlegen, daß sie es kaum herausbringen konnte, die Schulmeisterin wäre oben im Stübchen, und wollte ein Wort mit mir sprechen. Ich wußte wohl, was das für ein Wort seyn würde, und dachte, es wäre doch ein Schimpf für eine ehrbare Frau, von einem jungen und armen Burschen, wie ich bin, einen Korb zu kriegen. „Liebe Meisterin," sagte ich also, „ich habe vorher ein Wort mit Ihr zu sprechen. Mir ist schon seit langer Zeit gar nicht recht; ich kann zwar nicht sagen, was mir fehlt; aber ich kann beynah meine Arbeit nicht mehr thun. Ich will Ihr einen andern Knappen und einen wackern Burschen für mich stellen; und so denke ich, wird Sie es wohl nicht für ungut nehmen, wenn ich ehester Tage heimgehe. „Die Meisterin wurde blaß, und verließ mich, ohne ein Wort zu sagen; aber nach dem Abendessen fing sie wieder an: „Ist es denn wirklich Euer Ernst, Konrad, daß Ihr mich verlassen wollt? Was habe ich Euch denn zu-

Leide gethan?" — „Nichts, liebe Meisterin, nichts: Sie ist ja immer so freundlich mit mir gewesen, wie eine leibliche Schwester." — „Nun," sagte sie, „wenn das ist, so solltet Ihr mir nicht mit Undank vergelten" — „Es ist kein Undank, Frau Meisterin," gab ich zur Antwort: „wenn Sie es aber dafür nimmt, so muß ich mir es gefallen lassen." — Ich bestand auf meinem Satze, sie mochte wohl merken, wo ich hinaus wollte, und ergab sich endlich darein. Gestern wurde mit dem Harpersdorfer Alles richtig gemacht; heute ist er angezogen, und ich bin meiner Wege gegangen."

„Konrad! Konrad!" sagte die Mutter, „wirst Du denn in Deinem Leben nicht gescheidt werden? So eine hübsche Versorgung von der Hand zu weisen! Hättest können so leicht aus einem armen Mühlknappen Herr und Meister werden."

„Nein, Mutter, das konnte ich eben nicht. Kann man denn Eine heirathen, wenn man ein Andere lieb hat? Und hätte ich die gute Meisterin nicht betrogen, wenn ich Ja gesagt hätte?"

„Ey was betrogen! Das ist dummes Zeug, was Ihr junges Volk Euch in den Kopf setzt. Unter hundert Mädchen und Wittfrauen ist kaum eine, die einen Mann kriegt, der nicht schon einer Andern gut gewesen wäre. Das vergißt sich. Und was soll es denn werden mit Dir und Marierosen? Nichts, so lange der alte Geitzhals lebt, und der kann noch lange leben, wenn er auch schwindsüchtig ist."

„Das wollen wir dem Himmel überlaſſen, Mutter.“

„Dem Himmel? Ey freilich, dem überlaſſe ich es auch; wahrhaftig, ich überlaſſe es dem Himmel. Aber klüger hätteſt Du gethan, wenn Du wenigſtens dort geblieben wäreſt, bis Du einen andern Dienſt gefunden hätteſt. Willſt Du nun den ganzen Winter feirig ſitzen?“

„Ich habe meinen Lohn von drey Vierteljahren erſpart, und ich denke, das ſoll hinreichen bis zum Frühjahre, wo es mir gewiß an einem Dienſte nicht fehlen wird.“

„Ach Du Hanns Dampf! Wer fragt nach Deinem Lohne? Ich habe, Gott ſey Dank, noch immer eine warme Stube gehabt, und bin ſatt geworden; es wird auch für uns Beide reichen.“

„Laßt es gut ſeyn, Mutter, ich weiß ja, wie Ihr es meint. Aber jetzt bin ich müde; gute Nacht!“ Damit ſtand Konrad auf, und ging in ſeine Kammer.

Am andern Morgen ging Marierose freudiger und betrübter, als ſonſt in die Kirche: freudiger, weil ſie nun wußte, Konrad ſey ihr treu geblieben, betrübter, weil ſie durch den vereiligen Glauben an ſeine Untreue ihm Unrecht gethan hatte, und es ihm doch nicht abbitten konnte: denn ſprechen durfte ſie nicht mit ihm wegen des ſtrengen Verbotes ihres Vaters. Auf dem Kirchhofe ſtand er freilich, und harrte ihres Kommens und ihres Grußes; aber er war umringt von jungen Bur-

schen, seinen ehemaligen Schulkammeraden, und so konnte auch nicht einmal durch die Augen ihr liebendes Herz mit ihm reden. Eben so ging es, als sie mit ihrer Base aus der Kirche kam. Bald gesellte sich die alte Brünig zu den Beiden, und erzählte, trotz der Gegenbemühungen der Schulzin, Alles, was zwischen ihrem Sohne und der Müllerin vorgefallen war. Marierose war von dieser Erzählung bis ins Innerste bewegt, und es kam ihr vor, als könnte sie keine Ruhe mehr auf der Welt finden, wenn sie nicht durch ein Wort oder ein Zeichen dem Geliebten zu verstehen gäbe, daß sie ihn noch von ganzem Herzen lieb habe, und ihren ungerechten Verdacht bereue.

Der Abend dämmerte schon, als Marierose von der Schulmeisterin, die jenseits des Flusses wohnte, nach Hause ging. Am Fuße des Steges, der hinüberführte, und zwischen den dicken Linden, die dort standen, trat ihr aus dem Abendnebel Konrad entgegen. Wie von einer äußern, unwiderstehlichen Gewalt ergriffen, faßte das Mädchen seine Hand, und zog sie flüchtig an ihre Brust, eben so flüchtig drückte er einen Kuß auf ihre Lippen, und dann eilten Beide weiter nach verschiedenen Richtungen. Natürlich verband dieser Augenblick und das, was vorhergegangen war, die Herzen der jungen Leute enger, denn jez und ihre Liebe sog so viel Nahrung daraus, daß sie in diesen Tagen mehr wuchs, als sie seit ihrem ersten Aufkeimen gewachsen war.

3.

Die Tage kommen und gehen, unbekümmert, ob sie den Menschen Lust oder Thränen bringen; sie üben ihre Gewalt über Fröhliche und Traurige. So mußten auch die beiden Liebenden einen Tag nach dem andern ertragen, obwohl keiner ihre gesteigerte Sehnsucht stillte oder auch nur linderte. Einander zu suchen, wagten sie nicht; der Zufall konnte ihnen im Winter nicht besonders günstig seyn; daher sahen sie einander nur selten, und meistens nur von ferne. Konrads Flöte unterhielt noch die einzige beständige Gemeinschaft zwischen ihnen: denn jeden Abend spielte er an seinem offnen Kammerfenster eine geistliche Melodie, gleichsam ein Wiegenlied für das geliebte Mädchen. Dieß Wiegenlied war aber nicht mehr wirksam, wie sonst: die Hoffnungslosigkeit hatte Marierosens Sehnsucht in Gram verwandelt; der Gram löste sich häufig in Thränen auf, und nicht selten fand die Mitternacht sie noch wachend und weinend.

Als ihr die Base, der die Spuren der halb durchweinten Nächte nicht entgingen, darüber Vorstellungen und mütterlich liebreiche Vorwürfe machte, sagte Marierose: „Laßt es nur gut seyn, liebe Base! Ihr seht ja, es geht ein Tag nach dem andern hin, und so werden sie alle hingehen bis ans Ende.“

„Wie meinst Du das, mein Kind?“

„Nun, ich habe immer gehört und auch geglaubt, daß der liebe Gott Keinem mehr auflegt, als er tragen

kann; und so wird er ja auch mich ausspannen zu rechter Zeit."

„Das ist freilich wahr; aber daran sollte eine junge Dirne von zwanzig Jahren gar nicht denken. Diese Zeit ist, will es Gott, ziemlich weit."

„Nein! nein!" rief Marierose sich vergessend, „nahe! sehr nahe!"

„Was sagst Du da, Unglückskind? Wie kannst Du das wissen? Sprich, woher kommen Dir die bösen Gedanken? Sey aufrichtig mit mir, meine Tochter! Du hast mich recht erschreckt, und ich habe Dich doch immer lieb gehabt, wie eine leibliche Mutter."

„Ja, das habt Ihr," sagte mit Thränen Marierose, die nun wohl fühlte, daß sie schon zu viel gesagt hatte, um ihr Geheimniß länger bewahren zu können. „Ich will es Euch wohl sagen, gute Base; es muß ja doch bald an den Tag kommen. Voriges Frühjahr — ich war gerade einmal recht traurig — da habe ich den Kuckuck gefragt, wie viel Jahre ich noch leben würde; er hat nur zweymal gerufen, und das letzte Mal so schwach, daß ich es kaum hören konnte."

„Albernes Ding! An solch Zeug zu glauben! Hat der Herr Pfarrer nicht neulich scharf genug gegen die Tagewähler und Zeichendeuter gepredigt? Hat er nicht gesagt, der liebe Gott werde seinen Willen gewiß nicht dem unvernünftigen Vieh offenbaren, da er ihn vor dem vernünftigen Menschen verbirgt? Oder willst Du klüger seyn, als der Herr Pfarrer?"

„Ach nein! Aber man weiß doch viele Beyspiele, wo es zugetroffen hat. Und wäre es denn nicht recht gut? Der Vater will durchaus, ich soll den Konrad vergessen; ich möchte ihm gern gehorchen; aber ich kann den Konrad nicht vergessen, ich kann nicht.“

Ihre Thränen fingen an, häufiger zu fließen. „Laß nur gut seyn, Kind,“ tröstete die Schulzin; „dem lieben Gott ist kein Ding unmöglich, und er hilft oft wunderlich und gerade, wenn man es am wenigsten denkt. Sey nur getrost! Es kann ja noch Alles gut werden.“

Wie aber auch die Schulzin tröstete, das Mädchen ging doch trostlos von ihr, und sie selbst war nicht minder trostlos, denn im Stillen glaubte sie eben so, wie ihre Nichte, an die prophetische Natur des Kuckucks, und, selbst kinderlos, hatte sie das Mädchen immer als eine Tochter betrachtet und geliebt. Deßhalb nahm sie sich vor, nächsten Tages mit dem Müller ernstlich von der Sache zu reden.

In Konrads Innerem sah es ganz anders aus. Das Herz eines Mannes wird nicht so leicht vom Gram überwältigt, denn seine kühnere Phantasie sucht und findet bald irgend eine Hoffnung, die dem Grame wehrt oder mindestens die Waage hält. Als Konrad gleich den ersten Sonntag nach seiner Rückkehr den Müller in der Kirche sah, fand er ihn dem Aussehen nach weit schlechter, als er ihn vor elf Monaten verlassen hatte. Diese Bemerkung, die, so oft er den Müller sah, sich auf's Neue bestätigte,

führte bald den Gedanken herbey, daß es der alte Reinhold wohl nicht lange mehr machen werde, und Marierose dann thun könne, was ihr Herz wünsche. Der Gedanke nun drängte sich so oft und so unwiderstehlich in Konrads Seele vor, bis er zur festen Hoffnung wurde; und der Liebende pflegte dieser Hoffnung desto sorgfältiger, je mehr sie seinen Liebesgram linderte. Der Schulmeister aber, sein ehemaliger Gönner, zu dem er immer noch großes Zutrauen hatte, wollte diese Hoffnung gar nicht billigen. „Siehst Du, mein Sohn," sagte er, „auf eines Menschen Tod warten ist an und für sich wohl keine Sünde, denn es ist der Weltlauf so, daß wir meistens Einer auf des Andern Tod warten müssen, und ich selbst habe auf den meines Vorgängers gewartet, als ich noch sein Adjunctus war. Aber eine gefährliche Sache bleibt es immer. Wenn man auf eines Menschen Tod wartet, so hält es schwer, demselben, was doch Christenpflicht ist, ein langes Leben zu wünschen: thut man nun solches nicht, so ist es eine Unterlassungssünde. Dann aber geschieht es auch leicht, daß man dem, auf dessen Tod man wartet, sogar den Tod wünscht; und das ist, wie Du wohl weißt, eine Begehungssünde. Endlich ist auch eine solche Hoffnung gar betrüglich. Daß der Müller an der Abzehrung leidet, ist keinem Zweifel unterworfen; aber ich habe selbst einen Vetter gehabt, der schon im vierzigsten Jahre schwindsüchtig war, und doch drey und sechzig alt wurde. Doch setzen wir auch den Fall,

daß beſagter Müller nur noch ein halbes Jahr zu leben habe; ſo kann unter der Zeit immer noch ein Freier kommen, den die Tochter aus ſchuldigem Gehorſam gegen den Vater nehmen muß. Es wäre demnach wohl in alle Wege beſſer, mein Sohn, wenn Du Dein Dichten und Trachten wo anderſhin richteteſt." Konrad vermochte es zwar nicht, dieſe Einwürfe ſeines alten Lehrers zu widerlegen, aber, weit entfernt, ihn auf andere Gedanken zu bringen, machten ſie ſeine Hoffnung nur ungeduldiger. So oft er an Marierosen dachte, dachte er auch an das wahrſcheinlich nahe Ende ihres Vaters. Freilich ſetzte er immer hinzu: „Ich will ihm den Tod nicht wünſchen, aber, wenn es der liebe Gott ſo fügt, wer kann dawider?" Aber dieſer Zuſatz war doch nichts mehr und nichts weniger, als eine Heucheley gegen ſich ſelbſt.

„Bruder," ſagte die Schulzin zum Müller, „die Sache mit Deiner Tochter fängt mir an, bedenklich zu werden: ſie zehrt ſich augenſcheinlich ab, und es wäre doch entſetzlich, wenn ſie der Gram in ihren ſchönſten Jahren wegraffte."

„Narrenspoſſen! Unkraut verdirbt nicht — und vollends vor Liebe — das wäre was Neues!"

„Gar nichts Neues: man hat der Beyſpiele. Erinnerſt Du Dich noch an Fleiſchers Suſe in Seifersdorf, die wir doch Beide in unſerer Jugend recht gut gekannt haben? Wenn es nun mit Marierosen eben ſo ginge?"

„Wäre auch kein großer Schade — ein ſo un-

gerathenes Ding, das sich sein Glück verschlagen hat, weil ihr Herz an einem Bettler hängt."

„Bruder, versündige Dich nicht! Unser Herrgott könnte Dich strafen, und Dir das einzige Kind wegnehmen. Ach! Hätte mir nur der Himmel eine Tochter geschenkt! Möchte sie doch heirathen, wen sie wollte, wenn es nur ein ehrlicher und ordentlicher Bursche wäre, wie der Konrad." Ueberlege es doch ja recht, Bruder, ehe es zu spät ist. Du gehst nun schon stark auf die Sechzig los, und bist kränklich". . . . . .

„Das ist nicht wahr! Ich bin gesund, ich bin nie gesünder gewesen, als jetzt. Ich sehe es wohl, ich sehe es. Ihr wartet auf meinen Tod: aber, Ihr macht die Rechnung ohne den Wirth, so wahr ich lebe, Ihr sollt Euch gewaltig schneiden."

„Nein, Bruder Christoph, der Himmel schenke Dir ein langes Leben! Aber wir sind Alle sterblich; auch an Dich wird die Reihe kommen, und Du kannst nichts mit von hinnen nehmen". . . . . .

„Nichts — gar nichts — es ist wahr; und weil es wahr ist, wollte ich lieber, ich wäre gar nicht auf die Welt gekommen. Schlimm genug, daß ich nichts mitnehmen kann; aber einem Bettler mein mühsam Erworbenes in den Rachen werfen, das wäre noch zehnmal schlimmer. Ich will keinen Schwiegersohn, der mich des Tages zwanzigmal angafft, um zu sehen, ob ich nicht eine Runzel mehr gekriegt habe oder gelber geworden bin, und der seine Freude nicht verbergen

kann, wenn ich einmal huſte, kurz, der es nicht erwarten kann, mich auf der Bahre zu ſehen.“

„Das wäre ein grundſchlechter Menſch, und alſo würde er daſſelbe thun, wenn er auch reich wäre.“

„Nein! Der Reiche wird die Zeit erwarten, denn er hat Geld, und iſt an Geld gewöhnt.“

„Dann wird er Dir es auch nicht danken, wenn er es einmal von Dir kriegt.“

„Er ſoll es mir auch nicht danken. Was habe ich von ſeinem Dank, wenn ich in der Erde liege? Und wenn er es mir dankt, ſo geſchieht es doch nur in der Freude ſeines Herzens über das Geld, und ich will mich nicht mein Leben lang im Schweiße meines Angeſichtes geplackt haben, um einem ſteinfremden Menſchen Freude zu machen.“

Um ihrem Bruder zu beweiſen, daß Konrad nicht des Geldes wegen um Marierosen freite, erzählte ſie ihm die Begebenheit mit der Müllerswittwe in Probſthain.

„O der Dummkopf! Der verrückte Narr!“ rief der Müller, „hätte ſich ſo warm ſetzen können, und hat nicht gewollt! Es iſt erlogen; es giebt wohl recht dumme Menſchen, aber ſo dumme nicht. Wenn es wahr iſt, ſo iſt er ein Taugenichts, der Geld und Gut nicht zu ſchätzen verſteht. Und dem ſollte ich meine Tochter geben? Daß er in drey Jahren durchbrächte, was ich in dreyßig mühſelig zuſammengebracht habe, es verſchleuderte, durch die Gurgel jagte, ſein Weib ſitzen ließe, in die Stadt liefe, in Weinhäuſer, zu lüderlichen Frauvölkern? Nimmermehr! Ich will ein Ende machen. Wenn ich

das Gepfeife des Tagediebes noch einmal höre, ſo bringe ich meine ungerathene Tochter nach Goldberg zur Muhme; da wird ſie ſchon Jeſum Chriſtum erkennen lernen. Und nun gehe Du in Gottes Namen Deiner Wege; ich will nichts mehr davon hören."

Die Schulzin ging betrübter weg, als ſie gekommen war. Die Drohung des Bruders hatte ſie ſehr erſchreckt: denn ſie wußte, daß die arme Marierose bey der böſen Muhme und ihren Närrinnen von Töchtern die Hölle auf Erden haben würde. Sie beſuchte alſo im Vorbeygehen die alte Brünig, erzählte ihr, was vorgefallen war, und ließ den abweſenden Konrad durch die Mutter bitten, ſein Flöteblaſen einzuſtellen, wenn er nicht der Geliebten noch mehr Kummer machen wollte, als ſie ſchon hätte.

„O der abſcheuliche alte Neidhard!" rief Konrad aus, als ſich die Mutter ihres Auftrags entledigt hatte. „Will er uns auch dieſen Troſt nicht gönnen? Habe ich denn etwa Gaſſenhauer geblaſen? Waren es nicht lauter Gotteslieder?"

„Ja wohl," redete die Mutter dazwiſchen, „lauter erbauliche Melodien. Aber der alte Geitzhals fragt nichts nach Gott und nach Menſchen."

„Ich kann es auch bleiben laſſen" ſagte Konrad mit verbiſſenem Grimm, und ſchleuderte die Flöte, die er eben in der Hand hatte, mit ſolcher Gewalt gegen die Thürpfoſte, daß ſie in Stücken ſprang. Die erſchrockene Alte ſchmähte heftig; er aber las ruhig die Stücke zuſammen, indem er ſagte: „die iſt hin, und

der graue Satan wird auch nicht ewig leben." Damit ging er zur Thüre hinaus.

Den Berg hinab, das Dorf entlang, schlich Konrad in der beginnenden Abenddämmerung, ohne eigentlich zu wissen, wohin er wollte, denn seine Seele war heftig bewegt. Endlich kehrte er wieder um, und trat in die Schenke. Niemand war da, als der Todtengräber, der nach vollendetem Tagewerk sich hier gütlich that. Redseelig, wie er war, ließ er sich in dem Gespräche, das er mit dem Wirthe angeknüpft hatte, durch Konrads Eintritt nicht stören: „Gevatter," sagte er zu dem Wirthe, „das versteht Ihr nicht; aber wir, die wir der Kirche dienen, wir wissen, wie und warum."

„Nun gut, Gevatter," versetzte der Wirth, „wenn Ihr es wißt, so könnt Ihr es ja unser Einem erklären."

„Euch erklären? Davor behüte Euch Gott! Ihr seyd kein Kirchendiener, Euer Gehirnkasten ist nicht eingerichtet für solche Dinge. Man soll auch überhaupt von dergleichen nicht viel, am wenigsten jetzt in der heiligen Zeit, sprechen. Aber so viel will ich Euch sagen, in der heiligen Zeit haben auch die Seelen gleichsam Feiertage, und können allein umhergehen, wenn die Leiber schlafen; so ist es auch mit den Todten, und sogar mit den bösen Geistern; deßhalb, sage ich, spukt es in dieser Zeit mehr, als sonst."

„Aber der Herr Pfarrer predigte doch neulich". . . . . .

„Laßt den Pfarrer predigen, laßt ihn predigen; aber hört den Todtengräber. Der Pfarrer liegt auf dem Ohre und schläft; ich handthiere oft des Nachts auf dem Kirchhofe, wenn der Arbeit zu viel wird. Ich sage nichts weiter; aber der Todtengräber hat die Geister weg, darum gehört auch ein starkes Gemüth dazu. Nur so viel will ich sagen. Geht nur in nächster Christnacht um zwölf Uhr hin, und stellt Euch an die große Kirchthüre. Da werdet Ihr Alle kommen sehn, die künftiges Jahr daran glauben müssen, Männer und Weiber, schwarz, nur die Weiber mit dem weißen Leichentuche darüber, jedes mit einem Lichte. Wann sie drin sind in der Kirche, ist sie ganz erleuchtet; aber mit dem ersten Hahnenschrey ist Alles verschwunden."

„Habt Ihr das schon einmal mit angesehen?" fragte Konrad den Todtengräber.

„Behüte der Himmel," versetzte dieser, „das wäre sündlicher Vorwitz. Aber die Kirche habe ich erleuchtet gesehen, und daß es so geschieht, weiß jedes Kind."

Er sprach noch weiter mit dem Wirthe über diesen Gegenstand; aber Konrad trank schnell sein Glas aus, und ging. Es kam ihm vor, als schritte Jemand durch den Nebel hinter ihm drein, und spräche unablässig: Das mußt Du thun, Konrad, das mußt Du thun! Und je schneller er ging, desto deutlicher hörte er diese Stimme. Still und hastig verzehrte er das Abendbrod, und die Mutter hörte diesen Abend kein anderes

Wort von ihm, als die gute Nacht, die er ihr früher, als gewöhnlich bot. Die Vorstellungen und Gedanken, die des Todtengräbers Reden in ihm angeregt hatten, bemächtigten sich seiner so ganz und gar, daß er es nicht einmal gewahr wurde, als die Zeit erschien, wo er sonst sein Abendlied zu blasen pflegte, und daß er noch wachte, als die Nacht sich vom Tage schied.

Marierose, durch ihre Base von Allem unterrichtet, wußte, daß die Flöte sich nicht mehr würde hören lassen, ja sie mußte es wünschen; dennoch horchte sie ein Weilchen, als sie das Licht ausgelöscht hatte, auf die gewohnten und ersehnten Klänge; da aber Alles still blieb, ward sie ganz trostlos, und brach in helles Weinen aus. Es schien ihr, als hätte sie bis jetzt immer noch einige Hoffnung gehabt; als sey aber nun mit dem Verstummen der Flöte auch der letzte Funke erloschen.

4.

Seit diesem Abende war Konrad ein Träumer. In sich gekehrt ging er umher, und sprach fast mit Niemand mehr, geschweige denn, daß er, wie sonst, die Nachbarn besucht, und ihnen hier und da bey der Arbeit geholfen hätte. Der Gedanke oder vielmehr schon der Wunsch, durch das Wagstück in der Christnacht zu erfahren, ob ihn nicht endlich das künftige Jahr von seinem Widersacher befreien, und dadurch das einzige Hinderniß seines Glückes heben werde, beschäftigte ihn vom Morgen bis zum Abend. Er

konnte nicht begreifen, wie er nicht früher daran gedacht hatte, da ihm schon von Kindheit an die Sache gar wohl bekannt gewesen war. Den Muth, das Wagstück zu bestehen, fühlte er in sich; was die Leute sagen würden, wenn es ja herauskäme, kümmerte ihn wenig: denn es kam ihm vor, als hätte er durch den Bruch seiner Flöte mit der ganzen Welt gebrochen, als gingen ihn die Menschen und er die Menschen nichts mehr an. Freilich Marierese, mit der hatte er nicht gebrochen; was würde sie sagen, wenn es ihr zu Ohren käme? Aber wie sollte es denn? Wer würde sich in der Geisterstunde, und zumal in dieser Nacht, auf den Kirchhof wagen? Und gesetzt auch, so konnte sie es doch höchstens nur für eine sträfliche Neugier halten; daß es ihres Vaters wegen geschehen wäre, wie hätte sie das jemals errathen sollen? Es blieb also nur die einzige Bedenklichkeit, ob es Sünde sey. Aber, dachte er, gießen nicht die Mädchen an diesem Abende Bley? Spannen sie nicht ungenetzte Fäden vor die Hausthüre? Werfen sie nicht den Schuh hinter sich nach der Thüre zu? Sehen sie nicht in den Ofentopf voll Wasser? Und ist das Alles nicht gerade so viel? Jeder will wissen, was ihm widerfahren wird; aber er stellt es am Ende doch dem lieben Gott anheim, wie er es fügen will. Ich habe dergleichen beym Schulmeister, ja sogar beym Pfarrer thun sehen, aber nie gehört, daß es der Eine oder der Andere für sündlich gehalten hätte.

Auf diese Weise hatte Konrad den heiligen Abend herangeträumt, ohne zu einem festen Entschlusse ge-

kommen zu seyn. Am Morgen besorgte er noch ziemlich gefaßt Alles, was ihm die Mutter an häuslichen Verrichtungen auftrug; aber nach dem Essen ergriff ihn eine qualvolle Unruhe, und wuchs mit jeder Viertelstunde, um die der Tag älter wurde. Er konnte bald nicht mehr ausdauern im Hause, noch überhaupt zwischen menschlichen Wohnungen: es trieb ihn hinaus in die offene Flur. Der gelinde Frost schien in Thauwetter übergehen zu wollen, denn eine dichte Wolkendecke verbarg den Himmel, und breite Schneeflocken spielten mehr in der Luft, als daß sie zur Erde herabgefallen wären. Konrad hatte gehofft, es würde ihm im Freien besser werden; aber er war nun nicht im Freien, denn die verdunkelte Luft beschränkte seinen Blick: keiner der Gegenstände, deren Anblick ihn sonst immer ermuthigt hatte, weder der Grädizberg, den er schon in der Kindheit als Wetterpropheten lieb gehabt, noch der Spitzberg, noch das höhere Riesengebirge, war seinem Auge sichtbar. Je mehr in der düsteren Beschränkung seine Spannung sich in Schmerz auflöste, desto langsamer schritt er durch die öden Felder, und setzte sich endlich am Eingange eines Gebüsches nieder. Rings um ihn herrschte tiefe Stille, Nebel und Schnee verhüllten sein Auge: es kam ihm vor, als wäre er allein auf der Welt; und in der That, der Mensch ist allein, wenn Etwas, das keine Mittheilung verstattet, seine Brust bewegt und quält.

Konrads Gedanken richteten sich auf die Vergangenheit. Heute vor zwey Jahren war ein glücklicher

Tag geweſen: da hatte ihm Marieroſe als Wirthin des Hauſes ein ſeidenes Halstuch und eine herrliche Tabakspfeife beſcheeren laſſen; und dieſer Tag war eigentlich der Geburtstag ihrer gegenſeitigen Liebe zu nennen. Dann war eine fröhliche Zeit gefolgt, in der die Liebe herangewachſen war, wie ein geſundes rothbackiges Kind. Was für herrliche Oſtern hatte er damals geſehen, und noch herrlichere Pfingſten! Welche eine fröhliche Kirmeß, wo er zuerſt Marieroſen ſeine Liebe erklärt, und ſie die ihrige ihn hatte errathen laſſen. Aber dann war das letzte Glück, der erſte Kuß, gekommen, und ſeitdem nichts mehr, als Mißmuth und Gram; und das ſchon dreyzehn Monden lang. Wie viele Monden konnten nun noch vergehen, ehe es beſſer würde! Viele noch; vielleicht noch Jahre. Niemand konnte ihm dieſe ſchmerzlichen Zweifel benehmen, Niemand, als vielleicht die Geiſter dieſer Nacht.

Durch die Rückkehr ſeiner Gedanken zu dieſem Gegenſtande aufs Neue beunruhigt, ſtand Konrad auf, und ging ziellos weiter. Wenn es nun Marieroſe doch erführe, wie leicht könnte ſie dann die Wahrheit errathen, und wie ſehr würde ſie das kränken! Nichts würde ihn über dieſe Kränkung der Geliebten tröſten, wenn er, was doch möglich wäre, den Müller nicht ſähe. Und darum ſollte er Gott verſuchen? Denn daß es Gott verſuchen heiße, konnte er mit allem Verſtande ſeinem Gefühle nicht abſtreiten. Wie leicht konnte ihn der Himmel für ſeinen gottloſen Vorwitz

strafen und ihn mit einer Erscheinung äffen, die ihn um Sinne und Verstand brächte. Je mehr er diesen Gedanken sich hingab, desto einleuchtender wurde es ihm, daß sein Wunsch nur eine Eingebung des bösen Feindes sey, und desto fester nahm er sich vor, ihm zu widerstehen. Der Schnee hatte aufgehört, und wiewohl es schon zu dämmern begann, sah er doch, daß er sich in der Nähe von Neudorf befinde. Um der Versuchung desto sicherer auszuweichen, beschloß er, hineinzugehen, und den Abend bey einem Vetter zuzubringen, der vor mehrern Jahren durch eine vortheilhafte Heirath aus einem armen Knechte ein wohlhabender Bauer geworden war.

Man zündete eben Licht an, als Konrad das Dorf erreichte. Der Vetter und seine Ehewirthin empfingen ihn mit Herzlichkeit, und er gab vor, in Lüneburg gewesen zu seyn, um einen Dienst zu suchen, und sich dabey verspätet zu haben. „Nun," sagte der Vetter, „zum Abendessen kommst Du doch daheim nicht mehr zurecht; also bleib hier, iß mit uns, und dann kommst Du immer noch bey guter Zeit nach Hause; ich denke auch, die Nacht wird hell werden." Konrad, der diese Einladung gewünscht hatte, nahm sie bereitwillig an. Das Essen wurde bald gebracht: es bestand in Wurst und Braunkohl, und in Knopfen: auch an schicklichem Getränke fehlte es nicht. Kaum war man damit zu Ende, so ließ sich draußen ein Kutzgückchen hören. „Das Christkind! Das Christkind!" sagte die

Mutter zu den beiden Aeltesten, einem Knaben und einem Mädchen, „geschwind in die Kammer!“ Die Kleinen flogen der Kammer zu, und wurden eingeschlossen. Nun legten die Aeltern die Christbescherung aus: zuerst für jedes der beiden Kinder einen Weihnachtsbaum, von einem Lichtengewinde gewunden, durch herumsteckte Wachsstockchen erleuchtet und mit vergoldeten Aepfeln und Nüssen behangen; dann Spielsachen, für den Knaben ein Stockpferd von rothem Leder, mit grünem Geschirr, und eine hölzerne kleine Trompete, aber dabey auch das erste A b c mit vergoldeten Deckeln und dem gewöhnlichen Huhne auf der letzten Seite; für das Mädchen eine Puppe in Mannskracht, und einen bunt bemalten Kaufladen; dann Naschwerk, Pfefferkuchen von verschiedener Gestalt, Datteln und Feigen, Mandelkerne und Zibebe vergoldet. Nachdem Alles in Ordnung gebracht war, und Knecht und Magd mit herzum, eine herzliche Dank das Ihrige genommen hatten, wurden die Kinder ihrer Haft entlassen. Das war eine Freude und ein Jauchzen, ein jubelndes Durcheinanderlaufen ihrer Geschenke, ein Kosenennen und beiderseitiges Vergnügen bezeigen an alle Gegenwärtigen, um auch von diesen das gewünschte Lob zu hören! Der Knabe versuchte sein Pferd, das er für besser hielt, als den Zaum des Bruders, und blies in die gelbene Trompete; das Mädchen lief den Kaufladen ein, aber tanzte mit ihrer Puppe in der Stube herum. Es dauerte der Freude wohl eine Stunde lang, bis der Mutter Ermahnung,

und da diese nicht gleich gehört wurde, des Vaters durchgreifender Befehl die Kleinen zu Bette trieb.

Konrad hatte an dieser Scene nur den Antheil genommen, den ihm die Kinder abgezwungen, denn er war versunken in die Vorstellung, daß er nun auch bald mit Marieresen einen solchen Abend feiern könnte, wenn ihm das Glück so wohl gewollt hätte, wie dem Vetter. Wirth und Wirthin hatten ihn über der Beschäftigung mit den Kindern fast vergessen: als nun aber diese hinausgebracht waren, sagte der Bauer: „Nun, Vetter, Du bist ja ganz still geworden: ja freilich, ein Junggesell ist an den Lärm des kleinen Völkchens nicht gewöhnt; aber unser Einem thut er wohl." — „Ja," erwiederte Konrad, „wenn es der Himmel so gut hat werden lassen!" — „Gewiß," sagte der Vetter, „es ist ein gut Ding, Hausvater zu seyn. Du kannst mir's glauben, wenn ich auch noch einmal so viel arbeiten müßte, als ich arbeite, und ich hätte im ganzen langen Jahre keinen Feiertag, als diesen, so sollte es mich doch nicht verdrießen. Das wirst Du selber sehn, thu' mir es nur nach." — „Ja!" sagte Konrad, „wenn das so auf unser Einen ankäme!" „Ach, es ist ja wahr: wir haben uns wohl lange nicht gesehn; aber gehört habe ich es, daß es mit Deiner Liebschaft hapert. Nun freilich, da hilft nichts, als Geduld; es ist ja noch nicht aller Tage Feierabend." Die Wirthin kam zurück: die hölzerne Wanduhr schlug neun; Konrad dankte, Abschied nehmend, für alles genossene Gute, und ging.

Die Nacht war heller geworden, und der Frost stärker; ein kalter Ostwind hatte sich erhoben, und fing an, die Wolkendecke zu lichten, so daß schon der Vollmond, wenn auch noch durch erhellten Nebel, sichtbar wurde. Da Konrad durchaus nicht vor Mitternacht nach Hause kommen wollte, zog er die Heerstraße dem kürzeren Wege vor. Er hatte den Wind, der immer stärker und schneidender wurde, im Gesichte, und wie fest er sich auch in seinen Mantel einwickelte, so fühlte er sich doch so durchfroren und erschöpft, als er bey dem Grädiger Wirthshause anlangte, daß er beschloß, daselbst einzukehren. Der Wirth saß ganz allein am Ofen; Konrad setzte sich zu ihm, forderte ein Glas Brantwein, und dann ein zweytes, als er fühlte, wie wohlthätig ihn dieß Getränk erwärme, dem er sonst nicht besonders hold war; ja es kam sogar zu einem dritten, als ihn der Wirth durch das alte Sprüchwort: Aller guten Dinge sind drey, dazu aufmunterte. Er war viel zu sehr in seinem Innern beschäftigt gewesen, um die äußere Zeit zu bemerken. „Wie spät ist es?" fragte er den Wirth, als er das dritte Glas getrunken hatte. — „Das weiß der liebe Gott," versetzte dieser: „was geht es auch mich an? Es wird zu rechter Zeit Morgen werden." — „Habt Ihr denn keine Uhr?" — „Da wäre ich wohl ein Narr! daß mir die Bauern an Sonn- und Festtagen aus Furcht vor ihren Weibern davonliefen, wenn sie es zwölfe schlagen hörten, und ich um meinen besten Verdienst käme, wenn sie noch nüchtern gingen?" In diesem

Augenblicke kamen Spielleute aus der Stadt, die sich während der Feiertage Etwas auf dem Lande verdienen wollten. Konrad erkundigte sich bey diesen nach der Zeit, und sie meinten, es wäre gegen Mitternacht. Er bezahlte also seine Zeche, und brach auf.

Konrad hatte noch eine Stunde zu gehen; also war gewiß Mitternacht und damit auch die Gefahr vorüber, wann er nach Hause kam. So war er denn aufs Neue oder vielmehr immer noch in der Wüste des fruchtlosen Hoffens und Harrens: der langweilige Wechsel von leeren Tagen und unruhigen Nächten sollte sich abermals erneuen. Seine Unterlassung fing an ihn zu reuen; die Gründe, die ihn zuerst zu dem Wagstück angetrieben, und es in seinen Augen gerechtfertigt hatten, schienen ihm jetzt unumstößlich, und er schrieb seine Sinnesänderung nun seiner Feigherzigkeit zu. Der Unwille über sich selbst beschleunigte seine Schritte; und er war eine gute halbe Stunde gegangen, als ihn der nun heller scheinende Mond den Adelsdorfer Kirchthurm erblicken ließ. Der Weg ins Dorf hinab führte an der Kirchhofmauer vorbey. Er hatte diese kaum erreicht, da schlug die Thurmuhr; er zählte; es war elf. Indem er noch zweifelnd sich bemühte, am Zifferblatt die Stunde zu erkennen, ertönte jenseits auf dem Berge das Wächterhorn; er zählte abermals, es war elf. Da faßte es ihn wie mit Riesengewalt, und ehe sich irgend ein Gedanke in ihm gebildet hatte, stand er innerhalb der Mauer der großen Kirchthüre gegenüber. Die Himmelsdecke hatte

sich in einzelne, vorüberziehende Wolken aufgelöst, die dann und wann den Mond verdunkelten; dann aber trat er wieder in aller seiner Klarheit hervor, und die Leichensteine, aufgerichtet und liegend, nahmen wunderliche Gestalten an in seinem betrüglichen Lichte. Die hohen, dürren Linden, deren Aeste und Zweige mit Schnee bedeckt und mit Eiszapfen behangen waren, standen wie riesenhafte Armleuchter an der Kirchhofmauer, und strahlten und blitzten im Mondschein. Aus dem Schallloche des Thurmes, wo sie saß, kreischte dann und wann die Eule herab; aus dem Dorf herauf scholl bald näheres, bald ferneres Hundegeheul; dann herrschte wieder Minuten lang Todtenstille auf und außer dem Felde des Todes, und nur der laute Pendelschlag der Thurmuhr führte die Zeit weiter. Konrad fühlte nur einen vorübergehenden Schauder: seine Seele war zu sehr von Erwartung erfüllt, als daß irgend ein anderes Gefühl hätte Raum darin finden können. Um sich dem scharfen Winde zu entziehen, setzte er sich an die Innenseite eines der hohen abgestuften Strebepfeiler, zwischen denen sich der Haupteingang zur Kirche befand, und, in seinen Mantel gehüllt, harrte er der Dinge, die da kommen sollten.

Schon ziemlich lange hatte Konrad geharrt, da verfinsterte plötzlich eine rabenschwarze Wolke den Mond, und die Erde versank in Nacht; in derselben Minute blieb die Thurmuhr stehen; die Eule verstummte, das Geheul der Hunde schwieg, aber der Wind ward so stark, daß man sein Pfeifen hörte. Wieder nach ei-

ner Weile sprang die Kirchthür auf, und eine hochbrennende Kerze, von Niemand getragen, schwebte hervor der Kirchhofmauer zu. Bey ihrem Lichte nun erblickte der Harrende erst eine Anzahl Männer, schwarz gekleidet, mit leichenblassem Antlitz, mehrere Weiber, bleich, wie die Männer, auch schwarz angethan, wie diese, nur darüber noch in das weiße Leichenhemd der Leidtragenden gehüllt. Jedes hielt eine kleine Kerze in der wachsbleichen Hand, und zündete sie an der großen, umherschwebenden an. Die Kerzen flackerten nicht, trotz des Windes, die Kleider und Gewänder blieben unbewegt trotz seines Wehens; die Schritte der in langer Reihe Nahenden tönten nicht. Je Einer und Einer gingen sie an Konraden vorüber in die Kirche; ihre Züge waren ihm nicht fremd, doch konnte er sich nicht besinnen, wem sie angehörten; nur den letzten erkannte er bestimmt, Reinhold, den Müller. Er wollte vor Entzücken über die fröhliche ihm gewordene Hoffnung aufspringen; aber eine unsichtbare Macht hielt ihn am Boden fest. Die Reihe der Frauen begann; ihr Antlitz war von dem Leichenhemde fast bedeckt; nur der Letzten todtenbleiches Gesicht war unverhüllt; Konrad erkannte sie, es war — seine Geliebte. Er wollte aufschreien in seinem Entsetzen, er fand keine Stimme in der Brust; er wollte sich aufraffen, die Glieder versagten ihm den Dienst. Durch die offen gebliebene Thüre sah er in die erleuchtete Kirche; die nächsten Opfer des Todes saßen unbeweglich in ihren Stühlen, und schienen zu beten. Auf ein-

mal schloß sich krachend die Thüre: der Zauber war gelöset; Konrad sprang auf. Alles war wie vorher: der Mond schien hell, die Thurmuhr ging. In dem Augenblicke, wo sie Eins schlug, trat ein Mann, um den Pfeiler herum kommend, vor Konrad: es war der Todtengräber mit Schaufel, Spaten und Hacke auf der Schulter; er wollte der folgenden Feiertage wegen die Nacht benutzen, um für den alten am Nachmittag gestorbenen Dorfhirten ein Grab zu machen. „Konrad!" rief der erstaunte Todtengräber aus; aber dieser stürzte fort, ohne ein Wort zu erwiedern.

Von dem innern Schrecken getrieben, eilte Konrad über das Wasser, den Berg hinauf nach seinem Hause. Die Mutter hatte, nur in dem alten Sorgenstuhle nickend, auf ihn gewartet. „Herr Jesus!" rief sie aus, als sie ihm die Thüre geöffnet hatte, „wo bist Du gewesen?" und die Lampe höher hebend, fuhr sie fort: „Ach Du mein himmlischer Vater! Konrad, Du siehst ja aus, als kämest Du gerades Weges aus dem Grabe! Was ist Dir denn widerfahren?" — „Nichts, Mutter, gar nichts: gute Nacht!" antwortete er kurz und schnell, und ging in seine Kammer hinauf. Erst gegen Morgen erlag er der Erschöpfung, und fand einige Erholung, wenn nicht im Schlafe, doch in einer Art von Betäubung. Als er erwachte, hörte er die Glocken, die zur Kirche riefen. „Man läutet ihr zu Grabe, und ich bin Schuld an ihrem Tode:" sagte er in sich hinein, und die schreckenvollen Erinnerungen ließen ihm keine Ruhe mehr. Er

kleidete sich an, um wieder hinaus ins Freie zu gehen; aber die Mutter, die seine Erschöpfung merkte, hielt ihn zurück, und sie brachten den heiligen Tag einsam, er als Kranker, sie als Pflegerin, mit einander zu.

5.

Dem Todtengräber war unterdessen sein Geheimniß recht schwer geworden. Daß er es gleich nach vollendeter Arbeit zu Hause seinem Weibe mittheilte, war nur eine geringe Erleichterung. Sobald also nach dem ersten Geläut einige Kirchgänger auf dem Gottesacker erschienen, bildete er sich einen Kreis von Zuhörern, und erzählte, wie und warum er gleich nach dem ersten Hahnenschrey auf den Kirchhof gekommen, wie er Brünigs Konrad an der großen Kirchenthüre, und zwar ganz verstört, gefunden, wie, nach seiner schlechten Meinung, der Bursche keine andere Absicht gehabt, als zu sehen, wer im nächsten Jahre im Kirchspiel sterben würde, wie dieß um so glaublicher sey, da er selbst, der Todtengräber, vor einigen Tagen mit ihm über die Sache gesprochen, was der Schenkwirth bezeugen könne, und wie seine Verstörtheit und Flucht jedem Vernünftigen beweise, daß er leider seine Absicht erreicht, und die künftigen Todten gesehen habe. Er hoffe," fügte er hinzu, „ein Esel, geschweige denn jeder seiner guten Freunde und Nachbarn, werde sich leicht denken, wen eigentlich der verwegene Bursche

habe ſehen wollen. Jeder Freund und Nachbar, jede Freundin und Nachbarin war denn auch wirklich geſcheidt, und dachte an den Müller; denn Konrads Liebeshandel war allgemein bekannt, und der geitzige Müller wenig beliebt. Die Zuhörer des Todtengräbers verbreiteten nun die Geſchichte unter die ſpäter Ankommenden; ſie war zu ſchauderhaft, als daß ihr irgendwo ein Zweifel hätte entgegentreten ſollen; Konrads und ſeiner Mutter Abweſenheit, ſo wie das tiefſinnige Weſen, das man in der letzten Zeit an jenem bemerkt hatte, dienten zur Beſtätigung; und ſchon zu Mittage war kein Kind mehr in der ganzen Kirchfahrt, das nicht um die Geſchichte gewußt hätte.

Der Müller hatte, wie geſagt, wenig Freunde, und ſo erzählten ihm denn zwey Nachbaren mit durchblickender Schadenfreude, was geſchehen; ja der dritte, deſſen Erzählung Reinhold abwies, ſagte ziemlich offenherzig: „Je nun, Meiſter! Einmal müſſen wir Alle daran: heute mir, morgen Dir.“ Der Müller nahm daraus wohl ab, daß es bey Konrads Wagſtück vorzüglich auf ihn abgeſehen geweſen ſeyn möge; aber ihn konnte er doch nicht geſehen haben, da er zuverläſſig im nächſten Jahre noch nicht ſterben werde. Jedoch beſchloß er, bey der nächſten Gelegenheit den ruchloſen Burſchen ſcharf ins Auge zu faſſen.

Noch an demſelben Abende beſuchte eine dienſtfertige Nachbarin die alte Brünig, und theilte ihr beym Weggehen an der Hausthüre noch mit, was die Leute ſich erzählten, ſie aber natürlich nicht glaube. Die er-

schrockene Mutter stellte sogleich den Sohn zur Rede; er leugnete es aber: er sey in Neudorf bey dem Vetter gewesen, habe sich dort verspätet, dann verirrt; als er nach Mitternacht bey dem Kirchhof vorbeygegangen, habe er aus bloßer Neugier sehen wollen, ob die Kirche wirklich, wie die Leute glauben, erleuchtet sey, habe aber nichts gesehen, und eben gehen wollen, als der Todtengräber gekommen, vor dem er erschrocken sey. Er fand aber bey der Mutter keinen Glauben; noch weniger fand diese welchen bey den Freundinnen und Nachbarinnen, wenn sie sich gleich des Sohnes wegen stellte, als glaubte sie es selbst.

Konrad hielt es für nothwendig, den zweyten Feyertag in die Kirche zu gehen, wiewohl ihn bey dem Gedanken an Kirche und Kirchhof ein Schauder überlief. Es entging ihm nicht, wie die bejahrteren Männer, besonders aber die Frauensleute ihn mit Aengstlichkeit zu vermeiden suchten, und wenn sie dieß nicht konnten, wenigstens das Gesicht abwendeten, aus Furcht, in seinen Blicken ihren nahen Tod zu lesen. Selbst die Jüngeren wichen scheu zurück, denn, wenn sie auch nicht mit jenen fürchteten, so kam ihnen ein Mensch, der Geister gesehen hatte, doch unheimlich vor. So allein gelassen, stellte er sich dicht an die Kirchhofpforte, um Marierosen zu erwarten, sie, wie er sich vorgenommen hatte, recht freundlich zu grüßen, um ihr die Gelegenheit zu bösen Gedanken zu nehmen. Als sie aber eintrat mit der Todtenblässe, die theils von dem früheren Grame, theils von der letzten durchweinten Nacht her-

rührte, fuhr er, vom Schreck überwältigt zurück, und war keines Lautes zu einem Gruße mächtig. Auf eine ähnliche Weise geschah es ihm mit dem Müller, der sich mit Absicht und plötzlich in seinen Heimweg stellte. Der Schreck des jungen Menschen verursachte dem alten Manne einen zehnmal größern Schrecken: er war für ihn beweisend, daß Konrad ihn gesehen habe, und also sein Tod im Laufe des nächsten Jahres unvermeidlich sey.

Konrad verlebte fortan unglückliche Tage. In sein Inneres kam keine Ruhe: immer und überall verfolgte ihn das Gespenst der Geliebten, das ihm jene unglückseelige Nacht gezeigt hatte, immer peinigte ihn der Gedanke an ihren nahen, unabwendbaren Tod, immer bürdete ihm sein Gefühl die Schuld ihres Todes auf, wie sehr sich auch der Verstand bemühte, ihn zu entschuldigen. Aeußerlich ging es ihm nicht besser: Alle flohen ihn, denn die Reden der Vernünftigeren fanden kein Gehör, und diese Vernünftigeren machten ihm Vorwürfe über seinen sündlichen Vorwitz. Selbst on seiner Mutter wurde er gewahr, daß sie ihn mit einer gewissen Scheu betrachtete, die Augen niederschlug oder wegsah, wann seine Blicke auf sie fielen, und immer einsylbiger mit ihm wurde. Diese unglücklichen Umstände flößten ihm den Gedanken ein, seine Heimath abermals zu verlassen: hatte er doch hier eben so wenig, wie anderswo, irgend eine Hoffnung, seit er wußte, die Geliebte gehe dem Grabe zu.

Marierose war nicht glücklicher. Die Todesfurcht ihres Vaters, der nie in gesunden, viel weniger im kranken Zustande, der Ergebung fähig war, ging in Wuth und Ingrimm über. Heftige Ausbrüche erfolgten oft gegen die arme Tochter: er schalt Konraden einen ruchlosen Buben, seinen Mörder, sie ein Rabenkind, das dem leiblichen Vater den Tod wünsche, und vermuthlich den abscheulichen Taugenichts zu seinem verruchten Unternehmen aufgemuntert habe. Marierose verantwortete sich niemals, aber immer schmerzlicher schwoll ihre Brust vor Gram. Ohnehin hatte schon Konrads Benehmen, verbunden mit der Wahrsagung des Kuckucks, sie auf den Gedanken gebracht, Konrad habe auch sie gesehen; und da sie sein Wagstück für höchst sündlich hielt, auch ohne Schauder nicht daran denken konnte, so ward von dem Kampfe der Frömmigkeit und Furcht mit der Liebe ihr Herz gerissen.

„Base," sagte sie am Tage der drey heiligen Könige zu der Schulzin, „wenn Ihr wollt, daß ich noch einmal Ruhe finden soll auf dieser Welt, so seyd so gut, und laßt Konraden zu Euch rufen; ich muß durchaus mit ihm reden." Die Base war sehr erfreut, ihrer armen Nichte, der sie sonst nicht zu helfen vermochte, diesen Dienst erweisen zu können; und Nachmittags kamen die jungen Leute bey ihr zusammen. „Konrad," sagte das Mädchen, was Du gethan hast, ist freilich gottlos, und Du hattest mich vergessen, als Du hingingst, Gott zu versuchen; aber ich

hoffe, Du wirst mir doch noch ehrlich antworten, wenn ich Dich frage: „Hast Du meinen Vater gesehen?“ Konrad hatte diese Frage erwartet, und sich vorgenommen, es der Geliebten zu gestehen. Das that er; aber kaum hatte er geendet, so trat das Mädchen näher, und mit der Heftigkeit der Angst sagte sie: „Du hast auch mich gesehen.“ Wie ein Donnerschlag trafen ihn diese Worte, auf die er durchaus nicht vorbereitet war; es schien ihm, als stände nicht die wirkliche Geliebte, sondern wieder ihr Gespenst vor ihm. „Fort! Fort!“ rief er zurückfahrend; und dann, sich wenigstens halb besinnend, stürzte er mit dem Ausruf: „Nein! Nein! Nein!“ zur Thüre hinaus. Nachdem sich die beiden Frauensleute von ihrem Schreck erholt hatten, ließ es sich die Schulzin angelegen seyn, ihre Nichte auf andere Gedanken zu bringen; das Mädchen aber achtete nicht darauf, sondern sagte: „Er hat mich gesehen, und der Kuckuck behält Recht.“

Konrad sah wohl ein, daß er sich verrathen hatte, und daß es ihm überhaupt nie möglich seyn würde, der Lüge den Schein der Wahrheit zu geben: diese Einsicht reifte seinen Gedanken, die Heimath zu verlassen, zum festen Entschlusse. Am andern Morgen nahm er die bestaubte Geige seines Vaters, und die Hälfte seines übrigen Geldes; die andere Hälfte desselben trug er der Mutter hinab. „Nehmt dieß,“ Mutter,“ sagte er, „und lebt wohl! Hier ist meines Bleibens nicht mehr; wenn es einmal besser werden sollte, will ich wiederkommen.“ Die Alte wunder-

te ſich zwar, machte aber nur ſchwache Verſuche, ihn zurückzuhalten, denn ihr ſelbſt fiel mit ſeiner Abreiſe ein ſchwerer Stein vom Herzen. Konrad verließ alſo das Dorf, und geſellte ſich einige Meilen davon zu einer Bande von Spielleuten, bey denen er ſich ſein reichliches Auskommen erwarb; aber innerer Friede war nirgends für ihn zu erwerben, und man nannte ihn, ſeiner Schweigſamkeit wegen, allgemein den ſtummen Muſikanten.

Konrads Entfernung beruhigte den Müller nicht. Sein Uebel hat'' durch die Erſchütterungen der letzten Zeit bedeutende Fortſchritte gemacht, und der Glaube an den nahen Tod drängte ſich ihm immer fühlbarer auf. Dieß und die feſte Ueberzeugung, daß Marierose den ruchloſen Konrad heirathen würde, ſobald er ſelbſt die Augen zugemacht hätte, ſteigerte ſeinen Haß gegen Beide. Er beſchloß, ſeine Tochter zu enterben. Aber wem ſollte er ſein Vermögen hinterlaſſen? Der Schweſter? Die hatte keine Kinder, und ſo fiel es am Ende doch wieder an ſeine ungerathene Tochter. Der Muhme in der Stadt? Die hatte er nie leiden können, und die Närrin würde es auf Putz für ihre hochmüthigen Affen von Töchtern verwenden. Den Armen? Die waren ihm ſtets im Grunde der Seele zuwider geweſen. Der Kirche? Dabey gewönne nur der Pfarrer und der Schulmeiſter, die er Beide haßte, weil ſie nicht bey ihm mahlen ließen, er ihnen aber Opfer und Beichtgeld geben mußte. Niemand, dachte er endlich, Niemand ſoll es haben.

Reinhold hatte nie Geld ausgeliehen, aus Furcht, es zu verlieren; was man ihm hie und da noch schuldig war, zog er emsig ein, und was sich zu Gelde machen ließ, und ihm nicht unentbehrlich war, verkaufte er. Mehrere Nächte brachte er damit zu, diese nicht unbedeutende Summe an verschiedenen sichern Stellen seines Gehöftes zu vergraben. Auch die Mühle bot er zum Verkaufe aus, um den Kaufschilling ebenfalls der Erde anzuvertrauen, die seine einzige Erbin seyn sollte. Allein dieser Plan schlug fehl: die Krankheit, verstärkt durch die Entbehrung des Schlafs und die körperlichen Anstrengungen, warf ihn endlich nieder. Aerztlichen Beystand hatte er immer von sich gewiesen, und wenn er ihn auch jetzt, da die Schwäche des Körpers auch den sonst eisernen Willen ansteckte, sich gefallen ließ, so war es doch zu spät. Fest aber blieb er im Hasse gegen seine unglückliche Tochter; wie kindlich liebend sie ihn auch pflegte; wie oft sie auch mit Thränen ihn um Verzeihung bat, so konnte sie doch nie ein väterliches Wort, vielweniger seinen Segen erlangen; auch das Zureden seiner Schwester, die er immer des Einverständnisses mit seiner Tochter und ihrem Geliebten beschuldigt hatte, blieb fruchtlos. Er starb in diesem Widerwillen gegen die Seinigen am Sonntage Judica.

Marierose verließ nun die väterliche Wohnung, und zog zu ihrer Base. Bedurfte ihr Glaube an ihren nahen Tod noch irgend einer Bekräftigung, so fand sie diese in dem Ableben ihres Vaters: denn war

schen eine Hälfte dessen, was die Christnacht geweissagt hatte, eingetroffen, warum sollte nicht auch die andere eintreffen? Es galt ihr nun für unumstößlich gewiß, daß sie des Jahres Ende nicht erleben werde; und ihr körperliches Gefühl gab diesem Glauben Recht. Langer Gram, Schreck, Grausen und Unwillen über Konrad hatten zwar die Liebe zu ihm in ihrem Herzen ausgerottet; aber sie hatten dieß nicht vermocht, ohne die Wurzeln des Lebens zu beschädigen. Das arme Mädchen zehrte sich sichtlich ab; und jemehr das Gefühl der hinschwindenden Lebenskraft mit ihrem Wahne übereinstimmte, desto mehr richtete sich ihre Seele auf Tod und Ewigkeit. Keine geistliche Handlung, die in der Kirche vorging, versäumte sie; jede Leiche begleitete sie zu Grabe; und wenn sie nicht ihrer Base in der Wirthschaft half, brachte sie die übrige Zeit mit Beten und mit Lesen der heiligen Schrift und geistlicher Gesänge zu. Die Bemühungen der Ihrigen, sie zu erheitern, oder wenigstens von ihren düstern Beschäftigungen abzulenken, blieben fruchtlos; die Ermahnungen und Zurechtweisungen des Pfarrers, der sie von dem Ungrunde ihres Wahnens überzeugen wollte, hörte sie nur aus Ehrfurcht vor dem geistlichen Herrn, ihrem Beichtiger, geduldig an; die Vorschriften des Baders befolgte sie nur aus Gehorsam und Gefälligkeit gegen ihre besorgte Base: aber in ihrem Innern bewirkte dieß Alles keine Veränderung. Doch war dieses Innere von keiner Furcht, von keinem Schmerz gequält: sie hatte im

Gegentheil die Aussicht auf das nahe Grab lieb gewonnen; sie starb gern; denn auf der einen Seite zeigte ihr das Leben nichts Wünschenswerthes mehr, und auf der andern war sie sich keiner Sünde bewußt, als der, ihren Vater durch die Liebe zu Konrad gekränkt zu haben; in Hinsicht dieser aber vertraute sie auf die Barmherzigkeit Gottes, und tröstete sich mit dem Gedanken, schon hier auf Erden ihre Schuld abgebüßt zu haben.

So lange der Sommer währete, währete auch die Hoffnung ihrer Verwandten und Aller, die sie liebten; als aber im Herbst die Blätter fielen, fiel auch diese Hoffnung. Marierosens Uebel machte nun reißende Fortschritte, bald konnte sie die Stube nicht mehr verlassen. Erschreckt durch diese entscheidende Wendung, rief man sogar einen Doctor aus der Stadt zu Hülfe; der Mann schien sein Möglichstes zu thun; aber das zerstörte Leben war nicht wieder aufzubauen. Das Mädchen starb am zweyten Tage des Kirchweihfestes, in der Zeit, wo sie vor zwey Jahren durch Liebe erst eigentlich zum Leben erblüht war.

„Wenn Ihr Konraden jemals wiedersehet," sagte sie vor ihrem letzten Einschlummern zu der Base, „so sagt ihm, daß ich ihm von ganzem Herzen vergeben habe."

Niemand hatte während der ganzen Zeit Etwas von Konrad vernommen. Aber am Abende des Tages, wo sie Marierosen zu ihrer letzten Ruhestatt gebracht hatten, sah ihn der Schulmeister auf ihrem

Grabe ſitzen, und hörte ihn folgende Verſe aus einem alten Volksliede mit halblauter Stimme ſingen:

Sechs Träger die ſind ſchon bereit,
ſechs Träger die ſind ſchon bereit
von lauter Silber
von lauter Silber
und ſchwarzer Seid'
und ſchwarzer Seid'.

Wie lange ſoll ich nun traurig ſeyn?
wie lange ſoll ich nun traurig ſeyn?
bis alle Waſſer
bis alle Waſſer
verlaufen ſeyn
verlaufen ſeyn.

Und alle Waſſer verlaufen nicht
und alle Waſſer verlaufen nicht,
ſo nimmt mein Traurigſeyn
ſo nimmt mein Traurigſeyn
kein Ende nicht
kein Ende nicht.

Der Schulmeiſter wollte ihn nicht ſtören; ohnehin dachte er, würde Konrad morgen zu ihm kommen, um ihn zu begrüßen. Allein am andern Tage ergab es ſich, daß er ſich bey Niemand, auch nicht einmal bey ſeiner Mutter, hatte ſehen laſſen. Er kehrte nicht mehr in ſeine Heimath zurück. Erſt nach einer geraumen Zeit erfuhr man, daß er Kriegsdienſte genommen, und in der Schlacht bey Leuthen den Tod

gefunden hatte. So wurden zwey Wesen, die zu einem langen, durch Liebe beglückten Leben bestimmt schienen, in ihrer Blüthe das Opfer eines Traumes, den der Träumer, so wie seine Umgebungen, von Wahn geblendet, für eine wirkliche Erscheinung hielten.

Ueber den Spiegel.

Eine vor Damen gehaltene Vorlesung.

Von A. Wendt.

Indem ich, veranlaßt, Etwas zur geistigen Unterhaltung der geehrten Versammlung vorzutragen, einen Gegenstand suchte, der vornehmlich den Damen, welche wir in dieser Versammlung vorsitzen sehen, interessant seyn möchte, ohne doch dem männlichen Theile fremd zu seyn, fiel mir die herrliche Erfindung ein, vermöge deren Eines in dem Andern sich beschauen kann, ohne doch von seiner Kraft und Beschaffenheit nur im geringsten zu verlieren. Liebende, die bekanntlich auch Liebhaber der kühnsten Metaphern sind, wenn sie nicht allzufrüh zum kühlen Philisterthum geschworen, werden nach jener unbestimmten Beschreibung meines Gegenstandes freilich glauben, ich wolle von dem sprechen, was sie immer am liebsten hören, von jenem wonne- und schmerzenreichen Zustande des Menschenlebens, in dem ein Herz in jeder Regung des andern sich wiederfindet, wie die strahlende Sonne in der Wolke des Himmels und in jedem Thautropfen der Erde ihr Bild erweckt, von jener holden Neigung, durch die das Strenge mit dem Zarten, das

Milde mit dem Starken zu einem guten Klange sich zu vereinigen strebt. Allein so alt und ewig-neu auch dieser Gegenstand ist, so daß ich ihn mit Beystimmung aller Kenner des Alterthums zugleich als ein Capitel der allgemeinen Antiquitäten behandeln, und mit gelehrten Citaten gehörig ausstatten könnte, so ist er doch für ein paar Augenblicke allzureich, — und schwer ist es, in diesem Kreise die Macht der Liebe zu schildern, ohne von ihr bewegt zu seyn. Ich bekenne also, die Liebe war es nicht, woran ich dachte, wenn auch das Ding, welches ich meine, dieser alleherrschenden Neigung gern und vor allen dient. — Es war vielmehr ein ganz gewöhnlicher Gegenstand, den alle hier Anwesende ohne Ausnahme gebrauchen, und in dem die Schöne sich selbst wie ein zweytes Ich wiederfindet, ohne dadurch die Eifersucht des Geliebten zu erregen: — es war der für Jung und Alt so unentbehrliche Spiegel. Hören Sie, Geehrteste, meinen Grund. Ich dachte, heut verschönern die Damen diesen Cirkel; um ihn recht zu verschönern, haben sie vorher den Spiegel zu Rathe gezogen, und erst als dieser ihnen die gehörige Antwort gegeben, haben sie uns ihr werthes Antlitz zugewendet — obgleich ich damit auf keine Weise behauptet haben will, daß Damen nicht auch ohne Spiegel schön wären. Wie billig ist es nun, daß der männliche Theil dieser Gesellschaft dieß dem Spiegel Dank wisse, und zur Anerkennung seiner Verdienste seiner einmal ausdrücklich in einer so schön geschmückten Versammlung gedacht werde.

Zwar giebt es andere sogenannte Spiegel, die dem Gestaltenspiegel den Rang streitig machen, vor allen das Antlitz, als der Spiegel des unverstellten Gemüths, und in demselben das Auge, ohne welches auch kein äußerer Spiegel für uns existirte.*)

Dann die Seele selbst, die der Hintergrund und die leuchtende Sonne dieses Spiegels ist. So soll die Seele des schaffenden Künstlers, wie die neuen Kunstlehrer sagen, die Herrlichkeit der ganzen Welt zurückspiegeln, und noch wahrer sagt schon Lucian von dem Geschichtschreiber, sein Sinn müsse, ein ungetrübter, reiner und glänzender Spiegel, die Gestalten der Begebenheiten zeigen, wie er sie empfängt. Und so giebt es überhaupt einen Spiegel, den wir Alle in uns tragen, der uns von Natur, und doch nicht von der Geburt an, zugehört, ein Spiegel, der oft durch den Hauch des Vorurtheils angelaufen, durch Verkehrtheit des Willens getrübt und verdunkelt, uns das nicht zeigt, was er uns zeigen sollte — ich meine das Bewußtseyn, welches als Selbsterkenntniß und Gewissen aller Weisheit und Tugend unentbehrliche Bedingung ist. Dieser Spiegel ist nicht zerbrechlich,

---

*) Daher auch der deutsche Dichter so schön gesungen:

Der Himmel selbst ist abgemalet
In einem wundervollen Ring,
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Weit schöner, als was er empfing.

wie Glas, er roſtet nicht, wie Metall, er wirft nicht ein vergängliches Bild unſerer Oberfläche zurück; er hält uns vor, was wir innerlich ſind und ewig ſeyn ſollen in unſerm innerſten Weſen, ſo daß auch derjenige, welcher die Klarheit dieſes Spiegels verdunkelt, weit mehr verliert, als der, der nach der poetiſchen Sage ſein äußeres Spiegelbild verlor. Allein obwohl es hier der Ort nicht iſt, von dieſem köſtlichen und wunderbarſten aller Spiegel mehr zu ſprechen, ſo darf ich ihn doch um der Beziehung willen, in welcher er zu jenem körperlichen Spiegel ſteht, in meiner Abhandlung nicht ganz übergehen; denn alles Körperliche wird durch ſeine höhere geiſtige Bedeutung veredelt, und in dem ſchönſten Lichte wollen meine verehrten Anweſenden doch den Spiegel ſehen.

Was war es auch, daß ſchon ältere Künſtler und Dichter den Spiegel zum Attribut der Wahrheit machten, wenn nicht die Aehnlichkeit der Grund war, welche zwiſchen dem Selbſtbewußtſeyn und dem äußern Spiegel, wie zwiſchen dem Lichte und der erkannten Wahrheit (oder der wahren Erkenntniß) Statt findet? Damit ſich ein Gegenſtand in dem andern ſpiegle, muß einer dem andern gegenüberſtehen, und eine glatte, undurchſichtige Fläche die Lichtſtrahlen, die jener verſendet, in ein Bild geſammelt zurückwerfen;[1]) damit der Geiſt ſich ſelbſt und die Wahrheit erkenne, muß er den reinen Eindruck der Dinge auf denſelben wahrnehmen, ſeine Kraft ſammeln, und ſich in ſeiner Thätigkeit auffaſſen und begreifen. Aber darin leuchtet auch die

Verschiedenheit beider ein. Dort nämlich sind Gegenstand und Spiegel zwey verschiedene Dinge, die in dem Spiegelbilde Eins werden, das eine nimmt den Schein des andern auf; in der Selbsterkenntniß aber und im Gewissen ist es nur ein Gegenstand; der Spiegel und das Sehen in demselben ist hier nur eine Thätigkeit, die aber dadurch, daß sie sich, wie das überall verbreitete Licht, an einem besondern Wesen reflectirt, zu zweyen wird. Dieser innere Spiegel ist es nun, der auch den äußern, auf welchen ich diese Betrachtung beschränken wollte, seinen eigenthümlichen Werth und seine Bedeutung für den Menschen giebt. Der Vogel fliegt auf den Spiegel zu, der sein Bild zurückwirft, weil er sein äußeres Bild für einen wirklichen Gegenstand, für ein Geschöpf seiner Gattung hält; der Mensch, der in den äußeren Spiegel mit gesundem Geiste sieht, erkennt sich selbst in seinem äußern Bilde wieder. Daher sagt auch der strenge Seneca: Der Spiegel wurde erfunden, damit der Mensch sich selbst kennen lernte, obgleich er eben so gut hätte sagen können: im Spiegel hat sich der Mensch erst äußerlich kennen gelernt. So wären wir denn in der Mitte des Gegenstandes, und gleichsam in der Spiegelmetaphysik.

Aber die Alten pflegten diesen Gegenstand auch praktisch zu behandeln; sie fragten darum nach der Absicht dieser äußern Selbstkenntniß, und dieß führt uns zugleich auf die Geschichte der Spiegeltheorie, wo-

es nicht ganz unbemerkt lassen kann, daß dieselbe vornehmlich von Philosophen abgehandelt worden ist. So gab vor Allen der weise Sokrates, wie uns Plutarch berichtet, häßlichen Jünglingen, die sich im Spiegel besehen, die heilsame Lehre, den Mangel der Schönheit durch Tugend zu verbessern, den schönen aber, ihre Wohlgestalt nicht durch die Schlechtigkeit des Herzens zu schänden, und Seneca faßt dieß in folgenden Worten auf: Der Wohlgebildete soll sich im Spiegel kennen lernen, um sich nicht mit Schande zu beflecken, der Häßliche, damit er durch Geistesvorzüge das zu ersetzen suche, was dem Körper gebricht — der Jüngling, damit er durch die Blüthe seiner Jugend sich erinnern lasse, es sey die Zeit des Lernens und kühner Unternehmungen; der Greis, damit er ablege, was grauen Haaren unanständig ist, und etwas an den Tod gedenke. Schön ist es auch, setzt Plutarch hinzu, wenn die Häßliche, nimmt sie den Spiegel zur Hand, zu sich selbst sagt: Was würde ich ohne Tugend seyn? — und die Wohlgebildete: Was werde ich erst mit Tugend ausgestattet, seyn? Denn es bringt der Häßlichen Ehre, wenn sie mehr um ihre Sitten, als um ihres Aeußern willen, geliebt wird."

Ob nun der galanteste aller Philosophen, wie ihn unser Böttiger in seiner Sabina nennt, das ist Aristipp, des Sokrates Schüler, der berüchtigten Lais, welcher er eine eigne Schrift über den Spiegel widmete, diesen von dem Alterthum bald dem Sokrates, bald schon dem Bion und Solon beigelegten, und von

Phädrus zu der bekannten Fabel von Bruder und Schweſter verarbeiteten Spiegelſermon vorgetragen habe, laſſen wir jetzt billig unentſchieden. Auf keinen Fall aber würde der liebende Mann, von dem es in der alten Elegie heißt:

„Auch den Kyreniſchen Mann zog Sehnſucht über den Iſthmus,
„als Ariſtippos Bruſt Lais erkäuflichem Reiz
„heftig entbrannt; nun mied er der Weisheit ernſte Geſpräche,
„ihr nur folgend, und wich nimmer aus Ephyre mehr" —

auf keinen Fall, ſage ich, würde dieſer der allgemein Begehrten die harte und einſeitige Männerphiloſophie vorgetragen haben, welche der erwähnte Plutarch an einer andern Stelle unter ſeinen Ehevorſchriften anführt, indem er ſagt: So wenig ein mit Gold und Edelſteinen geſchmückter Spiegel nützt, wenn er nicht ein ähnliches Bild darſtellt, eben ſo wenig nützt auch eine reiche Frau, die nicht mit dem Leben und Charakter ihres Mannes zuſammenſtimmen will. Der Spiegel iſt fehlerhaft und unbrauchbar, der einem Fröhlichen ein trauriges Geſicht, einem Traurigen und Niedergeſchlagenen ein fröhliches zeigt; ſo iſt auch eine Frau läſtig und widerwärtig, die, wenn der Mann Scherz und Unterhaltung ſucht, ein mürriſches Geſicht macht, und wenn er ernſt iſt, ſcherzt und lacht. Das Eine iſt unliebenswürdig, das Andere zeigt von Geringſchätzung. — So wie vielmehr die Geometer ſagen, daß die Linien und Flächen der Körper ſich nicht ſelbſt bewegen, ſondern mit den

Körpern, so soll auch das Weib keine eigne Bewegung haben, sondern mit dem Manne Ernst und Scherz, und Weinen und Lachen theilen. — Gewiß, so hätte Aristipp, obgleich er sich die Beherrschung der Neigungen, denen er sich hingab, vorbehielt*), an seine Geliebte nicht geschrieben, sie nimmermehr mit einem bloßen Spiegel, mit einer Linie, die keine Bewegung hat, verglichen; und will man hier die wenig frommende Bemerkung machen, daß der Schriftsteller, der diese Lehre vorträgt, hier nur die Erfordernisse der Ehefrau bestimmt habe, so fragt sich wohl an meisten, wo jenes Verhältniß anfängt oder aufhört. Was aber jene Lais, und jede ihrer Schwestern vor und nach ihr, am liebsten am Spiegel gesehen habe, das lehren uns zwei Epigramme der Alten, welche auf der Meinung der damaligen Welt von dieser Schönen und auf der Thatsache beruhen, daß Lais bei vorgerückten Jahren ihren berühmten Spiegel der Venus weihte. Das eine lautet:

Schönheit zwar Kythere, gewährst Du, aber die Zeit nimmt
Deiner beglückenden Gunst Blüthe zerstörend hinweg;
Weil auch mir sie vorübergerauscht, o Kythere, so nimm auch
Deines verlornen Geschenks Zeugen, Erhabne, zurück.

Das andere aber, welches selbst dem göttlichen Platon beigelegt wird, ist folgendes:

Sie, die Hellas einst mit üppigem Hohne verlachte,
Deren Gemächer ein Schwarm liebender Männer umgab,

*) Er pflegte zu sagen: Ich besitze Lais; sie nicht mich.

Lais widmet den Spiegel der Pallas. Mich, wie ich jetzt bin,
Will ich nicht schaun; wie ich war, zeiget der Spiegel
mich nicht.

Und wenn also überhaupt der in diese Lais entbrannte Philosoph ihr Sokrates Lehre über die weibliche Schönheit vorgetragen hat, so läßt sich wenigstens mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß er in den Wind geredet. —

Allein schon höre ich meine verehrten Damen im Geiste murren und fragen, warum denn die Philosophen von jeher nur den Damen vor dem Spiegel gepredigt, und weniger ihrem eignen Geschlechte weise Verhaltungslehren gegeben haben? Ich könnte darauf antworten, es sey darum geschehen, weil doch die Damen das besitzen, was man am liebsten im Spiegel schaut, und weil sie darum ganz natürlich auch den Spiegel am meisten benutzen; allein das Erstere würden einige junge Narzisse nicht zugeben, auf das Letztere würden meine gelehrten Damen vielleicht erwiedern, daß die männliche Jugend ihnen hierin wenigstens nachzukommen strebe, und wenn der gelehrte Alterthumsforscher, den ich vorhin nannte, ihnen zur Seite stände, so würden sie noch weiter sagen, daß der mürrische Seneca das männliche Geschlecht seiner Zeit nicht minder gescholten habe, indem es sich des Spiegels bediene, „um sich den männlichen Bart auszurupfen, und das männliche Antlitz glatt zu machen," was beyläufig gesagt, mittelst eines Harzes und einer kleinen Zange geschah — und daß der Stoiker in seinem Unmuth über den Spiegelluxus endlich ausruft: Die verworfensten

Künſte haben Alles ſo ſehr verwirrt, daß der Damenputz früherer Zeiten jetzt zum Gepäck der Männer, ja ich ſage noch mehr, ſelbſt zum Gepäck der Krieger geworden iſt.[2])

Indeſſen geht der grämliche Philoſoph gewiß zu weit, wenn er den künſtlichen Spiegel nur für eine Erfindung der Eitelkeit und des Luxus anzuſehen ſcheint, und behauptet, „auch damals, als jene Männer alter Art ungeputzt lebten, waren ſie geſchmückt genug, wenn ſie den Schmutz ihrer Arbeit im Strome abwuſchen — da war ihr Putz, das Haar zu ordnen und den langen Bart zu kämmen, und darin leiſtete Jeder ſich und Andern wechſelſeitig Dienſte. Das Haar, welches die Männer ſtets herunterflattern ließen, wurde von ehelicher Hand geordnet. Dieſe kunſtlos ſchönen Männer ſchüttelten wie edle Thiere ihre Mähnen.“ Der Mann nehmlich, welcher ſeine Zeitgenoſſen mit dieſen Worten gern in den Zuſtand der edlen Thiere zurückverſetzen möchte, bedenkt nicht, daß mit dem Zuſtande höherer geiſtiger Ausbildung auch eine Verfeinerung des äußern Zuſtandes unzertrennlich verbunden, und darum nicht bloß in luxurirender Willkühr gegründet iſt; ja er vergißt, wie es ſchon oft gelehrten Leuten ergangen, indem ſie den dichten Wald vor den Bäumen nicht geſehen haben, was der Hauptzweck des künſtlichen Spiegels, und durch das Hineinſehen in den Strom in dieſem Maaße nicht zu erreichen iſt, daß nehmlich der Gebrauch des Spiegels die Reinlichkeit — der Goethe in ſeinem weſtöſtlichen Divan (wo er von den Perſern redet) unter den bürgerlichen Tugenden mit

Recht einen hohen Platz anweist — befördert und erhöht. Dieser Gebrauch, der allen Mißbrauch des Spiegels zu Eitelkeit, Stolz und Wollust aufwiegt, ist auf kein Geschlecht und Lebensalter eingeschränkt, und durfte hier, wo das Lob des Spiegels gepriesen werden soll, nicht übergangen werden, obgleich es lächerlich seyn würde, diesen Vorzug desselben hier durch Beweis und Beyspiel auseinanderzusetzen.

Lieber will ich von diesem kitzlichen Punkte abbrechen, und zu dem historisch-antiquarischen Theile meiner Unterhaltung übergehen, der überhaupt weit unschuldiger ist. Um mich aber hier nicht zu weit zu verlieren, will ich bemerken, daß hier nur von Stoff, Form und Gebrauch der ebenen oder Planspiegel, welche den Zweck, sich darin zu besehen, am besten erfüllen, die Rede seyn soll; denn die andern entstellen, verschieben und verzerren ja das schönste Bild, oder sie sind gar nicht zum Besehen.

Der älteste Spiegel war bekanntlich der, in welchem sich wahrscheinlich schon Adam und Eva im Paradiese gesehen, und den Narziß bekanntlich zu lieb gewann. Denn es bedarf ja zum Spiegel nur einer glatten undurchsichtigen Fläche, welche die Lichtstralen, in und mit welchen der vorstehende Körper zu sehen ist, in getreuer Ordnung als dessen Bild zurückwirft, und dieß bietet das Wasser dar, wenn es auf einem undurchsichtigen Grunde still steht. Darum sagt der Dichter Virgil:

„Neulich sah ich mich am Ufer, als
von Winden frei des Meeres Spiegel war!"

und die gelehrten Erklärer führen auf Veranlassung des Hundes, der beym Phädrus durchs Wasser läuft, uns eine lange Reihe mythischer Personen an, die sich, wie er, im Wasser besehen haben sollen. Indessen — das Wasser will nicht immer still halten, weßhalb auch der durch das Wasser schwimmende Hund des Fabeldichters Phädrus nach Lessings scharfsinnigem Tadel sein Schattenbild im Wasser nicht gesehen haben kann. *)

Der Zufall, durch den man den ersten natürlichen Spiegel gefunden, hat wahrscheinlich auch auf den ersten künstlichen geführt. Die Bearbeitung des Metalls oder Steins zu andern Zwecken führte darauf, und vielleicht besaß die Frau den ersten, welche das metallne Becken spiegelblank zu putzen verstand; die sich in dem Wasser des Beckens gesehn, konnte nun auch in dem Becken selbst ihr Gesicht erblicken. Schon den israelitischen Frauen, welche nach altägyptischer, wie nach heutiger Sitte, im größten Schmuck beym Gottesdienst erschienen, wurde, nach den berühmtesten Auslegern der Mosaischen Bücher, der kupferne Handspiegel, mit welchem sie zum Tempel kamen, auf Moses Befehl abgenommen und — o Schmach! zu ehernen Becken zur Reinigung der Priester verwandt! [3]) Vielleicht gebührt aber noch mehr dem Manne, der Stein und Metall

*) S. Lessings Abhandlung über den Vortrag der Fabel in s. Werken.

zu andern Zwecken bearbeitete, der Ruhm dieser Erfindung, oder richtiger die erste Wahrnehmung der künstlich hervorgebrachten Spiegelfläche. Wie leicht konnte ferner der, der gern in den Becher sah, sich selbst auch an dem blinkenden Becher sehen; *) ist ja doch der Wein selbst, nach Aeschylus Ausspruch, der Spiegel der Gesinnung, wie Erz der Spiegel der Gestalt. Sey dem nun, wie ihm wolle, und wir können auch die Untersuchungen übergehen, welche Gottheiten den Spiegel erfunden haben sollen **); so ist ausgemacht, daß man sehr bald zu dem Behufe, seine Gestalt zu sehen, eigens eine polirte Scheibe gefertigt hat, die bei den Griechen und Römern der alten Zeit gewöhnlich eine länglichrunde oder kreisförmige Gestalt hatte, und zum Anhängen oder Tragen in der Hand eingerichtet war. Der gebräuchlichste Stoff, aus welchem wir im Alterthume Spiegel gearbeitet finden, ist Metall; wir könnten daher das erste Zeitalter der künstlichen Spiegel das metallne Zeitalter nennen. Denn ob zwar nicht zu bezweifeln ist, daß die Phönicier auch die Erfindung des Glasspiegels machten, und von Plinius der alten Stadt Sidon, wo man Glas blies und drehte, die Erfindung eines Glasspiegels ausdrücklich zugeeignet wird: so scheinen doch die Alten für gefährlich gehalten zu haben, die weibliche Schönheit mit einer so zerbrechlichen Materie in Berührung zu bringen. Im Ernst gesagt, scheinen die Glasspiegel des Alterthums sehr unvollkommen gewesen zu seyn, was, wie Beckmann, der gründlichste Forscher über die Er-

findung der Spiegel bemerkt, eben daraus hervorgehen möchte, daß sie die Metallspiegel, die doch so leicht anlaufen, und immer abgerieben werden mußten, nicht verdrängen konnten. [6]) Auch findet man im Alterthume Spiegel von Stein, namentlich von dem, in Aethiopien gefundenen obsidianischen Stein, oder der verglasten Lava, wie man sie bei den Peruanern fand, als die Europäer zuerst ihre Bekanntschaft machten; aber da die Masse schwarz war, so waren diese Spiegel für das gewöhnliche Bedürfniß nicht wohl angemessen; denn wer möchte sich gern schwärzer sehen, als er ist? Die übrigen Spiegel von Stein aber scheinen nur polirte Steinplatten, mit welchen man prächtige Zimmer der Reichen täfelte, gewesen zu seyn. [7])

In der Spiegelgeschichte tritt nun ganz abweichend von den Perioden der Mythengeschichte das eherne Zeitalter früher, als das silberne und goldene ein. Denn wo wir in den Schriften der Alten goldne Spiegel finden, da sind es meistens Stellen der Poeten, die im Gedicht gewöhnlich mehr, als in der Wirklichkeit zu verschenken haben, und man kann allenfalls der schönen Helena den goldnen Prachtspiegel, den ihr Euripides in seiner Hekuba mit auf den Weg aus Ilium in die Hand gibt, [8]) als eine Auszeichnung jenes Reizes, der auch der Greise kühleres Blut in Bewegung gesetzt, noch gestatten — im Uebrigen aber mögen viele s. g. goldene Spiegel des Alterthums nur goldgerahmte, goldbesetzte oder von dünnem Goldblech gefertigte gewesen seyn. Die ersten metallnen Spiegel aber

waren nur von unedlerem Metall, nehmlich Eisen, Kupfer, Blech, oder aus einer Mischung von Zinn und Kupfer, wie sie nach Plinius besonders zu Brundusium fabricirt wurden.

Nun kann man wohl behaupten, daß mit der Vermehrung der künstlichen Schönheit und den Toilettenkünsten auch die Kunst und Pracht der Spiegel sich vermehrt habe — denn je weniger zu sehen ist, desto mehr will der Mensch sehen — Seneca berichtet gar ausdrücklich, daß nachdem der Luxus herrschend geworden, Spiegel in menschlicher Lebensgröße aus Gold und Silber verfertigt, *) ja endlich sogar mit Edelsteinen ausgeschmückt worden seyen, und daß ein solcher einem Frauenzimmer höher zu stehen gekommen, als in der guten alten Zeit die Mitgift, die der Staat den Töchtern armer Feldherren gegeben, ja daß die Aussteuer, die einst der Senat der Tochter des Scipio gegeben, zu seiner Zeit nicht zu einem Spiegel für das Jüngferchen einer Freigelassenen zugereicht habe. Allein der steife Murrkopf scheint sich in seiner Hypochondrie ein wenig getäuscht zu haben. Denn abgesehen davon, daß, wie wir schon bemerkten, der Spiegel ja nicht blos zum Putze dient, ferner, daß große Spiegel auch zur Ausbildung der mimischen Kunst angewendet worden sind, z. B. von dem großen Redner Demosthenes, der sich in dem mimischen Theile seiner Kunst vor einem großen Spiegel übte, wie in neuerer Zeit von dem großen Iffland, dessen Rath und Beyspiel auch darin unsere Schauspieler folgen sollten — so scheinen auch

die neueren Untersuchungen großer Technologen jene Ansicht zu widerlegen. Nach diesen nehmlich war unter allen im Alterthum bekannten unvermischten Metallen das Silber gerade das geschickteste, um Spiegel daraus zu fertigen; die Mischung der Metalle aber, wie z. B. die von Kupfer und Zinn, hat größere Schwierigkeiten, auch hält sich ein aus solcher Mischung verfertigter Spiegel, ohne besondere Sorgfalt, weit weniger, als ein silberner; [10]) — so daß wohl nicht die Sucht nach Luxus, wenigstens nicht allein, silbernen Spiegeln den Vorzug gab. [11]) Uebrigens ist es auch wahrscheinlich, daß diese Spiegel aus sehr dünnen Silberplatten gearbeitet, und dann nicht ohne Zusatz waren. Bey den Griechen waren sie früher, bey den Römern kamen sie erst zu Pompejus Zeit in Gebrauch. Im Uebrigen soll nicht geläugnet werden, daß mit dem Spiegel schon bey den Römern großer Luxus und ausschweifender Mißbrauch getrieben worden sey, so wie nicht minder, daß der Gebrauch einer so kostbaren Geräthschaft auch leicht die Eitelkeit und den Stolz seines Besitzers genährt und vergrößert habe.

Ueber die Art und Weise nun, wie man sich des Spiegels im klassischen Alterthume bediente, und über die Einrichtung des Toilettenspiegels einer vornehmen Römerin, — was unsere Damen vorzüglich interessiren möchte, belehrt uns unseres Wittigers Sabina gründlich. Gerade vor ihr steht eine der ihr aufwartenden Zofen, den silbernen Spiegel von der gewöhnlichen ovalen Form in der Hand, den sie ihrer Gebie-

rein, ſo daß zur Rechten, daß zur Linken wendend, verſtatten muß, eben ſo wie ſie auf ältern Bildwerken dargeſtellt iſt.“) Und wie beſonderlich dieſer Dienſt auch geweſen ſeyn mag, den Blick und Sinn der Scholaſtica zu erquicken, und jeder ihrer Bewegungen durch gefällige Windungen des vergoldeten Spiegels nachzufolgen, ſo mußte ſich dieſer Spiegel hinterwärts wenigſtens in hübſchen Darſtellungen beſſer ausnehmen, als jene weißlichen Wolkenzüge, welche oft ein ganzes Gebäude auf ihren Schultern zu tragen, und dabei noch förmlich anzuſtrengen ſcheinen, ehe der Cavaliere ſervente, der, wie wir aus den ſpätern Lichterſpeln des Dichters hören werden, gar oft die Stelle des Bedienten vertrat. Etwas klar gieng ſich doch gewiß ein erfreulicher Anblick der Form von der mehreren Art, und wie angenehm mir oft fand, wenn mir das Mißlingende meiner Zeit in ſolcher verkommen. Dennoch natürlich nennen der erfindende Menſch die Stelle der Maſchine; jetzt vertritt die Maſchine die Stelle des Menſchen, (wenn auch mit geringerer Vollkommenheit für Manche, die ſich von allen Seiten im Spiegel ſehen will,) und eine durch die Hand der Dame leicht in Bewegung geſetzte künſtliche Spiegelfläche gibt am Arbeitstiſche dem Spiegel die gefällige Richtung nach allen und jeden. Wo dem Spiegel der Schein, der aus einer fremden Quelle, die einzigem mit Schönheit belegt iſt, beſitzt, und wenn er nicht gebraucht wird, in einem gewiſſen Zuſammenhang ſteht, iſt die ganze Erfindung ihm beſonders

[illegible] [illegible] [illegible] [

der Kunst, Spiegel von geblasenem Glase zu verfertigen, aber sie wenigstens zu polirten grossen Tafeln zu bearbeiten, bemächtigt haben; wie denn das gewöhnliche Amalgam von Zinn und Quecksilber erfunden worden, dann seit dem 17. Jahrhundert auch in andern Ländern Spiegelhütten angelegt worden, wie in Frankreich namentlich die Kunst, Glastafeln in bisher unerhörter Höhe und Breite zu giessen, erfunden worden ist, deren Schwierigkeit jedoch auch zur Vervollkommnung der weit sichern Verfahrungsart des Blasens und Streckens geführt hat [97]), und wie es nun geschehen ist, dass jetzt die elegantesten trumeaux einladend vor den schönen Fremdlingen des Spiegels, und Sie, meine Damen, vor denselben stehen; allein meine hochgeneigtesten Zuhörer, die im Spiegel gern das Neue sehen, werden schon längst an den Spiegelanstalten genug haben; und da ich damit die geehrten Herren einigermassen abgefunden zu haben glaube, so halte ich es nun für erlaubt, mich ganz ausschliessend an die Damen zu wenden, und in einem kleinen poetischen Versuche zu zeigen, wie heutzutage ein Dichter das Kapitel vom Spiegel auffasst, wenn er durch ihn zu seiner Dame redet.

Bey Uebersendung eines Handspiegels zum neuen Jahr.

Es nahte sich des Abends dritter Zeiger,
Der manches Jahr aus seiner Bahn kommen sah,
Und mit den Klängen der gewechten Leier
Zu traulichem Verein die Herzen band.

Da wurde mir von lieber Hand berichtet,
Welch' schönes Loos für mich gefallen war:
Ich sprach: nur Euch ein Veilchen hingedichtet,
Und was ich habe, bring ich gern Ihr dar!

Ich wollte gern Dir, holde Freundin, schenken,
Was Dir an Anmuth mocht vergleichbar sey.
Allein ich merkt' es noch so sehr bedenken,
Doch fand ich nichts, das Dir vergleichbar sey.
Es müßte denn ein Bild voll Huld und Leben
In der Natur, Dir nachgezeichnet, geben.

Doch wo in aller Welt den Künstler finden,
Der Dich mir malte, wie Du immer bist,
Mit jeder Regung, die im schnellen Schwinden
Gepaart sich zeigt mit Reiz und holder List;
Der Bildner löst den Augenblick erstarren,
Das Leben kann nicht träge ruhn und harren.

Und die Natur in ihrer reichen Fülle,
Sie zeugt kein wirklich Ding zum zweiten Mal,
Und keines Engels Gottgeschaffne Hülle
Schaut sich verdoppelt in des Himmels Saal.
Groß ist und weit das Reich der Aehnlichkeiten;
Der Dinge Gleichheit muß ich ganz bestreiten.

So bey mir denkend bin ich hingegangen
Am Bache, wo die schmalen Wasser ziehn,
Da fand ich einen Spiegel aufgehangen,
Darin der Sonne Bild ich schimmern sehn;
So schimmerte die Wahrheit mir enthüllet,
Mein Räthsel schien aufs Heiterste erfüllet.

Da kann ich demnach Dir die Gabe spenden,
Die Dir, o Freundin, zu vergleichen ist.

Nimm dieſen Spiegel drum aus Freundeshänden.
Er zeigt Dich ſelbſt Dir, wie Du immer biſt,
Er ſpricht zu Dir, ein wahrer Zauberſpiegel,
Vernimm mit Gunſt, ſchon öffnet ſich das Siegel.

Der Spiegel redet:

Ich faſſe Dich, und kann Dich doch nicht halten,
Ich ſchließe Dich in meinen Rahmen ein;
Doch Du, Du wechſelſt munter die Geſtalten,
Frei gehſt Du weg; dann bin ich leerer Schein.

Ich zeichne Dich mit allen Lebensfarben,
Und dennoch zeichn' ich Dich mit Farben nicht.
Und Alle, die um Deine Gunſt je warben,
Behaupten ungeſehn, es ſey Dein hold Geſicht.

Ich male Dich zum Sprechen, ohne Mühe,
Ich brauche nichts, als Deine Gegenwart;
Und nur ein wenig Licht, damit ich glühe,
Wenn ſich Dein Blick in meinem offenbart.

Tritt an den Bach, Du kannſt Dich wohl erblicken,
Wie ſich der Frühling ſchaut im bunten Licht,
Doch jede Welle wird Dein Bild verrücken,
Die raſtet ſich an einer andern bricht.

Ich aber halte feſt, was Du mir ſpendeſt.
Durch mich wird Dir aufs deutlichſte entdeckt,
Wenn Du mich auf die andre Seite wendeſt,
Das Grübchen ſelbſt, wo Amor ſich verſteckt.

Und wie Du Dich auch immer drehſt und wandelſt,
So bin ich doch und bleibe Dein Geſicht,
So lange Du mich freundlich nur behandelſt,
Und ſtolz mir kehrſt den ſteifen Rücken nicht.

Drum komm zurück zu mir mit leichten Schritten,
Und ſchau mich an mit liebevollem Blick. —
Und doch — wozu das lange, lange Bitten,
Du kommſt! ja, ja, Du kommſt gewiß zurück!

Zwar ſagt Verläumdung von den armen Frauen,
Sie könnten nie an uns vorübergehn,
Sie müßten denn ein wenig ſich beſchauen,
— O nein! ſie bleiben auch bisweilen ſtehn.

Doch iſt ein tief Geheimniß hier im Spiele,
Das meine Lippe Dir ſo gern geſteht.
Euch zieht nicht Eitelkeit zu ſolchem Ziele;
Es waltet in dem Spiegel ein Magnet.

Der Spiegel kann das Allerſchönſte faſſen,
Das Auge ſehnt ſich, wirklich es zu ſchaun;
Wie könnt ihr nun den guten Spiegel haſſen,
Zeigt er das Schönſte nicht Euch ſchönen Frau'n?

Und wie die Blume ſich in Wellen ſpiegelt,
Und von dem Spiegelglanz des Thau's ſich nährt,
So wird der ſchönen Frauen Herz beflügelt,
Wenn ſie zu meiner Zauberfläche kehrt.

Doch will mich Jemand eigennützig nennen,
Und ſchelten meiner Herrſchaft weites Reich,
So muß ich Dir's nur g'rade frei bekennen:
Die ſchönen Weiber ſind mir Alle gleich.

Zwar macht die ſchöne mich am ſchönſten immer,
Doch ſage, mach' ich ſie nicht minder ſchön?
Und kann ſie ihrer Reize Schmuck und Schimmer,
Wohl ohne meinen Beiſtand noch erhöhn?

Und endlich frag' ich Dich, iſts meinetwegen,
Daß ſich die Schöne putzt und reizend ſchmückt?
O nein, ihr iſt an mir nicht viel gelegen;
Ein Andrer iſt es, den ſie gern beglückt.

Drum werf' ich auch von meiner kalten Fläche
Nur kalt Dein lebenvolles Bild zurück;
Ganz anders der, für den ich heute ſpreche;
Er ſagte Manches mir von meinem Glück.

Und ſprach: was muß ein Männerherz empfinden,
In das ſie ganz ihr liebes Antlitz ſenkt;
Beglückt iſt ſchon, wem ſie ſich zu verbinden,
Nur einen Blick, den Blick der Güte ſchenkt!

Anmerkungen zu der vorſtehenden Abhandlung.

1) Ueber das Wie des Sehens im Spiegel dachten ſchon die älteſten Naturforſcher nach. Demokrit und Epikur glaubten von den Körpern abgeſendete Bilder zu ſehen, die ſich im Spiegel befänden; nach Pythagoras erblickt man den Körper ſelbſt, indem die Sehkraft ſich in ſich zurückwendet. Vgl. des Seneca quaest. nat. Buch 1, 5 Cap.

2) Daß der wirkliche Spiegelſchmuck ſchon damals mit den Männern zu Felde gezogen ſey, beſtätigen auch andre alte Schriftſteller, und von dem Kaiſer Otho heißt es in Juvenals zweiter Satire:

— — der Spiegel,
in welchem der weibische Otho sich bewaffnet sah,
wenn schon die Fahne er erheben ließ,
ein neu Ereigniß in den Büchern der Geschichte:
der Spiegel ward nun zum Gepäck im Bürgerkriege.

3) Die Stelle ist II B. Moses, 38. 8 vgl. Beckmann Gesch. der Erfindungen III B. S. 269.

4) Man hatte aber auch nach Plin. hist. nat. XXX, 9. Becher, welche durch mehrere Spiegelflächen das Gesicht des Hineinsehenden vervielfältigten.

5) Dem Tiffulep wird dieß durch Mißverständniß einer Stelle des Cicero (de nat. deor. III, 22) behauptet, da specillum, welches dort vorkommt, ein chirurgisches Werkzeug, und kein Spiegel ist. Juno und Pallas sollen nach Kallimachus nie den Spiegel gebraucht haben, der aber der Venus natürlich häufiger beygelegt wird. Doch stimmen damit andre Schriftsteller nicht. Nach des spätern Athanasius Bericht wird Juno sogar für die Erfinderin des Putzes gehalten. Ihrem Götterbilde wurde (nach Seneca ep. XCV.) der Spiegel vorgehalten; auch wurden ihr, (nach Apulej) Spiegel geweiht.

6) Beckmann am angef. O. S. 301 meint, die ersten gebräuchlichen Glasspiegel möchten Nachahmungen des obsidianischen Steins, ein schwarz gefärbtes Glas und hernach eine Glastafel mit einer schwarzen Unterlage, gewesen seyn. Allein, wenn man durch Nachahmung zur Erfindung von Glasspiegeln kam, so konnte eben sowohl ein hellerer Körper durch eine Unterlage nachgeahmt werden.

7) Die steinernen Spiegel kommen übrigens bei den Alten so selten vor, daß der angeführte Beckmann S. 292 daraus schließt, sie seyen mehr zur Pracht, als zur Befriedigung des gewöhnlichen Bedürfnisses bestimmt gewesen. Meistens, setzt er hinzu, findet man nur in getäfelten Zimmern polierte steinerne Tafeln oder Felder angebracht, die wegen ihres Spiegelglanzes gerühmt werden. Der Gefahr fürch-

tende Kaiser Domitian hielt sich (nach Sueton) in einem mit Phengit getäfelten Gemache auf, um den Schatten dessen, was hinter ihm vorging, deren zu erblicken. Was von Smaragd und Rubin in Hinsicht ihres Gebrauchs zu Spiegeln zu halten, s. ebenfalls bey Beckmann, S. 295.

8) Hier klagt der Weiberchor: ich aber ordnete und wand in Bänder des Hauptes Haar, in goldener Spiegel hellstrahlendem Runde mich anschauend. Der Chor in den Trojanerinnen (V. 1081) sagt: der goldenen Spiegel — jungfräuliche Lust — erfreut sich die Entsprossne des Zeus. Von Kreusa wird, in des Euripides Medea erzählt, daß, als sie den Schmuck gesehen, sie dem Gemahl Alles verheißen habe. Sie schaute (heißt es 1157 ff.) in den strahlenden Spiegel, und ordnete des Haares Gelock, anlächelnd ihr lebloses Bild.

9) Nach Beckmann S. 291 waren die Spiegel, in welchen man sich ganz sehen konnte, wahrscheinlich polirte Silberplatten, weil, sie aus Kupfer und Zinn zu gießen, mehr Geschicklichkeit erfordert haben würde.

10) Wegen des leichtern Anlaufens mußte ein Spiegel von Erz oft abgerieben, und sorgfältiger verwahrt werden.

11) Platina, Stahl und Silber sind überhaupt die besten Metalle zu diesem Zweck. Unter den bey den Griechen und Römern bekannten unvermischten Metallen aber war das Silber das geschickteste. Wo im römischen Gesetzbuche von Erbschaften und Vermächtnissen die Rede ist, kommen sie sehr häufig vor, und sie waren so gewöhnlich, daß (nach Plin. hist. nat. 34, 17.) auch Mägde dergleichen hatten.

12) Vgl. Böttigers Sabina II. 131 und die griech. Vasengemälde III, 48.

13) Wenn eine Stelle des Plinius (h. n. 33, 9) richtig verstanden wird, und nicht von Goldspiegeln die Rede ist.

14) Auch Vitruv führt an, daß man die Wände der Zimmer mit Spiegeln und Abaken verziert habe.

15) In den Aufgaben des Alexander von Aphrodisias (134.) werden mit Zinn belegte Glasspiegel erwähnt. S. Beckmann a. a. O. S. 311 und 312 Anm. 59., wo auch bemerkt wird, daß Empedokles die Sonne für den Spiegel eines großen Weltenfeuers, und Philolaus sie für einen glasartigen Spiegel hielt, welcher das ätherische Feuer zurückstrahle. Uebrigens sind jene Spuren immer sehr unsicher.

16) Zuerst wurde das Glas mittelst einer dunkeln Farbe undurchsichtig gemacht; dann überzog man die Fläche des Glases mit Blei, wovon man schon im 13. Jahrh. Spuren findet. Vincentius von Beauvais († 1264) hält sie für die besten. Siehe auch die Zeugnisse des Raimundus Lullus und Roger Baco bey Beckmann S. 322 a. a. O. Metallne Spiegel sollen noch im Orient häufig im Gebrauche seyn, wahrscheinlich auch deßhalb, weil in heißen Klimaten sich das Amalgam weniger erhält.

17) Ueber diese Geschichte der Zubereitung der Spiegel findet man die gründlichsten Nachrichten ebenfalls bey Beckmann a. a. O. S. 324 ff. — In Paris wurden schon im 17. Jahrh. Spiegel von 84 Zoll Höhe, 60 Z. Breite gegossen. Durch das minder schwierige Blasen hat man es auf 64 Z. Höhe und 23 Z. Breite gebracht.

Das Gewitter.

Erzählung

von

Gustav Schilling.

Erasmus war Schulhalter, und die graue oder Knabenstube das Sinnbild der unbeschränkten Monarchie; in der angrenzenden, himmelblauen lehrten seine Frau und Clärchen, seine holde Nichte, die kleinen Studentinnen, was ihnen Noth that und mehr. Hier herrschte, in der Regel, das Stäblein Sanft, dort der Stab Wehe vor; in beiden gab es auch ein sogenanntes Eselbänkchen — das für die Fräulein ähnelte jedoch einer Blumenflur und wimmelte von blühenden, freundseligen Zuckerpuppen, die es am wenigsten zu betrüben schien, daß ihnen Mutter Evens Leichtsinn zusammt der Lässigkeit des Urpapa's im Erbe zufiel. Ja, einige dachten wohl bereits, die schönen Herren und zukünftigen Freier würden ihnen lieber in die Augen, als in die Schreibebücher sehn, und eher nach ihren Neigungen und Wünschen, ihrem Sinn und Gefühle, als nach den Namen der Hauptstädte, nach dem Thun und Lassen des Da-

rius Hyſtaspes, nach Moſen und den Propheten fragen.

Albrecht, des Schulhalters jüngerer Bruder, Clärchens Herzliebſter, ein ſchöner, ſtattlicher Mann und Fourier, ſollte in dieſen Tagen mit den letzten Trümmern der großen, in Rußland verunglückten Armee bey ihnen eintreffen; ihm war, der Sage nach, der linke, vom Froſte zerſtörte Fuß in Berlin abgenommen worden, und er nun hergeſtellt und auf dem Heimwege. Sie ſahen dem gemeinſamen Lieblinge mit Sehnſucht entgegen, und das lebensweiſe Mädchen dachte: Schade auf eines Mannes Bein, wenn nur ſein Kopf und ſein Herz unverletzt blieben.

Die Familie trieb heute wieder das gewöhnliche Tagewerk; in der Monarchie war die Götterlehre auf dem Tapete, in der Republik ſagten ſie die Bußpſalmen her, und Clärchen eilte eben, mit der Feder im Munde, mit dem friſch gefüllten, mächtigen Tintenfaß in der Rechten, durch's Vorhaus, als Albrecht, blaß und abgeriſſen, doch ohne Steifzfuß, hereintrat, bey dem Anblicke erglühend, auf die Liebliche zuſchritt, und ſie mit einem Wonnelaut umfing. Er tönte in Clara's Innerem wieder. Sie verwünſchte jetzt die Erfindung der Tinte und den Gänſerich, deſſen Feder, gleichſam wie ein Schlagbaum des Mauthamtes, ihren kußwilligen Mund verſperrte; ſie blies den Kiel

haftig weg, hielt das Tintenfaß abwärts, und vor Lust verstummend, mäuschenstill, als sich der würdige Fourier an die wogende Brust schmiegte. Dem langen Kusse folgten wohlthuende Honigworte des Erquickten, diesen endlich eindringliche Fragen nach des Mädchens Gesinnung, nach dessen Befinden und der Lage des Bruders.

„Ich blieb die Deine," sprach sie mit Silberlauten: „und mir ist wohl, doch Deines guten Bruders Schicksal um so herber. Bedenke nur den schrecklichen Krieg, die zahllose, nimmersatte Einquartierung, das Verarmen der Eltern, deren Kinder er, in seiner Herzensgüte, trotz dem ausbleibenden Schulgelde, nach wie vor, unterrichtete — ach, liebster Freund! wir haben Alles zugesetzt und verstoßen müssen, und selbst kein Bett mehr für Dich werthen Gast; aber ich liege bequemer im Sopha, und trete Dir das meine ab."

„Mir, Engelskind!" rief Albrecht aus: „mir, der so manche Nacht auf Eisfeldern schlief, und sich mit Schneewehen zudeckte?" Aber es sollen Euch nun Betten im Ueberflusse werden und meinem Clärchen Dunen im seidenen Ueberzuge. Alles Zerstoßene ersetze ich durch Besseres; Steingut durch Porzellan, Blech durch Silber, und ward auch das Clavier veräußert, so macht ein Wiener Flügel es vergessen."

Die Jungfrau sah ihn erschrocken an, denn diese Verheißung des Freundes, welcher, außer dem armseligen, zu Boden geschleuderten Tornister und dem

Wanderſtabe in der geſchwärzten Hand hienieden nichts beſaß, ließ fürchten, daß er, gleich ſo vielen ſeiner Unglücksgefährten, von dem Froſte und dem Elende verſtört worden ſey.

„Fürchte nichts!“ tröſtete Albrecht, die Beſorgniß errathend: „ich bin noch bey Verſtande, bin geſund und eben glücklich wie Gottes Engel, da es ſchlecht um Euch ſteht, und mir der Himmel das Labſal gönnt, den Hunger und Kummer in Wohlſtand und Frohſinn zu verwandeln.“ Clärchen drückte ihn hierauf von Neuem, unter ausbrechenden Thränen, an das Herz. „Ich begreife Dich nicht,“ ſagte ſie kleinmüthig, und mir wird abermals leid. „Du haſt vielleicht Wunder gethan, und Dich, wie Ihr es nennt, mit Ruhm bedeckt; biſt Oberſter geworden, und ſtellſt Dich, nur zum Scherze, in dieſer Knechtsgeſtalt dar. Dann aber wehe mir! Dann iſt mein Glück am Ende — als Dame würde ich des Lebens nicht froh, würde den Vornehmen zum Aergerniß, und vielleicht lächerlich werden.“

„Bin noch Fourier!“ ſprach er auflachend: „nur mit Lappen bedeckt, entlaſſen ſogar auf meine Bitte, und inſofern ein Freiherr, aber reich. Mit Hülfe dieſer zwey Dukaten bereiteſt Du, auf's eiligſte, ein Freudenmahl; wir wollen Götter ſeyn im Fleiſche. Brüder und Schwägerin erfahren, am Schluſſe der Schulſtunden, zeitig genug, daß Napoleon's rechte Hand wieder eintraf, und können ſich dann viel bequemer freuen; ich gehe indeß, Dein Brüderchen, den

Goldarbeiter, zu begrüßen, und bitte ihn, unser Gast zu werden.

Es war heute eben Censurtag. Clara hatte deßhalb vorhin eine frische Feder herbeygeholt, um ihre Kritik mit Zierlichkeit in die Büchlein der gesammten Scholarinnen einzutragen, und diese kehrten dann, freudenreich oder trübselig, der Fettbemmen oder Kopfnüsse gewärtig, in's Vaterhaus zurück. — Doch, wohl für dieß Mal den Säumigen und jenen Lilien der Eselbank! Auch der Unlöblichsten fiel heute mindestens ein „Recht leidlich" zu, denn ihre Schicksalsgöttin trank ja vorhin aus dem Quelle der Seligkeit; wie hätte sie verdammen können? Den Ruhmwürdigen aber ward ein so rührend stylisirtes „Prae caeteris digna" zu Theil, daß die gesammte Mädchenschaar, nach dem Stundenschlage laut jubilirend aufbrach, und ihr wonniges Geschnatter noch jenseit der Straßenecke zu vernehmen war.

Albrecht, der Fourier, und Gerhard, der Goldarbeiter, traten jetzt, zufällig, durch die eine, Erasmus und sein Weibchen durch die andere Thür in's Stübchen, und Clara weidete sich, fern stehend, und von heiliger Lust begeistert, an der rührenden Gruppe, die das Wiedersehn der Lieben, nach tausend überstandenen Aengsten und Gefahren, veranlaßte; dann

aber rief sie die Gäste zum still bereiteten Speisetische ab, der, Kraft jener beiden Goldstücke, mit Leibspeisen und Rheinwein geschmückt war. Sie aßen, tranken, sangen, fröhlich im Geiste. Wie die Familie in Islands Jägern, meinte Erasmus: Gott bewahre uns vor ähnlicher Störung! Nun aber sollte der Kriegsmann erzählen, denn er hatte ja Ungeheueres erlebt und vollziehen helfen — den Schlachten von Smolensk und Mosaisk, dem Brande von Moskau, dem schrecklichsten aller Rückzüge beygewohnt.

„Ihr seht mir auf's Knopfloch," sagte Albrecht: „und vermißt mit Bedauern den Ehrenpfennig oder einige; aber ich darf ehrlich versichern, daß das gute Bewußtseyn unter diesem für die Laune der Fortuna entschädigt. Nur einmal fand sich die Gelegenheit, ein solches Wahrzeichen durch persönliche Aufopferung zu erwerben. Ich trat an den Platz des gefallenen Lieutenants, ich war bey dem Sturme auf eine Schanze im Begriffe — der Erste von Allen — den Kamm der Brustwehr zu ersteigen — da zieht mich der Hintermann, ein Neidhammel, zurück — ich stürze in den Graben und empfange, statt des Lohnes, eine Quetschung am Fuße, deren Nachwehen sich noch jetzt spüren lassen. Aber in Moskau, ihr guten Kinder! in der verlassenen flammenden Riesenstadt, führte mich der Vergelter zur Quelle, fand sich Entschädigung, half ich mit zulangen, und lebe — was mich tröstet — des Glaubens, daß die sieben Weisen Griechenlands — daß Sirach und Salomo, daß alle

Sittenprediger der Mitwelt, in unserer Haut, gleich mir lange Finger gemacht haben würden.

„Die Finger lang gemacht," willst Du sagen — unterbrach ihn der Schulhalter.

A. „Es schneiete Feuer, als ich, mit Einigen, mehr um Odem zu schöpfen, als der Nachlese wegen, in ein mächtiges, schon beraubtes und verwüstetes Haus der Straße trat, durch welche uns der Weg in's Lager führte. Speise und Trank, mehr begehrten wir für den Augenblick nicht, die Andern eilten sämmtlich in den offenen Keller. Mich führt mein Genius treppenauf, durch prächtige, mit Trümmern zerstörter Herrlichkeit bedeckte Zimmer, und eine Heilige lächelt im letzten, mild, wie der himmlische Friede, von der Wand herab. Das Bild war klein, so lieblich, so herztreffend, es durfte nicht untergehn. Doch, im Begriffe, es abzunehmen, fällt mir, daneben, der Griff einer Tapetenthür in die Augen — ich lasse die Patronin fahren, ich öffne das verstohlene Pförtchen, und trete in ein unbemerkt und unversehrt gebliebenes Schlafgemach. In den Versteck einer Huldin; dafür zeigte ihr muthmaßliches Conterfey am Pfeiler, der rosenfarbene, quer über der Bettdecke liegende Schlafrock und manche Spur des jugendlichen Lebens und Webens; vor jenem Pfeiler aber stund ein köstlicher, verschlossener Nachttisch, die Neugierde und vielleicht mehr noch erregend. — Schon prasselte die nahende Flamme, schon füllte sich das Zimmer mit Rauch. Einige Stöße des Säbelgriffes halfen ihn aufthun, und da lag —

mir sichtlich zugedacht, dieser niedliche Perlbeutel. Zweihundert Rand-Dukaten, die er enthielt, haben späterhin Theils einigen werthen, verschmachtenden Kameraden gewuchert, Theils in Berlin meine Herstellung gefördert, und mit dem Reste tractire ich eben. Freund Gerhard aber wird, Kraft seines Gewerbes, den Inhalt des Schmuckkästchens zu schätzen wissen, das sich in demselben Behälter vorfand, das mich unfehlbar zum wohlhabenden, wahrscheinlich zum überreichen Manne macht, der ich nicht werden mag. Denn übersteigt sein Werth die eigene Nothdurft und das künftige, wirkliche Bedürfniß meiner Lieben, so wird der Ueberschuß den Armen zugewandt.

„Eile mit Weile!" rief die entflammte Schwägerin: „man kann nicht ärmer seyn, als wir, und Sie wären wohl ein Thor, in dieser schweren Zeit nur für die Nothdurft zu sorgen, der mindestens ein tüchtiger, der Zukunft gewachsener, Sparpfennig ankleben muß."

„Du guter Mensch!" flisterte Clärchen mit Schmeichelltönen, und Albrecht sagte, ein Papier aus der Brieftasche ziehend:" Besieh dieß Pröbchen, lieber Gerhard — die beiden kleinsten jener Edelsteine, die der Fassung entschlüpften; das Dutzend im Gürtelschlosse ist meist um eins so groß, zwei andere gleichen den Zuckererbsen. Damit sprang der Glückliche auf, holte den Tornister aus dem Winkel herbey, riß ihn auf, wühlte und suchte — immer rascher und drangseliger, schüttete endlich die gesammte, nur etwa dem

Lumpensammler anständige Habe auf den Boden, doch das Schmuckkästchen fand sich nicht; er aber glitt, erstarrend und verbleichend, in seines Gärchens ihn umfassende Arme.

Gerhard hatte indeß, ohne aufzuschau'n, die beiden Steine besichtigt, und sagte nun, seufzend und kleinlaut:

Ich fürchte, Freund! daß der Genius, den Du segnest, ein arglistiger, schadenfroher war; daß er Dich in die Wohnung einer pruntsüchtigen Dame oder Schauspielerin führte, denn dieses Gut ist falsch, und sind die kleinen unächt, so darf man in den größern um so weniger Diamanten voraussetzen.

„Verloren! — Bestohlen!" murmelte Albrecht, und das Leztere war um so gewisser der Fall, da er, vor kurzem noch, mitten unter gewandten Freibeutern, todtkrank gelegen hatte; der Trostlose verbarg nun, taub für Gerhards Bemerkung, sein Gesicht an der Brust des beystädigen Mädchens; die Schulhalterin, welche in dem Schwager so eben den heiligen Christ, und sich bereits geborgen und im Ueberflusse gesehen hatte, stürzte plötzlich aus ihrem Himmel in die alte Trübsalsnacht zurück, und schrie laut auf; Erasmus aber leerte, dem widrigen Eindrucke zu begegnen, sein volles Glas, und sagte:

„Armer, edelmüthiger Bruder! Ich kenne Dein Herz, das dieser betrügliche Schatz besonders deßhalb erfreute, weil er auch uns auf den grünen Zweig helfen sollte. Aber wir wären denn doch, beym Lichte betrach-

tet, auf einer Diebsleiter hinangestiegen, und ich und Du würden künftig, unstreitig, bey jedem guten Bissen, bey jedem Blick auf unserer Frauen Putz, und selbst in der Nacht unter dem leichteren Deckbette, gedacht haben: Die arme Beraubte! Auch würde uns jedes künftige Mißgeschick als die Frucht des ungerechten Gutes erschienen seyn. „Schlecht und recht" sagt David, „Das behüte mich!" drum sey getrost, und harre des Herrn! Hat er Dir nicht vor vielen Tausenden Leben und Glieder bewahrt? Bey Deiner Kraft, Deiner Rechtlichkeit und Deinem Wissen, wirst Du nicht darben, und für die sauern Schritte und die wackere Ausdauer auf der Erdenbahn muß Dir ohnehin ein Ruhesold werden."

Albrecht raffte sich auf, er schöpfte Odem, kehrte zu seinem Sitze zurück, und sagte, nach Ermannung strebend, mit halber Stimme:

„Mit nichten, mein Bruder! Ich bin versorgt, Herr General! entgegnete ich, als mir dieser, im Spitale zusprechend, eine Pension verhieß: ich bin bey Mitteln, und mag den ohnehin verarmten Staat keinesweges berauben helfen. Sieh aber selbst," fuhr Albrecht fort, „griff abwärts, und warf den linken, künstlich befestigten Scheinfuß auf die Tafel: wie es um meine Glieder steht. Die Quetschung, deren ich vorhin gedachte, veranlaßte einen Schaden, den der Frost und die Gewaltmärsche unheilbar machten. Das Bein mußte sterben, wenn ich fortleben sollte; sie legten es meiner Nachbarin im Spitale, einer franzö-

schen Marketenderin bey, die am Tage der Auflösung begraben ward, und der Fund des Gerippes bringt einst vielleicht zukünftige Naturforscher auf die Idee, daß es dreybeinige Präadamiten gab. Diesen theuern Generalsfuß aber, den ein gemeines Stacketchen vertreten hätte, wog ich Unbesonnener mit dem Reste jenes Goldes auf.

Jetzt ward es lebhaft im Vorhause, die Bienen kamen wieder, um frischen Honig einzusaugen, und das fromme Gärtchen fühlte sich, Kraft ihres Gottvertrauens, stark genug, die trostlose Muhme zu vertreten, decliniren, dividiren und das einstudirte Trostlied hersagen zu lassen, welches ihr Gemüth jetzt zwiefach ansprach und erquickte.

Albrecht hatte sein Bein wieder angelegt, und die Betrübten heimlich verlassen, um im Freien Luft zu schöpfen, und mit sich und dem himmlischen Lenker zu Rathe zu gehn. Vor ihm her schritt oder schlich vielmehr die liebenswerthe geheime Räthin von Welly, mit Erdmuthen, ihrer jüngern Schwester, welche sich, noch vor einer Spanne Zeit, als die Krone der Jungfrauen, von der Männerwelt gefeiert, von den Dichtern besungen, von dem Hofe begünstigt, mit allen Blüthen und Goldfrüchten des Lebens bedeckt sah. Fürstensöhne hatten zu ihren Füßen gelegen, ein edler, reicher, schon bejahrter Britte, nach dem vergeblichen Streben um des Fräuleins Huld und Gewährung, ihr

die Halbschied seiner Habe vermacht. Seit Monaten aber waren jene Blüthen und Früchte plötzlich erblichen und verwelkt, die Schönheitswellen der Adonidenform zerronnen, die Rosen ihrer Wangen zu glühenden Päonien geworden, das Chor der Götzendiener aber allmählich bis auf den letzten Sakristan verschwunden. Im Busen, den vorher mit jedem neuen Morgen der Gott der Freude hob, zuckte jetzt, ängstend und beklemmend, das brennende Weh, im Wechsel mit dem Todeshauche eiskalter, Mark und Gebeine durchrieselnder Schauer. Die beflügelten, schnellkräftigen Füße, welche Erdmuthen, noch im Laufe des letzten Faschings, vom Abende bis zum Morgenrothe, der schwebenden Kamöne gleichstellten, versagten ihr jetzt, oft genug, den leichtesten Dienst. Der Jugend Glorien erloschen, ein Lebenslicht starb nach dem andern hin, und ihre Psyche hüllte sich, trübsinnig und verbittert, selbst die Zärtlichkeit der Lieben verkennend, in den Kreppflor des Leides. Denn ihr Bewußtseyn sprach, wenn etwa die Schwester jetzt einen Sturmtanz auf dem Flügel anschlug: „Du hast's verwirkt!" und wiederum: „Du hast's verwirkt!" wenn sie ein Schnürband rauschen hörte.

Rathlos, wie die Kranke, und wie sie versunken in die Nacht der Gegenwart, durchstrich jetzt Albrecht, fast ohne sein Wissen, den herrlichen Burggarten. Furchtbares und Liebliches — der rollende Donner, und eine zarte Frauenstimme, riefen ihn endlich in die Außenwelt zurück. Er fand sich unter strömendem Re-

gen an einem offenen Lusthause des Gartens wieder, in dem die nur erwähnten Schwestern vor dem plötzlich herbeyfliegenden Unwetter Schutz gesucht hatten. — Ach, lieber Herr Soldat, schmeichelte die Eine, durch sein armseliges Aussehn zu dem Antrage ermuthigt: Sie könnten uns einen Dienst erweisen, für den sich mein Gatte, der geheime Rath Welly, reichlich abfinden würde — könnten sich in die Stadt zurückbemühen, und veranlassen, daß uns der Wagen hier abhole. Wir wohnen im ersten Stocke des neuen Eckhauses am Markte, Nummer 13. Sie können nicht fehlen.

Albrecht diente gern, war bereits windelnaß, auch verdarb ihm der Regen nichts; er stand bald darauf an der Thür des Vorsaals, und zog die Schelle, doch Niemand regte sich; er ergriff den Drücker, fand sie unverschlossen, schritt einer innern zu, klopfte und harrte vergebens, öffnete wieder, schlich durch zwei folgende Zimmer, und erblickte im dritten, statt der gesuchten Lebendigen, ein Tischlein mit todtem Mammon, mit Rollen und Geldsäcken überladen. Der Bestürzte rief jetzt, aus hellem Halse, He! Hollah! — Hurrah! sogar, doch blieb das Feldgeschrei unvernommen; er aber wollte in seinem Drangsale, am wenigsten an dieser Stätte verweilen, wo ihm ein Versuchungs-Teufelchen nach dem andern zu dem Heilquelle hinwinkte, machte daher plötzlich rechts um, verschloß die Schatzkammer, denn der Schlüssel stak, und gerieth endlich in das Zimmer der gichtkranken Mutter des Hausherrn.

Frau von Welly saß im Bette, sie las, von den Blitzen geängstet, in ihrem Gesangbuche, und schrie laut auf, als diese schnurrbärtige, verwogen aussehende Kriegsgurgel plötzlich eintrat, und um sie zu beruhigen, hastig nahete. Albrecht bat dagegen, im Widerspruche mit seinen Außenfarben, demüthig um Entschuldigung, eröffnete den Zweck des Erscheinens, beklagte, daß ihm Geld und Gut, statt der gesuchten Dienerschaft, vor Augen gekommen sey, händigte ihr den Schlüssel jenes Zimmers ein, und wendete den einzigen, noch zusammenhaltenden Schubsack nach Außen, um seine Achtung vor des Nächsten Habsale zu beglaubigen. Da schöpfte die Verzagte wieder Odem, lächelte so mildselig, als in den Tagen der früheſten Liebe, und sagte, die zitternden Hände faltend:

„Sie beugten mich, Schätzbarer! aber Sie erheben mich wieder, und ich begreife die Ursache dieser Verlassenheit. Mein Sohn war, noch vor kurzem, hier, er fertigte den Jokey mit zwei Regenschirmen ab, um unsere Damen aufzusuchen; das Stubenmädchen holt mir Arzney, der andere Diener aber und die Köchin waren im Garten beschäftigt, doch sollte sie das Gewitter zurückgeführt haben.

Jener zuckte lächelnd die Achseln und sprach: „Verlasset Euch nicht auf Menschen, sagt die Schrift: am wenigsten auf Adam und Eva, wenn sie selbander im Garten sind.“

Sie Bibelfester! rief die Matrone, um ihn bey Gutem zu erhalten, denn ihre Uhr und allerlei Sil-

berwerk, das er eben in's Auge faßte, lag auf dem Tische umher: Sie Menschenkenner! Ach, Sie lieber, wackerer Mann, der leider Gottes! um meiner Schwiegertochter willen zur gebadeten Maus ward — zu unserem Engel, wollte ich sagen, dem reichlich vergolten werden soll. Wer sind Sie, daß man fragen mag? Ein tapferer Soldat, nicht wahr? Und ein versäumter! Der Staat ist freilich jetzt zu arm, um unsere Helden reich zu hatten.

Albrecht ahnte in diesem wundersamen Vorgange eine himmlische Fügung; die süßen Worte und sein Zustand hoben das Herz auf die Lippen, er theilte der Gütigen seinen Lebenslauf, bündig und treuherzig, mit, schilderte die Seinen und ihren Nothstand, gedachte selbst jener trüglichen, in Moskau gepflückten Frucht der Erkenntniß, der heutigen, niederbeugenden Enttäuschung, und seine Augen wurden naß.

Die gnädige Mama lauschte mit inniger Andacht, nahm lebhaft Theil, freute sich, still, seiner rechtlichen Gesinnungen; es neigte sich ihm, unwillkührlich, das Herz zu; sie unterbrach jedoch plötzlich diese Wallung, und rief:

„Aber die Welly und ihre kränkelnde Schwester sitzen ja noch immer, des Wagens gewärtig, im Burggarten! Ey, Guter! Laufen Sie doch schnell in den Hof; links hinten wohnt der Kutscher, der gleich anspannen, und sie holen soll.

Albrecht folgte pfeilſchnell der Weiſung; er traf im Vorgemache einen gähnenden, beſternten, nach dem Wetter ausſchauenden Herrn, welcher, allem Anſcheine nach, der Baron Welly war, und ihn anſtarrte; ſchlüpfte an demſelben vorüber, und fand auf der Stiege ſeinen vormaligen General, der jenen zu beſuchen kam.

Guten Tag, Kamerad! ſagte der Huldreiche; woher des Weges? Der geheime Rath ſoll wohl zu einem Aemtchen helfen?

Ach, wenn er wollte! entgegnete Albrecht mit einem Stoßſeufzer; ſein Gönner ſprach: Nur angebäumt! Mein Zeugniß ſoll nicht fehlen.

Gott lebt noch! dachte der Erquickte, trieb den gefundenen Kutſcher an, und kehrte dann in das Vorzimmer zurück, denn es galt ja die Frage, ob jenes Capital noch unverſehrt, und nicht etwa, vor ſeinem Erſcheinen, von einem unſaubern Geiſte bemerkt und verkürzt worden ſey. Es ſchien ihm nothwendig, den ehrlichen Namen durch ſeine Gegenwart vor jedem Zufalle und Verdachte zu ſichern, eigentlich aber hatten die Folgen des überſpannten Dienſteifers die Verwahrloſung des Quartiers und der Frau Mutter herbeygeführt.

Der geheime Rath, ein raſtloſer Arbeiter, war, von der Anſtrengung und der drückenden Gewitterluft erſchöpft, am Schreibetiſche entſchlummert — der Jokey, welcher die beiden Damen aufſuchen ſollte,

vergaß, in seinem Eifer, die Thüre des Vorsaals abzuschließen, der Bediente endlich, welcher der Köchin im Garten zur Hand ging, war, vom Gußregen überfallen, mit derselben in die nahe Mandelkammer geflüchtet, und konnte die nervenschwache Theresine, der Zufälle halber, welche jedes nahende Gewitter über sie brachte, als ihr beyständigster Freund, nicht verlassen.

Herr von Welly führte seinen Schwager, den General, zu der kranken Mama und fand sie äußerst aufgeregt. Sie schalt, im Aerger, den nachlässigen Sohn, der, nur für Acten lebend, die verzogenen Dienstboten ausarten, sie selbst, im Laufe dieses göttlichen Strafgerichtes, allein, und Thür und Angel offen lasse. Wie hat dagegen der General seine Leute gezogen, fuhr sie fort: die müssen, wahrlich! selbst in Feindes Lande nur als eine väterliche Heimsuchung, als milde, leis und schonend auftretende Strafengel erscheinen. Hierauf erzählte die Frau Mutter beiden Herren, was ihr in dieser Angststunde begegnete, theilte ihnen selbst die Geständnisse des belobten Invaliden mit, pries seine seltene Rechtlichkeit, seinen freudigen Hülfseifer, und machte es dem Sohne zur heiligen Pflicht, diesen unglücklichen Ehrenmann zu versorgen. Auch der erfreute General stimmte ihr bey, er rühmte Albrechts unbescholtenen Wandel, seinen Fleiß, seine Treue, sein Geschick als Rechner und

Schreiber und auch das Zartgefühl, welches denselben früher bestimmt hatte, dem wohlverdienten Ruhegehalte zu entsagen. Da trat das Mädchen mit der Arzney ein, es meldete den Harrenden, und Welly rief: Der ist willkommen! Herein mit ihm!

Erasmus, der Schulhalter, wusch indeß daheim, zum Feier-Abende, die zahlreichen Pudel seiner Lateiner mit rother Tinte; das Frauchen lag, von den Nachwehen des heutigen Wonnetraumes verstört, auf dem Sopha, Clara ängstete sich, still am Fenster lauschend, über das Ausbleiben des Herzliebsten; da trat derselbe, rasch und begeistert, wie am Morgen, in's Stübchen, und sagte mit wankender Stimme:

Das war ein gnädiges Gewitter! Ein segenreiches, liebe Seelen! Erhebt den Herrn! Wäre der nicht auf den Wolken einhergefahren — hätte er nicht aufgethan die Brunnen des Himmels, Euer Störenfried säße noch da, mit einem Beine und tausend Sorgen, Euch zur Last und sich zum Harme. Nun aber werde ich Hospital-Verwalter, werde ein geborgener Mann, und Dir, Herr Bruder, sichert der geheime Rath Welly ein einträgliches Lehramt bey der großen Freyschule zu, die eben, unter seiner Leitung, errichtet wird.

Das aufhorchende Clärchen sah ihn, wie am Morgen, bedenklich an; die Hausfrau raffte sich, neu

belebt, vom Sopha auf, und Albrecht glitt, erschöpft, in den Stuhl, er zog die bebende Geliebte auf den Schooß, er erzählte den Hergang, pries die heilige, heilbringende Fügung; die Herzen der Seinen wallten, von derselben Inbrunst entflammt, und ihre Thränen lobten den Helfer.

Rettung in der höchſten Noth.

Novelle

von

Georg Döring.

„Will denn dieſe nächtliche Fahrt noch immer kein Ende nehmen?“ ſprach mit klagender Stimme die achtzehnjährige Adeline zu ihrem finſter ſchweigenden Oheim, welcher ſich den Mechaniker Morelli nannte, da eben ein gewaltiger Stoß des, in den helperichten Gebirgswegen ſich mühſam fortbewegenden Wagens die beiden Reiſenden auf das heftigſte erſchüttert hatte.

„Kaum ertrag' ich noch länger dieſe Mühſeligkeiten!“ fuhr das zartgeſtaltete Mädchen faſt weinend fort: „mitten in der Nacht werde ich auf eine ſtürmiſche Weiſe erweckt; gleich einer von der Gerechtigkeit Verfolgten, muß ich unvorbereitet und augenblicklich mit Ihnen Paris verlaſſen; mit Kurierpferden durcheilen wir Frankreich, und überfliehen deſſen Grenze, um dieſſeits des Rheins, in meinem deutſchen Vaterlande, noch immer keine Ruhe zu finden. Meine Bruſt leidet; mein ganzes Weſen iſt auf das Gewaltſamſte angegriffen. Iſt es denn nicht möglich,

daß wir nur ein paar Stunden in irgend einer gastlichen Bauernhütte rasten?"

Die Rede des Mädchens wurde durch das Getöse des Sturms, der furchtbar in dem Schwarzwalde des Gebirges tobte, und den in Strömen vom nächtlichen Himmel herabstürzenden Regen wider die äußeren Wände des Wagens peitschte, zum Theil verschlungen. Morelli selbst hörte wenig darauf, indem er trotz des furchtbaren Unwetters, das Wagenfenster an seiner Seite niedergelassen hatte, und mit hinausgebogenem Oberleibe auf andere Töne, als die von dem Sturm hervorgebrachten lauschte, welche jedoch zu fern und zu verwirrt waren, um von dem aufmerksam Horchenden unterschieden werden zu können.

„Es ist nichts. Ich täuschte mich;" sagte der finstre Alte jetzt halblaut vor sich hin, und zog das, gegen Sturm und Regen schützende, Fenster wieder auf. Dann wendete er sich zu der von Fieberschauern erbebenden Nichte, deren klagende Stimme er wohl vernommen hatte, wenn er auch nicht bemüht gewesen, ihren Worten Gehör zu leihen.

„Was jammerst Du?" fuhr er mit schneidender Härte in dem Tone seiner Stimme Adelinen an: „Wäre Dein Herz von Besorgniß über das Schicksal Deines nächsten lebenden Verwandten, der Vaterstelle an Dir vertreten, erfüllt; so würdest Du gern jede Mühseligkeit, jede Beschwerde ertragen, denen er selbst im hohen Alter sich preis zu geben genöthigt ist. Aber

Dir ist Deiner Mutter Bruder fremd. Dein Herz beklagt die Trennung von einem albernen Thoren, jenem Reinhold, dem Du nun plötzlich entschwunden bist, ohne daß er weiß: wie und wohin. „Der Narr!“ lachte höhnisch und verbissen Morelli in sich hinein: „hätte die holde Blüthe pflücken können, wenn er muthig genug gewesen wäre, das Leitseil der dummen Ehrlichkeit abzuwerfen. Nun habe ich doch, was ich haben wollte, und er geht leer aus! Das sind die Früchte einer kindischen und beschränkten Weltansicht.“

„Sie irren, mein Oheim, wenn Sie glauben, daß die Erinnerung an Reinhold mir diese Klagen auspreßt;“ erwiederte Adeline, welcher des Oheims letzte Worte unverständlich geblieben waren. „Was ich in diesem Augenblick empfinde, ist wirkliches körperliches Leiden, das mir eine, wenn auch nur kurze Ruhe zum Bedürfniß macht. Wie ungerecht aber ist es von Ihnen, daß Sie verlangen, ich solle Furcht vor einer Sie bedrohenden Gefahr hegen, die ich nicht kenne, von der ich nichts ahne? Was können Sie Schreckliches zu besorgen haben, daß eine solche Aufopferung aller Rücksichten auf Gesundheit und körperliche Pflege geböte? Wir leben still und eingezogen. Niemand ist von uns beleidigt worden; keine politische Beziehung kann“ —

„Schweig!“ fiel der Alte so laut und heftig ein, daß die Nichte zusammenschrak. Wie streng und

schroff Morelli auch das Mädchen stets behandelte, so lag doch ein lautes und heftiges Sprechen gar nicht in seiner Weise. Er hatte sich vielmehr angewöhnt, immer nur gedämpft und langsam zu reden, und selbst, wenn er Ursache zu haben glaubte, Adelinen mit Vorwürfen zu überschütten, so geschah dieses in einem verbissenen, unangenehm zischenden Tone. Um so mehr erkannte die Jungfrau, daß in diesem Augenblicke der Gedanke an ganz besondere und höchst bedeutende Verhältnisse seine Seele beunruhigen mußte.

„Was weißt Du!“ fuhr Morelli gemäßigter fort.„ Glaubst Du Deinen Oheim kleinmüthig genug, daß er um nichtswürdiger Dinge, um des Scheines einer leichten Gefahr willen, bey nächtlicher Weile die Flucht ergriffen, und selbst, da schon der Rhein und Frankreichs Boden hinter ihm liegen, durch die unwegsamen Gebirge des Schwarzwaldes unaufhaltsam fort zu einem noch weit entlegenen Ziele eilen würde, ohne sich eine kleine Frist der Erholung zu gönnen? Nein, nein, Kind! Vor Kleinem zittert Morelli nicht. Er trägt einen Schatz bey sich, dem eigentlich kein irdischer Preis gewachsen ist; denn an ihn knüpft sich die Zukunft von Tausenden: Leben und Tod, Lust und Verzweiflung! Ha, ha! Wie hat doch der unscheinbare Mechaniker dem überklugen Diplomaten der Welthauptstadt eine Nase gedreht, so lang, daß sie bis an die Newa reicht und noch weiter! Aber, Kind, da liegt es eben! Diese Nase strecken sie hinter mir her, um mich auszuspüren, und erwischen sie mich

noch da, wo sie Macht haben, so wird mir das Gehirn um ein paar Loth Bley schwerer gemacht, wenn sie mich nicht aus übergroßer Gnade etwa auf Lebenszeit als Assessor ohne Stimme auf den Galeeren anstellen; in beiden Fällen jedoch, mein Liechen, hast Du den charmantesten Oheim von der Welt — gehabt."

Adeline schauderte zusammen. Die letzte Hälfte seiner Rede hatte Morelli mit einer gewissen grinsenden Süßlichkeit vorgebracht, welche dem Mädchen noch weit verhaßter und widerlicher war, als sein gewöhnliches schroffes und hartes Betragen. Sie entgegnete nichts; ein tiefer Seufzer hob die bewegte Brust. „Also im Schwarzwalde sind wir!" begann sie, nach einer Weile, ein stilles Selbstgespräch, indem sie den seidenen Mantel fester um die vom Frost erbebenden Glieder schlang: „Mir ist wohl geworden, seit ich diese Kunde weiß! Hier ist Reinholds Heimath, hier hat er seine Kinderjahre verlebt, sein Fuß vielleicht ist oft über diese Stelle hingeeilt, über der ich jetzt schwebe! Wie manches Mal hat er mir von diesen himmelansteigenden Bergen erzählt, wie hat er mit lebendiger Rede diese Felsenthäler, die rauschenden Gewässer, die steilen Bergwände geschildert! O führte doch ein glückliches Ungefähr uns in sein elterliches Haus! Noch lebt seine Mutter, die er mit treuem Herzen liebt und verehrt, sein Bruder, der schon als Knabe ein wilder und kühner Jäger war — wie wollte ich im Anschauen der lieben Ge-

Falten schon mich ergötzen, wenn ich auch nicht reden dürfte von dem, der mir über Alles theuer ist!"

Durch einen sehr heftigen Stoß, welchen in diesem Augenblick das Fuhrwerk erhielt, ward Adelinens Gedankenreihe unterbrochen. Der Wagen schoß plötzlich eine so jähe Stelle hinab, daß Oheim und Nichte kaum ihre Plätze behaupten konnten. In die stürmische Nacht hinaus tönten die lauten Flüche und Schimpfreden des Kutschers, dem es erst nach großen Anstrengungen gelang, die scheugewordenen Rosse zum Stehen zu bringen. Eine Zeit der Bangnis und Furcht vor einbrechendem Unglück war flugschnell vorübergeeilt. Jetzt wendete sich der Rossebändiger in die Kutsche, und erklärte mit trockenen Worten: daß es unmöglich sey, weiter zu fahren. Die rechte Straße habe er längst verlassen, und hier im wilden Gebirg, wo noch überdieß die pechschwarze Nacht weder Weg, noch Steg erkennen lasse, gähnten tausend Abgründe, von denen einer schon mehr, als hinlänglich sey, um Passagiere und Kutscher, Rosse und Wagen, einen schrecklichen Untergang finden zu lassen. Er wisse, in dieser Finsterniß und bey dem furchtbaren Sturm- und Regenwetter keinen bessern Rath, als die Pferde auszuspannen, und an dieser Stelle in Geduld den anbrechenden Tag zu erwarten.

„Nicht so, mein Väterchen!" entgegnete Morelli mit dem verbindlichen und heitern Tone, in welchem Adeline den Verkündiger des in dem Oheim erwachenden innerlichen Zorns erkannte. „Du mußt

die Nacht hindurch fahren: so lautet mein Vertrag, und wenn es mir recht ist, Hals und Beine zu brechen in Deinen tausend Abgründen, so darfst Du nicht wachsen, und drückst Hals und Beine zur Gesellschaft mit. Verwünscht! Kein Wort weiter! Zum Fahren habe ich Dich gedungen, aber nicht zum Raisonniren."

Betreten über des Mannes harte und verwegene Rede, schwieg der Kutscher einige Augenblicke lang. Dann hob er verlegen auf's Neue an:

„Die Abgründe und Schlünde sind es auch eben nicht, die ich so sehr fürchte, denn im Nothfall sah ich doch noch durch die Finsterniß hindurch, und meine Nase wittern gar scharf jede Gefahr. Aber, Herr, ein wir Schlimmeres bedroht uns, wenn wir weiterfahren. Wir kommen hier, wie ich auch recht wohl gewahre, immer mehr in die Nähe des verrufenen Nummelsee's. Da gehen die Nümmerli oder Wasserjungfern um, besonders in solchen finstern und stürmischen Nächten. Dem gehts übel, der sie stört in ihrer heimlichen Ruh. Die lieben Heiligen können ihn nicht schützen, und die Nümmerli tödten den Leib und überliefern die Seele dem Gottseibeiuns. Laßt Euch warnen, und uns hier an diesem Platze verhalten!"

„Abergläubischer Tropf!" rief der Ritter, und wollte eben den strengen Befehl zu augenblicklicher Fortsetzung der Reise wiederholen. Da hielt das Toben des Sturmes einige Augenblicke lang inne, und

warme Stimme Leben in verschaffen, rasch Mut-
losigkeit drang in Marelli's Seele.

„Der Arzt ist mir auf den Fersen!“ stieß
Leise hervor, und als ein Zeichen bat
„Verstehst, Eduard? Und mich Deine Thüre zum
unerschütterlichen Male, aber ich sage Dir eine Kugel
durch das Herz!“

„Ein Gottesgericht, was kann Dir zu Leide
geschehen wenn!“ rief der gelehrige Arzt,
und ist dem Thore zu den Lauf.

„Ich will!“ erwiderte Marelli, indem er
sie entfernt auf ihren Sitz niederdrückte. „Hier gilt
Dein Leben, Dir kann nur schnell und energische
Hilfe retten.“

Marelli's Drohungen hatten die Widerspen-
stigkeit des Gefangenen beseitigt. Eilen Ihnen sie
sie in Freiheit, um sie Pferde in einen Stroh-Zug
zu legen, als mit einemmale auf den Gedanken zu
den Gedanken des wallachischen Weges ein hölzes Licht
traf, und zugleich die Aufmerksamkeit von einer
der Thüren auf den Ausruf: „Qui vit!“ gelenkt
wurde.

„Ich bin verloren!“ flüsterte Marelli, und sie
er sich auf Pferd und ritt.

Dann sahen in Hellig die
Zuschauer von entsetzlichem Entsetzen auf seine Brust-
seite, und bemerkten es mit einer heraufgeholten Ge-
bärde durch das pfeifen Luftgebrüder mit Eilen-
in das benachbarte Gebüsch. „Fehler hin, die Flucht
in vollen Sorgen und Wilden!“ beschäftigte es mit sich

[illegible] „[illegible] mir, daß keiner [illegible] [illegible] [illegible] kann! Der Tod hat Gerechtigkeit [illegible] [illegible] in seinem Gemüte."

„Aber Thom, ich begreife nicht" — begann Rollins.

„Still," unterbrach ihn der Alte: „Der möge [illegible] [illegible]! Der Engel ist vorüber, daß Ruhe ist [illegible]."

Indessen waren Stunden, welche die Bürgerin [illegible] [illegible] Fortsetzung ihrer Arbeit verbracht hatten, [illegible] geeilt. Während von dem ewigen Turm [illegible] [illegible], deren dichte Dunkelheit [illegible] [illegible] [illegible]

Aus dem Haufen der, in einem seltsamen Schweigen verharrenden Franzosen trat, nach einigen Augenblicken spannender Erwartung, ein hochgewachsener Mann an den Kutschenschlag und heftete seine Blicke, die er in den Augen hielt, seine durchdringenden Blicke bald auf Adelinen, bald auf ihren Oheim. Der gehobelte Hut mit den vom Winde hin und her bewegten Schwungfedern, welchen er trug, machten ihn als einen Offizier höhern Ranges kenntlich. Sein Angesicht war jugendlich und von edeln Verhältnissen; doch hatten heftige Leidenschaften oder vielfach überstandene Mühseligkeiten tiefe Spuren darauf zurückgelassen. Adeline konnte sich nicht bergen, daß der fremde Offizier in der That ein interessanter Mann sey, und eine entfernte Aehnlichkeit in den Zügen des Mundes erinnerte sie freundlich an den theuern Reinhold; aber jene Furchen in den Wangen, das Wüste und Zerrissene des ganzen Angesichts verursachten ihr zugleich ein sehr widriges Gefühl, welches durch ein unheimliches und lauerndes Wesen in den dunkelglühenden Augen des Fremdlings noch vermehrt wurde.

Nachdem dieser eine Zeitlang die scharf spähenden Blicke auf Adelinen und dem ihm neugierig entgegensehenden Morelli hatte ruhen lassen, als erwarte er selbst eine Anrede der Reisenden, unterbrach er endlich die herrschende Stille, indem er mit rauher, tieftönender Stimme sagte:

„Es ist etwas Ungewöhnliches, hier in den abgelegenen Waldwegen des hohen Gebirgs, und überdieß in so später nächtlicher Stunde Reisenden zu begegnen. Seit mehreren Monaten habe ich meinen Posten hier im Gebirge, und es sind mir keine Fremde zu Gesicht gekommen. Welcher Zufall kann in dieser stürmischen und regnerischen Nacht Sie hierher verschlagen haben?“

Adeline war überrascht, diese Worte aus dem Munde eines französischen Offiziers in einem fließenden Deutsch zu vernehmen, das übrigens von der Beymischung eines übelklingenden Provincialdialekts nicht frei war. Mit gefälligem Lächeln und ohne Zögern beantwortete Morelli des Kriegsmanns Frage dahin, daß höchst wichtige Geschäfte ihn nöthigten, seine Reise zu beschleunigen, daß er deßhalb auch die Nacht hindurch fahre, aber wahrscheinlich durch des Kutschers Unkunde von der großen Straße abgekommen und im Gebirge verirrt sey.

„Wollen Sie mich,“ fügte er hinzu, „durch Einen Ihrer Leute wieder auf den rechten Weg weisen lassen, so würden Sie mich ungemein verpflichten, und es sollte des Führers Schaden nicht seyn.“

Während der Alte so sprach, hatte der Offizier dessen Richte mit so kühnen und glühenden Blicken betrachtet, daß diese schüchtern die Augen niederschlug und vor den wilden Ausdrücken eines leidenschaftlichen Verlangens, das sich unverkennbar in jenen Blicken zeigte, innerlich erbebte.

Jetzt wendete sich der Offizier wiederum an Adelinens Oheim und sagte, indem er die Augenbrauen finster zusammenzog, mit ernstem und strengem Tone:

„Ihren Pas, mein Herr! Ich habe gemessene Befehle, alle verdächtige Reisende genau zu untersuchen, und Ihre nächtliche Fahrt in diesen entlegenen Gebirgsgegenden ist keinesweges geeignet, Sie von jedem Verdachte frei zu sprechen.“

Ein leichtes Zucken flog über des Alten Angesicht. Ohne jedoch im Mindesten die Fassung zu verlieren, reichte er dem Offizier das verlangte Papier hin.

„Mechaniker Morelli!“ las dieser langsam aus dem entfalteten Blatte, und legte die Hand nachsinnend an die Stirn: Wie ist mir denn? Wenn ich nicht irre, so habe ich erst gestern die Weisung empfangen, einen sehr gefährlichen Mann dieses Namens, wenn er mir in den Weg kommen sollte, festzunehmen und zugleich über ihn an die höhere Behörde zu berichten.

„Das ist wohl ein Irrthum!“ fiel der Alte heftig ein.

„Nur ruhig: mein Herr!“ erwiederte kalt der Krieger. „Es könnte wohl seyn, daß ich mich irrte; denn ich habe viele Befehle solcher Art in Händen. Hier aber kann ich unmöglich darüber entscheiden, und ich sehe mich also genöthigt, Sie unter gutem Geleite nach meiner Station bringen zu lassen, wo denn, sobald ich von dringenden Dienstgeschäften zurückkehre,

morgen oder übermorgen die Sache näher untersucht werden soll."

Morelli entfärbte sich und ergriff zusammenbebend mit krampfhaftem Händedruck Adelinens Rechte.

„Um Gotteswillen!" jammerte das Mädchen: „Was soll das heißen? Was wird aus uns werden?"

„Ohne Furcht, schönes Kind!" suchte der Offizier sie zu beruhigen, indem er den rauhen Ton seiner Sprache zu möglichster Milde stimmte, „ich hoffe, daß sich Alles auf das Befriedigendste aufklären soll, und daß Ihr reizender Mund mir diese kleine Unterbrechung Ihrer Reise dann gern verzeihen wird."

„Sie wollten also wirklich" — begann Morelli nochmals den Krieger anzureden.

Der Offizier jedoch beachtete seine Einwendungen nicht, sondern trat zu seinen Leuten und sprach heimlich mit ihnen. Zwei von diesen, mit Büchse und Säbel wohl bewaffnet, nahmen hierauf, Adelinen und ihrem Oheim gegenüber, ihre Plätze im Innern des Wagens ein; ein dritter setzte sich dem Kutscher zur Seite auf den Bock. Mit kalter Höflichkeit grüßte der Offizier Abschied nehmend in die Kutsche, die nun, nach Anweisung des dem Rosselenker zugegebenen Soldaten, die Fahrt nach ihrem unbekannten Ziel antrat.

Der Sturm in der Natur hatte sich besänftigt. Der Regen hatte aufgehört, und einzelne Sterne strahlten durch die zerrissene Wolkendecke hernieder. Im Tannenwalde heulten die brausenden Stürme des Win-

des nicht mehr, und aus der Ferne ließ sich das harmonische Glockengeläute aufgescheuchter Heerden vernehmen. Kein Lichtstrahl der Ruhe und des Friedens aber neigte sich in Adelinens beängstigtes Gemüth; das Innere des Mechanikers ward von einem wildern Sturme durchzogen, als der, unter welchem noch vor kurzer Frist die Außenwelt gebebt hatte: die Furcht vor der Entdeckung seines geheimnißvollen Wirkens, vor dem nahen und schimpflichen Tode des Verbrechers, trat in ihrer erdrückenden Gewalt auf ihn ein.

Der stürmischen Nacht war ein heitrer Morgen gefolgt. Die Sonne schickte schon gar freundliche Strahlen durch die Wipfel der hohen Tannen auf den heitern Wiesenplan hinab, an dessen waldbegrenztem Rande das einzeln stehende Gehöft der Frau Martha, einer ältlichen Wittwe, lag; als Else, Frau Martha's elternlose Nichte, mit leisem Schritte aus der Thüre des Hauses schwebte, und zu dem Brunnentroge trat, um in diesen zwei Gefäße mit frisch gemolkener Milch, zur Aufbewahrung für den Sommer auszuleeren. Die Wangen des Mädchens strotzten von Gesundheit und blühender Röthe; die dunklen Augen funkelten unter den schwarzen Brauen hervor, wie Karfunkelstein, und die kurze faltenreiche Kleidung verlieh Elsen einen eigenthümlichen Reiz, von dem sie jedoch nichts ahnete.

„Heiliger Anton!“ rief sie verwundrungsvoll aus, als ihre Blicke auf die, dem Wiesenabhange gegenüber, in riesigen Gestalten aufsteigenden Berggipfel fielen: „Wie zieht doch der Katzenkopf ehrerbietig seine Nebelkappe ab vor dem Gruße der jungen Morgensonne, und wie treiben ihre erwärmende Strahlen doch die Nebelgebilde vom Mummelsee hinab in finstre Schluchten und ins wilde Felsenthal! Das bedeutet schön Wetter, auf den Sturm der Nacht, der mich nicht wenig geängstigt hat.“

Nachdem Else die schäumende Milch sorglos in den Trog gefüllt, und diesen wohl verschlossen hatte, trat sie zum Brunnen, und wusch mit dem kühlen erfrischenden Bergwasser Gesicht und Hände. Dann wandte sie sich zu dem Hause, und heftete die großen Augen nachdenklich auf ein kleines Eckfenster, das unter dem um das ganze Haus herum weitherabhängenden Schindeldache nur wenig hervorsah.

„Er ist die ganze Nacht über nicht heimgekommen, der Ehrenfried!“ sagte sie leise vor sich hin: „Was er nur immer des Nachts Geheimnißvolles zu treiben hat? Wer nur die wilden Gesellen sind, die in der Abenddämmerung oft zu ihm schleichen, mit denen er hinter verschlossener Thüre so viel verhandelt, und dann gewöhnlich auszieht, und manchmal mehrere Tage und Nächte über nicht wiederkehrt? Ach, er weiß nicht, wie das uns betrübt: die gute Muhme und mich; sonst unterließe er's wohl! Ob Muhme Martha auch in solcher Ungewißheit über des Sohnes Hand-

lungen schwebt, wie ich? Fast glaube ich's nicht. Vermuthungen hat sie gewiß, aber sie läßt sich nicht aus, und verschließt ihren Kummer in's Herz!"

Es wurde jetzt lebhafter in dem weitläuftigen Gehöft, und aus dem Innern des Wohnhauses ertönte eine weibliche Stimme:

„Else, mein Kind, wo bist du? Hörst du kein seltsames Geräusch, wie Hufschlag von Rossen und das Rollen eines Wagens?"

In ihren Gedanken unterbrochen, eilte das Mädchen gleich bey dem ersten Rufe der Muhme dem Hause zu; nachdem sie aber deren weitere Worte vernommen hatte, blieb sie stehen, und lauschte aufmerksam in die Ferne.

„Wahrhaftig, Muhme!" entgegnete sie nun nach wenigen Augenblicken: „es tönt Pferdegetrappel und Wagenrollen den steilen Bergweg vom Rosenstein herab. Das ist ja ein seltnes Ding in unserm Thal! Horch! Da sind sie schon ganz nahe. Jetzt kommen sie um den Felsenvorsprung — o weh! Soldaten sind dabey, und eine ganz vornehme Kutsche rollt gerade auf unser Haus los!"

Bey diesen letzten Worten sprang Else furchtsam in's Haus, und schob den festen Riegel von Eichenholz vor die Thüre. Während aber das Mädchen noch hiermit beschäftigt war, trat Frau Martha, eine schmale Frauengestalt mit länglichem, bleichem Antlitz, aus dem Wohngemach, und sagte:

„Ey, Else, wie thust du nur? Das sind wahr

ſcheinlich Reiſende, die ſich verirrt haben, und von Martha's Hauſe ward noch kein Wandrer ungaſtlich zurückgewieſen."

„Aber die Soldaten — es ſind Franzoſen!" wandte das Mädchen ſchüchtern ein.

„Deſto beſſer!" erwiederte die Alte: „ſo kommen ſie in keiner feindlichen Abſicht. Ihr Kaiſer iſt ja mit unſerm Landesherrn verbündet, und wir haben nichts von ihnen zu fürchten. Oeffne nur wieder die Thüre, und verwehre Niemandem den Eingang!"

Elſe that nach dem Gebote der Muhme; allein ſobald ſie den Riegel zurückgeſchoben hatte, ſprang ſie ſogleich die wenigen Stufen hinauf, welche nach dem Wohnzimmer führten, und begab ſich flugs in dieſes, um hier unter dem Schutze der Frau Martha, die ruhig und gelaſſen in der Zimmerthüre ſtehen geblieben, der Dinge zu gewarten, die da kommen würden.

Indeſſen war die fremde Kutſche aus dem ſteinigten Bergwege auf den Wieſenabhang hinabgerollt, und hielt nun gerade vor Martha's Gehöft. Ein Mann in militäriſcher Tracht ſprang heraus, und trat mit eiligen Schritten in das Haus. Als er der Wittwe, auf die er, wie ein alter Bekannter, zuging, näher gekommen war, verfinſterten ſich deren Blicke, und die bleiche Stirn legte ſich in ernſte Falten.

„Was ſoll die Vermummung, Thomas?" redete ſie den Herantretenden an: „mich täuſcheſt du nicht, und auch unter dieſem Gewande erkenne ich in dir einen der ſchlimmſten Spießgeſellen meines ver-

blendeten Sohns, die ihn zu heimlichen, aber gewiß unseligen Werken der Nacht und der Finsterniß verleiten. Warum bist du nicht lieber tief unten als ehrlicher Bergknapp in der Gute Gottesgrube *) geblieben, also daß du dem Bergsegen entsagtest, und nun hier oben wandelst, um da an der Güte des Herrn zu freveln und ein unheimliches Wesen zu treiben?"

„Ihr seyd zu Scherzen aufgelegt und macht lustige Wortspiele;" antwortete mit frechem Lachen der Befragte: „aber der Segen, dem ich jetzt nachgehe, giebt besser aus, als der in der Grube, und heimlich erworbenes Gut gewährt eben so viel Freude, als andres. Die Hauptsache bey Beidem bleibt, daß man's hat! Doch Scherz bey Seite! Ich komme in einem wichtigen Auftrage von euerm Sohne Ehrenfried." —

„Sprich: Störenfried!" fiel Frau Martha heftig ein.

„Meinetwegen auch so!" fuhr Thomas fort. „Er läßt euch schön grüßen, und in seinem Namen soll ich euch sagen, daß ihr die zwei dort in dem Wagen, einen alten Herrn und sein Bäschen, so lange hier beherbergen möchtet, bis er selbst wieder heimkehrt. Sein Wohl und sein Leben hänge davon ab, daß weder die Reisenden, noch ihr Kutscher, sich früher entfern-

*) Ein Bergwerk im Schwarzwalde, bey dem Dorfe Wittichen.

ten. Auch dürften sie durchaus nicht erfahren, wo und bey wem sie sich eigentlich befänden. Ich und meine zwei Kameraden wollen schon dafür sorgen, daß Niemand entwischt; aber eure und eurer Leute Zeugen können wir freilich nicht commandiren. Die müßt ihr selbst im Zaume halten.

„Wie?" sagte die Wittwe entrüstet: „Ich soll Theil nehmen an einem verdächtigen Unternehmen? Was habt ihr mit dem alten Manne und dem Mädchen, die ihr hierher bringt, um sie mit Gewalt fest zuhalten? Ihr müßt mir Alles sagen auf das Genauste, oder mein Haus bleibt euch und eurer Begleitung verschlossen."

„Thut, was ihr wollt!" entgegnete mürrisch Thomas: „aber wenn dann durch eure Schuld Ehrenfried eine Zierde des Galgens wird oder gar der kurzweiligen Guillotine unters Messer geräth, so habt ihr's zu verantworten, und nicht ich."

„Was sagst du?" fragte leise Frau Martha, indem sie von einem heftigen Zittern ergriffen wurde, so daß sie sich an dem hölzernen Treppengeländer halten mußte: „so schlimm könnte es mit ihm werden?"

„So schlimm wird's gewiß mit ihm, wenn ihr ihm den verlangten Liebesdienst versagt!" erwiederte mit Bestimmtheit der gewesene Bergknapp. „Mir ist's gleich! Für meine Sicherheit will ich schon sorgen, und im Uebrigen wasche ich meine Hände in Unschuld!"

„Wie könnt ihr doch noch zögern, liebe Muhme? flehte jetzt Else, die hinter der Zimmerthüre ver-

borgen, Alles mit angehört hatte, und nun sich neben Frau Martha verdrängte: „Ihr habt ja gehört, daß es Ehrenfrieds Leben gilt, da werden's die lieben Heiligen selbst nicht für ungut nehmen, wenn ihr ein Uebriges thut! Das müssen ohnehin gar böse Menschen seyn, von denen unser Ehrenfried dergleichen zu befürchten hat.“

„Recht! Jungfer Else;“ lachte Thomas widrig auf: „ihr laßt den Ehrenfried nicht stecken; das wußte ich wohl!“

Das Mädchen erglühte über und über; Frau Martha aber seufzte tief auf und sprach:

„So mag's denn seyn! Ein Mutterherz ist ein gar schwaches Ding, dem kein höheres Gesetz gilt, als die Liebe zu dem Kinde. Führt die Fremden nur hinauf in Ehrenfrieds Stube. Schlimmes aber soll ihnen hier nicht geschehen, und gastlich sollen sie gehalten werden unter meinem Dache: so wahr mir Gott und seine Heiligen ein ruhiges Sterbestündlein verleihen!“

Rasch sprang Thomas jetzt an den Wagen zurück und öffnete den Schlag. Adeline und ihr Oheim, welche, von Zweifeln und Besorgnissen bestürmt, den Ueberrest der Nacht ihren Wächtern gegenüber gar unbehaglich in dem engen Behältnisse hingebracht hatten, stiegen heraus. Ihnen folgte der Bewaffnete, der nebst Thomas den innern Raum der Kutsche mit ihnen getheilt hatte.

Adeline betrachtete aufmerksam das Haus, vor dem sie jetzt stand, und dessen sonderbare Bauart ihre

Neugierde in einem nicht geringen Grade erregte. Es war von ansehnlichem Umfange, aber unbedeutender Höhe. Unter dem weit vorspringenden Dache zog sich rings um das, nur aus künstlich in einander gefügten, größtentheils unbehauenen Baumstämmen bestehende Gebäude eine hölzerne Gallerie, die mit allerley Geräthschaften bestellt war, und zum Aufenthaltsorte für das Gesinde, bey Verrichtung von allerley häuslichen Arbeiten, bestimmt schien. Alles war so reinlich gehalten, und das ganze Haus mit seinen kleinen Nebengebäuden hatte ein so schmuckes Ansehen, daß das Auge der Jungfrau gern darauf verweilte.

Von diesen Gegenständen ward Morelli nicht im Geringsten angezogen. Er maß mit finstern durchbohrenden Blicken den vor ihm stehenden Thomas, der jetzt zum erstenmale das Schweigen brach, welches er und sein Kamerad bisher beobachtet, und in einem geläufigen Schwarzwälder-Deutsch den Mechaniker und seine Tochter einladete, ihm in's Haus zu folgen, wo Ruhe und Erquickung ihrer harrten. Morelli erwiederte nichts auf die Einladung des Schwarzwälders. Nach einer kurzen Pause, in welcher er auch seine beiden andern Wächter scharf angesehen hatte, sagte er höhnischlächelnd zu Thomas:

„Gelt? Ihr seyd auch von den Helden der großen Armee, die in Rußland mitgefochten haben, und dort sind euch die Adler von den Rockknöpfen gefallen, so daß diese jetzt keinem Dinge in der Welt ähnlicher sehen, als einem verwischten Kupferpfennig, und der

Frost hat euch das Tuch an eurer Uniform zusammenschnurren gemacht, so daß es Jeder, der es in der Nähe sieht, für eitel gefärbte Leinwand hält, und sonst nichts? Auch sind euch die Säbel zu kurzen Hirschfängern zusammengefroren, und die Flinten haben auf schneller Flucht sich die Hörner abgelaufen, und sind zu Jagdbüchsen geworden? Gelt, Freundchen, solche Helden seyd ihr?"

Thomas erwiederte die Anrede mit einem lauten Gelächter und versetzte dann mit unerschütterlicher Frechheit:

„Merkt ihr's endlich, daß wir weder Franzosen, noch Soldaten sind? Freilich bey hellem Tage darf man uns nicht betrachten! Da sieht man uns gleich das zusammengestoppelte Wesen an, und der Fuchs in der Wolfshaut ist nicht zu verkennen. Aber, Herr! bey Nacht und im Zwielicht geht das Ding schon mit: das habt ihr selbst erfahren. Da kann die linnene Uniform mit dem Kupferpfennig drauf, und das kurze Jagdmesser und die gezogene Stutzbüchse schon zu einem Streich helfen, der aus unser Einem einen reichen Mann macht für Lebens lang. Doch jetzt haltet euch nicht länger auf mit unnützem Gerede! Kommt mit in das für euch bestimmte Gemach: da ist's friedlich und lustig, da kann euer Bäschen die entbehrte Ruhe der vergangenen Nacht einholen!"

„Nicht von der Stelle gehe ich, bis ich weiß, wer ihr seyd, und was ihr von mir wollt;" erklärte mit entschiedenem Tone der Mechaniker: „ich würde keine

Worte an euch verschwenden, wenn ihr mir nicht meine Waffen genommen hättet! Als Räuber würde ich euch behandeln, als freche Landstreicher, die ohne Befugniß die Sicherheit der Reisenden stören und eine tolle Willkühr mit ihnen üben. Doch genug! Laßt mich im Augenblick frey und unaufgehalten weiter ziehen, oder ich werde bey der nächsten Obrigkeit ein Donnerwetter auf euer Haupt beschwören, vor dem ihr zittern sollt!"

„Alter Herr, ihr werdet hitzig und unzüglich; aber das rührt mich nicht!" entgegnete kaltblütig und gelassen Thomas, indem er sich eine Pfeife stopfte: „bedenkt, daß ihr für den Augenblick in unserer Gewalt seyd, und daß, auf ein Zeichen von mir, noch zwanzig rüstige Bursche herbeyspringen, von denen jeder Einzelne schon hinreicht, eure aufwallende Gluth zu dämpfen. Macht also keine weitern Umstände, und folgt mir! Ich handle nur nach dem Auftrag eines Anderen, der da will, daß ihr so lange hier in friedlichem Gewahrsam bleibt, bis er selbst wiederkehrt und dann das Weitere verfügt."

„Und wer ist dieser Andere?" fragte mit verbissenem Grimme der Alte, der wohl einsah, daß hier Drohung, wie Bitte, verloren sey: „Was treibt der Mann für ein Gewerbe, dem ihr so unbedingt Folge leistet?"

„O, sein Gewerbe ist höchst einträglich, und sein Name klingt sehr ehrbar!" lachte Thomas wild auf, und seine Gefährten stimmten in dieses Gelächter

ein; „Beides aber kann er euch am Besten selbst nennen," fuhr der Schwarzwälder fort, „wenn er beisammt und anders dazu Lust hat. Jetzt vorwärts, ohne Zaudern!"

Adeline hatte mit steigender Herzensangst der Unterredung ihres Oheims mit dem frechen Gesellen zugehört. Die Furcht, unter Räuber gerathen zu seyn, welche sie nur zu einem verborgenen Schlupfwinkel geführt hätten, um hier desto ungestörter das Werk des Frevels begehen zu können, nahm mit jedem Augenblicke zu. Da öffnete sich plötzlich eins der vielen, am Hause befindlichen kleinen Schiebfenster, und in diesem erschien das bleiche, aber gütige Antlitz einer ältlichen Frau, welche mit ernster und milder Stimme sagte:

„Seyd ohne Besorgniß, und tretet furchtlos ein in diese Wohnung! Ich kann es zwar nicht hindern, daß ihr hier in einem kurzen Gewahrsam gehalten werdet, allein kein Haar soll euch gekrümmt werden auf euerm Haupte und keine Unannehmlichkeit begegnen unter meinem Dache: so wahr mir der Herr helfe und seine Heiligen!"

Adeline glaubte die Stimme eines Engels zu hören. Freudig bewegt blickte sie empor, und der Ausdruck ernster Würde, der ihr aus den Zügen der Frau entgegentrat, diente dazu, sie ungemein zu beruhigen. „Nein!" sprach sie vor sich: „in diesem Antlitze liegt kein Falsch. Die Spur des Kummers lese ich aus den blassen Zügen, aber kein Verbrechen hat sie

entstellt. „Dem Worte dieser Frau schenke ich Vertrauen, wie sehr auch das Betragen ihrer Befremdeten dem Sinne ihrer Rede widerspricht!“

Der Mechaniker hatte mißtrauisch und zweifelhaft zu der Wittwe aufgesehen. Eben wollte er sie anreden, als das Schiebfenster wieder verschlossen wurde, und die Sprecherin verschwand. Unmuthig biß er sich in die Lippen; dann nahm er entschlossen die Hand der Nichte [illegible] das Haus.

„Wie kann das Klatschen nicht lassen!“ murmelte Thomas verdrießlich vor sich hin, indem er seinem Genossen einen Wink gab, sich des Kutschers und der Pferde zu versichern. „Ich aber will schon dafür seyn, daß sie nicht mit ihnen verkehrt und ausplaudert, was sie nicht wissen sollen!“

Hierauf folgte er mit raschen Schritten Adelinen und ihrem Oheim auf den Fersen.

Das Zimmer, in welches Morelli und seine Nichte von dem Schwarzwälder geführt worden, und dessen Thüre dieser, nachdem er die Reisenden verlassen, vorsichtig von Außen verschloß, bot der Jungfrau einen eben so heitern, als überraschenden Anblick. Allenthalben an den glatten, schwarzgetäfelten Wänden waren feischgrünende Zweige aufgestellt, dazwischen große, höchst reinlich gehaltene Körbe mit dunkler Gartenerde gefüllt, hingepflanzt, aus denen süßduftende Rosen, Lilien, Narcissen und Nelken, die buntgeschmückten Häupter auf langen Stengeln wiegend, freundlich die Eintretenden begrüßten. Und

wie zwitscherte und sang es, wie tönte und klang es in den grünen Zweigen und von den duftenden Blumen? Ein lustiges Heer zahmgemachter Vögel wiegte sich unter laubigem Dache; einzelne von ihnen flatterten bey dem Anblicke der fremden Gestalten ängstlich empor, andere umschwirrten diese, als wollten sie gesellig Bekanntschaft mit ihnen knüpfen. Da stimmte die Lerche ihr schmetterndes Jubellied an, da sandte die Drossel ihren heitern Ruf, dort hauchte die Nachtigall ihre süße Klage, und dort klang von einem Pinienzweige des Kuckucks nedende Rede herab.

„Verdammtes Geschrey!“ knirschte der Mechaniker, indem er sich unmuthig auf ein dastehendes, saubergedecktes und wohlbereitetes Ruhebett warf. „Wenn nicht schon die seltsamen Ereignisse der vergangenen Nacht im Stande wären, unser Einem den Kopf zu verrücken, so müßte es gewiß durch diesen tollen, betäubenden Lärm geschehen! Aber, sprich, Adeline: was denkst du von dem Allen?“

„O, ich bin froh,“ versetzte die Nichte, welche eben eins der stark bethauten Fenster öffnete, um einen Blick in die Gegend zu werfen: „sehr froh bin ich, und von einem freudigen Gefühle der Sicherheit erfüllt, seitdem ich die tröstende Rede jener bleichen Frau vernommen, und dieses Gemach betreten habe, in welchem ein mit der Natur befreundeter Geist waltet, aber keine Spur eines finstern, raubsüchtigen Gemüths seiner Bewohnerin sich zeigt.“

„Thörichtes Geschwätz! Romantische Faseley!“ brummte Morelli, und starrte in düsterm Nachsinnen vor sich hin. Adeline aber blickte voll Entzücken durch die Drahtgitter, welche außerhalb der Fenster befestiget waren und den gefiederten Sängern die Rückkehr in die waldigte Heimath verwehrten, auf das reizende Naturschauspiel, das ihr ungeahnt und herrlich entgegentrat.

Da zeigten sich schwellende Hügel sanft zu dem heitern Wiesengrunde herab, der wie ein weiter grüner Teppich dicht vor den Blicken Adelinens dalag. Um ihren Fuß wanden sich Rebengeländer und stiegen bis zu einer ansehnlichen Höhe empor; ihre Häupter waren mit dunkeln Tannen bekränzt, schillernde Bächlein rauschten mit süßem Gemurmel herunter. Da erhoben sich hinter schwellenden Hügeln steilere Berge, schroffe Felsengestalten stiegen empor, und das weite Amphitheater ward durch eine Alles überragende Bergmasse geschlossen, die dunkel und ernst herüberblickte, und deren sanft abgerundeter Gipfel sich in einem, von der Morgensonne zart übergoldeten Wölkchen verlor. Da tönte harmonisches Geläute herüber von den Heerden, die friedlich am Wachesrande den Bergen zuzogen; da jubelte der frohe Morgengruß der Hirten aus frischen, kräftigen Kehlen zum Himmel empor. Alles zeigte die Spuren des Friedens und des Gedeihens in Gottes herrlicher Schöpfung, und Alles pries ihn, der es wohl gemacht und allweise begründet. Aber durch Ade-

linens Seele zog ein Hauch der Sehnsucht, wehmüthig und rührend; in ihrem Herzen erklang eine Stimme der Erinnerung, süß und seltsam mahnend.

„Wie?" so sagte sie erstaunt zu sich selbst: „habe ich denn schon einmal geträumt von dieser Gegend, von Allem, was ich hier sehe? Oder weilte ich vielleicht schon in früher Kinderzeit an dieser Stätte, und das der Willkühr meiner Phantasie und einer deutungslosen Vergangenheit längst anheim gefallene Bild tritt nun wieder ernst und mächtig in die Wirklichkeit und in die Gegenwart? Nein, o nein! Jetzt erkenne ich Alles. Es wird klar in mir, und das Spiegelbild der Seele erscheint in hellen, deutlichen Umrissen. Reinhold erzählte mir oft von einer Gegend, wie diese, und nannte sie seine Heimath. So erstand sie nach seiner Schilderung vor dem Auge meines Geistes, so belebte sie sich mit rauschenden Bächen und weidenden Heerden! Auf einer Wiese vor dem Elternhause spielte er als Knabe mit dem wilden Bruder; freundlich sahen die Rebenhügel, ernst die dunkeln Berge und die schroffen Felsen dazu hernieder. Noch mehr flüstert die Stimme der Erinnerung; wunderbarer wird der Zauber, der mich umfängt! Auch das Gemach, welches Reinhold mit seinem Bruder bewohnte, war mit grünen Zweigen und duftenden Blumen geschmückt; auch da belebte buntes Gefieder mit fröhlichem Jubel das schillernde Laub und die glänzenden Blüthen. Oft hatte er, wenn der wildere Bruder auf den Vogelfang oder hoch oben an den See des Ge-

birgs zum Fischangeln streifte, voll stillen Kummers in dieser grünen Einsamkeit gesessen, und sich tief im Herzen darüber gegrämt, daß er nicht Gelegenheit habe, mehr zu lernen, als was eben der Schulmeister im nächsten Dorfe selbst wußte. Der früh verstorbene Vater, der in vielen Hoffnungen getäuscht, sich einem großartigen Wirken entzogen hatte, um in friedlicher Abgeschiedenheit an der Seite eines geistvollen, aber einfach gebildeten Landmädchens ein häusliches Glück zu finden, hatte den Funken des Ehrgeizes und der Lernbegierde in der Brust des Knaben geweckt. Brach nun, nachdem der Vater schon lang in kühler Gruft ruhte, die Sehnsucht Reinholds in heftigen Thränen hervor, dann trat die liebevolle Mutter zu ihm, und tröstete ihn mit sanfter und weiser Rede, bis sie ihn für reif erkannte, ihn in die nächstgelegene Stadt zu senden, damit er dort seinen Trieb nach Wissen befriedige. Seitdem hatte er sie nicht wieder gesehen. Mit welcher Liebe umfaßte er sie aber dennoch in der Ferne! Und wie verdiente nicht Reinholds Mutter diese Liebe? Warum habe ich keine Mutter? Ich fühle es: ich bin krank, und meine Pulse schlagen fieberhaft — meines Oheims Herz hat kein wohlwollendes Gefühl für mich: wie könnte die Nähe einer Mutter mich beglücken, wie würde sie jedes Leiden mildern und verscheuchen! Ha! Welcher Gedanke erhellt wie ein Blitz meine Seele? Wenn Reinholds Mutter — wenn sie hier wäre — wenn die bleiche Frau" —

Da öffnete sich die Thüre des Gemachs, nach welcher Adeline, bereits während dieses stillen Selbstgespräches, die in Fiebergluth erglänzenden Blicke gewendet hatte, und herein trat mit trübem Antlitze und zu Boden gesenktem Auge Frau Martha.

„Du bist es!“ schrie die heftig gereizte Jungfrau, und stürzte sich zu den Füßen der erstaunten Wittwe nieder: „Du bist Reinholds Mutter: sey auch die meinige!“

Befremdet und fast erschrocken sah Frau Martha auf das knieende Mädchen; während der ihr nachschreitende Thomas, welcher seine Soldatenkleidung mit einer bäurischen Tracht vertauscht hatte, ihr grinsend zuflüsterte:

„Laßt euch dadurch nicht irre machen! Das sind Verstellungskünste, und der Alte, wie das Mädchen, haben es darum nicht weniger auf das Verderben eures Sohnes abgesehen.“

„Sie raset im Fieber!“ rief Morelli, und sprang eilig von seinem Lager empor. Mit Thomas Hülfe trug er die Jungfrau, welche die Besinnung verloren hatte, und in tiefer Ohnmacht lag, auf das Ruhebett, und bat dann die Wittwe, ihm einige Erquickungsmittel zu senden, die Pflege seiner Nichte aber, welche nur der Ruhe bedürfe, ihm ganz allein zu überlassen. Thomas stimmte in dieses Begehren des Mechanikers ein. Auf sein Andringen verließ Frau Martha das Gemach, jedoch nicht ohne einige Blicke voll Verdacht und Mißtrauen auf ihn

und Morelli zu richten. Die Lage des armen Mädchens, das sie unmöglich so sehr in der Verstellungskunst geübt glauben konnte, wie Ehrenfrieds Vertrauter vorgab, hatte ihr ganzes Mitgefühl erweckt. Dabey war über Adelinens Lippen ein Name gegangen, der ihr vor allen auf der Welt theuer war, der ihr in dem Munde einer Unbekannten höchst auffallend erscheinen, und sie auf eine wunderbare Weise ergreifen mußte.

Nachdem die Wittwe die verlangten Stärkungsmittel durch Thomas in das Gemach des Mechanikers gesendet hatte, theilte sie ihrem Bäschen die seltsame Begegnung mit, welche sie mit der Fremden gehabt hatte, und sprach ihre Theilnahme an der Leidenden unverholen aus.

„Laßt euch nicht täuschen," fiel Else eifrig ein, die nun in Allem einen gegen den von ihr inniggeliebten Ehrenfried, zu dessen Verderben ersonnenen Anschlag befürchtete: „wenn dieser alte Herr, mit dem tückisch lauernden Blicke, und die Jungfer, die sich so sonderbar benimmt, es in böser Absicht auf den Ehrenfried angelegt haben, so werden sie sich auch wohl im Voraus eine genaue Kunde über euch und euer Hauswesen verschafft haben. Traut ihnen nicht! Dieses mal gebe ich dem Thomas recht, und halte für das Beste, daß ihr seinen Rath befolgt."

Frau Martha schüttelte ungläubig das Haupt; doch war sie deßhalb nicht minder um Ehrenfried besorgt, dessen geheimnißvolles Treiben gewiß auf ge-

fahrvolle, den bestehenden Gesetzen zuwiderlaufende Unternehmungen gerichtet war. Sie seufzte tief auf und sagte dann:

„Das Unheil, welches über ihn einbrechen wird, ist die Frucht seiner eigenen Schuld; aber das arme kranke Mädchen trägt gewiß kein Arg gegen irgend Jemand im Herzen. Dem Alten möchte ich selbst nicht trauen; doch soll sie deßhalb in keiner Art versäumt werden!"

Wie oft aber die Wittwe auch im Laufe des Tages versuchen mochte, zu der Leidenden zu gelangen, so ward sie bald von dem, vor der Thüre des Gemachs wachehaltenden Thomas, bald von dem heraustretenden Morelli selbst, mit der Entschuldigung abgewiesen: Adeline schlummre, und bey ihrer Unpäßlichkeit, die nur von allzugroßen Beschwerden der Reise herrührte, sey das beste Arzneymittel diese Ruhe, welche man — wolle man nicht anders der Jungfrau absichtlich schaden — durchaus nicht stören dürfe. Frau Martha mußte sich mit dieser Weisung begnügen, und mochte, um nicht auf des Mädchens körperliches Befinden etwa nachtheilig zu wirken, nicht gern in einer ernsten und bestimmten Art Einlaß in das Krankenzimmer verlangen. Fort und fort aber erklang in ihrer Seele der Name, welchen die Fremde genannt hatte, und sie vermochte die Unruhe nicht zu unterdrücken, welche sich von jenem Augenblicke an in ihrem Innern angesiedelt hatte.

Gegen den Abend deſſelben Tages zeigte ſich auf der, von Kehl nach Straßburg hinüberführenden Rheinbrücke eine ungewöhnliche Lebendigkeit. Reiter in kriegeriſcher und bürgerlicher Tracht, flogen herüber und hinüber; Fußgänger jedes Standes und Geſchlechtes luſtwandelten an beiden Seiten der breiten Schiffbrücke, unter der die Fluth des majeſtätiſchen Stromes, an den feſtliegenden Grundnachen ſich brechend, in ſchäumenden Wellen ſich weiterdrängte.

Die bewegliche Volksmenge ſchien hier von einem und demſelben Gegenſtande der Neugierde angezogen, und die Wandelnden blieben ſämmtlich, wann ſie bey dem an die deutſche Seite anſtoßenden Brückenende angelangt waren, ein Weilchen harrend ſtehen, indem ſie mit aufmerkſamen Blicken in den Ort Kehl hineinſahen: ob nun endlich der lange erwartete Trauerzug mit der Leiche des franzöſiſchen Feldmarſchalls, der in einer der letzten Schlachten geblieben war, und nun nach ſeinem Erbbegräbniſſe in Frankreich übergeführt werden ſollte, ſich zeigen werde. Aber die Sonne neigte ſich immer tiefer, und die Dämmerung begann ſchon, ihren weiten düſtern Mantel über den wogenden Strom und das ruhige Land auszubreiten, und noch war keine Spur des erſehnten Schauſpiels zu erſpähen. Da ſahen die guten Einwohner von Straßburg, welche dem ſeligen Herrn Feldmarſchall bis hierher entgegen zu gehen für gut gefunden, die Kuppel ihres rieſigen Münſters in den Strahlen der von ihr ſcheidenden Abendſonne golden erglühen, und

hielten es nun für das Beste, sich schnell auf den Heimweg zu machen, damit sie nicht bey etwaniger Verspätung die Thore der Festung verschlossen finden, und dann genöthigt seyn möchten, ein Nachtlager bey Sternenschein unter den Wällen zu suchen.

Es ward nun ruhiger auf der Brücke; aber immer wandelten noch einzelne Spaziergänger aus Kehl auf und nieder, welche die Frische des milden Sommerabends hier genossen und die Hoffnung noch nicht aufgegeben hatten, den hohen Verstorbenen auf seinem letzten irdischen Ehrengange, der leider ein Rückzug seyn mußte, ein Stückchen Wegs zu geleiten. Die Ehrenwache, welche da, wo die Brücke von der deutschen Seite her betreten wird, aufgestellt war, hatte auf Befehl ihres, der langen Verzögerung überdrüßigen Commandanten, die Gewehre abgelegt, und stand um den graubärtigen Tambour versammelt, der den Feldzug in Egypten mitgemacht hatte, und auf der schwarzbehängten Trommel sitzend, Wunderdinge von den Pyramiden und ihren Geheimnissen berichtete. Am Eingange der Brücke und auf dieser selbst, längs den beiden Seiten, wurden nun Pechkränze angezündet, deren rothflammendes Licht die Wellen des Flusses in rastloser Beweglichkeit wiederspiegelte.

„Wie ich euch sage," fuhr der gesprächige Tambour in seinen Mittheilungen fort „wohl tausend Fässer mit Napoleondor's liegen in den Katakomben der Pyramiden, wo die alten egyptischen Könige sie ver-

graben haben, noch unangerührt und dem kühnen Sucher überlassen." —

Da wurde plötzlich seine Rede durch den Ruf der Schildwache und ein Waffengeräusch unterbrochen, welches die Annäherung der Marschallsleiche und ihrer Eskorte verkündete. Die Stimme des Commandirenden ertönte: in einem Augenblicke stand der Posten unter Waffen, und der dumpfe Wirbel des trommelnden Veteranen wollte nun so unablässig, wie früher seiner geschwätzigen Zunge die bereits zu unzähligen Malen wiederholte Erzählung seiner Abentheuer entströmt war.

Der Trauerzug, der nun bald so nahe war, daß ihn das Licht der brennenden Pechkränze erhellte, schritt nicht ernst und langsam, wie es seine Würde doch eigentlich erfordert hätte, sondern mit einer seltsamen, allen Zuschauern auffallenden Behändigkeit einher. Vorher ritt, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, ein Offizier, der auf den Commandanten der Wache losprengte, und sich bey diesem mit kurzen Worten, und durch Darreichung seiner Ordre als den Adjutanten Delolay auswies, welcher beauftragt sey, den todten Marschall zu seinem Familienbegräbnisse zu begleiten, und ihm die letzte militärische Ehre zu bezeigen. Während diese Auskunft gegeben wurde, und auf einen Wink des wachhaltenden Offiziers die Trommel verstummt war, hatte der Trauerzug selbst die Brücke betreten, und eilte, ohne bey der salutirenden Ehren-

wache auch nur einen Augenblick zu verweilen, unaufhaltsam vorwärts.

„Das ist keine Art, einem französischen Marschall, und wenn's auch nur ein verstorbener ist, das Ehrengeleit zu geben!“ flüsterte der alte Tambour einem seiner Nebenmänner zu: „das würde dem seligen Helden das Herz abstoßen, wenn er mit ansähe, wie man nur bemüht ist, die Sache in möglichster Eile abzuthun! Sacre nom de Dieu! Ich habe ihn gekannt, ich habe neben ihm getrommelt bey Eylau und Austerlitz —“

„Glaub's gerne!“ unterbrach ihn der Nachbar: „Aber eine ansehnliche Größe und Corpulenz muß er gehabt haben, und da ist's kein Wunder, daß ihn so leicht die erste beste Kanonenkugel getroffen. Seht nur die Breite des Leichenwagens, und wie hoch es unter dem schwarzen Tuche aufgethürmt ist. Meiner Seele! Ihrer sechs, sollte man denken, hätten da Platz!“

In diesem Augenblicke sprengte in gestrecktem Galop der Führer des Zugs vorüber: die hohen Schwungfedern seines Huts wogten glänzend im Scheine der Pechkränze, über sein Antlitz flog ein Lächeln des Hohns; eine Geberde des Triumphs und der Lust über irgend ein gelungenes Unternehmen konnte oder mochte er nicht bezwingen. Bald hatte er die Soldaten erreicht, welche mit niedergesenkten Gewehren vor und neben der Leiche eilig, aber schweigend hinzogen. Noch befand sich der Zug nicht in der Mitte der Brücke.

Der Offizier mahnte jetzt zu noch größerer Eile, und zum Erstaunen der Zuschauer, welche vom Ufer aus gefolgt waren, wurden nun die Pferde vor dem Leichenwagen sogar mit Kolbenstößen zu einem muntern Trab genöthigt. Die Begleiter selbst setzten sich in einen leichten Trott, und verloren den kostbaren Leichnam nicht aus den Augen.

Indessen hatte, gleich nachdem der Zug vorüber, und dessen Führer ihm nachgesprengt war, die Ehrenwache am Eingange der Brücke sich angeschickt, ihren Posten zu verlassen, und diesen den bereits harrenden Douaniers einzuräumen, welche hier gewöhnlich ihren Standpunkt hatten, und nur für diese besondere Gelegenheit durch Linienſoldaten ersetzt worden waren. Da ertönte auf's Neue das Geräusch schnell heranahender Reiter und ihr Waffengeklirr. Der Ruf der Schildwache wurde laut und heftig beantwortet, und mit Sturmeseile flog auf einem hohen Rappen ein Offizier in reich gestickter, mit vielen Ordenszeichen bedeckter Uniform heran, dem zwey ebenfalls berittene Gensdarmen folgten.

„Was ist dort?" rief mit starker und gebieterischer Stimme der Neuangekommene dem Commandanten der Wache zu; „was bewegt sich dort auf der Brücke im dichten, dunkeln Haufen?"

Betreten näherte sich der Wachhabende dem Reiter, und berichtete, daß es der Leichenzug des in einer der letzten Schlachten gebliebenen Marschalls sey, der

unter dem Befehl des Adjutanten Delolay sich nach der Erbgruft des Verstorbenen begebe.

„Hölle und Teufel!“ tobte der Offizier, und riß seinen Degen aus der Scheide: „das ist ein abscheulicher Betrug! Mir folgt der Leichenzug; ich selbst bin der Adjutant Delolay.“

Tief bohrte er nach diesen Worten seinem Rosse den Sporn in die Seite, und sprengte von seinen Begleitern gefolgt, im ungezügelten Laufe dem Zuge nach.

Da erkannten die Douanenbeamten mit Einem Mal die Täuschung, welche hier getrieben worden, da ahneten sie, daß der gespielte Betrug sie angehe, und daß irgend ein reiches Gut ihren Harpyenklauen entwischt sey.

„Das ist ein Streich der Schmuggler!“ ertönte es, wie aus Einem Munde, und im nämlichen Augenblicke stürmten auch schon die Douaniers auf die Brücke hinaus, hinter den Gensdarmen her.

„Sacre nom!“ rief der Veteran aus Egypten: „sagte ich es nicht gleich, daß das Volk einem Marschall der großen Armee nicht die gebührende Ehre zu erzeigen wüßte? Nun findet sich's, daß es keine Soldaten sind, sondern Spitzbuben, und der vermeinte Marschall ist am Ende nichts Anderes, als ein Ballen Tabak.“

Alle lachten; der Offizier gebot Ruhe. Seiner militärischen Würde hielt er es nicht für angemessen, sich in die Angelegenheiten der Douaniers zu mischen;

doch glaubte er, unter den obwaltenden Umständen noch ferner seinen Posten behaupten, und den Verlauf der Sache abwarten zu müssen.

Der Zug auf der Brücke hatte, während dieses am Ufer sich zutrug, seinen Weg so eilig als möglich fortgesetzt; allein er war noch weit vom jenseitigen Strande entfernt, als schon zu dem Ohre seines Führers das, auf der hölzernen Brücke hohl wiedertönende Getrappel der heranjagenden Rosse, und das wüthende Geschrei der ergrimmten Douaniers drang.

„Verdammt!" sprach er verbissen vor sich hin: „schon so nahe am Haven, und dennoch Schiffbruch!"

Er selbst schlug jetzt mit der flachen Klinge auf die Pferde los, welche den Leichenwagen zogen; diese aber vermochten trotz aller Anstrengung, ihren Schritt nicht noch mehr zu beschleunigen. Da sah er schon ganz nahe den herbeysprengenden Offizier, die ihm folgenden Gensdarmen, und den nachstürmenden Haufen der Douaniers. Er erkannte, daß sein klug vorbereitetes Unternehmen gescheitert, daß hier nur noch an eigene Rettung und Sicherheit zu denken sey.

„Alles ist verloren!" schrie er den Seinigen zu: „aber den Spürhunden soll's auch nicht zu Gute kommen, und ihre Nasen sollen vergebens die verlorene Witterung aufgefunden haben! Schneidet die Stränge an den Pferden durch, und schleudert den Wagen mit Allem, was darauf ist, in den Strom. Dort —" fügte zähnlachend hinzu — „mögen die Fische sich

an dem corpulenten Leichname Sr. Excellenz, des Herrn Marschalls, ergötzen!“

Die guten Leute, welche, um das Schauspiel des Zugs noch ein Weilchen zu genießen, diesem vom Lande aus gefolgt waren, geriethen in ein nicht geringes Entsetzen, als sie das seltsame Gebot vernahmen. Ohne Zögern aber ward dieses von den Untergebenen des Führers in's Werk gesetzt. Bald rannten die Pferde, ihrer Banden entledigt, und mit einigen derben Schlägen vorwärts getrieben, dem jenseitigen Ufer zu. Nun war man sogleich bemüht, den schwer beladenen Wagen an den Rand der Brücke zu drängen, um ihn von dort in den Fluß zu stürzen. Da aber waren die Verfolger schon zur Stelle, da sprengten die heranjagenden Gensdarmen die um den Wagen beschäftigten Männer aus einander, da stürmten die Douaniers mit wilden Drohungen herbey, und von der andern Seite der Brücke, nach welcher die Bedrängten noch ihre Flucht hätten richten können, ertönte ein dumpfes, unheilverkündendes Geräusch.

„Auch das noch!“ knirschte der Führer des Zugs, indem er sich hoch im Sattel emporrichtete, um die gefährliche Lage zu überschauen, in der er sich mit den Seinigen befand. „Auch das herrliche Gut wird in die Hände der Buben fallen, und es bleibt mir nichts übrig, als meinen Freunden das Zeichen zur schleunigen Rettung zu geben! Verdammter Unstern! Heilloser Zufall, der den sinnreichsten Plan vereitelt!“

Mit einem seltsam gellenden, Alles übertönenden Pfeifen, das die Dennniers sogleich für ein unter den Schmugglern gebräuchliches Zeichen zum Rückzuge erkannten, benachrichtigte er die Seinigen von der Maßregel, zu der ihn die Gefahr des Augenblicks nöthigte. Da warfen diese mit ungemeiner Behendigkeit die militärischen Hüte und Mäntel ab, welche sie kenntlich machten, und, unter den letztern eine gewöhnliche bürgerliche Kleidung tragend, drängten sie sich eilig durch die beträchtliche Menge hindurch, nach einem weiter vorwärts befindlichen Punkte der Brücke, wo mehrere Nachen unbemerkt angelegt hatten, welche die Flüchtigen sogleich aufnahmen. Auch ihr Anführer wollte ihnen dahin folgen, allein indem er sich eben anschickte, den Platz, den er bisher eingenommen hatte, zu verlassen, sprengte ihm sein Hauptgegner, der Offizier in der reich gestickten Uniform, in den Weg.

„Bist du der Schurke, der sich für den Adjutanten Delolay ausgiebt?“ schrie dieser mit unverhaltener Wuth: „herab mit dir vom Pferde! In den Staub mit dir, elender Betrüger! Zittre: ich selbst bin Delolay!“

Eine dunkle Gluth legte bey diesen Schmähworten seines Feindes sich über das Antlitz des nun seiner Rolle enthobenen Schmugglerhauptmanns. Auch in seiner Hand blinkte drohend das scharfe Eisen; auch er hielt es zu Schutz und Trutz mächtig erhoben.

„Du selbst bist ein Schurke!“ entgegnete er mit wildem Grimme dem Adjutanten: „ein Tyrannen-

kocht, ein elender Sklave der Unrechtmäßigkeit! Glaubst du, ich schlage mein Leben um ein paar schwedischer Thaler willen in die Schanze? Du irrst. Der Freiheit und dem Rechte weih' ich meine Dienste; die Unterdrückung bekämpf' ich mit Lust einen Gegner!"

Der Offizier schwenkte vor Wuth sein Pferd verfagte ihm den Dienst. Nur mit Mühe brachte er die Worte hervor:

„Verächtlicher Wurm! Du wagst meinen Zorn zu reizen?" Zugleich hob er den Degen, und führte einen heftigen Stich auf die Brust seines Gegners, welchen dieser jedoch mit großer Behendigkeit abwehrte.

„So sey es denn!" rief nun der Schmuggelhauptmann, den der Wunsch, die erlittene Beschimpfung zu rächen, jede Rücksicht auf eigene Sicherheit aus den Augen setzen ließ. Bey diesen Worten schwirrte seine Klinge durch die Luft, und fiel gewichtig auf das Haupt des Offiziers nieder. Da sah er, wie dessen Hut in zwey Hälften gespaltet zu Boden stürzte, da nahm er wahr, wie jener selbst, machtlos, sich ferner auf dem Rosse zu erhalten, im Sattel hin und herschwankte.

„Ehrenfried: Bruder! Um Gotteswillen, was thust Du?" rief eine bekannte Stimme den Schleichhändler an.

Erbleichend starrte dieser auf einen Reisenden hin, der eben aus einer durch das Getümmel aufgehaltenen Postkutsche gesprungen war.

„Auch dich sieht das Verderben hier in diesem Augenblicke!“ entgegnete er mit Bitterkeit. „Auch ab von mir! Ich will dich nicht kennen, und nur mich hier kennt, der verrath mich!“

Allein schon hatten mehrere der herbeigeeilten Douaniers den Ruf des Reisenden vernommen. Sie sahen den ihnen wohlbekannten, kühnen und listigen Schmuggelhauptmann von seinen Leuten verlassen, und dachten nun einen wohlfeilen und leichten Fang zu thun. Schüsse fuhren aus ihren Musketen pfeifend an dem Haupte des Verfolgten vorüber. Er erkannte der Schmuggler, daß ihm nur wenige Augenblicke noch zur Rettung frei blieben, daß schimpfliche Strafe aber vielleicht ein schmachvoller Tod die Folge der geringsten Verzögerung sey. Mit einer heftigen Bewegung warf er sein Pferd herum; dann stieß er ihm den Sporn in die Seite, und nöthigte es zu einem mächtigen Sprunge, der ihn von dem Rande der Brücke in den fluthenden Strom hinabtrug.

„Er ist verloren!“ rief jener Reisende, indem er sich zu der Stelle hindrängte, welche der Schmuggler auf eine so kühne Weise verlassen. Flüche und Schimpfreden der Zollbeamten, schallten diesem nach; sie sandten mehrere Kugeln hinter ihm her, keine aber traf, und sie mußten zu ihrem großen Verdrusse sehen, daß ihr Feind glücklich und unbeschädigt eins der Boote erreichte, in welchem seine Genossen ihn erwarteten, sich mit einem leichten Schwunge in dieses warf, und das Roß, welches ihn bis hierher getragen, dem Spiele

[illegible] Abschied. Mit einem Jubelgeschrey begrüssten die Soldaten die Abgeordneten des Generalconsuls des Innern. Dann entfernten sie sich still und bedächtig [illegible] und bald verschwanden die Wache umgebenden Posten in dem Dunkel der Nacht.

Als der Soldat sah, daß der Verräther der Gefangene glücklich seinen Verfolgern entgangen war, schlich er sich davon, und seine Angst gab ihm Flügel. Er konnte sich nun zu dem Regimente Preobrajensky retten, wo man ihn sogleich [illegible] und [illegible] ihn. Sein Anblick war traurig, allein die Klage war glückseligende Musik gegen, und hatte, wenn sie mit der Hülfe des ersten Theils des Gespräches [illegible] der einen Seite hinterlassen. Der Soldat hatte den Zustand des Verwundeten bald erkannt, und wollte sich eben zu seinem Wagen begeben, um aus diesem ein stärkendes Arzneymittel, das er bey sich führte, zu holen; als er sich von einem der Gendarmen festgehalten sah, der ihn gerade für seinen Verfolgten erklärte, weil er sich durch seine Anforderungen und durch sein Betragen des Unverständnisses mit den Gefangenen verdächtig gemacht hatte. Dagegen berief er sich auf seine Papiere, aus denen erhellte, daß er als Gefangenschaftsgehülfe in Diensten einer mit Frankreich befreundeten Macht stehe, und in Angelegenheiten derselben reise; dergestalt verschaffte er,

[illegible]

[illegible]

[illegible]

dung blickte sie in dem von einer matt brennenden Nachtlampe nur wenig erleuchteten Zimmer umher, das sie erst nach einiger Zeit wieder erkannte, indem sie sich der Begebenheiten erinnerte, welche sie hierhergeführt. Ihr Oheim lag auf einem Sessel hingeworfen, und seine schweren Odemzüge verkündigten, daß auch er den Folgen der Reisebeschwerden und der Erschöpfung nicht habe widerstehen können. Dennoch schien sein Schlummer sehr unruhig; ein böser Traum mochte ihn quälen, und allerlei dumpfe, unverständliche Laute gingen von Zeit zu Zeit über seine Lippen. Dabey verzogen sich seine ohnehin scharf gezeichneten Züge oft auf eine schmerzhafte Weise, und sein bleiches, tief gefurchtes Antlitz erhielt dann etwas Grauenhaftes, vor dem Adeline innerlich erbeben mußte. Lieben konnte sie den Mann nicht, der sich immer kalt und zurückstoßend, oft bitter und höhnisch gegen Sie erwiesen, und der seinem eigenen Geständnisse zu Folge, durch frevelhafte Handlungen dem Gesetze verfallen war; aber zum Danke fühlte sie sich gegen den verpflichtet, der sie, als eine frühe Waise, dem Elende und der Armuth entrissen hatte. Mit Theilnahme blickte sie zu ihm hin und sagte vor sich:

„Welche Macht hat doch der Schlaf, daß er durch die Wahnbilder seiner Träume dieses starre Herz empfindlich berühren kann, dem die Wirklichkeit, wie sie auch ernst und drohend hereinbricht, keine wahre Erschütterung eines Gefühls abzugewinnen vermag! Er ist mein Oheim, der nächste Verwandte, den mir der

Lob auf Erden gelassen hat, aber er selbst will mir fremd bleiben; gleich einer Sclavin fesselt er mich an sein rastloses Wanderleben, dessen geheime Zwecke ich nicht ergründe, und sein Wille muß mir als Gesetz gelten, selbst da, wo des Herzens Wunsch und heiße Neigung widerspricht!"

Ein schwerer Seufzer entrang sich ihrer Brust, und aus ihrem Auge quoll eine Thräne. Dann versank sie in ein tiefes Nachdenken, in welchem sie erst nach einiger Zeit durch ein Geräusch unter den Fenstern ihres Gemachs gestört wurde. Eine geflissentlich unterdrückte Mannsstimme rief zu wiederholten Malen den Namen „Thomas" und fügte endlich, als noch immer keine Antwort erfolgen wollte, hinzu: „Hast Du denn ganz das Gehör verloren, Schlafratz, und willst fortträumen, bis die Blaurócke kommen, Dich unsanft zu erwecken zum Spaziergange ins Zuchthaus?"

Adeline horchte ängstlich auf. Ein Geräusch vor der Zimmerthüre, als erhebe sich ein Mensch vom Boden und schleiche draußen hin und her, vermehrte ihre Bangniß. Alles Unheimliche ihrer Lage stellte sich mit Blitzesschnelle ihrem Geiste dar.

„Wenn es doch wäre? Wenn wir unter Räuber gerathen wären, unter Bösewichter, die, um der Entdeckung und der Strafe ihres Verbrechens zu entgehen, uns zu tödten beschlossen hatten?" so fragte sie sich selbst.

Sie wußte nicht, was sie beginnen sollte. Den Oheim zu erwecken, konnte ihr zu nichts dienen: welche Vertheidigung vermochte der alte, schwache Mann, waffenlos, wie er war, einer Uebermacht von Angreifenden entgegenzusetzen? Sie versuchte, ihr Lager zu verlassen. Dieses gelang über Erwarten, und Adeline fühlte, daß der ungestörte Schlummer ihr alle Kräfte zurückgegeben habe. Leise schlich sie nun ans Fenster, und öffnete dieses mit der größten Vorsicht. Da hörte sie, wie nicht weit von ihr ebenfalls ein Fenster geöffnet wurde, und kurz darauf der Mann, der sie am Morgen in dieses Haus geführt, mit gedämpftem Tone hinuntersprach:

„Teufelsbraten: was treibst Du für einen Lärm? Willst Du mir das Wild aufschrecken, das ich hier hegen muß für den tollen Friedel? Sprich leise und sag': Wie ist es? Haben sie Alles glücklich hineingebracht ins französische Nest? Geben die Feuerzeichen von den Bergen gute Nachricht?"

„Nichts, nichts!" entgegnete die Stimme von unten. „Es muß Alles verunglückt seyn, und kein Feuerzeichen ist zu erblicken weit und breit. Ich war oben auf dem Felsenkamm, und hab' mir bald die Augen aus dem Kopf gelugt, um in der Nähe oder der Ferne nur den Schein von einem Feuer zu erspähen, aber auf den Höhen bleibts dunkel, und in der Ebene will keine Rakete auffahren, wie es doch seyn müßte, wäre dem Friedel sein Streich gelungen. Gewiß ist Alles entdeckt worden, und sie stecken zusammen

tüchtig im Pfeffer. Gieb Acht: ehe der Abend kommt, ſind die Blaurücke da, um das ganze Neſt auszuhe-ben. Was mich betrifft, ich ſalvire mich bey Zeiten, und fahre ein funfzig Klafter tief in die Gottes-grube. Da ſieht mich keine Chriſtenſeele, und ſoll ich Dir Gutes rathen, ſo thue mir's nach."

„Das ich ein Narr wäre!" verſetzte der Andere. „Du haſt vielleicht zu tief in's Brantweinglas ge-ſchaut und deßhalb nicht geſehen, was ſich Dir dicht vor der Naſe zutrug. Das iſt zuviel verlangt, daß ich einem Burſchen wie Dir, der den ganzen Tag über ſich nicht von der Flaſche trennen kann, auf's Wort glauben ſoll; dem Friedel wäre ſein herrlicher Plan verunglückt! So leicht gebe ich meinen Antheil an dem Gewinn nicht auf, und bleibe lieber der ungläu-bige Thomas, bis die Blechmützen ſich an der Wald-ſpitze zeigen. Dann iſt's noch Zeit genug zum Reiß-aus in's Dickicht, wo ich eben ſo ſicher bin, wie Du in Deinem Bergwerke."

„Thue, was Du willſt!" ſchallte es von unten. „Ich für meinen Theil bleibe meinem Vorſatze getreu, und halte es mit der Güte Gottes."

Hier endigte das Geſpräch. Adeline bemerkte, daß der letzte Sprecher ſich entfernte, und der andere das Fenſter ſchloß. Für den Augenblick ſchienen ſie und ihr Oheim nichts zu fürchten zu haben, allein die Aeußerungen ihres Wächters ließen ahnen, daß in der nächſten Zukunft irgend eine Abſicht an den Tag tre-ten werde, welche jener tolle Friedel gegen ſie im

Schilde führe. Die frische Nachtluft wehte die Jungfrau durchschauernd an; ihr Gemüth war von trüber Besorgniß erfüllt. Indem sie leise das Fenster zuschob, und nach ihrem Lager schlich, hörte sie, daß auch Thomas wieder an seinen Posten zurückkehrte, und sich auf den Boden vor der Zimmerthüre niederlegte.

Voll banger Zweifel lauschte Adeline auf dieses Geräusch. Was konnte, was mußte das Ergebniß aller dieser räthselhaften Ereignisse seyn? Da rief es ganz vernehmlich draußen auf dem Gange vor dem Gemache: „Kuckuck!“ und von einem sanften Hauche belebt erklang eine Flöte in lustigen, mutherweckenden Melodien.

Adeline war über den unerwarteten Ruf, der ihr in diesem Augenblicke der höchsten Beunruhigung wie eine Stimme der Warnung erschien, so bestürzt, daß sie wankte, und, um sich aufrecht zu erhalten, einen Zweig des Gesträuchs ergriff, mit welchem das Gemach ausgeschmückt war. Da rauschte es in allen Zweigen, das aufgeschreckte Gefieder flatterte ängstlich hin und her, und ein verworrenes Geschrey der verscheuchten Vögel erfüllte das Zimmer.

„Sind sie da?“ schrie der erweckte Morelli, indem er aufsprang, und mit schrecklich verzerrtem Antlitze die Nichte anstarrte: „Wollen sie mich holen zum Sandhügel, daß er mein Blut trinke, und den Körper des alten Morelli aufnehme, um ihn zu bewahren bis zum jüngsten Tage? Thoren! Narren!

Erst müssen sie mir beweisen, daß ich schuldig bin, und das Taschenbuch liegt doch gut verborgen im Schwarzwalde, wo es nun und nimmermehr gefunden wird, wenn nicht Satan selbst sein Spiel treibt!"

Durch die Flötenmusik, welche noch immer fortdauerte, und Adelinen süßen Trost und milden Frieden ins Herz goß, erhielt die Jungfrau ihre Fassung wieder. Der Alte aber horchte noch eine Weile schweigend und mit gespannter Geberde auf die Töne, bis auch er endlich völlig zu sich kam, und nachdem sein Antlitz den gewöhnlichen Ausdruck strengen Ernstes und finsterer Kälte wieder angenommen hatte, zu der Nichte sagte:

„Ey! Du scheinst ja wiederum recht gesund und wohl auf? Sonst würde es Dir wahrlich nicht in den Sinn kommen, die Nachtwandlerin zu spielen, und in toller Lust das Gesieder aufzuscheuchen, daß es Deinem alten Oheim die kümmerliche Nachtruhe stört!"

Ohne auf den unverdienten Vorwurf, welcher in diesen Worten lag, Etwas zu erwiedern, berichtete die Jungfrau dem Oheim Alles, was sich seit ihrem Erwachen begeben. Mit anscheinender Gleichgültigkeit hörte der Alte, indem er das Gemach auf und niederschritt, Adelinens Erzählung. Als sie geendigt hatte, warf er sich wieder nachlässig in den Sessel und sagte mit kaltem Lächeln:

„Was will das Alles heißen, und was hat es groß zu bedeuten? Die Leute treiben ein geheimes und

verdächtiges Handwerk, soviel ist gewiß! Schwerlich aber ist's auf uns hauptsächlich abgesehen. Gelüstete ihnen nach unsern Habseligkeiten, so hätten sie sich wahrlich nicht die Mühe genommen, uns hierher zu schleppen, wo viele Augen ihr Thun bewachen; oben im Waldgebirge, umhüllt von mitternächtlicher Finsterniß, wär's ihnen bequemer gewesen. Nein! Nein! Die Furcht vor Räuberey ist unnütz und lächerlich! Eine andere Absicht, die ich nicht zu enträthseln vermag, liegt unserer Gefangenschaft zum Grunde. Böses kann es gerad nicht seyn; das Aergste bleibt immer der unwillkommene Aufenthalt. Was nun Deinen Warner, den edeln Kuckuck betrifft, und das läppische Flötengedudel, das zu meinem Troste endlich aufgehört hat; so solltest Du bedenken, daß Du im Schwarzwalde bist, wo in jeder Bauernhütte wenigstens eine Kuckucksuhr sich viertelstündlich vernehmen läßt, und ein Flötenwerk die ganzen Stunden herableiert. Jetzt genug! Schlaf noch hinweg, was von Mattigkeit in Dir steckt. Lange kann diese Ungewißheit nicht dauern, und dann geht's gleich wieder auf die eilige rastlose Reise!"

Morelli fand bald in seinem Lehnsessel den unruhigen Schlummer wieder, in dem ihn Adeline gestört hatte. Die Jungfrau aber floh der Schlaf, und sie zählte die Stunden bis zum anbrechenden Morgen an dem sich einförmig wiederholenden Kuckucksrufe und am Flötenspiele ab. Endlich kam der Tag. Heiter und freundlich begrüßte die Frühsonne

das wachende Mädchen. Da regte es sich auch in den Zweigen und Blüthen, und Lerche und Grasmücke begannen einen lustigen Morgengesang Vor dem Hause erklang von einer weiblichen Stimme ein munteres alemanisches Lied. Adeline kannte das Lied; süße Erinnerungen stiegen in ihrer Seele auf, und erfüllten ihre Phantasie mit den lieblichsten Bildern. Reinhold hatte es oft gesungen: Reinhold, dessen Liebe das unschätzbarste Gut ihres Lebens war, er, in welchem sie, bey der das männliche Geschlecht durch den Oheim auf keine empfehlende Weise vertreten wurde, den ersten Mann hatte lieben und achten gelernt. Sie eilte ans Fenster. Am Brunnen vor dem Hause stand ein blühendes Mägdlein und schöpfte Wasser. Es war Elfe. Sie hatte das anmuthige Morgenlied angestimmt, und sang es mit frischer, jugendlicher Stimme laut hinaus in die heiter erwachte Natur. Adeline öffnete das Fenster und lächelte zu dem Mägdlein hinab. Da wendete sich dieses, durch das Geräusch aufmerksam gemacht, um, und gewahrte die Fremde. Elfens Gesang verstummte, und indem sie mit vorwurfsvoller und argwöhnischer Miene emporblickte, eilte sie schnell in's Haus.

Adeline seufzte und sagte bey sich: „In welchem seltsamen Verdachte stehe ich denn hier, daß ich als ein Gegenstand des Schreckens und des Widerwillens erscheinen muß?“

Sie versank in tiefes Sinnen, und ihre Blicke hingen an den Bergen, von denen sich ein weislicher

Duft in die Tiefen herabsenkte, und die im milden Frühlichte erglänzenden Gipfel, mit ihren riesigen Fichtenkränzen und den freundlich [illegible]enden Wiesen, zu enthüllen. Der unruhige Schlummer ihres Oheims dauerte fort. Lange stand sie am Fenster, ohne sich eines deutlichen Gefühls bewußt zu werden. Da trat die bleiche ältliche Frau aus der Thüre des Hauses und richtete die schwermüthigen Augen auf Adelinen.

„Was weilt Ihr doch da oben in dem dumpfigen Gemache, während der anmuthige Morgen, den die lieben Heiligen mit aller Herrlichkeit ausgeschmückt, so freundlich zum Lustwandeln einladet?“ sprach sie nach einer Pause mit mildem Ernste. „Kommt herab und ergeht Euch mit mir. Ein solcher Morgen, im Freien auf unsern Bergeshöh'n zugebracht, erfrischt Leib und Seele.“

Die überraschte Jungfrau war unschlüssig, was sie antworten sollte. Nach einigem Zögern entgegnete sie:

„Ich wage es nicht. Der Oheim möchte zürnen!“

„Das ist ein Andres!“ erwiederte die Wittwe. „Wenn Euch ein Pflichtgebot zurückhält, will ich Euch nicht weiter zureden. Ich dachte etwa, Ihr scheutet den Wächter vor eurer Thüre; dessen Strenge würde mein Wort wohl zu mildern wissen!“

Nach diesen Worten setzte Frau Martha ihren Weg ins Gebirg fort. Adeline hatte kaum ihre

Einladung abgelehnt, so gereute es sie auch schon. Mit Macht erwachte wiederum der Gedanke in ihr, diese sanfte und dabey so kummervolle Frau könne die Mutter ihres Reinhold seyn; das Schicksal habe sie zu ihr geführt, damit sie endlich in die Brust einer Freundin ihr schmerzerfülltes Innere ausschütten könne, und in mild entgegenkommender Theilnahme süßen Trost und neues Vertrauen schöpfe. Wer weiß: Frau Martha, die Vielerfahrne, wäre vielleicht durch Rath und That ihrer Liebe zu Hülfe gekommen und hätte diese zum höchstersehnten Ziele geführt. Welchen kostbaren Augenblick hatte sie verloren, welche herrliche Gelegenheit versäumt! Eine trübe Ahnung folgte ihr, daß diese nicht wiederkehren werde, daß nun Alles verloren sey. Sie suchte ihr Ruhebett, und verhüllte das thränenbedeckte Antlitz in die Kissen.

Als Morelli erwachte, und die Nichte in diesem Zustande sah, ward er von keiner theilnehmenden Empfindung bewegt. „Liebesthorheit!“ sagte er bey sich: „Mädchenlaunen!“ Sein Inneres ward von schrecklichern Gefühlen gepeinigt, die sich jedoch durch keine Aeußerung, durch keine Geberde verriethen. Die Furie der Todesfurcht hatte ihre Krallen in sein Herz geschlagen: er hatte Ursache, vor ihr zu zittern, er selbst hatte sein Leben gegen einen hohen Preis auf das Spiel gesetzt.

Erst spät erschien Thomas mit einigen Erfrischungen im Zimmer der Gefangenen. Stumm und finster trat er ans Fenster und warf spähende Blicke

nach dem Gebirgswege, den ſie geſtern herabgekommen waren. Da fuhr er plötzlich entſetzt und erbleichend zurück.

„Hölle und Teufel!“ rief er aus, „So war es doch keine Lüge, und Geld und Gut iſt hin, und Alles iſt entdeckt!“

Erſchrocken ſah ihn Adeline an; befremdet trat Morelli zu ihm an's Fenſter, das er in dieſem Augenblick heftig zurückſchob.

„Friedel, Du biſt es wirklich!“ ſchrie Thomas einem Manne entgegen, der in einen ſchlechten Oberrock gehüllt war, und jetzt mit haſtigen Schritten und keuchend das Haus erreicht hatte. Der Mechaniker erkannte den Mann. Es war derſelbe, von dem in der geſtrigen Nacht ſein Wagen angehalten, und nach dieſem Hofe geſendet worden war. Damals trug er eine reiche Offiziersbekleidung. Das hinderte den Alten nicht, die Züge zu erkennen, die er ſich wohl eingeprägt hatte.

„Iſt denn Alles verloren?“ fuhr Thomas fragend fort: „Habt ihr denn gar nichts davongebracht: nicht die herrlichen Goldarbeiten, nicht die koſtbaren Spitzen?“ —

„Dummer Schnack!“ fiel mit einem erzwungenen Lachen der Andere ein. „Wir haben Viel gerettet: unſre eigene werthe Perſon, und das war ein Großes bey dieſem verdammten Schock, wo in zehn Minuten mehr Pulver auf der Rheinbrücke verpufft worden iſt, als ſonſt in einem Jahre. Mich wollten der Herr

Adjutant Delolay höchst selbst in Beschlag nehmen; aber ich habe ihn geworfen, daß er wohl sobald nicht wieder ans Aufstehen denkt. Frisch, Bursche!" so wandte er sich zu Morelli's Kutscher, der herbeygetreten war, und ihn verwundert anschaute: „Spann' ein, im Augenblicke und so schnell als möglich! Jetzt geht's an die Weiterreise. Und Ihr, alter Herr," rief er dann zu Morelli hinauf: „macht Euch fertig. Ihr habt die Blaurócke so gut zu fürchten, wie ich, und ehe eine halbe Stunde vergeht, können sie hier seyn. Ein Plätzchen in Euerm Wagen müßt Ihr mir schon einräumen. Bloß deßhalb ließ ich Euch hier verwahren: daß Ihr's nur wißt!"

„Um aller Heiligen willen, Ehrenfried: was ist mit Dir?" sagte die bleiche Frau, welche von ihrem Gange ins Gebirg zurückgekommen war, und nahe zu dem Sprechenden hintrat.

„Nichts, Mutter!" entgegnete dieser verbissen: „die Luft bekommt mir nicht gut hier, und ich muß in die Fremde, wo ich frei athmen kann und frei leben!"

„Schon wieder willst Du fort?" jammerte Else, die, als sie seine Stimme hörte, sich schnell herbeygedrängt hatte: „Beym heil'gen Anton! Das ertrag ich nicht."

„O, es erträgt sich Viel in der Welt, Schatz!" erwiederte wildlachend Ehrenfried. „Was liegt auch groß dran? Andre Städtchen, andre Mädchen! Auch Du wirst einen andern Bräutigam finden, und

dann den unbändigen Friedel, der Dir doch nichts zu Sinne machen konnte, bald vergessen!"

Mit diesen Worten eilte er ins Haus, wohin ihm die bekümmerte Mutter und das weinende Mädchen folgten.

Morelli trat frohlächelnd vom Fenster zurück; Thomas stürzte mit einer Verwünschung aus dem Gemache.

„Du hast es gehört," sagte der Mechaniker zu Adelinen: „wir werden sogleich abreisen. Rüste Alles; bring Deine Packereien in Ordnung, damit durch uns keine Zögerung entsteht!"

„Wie, mein Oheim?" versetzte die Jungfrau, indem sie den Alten bestürzt anstarrte: „Sie wollen mit diesem verdächtigen Menschen reisen? Sie wollen sich diesem unbändigen Manne anvertrauen?"

„Der schadet uns nicht!" entgegnete mit einem seltsamen Lächeln Morelli: „den kenne ich genau; von ihm haben wir nichts zu befürchten."

„Sie kennen ihn?" rief Adeline verwundert, und sprang hastig auf: „So sagen Sie: was treibt er? Wer ist er?"

„Gar nichts so Besonderes, wie Du vielleicht glaubst, Kind!" antwortete der Mechaniker: „er ist das, was man im gemeinen Leben einen Schleichhändler oder Schmuggler zu nennen pflegt: ein Mann, der in einem kleinen Kriege gegen die Verfügungen des großen Kaisers lebt; ein Wagehals, der, was dieser der großen Nation in Löffeln zumißt, ihr freigebig in

Scheffeln mittheilt. In jeder Hinsicht also ein Mann von Ehre, Kind, dem du Hochachtung schuldig bist."

Adeline verstummte vor dieser Erklärung ihres Oheims. „Wie Gott will!" dachte sie, und ergab sich in Alles. Immer weiter sollte sie sich von dem theuern Reinhold entfernen, in eine unbekannte Fremde ziehen, einer geheimnißvollen Zukunft entgegen, deren Bestimmungen ganz von dem Willen des harten Mannes abhingen, welchem sie das Schicksal unterworfen hatte!

Der Wagen war vorgefahren; Morelli führte die Nichte hinab. Beide fanden Ehrenfried schon ihrer harrend. Er hatte seine schlechte Kleidung mit einem anständigen Reisegewande vertauscht und grüßte Adelinen mit großer Artigkeit, den Mechaniker aber leichthin. Elise stand heftig weinend zur Seite, die Wittwe war nirgends zu erblicken. Schweigend nahmen Morelli und seine Nichte ihre Plätze in der Kutsche ein. Ehrenfried warf dem Kutscher einen leichten Mantelsack zu, und wollte jenen Beiden eben folgen, als ihm Thomas mit finstrer Geberde in den Weg trat, und trotzig zu ihm sagte:

„Ich soll es Dir also geradezu glauben, daß bey dem Streiche gar nichts gewonnen worden sey, und soll hier in Deinem Auftrage unthätig gesessen, und Dir die Küchlein gehütet haben, für nichts und wieder nichts? Daraus wird nichts, Friedel, und Du mußt Dich jetzt wenigstens auf eine honette Art von

mir loskaufen, wenn ich Dich ruhig ziehen lassen soll!"

„Als ob ich Deiner Erlaubniß dazu bedürfte!" lachte Ehrenfried höhnisch auf: „Fast hätte ich Lust, Dich für Deine Verwegenheit zu züchtigen, aber Du bist ein armer Teufel, und da kömmt es mir auf ein Almosen nicht an!"

Verächtlich warf er dem Thomas ein paar Geldstücke zu, welche dieser gierig aufraffte.

„Schönen Dank!" erwiederte der gewesene Bergknappe, und sein Antlitz verzog sich dabey auf eine höhnische Weise: „Geld ist Geld, und ob Du es ein Almosen nennst oder einen Ehrenpfennig, gilt mir völlig gleich! Aber sieh Dich vor! Dort oben am Gebüsch regt sich's, und ehe Du hier fortkommst, sitzen sie Dir schon auf dem Nacken."

Mit diesen Worten entfernte sich Thomas auf das schleunigste, und flog mit Blitzesschnelle in den nahen Wald. Indem Ehrenfried mit dem einen Fuße den Wagentritt bestieg, erkannte sein scharfes Auge, daß der Reiter, der im angestrengtesten Laufe von der Höhe heranjagte, weder eine Militärperson, noch ein Gensdarm sey.

„Ohne Sorge!" sagte er zu dem lauschenden Morelli: „Der Thomas ist ein Hase, und hat eine Mücke für einen Elephanten angesehen. Den Reiter, der da naht, kenne ich wohl. Er kommt als Freund, und nicht als Feind."

Morelli wagte dennoch nicht, sich aus dem Kutschenschlage zu lehnen. In tiefes Sinnen verloren, saß Adeline, theilnahmlos an dem, was um sie her vorging. Der Reiter hatte indessen das Gehöft erreicht. Rasch sprang er von seinem Pferde, das, der ungeheuern Anstrengung erliegend, welche es aufgewandt zu haben schien, jetzt kraftlos zusammensank.

„Bruder, Ehrenfried, rette Dich!" rief athemlos der Ankömmling: „Die Verfolger sind mir auf den Fersen. Kein Augenblick ist zu verlieren. Ich bleibe zurück, und schütze die Mutter."

Bey dem Klange dieser Stimme erwachte Adeline aus ihrem träumerischen Zustande. Das war er, diese Worte konnte kein Anderer gesprochen haben, als er, dessen Bild ihr Herz belebte, und ihre ganze Seele ausfüllte!

„Reinhold, mein Reinhold!" schrie sie auf, und wollte sich aus dem Wagen stürzen.

„Nicht von der Stelle!" zischelte ihr Morelli ins Ohr, indem er sie unsanft zurückhielt. Ehrenfried hatte sich in die Kutsche geschwungen, und auf seinen Befehl jagte der Rossführer im wilden Fluge davon. Vergebens jammerte Adeline, vergebens flehte sie zu dem harten Oheim um einen Augenblick Verzug: kalt ermahnte sie Morelli, ruhig zu seyn, während Ehrenfried noch einige Grüße zurückwinkte, und von dem, was in dem Wagen geschah, nichts vernahm.

„Was war das?“ rief der Ankömmling, indem er der Kutsche, welche in diesem Augenblicke um eine Waldspitze bog, nachstarrte: „Adeline rief meinen Namen, ihrer Stimme ängstlicher Laut traf mein Ohr! Wäre es möglich? Könnte sie sich in jenem Wagen befinden, der von mir hinwegeilt, und nun meinen Blicken schon entschwunden ist?“

Frau Martha trat weinend aus dem Hause. Als sie den Ankömmling erblickte, breitete sie ihre Arme aus und sagte mit tiefer Rührung:

„Sey gesegnet, mein Reinhold, und komm an das Herz Deiner Mutter, die ein ungerathenes Kind verliert, um ein wohlgerathenes zu gewinnen. Der Himmel selbst führt Dich her in dieser Stunde!“

Aber nicht so innig, wie sie es gehofft hatte, erwiederte der Sohn die Umarmung der Mutter. Er bestürmte sie mit Fragen über Ehrenfrieds Reisegesellschaft, und war nun bald durch die Aufschlüsse, welche Frau Martha ihm gab, überzeugt, daß er nicht geirrt habe, daß Morelli und seine Nichte es gewesen, die als Ehrenfrieds Gefangene unter dem Dache seiner Mutter verweilt hatten. Sehnsuchtsvoll schweifte sein Blick nach dem Waldsaume, hinter dem die Reisenden verschwunden waren. Wie trieb ihn doch sein Herz mit Allgewalt zur schleunigsten Nachfolge, wie stürmte es doch in seinem Innern, und wie wurde doch seine Brust ganz von dem Wunsche erfüllt, der Heißgeliebten nachzueilen! Aber eine heilige Pflicht hielt ihn zurück. Als er nach jener Begebenheit auf

der Rheinbrücke zu dem Präfecten in Straßburg geführt wurde, gelang es ihm bald, sich durch Vorzeigung seiner Papiere, und Berufung auf seinen diplomatischen Charakter, die Freyheit wieder zu verschaffen. Aber er hatte vernommen, daß ein schweres Gewitter über dem Haupte der Seinigen sich aufthürme! Ehrenfried war den Zollbeamten als einer der erfahrensten, und kühnsten Schmuggler zu wohl bekannt, als daß über seine Person der mindeste Zweifel hätte obwalten können. Der letzte verwegene Versuch auf der Brücke hatte die Gefährlichkeit des unternehmenden Schleichhändlers in ihrer ganzen Größe gezeigt. Man wendete sich, ohne Zeit zu verlieren, an eine Landesbehörde, um die Auslieferung seiner Person und genaue Nachforschung nach verbotenen Waaren an seinem Aufenthaltsort zu verlangen. Beides war zugestanden, und sogleich eine Abtheilung von Gensdarmen und Zollwächtern nach der einsamen Wohnung der Frau Martha abgesandt worden. Reinhold sah ein, daß unter diesen Umständen nicht allein Ehrenfried, sondern auch das Eigenthum seiner Mutter, und diese, bey ihrem Alter und ihrer Kränklichkeit, vielleicht selbst in großer Gefahr schwebe. Es gelang ihm, einen Gegenbefehl auszuwirken, der den früheren dahin beschränkte, daß nur der Schmugglerchef einzubringen sey, die anbefohlene Untersuchung aber unterbleiben solle. Auf abkürzenden Gebirgspfaden eilte er dem Commando vor. Er traf bey der Wohnung seiner Mutter gerade noch zeitig genug ein,

um die Flucht des geächteten Bruders zu beschleunigen, und eine Spur der geliebten Adeline zu finden, welche nebst ihrem Oheim unerwarteter Weise aus Paris, wo Reinhold damals durch seine Dienstverhältnisse gefesselt gewesen, verschwunden war. Reinhold konnte wohl ahnen, weßhalb Morelli in geheimnißvoller Eile jene Hauptstadt verlassen hatte. Der Mechaniker selbst hatte, indem er ihn zu einer Pflichtverletzung verleiten wollen, als deren Preis Adelinens Besitz im Hintergrunde gezeigt wurde, ihn einen deutlichen Blick in sein gefährliches Treiben und in seine verwickelten Verhältnisse thun lassen. Sein Verlangen aber war von Reinhold entschieden abgelehnt worden. Daher Morelli's Zorn gegen den jungen Mann, dem er nun den Zutritt in seine Wohnung versagte. Daher die Strenge, mit der er Adelinen nöthigte, jede Gemeinschaft mit dem Geliebten abzubrechen. Wer aber vermag gegen die Schlangenlist und Taubeneinfalt der Liebe sich zu wahren? Adeline und Reinhold sahen sich ins geheim und befestigten durch innige Betheuerungen ewiger Treue ihren Bund. Als nun aber das theure Mädchen ihm plötzlich entführt war, als ihn die Gewißheit ihrer Entfernung tief darniederbeugte; da hielt ihn keine Macht länger in Paris zurück. Sein Gesandter bewilligte ihm einen Urlaub zu einer Reise nach Deutschland, wohin Morelli allem Vermuthen nach sich gewendet hatte, und damit nichts ihn in seinem Fluge aufhalte, ließ Reinhold sich

einen Courierpaß ausfertigen. Wir haben gesehen, wie jenes seltsame Ereigniß auf der Rheinbrücke dennoch eine Unterbrechung seiner eiligen Reise bewirkte, wie er die Geliebte nur wieder fand, um sie wieder zu verlieren!

Einige Augenblicke schwankend in dem Entschlusse, den er zu nehmen habe, blieb Reinhold schweigend an der Seite seiner Mutter stehen, welche des Sohnes Hand gefaßt hielt und sie liebevoll drückte. Da fielen seine Augen auf das Pferd, das ihn hierher gebracht, und das sterbend am Boden lag.

„Und wenn ich auch wollte!“ seufzte er für sich: „wenn ich auch in dem glücklich erlangten Schutzbriefe der Mutter eine Versicherung ihres Eigenthums und ihrer Ruhe zurücklassen wollte: es wäre dennoch unmöglich!“

Indem er nun gefaßt und zärtlicher, als vorher, die Liebkosungen Frau Martha's erwiederte, trat er mit ihr in das friedliche Haus, wo ihm tausend süße Erinnerungen der Kindheit tröstend entgegenkamen.

Den ersten Augenblick, in welchem sich Morelli und Ehrenfried auf ihrer gemeinschaftlich fortgesetzten Reise allein befanden, benutzte der Letztere zu einer Unterredung, deren Inhalt dem Mechaniker eben so unerwartet, als wichtig war.

„Mein Herr Morelli," begann Ehrenfried mit einem sonderbaren Lächeln das Gespräch: „Sie haben es bey dem ungemeinen Scharfsinne, den ich während unserer kurzen Bekanntschaft an Ihnen zu erkennen die Ehre hatte, nun schon längst heraus, daß Ihr Reisegesellschafter nichts mehr und nichts weniger war, als ein Schmuggler, und gegenwärtig in dem freien Stande eines Landflüchtlings sich befindet. Wenn Sie aber glauben, daß auch bey mir noch irgend ein Zweifel über Dero persönliche Verhältnisse obwalten könne, so irren Sie sehr. Belieben Sie nur gefälligst diese Documente, welche Sie in jener Nacht unserer ersten Bekanntschaft mit schnöder Verachtung von sich geworfen, wieder an sich zu nehmen, und aus dem Umstande, daß sie in meinen Händen waren, sich von meiner Kenntniß Ihrer verdienstvollen Wirksamkeit zu überzeugen!"

Hastig griff der Mechaniker nach dem ihm wohlbekannten Taschenbuche, welches der Schwarzwälder ihm darbot. Er öffnete es sogleich, und indem er mit forschenden Blicken dessen Inhalt durchlief, sagte er mit möglichster Gleichgültigkeit in Stimme und Geberde:

„Kleinigkeiten! Unbedeutende Notizen zu meinem Privatgebrauche! Das Ding muß, ohne daß ich es wahrgenommen, aus dem Wagen gefallen seyn. Jedenfalls bin ich für die Rückgabe sehr verbunden."

„Aus dem Wagen gefallen?" Wiederholte Ehrenfried, und richtete seine Blicke bedeutungsvoll

auf den Mechaniker. „Freylich," fuhr er nach einem kurzen Stillschweigen, während dessen Morelli das Taschenbuch zu sich steckte, und dann, den Schwarzwälder mit anscheinender Gemüthsruhe anblickte, spöttisch fort: „Freylich mußte ein Portefeuille mit solchem Inhalte, wie dieses, einen Fall aus dem Wagen thun, wenn auch nur in der Ferne treue Diener des unüberwindlichen Kaisers wahrzunehmen waren. Aber, mein Herr Morelli, Sie spielen vergeblich Comödie mit mir! Manche Chifferschrift birgt wohl Ihr geheimnißvolles Büchlein, die ich nicht zu enträthseln vermochte; allein was mir aus den übrigen Papieren klar geworden, reicht völlig hin, Sie mir genau bekannt zu machen, und mir die Ueberzeugung zu geben, daß wenn Einer von uns sich der Gesellschaft des Andern zu schämen hat, Sie dieses nicht sind!"

„Was soll das heißen?" entgegnete Morelli kalt, aber befremdet. „Sie sprechen in solcher beleidigenden Art zu mir? Sie, den ein Wort aus meinem Munde der Strafe der Gesetze, der Schande und dem Elende preis giebt? Sie, den allein meine Großmuth" —

„O der lächerlichen Großmuth!" unterbrach Ehrenfried den Mechaniker. „Hinter ihr verbergen sich Eigennutz und Selbstsucht, und ein Thaler wird weggeworfen, um einen Louisdor zu gewinnen. Das Schicksal, das mich erwartet, wenn ich in die Hände meiner Feinde gerathen sollte, kenne ich.

Tausendmal habe ich es überdacht, tausendmal dessen Vorstellung vor meine Seele geführt! Das Loos der Galeerensclaven ist schrecklich, aber ein starkes Gemüth, das nur seine eigenen Grundsätze sich zur Richtschnur dienen läßt, weiß auch das zu tragen und zu überwinden. Sie, mein Herr Morelli, würden es freylich im Falle der Entdeckung weiter bringen, und sind vielleicht stolz darauf. Einen Strick um den Hals des Spions, heißt es, und hinauf mit ihm an den ersten besten Baum, der stark genug ist, das Gewicht des Sünders zu tragen! Sie erbleichen? — Sie schwanken? Wo ist nun die Ruhe, mit der Sie sich brüsteten? Wo der Dünkel, mit dem Sie auf mich herabsehen? Doch fürchten Sie nichts: ich trage keineswegs Lust, Sie an den Strick, und mich an die Ruderbank zu liefern. Schmuggler und Spion sind treffliche Gumpane, aber ganz gleich sind sie nicht in allen Fällen, und am wenigsten in dem unsrigen!"

Eine Todtenblässe hatte sich in der That über das Antlitz des Mechanikers gelegt. Seine Glieder bebten, und er mußte sich einige Augenblicke lang niedersetzen, um sich wieder zu erholen. Nach einer kurzen Ruhe schien er seine Fassung wiedererhalten zu haben. Er machte einige Gänge durch das Zimmer, blieb dann dicht vor dem Schwarzwälder stehen, und sagte:

„Glauben Sie, was Sie wollen! Seyn Sie meinetwegen überzeugt, ich sey das, was sie nannten. Wir haben einander nicht zu fürchten; der Umtausch

unſerer Geheimniſſe ſichert uns gegenſeitig. Aber wozu die thörichte Einbildung Ihres edlern Standpunctes? Weßhalb der zu nichts führende Wahn: ein Schmuggler ſey etwas Beſſeres, als ein Spion?

„Sie verlangen eine Erklärung?“ verſetzte Ehrenfried: „Hier iſt ſie! Um eines jämmerlichen Gewinnes willen dienen Sie den Abſichten Anderer, täuſchen und mißbrauchen das Vertrauen derer, die ſich Ihnen ſorglos hingaben, ſuchen durch Trug und Beſtechung ſie zur Pflichtwidrigkeit zu verleiten, und endigen damit, denen, die ſie abgeſandt, unvollkommene Aufſchlüſſe zu geben, welchen das Leben von tauſend Unſchuldigen, das Glück und der Frieden unzähliger Familien zum Opfer gebracht wird. Liegt in dem Hintergrunde Ihres Treibens nicht etwas wie Meuchelmord und Verrath an der geſammten Menſchheit?“ — „Was habe ich gemein damit?“ fuhr der Schwarzwälder fort, indem er ſich ſtolzer emporrichtete: „Ich führe einen offenen Krieg gegen die Ungerechtigkeit des Geſetzes, gegen einen verhaßten Gewalthaber, dem ich allein Nachtheil bringe, indem ich Tauſenden, die unter ſeiner Geißel bluten, nütze. Nie habe ich meine Hände mit dem Gewinn befleckt, den meine Unternehmungen ausgeworfen. Ich leitete Alles; die Frucht blieb meinen Genoſſen. Keine andere Triebfeder meiner Handlungen giebt es, als Haß und Rache. Ich war Gehülfe eines reichen Kaufmanns in einer großen Stadt am Rhein; durch eine Verfügung des Machthabers ward der Mann,

der mich wie ein Vater liebte, ein Bettler. Nur kurze Zeit überlebte er dieses Mißgeschick. Da stand ich an seinem Grabe und gelobte, nach Kräften seinem Verderber zu schaden, und entgegenzuwirken. Dieses als Soldat zu thun, zeigte sich keine Möglichkeit: der Krieg wüthete damals in Rußland, und an den Grenzen von Portugal. Mir blieb keine Wahl. Ich betrat den Weg, der mir am Nächsten lag, und ward Anführer eines Haufens kühner und unternehmender Schmuggler. Meiner Thaten will ich mich nicht rühmen; allein der Krieg, den ich auf meine eigne Hand, bald mit List, bald mit Gewalt führte, scheint mir so gerecht, wie jeder andre. Noch einmal: nie habe ich auch nur das Mindeste von der Beute berührt, und wenn mich auch die Welt mit dem Range eines Frevlers am Gesetze brandmarkt, so trage ich doch ein stolzes Selbstbewußtseyn von Ehre und Rechtlichkeit in mir."

Je feuriger Ehrenfried während dieser Rede geworden, desto mehr waren Ruhe und Kälte in das Innere des Mechanikers zurückgekehrt.

„Sie gefallen sich in seltsamen Irrthümern, mein junger Freund!" sprach jetzt Morelli mit freundlichem Lächeln. „Unsere Ansichten weichen allerdings sehr von einander ab. Sie fühlen noch zu tief; allein das ist ein Fehler, der sich mit den Jahren giebt und" — fügte er, des Schwarzwälders Hand traulich ergreifend, hinzu — „ich hoffe, daß später, wenn Sie einmal Herr Ihrer närrischen Grillen geworden sind, noch ein-

mal was Rechts aus Ihnen wird, nämlich ein tüchtiger — Spion!"

Unwillig riß Ehrenfried seine Hand aus der seines Reisegefährten, dann verließ er mit einem verächtlichen Blicke auf den Mechaniker, der diesem ein nichtssagendes Lächeln entgegensetzte, das Gemach. —

Adeline ertrug die Beschwerden der Reise, welche eilig und ohne Unterbrechung fortgesetzt wurde, in Ergebung und stiller Duldung. Sie lebte den Gefühlen ihres Herzens: sie war glücklich in der Erinnerung, sanft gerührt in milder Sehnsucht und freudig bewegt in einer neu erwachten tröstenden Hoffnung. Seit sie wußte, daß Ehrenfried Reinholds Bruder sey, blickte sie den Reisegefährten, der sich ihnen aufgedrungen, nicht nur ohne Furcht, sondern selbst mit einem stillen Wohlgefallen an. Ein geheimnißvolles magisches Band schien ihr die Nähe Ehrenfriede, das sie fort und fort freundlich an den Geliebten fesselte, von dem sie getrennt war; in dem Antlitze des Mitreisenden suchte und fand sie Spuren der Aehnlichkeit mit Reinhold. Sie dachte sich die dunkle bräunliche Farbe, welche Ehrenfrieds Angesicht in Folge mancher Beschwerde und des Lebens im Freien angenommen hatte, hinweg; ihre Phantasie milderte das Schroffe und Rauhe in den Zügen; die oft wilde Gluth des Auges war sie bemüht, als ein sanftes, wohlthätiges Feuer zu erblicken, und dann konnte sie oft stundenlang sich glücklich fühlen in dem süßen Traume: es sey ihr Reinhold, der ihr gegenüber sitze, der nun

ein für allemal ihr angehöre und mit ihr die Reise durch das Leben mache in glücklicher Eintracht, in Freude und Seeligkeit! Wer möchte lächeln über die Selbsttäuschungen des armen Mädchens, dem die Wirklichkeit keine Freuden gewährte, dem für die strenge Versagung jeder irdischen Wonne kein Trost, keine Entschädigung blieb, als — der Wahn?

Es wurde ihr um so leichter, den früher gefürchteten Ehrenfried als einen geheimen Vertrauten ihres Herzens zu betrachten, da dieser selbst während der Reise allen Anstand eines gebildeten Weltmannes an den Tag legte, ihr mit Achtung begegnete, und sie oft gegen die Härte Morelli's mit einer Würde und Kraft in Schutz nahm, welche auf den Mechaniker einen ihr unbegreiflichen Einfluß übten. Zum erstenmale sah sie sich in einem freien Verhältnisse gegen ihren Oheim; noch nie hatte sie so sehr wie jetzt empfunden, daß dieser seinen Rechten über sie eine zu große, ihm nicht zukommende Ausdehnung gegeben hatte.

Aber ein junger Mann von der Leidenschaftlichkeit und den reizbaren Gefühlen Ehrenfrieds konnte nicht lange in der Gesellschaft eines so anmuthigen Wesens, wie Adeline, leben, ohne von der Macht ihrer Schönheit, von dem Zauber ihres klaren Geistes und der Innigkeit ihres Gemüths, zur Bewunderung und von dieser zu einer glühenden Neigung hingerissen zu werden. Ehrenfried hatte in seinem bisherigen wildbewegten Leben der Liebe nie einen tiefen Sinn untergelegt: seinem Bäschen Else hatte

er Neigung und Hand gewidmet, weil ihn die Bande der Gewohnheit an sie fesselten, weil ihn das blühende Aeußere des Mädchens anlockte; er wollte sie heirathen, so viel stand fest bey ihm: aber er glaubte sich deßhalb eine anderweitige Liebelei nicht versagen zu müssen, und am wenigsten jetzt, da seine Aussichten, ein friedlicher Hausvater zu werden, so sehr getrübt und weit hinausgestellt waren. Dabey versetzte ihn Adelinens freundliches Benehmen, ihre Blicke, die so oft mit unverkennbarer Theilnahme auf ihm ruheten, in die angenehme Täuschung, sie finde ein persönliches Wohlgefallen an ihm, und er meinte nun, er würde ein großer Thor seyn, wenn er diese Neigung seiner schönen Reisegefährtin unbenutzt ließe.

In einem kleinen Städtchen des heiteren Frankenlands sahen sich die Reisenden, da im Augenblicke keine Postpferde zu erhalten waren, genöthigt, einige Stunden zu verweilen. Morelli saß mürrisch am Fenster der kleinen Wirthsstube und blickte gedankenlos die gegenüberliegenden Häuser an. Adelinen lockte der heitre Tag ins Freie. Sie begab sich in den dicht am Hause gelegenen Blumengarten und überließ sich hier ihren Gedanken und Empfindungen, die immer ihre Beziehung auf den entfernten Reinhold behaupteten. Sie fühlte sich heute besonders weich gestimmt, und suchte vergebens eine tiefe Wehmuth zu bekämpfen, die endlich, jeden Zwang überwiegend, in einen unaufhaltsam rinnenden Thränenstrom hervorbrach. Noch schwammen Zähren in ihrem Auge und rollten in Per-

in die Wangen herab, als unerwartet und überraschend Ehrenfried aus einem Laubgange ihr entgegentrat.

„Sie weinen," Adeline? „sagte er betroffen und mit einer Milde im Tone, welche das Mädchen auf das Lebhafteste an Reinholden mahnte, dessen sanfte und wohllautende Stimme noch immer in ihrem Innern wiederklang. „Wer ist so hart und grausam, Ihnen Thränen auszupressen?" fuhr er dann heftiger fort. „Sollte Ihr Oheim wiederum den bösen Geiste, der ihn beherrscht, auch gegen Sie Raum gelassen haben? O, sagen Sie es mir! Ich habe Mittel, diesen Dämon zu bannen, ich vermag ihn unschädlich zu machen!"

„Sie irren!" versetzte Adeline, und trocknete ihre Thränen; „der Kummer, den ich empfinde, ist nicht neu; das Leiden, welches meine Brust erfüllt, ward in der Vergangenheit gesäet, und ist zum Verderben aufgegangen, für mein ganzes Leben."

„Das soll nicht seyn!" rief Ehrenfried stark und mit einer Geberde des Unwillens aus. „Nein, Mädchen!" sprach er dann sanfter und indem er mit zärtlichen Blicken Adelinen ansah: „Dein Leben soll nicht vergiftet seyn, durch die Frucht der bösen Saat, die Du sicher nicht ausgestreut hast. Vertraue Dich mir! Siehe, es giebt nichts so Großes, so Gefährliches, wozu ich nicht den Muth hätte für Dich. Ich will das Verderben fern halten von Deinem Daseyn; ich will Deinen bösen Oheim zähmen, daß sein Wille Dir unterthan wird, will jedes Unkraut, das in Deinem Pfade wuchert, vertilgen, und Dir die Zu-

kunft ausschmücken mit Blüthen der Freude und des Glücke. Ja, Mädchen, vertraue mir: sey die Meinige!"

Bey diesen letzten Worten hatte sein Arm Adeline umschlungen. Erbleichend und ihren Sinnen kaum trauend blickte diese ihn an.

„Glaubst Du," fuhr er fort, indem er sie stärker an sich preßte: „Dein Oheim werde sich meinem Verlangen widersetzen? O nein! Er kennt seinen Vortheil, und wagt das nicht. Sein gefahrvolles Wirken liegt offen vor meinen Blicken dar. Ich habe ihm einen Spiegel vorgehalten, in dem er mit Entsetzen sein eignes Bild erschaute, und der selbst das Herz dieses grauen Sünders mit Schrecken erfüllte. Er muß wollen, sage ich Dir!"

„Und was denken Sie von meinem Oheime?" fragte stammelnd Adeline, die noch immer nicht ihre Fassung wieder gewonnen hatte. „Welche Absichten legen Sie ihm bey?"

„Was ich von ihm weiß, ist feste Ueberzeugung;" antwortete der Schwarzwälder, „und könnte denn Dir, reizendes Mädchen, verborgen geblieben seyn, was er im Stillen brütete und erstrebte?" sprach er weiter. „Solltest Du zum Mindesten nicht geahnt haben, daß er als Spion einer mit Frankreich kriegenden Macht in dessen Hauptstadt lebte, dort kein Mittel scheute, seine Zwecke zu erreichen, und nun mit wichtigen Papieren versehen, auf der flüchtigen

Rückkehr zu seinen Oberen begriffen ist? Dort hofft er zu ernten.“

„Halten Sie ein!“ unterbrach Adeline, indem sie sich mit Heftigkeit seinen Armen entwand, den Sprechenden. „Ich weiß genug, ich weiß nun Alles! Heiliger Gott! So ist denn auf diese Weise die dunkle Tiefe des Geheimnisses, das wie ein drohendes Gespenst mich umschwebte, endlich ergründet! So ist es denn klar, daß mein Schicksal von dem Willen eines Mannes abhängt, den ich verabscheuen, den ich verachten muß! Ha! Nun erkenne ich auch die Pflichtverletzung, für welche mein Oheim mich Ihrem Bruder verkaufen wollte; nun weiß ich auch, worum Reinhold von mir entfernt wurde, weßhalb der Oheim ihn haßt! Ganz entfaltet vor mir liegt das Gewebe des Verraths und des Betruges, das mich umspinnt; ich selbst lerne erst jetzt mich kennen: was bin ich mehr, als ein willenloses Werkzeug in der Hand eines“ —

Sie sprach nicht aus; Thränen und Schluchzen erstickten ihre Stimme. Theilnehmend und erstaunt betrachtete sie Ehrenfried eine Weile lang, ohne ein Wort zu sagen. Dann ergriff er sanft ihre schlaff herabhängende Rechte, und hob an:

„Unglückliches Mädchen!“ Wahrlich: hätte ich gewußt, daß ein wohlthätiger Schleier Dir noch die wahre Gestalt Deines Verwandten verberge, ich hätte ihn nicht hinweggezogen! Aber Du sprachst von meinem Bruder? Du nanntest Reinhold? Dein Oheim hasse ihn und halte ihn entfernt von Dir, sagtest Du?

Welches seltsame Verhältniß liegt hier im dunkeln Hintergrunde verborgen?“

„Sie sollen, Sie müssen Alles erfahren!“ erwiederte Adeline, und trocknete ihre Thränen. „In Paris lernte ich Reinhold kennen. Mein Oheim selbst führte ihn in unser Haus; wahrscheinlich dachte er, den Vertrauten eines großen Gesandten unter der Larve der Freundschaft zu Offenbarungen zu vermögen, die er von dem ehrliebenden Reinhold nicht um Gold zu erkaufen hoffen durfte. Seinem Scharfblicke blieb es nicht verborgen, daß unsre Herzen sich bald verstanden, daß eins nur in dem andern, eins nur für das andere lebte. Er schien unsre Liebe zu begünstigen. Manche trauliche ungestörte Stunde brachte ich mit Reinhold hin, in der er mir von seiner Heimath, seiner trefflichen Mutter und dem wilden, aber dabey im Herzensgrunde guten Ehrenfried erzählte. Dann besprachen wir auch unsere Zukunft: wie wir im treuen Verein mit einander leben und sterben, wie wir das Glück der Häuslichkeit uns bereiten wollten! In des Oheims Einwilligung setzten wir keinen Zweifel, und es wurde endlich beschlossen, daß Reinhold bey ihm um meine Hand anhalten solle. Was eigentlich in der nun erfolgten Zusammenkunft der beiden Männer besprochen wurde, und weßhalb mein Oheim plötzlich Reinholds entschiedener Feind geworden, das hat jetzt erst Ihre schreckliche Entdeckung mir offenbart. Genug: mein Oheim zeigte mir kalt an, daß Reinhold unser Haus nicht wieder betreten werde,

daß ich jede Gemeinschaft mit ihm abbrechen müsse, daß er nie der Meinige werden könne! Meinen Thränen setzte der hartnäckige Mann das erbitternde Lächeln des Hohns, meinem Flehen einen tief verwundenden Spott entgegen! So hat er selbst durch das grausame Gift seiner feindseligen Begegnung alle Verwandtenliebe in meinem Herzen getödtet. Er gelang Meinhelden, eine geheime Zusammenkunft mit mir zu veranstalten. Er wollte mir nicht gestehen, was des Ehrims Gesinnungen so plötzlich umgewandelt; nur so viel ließ er mich ahnen, daß er einer Untreue an seiner Pflicht selbst nicht das höchste Glück seines Lebens verdanken möge. Wir besprachen eine wiederholte Zusammenkunft; wir schöpften neue Hoffnung. Da erweckte mich einst mein Ehrim mitten in der Nacht und kündigte mir an, daß wir augenblicklich abreisen müßten. Die Gefühle, mit welchen ich mich von Paris entfernte, vermag ich nicht zu schildern! Wie wir in das Haus Ihrer Mutter gekommen, wissen Sie am besten! Dort ging durch meine Seele eine süße Ahnung, als sey ich in befreundeter Nähe, und was die Erinnerung aus den Reden des Geliebten aufbewahrt, das zeigte sich aufregend und bedeutungsvoll in der Wirklichkeit. Aber erst dann, als ich Meinhelds wohlbekannte Stimme vernahm, als ich hörte, wie er den Mörder zur Flucht und Rettung mahnte und der Mutter zum Schutze zurückzukehren versprach: dann erst ging die Wahrheit lebendig vor meinem Geiste auf, und es ward mir ein Augenblick der Freude, der nur zu schnell vor-

überflog. Jetzt habe ich dem Bruder Reinholds mein Inneres ganz entdeckt. Er ist der einzige Vertraute meiner Liebe und gewiß' er wird dieses Vertrauen nicht mißbrauchen."

Ehrenfried hatte das Mädchens Worte aufmerksam angehört. Als sie bei gewissen ihr und seinem Bruder bestehenden Verhältnisse zuerst gedachte, sah er langsam ihre Hand aus der seinigen fallen und seine Augen suchten den Boden. Ein kurzer Kampf erhob in seinem Innern: doch aber war dieser entschieden, und als Adeline geendigt hatte, sagte er mit krachenden Blicken:

„Beym Himmel!" Adeline: Sie sollen sich nicht in mir geirrt haben. Zart und mild ist wohl Ehrenfried, aber schlecht nicht! Armer Bruder!" fügte er dann vor sich hin sprechend, hinzu: „Du wirst der Gewalt'gen Deines Herzens nicht, ehe es zu wissen — Du bleibst sie wiedersehen, Du bleibst mit ihr sichern können, wäre nur ein günstiger Zufall Dir zu Hülfe gekommen, und hätte sie Dir verrathen."

„Glauben Sie mir," sprach mit einem schönen Feuer Adeline: „er hat meine Stimme vernommen, er wußte, daß ich in dem Wagen sah, der sich von ihm entfernte; aber die Gefühlung einer großen und heiligen Pflicht hielt ihn zurück, mir zu folgen. Die Gefühle, welche ihn hierzu veranlaßt, ehre ich; sie sind es, die ich in ihm liebe und aus denen allein eine feste Gegenliebe erwachsen kann!"

„Es mag recht so sein, wie Sie sagen!“ versetzte er ihr, „aber Sie vergessen: „Es wird gut werden“, wird so verstanden: es wird so werden, wie es die Allgemeinheit [illegible] Handlungen sich denkt, wenn sie [illegible]. Das ist es ja, was es mir hier so gute Ruhe, die Freude des Friedens und des stillen Glücks. Darum verlangt es mich, Ihr Bräutigam, und Sie sollen für Ihr Wort [illegible]. Es widerrät [illegible] Ihnen sich so wohl in der Zukunft [illegible] will, als ich es war in der Vergangenheit. Reichhaltig und [illegible] Ziele [illegible] will ich [illegible]; auch kann jede [illegible] einen [illegible], und [illegible] Ihre [illegible] [illegible]“

„Es ist [illegible] eine [illegible] Leben, wie es [illegible] [illegible] [illegible] und einen [illegible] der [illegible] mit [illegible]“

„Und der [illegible] Mitte [illegible] Ihrer [illegible]!“ [illegible] [illegible] [illegible]. „Man [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

nahmen, bat Ehrenfried Adelinen für die Partei seines Bruders gegen Morelli einzunehmen, die Verhältnisse unter den Umständen einer andern Gestalt an, als sie bisher gehabt hatten. Früher war durch den Mechanikus Alles geordnet worden, jetzt übernahm Ehrenfried diese Sorge. Adeline gewann, von dem Bruder ihres Reinhold mit großer Achtung behandelt, einen Freund, wie sie diese noch nicht gekannt hatte, und ehe sich die Thore des Versteckes, bei der unruhigen Oberherrschaft Johannens, zu Gerlachsen wieder öffneten, Morelli war so vorsichtig und so klug, um in der gefährlichen Lage, in der er sich befand, einen Freund wie Ehrenfried zu retten. Dieser ging so heimlichen Weg, wie er; heimlicher Art ist mit ihm! Es war nämlich bei Johannens Absicht, eine Abtheilung der verbündeten Heere zu ersuchen, welche kommen im August 1813, nachdem der Waffenstillstand aufgekündigt war, sich der Elbe und den Gegenden Wittenbergs näherte, um den gemeinschaftlichen Feind in seine Hauptstellung zu beschäftigen. Ehrenfried wollte diese Kriegsthätigkeit nehmen, gleichviel bei wem: wenn es nur gegen die Franzosen ging! Dort, wußte Morelli seine Absendungen, hatte er die Mittel mehr zu suchen, hier kam es auf seine Kühnheit an, auf Lockung, auf Verkleidung, auf Ueberredung, auf Bestechung, auf Gewalt, auf Alles, was das Leben wollend bei Kräften erhält. Wie bald hilft es dann ein Opfer nehmen aus der gefährlichsten Thätigkeit der Feinde! Wie bald stehen dann die Kräfte, welche der Zufluß

ßß gewaltsam angemaßt, zu Nichts werden, und wieder an den zurückkehren, dem sie allein gehören. Nein, nein, mein Herr Reinhold! Sie werden nun und nimmermehr Adelinens Gatte! Glauben Sie, ich könnte die tausend Freuden verspüren, welche ich für die Offenbarung hätten müssen, die ich doch von Ihnen niemals hätte erhalten können? Glauben Sie, die Verachtung, mit der Sie auf mich herabsehen, als ich scheidet ganz war, Sie meines Vertrauens würdig und reif zu halten, sey spurlos an meinem Herzen vorübergegangen, und habe nicht die Kraft zu Huß und Rache geweckt? Sie möchten irren! Ich finde Ihr gekränktes Selbstgefühl und die Zeit wird kommen, wo ich vor Ihnen knieend Verzeihung für die übige Larve abwerfen kann und wieder Herr meines Willens und meiner Handlungen bin.

Diesen Betrachtungen zu Folge betrug sich Morelli gegen Ehrenfried, wie gegen seine Nichte, mit einer Ruhe und heuchlerischen Kaltblütigkeit, welche in der That die beyden glauben machte, der Onkel habe seine feindliche Gesinnung gegen Reinhold geändert, und halte es nun auch für das Beste, in eine Verbindung zu willigen, in der allein das Lebensglück seiner Nichte erblühen konnte. Ehrenfried aber ließ sich nicht täuschen; er hatte den Charakter Morelli's durchaus kennengelernt, um seiner keine Ruhe eine Zeit lang zu haben, bevor dieser Fremde Adelinen einen glücklichen, ihre aufopfernden Bestrebungen für das Wohlseyn seiner Familienglieder Plan zu

chaun. Aber auch der Schwarzwälder ſtand im Innern gerüſtet gegen ſeinen Gegner; auch er trug einen Entwurf im Sinne, mit deſſen Ausführung er den Angriffen des Widerſachers zuvorzukommen gedachte.

Morelli hatte übrigens ganz richtig berechnet, daß die Geſchäfte eines ſo kühnlichen, und wackern Mannes, wie Ehrenfried, ihn auf der Reiſe durch die vielen Heerhaufen franzöſiſcher Kavallerie, welche der Stadt zuzogen, manchertey Verdrieß gewähren würde. Die Gefangenheit, der welchen ſich dieſer bewußte, waren nicht wenige, und wer weiß, zu welchen für beide Männer nachtheiligen Entdeckungen manche Gedrohung geführt haben würde, wenn nicht der Schwarzwälder der Zudringlichkeit eine ſichere Zurückweiſung, der Neugierde eine ernſte Zudringlichkeit entgegengeſetzt hätte. Immer aber wußte er dahin ſeine Anſtrengung zu ſtellen, daß der Gegner nicht beläſtigt wurde, und am Ende von Ehrenfried's anſtändigem Betragen gewonnen, verſchont wurden zog.

Die Reiſenden erreichten endlich ein Städtchen Cellerdon, wo ſie ſich vor der Hand zu einem mäßigen Aufenthalte entſchließen mußten, da ihnen bey der Nähe der feindlichen Heere, die franzöſiſche Gouvernante die Weiterreiſe nicht geſtatten wollte. Die Gefilde von Donnau, an der Kinzbach, bey Donnerweg und Gaiſa waren geſchlagen, aber ſie waren alle eben ſo reich Plätze der großen Armee voll, und Niemand konnte erkennen, auch wollen

Seite das Zünglein der Siegswage schwankte. Morelli trieb sich unruhig umher in dem Städtchen, lauschte, horchte und forschte nach allen Seiten hin. Aber auch ihm blieb die Wahrheit verborgen: bis er endlich durch einen Zufall erfuhr, daß eine feindliche Truppenabtheilung jenseits des Gebirgs, nahe seiner Angriffe von dem Städtchen aufgestellt sey. Von diesem Augenblicke war er emsig bemüht, einen klugen Boten zu finden, dem er eine Sendung an den Befehlshaber jenes Postens anvertrauen könne. Nach vielen vergeblichen Versuchungen glaubte er den rechten Mann gefunden zu haben. Der Bote war der Sergeant genau kundig, und versprach, den Brief, welchen ihm Morelli einhändigte, richtig zu überbringen, indem er versicherte, ihn solle auf den gebrauchten Gebirgspfaden, welche er einschlagen gedenke, gewiß kein Franzose erspähen. Trotz seines Alters und der hier nothwendigen beschwerlichen Fußwanderung, hätte der Muthmaßliche selbst verlangt, sich zu seinen Truppen durchzuschleichen: allein er konnte es nicht über sich gewinnen, Adelinen ganz der Willkür Ehrenfelds zu überlassen, der gewiß diese Gelegenheit benutzt haben würde, das Verhältniß zwischen ihr und seinem Vetter zu befestigen.

Wie gehaßt auch Morelli die Absendung jenes Briefes gethan hatte, so war sie doch von dem Schwarzgelben bemerkt worden. Dieser warnte den Obristen Adelmond, und machte ihn darauf aufmerksam, daß sie selbst so sehr zu Ende ihrer Mittel,

dennoch durch die geringste Unvorsichtigkeit sich in das Verderben stürzen könnten. Der Mechaniker aber leugnete Alles, meinte lachend, Ehrenfried'sche Gespenster, und brachte es wirklich dahin, seinem Reisegefährten den Gedanken an eine auf diese Weise veranlaßte Gefahr auszureden.

Indessen schenkte Adeline dem Bruder ihres Reinhold von Tage zu Tage ein größeres Vertrauen. Die Unthätigkeit, in der Ehrenfried nothgedrungen leben mußte, stimmte ihn weich, und ließ seinen besseren Gefühlen eine Uebergewalt über die stürmischen zu, die ihn so lange beherrscht hatten. Er gedachte mit Rührung seiner Mutter, mit tiefer Innigkeit seines Bruders, und mit neu erwachender Liebe der schwer beleidigten Elise. Wie wehe that ihm jetzt der Kummer, den er der redlichen Frau Martha zubereitet; wie schmerzte ihn die Entbehrung, welche seinetwegen Reinhold sich auferlegen mußte, indem dieser das sehnsuchtsvolle Herz bezwang, und die Gesichte ziehen ließ, um gegen die Mutter des treuen Gehorsams Pflicht zu erfüllen: wie reute ihn jetzt die Härte, mit der er Elisen behandelt, die ihn doch so wahr und innig liebte, und deren im theuren Schwure Hand und Herz gelobt! In aller Liebenswürdigkeit trat das Bild des anmuthigen Mädchens vor seine Seele, und erfüllte sie mit einem sehnenden Sehnen, wie er es nie vorher gekannt.

„Adeline!“ sagte er einst Tages zu dieser: „ich erkenne, ich fühle es lebhaft, daß mich der Un-

gang mit Ihnen besser gemacht hat. Wie ich Ihnen dafür danken kann, weiß ich, und beym Himmel! es ist keine leere oder übertriebene Versprechung, wenn ich die Gründung Ihres künftigen Glücks über mich nehme. Aber ich habe Vieles gut zu machen; nicht bey meinem Bruder allein: auch bey meiner Mutter und bey Elisen. Meinhold's kindliche Liebe, der er sich mit der Aufopferung seiner Theuersten hingegeben, die Treue und Innigkeit, welche Sie ihm widmen, hat mir einen Spiegel gezeigt, in dem ich zu meiner größten Demüthigung erkannt habe, wie viel mir fehlt, um ein guter Sohn zu heißen, wie schmählich es ist, als ein Treuloser und Wortbrüchiger gegen ein Weib dazustehen, das meine laut ausgesprochene Neigung mit der seinigen vergalten, und nun in Thränen die Stunde besammert, in der es meinen leichten Schwüren und Versprechungen vertraut! Diese Schande kann ich nicht ertragen; ich muß sie von mir abwälzen. Noch heute schreibe ich meinem Bruder. Er soll hierher eilen, wo ich Sie ihm entgegenführen, und dann sagen will: Da, Bruder, nimm sie zur Gattin hin, die Dir ihr harter Ohim nun nicht mehr versagen darf, die ich Dir freudig erworben und sühn verwahrt! Sie soll Dir vergelten, was Du gethan an der Mutter, sie soll die Schuld mit abtragen, die Du auf mein Haupt gehäuft! Und wenn er dann kommt auf den Flügeln der Liebe und Sehnsucht, wenn er der Mutter Versöhnung, und Elisens Versicherung mitbringt, daß sie trotz meines Leichtsinns,

trotz meiner oft rauhen Entgegnung ihres liebevollen Hingebens, dennoch ihre Herzensneigung mir erhalten hat, und das treue Gemüth fort und fort mir zuwendet: dann, Adeline, sehe ich auch meinen Glücklichern sich wieder erheben, und ich werde ein Gut erlangen, dessen Herrlichkeit ich jetzt erst zu ahnen anfangen habe: den Frieden des Innern."

„Wie, mein Freund," versetzte Adeline mit leuchtenden Blicken: „Reinhold sollte herkommen? Die schönste Hoffnung meines Lebens, die ich nur unsicher aufgefaßt, die ich nur zagend genährt, könnte erfüllt werden? Sie wollen ihm schreiben, sagen Sie; aber dürfen Sie auch das wagen? Kann nicht ein Brief zum Verräther an Ihnen werden, und Sie ins Verderben stürzen?"

„Auch das habe ich bedacht," antwortete Ehrenfried, „und ein Auskunftsmittel gefunden, diese Gefahr zu vermeiden. Ich lege den Brief an meinen Bruder einem andern Schreiben bey, das ich an Thomas, den Bergknappen, richte. Unter dieser Aufschrift sucht Niemand etwas Besonders, da Thomas nie des Schmuggelns verdächtig werden konnte, indem er wegen seiner List und Gewandtheit immer nur als geheimer Kundschafter gebraucht wurde. So wird Alles gut gehen, und selbst der Aufenthalt in diesem Stübchen, den ich noch vor Kurzem so sehr verwünschte und unerträglich fand, muß unserm Absehen dienen."

„Thomas, nannten Sie den Mann, dem Sie die wichtige Botschaft anvertrauen wollen?“ fragte nachsinnend das Mädchen: „wohl erinnere ich mich seiner, aber sein Aeußeres schien mir nicht gemacht, eine gute Meinung von ihm einzuflößen. In seinem Auge lag etwas Lauerndes, Boshaftes“ —

„Kein Schwarzwälder verräth den andern!“ unterbrach Ehrenfried Adelinen. „Ich kenne den Thomas von Kind auf, und weiß nur Eine Leidenschaft an ihm: die Habsucht. Gern wird Reinhold ihn reichlich für die frohe Nachricht belohnen, welche er überbringt; dann hat Thomas kein weiteres Begehren mehr, und die Sache ist für ihn vergessen und abgethan. Lassen Sie mich machen, Adeline! Schon zu lange habe ich nur immer für mich gehandelt, ohne Anderer zu achten und zu gedenken, und es ist die höchste Zeit, daß dieses selbstsüchtige Wesen ein Ende nimmt.“

„Ich kann, ich mag Sie nicht von dem zurückhalten, was Sie im Sinne tragen,“ erwiderte Adeline. „Es stimmt zu sehr mit den heißesten Wünschen meines Herzens überein, als daß ich dagegen seyn könnte. Aber noch eine Bitte habe ich an Sie, die Sie mir gewähren müssen! Ihr längerer Aufenthalt an diesem Orte ist mit der größten Gefahr verknüpft. Auf Ihren Schritten lauert der Verdacht, über Ihrem Haupte hängt ein drohendes Schwert! Wenn nun dieser verhängnißvolle Brief abgegangen ist, der meinen Reinhold herbeyruft, der mir

ein längst ersehntes und kaum mehr gehofftes Ziel verbürgt; wenn Sie die Pflicht des Bruders gegen Reinhold, die des Sohns gegen Ihre Mutter, die des Verlobten gegen Else erfüllt haben: dann entfernen Sie sich auf das schleunigste von hier. Sie sind jung und kräftig. Ihnen muß es ein Leichtes seyn, das Gebirg zu erklimmen, und auf entlegenen Pfaden dorthin zu gelangen, wo Sie sicher sind, und Gelegenheit finden, in einer guten und gerechten Sache Ihre Kräfte zu verwenden. Ja, Ehrenfried, Sie müssen dieses Verlangen erfüllen, um aller derer willen, die Ihnen theuer sind, und die wiederum auch Sie lieben. Jede Stunde, die Sie länger hier verweilen, wird meine Angst um Sie vermehren, ich werde denken, daß Sie nur durch mich hier zurückgehalten werden, daß Sie meinetwegen Ihre Freyheit und Ihr Recht auf das Spiel setzen! Nehmen Sie diese Pein von mir. Wenn der Brief fort ist, lassen Sie uns scheiden, und fliehen Sie an einen Ort, wo nichts mehr für Sie zu fürchten ist!"

„Nimmermehr!" entgegnete bestimmt und entschlossen der Schwarzwälder. „Ich verlasse Sie nicht, ehe nicht Reinhold hier eingetroffen ist, Sie von meiner Hand empfangen hat, und ihr Oheim außer Stand gesetzt ist, seine tyrannische Willkür ferner gegen Sie zu üben. Das habe ich mir gelobt in jener ernsten Stunde. Das ist ein gutes und rechtes Gelübde, und ich will es an die Stelle dessen treten lassen, das ich einst leichtsinnig und übereilt einem Ver-

storbenen geleistet. Ich setze mein Leben daran, es zu erfüllen, und gehe ich auch darüber zu Grunde, so werde ich es nimmermehr bereuen, und werde froh seyn in dem Bewußtseyn, doch auch etwas Gutes gethan zu haben, das mir ein liebevolles Andenken bey den Meinigen hinterläßt.“

Alle Versuche Adelinens, den Entschluß Ehrenfrieds zu erschüttern, waren fruchtlos. Mit aller Innigkeit der Gefühle, die, seitdem er in Adelinens Nähe lebte, sich in seinem Innern angesiedelt hatten, schrieb er an Bruder, Mutter und Verlobte. Die Empfindungen für das Edlere und Bessere hatten nur in ihm geschlummert; durch Reinholds und Adelinens Beyspiel waren sie erweckt worden. Indem die Ergüsse seines Herzens, welche er dem Papiere anvertraute, hier eine feste Gestalt annahmen, erkannte er freudig, welche Umwandlung in kurzer Zeit mit ihm vorgegangen war. Er kam sich fast wie ein Fremder vor, dessen Gesinnungen er zu ehren genöthigt war: so entstand in ihm die wahre Selbstachtung, welche nur das eigene Gute schätzt, das Zweydeutige sorgfältig prüft, und sich wohl hütet, das Verwerfliche mit einem gleißenden Mäntelchen zu umhüllen. Er gestand seine Verirrungen; er zeigte offene und tiefe Reue. Else konnte dieser aufrichtigen Sprache der nun für immer festbleibenden Liebe nicht widerstehen; die Mutter mußte verzeihen, wenn Sie nun des Sohnes Wiederkehr zur Pflicht und zum Rechte erkannte. Das fühlte Ehrenfried leben-

dig, und mit dieser Ueberzeugung gewann er eine Heiterkeit der Seele, die ihn in diesen Tagen der Gefahr wunderbar erquickte und stärkte. Wie er es sich vorgesetzt hatte, wurde das Päckchen an den Bergknappen Thomas überschrieben, und diesem eine ansehnliche Belohnung für dessen baldige und richtige Beförderung zugesichert. So ging es in Ehrenfrieds Heimath ab.

Tage und Wochen verstrichen; aber weder eine Antwort, noch Reinhold selbst traf ein. Adeline wurde von Unruhe und Besorgniß ergriffen, und wie sehr Ehrenfried auch bemüht war, die Wolken, welche ihr liebliches Antlitz trübten, zu zerstreuen, so wollte ihm doch das nicht gelingen. Auch Morelli ging seit einiger Zeit finster und gedrückt umher. Er hatte seinen vertrauten Boten noch zum Oestern in das Lager der Feinde gesendet, allein von seinem letzten Gange war dieser nicht wieder zurückgekehrt. Vergeblich tröstete sich der Mechaniker mehrere Tage lang mit der Hoffnung, die Rückkehr des Mannes sey nur durch zufällige Umstände verzögert worden, und er werde ihn doch endlich erscheinen sehen: der Bote kam nicht, und Morelli war nun allen Qualen preisgegeben, welche die Furcht der Entdeckung, oder des Verrathes durch den Boten selbst, mit sich führte. Seine Gefühle waren um so peinigender, da er sie starr in sich verschloß, und Niemand hatte, dem er sie hätte mittheilen, und von dem er Trost und Beruhigung hätte erwarten können. Den

Schwarzwälder, der eine drohende und herrische Stellung gegen ihn angenommen hatte, betrachtete er als seinen ärgsten Feind; auch von Adelinen, gegen die er sich schuldbewußt fühlte, glaubte er sich gehaßt, ohne daß er bedachte, wie die Jungfrau, obschon sie seine Handlungsweise nimmer billigen möchte, doch stets den Bruder ihrer Mutter in ihm sehen würde. Sein ganzes Wesen war auf das heftigste angegriffen. Er sah ein, daß bey den ohnehin zunehmenden Schwächen des Alters sein Körper nicht lange mehr dem Einflusse der Leidenschaften, welche die Gefahr seiner Lage rege machte, widerstehen könne, und beschloß, sich um jeden Preis durch einen entscheidenden Schritt aus diesem peinigenden Verhältnisse zu befreien.

Indessen neigte sich das Zünglein der Kriegswage zu Gunsten der gegen Frankreich Verbündeten. Das französische Heer zog sich von der Elbe zurück, und schien seine Hauptstellung mehr im Mittelpuncte Sachsens nehmen zu wollen. Die große Beweglichkeit der Truppenmassen, die hin und her geschoben wurden, die ungemeine Spannung in allen Verhältnissen der Kriegenden, ihrer Einlagrung und ihrem Unterhalte, das Näherdrängen der mächtigen Gegner: Alles verkündete den baldigen Eintritt eines entscheidenden Zusammentreffens der Heere, dessen Folgen auch für unsere Reisenden von der höchsten Wichtigkeit seyn mußten.

Wie sehr auch Ehrenfried den Untergang der auf Deutschland lastenden fremden Obergewalt wünschte; so hatte er doch, wenn jetzt durch einen Haupt-

schlag diese schöne Hoffnung erfüllt wurde, den Mechaniker wieder zu fürchten, der von keinem Drange der Umstände mehr beherrscht, dann gewiß Adelinen seine Härte aufs Neue empfinden lassen, und wiederum zwischen sie und Reinhold als ein feindseliger Dämon treten würde. Dahin waren dann seine liebsten Hoffnungen, vereitelt war sein wohlersonnener Plan, und er konnte dem lieben Bruder das Opfer nicht vergelten, welches dieser mit treuem Kindessinne gebracht! Und mit jeder Stunde lagerten sich neue Haufen französischen Kriegsvolks in und um das Städtchen, und mit jeden Augenblicke vermehrte sich die Wahrscheinlichkeit, daß einer der nächsten Tage über das Verhängniß der Völker entscheiden werde. Reinhold kam nicht; Briefe aus der Heimath konnten nun nicht mehr eintreffen, denn der Lauf der Posten war theils gestört, theils gänzlich gehemmt. In stillem Ingrimme schlich Ehrenfried umher. Adeline überließ sich ganz ihrem Kummer, und eine völlige Hoffnungslosigkeit bemächtigte sich ihrer. Bisher hatte Ehrenfrieds tröstende Zusprache sie noch beruhigt. Jetzt war auch dessen Vertrauen und steter Muth gebrochen, und in seiner finstern Miene glaubte sie den Untergang ihrer theuersten Wünsche erkennen zu müssen.

Da hielt an einem stürmischen und regnerischen Octoberabende eine Kutsche vor dem Hause, welches die Reisenden bewohnten. Adeline war allein in ihrem Zimmer. Von einer schönen Hoffnung ergrif-

sen, sprang sie von ihrem Sitze auf, und eilte nach der Thüre, vor der sie in diesem Augenblicke das Geräusch eines Nahenden vernahm.

„Er ist's!“ stammelte sie, und legte die Hand auf das hochklopfende Herz. Der Schreck der Freude hatte sie so heftig bewegt, daß sie sich einem Schwindel nahe fühlte, und sich wieder niedersetzen mußte.

Aber es war nicht die edle Gestalt, nicht das milde blühende Antlitz des Ersehnten und Geliebten, was Adeline erblickte, als sich nun die Thür öffnete, und der, welcher so schöne Hoffnungen in ihr rege gemacht, hereintrat. Höhnisch lächelnd stand Morelli vor der Getäuschten, und sagte mit eisiger Kälte:

„Der Wagen, der unten hält, ist für uns bestimmt. Wir müssen fort von hier in diesem Augenblicke; denn die Gefahr wird dringender, und wir haben schon zu viel Zeit verloren, um in einem unnützen Aufenthalte auch nur noch eine Stunde verschwenden zu können. Das Nöthigste ist bereits gepackt. Das Uebrige lassen wir zurück. Dort am Ziele unsrer Reise finden wir reiche Entschädigung für jeden Verlust. Gieb mir Deinen Arm, Adeline, Dein Oheim wird Dich von nun an zu leiten wissen.“

Diese letzten Worte sprach der Mechaniker mit einem bedeutungsvollen Nachdrucke. Adeline bemerkte das nicht. Der Anfang von ihres Oheims Rede hatte sie so sehr überrascht, und sie so plötzlich von dem Gipfel ihrer Hoffnungen in das Elend der Entsagung gestürzt, daß sie betäubt da saß, und in

sprachloser Erstarrung zu Morelli aufblickte. Ach! schon so lange hatte sie geahnt, daß es so kommen müsse, daß selbst Ehrenfriedes wohlgemeinte Thätigkeit für ihr Glück und ihre Liebe keine Früchte tragen, daß endlich doch der starre Wille, die Tücke und List des Oheims siegen, und die süß lockende Frucht vernichten werde, ehe sie noch segenreich sich in ihr Leben hinabgesenkt! Aber als nun der gefürchtete Augenblick hereinbrach, als nun keine freundliche Täuschung, keine linde Wahrscheinlichkeit, keine anmuthige Hoffnung mehr im Herzen der Armen das ohnehin nur schwach glimmende Fünkchen des innern Friedens nährte; als die grausame Wirklichkeit nun unbeugsam vor sie hintrat, und das Opfer des Theuersten erheischte, als es klar vor ihrem Geiste stand, daß mit dem Schritte aus diesem Hause Reinhold für sie verloren sey auf ewig und immerdar: da waren ihre Seelenkräfte unter der Last des eindringenden Elends gelähmt, da starrte sie betäubt den Mann an, der ihr mit kaltem Hohne den Jammer ihres künftigen Daseyns verkündet, da war es ihr einige Augenblicke lang, als träume sie nur schwer, und ein plötzliches Erwachen müsse sie von dem grauenhaften Traumbilde erlösen, das ihre Pulse stocken machte, und ihr Herzblut in Eis verwandelte.

Morelli erkannte die heftige Gemüthsbewegung des Mädchens, und ahnete deren Quelle. Ohne daß ein theilnehmendes Gefühl in seinem Innern rege geworden wäre, blickte er mit kalter Strenge die Nichte

an, und ſprach nach einem kurzen Stillſchweigen weiter:

„Du zögerſt? Welche Gründe kann es geben, die Dich zum Ungehorſam gegen den Bruder Deiner Mutter berechtigen? Trogeſt Du vielleicht auf den Beyſtand eines Andern, dem Du Muth und Kraft genug zutraueſt, daß er meine Abſicht vereiteln, und Dich wider mein Gebot zurückzuhalten vermöchte? O, ich habe mich vorgeſehen, und wo ich nicht mit Güte ausreiche, da werde ich Gewalt anzuwenden wiſſen.“

Adeline hatte ſich erholt. Sie wollte dem höhnenden Oheim die Tiefe ihres Schmerzes, den Anblick ihres wunden Herzens nicht preisgeben, um nicht ſeinen Triumph zu vergrößern und zu verherrlichen. Alle Seelenkraft, deren ſie fähig war, bot ſie auf, allen Muth, der einem reinen Herzen innewohnt, ſuchte ſie zu ſammeln, damit ſie ſtark erſcheine in dieſer verhängnißvollen Stunde, damit kein äußeres Zeichen den Schmerz und die Zerriſſenheit des Innern verrathe.

Mit mühſam erkämpfter Ruhe erhob ſie ſich von ihrem Sitze, und indem ſie ſtolz vor den Oheim hintrat, ſagte ſie:

„Ich kenne die Pflichten, welche mir Verwandtſchaft und Verhältniſſe gegen Sie gebieten, und werde ſie erfüllen; aber ich werde auch andern Pflichten genügen und nicht, wie ich bisher gethan, in einem dumpfen Schweigen verharren, wenn ich dieſe verletzt ſehe. Warum ſoll Ehrenfried von unſerer Ab-

reise nichts wissen? Warum soll ihm, der uns so manchen dankenswerthen Dienst geleistet, für den eben wohl der Aufenthalt an diesem Orte mit jedem Augenblicke unsicherer und gefährlicher wird, nicht frey gestellt werden, uns zu begleiten?"

„Du hast recht, Adeline," versetzte leichthin der Mechaniker, „und ich mißbillige Deine Gesinnungen nicht. Wäre Ehrenfried gerade zur Stelle, so würde ich ihm, wie wenig er es auch im Ganzen durch sein Betragen um mich verdient hat, diesen Vorschlag machen; so aber treibt er sich, wer weiß wo, umher, und der Drang der Umstände erlaubt mir nicht, ihn aufzusuchen oder ihn zu erwarten. Die Nothwendigkeit gebietet: wir müssen gleich abreisen!"

Adeline sah wohl ein, wie wenig es des Oheims Ernst mit dieser Aeußerung sey; allein was konnte sie nun, da er scheinbar so bereitwillig in ihre Ansichten eingegangen war, noch entgegnen? Mit einem unterdrückten Seufzer bereitete sie sich, an Morelli's Arm das Gemach zu verlassen und sich zu dem harrenden Wagen zu begeben, als plötzlich rasch die Thüre aufgerissen wurde und mit funkelnden Augen und zornglühendem Antlitze Ehrenfried selbst hereinstürzte.

„Gottlob! Da ist er!" rief Adeline, indem sie schnell sich von Morelli's Arm los machte, und mit neuerwachtem Vertrauen sich dem Eintretenden näherte. Ein finsterer Blick des Mechanikers empfing ihn; doch war dieser im Augenblick wieder ver-

schwunden, und das gewöhnliche nichts sagende Lächeln schwebte wieder auf dem Antlitze des Alten.

„Was soll das heißen? Welches verrätherische Spiel wird mit mir getrieben?“ redete Ehrenfried den Oheim Adelinens hart an: „da wird hinter meinem Rücken die heimliche Abreise eingeleitet, und meines Bruders Braut, die unter meinem Schutze steht, sollte entführt werden, gewiß wider ihre Neigung und ihren Willen? Daraus wird nichts, mein Herr Morelli! Da habe auch ich ein Wort mit zu sprechen, das in Ihre Ohren schallen soll, wie ein Donnerschlag, und Ihnen das Gelüst vertreiben wird, mich zu hintergehen, und meiner hintennach zu spotten.“

Angstvoll betrachtete Adeline die beiden Männer: der eine vertheidigte ihres Lebens Glück und süßeste Hoffnung; der andere stand zu ihrem Verderben gerüstet diesem gegenüber, und ach! dem Willen des letztern sich zu unterwerfen, war ja eine heilige Pflicht, der sie sich nicht entziehen konnte.

„Ich will nicht untersuchen, mit welchem Rechte Sie sich eine Herrschaft über meine Handlungen und über meine Nichte anmaßen;“ versetzte mit scharfer Stimme der Mechaniker auf Ehrenfrieds trotzige Anrede. „Im Uebrigen irren Sie, wenn Sie glauben, daß ich aus Furcht vor Ihnen eine heimliche Entweichung veranstaltet hätte, um mich von Ihnen etwa los zu machen. Sie haben freie Wahl, sich uns anzuschließen oder nicht! Die Gesellschaft eines so muthigen Mannes, wie Sie, kann mir auf einer so

gefahrvollen und beschwerlichen Reise nur vortheilhaft seyn!“

„O ich durchschaue Sie, mein Herr, und ich weiß Ihre Lobeserhebung zu würdigen!“ entgegnete spöttisch lachend der Schwarzwälder. „Sie denken, wenn Sie nur erst drüben sind bey denen, die Sie in so ehrenvollen Aufträgen gebraucht, so wollen Sie sich wohl meiner entledigen, und die Kette ist dann zerrissen, an der ich Sie wie ein gefährliches Unthier gefangen hielt. Dazu kommt es nicht, mein Herr, und ich dulde durchaus nicht, daß Adelinen von Ihnen irgend ein Zwang angethan wird.“

„Ein Zwang?“ sagte mit erkünstelter Verwunderung Morelli. „Wer denkt daran? Adeline mag freien Willen haben! Sprich selbst, Mädchen: Willst Du bey diesem Manne zurückbleiben, oder die Pflicht erfüllen, zu der Dich der Bruder Deiner Mutter auffodert, und dem Letztern folgen? Die Jungfrau richtete einen schmerzvollen Blick auf Ehrenfried, dann entwertete sie fest und entschlossen:

„Ich weiß, was mir ziemt, mein Oheim, und bin erbötig, Sie zu begleiten. Sie haben freylich, als Sie mich dem edeln Reinhold zum Preis eines Verbrechens ausletzten, Ihr väterliches Recht auf mich verwirkt, und das verwandtschaftliche Band, das uns an einander knüpfte, für immer gewaltthätig getrennt; aber meiner Mutter habe ich am Sterbebette geschworen, Ihren Willen zu ehren, und diesem Schwur will ich treu bleiben in Allem, was nicht dem Rechte

und der Tugend zuwiderläuft. Kommen Sie, mein Oheim, ich bin bereit."

„Und dennoch bulde ich es nicht!" rief Ehrenfried mit Heftigkeit, und hielt Adelinen zurück. „Einem Wahn, einem falschen Pflichtgefühl soll meines Bruders Glück nicht aufgeopfert werden. Zum letztenmale, mein Herr Morelli: wollen Sie den Gedanken an diese plötzliche Reise aufgeben oder nicht?"

„Nein!" versetzte entschieden der Mechaniker.

„Gut!" sagte Ehrenfried ergrimmt, indem er zwischen Adelinen und ihren Oheim trat. „Sie wollen nicht? — So sollen Sie. In diesem Augenblicke rufe ich die französischen Offiziere herbey, welche mit uns dieses Haus bewohnen. Ich erkläre unumwunden, welches saubere Handwerk Sie treiben, ich klage mich selbst an und überliefere uns Beide dem Gerichte. Dann ist Adeline frey, dann hat Ihre Tyrannei ihr Ziel gefunden, und ich sehe Ihnen dafür, daß mein Bruder nicht lange säumen wird, die Braut heimzuführen!"

„Um Gotteswillen" — fiel Adeline mit erbleichendem Antlitze und gerungenen Händen ein.

„Still Kind! Das ist Alles so schlimm nicht, wie es aussieht:" unterbrach sie der Oheim. Hierauf sprach er zu Ehrenfried gewendet, mit unerschütterlicher Kälte: „Wiederum verrechnet, mein junger, hitziger Freund! Freylich würde der wackre Bruder die Jungfer Braut, wie Sie meine Nichte zu nennen belieben, dann ohne den bösen und widerwilligen

Oheim finden; aber es käme darauf an, ob er dann auch noch Geld trüge, sie heimzuführen in sein schwarzwäldisches Idyllenleben. Die Herren Offiziere der großen Armee wissen eine solche Beute zu schätzen, und das unbescholtene Mädchen wäre ihnen der willkommenste Fang von der Welt!"

„Unmensch! Tückischer Bösewicht!" schrie im tiefsten Innersten ergrimmt Ehrenfried auf und machte eine drohende Bewegung gegen den Mechaniker hin.

Da stürmte es die Treppe hinan im dichten schweren Haufe; da dröhnten gewichtige Schritte auf dem Gange, da rauschten Waffen an der Thüre des Gemachs, und als die darin Befindlichen erst den Ueberfall gewahrten, war dieses bereits mit französischen Bewaffneten gefüllt.

„Im Namen des Kaisers!" rief eine Stimme, welche Ehrenfried kannte, „nehmt diesen Schurken gefangen!"

Der Adjutant Delolay stand vor dem Schwarzwälder. Noch brannte in dunkelrother Gluth auf seiner Stirn die Narbe der Wunde, welche Ehrenfried bey dem Ereigniß auf der Rheinbrücke ihm geschlagen. Schnell gefaßt, riß der kühne Jüngling ein Pistol aus seiner Brusttasche und richtete es auf seinen Gegner; allein indem er es abdrückte, ward er von hinten niedergeworfen und der Schuß ging in die Decke. Mit einem Schrei sank Adeline ohnmächtig und besinnungslos auf einen Sessel. Der Mechaniker, der unbemerkt zu bleiben wünschte, schlich in einen Winkel des Zimmers.

„Habe ich Dich endlich, Bube!“ sagte der Adjutant, und seine Blicke ruheten mit unaussprechlichem Wohlgefallen auf dem Gefangenen. „Als eine Gunst hatte ich es mir erbeten, Dich verfolgen und einfangen zu dürfen, und das Glück war mit mir im Bunde, daß es mich auf Deine rechte Fährte gebracht hat und Dich nun der Rache übergiebt, der Du nicht entgehen sollst. Freilich hast Du auch nun wieder eine Brücke zu überschreiten; aber unter und neben ihr rauscht kein rettender Strom und kein Nachen liegt an, noch einmal Dein verwirktes Leben in die Freiheit zu tragen, denn die Brücke des Todes hat nur Einen Ausgang, nur Ein Ziel — und das liegt jenseits! Hinweg mit ihm in den Kerker, und morgen vor's Kriegsgericht!“

Ehrenfried wollte sprechen, aber seines kräftigen Widerstandes ungeachtet, wurde er, ehe er noch dazu kam, von den Soldaten, die sich seiner bemächtigt hatten, hinweggeschleppt.

Jetzt erst gewahrte Delolay den Mechaniker, der sich langsam von dem Platze, den er bisher eingenommen, nach einer Seitenthüre zurückgezogen hatte, und eben im Begriff stand, durch diese sich aus dem Zimmer zu schleichen.

„Halt da, mein Herr!“ rief der Adjutant, indem sein Auge den Alten scharf und durchdringend betrachtete. „Ich habe Sie in der Gesellschaft eines sehr gefährlichen Menschen gefunden, eines Bösewichts, der wegen verruchten Menschenmordes an mir, einem Offizier der großen Armee, der Strafe des Gesetzes

verfallen iſt. Unter dieſen Umſtänden erſcheinen auch Sie höchſt verdächtig, und wahrlich Ihr Benehmen dient nicht dazu, Sie zu rechtfertigen! Ich muß Sie bitten, mir Ihre Papiere vorzuzeigen!“

Mit freundlicher Geſchmeidigkeit und unbefangener Geberde hatte ſich Morelli, als Delolay ihn anredete, dieſem genähert. Ohne Zögern überreichte er dem Offizier ſeinen Paß.

Schweigend überflog der Adjutant das Papier; ſeine Stirn verfinſterte ſich und ſein Antlitz nahm einen ſeltſamen Ausdruck an, welchen Adelinens Oheim, der den Offizier aufmerkſam beobachtete, vergebens zu enträthſeln bemüht war.

„Sie nennen ſich den Mechaniker Morelli?“ hob Delolay, nachdem er den Paß wieder zuſammengelegt und zu ſich geſteckt hatte, an: wie wäre es aber, wenn ich Sie genauer kennte, als Sie ſelbſt ſich kennen wollen, wenn ich zum Beyſpiel beſtimmt wüßte, daß Sie kein Anderer ſind, als der verunglückte Kaufmann Morelli aus dem Braunſchweigiſchen, der ſich nur deßhalb in einen Mechaniker verwandelt und das italieniſche i beygelegt hat, um deſto unſcheinbarer und unverdächtiger in Frankreich verweilen und einer gegen uns feindlichen Macht als Spion dienen zu können? Nicht wahr, mein Herr Mechaniker, das ſind Neuigkeiten, die Sie nicht ſonderlich erfreuen, aber an ihrer Wahrheit iſt nicht zu zweifeln, und ich befinge Sie ganz feſt aus dem Hauptquartiere mit!“

„Das iſt ein Irrthum!“ ſtammelte Morelli, aber ſeine Gebeine durchſchauerte Fieberfroſt und in Todesangſt erſtarrte ſein Herz.

„Ein Irrthum?“ höhnte der Adjutant, der ſich an der Qual ſeines Opfers und deſſen vergeblicher Bemühung, ſie vor den Augen ſeines Peinigers zu verbergen, weidete: „der könnte nur auf Ihrer Seite ſeyn, indem Sie ſich ſelbſt verkannten, und unter einem Namen in Umlauf brachten, der Ihnen nicht zukommt! Wir aber kennen Sie hinlänglich, um uns durch Sie nicht mehr irre machen zu laſſen, und zum Ueberfluſſe wird Ihnen der letzte Bote gegenübergeſtellt werden, den Sie mit geheimen Aufträgen an den Feind ſandten, der aber unvorſichtig genug war, um unſern Vorpoſten in die Hände zu laufen.“

Vernichtet ſtand Morelli, wie auch wir nach dieſer Entdeckung ihn nennen wollen, vor dem Adjutanten. Seine Hände hingen ſchlaff herab, ſeine Kniee ſchlotterten, ſein Haupt neigte ſich auf die Bruſt und über ſein Antlitz flogen krampfhafte Zuckungen.

„Fritſch auf, Kameraden!“ rief jetzt Delolay den zurückgebliebenen Soldaten zu: „bewachtet euch dieſes Herrn und führt ihn in das Gefängniß zu dem Andern. Das iſt ein guter und unerwarteter Fang, für den wir Lob und Dank ernten werden! Durchſuchet ihn auf das genauſte und auch den unten Schanden Reiſewagen! Was ſich von Papieren vorfindet, wird mir überliefert. Ich ſelbſt werde indeſſen hier

nachsehen. Da haben wir ja zwei Schelme auf einen Schlag und sie mögen nun morgen oder übermorgen zusammen eine bleierne Nuß knacken, die ihnen wenig Freude machen wird! Fort mit dem Spion! Sein Anblick widert mich.“

Morelli war in eine gänzliche Muthlosigkeit verfallen und der Zustand seines Geistes wirkte lähmend auf seinen Körper. Er wollte einige Worte vorbringen, aber seine Zunge versagte ihm den Dienst. Er konnte nicht gehen; man mußte ihn hinwegtragen.

Bald hatte der Adjutant die wenigen, im Zimmer befindlichen Gegenstände durchsucht, aber nichts von Erheblichkeit gefunden. Als er sich entfernen wollte, fiel sein Auge auf die noch immer thränüchtige Adeline. Der Anblick des schönen bedauernswürdigen Mädchens, das in einem der beiden Gefangenen den Freund und Beschützer oder gar einen nahen Verwandten verloren haben mochte, rührte ihn. Sein Herz war sanften Empfindungen zugänglich und nur, wo seine Ehre angegriffen schien, wie ihm das in seinem Verhältnisse zu Ehrenfried hätte, oder wo die Pflicht zu strengen Schritten mahnte, wie gegen den, seine Schonung verhöhnenden Spion, konnte er sich einer wilden Leidenschaftlichkeit und einer unerschütterlichen Härte hingeben.

Seine Versuche, das bleiche anmuthige Kind in's Leben zurückzurufen, blieben ohne Erfolg. Von seinem Berufe gedrängt, durfte er nicht länger verweilen. Er rief die Hausmirthin, eine wohlwollende und mit-

leidige Frau, herbey, und übergab ihrer Sorgfalt die Bewußtlose. Dann eilte er mit schnellen Schritten aus dem Hause, in dem er glücklich den lange vergeblich erforschten, tief verhaßten Feind, und mehr noch, als diesen, einen Verräther an seinem Kaiser und seinem Vaterlande, gefunden hatte.

Der Spion und der Schmuggler waren in ein und dasselbe Gefängniß gebracht worden. Mit schweren Ketten in den Winkeln ihres Kerkers angeheftet, wurden sie durch einen weiten Raum getrennt, so daß sie einander nicht nahe kommen und berühren konnten. Jeder sah in dem Andern den Veranlasser seines Verderbens, Jeder trug bittern Groll und tödtlichen Haß gegen seinen Gehaßten im Herzen. Ehrenfried war überzeugt, Adelinens Oheim habe ihn geradezu verrathen; doch die Ankunft der Wache so berechnet, daß sie erst nach seiner mit der Nichte heimlich vollzogenen Trauung erfolgen werde. Zu seinem Unglück sey entweder die Abfahrt verzögert worden, oder die Wache früher eingetroffen, als er vermuthen können: genug, er selbst war mit in die Schlinge gefallen, die er dem Schwarzwälder gelegt, er selbst war bey näherer Untersuchung als das, was er wirklich war — als ein feindlicher Spion, erkannt worden. Düster und in sich gekehrt saß der Schwarzwälder auf dem modrigen Strohlager, das sich in seinem Winkel vorfand. Kein Laut ging über seine Lippen, aber

die Gefühle, welche er, wenn sie ausbrechen wollten, in sein Innerstes zurückdrängte, waren von der schmerzlichsten und bittersten Art. Ach, wie gern hätte er Alles, selbst das Aergste, den schmachvollen Tod, dem er entgegensah, ertragen, wenn es ihm nur gelungen wäre, Adelinen zuvor in Meinholds Arme zu führen, wenn er die Gewißheit von der Mutter Versöhnung, die Ueberzeugung von Elise's treu und freundlich bewahrter Neigung gehabt hätte!

Anders, wie um Ehrenfried stand es um den Alten. Dieser war aus seiner Schwäche zu der wildesten Fieberphantasien erwacht. Er riß an seinen Ketten, er klagte mit den Zähnen darum, er stieß Verwünschungen gegen das Höchste und Heiligste aus. Mit der Wuth eines Rasenden schmähte er auf Ehrenfried, und aus seinen verwirrten Reden ließ sich erkennen, daß er, indem er durch diesen an der schleunigen Abreise verhindert worden, ihm die Schuld seines Unglücks vorwerfe.

„Aber ich will Dir vergelten, Du reißendes Thier aus dem Schwarzwalde," tobte er gegen ihn hin. „Du hältst Dich zwar für mehr, als mich: Du glaubst, Du wärst der Wolf, und ich sey das Lamm, das gutwillig seinen Nacken Deinem zerfleischenden Rachen hingeben müsse. Das Blättchen soll sich wenden; wenn die Sehnen vom Körper getrennt sind, und die Beine lahm in ohnmächtiger Vergessenheit sich emporschwingen will zum Himmel, dann klinge ich mich an sie, und reiße sie hinab in den Abgrund, wo ich mi-

ne guten Freunde habe, die mir dann ſchon helfen werden, ſie feſtzuhalten, ſie zu martern und zu peinigen nach Gefallen! Dann geht's an ein frohes Leben, und die Glut, die mir jetzt durch die Adern ſtürmt, und ſich zum Kopf hindrängt, wo ſie zu einem einzigen groſſen Feuerballen wird, überleuchtet dann die Flamme der Hölle; Satan ſelbſt muß hinab von ſeinem Throne und ich werde ſein Erbe!"

Seine Rede ging in ein gräßliches convulſiviſches Lachen über. Dieſem folgte ein ängſtliches Wimmern, und dann trat eine völlige Erſchlaffung aller Lebenskräfte, eine dumpfe Betäubung ein, welche wohl eine kurze Stille von Seiten des Kranken zur Folge hatten, ihm aber nur neue Kraft zu wiederholten Ausbrüchen des Fieberparoxysmus gaben. So ging es im furchtbaren Wechſel die ganze Nacht hindurch, und ein minder kräftiger Mann als Ehrenfried hätte wohl unter ſolchen Umſtänden, und bey der tiefen Finſterniß, welche die Gefangenen umgab, ſich einen Grauen nicht erwehren können.

Der Groll, welchen der Schwarzwälder gegen ſeinen vermeintlichen Verderber empfunden, wich einem tiefen Mitleiden. Ehrenfried wollte zu Morell hin, und ihm in ſeiner ſchrecklichen Lage Hülfe und Beyſtand leiſten; allein die Ketten hielten ihn zurück. Nun verſuchte er durch lautes Rufen die Gefängnißwärter aufmerkſam zu machen, daß Einer von ihnen herbeykomme und dem Kranken einen Arzt zuſchicke; aber man hörte ihn nicht oder wollte

ihn nicht hören. Da ſah er ſich denn genöthigt, in einer gänzlichen Unthätigkeit zu verharren, und den hülfloſen Alten ſeinem Elende zu überlaſſen.

Aber welcher Ton ſchlug plötzlich, als Morell gerade in ſummer Betäubung lag, an des Schwarzwälders Gehör! Beym Himmel, ja! Das war Kanonendonner, der durch die Stille der Nacht aus weiter Ferne herüberdrang, das war ein Zeichen von der Annäherung derjenigen, die allein noch Rettung bringen konnten in der höchſten Noth! In Ehrenfrieds Bruſt ſtockte der Athem; mit der höchſten Spannung richtete er hinaus in die Nacht und in die Ferne. Da donnerte es aufs Neue und ſpäterhin noch einmal, und nun ſtand es klar vor Ehrenfried's Seele, daß dieſes Signalſchüſſe geweſen ſeyen, welche irgend ein nahes, entſcheidendes Ereigniß verkündet. Gleich darauf vernahm er auch das Geräuſch vorüberrollender Stimmen auf den Straßen, das dumpfe Rollen ſchwer beladener Wagen und das Hin- und Herſprengen der Roſſe auf dem Pflaſter. Jedes neue Geräuſch entzündete ein neues Hoffnungslicht, von jeder fern ertönenden Stimme bemühte er ſich etwas Verſtändliches zu erlauſchen; jedoch vergebens. Und als es endlich noch lauter in den Straßen wurde, als er nun dachte, es könne ihm an einer Aufklärung nicht fehlen; da brach ſeines Gefühlten Zieherwerk aufs Neue aus, und das Gebet in der Nähe verſchlang die willkommene Hoffnungsſtimme aus der Ferne.

Gegen den Morgen hin wurde der Kranke ruhiger; Ehrenfried glaubte, er schlafe. Außerhalb hatte sich der Lärm vermehret, und als nun das erste Grauen des beginnenden Tags durch die kleinen Gitterfenster des Kerkers hereinbrach, ließ sich auch der Kanonendonner wieder vernehmen, näher und anhaltender, als früher. Gern hätte Ehrenfried seinem bedauernswerthen Gefährten die, wenn auch noch sehr trübe und unsichere Aussicht auf Rettung bemerkbar gemacht, die sich ihnen zeigte: allein als er zu Morell hinblickte, fand er diesen zwar nicht schlafend, aber von allen Spuren einer völligen Geistesverwirrung so erkennbar bezeichnet, daß er wohl einsah, wie vergeblich sein Bemühen seyn würde.

Todtenbleich, mit nichts sagenden, glänzenden Augen und ein kindliches Lächeln auf den Lippen, saß der Kranke mit dem Oberleibe emporgerichtet, auf seiner Strohschütte. Er blickte immer nach dem Gitterfenster hin und sagte endlich in einem singenden Tone: „Thelime? — Wer ruft mir doch diesen Namen zu? — War es der Morgenstraht, der durch jenes Gitter bricht? — War sie es selbst vielleicht, die hinausgeflattert ist, um den Oheim, der es nicht an ihr verdient, zu beklagen und zu trösten? — Nein, nein! schrie er mit einemmale gräßlich auf, indem er emporsprang und furchtbar mit seinen Ketten rasselte: „Es war der Geist ihrer Mutter, der zu mir sprach: es war die Gerechtene, die mich fragte, ob ich auch meinem Schwur treu geblieben,

den ich ihr am Sterbebette geleistet, ob ich dem Kinde ein liebender Vater, ein treuer Führer auf der Bahn des Lebens gewesen sey? Weh mir, daß ich es nicht war! Ich habe meinen Eid gebrochen und für einen Meineidigen giebt es keine Gnade am Tage des Gerichts, die Pforten der ewigen Güte bleiben ihm verschlossen!"

Das starre Herz, welches jedem ernst mahnenden Gedanken des Lebens gewehrt, war unter der Gewalt der Krankheit gebrochen und die überreizte Phantasie hatte das Gewissen aus dem Schlafe gerüttelt, dem es sich, kein anderes Recht, als den eigenen Willen anerkennend, in kalter Selbstsucht überlassen. Geschlagen und weinend wie ein Kind sank der Kelbende auf sein einsames Lager zurück. Ehrenfeld rief ihm zu: allein er schien es nicht zu hören, und wieder kam über ihn eine tiefe ohnmächtige Ohnmacht.

Draußen aber wogte das immer lauter werdende Gestöß in den Straßen auf und nieder, und der furchtbare Kanonendonner, der in immer heftigeren Schlägen rasch auf einander folgte, ließ ahnen, daß der Kampf des Todes über einem Schlachtfelde walte und seine schwarzen Fittiche blutschwer auf Paris sinke. Ehrenfeld saß in dem Zimmer eines armen Lebens. In der Kanonenluft war für ihn der Hauch zu neuer Hoffnung und zu neuem Vertrauen auf das Licht anbrechende Licht der Freiheit, und auf dem Hintergrunde seiner Seele regte sich eine stille Freude über den Triumph des Vaterlands, das seine Wiedergeburt zu

Kraft und Selbstständigkeit im Jubel des Schlachtendonners feierte und bewährte.

„O Reinhold, o mein Bruder!“ rief er unwillkürlich aus: „komme nur Du an das Ziel Deiner Wünsche: rette und beglücke Adelinen, und ich will ja dann gern, wenn es so seyn muß, verblutet haben unter den Hufen der mordgierigen Feinde, denn ich sterbe mit der süßen Ahnung, daß der Tag des Gerichts hereingebrochen ist für die Unterdrücker und Gewaltherr!“

Da rasselte es rabenlich und murmelte es dumpf an der Thüre des Kerkers, und nachdem sie unter dem Geklirr der hinweggeschobenen schweren Riegel geöffnet worden, trat eine Wache herein, um die Gefangenen vor das schnell gebildete Kriegsgericht zu bringen.

Bald hatte man sich überzeugt, daß Morelli's körperlicher und geistiger Zustand es unmöglich mache, ihn zum Verhör zu stellen. Ohnmacht allein wurde abgeführt und befand sich in wenigen Augenblicken vor seinen Richtern. Hier, sich er befahl ein, war weder Gnade, noch Gerechtigkeit zu erwarten. Denn sein unversöhnlichster Feind, der Abgeordnete Delatour, führte den Vorsitz, und aus seinen Gesichtszügen, düsteren Blicken sprach Mordlust und blutdürstige Freude über die Befriedigung der lang genährten Rachsucht.

„Habt noch auch die Ehrfurcht der Jugend, die dem Patriarchen gebühret, erfahren?“ fragte der Schmerzgeprüfte den sich. „Mein Haar ist grau, mein

und wenn die siegreichen Schaaren der deutschen Brüder heimkehren, so werden sie meinen Leichnam kalt und starr auf dem Todtbette finden, der mein Blut vergossen. Meine Augen sinken den Dienst der Zeit und treiben den Todesjäger vorüber. Immerhin! Sie sollen mich nicht schwach sehen. Mit dem Muthe eines freien Mannes, der seine Todesstunde kennt, will ich ihnen entgegentreten."

Und so that er auch. Er wagte nicht, daß er, ohne im Dienste einer fürstlichen Macht zu stehen, einen Offizier der großen Armee verwundet, daß er auf ihn losschoß, als er ihn im Namen des Kaisers verhaften wollte, sein Pistol abgefeuert habe. Ohne Nothwehrlichkeit, daß auch gesetzt, setzte er sein Vertheidigungsrecht, das den Menschen nicht als unfreiwilligen Gegenstand, ihn als einen mit den Waffen in der Hand betroffenen Verbrecher zum Tode zu verurtheilen. Nimmermehr konnte, unter den obwaltenden Umständen, der Tyrann im Herzen des Kaiserpalastes verletzen wollen. Von der Schuld, welche der Schwerverwundete, indem er das gesetzliche Handwerk der Attentäter getrieben, auf sich geladen hatte, war seine Ehre mehr denn hinlänglich durch den Muth gesühnt, den er bewiesen hatte. Nur über Mordlust wurde, obgleich er nicht vernommen werden konnte, der Stab gebrochen. Er sollte mit Schwerdtstreichen entleibt werden. Die Papiere, welche man bei ihm gefunden hatte, ermüden den Vorsitzen

so klar und deutlich, daß keine weitere Untersuchung für nöthig gehalten wurde.

„Das ist ein schöner Tod, als der auf der Wahlstatt!“ sagte mit Hohn der Leutnant Oelsen, als die Wache im Begriff war, den Schwerverwundeten abzuführen: „Wo ist jetzt ein Mut, daß mit euch Bauernlümmeln durch Schmeicheln und Manövriren, und den verwünschten Mörser in Sicherheit bringen!“

Ehrenfried antwortete nichts; mit einem Blick der tiefsten Verachtung wandte er sich von dem Leutnant ab. Aber auch einmal hatte die Wache seinen Geduldsfaden gerissen und sein Herz zu wohnlichen Empfindungen bewegt werden! Durch die Adern des Mannes pulste Heldenmut und Blick und Stirnrunzeln kannten: es war Adelina. Ihr Mund hatte ihn entsetzt um das letzte Leben gebeten, für Inge Hermann in Thalen, und indem sie, ohne Ehrenfried zu beachten, nach Oelsen hinschaute, rief sie klagend:

„Sie haben mir meinen Ohm entrissen! Sie müssen mir einen Ersatz gewähren! Sie ist krank, er ist dem Tode nahe. Lassen Sie mich zu ihm, daß ich ihn pflege in seiner letzten Stunde und so hat Gottlieb erfüllt, was ich der sterbenden Mutter gelobte!“

„Dahin sie gehen!“ sprach Oelsen ernstlich, und winkte einem jungen Offizier, seinem Befehle Folge zu leisten.

Ehrenfried war bereits im Gefängnisse wieder angelangt, als Adelina sprachlos und an den

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible] [illegible] [illegible] [

[illegible]

[illegible]

[illegible]

der Geschäftigkeit der Frau Martha und Ottens, welche sie bald wie eine Scheuche schwenken, bald dem [illegible] Gesicht in ruhiges Schwarzgrau.

Als nun aber alle Gestalten gekämpft, alle Farben gemischt waren, als der Friede sich schon zum Himmel herniederließ auf einen ganzen Morgen und viele deutsche Krieger, die für die heilige Sache gefochten, sich wieder an den friedlichen Heerd versammelt hatten; als der Schwarzgrau wieder in seinen Stall der [illegible] gezogen, die Mütze der Frau Martha's Haarung mit bunten und lustigen Blumen schmückte; da bewegte sich an einem hellen Sonntagmorgen ein fröhlicher Zug aus den Hofthüren des Pfarrhauses und den anliegenden Häuslichkeiten, und an der Spitze des Zuges gingen, von Frau Martha's Mädchen gepflegt, zwei Knaben: Reinhold und Theodor, Ottenfeld und Otto. Als den Augen der Kinder schien so manch ungewohnt Neues. Die verschiedenen Bedeckungen nahm der geübten Reinhold und der neunte Theodor auf. Bald verschwand es wie bunte Wolkenbilder, die sich Reinhold der Knabe auf den Himmel entgegen hatte. Als Theodor an Hand des Knaben Otto, der, von seinen Jahren zu einer wichtigen Staatsrolle berufen, ist nun in seinem sollte, Ottenfeld aber schritt gleich so ernst Frau an der Hand und sagte:

„Mein Gott ist groß, als ist es schön! Wie sagt Hannes Frau Lisa ist Dich so gu-

[illegible], und ich will ein gutes Gewissen und ein fröhliches Herz behalten.“

Er hat sein Wort gehalten. Noch gestern hatte [illegible] der Hölderlin Thränen, welche laut seinen gramvollen Sinn: der schmerzliche Abschied und das plötzliche Scheiden. Der Segen des Himmels ist ihnen nicht versagt geblieben; heiteres Alter [illegible] ein glückliches Sterben.

Die Ehe aus Dankbarkeit.

Erzählung

von

Friedrich Laun.

Von der zahlreichen Gesellschaft, welche, durch die verwittwete Frau von Jung eingeladen, den Mittag auf dem Gute Heinrichsharfen bey ihr verlebte, hatte sich nach und nach Alles verloren, bis auf den ehrwürdigen Greis, der das Predigtamt am Orte nun schon seit dreißig Jahren verwaltete. Diesen trat er mit ihr auf der Gallerie des Lustschlosses. Die letzten Blicke der Sonne spielten auf der reichen mannichfaltigen Landschaft, welche die hohe Lage des Schlosses eine entzückende Aussicht gewährte.

„Wie ist's schön!“ sprach Frau von Jung, und der eine verschwundene Thränenperle beutnah, mit jener Rührung, welche dieser Moment in fühlenden Herzen gewöhnlich hervorbringt.

„Wie hat ihnen Gott wohlgethan!“ erwiederte der Greis. „Stellt Alles, denen sie's gegeben ist!“

„Ich bete,“ versetzte Jene, „daß mir auch

Ihre Stimmung von dem Schicksal des Tages ein wenig verändert."

„Nicht heute, gnädige Frau, aber weiß von dem heute zusammengebrochenen Gebäude, daß manche Seele mitten in seinem irdischen Laufe unterbrochen wird."

„Geschieht es aber denn nicht auch durch höhere Hand?" — fragte die Gutsherrin.

„Allerdings!" antwortete der Pfarrer. „Der Mensch ist schon ein freies Wesen. Seine Handlungen bestimmen die Vorsehung zu den Strafen gegen ihn."

„Wenn es aber ein guter Mensch ist, wie Sie annehmen, so müssen seine Handlungen ja wohl auch gut sein." —

„Gut, nach seiner Ansicht, ja wohl! Allein, meine Gnädige, auch der gute Mensch ist ja leider oft dem Irrthum, der Leidenschaft, unterworfen. Unverwandt wird sein Auge von ihr geleitet. Ganz Recht, wenn Sie sagen, daß er seiner Leidenschaft Herr bleiben soll. Aber die Leidenschaft ist die geschäftigste aller Weltstürmerinnen. Unter der Maske des Wohlwollens, der Neigung, kommt sie selten Sterblichen nahe, bis sie [illegible] gleich der Sphinx die armen Opfer, alle verschlungen hat, doch auf kein Erwachen zu hoffen. —"

Frau von Jung [illegible] schwindet. Es sieht sie auch nicht, daß der Geistliche nicht Lust mit den verschiedenen Gesichtern zu sprechen und auch noch [illegible] Zeitlang in seinen Gedanken einige Verlegenheit, so eine Art von Leidenschaft an ihm sich mahnt. Er [illegible]

einen bestimmten Fall in Gedanken zu haben. Es war ihr sogar gewesen, als ob er sich darum länger geblieben sey, weil er etwas auf dem Herzen hatte. Aufrichtig, wie immer, gab sie ihm dieß zu erkennen.

„Ist Ihnen nicht —“ fragte er da, und ein Seufzer stieg dabey aus seiner Brust — „nicht eine große Veränderung an dem Herrn von Manheim aufgefallen?“

„Ja wohl, ja wohl!“ — erwiderte sie mit lebhaftem Theilnehmen. „Dacht ich's doch, daß Sie dieses im Sinne haben könnten. Mein Gott, wie blaß und verfallen war der junge Mann wieder heute Morgen! Wie schlecht, wenn Jemand ihn ansähe! Mich ein Mädchen schaut in die so wunderbare Dinge gestalten zu seyn!“

Der Greis [illegible] und sah alle drei: „Ich muß wohl mit Ihnen sagen, gnädige Frau, daß sich ein köstlicher Mann, unter dessen Schatten der ganze Convict so wohl gruchen ist, mitten in seiner hoffnungsvollsten Jugend verbrennen soll. Sie erinnern sich gewiß, wie es war, als er zur Vervollständigung Ihres Glücks hierher kam. Alle meine Sehnsucht, die ich empfand, [illegible] Gravitäten nicht zu einem tödtlichen Ende [illegible] ander und mit der Gunst [illegible] Augen, weil die damalige Verwaltung gar zu [illegible] gehen. — Ihre Liebe die Milde und Nachsicht des jungen Manheim einer großen Veränderung bewirkt. Es ist das allgemeine Heil der Unterthanen so sehr ge-

gründet, daß sie mit Freuden auch den Mißstand der Gastherrschaft immer ertragen sehen. Vertrau, gnädige Frau, ich würde Sie und ihre Unterthanen und mich selbst sehr bedauern, wenn der jetzige Wirthschaftsführer uns entrissen werden sollte."

„Wer nur wüßte, was gegen seinen krankhaften Zustand zu thun wäre! Mein Arzt" — —

„Ist ein trefflicher, tüchtiger Mann am Krankenbette" — fiel der Pastor ein. „Aber hier ist von einem Andern die Rede. Der einzige Arzt, den ich für ihn wüßte — — —"

„Nun, welcher Mann"? — fragte Sie ungeduldig, als er schwieg.

„Sie, gnädige Frau, Sie allein, würden ihm Leben und Gesundheit und Glück zurückgeben können."

Frau von Berg sprang vom Sopha auf, der Inspektor mit ihr alle Farben: „Ja, meine Gnädige, ohne allen Zweifel sind Sie der Gegenstand aller seiner Wünsche. Und wie gut Leßt mich die Sache entdeckt. Als Manfredheim, mit einer überaus schönen Kenntniß und Wissenschaft in so jugendlichem Alter, hierher zu Ihnen kam, war er gerade zwanzig Jahre alt. Sie — — — wird allgemein angenommen, daß, sondern ich bin Ihr, weil es zur Vollständigkeit meiner Erzählung gehört — Sie sagen die Personalien eines höchst empfindlichen Sie mit einer Röthe, mit einem Selbstbewußtsein, das Ihnen die Bewunderung aller Jungen gewinnen mußte. Selbst sein schwarz umgeschlagener Rock ist ganz vollendet von der kühlen Weise im Blute

getroffen werden, welcher Sie doch hinreißend über Alles, was Sie umgab? Gewiß, gnädige Frau. Immer, wenn ich damals den schönsten blonden Jüngling sah, wie er seine Ehrfurcht in einem Gruße, in einem Worte Ihnen zu Füßen legte, immer fiel mir da sogleich der starke Heldentor aus Schillers schöner Romanze ein. Mit Schaudern sog sein Auge an den Strahlen Ihres Blickes. Es stritt Ihnen, wie einer Heiligen, in der ein frommes Gemüth die Glückseligkeit des Himmels ahndet. — Damals hoffte ich, daß Ihre Imagination, gnädige Frau, Ihm zur Leuchte werden könnte, mit der er nach der sittlichen Absicht seines Lebens suchen würde, daß, da er sich ein Ideal hatte, für dessentwillen sein Muth der Verzweiflung, und wüßte er in der schönsten Körperform einen Angriff auf sein Herz verhüten, daß nun, durch Ihre Vollkommenheiten gestärkenden Herzens gewiß nicht das Mindeste wieder unglücklichen im Streite sein. Mit Ihrem Blicke, die Heiligkeit des jungen Mannes machte mir gar nicht bange. Sie sähen mir schwören, daß eine Unsichtige seiner Tugend über ihn haben könnte. Gewiß gab der Tugendstolz, der Ihnen den Mittelpunkt schönen überwand, seinen Gefühlen eine andere, eine bestimmtere Richtung. Ich sand bald, als ich auch meine damaligen langsameren Beobachtungen wieder zum ersten Male machen und's Endlich kam. Von dieser Zeit an wuchs er in der Hochachtung meiner besonderen Bewunderung. — Goethen hat außerordentlich Vieles vorzüglich, und wenn er sich auch noch immer stumpf auf

[illegible] Standpunkte der Beurteilung erhoben hat, so ist [illegible] eine Verletzung, die Ihnen nicht [illegible] verziehen werden, weil sie eine absichtliche [illegible]. Ich brauche nur einigen Tagen [illegible] Antworten zu wissen, um [illegible] Weise handeln zu können. Da bitte ich Sie auch um einige kurze Worte über Ihre Absicht. Vielleicht [illegible] Sie nichts, als daß es zu verzeihen ist, [illegible] einem Augenblicke, [illegible] Sie auf den Gipfel des Glückes erhoben hatte, wenn — —"

„Meine Freund," antwortete [illegible] „allerdings habe ich [illegible] Ihnen [illegible] gehabt, wenn mein Auge [illegible] einen Blick auffing, den er nach mir richtete. Meine [illegible] bemerkte ich auch [illegible], wie er in [illegible] Glück [illegible]. Ich [illegible] mich glücklich und [illegible] die, welche [illegible] Glück [illegible] Einheit. Suchen Sie [illegible], ehrwürdiger Mann, [illegible] Ruhe zu erhalten. Was [illegible] Sie [illegible] Neigung [illegible], kann nichts weiter sein, als [illegible] gütmütiger Mensch zu [illegible] wohlthun. Doch [illegible] er von [illegible] einen [illegible] Akt [illegible] Zudringlichkeit [illegible] würden [illegible]. — [illegible] Sie [illegible] dem, [illegible] ist, weiß [illegible] Mutter [illegible]. Schweigen Sie [illegible] sage. Ich [illegible] mich [illegible], die mit einer [illegible] Person [illegible] zu [illegible]. Wenden Sie [illegible] Sorge [illegible] der Einfalt, [illegible] der Güte, [illegible] einmal [illegible] Leben [illegible] Zufriedenheit zu verschaffen. Sie [illegible] Ihre Worte [illegible]—"

Die Hofräthin [illegible] der Heftigkeit

„Wenn kann die Rettung, ich vor dem Tode zu verwahren, welcher schon mächtig droht? Wenn der Rath, sich vom entsetzlichen Felsen durch einen Sprung ins Meer zu retten, wenn dem Unglücklichen schon die Kräfte zum Schwimmen fehlen? — Heilige Jesu, einzig in Ihrer Hand liegt das Mittel zur Rettung dieses stets preiß Verzweifelten."

„Sie meinen also gut? —"

„Ich hatte kurz die Hoffnung, Jesu von Herz, daß Sie doch vielleicht für natürlichen Einsatz, dem Ihrer Hand zu thun. Vielleicht ist seine plötzliche Wunderlichkeit — —"

„Wunderlichkeit?" unterbrach die Fürstäbtissin — „Verstehen Sie mich nicht mit Ihren Einfällen. Denn wahrlich liegt das Vergnügen der Fürstäbtissin nicht, zu lassen Vermuthen Sie sich eben entfernt. Nur so gut weiß ich, wie viel ich, wie viel meine Vorgängerinnen klug Vorsichtigkeit brauchen. Die Verhältnisse stehen Zeit meines Lebens so völlig aufgelöst. Auch sagt mein treuer, wohlerzogener Herr Bruder, und in seiner Freiheit für die geistliche Ehre, alles, ehrwürdige Jesuit, wir wollen Sie, auf allenen Vorfällen, wollte Sie Ihnen eine Ehre ist nicht verantworten, so bin ich Ihnen des Zutrauen auch über zur Ihr Wirken dann Ihnen von Ihnen?"

„Im Allgemeinen nicht, meine Fürstin, wenn auch gar manche Vorfälle eine gute Ehr haben Ihr auch entschuldigen würde, sind in diesem ganz eigenen Falle groß."

„Ahnen Sie denn nicht, lieber Vater, wie sehr seine Leidenschaft ihn selber täuscht, wie der Glanz, in welchem ich jetzt ihm erscheine, daß ein Kind seiner eigenen Einbildungskraft ist; daß die Wirklichkeit ihn unmittelbar mit dem Verhältnisse, dem Sie ihn Wert geben, ihm ihre ganze Armuth recht schmerzlich wird empfinden lassen; daß sein Schmerz mehr als jemals auf mich zurückfallen würde?“ —

„Ja, wenn irgendein Vorzug die hingebendste Neigung gerechtfertigt hätte, mein Ohr, mein Auge, mein Herz, alles, wodurch Sie ihn empfänglich erscheinen. Das verhehle ich Ihnen, ja ich verhehle Ihnen das Glück Ihrer Zukunft, wenn Sie sich täuschen sollten.“

„Viel mehr, guter Vater, preß mehr, als Sie bei jenem Bündnisse vermuthen können. Und was, meinen Sie wohl, würde die Welt von der Sache urtheilen?“

„Meinen Sie nun, wie Sie, schwerlich von seinen Handlungen sich Rechtes bei Gewissens Ruhe einholte, der kann die Nachricht der Thatsache der Gemeinheit, womit man ihn, als in seinem Stande keinen verfahren wird, nimmer wahrhaft zu Ihnen in Stande sein. Ihre gilt es die Rettung einer wahren Ehrenn, die meinen Hochherzigen nicht thun.“ —

„Dem ist der schändliche Verleumder selbst gestehen müssen!“ — sprach Frau von Junge, und zwei große Thränen rollten ihr aus den Augen.

„Und sagt es!“ — fiel der Graf mit Feuer ein —

– jetzt erst können Sie wahrhaft mütterlich an ihm handeln, wenn Sie auf die mütterlichen Gefühle für ihn verzichten lernen. Denn was kann einer Mutter mehr am Herzen liegen, als die Rettung eines ihrer Kinder vor schlechten, vom Untergange bedrohten Schwestern?“ —

„Vortrefflich“ — so sprach nach diesem Einem Jeder von Ihnen — „hier ist mir bey jedem einem wichtigen Schritte Belehrung nöthig. Eine Verbrechen von einer Mutter kann wohl sogar Ihr Geschlechtsmund kaum zu lang sinden.“

Die Gesellschaft war nicht weniger als einstimmig in dieser Sache. Die allgemeine Verwunderung suchte sie auf diesmal Einstimmigkeit einzig suchen. In dem gedachten in Fall gewissen Schlüsse sich der Gehorsam- und Jugendpflicht einen weiten Umfang gefunden. Man glaubte allgemein, daß die Jugend sey, auf den Willen der Jugend einen Anspruch für sich selbst zu haben. Wer das Unglück dieser armen Elle nur im geringsten gekannt hatte, fand es gar nicht unnatürlich, daß sie auf eine möglichste Unterstützung hatte anfing. Es hätte auch unter der männlichen Jugend gar nicht an solchen, welche sich bey Ansang freylig zu machen suchten, um sie, wie man glaubte, hier zu siegen war. Nicht allein durch die sittlichen Verhältnisse, sondern auch durch die außerordentliche Anmuth ihrer Person, zog sie freundliche Blicken und Lage selbst der jüngsten Männer an. Sie schien absolut zu jenen Wesen, denen die Gesetze, welche den Umfall der Jugend und des gros-

sich vorgenommen hatte behaupten. Der Mädchen-
stolz unserer Volksmundarten liegt nur auch ei-
nem Zauber nicht fern, und wie sehr auch die Frauen,
die mit ihr in gleichen Jahren standen, sich abmühe-
ten, diese eigensinnige Jung und Alt gefangennahm zu
verständigen, so verschlossen sie doch ihren Zweck damit
auf die Ansichten der männlichen Jugend. Dabey war
unter Anderm die Absicht zu bemerken, mit welcher
sie sich entfernt hatten, aber nur erst auf das aufmerk-
samste Hören, dem Zange anzeigte, den sie während
ihrer ganzen Rede auch kein einzigesmal gestört hatte.
Eben so jetzt, wie Alles mit ihr seinen Zweck verfehlte,
so verschloß sie auch den übrigen mit Mundvor-
rath. Selbst wenn er am Arme der reizendsten Ju-
gend durch den Saal flog, suchte sein Blick allenthalben nach der Abwesenden und achtete nicht eher,
bis er ihren Platz gefunden hatte.

Auch in die Kirche zeichnete sie sich schon ein mal.
Dabey wußte sie überall, recht die Augen für in den
jungen Mann gemacht haben und was sie Lieber für
ihn jetzt und nach diesem Tage zu thun gedächte. Wenn
also diese sprichwörtlich wunde Mutter Sonntag gemacht
wurde, eine ihrer ansehnlichsten Töchter ihm zur
Gattin zu geben, so war es ihr doch so wenig, den
Gedanken zu empfangen, daß Jens von Jung bey der
Communion ganz in kindlichen Andachtsgefühle wa-
ren zurück auf sie sah, sondern es gereu-
te nur, sie so schlecht verlassen hatten. —

„Ich kann mir denken, was Sie wollen!“ —

sagte Frau von Jung, als am ersten Morgen nach der verflossenen Betrübniß der Pastorin Haus auf dem Schloß erschien. Endlich durch die Gelegenheit, selbst die Veranlassung zu Erfüllung seines Wunsches zu treffen, sprach sein Herz, als er sie verließ, den innigsten Dank aus. —

Marksheim sah sich auf Einmal an dem Ziele seines sehnlichen Wunsches, einem Ziele, das er für ganz unerreichbar gehalten hatte. Trotz aller Vorsicht des guten Pastors, empfing ihn der Schwindel des Entzückens doch allzu plötzlich. Sein Herz erlag, aber nur, um unter der Pflege seiner Braut sich glänzender wieder aufzurichten. Der Vermählungstag war ein Fest für die Hofjagd aller Standesherrschaften. Denn in Marksheims unverdientem Glück sahen sie nun wohl, was unser Herr und alle auch ihnen Kummer gemacht hatte. —

Vergnügt feierte sich auch der Pastor seine glückliche Ehe, welche nun Jahre lang kinderlos nichts störte, als Waldemar-Einsamkeit. Gewährte aber auch sie ihm so unglücklich gutes Hausmütterchen Verhältnisse der Pfarre zum Beispiele des Zusammenhalts für Frau von Marksheim.

„Sehen Sie wohl!“ — sagte sie einst Abends, als der Pastor sie in stillem Sinnen allein fand, — „sehen Sie, mein Freund, der Umstand, daß nunmehr der arme Marksheim Diamant hat, den er einst nach seinem Tode der Kirche der eigenen unglücklichen Heimath zu schicken gedachte, daß er

Kinderlust und der Welt gehen wird, das ist einzig die Folge Ihrer Ehrsucht. Meinen Sie nicht auch, daß er viel glücklicher sein würde, wenn ich, was ja mein Wille war, seine Zukunft völlig sorgenfrei gemacht hätte, und er jetzt am Arme einer jugendlichen Gattin sein kleines Glück in den zarten Kindern ihrer gemeinschaftlichen Liebe hinaus verschlungen sehen könnte? Denn das ist Ihr Ihm bestimmtes Geschick gewiß gewesen, daß er so viel geliebtere für Sonne würde kennen und umarmen lernen, als jetzt, und wenn alle Reiche der Welt ihm gehörten." —

„Nur kann muß ich Ihnen Recht geben, gnädige Frau, daß Sie einen Charakter haben ganz übersehen, welchen Umstand zuerst zu berücksichtigen war. Wo würde der so junge, tüchtige Mann jetzt sein, wenn Sie in jener Zeit ihn seinen nicht angenommen hätten? Ohne allen Zweifel schlecht er längst in dem unermeßlichen Heere. Damals war nur Dieses zu wählen, keineswegs ein idyllisches Paradies ihm aufzuthun. Er ist glücklich wie vielen Millionen. Daß es gerade jenes Glück, von dem Sie sprechen, nicht erreichen konnte, ist seine eigene Schuld. Er wollte nicht genug aber sich selbst. Ganz vergessen vergißt sich so leicht Keiner eines Mädchens Freundschaft."

„Nun, mein Freund, daß ich gerade der Gegenstand dieser Selbstsucht sein, daß meine Person ihm zum Glende gereichen mußte, ist bei mir ein Gedanke, der mich ewig beunruhigen muß!" —

„Nicht zur Strafe, einzig zum Lohne für ihr Gelübde wird sie durch Ihre Verbindung mit Ihnen sein. Unter den eingetretenen Umständen war sie ja das Einzige sogar zu seiner Rettung!“ —

Es war Vernünftiges auch der Vater darüber noch sagte, so wichtig es doch gar nicht hin, um Jean von Markenheim immer vor ihren eigenen düsteren Verstimmungen Scheu zu gewähren. Auch von einer anderen Seite erfuhr jetzt die Verstimmte ihr Herz. Statt ihr von der langen Zeit in Italien schönen Heilungsbewußtsein, auf deren Rückkehr sie mit großer Sehnsucht gehofft hatte, kam die Nachricht, daß sie, nun zwölf Monden nach entfernt, plötzlich verschieden war. Auf der Stelle eilte sie mit ihrem Gemahl dahin, um die gräßlichen Reste der Entschlafenen noch zu sehen und schaudernd noch der schützenden Hülle beizusetzen, die sie der Leiche ihrer geliebten Mutter allein, in einem ihr fremden Lande, entschlafen Liebe Verkündend gar sehr bedurfte. Allerlei sollen sie die Mutter in ganz eigentlicher Verzweiflung. Aber der volle Gegensatz, in Jean von Markenheim vor der Trauernden erblühte, gab nur neue Stärkung ihm sich zur. Die Ruhe auf die außerordentliche Behutsamkeit der Frau mit ihrer Mutter längst durch Lessen verbreitet, erhielt sie eben bey dem Leichnam der geliebten Verstorbenen Eigenheit doch außerordentlich, als sie Zeile aufging und das völlige Ebenmaß der Gesichtes schon von der Stirn. Die Ruhe der unerschütterten Schönheit auch heiligste ausgeprägtesten Ruhe war so überaus ge-

wahre, um das Verhältnis zu lösen. Welches war
von Beiden das Irrthum, die Leidenschaft, oder die Tugend?
Erst nach und nach erhielt sich Corinna in den
Armen der selbst auf das tiefste empfundenen Freude von
der augenblicklichen Vereinigung. Sie hatten sich
wieder und wieder gesehen, aber gerade die große
Gleichheit der Charaktere mit der Verschiedenheit und
wieder Einigkeit mit sich, schien das unsichtbare
Band um Beide nur desto fester. —

Auf dem Wege, wo Corinna sich über Mutter er-
innert wurden, entsagen die Freunde, welche man
für die Wahrung der Verhältnisse gewählt hatte,
dem Herz der Tochter von Neuem. Aber sie erkannten
Hilfe auch zugleich. Jene von Mortemart, die Ein-
geladene und Aufklärerin der Verhältnisse kennt,
hatte in der für sie bestimmten Wohnung absichtlich
so sehr darauf Rücksicht genommen, daß sie sich in die
Nähe ihres Schwester hineingedacht, daß Corinna auf
Einmal mit dem unerschöpflichen Reichthum zu be-
wuchern Zimmer erfüllt wurde und sie mit größter
Freundlichkeit ihre zweite Mutter nannte.

Der heimliche Wechselseitigkeit war mit der alle
schwierigen Corinna Besuch ein Portrait der Gräfin
Seligmann gemalen. Denn es gibt ein so gänzlich,
daß Jahrhunderte größtenteils haben würden, in Corinna
das Original zu finden, wenn nicht Richtung und Zeug-
niß an Beiden Theilen schon wenigstens fast auf
gemeinschaftlichen Ursprung schließen ließen.
Da Corinna auch in Frauen die größte Bedeutsamkeit

mit ihrer Tante lebte, so konnte sie die allgemeine Liebe nicht fehlen. Auch erhöhte die geistige und körperliche Entwicklung einen Reiz, in dem sie jetzige Gesellschaft von Neuem hervortrübte.

Nur Wartenheim machte hiervon eine Ausnahme. Ueberhaupt vermied er das Aufsehen über sie mit seiner Gesellschaft möglichst, als er sah, daß es ihr an Bewunderern und guter Aufnahme gegen die bald interessante Person nicht fehlen soll. Wie hätte es auch solche Bewunderer und solche Aufnahme sie nicht finden sollen, die gewissermaßen als ein über seine früheren Lebensverhältnisse erhabenes Ideal mitten in der Wirklichkeit vor ihm stand.

Eine solche liebenswürdige Jugend, wie Clementine, konnte der Aufmerksamkeit der ganzen Gegend nicht entgehen. Die Herzogin kannte von allen Gästen, die bey ihr erscheinen sollten, keine, die sie lieber, die ihr angenehmer wäre, als diese, die sie ehren zu können, bey ihrem Hofe und ihren Festen zu glänzen hoffte. Zwei Damen befanden waren wohl geeignet, sie darin recht schön zu unterstützen, so wollten sie gleichen gefälligen und liebenswürdigen Charakter hatt Mann schon. Allein Emmina hielt sich von dem Hofe so ungern, als von den Bällen. Ueberhaupt war sie solche Person, die im normalen Kreis von Gefühl für alles Schöne und Gute lebt, die bey jeder Gelegenheit handelt, daß sie sich ein wohlthätiges Andenken und den Dank aus, so Gegenstand jedes Wunsch, der auf ihre Person

Lachgrad machen zu wollen schien, schroff kalt und steuerlich. Nur über außerordentlichen Mut und verzeihlich auch die Koketterie schönen Augen, die angeborene Leichtgläubigkeit der Männer sogar zu schalten, die ihr ihre leidenden Huldigungen zuschreiben hatten.

„Die Tage Jammer!“ — begann sie dann auch einst Mantel, mit dem Kopfe auf der Terrasse sitzen, nachdem beide einander eine Menge Artigkeiten gesagt waren. „Man kommt nicht zu sich selbst, nicht zum Genuß seiner lieben freundlichen Umgebung. Ich wäre in einem Augenblick durch das Fenster entflohen, durch das Portal mit den Augen für Edelsteinen dieser Welt.“

„Ja“ — erwiderte freundlich Frau von Marienheim — „und wer ist der Magnet für alle diese Augen?“ — Die Marienheim war ja niemals allein der Mann, wenn sie weiblich war Verehrer empfing genug.“

„Nun, gnädige Frau, wäre es weiß Gott Recht, wenn ich mich wieder auf Freiers gemütlichen. Ehrlich bekommt mir die deutsche Luft durchaus nicht! Sie müssen mir's glauben. —

Frau Inga trommelte Marienheim Mantel in Verlegenheit der dicken Rede, und schien Inga nur einen einzigen Moment Gelegenheit überzeugt anfassen, so war bei dem dritten Moment Inga Gemahlin nicht entgangen. Sie hatte auch wahrgenommen, wie der Graf jene Blicke gegen einen Edelknaben durch Gemahl Gesellschaft hatte. — Frau von Marien-

[illegible] glaubte die [illegible] Gemüther, die [illegible] Herzen gegen die [illegible] [illegible] [illegible] ganz offen vor sich liegen zu sehen; daher kam es, [illegible] dann die Forderung eines Geständnisses auch zu [illegible], zu welchem Constance, bei jenem unwillkürlichen Blicke ihres Vaters erschöpft [illegible] [illegible] keine Kraft mehr zu haben schien.

Nach Mitternacht war sie in Elende gestorben, und ihrem Vater [illegible] [illegible] [illegible], der sie [illegible] [illegible] hatte. —

Bald darauf schrieb Gemma Briefe. Mariechen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], durch welche sie neue Lebenslust gefaßt werden sollte, und sie thätig sein, dem Vater einen Besuch zu machen. Sie in der [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [

auf hingewiesen: Ernster, als er gewöhnlich zu unterbrechen suchte, wollte aber, auch wenn der Mund sich nicht dazu öffnen durfte, durch seine Augen den Weg zu meinem Herzen finden. Eben gerieth ich wieder auf einen Gedanken. Sollte nicht sein, mein und der Unterthanen Glück noch jetzt sicherzustellen sein? — Meine Nichte würde so gut für ihn passen. Nichts wäre hier erforderlich, als mein — — Zureden!" —

„Zureden, gnädige Frau!" — sprach der Diener. „Dieses Zureden müßte kaum in der ganzen, von den Briefen empfindsamen Form gethan werden. Haben Sie sich auch in alle Stimmen der Zuneigung, der ihnen Zureden verborgen müßte, in alle Scenen, welche ihn treffen würden, mit Ihrem Neffen in die Zweisamkeit der — Ehe hinein gedacht?" —

„Ich bitte dich!" — antwortete Frau von Marienheim, aber ihr Diener war heute Antwort, die Gnädige Stimme, durch die sie pflegte, gaben zu erkennen, daß sie mit sich selbst überlegt, daß aber auch der Entschluß fester, stieß mit seiner Stimme, die Herrinnen bei Gnädige der Unterthanen und der Unterthanen zu erkennen. — Könnte Sie meinen Schritt billigen, gnädigste Frau?" —

„Zweifeln an der Klugheit einer Handlungsweise, gnädigste Frau!" — sprach Ihr Diener, gnädige Frau, wäre Ihnen ist sie unmöglich. Die Sie auch einen Diener der Kirche eine viel zu heilige

Einrichtung sein, um ohne den geringsten Anteil für die Erfüllung sich einen gewissen Wunsch zu nennen. Zur Erfüllung der Pflicht zu raten, würde ich sogar für Jemand achten, da ihr unter allen Eigenschaften einer glücklichen Ehe einzig die Freudigkeit abgeht. Und nun klagen Sie mir, daß diese Lust durch eine jugendliche Thorheit in Erfüllung gehen möchte?" —

„Die Wahrheit verlangst" —

„Es ist immer gefährlich, auch der gründlichsten Wahrheitsliebe eine nur leichte Wahrheit aufzuopfern. Und, meinlich, Ihre Ehe ist noch, wie leicht zu nennen! Wären Sie möglicher Weise, daß auch Ihre Aufopferung auch für die Andern entstände, nicht ein recht gründliches Verfügen für Sie werden?" —

„Ihre Ruhe" — sprach Frau von Martenheim — „ist Ihnen gerade, Ihr Ihnen glaubte ich Recht zu haben, statt selbst Sinnen Sie den einzigen, den ich sorgfältiger Beachtung noch gewann, wie wieder auf der Stadt wähnt?" —

„Nicht hat, gnädige Frau. Willkürlich ist doch Nimmermehr zur Wegung Ihrer geschäftigen Freund. Mutter nun Sonne ist nicht hier, und bei Gewogte der Ehe Ihnen zu Abwendig führen, wollte ich auch. Ich hätte meine Pflicht Ihnen versagt, wenn ich nicht gestehen wäre."

Auf der innigen Mitleidsher, der ehrlichen Erklärung hat Gestalt glaubte Frau von Martenheim einen innern Zweifel aufzugeben.

Noch lange zu Hause dachte sie Alles nach, was es gesagt hatte. Endlich rief sie sich das Benehmen ihres Gemahls und Hausherrn, das so lange befremdet und manches in jener Angelegenheit noch ganz aufgeklärt hatte, in's Gedächtniß zurück. Und unwillkürliche Wahrnehmungen an einander, die Erfahrungssätze, welche Weiber besitzen, wenn sie, von Niemand sich beobachtet glauben, allein waren, mit Einem Worte, alle Symptome einer tiefen, wohlthätigen Leidenschaft, die immer in Einer Form, sich zu manifestiren, will Alles, heilige Gottheit! bisweilen auch Einmal eine tödtliche Erschütterung erleiden kannte, schienen von dem Tage des Abschiedsgrußes Frau von Wartenheim an bei Nacht, die durch das Fenster ihres Zimmers, als durch Uebereinstimmung der Gesinnung, ordentlich als Hyperbaton zu einem recht wohlthuenden Ganzen in sich traten. Es konnte der Freundinnen eine so wenig entgehen, daß sie endlich mit jeder Frage aufhalten mochten.

Am folgenden Morgen war die Gesellschaft endlich gefüllt. Corinna hatte sich kaum zum Besuche auf ein benachbartes Gut begeben, als Frau von Wartenheim in ihr Zimmer trat. Sie schlug sich nach einem Schleifer zu dem Pferde ihres Mannes. Nur den Gedanken, der heute seit so vier Wochen stark, glaubte sie sich bereit an der schwerlichsten Stelle zu legen, wenn sie nun keine Schleife in Bereitschaft der Reise sich zum vollen Muth gebunden machte.

Corinna blieb nicht stehen und war bald hin-
abgeeilt. Eine so tiefe, unglück-
liche Liebe hatte sie [illegible], wenn sie ihre gli-
hende Wut den Papiere anvertraut, wenigstens glaubte
sie sich Erleichterung gewünscht zu haben
Das war Madeleine ging sie sicher Gefahr-
vorsichtig aus, als sie sah Marcus ihnen. Er be-
merkte Corinna langen Gedanken. Wenn sich gefühl-
lose Blicke gegen Corinna's Gestalt für Madeleine,
gerichtet mit dem Ziel ihnen Herzen zu er-
kennen. Eine tiefe Gefühle hatten wollte sie auch
Italien gerich. — Ihre sichergestellten Zweck verlang
sie seinen Begriff für die gelehrte Klugen in ihrem
Hause und alle zu dem Gemälde. —

„Was meinst Du, Bruder, zu Corinna's Ent-
schluß, nach Italien zurückzukehren?“ — sagte sie
ihn.

„Der Klügere kann ich der immer bei Entschlüssen,
welche sie zur Gefahr angeht.“

„Und haben wir auch Recht sie über die tiefe
Gefahr gewiesen. Wie werden sie gewiß außerordent-
lich vermissen“ —

„Corinna hin auch ich überzeugt. Du wirst mir
aber Recht geben, meine Liebe, daß bei den Grund
ihrer Liebe, sie gewissenhaft zu wählen.“

„Du sie wenigen“ — antwortete ihre Gemahlin —
„weil auch sie von ihr gleiche gehabten, gesellschaft-
lichen Grund zu sicher Recht sie entzieht.“

Marcus war neugierig, die zu Rom.

„Bin ebenso, als sie Lida," — antwortete sie.

Offenbar traf die kalte Ruhe auch gesellschaftliche Pflicht, die Hüter so Kummers bei Nicht der Liebe mitzuteilen wollen. Aber er hatte bei sich die Frau zu beschäftigen, er hatte Lida bei Lampe, wie im Spiegel wieder zu entdecken gesucht, und nun fand sich keine jetzige Kälte mit, auf Einmal die eine wichtige Bedeutung von ihm.

„Du wünschst alle meine Gegner haben, wie Herrn?"

„Nimm mit, Thomas!" — antwortete sie mit Bildern. — „Spiel hilft, daß wir nicht mehr einen glücklich preise, als wir. Es wir auch allein sind mit unserer Liebe! — Ich so unmöglich der Neigung dieses Freundes mißtrauen."

„Du glaubst also zum Beispiel Willen Lucie?"

„Warum nicht?" — antwortete sie heftig. — „Weißt Hugo?"

„Ich glaube, Doktor, daß es nicht ganz unsere Pflicht war." Mit seiner Stimme zog in die Dunkelheit und Herz Lida kamen — Lida war gerade für seine Erfahrung.

Plötzlich Hingen die Arbeiten auf seinen Augen auf das Papier. „Ja, Doktor, ist es Hugo!" — rief er aus. — „Sehr gut, ich bleibe mich und mir bei Ihnen. — Ich bei gerufen sich Bilder in Ihrer Hand!"

Eine Gewalt ist der Natürlich.

„Genug nun!“ — sagte er mit überzeugter Mäßigung — „meine Zeit ist kostbar, und ich muß jetzt meine Reise fortsetzen.“ —

„Wenn sie mir nur eine kleine Gefälligkeit thun wollte zu erlauben, daß ich die mitfahren darf. Ihre Gesellschaft, meiner Tante einen Besuch zu machen. Sie wohnt in der nächsten Stadt, wo sie auf der Post hat Zeit genug bekommt, daß ich mich vor [illegible] Ihnen [illegible] Ihre Gesellschaft abtreten kann. Ich bin gar angenehm [illegible] ohne [illegible] Ihre [illegible] —“ —

„Ich [illegible]“ — auf Ehrenwort. — „Ich bin Ihr“ — —

„Ich meine, ich sei so Ihr, mit Ihnen bis [illegible] zu [illegible], und meine Gesellschaft [illegible] Ihnen [illegible]. Sie [illegible] zu nennen, als ich auf [illegible] Station, wo [illegible] Ihnen sage, Sie [illegible], um Ihnen Gelegenheit [illegible]. Sie [illegible] Gesellschaft [illegible] Ihre Gefälligkeit. Sie [illegible] [illegible] [illegible]

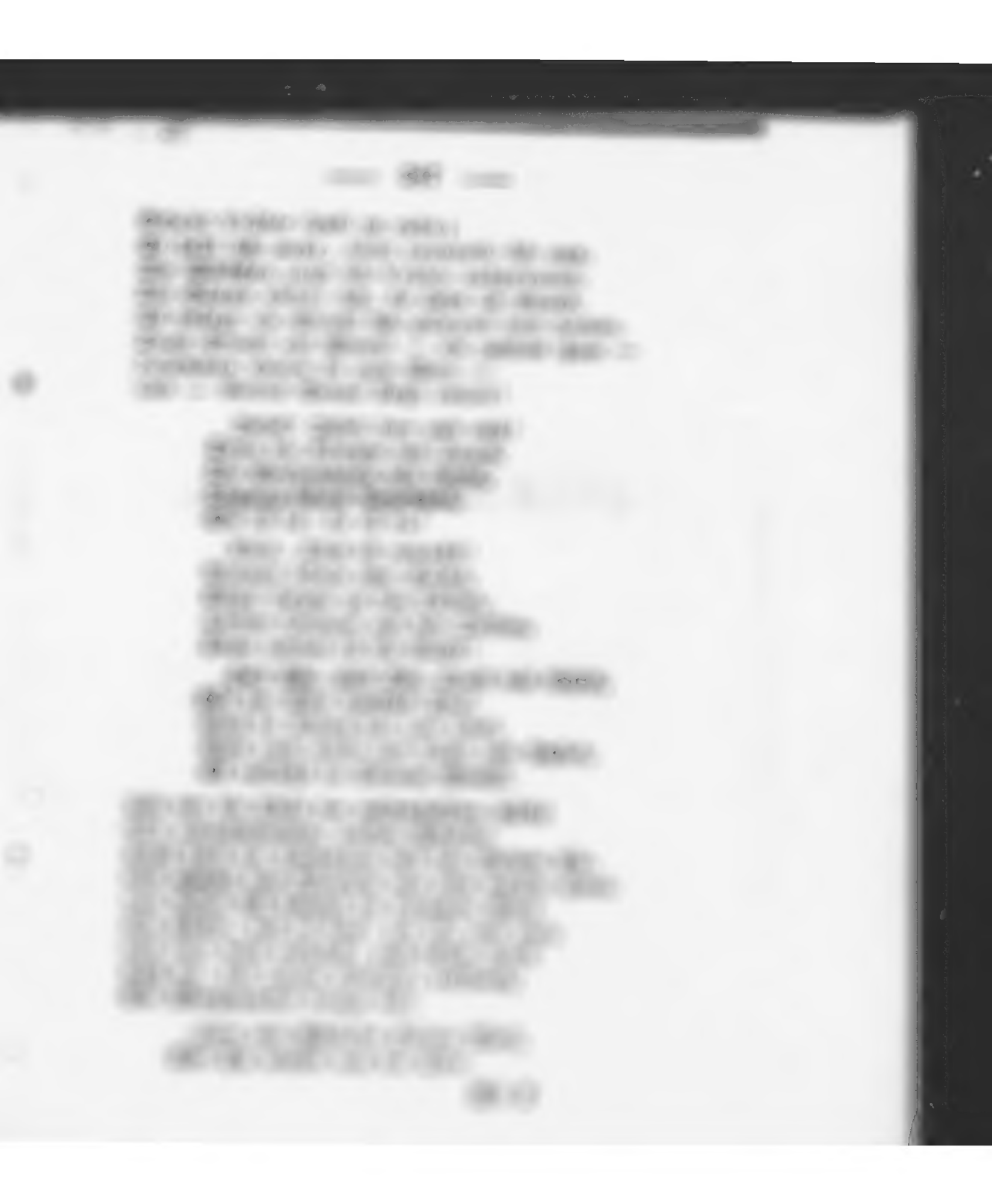

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

VIII.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER,K.G.T.

3-598-53192-3
FN. 18542/613

Der Kampf mit dem Drachen.

I.

Das Kirchlein kennst Du, Herr, das hoch,
Auf eines Felsenberges Joch,
Der weit die Insel überschauet,
Des Meisters kühner Geist erbauet.
Verächtlich scheint es, arm und klein;
Doch ein Mirakel schließt es ein.
Die Mutter mit dem Jesusknaben,
Den die drey Könige begaben.
Auf dreimal dreißig Stufen steigt
Der Pilgrim nach der steilen Höhe;
Doch hat er schwindelnd sie erreicht,
Erquickt ihn seines Heilands Nähe.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet.
Hier hauste der Wurm und lag,
Den Raub erspähend, Nacht und Tag.
So hielt er wie der Höllendrache
Am Fuß des Gotteshauses Wache,
Und kam der Pilger hergewallt,
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

Den Felsen stieg ich jetzt hinan,
Eh' ich den schweren Strauß begann;
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde,
Und reinigte mein Herz von Sünde.
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und niedersteig' ich zum Gefechte.
Zurücke blieb der Knappen Troß;
Ich gebe scheidend die Befehle,
Und schwinge mich behend aufs Roß,
Und Gott empfehl' ich meine Seele.

Der Kampf mit dem Drachen.

3.

Kaum seh ich mich im ebnen Plan,
So schlagen meine Doggen an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen,
Und bäumet sich und will nicht weichen.
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt,
Und sonnet sich auf warmem Grunde.
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind,
Als es den Rachen gähnend theilet,
Und von sich haucht den giftgen Wind,
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch' ich ihren Muth,
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Mit starker Faust den Speer verfende.
Doch machtlos, wie ein dünner Stab
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh' ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Athems giftgen Wehen,
Und mit Entsetzen springt's zurück,
Und jetzo war's um mich geschehen. —

Der Kampf mit dem Drachen.

4.

— — —

Da faltet ſeine Stirne ſtreng
Der Meiſter und gebietet Schweigen.

Und ſpricht: Den Drachen, der dies Land
Verheert, ſchlugſt du mit tapfrer Hand,
Ein Gott biſt du dem Volke worden!
Ein Feind kommſt du zurück dem Orden,
Und einen ſchlimmern Wurm gebar
Dein Herz, als dieſer Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben ſtiftet,
Das iſt der widerſpenſt'ge Geiſt,
Der gegen Zucht ſich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt:
Denn er iſt's, der die Welt zerſtöret.

Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck!
Denn, wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes Blöße,
Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt;
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken.

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder,
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder;
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen.

Die Nacht im Gebirge.

Erzählung von Friederike Lohmann.

In einem der fruchtbaren Bergthäler Portugals, abgeschieden von allem nachbarlichen Verkehr, aber mit jedem Reize der Natur ausgestattet, lag ein kleines Landhaus, das sich bescheiden an hohe Berge lehnte, wie das Nest der Schwalbe an die wirthliche Mauer. Feigen und Akaziengebüsch, Nußbäume und Reben bekleideten den Rücken der Felsen, die hier so weit auseinander traten, um ein enges liebliches Thal zu bilden, sich aber über die kleine Grenze des angenehmen Grundstückes wieder dicht zusammenschlossen, und in rauherer, wilderer Schönheit aufstrebten, so daß nur Zufall oder genaue Kenntniß dem Wanderer das Paradies entdeckte, welches sie beschirmten. Ein Waldstrom, heftig brausend in seinem tobenden Fall, langte beruhigt am Fuße der Hütte an, um die saftigen Gründe zu bewässern, wo Ziegen und Schaafe, der vornehmste Reichthum des Besitzers, ihr Futter suchten. Das kleine Besitzthum war vor Jahren einem alten Diener des Herzogs von Veja zur

Belohnung seiner Treue geschenkt worden; er lebte hier einsam mit einem Sohne, einer Tochter, und einem alten Knechte, und war durch den Ertrag der Obst- und Viehzucht reich genug, neben den eignen Kindern noch einen armen Knaben aufzunehmen, der aus Spanien stammend, im fremden Lande zur Waise ward.

Michael, so hieß der Knabe, dankte seinem Wohlthäter schon früh durch redliche Anhänglichkeit und eifernen Fleiß in Allem, was man ihm auftrug. Er zeigte Geschick zu jeglichem Geschäft. Die Pflanzen und Bäume, der Weinstock und die nährende Heerde, gedichen sichtlich unter seiner Pflege, er wußte, was ihnen dienlich war, und scheute keine Mühe, um einem Schaden vorzubeugen. Dagegen widerstand so friedliche Beschäftigung dem jungen Paolo, dem Sohne des Hauses; er durchstreifte lieber mit Jagdgeräth die wildesten Berggegenden, oder zog mit dem alten Knechte aus, um den Ertrag der Landwirthschaft an irgend einem entfernten Orte zu Kauf zu bringen. Rastlos Neues und Fremdes suchend, war ihm der enge Raum seiner Geburtsstätte verhaßt, die Arbeiten des Landmanns schienen ihm unwürdig, und sein Geist verweilte gern auf dem Treiben der Welt, folgte den Seefahrern auf gefährlichen Entdeckungsreisen, versenkte sich in des Handels berechnete Wege, und grübelte den verschlungenen Krümmungen politischer Verhältnisse nach. So fehlte dem alten Balthasar fast jede Hülfe von seinem Sohne, und indem sie ihm in dem

aufgenommenen Kinde zuwuchs, wäre der Segen der Barmherzigkeit sichtbar geworden, wenn nicht ein böses Geschick seine Quelle vergiftet hätte. Michael und Paolo zeigten von frühster Jugend an eine entschiedene Abneigung gegen einander, die mit den Jahren wuchs, aus den Kinderherzen in die Brust der Jünglinge überging, und dem alten Vater manchen bittern Seufzer kostete. Finster, unzufrieden, ja tückisch, wo sein fester Haß ihn beseelte, konnte Paolo mit kaltem Herzen jede Gelegenheit benutzen, den Gefährten seiner Jugend zu kränken. Er hatte mit einem eisernen Willen, der schon im Knaben der männlichen Festigkeit glich, über Alles im Hause, selbst über den Vater, heimliche Gewalt, und er wußte sie schlau zum Nachtheile Michaels zu brauchen, ohne den Schein kalter Gerechtigkeit zu verlieren, den alle seine Handlungen trugen. Michaels Gemüthsart lieh ihm dazu die Waffen. Offen, heiter und freimüthig, wie er war, unterlag er einer wilden Leidenschaftlichkeit, die jede bessere Regung unter ihre Herrschaft brachte, wenn er gereizt ward. Nicht wilder braust der Waldstrom, wo er von Klippen gehalten, sich schäumend die Bahn bricht, als Michaels Zorn, nicht höher lodert die Flamme im Sturme, als Sehnsucht und Verlangen, Liebe und Rachlust in seiner Brust brannten. Immer, wo Beide sich entgegenstanden, blieb der besonnene Paolo Sieger, er war der Fels, an welchem der brausende Strom vergeblich sich brach. Als die Jünglinge wurden, mehrten andere Regungen die

gegenseitige Abneigung, Nationalhaß, so mächtig bey Nachbarvölkern, und erblich unter den Portugiesen, mischte sich in das Gewühl unverstandner Gefühle, und gab ihm Namen und Farbe. Paolo, den keine sanfte Gewohnheit an den engen Kreis des Hauses band, lebte mehr als Andere in Weltverhältnissen; Furcht und Widerwille vor der spanischen Gewalt waren in seiner Seele Gründe zum Haß gegen jeden Spanier. — Sebastian, der kinderlose König, war vor kurzem*) bey Alkassar in einer mörderischen Schlacht geblieben, und ein Nachfolger saß auf seinem Throne, der, alt und schwach, dem mächtigen Mitbewerber Philipp von Spanien, nicht lange gefährlich sein konnte. Die Befürchtungen, die dieß in der Brust jedes Portugiesen weckte, goß Paolo in giftigen Schmähungen gegen Michael aus, der mit einem Herzen voll Vaterlandsliebe, hier allein, ohne einen Verbündeten stand. Nichts konnte den heftigen wilden Jüngling vermögen, so viel zu tragen, als ein Gefühl, dem an Stärke alle anderen weichen. Er liebte Petrona, die Tochter des Hauses, und ward von ihr geliebt. Aber eben diese süße Hinneigung, statt die verwandten Herzen zu erweichen, stählte den alten Zwist, denn kaum hatte Paolo das stille Geheimniß erspäht, als er mit theuern Eiden schwor: nie solle der wilde ungezähmte Fremdling, der stolze spanische Bettler, sein Bruder werden.

---

*) 1578.

Die sanfte Petrona hing mit namenloser Zärtlichkeit an dem Jünglinge, mit welchem sie schon früh alle heitern Geschäfte ihrer harmlosen Jugend getheilt hatte. Sie fürchtete wohl sein heftiges Gemüth, aber sie vermochte darum nicht, ihn weniger zu lieben, ja sie schmiegte sich noch demüthiger, noch hingebender an ihn an, um seine Schwäche zu schonen. Auch waren ihr nur allein die reichen Schätze seines Innern bekannt, ihr lag sein Herz offen, mit der Liebe, die es ganz beherrschte; nie war er gegen sie rauh gewesen, ja ihr Anblick, ein Blick ihrer sanften Augen, konnte seinen Zorn entwaffnen, seinen ausschweifenden Schmerz stillen, seine Furcht vor ihrem Verlust in Schlummer wiegen. Sie folgte ihm in den Garten, auf die blumenreichen Wiesen, auf den rebenbekränzten Berg, und sammelte die Früchte, die er erzogen hatte; sie besuchte ihn bey der Heerde, und brachte ihm das Mahl, das sie liebend mit ihm theilte. Schwüre ewiger Treue, von ihm mit angstvoller Heftigkeit gefordert, von ihr gern und willig gegeben, verlobten das Paar in stiller Einsamkeit, und Petrona war nun bemüht, den Vater auf ihren Wunsch vorzubereiten, und seine Einwilligung dem zagenden Geliebten zum Geschenke zu bringen. Aber sey es nun, daß Paolo, wie Michael glaubte — hier geschäftig gewesen war, oder sprach Balthasars eigner Wille gegen die Liebenden: er bemerkte absichtlich die schmeichelnden Blicke, die halben Worte des Mädchens nicht, und als sie endlich vor ihm niederfiel, seine Hände an ihr Herz

drückte, und um seinen Vätersegen für ihres Herzens Wünsche bat, schnitt er die stockende Rede mit hartem Ernst entzwei, ehe sie ihren Gegenstand enthüllt hatte.

Ich weiß, was Du sagen willst, Petrona, erwiederte er, aber Du bist ein Kind, das sein eignes Unglück will. Würdest Du Dein Lamm mit dem Wolfe vermählen? oder Deine Rosen in das wilde Felsenbett des Stromes pflanzen? Michael ist kein Mann für meine sanfte Taube.

Vater! sagte sie weinend, Du kennst sein Herz nicht, Niemand kennt es, als ich allein. Magst Du das himmlische Licht schelten, weil die Flamme brennt? Dieses Feuer, das Du tadelst, erzeugt tausend Schönheiten in seiner Seele, und sie haben eine Kette um mich geschlungen, die nichts zerreißen kann. Wie ich leben muß, muß ich ihn lieben, und ihm angehören, ja, Vater, es würde mein Tod seyn, wenn Du uns trennen wolltest, mein Tod und der Seine. —

Und doch muß ich es, thörichtes Mädchen, rief Balthasar, bey St. Jago, ich muß, wie wehe es mir auch thun mag. Ich habe einst mein Herz bezwungen, und den spanischen Knaben unter dieß Dach genommen, weil er ein Mensch war, aber ich vermag nicht, dem Spanier mein Kind zu vertrauen. Sein wilder Sinn würde Dich unglücklich machen, und der traurige Streit, der ihn mit Deinem Bruder entzweit, früh oder spät für Dich zum Fluche werden. Du weinst, Petrona, und meidest das Auge Deines al-

ten Vaters? Sieh, so weit schon hat dieser schlaue Spanier es gebracht, mein gehorsames Kind von mir abzuwenden. Nimmer mag ein Bündniß Heil bringen zwischen uns und diesen Feinden Portugals.

O zürne ihm nicht, schmähe ihn nicht, sagte Petrona sich an ihn schmiegend, ich will Dir gehorchen, und kein Wort soll Dir von meinem leidenden Herzen sprechen. Nur gönne mir seine Nähe und die süße Gewohnheit der schwesterlichen Eintracht. Zwinge mich nicht, zwischen Dir und ihm zu wählen, es würde mein armes Herz brechen.

Balthasar schloß die Flehende fester in seine Arme, und ein Tropfen, der in seinem Auge glänzte, weckte den erstorbenen Muth ihrer Brust. Aber sie kannte von jetzt an nur Tage des Kummers und der bittern Sorge. So schonend sie Michael auf die Hindernisse vorbereiten mochte, die ihrer Vereinigung entgegenstanden, so liebevoll sie die schwachen Hoffnungsfunken sammelte, um sie als freundliche Sterne vor ihm aufglänzen zu lassen, so wenig gelang es ihr, den Sturm seines Schmerzes zu beschwören. Er sah sie unwiederbringlich verloren, er wünschte sich den Tod, und seine düstern Winke machten Petrona zittern, er möge etwas Gewaltsames gegen sein Leben beschließen. Denn in diesen schwarzen Augenblicken sammelte seine entflammte Einbildungskraft alle Schatten, die je dieß Leben umdüstert hatten: die Verlassenheit der Waise, die Einsamkeit im fremden Lande, den Haß, der seine Nation traf, seine Armuth, und die Wohl-

thaten, die ihm Paolos Härte so oft fühlen ließ. Entkleidet von jedem Schmucke, stellte er Vergangenheit und Zukunft vor sich hin, und fragte Petronen in höchster Bewegung, ob es Sünde sey, eine so traurige Bürde abzuwerfen. Sie wandte allen Zauber weiblicher Milde, alle Macht der Liebe an, um ihn zu beruhigen, aber die feste Ueberzeugung, daß Balthasars Weigerung Paolos Werk sey, konnte sie ihm nicht nehmen, und so stand sie mit blutendem Herzen, zitternd zwischen Vater, Bruder und Geliebten. Sie verließ Michael nicht, sie hinderte jedes Zusammensein der Jünglinge, und wenn die Wolke des Kummers sich auf die Züge ihres Freundes legte, schmeichelte ihre süße Stimme sie hinweg, wie weiland die Harfe des königlichen Sängers ein empörtes Gemüth zur Ruhe sang. So, den eignen Gram bekämpfend, lebte sie einige bange Wochen, als das Schicksal wenigstens einen Theil ihrer Sorge überraschend entfernte.

Ein Oheim Paolos, ein wohlhabender Handelsmann in Lisboa, beschied den Jüngling zu sich, um ihm an seinem Glücke und seinem Geschäft Antheil zu geben. Paolo schied ohne Schmerz aus der väterlichen Hütte, aus dem Thale des Friedens; aber sein Vater, dessen parteiliche Liebe immer vorzüglich an ihm gehangen hatte, empfand seinen Abschied tief und schmerzlich. Freier athmete dagegen Michael, als der Wanderer, von dem alten Knechte begleitet, an den Bergwänden verschwand, und Petrona fühlte sich der

schrecklichen Besorgniß ledig, mit welcher sie Mienen und Bewegungen der erbitterten Widersacher bewacht hatte. Es wurde stiller und friedlicher in der kleinen Wirthschaft, Michael glaubte nach einiger Zeit zu bemerken, wie des Vaters Ton gegen ihn sanfter, seine Anrede traulicher wurde; er sah darin einen neuen Beweis von Paolos bösem Einfluß, der jetzt entfernt war, und arbeitete rastloser und williger, durch den Sonnenschein auflebender Hoffnung erquickt. Auch Petrona, die streng gehorsam, kein Wort der Bitte mehr an den Vater richtete, fand sich jetzt oft von seinen Blicken verstohlen beobachtet, und es konnte ihr nicht entgehen, daß er ihre stille Traurigkeit, ihre heimlichen Thränen belauschte. Er schloß sie zuweilen liebkosend in seine Arme, strich ihre schwarzen Locken von der Stirn, und sah lange forschend, tief seufzend in ihre verweinten Augen. Aber er schwieg, und sie wagte nicht, zu reden. —

Etwa zwei Stunden Wegs von der Hütte, jenseits des Berges, der das friedliche Thal nach Norden begränzte, und es vor rauhen Lüften schützte, lag eine Capelle der heiligen Jungfrau am Fuße riesenhafter Schieferwände, die mit Buxusgebüsch schwach bewaldet waren. Wild romantisch, schauerlich einsam war die Umgebung; und der Weg über das Gebürge so eng und schmal, als könne nur der Fuß der weidenden Ziege ihn betreten. Durch eine Schlucht, in welche mit dem Wanderer zugleich ein rauschender Waldbach eintrat, führte ein steiniger Pfad in man-

cherlei Krümmungen aus der Tiefe, bis an das kleine Gotteshaus, das frische und welke Kränze, Weihgeschenke der umwohnenden Landleute und ein schlechtes Bild der Mutter Gottes schmückten. Etwas höher aber, mitten in den zackigen Bergwänden, sah man eine Ruine aus der Vorzeit drohend auf das Kirchlein niederblicken. Hieher ging Petrona jetzt jede Woche, um ihr Blumenopfer zu erneuen, und mit rührender Zuversicht ihren geheimen Kummer der hülfreichen Heiligen zu klagen. Selbst als mit dem Anfange des Novembers der kurze Winter dieses Landes begann, die Jahreszeit, die hier allein Stürme und Ungewitter mitbringt, stellte sie ihre Wanderungen nicht ein, und hatte heute die letzten Blumen zum Kranz gewunden, den stillen Ort ihrer Andacht zu zieren. Daheim saß indessen der Vater mit dem alten Knechte, der erst gestern von einer Reise zurückgekehrt war, und mancherley Neues aus der Welt mitbrachte. Michael hatte die Heerde weiter hinausgetrieben, denn die brennenden Sonnenstrahlen der letzten Sommermonate machten ihre Nahrung seltner im Umkreis der Hütte.

Seltsam, sagte der alte Jakob, will mich immer die Ruhe hier bedünken, wenn ich aus dem Treiben der Welt heimkehre. Unser Thal ist wie eine Insel, und draußen das wilde Meer. Ihr solltet den Verkehr der Städte und Märkte sehen, das Kriegsvolk, die Seeleute, das Gewühl in den Herbergen. Sonst wenn ich mit Paolo auszog, ergötzte mich vor Allem

seine Freude an dem Lärm. Was der Junge für Augen machte, wenn er ein Schiff die Anker lichten sah, wie er zuhorchte, wenn von den Händeln der Großen gesprochen wurde, und wie verständig er mir solche Reden dann erklärte. Ja, jetzt giebt es Manches zu hören, was tief in sein Herz dringen möchte. Sie flüstern wunderliche Dinge von Don Sebastian, unserm König. Er soll noch leben, spricht man, und hofft auf seine Wiederkehr. Nun, Euer Sohn wird das in Lisboa wohl auch vernehmen, und leichter glauben als Ihr, wie Euer Kopfschütteln deutet, denn er lebte ganz in den Weltkändeln, und seine Wange färbte sich, wenn er davon sprach.

Besser, er hätte seinen Sinn auf ein stilleres Wirken gerichtet, Jakob, erwiederte Balthasar. Wäre er nimmer mit Dir hinausgekommen in die Welt, wäre ich nimmer zu nachsichtig gegen seinen Hang gewesen. Meinst Du, ich könne es verschmerzen, daß ein Fremder meine Sorgen theilt, und mein Eigenthum beschützt, während mein Kind mich verlassen hat? Michael ist Euch nicht fremd, Herr, sagte der Knecht, den habt Ihr zum Sohn erkauft durch Liebe und Barmherzigkeit. Es kommt ja wohl nicht allein aufs Blut an, auch nicht auf das Land, das uns geboren hat. Ich liebe die drey Kinder wie mein Leben, Gott weiß, Eins nicht mehr als das Andere. Die kleine Petrona habe ich hundertmal auf meinen Armen getragen, und den Knaben ihre ersten Spielwerke gefertigt. Michael arbeitete an meiner Seite, sobald

seine schwachen Hände es vermochten, und Paolo war mein Gefährte auf meinen Reisen, den ich oft genug vermisse. Gott und die heilige Jungfrau schütze die Kinder. Herr, fuhr er leiser fort, vergönnt mir ein ehrliches Wort. Mich dünkt, Petrona ist nicht mehr wie sonst. Ihre Wange ist blaß und ihr Schritt langsam. Sonst tanzte sie mir entgegen, diesesmal ging sie ernst, und ihre Augen sahen in den Waldbach.

Und sie klagte Dir des Vaters Härte, murmelte Balthasar finster, und Du alter Thor wurdest weich, wie Du es immer bist, und meintest es besser einzusehen als der Vater? Weiß ich doch noch gut genug, wie Dein Gesicht tagelang von Wolken umzogen war, wenn ich den Buben etwas weigerte, oder sie züchtigte. Damals waren es geringfügige Spielwerke, jetzt gilt es Petronas Glück. Michael ist ein wilder Mensch, der im Zorne thun kann, was vor Gott und Menschen nicht recht ist.

Balthasar schien hier eine Antwort, vielleicht gar einen Widerspruch zu erwarten, denn er sah den alten Jakob auffordernd an; aber jener schwieg mürrisch, und arbeitete so eifrig an dem Netze, in welchem er die rothen Rebhühner fing, als ob sein Geist mit nichts angelegentlicher beschäftigt wäre. Aber nach einer langen todten Pause ließ er die Hände wieder sinken, und fragte nach den jungen Citronenbäumen an der nördlichen Bergwand.

Einer davon, ein hübsches Stämmchen von kräftigem Wuchs, fing an zu kränkeln, als ich fortwan-

derte. Ich bin begierig, ob es noch grün ist. Das Ding hatte sich mit all seinen Zweigen so aus dem Schutz des Berges hervorgedrängt, und bot dem rauhen Nordwinde so keck Trotz, als ob es ihn gar nicht fürchte. Da hab' ich denn gebogen und gebogen, um es wieder in den ruhigen Winkel hinein zu zwängen, hab' es geschnürt und gebunden, aber seitdem welkt es hin, ich fürchte, es geht verloren.

Hättest Du es ungestört wachsen lassen, antwortete Balthasar. Die Natur läßt sich nicht zwingen. Der Baum war an den Nordwind gewöhnt, und schon viel zu groß, um noch gebogen zu werden.

Ich meinte es gut, Herr, sagte Jakob eintönig. Gerade, wie Ihr mit Petronen. — Die wird auch hinwelken, setzte er lebhaft hinzu, weil Ihr sie vor Unheil schützen wollt. Michael ist gut, und das Mädchen ist sein Engel, das wohl seine Heftigkeit besänftigen, aber nicht von ihr leiden wird. Dazu hat ja Gott dem Weibe die Milde gegeben, und unserer Petrona den doppelten Antheil. Lieber Herr, ich bin manches Jahr älter als Ihr, mein graues Haar mag einmal für mich sprechen, wenn ich zuviel sage. Seht Euch wohl vor, lieber Herr, ich glaube, Eure Tochter hat ein Herz, das eher bricht, als es von seiner Liebe läßt.

Noch hatte Balthasar nicht Zeit zur Antwort gehabt, als Michael hastig eintrat, sich überall umschaute, und nach Petrona fragte. Er erschrak sichtlich, als ihm der Vater ihre Wanderung erzählte. —

Es ist ein Ungewitter im Anzuge, sagte er, wie ich noch keines sah. Die schweren Wetterwolken kommen über jenes Thal herauf, und hängen gleich einem schwarzen Mantel um den Berg, über den ihr Weg führt. Gott gebe, daß sie es wahrnimmt und den Rückweg nicht antritt. Ich gehe ihr entgegen, ohne einen Augenblick zu zögern. Du, Jakob, bringe die Heerde herein, und Du, alter Vater, bete für Deine Tochter. Ich kenne einen kürzeren Weg bis auf den Gipfel, vielleicht finde ich sie, ehe das Wetter herankommt. —

Die zitternden Alten eilten vor die Hütte, aber noch war der Himmel über ihnen weniger drohend, und nur der fernste Berg mit einem dichten Nebel überzogen. Michaels schnelle Schritte trugen ihn bald aus ihren Augen, sie sahen ihn einen Weg aufwärts nehmen, den nur Angst und Liebe wählen konnten, und sie schlugen ein Kreuz, andächtig den höchsten Schutz für ihn anrufend. Eine bange furchtbare Stille herrschte in der Natur, kein Blatt bewegte sich, die Thiere, welche Michael bis hieher getrieben hatte, schmiegten sich furchtsam an den alten Knecht an, die Vögel schwirrten in niedrigen Kreisen umher, Alles schien den herannahenden Sturm ahnend zu fühlen. So verging eine bange halbe Stunde, da wälzte der Wind schwarze Wolkenmassen über die Bergspitzen ins Thal, ferner Donner rollte näher und näher, und das Echo gab ihn vielfach zurück. Der Regen floß in Strömen, dichte Finsterniß verhüllte den Himmel, und Feuerblitze zerrissen leuchtend die düstre Wölbung.

Sie sind verloren! jammerte der Vater, höre, wie der Sturm heranrollt, höre das zürnende Brausen des Baches. Er füllt sein Bett bis an der Rand, und seine friedlichen Wellen wollen über ihre Ufer steigen. Dort, unweit der Capelle, strömt ein viel wilderes Wasser, der einzige Fußweg führt dicht neben ihm hin, fast unersteiglich sind die Wände an der andern Seite — wenn sie der Sturm dort trifft, sehen wir sie nicht wieder.

Lieber Herr, sagte Jakob, vertraut doch auf Gottes Hülfe. Der setzte dem Meere Riegel und Thür, und sprach: bis hieher sollst Du kommen, und nicht weiter, hier legen sich Deine stolzen Wellen.

Ach, alter Freund, seufzte Balthasar, wüßtest Du, was ein Vaterherz leidet, um ein Kind, Du würdest meinen Kleinmuth nicht schelten. Ich wandre in Gedanken den schwindelnden Weg, den sie gehen müssen. Wenn der Regen den Boden schlüpfrig macht, so reicht ein einziger Fehltritt hin, sie zu begraben. Und vielleicht ist Petrona einsam, vielleicht hat ihr Helfer sie nicht gefunden.

Mit zagendem Herzen fuhr Jakob fort seinen Herrn zu trösten, bis die wachsende Wuth des Sturmes seine Worte verschlang, und Jeder fürchtend in die leuchtenden Wolken hinaufsah. Das Gespräch starb nach und nach völlig, aber das Ungewitter ließ nicht nach, und der Abend brach ein. Ein schrecklicher Blitz fuhr jetzt nieder, der Donner erschütterte die Hütte, daß die Fenster bebten. Jakob bekreuzte sich erschrocken,

Balthasar faßte ihn fest, mit zitternden Händen. Sey Zeuge des Gelübdes, Jakob, das ich in diesem bangen Augenblicke der heiligen Jungfrau thue, sagte er. Wenn sie mein armes Kind geschützt hat, auf dem Wege nach ihrem Heiligthume, wenn meine alten Augen meine Petrona wieder sehen, so will ich nicht länger ihrer Liebe entgegen seyn. Erhält sie Gott, so darf ich sie nicht ins Grab stoßen, ob auch Paolo mein Wort hat, die Angst dieser Stunden hat es gebrochen.

Eine Last schien sich mit diesem Ausspruche von Balthasars Brust zu lösen, und seine schwache Hoffnung wuchs, indem er einen so theuern Preis für ihre Erfüllung angelobte. Auch war mit dem letzten heftigen Ausbruch die Wuth des Sturmes erschöpft, die schwarze Wolkendecke öffnete sich, und ließ den matten Schein durchblicken, mit welchem der scheidende Tag die zitternde Erde grüßte. Das Geheul des Windes schwieg, der Donner grollte schwächer und ferner, die Vögel prüften ihre Fittiche, und hoben sich hoch empor in die Luft. Auch Jakob ging nun hinaus, um Bäume und Pflanzen nach erlittenem Sturme zu besuchen, und durch Beschäftigung die Angst der Erwartung zu täuschen. — Endlich erspähte sein scharfes Auge durch die Dämmerung Gestalten, sie schritten rüstig näher, es trieb ihn den Ersehnten entgegen, aber er wandte den Schritt, und eilte mit Jubelruf zu dem Vater.

Lange lag Petrona stumm an des Alten Brust, keines vermochte zu sprechen, und vor Freude wei-

nend, faßte Jakob Michaels Hände. Mein Kind! meine Petrona! sagte endlich der Vater, ich glaubte Dich schon verloren, ich sah Dich mit dem Strome ringen, den Blitz auf Dich niederzucken, Deinen Fuß am Abgrunde gleiten.

Die Gefahr war mir nahe, antwortete das Mädchen, denn als ich dem Wetter trotzend, die Capelle verließ, und unter dem Schutz der Berge rasch laufend das Thal zurücklegte, kam mir im Eingange der Schlucht das wüthende Wasser entgegen, brausend, weit über den Weg hinströmend, den ich gehen mußte. Da war kein Ausgang, und bald auch keine Rückkehr. Ich stand an dem schroffen Abhange, den ich erklettert hatte, von Sturm und Blitz geschreckt, zagend und weinend, ich nahm im Herzen von allen Lieben Abschied. — Da erschien Michael, fuhr sie fort, und ihre ganze Liebe malte sich in dem Blick, mit welchem sie zu ihm aufsah. — Er rief mir zu, er bat mich, getrost zu seyn, und nun ging er einen Weg, vor dem ich die Augen zudrücken mußte. Ich betete zur heiligen Jungfrau, ich betete in Todesangst — Vater, die Augenblicke will ich nie vergessen. Als er bey mir war, war Alles gut, wir gingen nun zusammen, lauter ungebahnte Wege, mich schauderte wohl ein wenig vor den schwindelnden Pfaden, ~~vor den Abgründen~~, vor den Felsspalten, über welche er mich trug; aber Michael machte mir Alles leicht, und nun sind wir hier, ich bin in Deinem Arm, in der sichern Hütte! Gott und die heilige Jungfrau sey gepriesen!

1823.

Und Ihr ſollt nun auch den Weg des Lebens zuſammen gehen, ſagte der Vater, mit einer Stimme, die vor Rührung bebte. Ja, Du ſollſt nicht mehr heimlich weinen, Petrona. Nimm ſie hin, Michael, ſie hat Dich erwählt, und Du haſt ſie erworben. Führe ſie ſanft, mein Sohn, denn ihr weiches Herz kann nur dulden und lieben.

Wie ein ſchöner Traum ſchien den Liebenden das neue Glück; es vergingen Tage, ehe ſie es faſſen konnten, ehe die Sorge wich, die bis jetzt ihre Liebe begleitet hatte. Petrona vermochte zuerſt den entwölkten Blick herzlich dankbar in eine hoffnungsreiche Zukunft zu wenden, ihre ſanfte Seele kannte kein Mißtrauen, ungetrübte Seeligkeit war dem ſtillen Schmerz gefolgt. Michael hingegen ſchwankte noch lange zwiſchen Furcht und Entzücken, wechſelnd dem Einen wie dem Andern hingegeben. Er hatte ſo lange gezweifelt, ſo ſchmerzlich gelitten, daß es ihm ſchwer wurde, ſich an das Glück zu gewöhnen; in ſtrahlender Herrlichkeit ging es vor ihm auf, aber eine trübe Ahnung flüſterte unabläſſig: Du wirſt es nicht erreichen! — Seine fürchtenden Gedanken weilten dann auf Paolo, von ihm glaubte er, werde der Streich kommen, der ſeiner Hoffnung den Tod brächte. — — Wenn das wäre, Petrona, ſagte er mit wildem Blick, dann fordre nicht, daß ich leben ſoll, es zu ertragen! Der Dich einmal ſein nannte, wenn auch mit banger Furcht, kann Dich nicht verlieren, ohne ſein kurzes Glück mit dem Leben zu bezahlen.

Indeſſen ward die Vereinigung der jungen Leute auf den Frühling feſtgeſetzt, der in jenen Gegenden ſchon mit dem Januar in voller Pracht erblüht. Kurz vorher benachrichtigte Balthaſar ſeinen Sohn davon, und lud ihn zur Hochzeitfeier. Doch bemerkte der alte Jakob wohl, wie wenig er wünſchte, daß ſeine Einladung angenommen werde. Wie Michael den Einfluß des Jünglings auf den ſchwachen Vater fürchtete, ſo bangte dieſem vor dem trotzigen Mißfallen Paolos, an der geſchloßnen Verbindung, gegen die er immer geſprochen hatte, und Beide hofften im Stillen, er werde nicht erſcheinen. Der Tag ward beſtimmt, die Capelle der heiligen Jungfrau ſollte der Schauplatz der Feier ſeyn, und ein Mönch aus dem nächſten Kloſter das Eheband weihen. Wenig Tage zuvor reiſte Balthaſar aus, um einige fernwohnende Freunde und Nachbarn zu laden, junge Leute zum fröhlichen Tanze, Alte zu Zeugen des heiligen Werkes. Die Zurückbleibenden ſchmückten die Hütte und ordneten Alles zum fröhlichen Mahle.

Als ſie Abends nach des Vaters Abreiſe vor der Hütte ſaßen, Michael und Petrona im leiſen Geflüſter Arm in Arm geſchlungen, und Jakob mit lächelndem Blick an ihnen hangend, nahte ein Knabe, den der alte Mann oft in der nächſten Herberge geſehen hatte. Er trug ein offenes Blättchen in der Hand, und fragte nach Balthaſar, dem er dieſe Zeilen von ſeinem Sohne zu bringen habe. Signor Paolo ſey dieſen Morgen in der Herberge angekom-

men, und das Geschriebene müsse wohl wichtig seyn, denn er habe so ernst und finster dabey ausgesehen, als ob es das Leben gelte, wenn der Bote säumig wäre. —

Jakob nahm dem Knaben das Blatt aus der Hand, indem er ihn belehrte, daß Paolos Vater morgen erst spät von einer Reise wiederkehre, und dann den Brief unverzüglich erhalten sollte. Er ist in guter Hand, setzte er hinzu, denn ich verstehe nicht zu lesen, Niemand von uns Dreyen versteht es. Wir brauchen in unserer Einsamkeit weder Schrift noch Siegel, Alles geht von Mund zu Mund, und mit der Welt haben wir nichts zu schaffen. Aber wie sieht denn Paolo aus, Geiseppo, wird er nicht herkommen zu übermorgen? Wir haben Hochzeit hier, dort sitzt das Brautpaar. Willst Du ins Haus kommen, so labe ich Dich mit einem Becher Wein, etwas feinem Backwerk, und andern Herrlichkeiten des Hochzeitmahles.

Ich danke Euch, Herr, sagte der Knabe, die Sonne sitzt schon gerade auf dem spitzen Berge, als wollte sie einen Augenblick ausruhen; wenn sie weiter abwärts geht, wird es rasch Nacht, und ich muß lange Beine machen, sonst fürcht' ich mich in der Schlucht bey der Capelle. Wie Paolo aussieht? Je nun, stattlich genug, aber gewaltig finster, wenn er mir so mit dem blassen Gesicht im Eingange jenes Thales begegnete, ich würde ihn für den Geist des Mauernprinzen halten, der oben in der Ruine hausen soll! Ob er kommen wird, weiß ich nicht, vielleicht stehts

im Briefe. Nun, St. Jago behüte Euch, und Euch, schönes Brautpaar. Ich muß nun mit der Nacht um die Wette laufen. Michael sah dem Knaben sinnend nach, ein Kampf schien in seiner Seele zu toben. — Gieb mir das Blatt, Jakob! sagte er endlich, meine bösen Ahnungen werden wahr, gieb mir den Brief! —

Du kannst ja nicht lesen, antwortete der Knecht, aus dem schwarzen Gekritzel wird Dir nichts klar, und wenn Du es Tagelang anstarrst. Hier — aber bewahre es wohl, wer kann wissen, was der arme Junge von seinem Vater will.

Michael sah das Blatt lange scharf an, seine Stirne runzelte sich, seine Wange glühte, die Hände, die es hielten, fingen an zu zittern. Was ist Dir? fragte Petrona, und schmiegte sich erschrocken an ihn an. Hört den Inhalt, rief er heftig aus, ich kann ihn lesen, besser als ich selbst gedacht hätte. Der Vater gab uns ja Beiden Unterricht, mir und dem, der diesen verrätherischen Brief schrieb. Er trieb die weltliche Kunst fleißig, aber ich verachtete sie, und meinte, sie nie zu brauchen. Das wußte er, er traute auf unsere Einfalt. Doch es findet sich noch genug in meiner Erinnerung, um seine Schrift zu verstehen. O ich Unglücklicher! Diese schwarzen Züge enthalten meinen Todesspruch, was ich nimmer ahnete, ist nun erfüllt, ich werde Dich verlieren.

Er schloß Petronen ungestüm in seine Arme, und zeigte einen Schmerz, den ihre angstvollen Liebkosungen nicht besänftigen konnten. Dann riß er sich em-

vor, zog den alten Jakob zu sich nieder, und las folgende Worte:

Ich bin seit heute früh in Eurer Nähe, und wäre schon bey Euch, wenn nicht ein hochwichtiges Geschäft mich hielte. Vater, ich beschwöre Euch, vollzieht die Verbindung mit diesem bettelstolzen wüthenden Spanier nicht, bis ich komme. Ihr wißt, worüber wir einig waren, man hat Euch überrascht, Eure Schwäche gemißbraucht. Nehmt einen Vorwand, verschiebt die Trauung zwey, drey Tage, ich fordre diese Gunst bey Eurem Leben, und meiner Mutter Grabe. —

Was dünkt Euch nun, fuhr Michael fort, hatte ich Recht zu zagen, oder war meine Sorge unnütz? Aber es soll ihm nicht gelingen, bey den ewigen Bergen, die ihren Fuß in die Erde wurzeln, bey den Sternen des Himmels schwöre ich es: sein oder mein Blut fließt, wenn er mein Glück hindert. Und so thue ich den ersten Schritt, seine Bosheit zu vernichten.

Mit diesen Worten zerriß er den Brief in unzählige kleine Stücke, und zerstreute sie in die Abendluft, die neckend ihren Raub davonführte; Jakob brach in Vorwürfe aus, die nicht gehört wurden; er ging schmollend in die Hütte, eben so unzufrieden mit Paolo, als mit Michael. Aber Petrona hing sich an den Arm des unglücklichen Jünglings, folgte seinen hastigen Schritten ins dichteste Gebüsch, sprach ihm leise begütigend zu, und suchte ihn zu überzeugen, daß Niemand über das Band ihrer Herzen Gewalt habe,

nachdem es durch des Vaters Seegen geheiligt sey. Ihre süße Flötenstimme übte die gewohnte Macht über sein aufgeregtes Gemüth aus, er sah in ihr sanftes Auge, und die Thränen, die sie vergoß, löschten die Flamme seines Zorns. Er weinte mit ihr, er drückte sie fest an seine Brust, als wollte er Schutz gegen den Schmerz in ihren Armen finden. Ja, sagte er, Du bist mein Engel, vor Dir entweichen die bösen Mächte, die mein Herz versuchen. So war es immer, seit ich denken kann. Gott wird uns nicht trennen, denn was wäre ich ohne Dich! Geh jetzt hinein, Du hast mir Ruhe gegeben, und einen guten Gedanken in mir geweckt. Wenn der Tag graut, will ich mich aufmachen in jene Herberge, und mit Deinem Bruder reden. Ich will mein wildes Gemüth bezähmen, ihn offen fragen, ob er mein Unglück will, und warum.

O wage es nicht, sagte Petrona, mir ahnet Böses. Er ist hart, und Du so zornig! Wage es nicht! wir wollen unser Schicksal in des Vaters Hand legen.

Nein, nein, rief Michael aus, ich muß zu ihm. Fürchte nichts, Petrona, der gute Geist Deiner Liebe geht mit mir. Ich muß wissen, wie es zwischen uns steht, ob wir Frieden schließen können, oder uns endlich gegenüber stehen, wie kämpfende Elemente. Versprich mir, bis dahin von seinem Briefe zu schweigen, bitte auch den alten Jakob. Doch ich bin früher wieder hier, als Dein Vater.

Er geleitete sie bis zur Hütte, und küßte sie zum

Abſchiede. Zitternd ſchied ſie von ihm, ſeine Umarmung war ſo heftig, er war ſo tief bewegt, daß ſie ihn ungern allein ließ; ſie ſank auf ihr Lager, und durchweinte die halbe Nacht. Auch er ſchlief keinen Augenblick; auf der Bank unter den hohen Oelbäumen, die das Haus umgaben, ſaß er, bis der Morgen über die Berge kam, wo er ſich zur Wanderung anſchickte. Er warf einen Mantel um, der ein kleines wohlgeladenes Gewehr verbarg, das er mitnahm, ohne ſich ſelbſt von der Urſach Rechenſchaft zu geben. So ging er in der Friſche des Morgens, eine Welt voll wechſelnder Gefühle im Buſen, über das Gebürge, durch die einſame Schlucht, bis zur Capelle, und raſchen Schritts weiter, bis er gegen Mittag das Gaſthaus erreichte, wo Paolo eingekehrt war. Eine junge Frau ſaß allein unter einem Weingeländer, ein Kind auf dem Schooße; ſie grüßte den Ankommenden vertraulich, denn ſie hatten ſich wohl ſonſt zuweilen geſehen, bey ländlichen Feſten in der Gegend, oder wenn Michael den reiſenden Knecht einmal bis hieher begleitete. Aber ſo fröhliche Erinnerungen waren ſeiner Seele jetzt fremd; unſtät umherblickend ſchlug er die gutgemeinten Erbietungen der Wirthin aus, ſich im Schatten zu laben, indem er ſogleich nach Paolo forſchte.

Der iſt auf und davon, ſagte die Frau, vor nicht gar langer Zeit, er nahm den Weg, den Ihr kommt. Aber er mag wohl noch in der Gegend umherſtreifen, denn er gebot dem Geiſeppo, wenn Frage nach ihm

käme, den Frager zu der Capelle unserer Frau zu führen, wo er gegen Abend vorübergehen würde.

So werd' ich ihn dort finden, antwortete Michael, ich muß ihn treffen ehe er des Vaters Haus betritt. Wo es auch sey, an heiliger Stätte, oder in der Thalschlucht, wo Geister Wache halten, im Angesicht der Sonne, oder in den Schatten der Nacht, er muß mir Rede stehn.

Armer junger Mensch, sagte die Wirthin mitleidig, Ihr scheint sehr unruhig, und ich glaube, Ihr habt Grund dazu. Der Bruder Eures Mädchens kömmt nicht in guter Absicht. So nahe Euer Hochzeittag ist, Ihr seyd Eures Glücks nicht gewiß. Der stolze Paolo vermaß sich theuer, daß er das Fest stören wolle; es wird Euch viel kosten, ihn anderes Sinnes zu machen. Aber versuchts doch! — Gutes Wort geht durch Fels und Mauer, und Eure Braut wäre es wohl werth, daß Ihr sieben Jahre um sie dientet, wie Jakob um die schöne Rahel. —

Ich danke Euch für den Rath, und den Antheil an uns, erwiederte Michael finster, seyd gewiß, ich werde für meine Liebe thun, was ein Mann vermag. Sie ist mein vor Gott und Menschen, ich lasse mir mein Eigenthum nicht rauben. Mag mein Blut fließen, oder sein Tod den alten Haß enden, der nur mit dem Leben stirbt. Seht, so lange ich denke, hat er als Schreckbild meine heitern Stunden umschattet: das soll nun anders werden, dieser Tag und diese Waffe

soll den alten Streit schlichten. Morgen sind wir versöhnt, oder Einer von uns liegt im Grabe. —

Die erschrockene Wirthin versuchte umsonst die Heftigkeit des Unglücklichen zu mäßigen, sie konnte nichts von ihm erlangen, als daß er einige Minuten verweilte, und eine geringe Stärkung genoß. Gutmüthig besorgt geleitete sie ihn noch eine Strecke, mit rührenden Ermahnungen zum Frieden, die er stumm anhörte, ohne etwas zu erwiedern. Seine schnellen Schritte ließen ihn bald aus ihrem Gesicht verschwinden, denn der Aufruhr seines Innern trieb ihn zu rastloser Thätigkeit; in unglaublich kurzer Zeit hatte er die Capelle erreicht. Hier waren drey Knaben beschäftigt, die Wände mit grünen Kränzen zu schmücken, den Altar festlich zu kleiden; sie erzählten dem eintretenden Wanderer, den sie nicht kannten, von seiner Hochzeit. Schweigend setzte er sich auf die Stufen des Altars nieder, er mochte seine Augen nicht zu dem Heiligenbilde aufheben, denn Gefühle wilder Rachlust, bittern Hasses lagerten sich zwischen ihm und dem Himmel. Da hörte er plötzlich die sanfte Stimme des einen Kindes, das ihn aufforderte: in Gemeinschaft mit ihnen ein Paternoster für das Brautpaar zu beten. Ueberrascht, in tiefster Seele erschüttert, sah er empor, des Knaben unschuldiges Gesicht gab seiner Mahnung eine höhere Bedeutung; neben ihm lagen die beiden Andern auf den Knieen, sie beteten still ohne zu ahnen, wie sehr der Unglückliche an ihrer Seite der Fürbitte bedürfe. Es ergriff Michaels Herz

mit jener seltenen Gewalt, der wir gehorchen müssen, wie Kinder, weil sie Einwirkung des Vaters ist; er fiel nieder auf sein Angesicht, und rang nach Fassung, für sich und die Geliebte zu beten. Lange hatte er hier gelegen, und mit stillerem Gemüth erhob er sich. Das Heiligthum war einsam, die zitternden Schatten der Bäume umher malten die weißen Wände, ihr Flüstern klang wie Schlummergesang an sein Ohr. Ueberall herrschte tiefe Stille; kein Schritt, keine Gestalt in der Ferne deutete auf das Nahen des Erwarteten. Michael beschloß noch eine Stunde zu bleiben, und dann den Heimweg zu suchen; er fühlte sich jetzt fast geneigt, Gott zu danken, daß er Paolo nicht früher getroffen hatte, und im Gefolge solcher Betrachtungen zog er rasch das Gewehr hervor, trat vor die Capelle, und feuerte besonnen den tödtlichen Schuß in die Luft, daß der Wiederhall donnernd von Berg zu Berg den Ton wiederholte. — Aber in unaussprechlicher Unruhe verstrich die nächste Stunde, Paolo erschien nicht. Schon senkte sich der Abend herab, Alles blieb still; Michael nahm nun den Weg nach der Heimath. Er zitterte, Paolo schon dort zu finden, doch Petrona kam ihm mit Jakob allein entgegen; sie forschte in seinem trüben Gesicht nach dem Ausgang der gefürchteten Zusammenkunft, und wagte nicht, zu fragen.

Sahst Du den Bruder? sagte sie endlich, schüchtern zu ihm aufblickend.

Ich fand ihn nicht, war die Antwort, ich meinte, er wäre schon hier! — Ist er?

Niemand ist hier als wir Beide, sagte Jakob mürrisch. Wir haben den Tag in Angst verlebt. Hätte ich Deine Absicht gewußt, Du hättest nicht gehen sollen, Ihr dürft nicht zusammentreffen, Du und er, ohne einen verständigen Dritten. Und — St. Cyprian mag mir beystehen — ich glaube, Du hast Waffen! Waffen gegen den Bruder!

Laßt es gut seyn, erwiederte Michael, die Waffe schadet ihm nun nicht mehr. Ich schoß sie in die Luft, weil mich böse Geister versuchten. Der Mensch ist schwach, und seine Bosheit hatte mein Blut in Feuer verwandelt. Jetzt ist es gut.

Du siehst nicht so aus, wie Deine Worte sagen, antwortete Jakob. Blaß wie der Tod und sehr unruhig.

Ich habe nicht geschlafen, nicht gegessen, Seele und Körper hat nicht Ruhe gefunden, aber laß das gut seyn. Ist Dein Vater zurück, Petrona?

Nein, sagte sie, wir warten auf ihn. Ach lieber Michael, der Abend vor unserem Feste ist nicht fröhlich, Du bist finster und krank.

Weißt Du auch, Petrona, ob wir ein Fest haben werden? fragte er. Gieb Acht, das Unglück, das ich lange ahnete, und nicht abwenden konnte, wird uns im Angesicht der Hoffnung ereilen. Aber etwas kannst Du zu meiner Beruhigung thun: sage Deinem Vater nichts von Paolos Brief, wenn Du mich liebst.

daß keinen Aufschub mein Glück verzögern; wenn Du morgen nicht mein wirst, wirst Du es nie!

Petrona sah ihn zweifelnd an, und weinte; sie konnte seine Bitte nicht verweigern, obgleich eine leise Stimme die Gewährung tadelte. Schwerer ward es Michael, den alten Jakob zum Schweigen zu bewegen. Er bat ihn mit angstvoller Verzweiflung, er brauchte alle Beredtsamkeit trauernder Liebe, alle Gewalt, die er immer über das weiche Herz des alten Mannes gehabt hatte.

Es ist nicht recht, sagte Jakob, und es wird uns nicht frommen, redet offen und frei, sagt dem Vater die Wahrheit, und dann bittet ihn, wie Ihr mich jetzt bittet, Du mit Deinen beweglichen Worten, und Du, Mädchen, mit den weinenden Augen, da kann er nimmermehr widerstehn.

Aber Du kannst es, rief Michael aus, Du kannst meine Angst sehen, und mir Hülfe weigern. Höre jetzt meinen Schwur: wenn der Schatten der Berge sich morgen ins Thal senkt, ohne daß mein Glück unwiderruflich ist, so wird er mich nicht mehr hier, ja nicht mehr auf der Welt finden. Ich bin des Hoffens und Fürchtens müde, ich ertrage es nicht länger; Du kennst den Zustand nicht, in dem ich vor Dir stehe.

Nun gut denn, ich will thun, was nicht Recht ist, murmelte Jakob, dem stillen Schmerz des armen Mädchens zu Liebe, nicht Deinetwegen, Du wilder Mensch. —

Indessen kehrte Balthasar spät am Abend heim,

durch das Wiedersehen langentbehrter Freunde und Jugendgenossen sichtlich erheitert. Seine Frage: ob Paolo angekommen sey, ward verneint, und es schien, als ob dieß seine Zufriedenheit nicht störe. Er liebte den vorgezogenen Sohn nicht mehr, als er ihn fürchtete, er mochte seinem vorwurfsvollen Blick gern ausweichen, bis die Zeit das Glück des Ehepaars bewährt, die Nachgiebigkeit des Vaterherzens gerechtfertigt hatte. Von einer geheim genährten Besorgniß vor dem festen Eigensinn Paolos durch sein Ausbleiben befreit, überließ er sich nun erst der Hochzeitfreude; Jakob und Michael mußten sich zu ihm setzen, einen fröhlichen Nachttrunk mit ihm zu theilen, wobey er so viel zu erzählen wußte, daß die Einsylbigkeit der Zuhörer unbemerkt blieb. Petrona hatte früher ihr Kämmerchen gesucht, nicht um zu schlafen — um wachend und betend den Morgen des neuen Tages zu grüßen, und mit frommen Wünschen den bräutlichen Kranz für ihre dunkeln Locken zu flechten. — Der Morgen röthete die waldigen Höhen, als Jakob die Thür der Hütte öffnete, den weiten Hausraum mit Blumen bestreute, die hohen Oelbäume, die das Vordach beschatteten, durch Blumengewinde an einander reihte. Im Innern des Hochzeithauses prangte ein reichbesetzter Tisch mit Milch und Kuchen, köstlichen Früchten, Palmwein und feurigem Portwein, auch feinem Brod, und Butter und Käse, von der Milch der eignen Ziegen. — Der weite Rasenplatz war zum Tanz geebnet, bekränzte Bänke standen

rund umher; die Sonne ging jetzt über dem niedrigsten Gipfel auf, ihre ersten Strahlen erleuchteten die feierliche Pracht; kühle Lüfte, ihre Boten, trugen die Düfte der Blüthen weithin durch das Thal, daß Alles in Wohlgeruch schwamm. — Da ließ sich von Ferne Gesang und Saitenspiel hören, es kam näher, ein Trupp junger reisender Sänger erschien, mit Lauten, Cymbeln, Flöten und Harfen. Von der südlichen Sonne stark gebräunt, zeichneten lebensfrohe heitere Züge, Augen voll Glut, Raschheit in jeder Bewegung diese wandernden Künstler aus, die gleich den Vögeln munter umherzogen, ohne Heimath, die Lüfte mit ihrem Gesange erfüllend. Bald nach ihnen kamen Männer, Weiber, Jünglinge und Mädchen, einzeln und in Gesellschaft, von allen Seiten über die rauhen Gebirge herab, und wie sie niederstiegen, in den bunten Gewändern, die Jünglinge mit braunen Jäckchen, rother Weste und fliegender Schärpe, braunen Strümpfen, und zierlich geflochtenen Sandalen, eine kleine platte Mütze, oder ein seidnes Netz auf den schwarzen Locken, die Mädchen in kurzem Scharlachrock und dunklem Mieder, einen weißen Filzhut auf dem Kopfe — belebten die muntern Farben das grüne Thal, und die Chorgesänge der Spielleute begrüßten jede Gesellschaft mit munterm Jubel. Nun war Alles beysammen, Balthasar hieß die Gäste willkommen, ging dann ins Haus, und führte das reizende Brautpaar ihnen zu, daß sie es segneten. Der Männer Blicke ruhten bewundernd auf der lieblichen

Gestalt Petronens, deren Kleidung, genau dieselbe, wie die der andern Mädchen, nur durch einen langen Schleyer und den jungfräulichen Kranz ausgezeichnet war; Michaels seelenvolles schönes Gesicht entstellte ein Zug von Unruhe und Sorge, eine Wolke, die selbst dieser Augenblick nicht zerstreuen konnte. Er sandte die Augen bange umher, zitternd vor jedem Schatten, vor jeder fremden Gestalt, überall glaubte er Paolo zu erblicken, der seine Hand von der Hand der Geliebten losreißen wollte. So in rastloser Angst ertrug er nicht ohne Anstrengung die Zeit, die noch vergehen mußte, ehe des Priesters Seegen das unauflösliche Band knüpfen sollte, er hatte kein passendes Wort des Dankes für die Wünsche, die man an ihn richtete, für die ländlichen Geschenke, die Mädchen und Knaben herbeybrachten, er hörte nicht auf die Wechselgesänge, die das Glück der Ehe und Liebe priesen. Endlich ordnete sich der Kirchzug — schon die Bewegung linderte die Unruhe seines Herzens. — Männer und Weiber zogen voraus, Vater Balthasar an der Spitze, dann die Jünglinge von dem Bräutigam, die Mädchen von der Braut geführt. Dem langen, schlangenförmigen Zuge voran ging die Hälfte der Spielleute, die Uebrigen schlossen sich zuletzt den jubelnden Mädchen an. Wechselnd ertönte bald hier, bald dort Gesang und Spiel, lautes Jauchzen unterbrach den Schall; war eine Höhe erstiegen, so hielten die Ersten, man legte sich ins Moos, sah die bunte Reihe aus der Tiefe sich langsam aufwin-

den, wie einen farbigen Faden, und oben empfingen sie schmetternde Klänge, die alle Echos aus ihrer Ruhe weckten.

Das Gebürge war nun überstiegen, die enge, düstre Schlucht nahm das Hochzeitgeleit auf, man sah in der Ferne die Capelle, und über ihr hervorragend die schwarzen Mauern der Ruine. Brausend schoß das Wasser neben dem schmalen Fußpfade hin, der an zackigen Bergmassen dicht vorbey führte, das wilde Geräusch machte Spiel und Gesang verstummen. Als sich die Schlucht erweiterte, ließen sich Töne eines schwachen Glöckchens von der Capelle hören, uralte Bäume beschatteten den Weg mit heiligem Dunkel, tiefe Stille schien hier ungestört zu wohnen; von dem Fußtritt der Wandernden aufgeschreckt, flohen verscheuchte Vögel einzeln mit lautem Flügelschlage zu den Höhen auf. Kein Sonnenstrahl hatte noch den Weg in das tiefe Thal gefunden, ein Schimmer berührte nur eben die höher liegende Capelle, während das volle Morgengold oben auf der Ruine glänzte. Als die kleine Kirche erreicht war, ordnete sich der Zug; ein ehrwürdiger Priester stand am Altar, neben ihm die Knaben, die Michael gestern gesehen hatte. Hohe Kerzen wehten mit langer Flamme empor, ihr bleicher Schein mischte sich geheimnißvoll mit dem Tageslichte. Laut klopfte Michaels Herz, als er niederknieete, neben ihm die Braut, die Ersehnte, Geliebte! — Der Augenblick war errungen, wofür Gottes Augen, vor gerührten theilnehmenden Zeugen

der Diener der Kirche sein Glück heiligen sollte. Jetzt fühlte er Freude und Ruhe in seine Seele einziehen, ein Blick auf Petrona theilte die Seeligkeit erfüllter Hoffnung mit ihr, der Mönch begann die Worte der Weihe, heilige Stille herrschte rings umher. — —

Plötzlich bricht ein wilder Lärm das tiefe Schweigen, näher und näher ertönen rauhe Stimmen, von einzelnen Worten geschreckt, schweigt der Priester, alle Ordnung löst sich auf, die der Thür zunächst sind, eilen hinaus, und kehren nicht wieder. Unbeweglich kniet nur noch das Brautpaar, und der Priester steht erwartend, die Augen nach der Thüre gewendet. Aus verworrenem Getöse ringt endlich ein gräßlicher Ruf sich los, kreischend schreit eine Weiberstimme: Mord! — Balthasars Name wird genannt, man sucht ihn mit jammerndem Mitleid, der alte Mann hört den Ruf, aber seine Füße wurzelt der Schreck in den Boden. Zitternd hält Jakob seinen Herrn aufrecht, und die unglückliche Braut erhebt sich händeringend.

Da stürzte, ein Bild des Entsetzens, blaß und entstellt, die junge Wirthin voraus, die gestern Michael auf Paolos Spur leitete. Halt ein, schrie sie athemlos, vollzieht die heilige Handlung nicht. Vater Balthasar, Dein Sohn ist ermordet, und Deine Tochter will dem Mörder die Hand reichen! — Löscht die geweihten Kerzen aus, schließt das Gotteshaus, draußen bringen sie den Leichnam, und sein Blut ruft Rache gegen seinen Mörder! —

Regungslos, wie ein Bild von Stein lehnte Mi-

chael an den Stufen des Altars. Er sah nicht, wie Jeder vor ihm zurückwich, daß ein weiter Raum ihn von dem erschrockenen Haufen trennte, er hörte nicht, wie die Wirthin seine gestrigen Drohworte wiederholte, und jeden Umstand, der ihn verklagen mußte, wie Jakob Wehe über ihn rief, indem er sich der tödtlichen Waffe erinnerte, die er im Mantel verborgen trug, wie seine Unruhe, seine sichtbare Angst von zwanzig Zeugen gemalt, wider ihn sprachen. Es rührte ihn nicht, daß der Vater laut jammerte, und der Mönch tröstete, daß der furchtbare Leichenzug nahete, und Alles hinausströmte, das Gräßliche zu schauen. Ein lauter Schmerzensruf Petronens weckte ihn endlich aus seiner dumpfen Fühllosigkeit; er raffte sich auf, den Andern zu folgen. Auf grünem Boden lag Paolo blutig und entstellt, eine tiefe Schußwunde in der Brust; so hatten ihn die Männer, die ihn trugen, in der Ruine gefunden, so hatte die Wirthin ihnen begegnet, als sie im Begriff war, sich den Hochzeitgästen beyzugesellen. — Niemand zweifelte an Michaels Schuld. Er stand wie ein Geächteter allein, betäubt von der furchtbaren Erfüllung seiner Ahnungen, während Petrona und ihr Vater den Leichnam mit Thränen benetzten, und der Mönch über den starren Resten Gebete sprach. Aber das dringende Bedürfniß nach Rechtfertigung fühlend, blickte Michael im Kreise umher, und ward den alten Jakob gewahr, der sich mühsam aufrecht hielt. Sein weißes Haupt fiel kraftlos auf die Brust, der tiefste See-

lenschmerz lag auf seinem redlichen Gesicht. Michael nahte sich, ihn sanft unterstützend, doch mit Schauder wandte der Greis sich von dem bleichen Jünglinge ab. Wehe Dir! rief er aus, wehe Dir, Brudermörder! Fliehe das Haus, das Du verödet hast, das Haus, das Deine Wiege war! Wehe auch mir! ich sündigte aus schwacher Liebe für Dich, an meinem Herrn und Freunde. Einen Augenblick später, so war ich Schuld an einem unnatürlich gräßlichen Ehebunde!

Ich bin unschuldig, Jakob, sagte Michael, meine Hände sind rein von diesem Blute. So wahr mir Gott helfe, und die heilige Jungfrau.

Rufe die Reinen nicht an, unterbrach ihn Jakob, mein Ohr erschrickt vor Deinen falschen Schwüren. Haß und Rache tobten lange schon in Deiner Brust, Deine Verwünschungen machten einen schwarzen Vorsatz kund, und die scheue Unruhe, die wir Alle an Dir sahen, war das Zeichen Deiner Schuld. Fliehe, wende Deine Schritte weit von hier, Gott gebe Dir Reue und Versöhnung.

Balthasar erhob sich jetzt von der Leiche seines Sohnes; seine irren Blicke suchten Michael. Wo ist der Mörder? rief er mit herzzerschneidenden Tönen; stumm wiesen die Nächststehenden auf den Jüngling. Petrona hing sich verzweifelnd an den Vater, der wankend vorwärts schritt. Vater, sagte Michael, ich bin kein Mörder. Nicht unschuldiger sind sie Alle, die hier schaudernd stehen; ich habe Deinen Sohn nicht

geſehen, ſeit er von uns ſchied. Gott wird die Wahrheit ans Licht bringen.

Geh aus meinen Augen! ſchrie Balthaſar, laß mich die Stimme nicht mehr hören, die ſo oft düſtere Ahnungen in mir weckte. Ja, ich kannte das wilde Feuer Deiner Bruſt, und zitterte vor ihm; nun hat es mein Dach getroffen, und meine Hütte verzehrt. Mögeſt Du nie wieder unſer friedliches Thal betreten. Wie der Engel mit dem Schwerdte unſere erſten Eltern austrieb, ſo treibt Dich mein Fluch von dannen. Und wo Du hingehſt, verfolge Dich das Bild des verwaiſten Vaters, des gemordeten Bruders, des armen ſterbenden Mädchens, das hier zu Deinen Füßen liegt.

Petrona war bey den erſten Worten des Vaters neben ihm zu Boden geſunken. Michael kniete zu ihr nieder, während einige ſtarke Männer den Alten ergriffen. Petrona, ſagte der Unglückliche, was denkſt Du von mir? Zweifelſt auch Du an meiner Unſchuld, giebt es keine Zuflucht mehr für mich auf Erden.

Ich glaube an Dich, ob Dich Alle verdammen, antwortete ſie mit gebrochner Stimme. Deinen Worten glaube ich, und bin Dir treu bis zum Tode. Mein Gebet folgt Deinen Schritten; ach es ſoll Tag und Nacht ringen, des Vaters harte Worte auszulöſchen.

Lebe wohl mein Engel! rief er in wildem Schmerz, ich verdiene Deinen Seegen nicht, aber er iſt der letzte Troſt des Verlornen. Ja, Gott ſtraft ſeine Gedanken wie Thaten. Meine Hand hat

nicht gemordet, doch mein rauhes Gemüth, mein unversöhntes ungeduldiges Herz hat den Jammer über uns Alle gebracht. Das ist es, was mich von Deinem Angesicht verbannt, und in den Tod treibt. Lebe wohl, auf ewig! —

Paolos Leichnam ward indessen aufgehoben, bedeckt, und in der Capelle niedergelegt; man machte Anstalten, Balthasar und Petrona heim zu bringen, aber das Mädchen lag in tiefer Ohnmacht, Michael war verschwunden. Langsam und traurig zerstreute sich die Hochzeitgesellschaft, nur drey Männer blieben nebst dem Mönche bey Balthasar und Jakob, angstvoll beschäftigt, die unglückliche Braut ins Leben zurück zu rufen, und auf einem Zacken des schroff ansteigenden Berges saß einer der jungen Sänger, die einsame Gruppe traurig beschauend. Sein weites Gewand, sein langes Haar wehte in der Luft, die die leisen Trauertöne seiner Harfe ins Thal niedertrug. Hab ich kein Kind mehr, heiliger Bruder? fragte Balthasar den Mönch, der sich unablässig mit der Ohnmächtigen beschäftigte, ist sie todt?

Sie schlägt die Augen auf, antwortete Jener, Gott gebe ihr Thränen, ihren starren Jammer auszuweinen.

Lange saß Petrona aufgerichtet an der Brust des alten Jakob, mit todten Augen fest die Stelle betrachtend, wo Michael ihr den letzten Abschied gesagt hatte. Die schreckliche Vergangenheit zog wie ein schwerer Traum an ihr vorüber. Sie schien den Vater, den treuen Knecht nicht zu kennen, die sanften Tröstun-

gen des Mönchs nicht zu vernehmen. Die leisen Töne der Harfe drangen zuerst in ihr Ohr, ihr Auge hob sich zum Himmel, sie faltete die Hände, ihre Lippen sprachen unhörbare Worte, und ein Strom von Thränen erleichterte das bange Herz. Nach einer Weile nahm sie ohne Weigern eine Stärkung, und willigte schweigend ein, den Heimweg zu beginnen. Jakob und einer der befreundeten Männer trugen sie aus dem düstern Ort des Schreckens, den sie so hoffnungsreich betreten hatte. Sie hob ihren Blick im Vorüberziehen nach dem Sänger auf, und neigte freundlich ihr mattes Haupt. „Ach Jakob," sagte sie, „nicht dazu ward diese Harfe heute früh gestimmt! — Aber möchte die heilige Jungfrau wollen, daß ihre Töne zu Einem dringen könnten, der des Trostes mehr als wir Alle bedarf. — Mich haben sie sehr gestärkt."

Wenn den Leidenden ein Paradies umgiebt, wenn die Freuden des Lebens ihn grüßen, ohne wie sonst sein Herz zu rühren, wenn der junge Frühling Alles schmückt, und nur seine Seele in starrem Winterschlaf, nicht mit zum Genuß erwacht, dann fühlt er die Wunden stärker bluten, die ihm das Schicksal schlug — denn er muß weinen, wo alles Lebende jauchzt, und in der anbetenden feiernden Natur steht er allein, ein Klagelaut, der durch die Harmonie der Freude bebt. So traf Petronen der Anblick des lachenden Thales, wo sie harmlos erwachsen war; ein schneidender Schmerz durchzuckte ihre Brust, als es sich in gewohnter Ruhe und Schöne vor ihr aufthat, ihr

war wohler gewesen zwischen den wilden Wänden, beim hohlen Rauschen des Waldstromes, in dem finstern Schatten jener Schlucht. Man muß sich an die ungestörte Ruhe des Aeußern, an die Regelmäßigkeit der Natur gewöhnen, die heute wie gestern fortwirkt, wenn dieser kurze Zeitraum das ganze Gebäude des Menschenglücks, alle süßen Träume der Brust vernichtet hat; wir finden im fortgerückten Lebensalter einen Trost in den Reizen der ewig treuen Schöpfung, während das junge Herz, weil es seine Seeligkeit betrauert, Sonne und Sterne, Baum und Quell mit demselben Trauerschleyer verhüllen möchte, der sich über sein inneres Leben zog. — Die freundlichen sonnigen Berge, die Bäume mit Reben umsponnen, der üppig blühende Garten, den Michaels Hand pflegte, der hochzeitliche Schmuck des Hauses — ach, es zerriß Petronas Herz mit tausend Qualen. Aber still duldend trug sie Alles, keine Klage entfloh ihren Lippen, sie stand am Bette des todtmatten Vaters, mit einem Heldenmuth, der dem armen schwachen Mädchen den Kranz hoher Tugend verdiente. Sie arbeitete wie sonst, ja sie übernahm wenig Tage nach ihrem Unglück den Theil von Michaels Geschäften, der für ihre Kräfte paßte, und wie ein sanfter guter Geist umschwebte sie den Vater, der trostlos um den verlornen Sohn jammerte. Nur wenn er ein hartes Wort über Michael aussprach, hob sie die Hände bittend auf, mit einem Gesicht, das von den höchsten Seelenleiden zeigte. Aber in der stummen, heiligen

Nacht floſſen ihre Thränen, in der Einſamkeit überließ ſie ſich dem Gram, an den Erinnerungsorten, die ſie vormals mit ihm beſucht hatte, weinte ſie ihren Schmerz aus. Jakob wußte das wohl, er ſah tiefer als Balthaſar, denn der unmäßige Kummer über Paolo zog dieſem einen Nebel über jeden andern Gegenſtand. Liebevoll ſchlich der treue Freund ihr nach, gleich dem Reichen, der eine Gabe des Erbarmens für den dürftigen Bruder trägt, um ihr Vertrauen zu erringen, und ihr die Wohlthat der Klage, den Troſt der Theilnahme zu gewähren. So gelang es ihm endlich, dem verſchloſſenen Schmerz Worte abzuzwingen; doch wie ſehr erſtaunte er, als ſie ihm das feſte Vertrauen in Michaels Unſchuld zeigte, die heilige Zuverſicht: das verborgene Räthſel werde einſt offenbar werden, ſey es auch erſt über ihren Gräbern. Sein redliches Herz fühlte hier eine Quelle des Troſtes für die Unglückliche, und er widerſprach ihr nicht, ſo wenig er ihre Meinung theilen konnte. Noch hatte keine Nachforſchung Licht über die ſchwarze That verbreitet, eben ſo wenig wußte man etwas von Michael. Wenn Jakob jetzt ſeine Wanderungen begann, ſchloß das Mädchen ihn feuriger in die Arme, ihr bittender Blick ſagte deutlich: forſche nach ihm. — Und wenn er wiederkehrte, war die Frage eben ſo ſtumm, und doch eben ſo dringend, — aber immer vergeblich.

Ein Jahr verging langſam, in Einſamkeit und ſchmerzlicher Erinnerung. Ueber das Grab irdiſchen

Hoffens hatte die Zeit ihren milden Schleyer gewoben, wie ein dichtes Grün Pcolos Ruheſtätte überzog. Wenn Petrona jetzt Abends im Mondſchein allein vor der Hütte ſaß, und die balſamiſche Luft, die erquickende Kühlung, das leiſe Rauſchen in den hohen Oelbäumen ſie an ſchönere Abende mahnte, ſah ſie nicht mehr wie Anfangs mit lautem Herzklopfen nach der Krümmung des Thales, wo die Berge gleich dunkeln Rieſen an einander traten; ſie hoffte nicht mehr ihn dort erſcheinen, ihn herbeieilen zu ſehen, und kein Schatten täuſchte ſie mit kurzem Entzücken. Aber ihre Seele ſuchte ihn in der Ferne auf, oder ſie hing fragend an dem Nachtgeſtirn: ob es vielleicht ſein einſames Grab verſilberte. Sein Name ward nicht mehr genannt, nur ihr Herz kannte ihn noch, und weihte ihm ſtill leidend die Treue, die ſie ihm beim Scheiden ſchwur.

Nicht ſo ſtill als hier zwiſchen ſchirmenden Bergen war es indeſſen draußen in der Welt zugegangen; Jakob brachte jetzt wichtige Zeitungen mit, wenn er auswärts geweſen war, Zeitungen, die ſelbſt das erſtorbene Gefühl des alten Balthaſar neu belebten. König Heinrich war todt, Philipp der Zweite von Spanien ließ ſogleich Truppen an die Grenze rücken, ſich ſeiner Erbſchaft zu verſichern. Die Gerüchte von Sebaſtians Leben ſtarben ſpurlos, wie ſie entſtanden — es waren nur Wünſche eines unglücklichen Volkes geweſen, das den angeſtammten Herrſcher nicht aufgeben mochte. So lebte nur noch ein Prinz, der

mit Philipp in die Schranken treten konnte, und es muthig that, obgleich mit ſchwachen Hoffnungen. Der Großprior Anton de Crato, Sohn Herzog Ludwigs von Beja, war ein Neffe des letzten Königs, er kam heimlich nach Liſſabon, hielt ſich verſteckt im Hauſe eines Prieſters, und fand großen Anhang beim Volke. Der Bürgerkrieg entbrannte; zwei blutige Schlachten, bey Alcantara und bey Prato entſchieden über Antons Schickſal. Aber die Entſcheidung fiel nicht glücklich. Philipps altſpaniſche Krieger beſiegten leicht des Großpriors zuſammengeraffte Haufen. Zweimal geſchlagen, irrte der unglückliche Prinz flüchtig umher, nicht mehr ſicher auf Portugals Boden, mußte er in jedem Begegnenden einen ſpaniſch Geſinnten fürchten, und auf ſeinen Kopf hatte Philipp den Preis von 30,000 Thlrn. geſetzt. —

Balthaſar, ein alter Diener Herzog Ludwigs von Beja, hörte nicht ohne die tiefſte Bewegung, was zuerſt von dieſen Nachrichten zu ihm drang. Heiße Wünſche für das Glück des Prinzen zogen ihn mit allen Sinnen wieder in die Welt, der er ſchon geſtorben war. Ungeduldig ſandte er ſeinen Knecht auf Kundſchaft aus, und träumte indeſſen von der Thronbeſteigung des Großpriors, von dem Jubel eines glücklichen Volks, ohne zu ahnen, wie in dieſem Augenblicke der geliebte Sohn eines hohen Hauſes den ſichern Bettler um ſeinen Ruheplatz auf grüner Erde beneidete.

Es war im Juli des Jahrs 1580, als eines

Abends, da schon Dunkelheit im Thale weilte, eine hohe schwarze Gestalt an den Bergen hinschritt, von Zeit zu Zeit schüchtern umschauend, wie Jemand, der in halbbekannter Gegend sich mühsam zurecht zu finden sucht. Petrona und ihr Vater, die vor der Hütte saßen, sahen erwartungsvoll die Erscheinung nahen, die im lichten Mondschein schattenartig und seltsam aussah. Kein fremder Fuß hatte ihr kleines Gebiet betreten, seit Paolo starb und Michael schied; ein leises Zittern flog durch Petronens Glieder, denn wenn gleich der Mann größer und weniger schlank schien, als Michael, konnte sie doch den Gedanken nicht ganz von sich weisen, daß er ihr nahe sey, daß er zu ihr zurückkehre. Auch der Alte mußte etwas Aehnliches gedacht haben, er murmelte vor sich hin: nein, Gottlob, das ist nicht seine Gestalt; und indem er aufstand, einige Schritte vorzutreten, sagte er zu Petronen: es ist ein Mönch, ich erkenne deutlich das schwarze Ordensgewand.

Der Mönch kam jetzt näher, er verdoppelte seine Schritte, wie er die Bewohner der Hütte gewahr ward; jede seiner Bewegungen malte Unruhe, hastige Angst. Ein todtenblasses Gesicht, mit funkelnden schwarzen Augen, sah aus der dicht anliegenden Kappe hervor, und ein scharfer Blick forschte in den Zügen des alten Mannes.

Der Segen unserer lieben Frau sey mit Euch, sagte der Fremde, und belohne Eure Gastlichkeit, wenn Ihr mir einen Augenblick Ruhe gestattet, und

ein Labsal reicht, daß ich fürderziehen kann. Ich bin sehr ermüdet, wie Ihr seht, ein Gelübde zwingt mich, nur in der Hütte der Armuth zu rasten, wo Einfalt und Frömmigkeit wohnen.

Wohl uns, wenn unsere Hütte solche Schätze birgt, heiliger Vater, erwiederte Balthasar, indem er zugleich Petronen einen Wink zur Bewirthung des Mönchs gab. Aber wie hat Euer Fuß dies verborgene Thal gefunden, nicht oft kehrt ein Wanderer bey uns ein, und kein Weg führt vor unserer Wohnung vorüber.

Es ist nicht das Erstemal, daß ich hier bin, sagte der Andere, obwohl lange Jahre seitdem verflossen sind. Das Haus kenne ich noch wohl, und jeden Baum umher. Irre ich nicht, so gehörte es einstmals dem Herzog von Beja, der treue Diener zu seinen Verwaltern zu bestellen pflegte. Einer, mit Namen Balthasar, der Liebling des jungen Prinzen Anton, erhielt endlich das kleine Besitzthum erblich. —

Das bin ich, Vater, unterbrach ihn Balthasar, und bey St. Jago, wie Ihr von mir zu wissen scheint, so weiß mein Gedächtniß auch Etwas von Euren Zügen. Die Stimme, mit welcher Ihr zu mir redet, weckt mir Erinnerungen, aber ich kann sie nicht aufklären. —

Der Sprößling jenes Hauses, dem Ihr dientet, Balthasar, würde jetzt glücklich seyn, unter diesem Dache zu schlafen, das sein letzter Diener besitzt — fuhr der Mönch mit bewegter Stimme fort — er

irrt heimlos umher, wüthende Feinde verfolgen ihn, wie der Jäger das Wild verfolgt, die Freunde sind von ihm abgefallen, oder schlafen den Todesschlaf, auf seinem Kopfe steht ein hoher Preis, und er dürfte sich eher dem ungeselligen Raubthiere vertrauen, als Wesen seiner Art! —

Barmherziger Gott! rief Balthasar aus, also alle unsere Hoffnungen hin, der letzte Trost treuer Portugiesen hin! — und mein Herr, mein theurer junger Herr! —

Dir darf ich trauen, alter Mann, sagte der Mönch heftig bewegt — heilige Jungfrau, habe Dank, ein treues Herz schlägt noch für mich. Balthasar, ich bin Anton, mein flüchtiger Fuß sucht Ruhe unter Deinem Dache; Ruhe, wenn auch nur für diese Nacht, ich bin bis zum Tode erschöpft, und kann nicht weiter, wären auch die Spanier schon am Eingang des Thales. Balthasar war bey den ersten Worten vor dem Großprior niedergefallen, und umfaßte weinend seine Kniee. Erstaunt, bis ins Innerste erschüttert, sah die zurückkommende Petrona der Scene zu. — Fürchtet nichts, rief Balthasar mit jugendlicher Lebhaftigkeit, hieher finden Eure Verfolger den Weg nicht. Hier seyd Ihr sicher. Die Pfade sind verschlungen, die Berge verstecken dies stille Plätzchen in ihrem Schooß, daß Niemand sein Daseyn ahnet. Schlaft ruhig in der Hütte, ich will für Euch wachen, wie ich wohl sonst schon that.

Wir wollen uns keiner Sicherheit überlassen, Freund,

erwiederte der Großprior, aber ich fühle mich von der ungewohnten Last ängstlichen Kleinmuths befreit, seit ich wieder einem Menschen vertrauen darf. Die Spanier waren diesen ganzen Tag auf meiner Spur, ich bin im Gebürge gesehen worden, ja ich war einmal fast in ihren Händen. Daß ich bis hieher gelangte, daß ich Dich fand, scheint mir ein Pfand noch höherer Gunst. Meine Heere sind geschlagen, meine Anhänger zerstreut, mein Roß und mein Schwerdt, die treuen Gefährten auf dem gewagten Pfade, mußte ich von mir lassen, doch der kühne Muth, mit welchem ich ihn betrat, er lebt noch unerschüttert in meiner Brust, und lehrt mich hoffen. Wenn ich dießmal den Verfolgern entgehe, wenn ich sicher ein Schiff erreiche, und an Englands gastlicher Küste lande, so habe ich nichts verloren. Mit Elisabeths Hülfe kämpfe ich dann noch einmal für den angestammten Thron, und bey den Gebeinen der Märtyrer, ich will ihn besteigen! —

Die hohe Gestalt des Prinzen richtete sich bey diesen Worten höher auf, seine ganze Haltung verlor das Demüthige, Furchtsame, das zu seiner Tracht paßte, und zeigte eine ehrfurchtgebietende Würde. — Gieb mir jetzt irgend ein Kleid, Balthasar, fuhr er fort, und verbirg diese Kutte, die mich verrathen könnte; laß mich Dein Sohn seyn, Dein Knecht, wenn Du meinst. So Gott will, weile ich hier, bis die Nacht wieder über die Berge sinkt. —

Nicht mein Sohn, Don Anton, sagte der Alte

haftig — das Unglück und der Mord folgt meinen Söhnen. Aber es ist ein Kleid da, von Einem, der unter dem grünen Rasen schläft, das legt an, und wenn es Euch gefällt, mögt Ihr des armen Mädchens Ehemann heißen, wenn uns Jemand stören sollte. Sie wird sonst keinen mehr mit solchem Namen grüßen, denn als Braut ist sie Wittwe geworden.

Während der Prinz die Kutte ablegte, Paolos häusliche Kleidung anzog, und sich mit Milch und Früchten labte, war es völlig Nacht geworden. Petrona hatte ihm des Vaters Lager mit reinlichem Leinenzeug bedeckt, und seinen Sorgen zum Trotz schlief Don Anton sogleich fest ein, wie sein Haupt das harte Bett berührte, denn er hatte in vielen Nächten keinen Ruheplatz gefunden. Balthasar und seine Tochter fühlten um so weniger Ermüdung. Die ganze Vergangenheit war in dem Alten wach geworden; alle Bande der Liebe und Anhänglichkeit, welche die Zeit vielleicht lockerer machte, zogen sich fest um sein Herz, seit er den Sohn seines Gebieters sah, ein neuer Faden knüpfte sich in sein einförmiges Daseyn, er wünschte, fürchtete, und hoffte wieder. Petrona hingegen war durch die unsanfte Berührung ihrer stillverschwiegenen Wunde tief betrübt worden, sie verbarg mit Mühe die Thränen, wenn des Prinzen mitleidiger Blick während seines kleinen Mahles sie traf, und jetzt, wo sie neben dem tiefsinnenden Vater wieder unter dem Vordach vor der Hütte saß,

weinte sie, von der Nacht geschützt, ihren Schmerz aus, unfähig, die aufgeregte Erinnerung niederzukämpfen, obgleich ihr Gefühl ihr Vorwürfe machte, daß sie an sich denke, wo der Unglückliche, den ihre Wohnung barg, alle Gedanken in Anspruch nahm. So saßen sie bis Mitternacht beysammen, und keins hatte noch ein Wort gesprochen, als plötzlich das Geräusch von Schritten und Stimmen die lautlose Stille unterbrach. Zitternd faßte Balthasar nach der Hand des Mädchens, sie horchten mit verhaltnem Athem. — Mut, Petrona, sagte Balthasar, laß um aller Heiligen willen keine weibliche Schwäche unser Spiel verderben. Es gilt das Leben unseres künftigen Königs, und Deines Vaters letzter Augenblick würde es seyn, wenn man ihn hier gefangen nähme!

Es blieb dem erschrockenen Alten nur eben so viel Zeit, mit geflügelter Eile den Prinzen zu unterrichten, und an seinen Platz zurückzukehren, ehe der Trupp spanischer Soldaten, dessen Zug sie aus der Ferne wahrnahmen, vollends herankam. Eine herrische rauhe Stimme fragte nach dem Großprior, und beschrieb genau seine geistliche Tracht. — Habt Ihr solchen verkappten Mönch nicht heute hier herumschleichen sehen? sagte der Kriegsmann zu Balthasar, hütet Euch, eine Unwahrheit zu sagen, ich frage im Namen des Königs von Spanien. Ich frage auch Euch, Frau der Jungfrau, was Ihr seyn möget; sagt die Wahrheit, denn, bey meinem Degen, eine Lüge würde euch verderben.

1828.

Balthasar sammelte in diesem Augenblick alle Gewandtheit seines früheren Hofdienstes, um unbefangen zu versichern, daß die spanischen Krieger seit langer Zeit die ersten Fremden wären, die er sähe, aber er zitterte vor Petronens Antwort, welche trotz seiner Verneinung noch einmal verlangt wurde. Doch wenn ihm Kraft und Gewohnheit beystanden, so schöpfte das junge Mädchen dieselbe Stärke aus ihrem fühlenden Gemüth; sie gab ihr Zeugniß mit wenig Worten, fest und ohne Zagen. „Nun, so muß er Flügel haben, wie der Falk oder der Adler", sagte der Soldat. „Ich hielt ihn fast mit Händen, als es dämmerte, es war keine Spanne Raum mehr zwischen mir und den 80000 Thalern, nach denen ich lüstern bin. Irgend ein Winkel dieses verwünschten Lochs muß ihn verbergen, es mögen überall Posten bleiben, Recaldo! Da du den engen Schlauch kennst, so laß seine Zipfel scharf bewachen, damit die Beute nicht entschlüpft. — Wir Beide wollen indessen hier ausruhen, und Deinen Wein kosten, Freund. Meine Gebeine sind wie zerbrochen von dem Klettern auf Euern Bergen, und ich bin schläfrig wie ein Murmelthier. — Aber ehe ich ausruhe, will ich jeden Winkel durchsuchen, und wenn ich den ungeistlichen Mönch finde, so soll er Euch allen die Todtenmesse lesen. Ich kenne ihn gut, bin ihm heute so nahe gewesen, daß ich ihn malen wollte."

Recaldo hatte indessen einige Befehle gegeben; im hellen Scheine des Vollmonds vertheilten sich die Krie-

ger, lange schwarze Schatten auf den Boden wer-
fend. Mit ungestümem Herzklopfen schickte sich Bal-
thasar an, die Zurückbleibenden in den innern Raum
der Hütte zu führen, wo eine Lampe, die von der
schlechten Decke herabhing, schwaches Licht verbreite-
te. Don Anton saß auf seinem Lager, in einer Ge-
müthsstimmung, die nur ein solcher Augenblick er-
zeugen kann. Der Eintritt der Soldaten konnte über
sein Loos entscheiden, denn, wenn Einer ihn kannte,
war er verloren. Aber der höchste Grad der Gefahr
stählt den Muth, und er beschloß die Qual des Zwei-
fels zu enden, indem er ihnen entgegentrat, ziemlich
barsch nach der Ursach der Störung fragend. Der ält-
tere Soldat maß ihn mit einem Blick, vor welchem
das Blut in Balthasars Adern seinen Lauf vergaß,
während der Prinz ihn unbeweglich, ohne ein Zeichen
der Verlegenheit aushielt.

Wer ist denn der Bursch hier, der mit des Kö-
nigs Soldaten rechten will? fragte der Kriegsmann.

Mein Eidam, Sennor, antwortete Balthasar, dort
des jungen Weibes Mann. Ihr müßt ihm vergeben,
denn wahrlich, wir sind nicht gewohnt, Gäste zu em-
pfangen. Sage ein Wort, Diego, Deine Unhöflichkeit
zu versöhnen.

Seyd willkommen, Ihr Herren, sagte der Gros-
sior. Ihr sollt wissen, daß ich noch mit dem Schlafe
im Streit lag, jetzt giebts Arbeit bey uns, und man
läßt sich ungern wecken, wenn die Nacht Ruhe bringt.

Petrona hatte Wein und Brod auf den Tisch ge-

ſtellt, an den ſich die Soldaten niederſetzten, ſie zog ſich nun in einen Winkel zurück, wo ſie die Augen ſchloß, und ſich ſchlafend ſtellte, um ihr Zittern, ihre Angſt, der Aufmerkſamkeit zu entziehen. Aber, weit entfernt, wirklich zu ruhen, ſchaute ſie durch die halbgeöffneten Augenlieder nach der Gruppe am Tiſch, und während ſie in den Mienen des Fremden las, betete ſie inbrünſtig zu Gott, er möge dem Flüchtlinge, und ihrem Vater, die nöthige Faſſung bewahren helfen. Balthaſar ſaß etwas von Ferne, auf dem Lager, das der Großprior verlaſſen hatte, den unglücklichen Prinzen hielten Fragen und Erzählungen des Spaniers an ſeiner Seite feſt, doch in Antons ſchönem männlichen Geſicht ſah Petrona keine Spur des Zwanges, der Spannung, die in ſeinem Innern herrſchte. Auch der Soldat, ein rauher Krieger, mit braunem, runzelvollem Geſicht, das mehr Härte, als tückiſche Falſchheit ausſprach, ſchien ohne alle Ahnung eines Betrugs zu ſeyn, denn er ſprach freundlich mit dem Großprior, ja nach und nach, wie der Wein wirkte, ging er in den Ton des Scherzes über, und übte ſeinen rohen Witz an ſeinem Kameraden, der den Becher noch nicht berührt hatte. Dieſer ſchien jung und kräftig, aber die Binde, die ſein Haupt umwand, ließ Petronen glauben, daß er verwundet ſey. Er hatte beide Arme auf den Tiſch geſtützt, und ruhete auf ihnen, wie Jemand, der leicht entſchlummert iſt, doch ſein Gefährte weckte ihn von Zeit zu Zeit, und zwang ihn zuletzt, ihm beim Becher Beſcheid zu thun.

Stoß an, Recaldo, rief er, der Glücklichst, der morgen reich ist wie Crösus. Der Flüchtling kann uns nicht entwischen, wenn er in diesen Gebirgen umherschweift. Im Norden steht Don Juan, im Süden Don Rudrigo, wir sind in der Mitte, wie die Spinne in ihrem Gewebe. Hast Du die Leute beordert, daß sie Lärm machen, wenn ihnen was Verdächtiges aufstößt? Hast Du Boten an Don Juan de Luna geschickt, damit er uns zu finden weiß?

Recaldo bejahete die Fragen, Petrona sah mit Entsetzen, wie der Großprior bey Don Juans Namen erblaßte. — Der König soll leben, der König von Spanien und Portugal, fuhr der Soldat fort, und mag sein Gegner in seiner Gewalt seyn, wenn die Sonne aufgeht. Trink mit, Alter, und auch Du, Diego, wer nicht mittrinkt, dem soll nie wieder ein Tropfen durch die Kehle fließen. Kommt hervor, Frau, denn bey meinem Bart, Ihr müßt auch Bescheid thun. Nun, Diego? zum Henker, was zögerst Du?

.... Hörtet Ihr nichts? fragte Balthasar aufstehend, mir wars, als ob Schritte nahten, oder sollte der Nachtwind mit der Thüre spielen?

Die höchste Angst, Don Anton möchte sich verrathen, hatte dem Alten diese List eingegeben, sie that ihre Wirkung. Der Spanier sprang auf und eilte hinaus, Balthasar und der Prinz folgten ihm. Es war still draußen, der Soldat ging einige Schritte, rufte seine Wachen an, rühmte die Kühlung, die

sein heißes Blut erfrischte, und setzte sich auf die Bank nieder, ein kriegerisches Lied vor sich hin murmelnd. Balthasar drückte die Hand des Prinzen an seinen Mund. Wie ist Euch? fragte er leise.

In der Luft athme ich freier, war die Antwort, aber Freund, wenn Don Juan de Luna kommt, ist Alles verloren. Ich kannte den stolzen unbeugsamen Spanier schon als Jüngling, und stolz wie er, hab' ich ihn nie geliebt. Ihn täuscht diese Masque nicht, noch am Tage der Schlacht hat er mir entgegen gestanden, ein Blick von ihm, und ich bin verrathen. — —

Indessen waren die Drey kaum aus der Hütte getreten, als ein lauter schmerzlicher Seufzer Recaldo's Petronen aus ihrer angenommenen Stellung aufschreckte. Sie sah, wie er sich heftig auf den Tisch niederwarf, die Hände geballt vor die Stirn gedrückt, und mitleidig schlich sie näher, ohne daß ihr Fußtritt ihn zu stören schien. — Schmerzt Euch Eure Wunde, fing sie leise und schüchtern an, kann ich vielleicht etwas thun, den Schmerz zu stillen? Wir haben heilsames Oel, aus mancherley Kräutern bereitet, wenn Ihr wollt, will ich davon holen.

Petrona! rief der Krieger so laut und so herzzerreißend, daß des Mädchens tiefste Seele den Ton widerhallte — Petrona, Du hast Deinen Schwur gebrochen, ein anderer Mann besitzt Dich! — Diese Wunde kannst Du nicht heilen, mag die Andere bluten. —

Großer Gott! es ist Michael! sagte sie, und

ihre erſte Bewegung war Freude und Entzücken. — Aber wie ein Blitzſtrahl zuckte der Gedanke durch ihre Seele, daß ſie den Grosprior nicht verrathen, Michaels Täuſchung nicht aufhellen dürfte. — Ach Michael! rief ſie, ich bin die Unglücklichſte meines Geſchlechts; ich habe um Dich geweint, wenn die ganze Erde ſchlief, ich habe auf Dich gehofft, als jede Hoffnung Thorheit ſchien, wenn die Sonne aufging, und wenn ſie unterſank, wenn die Sterne kamen und erblichen, habe ich ſehnſuchtsvoll auf alle Wege geſchaut, die Du kommen konnteſt, jeder Schatten, jeder Laut war mir Deine Geſtalt, und Deine Stimme. Nun biſt Du da, und ich kann mich nicht freuen! —

Weine nicht, Petrona, erwiederte Michael, ſie an ſein Herz drückend, es iſt ſo beſſer für Dich, und an mich darf ich nicht denken. Ja! ich will den Mann ſegnen, dem Du angehörſt. Ich ſah ihn vorher lange an, ſein Geſicht iſt ſchön und ſtolz, aber ruhig; er ſcheint ein Mann zu ſeyn, den des Lebens Welle nicht ſtürmiſch hin und her wirft, der Manches erfahren hat, und nun feſt ſteht, ſich ſelbſt genug, und den Seinen eine Stütze. So war ich nicht! ach mein Ungeſtüm, meine wilde Leidenſchaft hat dies Paradies verſcherzt, und keine Buße kann es wieder erringen. —

Und wo warſt Du dieſe lange, lange Zeit? fragte Petrona zärtlich, ach in Schlachten, blutend und verwundet, in Schlachten gegen Deines Mädchens Vaterland. Und kannſt Du einen Unglücklichen

verfolgen, den Du nicht kennſt, der Dir niemals wehe that?

Denke nicht ſo niedrig von mir, Petrona, antwortete er, daß der Gewinn mich lockt, nach welchem Vinzent ſtrebt. Ich wünſche dem Großprior Glück, wenn er uns entkommen kann, aber es wäre meine Pflicht, ihn feſtzuhalten, wenn er mir begegnete, und Nichts könnte mich abhalten, ſie zu erfüllen. Don Juan de Luna, der Einzige, der meine frühere Geſchichte kennt, gab mir heute den Auftrag, die Leute durchs Gebirge zu führen, und ich widerſtand dem Wunſche nicht, Dich wieder zu ſehen. Es iſt der letzte Dienſt, den ich thue, ich verlaſſe das Heer, um in einem andern Welttheil ein Grab zu ſuchen. — Sieh, Petrona, als ich in der Dämmerung bey der Capelle vorüberſchritt, wo ich mit Dir vor Gottes Altar ſtand, da hegte ich noch die frevelnde Hoffnung, Dich zur Flucht aus Deinem Vaterhauſe zu bewegen. — Was ich fühlte, als der Vater jenen Glücklichen ſeinen Eidam nannte, o das nennt keine Sprache!

Unſerer Liebe hat hienieden kein Stern geſchienen, ſagte das Mädchen, eine ewige Scheidewand ſtand ja doch des alten Vaters Zorn zwiſchen Dir und mir. Aber was hier nicht blühen konnte, kann ſich ja zu jener ſeeligen Hoffnung geſellen, und mit ihr vereint unſerm Pfade leuchten. Wie Du damals ſchiedeſt, bateſt Du mich, an Dich zu glauben, Alles verdammte Dich, ich glaubte Dir. Jetzt bitte ich Dich, Michael, glaube an meine Liebe und Treue, wenn ich mich

auch eines Andern Weib nenne. Mein Herz iſt immer bey Dir geweſen.

Kindlicher Gehorſam hat alſo das Band geknüpft, und Du liebſt ihn nicht! O Petrona, jetzt weiß ich nicht, ob ich ihn beneide, oder bedaure. —

Der lärmende Eintritt Vinzents, und der beiden Andern, unterbrach hier die ſchmerzliche Unterredung. Petrona füllte Becher und Kanne von Neuem, und zog ſich dann an ihren vorigen Sitz zurück, wo ſie weinend und betend, im Verborgenen blieb. Ihr ganzer Antheil am Leben ſchien in die düſtern Stunden dieſer Nacht zuſammengedrängt — da war Michael noch in ihrer Nähe, des Prinzen Schickſal lag in furchtbarer Wage, er konnte durch das Opfer, das ſie ihm brachte, gerettet werden. Aber wenn der Morgen die Spanier entfernte, wenn Don Anton geſichert das Thal verließ, und die ewige todte Ruhe dieſen Erſchütterungen folgte, wie ſollte ſie das lange Leben ertragen? — Auch Balthaſar und der Prinz ſuchten jetzt die Rolle der Schlafenden zu ſpielen, die ſie von einer ſchwereren erlöſte, doch Niemand wird zweifeln, daß ihre bewegten Gemüther den Freund der Müden verſcheuchten, wenn gleich tödtliche Erſchöpfung die Augen Don Antons zuweilen einen kurzen Moment ſchloß. Vinzent ſetzte ſich wieder zu der gefüllten Kanne, der er unermüdet zuſprach, indem er kopfſchüttelnd ſeinen traurigen Gefährten betrachtete.

Hab ich mein Lebtag einen ärgern Kopfhänger geſehen als Dich, Recaldo, hub er an, ſo ſoll mein

Wein zu Waſſer werden. Schäme Dich, ein Soldat zu ſeyn, und ſo träumeriſch bey dem Becher zu ſitzen. Das ſpült alle Sorgen weg, und begräbt alle Grillen. Ich, für mein Theil, habe niemals einer Sorge Herberge gegeben. Was hinter mir iſt, iſt vergeſſen, was vor mir liegt, mag ankommen! — Wärſt Du mit Deinem weibiſchen Gemüth heute an meiner Stelle, kein Tropfen würde Dir ſchmecken, während ich dem guten Trank alle Ehre gebe. Sahſt Du die kleine Capelle, fuhr er fort, da Michael ſchwieg — an der wir heute, oder geſtern — ich weiß nicht, ob es Morgen iſt — vorüberkamen? Sahſt Du doch über ihr die ſchwarze Ruine? Es wollte mir wunderlich zu Sinne werden, als ſie mich ſo finſter von ihrer Höhe anſah, gleichſam als erzählte ſie eine alte vergeſſene Geſchichte; aber nicht zwanzig Schritt, und meine alte Natur war wieder da, ich ſtarrte die Herenmauern keck an, bis das Herz ruhigen Tact ſchlug.

Und warum ſchlug Dein Herz unruhig, als Du ſie zuerſt ſahſt? fragte Michael.

Ich ſah ſie nicht zum Erſtenmal, antwortete Jener, nach einem unmäßigen Zuge aus der Kanne. Sieh, es mag jetzt anderthalb Jahr, oder ſo etwas ſeyn, als ich, vielleicht nicht auf dem geradeſten Wege hier in die Nähe kam; ich war damals nicht ganz ſicher in meiner Haut, warum, das brauchſt Du eben nicht zu wiſſen. Einmal, nach einem derben Marſch im Dunkel der Nacht konnte ich vor Müdigkeit kaum mehr weiter; eine hübſche Herberge hatte

ich aus Furcht vermieden, und kletterte auf den Bergen umher, als eben die Sonne aufging, und die schneidend kalte Morgenluft mich schauerlich durchwehte. Sieh, da lag die Ruine vor mir, ein Schlupfwinkel, wie für mich gemacht, denn in meiner damaligen Lage durfte ich mich nicht bedenken, mich bey Dieben und Gespenstern einzuquartieren. — Aber zum Henker, Recaldo, unterbrach er sich hier, jetzt fällt mir ein, daß der verwünschte König ohne Land, dem wir nachjagen, dort oben stecken könnte.

Ich habe zwey Mann hinauf geschickt, entgegnete Michael, ich werde nichts versäumen, Don Juans Vertrauen zu verdienen. Erzähle weiter! —

Wohlbewaffnet wie ich war, fuhr Vinzent fort, wagte ich mich muthig hinein, legte mich auf meinen Mantel hinter einer großen Säule zurecht, schlug ein Kreuz, und war eingeschlafen, ehe ich überlegen konnte, ob ich mich hier der Ruhe überlassen dürfe. Nun habe ich zwar von Jugend auf einen unerwecklichen Schlaf geschlafen, der mir manchmal schon arge Streiche gespielt hat, aber, merke wohl, nur mit befriedigtem Magen; wenn ich hungre und dürste, schlummre ich wie ein verliebtes Mädchen, oder wie der Geizhals, der auf seinen Beuteln liegt; und das war mein Fall an jenem Morgen. Ich erwachte über einem Geräusch, ich hörte Stimmen, rieb mir den Schlaf aus den Augen, und lauschte aufgerichtet dem Gespräch, wie ich es für meine Sicherheit nöthig fand, denn ich war völlig in der Gewalt der Sprechenden. — Was ich

hörte, waren nur Bruchstücke, sieh zu, ob Du was draus machen kannst.

Bruder, sagte eine tiefe Stimme, ich habe Dich hier mit Gefahr aufgesucht, um Dich zu warnen, widerstehst Du meinen Gründen, so bin ich unschuldig. Die Mönche lassen Dir selbst rathen, Dich still zu halten, und alle Nachforschungen aufzugeben. Die spanisch Gesinnten am Hofe sind Dir auf der Spur, Du wirst in ihre Hände fallen wie ich, und wer weiß, ob Du Dich eben so glücklich errettest. Ihr Vorwand ist gut, sie beschuldigen uns, einen Betrüger aufzumuntern, der die Rolle König Sebastians spielen soll.

Wie? rief ein Anderer, jetzt, da wir fast gewiß sind, daß er lebt, sollen wir den Faden fallen lassen, der zu ihm leitet? Nimmermehr! — Ganz andere Nachrichten hoffte ich, als Du mich hieher beschiedest. Soll ich Dir die Wahrheit sagen, Paolo, unterbrach ihn der Andere, ich fange an zu fürchten, wir haben einem Hirngespinnst nachgejagt. — Unser tapfrer König, mehr tapfer und fromm, als besonnen, mag wohl mit der Blüthe seines Reichs auf dem Felde von Alcassar schlafen. Ich denke zuweilen, die Klosterleute wissen das so gut als wir, und wollen uns zu etwas Aehnlichem brauchen, wie ich vorher andeutete.

Du lästerst die frommen Väter, war die Antwort, aber mich störst Du nicht in meiner Ueberzeugung. Wisse —

Das Gespräch wurde hier leise, ich vernahm nichts mehr, als daß einer der Männer, ich denke der, wel-

cher zuerst sprach, sich nach einem lauteren Abschiede entfernte. Mich kümmerte das Gesprochene wenig, ich würde wieder eingeschlafen seyn, wenn nicht ein Hund, der wahrscheinlich dem Zurückbleibenden gehörte, mich aufgespürt, und durch sein Bellen seinem Herrn verrathen hätte. Blitzschnell sprang dieser auf mich los, ehe ich mich aufraffen konnte, hielt mich fest, und fragte wild: warum ich da lauschte. Ich war auch nicht sanftmüthig, wir wurden handgemein, und mein Gegner zog ein Messer, indem er kalt sagte: das Geheimniß, das ich gehört haben müßte, gelte mehr, als sein oder mein Leben. Wir rangen lange, ein Pistol war in meiner Hand, ich wehrte mich meines Lebens, und der Andere lag in seinem Blute vor mir — bey meinem Schutzpatron, fast ohne meine Schuld. Ich wollte ihm beystehen, aber es war aus mit ihm. — Der verdammte Hund hatte mit gegen mich gekämpft, und verfolgte mich nun durch mehrere Stunden wie ein Rächer, bis ich ihn seinem Herrn nachschickte. —

Gelobt sey Gott! rief Michael, gelobt sey Gott, vor dem nichts dunkel ist. Er hat die Wahrheit ans Licht gebracht. —

Balthasar hatte sich lange schon auf seinem Sitz aufgerichtet, und der Erzählung mit starrem Blick und offnem Munde zugehört, auch Petrona verlor kein Wort, ihre Hände waren gefaltet, sie wagte kaum zu athmen. Jetzt stürzte Michael zu des Alten Füßen und umfaßte seine Knie. Vater, rief er, Va-

ter, ich bin Michael, nehmt Euren Fluch von dem Unschuldigen, mehr könnt Ihr nun nicht für mich thun.

Vinzents ungestüme Neugier wurde so wenig als des Großpriors Theilnahme von den drey Wiedervereinigten beachtet; Petrona dachte nicht mehr an den Zwang, unter welchen ihr Gefühl gebannt war, sie lag schluchzend in Michaels Armen, pries laut den Himmel für die Enthüllung des finstern Räthsels, und versicherte wiederholt, sie habe nie an seiner Unschuld gezweifelt. Michaels Blick fiel zuerst auf den Prinzen, in dessen Gesicht sich vielleicht die bangen Ahnungen spiegelten, von denen er seine Seele bewegt fühlte.

Verzeiht Eurem Weibe, Diego, sagte er mit zitternder Stimme, ich fühle wohl, daß es Euch wehe thun muß, was Ihr seht. Aber nicht oft stehen drey Menschen sich so gegenüber, die Härte unseres Schicksals muß Euch versöhnen. — Sie war mein; vor dem Altare entriß sie mir ein falscher Verdacht, von dem Gottes Hand nun den Schleyer gezogen hat.

Jetzt gehört sie Euch, ich habe den letzten Abschied von ihr genommen. Macht sie glücklich, Diego, sie war mein Alles. Von mir werdet Ihr niemals wieder hören.

Nein Ihr guten Menschen, sagte der Prinz, sich selbst vergessend so sollt Ihr nicht scheiden. Nicht um meinetwillen —

Bey dem ewigen Heil, Diego, rief Petrona, rede nicht weiter. Du tödtest Dich und uns. Hindre mich nicht, eine heilige Pflicht zu erfüllen, denn was Du

auch thun könntest, ich würde niemals mehr glücklich seyn.

Die Thür der Hütte wurde in diesem Augenblick aufgerissen, und eine der Wachen rief mit lauter Stimme: Don Juan de Luna! — Das erste halbe Morgenlicht drang in den düster beleuchteten Raum, und schien auf die erbleichenden Wangen Don Antons. — Eine furchtbare Minute, in welcher die Gefühle von Stunden sich drängten, verstrich, ehe Don Juan eintrat, ein hoher Krieger, mit stolzen, finstern Zügen. In aller seiner Würde schritt der Großprior ihm entgegen, fest entschlossen, das Unvermeidliche selbst herbey zu rufen. Aber unwillkührlich ließ eine schwache Hoffnung ihn noch zögern, bis die Bewegung auf Don Juans Gesicht, und die hohe Röthe, die es schnell überflog, ihm zeigte, er sey erkannt. —

Don Juan de Luna, sagte er nun fest und ruhig, ich weiche dem Verhängniß, das Euch herführt.

Ich kenne Euch nicht, erwiederte Don Juan bedeutend, doch wenn Ihr der seyd, für den ich Euch halte, so sollt Ihr mich kennen lernen. Schweigt! nicht ein Wort, wenn Euch Leben und Ehre lieb sind. — Sprecht, alter Hirt, wer ist dieser Mann?

Mein Eidam, Senhor — antwortete Balthasar, wie das Erstemal, wenn auch minder zuversichtlich. — Diego Nicole, meiner Tochter Ehemann.

Diego, nahm Don Juan von Neuem das Wort, und heftete einen festen Blick auf den Prinzen, man hat mir gesagt, Ihr hättet Wissenschaft um das Ent-

kommen Antons, Großpriors des Maltheſerordens, den wir ſuchen. Schuld oder Unſchuld ſoll hier nicht gerichtet werden, Ihr ſeyd mein Gefangener bis auf Weiteres. Ihr Andern ſeyd ruhig wegen ſeines Schickſals; er iſt in den Händen eines ſpaniſchen Edelmanns, der ſeine Ehre noch durch keine niedrige That befleckte. — Nehmt Abſchied von einander, Ihr müßt Euch trennen. — Vinzent, löſe Deine Wachen ab, und laß ſie ausruhen, laß dagegen die Leute die Poſten beziehen, die mit mir kamen; wir bleiben hier bis es wieder Abend wird. Gegen Mittag werden die übrigen Offiziere zu uns ſtoßen. Für Dich, Recaldo, giebt es ein anderes Geſchäft.

Er zog bey dieſen Worten Michael an das kleine Fenſter, und ſprach lange heimlich mit ihm, während der Großprior ſeinem alten Freunde und Petronen Lebewohl ſagte, wobey Vinzent ein unwillkommener Zuhörer war. „Dacht' ichs doch, als ich in dies Neſt trat, ſagte er, daß Verräther darin wohnen würden. Alſo darum that mir Niemand Beſcheid, wie ich des Königs Namen nannte. Höre, Burſch, ich rathe Dir zu beichten, wenn Don Juan fragt, wo der Wolf im Schafskleide verſteckt iſt. Seine Kutte wird ihm nichts helfen, ſo wenig als irgend eine andere Verkleidung; Don Juan kennt ihn, und wenn er ſich in einen Weiberrock hüllte. Er hat noch vor Alcantara Worte mit ihm gewechſelt, ehe er unſer Schwerdt fühlte."

Ihr geht mit dieſem Manne, rief Don Juan

herrisch, auf Michael deutend, und Du, Recalbo, nimm so viel Begleitung zu Dir, als Du bedarfst. — Ihr habt ein gefährliches Spiel verloren, Diego Nicol, fehte er hinzu, laßt es fallen, nehmt es nie wieder auf, denn bey Gott, es ist auf immer verloren. — Lebt wohl.

Die letzten Worte wurden leise gesagt, und ein sprechender Blick hinderte die Erwiederung, die auf Don Antons Lippen schwebte. Beide Männer verließen die Hütte, aber als Balthasar und Petrona den Scheidenden bis zur Thüre folgten, flüsterte Michael dem Mädchen zu: Wir sehen uns wieder. —

Mehrere Wochen später saß Balthasar mit seiner Tochter und dem alten Jakob an derselben Stelle, von welcher sie jenes Mal den Greyrier erscheinen sahen. Es war Dämmerung, wie damals, ihr Gespräch weilte wieder auf der verhängnißvollen Nacht, deren kurze Stunden so manche Erzählung für den zurückgekehrten Knecht, so manchen Stoff zu Worten und Gedanken gab. Da schritt ein Wanderer rüstig um die Berge, Petronens Herz erkannte ihn leicht, sie flog ihm entgegen, sie führte ihn jubelnd den Männern zu, es war Michael. Vater! Petrona! agte er, hier bin ich, rein von Mord, und so Gott will, auch besser, als ich schied. Nehmt mich wieder auf, es soll Euch niemals reuen. Wollt Ihr aber einen Fürsprecher hören, so leset dies Blatt, es kommt von Einem, dem ich lieber Portugals Krone gegönnt hätte, als den Platz, auf welchem ich ihn fand.

Balthasar legte das offne Blatt auseinander, und las Folgendes:

„Euer Sohn kehrt zu Euch zurück, Balthasar, und bringt Euch unsern Gruß und Seegen, Gott lohne Euch und ihm. Von einem edlen Feinde in unser Geheimniß eingeweiht, hat er uns, durch Pfade, die nur Hirten kennen, vor der Verfolgung gesichert; wir sind nun auf dem Wege nach Setubal, wo ein holländisches Schiff unserer wartet. Frankreich und England bietet uns seinen Schutz, seine Hülfe. Der Verfolgte, Einsame, der vor elenden Söldlingen schwieg, und vor dem Edelmuth des Feindes erröthete, wird vielleicht bald triumphirend den Thron von Portugal gewinnen. Aber er wird nie des Schutzes vergessen, den ihm die Hütte gab, noch des edlen Mädchens, das ihm Glück und Liebe opfern wollte. — Wir sind jetzt arm und verbannt, und können ihr den Brautkranz nicht schmücken, doch wenn einst unser Haupt die Krone trägt, soll unsere Dankbarkeit ihrer Großmuth gleichen.

Antonio de Crato.

Es bedarf keiner Erzählung, daß die hochfliegenden Hoffnungen, die dieser Brief aussprach, den Tausenden zugezählt wurden, die schmeichelnd süß den Sterblichen umgaukeln, um bald zu verschwinden, gleich dem Abendroth, das die Wolken malt. Es ist bekannt, wie Don Anton, von Frankreich und England unterstützt, noch einmal nach Portugal

Das Gewissen.

Von Wilhelm Blumenhagen.

—„Wirf den Betteljuden zum Hause hinaus, Fritz! Schon eine Viertelstunde steht das hungrige Todtengesicht auf dem Vorplatze, glotzt nach dem Tische herein, und putzet mit dem langen Graubarte mir die Scheiben der Glasthür schmutzig. Hinaus aus dem Hause mit dem Gesicht, das meinen Gästen den Appetit verderben möchte." — So commandirte Herr Petrus, der reiche Besitzer der größten Restauration in einer großen Stadt Deutschlands, aus dem Hintergrunde des Salons voller Wohlgerüche hinter seinem gefüllten Büffet hervor, indem er zugleich den Rest eines Austernpastetleins hinunterwürgte, und mit einem Glase Madeira den leckern Bissen nachspülte.

Der flinke Marqueur, dem das rauhe Befehlswort galt, that aber, als höre er nicht leise, und ließ sich nicht abhalten, die dampfende weite Bouillontasse und die Schüssel mit gepfeffertem Beefsteaks, die er in den Händen trug, zu dem mächtigen, runden Mahagony-Tische weiter zu transportiren, um den in

der Mitte des Salons ein Zirkel von Gästen aller Stände versammelt saß, die mit Ungeduld ihre schon ein Dutzend Mal laut gerufenen Aufforderungen nach Wein und Torten, Chocolade und Harlequinade, Liqueur und Butterbrod in mancherley zürnenden Tenor- und Baßstimmen concertando wiederholten.

Die Gesellschaft an der runden Tafel bestand aus lauter lebenslustigen Einwohnern der Stadt, die sich den höhern und gebildetern Classen zuzählten, lauter Bekannte, die gewohnt waren, sich um die Frühstückszeit bey dem Herrn Petrus einzufinden, theils um sich nach schon halbvollbrachtem Morgengeschäft zu restauriren, theils sich auf die Arbeiten und Anstrengungen, die ihrer in den Gerichtshöfen und Regierungscollegien warteten, zu bereiten und mittelbar durch Versorgung des Hauptmagazins alles Lebens das Hirn und die ihm einwohnenden Geister zu stärken.

Mehrere der Sitzenden wendeten die Köpfe bey dem Zornspruche des Herrn Petrus nach den Thürfenstern, dreheten bey der Unbedeutsamkeit des erblickten Gegenstandes aber sofort sich wieder in die alte Stellung, und nur der Bibliothekar Smellie, ein ansehnlicher Mann, im dunkeln Oberrocke und mit einem Cato-Gesicht, schüttelte das Haupt unwillig und sagte: „Welches Gelärm um nichts! Gönnt doch dem Alten die sinnliche Ergötzlichkeit, die Eure reiche Bude ihm darbeut. Schickt ihm einen Groschen hinaus und verdient Euch ein Gotteslohn.“ —

„Petrus will sich den Geruch vom Braten bezahlen lassen, wie der Speisewirth im türkischen Mährchen;“ lachte der kleine Postsecretarius Bevret, die scharfen Augen verschmitzt zusammenkneifend, aber der Hauptmann Zechius, dessen wohlarrondirter Leibesgestalt man die schweren Feldzüge nicht ansah, die er mitgemacht, fiel mit seiner freundlichen Stimme dazwischen und rief dem Burschen mit der grünen Schürze zu: „Trage dem Alten draußen ein volles Glas hinaus, auf meine Rechnung, aber etwas recht Scharfes und Bitteres, der böse Septembertag liegt dem Graubarte in den Knochen; ein Glas Miaulis oder Cochrane! Das hohle Gesicht muß in Feuer gesetzt werden, und wer mitten im Magazine hochlebt, muß einer verhungerten Garnison aushelfen. Auf meine Rechnung einen großen Miaulis; hörst Du Fritz?“ —

Der flinke Marqueur sprang zum Büffet, indeß sein Herr sich brummend in das Kabinet zurückzog, und die Gesellschaft fuhr in dem Gespräch fort, aus dem ihr Wirth sie so ungeschickt gerissen hatte. —

„Was nützen Ihnen nun die vielen Duodezbüchelchen?“ fragte der Bibliothekar, indem er das ansehnliche Kinn auf seinen langen Rohrstock stützte, und die heiße Bouillon zu schlürfen begann. „Taschenbücher und nichts als Taschenbücher! Theurer Einband, theure Kupferchen, theurer Goldschnitt! Wenn nur die schönen Götternamen, die auf den Titeln prangen, auch den Inhalt göttlich zu zaubern verständen;

aber die prometheiſche Himmelsgluth mangelt; Waſſer, Waſſer tragen die Poeten in den kleinen Goldeimern herzu, als wenn ſie es für Pflicht hielten, das wärmende Gottesfeuer der Literatur des vorigen Säculs bis auf das letzte Fünkchen auszuwäſſern.“ —

„Omnia mea mecum porto! war des alten Weiſen Grundſatz;“ entgegnete der junge Doctor Matheſeos Ghoulant. „Unſer Zeitalter darf nicht geſcholten werden; es iſt ächt philoſophiſch; es reducirt Alles auf die kleinſte Zahl. Das Punktum iſt die Mutter aller Figuren; man übt ſich, in allen Dingen den weiſen Satz zu befolgen; die ganze Garderobe auf dem philoſophiſchen Leichname, die ganze Caſſe im von Perlchen geſtrickten Miniatür-Geldbeutel, die ganze Bibliothek in der Buſentaſche. Wer kann übel finden, was ſo bequem als weiſe iſt?“ —

„Leichte Waishelt, leichte Waare!“ brummte der Bibliothekar fort. „Unbärtige Gelehrte, kecke Recenſenten ohne Baſis und logiſche Unterlage! Kein Folliant mehr im Buchladen, welcher caſaubouiſches Siegfleiſch forderte! Lauter Duodezwerkchen von Duodezmännern im Sprunge angefertigt, aber auch eben ſo ſchnell vergeſſen und zu Maculatur verbraucht. Schauen Sie nur dort hin auf das Büffet; der Makulen Papier dort, beſtimmt, zu Tetzen verbraucht zu werden, in welchen große Leckermäuler die fetten Obſtkuchen zu Hauſe tragen für ihre kleinen leckern Meerkatzen, ſpricht das Urtheil laut aus, und zeigt die waltende Nemeſis unverhüllt.“ —

„Gestrenger Herr Richter! Vergessen Sie das suum cuique nicht in Ihrem bibliothekarischen Zorne!“ antwortete in ein wenig geziertem Dialekte ein junger Mann, mit einem heitern und angenehmen Gesicht, vor dem ein hoher Stapel eleganter Taschenbücher lag, deren hochrothe und schneeweiße Prachtkleider mit goldener Verbrämung aus dem lockern Druckpapier, mit dem sie der vorsichtige Buchhändler umwickelt hatte, hervorblitzten. „Unsere junge Welt hat mehr zu thun, als auf gebrechlichen schmalen Bücherleitern die hohe Festung Ihrer Repositorien zu ersteigen, und aus bestaubten, zentnerschweren Pergamentbänden Weisheit und Vergnügen mühsam heraus zu klauben. Wir haben in einer Zeit gelebt, deren Gehalt Alles überbot, was man in einer bändereichen Weltgeschichte lesen kann, wir haben eine Zeit mitgemacht, deren wichtigste Lehre war, daß man rasch leben, rasch das Leben genießen muß, weil es häufig damit aus ist, ehe man die Hand umdreht. Unser Zeitalter ist nicht langweilig genug für langweilige Gelehrsamkeit; im Spielen lernen, mit dem Gelehrten spielen; sich vergnügen und Andere ergötzen, das ist unsre freundliche Philosophie, und darum passen diese niedlichen Büchelchen zu uns.“

„Ich widerspreche Ihrem Selbstpasquill nicht, mein hochverehrter Herr Kammerjunker von Deventer!“ lächelte Herr Smellie. Man bäckt die Austern in Pastetchen, wie unser Herr Petrus, weil das Aufmachen der harten Schalen beschwerlich ist, und die ga-

lauten Fingerchen verwunden könnte. O geht mir doch mit Eurem Krimskram! Ich möchte nicht einmal eine träge Verdauungsstunde an solche Lectüre verschwenden.“ —

„Wieder ungerecht:“ antwortete der Kammerjunker kopfschüttelnd. „Sie sitzen mitten im Rohr, da ist gut Pfeifen schneiden. Von einer Million königlicher Bücher umringt, deren Katalog Ihnen das Auffinden des Leckerbissens, nach dem Ihr geistiger Gaumen gerade lechzet, leicht macht, mangelt es Ihrer Seele nie an Speise und Trank. Aber wir, und Tausende mit uns, sehen wie ein Tantalus die vergoldeten Thürflügel an, die nur zwey Male die Woche sich dem Profanen öffnen. Wir müssen die Sehnsucht nach den goldenen Aepfeln der Atlantis stillen mit den süßen Pflaumen, die auf unserm Lebensflusse herabschwimmen, und die ein günstiger Herbstwind von den reichgefüllten Bäumen fleißiger Gärtner in den Strom schüttelte. Ja, wenn so ein Herzog von Northumberland oder von Devonshire den achten Theil seiner ungezählten Jahrsrevenüen einem güterlosen Literaten von seinem Albion zukommen ließe, da könnte man sich ebenfalls ein Athenäum erbauen und die liebe Gesellschaft alter und neuer Classiker um sich versammeln. Aber so! — Und Volks-Stimme ist Gottes Stimme. Wer sehnt sich nicht nach diesen lieben, buntgeflügelten Herbstschmetterlingen? Fräulein und Zofe, Junker und Bürger, Greis und Primanus laufen und schlingen die süße Kost. Selbst mancher

Zunftgesell überreicht am Christabende seiner kräftig gegliederten Köchin ein solches zartes Pfand der Anhänglichkeit, wie wir kürzlich in einer Recension der Claurenschen Blümchen als Thatsache gelesen haben.“—

„Der steckende Furien-Chorus der Tragödie bleibt. Die goldene Aetas der Geister ist zu Ende!“ seufzte Herr Smellie, die geleerte Tasse etwas hart auf den Tisch setzend. „Es ist aus damit! Alles aus! Alles aus!“ —

„Alles aus!“ tönte plötzlich ein Echo diese Worte wie vom Himmel herab oder aus dem Boden heraus, mit einer Stimme, die schauervoll und widrig zugleich dem Tone einer zersprungenen, kreischenden Glocke gleich kam. Alle sahen sich wie erschrocken um, den Urheber des Ausrufs zu erforschen, aber Niemand entdeckte sich als solcher, denn einige fremde Gäste an den kleinen Tischen in den Winkeln hatten voll Andacht das steinerne Antlitz in die neuesten Zeitungen versteckt, oder sich in noch heiligerer Appetits-Andacht über die Teller des dampfenden Gabelfrühstücks gebückt. —

Der Kammerjunker war zu sehr durch sein Lieblingsthema erregt worden, als daß er hingehört. „Nicht aus ist das geistige Leben, sondern es geht gerade jetzt recht an;“ antwortete er ohne Pause. „Eben die wohlfeilen Duodezausgaben der beliebtesten Schriftsteller, über welche unsere Gelehrten ex professo Gallenfieber bekommen, sind die Mittel, unter allen Ständen, geringen und unbemittelten, das Gnaden-

licht höherer Geistesbildung zu verbreiten. Nicht eine eitele und geizige Priesterkaste wird die Schätze mehr in kalte und unzugängliche Pyramiden vergraben können; das ganze Volk wird Theil daran haben, und geistiger Veredlung entgegen streben dürfen. Wie nützt nicht besonders die historische Novelle, vornehmlich wenn der Novellist die Geschichte seines Vaterlandes im Auge behält? Spielend lernen die Damen und der Bürger die wichtigsten Thaten ihrer Voreltern kennen, die Geschichte ihrer Fürstenhäuser erschließt sich ihnen, und die Anhänglichkeit an den edlen, hohen Stamm, der sie regiert, an das Land, das sie gebar, wird dadurch lebendiger werden und inniger." —

„Gehen Sie mir doch gerade mit diesen Bastard-Romanen!" rief Herr Smellie erhitzter wie vorher. „Heilige Klio, verhülle Dein ernstes Haupt! Historie in Romanen! Helden und Weise in Komödiantenputze! Anachronismen auf jeder Seite, eine neue Chronologie, nach der Laune und dem Nothbedarf der Poetenschaar geformt! Es macht mich immer lachen, wenn ich neben so einem alten Königsbilde der Weltgeschichte ein Phantasie-Jünkerchen des modernen Romantikers erscheinen sehe, das mit Jenem umgeht, als hätte es wirklich neben ihm gelebt; der Obelisk von Jahrtausenden und sein luftiger Schatten neben ihm." —

„Der Schatten gleicht seinem Körper", entgegnete der Vertheidiger; „das Bild ist nicht so uneben und

beleidigend, wie Sie meinen. Ist nur der historische Hintergrund richtig gezeichnet, das Costüm und die Weise der Zeit getroffen, die Hauptbegebenheit der Geschichte nacherzählt, so liegt gerade das Verdienst des Dichters in der geschickten Lebendigmachung der Nebenpersonen und Umgebungen, und er ersetzt die Ungerechtigkeit der kahlen Historie, die nur Hauptnamen aufzeichnete, und die Mitwirkenden dem Grabesmoder der Vergessenheit überließ. Der zu früh entschlafene Van der Velde, Scott, Fouqué, Cooper und Weisflog mögen Ihnen die schwere Sünde vergeben!" —

„Und historische Novelle! Unsinn fast in der Zusammensetzung;" fuhr der Bibliothekar fort. „Ein altes Neues! Was ist eine Novelle? Kein Aesthetiker, kein Novellist selbst hat mir eine befriedigende Definition davon gegeben, obgleich das Geschlecht dieser Dichtungen jetzt wie das Eintagsfliegenheer am Strome uns überschüttet und sein Name Legion ist, gleich dem Teufelsgeschlechte der Gergesener-Heerde." —

Der Kammerjunker sann eine Weile, aber der muntere Postsecretair nahm das Wort mit Begier. „Novelle?" fragte er. „Novella, Novelletta heißt Zeitung, neue Nachricht, Novellista ein Zeitungsschreiber, und kann Jemand Anspruch auf den Titel machen, so sind wir es, welche wöchentliche Novellen anfertigen." — „Bitte recht sehr um Entschuldigung!", rief der alte Advocat Sartorph, ihm in die muntere Rede; „die Novellen gehören in unser juristisches Reich,

ſie machen einen Theil des Corporis juris aus, und man nennt alſo im jure romano nachträgliche Geſetze, welche dem juſtinianiſchen Codex angehängt wurden, und demnach und ergebener Maßen" — —

„Novellen?" fiel der Kammerjunker von Deventer ſchnell ein, um der bekannten Endloſigkeit der Perorationen des Juriſten ein ſchnelles Ende zu ſetzen, „Novelle heißt in dem Sinne der neueſten Schule eine kleine Erzählung im romantiſchen Style, ſelbſt Heinſius definirt ſie ſo." —

„Eine erbauliche Definition!" lächelte der Bibliothekar. „Weit wie die Welt, aber unbeſtimmter wie Cometenlauf!" —

„Der Deutſche hat den Namen geborgt, aber das Weſen nicht mit ergriffen;" meinte der Doctor Matheſeos Choulant. „Florians Novellen geben das Charakterbild; kleine Erzählungen, leicht gewebt, überall Anmuth und Wohlklang darin. Sitten, Charaktere ſkizzirt, ſcharf, doch nur im Umriſſe, aber deſto wahrer und anſprechender." —

„Jedoch ohne alle Energie," entgegnete der Kammerjunker hitzig. „Wo iſt in Ihrem Florian die Gluth der Leidenſchaft, die ergreifende Sonnenwärme des Gefühls? Aber da iſt der Aſſeſſor gekommen; er iſt ſelbſt ein glücklicher und beliebter Novelliſt, laßt ihn entſcheiden." —

Man wandte ſich zu zwey neuen Gäſten, einem artigen Manne von mittlern Jahren im ſchlichten, bürgerlichen Anzuge, der mit einem Militair unbemerkt

eingetreten war und am Büffet seine Bestellungen machte.

„Nun?“ fragte Herr Smellie, als der Assessor mit linde spöttelnder Miene zum Tische trat, und Alle horchten auf den bewährten Richter.

„Die Entscheidung ist nicht leicht,“ sagte der Assessor Carus lächelnd, „doch will ich gern meine Meinung so scharfen Kritikern darlegen, wenn auch Ihres Gleichen zuweilen gar unfein mit mir umsprangen und mich fast scheu machen sollten. Ich hörte Ihren Streit von Anfang an, und kann darum kürzer seyn, da manches Wort darin nicht eben unrecht klang, wenn auch nicht das Geforderte erschöpfte. Der Sinn des Wortes Novelle muß uns leiten. Der Inhalt der Novelle muß neu seyn; die Form muß klein, zart und niedlich seyn, denn das Wort klingt wie ein Diminutivum; eben deßhalb muß auch Florians Anmuth und Wohlklang darin vorwalten, und der Pinsel, welcher die nöthigen Charaktere zeichnet, muß ein feiner und flüchtiger Pinsel seyn; doch die Hauptsache ist: die Novelle muß auch neu bleiben für ewige Zeiten, sie muß ihre Wirkung auf Geist und Herz nicht verlieren, nicht verlieren können, und wenn sie silbernes und goldenes Jubiläum, ja eine Säcularfeyer erlebt hätte. Und darum möchte ich nur diejenige kleine, romantische Dichtung Novelle nennen, in welcher der Dichter uns ein Seelenleben malte in seinen feinen lichtern und leichten Schatten, denn einem solchen Bilde bleibt die Neuheit schon seiner Natur nach.

und der Jammer einer verlaſſenen Ariadne, die Trauer eines verkannten Scipio, der Gram einer königlichen Luiſe über das zerfleiſchte Vaterland, die Ausdauer kindlicher Treue, der Triumph unerſchütterlicher Gattenliebe, können nachgefühlt werden von den Menſchen der fernſten Jahrhunderte. Mag dieſes hingemalte Seelenleben ein hiſtoriſch-antikes oder modernes Gewand tragen, mag das Gedicht idylliſch oder tragiſch gehalten ſeyn und enden, das thut nichts zur Sache; und um das Geſagte ſchließend mit Beyſpielen zu belegen und zu erläutern, ſo wage ich zu bemerken, daß ich Tiecks vielgeprieſenes Dichterleben, welches der elegante Recenſent einen Edelſtein der Literatur, ein Bild des echten Dichtergeiſtes nennt, nicht Novelle tituliren möchte; dafür iſt der Eingang zu breit und philoſophiſch raiſonnirend, mehrere der Hauptperſonen ſind mir zu körperlich-maſſiv, und die Scenen im Hauſe der Phryne ſind mir zu unzart und ſolche Trauben für meinen Gaum zu fleckicht. Eben ſo wenig halte ich Fouqués Scipionengruft für eine echte Novelle; ſie enthält mehr Schickſalslaune und Spiel als Seelenſpiegel, wenn auch Vaterlandsliebe in ihr der Hebel und Zirkelpunkt iſt; der Dreyzehnte jedoch vom genialen Wilhelm Müller und Prätzels Glöcknerin ſind mir wahre Novellen, denn ſie ſind nicht allein neu, ſondern müſſen neu bleiben für alle Zeiten.“ —

Herr Smellie ſchüttelte unmerklich das Haupt. „Es iſt eine Definition,“ ſprach er ironiſch, „aber doch

ſo eine, die nach neuer Schule ſchmeckt, nicht lakoniſch, kurz und kaftvoll genug; die alten Scholiaſten hätten ſie nicht paſſiren laſſen."

Indem ſchlug die große Wanduhr Elf, und die Mehrzahl der Gäſte rückte die Stühle, griff zum Hute und Stocke, und verließ den Salon, von den verſchiedenartigſten Geſchäften fortgerufen; nur der Kammerjunker blieb an der runden Tafel, und der Aſſeſſor mit ſeinem militairiſchen Freunde nahmen zwey der verlaſſenen Plätze ein.

„Sie ſind zurückgekommen, Herr Lieutenant?" redete der Kammerjunker den Letztern an, der ſeiner Uniform nach zu dem wackern und nützlichen Corps der Landdragoner gehörte. „Wie ſteht es um Ihren polniſchen Flüchtling? Haben Sie ſeine Spur gefunden? Haben Sie den Thronbeſtürmer eingeholt, und Ihr treudeutſches Schwerdt an den Nacken des Verräthers gelegt?" —

„Ich bin nicht ſo glücklich geweſen;" entgegnete der Offizier mit zweydeutigem Ausdrucke. „Die Nürnberger hängen Keinen, deſſen Hals nicht ihr iſt. Spur von ihm hatten wir bis an die Grenzen, aber dort hörte unſre Pflicht auf; der Fuchs war in ein fremdes Jagdrevier hinübergeſtrichen, und darum ſicher vor unſern Kugeln. Doch große Herren haben lange Hände'" —

„Und das iſt mir lieb um Freund Steins willen;" ſetzte eifrig der Aſſeſſor hinzu; „deutſche Kriegsmänner paſſen nicht zu Schergen. Ich haſſe die Anſtifter

der neuen Schauergeſchichte, die über Europas Norden das Unheil hätte bringen können, das den Süden dreyßig Jahre lang zur Wildniß voll Mord und Schrecken umwandelte; aber wie viele Verführte, wie viele Leichtſinnige mögen dort wiederum die Höllenfrevel einzelner Teufel bezahlen müſſen! Vielleicht gehörte der junge Pole zu dieſen, wenigſtens ſprach ſeine Geſtalt und ſein freyes Benehmen für ihn, und ſo bedeckte die Vorſicht ſeine Flucht gütig mit ägyptiſcher Finſterniß." —

„Ich bin ſelbſt Deiner Meinung, Carus;" antwortete der Offizier; ein Verbrecher dieſer Art treibt ſich nicht ſo frey und ſorgelos umher, wie der Graf mehrere Wochen in unſern Gaſthöfen verlebte, und darum habe ich meinem Schecken auch eben nicht gar ſtrenge Sporen auf dieſem Ritte gezeigt, und mich und unſer Land wenigſtens frey davon gehalten, einen Unſchuldigen für Knute und ſibiriſche Hölle ausgeliefert zu haben." —

„Was wird das Mitleid nützen?" ſagte Carus. „Schuldig oder ſchuldlos, er wird mit büßen müſſen; denn ſolcher Frevel will höchſte Strenge, daß das Volk erſchüttert ſteht, wie an dem Bluthügel der tauſend Strelitzen und vor des coloſſalen Peters Richtbeile, und für Jahrhunderte ſelbſt den Gedanken der Wiederholung ſolcher Thaten nicht zu hegen wagt." —

„Um Verzeihung, meine Herren!" tönte da eine ſeltſam-fremdartige Stimme neben der Tafel, und lockte die Augen der drey Freunde zur Seite. Der

Sprecher war Einer der Fremden, die vorher unbeachtet an den Seitentischen gesessen, und den Ausländer erkannte man sofort an dem Accente der Rede, wie auch an den fremdartigen Gesichtszügen. Der Mann war klein, schwächlicher Gestalt, hager und bleich; seine Gesichtszüge hatten eine auffallende Schärfe, besonders groß erschien die Raubvogelnase, und die großen Augen, seltsam hellfarbig in ihren tiefen Gruben glänzend, zeichneten sich durch einen scheuen und unruhigen Blick aus, welcher zuweilen bis zum Schielen die Axen derselben verrückte. Dünnes Blondhaar deckte die fast kahle Scheitel, die Sprache zitterte und die Worte wurden abgestoßen, indeß seine Tracht und Wäsche, so wie Benehmen und Ausdruck, einen Mann der höhern Stände und von besser Erziehung charakterisirten.

„Um Verzeihung," wiederholte der Fremdling, „Sie redeten von einem Herrn aus dem Polenlande, der sich hier aufhielt. Darf man es wagen, nach dem Namen desselben zu fragen, und wohin er seine Reise nahm?" —

„Die Sache ist kein Geheimniß," antwortete der Assessor höflich, „der Fremde ist hier in allen ersten Zirkeln erschienen, und nannte sich Graf Solikow." —

„Solikow? Solikow?" wiederholte stammelnd der Frager, und die Zunge schien ihm den Dienst zu versagen, daß er kaum ein: Und wohin? hinzuzusetzen vermochte.

„Das Wohin? wird künftig nicht mehr in dem

Willen des Unglücklichen stehen;" entgegnete Lieutenant Stein kräftig, „denn Kaiser Nicolaus von Rußland wird ihm den Reisepaß schreiben lassen. Obgleich glücklich meinen Dragonern entronnen, wurde der Unvorsichtige dennoch im Sachsenlande verhaftet, wie die Zeitungen aus Leipzig berichten." —

„Verhaftet? In Leipzig?" lallte der fremde Herr, und eine zuckende Bewegung verzerrte sein Gesicht und wandelte seine Züge bis zum Entsetzlichen um. „So ist es aus, vsë Kontchilos! Alles aus!" kreischte er fast ohne Athem. „Pauls Geist ruft es laut: Alles aus, und die Stunde des Jammers ist da." —

Einer Ohnmacht nahe sahen die Erschrockenen den schwachen Mann taumeln, und auf den nächsten Sessel sinken mit brechenden Augen. Sie sprangen alle auf zur Hülfleistung, aber mit neuer Verwunderung erblickten sie den bärtigen Menschen von draußen, den Herr Petrus früherhin für einen Betteljuden gehalten, wie mit einem Zauberschlage hin zu den Füßen des Kranken geworfen, wie er mit den langen dürren Händen den Schwachen unterstützte, indem er mit einer Jammerstimme, in der die höchste Ehrfurcht und Liebe durchklang, eintönig in russischer Sprache murmelte: „Armer Herr, nestschastnoy gospodin, nicht sterben hier! Armer Herr, hrabrost, Muth haben im fremden Lande!" —

Der bleiche Fremde erholte sich, ermannte sich mit Anstrengung, und schnell Hut und Stock erfassend, wankte er auf die Schultern des bärtigen Al-

ten geflüht, eine undeutliche Entschuldigung gegen die Gesellschaft stammelnd, aus dem Salon und zum Hause des Herrn Petrus hinaus. —

Das Trio der Zurückbleibenden sah sich eine Weile wortlos an, dann sprang zuerst der Offizier vom Sessel auf, und griff nach Säbel und Mütze. „Soll mich der Schwarze haben," fluchte er heftig, wenn der blasse alte Knecht nicht ein Kumpan des Grafen Solikow ist, und vielleicht ein ärgerer Sünder, als Jener war, denn das Schurkengepräge blickte blank und scharf mit dem Wappen des bösen Gewissens aus allen seinen Verzerrungen vor." —

Der Assessor Carus faßte rasch nach dem Arme des aufgeregten Freundes. „Was willst Du thun, wackerer Junge?" fragte er mit Vorwurf. „Willst Du ein Angeber werden, oder ist ein Steckbrief in Deiner Tasche, der auf die seltsame Jammerfigur paßt, und hat Dein Obrist Dir die Ordre gegeben, auf diesen flüchtigen, federlosen Reiher zu stoßen?" —

„Das Wesen unsers Dienstes ist weit, des Staates Sicherheit uns anvertraut;" erwiederte der Lieutenant schwankend.

„Dieser störet keine Sicherheit mehr," antwortete Carus, „wenigstens nicht die unsrige, denn die norddeutsche Ehrlichkeit ist für Illuminaten und Jesuiten immer zu derb und hausbacken gewesen. Und ich müßte nicht den Lavater studirt haben, nicht ein Stückchen Poet seyn, wenn ich mich irrte. Glaube mir, war Jener das, wofür wir ihn hielten, so hat ihn

ie Nemesis schon in ihrem Rachen, und würgt an hm, wie die Boa am zappelnden Kaninchen. Laßt hn laufen, er entläuft sich selbst nicht. Aber ein merkwürdiges Figürchen bleibt mir der Fremdling, und er müßte eine treffliche, pikante Person in einer Novelle abgeben, der die von mir vorhin leichtfertig und aberwitzig entworfene Definition keineswegs mangeln sollte." —

„Sollte es Dir möglich seyn, in dem kleinen Ereigniß Stoff genug zu finden, William?" lächelte der Kammerjunker zweifelnd.

„Warum nicht?" antwortete der Assessor. „Je weniger der historische Kern, desto leichter die Arbeit; ist doch alsdann der Raum für die Phantasie endlos, und die Wirksamkeit unbeengt durch Schranken und Mauerwerk, und vor den pedantischen Befehdungen des Herrn Smellie und seiner ernsten Collegen sicher. Die Idee weckt meine poetische Begier, und wenn Ihr dem Dichter mit einem Dutzend Flaschen Zwey und zwanziger aus dem Hofkeller nachhelft, so mache ich mich verbindlich, uns Alle als mitspielende Personen in meine Novelle hinzustellen." —

„Die Idee ist herrlich, William!" rief der Kammerjunker in die Hände klatschend aus. „Führe sie durch, und mein Onkel, der Marschall, soll den Wein liefern. Aber verschiebe das Werk bis übermorgen, und vergiß den morgenden Ritt nicht; des Onkels Stichschimmel ist schon für Dich bestellt worden." —

Der Marqueur brachte die bestellten Gerichte, die

Letztgekommenen fielen mit jugendlichem Appetite darüber her, und Herr von Deventer, die spritzende Mühe der Gerichte scheuend, packte seine kostbaren Taschenbücher zusammen, und ließ die Schmecker allein.

Der prachtvollste Herbsttag mühete sich, seinen ältern sommerlichen Brüdern den Rang und das Lob der Erdbewohner abzugewinnen, und nicht ohne Glück blieb sein erfreuliches Wagstück. War die Morgenluft auch kalt, so strahlte doch die Sonne rein und wärmend vom wolkenfreyen Himmel, und hatte schon die Feuchtigkeit der Regentage aufgesogen; Straßen und Feldpfad waren trocken und eben, und die kraussen Herbstblätter der Gebüsche und Bäume täuschten die Wanderer mit ihren gelbgrünen Farben über die Nähe der traurigen Jahreszeit, obgleich sie keinen vollen Schatten mehr geben konnten, den der Mensch aber auch nicht mehr bedurfte und suchen mochte. Auf eine Meile weit um der Stadt sah man die leeren Feldfluren bis zu den ausgedehnten Holzungen hinauf von städtischen Menschen belebt, welche statt des Pflügers und des Hirten heute die Staffage der lieblichen Landschaft ausmachten, und auf den Fußsteigen und Chausseen hin und her wandelten, oder an den Hügeln vertheilt in Gruppen standen und saßen,

hier mit Fernröhren und Handgläsern neugierig die Ferne durchmusterten, oder, geduldiger das kommende Schauspiel erwartend, aus dem Reisekorbe der sorgsamen Hausmutter mit kalter Küche sich nach der frühen Fußwanderung erquickten und aus der Feldflasche die morgendliche Nüchternheit und den Eindruck der bösen Frühluft zu vertreiben suchten. Und was hatte alle diese städtischen Fleißigen und Faullenzer aus Werkstatt und von der Bärenhaut in das Freye gelockt? — Eine militärische Festlichkeit that diese Wunder; ein großes Herbstmanoeuvre bewegte die Unbeweglichsten, und das Spiel des Krieges anzuschauen, wurde der Erwerb versäumt, wurde die Trägheit überwunden, obgleich der Krieg dem Bürger das schrecklichste Wort der Sprache war, und in bürgerlichen Convivien über nichts so bitter gemurrt wurde, als über die Summen, welche die stattliche Armee des Fürsten dem Lande kostete, indeß man vergaß, daß diese Armee dem Bürger noch vor Kurzem Freyheit und Eigenthum mit geopfertem Blute und Leben wiedergewonnen hatte. —

Unter den Equipagen und Reiterhaufen, die bequemer als das Volk im Felde dem kriegerischen Schauspiele zueilten, welches auf mehrere Meilen hin einen förmlichen Operationsplan ausführen sollte, fanden sich auch der Kammerjunker von Deventer und der Assessor Carus, und beide spornten ihre stattlichen Rosse, um dem Getümmel voraus zu kommen, und in der Nähe die Bewegungen der vaterländischen statt-

lichen Diviſionen anzuſchauen, welche in zwey Heerhaufen getheilt, Angreifer und Vertheidiger vorſtellen mußten, und an jedem Gebirgspaſſe und jeder zu defendirenden Höhe Bilder des gräßlichſten Schauerſpiels darzuſtellen hatten. Im leichten Trabe und unter traulichen Geſprächen kamen ſie bald in den Bezirk der dichten Holzungen, horchten aber umſonſt auf das Knallen der Schießgewehre oder das dumpfe Gebrumm der Kanonen, welches ihnen Wegweiſer ſeyn ſollte, zu der mit jeder Stunde ſich verändernden Stellung des geſuchten Corps. Da trafen ſie vor der Pforte der Waldſchenke den Lieutenant Stein, der ſeine Gigantenglieder auf die Steinbank unter einer Linde hingeſtreckt, und mit wieherndem Gelächter die Bekannten empfing.

„Morgenſtunde macht flinke Hunde!“ rief er nach ſeiner gewohnten Weiſe die alten guten Sprüchwörter parodirend. „Und Ihr Langeſchläfer ſeyd wirklich ſchon aus den Federn? Und Se. Excellenz, der Herr Junker, fürchten den Schnupfen nicht? Nun, willkommen im Grünen, wir ſolutiren freundlichſt mit Herz, Hand und Sabel!“ —

„Iſt das Manoeuvre in der Nähe? Wo ſind die Regimenter, wo ihr Staab?“ fragte der Aſſeſſor vom Pferde herab. Es iſt ſpaßhaft, daß man ſolch ein zahlloſes Corps wie eine Reichsarmee ſuchen muß am hellen, lichten Tage.“ —

„Abgeſeſſen!“ commandirte der Lieutenant. „Kluge Hühner legen auch Eyer! Wäret Ihr ein Stündchen

früher aufgestanden, hättet Ihr schauen können, wie die Flachshäuser Brücke von den Grenadieren gar magnifique forçirt wurde; die Affaire kostete bedeutendes Blut, ein gescheuchtes Reh stürzte in den Graben und brach das Genicke, drey Hasen wurden erschlagen mit den tapfern Kolben, und eine Marketenderin zusammt ihrem Korbe von den Kürassieren übergeritten und mit blutender Nase auf den Sand gesetzt. Die Truppen ruhen jetzt dort hinter dem Fuhrenkamp von den Beschwerden der Sturmstunde, aber in wenig Minuten wird Retirade und Verfolgung weiter gehen, und dort der Berg des heiligen Thomas unter gräßlichem Kartätschenfeuer genommen werden." —

„Gut, daß man den Ausgang voraus weiß bey diesem Schlachtgetümmel," lächelte der Kammerjunker. „Aber wie kommen Sie denn hieher? Sind Sie vielleicht mit der Marketenderin zugleich wund geworden?" —

„Nicht doch?" entgegnete der Lieutenant. „Mein wohlweiser Hans hatte die Feldflasche vergessen. Mich dürstete, und darum suchte ich hier das Hauptquartier. Ein Vogel in der Hand ist besser als zwey in der Tasche; der Spirit in des Waldwirths Flaschen ist zwar nur ein gemeiner Geist, aber besser, denn gar Keiner." —

Einige ferne Schüsse erregten die Aufmerksamkeit der Freunde. „Es geht los; aber zum Laufen hilft nicht schnell seyn;" rief Stein, „darum reitet nur

voran; mein Scheck käuet noch an seinem Schwarzbrod; doch hole ich Euch bald ein.“ —

Die Freunde trabten gemächlich der Gegend zu, von wo das Büchsenfeuer erschallte, und wohin sich mit ihnen mehrere Trupps Reiter und ein Dutzend eleganter Karossen wandten, in welchen sogar manche geputzte Städterin sich sehen ließ, und den Beweis gab, daß die Neugierde der Eventöchter selbst die Feuerscheu zu besiegen versteht.

„Sieh da, das seltsame Fuhrwerk!“ sprach Herr von Deventer, zur Seite in den Wald deutend. „Was tragen und ziehen kann, hat heute aus dem Stroh gemußt. Die steifeste Rosinante sieht man unter dem lateinischen Sonntagsreiter hocken, und knarrende Kutschen, welche schon drey Menschengeschlechter in sich aufnahmen, tragen den Pfarrer von Grünau nebst Familie zu dem grünen Theater. Hogarth und Wouvermann könnten zur Stunde ihre Mappen mit köstlichen Skizzen füllen.“ —

„Freund,“ antwortete rasch der Assessor, „das ist keines Landpfarrers Kalesche, noch eines Pächters Gespann. Schau nur die kleinen, muthigen Braunen, wie sie die mogern Glieder regen auf dem rauhen Holzwege; bemerke nur die ellenlangen, flatternden Mähnen und das ausländische Kumpen-Geschirr. Beym Himmel, dieses Vögelchen gehört in meine Novelle, denn der Fuhrmann im polnischen braunen Kaftan und breitem Ledergut, mit dem breitrandigen Hute und Zottenbarte ist leibhaftig unser Leibeigener

von gestern; Pelzröcke schimmern aus dem Wagengrunde, ein Weiberkopf dazwischen; gieb acht, das Geschichtchen wird interessanter als wir gestern bey dem Austernteller des Herrn Petrus gedacht." —

Neugierig sah jetzt auch Herr von Deventer schärfer zur Seite, und als er die Beschreibung seines Gefährten bestätigt fand, hielten Beide wie verabredet die Zügel an, ließen den langsam fahrenden Wagen heran und vor sich vorüber kommen, und durch den schnellen Blick hinein wurde ihre Neubegier also stimulirt, daß sie, das Manoeuvre für den Augenblick vergessend, im Schritte der leichten Kutsche folgten, die jetzt auf der breitern Waldstraße derselben Richtung nach, welche die Freunde sich bestimmt, hinauf rollte. —

„Erkanntest Du den Fremden?" fragte Carus hastig. „Solch ein Gesicht vergißt ein Romantiker nie wieder, und wenn auch der dunkelgrüne Pelzrock mit seinem dichten Fuchsrauchwerk es noch tiefer verhüllt gehalten." —

„Aber das Dämchen neben ihm?" fiel der Kammerjunker ein. „Ein interessantes Gesicht, blaß, aber hübsch, mit einer Leidensmiene, die auf Herzensfang aufging. Vornehm sind sie, der feine, himmelblaue Oberrock mit kostbarem Zobel besetzt, und das goldbetroddelte Sammtmützchen der Dame passen kaum zu dem gemeinen Fuhrwerke." —

„Was so ein Junker nicht gleich Alles wittert!" lachte der Assessor. „Ich hatte wie ein treuer Portrait-

maler nur des Alten Weißkopf und sein seltsam Blickspiel im Auge.“ —

Unter solchen Gesprächen setzten sie ihren Ritt so dicht als möglich hinter dem Wagen fort, und horchten mitunter wie ein verlorner Wachtposten bey Nacht, ob sie nicht von dem, was drinnen geredet wurde, eine Aufklärung über die Reisenden erfangen möchten; jedoch hinderte das Geräusch der Radfelgen und Pferdehufe auf der harten Steinstraße jedes Verstehen, und nur einzelne laute Ausrufungen in wildfremder Sprache schlugen dann und wann an ihr Ohr, und spornten ihre Aufmerksamkeit noch höher. — Der Dichter, der seiner Natur nach manche höhere und finstere Macht des Himmels und der Erde zu beschwören vermag, der dem Geschlechte der Runen und Druden, Hexenmeister und Schatzgräber verwandt ist, da er den Gedankenschatz der Seele mit seiner Allraunswurzel zu enthüllen versteht, und in den Mantel des Doctor Faust gewickelt, das einsamste Selbstgespräch der unbesorgten Menschenkinder belauschen muß, der Dichter will seinen lieben Leserinnen die Qual der beiden vorwitzigen Residenzstädter ersparen, und nöthigt sie, mit ihm Platz zu nehmen auf dem Rücksitz der Kalesche, wo sie, wenn auch beengt, wie in Vater Noahs Arche, deutlich hören können, was die seltsamen Reisenden verhandelten, wobey er sich zuletzt denen, welche die rauhtönende Sprache des Nordens nicht verstehen möchten, gern als Dragoman oder Dolmetscher anbietet, und das Honorar für diesen

Liebesdienst ihrer Güte und Freundlichkeit anheimstellt. —

Die Reisenden im Wagen bestanden wirklich aus jenem Manne, dessen charakteristisches Aeußere schon im Salen des Herrn Petrus beschrieben worden, und aus einem jungen Frauenzimmer, dessen Wesen zu dem alten Herrn wie die Gestaltung der weißen Lilie zu der wuchernden Distel zu passen schien. Die Dame mochte kaum das vierte Lustrum der Lebensjahre erreicht haben, doch war die schöne Frührothsfarbe jener sorglosen Zeit fast schon von den jugendlich-vollen Wangen verwischt, und zwey feine Grübchen, die jede Bewegung des lieblichen Mundes sichtbar machte, wurden durch die feine Blässe, welche sie umgab, noch anziehender, da sie bewiesen, daß nicht Körperleid, sondern Schicksal und Seelengram diese zarten Rosenkelche der Malerfarben beraubt haben mußten. Ihr Gesicht hatte sonst nichts Ausgezeichnetes, aber trug einen eigenen Charakter von Seelenadel, geistiger Schärfe und Festigkeit, mit schwärmerischer Schwermuth gemischt, welche Letztere besonders durch das große, runde Auge ausgesprochen ward, das mattblau gefärbt, von langen Wimpern beschattet, wie mit einem träumerischen Nebel bedeckt, die Kurzsichtige verrieth, dadurch aber zugleich den Anflug von Leichtfertigkeit und Sarcasm verwischte, den sonst das ein ewig gestutzte Näschen und das üppig gerundete Lippenpaar, Charakterzüge ihrer Nation, dem Gesichte aufzuprägen vermocht hätten. Die Dame

war dabey von schlanker Gestalt, mittler Größe, Arm und Hand, Hals und Brust fein und wohl geformt, nur trug sie den Nacken und das Köpfchen, welches reiche hellbraune Flechten zierten, etwas vorgebogen, und auch dieses Zeichen der Trauer erhöhete ihren Liebreiz für den empfindenden Betrachter. —

„Warum martern Sie mich seit gestern mit neuen Schrecken? sprach die Dame von Mitleid und Furcht zugleich bewegt. „Warum diese sonderbare Bewegung in Ihnen seit gestern? Warum die schleunige, übereilte Abreise, da wir doch in der Stadt, die wir verließen, so wichtige Briefe zu erwarten hatten? Warum diese plötzliche, lähmende Erschütterung, seit wir heute vor dem Schlosse Ihres Jugendfreundes die Nachricht seines Ablebens empfingen? Konnten wir denn nicht dort verweilen? Hätte uns die Edelfrau nicht sicher wohl aufgenommen, und uns Rath ertheilen können in unserer Lage? Warum befahlen Sie die schnelle Abfahrt in wirklich - schrecklichen Tönen, als man uns am Schloßthore das Ende des Gutsherrn berichtete, und der treue Diener sein weinendes: Es ist längst schen aus mit dem guten Manne! hervorstammelte. O mein Vater, Sie verbergen mir doch nicht etwas Schrecklicheres, als ich schon erfahren? Oeffnen Sie mir Ihre Brust, erleichtern Sie Ihr Gemüth. Habe ich doch Ihnen bewiesen, daß ich werth war Ihres Vertrauens und Ihrer Liebe, und fühle ich doch lebendig, daß nur etwas Entsetzliches

Ihre starre Festigkeit, Ihren unerschütterlichen Sinn so gebrochen und gelähmt haben kann.“ —

Der Alte rollte seine Augen, die vorher starr in den Wald geblickt hatten, auf eine widrige, Schauer erregende Weise, und zuckte mehrere Male mit den Lippen, ohne seine Stellung im Winkel des Wagens zu ändern, oder ein Glied zu rühren. „Willst Du mich quälen?“ schnarrte er alsdann mit kurzen Athemzügen. „Ja, dieser deutsche Graf war meine beste Hoffnung. Er galt bey seinem Fürsten, ihm wäre es leicht geworden, unsere Flucht zu sichern. Er ist todt; er ist blind gewesen lange Jahre. Sagte nicht so der Diener? Und seine Hände waren doch rein geblieben, kein Blut, kein Todesschweiß hatte ihn befleckt. Und doch blind geworden? Ja, die Augen, welche das gräßliche Bild der Gorgone angeschauet, mußten das Licht und die Sonne verlassen. Aber fragt nicht, Kathinka, ich will, ich will nicht gefragt seyn, und die Tochter soll nur antworten, wenn ich frage.“ —

In Kathinkas Augen drängten sich ein Paar schmerzliche Thränen hervor, sie bog ihr Gesicht schweigend nieder auf des Vaters kalte Hand, und drückte einen Kuß darauf, um den schweren, vorwurfsvollen Seufzer zu ersticken, der sich ihrer Brust entwand. Der Alte sah milder auf sie herunter, und legte seine Hand an ihren Nacken. „Du kränkst Dich, weil ich hart bin?“ fragte er weicher. „Ich weiß, was Du sagen kannst. Aber mein Schicksal mußte mich zu Stahl wandeln, und es hört noch nicht auf mit den streckenden

Hammerschlägen, und gönnet mir nicht einmal das ruhige Sterbelager im Vaterlande, das dem deutschen Grafen wurde. Du hättest mich allein reisen lassen sollen. Du hattest nichts zu fürchten; Du konntest Deinen Glanzplatz behalten in der Residenz als die Braut des Unbescholtenen, des weichlichen Götzendieners, der nicht sein Leben um höchste Zwecke einzusetzen wagte." —

„Vater, reden Sie von Alexiew?" fiel Kathinka erstaunt ein. „Nein, Sie reden nicht von ihm. Rettete sein Brief an uns doch Ihnen Leben und Freyheit."—

„Er war unter den Helden des Senatplatzes und würgte die Bundesbrüder!" entgegnete der Alte mit heftig kreischender Stimme und Ingrimm in jedem Gesichtszuge. „Sein Warnungsbrief galt nur der Braut und ihrem befährdeten Erbe, welches von dem überwiesenen Hochverräther an den Kaiser verfallen wäre. Aber Du sollst nicht um ihn weinen; er verdient keine Kathinka; auch Er ist ein Schurke, ein Sclav und Scherge der Gewaltthätigen. Er war vor uns in der Stadt, die wir verließen, er ist fortgereiset von da. Gewiß reuete ihn der Warnungsbrief, der nur den Vater entfernen sollte, da ihm so unverhofft auch die Braut dadurch entführt worden; gewiß verfolgt er unsere Spur als getreuer Fanghund seines Herrn, um die Tochter wieder zu erlangen, lieferte er auch den Vater dafür auf das Schaffot. Wäre es anders, warum hätte er sonst nicht da auf uns gewartet, wo wir Briefe von ihm empfangen sollten? Und das Gerücht von seiner Gefangenschaft im Sachsenlande kann

nicht wahr seyn, ist nur ein Trugspiel, uns vielleicht sicherer in die Falle zu locken.“ —

Die Züge und die ganze Gestalt des Mädchens verwandelten sich stufenweise bey der langen, abgebrochenen Rede des Vaters. Zuerst flog eine glühende Lebendigkeit durch alle ihre Züge; aber immer starrer und kälter und leichenähnlicher wurde ihr ganzer Körper, die Finger weitgestreckt, die Arme steif erhebend, stammelte sie endlich mit einer Stimme, die dem Grabe anzugehören schien: „Vater! Vater! Und davon erfuhr ich nichts? Und er gefangen? So ist Alles hin, und es geht zu Ende mit uns, und jetzt mit mir.“ — Wie sterbend sank sie in die Kissen des Wagens, und erschlafft fiel ihr Haupt an die Seitenlehne des Verdecks.

„Ja, Ja! dieses Land brachte mir nie Gutes! Von Deutschen kam mein Unglück immer. Nicht nach Westen, sondern nach Süden zu Persern und Moslemins hätten wir flüchten müssen!“ sprach der Alte vor sich hin, indem er ein goldenes Flacon hervorsuchte, und sich beschäftigte, die entflohenen Lebensgeister der Tochter wieder zu wecken.

Ein Büchsenschuß, der jetzt ganz nahe im Gebüsch knallte, erweckte die Sinnlose, aber schien den Vater mit einem ähnlichen Zustande zu bedrohen. Hoch auf fuhr er vom Sitze und mit geisterblassem Gesichte sich auf die Schultern des Kutschers stützend, lehnte er sich weit hinaus, indem er mit den rollenden Augen die ganze Gegend durchspähete.

„Sie sind da!“ stieß er heraus mit verhaltener Stimme, „die Rächer sind da. Peitsche auf die Pferde, Stenko, und rette Deinen Herrn! Sieh dort am Berge die Lanzenspitzen der Kosaken, und dort auf der Straße die Helme der kaiserlichen Gardereiter. Stenko, abgelenkt, hier rechts hinein in den Waldberg, peitsche die Thiere durch das Dickicht! Ich stoße Dir den Dolch in den Rücken, wenn Du mich nicht aus dem Bereich der Feinde bringst.“ —

Der bärtige Kutscher, geängstigt durch die plötzlichen Zornworte seines Herrn, verwirrt gemacht durch mehrere Schüsse, die im Walde laut wurden, und denen fernher eine volle Salve Gewehrfeuer zu antworten schien, zog zitternd die Zügel herum, und die gehorsamen Thiere rissen den Wagen in einen Holzweg hinein, der mit Rollgestein bedeckt und dicken Eichwurzeln bewachsen, keine Rettung oder glückliche Fahrt, sondern das halsbrechendste Unglück zu versprechen schien. —

Die beiden Freunde, der Assessor und der Kammerjunker, sahen sich mit Erstaunen an, als die Kutsche, der sie gefolgt waren, so plötzlich von der sichern Straße abbog, und die gewandten Gäule im gestreckten Trabe ihre Last wunderbar schnell auf dem ungangbarsten Holzwege fortrissen. Sie hatten die Schreyworte des Reisenden vernommen, und vermutheten dadurch um so mehr, daß eine plötzliche Wildheit der Thiere, erregt durch die Schüsse der tirailli-renden Jäger des Manoeuvres, Schuld an dem Er-

eigniſſe ſeyn. Beide ſetzten die Sporen ein, und ſprengten ebenfalls den Hohlweg hinab, um wenigſtens bey dem wahrſcheinlichen Unglück ſofort als Helfer zur Hand zu ſeyn. Sie hatten ſich geirrt, denn ohne Unfall, ohne Radbruch und Sturz paſſirte der Wagen den böſen Paß und erreichte glücklich ein kleines enges Wieſenthal, wo ein Steinkohlenſchacht ſich öffnete, und das kleine Schutzhaus der ſchwarzen Bergleute, von einem niedern Dornzaune umgeben, ſich den Blicken darbot. Aber größere Verwunderung ſollte unſere jungen Freunde auf ihren dampfenden Roſſen erfaſſen. — Als der Wagen dem kleinen Bergwerke nahe vorüberfuhr, zeigte ſich am Ende des Thals ein Commando blauer Huſaren, welches eine in das Manoeuvre eingreifende Ordre auszuführen erſchien, und befehligt war, die feindlichen Scharfſchützen, wenn ſie aus dem Gehölz auf die Ebene gehetzt worden, abzuſchneiden und wo möglich einzufangen. Kaum erblickte der fremde Reiſende vor ſich auf dem gewählten Fluchtwege die Pelzmützen und blanken Säbel, ſo ſchrie er mit gellenden Tönen: Es iſt aus! Der Eber iſt umſtellt! Keine Rettung! Aber lieber in den ſchwarzen Höllenſchlund, als in die Klauen der Tyrannenfreunde!" — So that er einen unvermutheten Sprung hoch vom Rande der Kutſche über den niedern Zaum weg gegen den ſchwarzen gähnenden Schacht hin ſo ſchnell und gewandt, daß die kaum aus der Ohnmacht gehobene Tochter vergebens nach ihm griff, und mit einem Angſtruf wieder zu-

rückſank, der Kutſcher aber nur ein ruſſiſches Stoßgebet ihm nachmurmeln konnte. Der Aſſeſſor ſprang ſogleich vom Sattel, ließ den Zügel fahren und ſtürzte ihm nach, doch ehe der Fremde den Schacht erreichte, ſchlug er zu Boden gegen die Balkenumkleidung des Schlundes, und Carus fand ihn mit blutender Stirn, blaurothem Antlitz, hervorgequollenem Auge und röchelndem Athem im Waldgraſe liegen, und mühete ſich vergebens, ihn aufzurichten. Zufällig, wie erwünſcht, ſammelte ſich gerade in dieſer Minute ein Haupttheil der exercirenden Truppen in der Nähe dieſes Ortes; die Garden mit ihren Bärenmützen zogen vorüber, und der Feldarzt, welcher ihnen folgte, ließ ſich leicht erbitten, dem vom Schlagfluſſe getroffenen Reiſenden eine Ader zu öffnen, und ihm Beyſtand zu leiſten. Die auffallende Gruppe am Bergwerke, wie das reizende Frauenzimmer in der fremdartigen Kaleſche, um welche der gleichfalls abgeſeſſene Herr von Deventer ſich bemühete, und ſie von dem Herausſpringen zum Vater abzuhalten ſuchte, lockten die Blicke der ſchlanken Grenadieroffiziere aus den Reihen herüber, indeß durfte, von der Tyrannin Subordination unter der Fahne gefeſſelt, keiner ſeine Neugierde befriedigen. Als aber jetzt der Staab herantrabte, und mehrere der jungen Adjudanten von allen Waffengattungen ſich dem Wagen näherten, den Kammerjunker fragten, und einige Miene machten, in den Verſchluß des Zaunes zu dem Arzte zu dringen, da wickelte der bärtige Kutſcher ſchnell die Zügel ſeiner rauchenden

Thiere um die Lehne des Bockes, sprang herab, und warf sich in dem engen Dorneingang auf die Knie, zückte mit dräuenden Geberden ein großes Messer gegen Jeden, der sich näherte, indem er zugleich furchtbarklingende unverständliche Töne ausstieß, die bald dem Gezisch des zornigen Gänserichs, bald dem dumpfen Gebell eines heiseren Kettenhundes glichen. Das sonderbare Bild zog die Aufmerksamkeit aller Herankommenden auf sich, und auch der junge Fürst, ein hochgestalteter, edelgebildeter Mann im besten Lebensalter, spornte sein Roß heran, und saß mit mehreren seines Gefolges ab, die Ursache des Vorfalls, der seinen Zug aufhielt, zu erforschen, da er ein geschehenes Unglück in Folge der Militärübungen vermuthete. Lieutenant Stein, der bekannt mit dem Gange der Märsche des Corps auf kürzerm Fußwege zur Stelle gelangt, sprengte im Diensteifer sofort heran, zog den Säbel, und befahl dräuend dem bärtigen Wächter am Zaune sich zu entfernen, und dem Prinzen zu weichen. Wie der treue Leibeigene, der mit dem Leibe noch immer den Zugang zu seinem Herrn deckte, das Wort Prinz hörte und den großen Ordensstern funkeln sah, so zuckte ein tiefer Schmerz über sein runzelvolles Gesicht, aber augenblicks nahmen tiefe Ehrfurcht, ja fast thierische Scheu die Herrschaft über alle seine Mienen und Bewegungen, er barg das Messer, und zog sich langsam hinter die Zaunwand zurück. —

Der Prinz trat mit Hast zu dem Kranken, und

Mitleid und Menschlichkeit glänzte in seinen reinen und edlen Augen; doch kaum hatte er einen Blick auf den Fremden geworfen, so wurde sein blühend Angesicht bleich, eine recht finstere Wolke faltete seine helle Augenbraun. „Fürst Taschwill!" rief er mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens und Entsetzens zugleich, „welcher böse Geist treibt Sie von Petersburg in unsere Lande? Ha, ich erinnere mich!" setzte er mit plötzlichem Besinnen hinzu, indem er einen Blick voll Zorn auf den Liegenden warf, der mit kehrendem Bewußtseyn, jedoch noch immer von dem Wahnsinn umstort, der ihn zu all diesem unsinnigen Benehmen getrieben hatte, nur die Worte: „Degen oder Bajonett! Nur keine Knute und keinen Strang!" mehrere Male kaum hörbar stammelte. „Unglücklicher Mensch, ich errathe den Grund Ihres Hierseyns und dieses Zustandes!"

Er winkte rasch den Landdragoneroffizier zu sich her und flisterte demselben einige Worte in das Ohr. Da lag die schöne Kathinka zu den Füßen des Befehlenden.

„Durchlaucht," flehte sie wie eine Verzweifelnde, „versagen Sie Ihren Schutz nicht dem unglücklichsten, gequältesten Wesen in der Schöpfung. Sie gaben in unserer Kaiserstadt so viele Beweise der Menschlichkeit und stellten Ihr Andenken fest unter unsern Landsleuten; o seyn Sie auch hier menschlich, und nehmen Sie die Schutzlosen unter Ihren Fürstenmantel."—

„Stehen Sie auf, Fürstin!" antwortete der Prinz

haſtig und ſehr milde, „bey mir ſteht kein Unglücklicher umſonſt, und der Schuldloſe iſt meines Schutzes voraus gewiß.“ — Das Mädchen ergriff ſeine Hand und verſuchte ihre Lippen darauf zu preſſen. „Stehen Sie auf!“ rief er nochmals, ſie vom Boden erhebend. „Die Prinzeſſin iſt in der Nähe, dem Kriegsſpiele zuzuſehen; unſere Equipage wird Sie aufnehmen und zur Stadt führen. Für das Schickſal Ihres Vaters werde ich die nöthigen Befehle ertheilen.“ —

„Nein, nein!“ rief Kathinka heftig. „Nichts trennt mich von ihm; für ihn nur habe ich zu leben, und theilen werde ich Alles, was ihm der Himmel auferlegt.“ —

Sie ſtürzte hin zu dem Kranken und kniete zu ihm, und legte ihr thränennaſſes Geſicht an ſeine Bruſt.

„Der Himmel oder die Hölle!“ ſprach der Prinz leiſe bey ſich ſelbſt, als der nahe Donner des Geſchützes ihn erinnerte, wie ſeine Anweſenheit und ſein Commando nöthig ſey bey dem Geſchäft des Tages. „Erlauben Sie, Durchlauchtigſter Herr, daß die Fremden nach dem nahen Gute meiner Tante gebracht werden dürfen?“ fragte da der Herr von Deventer mit reſpectvoller Annäherung. „Der Arzt ſcheint ſehr beſorgt für das Leben des Verwundeten, und der Zuſtand der Dame fordert ſicher ſchnelle Beruhigung.“ —

„Führen Sie Beide hin,“ entgegnete der Prinz ſeinen Hengſt beſteigend, „Sie werden dort weiter von

mir hören. Herr Lieutenant Stein, es bleibt bey der Ordre." — —

„Was befahl Prinz Eduard?" fragte der Assessor mit Hast und Aengstlichkeit, als das Getümmel sich ziemlich verlaufen hatte, und die Reiter in den Holzwegen verschwanden. „Sollst Du ihn verhaften?" —

„Das nicht," antwortete Stein bedenklich, „aber ich soll den Herrn nicht aus den Augen lassen. Wenn dem Storch zu wohl wird, läuft er Schlittschuh. Ich hab's voraus gesagt; die Krähe erkennt man an den Federn, und der Krug ohne Henkel geht nicht mehr zum Wasser." —

„Beruhigen Sie sich," tröstete der Assessor die junge Fürstin, die wieder aufschrie in Jammer bey des Lieutenants Worten; „Sie sind in dem Schutze deutscher Männer, und kindliche Treue, wie sie in Ihnen wohnet, ruft uns Alle zur Hulfe auf." —

„Also noch Sibirien?" murrte mit tiefem Ingrimm und Furcht zugleich der bärtige Kutscher, als man ihm befahl, den Herrn in den Wagen zu tragen, und Alle Hand anlegten.

„Wärest Du dahin spaziert, durch Schnee und Eis, Du tolles Thier," entgegnete der Lieutenant, „und hättest nicht hier durch dein Messer und Geheul die Achtsamkeit der Durchlaucht auf Dich und Deinen Herrn gelockt! Aber der Esel ist ja ein jämmerlicher Lautenschläger, und Deine Paukenmusik hat das Wetter herangezogen." —

Der Fürst Taschwill und seine Tochter wurden in

dem ruſſiſchen Fuhrwerke fortgeſchafft, der Feldarzt nahm Platz ihnen gegenüber, und der Lieutenant trabte als Wegweiſer voran, während die beiden Freunde den Zug beſchloſſen. Der Aſſeſſor ſagte aber im Aufſteigen zum Herrn von Deventer mit trüben Augen: „Freund, unſere Novelle bleibt nicht rein; der Stoff ſcheint ſehr ſchwermüthig zu werden, und ich fürchte, er iſt zu eiſern und maſſiv und unbeugſam für eine Aufgabe, wie die unſrige war.“ —

Das erwähnte Landhaus der Tante lag in einer ſchönen Fläche des reichen Fruchtthales, welches ſich an die lind-abſteigenden Eichenwälder lehnte, und die freundliche Außenſeite der Gebäude lud ſchon von weitem her jeden Fremdling ein, indem es die Eigenthümlichkeit der Bewohner deutlich ausſprach. Die Herrin des Schlößchens, eine bejahrte Wittwe, war Eine jener Matronen, von denen ſich unter den deutſchen Edelfrauen ſo manches Muſterbild auffinden läßt. Eine würdevolle Geſtalt, ein Geſicht voll Güte und voll Hochſinn, welches Ehrfurcht und kindliches Vertrauen bey Jedermann erweckte, ein prunkloſes ſchwarzes Wittwenkleid, das in ſeiner züchtigen und kleidſamen Form, verbunden mit der ſchneeweißen Halskrauſe und dem glänzenden Spitzenhäubchen auf den reinen Sinn der Dame deutete, Alles das einete

sich in ihr und an ihr zu einem vollendeten Bilde der deutschen Familienmutter, und sie war es für ihre Verwandte, wie für die Unterthanen ihres kleinen Reichs. Die vorsichtigen Freunde sahen sich wohl vor, und machten ihr keine der bösen Vermuthungen kund, die sich über den Fremden aufgedrängt hatten, denn gerade der reinste und mildeste Sinn spricht leicht am härtesten ab über Begebenheiten und Thaten, die ihn seiner Natur nach nie berühren konnten; so empfing die Matrone den Fürsten und seine Tochter wie Unglückliche, denen der Zufall in der Fremde hart mitgespielt, und des Vaters Kopfwunde entfernte jeden Verdacht der bösern Wirklichkeit, ja selbst der Landdragoner-Offizier erschien ihr nur als ein Vollstrecker der Sorgfalt des verehrten Prinzen, die ihr als ein Beweis der Achtungswürdigkeit der Reisenden galt, und ihre Aufmerksamkeit noch erhöhete. —

Bald war Fürst Taschwill in ein freundliches Zimmer gebettet; die Freunde verabredeten sich, wechselnd bey ihm Wache zu halten, da die wirklich erkrankte Tochter in einem Nebenzimmer unter der Obhut der Baronin verblieb. Bey all den Einrichtungen hatte der Abend mit seinen frühen Dämmerstunden sich heran gemacht, und eine tiefe Stille herrschte im ganzen Gebäude, die nur für die Freunde etwas Beklemmendes mitbrachte, weil sie die nächste Entwickelung der Schicksale dieser Personen zu fürchten hatten, von denen die Eine ihr besonderes Interesse ge-

winnen mußte, und durch ihre Nähe den unwillkührlichen Abſcheu vor der Andern milderte.

Der Fürſt lag ſchweigend auf ſeinem Ruhebett; man hatte ihn verbunden, ein Kühltrank war ihm gereicht, und ſeine Beſinnung und volle Seelenkraft war zurückgekehrt. Mit ſtarren Augen muſterte er die Umgebungen und murmelte zuweilen fremde Worte vor ſich hin, doch lag Faſſung, Entſchloſſenheit, ja völlige Reſignation in ſeinem Benehmen. Der Aſſeſſor, welcher in einer Spätſtunde allein bey ihm ſaß, ſuchte durch milde Anreden oft die quälende Verſchloſſenheit des unfreywilligen Gaſtes zu löſen, aber es gelang ihm nicht, wenn auch der Fremde ihm zuweilen mit einem warmen Händedrucke für ſeine Bemühung zu danken ſchien, wobey die Todeskälte der dürren Finger des Fürſten jedes Mal den jungen Mann durchſchauerte. —

Der bärtige Leibeigene ſchlich jetzt in das Zimmer, ſah ſich vorſichtig um, und näherte ſich dann mit gebogenem Haupte und gekreuzten Armen dem Bette, bog das Knie und küßte ehrfurchtsvoll die Decke.

„Was willſt Du, Stenko?“ flüſterte der Fürſt mit matter Stimme. „Gospodin,“ antwortete der Alte ruſſiſch, faſt eben ſo leiſe, „iſt es denn vorbey, und ſollen wir nicht weiter? Ich meine, es wäre hier nicht Alles, wie es ſeyn ſollte.“ —

„Und warum meinſt Du das? Gebricht Dir's an Etwas?“ fragte der Herr. „Nicht doch,“ entgegnete lebhafter der Knecht; „die guten Thiere ſtehen bis an

den Bauch im Stroh, wie es nur in Kurland wachsen kann, und sie thun sich zu Gute an dem blanken Hafer, der dem vom Kaukasus den Preis hält. Auch mich hat man voll gefüttert mit guter Suppe und heißem Wotka. Aber, Herr, da unten im Stalle sind zwey Reuterpferde angekommen und zwey Dragoner, so lang, wie sie der gnädigste Kaiser kaum in seinem Pallaste hat, schauten mich grimmig an, und ich habe ausgewittert, wie der Eine mit dem schweren Sarras unter dem Arme immer um das Gehöft herum wandert trotz des kalten Windes, und der Andere indeß im Stalle sich zu schaffen macht, als hielte er Wacht auf des Gnädigen Thiere, und wie sie sich ständlich ablösen in dem Geschäft." —

„Geh' nur hinab, Stenko!" erwiederte der Kranke. „Lege Dich in das Stroh zu den treuen Thieren und schlafe aus zum ersten Male seit Monden. Es ist Alles gut und wird gut zu Ende gehen." — Der hohläugige Alte sah ungläubig auf den Herrn, dann küßte er nochmals das Betttuch, zog ein kleines, metallenes Schutzheiligen-Bild aus dem Brustwamse, und kopfschüttelnd das Auge darauf gerichtet, schlich er, wie er gekommen, zum Zimmer hinaus.

„Es sind Soldaten unten angekommen," begann da der Fürst mit Fassung und Gleichmuth, „ich bin verhaftet, man wird mich fangen und ausliefern. Aber ich fühle es in Hirn und Brust, ein höherer Richter erspart mir die Reise in die Bergwerke von Tobolsk." —

„Es werden einquartierte Reuter seyn," fiel ihm der Assessor verlegen in das Wort. „Die meisten Truppen des Fürstenthums sind zu herbstlichen Uebungen in dieser Gegend zusammengezogen." —

„Also das war der Gegenstand meiner Angst?" sprach der Kranke vor sich hin. „Ohne Grund trieb mein eigener Wahnwitz mich in das Verderben, und ich selbst mußte mein Verräther werden? Aber gut so, gut so! Es mußte ein Ende nehmen, hatte doch diese enge Brust keinen Raum mehr für die Flammen darin. Junger Mann," fuhr er dann mit Festigkeit fort, „Ihre milden, freundlichen Reden, wie ich Sie zum ersten Male sah an dem Unglücksmorgen in der Stadt, rufen mein Vertrauen auf. Da nehmen Sie, was Niemand bey mir finden darf. Morgen möchte es zu spät werden dazu. Dieses Taschenbuch enthält die Geheimnisse meines Lebens; eine unerklärbare Empfindung hinderte mich, diese Blätter zu vernichten. Es enthält zugleich werthvolle Papiere, welche wenigstens die erste Noth meines unglücklichen Kindes mildern mögen. Hegen Sie Alles; lesen Sie, vertilgen Sie, was Sie finden; Ihr Gesicht spricht mir den Eid des Nicht-Mißbrauchs vor der Entscheidung meines Schicksals aus." —

Der Assessor nahm das Taschenbuch, das von bedeutender Größe war, und welches der Fürst aus einer in seiner großen Pelzmütze verborgenen Tasche hervorholte. „Mein Kind!" seufzte der Gebende alsdann, indem er sich erschöpft zurücklehnte. „Sie ist das

Opferlamm, welches ich ſchlachtete. Ihr Körper, ihr Gemüth wird die Schrecken dieſes Tages nicht ertragen, ſie wird hingeben vor mir, und gräßlich allein werde ich enden müſſen." —

Noch nicht ausgeſprochen hatte der Unglückſelige, da öffnete ſich geräuſchlos die Seitenthür, und leiſe und langſam trat Kathinka mit ſuchenden, beſorgten Blicken in das Gemach. Sie ſchien wohl und erſtarkt, und ihre Geſtalt, von den beſchwerenden Reiſekleidern befreyet, hatte dadurch an Lieblichkeit gewonnen, wenn auch immer noch ihre Haltung vorn übergebogen, wie ein Bild der Schwermuth blieb, und in ihrem umſchleyerten Auge man den Glanz der Jugend vermißte. So wie ſie näher trat, und den Vater ſcheinbar wohl im Bette aufrecht ſitzen ſah, verklärten ſich ihre Züge, ſie kam beſchleunigten Schrittes näher; ſie beugte ſich, nahm ſeine Rechte zwiſchen ihre beiden Hände, und drückte ſie zu wiederholten Malen an ihren Mund. Der Fürſt ſah forſchend in ihr Geſicht. „Wie iſt Dir, Kathinka?" fragte er finſter, und ſein Mund ſchien zu beben. „Gut, recht gut," antwortete ſie feſt, „Sie ſind ja nicht mehr in des Todes Armen, und gute Menſchen umgeben uns." —

„Du täuſcheſt Dich, Kind," fuhr er fort mit gleich ſcharf klingenden Tönen, „dieſe freundliche Ruhe iſt ein Blumenraſen über meinem Grabe. Haſt Du vergeſſen, was geſchah? Gedenkeſt Du nicht, was geſchehen wird?" — Das Mädchen ſchien zu zittern. „Wir haben viel getragen," entgegnete ſie, „was noch

über ist, wird sich auch tragen lassen, und soll uns eben so stark finden wie bisher.“ —

„Mädchen,“ rief da der Alte mit Heftigkeit, „warum bist Du mir nicht Sohn geworden? Du hättest mich sicherer gerettet als dieser schwankende Solikow, der nicht einmal Wort hielt, wo er es konnte ohne Gefahr, der durch das Zögern seiner Boten uns in diese Noth warf. Weniger verweilet, hätte uns längst das freye Schiff über die Meere getragen, hin, wo keine Schergen dräuen.“ —

Eine feine Rosengluth beflog die Wangen der Fürstin. „Vater, schelten Sie nicht,“ sagte sie, „nennen Sie ihn nicht mehr. Ich habe ihn ja aufgegeben in jener Schreckensnacht. Er ist nicht mehr da für mich seitdem. Nur die Nachricht, daß auch ihn unser Schicksal getroffen haben könnte, erschütterte mich heute Morgen. Aber es ist ja nicht möglich. Wie käme er hieher? Wie konnte des Kaisers Günstling Verfolgung treffen? Es ist eine Lüge des Gerüchts, eine Verwechselung des Namens auf der fremden Zunge. Darum schweigen wir von ihm wie von einem Todten.“ — Ihre Stimme schwankte und verlor sich fast bey der vorher rasch gestoßenen Rede.

„Du bist meine starke Tochter, und ich erhebe mich auch jetzt an dieser Stütze;“ sprach der Kranke. „Aber hast Du auch ganz übersehen, was die nächsten Tage bringen werden? daß man mich verhaften wird, ist gewiß, daß man den Genesenen seiner Regierung ausliefern wird bey den Gesetzen der Fürstenallianz un-

ferer Zeit, eben so sicher. Dürfte auch mein Leben geschont werden, so kann Verbannung in das Land des Eises und das Reich kalter, langsamer Tode mein Loos werden. Adel und Gut ist jedenfalls verloren, Du wirst als eine Bettlerin unter Fremden fern vom Vaterlande leben müssen, und das ist die gräßlichste Henkersqual, die mir bevorsteht." — Verwundert sah Kathinka auf den Vater, und ihre trüben Augen leuchteten.

„Vater," sagte sie, „ich habe nimmer Ihre Verstoßung verdient, und Sie werden mein guter Vater bleiben, war ich doch stets Ihre gute Tochter. Was ist Adel und Gut? Habe ich denn nicht das Höchste gern gegeben, um Sie nicht missen zu dürfen? Mein Platz im Leben ist an Ihrer Seite, und in der Kibitka auf den Eisfluren werden Sie Ihre Tochter neben sich behalten, müßte ich doch sonst meinen Vater grausam scheiten, und glauben, ich sey ein böses Kind gewesen, und er habe Enterbung und Verstoßung über mich ausgesprochen." —

Leise weinend beugte sie sich auf des Kranken Kissen; dieser aber umfaßte sie mit Anstrengung und heftiger Bewegung.

„Deutscher Mann!" rief er, und seine häßlichen Gesichtszüge bekamen durch die Empfindung, die in ihnen auflebte, einen unerwarteten Reiz; „deutscher Mann, bin ich arm und verworfen? Nein, ich kann nicht so schuldig seyn, als die Menschen sprechen, wie

käme sonst dieser Engel zu mir, wie könnte sonst dieser Engel so treu beharren an meinem Herzen?“ —

„Trösten Sie sich Beide!“ antwortete der Assessor und trat bewegt ihnen näher. „Ihre Sache liegt vielleicht nicht so schlimm, als Sie träumen. Wohl läßt sich Manches mildern, ausgleichen, wenigstens aufhalten und der Augenblick ist oft ein Zauberer, der Nacht zu Tage macht. Mein Vater ist Geheimerrath; des Kammerjunkers Brüder stehen hoch im Staate und am Throne. Wir werden sie aufbieten, und mit hohem Schwure betheure ich bey diesem heiligen Altarbilde der Tochterliebe, die Fürstin soll an mir den Bruder, den Schützer finden auf Tod und Leben, wenn sie den deutschen Mann des hohen Amtes würdig halten möchte.“ —

Einen Blick voll Milde ließ Kathinka auf dem Jünglinge ruhen, dessen angenehmes Aeußere in dieser Erglühung wirklich schön erschien, der Kranke aber reichte ihm die Hand und sagte mit dumpfen Tönen: „Sie verdient es! Ob ich's verdiene? Aber die bösen Geister in mir sind still geworden; Trotz und Klagen schlafen, und das deutet auf ein gutes Ende.“ —

Mehrere Tage verliefen. Die Freunde, obgleich von ihren Geschäften zur Stadt gefordert, versäumten dennoch keinen Abend auf dem Landhause sich ein-

zufinden. Des Kranken Zustand schien bedenklicher zu werden; fieberhafte Bewegungen mit einer zunehmenden Schwäche verknüpft, machten dem Arzte Sorge, und heftige Gemüthswallungen, die auf Stunden kehrten, wenn er einsam seinen Gedanken überlassen gewesen, zehrten wie ein heimlich Feuer an ihm. Die Fürstin Kathinka entwickelte unterdessen eine solche Fülle von tiefer Empfindung und liebenswerthen Eigenschaften in diesen auf die Spitze gestellten Schicksalstagen vor Allen, die sie beachten konnten, daß die alte Baronin sie wie eine Tochter lieb gewann, und der Kammerjunker wie der Assessor bald sich mißtrauisch betrachteten, indem Jeder von ihnen in dem Andern einen Nebenbuhler bey der frömmsten und ehrfurchtsvollsten Werbung zu fürchten begann, so daß William Carus sogar einst, als er vom Schlößchen schied, dem ihn begleitenden Freunde zum Abschiede zurief: „Adolph, wahre Dich und Dein Thun! Wir Beide könnten sonst die Hauptheiden unserer Novelle werden, und wie Isidor und der unbrüderliche Staroſt um diese herrliche Olga bluten müssen.“—

Der Assessor hatte bis da das geheimnißvolle Taschenbuch in seinem Schreibbüreau streng verschlossen gehalten; an diesem Abende aber trieb ihn neben der Neugierde ein quälendes Gefühl, es hervor zu suchen. Er mußte den Vater des Mädchens kennen, das so einen fremdartigen, nie zuvor im Treiben der galanten Welt empfundenen Eindruck auf ihn gemacht hatte; er mußte mehr von ihr, von diesem Solikow wissen,

dessen Gestalt in seinem Gedächtnisse nur zu getreu bewahrt stand, und den er seit Kurzem fast wie seinen ärgsten Feind betrachtete. Hatte der Fürst doch ihm Freyheit gegeben, zu schalten mit dem Inhalte des Buchs nach Gutdünken; so öffnete er denn in stiller, geheimer Mitternachtsstunde das Silberschloß, nahm die fein und enge beschriebenen Blätter heraus, und las die in französischer Sprache geschriebenen Memoires, die wir dem Leser nur in Kürze und im Auszuge mittheilen dürfen. —

Fürst Jghor Taschwill wurde in der reichsten und stolzesten Familie Rußlands geboren; denn sein Stamm glaubte sich berechtigt, seine Ahnen in dem grauesten Alterthum des Volks suchen zu dürfen: zählte selbst die ältesten Czaren zu seinen Vätern, und führte Wladimir den Großen und seine zwölf Söhne, wie auch Jurge, den Erbauer Moskaus, in seinen Geschlechtsregistern auf. Das Erbe des Fürsten Jghor, der früh seine Eltern verlor, war unermeßlich, die Menge seiner Leibeigenen unzählbar, und sich selbst überlassen, wuchs der junge Fürst auf in dem verführerischen Glanze orientalischer Unbeschränktheit, die unter nordischem Klima seinem Charakter neben der Genußsucht und ungezügelten Leichtsinne auch die Feuerzeichen des rauhesten Eigenwillens, des rohesten Trotzes, des unbändigsten Jähzorns aufdrückte.

Der Aufenthalt am Hofe der Kaiserin Catharina, das Leben in dem ungeheuern Petersburg eignete sich ganz dazu, in dem zwanzigjährigen Jünglinge die an-

geborenen wie anerzogenen Untugenden zu entwickeln, obgleich die Schärfe und Lebhaftigkeit seines Geistes ihn antrieb, mit unermüdlicher Wißbegierde alle die Gelegenheiten zu benutzen, die ihm die Weltstadt zur Erweiterung seiner Kenntnisse und Verfeinerung seiner geistigen Bildung darbot, und so fand sich bey ihm die seltene Erscheinung, daß man denselben Jüngling tagelang zwischen ernsten Lehrern und wissenschaftlichen Büchern beschäftigt fand, der doch bey jedem nächtlichen Freudengelage zugegen war, mit Witz und scharfen Sarkasmen die Gesellschaft belebte, dem übervollen Becher zugethan schien, und in mancher Mitternacht einige tausende seiner Bauern in Einem Wurfe der tollen Spielwuth opferte. Trotz seiner unansehnlichen Figur, trotz seiner unschönen Gesichtsbildung, trotz seines leichtsinnigen Lebenswandels zog der junge Mann durch seine bessern Eigenschaften die Aufmerksamkeit Potemkins des Tauriers, des berühmten Staatsmannes jener Zeit, auf sich, und durch Rang und Reichthum unterstützt, sah er die Bahn der Ehre aufgeschlossen, und stieg in dem Heere der Kaiserin von Einem Posten zum Andern rasch hinauf. Da berührte das Schicksal zum ersten Male mit eiserner Faust sein Haupt, und gab seinem Daseyn die fürchterliche Richtung.

Unter dem Gefolge, welches den Großfürsten Paul und seine Gemahlin auf der Reise durch Deutschland und Frankreich begleitete, befand sich auch Igbor Taschwill und mit ihm der jüngere Fürst Werkinskoy,

der ihm durch gleichen Rang, gleiche Neigungen und Gewohnheiten längst befreundet geworden. Eine schöne Polin von Stande reiſete unter den Damen der Großfürſtin, und Fürſt Werkinskoy hatte ſchon in der ruſſiſchen Hauptſtadt Fräulein Sophia mit warmem Intereſſe angeſchauet, ſeine Hoffnung war durch die feueraugige Polin nicht zu Boden geſchlagen worden, und die ſtrenge Sittlichkeit der Großfürſtin, die aus ihrem deutſchen Vaterlande eine ſtrengere Etiquette und eine ernſtere Lebensweiſe, als man an dem freyen Hofe der Kaiſerin gewohnt war, mitgebracht hatte, führte zu Gatſchina, wohin des Großfürſten Hofhaltung in faſt unkaiſerlicher Beſchränkung von der Mutter, die ihn nicht liebte, verwieſen worden, unüberſteigliche Mauern zwiſchen dem Fürſten und der Geliebten auf. Die gemeinſame Reiſe bot freyere Gelegenheit, und hatte Werkinskoy früherhin ſeinen Gram und heftigen Groll über die Verhältniſſe ſeines Herzens in Taſchwills vertraueten Buſen gelegt, ſo mußte dieſer auch jetzt ſeine Freude theilen über jede noch ſo kleinliche Glücksgabe, die ihm die Liebe zuwarf, und Taſchwill, wenn ihm auch die Liebe bislang nur in ihren unzartern Empfindungen bekannt geworden, vergnügte ſich wie ein getreuer Pylades an den Entzückungen des Buſenfreundes.

Man kam nach Paris; die Feſte der ſchönen Königin Frankreichs öffneten den jungen, reizbaren Nordländern ihre Himmel, und verlockten auch die Heloiſe aus dem Polenlande, ihrem ſchmachtenden Abälard

Beweise der glühendsten Zuneigung zu geben. Auf einem großen Ballfeste zu Trianon, wo die reichsten Genüsse wechselten, wo im Gedränge der zahllosen Gäste der stille Freudentausch verknüpfter Seelen unbemerkter bleiben konnte, wagte Fräulein Sophia in der Nähe des Tanzsaales, in einem jener versteckten Laubzimmer, wo jede Umgebung, der in Dämmerung gehüllte Glanz der Geräthschaften, balsamische Wohlgerüche, Teppiche und Ottomanen, Blumenduft und Kühle, die Sinne zu erregen und zu erdreisten wußten, und welche die bösen Zungen der Pariser nur zu sehr zum Nachtheile der Königin in Bewegung setzten, ihrem Anbeter ein Stelldichein zu geben, und unbemerkt trat die scheue Liebe in diesen Tempel der verstohlenen Zärtlichkeit. Doch zwey wildglühenden Augen war die Entfernung des schönen Paars nicht unbemerkt geblieben. Der Großfürst selbst überraschte die Unbedachten. „Spion der Kaiserin! Mein Herz sollt Ihr wenigstens nicht ungestraft verrathen und betrügen!“ — rief er eindringend. In rauher Sitte, die ihm eigen, wenn er zürnte, oder leidenschaftlich erregt war, riß er die Polin aus Werkinskoys Armen und schleuderte das Weib unzart dem Tanzsaale zu, ein Schlag seiner mächtigen Faust traf das Antlitz des erstarrt stehenden Fürsten, und als Taschwill, der ahnungsvoll dem Herrn gefolgt, herbeystürzte, und empört über die schändende Gewaltthat die Hand unwillkührlich an den Degen legte, fiel auch ihn der zornige Löwe an, riß ihm mit unwiderstehlicher Stärke die ehrende

Waffe von der Seite, zersplitterte sie an dem Parquet des Gemachs, und zwang die im Innern zernichteten Jünglinge, vor seinem zerstörenden nordischen Ingrimm sich durch die Flucht zu retten.

Ob eigene geheime Leidenschaft und ihre Eifersucht den Großfürsten damals bewegt und zu dem Aeußersten gereizt, ob die Polin eine verschmitzte Eva gewesen, die den Baum der Erkenntniß nicht gescheuet, und gleich der Omphale den Hercules nicht gefürchtet, blieb den Freunden ein Räthsel für immer, denn in derselben Nacht wurde ihnen der Befehl, nach Petersburg zurück zu kehren; aber Fräulein Sophia kam bey der Wiederkehr des hohen Paars nicht heim, und blieb für sie verschwunden. Welche Empfindungen in den beiden fürstlichen Jünglingen die Herrschaft gewannen, sobald ihre Besinnung zurückgekehrt, läßt sich errathen. Wenn auch solche Ereigniſſe an nordischen Fürstenhöfen der Vorzeit nicht zu den ungewöhnlichsten gehörten, wenn auch Peters des Großen spanisches Rohr noch in russischen Volkserzählungen nicht vergessen war, so hatte die neuere Zeit solche Begegnung doch selten gemacht, und die Brust des freyen Bojaren konnte nur in Rachdurst und Blutgier athmen nach solcher Geschichte, hatte er auch gegen seine Leibeigenen Grausameres sich täglich zu schulden kommen lassen. Beide Freunde schlugen in Einem Gedanken sich begegnend in derselben Nacht die Hände zusammen, hoben die Rechte mit ausgestreckten Fingern gegen den Sternenhimmel empor, und fielen

dann zähneknirschend, erhitzt von Champagnerglut und vulkanisch verhehlter Rachgier sich in die Arme.

„Nimmer wird das vergessen, und wenn ein Methusalems Alter dazwischen läge!" rief Werkinskoy. „Das wäre ein Czaar für uns?" fragte Taschwill höhnisch. „Die Knute und Sibirien würden dann Ordensschlag und Krongeschenk. Nimmer soll er die alte Krone zu Moskau fühlen auf der Scheitel, oder Jghors Hand müßte lahm werden vor der Zeit!" — „Schweigen, aber nicht vergessen!" knirschte Werkinskoy, und biß die eigene Hand wie der gekettete Tiger, daß das Blut seine Finger überströmte. „Blutig? Schon jetzt?" fragte er mit den Geberden des Wahnwitzes. „Aber es ist das rechte nicht, und die befleckte kann sich nur wieder rein waschen in einem andern Blute." —

Sie reiseten, doch das einsame Beysammenseyn im Wagen ließ die Vorsätze, welche sie im ersten Grimm gefaßt, durch stete Gespräche über den Einen Gegenstand immer tiefer wurzeln; indeß legten die Weltbegebenheiten ihnen einen Zaum an; denn in den nächsten Jahren mußten die drey Betheiligten getrennt leben, der Großfürst machte den Feldzug in Finnland mit, Taschwill wurde zu der Armee beordert, welche die Türken bekriegte, wohnte der Erstürmung Oczakows bey, und erkämpfte sich Orden und Ehrenstellen, und Werkinskoy erhielt eine geheime Mission nach Warschau, um die Besitznahme und Zerstückelung Polens vorzubereiten.

Catharina starb; Paul wurde Selbstbeherrscher aller Reussen. Aber bald merkten die beiden Fürsten, daß der neue Kaiser ein eben so gutes Gedächtniß habe als sie. Vergebens hielten Beide um die Erlaubniß an, nach Petersburg zu kommen, vergebens bewarben sie sich um Aemter, die sie in die Nähe des Hofes führen mußten. Werkinskoy band eine höhere Anstellung bey dem polnischen Gouvernement nur noch fester, und Taschwill mußte mit seinem Corps zu Souwarows Heerhaufen stoßen, focht die Siegesschlachten mit bey Cassano und bey Novi, mußte aber auch die furchtbare Niederlage bey Zürich anschauen, wo er durch schnelle Herbeyführung einer Batterie leichten Geschützes eine starke Abtheilung der Reitergarde dem Verderben entzog, und einem jungen Offizier derselben, Namens Garbanow, das Leben persönlich rettete, da französische Chasseurs ihn schon umringt hatten, und der von da an ihn fest befreundet blieb. Souwarow ehrte Fürst Taschwills Kenntnisse, seine Umsicht, seinen Muth, und ließ ihn bis zum Generalmajor der Artillerie hinaufsteigen. Aber welche Wuth faßte den Fürsten, wie mit Tigerkrallen, als die in der Hauptstadt gedruckten Armeeberichte ihm vor die Augen kamen, und er weder seine Theilnahme an den gewonnenen, wie verlorenen Schlachten, keinen der einzelnen, jedoch wichtigen Dienste, die von ihm im Laufe des Feldzuges geleistet worden, ja selbst nicht einmal die Erhöhung seines Ranges öffentlich bekannt gemacht las, als er noch dazu er-

fuhr, der Kaiser habe aus den Berichten des Feldmarschalls eigenhändig seinen Namen gestrichen. Siedendes Blut im Herzen, Hölle im Gehirn, nahm Igher Urlaub auf lange Zeit, der ihm vom Feldmarschall sowohl des Friedens wegen, als auch in Rücksicht auf manche empfangene Wunde nicht verweigert wurde. Was hat der Soldat, der sein höchstes Gut, sein Leben, wagt gegen den tausendarmigen Tod der Schlacht, für einen andern Ersatz, für einen andern Lohn, als die Ehre? Wer ihm dieses Idol zertrümmert, wer dem Tapfern diesen Lohn vorenthält, muß ihm als sein ärgster Feind, als der Verderber seines Glücks, ja seiner ganzen Existenz erscheinen. — So dachte Taschwill, und eine lange Reise in seinen weitläuftigen Besitzungen, von denen manche in den entferntesten Provinzen lagen, konnte den Gedanken nicht ertödten, konnte seinen Unmuth nicht herabstimmen. Nur Ein Trost trat ihm überall entgegen. Ueberall fand er das Volk unruhig und in stiller Gährung, das Militair murrte, die Bojaren und Großen des Reichs fand er fluchend auf ihren Gütern.

Durch den Druck, unter welchem des Kaisers Jugend gehalten wurde, war sein Gemüth gereizt, verdüstert, argwöhnisch und hart geworden, und die Herzlichkeit, die Gerechtigkeitsliebe, die Festigkeit des Charakters, welche er in den ersten Jahren seiner Herrschaft gezeigt, verschwanden mit jedem Tage mehr von ihm. Seine Politik schwankte im Sturme seines Mißtrauens; sein Bücherverbot, die Vertrei-

bung des unglücklichen achtzehnten Ludewigs, den Rußland gastfrey aufgenommen hatte, empörte die Gemüther; sein strenges Hofceremoniel, seine Kleiderordnung, seine seltsame Kriegserklärung an Spanien, seine ritterhafte Herausforderung aller Fürsten Europas wurden Gegenstände des Spottes, und die düstere Kühllosigkeit, mit welcher er in seiner Familie den Herrn spielte, zog auch diejenigen von ihm ab, die Gelegenheit gehabt hatten, manche seiner bessern Regenteneigenschaften zu erkennen. Ueberall fand Taschwill Unzufriedenheit; man flüsterte schon hie und da von dem Schicksale des dritten Peters, und der Fürst, im Herzen frohlockend, verschob jetzt seine Reise zur Hauptstadt nicht länger, da er überdies die Nachricht bekommen, daß mehrere seiner Vorgänger in der Armee den Platz geräumt hätten, und der Beschluß in ihm fest geworden, muthig von seinem Herrscher selbst zu fordern, was ihm gebührte. Eine dumpfe, schwüle Stille lag über der Hauptstadt; kein freyes Gespräch belebte die Gesellschaften; die Straßen, wenn auch voll Menschen, schienen Spaziergänge für Stumme oder Kranke zu seyn; man erkannte den Sitz des Argwohnes bey dem ersten Ausgange. Taschwill fuhr zu dem Michaelowspalaste, und starrte mit Schaudern das unförmliche Steingebäude an, welches mit Basteien umgeben, von Kanonen beschützt, mit Soldaten gefüllt, eher einer belagerten Burg, als dem Palaste eines Volksvaters glich, und als Denkmal des Argwohns und der Furcht seines Erbauers da-

ſtand. Garganow, der Adjudant der Garde, fiel im Vorzimmer erfreuet ſeinem Lebensretter in die Arme, und der Fürſt ſah dieſe Begegnung als gute Vorbedeutung an. Er ward gemeldet, und nicht lange, ſo trat der Kaiſer, eben vom Morgenritte zurück gekommen, haſtig und mit ſichtlicher Erhitzung in den Saal. Fürſt Igelor kämpfte den alten Groll in die Bruſt hinab, mit Ruhe machte er ſeinen Vortrag, milderte ſeine Klagen, berief ſich auf des Marſchalls Zeugniſſe, bat um die ihm gebührende Dienſterhöhung, und reichte dem Kaiſer ehrfurchtsvoll ſeinen ausgeführtern Vortrag ſchriftlich dar. Paul hatte ihn ſchweigend angehört, doch ſeine Feuerblicke ſo wild auf ihm umherirren laſſen, daß der Adjudant ſich ſcheu zur Thür gezogen. Haſtig nahm er jetzt das Papier, und zerriß es mit Grimm in viele Stücke. „Taſchwill?“ fragte er höhniſch. „Ja, ich kenne das widerwärtige Geſicht noch zu genau. Ihr gehörtet zu den Spionen der Kaiſerin, zu den Wächtern meiner ſchimpflichen Jugend. Viel zu viel der Ehre empfingt Ihr für ſolche Dienſte. Wer den Heuchler und Horcher machte, ſchimpft meine Armee; ich kann Euch nicht gebrauchen, Ihr ſeyd für ewig aus meinem Dienſte entlaſſen, und findet man Euch nach dreyen Tagen noch in meiner Reſidenz, ſo werde ich Euch durch den Henker Eurer gnädigen Kaiſerin nachſenden laſſen, und Ihr könnet ihr nach alter Gewohnheit die Thaten ihres Sohns berichten.“ — Einen durchbohrenden Blick warf der Souverain nochmals auf den Für-

ſten, ſchleuderte ihm die Papiere vor die Füße und verließ das Zimmer. Taſchwill ſtand erſtarrt, gelähmt an Leib und Seele, ſeine Hände waren geballt, ſeine Zähne knirſchten auf einander, aber alle Macht über ſeine Glieder ſchien ihm entriſſen, und er würde lange in der Stellung einer Statue verweilt haben, hätte nicht Garganow ihn umfaßt, erwecket und ſtützend aus dem Saale geleitet. Von der friſchen Märzluft angeweht, wollte der Beleidigte losbrechen, aber der Adjudant legte ihm raſch die Hand auf den Mund, indem er überall umſchauend flüſterte: „Still hier, um unſers Lebens willen! Aber heute Abend ſollt Ihr von mir hören, und ich komme und führe Euch zu Freunden!“ — Taſchwill warf ſich erſchöpft in ſeinen Wagen.

Nicht weit war er gefahren, ſo hemmte ein Auflauf ſeine Schritte. Ein Commando Soldaten führte mehrere Menſchen zur Hauptwache. Staunend ſah Ighor auf die Gefangenen; er konnte nicht irren, ſprang aus dem Wagen und drängte ſich durch das Gewühl. Seine Uniform machte ihm Raum, der Offizier der Wache ſalutirte, und vor ihm ſtand als Gefangener ſein Buſenfreund Fürſt Werkinskoy. „Auch Du?“ rief er außer ſich, doch ſchnell beſonnen fragte er den Offizier nach der Urſache dieſer ſeltſamen Verhaftung. „Der Herr hat die kaiſerliche Kleiderordnung übertreten;“ antwortete der Soldat, „der runde Hut, die franzöſiſche Tracht haben den Zorn ſeiner Majeſtät erregt, und der Kerker iſt gelinde

Buße für solchen Frevel.“ — Ein feiner Zug von Spott um den Mund des Offiziers schien die Worte zu begleiten; Taschwill griff aber heftig des Freundes Rechte, sie sprachen nichts, aber ihre Augen verstanden sich, als sie scheiden mußten.

Werkinskoys Reise nach Petersburg hatte nicht so schuldlose Zwecke gehabt, als die des Fürsten Igbor. Längst schon hatte die Großen der Hauptstadt ein geheimer Plan beschäftigt, und der verwegene Mann wurde durch seine Freunde zur Ausführung geladen. Unglücklicherweise traf der Monarch bey seinem Morgenritte vor dem Thore auf die Equipage des Ankommenden. Die Tracht der Leute des Fürsten zog die Blicke des Kaisers auf sich, der mit Knute und Gefängniß das Tragen jeder demokratischen Kleidung, wie sein Franzosenhaß den Schnitt der neuen Welt benannte, verpönt hatte. Eigenhändig schlug er Werkinskoys Kutscher den runden Livreehut vom Kopfe, und als er den Herrn ähnlich kostümirt fand, mußten auf der Stelle einige Offiziere seines Gefolges die Verhaftung des Erstaunten betreiben, der sich glücklich schätzen mußte, daß der erzürnte Kaiser sich seines Gesichts und Namens nicht erinnerte.

Die verhängnißvolle Nacht des 23sten Märztages 1801 begann. Kaum hatte ihr schwarzer Mantel die Kaiserstadt eingehüllt, so erschien auch Garganow in dem Quartiere des Fürsten Taschwill und führte ihn mit sich fort. Tief verhüllt in ihre Pelze durchwanderten sie die leeren Gassen, bis sie an den Palast

des Generals Talizin gelangten, der dunkel und wie ein Todtenhaus vor ihnen dalag. Mit Verwunderung sah der Fürst seinen bisjetzt wortarmen Führer eine kleine Seitenthür öffnen, in welche nach einer gegebenen Losung ein riesenhafter schwarzer Wächter sie einließ. Aber sein Erstaunen wuchs zur höchsten Ueberraschung, als bald darauf eine große Flügelthür aufgethan ward, und der blendendste Lichtschimmer ihm in's Auge fiel, von langer, reichbesetzter Tafel ihm der Duft warmer köstlicher Getränke entgegenquoll, und die glänzendste Männergesellschaft ihm mit frohem Gruße entgegenströmte. Er erkannte den berühmten Platow-Subow, den Oberst Sartarinow, den Fürsten Seriatin, und an sechszig gleich vornehme Edelleute, von denen die Hälfte wenigstens schon durch gemeinschaftliche Kriegsgefahren mit ihm verbrüdert waren; aber die freudigste Begegnung überraschte ihn, als aus dem Gedränge der Erhitzten, Fürst Werkinskoy ihm mit dampfendem Becher entgegen trat, seinen Hals umschlang, und ihm ein: Tod dem Tyrannen! im heißen Bechergruße zubrachte. Was Taschwill hier in der ersten Viertelstunde erfuhr, war hinreichend, seine wildesten Wünsche zu beschwichtigen, war Balsam auf die lang blutenden, fressenden Wunden seiner Ehre. Alle Versammelte glaubten, so wie er beleidigt zu seyn durch kaiserlichen Jähzorn oder Ungerechtigkeit, Alle beseelte gleicher Rachedurst. „Die Krone muß von seinem Haupte!" das blieb der einzige, zwanzig Mal wiederholte Toast

der glühenden Trinker, mit jedem neuen Becher lauter und dreister ausgerufen.

Paul hatte selbst die Katastrophe seines Lebens schneller herbeygeführt. Schon lange fürchtete man für die Großfürsten und die Kaiserin, denn der Plan seiner mißtrauischen Seele, die Gemahlin in der entsetzlichen Wüste Kolmagons, seine Söhne auf Schlüsselburg gefangen zu setzen, war nicht unbekannt geblieben, da des Kaisers Geliebte, die Frau von Gagarin, vielleicht für sich selbst bey dem Ausbruch der Volkswuth nach solcher Gewaltthat zitternd, die warnende Verrätherin geworden war. Paul mußte den Thron verlieren, das war beschlossen, und die heutige Nacht hatte man zu dem Wagestücke festgesetzt, da des Kaisers Worte gegen die Geliebte: Es sey jetzt Zeit, seinen großen Streich auszuführen! jeden Aufschub gefährlich machen konnten. Die Verschworenen waren versammelt, aber ihre Anführer fehlten noch, der Graf Pahlen und der deutsche General ***. Als nun Eine Stunde nach der andern verrann, sah man bärtige Gesichter bleich werden, und der leise Ausruf: Es muß verrathen seyn! und: Wir sind verloren! klang von mancher bleichen Lippe.

Mitternacht schlug vom nächsten Thurme, und mit dem letzten Schlage öffnete sich die Flügelthür, und die beiden lang Erwarteten traten mit ernsten Gesichtern in den Saal, und begrüßten feyerlich die Aufstürmenden, von denen Viele den in der Bangigkeit getrunkenen Rausch nun in Muthwort und Ju-

bel verſtrömten. Graf Pahlen gebot Stille, zog den Degen und ſagte ernſt: „Die Stunde iſt da, meine Herren! Sind Sie Alle noch entſchloſſen?“ —

Ein allgemeiner Ausruf bejahete die Frage, und eine Menge blanker Waffen blitzten durch den Kerzenſchimmer. „So theilen Sie ſich, und folgen Sie mir und dem Generale. Das Regiment Semonowsky hat die Palaſtwache, ſein Commandeur iſt hier zugegen, und der Zugang iſt uns offen. Arkamakow, Sie ſind unſer Cicerone.“ —

„Eines noch zuvor!“ fiel da der General dem Freunde in die Rede. Die Großfürſten wiſſen um unſer Unternehmen. Sie billigen die Gefangennehmung des Kaiſers, doch ſoll Niemand die Hand legen an des Kaiſers geheiligte Perſon. Sie ſind Ehrenmänner und meiſt Soldaten, meine Bundesbrüder, und ſo wird der erſte Befehl unſeres neuen Monarchen Jedem von uns heilig ſeyn.“ —

„Man gab mir freye Hand unter dieſer Bedingung,“ ſetzte Pahlen mit Nachdruck hinzu, der Wagen iſt bereit, den Kaiſer auf das Fort zu führen, den unverletzten, denn darauf gab ich mein Ehrenwort! Und ſomit marſch, meine braven Patrioten! Alexander, der Geliebte, iſt die Parole.“ —

Man brach auf, aber zuvor hatte Taſchwill im Kreiſe umhergeblickt, er hatte mehrere Geſichter bey den Worten des Generals höhniſch ſich verzerren ſehen; ſo umſchlang er heftig ſeinen Freund Werkinskoy, fragte leiſe: „Wird er zum Wagen kommen,

oder erſparen wir ihm die böſe Reiſe?“ Und als dieſer mit einem unverſtändlichen Ausrufe des Grimmes antwortete, ſchlugen Beide ihre Säbel zuſammen und folgten dem Trupp, der ſchon mit plötzlichem Schweigen und in der ſchauerlichen Stille eines Leichenzuges auf die Straße ſtrömte, als die Letzten, aber auch als die Entſchloſſenſten. —

Ohne Aufenthalt und Aufſehen kam die fürchterliche Legion an den Michaelowspalaſt, und wurde von den wachhaltenden Offizieren des Regiments Semonowsky eingelaſſen. Graf Pahlen nahm die Hälfte der Verſchworenen unter ſein Commando, und beſetzte mit ihnen alle Ausgänge, beſonders die große Steintreppe des Schloſſes. Die ſchwächere Hälfte, welche jedoch aus den Kühnſten und Verwegenſten beſtand, ſchloß ſich an Subow und den General, und Arkamakow, als Adjudant des Kaiſers mit dem Innern des Palaſtes genau bekannt, führte den Verderben brütenden Trupp auf einer verborgenen Stiege in das weite Gebäude hinauf. Nur das trübe, grünliche Licht einiger großen Laternen beleuchtete unvollkommen die langen Galerien, durch welche der Zug ging, geräuſchlos und heimlich, wie die giftige Schlange ſich fortbewegt und ihren Raub zu überraſchen ſucht. Da erſcholl plötzlich und unerwartet das lauthallende: Wer da? einer wachſamen Schildwach. Dreyßig Herzen ſtanden in dem Momente ſtill, und dreyßig bärtige Geſichter wurden todesbleich. Der General ſchritt ſchnell hin zu dem Soldaten. „Schweige, Unbeſon-

nener," flüsterte er zornig. „Siehst Du nicht, wohin unser Weg geht?" — Der Grenadier, schnell gefaßt, wie in einer Ahnung des Künftigen, rief listig: „Patrouille vorbey!" — Und gedeckt durch den gewohnten Nachtruf rückten die Heimlichen einer Rotte spukender Grabbewohner gleich, weiter in den grauen Gängen, und gelangten unangefochten vor die verschlossene Pforte des kaiserlichen Vorzimmers.

Arkamakow pochte behutsam an, und bald wurde sein Pochen von innen erwiedert. „Wer klopft?" fragte Pauls alter Kammerdiener. „Adjudant Arkamakow!" antwortete der Klopfer draußen. „Laß mich ein, ich habe wichtigen Rapport zu bringen!" — „Um Mitternacht?" fragte der Diener. „Was soll's zu solcher Zeit? Der Herr schläft und Niemand darf eingelassen werden." —

Stärker schlugen die Herzen derer, die draußen waren, denn Paul konnte erwachen, bey jedem Aufenthalt durch die bekannten Geheimthüren seines Gemachs entfliehen, und Aller Leben stand dann auf dem Spiele. Der kluge Adjudant half in diesem entscheidenden Momente. „Bist Du ein Narr, alter Schläfer?" fragte er launig. „Träumst Du noch von Mitternacht? Sechs Uhr Morgens ist's, und läßt Du mich nicht ein, so falle des Kaisers Zorn bey der Säumniß auf Dein Haupt." —

Die Schlüssel klirrten drinnen, und Alle faßten fester die bloßen Schwerter. Jetzt bewegte sich der Flügel, ein gewaltsamer Druck der Vordersten sprengte

ihn weit auf, und ein Dutzend der Bewaffneten füllte im Sprunge das Zimmer. Gelähmt vom Schreck stürzte der Kammerdiener rückwärts gegen die Wand, fiel in die Knie, und schlug, als hätte er ein riesiges Gespenst vor sich, heilige Kreuze über seine Brust und über seine Stirn. Aber Einer des wachhaltenden Husaren-Paars erhaschte seinen Säbel vom Sessel: rief: Hochverrath! und warf kühn die krumme Klinge schwingend seine junge Brust den Feinden entgegen. Umsonst war sein muthvolles Opfer; Taschwill und Werkinskoy stürzten vor, und der Erstere stieß dem jungen Krieger den scharfen Degen mit solcher Wuth von der Seite in die Brust, daß der Stahl im Körper des Stürzenden zerbrach, dessen Blut die Hand des Stoßenden heiß übergoß und seine Kleider bespritzte. Indeß dieses in der Schnelle des Augenblicks vorgegangen, hatten die besonnenen Anführer schon das Schlafzimmer des unglücklichen Herrschers betreten. Eine Nachtlampe brannte düster; der Kaiser von dem Lärm erwacht, hatte sein Schlafkleid übergeworfen, und suchte Schutz durch einen Bettschirm zu gewinnen.

„Im Namen des Kaisers Alexander! Sire! Sie sind unser Gefangener!“ sprach Subow, sich ihm nähernd.“ — „Wessen Gefangener, Ihr Tolldreisten?“ entgegnete Paul, trat mit Kraft hervor, und warf seinen Blick auf den Degen, welcher an seinem Bette hing. Da er aber mehrere der Verschworenen blank bewaffnet in die Thür der Kammer sich drängen sah,

ſo verließ ihn die Geiſtesgegenwart, und mit ſichtlicher Angſt rief er: „Männer, was habe ich Euch gethan?“ — Oberſt Sartarinow drängte ſich vor, und brüllte mit furchtbar rollenden Augen: „Uns tyranniſirt ſeit vier Jahren! Das ſoll zu Ende ſeyn!“ — Fieberſchauer ſchienen den Monarchen zu durchſchütteln, und nur einzelne Ausrufungen waren ſeine Antwort.

Unterdeſſen wurden die Huſaren im Vorzimmer bezwungen, der Kammerdiener gebunden; Werkinskoy ſchlang ein Tuch um ſeinen von dem Getödteten verwundeten Kopf, und Taſchwill wiſchte ſich das Blut, welches ihn beſpritzt, aus den brennenden Augen; da traf ſie der erſte laute Zornruf des Kaiſers. Wie der afrikaniſche Löwe, ſobald er Blut geleckt, ergriffen wird von unbezähmtem Durſte nach Zerfleiſchung und Sättigung im Leben des ſchwächern Wildes, ſo raſete auch in Fürſt Jghors innerſtem Gemüth die Mordflamme auf, als er aus der rothgefärbten Hand den zerbrochenen Degen ſchleuderte, und die Stimme Pauls die Erinnerungen ſeiner letzten Zuſammenkunft mit demſelben anfriſchte. „Hörſt Du, er lebt noch!“ rief er wuthknirſchend, riß ſich die Seidenſchärpe von den Hüften, faßte den Arm des Fürſten Werkinskoy, und Beide machten ſich Platz durch die Verſchworenen, und drängten ſich in das Schlafgemach. „Tyrann! Kennſt Du mich? Auch meine Zeit iſt da!“ ſtammelte Taſchwill, fiel wie ein wüthender Stier den Kaiſer an, und verſetzte ihm einen furchtbaren Fauſtſchlag, der

ihn taumeln machte. „Kein Blut, Kameraden!“ mahnte der erschreckte General. „Kein Blut!“ brüllte mit höhnischer Lache Werkinckoy. Aber Faust um Faust und Schlag um Schlag!“ — Mit dem Degen schlug Gardanow die Lampe und den Wettschirm um, und vier rasende Männer rissen den verlassenen Monarchen zu Boden, dessen Kräfte sich in der Todesangst zu doppeln schienen. Vergebens suchte der deutsche General die Unthat zu hindern, vergebens rief er den Wüthenden ihr Versprechen zu. Er hörte das Aechzen des Bezwungenen, er hörte im Dunkeln die röchelnde Stimme des Gewürgten, wie er bat: „Verschonet mich! Laßt mich beten zuvor!“ wie er zuletzt mit dem Sterbeworte: „So ist es aus! So ist Alles aus! vsë Kontchilos! vsemou Konets!“ den Gewaltthätigen erlag. Der General eilte hinaus nach Licht, aber die Flamme der Kerze zeigte dem Zurückkehrenden nur Pauls Leichnahm, blutend im Gesicht, mit der Schärpe, welche die Farben seines eigenen Heeres trug, erdrosselt; und der erschütterte, bleiche Deutsche stand wie erstarrt vor dem Todten, der noch gestern eine halbe Welt durch sein Zornwort zittern machte, und jetzt machtlos da lag, dem gräßlichsten Geschick verfallen. Die Mörder verschwanden, sobald das Licht ihre finstere That beschien, und der General konnte nur noch dem Leichname die Aufmerksamkeit widmen, die der empfindende Mensch jedem Todten gewährt; er ließ ihn auf das Bett legen, und beorderte den Hauptmann Malkon mit dreyßig Gar-

disten, die Halle des Mordes Jedermann zu verschließen. —

Mit Verzweiflung hörten die Großfürsten den unglücklichen Ausgang des Unternehmens, und Pauls Kronerbe brach in laute Klagen aus, verwünschte diese schrecklichste aller Nächte, und überströmte den Grafen Pahlen mit den bittersten Vorwürfen. Aber die Nothwendigkeit forderte; in derselben Kutsche, die den Ermordeten hatte zur Festung führen sollen, fuhr Alexander zum Winterpalaste, von zwey Regimentern seiner Garden begleitet, und nahm den Schwur der Würdeträger des weiten Rußlands, den Schwur seiner Generäle für sich und seine Krone an. —

Die Rachsucht war gestillt, und der Zweck der schwarzen Nachtthat erreicht. Der neue Monarch, bald vom frevrathmenden Volke mit dem Namen des Allgeliebten begrüßt, machte durch Milde, Edelmuth und Gerechtigkeit die harten Jahre der Regierung seines Vorgängers vergessen; Rußland nahm wieder den hohen Platz ein, der ihm gebührte im Fürstenrathe Europas; der alte Ruhm seiner Heere tönte wider wie einst in Nord und Süd; aber gerade die, welche durch Schauerthaten diese Aenderung herbeygeführt, harrten vergebens auf die belohnenden Früchte ihrer entsetzlichen Saat. Wenn auch der neue Regent die Ereignisse jener Nacht mit einem undurchdringlichen Schleyer zu verbergen suchte, wenn auch kein weltliches Gericht die Rächerhand ausstreckte nach jenen Mordbefleckten, so schlich dennoch die langsame mar-

rende Strafe ihren Schritten nach. Allmählig entfernte der Kaiser die Verschworenen von seinem Hofe; die Militairs bekamen Posten bey den fernsten sibirischen Militairstationen des endlosen Rußlands; selbst Graf Pahlen, der im thörichten Uebermuthe sich dem jungen Kaiser unentbehrlich glaubte, verlor durch Trotz seine Würden und ward nach Riga verwiesen; Werkinskoy starb nicht lange darauf an den Folgen seiner Kopfwunde, und Fürst Taschwill erfuhr mit Schrecken, wie seine durch Paul verfügte Entlassung nicht zurückgenommen wurde. —

Einen furchtbaren Eindruck hatte jene Nacht auch auf die Hauptperson der Katastrophe, auf den Fürsten Igbor gemacht; er war ja ein Mensch, und nicht ungerächt begeht der Mensch das Unmenschliche. Alles, was früher in ihm getobt hatte, was mit zehrenden Flammen ihn jahrelang gemartert hatte, was in seinem ganzen Wesen die Stelle des Lebenshauches eingenommen, was als Ziel und brennender Wunsch seine Entschlüsse bestimmt und sich untergeordnet hatte, Alles das war, wie er am nächsten Mittage aus dem Rausche erwachte, mit der Erfüllung verloschen, ausgebrannt; todt, erstorben war's im Gemüth und Seele, und die Erinnerung ersetzte nichts von dem entwichenen Leben, sondern rief nur gräßliche Gespenster aus der hohlen Tiefe des leeren Herzens herauf. So steht der ausgebrannte Vulkan; ausgesprengt sind die Höhlen, welche verzehrende Glutströme und rollende Donnerstimmen verbargen; der Krater gähnt wie ein

leeres Grab, graues Gestein, schmutzige Lava und todte Asche sind die Kleider des formlosen Vergungeheuers; doch der Wanderer flieht die unfruchtbare und unheimliche Stelle, die Schrecken, die von ihr ausgingen, nie vergessend, und neue Gefahr ewig fort fürchtend von dem verrätherisch-feindlichen Boden. —

Taschwill beschwichtigte die strafende Stimme, indem er sich selbst Rächer der Menschheit, Befreier des Vaterlandes nannte, aber sein neuer Groll mußte auch ein Ziel haben, und er warf den Haß, der ihm Gewohnheit geworden, auf sein Vaterland, auf sein Volk, auf den ganzen Herrscherstamm, dem er gedient zu haben vermeinte. Er verließ Rußland, und besuchte die größten Städte Deutschlands, in den Zerstreuungen der großen Welt, in den sinnlichen Genüssen des Leichtsinns Arzenei suchend für seinen kranken Geist. Das Uebermaß bewirkte den natürlichen Widerwillen; seinen Körper fühlte er geschwächt, sein Geist hatte nichts gewonnen, als er mit dem Winter zu der russischen Hauptstadt kehrte. Da schien ihm das Schicksal zum ersten Male zu lächeln seit lange, der Gott schien gnädig versöhnt. Alexanders Regententugenden, seine Geistesbildung und Aufklärung hatte viele Ausländer nach Rußland gezogen, die durch Wissenschaft und Talente in den weiten Räumen dieses Reichs belohnendere Plätze für ihren Fleiß fanden, als in der überfüllten Heimath. Eine deutsche Familie von gutem Adel war unter diesen Ankömmlingen, und ein Fräulein derselben, schön, sanft und gut, rührte

des Fürsten Herz, nahm seine Werbung als Fingerzeig des Himmels an, da Taschwills Reichthümer ihre güterlosen Ältern von der Aussicht auf ein freudenloses Alter voll Entbehrungen befreiete, und verlobte sich ihm. Die Wirkung, die eine schöne weibliche Seele auch auf das roheste Männerherz nimmer verfehlt, zeigte sich auch bey dem Fürsten; er sah das Leben von mildern, freundlichern Seiten zum ersten Male, und ward darum selbst milder und freundlicher. Auf Einem der Güter Taschwills, das nicht weit von der Hauptstadt entfernt lag, und an die Domainen der Kaiserin Mutter stieß, sollte die Vermählung im Frühlinge gefeiert werden. Die reichsten Familien der Umgegend waren geladen, alle verwandte Bojaren zugegen, und gegen Mittag ging der Zug zu einer alten, besonders heilig gehaltenen Kirche, die auf der Gränze zwischen Igbors Besitzungen und den Krongütern ihr bemoostes, altergraues Steingebäude erhob, und bey den Landleuten vorzüglich eines Bildes wegen besucht wurde, das die Priester auf eine wunderbare Weise erhalten haben wollten. Schallende Hornmusik der Dienerschaft eröffnete den langen Zug; russische Volkslieder tönten mit ihren nationellen Melodien aus dem geputzten Haufen der Unterthanen, die den Zug beschlossen, bis die weite Kirche Alle aufnahm in ihr heiliges Gewölbe, Alles, reich und arm, jung und alt, jetzt in die Knie fiel, und mit gesenktem Haupte in tiefer Stille den Gott anbetete, dessen Abbild auf dem weißbehangenen, einfa-

chen Altare silberrein zwischen hohen Kerzen am Kreuze glänzte, neben welchem ein weißbärtiger, steinalter Priester eintönig, aber mit reiner Stimme die Weihgebete absang, die fernher durch die endlos scheinende Halle wie eine Stimme vom Himmel den im Staube Liegenden erschallten. Die Ceremonie ging vorüber, das Brautpaar wechselte die Ringe; der Priester setzte jedem die Krone auf, mit welcher auf dem Haupte sie drei Mal um den Altar gingen, er las das Evangelium in slavonischer Sprache, und ließ Beide aus dem silbernen Becken den heiligen Wein trinken; als aber der Protopope jetzt den Schlußsegen sprach, erhob Fürst Igbor sein Auge von der rosenwangigen Eulalia zu dem Priester, und von diesem hinauf zu der Altarwand, auf welche die Mittagsonne durch die wolkenhohen Fenster gerade ihren hellsten Strahl fallen ließ. „Und so bleibet getreu Eurem Versprechen, der Kirche und Eurem Gotte;" sprach der Geistliche, „daß Ihr mit freyer Brust erscheinen könnet vor dem Richter, wenn die Himmel in Feuer vergehen, wenn die Erden in Trümmer zerfallen, und der Herr der Heerschaaren im Donner ruft: Her zu mir, Ihr Bestandenen, denn auf Erden ist es aus mit Euch." — Wie ein sengender, zerschmetternder Blitzstrahl fiel es nieder auf Taschwills Haupt; sein erhobenes Auge traf auf das Bild an der Kirchwand, das in kolossalen Gestalten die Steinigung des heiligen Stephanus darstellte; der blutende, niedergeworfene Gläubige trug wohlbekannte Züge, furchtbar flet-

schend verzerrten sich die Gesichter der ihn mordenden Kriegsknechte, und darunter stand in großen, deutlichen Buchstaben: Gott wird Pauls Mörder finden und bestrafen! Starr wurden Igbors Blicke, und Kälte rieselte an seinen Gebeinen herab. Die Figuren des Bildes schienen sich zu beleben, der heilige Stephanus erhob sich mit zornigen Geberden und dräuender Hand, und schien herabsteigen zu wollen von der Wand. „Verräther, wer that mir das?" kreischte der Fürst zum Entsetzen der Umstehenden, und mit brechender Stimme setzte er hinzu: „Es ist aus, aus mit uns!" und sank ohnmächtig in die Arme der erschrockenen Braut und der herzuspringenden Vetter.

Obgleich die Ursache dieser Störung eines so hohen Festes den Meisten der Gegenwärtigen unenträthselt blieb, so hatte das Fest dennoch selbst dadurch für die Hauptperson die Weihe verloren; auch dieser Kranz war zerrissen, eben so wie ihm die Krone der Ehre zertrümmert worden, und auch die Liebe drückte nur Dornen auf sein der Hölle verfallenes Haupt. Der alte Dämon nahm wieder Platz in seiner Brust; Groll gegen die Welt, Jähzorn und Mistrauen beherrschten den Elenden, und die Erinnerung zu beschwichtigen, den Klang der Sterbeworte Pauls, die er seitdem immer neben sich klingen hörte, zu vertilgen, durften wiederum Jagd, Würfel und Weinbecher Herrn der Stunden werden. Das Elend zu steigern, mußte Taschwill durch Zufall, durch den falsch adressirten Brief einer Schwester seiner Gemahlin erfahren, wie

eine frühere Liebe zu einem deutschen Edelmanne Eulaliens Herz gebunden, und wie sie dem Glücke der Eltern ihre Hand fromm und duldend zum Opfer gebracht. Beleidigung schien dem Fürsten solches Opfer; Eifersucht, in solch einem Gemüth Furiennatter, bemächtigte sich seiner; die Qual, mit der ihn unsichtbare Mächte straften, warf er wie ein sengender Brennspiegel zurück auf ein unschuldig Herz, und als nach einem freudenleeren Jahre die Fürstin einer Tochter genaß, fehlte dem erschöpften Körper die Stärke, einem andern Leben Nahrungsquell zu seyn, und wenige Wochen nach Kathinkas Geburt, begrub man Eulalien in jener Kirche, in welcher einst die böse Laune des Schicksals die Unschuld an das Verbrechen kettete. —

Wir müssen jetzt zehn Jahre und mehr überspringen, da selbst in dem Taschenbuche des Fürsten diese Zeit nur durch menschenfeindliche Betrachtungen, durch Exclamationen über Menschenbestimmung, Weltregiment, Völkerglück, bezeichnet worden, welche beweisen, daß der Fürst von der Langeweile getrieben, ohne Wahl die Werke jener Schriftsteller verschlungen, welche sich vermaßen, mit dem Gänsekiel eine neue Weltordnung erschaffen zu wollen, und denselben Gänsekiel für ein Zepter hielten, weil er einmal das Capitol, den Sitz des Regiments, gerettet hatte.

Aber zwischen diesen langweiligen Excerpten und unverdaulichen Commentationen des Taschenbuchs, sprang für den Leser doch hie und da eine kleine No-

tiz hindurch, die von Interesse war, weil sie Vatergefühle aussprach, und das Töchterchen betraf, wie es heranwuchs, gut und schön ward gleich der Mutter, und wie der entschlummerte Ehrgeiz des Vaters durch den Anblick der Tochter allmählig wieder erwachte. Der Fürst hatte seinen Wohnort auf den einsamen Gütern mit der Stadt Moskau vertauscht; er fand hier den russischen Nationalcharakter am unverwischtesten erhalten, er traf hier eine Menge der begütertsten Familien des Landes, die unabhängiger vom Hofe leben wollten; Beides paßte für seinen unveränderlichen Sinn, Beides für die Erziehung der Tochter, wie für die Pläne, die seine rastlose Seele in Bezug auf sein zehnjähriges Kind träumte. Der eigene Palast, den Taschwill in dem Stadttheile Kitaigorod besaß, und der lange nur ein Asyl der Ratten und eine Webefabrik der fleißigen Arachnen gewesen war, verwandelte sich schnell in einen Sammelplatz der hohen Welt; Tokayer und Champagner floß, und die Göttin Politik mit all ihren fratzigen Bastardkindern, die sie in ihrer Rasezeit mit dem rothmützigen Jacobiner, mit dem Cromwellschen Bootsknecht, mit dem stumpfköpfigen deutschen Zinngießer erzeugt, nahm Sitz und Stimme ein bey den Versammlungen im Taschwillschen Palaste. Doch Napoleons Feldfeuer räucherten das Eulennest aus; sein unbedachter Zug nach Rußland versprengte die Klubbisten; aber der große Wendepunkt im Leben dieses Xerxes erschien von den Feuersäulen des ungeheuern Mos-

kaus beleuchtet, und auch das Schickſal unſers Helden wurde dadurch auf eine neue Bahn geſtoßen. Fürſt Igbor war in Moskau geblieben, gehörte er doch zu jenen Unzufriedenen, denen jede Aenderung der Regierung eine Beſſerung ſcheint, gehörte er doch zu den Götzendienern, die in der Geißel der Zeit einen Weltfürſten, einen Reformator und Beglücker der Menſchheit zu ſehen glaubten, weil ſie ihn nur von ferne betrachtet hatten. Die Erkenntniß kam als Buße eilig heran. Moskau ſtand in Flammen, Mord und Plünderung wütheten in den Gaſſen, ſprengten die Hauspforten, und der Frevelmuth entmenſchter Wüthriche feyerte Bacchanalien auf den Särgen der Grüfte und ſchonte kein heimliches Verſteck. Igbor hatte mit ſeiner Tochter zur Zuflucht ein ſicheres Gewölbe in der Tiefe ſeines Hauſes erwählt; zufällig war der Sohn ſeines Nachbars, der, ſeit ſein Vater einen großen Poſten in Petersburg angetreten, täglich der Spielgefährte der kleinen Katbinka geweſen, im Taſchwilſchen Palaſte, als der Lärm ausbrach, und als die brüllenden Mordbrenner auch in Kitaigorod und die Sloboden ihre Pechkränze warfen, und die Flamme ſchon aus den nächſten Holzhäuſern ſchlug, riß der Fürſt das Kinderpaar zu ſich; ſchon donnerten die Kolbenſtöße der verfolgenden Chaſſeurs an ſein Thor, aber glücklich kamen die drey in ihren Schlupfwinkel. Eine furchtbare Nacht wurde durchwacht; über ihnen krachten die fallenden Balken, donnerten die einſtürzenden Wände nieder; heißer Rauch drang durch die

Luftlöcher des Gewölbes herein. Stumm saß der reiche Bojar auf einer Kiste, Kathinka lag in seinem Schooße und weinte bitterlich, der zwölfjährige Alexius kniete vor Beiden auf dem Steinboden, streichelte zu Zeiten den Arm des Mädchens, und bat sie leise, nicht mehr zu weinen, Gott und der Kaiser würden schon helfen. Die fürchterliche Nacht ging hin, aber das schwache Dämmerlicht, das durch die Luftlöcher des Gewölbes hereinfiel, konnte nicht trösten, denn der Lärm droben wurde nur noch lauter und schauerlicher; Wehgeheul mischte sich mit Trommelschlägen, mit dem dumpfen Ruf der Kriegshörner, und Flintenschüsse knallten dazwischen. „Vater, mich hungert so!“ jammerte da die Kleine. „Mein Mund ist heiß; warum bringt der Sokol uns die Frühstückskanne noch nicht?“ — Igbor seufzte, und versuchte das Kind zu beschwichtigen, welches aber immer von neuem klagte, und um Milch und Thee und Semmel bat. Da vermißte der Fürst plötzlich in dem Halbdunkel den kleinen Solikow, und rief mit verhaltener Stimme den Knaben; aber er rief vergebens, und seine Angst wuchs mit jeder Viertelstunde, da er fürchten mußte, auch ihn habe der Hunger gefoltert, fortgetrieben, und in kindischer Unbesonnenheit möchte von ihm dem Feinde der Zugang verrathen werden. Nach einer schrecklichen Stunde erschien Licht am Ende der unterirdischen Gänge; Igbor griff nach den Pistolen, die er mit herabgenommen, aber ein Lämpchen kam näher, der Knabe eilte dem Scheine voran,

und einen Krug mit Milch der Kleinen reichend, jubelte er: „Trinke, Thinka; Alexiew mußte lange suchen, sonst wäre er schneller wieder herabgekommen.“ — Die Leuchte trug Stenko, ein Knecht des Fürsten, und im Arme desselben hing ein Korb mit Lebensmitteln. Auch dieser Getreue hatte den Herrn gesucht, seine Stirn blutete von einem Säbelhiebe, den er im Gewühl erhalten, doch ohne den Knaben, welchen er durch die Brandruinen und über die glühenden Kohlenhaufen klettern sah, würde er nimmer den Versteck gefunden haben. Alexiew hatte Brandflecken an seinem Leibpelze, sein Haar war versengt, seine Hände geschwärzt, aber der kleine Held achtete die Brandwunden nicht, sondern sah lächelnd zu, wie Kathinka so gierig trank, und hüpfte fröhlich umher, und jauchzte: „Die kleine Thinka durstet nicht mehr, und der Alexiew hat ihr den Krug gebracht!“

Auch diese Schreckenstage nahmen ein Ende; die Feinde flohen durch Rußlands Schneewüsten, vom rächenden Nord und seinen wuthempörten, eisernen Söhnen zugleich verfolgt und geschlachtet; der tapfere Kutusow und die einrückenden Landsleute befreyeten Moskau, und die geretteten Einwohner der alten Stadt verließen das heilige Feuermeer, den rauchenden Altar der Vaterlandsliebe, und suchten verwandte Ortschaften zum Unterkommen für den Winter. Taschowill reisete nach Petersburg, aber zwischen den beiden Kindern hatte jene Nacht einen festen Bund erschaffen, sie waren unzertrennlich, sie hatten nur Einen

Willen, Eine Empfindung, und der Fürst sah diese Erscheinung nicht ungern, da Solikows Vater einen hohen Posten inne hielt, und durch die Verbindung mit dem Sohne des geehrten Staatsmannes auch Taschwills Haus zu dem einstigen Glanze sich vielleicht zu erheben vermochte.

Mehrere Jahre gingen vorüber; Alexiew reifte zum stattlichen Jünglinge, der an Sittlichkeit, wie an geschonter Jugendkraft vor allen Söhnen Petersburgs sich auszeichnete; Kathinka blühete auf zur reizvollen Jungfrau; aus der kindlichen Neigung ward eine innige, feste, vertrauende Liebe, welche in dem Segen der Väter mit den Blüthenkränzen keuscher Freude sich schmückte, und deren anspruchlose, in sich selbst abgeschlossene Reinheit nur Glück versprechen konnte. Da regte sich wieder der alte Dämon über Fürst Igbors Haupte; die schwarzen, riesigen Flügel rauschten aufs Neue Verderben, und die innere Warnung verschmähend horchte Taschwill den bekannten Stimmen. Wer dem Verbrechen verfiel, ist unerrettbar; das Bewußtseyn der Schuld reizt ihn zu neuer Sünde; ergriff den verwegenen Schwimmer einmal der charybdische Strudel, ringt er nimmer sich los, und den, der den Himmel selbst sich verschloß, zieht allmählig die Hölle zu sich.

Mit unverwelklichen Lorbeern gekrönt, kehrten die russischen Heerhaufen aus Frankreichs Provinzen zurück, aber mancher unter den jüngern Kriegshelden brachte das Gift fremder Meinung, mißverstandene

Begriffe von Freyheit und Recht aus der Stadt mit heim, in welcher noch die Brandstoffe der zerstörenden Revolution nicht ganz getilgt waren, und, wenn auch halb erstickt und zu Boden getreten, der alte Drache mit den gebrochenen Gliedern zuckte und im Dunkeln ziſchend geiferte. Die Idee der Weltverbesserung glühte in manchem Gemüth, und mancher vom Glücke gediegener Waffenthat berauscht, glaubte, weil ihm das Unglaubliche gelungen, weil er Theil gehabt am größten Werke der Zeit, so sey er nun auch zum Höchsten, zum Weltverbesserer, zum Völkerbeglücker berufen. Das bunte, phantastisch-nutzlose Spiel der pariser geheimen Orden hatte gefallen, man setzte es im Norden fort unter dem prunkenden Titel eines Bundes der Vaterlandsliebe; aber die nordische Gemüthskraft, die nordische Kühnheit schob der Tändeley bald ernstere und verbrecherische Zwecke unter. Auch das Beste auf Erden entgeht dem Tadel nicht; auch das Fleckenloseste wird angehaucht von der Mißgunst und dem Neide der Schlechtern. Die Neuerungen, die der Kaiser zum Heile seines Volkes begonnen, fanden ihre Feinde; das neue Gesetzbuch wurde trotz der Weisheit und Milde, welche in ihm herrschte, gemißbilligt, weil es nicht das alte der Väter war; die Aufhebung der Leibeigenschaft, die der menschliche Monarch beschloß, erzürnte manche der Großen, die dadurch ihr altes Recht und ihren Reichthum geschmälert fanden; manche Begünstigung, welche der Gerechte seinen verarmten polnischen Provinzen zuwandte,

wurde von den Verläumdern benutzt, die Rotte der Unzufriedenen zu mehren; man sprengte das abgeschmackte Gerücht aus, der Kaiser wolle Polen herstellen, seine Residenz nach Warschau verlegen und Rußland, das er nicht liebe, der Anarchie preis geben; Gerüchte, die in den Schwindelköpfen und Ruhestörern, in den stolzen Söhnen Russias, den Verächtern des polnischen Namens, furchtbare Gährungen erregten.

Leider befanden sich unter den schwarzen **Brüdern**, geweiheten **Männern** und dirigirenden **Bojaren des Schreckensbundes** auch mehrere Verwandte des alten Fürsten Tasch will. Der Oberst von Postel war ein Blutsverwandter der Fürstin Eulalie; Fürst **Schakowskoy**, den die Bündner selbst den Tiger nannten, gehörte zu Igbors Familie; diese kannten seinen Antheil an jener gräßlichen Katastrophe, die Pauls Entthronung und seinen Tod herbeiführte; so richteten sie auch jetzt ihre Augen auf ihn, den schon Befleckten, und verführt vom neu erweckten Ehrgeize, alle die Zurücksetzungen, welche er vom Kaiserhause erfahren, sich wieder vorzählend, in dem Sturze der ganzen Herrscherfamilie die Schwindel-bringende Hoffnung erblickend, vielleicht gar auf seinem Haupte die Krone der Czaaren fühlen zu können, oder doch wenigstens, als einem der ältesten Geschlechter entsprungen, einen Hauptheil des Regiments zu bekommen, ließ der graue Fürst sich fortreißen, und zu einem der Directoren oder **Alten** des Bundes ernennen.

Unter den Verschworenen, die sich von da an oft

im Taſchwillſchen Hauſe einfanden, drängte ſich vorzüglich Capitain Jakuchkine an den Fürſten, und wußte ihn durch Geſpräche, die dem Ehrgeize und den Leidenſchaften des Alten ſchmeichelten, zu gewinnen. Kräftig gebaut, durch Entſchloſſenheit bey ſeinen Kriegsgefährten geachtet, kühn im Wort, dreiſter in der That, gehörte er zu den Haupthelden der Verſchwörung, zu jener verlorenen Cohorte, die ſich eidlich verbunden hatte, wenn die Directoren den Zeitpunkt erwählt, den Angriff auf das Leben des Kaiſers zu vollführen. Aber Jakuchkine wurde noch durch etwas Anderes zu dem Fürſten Igbor gezogen. Er hatte Kathinka geſehen, und die wüthendſte Leidenſchaft für die Liebliche hatte ſich des tollkühnen Kriegers bemächtigt. Doch vergebens warb er um die edle Jungfrau, vergebens bot er jede Aufmerkſamkeit, die nur ein Liebender der Geliebten ſichtbar machen kann, auf, Kathinkas Neigung zu ſich herüber zu locken; gleichgültig hörte ſie auf ſeine Schmeicheleien; ſeine dreiſtern Annäherungen wies ſie mit jener Würde zurück, die das reine Weib zur Bezwingerin des roheſten Wüſtlings macht, und verzweifelnd, da er nicht haſſen konnte, was er einmal geliebt, da jede Hoffnung endlich zerfloß, bot er ſich freywillig dem Bunde an, allein den Fürſtenmord zu vollführen, und war entſchloſſen, dann ſich durch Selbſtmord der ſchimpfenden Strafe zu entziehen, und die Brüder vor jedem Verrath der menſchlichen Schwäche auf der Folter zu ſichern.

So ſtanden die Sachen, als das unerwartete Ende Alexanders zu Tarangow den Entwürfen der Verſchwornen eine andere Richtung gab. Die Thronbeſteigung des Kaiſers Nicolaus lieh ihren blutdürſtigen Geſinnungen den neuen Vorwand; ſie blendeten das Volk und die verleiteten Soldaten durch die Rechte des Ceſarewitſch Conſtantin auf die Krone, und trunken von dem Anhange, den dieſe Idee unter den höchſten Perſonen des Civil- und Militairſtandes ihnen gewann, wagten ſie den großen Schlag auszuführen, der die ganze kaiſerliche Familie an Einem Tage vernichten ſollte.

Jener 27ſte December des Jahres 1825 ſteht noch zu lebendig in der Erinnerung der Zeitgenoſſen, und der Novelliſt hätte kein Verdienſt bey Wiederaufzählung ſeiner einzelnen Begebenheiten. Mit Befremdung und Beſorgniß bemerkte Kathinka, wie der alte Vater ungewöhnlich früh in vollen Winterkleidern im Saale, welcher nach der Hauptſtraße ſeine Spiegelfenſter hatte, erſchien, und in ſchweigender Unruhe mit langen Schritten die blanken Parquets abmaß, wie er kaum vom Frühſtück etwas koſtete, dann ſich den Seſſel zum Fenſter rückte und in den Froſthimmel hinausſtarrte. Aber ihre Beſorgniß ſtieg mit jeder Stunde, denn mit Verwunderung ſah ſie in Zwiſchenräumen einzelne Militairperſonen, doch in Civilkleidern ohne irgend ein Abzeichen ihres Ranges, oder in weite Pelze verhüllt, bey dem Vater eintreffen, aber nach einem kurzen Geſpräche, das ſie von des jungen

Solikows Lehrſtunden her, denen ſie in früherer, ſchöner Zeit oft beygewohnt, für lateiniſch oder griechiſch erkannte, ſich eiligſt wieder entfernen, und des Alten Augen wurden nach jeder neuen Botſchaft leuchtender. Wie aber der Lärm auf den Straßen ſich mit jeder Stunde zu mehren ſchien, wie ganze Rotten trunkenen Pöbels mit Gebrüll vorbeiſtürmten, wie mehrere Corps Soldaten mit fliegenden Fahnen, und dem lauten Rufe: „Es lebe der Kaiſer Conſtantin!“ vorüber marſchirten, und der alte Fürſt im Zimmer den Ruf jubelnd nachrief, wie er befahl, Säbel und Piſtolen zu bringen, und die Waffen neben ſich auf den Tiſch legte, auch dem Stenko und noch einigen Dienern des Hauſes Goldſtücke in die Hand drückte, ſie nach dem Platze vor dem Senatspalaſte ſandte, und ihnen mit einer Stentorſtimme befahl, ſeine Order zu erfüllen, da brach ihre Geduld, und ſie fragte in ſcheuer Beſorgniß, nach der Bedeutung aller dieſer Anſtalten.

Der Fürſt ſah ſie groß an. „Es wird heute eine Krone verſpielt,“ ſprach er bedeutend, „und wer ein Loos hat zu der kaiſerlichen Lotterie, der kann gewinnen, ehe denn die Nacht kommt. Großfürſt Nicolaus hat die Kaiſerkrone angenommen;“ ſetzte er ſich beſinnend hinzu; „er läßt ſich an dieſem Morgen von ſeinen Garden huldigen. Wohl bekomm's ihm!“ —

„Vater, Sie täuſchen mich!“ rief das Mädchen. „Meine Ahnung ſagt, es iſt etwas Schreckliches in

der Stadt; ich zittere vor diesen Tönen, welche aus den Gassen zu uns heraufsteigen, und auch Solikow läßt sich heute nicht sehen." —

„Solikow?" fragte der Alte mit plötzlich verfinstertem Gesicht. „Der Dienst wird ihn binden. Doch Weiber sitzen nicht im Reichsrathe, darum geh in Dein Zimmer, nimm das Mittagsbrod; mir soll der Sokol kalte Küche und Conjac heraufstragen." —

Kathinka wußte, daß der Vater keinen Widerspruch litt, sobald sein Antlitz diese Sturmfahne aufgezogen hatte; sie faltete ihre Hände, schlich in ihr Kloset, und betete inbrünstig zu dem kleinen silbernen Heiligenbilde, das über ihrem Arbeitstische an der Wand hing.

Aber der Tag ging hin, die Dunkelheit brach ein, und das Getümmel in der Stadt nahm kein Ende, Straße auf und ab zogen brüllende Trunkenbolde, gräßliche Flüche drangen zu Kathinkas Ohren herauf und Geklirr der Waffen, und das Feldgeschrey des Aufruhrs: Wolnoot ili smeert Freyheit oder Tod! das im Munde des Pöbels dem friedlichen Bürger sein Schicksal kündete, und wie eine Schlaglavine über sein Haupt Verderben dräuend herabdonnerte. Als aber die einbrechende, frühe Winternacht Alles grauenhafter gestaltete, als Schloßenschauer an der Fürstin Fenster schlugen, und niederrauschende Schneewolken wie Gespenstergestalten flüchtig an den Scheiben hinsauseten, als sie jetzt von dem nahen Senatsplatze einzelne Schüsse, dann ganze Musketensalven,

zuletzt gar Kanonenfeuer hörte, da war ihr Bleiben in der Einsamkeit nicht länger; sie flog über die Gänge, und als sie den Vater noch immer im Saale in gesteigerter Unruhe fand, fiel sie zu seinen Füßen hin, umfing krampfig seine Knie, und forderte von ihm Schutz gegen die Quälgeister in ihrer eigenen Brust.

„Thörin," rief der Fürst zornig, indem er sie vom Boden erhob, und nicht zu sanft in einen Sessel setzte, „eine ächte Russin muß Freude haben an diesem Getümmel. Solche Freudenfeuer tönen Lust und Triumph zu uns herüber. Es gilt jetzt! Und endlich haben die Zögerer Ernst gemacht." —

Da hallten auf den Stiegen draußen harte Tritte, die Thür des Saales flog auf, und herein stürzte der Hauptmann Jakuchkine. Sein Gesicht war furchtbar entstellt; Schweiß bedeckte seine dampfende Stirn, indeß die Haare schlicht und naß um die Schläfen flatterten, sein Anzug hing zerfetzt, seine Linke blutete stark und in der Rechten hielt er eine Pistole.

„Das Spiel ist verloren;" kreischte seine heisere Stimme dem Fürsten zu, der bleich und starr wie ein Steinbild ihn musterte. „Die Schurken haben nicht Stich gehalten, Nicolaus führte selbst die Grenadiere von Pawlosk gegen das Regiment Moskau, und Euer lieber Major hieb zuerst an der Spitze der Garde auf uns ein. Aber am Boden liegt Gouverneur Miloradowitsch von meiner Kugel, und hätte der Schnee die Zündpfanne nicht naß gemacht,

blutete auch der verwünschte Solikow neben ihm. Seht Euch vor, Papa; mein Plan ist fertig. Adio, mein Bräutchen, auf gute Höllenfahrt!" — So stürzte der Wilde zurück über die Schwelle, und draußen auf dem Vorplatze knallte der Pistolenschuß, mit dem der Frevler sein Gehirn zerschmetterte.

Halb sinnlos fiel Kathinka dem Vater in die Arme, der sie fest wie in einer tödtenden Verzweiflung umschlang, und dabey wortlos in die Sternlichter des großen Kronleuchters starrte. Athemlos keuchte jetzt der alte Stenko heran, ein ungesiegelter Brief war in seinen Händen, den er, nach Luft schnaufend, darreichte. „Herr!" stotterte er. „Nehmt schnell! Das ist für Euch! Die Reiter hauen das Volk in Stücken. Der Major sah mich, als ich aus dem Gedränge floh, sein Roß holte mich ein, er trieb mich fort nach seiner Wohnung, gab mir das da, und warf sich wieder auf seinen Gaul." —

„Von ihm?" fuhr der Fürst Igbor auf aus seiner Erstarrung. „Von Solikow, von dem Verräther will ich nichts berühren, nichts lesen."

Mit Hast entriß Kathinka das Blatt den Händen des Knechtes, und las mit gebrochener Stimme laut. — „Retten Sie Sich, Vater," sprach der Brief, retten Sie Kopf und Ehre! Ihr Name ist schon genannt von den gefangenen Bündnern. Wenige Minuten sind noch übrig. Fort über die Gränze, fort, so weit als möglich! In Berlin oder der Hauptstadt des .....schen Landes erwarten Sie Nachricht von

mir. Sorgen Sie nicht um Ihre schuldlose, herrliche Tochter. Sie steht in meinem Schutze, in dem Schutze meines Vaters. Einliegender Paß auf den Namen meines Onkels sichert Ihre Flucht. Aber schnell fort, jede Secunde ist ein Leben werth! — Alexiew Solikow. —

„Vater, fliehen Sie, folgen Sie dem Braven!“ setzte das Mädchen in Todesangst hinzu. Nein, er ist kein Verräther; er hat uns nicht vergessen.“ —

„Der Vater fort,“ entgegnete Taschwill höhnisch, in heftiger Bewegung, „der alte Vater fort, und auf ewig, und die Tochter hier, und die Güter sein! Junger Bursche, Du könntest Dich verrechnet haben; Virginius stieß das Messer in die Brust der ehrlosen Tochter, und Pompejus durchbohrte sich mit dem Schwert, als der Nebenbuhler gesiegt. So etwas könnte auch geschehen.“ — Er griff nach den Waffen, aber Kathinka fiel in seine ausgestreckten Arme. „Vater,“ rief sie wie außer sich, „denken Sie an Gott! Weiß ich gleich nicht, was geschehen, so müssen Sie doch fort. Er schrieb es ja. Wir müssen fort, ich mit Ihnen, und ginge die Fahrt nach Tobolsk oder in die Bergwerke Kolywans. Wo könnte die Tochter seyn, als bey dem Vater? Und hier, in diesem schrecklichsten Momente meines Lebens entsage ich der Liebe und jedem Glücke, wenn ich dadurch Ihre Rettung erkaufen kann. Vater, unglücklicher Vater, wie könnte Dich Deine Tochter verlassen.“ — Sie sank erschöpft an seine Brust, und auf-

thauend aus dem ſtarren Froſte des Schreckens und der Verzweiflung gab der Fürſt jetzt ſeine Befehle. Bald war das Nöthige gepackt, der leichte Jagdwagen rollte aus dem Hofe, und ehe noch der Tumult der Empörung, die jedes Herz erſchüttert hatte, in der Kaiſerſtadt ſo ganz geſtillt worden, daß man an Thorſperren und Verfolgungsbefehle der Flüchtigen hätte denken können, rollte ſchon das leichte Fuhrwerk mit dem zerknirſchten Vater und der getreuen Tochter in Windeseile über die ſchneebedeckte Landſtraße dem rettenden Süden zu. —

Kathinkas Seelenzuſtand in dieſen Augenblicken ſpottete jeder Beſchreibung, und die Feder des kühnſten Pſychologen würde unvermögend ſeyn, ihn in ſeinen tiefen Schattirungen, ſeinen ſcharfen, ſchneidenden Zügen hinzumalen. Ihr war, als ſey ſie geſtorben, das ſchöne Leben läge hinter ihr zerſtört mit der lieben Erde durch ein feuriges Meteor; auf einem Eisfelde eines leeren Planeten ſey ſie erwacht aus dem großen Grabe, und zu einem öden, traurigen Daſeyn verdammt worden für fremde Schuld. Das Opferwort der Liebe, am Altare der Kindespflicht ausgeſprochen, die grauſige Erſchütterung, als ſie auf dem Vorplatze dem gräßlich zerſchmetterten Körper des Hauptmanns begegnen mußte, hatte ihr ganzes Weſen gewandelt, zerdrückt. Sie fühlte nicht die grimme Kälte der Winternacht, in ihr war es kälter und ſtarrer geworden, ſie fühlte ſich gelöſet von der Liebe und mit ihr vom Leben, ſie war dem eiſernen Schick-

ſal, dem Tode verfallen; und was hatte ſie gethan, was hatte jener edle Jüngling gethan, den ſie kannte, wie einen Reinen und Fleckenloſen unter den Befleckten und Sündigen? Jeder Werſt, den die fliegenden, unverwüſtlichen Pferde durchtrabten, entführte ſie weiter fort von ihrem Paradieſe, von den Schätzen ihres Herzens, und — — ohne Heimkehr, ohne Hoffnung des Wiederſehens, das ſtand klar und feſt wie Steinſchrift vor ihrem innern Auge. Der Fürſt ſaß ſchweigend im Wagenwinkel, ſein einzelner Ausruf, mit dem er den Kutſcher trieb, tönte hart und barſch durch die Nacht; Kathinka hörte in dieſen Tönen die Prophezeihung einer harten Zukunft. Unausgeſetzt, durch Tag und Nacht eilten die Flüchtigen der Gränze zu, kaum den Roſſen dann und wann einige Stunden Ruhe gönnend, kaum den Menſchen die nöthige Erquickung erlaubend. Ihrer Sicherheit wegen mußte die Landſtraße bald verlaſſen werden, aber Stenko kannte die Waldwege des Landes genau und der Fürſt konnte ihm vertrauen. Auch die Fürſtin gewann bald die Feſtigkeit wieder, die ihrem Charakter eigen war; die Reizbarkeit ihrer Nerven hatte ſich abgeſtumpft an den Eindrücken der Schreckensſtunden, die Seele behielt den Sieg über den zarten Körper, und alle Tugenden der Kindesliebe entfalteten ſich an ihr in der Sorgfalt für den Vater. Sie ertrug die Beſchwerden des Weges, der Jahreszeit ohne Murren; ſie hörte das nächtliche Geheul der wüthenden Wölfe, die den Wagen verfolgten, und die der Vater oft durch

Pistolenschüsse verjagen mußte, ohne Furcht; sie schlief in den unreinlichen polnischen Judenschenken ohne Klage, und als der Wagen zerbrach, als der verwundete Vater in Nacht und Eis lag in der Wildniß des unwirthbaren Holzes, trug sie stark mit Stenko's Hülfe den Fürsten in das nächste Gränzdorf, führte selbst die erkauften Helfer in das Holz zurück, die Gepäcke und Pferde zu sichern. —

Auf einem schlechten Fuhrwerke, welches Stenko für den zerschellten Jagdwagen erhandelt, setzte man dann die Flucht fort durch das deutsche Land, bis Berlin erreicht war. Aber die Unruhe, die in Taschwille Busen den Furienplatz genommen, trieb den Fürsten von da; er wollte dem rettenden Weltmeere näher seyn, glaubte sich in dem .....schen Lande, das geringere Verbindung mit Rußland hatte, sicherer. Da faßte den gebrechlichen Leib des Greises eine Krankheit; diese hielt ihn in einer kleinen Landstadt lange Monate fest, und der Körper, der ausgestandenen Entbehrungen ungewohnt, der Geist, durch sich selbst gemartert, schien der Auflösung nahe. Furchtbare Nächte durchwachte Kathinka am Lager des Unglücklichen. Blut und Mord stand in den Fieberbildern seiner Träume; schreckliche Geistergestalten walketen dräuend an seinem Bett; man mußte jedes scharfe Instrument entfernen, da Ighor nach Messer und Nadel haschte, um Erlösung zu finden, und das Grauenwort: vsëmou Konets! tönte in hohlen Tönen der Höllenewigkeit von den blassen verzerrten Lippen des

Gepeinigten. Aber seine Strafzeit ging noch nicht zu Ende; nicht hier hatte die Vorsicht sein Ziel gesteckt. Die Pflege der getreuen Tochter half der nordischen Natur nach, der Fürst genaß allmählig, doch so wie seine Kräfte sich mehrten, fand sich eine seltsame Umwandlung in seinem Gemüthe ein. Der Mensch, welcher dem Tode Troß geboten in zwanzig Schlachten, der die höchsten Güter des Lebens mehrere Male gesetzt an seine Rachgier, der seinen grauen Kopf nicht hoch gehalten, als der Ehrgeiz ihn verlockte, der in seinem Fieberwüthen den Tod von eigener Hand als Befreyung suchte, derselbe Mensch wurde jetzt der jammervollste Sclav der Todesfurcht, jedes rauschende Blatt machte ihn zittern, jedes fremde Gesicht schien ihm die Larve eines Verfolgers; in seiner Krankheit hatte er tief in das offene Grab geblickt, und jetzt sah er nichts um sich, als Gräber für seinen zerrissenen, gemordeten Leib gegraben. —

Kathinka mußte nachgeben, und die Reise mit ihm fortsetzen; als sie aber die .....schen Gränzen hinter sich hatten, wagte Taschwill doch nicht, die bestimmte Stadt zu wählen; unter einem französischen Namen lebte er mehrere Tage schon auf einem nahen Dorfe, eilte jeden Morgen mit seinem Leibeigenen in die Thore, auf der Post nach Briefen zu forschen, und ein solcher Morgen wär es, an dem wir ihn in dem besuchten Hause des Herrn Petrus antrafen, wo ihn der unwiderstehliche Drang, aus den Tagesblättern Nachricht vom Vaterlande und den Schicksalen

der Bundesbrüder zu suchen, auf eine Stunde seine Vorsicht und Furcht vergessen machte.

Also lautete die Aufklärung, welche der Assessor Carus in einer langen Nacht durch das Taschenbuch des Fremden erhielt, und die eine Reihe so merkwürdiger Begebenheiten vor ihm entfaltete, daß er, wenn auch vom Grauen der Mitternachtsstunde oftmals befangen, sich obigen Auszug davon machte, der freylich nicht den Charakter der Rache und des Hasses an sich trug, welcher aus jeder Zeile der Originalschrift athmete, und dessen Lücken er erst späterhin durch die Erzählungen der unglücklichen Fürstin Kathinka ausfüllen konnte.

Erschöpft von dem Wechselspiele der Empfindungen des Abscheues gegen den Frevler, der Anbetung gegen die Dulderin, die als das Musterbild einer guten Tochter glänzte, legte er sich einige Stunden nieder; aber der Schlaf floh ihn oder quälte mit schrecklichen Träumen seine überfüllte Phantasie, und am Morgen wurde er sogar vom Schlummer gespenstisch aufgerissen, indem er seinen Namen von einer fremden Stimme auf eine gar schauerliche Weise gerufen glaubte. Ruhelos auch dann noch, als der freundliche Herbsttag in seine Fenster blickte, und den nächtlichen Spuk von seinen trüben Augen wegscheuch-

te, ließ er ſich ein Pferd holen, und beſchloß den gewohnten Ritt nach dem Landhauſe der Baronin. Aber immer gelinder fühlte der Gaul Sporn und Zügel des Reiters, je näher derſelbe der Gegend kam, zu welcher ihn das Herz zog. Grauen und Entſetzen packte ihn, wenn er ſich dachte, daß er den Fürſten Taſchwill wiederſehen ſollte; das ohnehin widerwärtige Geſicht des Alten erſchien ſeiner Einbildungskraft wie eine Teufelsfratze, und es war ihm, als wenn die Nähe deſſelben auch ihm nur Schrecken, Mord und Verderben bringen oder bereiten könnte. Faſt abſichtslos wählte er die weiteſten Feldpfade und Holzwege, und ſo geſchah es, daß er, da er am Mittage ausgeritten, erſt mit der frühen Dämmerung eintraf, und ſein Pferd ſogleich vorn am Stalle dem noch immer Wacht-haltenden Landdragoner abgeben konnte, ohne von den Hausbewohnern bemerkt zu ſeyn.

Langſam ging er über den Hof in die offene Pforte des Gebäudes, und ſtieg mit bedrücktem Herzen die breite Hauptſtiege hinauf, als eine dunkele, zuſammengebrückte Geſtalt die Stufen ihm entgegen herabſchlich, mit der einen Hand ſich am Geländer ſtützend, mit der andern den weiten Leibmantel um Kopf und Bruſt zuſammenhaltend, indem zugleich aus dieſer Verhüllung ſonderbare Töne, die jetzt wie ein hohles Schluchzen, jetzt wie das verhaltene Gebrüll eines wilden, unbändigen Thieres ließen, zu des Aſſeſſors Ohre kamen. Eine ſchnell erweckte, heiße Angſt ſtieg in Herrn Carus auf; er ergriff den Her-

abschleichenden, riß ihm die Hülle ab, und erkannte bey dem Scheine der Kugelleuchte, die an der Wand brannte, den Knecht Stenko, welcher ihn mit den hohlen gläsernen Augen einer Leiche anglotzte. „Ein Unglück?“ rief Carus zurückfahrend. „Sprich, Mensch, was ist der Fürstin zugestoßen? Ich zittere! Rede, du steinerner Gast, oder“ — — Er erhob unwillkührlich die Reitgerte, doch der Leibeigene beugte sogleich den Nacken, zog sich scheu an das Geländer, und stotterte: „Armer Herr! Bednoy gospodin! — Hat den Herrn da verlangt; aber der Herr war fort, weit weg, nicht da! Bednoy gospodin!“ — „Führe mich zum Fürsten, rasch ohne Zögern!“ sprach der Assessor heftig. „Ich werde ihm mein Versprechen halten, sollte er auch nimmer die Hülfe eines Redlichen verdienen.“ —

Der Knecht schritt langsam voran, öffnete das Zimmer, und trat mit einem hohlen Seufzer über die Schwelle. Was sah der Nahtretende? Das Gemach war ausgeräumt; alle die kleinen Utensilien, welche die Edelfrau zur Bequemlichkeit des Kranken herangeschafft, fehlten, die Sessel am Bette, der Tisch mit Arzeneyen und Labetränken war fort, das Bett stand einsam, zugedeckt, und vom schwarzen Träger herab beleuchtete ein dreyarmiger Silberleuchter das schaurig leere und stille Gemach. Als aber jetzt Stenko das weiße Tuch vom Bette zog, und dazu murrte: „Nichts mehr zu helfen! Armer Herr ist hin!“ — als er dabey in die Knie sank und sein dumpfes Geheul

von Neuem begann, da blieb dem Jünglinge der Herzschlag stehen in der beklemmenen Brust. Ja, der Fürst Igbor lag vor ihm todt, kalt und starr; die nur halb von den Liedern bedeckten furchtbaren Augen starrten nichts sagend zu ihm auf, die Lippen halb geöffnet, waren dunkelblau gefärbt, und einzelne trockene Blutspuren dunkelten das weiße Kinn. Schnell und unvermuthet hatte die Hand des ewigen Rächers den Schuldigen ergriffen.

Fürst Taschwills Fieberzustand war von manchen hellen Intervallen unterbrochen worden, und in diesen hatte seine gequälte Seele stets nach Zerstreuung gehascht, die, wenn die Stadtfreunde fehlten, die sorgsame Edelfrau immer durch französische und deutsche Lectüre aus ihrer Hausbibliothek herzuschaffen bemüht gewesen, wobey sie selbst und Kathinka abwechselnd die Vorleserinnen gemacht. Oft hatte der Kranke auch Zeitungen begehrt, doch die umsichtige Tochter, welche selbst jedes Buch vorher durchsah, hatte die unbefangene Baronin stets durch kleine Listen vermocht, dem Vater die Forderung ungewährt zu lassen. Am jüngsten Morgen, als die Tochter nach mancher durchwachten Nacht noch schlief, Stenko bey dem Herrn gewacht, sandte er früh den alten Knecht nach der muntern Herrin des Hauses, die neuesten Zeitungen zu fordern, welche die Baronin auch ohne Arg auslieferte. Mit Hast blätterte der Fürst in dem ansehnlichen Stoße der Tagesblätter herum, ergriff dann plötzlich Eines derselben, und las mit steigender,

in seinem Antlitz immer sichtbarer werdender Bewegung. Es war ein Blatt vom Augustmonate, welches das Urtheil des Petersburger Gerichtshofes über die Verschwörer enthielt, und die Vollziehung des Urtheils an den fünf Hauptverbrechern verkündete. Das Gesicht des Lesenden färbte sich mit immer dunklerer Röthe, so wie er weiter las. „Entsetzlich!" stöhnte er in kurzen Absätzen. „Zum Viertheilen verdammt? Zu hart! Sie vertheidigten nur des Cesarewitz Rechte! — Die kaiserliche Gnade wird eintreten. — Nein!" schrie er dann auf einmal laut auf: „Gehängt auf der Citadelle! Apostol, Kahowsky und auch Oberst Pestel!" — Er sank in die Kissen zurück und den Arm starr und weit von sich streckend, fiel das Unglücks-Blatt aus der gelähmten Hand auf das Haupt des knieenden, erschrockenen Dieners. „Assessor! Garus! Garus! Herbey zu Hülfe!" schrie er dann in kreischenden Tönen; die Augen quellen geröthet hervor; vsë Kontchilos! stotterte die lahme Zunge; Stenko hielt eine Leiche in seinen Armen, und fühlte seine Hand vom heißen Blute übergossen, das aus dem Munde des leise Zuckenden strömte. —

„Wohl Dir!" sprach der Assessor ernst. „Gott hat Dich gnädig gerichtet. Möge der Ewige die Marter Dir anrechnen, die Du hier unten in Deinem eigenen Herzen trugst, und Dir den Himmel seiner Vergebung nicht verschließen!" — So drückte er dem Todten sanft die Augen zu, indeß der alte Stenko ihm die linke Hand mit harten, stechenden Küssen überdeckte,

und dazu ſchluchzte: „Guter Mann! Lieber Deutſchmann! Herr war nicht ganz bös, und der frommen Gnädigen Gebet wird ſchon helfen!“ — Da erinnerte ſich der Aſſeſſor der unglücklichen Kathinka, und raſch verließ er das Todtenzimmer, und rief nach der Dienerſchaft, von denen ihn Einer ſogleich nach dem entfernteſten Wohngemach der Baronin begleitete.

Eine Verzweifelnde, eine Jammernde hatte ſein fürchtend Herz erwartet; er fand eine ſtille Trauernde, voll Ergebung in die Fügung der ewigen Vorſicht, heldenmüthig tragend die Dornenkrone des Schickſals, des unausweichlichen. Mit einem Blicke, der ſteinerne Herzen geſchmolzen in Mitgefühl, reichte ſie ihm die feine Hand entgegen, und eine leichte Röthe flog über die leidenvolle Wange. „Da iſt er!“ ſagte ſie mit einem Tone des Vertrauens zu der Edelfrau, die betrübt neben ihr ſaß. „Ihn rief der Vater zuletzt, und er verläßt uns nicht, bis es vollendet ſeyn wird.“ —

„Arme Fürſtin!“ entgegnete der Aſſeſſor mit Herzlichkeit, indem er die dargereichte Hand an ſeine Bruſt preßte. „Ich habe ihn geſehen. Er ſteht jetzt über dem Leid und der Erde, und der Tod hat wie ein vorſichtiger Freund ihm Alles erſpart, was ſein Schickſal noch härter und qualvoller hätte machen können.“ —

„Was der Himmel verhängt, iſt gut!“ antwortete Kathinka, das Köpfchen demüthig niederſenkend zu dem ängſtlich ſchlagenden Buſen. „Seine liebſten Kinder züchtigt ja der unſichtbare Vater, damit ſie

über das Irdiſche nicht das Ewige vergeſſen ſollen. Er iſt heimgegangen ohne Prieſtergruß, ohne den heiligen Löffel voll Wein und Brod, ohne die ſtärkende Salbung geweiheten Oels; aber Oel und Wein ſind ja der Erde gehörig, und ihre Wirkung iſt nur für hier. Auch mein wird der Ewige gedenken in den Tagen meines Jammers; er wird die Waiſe, die Bettlerin auf fremdem Boden, die Verſtoßene, fern von der Heimath nicht verlaſſen; ſchickte er mir doch ſeine Engel ſichtlich, hier die Mutter, und da den Freund." — Weinend reichte ſie Beiden die Hände. —

„Meine Tochter für immer!" ſprach die Baronin. Keine Beſſere konnte mir das Schickſal zuführen." —

„Und Sie ſind nicht verſtoßen, nicht verarmt!" ſetzte William ſchnell hinzu. „Streng iſt Ihr Kaiſer geweſen, doch nur gegen die Schuldigen, und ſein erſter Urtheilsſpruch iſt ein Denkmal ſeines Edelmuthes und ſeiner Geiſtesgröße geworden. Keine Makel ſoll haften an den Nachgebliebenen der Empörer, ihr Adel bleibt unbefleckt, ihr Vermögen ungekränkt, und überdies iſt in keiner Acte der Unterſuchung der Name des Fürſten Taſchwill genannt worden." —

Eine milde Freundlichkeit dämmerte auf in den Trauerzügen Kathinkas, wie ein einzeln Sternlicht durch die ſchweren, langſam ziehenden Wolken einer Wetternacht ſchimmert. „Bote des Troſtes!" ſagte ſie. „So iſt die Ehre gerettet und das Vaterland.

Aber doch müßt Ihr mich behalten, Ihr Freundlichen, auf lange, auf immer vielleicht!" setzte sie mit einem Seufzer hinzu. „Es muß ja noch Vieles klarer werden, ehe die geflüchterte Taube sich hinauswagen darf in die feindliche Welt." —

Die alte Baronin umfing das liebe Mädchen mit warmen Zusicherungen ihrer Mutterliebe, und der Assessor flisterte wie zu sich: „Bleibe nur und ziehe nimmer von hinnen! Glücklich, wer Dich zu binden wüßte in der neuen Heimath, daß Du nie mehr der alten gedächtest!" —

Es begab sich einige Tage später, daß am Morgen ein hochgewachsener junger Mann von auffallendem Aeußern in den Salon des Herrn Petrus eintrat, und in französischer Sprache ein Frühstück begehrte. Die Augen aller Gäste wandten sich dem Fremden zu, der sich sofort an einem Seitentischlein niederließ und vor sich hin auf den Boden starrte, oder mit seinem großen zottigen Windhunde spielte, und jedes Auge fand Wohlgefallen an dem Angeschaueten. Der Fremde war nicht bloß ein besonders schöner Mann, sondern er hatte etwas ausgezeichnet Edles in Physiognomie und Haltung, was durch den lauchgrünen, goldbeschnürten Polenrock, die viereckige Scharlachmütze, den gekräuselten feinen Schnauzbart und das lockige kurze Blondhaar, überhaupt durch den militairischen

Anstrich noch gehoben wurde, und durch eine blasse Farbe, die jedoch nichts Krankhaftes hatte, wie durch eine unverkennbare Schwermuth, die Stirn und Blick beherrschte, an Interesse gewann. Es schien anfangs, als suche das Auge des Fremden in dem Kreise der Gäste nach irgend einem Bekannten, da es aber vergebens von der Irrfahrt zurückkehrte, senkte es sich wieder zum Boden, und der junge Mann saß in sich selbst versunken, und bekümmerte sich weiter nicht um das verworrene Geräusch der Sprechenden, das dem Gesums in einem Bienenkorbe ähnlich war und die Sinne betäubte.

Der Lieutenant Stein saß ihm zunächst mit einigen Kameraden um einen großen Tisch gesammelt, und ihr Gespräch, welches halblaut geführt wurde, schien einen interessanten Gegenstand zum Zirkelpuncte zu haben.

„Es ist Tollheit," sagte der Eine von ihnen, „der heiße Sommer hat dem braven Jungen das Hirn versengt. Schade um den fröhlichen Gesellschafter."—

„Du hast Recht, Bruder Röderer," entgegnete ein Zweyter; „es muß Krankheit seyn, ein Geschwür an der Zirbeldrüse. Sturzbad und Aderlaß ist ihm nöthig. So ein kluger, feiner Bursche, ein Verspötter der Liebe, obgleich er sie in seinen Romänchen recht zart und warm zu schildern wußte, und nun gar eine Fürstin, eine Prinzeß aus Kamtschatka! Ein bürgerlicher Assessor freyt um solch edel Blut

in unsern Zeiten, und glaubt, hoffen zu dürfen? Der Mensch muß unter die russische Eispumpe." —

„Der Geheimrath nimmt es sehr ernst," antwortete Stein, „und hat mir bestimmte Aufträge zur Rücksprache mit ihm gegeben, gut Wort findet gutes Ohr! Sein Neffe versäumt seitdem alle Dienstpflichten; seine Schriften für den Fürsten oder seine Proclamationen an die Unterthanen sind poetische Exercitia. Wie man sich bettet, so liegt man! Das Ey will klüger seyn, als sein Fabrikant! Der alte Familienpatriarch, Ihr kennt seinen Eigensinn, hat er einmal einen festen Willen aufgezogen, wird Gewalt gebrauchen, wenn es Noth thut. Und hier thut's Noth; denn ist die Neigung selbst einem Tollhäuslerspuk ähnlich, so möchte die Verwandtschaft mit einem Rebellen und Kronenräuber für den alten, strengbürgerlichen Geheimenrath, der die Unterthanentreue dicht bey den Gehorsam gegen Gott stellt, das Gräßlichste seyn, was sein Dienstjubiläum beflecken könnte. Und seit das politische Journal Pauls des Kaisers Sterbeseegen offen erzählte, ist der Name Taschwill verflucht und klingt ihm mit dem Namen Satanas egal." —

Der junge Fremde war schon eine Weile aufmerksam geworden, jetzt fuhr er wild empor, und that einen starken Schlag der Faust auf die Lehne des Stuhls, den Lieutenant Stein mit dem Rücken ihm zugewandt besetzt hielt. „Taschwill!" rief er erglühend. „Wer schimpft den Namen? Wer wagt in meiner Ge-

genwart die Familie verflucht zu nennen? Lügner, Verläumder, Meuchler nenne ich den Schimpfredner. Ich bin, wie Sie, Militair, mein vielwissender Herr, bin Major im Dienste Seiner Majestät des Kaisers von Rußland, und Sie werden darum wissen, was zwischen uns statt haben muß." —

Stutzig war der Lieutenant aufgesprungen, hatte sich zu dem Angreifer gekehrt und seine Angriffsworte angehört. Mit einem leichten Lächeln auf den runden, frischen Wangen maß er jetzt die ganze Gestalt des Fremden, nahm dann Dienstmütze und Säbel vom Tisch, und ersuchte den Feindseligen höflich, ihm in das Nebenzimmer zu folgen. Die Gesellschaft verstummte, starrte die Beiden an, wie sie neben einander durch den Salon schritten, aber Keiner hatte Lust, oder fühlte sich berufen, in so ernster Sache einzuschreiten, oder gar neugierig nachzugehen. Im leeren Nebengemach legte der Dragoner harmlos seine Waffen nieder und stellte sich unbefangen vor den Fremden, der mit blitzenden Augen seinem seltsamen Benehmen zusah.

„Herr Major," begann der Lieutenant, die Arme zusammenschlagend, in ruhiger Stellung, „Sie haben mich gefordert, scharfe Zähne beißen gern, und ein braver Soldat schlägt solch seltnes Fest nicht aus in Friedenszeiten. Indeß wissen Sie auch aus dem Militairreglement, daß Arrestanten sich nicht schlagen dürfen." —

„Was soll die Ausflucht?" fuhr der Major auf.

„Kommen Sie vor's Thor, wir holen Degen und Pistolen aus meinem Hotel. Sie tragen Waffen, und sind also nicht Arrestant." —

„Aber Sie, mein Herr Graf Solikow!" fiel fest und ernst der Lieutenant ein. Schon seit Wochen trage ich die Ordre zu Ihrer Verhaftung in meiner Brieftasche, die Person passt genau, und so bitte ich, ohne Widerrede mir zu der Commandantur zu folgen." — „Halt!" fiel der Graf ein, und ein Hohnlächeln verzog die bärtige Lippe. „Ich verstehe Ihren Irrthum, aber durch diese Schlupfthür entkommen Sie meiner Klinge nicht, mein feiner, gewandter Herr Dragoner." — Er zog ein Portefeuille heraus, und nahm einige Papiere hervor, die er dem Lieutenant aufgeschlagen hinhielt. „Hier, sehen der Herr meinen Freiheitspaß. Nur ein Mißverständniß machte mich meiner Regierung verdächtig, da ich mich rühmen darf, der treueste Unterthan meines hohen Souverains zu seyn. Beachten Sie gefällig Unterschrift und Datum dieses Schreibens. Kaiserliche Hand und kleines Kabinetssiegel! Belobung meines Benehmens am 27sten December, verheißene Dienstserhöhung und Wladimir-Orden. Sind Sie Ihres Irrthums überwiesen?" —

Achtsam las der Lieutenant die Papiere. Mit Ruhe gab er sie dann dem Besitzer zurück. „Verzeihen Sie, Herr Major;" sprach er mit höflicher Kopfneigung; „hier meine Ordre entschuldigt mein Benehmen. Jetzt stehe ich Ihnen zu Dienste, und werde in

einer Stunde an dem Gehölz vor dem Elisabethsthore mit meinem Secundanten eintreffen. Die Wahl der Waffen überlasse ich Ihnen.“ —

„Pistolen und zu Pferde!“ erwiederte der Graf, pfiff seinem Windhund und verließ das Haus. Auch der Lieutenant Stein schickte sich an, seine Einrichtungen zu treffen. „Den Ochsen faßt man bey den Hörnern, den Menschen bey dem Wort!“ murrte er in sich, indem er die Straße hinschritt, und in Gedanken die Zahl seiner Specialen durchlief, einen Secundanten zu erkiesen.

Da trabte der Assessor Carus zu Pferde auf dem Steinpflaster her. Mit einem Satze war der Lieutenant über dem Rennsteine und trat ihm in den Weg.

„Halt Patron!“ rief er launig, „Du kommst mir gerade gerecht; ein Gescheidter schlägt zwey Fliegen mit Einem Schlage. Rechts um, und auf der Stelle mit mir nach meinem Quartiere. Pro Primo habe ich dort eine Adresse abzugeben von der Excellenz, dem Onkel Geheimerath, der dem Herrn Neven das Reiten verbietet bey höchster Ungnade, weil eines Assessors Zügel seit dem ersten Scribenten Moses her die Schreibfeder, und sein Sattel die Secretairpritsche seyn soll. Pro Secundo mußt Du auf der Stelle mich als Secundant bedienen; Du weißt, ich habe für einen ähnlichen Dienst noch Revange von Dir zu heischen. Also rechts um!“ —

„Aber mit wem? Warum und Wo?“ fragte

William, dem bey dem Namen des gefürchteten Ohms alles Blut aus dem Geſicht, bey der Erwähnung des Duells alles Blut wiederum in das Geſicht getreten war. „Das erfährſt Du an Ort und Stelle, Du ſchmachtender Amadis!“ rief der Lieutenant, und ſchon ging er im Sturmſchritte weiter; Carus mußte geduldig umlenken, und ritt langſam und bedenklich dem Erhitzten nach vor das Quartier. Bald zog man den Scheck aus dem Thorwege mit den blanken Sattelpiſtolen in den Halftern; der Dragoner ſaß auf, und im Trabe ging es aus dem Thore, ohne daß der Aſſeſſor, den der faule Miethgaul zwang, hinter dem Freunde zu bleiben, eine Rede oder ein Aufklärungswort erlangen konnte. Das Hölzchen wurde bald erreicht, und auf der weiten Haide daneben fanden ſich die Gegner ſchon. Mit Erſtaunen erkannte Carus den Fremden, und ſtieß betroffen den lauten Ausruf: „Graf Solikow? Sie hier?“ hervor, den der Graf mit einer freundlichen Begrüßung und der Erklärung erwiederte, wie er ſich freue, neben ſeinem Feinde einen alten Bekannten und wackern Ehrenmann zu treffen. Der Begleiter des Grafen, ein ruſſiſcher Gardeoffizier von herkuliſcher Geſtalt, der durch die weiße Prachtuniform, den goldenen Helm, wie durch den Ernſt ſeines bärtigen Geſichts, imponirte, maß ſchon die acht Pferdelängen ab, die Solikow zur Schußweite beſtimmte, und zeigte dabey in den Wendungen und Paraden ſeines Schlachtroſſes den trefflichen Reiter. Man ſetzte ſich feſt in den Sätteln, zog die Piſtolen, ſpann-

te die Hähne, und erwartete das Zeichen, um zugleich loszubrennen.

Unter dem Aſſeſſor brannte in dieſen wenigen Minuten der Sattel wie ein Laurentius-Roſt. Sein glücklicher Nebenbuhler, den er am Nordpol glaubte, ſtand plötzlich vor ihm, und wie Seifenblaſen zerplatzten alle ſeine Knabenträume und poetiſchen Hoffnungen, wenn Er bey Kathinka erſchien. Aber er kannte auch des Lieutenants Stein feſtige Sicherheit im Piſtolenſchießen, wußte, daß er das Pique-As zwiſchen den Fingern ſeines Mitknechts traf, und eben dieſelbe Minute, die ihm das höchſte Glück zu rauben beſtimmt ſchien, konnte ihn auf ewig von dem Nebenbuhler frey machen. Angſtſchweiß perlte ihm auf der Stirn; er zögerte, er ſchwankte; da dachte er ſich Kathinkas Duldergeſtalt, dachte ſich ihr Opfer, und der beſſere Menſch ſiegte in ihm. Er gab raſch ſeinem Gaule die Sporen, ſprengte mitten zwiſchen die verwunderten Duellanten, und ließ ſich durch das donnernde Fluchwort des herkuliſchen Gardiſten nicht ſchrecken, deſſen blankes Schwert ihm dräuete.

„Halt!“ rief er mit bebender Stimme; „das Duell kann nicht ſeyn, oder Lieutenant Stein müßte mir ſeinen Platz erlauben.“ —

„Und warum nicht ſeyn?“ hallten drey erbitterte Stimmen. „Was iſt der Grund des Blutkampfes?“ fragte haſtiger noch der Störer. „Was kümmerts Sie?“ entgegnete der Graf. „Doch um dieſe läſtige Unterbrechung zu kürzen: Der Herr dort hat den

Fürſten Taſchwill geſcholten, den Namen dieſer mir theuern Familie leichtſinnig und lügneriſch beſchimpft.“ —

„Alſo ſind Sie der Forderer?“ fiel William freudig ein. „Fürſt Taſchwill iſt todt, der Name Taſchwill iſt erloſchen. Wollen Sie Sich ſchlagen auf dem zerbrochenen Schilde eines Gerichteten? Sie ſelbſt wiſſen, ob der Name ſo ganz fleckenrein war, ob mein Freund ihm ſo ganz Unrecht that. Und was von dem Namen noch übria, dieſes Reine, Hohe, Göttliche, werden Sie Gelbſt ja bald mit einem edlern Namen taufen, und die Herrliche würde ſich entſetzen, wüßte ſie, wie man aufs Neue ihr Lebensglück leichtſinnig zu vernichten droht, wie ihr Geliebter ſelbſt ſie um die Vergütung, um den Lohn ihres herrlichen Märtyrerthums bringen möchte, um die ſchöne Verſöhnung mit ihrem überharten Schickſale.“ —

„Menſch? Was ſprichſt Du? Was weißt Du? Wo iſt Kathinka?“ — ſchrie außer ſich Graf Solikow, indem ein Beben alle ſeine Glieder durchlief.

„In zwey Stunden kann die Hohe in Ihren Armen liegen,“ antwortete Carus mit nie gefühlter Zufriedenheit im Herzen. „Fürſt Igbor ſtarb vor drey Tagen, ich wurde ſein Vertrauter, drückte ſein Auge zu, alle ſeine Geheimniſſe ſind in meinem Beſitze, und ich denke: der Richter drüben hat ihn gnädig gerichtet.“ —

Der Graf ſchoß ſeine Piſtole in die Luft. „Verſöhnung Herr Lieutenant!“ rief er; „ich verzeihe und

nehme jedes harte Wort zurück. Nein, jetzt ist nicht Zeit zu sterben, und nie ist mir ein Mensch im Leben so sichtbar als Engel erschienen, wie dieser Freund und Victorias-Bote." —

„Gut Wort findet guten Ort!" murmelte Stein gutmüthig, und brannte seine Kugel in den feuchten Rasen hinab. Alle verständigten sich schnell, und die feindliche Schaar, wie durch Wunderwerk zu Bekannten und Vertrauten gewandelt, trabte durch das Feld um die Stadt hin, so schleunigst, als die Pferde möglich machten, das Landhaus der Baronin zu erreichen.

„Sind wir noch immer nicht da?" fragte nach jeder zurückgelegten Viertelstunde der Graf mit steigender Ungeduld; als aber endlich der Assessor auf die rothen Dächer des Schlößchens zeigte, und seufzend ein: „Dort!" hervorbrachte, da rief Solikow das russische Jubelwort: Ura! Ura! und seinem Engländer die Sporen eindrückend flog er querfeldein, und würde allein angelangt seyn, hätte das schnaubende Roß nicht bey einem gewaltigen Satze über einen Gränzgraben einen Sturz gethan, der, wenn auch ohne Folgen für Reiter und Pferd, doch den hitzigen Polen zwang, das erschöpfte Thier zu schonen, und den Begleitern Zeit zur Nachfolge zu geben. Besorgt für die reizende, wenn auch ihm verlorene Kathinka, schlug

William vor, allein voran zu traben, und die Fürstin vorzubereiten; doch Graf Alexiew schüttelte verneinend das Lockenhaupt. „Ich kenne meine Braut;“ sagte er triumphirend; „der zarte Leib birgt eine Heldenseele. Zierpuppen fallen in Ohnmacht, wenn der Geliebte unverhofft erscheint; die nordische Jungfrau streckt ihm die treue Hand entgegen und ruft ihr Willkommen, ihr Dabro paschalowat! mit kräftigem Entzücken!“ —

Dennoch drängte sich der Assessor bey dem Eintritte voran in das Zimmer, und es glückte ihm, der Gesellschaft, die aus der Baronin, der Fürstin, dem Kammerjunker und dem Doctor Osiander, dem Arzte des Verblichenen, bestand, die Heroldsworte: „Ein lieber Gast aus Petersburg!“ zuzurufen. Kathinka erhob sich schnell aus dem Kreise der Tröster; ihre lilienweißen Wangen überflog eine ungewohnte Gluth, sie schien im Innersten erschüttert, doch weder erschreckt, noch gepreßt. Sie trat fest auf den Grafen zu, auf den ihr Anblick, ihr Trauergesicht so gewirkt, daß er wie eine Statue mit herabhängenden Armen am Eingang stehen geblieben. An seine kräftige Gestalt schmiegte sich das Mädchen, wie die Weinranke sich klammert an den festen Stab, und so hielten sie sich lange schweigend umfaßt. „Kathinka,“ sagte er da mit tiefem Athemzuge, „so bin ich wieder bey Dir? Und Du konntest fliehen ohne Abschied?“ —

„Ich war zuerst Tochter,“ antwortete sie kräf-

tig, „und Er war schwach, in Gefahr und — allein. O Alexiew, was haben wir gelitten! Aber Er leidet nicht mehr, und schläft fest und tief.“ — Sie drückte das Gesicht in seinen Busen.

„Gönne ihm die Ruhe,“ entgegnete der Graf mit tiefem Gefühle; „kein Sterblicher bedurfte ihrer, so wie er. Gott ist barmherzig, und wir wollen treu seyn und uns rein halten bey solch großer Warnung.“ — „Sprich nicht sein Urtheil,“ sagte sie da mit weitoffenem Blick auf den Geliebten, auch wir sind Menschen, und die Todten sollen ruhen.“ — „Ihm fehlte eine Kathinka zu Schutz und Führung,“ fiel der junge Krieger voll Feuer ein; „der Engel fehlte auf seinem Wege und ohne den strauchelt der Beste.“ — Fester ward ihre Umarmung, und die achtsame Baronin, die sich von allen Anwesenden am Besten auf das Menschenherz verstand, winkte unbemerkt den Männern zu; leise stahl sich Einer nach dem Andern aus dem Zimmer, und die Glücklichen blieben allein.

Aus der ersten Stunde ihres wiedergewonnenen Glücks wollen wir nur dem Leser verrathen, was zur Entwicklung unserer Erzählung nöthig wurde. Am Tage nach jener schrecklichen Nacht hatte der Major, sobald der Dienst ihn frey ließ, seine Kathinka aufgesucht. „Mit Entsetzen sah er den blutigen Leichnam, hörte die Abreise der Geliebten; ohne Bedenken meldete er dem Vater den Vorgang, und folgte sogleich der Spur der Flüchtlinge, um jedes Loos mit ihnen

zu theilen. Er verlor aber bald die Richtung, weil Stehko nur ihm bekannte Abwege genommen, und da er auch in Berlin nichts von ihnen erfuhr, so durchirrte er ganz Deutschland, und die Verzweiflung ergriff ihn bey dem Gedanken, daß der trotzige, felsenfeste Greis nur sich selbst vertrauend über das Weltmeer geflohen sey, und das Opfer der Tochter durch des Vaters Härte ein ewiges geworden wäre für diese Erde. Indessen hatte man in Petersburg Taschwills Palast durchsucht, und jenen Warnungsbrief gefunden, der Kathinkas zitternden Händen entfallen war. Durch seine Flucht und das Blatt wurde der Major der Theilnahme des Mordbundes verdächtig, und sein Vater selbst drang bey dem Kaiser auf seine Verfolgung, ließ sich selbst als Arrestant bewachen, bis die Gerechtigkeit des Gerichtshofes die Unschuld Beider erkannt haben würde. So geschah des jungen Solikows Verhaftung, der aber schnell der Befreyungsbrief folgte, dessen Ueberbringung ein theurer Freund übernahm, und den der Trost begleitete, daß des alten Taschwills Name in den Verschwörungsacten nicht vorgekommen, vielleicht, weil die Meisten der Verschwörer die Namen der Directoren nicht kannten, vielleicht, weil die Wissenden, wenn auch selbst verloren, Ehrfurcht hatten vor dem greisen Haupte des Fürsten. Der befreyete Graf setzte nun mit Hast seine Forschungen fort, und bald glückte es ihm, eine Spur zu finden, welche, wie wir gesehen, auch die rechte war. —

„Sie hatten ſich gefunden, hielten ſich
„Umſchlungen feſt und ewig. Der Gedanke,
„Der holde, freundliche, beglückte ſie,
„Daß über uns in unermeßnen Höh'n
„Der Liebe Kranz aus funkelnden Geſtirnen,
„Da wir erſt warben, ſchon geflochten ward." — —

Die vier Männer ſaßen unterdeß in des Kammerjunkers Zimmer, wo die umſichtige Schloßherrin ſogleich ein leckeres Mahl hatte auftragen laſſen, um das ihr ſo lieb gewordene Fremdenpaar auf die beſte Weiſe vor jeder Störung zu ſichern. Als der Herr von Deventer den Siegelkork von der langhalſigen Flaſche alten Schloßweins gelöſet, und dem ernſt daſitzenden Aſſeſſor eingeſchenkt, ſprach er, den Freund mit Bedeutung in das Auge faſſend: „Nun, William, die Novelle iſt fertig, und ihr Ausgang erfreulicher als irgend ein Prophet vermuthen konnte. Wann hältſt Du Dein Verſprechen und ſchreibſt ſie nieder?" —

„Sie iſt fertig," antwortete Carus finſter, „doch paßt ſie nicht ganz in meine Definition, und ich habe den Geſchmack an ihr verloren." —

„Fürchteſt Du vielleicht die mürriſchen Kritiker?" lächelte der Kammerjunker, „die ſtatt daß ſie ſonſt an Deinen hiſtoriſchen Erzählungen zu viel Erfindung tadelten, dieſes Mal über das Gegentheil mäkeln möchten? Oder ſcheueſt Du Dich, weil das Hiſtoriſche

davon zu nen iſt und noch Lebende unſanft berühren dürfte?" —

„Nicht das iſt's;" entgegnete William, nachdem er mit Haſt und gleichſam als Arzeney gegen ſeine innerſte Erkältung, ſich ſelbſt bedienend, zwey volle Römer des Feuerweins hinabgeſtürzt; „was das Politiſche Journal und die Aarauer-Blätter frank und nackt der Welt zu leſen geben, darf, gemildert und umſchleyert dazu, ungetadelt im Reich der Novelliſtik erſcheinen; auch kennſt Du wie ich aus der Revue encyclopédique den Ausſpruch des Kaiſers Alexander an den ängſtlichen Hiſtoriographen. „Schreibt," ſprach er, „ich will, daß mein Volk die Geſchichte ſeines Landes kenne." —

„Nun was hindert dann?" fragte der Edelmann lachend.

„Du lachſt die Grillen fort, ich trinke!" antwortete William. „Aber uns Beiden geht Beides nicht von Herzen, und ich werde nicht ſchreiben, weil wir Beide doch gar zu armſelige und bemitleidungswürdige Figuren in der Novelle präſentiren würden." — Herr von Deventer lachte nicht mehr, aber trank auch. Da nahm der Doctor Oſiander das Wort.

„Ich weiß, warum es ſich handelt," ſagte er freundlich, „denn der gnädige Herr haben geplaudert. In den Abendſtunden, wo die Meiſten ihre Zeit der Karte opfern oder ſich Indigeſtionen an der Tafel gewinnen, pflege auch ich mit der Muſe zu tändeln, und zuweilen war die Dame mir nicht unhold. Ver-

trauen Sie mir den Stoff und die Papiere, ich lege das vollendete Werkchen gebührend Ihnen vor, ehe es vom Stapel läuft, und Sie sollen selbst sein erster Kritiker werden." —

„Fremde Rosinen schmecken wohlfeil; mein hochgelahrter Herr Staabsmedicus! Die beste Novelle bleibt mir für jetzt die Schüssel mit Neunaugen hier vor uns;" murmelte der Lieutenant, den das Gespräch zu langweilen schien.

Aber die Namen, Doctor?" fragte der Kammerjunker. „Und die Individualitäten? Und die Nöthigen alle finden, wie diese maskiren?" —

„Ein berühmter Fürst Primas in der Literatur sagte: Die Personen des Romans sollen nicht bloß teufflisch oder göttlich vollkommen und mit nichts zu vergleichen seyn: nein, sie müssen vielmehr durch ihre auffallende Aehnlichkeit mit lebenden Individuen wahr und anziehend werden. Und Name ist Klang, soll nichts bedeuten, noch vorher verrathen; in den Fehler des Gegentheils verfallen nur die Stümper. Lassen Sie sehen!" — Der Doctor fühlte bey diesen Worten an seine Tasche, und zog ein Büchelchen hervor.

„Was Teufel," rief der Kammerjunker, nachdem er das Buch durchblättert, „was soll der Katalog einer ärztlichen Bibliothek? Sie wollen doch uns Alle nicht mit den barbarischen Namen dieser alten und neuen Geburtshelfer taufen?" — „Und warum nicht?" lachte der Doctor. „Mancher dieser Namen da ist sogar sprechender als er sollte, und manchen

Poeten unserer Zeit sieht man es in ihren frühreifen oder verrenkten Werken an, daß sie wol eines tüchtigen Accoucheurs bedurft hätten in der Kreißestunde." —

„Nun denn," sprach der Kammerjunker, „machen Sie Ihr Meisterstück in der poetischen Facultät, vergessen Sie aber auch nicht, dem getreuen Stenko ein Denkmahl zu setzen, das ihm gebühren möchte. Der graue Sklav beschämte manchen Freygeborenen. Er verschmähete, seit des Herrn Tode jede Speise, ließ selbst den beliebten Wotka unangerührt. Täglich Ein Mal, aber immer bleicher und hohläugiger, schlich er zu der Fürstin und preßte einen Kuß auf ihren Aermel. Heute streuete er seinen Pferden ein hohes Strohbett unter, füllte ihre Krippen recht voll und streichelte sie lange. Eine Stunde später fand man den Graubart todt auf dem Kirchhofe des Dorfs am frischen Grabhügel des Fürsten liegen. Das getreuen Thieren so etwas Menschliches begegnete, las ich oft, doch dieses Mal war es ein Mensch, freylich auch von der tiefsten und ungebildetsten Rasse! —

Alle verstummten; nur William flisterte leise in sein Glas hinein: „Auch die Todten sollen leben!" —

Ritterlicher Sinn.

Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges.

Von A. von Tromlitz.

1.

In der Herberge zum goldnen Anker in Utrecht ſaßen in einem freundlichen Stübchen an dem mit bunt gewirkten flandriſchen Decken belegten Tiſche vier Männer, welche aus geſchliffenen Deckelgläſern wacker zechten. Der, welcher den Wirth zu machen ſchien, da er immer aus einer großen ſilbernen Kanne die leeren Gläſer wieder füllte, war ein junger Mann von höchſtens fünfundzwanzig Jahren. Seine weiße Haut, ſeine blühende Geſichtsfarbe, das ruhige gleichmüthige Weſen, mit welchem er trank, den Andern einſchenkte, und dem Küper friſchen Wein zu bringen befahl, beurkundete den Niederländer. Auf ſeinem geglätteten Geſichte hatte ſich keine Leidenſchaft eingegraben, kein Blick ſeines Auges verrieth, ob Etwas in ihm vorgehe; eintönig wie ſein friſches Geſicht war auch ſein ſchwarzes Kleid, nur daß eine orange Feldbinde die dunkle Farbe des

Kellers etwas hob, und der lange spanische Stoßdegen den Kriegsmann anzeigte.

Neben ihm saß ein bejahrter Mann, welcher dem schwarzen Krieger wacker zu thun gab, denn kaum eingeschenkt, war auch das Kelchglas schon wieder leer. Aber auch nicht vergebens floß der Wein in Strömen die Kehle hinunter, sein Purpur trat auf Nase und Wange wo möglich noch feuriger hervor — denn so weit der krause, graue Bart das Gesicht blicken ließ, glühete es, und unter zwei buschigen Brauen leuchteten ein paar feurige Augen, wie aus einem Glühofen hervor. In Reitertracht, schlicht und einfach war der Mann gekleidet, ein breites Schwerdt hing an dem ledernen Wehrgehänge, und eine gelbe Schärpe über seiner Schulter.

Ihm gegenüber stützte ein Jüngling den Kopf sinnend auf seinen Arm. Oft stürzte er in vollen Zügen den Becher hinunter, so daß er seinen Nachbar zur Rechten vollauf beschäftigte, oft nippte er nur von dem Weine, und schien in tiefe Gedanken versunken. Sein Anzug war fast phantastisch, doch mehr sich der Hofkleidung, als der Soldatentracht nähernd. In weißes feines Brügger Tuch gekleidet, das mit grünem Atlas zierlich verbrämt war, hing eine mit Gold durchwirkte Feldbinde von gleicher Farbe, und ein langer Degen in einem gestickten Wehrgehänge über seiner Schulter. Drei große weiße Schwungfedern schwankten von dem sammetnen Barret herab. Bleich war sein Gesicht, aber freundlich, das große dunkle

Auge sah schwermuthsvoll vor sich, und oft wurde es von den gelben Locken beschattet, die der Träumende frei herabrollen ließ.

Auffallender als die Anderen war die vierte Person dieser sonderbaren Versammlung. Ein kleines Männchen saß, damit es gemächlich über den Tisch blicken könne, auf einem großen hohen Armsessel. Schwarz war Koller, Beinkleid und Strümpfe, der Mantel feuerfarben, so auch die Verbrämung des Anzuges. Sparsam nur deckten noch die Haare einen kahlen Scheitel. Zwei große schwarze Augen blitzten über einer gewaltigen Nase hervor, die sich in mächtiger Krümmung über den unförmig großen Mund herüberbog, welchen jedoch zwei Reihen der schönsten Zähne zierten. Das Ganze dieses Männchens hätte das Ansehen eines kleinen Mephistopheles gehabt, wäre nicht, trotz des feurigen tückischen Auges, eine gewisse Gutmüthigkeit in seinem Blicke, und hinter ihm auf dem Sessel eine feuerfarbene Kappe sichtbar gewesen, an deren Spitze ein kleines silbernes Glöckchen hing.

Der Küper hatte eben die volle Kanne wieder auf den Tisch gesetzt, der Niederländer die Gläser gefüllt, der alte Herr das Seinige schon wieder geleert, als eine lange Stille eintrat. Der junge Mann in weißer Kleidung sah ernst vor sich in's Kelchglas, der Niederländer hatte die Augen geschlossen und schien eingeschlummert zu seyn, der kleine Mephistopheles sah Beide lächelnd an, und der Alte blickte sehnsüchtig nach der vollen Kanne hinüber.

„Schenkt ein, van Büren!“ rief dieser endlich mit starker Stimme, so, daß jener aus seinem halben Schlummer erschrocken auffuhr, mechanisch nach der silbernen Kanne faßte, und auch der junge Ritter aus seinen Träumen erwachte. „Sitzen wir doch hier beim schönsten Gascogner Wein, als hätte uns ein Meister Isegrim Wasser in die Pokale gezaubert. Trinkt, Jungens, singt, seyd frohen Muthes, und laßt die Köpfe nicht hängen. Auf böse Zeiten folgen gute — auf Regen Sonnenschein.“

„Und auf leere Gläser volle,“ sagte van Büren, und schenkte dem Alten wieder ein, der das Glas hoch in die Höhe hob, und „auf's Wohl des Mannsfelders und seiner Armada!“ ausrufend, es leerte. Alle folgten seinem Beispiele, und van Büren, durch das Soldatenwort aufgeregt, schenkte rascher ein, wie gewöhnlich, stand bedächtig auf, und sagte mit ruhigem Ernste sich zu dem Alten wendend: „Auch dem gnädigen Herrn von Braunschweig ein Glas, Freund Bottendorf.“ — „Mit Freuden!“ rief dieser. „Es ist mein wackerer junger Herr, der, in des Mannsfelders Fußtapfen tretend, gewiß dereinst noch größere Dinge verrichten wird. Also ihr Herren — Herzog Christian!“

Alle stießen freudig an.

Jetzt hob auch der Kleine sich in die Höhe, und man bemerkte kaum, daß er aufgestanden war, faßte zierlich sein Glas und sagte: „Unserm freundlichen Wirth gebührt auch eine ihm wohlgefällige Gesundheit; deßhalb, Ihr Herren, dächte ich, tränken wir auf das

Wohl des edlen Kriegshelden Moritz von Oranien!“ — Da stürzte van Büren, als ob ihn das Wort allein begeistern könne auf Oraniens Wohl den vor ihm stehenden Wein hinunter, füllte das Kelchglas und leerte es noch einmal.

„Da habe ich Respect!“ rief Bottendorf.

„Euer Schiff wird nun wohl flott seyn, Fluth habt Ihr genug, van Büren,“ sagte der Kleine. Doch Ihr, Junker Schulenburg, seyd so stille,“ fuhr er fort sich zu diesem wendend. — „Habt Ihr keine Gesundheit auszubringen?“

„Auf das Wohl des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz!“ rief der Jüngling.

„Ehrt ihn, wie es sich gebührt,“ unterbrach ihn der Kleine unwillig. „Im Haag ist er König, in der Pfalz Kurfürst, am Rheine Pfalzgraf, und in Wien — nichts! Und?“ — fragte nun der Kleine sonderbar lächelnd — Schulenburg erröthete.

„Und wessen Gesundheit noch, außer der meines Herrn?“

„Seiner edlen Gemahlin, der schönen Elisabeth von England!“ rief nun Schulenburg, und seine Hand bebte, als er den Becher hoch erhob.

Alle stimmten fröhlich mit ein, doch Bottendorf winkte seinem jungen Freunde drohend, der hocherröthend und verlegen auf den kleinen schwarzrothen Mann sah, der Niemand anders war, als Meister Hanns, des Kurfürsten von der Pfalz wohlbestallter Hofnarr. Dieser winkte ihm immer freundlich lächelnd zu,

und ſchien beſonderes Wohlgefallen an dem Jüngling zu haben, während der Niederländer die Gläſer wieder füllte, und Bottendorf das ſeine leerte.

„Wie lange werdet Ihr noch bei uns bleiben, Meiſter?“ unterbrach jetzt van Büren, ſich zu dem Kleinen wendend, die eingetretene Stille.

„So lange, werther Herr,“ antwortete dieſer, und ſetzte ſeine rothe Kappe auf, die ihm ein gar drolliges Anſehn gab — „ſo lange es dem geſtrengen Herrn Ferdinandus von Cordova mit ſeinen Spaniern bei uns in der Pfalz gefällt, ſo lange unſer verehrter Schwiegervater in London mehr disputirt, als armirt und Euer rother Wein, Herr, den Ihr ſtromweis hinunterſtürzt, nicht zu Blut wird; und da es noch lange dauern kann, bis alle dieſe drey Dinge in Erfüllung gehen, ſo hoffe ich auch im Haag noch lange in Ruh und Frieden leben, eſſen, und manches Kelchglas leeren zu können. — Drum bitt' ich, ſchenkt ein.“ —

„Und vergeſſet Ihr ſo ganz den edlen Grafen von Mannsfeld, der jetzt mit ſeiner Macht nach der untern Pfalz Euch zu Hülfe zieht?“ rief van Büren.

„Ein Hagelwetter, Herr, ein böſes Hagelwetter! — kein erquickender Regen für die arme Pfalz,“ erwiederte der Kleine.

„Und mein Herr, der Herzog Chriſtian?“ fragte der alte Ritter.

„Wollen erſt ſehen, was aus ihm wird. — Iſt auch ſo eine graue Wolke, die das Wetter verkündet.“

„Hanns!“ rief drohend der Alte.

„Nun habe ich nicht Recht?“ sagte der Narr. „Ist unser liebes deutsches Vaterland jetzt nicht wie eine verdorrte Flur? — Alles welkt und vergeht. — Es fehlt der erquickende Regen, und schon so weit ist es mit uns gekommen, daß, wenn ein Gewitter herauf steigt, Hagelwolken am Horizonte ziehen, der arme Landmann dann schon nichts mehr nach dem Blitze fragt, der hier und da einschlägt, nichts nach dem Hagel, der seine Saaten niederschmettern kann, nur auf gedeihlichen Regen hofft, sich des herannahenden Unwetters freut, und duldet, was er dulden muß. — Seht, so ist es auch mit dem Mannsfelder und Eurem Herrn. — Die liebe Pfalz fürchtet sich vor ihrem Besuch, und setzt doch ihre einzige Hoffnung auf sie. Nun, wir wollen das Beste erwarten.“ Er leerte sein Glas, als schlürfe er die Regentropfen für das liebe deutsche Vaterland hinunter.

„Meister Hanns,“ unterbrach ihn Bottenderf. „Ganz anders wird es bei unserm Herrn seyn, als bei dem wilden Mannsfelder.“

„Wie so?“ fragte der Kleine aufstehend.

„Hier versammeln sich um einen deutschen Fürsten deutsche Edle,“ fuhr der Alte fort, und strich seinen Knebelbart.

„Und dort um einen deutschen Edlen deutsche Männer!“ unterbrach ihn der Meister.

Bottenderf warf einen grimmigen Blick auf ihn; der Kleine lächelte aber ganz ruhig, und setzte sich

wieder auf seinen gepolsterten Sessel. — „Der Mannsfelder," fuhr der alte Ritter fort, „führt eine gesetzlose Fehde. Um deutsche Freiheit, um den Glauben bekümmert er sich wenig; Geld, Gut, Ehre, Land will er sich erwerben, das ist sein Ziel. — Er raubt und plündert, und wohin sein Haufen zieht, bekreuzt sich Freund und Feind." —

„Und wird es bei Euch anders seyn?" unterbrach ihn der Kleine. „Ob der Löwe auszieht, oder das Pantherthier, gleichviel, es kostet Blut. Der Krieg muß bei Euch den Krieg erhalten, wie bei dem Mannsfelder. In Eurer Hand, ihr Herrn von Braunschweig, prägen sich die Goldgülden nicht von selbst aus, und das Wiehern Eurer stolzen Streitrosse ruft keine Kanonen und Rüstungen aus nichts hervor. Was Ihr braucht, das müßt Ihr nehmen, wo Ihr es findet, Euch gleich viel. Den Klöstern den Ueberfluß, den Bürgern die Nothdurft, von den Bauern das Letzte. Ihr lebt immer noch vom Stegreife, edler Herr, wie zu den Zeiten Kaisers Max des Ehrenmannes, nur treibt Ihr die Sache jetzt etwas mehr ins Große!"

„Und wäre es so, warum geschäh' es, als um Euch!" rief der Alte zornig. Der Kleine lächelte. Wottendorf ward bei diesem Lächeln nachdenkend. „Ja, Meister!" sagte er endlich tief seufzend. „Um das liebe deutsche Vaterland geschieht freilich sehr wenig. Ihr habt Recht. — Drum kommt. Auf's Wohl des deutschen Landes!"

„Da trink ich auch mit!" rief der Niederländer.

„Unſere Herzen ſind auch deutſch, wir können Beide den ſpaniſchen Stolz nicht ertragen, und lehnen uns muthig gegen ihn auf. Glückliche Expedition!"

„Das gebe Gott!" ſagte der alte Ritter! „Doch ich muß dem Herrn entgegen, und ſchon lange habe ich meinen Rappen unten wiehern hören. Auf Wiederſehen, Ihr Herrn!" Er neigte ſich nach Soldatenweiſe, und verließ mit Anſtand das Zimmer.

2.

Mit Rottendorf ſchien das Leben aus der Geſellſchaft gewichen zu ſeyn. Die vollen Gläſer ſtanden unberührt; Schulenburg ſah ſinnend vor ſich hin, während Meiſter Hanns ihn forſchend, oft kopfſchüttelnd betrachtete, und van Büren endlich ſeines unnützen Nöthigens müde, ſich in den Alkoven auf ein Ruhebette ſtreckte.

Lange ſaßen die Beiden ſtumm neben einander.

„Junker!" unterbrach endlich der Narr das Schweigen. — „Mir ſcheint faſt, Ihr tretet vor der Zeit in unſern Orden, denn ſo wie Ihr da ſitzt, fehlt Euch nichts als meine Schellenkappe, und Ihr ſeyd leibhaftig unſers Gleichen. Angethan wie ein Hofſchranze, geſchmückt mit bunten Bändern und Zinkelkaſt, ſollte man meinen, es ginge noch heute zum Bankett, zur Luſt und Freude; und Ihr ſitzt ſo trocken da, wie die geſtrige Bußrede unſers würdigen Hofpredigers. Einen furchtbar langen Stoßdegen an Eurer

Seite, ein gefülltes Kelchglas vor Euch, glaubt man wahrlich, Ihr wäret ein Eisenfresser, und statt das Glas zu leeren, seht Ihr es mit weit geöffneten stieren Augen an, statt den langen Stoßdegen gegen die Spanier zu ziehen, courtoisirt Ihr hier in Utrecht, als ob es draußen überall Ruh und Frieden sey, und Eure Laute tönt alle Abende zu Euren schmelzenden Verslein, daß man meint, das Nachtigallmännchen locke die Braut. — Und nun noch des Königs von Böhmen Hofnarr neben Euch, der wahrlich klüger ist, als Ihr: wer da nicht glaubt, Ihr habet bald die Meisterschaft erlangt, der muß noch in seinem Leben auf keinen Narren gestoßen seyn."

„Meister!" sagte Schulenburg ohne Unwillen, „warum diesen ewigen Spott?"

„Er soll dem traurigen Streitroß ein Sporn seyn — dem Thoren eine Panacée. Mit Seufzern und Lautentönen, mit zärtlichen Verslein und schmelzenden Blicken erringt man sich keine Dame. Mit dem Schwert in der Faust, auf dem Kampfplatze, da lohnt der Lorbeer und die Myrthe dem Sieger, da spannt Gott Amor selbst den Bogen. Glaubt, dem Tapfern sind die Frauen so hold, wie dem Treuen. Glaubt meinem Wort, es wird noch Alles sich freundlich gestalten."

„Eurem Wort?" unterbrach ihn Schulenburg und sah halb mitleidig, halb spöttisch auf ihn.

„Thut, wie es Euch beliebt," erwiederte dieser gelassen. „Bin ich auch kein Edler, bin ich auch nur der kleine Narr eines Großen, trifft doch mein Wort

oft sicherer, als des Ritters Lanze, und steht fester, als die Burg Eurer Ahnen. — Doch — ohne Zutrauen keine Freundschaft — ohne Glaube keine Liebe." Er erhob sich von seinem Sessel, wickelte die kleine Gestalt in seinen Mantel und ging der Thüre zu.

Schulenburg folgte ihm. — „Send nicht böse, Meister, und zürnet mir nicht! Bleibt bei mir, und gönnt mir Euren Rath."

Der Kleine hielt an, wendete sich, und sah zu dem hohen Jüngling freundlich hinauf. „Schulenburg!" sagte er nach einer kleinen Pause. — „Von dem ersten Augenblicke an, als Ihr von Wolfenbüttel nach Utrecht kamt, den Herzog Christian zu erwarten, hab' ich Euch liebgewonnen. Ihr wart ein still bescheidner Jüngling, der seinen Muth mehr in seiner Faust, als im Munde trug, der sich den Jungfrauen mit alter deutscher Sitte nahte, aber nur der Einen zu tief in die schönen Augen sah. Na! erröthet nicht, Einer solchen Dame sein Herz und seine Dienste weihen, dessen darf sich Keiner schämen. Wahrlich, wäre ich ein Ritter, schlank, stark, kräftig, wie Ihr so vor mir steht, und meine gelben Locken wallten wie die Euren über den Spitzenkragen herab, mein Herz schlüge eben so stark gegen mein tuchnes Koller, als das Eurige jetzt schlägt, wahrlich, nur Margarethe von Ebrach wäre die Dame meines Herzens geworden."

Schulenburg erröthete und wendete sich verlegen ab.

„Nun, hab ich mich geirrt," sagte der Kleine,

„so verzeiht. Ich glaube, Gleich und Gleich gesellt sich gern, und Ihr wärt klug genug, den Trauben vorüber zu gehen, die Euch zu hoch hängen. Nun, was soll der finstre Blick! Springt in Gottes Namen hinauf, springt, so lang es Euch beliebt, verrenkt Euch meinetwegen ein Bein, was kümmerts mich, wenn Ihr nicht Augen habt, die herrliche Frucht zu sehen, die sich Euch freundlich darbietet, und die Ihr nicht zu beachten scheint."

„Freundlich?" unterbrach ihn Schulenburg.

„Anfangs, als Ihr hier ankamt," fuhr der Kleine fort, und schien das, was der Jüngling gesagt, nicht zu hören, „schien Euch freilich der Morgenstern zu leuchten, gnädig blickte er auf Euch herab, und in Eurem schmachtenden Auge schien sich sein goldener Strahl gern zu brechen. Man schien es nicht ungnädig aufzunehmen, als Ihr Euch in die Farbe der Hoffnung kleidetet, doch die Zeiten sind vorüber."

„Vorüber!" rief Schulenburg, „ja vorüber!" und packte an den Tisch, daß alle Gläser klirrten, und der Niederländer aus seinem Schlafe auffuhr.

„Daß doch ein Verliebter immer einer der Unsern ist!" unterbrach der Kleine lächelnd das rauhe Aufbrausen des Jünglings. „Was soll nun das? Warum fliehen, wo die Schlacht noch nicht verloren ist? Setzt Euch bügelfest, legt die Lanze ein, sprengt in die Schranken und kämpft um den Preis."

„Darf ich?"

„Versuchts, ich sollte es meinen. Doch, armer

Ritter, wir sind nicht mehr in den Zeiten der Tafelrunde, wo ein Schwur für die Ewigkeit band; jetzt löst man ihn, wenn es beliebt, und die Frauen selbst lösten die Bande so gern, um neue zu knüpfen."

„Mein Wort steht fest!" rief der Jüngling.

„Und wenn Euer Herz darüber brechen sollte?"

„Und wenn es bräche!"

„Armer Ritter!" sagte der Kleine. „Wißt: im Gebiet der Liebe ist Alles gleich; dort giebt es keine Helmschau, da verweigert kein Kampfrichter den Eintritt in die Schranken. Der Kühnste erringt den Preis, der Beharrlichste kommt am sichersten zum Ziele. — Ihr schüttelt bedenklich Euer sorgenschweres Haupt. Da nehmt den Becher. Der kühnen Liebe, die sich nicht entmuthigen läßt, der treuen Liebe, die nicht wankt, der hoffnungslosen Liebe, die nicht vergeht, der klugen Liebe, die nicht nach dem Unerreichbaren strebt. Nun, stoßt an, Schulenburg!" rief der Kleine. — „Ihr wollt nicht? Nun, so rufe ich Euch einen andern Namen leise in's Ohr — und Ihr müßt doch Euer Kelchglas leeren. Elisabeth!"

„Narr!" rief Schulenburg unmuthig, und schmetterte das Kelchglas zu Boden, daß es in tausend Stücken zerbrach, van Büren aufsprang und noch halb schlaftrunken fragte: was es gäbe?

„Ein Thor glaubt, er sey Herr seines Herzens," sagte der Kleine lächelnd, „ein Blinder meint, sein Auge sähe schärfer, als das Auge eines Falken, ein Wahnsinniger zerpflückt sein eigenes Herz, und wähnt,

er zerpflücke den Strauß der Geliebten. Wohl bekomme es ihm!" Er neigte sich freundlich gegen den Niederländer und ging.

Da jagten Reiter über die Straße; van Büren trat an's Fenster. „Herzog Christian von Braunschweig zieht ein," rief er Schulenburg zu; der, Gesundheit, Narr und Alles vergessend, zur Thür hinaus stürzte, seinen Herrn zu empfangen.

3.

In den ersten Jahren des dreyßigjährigen Kriegs, wo der Rittergeist von dem Geiste der Frömmelei verdrängt, nur noch hier und da auf einzelnen Burgen, und wohl noch an manchen kleinen Höfen lebte, entwickelte sich zu Wolfenbüttel ein junger Held, der Herzog Christian von Braunschweig, Bischof zu Halberstadt. Eben als er in das Jünglingsalter trat, begannen die böhmischen Unruhen, als er zur Reife gelangte, war das Schicksal des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz entschieden, die Union aufgelöst, die protestantischen Fürsten sahen den kalvinistischen Kurfürsten geächtet aus seinen Staaten fliehen und blieben unthätig. Nur der Graf Mannsfeld an der Spitze eines stattlichen Heerhaufens, welchen dieser tapfere Sohn des Glücks aus den Ueberresten des am weißen Berge geschlagenen Heeres, und aus Abentheurern um sich versammelt hatte, stand noch im Felde, und focht unter dem Banner des Kurfürsten von der Pfalz.

die Dame Fortuna für ihn und ſich an ſeine Schritte zu feſſeln. Er allein, deſſen rechtmäßige edle Geburt ſelbſt in Zweifel gezogen wurde, Sohn eines unbedeutenden Grafen, ſtand allein dem Kaiſer und der mächtigen katholiſchen Liga entgegen, und durchzog Deutſchland hier als Sieger, dort beſiegt. Sein Muth gab ihm die Kraft, ſein Geiſt die Mittel, die deutſchen Lande Mann, Roß, Waffen und Geld, er ſelbſt den deutſchen Fürſten ein edles Beiſpiel.

In der jugendlichen Bruſt Chriſtians von Braunſchweig erweckten Mannsfelds Thaten die Begierde zu edler Nacheiferung. Um freier handeln zu können, entſagte er ſeinem Bisthum, und nur von wenigen Edlen begleitet, ſeinem Glücke, ſeinem Muthe vertrauend, zog er ohne beſtimmten Plan nach dem Haag, dem Sammelplatze aller Feinde Spaniens und Oeſtreichs. Von Holland hoffte er Geld, vom vertriebenen Kurfürſten Beſtallung, von England thätige, kräftige Unterſtützung. Mit zwanzig Edlen und funfzig Dienern zog er mit dem feſten Willen dahin, ſich Ruhm, Ehre und Land zu erkämpfen, oder für deutſche Freiheit und den Glauben zu ſterben.

Der Kurfürſt von der Pfalz war ihm bis Utrecht entgegen gegangen; hier empfing er ihn mit der größten Auszeichnung. Zwar war die Umgebung des Herzogs nicht groß, er führte dem vertriebenen Kurfürſten kein Heer zu; aber in damaliger Zeit bedurfte es nur Geld und eines kühnen Mannes, um mit einem Schlage Soldaten herbey zu zaubern. Jakob der erſte hatte ſei-

nem Schwiegersohne bedeutende Summen versprochen; aber erst 30,000 Pfund Sterling waren im Haag zur Ausrüstung einer Armada angekommen, weniger versprachen die Staaten, hielten aber mehr. Waffen, Munition und Geschüz waren schon bereit, und wenn auch für den Augenblick der Waffenstillstand mit Spanien ihnen die Hände einigermaßen band, lief dieser doch bald zu Ende, und die Erneuerung der Feindseligkeiten war mehr als zu gewiß. Außer der Unterstützung, die sie monatlich dem Kurfürsten zu seiner Hofhaltung auszahlen ließen, hatten sie für das Heer, welches der Herzog errichten sollte, 300,000 Fl. in der Stille bewilligt. Herzog Christian fand daher schon Mittel zu seinem Unternehmen bereit, und was in seinen Kräften war, hatte er schon angewendet, in allen Gegenden Norddeutschlands die Trommel rühren lassen, wo Tilly und Pappenheim nicht hausten. Religion und Freiheit des Vaterlandes, wohl auch Ehrgeiz war in diesem Augenblicke der Beweggrund, der ihn antrieb, in dem deutschen Kriege eine Rolle zu übernehmen. Doch eine Flamme sollte in ihm auflodern, und ihn bis zur Schwärmerei zu ritterlichen Thaten führen, eine Flamme, die bis zu seinem Tode in ihm nicht verlosch.

Kaum hatte er die lästigen Besuche angenommen und erwiedert, kaum war er sich selbst wiedergegeben und mit Schulenburg in seinem Zimmer allein, als er seinem Jugendfreunde traulich, wie sonst, die Hand reichte, und ihn herzlich auf niederländischem Boden

willkommen hieß. Er hatte so viel zu fragen, von so Manchem Schulenburg ihm Bericht abzustatten, denn dieser war nach dem Haag vorausgesandt, die Lage der Dinge und die Personen kennen zu lernen, die auf die Geschäfte dort den größten Einfluß hatten, so daß nur ernste Angelegenheiten sie die ersten Stunden beschäftigten.

„Und die Königin?" fragte jetzt der Herzog, da Oranien, die Hochmögenden und alle Staatsmänner der Reihe nach ihm sattsam geschildert waren.

„Die Königin!" wiederholte Schulenburg, und sein glühendes Auge schien auf dem Punkte, wo es hinstarrte, fest gebannt zu seyn.

„Nun?" unterbrach Herzog Christian den Träumenden. „Ist sie denn wirklich so schön, als das Gerücht von ihr sagt?

„Gnädiger Herr!" erwiederte Schulenburg mit Ruhe, die jedoch bald in Gluth sich verlor. „Denkt Euch eine hohe majestätische Gestalt, geschaffen, Ehrfurcht zu erwecken, ein Auge, aus dem nur Seele strahlt, das mit seinem Ernste schreckt, und doch mit unaussprechlichem Zauber anzieht; einen Mund, geformt, der Liebe Gluth auszuströmen, einzusaugen. Denkt Euch ein Wesen aus dem Himmelsbilde einer Madonna, aus dem erhabenen Bilde einer Königin der Erde gestaltet, und mit aller Lieblichkeit, mit allen lockenden Reizen umwoben, welche die Phantasie sich in ihrem glühendsten Traume zu malen vermag; denkt Euch ein Wesen, dem, wenn es freundlich blickt, kein Sterb-

licher ungestraft ins Auge sehen kann, dessen Mund durch seine Zaubermelodien bannt. Denkt Euch ein Wesen, unwiderstehlich, einzig!"

Der Herzog hatte schon beim Anfange dieser Beschreibung gelächelt, jetzt lachte er hell auf. „Freund Schulenburg," sagte er, „die Zauberſprüche aus dem Munde der Königin haben Dich bethört, ihr Auge hat Dir wahrscheinlich freundlich gelächelt, und Deine Phantasie hat an ihren Träumen ihr Bild Dir gar zu lockend ausgeschmückt. Erröthe nicht. Habe ich auch noch bis jetzt mein Herz den Lockungen der Weiber verschlossen, verdamme ich doch nicht die, so sich von der Macht der Liebe hingerissen fühlen. Ich habe bis jetzt nur einer Dame gehuldigt, — der Ehre; vielleicht kommt auch die Zeit, wo ich einer andern, begabt mit freundlichen Augen und küßlichem Munde, huldigen werde."

„O wenn Ihr sie seht!" rief der Jüngling.

„Dann werde ich vielleicht ein Meisterwerk der Natur bewundern, und staunend an ihr vorübergehen."

„So glaubt' ich auch, gnädiger Herr. Mich hielt noch überdies der Abstand zurück, der zwischen einer Königin und einem Ritter ist, und doch vermochte mein bescheidenes Herz nicht, zu widerstehen. Ein sonderbares Gefühl, Liebe kann ich es nicht nennen, denn es ist zu heilig, zu ehrfurchtsvoll, ergriff mich, so oft ich sie sah; anbetend blieb ich in weiter Entfernung stehen, ich wagte ihrem Zauberkreise mich nicht

zu nahen. Da schwur ich mir selbst nur leise, mich für ewig dem Dienste der Herrlichen zu weihen. Vor Euch, mein Herr und Freund, wiederhole ich diesen Schwur laut und feierlich — er binde mich bis an meinen Tod."

„Schulenburg," unterbrach ihn der Herzog lächelnd, „schwöre nicht. Hast Du den Rausch verschlafen, bist Du am Busen einer neuen Göttin erwacht, so bejammerst Du Deine Thorheit, Du möchtest die Sklavenkette zerreißen, und Dein Ritterwort hält Dich zurück."

„Beharrlichkeit ist mein Wahlspruch!" rief Schulenburg, „drum auch der Wogen umbrauste Fels die Devise meines Schildes."

„Und strahlt denn die Königin allein ein Diamant in dem Kreise ihrer Frauen?"

„Viel des Schönen werdet Ihr sehen, viel Liebliches wird Euch entgegentreten," sagte jetzt Schulenburg. „Aber nur eine der Blüthen, die wie ein Kranz einfacher Wiesenblumen um diese Königsrose sich winden, darf sich an Schönheit und Liebreiz wohl neben sie stellen. Es ist ein zartes Veilchen, einfach und bescheiden. Wenn Ihr in Elisabeth von England die Himmelskönigin zu erblicken glaubt, um das Haupt ein Strahlendiadem aus Sonnengluth gewoben, steht Margarethe von Ebrach neben ihr, wie eine Heilige der Erde, fromm und dem Himmel verwandt; die Glorie, die sie umgiebt, strahlt silbern wie Mondlicht, und blendet das Auge nicht, das sie trifft. Wie

jene das Höchste des Himmels, scheint diese das Bild irdischer Vollkommenheit; erhebt die Königin das Herz zum edelsten Beginnen, legt Margarethe einen stillen Wunsch in das offene."

„Und ihre Gestalt?" fragte der Herzog ernst.

„Wie Meister Dürer uns die deutschen Jungfrauen malte, schlank und züchtig, die Locken blond, Rosen und Lilien auf dem Engelsgesicht, das Auge blau, mit seinem sanften, unschuldsvollen Strahle in das Herz dringend."

„Schulenburg!" sagte der Herzog halb ernst, halb lächelnd. „Ich fürchte, Du hast tiefer in die Augen der Königin und ihrer Hoffräulein gesehen, als in die Augen der Staatsmänner. Du hast mehr den Liebes-, als den Kriegsgott vor Augen gehabt."

„Das schmerzt!" unterbrach ihn Schulenburg. „Meinem Herrn habe ich redlich gedient, und ihm treulich berichtet, weßhalb er mich gesandt. Der Freund entlockte mir mein Geheimniß." —

„Und vielleicht ein Geheimniß, das Dir selbst bis jetzt unbekannt blieb. Dein Ehrgeiz, Deine Schwärmerei, Dein ritterlicher Sinn, weßhalb Du mir so lieb, so theuer bist, zogen Dich zu den Füßen der Königin, und Dir unbewußt lockt Dich der Zauber der Unschuld Margarethens an ihren Busen. Du ahnest es nicht — Du liebst sie!"

„Ich, Herr?"

„Du liebst sie. So wie ich mich auf diese Göttin verstehe, so verrieth Dich Deine Schilderung von Bei-

den. Aus Deiner glühenden Phantasie entsprang das Bild der Königin, dem Herzen das Bild Margarethens. Nun, im Haag will ich mein Auge, mein Ohr vor diesen Syrenen schließen, und Dich prüfen.“ Er reichte ihm die Hand und drückte sie herzlicher, als je.

4.

Die unbilligen Forderungen der Spanier, welche indeß im Haag gemacht worden waren, nahmen den vereinigten Niederlanden alle Hoffnung, durch einen ehrenvollen Frieden ihre Freiheit zu erlangen. Der Krieg ward beschlossen, und um so feierlicher ward nun der Einzug Herzogs Christian von Braunschweig, da man keine Rücksichten mehr gegen Oestreich und Spanien zu nehmen hatte. Der Kurfürst von der Pfalz, der Prinz von Oranien, die ersten Staatsmänner zogen ihm entgegen, und begleiteten ihn nach seiner Wohnung, die auf Kosten der Provinz Holland für ihn eingerichtet war.

Der andere Tag war zu seinem feierlichen Empfange bei Elisabeth von England bestimmt. Nie hatte der junge Fürst den Umgang der Frauen geliebt. Von Jugend auf mit dem Gedanken beschäftigt, durch den Krieg sich unter den Fürsten Deutschlands auszuzeichnen, nur das bedrängte Vaterland vor Augen, hatte er die Frauen als Wesen, die Liebe als ein Mittel betrachtet, den Mann von seiner ernsten

Bahn abzuziehen, und wenn auch die Lebhaftigkeit seines Geistes, sein heißes wallendes Blut ihn oft nach diesem lockenden Geschlechte hinzog, hatte doch noch keine es vermocht, den jungen Krieger zu fesseln.

Zwar hatte die Schilderung Schulenburgs seine Neugierde gereizt; er konnte es sich nicht verbergen, daß er heute sich sorgfältiger gekleidet hatte, daß er die Stunde nicht erwarten konnte, die ihn zu der Königin rief, und daß die hohe Schönheit, die Krone auf ihrem Haupte, ihm wohl seiner Bemerkung würdiger zu seyn schien, als die Jungfrauen am Hofe seines Bruders. Doch waffnete er sich mit Gleichmuth, und Schulenburg neckend, begab er sich, von seinen Rittern umgeben, nach dem Palaste der Oranier, welchen der Kurfürst bewohnte, der hier mit der Krone den Titel Majestät nicht verloren hatte, und den Jedermann als König von Böhmen anerkannte.

An der Spitze seines ganzen, zwar nur unbedeutenden Hofstaates empfing ihn Friedrich von der Pfalz. Herzog Christian dankte ihm nach wenigen Ceremonien mit Offenheit für seinen herzlichen Empfang, und mit dem ihm eigenen jugendlichen Feuer weihete er sich im Angesicht aller Anwesenden dem Dienste des unglücklichen Fürsten — reichte ihm zum Unterpfande seine Rechte, so daß Kurfürst Friedrich, von dem offenen Benehmen des Herzogs ergriffen, ihn innig umarmte. Da öffneten sich die Flügelthüren, und die Königin trat, von ihren Hoffräulein umgeben, ein.

Tief neigte sich der Herzog vor der hohen Frau, die ihn schon aus der Entfernung freundlich willkommen hieß. Als aber der Herzog seinen Blick erhob, und auf sie zutrat, blieb er erstaunt vor ihr stehen, blickte unverwandt Elisabeth an, und versuchte auch nicht im Geringsten, die Gefühle seines Innern zu verbergen. Solche Schönheit, solche Majestät, und doch solchen Liebreiz, hatte er noch nie gesehen.

Auch die Königin ward verlegen; nicht der Eindruck, den der Herzog auf sie machte, seine Stimmung, sein Staunen, sein fest auf sie gehefteter Blick ängstigte sie. Seyd uns von Herzen willkommen, mein Vetter!" begann sie, „herzlich willkommen, da Ihr Euch, wie ich gehört, unserm Dienste weihen wollt."

Bey diesen Worten trat der Herzog ermuthigt, kühn vor sie hin, beugte sein Knie, und die Hofsitte, das Ceremoniel vergessend, sagte er mit dem Tone ritterlicher Courtoisie: „Dame, erlaubt, mich Euren Ritter nennen zu dürfen." — Die Königin durch diese freimüthige kecke Rede überrascht, erwiederte, sich zu ihm neigend: „Steht auf, Herr Herzog! einer unglücklichen Fürstin gebührt diese Ehre nicht."

„Vergönnt es mir!" rief der Herzog, „so die Entscheidung abzuwarten, ob Ihr mich würdig haltet, Euer Ritter zu seyn."

„Wen würde Euer ritterlicher Dienst nicht ehren? Gern nehm' ich Euch als meinen Ritter auf, Herr Herzog!" sagte Elisabeth nicht ohne innere Bewegung.

„So gebt mir ein Zeichen Eurer Huld, hohe Da-

me!" rief dieser, und sein dunkelblaues Auge sah kühn, doch bittend nach der Königin auf, die verlegen, die Worte, ihm zu antworten, nicht finden konnte. „Gebt mir ein Zeichen, das mich berechtigt, mein Blut, mein Leben Eurem Dienste zu weihen."

Die Königin warf einen fragenden Blick auf ihren Gemahl, er winkte bejahend. Elisabeth zog den Handschuh von ihrem blendendweißen Arme, reichte ihn dem Herzoge und sagte ernst: „Dieser Handschuh sey Euch ein Zeichen meiner königlichen Huld! Indem Ihr ihn erfaßt, sey er der Fehd-handschuh, den Ihr aufnehmt gegen Oestreich. Auf dem Schlosse zu Heidelberg, umgeben von unsern Vasallen, löf' ich ihn ein. Doch erst auf dem Radschin zu Prag seyd ihr Eurer Pflichten gegen mich entbunden. Dieß das Wort Eurer Königin! — Verwahrt ihn treu! spricht jetzt die Dame, deren Dienste Ihr Euch geweihet habt, treu, wie Ihr Euren Rittersinn, Euren fürstlichen Ruhm bewahren mögt! Traget ihn als Zeichen meiner Gunst, und nun steht auf und seyd mir willkommen." Sie reichte ihm die Hand.

Da traf des Herzogs Auge Margarethen von Ebrach, die hinter ihrer Gebieterin stand. Sie mußte es seyn, die Schulenburg so herrlich geschildert hatte; doch nur flüchtig berührte sein Blick diese Madonnengestalt — glühend heftete er sein Auge auf die Königin, die es wohl am gemessensten hielt, die Audienz so bald als schicklich abzubrechen. Sie entfernte sich.

5.

Schulenburg fand den Herzog nachdenkend in seinen Zimmern auf und abgehen; er schien des Freundes Ankunft nicht zu bemerken. Immer heftiger wurde sein Schritt, dann hielt er plötzlich an, schien mit sich zu zürnen, sah finster vor sich hin, aber bald schwand dieser trübe Blick vor einem freundlichen Lächeln, das sich über sein ganzes Antlitz verbreitete. „Ja!" rief er plötzlich aus. „Sie ist wie ich mir in meines Lebens Traum die Göttin dachte, die um meine Schläfe den Kranz vaterländischen Eichenlaubes, um mein Schwerdt die Blume der Liebe winden soll. Ich habe sie gefunden!" — Jetzt erblickte er Schulenburg.

„Rudolph!" sagte er, des Freundes Hand erfassend. „Deine Farben waren matt, matt die Gluth, worein Du sie tauchtest, als Du mir das Bild der Königin der Frauen maltest. O mein Freund, nur Schwärmerei lieh Dir Worte, das Herz schwieg. Ich bin fortan ihr Ritter, buhle Du um die Gunst Margarethens, laß Deinen kühnen Aufflug, denn neben Dir schwinge ich, ein junger Adler, mich zu ihr empor."

Schulenburg sah den Herzog verwundert, staunend an.

„Du staunst!" unterbrach dieser das Schweigen, „daß ich, der noch vor Stunden der Liebe trotzig kühn entgegentrat, jetzt mich vor ihr beuge. Erkenne hierin ihre Macht. Folge gleich mir dem Gefühle

Deines Herzens, worin Margarethe ruht, nicht Elisabeth!“

„Ihr irrt, gnädiger Herr,“ erwiderte Schulenburg, nicht ohne Empfindlichkeit. „Was in meinem Herzen mir selbst vielleicht verborgen liegt, wird die Zeit enthüllen; mein Wort, mein Schwur aber ist unerschütterlich, und steht fest wie die hohe Tanne Eures Harzes, kein Sturm entwurzelt sie. Nicht um Minnesold habe ich gebuhlt, rein wie der frisch gefallene Schnee, keusch wie das Eis, das auf den hohen Gletschern den Strahlen der erwärmenden Sonne Trotz bietet, steht der Königin Bild verklärt in meinem Herzen, und wenn auch die Sinnenliebe mich einst berührt, wird es neben ihr ruhen wie das Heilige neben dem Irdischen. So wie ich Euch, mein Herr und Freund, Treue gelobte bis zum Tod, so werde ich treu meiner selbst gewählten Herrin bleiben, in den Stürmen des Lebens, in den Stürmen des Todes, wenn sie auch mich nicht beachtet.“

Betroffen blickte der Herzog Schulenburg an. Er kämpfte mit sich, ob er dem Freunde zürnen, ob er ihn bewundern sollte; doch schnell reichte er ihm die Hand. „Es sey!“ rief er; „auch hier zum Bunde vereint. Ein Herz, Ein Glaube, Eine Dame, — und so bis zum Reitertode sey dieß unser Wahlspruch.“

„Es sey!“ sagte Schulenburg. „Ihr seyd der erwählte, ich nur ein in der Stille dienender Ritter. Nie möge sie es wissen, daß ich mich ihrem Dienste geweiht habe, im Geheim will ich für sie streiten.“

Der Ritter täuschte sich. Der Königin war es schon lange nicht entgangen, daß er mit schwärmerischer Verehrung sich ihr nahe; welches Weiberauge sieht hier nicht scharf. Oft hatte sie mit Margarethen, ihrer Vertrauten, darüber gescherzt, oft dem Ritter gezürnt, daß er, ein schlichter Edelmann, es wagen könne, bis zu ihr seine Augen, seine Wünsche zu erheben, bis sie endlich bemerkte, das jeder Spott über den treuen Ritter ihrem Fräulein wehe that; sie glaubte in der jugendlichen Brust Margarethens den Funken der Liebe glimmen zu sehen, und sie tadelte sie laut, daß sie ihr Herz einem Manne schenke, von dessen Gegenliebe sie nicht überzeugt sey, jedoch konnte sie eine gewisse Theilnahme an Beiden nicht unterdrücken.

Margarethe hatte bisher selbst der Königin die Empfindung ihres Herzens zu verbergen gesucht; seit der Herzog aber im Haag war, seit der Königin die Bewerbungen dieses jungen, ritterlichen Fürsten nicht gleichgültig schienen, Schulenburgs freundlicher erwähnt wurde, der jetzt, so wie es schien, in weitere Entfernung sich zurückzog, fühlte sie mehr Zutrauen, und öffnete in einer vertraulichen Stunde ihrer Gebieterin das lang verschlossene Herz. Wohl stand Schulenburgs Bild darin, aber zu stolz, sich einer ungewissen Neigung hinzugeben, bekämpfte sie eine Liebe, die ihr hoffnungslos schien, denn zu gewiß war sie, daß der braunschweigische Ritter der Ritter Elisabeths von England sey.

Indeſſen Margarethe ihre Empfindungen dem Auge eines Jeden verbarg, Schulenburgs Blicke immer mehr, immer inniger unwillkührlich auf ihr ruhten, blieb des Herzogs Neigung Keinem verborgen. Zum erstenmale von einer Leidenschaft ergriffen, die ihm bis jetzt unbekannt geblieben war, verstand er nicht, bei seinem lebhaften Gemüth seine Gefühle zu verbergen. Von der Königin zu ihrem Ritter ernannt, glaubte er in seinen Bewerbungen um ihre Gunst nichts Tadelnswerthes zu finden, und es der ganzen Welt zeigen zu müssen, daß er sich dem Dienste dieser hohen Frau geweihet habe. Die Königin, wohl mehr als der fürstliche Jüngling, mit den Schwächen des Herzens, und mit den Ansichten der Welt vertraut, und des Herzogs ritterliche Sitte anfangs nur zu ihrem und ihres Gemahls Vortheil benutzend, hielt den kühnen Rücksichtslosen durch strengen Ernst in den Schranken zurück, die sie ihm bezeichnete, ohne ihn jedoch aus ihrem Zauberkreise zu lassen. Ihm genügte ein freundlicher Blick aus ihrem sprechenden Auge, für einen Druck der Hand, den seinen leise erwiedert, hätte er noch einmal sein Bisthum gegeben, und zu den mächtigen Zauberworten Ruhm und Vaterland, die seinen Jugendtraum so herrlich geschmückt, gesellte er noch das Himmelswort — Liebe. Aber nur jene geistige, heilige Liebe, die in der reinen Brust des Jünglings flammt, die nur auf einem unentweihten Altar erglüht, aber so leicht, so schnell durch die Sinne zur zerstörenden Flamme angefacht wird.

Noch war ihm Elisabeth von England nur die heilige Oriflamme, die er beschützen, für die er kämpfen, für die er sterben wollte. Seine Erinnerung malte ihm in dem Pfande, das sie ihm geschenkt, noch nicht die schöne Hand, die es bedeckt hatte, es war ihm, wie den Templern das rothe Kreuz, das Zeichen der Weihe, und beglückt, hochbeglückt, fühlte er sich, daß er im Kampf für die Dame seines Herzens sein früheres Gelübde nicht brechen durfte.

Neben diesem ritterlichen deutschen Fürsten stand der deutsche Edle, durch Jugend, Freundschaft und gleichen Zweck ihm verwandt. Wie der Herzog, wollte Schulenburg für sein Vaterland die Kraft seiner Jugend opfern, wie bei jenem hatte sich auch zwischen den Kranz von vaterländischem Eichenlaube die Rose unvermerkt gewunden. Aber war sie auch gleich innig und fest um den Lebenskranz Beider geschlungen, so grünte sie hell, Alles überstrahlend bei Christian, während sie nur still verborgen, düster bei Schulenburg sich rankte. Jener klimmte mit keckem Muthe seinem Ziele entgegen, während dieser still traurig in sich gekehrt, mit sich selbst im Streite, nicht einmal wußte, sollte er seinem Geiste, sollte er dem Herzen folgen. Die Warnung des Herzogs, daß er dereinst seinen voreiligen Schwur bereuen würde, schien schon jetzt in Erfüllung zu gehen, denn immer mehr und mehr trat Margarethe ihm näher, und schon mußte er gegen seine Empfindungen kämpfen. Nicht allein in dem Charakter der beiden Freunde lag das Verschiedene ihres Thuns,

sondern auch in dem Gemüth. Auffahrend, heftig, leidenschaftlich, doch schnell versöhnt, jeder Gefahr trotzend, dünkte dem Herzog nichts zu groß, um es nicht erringen, nichts zu steil, um es nicht erklimmen zu können. Ueberall führte ihn sein kühner Geist zum Sieg, und seine Fahnen, erst einmal aufgerollt, sah er schon im Geiste auf den Wällen Wiens flattern. — Schulenburg tiefer, und noch ernster Alles ergreifend, oft von seinem romantischen Sinn verlockt, betrat doch bedächtig jede neue Bahn, kämpfte mit seinem Innern, so bald er fühlte, es führe ihn zu schnell, zu rasch; aber nie verließ er den einmal betretenen Pfad, seine Festigkeit war oft Starrsinn.

So vergingen Wochen, der Herzog strebte immer kühner seinem Ziele entgegen, Schulenburg, immer mehr mit sich im Streite, zog sich düster in sich zurück. Den Herzog jammerte der Freund. Freimüthig, wie er war, ergriff er eine schickliche Gelegenheit, mit der Königin über Schulenburgs Angelegenheiten zu sprechen. Nur zart berührte er die Schwärmerei, die den Ritter bis zur Anbetung seiner Dame geführt habe, desto offener theilte er der Königin die Vermuthung mit, Schulenburg liebe Margarethen, und wolle es sich selbst nicht gestehen.

„Sein Starrsinn ist mit seinem Herzen im Kampf; ich weiß Alles, Herzog, wir müssen ihn heilen," erwiederte die Königin, und indem sie sich über die Mittel besprachen, die beiden still Liebenden sich näher zu bringen, indem sie Pfeil und Bogen ordneten, die

beiden Herzen zu verwunden, ritzten sie sich selbst mit Amors gefährlicher Waffe.

5.

An dem Geburtsfeste des Königs unterbrach ein glänzendes Banket das eintönige Leben der kleinen Hofhaltung, und Alles, was im Haag von Edlen versammelt war, eilte hin zu dem Feste.

Auch Schulenburg fehlte nicht. An einen Pfeiler gelehnt, stand er, und neben ihm Meister Hanns. Je emsiger der Kleine Alles zu beobachten schien, und mit seinem spähenden Blicke umherlugte, desto düsterer blickte Schulenburg vor sich hin, und schien nichts um sich her zu bemerken. Selbst als der Prinz Moritz von Oranien mit der Königin den Tanz eröffnete, und an ihm vorüberzog, schien er es nicht zu beachten; doch Bottendorf, der zu ihm trat, weckte ihn aus seinen Träumen.

„Schulenburg!" sagte er, ihn auf die Schulter klopfend, „ist es nicht thöricht, daß ein so geschmückter Frauenknecht, wie Ihr seyd, dem Spotte zur Zielscheibe hier an dem rauhen Pfeiler steht, und sich das atlasne Wams verdirbt? Kommt zum Schenktisch, leert den Pokal, und vergeßt beim Becher die Sorgen."

„Thut es nur," rief ihm der Kleine zu, und schritt voran. „Ritter Bottendorf weiß Nord in Süd

zu verwandeln; die Rubinen ſeiner Roſe ſind die treffl[ichſten] Magnetnadeln, die immer nach dem Schenktiſche zeigen. Thut es nur!“

Bottendorf faßte den Träumer unter dem Arm und zog ihn mit ſich fort, auch van Büren geſellte ſich zu ihnen, und bald ſaßen, wie in Utrecht in der Herberge zum Anker, die vier Kumpane in einem kleinen getäfelten Zimmerchen, das an den groſſen Saal ſtieß, zuſammen und tranken.

Die Flügelthüren ſtanden offen. Einen Theil des Saales konnte man von hieraus überſehen. Der Thür gegenüber ſaß Schulenburg und der Kleine, Bottendorf und van Büren ihnen zur Seite. Jedesmal wenn die Windungen der Allemande, oder der lebhafteren Walzer die Königin vorüberführten, machte ihn der Kleine auf die königliche Frau aufmerkſam, wie ſchön, wie herrlich ſie daherſchwebe; aber nichts konnte Schulenburg aus ſeinen Träumen wecken. —

„Euch fehlt etwas Junker!“ begann dann der Kleine neckend. „Ja freilich, auch ich vermiſſe eine zarte Blume, Margarethe von Ebrach iſt auf ihrem Zimmer, wahrſcheinlich krank, vielleicht traurig. Nun ſeht nur, hebt doch Euren Blick. Seht den Prinzen Moritz, dieſen ſtattlichen Kriegshelden, wie gewandt beim Tanze, ſo gewandt wie im Felde.“

Schulenburg ſchien auf Alles dieſes nicht zu hören. Wider ſeine Gewohnheit ſtürzte er einen Becher Wein nach dem andern hinunter, ſo daß Meiſter Hanns ſelbſt ihn freundlich bittend den Becher wegſchob, und

ihn noch zur rechten Zeit in den Saal zurückführte; denn nur ermuthigen sollte ihn der Wein, nicht ihn berauschen.

„Glück auf!“ rief Herzog Christian dem Hereintretenden entgegen. „Dein Auge, Freund Schulenburg, glüht ja heute einmal wieder wie sonst, Deine Hand preßt ja die meine so fest, und stark wie in den Tagen des Frohsinns, und doch ist Margarethe von Ebrach nicht hier.“

„Glücklicher!“ erwiederte Schulenburg, sich vergessend. „Wer wie Ihr,“ — fuhr er sich fassend fort — mein gnädiger Herr, der Hoffnung nachjagen kann, ohne daß sie ihm entflieht.“

„Du bist ein Träumer, Schulenburg,“ unterbrach ihn der Herzog, „folge ihr nur; so wie das Glück mußt Du sie beim Schopf fassen, und Du wirst sie festhalten. — Meister Hanns,“ sagte er, sich zu dem Kleinen wendend, der freundlich zu ihm aufblickte, „hab ich nicht Recht? Die Hoffnung ist ein Weib, sie lächelt nur dem Kühnen, und steht nur dem Muthigen. Drum, guter Rudolph, folge ihr, wenn sie sich zeigt, folg' ihr, und sie wird Dir stehen. Thue wie ich!“ Er eilte fort, nahte der Königin, beugte seine Knie doch nur unmerklich vor ihr, reichte ihr seine Hand, und flog mit ihr im rauschenden Walzer dahin. — „Seht nur,“ sagte der Kleine, „welch schönes Paar; die stattliche Frau in ihrem grünsammetnen Gewande, sehet den weißen Hals, den das Halsband von Brillanten vergebens noch zu schmücken sucht, seht dieses Auge und das frische

Roth der Wangen, und müßt Ihr nicht gestehen, die Fürstin gleicht einer Rose, die aus dem grünen Blättergewande lieblich lockend hervorblickt? Seht nur die goldnen Locken, den Arm, wie voll und wie rund, seht dieß Füßchen. Doch — o weh! jetzt endet der Tanz, wem winkt sie? — ach, der kleinen Luitgarde. Sie verläßt mit ihr den Saal, und Ihr? — Guter Ritter," fuhr er fort, und stieß mit seinen spitzen Ellenbogen Schulenburgs Hüfte gar unsanft — „erwacht, längst haben sich die Thürflügel hinter ihr geschlossen, was Ihr noch zu sehen wähnt, ist ein Blendwerk Eurer Phantasie. Kommt nach dem Schenktische, dort sitzt Bottendorf noch und van Büren, trinkt noch einen Becher Wein und dann —

„Dann?" rief Schulenburg noch halb mit seinen Gedanken abwesend.

„Dann," fuhr der Kleine geheimnißvoll fort, „schleichen wir hinunter in den Blumengarten, und wo hinter dem künstlich geschnittenen Buchengange der Rosenstrauch in seiner stolzen duftenden Pracht mir zum Aerger blüht, und das kleine chinesische Häuschen an die Taxuswand sich lehnt, soll uns die Hoffnung erscheinen, lieblich und lockend."

„Uns?" fragte Schulenburg verwundert.

„Uns wohl eigentlich nicht," erwiederte Meister Hanns — „mir erscheint sie nicht, nur Euch. Ich verlange von dieser Göttin nichts als einen sanften Tod und ein freundliches Auferstehen. Aber Euch wird

sie sich zeigen, ach, so lieblich und schön, wird sie Eurem Leben eine neue Fackel anzünden."

„Was soll diese Rede?" unterbrach ihn Schulenburg unmuthig, ihm jedoch nach dem Zimmer folgend, wo noch die leeren Becher standen.

„Was sie soll?" sagte der Kleine keck. — „Ich bin der Dame Hoffnung Abgesandter; sie erwartet Euch im Garten. Drum leert schnell das Glas auf gut Glück, dann folgt mir! — So — nun kommt!"

6.

Duldsam wie ein Kind folgte der Braunschweiger dem Hofnarren. „Kommt nur getrost, kommt, mein junger Freund!" sagte dieser lächelnd, führte ihn durch die hell erleuchteten Gänge des großen Gebäudes, und jetzt in ein finsteres Zimmer. — „Hier verweilt einen Augenblick," sagte er — „doch rührt Euch nicht von der Stelle, denn jeder Schritt könnte unheilbringend seyn. Wißt und erschreckt nicht — faßt lieber all Euren Muth zusammen — wißt, um und neben Euch sitzen grinsende Pagoden, chinesische Mandarinen, und japanische Göhen in stummer, schauerlicher Andacht. Ein Schritt links, und die Göhen stürzen herab von ihren Altären, ein Schritt rechts, und die Mandarinen mit ihren Regenschirmen von Porzellan sinken zerschmettert Euch zu Füßen; darum weilet bis ich durch die offene Thür das Silberlicht des Mondes einlasse,

das zu Eurem Himmel Euch leuchten soll.“ Er tappte vorsichtig umher und öffnete eine Thüre, die nach dem Garten führte. — „Nun kommt, sagt den Chinesen und Japanern, den Götzen und Mandarinen Valet, schreitet getrost in den Garten immer nach der Taxuswand zu, hütet Euch, in der Eile auf die Blumenbeete zu treten, und folgt dem Glücke, ich erwarte hier Eure Zurückkunft.“

Neben den blühenden Blumenbeeten stand der Jüngling erwartungsvoll, und wußte nicht, wie ihm geschehen war. Auf zum Monde blickte er, zu den bleichen Sternen; aber sie flimmerten vor ihm, und schienen fast gleich den Frauen im festlichen Saale vor seinen Blicken zu tanzen. Sein Herz pochte gewaltig. Daß er einem Abenteuer entgegengehe, schien ihm gewiß, es ritterlich zu bestehen, fühlte er Muth in sich und Kraft, und so trat er in den düstern Buchengang ein. Sonderbar ward es ihm hier; von Sehnsucht und Ahnung fühlte er sich in dem Schatten des hohen, dem Mondlicht undurchdringlichen Ganges durchschauert, es wurde ihm so wohl und doch so bang. Endlich ging er mit klopfendem Herzen dem chinesischen Häuschen zu, doch kaum hatte er einige Schritte gethan, so hörte er ein fernes Rauschen. Er hielt an, lauschte, und sah zwei weibliche Gestalten in einiger Entfernung in den Bogengang biegen. Es war — die Königin und ihre Begleiterin, die kleine Luitgarde. Ihr grünes Gewand, die weißen Schwungfedern ihres Barets, und Luitgardens hellrothes Kleid erkannte er schnell;

dem chinesischen Häuschen schritten sie zu, dort verließ Luitgarde ihre Begleiterin, und kehrte zurück. Fest wollte sich Schulenburg in das Gebüsch drücken, doch bemerkte ihn die Kleine. „Verbergt Euch nicht," sagte sie lächelnd. „Im chinesischen Häuschen erwartet man Euch." — Schnell entfernte sie sich.

Da holte er tief Athen und sah noch einmal auf gen Himmel; doch jetzt flimmerten die Sterne nicht mehr tanzend vor ihm; beklommen war ihm die Brust, sein Muth dahin. „Sie erwartet mich!" sagte er jetzt plötzlich leise vor sich. „Soll ich mir so des Meisters dunkle Worte deuten? O! Weiber, Weiber! An Euren Launen hängt unser Glück, an Eurem Pulsschlag unsre Schäferstunde. Und Margarethe? — Mein Entschluß ist gefaßt. Es sey!"

Eilig schritt er dem chinesischen Häuschen zu. Er fand die Thür nur angelehnt, er öffnete sie.

In dem Häuschen, dessen Thür er wieder hinter sich anlehnte, war es dunkel und still. Unbeweglich blieb er am Eingange in gespannter ängstlicher Erwartung lauschend stehen. Noch immer regte sich nichts. Da dünkte ihn, er höre leise seufzen, noch einmal, jetzt rauschte ein Gewand, — er trat einige Schritte vor. Die Thür hatte sich halb geöffnet, ein Mondstrahl drang hinein, und verbreitete ein schwaches Dämmerlicht. Er sah, wie eine Gestalt sich erhob, auf ihn zuschritt. Er sank zu ihren Füßen; eine Hand, die, wie abwehrend,

sich ihm entgegenstreckte, drückte er ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

„Hohe Frau!“ rief er. „Ein deutscher Edler hat sich schon längst Eurem Dienste für ewig geweiht. Er wagt es, in dieser feierlichen Stunde zu Euren Füßen den Schwur zu erneuern. Verschmäht die Huldigung nicht, weil es nicht ein Fürst ist, der sie bringt. Es ist ein Herz, das den letzten Tropfen Blutes freudig für Euch verspritzen, das den letzten Athemzug nur mit Eurem theuern Namen aushauchen wird. Gebt mir ein Zeichen der Huld, daß ich gleich meinem Herrn Euch dienen, gestehen darf, daß Ihr auch mich Eures Dienstes gewürdigt; sprecht!“

Die Dame schwieg, ihre Hand zitterte in der seinen — nur ein lauter, unverhaltener Seufzer war ihre Antwort, sie bog sich nach dem Ritter, als wollte sie ihn aufheben.

„Rein und uneigennützig ist meine Bitte,“ rief er „nur als dienender Ritter wage ich sie zu thun, gebt mir ein Pfand Eurer Huld. — Ich schwöre!“

Schnell drückte die Dame ihre weiche Hand auf seinen Mund, erstaunt erfaßte er sie, und preßte seine Lippen feurig auf die bebende. „Nun, wenn auch Eure Lippen schweigen,“ rief er, „so reicht mir Eure Hand, ein Zeichen der Huld.“ — Da nahm die Dame, so wie ihm das Dämmerlicht zu bemerken erlaubte, von ihrem Busen eine Schleife, und gab sie ihm schweigend. „Nun, so höre es, Gott im Himmel,“ rief er aufspringend, drückte das theure Pfand an sei-

ne Lippen und barg es an seiner Brust, „höre es! Sie, die mir das Geschenk gab, sie allein sey so lange ich lebe die Dame" —

„Schwöret nicht!" rief eine ihm bekannte Stimme. „Schwört nicht, Schulenburg, der Schwur wird Euch gereuen."

„Gerechter Gott!" rief der Ritter. „Wer ist hier, wer lauschte?"

„Niemand lauschte," erwiederte die Dame, während Schulenburg schnell nach der Thür eilte und sie öffnete, Margarethe von Ebrach, glühend wie eine Purpurrose, schön wie eine Himmli'che, stand, vom Mondlicht überstrahlt, vor seinem staunenden Blicke.

„Ihr?" rief Schulenburg. „Ihr?" und sein Auge traf finster das Fräulein.

„Ich, Margarethe von Ebrach!" erwiederte die Jungfrau mit glühender Wange, und mit stolzem Blicke den seinen erwiedernd. „Es könnte Euch dünken, Herr Ritter!" fuhr sie fort, und ihre Stimme war fest und bebte nicht. „Es könnte Euch dünken, ein edles Fräulein habe Scherz mit Euch getrieben, wohl gar könnte Eure Eitelkeit wähnen, sie habe den Zufall benutzt, Euch einen Schwur zu entlocken: Ihr irrt, Herr Ritter! Und das Euch zu beweisen, verlange ich, daß Ihr hier verweilt und mich anhört."

Schulenburgs Auge ruhete noch immer auf dem Mädchen, dessen Blick noch mehr als ihre Worte ihn sonderbar ergriffen. Nicht mehr finster konnte er auf

die Zürnende blicken. „Ich erwarte, was Ihr mir zu sagen habt, mein Fräulein," sagte er ehrfurchtsvoll.

Aber mit dem bescheidnen, fast schüchternen Blicke, mit welchem der Ritter dies sagte, schien auch der Stolz ihres verletzten weiblichen Gefühls sich gelegt zu haben. Nicht ohne Verlegenheit bat sie Schulenburg, neben ihr auf einer Rasenbank vor dem Häuschen Platz zu nehmen.

„Herr Ritter, ich bin auf Befehl meiner Gebieterin hier, sie zu erwarten," begann sie nun. „Euch zu finden, konnte ich nicht vermuthen," fuhr sie nach einer Pause fort, in welcher sie über Etwas nachzudenken schien. „Doch jetzt ahn' ich die Absicht der Königin. Sie hat schon längst Eure Huldigung bemerkt, die sie, verzeiht mir, für unziemlich hält. Sie sann schon längst auf ein Mittel, Euch von Eurer Irrbahn abzuleiten, ohne Euch wehe zu thun, und glaubte vielleicht es in mir zu finden. Deßhalb, wie ich vermuthe, beschied sie mich in dieß Häuschen, und wußte auch Euch hierher zu ziehen. Mein Herz bebte, als ich statt der Königin den Ritter Schulenburg eintreten sah! ich war zu bekommen, Euch sogleich aus dem Irrthum zu reißen; auch — ich will es gestehen — that es mir wehe, Euch zu enttäuschen, zu beschämen. Doch," sagte sie schnell aufstehend, „gebt mir meine Schleife zurück, sie ist für Euch werthlos. Erlaubt dann, daß ich mich entferne, und zürnet mir nicht."

Der Ritter ſtand zerknirſcht, den Blick geſenkt, ſchweigend vor ihr.

„Hoffet von meiner Gebieterin nichts, Schulenburg," fuhr Margarethe fort — „dieß ſagt Euch warnend die theilnehmende Freundin. Gebt mir die Schleife zurück, die Liebe verlangte ſie, die Liebe," — ſagte ſie zitternd — „gab ſie nicht, und die Rückerinnerung an dieſe Stunde kann Euch nicht werth, muß Euch vielleicht bitter ſeyn." Sie hielt inne. Des Jünglings Auge ruhte ernſt auf der Jungfrau, der weiche, theilnehmende Ton ihrer Stimme, der nur Mitgefühl, nicht Hohn ausdrückte, der Gedanke, der ihm nun faſt zur Gewißheit wurde, hier würde er geliebt, beſänftigte die Gefühle des Unmuths, welche dieſe Scene in ihm aufgeregt hatte; er nahm, jedoch nur langſam die Schleife von ſeiner Bruſt. „Wenn Ihr ſie zurückverlangt, und ſie für mich keinen Werth haben darf, ſo nehmt ſie."

Zögernd ſtreckte Margarethe ihre Hand nach der Schleife, die Schulenburg, vielleicht in dieſem Augenblicke ſelbſt nicht wiſſend, warum, immer noch feſthielt, ſo, daß die Hände ſich näherten und Beide die grüne Hoffnungsſchleife gemeinſam hielten. Unwillkührlich blickten ſie Beide auf, ihr Auge begegnete ſich, ihr Blick drückte das Innere des Herzens aus. — „Margarethe!" ſagte nach einem kurzen bangen Schweigen der Ritter, „laßt mir die Schleife, gönnt mir dieß Andenken. Seyd meine Freundin, ich will Euch ein treuer Freund ſeyn für das ganze Leben. Was das Schickſal,

was vielleicht nur ich selbst in meine Brust legte, kann ich nicht verbannen; noch glüht es stürmisch in mir, wenn auch nicht sanft, nicht wohlthuend.

Des Mädchens Hand ließ leise die Schleife los, der Arm sank langsam an ihrer Seite nieder, sie blieb in Schulenburgs Hand.

„Hoffnung, Hoffnung!“ rief er, und sah wehmüthig auf dieß Pfand, legte es dann an sein Herz und nahete sich traulich Margarethen. „Liebe Margarethe, liebe Schwester,“ sagte er bewegt, „schlagt Euren Blick nicht vor mir nieder, reicht mir Eure Hand, zögert nicht, Ihr thut meinem Herzen wehe. So, so, gute Margarethe, und dieser Bruderkuß besiegle unsern heiligen Bund.“ Ihre Stirn wollte er berühren, doch wie er sich zu ihr neigte, zog das Schicksal magnetisch seine Lippen nach den ihrigen, er drückte sie nur leise, zart, und es duldend sank sie bewußtlos in seine Arme.

Da ruhte dieses holde, liebliche Wesen an seiner Brust, das Auge geschlossen, die Wange bleich wie eine Lilie, über deren Weiß die Morgenröthe ihre sanften Gluthen hauchte.

An seine Brust drückte er sie, um sie erwärmend ins Leben zurückzurufen, doch sie blieb bewußtlos; nur den Pfeil der Liebe drückte er in sein Herz.

Noch ruhete sie ohnmächtig in seinen Armen, noch preßte die immer steigende Angst, die kalten Tropfen auf des Jünglings Stirn, und immer schlug sie das Auge noch nicht auf, als er in der Ferne den Meister

gewahrte; er winkte, und dieser eilte mit Luitgarden von Wangenheim herbei.

„Nehmt sie in Eure Arme, liebes Fräulein," sagte der Kleine, „und Ihr, Herr Ritter, laßt uns allein. Wenn dieser Engel erwacht, bedarf er der Ruhe; kehrt zurück in den Saal, so schwer es Euch werden wird, Ihr müßt! Bald bin ich wieder bei Euch und bringe Euch Kunde, wie es dem Fräulein ergeht."

Und wie nun Schulenburg seine süße Bürde in Luitgardens Arme legte, schienen ihre Augenlieder zu zucken, nur an seinem Herzen ruhend, hatte sich das Leben in einen sanften Schlummer aufgelöst, von seiner Brust genommen, war der holde Traum beendet. Meister Hanns bat durch Gebehrden den immer noch Verweilenden, daß er sich entfernen möge, noch einmal sah er auf die Hingesunkene, und als das neue Leben die Rosen auf ihren Wangen aufzufrischen begann, eilte er beruhigt davon.

Aber ehe er den Garten verließ, wandte er sich noch einmal nach dem Häuschen. Auf zu den Sternen, auf zum Himmel sah er, und als ob er sein gepreßtes Herz auf zu den funkelnden tragen, er aus den Strahlen des Mondlichts sich Kühlung für das glühende einsaugen müsse, so sonderbar, so neu schien ihm der Sternendom, der sich herrlich majestätisch über ihm wölbte. Als ob nur dort noch Trost für ihn zu finden sey, so wehmüthig, so sehnend blickte er hinauf.

Als er in den Saal trat, der Blick der Königin ihn traf, die eben mit dem Herzog in einem Bogen-

fenster stand, war der Unmuth aus seinem Herzen gebannt, er sah trauernd, aber sanft auf seinen Herrn und die königliche Frau, und sein Blick schien ihrem fragenden zuzurufen: Mir geht es wohl.

Bald trat der Herzog zu ihm, und zog ihn mit sich in ein einsames Fenster. „Nun, Schulenburg," rief er ihm zu, „Du siehst ja so zufrieden aus, als ob das Schicksal sich mit Dir versöhnt habe."

Schulenburg drückte seinem Freunde die Hand. „Ein Stern ist mir in dem Dunkel der Nacht aufgegangen, ein Stern des Himmels und der Liebe."

„Auch mir!" rief der Herzog, drückte ihn stürmisch an sein Herz, und eilte hinweg, denn sein Stern strahlte eben in Pracht und Schönheit ihm entgegen. Die Königin im Arm schwebte er im wogenden Walzer dahin.

Da trat Meister Hanns zu dem Ritter. „Hört, junger Freund!" sagte er, traulich seine Hand fassend, „Ihr seyd, wie es scheint, auf gutem Wege, denn Euch bethörte ein Wahn. Ich muß Euer Herz vor Euch selbst entschleiern; hört mich freundlich an. Schwärmerei, Ritterssinn, so selten jetzt unter den Edlen Deutschlands, erfaßte Euch bei dem Anblicke der Königin; Ihr kanntet die Liebe nur aus den Minneliedern, und wähntet, diese heilige Anbetung, mit welcher Ihr Elisabeth von England nahtet, sey der Liebe Gluth. Ihr schwurt, ihr Ritter zu seyn. — Nun wohl! bleibt Eurem Schwur getreu, doch verschließt Euer Herz nicht dem innigern Gefühle, opfert dem

Wahne nicht die Wirklichkeit. Ihr liebt Margarethe, Euer Herz war längst schon nicht gleichgültig bei dem Blick dieses jungfräulichen Engels. Doch Eitelkeit und Schwärmerei verschlossen Euch die Pforten des Himmels. — Nicht, lieber, junger Mann? Ich habe Recht, prüft Euer Herz, denkt, Elisabeth sey die Königin des Himmels, betet sie an, aber reicht vor ihrem Altare der irdischen Margarethe Herz und Hand." — Er verließ den Ritter.

Lange stand dieser nachsinnend, dann legte er die Hand auf's Herz, drückte die Schleife fest auf das klopfende. „Er hat Recht!" murmelte er dumpf vor sich und verließ das Banket.

7.

„Gnädiger Herr!" sagte er am andern Tage zum Herzoge. „Vergönnt mir, daß ich Euch auf einige Zeit verlasse. Es dünkt mich, es sey mir besser, fern von Grafenhaag zu seyn. Schickt mich zum Mannsfelder, daß ich dort das Kriegshandwerk noch besser lerne, damit, wenn ich wieder zu Euch stoße, ich Euch nützen kann mit meinem Kopf wie mit meinem Arme."

„Sonderbarer Mensch," erwiederte der Herzog. „Jetzt willst Du den Haag und der Königin Hofhaltung verlassen?"

„Ja, eben jetzt, mein theurer Herr. Ich habe

reiflich darüber nachgedacht, und gefühlt, daß nur entfernt die ſtreitenden Kräfte in mir ſich friedlich wieder zu unſerm großen Zweck vereinigen können. Laßt mich ziehen, es iſt wahrlich beſſer."

„Und was wird Margarethe von Ebrach ſagen?"

„Sie wird dem Bruder Glück und Segen, und einen ehrlichen Reitertod wünſchen, wenn es ſo ſeyn ſoll."

„Dem Bruder?" fragte der Herzog geſpannt.

„Ja, gnädiger Herr, dem Bruder! mehr bin ich, darf ich ihr nicht ſeyn."

Der Herzog wurde nachdenkend. „Hör', Schulenburg!" rief er dann plötzlich. „Ich verſtehe Dich nicht! Brüderliche Liebe, wo der Pfeil im Herzen ſitzt, iſt Unſinn, iſt ein Glaube der Thorheit. Ich kenne die Liebe noch wenig, weiß ſie nicht mit Worten, nicht mit Farben zu ſchildern, ich fühle ſie nur; aber wenn ſie in meinem Herzen glühet, ſo möge die Flamme brennen und mich verzehren, ich mag ſie nicht dämpfen, ich laſſe ſie wüthen."

„Du ſchwurſt in einem ſchwärmeriſchen Augenblicke, der Königin Ritter zu ſeyn, ihr für ewig Deine Dienſte zu weihen. Halte den Schwur, laß uns in der Schlacht für unſre Dame den Streit beginnen, wer am freudigſten für ſie blutet. Fern ſey es von mir, von Dir zu fordern, Dein Gelübde zu brechen, da bewahre mich Gott. Dem Ritter ſey das Wort heilig, das er ſprach, aber Dein Lebensglück einer Laune, einem unvorſichtigen Worte opfern, wäre Wahnſinn."

„Nennt es, wie Ihr wollt, mein theurer Herr, laßt mich nur ziehen.“

„So zieh' hin nach der Pfalz,“ sagte Christian, „ich ziehe auch bald nach Westphalen. Doch, lieber Schulenburg, so wenig ich auch das Herz und seine Schwächen, so wenig ich auch die Liebe kenne, so fürcht' ich fast, Deine feste Beharrlichkeit ist Eigensinn, und das Ideal kämpft vergebens gegen das Wirkliche, das Himmlische wird dem Irdischen unterliegen, vielleicht auch dereinst in meiner Brust,“ setzte er ernst hinzu. „Geh mit Gott, beurlaube Dich noch heute beim Könige und meiner Dame, drücke die geliebte Schwester an Dein Bruderherz, und überbringe meinem Lehrer und Meister, dem deutschen, ritterlichen Mannsfeld, Gruß und Schreiben.“

8.

Oeffentlich beurlaubte sich der Ritter von dem Pfalzgrafen. In ihrem Gemach empfing ihn Elisabeth. „Eure Beharrlichkeit, Herr Ritter, von welcher mir der Herzog Christian von Braunschweig gesprochen, kann mich nicht erfreuen,“ begann sie ernst, „ob ich sie gleich ehren muß. Weiser würdet Ihr handeln, wenn Ihr dem Herzen folgtet, es würde Euch sicherer leiten als eine Chimaire, die Euch mit der Zeit lästig werden muß. Deßhalb, Herr Ritter, nehme ich zwar als eine bedrängte Fürstin Eure Dienste freund-

lich an, entlasse Euch aber zu jedem Augenblicke, wenn Ihr es wünscht."

„Ich danke Euch, gnädige Frau," erwiederte Schulenburg mit Achtung gebietendem Tone — „auch dieß beugt meinen Sinn nicht."

„Kränken wollte ich Euch nicht," sagte Elisabeth sanft, „denn ich achte Euch zu sehr, um das zu können. — Wollt Ihr Euch vielleicht von meinen Frauen beurlauben" — fuhr sie fort — „so sey es erlaubt. Wir wünschen Glück zur Reise, und bleiben Euch gewogen. Auf glückliches Wiedersehen!" Sie grüßte ihn ihr Haupt neigend, und entließ ihn.

Seitdem Margarethe in seinen Armen geruht, hatte er sie nicht wieder gesehen, und zwischen dem ersten herzlichen Nahen und der Trennung würde kein vermittelnder Augenblick getreten seyn. Sinnend im Kampf mit sich, schien es ihm deßhalb unmöglich, zu scheiden, ohne das Mädchen noch einmal zu sehen, ohne ihr Lebewohl gesagt zu haben. Er ging zu ihr. „Einen Augenblick möchte er verweilen," bat die Zofe, die ihn gemeldet, und erst nach einiger Zeit durfte er eintreten. Bleicher als sonst fand er Margarethen, sie schien geweint zu haben, doch empfing sie ihn dem Anschein nach heiter, und bat ihn, sich zu setzen. Meister Hanns war auch zugegen, und so wie es dem Ritter dünkte, absichtlich hieher beschieden. Schweigend saßen die Drei sich gegenüber.

„Ihr wollt uns verlassen, Ritter Schulenburg," begann endlich Margarethe.

„Ja, Fräulein," erwiederte er — „ich muß."

„Ihr müßt?"

„Ich muß!" —

„Nun dann, so lebt wohl!"

Es entstand wieder eine allgemeine Stille. Der Kleine schüttelte lächelnd seine Schellenkappe, hell ertönten die Glöckchen. Beide, die Jungfrau und der Ritter, fuhren aus ihren Träumereien auf.

„Ihr scheint Antheil an meinem Schicksal zu nehmen," sagte nun Schulenburg.

„Warum sollte ich nicht!"

„Innigen, herzlichen Antheil?"

„So weit es mir Stand und Sitte erlaubt."

„Und entlaßt mich so kalt?"

„Dem Ritter meiner Königin werde ich nie die Achtung versagen, die ihm gebührt."

„Und seht Ihr nur der Königin Ritter in mir?" fragte Schulenburg schnell.

„Nur ihn!" erwiederte Margarethe mit festem Tone und schwieg. Auch Schulenburg blickte stumm vor sich nieder.

Da erhob sich Meister Hanns von seinem Stuhle, und schlich der Thüre zu.

„Wohin?" rief Margarethe ängstlich.

„Unter Thoren ist ein Narr überflüssig!" rief er und schlüpfte hinaus, noch ehe Margarethe ihn aufhalten konnte. Auch Schulenburg war aufgestanden. Sich gegenüber standen Beide, — ihre Lage war peinlich.

„Ihr erlaubtet mir, Euch Schweſter zu nennen?“ begann jetzt der Ritter.

„Ich erlaubte es nicht,“ unterbrach ihn Margarethe ſchnell.

„Eurem Ritter gabt Ihr in jener feierlichen Stunde die Schleife.“

„Nur auf Befehl meiner Gebieterin, nur in meiner ängſtlichen Zerſtreuung, doch meinem Ritter gab ich die Schleife nicht, Ihr fordertet ſie nicht von mir.“

„Ihr ließet ſie dem Bruder zur freundlichen Erinnerung dieſer Stunde,“ fuhr Schulenburg fort.

„Dem Bruder?“ ſagte Margarethe ſtill vor ſich hin.

„Darf ich, ſoll ich Euch nicht Bruder ſeyn?“ rief der Jüngling, ſein inneres Gefühl in dieſem Augenblicke wohl nicht mit dem rechten Worte bezeichnend.

„Nein, Ritter Schulenburg!“ erwiederte ſie ernſt — „Margarethe von Ebrach hat zwei Brüder, dieſe ſchützen ſie gegen alle Unbill. Zu Heidelberg vertheidigen ſie die alte Reſidenz ihres Herrn, und wenn ich eines Bruders bedarf, werden ſie ſicher zu meinem Beiſtande herbeieilen.“

„Margarethe!“ rief Schulenburg jetzt, ſich ihr nähernd. „Ihr wollt mich peinigen — ich verdiene es — aber ſähet Ihr mein Herz“ —

„So würde ich das finden, was in dem meinen ſteht.“

„Würdet Ihr?“ rief Schulenburg entzückt.

„Ich würde Elisabeth von England darin finden — nicht so, Herr Ritter?“

Schulenburg schwieg. — „Doch sagt mir nur,“ hub sie nach einem kurzen Schweigen an — „was verlangt, was wollt Ihr eigentlich von mir?“

Unerwartet kam ihm diese Frage, unvorbereitet fand sie ihn, der mit seinem Herzen, mit seinen Gefühlen wohl selbst noch im Streit war.

„Nun, Herr Ritter?“ wiederholte das Fräulein.

„Laßt dem Ritter die Schleife, die Ihr dem Bruder gabt!“ rief er plötzlich, und ergriff ihre Hand, die sie ihm leise entzog.

„Wenn ich dürfte?“ sagte Margarethe sanft. „Mein Ritter würde, und mit Recht, mir zürnen.“

„Euer Ritter?“ unterbrach Schulenburg die Erröthende.

„Ja, Schulenburg, mein Ritter! — Doch wollt Ihr in meinem Dienst dem zweiten Platz einnehmen, so sey's.“

„Den zweiten Platz in Eurem Herzen!“ rief der Jüngling, und ein edler Stolz glühte aus seinen Augen. — „Der zweite Platz genügt mir nicht!“

„Da habt Ihr wohl Recht!“ rief die Jungfrau. — „Wehe dem Herzen, dem er genügen könnte. — Lebt wohl, Schulenburg“ — sagte sie bewegt — „reist glücklich! Gott mit Euch!“

„Margarethe!“ rief nun der Jüngling sich vor ihr neigend. — „Ich gehe! Die Dame des Ritters bleibe Elisabeth, die Dame des Mannes sey Marga-

rethe. Die Schleife, mein Heiligthum, trage ich verborgen auf meinem Herzen. Darf sie dort ruhen?"

„Sie darf," sagte die Jungfrau mit leiser Stimme, sanft erröthend.

„So trag' ich sie für die, die ich liebe! Lebt wohl, Margarethe, leb' wohl, Geliebte!" — Er küßte stürmisch ihre Hand und eilte davon.

9.

Graf Mannsfeld hatte Tilly durch Unterhandlungen getäuscht, und war aus der oberen in die untere Pfalz gezogen, hatte Frankenthal entsetzt, und rückte nun, da Ferdinand von Cordova seine Truppen nach Oppenheim und Alzey in die Winterquartiere verlegt hatte, durch das Bisthum Speier nach dem Elsaß vor Hagenau. Hier traf ihn Schulenburg im Feldlager, und überbrachte Gruß und Schreiben vom Herzog Christian. Freundlich wurde er vom Feldherrn aufgenommen, besonders da er ihm die Nachricht brachte, der Herzog werde bald in's Feld rücken, und sich mit ihm zu vereinigen suchen; minder gern schien er aber zu hören, daß der Kurfürst von der Pfalz bei dem Heere eintreffen würde, denn wenige Tage nach Schulenburgs Abreise wollte dieser den Haag verlassen, und über Frankreich nach seinen Staaten zurückkehren. So sehr auch die Anwesenheit ihres Herrn die Pfalz zur thätigen Gegenwehr von neuem beleben mußte, so war

doch der Mannsfelder an das unumschränkte Gebieten bei seinem Heere zu sehr gewöhnt, als daß ihm nicht in gewisser Art die Gegenwart des Kurfürsten hätte lästig seyn sollen. Zwar in der That ganz unabhängig von einem Herrn, von dem er nur die Bestallung eines Generalissimus, aber nicht den kleinsten Heerhaufen hatte, der nicht Geld, nicht Soldaten, nur seinen Namen dem kühnen Heerführer geben konnte, um unter seinem Banner die eigenen weit aussehenden Pläne zu vollführen, ein solcher konnte ihm wenigstens in seinen Kriegsunternehmungen nicht sehr lästig seyn. Er äußerte sich gegen Schulenburg, als sey er hierüber sehr erfreut, ließ die Nachricht überall schnell verbreiten, damit Alles sich wo möglich noch vor des Kurfürsten Ankunft unter seinen Fahnen sammle, und benutzte nach gewohnter Weise auch das Unangenehme so gut er konnte.

Schulenburg war mit dem Eintritt in des Mannsfelders Zelt in eine neue Welt versetzt. Es war das erstemal, daß er sich in einem Feldlager befand, und den Tod in der Nähe seine blutigen Opfer erfassen sah. Schon in den ersten Tagen fühlte er wohl, es sey Alles anders, als er es sich gedacht. Nicht der Glaube, nicht das Vaterland war der allgemeine Impuls, der die Herzen bewegte, und diese Kriegsschaaren zusammengewürfelt hatte; Ehrgeiz, Habgier waren die Haupttriebfedern, die Alles in Bewegung setzten. Selbst Mannsfelds ruhige Besonnenheit, so sehr verschieden von dem ritterlichen, Alles lebhaft ergreifenden Geiste seines Herrn, wollte ihm nicht behagen, sein schwär-

merischer Sinn glaubte in jeder stillen Betrachtung Kälte, in jeder verständigen Ueberlegung Mangel an Theilnahme zu finden. Für seinen Glauben, für sein Vaterland, für seine Dame zu kämpfen, zu sterben, war der einzige Gedanke, der einzige Wunsch seines Herzens, nur diese schönen glühenden Gefühle konnten ihn in das rauschende Kriegsleben schleudern; drum fand er hier Manches, was ihm nicht behagte. Dieß Treiben und Toben, diese Zügellosigkeit, und doch wieder diese so strenge Manns-zucht, die mit eisernem Arm da strafte wo sie es für zuträglich fand, und dort wieder blind die Gräuel übersah, die an dem armen Landmann verübt wurden. Dieser ewige Wechsel von Freud und Noth, dies Schwärmen von einer Sache zur andern, von dem höchsten Muth bis zur gemeinsten Feigheit, diese Verachtung des Todes, und doch dieses rastlose Aufsuchen der Mittel sich vor ihm zu schützen, dieser Trieb, sein Geld in Genüssen zu vergeuden, und doch diese Gier, es zu erlangen; dieß ewige Spiel um Geld und Gut, um Leben und Tod prägte sich düster in sein Gemüth. Und nun, als bei dem ersten Angriff auf Zabern mehrere Hundert niedersanken, und von allen Seiten, als ging es zum Tanz die Neugeworbenen herbeieilten, die Lücken wieder zu füllen, da rief er zürnend aus: „Welch betrügerisches Spiel spielt man hier mit dem Tode, die Narben, die er zurücklässt, heilt ein anderes Menschenleben, und in die Furchen, die er eingräbt, wird ein frisches Samenkorn geworfen, zur neuen Erndte zu reifen.“

Still blieb er für sich, so daß er nach wenig Tagen im ganzen Lager der braunschweigische Träumer hieß; selbst Mannsfeld äußerte, daß, wenn Herzog Christians Heer aus lauter solchen Helden bestände, dessen Heerhaufen besser für einen der drei geistlichen Kurfürsten passe, als für einen jungen ritterlichen Fürsten. Doch als bald hierauf Hagenau überging, und der Mannsfelder vor Elsaß-Zabern zog, das der tapfere Graf von Salm vertheidigte, und Schulenburg bei einem Ausfalle der Kaiserlichen die Flüchtlinge sammelte, die verlorene Vorstadt wieder nahm, selbst eine Wunde ihn nicht hinderte, an der Spitze des Haufens zu bleiben, und seine Stellung gegen den anstürmenden Feind zu behaupten, bis der Oberst Oberntraut mit der Reiterei ihm zu Hülfe kommen konnte, da sahen wohl die rauhen Kriegsobersten, daß in des Jünglings Brust die reine Heldenflamme glühe, und daß sein stilles Abziehen von allem Geräuschvollen nur die Bescheidenheit des wahren Kriegers sey. Mannsfeld umarmte ihn im Angesicht des ganzen Heeres, und von diesem Augenblicke an drängte sich Alles freundlich um ihn.

Aber Mangel an Pulver, auch die rauhe Jahreszeit nöthigten den Feldherrn, von Zabern abzuziehen. Nach Gernersheim ging er zurück, woselbst der Kurfürst nach wenigen Tagen eintraf. Groß war der Jubel der treuen Pfälzer, die nach so langer Abwesenheit ihren geliebten Herrn wieder in ihrer Mitte sahen, und nun Befreiung vom spanischen Joch erwarteten.

10.

Nicht lange nach Schulenburg war auch Herzog Chriſtian von Braunſchweig aus dem Haag abgereiſt. Im Angeſicht des ganzen Hofes hatte er vor der Königin knieend feierlich gelobt, nicht eher ſein Schwerd ruhen zu laſſen, bis ihr Gemahl in ſeine heiligen Rechte zurückgeführt, friedlich das Land ſeiner Väter beherrſche. Den Handſchuh, dieſes theure Zeichen der Gunſt, heftete die Königin neben die weiße Schwungfeder auf ſeinen Hut, und bis an ſeinen Tod hat er ihn treu und ehrlich bewahrt.

Bald war ſein Heer verſammelt. Er zog damit nach der Pfalz, doch die Spanier verlegten ihm den Weg; er kehrte zurück, und übergab Paderborn, wo ihm der Schatz, den er in der Domkirche fand, beſonders der ganz von gediegenem Golde 80 Pfund ſchwere heilige Liborius, treffliche Dienſte leiſtete, friſche Truppen zu werben, und ſie zu beſolden. Aus dem hier gefundenen Silber ließ er Thaler prägen. Auf der einen Seite dieſer Thaler ſtreckte eine Hand ein Schwerd aus den Wolken, darunter ſtand des Herzogs Name, auf der andern Seite las man: Gottes Freund, der Pfaffen Feind.

Doch bald verließ er Weſtphalen, ſeine Vereinigung mit Mannsfeld zu bewirken, zog in die Länder des Kurfürſten von Mainz, und nahm Höchſt mit Sturm ein. Aber Tilly und Cordova verſammelten bei Aſchaffenburg ihr Heer, und zogen ihm entgegen. Der Tag der Schlacht rückte heran.

Es war am 9ten Juni 1622, als Herzog Christian des Abends in seiner Wohnung saß, und dem entscheidenden Augenblicke entgegensah, wo er endlich in offener Feldschlacht, das seiner Dame gegebene Gelübde lösen konnte. Die Nachrichten von dem Heranrücken der Feinde waren eingelaufen, und er berathete mit sich selbst, ob er der Meinung mehrerer seiner Obersten folgen, und sich die Schlacht vermeidend über den Main ziehen sollte. Sein ritterlicher Sinn stritt dagegen, seine Urtheilskraft mußte den erfahrenen Kriegern beipflichten, denn nur wenn er Höchst verließ und auf das linke Mainufer überging, nur so konnte er die Vereinigung mit Mannsfeld bewirken, und dann dem spanisch-ligistischen Heere mit wahrscheinlichem Erfolge die Spitze bieten.

Noch saß er hierüber in ernsten Betrachtungen versunken, als Schulenburg in sein Zimmer stürzte. „Willkommen," rief ihm der Herzog entgegen, „willkommen, mein Waffen- und Bundesbruder, was bringst Du mir von dem Mannsfelder?"

„Gute Botschaft, Herr, er ist mit einem Theile seines Heeres in der Gegend von Darmstadt, und zieht Euch entgegen, doch bittet er, Ihr möchtet eilen, über den Main zu kommen, möchtet jede Schlacht vermeiden. Ich sah von fern schon die Wachfeuer des Tilly und der Spanier.

„Und zweifelt der Mannsfelder daß wir ohne ihn siegen können?"

„Ja, gnädiger Herr!"

„So wollen wir es ohne ihn verſuchen," ſagte Herzog Chriſtian unwillig.

„Setzt nicht Alles auf das Spiel!" bat Schulenburg. „Bedenkt Euren Kriegsruhm, Herr Herzog, auch Eurer Dame Glück ſetzt Ihr daran."

„Für meine Ehre muß ich fechten, für meine Dame bluten!" rief der Herzog, faßte den Hut, drückte den Handſchuh an ſeine Lippen. „Mich," rief er „ſoll dies Pfand der Liebe in das dickſte Gewühl der Feinde tragen, den Meinen ſoll es ein Zeichen ſeyn, wie die weiße Feder des ritterlichen Heinrichs in der Schlacht von Ivry, und ſiehſt Du es morgen ſinken, dann wiß', ich bin am Ziele."

„So laßt es mich an Euren Schlachthelm befeſtigen," ſagte Schulenburg ſchnell, und faßte nach dem Hute. „Rühr' es nicht an!" rief der Herzog. „Wenn Du auch ihr Ritter biſt, biſt Du doch kein Geweihter ihres Herzens. Rühre den Handſchuh nicht an, ſie ſelbſt hat ihn mir in der letzten Stunde meines Glücks daran geheftet, und kein Helm ſchütze mein Haupt vor dem tödtenden Streiche; er ſey mein Helm und Helmſchmuck."

„Und Ihr wollt nicht dem Rathe des Mannsfelders folgen?"

„Nein, Schulenburg, wir ſchlagen morgen. Du kehrſt zu dem Bedächtigen zurück, ihm das zu melden." — Schmerzvoll ſah der Jüngling ſeinem Herrn ins funkelnde Auge. — „Doch nein," fuhr dieſer fort, und reichte ihm verſöhnend die Hand, „bleib' bey mir,

ich sende einen andern Boten, der mir weniger theuer ist, als Du, mein Herzensfreund. Morgen mögen die Trompeten schmettern, die Pauken wirbeln und die Karthaunen donnern: Elisabeth und Gott mit uns! sey unsre Losung; und so unserm Schicksale entgegen."

11.

Am andern Morgen rückte Tilly und Cordova so schnell an, daß das braunschweigische Heer kaum so viel Zeit hatte, sich in Schlachtordnung zu stellen, und einen Theil seiner Bagage über den Main zu schicken. Freudig ritt der Herzog durch die Reihen seiner Soldaten, hoch im Winde flatterte der Handschuh, als er vor die Reihen seiner Reiterei sprengte, und sie zu einem Angriffe auf das Geschütz ermuthigte. Dreymal stürmte er an, dreymal wurden die Reihen der Seinen durch den Kugelregen niedergeschmettert, der aus 18 Geschützen ihnen entgegendonnerte. Bei dem dritten Angriff stürzte das Pferd des Herzogs, von einer Kugel getroffen, nieder. Die Pappenheimer Reiter drangen vor, und kaum hatte der Herzog Zeit, das Pferd Schulenburgs zu besteigen, und sich so zu retten. Die Reiterei floh, das Fußvolk hielt Stand; an seine Spitze stellte sich der Herzog, doch war es unmöglich, mit ihm allein das Schlachtfeld zu halten. Er mußte den Befehl zum Rückzug geben, und die

Unordnung wurde nun allgemein; nur mit Mühe setzte er mit 500 Reitern durch eine Furth an das jenseitige Ufer. Erst drey Stunden vom Schlachtfelde konnte er die zerstreuten Haufen wieder sammeln.

An eine alte Eiche gelehnt stand der Herzog, gab die nöthigen Befehle, und ließ den Rest seines Heeres an sich vorüberziehen. Der Schlag, der ihn getroffen, hatte ihn nicht entmuthigt, wenn er ihm auch das hohe feste Vertrauen auf sein Glück, auf sein Heer genommen hatte. Tausende waren gefallen, sein Geschütz war verloren; das ließ sich wieder ersetzen, aber der Freund ward vermißt, er, der den Herzog gerettet, der sich so edelmüthig für seinen Herrn geopfert hatte, war, seitdem er dem Herzoge sein Pferd gegeben, nicht wieder gesehen worden. Schulenburg war gefangen oder todt, das schmerzte den Herzog tief. Schon senkte sich die Nacht, und immer noch war keine Kunde von ihm, keiner der Vorüberziehenden konnte Nachricht von ihm geben.

Da hüllte sich der Herzog in seinen Reitermantel und warf sich unter die schirmende Eiche, aber der Schlummer floh ihn; auf zu den Sternen blickte er, dort Trost zu suchen für sein verwundetes Herz. Es war das erstemal, daß ihn das Schicksal, und so hart, prüfte, immer hatte er nur vertrauensvoll in die Zukunft geblickt, sie immer nur mit freundlichen Bildern sich ausgeschmückt, und seine erste Schlacht war verloren, sein Freund für ihn gefallen. Im Sternenlicht glänzte der weiße Handschuh ihm entgegen,

er betrachtete ihn ernst. „So viel Blut ist heute geflossen," rief er, „und kein Tropfen des meinen hat Dich bespritzt, rein wie die Herrliche, die Dich mir gab, glänzest Du auch heute noch durch die Sternennacht meines Lebens! Nun, so wie Dein Glanz dem verhängnißvollen Tage getrotzt, will auch ich meinem Schicksal trotzen, und mich nicht von ihm beugen lassen; so lange Du mir glänzest, wird mein Stern nicht untergehen. Lebt wohl, ihr Sorgen bis zum kommenden Tag." Er schloß die Augen, der erquickende Schlaf senkte sich auf ihn nieder.

Als er am andern Morgen vom Kriegsgetöse erweckt wurde, brach so eben die Sonne hervor, und ihr erster Strahl, der sein geöffnetes Auge traf, zeigte ihm Schulenburg, der auf einem Steine neben ihm saß, und den verbundenen Kopf auf seinen Arm stützte.

„Sey mir willkommen!" rief ihm der Herzog entgegen, sprang auf, und umarmte den Jüngling, der bleich und matt in seinen Armen lag. „Du bist verwundet," fuhr der Herzog fort, „schwer verwundet, wie es scheint, für mich hast Du geblutet!"

„Euch habe ich Treue gelobt bis in den Tod, für Euch will ich auch sterben," erwiederte Schulenburg, „doch so sehr auch die Wunde brennt, tödlich ist sie nicht, gnädiger Herr, und nicht die letzte, die für Euch bluten wird."

„Glücklicher!" rief der Herzog, „für sie hast Du Dein Blut vergossen, den Freund rettend die schönste Pflicht erfüllt. Und was that ich? Im eit-

ten Uebermuthe setzte ich um meines Ehrgeizes willen Alles auf das Spiel, jagte tollkühn Tausende in den Tod, und bezahlte meine Schuld mit keinem Tropfen meines Herzblutes. Schulenburg!" rief er, plötzlich des Jünglings Hand erfassend, der sie unwillkührlich an sein matt klopfendes Herz drückte. „So kehre ich nicht mehr aus der Schlacht, besiegt, unverwundet! Donnern noch einmal die Kanonen, und flattert der weiße Handschuh im Pulverdampf, dann siehst Du mich als Sieger oder nie wieder. Ich will Dir nicht nachstehen; Du hast Deine Pflicht gegen das Vaterland, Deine Dame, Deinen Herrn und Freund erfüllt, mit Blut Deine Verpflichtung gelöscht, und ich — doch — auch mein Blut soll jenen hohen Bund besiegeln, den ich mit ihr schloß. — Leb' wohl, mein Freund, sorge für Deine Wunde; ich muß mein Heer sammeln, das ich dem Mannsfelder entgegenführe. Gott wird weiter helfen."

12.

Die beiden Heere hatten sich vereinigt. Nach dem Elsaß rückten sie nun, und wohin dieser wüste Schwarm sich warf, da wurde Alles verheert und geplündert. Der Krieg mußte den Krieg erhalten, ohne Sold wäre das Heer auseinander gegangen; die Städte mußten zahlen, das platte Land die Soldaten ernähren. Nachdem sie so einige Zeit umhergezogen, rückte

Mannsfeld zum zweitenmale vor Zabern. Herzog Christian unterstützte ihn mit seinem Heerhaufen, der nach der Höchster Schlacht noch aus 8000 zu Fuß, und 5000 Reitern bestand. Kurfürst Friedrich war zwar an der Spitze dieses vereinten Heeres, doch machtlos. Seinen Fahnen folgten zwar des Mannsfelders Truppen, doch nicht Einer Fahne konnte er befehlen. Er fühlte das drückende seiner Lage nur zu gut, er fühlte seine Ohnmacht. Aber was blieb ihm zu thun übrig? In die Arme seiner Feldherrn mußte er sich werfen, oder auf die Gnade des Kaisers vertrauen, und wie oft hatte ihn dies Vertrauen schon getäuscht. Von Natur friedliebend, hatte ihn nur der Ehrgeiz seiner Gemahlin vermocht, die böhmische Krone anzunehmen; die Schlacht bei Prag hatte sie ihm wieder genommen, seine Erblande dazu. Im Haag fand er Sicherheit, aber ein machtloser Fürst, von der Gnade der Staaten von Holland lebend, war seine Lage peinlich. Da leuchtete ihm die Hoffnung, als er an der Spitze der vereinten Heere Mannsfeld und Braunschweig in sein Land zog. Aber durch die Spanier und Ligisten verwüstet, durch die zügellosen Heerhaufen der beiden Feldherrn ausgesogen, sah er überall Elend, überall drangen die Klagen seiner Unterthanen zu ihm, und nie hat er seine Ohnmacht so gefühlt, als da er, Fürst des Landes, keine Macht hatte, zu befehlen, und nichts für das Wohl seiner geliebten Unterthanen thun konnte.

Da verwendete sich in dieser Zeit Dänemark und

der Kurfürſt von Sachſen bei dem Kaiſer für ihn; aber ſelbſt betrogen, täuſchten ſie den Kurfürſten, und beredeten ihn, ſich ganz der kaiſerlichen Gnade zu unterwerfen.

In dem Feldlager vor Zabern faßte Friedrich von der Pfalz dieſen unglücklichen Entſchluß; ihn auszuführen, ſandte er zu dem Herzog Chriſtian und dem Mannsfelder, und ladete ſie zu einer Unterredung ein. Meiſter Hanns, der ſtets um ihn war, und durch ſeinen Witz dieſem unglücklichen Fürſten ſo manche trübe Stunde verſcheuchte, ſchwieg heute. „Biſt auch Du ſtumm, alter Hanns?“ ſagte der Pfalzgraf, „auch Dir ſcheint der däniſche Abgeſandte nicht willkommen zu ſeyn!“

„So willkommen, wie der Strick dem zum Hängen Verdammten,“ erwiederte Hanns, „ich fühl' ihn ſchon an meiner Kehle, und da ſchnürt er mir den Hals ſo feſt zu, daß ich nicht mehr reden kann. Doch ſchnürt nur immer zu, was könnte das ſchaden, Ihr erſetztet meine Stelle zwiefach.“

„Hanns!“ rief der Pfalzgraf erzürnt, „treibe Deinen Scherz nicht mit mir, wenigſtens nicht zu weit.“

„Weßhalb nicht?“ entgegnete dieſer keck. „Ein Fürſt ohne Land und Leute, der das Schwerdt aus der Hand giebt, und ſo den Feind ruhig bittet, ihm die Feſſeln anzulegen, den fürchtet Meiſter Hanns ſo wenig wie irgend ein Anderer. Hört, lieber Herr! wenn Ihr den Herzog und den Grafen entlaſſen, und Euch kai-

serlicher Majestät Gnade überantwortet habt, so behaltet Euch ja einen Platz in Herzog Christians Leibwache vor, sorgt für ein gutes Pferd, und bittet, daß er Euch, wohin er auch ziehe, mitnehmen möge, sonst wandert Ihr nach Wien, und dort! — denkt an den standhaften sächsischen Kurfürsten und an den edlen hessischen Landgrafen!"

Mannsfeld trat ein. Der Pfalzgraf winkte, Meister Hanns schlich sich fort. Zwar von des Narren Wahrheit ergriffen, doch nicht in seinem Entschlusse wankend, machte der unglückliche Friedrich den Mannsfelder mit dem Verlaufe der Sache bekannt, dankte ihm für seine ritterlichen Dienste und entließ ihn sodann.

Mitleidig lächelnd sah Mannsfeld auf ihn. „Ihr entlaßt mich?" Ich konnte es voraussehen," rief er. „Gut — bedenkt aber, gnädiger Herr, des Mannsfelders Heer, einmal aufgelöst, ist nicht wieder mit einem gnädigen Wort herbeygerufen; ich selbst wäre nicht vermögend, die alten Schaaren wieder um mich zu versammeln, hätte ich sie einmal entlassen. Bedenkt das wohl!" — Der Pfalzgraf zuckte die Achseln. — „Nun, wie Ihr wollt, eine Armada wie die meine findet immer ein Feldzeichen und einen Herrn, für den sie schlagen darf. Folgt Eurem unglücklichen Gestirn, entlaßt Eure Freunde, werft Euch Eurem Feinde in die Arme. Lebt wohl!" Er wollte gehen.

Da trat Herzog Christian ein; mit ihm schlüpfte Meister Hanns in das Zimmer. „Nur einen Augenblick verweilt," sagte der Herzog im Hereintreten zu

Mannsfeld, und hielt ihn zurück. — „Pfalzgraf Friedrich!“ fuhr er fort, sich zu dem Kurfürsten wendend. „Ihr wollt uns entlassen? In Gottes Namen, — denn ich bedarf Eurer nicht, um gegen irgend einen Potentaten der Welt meine Fahne aufzurollen, und mein Schwerdt zu ziehen. Ich habe Eure Sache vertheidigt, weil ich sie für die Sache des Vaterlandes, weil ich sie für gerecht halte, habe mich Eurem Dienste geweiht, weil ich der Ritter Eurer erhabenen, königlichen Gemahlin bin, und sie mich dazu erkohr. Deßhalb bleibt mein Heer, mein Arm, mein Blut nur ihr und dem Vaterlande geweiht. Entläßt mich der Kurfürst von der Pfalz, so entfalte ich die braunschweigische Fahne, und für Elisabeth von England wehe sie mir voran zum Sieg. Doch, Herr Pfalzgraf,“ fuhr er fort, sich ihm bescheiden nahend, „so lange ich noch hundert Reiter um mich versammelt habe, so lange findet Ihr Schutz bei Christian von Braunschweig; hier nehmt meine fürstliche Rechte zum Gewähr, und nun lebt wohl, Gott möge Euch schirmen.“ — Mit dem Mannsfelder verließ er das Zimmer.

„Du weinst, Hanns,“ sagte der Pfalzgraf gerührt, als die beiden Heerführer sich entfernt hatten. „Nun dann muß es weit mit mir gekommen seyn, wenn die Narren meinen statt zu lachen.“

„Lieber Herr!“ sagte der Kleine und küßte des Pfalzgrafen Hand. „Ist denn schon Alles beendet?“

„Ich gab mein königliches Wort.“

„Laßt das königliche fahren, gnädiger Herr,“ unterbrach ihn schnell Meister Hanns, „und setzt nur nicht Euer fürstliches Wort auf das Spiel.“

„Ich habe schon unterzeichnet; es ist zu spät.“

„Dann sey Euch Gott gnädig!“ rief der Kleine, „und wehe dem, der Euch den unglücklichen Rath ertheilte. — Doch folgt auch mir, übergebt Eure Person dem Braunschweiger, und erwartet in Holland das Ende Eurer Leiden, nicht hier, nicht in Wien ab.“

Der Pfalzgraf bedachte sich, dann, ohne zu antworten, ging er nachdenkend in sein Gemach.

13.

Die Belagerung von Zabern wurde nach der öffentlich bekannt gemachten Entlassung des Kurfürsten aufgehoben. Wohin man sich aber wenden solle, darüber konnten sich Herzog Christian und der Mannsfelder nicht vereinigen. Ihre Dienste der Krone Frankreich anzubieten, dafür stimmte Mannsfeld. Ludwig der 13te bedurfte ihrer in den Kriege gegen die Hugenotten, aber eben deßhalb wollte der Herzog nicht; gegen seine Glaubensbrüder wollte er nicht kämpfen, nicht in den Dienst eines fremden Fürsten treten, die Sache des Vaterlands, die Sache Friedrichs von der Pfalz nicht verlassen. Hier sprach der deutsche Fürst, wenn bei Mannsfeld nur der glückliche Abentheurer sprach.

Auch konnten ſie der Einladung des Herzogs von Bouillon folgen, der im Begriff ſtand, ſich in Frankreich an die Spitze der Hugenotten und der Mißvergnügten zu ſtellen, und der ihnen nach beendeter Sache ſeinen Beiſtand in Deutſchland verſprach. Dahin neigte ſich Herzog Chriſtian mehr, ſeine Lage hatte ſo viel Aehnliches mit der Lage Bouillons, daß er es weit mehr vorzog, ein Verbündeter des Herzogs, als ein Diener des Königs von Frankreich zu ſeyn, beſonders da er hierbei auch die Hoffnung nähren konnte, von den Hugenotten unterſtützt, einſt für ſein Vaterland zu wirken. Auch hatten die Generalſtaaten durch Moritz von Oranien ihnen Dienſt angeboten, wohl das Sicherſte unter allen; aber Beiden grauſte vor der Abhängigkeit. Chriſtian hatte die Hochmögenden Herren zu genau im Haag kennen lernen, um ſich nicht vor ihren Förmlichkeiten zu ſcheuen, wenn ihn auch ſein Herz nach dem Haag zog; Beide fühlten in dem kleinen Kriegsſchauplatz der Niederlande, wo man nur Feſtungen vertheidigte oder angriff, ihre Thatkraft, und das gewohnte Kriegsleben zu ſehr beengt; und nach Deutſchland ſich zu wenden, wo Ferdinand von Cordova und Tilly mit überwiegender Heeresmacht ſtanden, die proteſtantiſchen Fürſten in muthloſer Unthätigkeit ſchlummerten, und von ihnen keine Hülfe zu erwarten war, ſchien Beiden zu gefährlich. Eine verlorene Schlacht hätte ihre Heere aufgelöſt, denn die Acht, die ſie verfolgte, hatte ſchon manche Bande gleicher Geſinnungen mit ihren Waffengefährten zer-

riſſen. Endlich beſchloſſen ſie, nach Lothringen zu ziehen, denn ſie mochten von den drei Projecten ausführen, welches ſie wollten, ihr Weg führte ſie durch dieſes Land. Eine Uebereinkunft wurde mit dem Herzoge getroffen, der nicht Macht hatte, ſich ihnen gewaffnet entgegen zu ſtellen; das Heer ſetzte ſich in Bewegung, und Pfalzgraf Friedrich, ſchon jetzt ziemlich enttäuſcht, folgte. Des Mannsfelders Heer beſtand noch aus 12000 Mann zu Fuß und 7000 zu Pferde. Herzog Chriſtian zog an der Spitze von 6000 zu Fuß und 5000 Reitern. Vierzehn Tage lagen ſie im Lothringer Lande, dann wendeten ſie ſich durch die Stifter Metz und Verdún den Niederlanden zu.

Mannsfeld hatte indeſſen mit dem Herzoge von Nevers, den Abgeſandten Ludwigs des 13ten unterhandelt, Herzog Chriſtian aber mit dem Herzoge von Bouillon, zu dem ſich auch der Pfalzgraf nach Sedan begab.

Endlich rückten beide Heere vor Mouzon; dieſe Stadt ſchloß ihnen die Thore, ſie ſchickten ſich an, ſie zu belagern. Doch da beide Feldherrn ſich in den Planen für die Zukunft nicht einigen konnten, ſo verließ Chriſtian von Braunſchweig hier den Mannsfelder, und ließ ihn vor Mouzon allein, wo ſich am andern Tage noch 3000 Reiter von ihm trennten, und zu dem Herzoge von Braunſchweig, der gegen Sedan gezogen war, übergingen.

Mannsfeld, der nun wohl einſah, daß ihn Frankreich nur ſo lange hinhalten wolle, bis es eine Macht

an ſeinen Grenzen aufgeſtellt habe, groß genug, ihn zu vernichten, begab ſich gleichfalls nach Sedan, verſöhnte ſich mit dem Herzoge, zog ſein Heer zuſammen, ließ alle überflüſſigen Wagen verbrennen, machte mit den Pferden einen Theil des Fußvolks beritten, und entſchloß ſich, dem Herzoge zu folgen, der ihn jetzt leicht zu gleicher Meinung ſtimmte, in den Vorſchlag der Holländer einzugehen, und dem Prinzen Moritz entgegen zu ziehen.

In das Hennegau rückten ſie ein, am 26ſten Auguſt zogen ſie Aresnes vorbey, ſetzten über die Sambre und kamen in die Gegend von Fleurüs. Hier fanden ſie Don Gonſalvo von Cordova, der, mit einem ſpaniſchen Heere über die Maas gerückt, die Päſſe beſetzt hatte.

14.

Es war am 28ten Auguſt 1623, als der Herzog nachdenkend in ſeinem Zelte ſaß. Niemand war um ihn als Schulenburg, der von ſeiner, bei Höchſt erhaltenen Wunde wieder hergeſtellt, ſeitdem immer Zelt und Wohnung mit dem Herzog getheilt hatte. — „Lege Dich die wenigen Stunden zur Ruhe, Schulenburg," ſagte der Herzog, das Schweigen unterbrechend, „Du bedarfſt ihrer. Mich treibt es umher, denn morgen, Freund, morgen löſe ich mein Gelübde ſo treu als Du, und gebe Gott mir die Gele-

genheit, Dich aus Feindes Hand retten zu können, wie Du mich bei Hochst."

„Gnädiger Herr," sagte Schulenburg gerührt, „Ihr habt mir, was meine Pflicht war, so reichlich durch Eure Liebe gelohnt, habt mich wie Euren Bruder gehalten, in Eurem Zelte habe ich geruht, in Eurem Zimmer geschlafen, Ihr selbst habt mich gepflegt. Wir sind längst quitt!"

„Nein, nein!" rief der Herzog. „Seit einem Jahre ziehe ich umher, tausend Menschenleben habe ich geopfert, tausend Opferflammen haben meinem Schwerdte geleuchtet, tausend Seufzer sind um mich gen Himmel gestiegen, und noch ist kein Tropfen meines Blutes geflossen, und Du weißt Schulenburg! Heinrich des Löwen Enkel bluteten oft für ihr Vaterland, und werden oft noch bluten für deutsche Freiheit. Deßhalb freue ich mich auf dem morgenden Tag. Wir müssen siegen oder sterben. Brechen wir nicht durch, so sind wir die Beute des französischen Ludwigs, und unser Wahlspruch ist zu Schanden geworden. Ruhe Dich aus, Du kaum Genesener, ich gehe, das Heer zu ordnen."

Noch war es Nacht, als der Herzog wieder vor Schulenburgs Lager trat. „Schläfst Du noch so sanft, theurer Freund?" sagte er leise, „und ich soll Dich wecken vielleicht zum ewigen Schlaf? Doch die Stunde naht. Auf, Schulenburg, auf!" rief er, „jetzt wappne Dich, der Tag möchte zu grauen beginnen, und die Morgenröthe muß uns heute schon auf dem Kampfplatze finden!" Schulenburg sprang auf; schnell war

er gerüstet, laut wieherten draußen die Rosse. — Da ergriff der Herzog seinen Hut, küßte den Handschuh und sagte mit feierlichem Ernst: „Gott im Himmel, der Du meines Schwerdtes nicht bedarfst zur Verherrlichung Deines Namens, laß mich heute für sie und mein Vaterland siegen, oder ehrenvoll sterben!“

„Amen!“ sagte Schulenburg, drückte Margarethens Schleife an sein Herz, und warf die grüne mit Gold durchwirkte Feldbinde um seinen Panzer. „Und nun, gnädiger Herr, sollten wir uns nicht wiedersehen, sollte ich heute enden, und Ihr findet mich unter den Todten, so sagt der Königin, ich sey gefallen in ihrem Dienste, und habe mein Gelübde gelöst. Nehmt die Schleife, die ich auf meinem Herzen trage, gebt sie Margarethen von Ebrach, sagt ihr, mein Herz habe für sie, nur für sie, treu und liebend geschlagen, und mein letzter Athemzug habe mit meiner Seele ihren Namen ausgehaucht!“ Er sank in des Herzogs Arme.

„Warum diese finstern Gedanken, Freund!“ sagte dieser. „Auch ich ziehe dem Tode entgegen, aber der Sieg umschwebt mich mit seinem glänzenden Gefieder, nicht die schwarzen Flügel des Todes. Ueber spanische Leichen hinweg wollen wir uns den Weg nach dem Haag bahnen, und fallen wir — dann wird uns ja ein ritterlicher Tod!“

„Der soll mir werden!“ sagte Schulenburg, und Hand in Hand schritten sie aus dem Zelte.

Noch lag finsteres Dunkel über den schlachtfertigen Schaaren, die im dumpfen Schweigen durch die Nacht

dem Feinde entgegenzogen. Ein jeder Krieger kannte die Wichtigkeit dieser Stunde, ein jeder fühlte, daß Sieg, Tod, oder Gefangenschaft die ungewisse Gabe sey, die ihnen der kommende Tag darbieten würde, ein jeder ging mit ahnendem Gefühle seinem ernsten Schicksale entgegen. — Da begann es am fernen Horizont zu dämmern, der bleiche Strahl des Tages schimmerte über dem spanischen Lager hervor, der Vorhang rollte auf — die Schlacht begann.

Zuerst stieß Mannsfeld mit dem Fußvolk auf den verschanzten Feind, ihn zu überfallen, hatte er gehofft, doch vorbereitet, festen Fußes, erwarteten ihn die Spanier, und begrüßten ihn aus ihrem Geschütz.

Vier und zwanzig Feuerschlünde, hinter einer schnell aufgeworfenen Brustwehr aufgestellt, die auf der einen Seite sich an einen Bach lehnte, auf der anderen Seite noch unbendet, vielleicht nur 20 Schritte von einem tiefen Abhange entfernt war, donnerten das Fußvolk des Mannsfelders nieder. Neue Schaaren rückten an, sie theilten das Schicksal ihrer Waffenbrüder. In dem Engpasse standen die Wallonen, vor sich das Geschütz, auf der einen Seite den reißenden Bach mit seinen steilen Ufern, den die Arquebusirer besetzt hielten, auf der andern durch den steilen Abhang geschützt, sorgenlos, nur hier und da von einer Kugel erreicht, während das Fußvolk des Mannsfelders gliederweis im Kugelregen niedersank; es mußte weichen. Jetzt, als es sich in Unordnung zurückzog, rückte Herzog Christian mit seiner Reiterei vor. Wottendorf schüttelte ungläubig das graue

Haupt. „Müssen wir uns nicht über ihre Leichen den Weg bahnen?“ rief der Herzog. „Dorthin geht der Weg der Freiheit!“ Dreymal setzte er mit der Reiterei an, dreymal wurde er zurückgeworfen, sein Pferd ihm unter dem Leibe getödtet. Vergebens war sein Muth, vergebens die Opfer, die gefallen. — Auch er mußte sich mit seiner Reiterei hinter eine Anhöhe außer dem Bereiche des Geschützes ziehen. Hier erst sammelte er seine Schaaren in dicht gedrängten Haufen wieder um sich.

„Kameraden!“ rief er nun, und aus seinen Augen leuchtete der Muth seiner Ahnen. „Gedenkt des Tages von Höchst, wo Ihr, mich, Euren Herrn, schändlich verließet. Macht es heute gut, was Ihr dort übel gemacht, denn so wahr ein deutsches Herz in meinem Busen schlägt, so wahr ich aus einem Heldenstamme entsprossen, so wahr schwöre ich Euch, nur noch einmal führe ich Euch heute gegen den Feind! Christian von Braunschweig von seinen feigen Reitern verlassen, stürzt sich allein in die Reihen der Feinde, und stirbt einen ehrenvollen Reitertod, dessen Ihr dann unwürdig seyd! Ihr habt meine Rede vernommen,“ rief er noch einmal, sich auf dem Rosse hoch erhebend. — „Und nun vorwärts!“ Hoch schwang er sein Schwerdt, laut schmetterten die Trompeten und im wilden Jagen stürzten seine Schwadronen ihm nach.

„Bey der Schlucht brich durch!“ rief er Schulenburg zu, der mit vier Cornetten Braunschweigern voranjagte. „Ich werde!“ entgegnete dieser, und

in geschlossenen Reihen jagte er trotz des Kanonenfeuers nach der Schlucht, zwischen der Verschanzung nach dem Abhange. So Mancher seiner tapfern Schaar stürzte, von dem Kugelregen getroffen, aber was das Leben sich errungen, drang zwischen den Hohlweg und das Geschütz, und warf sich auf die Spanier; ihm folgte der Herzog. Zwölfhundert in den niederländischen Kriegen ergraute Wallonen sanken unter dem Schwerdte der Reiter und unter dem Hufschlag der schnaubenden Rosse, das Geschütz ward erobert, die Arquebusirer am Bache niedergehauen.

Dankend schüttelte der Herzog Schulenburgs Hand, traurig zeigte dieser auf den kleinen Haufen, der sich um seine vier Standarten drängte. „Es waren Söhne Eures Landes, gnädiger Herr, die Euch die Bahn des Sieges brachen," sagte Schulenburg, „für ihren Fürsten starben sie; gedenkt der Ihren in Gnaden, wenn es Euch einst wohl geht."

Der Mannsfelder kam herbey. „Noch ist unser Tagewerk nicht vollendet!" rief ihm der Herzog entgegen. „Sehet dort zwischen dem Dorfe und dem Walde stehen sie immer noch mit ihrem finstern spanischen Ernste und erwarten uns. Sobald meine Rosse verschnauft haben, beginn ich den Tanz von Neuem."

Er rückte nach kurzer Rast wieder vor, der Angriff glückte. Der Feind, durch das Blutbad der Wallonen entmuthigt, vertheidigte sich hier nur schwach. Viermal mußte der Herzog durch die besetzten Pässe brechen, nichts hielt mehr die Furie seiner Reiter auf.

die sich heute für unbesiegbar hielten. Schon glaubte er am Ziele zu seyn, da rückte Cordova mit neuem Volk heran, welches der Oberst Gauchier ihm von Brüssel aus zuführte. Es waren zwei italienische und zwei deutsche Regimenter, das Emdner und das Isenburgische, auch folgte ihm die spanische Reiterei, die heute noch gar nicht im Gefecht gewesen war.

Der Herzog hielt an, ließ das Geschütz vorrücken, und beschoß den Feind, der aus seinen halben Kartaunen, die er von Brüssel mitgeführt hatte, tapfer den Gruß erwiederte. Schon stand die Sonne im Mittag, und noch immer war das Fußvolk nicht heran. Herzog Christian wurde ungeduldig, und kaum konnte Bottendorf das Feuer seines Herrn mäßigen, der, als er Schulenburg aus einer leichten Wunde am Arme bluten sah, unwillig ausrief: „Noch floß nicht mein Blut, noch war ich, wie Achill, unverwundbar, und Du tränktest schon wieder Deinen Lorbeer, daß er immer frischer und herrlicher grünen mag, während sich mir, wie einem elenden Weichlinge keine Ader öffnet, mein Blut zu verspritzen. — Doch nur Geduld, Cordova wartet mein, und ordnet Alles fein ruhig und bedachtsam an, mich nach Würden zu empfangen; ich werde kommen mit meinem höllischen Gefolge.“ Blast, Trompeter!“ schrie er jetzt, „blast, als ob es zum Weltgericht ginge. Für Gott und meine Dame!“ und so jagte er vor seinen geordneten Haufen her, und stürzte auf die deutschen Regimenter Cordovas. Diese standen fest, unbeweglich, die Wuth der Braunschwei-

ger prallte an ihrem kalten Muthe ab; doch als er sich zum drittenmale ordnete, und Cordova aus zu großer Vorsicht die schwachen italienischen Regimenter nach einem kleinen Gehölz zurückzog, belebte dieß von Neuem den Muth der Braunschweiger, die jetzt hinter sich in dichten Reihen das Fußvolk heranrücken sahen. Noch einmal folgten sie unter dem lauten Rufe: Gott mit uns!" und das brave Emdener, das tapfre Isenburgische Regiment, bedeckten mit ihren Leichnamen den Wahlplatz.

Aber das Letzte noch versuchend, brach nun Cordova mit der Reiterei hinter dem Gehölze hervor, und stürzte sich auf die durch das Metzeln in einen wilden Knaul aufgelösten Schwadronen des Herzogs. — Schulenburg gewahrte sie zuerst; noch hatte er das tapfre Häuflein seiner Landsleute geordnet um sich. Seinem Herrn Zeit zu lassen, sich zu sammeln, warf er sich den geschlossenen Haufen der Feinde entgegen. Herzog Christian, seine Gefahr mit raschem Blick überschauend, versuchte die Seinen schnell wieder zu ordnen, doch wie er nun seinen Freund umringt, sich noch einmal für ihn opfern sah, stürzte er mit den Wenigen, die um ihn waren, in den Feind, Schulenburg zu retten. „Halte Dich, mein Freund!" rief er ihm entgegen, „halte Dich, ich komme!" Aber in dem Augenblicke sah er ihn vom Pferde sinken, sah, wie ein spanischer Kürassier den langen Degen hob; da trieb der Sporn sein Roß, des Spaniers Kopf spaltete sein Schwerdt, während ein feindlicher Reiter ihm

ſelbſt mit einer Piſtolenkugel den linken Arm zerſchmetterte.

Die Reiterei war dem Herzoge gefolgt; in wilden regelloſen Haufen warfen ſich die Braunſchweiger auf die ſpaniſchen Reiter, um ihren Herrn zu befreien; kühn brachen ſie die geſchloſſenen Reihen der Feinde, die nur noch in der Flucht ihr Heil ſuchten.

Als nun der Herzog den Sieg errungen, keinen Feind mehr vor ſich ſah, trat er neben Schulenburg, dem eine Kugel die Bruſt zerſchmettert hatte. Nicht das laute Siegsgeſchrei des Heeres, nicht den lauten Ruf: Es lebe Herzog Chriſtian von Braunſchweig! vernahm, achtete er; nur auf den Athemzug ſeines Freundes lauſchend, dachte er nur an ihn. Und als dieſer die Augen aufſchlug, ſein noch halb gebrochener Blick freundlich auf zu ſeinem Herrn ſah, rief dieſer unter dem Gejauchze ſeiner ſiegestrunkenen Schaar: „Gelobt ſey Gott, daß Du lebſt! Sieh her, mein Freund, auch mein Blut fließt, und es floß für Dich. Sieh her, Freund Schulenburg, mein linker Arm iſt zerſchmettert, er ſchmerzt ſehr, aber es thut doch meinem Herzen wohl, daß ich für Dich leide. — Nun," fuhr er fort, und reichte einem Wundarzte, der indeſſen Schulenburg verbunden hatte, ſeinen blutenden Arm, „nun, Meiſter, könnt Ihr an dieſem Eure Kunſt prüfen. Nun beginnt!"

Als der Wundarzt die Wunde beſah, ſchüttelte er bedenklich den Kopf. „Nun?" ſagte der Herzog, „nicht wahr, der Knochen iſt zerſchmettert? Ich fühle

es." Der Wundarzt bejahte. „Ich fürchte, gnädiger Herr, der Arm ist verloren," sagte er bedenklich.

„Seufze nicht, Freund!" rief Herzog Christian Schulenburg zu, den man, so gut wie möglich, ein Lager bereitet hatte. „Bleibt mir doch noch ein Arm für mein Vaterland, und das Herz für meine Dame, und für Dich, mein Freund! — Kann ich mich auf Euer Wort verlassen?" fuhr er jetzt fort, sich zu dem Wundarzt wendend, „ist es keine Möglichkeit, den Arm mir zu erhalten?"

„Keine, gnädiger Herr! der Knochen ist zerschmettert, schleunige Hülfe nur kann Euch retten," erwiederte dieser.

„So sey es!" sagte der Herzog gelassen, gab noch mehrere nöthige Befehle, und sprach leise einige Worte mit dem Wundarzt, der ihn dann verließ.

15.

Auf einem Hügel stand Christian von Braunschweig, hinter ihm lag in des Herzogs geöffnetem Zelte Schulenburg auf einem Ruhebette, der Mannsfelder, alle Kriegsobersten waren um den Herzog versammelt. Das Fußvolk stand in dichten Haufen geordnet links vom Hügel, hinter dem Hügel des Mannsfelders Reiterei, die an diesem Tage gar nicht gefochten hatte, das Geschütz zur Rechten. Des Braunschweigers Reiterei, an ihrer Spitze der Rest der

vier Cornetten Schulenburgs, die gelben Fahnen mit dem muthigen Roß hoch flatternd, die Gefangenen und eine unermeßliche Beute mit sich führend, kam vom Verfolgen zurück, zog in dumpfer Stille dicht an dem Hügel vorüber und schwenkte ein. Vor ihrer Mitte sammelten sich die Trompeten und Pauken aller Cornetten, die Constabler bereiteten ihre brennenden Lunten, und Alles stand im dumpfen Schweigen erwartungsvoll da.

„Meine Freunde und Kriegsgenossen!" begann jetzt der Herzog sich zu den Umstehenden wendend. „Gott hat uns den Sieg verliehen. Wohl zweitausend der Unsern haben ihn mit ihrem Leben erkauft, — ich mit meinem Blute! Mein Arm ist zerschmettert, ich muß ihm Valet sagen! Deßhalb lud ich Euch hieher, daß ich im Augenblick des Schmerzes die Wonne genieße, meine Siegesgefährten um mich, und meine braven Reiterscharen vor mir zu sehen, und Euch zu zeigen, daß ich für mein Vaterland und meinen Glauben Alles freudig zu opfern vermag.

„Nun beginnt!" sagte er zu dem Wundarzte, setzte sich auf einen Sessel, entblößte den blutigen Arm, und hoch flatterte im Abendwinde der Königin Handschuh auf seinem Hute. Die Trompeten schmetterten, die Pauken wirbelten, die Kartaunen donnerten, doch keine jauchzende Stimme erhob sich, Alles senkte schweigend den Blick, und nur hie und da wagte ein Auge aufzuschauen nach dem Heldenjüngling, der freudigen Blicks die Schmerzen erduldete, und, ohne daß eine

Klage ihm entfuhr, im Angesicht seines Herren den Arm sich ablösen ließ. Als es geschehen war, schwiegen die Trompeten, die Constabler löschten die Lunten, eine dumpfe Todtenstille herrschte. Der Herzog blieb einen Augenblick ermattet auf dem Sessel sitzen, dann sprang er auf, und mit der Gluth der Jugend rief er: „Noch bin ich ein Mann, noch schwing ich das Schwerdt für mein Vaterland!“ und mit diesem Ausrufe schallte aus dem Munde der Tausende ein Jubelruf, und es wirbelte hoch durch die Lüfte der Name des ritterlichen Christians von Braunschweig unter Trompeten und Paukenschall.

Der Obhut des Mannsfelders übergab er jetzt sein Heer, ordnete noch Alles zum morgenden Marsche, umarmte seine tapfern Gefährten, und entließ das Heer, von den Mühen des Tages auf seinen Lorbeeren auszuruhen.

Er selbst trat in das Zelt, wo Schulenburg mit freundlichem Lächeln ihn empfing. „Wenn Du nach dem Haag kommst, Freund Schulenburg,“ begann der Herzog, „so sage unsrer Gebieterin, ihr Handschuh sey von meinem Blute bespritzt, den Weg zu ihr habe ich mir theuer und blutend erkauft, würdig, ihrer Majestät und Schönheit kehre ihr Ritter zurück. Margarethen von Ebrach aber weihe Dein Herz, ihr gehören fortan Deine Dir zugemessenen Tage, aber weihe Dich ihr ganz. Und nun leb' wohl, ziehe mit Gott nach dem Haag voran, eine Sänfte erwartet Dich, um Dich nach der nah gelegenen Abtei zu brin-

gen. Wenn das Frühroth über dieß Leichenfeld aufgeht, wird Bottendorf mit einer Abtheilung Reiterei Dich begleiten, mein Wundarzt Dich pflegen. Ich bleibe hier bei dem Heere; bin ich genesen, so finden wir uns in dem Haag wieder.“

Rührend war die Trennung der Freunde. Als die Kürassiere Schulenburg aus dem Zelte trugen, reichte dieser noch einmal seinem Herrn die Hand; den Herzog ergriff ein schmerzlich ahnendes Gefühl, es war ihm, als drücke er dem Freunde zum letztenmale die Hand. Die Trennung von Schulenburg trübte die Freude des Sieges in seiner Heldenbrust.

16.

Glücklich gelangte Bottendorf nach manchen Hindernissen durch das feindliche Gebiet auf holländischen Boden. Hier verließ er seinen Freund, um wieder zum Heere zu stoßen, und übergab ihn an Meister Hanns, der schon von Fleurüs aus sich zu ihnen gesellt hatte. Schulenburg wurde zu Schiffe gebracht, und so gelangten sie endlich nach dem Haag, wo sie den Kurfürsten schon fanden, der den Verwundeten nach seinem Palast zu bringen befahl.

Die Reise hatte auf dessen Wunde nicht wohlthätig gewirkt, die edleren Theile waren verletzt, die Aerzte gaben nur wenig Hoffnung zu seiner Genesung. Margarethe war tief betrübt, und als Schulenburg sie bit-

ten ließ, ihm ihre Gegenwart nicht zu entziehen, die Königin es ihr erlaubte, und die erlauchte Frau selbst mit ihrem Gemahl sie zu ihm führte, da barg sie nicht länger die verhaltenen Empfindungen ihres Herzens; an sein Lager sank sie, und bedeckte die dargereichte Hand mit ihren Thränen.

„Gnädige Frau," sagte jetzt der Verwundete, mit leiser Stimme sich zu der Königin wendend. „Das Gelübde, welches ich für Euch im Stillen gethan, habe ich gelöst, der Ehre habe ich genügt und der Ritterpflicht! Die wenigen Stunden meines Daseyns darf ich nur meinem Herzen leben!" Er hielt inne. „Nun, Margarethe," fuhr er nach einer Pause fort, während welcher alle Umstehenden, auch die Königin von tiefer Betrübniß ergriffen waren, „nun darf mein Herz sich Dir zeigen, liebend wie es schon damals geschlagen hat, als noch ein falscher Wahn mich von Dir trennte. Blick' auf zu mir, senke Dein Haupt nicht auf meine kalte Rechte Du zarte Blume, welcher der Nachtthau des Schicksals seine schweren Tropfen in den Kelch gesenkt. Eine Sonne muß uns aufgehen, welche an ihren glühenden Herzen den Thau trocknet, eine Sonne hier oder dort! Dann hebt sich der Blume Haupt von Neuem, und entfaltet sich in den Strahlen der Allbelebenden. Weine nicht, Margarethe! Kurz ist der Traum des Lebens, das Erwachen ist freundlich." Er sank auf sein Lager zurück, seine Augen schlossen sich, Ermattung wiegte ihn allmählig in sanften Schlummer.

Alles hatte sich leise von seinem Lager entfernt,

nur Margarethe kniete noch neben ihm, hielt seine Hand fest in der ihrigen, und lauschte ängstlich auf jeden Athemzug. Und wie sie nun unverwandt auf sein geschlossenes Auge sah, und auf die zuckenden bleichen Lippen der Athem immer matter wurde, leiser die Brust sich hob; da glaubte sie Schwingen des Todes zu vernehmen, und sie wähnte, er schwebe jetzt über des Jünglings bleicher Gestalt, und wolle den Kuß der ewigen Weihe auf seine Wangen drücken. Aengstlicher erhob sie sich, warf sich zwischen das Phantom und den Geliebten, und ihre glühenden zuckenden Lippen schützten die seinen vor dem Kusse der Todtenweihe. Und des Jünglings Brust hob sich schneller, die Wimper des Auges zuckte, Margarethe fuhr schnell zurück, sie sah, daß es der Schlaf, der sanfte Freund der Leidenden gewesen sey, der ihn mit Mohndust angehaucht, und ihn in friedliche Träume gewiegt hatte, sie lächelte freundlich diesem Boten der irdischen Ruhe entgegen, und setzte sich ermuthigt dem Jüngling wieder zur Seite.

Lang war sein Schlaf und sanft. Wohl mehrere Stunden waren vergangen, noch schlummerte er, und die Sonne warf schon ihre letzten glühenden Purpurstrahlen durch das hohe Bogenfenster, — jetzt röthete ein Strahl sein bleiches Gesicht — er schien ein freundliches Lächeln auf seinen Lippen hervorzurufen, ein rosiger Schein die schlummernde Gestalt zu beleben. Da bog sie sich noch einmal über ihn, sog neue Hoffnung aus dieser täuschenden Gluth, und eine sanfte Wehmuth durchschauerte ihr Herz, löste den Schmerz

in wohlthätige Thränen, und ein Tropfen aus ihrem feuchten Auge erweckte den sanft Entschlafenen.

Glücklich, wer von dem ersten Strahl der Frühlingssonne begrüßt auf seinem Schmerzenslager erwacht, und mit diesem Wonnegruß in das Leben wieder eintritt; glücklicher noch, wem beim Erwachen das holde, liebevolle Auge der Geliebten, wie eine grüßende Aurora entgegenlächelt; aus einem süßen Traume erweckt, wähnt er noch schöner fortzuträumen. „Du noch hier, Margarethe?" sagte der Jüngling freundlich. „Ich träumte von Dir, Du schwebtest, ein Engel, über mir gar lieblich und schön, ich streckte meine Arme nach Dir, und wie Du die Flügel senktest, Dich zu mir hernieder zu lassen, sank statt Deiner eine feuchte Regenwolke auf mich, ich schauerte zusammen, erwachte, und Du warst es, die sich über mich beugte."

„Ich war es, Schulenburg!" sagte die Jungfrau. „Ich lauschte auf Euren Athemzug."

„Täusche mich nicht, Margarethe," unterbrach er sie, „Du belauschest den Tod. Drum eh' er naht — eine Bitte. Meine Tage sind gezählt, ich gehe bald hinüber in das Reich des Himmels, gönne mir den Trost, Dich dereinst dort finden, die Meine nennen zu dürfen. Reiche dem Sterbenden Deine Hand; das Band der Kirche eine uns für jenseits, wenn es hier geschieden seyn muß. Nimm meinen Namen, meinen mir so theuern, ehrenwerthen Namen, als das einzige Geschenk, was ich Dir zurücklassen kann, und laß

ihn ein Band ſeyn für die Ewigkeit. Ich konnte für Dich ſo wenig ſeyn im Leben, gieb mir die Hoffnung mit hinüber, daß ich Dir Alles bin im Tode."

„Im Leben wie im Tode!" rief die Jungfrau.

„So erfülle meinen Wunſch bald, Gott weiß, wie lange ich noch der Hoffnung leben kann," ſagte er ſich erhebend. „Geh, Margarethe, vertraue Dich Deiner Gebieterin; ſie wird es Dir erlauben, mein zu ſeyn, wird ihrem dienenden Ritter die letzte Gabe nicht verſagen. Geh und werde die Meine!" Er ſank ermattet auf das Lager zurück.

Margarethe erhob ſich, drückte leiſe den bräutlichen Kuß auf ſeine Lippen, und von ſeiner glühenden Erwiederung überraſcht, eilte ſie erröthend von dannen.

17.

Bräutlich geſchmückt, die Myrthe im Haar, trat ſie nach einer ahnungsvoll durchlebten Stunde, von dem Kurfürſten und ſeiner Gemahlin geführt, in das Vorzimmer vor Schulenburgs Gemach; der Geiſtliche folgte, auch einige ihrer Freundinnen. Hier verweilte ſie einen Augenblick, um ſich zu ſammeln.

Als die Thüre ſich öffnete, ſahen ſie Meiſter Hanns ihnen bedeutſam entgegenwinkend neben dem Lager des Kranken ſitzen. Sie nahten ſich leiſe. Der Verwundete ſchlummerte; ſüße Träume mußten ihn

umschweben, denn über sein Gesicht verbreitete sich ein himmlisches, wonniges Entzücken, sein Schlaf schien recht fest und sanft.

Margarethe beugte sich über ihn. „Stört ihn nicht," sagte der Kleine leise, und schob sie sanft zurück. „Stört die Seele nicht in ihrem Aufflug zum Himmel — er hat geendet!" Mit einem Schrei sank Margarethe leblos an dem Lager nieder. Ach die Arme, sie selbst hatte seine Seele der irdischen Hülle entlockt. Mit dem bräutlichen Kusse, der ihn feurig durchzuckte, war der letzte Lebensfunke noch einmal flackernd aufgeglüht und dann erloschen. Auf des Kusses heiligen Schwingen war die Seele aufgeschwebt zum Himmel, — er war im Entzücken vergangen.

18.

Als Herzog Christian im Haag einritt, nach dem Palaste der Königin eilte, der Leidenschaftliche in ihr Zimmer stürzte, ihre Hand ergriff und zu ihren Füßen sank, gebot sie ihm Schweigen, hob ihn auf und bat ihn, zu folgen. Zu dem hohen Saale, wo sie ihm bey ihrem ersten Empfange den Handschuh gegeben, wo beym Abschied sie ihn an seinen Hut geheftet, führte sie den Staunenden. Dort lag auf dem Paradebette sein Freund, sein Waffengefährte, neben ihm Margarethe von Ebrach im bräutlichen Schmuck. Das

Band der Ehe hatte sie nicht vereint, aber der Tod ein noch festeres Band um sie geschlungen.

Ernst und schweigend trat der Herzog zu den Entschlafenen, nahm des Freundes kalte Rechte, und drückte den Bruderkuß auf seine bleichen Lippen. „Ein Herz, Ein Vaterland, Einen Glauben!“ rief er aus, „und will's Gott, Einen Himmel, mein Bruder!“

Das Geläute der Glocken begann, die Träger traten ein, und als die Särge geschlossen, für immer die irdische Hülle dem sterblichen Auge verborgen werden sollte, drückte der Herzog Schulenburgs Schwerdt in dessen erstarrte Hand und sagte feierlich: „Du hast es ritterlich geführt, nimm es mit hinüber!“

Und wie der Deckel niedersank, durchbebte ein ahnender Schauer den Herzog. „Geh mir voran!“ rief er dumpf vor sich, „geh mir voran, mein Freund, bald folgt Dir Dein Waffenbruder!“

Die Jungfrauen des Hofes hatten mit Rosen die Entschlafene freundlich ausgeschmückt; der Myrthenkranz durchflocht noch die goldenen Locken; wie eine entschlummerte Heilige lag, die Hände gefaltet, Margarethe.

Die Braunschweigische Schaar, heute von Bottendorf befehligt, erwartete ihren Führer, ihn zu Grabe zu geleiten. Mit Flor waren die Trompeten umwunden, die ihm bei Fleurüs zum Siege und Tode gerufen hatten, — und als der Zug begann, hallten dumpf die Pauken durch das Glockengeläute, und Jungfrauen bestreuten den letzten Weg der Liebenden mit Blumen.

Dicht hinter dem Sarge schritt Christian von Braunschweig, Prinz Moritz von Oranien, der Pfalzgraf und seine Gemahlin folgten dem Zuge, und in weiter Entfernung auch Meister Hanns mit unbedecktem grauem Haupt. Seine Glöckchen ließ er seit dem Tage nicht wieder ertönen.

Und als man die Särge hinunter senkte, beide in Eine Gruft, streuten die Jungfrauen Kränze und Blumen herab, und Elisabeth nahm von ihrer Brust eine blühende Rose. „Nimm sie von meinem Herzen, treues Mädchen!“ sagte sie bewegt, „meine Thränen um Dich haben sie getränkt. Die Erinnerung an Dich sey mir heilig!“

Christian von Braunschweig folgte bald dem Freunde. Nicht auf dem Bette der Ehre, auf dem Schmerzenslager starb der junge Held. — Fortan erhellte kein freundlicher Stern den Himmel seiner Liebe. — Elisabeths Leben war freudenlos bis an ihr Ende.

Der Vormund.

Von Agnes Franz.

Es war schon spät im Lenz, als ein junger Reitersmann die schöne Straße von Arnheim nach Utrecht daherzog. Die Morgenluft spielte mit seinem hellbraunen Haar und trieb es mit sanftem Kosen von Stirn und Antlitz zurück, so daß sich die lichten Sonnenstrahlen freyer in dem feuchten Glanz seiner Augen spiegeln konnten, die von innerm Entzücken überwallend, unverwandt nach der Gegend sahen, wo die Thürme seiner lieben Vaterstadt aus dem Morgennebel emportauchten.

In tiefes Träumen verloren, gewahrte er es kaum, wie Alt und Jung vor dem stattlichen Reiter, der in dem schwarzen Sammetwammes, dem feinen Spitzenkragen, und dem mit Federn reich verzierten Baret gar ritterlich anzuschauen war, ehrerbietig den Hut zog; schweigend ritt er dahin, während bisweilen ein leises Ach der überglücklichen Brust entglitt, oder er wohl gar die Arme erhob, als wollte er ein theures, liebes Bild an sein freudetrunkenes Herz pressen.

Je näher er dem Ziel seiner Sehnsucht kam, desto beklommener wurde ihm zu Sinne. Er schien sich zuletzt fast gewaltsam ermannen zu müssen, um nicht unterzugehen in den stürmischen Wogen seiner Gefühle, und das Haupt muthiger erhebend, begann er mit hellklingender Stimme zu singen:

O Vaterland!
Mit treuem Blick
Sey mir gegrüßt!
Dein Arm umschließt
Mein einziges, mein höchstes Glück,
Das aller Wünsche Krone ist!
Drum sey gegrüßt
Zu tausendmal, geliebtes Vaterland!
Zur Ferne hin
Stand einst mein Herz;
Doch wie ein Kind,
Das treu gesinnt
Die Mutter sucht in Reu und Schmerz,
So sehnsuchtsvoll sucht Dich mein Blick! —
Das wahre Glück
Wohnt nur bey Dir, geliebtes Vaterland!

„Wenn das Eure Meinung ist, mein junger Sangesmeister, so gebt Ihr mir eben keinen besondern Trost in die Fremde mit!“ erklang eine Stimme dicht neben dem Reiter. Und als dieser sich überrascht umwandte, und dem Sprechenden ins Gesicht sah, rief er mit dem Ton des frohsten Erstaunens: „Wie, Johannes, Du? Herzbruder, Geliebter! O so sprich, woher und wohin?“ Und im Nu waren beide Jünglinge von ihren Rossen, und Einer in des Andern Umarmung. Beide ver-

mochten lange nicht zu sprechen, sie sahen sich nur in die glücklichen Augen, und preßten sich immer wieder von Neuem ans Herz. „Ey, so sey mir denn zu tausendmalen willkommen, auf heimischem Grund und Boden, Du ungetreuer, und doch so lieber Andreas!“ nahm endlich Johannes das Wort. „Wie oft hab' ich nach Dir verlangt und hinübergeschaut in die purpurne Ferne, und jetzt, da ich endlich hinaussteure in das gelobte Land meiner Träume, kehrst Du von dort mir zurück, und eben nicht besonders erbaut, wie ich aus den letzten Strophen Deines Liedes vernommen.“

„Du gehst nach Italien?“ frug Andreas überrascht: „und dieser Augenblick hätte uns nur zu einem flüchtigen Lebewohl zusammengeführt?“

„So ist es!“ entgegnete Johannes betrübt. „In Arnheim erwarten mich meine Freunde, wir setzen dann unsere Reise gemeinschaftlich fort.“

„Nun, so gestatte mir wenigstens eine flüchtige Stunde!“ bat Andreas. Gern willigte jener in sein Gesuch, und sie beschlossen, in einer nah gelegnen Herberge einzukehren. Ihre Rosse abgebend, nahmen sie bald von der Laube Besitz, die sich vor der Thür des Gasthofes wölbte.

Ein wohlgenährter Flammänder, der in einer Ecke derselben saß, und das eben genossene Frühstück in behaglicher Ruhe zu verdauen schien, rückte verdrießlich über das Eintreten fremder Gäste, noch tiefer in die Schatten des Geisblatts, und den Gruß der Jünglinge nur leicht erwiedernd, drehte er ihnen bald den Rük-

ten zu, das Schwert Haupt in seine Rechte stützend, als wollte er noch einmal des Schlummers pflegen.

Die beiden Freunde ließen sich, den Nachbar nur flüchtig betrachtend, im fröhlichen Gespräch an der reinlichen Tafel nieder, auf welcher bald des Weines köstliche Gabe aus blanken Krügen emporduftete. „Zum herzlichen Willkommen!" rief Johannes, seinen Becher erhebend. — „Die Heimath soll leben!" erwiederte Andreas, und die Becher flogen hellklingend zusammen.

„Aber nun laß mich auch etwas vernehmen von den Wundern Italiens, Du Vielgereister, hat Jener: verriethe der ausländische Schnitt Deiner Kleidung, und das goldne Ehrenkettlein mir nicht den italischen Meister, so würde ich nun und nimmer glauben, Du kämest aus dem Vaterland alles Schönen und Herrlichen, so wenig verrathen mir Deine Worte die Begeisterung, die ich mir stets unzertrennlich dachte von jener Beschauung." Andreas lächelte, und begann nun dem Freunde zu erzählen von seinem Aufenthalt in Rom und Neapel, von all den trefflichen Kunstwerken, die er geschaut, von Venedig und seinem großen Meister, dem unvergleichlichen Titian, und seiner Art und Weise, die Natur und das Leben zu erfassen und zu erklären; seine Augen erglänzten immer freudiger, jemehr er die Schätze seines Busens erschloß. Johannes wagte ihn kaum zu unterbrechen, und hing voll Andacht an Andreas Munde, der von einem Wunder der Vergangenheit zu dem andern ge-

leitet, seinen frühern Vorwurf aufs glänzendste zu widerlegen schien, bis er endlich mit den Worten schloß: „Und dennoch, bey all' der Herrlichkeit, so ich, mein lieber Johannes, an Deinen Blicken vorübergeführt, bey Roma's Pracht und all' den Paradiesesblüthen, die sich unter Italiens Himmel entfalten, was vermag uns der Heimath Bild zu ersetzen, das doch immer in einem treuen Gemüth den Sieg davonträgt über des Auslandes fremdartige Pracht? Was sind mir die üppigen, berauschenden Düfte jener Haine gegen den kühlenden Balsamhauch unserer Triften, was Rom's und Venedig's Paläste gegen die leichten, freundlichen Straßen unserer Vaterstadt? Was des Rialto's und des Broglio's wirres Getümmel gegen das friedliche, behagliche Treiben auf unsrer Maillebahn?*) Was endlich der stolze Venetianer mit seiner Maske vor Herz und Gesicht, gegen den ehrlichen harmlosen Niederländer, und der gepriesene Reiz aller römischen Schönen gegen den Unschuldshimmel in dem Auge einer einzigen Flammänderin!"

„Gestehe es nur, Andreas," entgegnete Johannes, „Du vergaßest Dein Herz mit nach Welschland zu nehmen, und darum vermochte kein Eindruck bey Dir tief zu haften." „Wenn es auch in der That so ist," lächelte Andreas, „so wußte ich damals noch wenig davon, als ich aus Utrecht hinauszog, und vermeinte, es würde sich das Bangen, so ich empfand,

*) Der beliebte Spaziergang der Utrechter.

wohl bald vergessen lassen, in den schönen Gefilden, denen ich entgegenging."

Aber es ist etwas ganz Eignes um des Menschen Gemüth; die Herrschaft über dasselbe ist doch nur einem Wesen ausschließlich gegeben, und eher vermag sich eine Blume ohne Sonnenlicht zu behelfen, als unser Herz den Einfluß eines Lebens entbehren kann, von dem wir gewohnt waren, Licht und Wärme in unser Daseyn zu saugen. — „Siehe!" begann er von Neuem, indem sich sein Antlitz immer freudiger verklärte: „denke ich über meine Vergangenheit nach, so verdanke ich, was ich bin und vermag, nächst Gott, einem Frauenbilde, dem zu Liebe sich eigentlich Alles Bessere in mir entwickelte. An ihres Auges Strahl erblühte meine innere Welt, und was ich dachte und bildete, — sie war es, sie allein, die ich überall nachzubilden, zu erreichen, die ich nach meiner Weise zu verherrlichen strebte. So lange ich in ihrem Kreise lebte, gestattete die Ruhe meines Glückes mir keine richtige Erkenntniß meiner selbst. Ich freute mich der raschen Entwicklung meiner Kräfte, aber ich ahnete nicht, daß sie die Muse war, die jenen gebot. Erst als ich fern von ihr war, und sie suchte, und in keiner Erscheinung des Lebens sie wiederfand, als mein Streben, ihres Beifalls entbehrend, ermattete; als meine Fantasie in trauriger Vereinzelung die Flügel senkte: erst da gewahrte ich, daß ich nichts sey, ohne sie, daß sie mein Alles, mein von der Gottheit bestimmtes Erbtheil sey, daß sie allein Einklang in

all mein Denken und Thun zu bringen vermöge. Fortan hatten meine Gedanken, Hoffnungen und Wünsche ein Ziel gefunden. Mein Muth begann sich allmählich an demselben wieder aufzurichten, und ich wandte alle Kräfte jugendlichen Strebens daran, dasselbe zu gewinnen. Was soll ich Dir das Ziel meiner Wünsche erst nennen? Gleich dem Stern, der den Weisen des Morgenlandes vorschwebte, sie zu dem süßen Heil der Welt zu geleiten, so winkte Edithas reine Gestalt mich zu dem wahren Glück meiner Seele, zu der friedlichen Heimath zurück; stets war mein innrer Blick auf dieselbe gerichtet, wie auch der äußere begierig trachtete nach Allem, was meine Kunst veredeln, meinen Geschmack zu bilden vermochte. Jetzt kehre ich zurück, das Herz zwischen Hoffnung und Furcht seltsam getheilt. Ich weiß, daß ich ohne Zagen in den Kreis unserer Meister treten darf; ich habe meine Lehrzeit wacker benutzt, und bin meiner Kunst gewiß; und doch, o Johannes! denke ich an sie, die ich damals als zarte Knospe verließ, und die nun in reich entfalteter Schöne alle ihre Schwestern überstrahlen wird, denke ich, wie die Ersten unsers Landes nach ihr hinschauen dürfen, wie der Werth der Kunst so oft andern Vorzügen weichen muß; dann ergreift mich ein Bangen, das mein fröhliches Selbstgefühl oft ganz zu besiegen droht, und Alles, was ich bin und besitze, scheint mir, neben ihr Himmelsbild gehalten, in Nichts zu verschwinden.

Andreas, dessen lebhaftes Gefühl ihm nichts

außer sich zu beachten gestattete, hatte es nicht bemerkt, wie das Gesicht seines Freundes allmählich ernster geworden war, und jetzt mit dem Ausdruck des Mitleids auf ihn gerichtet blieb.

„Editha?“ wiederholte er leise: „meinst Du Edithen, die Tochter des seeligen van der Hagen?“

„Van der Hagen todt?“ stammelte Andreas erschrocken, und sein Gesicht entfärbte sich, als zöge die Ahnung nach trüber Kunde mit kaltem Schauer darüber hin.

„Hattest Du, lieber Andreas, denn je zu Edithen von Deinen Wünschen und Hoffnungen gesprochen?“ fuhr Johannes fort.

„Wie konnte ich dies!“ entgegnete jener, „da ich mir selbst noch ein Räthsel war? Das Haus meines Vormunds grenzte an das ihres Vaters; wir wuchsen neben einander empor, und alle unsere Neigungen und Gedanken verschlangen sich schon in den Jahren der Kindheit, so daß wir uns unentbehrlich wurden, und Jedes wohl gleichen Schmerz empfand, als die Zeit der Trennung heranrückte. Wir liebten uns, aber unsere Liebe hatte noch keine Worte, erst als ich sie verlor, begehrte ich nach ihrem Besitz, so wie jedes wahre Gut nur in der Entfernung recht erkannt werden kann. — Ob sie seitdem wie ich empfunden, wer vermag es zu sagen? Der Vater wollte mir wohl, und daß dieser dahin ist, schlägt meine Hoffnungen vollends zu Boden!“

„Du hast demnach so lange Du abwesend bist, keine Kunde von Utrecht erhalten?“ frug Johannes.

„So wenig, als ich welche von mir ertheilte!“ gab jener zurück, „jetzt fühle ich mein Unrecht, und bereue es doppelt. Den Träumen meiner Phantasie hingegeben, vergaß ich die Wirklichkeit mit meinem Blick zu verfolgen; schnell rauschte die Zeit an mir vorüber, und schon liegen Jahre zwischen Damals und Jetzt.“

„Armer Freund!“ fuhr Johannes fort; „so hättest Du Dich ja nur allein anzuklagen, wenn sich indeß Alles ganz anders gestaltet hätte, als es Deine trügliche Einbildungskraft Dir geschildert.“

Andreas erstarrte, „was weißt Du?“ frug er gespannt.

„Es muß doch einmal heraus!“ rief Johannes, seinen Becher wie im Unwillen unsanft auf den Tisch niedersetzend: „So höre denn, Editha, Du Saumseliger, ist für Dich verloren! Sie ist seit einem Jahre vermählt. — Lange wählte die Jungfrau, denn es drängten sich der Freyer Viele um die schöne Erbin van der Hagens. Endlich faßte sie ihren Entschluß und reichte Herrn Altingern, dem reichen Goldschmidt, die Hand, zum Erstaunen ihrer jungen Bewerber.

Andreas Gesicht wurde erst todtenbleich, dann flammte es plötzlich in Zornes-Gluthen empor. „O Herr des Himmels!“ rief er aus, „wenn es so ist, wie Du sagst, so muß ich noch heut mit diesem Degen das ungetreue Herz des Goldschmidts durchboren. Er, mein Vormund, der sich stets die Miene gab, als wolle er mir wohl, der mit heuchlerischer Freigebigkeit der eignen

Baten nicht ſchonte, um meiner Kunſt die Bahn zur Vollendung zu brechen; er ſtiehlt mir indeß das einzige höchſte Gut meines Lebens, raubt mir ein Kleinod, das er ſelbſt nie zu würdigen vermag, und das nur der Zwang ihm zuführen konnte. Aber nein, es iſt nicht möglich! Du haſt dir ein luſtiges Mährchen erdacht, um mich für mein langes Schweigen zu ſtrafen!“ —

„Faſſe Dich und lerne das Unabänderliche ertragen,“ entgegnete Johannes, des Freundes Hand ergreifend: „Herr Altinger iſt als ein zu biedrer Mann bekannt, als daß er Dich abſichtlich hintergangen haben ſollte. Wie konnte er von Deiner Neigung wiſſen, da ſie Dir, wie Du ſagſt, erſt ſelbſt in der Ferne recht klar geworden iſt; wie Deine Wünſche ahnen, da Du mit keiner Zeile dieſelben verriethſt, ſondern auf die Gunſt des Ungefährs ganz allein Deinen Plan, Deine Hoffnungen ſtützteſt. Hüte Dich alſo wohl vor der Schuld, Andere entgelten zu laſſen, was Du Dir, armer Andreas, wohl allein zuzuſchreiben haſt! Editha hat ihr Loos freiwillig gewählt; und ihre Zufriedenheit damit iſt deutlich auf ihrem blühenden Antlitz zu leſen!“

„So iſt denn Alles, Alles dahin!“ ſeufzte Andreas; einen troſtloſen Blick zum Himmel emporwerfend. „Manches hätte ich mit Freuden gelitten, und Vieles getragen! Aber daß Du mir das heiligſte Gefühl meines Lebens zur Schuld machſt, daß Du den vollen Becher des Glückes von meinen jugendlichen

Lippen hinwegzogst, und ihn dem fühllosen Alter spendest, das übersteigt meine Kraft wie meine Gedanken, und ich fühle nur, daß das Elend meiner Zukunft ganz unermeßlich ist!"

Er zog mit diesen Worten sein Glas vor sich hin, aber er trank nicht, sondern blickte nur starr hinein, während von Zeit zu Zeit große Thränen über seine Wangen herabflossen, und sich mit dem perlenden Wein mischten.

Der Fremde, der während dem Gespräch der Jünglinge geschlummert zu haben schien, riegelte jetzt mühsam seine Augen auf und warf einen Seitenblick auf die schweigende Gruppe der Freunde. Er erhob sich hierauf, und den Kopf zu dem Fenster emporstreckend, aus welchem der aufmerksame Wirth von Zeit zu Zeit zu seinen Gästen herabsah, sprach er einige Worte heimlich mit demselben, worauf er sich wieder in die vorige Stellung zurückbegab.

„Nun, laß Deinen Muth nicht sinken, Andreas!" bat Johannes, nachdem sie lange trüb und schweigend neben einander gesessen; „die Welt ist groß und weit, und die Natur wird nicht alle gepriesenen Gaben an eines ihrer Geschöpfe allein verschwendet haben. — Wer weiß denn auch, ob Editha, so wie sie sich ausgebildet, an das Ideal gereicht haben würde, das sich Deine geschäftige Seele von ihr entworfen und ob nicht eine gleich schmerzliche Täuschung Dir gedroht hätte, auch wenn das Schicksal Dir günstiger war? — Nimm das Glas, Bruder, und stoß an: die Frei-

heit soll leben und die hehre, unverwelkliche Kunst! die ja doch unsre eigentliche Geliebte ist, und der die Huldigungen unserer Herzen vor allen treu und unveränderlich gebühren!

„Eigentlich," fuhr er fort, während sich jener vergebens zu sammeln versuchte, „eigentlich hat sich durch Edithas Verbindung mit Deinem Vormund Dein früheres Verhältniß zu ihr nicht besonders verändert. Du preisest die Jahre beglückt, als Du in van der Hagens Hause Dich Edithas anmuthiger Nähe erfreuen durftest. Du sprachest von ihrem Einfluß auf Deine Kunst, und da ich an der heimlichen Wunderkraft liebenswürdiger Wesen nicht zweifle, so glaube ich, daß in dieser geistigen Entwickelung, in der Wechselwirkung eurer Seelen, ganz besonders Dein Glück bestanden hat. Wer aber, mein Freund, dürfte Dir wehren, dieß schöne Verhältniß aufs Neue anzuknüpfen? — Das Haus Deines Vormunds wird Dir vor Allen gastlich offen stehen, und Edithas Umgang Dich wie sonst erfreuen; Du aber müßtest kein ächter Künstler seyn, wenn nicht gerade das Tröpflein Wermuth, das sich bisweilen in Deinen Freudenbecher mischen möchte, Deine Begeisterung steigern, und Dir die Kränze des Glücks und des Ruhms um so sicherer gewinnen sollte."

„Du nimmst mich entweder für einen Engel, oder für einen recht bösartigen Teufel!" entgegnete Andreas empfindlich, „nur dieser oder jener vermöchte sich in einer solchen Lage zu behaupten, während ich meine Kraft solchem Kampf nicht gewachsen fühle!"

„Andreas!“ gab jener zurück, indem er seine Hand auf des Freundes Schulter legte. „Ich weiß, daß Du stärker bist, als Du Dich in diesem Augenblicke fühlen magst! Ich weiß auch, daß Du fromm bist, und Einer, der da Gott liebt und fürchtet, gar viel über ein Herz voll Leidenschaft vermag! Ich scheide deßhalb, wenn auch mit recht tiefem Schmerz, doch nicht ohne Hoffnung von Dir, daß Du Dich wohl zurecht finden wirst auf dem dunklen, beschwerlichen Pfade, dessen Anblick Dich jetzt verwirrt und erschreckt. Ein ächter Künstler ist auch ein ächter Held! Dieß, geliebter Andreas, möge mein Abschiedsgruß seyn, und Dein Wahlspruch werden, mit dem Dich des Freundes Segen begleitet.

Mit wehmüthigem Gefühl riß sich Johannes von dem Herzen seines unglücklichen Freundes los. Beide warfen sich hierauf auf ihr Roß, und sich auf entgegengesetztem Wege von einander entfernend, waren sie sich bald aus den Augen verschwunden. Nach wenigen Minuten bestieg auch der Fremde sein Fuhrwerk, und sich den Namen der Jünglinge wiederholend, den er durch Vermittlung des Wirthes erfahren, folgte er gemächlich dem stattlichen Reiter die Straße nach Utrecht hinab.

Wenn Du, lieber Leser, es einmal im Leben selbst erfahrest, wie dem zu Muthe ist, der von dem Gi-

pfel der seeligsten Erwartung in die Tiefe gänzlicher Hoffnungslosigkeit sich hinabgestürzt sieht, so vermagst Du Dir das Gefühl wohl zu denken, mit welchem der arme Andreas nach der Begebenheit dieses Morgens die Mauern seiner Vaterstadt begrüßte.

Jede Stelle, jedes Haus, das ihm durch liebe Erinnerungen vertraut, freundlich entgegenwinkte, hatte einen neuen Pfeil des Schmerzes für seine Brust, und selbst die biedere Begrüßung manches bekannten Gesichts schien ihm, in das Gift heimlichen Hohnes getaucht, das Thörichte seiner Hoffnungen und Träume verweisen zu wollen. Er eilte, als würde er von Häschern verfolgt, durch die Straßen, und erwählte die abgelegenste Herberge, um dort stille und unbemerkt seinen Einzug zu halten.

Hier in sein Gemach verschlossen, wollte er sich seinem Gram überlassen. Heftig weinend stürzte er, als er allein war, auf seine Knie, und sein trostloser, zum Himmel gerichteter Blick bezeugten mehr, als es Worte vermochten, den ungeheuren Schmerz, der sein junges Leben zu Boden zu drücken drohte. Mehrere Tage vergingen ihm so in gänzlicher Abgeschiedenheit, während er Alles vermied, was ihn mit der Außenwelt in Berührung zu bringen vermochte. Der Gedanke, in seiner Stimmung Menschen zu sehen, zu sprechen, die ihn in der vollen Blüthe jugendlichen Frohsinns gekannt, war ihm ganz unerträglich; es war ihm, als wüßte ein Jeder um sein Geheimniß, und sein Stolz sträubte sich, den Blick des Mitleids zu begeg-

nen. Endlich gelang es ihm, ſich aus ſeinem trüben Brüten empor zu reißen. Er ſuchte ſeine Bilder, ſeine Zeichnungen hervor und begann in der Stille ſeiner Zelle ſeine Werkſtatt aufzuſchlagen. Der Fleiß ſollte ihm Frieden erkämpfen; aber es fehlte ihm die Luſt an der Arbeit, ohne welche der Künſtler nichts zu vollbringen vermag. Der Anblick ſeiner Gemälde führte ihm Edithas Geſtalt in der mannigfaltigſten Abwechſelung vor die Seele. Hier ſprach ſie in dem Unſchuldsblick einer Madonna zu ihm, dort blickte ihr Köpfchen aus lichtem Gewölk als Engel herab, in der Glorie der Himmelskönigin verſchwebend, und dort lächelte ſie ihm in aller ihrer Kindlichkeit und Anmuth in der Tracht ihres Vaterlandes aus dunklem Laubengrunde entgegen, dem Klange der Laute horchend, welche in ihres Sängers Arme ruhte.

„Kann ich, und weiß ich denn etwas Anderes zu denken, zu bilden, zu ſingen, als ſie, ſie allein?“ ſeufzte er, „und muß ich nicht, mit meinem Talent zugleich untergehen, da dem fröhlig hinauf ſtrebenden Keim meiner Kunſt, ach, meinem Leben ſelbſt das Herz ausgebrochen iſt? O Du, mein unvergeßlicher Lehrer, der Du den Geiſt wohl erkannteſt, der aus mir herausbildete und ſchuf, Du würdeſt es wohl erkennen, daß ich nun gar nichts mehr bin, da ſie mir genommen, und mich als geſtorben betrauern!“ — Er wollte die Bilder wieder verſchließen, aber ein unwiderſtehlicher Zauber zog ihn immer wieder aufs Neue zu denſelben hin.

„Könnte ich sie nur noch einmal sehen!“ rief er aus, „unbeachtet, unbemerkt, — könnte ich an dem Himmelsstrahl ihrer Schönheit nur noch einmal die sterbende Flamme meiner Kunst entzünden, vielleicht, daß sie mich über das Leben erhübe, und über den Schmerz, und ich dann beruhigter hinausziehen könnte in die weite Welt!“

Je mehr er diesem Gedanken nachdachte, desto wohlthätiger und unentbehrlicher schien ihm die Ausführung desselben. Er sann nunmehr auf Gelegenheit, sich Edithen zu nähern, ohne das Haus seines Vormundes zu betreten, dessen Wiedersehen er gänzlich vermeiden wollte. Nach den Erkundigungen, die er einzuziehen sich bemühte, erfuhr er, daß Meister Altinger, seitdem er sich verheirathet, den schönsten Garten der Stadt an sich gekauft, und diesen, sammt dem stattlichen Wohngebäude, das er mit seiner jungen Gemahlin bezogen, zu einem Wunder der Pracht erhoben und verherrlicht habe. Er vernahm ferner, wie der gefällige Goldschmidt jedem Fremden und Einheimischen gern gestatte, sich an den sinnreichen und künstlichen Anlagen und Verschönerungen desselben zu ergötzen, wie auch sein Garten und Prunkgewölbe selten leer sey von Bewunderern und neugierigen Beschauern, zumal da zur Seite der köstlichen Blumen und Juwelen die bildschöne Hausfrau des Goldschmidtes bisweilen zu erschauen sey, die mehr noch als diese die Augen der Anwesenden fessele und entzücke.

Als Andreas solches erfuhr, vermochte er nicht

mehr der heftigen Begierde zu widerſtehen, ſich in Edithas Nähe zu begeben; und ob es gleich ſchon ſpät am Tage war, und die Sonne ſich bereits zum Untergange neigte, ſo zog es ihn dennoch hinaus in die Gegend, wo, wie er wußte, der Garten des Goldſchmidts gelegen war. Schon ſah er von fern die ſchlanken Baumwipfel, die Edithas Heimath beſchatteten; eine wehmüthige Freude dämmerte in ihm empor, je näher er derſelben kam, und er die Lüfte trank, in welchen ſie athmete. Es gelang ihm, in den Garten zu kommen, ohne das Wohngebäude zu betreten. Die Schatten des Abends verdunkelten bereits die hohen Laubengänge, und der aufſteigende Mond begann ſein zitterndes Licht in abentheuerlichen Geſtaltungen durch die verſchlungenen Zweige zu werfen. Ihm war, als befände er ſich in einer geweihten Kapelle, Schauer ſüßer Andacht ergriffen ſein Gemüth; es war nicht mehr die Geliebte, es war ein Heiligenbild, zu dem er wallfahrtete, von deſſen Antlitz er Geneſung hoffte, deſſen reine Nähe ihn heilen ſollte von allen Schmerzen und Wunden.

Gleich Weihrauchdüften ſtieg es von den nahen Blumenbeeten auf, die grünen Hallen feſtlich durchziehend — und als er aus dem Dickicht hervorſchritt, that ſich vor ihm ein Gefilde auf, das bey dem Silberlicht des Mondes zu einem Paradieſes-Garten verklärt, Alles überbot, was jemals ſein Auge geſehen. Zwiſchen ſchlanken Roſenbäumen, die in langen Alleen die Felder des Gartens durchſchnitten, blickten kunſt-

reiche Marmorstatüen aus dem Grünen hervor. Dazwischen schlangen sich sorgsam gepflegte, in allerley Formen geordnete Blumenstücke, die in ihren grünen Einfassungen wie seltsam verschlungene Hieroglyphen anzusehen waren. Alles schien in der Fülle eines ewigen Frühlings zu lachen. Jetzt lockte ein Lautenklang seinen Blick plötzlich zur Seite, und, o Himmel! — unter blühenden Orangenbäumen, die in langer Reihe den Prachtbau des stattlichen Wohnhauses umgaben, erblickte er die holde Editha, einer strahlenden Fee gleich, die, auf Blumen thronend, ihr Zauberreich mit wohlgefälligem Blick überschauet. Ihr jugendliches Gesicht, heil und blühend wie der Morgen, blickte wie träumend zu dem Abendhimmel empor. Das schöne, braune Haar war mit Perlen durchflochten, und an dem schlanken Hals, wie an der zart gerundeten Hand, die über die Saiten hinirrte, schimmerte der Glanz blitzender Edelsteine. Der fein gefaltete Spitzenkragen, das mit goldner Stickerey reich verzierte, kostbare Bruststück, und das lange herabfließende Oberkleid von schwerem Seidenstoff, vollendete das stattliche Ansehen der schönen Frauengestalt. Ihr dicht zur Seite prangten in reichvergoldeten Gefäßen die seltensten Gewächse, deren schwere Blüthendolden sich schmeichelnd zu ihr herabbeugten; vor ihr aber warf ein Springquell seinen reichen Krystallstrahl hoch über die Wipfel der Orangen empor, während des Mondes Strahl sich in seinem Silberstaube spiegelte, und ihn in tausendfache Diamanten zerbrach.

Andreas ſtand wie feſtgezaubert vor dem anmuthigen Gebilde. Sein Auge irrte verblendet von ihr auf die Pracht der Umgebungen, und von dieſen wieder auf ſie zurück; Eines ſchien für das Andre erſchaffen, und ſie bedünkte ihm in dem Glanz ihres Schmucks, ihrer Gewande, als die ſeltſamſte, auserleſenſte Blume, die durch irgend einen Zauber dieſem Boden eingeſenkt ſey, um ſeine Zier über die jedes andern zu erheben.

Jetzt erhob ſich ihre Stimme; o wie oft hatte er dieſen Tönen gelauſcht, wenn ſie in anmuthigem Wechſelſpiel mit ihm, an der Seite des Vaters geſeſſen! Es war ein Lied aus jener Zeit, was ſie begonnen; ſie ſang es mit derſelben kindlichen Anmuth, ihr Auge blickte eben ſo heiter und zufrieden, kein Schatten des Unmuths verdunkelte den Himmelsglanz ihrer Züge! — Sie war glücklich, ſie fand ihr volles Genüge im Schooße der üppigen Herrlichkeit, die ſie umgab; o er ſah es ja, las es ja deutlich auf dieſer Stirn, dieſen Augen, — aber dieſe Laute, die ſie ſo zärtlich ans Herz drückte, war ſie nicht von ihm? und konnte ihm nicht vielleicht doch eine wehmüthige Erinnerung geweiht ſeyn? — Faſt gewaltſam mußte er ſeinen Fuß zurückhalten, es drängte ihn, hinüber zu ſtürzen zu ihr, erfahren wollte er, ob ſie noch ſeiner gedenke, ob ſein Anblick — da gemahnte es ihn an ſeinen Vorſatz, Keinem, auch ihr nicht ſeine Nähe zu verrathen, und er bedeckte mit ſeiner Hand die ge-

blendeten Augen, fest entschlossen, ihrem Zauberkreise zu entfliehen.

Jetzt zog ein Geräusch noch einmal seinen Blick auf jene Stelle zurück. Die Hausthür stand geöffnet, und aus derselben hervor trat Herrn Altingers ansehnliche Gestalt, auf den Marmorstufen verweilend, während er mit Behaglichkeit das anmuthige Eden zu seinen Füßen überschaute. Die kleinen, von den buschigen Brauen und den vollen Wangen fast ganz versteckten Augen spähten rings im Kreise umher, bis sie endlich mit wohlgefälligem Lächeln auf Edithas Blumenthron haften blieben. Hierauf schritt er gemächlich zum Garten hinab, und zu Edithen, die, ihn gewahrend, das schöne Köpfchen wandte, und ihn freundlich begrüßte. Er neigte sich zu ihr herab, und sagte ihr einige Worte; es schien, als bitte er sie um etwas, denn sie nickte wie gewährend, sah dann freundlich lächelnd zu ihm empor, und erhob sich dann, worauf er sie sogleich die Marmorstufen hinaufgeleitete.

Andreas starrte ihr in dumpfer Betäubung nach. — Ein schallendes Gelächter rang sich endlich aus seinem Busen los; — es war, als verwandle sich Alles um ihn her. Verschwunden war sein Heiligenbild, das Ideal seiner Träume untergegangen. Nichts sah er, als die üppige Pracht einer Sultanin, das listig angelegte Labyrinth eines boshaften Zauberers. Schneidende Mißklänge durchwogten seinen Busen; er raffte

ſich auf, und eilte wie von bangem Entſetzen getrieben, durch die nächtlichen Gänge des Gartens zurück.

Als das friedliche Tageslicht die Fenſter von Andreas Gemach zu vergolden begann, und dieſer, erwachend, den heitern Morgen begrüßte, zogen die Bilder des geſtrigen Abends noch einmal an ſeiner Seele vorüber. — Noch glühte jeder Eindruck, gleich friſchen Wunden, in ſeinem Gemüth, aber wie es immer geſchieht, daß ſich unſre Phantaſie zuletzt doch wieder beruhigt und beſänftigt, wenn der Tag nur erwacht, ſo ſtand auch Edithas Bild bald wieder in fleckenloſer Schönheit vor des Jünglings Gemüth. Der Gedanke, ſie in der Fülle der Herrlichkeiten, in der er ſie geſtern geſchaut, für immer feſtzuhalten, erwachte aufs Neue in ihm. Mit unvergänglichen Farben ſah er das Bild in ſeine Seele gezeichnet; es eben ſo treu wieder zu geben, wurde jetzt ſein Sehnen, ſein Streben. Bald war die Leinwand geſpannt rüſtig ging er ans Werk. Eine unſichtbare Hand ſchien ſeinen Griffel zu lenken, und ſchon waren die lieblichen Formen in leichten Umriſſen vollendet; da war es, als flüſtre eine Stimme ihm zu: vergiß auch den Gebieter dieſes Zauberreichs nicht! Und eh er ſich deſſen verſah, grinſte ihm von der Leinwand eine hämiſche Satyrlarve entgegen, die mit Herren Altingers wohlbehaglichem Lächeln über die Schulter

des schönen Frauenbildes schaute, als wollte sie mit ihrer Gegenwart den ganzen Zauber des anmuthigen Bildes vernichten. „„O ihr ewigen Mächte des Himmels!“ rief er, als er jetzt das Ganze überblickte; „so ist es dahin mit mir gekommen, daß der Geist des Bösen mich also umklammert, daß ich ihn mit hinübertragen mußte in die heiligen, stillen Regionen der Kunst, und ihre himmlische Schönheit beschmutzen wollte mit den Mißgestalten des Neides, des Hasses? — Nein!“ rief er aufspringend: „Lieber werde mein Name nie der Nachwelt genannt, als daß ein Makel so finstrer Art an meinem Nachruhme hafte!“ — und den Griffel weit von sich werfend begann er alsobald die Zeichnung bis auf die letzte Spur zu vernichten. Kein Umriß sollte bleiben, weil er dem Geiste nicht traute, der seine Hand regiert, und als es vollbracht war, ergriff er sein Barett, und eilte aus der schwulen Luft des Zimmers hinaus ins Freye, um unter Gottes freyem Himmel von der Krankheit seiner Seele zu genesen. Es wurde so eben zur Frühmesse geläutet. Der Klang der Orgel, so aus der hohen Domkirche herübertönte, winkte wie die Stimme eines Engels in das geöffnete Friedensreich. Fromme Beter strömten durch die Pforten derselben, mit niedergeschlagenem Blick, die Hände über der schuldbewußten Brust reuig gefaltet, trat er in das Gotteshaus; hier in des Unsichtbaren Reich, wo die vergängliche Lust arm und glanzentkleidet erscheint, neben der Ahnung des Ewigen,

das irdiſche Sinne noch nicht zu erfaſſen vermögen, das aber dennoch in den Stunden frommer Andacht des Menſchen Herz oft ſo beſeeligend überkommt, hier ward es ihm zum erſtenmale klar, wie ſchwach, wie unmännlich ſein Herz, wie kleinlich und eigennützig ſein ganzes Sinnen und Trachten war. —

„Führe Du mich, da ich ſelbſt des Lichtes ermangle!“ flehte er mit Inbrunſt; und auf ſeine Kniee niederfallend, lag er lange in heißem Gebet vor dem Herrn, ſich ſeinem Schutz, ſeiner Leitung mit kindlichem Glauben unterwerfend. —

In ſeiner Behauſung angekommen, ging er daran, ſeine Geräthſchaften zu ordnen; er wollte Utrecht auf einige Zeit verlaſſen, bis daß er ſich ſtark genug fühlte, das Haus ſeines Vormunds zu betreten; denn wie er auch ſein Unrecht gegen denſelben einſah, und es von Herzen bereute, ihn um eines Glück willen, das er rechtlicherweiſe beſaß, ſo lieblos angefeindet zu haben, ſo lag es doch vor der Hand noch außer den Grenzen ſeiner Kraft, ein ruhiger Zeuge deſſelben zu ſeyn. — Seine Leidenſchaft ihm aber auf irgend eine Weiſe zu verrathen, war ihm der unerträglichſte Gedanke unter allen, und doch mußte er dieß bey der Lebhaftigkeit ſeines Weſens befürchten, weßhalb er eine ſo gefährliche Lage lieber gänzlich zu vermeiden beſchloß. Während er in Gedanken verſunken,

den Plan seiner Zukunft entwarf, weckte ihn ein sanfter Schlag auf seine Schulter plötzlich aus seinen Träumen, und zugleich ließ eine wohlbekannte Stimme sich also vernehmen: „Ey, Andreas, Du ungetreuer und übermüthiger Gesell! Was hat Dir Deine Vaterstadt Utrecht, und Dein redlicher Freund und Vormund gethan, daß Du Dich Tage lang hier aufhalten kannst, ohne auch nur Einem von uns Deinen Gruß zu entbieten?" — Andreas fuhr erschrocken empor, denn vor ihm stand Herr Altinger selbst, ihm die Arme zum herzlichen Willkommen entgegenstreckend.

Unwillkührlich trat er einige Schritte zurück, seiner Umarmung ausweichend. „Seh Einer den stolzen Burschen!" — fuhr jener halb scherzend, halb empfindlich fort. „Hast Du denn über den Herrlichkeiten des Auslandes die Biederkeit und Herzlichkeit Deines Vaterlandes so ganz vergessen, daß Du Dich geberdest, als wärest Du einem ganz Fremden gegenüber?"

„Nichts für ungut! Herr Altinger!" gab Andreas zurück, indem er ihm niedergeschlagenen Blickes die Hand bot: „Wohl dürfte es manchmal geschehen, daß die Fremde uns heimathlich, und die Heimath uns fremd wird, und da dies, zu Euch gesagt, auch mein Fall ist, so werdet Ihr es nicht mißdeuten, wenn ich meine Gegenwart Allen verborgen hielt, um ungehemmt und unbemerkt wieder zurück zu kehren, von wannen ich gekommen bin." „Das ist Dein Ernst nicht, Andreas!" entgegnete Jener. Die edle Jünglingsgestalt mit sichtlichem Wohlgefallen betrachtend.

„Du vergißt, daß ein wackrer Künſtler nicht ſich, ſondern ſeinem Vaterlande gehört, und daß er dieſem den Gewinn ſchuldig iſt, den er von fremdem Boden zurückbrachte!"

„Ihr gingt in Euern Erwartungen von mir zu weit!" verſicherte Andreas. „Und Du kamſt ihnen dennoch immer glücklich nach!" lächelte jener. „Man darf Dich ja nur anſehen mit den Augen voll Muth und der ſtolzen rüſtigen Haltung, ſo weiß man es ja gleich, daß Du nicht zurückbleiben kannſt, wo es Andern gelingt, zum Ziele zu ſchreiten. Gieb mir die Hand, Andreas, und verſprich mir, Deiner Reiſeluſt förder mit keinem Wort zu erwähnen. Ich gedenke Dich nunmehr recht feſt zu halten, zur Freude Aller, und habe mich lange genug nach dieſem Augenblick geſehnt!" „Laßt das, Herr Altinger!" bat jener. „Ein Jeder weiß, was ihm eben von Nöthen. Das Menſchenherz iſt ein gar ſeltſames Ding, und ſchwer iſt's, ſein Lebenselement dem Andern zu erklären." „Nun, Du unſteter Geſell! ſo gehe, wohin Dich dein Trieb zieht!" grollte der Goldſchmidt; „aber Eines darf ich mit allem Recht von Dir fordern und Du müßteſt kein gutes Herz haben, wenn Du auch hier mich zurückweiſen ſollteſt! Gott weiß, daß ich nie auf Dank gerechnet, bey Allem, was ich mit der Liebe eines Vaters für Dich gethan! Ich kenne die Art und Weiſe der Jugend, und bin weit entfernt, mit Dir rechten zu wollen! Aber eine Blüthe zu ſehen von dem Stamme, den ich gepflegt, den ich ſelbſt zu ſchönerem Gedeihen

unter den südlichen Himmel verpflanzt, — das ist, meine ich, ein Wunsch, den ich eben so gut aussprechen darf, als Du mir denselben erfüllen kannst. Ich lade Dich deßhalb in mein Haus, damit Du mir dort Deine Meisterprobe ablegen mögest! Du sollst meine Editha malen, ein Auftrag, den ich nur Dir allein anvertraue, weil ich von früher her weiß, was ich in dieser Art von Deiner Kunst zu erwarten berechtigt bin!"

Andreas stand, den Blick zu Boden gekehrt. Auf seinem Antlitz stieg eine dunkle Röthe empor, man sah, welchen heftigen Kampf er bestand. Vergebens sann er auf ein Mittel, dieser gefährlichen Aufforderung zu entgehen, er vermochte nichts zu entgegnen, aus Furcht, sich zu verrathen. „Ich wußte es wohl, das konntest Du mir nicht verweigern!" fuhr Altinger fröhlicher fort. „Fortan sollst Du Deine Werkstatt in meinem Hause aufschlagen, damit es Dir heimischer werde in Utrechts Mauern. Sogleich send ich meine Diener, Deine Geräthschaften zu holen!" „Das Letzte unterlaßt, wenn ich Euch bitten darf!" stammelte Andreas. „Erlaubt mir, die Zeit zu diesem Geschäft nach Belieben zu wählen. Das Bild werde ich fertigen, wenn und wo, sey mir überlassen!" — „Wenn und wo?" brauste Herr Altinger auf, „bist Du etwa zu hoffärtig, das Haus eines ehrlichen Goldschmidts zu betreten?"

„Ihr seyd überaus heftig, und versteht mich unrecht!" stammelte Andreas, in der höchsten Verlegenheit. „Ich werde Eurer Einladung Folge leisten, nur will ich auf keine Weise in meiner Freyheit be-

ſchränkt ſeyn! Jeder Zwang iſt ein Mehlthau, der ſich vernichtend auf die Blumen der Kunſt legt, und wenn Ihr wollt, daß das Werk, ſo Ihr mir übertraget, nur einigermaßen gedeihen ſoll, ſo fragt weder viel nach dieſem, noch nach mir, — frey und unbemerkt, wie die Natur, will und kann allein des Künſtlers Gemüth aus ſich heraus bilden und geſtalten! Alle fremde Einmiſchung iſt ihm ſtörend und ſchädlich!" „Ich verſteh Euch, und werde Euch nicht in den Weg treten, Meiſter Andreas, damit Ihr Euer Ziel ungehindert verfolget!" entgegnete der Goldſchmidt, „nehmt nicht übel, wenn ich Euch jetzt unbewußt, eine Stunde der Muße beſchränkt! Den Künſtler ſtört man zu jeder Zeit, aber ein ſchlichtes, treuherziges Gemüth kann es wohl einmal vergeſſen, wenn es der Augenblick hinreißt, ſeinen guten Willen zu bezeigen!" Er drückte mit dieſen Worten ſeinen kleinen, ſpitzigen Hut auf die Stirn, warf das Haupt ein wenig zurück, und ſchritt nach kurzem Lebewohl, trotzig zur Thür hinaus. Andreas ſtand noch immer wie betäubt. Es war bereits zu ſpät, als er Herrn Altinger nacheilen wollte, die vermeintliche Kränkung wieder gut zu machen. Er ſah es, ganz unvermeidlich war nunmehr der Beſuch im Hauſe des Goldſchmidts. Alles, was Herr Altinger jemals für ihn mit väterlicher Güte gethan, und deſſen war recht viel, trat mahnend vor ſein Gedächtniß; er fühlte, daß es mehr als der ſchwärzeſte Undank wäre, wollte er ihm den einzigen Lohn, den er von ſeiner reichen Saat zu erndten gehofft, verweigern.

Wie es aber ertragen, der schönen Editha zu nahen, ihr stundenlang gegenüber zu sitzen, mit einem Herzen, dessen Wunden kaum zu vernarben begannen? Mußten nicht seine Entschlüsse, das mühsame Gebäude seiner Vernunft aufs Neue zusammenbrechen in diesem unseeligen Verhältniß? Er begab sich endlich alles weitern Nachdenkens, überzeugt, daß hier nichts mit der eignen schwachen Kraft gethan sey. Er hoffte, es werde zu der Prüfung, die ja recht unmittelbar nach seinem frommen Gebet ihm zugesandt worden war, ihm auch Rath und Hülfe von Oben kommen, und diesem Gedanken vertrauend, fuhr er fort, sich jeden Morgen an heiliger Stätte zu stärken, damit er sofort die finstern Geister besiegen lerne, die ihn abhielten, sich mit dem Glück seines Vormundes zu vertragen.

Ein heller Sonntagsmorgen war aufgegangen. Der hohe Dom der alten Stadt Utrecht erglänzte in flammendem Morgengold, und das bunte Spiel der Flaggen und Seegel, die von den Schiffen des Canals herüberwehten, gewährte, hin und wieder von grünen Baumwipfeln unterbrochen, in dem reinen Azur des Morgenhimmels einen gar erquicklichen Anblick. Andreas hatte so eben den Dom verlassen. Die friedliche Sabbathsstille umher hatte sich unbewußt seinem Herzen mitgetheilt. Er fühlte die Schwingen

frohen Jugendmuthes seinem Daseyn zurückgegeben, mit welchen man sich so leicht über die Klippen des Lebens erhebt.

Heute, das gestand er sich freudig, vermochte er Herrn Altingers Haus zu betreten. Rüstigen Schrittes begab er sich auf den Weg, bemüht, die glückliche Stimmung fest zu halten. Nach des Goldschmidts Gemächern fragend, wurde er alsobald in dieselben gewiesen. Freundlich trat dieser ihm aus seinem Prunkzimmer entgegen, dessen eben so reiche, als geschmackvolle Verzierung die Blicke unwillkührlich an sich zog. Die hohen Bogenfenster, deren obere Hälfte mit bunten Glasmalereien geschmückt waren, warfen den Tagesstrahl in hellen, farbigen Lichtern auf den mit Porzellan ausgelegten Fußboden. An den Wänden aber umher glänzten, in breiten Glasschränken geordnet, die reichsten Geschirre und Pokale von getriebener Gold- oder Silberarbeit, untermischt von der Pracht bunter Geschmeide.

Herr Altinger selbst war in seinem reichen Sonntagswammes, den bauschigen Ermeln und Unterkleidern, den gelben Strümpfen und den mit Schleifen geschmückten Schuhen gar stattlich anzusehen, dabey glänzte sein Gesicht in dem Ausdruck der innigsten Freude, und er bot zu wiederholten Malen seinem Gaste die Hand zu dem herzlichsten Willkommen. Nachdem Andreas auf die theilnehmenden Fragen Herrn Altingers ihm Mancherley aus seinen Lehrjahren mit-

getheilt hatte, begann auch dieser, ihm von sich und seinen neuen Versuchen und Entdeckungen zu erzählen, worauf er ihn mit Behaglichkeit von einem Schrank zum andern geleitete, um ihm die künstlichen Arbeiten der letzten Zeit vorzuzeigen.

„Ich habe, seitdem Ihr aus unsrer Mitte schiedet, Euch einigermaßen ins Handwerk gepfuscht!“ fuhr er mit heiterer Laune fort, indem er ein neues Gemach öffnete, dessen Glanz dem ersten nichts nachgab. „Die edle Kunst der Malerey wurde von mir stets in Ehren gehalten, und da ich nie gelernt mit Farben umzugehen; so habe ich versucht, meine Bilder in edlem Metalle auszuführen, wie Euch diese Platten bezeugen werden.“ Er nahm mit diesen Worten ein großes Silbergemälde von der Wand; welches in bewundrungswürdiger Feinheit ein Historienstück darstellte, dessen Figuren so geschickt herausgetrieben, und so künstlich geordnet waren, daß Andreas kaum begreifen konnte, wie dieß Alles ein grober Stahlgriffel zu erschaffen vermöge, und voll Bewunderung ausrief: „Ey, werther Meister Altinger! Warum habt Ihr mir nicht sogleich von dieser Eurer kunstreichen Arbeit erzählt! Muß doch nunmehr Jeder von uns, Euch als wackern Genossen die Hand reichen, da Ihr Euer Handwerk also zur Kunst veredelt! Jeder, der diesen schön angelegten Hintergrund, diese wohlgeordneten Gruppen, und die Sauberkeit und Sorgfalt beachtet, mit der Ihr Alles bis auf das Kleinste ausgeführt habt, würde in Euch einen recht tüchtigen Maler vermuthen, und

staunen, daß Euch Solches ohne Uebung jener Kunst gelang!"

„Es freut mich, daß Ihr die Schwierigkeit anerkennt, die diese Arbeit begleitet," entgegnete der Goldschmidt: „Ihr Maler vermögt wohl zehn Eurer Farbenschöpfungen zu vollenden, bevor wir ein einziges Metallgemälde ohne Fehl und Makel zu fördern vermögen; — Ihr könnt die Mängel Eurer Bilder mit Farben bedecken, aber hier verdirbt oft ein einziger übereilter Hammerschlag das ganze Kunstwerk; und es gehört viel Bedächtigkeit dazu, einen Versuch dieser Art tadellos zu vollenden.

Mit steigendem Interesse betrachtete Andreas die Reihenfolge der verschiedenartigen Bilder, welche die Wände als schöne Zierrath schmückten. Laubwerke, Blumen, Fruchtstücke, Thiere und Menschengestalten wechselten in bunter Mannigfaltigkeit unter einander ab; und jedes bekundete den geübten Griffel des Meisters. Jetzt öffnete Herr Altinger ein Wandschränklein, und indem er aus einer reichverzierten Sammetkapsel ein kleines Bild hervorlangte, trat er mit einem Gesicht, auf dem der Triumph des eignen Bewußtseyns gar ergötzlich zu lesen war, zu Andreas hin, und begann: „Da Ihr mir bisher Euren Beifall nicht versagtet, so darf ich hoffen, daß Ihr auch diesen meinem besten und schwierigsten Kunstwerk Gerechtigkeit widerfahren lassen werdet!" Hiermit überreichte er das Bild dem jungen Meister, wäh-

rend er in gespannter Neugierde vor demselben stehen blieb.

Andreas schaute lange, und sichtlich überrascht auf dasselbe herab, allmählig aber erglühte er, wie von heimlichem Unwillen erfaßt, bis er endlich ausrief:

„Nein, nein, werther Vormund und Meister! Was das Portraitiren anbelangt, vornehmlich bey einem Angesicht, bey dem die Form, so schön sie ist, Nebensache, und die Seele Alles ist, so überlasset dieses nur ein für allemal uns Malern, die wir allein bestimmt sind, die feine Schrift auf dem Menschenantlitz treu und leserlich wiederzugeben! Da habt Ihr Eure Editha zurück! Ihr hättet mit demselben Recht den Mond in Wachs pussiren, und Sonne und Sterne mit Euern Punzen heraustreiben können! Man hätte Beides recht gut erkannt, ohne besondere Lust und Andacht dabey zu empfinden, — und so auch hier! Wie auch Euch und vielleicht Vielen dies Bildlein genügen möge: Einem, der den unsterblichen Strahl der Schönheit empfunden, ist dies Bild nichts, als ein todtes Metall, das dem Erdenschoos angehörend, weder Leben hat, noch dem warmen Leben des Herzens genügen kann!“

„Ho, ho!“ entgegnete Herr Altinger, „seyd Ihr doch so streng und auffahrend, wie ich Euch nie gesehen! Gewiß hab' ich hier unbewußt den Hauptzweig Eurer Kunst und somit Eure schwache Seite berührt, daß Ihr so heftig daherbrauset! Jeder von Euch soll sein Feld haben, wo er nicht gern seines-Gleichen zur

Seite duldet, und auch Ihr, mein guter Andreas, ſcheint dieſe Behauptung eben nicht zu widerlegen!“ Andreas, über ſeine unvorſichtige Heftigkeit aufs äußerſte betroffen, entgegnete kleinlaut: „Ich glaube in der That, Meiſter Altinger, Ihr habt es getroffen! Das Menſchenantlitz, dieſer Spiegel der innern Welt, iſt der eigentliche Gegenſtand meiner Kunſt; und da ich meinem hohen Meiſter nicht auf ſeinen drey Sonnenbahnen nachzufolgen vermochte, ſo begnügte ich mich damit, ihn wenigſtens auf Einer derſelben aus allen Kräften nachzuſtreben.“ — „Ihr verſteht es, meine Erwartungen aufs höchſte zu ſpannen!“ gab Herr Altinger zurück! „Wohl mir, daß ich Euch endlich habe, und Ihr nun vollbringen könnt, was mir nur zur Hälfte gelang.“ — Andreas, der dem Goldſchmidt nunmehr durch die That zu beweiſen wünſchte, was es heiße, ein ächtes Gemälde zu fertigen, konnte es kaum erwarten, ſein Werk zu beginnen. Sein künſtleriſcher Stolz, ſein Eifer war mit einemmale erwacht, die Gefahr, die ihm früher ganz unüberwindlich gedäucht, ſchien ſchon zur Hälfte überwunden, und bald folgte er voll Entſchloſſenheit Herrn Altinger, welcher ihn erſuchte, ihn nunmehr ſeiner Hausfrau vorſtellen zu dürfen. Sie traten, nachdem ſie mehrere Zimmer durchſchritten, in ein Erkerſtübchen, deſſen Fenſter bis zu dem, mit köſtlichen oſtindiſchen Teppichen belegten Fußboden hinabliefen, ſo daß man durch dieſelben den Garten frey überſchauen konnte. Hier ſtand nun die liebliche Editha, und ſchien mit

den Vöglein zu ſchwatzen, die in reich vergüldeten Käfigen ſie umgaben; ſinnreich geordnete Blumen bildeten einen Kranz um den Tiſch, vor welchem ſie ſtand, und wetteiferten mit den Juwelen, die den Feſtſchmuck des ſchönen Frauenbildes erhöhten.

Herr Altinger hatte Andreas Hand gefaßt, und führte ſeinen Gaſt mit freundlichen Worten Edithen entgegen. Als dieſer die Augen aufſchlug, und das theuerſte Bild ſeiner Seele nun ſo ganz dicht vor ihm ſtand, wurde es ihm doch gar mächtig beklommen ums Herz, und er vermochte kaum einige Worte höflicher Begrüßung zu ſtammeln. Dabey glaubte er an der weißen Hand, mit der ſich Editha leicht auf den Marmortiſch ſtützte, ein leiſes Zittern zu bemerken, auch wechſelte die Farbe ihrer Wangen in ſeltſamer Haſt, ſo daß er wohl ſah, er habe nicht allein an dem Gewicht dieſes Augenblicks zu tragen. Herr Altinger betrachtete Beide mit ſorgſamem Scharfblick, bald aber ſchien ſeine biedre Gutmüthigkeit jedes Mißtrauen zu beſiegen, und er empfahl Edithen ſeinen Gaſt zu beſondrer, freundlicher Aufnahme, welches der Roſenglanz der Freude, der immer heller auf den Wangen derſelben aufleuchtete, ſchon ganz von ſelbſt zu verſprechen ſchien.

Lange blieb das Geſchäft der Unterhaltung Herrn Altinger faſt allein überlaſſen, da er dieſes aber wenig zu bemerken ſchien, ſondern in der behaglichſten Stimmung Alles aufſuchte, was ſeine Freude an den Tag legen konnte, den jungen Meiſter in ſeinem

Hauſe zu bewirthen, ſo gelang es ihm endlich, denſelben zu ermuthigen, und auch Editha miſchte, dem Geſpräch der Männer lauſchend, hin und wieder ein Wörtlein in daſſelbe, bis ſich die Liebenswürdigkeit ihres Weſens allmählig in ihrer vollen Eigenthümlichkeit zu entfalten begann. Als Andreas den Klang der geliebten Stimme vernahm, war es ihm, als führe eine unſichtbare Hand ihn in die Zaubergärten der Vergangenheit zurück. Alle Wonnen jener Zeit, alle kühn aufſtrebenden Jugendträume zuckten wie die Lichtſtrahlen eines langentbehrten Frühlings in ihm empor; es war, als ſey nun Alles wieder, wie es damals geweſen; die Gegenwart mit ihren heimlichen Dornen verſchwand ganz aus des Beglückten Gemüth; er vermochte ſeinen Schmerz zu vergeſſen, und überließ ſich ganz den Einwirkungen ihrer lieblichen Nähe.

„Was iſt es denn auch," ſprach er zu ſich ſelbſt, „was mich hindern könnte, ſo kindlich glücklich wie damals zu ſeyn? Gelingt es mir nur, jeden Wunſch, jede eigennützige Regung zu begraben, ſo iſt auch das verlorene Paradies wieder mein! Nur die eigene Leidenſchaft war der Engel mit dem Flammenſchwerdt, der mir ſeinen Eingang verwehrt. Ihre Nähe aber reinet, — und führt zum Frieden zurück!"

Die Heiterkeit, in die ihn dieſe Betrachtungen verſetzten, theilte ſich bald ſeinen Worten, ſeinem ganzen Betragen mit. Mit erhöhter Aufmerkſamkeit beachtete er Herrn Altingers theilnehmende Fragen, de-

nen zu Folge er Vieles von seinen Reisen und Abenteuern mittheilte.

Bald fühlte er sich zu jener geistigen Lebendigkeit erwacht, welche jeder Darstellung erst Reiz und Farbe zu verleihen vermag. Oft wollte es ihm bedünken, als verweile Edithas Auge, so oft er der Herrlichkeit Italiens gedachte, mit einem seltsam bekümmerten, fast traurigen Ausdruck auf ihm; stets aber verschwand dies trübe Gewölk ihrer Stirn, wenn er zu den Vorzügen seines Vaterlands zurückkehrte, wobey sie stets lebhaft in sein Lob einzustimmen wußte. Eine geheime Ahnung flüsterte ihm zu: Herr Althinger habe Editben seinen Wunsch, nach Welschland zurückzukehren, verrathen. Es lag etwas Süßes für ihn in der Vorstellung, sie sey demselben entgegen; und gern überließ er sich seiner Vermuthung, wie man sich holden Träumen hingiebt, ohne ihrer Deutung tiefer nachzudenken.

Das wiederholte Ansuchen Herrn Altingers, einige Tage in seiner Behausung zuzubringen, fand bald freien Eingang in Andreas Gemüth. Er fühlte, daß es eigentlich kein besseres Mittel gäbe, krankhafte Vorstellungen zu heilen, als muthig der vermeinten Gefahr entgegenzutreten, und daß für eine lebhafte Einbildungskraft kein ärgerer Feind erfunden werden könne, als gänzliche Einsamkeit. Er beschloß demnach, schon den folgenden Tag in seine neue Heimath einzuziehen. Herr Altinger drückte ihn mit lautem Jubel ans Herz, und Editha flüsterte: „Es ist doch schön von Euch, Meister Andreas, daß Ihr nicht zu stolz seyd, der

Freundſchaft zu Gefallen ein Wort zurückzunehmen, das Euer Künſtlertrotz doch ganz gewißlich zu raſch ausgeſprochen hatte.

Bald geſchah es, daß Andreas im Hauſe ſeines Vormunds immer einheimiſcher wurde. Blieben ſich auch die Gefühle nicht ſtets gleich, mit welchen er ein Verhältniß überſchaute, das nur das väterliche Wohlwollen des Goldſchmidts, und die kindliche Heiterkeit Edithas ruhiger ertragen ließ, ſo fand er ſich doch, ſelbſt durch die Wehmuth, die dann und wann die reichen Blüthen ſeiner Gegenwart umſchattete, in ſeinem Innern wohlthuender angeregt, und ſein volles Herz ſehnte ſich wieder, in Liedern und Bildern die reiche innere Welt zu entfalten, die ihn mit dem Aeußeren immer friedlich zu verſöhnen verſprach. Betrachtete er nun vollends den ſchönen Einklang, die ſichtliche Zufriedenheit, die in dem Kreiſe waltete, der ihn umgab, ſo hätte er kein guter Menſch ſein müſſen, um ſich an derſelben nicht von Herzen zu erfreuen. War auch Edithas Zärtlichkeit für Herrn Altinger mehr die eines dankbaren Kindes, welches ſeinen Wohlthäter auf alle Weiſe zu ehren und zu erfreuen gedenkt: ſo lag doch in ihrer Sorgfalt für ihn eine ſo zarte Innigkeit, eine ſo hohe Ehrfurcht und Dankbarkeit, daß Andreas ſich immer mehr überzeugte, wie an ihrem Glück keineswegs zu zweifeln ſey.

Dagegen hielt aber auch Herr Altinger ſie als den

köstlichsten Juwel seines Hauses, dessen Umgebungen er nicht schön und herrlich genug ersinnen zu können glaubte. Alles, was das äußere Leben nur Anmuthiges und Ergötzliches hat, schien er aufzubieten, um seine jugendliche Gefährtin täglich mit neuen Freuden zu überraschen. Auch prahlte er nicht wenig mit dem Schatz, so er besaß; denn nicht allein, daß er Editha mit den Prachtgeschenken seiner Kunst überhäufte, um sie an Glanz über Alle ihres Gleichen zu erheben; auch sein Prunkgemach, welches mit seinen reichen Kleinoden Jedermann offen stand, schien ihm nicht eher vollendet, bis Jene auf dem erhöhten Fenstersitz Platz genommen hatte, den er für sie bereitet, und auf welchem sie, in ihrer Lieblichkeit thronend, als die reiche Beherrscherin dieses strahlenden Juwelenreichs, auf dasselbe herabblickte. So gern nun auch jeder Blick auf der anmuthigen Frauengestalt verweilte, so gab es doch hin und wieder manche anfeindende Stimme, die da behaupten wollte, Herr Altinger verstände seinen Vortheil gar wohl, und es geschähe nicht umsonst, daß er seine besten Halsketlein und Armspangen der eignen Gattin zum Schmuck reiche. Mit weisem Sinn habe er seiner Arbeit die beste Folie erwählt, denn nichts vermöge den flammenden Rubin, den dunklen Smaragd so zu erheben, als die Rosen und Lilien auf Edithas Wangen und Hand, und gewiß lange mancher Käufer in seiner Verblendung nach ähnlicher Pracht, vermeinend, der Glanz, der seine Augen bestehe, gehe allein von diesen Kleinodien aus. In der That schien bey ge-

neuerer Erwägung dieſer Vorwurf nicht ganz ungegründet; denn wer Herrn Altingers wohlgefälliges Lächeln und Kopfnicken ſah, wenn er irgend ein koſtbares Geſchmeide gefertiget, und nun die hellen Steine in Editha's Locken, oder auf der Wunderpracht ihres Halſes, ihrer Arme brannten und funkelten, ſo wußte man nicht, ob es ihn mehr erfreue, ſeine Kunſt durch die Anmuth der ſchönen Frauengeſtalt, oder dieſe durch jene erhoben zu ſehen.

Sprachen Gäſte bey ihm ein, wie es nicht ſelten geſchah, ſo ſchien es ihm erſt in dem Kreiſe ſeiner Freunde behaglich zu werden, wenn die liebreizende Hausfrau in demſelben erſchien, und die blanken Becher mit eigner Hand füllte. Pries nun Einer oder der Andere ſein Glück, oder ſchien wohl gar höchlich verwundert über die ausnehmende ſchöne, jugendliche Gefährtin, ſo er gewonnen, ſo verklärte ſich ſein Geſicht immer heller und freundlicher, und es war ſogar einmal geſchehen, daß er einem durchreiſenden Sangesmeiſter, der von der Liebenswürdigkeit der holden Editha hingeriſſen, ihr Lob in begeiſterten Liedern geſungen, ein güldnes Kettlein aus freier Gunſt verehrt hatte, um ſeine Freude an einer ſo gerechten Anerkennung zu bezeigen.

So ſchien es auch jetzt ſein Glück zu erhöhen, daß Andreas ſeinen Wunſch gewährt hatte, und ihm durch ſeine Kunſt einen neuen Triumph zu bereiten verſprach. Er hatte ihm ein freundliches Gemach neben ſeiner

Werkstatt eingeräumt, und schaute oft aus derselben zu der Staffeley des fleißigen Künstlers herüber; dabey sann er täglich auf Ergötzlichkeiten aller Art, um seinem jungen Hausgenossen den Aufenthalt bey ihm immer angenehmer zu machen. Geschah es, daß Herr Altinger sich mit Edithen auf die schöne Mailiebahn begab, um sich an dem bunten Getümmel der Spaziergänger zu erlustigen, so durfte vor Allen der junge Meister nicht fehlen. Der wackre Goldschmidt schritt dann in der Mitte beider jugendlichschönen Gestalten in seinem stattlichen Sonntagsschmucke überaus wohlbehaglich daher, und an dem angedrückten Kinn und den in stolzem Selbstgefühl umherschauenden Augen konnte man deutlich ersehen, daß er sich nicht wenig auf seine Begleitung einbilde, zumal da der Neugierigen Viele den angesehenen Künstler aufsuchten, dessen Ruhm sich täglich mehr zu verbreiten begann. Sein höchster Triumph aber war, wenn irgend ein wohlhabender Kunstfreund sich an Andreas drängte, um ihn mit Aufträgen und ansehnlichen Verheißungen in sein Haus zu locken, und jener mit aller Höflichkeit entgegnete, wie er vor der Hand mit Allem, was er zu leisten vermöchte, seinem Freund und Vormund, dem wackern Meister Altinger, angehöre, so daß er jede neue Aufforderung bis auf spätere Zeit ablehnen müsse.

Freundlich klopfte er dann den getreuen Jüngling auf die Schultern, nannte ihn seinen braven Gesellen, seinen wackern, herzlieben Andreas, und bezeigte seine Dankbarkeit auf eine so treuherzige Art, daß

jener nicht umhin konnte, ſein Wohlwollen auf gleiche Weiſe zu erwiedern.

Andreas fuhr nun um ſo emſiger fort, mit Liebe und Fleiß an ſeinem Gemälde zu arbeiten. Oft, wenn Editha ihm gegenüber ſaß, die großen ruhigen Augen auf ihn gerichtet, als wollte ſie in den Grund ſeines Herzens hinabſchauen, dann ſenkte er oft ſeinen Blick ſchüchtern zu Boden, und ihm war, als müſſe er vor ihr niederſtürzen und ausrufen: „O Du, die Du in den Tiefen meiner Seele lieſeſt, vergieb mir eine Liebe, für die ich nicht kann, weil ſie mit meinem Daſeyn von Anbeginn her verzweigt und verkettet iſt!“ — Hob er dann die Augen wieder empor, gewahrend, wie das Antlitz Editha's, als habe ſie wirklich jene Worte vernommen, mit höherem Purpur übergoſſen war, ſie auch wohl die ſeidnen Wimpern niederſchlug, den feuchten Glanz ihrer Augen zu verbergen, dann ſchien es ihm, als habe ſie dieſes kühne Bekenntniß ihm wohl dennoch verziehen, als ſey es ihrem Herzen bewußt, wie ſchwer es ſey, die Träume der Jugend zu vergeſſen. — Es war ihm dann immer willkommen, wenn Herr Altingers Erſcheinung die ängſtliche Stille unterbrach, und ihn hinausriß aus dem gefährlichen Verſinken in die Welt ſeiner Gefühle.

War er allein, ſo rief er ſich freilich jeden milden Blick, jede Aeußerung Edithas um ſo froher zurück,

je strenger er sein Herz in ihrer Gegenwart bewachte. Er überließ sich dann ganz dem Entzücken, welches wir empfinden, wenn wir die Theilnahme eines geliebten Wesens ahnen, ja uns derselben bewußt werden, ohne daß es der Verständigung des Wortes bedarf.

Das selige Geheimniß, das seine Brust umschloß, blühte dann in manchem zarten Liede empor, welches in der Einsamkeit seines Gemachs, oder wenn er Abends allein den Park durchirrte, seiner Zitter vertraute; während er die Wahl seiner Gesänge sorgsam prüfte, wenn er Editens Spiel begleitend, ihr zur Seite saß, und ihre Stimmen nun in lieblichem Einklang durch die blühenden Lauben zogen. Herr Altinger hatte an dieser Unterhaltung seine herzliche Freude. Er vermochte die künstlichste Arbeit zur Seite zu legen, wenn Editha die Laute ergriff, und schien es auch bisweilen, als beobachtete er das schöne Sängerpaar dann recht aufmerksam, so war doch sein Wohlgefallen an ihrer gemeinsamen Kunst unverkennbar auf seinem Antlitz zu lesen.

Einst geschah es bey solcher Uebung, daß Editha, die sich eben mit Andreas allein befand, von einer berstenden Saite schmerzlich getroffen wurde. Der scharfe Draht hatte sich fest um ihren Arm geschlungen, und einen dunklen Reif um denselben gebildet. Sie zuckte, wie von einem gewaltigen Schreck erfaßt, heftig empor, und entgegnete auf des Jünglings theilnehmendes Bezeigen: „Glaubt nicht, lieber Andreas,

daß der geringe Schmerz mich also erschreckt! Es ist eine trübe Ahnung, die mich plötzlich überkommt, und die ich nicht zu verbergen vermag. Seitdem ich diese Laute aus Euren Händen erhielt, hat sie mich auf vielfache Weise erfreuet und getröstet. Sie war mir lieb wie das eigne Gedächtniß; denn sie erzählte mir von unserer schönen Jugendzeit, von Euch, ach, von dem ganzen, reichen Frühling jener Tage. — Heut hat sie mich zum erstenmale verwundet! Könnt Ihr mir verargen, wenn ich befürchte, daß mir irgend etwas Schmerzliches drohe? —

„Editha — Ihr hättet wirklich meiner gedacht?“ frug Andreas, die Freude über dieses Geständniß nur mühsam zurückdrängend.

Da sah ihn Editha lange mit den großen, sprechenden Augen an, als staune sie über seine Frage, dann aber entgegnete sie ernst: „Es mag sich wohl in Euer Leben recht Vieles und Mannichfaltiges hineingedrängt haben, daß Ihr die einfache Gestalt eines sich ruhig fortbewegenden Daseyns so ganz aus den Augen verloret, wie es Eure Frage nur zu deutlich beweist! — Betrachtet den Umriß, so Ihr auf eine reine Leinwand gezogen; werdet Ihr dieselbe dort nicht unverändert erblicken, es sey denn, daß eine Menge anderer Conturen, die Ihr daneben und darüber hinwürfet, dieselbe allmählich verdunkelten? — So geht es mit den ersten Eindrücken des Menschengemüths. Die Meisterhand, die ihre Bilder dort einzeichnet, weiß dieselben wohl schärfer und dauerhafter zu ziehen,

als ihr es vermöget, und es muß ein sehr buntes und abentheuerliches Leben dazu gehören, um jene Zeichen, die einer Ewigkeit anzugehören scheinen, auf diesem Grund zu verwischen."

Ihr Blick streifte bey diesen Worten recht wehmüthig an Andreas vorüber. Seelig, keines Wortes mächtig, saß dieser an ihrer Seite, er hielt nur die Hand, wie betheuernd, aufs Herz gedrückt, aber er wagte ihr nichts zu entgegnen.

„Seht!" begann Editha nach einer Weile, auf den Purpurstreif zeigend, der ihren Arm, gleich einer Fessel umgab. „Seht dies Zeichen trauriger Beschränktheit, in der wir uns neben Euch Glücklichen befinden, die Ihr hinaussteuern könnt in die reiche, herrliche Welt, wo sich freilich das Herz erweitern muß, um Raum zu gewinnen für die mannichfaltigen Gestalten des Lebens! — Wir sollten es Euch freilich nicht verargen, wenn Alles schneller an Euch vorübereilte, auch nicht mit Euch rechten, wenn es Euch wieder hinaustreibt in die reiche, geheimnißvolle Ferne, deren Schätze so anlockend, als unermeßlich sind; und so wird es Euch auch wiederum nach dem schönen Italien ziehen, und dies ist, was mir die berstende Saite ankündet!"

„O wenn es das ist, was Euch bekümmert," rief Andreas, unfähig, sein Entzücken zu verbergen: „so laßt mich jene Fessel nur sogleich mit Euch theilen, welche mich so lange Ihr wollet, an den schönsten Boden der Erde binden soll! Glaubt Ihr denn, daß ich

etwas bin und vermag ohne Euch? Daß es ohne Euch irgend einen Genuß für mich geben könne? Daß ich zu athmen, zu leben vermag ohne Euch zu ſehen, zu denken, es ſey nun im Wachen oder Traume?" — Da reichte ihm Editha die weiße Hand; eine große Thräne glitt langſam über ihre Wange hinab. „Ihr täuſchet Euch wohl dennoch ſelbſt, guter Andreas!" fliſterte ſie. „Viele Jahre ſind es her, daß ich Euch damals zum Abſchied die Hand bot; wir ſchauten Euch lange vergebens entgegen! — ich und Euer Vormund!" ſetzte Sie verbeſſernd hinzu. —

Andreas ſchwieg eine Weile, dann frug er in einem ſeltſamen Gemiſch von Wehmuth und Bitterkeit: „Ihr habt wohl niemals von dem Vogel Phönix gehört, ſchöne Editha? — Man ſagt, Viele wollten darunter die Treue verſtehen, diejenige nämlich, die ganz in unſerm Gefühl, unſerer Eigenthümlichkeit bedingt, gar keines Zeichens, keines Wortes zu bedürfen meint, um Andere von ihrem Daſeyn zu überzeugen; die völlig ein Theil unſers Seyns, eben ſo von Andern erkannt, vorausgeſetzt ſeyn will. — Seht, dieſer Phönix wollte bey Euch einkehren, wollte ſich für immer Euch zu eigen geben, aber Ihr habt ihn weder gekannt, noch an ihn geglaubt, und darum ſind wir nun für immer getrennt und unglücklich, wie wir uns auch wiedergefunden, und von Glück und Zufriedenheit träumen! O Editha, daß Ihr die ſchöne, ſtumme, aber unwandelbare Treue nicht erkannt!"

Mit dieſen Worten ſchienen alle Schmerzen in des

Jünglings Brust aufs Neue erwacht zu seyn. Er verhüllte sein Gesicht, als wollte er seine Augen vor dem Wunderbilde Edithas verschließen, das in dem Zauber der Wehmuth und Zärtlichkeit ihn unwiderstehlich zu sich hinüberzog. Jetzt sprang er empor, und Ihre Hand noch einmal erfassend und mit seinen Thränen benetzend, eilte er raschen Schrittes davon, während Jene ihm bleich und regungslos nachblickte.

Wie es wohl immer geschieht, daß eine mit Sorgfalt gehütete Gluth gar manches Nützliche zu fördern, hier Keime zu entwickeln, dort Blüthen zu entfalten vermag, während sie, einmal frey gegeben, sogleich Schrecken verbreitet, und eben so rasch verheert, wie sie erst segnend gewirkt: so auch die Leidenschaft in des Menschen Gemüth.

Nichts hatte bisher das Geheimniß der Liebenden verrathen, als das frischere frohere Leben der Seele, in welchem der Mensch den Werth seines Daseyns doppelt genießt; jetzt, da der Schleier gelüftet, und die Ahnung zum Worte geworden war: da nahten sich auch schon die Feinde der Ruhe, die Furcht, die Scheu und der heimlich nagende Vorwurf, und ohne sich noch ihrer Schuld deutlich bewußt zu seyn, fühlten sich Beide zugleich dem schönen Frieden entfremdet, der bisher die Bande des Hauses so fest verschlungen hatte.

Editha irrte, den Blick zu Boden gesenkt, durch die Blumengänge des Gartens. Sie wußte nicht, was es sey, was sie in Andreas Rede so schmerzlich getroffen hatte. — Es war, als sey die Unbefangenheit ihrer Jugend auf einmal in bittre Klage verwandelt, als habe sie ein großes Unrecht zu beweinen, und wisse es doch nicht zu nennen, da sie doch immer aus treuem, wahrem Herzen gehandelt. Zugleich strebte sie sorgfältig ihre Thränen vor Herrn Altinger zu verbergen, was ihr zur neuen Last wurde, da sie Alles, was sie dachte und wünschte, vertrauungsvoll an das Herz des redlichen Freundes zu legen gewohnt war.

Schwerer aber noch lag es seit jener Stunde auf Andreas Gemüth. Der tiefe Blick, den er in Ediths Seele gethan, hatte alle Flammen mühsam bekämpfter Leidenschaft aufs Neue in ihm angefacht. Er sah sich geliebt, und konnte sich dessen nicht erfreuen; sie hatte ihm das Heiligthum ihres Herzens vertrauend erschlossen, und doch schien dieß offne Bekenntniß eine neue Scheidewand zwischen Beide gezogen zu haben. Er vermied es mit ängstlicher Scheu, ihr zu begegnen; saß sie vor ihm an der Staffeley, so war es, als vermöge er ihren Blick nicht zu ertragen, der so wehmüthig freundlich, als wollte er irgend ein Unrecht vergüten, auf ihm verweilte. Von sichtlicher Unruhe getrieben, verließ er dann oft das Gemach, um weit hinauszuschweifen in entfernte Gefilde. Mit Besorgniß beobachtete Herr Altinger das veränderte Betragen des Jünglings. Er sah, es erkalte der Eifer

desselben an seinem Gemälde immer mehr; und da er der Vollendung des Bildes mit Ungeduld entgegensah, und sich des jungen Meisters Kunst darin besonders zu verherrlichen versprach, so konnte es nicht ausbleiben, daß er über diese Verzögerung immer unmuthiger wurde.

Zu dieser Zeit geschah es, daß der ehrwürdige Dechant des alten Münsters zu Utrecht, der unter die ältesten und angesehensten Freunde des wackern Goldschmidts gehörte, die Werkstatt des jungen Malers besuchte. Er hatte ihm in Herrn Altingers Gegenwart bereits manches belobende Wort über seine Arbeit gesagt, wie man es wohl gern aus dem Munde eines Kenners und geistreichen Beschauers vernimmt, und schloß mit den Worten: „Mahnt Ihr, mein wackerer Andreas, mich doch in diesem euren Gemälde recht innig an meinen Freund, den wackern Meister Johannes von Schoreel, dessen Gestalten eben so anmuthig und wahr, wie die Euren herniederschau'n! — Möchtet ihr fürder seinen Ruhm theilen, aber nie die Leiden erfahren, die der bedauernswerthe Künstler getragen!" — Andreas, dem der Ruf dieses Meisters wohl bekannt, dem aber dessen Schicksal fremd geblieben war, vernahm nun von dem Dechanten die traurige Geschichte desselben. Auch er hatte geliebt und gehofft, war heimgekehrt mit den Kränzen des Glücks und des Ruhmes gekrönt, um Alles der Königin seines Herzens darzubieten, und hatte sie als die Gattin eines Andern gefunden, worauf er den Entschluß gefaßt hatte, den Gegenstand seiner Neigung nie wiederzuse-

hen. Der Dechant, der diesen Vorsatz überaus löblich fand, suchte aus ihm ganz besonders den seltenen Charakter seines Freundes zu erklären; dem aber widersprach Herr Altinger mit Eifer, nannte dies ein kleinliches und engherziges Verfahren, und gerieth darüber mit dem Dechanten in die lebhaftesten Widersprüche. Lange ließ sich dieser gar streng über diesen Gegenstand vernehmen, bis er endlich mit den Worten schloß: „Was wollt Ihr mir denn entgegnen, Herr Altinger? Schaut in die Schrift, und, ihr seht ja sogleich, daß Johannes in ganz ächtem, christlichem Sinne gehandelt! Steht es nicht geschrieben: Wenn Dich Dein Auge ärgert, so reiß es aus, damit Dir nicht Leib und Seele verderbe! Was heißt dies anders, als: Tilge und ertödte jede Lust an verbotnen Dingen; fliehe, bevor Du der innern Versuchung erliegst!"

Andreas vernahm von dem folgenden Gespräche der Männer nichts mehr. Das Wort des Dechanten schlug einem bräuenden Wetterstrahle gleich in des Jünglings Gemüth. Auch er hatte in demselben sein Urtheil vernommen. Er schauderte vor dem Abgrund, vor dem er stand; das Gefühl seiner Schuld überkam ihn mit bangem Entsetzen. Als er den scheuen Blick emporhob, fand er sich allein. Aus dem angrenzenden Gemach tönte das fröhliche Klirren der Becher, die Lust heitrer Geselligkeit herüber. Unerträglich schnitten die Klänge der Freude in sein von tausend Qualen gefoltertes Herz. Er entfloh in sein einsames Zimmer.

Die Lichter des Tages begannen bereits zu verdämmern. Andreas überschaute das weite Gartenreich, auf das sich die bräunlichen Schatten immer tiefer herabsenkten. Ihm war so wehmüthig zu Sinn, wie Einem, der von etwas recht Lieben und Theuern für immer Abschied nimmt. Jetzt stand das Gefilde in Nacht gehüllt, und er seufzte: „So muß es auch mit Dir werden, armes Herz, und so soll es auch werden!“ — Er ergriff seine Laute, und begab sich in die kühlende Dämmerung herab. Noch tönte aus den hellerleuchteten Fenstern die Freude des Mahles. Kein Auge, als das der zahllosen Sterne, welche durch die hohen Orangenwipfel herabschauten, beachtete den Verlaßnen. Schweigend ließ er sich auf die Rasenbank nieder, auf der er Edithen zum erstenmal geschaut; er sah in die Nacht hinaus, die Brust von namenlosen Gefühlen bewegt. Mehr als je fühlte er die traurige Vereinzelung, zu der ihn sein Schicksal verdammt. Stumm, unbeachtet mußte er scheiden, Keinem durfte er seinen Gram bekennen, selbst die Thränen der Liebe durften ihm nicht folgen. Von tiefer Schwermuth bewegt, griff er in die Saiten der Laute, und sang:

Was schweigt so tief als Grabesstille?
Was ist noch stummer als die Nacht?
Die Lieb' ist's, deren Schmerzensfülle
Der heil'ge Ernst der Pflicht bewacht.

Der Himmel darf in Thränengüssen,
Es darf der Wolken schwüles Heer

In heißen Gluthen überfließen,
Aufseufzen darf das bange Meer;

Die Blume darf ihr Antlitz zeigen,
Ist es von Zähren gleich bethaut;
Der stumme Schwan bricht einst sein Schweigen
In einem tiefen Schmerzenslaut:

Doch mit verschloßnem Munde übet
Den strengen Opferdienst die Pflicht;
Und trägt den Traum, den sie geliebet,
Auf den Altar, und weinet nicht!

Und weinet nicht! Die Sterne messen
Allein ihr Weh und ihren Sieg,
Und können nicht den Blick vergessen,
Der mit dem Opfer aufwärts flieg.

Wie es wohl geschieht, daß ein Gesang, der recht dem Grunde des Herzens entströmt, dasselbe erleichtert, und es zuletzt über seinen Schmerz erhebt, so war es auch mit Andreas. Die klaren Himmelslichter leuchteten so friedlich und mild zu ihm herab, als wollten sie sagen: „Wir haben Dich wohl verstanden, und werden immer freundlich zu Dir sprechen, damit Du nicht so allein bist!“ — Viel ergebner und getrösteter kehrte er heim; unwillkührlich mußte er an des scheidenden Freundes Wort gedenken: Ein ächter Künstler sey stets ein ächter Held. — Er gelobte, dieses Wort auch an sich zu bestätigen.

So scheu er die letzte Zeit die Arbeit an seinem Gemälde gemieden, so eifrig setzte er nunmehr dieselbe fort. Von frühem Morgen bis zum Abendroth stand er vor der Staffeley, doch durfte Keiner mehr sein

Gemach betreten, auch Editha nicht. Er erbat sich als Gunst, ihm die Freude der Ueberraschung nicht zu stören, sein eigentlicher Zweck aber war, auf diese Weise die Zeit bis zu einer Trennung hinzubringen, deren Nothwendigkeit er erkannt. Der Tag, an dem er das Bild seinem Vormund übergeben wollte, sollte auch der seines Abschiedes seyn. Unbemerkt wollte er scheiden, und er traf seine Anstalten deßhalb in möglichster Stille.

Als nun sein Werk im Glanz der Vollendung vor ihm stand, begab er sich, heimlich zur Abreise gerüstet, in die Werkstatt des Goldschmidts. Er fand diesen im tiefen Gespräch mit einem Manne, dessen Aeußeres ihm bekannt war, ohne daß er sich besinnen konnte, ihn in seines Vormunds Hause gesehen zu haben.

Während er denselben betrachtete, ließ sich Herr Altinger folgendermaßen vernehmen: „Ihr seyd nun einmal nicht meiner Meinung! Ich aber bleibe dabey, das Gold muß in's Feuer! Nur in solcher Probe bewährt sich sein Werth, und ich kann eher keine wahre und vollkommne Freude an meinem Werke haben, bis ich mich überzeugt, daß es das reinste, gediegenste Metall war, auf das ich gebaut." Er wollte noch mehr sagen, aber ein Wink des Fremden unterbrach seine Rede. Beide schauten sich nach Andreas um; Herr Altinger aber sprang plötzlich auf, holte einen Schmelztiegel vom Heerde, trug ihn zum Licht und rief, das vorige Gespräch wieder auffassend:

„Da ſeht, was mein Salpeter und Borax vermag! Schaut, wie die rohen Schlacken ſich geſondert, und die reine Goldmaſſe in angenehmer, grüner Strahlenbrechung auf der Oberfläche ſchwimmt. Geduldet Euch nur bis zur letzten Feuerprobe, dann wird ſich, hoffe ich, ein Goldkönig ergeben, der ſeines Gleichen ſucht.“

„Ihr ſeyd ein überaus feiner und ſcharfſinniger Goldſchmidt!“ lachte der Fremde; Herr Altinger aber wandte ſich zu Andreas und ſprach, nachdem er ſeine Begrüßung freundlich erwiedert: „Wenn wir an Schmelzen und Läutern ein beſonderes Vergnügen finden, ſo dürfte es Euch eben nicht wundern, mein lieber Geſell! Seht dieſen König, wie er in ſeinem reinen Glanze das Herz erfreut! So muß das Aechte ſich unter unſern Händen bewähren, und es iſt kein ſchönerer Genuß, als wenn es endlich ſiegend und ſeinen eigenthümlichen Glanz offenbarend, vor unſern Augen erſcheint.“

Andreas entgegnete ernſt: „Ihr übt demnach im Kleinen, was das Schickſal im Großen vollbringt! Wir armen Maler vermögen nur der Natur nachzuſtreben, doch wenn es Euch gefällt, mir aus Eurer Werkſtatt in die Meine zu folgen, ſo glaub' ich wohl dießmal Eurem glänzenden Stern einen gleich ſtrahlenden an die Seite ſtellen zu dürfen.

Herr Altinger, der wohl ahnete, welche Freude ihm bevorſtand, folgte ohne Verzögerung dem Jüngling in das angrenzende Gemach. Da lachte ihm nun

unter einem Baldachin von blühenden Orangen und Rosen das holdseelige Frauenbild in aller Pracht der Jugend und äußeren Glanzes, so wie es Andreas damals gesehen, mit unschuldigem Antlitz entgegen. — Die Laute ruhete ihr nachlässig im Arm, während die kleine Hand durch die Saiten zu irren schien; je länger man aber in das sprechende Auge sah, je länger man auf den feingespaltenen Lippen verweilte; desto deutlicher glaubte man die Worte zu vernehmen, die sie in die Saiten hauchte; der Geist der Liebe und Sehnsucht, der diese Farben gewählt, schien wieder aus denselben herauszusprechen, und die schönen Formen zu beseelen.

Lange stand Herr Altinger betrachtend vor dem Bilde, bald aber ergriff ihn die hohe Schönheit desselben so mächtig, daß er die Arme ausbreitend vor Entzücken ausrief: „O Du holde, liebliche Editha! o Du trefflicher, reichgesegneter Meister, o so kommt doch nur Beide an mein Herz!“ Dabey liefen ihm die hellen Freudenthränen über die Wangen herab, und er lachte dazwischen und sprach: „Solch ein Bild soll mir Einer vorweisen in der ganzen Stadt Utrecht, der würdige Dechant nicht ausgenommen, der sonst manches Schöne und Treffliche besitzt! Aber dafür ist es auch mein, des reichen Goldschmidt Altingers sicheres und bleibendes Eigenthum, und Gott sey Dank, daß ich es so mit gutem Gewissen nennen kann, und Keiner es mir abzustreiten vermag!“

„Doch was sag' ich?“ unterbrach er sich selbst, wäh-

rend ſein Blick an Andreas trübem Geſicht vorüberſtreifte: „Nenne das Bild dort mein Eigenthum, bevor ich daran gedacht, dem wackern Künſtler nach Würden zu lohnen. Sprich nur, mein wackrer Andreas! wie vermag ich die Schuld zu tilgen, zu der ich mich freudig bekenne? Wüßteſt Du nichts, von dem, was ich mein nenne, was Dir Freude zu machen vermöchte?“

Andreas ſeufzte und entgegnete: „Die Schätze, ſo ihr mir noch zu bieten vermöchtet, würden nur des Künſtlers leichte Reiſe durchs Leben erſchweren! Eure Zufriedenheit an dem Werk war der einzige Lohn, für den ich es zu vollenden vermochte!“

„Noch fühle ich die Kraft rüſtiger Jugend, und vertraue dem Seegen der Kunſt; ſollte jedoch dieſer Quell einſt verſiegen, ſo gelobe ich Euch, Eurer Worte zu gedenken!“

„Eure Liebe ſey das Gut, das mir in der Ferne geſichert bleibt! Jetzt aber verſprecht mir, mich nicht zurückzuhalten, wenn es mich wieder hinaustreibt in das bunte, bewegliche Leben. Meines Bleibens bey Euch kann länger nicht ſeyn, und Ihr ſeht mich bereits zum Abſchied gerüſtet!“

So feſt auch Andreas dieſe Worte geſprochen, ſo konnte er es doch nicht verhindern, daß ſich ſeine Augen mit Thränen füllten. Herr Altinger legte ſeine Hand auf des Jünglings Schulter, hob mit der andern ſein Antlitz empor, und ſprach mit ſanftem Vorwurf: „Andreas! Iſt dieß das Vertrauen, das Du mir ver-

sprachst, als ich Dich Frühverwaisten in meine Arme zog, und Du mich als einen Vater zu ehren gelobtest? Soll ich Dich scheiden sehen, ohne die Ursache Deines unstäten Verfahrens zu ergründen?"

„Ist uns doch so Vieles selbst ein Geheimniß!" gab Andreas zurück, „und kann doch vor Allen der Künstler sein Sehnen und Streben Keinem so recht deutlich erklären! Es ist ein inneres Gesetz, dem ich gehorche! Dieß möge Euch, lieber Meister, genügen! Und nun laßt meiner Reiselust nichts weiter in Weg gestellt seyn!"

„Ich kann und will Dich nicht halten, Andreas!" entgegnete Jener. „Aber laßt es Euch wenigstens noch so lange in meinem Hause gefallen, bis ich eine Reise zurückgelegt, die ich bald antreten muß. Eurem Schutz übergebe ich mein Haus, und meine Editha! — Dann aber mögt Ihr vollkommen über Eure Freiheit gebieten!"

„Das muthet mir nun und nimmermehr zu, Meister Altinger!" rief Andreas, sich lebhaft von ihm losreißend. „Was frommt Euch die Hut eines Wahnsinnigen, der selbst in der Irre tappt, und kaum noch weiß, was er will? — Und daß Euch nur Alles klar werde! Mein Wahnsinn heißt Editha! Er ist es, der mich zum Verräther an Euch machen könnte, und darum müssen wir scheiden! Die nächste Stunde schon darf mich nicht mehr in Eurem Hause finden!"

„Und das vermechtet Ihr mir zu verbergen, An-

dreas?" entgegnete Altinger, mit über einander geſchlagenen Armen dicht vor den Jüngling tretend.

Weinend ſank dieſer an ſein Herz; er geſtand ihm, was wir bereits von ihm wiſſen; ſo treu ſeine Schilderung war, ſo überging er doch mit zarter Schonung jeden Vorwurf, der ſeinen Vormund zu ſchmerzen vermochte; ſich ſelbſt nur klagte er an, und ſeine unüberwindliche Neigung zu der ſchönen Editha. Als er dem lauſchenden Goldſchmidt ſein freymüthiges Bekenntniß abgelegt, ſchloß er mit den Worten: Fortan werdet Ihr Euch mein Sehnen zur Ferne erklären können! Gehabt Euch nun wohl, und verſchont mit der Geſchichte meiner Leiden die zarte Editha!

Und ehe noch Herr Altinger Worte fand, des Jünglings Rede zu entgegnen, hatte dieſer ſich ſeinen Armen entwunden, und war aus dem Gemach entflohen. Bald wurde ihm die Kunde, er habe ſich die Landſtraße hinabbegeben.

Herr Altinger ſchien darüber ſehr beſtürzt. Er beſprach ſich lange mit dem Fremden, der in der Werkſtatt geblieben, und ließ dann ſeinen Wagen anſpannen, um dem Flüchtling nachzueilen.

Wir folgen nunmehr dem armen Andreas, der ohne Heimath, ohne Troſt, als den, welchen ein gutes Bewußtſeyn verleiht, der Ferne entgegenging. Er hatte ſein Roß mit dem nöthigen Gepäck vorange-

sankt, er selbst schritt, oft verweilend, und nach seiner lieben Vaterstadt zurückblickend, des Weges dahin. Schon war er eine gute Strecke gewandert, als er eine dichte Staubwolke gewahrte, die sich von der Stadt her näher und näher wälzte. Bald erblickte er ein Fuhrwerk, dessen wildes Gespann, zügellos, ohne Führer, im rasenden Laufe die Straße hinabstürmte. In demselben Augenblick erkannte er in solchem Herrn Altinger, der mit Anstrengung aller Kräfte die herabgeglittenen Leinen zu erfassen suchte. Die Gefahr seiner Lage schnell überschauend, stürzte Andreas den brausenden Rossen entgegen; und sich mit aller Gewalt gegen die sich Wildemporbäumenden stemmend, rang er im Kampf mit den rasenden Thieren, sich ihrer zu bemeistern. Vergebens, daß Herrn Altingers Angstruf ihn ermahnte, er ließ nicht ab von seinem Beginn. Wild brausten die Rosse aufs Neue dahin, ihn gewaltsam mit sich fortreißend, jetzt hatte er die Zügel erfaßt; da streckte ein Hufschlag ihn plötzlich zu Boden, zugleich aber standen die Rosse, von einer zweyten Hand kräftig gebändigt.

Kaum vermochte Andreas vor dem, aus tiefer Stirnwunde herabströmenden Blut noch zu erkennen, wie Herr Altinger sich über ihn beugte, und ihn mit tausend, liebevollen Namen nannte. Seine Blicke verdunkelten sich; seine Sinne vergingen. Er meinte die Nähe des Todes zu verspüren, und schloß die Augen mit einem recht seeligen Lächeln.

Es mochte ſchon ſpät am Abend ſeyn, als Andreas nach langer Betäubung erwachte. Ihm war, als vermöchte er die Augen nicht aufzuſchlagen, auch konnte er ſich eben ſo wenig bewegen. Dabey fühlte er wohl, daß er auf weiche Kiſſen gebettet ſey, und daß eine zarte Hand oft kühlende Tücher um ſeine heiße Stirn ſchlage. Der heftige Schmerz, den er dort empfand, bezeugte ihm, wie er wohl ſchwer verwundet ſeyn müſſe, doch konnte er ſich deſſen, wie es geſchehen, kaum erinnern, ſo wie überhaupt Alles wie ein trüber, undurchdringlicher Nebel vor ihm lag. Bisweilen klang eine Stimme an ſein Ohr, die wie aus fernen, ſeeligen Landen herübertönte; wenn er dieſe vernahm, war ihm, als müſſe er wohl dennoch ſterben, als ſey dieß der Engel, der ihn abrufe nach Oben. Bald ſank es auch wieder, wie finſtere Nacht auf ihn hin, und der Strahl ſeines Bewußtſeyns erloſch. Nach und nach gewannen die lichten Augenblicke längere Dauer. Er vermochte zu faſſen, was jene liebe Stimme ihm zuflüſterte, und bald verſtand er die Worte: — „Armer Andreas! Ich wollte ja gar nicht des eignen Schmerzes gedenken, wenn ich nur den Deinen zu lindern vermöchte! Aber ſo kann ich nur beten für Dich, und für uns Alle, — daß Gott uns helfe, und Du zum Bewußtſeyn erwachen mögeſt!“

Er fühlte bald darauf eine leiſe Hand den Verband von ſeiner Stirn löſen; ſein mattes Auge öffnete ſich dem Tageslicht, doch ſchloß es ſich bald wieder, ſchmerzlich geblendet. — „Er lebt!“ jubelte es in

mühsam unterdrücktem Freudenlaut, und ein warmer Odem strich über seine Wangen dahin. Da schlug er noch einmal die Augen empor, sein Blick fiel auf das Antlitz Edithas, die über ihn gebeugt, in zärtlicher Sorge herabsah. „Gott sey gelobt!“ stammelte sie, auf ihre Knie sinkend, bald darauf erscholl es wie Männertritt, und er hörte Herrn Altingers Stimme: „Ich wußte es wohl, er konnte nicht sterben! Das konnte die Gottheit nicht wollen! Aber hemmt Eure Freude, Editha, und denkt an des Arztes Gebot!“ Beide schienen sich nun in leisem Geflister über den Kranken zu besprechen, während jener sich dem süßen Eindruck des Augenblicks überließ.

Schon war eine geraume Zeit vergangen, während welcher Andreas Genesung nur langsam fortschritt. Jetzt vermochte er das Lager zu verlassen, doch sah er aus der Sorgfalt, mit der man alle Störung von ihm entfernte, sein Zustand müsse noch Besorgniß erregen. Was ihm besonders auffiel, war, daß der Arzt Herrn Altingers Besuche sichtlich abzuwehren schien, auch Editha hatte, seit sein Bewußtsein heller geworden, sein Gemach nicht mehr betreten; doch vernahm er bisweilen ihren holden Gesang in der Nähe, und es schien ihm, als wolle sie ihm auf diese zarte Weise Trost zusprechen.

Eines Tages stand Andreas am Fenster seines Gemaches, in die Sabbathstille der Natur hinausblickend. Das Geläute der Glocken tönte auf den Schwingen der Morgenluft zu ihm herüber; ein tiefes Gefühl

der Rührung und Ahnung überkam ſeine Bruſt, und er faltete die Hände zum ſtillen Gebet. Da öffnete ſich die Thür, und herein trat Herr Altinger, im feſtlichen Schmuck und eyerlichen Anſtande, begleitet von dem Fremden, den Andreas bereits in ſeiner Werkſtatt geſehen.

„Ich komme, meinen Sonntag bey Dir zu feyern,“ rief der Goldſchmidt, freundlich auf den Jüngling zuſchreitend, und ihm die Hand reichend: „Gott Lob! daß Du uns wiedergegeben biſt, und daß ich, nachdem, was Du für mich gethan, nicht vor Dir zu ſtehen brauche, wie Einer, dem man feurige Kohlen auf's Haupt geſammelt! Ja, unſerm Herrn ſey gedankt, daß ich es endlich ausſprechen darf, was mir das Herz faſt abzudrücken drohte in dieſen Tagen peinlichen Schweigens!“ Er winkte hierauf den Jüngling an ſeine Seite, und nachdem auch er, ſammt dem Fremden, Platz genommen, begann er:

„Als ich die Pflichten eines Vormunds bey Dir, lieber Andreas! übernahm, ſo gelobte ich mir, dieſelben auch treu zu erfüllen. Ich beobachtete Dich und Deine Neigungen, und da Du Dich dem Künſtlerſtand ausſchließlich beſtimmteſt, ſo war es mein Wunſch, Du möchteſt darin auch etwas recht Tüchtiges leiſten. So trieb ich Dich hinaus nach Italien, ſo feſt Dich auch die ſchöne Nachbarin, wie ich wohl merkte, an die Heimath gefeſſelt hielt.“

„Da nun ein wackrer Vormund die Angelegenheiten des Mündels wie die eignen beachten und betreiben

soll, so ließ ich nichts aus den Augen, was Deinen Vortheil betraf.

Dein kleines Capital hatte ich gut angelegt, und seiner Sicherheit drohte keine Gefahr. Anders aber stand es um den Schatz, der, wie ich wußte, Dir am nächsten am Herzen lag, und den ich Dir zu erhalten aufs eifrigste beflissen war. Du wirst errathen, daß ich unter diesem Deine holde Nachbarin Editha verstehe. Der Tod ihres Vaters hatte sie in die Hände einer Base gegeben, die nichts dringender wünschte, als ihre Pflegebefohlene mit einem angesehenen Freyer zu vermählen. Aus dem wiederholten Anfragen des Mägdleins nach Dir, und der Festigkeit, mit der sie jeden Bewerber zurückwies, erkannte ich wohl, welche Hoffnung sie nähre. Ich vermochte jedoch nicht, dieselbe zu unterstützen; wie leicht konntest Du die jugendliche Neigung mit einer andern vertauscht, und Editha vergessen haben. Dein Schweigen bestätigte diese Vermuthung nur zu sehr. Demungeachtet war der Gedanke, das holde Kind Dir aufzubewahren, bey mir fast zur eigensinnigen Grille geworden. Ich sann unaufhörlich darauf, wie ich sie der Hand der Base entziehen könne, und machte ihr endlich den Vorschlag, Edithen zu meiner Erbin einzusetzen, wenn sie mir vergönne, dieselbe an Kindesstatt in mein Haus nehmen zu dürfen. Mein gutgemeintes Anerbieten wurde von der seltsamen Alten als unstatthaft zurückgewiesen, doch ersah ich aus den Aeußerungen derselben, daß ich, wollte ich als Freyer

vor Edithas Thür erscheinen, eine günstigere Antwort erwarten dürfte. Wirklich entschloß sich kurz darauf Meister Altinger, in aller Form um die Hand der schönsten Flamänderin zu werben, und führte, zur Verwunderung ihrer zahlreichen Verehrer, die holdseelige, jugendliche Braut in sein Haus!

Herr Altinger schwieg hier einige Minuten, sich an der sichtlichen Spannung seines Zuhörers ergötzend, dann fuhr er fort:

„Editha hing an mir mit dem Vertrauen eines frommen Kindes. Sie überließ sich meiner Leitung, ob sie gleich um meinen Plan nicht wußte, Dir, wenn Du würdig zurückkehrtest, den Besitz der Jugendgeliebten auf diese Weise zu sichern. Es schien, als habe der Gedanke, dereinst mit Dir eine Heimath in meinem Hause zu haben, sie allein zu ihrem Entschlusse bestimmt, und wirklich sah ich auch aus der Heiterkeit, welche aus ihren Augen leuchtete, wie sie keine andere Hoffnung nähre, sondern durch jene Vermuthung ganz zufriedengestellt war. So hatte Editha in mir einen väterlichen Freund, ich in ihr ein sorgsames, zärtliches Kind gewonnen; aber noch fehlte unserm Leben die Krone, welche demselben zu geben, Dir, lieber Andreas, und Keinem Andern, aufbehalten war.“

„Du kehrtest zurück, ich erfuhr dies von diesem meinem Freunde, der von Dir unbeachtet, ein Zeuge jener Unterredung gewesen war, in der Du zuerst eine Nachricht erhieltest, die Dich allerdings überraschen

mußte. Ihm verdanke ich es allein, daß ich Dich nun wiederhabe, denn sicher wärest Du, Stolzer! anstatt, wie ich vermuthet, mich mit Vorwürfen zu überhäufen, in alle Welt gereist, hätte ich Dich nicht selbst aufgesucht, und Dich fast gewaltsam in meine Heimath gezogen. — Mit jedem Tage sah ich nur Deinem Bekenntniß entgegen; Du schwiegst; mir entging der Triumph, Deinen gerechten Zorn in Dank und Freude zu verkehren. Bald wäre ich an Deinem Herzen irre geworden, daher beschloß ich, dasselbe zu prüfen, bevor ich den kostbaren Schatz Dir überlieferte."

„Nicht die treubewahrte Neigung allein, die Du in jenem Gespräche verrathen, vermochte mir ganz zu genügen. Editha war mir in der Zeit, wo sie um mich waltete, überaus theuer geworden; ihr Glück lag mir am Herzen, gleich dem Deinen."

„Der Mann, dem ich dies Kleinod übergab, mußte vor Allem mein Vertrauen besitzen. War Deine Redlichkeit Deiner Liebe gleich, so wärst Du mir Offenheit schuldig, und viel früher hätte Dir das Stündlein des Glückes geschlagen, hättest Du Deinen Kummer mir nicht so eigensinnig verheelt. Wie sich demungeachtet Alles friedlich entwickelt, wie Du in Deiner Prüfung bestanden, dies ist uns Beiden bewußt! Wie aber auch Editha mir in ihrem Schmerz ihre Liebe zu Dir verrathen, und wie in dieser Dir ein Lenz voll unverwelklicher Freuden entgegenlacht, dies sollst Du, lieber Andreas, zum schönsten Triumph Deiner Treue, erfahren!

Und ſo komm denn aus den läuternden Gluthen ſtandhafter Selbſtüberwindung in meine Arme, Du tapfrer Sieger! Kein Goldkönig ſtrahlt heller und lieblicher als Deine Treue, und kein Demant iſt reiner als Dein wackres Gemüth! Du haſt Dein Leben für mich gewagt, bevor Du mein Herz erkannt, dafür aber will ich Dir eine Krone geben, wie ſie ſelten das Leben uns reicht!"

Hiermit entzog ſich Herr Altinger den Armen des, in Ueberraſchung und Wonne ganz untergehenden Jünglings, öffnete die Thür des Nebengemachs und ſprach: „Was Du mir im Bilde gegeben, daſſelbe ſey nun in der Wirklichkeit Dir zur ſchönen Vergeltung gereicht!" — und aus einer von zahlloſen Blumen künſtlich gebildeten Grotte lachte dem ſeligen Andreas die holde Jugendgeſpielin entgegen, in derſelben Stellung, die Laute im Arm, ſo wie er ſie gemalt, nur daß ſtatt der Perlen, ein Kranz von blühenden Myrthen das lieblich-wallende Haar ſchmückte, unter welchem das ſanft geröthete Antlitz einer friſchen Roſe ähnlich, hervorblickte.

Andreas ſtürzte vor ihr nieder; ſie reichte ihm beide Hände, die unausſprechliche Wonne des Augenblicks leuchtete aus ihrem Blick.

„Da nimm den Schatz, den ich Dir als wackrer Vormund mit aller Treue bewahrt!" rief Herr Altinger, die Jungfrau an Andreas ſeeliges Herz legend. Zugleich deutete er auf den Scheidebrief in ſeiner Hand und ſprach: Nach dieſem Papier fällt freylich

die Hälfte Deines künftigen Erbes in die Hände Edi
tha's, denn so versprach ich bey ähnlichem Falle de
Base, doch mein' ich wohl, daß Du auf diese Weis
eben nicht übervortheilet bist!"

Sprachlos sanken die Glücklichen vor ihm nieder
er aber legte seine Hände segnend auf sie, und sein i
stummem Entzücken emporgehobenes Auge bezeugte, wi
köstlich eine solche Sabbathsruhe erquicke, nach voll
brachtem, redlichen Werk, und wie selbst das kleinst
Gemach sich zum Tempel verklären könne, wenn de
Geist ächter Liebe und Treue in demselben waltet.

Daß Andreas seiner Reise nach Welschland nicht
weiter gedachte, daß er bald hierauf seine geliebte
Editha heimführte, und in dem schönen Hause des
Goldschmidts, so er zum Hochzeitgeschenk erhielt, nun-
mehr ein Himmel voll Seeligkeit für ihn aufblühte;
dieß mein' ich, bedarf keiner weitern Erwähnung.
Daß aber Meister Altinger nach wie vor, mit hei-
term, selbstgefälligem Lächeln, begleitet von dem schö-
nen, jugendlichen Paar auf der Maillebahn erschien,
auch wohl ein wenig stolz dabey um sich her schaute;
daß Editha, wollte sie ihm ein Freudenfest bereiten,
zuweilen noch den hohen Platz am Fenster des Prunk-
gewölbes einnehmen mußte, angethan mit den neusten
Geschmeiden des fleißigen Goldschmidts; daß endlich
Herr Altinger jeden Gast, den er besonders ehren

wollte, vor das Meisterbild seines Andreas geleitete, auch wohl dann und wann die Geschichte seiner Liebe und seiner Prüfung demselben mittheilte, — dieß, lieber Leser! wirst Du gewiß dem wackern Goldschmidt verzeihen, dessen Freude an allem Seltenen und Schönen Du bereits erkannt, und dessen biedres Gemüth mit jener kleinen Eitelkeit wohl auszusöhnen vermag.

Die Mühle der Humoriſten.

Idylle von C. Weisflog.

Halt, reſpektable Geſellſchaft! — rief der dicke, ſchwitzende Juſtizamtmann, der Weiſel des bunten Zuges, der ihm durch den Kiefernbuſch nachfolgte. Der laute Jubel, mit welchem der muntere Schwarm von Haus aus den Weg nach der, etwa eine Stunde von der Stadt entfernten Thalmühle angetreten, war nach und nach verſtummt in der brennenden Hitze des ſonnenheitern Juliustages, in dem langen, ewigen Kiefern Walde, der nirgends ein kühlendes Obdach bot. Matt und ſchweigend ſchlichen ſie, die mit Hüpfen und Singen den luſtigen Spazierweg begonnen, und die Kinder dürſteten und lechzten nach der erquicklichen Semmelmilch, die ihrer am Ziele harrete. Jetzt war der Zug an einem Grabenrande, an welchem längs hin, unter und zwiſchen dem labungsloſen Nadelholz, duftige Erlen und Birken flüſterten. Unten im dunkeln Grunde ſchlängelte ſich zwiſchen üppigen Brombeerufern ein Bächlein. Und hier war es, wo der Juſtizamtmann ſein: Halt! rief und den Wander-

ſtab, auf dem er den ausgezogenen Rock trug, von der Schulter nahm. Hier iſt gut ſein, ſeufzte er, tief Athem holend — darum laſſet uns, ob zwar nicht Hütten bauen, jedoch ein wenig verſchnaufen, ſintemal Ihr Alle beträchtlich zu ſchwitzen ſcheint, ſo wie ich. Aber nicht lange, nur ein kleines halbes Viertelſtündlein, damit wir richtig um drei Uhr in der Mühle ſind und das Oekonomie-Commiſſariat mit dem Kaffee nicht wieder auf uns warten darf, wie das letztemal. Und Alle folgten dem erſehnten Rufe und lagerten ſich ins weiche Haidekraut unter die zitternden Birken, die Kinder aber kletterten hinunter zum Bache, zu den Beeren, die aus dem Geſtrüpp hervorlockten. Wir hätten freilich — nahm der Juſtizamtmann weiter das belehrende Wort — auch durch die Dörfer drüben ziehen können, wie die andre Abtheilung unſrer Karavane, wo Schatten und Abwechslung genug iſt, item friſche Buttermilch, und wo wir en passant noch bedeutend unſre geographiſche Wiſſenſchaft von mancherlei Völkerſchaften und Nationen hätten erweitern können; doch das ſtritt gegen meine Grundſätze. Denn ich bin, wie Ihr wiſſet, ein Genußmenſch, dem das Mahl wenig gilt, wo der letzte Biſſen nicht auch der beſte iſt. Darum wählte ich den dürren Wald, ſo wie ich jedesmal, wenn ich mit Dir, liebes Weib, und unſern Kindern, in den Hundstagen ins ſchöne Rieſengebirge reiſe, nach Hirſchberg und Warmbrunn, den Weg durch die Wüſte Sahara, das heißt, durch das Fürſtenthum Sa-

gan, von der Stadt aus über die Antoniſchenke wähle. Ueber Sprottau und Bunzlau wär es allerdings viel angenehmer, durch laubige Dörfer und grünende Auen. Aber wo bliebe dann das Jauchzen und die Wonne der Ueberraſchung, mit welcher man hinter Löwenberg in das Paradies des Schleſierlandes hineinfährt? Nein! Durch meilenlange Sandſtraßen, die rechts und links der unabſehbare Föhrenwald umgiebt, muß die Reiſe gehen. Hier lernt man erſt die Wahrheit des Titelſchildes der alten Homanniſchen Charte jenes Fürſtenthums gehörig würdigen. Hier in dieſen tiefen Forſten ſind die Hirſche, die wilden Schweine, die Auer- und Birkhähne zu Hauſe, die da im Kupferſtich prangen, und deren heimathliche Reviere die Wälderpunkte jener Charte bezeichnen. Ach! Welch' ein Gefühl, durch dieſe Einöden zu ziehen mit Weib und Kind! Wie glaubt man ſich da verſetzt in die Urwälder Amerika's! Wie vernickt man hinter Eiſenberg, im ſanft durch den Sand ſchleichenden freundlichen Wagen, manche Viertelſtunde des warmen, nüchternen Morgens, öffnet wieder die Augen und ſieht nichts vor ſich, als die meilenlange Endſpitze der ſchnurgeraden gelben Straße, hört nichts, als den einſamen Geſang der Haidelerche, oder tief im Forſte den Ruf des Jägerhorns, — ach! und möchte vergehn vor langer Weile, die nur die herausgelangte Butterſemmel noch zu verleidlichen im Stande. Aber, nun hält der Wagen vor den ärmlichen Häuſern der Antoniſchenke. Nun wachen die ſanft ſchlummernden Kinder auf, mit ih-

nen die phantaſtiſchen Mord- und Räubergeſchichten, die ſich in dieſen abgelegnen, unheimlichen Gegenden zugetragen, oder doch hätten zutragen können. Nun ſehnt man ſich nach einem kühlen, ſchattigen Baumplätzchen zum Absteigen, während den Pferden ihr Frühſtück gereicht wird. Umſonſt! — Die wenigen Ebereſch-Bäume, zwiſchen deren ſonneverbrannten Blättern die ſchon halbgerötheten, verkümmerten Beerendolden ſchimmern, geben ſo wenig Schatten, als die Gummimimoſen am Senegal. Doch ſtill! Steht nicht da der freundliche Schuppen, in welchem der Ziehbrunnen? Ach! — da iſt Kühle, da iſt Labung! Und wie ſchmeckt da drin das Glas köſtlicher Milch! Welcher friſche Waſſerduft ſteigt labend aus der finſtern Tiefe, in welche die Eimer an ihren langen Ketten hinab und herauf gewunden werden! Und ſeht — lieben Freunde! — das iſt gerade ſo eine Zwiſchenerquickung, wie hier das wohlthuende Plätzchen am Grabenrande. Muthiger ſteigt ſich's dann in den Reiſewagen. Geſtärkt geht's bei Klitſchdorf vorbey wieder in den öden unermeßlichen Kiefernwald, bis Nachmittags die Gegend ſich öffnet, hinter Ottendorf das Simonishaus bei Neudörfel über das Gebüſch mit dem alten ſtumpfen Geſichte herabſchauet, als rief es Willkommen den Reiſenden im ſchönen Gebirge. Nun duftet das friſch gemähete Heu der Wieſen von Nackwitz, nun rollet der Wagen dahin unter dem Schatten der Fruchtbaumalleen von Löwenberg, die die labenden, großen ſüßen, ſchwarzen Knorpelkirſchen bie-

ten. Nun ſtrecken ſich hoch herauf die rieſenhohen Steinbrüche links. Nun plätſchert rechts am Weg das zarte Forellenbächlein durch ſaftiges Ufergrün, auf welchem Vergißmeinnicht, wie Türkiſe mit den freundlichen blauen Augen nicken und über welche die flockige Spiraea ulmaria ſanft im Zephyrlüftchen wedelt. Nun geht es luſtig durch das fruchtbaumdunkle Schmottſeifen mit ſeinen grellen Chriſtus- und Heiligenbildern vorbey an den tief im Laubgrün verſteckten Hütten, vor denen alte Weiber mit ſtattlichen Köpfen ſitzen und mit Händen und Füßen ſich im Strumpfſtricken an den ellenlangen Holznadeln abäſchern. Nun erhebt ſich die mächtige Höhe hinter Röhrsdorf. Nun ſchauen wir, wie Moſes das gelobte Land, links zur Seite im romantiſchen Thale die, über den lachenden Wieſengrund verſtreueten Häuſer, die an Bergen wie lakirte Bildlein klebenden Gärtchen, mit den reinlichen Kraut- und Kartoffelbeeten, fern den Spitze- Zobten- und Gröditzberg. Aber was vor uns liegt, hemmet Wort und Athem. Majeſtätiſch dehnt ſich, ſo weit das Auge ſchauet von Weſten bis Oſten, wie eine dunkle, dämmernde Wand, das Rieſengebirge zum Himmel, und rückwärts gegen Norden ſchimmert im Glanze der untergehenden Sonne, wie ein ausgebreiteter Teppich, ganz Niederſchleſien zwiſchen dem Bober und der Oder, Städte mit ihren rothen Dächern, Dörfer mit ihren Schlöſſern und Kirchthürmen, Alles ſchwimmend im magiſchen Dufte der nebelnden Ferne. Ach! — Ach! — Ach! — ruft Alt und Jung, und iſt au-

ser sich vor Ueberraschung und Entzücken. Gelt, das ist schön und herrlich? — Frag ich dann lächelnd durch die Thränen der Wonne, die mir die Augen feuchten. Aber würde Euch der Genuß so ergreifen, so erquicken, wenn Ihr nicht vorher tüchtig gehungert hättet, — das heißt, geseufzt und gestöhnt, im Sande der Antonischenke? — Nun seht — lieben Freunde, die Ihr heute mir folget durch diesen dürren Busch in das Land Gosen der Thalmühle, wo Milch und Honig fleußt und die Krebse zum Abendbrodte schon im Topfe der flinken Meisterin krabbeln; so wird es auch heute uns seyn, wenn wir nun die Anhöhe hinabsteigen und den Kalmusteich und die bunten Wiesen zwischen den Eichen und Erlen vor uns sehen und die Mühle aus dem dunkeln Gezweige herausklappern hören. Darum munter — lustige Gesellschaft! — munter fürbaß! Meine Predigt ist aus. Munter und getrost über die Dornen und den Sand des Lebens! — setzte er leiser hinzu, sich zu der achtzehnjährigen, reizenden Ferdinandine, seiner ältesten Tochter, neigend, die zu seinen Füßen saß und das blonde Lockenköpfchen sanft an sein Knie lehnte. Auch Dir wird noch ein freundliches Land lächeln! Nicht wahr — Magister! — Non si malo nunc, et olim sic erit? — das heißt — liebe, liebe Frauenzimmer! — Wenn auch der Herr Nunc etwas malitiös ist; der Herr Olim, der auf jenen folgt, wird nicht so, er wird vernünftiger seyn. — Mir lächelt keine Freude mehr! — seufzte Nanchen still und setzte geschwind wieder den Strohhut auf, daß

die Thränen ungesehen unter ihm aus ihren großen blauen Augen hinabrollen konnten in's hohe Gras. Und weiter zog die Karavane.

Wer sind die Völker, wer die Namen,
Die gastlich hier zusammenkamen?

Wer anders, als ein sinnig gebundener Kranz fröhlicher Menschen, die die Fettaugen des Lebens von Oben schöpften und sich wenig um den trüben schlammigen Grund kümmerten, der unten ruhete. Kluge Viertreter, denen Herz und Gefühl wie eine Torus-Caryatide zugeschnitten, finstere, unter den Mühseligkeiten des Amtes und des irdischen Jammerthales ächzende Lastträger, kalthöhnende Gemüthlose, denen Frohsinn ein Aergerniß und die wahre Lebensphilosophie eine Thorheit, schalten sie wohl als Leichtsinnige, und hätten auch nicht Unrecht gehabt, wenn sie leichten Sinn und nicht Leichtsinn damit gemeint. Jener ist eine dankenswerthe Gabe Gottes, die unter Dornen und Molchen auf Rosen bettet, dieser die schwachmüthige Verachtung des Feindes, dem man nicht in's Auge zu schauen wagt, die Narrenjacke, die der Teufel der Verzweiflung zuwirft. Besser und richtiger nannte man die wackern Spaziergänger: die Humoristen. Und wirklich verdienten sie den Ehrentitel männiglich, denn ihnen blüheten duftende Blumen auf jedem Boden, sogar aus der Poudrette der Schlechtheit Andrer, der unvermeidlichen Mängel der sublunarischen Existenz. Was Schwächeren den Magen verdarb, war ihnen ein heilsames, nothwendiges Pfef-

ferkörnlein in der Spittelſuppe ſchaler Alltäglichkeit. Mit Lachen und Poſſen umhülleten ſie den Schmerz, und die Wehmuth. Aber dies Lachen war nur ein leichtes Gazekleid, durch welches der Thränenthau der Wehmuth hindurchſchimmerte und mit dem Lachen ein Clairobſcür bildete, ſchöner, als Claude Lorraines allerſchönſtes. Denn hatte nicht der ehrliche Magiſter Muzelius — ſein Großvater hieß nach ſchlechtweg: Muzel — ein ganzes langes Leben vereſelt im ſchmähligen pädagogiſchen Fache, war am Prediger Teiche Bethesda liegend, immer zu ſpät gekommen zum erſehnten Sprunge ins Amt, zu welchem Lhombre und Jagd, reichbegabte Kammerjungfern und Klugheit der Schlangen Andern verholfen, und dennoch guten Muthes? Erhob ſich nicht der magere, gabelbeinige Regiſtrator Lüdtke, wie der Rieſe Wolfgrambär über den Staub ſeiner vollen Repoſitorien, über die Kleinlichkeit ſeines Präſidenten, dem an der Ueberſchrift eines Aktendeckels das Wohl und Wehe des Staates, ja der ganzen Menſchheit hing? War nicht der redliche, wohlthätige Paſtor Theu, der das Schickſal hatte, bey Anweſenheit der durchlauchtigſten Herrſchaft in der Predigt ſtecken zu bleiben und der in der Regel von ſeinen eigenen Worten gerührt weinet, wie ein Kind, draußen der wizvollſte Lacher? Konnten die bedenklichſten Handelsconjuncturen dem dicken Commerzienrathe Scheitelfuchs die joviale Laune rauben? Lebte nicht der Major von Schienbein, troz der feindlichen Kugel, die ihm in der Lende ſtak, und Sturm und

Regen richtig barometrisirte, dennoch glücklich unter seinen Blumen und Freunden? Mußte nicht das trübste Gesicht sich erheitern, wenn der alte französische Sprachmeister Du Bois erzählte, wie er sich aus Paris Frosch-Engsten (Froschhengste) kommen lassen, um die Race der deutschen Frösche — sein Lieblingsgericht — zu veredeln? Oder wenn er im vergeblichen Abmühen, das deutsche ch auszusprechen, kirschbraun im Gesichte ward? Oder wenn der dürre Professor Kilian, der bey größter Gemüthlichkeit und Wissenschaft den Tick hatte, für allerliebst und zierlich gelten zu wollen, wahre Hasensprünge machte und den, der Freundin entfallenen Zwirnknaul nicht anders, als mit einem Entrechat aufhob und mit dem Daumen und Zeigefinger, auf einem Beine schwebend überreichte? War die affectirte Grobheit des biedern, trocknen Proviantmeisters Fahlleder nicht die allerergötzlichste, ein saftiger Rostbeef, an dem sich Niemand den Magen verdarb? Und hatte nicht bey Sprachmeister, Professor und Proviantmeister das Schicksal reichlichst für den Pfahl ins Fleisch gesorgt? Bey dem Einen durch interessante Pizzicatos des Zipperleins, bey dem Andern durch Nervenübel — nämlich am nervo rerum gerendarum? War nicht des alten anekdotenreichen Doctors Hahnentritt fast einzige Kundschaft, seitdem der neue, junge, um die Weiber schwänzelnde Homöopath sich eingenistelt, er selber mit seinem Rhevina? War nicht erst vorgestern wieder dem braven Irrenhausinspector Kehlnase der Schach von Persien

mit der Kaiſerin Katharina davon gelaufen? — — Und die Frauen des freundlichen Vereins, der ſich in der magnetiſchen Attraction der Wahlverwandtſchaft zuſammengefunden, man wußte nicht wie, — ach! der ehrliche Magiſter Muzelius und der kräftige Laban Lüdtke hatten keine; jenem war das liebliche Bild des häuslichen Lebens nur als eine Truggeſtalt im ruhigen Waſſerſpiegel des Teiches Bethesda erſchienen, dieſem der Eheſtand ſiebenmal von der Pfanne gebrannt — die Frauen waren ſammt und ſonders, wie die Männer, auch Humoriſtinnen in ihrer Art, die eine mit finſtern und mürriſchen Mienen durch komiſche Einfälle ergötzend, die andre, den Kuchen und Braten in allerhand mathematiſchen Figuren, als: Rhomben, Trapezoiden, Kegeln und Triangeln vorſchneidend, die dritte glänzend, als deutſche Puriſtin, die vierte beluſtigend in der Gänschenrolle, die fünfte als hochreichsgräfliche Truthenne die Reifrock- und Haarbeuteletikette perſiflirend, die ſechste eine gutmüthige Xantippe, alle aber das Ihrige redlich beytragend zur allgemeinen Heiterkeit. Und die Männer und die Frauen umgab ein Schwarm jungen Volkes, wie um die großen Schüſſeln der Tafel ſich die kleinern Aſſietten mit den Sallaten, Pfeffergurken, Eingemachten, Aepfeln, Nüſſen, Makronen und Knackmandeln ſchaaren, blühende Jungfrauen, ſchälende Mädchen, männliche Spes patriae, vom windigen Referendar abwärts, durch alle Schulſtufen, bis zum glücklichen, vierjährigen Fibeladſpiranten. Das aus-

gelassen im Freien wildernde Kinderrudel bis zu zwölf Jahren, nannte Magister Muzelius nur die Rotte Kora Dathan und Abirom, die Mosje's, von da ab, bis hinauf zu den Studenten: meine jungen Herren, wobey jedoch, wie billig, das Wort: Herren etwas undeutlich ausgesprochen wurde, so daß es fast lautete wie: Hörner.

Und alle diese Fröhlichen zogen nun heut, hier der Justizamtmann mit seiner Philosophie und seinen Peripathetikern, drüben durch die Dörfer die Andern, die auch wieder Genußmenschen nach ihrer Art waren, nämlich die den Honig aus allen und jeden Blumen und vom Entbehren so wenig wie möglich wissen mochten, in die Thalmühle. Das pflegten sie regelmäßig zweimal jeden Jahres in den langen Sommertagen zu thun, und Alles freute sich schon lange vorher drauf, wie auf ein Fest. Daß die edle Musika und ein Tänzchen im Grünen dabei nicht fehlen durfte, das verstand sich von selbst. Darum waren denn auch heut die sechs Bierfiedler, die gewöhnlich das Orchester bildeten, schon frühzeitig mit ihren Instrumenten ausgerückt, sintemal der Dirigent ein lahmes Bein hatte und zwey andre über der großen Baßgeige schleppen mußten, die drei übrigen als Fourierschützen voraus marschirten, um die Schnapsschenken unterweges in Ordnung zu halten, alle aber, um bereit zu seyn, die Ankommenden mit geziemendem Tusch zu empfangen. Auch war das Oekonomiecommissariat, das heißt, die Mägde mit den Kaffeutensilien, Tellern,

Töpfen, Flaschen, Messern, Gabeln, Gläsern, Servietten, Kuchen und Mänteln für die abendliche Rückreise ebenfalls voraus, desgleichen der Kinderwagen der Frau Pastorin und der Frau Commerzienräthin mit den jungen Reisthüklein, die Milch und die Krebse aber schon Tage lang vorher bestellt. Alles das jedesmal anzuordnen, ließ sich das Justizamtmann Kleebornsche Ehepaar niemals nehmen, das auch sonst immer der Impuls und die Seele jeder geselligen Freude war. Die Glücklichen! — Welch schöneres Loos auf Erden giebt es, als das, Frohsinn und Heiterkeit zu verbreiten, mit Lachen zu scheuchen die trüben Stunden, lindernden Balsam zu träufeln in Wunden, die dem Herzen mit Täuschung und Trug, ach, das feindliche Schicksal schlug! Und doch, wer bedurfte des lindernden Balsams mehr, als eben sie? — Der Biedermann hatte ein langes vorwurfsfreies Leben dem Staate und seinen Mitbürgern im Dienste der heiligen Themis geopfert, deren Waage er niemals mit falschem Gewichte gemißbraucht. Die Achtung seiner Vorgesetzten, die Liebe seiner Untergebenen lohnte ihm, Liebe der freundlichsten Gattin hatte ihn bis ins Greisenalter begleitet und verschönte den Abend seiner Tage. Zwei freundliche Jungen machten ihm Ehre auf der Akademie und studirten, daß die Köpfe rauchten. Daheim blühete ihm die sanfte Ferdinandine, schön, wie eine üppig sich öffnende Centifolie, still und bescheiden wie das duftende Veilchen, die achtjährige wilde Hummel Sophie, gewöhn-

lich nur: Fietsch genannt, und der sechsjährige Philhellene Robert, der überall laut erklärte, daß er an der Uebergabe von Missolonghi unschuldig sey, maßen der Drechsler ihn mit den zwei Kanonen, die er den Griechen schenken wollen, schändlich im Stiche gelassen. Ein bedeutendes Amtseinkommen sicherte seine und der Seinigen Existenz. Und doch, wer ahnet, was in der friedlichen Flucht, tief unten auf finsterem Grunde ruht? Auch dieser schimmernde Blumenkranz hatte seine stechenden Dornen. Denn war nicht eben sein liebstes Kind, seine Ferdinandine, unglücklich — schweigend dahin welkend in hoffnungloser, treuer Liebe? Und war er, der zärtlichste der Väter, nicht Schuld daran? Ach, ich bin ja nicht Schuld — tröstete er sich wohl manchmal, doch immer nur palliativisch — Das Schicksal, und wenn ich nicht so heidnisch reden will — unser Herr Gott ist es, der, wie klar in der Bibel steht, nicht Gefallen hat, an der Stärke des Rosses, das heißt an Cavallerie, noch an Jemandes Beinen, das heißt, an Infanterie, überhaupt also nicht am Militair, mithin auch nicht am guten Lieutenant Blumenfeld, und der es demnach zugelassen, daß der Schelm in Berlin den entsetzlichen Bankerott machen und mich um zwanzigtausend Thaler bringen durfte. Aber lange — wie schon gesagt — hielt diese Selbsttröstung nicht vor. Die kalte Vernunft rief ihm zu: Von Haus aus hättest du dem Umgange steuern und wehren sollen, sintemal ein Lieutenant ohne Geld, und wäre er sonst ein Muster-

bild aller Vollkommenheiten, klug, tapfer, gut, immer ein miserabler Ehestands Candidat ist. Und darinnen hatte auch die kalte Vernunft wirklich so gar Unrecht nicht. Freilich war der wackere Blumenfeld, der übrigens die Kinderschuhe längst ausgetreten, ein Mann, der schon ein Mädchenherz interessiren konnte, ohne Fehl von der Sohle bis zum Scheitel, wie Absalon, wenn man die spannenlange Hiebfurche über den rechten Arm, ein Andenken an die Schlacht bey Leipzig, die man ja doch nicht sah, die aber freilich zu Zeiten, wenn das Wetter sich änderte, eben die Mucken zeigte, wie die Kugel des Majors, für nichts rechnete. Daß sie für ungefähr so viel wirklich gerechnet werde, und mit dem Ehrenkreuze abgefunden sey, welches dem Lieutenant auf die Brust geklebt worden, das schien ihm selber eine ausgemachte Sache. Denn er war und blieb Lieutenant und konnte mit Wahrscheinlichkeit kaum in funfzehn Jahren auf die Compagnie rechnen, wenn bis dahin Hans Mors nicht etwa auf außerordentliche Weise unter den Vormännern aufräumte, oder ihn selber zur himmlischen Garnison avancirte, in welchem letzten Falle freilich die Langeweile des irdischen Hoffens und Harrens mit einemmale ein Ende hatte. Dabey war er, als Zeus den Markt der Erde vertheilet, leer ausgegangen, wie der Dichter, und lebte von seinem, eben auch nicht überreichlich zugemessenen Gehalte. Auch in der Zukunft sah er keinen Weg zu dem glänzenden Schlaraffenlande Eldorado. Kein reicher Ohm, keine über ihren gold-

nen Eiern brütende Tante, hustete ihm an der Schwindsucht, und wie vielemale er es sich auch abgebarbt zum Viertellose in der Classenlotterie; immer war Fortuna bey ihm vorübergegangen und hatte Dummköpfe neben ihm, oder ohnedies schon reichlich Bedachte, mit ihrem freundlichen Lächeln beglückt. Und dennoch war auch er, im Bewußtseyn des eignen Werthes, genügsam und die frohe Laune selbst. War es darum ein Wunder, daß auch ihn der Magnet der Humoristen anzog, daß er sich bald in ihre Gesellschaft, so wie ins Herz des Justizamtmannes einnistete, bald sich zu dessen unentbehrlichsten Hausfreund erhob? War es ein Wunder, daß Feuer und Schwefel zündeten, daß ihm in den Augen des unschuldigen, sich nun selbst bewußt werdenden Mondchens eine herrliche Sonne, ihr in dem freundlichen Manne der Liebe Mond aufging? Schon drei Jahre hatte er nun alle Freuden des Justizamtmannlichen Hauses getheilt, drey Jahre lang schon die Spaziergänge zur Thalmühle mitgemacht. Das waren tempi passati. Heut, zum erstenmale sollte er nicht mitgehn. Wie ein Cherub mit dem feurigen Schwerdte war auf seinen Weg ein ernstes Gebot und die kalte Vernunft gestellet, und das glühende Herz mußte die kalte Feindin ehren. Wie so glücklich träumte noch vor Kurzem er sich dem Ziele seiner Wünsche ganz nahe! Wie selig sah sie dem schönen Tage der Vereinigung mit dem Geliebten entgegen! Wie labend lautete nicht schon von den Lippen der wohlwollenden Eltern der Schmeichelnahme:

Herr Sohn! Wie emsig stickte schon Fietsch über den Brauthemden! Wie studirte schon Robert an der Polterabendrede, in welcher er als Miaulis den theuren Schwager, der ihm bereits das: rechtsum und linksum und: Präsentirt das Gewehr, gelehrt, in den cyprischen Freihafen des Ehestandes einzulootsen bestimmt war! — Umsonst! Aus heitrer Luft war ein Donnerkeil gefallen, der alle diese frohen Hoffnungen und Zubereitungen zertrümmerte. Der Herr Sohn war wieder zum Herrn Lieutenant geworden, Fietsch mußte die halb erst fertige Wäsche der niedergeschlagenen Mutter zurückgeben und des wackern Miaulis Schifflein saß fest auf der Sandbank des widrigsten Schicksals.

Es ist nämlich im Lande, wo die Thalmühle gelegen, nach welcher die Humoristen heut wanderten, ein Gesetz, welches zum allerhöchsten Consense in die Verheirathung eines Subalternenoffiziers, bis zum Hauptmanne ausschließlich, den Nachweis eines freien Einkommens von jährlich sechshundert Thalern, noch außer dem Traktamente des Bräutigams erfordert und jedem liebeschmachtenden Lieutenantsherzen Hymens Paradiespförtlein ohne Weiteres vor der Nase zuschlicht, dafern sothanes Einkommen nicht entweder abseiten Seiner oder abseiten der Braut nachgewiesen werden kann.

Nicht mehr als recht und billig! — sagte der Justizamtmann. Denn die Herren von der Klinge

sind ein eignes Völklein, dünken sich besser und vornehmer, als andre Leute, müssen also auch mehr aufgehen lassen, Bediente halten, wo Andre die Sache selber verrichten, Wein trinken Schandehalber, wenn sie auch den Katzenjammer davon tragen und lieber ein Glas Bier möchten, wie unser einer, der Modegöttin den Schleppschweif nachtragen und dergleichen. Dazu gehört Geld, was der Herr Lieutenant, dir leb' ich, Herr Lieutenant, dir sterb' ich, als solcher nicht hat. Würde er nun Eine heirathen, die eben so viel hat, als er, das heißt gar nichts; so würden Beide nur die Bedürfnisse vermehren, ohne Möglichkeit, sie zu befriedigen, dadurch bald die drückende Schmach der Zurücksetzung, der Verachtung, mit der Verachtung des Einzelnen aber auch nach und nach die Erniedrigung des Ganzen, eines Standes herbeygeführt werden, dessen Pfeiler die Ehre seyn muß. Darum ist jenes Gesetz um so mehr ein weises, als ohne dasselbe jugendlicher Leichtsinn Schaaren von Unglücklichen machen würde, sintemal die Zahl liebender Lieutenants in jedem wohl eingerichteten Staate Legion ist. — Denn was kann man von einem verliebten Lieutenant Großes im Stoizismus und Tödtung des Fleisches und seiner Begierden, was für Mädchenstandhaftigkeit vor glänzender Uniform erwarten! Dabey aber streichelte sich Vater Kleeborn lächelnd und wohlgefällig das stattliche Bäuchlein. Denn mit Freund Blumenfeld und seinem Nanchen war es ja eine ganz andre Sache. Hatte auch der Freier nichts als seinen Degen, seine

Ehre, sein redliches Herz, seine unverwüstliche frohe Laune; so hatte er, der Vater, dagegen Mosen und die Propheten und konnte dem Gesetze genügen. Er rechnete so: Nanchen zwölf tausend Thaler, von denen sie, wenn Blumenfeld Hauptmann geworden, sechs tausend dem andern Geschwister und der Mutter zurückgiebt, weil sie bis dahin doch auch die Zinsen dieser sechs tausend Thaler gezogen, Fietsch sechs tausend, die Mutter sechs tausend, facit vier und zwanzig tausend; das wird gehen und bliebe auch noch was für die Buben übrig, die bey der kostbaren Erziehung eigentlich gar nichts zu erben brauchten, da sie das Ihrige dahin haben und sich selbst fortzuhelfen im Stande, wenn sie fertig sind, das heißt, nach vollendeten Studien und überstandnen Probejahren, von denen die jungen Themispriester, die gern gleich von der Akademie aus Präsidenten seyn möchten, freilich zu sagen pflegen: sie gefallen uns nicht, in welches Seufzen die Väter getreulich, und zwar mit besserem Fuge, einstimmen. Darum hielt er Rath mit seiner freundlichen Baucis, die den braunen Krauskopf, mit den seelenvollen schmeichelnden Augen und dem zierlichen, anständigen, jovialen Wesen von Anfang an gar wohl leiden mögen, und der die Aussicht auf die glückliche Last der Ausstattungs-Besorgung und der Hochzeitausrichtung — denn das Alles lag ja auf ihr und sollte dem Hause Ehre machen, fast eben so beseligend erschien, als die Aussicht in die glückliche Zukunft des geliebten Kindes. Das Resultat der ehelichen Confe-

renz war daher ein freudiges Ja und der elterliche Segen. Das war ein Jubel! Nandchen, das sonst so stille, sachte Nandchen, sprang und hüpfte in namenloser Wonne. Die humoristischen Brüder und Schwestern schickten sich an, auf die Hochzeitbraten und Kuchen zu hungern, gute Schwänke und Possen zu ersinnen, mit denen das Fest und der bekannte Firnewein des Justizamtmanns gewürzt werden sollte, und es gab gar keine glücklichere Menschen auf Erden, als, wie schon gesagt, das heimtückische Schicksal grausam drein schlug und die üppigen Saaten der Freude vernichtete. Der Bankier in Berlin, dem der Justizamtmann den größten Theil seines Vermögens anvertrauet, war ein Betrüger, machte Bankerott und zwanzig tausend Thaler gingen unwiederbringlich verlorn. — — Das veränderte die Rechnung. Denn blieben auch dem Justizamtmann noch vielleicht ein paar tausend Thaler übrig, so konnten davon auf Nandchen — wenn auch auf die Brüder gar keine Rücksicht genommen wurde — kaum so viel Hunderte kommen, als Tausende von Nöthen waren. Und das Gesetz zu hintergehen mit lügenhafter Täuschung, dazu dachte der alte Staatsdiener viel zu bieder und ehrlich. Ihm war zwar nicht unbekannt, welche Vorspiegelungen und Scheinnachweise man sich in Fällen dieser Art hie und da erlaubet, wie Geldpapiere, Dokumente, auch wohl baare Summen von irgend einem dienstfertigen Sohne Israels, gegen guten Lohn für die Stunde der Legitimation erborgt werden und der Jude

unten an der Treppe, die zum Gerichtszimmer führt, wo der Landesherr so eben hintergangen worden, auf die Rückgabe des vorgezeigten Anvertrauten lauert; aber dergleichen Trug war ihm ein Gräuel, und er konnte und wollte damit das Glück seines Kindes nimmermehr erkaufen. Wär' es denn auch ein Glück? — sprach er zu den Jammernden. Ihr Alle kennet meine Grundsätze. Ihr Alle wisset, was ein Subalternenoffizierpaar ist, das sein Hauswesen auf das Diensteinkommen des Mannes beschränken muß. Mit bittern Reuethränen wird nach kurzen Flitterwochen das Band des Leichtsinnes benetzt. Arbeiten, Nähen, Putzmachen für Fremde, um Geld und Lohn, das darf die Frau nicht, wenn sie auch gern wollte und könnte, das erlaubt ihr das Vorurtheil ihres Standes nicht. Was bleib: also übrig, als Mangel und Verachtung, die mit den Eltern bald auch unschuldige Kinder theilen. Und dieser Mangel, diese Verachtung, dieser innere Vorwurf bey dem Anblicke der Unschuldigen, kann wahrlich kein Kitt der Liebe seyn. Bald verkörpert sich der selige, ätherische Traum zur erbärmlichsten prosaischen Wirklichkeit. Der Druck der Dürftigkeit, des steigenden Elendes erschlafft ein Band, das jugendlicher Enthusiasmus und Uebereilung für die Ewigkeit zu knüpfen, gewähnet. Kummer bleichet die Wangen der Frau, Gram und Verzweiflung ergreift den Mann, und zwey Leben zum wenigsten sind verpfuscht und gemordet, die ohne die heillose Verbindung glücklich gewesen seyn würden. Wollet

Ihr wohl — Ihr armen vom Schicksal Getäuschten! — Euch in die Nacht dieses Todes versenken?

Mit niedergeschlagenen Augen starrte der Lieutenant auf den Boden, mit dem Tuche bedeckte Nandchen das verweinte Gesicht. Beide fühlten die Wahrheit der väterlichen Worte, aber das zerrissene Herz lähmte ihnen die Zunge.

Wackrer Kriegsmann! — fuhr endlich nach langer schmerzlicher Pause der Alte fort. Du hast so oft dem Tode kühn in das grinsende Knochengesicht geschauet; sey auch hier ein Mann, ein Held! Es gilt größerer, höherer Tapferkeit, als der, dem feuerspeienden Rachen einer Batterie entgegen zu stürmen. Herr Lieutenant! — bat er mit wankender, wehmüthiger Stimme. — Beißen Sie in den sauern Apfel, schauen Sie um sich nach den Töchtern des Landes! Eine Andre wird die Wunde heilen, mit ihrer Liebe — mit ihrem Golde! Entsagen Sie meinem armen Kinde! — Es muß seyn! Gott weiß es, wie gern ich Sie zum Schwiegersohne gehabt, aber der Vater unser im Himmel will nicht. Flechten Sie auch dieses Kräutlein: Muß, in den Kranz Ihres Lebens. Sein bittrer Duft möge das süße Arom der Blumen würzen, die Ihnen die Zukunft darein winden soll, daß es nicht schaal und ekelhaft werde. Gehen Sie dem schwachen Mädchen mit gutem Beyspiele voran — entsagen Sie!

Düster blickte der Lieutenant auf den Vater, und nach der still weinenden Geliebten.

Es muß seyn! — endete der Justizamtmann mit festem Tone. Sie waren ein Freund meines Hauses — setzte er bedeutsam hinzu, indem er herzlich seine Hand ergriff — bleiben Sie es auch ferner — auch wenn Sie nicht mehr — — —

Er wollte sagen: hineinkommen, aber die Stimme verging ihm.

Ich verstehe! — fiel Blumenfeld mit gepreßter Brust ein — ich verstehe! — — Ich entsage! — Nicht meiner Liebe, das glaube nicht, Du meine versprochene Braut, Du, mein Nandchen! — denn die ist ewig, wie meine Treue — nur meinen Ansprüchen, die vielleicht zwischen Dich und ein besseres Schicksal treten können.

Bravo, Lieutenant! — rief der Justizamtmann mit nassen Augen — und wer hindert uns denn, wenn wir, ich oder Sie etwa einmal was Bedeutendes finden, oder in der Lotterie gewinnen, aus diesem klagenden Moll wieder in das fröhliche Dur zu fallen? — Darum Gott vertraut! Wir können, wenn es zu unserm Besten dienet, finden und gewinnen, auch wenn wir nicht gesucht, oder eingesetzt haben. Ging doch jenem Bauer im Streu-Busche der Rechen los und schoß einen Hasen.

Datur tertium! murmelte der Lieutenant mit einem seelenvollen Blicke zum Himmel und schied von der trostlosen Geliebten und dem freundlichen Familienkreise, in welchem ihm so unaussprechlich wohl gewesen. Auch hielt er Wort und mied von nun an die

Schwelle des Hauses, wo sein Paradies geblühet, selbst jedes Zusammentreffen mit Ferdinandinen.

Er ist ein ehrlicher Mann! — sagte der Vater.

Ach! wär er's! — seufzte die Tochter, als schon viele Wochen vergangen waren, in denen sie den Unvergeßlichen kaum dann und wann einmal durch die Fenstergardinen mit seinem Zuge vorbeymarschiren gesehen. Er schauet nicht einmal herauf nach dem Fenster — klagte sie in herber Wehmuth — er ist nicht einmal auf den Spaziergängen, wo er mich treffen könnte, nicht einmal in der Kirche, wo ich für ihn bete! Er schickt mir nicht einmal ein unschuldiges Vergißmeinnicht! — Ach, armes Herz, — Du bist betrogen! — Leicht ist ihm das Scheiden von der Vermögenlesen geworden! — Ja, es ist klar, der elende Mammon war ihm lieber, als ich! Ihm galten seine Schwüre, nicht mir! — Aber was willst du denn, Thörin! — strafte wieder die kühlere Besinnung. — Was könnte er dir denn sagen und schreiben? — Wär' es redlich von ihm, eine Leidenschaft empfindsam zu nähren, die ja doch zu nichts führen kann? — Allein, so überzeugend auch die Vernunft predigte; das Herz blutete dennoch. Ja, das Herz schien sogar Recht zu haben. Die Augen der Eifersucht sind scharf und durchdringend. Was sie hier erspähet, war nicht geeignet zu trösten. Zitternd und zagend stand Nandchen in unbelauschten Augenblicken vor dem großen Spiegel und fragte ängstlich: Ist sie denn schöner als du? Und in der Ueberzeugung der

Wahrheit seufzte sie dann: ach! — sie ist wirklich schöner! Und dennoch, wie freundlich gegen dich — die Falsche! — Ja, darum ist er nur immer bey dem Major. In Dienstgeschäften! — rief die Vernunft. In Dienstgeschäften? — erwiederte die Eifersucht — Bis in die späten Abende? — — Und wahrhaftig, Blumenfeld verkehrte seit der Trennung von ihr auffallend im Hause des steinreichen Majors von Schienbein, dessen einziges Kind, die reizende, siebenzehnjährige Rosanna, in ihrer sich entfaltenden Schönheit alle ihre Gespielinnen überstrahlte. Gut und geistvoll war sie auch, das mußte ihr der Neid lassen. — Thränen entstürzten der Verlassenen, als ihre treue Magd ihr berichtete, der Herr Lieutenant stängle so eben die Nelken im Garten des Herrn Majors, und als sie gestern da gewesen nach Petersilie, habe er mit Fräulein Rosanna die Levkoyen begossen und sehr gelacht, dabey ganz und gar nicht nach ihrer Herrschaft gefragt. Ja, es ist gewiß — jammerte Ferdinandine — er hat mich vergessen, meine unendliche Treue, seine Schwüre; Nun fühlte sie sich empört bey jedem freundlichen Worte der früher so zärtlich geliebten Vertrauten, empört, wenn die Alten mit einander in heiterm Zwiegespräch ihr Pfeifchen rauchten, nach wie vor. Es ist Alles schändliche Falschheit — schluchzte sie still für sich — denn sie hielt ihren Schmerz geheim in verschwiegener Brust, um die theuern, ohnehin gebeugten Eltern nicht noch mehr zu betrüben. — Nun waren es vier Monate, daß der Treulose ihr Valet

gesagt, nun zogen die verbrüderten Freunde heut, zum erstenmale wieder in diesem Jahre zur Thalmühle. Daß er nicht mit ziehe, fühlte Nandchen schmerzlich. Er durfte ja nicht, weil sie dabey war. Ob er wohl bey dem Zuge drüben seyn könne? — fragte das klopfende Herz. Nein! — rief die Besonnenheit — denn obschon der Major auch mit Rosannen bey denen drüben ist, so vereinigen sich doch beide Karavanen am Ziele und boshaft, wenn er auch treulos ist. nein — boshaft kann Blumenfeld nicht seyn. Dennoch war Nandchen im ganzen Schwarme die stilleste. Wer mag ihr das verdenken? Wie ganz anders war es heut, als im vorigen Jahre! Damals ging er an ihrer Seite unter den Frohen der Frohste, fing den Kindern Schmetterlinge, spielte auf der Wiese mit blinde Kuh. Damals hatte er das freie Wort der Werbung um sie bey den Eltern noch nicht gewagt, aber Alle kannten ihre Liebe und sie selbst hatten ihrer kein Hehl. Selige Vergangenheit! seufzte Nandchen. Verstohlen pflückte sie auf dem Wege die gelben, mit Aurora getüpften Immortellen, die man Katzenpfötchen nennet, und wand sie mit dem rankenden Lykopodienkraute zum Kranze. Aber sie warf den Kranz weg, denn er war kraft- und duftlos. Die Blumen der Ewigkeit, die Immortellen — lispelte sie dem weggeworfenen nach — riechen nicht. Herziger bist du, mein demüthiges Veilchen! Blume des Frühlings, der vergänglichen Jugend, bald dahinwelkend, oft zertreten von täppischen Füßen, Du labest die See-

le! — Bist du auch dahin; die Erinnerung an dich, an den kurzen Frühling, an die verblühete Jugend ist noch süß und erquickend! Du bist mein Liebling! Weg mit den prunkenden Immortellen!

Rotte Kora, Datan und Abiram! — rief der Magister mit Stentorstimme, daß der Wald dröhnte und der Grünspecht scheu und erschrocken von der Fichte aufflog — Hörst du es rumpeln? — Die Baßgeige, die Baßgeige! — jauchzten die Kinder. Und die Nase — lächelte der Magister, die dort der Bergrücken hat? — Das ist die Feueresse der Mühle — jubelten Alle — die hinter dem Berge, im Grünen steckt! O nun sind wir ja bald da! Und siehst du nicht — bemerkte der kleine Pastor-Emil zu Vater Theu — wie es aus der Bergnase sich blaulich und durchsichtig herauswindet, wie zarte Wölklein? — Das ist der Kaffeerauch antwortete der Vater. Und die Krebse — fragte Emil weiter — die sind nun wohl auch schon im Himmel? — Ei — erwiederte der Pastor — mein Söhnchen, die Krebse kommen gar nicht in den Himmel und werden auch erst des Abends gekocht. Seht — rief die Commerzienräthin — da sitzt die Marie mit dem Kinde unter der Eichel. Die Andern sind schon da. Muthig vorwärts! — gebot der Justizamtmann — hört ihr den Bierkrug der Kirchthurmuhr da drüben, die drey schlägt? Wir haben zu lange am Graben gesessen. Und gepredigt — fiel Mutter Kleeborn ein. Freilich! —

murrete er. Aber kann man denn zu oft sagen, wie man den Genuß der Gegenwart verschmähen muß, um sich die Zukunft zu würzen? Laßt die Andern da seyn. Kommen doch auch wir noch nicht zu spät. Und wirklich bog nun der Zug um den Hügel, der den Sehnenden das freundliche Thal verborgen. Da lachte es ihnen nun entgegen — ach! so einladend, so kühl, so duftig. Der Teich schimmerte hervor aus den dickbelaubten dunkeln Erlen. Nun waren sie an der Mühle und schaueten von der sanften Anhöhe hinab in den Rasengarten, hinter dem Gewerke, wo auf dem grünen Teppich der lange Kaffectisch schon gedeckt mit den stattlichen roth und weißgeblumten Festservietten der Müllerin prangte. Nun wurden sie von den Andern, die im bunten Gewimmel schon im Garten herumschwärmten erblickt und mit Tücherschwenken und jauchzendem Willkommen begrüßt, den ihr eigenes lautes Hurrah erwiederte. Nun rumpelte die Baßgeige, nun krazten die Fiedeln, nun meckerten die Klarinetten, nun krächzte die Trompete zweifelhafte Gewalttöne und das Gerumpel, das Krazen, das Meckern, das Krächzen schmolz zusammen in einen confusen Tusch, dem man den guten Willen anhörte, wenn auch nicht die Kunst, und der dem jovialen Du Bois Lachthränen auspreßte. Professor Kilian aber langte zierlich die Prise aus dem Achatdöschen, führte sie mit geschmackvoller Armschwingung zur Nase und lispelte: daß die unanständigen Laute der Biersiedlertuba sein ästhetisches Gefühl verletzten und in

Gegenwart zarter Frauen nicht geduldet werden sollten. —

Doch was ist Ferdinandinen? Warum wechselt auf ihren Wangen Feuergluth mit Todesblässe? Warum hält sie sich schwankend an die Mutter, daß sie — die Zitternde, nicht falle? — Ach, was sie erblicket, hat den Sturm widerstreitender Empfindung in ihrem Innern erregt. Glänzten nicht drüben, im Gewimmel des Mühlgartens zwei Uniformen? — Eine ist der Major und die andre? — — Wär' es möglich? — — Ist er es wirklich, der Geliebte, der Treulose, der Ersehnte, der Gefürchtete? — — Ja, er ist es. Davon überzeugte sie sich, als nun beide Karavanen zusammenflossen in ein einziges, fröhliches Chaos, als er nun, zwar fern sich hielt, aber sein innig zärtlicher Gruß ihr Auge traf, daß es, wie vom Blitz gerührt, den Blick zur Erde schlug. — Ei, ei, murmelte der Justizamtmann, in unmuthiger Ueberraschung, und zum Major, auf den Lieutenant zeigend: Warum habt Ihr mir das gethan, warum das Unkraut unter den Weizen gesäet, den Sauerteig gemischt in die Bäcke der süßen Brode? — Warum? — antwortete der Major und zündete behaglich die Pfeife an. Seid Ihr denn wirklich solch ein Fremdling im Israel — Amice? Oder verstellet Ihr Euch nur? — — Schauet dorthin in das verklärte Gesicht meines Rosannchens. Nun? — Merkt Ihr noch nichts? — Und seht Ihr nicht, was sie hier im Körbchen mitgebracht? — Er nahm das, auf dem

Tische stehende und öffnete es. — Einen ganzen Blumengarten, ein ganzes Treibhaus! Seht! Orangenblüthen, id est, das Symbolum des Vollgenusses, Heliotropium peruvianum, Reseda, Lathyrus odoratus, Jasminum Sambac, bedeutend stille Freuden, die das Herz laben, Centifolien, Lychnis chalcedonica, Hibiscus Rosa sinensis, flore pleno coccineo — nun — was darunter, unter dem sanften Erröthen jener, unter der Feuergluth dieser zu verstehen, das weiß ja wohl ein Jeder, wenn er auch im ganzen Leben keinen Selam gebunden. Hier zwey Nelken von der Sorte, die man Grenoble nennt, roth und weiß, und welche sagen: Unschuld und Liebe, aber es ungewiß lassen, welches von beiden die Grund und Hauptfarbe sey. Nun — dieses zarte, weiße Cynoglossum linifolium behauptet: die Unschuld. Und diese Vergißmeinnicht, diese Cyanen mit dem sanften Himmelblau und dem dunkeln Azur; deuten sie nicht auf Treue und Beständigkeit? — Und spreche ich nicht empfindsam wie eine Romanenratte? Merkt Ihr noch nichts?

Betroffen und ungeduldig wußte der Justizamtmann nichts weiter zu stammeln, als: rückt deutlicher heraus mit der Sprache, brückt ab die Büchse!

Nun, wenn Euch das Alles noch nicht deutlich ist — fuhr der Major lächelnd fort; so schauet doch nur die Unzahl der Myrtenzweiglein hier, im Grunde des Körbchens und auf die veilchenblaue Seide, deren beiderseitige Bedeutung ja — mein Gott! — jedes

Kind kennet! Ein Verlobungskranz soll das werden! —

Ein Verlobungskranz? — fragte der Justizamtmann erstaunt, und Ferdinandine, die hinter dem Vater gestanden und jedes Wort erlauschet, taumelte nieder zu den Kindern, die vierblättrigen Klee suchten, und weinte ungesehen bittre Thränen.

Und die Ingredienzien — setzte der Justizamtmann empfindlich hinzu — hat das Fräulein selber mitgebracht?

Selber! Selber! — erwiederte der Major — und sie wird auch selber den Kranz winden, nach dem Kaffee.

Scharmant! — fiel der Justizamtmann ein — Und das Alles soll heute hier, in unsrer Mühle passiren?

Sapperment! — polterte der Major — Freilich heut, und wenn auch nicht gerade in der Mühle, doch bey der Mühle, hier im Grünen. Denn wo in aller Welt mag es sich fröhlicher verloben, als unter Gottes freiem Himmel, in der schönen Natur, im Kreise redlicher Freunde!

Nun so gratulire ich! — rief der Justizamtmann mit nicht mehr unterdrücktem Unwillen.

Danke, danke! — entgegnete der Major. Gleichfalls, gleichfalls!

Verstimmt, theils durch das Unzarte des alten, sonst so bewährten und feinfühlenden Freundes, der gerade heut und hier ein Fest zu feiern im Sinne hatte, das das Herz seines armen Kindes brechen und das gehoffte Vergnügen vergällen mußte, theils durch

andere Gefühle, die schmerzlich in seinem Innern erwachten, saß der Justizamtmann da und rauchte still, tief versunken in wehmüthige Gedanken. Der Commerzienrath stritt sich ergötzlich mit der Frau Pastorin, die dabey stehen blieb, daß man im Deutschen schlechterdings nicht sagen müsse: Musikdilettant — denn das sey kein Deutsch — sondern Klangvergnügling; nicht Balkon, sondern Trompetergang; nicht Allee, sondern Baumschnurweg. Umsonst! — der Sinnende hörte es nicht! Vergebens erzählte der Irrenhaus-Inspector vom General Suworow in seinem Hause, der — wie der rechte einst that, als er den Aufbruch seiner Armee befohlen, wenn der Hahn sein Kikeriki rufe — richtig jeden Tag den Morgen auskrähe, und nur mit Mühe abgehalten werden könne, das heimliche Gemach im Hofe zu stürmen, das er für die Festung Oczakow halte. Vergebens hatte der Registrator die Baumleiter benutzt, und war auf einen Birnbaum gestiegen, von wo er Possen herabpredigte. Vergebens rief der Proviantmeister ihm zu: Ei, ei, wie mag ein ehrbarer Registrator bei einem hohen Landescollegio solche ärgerliche Allotria treiben! Herunter mit Euch, Ihr Gauch! Lasset den Pastor hinauf und uns was vorweinen und heulen zu erklecklichem Lachen! Oder meinet Ihr, Ihr wäret ein Humorist, weil Ihr gabelbeinig und mager seyd, oder weil Euch Gott mit bedeutend breitem Maule begabt? O mit nichten! — Ihr seyd ein Amphibium, schwebt mitten inne zwischen verspottetem erdachten Elende und wirklichem.

Wollt Ihr zu den Landthieren gehören, ſo meckert wie ein Ziegenbock, reizt Euch das Reich der Luft, oder des Waſſers, ſo nehmt Euch die Ente zum Muſter oder den Froſch, denn die Ente iſt ein humoriſtiſches Vieh, item der Froſch und der Geißbock. Dem Juſtizamtmann rauſchte das Alles unverſtändlich an den Ohren vorüber. Er wünſchte ſich zurück an ſeinen einſamen Aktentiſch. Es ſchwärmte vor ihm vorbey im bunten Gewirre; er ſah nur den Lieutenant, wie er um die andern Mädchen, um Roſanna flatterte, nur ſein unglückliches Kind, wie ſie auf dem grünen Raſenteppich ſaß und mit den Kleinen ſpielte. Verwünſchter Mammon! — ſchalt er vor ſich hin — Du biſt doch nicht ſo verächtlich, wie ich ſonſt gemeinet! Ohne dich, wie unſchmackhaft heut mir und den armen Meinigen die ſchöne Gotteswelt! Mit dir — wie lachend! Aber ohne Dich auch Redlichkeit und Treue! Mit dir, Falſchheit, Trug und Täuſchung! Daß der Lieutenant ſeine erſte Liebe ſo bald vergeſſen können, das war ihm weniger ſchmerzlich — denn es mußte ja doch ſeyn — als das auffallend egoiſtiſche, hinterrückiſche Benehmen eines Mannes, den er immer für bieder und für ſeinen Freund gehalten. Nicht ein Wort, nicht eine Anſpielung in Bezug auf die Sache hatte er fallen laſſen, und nun brach er ſo plötzlich, ſo unerwartet damit hervor. Das iſt die Frechheit und der Triumph des Geldſackes! murrete er hinein in ſeine blauen, wirbelnden Tabakwolken. Hol' ihn der Henker!

Aber nun kam der Kaffee, nun die Frauen, die

ihn besorgt und sich bis jetzt wenig um die Gesellschaft kümmern können. Nun wurden die weißen Schüsseln mit dem Kuchen aufgedeckt. Nun spielten die Musikanten, die sich auf der Estrade des Teichdammes unter den Erlen etablirt. Und so allmächtig ist der Zauber der Töne, so allmächtig auch schlechte Musik, die immer besser als gar keine ist, daß selbst die kummervollste Brust dadurch milder gestimmt wird. Auch Nandchen, das verlassene Nandchen fühlte sich erleichtert, auch das mitleidende Vaterherz, und so niederträchtig auch das Andante gracioso war, das mit zärtlichem Tremuliren der erste Geiger — der Lendenlahme — vortrug, und in welchem der Hornbläser sogar mehrere, freilich zur Tonart nicht gehörige Triller hervorbrachte; so lautete es ihm doch fast, wie die tröstliche Melodie: Was Gott thut, das ist wohlgethan, und er konnte der freundlichen Gattin, die besorgt ihn angeschauet, doch nicht zu fragen gewagt hatte, wieder ein ziemlich heiteres Gesicht zeigen. Nur das Benehmen des Lieutenants, der fern, am andern Seitenflügel des Tisches beim Major saß, fing ihm nun an, unklar zu werden. Was hat er denn — sprach er zu sich selber — immer so herüber zu blicken nach uns, als ob er gar nicht von uns loskönne? Warum zittert die Tasse in seiner Hand? Warum hat er das Stück Kuchen auf die Erde fallen lassen, das nun der Hund frißt, der freilich auch ein Vergnügen haben will? — — Nun — gab er sich zur Antwort — das ist das böse Gewissen, das Andenken an

das Gute, das er in unserem Hause genossen. Darum hat er auch den Robert und Fietsch so abgeherzt, die er — ich sollte es freilich nicht sehen, aber ich sah es doch — unten beim Rade zwischen den Sträuchern aufgefangen. Mag es seyn, was es will! Wohl dem, der frei von Vorwurf ist und Schuld! Die Zukunft, seines Lebens ernste Grenze, die dunkle Nemesis, — sie schreckt ihn nicht.

Corpus Juris! — rief der Doctor dem Sinnenden zu — Wo habt Ihr die Gedanken! Wahrscheinlich wieder in der Büttelei, bey dem malitiösen Inquisiten, der zur Verkürzung seiner einsamen Muße das charmante Gedicht auf die Advocaten mit Kohle an die Wand geschrieben? Lasset den Kerl im Treibhause der Gerechtigkeit dem Galgen entgegenreifen und bedenkt, daß hier nicht Zeit und Ort ist, zu spintisiren, sondern zu essen und zu trinken und zu lachen! Auch wird gleich das Schelmenlied gesungen werden. Wirklich öffnete sich so eben, nach jedesmaligem Brauche, wenn die Gäste über dem Kaffe saßen, das runde Fensterlein in der Mauer des Mühlgewerks neben dem Rade. Der wohlbekannte Kopf des jovialen Müllers steckte sich heraus mit der weißen, spitz in die Höhe stehenden Schlafmütze und sang das lächerlich satyrische Lob seiner Zunft, wo jeder Vers sich mit den Worten endet:

Der Müller Mahler Müller ist
Ein Sche — — Sche — schöner Mann.

Die Kinder aber fielen jubelnd im Chorus ein:

Ein Schelm, ein Schelm, ein Schelm!

Dazu klapperte die Mühle, läutete die Klingel, plätscherte das Rad und die Musikanten fuhren über die Saiten, wie toll. Das war eine Lust! — Auch wurden nun mancherlei andre Lieder gesungen — nichts Neues, immer nur das Alte, was schon vor drei, vier, sechs und mehr Jahren hier immer gesungen worden. Denn gerade dieses Alte vergegenwärtigte die glückliche Vergangenheit. Jeder fühlte sich um so viel Jahre jünger und genoß die damals genossenen Freuden wieder und zugleich mit denen des Augenblickes. Was die neueste Zeit geliefert, hätte, mit wenigen Ausnahmen, in seiner Frivolität nur kaltes Wasser in die freundliche Täuschung gegossen. Ja Commerzienraths Minna, die das: Wenn auch die Wolke, aus dem Freischütz, meisterhaft sang, kam mit ihrem Erbieten, dies Musikstück hier zum Besten zu geben, nicht an. Eher den Jungfernkranz, — meinte der Proviantmeister — oder den Jägerchor. Ja, den Jägerchor! — fiel der Major ein und der Lieutenant horchte hoch auf — aber erst nach der Semmelmilch. Denn jetzt haben wir des Guten genug gethan, und seht Ihr's nicht, wie es dem jungen Volke in den Beinen zuckt? — jetzt wartet und winket die Wiese. Ja die Wiese, die Wiese! — rief Alles, und es ging nun über den Damm, zwischen den Erlen- und Haselsträuchen — die Musik vorweg — hinter den Teich, wo sich der weite grüne Spiel- und Tummelplatz bis an das Birkenwäldchen vor den Fro-

hen ausbreitete. Hier wurde nun, wie immer, nach dem Topfe geschlagen, Blindekuh gespielt, mit verbundenen Augen nach dem Ziele gegangen, wobey, wenn der rechte Weg getroffen wurde, die Musik in sanften Wohllauten tönte, im Gegentheile aber den Warnungsruf: der Kessel brennt! durch schreiende, jämmerliche Mißklänge verkündete. Auch ans Tanzen kam es endlich, auf welches Mancher und Manche sich ganz absonderlich verspitzt. Rundum flog es im bunten Kreise, und selbst die Alten verschmäheten nicht, mit zu machen, so viel ihnen möglich und behaglich. — Aber warum tanzt er nicht — fragte still vor sich Nandchen — warum sitzet er allein auf dem bemooseten Baumstrunke und schauet herüber, als ob er nicht zur Gesellschaft gehöre? — Freilich sie tanzt ja auch nicht, sie sitzt ja auch allein, dort, an der Grabenerhöhung, und windet die mitgebrachten Blumen zum Kranze — nein, es ist kaum glaublich! — zum Kranze für sich selbst, die Falsche! die Heimtückische! — und wieder lief es ihr heiß die Wangen herab, unter dem Strohhute. Fort in das Getümmel — ermuthigte sie sich, wie die arme verkannte, zu Boden gedrückte Fanchon — Fort, laß die Fiedeln klingen, fort in des Walzers Schwingen, dann wird das Herz mir still! Und sie stürzte sich hinein in den wirbelnden Strudel. Doch ihre Knie zitterten, ihr Busen flog in unbeschreiblicher Angst — sie mußte aufhören. Denn immer näher und näher rückte ja der schreckliche Augenblick, wo sie Zeugin der Feier eines Bundes seyn

ſollte, der ihr Lebensglück vernichtete. Nun werden ſie kommen — jammerte ſie ſtill — mit Prunk es verkünden, die Glücklichen gratulirend umſtehen. Nun wird der Kranz ſie ſchmücken, er ſeine Wonne gewaltſam mäßigen — denn gut iſt er doch — aus Schonung für die Verlaſſene! — O Gott iſt es möglich? — Und tanzen ſie nicht ſchon den Großvatertanz? — Sie tanzten ihn wirklich, den Schlußreigen. Denn ſchon warf die lange, kahle Grenzpappel längern Schatten auf den Raſenteppich. Schon ſchlug es im nahen Dorfe ſechs! — Der Bote der Müllerin verkündete, daß vorn Alles bereitet ſey. Dieſer, ſonſt zu neuen Vergnügen ladende Ruf war der Bebenden jetzt das Eulengekrächz ihres Todes und mit wankenden Schritten folgte ſie dem frohen Schwarme, der wieder zurückzog über den Teichdamm nach dem Mühlengarten, wo die friſchbackne Semmel ſchon in der kühlen Milch der mächtigen Steingutterrinen weichte. Im bunten Gemiſch lagerte ſich das junge Volk in's Gras, die andern ſetzten ſich an den Tiſch. Jeder bekam ſein Näpfchen und labte ſich und wußte, was nun Ergötzliches kommen müſſe, nämlich — die Maskerade. Denn jedesmal unter der Milch ſtahl ſich heimlich bald der, bald die hinweg in die Mühle, aus welcher dann abentheuerliche Geſtalten herauskamen, die ſich vor den Ueberraſchten tummelten, in allerhand Späßen und Formen. Daß dabey weder ſonderlich auf ängſtliche Treue in den Koſtümen, noch auf äſthetiſche Regeln geſehen wurde, verſteht ſich von

ſelbſt. Ein Hemde, über die Kleider gezogen und mit einer weißen Binde gegürtet, genügte, einen Geiſt, ein umgekehrter Rock, einen Pickelhäring zu machen. Am unerſchöpflichſten in auffallenden Verkleidungen waren die Frauen und Mädchen, denen die verſchiedene und ſinnreiche Anwendung der ſo mannigfaltigen Stücke ihres Anzuges die wunderlichſten und ſonderbarſten Darſtellungen leicht machte. Und das Signal zu dieſer neuen Freude des Tages gab jedesmal der Müller ſelbſt. Auch heut brach er aus der Mühle hervor, als gräulicher Ruprecht, mit verkehrt angezogenem Schafpelze, ſo daß die Trodbeln nach außen hingen, auf dem Kopfe eine Igelhaut, mit gewaltigem Beſen in der geſchwärzten Fauſt, um ihn ſeine Frau als zumperliche Marzipil'e herumtrippelnd. Wie die kleinen Vögel den Uhu umſchwirren, ſo umſchwärmte die Rotte Korah, Dathan und Abiram den fürchterlichen Popanz, neckend mit dem Geſchrei: friß mich doch, friß mich doch, hier bin ich ja! und verfolgt von der Schaar flüchtete der Ruprecht grunzend mit Marzipillen wieder zurück in die Mühle, aus welcher nun ein Zigeunerpaar herauswalzte und ſein Weſen trieb. Schäfer und Schäferinnen zogen nach ihnen heraus und plumpe Bauern mit Dreſchflegeln, unter ihnen Regiſtrator Kranichbein, als ſchadenfroher Vogt mit fuchsrother Axel. Der Jubel war allgemein. Nur Vater Kleebern fühlte ſich wieder unbehaglich und verglich wieder ſinnend die Gegenwart mit der Vergangenheit. Und Ferdinandinen beſonders

erſchien das Alles heute zum erſtenmale ſchal und ekelhaft. Ihr ſcheues Auge forſchte nach ihm. Sie ſah ihn nirgends. Roſannens Kranz lag fertig auf dem Tiſche. Wo er nur ſeyn mag? — ſeufzte ſie, und ihr Herz ſchlug ſtärker. Da umfaßte ſie plötzlich Fietſch von hinten und liſpelte ihr außer Athem in's Ohr: Nandchen! Nandchen! der Lieutenant maskirt ſich auch, er ſieht ſchon ganz grün aus und Matthes und Balzer, die uns immer die Schnepfen und Haſen bringen vom Forſtamte, ſind auch dabey. Ich habe zur Thür hineingeguckt, aber ſie jagten mich fort. Warte, warte du kleine Plaudertaſche! erſcholl es aus der Mühle. Es war der Ruprecht, der mit dem Beſen aus dem runden Fenſterlein neben dem Rade herüberdrohete, nach dem kleinen Wildfange, der erſchrocken zur Mutter flüchtete, und in dieſem ſichern Port, hinterihrem Rücken hervorkicherte und den Ruprecht auszizſchte. Aber ehe Nandchen noch zur Beſinnung gelangen konnte, darüber, was das zu bedeuten habe, ertönte von den Hörnern das luſtige Jägerlied aus dem Freyſchützen. Der Major erhob ſich mit glänzenden Augen, Roſanna nahm den Kranz vom Tiſche, und aus der Mühle heraus marſchirten vier ſtattliche Waidmänner, in ihrer Mitte — Blumenfeld, in glänzender Jägertracht. Alles fuhr erſtaunt auf. Nandchen erblaßte. Es flimmerte vor ihren Augen, denn nun, ach nun — das ſah ſie ja — war der entſetzliche Augenblick gekommen. Warum gerade jetzt, warum in dieſer Verkleidung — das war ihr ein neues Räthſel. Seine

Lösung mit anzusehen, dazu hatte sie nicht die Kraft. Abgewendet, das holde Köpfchen auf den Arm gestützt, der auf der sanften Anhöhe, an welcher sie mit den Andern saß, ruhete, blickte sie zitternd hinab ins Gras. Aber sonderbare Worte, die sie vernahm, schreckten ihre Blicke wieder herauf. Blumenfeld nahete ihrem Vater. Seine Stimme schwankte. So, sprach er — in dieser Kleidung darf ich doch wieder vor Ihrem Angesichte erscheinen? — So werden Sie mich doch nicht mehr zurückweisen? — Und Rosanna hatte Randchen ungesehen hinterrücks umgangen, ihr den Kranz umgeworfen und die aufs höchste Ueberraschte mit freundlichen Küssen aufgerichtet. Maskerade! stammelte der Justizamtmann, und Alle eilten erstaunt herbey und drängten sich hinzu — Was soll das? und bitter fuhr er fort, als er Randchen mit dem Kranze fast ohnmächtig in Rosannens Armen sah, und der Major lachend vor ihm stand — macht Ihr auch die zur Maske, nolens volens? — Menagirt Euch, sonst kehr ich das Rauche heraus!

O Ihr blinder Zelote! — reemulirte der Major, daß ihm der Bauch wackelte, — Es ist ja keine Maskerade! Es ist ja wirklich! — Ja — mein verehrter Vater! Nahm Blumenfeld wieder das Wort — es ist wirklich, es ist Wahrheit! — Hier, in diesem Bündel lege ich Ihnen und meiner Liebe das zu Füßen, was mir außer diesem das Theuerste war — den Rock der Ehre — meinen Soldatenrock! Ich bin nicht mehr Soldat. Gestern erhielt ich den Abschied und das kö-

nigliche Forſtamt hier zur Verſorgung. Vater! darf ich nun — Nandchen, darf ich nun? ——— das Gefühl erſtickte ſeine Worte. Auch der Juſtizamtmann — auch die Mutter, auch Nandchen ſtanden und konnten nicht reden — ſie begriffen nicht, ſie wußten nicht, was mit ihnen vorgehe. Ihr ſeyd etwas ſchwächlich an Verſtand — nahm der Major das Wort — merk' ich, item an Glauben und Zutrauen auf Freundſchaft, Männerwort und Treue. Darum will ich Euch unter die Arme greifen und das Verſtändniß öffnen. Als Soldat konnte der Lieutenant — das wiſſet Ihr ja — nimmer zu ſeinem Zwecke gelangen. Das Obſtaculum mußte alſo beſeitigt werden. Durch wen anders konnte der arme Selaton zum Ziele gelangen, als durch ſeinen Major, Euern Freund! Ich ſetzte daher meine Maſchinen in Bewegung. Wenn man Geld, Gönner und ein paſſables Töchterlein hat, kann man Vieles, wenn man will. Darum glückte mir's auch. Das Ehrenkreuz erſter Klaſſe meines Schützlings und der Kreuzhieb auf dem Arme, der ihn zum Invaliden gemacht — nun Ihr verſteht mich ja — that auch das Seine, und ſo geſchah es denn, daß der Blumenfeld als tüchtiger Waidmann mit dem Abſchiede auch die Forſtinſpectorſtelle erhielt, deren ſich kein Oberſt ſchämen würde. Und Eurer eigenen Maxime gemäß, hielten wir die Sache geheim, damit Ihr Alle Euch um deſto mehr freuen ſolltet, jemehr Ihr Euch vorher hinter den Ohren gekratzt und geſeufzt. Glaubt Ihr nun, daß die Stelle, die ſchöne

Wohnung, das Deputat, die achthundert Thaler, ihren Mann, nebſt großen und kleinen Appendixen ernähren, ſo — — — —

Major! — Major! — unterbrach ihn der Juſtizamtmann, und reichte ihm mit feuchten Augen die drückende Rechte — Ihr ſeyd — — — nun, was Ihr ſeyd, das fühlt Ihr ja ſelber! — Und Roſanna hat wirklich den Kranz nicht für ſich gewunden? Sie iſt alſo wirklich —

O Sapperment! — polterte der Major ihm in die Rede — macht mich nicht toll mit Eurem Unſinne. Sie wird für ſich ſelber den Brautkranz winden! — Welche abgeſchmackte Idee! — Sie hat nicht daran gedacht, ſo wenig als der Blumenfeld, der nur ſchmachtete nach ſeinem Nandchen, dem er ſich ja nicht nahen durfte und auch nicht wollte, vor ausgemachter Sache.

Du biſt ein ehrlicher Kerl! — rief der Juſtizamtmann gerührt am Halſe des wackern Blumenfeld.

Freilich iſt er das! — entgegnete der Major — und alle rechtſchaffenen Soldaten, auch die verliebten Lieutenants ſind es, wenn ſie recht und wirklich lieben. Aber — wie wird's denn nun? — — Warum ſtehſt Du ſo ſtill und blutroth da — mein ſchönes Bräutchen? — Willſt immer vorwärts — ich weiß ſchon, wohin — und kannſt nicht? — Nun gut, auch Dir will ich helfen und förderlich ſeyn, in allen Leibes und Seelennöthen. Ich commandire, mit Eurer Erlaubniß, Ihr Alten: Achtung! Marſch! Vorwärts!

Und Nandchen ſank in die Arme des Geliebten,

und die Eltern herzten und segneten die nun auf ewig Verbundenen. Alle jubelten; die Kinder hüpften auf Einem Beine und Robert hatte die Lieutenantsuniform angezogen, die er stolzirend, so kurz sie auch war — hinter sich herschleifte.

Was nun noch weiter um und neben ihnen verging, das war meistentheils für das glückliche Paar verloren. Ob nun die köstlichsten Krebse, die ersten frischen Kartoffeln auf der Tafel prangten, ob und wie nun Alle in ergötzlichen Possen und Redensarten sich selbst übertrafen, ob und wie die Biersiedler den schönen grünen Jungfernkranz mißhandelten; was kümmerte das sie? Nun erst, als spät Abends die fröhliche Karavane, nun vereiniget, zurückzog nach der Stadt, und der Vollmond still und mild durch die dunklen Zweige schauete, wußten sie es, daß sie noch auf Erden wandelten. Ein wehmüthiges Gefühl, mischte sich in ihr unaussprechliches Glück, das Gefühl, daß auch dieser schöne Tag unwiederbringlich dahin sey, auf immer. Sie blickten Arm in Arm zu dem freundlichen Lichte des Himmels und lispelten unter Küssen: Luna und Endymion? Liebe und Treue — auf ewig!

Philippine Welser.

Romanzen-Cyklus von Theodor Hell.

1.

Rühmlich mit erwerb'nen Schätzen
Prangte das Geschlecht der Welser
Unter Augsburgs Edelbürgern,
Und es wehten seine Flaggen
Werbend in den fernen Meeren.
Und hin nach Venezuela
Ließ sie Karl der Fünfte segeln,
Daß sie dort die weite, reiche,
Pfandverlieh'ne Länderstrecke
Mit der Waffen Macht besetzten.
Und es schifften sich der Deutschen
Nahe an fünfhundert Männer
Ein, für diese Unternehmung,
Kamen, stritten, überwanden.
Und dem Haus der Welser blühte
In Amerika's Gefilden
Stolz ein Reich am Meergestade.

Wehe! daß der Habsucht Gierde
Und der Grausamkeit Erfrechen
Nicht die Blüthe ließ zur Reife
Durch die sanfte Pflege kommen!
Denn mit Cannibalen-Händen

Würgten sie die Eingebornen;
Statt den Friedenszweig zu bringen,
Führten sie des Mords Geschosse,
Bis nun endlich selbst die Lämmer,
Die sich willig hingegeben
Jenem deutschen Uebermuthe,
Durch die Qual zu Löwen wurden,
Und die Dränger selbst bedrängten,
Einzeln mordend, einzeln rächten,
Und die eingedrung'nen Fremden
Bis zum letzten Mann vertilgten.

Doch auf andern Meeren wogten
Noch der Welser Handelsschiffe,
Zogen hin zum fernen Osten
Zu der Sonne Morgenröthen,
Neue Handelswege findend,
Neuer Zweige Blüthen pflückend,
Und noch immer waren Welser
Mit den Fuggern Augsburgs Zierden,
Fürsten gleich an reichem Gute,
Und in ihren Häusern weilten
Deutschlands Kaiser, wenn der Reichstag
Sie zu jener Stadt gerufen;
Und wohl mochte Karl der Fünfte
Achten sie gleich Spaniens Granden,
Und den reichen Kronschatz Frankreichs
Höher nicht an Werthe schätzen,
„Als daß solch ein Leineweber
Baar ihn gleich bezahlen könne.“ *)

*) Worte Karls V. in Bezug auf die Welser, als er den französischen Kronschatz besah.

2.

Wer zieht dort ein durch Augsburgs Thor
Mit Pracht ohn' Seinesgleichen? *)
Es ist der fünfte Karl, gekrönt
Wohl mit drey Königreichen,
Und ihm zur Seite zieht sein Sohn.
Der bald ihn soll ersetzen,
Wenn höher er der Welle Ruh
Als Kaiserthron wird schätzen.

Und hinter ihnen, hoch zu Roß,
Wer ist der edle Ritter?
Die blonden Locken wallen vor
Durch's offne Helmgegitter.
Und doch ragt er so hoch und kühn,
So männlich ist sein Walten,
Daß man für keinen Jüngling ihn,
Für einen Mann muß halten.

Es ist der Sohn des Ferdinand,
Der gleichen Namen führet,
Dem wohl, ob seiner Stärk' und Kraft,
Gar hoher Ruhm gebühret,
Sein Herz war sanft und liebevoll,
Doch stark sein Arm gleich Eisen,**)
Drum ward der starke Ritter er
Von männiglich geheißen.

Doch wer beugt dort auf dem Balkon
Herab sich zu dem Zuge?

*) Im Jahre 1548, wo Kaiser Karl V. neben seinem Sohne, König Ferdinand, in Augsburg einzog.

**) Er zerbrach zwischen den Fingern zwey übereinander gelegte Thaler, hielt einen Postzug und Wagen in vollem Rennen auf, u. s. w.

Es staunt der Erzherzog und neigt
Sich bis zu Rosens Auge.
Ist's eine Himmlische, die sich
Herab zur Erde senkte,
Und nur für diesen Augenblick
Den Irdischen sich schenkte?

Denn solcher Locken Gold umwallt'
Noch keine Stirn hienieden,
Aus blauen Augen strahlte nie
Solch seel'ger Himmelsfrieden,
So edler, zarter Wuchs war noch
In keiner Maid zu finden,
Noch solchen Rosens blendend Weiß,
Erglänzend zum Erblinden.

Franz Welser nennt der Frohe sich
Dem solche Tochter werden,
Wohl mehr als seine Schätze werth
Von beider Indien Herden;
Denn Philippinens äuß'rem Reiz
Weit überstrahlt die Seele,
Daß mit der Schönheit sich ein Herz
Voll sanfter Huld vermähle.

Die neigt herab sich ehrfurchtsvoll
Und grüßt die edlen Gäste,
Und freut sich kindlichen Gemüths
Der nahen Freudenfeste.
Doch Eines Blick weicht nicht von der
Die himmlisch ihm erschienen,
Und Ferdinands ergriff'nes Herz,
Es bleibt bey Philippinen.

3.

Wachend, träumend stand die Holde
Mit der vollen Locken Gelde

Vor den Augen Ferdinands;
Und bald hoffend, bald beklommen,
Hatte Kunde er bekommen
Ihres Namens, ihres Stand's.

Wohl bey manches Festes Reigen
Pflegte sie sich auch zu zeigen,
Und er wählte liebend ihr,
Denn sie blieb mit Reiz und Milde,
Gleich dem reinsten Engelsbilde,
Jedes Festes schönste Zier.

Und er nahm die Hand zum Tanze,
Und er sprach bey'm Kerzenglanze
Manches tiefgefühlte Wort,
Doch sie blieb mit zarter Sitte,
Taub der Huldigung, der Bitte,
Aber freundlich immer fort.

Auf dem weißen Barberrosse
Sprengt' er täglich von dem Schlosse
Zu dem alten Heumarkt*) hin,
Denn am großen Brunnen wohnte,
Die in seinem Herzen thronte,
Seines Lebens Königin. **)

Und sie dankte, wenn er grüßte,
Aber nicht ein Blick versüßte
Seines Sehnens banges Leid,
Und ihr sittiges Benehmen
Mußte Bosheit selbst beschämen,
Weckte Mißgunst nicht, noch Neid.

Süße Liebesworte frugen,
Schwüre drängten, doch sie trugen

*) So hieß die Gegend, wo Franz Welsers Hausstand.
**) Philippine war damals 18 Jahr alt.

Antwort nicht, noch Gegengruß;
Und ſie ſann nur anzubeten,
Ohne näher ihr zu treten,
Blieb ſein einziger Genuß.

Zwar um ihre Hand die Bitte
Manches aus der Ehein Mitte
Ward jetzt von ihr abgelehnt;
Und wohl oft in ſtillen Thränen
Erwach ein träumeriſches Wähnen,
Was ihr Busen ſich erſehnt.

Doch ſie ſiegte, ſich zu wahren
Vor der eig'nen Bruſt Gefahren,
Vor der Liebe Riesenmacht,
Die in ihm, der hoch erhaben,
Und an Schönheit reich und Gaben,
All' ihr Feuer angefacht.

Denn das unſchuldvolle, ächte
Kind aus Welferſchem Geſchlechte
War zu ſtolz zur Buhlſchaft blos,
Selbſt für einer Krone Erben;
Lieber will in Gram ſie ſterben,
Als ergreifen ſolches Loos.

4.

„Ja! mein muß ſie ſeyn, auf ewig mein:
Und ſtürzte die Veſte des Himmels ein,
Ich kann von ihr nicht laſſen.
Und end' ich nicht anders dieſe Qual,
So will ich als mein Eh'gemahl
Die Herrliche umfaſſen.

„Geh', Sternberg! Du, Freund, mir treu bewährt,
Durch Dich ſey's ihr, der Geliebten erklärt,

Die ſelbſt mich nicht will hören;
Und willigt ſie ein in der Liebe Band,
So reich' ich ihr heut noch die Gattenhand,
Will's am Altare beſchwören."

So Ferdinand. — Und durch Sternbergs Mund
Ward Philippinen der Entſchluß kund
Noch in derſelben Stunde. —
„Erhöret der Liebe heißes Flehn,
„Dann ſollt Ihr mit ihm am Altare ſtehn
„Zum heil'gen Ehebunde.

„Doch muß es verſchwiegen dem Kaiſer ſeyn,
„Denn fürchterlich iſt des Vaters Dräun,
„Doch Liebesgluth noch heißer;
„Und was in der Stille der Prieſter ſprach,
„Das halle nur ewig im Herzen nach,
„Und nie erfahr's der Kaiſer." —

Es eilt zu den Aeltern die Tochter hin:
Wohl iſt ihr befangen ſo Herz als Sinn
In reiner Lieb' Entzücken;
Doch nur bey der Aeltern Jawort will
Den Heißgeliebten, ob laut, ob ſtill,
Mit ihrem Ja! ſie beglücken.

Und als in der Tochter beſeeltem Blick,
Der Liebe Sehnen, der Liebe Glück
Die Aeltern bald erkennen;
Da mögen ſie wehren den Wünſchen nicht,
Da wollen das Band, das der Himmel flicht,
Auf Erden ſie nicht trennen.

In heil'ger Stille der Gottesmann,
Den Ferdinand zum Vertrauten gewann,
Der Liebe Schwüre ſegnet.
„Es ſchauet des Himmels Auge herab,

„Er hat Euch verbunden bis über's Grab,
„Ob Leid, ob Freud' begegnet.“

Da wogte der Liebe volle Gluth
Die lang' im verschwieg'nen Busen geruht,
Nicht länger Philippine,
Und sie umschlang den Heißgeliebten fest.
Wie die Rebe vom Ulmbaum nimmer läßt,
Ob Noth, ob Tod erschiene.

„Ja, Dein! auf immer und ewig Dein!
„Und stürzte die Veste des Himmels ein,
„Ich will von Dir nicht lassen;
„Doch hätt' ich mir eh' gegeben den Tod,
„Als Dich, wenn die Kirche den Segen nicht bot,
„Nur einmal zu umfassen.

„Jetzt aber schalte als Magd mit mir.
„In Allem gern gehorch' ich Dir,
„Mein Herr und mein Gebieter.“
Und er pries sein seliges Geschick,
Und es senkte des Himmels Vaterblick
Sich segnend auf sie nieder.

5.

Selten nur am Thrones Höhen,
Wird ein solches Paar gefunden,
Das im häuslich stillen Frieden
Also selig ist verbunden;
Das nicht im Geräusch der Höfe
Seine Freuden sich erwählet,
Und des Daseyns höchste Feste
Nur nach trauten Stunden zählet.

Blos für ihren Gatten lebte
Philippine still verborgen,

Uebte fromm die heil'gen Pflichten
Mit der Hausfrau lieben Sorgen,
Und kein Blick der Lauscher drängte
Sich in die geschloss'nen Räume,
Daß in keines Fremden Busen
Des Verrathes Unkraut keime.

Ob sie auch den Namen nimmer
Des geliebten Mannes trage,
Nannte sie ihn doch den ihren
Stets mit jedem Herzensschlage;
Ob sie auch für ird'sche Blicke
Ihre Wonnen bergen müsse,
Sah' doch Gott mit seinem Segen
Ihrer Liebe heiße Küsse.

Und in Prag's gethürmten Mauern
Wurden so sie festgehalten:
Statt des kaiserlichen Vaters
Mußte Ferdinand hort walten.
Und zwey holde Kinder*) blühten
Auf der schönen Mutter Schooße,
Zu des Vaters Hochentzücken,
Wie die Knospen einer Rose. —

Jahre kamen, Jahre schwanden.
Gleich blieb Liebe sich und Treue,
Und es keimten aus den frühern
Spätre Freuden nur auf's neue;
Doch aus Philippinens Herzen
Wollte ein Gefühl nicht weichen,

*) Carl und Andreas, welche sie überlebten. Später hatte sie noch Zwillingskinder, Philipp und Marie, die aber sehr jung, bereits 1563, zu Inspruck starben.

Mußt' ihr bey den Wonnemahlen
Stets den Wermuthsbecher reichen.

Ihres Gatten edlen Vaters
Gegen fehlte noch dem Bunde!
Zwar sie trug den stillen Kummer
Im verschloß'nen Herzensgrunde;
Aber immer neu erwachte
Dieses Wünschen, dieses Sehnen,
Und in Einsamkeit wohl flossen
Oft der Gattin heiße Thränen.

6.

Es kam der Kaiser Ferdinand
In seiner treuen Böhmen Land,
Und hielt den Hof zu Prag.
Und jeder, wer es immer sey,
Der konnte mit ihm sprechen frey
An dem bestimmten Tag.

Da trat in die gedrängten Reih'n
Ein holdes Weib gar sittig ein
Zur milden Audienz;
Das Auge wie der Himmel blau,
Der Mund, wie Rosen frisch im Thau,
Die Wange wie der Lenz.

Doch lang erbebet ihr das Herz,
Man liest im Blick den herben Schmerz,
Der Seufzer schwellt die Brust,
Madonna glaubt man anzusehn
Und doch, als wolle sie gestehn,
Weß sie sich schwer bewußt.

Und als der Kaiser in den Saal
Tritt zu den Bittenden zu mal,

Da ſtürzt ſie hin vor ihm;
Umſchlingt ihm flehend Fuß und Knie,
Und was geſchehn, erzählet ſie
Mit bangem Ungeſtüm.

Doch birgt ſie Namen wohl und Ort,
Und ihr entſchlüpft kein leiſes Wort
Das ihm den Sohn verriethe;
Und obgleich eine fremde Mähr
Dringt, was ſie ſpricht, doch tief und ſchwer
Dem Kaiſer zum Gemüth.

Und von der fittigen Geſtalt,
Von ihrer Schönheit Allgewalt,
Von ihrem Flehn gerührt,
Hebt er vom Boden auf ſie hold,
Und ſpricht: „Ihr habet, was Ihr wollt,
Gar wacker ausgeführt.“

„Und will ich mit dem harten Mann,
Der alſo Euch betrüben kann,
Und Euch nicht Tochter nennt,
Wohl ſprechen ein gar ernſtes Wort,
Daß er Euch freudig dann hinfort
Als ſolche anerkennt.“

„Doch daß ich möge bald dieß thun,
So ſagt mir ſeinen Namen nun,
Und kommt in dieß Gemach.“
Und in's Cloſet tritt er nun ein
Um ohne Zeugen dort zu ſeyn,
Und ſie folgt zitternd nach.

Dort aber ſinkt in Herzensqual
Sie vor ihm nieder abermal,
Und ruft: „erbarme Dich!
Mein Gatte iſt Dein eig'ner Sohn,

„Du! Richter auf dem Kaiser-Thron,
Verstoß nicht strafend mich!“

Da hob bey milder Thränen Lauf
Der Kaiser sie vom Boden auf,
Und sprach: „Du hast gesiegt!
Dir ward ein himmlisch Gut zu Theil,
Das einer Erdenkrone Heil
Bey weitem überwiegt.“

„Mein Segen sey mit Eurem Bund,
In Schriften will ich's machen kund,
Daß Du mir Tochter bist;
Doch bleibe den Vertrauten nur
Bekannt der Liebe heil'ger Schwur;
Also mein Wille ist.“

7.

Gen Inspruck zog, wo Ferdinand
Und Philippine weilten,
Und durch des Vaters Segen froh,
Verschwieg'ne Freuden theilten,
Gen Inspruck zog was höhern Sinn's,
Nicht ob der Hoffnung des Gewinns,
Nein, von dem edlen Walten
Der Herrscher festgehalten.

Hier einte deutsche Gründlichkeit
Sich mit flammändschen Fleiße,
Und wälsche Dichtung tönte voll
In edler Helden Kreise;
Was Kunst und Wissenschaft erfand,
Hier ward ihm der Verheißung Land,
Und sonder Meinens-Trennung
Fand es hier Anerkennung.

Und Philippine waltete
Inmitten all' des Schönen,
Das herrlicher in Blüthen trieb,
Die Lieblichste zu krönen;
Ihr Geist war ihren Reizen gleich,
Wohl drohte Bruderzwist dem Reich,
Doch durch Geduld und Milde
Ward sie ihm stets zum Schilde.

Drum hielt als eine Heil'ge sie
Das Volk in hohen Ehren,
Denn nie vergaß sie selbst am Thron,
Des Bürgerstandes Lehren.
Wo ein Verarmter trauernd stand,
Da bot sie freundlich ihm die Hand,
Wo Schweres war zu schlichten,
Da sah man sie's verrichten.

Ohnweit der Martinswand erhebt
Sich Ambras hohe Zinne;
Das hat zum Eigenthum verliehn
Ihr die beglückte Minne;
Dort ward der Sammlung Grund gelegt,
Und stets bereichert und gepflegt,
Wo Kunst und ernstes Wissen
Das Trefflichste nicht missen. *)

Und wer dahinzog weilte gern
In diesen Mauern länger.
Ob Priester ernst'rer Kunst, ob Arzt,
Ob Maler oder Sänger,

*) Die Bibliothek, das Kabinet und die Waffenkammer von Ambras waren einzig in ihrer Art. Die erstere ist nach Inspruck gekommen, und die beiden letztern befinden sich jetzt zu Wien.

Wie zu der Mediceer Zeit
War hier ein Ruheſitz geweiht,
Wo freyerm, höherm Streben
So Lohn als Preis gegeben.

Wie flog der Jahre Lauf dahin,
Dem treu verbundnen Paare,
Sie flochten zu der Myrthe ſich
Den Lorbeer in die Haare,
Und als aus wilder Türkenſchlacht
Den Fürſt der Sieg zurückgebracht,
War ihm bey Philippinen
Des Friedens Glück erſchienen.

Noch ragen Deine Berge hoch,
Tirol, in blaue Lüfte,
Noch ſtürzen Deine Ströme hell
Durch ſchattende Geklüfte:
Doch Philippinens Name auch
Lebt noch in Deiner Sagen Hauch,
Und wird nicht untergehen,
So lang die Alpen ſtehen.

II.

Hört Ihr dort die Glocke tönen,
Die zur Todtenfeier ruft?
Ach, das Muſterbild des Schönen
Senken ſie in ſtille Gruft.

Sanft und mild, mit Engelsmienen,
Ruht ſie in dem engen Sarg,
Der ja auch mit Philippinen
Für den Gatten Alles barg.

Sanft und mild, wie ſie gewaltet,
Schlief ſie auch im Tode ein.

Und es nennt sie, ob erkaltet,
Ferdinand noch immer sein.

Denn von ihrem Lager weichen
Wollt' er in der Krankheit nicht,
Ob ihm auch bey ihrem bleichen
Angesicht das Herz selbst bricht.

Aber eh' zur Himmelswonne
Sie der Engel rief zurück,
Glühte noch der Erdensonne
Wärmster Strahl aus ihrem Blick.

Und sie hob die matten Arme
Zu dem Gatten sanft empor,
Und es brach der lebenswarme
Funke noch ein Mal hervor;

Und mit Lächeln, gleich Verklärten,
Sprach sie mild zu ihm gewandt:
„Du, mein Theuerstes auf Erden,
Weine nicht, mein Ferdinand!

„Denn ich bin so froh im Hoffen,
Bleibe dort ja auch noch Dein,
Und ich seh' den Himmel offen,
Und die Engel warten mein!" *)

Und sie sank an ihm hernieder,
Ihre Seele war entflohn,
Und der Himmel rief sie wieder
Zu dem unnennbaren Lohn. **)

*) Geschichtlich wahr.
**) Am 24. April 1580.

Chorika.

Horch; Es rauschen die Saiten; es rufen die Flöten zum Tanze.
Auf! du fröhliche Schaar rüstiger Jugend! Herbei!
Daß Mnemosynens Tochter mir einmal noch freundlich erscheine,
Und dem Feyernden hold weide den lauschenden Blick.

Die Polonaise.

Feind dem Zwange der Kunst, von Fesseln des Raumes entbunden,
Trägt sie im bunten Gewirr schalkhaft die Heimath zur Schau.

Die Menuet.

Ernst entfaltet die Kunst sich hier in gemessenen Kreisen;
Aber der Grazien Reiz mildert den züchtigen Ernst.

Die Allemande.

Seht! zu trautem Vereine die Arme sich zierlich verschlingen;
Und durch's Fensterchen schleicht Amor sich leis' in das Haus.

Der Ländler.

Flötet ſanfter und ſanfter, ihr lieblichen Töne! Bezwungen
Liegt die Charis der Kunſt zärtlich dem Amor im Arm.

Die Anglaiſe.

Auch des Briten Ernſt erwärmt ſich zur Freude; doch männlich
Führt er an traulicher Hand ſchützend, ein Genius, dich.

Die Ecoſſaiſe.

Aengſtlich klopft mir das Herz! — Doch hüpft nur ſo fördrer und fördrer;
Noch thut Kümmern nicht noth: giebt uns nicht Ikland ſein Moos?

Die Françaiſe.

O wie ſpielt mit den Regeln ſo lieblich und leicht die Françaiſe!
Wäre des Lebens ſie doch Jedem ein freundliches Bild!

Die Quadrille.

Platz da, Freunde! — Nun gilt es eine geſchloſſne Geſellſchaft.
Aber Geduld nur! auch Euch adelt die Zeit und die Noth.

Der Kutſcher.

Ei, ſieh da! die alte Bekanntſchaft! So komm doch nur näher.
Zauberer! bringſt doch wohl gleich Guttel von Biaſewitz mit?

Der Matelot.

Zierlich wechſelt der Fuß in niedlichen, lachenden Formen;
Aber, Schiffer! warum führen im Schleppkau die Hand?

Der Koſakentanz.

Reizend lächelt die Kunſt aus ſinnigen, holden Gebilden,
Und mit kindlichem Sinn ſcherzet die edl're Natur.

Der ungariſche Walzer.

Sey mir vor allen gegrüßt, du Blume des Zarten und Schönen!
Unter den Schweſtern hat dich liebend die Chariß geküßt.

Die franzöſiſche Menuet.

O du glückliche Welt! Hier waltet die ewige Jugend.
Hüpfend verjüngt ſich der Greis. — Franke! wenn alterſt du nur!

Die Kegel-Quadrille.

Tadelt die Kurzweil mir nicht! Ihr huldigen freundlich die Schönen;
Denn wohl nirgend, als hier, gehen so reizend sie ab.

Die Tempête.

Spielt mit der Wogen Gewühl nicht allzubedachtlos, ihr Kinder!
Unter der schäumenden Fluth lauert verstohlen der Nix.

Die Menuet à la reine.

Herrliche Tochter! gewährst du dort die tauschende Mutter? —
Fast betrauert sie, nur Königin-Mutter zu seyn.

Die Sauvage.

Nymphe! du glühest; dein Haar weht flatternd im Winde; wer bist du? —
Sicher hat dir ein Faun schelmisch den Thyrsus entwandt!

Die Stern-Quadrille.

Traun! ein sinniges Bild von hoher Verwandtschaft: denn nicht wahr? —
Hesper eröffnet den Reihn; Lucifer bringt Euch zu Ruh.

Die Galopade.

Recht so, Freund! im Galopp durchsauset der Wüstling das Leben.
Und nach kurzem Gerausch räumet er Andern den Platz.

Der Cotillon.

Göttlich nennt ihn die Schaar der Kinder der Freude? — Nun wahrlich!
Nahe, das sind, ich wohl selbst, ist er dem Ew'gen verwandt.

Der Mazurek.

Freundliches Kind der Natur! wie treibst du voll Anmuth und sinnig,
Und doch so harmlos zugleich scherzend, dein jugendlich Spiel!

Der Wiener Walzer.

Ha! wie umschlingt die Lust so gewaltig das brausende Leben!
Eins nur fehlt noch: der Mann, welcher die Todten begräbt.

Der Großvatertanz.

Komm nur, Mütterchen! komm! Der Reigen schonet des Alters.
Jugend mag spötteln! Wohl ihr, tanzt noch im Alter sie jung!
Fröhlich enden wir nur, was kunstreich And're begonnen;
Enden das Leben wir so, ward uns das Höchste der Kunst.

— t — n.

Ah mon ami je mange ma main de qui

PENELOPE

TASCHENBUCH

für das Jahr 1829.

Herausgegeben
von
THEODOR HELL.

18r Jahrgang. Mit Kupfern.

Leipzig.
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

ELISABETH DIE HEILIGE.

Gallerie

aus

Schiller's Gedichten.

IX.

Die Gräfin v. Savern, nach J. Ender von Frz. Stöber.

Der Taucher, nach Nöke von Dav. Weiß.

Hero und Leander, nach V. H. Schnorr von G. Leybold.

Der Spaziergang, I. nach Ramberg von Rosmäsler.

Der Spaziergang, II. nach Ramberg von Buchhorn.

Deutsche Treue, nach Ramberg von Eßlinger.

Das verschleierte Bild zu Sais, nach Ramberg von Büscher.

Die milde Herrin.

(Zu dem Gang nach dem Eisenhammer.)

Die Gräfin sprach zu Fridolin,
„Mußt Du zum Eisenhammer zieh'n,
So tritt in die Kapelle ein
Die dort im Walde zeiget sich,
Und flehe auch die Gnade für mich
Es mög' der Herr Dir Gnad' verleih'n."
Und er verlieh' sie sichtbarlich!
Denn die da fromm im Glauben wallen,
An denen hat er Wohlgefallen.

Sie war so sanft, sie war so gut!
Wie hätt' er nicht mit frohem Muth
Was sie befahl mit Lust gethan?
Es ruht' auf ihm ihr Mutterblick,
Sich ihr zu weihen war sein Glück,
Die reinste Huldigung sein Nah'n,
Und unversehrt kehrt er zurück.
So bringt Gedeihn ein treues Dienen,
Ist für Gehorsam Heil erschienen.

Die milde Herrin sorgt und wacht,
Ist nur auf Freundliches bedacht,
Erleichtert gern die schwere Last
Die das Bedürfniß auferlegt,

Und wer sie ohne Murren trägt,
Der ist davon befreit schon fast,
Weil Stärke sein Vertrauen hegt.
Der Dank in seiner Herrin Blicken
Läßt schwer die Bürde niemals drücken.

So steht sie wie ein Heil'genbild,
Und doch so menschlich gut und mild!
In ihrer Brust kein Stolz, kein Hohn,
Der Diener ihr ein Hausgenoß,
Der eng' sich in das Ganze schloß,
Für den wohl oft die Thräne schon
Bei unverdienten Leiden floß
Denn wer vom Glück auch hoch erhöhet
Vor Gott doch gleich den Niedern stehet.

Und jeder ohne ihr Geheiß
Schon, was zu thun ist, thut und weiß
Es pflegt die Arbeit fort mit Lust,
Der Fleiß ruht keinen Augenblick,
Es wirket alles mit Geschick,
Denn Ehrfurcht wohnt in jeder Brust,
Und der Gehorsam wird zum Glück.
So muß das Haus sich wohl gestalten,
Bei einer milden Herrin Walten.

Th. Hell.

Die Königstochter.

(Zu dem Taucher.)

Es kommen, es kommen die Wasser all',
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder!
An die Felsen schlägt der dumpfe Schall,
Was im Abgrunde tief, es ist verloren,
Wird zum Lichte nicht wieder geboren.

Und die Königstochter sich angstvoll beugt
Ueber des Felsens luftes Gemäuer,
Nach dem Jüngling so lieb und so theuer,
Keine Spur auf den Wassern sich unten zeigt,
Wie sie starre hinab in die Tiefe,
Kein Laut, der ihn zurück ihr riefe.

Doch endlich kehren sie alle zur Stadt
Von des Strudels schäumenden Wogen:
Nur Einer ist heim nicht gezogen,
Weil ihn der Abgrund begraben hat,
Der Edelknabe mit Ritterſinn,
Er starb für den herrlichſten Liebesgewinn.

Die Königstochter im hohen Palast
Weilt still in entlegener Kammer,
Es hat nicht Thränen ihr Jammer;
Er drückt auf das Herz mit Centner-Last,
Kein Wort entringt sich dem Munde,
Nicht blutet die tödtliche Wunde.

Als aber die Nacht den Schleier gelegt
Auf Land und Stadt und des Meeres Fluthen,
Da brennen noch wilder die innern Gluthen,
Und die Königstochter es nicht mehr trägt,
Und stürzt hinaus aus den hohen Hallen
Dahin, wo der Charybde Donner schallen.

Zum Felsen hinauf führt der schwindelnde Steg,
In Finsterniß hüllt sich des Himmels Bogen,
In Finsterniß hüllen sich unten die Wogen,
Doch findet verzweifelnde Liebe den Weg;
Zu der Stelle, von wo sie zuletzt ihn erschaute
Gelangt die Sturm- und Nebelumgraute.

Und sie beugt sich hinab mit sehnendem Blick,
Und sie starrt in der Tiefe dunkle Nächte!
Vergebens! es bringen des Abgrunds Mächte
Den muthigen Taucher ihr nicht zurück!
Nur dumpfer die Brandung von unten tönet,
Nur wilder der Sturm durch die Felsen dröhnet.

Da zerreißt mit Einemmale schnell
Die dunkle Decke des Himmels, es flimmert
Ein Stern durch die Nacht, tief unten schimmert
Herauf es wieder so strahlend hell,
Ein Lichtpunkt nur im nächtlichen Grausen
Von dort wo die Larven der Tiefe hausen.

„Das ist seiner Augen hellleuchtendes Licht!
Das ist der Liebe strahlendes Glühen!
Das ruft mich! das will mich hin zu ihm ziehen!
Ich komme, ich komme! ich lasse Dich nicht!“
So ruft sie, und löst das heil'ge Gelübde! —
Es decket sie beide die tiefe Charybde.

Th. Hell

Es kommen, es kommen die Wasser voll,
Sie rauschen heraus, sie rauschen wieder,
Den Jüngling bringt keiner wieder.

Todesweihe.

(Zu Hero und Leander.)

Lächelnd liegt das heit're Leben
Vor uns da im Frühlingsglanz,
Gern bereit, uns voll zu geben
Seiner Freuden reichsten Kranz.
Denn noch in der Unschuld Blüthe
Waltet Frieden im Gemüthe.
Ist das Herz so Gottvertraut,
Drohen keine Schreckgestalten
Uns den Spiegel vorzuhalten,
Wenn das Auge rückwärts schaut.

Aber wenn die Schuld getreten
In des Lebens Rosenflur,
Wächst auf allen Blumenbeeten
Uns der gift'ge Schierling nur,
Haucht mit seiner heißen Lohe
Ihr Bewußtseyn uns das frohe
Reichbegabte Daseyn an,
Daß es selbst im Glanz der Ehren,
Sich von innen muß verzehren,
Nicht mehr heiter blühen kann.

Wehe jedem ersten Schritte,
Der zu diesem Ziele führt,
Der in aller Blumen Mitte
Schnell den Todeswurm gebiert.

Zwar sie können scheinbar düften,
Können noch in Schmeichellüften
Wiegen blühend Kelch und Blatt,
Doch es kann nie mehr genesen
Was in seinem innern Wesen
Keime der Vernichtung hat.

Schuld weiht immer dem Verderben,
Was unrettbar sie erfaßt!
Kannst Du wieder Dir erwerben
Was Du so verloren hast?
Andre Blumen können blühen,
Neue kann Dich tief durchglühen,
Und Verzeihung sie verspricht,
Aber diese makellose
Lilie, in der Unschuld Schooße,
Einmal noch erblüht sie nicht.

Ew'ges Walten! das die Strafe
In den Fehltritt selbst schon legt,
Ob die äuß're Wache schlafe,
Doch die inn're stets erregt;
Ich erkenn' Euch, ernste Mächte,
Strenge treibt Ihr Eure Rechte,
furchtbar, unerbittlich ein! —
Doch was Tod hier ist, wird Leben
Durch den Tod einst selbst uns geben!
Dort wird keine Schuld mehr seyn!

Th. Hell.

Der Spaziergang.

1.

„Nachbarlich wohnt der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach.
Traulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
Einen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
Glückliches Volk der Gefilde! noch nicht zur Freiheit erwachet,
Theilst Du mit Deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Aernten ruhiger Kreislauf,
Wie Dein Tagewerk, gleich, windet Dein Leben sich ab."

Der Spaziergang von Schiller. 1.

Der Spaziergang.

2.

„Auf den Mauern erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.“

Vor Sjon vergaat er schelden

Deutſche Treue.

Um den Scepter Germaniens ſtritt mit Ludwig dem Baier
Friedrich aus Habsburgs Stamm, beide gerufen zum Thron;
Aber den Auſtrier führt, den Jüngling, das neidiſche Kriegsglück
In die Feſſeln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
Mit dem Throne kauft er ſich los, ſein Wort muß er geben,
Für den Sieger das Schwert gegen die Freunde zu ziehn.
Aber was er in Banden gelobt, kann er frei nicht erfüllen;
Sieh da ſtellt er aufs neu willig den Banden ſich dar.
Tief gerührt umhalſ't ihn der Feind, ſie wechſeln von nun an,
Wie der Freund mit dem Freund, traulich die Becher des Mahls,
Arm in Arme ſchlummern auf Einem Lager die Fürſten.
Da noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleiſcht.
Gegen Friedrichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
Baierns läßt er den Feind, den er beſtreitet, zurück.
„Wahrlich! So iſts! Es iſt wirklich ſo. Man hat mirs geſchrieben,“
Rief der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

Deutsche Treue von Schiller.

Das verschleierte Bild zu Sais.

— — —

Der Jüngling ging gedankenvoll nach Hause:
Ihm raubt des Wissens brennende Begier
Den Schlaf, er wälzt sich glühend auf dem Lager
Und rafft sich auf um Mitternacht. Zum Tempel
Führt unfreiwillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Inn're der Rotunde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.
Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oeffnung wirft
Der Mond den bleichen silberblauen Schein,
Und furchtbar wie ein gegenwärt'ger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.
Er tritt hinan mit ungewissem Schritt;
Schon will die freche Hand das Heilige berühren;
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
— — —

Das verwüstete Bild zu Saus + Braus +

Die Ausgewanderten.

Erzählung von Friderike Lohmann.

Als im Jahre 1790 der Nationalconvent in Paris alle geistliche Orden und Klöster aufhob, trat die Gräfin Constanze de Cambis nach einer sechzehnjährigen Absonderung von Neuem in die Welt, in welcher sie überall auf ungewohnte Formen, auf die Zertrümmerung des Ehrwürdigen, auf Zwietracht und Unordnung traf. Sie hatte im Kloster eine der höchsten Stellen bekleidet, Rang und Tugend gaben ihr Uebergewicht und Ansehn, an sie reihete sich die Schaar der Vertriebenen noch für kurze Zeit, bis die Hand der Nothwendigkeit das Band der Liebe und Gewohnheit löste und Eine nach der Andern von der Gefährtin Abschied nahm, wie der Sturm Blätter verweht, die auf demselben Baume grünten, und noch einige Augenblicke vereinigt an seinem Stamme ruhen. In der tiefsten Verborgenheit begab sich die Nonne nach Paris, um bei einem Freunde ihres Hauses nach ihrem Vater zu fragen; hier erfuhr sie seinen Aufenthalt auf einem Schlosse ihrer verstorbenen Mutter, in der Nähe von Bourdeaux, und säumte nicht, ihn von ihrer Lage zu unterrichten. Sie bat ihn

um Erlaubniß, die stille Zelle, die man ihr geraubt hatte, unter seinem Dache wieder herzustellen, und um einen sichern Begleiter für die Reise; denn so wenig sie es wagte, den Weg durch ein beunruhigtes Land einsam anzutreten, eben so wenig mochte sie, ohne ihres Vaters Einwilligung, seine Zurückgezogenheit stören. Seit sechzehn Jahren hatten nur kurze kalte Nachrichten eine Verbindung erhalten, die die heiligste auf Erden ist, und wenn Constanze sich den schwermüthigen Erinnerungen an ihre frühe Jugend überließ, sah sie ihren Vater als einen strengen Herrn, nicht als den Freund, dem die Natur die schönsten Triebe ihres Herzens bestimmt hatte. So erwartete sie seine Antwort, zwar mit der Sehnsucht eines weichen Gemüths nach dem alten Vater, aber mit mehr Schüchternheit als Vertrauen, und verlebte die Zwischenzeit in einem verschwiegenen Zimmer, das sie ihrer ehemaligen Wohnung so ähnlich als möglich gemacht hatte.

Nach einigen Wochen erschien eine Einladung des Grafen, und ein Begleiter, dessen Anblick Constanzen in die Tage unschuldigen Kinderglücks zurückführte. Dammartin, ihres Vaters Kammerdiener, ein ehrwürdiger Greis, hatte schon ihren Großeltern gedient, und war in dem Hause de Cambis alt geworden. Unbegrenzte Ehrfurcht gegen das hohe Geschlecht seines Herrn war der Hauptzug seines Wesens, er dachte an sich selbst nur in Bezug auf das Glück, ihm anzugehören, und hätte das Leben geopfert, um seine lichten Sterne vor dem Erlöschen zu bewahren. Aber was er

empfand, lag unter der Hülle ernster Ceremonien, niemals hatte er den Empfindungen der Liebe gestattet, sich frei zu zeigen. Seine Freudenthränen bei der Geburt der Kinder, sein Schmerz am Sarge der Hingegangenen verbargen sich unter einem gleichförmigen Gesicht, während seine Hände zitterten, und seine Knie wankten. Eben so heiß, und eben so verschwiegen waren Antheil und Stolz, wenn der Glanz des Hauses wuchs, dagegen verbot er selbst seinen Gedanken den leisesten Tadel über die Handlungen seines Herrn, und mißtraute lieber seinem ehrlichen Herzen, ehe er ihn beschuldigte. Mit solcher Ehrfurcht gegen jede irdische Größe stand der alte Mann plötzlich vor den neuen ungeheuren Begebenheiten, als ob ein Riß die Erde gespaltet hätte, und der uralte Boden dem Fuße nicht mehr Sicherheit gäbe. Er verließ mit dem Grafen die Hauptstadt, und sein stiller Sinn, aus der Bahn gewohnter Gedanken gewaltsam weggerückt, fand nur in dem Bestreben Trost, die Heiligkeit alter Rechte im einsamen Schlosse aufrecht zu halten, während man ihrer in der Welt spottete. Er bückte sich noch tiefer als sonst vor dem Grafen, hielt sich noch in größerer Entfernung, und in seiner leisen Stimme lag die höchste Ehrerbietung. Nicht feierlicher konnte das Lever des Königs seyn, als Dammartin jetzt die Morgenaudienz seines Herrn machte; auch schmückte er seine Kleider täglich mit allen seinen Orden, und versäumte nichts, dem einsamen Haushalt das Ansehen eines fürstlichen Hofes zu geben.

man ihn beobachtete, wenn er sprach, traten sie offner hervor, und entzündeten Funken in den blizenden Augen, in den beweglichen Zügen. Aber in stillen Augenblicken des Nachdenkens sah man dies Feuer erlöschen, und erkannte eine düstre Traurigkeit, die den finstern Zug auf seine hohe Stirn gezeichnet haben mußte. — Solch ein Moment war es, in welchem Constanze das Bild ihres Vaters auffaßte.

Wir finden uns in einer ungewohnten Lage wieder, Constanze, sagte der Graf, wer hätte jemals gedacht, daß ein anderer Wille als der Unsrige das Loos der Gräfin de Cambis ändern sollte, und wer sind diejenigen, die es entschieden haben? — Aber denken wir nicht an uns allein! Es ist jezt die höchste Ehre Leiden zu dulden, da der König leidet, und billig ist es, daß unser Haus auch diese zu so vielen andern Auszeichnungen füge.

Der Sturm wird vorüberziehen, mein Vater, erwiederte Constanze, und die heiligen Mauern werden uns wieder aufnehmen, so hoffe ich, so hoffen alle meine Schwestern. Gott wird auch den König wieder erheben, und die Getreuen, die ihn lieben, aufs Neue um ihn versammlen.

Ich denke nicht, sagte der Graf, daß meine Tochter ihren Vater im Verdacht hält, als habe er seinen König in der Noth verlassen. Des Monarchen eigner Wille hat mir diese Zurückgezogenheit angewiesen, weil ich im Eifer für sein Recht mit einem Manne zusammentraf, den er jezt schonen muß. Mein Geg-

ner stand mir an Geburt und Würde so weit nach, daß er noch vor kurzem den unfreundlichen Blick eines de Cambis gefürchtet hätte; diese ausgeartete Zeit stellte ihn kühn an meine Seite, unsere Erbitterung wuchs täglich, und seine Majestät wünschte nicht, sie ausbrechen zu sehen. Der König will, daß kein Tropfen französisches Blut zu seiner Vertheidigung fließen soll, und wie ich auch denken mag, ich habe ihm gehorcht. Fürchte indessen nicht in meiner Entfernung eine Verbannung zu sehen. Die Gnade meines Herrn umstrahlte mich niemals mehr, als im Augenblick des Abschiedes, und ich fühlte nie stärker, daß ich sie verdiene.

Gewiß, entgegnete Constanze, der König hat keinen treueren Unterthanen, als meinen Vater. Die Liebe für ihn wurde schon früh in meine Brust gepflanzt, und wenn gleich schwach, und ein Weib, kann ich mich darin mit den edelsten Männern Frankreichs messen!

Das Blut der Cambis und der Coucy ist in deinen Adern, sagte der Graf, indem seine hohe Gestalt sich noch höher aufrichtete. Es hat seine angestammte Reinheit nur einmal verläugnet.

Constanze schlug die Augen zu Boden, denn der Blick ihres Vaters wurde finster, und ihr Herz bewegte eine schmerzliche Erinnerung. Nach einer langen Pause reichte der Graf ihr die Dose, mit welcher er früher beschäftigt war: dies ist das letzte Geschenk der königlichen Gnade, sagte er, und mir das Theuerste. Betrachte die Bildnisse, sie scheinen zu leben.

Die Nonne sah auf dem Deckel der Dose das ju-

gendliche Bild Ludwig des 16. im Knabenalter, und inwendig trat ihr ein liebliches weibliches Gesicht entgegen, dessen helle klare Augen und reinen Züge ihr Herz gewannen.

Das ist des Königs Mutter, Maria Josepha von Sachsen, fuhr der Graf fort, eine Dame, die des ersten Thrones der Welt werth war. Der Monarch wußte, wie sehr ich sie verehrt habe, und ließ ihr Bild für mich copieren, so wie das seinige, in dem Alter, wo er sie verlor. — Der weiche Ton, mit welchem der Graf diese Worte sprach, überraschte Constanzen, so hatte sie ihren Vater niemals gehört. Aber als sie ihre beredten Augen nach ihm hin wandte, glaubte er ihre Gedanken darin zu lesen, und sogleich lag der Ausdruck stolzer Ruhe wieder über seinen Zügen. Er fragte nun nach den neuesten Ereignissen in Paris, sein bittres, gereiztes Gefühl ergoß sich frei in den Busen der gleichgesinnten Tochter. Indessen ward das Abendessen aufgetragen, die Bedienten umringten den Tisch, die Unterhaltung ward steif und förmlich, Pracht und Ueberfluß verscheuchten die Langeweile nicht. Nach einer kleinen Stunde nahm Dammartin zwei silberne Armleuchter von einem Nebentisch, um der Gräfin ihr Zimmer anzuweisen. Sie küßte ihrem Vater die Hand, und folgte dem alten Diener.

Das Zimmer war alterthümlich, doch, wie es schien, völlig für eine Frau eingerichtet. Eine große silberne Toilette, auf einem Tisch mit gesticktem Umhang, Porzelainvasen, mit künstlichen halbverblichnen

Blumen, hohe Spiegel, und ein schönes Deckengemälde zierten es. Wer hat hier gewohnt? fragte Constanze den Kammerdiener.

Die Frau Gräfin, Ew. Gnaden Frau Mutter, wenn wir sonst hier waren, antwortete er, indem er die schweren Leuchter niedersetzte, und sich mit tiefer Verbeugung entfernen wollte.

Warten Sie noch einen Augenblick, Dammartin, sagte Constanze mit zitternder Stimme, ich muß eine Frage an Sie thun. Wissen Sie etwas von dem Schicksal meiner Schwester?

Ich bitte tausendmal um Verzeihung, Madam, antwortete Dammartin leise, allein was sollte ich davon wissen? und gesetzt ich wüßte durch Zufall etwas, wie würde es mir gebühren, darüber zu sprechen! Zweifeln Sie nicht an meiner Ergebenheit, aber der Herr Graf hat ein Band um meine Zunge gelegt, und ich bin ein alter treuer Diener.

Ich will Sie nicht zum Ungehorsam verleiten, sagte Constanze, doch Sie haben oft unsere kindischen Spiele gesehen, und sich unserer jugendlichen Freundschaft gefreut. Können Sie nicht fühlen, wie sich mein Herz nach Kunde von ihr sehnt? meinen Vater wagte ich nicht zu fragen.

Um Gottes willen nicht, Madam, ich glaube, wenn ich mich unterstehen darf, meine Meinung zu sagen, es könnte meines gnädigen Herrn Tod seyn. Nein, lieber will ich sprechen, weil Sie es befehlen! Die Gräfin Renate hat sich einigemal nach ihrer Heirath

an den Herrn Grafen gewandt, aber so viel ich weiß immer vergebens. Vor etwa zehn Jahren ist sie ihrer edeln Frau Mutter ins Grab gefolgt. Der Mann — Ew. Gnaden wissen, wen ich meine, war schon früher gestorben.

Also unversöhnt, ohne Verzeihung! rief Constanze aus. War denn Niemand um meinen Vater, der für sie bitten konnte? Dammartin, Sie haben sie oft auf dem Arm getragen, und der Graf hat Sie lieb. —

O Ew. hochwürdige Gnaden, sagte der alte Mann, könnten Sie doch in mein Herz sehen, wenn ich so sagen darf. Hätte ich sterben können, um Geschehenes ungeschehen zu machen, da hätte mein Leben sein rechtes Ziel gefunden. Ich habe die Briefe immer auf des Herrn Frühstückstisch gelegt, auf Gefahr meinen Dienst zu verlieren, ja einmal als der Herr Graf sehr zornig wurde, wagte ich sogar ein Wort in meiner Einfalt zu sagen. Aber er antwortete: Dammartin, das verstehst Du nicht, und da hatte er Recht. Ich denke: die auf dem Berge stehen, haben eine andere Aussicht, als die im Thale, und die Großen der Welt gehen einen andern Weg, als die Geringen. Mit meinem Herrn zu rechten, selbst in Gedanken, kömmt mir nicht zu.

Und weiter wissen Sie nichts, Dammartin? fragte Constanze, nicht wie sie lebte, ob sie glücklich war, ob la Coste ihr das große Opfer vergalt? Wissen Sie, daß sie keine Kinder hinterließ?

Gnädige Gräfin, sagte der Greis flüsternd, wenn

ich die Fragen beantworte, thue ich, was ich niemals gewollt habe, aber nehmen Sie denn ein Geheimniß hin, das mit in mein Grab sollte. Erstlich: ich erfuhr, daß die arme Dame nicht glücklich war, der Mann ist oft in diesem Schlosse angeklagt worden, ich richte nicht über ihn, allein die Hand einer Gräfin de Cambis hatte er schwerlich verdient. — Zweitens: sie hatten ein Kind, einen einzigen Sohn, er war zwölf Jahr alt, da die Gräfin starb, jetzt ruht er auch, und mein Herr weiß nichts von ihm. —

Sie sagen mir nicht Alles, Dammartin, rief Constanze, fassen Sie doch Vertrauen zu mir, ich werde für diese Mittheilungen immer Ihre Schuldnerin seyn!

O Madam, sagte er, das Wort kann nicht von Ihnen zu mir gebraucht werden, wenn Sie befehlen, muß ich gehorchen, ich will alles aussprechen, was noch kein Mensch gehört hat. — Als die Gräfin Renate todt war, sandte sie einen Vertrauten an mich mit dem zwölfjährigen jungen Herrn, und sie ließ mir gebieten, das Kind seinem Großvater vor die Augen zu bringen. Es war ein schwerer Auftrag, wenn ich so sagen darf, in meinem langen Leben der härteste Anstoß. Damals befanden wir uns eben hier, es war Spätherbst, der Herr Graf hatte eine Jagdparthie vor, die ihn mehrere Tage entfernte, der junge Herr schien etwas wilder, munterer Natur, ich forschte ihn ein Bischen aus, er wußte nichts, als daß man ihn zu einem alten Herrn schicke — Ew. Gnaden rechnen mir den nachlässigen Ausdruck nicht zu, der sich seiner annehmen

würde. Er wollte nun ohne alle Umstände den Herrn sehen, er wollte die Pferde und Hunde sehen, und die Jäger, ja durchaus der Jagd folgen. Ich mußte den Herrn Grafen ankleiden, ich war in Todesangst, und brachte den Jüngling in das untere Gartenzimmer, mit der ausdrücklichen Warnung, es nicht zu verlassen. Glücklicherweise hatte ich für seine Nahrung und Unterhaltung gesorgt, denn es vergingen ein paar Stunden, ehe die Jagd fortzog. Wie die Pferde unten an der Gironde aus meinen Augen verschwanden, sammelte ich erst meine Gedanken, ich fand es am besten, den jungen Herrn anfangs für meinen Verwandten auszugeben, und rüstete mich, ihm das begreiflich zu machen, wovor ich einige Scheu empfand, denn er schien das hohe Blut in sich zu fühlen, und hatte eben keine Lust, einem alten Bedienten zu gehorchen. Mit solchen Gedanken that ich das Gartenzimmer auf, es war leer! der Jüngling fort! — Ich suchte ihn anfangs im Garten, stundenlang, bis meine alten Füße nicht mehr konnten, dann mußte ich, obwohl mit großem Bedenken, einen Freund zum Vertrauten wählen, der nun auch schläft. Der durchstrich die ganze Gegend zu Pferde, wir fanden das Kind nicht. — Der Abend brach indessen ein, es wurde ein furchtbares Wetter, ein Sturm als sollte die Welt untergehen, ich werde es niemals vergessen. — Ach hochwürdige Gnaden, wie soll ich sagen, was noch übrig ist! — Während ich Tag und Nacht keine Ruhe hatte, fand sich nach zwei Wochen ein todter Knabe in der Gironde, nicht weit von da, wo sie mit

der Dordogne zusammenfließt, gerade in der Gegend, wohin damals die Jagd ging. Sie wissen nun schon Alles, ach, ich hätte doch schweigen sollen! — es war der arme junge Herr, wahrscheinlich zog er den Jägern nach, und verirrte sich bei dem furchtbaren Wetter. Man fand eine kleine Uhr bei ihm, die ich kannte, da er mir an jenem Mittage eine geringe Verletzung daran zeigte. Ich besitze sie noch, sie weiset auf eine unglückselige Stunde! —

Welch schreckliches Schicksal, sagte Constanze heftig bewegt, lieber Dammartin, mit uns Beiden mag dies traurige Ereigniß sterben. —

Soll ich Ew. Gnaden nun das Kammermädchen schicken? fragte der Alte mit tiefer Verbeugung; sie lehnte alle Hülfe ab, und er entfernte sich zögernd. Die Nonne aber sank in einen Sessel, hielt die gefalteten Hände vor die Augen, und vertiefte sich in der Vergangenheit. Sie hatte ihre ältere Schwester zärtlich geliebt, früh schon mutterlos, hatten sie sich um so mehr an einander angeschlossen, als des Vaters Wesen weder weich noch liebevoll war. Als sie aufwuchsen, erschien la Coste im Hause, er war des Grafen Sekretair, ein feiner gebildeter Mann, talentvoll, schwärmerisch, leidenschaftlich, aber ohne Festigkeit. Ein Verkehr mit Büchern und Noten gab zuweilen Gelegenheit zur Annäherung, la Coste wußte sie schlau zu vermehren, und durch Heimlichkeit anziehender zu machen. Für beide Schwestern ward er das Ideal der erwachenden Liebe, aber Constanze sah den Abgrund, an welchem sie

stand. Es war etwas von ihres Vaters Geist in ihr, sie fühlte, daß sie aufhören müßte, seine Tochter zu seyn, wenn sie den Gedanken nährte, la Coste's Gattin zu werden. Noch hatte der junge Mann keinen Unterschied zwischen den Schwestern gemacht, er schien sie beide anzubeten, und zwischen ihnen zu wanken, jede glaubte sich die Beglückte, jede hielt sich für den Gegenstand der süßen Lieder, die eine ehrfurchtsvolle unglückliche Liebe klagten. In dieser Zeit stiller Entfremdung traf Constanzen der Antrag zu einer glänzenden Vermählung; des Königs Vorwort empfahl den Bräutigam, der Graf fragte der Tochter Herz nicht, und sie empfand eben so sehr die Unmöglichkeit zu gehorchen, als dem ernsten Vater zu widerstreben. Der Gedanke, von der Welt zu scheiden, war ihr nicht fremd, er war aus ihrer schwärmerischen Liebe emporgewachsen, und wurde nun lebhafter und entschiedener, sie erklärte sich also für eine Verlobte des Himmels, und entsagte im siebenzehnten Jahre der Zukunft. Vor ihrer Abreise öffnete sie ihr Herz unter tausend Thränen der Schwester, warnte und beschwor sie, und nahm Gelübde mit sich, die Renate nicht erfüllte. Noch bevor Constanzens Probejahr entschwand, hatte Renate zwischen dem Geliebten und dem väterlichen Segen entschieden.

In einförmiger Stille flossen Wochen und Monate hin, Constanze verlebte ihre Zeit so viel als möglich nach der Regel ihres Ordens, und erschien nur außer-

halb des Schlosses, wenn sie ihren Vater auf seiner Spazierfahrt begleitete. Außerdem leistete sie ihm auch bei der Tafel Gesellschaft, aber sie saßen sich traurig und ungesellig gegenüber, jedes in die eignen trüben Gedanken vertieft. Des Grafen finstre Stimmung stieg mit den Nachrichten aus der Hauptstadt, er äußerte sich immer heftiger, immer bittrer, und Constanze fing an, für ihn zu zittern, wenn der Rausch, der alles ergriff, bis in seine Nähe dringen sollte. Sie versuchte daher oft, ihm eine Auswanderung nach England oder Deutschland vorzuschlagen, doch er verwarf den Gedanken mit Abscheu. Louis de Cambis stirbt in Frankreich, sagte er, sterben oder dem Vaterlande entsagen gilt ihm gleich. — Mit großer Angst bewachte Constanze nun das Benehmen der Diener und Unterthanen, es schien ihr, als wäre die Ergebenheit verringert, mit welcher man sich sonst dem Grafen nahte; wenn ihr glänzender Wagen mit dem prächtigen Postzuge, den goldgeschmückten Bedienten und Vorreitern, durch die Gegend rollte, waren die Begrüßungen der Landleute weniger demüthig, und die Bewunderung der Pracht hatte einen Ausdruck von Hohn und Unwillen. Nur leise wagte Constanze solche Bemerkungen anzudeuten, aber schon dies reizte des Vaters heftigsten Zorn; seine Seele konnte den Gedanken nicht fassen, daß der eingewurzelte Gehorsam wanken könne, was er rings um sich her sah, mochte er nicht auf sich selbst anwenden, und statt dem Drange der Zeit in etwas nachzugeben, stellte er sich wie ein Fels den anrückenden Wogen der Um-

wälzung entgegen. Indessen ward der Adel vernichtet, alle seine Rechte aufgehoben, und zwei Herzoge waren es, welche das Signal dazu gaben. Schmerz und Wuth stritten in der stolzen Brust des Grafen, die tiefste Verachtung gegen die Männer, die das Verdienst ihrer Väter hingaben, und ihrer Kinder gutes Recht opferten, sprach sich laut und unbesonnen aus; er forderte jezt mit großer Heftigkeit Frohndienste, Jagdgerechtsame und Zehnten, und wirklich unterdrückte seine Entschlossenheit für kurze Zeit alle Weigerung. Aber während er sich triumphirend erhob, zitterte Constanze vor dem leisen Murren der Landleute, vor jedem finstern Blick, den sie sah, sie erkannte das ferne Grollen des empörten Meeres, das sich schnell empor thürmt, um Schiff und Mannschaft zu verschlingen.

Eines Abends, da sie einsam in ihrem Zimmer saß, meldete man ihr einen Landmann, der sie dringend zu sprechen wünschte. Er trat mit Freimüthigkeit ein, ohne jene Ceremonien, die sie sonst zu empfangen gewohnt war, und indem er betheuerte, daß er der Einzige sey, der das Unglück der Herrschaft nicht wolle, rieth er ihr, aufs schnellste mit ihrem Vater die Flucht zu ergreifen. Ein Verhaftsbefehl sey gegen den Grafen ausgestellt, man werde ihn schon den nächsten Morgen nach Bourdeaux führen, und das aufgebrachte Landvolk sey bereit, den Augenblick zu benutzen, um seinen Theil an der allgemeinen Freiheit zu gewinnen. Mit eigner Gefahr warne ich Sie, setzte der Mann hinzu, Ihr Vater war keiner der schlechten Herrn, Ihre Mutter hat

mich vom Tode errettet, als ich noch ein Kind war. Ich hasse die Tyrannei wie die Andern, und will das Joch abwerfen helfen, aber es wird mich freuen, Sie entkommen zu sehen. —

Constanze blieb einen Augenblick betäubt, aller Seelenkräfte beraubt, auf der Stelle, wo sie ihn gehört hatte, dann hob sie Hände und Augen zum Himmel auf, und flehte um Kraft, ihres Vaters Leiden zu tragen. Sie ging in sein Gemach, wo Dammartin eben Leuchter und Kronleuchter angezündet hatte, mit der höchsten Anstrengung gelang es ihr, das Schreckliche, was sie zu sagen hatte, behutsam vorzutragen. Kaum hatte sie der Graf vollkommen verstanden, als er den Kopf vor sich nieder auf den Tisch beugte, und das Gesicht verhüllte, Dammartin stand wie eine Bildsäule, kein Laut antwortete Constanzen, und sie wagte nicht, ihres Vaters Kampf zu stören. Endlich richtete er sich auf, und sprach: ich fliehe nicht vor diesem Verhaftsbefehl und der Mißhandlung meiner eignen Unterthanen. Indem ich ihnen mit der alten Würde entgegentrete, will ich den Ruhm der Ahnen erhalten. Diesem Ruhm habe ich viel geopfert, vielleicht mehr als recht war, ich will ihn nicht am Ende des Lebens beflecken.

Constanze stürzte jammernd vor ihm nieder, sie bat mit Todesangst, sie umklammerte seine Knie; zitternd und wankend kam Dammartin einige Schritte näher. Was willst Du von Deinem Vater, Gräfin de Cambis? fragte der Graf, soll er umherirren wie ein Bettler,

in der Gegend wo er gebot, soll er fliehen gleich einem Verbrecher?

Gnädigster Herr, sagte Dammartin, ich bin ein geringer Mann, und sollte hier nicht sprechen, verzeihen Sie es der Angst meines Herzens. Der König — sagt man — wird auch das Reich verlassen, um sich für bessere Zeiten aufzusparen.

Und wohin sollen wir gehen? fuhr der Graf fort, man wird uns überall nachspüren, auf der Flucht ergriffen überlebe ich mein Schicksal nicht, hier kann es wenigstens würdig enden. Ich weiß, daß mein Herr Graf mich nicht frägt, sagte Dammartin, allein wenn ich Rath wüßte, wäre es Sünde zu schweigen. Drei Stunden von hier ist eine Hütte, ein hübsches Landhäuschen, wenn ich so sagen darf, wo Ew. Gnaden sich ein paar Tage aufhalten könnten, wenn Sie der Bewohnerin die Ehre thun wollten. Für die alte Frau bin ich Bürge, sie würde glücklich seyn, so lange sie lebt, wenn der Herr Graf unter ihr Dach käme. Es wird freilich an mancher Bequemlichkeit fehlen, indessen auf Reisen oder im Felde haben vornehme Herren ja oft noch schlechter gewohnt.

Constanze ergriff den Vorschlag mit Feuer, sie bat und weinte, bis der Vater überwunden war. Dammartin brachte nun einen dunkelfarbigen schlichten Oberrock für den Grafen, die Nonne nahm das baare Geld, die werthvollen Papiere und allen Schmuck zu sich, und hüllte sich in einen Mantel; sie stiegen die schmale Hintertreppe hinab in den Garten, von wo aus sie einen

Bergpfad aufwärts gingen. Es war Nacht geworden, kein Mondlicht leuchtete, kein Stern schimmerte, die Gegend schien wild romantisch, Bäume rauschten im Winde, dichte Gesträuche hemmten den Fuß, aber Dammartin kannte den Weg genau. Der Graf sprach nicht, er schien dem Schmerz und der Ermüdung fast zu erliegen, Constanze unterstützte ihn mit mehr als weiblicher Kraft. Endlich sahen sie das Glänzen eines Lichts, der alte Kammerdiener bat nun, voraus gehen zu dürfen, um die Witwe zu benachrichtigen, ermattet lehnte sich de Cambis an einen Baumstamm, die Minuten wurden den Harrenden zu Stunden, bis Dammartins rauschende Schritte durch die Stille drangen.

Gnädigster Herr, sagte er, mein Herz ist schwer, ich fürchte Ew. Gnaden und die hochwürdige Frau werden mir nimmermehr verzeihen.

Sie will uns nicht aufnehmen! rief der Graf laut und ungestüm, ich wußte das! warum entfloh ich feigherzig dem Schicksal, ich sah ja, daß die Nemesis mich ereilte. Sie mußte eine niedrige Hand wählen, meinen Stolz zu demüthigen, es ist ihr gelungen. Ich werde als Flüchtling von der Thür einer Bäuerin gewiesen!

Heiliger Dionysius! erwiederte Dammartin, was habe ich denn gesagt, das so verstanden werden kann. Die alte Frau weint vor Freuden, wenn ich bei dem Unglück so sagen darf; aber wie ich die Hütte sah, bemerkte ich erst, was für ein schlechter Wohnort sie für hohe Häupter ist. Dieselben haben nie etwas Aehnli-

ches gesehen in Ihrem Leben und sollen sich nun so tief erniedrigen. Das bricht mein Herz.

Lassen Sie das, und führen Sie uns hin, sagte Constanze, ihres Vaters Arm ergreifend. — Sie wurden von der Witwe mit der früheren Ehrfurcht empfangen und in ein schlechtes Oberstübchen geführt, das die Gräfin, so viel als möglich, zur Bequemlichkeit für den Ermüdeten einrichtete. Dammartin wollte ins Schloß zurückkehren, und bat um Befehle, was er etwa für die Flucht retten könnte. Wir werden doch wohl sobald nicht wieder kommen, sagte er traurig.

Du gehst nicht mit uns ins Elend, erwiederte der Graf, wenn ich flüchte, kann ich keinen Diener mehr haben. Du bist nicht arm, und Dein Vaterland stößt Dich nicht aus.

Dammartin stand wie vom Blitz getroffen. Nein das ist nicht möglich! sagte er, das hat mein Herr Graf nicht gesprochen. Ich bin alt und stumpf, aber ich will alles thun, mich im fremden Lande zu finden, Bedienten müssen Sie ja doch haben, warum wollten Sie einen treuen Greis verstoßen. Lohn habe ich viel zu viel empfangen mein Lebelang, wenn Sie Geduld mit mir haben, weiter verlange ich nichts. Herr Graf! gnädige Gräfin, wollen Sie meinen Tod nicht, so nehmen Sie mich mit, sey es auch nach dem tiefsten Norden!

Constanze ergriff seine Hand, und drückte sie mit sanftem Kopfneigen, sprechen konnte sie nicht; der Greis beugte sich bis an den Boden, Constanzens Ver-

traulichkeit ſchien ihn mehr zu ängſtigen als zu erfreuen. Wie er fort war, trug ſie Sorge, ihrem Vater einen erträglichen Ruheplatz zu ſchaffen, und hatte die Freude ihn um Mitternacht ſanft entſchlummern zu ſehen. Sie ſelbſt wachte bis an den Morgen, jedes Geräuſch machte ſie beben, ſie blickte in angſtvoller Verzweiflung auf des Schlafenden eingefallnes Geſicht und ſein weißes dünnes Haar, zum erſtenmale ſah ſie es vom Puder entblößt, und ohne die gewohnte Zierlichkeit. Auf dem Tiſche neben der ſchlechten Lampe lag der Ludwigsorden, der Orden des heiligen Geiſtes, und die Doſe, das letzte Geſchenk des Königs. Dieſe Schätze hatte der Graf mit ſich genommen, ſie ſtachen grell gegen die ärmliche Umgebung ab.

Der Morgen und ein Theil des Nachmittags verging, Dammartin kam nicht zurück. In der Dämmerung hörten die Flüchtlinge Pferdegetrapp, wilden Lärm, laute Schläge an die Hausthür. Die Wirthin ſchlich leiſe zu ihnen, und berichtete, wie ein Offizier mit zwei Soldaten vor der Thür ſey und Einlaß begehre, ſie wollte ihren Gäſten die Hinterthür öffnen, und die Leute, ſo lange ſie könnte, aufhalten, ſie beſchrieb Conſtanzen eine Bergſchlucht am Ufer des Fluſſes, wo ſie ſich bis zur Nacht verbergen möchten. Aber der Graf ſchritt haſtig auf ſeine Tochter zu, faßte ihre Hand, und betheuerte: er wolle dem Schickſal weichen. Laßt den Mann ein, der ſich einen franzöſiſchen Krieger nennt, ſagte er, oder ich öffne ihm ſelbſt die Thür, er mag ſehen, wie ein wahrer Edelmann unverdiente Schmach

trägt. Hier will ich ihn erwarten. Für Dich Constanze wird hoffentlich nichts zu fürchten seyn.

Bei diesen Worten setzte er sich stolz an den vorigen Platz, schlug seinen weiten Oberrock auf, daß die Orden gesehen werden konnten, mit welchen seine Brust geschmückt war, und drückte den Hut tief in die Augen. Bitten und Thränen der unglücklichen Constanze waren vergebens, sie horchte auf den wachsenden Lärm, hörte wie die Wirthin vorgab, sich krank aus dem Bette aufgerafft zu haben, wie sie versicherte, den Riegel nicht bewegen zu können. Die kostbaren Augenblicke, die indessen verstrichen, rissen sich von Constanzens Leben los, aber ihr Vater blieb unbeweglich. Endlich wich die Hausthür einem kräftigen Stoß, die Gräfin stürzte, ohne sich eines Vorsatzes bewußt zu seyn, die Treppe hinab, und stand in ihrer seltsamen, halb geistlichen Tracht, vor einem jungen Mann, von angenehmen Zügen, der sie ehrfurchtsvoll begrüßte. Er fragte nach dem Grafen, und zeigte einen Verhaftsbefehl. Verleugnen, verbergen Sie ihn nicht, sagte er, es würde vergebens seyn. Meine Leute haben seinen alten Kammerdiener auf dem Wege hieher verfolgt, und dadurch die Spur des Grafen entdeckt. Ich muß das Haus durchsuchen lassen.

Der mitleidige Ton, mit welchem er sprach, gab Constanzen einen Strahl von Hoffnung; der Offizier war allein eingetreten, seine Leute schienen draußen dem armen Dammartin nachzuspüren, ihr Schicksal lag also in seiner Gewalt, und sein Gesicht flößte ihr ein Zu-

trauen ein, wie sie es nie empfunden hatte. Die Verzweiflung stärkte ihren Muth, sie faßte krampfhaft den Arm des Fremden, und hinderte ihn vorwärts zu schreiten. Wenn Sie ein Mensch sind, sagte sie, so hören Sie mich. Mein Vater ist hier, er erwartet Sie oben, o verderben Sie ihn nicht! Er ist ein Greis, der vielleicht nur noch einen Schritt zum Grabe hat, was man ihm vorwerfen kann, sind Ansichten, die er mit Tausenden theilt, er hat sie von seinen Voreltern geerbt, und wird für sie sterben. Aber seine Todesstunde kann ruhiger seyn, als die Ihrige, wenn Sie jezt mein Flehen um Rettung zurückweisen, in solchen ernsten Augenblicken bedarf es wenig, um zwischen uns und den Himmel zu treten. Lassen Sie meine grenzenlose Angst Ihr Herz rühren! Retten Sie meinen Vater!

Madam, sagte der junge Mann mit wankender Stimme, Sie wissen nicht, welchen Eindruck Sie auf mich machen. Aber wenn ich auch meine Gefahr vergäße, um den Gesuchten zu verläugnen, er kann nicht entkommen! Die Gegend ist in Aufruhr, jeder Landmann wird ihn verrathen.

So wissen Sie selbst vielleicht ein Mittel, erwiederte Constanze mit blizenden Augen, ich fordere Ihren Rath, Ihre Hülfe, im Namen Gottes, von dessen Altar ich in diese Welt des Mordes und Jammers gerufen ward. Wenn die neue Freiheit aus dem Blute der Kinder Frankreichs siegend aufsteigen soll, wie ich mit zerrißnem Herzen wünsche, so weihen Sie ihr eine edle große Handlung, der Begeisterung würdig, die

sie Ihnen einflößt. Ich lege das Leben meines alten Vaters in Ihre Hände.

Halten Sie sich bis zur Nacht verborgen, sagte der Offizier rasch, dann will ich Sie wieder sehen, wenn Gott will, daß meine Leute den Kammerdiener nicht finden, und ein Geständniß von ihm erhalten. Bin ich nach Mitternacht nicht hier, so war das Schicksal stärker als mein Wille. Entfernen Sie sich jezt, ich werde die Soldaten zu täuschen suchen. —

Constanze flog zu ihrem Vater, sie war wie im Fieber, ihre Glieder bebten, ihre Augen flammten, der Graf blieb ruhig und finster. Als es völlig dunkel war, kam Dommartin aus einem nahen Schlupfwinkel hervor, der ihn sicher geborgen hatte; sie zählten die Minuten, keiner sprach ein Wort, Constanzens Blicke hingen an dem Zeiger der Uhr, die vor ihr lag. Als es Mitternacht war, preßte die Angst ihre Brust mit Centnerschwere, sie trat ans Fenster und betete leise. Da klopfte es an die Hausthür, die Witwe ließ den jungen Soldaten ein und kam dann die Treppe hinauf. Sie brachte einen militärischen Mantel und Hut für den Grafen, eine männliche Bauerkleidung für Constanzen, zwei Pferde warteten unten. Der junge Mann bat den Grafen, Eins zu besteigen; Sie sind mein Camerad, sagte er, die Dame ein Führer, die Nothwendigkeit will, daß sie jezt zu Fuße sey, sobald wir über Ihre Grenze kommen, ist mein Pferd zu ihrem Gebrauch.

Aber ich, Bürger? sagte Dammartin ängstlich, was wird aus mir?

Sie sind weniger gefährdet, und können uns allein nachfolgen, antwortete Jener. Der Herr Graf wird mit Tagesanbruch in einem sichern Hause bei Freunden meines Vaters seyn, dort können Sie ihn finden, bis es wieder Nacht ist, bedienen Sie sich des Namens Tournoi, so wird man Sie einlassen. Hierauf bezeichnete er den Ort genau, Dammartin nahm Abschied von seiner Herrschaft, sprach Worte des Segens über ihren Retter aus, und die Drei zogen ihren dunkeln Weg, auf verborgenen Pfaden, der Graf zu Pferde, der Jüngling neben Constanzen hergehend, indem er sein Roß führte. De Gambis sprach nicht, es war die unglücklichste Stunde seines Lebens, wo er der Schuldner eines Dieners der Republik wurde, und sein Gefühl war um so bitterer, da ein stiller Vorwurf in seiner Brust wohnte, dessen Stimme, selbst im Glück oft hörbar, sich nun schneidend erhob. Als sie auf belebteren Weg kamen, sahen sie sich mehr als einmal angeredet, befragt, bei jedem Laut fuhr Constanze krampfhaft zusammen; ein Troß Landleute kam mit wildem Gesange am Flusse her, hielt sie an, fragte nach dem Grafen, und nannte seinen Namen mit Schmähungen. Die Gräfin drängte sich dicht an ihren Vater, sie fürchtete jeden Augenblick ihn sprechen zu hören, doch er schwieg, und ihr Retter bedeutete die wilde Rotte, ihn und seinen Cameraden nicht aufzuhalten, da sie dem Gesuchten auf der Spur wären. Noch tönte der jauchzende Ge-

sang in der Ferne, als der Schritt mehrerer Pferde hörbar ward, die hinter ihnen her eilten. Der junge Soldat bog pfeilschnell aus dem Wege, und schlug einen unebenen Pfad ein, der auf eine bewachsene Anhöhe führte. Hier bat er die beiden Flüchtlinge zu warten, während er Kundschaft einzöge.

Wie Constanze um sich sah, erblickte sie in der Ferne den Schimmer des Leuchtthurms, auf dem Wege, den sie zogen, aber ein anderes, ein furchtbares Licht flammte auf der entgegengesetzten Seite zum Nachthimmel auf. Das ist das Haus Deiner mütterlichen Ahnen, meine Tochter, sagte de Cambis, die Wohnung der Helden, die für das Vaterland stritten, und mit dem heiligen Ludwig dem Kreuze nach Jerusalem folgten. Die Enkel ihrer Knechte haben den Feuerbrand in die festen Hallen geworfen, und wir stehen hier, zitternd vor ihrer rohen Gewalt, und nehmen unser Leben aus der Hand unseres Feindes! O wie oft habe ich mit bittrem Gram den Tod Deiner Brüder beklagt, wie oft den Untergang meines Geschlechts einen Fluch genannt, jezt fühle ich, daß er ein Segen war.

Blicken Sie nicht zurück, theurer Vater, rief Constanze, dorthin geht unser Weg, wo der Leuchtthurm dem verirrten Schiffer zum Stern wird. — Sie nahm seinen Arm, und führte ihn einige Schritte weiter, sie verhehlte heldenmüthig den eignen Schmerz und die Sorge, die ihr des Führers Abwesenheit machte, sie sprach von dem Ziel ihrer Reise, von der Hoffnung einstiger Rückkehr, vom Wiedersehen des bedrängten Re-

nigs und glücklicheren Zeiten, an die sie selbst nicht glaubte. Indessen machte das Rauschen eines Blattes ihr Herz erbeben, und die bängste Zeit ihres Lebens schlich langsam vorüber. Endlich kam ihr Führer zurück, es war alles sicher, sie zogen ungefährdet weiter; als der Morgen graute, befanden sie sich in dem gastlichen Hause, wo er ihnen Zuflucht versprochen hatte. Er selbst entfernte sich sogleich wieder, um ihre Ueberfahrt nach Holland vorzubereiten.

Der Graf hatte nach langem Bedenken eine große deutsche Stadt zum Aufenthalt gewählt, und kam in stürmischem Wetter vor dem Hause an, wo ihm ein bekannter Banquier einige Zimmer gemiethet hatte. Der alte Dammartin und Constanze halfen ihm mühsam aus dem Wagen, seit mehreren Tagen schon litt er am Podagra, seine Füße waren dicht umwickelt, ein Pelz hüllte ihn ein, er warf die Augen seufzend in die Höh, nach den Fenstern, die man als seine Wohnung bezeichnete, die Gräfin folgte dem Blick, und traf auf ein jugendliches Mädchengesicht, das aus dem obern Stock die fremden Gestalten theilnehmend anschaute. Indessen war der Wirth herbeigekommen, allein, er so wenig, als irgend Jemand verstand französisch, und das Wenige was Constanze vom Deutschen gelernt hatte, reichte nicht hin, die ersten Bedürfnisse der neuen Wirthschaft auszudrücken. — Eine solche Verpflanzung hat ohnedies so viel Trauriges; die fremden Umgebungen

sehen so unheimlich aus, als könnten sie uns nie vertraut werden, kein Platz bietet eine Erinnerung, das kleinste Geräth dünkte uns in der Heimath besser, tauglicher, bekannter. Umtönt uns nun noch eine fremde Sprache, und fehlt uns das einzige Mittel, uns den Menschen mit lebendigem Worte zu nahen, so wächst die Muthlosigkeit, und wir glauben mit dem Vaterlande das Glück des Lebens verloren zu haben. So fühlte Constanze in diesem Augenblick.

Bitte doch Mamsell Arnold, daß sie uns hilft, sagte der Wirth zu einem Dienstmädchen, sie spricht französisch wie deutsch, und wird gern die paar Schritte herunterkommen.

Dammartin hatte indessen die Zeit benutzt, seinem Herrn einige Bequemlichkeit zu bereiten, und der Graf saß schon in einem großen Lehnstuhl, als dasselbe junge Mädchen, das Constanze schon früher sah, schüchtern in die halboffne Thür trat. Sie hörte kaum, wovon die Rede war, so bat sie Constanzen in geläufigem Französisch ihre und der ihrigen Hülfe an, so freundlich und bescheiden, mit so wahrer Theilnahme, daß das Herz der armen Fremden sich sehr erleichtert fühlte. Auch der Graf und Dammartin wurden durch die Sprache erquickt, die ihren Ohren Musik schien, denn der alte Kammerdiener hatte, seit sie in Deutschland reisten, mehr als einmal behauptet: Französisch sey nur allein eine ordentliche Sprache, selbst wenn man sie nicht verstände, laute sie schön, und er begreife nicht, wie man vornehme Leute deutsch anreden könne.

Die Gräfin wandte sich nun bittend an die neue Bekannte; sie wünschte einige Mittel, die ihr Vater bei seinem Uebel zu brauchen pflegte, auch vermißte sie viel in der öden Wohnung, wovon wenigstens Manches unerläßlich schien, wenn sie sich auch seufzend gestand, sie werde sich an Entbehrungen gewöhnen müssen. Therese übernahm das Geschäft der ersten Einrichtung, in Gesellschaft des Dienstmädchens, mit freundlichem Eifer, die Arzneimittel wurden herbeigebracht, sie half Dammartin Kräuterumschläge bereiten, sie sorgte für ein leichtes Nachtessen, und verließ die fremde Familie nicht eher, bis nichts mehr zwischen ihnen und ihrer Bedientin dunkel war. Als sie mit einer leichten Verbeugung Abschied nehmen wollte, schloß sie Constanze in die Arme, und die bestürzte Therese sah sie in Thränen ausbrechen. Liebes Kind, sagte die Gräfin, Sie sind verwundert, weil ich weine! Ach Sie Glückliche wissen nicht, wie Ihre Freundlichkeit der Heimathlosen das Herz aufschließt. In Ihrem Gesicht spiegelt sich eine frohe Jugend, es ist mir wohlthätig und rührend, daß Sie an der Schwelle meines neuen Lebens stehen.

Wie gern wollte ich Ihnen die ersten Tage erleichtern, antwortete Therese, wenn Sie es mir vergönnten. Wo meine Erfahrung nicht hinreicht, werden mich meine Mutter und Schwester belehren, und wenn Sie ein frohes Gesicht um sich sehen mögen, das bringe ich immer mit!

Ihr Besuch wird mich glücklich machen, sagte Constanze, ich kann mit Ihnen meine Sprache reden, das

ist viel. Nun noch Eins. Sollte das Gerücht wahr seyn, daß unser König mit seiner Familie im Tempelthurm gefangen ist? Wissen Sie davon?

Ich nicht, antwortete das Mädchen erröthend. Ich Unbesonnene habe immer so wenig Aufmerksamkeit auf öffentliche Neuigkeiten. Aber ich will meinen Schwager fragen, morgen sollen Sie alles erfahren.

Therese sprang die Treppe hinauf, Mutter und Schwester riefen ihr erwartungsvoll entgegen. Sie setzte sich an den Tisch, wo ihr Abendessen noch stand; ihr Schwager schlug sein Buch zu, die Schwester legte behutsam ihr Kind in die Wiege. Therese erzählte, sie war entzückt von Constanzens Schönheit, ihrer fremdartigen Kleidung, ihrem feinen Wesen, ihrer Herablassung.

Da bist Du an Deinem Platz, sagte Luise lächelnd, was gilts, wir werden Dich nun nicht viel mehr sehen. Bei Reichen und Vornehmen warst Du immer gern, schon als Kind, und lasest am liebsten von Königen und Fürsten.

Nun ja, Du kannst Recht haben, antwortete Therese, aber der hohe Umgang hat mich nicht übermüthig gemacht, nicht wahr, Mutterchen? Meine Träume sind voll schöner Sachen, Putz und Staat, den ich anlege, und allerliebst aussehe, ganz anders als die kleine Therese Arnold. Da fahre ich in die Comedie, gehe auf den Ball, und tanze nach Herzenslust, da mache ich in Gedanken alle die schönen Moden nach, die mir hie und da gefallen. — Wenn ich nun recht vertieft bin, ruft

die Mutter, oder Dein Kind ſchreit, dann finde ich mich eben ſo vergnügt hier in der Stube wieder, mit dem Cammelottkleide, und die Träume verfliegen wie Luft. Ich wünſche mir wohl recht Vieles, aber ich bin doch glücklicher als alle die es haben.

Du biſt eine gute heitre Seele, ſagte die Schweſter, unſer aller Freude, und gieb Acht, was noch aus Dir werden wird. Man ſagt ja, wer den goldnen Wagen wünſcht, ſoll wenigſtens ein Rad davon haben. Ich war von Jugend auf anders. Wenn ich Dir Geſchichten erzählte, handelten ſie, zu Deinem Verdruß, von armen Bürgersleuten, im Alltagskleide gefiel ich mir ſtets am Beſten, ja meine Puppen waren nur ſchlichte Frauen, die Deinigen trugen adlichen Rang, und prangten mit Schlepprock und Atlaßrobe.

Darum haſt Du auch ein mäßiges Loos gezogen, rief der Mann, indem er den Arm um die junge Frau ſchlang.

Gott erhalte es Euch doch ſo, und uns allen, fiel die Mutter ein. Wir ſind arm, haben oft Sorgen, und doch möchten uns die guten Leute, da unten, beneiden. Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer, aus der Heimath zu ſcheiden, ein alter Baum vollends wächſt niemals in der Fremde an.

Wer wollte auch nur einen Augenblick zweifeln, daß wir glücklich ſind, ſagte Thereſe. Wir haben ja alle wahren Güter des Lebens, und das Bischen Noth gehört am Ende auch dazu. Denkt nur erſt, wenn einmal Meinhards Vetter ſtirbt, und die reiche Erbſchaft ankömmt. Aber der gute Herr mag noch lange leben, wenn ich

auch alt werde, ohne den Leibpelz und Bärmuff, den mir Meinhard verſprochen hat. —

Um in dieſem Kreiſe genügſamer Armuth heimiſch zu werden, mag ein Blick auf die kleine Familie hinreichen. Madam Arnold war die Witwe eines verdienſtvollen Muſikers, der, als Jüngling, mit wenigen Groſchen und ſeiner Liebe für die Kunſt aus der gebirgigen Heimath wanderte, und ſich, nach mancher weiten Reiſe, hier anſiedelte. Sein Wiſſen war vollkommener als ſein Glück, immer hielt ſich dies in den Grenzen der Mäßigkeit, neben ihm kamen andere empor, die er weit überſah, Krankheiten, Unglücksfälle verzehrten ſeine Erſparniſſe, und er kämpfte mit Sorgen, während ſeine Melodien manches fremde Herz erhoben. Aber das äußere Loos eines Menſchen ſcheint oft ein ganz anderes, als ſein tiefes inneres Leben, und Arnold war bei allen dieſen Bedrängniſſen ein glücklicher Mann. Im Umgange mit ſeiner Kunſt blieb ſein Herz jung und friſch, ſein Muth ungebrochen, er beſaß eine liebenswürdige Frau, die er im Auslande geheirathet hatte, ihr feines zierliches Betragen, ihr Geiſt, ihre Anmuth, machten ſein Haus für Viele zum Sammelplatz, für ihn ſelbſt zum Tempel der Freude. Als die beiden Töchter heranwuchſen, und der Vater kränklich wurde, mehrten ſich freilich die Sorgen, der Umgang mit der Welt mußte aufhören, doch dafür gab es reiche Entſchädigung in der unſchuldigen Fröhlichkeit und den Talenten der Kinder. Beide trieben Muſik, ſobald ihre zarten Finger es vermochten, Luiſe war eine fleißige Clavierſpielerin, The-

rese that es ihr bald gleich, und leistete noch mehr auf der Harfe. Ihre hübsche Stimme zu bilden, war des Vaters Lieblingsgeschäft, sie zu hören, seine Abenderholung.

Neben der Prosa häuslicher Noth, steter Arbeit, lebte ein poetischer Geist in dem stillen Hause, der alles verklärte, die Gefühle der Jugend erhöhte, und das Alter weniger trübe machte. Aus der Küche erscholl Theresens Gesang: Du lebest Chora, Trost mir Armen — und mitten im gewöhnlichsten Gespräch fiel ihr ein Verschen, eine Stelle aus einem Dichter ein, immer passend, erheiternd und belustigend. Ihr Hang zu Ergötzlichkeiten verstimmte sie nie, sie scherzte nur selbst über die vergebliche Sehnsucht, und ein geringes Vergnügen konnte sie monatlang erfreuen. Immer lustig, gaukelte sie wie ein Zephir um die Eltern, und die ernstere Schwester Luise liebte sie unaussprechlich, und arbeitete oft eine nächtliche Stunde, um ihr einen kleinen Putz zu schenken, denn Niemand schmückte sich lieber als die Kleine, auch stand ihr alles gut, und sie besaß eine eigene Geschicklichkeit, aus schlechtem Stoff etwas Hübsches zu bilden, es sich modisch anzupassen, zierlich aufzustutzen, was sie dann tagelang beglückte.

Der Verlust des Vaters war der Kinder erster großer Schmerz, und die Armuth wurde nun drückender. Luise fand indessen Arbeit, und Theresen gelang es, Unterricht auf der Harfe zu geben, wodurch sie die Wirthschaft bedeutend unterstützte. Die traurige Lücke in den drei verwaisten Herzen füllte um dieselbe Zeit Mein-

hards Bekanntschaft, seine Liebe zu Luisen, des sanften Mädchens stilles Glück heilten der Mutter Schmerz, und weckten den alten Frohsinn in Theresens Brust. Meinhard war ganz geschaffen, der Vierte in diesem Kreise zu seyn, an Anspruchslosigkeit und Zufriedenheit war sein Herz so reich, daß Niemand ein Hinderniß der Verbindung in seinem spärlichen Gehalt fand, und die Hochzeit mit fröhlichem Vertrauen gefeiert ward. Warum sollten sie auch nicht auf Gottes Beistand hoffen, sagte Therese mit leuchtenden Augen, sie dürfen es mehr als tausend Andere, denn:

Wahres Glück ist die Genügsamkeit,
Und die Genügsamkeit hat überall genug!

Den nächsten Morgen ging Therese wieder zu der Gräfin hinunter, sie mußte ihr die Nachricht von Ludwigs Gefangennehmung bestätigen, und sie sah mit lebhafter Rührung den Schmerz der unglücklichen Ausgewanderten. In der Sorge um ihren Vater vergaß Constanze anfangs die fremde Zeugin, auch der Graf dachte nicht an sie, laute Ausrufungen, bittre Klagen flossen von seinen Lippen mit einer Leidenschaftlichkeit, die dem deutschen Mädchen ungewohnt, und um so erschütternder war. Dammartin stand seitwärts, todtenblaß und zitternd, er kämpfte mit dem Schmerz, der ihn übermannen wollte. Verlegen blieb Therese von Ferne, bis Constanze sich faßte, und des jungen Mädchens Hand ergriff, sie in ein anderes Zimmer zu führen. Hier

wandte sich das Gespräch auf weniger trübe Gegenstände, die Gräfin hatte Viel zu fragen, Therese Vieles zu bewundern, alles, was sie sah, war ihr neu, Kleidungen, Zeuge, Arbeiten, Bücher. Dagegen wußte sie überall Rath, wo die vornehme Fremde bei den gemeinsten Dingen verlegen war, und freute sich kindlich, als ihr Anerbieten, die neue Freundin im Deutschen zu unterrichten, nicht verworfen ward. Sehr glücklich kam sie nach Hause, und erschien bei Tische etwas verschämt, mit einem Chignon und langen Seitenlocken, wie Constanze. Alle lächelten, Meinhard neckte sie. Gefalle ich Euch nicht? fragte sie, der übrige Anzug paßt freilich nicht recht zu dem ansehnlich geschmückten Haupte! Aber was thut es. —

Constanze ordnete nach und nach ihren Haushalt mit großer Besonnenheit, nach den Mitteln, die ihr zu Gebote standen. Es war aus den Trümmern ihres Reichthums genug gerettet worden, um ohne Sorgen zu leben, wenn man den Grafen de Cambis vergessen, und sich in die Grenzen bürgerlichen Wohlstands zurückziehen wollte, doch das durfte sie von ihrem alten Vater nicht fordern. Er hing mit ganzer Seele an der Hoffnung der Rückkehr, der Wiedereinsetzung in seine Rechte, und glaubte für einen vorübergehenden Aufenthalt in der Fremde genug zu haben. Seine Spazierfahrt nach Tische, seine elegante Toilette, sein Platz im Theater, so wenig Genuß ihm auch die Vorstellung bei seiner Unkenntniß der Sprache gab, und so abominabel er das deutsche Spiel fand, durften ihm nicht fehlen. Er ver-

mißte ohnedem aufs Schmerzlichste die gewohnte prachtvolle Umgebung, die zahlreiche Dienerschaft, die üppige Tafel. Noch schärfer empfand Dammartin jede Einschränkung, er hatte alles wie in Frankreich erwartet, es befremdete ihn, daß Niemand dem Grafen den Hof machte, daß er so unbemerkt blieb wie ein gemeiner Mann, es schmerzte ihn unbeschreiblich, wenn eine bürgerliche Equipage den einfachen Miethwagen seines Herrn an Glanz übertraf, wenn man ihm nirgend den Vortritt ließ, sich im Schauspielsaal vor ihm weg drängte. Bei solchen Gelegenheiten sprach er den Namen: Monsieur le Comte de Cambis überlaut und mit großem Nachdruck aus, aber ohne alle Wirkung. Uebrigens glaubte er alles Ernstes, die freundliche Gabe der Rede nach und nach zu verlieren, denn gewohnt, im Beiseyn seiner Herrschaft nur wenig zu sprechen, hatte er sich sonst bei der Dienerschaft entschädigt, deren Haupt und Orakel er war, aber wo fand er jetzt ein Ohr, das ihn verstand, eine Zunge, die ihm antworten konnte. Das böse nordische Land brachte ihn auch noch um die Freude, sein reizendes Frankreich rühmen und erheben zu können.

Eingedenk ihres gestrigen Gelübdes erschien Constanze an keinem öffentlichen Orte, ihr genügte ein Spaziergang und die Gesellschaft Theresens, an die sie sich mit Liebe schloß. Ueberdem widmete sie ihrem Vater viel Zeit, las in der Einsamkeit religiöse Schriften, beschäftigte sich mit weiblicher Arbeit und dem Studium der deutschen Sprache. So wurde ihr oft der Tag zu

kurz, während ihr Vater schmerzliche Langeweile empfand. Die Abende, an welchen ihm das Schauspiel fehlte, schlichen peinlich langsam hin, vergebens suchte Constanze ihn zu erheitern, seine finstre mürrische Laune nahm auch ihr den Muth. Die Befürchtungen, mit welchen er in die Zukunft blickte, kannte sie wohl, aber es schien nicht das allein, was seine Seele drückte, und sie glaubte nicht zu irren, wenn sie auf geheime Vorwürfe rieth, die er über Renatens Schicksal empfand, jetzt, wo eine ungewohnte Stille die Vergangenheit aus ihrem Grabe rief. So sehr er selbst aber auch das Bedürfniß der Zerstreuung fühlte, so hartnäckig verschmähte sein Stolz alle Verbindung mit Häusern, die an Rang unter ihm, an Glücksgütern über ihm standen, und es gelang Constanzens Bitten endlich noch am Ersten, ihn zu einem Besuch bei Madam Arnold zu vermögen, in deren einfachen Kreis er mit Glanz einzutreten hoffte. Der Bewegungsgrund, dessen sich die Gräfin bediente, konnte eine günstige Wirkung nicht verfehlen, sie hatte zufällig von Theresen gehört, daß ihre Mutter von Geburt eine Französin sey, sie war also in dem fremden Lande den Vertriebenen eine Freundin, ja eine Verwandte. Dammartin empfing also den Befehl, seine Herrschaft bei den Nachbarn anzusagen, und genoß die ersten Früchte des glücklichen Entschlusses. Hier konnte er ja mit seiner Zunge reden, konnte weitläuftig die Würde und das Alter des Hauses de Cambis rühmen, konnte sein Vaterland preisen! Er that es mit dem größten Genusse, um so mehr, da es ihm schien, als wäre

die Familie wohl eher ein schicklicher Umgang für Monsieur Dommartin, als für den Comte de Gambis.

Als es Abend wurde, traten der Graf und seine Tochter bei Arnolds ein, die alte Frau empfing Beide mit vielem Anstande und großer Herzlichkeit, während Luise und ihr Mann die Fremden, von denen sie schon so manches gehört hatten, voll Theilnahme begrüßten. Der Graf war entzückt über die reine Aussprache der Landsmännin, er dankte ihr mit Enthusiasmus für die Täuschung, die sie ihm gäbe, als sey er im Vaterlande. Constanze hatte ihn nicht so gesehen seit den Tagen ihres Unglücks, sie äußerte das auf die einnehmendste Weise, gegen Meinhard, und Therese flüsterte Luisen gerührt zu: O süßer Laut vom Ufer der Garonne!

Man setzte sich an den Theetisch, Luise machte die Wirthin, Madam Arnold unterhielt den Grafen angenehm, indem sie ihn veranlaßte, von früheren schöneren Zeiten zu sprechen, er verlor sich in alten Hofgeschichten, in Anekdoten von dem Könige und seinen edeln frühgestorbenen Eltern; ein nie entschlafenes Gefühl der Anhänglichkeit erwachte dabei in der Witwe, sie hörte ihm mit Vergnügen zu, vergab ihm seine Steifheit und den überall hervorblickenden Stolz, während die drei Andern sich nur von Constanzen, aber von dieser bis zur Anbetung angezogen fühlten.

Nach dem Thee sollte Therese Musik machen, sie nahm am Clavier Platz, phantasirte ein wenig, und sang dann eine Arie aus Romeo und Julie von Benda. Der alte Hofmann rief ihr ein lautes Bravo zu, das sie

wohl verdiente, er verglich ihre Stimme sogar mit der Stimme einer Pariser Sängerin. Sie war für den Beifall nicht unempfänglich, und sann darauf, ihm einen wirklichen Genuß zu bereiten. Weiß ich denn nichts Französisches? fragte sie sich selbst, während ihre Finger auf dem Instrument umherirrten, und plötzlich fiel ihr die Arie aus Richard Löwenherz ein:

oh Richard, oh mon roi.

Sie sang sie mit einer freudigen Begeisterung über ihren glücklichen Einfall, ihre belebten Züge verschönerten sich bei dem Gedanken, dem alten Mann Freude zu machen, ihre Augen glänzten. Aber unaussprechlich war die Wirkung auf den Grafen. Dieses Lied veranlaßte kurz vor seiner Entfernung aus Paris einen Tumult im Theater, die Liebe für den König sprach sich da noch einmal leidenschaftlich aus, man verlangte es wieder und wieder, der Zuruf der Liebe und Treue unterbrach seine Melodie. Dies alles glaubte de Cambis noch einmal zu hören, Wehmuth und Freude stritten um sein Herz, er hatte noch keinen so frohen Abend in Deutschland gelebt.

Von da an sah man sich oft, immer mit gleichem Wohlgefallen, die jungen Leute hielten sich zu der Gräfin und gewannen sie lieber, je mehr sie ihr Inneres erkannten, die Mutter und der alte Emigrant spielten Tokadegli oder sie hörte ihm gefällig zu, wenn er sich seinen Erinnerungen überließ. Für sie hatte der Graf etwas Angenehmes, woran die Kinder nichts fanden, sie vertheidigte ihn gegen jede Beschuldigung, sie hörte seine

Stimme gern, und wollte in seinen Augen den stolzen Mißmuth nicht sehen, der die andern zurückstieß. Das ist die Liebe zum Vaterlande, Kinder, sagte sie, sie ist und bleibt unauslöschlich, wenn ich gleich glaubte durch Euch eine Deutsche zu seyn! —

Der Graf rühmte dagegen die Matrone mit dem Feuer eines Anbeters; selbst im hohen Alter — meinte er — verleugne sich die französische Grazie, die liebenswürdige Leichtigkeit nicht, übrigens ergötzte ihn Theresens Gesang mehr als die Oper, und Luisens Gestalt und Gesicht erhielten manche galante Schmeichelei von ihm. So waren alle zufrieden, bis der Tod Ludwig des Sechzehnten die mühsam erkämpfte Ruhe der Ausgewanderten erschütterte. Sie legten Trauer an und mieden einige Zeit selbst die Gesellschaft ihrer Freunde, ja der Graf blieb den ersten Tag allein in seinem verdunkelten Zimmer, die Augen fest auf die Bildnisse des Königs und der Dauphine gerichtet, er nahm keine Speise zu sich, und wollte weder seine Tochter noch Dammartin sehen. Der alte Kammerdiener umschlich indessen die verschlossene Thür, händeringend und weinend, bis gegen Abend sein Herr öffnete, um etwas zu verlangen. Da vergaß er zum erstenmale seine Haltung, und heiße Thränen strömten auf des Grafen Hand. — O mein Herr Graf, sagte er, verzeihen Sie einem alten schwachen Diener, was er sich selbst nicht verzeiht. Aber es war ja auch mein König, und ich kann hier mit Niemandem klagen. Ew. Gnaden müssen freilich mehr fühlen, Sie standen am Throne, im Lichte seiner Huld, und

ich alter undankbarer Mann habe ja meinen Herrn noch!

Der Graf erklärte nun Constanzen, er werde nicht wieder auf den blutgedüngten Boden des Vaterlandes zurückkehren, und stellte ihr frei, in ein deutsches Kloster zu gehen, wenn sie ihr Gelübde zu halten wünschte, auch äußerte er zum erstenmale Sorge um ihr geringes Vermögen; bis hieher hatte er der Tochter alles überlassen. Sie bat ihn, ihre Liebe und Pflege ferner anzunehmen, da sie diese Pflicht jetzt für die höchste erkenne; auch Ihre Schatzmeisterin wünsche ich zu bleiben, setzte sie lächelnd hinzu, ich hoffe es soll uns nicht fehlen, Sie soll keine Sorge drücken. — Aber in der Einsamkeit ihres Zimmers dachte Constanze anders, und sie errang nur im Gebet den Muth, einer dunkeln Zukunft getrost entgegen zu gehen, und in ungewohnten Verhältnissen das Rechte zu wählen. Mehrere Nächte brachte sie schlaflos zu, dann ging sie eines Abends in einfacher Kleidung zu dem Banquier, der ihre Wohnung besorgt, und ihnen manches freundliche Erbieten gethan hatte. Sie legte ihm ihre Lage vor, den Wunsch, gleich so manchem ihrer Landsleute etwas zu erwerben, die Nothwendigkeit, dies ihrem alten reizbaren Vater zu verbergen, und versicherte ihn zugleich, daß sie im Kloster bedeutende Geschicklichkeit in den feinsten französischen Stickereien erlangt habe. Der Kaufmann hörte sie mitleidig und ehrerbietig an, er sprach von einem Freunde, der in einer kleinen Gebirgsstadt in Th** eine Fabrik habe, und viele Stickerinnen beschäftige, er versprach, ihm

zu schreiben, und sicherte ihr das heiligste Schweigen. Constanze flog nach Hause, erst hier fühlte sie ihr Zittern, die Bewegung ihres Herzens bei dem schweren Schritt, aber sie hoffte ihn von Gott gesegnet zu sehen. Auch erhielt sie in kurzer Zeit erwünschte Nachricht, man verlangte Proben ihrer Arbeit, sie entwarf Muster, besorgte alles Nothwendige, und saß nun am Rahmen, ehe Jemand von ihren Hausgenossen das Lager verließ. Ihr rastloser Fleiß setzte sie in den Stand, die geselligen Stunden für ihren Vater zu sparen, nur ihr Vergnügen an der Lektüre opferte sie. Therese und Luise waren ihre einzigen Vertrauten, sie erstaunten nicht weniger über das harte Schicksal der Gräfin, als über die schöne Arbeit, die unter ihren Händen entstand, und beide lernten bald so gut mit der Tambournadel umgehn, daß sie bei überhäuften Aufträgen Constanzen helfen, und an dem Gewinn Theil nehmen konnten. — Mit himmlischer Freude empfing die Gräfin das erworbene Geld, ihre Geschäfte mehrten sich, sie nahm Luisen ganz zur Theilnehmerin an, und zog auch den alten Dammartin ins Geheimniß, um von ihm Briefe und Rechnungen aufsetzen zu lassen, da er oft bitter über müßige Zeit klagte.

Er stand wie an den Boden gewurzelt vor ihr. Allmächtiger Gott, sagte er, das ist eine harte Prüfung! Das hätte ich nicht zu erleben geglaubt! Die Enkelin der Gambis und Couen. — Ach, der Untergang der Welt hätte mir natürlicher geschienen, o! Madam, wenn das mein Herr wüßte, wenn ich so sagen darf.

Er wird es nicht erfahren, Dammartin, sagte sie ruhig. Die Meisten unserer Landsleute arbeiten, um sich zu ernähren, und die braven Deutschen achten sie darum mehr, als wegen leerer Namen. Helfen Sie mir nur, ich bedarf Ihrer, schreiben und rechnen mußte ich ohne Sie in der Nacht.

Meinhard kam an einem kalten Winterabend ungewöhnlich früh von der Expedition nach Hause, sein Gesicht kündigte eine wichtige Neuigkeit an. Liebe Mutter, liebe Frau, sagte er, das Entfernte ist nun nahe gerückt und der Traum Wahrheit geworden. Der Vetter ist todt, ich bin sein einziger Erbe. Ihr wißt, ich habe nie den Zeitpunkt heran gewünscht, auch Sie, gute Mutter, auch Ihr genügsamen Seelen nicht! Und nun er da ist, möchte ich fürchten, mit der Armuth meine Ruhe hinzugeben. Der Glückliche bangt bei jedem Wechsel.

O hypochondrische Grille, rief Therese hochaufhüpfend, schäme Dich, Meinhard, und mache geschwind ein anderes Gesicht. Denke doch an unsere alte Mutter, wie wir die nun pflegen können, und an Dein Kind, wie der Junge nun einmal studiren kann, und an Luisen und Thereschen, wie sich die putzen werden. Ziehen wir denn auf das schöne Gut? Unter uns gesagt, ich bliebe lieber hier, was hülfe mir da der Leibpelz und Bärmuff!

Laß doch Deine Possen, Therese, sagte Luise, Du

siehst wie ernsthaft mein Mann ist. Freuest Du Dich wirklich nicht, Meinhard?

O gewiß, Luise, und am Meisten um Deinetwillen, Du treue Gefährtin in der Armuth! antwortete er. Aber es stürmt in diesem Augenblick Manches auf mich ein, und das Gute kann ich mir noch nicht aneignen. Ich muß die weite Reise auf das Gut machen, dazu gehört viel Geld, glücklicherweise hat mir der Kämmerer eine Summe angeboten, doch eben das verwirrt mich, wir durften doch noch niemals borgen. — Freut Euch aber, Kinder, und damit Ihr seht, wie ich gleich an Euch gedacht habe; hier sind zwei Billets zu der ersten Aufführung der Zauberflöte, die sollt Ihr morgen sehen.

O der herrliche allerliebste Schwager! rief Therese, der hat meine innerste Herzensneigung erspäht. Weißt Du, was mich glücklich machen könnte? wenn Du mich mit auf die Reise nähmest, wie meinst Du, Mutterchen? Der Schwager ist es doch nicht gewohnt, ohne uns zu seyn, und Luise kann nicht von ihrem Herrmann.

Immer hast Du gleich Deine Pläne, erwiederte die Mutter, diesmal möchte ich Dir indessen beistimmen. Denn ganz in der Nähe jenes Gutes liegt das Fabrikstädtchen, wo Deines guten Vaters Verwandte noch leben, es war sein Lieblingswunsch, es einmal wieder zu sehen und für ein Kind giebt es wohl nichts Heiligeres, als die Stätte, wo Vater und Mutter geboren wurden und aufwuchsen.

Man setzte sich nun dicht an den flammenden Ofen und verlor sich in Anordnungen für die Zukunft, bei

jedem neuen Verbesserungsvorschlage sprang Therese auf, fiel einem nach dem Andern um den Hals, und jauchzte laut. Bisher waren einige überflüssige Zimmer vermiethet gewesen, Meinhard beschloß sie nun selbst zu benutzen, sie standen jezt leer, und er bat Luisen, jeden Miether abzuweisen. Ein hübsches Kabinettchen sollte Therese bekommen, ihre Uebungen auf der Harfe, ihre kleinen Studien, waren bisher oft von dem Kinde unterbrochen worden, und ein ruhiges nettes Plätzchen war einer ihrer süßesten Wünsche. Am meisten verweilten sich die jungen Leute bei den Erleichterungen und Freuden, die man der Mutter bereiten wollte. Es war nach Mitternacht, als sie auseinander gingen.

Therese konnte den Morgen kaum erwarten, um Constanzen ihr Glück mitzutheilen, am meisten beschäftigte sie das Cabinett, die Zauberflöte und die Reise. Als die Gräfin den Namen des Gebirgsstädtchens hörte, woher Herr Arnold stammte, ward sie nachdenkend und äußerte den Wunsch, die Reise mit Meinhard und Theresen zu machen, denn es war derselbe Ort, wo jener Fabrikherr lebte, und er hatte seit einiger Zeit gewünscht, eine mündliche Unterredung mit ihr zu haben, und ihr Urtheil über neue Stoffe zu wissen, die er ihr zur Vorarbeitung bereiten ließ. Welche neue Freude für Theresen! sie schwamm in einem Meere von Wonne! Wie es dunkelte, trat sie angezogen zu Luisen ins Zimmer, die Wagen rollten schon nach dem Schauspielhause. Wie seh' ich denn aus, sagte sie, lache nur nicht, Luischen, ich zittre vor Erwartung, daß ich keine hübsche Locke

machen konnte. Der alte Seidenhasenhut macht sich schlecht, nicht wahr? ich fürchte, das viele Licht wird alle seine Schwächen aufdecken. —

In der Oper saßen die Schwestern wie bezaubert neben einander, sie drückten sich still die Hände, und die lebhafte Therese hatte Mühe, nicht laut in den Beifall des Publikums einzustimmen. Taumelnd traten sie aus dem hell erleuchteten Hause, der Sonnentempel schwebte noch vor ihren Augen. Draußen im Mondschein erwartete sie Meinhard, sie gingen durch die beschneiten Straßen an seinem Arm nach Haus. O Mutter! rief Therese, so etwas hast du nie gehört, ich mußte immer an den Vater denken. Seyd nur nicht böse, wenn ich heute Abend nichts anders beginne, als die herrlichen Melodien im Gedächtniß aufzusuchen. Ich esse nicht, ich gehe noch mit Tamino und Pamina durchs Feuer.

Sie setzte sich bei diesen Worten ans Clavier, fing an zu phantasiren, und flecht bald diese, bald jene Stelle der Oper in ihren Vortrag ein. Zuletzt fiel sie in Papagenos Lied, der Vogelfänger bin ich ja — machte artige Variationen, und sang dann einen Vers mit komischer Geberde. — Alle hatten ihre Freude an ihr, die Mutter küßte sie zärtlich zur guten Nacht. Gott erhalte Dir die Kunst Dich zu freuen, sagte sie, auch wenn Du öfter Aehnliches genießest. —

Das Weihnachtsfest fiel eben in diese halbe Periode neuer Hoffnung. Ein großer Christbaum flammte in der Wohnstube, Meinhard hatte für jedes ein Geschenk. Besonders war Thereſens kleines Stübchen mit allerhand

Geräth und hübschen Vorhängen ausgestattet. Auch die französischen Hausgenossen kamen herauf, selbst der alte Dammartin ward hereingerufen und stand kerzengerade wie ein Wachsbild an der Thür, verschämt und beglückt, mit dem Grafen in Gesellschaft zu seyn. Constanze wetteiferte in der Freude mit dem kleinen Herrmann, sie hatte niemals einen Christbaum gesehen, niemals einem solchen Familienfeste beigewohnt. Nach der Bescherung kam die Reise zur Sprache, Madam Arnold that verabredetermaßen Constanzen den Vorschlag mitzureisen, sie bezeugte viel Lust, und der alte Graf widersprach nicht, denn sie hatte ihm von einer Klosterzgefährtin gesagt, die sich in jener Gegend aufhalte. Vorläufig bestimmte man die ersten Tage des Januars, das helle Frostwetter schien anhaltend zu seyn, die Wege waren gut, alles versprach eine angenehme Fahrt.

Als der Tag heranlam, schieden Meinhard und Constanze nicht ohne Besorgnisse vom Hause, Therese hingegen war ganz Freude. Im weißen Schmuck lag die Gegend vor ihnen, wie sie zum Thor hinausrollten, die Bäume waren weiß überzogen, jedes Aestchen prangte mit krausem Federputz. Das junge Mädchen wurde nicht müde, ihre Begleiter auf die Schönheit der Natur aufmerksam zu machen, und nach ihrer Weise zitirte sie wieder einen Lieblingsdichter, indem sie mit heller Stimme in die Morgenluft hinaus sang:

Wie sieht mich alles freundlich an
Im Schmuck des Winters angethan,
Das Meer gepanzert, weiß und hart,
Der krause Wald, der blinkend starrt.

Natur Du wirst mir nimmer alt
In Deiner wechselnden Gestalt,
Natur so hehr und wunderbar
Und doch so traut, und doch so wahr! —

Nach einigen vergnügten Tagereisen sah man das Städtchen ** dicht von Bergen umschlossen, und umkränzt von schwärzlichen Tannen in der Tiefe liegen; die meisten Bewohner waren Weber, auch Arnolds Vettern, von welchen noch mehrere lebten. Therese fragte im Thore einen Knaben nach dem Haupte der Familie, rüstig und bereitwillig lief er neben dem Wagen her, bis an ein hübsches Häuschen, wo man verwundert den Fremden entgegentrat. Aber kaum hatte sich Therese genannt, als sie von Alt und Jung umringt ward, alle Arme sich öffneten, alle Herzen ihr entgegenschlugen. Ja das ist eine Arnoldin, sagte die Muhme, sie sieht ihrem Vater gleich, wie ein Tropfen Wasser dem andern, dieselben Augen, derselbe Mund. O er könnte noch hier seyn, und unter uns leben, im Gebirge wird man alt! Wir haben ihn niemals vergessen.

Es ging eine lange Zeit vorüber, ehe die guten Leute Constanzen und Meinhard beachteten, dann aber war die Begrüßung herzlich, obgleich jeder Blick an Theresens Gesicht hing. Nachdem die Reisenden ein kleines Mahl gehalten hatten, schlugen die jungen Vettern vor, die Muhme Arnold zu den übrigen Verwandten zu führen, Constanze bat indessen um eine Begleitung auf die höher gelegene Fabrik. Aber der kleine Wegweiser hatte schon das ganze Städtchen benachrichtigt, der Zug der Verwandten kam Theresen und Meinhard

entgegen, von einem Hause ging es ins andre, überall wurde das Beste aufgetischt, überall begrüßte man die Tochter Jakob Arnolds mit Thränen und rührender Liebe. Eine alte Muhme, die nicht mehr aus der Stube ging, raffte sich mühsam auf und trat dem Zuge entgegen, sie faßte Theresens Hand mit ihrer zitternden Rechten und führte sie ans Fenster ins volle Licht. Hier sah sie ihr lange forschend ins Gesicht, und legte die Hand auf ihre Stirn. Gott segne Dich, sagte sie, Du hast Jakobs treue Augen und gewiß auch sein Herz. O ich sehe ihn noch, wie er auswanderte, dort über die Berge hin, von uns allen begleitet und beweint. Wie oft habe ich gewünscht, ihn vor meinem Tode noch einmal zu schauen, nun ist es mir, als wäre mein Wunsch erfüllt.

Der rührende Wettstreit, wer die vornehme Muhme beherbergen sollte, wurde zuletzt zu Gunsten ihrer ersten Wirthe entschieden, an eine baldige Trennung war nicht zu denken, Meinhard versprach also allein weiter zu reisen und Theresen hier zu lassen, Constanze blieb auf der Fabrik. Als der späte Wintermorgen anbrach, stand Meinhards Wagen vor dem Hause, Therese öffnete das Fenster und sah die ganze Stadt in unruhiger Bewegung. Schaaren von Menschen zogen aus dem Thore, von der Anhöhe herab kamen Wanderer aller Art, Constanze in ihren Mantel gehüllt, stand schon bei Meinhard am Wagen. Verwundert eilte Therese die kleine Treppe hinunter, sie fand die Gräfin in der heftigsten Aufregung. „Es kommen französische Gefangene

hier durch, sagte sie, Theresen umfassend — die ersten Landsleute, die ich wieder sehe, o Gott, mein Herz schlägt ihnen entgegen! Sehen Sie, wie die Menschen hinausziehen, ihr Elend und ihre Schmach zu sehn. Ach Therese, mein unglückliches Vaterland!“

Therese suchte sie zu beruhigen, sie liebkoste ihr, und schmiegte sich zärtlich an sie an mit jener unwiderstehlichen Lieblichkeit, die ihr eigen war. Lassen Sie mich an Ihrer Seite bleiben, fuhr Constanze fort, Sie werden mein Gefühl verstehn; man ist dort oben sehr gütig gegen mich, ich glaube, man wollte mir den traurigen Anblick entziehen, aber ich muß die armen Gefangenen sehen!

Meinhard nahm nun Abschied, der Wagen rollte mit der Menschenmenge einen Weg, das Wetter war nicht mehr schön, dichte Wolken walzten sich über die Berge her, Schneegestöber flog eisig nieder, die blendende Decke der Erde färbte sich dunkel. Gegen zehn Uhr sah man den ersten Transport der Gefangenen, von Militair geleitet, meistens schlecht gekleidet, aber munter und gewandt einherschreitend, mit angenehmen Anstande, Viele mit großer Sorglosigkeit, bei aller Aermlichkeit und sichtbarem Mangel noch zierlich, höflich und galant bei zufälliger Ansprache. Constanze beschenkte die Nächsten und redete mitleidig mit ihnen, sie waren erfreut über die Gabe, aber entzückt, begeistert von den vaterländischen Tönen. Man rastete hier nicht, ein Zug nach dem andern ging schnell vorüber, dann folgten eine Reihe Wagen mit Kranken und Ver-

wundeten. Thereſens Verwandte ſpendeten freundlich Lebensmittel aus, Aepfel und Weißbrot, und Branntwein für die Erſchöpften, alles wurde ſchnell angenommen und ohne Aufenthalt weiter gefahren. Schon waren die letzten Wagen um die Ecke der bergigen Straße gebogen, als noch Einer langſam zum Thore hereinkam, mitleidige Menſchen umringten ihn, ein Todtkranker lag darauf, wie es ſchien, im letzten Kampfe. Zwei Reiter, die nebenher ritten, befahlen dem Fuhrmann zu halten, als eben Arnolds Haus erreicht war, ſie baten um einen Trunk Waſſer für den Sterbenden. —

Soll er denn auf der ſteinigen Straße den Todeskampf beſtehen? ſagte die Weberin. Habt doch Mitleid und bringt ihn herein ins Haus. Er iſt vielleicht rechtlicher Leute Kind und ich habe auch drei Söhne!

Der Soldat zuckte die Achſeln. Conſtanze nahm der Wirthin das Waſſerglas aus der Hand; ich will es ihm reichen, ſagte ſie zu Thereſen, ich will mit ihm ſprechen, vielleicht kann irgend etwas ſeinen Tod verſüßen. O das iſt heilige Pflicht, mein Herz erkennet ja in dieſem armen verirrten Menſchen die Kinder Frankreichs und meine Brüder.

Sie näherte ſich dem Wagen, Thereſe folgte ihr; der Kranke war ein junger ſchöner Mann, todtenbleich, mit einer ſchwarzen Binde um die Stirn, er lag mit geſchloſſenen Augen, der zweite Soldat richtete ihn auf und unterſtützte ihn. Ewiger Gott, rief Conſtanze, das iſt Tournoi, meines Vaters Retter! Der darf nicht

ungepflegt und ungetröstet enden, so lange Constanze de Cambis lebt, Gott hat gehört, was ich ihm bei der Trennung gelobte!

Sie wandte sich nun an den Vornehmsten der Kriegsleute und beschwor ihn, den Sterbenden nicht weiter zu führen. Ihre einfachen Worte in seltsamen gebrochnem Deutsch hatten etwas sehr Rührendes, und die Angst, mit welcher sie sich anstrengte, das Rechte zu sagen, war fast unwiderstehlich. Vielleicht verstärkte ein voller Beutel, den sie hervorzog, die Wirkung noch, vielleicht aber bedurfte es dieses Mittels kaum beim Anblick der schönen weinenden Frau, die für einen fremden Unglücklichen flehte. Der Soldat bedachte sich einige Augenblicke. — Er ist ein Kind des Todes, sagte er, das ist gewiß, der Feldscheer hat ihn seit gestern aufgegeben, auf jeder Meile dachte ich ihn todt zu finden. Ich muß freilich Winkelzüge machen, wenn ich beim Commando ankomme, aber meinetwegen mag er hier in Ruhe sterben.

Zehn Arme waren sogleich bereit, den Franzosen vom Wagen zu heben, man trug ihn ins Haus, Frau Arnold räumte ein stilles Kämmerchen, bereitete ein Lager, sandte nach dem Arzte; Constanze wich nicht von dem Kranken. Er war ohne Bewußtseyn, im heftigsten Fieber, seine Kopfwunde schien lange vernachlässigt. Mit einem Muthe, den Therese bewunderte, erneuerte Constanze den Verband, so gut sie konnte, in ihrer Miene zeigte sich weder Schrecken noch Widerwillen, das Schwerste ohne Zögern zu thun

war eine klösterliche Pflicht, die die Nonne vielfach geübt hatte. Als der Arzt kam, gab er nur schwache Hoffnung, und da Constanze glaubte, diese Nacht würde alles entscheiden, schickte sie sich an, sie mit dem Sohne des Hauses bei Tournai zuzubringen, damit vielleicht ein frommes Wort in seiner Sprache ihn hinübergeleite.

Acht Tage waren vergangen, Meinhard kam noch nicht zurück, Constanze nahm deshalb das Erbieten des Fabritherrn an, sie mit seinen Pferden in die Heimath bringen zu lassen; Tournai schien dem Leben erhalten. Als er seine Retterin zuerst erkannte, weinten alle Umstehende, obgleich nur Therese verstand, was Beide sprachen. Für solche Stunden hat der liebe Gott allen Menschen nur Eine Sprache gegeben, sagte die Muhme Arnold, französisch oder deutsch, ich weiß, was der junge Soldat sagen will, und wie sie ihm antwortet.

Es kommt mir auch vor, als hätten Beide gar nicht nöthig zu sprechen, sagte Therese, so lebhaft drükken Augen und Geberden ihr Gefühl aus. Dies Feuer thut uns ruhigen Deutschen hier so wohl, aber ach! es hat ihr schönes Vaterland in Flammen gesetzt! —

Therese hatte des Verwundeten Pflege mit Constanzen getheilt, Niemand anders verstand ihn ja, und die Hoffnung, die sie, selbst in den schwersten Stunden, nicht verließ, erhellte das traurige Krankenzimmer. Sie glaubte von Anfang an, er werde genesen,

wenn alle zagten, hatte sie Trost, ein gutes Zeichen verdoppelte sich durch ihre Auslegung, der schlimmen Befürchtung wußte sie frohe Ahnungen entgegen zu setzen. Wenn sie den Kranken verließ, war es nur um den Wünschen der übrigen Verwandten zu genügen, jedes Haus wollte sie bewirthen, und besonders durfte kein Tag ohne einen Besuch bei der ältesten Muhme vorübergehn. Hier war sie selbst am liebsten, die alte Frau schien unerschöpflich an Erzählungen von Jakobs Jugend, sie zeigte seiner Tochter die bestäubte Violine, auf der er gespielt hatte, den Lehnstuhl, der das Ziel seiner kindischen Wünsche war, die Bergspitze, von welcher sein Blick oft in die Ferne schweifte. Dagegen malte ihr Therese die Mutter, die Schwester mit Farben der Liebe, und die halberblindete Greisin glaubte Beide nun zu kennen, wie sie Theresen kannte. Aber nicht weniger lockte Theresen ein anderer Gegenstand in Ursel Arnolds Hütte; es saß nämlich an dem engen Fenster ein großer grauer Papagai, ein kluges gelehriges Thier, mit dem sie gar zu gern spielte, und sie bildete sich ein, er erkenne in seiner Einsamkeit ihr Wohlwollen, horche auf ihre Stimme, und drehe den klugen Kopf nach ihr, wenn sie sich nahe. Um seinen Hals trug er einen schmalen Goldreif, mit dem Namen aimée, auch erzählte die Muhme, er schwatze meistens französisch, oder was es sonst seyn möge. Ein fremder Webergesell, der hier gestorben sey, habe ihn mitgebracht und dem Hause hinterlassen. — Hatte sie sich indessen einmal zu lange bei diesem Lieblinge verweilt, so trugen

sie ihre Schritte um so schneller wieder zu dem armen Tournoi, seine Schönheit, seine Geduld, die Dankbarkeit, die er seinen Pflegern bewies, als er sich selbst wieder fand, gewannen ihm alle Herzen, und das jugendlich offne Gemüth des jungen Mädchens nahm den Eindruck sorglos in sich auf. Der fünfte Tag war einer der bängsten gewesen, Niemand hoffte mehr als Therese, sie konnte nicht glauben, daß er sterben könne. Gegen Abend fiel er in einen ruhigen Schlaf, sie benutzte den Augenblick, der alten Muhme Nachricht zu bringen. Traurig standen Beide am Fenster, da rief der Vogel vernehmlich: pensez toujours à Louis! Therese glaubte in der seltsamen hohlen Stimme einen Ahnungsruf zu vernehmen, sie hatte keine Ruhe mehr, und trat unerwartet schnell wieder bei Constanzen ein. Noch schlief der Kranke, die Gräfin saß neben ihm. Heißt er Louis? fragte Therese hastig, Constanze sah sie betroffen an. Allerdings, antwortete sie, Louis Tournoi, er nannte mir seinen Namen, als wir am Ufer der Gironde schieden. Aber woher wissen Sie das?

Ich glaube fast eine Fee hat es mir gesagt, flüsterte Therese verlegen, ich war ein Kind und hatte vergebene Angst. Denn gewiß sein Schlaf ist Erquikkung und der Anfang einer bessern Zeit! —

Ehe Constanze abreiste, war diese Hoffnung schon erfüllt, sie hinterließ die Sorge für Tournoi nun den redlichen Arnolds, belohnte sie reich genug, um sie für die Zeit seiner langsamen Herstellung zu entschädi-

gen, und nahm ein Herz voll seliger Freude mit in die Heimath. Auch Therese trat nach und nach in den Hintergrund, jemehr die Krankheit des fremden Mannes wich; sie sah ihn nur wenig, im Beiseyn aller Andern, aber ihr Herz war oft bei ihm, es gab ihr ein süßes Gefühl, wenn er vor vielen Zeugen doch nur zu ihr sprach, und seine lieben Worte allen außer ihr unverständlich blieben. Niemals war ihr die fremde Sprache so vertraut gewesen, sie kleidete jetzt ihre Gedanken in diese Form, und fand ein stilles Behagen in dem Gedanken, daß sie durch ihre Mutter dem Vaterlande des Jünglings verwandt war. Als nun Meinhard eines Abends in der Dämmerung vor dem Hause hielt, schwebte ihrer Seele ein undeutliches Gefühl schmerzlicher Wehmuth vorüber, es that ihr wohl, daß Vettern und Muhmen sich klagend an sie drängten, und sie in ihren Armen weinen durfte. Die herzlichen Menschen begleiteten sie wieder in alle verwandte Häuser, überall wuchs die Begleitung an, bis zu der Hütte der alten Ursel. „Ach wie ist mir das Städtchen so lieb geworden, sagte Therese, und Ihr, Muhme Ursula, und Ihr alle, meine theuern lieben Verwandten! — "

Und wie hast Du uns erfreut, antwortete die Alte, in Deiner einfachen Unschuld, Du ächte reine Arnoldin! Wandle vor Gott in seiner Gnade Dein Lebelang! Denn ein Weib, das fromm bleibt, ist wie eine helle Lampe auf heiligem Leuchter! —

Therese beugte sich voll Rührung, den Segen der zitternden Hand zu empfangen, die alte Frau hielt sie

lange umarmt, und fuhr dann fort: Zum Andenken an mich nimm den Vogel mit, mein Kind, sobald ich sah, wie Du ihn lieb hattest, war er Dir bestimmt. Seit meine letzten Enkel aus dem Hause sind, lebt das arme Thier ohnedies wie ein Einsiedler, und verlernt seine Sprüche, die ihm die Knaben noch geläufig erhielten.

Mit kindlichem Entzücken flog Therese nach dem Fenster und nahm den Papagai liebkosend auf die Hand. Ihr Dank und die Ueberzeugung, sie so erfreut zu haben, erleichterte der alten Muhme den Abschied; aber ein trauriger Abend blieb es für alle, Jedes verlor eine Freude in Theresen, Meinhard war ermüdet, still und in sich gekehrt, und Tournoi sprach Abschiedsworte, die das Mädchen die ganze Nacht umschwebten. Früh, ehe es Tag ward, saßen sie schon im Wagen, die kleinen Häuser der Stadt blieben hinter ihnen, langsam ging es die Anhöhe hinauf, Therese sah noch einmal zurück. „Das waren schöne Tage, sagte sie, die ich niemals vergessen werde.“

Es freut mich, antwortete Meinhard finster, daß Du Freude gehabt hast, das ist aller Gewinn der Reise. Denn, liebe Schwester, die Erbschaft ist zerronnen, und wir sind ärmer als vorher. Sie sah ihn mit großen Augen an, ein tiefer Kummer lag auf seinem Gesicht.

Das verschuldete Gut gehörte mehr den Gläubigern, als dem Vetter, fuhr er fort, der Mann, der reich schien, hätte, bei längerem Leben, aus seinem Eigen-

thume wandern müssen. Was noch da ist, macht mir eine Haushälterin streitig, und sie hat Rechtsmittel, die einen langen Prozeß herbeiführen werden. Ich kehre mit leerer Hand zurück, mit einer Schuld belastet und von Hoffnungen getäuscht.

Du armer Meinhard! sagte Therese liebreich, Du arme Mutter! Du schöne Erbschaft! — Aber wenn Du nur Deinen ruhigen Sinn wieder hast, setzte sie nach einem minutenlangen Bedenken hinzu, dann mag alles gehen, um den wäre es gar zu Schade! Der liebe Gott verläßt uns nicht, und gieb Acht, die Mutter und Luise machen es Dir nicht schwer. Es ist eine Hoffnung gewesen, wir haben doch manche hübsche Stunde davon gehabt. Ich weiß ein Sprüchelchen, das jetzt für uns taugt:

Ahme die Kinder nur nach, ist auch zerbrochen ihr Spielwerk,
Mit dem zerbrochenen doch frielen sie heiter noch fort. —

Wie anders erschienen die gleichen Gegenden jetzt auf der Rückfahrt, als vierzehn Tage früher. Der Glanz der Hoffnung erleuchtete sie nicht mehr, Sorgen zogen ihre Nebel um alle Umgebungen. Meinhards stiller Sinn war aus der Ruhe aufgeschreckt, die Zukunft, das Loos der Gattin und des Kindes, sahen nun schwarz und finster aus, statt der früheren Zuversicht hatte banges Verzagen seine Seele ergriffen. Sturm und Regen, angeschwollne Ströme, gefahrvolle Wege, mehrten seine Verstimmung, und Thereſens gutmüthige Bestrebungen, ihn zu erheitern, verfehlten zum erstenmale

male ihr Ziel. Besser gelang es dem sanften Zureden der Mutter, sein Herz aufzurichten, ihre Erfahrung gab ihren Worten Würde und Kraft, und verschmerzte er auch das Unglück nicht ganz, so erhob er sich doch an ihrer Fassung wieder. Luise blieb sich immer gleich, sie hatte noch von keiner Veränderung ihrer häuslichen Lage Gebrauch gemacht; ohne darüber zu sprechen, wußte sie noch einige Einschränkungen zu erdenken, und da ihr Kind jetzt weniger Pflege bedurfte, die Stunden der Arbeit zu verdoppeln. Der ganze Traum des Wohlstandes wäre von den drei Frauen in kurzem vergessen gewesen, hätten nicht Meinhards trübe Stirn, die lastende Schuld, die sie abzutragen hatten, und Theresens Reiseabentheuer sie bald schmerzlich, bald froh daran erinnert.

Der graue Papagai erschien indessen als ein neuer Hausgenoß, er gewann Luisens Neigung auf den ersten Blick, und die gefährlichen Liebkosungen des kleinen Herrmann machten Theresen für ihren Schützling zittern. Aber der Mutter klares Auge trübte sich, als sie ihn ansah, sie nahm ihn von Theresens Finger, hielt ihn lange schweigend vor sich hin, und verlor sich in Nachdenken. Da wird meine Jugend lebendig, sagte sie endlich, und manche herzrührende Erinnerung steigt aus dem Grabe auf! Einen Vogel wie diesen schenkte mir ein alter Schiffskapitain, ich hatte mein Herz an ihn gehängt wie Du, bis eine andere Liebe diese unschuldige Neigung verdrängte. Was las ich nicht alles in seinen Augen, in seinen Bewegungen, welche Em-

pfindungen traute ich ihm nicht zu, wie ernsthaft sprach ich mit ihm, als wohnte die Seele einer trauten Gespielin in dem kleinen Körper. Jetzt möchte mein Ohr sein Gekrei nicht mehr so geduldig anhören.

Er soll in meinem Zimmerchen wohnen, so lange es noch mein ist, sagte Therese — und unbekümmert, daß sie es vielleicht bald wieder einem andern Bewohner abtreten mußte, richtete sie sich dies stille Heiligthum ein. Ihre kleinen Schätze wurden da aufgestellt, was sie von Büchern besaß, ein paar hübsche Kupferstiche, ihre Harfe, ihre Blumen. Auf dies alles sah der ernste graue Vogel bedächtig von seiner Stange nieder, und wie eine Oraleistimme empfingen sie seine mancherlei Sprüche, wenn sie eintrat. Zwischen französische Phrasen mischten sich deutsche Scherze, wahrscheinlich die Folgen des Umgangs mit dem Webergesellen, doch nichts hörte Therese lieber, als den oft wiederhohlten Ausruf: L'amour ne meurt pas, oder die Mahnung: Pensez toujours à Lorin. Es schien sich ein Wort den geheimsten Gedanken ihrer Seele zu begegnen, sie fortzusetzen und ein helles Licht über dunkle Gefühle auszugießen; sie sah dann mit einem angenehmen Schauer zu ihrem kleinen Gesellschafter auf, und wähnte fast, ein denkendes, fühlendes Wesen rede an ihr Herz. Die Morgenstunden, wo sie neue Sachen auf der Harfe übte, und ein Stündchen nach Mittag, wenn die Mutter und das Kind schliefen, verlebte sie sehr glücklich in dieser Einsamkeit, und so treu sie es auch mit dem Fleiße meinte, wurde doch immer ein Augenblick für das süße

Spiel mit dem Vogel abgespart. Constanzen sah sie mit großer Freude wieder, sie empfand seit der Reise eine noch zartere Neigung für sie; daß der feurige Geist der Französin, der aus ihren Augen leuchtete, ihre Züge beseelte, ihre Sprache erhob, sie aufs lebhafteste an Tournoi erinnerte, daß sie hier mit Liebe und Antheil von ihm sprechen hörte, war ein geheimer Reiz, dem sie sich hingab, ohne seine Natur zu erforschen. Auch in die Erzählungen, mit welchen sie der Mutter und Schwester die Winterabende kürzte, mischte sich nur zu oft der Name des fremden Mannes, und ihre Wünsche, etwas von seinem Ergehen, seiner Genesung zu wissen, sprachen sich sorglos und unschuldig aus.

Des Grafen Besuche dauerten indessen fort, und wurden noch häufiger, je mehr der Umgang mit der angenehmen Matrone und ihren talentvollen Töchtern seinem leeren Leben zur Gewohnheit ward, auch waren diese Abende für beide Familien fast die einzige Erholung bei mancher drückenden verschwiegenen Sorge. Der Graf schien im Vergleich mit seinen Nachbarn reich, es fehlte ihm kein Genuß, und doch darbte er an hundert Gewöhnungen, die er nicht vergessen konnte; er und Dammartin blickten ewig, mit schmerzlich gereiztem Gefühl, in die Tage des Glanzes zurück, die nicht mehr waren. Constanze dachte größer, ihr Herz fühlte sich in dem Bewußtsein befriedigt, für ihren Vater zu arbeiten, aber das Geheimniß war ihr ein peinlicher Zwang, und der Contrast ihrer eigentlichen Lage mit dem Schatten von Größe, den ihr Vater ängstlich fest

hielt, machte sie unglücklich. Sie hätte gern allen Flitter weggeworfen, und im offnen Geständniß der Nothwendigkeit sich dem arbeitenden ehrwürdigen Mittelstande zugezählt, jetzt mußte sie verbergen, was sie ehrte, während ihr heller Verstand ihr sagte, daß die hofmäßige Kleidung ihres Vaters, seine Ordensbänder, sein stolzer Schritt und die Gravität des alten Kammerdieners, der ihm auf dem Fuße folgte, ihn zum Ziel manches rohen Spottes machte. Bei Arnolds hingegen war die Noth wahrer und größer, wenn gleich gemildert durch gemeinschaftliches Tragen und den Einklang aller Gefühle. Ihnen fehlte jetzt oft etwas Nothwendiges, da der Schuldner Meinhard drängte, der Prozeß begann, und eine Krankheit des Kindes mehr Aufwand gemacht hatte, als das beschränkte Einkommen ertrug. Meinhard blieb sorgenvoll und düster, und Therese sah zuweilen ihre sonst so ruhige Schwester mit verweinten Augen. Am meisten bekümmerte es die Schwestern, wenn die Mutter sich Vieles versagen mußte, womit sie sie ehedem so gern erquickten, aber die liebenswürdige Heiterkeit der alten Frau blieb sich gleich, sie zeigte die größte Zufriedenheit mit allem, genoß die einfachste Kost fröhlich und dankbar, half wo sie konnte, hatte immer Rath und ein gefaßtes Gemüth. Theresen hielt ihr Frohsinn aufrecht, wie den Schwimmer ein leichtes Gewand hebt. Sie hatte einige neue Unterrichtsstunden erhalten, sie versagte sich jede Nacht ein paar Stündchen Schlaf, um Noten für ihre Schülerinnen abzuschreiben, und war unendlich

glücklich, wenn sie am Ende des Monats mehr Geld bringen konnte, als man erwartet hatte.

An einem Nachmittage, da sie arbeitend am Fenster saß, sprang sie plötzlich mit lautem Freudenruf auf, denn sie erkannte Tournoi, wie er aus der nächsten Straße trat, und von einem Vorübergehenden nach ihrem Hause gewiesen wurde. Ihr Herz schlug laut und ihre Wangen glühten, als die Mutter verwundert nach der Ursach des seltsamen Ausrufs fragte, aber unfähig, etwas anderes als Wahrheit zu sagen, erzählte sie stockend, was sie gesehen habe, und suchte ihre Bewegung mit der Freude zu entschuldigen, den halb Verlornen nun völlig gesund zu wissen. Die Mutter erwiederte nichts, sie schien die Verlegenheit in der Antwort, die niedersinkenden Augen nicht zu bemerken, eben so wenig die Aufmerksamkeit, mit welcher Therese jeden Schritt auf der Treppe beachtete, und bei jedem Klopfen aufs Neue erröthete, bis ein gleichgültiges Gesicht zur Thür hinein sah. Erst der späte Abend endete ihre unruhige Erwartung. Er ist bei der Gräfin gewesen, dachte sie, er ist noch bei ihr, nur um ihretwillen wird er hier seyn, denn in ihrer Nähe findet er sein Vaterland.

Am andern Morgen machte Tournoi's Besuch ihre leise Hoffnung wahr. Er kam, ihr noch einmal zu danken, ihre Mutter und Schwester zu sehen, und die Grüße der Verwandten zu bringen. Sein edles feines Wesen, sein vortheilhaftes Aeußere mußte gefallen, Therese sah mit geheimer Lust, wie freundlich die Mut-

ter war, wie aufmerksam sie ihm zuhörte, wie herzlich und mütterlich sie ihn um seinen Lebensplan fragte. Aber wie konnte sie auch anders! was er sprach, war so schön, kam so aus dem Herzen, und zeigte einen Geist, dessen hohe Bildung selbst Theresen überraschte. Von der Gefangenschaft glaubte er sich frei, der Tod würde ihn erlöst haben, wäre Constanze nicht sein Lebensengel geworden, er hoffte der Ehre nichts weiter schuldig zu seyn, als den Entschluß, nicht wieder in die Reihen der Kämpfer zu treten. Deshalb wollte er in diesem Lande, das keinen unmittelbaren Anspruch an ihn hatte, sein Talent zur Miniaturmalerei nützen, bis die Stimme des Schicksals entscheidender an sein Herz spräche, um so mehr, als die schöne Schwärmerei, die ihm die Waffen in die Hand gab, einer kränkenden Wahrheit zu weichen anfing, und sein Vater, der einzige Freund in Frankreich, an seiner Seite gefallen war. Ich kann hier ein neues Vaterland finden, wenn ich glücklich bin, sagte er, mein Herz sehnt sich nicht mehr zurück. Therese hob schüchtern die Augen, sie traf auf einen Blick, der ihre Seele bewegte, und ihre Wange färbte, auch Tournoi's Augen glänzten, und sein männliches Gesicht überzog eine hohe Glut, daß die breite Narbe über der Stirne blendend weiß hervortrat. Es entstand eine kleine Stille, die Therese nicht bemerkte, bis er aufbrach, um sich zu entfernen. —

Wenn ich Ihnen jemals dienen kann, sagte die Mutter, mit Rath und Freundschaft, so entziehen Sie mir die Freude nicht! Kommen Sie dann, wie Sie zu

einer Mutter kommen würden. Gesellige Freude kann unser Haus nicht bieten, da mein Sohn immer auswärts ist und ihm nur die späte Mußestunde für Frau und Kind bleibt. Ein junger Mann würde nichts Anziehendes bei uns finden, und das scharfe Auge der Welt ohnfehlbar die Besuche des Fremden bei drei einsamen Frauen richten. — Lassen Sie mich indessen zuweilen wissen, wie mein Landsmann in meinem zweiten Vaterlande lebt, und glauben Sie an unsere herzliche Theilnahme.

Tournoi verbeugte sich und ging. Therese nähte emsig fort, sie wagte nicht ihrer Mutter ihr trauriges Gesicht zu zeigen. Indessen sprach diese unbefangen mit Luisen, und erzählte Meinhard bei Tische von Tournoi, den sie freundlich lobte. Gegen Abend ging Luise aus, Mutter und Tochter waren nun allein, ungewöhnlich still, Jedes mit seinen Gedanken beschäftigt. Auf einmal stand die alte Frau von ihrem Sitz auf, ging schnell zu Theresen ans Fenster, und umfaßte sie sanft. Ueberrascht, erschüttert, von Herzen beschämt, schmiegte sich das Mädchen in ihre Arme. Deine Mutter hat Dir weh gethan, Therese, sagte sie, o mein Kind, halte doch den Glauben fest, daß sie mehr leidet als Du, wenn sie Deine süßen Träume stört. Gott hat einst die höchste Liebe mit Mutterliebe verglichen, Du wirst sie kennen lernen, und vielleicht auf meinem Grabe erfahren, wie sie sich selbst vergißt. — Du hast eine Neigung gefaßt, Deine Offenheit verbirgt mir nichts, ich glaube sie wird erwidert. Aber mein Kind,

wohin sollte das führen? ein heimathloser Mann, und ein armes Mädchen; ein Mann, den Du wenig Tage kanntest, der Dich durch seine Gestalt und sein Unglück bestach — dem Du schnell gefielst, weil Du jung und fröhlich bist, ihm Gutes thatest — ein junger Enthusiast, schwärmerisch für die Liebe, wie für die Freiheit, und vielleicht untreu gegen Beide!

O Mutter, thue ihm nicht Unrecht, erwiederte Therese. Die Freiheit, für die er glühte, hat sich mit Blut befleckt, willst Du ihn tadeln, weil in seiner Brust ein Bild lebte, das für die Welt zu schön war?

Ich will ihn nicht tadeln, nicht einmal beurtheilen, sagte Madam Arnold. Er ist ein Sohn meines Vaterlandes, Du wirst mir glauben, daß mir sein Feuer wohl thut. Doch, weil ich meine Landsleute kenne, sah ich neben ihren schönen blendenden Eigenschaften auch die Schattenseite. Heiter, leicht bewegt, schnell gerührt, zu allem Großen, Erhabenen fähig, sind sie eben so veränderlich, eben so leichtsinnig, können sie eben so im Unrecht die Spitze erreichen, als in der höchsten Tugend, vergeben sie sich eine Untreue, wie sie mit Enthusiasmus lieben. Der stillere deutsche Mann — wenn er ein Herz hat — hält die Farbe, sey sie auch weniger glänzend. Vielleicht giebt mein Schicksal mir diesen Glauben, Du sollst es heute wissen, um die Sorge Deiner Mutter zu verstehen.

In Meaux, wo ich einer strengen Herrschaft diente, lernte ich einen jungen Edelmann kennen, der um

mein Herz warb, und es schnell gewann. Jung und fröhlich wie Du, hatte ich keine Mutter, die meine Stütze gewesen wäre, er war angenehm, schön, von feinen Sitten, zärtlich und aufmerksam, bescheiden, und wenn gleich stolz wie der König, doch ehrfurchtsvoll gegen mich, als sey ich ihm gleich. Die Freuden des Hofes vergaß er meinetwegen, bei meiner alten Dame führte er sich ein, und wußte sich ihrer Abgeschiedenheit unentbehrlich zu machen. Er ritt meilenweit, um mir eine Stunde zu schenken, er erfand sinnreiche Vorwände, und scheuete den nächtlichen Rückweg nicht, obgleich wir uns nur in zwangvoller Gesellschaft sahen, höchstens einen einsamen Augenblick gewannen, um Worte und Briefe zu tauschen und die Gelübde der Liebe zu wechseln. Wohl dem Menschen, daß er eine Zeit im Leben hat, wo er nicht an Verrath und Wankelmuth glaubt, es ist die Zeit der Jugend, sie, die sich mit jeder Blüte schmückt, aber alle ihre Blüten würden welken, wenn das Herz nicht von ihrer Unsterblichkeit überzeugt wäre. Jetzt, wo meine namenlosen Leiden ein Traum sind, fühle ich dies Glück vertrauender Unschuld, damals führte es mich schmerzlichem Weh entgegen, denn indem ich alle Fäden meines Herzens dem Bande einwebte, das ihn und mich verband, dachte er darauf es zu zerreißen, und mit ihm die Freuden meiner Jugend. Ja alle ihre Freuden! denn ich kannte keine mehr, als die Hoffnung mit ihm das Leben zu theilen. Meine Blumen zog ich ihm, meine Arbeiten waren für ihn bestimmt, selbst mein Liebling, der kluge Papagei, an

dem sonst mein Herz hing, war schon längst mit ihm nach Paris gezogen. —

Von meinen unglücklichen Stunden sage ich Dir jetzt nichts, das Alter verschmelzt Licht und Schatten der sonnigen Zeit in eine süße Dämmerung, aber um die schönsten Lebensjahre hatte die Liebe mich betrogen. Ich trug eine Wunde im Herzen, ich verglich alle Freuden mit der Hoffnung, die ich verlor, und mein schöner Frohsinn war gestorben. So vergingen Jahre, unersetzliche, einem Schatten geopferte Jahre. Da führte mich das Schicksal nach Lyon, Deinem lieben Vater entgegen. Ich fühlte nicht für ihn, was Jener mir einflößte, doch ich ward eine glückliche Frau, eine reiche Mutter. Ich bin es noch, aber ich zittre für unsern Frieden, wenn meine Erfahrung Dich nicht warnt. Darum versprich mir über Dich zu wachen, Dein Herz nicht hinzugeben ohne Prüfung; versprich mir, Deiner Mutter, zu vertrauen und nenne sie nicht hart, wenn sie Sorge trägt Dich zu sichern. Solltest Du leiden, was ich litt, es würde mein Herz brechen!

Ich will Dir alles versprechen, Mutter, sagte Therese, und will es halten. Deinen Frieden will ich nicht stören, Deinem Alter keine neue Sorge geben! Aber laß mich glauben, daß er besser ist, als jener falsche Mann! Laß mich an ihn glauben, es thut meinem Herzen wohl! —

Während Mutter und Tochter hier den schönen Bund des Vertrauens schlossen, hatte die Ankunft des jungen Franzosen bei de Cambis eine ganz verschiedene Scene veranlaßt. Tournoi war kaum von Constanzen geschieden, als sie zu ihrem Vater eilte, um ihm den Besuch ihres Retters anzukündigen, mit einer freudigen Dankbarkeit, die durch das, was sie für ihn gethan hatte, bei weitem nicht befriedigt war. Aber ihr glühendes Gefühl ward aufs Tiefste gekränkt, da der Graf stolz erklärte: er wolle durchaus keine Gemeinschaft mit einem Republikaner, er hasse und verachte die Anhänger der Königsmörder, die Wüthenden, die sich aus den Hefen des Volks, zum Sturz alles Hohen und Edeln erhoben hätten, ja er würde die Liebe für seinen König, die Ehrfurcht gegen seine Ahnen zu verrathen glauben, wenn er einem Solchen vergönne, sich ihm zu nahen. Je mehr er diese Ansichten entfaltete, je heftiger wurde sein Ton, je bittrer seine Rede, und der Haß, der sie ihm eingab, malte sich abschreckend in seinen Zügen. Daß er mich gerettet hat, darf ich nicht vergessen, fuhr er fort, auch könnt' ich nicht, wenn ich es wollte, aber seine Gegenwart wäre ein zu hoher Preis des Dankes. Gieb ihm diesen Ring, er hat Werth genug, um ein würdiges Geschenk aus Deiner Hand zu seyn.

Sie vergessen, wie wir ihm am Ufer der Gironde Kostbarkeiten boten, die dies Geschenk übertreffen, erwiederte Constanze! Damals gewann er das Recht auf meinen ewigen Dank. Vergönnen Sie denn, daß ich

einer Ueberzeugung folge, die ich selbst vom kindlichen Gehorsam nicht abhängig machen kann! ich werde Tournoi bei mir empfangen in den Stunden, wo Sie meiner nicht bedürfen, ich werde dadurch den Pflichten des Dankes und dem Gefühl des Wohlwollens genügen, das mich zu ihm hinzieht. Heimlichkeit verachte ich mit dem ganzen Stolz meines hohen Geschlechts, gegen Verläumdung schützt mich mein Alter und ein heiliges Gelübde. Doch nicht minder heilig ist jedes Gelübde, der Liebe, der Freundschaft, der Dankbarkeit, ich würde es nicht ungestraft brechen!

Dein Wille ist frei, antwortete der Vater milder als sie gehofft hatte. In Sachen des Herzens wandle Jeder seine Bahn, denn die Reue hilft Niemand tragen.

Constanze sah nun Tournoi jeden Tag einige Stunden bei sich, nachdem sie ihm freimüthig erklärt hatte, wie ihr Vater fühle. Mit edler Wärme rechtfertigte sie seine Anhänglichkeit an den Thron, an das alte ehrwürdige Herkommen, und entschuldigte ihn mit seinem Alter, seinem Unglück! Tournoi nahm alles auf, wie sie gedacht hatte, er bewies sich immer mehr der Liebe und Achtung werth, die sie für ihn empfand, und indem er die Erlaubniß sie zu sehen, mit feuriger Dankbarkeit ergriff, zeigte er eine eben so lebhafte Zuneigung für sie, als er selbst ihr einflößte. Da er so glücklich war, bald Arbeit zu bekommen, trug er jedes Bild ihr zu, verlangte ihr Urtheil, half ihr Muster entwerfen, las ihr bei der Arbeit vor, sprach mit ihr von dem Vaterlande. Constanzens Leben gewann dadurch

einen neuen Reichthum, sie verbarg ihn nicht vor ihrem Vater, sondern benutzte jede Gelegenheit, ihm ungezwungen mitzutheilen, was sie Gutes und Schönes an ihrem Freunde wahrnahm, auch glaubte sie gewiß, daß er den Haß nur aus steifer Hartnäckigkeit und Treue gegen seine Grundsätze festhalte. Dammartin befand sich in großer Verlegenheit, der Anblick des jungen Franzosen schloß sein ganzes Herz auf, er bewunderte seinen leichten Gang, seine Haltung, die feine Artigkeit, mit welcher er sich von ihm begrüßt sah, er meinte, aus Tausenden dieser Deutschen wolle er einen solchen Jüngling als ein Kind des lieben Vaterlandes erkennen, dennoch bezeichnete ihn die Ungnade des Grafen als einen Geächteten, und dieser innere Streit veranlaßte die seltsamsten Widersprüche.

Eines Tages kam Therese von Constanzen und fand Mutter und Schwester sehr traurig. In Luisens Augen waren Thränen, sie hielt ihr Kind auf dem Schooße, und sah es so trübe an, daß das kleine Gesicht sich unwillkührlich nach dem ihrigen formte. Therese umarmte sie, fragte zärtlich nach ihrem Kummer, und wollte ihn wegküssen, denn eben war sie glücklicher als lange. „Genieße Deine Jugend, sagte Luise, Du hast kein Kind, dessen Zukunft Dich drückt, keinen theuren Mann, der in Sorgen vergeht, Du weißt nicht, wie dunkel es um mich ist. Der arme Meinhard geht die sauersten Wege um eine kleine elende Summe, die der Prozeß abermals hinnimmt, die Mutter entzieht sich alles, der Mann arbeitet mehr, als seine Gesund-

heit erträgt, und für welchen kargen Lohn! Du und ich thun das Unrige, aber die Noth dringt wie Meereswellen über uns her. Ach ich habe die Armuth nicht gekannt, sie ist wohl hart."

Sie wand sich aus Theresens Armen, nahm ihr Kind, und verließ das Zimmer, Therese hatte die ruhige Frau nie so gesehen. Mutter, sagte sie, wenn Meinhard so dringend Geld braucht, habe ich ja das schöne goldne Stück noch, das Pathengeschenk der Generalin.

Das sollst Du nicht wegzgeben, erwiederte die Mutter, Meinhard schafft schon Hülfe, er hatte recht kräftigen Muth, Luise dagegen ist heute so reizbar, daß sie mich mit ansteckte. Die Stunden des Menschen sind nicht gleich.

Liebe Mutter, begann Therese furchtsam, ich habe Dir auch etwas zu sagen. Tournoi war bei der Gräfin, er wird oft da seyn, soll ich nun diese liebe Freundin meiden?

Du hast mich ja durch ein Versprechen beruhiget, sagte die Mutter, und ich traue Dir. Magst Du ihn denn immer zuweilen sehen, mag es Gott fügen, daß nähere Bekanntschaft die Täuschung löset, oder seinen Werth begründet.

Ich darf Dir auch nicht verschweigen, wie ich mich freute ihn zu finden, fuhr Therese fort, ja es schien mir als ginge es ihm eben so, und ich war recht von Herzen vergnügt. Ach Gott! indessen sorgtest Du, und Luise weinte.

Vergiß nur das Schicksal Deiner Mutter nicht, mein Kind, sagte die Matrone, vergiß nicht Deine Armuth, die jede Aussicht verschließt. Denke immer an den Augenblick, wo der Fremdling von uns gehen wird, sein Glück im Vaterlande zu suchen. Betrachte ihn als einen scheidenden Freund, schwerlich kann er Dir je etwas anderes seyn! —

Therese ging in ihr kleines Zimmer, nahm die Harfe, übte eine Sonate, warf sie hin, und sang ein Lieblingslied, ihre Seele war nicht dabei. Sie trat ans Fenster, und sah gedankenvoll in die Wolken. Das erste Spitzchen des Neumondes schwamm schon in der hellen Luft, bleich gegen das Tageslicht, das noch neben ihm verweilte. Sie verlor sich in Träumen, die Worte der Mutter, die Thränen der Schwester schwebten ihr vor, sie mochte nicht fragen, was die ihrigen beweinten. —

Schied Dir ein Freund, o Mond? sagte sie leise —
Du blickst so traurig
Durch die hangenden Maien! oder trübt Dir Mitleid Deine Wange,
Weil diese Thränen fließen Du siehst?

Wenn sonst der Frühling kam, fuhr sie schmerzlich bewegt fort, da war alles in mir so froh, da hätte ich jeder Blütenknospe ein Willkommen rufen und meinen Jubel mit dem Schwirren der Lerche mischen mögen. Da schien mir alle Freude noch nicht hell genug, das Fest der Natur zu feiern. Diesmal ist es anders. Aber wir sind auch recht unglücklich, Luise hat Recht. Der schöne Schleier ist gefallen, der uns unsere Armuth ver-

hüllte; gegen große Sorgen, gegen mahnende Gläubiger und beschämendes Mitleid hilft die Genügsamkeit nicht. Und das Alles wird die alte Mutter ans Grab führen! — — Avec mille sept cent quarante sept la fortune nous rit! sagte der Papagai laut und vernehmlich. —

Thereſe drehete ſich raſch um, und ging auf ihn zu, er wiederholte die Worte. Aimée, rief Thereſe, indem ſie ihn auf ihre Hand nahm, und liebevoll an ſich drückte, biſt Du kleines kluges Geſchöpf denn wirklich eine Orakelſtimme? Soll ich Dir trauen, ſoll ich mit Gott das Glück verſuchen, und den lezten Beſiz an einen zweifelhaften Wurf wagen?

Sie brachte den Abend, die Nacht in Unruhe hin, die räthſelhaften Worte webten ſich in alle ihre Träume. Schon oft fiel ihr der Gedanke ein, ihr gutes Glück, das ſich von Jugend an in mancher Kleinigkeit bewährte, durch ein Glücksſpiel zu verſuchen, heute glänzten die Zahlen, die Aimée genannt hatte, wie flammende Schrift in ihr Auge; am Morgen war ſie entſchloſſen. Noch hatte ſie kein Geheimniß vor ihren Lieben gehabt, nun ſchlief Eins in ihrer Bruſt und erfüllte ſie theils mit bang'er, theils mit ahnungsvoll froher Erwartung. Wie anders war ihr Leben geſtaltet, ſeit die Erde die ſtarre Eishülle gegen das warme Grün des Frühlings vertauſchte und ſich mit hellen Bächen, wie mit Diamanten ſchmückte. Wie ſprach dieſer Wechſel an ihr erweichtes Herz mit Stimmen, die ſie nie zuvor vernommen hatte. Sie wurde Conſtanzen jezt noch lieber,

sie schloß sich noch mehr an die ältere Freundin an, denn sie fühlte, diese sey ihre und Tournoi's Vertraute, obgleich kein Wort es verrieth. Immer stiller, immer seliger bildete sich ihr Verhältniß zu dem Geliebten aus, immer mehr wuchs die Gewißheit seiner Liebe und Treue, seines wahren Werthes. — Sehr bescheiden machte Tournoi von Madam Arnolds Aufforderung, sie zuweilen zu besuchen, Gebrauch, er brachte dann irgend ein bekanntes Portrait, das Gesicht eines hübschen Kindes oder einer jungen Braut, und Therese sah mit Entzükken, wie freudig die Mutter nach der Brille griff, wie lange sie die Arbeit betrachtete, wie freundlich ihr Dank war. Des Mädchens Herz jauchzte, wenn sie ihn neben der lieben Mutter auf dem Sopha sitzen sah, wenn er so herzlich sprach und kein Zweifel blieb: er müsse der ehrwürdigen Frau gefallen.

Der Sommer hatte nun alles entfaltet, die erste jugendliche Zartheit der Blätter und Knospen wich einer üppigen glänzenden Fülle; die wohlthuende Wärme der Sonnenstrahlen wurde brennend, und dichteres Laub bot seine Schattenkühle. Da fiel aus dem Glücksrade Thereſens Loos, und ihr goldener Pathenpfennig hatte 30,000 Thaler gewonnen. Sie saß in ihrem Stübchen, wie ihr geheimer Unterhändler jubelnd die Nachricht brachte. Lange saß sie, die Hände gefaltet, die Augen zum Himmel gerichtet, sie hatte des Mannes Abschied nicht bemerkt, hatte ihm wohl nicht einmal gedankt. Endlich sprang sie auf, nahm den Vogel von seiner Stange, und indem heiße Thränen auf sein Gefieder

fielen, eilte sie mit flüchtigem Fuß hinüber zur Mutter. Aber, wie sie stürmisch die Thür aufriß, blieb sie verschämt und erröthend stehen, denn neben der Mutter sah sie Tournoi, der die Hände der Matrone in den seinigen hielt, und jetzt sein schönes Gesicht, voll lebhafter Rührung, nach der Kommenden hinwandte. Was willst Du, mein Kind? fragte Madam Arnold ernst, Therese fühlte sich verlegen, ihr Jubel schien hier unzeitig, ihre Botschaft war ja nur für den engen Kreis der Ihrigen, und doch schloß ihr Herz den lieben Fremdling eigentlich nicht davon aus. Sie stand einen Augenblick zweifelhaft, während auch die beiden Andern schwiegen.

Mit leiser stockender Stimme fing sie zu sprechen an, sie erzählte nicht ganz unbefangen die seltsame Rede des Vogels, und wie sie, ihr Glück zu prüfen, ihren Spartopf geleert habe. Je mehr sie aber sprach, je mehr überwältigte sie der Gedanke des großen Segens, den sie zu verkündigen hatte, sie vergaß den fremden Zuhörer, sie sah nur die Mutter, die alte schwache Mutter, die nicht mehr darben sollte, die sie beglücken konnte. Thränen entstürzten ihren Augen, immer lebhafter ward ihr Ton, immer kindlicher und jubelnder, bis sie zuletzt laut schluchzend in die Arme der überraschten Mutter sank. Indessen war auch Luise mit Meinhard hereingekommen, Therese zog nun die Schwester, den Bruder mit in die freudige Umarmung. Tournoi stand von Ferne, auf seinem Finger ruhte aimée, und er betrachtete den Vogel guter Bedeutung

mit dem Ausdruck des Erstaunens; er sah den Ring an, der an seinem Halse schimmerte, las den Namen und flüsterte: Welch seltsames Wiederfinden! Aber was auch bei diesem Anblick in ihm erwachen mochte, die Scene, von welcher er Zeuge war, verlöschte den Eindruck bald. Er sah mit schmerzlicher Rührung auf die Gruppe der Glücklichen, sein Blick wurde finster und er versank in trauriges Sinnen.

Madam Arnold besann sich zuerst auf den Vereinzelten, sie ging zu ihm, und sagte ihm einige freundliche Worte; er faßte ihre Hand und erwiederte lebhaft, aber leise: Vergessen Sie, Madam, was ich vorher sprach, es kann jetzt nicht mehr die Rede davon seyn! — Sie bat ihn ruhig zu seyn, indem er ihr antworten wollte, öffnete sich die Thür, und langsam gravitätisch trat der alte Graf mit Constanzen ein. Tournoi verbeugte sich stolz, und zog sich ins letzte Fenster zurück, bis der Graf die Familie begrüßt hatte. Heftig aufgeregt, wie er war, brachte die Begegnung des Mannes, der ihn so unversöhnlich haßte, ihn außer Fassung, de Gambis schien ihn nicht bemerken zu wollen, Constanze fühlte eine augenblickliche Verlegenheit, dann näherte sie sich ihm, freundlich wie immer. „Herr Tornoi, lieber Herr Graf, sagte Madam Arnold, ein Landsmann von uns, den Sie wohl schon kennen."

Herr Graf, sagte Tournoi vortretend, Sie haben ein Vorurtheil gegen mich, das ich ehren will, so weh es mir thut. Wir sind verschiedene Wege gegangen,

und der meinige hat sein strahlendes Ziel verfehlt. Ihnen darf ich nicht schildern, wie rein und überirdisch das Ideal war, das mir vorschwebte, vielleicht werden Sie mich leichter entschuldigen, wenn ich hinzufüge: ein Vater und Wohlthäter hat meine Schritte geleitet. Alles was das himmlische Götterbild meiner Seele entehrt, fühle ich wie Sie, und habe mich schmerzlich von ihm abgewandt! — Verzeihen Sie diese Rechtfertigung meinem gekränkten Gefühl, und unsere Begegnung dem Zufall. —

Er verbeugte sich und wollte gehen, der Graf hielt ihn zurück. — Bleiben Sie, junger Mann, ich bin weder ungerecht noch undankbar, aber mein Herz ist wund, jede unsanfte Berührung vertieft seine Narben. — Es entstand eine kleine Stille nur minutenlang, doch peinlich genug, alle wünschten sie zu unterbrechen, Keinem gelang es. Da rief der Vogel am Fenster: pensez toujours à Louis!

Was ist das? fragte der Graf seltsam bewegt, indem er sich dem Fenster näherte. Er blickte den Papagai aufmerksam an, ein ungeheurer Schmerz schien ihn zu fassen. O Louis! o mein König! rief er aus, es bedarf dieser Mahnung nicht, Du bist immer mein Gedanke, Du wirst es seyn, bis ich das müde Haupt im fremden Lande niederlege, um Dich Märtyrer wieder zu finden! —

Wie kommt der Vogel hieher? fragte er, nachdem er sich gewaltsam bezwungen hatte. Madam Arnold beantwortete die Frage, Constanze stand neben ihrem

Vater, dessen Leidenschaftlichkeit sie ängstigte, die übrigen waren eben so verlegen, als gespannt auf eine Erklärung.

Madam, sagte de Cambis, die Hand der Matrone ergreifend, dieser Vogel ist ein Freund meiner Jugend, tausend Bilder bringt er mit, die kalte Rinde des Alters löst er von meiner Brust, macht mich wieder jung und zeigt mir eine paradiesische Welt, die mit allen ihren Täuschungen so schön war. — Was war Villeron de Cambis, als er zuerst mit demselben Papagai tändelte, und was ist er jetzt! Damals wollte er Rang, Hoheit und den Platz am Throne unachtsam hinwerfen, jetzt hat das Schicksal ihm alles geraubt. — Das kleine Thier gehörte einem Mädchen in Meaux, das ich mit der ersten Liebe liebte, das Mädchen war ein Engel; Unschuld und Fröhlichkeit haben nie ein schöneres Wesen beseelt. Sie kannte mich nur unter dem Namen Villeron, den höheren, glanzvolleren Namen meines Hauses verschwieg ich ihr, hätte ihn mir selbst gern verschwiegen, denn ich wollte sie zu der Meinigen machen, ja bei Gott, ich wollte es! — Indessen war man meiner Verirrung auf die Spur gekommen, meine Mutter, des Vaters Zorn fürchtend, unternahm es mich von meiner Thorheit zu heilen. Ohne Strenge; die mein Stolz nicht ertragen hätte, — zeigte sie mir den Abstand zwischen einem de Cambis und ihr, die ich liebte, sie malte mir meinen Sturz, die Verachtung, die auf mir lasten würde, die Beraubung meiner Nachkommen, meines Vaters Fluch! — So gewann sie meinen Verstand, während mein Herz

blutete, und ich schwur ihr, das Mädchen nicht wieder zu sehen. Den Papagai hatte Annette mir geschenkt, er rief mir jeden Morgen entgegen: L' amour ne meurt pas, einige Briefe von ihr erreichten mich, sie sprachen Verzweiflung aus — dennoch hielt ich meiner Mutter Wort, aber unter tausend Kämpfen. Da ward die Dauphine, Prinzessin von Sachsen, eingeholt, man ernannte mich zu einem Ihrer Begleiter. Ihr Anblick entzückte, berauschte mich, ihre klaren Augen zündeten ein neues Feuer an, die geheime Anbetung einer Göttin verwischte das Bild der trauernden Liebe. Als sie mit dem Dauphin zusammentraf, und ihm, der noch die erste Gemahlin beweinte, voll Engelsfreundlichkeit nahte, glaubte ich, einen Heiligenschein über ihr schweben zu sehen, und nie während ihres kurzen Lebens hat dieser Schimmer sie verlassen. Das erste Opfer meiner neuen Leidenschaft, die kein Sterblicher ahnete, war der Vogel. Ich lehrte ihn die Worte: avec mille sept cent quarante sept la fortune nous rit, denn im Jahre 1747 hatte sie Frankreich betreten — und er kam in ihre Hände, ohne daß sie den Geber kannte. Die hohe Frau gewann den Papagai sehr lieb, sie ließ ihn mit dem Ringe und dem Namen Aimée bezeichnen, sie sorgte selbst für ihn und liebkoste ihn oft, bis ihre Kinder ihn verdrängten. Nach mehreren Jahren empfing ich aus ihrer Hand eine Gemahlin, die, als Abkömmling der Coucy, meiner Geburt gleich und in der Gnade der königlichen Familie selbst mir überlegen war. Die Dauphine, dieses Muster königlicher Frauen, starb bald nach ihrem Ge-

mahl, sie hatte nur für ihn und ihre Kinder gelebt, Ludwig der sechzehnte war damals dreizehn Jahr. Nach ihrem Tode ward aimée das Erbe meiner Gemahlin, ich sah ihn wieder, er war mir ein heiliges Andenken, aber auch ein Prediger der Reue. Annettens Schicksal trübte die glänzende Bahn meines Glücks, was mir Schweres begegnete, schien mir gerechte Vergeltung. Als alle meine Söhne früh ins Grab sanken, die Blüte eines Hauses, das manches Jahrhundert überdauert hatte, da wähnte ich es verschuldet zu haben, weil ich einmal vergaß, was meine Ahnen werth waren; als ein Glied meines Hauses uns entehrte, als meine Unterthanen sich gegen ihren Herrn empörten, und ich vor ihnen fliehen mußte, da gedachte ich Annettens. — Heute aber hat ihr Geschenk noch ein anderes Andenken geweckt! — Ich wußte, daß der junge Prinz einst dem Lieblinge seiner Mutter die Rede eingegeben hatte: pensez toujours à Louis, in einer Zeit, wo er sich auf Monate von ihr trennen sollte. Oft habe ich nachher diese Worte gehört, aber wie ward heute meine ganze Seele von ihnen ergriffen! — Er schien sie mir selbst zuzurufen, und das leiseste Vergessen seines blutigen Todes zu strafen, er schien mich an die Lichtgestalt seiner Mutter zu mahnen, die im letzten Augenblick ihre Kinder segnete, glücklich daß ihr ein Engel sein Geschick verhüllte!

Aber wie verloren Sie aimée, mein Vater? fragte Constanze, ich erinnere mich seiner jetzt dunkel aus den ersten Jahren meiner Kindheit.

Darüber kann ich Auskunft geben, sagte Tournoi, alle sahen ihn verwundert an. Ja, fuhr er fort, der Vogel ist auch mir nicht fremd, an seinem Zeichen erkannte ich ihn. Ohne ihn stände ich vielleicht auf Ihrer Seite, Herr Graf, hätte mich nie zu Ihren Gegnern gezählt. — Mein Vater starb früh, meine Mutter übergab mich auf dem Todtbette einem Freunde, ihm sollte ich zu meiner künftigen Bestimmung folgen. Sie sagte mir: ein vornehmer Herr werde sich nun meiner annehmen, ich möge um seine Liebe werben und seine Wohlthaten verdienen. Ich gelobte alles, noch nicht 12 Jahr alt, weinte ich mich bald aus, und wanderte dann frohlich an der Hand meines Führers in die schöne Welt. Ein hochgelegenes Schloß an der Gironde war unser Ziel, der Freund meiner Mutter übergab mich einem alten Manne, mit dem er eine lange heimliche Unterredung hatte, doch der vornehme Herr, den ich mir wie den König dachte, konnte dies nicht seyn, und zu ihm begehrte ich, mit allem Ungestüm meines wilden Sinnes, um so mehr, da mein Begleiter, den ich ehrte, nun entfernt war, und der kleine Alte eine Furchtsamkeit zeigte, vor welcher mein Muth wuchs. Die Nachricht: der Herr reite zur Jagd, machte das Uebel nur ärger, ich brannte vor Verlangen ihn zu begleiten, Jäger und Hunde zu sehen, das Wild zu verfolgen. Aengstlich hielt mich der Mann an der Hand, daß ich ihm nicht entschlüpfte, redete mir zu, bat mich ruhig zu bleiben, und brachte mich in ein schönes Gartenzimmer, wo mir unter andern neuen Gegenstän-

den der Papagai mit dem goldenen Ringe, wie eine Figur aus den Zaubermährchen meiner Wärterin, in die Augen fiel. Ich quälte das arme Thier mit meinen Liebkosungen, und jauchzte laut, als er sich endlich bequemte, auf meinen Finger zu steigen. Mein Aufseher hatte indessen allerlei Erfrischungen herbeigeschafft, und wollte mich nun allein lassen, nachdem er eine Menge Vorschriften und Warnungen in den Wind geredet hatte. Vor allen Dingen, sagte er, öffnen Sie um Gottes Willen kein Fenster, junger Herr, wer den Papagai entkommen läßt, den erschießt der Herr, wenn ich so sagen darf. —

Dammartin! murmelte de Cambis vor sich hin, aber das sind mir Räthsel. — Um aller Heiligen willen! weiter! rief Constanze glühend, weiter, ohne Frage und Aufenthalt! —

Kaum war der Alte fort, als seine Warnungen vergessen waren, sagte Tournoi. Ich sehnte mich, mit dem Vogel durch den Garten zu streifen, die Thür war offen, ich flog durch die Gebüsche, in Gedanken ein edler Jäger, den Falken auf der Faust. Aber Sie ahnden schon mein Unglück, der Vogel entfloh mir, ich ihm nach, aus dem Garten ins Freie, immer weiter in die unbekannte Gegend; ich glaubte fest an die Drohung des Alten, kindische Furcht vor dem Tode jagte mich, den Vogel sah ich zuweilen wieder, bald auf einem Baumzweige, bald neckend im niedern Gesträuch, bis er mir endlich ganz verschwand. Dazu trübte sich der Himmel, Regenströme fielen nieder, der Herbst-

sturm schüttelte die Bäume, und das angeschwollene Wasser rauschte fürchterlich. Schon war es Dämmerung, als ich auf einen Knaben meines Alters stieß, er wollte in ein nahes Dorf, ich beschwor ihn mir den Vogel suchen zu helfen, und gab ihm meine kleine Uhr, das letzte Geschenk der Mutter. Der schlaue Knabe machte mir Hoffnung und verließ mich, ich aber sank ermüdet unter den Bäumen nieder, und auf der nassen Erde überfiel mich Schlaf oder Ohnmacht. —

Nach langer Krankheit erwachte ich unter der Pflege fremder Menschen, nahe an Spaniens Grenze. Ein reisender Kaufmann, Jean Tournoi, hatte mich jenen Abend gefunden, und mitleidig mit sich genommen. Er ward mein Vater, gab mir eine Mutter, seinen Namen und seine Liebe, ich vergaß, daß ich nicht sein Sohn war. Erst als ich Ihr Schloß sah und den grauen Kammerdiener, wachte die Erinnerung an diesen Theil meines Lebens auf, und, eingedenk der Wohlthaten, die ich von Ihnen gehofft hatte, unternahm ich ein schweres Wagstück, das Gott gelingen ließ. —

Sie haben den Namen Ihrer Eltern nicht genannt, junger Mann, sagte der Graf, dieser allein kann Aufschluß geben.

Nennen Sie ihn nicht, rief Constanze, jetzt nicht, um Gotteswillen! O mein Vater! mein theurer Vater, das ist eine schöne herrliche Stunde, aber sie fordert alle Ihre Standhaftigkeit. Hier steht ein todtgeglaubter Jüngling, der heilige Rechte auf Ihre Liebe hat. Seine Mutter sieht zu uns nieder, von dort, wo

es keinen Rang und keinen Irrthum mehr giebt! — Vater, es ist Ihr Enkel, Louis la Coste. Mein Herz hat ihn lange erkannt! —

Des alten Grafen festes Gemüth ward von dieser Entdeckung überwältigt, er streckte die Arme nach dem Jüngling aus, der mit Constanzen vor ihm niederfiel, alle weinten, Madam Arnold war so bewegt, daß Therese sich besorgt an ihre Brust schmiegte. Erklärungen, deren der Leser nicht bedarf, konnten erst spät die letzten Dunkelheiten lösen, es war weit über die gewohnte Zeit, als die französische Familie ihre Freunde verließ. In jedem Herzen drängten sich neue, schöne und wehmüthige Gefühle, Hoffnungen blühten auf, Liebe nahm die Stelle des Hasses ein, Sorgen hatte Gott entfernt, und der Jugend Schmerzen kehrten dem Alter als stille Freude wieder.

Ein freundlicher Herbsttag hatte den letzten Oktober recht eigentlich zum Vermittler zwischen Winter und Sommer gemacht, jetzt war es Abend, und Luise bei Theresen im traulichen Kabinett, um sie für das Verlobungsfest zu schmücken. Du siehst allerliebst aus, sagte sie, das glückliche Mädchen liebevoll betrachtend, so wenig ich selbst auf Putz gebe, Dich habe ich immer gern hübsch angezogen, Du gefielst mir gar zu sehr, wenn Du so zierlich im Bewußtseyn eines kleinen Schmuckes einhertratest.

Und ich freute mich am meisten Deines Beifalls, ent-

gegnete Thereſe, die Mutter richtete immer ein Bischen nach uraltem Geſchmack, Dein Mann neckte mich, und andere Menſchen! lieber Himmel, die wurden es kaum gewahr, wenn ich mich geputzt hatte. Jezt iſt das freilich anders. Seit ich glücklich bin, ſieht mich Jeder mit andern Augen an, aber ich weiß, wie wenig mir ſelbſt von allen Schmeicheleien gehört. — Da denke ich immer an ein Verschen:

Mein Spiegel ſagt mir heut wie geſtern:
Du haſt ein leidliches Geſicht;
Doch das hat Manche Deiner Schweſtern,
Und kurz, die Schönſte biſt Du nicht! —

Es klopfte leiſe an die Thür, Luiſe machte auf, es war la Coſte, der Thereſen herüberholen wollte. Sie trat an ſeinem Arm in das erleuchtete Zimmer, aber wie ſehr war ſie überraſcht, als Muhme Arnold mit zwei jungen Vettern und einem Mühmchen ihr glückwünſchend entgegenkam. Niemand als la Coſte hatte von ihrer Ankunft gewußt. Thereſe war das Bild der Freude, und alle Anweſende genoſſen den Abglanz ihres Glücks. Doch verglich ſich kein Gefühl mit dem, was die Mutter und Conſtanze empfanden, denn durch eine eben ſo reine uneigennützige Liebe für das junge Paar wollte die Vorſicht das ſchöne Herz der Gräfin mit einer Welt verknüpfen, deren Freuden ſie längſt in chriſtlicher Demuth und hoher Seelengröße entſagt hatte.

Als bei Tiſche lauter Jubel um die Tafel her tönte, faßte Madam Arnold des alten Grafen Hand. Herr Graf, ſagte ſie, Sie müſſen es heute noch wiſſen, daß

die alte Frau neben Ihnen Annette L'hermet war! der liebe Gott hat sie glücklich gemacht, es darf nun kein Vorwurf mehr auf Ihrer Seele lasten. O! möchte sich doch alles im dunkeln Leben so schön und freudig lösen!

De Cambis sah sie lange sprachlos an, seine Augen wurden naß! Darum also waren Sie mir immer so werth, sagte er, darum hörte ich Ihre Stimme so gern, und Luisens Gesicht und Gestalt schwebte wie ein Engelsgruß um mich. L'amour ne meurt pas.

Dammartin trat schüchtern herein. Er brachte dem Brautpaar einen großen silbernen Becher, und trank daraus auf ihre Gesundheit. Gott segne den letzten Zweig des Hauses de Cambis, sagte er, und lasse ihn fest wurzeln in fremder Erde, oder, wenn er will, im lieben Vaterlande. Ich hätte es wissen sollen, daß der junge Herr zu uns gehörte, weil mein altes Herz sich verjüngte, wenn ich ihn sah.

Der große Unbekannte.

Ein Scherz von C. Spindler.

1.

Die Sonne stand im Mittage, und glänzte so herrlich, als sie in des Oktobers Hälfte nur zu thun vermag. — So heiter es nun auch in den Gassen des Städtchens Miffelstein war, so einsam war es ebenfalls darinnen. Sie schienen ausgestorben, und der rüstige Wanderer, der gerade die etwas steile Hauptstraße heranstieg, sah sich überrascht nach allen Seiten um, ohne an den Fenstern ein freundlich neugieriges Madchengesicht zu erspähen. Kopfschüttelnd schritt er weiter, und ohne zu zögern, wie prüfende Fremde wohl zu thun pflegen, in gerader Richtung auf den großen Gasthof zu, der an dem Marktplatz seine Pforte einladend offen hielt. Wie ein alter Bekannter betrat der Reisende die Treppe, die links unter dem Thorwege nach der Gaststube führt, und öffnete rasch die Thüre. Ein Aufwärter, welcher lesend am Schenktische saß, bewillkommte mit einem leichten Kopfnicken, ohne sich weiter stören zu lassen, den Gast in dem einsamen Tafelzimmer. Grüß' Dich Gott, Alter! sprach

der Wanderer fröhlich, den eleganten Torniſter abwerfend: Bemühe Dich nur ein Bischen von Deinem Sitze. Ich bin kein Schneider, kein Handſchuhmacher, wohl aber der verſchollene Alexis, und will mir's in Onkels Hauſe bequem ſeyn laſſen. — Mit einem „Ach!" der Ueberraſchung fuhr der Alte vom Stuhle auf und ſchüttelte die Hand des Unerwarteten. — Schon gut, liebe Seele! meinte dieſer: ſagt mir aber in aller Geſchwindigkeit, was hier vorgeht? War die Peſt da, oder der Türke? Sind die ehrlichen Miſſelſteiner allzumal geſtorben, oder halten ſie eine ſonſt nicht bräuchliche Sieſte? — Der Alte erklärte nun, daß das große Herbſtfeſt, das ein halbes Stündchen von der Stadt entfernt gefeiert würde, ſämmtliche Bevölkerung von dannen getrieben, mit Ausnahme der gänzlich Invaliden und der Thurmwächter, und des Herrn und der Mamſell, ſetzte der Berichterſtatter hinzu: „der erſte hat Geſchäfte, die zweite wirft ſich in den gehörigen Putz, und in einer Viertelſtunde werden ſie beide dem allgemeinen Bürgerzuge folgen.

Ach, ich vergaß, erwiederte Alexis, ſich vor die Stirne ſchlagend: Meine Vaterſtadt mit ihren Rebenhügeln und Herbſtfreuden iſt mir ziemlich fremd geworden; ich derſelben nicht minder, fürchte ich. Indeſſen wollen wir uns die Zeit vertreiben, bis der geſtrenge Herr Onkel und die Jungfer Couſine ſichtbar werden. Bringe mir ein Geringes zur Erfriſchung, Freund. Ich habe Hunger und Durſt. — Was Küche und Keller vermögen, ſteht Ihnen zu Dienſt, antwortete der

Aufwärter. Freilich hatten wir heute keinen Fremden bei Tische, allein kalte Fleischschnitten sind vorräthig, und wenn Sie befehlen, soll ein Bischen Lauchsuppe gewärmt werden, wie unser Mittagsmahl sie brachte. — Lauchsuppe? lachte Alexis: ich danke. Fleischschnitten? bene. Aber den Keller nicht zu vergessen. — Sicherlich nein; entgegnete der Alte: Nach Belieben. Ein Gläschen Sekt, oder einen Krug Ale? — Sekt! Sekt! Mtffelsteiner Sekt! rief Alexis ausgelassen lachend; Was Du willst! Tummle Dich nur, alter Gesell!

2.

Während der Diener das Verlangte herbei zu schaffen ging, besah sich Alexis das Zimmer, in welchem kein Geräth mehr stand, das ihn an die vergangene liebgewordene alte Zeit erinnerte. Der heitere Saal hatte ein bizarres Gewand bekommen. Ziemlich plumpe Eichentische und Polsterstühle standen da. Ein altmodischer verschnörkelter Schenktisch machte sich in der Ecke breit. Die Tapeten stellten Ansichten von kahlen Berggegenden, traurigen Seen, gothischen Schlössern dar, nur hie und da von schottischen Bauergruppen belebt. Die Fenstervorhänge von gewürfelt farbigem Zeuge sahen nicht sehr modisch aus, und stachen besonders gegen die schmalen uud hohen Spiegel ab, die zwischen ihnen bis zum Boden herab liefen. Wohin bin ich gerathen? fragte sich Alexis scherzend, und wiederholte die Frage, als der Kellner mit der ehrbarsten Miene von der Welt

eintrat, und mit vielen Ceremonien das Beſtellte auf einem ſilbernen Credenzteller feierlich vor den Jüngling hinſetzte. — Ew. Herrlichkeit nehmen gütigſt vorlieb, ſprach er: das Rindfleiſch iſt mürbe, als ob es unter dem Sattel gar geworden wäre, der Sekt — oder beſſer der Claret, vorzüglich. Mit der Lauchſuppe wäre es ohnehin nichts geweſen, da die Köchin obwohl von einem harten Schnupfen zu Hauſe zurückgehalten, ſich jetzt vom Leſen nicht abmüßigen würde. Befehlen aber Ew. Herrlichkeit, ſo will ich zu Dero Ergötzlichkeit ein Stückchen auf der Sackpfeife blaſen.

Alexis ſtarrte den Sprecher mit offenem Munde an. Da derſelbe jedoch Ernſt zu machen ſchien, und das ſaubere Inſtrument zu holen Miene machte, bekam der Gaſt die Sprache wieder. Um Gotteswillen! rief er, Tobias! bleib! komm her, und ſage mir, ob Du den Verſtand verloren haſt, alter Junge! Herrlichkeit? Claret? eine Köchin, die ſich nicht vom Leſen abmüßiget? — Sackpfeife? .. Menſch! Tobias! was iſt mit Dir geſchehen? Ach, Herr Alexis! ſeufzte der Alte, aus ſeiner ſteifen Haltung in eine gewiſſe naive Rührung zurückſinkend: wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo weiß ich ſelbſt nicht mehr, wie ich daran bin. Ich bitte Sie aber um des Himmels willen: nennen Sie mich vor dem Herrn nicht mehr Tobias. Es geht bereits in's dritte Jahr, daß ich Caleb heiße. Der Herr und die Gäſte wollten es ſo. — Caleb? — Ja, lieber Herr. Ich und das Haus wurden an einem Tage umgetauft. Es thut mir freilich leid um den Einen, wie um das

Andere; aber ich bin doch einmal der Diener, und was sich das ganze Haus gefallen lassen mußte ... —

Alexis war aufgesprungen, hatte das Fenster aufgerissen, und hinausgesehen. Wahrhaftig! sagte er, sich wieder zu dem Umgetauften wendend: der ehrliche alte Stern hängt nicht mehr da. Wie heißt denn jetzo euer Haus? — Sie nennen's zum Wunderbären, antwortete der Diener: und wahrlich, seitdem es so heißt, und Alles darin so fremd und närrisch geworden ist, — seitdem wimmelt es von Fremden; an Engländern absonderlich, die in der schönen Jahrszeit haufenweise kommen. Da wird immer gelacht und getollt, daß es mir bunt vor den Augen wird. Den alten Tobias gaffen sie an, als ob er selbst ein Wunderbär wäre, lachen ihm dann immer in's Gesicht, und legen ein gutes Trinkgeld als Pflaster darauf. Das möchte somit noch hingehen, aber die hiesigen Leute lachen den Herrn und das Haus, und mich, und die Susanne, die anjetzt Jane heißt, umsonst, ohne alles Trinkgeld, aus, das thut mir altem Mann freilich wehe. Was will man aber machen, Herr Alexis? Der Herr ist heftig, und ich bin ein Sechziger. Wenn er mich fortjagte ... wer gäbe wohl dem sechzigjährigen Tobias, — Tobias, wollt ich sagen — das tägliche Brod?

3.

Ich, Alter! versetzte Alexis offen und ehrlich: ich Tobias, Du hast mich ja auf Deinen Armen getragen,

manche meiner Ungezogenheiten verziehst, und warst immer barmherziger gegen mich, als der Onkel, der es oft vergaß, daß mein seliger Vater sein Bruder gewesen, und meine zu früh gestorbene Mutter die Schwester seiner eigenen Frau. Kömmst Du in Noth, so wende Dich an mich, und ich theile mein letztes Brod mit Dir. Aber jetzo, ehrliche Haut, erzähle weiter. Ich begreife noch nicht... — Tobias schielte nach der Thüre, und nachdem er sich überzeugt, daß Niemand dahinter lausche, sagte er mit gedämpftem Tone: Drei Jahre sind's, da starb die Frau, und es ging uns schlecht. Der Herr hatte sich in der Wirthschaft ein Bischen rar gemacht; es ging drunter und drüber, und hatten wir endlich an jedem Wochentage Einen Gast, und am Sonntage Viere, um ein Solo zu spielen, so waren wir froh. Das kam aber Alles vom Lesen. Allwöchentlich traf ein dickes Paket mit Büchern aus der Stadt ein, und der Herr las es ohne umzuschauen durch, und alsdann die Mamsell, und hierauf gewöhnlich wieder der Herr. Er aß nicht, er trank nicht, er schlief nicht; er las. Dabei wurde er meinetwegen gelehrter, aber nicht reicher. Doch als es am Uebelsten um uns stand, kam Einer her: sein Schutzengel vielleicht, obschon er nur aussah, wie ein vierschrötiger Mensch, und sich als Engländer in's Fremdenbuch einschrieb, wie man sagt. Der hat dem Herrn den Anschlag gemacht, und Haus, Hof und Gesinde umgetauft; auch das Geld zur ersten Einrichtung hergegeben, wie man glaubt. Wenn's nach seinem und des Herrn Sinn gegangen wäre, hätte man aus Allen

Hanswürste gemacht. Die Kleider waren schon da, just so, wie die Narrs auf den Tapeten aussehen. Wir haben sie aber nur einen Tag lang getragen. Die Straßenbuben hätten uns beinahe das Haus gestürmt, und... — der Alte sprach noch leiser, — der Herr Ammann hat dem Herrn sagen lassen: er möchte so viel Narrethei treiben als er wolle, aber er müsse uns in der Kleidung halten, wie ordentliche christliche Leute. Somit durften wir wieder in unsere Strümpfe und Jacken kriechen. Der Engländer, als er im nächsten Frühling wieder kam, und einen ganzen Troß von Gästen mitbrachte, hatte freilich ein loses Maul, und schimpfte und spektakelte, und soll gesagt haben: wir auf dem festen Lande seyen miserable Leibeigene, und der Mensch hätte von Rechtswegen die Freiheit, sich anzuziehen, wie es ihm beliebt: allenfalls auch gar nicht. Ich für mein Theil war demungeachtet froh, daß der Ammann hier mehr gilt als der Engländer; und Leibeigene sind wir darum doch nicht, das weiß ich wohl. Die Sauhatze mußte ich aber bleiben lassen; die Jagd, wie man in Schottland oder England jagt; nur wir Alle samt und sonders, wie man in den kleinen Büchelchen spricht, die wir lesen müssen, — täglich wenigstens acht Blätter davon. Die Jagd ist fern darinnen, und behauptet, die schönen Geschichten machten ihr mehr Aerger als die ganze Hetzerei. Ich kann indessen, so viel ich schon gelesen habe, nicht klug daraus werden, und vergesse immer heute, was ich gestern....

Der Alte schwieg erschrocken, denn die Thüre ging

auf, und eine recht hübsche Dame in Schottisches Prachtzeug gekleidet, trat herein.

4.

Milchen! herzliebes Bübchen! rief Alexis, und sprang der üppig herangewachsenen Blondine entgegen: seyn Sie tausendmal geküßt! und wären achtzehn Jahre statt der neun in's Feld gegangen, seit wir uns trennten, — ich hätte Dich wieder gekannt, Du freundliches Blauauge! — Und so ging es fort, bald auf dem Vehikel Sie, bald im traulichen Du-ren, der sich für Spielgefährten wohl schicken mag, bis das Mädchen genau wußte, mit wem es zu thun hatte. Ein Schimmer von Freude trat in ihr melancholisches Auge, und die feine weiße Haut färbte sich wie die emporknospende Rose. Im Nu jedoch verlor sich wieder Schimmer und Rose in bleiche Trauer. Alexis wurde die Veränderung gewahr, und forschte stürmisch nach ihrer Ursache. Milchen schwieg seufzend. Dringender wurde Alexis; er forderte alle Gerechtsame der Freundschaft des Vertrauens auf, die Zunge der Verstummenden zu lösen. Wahrhaftig, Cusine! rief er: ich weiche nicht von der Stelle. Daß sich während meiner Abwesenheit das Haus mit Möbeln, Herrn und Kämerschaft auf den Kopf gestellt hat, möchte sehen. Warum aber ging mit Ihnen eine unselige Veränderung vor? Hat man auch Sie umgetauft? hat auch Sie der barbarische Engländer gezwungen, den Romanzuft seines Landsmanns Tag für Tag

zu verschlucken, wie man diesen armen Teufel hier nöthigt den Medicamentar einzunehmen in Blätterportionen getheilt, wie wir Jalappenpulver? Reden Sie, Beste, rede, meine älteste liebste Freundin. Ich habe freilich nicht gehofft, Dich noch in diesem Hause, noch als Demoiselle Wirtin zu finden. Deine Schönheit, Deine Liebenswürdigkeit hätte längst einen kühnen Jason schaffen sollen, werth und erkohren, das goldenste aller Vließe vom Kolchisstrande zu rauben.....

Schonen Sie meiner, bat Emilie, mit einem Seitenblick nach dem alten Tobias, der mitleidig zuhörend von ferne stand. Schnell besonnen rief ihm Alexis zu: Hinaus, Caleb! hinaus und passe auf! — Caleb gehorchte. Alexis wendete sich wieder zu der Base, der die hellen Thränen in den Augen standen. Mit einem muthwilligen Lächeln sagte der Vetter zu der Verwandte: Meine Beste! wir sind nun allein, Ihr Scharfsinn wird so eben bemerkt haben, daß ich in meinen poetischen Vergleichungen, Damen gegen über, nicht der glücklichste bin. Ich stimme mich also zur Prosa wieder herab und biete Ihnen, um meinen Galanteriefehler wieder gut zu machen, im vorkommenden Falle Schutz, Beistand, die treueste Bundesgenossenschaft. Vertrauen Sie mir also. Ich bin zwar aus diesem Hause heimlich weggegangen, weil Ihr Onkel mich zum Kaufmann pressen wollte, und meine Hand nach Zirkel und Meßkette begehrte, wie mein Kopf nach den Sätzen des Euklid und dem Ruhme des Vitruv; — allein der ist nicht der unehrlichste Flüchtling, welcher sich wieder als

solider Bursche beim Regimente einfindet. Verhehlen Sie mir daher nichts. Es sind fast drei Jahre verflossen, seit mir Wilhelm schrieb, daß er hoffe, Sie als sein liebes Weib heimzuführen; ... und nun sehe ich, daß er die Unwahrheit geredet; ... nun finde ich Sie statt von Hausgöttern bekränzt, dem Kummer verfallen!

5.

Der Assessor hat nicht unwahr geredet; antwortete schön Bäschen mit vielem Eifer: damals durfte er die Hoffnung hegen. Ich war nicht darwider, der Vater auch nicht. Aber das Schicksal, guter Alexis, das Verhängniß reißt uns dahin. Der Verfasser des Waverley ist der zürnende Genius, der uns trennt, unglücklich macht. — Bah! rief Alexis, zurückprallend. — Emilie fuhr aber fort, mit schwärmerischem Blicke noch eben: Guter Vetter, wer weiß denn, wie die Fäden verschlungen sind, an welchen unsers Daseyns Bestimmung hängt? — „Ei, zum Blitz!" entgegnete der Vetter lebhaft: „sie gehen doch nicht etwa von der Studirstube zu Abbotsford aus? Sie nennen mir da böhmische Dörfer. Die Nachbarn über dem Canal haben zwar manche Einrede in unsere Haushaltung gethan, allein bis dato habe ich auch nicht gewußt, daß ihres Romandichters Einwilligung dazu gehört, wenn eine Miffelsteiner Jungfrau sich mit einem Miffelsteiner Assessor verehlichen will. — Emilie zuckte die Achseln, und sagte langsam: Ihr Muthwille, Alexis, weckt auch

im Leide den Satyr. Wohl Ihnen; bringen Sie jedoch nicht weiter in mich, ich ergebe mich in des Verhängnisses Spruch. — Gute Base, wollte eben Alexis entgegnen: die dunkelschattirten Romane des Schotten haben sehr auf Ihr Gemüth gewirkt! — Tobias schnitt ihm die Sentenz vom Munde. Geräuschvoll öffnete der Diener die Thüre, und wenige Augenblicke nachher erschien der Herr vom Hause. Alexis konnte sich's nicht verhehlen: der Onkel war alt geworden, und hatte sonderbare, steife Manieren angenommen, denen des Caleb ähnlich: aber bedeutender durch die Grandezza, mit der sie an den Tag gelegt wurden. Eine Wolke träumerischen Tiefsinnes lag auf seiner Stirn. Das lebhafte Auge darunter widersprach sehr bestimmt Demjenigen, der an die Aechtheit dieses Tiefsinnes hätte glauben wollen. Die trübe Stirnwolke war Stereotyp geworden, und diente dem feierlichen Thun und Lassen ihres Trägers als Relief. Vornehm bewillkommte Herr Wirtig den Neffen; seiner Flucht schenkte er einige tadelnde Worte, seinem Wiedererscheinen im Vaterlande einige belobende, und fragte nach der jetzigen Bestimmung des jungen Mannes. — „Ich bin Architekt, bin Mechaniker;" versetzte Alexis: „Mein Fleiß erwarb mir Gönner. Die besten Meister und Werkstätte haben mich unterrichtet, eine Reise durch Italien, Frankreich und England meine Ausbildung, so weit es möglich, vollbracht. — England? fragte Wirtig, schnell aufschauend: Warst Du auch in Schottland? Alexis verneinte heimlich lächelnd. Der Onkel zuckte, wie bemit-

leidend, die Achseln, und fragte weiter: welche Aussicht hast Du jetzt? — „Der Fürst Hektor hat mir ein ehrenhaftes Amt angetragen. Ich trete es im Frühling an, den Herbst und Winter bringe ich in der Heimath zu, und bitte um gastliche Aufnahme. — Wirtig schüttelte ihm die Hand. Sey willkommen! sagte er gutmüthig: Gastfreundschaft ist die Tugend der edelsten Völker. Bleibe bei uns, so lange Du willst. Pasques-Dieu! Mir wäre es angenehm, Dich im Frühling bei mir zu haben, weil ich alsdann mein Haus nach andrem Plan zu bauen gedenke. Du wirst vieles hier auf anderm Fuße finden; Gelt? komm, stoß an. Der große Unbekannte soll leben! Er hat mein Glück gemacht. Das erkläre ich Dir auf dem Wege zum Herbstjubel: Stoß an! — Nun in Gottesnamen denn! Der ehrenwerthe Sir soll leben!" —

6.

Die Erzählung des Onkels auf dem Wege nach dem Dörfchen, wo das Herbstfest gefeiert wurde, stimmte im Wesentlichen mit Calebs Worten überein, und verrieth eine übermäßige Ueberspannung. Alle Mystiker zusammen haben vielleicht noch kein Menschenherz in dem Grade ihr eigen genannt, als es hier mit Zug und Recht der Dichter von Abbotsford thun durfte. Aus dem nüchternen Bürger war ein Presbyterianer geworden, der seines Gleichen suchte; aus dem gemüthlichen Gastwirthe ein trockner alterthümelnder Schwätzer; und

die Romanenreihe des Britten, die er in einem Zeitpunkte gelesen, wo sein braves Weib gestorben, sein Geist in Verdruß und Zweifel befangen war, hatte sich zu einem Universalitäts-Compendium für ihn gestaltet. Die glückliche Spekulation, zu welcher ihm, auf dem bizarren Grunde fußend, jener Engländer rieth, hatte wohl eine bessere Aenderung, mehr Licht und Sozialität in Wirths Charakter gebracht; darneben aber in ihm eine ungemessene Dankbarkeit gegen den Verfasser der Waverley-Novellen erzeugt. Sein Bildniß hing im Speisesaale des ersten Stocks; sein Geburtstag wurde festlich darinnen begangen; seine Gesundheit unzähligemal getrunken; seine Waldpromenade unzähligemal wiederholt. Die Dispositionen des ehrenwerthen Baronets hatten in jener Zeit des Mißmuths eine ganz eigene behagliche Welt um Emilliens Vater gebildet, die ihn auch im Glücke noch mächtig in ihren Fesseln hielt. Ein Eingriff in dieses wunderlich zauberische Gebiet war dem Besitzer desselben doppelt schmerzlich. Der Assessor Eben, ein geschickter junger Mann, designirter Schwiegersohn des Gastwirths zum Wunderbären, hatte es gewagt, diese immer fixer werdende Ideen zu bekämpfen; war gegen den Eroberer von Troja kühnlich zu Felde gezogen. Wirth hatte heftig Partei genommen. Von der Rede kam es zur Ironie, von derselben zum Zwist und ein solennes Verdammungsurtheil wies den trostlosen Liebhaber aus dem Eigenthume des Wirth-Clans. Da stand er nun, und bereuete bitter seinen thörichten Feldzug gegen den britischen Sieger. Seine Liebe war

von ihm gerissen, und Wunderbar bedrohete ihn mit allen seinen Schrecken. Vergebens redete ihm der Amtmann zu, den Narren laufen zu lassen, und die thränenblasse Emmy, — so nannte der Narr seine Tochter, — zu vergessen. Vergebens wies der Einflüsterer auf sein eignes rothwangiges Kind, und meinte, für Elben müsse es noch weit bessere Parthien geben, als Mamsell Wirtig. Der Bekümmerte hörte nicht auf des Coalirten Worte, und hätte um so lieber einen Separatfrieden gemacht, als er von Monat zu Monat mehr befürchtete, einer der zahlreichen englischen Gäste möchte die liebliche Mißelsteinerin nach seinem Eilande entführen. Er bearbeitete Scott's Partheigänger durch die mit ihm im geheimen Bunde stehende Tochter und die Verwandten. Alles vergebens. Endlich ließ der alte Herr am letzten Herbstfeste sich bewegen, zu erklären: dem Assessor Elben solle Alles vergeben und vergessen seyn, und die Einwilligung zu der Ehe mit Emmy nicht anstehen, wenn er zur Sühnung seines Verbrechens, einen von ihm selbst verfaßten, im Geiste des verunglimpften Briten geschriebenen Roman dem Vater als Geschenk überreichen würde. Elben erschrak vor dieser Bedingung zum Tode; aber da die Liebe Alles vermag, aus einem guten Schmiede sogar einmal einen leidlichen Maler gemacht hat; ganz besonders jedoch zur Poesie ermuntert, — verzweifelte Elben nicht an dem Erfolge seiner Bemühung. Er verschanzte sich hinter der Masse von Waverley-Novellen; las und las, schrieb und schrieb, strich aus und zerriß. Tausendmal über-

nahm ihn der Unmuth bei der so ganz ungewohnten Arbeit: tausendmal faßte er sich abermals in Geduld. Doch immer floh ihn der Genius. Er war zu ehrlich, um sich von einem Andern das Verlangte fertigen zu lassen, und den grausamen Vater zu hintergehen; aber eben so wenig geeignet, die lästige Bedingung zu erfüllen. Ein Jahr lang hatte er sich gequält, und sein Facit war: nichts. Die gesetzte Frist verlief mit dem nächsten Sylvestertage. Die romantischen Frohnversuche hatten seine, der Kummer Emma's Wange blaß gemacht, und die unerbittliche Misselsteiner Welt bedauerte zwar das arme Mädchen, räsonnirte tapfer über den Alten, lachte aber nichts desoweniger den armen Assessor aus.

7.

Diese Schlußdetails hatte Alexis weder aus des Onkels, noch aus der Cousine Munde. Ersterer machte bei zufälliger Nennung des Assessors ein Schlachtengesicht, trotz des tapfersten Laird der Hochlande; mit letzterer war ohnehin in des Vaters Gegenwart nicht zu sprechen. Elben selbst, der wie ein Phantom, einsam und gleichgültig, unter der Menge von Herbstjublern herumschlich, theilte dem Jugendfreunde, der sich zu ihm gesellt hatte, seine Freuden und Leiden mit. Alexis bedauerte und lachte abwechselnd. — „Armer Wilhelm!“ sprach er: „Deine Worte klingen nicht erbaulich,

und ich kann Dir nicht helfen, armer Scheim. Ich bin kein Poet, der Dich mit einem seiner Geisteskinder aus der Patsche ziehen, noch viel weniger irgend ein großmüthiger Räuberhäuptling von den schottischen Bergen, der Deine Braut ihrem Vaterhause ent- und Dir unter den zarten Melodien des Dudelsackes zuführen könnte. Nach meinem schlichten Verstande müßte gerade ein Gott aus der Maschine kommen, um so viel Widerstrebendes zu vereinen. Höre also meinen Rath: Gieb diese Leidenschaft auf." — Elben sah ihn lange mit einem Blicke des Vorwurfs an, und erwiederte gleichsam verächtlich: Freund! das versteht Du nicht. — Ists möglich; gab Alexis zu: „Aber bedenke selbst: Du ein Romanschreiber!" Elben seufzte. Es ist wahr; meinte er: Stundenlang bin ich auf unsern Burgruinen gesessen, um mich zu begeistern; an manchem Abend bin ich incognito in Kneipen geschlichen, wohin sich nie ein Assessorfuß verstiegen, — blos um des Pöbels Sprache zu studiren...; woran liegts? Ich begreife nicht, wie die Leute, die Romantiker, ihr Handwerk anpacken." — „Fürwar, fuhr Alexis fort: Der Spott des ganzen Städtchens... —" Diesem will ich eben Emilien entziehen; fiel Elben hastig ein: Nichts weiter, Alexis: In Sachen Liebe contra grausame Väter und Muhmenpolitische muß man behutsam procediren. Sie die Geliebte, nur einmal täglich zu sehen...! Du kannst das nicht. Glaubst Du, ich würde mich hier befinden, in dem tollen Gewühl, fände ich nicht eine Wonne darinnen, mein Auge an ihrem An-

blick zu weiden? Seit einer Viertelstunde lehne ich an diesem Baume, und lasse mich von der Fluth, die sich auf dem handgroßen Lustplatze herumtreibt, in eine wahre Folterpresse nehmen, — blos um sie, mein Gegenüber, nicht aus den Augen zu verlieren. Freilich wird auch dieser Traum sein Ende haben. Der Sylvestertag wird da seyn; der verdammte Roman aber nicht. Emilie muß von irgend einem städtischen Schwebler, oder einem überseeischen Nebler zum Altar geschleppt werden, und mir bleibt dann nichts übrig — als ein Pistolenschuß. Vielleicht bringt mich dieses gut altenglische Herkommen in der Meinung des Scottianers wieder zu Ehren!" — Warum nicht gar! lachte Alexis: „Viel lieber wie ein guter Deutscher: sehnend und wähnend, wie der Ritter von Toggenburg. — Wer war dieser Toggenburg? fragte Elben neugierig. — So eben knallten jedoch zwei Böller in ihrer Nähe los; ein Schwarm von Raketen und Tröschen flog in die dunkelblaue Luft, und die Damen, von wirklicher oder affektirter Angst bedrängt, warfen sich massenweise in das Centrum der Saturnalien. Die Freunde wurden rasch getrennt, und Alexis stand von dem Strom getragen, vor dem Pappa Wirtig, der sein erschrocknes Kind sorgsam in den Armen hielt, und streichelte. Erhole Dich, gute Emmy! sprach er sanft; dann wandte er sich zu Alexis: „Vetter!" sagte er feierlich: „bei unserer lieben Frau von Embrun! das war ein Knall! der gröbste, den nur je ein Böller losgeplatzt. Das Dampfschiff konnte nicht toller lärmen, auf welchem vor-

gestern der ganze Hofstaat des Fürsten Hektor in die Luft flog!" —

So arg war es eben nicht; versicherte lächelnd der Vetter: „Fama hat wieder übertrieben, geflogen ist wohl niemand, verwundet auch keiner, gerettet Alles. Das Schiff, das der Fürst zu seinem Vergnügen auf dem See bei der Residenz vom Stapel ließ, ist freilich durch die Ungeschicklichkeit des Maschinenbaues zu Grunde gegangen. Doch der Fürst, sammt allen Lebenden, verließ zeitig genug das Fahrzeug; und dem geringen Verdienste, Se. Durchlaucht auf einem schnellruderndem Boote zuerst in Sicherheit gebracht zu haben, verdanke ich mehr als meinen Kenntnissen, die Ernennung zum Landbaumeister."

Die Umstehenden, welche neugierig zugehöret hatten, bückten sich ergebenst vor dem im Nachbarlande so hochgeehrten Mitbürger. Emmy lispelte mit schmelzenden Tönen: „Welch Bewußtseyn für Sie, mein Vetter, ein Menschenleben, — ein so bedeutendes — gerettet zu haben!" — Der Onkel schüttelte ihm zutraulich die Hand, und rief Goddam! Neffe! Du bist der wackerste Bursche, der jemals ein Ruder führte! Gieb mir das Schwärmerpöckchen; Emmy! die Lunte glüht, und Dir zu Ehren, Alexis, will ich mein erstes Herbstfeuer losbrennen!

8.

Der Schwärmer flog, und gerieth unglücklicherweise in die Flanke eines breitschultrigen Mannes in braunem Ueberrock und rundem Hut, der sich wacker mit den Ellenbogen durch die Menge arbeitete. Der korpulente Herr, ein Fremder — wehrte sich gegen das brennende Ungeheuer mit Händen und Füßen, und zertrat es endlich mit kräftigem Absatze. Mit dem spanischen Rohre winkte er aber bedeutend und fulminirend nach der Gegend, wo Herr Wirtig saß, beschäftigt den Zunder von neuem anzublasen. Emmy machte den Vater auf den heransegelnden Mann aufmerksam. Der Gastwirth meinte jedoch kaltblütig: er solle nur ankommen. In Miffelstein sey es von undenklichen Zeiten her Ton und Sitte, beim Herbstfeste Einheimischen wie Fremden die Kleider zu verbrennen, und man werde wahrlich im Jahre 1827. keine Ausnahme von der Regel machen. — Als er aber aus dem Munde des Näherkommenden einige derbe wohlbekannte englische Flüche vernahm, als Caleb plötzlich herbeikam, und ihm ins Ohr flüsterte, der Fremde sey vor einer halben Stunde im Wunderbären abgestiegen, habe Langeweile gespürt, und sich von ihm, dem Kellner hieherführen lassen, — so bereute es der biedre Gastwirth, seinen Brander gerade der Backbordseite eines natürlichen Alliirten zugesendet zu haben, und machte Miene, sich demüthig und freundlichst zu entschuldigen. Der Zorn des Beleidigten wollte anfanglich nichts von Friede wissen, und sprudelte sich auf gut englisch aus, welches Emmy's

Vater nur sehr mangelhaft verstand. Nachdem indessen dieser Nationalzorn ausgetobt, ließ der Fremde im schlechten englisch-deutschen Jargon merken, daß er der Entschuldigung und frommen Bitte wohl zugänglich sey. — Er sagte Emilien einige Artigkeiten, geruhte an ihrer Seite Platz zu nehmen, schimpfte auf das Kegelwerfen und Schwärmerlegen, belobte seines Gastwirths Wein, und machte sich's bequem. Sinnend, aber freundlich ruhte Wirtigs Blick auf dem Fremden, und seine Aufmerksamkeit wendete sich von dem lustigen Gewimmel ab; ganz allein auf seinen Nachbar. Emmy wechselte mit dem, wieder am belobten Vis-à vis erscheinenden Elben zärtliche Blicke; Alexis, den bis jetzt ein Schwarm von Schulkameraden umringt gehalten hatte, trat so eben zum Tische, und ersah kaum den Engländer, als er stutzte, und mit einem überraschten: „Wie, mein werther Herr? Sie! Sie hier?“ auf ihn zuging. Dem Fremden entfiel ebenfalls vor Erstaunen die kölnische Pfeife, die er unter rauchenden Barbaren, den Sitten eines Gentlemens entsagend, ergriffen hatte; er sprang auf, erwischte ohne Weiteres den Frager bei dem Rockknopfe, und zog ihn eine gute Strecke mit sich in das Gebüsch.

9.

Während nun die Beiden im lebhaften Gespräche, in der Ferne auf und ab gingen, der Fremde heftig gestikulirte, und Alexis endlich besonnen und lächelnd zu-

horchte, saß Wirtig noch immer, wie versteinert, auf seinem Platze. — „Mensch," sagte er plötzlich zu dem alten Tobias, der seine Kehle mit einem Glase süßen Most's befeuchtete; „Mensch, sage mir, wie der ehrenwerthe Herr angekommen ist?" — „Zu Pferde, Meister Wirtig," entgegnete der Alte, sich in Positur setzend: Auf einem wackern braunen Rosse. Se. Herrlichkeit saßen in Kamaschen darauf, wie man, glaube ich, auf die Fuchshetze reitet. Das spanische Rohr hing an Dero Knopfe, und wenn Ihr befehlt, Meister Wirtig, will ich Euch noch das Sattelzeug so genau beschreiben, als es mein alter Kopf vermag." — „Laß das;" befahl ihm der Herr etwas ungestüm: „Woher kömmt, wohin geht der Mann?" — Tobias zuckte die Achseln. — „Hat er seinen Namen nicht ins Fremdenbuch eingeschrieben? — „Ja, Meister Wirtig. Ich mußte ihn lange bitten, und immer hat er sich verschworen, er würde es nicht thun. Endlich that ers aber doch, und sagte blos: Niemand soll den Namen wissen, als höchstens Dein Herr, und auch er soll schweigen, sonst." — „Herrlich!" fiel Wirtig ein, und hätte beinahe, in einer überströmenden Freude aufspringend, seinen Kellner umarmt: „ich ahnte ja.... sage geschwinde: wie heißt der Mann?" — Tobias lächelte verlegen. „Ihr sollter ihn ja nur lesen;" sagte er: „und Meister — Sie — Ihr wißt ja wohl, daß ich nur mit Gedrucktem fertig werde. Ich habe freilich ins Buch geschaut; aber...." — Wie sah der Name aus, Bursche?" — mir kam er

vor wie ein Dintenfaß.“ — Pasques-Dieu! Du bist der ärgste Tölpel, der je die grüne Schürze trug!... Wie viel Buchstaben hat der Name?“ Tobias kratzte sich hinter den Ohren. — „Wer das genau wüßte...“ sagte er: „aber fünfe jedoch gewiß nicht; ich wollte darauf wetten.“ — „Fünfe? Kerl, Du bist zum Küssen. Ich hab's, ich hab's, das größte aller Loose! Lauf Bursche! Jane soll schlachten, sieden, braten! Großes Gastmahl! schottische Speisen! Die Eichentische sollen brechen ob der Last von Sekt, Ale und Whisky! Quentin soll anspannen, und uns mit der Kalesche abholen. Reb in allen guten Häusern meine Einladung anfagen. Binde der Evelina auf die Seele, daß sie sich nicht zu lange bei den Ziegen aufhalte, sondern zur Jane in die Küche gehe. Gotts Tod! beinahe hätte ich vergessen, daß die alte Editha den Tanzsaal fege und front-de boeuf Wachslichter aufstecke! Gehe, springe, laufe!“ — Caleb verschwand. Eine Schaar neugieriger Freunde und Gevattern kam an seine Stelle. „Was giebts denn? was haben Sie denn? Traktirst Du?“ fragten Alle bunt durch einander; und Wirtigs Antwort war: Ich gebe einen Schmaus...! einen Schmaus, ihr Jungen! ich habe einen Heft, wie noch keiner Miffelsteins Pflaster trat! ich tractire die ganze Welt!“

Eben hatte sich indessen unbemerkt an Emmy's Seite gestohlen, und, in sich selbst versunken, zehrte das schwärmerische Paar, nicht von der splendiden Ta-

sel des Vaters, sondern von dem Kummer, von den Thränen seiner hoffnungslosen Liebe.

10.

Der Assessor und sein Liebchen hätten noch angelegentlicher und lauter verkehren können; der frohe Wirtig würde es nicht bemerkt haben. Wie der Blitz sprang er, alle Feierlichkeiten vergessend, aus dem Gewühl der Freude, dem Neffen entgegen, der so eben allein von der Unterredung zwischen den Bäumen daher kam. — „Nun? nun?" fragte der Onkel mit weit aufgerissenen Augen. — „Nun?" fragte Alexis ruhig entgegen. — „Ist er's, oder er's nicht?" „Wer?" — „Beim heiligen Dunstan! Du wirst mich rasend machen! Du willst nicht in Schottland gewesen seyn? Oder hättest Du ihn in Paris gesehen? Oder glaubst Du, ich sey blind? Ist das nicht sein schottisch ehrliches Gesicht? die hervorstehenden Backenknochen, die scharfen grauen Augen.... der breite Mund, und das trotzige Gesicht? der hinkende Fuß ... fünf Buchstaben! was willst Du mehr?" — Ums Himmelswillen, Onkel, ich will ja nichts von der Welt!" — „Ganz recht, ungerathner Mensch. Nichts willst Du thun, mich aufzuklären. Aber sein Portrait,... die fünf Buchstaben, der gelehrte Dintenfleck im Fremdenbuche,.... Es ist heraus,.... der Fremde ist — Scott!" — „Scott?" rief Alexis befremdet: „Woher wissen Sie's?" — „Gelt?" fuhr der Onkel heftig und eifriger fort:

„Gelt, ich weiß! Die Aehnlichkeit... das stupende Wesen... er ists! der große Unbekannte ists! Schäme Dich, Alexis; recht; schäme Dich! Halte nur das Taschentuch vor die Augen! dürften wir in unsrer elenden Heimath den schottischen Plaid tragen, könnte man sich weit hübscher schämen, und romantischer freuen. Lache Dich nur aus; recht so. Aber versichere dem großen Manne, mit dem Du, Unwürdiger, weiß Gott auf welche Art, bekannt geworden bist, daß er sein Incognito behaupten soll, so wahr ich ein englisch Herz im Busen trage. Für ganz Misselstein sey er der große Unbekannte; nur erlaube er, daß wir uns seiner Ankunft freuen!" — „Er wird wohl nichts dawider haben;" versetzte Alexis stockend, und mit glühend rothem Gesicht die Stiefelspitzen betrachtend. „Ihrem Scharfblicke entgeht aber auch nichts, lieber Onkel." — Der Onkel machte ein pfiffiges Gesicht. „Wo ist er aber?" — fragte er plötzlich. — „Wenn ich nicht irre," meinte Alexis, „so sehe ich ihn dort am Abhang der Halde beschäftigt, den großen Böller zu laden." — „Ha! der große Mann!" rief Wirtig entzückt: „Wie er sich müht bei dem unwürdigen Geschäft! Er verschmäht es nicht, selbst loszubrennen. Paff! das war ein ächter Meisterschuß! Der Böller ist mein, kostet er mir auch 1000 Gulden! Walter Scott soll er heißen!" — „Pst!" ermahnte Alexis: „wenn Sie so fortfahren, so ist das Incognito in Gefahr, und er selbst darf doch nicht merken, daß..." „Richtig," entgegnete Wirtig, sich auf den Mund klopfend:

„Still also, mein Mund, könntest Du lieber englisch sprechen, um mit dem großen Unbekannten vertrauter zu werden! doch ich verlasse mich darauf, daß er einst den Götz von Berlichingen übersetzt hat, und also das kräftigste Deutsch, wie es nur in Misselstein gesprochen wird, verstehen muß. Nicht wahr, Alexis? Sage mir indessen im engsten Vertrauen, wie es kommt, daß der erste Dichter der Welt sich in unser armes Städtchen verirrte? hätte er etwa von dem Wunderbären gehört, und von seinem allergetreusten Clausmanne, Johann Jacob Wirtig? Oder hätte er Lust, in unsern Spinnstuben neue Motive zu einem neuen Werke zu entdekken, das vielleicht auf unserm Gebiete leben und weben soll, wie der Durward zu Plessis - les - tours und der wackere Ritter Kenneth in Palästina?"

„Lieber, bester Onkel," begann Alexis mit ernsthafter Miene und öfterem Besinnen; leider muß ich Beides verneinen. In Hoffnung auf ihre Discretion, und um sicherer Ihre Zunge zu binden, will ich Ihnen nicht verhehlen, daß ein großes Ungemach den Verfasser des Waverley nach Misselstein führet. Sie werden wissen, daß er ein Geschichtswerk geschrieben hat; eigentlich nur eine Geschichte. Ein General in Frankreich ist ihm aufsässig geworden, hat ihn in England aufgesucht, ihm ein Duell auf Leben und Tod angeboten, oder einen Widerruf von ihm verlangt. Nun versteht sich ein Ehrenmann zu keinem Widerruf..." „Richtig;" schaltete Wirtig, Partei nehmend, ein: „Nimmer hat des ein edler Laird gethan. Ich merke schon,

wie es gekommen ist, der ..... Unbekannte hat nicht widerrufen, sondern den General erschossen, und .... — "

„Im Gegentheil, Onkel. Er will sich nicht von dem General erschießen lassen, und darum ist er hier, wo ihn keine Seele sucht."

„Wie?" fragte der Gastwirth verdutzt: „das riecht ja nach .... nach einer Schwachheit, die seine Helden, welche gleich das Schwert zur Hand nehmen, nicht besitzen....? ein Britte obendrein.... ich bitte Dich...! — „Sie sind im Irrthume" erläuterte Alexis: „der Baronet verlangt nur Aufschub, bis er ein Dutzend von Romanen, die ihn noch beschäftigen, dem Drucke übergeben; und da der Vandale den Aufschub nicht gewähren will....." —

„Ja, nun begreife ich!" rief Wirtig mit voller Freundlichkeit: „der Unbekannte hat Recht. Zwölf Romane seiner Hand will der General mir und der Welt vor der Nase wegschießen? Nichts da. In Miffelstein findet der Genius seines Jahrhunderts Schutz. Gotts Tod! Er wickle sich nur getrost in seinen Plaid; ich decke ihn mit meiner Tartsche, und der Wunderbär wirft alle feindlichen Gewalten aus seiner geweihten Höhle.

11.

„Warum jubelt und spektakelt denn Ihr Vater, meine Liebe, mehr als es, selbst beim Herbstfeste, einem ruhigen Bürger ziemen mag?" fragte der Assessor

seine holde Nachbarin, da Wirtig und Alexis dem großen Böller zugegangen waren, und der Troß der Umstehenden, der von Allem nichts begriff, sich Kopfschüttelnd und lachend entfernt hatte. — Emilie drückte innig des Assessors Hand, während zwei große Thränen aus ihren Augen traten: „Ich fürchte, mein Freund, sagte sie stockend, daß es jetzt mit unserm Frieden vollends zu Ende gehen wird. Ein finstrer Geist geht durch unser Haus, und der Vater erfüllt, was er mir schon oft zugeschworen. Er wird mich zwingen, einem Andern anzugehören." — „Wem?" rief der Assessor, dessen Haare sich sträubten: „doch nicht etwa dem lieben leeren Alexis, dem neugebackenen Landbaumeister? die canonischen Rechte müßten hier weiternd einschreiten. Der Verwandtschaftsgrad....." —

„Sie täuschen sich, Liebster," versetzte Emmy: „Den Engländer meine ich.. Des Vaters ungemessene Freude... seine früheren Hinweisungen... gewiß hat er sich einen reichen Schwiegersohn aus England verschrieben!" —

„Sie durchbohren mein Herz," klagte der Assessor: „Schauerlicher Tag! Unseliges Herbstfest, das meine allerletzte Hoffnung vernichtet! Ich komme mir vor, wie ein armer Sünder auf dem letzten Gange, das Menschengewühl lauert auf meinen Hintritt, die Regimentsmusik bläst mir zu Grabe,.... die Böller und die Teufelsschwärmer schießen mich rettungslos in den Grund!"

„Wilhelm! Wilhelm! welche Bilder!" weinte

Emilie hinter ihrem Taschentuche. „Romantisch! dichterisch!“ fuhr der Assessor in bittrer Verzweiflung fort. „Jetzt wäre ich im Zuge, eine fürchterliche Geschichte zu schreiben: meine Leser auf allen Folterbänken herum zu schütteln. Doch Geduld, meine Beste. Es giebt noch Gerechtigkeit auf Erden. Mit Ihrem Vater fange ich einen Prozeß an. Der Sylvestertag ist noch nicht da. Bis dahin können noch viele Bände geschrieben, kann viel Schauerliches erdacht seyn. Man spielt nicht mit einem Juristen. Gegen den Bramarbas, den hinkenden Teufel, führe ich anderes Geschütz auf. O, wäre der Amtmann nicht zum Unglück gerade heute verreist, ich würde heute schon meine Batterien ordnen! Der hergelaufene Engländer... wer weiß, ob er einen Paß hat? Er sieht mir gerade aus, als ob es ihm daran fehle! In einem wohlpolizirten Staate reitet man nicht in Kamaschen über Feld. Wissen muß man, wer er ist, wie er heißt: Johann Bull oder Jonathan! — Der Assessor wollte aufspringen. Emmy besänftigte ihn mit einigen Worten, indem sie ihn fragte, ob die geäußerten unedlen Vorsätze wohl mit seinem angebornen Edelmuthe übereinstimmten. Elben zuckte beschämt die Achseln. — „Ihr Befehl,“ sagte er, „würde der strengen Themis selbst das Schwert entwinden: Was soll ich aber thun? Stracks von diesem Kuchen- und Mostschmause nach Hause gehen, und ein temperirendes Rattenpülverchen darauf setzen, oder eine Dosin Blei? Abgerechnet, daß ein solches Beginnen einem Assessor höchst unanständig läßt, so verursache ich dadurch nur

einen leicht zu vermeidenden Incidentpunkt, während Ihre Angelegenheit Punkt für Punkt dennoch verloren geht." —

„Wäre denn gar kein Ausweg aus diesem Labyrinthe?" fragte Emilie wehmüthig: „keine Flucht aus den Klauen des fremden Mannes?"

„Flucht?" wiederholte Elben, das Wort auffassend: „Welch ein kühner Gedanke!" —

„Verwirklichen Sie ihn;" fuhr Emmy leise und rasch fort: „ich vertraue Ihnen unbedingt. Entführen Sie mich." — Der Assessor schauderte. „Raptus?" fragte er: „Beste, wo denken Sie hin? Der ist hoch verpönt. Der dritte Titel unsres Straf-Landrecht, Paragraph..." — „Sie haben kein romantisches, ritterliches Gemüth!" unterbrach ihn Emilie sanft zürnend: „Sie sind kein Douglas. „Ueberlassen Sie mich meinem Schicksale. Dieser Augenblick macht mich mündig." —

„O, dann ist uns geholfen," versetzte Elben erfreut und ohne Arg: „Wenn Sie mündig sind, so können Sie des Vaters Haus verlassen, wenn Sie wollen. Die Gesetze erlauben in gewissen Fällen eine Deklination der väterlichen Autorität. Ich stehe dann vollkommen zu Befehl. Wenn ich mich recht besinne, so haben Sie auch wirklich bereits das Ein und zwanzigste Jahr überschritten...."

12.

Das Pärchen hatte, ohne es im Feuer der Unterredung zu bemerken, seine Plätze verlassen, und sich entweder in das Getümmel, oder in die Laubgänge, oder in das Gasthaus begeben. Emmys Vater, der mit dem Fremden und dem Vetter zurückkehrend, schnell seine Tochter vermißte und auf sein eifriges Nachfragen, von einigen Jugendfreundinnen derselben spöttischerweise erfuhr, sie sey mit dem Herrn Assessor gesehen worden, machte sich schnell auf die Beine, und patrouillirte, sein desertirtes Kind aufzusuchen. Zwischen Alexis und dem Engländer war dafür die Conversation gleich im vollen Gange. „Ist der Wirth ein Narr?“ fragte der Letztere auf Englisch: „Was hat er denn mit mir vor?“ „Er will Euch Vergnügen machen; erwiederte Alexis.“ — „Der Teufel hole das Vergnügen; es wird mir lästig... Die Krausfüße mißfallen mir. Ihr wißt leider, weshalb ich hier bin. Die Komplimente taugen nicht in meinen Kram.“ —

„Ihr müßt sie aber dennoch hinnehmen. Sie verschaffen Euch Sicherheit. Ihr müßt Euch gefallen lassen, auf ein paar Tage für einen berühmten Mann zu gelten.“ — „Weshalb denn? In meiner Familie war noch keine Seele berühmt, wenn ich den lustigen Ankerschmied von Harwich ausnehme, den flotten Spruttle-Scott; der nie mein Oheim, aber ein so geschickter Arbeiter war, daß die ganze Admiralität vor seinen Ankern und Rechnungen den Hut abzog.

„Mit meinem Ruhme hat's dagegen ein abscheuliches Ende genommen." — „Füttert euch deshalb mit fremder Glorie. Bildet Euch ein, Ihr wäret der große schottische Unbekannte..."

„Habe nie etwas von ihm gehört. Was hat er denn gethan?" — „Er hat Romane geschrieben..."

„Pfui Donner! Ich hasse die Federfüchse, und alle, die ihr dummes Zeug drucken, verkaufen und lesen. Wird etwas Gescheutes geschrieben, so nehmen's die Stockfische nicht an. Da habe ich vor einem Vierteljahre gegen den Brunel, der den Gang unter der Themse machen will, eine vernünftige Abhandlung verfaßt, die mir viel Mühe verursacht hat, denn ich schreibe schwer. Meint Ihr, einer von den Bücherhunden hätte sie zum Verlag genommen? Ich will Euch das Ding lesen lassen, weil Ihr auch so ein Stück von einem Ingenieur seyd, aber ich bitte Euch, geht mich nicht für einen Schreiber aus. —

„Es ist leider einmal geschehn!" versetzte Alexis mit gleichgültiger Schulterbewegung: „Zerstöre ich die Rechlüge, so sitzt ihr in der Falle. Warum hebt Ihr nicht lieber Eure Abhandlung jenseits gelassen, und dafür Euren Paß mitgenommen? Und am Ende erfährt Fürst Hektor Euern Aufenthalt, — so seyd Ihr hier im Nachbarstaate nicht sichrer, als drüben in seiner Residenz."

„Vermaledeites Unglück!" murrte der Engländer zwischen den Zähnen. „Gott beßre die niederträchtigen Kesselmacher und Pumpenknechte! Wäre ich doch in

Alt-England geblieben! Platzt uns dort auch einmal eine Maschine, so ists mit Geld und ein Bischen Zeitungsschreiberei abgethan. Aber hier zu Lande geht es ja ärger zu, als in einem Sklavenbagno! Keine Magna charta! kein habeas Corpus! Der Fremde ist vogelfrei, wird nicht respektirt, muß davon laufen wie ein Holländer, wenn ihm einmal ein Unglück begegnet, um nur seinen Leib zu retten!" —

„Es ist allerdings sehr verdrießlich von dem Fürsten, daß er Euch, wegen einer Ungeschicklichkeit, die ihn selbst beinahe, sammt allen Cavalieren in die Luft gesprengt hätte, nicht zum Besten will," antwortete Alexis ironisch: „Ihr habt aber nur die Wahl, ob ich reden soll, oder nicht."

„Nicht!" fiel der Britte ein: „Beim Donner! ich will mich ja in Gottes Namen zu einem Amerikaner machen lassen, wenn Ihr nur fein stumm bleibt, und man mich in Ruhe läßt. Bekannt oder unbekannt, ich will mein Incognito schon behaupten." — „Ihr müßt mehr thun, Herr," entgegnete Alexis dreister: „Ihr müsset zwei Menschen glücklich machen." — „Kostet's mich mein Geld?" fragte der Andre mißtrauisch. —

„Nicht im Geringsten. Keinen Heller. Eine freundliche Zurede, wie ich sie Euch lehre." —

„Meinetwegen also. Ich mache zwei Menschen glücklich. Wer sind sie denn?" —

„Das reizende Mädchen, das neben Euch saß, und ihr Liebhaber, ein würdiger junger Mann."

„Ich kenne den Burschen nicht.“ —

„Ist auch gar nicht nöthig.“

„So? — Gut denn; 's ist auch wirklich nicht nöthig. Mir kann Alles gleichgültig seyn, wenn ich nur meine Freiheit und mein Geld behalte. Und zehnmal wollte ich all mein Geld aufopfern, wenn ich nur den Wisch, den Paß in den Händen hätte. Abscheulicher Continent! Bei uns zu Lande kennt man diese Zettel nicht, die hier nur allein erlauben zu existiren. Hätte ich nur... aber wer kann an Alles zugleich denken? Meine Habseligkeiten, Alles, bis auf Mantel und Manuscript, ließ ich zurück, um nur der Polizei des Fürsten zu entgehen, die mir wegen des albernen Dampfbootes zu Leibe wollte.“

13.

„Nur heran, Herr Assessor! Nur heran!“ ließ sich Vater Wirtig vernehmen, Elben und Emmy vor sich hertreibend: „Beim heiligen Julius von Avenel. Sie sollen mit dem Mädchen nicht in der Dämmerung spazieren gehen! Pasques-Dieu! Dableiben mögen Sie, weil doch einmal heute mein und Emmys und meines Hauses Ehrentag ist; und sogar zum Schmause mitkommen. Sind höflich eingeladen, Herr Assessor. Kommen Sie nur, sehen Sie nur, und Ihre Vorurtheile werden beschämt die Segel streichen!“

Alexis trat dem Plauderer auf den Fuß, und winkte

dem Assessor mit den Augen zu. „Freilich wird Wilhelm nicht ausbleiben," sagte er: „die aufsteigenden Raketen zeigen mir, trotz Dunkel und Nacht, daß seine Blicke fröhlich glänzen, und der Fröhliche darf bei unserm heiligen Feste nicht fehlen." „Das werde ich wahrhaftig nicht," versicherte Elben, mit einer gewissen Entschlossenheit! und machte nach einem gefährlichen Blicke auf den Engländer eine Pirouette. Emmy lächelte still vor sich hin. — „Nun, Ew. Herrlichkeit, wenn's gefällig wär'," — sprach der Vater sehr gespreizt und zufrieden... „die Musikanten stehen schon bereit, den langen Zug der Herbstgäste mit klingendem Spiele nach Hause zu führen. Man zündet allenthalben die Fackeln an, und die feuchte Luft dürfte Ihrer kostbaren Gesundheit schädlich werden. Mein zerstreuter Caleb hat sicher die Kutsche zu schicken vergessen." —

„Meinetwegen," antwortete der Fremde, sich nachlässig in die Brust werfend: „das Feuerwerk habe ich herzlich satt, und die Posaunen Eurer Musikanten zerreißen mir das Ohr. — „Die Pfeife klingt freilich lieblicher, — pflichtete Wirtig bei, — und ich bin in Verzweiflung, daß ich vergaß, den Caleb zu beordern — übersehen Sie diese Vernachlässigung gütigst. Zu Hause soll Alles besser werden. Lassen Sie sichs in unserer geringen Mitte gefallen. Emmy, unterhalte Sir W...."

Er verstummte unter einem neuen Fußsignale des Neffen mit einem kräftigen Kernworte. Der Engländer gab ziemlich unbeholfen dem Mädchen den Arm, und

setzte sich in Marsch. Wirtig war Ceremonienmeister des Zugs; Alexis, sein Adjutant, flog mit lodernder Fackel, einem Irrwische gleich, toll und schäkernd durch die Reihen. Der Assessor schritt hinter Emilien, ernst und steif, wie ein Leidträger. Unter dem Schalle der Musik, dem Knallen der Büchsen und Schwärmer, unter fröhlichen Gesängen und muthwilligem Angstgeschrei der Frauenzimmer, denen brennende Frösche über den Weg hüpften, zog die große Gesellschaft die Anhöhe hinab zur Stadt, und von der Burg salutirten Kanonenschüsse die Kommenden. Unfern vom Thore wurden alle Fackeln auf einen Haufen geworfen, und ein lustiger Reihen umhergetanzt, an dem sogar der hinkende Fremde Theil nehmen mußte, bis die Glut zusammenfiel. Dann wurden die letzten Salven gegeben, und in des Städtchens enge Gassen wälzte sich unter dauernder Musik der Schwarm. Die Tanzlustigen eilten dem Museumbällchen zu. Viele setzten zu Hause das lustige Fest fort. Aber der Männer größere Zahl strömte zum Hotel des Wunderbären. Manche waren nur begierig, Wirtigs große und seltene Liberalität zu benutzen, ohne lange zu grübeln, woher sie stamme. Die Meisten wußten indessen doch mehr von der Sache. Gerüchte verbreiten sich im Kleinen wie im Großen dermaßen, daß man schon, — nachdem sie erst durch die dritte Hand gegangen, — nicht mehr recht weiß, von wem sie herrühren. So auch in Miffelstein. Zwanzig Zungen flüsterten: „Der große Unbekannte ist da!" und vierzig Beine liefen in die Höhle des Wunderbären, damit die

zu ihnen gehörenden vierzig Augen den Wundermann beobachten konnten.

14.

Für den Erzähler, wie für den Zuhörer, ist die Beschreibung einer üppigen Tafel ein unangenehmes Ding. Beide umarmen, — nachdem sie ihre Phantasie, lüstern wie ein Lucull, zum Appetit gereizt, — nur eine Wolke; daher werde von der Tafel des liberalen Gastwirths nur gesagt, daß sie von englischen und schottischen Leckereien strotzte, daß das Bildniß des großen Unbekannten, von einigen farbigen Glaslampen umgeben, ein Bischen wild, aber wohlwollend, von der Wand auf die Schüsseln hernieder sah, und daß es seinem Stellvertreter herrlich schmeckte. Den übrigen Gästen nicht minder, für welche das Fremdenbuch, das der Wirth, sub sigillo, aber enthusiastisch, vorwies, kein geringes Erregungsmittel gewesen. Denn die zauberischen Schriftzeichen: W. Scott, kraus und seltsam geschrieben — einer glücklichen Folge von Dintenflecken in der That nicht übel zu vergleichen, — glänzten von dem letzten Blatte. —. Der Engländer machte sich nicht viel aus der stillen, ehrfurchtsvollen Huldigung, die ihn aus jedem Blicke ansprach. Er schmatzte wohlbehaglich an seinem Pudding, an seinen Beefstacks, und schluckte ein Glas Burgunder nach dem andern. Dann und wann flog sein gleichgültiger Blick nach dem Bilde des Dichters empor; — ein leichtes Lächeln verzog die glän-

zenden Wangen, — weiter nichts. Die Gäste aber flüsterten unter sich: „Seht wie der große Mann sein Incognito zu bewahren weiß! Fast hätte er auch das flüchtige Lächeln bei'm Anblick seines Portraits bemeistert! Wie hätte er aber nicht lächeln sollen? — Man sieht wie wenig das Konterfei gewöhnlich dem Urgesichte gleicht. Der Zeichner läßt vieles zu wünschen übrig: einen erklecklichern Mund, kleinere Augen, eine platte Nase, und den gar derben Wangen- und Kinnbau, der den vor uns sitzenden berühmten Mann, einem schlichten dickhäutigen Pächter ähnlicher macht, als einem Genie." — „Vielleicht:" — wendete Wirtig ebenfalls flüsternd ein — „vielleicht gehört dieses Dickhäutige gerade zu seinem Incognito, und nur zu Abbotsford ist Er wahr und begeistert? Wie klug er sich benimmt! Er spricht von den gleichgültigsten Sachen. Und, — welche feine Nüance. — Gerade die Leckereien des Hochlands, unter welchen leider das Haferbrod fehlt, gerade diese verschmähet er, um nicht seine Vorliebe für diese Feudalspeise zu verrathen. Den Whisky läßt er stehen, und genießet reichlich den Burgunder. Aber ich wette: so indiskret jene Pulverpfropfe waren, die auf der Jagd zu .... zu ... die herrlichen Romane denuncirten, so diskret wird hinter diesen Flaschenpfropfen der Verfasser bleiben!"

Mit der Diskretion des Gastwirthes sah es indessen von Minute zu Minute schlimmer aus. In der Freude seines Herzens nahm er neben seinem geehrten Gast Platz, der bisher fast nur mit Alexis im englischen Idio-

me, einem für die Gesellschaft so gut als Unbekannten, verkehrt hatte; — sagte ihm eine Schmeichelei nach der andern, und besiegelte eine jede mit einem tüchtigen Glase Wein. Der Engländer ließ ihn reden, und schwieg, oder antwortete wie ein Spartaner. Je mehr des Wirths Geschwätzigkeit zunahm, um so verschloßner wurde, am Ende der Tafel, der Assessor, der sich vor kurzer Frist erst eingefunden hatte. Stechende Blikke sandte er dem Unbekannten zu, den Alexis auf den finstern jungen Mann aufmerksam machte.

„Was meinst Du, Neffe," sagte Wirtig leise zu dem Vetter, „wenn ich die Emmy mit der Harfe kommen ließ? den Sackpfeifer hat Er sich verbeten; — aber der echt galischen Ballade, die unser genialer Steuersekretär verfaßt, und der Cantor in Musik gesetzt hat, würde er schwerlich widerstehen." — „Der Einfall wäre herrlich," meinte Alexis: „allein er ist unausführbar. Caleb berichtete mir, daß sein Bäschen vor einer Viertelstunde, nach Beendigung der Küchenangelegenheiten, sich in ihr Zimmer zurückgezogen, von schwerem Kopfweh behaftet." — „Unzeitige Unpäßlichkeit!" brummte der Vater. Emmy ist keine rüstige Diana. Das Mädel weiß noch nicht einmal, wen es heut bewirthet hat; welche Freude... Pasques-Dieu." — Der Assessor hatte die letzten Worte gehört, und ein bitteres sarkastisches Lächeln als Signal aufgezogen. — „Sieh nur, welche Gesichter der Elben schneidet!" fuhr Wirtig heimlich zu dem Vetter fort: „Er auch noch in dubio. Ich habe ihm nichts

gesagt, und die Gesellschaft bekümmert sich nicht um den Grillenfänger. Aber um Mitternacht muß ein Toast losdonnern, der sich gewaschen hat, und dann staune der junge Naseweis! dann schäme er sich." — „Wo ist Miß Emmy?" fragte der Unbekannte ziemlich laut, nachdem er die lauernden Tafelgenossen angegähnt hatte. Der Assessor sprang ungeduldig vom Tische auf, und blickte durchs Fenster in die sinkende Nacht.

15.

Papa Wirtig verständigte sich mit dem Könige des Festes, und sagte: Ew. Herrlichkeit müssen den schwachen Nerven unserer deutschen Töchter etwas zu Gute halten, das den Töchtern Hochlands nicht häufig begegnet. Ich verbürge mich demungeachtet für die aufrichtige Ergebenheit meines Mädchens, mit welcher es Ihnen zugethan ist, wie mein ganzes Haus. — Ei, ei, Master Wirth! sprach der Engländer, gleichsam deprecirend. Wirtig ließ sich aber nicht irre machen, und plauderte fort: Bitte unterthänigst, edler Baron. Ich bin, ohne Ruhm zu melden, einer der aufrichtigsten Leute, die jemals im heiligen römischen Reiche die Kreide führten, und nehme mir kein Blatt vor den Mund. Bei unsrer lieben Frau von Embrun! Ihre herrlichen Werke haben meinen Geist gesund gemacht, und mein Hauswesen wieder in die Höhe gebracht. Ich bin Ihnen die unverbrüchlichste Dankbarkeit schuldig gewesen, und bin es jezt doppelt, da Sie meine Hütte mit Ih-

rer Gegenwart verherrlichen. Der Engländer rückte verlegen mit dem Stuhle. Alexis flüsterte ihm ein paar Worte in den Nacken. Hierauf sah der Fremde sinnend gegen die Decke, schloß die Augen, legte den Finger bedeutend an die Nase, und begann — eine lange Pause. — Jetzt wirds kommen! raunten sich alle vertrauten Gäste zu, die schon seit Tafelbeginnen vergebens auf einen genialen Funken aus dem Munde des Verehrten gewartet hatten. Dem Hausherrn gingen in der Erwartung Augen und Lippen weit auf — Wohl! hob der Engländer halblaut zu demselben an, während die Hoffnung der Uebrigen in stürmischem Murmeln versank: Ihr behauptet mir Dank schuldig zu seyn. Beweist es? Ich halte Euch bei'm Worte. —

Bei'm Worte, bei'm Kopf, bei Händen und Füßen, honorabler Baronet! versicherte Wirtig. So wahr ich der ehrlichste Junge bin, den jemals ein Weib gebar. Begehren Sie, theuerster Lord der Inseln und des Continents; Hat Sie ein zweiter Constable am Gelde verkürzt? mein Beutel ist der Ihrige, obschon ich nicht einmal Eines Ihrer unsterblichen Werke honoriren könnte. — Verfolgt Sie ein widerhaariger Militair? In meinem Hause ist Platz, ist Schutz. Alle meine Leute sollen in den Tartan kriechen, den Dick zur Hand, die Lochaberaxt vom Speicher nehmen.

Der Engländer sah ihn befremdet an, und sagte nach einigem Besinnen: Ihr seyd ein wahrer Gentleman! Ich danke Euch. Fürs Erste rede ich aber für Andre ein gutes Wort. Ich will zwei Menschen glück-

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER,K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18543/014

lich machen. Eure Emmy und den jungen Brumbären, der dort aus dem Fenster schaut. Thut mir's zu Liebe, und gebt sie dem Menschen, da sie doch einmal seine Valentine ist.

Aha! fing der leichtbenebelte Papa an: ich merke, das Fräulein hat sich hinter den mächtigen Fürsprecher gesteckt. Pasques-Dieu! 's ist eine Kleinigkeit, um welche Sie mich ersuchen, ehrenwerther Baronet und Wohlthäter. Ich hätte gewünscht, Ihnen in reichlicher Beziehung dankbar seyn zu können.

„Gewähren Sie ohne Umstände;" redete Alexis zu: „Sie können ohnehin den erlauchten Unbekannten nicht würdig belohnen."

Von Herzen gern! antwortete der Vater: Ich habe zwar Bedingungen gemacht..... und dennoch wollt ich, ... wird aber Emmy mit dem prosaischen Assessor glücklich seyn? —

Der Fremde legte wieder feierlich den Finger an die Nase, und sagte, indem er dem Burgunder wieder zusprach: Ohne Zweifel.... Goddam!.... Meiner Treue! feiner Duft...! herrliche Zukunft!... Sein Auge schweifte über die Flaschenbatterien auf dem Schenktische. Alexis sagte jedoch zu dem horchenden Onkel: „Merken Sie wohl? Er prophezeiet! das zweite Gesicht ist über ihn gekommen. Sagen Sie: Ja!"

Das zweite Gesicht? fragte Wirtig ehrfurchtsvoll: In's Himmels Namen denn: „Ja!" —

16.

Alexis hatte sich aufgemacht, den Assessor alsobald vor die Schmiede seines Glücks zu bringen. Allein es ergab sich, daß Herr Elben sich nicht mehr am Fenster, nicht mehr im Saale befand. Alexis wollte ihm folgen, ihn aufsuchen. Herr Wirtig meinte aber anders. — Laß den Schwärmer; laß den hitzigen Juristenkopf, mein Junge! sagte er, auf den Füßen wankend: Er wird schon wieder kommen! Pasques-Dieu! das wird er. Hier bedürfen wir jedoch Deiner Kehle, mein Alexis. Der Punsch ist gekommen; so delikat, als je einer in der Bowle dampfte. Dazu gehört aber auch ein Lied, ein lustig Lied, ein altes Lied. Der Steuersekretair will ein's anstimmen, das er nach den Umständen verändert hat, und Du darfst, weiß Gott, dabei nicht fehlen.

„Ich singe nicht;" betheuerte Alexis. — Schäme Dich! ließ sich Wirtig vernehmen; hattest doch sonst eine brillante Diskantstimme: Thut indessen alles nichts. Mit eingehalten, oder es geht nicht gut. Beim heilgen Dunstan! Komm her! Er zog ihn zu der Bowle, hinter welcher der Engländer mit verglasten Augen schwelgte, in olympischen Duft gehüllt. Der schnellbichtende Steuersekretair hatte so eben seine Inpromptü-Veränderungen vollendet, die Bleistift-Abschriften vertheilt, und wie der Wogendrang eines majestätisch fluthenden Meeres begann in sonorer Kraft, von zwanzig Kehlen gesungen, das beliebte englische Volkslied, das häufig aushelfen muß, und gerade jezt so sehr an seiner Stelle

war. Zu Miſſelſtein klang für diesmal: — Dank dem Veranger des Städtchens — der Text alſo:

Heil Dir im Lorbeerkranz,
Dichter des Vaterlands;
Heil, Walter, Dir!
An Deiner Freunde Reih'n,
Die Dir ein „Vivat" ſchrei'n,
Schließt ſich auch Miſſelſtein:
Heil, Walter, Dir!

Der Enthuſiasmus war unbeſchreiblich. Er verdoppelte ſich noch, als man ſah, daß der Gefeierte ihn theilte. Kaum hatte der ehrenwerthe Herr die erſten Akkorde des wohlbekannten und oft geſungenen Liedes vernommen, als er, ohne ſich viel um den Text zu bekümmern, auf gut engliſch einſtimmte, mit den Füßen dazu trommelte und mit den Fäuſten auf dem Tiſche den Takt ſchlug, daß alle Gläſer bebten und die Bowle wackelte.

Die oſſianiſche Natur gewinnt mit der hohen Vaterlandsliebe den Durchbruch! rief der entzückte Sekretair: Angeſtoßen, meine Herren! Da Capo! Er muß endlich unſrer Liebe in dem Drang des Augenblicks weichen! Er muß aus einem großen Unbekannten auch unſer großer Bekannter werden! — Und der Chor brach von Neuem los. Und von Neuem ſang der Geprieſene mit, mit vermehrter Kraft, auf dem Stuhle ſchaukelnd taktirte er, bis bei den Worten: „Schließt ſich auch Miſſelſtein:" ſein Oberleib unerwünſcht weit auf den Tiſch vorrückte, und ſomit ſeine Naſe in unſanfte Berührung mit der eichenen Platte gebracht wurde. Aber

sein Zorn war auch von Eichenholz. Kein Laut entwischte seinem Munde. Schnell hielt er das Tuch vor die blutende Nase, und verließ eilig und gebückt das Zimmer. Alexis lachte unter der Serviette, und alle Uebrigen, — an ihrer Spitze der schwärmerisch gesinnte Wirth — riefen: „Er weint! unsre Gefühle haben ihn gerührt! Noch einen Vers, und er ist bezwungen! er ist unser!“

17.

Emmy's Vater ließ freudige Wehmuths-Thränen in das Punschglas fließen; — die Gäste jauchzten und sangen wie die babylonischen Thurmbauer. Caleb erschien indessen mit einem wichtigen Gesichte, und zog Alexis bei Seite. Er erzählte mit wohlthuender Kürze, daß vor wenig Minuten in der Gaststube eine fremde, vornehme Militairperson angekommen sey, die viel Französisch spreche, und sich eifrig nach einem Herrn Scott oder Schott erkundige, den sie aufzusuchen beauftragt sey. — Der Wirth des Hotels sey gebeten, sich bei dem Fremden einzufinden, und ihm darüber zu berichten. Alexis stutzte, und sah seinen Plan durch einen Donnerschlag zerstört; seinen Muthwillen verrathen, ehe er noch Früchte getragen. Um jeden Preis als Sieger entweder, oder mindestens unentlarvt aus dem Treffen zu gehen, war sein Wunsch; seine Combination eine glückliche. Er entsandte Caleb, bei dem Fremden seinen Herrn vorläufig zu melden. Dann raunte er

dem sinnenden und trinkenden Oheim in die Ohren: Machen Sie kein Aufsehen, Onkel, aber beweisen Sie jetzt Ihren Muth. Der französische General ist unten. Er hat die Spur des Unbekannten. Sie sollen denselben verrathen. Halten Sie den Wilden auf; ich bringe unsern Mann indessen in Sicherheit. — Mit einem grimmigen „Gotts Tod!" fuhr der Gastwirth empor. Was sagst Du? rief er: „Nun wart! dem Franzmann soll auf gut schottisch geantwortet werden. Verlaß Dich darauf. Entweder ist er der tapferste Mann, der je in einem Steigbügel stand, oder er soll abziehen, wie...."

„Verlieren Sie nicht die Zeit mit Vergleichungen!" ermahnte Alexis, und schob den Grimmigen zur Thür hinaus. Hierauf füllte er der Gesellschaft die Gläser, und entfernte sich ebenfalls, um den Engländer aufzusuchen. Der Letztere hatte am Brunnen des Hofes seine verletzte Nase gewaschen, und kam dem Rufenden wohlgemuth und abgekühlt entgegen. — „Fliehet, mein Herr!" sprach dieser leise und dringend. „Ein Commando von der Leibgarde des Fürsten Hektor setzt Euch nach: der Offizier desselben ist im Hause, und fragt nach Euch." — Der Engländer stand verblüfft. — „Goddam! was ist zu thun?" — „Ihr müßt fort. — Weiß Gott!" „Ja! aber wohin?" — „Gleichviel." — „Gut: aber wie?" — „Euer Pferd?" — „Die Mähre ist im Huf verwundet; ich sandte sie zum Schmidt;" — „Fatal! und jeder Lärm muß vermieden werden." „Verteufeltes Deutschland!

Unseliges Dampfbot! wohin? was mache ich nun, um nur frei zu bleiben?" — „Lauft zu Fuße fort!" — „Ich kenne nicht Weg, noch Steg." — „Ich führe Euch an's Thor." — „Meinetwegen. Aber mein Pferd..." — „Ich sende es Euch." — „Meinetwegen.... Aber auf meinem Zimmer liegt meine Abhandlung gegen den Brunel;.... die muß ich doch...." — „Unmöglich! Euer Zimmer wird bewacht." — „Aber die Abhandlung...." — „Hohl sie der Gukkuck!" — „Gott behüte! Schickt sie mir nach, mit dem Pferde." — „Wenn ich sie finde, ja. Kommt nur." — „Aber ohne Hut...? Zum Donner! ein Engländer geht nie ohne Hut aus dem Hause." — „Ich hole ihn, bleibt indessen hier." —

Alexis drückte seinen Schutzbefohlnen in den Winkel des Thorwegs, sprang nach dem Zimmer, und brachte in großer Eile den Hut des Fremden. Schnell zuschreitend standen sie im Nu an der Ecke des Hauses. Eine Kutsche hielt daselbst, und eine schlaftrunkene Stimme redete vom Bock herab: „Steigen Sie nur ein, meine Herrschaften. Der Weg ist weit, und wenn ich vor Sonnenaufgang wieder zurück seyn soll....—?" „Gott sey Dank! Da ist ein Fuhrwerk!" sprach der Engländer, und machte sich an den Schlag. — „Wissen Sie denn auch, ob dies für Sie....?" fragte Alexis. — Der Engländer lachte, klopfte auf die klingende Tasche, und sagte: „Für Geld ist Alles zu haben. Fahret wohl, Freund. Kutscher zugefahren, was das Zeug hält! Dein Trinkgeld soll eine Guinee seyn!" —

„Schon gut, Ew. Gnaden!“ hieß die Antwort, und die Maschine rumpelte schnell und dröhnend über das ungleiche Pflaster von dannen.

18.

Kopfschüttelnd kehrte Alexis nach der Pforte des Hauses zurück; oben war wüstes Getöse. Aus der untern Stube schallte ein lebhafter Zweisprach Wirtigs und des fraglichen Offiziers. Der Dialog näherte sich seinem Ende. „Und so mit kurz und gut;“ sprach Herr Wirtig aufgebracht, „schlagen Sie eine andere Straße ein, Herr Offizier, Adjutant oder General, der, den Sie suchen, ist hier nicht zu finden. Kinder des Nebels beherbergt der Wunderbär nicht: aber ehrliche Leute verräth er auch nicht an die Sassanach!“

Ein lautes Gelächter des Offiziers und ein spottendes „Bien dit! à revoir, bourgeois!“ begleitete den erzürnten Gasthalter über die Treppe zum Thorweg. Alexis erkannte den Adjutanten des Fürsten Hektor, einen Provenzalen an Dialekt und Stimme. Seine erste Voraussetzung rechtfertigte sich: er rieb sich vergnügt die Hände, dem Engländer fortgeholfen zu haben; sah sich aber plötzlich zwischen zwei Feuern. In die rechte Flanke fiel ihm der Onkel mit der dringenden Frage: „Na, Vetter! Ist er fort?“ Die linke Flanke attakirte ein Verhüllter, der mit einer Blendlaterne versehen, wie ein Rasender den Thorweg erstürmte, rufend: „Ist sie fort? Um Gotteswillen! ist sie fort?

Betroffen antwortete Alexis dem Oheim ein freimüthiges „Ja!“ und im selben Augenblicke sprang der Gastwirth vor Freuden, und der Andre trieb Streiche, wie ein Verzweifelter. „Fort? Pasques-Dieu! bravissimo!“ schrie Wirtig. „Barmherziger Gott! ist es möglich!“ schrie der Andre. — „Herr! was geht das Sie an?“ fragte Wirtig, den Fremden bemerkend: „Wer sind Sie? weg mit der Laterne, die uns blind macht!“ — „Was es mich angeht?“ fragte der Andre grimmig entgegen; setzte die Laterne weg, und gab sich als Assessor Elben kund: „Betrogen, getäuscht bin ich, und man fragt mich noch, was es mich kümmert?“ — „Mein Gott! Wilhelm! wie siehst Du aus?“ fragte als Dritter Alexis, indem er bemerkte, daß unter dem Mantel des Assessors ein langes Rappier, ein gewaltiges Musqueton, Fechthandschuhe, und Drathlarve hervorsahen und baumelten. Emmy's Vater schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, als er den seltsam Bewaffneten sah, und aus seinem Munde die Worte hörte: „Emmy! Ich Unglücklicher! Emmy ist fort!“ — „Fort!“ riefen die beiden Andern: „Wohin? mit wem?“ — „Dort stand die Kutsche,“ stammelte Elben außer sich: „dort stieg sie ein. Jetzt ist sie und die Kutsche verschwunden.“ — „Welche Kutsche?“ fuhr Wirtig, immer nüchterner werdend, fort. — „Des harthörigen, benebelten Kindtaufkutschers traurige Karrete; die einzige, die zu haben war!“ — „Das verstehe der Geier!“ polterte Wirtig: „Was sollte die Kutsche da! Wie kamen Sie dazu, Herr, das zu wis-

sen: Gott's Tod! das führt mich auf gewisse Vermuthungen..! Herr Assessor, Sie wollten doch nicht etwa...." — „Warum noch läugnen?" platzte Elben kühn heraus: „Ich wollte Emmy von Ihrer Grausamkeit befreien, sie zu ihrer Tante nach Haidingen bringen. Schon saß sie im Wagen, als ich bemerkte, daß ich waffenlos geblieben. Ritterlichen Muthes voll, eilte ich nach Hause, waffnete mich, kehre wie ein Blitz zurück, und.... sie ist fort!" — „Hämischer Plan!" schalt Wirtig, blaß vor Zorn: „Herr! Sind Sie eine Gerichtsperson? Eine Entführung...! — „Emmy ist majorenn," versicherte Elben: Prozessiren Sie, ich gewinne. Kosten, Sportela et caetera fallen alle Ihnen zu; aber während wir hier streiten... — „hat der große Unbekannte die Schöne entführt!" brach Alexis los, der dem erschütternden Lachreiz nicht mehr gebieten konnte. Mehr zu sagen erlaubte ihm das ausgelassene Gelächter nicht, während Wirtig's und Elben's Zorn gigantisch wuchs. — „Gott's Tod!" schrie der Erstere: „Pasques-Dieu! ist das Belohnung der Gastfreundschaft? Lieber wollt ich auf Tonquilstone sitzen, als noch einmal einem Menschen trauen! Heda! Editha! Jane! Evelina! Rob! front de boeuf! verdammter Caleb! Heraus zu den Waffen! der Laird ruft euch auf!" — Der Assessor weiterte indessen in seinem eigenthümlichen Style, und focht mit dem Rappier in die Luft. — Die Dachfenster und Küchenpforten flogen auf: überall schauten schlaftrunkene Gesichter heraus. Die Mägde hielten Lichter, und des

großen Unbekannten Werkheftchen in der Hand. — „Herunter!“ donnerte Wirtig: „herunter mit den faulſten Mägden, die jemals eine Treppe fegten; mit den trägſten Knechten, die je ein Pferd in die Schwemme ritten! Zu den Waffen! Werfet die Teufelsromane in den Winkel, denn ihr Verfaſſer hat mich hintergangen, wie noch nie einer hintergangen wurde, ſeitdem man überhaupt hintergeht! Aber warte, unwürdiger Baronet, der überall mit Feſſeln, Kerkern und Diebsvolk zu thun hat; der den Dreibein ſchier auf jede Pagina bringt: Deine Moral will ich Dir einränken, ſo wahr ich ein Mann bin; und Sie, Herr Aſſeſſor, werden ſorgen, daß er außer dem Herz von Midlothian auch das Herz von Miſſelſtein kennen lernt!“

Alexis lachte immer toller, Elben phantaſirte, Wirtig perorirte, der Adjutant des Fürſten lauſchte an der Thür; oben ſangen ſie: Heil Dir im Lorbeerkranz: und das Geſinde ſammelte ſich in hellen Haufen. „In Schlachtordnung!“ kommandirte Wirtig: „Bei'm heiligen Dunſtan! Caleb mit der Sackpfeife voraus! Ich ernenne Dich zum Haus- und Schlachtbarden. Stimm an, und folge mir!“

„Weiß der Himmel, was ich noch Alles präſtiren muß!“ ſeufzte Caleb ſehr kläglich, und nahm ſchon die Backen voll, als plötzlich die Hiſtorie eine andre Wendung bekam.

19.

Emmy trat eilig in die Stube der Versammelten, und ihr Anblick machte Alle verstummend; den Vetter ausgenommen, dessen Lachen wieder zunahm. „Ich komme, Alles aufzuklären;" sagte das Mädchen feierlich, und hob pathetisch den Schleier, der von ihrem Haupt wallte: „Entlassen Sie die fremden Zeugen, mein Vater!" —

Ein Wink von Wirtig, und lachend und brummend entfernten sich die Diener. „Ihre Härte hatte mich zu einem gewagten Schritte ermuthigt!" sagte Emmy schwärmerisch; „das Schicksal will es aber anders, und ich gehorche ihm wider Willen, wie meine Namensverwandte zu Cumnor-Place. Ich hatte versäumt, Sie durch einige Zeilen, wie es Brauch ist, von meiner Flucht zu unterrichten; und während ich, den Wagen verlassend, auf meinem Zimmer das Nöthige schrieb, entwirrte sich hier allzufrüh der Knoten. Ich füge mich meinem Schicksale. Bedauern Sie mich, Elben, und vergessen Sie mich."

„Das muß er auch;" bekräftigte Wirtig: „dem Entführer gebe ich nicht mein Kind, und wenn der Genius unsrer Zeit noch zehnmal für ihn gesprochen hätte!"

„Ich werde Sie wegen Calumnien belangen!" drohete Elben. Der Vater begann nun aber unterm Thorwege eine lange Predigt, während welcher Alexis in's Haus sprang, und bald mit dem Manuscripte des Fremden zurückkehrte. „Versagen Sie auch dem Besitzer dieses kostbaren Werkes Ihre Tochter?" fragte er

den Onkel; den Titel der Schrift mit der Laterne beleuchtend.

„Brunel and the tunnel“ das buchstabirte der Alte, und küßte das „W. Scott,“ das darunter stand. „Herrlicher Verunglimpfter!“ rief er sehnsüchtig: „Verzeihet mir. Dieses Manuscript, das ich zwar nicht verstehe, aber dennoch nach seinem Werthe zu schätzen weiß, besitzen Sie, Herr Assessor?“

Bei'm Abschiede übergab mir's der Erlauchte als Andenken für seinen jungen Freund!“ versicherte Alexis, während Elben sich wunderte, und Emmy neue Hoffnung schöpfte.

„Und Sie verkannten den Edeln!“ sagte Wirtig mit sanftem Vorwurfe: „Wie dem auch sey; obgleich dieses Manuscript nur einen Band ausmacht, so muß es vortrefflich seyn, und wenn Sie mir erlaubten, Herr Assessor, die kostbaren Blätter in meine Bibliothek niederlegen zu dürfen, so wollte ich wohl...“

Elben bewilligte freudig, Emmy weinte Freudenthränen, der Vater vereinigte unterm Thorwege das Paar, und stellte es, mit dem Schlage der Mitternachtstunde der Punschgesellschaft als ein verlobtes vor. — Mittlerweile sagte der Adjutant zu Alexis: „lassen Sie mich ein Wort mit Ihnen reden, Herr Landbaumeister. Die Leute sind hier alle verrückt, und wollen von dem Dampfmaschinisten, dem Scott, nichts wissen. Ich weiß aber, daß er hier ist. Sagen Sie dem Manne, daß der Fürst vergiebt und vergißt. Ich habe seine Effekten samt einer ansehnlichen Belohnung von Sr.

Durchlaucht mitgebracht, und wünsche wieder umzukehren." Alexis versprach Alles zu besorgen, und konnte seinen Onkel mit der Bothschaft erfreuen, daß der verkappte General stracks wieder von Miffelstein abgereist sey.

30.

Elben und Emmy waren vermählt; Alexis hatte dem Dampfkünstler sein Eigenthum nach seinem Aufenthaltsorte nachgesendet, und bald darauf Miffelstein verlassen. Papa Wirtig wunderte sich, nichts mehr von seinem hohen Gönner zu vernehmen. Da lief plötzlich ein Brief von Hannover an ihn ein; fehlerhaft, aber deutsch gekritzelt, welcher sich also vernehmen ließ:

„Im Begriff, den abscheulichen Continet zu verlassen, und wieder nach Alt-England zurückzukehren, sende ich Euch, ehrlicher Mann, beiliegende Note für meine Zeche. Ihr werdet jetzt wohl erfahren haben, wer hinter Eurem großen Unbekannten steckte. Ich, Bester, handle eigentlich nur mit Rauch und Dampf, und selbst darin hie und da nicht allzuglücklich. — Die Abhandlung, die bei Euch zurück blieb, verbrennt nächstens, denn der alberne Mensch, der Brunel, hat den Tunnel indessen doch schon ziemlich fertig gemacht, obschon ich behauptete, nur mir könnte es gelingen. Grüßt den wackern Burschen Alexis und die kleine zimperliche Emmy. Habe ich dieselbe vielleicht dazumal ein

Bischen vernachläſſigt, ſo vergebe ſie mir. Es will mir überhaupt mit den Weibern nicht wohl gerathen: Ihr aber, alter komiſcher Junge, fahrt wohl. William Scott."

Nachdem Wirtig dieſen Brief geleſen, wurde er ſehr nachdenklich; ließ ſich aber nicht das Geringſte merken. Von dem Augenblicke an las er jedoch nicht mehr; nannte den Caleb wieder Tobias; ſchaffte Eichentiſche, ſchottiſche Küche und Sackpfeife auf die Seite; und das Bildniß des Unbekannten in ſein Kabinet. Vor wenig Wochen wurde auch der Wunderbär vom Thore genommen, und dem durſtigen Wanderer leuchtet wieder der alte ehrliche Stern.

Riccardo Abandonato.

Eine Malergeschichte von Agathe S...

Otto an Willibald.

Ich habe Dir, wenn ich nicht irre, schon früher von dem schwarz-verhangenen Bild in der Gallerie unseres Stammschlosses am Rhein erzählt, und wie dies dunkele Geheimniß unsere Kinderphantasie reizte. Der Vater ward böse, wenn davon die Rede war, und sagte wohl in der Heftigkeit: man müsse diesen outcast der Familie eigentlich auch aus der Bilderreihe verstoßen. Das Wort: verstoßen, machte schon, als ich noch Knabe war, einen ganz eigenthümlichen Eindruck auf mich, wenn auch mein Kinderverstand den Sinn desselben bei weitem nicht umfassen konnte. Die Mutter pflegte wohl das Oel ihres liebevollen Friedens in sein brausendes Gemüth zu gießen, und meinte: Gott habe dem armen Richard gewiß alles vergeben, was er vielleicht gesündigt, weshalb wir Menschen auch kein Recht zum Groll hätten.

Ein Zufall, dessen ich mich nicht mehr erinnere, entschleierte mir an einem schönen Sommerabende das geheimnißvolle Bild. Ich blieb erstarrt davor stehn.

Etwas Gräßliches, Erschreckendes mußte es meiner Meinung nach seyn, was so sorgfältig hinter dichten Hüllen verborgen gehalten ward, und ich sah das Schönste, das Edelste, was mir je vor die Augen gekommen.

Die hohe Gestalt schien eben dem Knabenalter entwachsen. Ein weites, faltenreiches Gewand umwallte den jugendlichen Gliederbau, während das lichthelle Haar in einzelnen Locken der schwarzen Mönchskutte entfiel, blaue, schwärmerische Augen richteten sich auf Crucifix und Bibel, die er in den Händen hielt, aber sie schienen in der weiten Welt, der er entsagen sollte, noch viel zu suchen außer ihnen.

Das also war der verstoßene, der ungeliebte Richard, den man nie anders, als den Wilden, den Gotteslästerer, den Verbrecher zu nennen pflegte. Schwärmerei, Enthusiasmus war in diesen Zügen, aber das Laster konnte sie nie entstellt haben.

Ich war sechzehn Jahr alt, als mir diese Entdekkung ward. Mein enthusiastisches Gemüth faßte sie mit voller Lebendigkeit auf. Ich dachte und träumte im nächsten halben Jahr nichts, als den jugendlichen Mönch in der Bilderhalle. Je lebendiger aber das innere Leben, desto mehr und wechselnder nimmt es in sich auf. Die mannichfachen Bilder und Gegenstände um mich her verdrängten nach und nach das seinige, und meine späteren Reisen ins Ausland schoben es vollends in den Hintergrund der Seele zurück.

Du weißt es wohl kaum, was diese Einleitung soll, und ich komme nun auf das, was seit einigen Tagen

meine ganze Seele füllt, und ich Dir eigentlich mittheilen wollte.

Ich besuchte die Boisserécsche Sammlung. Wenn auch selbst nicht Künstler, so ist doch mein Sinn für Malerei weit erschlossen, und ich vermag es, das Schöne mit wahrgefühlter Empfindung in mich aufzunehmen. Johann van Eycks Bilder zogen mich vor allen andern mächtig an. Er hat es zuerst versucht das Leben und die Welt in ihrer Wahrheit und Mannigfaltigkeit fest zu halten, und man kann ihn daher den Schöpfer der Malerkunst, wenn auch nicht der Malerei nennen. Reich und seelenvoll hat sich der, ihm erschlossene, innere Quell auf die Leinwand hingegossen. Wir sehen alles, was das Auge entzücken und die Seele begeistern kann, in seinen Gemälden vereint. Doch hat sich sein Nachruhm ganz besonders durch ein Altarbild begründet, das aus einer Mittel- und zwei Seitentafeln besteht, die drei der freudigsten Momente aus Marias Leben darstellen. Beschreiben läßt sich dergleichen nicht, und ich lege bescheiden die Feder hin. Ein göttlicher Geist, ein Geist der Weihe sprach mich aus diesen Schöpfungen an, und ich beugte mich vor ihm in hoher Anerkennung.

Das Mittelbild zeigte die Erfüllung jener geheimnißvoll-göttlichen Verkündigung, die auf dem ersten Seitengemälde dargestellt worden. Die Blüte ist zur edlen Frucht gereift. Voll hoher, heiliger Mutterwürde ruht die Hochgelobte unter den Ruinen eines Tempels, jetzt zum Stall herabgewürdigt. Ein dunkel-

blauer, wunderschön gefalteter Mantel umwallt die göttlichen Glieder, voll Himmelsmilde richtet sich der sanfte Blick auf den Heiland, der in ihrem Schooße ruht. Anbetend liegen die Weisen des Morgenlandes zu seinen Füßen, und beugen sich in aller Hoheit der Erde vor ihm, der in niederer Krippe geboren ward, und bieten alle Schätze des reichen Orientes ihm, den nur ein niederes Strohdach gegen die Wuth der Elemente schirmt. Ich hatte schon eine geraume Zeit vor dem Bilde gestanden, das durch den Reichthum seiner Figuren und Staffage den Blick eben so sehr anzieht als festhält, ehe ich jedes einzelne Gesicht genauer betrachtet hatte. Wie erstaunte ich aber, als ich in einem weißgekleideten Pagen, der neben dem Mohrenkönige (wahrscheinlich das treue Portrait Karls des Kühnen, Herzogs von Burgund) stand, jenen jugendlichen Mönch aus der Bilderhalle unsers Stammschlosses erkannte. Dieselben lichthellen Locken, die zwanglos, und von keiner Mönchskutte beengt über die schön-geformten Schultern herabflossen, dasselbe blaue, schwärmerische Auge, das fast verzückt nach dem Heilande der Welt schaut, während die Hände dem Gebieter glänzende Goldgefäße darreichen.

Mein ganzes Interesse für Richard erwachte, und der schon lange genährte Wunsch, etwas näheres über sein Schicksal zu wissen, ward zur fast schmerzlichen Begier. Aber wo den Schlüssel finden zu diesem Geheimniß? Jahrhunderte thürmten sich zwischen ihm und der Gegenwart auf, alles war längst verstummt,

was den Unglücklichen gekannt und vielleicht geliebt hatte. Nur in verwitterten Urkunden unſers Hauſes, nur auf todtem Pergament ſtand vielleicht ſein trübes Schickſal aufgezeichnet, und ich nahm mir vor, augenblicklich nach Schloß W******** zurückzukehren, wo ich endlich ein Licht zu erhalten hoffte, das ich ſo lange ſchon ſehnlich gewünſcht.

Otto an Willibald.

Meine Mutter wunderte ſich nicht wenig, mich gleich von dem Vorfahr Richard reden zu hören, und meine Erzählung, wie ich ſein ſchönes, jugendliches Bild auf dem Gemälde Johann van Eycks gefunden, regte ſie nicht wenig auf. Sie hat ſich mir ſeit dem Tode des Vaters, der ihre Gemüthswelt eigenthümlich beſchränkte, freier und inniger erſchloſſen. Ich fand ſie demnach auch für meine Wünſche geſtimmter, als ichs erwartete, und ſie erzählte mir manches über Graf Richard, welches mir für meinen Zweck, ſein Leben zuſammenzufaſſen, ſehr dienlich war. Auch rieth ſie mir, die alte Frau Mechtild aufzuſuchen, die 96 Jahr alt, noch bei völliger Geiſtesklarheit in unſerm Dorfe lebt. Sie war Amme Deines Großvaters — fuhr meine Mutter fort — und ihre Mutter nährte, wenn ich nicht irre, wiederum den Vater deſſelben. Unſerem Hauſe ſo nahe verbunden, müſſen dieſe beiden Frauen in die Geheimniſſe deſſelben geblickt haben, und dieſe lebende Chronik möchte Dir ſehr nützlich werden können. Mir konnte nichts Erwünſchteres begegnen, als dieſer mütterliche Vorſchlag. Ich be-

gab mich voll Erwartung in das Häuschen der Amme Mechtild, die mich ohne Verlegenheit empfing, und noch viel von ihrer Dueña = Würde beibehalten zu haben schien. Sehr froh den Enkelsohn ihres Pflegekindes in ihrer Hütte zu sehn, nöthigte sie mich mit Anstand, dem roth = sammtnen Armstuhl hinterm Ofen eine Ehre anzuthun. Zum Sitzen war ich indeß viel zu beweglich, und bat sie nur ja ihren Platz zu behalten, und mir das Gehn und Stehn zu vergönnen. Dann ging ich schnurgerade auf mein Ziel los, und fing von Richard zu reden an. Es war Richard der Wilde — erläuterte sie — der Bilderstürmer, der die heiligen Conterfeien von den Kirchenwänden riß, um sein eigenes, eitles Gepinsel daran aufzuhängen. Mutter und Großmutter haben mir gar oft von dem verlorenen Sohn des gräflichen Hauses W******** erzählt. In stürmischer Novembernacht floh er die heiligen Mauern, in die das Gelübde des Vaters ihn gebannt, der seine sündenvoll = beladene Seele dadurch zu erleichtern wähnte, daß er den Erstgeborenen der allein seligmachenden Kirche weihte. Aus stillen Klostermauern zog Graf Richard in die wild = bewegte Welt, in die Werkstatt des stolzen Meisters Johann van Eyck, der in Taumel und Ueppigkeit im reichen Brügge lebte, und durch seine neu = erfundene Kunst, die er den bösen Mächten abgeborgt, sich Könige und Herrn unterthan machte.

Die alte Sybille war nun im vollen Zuge, und ich ließ sie nur zu gern gewähren. Sie erzählte mir eine ganze Stunde, was ihr durch Mutter und Großmut=

ter überliefert, und ich sehe mich durch diese Traditionen, vereint mit den Urkunden des Familienarchives, die manches über Graf Richard reden, in den Stand gesetzt, Dir die, wenn auch nur flüchtig-gezeichnete Lebensskizze des Unglücklichen zu entwerfen.

Graf Chlodowich von W********, der Gründer unseres Geschlechtes, war ein rauher, wilder Mann, und betrachtete Krieg und Jagd als Ernst und Spiel des Lebens. Wenn er den Becher nicht handhabte, dann tummelte er sich mit einem Trupp Jäger in seinen Forsten, und das schmetternde Horn war ihm die liebste Musik.

Es war ein sonnenheller Charfreitag des Jahres 1438 und Chlodowichs Jagdleidenschaft ließ ihn auch an diesem heiligen Tage nicht ruhn. Vergebens bat ihn Gunhilda, sein frommes Ehegemahl, doch daheim zu bleiben, und mit ihr die Leidensgeschichte des göttlichen Meisters zu lesen, vergebens hielt sie ihm Fegefeuer und Höllenqualen als unausbleibliche Strafen des Gotteslästernden vor, vergebens stellte sie ihm das Beispiel des heiligen Hubertus vor Augen, dem der Herr seinen gleichen Frevel keineswegs hingehen lassen. Chlodowich wollte jagen; und begegnete dem frommen Zureden Gunhildas mit spöttischen Mienen und unsauberen Reden. Er zog hinaus bei hellem Sonnenschein, und die Thore der Burg schlossen sich dröhnend hinter dem wilden, verwegenen Jagdzug. Wild schmetterten Hörner

durch die blaue Frühlingsluft, und das Halloh der kühnen Reiter donnerte dazwischen hin, Frau Gunhild aber verhüllte Auge und Ohr, und warf sich in frommer Demuth vor dem Schmerzensbilde des Gekreuzigten nieder.

Der Himmel verfinsterte sich; der Donner begann zu rollen, und zuckende Blitze durchkreuzten die dunkle Luft. Doch Chlodowich achtete der Warnungszeichen nicht. Wild und kühn durchbrauste er mit seinen Gesellen Wald und Feld, als er hinter einem ungeheuern Stein einen Hirsch gewahr ward. Er spornte sein Pferd in wilder Verwegenheit darüber wegzusetzen, doch schäumend und bäumend warf es ihn ab, und dem Chlodowich vergingen die Sinne.

Als er erwachte, fand er sich auf seinem Lager mit gebrochenem Bein und wüstem Gehirn. Es war Abend. Spärlich erhellte die Lampe das große, weite Gemach, und ließ auf Gunhildas Antlitz einen blassen Stral fallen. Sie stand an seinem Bette, und hielt ihm mit Engelslächeln den Trank hin, den sie aus heilsamen Kräutern bereitet.

Ihr habt Recht gehabt, edle Frau, — so sprach der Graf mit matter Stimme, — und ich hätte Eurem frommen Rathe folgen sollen. Gott der Herr hat sich mir in Donner und Blitz offenbart; sein Zorn ruht schwer auf mir. Nicht rosten werde ich drum, bis ich ihn mir versöhnt. Ich schwöre demnach bei allem, was dem Christen heilig: bei der geheimnißvollen Kraft der

Sacramente, und der unumschränkten Macht des Stellvertreters Christi, unsers hochgeliebten Herrn und Papstes Eugenius IV. in Rom, das Kindlein, so Ihr unter dem Herzen traget, sey es Knäblein oder Mägdelein, der allein-seligmachenden Kirche zu weihn. Gunhilda hatte sich zur Erde geworfen, und hörte in stillem Entzücken den Worten ihres Ehegemahls zu. Doch fürchtete sie nicht ohne Grund, sie möchten nicht aus des Herzens Tiefe kommen, sondern nur Ursprung nehmen in seinem fieberentzündeten Blut. Als er aber völlig genesen, sein Gelübde wiederholte, da dankte und lobte sie Gott für des Ehegemahls plötzliche Wandlung.

Nach wenigen Monden schon gebar Gunhilda Richard Othoweil, ein zartes Knäblein, mit Goldhaar, und hellblauen Augen. Der wird sein Heil in stiller Klosterzelle finden, wo der Frieden wohnt — sagte die Gräfin eines Abends zu der vertrautesten ihrer Frauen, indem sie still-entzückt auf Richard hinabsah, der in ihrem Schooße ruhte. Sieh' nur Mechtild! wie fromm und sanft sein Auge blickt; der eitle Weltstral wird es niemals entzünden. Und doch — meinte die Vertraute — doch liebt er das Glänzende über die Maaßen. Der Goldgrund, auf dem die büßende Magdalena dort conterfeit ist, zieht seine Blicke immer aufs Neue an. Du kannst ihm Unrecht thun, Mütterchen! — versetzte Gunhilda scherzend, — es kann

die edle Malerkunst seyn, die des Knaben Auge lockt. Richard schlug bei den letzten Worten die Augen auf, und sah die Frauen so hell und klar, ja so klug und bedeutsam an, wie sie späterhin versichert, daß es sie fast ängstlich gemacht.

Richard war zwei Jahr alt, als ihm ein Bruder, der in der heiligen Taufe den Namen Bruno Gildebert erhielt, zugesellt ward. Ihm folgten in nicht gar langer Zeit zwei Schwestern: Luitgard und Ursula geheißen. Wie sich die äußere Form dieser vier Kinder aufs verschiedenartigste gestaltete, so auch entfalteten sich ihre Charaktere in den widerstrebendsten Elementen. Richard war lebhaft, kühn, weich, hingebend, — dabei von entschiedener Willensfestigkeit und hohem Geiste, der seine, nicht eben erleuchteten Lehrer, manchmal in große Verlegenheit brachte. In Bruno aber vereinigte sich des Vaters wilder, unbeugsamer Charakter und der Mutter unentschlossen-schwankendes Gemüth auf die unglückseligste Weise. Abhängig bis zur Sclaverei von den Vorurtheilen des Zeitalters und dem äußeren Sinneneindruck, klebte er ewig an seiner niederen Erdscholle, während Richards kühner, ungefesselter Geist in göttlichem Streben alle Schranken überflog.

Luitgard und Ursula waren eben so sehr verschieden. In ersterer waren Sanftmuth, Natürlichkeit und Hingebung Grundzüge des Gemüths, während Ursulas Wesen aus Härte, Kälte und gleißendem Schein zusammengesetzt schien. Sie war schöner, als die ältere Schwester, und wußte dies immer auf sehr eitle Weise

geltend zu machen. Ihre Phantasie war lebhaft, ihr Geist reich, und für eine Frau dieses Zeitalters selten gebildet. Sie übersetzte schon im zwölften Jahr die schwersten lateinischen Dichter und Schriftsteller, und ergötzte, wenn sie heiterer Gemüthsstimmung war, ihre Geschwister durch die geistreiche Erzählung von Sagen und Legenden, welche der Mutter Frauen ihr mitgetheilt. Richard war jederzeit ihr aufmerksamster Zuhörer. Ihm entging keine Silbe, und er verschlang begierig das süße Gift, welches ihm den Gedanken an seine Bestimmung immer mehr verleidete. Grauenhaft wie das Grab starrten ihn die düsteren Mauern des Franziskanerklosters ohnweit Köln an, in dem er Mönch werden sollte, und welches zwei Mal des Jahres von ihm und der übrigen Familie besucht ward. Als kleiner Knabe kehrte er jedes Mal halb krank von den trüben Eindrücken zurück. Späterhin, da die Vernunft den Ausbrüchen der Gefühle Einhalt that, war er äußerlich gefaßt, und schien dem Unvermeidlichen mit seiner gewohnten Standhaftigkeit entgegen zu gehn. Doch gab es Zeiten, in denen er fast verzweiflungsvoll auf seine Zukunft hinblickte, und Ursula mit ihren glänzenden Tournieren und tapferen Rittern, mit ihren Minnesängern und holden Frauen, die sie so lockend vor ihn hinzustellen verstand, trug nicht wenig dazu bei, ihm die verschlossene Welt, die er sich ohnedies schon bunt und reizend genug ausmalte, noch unwiderstehlicher erscheinen zu lassen.

Wenn Luitgardens innere Mäßigung wie Brunos verderblich-wildes Feuer die himmlischen Musen gleich sehr zurückscheuchten, so naheten sie sich Richard und Ursula'n um desto inniger. Ein Meister aus Welschland, der Maler- und Musikkunst in sich vereinigte, lehrte Ursula'n die Laute, während Richard den Pinsel führte.

Graf Chlodowich, der auf Kunst jeglicher Art verachtend hinabsah, und sie als thörigtes Kinderspiel verhöhnte, ließ einzig und allein aus Eitelkeit und Modesucht des Zeitalters den welschen Meister kommen. Man fing eben an, die Fesseln der Byzantinischen Schule abzuwerfen, und die starren, geschmacklosen Formen mit etwas Lebendigerem zu vertauschen. Der berühmte Meister Wilhelm von Köln hatte durch sein allgemein bewundertes Dombild die Bahn zu fernerem, ruhmvollem Streben eröffnet. Maestro Ezelino erhielt nach langem, vergeblichem Bitten vom Grafen Chlodowich die Erlaubniß, die beiden kunstliebenden Kinder in den Dom von Köln zu führen, um ihnen das Wunderwerk zu zeigen, zu dem eine Welt in enthusiastischer Bewunderung wallfahrtete.

Richard zählte sechzehn Jahre, und der Eindruck dieses Bildes trug sehr dazu bei, die Richtung seines Geistes und Gemüths zu bestimmen. Unbeweglich stand er vor der neuen Welt, die sich ihm in diesem reichen Gemälde aufthat, und wenn Ursulas nach außen gerichteter Weltsinn nur bei der fürstlichen Kleiderpracht und dem glänzenden Geschmeide verweilte, in dem ihre Namensgenanntin, die brittische Fürstin Ursula, ihre jun-

gen Gefährtinnen anführt, um für den christlichen Glauben den Märtyrertod zu leiden, so umfaßte Richards hoher Kunstsinn das ganze Gemälde mit ehrfurchtsvollem Staunen, und der Wunsch Aehnliches zu schaffen, ward in seiner Künstlerseele zur schmerzlichen Sehnsucht.

Es mochte um's Jahr 1456 seyn, als Graf Chlodowich in eine gefährliche Krankheit fiel. Der nahende Tod ergriff ihn mit allen den Schrecken, die ein beunruhigtes Gewissen einflößen müssen. Das Leben hielt ihn mit seinen stärksten Banden umflochten, und der Gedanke, es mit einer ungewissen Zukunft zu vertauschen, brachte ihn der Verzweiflung nahe. Wie Gunhilda vor achtzehn Jahren an jenem Charfreitagabende vor dem Lager des sündigen Ehgemahls stand, und ihn mit geistigem und leiblichem Trank erquickte, so war sie ihm auch nahe in der stillen Mitternacht, in der die Krankheit den höchsten Gipfel erreicht zu haben schien. Graf Chlodowich war bei völliger Geistesklarheit, und sagte in matten, sterbenden Tönen: Gunhild, mein treues Ehgemahl! Ihr werdet wohl bald das Laitach über meine Staubhülle hinbreiten, und Eure schönen Glieder in dunkle Wittwenschleier hüllen. Gunhild küßte unter bitteren Thränen Chlodowichs Hand, und bat ihn, von derlei zu schweigen.

Ich habe meinen Erstgebornen der allein-seligmachenden Kirche geweiht — so fuhr er mit etwas gehobener Stimme fort — aber der Zorn des Herrn scheint

noch nicht gestillt. Brunos bösartige, wilde Gemüthsart, Ursulas stolzes, liebeleeres Herz scheinen mir Zeichen der göttlichen Ungnade zu seyn. Ich habe drum in den stillen Nächten meiner Krankheit meinem Gott das feierliche Gelübde abgelegt, den Gebrauch meiner Glieder, insofern seine Gnade und Huld mir ihn wiederum schenken sollte, zu einer Wallfahrt in's gelobte Land anzuwenden, auf der mein Sohn Bruno mich begleiten wird, Euch und die Mägdelein aber zu dem Gnadenbilde unserer lieben Frau von Lorretto hinzusenden. Richard wird zuvor in seinen Orden aufgenommen werden, und in stiller Klosterzelle für uns beten, die wir hinaus gehen in die sündige Welt. — Gunhild hörte dem Ehgemahl schweigend zu, und lobte und preiſete mit gewohnter Frömmigkeit sein heiliges Vorhaben.

Ehe unsere erlauchte Familie sich trennt, — so sprach Graf Chlodowich, als er völlig genesen, zu Maestro Eſelino — wünschte ich die Glieder derselben durch Euren Pinsel verewigt zu sehn, damit die zerbrechliche Form nicht untergehe, ohne der Zukunft erhalten zu seyn. Als Gründer meines Stammes scheint es mir Pflicht, meinen Nachkommen mit gutem Beispiel voran zu gehn.

Des Grafen Wille geschah, und nach sechs Monden schon prangten die stattlichen Conterfeien in der Bilderhalle. Richard aber sah mit nicht zu beschreibender Wehmuth sein dunkelumhülltes Bild neben den hellfarbigen, reichgeschmückten Geschwistern aufgestellt. Die

Welt öffnet sich ihnen — rief er in tiefem Gefühl seiner Zukunft schmerzlich aus — sie werden Wälder und Berge, Wiesen und Thäler, Blumen und Vöglein, Burgen und stattliche Ritter, holde Frauen und sanfte Minnesänger schaun, Lorettos Gnadenbild wird sie umleuchten, und Palästinas geheiligte Erde sie tragen. Mich ruft mein grausames Geschick in ein düsteres Grab, unter finstere, engherzige Mönche, die meinen frischen, jugendlichen Gefühlen starres, kaltes Priesterthum entgegen stellen. Aber ich werde mein Schicksal zu besiegen wissen. So schien Richard schon mit dem Vorsatz, sich einen neuen Lebensweg zu bahnen, in das Kloster eingezogen zu seyn.

In der Blüte des Lebens also, gegen das neunzehnte Jahr, ward Graf Richard, Othoweil von W********, der erstgeborne Sohn eines reichen, mächtigen Vaters, dessen Gauen sich Meilen weit erstreckten, in eine enge Zelle gesperrt, die er mit zehn Schritten durchmessen konnte, und das Abbeten des Rosenkranzes, das Lesen bestaubter Mönchsschriften, das Anhören lateinischer Messen und Litaneien waren die Beschäftigungen, die man einem eben so reichen, als ausgebildeten Geiste anwies. Was geschehen mußte, geschah. Richard versank in düstere Schwermuth, die nur von Zeit zu Zeit durch schwankende Pläne, die er für seine Befreiung entwarf, unterbrochen ward. Die Malerkunst war ihm eine liebe Vertraute, die ihn mitleidig über starre Klostermauern hinweghob, und ihm eine schöne Welt aufschloß.

Er hatte durch den Abt des Kloſters die Erlaubniß erhalten, die Gemälde der Kirche zu conterfeien. Von dieſer nun machte er aufs lebhafteſte Gebrauch, und war faſt immer in den Hallen der Kapelle zu finden.

Richard mochte ein halbes Jahr im Kloſter ſeyn, als ein junger Maler, Hugo Malbert geheißen, aus Brügge in den Niederlanden auch dahin kam, berufen von dem Erzbiſchof deſſelben, einem kunſtliebenden Manne, ein neues Altarbild zu fertigen.

Johann van Eycks Ruhm glänzte in dieſer Zeit im höchſten Schimmer. Er hatte den ſtarren, beengenden Goldgrund verlaſſen, und durch die ihm gewordene Kenntniß der Linien- und Luftperſpektive der Malerkunſt eine reiche Welt gewonnen. Die Bereitung ſeiner Farben durch Oel machte die Bilder in lebensfriſchem Glanze blühn, und ſtaunend ſah Europa auf den wunderbaren Meiſter hin, der das Unglaubliche wahr machte, und alles was die Erde ſchmückt, die nächſte Nähe, wie die weiteſte Ferne in ſeinen Schöpfungen vereinte.

Hugo, ein Schüler dieſes edlen Meiſters, führte den Pinſel mit hohem Gelingen und ſetzte den kunſtliebenden Richard in wahrhaftiges Entzücken. Schönheit der Geſtalt und Zierlichkeit der Sitten, vereint mit Milde der Geſinnung und Feſtigkeit des Charakters, machten dieſen jungen Künſtler zu einer der anziehendſten Erſcheinungen. Sie war Richard die eines wohlthätigen Engels. Wie ein göttliches Licht trat Hugo in ſein nächtlich Leben, und die Jünglinge wurden bald eins in Geiſt und Gemüth.

Richards hohe Abkunft, wie seine zarte Jugend, bestimmten den Abt gleich sehr, ihm Vorzüge vor den andern Mönchen zu geben. Es ward ihm demnach gestattet, einen großen Theil seiner Zeit in des jungen Malers Gesellschaft zuzubringen, und namentlich ihn in die gewölbte Halle an der Kirche zu begleiten, wo er zu malen pflegte. Hier nun erzählte Hugo von der glänzenden Welt, aus der er kam, von dem reich-begabten Meister van Eyck, der hoch und mild wie die Sonne Allen Licht und Wärme ertheile, die sich ihm zuwendeten. Richard malte Hugo dann dafür wieder sein eigenes, trübes Lebensbild, und wie das Gelübde des Vaters ihn in Jugendfrische und Jugendmuth in finstere Klostermauern getrieben, wie er einsam stehe und verlassen, wie nicht ein Mal Mutter- und Geschwistertrost ihn erreichen könne, da sie fern hin gewallet zu Lorettos Gnadenbild und des Erlösers heiligem Grabe.

Hugo hörte dem schwermüthig-Erzählenden mit dem größten Interesse zu, und in seinen lebendigen Zügen schien Mannichfaches vorzugehn. Und warum, Graf Richard! — so hub er nach geraumer Weile zu reden an — warum werft Ihr nicht von Euch das aufgedrungene Gewand, um es mit einem würdigeren zu vertauschen? — Ihr kennt die grausam-blutigen Gesetze der Priesterschaft nicht, edler Meister! — gegenredete Richard — sonst würdet Ihr den mir ertheilten Rath zweifelsohne reiflicher in Erwägung ziehn. Nicht eine Wallfahrt zu Lorettos Gnadenbild, nicht ein

Kreuzzug zu Jeruſalems geweihter Erde würde meine Sünde tilgen können. Der Bannſtrahl des Stellvertreters Chriſti, unſeres hochgelobten Papſtes Calixtus III in Rom, würde verlöſchen wie bleicher Mondesſchein vor den flammenden Höllenſtrafen, die mir droheten. Des Kaiſers Acht wäre meinem Zuſtande vorzuziehn. Irren würde ich, ein Ausgeſtoßener, ein Geächteter Gottes und der Menſchen, von Land zu Land, und ſegnen müßte ich die Hand, die mir die ewige Ruheſtatt bereitete.

Eine düſtre Phantaſie und ein durch Eure Umgebung verſtimmtes Gemüth reden aus Euch, edler Graf! — nahm Hugo aufs Neue das Wort. Wenn Ihr Mann ſeyd, wenn Ihr Euch den würdigen Abkömmling eines edlen Ritterſtammes nennt, dann werdet Ihr lieber von Land zu Land irren, ausgeſetzt der Elemente Wuth, dann werdet Ihr lieber den Stein zum Kopfkiſſen und den Sturm zum Wiegenlied nehmen, dann werdet Ihr lieber im Schweiße Eures Angeſichts Euer Brod verdienen, als hier in unwürdiger Knechtſchaft und weibiſcher Trägheit ein müßiges Leben führen. Denn nicht kann es Gott gefallen, ſich in Unmuth und Nichtsthun dienen zu laſſen, der das Menſchengeſchlecht für Kampf und Sieg, für Arbeit und Ausruhn beſtimmte, der die Welt mit all ihrer Luſt und all ihrem Schmerz erſchuf, damit der Erdenſohn ihre Luſt beſiege und durch ihren Schmerz ſich läutere.

Hugo ſchwieg und begann aufs Neue an ſeinem Altarbilde zu malen. In Richards Blicken aber flammte

glühendes Leben herauf. Tag und Nacht habe ich gebetet — so hub er zu reden an — daß Gott mir den Weg zeigen möge, die Fesseln von mir zu werfen, die mich zu Tode drücken. Ihr habt ihn mir eröffnet, Hugo! Ihr habt mir das, was meine aufgeschreckte Einbildungskraft als Sünde verwarf, in milderem Lichte erscheinen lassen. Ich fühle Kraft und Muth mir einen neuen Lebensweg zu bahnen. Schon lange hat der hohe Meister Johann van Eyck meine Seele erfüllt, und es schwebt mir als die schönste Bestimmung vor Augen, sein Schüler zu werden, und unter seiner Leitung mein Talent auszubilden. Glaubt Ihr, daß er den Irrenden väterlich aufnehmen werde? Er wird — antwortete Hugo und stand auf, um den eben retouchirten, violetten Mantel der Mutter des Heilandes aus einiger Entfernung zu betrachten. Sein freier, hocherleuchteter Geist spottet der finsteren Vorurtheile unseres Jahrhunderts, und er würde Euch, wenn es Noth thäte, troz des donnernden Roms und der ganzen erzürnten Geistlichkeit in seinem Hause verbergen. Wer dem Himmel so nahe, fürchtet die Menschen nicht. Gehet hin, Graf Richard, wo die Kunst, und in ihr das eigentliche Leben Euch winkt, aber verheimlicht dem Meister Eure Geschichte nicht. Aufrichtigkeit und Vertrauen sind ihm die nothwendigsten Grundsteine für das Gebäu jeglicher Liebe, und er würde Euch Verheimlichung schwer vergeben.

Hugos Altarbild war vollendet, und mit großen, geistlichen Festlichkeiten in der Kapelle aufgestellt worden. Die stille Mitternacht sollte die Freunde unter diesem Bilde vereinigen, wo sie das Nähere für Richards Flucht zu verabreden gedachten. Letzterer kam zuerst zur Stelle. Seltsame, nie gefühlte Schauer ergriffen ihn unter dem Conterfei der heiligen Familie, die vom Tempelschein matt beleuchtet ward. Er glaubte in Josephs alterndem Gesicht die Züge des Vaters zu erkennen, die ihn drohend anschauten. Und wenn er — diese Frage drängte sich ihm auf die Lippen — und wenn er, der mir das Leben gab, nun wirklich die Qualen des Fegefeuers und der Hölle erdulden muß meines Leichtsinns willen? Brach ich nicht doppelte Gelübde? Frommgläubig wallen die Meinen gen Loretto und Jerusalem, um ihre Herzen zu reinigen und Buße zu thun, und ich bin im Begriff die entsetzlichste aller Sünden auf mein Geschlecht zu laden? Bebend und todtbleich lehnte er sich an einen Pfeiler zurück; alle Schrecken eines beunruhigten Gewissens stürmten auf ihn ein, und es war Zeit, daß Hugo mit seiner milden Klarheit die Nebel in des Freundes Seele theilte. So eben ist mein Plan fertig geworden — redete der Meister ihn an — und ich beeile mich ihn Euch mitzutheilen. Mein Wirth da unten im Dorf ist ein ehrlicher Mann, und ich kann ihm trauen. Er wird mir das Gewand eines Bettelmönchs mit allem dazu Nöthigen besorgen. Ich lege es an, und erscheine mit selbigem morgen Abend gegen die Dämmerung hier im Kloster. Es wird hoffentlich nicht auffallen, wenn ich, nachdem man mir

samaritisch Speise und Trank gereicht, noch in die Zellen der Mönche gehe, um mir einen Zehrpfennig zu erbitten. Wir wechseln in der Euren die Kleider, und der Pförtner wird es ganz natürlich finden, daß der allezeit so barmherzig-gesinnte, junge Grafenmönch den bettelhaften Bruder Pilger bis an's Wirthshaus begleitet, da die Nacht dunkel, und der Weg uneben ist.

Es war eine stürmische Novembernacht, und kein Sternlein blinkte am düster-bewölkten Himmel, als Richard im grauen Gewande eines Bettelmönchs auf den Arm des jugendlichen, ebenfalls in Mönchskleid und Kutte verhüllten Hugos gestützt, mit schwankend-alterndem Schritt aus den Thoren des Klosters wankte. Der Pförtner nahm mit ehrerbietigem Dank das Silberstück, das Hugo ihm in die Hand drückte. Die Nacht ist gar dunkel, Bruder Pförtner! — redete er ihn an — drum bin ich gewillt diesen unseren lieben Bruder in Christo bis zur Herberg da unten im Dorf zu geleiten. Laßt Euch die Zeit nicht lang werden, sondern vertreibt sie bei einem Becher Wein. In so einer kalten Winternacht wird unser Schutzheiliger ihn wohl verstatten.

Der wohlbeleibte Pförtner schmunzelte, und die Wandernden zogen fort. Aus dem Gesichte des Klosters gekommen verdoppelten sie ihre Schritte, und es schlug eilf Uhr vom Thurm der Kapelle, als sie in der Herberge ankamen. Hier nun war es ihr erstes Geschäft die geistlichen Kleider mit weltlichen zu vertauschen, und

sie bestiegen nach einer Viertelstunde schon, als schlanke, schmucke Knappen die aufgezäumten Rosse, die durch des Wirthes Sorge bereit standen und sie im fliegenden Galopp durch die vom eben aufgehenden Monde erhellte Nacht forttrugen.

In Mastricht, wo Hugo zu bleiben gedachte, um an der dortigen Malerschule seine Kunst förder auszubilden, trennten sich die Freunde. Es war ein ernster Abend, der letzte vor Richards Abreise nach Brügge. Er hatte sich mit seiner ganzen reichen, und bisher nie verstandenen Liebe an den herrlichen Hugo geschlossen, und in der letzteren Zeit mehrere Mal geäußert, wie er nicht übel Lust habe bei ihm in Mastricht zu bleiben, und unter seiner Leitung in der hohen Malerkunst fortzuschreiten. Doch wies Hugo dies allemal fast streng zurück. Nicht also, edler Richard — sagte er ihm noch am Abend der Trennung — da sey Gott für, daß ich Euch aus eigennützigen Gründen so großen Seegen entziehen sollte. Ich liebe Euch und Euer Talent mit wahrhaftiger Künstlerliebe, und will gerade darum dem aufkeimenden Blümlein die Sonne gönnen, die es einzig und allein zu edler Reife fördern kann. In dem gewaltigen Meister Johann van Eyck hat der Herr des Himmels seine schönsten Gaben niedergelegt. Hohe Geheimnisse liegen in seiner Werkstatt verborgen, und Ihr werdet vielleicht noch zu den Glücklichen gehören, denen er sie offenbart. Ziehet dem Sterne zu, vor dem Kö-

nige und Fürsten sich beugen, ziehet dem Lichte zu, das in reiner Glorie über den Trümmern der halbversunkenen Kunst aufgegangen. Ich gebe Euch meinen treuen Bruderseegen. Hugo schüttelte Richard mit ächt-deutscher Biederkeit die Rechte, dann tranken sie im bleichen Gold des Rheinweins Freundschaft bis in den Tod, und die stille Mitternacht schien durch ihr feierliches Schweigen den Schwur zu bekräftigen.

Brügge, diese jetzt so tief-gesunkene, verödete Stadt, war im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert der Mittelpunkt alles Reichthums und Glanzes der blühenden Niederlande. Stolze, mächtige Schiffe wurden aus ihrem Hafen in alle Welttheile gesendet, Fürsten und Herren wählten sie zum Aufenthalt, namentlich die Herzöge von Burgund, die abwechselnd hier und in Gent ihren Hof hielten. So vereinte sich an diesem Ort der Glanz der Geburt mit dem Glanz des Goldes, und Fürst wie Rathsherr, Kaufmann wie Ritter, Bürger wie Krieger lebten in uneingeschränkter Freiheit mit- und neben einander. Philipp der Gütige, der im Jahr 1420 als Herzog von Burgund und Graf von Flandern zur Regierung kam, hatte zuerst das Talent der Brüder Hubert und Johann van Eyck durch hohe Anerkennung befeuert. In Hubert, der 25 Jahre älter war, als Johann, ehrte er hauptsächlich den gediegenen, erfahrenen Künstler, den väterlich-milden, neidlosen Freund des jüngeren, so viel höher begabten Bru-

ders. Doch dieser im Frühling eines reichen Jugendlebens fesselte den gleichfühlenden Fürsten mit siegender Gewalt. Die vielseitige Bildung, der lebendige Geist, die anspruchslose Demuth des jungen Malers gewannen ihm immer mehr Philipps Herz, und er schenkte ihm späterhin ein uneingeschränktes Vertrauen.

Hier nun, an dem glänzend-romantischen Hofe des Herzogs von Burgund, der sich durch hohe Ritterlichkeit und feine Sitte so ruhmvoll auszeichnete, empfing Johann van Eyck jene höhere Weltbildung, jene edle Zierlichkeit des Anstandes und der Sitten, jene gewandte Redekunst, die ihn im Umgange so hinreißend und liebenswürdig machten.

Es war ein sonnenheller, frischer Wintertag, als Richard mit rüstigem Schritt in die Thore des lebhaften Brügge hinein wanderte. Er hatte sein Gepäck im nächsten Dorf zurückgelassen, und dort auch sein schlechtes Reisekleid mit einer schwarzen, zierlichen Tracht vertauscht. Ein köstbarer Spitzenkragen, aus den schönen Händen eines Brüßler Mädchens erhandelt, fiel über den glänzend-schwarzen Atlasmantel hin, während die weißen und Purpur-gemischten Federn des Baretts sich in den stolzesten Wellenlinien hin und her wiegten. Wer würde wohl in dieser schlanken, jugendlich-schönen Gestalt, mit den von Winterluft und Bewegung hoch-gerötheten Zügen jenen schwermüthigen Mönch erkannt haben, der noch vor wenigen Wochen unter den Conterfeien

der Heiligen und Märtyrer des Franziskanerklosters lag, und den Tod als einzige Wohlthat herabflehte.

Er stand vor einem hohen Gebäu, das durch reiche Malereien von außen, wie sie in diesen Zeiten häufig angewendet wurden, seine Blicke festhielt. Wie auf jenem Altarblatt seines Freundes Hugo, war auch hier Linear- und Luftperspektive angewendet. Man sah durch Tempelhallen und hochgewölbte Räume — der Blick verlor sich in endlose Fernen. Aber welcher frische Farbenglanz in allen Gegenständen — welcher glänzende Luftton — welches lebendig-junge Grün im Baumschlag — welches düstere, melancholische Colorit in den Felsmassen, die sich drohend aufthürmten, und das silberne Bächlein zu überstürzen drohten, das sich demüthiglich hindurch schlängelte. — — Dies mußte die Wohnung des hohen Meisters van Eyck seyn. — Reichgeschmückt von außen schon, lockte sie Aller Blicke, und war ihres Bewohners werth.

Richards Plan zu Johann van Eyck zu gehen, war kühn, und die kühnen Pläne pflegen sich aus weiter Ferne am leichtesten anzusehn. Seinem Ziel so nahe, legten sich bange Zweifel auf sein Herz. Wie wenn der gefeierte Künstler, dem eine Welt huldigte, den armen, namenlosen Wanderer wandern ließ sonder freundliches Erforschen und Erkennen? Er stand an der Schwelle des Heiligthums, zu dem die frühste Jugendsehnsucht ihn getrieben. Sollte er sich wenden und

ge[illegible] — — — Wohin aber? — Die Welt hatte sich hinter ihm verschlossen. Graf Richard von W******* war im Mönch untergegangen, und der Mönch den Höllenflammen geweiht. Nur als demüthiger Kunstjünger konnte er im Stral des hohen Meisters zu schönerem Leben aufblühn! — — Rasch übertrat er die gehelligte Schwelle und öffnete sonder Bangen eine sich seinem Blicke bietende Thür. Am großen, eichenen, mit reichem Bildwerk ausgeschnizten Tische, der mit Handzeichnungen überdeckt war, saßen zwei junge Männer, die aus dem vor ihnen Liegenden zu wählen und zu sondern schienen. Nicht wenig verwundert erhoben sie sich bei Richards Erscheinung, und der jüngste unter ihnen fragte nach seinem Begehr. Die reich-belebten Züge Hans Hemmelings (denn kein anderer war der Jüngling) ermuthigten Richard, und er erwiederte mit seiner gewöhnlichen sanften Weise: der Ruf des gewaltigen Meisters Eurer Stadt hat mich hieher gezogen. Ich wünsche sein Schüler zu werden, insofern er mich dieses Glücks nicht gar zu unwürdig erfindet. Hemmeling lächelte fein und gegenredete: Wer unseren Meister erkannt hat, der ist sonder Zweifel würdig sein Schüler zu werden: denn schon in der Fähigkeit ihn zu verstehn liegt hohe Begabung. Eure blauen Augen sind voll begeisterter Kunstschwärmerei. Ihr werdet der dritte in unserem Bunde seyn, und der hohe Lehrer Euch mit den Stralen seiner Huld umleuchten. Zur Zeit arbeitet er in seiner Werkstatt, und dies Heiligthum hat noch kein sterbliches Auge ent-

weiht. Beruhigt Euch bis zwölf Uhr, dann wird er erscheinen.

Es schlug Mittag vom gegenüberliegenden Kirchthurm, und zu gleicher Zeit hörte man das ziemlich harte Einschlagen einer Thüre im oberen Theil des Hauses. Dann gings mit festen, sicheren Tritten die Treppe hinab, und näherte sich dem Zimmer, in dem die drei Jünglinge, vor Allem aber Richard, erwartungsvoll horchten.

Johann van Eyck, eine hohe, edle Gestalt im vorgerückten Mannesalter mit milden aber ernsten Zügen, in denen ein reiches, vielfach-bewegtes Leben seinen Schmerz wie seine Lust aufgezeichnet, trat rasch ins Zimmer. Er war gekleidet wie er sich selbst auf einer der Tafeln des Altarbildes der Kirche St. Johannis in Gent conterfeite. Ueber dem, aus glänzend-schwarzer Seide gefertigten, im reichen, großartigen Faltenwurf ihn umfließenden Talar, hing ein rothes Paternoster mit einer goldenen Medaille, das Haupt aber zierte ein Turbanähnlicher Kopfputz mit einem hinten herabhangenden Zipfel.

So ist mein Kleeblatt voll worden? Mit diesen Worten richtete er seine klaren Künstleraugen sonder Verwunderung oder neugieriges Erstaunen auf Richard.

Welcher Zufall hat diesen zarten, blonden Jüngling unter meine welschländisch-aussehenden Schüler geführt? Der Contrast ist nicht übel.

Richard beugte in unwillkührlicher Ehrfurcht ein Knie vor Johann van Eyck und gegenredete unerschrok-

ken: Der Ruf Eurer künſtleriſchen Hoheit, edler Meiſter! hat die Nacht meines, durch herbes Geſchick tiefverdüſterten Lebens durchdrungen. Ich bin Eurem Glanze nachgezogen, wie die armen Hirten in Paläſtina dem Segen verkündenden Sterne. Richards edler Johanniskopf ſchien von der Glorie einer faſt überirdiſchen Begeiſterung umfloſſen. Gerührt ſah van Eyck auf ihn hinab, und das Bild, ſo ihm zu gefallen ſchien, noch ferner ausmalend, gegenredete er: Und möchte dieſer Stern kein Irrlicht ſeyn, das Euch in kalte Gründe führt, und möchte er das reiche Seelenleben, welches klar und verſtändlich aus Euren Augen ſpricht, zu immer vollendeterer Klarheit geſtalten.

Fünf Jahre waren vergangen, ſeit Richard unter dem Namen Riccardo Abandonato, den der romantiſche Hemmeling ihm rückſichtlich ſeines Verlaſſenſeyns auf Erden, gegeben hatte, in Meiſter van Eycks Hauſe lebte. Graf Chlodowich war mit den Seinen ſchon längſt von der frommen Wallfahrt heimgekehrt, und hatte des Sohnes Entweichung mit Schauder und Entſezen vernommen. Umſonſt reizte er im Nachgefühl ſeines tief-empörten Herzens die Geiſtlichkeit nah und fern auf, den Abtrünnigen nach ſtrengſter Kirchenſatzung zu richten, umſonſt ließ er das Conterfei des unglücklichen jungen Mönchs in der Bilderhalle zu Dutzend Malen abbilden, und an allen öffentlichen Plätzen in der Umgegend aufſtellen, damit ein Jeder das Original kennen und dem Kloſter

ausliefern könne. Richard lebte ungestört und unbedrängt in seiner stillen Werkstatt fort, und kein Anstoß von außen her störte die Harmonie seines Gemüthes, bis sein Meister eines Abends folgendermaßen zu ihm sprach: Du bist für die Kunst insoweit gebildet, Richard! daß Du Dir sonder fremde Hülfe forthelfen kannst. Meine Augen werden müde und dunkel, mein Abend ist da, und ich kann Dir wenig mehr nützen. Du bist in einem Alter, wo der Mann sich sehnt selbstständig und von Niemanden abhängig im Leben zu stehn. Du hast überdem eine Herzensneigung. Gherardo Strazzi hat mir davon erzählt. Ich habe Deine Wahl gesegnet. Imma van der Verden ist Deiner werth, und Du mußt ihr baldmöglichst eine anständige Zukunft zu sichern suchen.

Richard ward wie vom Blitz getroffen durch des Meisters Rede, die ihn von manchen Seiten verletzte. Ihn zu verlassen, fortzuziehn in die Welt, die ihm so fremd und weit, that seinem anhänglichen Gemüthe weh, und doch blieb ihm nichts anders übrig. Mehr aber noch peinigte ihn der Gedanke, daß eine flüchtige Neigung als so ernst und in seine ganze Zukunft eingreifend, angesehen ward. Imma — so gegenredete Richard — ist ein gutes, liebes Kind, das alle Männer glücklich machen wird, die das Weib nur als Hausfrau betrachten. Man hat Euch rücksichtlich meiner Pläne falsch berichtet, edler Meister! Ich halte meine Kunstbildung noch für sehr unvollendet, und möchte ohnehin um vieles nicht im vier und zwan-

zigsten Jahr an Ehefesseln denken. Ueberdies betrachte ich mich noch als halb dem geistlichen Stande angehörend, der mir ja solche weltliche Gedanken durchaus untersagt. Der Meister durchspähte Richard mit seinen forschenden, so tief-dringenden Blicken und sagte dann scharf betont: Du hast viel gethan, was eben so schlimm ist, Richard! und demnach könnte ich Dein zuletzt Gesagtes nur als einen, auf nichts beruhenden Scheingrund betrachten. Du mußt es selbst am besten wissen, wie es mit Dir und Imma steht. Lade keine Sünde wider das sechzehnjährige Mädchen auf Deine Seele. Ich fürchte, der Graf regt sich in Dir, und Du meinst: die Goldschmidtstochter könne ihm Schande bringen. Imma ist wie das bescheidene Veilchen in schattiger Stille aufgeblüht. Dir hauchte es seine ersten, berauschenden Düfte entgegen; Du schlürfest sie in Dich, und zertrittst es dann mit hartem Fuß. Thue was Gott und Dein Gewissen Dir eingeben, aber halte mit beiden ernsten Rath. — Der Meister verließ das Zimmer. So richtend-streng hatte Richard ihn noch nie gesehn, und sein Herz fühlte sich verletzt. Auch van Eycks so wohlgemeinter Freundesrath: selbstständig zu wirken, ward von seinem mißgestimmten Gemüth nur schmerzlich empfunden. Seine Verbannung — so wähnte er in krankhafter Reizbarkeit — müsse ihm von Gherardo Strazzi kommen, der ihm nie wohl gewollt. Er suchte in seiner vollen, peinlichen Stimmung dessen Wohnung auf. Wie könnt Ihr behaupten, daß Imma van der Verden meine Braut sey? —

Mit diesen, nicht eben sanftgesprochenen Worten stürmte er ins Zimmer des jungen Malers, der eben von göttlichen Idealen umschwebt, auf die allerunangenehmste Weise aus seinen Kunstträumen aufgestört ward, und im ersten unwillkührlichen Schrecken einen so verkehrten Pinselstrich unter dem einen Auge des heiligen Hieronymus machte, daß die Physiognomie desselben ganz dadurch verzerrt ward. Richard war dem neidischen Gherardo von jeher ein Dorn im Auge gewesen, und er hatte ihm van Eycks und Hans Hemmelings Gunst keinweges gegönnt. Dies nun vollendete seinen Widerwillen. Der verzerrte Zug an einem mühsam gefertigten Bilde soll Euch theuer zu stehn kommen, dafür bürge ich Euch — rief er aufspringend und Richard mit italiänischer Heftigkeit an der Gurgel fassend. Ich finde, so Gott will! wohl ein Mal Gelegenheit mit gleicher Münze zu bezahlen.

Ein Wort folgte dem andern. Der Zorn flammte hoch auf in den jugendlichen Herzen und aus der, von Seiten Richards durchaus nicht bös gemeinten Frage, entspann sich ein so bittrer, gehässiger Streit, daß er zusammengehalten mit van Eycks früheren Aeußerungen Richard zum augenblicklichen Einpacken bestimmte.

Ein Brief an Hugo, der sich unter dessen Papieren gefunden, wird ein helles Licht auf seinen damaligen Gemüthszustand werfen, und möchte drum hier am Platze seyn. „Nicht so leichten Herzens," — schrieb

'er — „als ich in die'e reiche, glänzende Stadt eingezogen, habe ich sie wiederum verlassen, Hugo! Ich muß es Dir nur gestehn, daß die fünf Jahre unserer Trennung meine bunten Jugendhoffnungen um vieles gebleicht. Das Leben hat mir nicht gehalten, was es versprach, oder ich zum wenigsten erwartete, und ich möchte ihm nur ganz den Rücken wenden. Unser Meister ist mir unwandelbar geblieben, was er war: ein treuer Lehrer und Freund. Aber er hat zu viel. Die ganze Welt buhlt um seine Gunst, wie könnte er mir so viele Zeit und Liebe widmen, als ich bedarf. Seit Hans Hemmeling mich verlassen, bin ich nie wieder innerlich froh geworden, denn seine begeisterte Liebe trug mich über alles Irdische fort. Ohne ihn schleppe ich mich recht mitten durch, und es ist Keiner, der mich hebt."

„Daß ich mich von der Liebe Pfeil getroffen wähnte, habe ich Dir früher schon geschrieben. Es ist aber nichts damit. Imma van der Werden kann mir niemals genügen, und ich ihr eben so wenig. Denn ich fühle mich zum Broderwerb nicht aufgelegt, und die niederländischen Schönen wollen viel Brod essen. Meine Braut nannte ich sie nicht, aber sie mag es sich eingebildet haben, denn ich habe manchmal recht ernstlich schön mit ihr gethan. Das mag nun mit allem anderen in mein Schuldbuch aufgezeichnet werden."

„Wohin ich ziehe, weiß ich kaum. Ich muß gen Süden, zu Euch darf ich nicht. Es war neulich ein Maler aus Köln bei dem Meister, der eine erschreckende Geschichte

erzählte, die ich Dir aufzeichnen will. Du wirst daraus ersehn, daß, und warum ich nicht kommen darf."

„Graf Chlodowich von W******** — so erzählte er — ein mächtiger Ritter unserer Rheingegenden, weihte durch ein Gelübde seinen Erstgebornen der allein-seeligmachenden Kirche. Er läßt den jungen Mann im neunzehnten Jahr als Mönch im Franziskaner-Kloster ohnweit Köln einkleiden, dieser aber entflieht in dunkler, stürmischer Winternacht sonder Spur oder Nachricht. Der Papst mit seinen blizenden Waffen, die Priesterschaft mit ihren Martern, der erzürnte Vater mit seinem Fluch, möchten sich vereinen, den Abtrünnigen, den verlorenen Sohn zu strafen. Aber der Teufel verbirgt ihn in seinen düsterſten Schlünden, der Arm der Gerechtigkeit kann ihn nicht erreichen."

„Graf Chlodowich hat überdies noch nach dem Conterfei des Sohnes Bilder malen lassen, die an allen öffentlichen Plätzen aufgestellt, Jedermann warnen sollen, dem, der diese Züge trägt, nicht Feuer noch Wasser zu reichen, nicht zu betten seine irrenden Glieder auf gastliche Stätte, sondern ihn auszuliefern seinen erzürnenden Richtern. Hernach aber ist das Conterfei in der Bilderhalle mit schwarzen Tüchern überhangen worden zum erschreckenden Zeichen der Mit- und Nachwelt, und wie Richards Bild aus der Reihe der Seinigen verschwunden, so hat auch der Vater es mit düsteren Strichen aus dem Herzen vertilgt — — — — — —

Mir schauderte bei den letzten Worten, als ob Todesarme mich umklammerten, der fremde Maler durch-

spähte mich erkennend, aber Mitleid mag ihn haben schweigen lassen. — — Ob diese Geschichte den Meister veranlaßt hat, sich des verlornen Sohnes zu entledigen, der ihm am Ende gar Unseegen ins Haus bringen könnte? Der verlorne Sohn aber muß fernhin wandern, und sich ein Obdach suchen im fremden Lande — — — — — —"

Richards irrender Fuß trug ihn weiter und weiter. Es war ihm, als verfolgten Vaterfluch und Papstesbann seine Schritte. Des jungen Mannes einnehmendes Aeußere, sein sanftes, stilles Wesen gewannen Jedermann, und er war allenthalben wohl aufgenommen. Doch mogte er nirgends weilen, und nahm gern den Vorschlag eines jungen Malers, den er in Florenz kennen lernte, an, mit ihm nach Neapel zu gehn, wo König Alphons der Erste durch hohe Kunstliebe jegliches Talent unterstützte und befeuerte.

Hier nun, in reicher, romantischer Natur, unter den Blüten des Südens, wo sich die Phantasie am glühenden Himmel neu entzündete, begann Richard sein Künstlerleben schöner, denn je zuvor.

Alles regte und bewegte sich in den Stralen, die von den Niederlanden her, auch in Italien die Kunst zur Auferstehung brachten. Giovanne da Brugge war der gefeierte Name des Tages. Der Ruf seiner Tafeln hatte sich durch die ganze italiänische Künstlerwelt verbreitet, so wie eine derselben über die Alpen gelang-

te. Die Bereitung seiner Farben durch Oel, welche den Bildern einen nie gekannten, fast überirdischen Glanz verlieh, war das Geheimniß, an dessen Lösung sich alle Maler vergeblich abmühten.

Richard hörte den Namen des geliebten Meisters an allen Orten preisend nennen, und es war seinem treuen Herzen ein wahrhaftiger Trost, doch nicht ganz von ihm geschieden zu seyn. Daß Richard ein Schüler des großen, niederländischen Maestro Giovanne gewesen, war genug ihm alle Thore und Herzen zu öffnen. Vor allen aber gewann er die Gunst des Antonello von Messina, eines jugendlich-enthusiastischen Mannes, der trotz seiner vierzig Jahre gewillt war, die weite Reise nach Brügge anzutreten, um an der Quelle einem Geheimnisse nachzuforschen, das seinen lebendigen Geist fast peinigend drückte. Durch diesen nun ward Richard dem Könige vorgestellt, und der hohe Beschützer der Musen empfing ihren Günstling mit allen Zeichen der gnädigsten Huld. Hier nun beginnt Richards schönste Lebensepoche, und vielleicht die einzigste, in der er das Daseyn im eigentlichsten Sinn genoß. Er glaubte die bösen Mächte versöhnt, denn seine Seele war von heiligem Frieden erfüllt. Natur und Kunst umblühen ihn in seltenem Reichthum, sein königlicher Beschützer liebte ihn mit hoher Gunst, und schöner, als alles andere um ihn her, blühete die Liebe in seinem Herzen auf.

Isabella Gräfin della Porta, lebte als Vater- und Mutterlose Waise unter dem Schutze der Königin von Neapel. Hohe Geburt und unermeßlicher Reichthum

machten sie zu einer der ersten Parthien des Königreichs, und wenn auch Richard in süßer, seliger Schwärmerei die Augen zu ihr emporhob, so durfte er sie nimmer auf der Hohen festhalten, die ihm war, was die Sterne des Himmels dem in tiefer Erdennacht Umherirrenden sind. Wohl bin ich der Geburt nach ihrer werth, und Graf Richard von W******** mag sich kühn und keck in die stolzen Reihen stellen, die um die Herrliche buhlen — so sagte er manchmal zu sich selbst — aber der entflohene Mönch, der verlorne Sohn, auf dem Vaterfluch und Papstesbann ruht, darf sich ihrer Gunst wohl weniger gewärtig seyn, als der arme, niedere Riccardo, dem die Musen gelächelt.

Isabellens Herz war demüthig, drum konnte auch Richards dunkler Standpunkt ihrer Liebe kein Hinderniß seyn. Ein schöner Maiabend, der die Liebenden zufällig in einem geöffneten Gartenzimmer eines der königlichen Lustschlösser vereinigte, entriß dem so lange standhaft Gebliebenen das Geständniß seiner namenlosen Liebe. Der in reichem Farbenduft schwimmende Abendhimmel, die laue italiänische Luft, die würzig durchs Zimmer strömte, die Orangenblüthen mit Rosen durchwebt, die reich und üppig vor den Fenstern hin und her schwankten: alles wiegte ihn in jenes berauschende Entzücken, das sich fast willenlos dem Ersehnten hingiebt. Isabelle hörte dem Beredten nur zu gerne zu, und gelobte ihm Herz und Hand.

Wir sehen Richard in einem der prächtig-geschmückten Säle des königlichen Residenzschlosses von Neapel wieder, an seiner Hand die in Goldbrockat gekleidete, von Juwelen stralende Gräfin Isabella, an ihrer Seite den König sammt seiner Gemahlin nebst allen Hofbeamten, im Begriff das Brautpaar in die Schloßkapelle zu begleiten.

Der Zug begann, durchzog die gedrängte Menschenmenge, die ehrerbietig zu beiden Seiten zurückwich, und König und Königin führten den, von Alphons eigener Hand zum Ritter geschlagenen Richard sammt seiner schönen Braut zum Altar. Als aber der Priester den Bräutigam in's Auge faßte, trat er mit schreckenvollem Staunen einige Schritte zurück, verbeugte sich tief vor Isabellen, und erklärte die Ceremonie nicht vollziehen zu können, wovon er seinem Könige und Herrn unter vier Augen Rechenschaft ablegen werde. Welches Staunen rings umher — welches heimliche Flüstern — welche halbe Worte — welche bedeutende Blicke — welche Schatten des Todes im Antlitz der reich-geschmückten Braut — welche furchtbar-tiefe Bewegung in den Zügen des unglücklichen Richards. Die Menschenmenge zerstreute sich, und der Brautzug, der in so festlicher Ordnung zur Kapelle gewallt, zog einzeln, verwirrt und zerstreut wieder zurück. Isabella aber mußte augenblicks das Lager suchen, von dem sie auch nicht wieder erstand.

Richard ward nach drei langen Stunden in's Kabinett des Königs gerufen, wo er ihn düster und tiefsinnig in seinem Armstuhl lehnend fand. Der Bischoff Marinelli — so hub Alphons ernst an, und streifte Richard mit stolzem Blick — hat mir gesagt, wer Ihr seyd, und warum er die Trauung geweigert. Euer Konterfei in der Mönchstracht des heiligen Franziskanerordens ist durch den Erzbischoff des Klosters, dem Ihr angehört, auch dem heiligen Vater übersendet worden, damit er es abbilden und zur Warnung ausstellen lasse für Jedermann. Ein wunderbares Geschick hat Euch zwei Jahre unentdeckt an unserem Hofe leben lassen, doch Dank sey der Dreieinigkeit und allen Heiligen, daß uns Aufklärung geworden, ehe die edelste der Jungfrauen Euch, den Abtrünnigen, Gemahl genannt. Euch der gräßlichsten aller Strafen auszuliefern, hindert mich mein Königsname. Nicht kann Alphons von Neapel den, den er mit eigener, königlicher Hand zum Ritter geschlagen, den er mit den Stralen seiner Huld umleuchtet, als Verbrecher den Richtern ausliefern. Meine Gnade hat Eure Schuld gemindert, und eine Wallfahrt zum Grabe des Gekreuzigten, zu der ich Euch des Papstes Erlaubniß auszumitteln suchen werde, wird Euch Gott will! reinigen. Jetzt verlaßt uns und sucht Frieden mit Eurem Gewissen zu machen.

Welche Gefühle in Richards Brust, welcher Wechsel in dem höchsten, menschlichen Entzücken, das noch

vor wenigen Stunden sein Herz erfüllte, und der tiefen, hoffnungslosesten Verzweiflung, die jetzt drin wohnte.

Und sie, die erbleicht war in Todesblässen an seiner Seite? — Noch ein Mal sie sehn — noch ein Mal ergießen in eine letzte Unterredung all seine glühende, ewige Liebe, all seinen glühenden, ewigen Schmerz — dann die glänzende Rittertracht mit demüthigem Pilgergewand tauschen — hinwallen zu heiliger Stätte — büßen schwere Schuld — gereinigt heimkehren und ach! nur vielleicht sie finden! — — — So malte sich der unglückliche Richard in abgerissenen Bildern seine Zukunft, während er mit heftigen Schritten das Zimmer maß, und dann, wie von einem plötzlichen Entschluß bewältigt, zur Thür hinaus stürzte.

Durch Hallen und Vorsäle trug ihn der eilende Fuß, hin zu jenen Gemächern, wo Isabella wohnte. Die Nachricht von dem plötzlichen Aufschub der Trauung war schon, begleitet von den wunderbarsten Zusätzen, durch alle Stockwerke des Schlosses gegangen, und Wachen wie Diener ließen demnach den tief-verstörten Bräutigam in starrem Schrecken an sich vorüber stürmen, und es dachte Keiner daran, seinen wilden Lauf zu hemmen. Isabellens Kammerfrau trat ihm am Eingang ihrer Gemächer entgegen. Ich sollte Euch rufen lassen, Signor! — sagte die Vertraute — nun kommt Ihr mir zuvor, und es ist desto besser, indem Ihr sogleich folgen könnt.

Auf roth-sammtenem Ruhebette lag die schöne, erbleichte Braut. Kein Goldbrokat-Gewand noch Ju-

welenschmuck zierte die edle Gestalt. Schneeweiße Nachtkleider umhüllten sie, faltenreich, und nur die Blumen, die vor wenig Stunden noch so hoffnungsvoll an ihrem Busen blühten, lagen nun verwelkt neben ihr.

Ich weiß alles — so redete sie Richard an, und winkte ihm näher. Es war des Königs erstes Geschäft, mir den Todesstoß zu geben. Ich hätte ihn lieber von Euer Hand empfangen, Riccardo! Sie schwieg und ließ einen schmerzensreichen Blick an Richard hingleiten, dann sich mühsam fassend fuhr sie fort: Nicht die Wallfahrt zum Grabe des Erlösers kann Eure Schuld tilgen, wie König Alphons es wähnt. Wir sind für dieses Leben geschieden. Dem niedrig-Gebornen mit der unbefleckten Vergangenheit konnte Isabella della Porta angehören; dem Reichsgrafen, auf dessen Haupt Vaterfluch und Papstesbann ruht, muß sie entsagen. Richard fand Isabellens Worte hart, und erwiederte drum tief-verletzt: Und weil Vaterfluch und Papstesbann auf meinem unglücklichen Haupte ruht, wollt Ihr vollenden, und das schon gehäufte Maas meines Elends durch Eure Härte zum Ueberfließen bringen. Es überrascht mich nicht. Das Glück fühlt sich nicht heimisch in meinem Leben; es wendet sich, so wie es mich angeblickt. — Wir sind geschieden, Isabella! denn Riccardo ist zu edel geboren, als daß er um Gunst und Liebe flehen möchte. Ihr seht mich niemals wieder, aber ich möchte Euer Antlitz lächeln sehn, damit die Erinnerung an Euch mir eine Sonne würde in der Zukunft Nacht. — Richard war in unwillkührlicher Bewegung vor der Ge-

liebten niedergesunken, und sah flehend in ihr todtbleiches ach! so liebeschimmerndes Antlitz. Nur sichtbar trennt sich Isabella von Dir, Riccardo! — so sprach sie nach langer Pause, und reichte ihm die fieberhaft-glühende Hand. Die Gemeinschaft der Geister ist ja das schöne Band, das die ganze Welt in Liebe zusammen hält. Es ist das festeste, insofern irdische Störungen nicht darauf einwirken können. Ich bleibe Dir nahe: denn keine Religion und kein Priester kann die unsichtbaren aber gewaltigen Fesseln lösen, die mein ganzes Wesen an das Deine binden, und ewig binden werden. So wie ich vor einer Stunde auf die heilige Hostie den Schwur geleistet, Dir niemals anzugehören, so schwöre ich jetzt, eben so wenig jemals die Gemahlin eines anderen Mannes zu seyn. Der Himmel oder Klostermauern werden mich aufnehmen, und nie wieder ein glänzend Brautgewand diese Glieder umwallen. Erbleichend sank sie auf die Kissen zurück, Richard aber glaubte seine Geisteskraft mit der ihrigen erschöpft. Halb todt lag er am Lager hingesunken, und wie Eisesrinden legte sich der Schmerz um sein unglücklich Herz.

Es mochte um's Jahr 1472 seyn, als Meister Antonello von Messina an einem heiteren Pfingstmorgen mit seinem Freunde Domenico in der Säulenhalle einer, ohnweit Venedig gelegenen Villa stand, und mit frischem Blick in die klare, sonnige Landschaft hinein schaute. Es ist eigenthümlich — so redete er Domenico an — wie

mich das Hinscheiden des Meisters van Eyck nicht irdisch niedergedrückt, sondern geistig gehoben hat. Er scheint mir näher gekommen, seit sein Geist mich als Engel umschwebt, und die Erdenschranken zwischen uns eingefallen sind.

Er hat sich hier auf Erden in seltener Kunstvollendung verklärt — sagte Domenico nach einer Pause — und ist beweint und bewundert heimgegangen. Das ist ein schönes Loos, und wenigen Sterblichen beschieden. Drum sollen wir sie auch hoch halten solche kostbare Blüthen, die nur im Zeitraum von Jahrhunderten am großen Weltenbaum erscheinen — gegenredete Meister Antonello. Ich habe es gethan, ich habe meinen hohen Lehrer mit glühender Begeisterung geliebt, und ihn verehrt, wie wir Christen Sterbliche verehren dürfen. Rogier van Brügge, der mit mir sein Schüler war, hat ihn auch in den letzten Jahren nicht verlassen, sondern in treuer, unermüdlicher Sorgfalt sein gepflegt. Er schreibt mir vieles über des Meisters letztes Thun und Reden, auch, wie er alle, mit denen das Leben ihn nah oder fern in Berührung brachte, mit denen es ihn leicht oder ernst verband, bis zum letzten Stündlein in so treuer Erinnerung getragen. Besonders aber hat Riccardo Abandonatos Schicksal sein liebend Herz beschwert. Es gestaltete sich, seit ich ihn in Neapel kennen lernte, so schreckenvoll, und der Meister hat alles darüber erfahren. Es ist der schöne, zarte Jüngling — fiel Domenico ein — von dem Hans Hemmeling uns bei seinem Hierseyn so mancherlei erzählt, und den Mei-

ſter van Eyck auf ſeinem Bilde: die Anbetung der Weiſen aus Morgenland: als Pagen des Mohrenkönigs conterfeit. Auch habe ich wenig Phyſiognomien geſehen — gab Meiſter Antonello zur Antwort — die ſo umleuchtet waren von der Glorie hoher Schönheit. Es war eine Seelengrazie, die ſich wie Verklärungsſchimmer auf ſein Antlitz legte. Nun mögen die Fluten des Jammers und die Wogen der Trübſal dieſen Jugendglanz längſt verlöſcht haben. Die Braut ſtarb ihm; nicht wahr? — fragte Domenico. Das Schickſal trug den armen Riccardo erſt auf die ſonnigſten Höhen des Lebens — antwortete Antonello — und ſtieß ihn dann in bodenlos-düſtere Abgründe hinab. Als er, von königlicher Hand zum Ritter geſchlagen, mit der ſchönen, gräflichen Braut am Altar ſtand, entdeckte der Prieſter, der die Trauung vollziehen ſollte, daß er der entſprungene Mönch Graf Richard von W******** aus dem Franziskanerkloſter ohnweit Köln ſey, deſſen Conterfei, zur Warnung für Jedermann auch in Rom ausgeſtellt war, wo der Biſchoff es geſehn.

Der Myrthenkranz, der in Iſabellens Locken verblühte, wandelte ſich nur zu bald in eine Cypreſſenkrone, und nach vier Wochen ſchon ſtand ihr Sarkophag im Todtengewölbe des Hauſes della Porta, Riccardo aber hüllte ſeine Trauergeſtalt in demüthiges Pilgergewand, und wallte gen Jeruſalem, ſeine ſündige Seele am Grabe des Gekreuzigten zu entladen. Das ſind mehrere Jahre ſchon, und er iſt meines Wiſſens noch nicht heimgekehrt. Ich möchte ihn wiederſehn, denn ſein ſanf-

tes, anmuthsvolles Wesen that mir wohl, und ich hätte immer mit ihm leben mögen.

Wenige Wünsche möchten so schnell in Erfüllung gehn, als der eben ausgesprochene des Meisters Antonello's. Denn noch selbigen Tages ließ sich ein Pilger aus dem gelobten Lande bei ihm anmelden, in dem er zu seinem freudigsten Erstaunen Riccardo erkannte. Nicht der lebendige, in Schwärmerei und Begeisterung glühende Jüngling war es, der ihm entgegen trat. Ernst und hoch stand der Mann vor ihm, und es umleuchtete seine, durch die Sonne des Orients verdunkelten Züge eine so stille Hoheit, daß Antonello sich unwillkührlich tief beugte. Beugt Euch nicht vor mir, edler Meister — sprach Richard mit jener klangvollen Stimme, die so tief zum Herzen drang, — ich fühle mich dessen nicht werth. Wohl bin ich gepilgert durch Sturm und Ungewitter, wohl bin ich steile, unwegsame Pfade gewallt in unermüdlicher Duldung, wohl haben diese unbekleideten Füße den brennenden Sand der Wüsten empfunden, und dies Haupt die flammende Sonne des Orients, wohl haben diese Augen den Himmel erschaut, der sich über dem Welterlöser wölbte, und diese Lippen die geweihte Erde geküßt, die sein Fuß betrat — aber schwerer, als alle Geschmeide wiegen möchten, so unsere liebe Frau von Loretto sammt allen übrigen Muttergottesbildern der Christenheit besitzt, liegt dennoch die Schuld auf meinem Herzen. Ich beging in jugend-

licher Unbesonnenheit ein Verbrechen, das sich mir erst in seinen Folgen als solches bestätigt hat.

Kennt Ihr die Sage vom ewig-wandernden Juden? Ich finde Aehnlichkeit in unseren Schicksalen. Weil ich den Frieden verschmäht, der mir in Gottgeweihter Stätte erblühte, muß ich ihn ewig entbehren und missen in der sturmbewegten Welt. Was sich mir liebend naht, ziehe ich in mein Schicksal hinein; es muß mit mir büßen. Imma van der Verden und Isabella della Porta sind Beide an der Liebe zu mir gestorben. — Eure Phantasie ist düster, wie das Gewand, so Ihr tragt — entgegnete Meister Antonello mit liebreichem Ton — und läßt Euch die Dinge nicht richtig ansehn. Ihr habt die Kunst zu Eurer Braut erwählt und hättet ihr billig treu bleiben sollen. Wendet Euch der hohen Muse wiederum zu; sie wird den Verirrten in warme Liebesarme schließen, und ihn mit seinem Schicksal versöhnen.

Richard verstand den Meister vollkommen, und gab ihm Recht. „Nicht um zu freien und gefreit zu werden" — so schrieb er seinem Freunde Hugo, dem er trotz allen den Verwirrungen seines Lebens immer treu und im Geiste nah geblieben — „nicht um mich von Königen zum Ritter schlagen zu lassen, und eine gräfliche Braut zu erkiesen, durfte ich aus stiller Klosterzelle in's Leben hinaus treten. Ich hatte den Beruf zur Kunst in meiner jugendlichen Brust empfunden,

und nur Drang ihn zu erfüllen, konnte meine Flucht entschuldigen. Ich verfehlte ihn, indem ich irdische Liebe träumte, indem ich ein glänzend Glück suchte, das mir, dem Schwerbelasteten, ewig nicht beschieden seyn konnte. Still und demüthiglich hätte ich bleiben sollen in der bescheidenen Werkstatt, nicht aber die Höhen des Lebens suchen. Ich zog die edelste, die erhabenste der Frauen von ihrer lichten Höhe in mein düsteres Schicksal hinein, und habe so doppelte Schuld zu büßen. Und wenn Du mich fragtest, ob ich ihn missen möchte diesen kurzen, seligen Traum — ach Hugo! ich würde Dir antworten: nicht um alle Schätze, die die neuentdeckte Welt uns zuführt. Ein glänzend-heller Stern: ihr Bild taucht auf aus den düsteren Tiefen, die ich Vergangenheit nenne, und er läßt mich die Bürde des Lebens tragen. Denn Isabella und die Kunst sind eins worden in mir und reiner noch, als von irdischer Hülle umfangen, kann sie, von ihrem Himmel herab, hohe Ideale in meiner Brust entzünden. Glaube mir, Hugo! das Leben ist reich, wenn solche Liebe, als die meinige, es verklärt."

„Der Hingang des Meisters van Eyck hat mich, wie Du es nicht anders erwarten wirst, tief gebeugt. Doch auch sein Bild wird im Verklärungsglanz der Seligen auf mich herniederschaun, und jeglichem Werke Gelingen verleihn. Denn ich habe es ernst und unwiderruflich bei mir beschlossen, mein ganzes, zukünftiges Leben der edlen Malerkunst zu weihn, und wie es sich auch ferner

gestalten möge, so kann dieser Zweck ihm einzig und allein Gehalt verleihn."

„Mich zieht mein Herz in's Vaterland, hin zu der Burg, welche die Meinen in sich schließt. Doch wer ist von ihnen wohl noch da? Sechzehn Jahre bringen grossen Wandel in die Dinge hinein. Rogier van Brügge wird nach Mastricht gehn, ehe er hieher kömmt. Gieb ihm ein Schreiben für mich mit, und melde mir, wenn Du es kannst, ob und wie meine Eltern leben, ob und mit wem meine Schwester sich vermählt, auch von der Stimmung gegen den Unglücklichen melde mir, dessen Conterfei schwarz-verhüllt wie die Schuld, zwischen den Bildern der Seinigen steht. Fürs Erste werde ich hier bleiben. Dem Meister Antonello ist der ehrenvolle Auftrag geworden, den Pallast der Signoria mit seinen Bildern zu schmücken. Ich hoffe ihm dabei behülflich seyn zu dürfen, und werde demnach für die erste Zukunft Beschäftigung haben. Das ist viel werth, und Gott wird schon weiter helfen."

Richards Plan, bei dem Saal, den Antonello für die Signoria malen sollte, behülflich zu seyn, ging nicht in Erfüllung. Denn das Geheimniß der Farbenbereitung durch Oel, welches Johann van Eyck dem messinischen Meister anvertraut, war bisher nur in seinem und Domenicos Wissen, und er schien keineswegs gesonnen, es Richard (so lieb er ihn auch haben mochte)

anzuvertrauen. Er schlug demnach das Anerbieten desselben, durch seinen Pinsel das Werk schneller zu fördern, kurz ab, welches Richards so leicht-gereiztem Ehrgefühl peinlich wehe that. Ihr mögt vielleicht Unsegen von meiner Hand erwarten, Meister Antonello! sprach Richard nach einer Weile mit einem Ton, der zwischen Scherz und leichtem Spott das Mittel hielt. Zum wenigsten — entgegnete Antonello gereizt — würde nicht viel Gescheutes dabei heraus kommen, wenn Ihr mit mir und Domenico gemeinschaftlich maltet. Weil ich überhaupt nicht für das Gemeinschaftliche tauge — erwiederte Richard schnell, indem ein heißer Thränenstrom in sein Auge stürzte — weil ich allein und verlassen seyn und bleiben muß ewiglich, damit der Fluch, der auf mir ruht, nicht auch Anderen sich mittheile. Haltet mich nicht ferner in Eurem Hause, Meister! Laßt mich aufs Neue in die Welt hinausirren. Es war thöricht an Ruhe zu glauben! sie ist mir auf Erden nicht beschieden.

Antonello war von Natur gutmüthig und leicht zu Mitleid bewegt. Die Wendung, die Richards krankhafte Reizbarkeit dem Gespräch gegeben, war ihm demnach herzlich leid, und er bemühte sich ernstlich, den Beleidigten zu versöhnen. Wie leicht aber wird durch ein solches Bemühen das Uebel ärger gemacht. Es gehört große Zartheit dazu, ein schon verwundetes Herz zu behandlen, und der gute Meister Antonello verstand dies schlecht. Sie schieden durch und durch verstimmt aus-

einander, und Richard eilte in's Freie, wo er am ersten mit sich selbst eins zu werden pflegte..

Ich bin ein Thor — dachte er, als das unruhige Meer seinen Blicken sichtbar ward, und er die hochgethürmten Wogen gegen das Bollwerk anschäumen sah. Wie dieser feste Damm hier vor mir, sich den wüthenden Wellen entgegenstellt, so wird auch das unverrückbare Schicksal in stolzer Nichtachtung auf die heftigen Regungen meines Innersten herabblicken. Nichts wird sich anders gestalten meinetwegen, nicht wird das Lebensmeer sanfter fluthen, weil ich mit meinem Kahn drauf herum steuere, ich aber soll den Christus in mir tragen, der die Woge beschwört.

Ihr scheint mit Himmel und Meer zu sympathisiren, Meister Riccardo! — so hörte er eine Stimme hinter sich ausrufen. Umblickend gewahrte er den Meister Andrea dal Castagno, einen Sicilianer von Abkunft, der in Antonellos Hause aus und ein ging und von diesem, mehr aber noch von Domenico geschätzt ward. Riccardo theilte dies Wohlwollen nicht ganz, und glaubte in den tief-liegenden, brennend-schwarzen Augen des Italiäners zu Zeiten ein recht höllisches Feuer lodern zu sehn. Doch verstand Andrea es meisterhaft Herzen zu gewinnen, wo es ihm der Mühe werth schien. Bei Richard, der als armer, namenloser Pilger aus Palästina in Meister Antonellos Haus kam, und von diesem zwar freundschaftlich und achtungsvoll, doch nur, als

ein weit unter ihm ſtehender Maler behandelt ward, hatte er es bis jetzt nicht der Mühe werth gefunden. Eine nähere Bekanntſchaft aber ließ ihn in dem namenloſen Pilger einen ſelten-gebildeten, welterfahrnen Mann erkennen, der Menſchen und Verhältniſſe mit einer Sicherheit zu behandeln verſtand, die ihn ſelbſt nicht ſelten in Erſtaunen ſetzte. Er fing an Richards nähere Bekanntſchaft für eine Ehre zu halten, wozu die Nachricht, daß dieſer in früherer Zeit von dem neapolitaniſchen Könige geſchätzt und ausgezeichnet worden ſey, nicht wenig beitragen mochte. Er nahm ſich demnach vor, ihn künftig zu ſuchen, und um ſo erwünſchter war ihm deſſen plötzliche Erſcheinung am Meer. Und Ihr, Meiſter Andrea! — gegenredete Richard — ſcheint mir auch in einer nicht eben roſenfarbigen Laune zu ſeyn, da Ihr den Bereich der ungeſtümen, ſo trübeblickenden Fluthen ſucht. Ich wollte mir die Einbildungskraft neu erfriſchen in der hochbewegten Natur — antwortete Caſtagno — der Sturm reinigt den inneren Menſchen und räumt die Grillen weg, um den Idealen Platz zu ſchaffen. Grillen wollte ich mir auch vertreiben, Meiſter! — fiel Richard ſchnell ein — und da paſſen wir ja heute trefflich zuſammen. Und drum thätet Ihr auch am beſten — entgegnete Andrea mit freundlichem Ton, mich in meine Wohnung zu begleiten, damit wir die böſen Wolken im Gehirn bei einer Flaſche edlen Weins völlig verjagten.

Der Vorſchlag ward von Richard angenommen, und Caſtagno zeigte ſich ihm ſo hinreißend-liebenswürdig,

daß er es nicht begriff, wie er ihn früher mißkannt habe. Die Bekanntschaft ward eifrig fortgesetzt. Man las — man besuchte die Umgegend — man malte — man träumte miteinander, und der offne, vertrauende Richard legte bald alle Geheimnisse seines Herzens und Lebens in Andreas Brust nieder.

Antonello starb im Verlauf eines halben Jahres, ohne die ihm aufgetragene Arbeit vollendet zu haben, und Domenico, der nun im alleinigen Besitz des Geheimnisses der Farbenbereitung durch Oel war, mußte die letzte Hand daran legen. Daß Andrea dal Castegno ihm selbiges erst auf schlaue Art abforschte, ihn dann aber hinterlistiger Weise ermordete, um der alleinige Besitzer eines so unbezahlbaren Schatzes zu seyn, ist bekannt. Der Mord des allgeschätzten Meisters Domenico ward augenblicks bekannt, und brachte ganz Venedig in Aufruhr. Man warf auf Andrea und Richard gleichen Verdacht, weil Beide zu den genaueren Bekannten des Meisters gehört, und sich oft und laut über ihre große Sehnsucht, im Besitz des wunderbaren Geheimnisses zu seyn, geäußert hatten.

Ein Schreiben, das Richard eines Abends erhielt, nöthigte ihn, augenblicks seinen Wanderstab zu ergreifen, und aufs Neue hinauszuirren in die Welt.

„Man glaubt Euch des Mordes unseres geehrten

Maestro Domenico schuldig," so lautete der Brief, „und hat es drum ernstlich auf Euch abgesehn. Ich aber bin von Eurer Unschuld so fest überzeugt, daß mir kein Mittel zu Eurer Rettung zu schwer dünkt. Nicht gebeugt worden ist Euer edles Haupt durch die schweren Gewichte, die drauf ruhn, und ich liebe Euch Eures kühnen Künstlerstolzes willen. Findet Euch diese Nacht zwölf Uhr auf dem Marcusplatz unter der Säulenhalle vor dem Haupteingange der Kirche ein, und es wird dann hoffentlich noch früh genug seyn, Euch in Sicherheit zu bringen."

In Richards Brust wechselten die seltsamsten Gefühle. Wer war die Unbekannte? (denn eine Frau mußte jene zierlichen Zeilen geschrieben haben) die in sein Schicksal geblickt zu haben schien, und so lebhaften Antheil daran nahm? — Alles schien ihm auf ein Liebesabentheuer hinzudeuten, selbst die Röschen, die in den Arabesken am Rande der Pergamenttafel, auf welcher der Brief geschrieben, angebracht waren, schienen ihm allegorisch. Doch ereignete sich nichts dieser Art. Unter der Säulenhalle am Hauptthor der Kirche trat ihm eine tief-verhüllte Gestalt entgegen, die ihm winkte, und dann rasch voranschritt. Er folgte ihr ans Meer, wo sie schweigend eine Gondel bestiegen. Die Nacht war hell und rein; wie Silberfünkchen zitterten die Vollmondstrahlen auf den blauen, leis-bewegten Wellen. Der Gondelier stimmte mit volltöniger Stimme eins jener einförmigen Schifferlieder an, die so eigen ans Gemüth sprechen, wie alles ächt Volksthümliche. Es war

Richard seltsam zu Muthe. Alles kam ihm so feenartig vor, und er glaubte zu träumen. So plötzlich aus allen seinen Plänen und Vornehmungen, aus seiner ganzen Existenz herausgerissen, und aufs Neue einem ungewissen Schicksal Preis gegeben zu seyn, kam ihm fast unglaublich vor, und doch mußte er die Hand segnen, die ihn einem möglichen Tode entriß. Und wie nenne ich meine unbekannte Retterin — so wandte er sich in lateinischer Sprache an die verhüllte Gestalt — daß ich ihren Namen im Gebet verherrliche.

Verlangt ihn nicht zu wissen, Signor! — antwortete eine leise, weibliche Stimme, die ihm bekannt vorkam, — er würde Euch verklingen, wie jeglicher andere Ton im Geräusche des Lebens. Nur vergönnt mir Euch zu sagen, daß nicht frauenhafte, leere Einbildungen, sondern wirkliche Euch drohende Gefahr, mich zu dem kühnen Schritt veranlaßten, Euch zu retten. Nicht nur der Mord des Domenico drohte Euch gefängliche Einziehung, es hatte sich seit Kurzem ein anderes, entsetzliches Gerücht über Euch verbreitet, das der Priesterschaft ganze Wuth wider Euch aufreizt. Ihr sollt abtrünnig worden seyn der allein-seligmachenden Kirche, und belastet mit Vaterfluch und Papstesbann wie ein Geächteter auf Erden umherirren.

Und nicht ruhn wird mein unversöhnliches Geschick — so fiel Richard der Redenden in's Wort — bis mein Haupt auf Todeskissen gebettet . . das Laüach über die armen, irrenden Glieder ge t ist. Ja edle Signora! ich irre heimathlos von Land zu Land, und ge-

höre zu den unglücklichen Sterblichen, so die Erde je getragen.

Die Gondel legte nun unter schattigen Pinien und Platanen an, und Richard kam sich vor, wie ausgesetzt an die Ufer einer neuen Welt, in der er sich erst mühsam wieder Bürgerrecht verschaffen mußte. Aus den dunklen Pilgerhüllen reichte ihm die Dame die lilienweiße Hand zum Abschied heraus, und er fühlte, als sie sie wieder zurückgezogen, etwas Schweres in der seinigen. Es war ein kostbarer Juwelring, dessen Steine hell blitzten im Mondesstral. Aber sie blitzten ihm Stacheln ins stolze Herz hinein. Geschenke verschmäht Graf Richard von W*******, rief er in zu raschem Eifer, und warf das schöne Haupt trotzig in die Höhe. Dann drückte er der Dame ihren Schmuck in die Hand zurück, und entfernte sich eilig.

Wir sehn Richard im Pilgerkleid und Kutte der Heimath zuwallen, in die eine nicht zu besiegende Sehnsucht ihn trieb. Mochte aus ihm werden, was da wollte — er mußte das Land wiedersehn, das seine Wiege trug, mußte die Hand der verehrten Mutter küssen, mußte den Vaterfluch in Segen wandeln, mußte von Luitgardens Lippen Worte der Liebe hören, nach denen er sich sehnte, wie der Wanderer in dürren Wüsten nach dem labenden Quell.

Es war ein stürmischer Novemberabend, der ihn unwillkührlich an den seiner Entweichung aus dem Franziskanerkloster gemahnte. Er war den ganzen Tag über gewandert, ohne zu rasten, und kam matt und krank an eine stattliche Burg in der Gegend von Köln. Sie gehörte einem seiner Vettern, und ihre dunklen, weiten Säle waren oft der Schauplatz seiner Spiele gewesen.

Sollte er anklopfen? — sollte er sich wenden und gehn? — Ein fast unbewußtes Gefühl zog ihn an die Pforte. Drei kräftige Schläge — und der Pförtner erschien, der ihn auf sein Verlangen zu dem Herrn der Burg führte.

Wie ward ihm aber, als er in dem Ehgemahl desselben, Luitgarden, seine sanfte Lieblingsschwester, erkannte, wie ward ihr, als sie den lange-beweinten Bruder, nach beinahe zwanzig Trennungsjahren an's Herz schloß. Noch selbigen Abend erzählte er ihr seinen ganzen Lebenslauf, und wie die Schicksalshand so schwer auf ihm geruht, wie sein unbesonnen Jugendwerk ihm fast unverdient-bittere Frucht getragen.

Luitgard hingegen berichtete ihm den Tod der Eltern, des Bruders und Ursulas Vermählung in Venedig. Es durchfuhr ihn augenblicks wie Ahnung, daß sie seine unbekannte Retterin gewesen sey.

Richard lebte von nun an still und ruhig bei der Schwester fort, und wenn auch seinem tief-verwundeten Herzen kein Blümchen der Freude mehr entkeimen

konnte, so huldigte er seiner hohen Muse dennoch mit immer gleicher Vergötterung, und sie lohnte seiner Treue durch reiches Gelingen. Es gingen köstliche Gebilde aus seiner Werkstatt hervor, mit denen er zum Theil die Schloßkapelle schmückte, deren alte verzerrte Conterfeien seinen Kunstsinn widerwärtig ansprachen.

Brunos Gemahlin, eine stolze, überfromme Frau, hatte den ganzen Haß ihres Schwiegervaters und Gemahls gegen Richard getheilt, und als schauerliche Erbschaft des Vaters und Großvaters in ihres Sohnes Chlodowichs Herz niedergelegt. Der junge Mann betrachtete demnach die schwarz-verhüllte Conterfei seines Ohms jederzeit mit heiligem Entsetzen. Nicht ahneten Ludmilla und ihr Sohn, daß der Abtrünnige, der Ausgestoßene ihnen so nahe sey, denn Luitgard wie ihr Gemahl hielten Richards wahren Namen verborgen, und pflegten ihn nur den Meister Riccardo aus Venedig zu nennen, der in ihre Burg gekommen, die Kapelle mit neuen Bildern zu schmücken.

Die Gräfin Ludmilla fand den Schöpfer und seine Schöpfungen gleich bedeutend, und trug ihm an mit ihrem Maler, dem Gherardo Strazzi, gemeinschaftlich für die Schloßkapelle zu arbeiten. Der Name wirkte verstimmend auf Richard ein, und er schlug es schon deswegen rund ab, bot sich aber an, in seiner Werkstatt etwas für diesen Zweck zu fertigen.

Gherardo hatte den alten Bekannten mit falscher Freundlichkeit begrüßt, und der arglose, kindlich-vertrauende Richard, der im eigenen Herzen keinen Groll zu hegen vermochte, glaubte demnach alles unter ihnen abgethan. Er war in der letzteren Zeit von überaus stiller Heiterkeit, und sprach es seiner Schwester oftmals aus, wie ihm Isabella so besonders nahe sey, und wie es ihn nicht selten ahnend durchzittere, als ob sie ihn wohl recht bald in die Heimath ziehen werde.

Das Altarblatt, welches er auf Ludmillas Verlangen für die Kapelle der väterlichen Burg fertigte, gelang auch über alles Erwarten. Es stellte die heilige Familie vor. Die Maria trug Isabellens schöne, sanfte Züge; er hatte seine Geliebte hier unter dem Heiligenschein verherrlicht, wie sie ihm doch jederzeit erschien. Im Joseph aber hatte er seines unvergeßlichen Lehrers Johann van Eycks ehrwürdige Züge festgehalten.

Tag und Nacht arbeitete er an seinem herrlichen Bilde, und es dünkte ihn, noch nie und nimmer irgend ein Werk mit so hoher Liebe unternommen und ausgeführt zu haben.

Am ersten Ostertage sollte das Bild eingeweiht werden, welches dem frommen Richard ein rührend-lieber Gedanke war. Am Rüstabend spät noch bestieg er das hochaufgethürmte Bretterwerk, um es mit eigenen Hän-

den zu befestigen, dann aber legte er sich ruhig schlafen, da er sein Tagewerk so gut zu Ende gebracht.

Der schönste Ostermorgen stieg über der Erde auf, und freudig wie das Auferstehungsfest lächelte der blaue Himmel herab. Richard hatte die Nacht über wenig geschlafen, und der Morgenschlummer ihn desto länger in seinen Banden gehalten. Er erschrak, als die Thurmuhr neun schlug, und er sich noch im Bette fand. Der Gottesdienst sollte um diese Stunde angehn, und er durfte bei der Entschleierung des Altarbildes doch am wenigsten fehlen. Wie im Fluge kleidete er sich an und eilte in die Kirche. Die Gemeinde war versammelt; einweihende Orgelklänge durchbebten die hoch-gewölbten Hallen, feierliches Schweigen lag auf der zahlreichen Menge, und alles schien desjenigen zu harren, dem es vergönnt worden war, das Werk seines Pinsels über dem Tisch des Herrn aufzustellen. Es ward Richard feierlich-beklommen, wie nie im Leben, und es dünkte seinem demüthigen Sinn, als habe die unwürdige Hand doch gar zu Kühnes unternommen. Nun gab der Priester ihm einen Wink und die dunklen Hüllen flogen von dem Altarbilde. Aller Blicke wendeten sich der Schöpfung des hochberühmten Meisters zu, dieser aber stand bleich und regungslos unter derselben —

Welch einen Wechsel hatte diese Nacht darin hervorgebracht!

Zu verzerrtem Lachen hatten sich Marias himmelvolle Züge umgewandelt, das süß-lächelnde Christuskind war schwarz übermahlt, auch Josephs ehrwürdige Züge zur grinzenden Carrikatur entstellt.

Das ist das Werk meines Feindes — rief Richard in plötzlicher Ahnung erbebend — Ich habe ein heiliges Bild gemalt, aber der Satan in Gestalt eines neidischen Welschen, hat es mir in dieser Nacht so entstellt. Nur er hat diesen frechen Pinsel geführt, wenn nicht der Dämon meines Lebens ihn in die Hand genommen. Herunter mit dem Höllenconterfei — fuhr er mit furchtbar-gehobener Stimme fort, und riß heftig an dem Bilde — es gehört nicht über den Tisch des Herrn.

Alles kam in Bewegung. Lautes Flüstern — Ausrufungen des Erstaunens, des Schreckens, des Mitleids wurden von allen Seiten gehört. Der Priester beschwor den Heftiggereizten ruhig zu seyn, Luitgard winkte ihm von ihrem Sitze zu, die Gräfin Ludmilla warf wüthende Blicke auf den Rasenden, der mönchische Chlodowich schlug ein Kreuz übers andere, und nur Gherardo Strazzi, der sich für den verzerrten Zug im Gesichte des heiligen Hieronymus bitter gerächt, stand Allen verborgen in einem Winkel der Kirche und weidete sich mit teuflischer Freude an seinem Höllenwerk.

Nicht ich — so fuhr Richard nach kurzem Schweigen in die Versammlung hineinrebend fort — nicht ich habe dieses Bild gemalt, und möge Gott es ihm vergeben, der das Heilige zu entstellen wagte.

Richard war nach den letzten Worten plötzlich ver-

schwunden, und Luitgard fand, als sie heimgekehrt war, eine Pergamenttafel, an deren Rande Vergißmeinnicht und Cypressenlaub gar sinnig durch einander geschlungen waren. Darauf standen folgende Worte: Vergiß mein nicht, bis der Cypressenkranz Dich schmückt! Nicht Ruhe durfte der Irrende finden, wie er sie kühnlich gehofft in stiller Heimath. Gherardo entstellte zwar mein Werk, aber der mich rastlos verfolgende böse Geist führte seine Hand. — Ich gehe, Luitgard, und weiß kaum, ob Du jemals wieder von dem Unglücklichen hören wirst, der flüchtig von Land zu Land irrt, und kein Kissen hat, darauf er betten kann das müde Haupt, weil er das Kissen verschmähte, so heiliger Vaterwille und Vatergelübde ihm in stiller Klosterzelle bereitete. Klage nicht um mich, aber bete!!!

Es ward Abends zuweilen Licht in der Kapelle bemerkt, auch glänzte das Altarbild nach einiger Zeit in voriger Schönheit, woraus zu schließen, daß Richard es wieder hergestellt, oder ein neues gefertigt. Er selbst aber ward von nun an nicht mehr gesehn, und auch Gherardo Strazzi war verschwunden.

Der Wilddieb oder die heiße Probe.

Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

„Ein capitales Stück, ein Mord-Bock, dem Du das Blei auf's Blatt gesetzt, Vetter Schmutzleder; feist wie eine Weihnachts-Sau! Probiere einmal! Dem hat die gute Eichelmast geschmeckt; der Kerl wiegt seine vierzig Pfunde, und unser Windecken-Wirth zahlt seine blanken drei Thaler dafür ohne lange Mauscheiei. Nun, da ist wieder auf eine Woche für uns gesorgt, und die Weiber können auf's Fest Bräzeln einmengen und die Kaffeekannen blank scheuern." —

So jubilirte mitten im Dickichte des S.....ger Waldes ein kurzer, stämmiger Kerl, und verzerrte sein vergelbtes, trockenes Antlitz zu einem Larvenbilde, von dem Niemand gewußt, ob es Freude oder Grimm ausdrücke, hätte der gräßliche Lacher nicht zugleich mit unverkennbarem Gaudium in allen Bewegungen einen geschossenen Rehbock an den Läufen gegen den Mond aufgehoben, der freundlich und ruhig vom wolkenfreien Himmel durch die kahlen Baumgipfel herabblickte, und die dünne Schneedecke auf dem Waldmoose und an der Nordseite der rauhen Eichenstämme mit einem leuchtenden Silberscheine überzog.

„Hatte scharf hingehalten;“ antwortete der Angeredete mit einer heischern Baßstimme aus einer langen, dürren Gestalt hervor; „und der Herrgott schickte seine Mondlaterne gerade zur rechten Zeit, als wenn er sagen wollte, er habe das Wild nicht allein für die großen Herrn, sondern auch für unser Eins in die Welt gesetzt, wie jeder glauben muß, der nicht als Strohkopf auf die Welt kam. Haben wir doch auch Kraut und Korn genug in den letzten Wochen in die Luft verpaßt und ohne Gewinn, seit der neue Grünrock drüben am Berge statt des alten bequemen Faulenzers in das Regiment kam, und es fehlte nichts, als daß er den Forstmeister persuadirte, uns eine Compagnie Musketiere in Haus und Betten zu legen, um unserer freien Handthierung ein Ende zu machen. Ist man doch keinen Abend sicher vor einem Ueberfalle der Vögte und Amtsdiener, die nach der Büchse und dem Pulverhorne spüren, und die rothen Nasen in alle Winkel drücken und nach Wildgeruch und Schweißdunst wittern.“ —

„Hole den Grünrock und alle seines Gleichen der Schwarze!“ fluchte der Kurze. Mag er mir nicht begegnen, wenn ich die Kugelbüchse im Arme habe. Da sollen wir ackern und säen, und mit dem Eierkorbe zur Stadt wandern, einige blinde Groschen in das Haus zu holen. Ja, für wen bestellen wir das magere Feinland? Die Bache mit ihrer Frischlingstrift wühlt in Einer Nacht das Kartoffelnfeld zu Brei; der Rammler frißt uns den Kohl, der Fasan den Weizen, und der Fuchs holt uns das letzte Gakelhuhn vom Hofe. War-

ten sollen wir in Geduld, bis es den Herrn auf den Schlössern und in der Stadt bequem ist, ein großes Lustjagen zu halten, sollen verhungern bis dahin mit Weib und Kind. Ja, prosit die Mahlzeit! Es lebe die Freijagd! Einem ehrlichen Kerl juckt der Zeigefinger, sieht er eine Fährte auf seinem Felde, und gäb's nicht Frieden, läge nicht in jedem Flecken ein Soldatentrupp und wäre das Karrenschieben nicht so verrackt langweilig, morgendes Tages wollten wir frank und keck zu Masse in den Wald ziehen, und bei dem Schwarzen! die Grünröcke in Respect bringen, daß sie auf drei Winterlang vor uns ausreißen sollten, wie wir jetzt vor ihnen." —

„Was hilft der Schnack?" entgegnete der Lange ungeduldig. „Das Saalbadern macht fromme Wünsche nicht lebendig; die Welt steht einmal kopfunters, und wir zwei Beiden werden ihr nicht auf die Beine helfen. Hilf mir lieber den Bock auf die Schultern; denn das thut jetzt vor Allem Noth; trage die Büchsen in die hohle Eiche am Steinschlund, und mach', daß wir nach Hause kommen, sonst kapert uns noch so ein Grüner den Braten weg, wie am Sonntag; von dem Schusse des Forsters müssen Dir noch einige Körner in der Wade jucken." —

Der Kurze biß die Zähne in seine aufgestülpten Lippen, indem er die Läufe des Wildes mit einer Hanfleine zusammenschnürte, und die Beute behutsam dem Gefährten über den gebeugten Nacken hing.

„Furchtet sich das Hasenherz, das zuerst Reißaus

Berg in das Haus herunter, und daß die Frau die Suppe warm hält und im Ofen nachschürt." —

Peter Schmutzleder war längst zwischen dem Gespenstergleichen Hochholze verschwunden, und sein College im verbotenen Waidwerke weilte noch immer auf dem lichteren Waldplatze, und putzte mit seiner Pelzmütze die losgeschossene Büchse des Nachbarn rein, und säuberte sorgsam Schloß und Hahn. Dann brummte er halblaut ein plattes Trinklied, ergriff sein eigenes Gewehr, das an einer Buche lehnte, und wollte sich zum Abmarsch rüsten, indem er beide Gewehre über die Schulter hing, als er sich besann, still stand, nochmals zurückkam, und sich bemühte die Schneestelle, welche von dem Schweiße des Rehbocks besudelt war, mit den großen Randschuhen auszutilgen. In diesem Augenblicke schnoberte ein großer Hund durch den Busch, that einen gewaltigen Satz heraus, stellte den Freischützen und schlug mit heulender Stimme an. Ein Schreck schlug wie ein Blitz durch die kurze Gestalt des Sohnes der Finsterniß, aber rasch besonnen riß er die Büchse von der Schulter, schleuderte die ungeladene gegen des Hundes Kopf, daß dieser heulend zurück sprang, warf sich auf das eine Knie, spannte den knatternden Hahn, und schlug fest die Büchse dahin an, von wo der Angriff des Thiers gekommen. Kaum war das geschehen, so trat auch schon der Förster des Reviers, ein kräftiger Mann, mit erhitztem Angesichte und die gespannte Jagdflinte in der Hand aus dem Dickicht, und mit freudigem Herzen ersah er die langgesuchte Beute dicht

vor sich auf dem Schnee vom hellen Mondlichte beleuchtet, und ohne Macht dem Rächer und seinem Rohre zu entwischen.

„Hab' ich Dich endlich, Du Halunke in meinem Taubenhause?" rief er mit weitschallender, kräftiger Mannesstimme. „Er selbst ist es, Herr Kristel Rothhahn, der sich rühmt, noch nie einen Schuß umsonst gethan zu haben? Nun der Schuß, der hier gefallen, soll Sein letzter gewesen seyn, und da ist ja auch der leuchtende Schweißfleck auf dem Schnee, und der Jagdfrevel ist dieses Mal nicht abzuleugnen. Die Büchse her, das Wild abgeliefert, und marsch mit mir auf den Amthof!" —

Der kurze Kristel blieb ohne Bewegung in seiner vorigen Stellung. „Herr Förster, rufen Sie meinen Namen nicht noch einmal so laut;" sagte er barsch mit fester Stimme. „Ich warne Sie, wir sind hier zu zwei und meine Kugel sitzt im Laufe." —

Der Förster hob unwillig die Flinte in die Höhe. „Kerl, sprach er zornglühend, glaubst Du, ein Jäger fürchte solchen Schnapphahn? die Büchse herunter vom Backen, oder meine Palläster lehren Dich Respekt." —

„Herr Förster," entgegnete der Knieende kaltblütig, „Sie und ich haben Weib und Kind. Sie sitzen im Warmen, die Meinen hungern; machen Sie linksum, und vergessen Sie, daß der Mond mich beschien." —

„Verdammte Bestie!" fluchte da der furchtlose Jägersmann. „Hörst Du nicht meine Leute pfeifen

am Berge? Pluto, Hassau darauf. Willst Du nicht gehorchen, so sollst Du fühlen.“ —

Er warf die Flinte schnell an die Schulter, aber ehe seine Hand abdrückte, blitzte schon das Pulver auf von der Pfanne des Feindes, der Knall donnerte durch den Wald, und zehn Echos hallten ihn schauerlich zurück. Mit einem stöhnenden Sterbelaut stürzte der Förster vorn über und wälzte sich herum auf den Rücken, und zeigte dem rächenden Himmel die tiefe Todeswunde, aus der mit dem spritzenden Herzblute sein Leben entrann.

„Wohl bekomm's, gestrenger Herr Försterosmann!“ lachte der Kristel laut auf, erhob sich vom Knie und warf mit gestrecktem Halse einen scharfen Blick nach dem Röchelnden hinüber. „Er nennt meinen Namen nicht vor dem Gericht!“ setzte er kopfnickend hinzu, raffte das Büchsenpaar zusammen, und floh den schmalen Bergpfad hinab, daß seine Sprünge laut dröhnten auf dem gefrorenen Boden. Pluto, der Hund, schnupperte einige Secunden um den gefallenen Herrn, leckte ihm die erstarrende Hand und die blutende Brust und das kalt werdende Antlitz; dann faßte er mit dem scharfen Gebisse den Rock des Sterbenden und zupfte heftig, als wollte er ihn erwecken, und zum Aufstehen helfen; als aber die Mühe fruchtlos war, schien ein Rachgedanke vom Himmel in der trüben Seele des Thieres erweckt zu werden; es ließ das Kleid fahren, drehete den zottigen Kopf noch Ein Mal zu dem Herrn, schlug hell und ängstlich an, und verfolgte dann den flüchtigen

Mörder in langen Sätzen und mit blökenden Zähnen den Berg hinunter. —

Eine Schauerstille legte sich einige Minuten lang über die blutbefleckte Gebirgsgegend; nur ein nächtlicher Wind machte sich plötzlich auf und sauste stoßweise durch das kahle Gehölz, wie eine unwillige Geisterstimme, die das verborgene Verbrechen zu verrathen und Helfer zu rufen bemüht war. Da brach es durch den dürren Unterbusch, erst fern, dann immer näher, und ein neuer Waidgenoß trat hervor in die Mondhelle und sah sich nach allen Seiten mit Unruhe und suchender Besorgniß um. „Hier muß es gewesen seyn, wenn der Nachklang des Echos nicht trog;" sprach zu sich selbst der jugendlich-schlanke Mann, der im netten Jagdanzuge, im grünen Mützchen, gezäumt durch einen kurzen Flausrock und hochreichende graue Gamaschen, die Flinte in der Hand sich durch das Holz drängte und die rauhe Jagdtasche, worin ein Häschen blutete, aus dem festhaltenden Hülsengesträuch los machte. „Hier klaffte der Hund, hier schoß man, und hier müssen Jäger seyn, die mein Halloh zu mir locken wird." — Er sah sich rundum, und gewahrte mit Schrecken und Erstaunen den Sterbenden am Boden. „Mein Herrgott, ein verunglückter Waidmann!" schrie er auf, warf die Flinte hin, und kniete neben dem Zuckenden nieder, der gerade seine letzten Athemzüge von sich stieß. „Erholt Euch!" rief der Fremde voll Angst, die das

menschlichste Mitgefühl in sein Herz geworfen hatte. — „Sprechet, was geschah; und wo kann ich Hülfe suchen?" — aber der Förster kehrte nur einen Augenblick noch die erstarrten, gläsernen Augen zu ihm her, dann zuckte sein Mund und er streckte sich lang in den Schnee hin in letzter Bewegung. Der Fremde riß ihm die Kleider auf, stopfte sein weißes Schnupftuch auf die tiefe, vom starrenden Blute umquollene Wunde; wie verwirrt durch das Ereigniß ballte er den dünnen Schnee zusammen und rieb damit die Stirn und Schlafe des Todten; ja zuletzt zog er sein Feldfläschchen hervor, und mühte sich die letzten Tropfen Conjacs, welche es umschloß, in den Mund des Erblichenen zu flößen. „War es denn noch nicht genug," seufzte er dabei, „daß ich allein und verirrt war in der kalten Nacht und in der fremden Gegend? Muß nun noch ein Verblutender mein grausiger Gesellschafter werden, ohne daß ich weiß, wohin mit ihm, und gebannt wie durch Fluch an seinen kalten Leib, den ich doch ohne Unmenschlichkeit nicht verlassen darf und kann?" —

Da wurde es lebendig hinter ihm; Pluto sprang den Berg herauf und fuhr bellend heran, als er den Unbekannten neben dem Herrn erblickte, und mit Eilschritten folgte dem Hunde ein Haufen Menschen, deren Lippen Flüche und Zornworte entströmten. Ein alter grauhaariger Jagdgesell trat zuerst herüber über den Bergrand, eilte über den Blutplatz, schlug die Hände über dem Haupte zusammen und drehte sich dann wieder zu den Begleitern zurück. „Herauf, Gesellen!" rief

er, „das Unglück ist da, wie mir es schwanete, als der Schuß fiel, der Pluto ohne Herrn ansprang, und der Bösewicht, den er verfolgte, uns in das Garn lief. Waldner ist erschlagen und liegt hier in seinem Blute.“ — Der alte Graukopf schwankte wie ein Trunkenbold, und faßte zur Stütze den Ast einer Buche, ein jüngerer Gesell aber stürzte sofort bei ihm weg auf den Fremden zu, den der Alte im täuschenden Mondlichte übersehen, und der sich jetzt erfreut über die unerwarteten Helfer vom Boden und der Seite des Erschossenen erhob, doch mit Verwunderung sich selbst gewaltthätig ergriffen und festgehalten fühlte.

„Zwei Vögel auf Einen Schuß;“ brüllte der junge Jagdbub, ihn mit wilder Kraft zu Boden reißend und seine Gurgel quetschend; „so haben wir den Helfershelfer und Raubgenossen nun auch, der frech genug war, sich nicht genügen zu lassen am Leben des braven Herrn, und um die Leiche zu plündern sich aufhielt und versäumte. Bestien, Ihr sollt Eurem Lohne nicht entgehen, und ich will Euch ein Jubellied singen, wenn der Meister Kopfab Euch eine Spanne kürzer macht.“ — Der Fremde hatte sich indeß von der Ueberraschung des unvermutheten Angriffs erholt, und stärker als sein Gegner den Angriff abgeschüttelt, stand wieder auf den Füßen, wurde aber von drei neuen Feinden festgehalten, und konnte in ihrem Wuthgebrüll, in das der Hund überdem hineinbellte, nicht zu Worte kommen.

„Er ist wirklich todt!“ sprach jetzt der Graukopf, welcher sich indessen an der Leiche des Försters beschäftigt

hatte. „Hebt ihn auf, Burschen, und traget ihn hinein; laßt mir aber ja die Böſewichter nicht entwiſchen, damit die Herrſchaft ein Beiſpiel ſtatuiren kann ohne Gleichen.“ —

„Ihr ſcheint ein alter, verſtändiger Mann,“ ſagte da der Fremde, nachdem die wildbewegten Menſchen, die ſich ſeiner bemächtigt, durch den Ausſpruch des Graukopfs und einen Blick auf die Leiche ihres Anführers einen Augenblick ſtill geworden waren, „ſo leidet nicht, daß man mich mißhandelt und mit Verbrechern verwechſelt, deren Treiben mir fremd iſt. Ich bin ein preußiſcher Edelmann, ein Gaſt des Herrn von Otterßen und bei einer Jagdparthie deſſelben von der Geſellſchaft abgekommen, verirrt und wie es ſcheint auf ein fremdes Revier gerathen.“

„Ein Edelmann, und hier bei dem Ermordeten?“ fragte ungläubig der alte Jäger. „Der Herr von Otterßen iſt ein zu vorſichtiger Gaſtfreund, als daß er in ſolchem Gebirg einen Fremden ohne ſeinen beſten Jäger anſtellen ſollte.“ — „Glaubt dem Schurken nicht, ſpricht auch fein und verſtändig wie ein Buch!“ fiel ein rauhſprechender Jäger dazwiſchen. „Ich müßte nicht Augen und Ohren haben, wenn das da vor uns nicht der Cantorsſohn aus Wölfen iſt, der ärgſte Wilddieb am ganzen S***** ger Holze. Der iſt ein ſtudierter Burſch, trägt feine Lappen am Leibe; an Verwegenheit und Gaunerei im diebiſchen Waidwerk kommt ihm jedoch keiner gleich, ſelbſt der Kriſtel nicht, der den Schwarzen nicht fürchtet. Hervor mit Dir, Mordkerl!“

ſetzte er hinzu, den Kriſtel, den einige Andere des Haufens mit geknebelten Händen im Hintergrunde bewacht hielten, und den der Hund des Förſters immer knurrend umkreiſete und ihn zuweilen mit den ſcharfen Zähnen in die Waden faßte, heranreißend, und dann mit geballter Fauſt vorſtoßend. „Sprich, iſt das nicht Dein Kamerad und Mitſchuldiger?“ —

Der kurze Rothhahn, deſſen Larvenantlitz bleich war wie der Todte im Schnee, fletſchte die Zähne, und ſchielte aus dem ſtruppigen Haare hervor einen Augenblick den Fremden an. „Ja wohl!“ murmelte er. „Was hilft's läugnen, mit gefangen mit gehangen; Kameraden theilen Leid und Freud, und Cantors Fritz läßt keinen Geſellen im Stich.“ —

„Schaut mich doch an,“ erwiederte der Fremde mit Unwillen. „Sehe ich denn aus wie ein Genoß dieſes hämiſchen, boshaften Verbrechers, der teufliſch genug iſt, einen Theil ſeiner Schuld auf mich werfen zu wollen? Meine Flinte iſt in des Alten Hand; unterſucht ſie; ſie iſt geladen und nur mit Schrot. Wie könnte ich denn der Mörder ſeyn? Ich wollte helfen, retten, als ich den Blutenden fand, und frohlockte Euch wie Freunden entgegen, und hätte ſolche Mißhandlung, die mir zum erſten Male im Leben wird, nie erwartet.“ —

„Sprich Du wie ein Profeſſor, Du lügſt Dich nicht los!“ kreiſchte der rauhe Jäger ihm zu. „Der Kriſtel hat auf Dich bekannt, und mehr bedarf's nicht, um Dich in den Thurm und in's Halsgericht zu bringen. Der Gerichtshalter wird ſchon den Cantersbur-

schen, Wildschützen und Mordgesellen aus Dir heraus inquiriren, und darum nur fort ohne Federlesen und Säumniß.“ —

Alle Gegenrede des Fremden blieb vergeblich, und verhallte in dem Gelärm zwölf durch einander tobender derber Jagdstimmen; so ergab er sich in sein Schicksal, das nur durch die Nachbarschaft des geknebelten Mörders, der ihm zunächst zwischen den triumphirenden Jagdgesellen ging, etwas höchst Widerwärtiges in sich trug. Das letzte Paar der grünen Burschen hob den Leichnam des Försters auf und folgte den Uebrigen mit der traurigen Bürde, und den Schluß machte der alte Graukopf, welcher die fremden Flinten trug, und an dessen Seite der gewaltige Hatzhund mit hängendem Schweife und gesenktem Kopfe durch den Wald schlich. — —

Ein heiterer Wintermorgen beleuchtete die wirklich ausgezeichnet schöne Gegend, und gab ihr durch sein blasseres Sonnenlicht und sein eisiges Kleid die kräftigern nordischen Reize, in denen die schroffen Felsmassen, die uralten, himmelhohen Baumgruppen, die unbelaubt wie dunkele Kirchenpfeiler den Himmelsdom zu stützen schienen, die schwarzen Fichtenhaufen, die von fern wie finstere im Frostwetter zusammen gekauerte Riesengestalten über den alten Steinbrüchen und Untiefen zu lagern schienen, sich zwiefach anziehend für das Auge des Freundes gewaltiger Naturscenen gestalteten. Zur Sänftigung des schroffen Eindrucks diente indeß das freundli-

che Bergschlößchen, welches das Centrum des Bildes einnahm, in einer Senkung des Gebirgs erbauet war, und mit hochgelb gefärbten Wänden und blanken Spiegelfenstern und hellgrünen Gitterläden weit über die ganze Gegend herschimmerte. Einen alten Thurm und graue Mauern mit eichenen Thoren hatte der Erbauer freilich als zur Sicherheit taugliche, ja in dieser Gegend höchst nöthige Umgebungen von den Resten einer alten Ritterburg stehen lassen; aber der graue Thurm lag an der äußersten Seite, fast vom Walde, der ihn einschloß, versteckt, und die Mauern umkreiseten das auf der runden Hügelkuppe höher liegende Schloß am tiefsten Zirkelschnitte der Kegel-Erhöhung, und sie verbargen nichts von dem Hauptgebäude, so daß die Bewohner keinen Punct der Aussicht in das Land verloren, und das Schloß dem Wanderer wie ein freies, anmuthiges Landhaus am Berge zu hangen schien, in welchem weder Furcht noch Mißtrauen wohnen könnte, und das nur Vergnügen und Menschlichkeit sich zum Nest gewählt. Auch verdienten die Bewohner diesen Glauben; wenigstens schuf die anmuthige Gestalt der Frau von Waiz, welche im netten, ihren schlanken Wuchs nur verschönernden Morgenkleide eben jetzt am Fenster weilte, und sich den schönen Morgen betrachtete, und hinter ihr Fräulein Jucunda von Rolf, die jüngere Schwester der Gutsbesitzerin, die durch ihre zarten, aber sehr ebenmäßigen Formen, für das Amt der Hebe, das sie eben bei Ordnung des Frühstücks verwaltete, ganz geschaffen erschien, ein so niedliches und einladendes Bild, wie es

wohl kein Suchender in dieſer rauhen Gegend und hier um dieſe Jahreszeit zu finden geglaubt hätte. —

„Der Onkel verweilt ungewöhnlich lange;“ ſagte das Fräulein, mit ſcheuen Fingern den heißen Deckel der ſilbernen Filtrirmaſchine lüftend und den aromatiſchen Duft des klaren Mockatrankes mit Lüſternheit einathmend. „Sollte er unpäßlich geworden ſeyn? Doch dann hätte er längſt geſchickt; ſchmeckt ihm doch ſein Morgenpfeifchen nur, wenn mein feines Fingerchen die ſchmuzigen Blätter eingeſtopft und ich ihm den Fidibus am Wachsſtock angezünder.“ —

„Der alte Gebhard ging vorhin über den Hof nach dem Flügel hinauf,“ antwortete die Baronin Amelie, „und wird den Obriſt während des Ankleidens mit einer Jagdgeſchichte ohne Ende gefeſſelt haben. Zog doch das ganze wilde Heer geſtern Abends wieder hinaus in den Forſt, und der Onkel ſchien große Luſt zu haben, die trübſelige Nachtpartie mitzumachen, hätte er nicht den gefallenen Schnee und den ſtrengen Ausſpruch des Leibmedicus gefürchtet, daß trotz der dreijährigen wunderthätigen Linnéiſchen Erdbeernkur bei der geringſten Feuchtung der Sohlen der alte Feind aus dem ruſſiſchen Feldzuge, genannt Podagra, wieder anrücken werde.“—

„Wären wir nur erſt wieder in der Reſidenz!“ ſeufzte Jucunda, und tauchte einige Semmelbrocken in die Milch, und ſteckte ſie den ſchreienden Kanarienvögeln durch's Gitter, die der bekannten Wohlthäterin dafür in das weiße Händchen pickten.

„Machst Du mir Vorwürfe," fragte getroffen Amelie, „daß ich Dich mitzog, als der eigensinnige Ohm darauf bestand, an Ort und Stelle die Angelegenheiten der Erbschaft meines seligen Hausherrn in Ordnung zu bringen, und meine Revenüen festzustellen, und den nahe wohnenden Vettern ihre Mannslehne und Legate auszuliefern?" —

Jucunda drehete sich mit einem Walzerpas schnell von den Sangvögeln zur Schwester, legte ihren runden Arm um der schönen Wittwe schlanken Leib, und leicht sich etwas zu der Hochgewachsenen erhebend, preßte sie einen warmen Schwesterkuß auf den schmollenden Mund derselben. „Könntest Du seyn ohne mich oder ich leben ohne Dich?" fragte sie schalkhaft. „Hat man uns nicht gar oft spöttisch das schwesterliche Liebespaar getauft? Und spieltest Du auf dem letzten Karneval nicht im stattlichen Jagdrocke Deines seligen Eheherrn meinen Liebhaber so täuschend, wie ich Deine schäferliche Dorilis, daß am Tage darauf mir die ganze Residenz zu dem unbekannten Bräutigam gratulirte? Und sind es nicht achtzehn Jahre, nehmlich am nächsten Sontag, wo wir meinen Geburtstag hoch aber jammervoll einsamlich und langweilig in dieser Wildniß feiern werden, daß wir Alles theilen, wie wir das erste Zuckerplätzchen theilten, welches meine Amme mir darbot. Freilich hast Du, wie Du Dir damals die Hälfte des dem passiven Kindlein bestimmten Biskuitchens gewaltsam zueigneteſt, auch später den Herrn von Waiz an Dich gerissen, und mir mein Theil an ihm nicht zugestanden, aber

ich bleibe darum doch Deine treue Jucunde, und wüßte keinen Platz in der Welt als neben Dir, und könnte selbst die Seufzer und Anbetungs-Addresse meines Liebhabers Dir zur Hälfte addressiren ohne Eigennutz und Eifersucht." —

„Schäckerin!" lächelte Amelie, mit dem Finger die geschwätzigen Lippen schlagend. „Was Du sagst, ist ein Beweis, daß noch nicht der Rechte bei Dir angeklopft. Wenn er kommt, wollen wir sehen, wie Du die Prüfung bestehst." —

Fräulein Jucunda fühlte ihr Gesicht ein wenig heißer werden, als es zuvor gewesen, und die rosenfarbene Signalflagge auf den Wangen als Verrätherin fürchtend, schwebte sie in den neuesten Ecossaisen-Pas der Residenz hin und her über die glatten Parquets, indem sie den Rücken weislich der Schwester zuwandte, trillerte dazu: Es singt ein Vöglein witt, witt, witt! Komm mit! Komm mit! hielt dann mit flüchtigem Athem am runden Mahagony-Tische still, und stellte die buntbemalten Pariſertaſſen in Reihe und Glied.

„Nimm Platz, Amelie!" sagte sie, den kleinen Mund wie schmollend aufgeworfen. „Ich trinke, denn ist der Onkel ungalant genug uns verwaiſete Prinzeſſinnen warten zu lassen, so dürfen wir auch den Respect vergessen, und ihn des hohen Vergnügens der ersten gemeinsamen Tasse berauben. Ich dürste nach dem warmen Labetrunke mehr als nach dem Becher voll Ananas-Eise aus des unverwüstlichen, tanzlustigen Majors galanten Händen. Ist doch auch unser jungfräuliches

Schlafgemach droben ein wahres Sibirien, und der grobe Nord hat diese Nacht das Dach geschüttelt, und in den nahen Bäumen gekracht, daß ich die Posaune des Weltunterganges zu hören glaubte, und nichts träumte als von Raub- und Mordgeschichten, durchgegangenen Pferden und Kirchhöfen mit gespaltenen Gräberhügeln und daraus hervorsteigenden Gerippen." —

„Wie ein kleines Murmelthier mußt Du geschlafen und auch den Sturm geträumt haben!" lachte die Freifrau. „Die Nacht war still und der Mond schien hell durch die eisbeblümten Fenster. Aber mich störte eine ungewöhnliche Unruhe im Schloßhofe; die Thorflügel knarrten noch spät mehrere Male; Hundegebell und rauhes Stimmengemurmel beunruhigte mich, und wäre meine alte Sophie nicht gestern krank zu Bett gegangen, und hätte der Lärm nicht bald ein Ende genommen, so würde ich Sturm geläutet haben, Einbruch oder Feuersnoth vermuthend." —

„Die Jagdleute werden spät zurückgekehrt seyn;" entgegnete Jucunda, ihr Täßchen schlürfend; „die rohen, blutdürstigen Gesellen kehren sich nicht an die feinere Natur und die Schlafluft ihres Nächsten. Stampfte uns doch auch Dein lieber, galanter Seliger manches Mal mit seinen derben Jagdsohlen aus dem ersten Schlafe, und seine geliebten schmutzigen Saufinder durften Dir manchen ächten Teppich verderben." —

„Ich träumte von einem ruhigern Winter;" versetzte Amelie, Arm und Lockenhaupt auf das Fenstergesimse stützend; „ich wollte hier der Erinnerung leben,

und einen Plan für die Zukunft im traulichen Abendkreise entwerfen. Aber die Männer sind sich alle gleich, und kaum hat der gichtbrüchige Ohm den Wald wieder gesehen und ein Jagdhorn gehört, so ist auch die alte Sündenlust wieder in ihm lebendig geworden. Aber tröste Dich, Jucunda: spätestens in drei Wochen sitzen wir wieder in der warmen Loge unseres Opernhauses, und hören nur den Zauberspektakel der Armida, nur Webers Jägerlieder und den Schuß, welcher den schönen Jaromir verwundet." —

„Aber sieh da den Onkel!" setzte sie schneller hinzu. „Er stürmt über den Hof, als wäre er ein heroischer Fahndrich, der die Fahne gegen eine Batterie trägt, und sieht dem alten Gerhard Befehle mit beiden Armen zu, als hätte er seine Grenadiere noch hinter sich und riefe sie mit einem Vorwärts zum Bajonettsturm." —

Beide Damen nahmen rasch im Sopha Platz, um durch verstellte übele Laune dem Obristen die Säumniß entgelten zu lassen, aber sie kamen nicht zu ihrer weiblichen Komödie.

Der alte Podagrist trat wenige Minuten darauf mit solcher Hast und so kräftigen Schritten in den Salon, und sein Antlitz hatte in jeder Runzel und Kriegsschmarre der dräuenden Gluth so viele, daß beide Frauenzimmer ihre Rolle vergaßen, ihm mit gestopfter Pfeife und voller Tasse entgegen traten, um nur schnell ihre Neugierde, die erste Weibertugend, befriedigt zu sehen, da das ganze Benehmen des Greises etwas Ungewöhnliches ankündigte. —

„Guten Morgen, Kinder! guten Morgen!“ stieß der Eintretende hastig heraus, die weiße Pfeife zurückweisend und mit Eile zu der präsentirten Tasse greifend. „Danke schön, Jucundchen! Habe nicht Zeit, muß bis nachher verspart werden.“ — Und so schlürfte er in Einem Zuge den schwarzen Mockatrank hinunter und griff nach der Curaçao-Flasche und dem Krystallgläschen, um den gewohnten Morgenzug darauf zu setzen.

„Aber was haben Sie denn, Onkel? Was ist geschehen? Sie ängsten uns!“ stammelten die Schwestern harmonisch ihm zu.

„Verfluchte Historien!“ antwortete der Alte, die Hände zornig ballend um Flasche und Glas, daß das Letztere klirrend brach in der rauhen Soldatenhand. „Schreckensgeschichten, wie man sie kaum im Felde unter Guerillas und Baschkiren erlebt. Füsilirt müßten die Schurken werden oder aufgeknüpft an dem ersten Weidenaste! Wäre ich Herr im Lande, die ganzen Spitzbubendörfer ließe ich demoliren, die Mannsbilder über die Klinge springen und das Frauenvolk benebst der jungen Brut schickte ich in das Spinnhaus und auf die Tretemühle, damit jeder ehrliche Mann sicher bliebe auf seinem Berufswege.“ —

„Aber was gab es denn?“ fragte die Freifrau besorgter, aber auch mit dem Ernst ihres Platzes im Schlosse. „Ihre fürchterlichen Ausrufungen lösen uns keine Räthsel, und ich möchte doch erfahren, warum mein gewaltiger Herr Ohm meinen armen Unterthanen an den Hals möchte mit wahrem Kannibalengrimme.“ —

Der alte Kriegsmann verschnaufte sich, zog die breiten grauen Augenbraunen höher gegen die gerunzelte kahle Stirn hinauf und sprach langsamer und wie verwundert: „Also Ihr wisset noch nichts? Man rapportirte Dir nichts, Amelie? Nun freilich, die Geschichte kam immer noch reichlich früh zu Damenohren, und der alte Gebhard hatte Tact genug, mir zuerst Meldung zu thun, damit ich Eure weichen Herzen vorbereiten konnte und Euch die Ohnmacht ersparen. So höret denn! Die Wilddiebe haben wieder im Forste gewirthschaftet, die braven Jäger haben Jagd auf sie gemacht, und zwei solche Bestien im Garne gefangen, aber der wackere Waldner hat die Pflicht mit dem Leben bezahlt und Einer der Höllenhunde hat den Tapfern mausetodt geschossen."—

Beide Schwestern thaten einen grellen Schrei und sanken auf Sessel und Sopha.

„Onkel," rief Amelie, „es ist ein Mährchen, der Gebhard hat geflunkert, und Sie haben übertrieben, um uns zu ängstigen." —

„Geh hinunter zur großen Dreschtenne, da liegt die Leiche im gefrornen Blute!" brummte der Alte vor sich hin. „Und die beiden Mörder werden sogleich aus dem Thurme zur Amtsstube geführt werden, wo der Gerichtshalter schon wartet." —

„Es ist entsetzlich! Mord in unserer Nähe! zürnte die Schloßfrau, die feinen Hände ringend." — „Die arme Försterin und ihre kleinen, vaterlosen Waisen!" jammerte Jucunda, das Tuch vor die thränenvollen Augen drückend.

„Jammert und tröstet und helft dort, wo es Noth thut;“ sprach der Onkel ernst; „ich weiß, das werdet Ihr guten Seelen ohne mich. Ich will indeß Kriegsrecht halten über die gräulichen Unmenschen, und werde den vorsichtigen Herrn Gerichtshalter schon zu stimuliren und ihm nachzuhelfen wissen, daß er mit seinen gewissenhaften Clauseln und modernen Naturrechtsfloskeln mir die Schurken nicht aus dem Netze läßt. Schaut her, Kinder! Da führt man die Galgenkandidaten eben über den Hof. Der kugelrunde Bärenkerl ist der wahrscheinliche Mörder, ein verwegener Mensch, als hätte er bei den kaiserlichen Rothmänteln gedient; sieht aus, als schnitte er Gurgeln ab zum Frühstück. Und der andere tannenschlanke Windhund ist ein noch gefährlicherer Gauner, ein vagabondirender Student, der an keinen Teufel glaubt, selbst des Samiels Rolle spielt, und listig und gewandt seyn soll wie ein französischer Spion. Er wäre die Nacht beinahe durch eine superfeine List entwischt, wenn nicht der Gebhard zugegen gewesen, und hätte nicht sein Kamerad auf ihn ausgesagt und ihn als seinen Mordgesellen genannt.“ —

„Ich mag die Schrecklichen nicht sehen! Sie würden in allen meinen künftigen Träumen erscheinen,“ seufzte Jucunda, und drückte ihre Augen in die Polster.

„Eine gräßliche Physiognomie!“ sprach Amelie, die starren Blicke vom Fenster herab gerichtet. Seine Thaten stehen auf seinem Gesichte, und wie frech und höhnisch er auf die Wachen blickt und wie grimmig er die Zähne in den Strick drücket, der seine Fäuste zu-

sammenquetscht. Aber sein Kamerad theilt sein wildrobes Aeußere nicht, und geht gar anständig auf dem gefährlichen Gange, der über sein Leben entscheiden soll. Da dreht er sich in der Pforte um; er sieht herauf; er scheint zu uns zu sprechen, doch die Jäger reißen ihn fort. Bei dem Himmel! Onkel, dieses Gesicht ist mir schon irgendwo begegnet." —

„Kann seyn!" brummte der Oberst. „Solche Gaudiebe drängen sich zu Allen, wo sie Hoffnung haben etwas zu schnabuliren. Auf der Promenade zur Försterei oder auf der Morgenfahrt hat ihm vielleicht Dein Demantring oder Deine Goldkette in die lüsternen Diebesaugen geflimmert. Ich marschire gegen den Feind und will ihm schon einheizen." — So nahm er seine Fuchspelzmütze, die Pfeife und seinen Krückstock und humpelte langsamer als er gekommen zum Salon hinaus, und ließ die Damen allein mit ihren bedrückten Herzen und bewegter Seele, deren trauriges Gespräch sich sofort dahin richtete, wie man auf die zarteste und beste Weise der guten Försters frau das ungeheure Unglück vorbringen und für sie und ihre Kleinen Sorge tragen wolle. —

Einige Zeit verrann unter Ausrufungen und Seufzern, mit welchen die beiden Schwestern ihren Empfindungen wechselseitig Luft zu machen versuchten. Als der erste Schreck und das erste Grauen der Weiblichkeit vorüber war, entstand aus den Exclamationen ein

nützlicheres Gespräch; Amelie ging an ihre Schatulle und legte einige Röllchen daraus zur Hand, doch Jucunda schüttelte das braungelockte Köpfchen und fragte: „Kannst Du das Leben bezahlen und die Liebe des Ehegatten? Wird solch eine vornehme Abfindung nicht die Frau hart verletzen in ihrer ersten schrecklichen Jammerstunde? Wirst Du ihr dadurch nicht mehr noch verdeutlichen, lebhafter sie daran erinnern, daß sie den Ernährer verlor und mit ihren Kindern eine Bettlerin ist?" — Amelie warf verstimmt die Geldrollen zur Seite.

„Aber wie soll ich's besser machen?" versetzte sie. „Bin ich ein Gott und kann ich Todte erwecken, oder das Herz der Waldner in Kieselfels verwandeln, daß es kalt und hart wird für die herbe Schickung? Rathe, Du zarter Mentor, ich will Deiner Weisheit folgen." —

„Dein Wille ist gut, nur die Art nicht die rechte;" antwortete Jucunda. „Sprich der Försterin Dein Beileid aus, sorge für ein anständiges Begräbniß des Unglücklichen; Beides wird wohlthätig auf die Frau wirken. Versprich ihr Hülfe, aber zeige ihr Dein kaltes Gold nicht, so lange sie noch am offenen Sarge weinet, und alle ihre Erdenschätze von ihm umschlossen und eingekerkert wähnt. Und vor Allem muß sie fort von hier; jeder Baum, jede Felsecke muß ihr hier schrecklich werden für die Folge. Nimm sie mit ihrem Töchterchen in Dein Haus als Aufseherin oder was Du willst, oder gieb ihr den ruhigen Platz auf Deinem Lustgarten in der Residenz, thue den Sohn in eine Lehranstalt; und das

Alles langsam und ohne Eil nach einander, dann wirst Du ihren Schmerz allmählig abstumpfen durch neue Lebensbilder, neue Einrichtung, neue Umgebung; denn den Schmerz selbst kann nur ein Höherer ihr entführen, der ihn zuließ, und einen sichern Arzt befehligt, den wir Zeit nennen, und dessen Cur selten ihre Wirkung verfehlt." —

„Du sollst Recht haben;" sprach die Freifrau; „ich war zerstört im Innern, meine Gedanken wirbelten im Kopfe, seit der Onkel uns so soldatisch vorbereitet seine Jammergeschichte vor die Füße warf. Aber Eines meiner Gefühle hat Deine Schilderung des Bedürfnisses der armen Wittwe mir klar gemacht; auch meines Bleibens ist hier nicht; aus jedem Dickicht, aus jedem Steinbruch werde ich von jetzt an die Kugel der Mörder zischen hören, und so lieb mir in den Sommertagen diese wildromantische Gegend war, so werde ich mich doch nie wieder hersehnen, und ich will dem Obristen auftragen, das Gut auf lange zu verpachten oder irgend einen Tausch mit den Vettern abzureden." —

Jucunda schlug den Arm um die Schwester. „Amelie," sagte sie lebhaft, „wie oft schon trafen sich Zwillingsgefühle in unsern Herzen. O schon wie wir einfuhren in diese Berge, wie der Sturm die Zweige der alten Eichen auf das Verdeck unsers Wagens herabwarf, wie bei dem Heraufffahren mitten im Schloßthore die beiden ersten Pferde stürzten, und die Kalesche fest rücklings bergunter gerollt wäre, wie der scharfe Schnee bei dem Aussteigen uns in die Augen fuhr, als wolle er uns warnend den

Eintritt verwehren, schon da durchschlich mich eine widerwärtige Empfindung; ich wünschte mich weit, weit hinweg von hier, ohne mir den Grund dafür angeben zu können, denn ich war ja bei Dir; und diese Empfindung verstärkte sich mit jedem Tage, wenn ich sie auch Deinetwegen verhehlte. Die finstern, furchtbaren Gewalter, die in diesen Wäldern hausen, waren es, deren Stimme ich hörte, die mich warnten, forttrieben. Ein Unglück, ein blutiges Gespenst ist uns schon entgegen getreten; ich bin ein Sonntagskind, und weiß, es folgen mehrere. Laß uns davon, morgen, heute schon! Mag der Onkel, wenn ihn die rauhe Luft hält, allein den Krieg im Walde und die Inquisition der Schrecklichen führen, da der Gedanke, mit ihnen in Einer Ringmauer weilen zu müssen, mir schon Fieberfrost in die Glieder wirft." —

„Deine Furcht ist ansteckend;" rief Amelie aus, indem sie rasch sich vom Sopha erhob. „Komm, laß uns gleich zu den Koffern gehen; ich klingele der Sophie und wenn der Obrist von seinem Blutgerichte heimkehrt, trifft er uns im Reiseoberrocke und aller Widerspruch wird durch die rasche, unwiderrufliche That zu Schanden." —

Der alte, weißköpfige Gebhard unterbrach die feurige Peroration der Frau von Waiz, indem er mit sichtbar verlegener Miene eintrat, und einige Augenblicke an der Thür verweilte.

„Ein neues Unglück?" fragte Jucunda ebenfalls,

vom weichen Sitze springend. „Sprich es aus, weißer Rabe! Haben die Wilddiebe den Onkel erdrosselt?“ —

„Um Gotteswillen, gnädiges Fräulein,“ entgegnete der alte Schloßverwalter, „davor möge uns der Himmel bewahren! Der gnädige Herr läßt nur anfragen, ob er die Inquisiten soll hier herauf transportiren lassen, oder ob die gnädige Frau Baronin von der Güte seyn wolle, sich zur Gerichtsstube herunter zu bemühen?“ —

„Was?“ rief die Freifrau. „Ich hinunter? Was habe ich mit den Mördern zu schaffen?“ —

„Nicht hier herauf! um keinen Preis herauf!“ schrie außer sich Fräulein Jucunda dazwischen. „Ich stürbe sofort am Herzkrampfe, wenn einer der Verruchten mich ins Auge faßte.“ —

„Es ist ein sonderlicher Casus, wie der Herr Gerichtshalter es nennt, dabei;“ fuhr der alte Gebhard eintönig fort, ohne von den Ausrufungen und Schreckensgesichtern der Damen Notiz zu nehmen. „Der Kristel nämlich, der muthmaßliche, ja gewisse Mörder des armen Waldner, bleibt freilich dabei, der mit ihm Arretirte sey der verrufene Kantorssohn und sein Kumpan im Handwerk; jedoch der Andere behauptet mit zornigen Worten, er habe nie mit solchem Gesindel Gemeinschaft gehabt, sey weder ein Wilddieb noch dienender Jäger, sondern ein freier Edelmann und reicher Gutsherr aus der Mark, und die Dame, welche er hier am Fenster gesehen, kenn ihn genau und werde für ihn Zeugniß geben.“ —

„Sonderbar!“ sagte Amelie nachdenkend. „Ich kannte das Gesicht. Aber wo soll ich's hinbringen?“ —

„Ob er die gnädige Frau oder das Fräulein meinte, wissen wir nicht;“ entgegnete der Alte. „Indeß könnten ja Beide den Menschen in Augenschein nehmen; meinte der gnädige Herr. Lassen Sich aber die gnädige Frau nicht in das Bockshorn jagen. Solch ein vertrackter Kerl ist dreist genug sich für einen Prinzen auszugeben, wenn er den Hals retten kann, und hofft auf das Mitleid der gnädigen Herrschaften, wenn er den Strick so nahe sieht. Der Cantorssohn ist ein verlaufener Studiergesell, und als wir mit dem seligen Herrn zu Jena Studierens halber uns aufhielten, haben wir das Völkchen kennen lernen, immer oben hinaus, niemals in Verlegenheit, für jede Bedrängniß einen Witz, nicht lustiger als wenn kein Groschen im Beutel war, nicht übermüthiger als wenn die Pedellen ihnen an den Kragen wollten; setzten das Leben daran, wenn sie Einer schief angesehen, oder ihnen auf einen Nieser ein lachendes Prosit gerufen; dreschten auf einander ein mit blanken Klingen, als schlügen sie Federball zum Zeitvertreib, und thaten überall als wären sie die Könige hier unten, und nicht Obrigkeit und Gericht über ihnen. Und so Einer soll der Cantorssohn auch gewesen seyn; darum rathe ich zur Vorsicht, und mag ihn die Frau Baronin nur sofort mit einem verächtlichen, kurzen: Ich kenne Dich nicht, Du Judas! abzufertigen belieben. Und das ist so meine unmaßgebliche Meinung.“ —

Die Frau von Waiz hatte indeß nachdenkend und an den Kaffeetisch gelehnt gestanden; jetzt richtete sie sich rasch empor und sagte entschlossen: „Geh Er voran, Gebhard. Ich folge Ihm auf dem Fuße." —

Jucunde warf sich ihr in den Weg. „Schwester! Was willst Du thun?" rief sie ängstlich. „Menge Dich nicht in solche grauenvolle Geschichten. Ich zittere, denke ich Dich diesen Verbrechern gegenüber." —

„Könnte nicht ein Unschuldiger leiden für fremde Schuld?" fragte Amelie ernst zurück. „Ich bin hier die Herrin, und bin daher es Jedem schuldig, Gerechtigkeit zu gewähren, koste es mir, was es wolle. Und, Du närrisches Kind, setzte sie lächelnd hinzu, meine Jäger und die Schloßleute werden jedes Haar auf meinem Kopfe schon zu bewahren wissen." —

„Alles in Ordnung, gnädige Frau!" sprach Gebhard ernsthaft dazwischen. „Vier Mann mit scharfgeladenem Gewehr und sechs Knechte mit schweren Partisanen aus der Rüstkammer im alten Thurm; auch steht des Gerichtshalters breiter Tisch wie eine Gränzmauer dazwischen, und die Wache wird den Inquisiten schon das Voltigiren verbieten." —

Die Baronin lächelte noch sichtlicher über des Alten Trostworte. „Da siehst Du ja meine Sicherheit!" sagte sie, nickte der Schwester traulich zu, und folgte dem Getreuen, indeß Jucunda die zarten Hände faltete, und mit tragischen Schritten und Geberden ihre Unruhe vom kalten Fenster zum knatternden Ofen hin und her trug, und vergebens den gelben Kanarienhähnchen

Stillschweigen zu heischte, welche mit gellendem Gesange zwischen die Seufzer und Ausrufungen der Einsamen schmetterten, daß es in ihrem Köpfchen immer wirrer wurde, und sie die Schelle ziehen mußte, von der alten Kammerfrau eine Sauvegarde ihres bangen Herzens zu gewinnen.

Unten in der Gerichtsstube sah man indeß eine stumme Scene, die sich des Meistergriffels eines Hogarth oder Ramberg und der beschreibenden Feder eines Lichtenberg würdig gruppirt hatte. Der alte Obrist von Rolf saß mitten hinter dem Tische; in der seltsamsten Verlegenheit verzog sich sein narbenvolles und gefurchtes Angesicht und wechselte in jeder Minute zwei Mal die Physiognomie, wie die Wolke, um welche zwei Strichwinde kämpfen. Er konnte es nicht zum Zorngesicht bringen; die Eismaske eines kalten, unerschütterten Stoikers war eben so wenig nach dem Vorgefallenen zu gewinnen; so suchte er wenigstens den Respect vor den Bauern und Bedienten zu erhalten, indem er die Flagge des Stolzes und den fahlen Wimpel der Verachtung aufzuziehen sich bestrebte, was dem jovialen, ehrwürdigen Kriegsmann am wenigsten gut gelingen konnte, und aus der langen weißen Tabackspfeife bließ er dabei so entsetzliche Wolken, als wolle er wissentlich sich und seine Unbestimmtheit in mystische Nebel verbergen. Der kleine, spindeldürre Gerichtshalter saß dem Herrn zur Seite; seine rothe, etwas

lang gerathene Nase glühte an dem mehlfarbenen Antlitze wie ein Leuchtfeuer auf einer nordischen Kreideklippe; er schwitzte große Tropfen an Stirne und Kinne, zerschnitt und zerkäuete ein Dutzend Federn, und brummte seinem hohen Nachbar von Zeit zu Zeit einige lateinische Floskeln zu, die derselbe nicht verstand und darum unerwiedert ließ. Jenseit des breiten, grünen Tisches sah man die beiden Gefangenen; der Eine, ein schlanker, junger Mann stand in einer edeln Stellung frei mit untergeschlagenen Armen, sah bald seine Richter mit scharfem, sarcastischem Lächeln an, bald flog sein großes Auge ungeduldig der Thür zu, und seine ganze Haltung trug wirklich etwas Edles an sich, das mit seinen Aussagen verbunden den alten Obristen stutzig machen mußte. Der Andere, der kurze Kristel, saß dagegen auf der Armensünderbank, hatte gemächlich seine schweren Fäuste auf die derben Knie ausgebreitet, und lächelte ebenfalls, aber höhnisch, ja selbst teuflisch; indeß der Kreis der bewaffneten Wächter sich in dem Hintergrunde gleich steinernen Puppen ausbreitete, von denen keine mit den Augen zu blinzeln wagte, noch sich unterstand, durch ein Räuspern die feierliche Stille der Erwartung zu unterbrechen, welche der erste Act des Verhörs über diese Halle gezaubert hatte, die sonst nur lärmvolle Dispüte der prozessirenden Bauern zu hören gewohnt war. Der Obrist begann nehmlich nach seiner Weise den Gerichtsact mit einigen derben Flüchen und einer donnernden Strafpredigt an die Malesicanten, und ließ den jüngern derse-

den, der mit höflicher Verbeugung eine Anrede an ihn versucht, nicht zu Worte kommen. Als jedoch die Commandostimme sich erschöpfte, und der Gerichtshalter mit bedächtlichen Schnarrtönen die Pause wahrnahm, sein Amt mit gehöriger Würde und allen formellen Erfordernissen zu beginnen, durchriß dem Unwilligen sofort der vermeintliche Kamerad des Kristel die erste peinliche Frage, indem er gegen jede weitere Procedur protestirte, und sich streng alle fernere, wörtliche wie thätliche Mißhandlung verbat, durch die nahe hausenden Herrn von Otterßen seine Person und seinen Stand legitimiren zu lassen verhieß, und mit ernster Heftigkeit verlangte, sogleich aus dieser schändenden Gesellschaft und von diesem beschimpfenden Platze entlassen zu werden. Ein wilder Tumult wurde durch diese categorische, schnell gesprochene Rede erweckt. Die Jäger erhoben alle zugleich nochmals ihre Anklage. „Er ist bei der Leiche gewesen, war blutbefleckt, hatte geladen Gewehr und Wild im Holster auf fremdem Reviere, und der Kristel selbst bezeugt, daß er geholfen!" So rasselten sechs rauhe Stimmen durch einander, und der Inquisit Rothhahn, den die Verwirrung sichtlich zu ergötzen schien, brummte dazwischen: „Ja, er war dabei! Mitgefangen, mitgehangen! Obgleich wir Beide so unschuldig sind wie ein ungebornes Kuhkalb!" — Da drehte sich der Unbekannte plötzlich mit edlem Unwillen gegen die Schreier, seine Augen blitzten, und sein Gebot zu schweigen hatte so etwas edles und hohes, daß selbst auf der hitzigen Jagdleute Lippen das fluchende

Anklagewort erstarb. Als er sich dann, die gewonnene Pause verständig nutzend, wieder zum Tische wandte, und in den vollen Tönen und dem kräftigen Ausdrucke der englischen Sprache sein Wort an den Obristen richtete, verschüchterte der fremde Klang das drohende Volk hinter ihm, und der Alte horchte stutzig der bekannten, lieben Mundart.

„Mein Herr," sagte der Fremde, „was mir bis jetzt geschah, habe ich dem Schicksale und einer bösen Laune des Zufalls zugerechnet. Bis jetzt sind auch Sie entschuldigt durch die seltsamen Umstände, welche mich in solche Lage versetzten. Wollen Sie aber fernerhin Kavaliers-Parole nicht achten, und meine Rechtfertigung durch den genannten Freund nicht erwarten, so werde ich die Sache ernster nehmen als bisher, werde bei meinem Könige die strengste Genugthuung verlangen für das Geschehene, und von Ihnen, mein Herr, die Satisfaction begehren, die unter Edelleuten üblich ist; denn auch ich führte eine Compagnie freiwilliger Jäger bei Leipzig gegen den gemeinsamen Weltfeind, und verstehe mich auf jede Waffe, die Sie wählen könnten." —

Der alte Kriegsmann sah den Sprecher mit immer größer werdenden Augen an, dann stotterte er, sich unzählige Male den silberweißen Knebelbart streichend, „Sie wären — Er ist — daraus werde der Beelzebub klug! Sind Sie ein Herr von — so kann ich Sie doch — beim Teufel! nicht wieder in den Thurm stecken lassen! Und ist Er ein Spitzbube, wozu die Leute dort und sein Kamerad da auf dem Sünderschemmel ihn

machen wollen, so kann ich ihn doch nicht in das Herrenzimmer führen und mit schönen Redensarten und einer Flasche Wein tractiren, bis mein Bote den Herrn von Otterßen bestimmt, sich zu uns herüber zu bemühen im Schneewetter!" —

Der Fremde schüttelte etwas spöttelnd den Kopf und verzog dann seinen angenehmen Mund zu einem recht freundlichen Lächeln. „Es macht mir besonders Freude," sagte er artig, „Sie aus einer so furchtbaren Wahl ziehen zu können. Vielleicht läßt sich ein näherer Zeuge finden, dessen Güte mich aus dieser Löwengrube erlösen möchte. Irrte ich nicht, so sah ich oben an einem Fenster dieses Schlosses eine Dame, deren Bekanntschaft ich mich rühmen darf, und deren schönes Herz gewiß mit Vergnügen einen Unschuldigen aus schweren Banden losspricht." —

„Frau von Waiz?" stieß der Obrist erstaunt hervor. „Ganz recht! Also täuschte das Auge mich nicht?" fiel der Fremde mit sichtbarer Freude und glänzenden Augen ein. „Darf ich bitten, die Gnädige zu bestimmen." — Der Alte winkte den Schloßverwalter zu sich heran und gab ihm heimliche Befehle, die derselbe mit mürrischen Blicken auf den Inquisiten zu beantworten schien, obgleich er sofort abmarschirte, des Herrn Willen zu vollziehen. „Herr," sagte der Obrist noch, „treiben Sie oder treibt Er Sein Spiel mit uns, so soll man an mich gedenken! Der Thurm hat noch schlechtere Quartiere unter der Erde, wo kein Sonnenlicht die Fahne ausſteckt und wohin kein Erdenschall hinab-

reicht und käme er aus dem Rachen eines zwei und dreißig Pfünders." —

„Ich hatte genug an der Bekanntschaft mit meinem gastlichen Quartiere der letzten Nacht, und werde Sie nicht noch mehr incommodiren!" versetzte der Bedrohete mit einer leichten Verneigung und nun entstand die seltsame General-Pause, die wir im Anfange dieses Kapitelchens zu beschreiben versuchten. —

Schritte tönten auf den Quaderplatten der Schloßflur; der greise Gerhard öffnete respectvoll die Flügel der Thür, und herein trat scheu, jedoch ihren Muth und ihre Hoheit herauf zwingend zur stolzen Haltung des edlen Körperwuchses und des schönen Kopfes, die Baronin Amelie. Einen raschen Schritt that sogleich der Fremde näher zum Tische; der Freifrau erblichenes Gesicht deckte aber augenblicklich eine hohe Röthe, und mit einem lautgerufenen Ach! stützte sie ihre weiße Hand auf des alten Dieners Schulter.

„Gnädige Frau!" sprach der Unbekannte, sich mit dem Tone der großen Welt zu ihr wendend. „Zürnen Sie nicht, daß ich als ein so dreister Gast mich bei Ihnen eindränge, daß ich schon wieder Ihrer Verzeihung für meine verwegenen Bitten bedarf. Dieses Mal dürfen Sie jedoch nicht mich, sondern das Fatum anklagen, welches uns arme Menschenkinder oft bei dem Schopf nimmt und hinführt, wo man uns nicht erwartet hätte." —

„Onkel, was haben Sie gethan!" stieß da die Baronin tief Athem schöpfend heraus. „O Herr von

Deepen, wie ist das geschehen? Wie war das möglich? Und wie ist das irgend gut zu machen?" —

„Also ist der Herr?" — stotterte der Obrist mit einem versteinerten Gesicht.

„Freilich!" antwortete zürnend die Baronin. „Hauptmann von Deepen; Freund und Begleiter des Gesandten an unserem Hofe. Onkel, das hat Ihr wilder, unruhiger Geist gemacht; nun sorgen Sie auch allein, wie das gut zu machen, denn ich kenne keinen Ersatz für solchen Mißgriff." —

Der Herr von Deepen schob rasch und zum Schreck des zitternden Gerichtshalters den schweren Sitzungstisch mit Leichtigkeit zur Seite, eilte zu der Freifrau und die Hand der immer mehr Erröthenden warm an seinen Mund pressend, entgegnete er galant und zart: „Was wäre gut zu machen? Daß ich eine Nacht im kalten Bivouack zubrachte? Der Zufall hat wie mein bester Freund gesorgt, denn er führte mich auf die sonderbarste Art unerwartet der Verschwundenen zu, und erfüllte Wünsche, die ich kaum zu hegen gewagt haben würde. Ihr Thurm gestaltet sich mir zur schwarzen Vorhalle, ohne die der Geprüfte nicht zum Tempel gelangen darf; und wenn ich in letzter Nacht die alten Steinwände mit Zornesworten und bittern Monologen beleidigte, so ist nur die Stockfinsterniß des menschlichen Gemüths daran Schuld, die mich nicht ahnen ließ, daß ich in denselben Ringmauern verschlossen gehalten wurde, die das Kleinod mit mir umgaben, welches ich am Höchsten auf Erden verehre. Und wenn Sie meine unerwartete Anwe-

senheit mit einem freundlichen Blicke begrüßen, so hat der Herr Obrist meinen besten Dank, nimmer aber meinen Unwillen zu erwarten." — Und Amelie blickte recht freundlich. „Verdammte Geschichte!" murmelte der Obrist indeß dazwischen. Aber die vertrackten Burschen haben alle Schuld. Konntet Ihr denn die Augen nicht aufthun, Ihr blinden Maulwürfe, und zusehen, wen Ihr vor Euch hattet? He! Bomben und Küraß! Ein Edelmann ist doch von einem Galgenstrick zu unterscheiden auf den ersten Blick. Und den satanischen Lügenteufel werft mir bei Wasser und Kommisbrod in den Thurm, und schließt ihn krumm wie einen Trommelreif. Morgen kann der Gerichtshalter sein Heil mit ihm versuchen. Ihr aber, laßt Euch in zwei Stunden nicht vor mir sehen, oder ich möchte vor Grimm nach der Fuchtel greifen und — — — Einen alten gedienten Offizier in solche Verlegenheit und Scham zu bringen! Bomben und Küraß, es ist zum Teufelholen!" —

„Was können die braven Leute dafür?" fiel der Hauptmann ihm in die ungesalzene Apostrophe. „Wir Adamssöhne bringen das Standeszeichen nicht mit auf die Welt, und die Liebe zu dem armen Förster hatte sie entrüstet und verwirrt. Sie thaten ihre Pflicht, und jeder Gutsherr müßte sich freuen, so eifrige und rasche Diener zu haben. Da, Jagdgesellen, theilt den Inhalt dieser Börse unter Euch, und wer hinüber nach Otterßen marschirt und dem Kammerherrn von mir und meinem Hiersein Nachricht bringt, bekommt ein Goldstück außer seinem Theil." —

Die Jäger sahen sich verblüfft unter einander an; der Obrist murmelte ihnen noch einige Scheltworte zu, und folgte dann der Baronin, die schon dem schönen Ausländer ihren Arm gereicht, und ihn mit der lieben Vertraulichkeit in die herrschaftlichen Zimmer hinauf genöthigt hatte, mit der die Damen selbst die größte Beleidigung und die bitterste Kränkung in der Männerseele bis auf die kleinste Spur auszutilgen wissen. —

Durch die seltsamliche Verwechselung und Voreiligkeit der Dienstboten nahm von Stund an das Leben der Schloßherrschaft eine ganz andere Richtung. Fräulein Jucunda that einen gewaltigen Schrei, als die Schwester am Arme des nicht gerade sauber gekleideten Fremden in der Zimmerthür sich zeigte; nachdem sie aber gleichfalls den wohlbekannten und galanten Hauptmann in ihm erkannte, der als ein Schmuck jeder Assemblée der Residenzstädter gegolten und mit besonderer Auszeichnung sich um die Gunst Ameliens bemühet hatte, so verwandelte sich auch ihre Furcht in unverhehlte Freude, und dem Herrn von Despen wurde der Hochgenuß, sich von zwei der lieblichsten Damen um die Wette bemitleidet, um die Wette mit allen Erquickungen zum Ersatz für die ausgestandenen Beschwerden bedient zu sehen. Er versicherte unzählige Male, daß er gern einen Monat hindurch solche kalte und grausige Thurmnächte ertragen möchte, folgte jeder solchen Nacht ein solcher seliger Morgen nach. Auch der alte Herr von Rolf, den sonst nicht

leicht etwas aus dem Gleiſe warf, und der ſeiner Bequemlichkeit ſelten ein Opfer brachte, war im Bewußtſeyn einem Fremden Unrecht gethan zu haben, auffallend beweglich geworden; er ruhete nicht, bis er dem Herrn von Despen als Arzenei gegen den ſchädlichen Nachtfroſt ein Fläſchchen Tokayer eingenöthigt, bis der Gaſt verſprochen, als Beweis, daß er nicht grolle, eine volle Woche auf dem Schloſſe zu verweilen; er ruhete nicht, bis er den Fremden zum Verdruſſe der Damen hinüber auf ſeinen Flügel, deſſen Zimmer die bequemſten und wärmſten im Schloſſe waren, tranſportirt hatte, wo er wie der zärtlichſte Vater um ihn ſorgte, ihn in die Pelzſtiefeln und den wattirten Schlafrock hüllte und zum Erholungsſchlafe auf das weichſte aller Ruhebetten im Lande perſuadirte. Herr von Despen mußte ſich die Sorgfalt gefallen laſſen, obgleich ſie ihm ein Opfer und eine Entbehrung ſchien, da der Obriſt mit militäriſchen Schwüren verſicherte: er würde ſonſt an ſeiner Verzeihung zweifeln! Nahm der junge, feurige Hauptmann in ſeinen Arreſt doch ſchöne Traumbilder mit, und die Hoffnung auf reichbekränzte Tage und Stunden voll Entzückung und Seligkeit.

Der Obriſt, welcher weislich das Logis ſeines Gefangenen verſchloß, hielt jetzt geheimen Rath mit den Nichten, und verſchaffte ſich Aufklärung über den Gaſt, den er nicht gekannt haben konnte, da die Garniſon ſeines Regimentes an der äußerſten Gränze des Landes lag, und er im letzten Halbjahre die Reſidenz nicht beſucht hatte. Daß an das Packen der Koffer und die Ab-

reise der Damen ferner nicht gedacht wurde, läßt sich denken, und als Mittags der Herr von Otterßen mit seinen Söhnen eintraf, und höflichst der Frau von Waiz die Rechte auf den lieben Gast abtrat, auch der preußische Dragoner mit dem Gepäcke seines Hauptmanns eingezogen war, und dieser in seiner stattlichen Uniform im Salon erschien, da glich das Leben von gestern dem von heute wie Winternacht und Frühlingstag, und es würde der gehabten Schrecken, des armen Ermordeten und des ruchlosen Verbrechers schon bei dem Desert nicht mehr gedacht worden seyn, hätte Fräulein Jucunda, wenn Jemand aus der Gesellschaft sie über ihre Wortkargheit, ihre auf den gemahlten Porcellanteller gesenkten Blicke, und ihr tiefsinniges Wesen befragte, nicht die Erschütterung durch die gestrige Geschichte als Vorwand und Entschuldigung ihres Benehmens gebraucht. Die Baronin dagegen schien von Allen die Fröhlichste und Glücklichste. Sie bot Alles auf, was von Geist und geselliger Ausbildung ihr zu Gebot stand, um den bösen Eindruck des Vorgegangenen im Gemüthe ihres edelen Gastes zu vertilgen, und daß ihr Werk völlig gelang, litt keinen Zweifel. Hoch aufgeregt, mit glühenden Wangen und glänzenden Blicken saß der Hauptmann neben der junonischen, herrlichen Frau; ihr Witzwort lockte das Seine, ihre zuvorkommende Artigkeit wurde von seinen dankbaren Erwiederungen übertroffen, und der Obrist schmunzelte und wisperte heimlich mit dem Kammerherrn, und trank mehrere Male mystericuse Incognito-Gesundheiten mit

demſelben, deren Deutung vergebens die übrige Geſellſchaft verlangte, obgleich ſeine auf das Hauptpaar geſchoſſenen Jubelblicke die Löſung ſeiner verhehlten Toaſts nicht ſchwer machten. —

So von allen Bewohnern des Schloſſes auf's Freundlichſte behandelt, mußte der Fremde bald heimiſch werden, und in wenigen Tagen war aus dem Umgange alles Fremdartige entwichen; der Galanterie und dem geſuchten Compliment machte Vertraulichkeit und herzliches Geſpräch ein Ende, Verhältniſſe wie zwiſchen Vater und Sohn, Bruder und Schweſtern ſchienen Alle zu verknüpfen, und ſelbſt die ganze Dienerſchaft, da ſie bemerkte, daß der fremde, ſchöne Offizier Keinem entgelten ließ, was man an ihm geſündigt, widmete vom Stallbuben bis zum Leibjäger dem Gaſte ihre beſten Dienſte. Schlichen vorher den Damen die Tage mit Schnecken-Langſamkeit, und fürchteten ſie vorher die Abende, durch die das Schauerliche der rauhen Gegend und die Stürme, welche die Fenſter graulich klirren machten und oft die Wände des Schloſſes erſchütterten, doppelt unangenehm und ſchrecklich wurden, ſo flog dagegen ſeit des Hauptmanns Ankunft Tag und Abend; man ſcherzte, man erzählte, tauſchte Lebensanſichten und Erinnerungen aus, man kritiſirte die Hauptſtadt und ihre Bewohner, der Herr von Despen las vor, Amelie ſchlug mit der Virtuoſität einer Cäcilia den Flügel, Jucunda ſang lieblich wie eine Sontag zur Laute, und dem Onkel zu Liebe wurde zuletzt auch der Karte gedacht, und die Miſeres und gewagten Whiſts des ge-

fälligen Boſtons gaben Gelegenheit zu manchem deutungsreichen Scherzworte, und zu mancher allegoriſchen Phraſe, die den kleinen, ſchelmiſchen Liebesgott zum Dolmetſcher bedurfte.

So ſchön indeß die Verhältniſſe unſerer Geſellſchaft ſich anfangs geſtaltet hatten, ſo wurde doch bald unter den lieblichen Schweſtern eine Ungewißheit ſichtbar, die mit jedem Tage mehr die friedliche Einigkeit und ſtille Eintracht dieſes Zirkels zu befährden drohete. Der Hauptmann hatte natürlich anfangs alle Apoſtrophen ſeiner Hochachtung und Anbetung an die gebietende Frau des Schloſſes gerichtet, und in Ameliens Liebe-bedürftigem Herzen die Hoffnungen, welche die Huldigungen des geiſtreichen und gebildeten jungen Kriegers ſchon in den bunten Kreiſen der Reſidenzſtädter erregt, neu angefacht und faſt in Gewißheit verwandelt, er würde der Mann werden, der die Leere ihres Herzens auszufüllen vermöchte. Seitdem der ſchöne Held aber ein Mitglied der Familie geworden, ſchien ſeine Huldigung ſich ziemlich gleichmäßig zwiſchen beiden Schweſtern zu vertheilen. Freilich blieb Amelien der Vorzug, faſt ausſchließlich das Hauptgeſpräch mit ihm zu führen, nur von ihr wurde der Hauptton der Unterhaltung angegeben, nur mit ihr umſtändlich disputirt. Sie war Wittwe, Jucunda Jungfrau; der junge Mann wagte in freierer Sprache mit ihr zu verhandeln, und ſelbſt der ernſte oder weniger zarte Gegenſtand verſchloß ihr gegenüber ihm nicht den beredten Mund; auch jene kleinen Liebkoſungen und kühnern Zärtlichkeiten, die ein

abgeschlossenes Leben erlaubt und zur Gewohnheit macht, den traulichen Druck der Hand, den Kuß auf den schöngewölbten Arm, das Spiel mit der flatternden Locke erlaubte der junge Mann sich vorzugsweise bei der Baronin, jedoch ertappte die kluge Weltfrau ihn oft bei seltsamen Blicken, die tiefsinnig auf der jungfräulichen Schwester ruhten, wenn diese abgesondert und schweigsam ihre feine Handstickerei am Fenster trieb, und sie bemerkte mit Verdruß, wie der Herr von Despen, wenn Jucunda Tiedgens Rosenlied: „An Alexis send' ich Dich!" zu Himmels wundersamer Begleitung sang, mit besondrer Aufregung horchte, und die Stelle vom Kusse mit halbaufgeschlossenem Munde ihm jedes Mal hohe Gluth auf die bärtigen Wangen jagte; sie bemerkte mit steigendem Mißmuth, wie der Hauptmann, wenn die zarte Sängerin mit ungewohntem Pathos Körners treuen Tod nach Giulianis imposanter Musik vortrug, das: „blieb er doch treu bis in den Tod!" mit glühender Augensprache und einer bedeutungsvollen Bewegung der rechten Hand nach dem Herzen begleitete, und was das Schlimmste war, meistens nur in solchen Momenten, wo er sich unbeobachtet wähnte. —

Amelens freies Gemüth, die Ungebundenheit, welche ihr die frühern Lebenslagen erlaubt hatten, duldete keine Ungewißheit, und in der nächsten Stunde, wo vor dem Schlafengehen kein fremdes Ohr den Zwiesprach der Schwestern belauschen konnte, ergriff sie die Gelegenheit, Jucundens Herz zu erforschen. Zart nach Frauenweise, doch im Tone des innigen Vertrauens,

das unter solchen Schwestern durch nichts getilgt, oder nur verdüstert werden kann, lenkte sie bei dem Entkleidem das Gespräch auf den lieben Gast, erzählte offen jede kleine, doch bedeutsame Annäherung desselben, ergoß sich zu seinem Lobe in feuervolle Ausrufungen, und warf die Aeußerung hin, daß sie ihn schon früher in dem jede Traulichkeit störenden Leben der Residenz der Auszeichnung würdig gehalten, daß sie aber jetzt, nachdem sie ihn und seinen Werth im engern Familienleben näher und klarer erkannt, ihn für den einzigen Mann hielte, dem sie nochmals ihre Freiheit zu opfern vermöchte, ohne vor künftiger Reue zu erzittern. Fräulein Jucunda hatte ohne Erwiederung den langen Wortschwall der geschwätzigen Schwester angehört; nur bemerkte die Baronin bei mancher Aeußerung, daß die Zarte von leichtem Frost erschüttert schien, und die Lösung des glatten Schnürbandes wollte den feinen Händen heute gar nicht gelingen, sondern der eben mühsam gelöste Knoten verschlang sich wie durch neckischen Gnomenzauber immer zu einem neuen und unauflöslichern, und unwillig zerriß die kleine Dame zuletzt mit Gewalt das Band, obgleich sie ihren Fingern weh dabei that, und die gedrückten schnell im Schmerz zwischen die rosigen Lippen brachte. Amelie, schon vom schimmernd weißen Nachtkleide umgeben, schlich unbemerkt hinter sie und faßte die Ueberraschte und laut Auftreischende hinterrücks in ihre Arme.

„Ist Dir die kleine Zunge lahm geworden?“ fragte sie im Tone des Scherzes. „Hast Du keine Theilnah-

me für die Herzenssache Deiner Amerosa, nicht einmal ein liebes Spottwort über Ameliens Schwäche, die kaum einige Monate von der Wittwentracht befreiet, schon eines neuen Myrtenkranzes gedenkt? Schilt mich! Lache über mich! muß ich doch sonst wähnen, mein Leichtsinn sey Dir verächtlich, oder dieser Adolph meiner so unwerth und Dir so gleichgültig, daß Du ihn nimmer als Schwager und Blutsfreund begrüßen könntest." —

Jucunda krebete sich rasch her zu ihr, ließ Schnur und Corsett fallen, und die Schwester mit Heftigkeit umhalsend, preßte sie ihr glühendes Gesicht so fest an den Hals der Quälerin, daß diese das fieberhafte Klopfen des jungfräulichen Herzens eben so deutlich fühlte, als das ihres eigenen.

„Die Sophie hat den Ofen schlecht besorgt;" fuhr die Baronin fort. „Du frierest, armes Mädchen, oder Du fieberst gar, denn Wangen und Busen glühen zum Anbrennen. Schnell das wärmende Jäckchen um, dann unter das Federbett, und die Sophie soll Thee und Wärmflasche besorgen." —

Jucunda hob ihre Augen zu der Baronin empor, flüsterte halb zürnend halb bittend: „Amelie! Liebloſe Amelie!" und ließ ohne Scheu zwei Thränen sehen, die sich einzeln und langsam unter den schönen Wimpern hervorstahlen und die Wangen hinabrannen, als wollten sie die Gluth löschen, durch die sie geboren waren.

„Also hatte ich recht und sah recht?" fragte die Freifrau, indem sie die Schwester plötzlich losließ, und mit raschen Schritten von ihr weg und einige Male hin

und zurück durch das Zimmer ging. „So hat der Zauberer auch Dein Herz gefangen, und macht als ein zweiter Rinaldini unersättlich überall Unglückliche? So wäre er wohl gar hassenswerth, verachtungswerth, eine häßliche männliche Kokette, ein eitler Narciß, der in jedem Weiberauge den Spiegel seiner Narrheit sucht? O sprich offen, wie ich war, drängte er in der Residenz schon sich auch zu Dir? Hat er sich Dir erklärt? War ich das Ziel Eures Spottes? Du mußt bekennen. Ich will Alles wissen; diese Stunde soll entscheiden, und mein Herz ist kein so armselig und schwächliches Ding, daß es nicht siegen könnte über ein flüchtiges Gefühl und eine Sinnenblendung.“ —

Die edle Frau hatte sich selbst im Reden fast zum Zorn hinauf gesprochen; ihre letzten Worte trugen wirklich ungewöhnliche Härte in sich, und hastig drehete sie sich mit einer beinahe feindseligen Miene und Bewegung der Schwester zu. Aber Ein Blick auf die holdselige Gespielin entwaffnete sie und machte sie in Schreck und Scham erröthen. Jucunda stand da ein Bild der Unschuld und Kindlichkeit; ein weißes Shawltuch hatte sie schnell ergriffen und sich wie in Furcht hinein gewikkelt; die lichtbraunen, früher gelöseten langen Locken waren von der Scheitel auf Nacken und Schulter herab gefallen; mit über der Brust gekreuzten nackten Armen stand sie da wie die Statue einer jugendlichen Vestalin, ihr Mund sagte nichts, aber Gesicht und Blicke, die sie fest auf die Schwester gerichtet hielt, und welche Ver-

wunderung, tiefes Weh und bange Trauer zu künden schienen, sprachen verständlicher als laute Worte.

Amelie flog zu ihr, umfing sie wieder und drückte einen festen Kuß auf den kleinen Mund. „O was that ich?" rief sie im Selbstvorwurfe. „Aber Du mußt mir vergeben. Liebe und Ungewißheit machten mich verwirrt und uneinig mit mir selbst, und Böseres kann Niemandem begegnen. O so sprich doch! Seyd Ihr einig? Ist Adolph der Deine? Bei dem Himmel und unserer Schwesterntreue, ich werde mich Eures Glückes freuen und mich bescheiden." —

„Ich sprach den Hauptmann nie allein, nie ohne Deine Gegenwart;" flüsterte Jucunda, und verschämt setzte sie hinzu: „daß er ein Mann ist, den man gern sieht, und der ohne Mühe darum und ohne Bittwort sich das fremde Herz zu gewinnen weiß, hast Du ziemlich deutlich so eben selbst ausgesprochen." —

„Du liebst ihn also, und ich liebe ihn;" entgegnete die Baronin gefaßt. „Daran ist nichts wunderbar, begegneten sich doch unsere Neigungen fast überall, ist doch unser Geschmack derselbe gewesen von früh auf, und sind wir doch wie aus Einem Stoffe, und vielleicht durch Eine getheilte Seele belebt. Aber weder der junge Herr, noch selbst das Schicksal soll den Willen haben, Uneinigkeit und Mißtrauen zwischen uns zu werfen; kein hesperischer Apfel soll uns entzweien, noch weniger ein schmachtender Paris, und wenn er tausendmal schöner wäre als der trojanische Weiberentführer. Wir wollen einen Bund gegen ihn machen, wie er vielleicht einzig

ist bis jetzt in der Historie des Weibergeschlechts, und wie ihn der eitle Herr Adolph nimmer erwartet. Laß uns ruhig unsern Gang fortgehen wie bisher, aber behutsam wachen über uns. Jeden Abend geben wir uns hier Rechenschaft, freimüthig und ehrlich wie vor dem eigenen Gewissen. Liebt er Eine von uns wahrhaft und fest, bewährt er die treue Neigung durch sichere Probe, so soll die Andere als treue Freundin sich mühen, das Glück der Schwester zu fördern und zu befestigen. Will der verwegene Kriegsheld aber nach Art seiner Kameraden nur tändeln, und zum Dank für die freundliche Aufnahme zerrissene und verspottete Herzen nachlassen als verrätherischer Flüchtling, so soll er sein Spiel verrathen finden und Bete setzen. Schlag ein, Gefährtin in Leid und Freude, in Gram und Lust, in Liebes-Wonne und Liebes-Noth, Eine für die Andere, und Keine für sich allein! Schlag ein zum Bunde auf Kampf und Tod!" —

„Es wird nicht leicht seyn, das Alles zu halten!" seufzte Fräulein Jucunda. „Und was Dein Mund so keck verspricht, könnte bitterern Kampf kosten als der seyn möchte, zu welchem der vermeinte Gegner uns fordert. Und Amelie," setzte sie gefühlvoll hinzu, „ich meine, der Hauptmann verdiene den Argwohn nicht, mit dem Du ihn befleckest; er scheint mir ehrlicher als sein Geschlecht gewöhnlich, und hat er für Eine von uns ein Herz, so wird er's offen sagen wie ein deutscher Mann, ohne der Zweiten weh zu thun." —

„Er war in Paris, als Sieger in Paris, und kön-

gelernt haben vom Ausländer und Dein Vertrauen verspotten! Indeß wir sind gerüstet, und schlagen Hand in Hand auf Leben und Tod wie seine Lützowsche Jagd." —

Beide Schwestern legten ihre Hände zusammen, und jede preßte mit der Rechten die Linke der Andern an die glühende Brust; dann schlüpften Beide unter die Decken, und als Amelie den silbernen Dämpfer über das Nachtlicht fallen ließ, gaben sich Beide lieben Träumen hin, und entschliefen von schönen Bildern eingelullt bald zu einem festern Schlafe, als seit der Anwesenheit des gefährlichen Gastes unter dem grünen, seidenen Baldachin ihrer heiligen und unentweiheten Lagerstätten sie beglückt hatte.

Nach mehreren schönen Tagen, wo unbekümmert um Frost und Wintersturm die Freude sich im Schlößchen ihr warmes Nest gebauet, kam nun auch ein trüber Morgen, an dem durch das Begräbniß des Försters Waldner dem leichten Sinn der jungen Leute ein Memento gestellt wurde, das wenigstens auf einige Stunden ein schwarzes Flortuch über den Blüthenkranz ihres Lebens breitete, und ihren Blick von den irdischen Lüsten und Vergnügungen hinweg auf das unausweichbare Ziel, auf den kalten Grabhügel und weiter in die graue, unabsehbare Wüste der Ewigkeit lenkte, vor der selbst der Denker und gefaßte Stoiker mit einem grausigen Wahnsinns-Gefühle dasteht. —

Die Damen legten mit nassen Augen einen Kranz von künstlichen Blumen, die bei manchem glänzenden Hoffeste

die schönen Lockenköpfe geschmückt hatten, auf das schwarze, letzte Haus des ehrlichen Dieners, und Alles, was zum Schlosse gehörte, selbst der alte Obrist, voran vom Haupmann geführt, folgte der Bahre zum Gottesacker des nahen Kirchdorfes, dem in seinem Berufe so brav als schändlich Gefallenen die sogenannte letzte Ehre zu erweisen, die man in den meisten Fällen die letzte Liebe nennen dürfte, da diese gar oft mit begraben wird, und der Obrist ließ von sechs Jägern eine dreifache Salve über dem offnen Grabe feuern, um dem Ruhenden gleich einem gebliebenen Kriegskameraden seine militärische Achtung zu bezeugen. „Waidwerk und Kriegesleben sind brüderlich verwandt," sagte er wie entschuldigend zu seinem Begleiter, „beide fordern Männer, bilden Männer, bewähren den Mann, und wer Keines von ihnen geübt oder wenigstens als Knabe sich sehnend hinein geträumt, der gehört zur Großmutter hinter den Ofen oder an die Kunkel und das Weiberrad." —

Als man heimgekehrt vom ernsten Gange, waren die Damen unsichtbar, verschlossen auf ihren Zimmern; der Obrist fühlte nach dem sauren Marsche das Bedürfniß der Ruhe, das ganze Schloß schien ausgestorben, und Herr von Despen von Langeweile und Unruhe wechselnd gepeinigt, griff zu seiner Jagdmütze, gürtete sich mit dem Waidmesser, warf die Büchse über die Schultern und verließ das Schloß.

Ein dicker Nebel hatte die Frühstunden trüb und unfreundlich gemacht; jetzt hing er als Rauhfrost in glänzenden weißen Zacken und Nadeln an allen Baum-

äſten; die Sonne ſtrahlte vom blauen Himmel herab, und ihr Wiederſchein auf der Schneedecke des Bodens blendete ſtechend das Auge, dagegen beleuchtete ſie höchſt maleriſch den Wald, welcher voll und dicht wie durch Elfenzauber mit ſeltſamem weißem Laube geſchmückt ſchien. Der Hauptmann ſtieg langſam die Höhe hinunter, dann ſtand er ſinnend ſtill und ſein Auge hing an dem Schloſſe, das in der herrlichen Winterlandſchaft ſtill und öde und abgeſchloſſen wie ein Feenſitz und Zauberſchloß des Märchens vor ihm lag. Nicht die ſchönen Bewohnerinnen jenes Hauſes hatten in dieſen Tagen allein einen ſchweren Kampf mit ſich ſelbſt beſtanden; auch in des Hauptmanns Seele und Gemüth ſtritten Gedanken und Empfindungen, und das Böſeſte war, daß ſie ihm wie verlarvte ſchwarze Ritter erſchienen, denen er nicht unter das Viſir ſehen durfte, und die gleich ſarazeniſchen Streitern mit Sicheiſchwertern und Dolchwürfen ihn anfielen, mit unbekannten und ungewohnten Waffen, gegen die er keine Vertheidigung wußte. Schon in den geräuſchvollen Zirkeln der Reſidenz hatte er ſich durch das liebenswürdige Schweſterpaar wunderſam angezogen gefühlt, und der glänzenden, durch Figur, Talente, Grazie, Geiſt und Wiz ſchimmernden Baronin ſeine reſpectvolle Huldigung, ja Anbetung gewidmet. Seit er im Schloſſe Waizhauſen weilen durfte, war der kalte Reſpect in ſeiner Huldigung theilweiſe vertraulicherer Anneigung gewichen; Begünſtigungen waren ihm geworden, die Hoffnung lachte ihm zu; aber Gunſt und Zukunftsbild befriedigten ihn nicht, beſänftigten ſeine Wallungen

nicht, sondern je deutlicher sie aus der Verhüllung auftauchten, desto stärker fühlte er seine Seele beunruhigt, und unerklärlich beängstigt. In der Residenz hatte er sich gleich dem Edelhirsch von einem hohen, jedoch weiten Flatternetze umstellt gefühlt; zu Waizhausen war das enge Schlagnetz für die hochsteigende Lerche und schnellfüßige Wachtel auf ihn gefallen, es drückte, beängstigte den vergebens Flatternden, und er war irre, welche der beiden Jägerinnen eigentlich den geschickten Finklerzug gethan und sein Gefängniß erschaffen. Hatte Amelie sein Auge geblendet, seinen Geist gewonnen, so fühlte er sein Gemüth nicht weniger bewegt durch Jucundens zarten Sinn, ihr reges Gefühl, ihr verständiges häusliches Treiben und Wirken. Beide konnten einen Mann seiner Art beglücken; beide besaßen Alles, was der Weltmann draußen gern bewundert und an der Geliebten bewundern läßt; Beide besaßen aber auch Alles, was die Eremitenklause zum Paradiese, das Haus des die Welt fliehenden Familienvaters zum Tempel des schönsten Glückes zu weihen vermag, und wenn Amelie vielleicht für das Erstere ein Uebergewicht, Jucunda im Letztern die reichere zu seyn schien, die Wagschale für Beide ergab gerade deshalb dem Hauptmann ein Gleichgewicht. Er wurde irr an sich selbst; schlimmer als Tantalus sah er die Goldäpfel über sich hangen, denn er durfte, er konnte sie erhaschen; aber er wußte nicht, welcher für ihn der Zauberapfel der Seligkeit seyn möchte. Seine Vollkommenheit zu steigern mußte er in den letzten Tagen bemerken, daß beide Schwestern

ihr Benehmen gegen ihn geändert hatten, daß die Leichtigkeit ihres Umganges zu einer gewissen Befangenheit erstarrt war, die ihn oft verlegen machte und seine vorige Freiheit gleichfalls beschränkte, und da nun die morgendliche Leichenfeier auch in ihm, wie in jedem guten Menschen, eine ernstere Stimmung weckte und den Blick von außen nach innen richtete, so hielt er jezt mit der Vergangenheit eine Musterung, entwarf von ihr aus den Plan seiner wahrscheinlichen Zukunft, nahm das alte philosophische Thema: Erkenne dich selbst! zu seiner Gedankenpredigt, und da er einsah, daß er trotz dieser Hausmittel auf keine Weise zum Entschluß und zur Wahl gelangen konnte, so zerriß er im raschen, aufwallenden Ungestüm den gordischen Knoten, und beschloß, lieber zu fliehen, als Eines der schönen Herzen zu verletzen oder sich selbst einer spätern Reue Preis zu geben. —

Der Entschluß, wie er einmal fest stand, gab ihm die alte Festigkeit, die ehemalige Besonnenheit zurück, und scheinbar zufrieden mit sich selbst wie mit der Welt, setzte er mit raschem Schritt seinen Weg über die Schneedecke fort, und wandte sich dem Holze zu, als ihn der Anblick des Försterhauses mit den beschneieten Hirschgeweihen am Giebel plözlich stuzen machte, und seinen Gedanken eine andere Richtung gab. Da drinnen weinte eine Verlassene, trauerten Waisen, welche ihren Verlust noch nicht einmal zu erkennen vermochten, und von diesem Bilde bewegt faßte er in seine Taschen, und als er die wohlgefüllte Börse nicht vermißte, trat er ent-

ſchloſſen in das Haus, wo ihm der rauhe Pluto entgegen fuhr, doch ſchnell, als erkennte ſein Inſtinct den Freund, ſeinen lauten Anſchlag in freundliches Murren und ſeine Angriffsſtellung in ſchmiegſames Wedeln verwandelte. Der Hauptmann trat in das Zimmer, wo die Förſterin im ſchwarzen Trauerkleide ſaß, den Säugling im Schooße trug, und mit der rechten Hand ihren Knaben umfaßt hielt, welcher verwundert und die blaſſe Mutter anſchauend an ihrem Knie ſtand. Ein Andachtsbuch lag vor der Frau auf dem Tiſche aufgeſchlagen, und die weißen Blätter hatten große, feuchte Flecken von heißen Thränentropfen. Der Hauptmann ging erſchüttert zu der Gruppe, und legte ſeine Hand auf das blonde Haupt des Kleinen.

„Ihr weinet und betet, fromme Frau!“ ſprach er ſanft. „Wohl Euch! Gott gab Euch die beſte Tröſtung in Eurem Unglücke.“ — Die Förſterin ſah mit großen Augen zu ihm auf.

„Irre ich,“ ſagte ſie ſcheu, „oder ſind Sie der fremde Offizier vom Schloſſe, der für den Mörder meines Waldner gehalten wurde?“ —

„Ich bin's!“ antwortete der Hauptmann. „Aber reißt Eure Gedanken fort von dem unglückſeligen Ereigniß. Vertrauet auf Gott, und erhaltet Euch Euren Kleinen.“ —

„Das will, das muß ich!“ antwortete die Frau mit Ergebung. „Aber,“ ſetzte ſie wärmer hinzu, „war es nicht Ihre, nicht dieſe Hand, die meinem Waldner zu Hülfe eilte, die von ſeinem warmen Blute

bedeckt wurde, die ihm vielleicht die Augen zudrückte? Ach! Ich war nicht bei ihm, ich konnte seinen letzten Seufzer nicht einsaugen. O erlauben Sie mir diese heilige Hand." Und mit der Verzückung einer Wahnwitzigen riß sie seine Hand zu sich und drückte schmerzlich-heiße Küsse darauf und näßte sie mit Thränen. Der Hauptmann fühlte sich mehr ergriffen als für seinen eigenen, kaum beruhigten Seelenzustand gut war. „Eure Kinder!" stotterte er betroffen. „Zwingt Euch, nehmet den Schmerz gefangen. Ich hätte so gern den armen Waldner gerettet, aber ich kam zu spät und Gott wollte es so. Doch wendet Euch zu mir, wenn es fehlt; den kleinen Blondkopf schickt mir, wenn er Eurer Pflege missen kann." — Rasch sich losmachend küßte er des Knaben Stirn, legte seine Börse auf den Tisch, und verließ das kleine Gemach, wo gefaltete Hände sich hinter ihm zum Himmel erhoben. Er war erhitzt als er in die Thür trat, aber höhere Gluth stieg auf seine Wangen, als er nicht weit vom Hause eine weibliche Gestalt erblickte, die ebenfalls die Hütte der Trauer zu ihrem Ziele erwählt zu haben schien. Er konnte nicht irren, es war Fräulein Jucunda, obgleich es ihm räthselhaft däuchte, wie die Zarte sich im Frost und ohne Begleitung in diese gefährliche Wildniß wagen mochte. In ihren grauen Mantel gehüllt, Nacken und Hals vom Zobelkragen geschützt, das mit Pelz verbrämte Mützchen auf dem Haare, das weiße Tüchlein vor dem feinen Gesichte, wandelte das Fräulein mit leichtem Eilschritt den glatten Pfad herab, und ihr klei-

ner Fuß ließ kaum einen Eindruck auf der gefrorenen Schneedecke zurück. Der Hauptmann barg sich schnell hinter einem Vorsprunge des Feuerheerdes, und bemerkte hier ungesehen, wie das Fräulein in die Hausthür trat, mit dem Tuche den Rauchfrost von dem Pelzkragen schlug, und dann sich wie eine Bekannte in das Zimmer zu der Försterin begab. Vorsichtig verließ er sein Versteck und näherte sich der Stubenthür, in welcher ein schmales Fensterchen ihm den Hineinblick erlaubte. Wie klopfte sein Herz als er die Liebliche neben der Wittfrau sitzen sah gleich dem tröstenden Engel des Lichts, der herabstieg den Jammer mit dem Kelche der himmlischen Liebe zu erquicken. Er konnte das ganze Gespräch nicht vernehmen, aber er verstand der einzelnen Redesätze genug, um die milde Weise zu erkennen, die aus dem Herzen der Freundlichen in das Herz der Leidenden strömte und den herben, tödtenden Schmerz in Wehmuth und Ergebung auflöste. Jucunda predigte nicht von Schicksalsfügung, von unerforschlichem Eingreifen der Vorsehung, verlangte nicht Fassung und Stärke von der Gebeugten; nein! sie schilderte laut die Vorzüge des Verlorenen, lobte seine Tugenden, die sein Angedenken bei Jedermann erhalten würden, sie mahlte die Größe des Verlustes lebendig aus, und als die Thränen der Wittwe strömten, da weinte sie mit, da nahm sie den Säugling selbst auf den Schooß, herzte das Kind und gelobte der Mutter Freundschaft, Rath und Hülfe. Herr von Despen stand beschämt und schamroth da, indem er dessen gedachte, was er an derselben

Stelle gesagt und gethan. Und wie erschrak er, als Jucunda jetzt seine Börse erblickte, nahm und den Inhalt prüfte. Er verging in den unangenehmsten Gefühlen, denn er bemerkte an den Gestikulationen der redseligen Frau, daß sie von ihm erzählte, und das Fräulein konnte ja seine Börse leicht wieder erkennen, da er das Goldnetz oft in ihrer Gegenwart gebraucht hatte. Und sie hatte es erkannt; er sah ihr Gesicht mit hoher Röthe beflogen, sah wie sie zuerst über das Kind gebeugt, die Börse leicht an ihre Lippen drückte, wie sie später die Goldstücke auf den Tisch schüttete, das Netz aber in ihrem Busen verbarg. Wie Schuppen fiel es von seinen Augen, er zitterte, er glühete wechselnd, und kaum hatte er in seiner Verwirrung Zeit seinen Schlupfwinkel wieder zu gewinnen, als das Fräulein von Rolf heraus trat und die Försterei verließ. Tief Athem schöpfend machte er sich nach einer Weile bereit der Dame von ferne zu folgen: er trat aus der Pforte, jedoch auf dem freien Wege zum Schlosse war nirgend die Gesuchte zu finden, ein Oberon schien sie entführt zu haben; da wandte er sein Auge in Besorgniß rund um in der Gegend, und erblickte gerade noch den Zipfel ihres fliegenden Mantels mitten im Holzwege, der tiefer in das Gebirg hinein führte. Was wollte sie dort, was suchte sie da? Entschlossen folgte er ihrer Spur im dünnen Schnee, und des Försters riesiger Hatzhund Pluto schritt wedelnd ihm nach. —

Der unebene, beschwerliche Weg führte weithin in eine Waldecke hinauf, dann wieder herab auf nicht min-

der gefährlichem, blankem Fußpfade zu einem elenden Dörfchen, das in einem Kessel der Felsengruppen lag, und an der ersten schmutzigen Strohhütte desselben endete der saure Marsch des Fräuleins. Sie stand sich erholend einige Augenblicke, sah umher, wie es schien nicht ohne Aengstlichkeit, und schlüpfte dann durch das niedere Pförtchen in die Hütte der Armuth. Der Hauptmann nahm einen kleinen Umweg und gelangte bald ebenfalls von Neugierde getrieben zu dem Gehöft, stieg durch einen zerbrochenen Zaun und näherte sich einer Hinterthür, deren oberer Theil halb geöffnet war, um dem Rauche des Heerdes einen Ausweg zu bahnen, und ihm so den Einblick auf den schwarzen, nur halb erhellten Vorplatz erlaubte. Auf dem Heerde knisterte ein Feuer von dürrem Reisig unter dem dunkeln Hangkessel, daneben kauerte auf einem Schemel eine hagere Weibsgestalt, Macbeths Hexenmutter nicht unähnlich, und ein halbes Dutzend Kinder mit borstighängenden Haaren und schmutzigen Gesichtern wälzten sich und kraulten auf dem Lehmboden, gierige Blicke auf den Kessel gerichtet uud einem Haufen jener widrigen Erdgnomen gleichend, die im Gebirge den Wanderer höhnen, verlocken und in Gefahr bringen. Mutter und Kinder waren höchst ärmlich gekleidet, und ihre Blöße wurde kaum durch die Lumpen bedeckt. Fräulein Jucunda stand vor der Gruppe; der Feuerschein erleuchtete deutlich ihre angenehmen Gesichtszüge, auf welchen Staunen über den Anblick, innere Erschütterung und Mitleid nicht zu verkennen waren. Die Frau starrte mit thierischen Glas-

augen neugierig zu dem Fräulein auf, erhob sich dann träge vom Schemel und trat ihr näher. Ihre lange, doch gebückte, ausgemergelte Gestalt wurde jetzt erst recht sichtbar; die weißen Zähne, welche sie beim Sprechen zeigte, gaben dem vergelbten Angesichte mit starken Backenknochen und von schweifigem, langem Rabenhaar umhangen etwas Entsetzliches, und der rothe Wollrock, das schwarze an dem Halse festgeknotete Tuch, das die Brust nicht ganz bedeckte, machten das Bild so grausig grell, daß der Hauptmann die Büchse von der Schulter nahm und sich gefaßt hielt, sofort einzutreten, wenn seiner Dame die feindliche Gestalt noch Einen Schritt näher zu treten wagen sollte. Aber er hörte, und verhielt sich still.

„Wie es geht?" fragte die Frau, wahrscheinlich als Entgegnung auf des Fräuleins Anrede. „Wer fragt danach? Wen kann's kümmern? Freilich schlecht genug, denn die letzten Erdäpfel schmoren im Topfe, und das letzte Brod ist angeschnitten. Mag's seyn!" setzte sie mit furchtbaren Grimassen hinzu. „Wer sie erschaffen hat, kann für die Würmer sorgen. Wäre der Waldteich nicht hart und voll Eis, ich würfe sie Eins hinter dem Andern hinein, und mich zuletzt." —

„Rothhahnen, denkt Sie denn nicht an Gott?" fiel Jucunda mit Entsetzen ein, und wich etwas zurück.

„Wer im Vollen sitzet, hat Zeit dazu;" antwortete die Frau mürrisch, „wir kommen vor Hunger und Sorge nicht daran. Unser Eines ist elend Pack in der Welt, um das der Herrgott sich wenig kümmern mag;

denn thäte er's, und hätte der Pastor recht, so wär's ihm ja ein Leichtes, entweder der Noth ein Ende zu machen oder mit dem Dachbalken uns Allen das Genick zu brechen. Eines so gut wie das Andere." —

„Frau," antwortete das Fräulein, sich zusammen nehmend, Sie ist doch confirmirt, doch getrauet, ist zu Gottes Tische gegangen, hat die Kleinen da zur Taufe getragen; denkt Sie denn nicht mehr, wie Ihr damals zu Muthe war und hat Sie Alles vergessen, was der Pastor damals sagte, was Sie gelobte, was Sie fühlte, und wodurch Sie erstarkt wurde und Muth gewann für das sauere Leben?" —

Die Frau hing den Kopf und starrte den Lehmboden an. „Ja," sagte sie leiser, „vordem war Manches anders; da freute man sich manches Mal, wenn die Jungen recht lärmten, oder wenn man zum Pfingstbiere ging. Damals waren wir junges, tolles Volk, und glaubten an Narrenpossen und nahmen die Arbeit leicht. Aber der Krieg fraß uns und die Nachbarn aus. Die Männer wurden hart und lernten von den Soldaten. Da wurde das Bischen Verdienst verzehrt und vertrunken, und fand man zu Hause nichts mehr, so mußte die Frau es büßen, und was sonst von uns erbeten wurde, sollte der Prügel erzwingen. Wer's nicht selbst erlebt hat, kennt solche Jammerwirthschaft nicht, und steht das Paradies da oben offen, so gehen solche Frauen wie wir gewiß voran hinein, denn wir haben die Hölle lang genug gekannt hier unten, und die Männer dürfen uns schon einmal ablösen." —

„Aber konntet Ihr denn nicht rathen und bitten?“ fragte Jucunda. „Ein gutes Wort findet guten Platz, und eine gute, brave Frau von ihren Kindern umgeben, vermag viel über ihren Mann. Gab es denn nicht Arbeit bei dem Holzfällen und Flößen für Euch? Konntet Ihr Euch nicht an den Schloßverwalter wenden, die Noth klagen und Dienst suchen?“ —

„Kristel Rothhahn und im Tagelohn gehen und bei der Livrée betteln?“ lachte die Frau laut auf, daß es bis zum Hahnbalken schallte. „Kennt Ihr den Hochmuthsnarren nicht? Dick that er darauf, daß er einmal Leibjäger bei einem Ungarherrn gewesen; verwünschte die Thorheit, hier in meiner Eltern Hof gefreit zu haben; stolzierte mit seinem Gewehr herum; lag Tags bei der Flasche und der verdammten Karte und dem Würfelbrette, und Nachts — nun das Frölen weiß ja, warum der Narr im Thurm sitzt. Wäre er klug gewesen, wie die Andern, so wäre er leiser aufgetreten, hätte seine Sau und sein Häschen hübsch im Stillen über die Gränze gebracht. Aber da hatte er immer das große Maul offen, prahlte mit seinem Schuß, höhnte die Jäger überall, und that als wäre er Herr im Reviere und jene die Diebe. Nun er hat's weg, und der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht. Vor dem Karrenschieben und dem Spinnhause hat sich der Pinsel immer gefürchtet, jetzt sitzt er krumm geschlossen, fühlt wie's uns that, wenn er in der Schenke flott lebte und wir kaum die Wassersuppe daheim hatten, und wenn sie ihn einen Kopf kürzer machen, so ist's recht; warum

hat er nicht vorbedacht, was er that und das fünfte Gebot vergessen." —

„Aber Frau," entgegnete das Fräulein schaudernd, „wie kann Sie solche Reden führen? Ist der Mann doch der Vater Ihrer Kinder und Ihr Hausherr. Wer auf Gott vertraut, den verläßt der Allgütige nicht. Ich bin die Schwester der Schloßfrau; man hat sich nach Ihr erkundigt, und erfahren, daß Sie ehedem ein sittiges und fleißiges Mädchen gewesen. Komm Sie auf's Schloß; wir wollen mit dem Gerichtshalter überlegen, was für Sie geschehen kann; und fordern die Gesetze die äußerste Buße, so muß Sie fort von hier, die Kleinen dürfen nichts erfahren von der Unthat und dem Schicksal des Vaters, daß nicht Scham und Beispiel sie verderbe, daß sie gute Menschen werden, und durch rechtliches und redliches Leben die Unthaten des Vaters versöhnen und vergessen machen. Wir sind nicht so hart, als Ihr glaubt; wir halten auf das Recht, aber wir vergeben christlich unsern Feinden." —

Mit Wärme und herzlicher Ergießung also sprechend, zog das Fräulein ihr Arbeitskörbchen unter dem Mantel hervor, legte sechs harte Gulden auf den Rand des Heerdes, und theilte Semmel und Kuchen unter die Kinder aus, die sich vom Boden aufraffend hastig zugriffen, und die Wohlthäterin umdrängend mit neidischen Blicken jedes leckere Schnittchen verfolgten, das sie einem Andern zusteckte. Die Frau stand einige Sekunden wie versteinert; dann thaueten die harten widerwärtigen Gesichtszüge auf in Freude und Wehmuth

zugleich, sie warf sich auf die Knie, und küßte den Mantelsaum Jucundens mit Heftigkeit. „Stehe Sie auf!“ rief die Umdrängte mit Aengstlichkeit. „Vertraue Sie auf Gott, suche Sie bei dem Prediger Trost, erziehe Sie Ihre Kinder zu guten Menschen, dann wird und soll die Hülfe nicht ausbleiben.“ —

Der Hauptmann wollte hervorspringen; es drängte ihn, sich dem Engel gleichfalls zu Füßen zu werfen, und ebenfalls von ihm Glück für sich zu erflehen, da machte ihn ein Lärm an der Hausthür stutzig und er ließ das Pförtchen, welches ihn barg, uneröffnet. Zwei Männer traten in das Haus, und standen eine Minute lang im Eingange wie verwundert über die unerwartete Scene am Feuerheerde. Beide waren gemeines Schlages und roher Natur, das zeigte Geberde und Kleidung; der Eine, lang und dürr, aber von grobem Knochenbau hatte ein verschmitztes Fuchsgesicht unter der Pelzmütze; der Andere, jünger und nicht so steif und hölzern als sein Kamerad, war gut gewachsen, bewegte sich leichter und anständiger, aber alle Laster hatten ihre Marken auf sein bleiches und hohläugiges Angesicht gedrückt, und der mächtige kohlschwarze Bart an den Wangen und unter dem Kinne gab seinen Zügen den Character der Verwegenheit, die nichts fürchtet und überall bedroht. Beide trugen derbe Knittel in den Fäusten.

„Was flennet Sie und winselt am Boden, Base?“ fragte der Erstere mit derben Schritten näher tretend. „Bettelt Sie etwa für des Kristels Leben? Denn die Madam ist vom Schlosse, ich kenne sie wohl. Schäme

Sie ſich, der Kriſtel hat nichts verbrochen, es kann ihm nichts bewieſen werden; und Ihr Flennen und Jammern könnten die Gewaltsherrn als Zeugniß und Eingeſtändniß nehmen, und Sie ſelbſt brächte ſo den Mann an den Strick." —

„Vetter Schmutzleder," fiel die Frau heftig ein, indem ſie vom Boden aufſprang, „bekümmere Er ſich um Seine Sachen. Das Fräulein iſt wie ein Engel vom Himmel gekommen, und hat mich und die Würmer verſorgt. Er hätte uns ruhig verhungern laſſen; denn Er hat ja ſelbſt nichts und trägt Alles wie der Kriſtel in die Gurgel." —

Der Lange machte den dünnen Hals noch länger als er das blanke Geld auf dem Heerde ſah. „Sieh Eins! Blanke Münze!" ſtieß er mit Gier heraus. „Judas-Silber iſt es. Da ſchicken ſie die Spione vom Schloſſe, und wollen das elende Weib beſtechen, daß es den Mann verräth, und falſch Zeugniß führt und noch Andere in den Thurm ſchwatzt, wie ſie es gern hätten. Her mit dem Bettel!" —

Er haſchte mit der großen Hand nach dem Gelde, aber die Frau war flinker als er, und ſtrich die Gulden ſchnell zuſammen, und verbarg ſie in ihrer großen Gürteltaſche. „Sprech Er, was Er will! das iſt mein und den Kindern, und daran hat Er nicht einer Tabaksprize Werth zu theilen." —

„Was ſchnackt Sie!" rief der Mann wüthend. „Wer hat hier je was zu theilen gehabt? Was wäre denn in Ihrer Bettelhütte je zu theilen geweſen? Nehme

Sie Ihr Wort in Acht, oder, Base, mein Stecken möchte Ihr das Reden verwehren." —

„Ich will sprechen und so lang und grob er ist, soll sein Großmaul mir's nicht wehren;" entgegnete die Frau und faßte ein langes Messer vom Heerde. „Ich will los von Euch, und nichts mehr mit Euch zu schaffen haben. Seyd Ihr doch Schuld mit Euren schönen Gleisnerworten an allem Unglücke. Ihr habt den Kristel verführt, und nun er in der Patsche steckt, laßt Ihr ihn sitzen, und zieht den Fuchskopf sauber aus der Falle." —

Der Lange und sein Gefährte hatten indeß gar seltsame Blicke gewechselt. „Was meint Ihr, Herr Fritz?" fragte der Schmutzleder nun, seine blinzelnden Augen listig auf das Fräulein richtend.

„Ich verstehe Dich, Kamerad;" antwortete der Andere mit feinerem Dialecte. „Kriegslist gilt überall im Felde, und wir sind im Kriegsstande. Meine Gnädige," setzte er dann mit geziertem Anstande hinzu, indem er sich an Jucunden wandte, „Sie haben Sich auf ein feindliches Terrain gewagt, und nicht klug daran gethan. Unser braviter Kamerad und Verwandter wird im Schlosse fest gehalten ohne Fug und Recht, und mit Wasser und Brod tractirt, weil er nicht bekennen will, was er nicht gethan hat. Man kennt schon die Manier, wie die Herrn vom Gericht in so einen Halbverhungerten, Verwirrten und Geängstigten alle Verbrechen hinein inquiriren, die sie heraus haben wollen

Wer kann es uns verdenken, daß wir die Geißel in unſerm Lager behalten, die uns in die Arme lief?" —

„Wie meinet Er das?" fragte das Fräulein beſtürzt, und zog ſich hinter die bewaffnete Frau zurück. „Ich verſtehe Ihn nicht, und kenne Ihn eben ſo wenig." —

„Raſche Bekanntſchaft wird oft liebe Bekanntſchaft;" verſetzte der junge Menſch mit einem Teufelslächeln. „Wir behalten die Dame für den Vetter im Thurm, und liefern ſie nicht eher aus, bis er die Freiheit und den Paß über die Gränze erhalten hat." —

„Seyd Ihr wahnwitzig?" ſtammelte das Fräulein. „Was that ich Euch?" Was habe ich mit den Gerichten zu ſchaffen, die Jenen richten werden nach dem Geſetz? Wollet Ihr Euch ebenfalls in das Verderben bringen, und die Schloßjäger, die mich bald ſuchen würden, Euch auf den Hals ziehen?"

„Sie kennt den S*****ger Wald nicht;" ſpöttelte der Lange; „da giebts Klüfte und Felslöcher, die noch keine Jägernaſe ausgewittert hat. Da kann ſie lange verſchollen ſitzen, wie's uns beliebt, ehe man ihre Fährte wittert; und käm's zum Aergſten, macht man ſie kalt; ihr Fähnchen, und was ſie um und an hat, und das Körbchen, worin wohl noch mehrere Brüderchen der blanken Gulden ſich bergen mögen, iſt ſchon einer Sünde und eines Meſſerſtichs werth." —

Jucunda ſchrie laut auf. „Wagt's nicht! Gott ſieht's!" ſtieß ſie heraus, und die Frau zuckte mit dem Meſſer nach dem Jungen, der mit ſpöttiſcher Freundlichkeit ſich herandrängte, und nach des Fräuleins Arme

griff. „Das Körbel muß wenigstens visitirt werden!“ rief der Lange, und schlug mit dem Knittel die Vase auf den Arm, daß ihr das Messer entfiel. Da hielt sich der Herr von Despen nicht länger, stieß die Pforte auf, und trat mit gespannter Büchse ein, indeß der Pluto vorsprang, und mit gefletschten Zähnen sich wie zum Anfprunge vor die Bösewichter setzte.

„Adolph! Adolph,“ rief Fräulein Jucunda mit Freude und Angst, und sank von der Frau unterstützt auf den Schemel. „Hinaus, Ihr Schurken, augenblicks hinaus, donnerte der Hauptmann, oder, so wahr ein Gott ist, meine Kugel fährt dem Nächsten durch's Gehirn, daß er nie mehr die Sonne leuchten sieht.“ —

Der Lange zog sich sogleich zur Pforte zurück — mit weiten Rückschritten, doch eben so langsam von dem Hatzhunde verfolgt, der des gewohnten Jagdrufs horchte, um den gerechten Anfall zu thun. Der Jüngere aber hielt den Knittel vor zur Parade des Schusses wie ein Rappier, und sagte höflich: „Nichts vor ungut, mein Herr! Scherz ist erlaubt, und war auch der Scherz für das Dämchen ein Bischen derb, so leuchtet's doch klar ein, daß wir nichts so tolles wagen konnten, sondern nur ein Bischen Angst machen wollten.“ —

„Man kennt Euch;“ zürnte der Hauptmann zurück; „des Försters Blut beweiset, was Ihr zu wagen im Stande seyd. Hinaus, sage ich nochmals, oder mein Blei sparet Euch den Weg.“ —

„Nur nicht so gar grimmig,“ antwortete der

Feindliche kaltblütig; bedenke der Herr, daß nicht jede Büchse losbrennt und nicht jeder Schuß trifft. Wir sind zu zwei, und wollten wir Ernst machen, und wären wir, wofür uns der Herr nimmt, so möchte von ihm nicht gar viel wieder zum Hause hinausspazieren." — Er hob dabei dräuend die Keule auf und winkte dem Langen, und da der Hauptmann mit steigendem Grimme anschlug, so stürzte das Fräulein plötzlich zwischen die Streiter in die Mitte und schrie: „Um Gott! Adolph! Kein Blut um mich!" —

In diesem kritischen Augenblicke hörte man fern draußen ein Jägerhorn, und die wilden Gäste erschraken sichtlich. Der Lange war sogleich draußen, der Junge machte einen komischen Reverenz und setzte ebenfalls über die Schwelle, wobei der Biß des jetzt laut anschlagenden Plutos ihn streifte, dessen Verfolgung beide Flüchtlinge nur mühsam durch ihre Knittel hinderten, bis ihn ein Jagdpfiff, der außerhalb der Hütte klang, weglockte. Der Hauptmann hatte sein Gewehr hingeworfen, und hielt das erschöpfte Fräulein in seinen Armen, jetzt ihr Vorwürfe über ihre Unbesonnenheit machend, jetzt den Himmel preisend, der ihn zu ihrem Retter ersehen und heute sichtlich dazu aufgerufen. Jucunda sagte nichts, aber ihre Augen ruhten in seinen Blicken, und sie schien sich an seiner Brust sehr wohl zu befinden, denn sie machte keine Bewegung, sich aus seiner Umschlingung loszuwinden. Die Frau mahnte jedoch voll Angst an den Rückmarsch. „Sie kennen das Volk nicht; warnte sie; ich werde genug auszustehen haben an

Schimpfreden und harten Püffen, wenn der Schmutzleder wiederkehrt. Doch wir sind's gewohnt; aber der Vetter könnte seine Genossenschaft aufbieten und Ihnen im Hohlwege den Paß verrennen, oder der freche Fritz aus Wölfen könnte gar die Flinte holen, und vom Berge herab dem Herrn heiß auf den Pelz brennen. Darum hinaus, und der Herrgott bringe Sie glücklich heim." —

„Und in all das Unheil hat mein Unbedacht uns gestürzt," jammerte Jucunda, „und ich könnte Schuld werden an Ihrem Verderben! O warum ging ich selbst? Warum schickte ich die Sophie nicht?" —

„Dann wäre mir ja das schöne Bild der Samariterin entzogen worden!" antwortete der Hauptmann. „Aber brechen wir auf! Fürchten wir auch die Elenden nicht als tapfere Kriegsleute, so ist das Geleit einer so muthvollen Amazone ein zu glänzender Auftrag des großen Weltengenerals, als daß wir irgend eine Vorsicht versäumen dürften." —

Er bot dem Fräulein den Arm; die Frau küßte nochmals den Mantel der Dame, und drängte die Kinder heran mit schmutzigen Händen ihr Kußfinger nachzuwerfen, da kläffte Waldners Hund, und erschien wedelnd in der Hausthür, das Waldhorn klang ganz nahe, der alte Gebhard zeigte sich mit zwei wohlbewaffneten Grünröcken, und Jucundens Angst löfete sich in frohe Sicherheit auf, da sie von den Jägern mit einem lauten Hurrah begrüßt wurde.

Amelie hatte die Schwester vermißt, hatte sie bei

dem Onkel suchen lassen; da sie aber dort und nirgend im Schlosse sich fand, und der Dragoner des Hauptmanns, welcher die Pferde ausgeritten, sie im Schneefelde draußen gesehen haben wollte, so wurde die Besorgniß der Baronin so groß, daß sie alle männlichen Diener aussandte, das Schwesterchen heimzuholen, und der Obrist spöttelte dieses Mal nicht nach seiner gewohnten Weise über die Weiberfurcht, sondern theilte sie zur Hälfte, weil man ihm so eben einen mächtigen Drohbrief eingeliefert, an alle Schloßbewohner, Herrn und Diener addressirt, der während des Begräbnisses mit beispielloser Dreistigkeit an den Hauptthorweg angenagelt worden, und der in ruchlosen Worten das Leben aller Schloßbewohner bedräuete, wenn man nicht dem Inquisiten Kristel Rothhahn Gelegenheit zum Entwischen verschaffen würde. —

Die Baronin flog den Ankommenden schon im Vorzimmer entgegen; als sie aber den Begleiter der Schwester erkannte, stockte ihr flüchtiger Fuß, eine hohe Wallung zeigte sich auf ihrem Gesichte, und ein Anflug von Bitterkeit entstellte ihre schönen Züge.

„Mit dem Herrn Hauptmann?“ fragte sie gezogen. „O da hätten wir die Angst sparen können, und ein so tapfrer Ritter machte das ausgesandte Geleit unnütz.“ —

Jucunda warf sich in die Arme der Schwester und entgegnete: „Dank Deiner Liebe, Du Getreueste! Ohne

Deine Vorsorge wäre ich und mein Beschützer dennoch vielleicht verloren gewesen." —

Also Gefahr? Du und Er in Gefahr?" rief Amelie erschreckt, und Herzensgüte und Schwesterliebe nahmen wieder den gewohnten Platz im Antlitze und gaben ihr den hohen Reiz zurück, der den Herrn von Despen sofort wieder in die alte Unentschlossenheit warf, obgleich er völlig entschlossen den Rückweg zum Schlosse vollendet hatte, wenn auch die Jagdbegleitung das Gespräch zwischen ihm und seiner Dame sehr einsylbig gemacht. Der Obrist, welcher eben die Kanonade seiner Vorwürfe auf die unbesonnene Nichte loslassen wollte, behielt ebenfalls den ersten Schuß im Munde, da er von Gefahr hörte, und als Jucunda jetzt erzählte, fluchte er alle Wetter der Erde und des Himmels auf die Schurken, und wollte sogleich Befehl ertheilen, die Frau Rothhahn als muthmaßliche Herbergerin der Rotte Korah, und den Vetter Schmutzleder und der Mosje Fritz aus Wölfen einfangen und in den Thurm zu ihrem Spießgesellen werfen zu lassen.

„Nicht doch, Herr Onkel!" sprach da die Baronin mit der Würde, welche ihr so wohl stand. „Lassen Sie uns die Unglückseligen nicht auf's Aeußerste treiben; wir möchten sonst das Verderben selbst auf unser Haupt lenken. Erlauben Sie, daß ich, so lange ich hier weile, und das soll wahrlich nicht lange dauern, das Herrenrecht übe, das mir zusteht. Sorgen Sie, daß so bald als möglich der Inquisit zur nächsten Stadt transportirt werde, denn Er ist der Magnet für die Eisenher-

zen, Er das Eisen, das die Blitzstrahlen zu uns zieht. Wäre der Frevel nicht zu entsetzlich, ich selbst würde sein Gefängniß öffnen, denn es peinigt mich mit dem Bösen länger unter Einem Dache zu seyn." — „Komm Schwester, Du bedarfst Erholung," setzte sie dann flüsternd hinzu. „Also war die Promenade nicht verabredet und nichts gab seine Wahl, seines Herzens Entscheidung Dir kund?" —

„Kein Wort! Kein Händedruck!" flüsterte Jucunda zurück. „Aber ich! Der Schreck, das Entsetzen machte mich vielleicht unvorsichtig!" setzte sie erröthend noch leiser hinzu. —

„Und dennoch sprach der stumme räthselhafte Amadis nicht?" antwortete die Baronin lebhafter. „Desto besser! Desto schlimmer, wollte ich sagen, nun bleibt uns doch des Räthsels Spaß noch länger. — Auf Wiedersehen, lieber Hauptmann; Dank für das Rettungsstück! Sie wissen, wir Schwestern sind wie Zwillingsblumen, was der Einen Gutes geschieht, fühlt die Andere mit gleichem Herzensgefühl." — So freundlich nickend verließ sie mit der Schwester das Versteck.

„Ueber das Weibsvolk!" brach da der Obrist los, der mit offenem Munde den Redeschwall der Nichte angehört hatte. „Herrenrecht! Ja, das Dämchen zeigt ihre Talente dafür. Die Hundsvötter unverfolgt lassen, dem Mordbuben das Entspringen erleichtern, Fortreisen zur Stunde aus Furcht vor solchem Gesindel? Ist das nicht um gleich das Podagra, das Chiragra und den Blutschlag zugleich zu bekommen? Es ist eine Beleidi-

gung für die schöne Mauer, die Schloß Waizhausen umzieht; es ist Beleidigung für mich, den tapfern Kommandanten dieser Festung; es ist Beleidigung für Sie, Herr von Deepen, der Sie doch auch zur Garnison gehören. Aber Sie hören ja nicht? Hat die Weibercourage Sie angesteckt?" setzte er hinzu, den Hauptmann am Arme schüttelnd, der die ganze Zeit mit starrblickenden Augen und auf seine Büchse gelehnt dagestanden hatte.

„Die Frau von Waiz hat vollkommen Recht;" antwortete der Angeredete aus seinem Sinnen erwachend. „Auch ich muß fort; schon zu lange belästigte ich dieses Haus, und der Gesandte wird meine Dienste vermissen. Heute noch muß ich scheiden." — Der alte Obrist machte große Augen.

„Ei! Ei! Wie ist mir das?" fragte er langsam. „Den Alten wollt Ihr alle allein lassen; da kann er langweilig sein Pfeifchen dampfen, die Hunde füttern, und mit dem Gerhard Damenspiel ziehen. Nun, reiset nur! Dann kann ich todtschießen und hängen lassen, wie mirs beliebt." —

„Nicht böse werden, mein lieber, trefflicher Wirth!" fiel der Hauptmann ein. „Glauben Sie, auf Ehre, ich muß von hier, soll ich ehrlich bleiben und die Kraft des Mannes behalten." —

„Aha! Dachte ich's nicht!" lachte der Alte pfiffig. „Sie haben auch Damenspiel gewagt, und der Feind hat zwei Damen gegen Sie in's Feld gestellt. Wir sind dabei gewesen, auf den Hofparquets zu Hause,

wie im Bivouak. Ja, so ein Kreuzfeuer wie bei der Jenaer Schnecke nimmt verteufelt mit. Trinken Sie täglich drei Flaschen Hochheimer mehr, und laufen Sie sich sechs Stunden müde auf der Jagd; das war ehedem mein Recept gegen dergleichen Fieber. Hab's freilich davon in den Beinen, aber das Herz ist gesund geblieben. Doch so eilig braucht der moderne Joseph nicht zu flüchten. Die Damen reisen heute nicht, morgen nicht; denn Jucundens achtzehnten Geburtstag wird man nicht unterwegs feiern wollen, das wäre entsetzlich und würde ein Flecken in der Chronik der ehrsamen Herrn von Waiz und Rolf." —

„Jucundens Geburtstag?" fiel mit Feuer der Hauptmann ein. „Ist morgen, und mein Fest arrangirt, das ich mir zu stören nicht erlaube," entgegnete der Obrist, klopfte seine Pfeife auf, sah den Gast mit spöttischen Blicken an und entfernte sich schmunzelnd. Der Hauptmann stand noch eine Weile, er schien zu schwanken, ob er nicht in das Damenzimmer eilen müßte, sein seltsames stummes Benehmen wieder gut zu machen. Aber er fühlte, daß er bei seiner Stimmung nur mehr verderben als heilen würde, und so stieg auch er zu dem Flügel hinüber, schrieb eilig ein Briefchen, und sandte damit den Dragoner fort nach Otterßen.

Der Sonntag erschien und mit ihm das Wiegenfest des lieblichen Fräuleins, dessen Ankunft freilich das Schicksal mit einer freundlichern Zeit hätte begrüßen

können, damit ihr Bettchen durch die bunten Kinder der Flora geschmückt worden, denen Jucunda an Frische, Wohlgestalt und bescheidenem Reiz so ähnlich war. Schneegestöber machte den Wintertag noch unfreundlicher, aber trotz dem ließ der Onkel Jäger und Hausgesinde in voller Livrée im Schloßhofe paradiren; ein wohlklingendes Morgenlied weckte die Damen mit harmonischen Hörnerklängen aus dem Schlafe, und eine Freudensalve, von einigen alten Böllern verstärkt, machte alle Echos des Gebirges lebendig, und das Vivatrufen der Dienerschaft tönte weit in das Thal hinunter, und man hörte ihm an, daß es nicht allein bestellt war, sondern von Herzen kam, und was selten ist, die willkommene Erlaubniß dazu den Schreiern eben so viel Vergnügen gab, wie der Herrschaft, welche die Huldigung empfing.

Die überraschte Jucunda nahm die Glückwünsche der Verwandten mit Rührung an, und bestaunte die reichen Geschenke, welche Schwester und Ohm mit liebender Vorsorge längst aus der Residenz mitgebracht, durch die sie so manchen eiteln Wunsch befriedigt sah, den nur die aufmerksamste und zarteste Zuneigung sich in das Gedächtniß geschrieben haben konnte. Aber Ameliens achtsames Auge vermißte an der Kleinen die gewohnte leichtfertige Fröhlichkeit, mit welcher sie sonst empfing und dankte, und als jetzt zuletzt der Hauptmann respectvoll heran trat, und einen seltenen Blumenstrauß, worin unter blühenden Myrten und weitduftendem Heliotrop eine volle Rose schimmerte, und den sein Dragoner gestern aus den berühm-

ten Otterßer Treibhäusern herbeigeholt hatte, ihr mit der freundlichen, einfachen Bitte um Entschuldigung für die Dreistigkeit der fremden Hand, die ihn darbot, und der geringfügigen Gabe überreichte, da konnte Jucunda die innere Bewegung nicht länger bergen, Thränen flossen aus den schönen Augen, nur ihr Händedruck dankte dem Manne, der ihr nicht mehr fremd war, und der die Thränen, welche auf seiner Rose wie helle Thautropfen glänzten, als eine finstere Vorbedeutung ansah, die ihn in seinem Entschlusse bestärkte. Auch Amelie mußte ihre Augen trocknen, und ihre Hand preßte das klopfende Herz, in welchem die stumme Scene einen Schmerz eindrückte, dessen sie früher sich nie und in keiner beengenden Lebenslage bewußt gewesen war. Der Obrist ging dazwischen herum, kämpfend mit der Rührung, die der alte Kriegsknecht für schimpflich hielt, sogalt sein gewohntes Hagestolzenlied her auf das Even-Geschlecht, welches Alles verwässern müßte, sich nicht freuen und grämen könnte, ohne den unerschöpflichen Thränenkrug umzustürzen und Schuld wäre, daß es auch unter dem starken Männergeschlechte so viel Hasenherzen und weinerliche Poeten und Tragodienschreiber gäbe, und drückte dabei Allen die Hände und küßte mit Herzlichkeit die Stirnen der schönen Schwestern.

Zu bald jedoch wurde das stille Fest der verwandten Seelen unterbrochen, denn Eine Reisekalesche nach der Andern rollte auf den Hof, und jede lud die geputzte Familie eines benachbarten Gutsbesitzers aus, die heimlich vom Onkel geladen worden, den Ehrentag seines

Lieblings mit begehen zu helfen. Die Prachtsäle wurden aufgethan; bald füllte sie ein reicher Kreis jubelnder Bekannten, Jucunda wurde als Königin des Tages von Allen begrüßt und gefeiert, und in den Vorsälen drängten sich die bunten Livréen der Fremden und halfen den Dienern des Hauses in der üppigen Bewirthung, welche der Obrist, der so gut einer Tafel vorzustehen verstand, wie er ehedem seine Grenadiere in's Feuer geführt, ohne Wissen der Frauen des Schlosses einzurichten gewußt hatte. — Frühstück, Musik, Spiel füllte den Vormittag, eine weitduftende Tafel, wohlbepflanzt für Schmekker und Durstige, lud dann die Gäste zu sich, und nach deutscher Weise wurde ein Mittagsmahl gehalten, und nicht nach neuerer Sitte ein Mittelding zwischen Vesper und Nachtessen, da der Obrist ein erklärter Feind der Gallomanie und Anglomanie war, und jeder von Gott gestellten Tageszeit ihr altes, vernünftiges Recht angedeihen ließ. Fräulein Jucunda saß zwischen den Vornehmsten der Gäste, der Wirth nahm den Platz am Ende der Tafel für sich, und die Herrin des Schlosses zur Seite des Hauptmanns sorgte am andern Flügel für Ordnung und Freude. Da hörte man mitten in der Luft in der Nähe des Schlosses zwei starke Schüsse fallen, und Alle sahen neuzierig auf, und vermutheten eine neue kriegerische Ueberraschung, indem sie des Onkels Vorliebe für dergleichen kannten. Doch der Obrist selbst machte ein Zorngesicht und sah mit Grimm auf einen jungen Diener, der am Fenster seinen Posten inne hielt.

„Hat der Hasenfuß schon das Zeichen gegeben?"

rief er. „Und wir sind noch bei der Mittelschüssel? Verzeihung, meine Hochgeehrten; die Salve sollte die Bratengesundheit begleiten; aber meine Artillerie besteht aus Rekruten, und solches Volk feuert meist zu hitzig und zur Unzeit.“ — Man lachte, der Diener trat aber hinter den Stuhl des zürnenden Herrn, betheuerte seine Unschuld, und meinte die Schüsse wären auch nicht auf der Seite gefallen, wo die Böller aufgestellt, sondern außerhalb der Ringmauer und in der Nähe des grauen Thurmes. Der Obrist wurde aufmerksam und sandte den Burschen auf Erkundigung, jedoch, ehe derselbe noch zurückkam, erschien der greise Gebhard fern in der Saalthür, und sein entstelltes Gesicht und der heimliche Wink, den er verstohlen dem Herrn gab, lockte diesen, sobald es ohne Aufsehen geschehen konnte, von der Tafel weg in den Vorsaal. Aber dem scharfen Auge der Baronin war die Erscheinung des alten Schloßverwalters nicht entgangen, und sie bat leise ihren Nachbar, dem Onkel zu folgen, und ihr ohne Störung der Gesellschaft Nachricht zu bringen, wenn ein Unglück geschehen sey.

Der Hauptmann fand den Obristen nicht mehr im Schlosse, und die Leute auf dem Hofe wiesen ihn mit bleichen Gesichtern zum Thurme hin. In der Vorhalle zur grauen Warte stand der Onkel zwischen einigen Dienern, und der Pförtner saß vor ihm erschöpft, wachsbleich vom Schreck, einige zerbrochene Schüsseln mit verschütteten Speisen lagen am Boden und das mächtige Schlüsselbund dabei. Der Pförtner erzählte abgebrochen

und zitternd das Ereigniß, das ihn in einen solchen Zustand zu versetzen vermochte, —

Die Baronin, in ihrer Freude ächt weiblich auch der Verlassenen und Leidenden gedenkend, hatte eine Menge armer Häuslinge, vorzüglich Wittwen und Waisen, in einem Nebengebäude speisen lassen, was sie den Gottesdienst des Freudentages nannte, und der Schloßpförtner erhielt den Befehl, ebenfalls dem Inquisiten heute ein warmes Essen und ein Fläschchen Wein zu reichen. Mit seiner wohlschmeckenden Ladung ging derselbe zum Thurm, nicht ganz zufrieden mit dem Auftrage, da er wie alles Hausgesinde den tödtlichsten Haß auf den Mörder des redlichen Waldner geworfen. Als er durch die Vorhalle schlich, hörte er außerhalb des Schlosses rufen. Er horchte und vernahm mehrere Male die Worte: Vater Kristel! Vater Kristel! — Stutzig trat er zu dem weiten Luftloch der Halle, und sah hinab in die abschüssige Tiefe, welche hier die Mauern umgab. Aber nicht von drunten kam der Ruf, sondern von der jenseitigen Höhe, wo auf einer schmalen Felsplatte, die aus der Tannenwildniß vorsprang, des Inquisiten ältestes Söhnlein stand, und mit dem Winde deutlich herüber schrie. Bald hörte der Pförtner auch neben sich Rothhahns Stimme, der an das Eisengitter seines Gefängnisses getreten war und durch das offene Fenster des Buben Ruf beantwortete, und nach der Mutter fragte, und welche Botschaft der Vetter schicke? Der Pförtner horchte begieriger, um vielleicht ein schädliches Geheimniß zu erspähen, da blitzte es auf in dem

Tannendickicht, und dicht nach einander fielen zwei scharfe Schüsse aus dem Holze herüber; eine Kugel hörte der Pförtner dicht neben seinem Kopfe an die Thurmmauer prallen, und zugleich vernahm er im Innern des Gefängnisses einen starken Fall und ein schauerliches Wehgestön. Die Teller und die Flasche entfielen seinen Händen, hastig griff er zu den Schlüsseln und öffnete den Kerker. Was er sah, was ihn niederwarf, sahen jetzt mit Entsetzen auch der Obrist und der Hauptmann, die wie er hier einen Augenblick tief Athem holend inne hielt, sogleich zu der mächtigen Thür eilten und sie völlig aufrissen.

Der Mörder Waldners lag entseelt am Boden; ein Meisterschuß hatte ihm die Kugel durch das Auge gejaget und sein Gehirn zerrissen. Sein Anblick war gräßlich und die Thäter ließen sich leicht errathen; die eigenen Genossen seines wilden Lebens hatten sich sicher stellen wollen gegen seinen möglichen Verrath, hatten durch das eigene Kind den verloren Gegebenen an das Fenster gelockt, und glücklich getroffen, und durch ein neues Bubenstück die Theilnahme am alten begraben.

Der Obrist gebot mit Strenge, das Ereigniß geheim zu halten, wenigstens für heute, damit seinem Jucundchen nicht der beste Tag im Jahre verdorben würde. „Der Teufel hat seinen Braten; einerlei so oder so, und uns wird Kostgeld erspart;“ sprach er. „Laßt die Bestie, wie sie da liegt im Zwinger; schließt zu; seine Unthaten leisten ihm Gesellschaft genug. — Aber fort sollen mir die Frauen; ich halte sie nicht mehr;“ setzte er im Zurückgehen zu dem Hauptmann hinzu;

„Sie haben schon gepackt, sie wollen morgen zur Residenz, und ich treibe sie nun selbst; der Henker könnte sonst noch ein wahres Malheur herbeiführen, wobei wir nicht so ruhige Zuschauer seyn möchten. Folgen Sie als fahrender Ritter der Kutsche, schützen Sie, schmeicheln Sie den Damen das Angedenken an diese rauhen Tage fort. Ich werde mir vom General der nächsten Stadt eine Compagnie leichter Schützen erbitten, und Krieg führen mit diesen Guerillas, bis der letzte der Schurken an der Eiche baumelt, und der alte Offizier sich um die Landesruhe den Bürgerorden verdient hat, welcher mir eben so werth ist, als das Kreuz hier im Knopfloche." —

„Auch mich ängstet eine geistige Stimme, die mir ein ewiges: Fort von hier! zuflüstert!" antwortete Herr von Despen. „Ich reite noch heute nach Otterßen, meine Sachen dort zusammen zu packen; morgen mit dem Frühlichte werde ich kehren, und die Garde der Damen bilden." —

Beide traten in den Saal zurück, wo man dennoch ihre Abwesenheit bemerkt, und neubegierig fragte. Doch der Obrist nahm sich zusammen. „Einer meiner Vier und Sechzig Pfünder sprang," sagte er lächelnd, „und ein Artillerist hat sich dabei den kleinsten Finger verwundet." — Jucunda seufzte: „doch ein Unglück an meinem Feste! Mir lag's den ganzen Morgen schwer auf dem Herzen. Aber es ist doch nichts gefährliches?" — „Auf Ehre," versetzte der Onkel ernst, „der Schaden ist nicht eine Stecknadel werth, und Keiner von

uns hat darum zu sorgen oder sich zu grämen." — Alle beruhigten sich, nur Amelie ließ sich nach einer Weile von dem Hauptmann leisen Bericht abstatten, hielt sich brav im Erschrecken, flüsterte: „Nur nichts davon an die Schwester! Aber fort, fort, und das morgen! Solche Kugeln könnten andere Ziele finden, und schwarze Geister treiben uns gleich der Thekla vom väterlichen Schlosse." —

Die Tafel wurde ungestört bis zum Desert rein gemacht, und die Böller im Schloßhofe donnerten stattlich und in gehöriger Ordnung zu den letzten Toasts des Festgebers. Als aber die Stühle gerückt waren, die lustige und erhitzte Gesellschaft sich in den Zimmern vertheilte, kam durch die fremde Dienerschaft das Gerücht des blutigen Ereignisses zu Diesem und Jenem; man steckte die Köpfe zusammen, man flüsterte, und kaum brach die Dämmerung ein, so ließen die Gäste nach und nach ihre Wagen vorfahren; die bösen Wege, die rauhe Nacht gab Vorwände, denen sich nicht widersprechen ließ, und bald waren die vier einheimischen Personen allein in dem Prunksaale, wo die Stille zu der nachgelassenen Unordnung grell abstach und keinen angenehmen Eindruck machte. Der Obrist kündigte ohne Einleitung den Nichten an, daß er ihrer morgenden Abreise nichts mehr entgegen setzen wolle, und er einen doppelten Grund habe, jetzt selbst darauf zu dringen; als kundiger Jagdgesell verkündete er nehmlich baldiges Thauwetter, welches die schönen Wege verderben und grundlos machen möchte; und durch die nöthige Abreise des Herrn von Despen

gewönnen die Damen eine sichere Eskorte und einen Reisemarschall an seiner Statt in den Gasthöfen und durch die unheimlichen Spätstunden. „Reisen Sie mit, bester Oheim!“ fiel die Baronin in seine Demonstration; „es ängstet mich, Sie hier allein zu lassen.“ — „Silentium!“ winkte heimlich der Alte. „Ich muß bleiben, bis die Geschäfte beendet sind. Wie würden die Lehnsvettern lachen, wenn sie einträfen, und den alten Kriegsknecht auf der Flucht fänden vor einem Haufen nichtsnutziger Bettler und einer Compagnie hungriger Bauerbengel!“ — „Aber wer wird Sie pflegen, wer die Pfeife und den Kaffee besorgen?“ schmeichelte Jucunda, sich an ihn schmiegend. Und wenn nun gar der böse Gast, das Podagra, einzöge, wer wickelte dann das kranke Bein, wer läse Ihnen vor, oder sänge Ihnen die Schmerzen fort?“ — „Niemand als Du, Herzenspuppe;“ antwortete freundlich der Graukopf; „und sollte ich Dich mit Extrapost von der Königsstadt holen lassen. Ist es doch nur Eine starke Tagereise, und darum müßt Ihr morgen mit dem ersten Sonnenstrahle auf und davon, daß die Nacht Euch in den Thoren der Residenz trifft, wo Ihr des heutigen Festes Nachfeier halten möget, und wer weiß, welche schönere Feiertage noch.“ —

Der Nachsatz machte drei Personen erröthen und verstummen, und Alle drei beeilten sich ihre Verlegenheit durch Geschäftigkeit zu maskiren; der Hauptmann ging die Pferde zu bestellen und den Mantelsack zu schnallen; die Damen eilten mit der Kammerfrau, die Koffer,

Kiſten und Schachteln zu füllen; Alles das wurde in und auf den Reiſewagen gepackt, der in der verſchloſſenen Remiſe morgens dann nur der Vorſpann bedurfte, und Fräulein Jucunda brachte ſogar noch die meſſingenen Käfiche mit den kleinen Sangvögeln zum Onkel auf den Flügel hinüber, empfahl die Lieblinge ſeiner Fürſorge, und er mußte verſprechen, ſeine Rückreiſe auf mildes Wetter zu verſchieben, die Käfiche ja mit ſichern Bändern am Verdeck des Wagens in die Schwebe zu hängen, und unterwegs das friſche Waſſer in den Futterungsquartieren nicht zu vergeſſen. Ein ſtilles Nachtmahl vereinigte dann die Freunde zuletzt, man plauderte bis in die Nacht hinein, und der Hauptmann beſtieg ſpät ſein Roß, beruhigte die Beſorgniß der Damen, indem er des hellen Schneelichtes und der Kunde ſeines wackern Dragoners erwähnte, der faſt täglich den Weg zwiſchen Waizhauſen und Otterßen gemacht, und verſprach mit der Morgenröthe in dem nächſten Dorfe an der Landſtraße die Kaleſche der Baronin zu erwarten.

„Auf Wiederſehen!“ ſprach der Obriſt noch auf der Schloßtreppe. „Seltſame Begebenheiten haben unſere Bekanntſchaft herbeigeführt; aber ſo jung ſie iſt, ſo feſt dünkt ſie mir, und wer weiß, was ich Neues in der Hauptſtadt vorfinde, wenn ich nachkomme. So oder ſo! Alles iſt mir recht, und die Verwandtſchaft mit einem Ehrenmanne ehret, komme ſie woher und wodurch ſie wolle.“ —

Der Hauptmann drückte dem ehrlichen Greiſe feſt und deutſch die Hand, ſchwang ſich in den Sattel,

blickte noch einmal zu den erleuchteten Fenstern hinauf, an welchen sich Schatten bewegten, die sein Herz lauter pochen machten, und trabte durch das Hofthor, das hinter ihm von dem Pförtner verschlossen wurde. —

Die breite Sichel des abnehmenden Mondes ging gerade auf über dem östlichen Bergrücken, als die beiden Reiter in den Wald hinein trabten, durch den der Weg führte. Die Nacht war recht still, und glich in ihrem weißen Kleide einer frommen Mutter, die an dem Bettchen ihrer schlummernden Kinder Wache hält, und den festen Schlaf der Lieblinge belauscht. Kein Wind regte sich, die Kälte hatte sich bedeutend gemildert, und dem erhitzten jungen Manne schien die Luft erquickend und freundlich. Kaum zwei Stunden lag Otterßen entfernt, woselbst man ihn der Abrede gemäß erwartete; so ließ er sein Pferd Schritt gehen auf dem glatten Bergpfade, überließ sich seinen lieben und doch beunruhigenden Träumereien, die ihn oft bewegten, den Kopf nach dem Orte, von welchem er sich entfernte, zurück zu drehen, denn seit das Hofthor hinter seinem Dragoner geknarrt hatte, dünkte es ihm, als zöge eine unsichtbare Hand ihn zurück, als hätte er bleiben müssen; und er schalt sich, daß er nicht geblieben, da er seine Effecten eben so gut durch des Kammerherrn Fürsorge hätte nachgeschickt erhalten können. Der bärtige Dragoner wunderte sich über des Herrn Schweigsamkeit, da dieser doch sonst beim Nachreitte gern zu plaudern pflegte, und heute

nicht einmal brennenden Zunder für die Pfeife von ihm verlangt hatte. Da er aber gewöhnt war, nicht einzureden oder zu fragen, machte er sich sein kurzes Feldpfeifchen zurecht, dampfte tüchtig in die frische Luft hinein, und sang mit halber Stimme dazu ein Liedchen aus der alten lieben Kriegeszeit. —

So waren die Reiter eine Stunde fortgeritten, waren schon auf dem Otterßer Reviere angelangt, und die Berge senkten sich mählig hinab, und gaben freiere Aussicht in die blendende Mondscheinlandschaft. Da gewahrte der Hauptmann vor sich auf dem Waldpfade einen schwarzen, beweglichen Schatten, und erkannte bald eine menschliche Gestalt, die still stand, zurück sah und dann ihren Lauf zu beschleunigen schien. Neugierig den späten Wandrer in so unheimlicher Gegend kennen zu lernen, gab er dem Pferde die Sporen, und gelangte so leicht und so schnell auf dem weichen Schneeboden hinter die nächtige Frau, denn eine Weibsgestalt war's, daß diese mit einem Schrei zur Seite sprang, und einige Scheltworte über die Unvorsichtigkeit murmelte.

„Wohin so spät, Mutter?" fragte Herr von Despen, indem er durch den freundlichen Ton den Schreck gut zu machen gedachte. „Ich denke, wir haben Einen Weg, und da ist Ihr das Geleit in dem häßlichen Holze vielleicht willkommen." —

Die Frau horchte hoch auf nach seiner Stimme, und trat dann dreist vor das Pferd, und schaute scharf forschend in des Reiters Gesicht.

„Sie schickt der Herrgott selbst;" sagte sie dann

mit Hast und Freude aus der engen Brust herauf. „Ja, Sie sind der Herr, der mit dem Schloßfrölen in unserm Hofe war, und mit dem der Vetter und der Cantors-Fritz Streit anfing.“ —

„Ich bin derselbe;“ antwortete der Hauptmann aufmerksam. „Aber warum freut Euch das? und was wollt Ihr, fern von Euren Kleinen, hier bei Nacht und Frost im Walde?“ —

„Gut machen möchte ich, was die gnädige Herrschaft an mir, der armen Sünderin, gethan!“ stöhnte das Weib hervor. „O will der Herr schreckliches Unglück verhüten, so kehre Er auf der Stelle um, und reite nach Waizhausen zurück schnell wie der Wind; Er möchte doch zu spät kommen.“ —

„Um Gotteswillen, Frau, ist Sie wahnwitzig!“ rief Herr von Despen aus, und es war ihm, als wenn ein Siedkessel voll heißen Wassers über seine Schultern ausgegossen werde. „Rede Sie, was kann geschehen seyn? Vor einer Stunde etwa verließ ich ja erst das Schloß.“ —

„Noch ist nichts geschehen; aber es wird geschehen, sobald die Mitternacht da ist;“ versetzte die Frau. „O Er kennt die nicht, wie sie hassen und Gottes und aller Menschen spotten, und wie sie lachen über Galgen und Rad. Darf doch selbst unser frommer Herr Pastor sich nicht unterstehen, in der Kirche von den Sünden seiner Beichtkinder zu predigen, will er nicht den rothen Hahn auf seinem Dache fürchten. Meinen Kristel haben sie im Thurme erschossen, und unser kleiner Hein-

rich hat den Böſewichtern dazu dienen müſſen in ſeiner Unſchuld. Ich weiß es recht gut; der Sauſaus, der Vetter, hat mir's im Rauſche geplaudert. Und daher weiß ich auch, wie ſie die Weiber heute in das Schloß geſchickt in Lumpen geſteckt und blind und lahm gemacht, und haben ſich füttern laſſen mit den Bettlern, und zum Lohn für die Gutthat haben ſie in dem Gewühle der Fremden Pech und Schwefel in die Keller geſteckt, wo die Küche iſt und der große Torfvorrath liegt, und der Zündfaden iſt glücklich über die Mauer geworfen und reicht inwendig bis in die Gatterlöcher hinunter. Und ſobald es Mitternacht iſt, ſoll der Spectakel los gehen, und das Schloß zur Rache um den Kriſtel in Feuer auffackeln. Ich ſchalt die Böſewichter und drohete hinauf zu der Herrſchaft zu laufen; da bewachten ſie mich bis zur Nacht, aber ich bin ihnen davon geſprungen durch den Stall, und Gott ſey meinen Kleinen gnädig! Nach Otterßen wollte ich um Hülfe holen, denn die Wege zum Schloſſe halten die Nachtſchützen, wie ſie ſich nennen, alle beſetzt.“ —

Der Hauptmann horchte unbeweglich, als hätte das Entſetzen ihn entgeiſtigt auf die Worte des Weibes; ſeine Augen ſtarrten ſtier auf die hagere Geſtalt, die im dunkeln Kleide einer Alrune glich, die ihn höhnen und verlocken wollte. Jetzt, da ſie athemlos inne hielt, und er die eintönige Jammermelodie nicht mehr klingen hörte, kam wie durch electriſchen Schlag mit Einem Male zuckendes Leben in ſeine Glieder. „Fort,“ rief er, „eile nach Otterßen, Du Unglückskrähe;

schrei Alle aus den Federn und führe sie zu Hülfe heran. Ich fliege, wohin mich Gott ruft." —

Er drehete das Pferd, und im stärksten Trabe strich das gespornte Thier über denselben Pfad hin, den es so eben erst zurückgelegt. Der Dragoner folgte, so schnell sein bepackter Rapp vermochte, und die Frau verschwand zwischen den Gebüschen in der entgegen gesetzten Richtung.

Wie der fleischlose, entsetzliche Küraſſier in Bürgers Leonore im sausenden Galopp seinen gespenstigen Gaul durch die Mitternacht hetzte, also trieb unser mächtiger Reiter sein Roß über die Waldhügel und Bergkuppen hinauf und hinab, Hitze und Angstgluth auf Stirn und Wangen, Todeskälte in den Gebeinen, und von Entsetzen gepeitscht, als verfolge ihn jener bräutliche Knochenmann. Nur auf den kahlen Spitzen, wo sich eine Aussicht nach der Gegend des Schlosses darbot, hielt er verschnaufend zuweilen, und blickte mit angestrengten Augen hinüber, ob nicht schon eine empor zückende Flamme ihm das grause Unglück verkündete. Die Gegend lag friedlich vor ihm, und das dampfende schnaubende Thier, das sich wie in Verwunderung über die ungewohnte Grausamkeit seines Gebieters schüttelte und heiße Dämpfe aus den Nüstern hervorstieß, mußte weiter auf halsgefährlicher Fahrt von Gerte und Sporn getrieben.

Es ſchlug Mitternacht von einem Kirchthurme im Thale, und die hellen ſchrillernden Glockenklänge tönten dem Hauptmann wie Leichengeläut. Jetzt ſenkte ſich die Straße herab vom Walde, und in einem Bogen durch die ebene Ackerflur dem Schloſſe zu. Einzelne dunkele Geſtalten bewegten ſich auf dem Schneefelde hie und dort, hin und her, grauenvoller, weil die Nacht und Ferne ſie unkenntlich machte; da fiel ein Schuß und noch einer, und beide Kugeln zi[illegible]chten dicht an dem Reiterpaare vorüber. Dort lag Waizhauſen frei auf der Höhe im Mondlichte, und eine Rauchwolke ſchien ſich aus dem Gemäuer herauf zu wälzen, und der Weſtwind trug ſchon ſtinkende Dämpfe herüber. Ja, es war! Der Heranſprengende vernahm ſchon verworrene Stimmen, und jetzt erklang die Hofglocke zum Morgen- und Veſper-Geläut für Diener und Arbeiter beſtimmt, und ihr ſchnelles, weit hinaus ſchreiendes Geklingel rief um Hülfe, und ſagte die Angſt des Läutenden an.

Das Hofthor fanden die Reiter ſchon aufgeſperrt; Zofe und Jäger und Geſinde rannten halb bekleidet durch einander; jedes ſein Päckchen oder Kiſtchen im Arme; hier riß eine Magd die Stallpforten auf, das liebe Vieh, ihre tägliche Geſellſchaft, zu retten; dort zog ein Knecht die Pferde, ſeine Lieblinge, aus dem Marſtalle; überall Verwirrung, Geſchrei, und nirgends Befehl und Ordnung, denn der Obriſt ſtand am offenen Fenſter des Schloßflügels und ſchrie nach dem Gebhard, der ihm die Beinbekleidung und die Stiefeln anziehen ſollte. —

Ein Blick auf das Corps de Logis verrieth dem Hauptmanne die Furchtbarkeit der Gefahr, und gab ihm die Besonnenheit und Kraft zurück, welche ihn in so mancher Nothstunde des Kriegerlebens vor seinen tapfern Kameraden ausgezeichnet hatte. Dicke Dampfwolken drangen aus jeder Oeffnung des Unterhauses hervor, und deuteten den verzehrenden Brand an, der in den Souterrains herrschte und schon das Erdgeschoß ergriffen haben mußte, denn durch die offene Hausthür, aus welcher sich mehrere Dienstboten geflüchtet hatten, sah man im Hintergrunde des weiten Vorplatzes zuweilen eine rothe Flamme aufzüngeln und dann wieder im ungeheuren Qualme verschwinden.

Der Hauptmann sprang schnell aus dem Sattel, und sein Commandowort versammelte sogleich alle Verwirrten um ihn. „Wo ist das Fräulein und die Baronin?" fragte er zuerst. Ein Angstruf der weiblichen Dienerschaft beantwortete seine Frage auf schreckliche Weise, und verrieth ihre Vergeßlichkeit und Untreue; aber deutlicher noch antwortete jetzt ein Geschrei vom Fenster des obern Stocks, wo so eben noch das Nachtlämpchen so friedlich hinter den Gardinen geflackert hatte. Durch den Rauch erblickte man die weißen Nachtkleider der verzweifelnden Damen.

„Ruhig einen Augenblick! Keine Unbesonnenheit begangen! Ich bin sogleich oben bei Ihnen!" rief Herr von Despen in die Luft. „Jacob, hinauf zum alten Herrn!" commandirte er dann mit fliegender Stimme. „Gebhard, die Schloßspritze aus dem Schoppen; Leute

zum Waldteiche hinab; das Eis aufgehauen; Waſſer durch die Weiber herauf! Chriſtoph," herrſchte er zuletzt noch ſeinem Dragoner zu, „laß die Pferde laufen; ſchaffe die Rothleiter heran; ich ſah ſie an der Stallwand hangen; eilig werft ſie zu dem Fenſter hinauf." — So riß er einem der herausgezogenen Schloßgäule die wollenen Nachtdecken vom Rücken, wälzte ſie durch den Schnee, warf ſie um Schultern und Kopf, und ſtürzte gerade in das Schloß hinein, mitten durch Flammen und Dampf wie ein furchtloſer Tamino, vom Angſtgeſchrei aller Zuſchauer begleitet. Glücklich gelangte er über die Treppe, deren brennendes Gebälk unter ihm krachte und einbrach; glücklich erreichte er den oberſten Stock des Gebäudes; glücklich führte ihn der beſonnene Sinn durch die dampferfüllte Gallerie zu dem Schlafzimmer der Baronin, deſſen Thür er aufſtieß, doch raſch wieder hinter ſich ſchloß. Amelie flog ihm leichenblaß und bebend entgegen, und fiel erſchöpft in ſeine Arme.

„Sie ſind da? Adolph, treueſter Freund!" ſtammelte ſie. „O iſt denn Rettung und Flucht noch möglich? — Wir wollten hinunter; Rauch und Flamme ſchreckten uns zurück." —

„Muth! Muth und Beſonnenheit!" rief der Hauptmann ihr zu. „Aber wo iſt Jucunda?" — „Der Schreck warf ſie nieder, tödtete ſie vielleicht!" jammerte Amelie. Der Retter warf einen wilden Blick durch das Gemach, und ſah die ſchöne Jungfrau wie leblos am Boden liegen neben dem Bett. Er ſtürzte

hin zu ihr. „Sie lebt, sie ist nur ohnmächtig!“ rief er und war in demselben Augenblicke schon am Fenster, dessen Rahmen er mit herculischer Faust faßte, erschütterte und mit allen Flügeln gebrochen hinauswarf. „Die Leiter steht, sie reicht herauf;“ jauchzte er zurück und schlang ein abgerissenes Gardinenband um die höchste Stufe und knotete dieses dann mit größter Eile um ein mächtiges Schrank.

„Baronin, voran, ohne Furcht und zögern hinab!“ drängte er jetzt. „Der Weg ist fest und sicher, so lange die Flammen nicht aus den untern Fenstern brechen. Nur sorgsam den Fuß von Sprosse zu Sprosse gesetzt, und immer die Eine Hand wechselnd fest am Holze.“

„Ich? Da hinab und allein?“ stieß die Freifrau entsetzt hervor und trat vom Fenster zurück. „Mir schwindelt schon vor dem Gedanken der Tiefe und des Schwankens; der Rauch würde mich sinnlos machen; und die Leute unten und das Nachtkleid! Nein, lieber verbrennen.“ —

„Nun denn nur Eine Minute Geduld!“ entgegnete der Hauptmann unwillig. „Ich komme sogleich zurück und hole auch Sie.“ — Mit Erstaunen sah die Baronin ihn die ohnmächtige Jucunda auffassen, auf das Fensterbrett setzen, mit übermenschlicher Kraft halten und sich zugleich auf die Leiter schwingen, dann das zarte Mädchen auf seine Schultern legen, ein Hercules mit der schönen Dejanira, und langsam und mit ruhiger Dreistigkeit ihn unter seiner Bürde hinabgleiten. Ein

schneidender Schmerz fuhr durch Amelie heiß aus dem Herzen herauf; doch der Schmerz weckte Lebensverachtung und durch diesen Entschluß. Sie griff ein Putzband vom Toilettische, und knüpfte das Kleid über den Knieen zusammen, dann ließ sie sich zum Fenster hinaus auf die Rettungsleiter, und folgte vorsichtig und eben so glücklich wie er dem Befreier aus Todesnoth.

Als der Hauptmann im Erdgeschoß des sichern Flügels die Ohnmächtige niedersetzte, als seine Bemühung um sie schnell gelang, als frische Luft und Nachtkälte ihr die Besinnung wiedergaben, und er sie jetzt mit einem Kuß auf die Stirn aus den Armen ließ, mit Erschrecken sich der Baronin erinnerte und hin wollte sein Leben nochmals für die Pflicht zu wagen, da stand Amelie schon neben ihm, umfaßte ihn mit ihren Armen, drückte einen festen Kuß auf des Ueberraschten, des Verstummenden Lippen, und sagte dazu im mildesten Tone und mit nassen Augen: „Herzensdank dem Retter meiner geliebten Schwester; auch meinem Retter! denn ohne Sie gab es für uns keinen Weg aus dem gräßlichen Feuergrabe.“ — „Verzeihung!“ stammelte er. „Sie war die Gefährdete; sie; als ein Bild des Todes lag sie da, hülflos, erstickt in nächster Minute. Sie kannte ich als die Stärkere, die Muthigere.“ — Das Fräulein reichte ihm beide Hände vom niedern Sitze herauf. „Also Sie kamen, Sie trugen mich durch die Luft?“ fragte sie und des Lebens Farbe flog wieder strahlend auf ihr Gesicht. „Es war mir wie im Traume so; ich hörte Ihre Stimme; ich fühlte Ihre Arme, aber der

Schrecken lag auf meiner Scheitel schwer, recht schwer, und wie im Nebel sah ich Alles." — Der Hauptmann bog seine Knie, und preßte ihre kleinen Hände an seine Lippen. Da drückte sich des bärtigen Dragoners Kopf zwischen der Thür durch und er fragte mit grober Stimme: „Herr Hauptmann, soll niedergerissen werden oder nicht? Die Zimmerleute sind da mit Haken und Beil und bestehen darauf, um die Seitengebäude zu salviren." —

Aus dem überirdischen Traumlande, in welches die Liebesworte der beiden Huldinnen den jungen Mann getragen hatten, riß ihn gewaltsam der Ruf des derben Soldaten hernieder. Hinaus eilte er auf den Hof, wo der Obrist zwar angekommen und den Befehlshaber spielte, Alles aber doch noch nicht den rechten Zug hatte, und mehr Maulwerk als Handwerk geübt wurde. Dem flinken Helfer, der eben sein Meisterstück auf der Leiter vor aller Augen gemacht hatte, folgte und gehorchte Jedermann gern und mit Lust und Eifer; so kam der Wasserzug vom Waldteiche und die Spritze in Gang, so schmissen die Zimmerleute aus den nächsten Dörfern glücklich diejenigen Theile des Gebäudes nieder, welche das Schloß mit den Seitenflügeln verbanden, und als jetzt immer mehr Helfer von den nahen Gütern und Kirchspielen herbeiströmten, so ward man gegen Morgen des Feuers gänzlich Herr, und die verwachten, todtblassen, erfrorenen Arbeiter durften sich in den Hallen um die großen Oefen sammeln, wo Amelie allen Vorrath von Erquickungen, der sich noch vorfand, unter die wackern Landleute vertheilen ließ, welche sich so vor-

theilhaft und scharf von den bösartigen Bewohnern der innern kleinen Gebirgsdörfer unterschieden.

Mit dem Anbruche des Tages saßen die Damen schon in dem Reisewagen, welcher unversehrt mit der Päckerei im Schoppen verwahrt geblieben, und fuhren nach Otterßen, wo der Kammerherr die Freifrau gastlich empfing, und mit Bedauern über ihren Schreck und Verlust sich zur Ehre rechnete, sie eine Weile zu bewirthen, bis sie verfügt, was das unerwartete Ereigniß nöthig machte. Man fand auch da die Frau des Kristel Rothhahn, deren Kinder der Kammerherr in seinem Wagen aus dem Walddorfe holen ließ, und welcher die Baronin versprach, sie solle nicht wieder zurück, sondern man werde ihr ein kleines Besitzthum auf fernen Gütern geben, wo sie ohne Berührung der verwilderten Vettern und Nachbarn durch gute Erziehung ihrer Kinder das Verbrechen des Mannes wieder gut machen könne.

Gegen Abend kam auch der Obrist und der Hauptmann nach Otterßen, und der Alte meinte launig, der Schaden sey mit einigen lumpigen tausend Thalern wieder zu repariren, und seine beiden Hauptcapitale habe der treue Freund aus dem Bankerott gerettet, und da das Gold jetzt die Feuerprobe bestanden, so hoffe er sie recht bald zu noch höhern Zinsen anzulegen.

Da trat Amelie hervor, faßte Jucundens Hand und führte sie dem Hauptmanne zu. „Bruder Adolph," sprach sie mit Rührung, „Du hast sie Dir gewonnen mitten aus dem Schlunde der Hölle heraus. Sie ist

Dein; ich kenne ihr Herz schon längst, und mein Glück wird wachsen mit dem Eurigen." —

„Baronin! Amelie!" rief der Hauptmann überrascht. Ist denn das Alles wahr und möglich? Und so schnell und gegen alle Hoffnung!" — Er preßte die liebliche, lächelnde und erröthende Jucunda fest an seine breite Brust.

„Wäret Ihr Herren offen und deutsch, wie Eure Vorväter," schmollte die Baronin da, „und tändeltet Ihr und schmeicheltet Ihr nicht in böser Angewöhnung um jede erträgliche Frau und jedes aufblühende Mädchen, so würde es manche verseufzte und verspielte Stunde weniger geben, und manches Paar würde früher und fester und dauernder glücklich seyn. So aber verschafft Euer Flattersinn und Eure Galanterie manche Feuersbrunst, die zu löschen nicht in Eurer Macht steht, und bei der nur Gott und eine gesunde, gediegene Vernunft helfen können." —

„Aber was ist denn das?" fragte der Obrist neugierig. „Wie hat sich denn das so schnell gemacht? Ich dachte ganz andere — — —"

Die Baronin legte dem alten Schwätzer ihr Händchen auf den Mund. „Still Onkelchen!" sagte sie. „Fragen Sie nicht, sondern segnen Sie und gratuliren Sie. Der neue Herr Bruder hat die gefährliche Feuerprobe überstanden, und durch sie ist das böse Räthsel gelöset worden, das drei gute Menschen plagte. Und wäre ich versengt und verletzt darum, nur nicht ganz zu Kohlen gebrannt, ich hätte mich doch gefreuet." —

„Schwester!“ entgegnete zärtlich da die glückliche Jucunda. „Ewig treu! Ewig unzertrennlich!“ —

„Das weiß ich nicht;“ versetzte die Baronin, und das leichte Weh schimmerte noch durch das Scherzwort. „Es könnte wieder Feuer ausbrechen und dann hätte ich Niemand, der mich durch den Rauch trüge.“ —

„Amelie!“ bat der Hauptmann gekränkt.

Der Obrist fuhr aber dazwischen und sagte: „Laßt mich die Einrichtung treffen. Jucundchen bekommt mein Gut Rolowsen an der Elbe zur Aussteuer; von da ist es nicht weit bis zu des Hauptmanns Besitzung. Während des Sommers leben wir Alle auf Rolowsen; in der Ebene hausen keine Wilddiebe so gefährlicher Art, sondern die Freischützen sind dort manierlich und schießen nur mit süßen Pfeilen, und giebt es da Feuer, so ist der Strom dicht am Hause; im Winter ziehen wir zur Residenz, wo die Löschanstalten vorzüglich sind, und alle Arten von Feuersbrünsten die nöthigen Hülfsmittel finden. Ist es nach Wunsche, und hat man nichts zu erinnern?“ —

Amelie schüttelte heimlich das Köpfchen, aber Niemand hat erfahren, was sie eigentlich damit sagen wollte und dabei fühlte. Das junge Paar umhalsete den Onkel mit Herzlichkeit, und der Alte warnte: „Halt ihn fest, Jucundchen! Er hat eine flinke Zunge, und machte mir genug zu schaffen, als ich ihn wie einen Gefangenen im Verhör hatte. Und wurde er nicht auf fremdem Revier ertappt in der bösen Nacht, wo der gute Waldner starb? Hüte Dich, Mädchen! Er

ist ein Kriegsmann, und draußen lernt man das Raschen, wenn der wilde Pulk von Stadt zu Stadt und von Land zu Land zieht." —

Jucunda sah den Geliebten besorgt an, er aber legte die Hand betheuernd auf das Herz. „Fürchtet Jucunda den Schützenrock," sprach er mit Treuherzigkeit, „so ziehe ich ihn aus, und werde ein stiller Hausvater und Landmann, und beackere die Waizenfelder, die früher so oft meines Rosses Huf niedertreten mußte. Das Soldatenkleid drückt so in Friedenszeit uns und andere. Draußen ist Friede durch Gottes Hülfe und der braven Deutschen Eintracht, und daß unter Jucundens Dache ewiger Friede bleibe, sey meine heiligste und einzigste Sorge." —

„Wäre ich ein Feldprediger, müßte ich: Amen sagen, so spreche ich nur ungeistlich: Gott helf!" nickte der Obrist zu dem Gelübde, und was diesem Gott helf! in den nächsten Monaten folgte, weiß der Leser so gut wie der Erzähler, der darum mit einem wohlgemeinten Amen die Feder ausspritzt, und jedem Leser wünscht, daß er so wacker wie unser Held die Feuerprobe bestehe, und jeder Leserin, daß sie sich eines Freundes erfreuen möge, der wie Jucundens Liebling in Noth und Tod nicht an sich denkt." —

Der Fall des Thüringiſchen Königreichs.

Schilderung nach der Geſchichte, von A. Wendt

Vorwort.

Der Bearbeiter dieſes ſo intereſſanten und ſich von ſelbſt zu einem Ganzen abſchließenden Stoffes hat in der folgenden Darſtellung eine freie Schilderung verſucht, ohne der Geſchichte Eintrag zu thun. Er hat ſich nehmlich in dem, was die Geſchichte darbietet, ſtreng an dieſe gehalten, und ihre Quellen ſo ſorgfältig, als irgend einer ſeiner vielen Vorgänger, benuzt; wo ſie uns aber verläßt, der Wahrſcheinlichkeit Raum gegeben, dieſe Punkte aber auch genau in den Anmerkungen bezeichnet. Leztere ſind daher für diejenigen beſtimmt, welche die Sache aus rein hiſtoriſchem Geſichtspunkte betrachten. Um endlich ungegründeten Vorwürfen zu entgehen, muß er noch bemerken, daß die hiſtoriſche Erzählung, welche ſo entſtanden iſt, nicht etwa der jezt graſſirenden Mode, welche durch W. Scott aufgekommen, ihren Urſprung verdankt, da ihre Abfaſſung vielmehr in eine Zeit fällt, in welcher der ſchottiſche Erzähler noch gar nicht aufgetreten war, wie viele Freunde bezeugen könnten.

Der Verfaſſer.

Die Thüringer, ein kräftiger und streitbarer Volksstamm, der sich im Anfange des fünften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung von Niedersachsen an, durch das heutige Thüringen, Franken und Baiern bis an die Donau verbreitet hatte, und nach Einigen seinen Ursprung von den Westgothen herleitete, die von dem Hunnenvolke verdrängt, sich immer mehr nach Westen zogen *), nach Andern, von den, in früherer Zeit das meißnische Gebiet bewohnenden Hermunduren (Hermunduringern), blos durch umgeänderten Namen verschieden seyn soll **), behaupteten seit der Mitte des genannten Jahrhunderts eines der mächtigsten Reiche in Deutschland, und kämpften oft mit den benachbarten Schwaben und Franken. Die letztern, die bis zu den Ufern des Rheins hingelagert, das römische Gallien bedrohten, mußten doch in ihrem Rücken die tapfern Thüringer fürchten. Daher griff wohl Chlodio, der Frankenkönig, die Thüringer an ihren Gränzen an, und schlug bei dem Castell Dispargum (um 431) sein Lager auf. Als die Franken sich diesseits des Rheins schon weiter ausgebreitet hatten, kam der Hunnenschwarm unter Attila drohend dahergezogen. Auch die Thüringer riß sein verheerender Zug mit fort (450), welche in der Franken Gränzen

*) Auch Rommel in seiner Geschichte von Hessen, ist gegen diese Meinung.

**) Nach einer Hypothese Lubens könnten sie die Cherusker des Cäsar und der ihm folgenden Schriftsteller seyn.

furchtbar hauſten, und einer ihrer Könige, Namens Gunther, ſoll dem Hunnenkönige ſogar ſeine Tochter Chriemhild mit reicher Mitgift, zum Weibe gegeben haben. Doch berichten letzteres viel ſpätere Chroniken. Gewiſſer iſt, daß ſeit der Niederlage des Attila in den Ebenen von Chalons, die Thüringer mächtiger auftraten. Damals hatten ſie an der Unſtrut (Oneſtrud), Ilm, Saale und Werre ſich feſter niedergelaſſen, und der Sitz ihrer Könige war die feſte Burg nachher Scheidungen oder Scheidingen benannt, an deren Fuße die Wellen der Unſtrut ſpielten, durch welche die Burg zugleich von dem ſehr volkreichen Flecken getrennt war. Von dieſer Burg hat auch noch heutiges Tages das an der Unſtrut liegende Dorf Burgſcheidungen den Namen.

Hier herrſchte auch als König Baſinus, zu welchem der fränkiſche König Childrich, da ihn ſein Volk wegen bedrückender Ausſchweifungen erwürgen wollte (um 460) ſeine Zuflucht nahm. Acht Jahre lang genoß hier der Vertriebene in dem, wie es ſcheint, ihm verwandten Königshauſe, der ſchützenden Gaſtfreundſchaft. Zum Dank dafür verführte er dem König ſein Weib, das ihm, als er endlich durch einen kleinen Anhang in ſein Land zurückberufen worden war, mit frecher Treuvergeſſenheit dahin nachfolgte. Mit grauſam verheerender Rache fiel Baſinus in die zunächſt gelegenen Länder der Franken und erweiterte die Gränzen ſeiner Herrſchaft. Aber ſchon unter ihrem folgenden Könige, dem aus der frevelhaften Ehe Childerichs mit des Baſinus Weibe erzeugten Chlodwig I., fingen die Franken an, der Thüringer

Herrschaft einzuschränken; denn dieser fiel, nachdem es ihm gelungen, alle Stämme seines Volkes unter seiner Herrschaft zu vereinigen, verwüstend in der Thüringer Land (um 491) und zwang sie, ihm Tribut zu geben, jedoch ohne dauernden Erfolg. Als daher nach Basinus Tode das thüringische Reich unter seine drei Söhne, Balderich, Hermanfried und Berthar vertheilt worden war, schloß sich der älteste derselben, Hermanfried, dem jener größte Theil des Landes zugefallen, in welchem auch das heutige Thüringen lag, wie viele Fürsten seiner Zeit, mit kluger Vorsicht an den großen König der Ostgothen Theodorich an, der damals gewaltig in Italien herrschte, und empfing von ihm seiner Schwester Tochter Amalfried mit Namen Amalberg zum Weibe. Theodorich sendete ihm dieselbe (500) mit folgendem stolzen Schreiben zu:*)

Hermanfried, dem Könige der Thüringer, König Theodorich.

„Da wir Euch un'ern Verwandten beizugesellen wünschen, so geben wir Euch hiermit unsere Nichte, ein theures Pfand, mit Gottes Gnaden zur Gemahlin, damit Ihr, selbst vom königlichen Stamme entsprossen, jetzt durch den Glanz des kaiserlichen Geblüts, noch ferner leuchten möget. Wir senden Euch in ihr eine Zierde Eures Hofpallastes, Vermehrung Eures Ge-

*) Dieses Schreiben wird hier in treuer Uebersetzung nach Cassiodor mitgetheilt.

ſchlechts, den Troſt eines getreuen Rathes, und die ſüßeſte Annehmlichkeit der Ehe. Möge ſie die Herrſchaft gebührend mit Euch theilen, und Euer Volk zu beßrer Lehre leiten. *) Thüringen wird glücklich ſeyn, zu beſitzen, was Italien genährt hat, ein Weib von hoher Kenntniß, gebildeten Sitten, und durch Frauenwürde eben ſo ſehr, als durch ihre Abkunft ausgezeichnet; ſo daß Euer Vaterland ſich ihrer Sitten nicht minder, als ſeiner Triumphe rühmen darf. Indem wir Euch deshalb mit gebührendem Danke begrüßen, thun wir Euch kund, daß wir von Euern hier angelangten Geſandten, die für ſolchen, an ſich unſchäzbaren Gegenſtand, nach Völkerbrauch beſtimmten Geſchenke, die ſilberweißen Roſſe, wie ſie zu bräutlichen Geſchenken ſich ziemen, angenommen haben. Bruſt und Schenkel derſelben ſind in der Runde mit Fleiſch wohl ausgeſtattet, die Rippen ſtrecken ſich in eine gewiſſe Breite, der Unterleib iſt kurz eingezogen; der Kopf gleicht dem Kopfe eines Hirſches, deſſen Schnelligkeit ſie nachahmen. Sie ſind bei ihrer Feiſtigkeit ſehr zahm, bei ihrer Größe doch ſehr raſch, von angenehmem Ausſehen und noch dienlicher zum Gebrauch; denn ſie gehen ſanft, und ermüden ihren Reiter nicht durch haſtige Eile. Man ruhet mehr auf ihnen, als

*) Die Oſtgothen waren arianiſche Chriſten; die Thüringer noch Heiden.

daß man sich anstrengte, und sie können bei ihrer angenehmen Mäßigung lange in ununterbrochener Beweglichkeit aushalten. Aber diese edle Heerde herrlich gezähmter Thiere, und was Ihr sonst noch Auserlesenes uns gesendet, werdet Ihr übertroffen sehen, weil die, so die Würde Eurer königlichen Herrschaft schmückt, mit Recht vor Allem den Vorzug hat. Auch haben wir Euch zwar gleichfalls bestimmt, was unser fürstlicher Rang forderte; etwas Höheres aber haben wir Euch nicht erweisen können, als daß wir Euch mit einer solchen Frauenzier vermählen. Der Himmel segne Eure Verbindung, und so wie uns ein Gegenstand der Zuneigung verknüpft hat, so möge auch unsere Nachkommenschaft durch Verwandtenliebe verbunden seyn."

Hermanfried nahm auf jener Burg seinen Sitz, die er zu einer noch nie gesehenen Festigkeit erhob, und deren zum Himmel steigende Zinnen er, wie die Sage geht, mit glänzendem Metall belegen ließ. Von hier herab schaute man die noch leicht gezimmerten Hütten des Volks und das fröhliche Gewühl der Männer, die dort in stärkender Kriegsübung, hier im friedlichen Feldbau sich regten, während leichthingleitende Kähne mit Bauholz gefüllt, die klaren Wellen des Flusses mit lustigem Verkehr bedeckten. Hierher kömmt Amalberg im stolzen Zuge der welschen Ritter und Frauen, welche ihr der Oheim zum Geleit gegeben; ihr folgten die bärtigen Thüringer, die ihr der Bräutigam zum festlichen Empfange entgegen gesendet. Mit Thränen hatte sie

wohl den glänzenden Hof ihres Oheims verlassen, der ihres durchdringenden Blicks sich oft zu Rath in schwierigen Fällen bedient hatte; mit Sehnsucht noch einmal hinter sich geschaut, als nun die Alpenkette die südlichen Gärten hinter ihr zuschloß, in welchen sie ihre Jugend geträumt hatte, und je näher sie durch die waldigen Gauen des nordischen Landes dem Ziel ihrer Reise gekommen war, desto düsterer mochte ihr Sinn werden; denn sie fürchtete durch die Umarmungen eines Barbaren in den einsamen Mauern des Hauses festgehalten, und von der süßen Sorge für die Herrschaft, nach welcher ihr weit greifender Sinn verlangte, unrühmlich ausgeschlossen zu seyn.

In solchen Gedanken verloren, sehen wir die stolze Jungfrau, das flammende Auge zur Erde gesenkt, auf ihrem schön gerüsteten Silberschimmel, gleich einer Amazonenherrscherin im kriegerischen Schmucke dem Zuge voranreiten, und wie sie nicht eher die Zinnen der Burg gewahrt, als bis der Wächter von der hohen Warte dem harrenden Fürsten mit schmetterndem Horne verkündet, daß der bräutliche Zug dem Schlosse nahe sey. Sie schlägt die Augen auf, und mißt die hohen Mauern, den vorüberfließenden Strom und den bevölkerten Gau mit kalten Blicken. Mit kaltem Blick, doch mit gefälliger Rede empfängt sie auch die Huldigung, mit welcher Hermanfried ihr aus dem Felsenthore des Schlosses entgegenreitet. Kaum kann sich der kriegerische Mann an ihrem Anblick sättigen, so herrlich erscheint ihm die Jungfrau, gleich einer Kriegsgöttin, die vom Himmel herabgestiegen,

um sich mit dem Heldenstamme zu vermählen und seinen Kindern unbesiegbare Kraft und Schönheit der Götter einzuflößen.

Voll stolzer Freudigkeit und von dem Jubel seines Volks umrauscht, führt er also die Braut als Königin in seine hohen Mauern ein, nicht ahnend, daß einst diese Schönheit den Umsturz derselben bewirken werde. Die bereiteten Feste, an welchen, wie sie mit innerm Mißfallen wahrnahm, die geladenen Brüder ihres königlichen Bräutigams nicht erschienen, beschäftigten nur halb ihre Aufmerksamkeit. Ihr kaltes Zurückziehen und Widerstreben vermehrte des Mannes Verlangen; schon am folgenden Tage ward das königliche Beilager mit den religiösen Ceremonien, welche bei dem Stamme der Thüringer üblich waren, gefeiert; am dritten Tage reisten Theodorichs Ritter reich beschenkt nach Welschland zurück.

Amalberg hatte bald ihres Gemahles Sinn erkannt, der rüstig zu gewohnter That und im offenen Kampfe bewährt, aber täuschender List und feiner Ränke unfähig, durch Liebesgluth zu heftiger und unmäßiger That wohl aufzureizen war. Und weil sie immer nach Größerem strebte, ihres Mannes Herrschaft aber ihrem Stolze zu beschränkt und gering dünkte, so wußte sie sich im Geheimen seinen ältesten Diener und Rath, mit Namen Iring, einem klugen und beredten Krieger, der schon vormals oft den Arm seines Herrn nach seinem Rathschluß bewegt hatte, zu verbinden, und ging mit ihm zu Rath, wie sie ihren Herrn und Gemahl zu allererst

gegen seine Brüder, mit denen er das Reich getheilt hatte, einnehmen und durch einen kühnen Schlag von seiner Hand die abgetrennten Theile des Reichs mit dem Eigenthume der Erstgeburt vereinigen könnten.

Und sie trug diesen Plan lange Zeit in ihrem verschlossenen Herzen, und bereitete mit dem Alten Jegliches sorgsam vor, was zur Ausführung dienen konnte. Vor allen Dingen bemühte sie sich die rohen Landessitten allmählich aus ihrer Nähe zu verdrängen und gewann dadurch einen sichern Einfluß auf die Gemüther, von denen sie bisher durch die Abneigung vor der fremden Religion geschieden war. Schon hatte Hermanfried nebst den zweien Kindern, die sie ihm zu großer Freude geboren und den Ersten seines Volks den christlichen Glauben angenommen. Ja es gelang auch ihrem klugen Eifer bald durch reichliche Geschenke, bald durch die Predigt ihres Capellans ganze Gauen ihres Reichs der Taufe auf den Namen Christi zuzuführen. Aber je mehr die neue Lehre um sich griff, desto mehr wurden die Herzen der königlichen Brüder von Hermanfried abgewendet, und es schien ein Zwiespalt zwischen ihnen zu herrschen, obschon von keiner Seite je ein feindlich Wort gefallen war. Amalberg wußte diese Lauigkeit und Trennung der Gemüther bei ihrem Gemahle wohl zu nutzen.

Eines Tages, als eben die Sonne hinter den fernen Waldspitzen versinken wollte und mit ihren letzten Feuerstrahlen die königlichen Zinnen prächtig vergoldete, stand Amalberg mit nachdenkenden Blicken gegen den glühenden Horizont gerichtet, der ihrem Antlitz ein hö-

heres Feuer lieh, einsam gelehnt auf dem hohen Söller der Burg. Da trat der König zu ihr und sprach: „Traun, Amalberg, Ihr möget wohl sinnen und denken an Eure Heimath, denn ich seh' Euer Auge nach jenem Walde hingerichtet, der gleich Euerm schwarzen Lockenhaar den glühenden Himmel säumt, und hinter dem in weiter Ferne das Land gelegen ist, das Eure Jugend erzogen hat. Auch mag ich Euch darum nicht zürnen; denn es schändet seine Aeltern, wer sein Vaterland verachtet; aber das Weib ist geschaffen, der Menschen Stämme zu verbinden, und dem sich zu gewöhnen, der ihr und ihren Kindern ein sichres Wohnhaus baut. Ich halt' Euch hoch und werth, mein königliches Weib; doch seh' ich Euch nur halb an meiner Seite, und oftmals, wenn ich mit verlangenden Armen Euch umschlinge, scheint Euer Geist bei einem fernen Gegenstande zu verweilen. Ich möcht' Euch ganz und ungetheilt besitzen, und nichts will ich verfehlen, Euch zu gewähren, was Euer Herz verlangt, wenn es die Ehre meines Schwerts und meines Volkes Wohl verstattet. Allein, belohnt auch meine Liebe mit Vertrauen und Zufriedenheit!"

Amalberg schüttelte schweigend das Haupt, als wenn sie des Gemahles Vorwurf von sich ablehnen wolle; dieser aber fuhr also fort: O! seht, wie jetzt die Natur so hold zur Ruhe geht; so darf sich auch der Mensch vom Tagewerke müde, dem Schlummer sicher überlassen, da ihn kein feindlich Schwert bedroht. — Im rauhen Waffendienst erzogen hatte ich nie das Glück

des Friedens empfunden, das, seit Ihr meine Burg betreten, mir Eure Hand und meine tapfere Faust verbürgt. O laßt, mein theueres Gemahl, mich dieses Glücks an Eurer Seite erst recht froh werden; dann sollen auch die Männer, die unter meines Scepters Führung sich über diese fruchtbaren Thäler verbreiten, ein harmlos ruhig Leben führen; zu Euern Füßen wird der Gärtner fröhlich säen, und vor Euern Blicken wird ein Paradies emporblühen, das für des verlassenen Landes Schöne Euch freundlich trösten soll."

„Nicht so," fiel Amalberg mit schneller Rede ein, „nicht so, mein wackrer Gemahl! Dies Wort kam nicht aus Eurer Heldenbrust. Noch scheint es nicht Zeit, das Schwert in seine Scheide ruhig einzustecken. Denn Furchtbares schwebt vor meinem Blick; und wir werden es nicht wenden, dafern wir nicht mit Muth und List dem Rosse des Verderbens in die Zügel fallen. —"

„So redet, theures Weib, und theilt mir treulich mit, was Eure Brust mit solchem Schrecken füllt!"

„Kein weichlich Sehnen ist es nach dem schönen Lande, das ich verlassen" — versetzte Amalberg — „es ist die Sorge um das Kommende, die mich ängstet, das Wetter, das über Eurem Haupte schwebt, ohne daß Ihr es ahnet."

„O ists um mich," rief Hermanfried, „so laßt Euch das nicht kümmern; doch welche Grille nährt Eure treubesorgte Brust?"

„Nicht Grillen sind's, die mich quälen," versetzte Amalberg; „ein deutungsvoller Traum droht Euch und

Eurer Herrschaft Untergang durch Eurer falschen Brüder Ueberfall! Ich sah mich an Eurer Seite in dem finsterſten Kerker; doch Walderich und Berthar ſteckten auf dieſen Zinnen ihre Fahnen auf.

„Ein Traum ſagt Ihr?“ rief Hermanfried in freud'gem Muth. „Ich fürchte meine Brüder nicht!“

„Doch fürchtet ſie!“ verſetzte Amalberg; „ich ſah den böſen Traum drei Nächte hindurch mit unverändertem Antlitz mir entgegentreten, und überlegte lange in mir ſelbſt, ob ich Euch denſelben kund thun, oder in der ſtillen Bruſt verſchloſſen halten ſollte. Und ſinnend, wie Ihr vorhin mich gefunden, überſchaut' ich dieſe Gauen und dachte bei mir ſelbſt: fürwahr, wer nur einmal der Herrſchaft Süßigkeit gekoſtet hat, dem bleibt doch ſtets nach Größerm ein unbezwingliches Verlangen. Dieß Reich, das jetzt drei Häupter nährt, wär' wohl nur leidlich groß, um eines zu beſchäft'gen, und dieſes, ſagt man, ſollen ſeine reichſten Gauen ſeyn. Was Wunder, wenn der Vortheil der Erſtgeburt die Nachgeborenen zu liſt'gem Raube lockt?“

„Ich bin,“ verſetzte Hermanfried, „ob Eurer Sorge hocherfreut; denn ſie verbürgt mir Eure treue Liebe. Doch ſorg' ich nichts, ſo lang' mein Arm noch dieſes Schwert regiert.“

„Doch denkt dem nach,“ entgegnete Amalberg mit warnender Bedeutung: „die Träume ſind der Spruch der Gottheit!“

Und ſo gingen Beide Arm in Arm in ihr Gemach.

Nicht lange hatte Hermanfried an ſeiner Gattin Seite geruht, da ſchreckte ihn ein ängſtender Traum von ſeinem Lager auf. Er glaubte Alles geſehen zu haben, wie ſeine Gattin ihm erzählt; geiſterhaft ſchauten ihn die Mauern des hohen Gewölbes vom Monde beleuchtet an, und, unter unruhvollen Gedanken wachend, ſah er die Sonne wiederkehren.

In ſolchem Zuſtande ließ er jenen klugen Alten kommen, in deſſen Treue und Weisheit er ein unbegränztes Vertrauen ſetzte und erzählte ihm von dem merkwürdigen Traume ſeines Weibes, und wie derſelbe Traum ihn in der verfloſſenen Nacht geängſtigt habe. Zuletzt aber fragte er den Alten, was ihm von dieſer Sache dünke. Iring, von dem Vorgeben Amalbergs wohl unterrichtet, vernahm doch mit geheucheltem Erſtaunen ſeines Herrn Erzählung; dann öffnete er bedeutungsvoll den Mund, und ſprach: „So treffen alle Zeichen wunderbar zuſammen, und ich halte es für Gottes Fügung, daß Euch ſolches wiederfahren iſt. Schon längſt vernahm ich das Gerücht, daß Eure Brüder gegen Euch im Stillen rüſten. Ich mocht's nicht glauben. — Sie wenden vor, ſagt man, Ihr wollet ihres Vaters Reich dem Oheim Eures Weibes zinsbar machen, und mit Gewalt ſie nöthigen, dem fremden Gotte zu ſchwören, dem Ihr Euch ergeben habt. — Drum iſt mein beſter Rath, greift ohne Säumen zu dem Schwerte, überraſcht mit Blitzesflug den einen, eh's der andre denkt, und ſie verbunden Euch erdrücken; wehrt klug von Eurem Haupte ab den argen Plan und herrſchet dann frei und groß durch ihren Fall.

Tief drangen diese Worte in Hermanfrieds Herz ein, und ließen ihm keine Ruhe, bis der Gedanke, gegen welchen sein Innerstes mit einer ihm selbst verborgenen Gewalt sich wehrte, getrieben von des Weibes Stachelwort, die furchtbare Höhe des Entschlusses erreichte. So zog er endlich eines Tages, ohne daß einer seiner Leute, jenen alten Krieger ausgenommen, wußte, warum und wohin, gewaffnet aus seiner Burg, überfiel seinen jüngern Bruder Berthar auf seinem Schlosse, das ihm am nächsten lag und tödtete ihn nach kurzer, unvorbereiteter Gegenwehr. Daß er ihn umgebracht auf seines Weibes Anregung, erzählen auch die fränkischen Geschichtschreiber; Aimoin sagt, durch Meuchelmörder. Die beiden Kinder Berthars, Radegunde, ein eben aufblühendes Mädchen, und deren jüngerer Bruder, fielen gleich dem jungen Wilde, in sinnloser Furcht, in des boshaften Jägers Hände, und wurden, ohne daß sie von des Vaters Schicksal ein Wort erfahren, zu Amalberg auf Hermanfrieds Burg gebracht, wo sie hinfort in steter Aufsicht lebten.

In frohem Triumphe empfing ihn Amalberg, als er von diesem Zuge heimkehrte; denn sie gab es nicht auf, das, was zum völligen Gelingen ihres Planes mangelte, durch mächtige Verbindung oder List von der Zukunft zu erlangen sey. Allein er konnte die gehoffte Ruhe nicht in ihren Armen finden, und größer als die Freude über den Besitz der geraubten Habe und Herrschaft, war die Furcht vor der Rache des Ueberlebenden, und das Grauen ob der verrichteten That, das ihn oft über-

sich, wenn des Gemordeten Kinder, die in geschwisterlicher Zuneigung mit den seinigen lebten, ihm unter die Augen traten; wenn Radegundens gramvoller Blick, der den Vater zu vermissen schien, ihn anklagte und dessen kindliches Ebenbild sorglos an ihrer Seite spielte. Amalberg bemerkte dies wohl, und sie glaubte, das einzige Mittel den Trübsinn ihres Mannes zu heilen, sey kriegerische Beschäftigung; ihn kümmre, daß nur die kleinere Hälfte seines Plans gelungen sey; erst wenn die ganze That vollendet und sein noch übrig gebliebener Bruder Balderich, an dem ein großer Theil des Thüringer-Volkes hange, vernichtet sey, dann werde er die Früchte seiner Sorgen in ihren treuen Armen ungestört genießen.

Um ihn noch mehr zu reizen, erzählen die alten Geschichtsschreiber, habe sie ihm einst zu Mittag die Tafel nur halb gedeckt, und als er sie mit Befremdung gefragt, was dies bedeute, darauf erwiedert, daß dem, der sich das halbe Reich entreißen lasse, auch nur ein halb gedeckter Tisch gebühre, — wodurch er empfindlich getroffen, die Ausführung des fluchwürdigen Plans beschlossen habe. Durch solche Reden aber trieb sie ihn unaufhörlich zu neuer Unthat an.

Hermanfried von quälender Unruhe in seinem Schlosse umhergetrieben, und nach lauter That verlangend, sah nun wohl ein, daß seine Macht allein der sich verstärkenden Heeresmacht seines Bruders nicht gewachsen sey; denn dieser war durch Berthars plötzlichen Untergang gewitzigt

worden, und hatte sich zu standhafter Gegenwehr auf seinem festen Schlosse Walthershausen *) vorbereitet. Nicht ohne inneres Widerstreben hörte er jedoch den Vorschlag, womit Amalberg nebst ihrem Vertrauten Iring ihm entgegentrat; nämlich zu dem ostfränkischen König Dietrich, dessen Gebiet den Thüringern am nächsten lag, zu senden, und ihn im Geheimen um Hülfe gegen Balderich zu bitten, mit dem Versprechen der halben Beute, wofern es ihnen durch vereinte Kraft gelänge, sich dessen zu bemächtigen, und seinen Antheil an dem Thüringer-Reiche zu erobern.

„Weib," rief Hermanfried erschüttert aus, „bist du's nicht, die den Frieden säen sollte in meinem Lande, und du bringst die blut'ge Zwietracht unter seinen Stamm? — So sag', wie kann ich mich von solchem Frevel reinigen? Wie Fremder Hülfe suchen ohne eigne Gefahr?" Amalberg wußte ihm auch darauf zu erwiedern. „Nur Feigheit," sprach sie, „nennt es Frevel, das zu bestreben, was einen hohen, kühnen Geist erfüllt. — Auch fürcht' ich nirgends die Gefahr, so lang' du willst, was du vermagst; im schlimmsten Falle bleibt dir meines Oheims Hülfe noch gewiß." — Hermanfried mußte endlich ihren Reden nachgeben. Es wurden, wie uns die Geschichtschreiber berichten, heimlich Boten nach Metz gesendet, wo Dietrich, der König der Ostfranken, Chlodwigs Sohn, seinen Hof hielt. Der landbegierige

*) Die Namen kommen erst später vor.

Franke bedenkt sich keinen Augenblick, einen solchen Vorschlag anzunehmen, und kommt mit einem starken Heere zu Hermanfried. Nachdem sich beide das Versprechen der Theilung förmlich erneuert, lassen sie ihre Schaaren im Dunkel der Nacht zusammenstoßen. Der muthige Gegner, seiner gerechten Sache vertrauend, und von des fremden Heeres Ankunft unterrichtet, entsteht nicht dem Kampfe und so entzündet sich die blut'ge Schlacht. Nicht lange hatte dieselbe gedauert, als Valderich an der Menge seiner Gefallenen und Verwundeten wahrnahm, daß seine Schaar der Macht der Feinde an Anzahl nicht gewachsen sey. Dennoch verharrte er ohne Zagen im freien Felde bis zum Ausgange des letzten Kampfs, und fiel, als sich der Sieg auf seines Bruders Seite neigte, im dichtesten Gedränge der Kämpfenden, ein unglückseliges Opfer ungezügelter Herrschsucht. Solches geschah ungefähr um das Jahr Chr. 520, und Hermanfried war nun einziges Oberhaupt seines Stammes und Herr des großen Thüringerreiches. Dietrich aber zog, wie alle Nachrichten sagen, damals mit seinen Franken in sein Land zurück, wahrscheinlich weil ihn andere Feinde beschäftigten.

Als aber Dietrich nachher die wirkliche Theilung des gemeinschaftlich eroberten Landes verlangte, wußte ihn Amalberg durch Irings Vermittlung, lange Zeit mit eiteln Worten hinzuhalten. Auch wagten die Franken nicht, den König der Thüringer anzugreifen, so lange er auf des ostgothischen Theoderichs Beistand rechnen durfte. Als nun dieser gestorben war, da

sandte Dietrich wieder*) zur Erhaltung der Ruhe und Einigkeit einen Gesandten, der also sprach zu Hermanfried: „Mein großmüthiger König und Herr, Dietrich, der mich zu Euch gesandt hat, läßt Euch seinen Gruß entbieten, und wünscht, daß Ihr in Eurem königlichen Reiche lange und gewaltig regieren möget. Dann will mein Herr als Freund und Bundesgenosse, daß Ihr den einst mit ihm gepflogenen Verträgen endlich genug thun, ihm das eroberte Land zu seinem Antheil gütlich übergeben, und nicht mit seinem Volke in Zwietracht gerathen möget."

Darauf antwortete Hermanfried, wie es seiner königlichen Würde ziemte, dem Gesandten freundlich: daß ihm der Wunsch seines Herrn zwar billig scheine, und wie er Friede und gutes Verständniß mit dem Volke der Franken gern zu erhalten wünsche; daß er aber wegen einer Sache, die das Reich beträfe, seine Antwort bis zu einer Versammlung seiner Lehnsmannen aufschieben müsse. Inzwischen ließ er den Gesandten anständig behandeln und eine Zeit lang in seinem Schlosse verweilen. Sobald die Königin vernommen hatte, daß wiederum ein Gesandter von König Dietrich angekommen, der die versprochene Landestheilung dringender, als je, von ihrem Gemahl gefordert habe, verband sie sich mit Iring, den König zu überreden: „er sey an ein Bündniß mit einem

*) Im Folgenden benutzen wir den Annalisten Wetekind, so weit er ohne Widerspruch zu benutzen ist. A. d. Vf.

eien Manne (denn Dietrich war der Sohn einer
gd des Chlodwig) keineswegs gebunden, noch gezie-
es sich, mit einem Knechte sich zu verbinden, den
nanfried, gewaffnet mit der Kraft, die ihm das u n-
h e i l t e Reich darbiete, gar leicht von seines Vater-
es Gränzen abzuwehren im Stande seyn würde.
dem nun Hermanfried seine Räthe und die Vor-
nsten seines Volkes versammelt hatte, hat er densel-
die Forderung des Gesandten mitgetheilt. Die mei-
derselben riethen zu Fried und Eintracht und Abtre-
des Versprochenen; denn sie fürchteten, daß das
h, auch von einem andern mächt'gen Feinde, den
ysen, bedrängt, einen Angriff der Franken nicht
alten würde. Da trat Iring auf, und redete, um
herrschsüchtigen Wünsche seiner Gebieterin zu befrie-
n, dem Könige mit der dringendsten Beredtsamkeit
er dürfe dem ländergierigen Franken nicht nachge-
; denn er habe auf die väterliche Herrschaft ein beßres
t, als der Fremde; ferner ein weites und sehr mäch-
Reich, noch ungetheilt in den Händen; eine Kriegs-
t, die an Zahl dem Heere Dietrichs schwerlich nach-
, und dazu Männer, deren angeerbte Tapferkeit
m doppelten Feinde sich stellen und nicht dulden wür-
daß der Franke nach ihrem Vaterlande die Hand
trecke.

Alle wurden durch diese Rede zu begeistertem Bei-
hingerissen, und so gab Hermanfried dem Rathe
Versammlung gemäß, dem fränkischen Gesandten
nde Antwort: „Sagt Eurem König Dietrich, daß

ich ihm Freundschaft und gutes Vernehmen nicht versage, doch wundre ich mich nicht wenig, wie er, der sich die Herrschaft eher, als seine Freiheit *) erworben, von mir ein Herrscherthum erwarten könne. Mit Unfreien könne man sich nie zu gemeinsamer Herrschaft verbinden.

Als der Gesandte dieses hörte, war er so entrüstet daß er laut ausrief: „Ich möchte eher mein Haupt in Eure Hände liefern, als diese Worte vernehmen; denn ich weiß, daß sie mit vielem Blut der Franken und Thüringer möchten gesühnt werden.“ Und sogleich machte er sich auf die Rückreise, und berichtete dem König Dietrich treulich alles, was er gesehen und gehöret. Dietrich aber verbarg bei dieser Nachricht in heitrer Miene seinen innern Grimm, und rief: „So müssen wir denn eilen, Hermanfried zu dienen, weil ohne Freiheit uns das Leben ohnedies nichts nütze ist!“

Hierauf trat Dietrich in die Versammlung seiner Männer, **) und rufte ihnen in kräftiger Rede die Schmach ins Gedächtniß, welche einst ihre Väter von den Thüringern erfahren, als diese in das Land der Franken eingefallen waren, und Haus und Feld verwüstet,

---

*) Weil er einer Buhlerin Sohn war.

**) Das Folgende nach Gregors von Tours Zeugniß. Luden nimmt ohne genügenden Grund an, daß diese Rede zu Aufregung der Gemüther ersonnen und an den Krieg wegen der entlaufenen Königin Basina nicht zu denken sey. Gesch. des deutschen Volkes. III. B. S. 124.

Kinder, Weiber und Greiſe grauſam getödtet, und ſelbſt der Geiſeln nicht geſchont hätten. Dann erinnerte er ſie, wie er des väterlichen Haſſes uneingedenk, dem König Hermanfried zu Hülfe gezogen, und zur Vergrößerung ſeiner Herrſchaft beigeſtanden, und ſchilderte den ſchnöden Undank dieſes Fürſten, der, um den verſprochenen Lohn nicht abzutragen, ſich mit entehrendem Schimpf von ſeinem Bündniß losſage. Auf unſrer Seite, rief er, iſt die gerechte Sache; laßt uns mit Gottes Hülfe gegen die treuloſen Thüringer ziehen!

Alle, die dieſe Rede vernommen, waren ergrimmt über ſolchen Frevel, und beſchloſſen einſtimmig nach Thüringen zu ziehen, und ſolchen Schimpf und Treubruch blutig zu rächen. Weil aber Hermanfried durch ſeiner Brüder Herrſchaft ſehr mächtig geworden war, ſo verband ſich Dietrich mit ſeinem jüngern Bruder Clothar, dem Könige der Weſtfranken, und verſprach ihm einen Theil der Beute, wofern ihnen der Sieg durch göttliche Hülfe zu Theil werden würde. Und ſo brach eine große Heeresmacht, (wahrſcheinlich im J. 527) über den Rhein nach Thüringen auf. Unterdeſſen hatte Hermanfried, getrieben von ſeinem Weibe, und unter Beiſtand des erfahrenen Iring, nicht geſäumt, ein Heer, zu jedem Angriffe wohlgerüſtet, aufzuſtellen, und alle Pläße zu befeſtigen; und ſo zog er von ſeinem älteſten Sohne Amalfried begleitet, an der Spize der Thüringer dem ſtarken Feinde bis an die Grenzen ſeines Reiches nach Weſten entgegen.

Wüthend war der Angriff der erbitterten Franken;

doch hatten die Thüringer aller Orten das Feld durchgraben, und die Graben listig mit Rasenschollen bedeckt, so daß der Franken Mannen und Rosse beim ersten Angriff schaarenweise in die verborgenen Tiefen stürzten und solches ihnen Anfangs zu großem Nachtheil war. Doch als sie diese bald List erkannt, nehmen sie sich wohl in Acht, und darum noch mehr erbittert, dringen sie um so grimmiger in gedrängten Reihen auf die Thüringer ein, die ihres Sieges fast schon sicher, zuletzt dem Feind den Rücken kehren und, von der Uebermacht gedrängt, zur Unstrut fliehen. Hier in der Gegend, welche ehemals Runiberg geheißen, woraus wohl der noch übliche Name Ronneberg entstanden ist, hier — eine Meile unweit Scheidingen — sammelte der fliehende, aber nicht entmuthigte König all' seine Getreuen zu neuem und entscheidendem Kampfe, der nun heiß entbrennt.

Hier kämpft die rohe Kraft mit der geregelten Waffe einer überlegnen Macht. Zweimal sinkt die Sonne und sieht den verzweiflungsvollen Kampf der Männer, die wenn sie das Schwerdt verloren, sich grimmig bei den Haaren fassen und auf dem Boden schleifen, so daß selbst im Tode der Feind nicht von dem Feinde läßt. Vergebens spähte wohl die Königin auf der Warte ihrer Burg, ob die Siegesbotschaft käme, und viele Boten kehrten ihr ohne Trost zurück. Vergebens lauschte wohl die zarte Jungfrau Radegunde jedem Rossestritt; denn sie trug großes Leid um den geliebten Vetter Amalfried, dem sie mit stillverborgner Herzensgluth ergeben war.

Zum dritten Male bricht der Tag mit trüben Blicken an, und noch stehen beide Theile mannhaft und hartnäckig einander gegenüber. Der Kampf der Lanzen beginnt mit neuer Wuth, und das Geschrei der Kämpfenden tobt wie die Stimme des Donners. Aber weder des Jünglings Heldenmuth, noch des Vaters verzweifelte Wehr, die mit der Zahl der Gefallenen sich mehrte, konnte des Schicksals Wage hemmen. — Die Schale des Brudermörders steigt. Man sagt, er habe die Geister der erschlagenen Brüder an der Spitze des feindlichen Heeres gesehen, und sey voll Schauer zurückgewichen. Als die Thüringer ihren tapfern Führer wanken sehen, wenden sie den Feinden schnell den Rücken. Ein Schreck jagt das ganze Heer, und treibt die Schaaren der Männer in sinnloser Verwirrung in den Fluß hinein. Nur wenige fechten noch verzweifelt für ihr Leben; tausende stürzen in die Fluthen, so daß die Leichname der Erschlagenen und Ertrunkenen dem verfolgenden Feinde eine Brücke bauen, und Tage lang die Welle der Unstrut blutig floß. Von dieser Schlacht, von welcher die Geschichtsschreiber einstimmig reden, wollen die Bewohner jener Gegend noch in der spätesten Zeit viel Männerschädel, Waffenstücke und andere Spuren eines kräftigeren Geschlechts ausgegraben haben.

Hermanfried floh nach der unglückseligen Schlacht in die Mitte seiner Getreuesten und entrann kaum der eiligen Verfolgung, da sein Roß von blinder Wuth getrieben, ihm den Dienst versagte. Ein Sturz von demselben hätte ihn in die Hand des Feindes gegeben,

hätte nicht Amolfried die ansprengenden Reiter fechtend aufgehalten und so dem Vater Zeit gegeben, sich auf ein anderes Roß zu schwingen. Hermanfried aber floh mit seinen Getreuen in seine befestigte und mit Lebensmitteln wohl versorgte Burg Scheidingen, wo der letzte Kern seiner Macht sich befand, — während die verfolgenden Feinde die umliegende Gegend gierig plünderten und verwüsteten. Amalberg, die den letzten Kampf von der Höhe mit angesehen, ergrimmte bei dem Anblicke der flüchtigen Männer, die in dichtes Staubgewölk gehüllt in die Veste strömten, bei dem Anblick des blutigen Gräuls, der die Felder verheerend ihnen folgte; doch sie beherrschte ihr Gemüth, und sprach dem in ihre Arme stürzenden, von Schweiß und Blut triefenden Gemahle Trost ein, der fortan in sich gekehrt und wortlos dem Rathe seiner Treuen sich hingab, die von der Zeit und seinen mächtigen Verwandten Hülfe zu gewinnen dachten. Nur zwei unschuldige Seelen, Amalfried und Radegunde, trugen den blauen Himmel der ersten, noch ungestandenen Liebe in sich, indeß zu allen Seiten Sorg' und Unmuth wie Gewitterwolken sie umzogen.

Auch König Dietrichs Volk war durch ein dreitägiges Morden, und selbst durch des Erringen seines Sieges, so geschwächt worden, daß er, der ohnehin gegen die starke, jedem Angriff auf lange Zeit trotzende Veste nichts unternehmen zu können sich getraute, an der geübten Rache, und großer Beute sich genügend, den Feind nicht weiter zu verfolgen und schon mit seinen Man-

nen wieder nach Franken abzuziehen entschlossen war*). Er versammelte daher seine Feldherrn und Räthe, und fragte selbige um ihre Meinung, ob er den Krieg gegen Hermanfried noch weiter fortsetzen, oder nach Hause ziehen sollte. Einer unter denselben, mit Namen Walderich, rieth, man solle erst die Gefallenen begraben, die Verwundeten heilen, und dann nach Hause zurückkehren, um das Heer zu verstärken; denn er halte nach dem Verlust so vieler Tausende die Franken nicht für stark genug, diesen Krieg zu vollenden, wenn, wie zu befürchten sey, die benachbarten Völker gegen sie aufstünden, und sie aus dem deutschen Lande verdrängten. Allein ein treuer Diener Dietrichs, dessen klugen Rath er oft schon bewährt gefunden, stand auf und ermahnte den König zu standhafter Ausdauer nach der Vorfahren Beispiel. „Jetzt," sprach er, „ist dieß Land in unserer Gewalt und wir sollten durch unsern Abzug den Ueberwundenen die Gelegenheit bieten, uns selbst zu überwinden? Auch ich würde mit Freuden in mein Vaterland und zu meines Hauses sicherm Heerde zurückkehren, wenn ich wüßte, daß unsere Feinde indessen unthätig blieben. Oder bedürfen vielleicht unsere Verwundeten der Ruhe? Die Mühseligkeiten des Lagers sind, mein' ich, unverdrossenen Seelen die höchste Lust. — Aber durch die Menge der Gefallenen ist unsere Armee sehr geschwächt. — Allein auch von dem Feinde ist nur ein kleiner Theil

*) Das Folgende nach Wittechind.

entronnen, und selbst ihr Führer sitzt wie ein gehetztes Wild in seinem sichern Schlupfwinkel, von den dichten Mauern seiner Stadt umgeben, und wagt, aus Furcht vor uns, kaum frei zum Himmel aufzuschaun. Dennoch fehlt es ihm nicht an Schätzen, fremde Völker zu dingen, auch mangelt es noch nicht an Mannschaft, wenn sie gleich ermüdet ist, und sie wird in unserer Abwesenheit sich wiederum ergänzen. Fürwahr, es bringt den Siegern keine Ehre, dem Feinde zu neuem Siege Raum zu geben. Freilich können wir die einzelnen Ortschaften nicht hinreichend mit Mannschaft besetzen; aber wir verlieren sie alle, wenn wir gehen und nach Hause ziehen." Auf dieses Wort stimmten auch alle andere Räthe dafür, daß man dem Feind nicht Zeit und Ruhe lassen dürfe, sich wieder zu erholen und mit größerer Macht zu bewaffnen.

Der König Dietrich und alle kampfeslustigen Krieger waren mit diesem Rath zufrieden, und schlugen ein festes Lager in der weiten Ebene auf. Da indessen die Belagerung sich in die Länge zog, und mehrere Angriffe auf die Stadt vergebens gewesen waren, deren Besatzung sich sowohl durch Rückkehr der Geflüchteten und Verwundeten, als auch durch Zuströmen vieler waffenfähigen thüringischen Jünglinge unterdessen sehr vermehrt hatte, so faßte Dietrich, der Franke, den Entschluß, die nördlicher wohnenden Sachsen, welche schon längst Feinde der Thüringer gewesen und nur mit Neid ihre steigende Herrschaft gesehen, um Hülfe zu rufen, mit dem Versprechen, daß wenn sie den treulosen Hermanfried fangen und seine

Burg erobern hülfen, er ihnen das eroberte Land zum Besitz für ewige Zeiten einräumen wolle. Zu diesem Zwecke schickte er Gesandte an sie. Die Sachsen nahmen diesen lockenden Vorschlag freudig an, und sendeten ohne Säumen dem König Dietrich neun wackere Hauptleute mit neun tausend Mann Hülfstruppen zu. Es waren aber die Sachsen Männer von riesenmäßigem und eisenfestem Körper, mit langen wild bis über die Schultern herabhängenden Haaren. Ihre Bekleidung bestand aus kurzen Mänteln und groben härenen Unterkleidern von eckigem Schnitt; ihre Bewaffnung aus langen Spießen, kurzen Schilden und großen Schlachtmessern, die ihnen an der Seite hingen. Als nun diese Männer in das Lager der Franken einzogen und ihre Heerführer den König mit den Worten begrüßten: „siehe, hier sind wir bereit zu Deinem Willen, Deinen Feind zu besiegen, oder für Dich zu sterben; denn der Sachse mag nicht leben ohne Sieg und setzt für seinen Freund sein eignes Leben ein!" da waren alle Franken voll Verwunderung über das Aussehen und den rüstigen Sinn der Männer, — doch meinten Viele in der Stille, vor solchen Freunden müsse man sich hüten; das seq ein unbändiges Geschlecht von Menschen, die wenn sie nur einmal das Land bewohnten, gewiß der Franken Herrschaft zerstören würden. Dietrich aber empfing sie, um seines Vortheils willen, äußerst freundlich, und nachdem er sich ihrer Treue durch Beschwörung des Bündnisses versichert hatte, ermunterte er sie, sich zum Angriff der Stadt fertig und gerüstet zu halten. Darauf schlugen sie noch

an demſelben Tage im Angeſichte Hermanfriebs auf den am Fluſſe gelegenen Wieſen gen Mittag der Stadt ihr Lager auf, und wagten gleich am folgenden Tage früh mit Tagesanbruch auf dieſelbe einen kühnen aber wirkſamen Angriff. Schrecken und Verwirrung lähmten jeden Widerſtand. Die Beſatzung, die nicht dem Feinde in die Hände fällt, zieht ſich in Eile in die Burg zurück; während ſchon die Stadt in Flammen lodert. Die Sachſen aber, welche dieſen Brand entzündet, ſtellen ſchon ihr Heer der öſtlichen Seite der Burg gegenüber auf und bereiten ſich zum Sturm.

Als Hermanfried die Zerſtörung ſah, die ſich unter ſeinen Füßen begab, und ſchauete wie der Brand der Häuſer zum Himmel glühend aufflammte, und Weiber und Kinder zitternd aus den ſtürzenden Mauern flüchteten, ward er zu wildem Streit entbrannt, und nach Blut durſtig, wie der angeſchoſſene Eber, den der Jäger in das dichteſte Gebüſch verfolgt. Kaum vermochte ihn des Weibes Warnung abzuhalten, daß er ſich nicht unbeſonnen heraus in der Feinde Schwerter ſtürzte. Sie rufte daher die getreuſten Häupter ſeines Heeres; ihnen eröffnete Hermanfried den Entſchluß, die Entſcheidung der Waffen lieber dem eigenen Arme, als den todten Mauern zu vertrauen, und lieber im freien Felde um die edle Freiheit zu kämpfen, als früher oder ſpäter dem erſtürmenden Feinde als Schlachtopfer in die Hände zu fallen. „Wer den Tod nicht fürchtet, der folge mir, und vertheidige Weib und Kind im äußerſten Kampf. Iring, mein treuer Rath, wird indeß mit

meinem Weibe und mit den älteſten eures Stammes die Burg behüten.“ Nachdem er dieſes geſagt, ließ er die Thore öffnen und fuhr, umgeben von der blühenden Jugend ſeines Volks, ſeinen Sohn an der Seite, mit Löwenwuth und wildem Geſchrei, unter die Feinde. Die Sachſen, die ſich dieſes Ausfalles nicht verſehen hatten, wurden bei dem erſten Anfall in Unordnung gebracht, aber bald waren ſie wieder geſammelt, und ſtellten ſich dem Feinde in geordneter Macht entgegen. Ein heißer Streit entbrennt. Schon ſind die Pfeile der Thüringer verſchoſſen, und es kommt zum blutigen Schwertkampf. Die Thüringer ſammt ihrem Könige ſtreiten mit dem Grimme der Verzweiflung für Vaterland, Weib, Kind, Freiheit und Leben; die Sachſen, — die den Haupttheil des feindlichen Heeres bildeten, nur für ihren Ruhm und reiche Beute. Von beiden Seiten iſt die Niederlage groß, und das Geſchrei der Männer, die ſich zur kühnen That anfeuern, das Getöſe der Waffen, und das Seufzen der Sterbenden, dringt ſo ſchneidend in das Ohr der Königin, daß ſie das Vergangene mit argem Fluch verwünſchen mußte. Neben ihr blickt Radegunde*), die treue Jungfrau, angſtvoll von der Warte, und ihr von Thränen umdunkeltes Auge verfolgt den kühnen Jüngling fruchtlos auf der blutigen

*) Ich nehme hier an, daß Radegunde nicht bei Gelegenheit der frühern Schlacht gefangen worden, welches nicht wahrſcheinlich iſt, da ſie wohl nicht mit in das Feld ging.

Wohn. Immer von Neuem wiederholt sich das furchtbare Schauspiel, und wie das Laub von den Bäumen fällt, so fallen die müden Kämpfer in den Staub und hauchen sterbend ihre Klagen in die Luft. Nur die einbrechende Nacht trennt den Kampf, in welchem viele Thüringer erschlagen und verwundet, von den Sachsen aber, die am meisten im Gefechte waren, und den ersten Anfall aushalten mußten, nah an die Hälfte geblieben seyn sollen; die übrig gebliebenen zogen in ihr Lager, Hermann mit den Seinigen in die Burg zurück.

Wir bilden uns die Rückkehr des Königs und seinen Empfang auf der Burg nach diesem ermüdenden Kampfe in unserm Geiste weiter aus. Müde von dem blutigen Tagewerk tritt der König unter die Seinen; ihm folgt mit niedergeschlagenem Blicke der Heldenjüngling, — denn man hat die Menge der Zurückgekehrten gezählt und befunden, welch große Anzahl Leichen das nächtliche Schlachtfeld verhülle. Da treten die Aeltesten des Stammes zu dem Könige, sie wünschen ihm zu diesem Heldentage Glück, verbergen jedoch ihm nicht, daß ihre Noth mit jedem Tage wachse, und wenig Hoffnung sey, das Heer zu ergänzen, dagegen es dem Feinde an Zufuhr und Ergänzungstruppen nicht mangle. Sie sehen daher mit banger Erwartung der letzten Entscheidung ihres Schicksals entgegen, wofern der König nicht auf eine friedliche Uebergabe denken will.

Die Königin, welche der ängstenden Sorgen müde, sich und ihre Kinder in Sicherheit wissen will, brachte wohl diesen Gedanken zur Ausführung. Mich dünkt,

spricht sie, daß Ihr dem Feind eine ungebeugte Kraft noch heut' im Feld bewiesen habt, weshalb Euch eine friedliche und freiwillige Ergebung jetzt nicht zur Schande gereichen kann. Ergebung? — rief Hermanfried, — von Euch kommt dieser Rath? — Ich soll zur Knechtschaft mich ergeben einem Knechte? Oder ist es Euch entfallen, mit welchen Worten Ihr mich einst überredet habt, das Verlangen Dietrichs und seiner Gesandten abzuweisen? O hätt' ich niemals Euer Wort gehört, an das sich Mord und Treubruch hängen, wie des Frevels Strafe, die sich nun erfüllt. So spricht er, und blickt in düsterm Unmuth wild und furchtbar vor sich hin. Sie aber erwiedert gefaßt und kalt: nicht ehrt Euch solche Rede, — Euch den klügern Mann! Doch dem gebeugten Gatten will ich diesen Vorwurf gern verzeihen. Auf mich allein falle jenes Wort; doch will ich Euch dafür auch jetzt ein anderes sagen, das Euch und Euerem Volk Heil bringen soll; nur mir vielleicht allein ein hartes Opfer kostet. Schickt heimlich einen treuen, wohlerfahrenen Mann mit freundlichen Geschenken in Dietrichs Lager, laßt ihm Euern Gruß entbieten, und ihm melden, Ihr seyd bereit Euch und Eure Mannschaft nur den Franken, nicht den rohen Sachsen zu ergeben, ihre Herrschaft freiwillig anzuerkennen und dem König Dietrich um so treuer gegen jeden Feind zu dienen, wofern er Euch in Schutz nehme. Gewiß wird Euch der Franke dieses Bündniß gern zugestehen; denn er fürchtet schon die Sachsen mehr, als er uns nur fürchten kann, und darf an Euch einen dankbaren Bundesgenossen zu erlan-

gen hoffen, wenn er Euch wieder einsetzt in Euer väterliches Reich. Mich aber laßt dann bei meinem Bruder für Euch Hülfe suchen, damit, wenn es uns gelungen, die Sachsen von den Franken zu trennen, wir um so leichter und glänzender herstellen, was uns des Glückes Ungunst entzogen hat. Oder wollt Ihr dieses nicht, so laßt mich lieber mit meinem ältesten Sohne nach Welschland fliehen. — „Ich soll von Euch, von meinem liebsten Sohn mich trennen!“ ruft heftig Hermanfried, — „wie könnt ich ohne Euern Trost das Leben tragen, das mir ein stolzer Feind geschenkt!“

„Doch wollt Ihr mich und meine Kinder von den rohen Händen der wilden Sachsen erwürgt sehen? Wollt Ihr die Schmach ertragen, die des beleidigten Franken Rache meinem Haupte droht? versetzte Amalberg. Ich bitte, ich beschwöre Euch, wenn Euch mein und Euer Heil am Herzen liegt, gebt nach, hört meinen ersten besten Rath! Laßt Iring rufen, und sehet, was der kluge Mann zu diesem Rathe sagt. Dieser vernahms mit arger Freude, und hob an, der Königin durchdringende Klugheit hoch zu preißen; denn es war ihm durch Gefangene kund geworden, wie die Franken mit großem Mißtrauen der Sachsen Heer an ihrer Seite sähen, und ihr König selbst von diesem Bündniß sich keine treuen Freunde verspreche; ja er war willig diese Botschaft selbst vor den König zu bringen, und alles nach Wunsche auszuführen. Als Hermanfried sahe, mit welchem Beifall Iring diesen Vorschlag ergriff, ergab er sich in seines

Weibes Rath *). Sogleich aber machte sich Iring auf, und stieg, durch das Dunkel der Mitternacht vor den scharfen Augen der Sachsen verborgen und von einem treuen Krieger begleitet, herab in das fränkische Lager, um dort seines Königs Friedensantrag auszurichten.

Hier findet er glücklich Dietrichs Hauptleute noch versammelt, um zu berathschlagen, was zu thun sey, um sich der wilden und gefährlichen Bundesgenossen zu entledigen. Iring eröffnete ihnen seinen Auftrag und suchte die Räthe des Königs durch Lockung ansehnlicher Bestechungen für denselben zu stimmen. Man führt ihn noch in dieser Nacht vor den König. Iring breitet die mitgebrachten köstlichen Geschenke von Gold und edlen Steinen zu des Königs Füßen, und legte ihm seinen Auftrag mit so eindringlicher und schlauer Beredtsamkeit ans Herz, daß eben so wohl die Schilderung des hartbedrängten Helden, der mitten unter seiner verzweifelten Familie dem traurigen Ausgange seines Schicksals mit Schauder entgegen sehe, als auch sein eigener Vortheil den König zur Gewährung des Friedens, unter der Bedingung der freiwilligen Ergebung Hermanfrieds, geneigt machte. Die bestochenen Räthe setzten noch hinzu, es scheine seiner königlichen Großmuth vollkommen würdig, ein solches flehentliches Bitten nicht zu verschmähen, so wie es auch dem Vortheil seiner Völker angemessen sey; — denn es

*) Nach dem weitern Berichte des Wittechind.

sey rathsamer, mit dem Feinde in Bündniß zu treten, den er schon überwunden, und dergestalt zermalmt habe, daß er nie gegen ihn sich wieder erheben könne, als mit jenem unbändigen und zu jeder kühnen That geschaffenen Menschengeschlechte, von dem der Frankenherrschaft nur Gefahr drohe, wenn man ihnen dieses Land zum Wohnsitz überließe. Man könne schon aus dem bisherigen Kampf ersehen, wie hart und unbezwinglich die Sachsen seyen; es sey daher besser, die Thüringer zu Bundesgenossen anzunehmen, um jene wieder mit vereinter Kraft aus diesem Lande zu vertreiben. —

Durch diese Rede wird der Frankenkönig endlich vollkommen auf die Seite Hermanfrieds gewendet. Er nimmt die Ergebung und Unterwerfung des Königs an, und verheißt der Königin seine Gnade und Verzeihung. Mit heuchlerischem Dank fällt Iring zu den Füßen des Feindes, preißt seine fürstliche Großmuth und sendet seinem Herrn den Krieger, der ihn in das Lager begleitet hatte, mit der Friedensbotschaft in die Burg zurück. Er selbst erbietet sich als Bürge des neuen Bündnisses in dem Lager zu bleiben; in der That aber hatte er dabei die Absicht, jede Veränderung im Lager zu beobachten, und nach Möglichkeit zu verhindern, daß nicht etwa der König auf entgegengesetzte Gedanken gebracht würde.

Unterdessen ward in den Mauern der belagerten Burg durch die empfangene Kunde alles neubelebt, und, der beengenden Sorge für den nächsten Augenblick entledigt, schlug jedes Herz in frischer Hoffnung wie-

der *). Die Königin selbst ging fröhlich unter den Kriegern umher, und deutete ermuthigend auf künftige bessere Tage. Nur den König, in düstrer Ahnung versunken, mochte die Friedensbotschaft nicht erheitern. Vergeblich warf er sich ermüdet aufs Lager, und konnte kaum die Augen schließen; denn die Dämonen der Nacht regten geschäftig Gedanken in ihm auf, die nur leis in seiner Seele geschlafen, und stellten ihm das Vergangene vor den Geist. Zuerst erblickt er einen üppig blühenden Baum, unter dessen Duft und Schatten seine Ahnen lautlos wandelten, seine getödteten Brüder mit ihnen; dann ließen sie ihm den blutigen Kampf der vorigen Tage noch einmal ängstlich durchleben; endlich verschwanden die Schatten, die Burg sank unter ihnen, und auf den Trümmern derselben spielten grasende Lämmer. Aus diesem Halbtraum erwachend und über ihn nachsinnend, stand er vom Lager auf und sah herab in den Burghof, in welchem schon die Kinder in der frischen Morgensonne spielten. Und er sprach zu sich selbst: wieviel besser ist doch ein solch unschuldiges, unerfahrenes Leben, als männliche Kraft von Schuld und Kummer niedergedrückt! In solchen Gedanken ging er gleich dem Nachtwandler, der die Gefahr nicht sieht, in der er sich befindet, auf der Burg umher, und kein Blick der Seinigen vermochte ihm Trost und Ruhe einzu-

*) Das Folgende mag als Ausfüllung der Scene angesehen werden.

flößen, obgleich ihm Amalfried und Radegunde, die bittere Trennung noch nicht ahnend, wie zwei versöhnende Engel zur Seite standen.

*) Als nun am folgenden Tage kein Befehl zur Erstürmung der eingeschlossenen Burg aus dem Lager der Franken an die Sachsen kam, so murrten diese und konnten sichs nicht erklären; denn sie hatten von Dietrich die Weisung bekommen, man solle die Truppen sich erst erholen lassen und die Todten begraben; Hermanfried bleibe ihnen sicher. Aber bald wurde der Verrath, der sich gegen die Sachsen entspann, durch einen geringen Zufall entdeckt. Als nämlich Alles in der Burg durch die Nachricht des geschlossenen Friedensbündnisses mit den Franken beruhigt worden war, schlich sich ein verwegner Knabe mit seinem Falken aus der Burg heraus. Und wie er den Vogel am Ufer des Wassers hatte steigen lassen, verfolgte derselbe eine flüchtige Taube bis auf das gegenseitige Ufer. Hier lockte ihn ein Sachse und fing ihn weg. Niedergeschlagen und traurig stand der unerfahrene Eigenthümer desselben und bat den Sachsen flehentlich, ihm den Vogel zurück zu geben. Der Sachse aber weigerte sich dessen und verlangte ein ansehnliches Lösegeld. Da sprach der Thüringer: Giebst Du mir den Falken heraus, so will ich Dir etwas

*) Wir folgen hier wieder der Erzählung des Witechind und anderer Chronisten. Uebrigens ist es wohl irrig, alles Folgende in einer Nacht vorgehen zu lassen.

sagen, was dir und deinem Volke vielleicht nützen kann. Der Sachse neugierig, was ihm der Feind wohl anvertrauen möchte, kam näher und sagte: sprich, und du sollst den Vogel zurück erhalten! Und nun erzählte der Knabe, wie er gehört habe, daß die Könige sich mit einander versöhnt hätten, unter der Bedingung, daß Hermanfried den Franken als seinen Oberherrn anerkenne, und beide sich verbunden hätten die Sachsen mit gemeinschaftlicher Kraft in ihrem Lager zu überfallen und sie zu fangen oder zu erschlagen, weil Dietrich fürchte, daß sie nach glücklicher Unternehmung die Waffen gegen ihn selbst kehren möchten. Was, rief der Sachse, spottest du Knabe, oder ists dein wahrer Ernst! Der erwiederte aber: ich erzähle dir, was ich vernommen; der folgende Tag wirds offenbaren; ich rath' Euch darum, Euer Heil in der Flucht zu suchen. Der Sachse ließ sogleich den Falken los und berichtete, was er so eben gehört hatte, in dem Lager der Seinigen. Die Hauptleute der Sachsen, welche Friedensunterhandlungen zwischen den Franken und Thüringern schon vermuthet, und besorgt hatten, daß, wofern die Franken sich wieder mit den Thüringern gütlich vereinigten, sie selbst nicht nur um den Lohn des Kampfes betrogen, sondern wohl sogar das Opfer dieser Vereinigung werden möchten, vernahmen die Nachricht von diesem heimlichen Anschlag ohne Verwunderung und hielten unter sich Rath, was nun zu thun sey. Die meisten meinten, nach dem in der letzten Schlacht erlittenen Verluste sey es rathsam, der sichern Niederlage, welche ihnen durch die treulose

Verbindung des Frankenheeres mit dem Feinde bevorstehe, durch nächtlichen Abzug zu entgehen und mit verstärkter Mannschaft zurückzukehren. Es war aber unter ihnen ein Heerführer mit Namen Hathagast, zwar alt an Jahren, aber voll rüstiger Kraft und jugendlichen Muthes, den alle im Lager verehrten und Vater der Väter nannten; der ergriff das heilige Banner, auf welchem Löwe und Drache nebst dem über beiden fliegenden Adler abgebildet war, und sprach in begeisterter Rede: „seht unter diesem heiligen Banner ist mir das Haupt ergraut, und niemals habe ich meine Sachsen fliehen sehen, noch bin ich selbst geflohen. Wie sollt' ich jetzt erst lernen müssen, was ich nie gekannt? Ich weiß zu kämpfen; fliehen kann und werd' ich nicht; und will mich das Geschick nicht länger leben lassen, so mag es mir vergönnen, mit meinen Brüdern zu fallen. So dachten unsre Väter, so unsere Brüder, die mit ungebeugtem Sinn lieber das Leben verlieren als dem Feinde einen Fuß breit weichen wollten, und deren Leichen auf dieser Fläche rings umher verstreut sind. Doch was ist's nöthig, Euch noch zu muthiger Todesverachtung anzufeuern? Wir haben's ja mit einem Feind zu thun, der sich sicher glaubt; und nicht einmal mit ihm zu kämpfen, nur ihn niederzumachen gilt's. Denn ob des ihnen bewilligten Friedens und unserer schweren Wunden fürchtet er nichts Arges und ruht jetzt ohne die gewohnte Hut und Wacht, vom blut'gen Kampf ermüdet, auf seinem Lager aus. In seine Verschanzung einbrechen, und über die Sorglosen her-

fallen, wenn sie noch in sicherm Schlafe liegen, ist also nur geringe Arbeit. Fern sey darum die Schande der Flucht! Ich selbst will Euch das Banner vortragen und liefre Euch dieß greise Haupt in Eure Hand, wenn's also nicht erfolgt, wie ich sage. Wer den Ruhm seines Volkes liebt, der folge mir!"

Durch diese Worte wieder aufgerichtet, und zu neuem Muthe entflammt, riefen ihm Alle einstimmig Beifall zu, und so wurde zu schnellem Ueberfall im Stillen Alles vorbereitet. Blendend warfen die hohen Zimmer der stattlichen Veste den letzten Schimmer der blutig untergehenden Sonne zurück; aber schwarze Wolkenschatten flogen von Westen über das herbstliche Thal, und geheimes Grauen rauschte durch die Blätter. Ruhig ward es dann in der Burg, und nur das Wiehern der Pferde in dem Lager der Franken oder das Säuseln des kühlen Windes in den fallenden Blättern schien die allgemeine Stille zu stören. Selbst der König, der nach vielen schlaflos verbrachten Nächten zum ersten Male seine Augen schloß, genoß des friedlichen Schlummers in vollen Zügen, als in dem Lager der Sachsen das unheilvolle Werk im Dunkel der Mitternacht bereitet ward, und auf ein gegebenes Zeichen Alles mit einem Schlage zu den Waffen griff. Die Mauern, nur schwach besetzt, wurden bald erklommen, die Wächter niedergestoßen. Zu spät weckt ihr Geschrei die Leibwache des Königs. Schon werden die Thore von innen erbrochen. Mit wildem Geschrei dringen nun die Sachsen, der greise Hathagast an ihrer Spitze, herein, und

Geschrei des Entsetzens antwortet aus des Königs Mauern. Schwert und Brand fliegt rings umher; Raub und Mord ist die Losung. Weiber und Kinder laufen in wilder Zerstörung durch die Straßen, und rennen wie trunken in das Schwert des Feindes; nur wenige entrinnen durch die Flucht, und die Burg ist genommen, ehe sich die Männer umgürtet. In dieser wilden Verwirrung war auch der König verschwunden. Vergebens sucht ihn der verzweifelnde Haufe seiner Diener in den von glühendem Feuerschein furchtbar beleuchteten Gewölben des Schlosses; vergebens der Feind, der alle streitbare Mannschaft tödtet. Sein Erstgeborener, der im Drange des Augenblicks Mutter und Schwester geleitete, entkam, im Dunkel der Nacht, oder vielleicht auf unterirdischem Wege, noch glücklich seinen Verfolgern.

Mit Staunen hatten die Wächter der Franken den Aufbruch im Lager der Sachsen vernommen und die Führer erweckt. In größter Eil hatte Dietrich seine Heerführer versammelt. Schon vernahm man das wilde Geschrei der Sachsen oben in der flammenden Burg, und alle vermutheten, das unruhige Volk habe, des Waffenstillstandes müde, und den Franken mißtrauend, sich selbst mit eigner Faust in den Besitz der kostbaren Beute versetzen wollen. Durch diesen kühnen, unverabredeten Ausbruch der gefährlichen Bundsgenossen zu andern Maßregeln genöthigt, sendet daher Dietrich eilig an dieselben einen Boten hinauf *), der also zu dem

*) Dieses nehmen wir nach Wahrscheinlichkeit an.

Anführer der Sachsen redet: „Mein König Dietrich, der Franken Herr, der mich zu Euch gesandt, ist zwar verwundert ob Eurem raschen Angriff und Erstürmung dieser Burg, die dem mit ihm geschlossenen Bündniß und der dem Feinde zugestandenen Waffenruhe fast zuwider läuft, doch muß er Euern Kriegsmuth loben, und will die zugesagte Beute Euch gern verstatten, wenn Ihr ihm den Feind in seine Hände gebt, den er um schnöden Treubruchs willen befehdet."

Drauf Hathagast: Sagt Eurem Herrn und König, wir halten das für unser, was ein Mal unsre Faust ergriffen und zu schützen weiß. Den König aber suchen wir bei ihm; er möge ihn nebst seinen Kindern immerhin behalten; — denn die Sachsen glaubten, Hermanfried befinde sich heimlich in der Franken Lager, und schickten dem König Dietrich, was nur an gefangenen Weibern und Kindern in dem Schlosse war, sogleich herab. Die Schätze aber, welche in dem Schlosse waren, behielten sie für sich und steckten das Schloß in Brand.

Und so raste die Zerstörung auf der Veste der Thüringer, bis der Morgen erschien. Und als die Sonne wieder aufging, schaute der Himmel traurig in die öden Gewölbe und sah die Trümmer der stolzen Herrlichkeit mit Staunen an, während auf den Thoren das Zeichen des blutigen Sieges wehte, und die Sachsen in wildem Jubel ihren Götzen Wodan anriefen, und ihm und Thor unter hoher Eiche das warme Blut der Thiere opferten und ihre Gefallenen bestatteten. Solches geschah am ersten October

des Jahres 530 oder 531; nach andern noch einige Jahre später.

Nach diesem Erfolge nahm Dietrich die Sachsen mit vielen Freundschaftsbezeugungen und großem Lobe ihrer Tapferkeit in seinem Lager auf, erneuerte das Bündniß mit ihnen und räumte ihnen, wie er versprochen, den von ihnen eroberten, so wie den ganzen nördlichen Theil des Thüringer Landes ein. Darauf vertilgten und unterjochten sie alle streitbare Mannschaft der Thüringer, die von der Unstrut bis zum Harze hin wohnten und vertheilten das Land nach dem Loose unter sich und ihre Freigelassenen, und bauten es als Bundesgenossen der Franken von Neuem an, die den übrigen südlichen Theil, welcher durch die Unstrut von jenem geschieden war, als ihre Provinz behielten. Daher soll nach Einigen Scheidingen (Scheidungen) an der Unstrut seinen Namen haben, so wie nicht minder die Namen Sondershausen und Sachsenburg aus dieser Zeit zu stammen scheinen. Und also wurde das thüringische Reich getheilt.

Weil aber Hermanfried in jener schrecklichen Nacht entkommen war *) und Dietrich fürchtete, Hermanfried möchte sich in dem den Franken zugefallenen Theil von Thüringen, welchen des Krieges Pfeil noch nicht getroffen, versteckt halten, und nach Abzug der Franken neuen

*) Nach Andern scheint es, als ob Hermanfried nach der Schlacht noch im Besitz eines Theils seines Landes geblieben sey.

Aufstand erregen, so war ihm viel daran gelegen, denselben zu fangen, und ihn mit seinem männlichen Saamen auszutilgen. Und weil er mit Grund glaubte, daß Iring, der noch im Frankenlager festgehalten wurde, als Hermanfrieds Vertrauter, und weil er alle Schlupfwinkel des Landes genau kannte, seinen Aufenthalt oder den Weg seiner Flucht am besten auskundschaften werde, so versprach er demselben nicht nur Gnade und völlige Freiheit, sondern sogar eine königliche Belohnung und hohe Ehren, wofern er Hermanfried ausfindig machen und durch gütliche Ueberredung, nebst Verheißung völliger Sicherheit, in seine Gewalt bringen würde. Darauf zog der fränkische Dietrich mit seinen Truppen in die Heimath, wohin ihn dringende Angelegenheiten des Reiches riefen.

Unterdessen suchte Iring seinen entflohenen Herrn listig auszuspüren *), und entdeckte endlich durch herumirrende Krieger seines Volks, daß man den König im Gefolge weniger Getreuen auf dem Wege nach Welschland gesehen, wo er seinem vor ihm geflohenen Weibe und seinen Kindern, verstört und wüsten Geistes, und von den ausgestandenen Schrecken ganz ermüdet, so

*) Im Folgenden stellen wir nur unsere Vermuthung auf, denn es ist eben so ungewiß, wo Iring seinen Herrn angetroffen, als ob er ihn sogleich nach Abzug der Franken aufgesucht habe; nur das ist gewiß, daß er ihn gefunden und im Namen Dietrichs nach Zülpich eingeladen hat.

eilig als sein Zustand es verstattete, nachgezogen sey. — Sogleich setzte sich Iring auf sein Roß und verfolgte hastig die gegebene Spur. An einem Mittage, als die Sonne hoch über einer ausgedehnten Heide stand, erblickte er in der Ferne einen Haufen Leute, der äußern Tracht nach von seinem eigenen Volke, gelagert unter einer hohen Eiche, und in der Mitte einen Mann von hohem Körper aus der Schaar hervorragend, an einen alten Stamm gelehnt. Und als er näher kam, erkannte er auch seines Herrn Gestalt. Doch als ihm seine Landesleute mit frohem Gruß entgegenriefen, und Hermanfried sich gegen ihn umwandte, da glaubte er einen Augenblick, es sey sein Herr nicht; denn fast zum Gespenst verwandelt war der edle Held von der Anspannung der vergangenen Tage, und war gleich einer Leiche unter den Lebendigen. „Bringst du mir mein Gemahl!" so rief er dem Vertrauten zu. „Wo hast du meine Kinder? und wie entkamen sie dem Gräuel der Zerstörung? Sprich, lieber Iring, und reiche mir durch ein tröstend Wort den Labungstropfen, ehe denn ich sterbe." Denn der König wußte nicht, wo er sich befand, und folgte blind der Leitung seiner Getreuen.

Der Verräther aber sprach: Zwar bringe ich Euch die Theuern nicht, die Euch schon glücklich vorangegangen sind in das Land des Südens; doch komme ich Euch mit einer andern Botschaft zu erfreuen, die Euern Muth von Neuem ins Leben zurückrufen, und bald vielleicht Euch mit den Euern wiederum vereinigen wird. — „Du sprichst von drüben, wo die Väter

sind," sprach Hermanfried mit gebeugter Stimme, „und wo die Brüder die blutige Rechte mir wieder reichen; denn unter der Sonne ist mein Tagewerk längst geendet." „Nein, nein, mein Fürst," versetzte Irina, „von diesseits bring ich Euch gar frohe Botschaft. Mich sendet der Frankenkönig Dietrich zu Euch her und entbietet Euch seinen königlichen Gruß und Freundschaft. Mit kaum verhaltenem Grimm hat er der Sachsen frechen Uebermuth vernommen, die ohne sein Vorwissen und wider seinen Willen den Euch gegebenen Waffenstillstand frevelhaft verletzt, Euch wild und grimmig angefallen, und sich durch keinen Befehl in ihrem Grimm haben Einhalt thun lassen, so daß dem König, Eurem freundlichen Bundsgenossen, das von von Euch erlittene Drangsal und die Zerstörung Eurer Stammesveste sehr zu Herzen geht und ihm selbst vor solchen Bundesgenossen graut. Allein derselbe gibt Euch auch Gelegenheit, Euch an den wilden Horden selbst zu rächen; denn er wünscht nichts so sehr, als die Barbaren wieder aus diesen Landen vertrieben zu sehen, und dazu will er sich Eures Arms bedienen, und Euch mit aller Macht unterstützen. Der König verheißt Euch frei Geleit, wenn Ihr mit mir nach seinem Schlosse Zülpich kommen wollt; dort will er mit Euch in einem traulichen Gespräche das Weitere besprechen und einen ewigen Frieden mit Euch unterhandeln."

Hermanfried faßte sich und antwortete darauf: Geht Irina, sagt dem König Dietrich, mich verlange nicht mehr nach der sorgenvollen Herrschaft, mich ver-

lande nur nach den Meinen, die mir entrissen. — „Die Euern, fiel ihm Irmg ein, werden bald zurückkehren, wenn Dietrichs Macht und Freundschaft Euch wiederum auf den Thron gesetzt hat. Darum verschmäht nicht meinen treuen Rath, kehrt um und zieht mit mir in sicherem Geleit gen Zülpich, wo der König schon Euer wartet. Noch ist es Zeit; die Sachsen haben jetzt von Euerm Lande nur den kleinen Theil zu Lehn, und es bedarf der Eil; denn bald vielleicht sind sie des ganzen Landes Herren. Zudem bedenkt auch Eures Stammes, Eures Volkes Ehre. Dürft Ihr es dulden, daß der letzte Zweig des Thüringergeschlechts vertilgt werde, und in wenig Jahren der Name Eures Stammes aus dem Munde der Völker verschwunden sey? Du selbst, o Herr, vertilgst dein Volk, wenn du geduldig ansehen kannst, wie die wilden Horden der Barbaren die Letzten unsers Stammes vernichten. Darum kehr' um, mein König, mit den Deinen, und folge meinem treuen Rath!" Mit gerührtem Sinn und auf den Boden festgehefteten Blicken hörte der König diese Worte, und obgleich seine Getreuen, die ihm gefolgt waren, vermeinten, dem Worte des verrätherischen Königs dürfe man sich nicht vertrauen, so überließ er sich doch ohne Arg und willenlos, gleich einem Kinde der Führung Irings; denn es war ihm der Muth gebrochen seit dem Tage der Verheerung und nur in flücht'gen Augenblicken flammten die Funken des alten Heldenmuths in seiner Brust empor.

So führte denn Irmg seinen Herrn, mit dem Häuflein der Getreuen, die ihn nicht verlassen wollten, gen

Zülpich *) in die Burg ohnweit Cöln, wo der König damals Hof hielt. Schauer der Ahnung ergriffen Hermanfried, als er in die dicken Mauern dieses Schlosses einzog. Dietrich aber empfing ihn anfänglich, wie es einem Könige geziemte, und überhäufte Hermanfrieds Diener mit königlichen Geschenken, so daß Hermanfried zu besserer Zukunft neue Hoffnung faßte. Als er aber einst im vertrauten Gespräch von Friedensunterhandlungen auf dem hohen Walle der Veste mit ihm luſtwandeln ging, ward er gleich wie von unsichtbarer Macht hinabgeschleudert in den jähen Abgrund und sein Leib zerschmettert. Und dieß war des Brudermörders jämmerliches Ende. Einige Schriftsteller sagen, Dietrich habe den Arglosen im Gespräche unvermuthet mit eigner Hand von der hohen Mauer herabgestoßen, und als er durch diesen Sturz noch nicht sein Leben geendet, habe der treulose Iring, um sich des Frankenkönigs Gunst und Dank zu erwerben, seinem unglücklichen Herrn mit verruchter Hand rücklings den lezten Todesstoß gegeben, worauf Dietrich dem schlechten Diener den Lohn des Verraths gegeben und mit Abscheu aus seiner Burg entfernt habe **). Ohne Zweifel aber fiel Hermanfried auf Veranstaltung Dietrichs, denn dieser ließ auch seine

*) Von Hermanfrieds Untergange berichten die fränkischen Geschichtsschreiber.

**) So Wittechind. Nach ihm habe Iring, um seine Uebelthat zu sühnen, nachher auch Dietrich das Schwert durch die Brust gestoßen, und sey darauf verschwunden.

Kinder erwürgen, die man noch in der Burg gefunden hatte. Nach dem Untergange Hermanfrieds wurde das südliche Thüringen erst völlig mit dem Frankenreiche vereinigt und früher durch Grafen, später (seit 620) durch Herzöge regiert.

Von dem Weibe, deren stolze Herrschsucht alles dieses Unheils Ursache gewesen war, wird nirgends eine Spur gefunden. Nur einige Schriftsteller vermuthen, daß sie zu ihrem Bruder Theodat, der nach ihres Oheims Theoderichs Tode die Ostgothen beherrschte, geflohen und in unruhmlicher Verborgenheit und Verachtung gestorben sey. Wohl aber finden wir Amalfried, den Erstgeborenen Hermanfrieds nebst seiner Schwester an dem verwandten Hofe der Ostgothen in Italien wieder *). Beide theilten die drangvollen Veränderungen dieses Hauses und wurden mit Vitiges, dem Nachfolger des verbrecherischen Theodats, den seine Soldaten absetzten und erschlugen, von dem berühmten oströmischen Feldherrn Belisar bei der Eroberung von Ravenna gefangen und im Jahre 541 nach Constantinopel geführt. Dort gab Justinian Hermanfrieds Tochter dem Könige der Longobarden Audoin zur Gemahlin. Sie ward die Mutter des Alboin, der in Italien ein neues Königreich stiftete. Amalfried trug den Ruhm seines Stammes in mehrere Schlachten. Denn ihn ernannte der Kaiser zum Feldherrn über die römischen Krieger, die er den Longobarden gegen die Gepiden zu Hülfe sandte. Er

*) Procopius und Jornandes berichten dieß.

gewonn den Ruhm des Sieges in der heißen Schlacht im Jahre 547 und starb auf den Feldzügen des Kaisers im Morgenlande. Mit ihm war der männliche Stamm des thüringischen Königshauses erloschen *).

Ihn überlebte seine theure Verwandte, Radegunde, von deren Schicksal wir noch Einiges hinzufügen **). Radegunde wurde, wie wir oben erzählt, wahrscheinlich nach Eroberung der Burg Scheidungen nebst ihren Brüdern in das Lager der fränkischen Könige gebracht. Ihre jungfräuliche Schönheit, die durch Schmerz und Furcht, wie durch düstres Gewölk der lichte Mond hindurch schaute, wirkte so mächtig auf Dietrich und Clothar, daß in beiden urplötzlich das Verlangen ihres Besitzes erwachte, und über die gefangene königliche Jungfrau unter ihnen gefährliche Zwietracht sich erhob. Ja es soll Dietrich seinem Bruder nach dem Leben getrachtet und heimlich hinter seinem Zelte Bewaffnete aufgestellt haben, die demselben in den Rücken fallen sollten, sobald er unvorbereitet herein-

*) Man hat aus einem Gedichte, welches der später zu erwähnende Dichter Fortunatus im Namen Radegundens an Artachis oder Artarchis gerichtet hat, und worin dieser mit dem Namen theurer Enkel angeredet wird, schließen wollen, dieß sey ein Sohn Amalfrieds. Allein es könnte auch der Sohn einer Schwester Amalfrieds seyn, der aus dem Orient an den Hof der Franken gekommen.

**) Nach den fränkischen Geschichtsschreibern, nach Venantius Fortunatus und den Actis sanctor.

träte. Aber Clothar, erzählt man weiter, den Dietrich wie zu geheimem Gespräch hereinrufte, sah unter dem zu kurzen Vorhange des Zeltes die Füße der Bewaffneten hervorragen, wendete sich schleunig um, holte seine Krieger, ließ sie ihm vorangehen und so trat er geschützt in Dietrichs Zelt ein. Dietrich, der nun merkte, daß Clothar seine hinterlistige Absicht errathen und die Sache nicht wollte ruchbar werden lassen, ersann einen klugen Vorwand und sprach von andern Dingen, welche die gemeinsame Regierung betrafen. Endlich da er nicht wußte, wie er seine Arglist bemänteln oder wieder gut machen sollte, so reichte er ihm eine silberne Schale zum Zeichen der Freundschaft und der brüderlichen Versöhnung, und Clothar ging mit Dank für dieses Geschenk zu seinem Zelte zurück. Dietrich klagte nachher gegen seine Leute, daß er um jene kostbare Schale, er wisse selbst nicht wie, gekommen sey, und sprach zu seinem jungen Sohne Theudebert, den er mit in das Feld genommen: Geh hin zu deinem Onkel und bitte ihn, daß er dir das Gefäß schenke, was ich ihm gegeben. Dieser that also und seine Bitte ward ihm gewährt, denn in solchen Listen war Dietrich sehr gewandt.

Darauf entschieden sie durchs Loos über die Gefangene und Radegunde fiel dem Clothar zu, der sogleich mit ihr abzog. In Thränen mußte sie von ihrem Vaterlande scheiden; in bittern Thränen schaute sie hinauf zu den Trümmern der Burg, der Heimath ihrer jugendlichen Liebe, und ihr blieb einzig nur der Trost,

von ihrem Bruder nicht getrennt zu seyn. Clothar ließ sie in die Gegend von Vermandois bringen und in sichre Obhut auf dem königlichen Meierhof zu Athejä verwahren. Hier unter fremde Menschen ausgesetzt, beschäftigte sie sich mit Lesen heiliger Schriften und richtete ihren Sinn auf fromme Werke mit dem glühenden Wunsche, den Märtyrern des Glaubens ähnlich zu werden. Auch nährte und pflegte sie kleine Kinder und hielt sie zu gottesdienstlichen Handlungen an. Als aber Clothar alle Anstalten getroffen, sie zu Vitry (Victoriacum) in Empfang zu nehmen, entwich sie Nachts in einem Kahne von Athejä. Als er sie hierauf nach Soissons beschieden, um sie zur Königin zu krönen, vermied sie den glänzenden Einzug und nahm im Stillen die Hand des Königs an. Doch lebte sie, treu der seligen Erinnerung ihrer Liebe und in einer nie zu vertilgenden Trauer über das Schicksal ihres Hauses, auch auf dem Throne mehr dem Himmel und dem Dienste, welchen die Kirche damals von den Frauen forderte, als der Welt und ihrer Herrlichkeit. Denn sie brachte, was ihr zufiel, der Kirche und den Armen zum Opfer dar, spendete mit eigner Hand den Hülfsbedürftigen, bereitete den Kranken Heilung, legte zu Athejä, wo sie früher gelebt, ein Hospital für Kranke an, und schmückte und bereicherte die Tempel und Klöster; während sie sich selbst den glänzenden Vergnügungen des Hofes entzog, sich bei dem Ueberflusse des königlichen Tisches nur von mäßiger Kost nährte, und den Uebungen der Andacht und Buße Tag und Nacht unermüdet oblag; wes-

halb auch der König von ihr zu sagen pflegte, daß er keine Königin, sondern eine Nonne zur Gemahlin erhalten habe. Geduldig trug sie des Königs rauhen Sinn, versöhnte oft seinen Zorn durch ihre Sanftmuth, und brachte den Bedrückten Gnade. Als aber im sechsten Jahre ihrer kinderlosen Ehe (544) Clothar ihren Bruder, welchen sie von einer Flucht zu Amalfried zurückgehalten, treulos hatte tödten lassen, wollte sie nicht länger mit dem Verbrecher Thron und Lager theilen, sondern entfloh nach Noyon zu dem Bischof Medardus und bat ihn dringend, sie mit dem Schleier zu weihen. Als aber dieser, eingedenk der kirchlichen Satzungen, der Königin nicht sogleich willfahren will, und viele Vornehme ihn selbst von den Stufen des Altars zurückziehen, und ihn dringend abmahnen, die öffentlich angetraute Gemahlin des Königs nicht zu weihen; da tritt sie selbst in das Heiligthum im Gewand einer Nonne, schreitet vor zum Altare, und spricht zum Bischof: so du dich weigerst mich zu weihen und den Menschen mehr als Gott fürchtest, so wird der Hirt von deiner Hand einst meine Seele fordern. Wie ein Donnerschlag erschüttert die Beschwörung den Priester, und er legt seine Hand auf ihr Haupt und weiht sie zur Diakonissin ein. Bald darauf legt sie ihr königliches Prachtkleid nebst Schmuck und Perlen auf den Altar nieder, gibt ihren goldnen Gürtel für die Armen hin; ihre übrigen Kostbarkeiten und Gewänder weiht sie den Klöstern und Altären und wandert in dem einfachen Gewande einer Frommen doppelt reizend nach Poitiers. Alle Orte, durch welche

welche sie auf ihrer Pilgerschaft zieht, sind Zeugen ihrer Freigebigkeit, ihrer schwärmerischen Demuth und Frömmigkeit.

In Poitiers errichtete sie mit Genehmigung ihres Gemahles, der jetzt ihrem Willen nachgab, aber später, sich nach ihr sehnend, manche Versuche gemacht haben soll, sie wiederum mit sich zu vereinigen, das nachher von ihr benannte Nonnenkloster, welches sie mit Reliquien reich ausstatten ließ, so wie ein Mönchskloster in der Stadt Tours. In jenem setzte sie Agnes, eine fromme Waise, die von ihr selbst an Kindes statt erzogen worden war, als Aebtissin ein, und ordnete sich derselben in unerhörter Demuth unter. Hier wirkte sie als seltenes Beispiel von Demuth, Liebe und bis zur Selbstpeinigung ausschweifender Frömmigkeit, von aller Welt bewundert und von dem vielbewanderten Presbyter Venantius Fortunatus, mit schwärmerischer Verehrung besungen, bis an das stille Ende ihres Lebens. Letzterer, der aus Italien, seinem Vaterlande, und aus der Residenz der ihr verwandten Ostgothen kam (um 565, also nach Clothars Tode) wohin nach jenen traurigen Tagen der letzte Sprößling ihres Hauses geflüchtet war, stand ihr als jüngerer Freund und treuer Rathgeber thätig zur Seite in allen Geschäften, welche sie noch mit der Welt verbanden, und vernahm aus ihrem Munde ihres Hauses Untergang, den er in lateinischen Versen betrauerte. Radegunde erlebte noch die Gräuel, welche in dem fränkischen Königshause wütheten; ihr Flehen, ihre ernstlichen Ermahnungen konnten denselben nicht

Einhalt thun. Doch fand sie Trost in dem Himmel, dem sie geweiht war und in der Erinnerung glücklicher Vergangenheit. Ihr sanftes Ende erfolgte am 13 August des Jahres 587. Der Geschichtschreiber der Franken, Gregor von Tours, war Zeuge ihres allgemein beweinten Hinscheidens, in welchem der letzte Zweig des thüringer Königsstammes erlosch.

Die heilige Elisabeth.

Romanzen-Cyklus von Theodor Hell.

I.

Als zu dem Wartburgkampf die Dichter
Sich eingestellt von weit und breit [1])
Und einst des Himmels goldne Lichter
Heraufgeglüht zur Abendzeit,
Saß Klingsohr, der aus Ungarn kommen,
Vor seiner Thür, und schaute still
Zur Sternenwelt, die sich dem frommen
Begabten Sänger öffnen will.
Und als er so im tiefen Sinnen
Lang' blickte zu dem lichten Zelt,
Wo, reiche Kunde zu gewinnen,
Die Sternenschriften aufgestellt,
Da traten Freunde zu dem Späher
Und riefen: „Sage doch uns an,
Was Deine Kunst, Du weiser Geher,
Aus diesen Lettern lesen kann?"

Er aber rief: „Ihr sollt es wissen
Was diese Züge mich gelehrt,

1) Im Jahre 1207.

Wie sie mit guter Botschaft grüßen
Die meines Herzens Lust vermehrt;
Denn hört: es ist geboren worden
In dieser Nacht ein Töchterlein
Dem Könige von Ungarn, [2]) dorten
Wo Preßburgs Mauern Schutz verleihn."

„Elisabeth wird man sie nennen,
Und heil'gen Lebens wird sie seyn,
Daß noch die Nachwelt sie soll kennen
Und ihr des Preises Lieder weih'n,
Und Ludwig, Landgraf Hermanns Sohne,
Soll werden innig sie vertraut,
Daß er zu seines Herzens Lohne
Heimführ' die anmuthsvolle Braut."
Und als der Klingsohr dies verkündet,
Hebt er die Hände zum Gebet,
Das Segen, den der Herr gegründet,
Auf diesen künft'gen Bund erfleht.
Dann aber eilt er zum Gemache
Wo ihm die Ruhestatt erhöht,
Und schlummert unter Hermanns Dache
Bis es zum Dichterkampfe geht.

II.

„Wohin der Zug, der dort sich zeigt? —
Gen Ungarn seinen Weg er nimmt,
Zu werben um Elisabeth,
Ob auch vier Jahre erst sie zählt,

---

2) Andreas der Zweyte, König von Ungarn. Seine Gemahlin war Gertrud, Schwester von Hedwig, der Gemahlin Heinrich des Bärtigen von Schlesien.

Für Ludwig, Landgraf Hermanns Sohn,
Der eilfmal hat das Jahr begrüßt.
Ihn führt der Schenk von Vargula,
Der Graf von Mühlberg, Mainhard auch,
Und Bertha, Wittwe Eginhalds
Von Wendeleben nebst noch drei
Der edlen Jungfraun zieh'n, bestimmt
Zum Dienst der Königstochter mit.

Der Ungern König aber nimmt
Sie freundlich auf, denn Klingsohr hat
Im Voraus alles wohl bestellt,
Und giebt erbetenen Consens
Zu der Verlobung wie zur Fahrt
Zurück in der Thüringer Land,
Damit sein Kind, Elisabeth,
Erzogen dort beim Bräutigam
In Ehren werd' und Frömmigkeit.

Doch die geliebte Tochter läßt
Er ohne Zeichen seiner Huld
Und fürstlichen Freigebigkeit
Nicht ziehen in des ferne Land.
Aus reinem Silber wird geformt
Die Wiege, drinn das Bräutlein ruht,
In seidenes Gewand gehüllt
Auf einem Lailach goldgestickt,
Und gleichfalls auch von Silber rein
Die Badewanne ihr gebührt,
Und eben so des Bechers Schmuck.
An Silber auch viel tausend Mark
Wird für die Braut hinzugefügt,
Und der Kleinode große Zahl,
Wie, wo sie Heimath finden soll,
Vorhero niemals noch gesehn.

So langt der Zug auch wiederum
Dort auf der Wartburg glücklich an,
Und mit dem jungen Bräutigam
Wird nun die zarte Braut verlobt,
Durch Elternsegen, Priesterhand.
Die Mutter Ludwigs [3]) aber nimmt
Elisabeth als Tochter auf
In Herz und Arme innigliͤch,
Und eine Schwester findet sie
An Agnes, ihrer Schwägerin.

III.

Lieblich blüht, gleich einem Veilchen,
Still Elisabeth empor,
Reizend in bescheidner Anmuth
Die, zum Schmuck sie auserkohr,
Und, der Schönheit reiche Fülle
Strahlt um sie ein Heil'genschein,
Alle freudig es bemerkten,
Nur sie selbst gewahrt nicht sein.

Aber mehr als eitles Glänzen
Aeuß'rer Gaben aller Art
Gilt ihr jener Strahl von oben,
Der sich Herzen offenbart
Die mit innigem Verlangen
Streben nach der Frömmigkeit,
Die den Pilgern schon hienieden
Unnennbaren Lohn verleiht.
Und in heiligen Gebeten
Und im Blick nach jenseits hin,

3) Landgräfin Sophie.

Weilt so gern die reine Seele,
Schwelgt so selig oft ihr Sinn;
Demuth vor dem Herrn zu künden
Nimmt die Krone sie vom Haupt,
Weil vor ihm nicht würdig dieses
Eitlen Schmuckes sie sich glaubt.

Gern auf Gebirgen mit den Ihren
Weilt sie, fern von Scherz und Spiel.
„Dies ist," ruft sie — „auch das meine
Wie der Stillentschlaf'nen Ziel.
Darum laßt in Demuth wandeln
Uns vor Gott, weil Erde wir,
Daß wir uns nicht überheben,
Denn wir kehren All' zu ihr."

Doch nicht müßig war der Glaube
Der sie zu dem Höhern zog
Und in brünstigen Gebeten
Ihr die frommen Kniee bog.
Auch in milden Werken übte
Sie die treue Christenpflicht,
Und vergaß der Schwerbedrängten
Und der Tiefgebeugten nicht.
Gern theilt sie die kleine Gabe
Mit den Armen um sie her,
Kein Entbehren, kein Versagen
Wird dem frommen Sinne schwer.
Wo sie weilt, da weilt der Segen,
Wagt die Frechheit nicht den Schritt,
Weil mit ihr die reine Tugend
In den Kreis der Höfe tritt.

IV.

Empor in seiner Männlichkeit
Wuchs Ludwig brav und gut.

Wohl zog er aus zu Kampf und Streit
Mit festem Rittermuth,
Und kehrt' er heim, so bracht' er auch
Der Braut wohl ein Geschenk,
Daß er bezeug' nach altem Brauch
Sich ihrer eingedenk.

Doch einmal kam vom Kampf zurück
Er sonder dieses Pfand, [4])
Daß Elsbeth sich mit trübem Blick
Wohl sehr bekümmert fand,
Und meinte, daß er gar sein Herz
Hab' von ihr abgekehrt,
Indeß sie bei dem bittern Schmerz
Den Thränen selbst nicht wehrt.

Da tritt der edle Walther [5]) kühn
Zu Ludwig, als er will
Nach Reinhartsbrunnen eben ziehn,
Und bittet ernst und still,
Er möge offen ihm gestehn,
Ob Elsbeth ihm noch lieb,
Der sonst nach Ungarn rückzugehn
Die Wahl allein verblieb.

Doch Ludwig minder wacker nicht,
Zeigt mit der rechten Hand
Zum nahen Inselberg und spricht:
„Ist Dir der Berg bekannt?
Sieh', wär auch dieser Berg von Gold,
So groß du ihn erschaut,
Ich ihn doch lieber lassen wollt'
Als meine holde Braut."

---

4) Im Jahre 1420 nach einer Fehde gegen den Erzbischof Siegfried von Mainz.

5) Walther, Schenk von Vargula.

Und einen Spiegel zieht er vor,
Auf deſſen hint'rer Seit',
Wie er ſich's ſelbſt zum Troſt erkor,
Der Heiland konterfeit;
Und ſagt zum Schenken: „Bringe dies
Zu meiner Elsbeth hin,
Es ſey ein Unterpfand gewiß,
Daß ich ihr eigen bin.“

Sie aber drückt mit hoher Luſt
Das Kleinod an ihr Herz,
Sie bleibt ſich ſeiner Treu' bewußt,
Ade nun jeder Schmerz!
Mit Freudigkeit und frommer Ruh'
Sieht auf Verläumder ſie:
Was ihr geſagt ihr Ludwig zu,
Das bricht er wahrlich nie.

V.

Was ſchallet dort von Wartburgs Höh'n? —
Es iſt der Trommeten hell ſchmetternder Klang.
Welch' hohem Feſte gilt das Getön?
Es iſt der Hochzeit Jubelgeſang.
Daß Elsbeth und Ludwig ſich feſt verbinden,
Das ſoll's in Thüringen laut verkünden. *)

Der Landgraf führt die ſchöne Braut,
Die jugendliche nun zum Altar.
Der Landesmutter jubelt laut,
Der Unterthanen beglückte Schaar,

---

6) Im Jahr 1221.

Sie kennen alle den reichen Segen
Den solcher Verein heut' bringt entgegen.

Es splittern Lanzen im Turnier,
Es leuchtet zur Feier der Fackeltanz,
Gar herrlich ist der Geladenen Zier,
Und überall hellschimmernder Glanz,
Doch schöner als alle im milden Wesen
Ist die so der Landgraf zur Frau erlesen.

Hinweg vom lärmenden Gelag,
Hinweg von des Tanzes lauten Reih'n,
Stahl sie sich oft in's stille Gemach
In das verborgene Kämmerlein,
Und im frommen Gebete das Herz erhoben,
Strömte der Dank zum Geber von oben.

Und als drei Tage so vorbei
In des frohen Getümmels lautem Schall,
Da ward von Gästen die Wartburg frei,
Und sie zogen zu ihrer Heimath all',
Die Feier aber der Hochzeittage
Verkündet noch immer des Volkes Sage.

VI.

Was ist süßer wohl zu nennen,
Als wenn treuer Gatten Seelen
Stets in reiner Liebe brennen?
Sind die Freuden wohl zu zählen
Die in stillen Hauses Räumen,
Dann in reicher Fülle keimen,
Blüthen tragend immerdar,
Unverwelklich, mild und wahr?

Ludwig mit der ihm Vermählten
Theilte diesen vollen Segen,
Keiner Wonne Rosen fehlten

Auf vereinten Lebenswegen.
Er ihr treu im vollsten Sinne
Mit der heitern, festen Minne,
Sie, mit demuthsvollem Sinn
Neigend sich zu ihm nur hin.

Doch aus ird'scher Liebe Schranken
Aus des Lebens engen Bahnen
Zogen immer die Gedanken,
Ihrer Seele tiefstes Ahnen,
Sie hinauf zu Gottes Throne,
Daß für Erdenglück und Krone
Sie des Ew'gen Huld allein
Möge flehend dankbar seyn.

Und als Gott zu sel'ger Stunde
Wie nur Eltern sie genießen,
Kinder gab dem edlen Bunde, [7])
Nur noch fester ihn zu schließen;
Bracht' im wollenen Gewande
Baarfuß wie im niedern Stande,
In dem Bethaus klein und fern
Sie zur Taufe sie dem Herrn.

Doch der Armen treu zu pflegen
War ihr seligstes Bestreben.
Wie nach einem milden Regen
Sich die Blumenkelche heben,
Also auch wo sie erschienen
Um dem Aermsten treu zu dienen,
Strebte jedes Herz empor,
Das die Hoffnung schon verlor.

7) Im Jahre 1223. den nachherigen Landgrafen Hermann, in dem darauf folgenden Jahre die nachmalige Herzogin von Brabant, Sophie, und dann noch zwei Töchter.

Und es hoben sich Kapellen
Zu der Hülfsbedürft'gen Pflege.
Wie ward an den heil'gen Schwellen
Es von den Bedrängten rege;
Keiner ohne Trost durft' scheiden,
Hülfreich war sie allen Leiden,
Nahrung, Obdach, Kleidung bot
Sie, die Retterin in Noth.

O, da hoben tausend Hände
Sich zu ihr mit Dank und Flehen!
Nimmer mochte bei der Spende
Sie auf eig'nen Wohlstand sehen,
Was war Gold und eitle Zierde
Bei der heiligen Begierde,
Die, geprägt in's Herz ihr tief,
Sie zum frommen Wohlthun rief.

VII.

Doch als gen Welschland Ludwig war gezogen,
Und einem Schösser Wartburg ward vertraut, *)
Da brachen ein wohl des Verderbens Wogen,
Daß Pest und Hungersnoth man ringsum schaut,
Und kaum vermag Elisabeth dem Flehen
Der Hartbedrängten helfend beizustehen.

Denn was ihr eigen war durch Ludwigs Güte,
Ist schon verschenkt, verkauft was möglich nur, *)
Damit nicht wilder noch der Schösser wüthe,
Der ihr zu wehren solch Verschwenden schwur,

8) 1226.

9) So verkaufte sie so viele Aecker, Dörfer und Höfe, daß sie dafür 64,000 Goldgülden bekam, welche sie in kurzer Zeit unter die Armen vertheilte.

Und heimlich nur den Lauschern streng verborgen
Pflegt sie das Amt des Wohlthuns zu besorgen.

So ging sie einst auch, eh' des Tages Helle
Noch über das Gebirge strahlend aufgeglüht,
Aus ihres Schlosses freudenloser Schwelle,
Dahin, wo innrer Herzens-Drang sie zieht,
Und steiget in dem frommen Werke wieder
Zur Armenspeisung von der Wartburg nieder.

Ein Körbchen hängt am Arm. Was sie ersparet
An Nahrung für die Armen, ist darinn.
Sie hofft, daß niemand And'res sie gewahret,
Und geht in hoher Freudigkeit dahin,
Denn auch das Kleinste, gläubig hingegeben,
Wird Gottes Auge ja zum Schatz erheben.

Da plötzlich, als der Weg sich seitwärts wendet! —
Tritt vor sie hin der Schösser barsch und rauh,
Und spricht: „So früh habt Ihr die Nachtruh schon geendet?
Und geht so weiten Weg im Morgenthau?"
Und als sie schweigt auf das was er gefraget;
Herrscht er sie an: „Was ist's, das Ihr da traget?"

Elisabeth erschrickt, will nicht entdecken,
Daß sie gehandelt gegen streng Verbot,
Nicht seinen Zorn durch off'ne Wahrheit wecken,
Der künftig ihr noch streng're Aufsicht droht,
Und giebt verlegen Antwort auf die Frage:
„Es sind nur Blumen die im Korb ich trage."

Der Schösser aber, wissend, was geschehen,
Wird durch die Antwort anders nicht gestimmt,
Und will nun selbst, was in dem Körbchen, sehen,
Daher mit Hast die Decke weg er nimmt,
Und siehe da — Heil dem, der fromm gehandelt! —
In Blumen ist, was drinnen war, verwandelt.

Ein Himmelsduft, wie Blumen nie verliehen
So lieblich auch Natur sie hat bedacht,
Und Farben, die mit einem Glanze glühen,
Wohl strahlender als aller Rosen Pracht,
Sind diesen Blumen die im Korb sich zeigen,
Als sey's aus Paradieses gärten, eigen.

Und niedersinkt der Schösser auf die Kniee,
Von solchem Schuz des Himmels tief durchbebt,
Und ob der Herr den Frevel ihm verziehe
Er auf zu ihm die Hände flehend hebt.
Die Fürstin aber folgt dem frommen Pfade,
Gekräftigt neu durch ihres Gottes Gnade.

VIII.

„Leb' wohl, Du traute Schwester mein![10])
Sieh' dieses edle Fingerlein,[11])
Das an der Hand ich trage.
Man grub das Gottes-Lamm darein,
Das möge Dir ein Zeichen seyn
Für alle künft'gen Tage.

Wer Dir dies bringt, dem magst Du traun,
Und ihn als meinen Boten schaun,
Was er Dir auch verkünde,
Gott segne Dich mit Vaterhuld,
Verharr' im Fleh'n und in Geduld,
Bis ich Dich wiederfinde."

Dies war des Landgraf Abschiedswort,
Dann zog er in den Kreuzzug fort.[12])

10) Ludwig und Elisabeth nannten sich Schwester und Bruder.
11) Ring.
12) Zu Johannis 1227.

Mit Grafen, Rittern, Mannen,[13])
Empfahl dem Bruder[14]) Weib und Kind,
Ihn meinend treu und brav gesinnt,
Und ritt getrost von dannen.

Ach, mag der Mann auch noch so leicht,
Wenn ihm der Ruhm die Palme reicht,
Von Haus und Hof sich trennen,
In eines treuen Weibes Brust
Entflieht mit ihm des Lebens Lust,
Kann Sehnsucht heiß nur brennen.

Und also auch der herbe Schmerz
Elisabeth drang tief in's Herz,
Sie mochte kaum sich fassen,
Und bange Ahnung traf sie schwer,
Sie sehe wieder niemals mehr,
Den, der sie jetzt verlassen.

Und kaum zwei Monden sind dahin,
Da tritt die alte Landgräfin[15])
Zu ihr mit trübem Blicke.
„O, fasse, traute Tochter Dich!
Es meint es Gott doch väterlich,
Was Leid's er uns auch schicke."

„„So ist mein Bruder und Gemahl
Wohl unter der Gefangnen Zahl!
Dann auf, um ihn zu retten;
Mit Gottes Hülfe lösen wir,
Gält' es mein Leben auch dafür,
Des Theuern Sklavenketten.""

13) 5 Grafen, 17 Ritter und viele Reisige begleiteten ihn.
14) Heinrich Raspe.
15) Ludwigs Mutter, Landgräfin Sophia.

„O, faſſe Dich! Du Tochter mein! —
Siehſt Du hier dieſes Fingerlein?
Er hat es Dir geſendet.“
„„Er ſendet's mir! — O Gott! wozu?““
„Zum Scheidegruß! — in Grabes Ruh'
Hat er den Lauf vollendet.“ [16])

„„O wehe, wehe, wehe mir!
So iſt denn meines Lebens Zier,
Mein beſter Theil geſtorben!
Iſt dies die Palme, die bei'm Streit
Nun Du zum Lohn für Ewigkeit
Im Kreuzzug Dir erworben? —““

„„Und einſam ließeſt Du mich hier!
O, wär' ich doch nur ſchon bei Dir,
Denn troſtlos iſt mein Leben!
Nur der, der Wittwen nicht verläßt,
An dem die Waiſen halten feſt,
Kann einzig Troſt mir geben!““

So klagte wohl ohn' Unterlaß
Eliſabeth, und weinte das
Durch Tage und durch Nächte.
Ach, niemand war, der in der Noth
Die nun zermalmend ſie bedroht,
Ihr Rath und Hülfe brächte.

IX.

Zu Heinrich Raspe traten
Der falſchen Räthe viele hin,

---

16) Ludwig ſtarb an einem hitzigen Fieber in Otranto, kurz nach ſeiner Vereinigung mit dem Heere Kaiſer Friedrichs II., am 11ten Septbr. 1227.

Und sprachen: „Sieh! es bietet
Sich jetzt Dir herrlicher Gewinn.
Bemächt'ge Dich der Wartburg,
Die Wittwe scheuch' von dannen,
Und Dein und Deinen Kindern
Sind dann Thüringens Mannen."

Wohl hörte Heinrich Raspe
Der bösen Feinde argen Rath,
Und rüstete mit Leichtsinn
Sich zu der frevelhaften That.
Elisabeth verjaget
Er mit des Bruders Kindern;
Wer mag den Uebermüth'gen
An solcher Härte hindern?

Und wer sie hemmen wollte,
So kündet Strenge sein Gebot,
Der sey mit harter Strafe
Und seiner Ungenad' bedroht.
Da will sich keiner finden,
Der ihnen Obdach schenke,
Und mancher frühern Wohlthat
In treuem Sinn gedenke.

So zog sie durch die Straßen
In Eisenach erstarrt umher,
Die Kleinen auf den Armen.
Doch wird die Bürde ihr nicht schwer;
Sie lobte Gott noch immer
Und rief: „Dein Will' geschehe,
Ob ich aus Glanz und Würde
Mich auch erniedrigt sehe."

Da mocht' es wohl geschehen,
Daß, als bei starkem Regenguß,
Sie über'n Schrittstein schreiten

In einer schmutz'gen Gasse muß,
Ein Weib, der sie gegeben
Wohl sonst mit reichen Händen,
Doch die jetzt schier verworfen,
Sich auch dahin thät wenden.

Und als auf jenem Steine
Nicht auszuweichen Raum mehr war,
Da stieß die Unverschämte
Sie höhnend von demselben gar;
Sie aber trug geduldig
Das schmähliche Beginnen,
Und ging sich ihre Kleider
Zu waschen, still von hinnen.

Ach! wer wohl möchte künden
Die Drangsal all' und herbe Schmach,
Die über die Gebeugte
Herein in diesen Zeiten brach.
Bis Bischof Eckbert [17]) endlich
Sich ihrer angenommen, [18])
Und Landgraf Ludwigs Leiche
Aus Welschland war gekommen.

Da war wohl großer Jammer
Und unaussprechlich Herzeleid,
Doch blieb sie fromm ergeben,
Da Gott ihr solches ja verleiht.
Die Ritter aber, welche
Aus Welschland heimwärts kehrten,

---

17) Bischof von Bamberg, Bruder ihrer Mutter.

18) Er räumte ihr das Schloß Bodenstein zur Wohnung ein, ihre Kinder blieben aber, wie sie hat, zu Kitzingen.

Mit Staunen und Verdruſſe
Was hier geſchehen, hören.

X.

Und zu Heinrich trat mit Freimuth
Rudolph Schenk von Vargula
Sprechend: „Herr, wie konnt' ich fürchten,
Daß geſchehen was ich ſah.
Drum im Namen aller Freunde
Und der edlen Mannen Schaar,
Die ſich hier um mich vereinte,
Sprech' ich g'rad' zu Euch und wahr.

„Was habt Ihr gethan? Wer mochte
Euch ertheilen ſolchen Rath?
War es möglich, daß Verführung
Alſo ſchmachvoll zu Euch trat?
Eures Bruders Weib, der Armen,
Die ſein Tod ſo tief gebeugt,
Habt Ihr, höhnend jed' Erbarmen,
Als Tyrannen Euch gezeigt.

„Habt ſie ſchimpflich fortgewieſen
Aus dem Schloſſe, aus der Stadt,
Wo ſie unter Segenswünſchen
Friedlich ſonſt geweilet hat;
Habt zur Bettlerin verſtoßen
Die als Fürſtin hochgeehrt,
Und von allen Erdenloſen
Ihr das niedrigſte gewährt.

„Habt des eig'nen Bruders Kinder
Fortgejagt in Nacht und Graus,
Und geſchloſſen hinter ihnen
Ihres Vaters Fürſtenhaus.
Welche Schmach für dieſe Lande!

Welcher Flecken Eurer Ehr':
Giebt's für Herrscher eine Schande,
Die noch makelvoller wär'?

„O! wie mag dies Land befürchten
Gottes Zorn ob solchem Hohn?!
Denn er ahndet jeden Frevel
Rächend bis zum Enkelsohn.
Möchtet Ihr es doch bedenken!
Reuig flehn zu Gott empor,
Der Beraubten wieder schenken
Was sie schnöd' durch Euch verlor."

So der Schenk: und seine Worte
Drangen tief in Heinrichs Herz;
Thränen flossen aus den Augen,
Ihn zerknirschte Reu und Schmerz,
Und er rief: „was ich verbrechen,
Steht in seiner Last vor mir:
Ritter, Ihr habt wahr gesprochen,
Frevel übt' ich aus an ihr.

„Ich will alles wiedergeben,
Was ich sonder Recht geraubt,
Wende doch ihr frommes Flehen
Die Vergeltung mir vom Haupt."
Und nicht länger mocht' er weilen,
Inn're Reue trieb ihn an,
Zu Elisabeth zu eilen,
Ob er sie versöhnen kann.

Aber sie hat schon vergessen,
Was ihr Leides wiederfuhr,
Und sie denkt des theuern Gatten
Jetzt bei seinem Bruder nur,
Reicht die Hand ihm, weint voll Rührung
Thränen aus versöhnter Brust,

Und preißt noch des Ew'gen Führung,
Der zu prüfen sie gewußt.

Hoch im Glanz der Fürstenwürde
Zieht sie auf der Wartburg ein,
Alles, was sie nur verlange,
Will ihr Heinrich jetzt verleihn.
Doch, es ist ihr ganzes Sinnen
Nur auf Ewiges gewandt,
Kann sie dieses sich gewinnen,
Glänzt ihr schon der Heimath Land.

XI.

Gen Marburg zieht die Dulderin,
Dort ganz der Frömmigkeit zu leben,
Zum Wittwensitz ward's ihr gegeben
Und Konrad zieht mit ihr dahin,
Der Priester, hochgestellt in Ehren,
Zu folgen dessen strengen Lehren.[19])

Welch eine Büßung sonder Rast!
Welch ein beharrliches Entsagen!
Wie mag der zarte Leib ertragen
Der herbsten Geißelungen Last?
Wie geht einher die Hochgestellte,
Jetzt kaum zur niedern Magd Gesellte!

Und Wohlthun ist vom Morgen an
Bis zu des spät'sten Abends Stunden
Ihr Tagewerk, das, tief empfunden,
Sie einzig nur beglücken kann.
Und nur zu frommer Gaben Spenden
Will sie, was sie besitzt, verwenden.

19) Papst Gregor X. hatte ihr diesen strengen Asketiker ausdrücklich zum Seelsorger gegeben.

Sie pflegt der Kranken treu und still,
Ob auch noch dauernder das Leiden.
Selbst bei der Pest, sie nimmer scheiden
Von den ihr Anvertrauten will.
Und ob auch Undank sie betrübe,
Sie wankt und weicht nicht in der Liebe.

Wohl sendet aus der Ungarn Land
Gesandte ihr des Vaters Sorge,
Daß sie dem theuern Ruf gehorche
Und kehre heim an seine Hand;
Allein sie bleibt in Marburgs Garten,
Will hier ein ew'ges Reich erwarten. [20])

Und manches Herz gewann sie so
Dem ächten, wahren Gottesfrieden,
Der, von dem Glanz der Welt geschieden,
Nur im Entbehren reich und froh,
Und war beglückt in solchem Lohne
Mehr als durch eine Kaiserkrone. [21])

Welch eine Stärke im Gemüth!
Welch eine Kraft für das Erkannte!

20) Diese Antwort gab sie wörtlich dem Grafen Pannyas, der an sie abgesendet worden, und den die freiwillige Armuth, zu welcher sie sich selbst bestimmte, schmerzte.

21) Als der Hildegundis, einem jungen Mädchen, das besonders auf ihre überaus schönen Haare stolz war, diese in Folge der Uebertretung einer Vorschrift, welche Elisabeth in Bezug auf die Armenpflege gegeben, abgeschnitten worden waren, und sie sich nun dem Herrn weihte, versicherte Elisabeth, es sey ihr lieber, daß dieses Mädchen ihre Haare verloren habe, als wenn ihr Sohn römischer Kaiser geworden wäre.

Das Herz, das für das Heil entbrannte,
Wie iſt's von Heiligkeit durchglüht!
Wie leicht muß jedes Opfer werden,
Weilt ſchon der Blick nicht mehr auf Erden!

XII.

Blühend noch im Jugendlenze,
Aber matt vom Tagewerke,
Welkten nun des Lebens Kränze,
Floh der äußern Kräfte Stärke,
Und ſie fühlte ſelbſt ihr Ende
Nahen ſich mit raſchem Lauf.
Daß ſie gieb' in Gottes Hände
Ihre reine Seele auf.

O! wie nahten ſüße Träume
Da zu ihrem Ruhekiſſen,
Führend ſchon in ſel'ge Räume
Sie zu himmliſchen Genüſſen,
Ahnungen von beſſern Welten
Zogen ein in's volle Herz,
Sonnenlichte Engel hellten
Ihr die Nacht beim Todesſchmerz.

Als ſie ſo im brünſt'gen Flehen
Auf die Kniee war gefallen,
Fühlte ſie ein lindes Wehen,
Hörte eine Stimme hallen
Sanft wie Himmelsmelodieen:
„Komm' Du, die ſich mir geweih't!
Komm! ich will Dich aufwärts ziehen
In die Wohnung längſt bereit."

Und von himmliſchen Geſängen
Hörte man die frommen Weiſen
In unnennbar ſüßen Klängen

Um das Sterbelager kreisen,
Glaubte, daß sie selbst so stimme
In das Lied der Sel'gen ein.
Und auf sanftem Wohllaut schwimme
Zu dem Hafen, zum Verein.

Doch Elisabeth versetzte,
Als man sie deshalb befragte:
„O! das Lied, das Euch ergötzte,
Mir auch in die Seele tagte.
Wiederschein und Widerklingen
War's aus jenen Himmelsau'n;
Noch drei Tage muß ich ringen.
Dann werd' ich im Lichte schau'n."

Und als nun vorbei drei Tage,
Rief sie All' zum Sterbebette,
Daß sie Abschied ihnen sage,
Durch Ermahnungen noch rette,
Und was vom Besitz geblieben
Ihr nach treuem Wohlthun war
Spende an die bangen Lieben,
An der Armen Brüderschaar.[22])

Nennt Ihr solches Scheiden Sterben?
Ist das Tod, was sie verklärte?
Was, nach manchem schweren, herben
Leiden, Himmelsruh' gewährte?
O! ihr Aug' war nie so fröhlich
Als es jetzt im Sarge glänzt,
Nie hat eine Stirn so selig
Die Cypresse noch bekränzt.

---

22) Sie starb am 19ten Novbr. 1231 im 24sten Lebensjahre.

Heilig war ihr ganzes Leben,
Hier schon gleich den reinen Engeln
Ganz dem Ewigen ergeben.
Frei von allen Erdenmängeln,
O! noch heiliger und reiner
Strahlt sie dort im Vaterhaus. [22])
Strömt in Himmelsstrahlen seiner
Weltenglorie nun aus.

---

22) Am 27sten Mai 1235. fand Elisabeths Heiligsprechung durch Papst Gregor X. statt; sie ward unter die Kirchenheiligen aufgenommen, und ihr Todestag von da an festlich begangen.

Elise Charitas.

Nennt unsre Welt, Trotz ihrer Mängel,
Nicht eine Höllenei der Qual;
Es leuchtet noch ein hoher Engel
Durch dieß halbdunkle Erdenthal.

Was wirkt so still, wie Blumentriebe,
So geistig wie ihr Duft? — o das!
Das ist die reine zarte Liebe,
Die Himmelstochter Charitas!

Sie brachte, da sie niederschwebte,
Aus einem hellern Sonnenglanz
Erinnrungsblumen mit und webte
Sie in des Lebens Dornenkranz.

Den Sohn des Elends, der vernichtet,
Sich rettungslos vernichtet glaubt,
Den sucht sie tröstend auf und richtet
Empor sein schwer gebeugtes Haupt.

Sie naht sich, wie durch Harfensaiten
Gelind erregte Lüfte wehn,
Verwaiste Seelen zu begleiten,
Die weinend nach den Sternen sehn.

Den Säugling, der in fremden Armen
Sein hartes früh verarmtes Loos
Noch nicht erkennt, legt ihr Erbarmen
In einen mütterlichen Schoos.

Und kann sie sonst auch nichts gewähren:
Sie bringt dem Leidenden ein Herz:
Und in des Mitgefühles Zähren,
O welch ein Balsam für den Schmerz.

Sie einigt, was der Zwist geschieden;
Sie kommt so himmlisch, wie die Ruh,
Und führt den hohen Götterfrieden
Dem Hüttenraum der Unschuld zu.

In Wüsten und auf rauhen Klippen
Des Lebens blühet ihre Spur;
Im warmen Hauch von ihren Lippen
Zerrinnt des Hasses Eisnatur.

Die Lieb', ein treu gebliebner Engel,
Vereinet weichen Sinn und Kraft;
Der Haß, ein abgefallner Engel,
Behielt vom Engel nur die Kraft.

Der Haß zerstöret Paradiese;
Die Liebe stellt sie wieder dar;
Hier unten nennt sie sich Elise.
O schmückt den Tag, der sie gebar!

Hell leucht' auf ihrem Weihaltare
Die Blume, so ihr Fest bekränzt,
Ob auch in ihrem Silberhaare
Die Lebenskrone schöner glänzt!

Dresden.

Tiedge.

Lob der Frauen.

Mythe. *)

Nach dem sechsten Schöpfungstag
Lag die Erde noch in Nacht
Und im düstern starren Grauen.
Eine schwarze Decke war
Rings der Himmel. Sonn' und Sterne
Gingen ihre ew'ge Bahn
In der unermeßnen Ferne
Finster, kahl, wie blinde Augen.

Da von Gottes Hand geschaffen
Schritt das erste Weib, die Holde
Durch das Paradies der Erde,
Schritt gesenkten Hauptes hin.
Und die Blumen und die Blüthen
Zärtlich flüsternd sich bemühten
Ihre weichen bunten Keime.

*) Gesprochen bei einer festlichen Gelegenheit.
H.

Auszustrecken aus der Erde
In der Augen helle Räume!
Doch, wie jetzt des Weibes Augen
Selbst zwei Sonnen glänzend hell
Sich empor zum Himmel heben — :
Sieh! da strahlte diamantflammend
Auf der goldnen Sonne Licht
Und durchfluthet alle Räume
Giebt der Welt viel tausend Farben,
Scheidet Nacht und Tag gigantisch —
Und die Sterne hin und wieder
Oeffnen ihre Augenlieder,
Blicken aus dem Silberflor
Schmachtend hervor. —
Und die Erde jauchzt mit Tönen
Wie aus ihrem innern Herzen,
Wie aus kaum gebornem Triebe:
„Liebe! Liebe! allmächtige Liebe!“

Doch die Jungfrau schreitet weiter.
Im Gehege die Rose blüht.
Aber weiß war sie zu schauen,
Neigte das erblaßte Antlitz
Angeweht von Morgenthauen. —
Sieh! da beugt sich ihr die Jungfrau
Neigt sich tief zur Schwester-Rose
Und die Lippen purpurroth,
Gleich Korallenblute schwellend,
Drückt sie auf den Kelch der Blume,
Und — sieh! wie das Morgenroth
Dämmernd sich und glüh'nder wird;
Also röthet sich die Rose
Und aus ihrem glüh'nden Schooße
Tönt es leis' in Lustakkorden:
„Liebe! Liebe! süße Liebe!“

Drauf die Jungfrau weiter schreitet,
Wo der Bach dort um die Erlen
Leise murmelnd, flüsternd gleitet —
Auf dem Zweig im grünen Lichte
Sitzt die Nachtigall allein,
Blickt mit den Wanderaugen;
Aber wehmuthvoll und bange —
Denn die Zunge ist gefesselt,
Stumm die Sprache, starr die Kehle —
Voll doch ist die Liederseele!
Und die Jungfrau pflücket Körner,
Blumenblüthen von den Zweigen,
Streut sie vor den Sprossre nieder,
Und der Vogel sie emsig auf —:
Da, von Zaubermacht gelöset
In der Trunkenheit der Lieder,
Schwellt der Athem, bricht die Zunge
Ihre enge starre Fessel,
Und — hinaus, hinaus, empor
Schmettert sie die Flötentöne:
„Liebe! Liebe! selige Liebe!“

Und der Jungfrau volles Antlitz
Röthet jetzt sich gleich der Rose;
Lächelnd schreitet drauf sie weiter
Und in ihrem Busen klingt es
Leise: „Liebe — Liebe!“ nach.

An der Rebe hält sie stille,
Bricht die Traube sich vom Stocke,
Preßt sie mit den Rosenfingern
In den hellen Muschelbecher — —
Doch die Traube war noch bitter.
Geistlos, schaal und matt und herbe
Aber unter Zaubermacht
Sich bewußt,

Lächelt süß die holde Jungfrau,
Führt den Becher an die Lippen,
An die honigsüßen Lippen —
Und der Wein erglüht im Innern
Wird zum geistig süßen Nektar,
Wird zum Wonneblut des Lebens,
Und es tönt aus Bechers Tiefe:
„Liebe! Liebe! süße Liebe!“ —

Weiter wandelt nun die Jungfrau. —
Sieh! da tritt des ersten Mannes
Rauhe, kräftige Gestalt,
In den Mienen Ernst und Groll,
Ihr entgegen.
Kraft bedingen seine Sehnen,
Feuer sprühen seine Augen,
Und die volle Mannesbrust
Hebt sich nur im wilden Wallen;
Doch giebt keines Herzens Schlag
Eine süße Regung kund. —
Lächelnd tritt das Weib heran,
Hebt die milden Blicke aufwärts,
Flötet aus dem Rosenmunde,
Und die Hand, die zarte, milde
Legt sie auf des Mannes Busen:
Horch, da regt es sich von Innen
Pickt und drängt und hebt sich leise
Immer stärker, stärker, lauter —
Und es ist des Herzens Schlag,
S'ist das Herz mit seinen Pulsen,
S'ist das Herz mit seiner Liebe —!
Und die glühend rothen Wellen
Pochen laut es, rufen laut es:
„Liebe, ew'ge, hohe Liebe!“ —

Und also, weil mir Sonn'- und Sternengluth,
Das milde Herz, der Nachtigallen Töne,
Weil wir der Rebe und der Rose Blut,
Geist, Liebe —: Güter, die die Welt verschönen —
Weil wir dies danken All' dem Frauenmuth;
Weil sie das Leben mit dem Schönsten krönen:
So sey im Jubelklange dieser Nacht,
Den Frauen auch das erste Glas gebracht! —

G. Herloßsohn.

Das Ländchen der Liebe.

Wo ist das schöne Blüthenland
Der Liebe wohl gelegen?
Wo öffnet sich die Felsenwand
Zu seinen Zauberwegen?
Ich weiß davon, und was ich weiß,
Das will ich nicht verhehlen;
Das Land umfaßt euch einen Kreis
Von Auen, kaum zu zählen.

Einst stand ich hoch am Felsenhang
Und sah ins Thal hinunter:
Da sah ich geh'n das Thal entlang
Mein Liebchen schön und munter.
Da schien mir rings die Bergeswand
Zu glüh'n von Blüthentriebe:
Die Bergeswand, auf der ich stand,
War mir das Land der Liebe.

Einst schlendert' ich im Thale da
Und sah zum Felsgesteine:
Und sah und stand, und stand und sah
Mein Lieb im Sonnenscheine.
Mein Auge hing am Felsenring',
Als ob es haften bliebe:
Das schöne Thal, durch das ich ging,
War mir das Land der Liebe.

Einſt zog ich an des Liebchens Arm
Auf langer öder Haide:
Ihr Auge Gluth, mein Buſen warm,
Voll ſtiller Abendfreude.
Die Luft war ſtill, die Bruſt ſo weit,
Als ob ſie's aufwärts hübe;
Die ſchöne Haid', ſo wüſt und breit,
Schien uns das Land der Liebe!

Im Mantel barg ich's Liebchen mein;
Hielt einſt es treu zur Seite,
Bei Donnerſturm und Blitzesſchein:
Und gab ihm das Geleite.
Der Wald war öd', der Sturm war kalt,
Als ob er Flocken triebe
Jedennoch galt der wilde Wald
Uns für das Land der Liebe.

Und ſolches weiß, vom ſchönen Land
Der Lieb', ich euch zu ſagen:
Wer nicht verſtand und nichts empfand,
Der möge weiter fragen,
Weiß nicht, ob ihr auf einen ſieht't,
Der's beſſer euch beſchriebe!
Wo's Liebchen weilt, wo's Liebchen iſt,
Da iſt das Land der Liebe! —

Joh. Gabr. Seidl.

Laura.

Sonetten-Cyklus von H. L.

I.

Wirst du grausam, holde Phantasie,
Ewig denn mir meine Laura zeigen,
Wird sie aus dem Reich der Träume nie
Sich herab zu dem Geliebten neigen? —

Wenn ein Gott Dir Formen nicht verlieh',
O, so brichst Du nie das bange Schweigen!
Doch Du lebst in heil'ger Sympathie,
Und es giebt Dein Geist sich mir zu eigen.

Wenn in stiller Nacht der Lorbeer rauscht,
Und in süßem Blüthenduft berauscht
Meinem Sinn sich Deine Züge malen,

Wenn des Mondes keusche Silberstrahlen
Mild und still sich zu mir niederlassen,
Glaub' ich meine Laura zu umfassen! —

2.

Mag ich um mich, mag ich aufwärts sehen,
Immer muß ich doch Dein Bild erblicken. —
Schimmert Schnee auf jungfräulichen Höhen,
Möcht ich Dir, Geliebte, Küsse schicken.

Seh' ich Sterne an dem Himmel stehen,
Scheint's, daß Deine Augen niederblicken;
Wenn mich Blüthenhauche sanft umwehen,
Glaub' ich, daß die Deinen mich erquicken. —

Ewig Deinen Reiz vor Augen haben
Und mich niemals an Dir selbst zu laben,
Kränkt mein Herz, daß sehnsuchtsvoll es bricht;

Immer ward mein Hoffen noch betrogen,
Denn manch Bild ist glänzend hingezogen,
Aber meine Laura war es nicht! —

3.

So find' ich Dich! Du bist herabgestiegen,
Geliebtes Bild! dem ich mein Herz geweiht.
Ja, vor mir steht in holder Wirklichkeit
Mein Ideal in seinen Götterzügen!

O willst Du wieder in das Nichts verfliegen,
Erschreckt durch diese kalte Zeitlichkeit?
Verweile noch, es ist ein Herz bereit,
Dich wieder in die Seligkeit zu wiegen!

Der Liebe Zauber bannt das Traumgebilde
Allmächtig fest im irdischen Gefilde,
Es steht vor mir in sinnevoller Klarheit.

Und wieder, in den wohlbekannten Räumen,
Umfängt es mich, wie überirdisch Träumen, —
So schwebt Entzückung zwischen Wahn und Wahrheit! —

4.

Unſ'rer Herzen Aneinanderſchlagen,
Trennt ein Raum, der mir entgegen graut,
Doch ein Troſt will nimmer ſich verſagen,
Der zu uns aus fernen Welten ſchaut.

Wird auch nicht mein Blatt zu Dir getragen,
Und verhallt der Liebe Klagelaut,
Mögen Dir auch nicht die Lüfte ſagen
Was ich zärtlich jedem Hauch vertraut.

Nächtlich, auf der goldnen Sternen-Brücke,
Finden ſich die liebebangen Blicke,
Und ſo ſind wir nahe uns bewußt. —

Laß zugleich ſie uns nach Oben lenken,
Und die ſanften holden Sterne ſenken
Frieden in die ſturmbewegte Bruſt. —

5.

Biſt Du wirklich mir zurückgegeben? —
Darf ich meines Herzens Schlägen trauen,
Und den Augen, die Dich ſelig ſchauen?
Meine Laura, Du mein zweites Leben!

Ja, ich ſeh' Dich aus dem Himmel ſchweben!
Dich der Erde, ſo wie mir vertrauen,
Und die ſchönſte, herrlichſte der Frauen
Sich dem Sehnenden zu eigen geben! —

Und ihr Sterne an des Himmels Bogen,
Tröſter mir in meines Herzens Nöthen,
Habt mir treu und freundlich Wort gehalten!

Denn die Herzen werden nie betrogen,
Die im frommen Kinderglauben beten
Zu den Mächten, die dort oben walten!

6.

Auch die dornenvollſte Bahn,
Soll manch Blümchen freundlich ſchmücken,
Und die jungen Roſen blicken
Lieblich wohl den Wand'rer an.

Anders iſt es Dir zu nah'n
Denn in Deinen Veilchen-Blicken,
Die die Seele mir entzücken,
Iſt der Himmel aufgethan! —

Wie auf Meeres wüſten Fernen,
Nur der Schiffer nach den Sternen
Schaut, und ſeinen Lauf behält,

Seh' ich Deine Augen offen,
Leuchtend mir zu ſchönem Hoffen
Durch das Labyrinth der Welt. —

7.

Ich bin enttäuſcht! Der Schleier iſt geſchwunden! —
So wie nach einer ſturmbewegten Nacht,
Dem Scheiternden, ſein Unglück zu bekunden,
Der frühe Tag ein grauſam Licht gebracht:

So iſt in wenig grauenvollen Stunden
Mein höchſtes Gut, das ich mir treu gedacht, —
Unwiederbringlich iſt es hingeſchwunden,
Und ich erkenne, Hölle, deine Macht! —

So nimm mein Glück, ſo nimm mein ganzes Hoffen!
Ja! damals ſah' ich wohl den Himmel offen,
Als Liebe mir die Himmelsweihe gab. —

Doch nun verlöſchen meine letzten Sterne,
So irr' ich denn durch finſtre Lebensferne,
Lebendig todt durch dieſes Erdengrab! —

8.

Kannſt Du mir Vergebung noch gewähren?
O, ſo denk' an dieſe falſche Welt,
Die ſich grauſam zwiſchen uns geſtellt,
Arm an Freuden, reich an bittern Zähren.

Kann man wohl dem Raub' der Flamme wehren,
Wenn der Blitz in das Gebäude fällt?
Doch was nicht die Feuerprobe hält,
Mögen ſie nur immerhin verzehren! —

Sieh' die holde Tugend edler Frauen,
Iſt der ächte, reine Diamant,
Den die Flammen nimmermehr beſiegen;

Unverletzt bleibt er in Nacht und Grauen,
Und er wird, wenn ihn das Aug' erkannt,
Glänzender noch in der Aſche liegen. —

9.

Als ich zuerſt, verklärt im Heil'genſchein
Dich träumend ſah in einem Zauberbilde,
Da blickte ſchon, ſo ſanft als himmelrein,
Dein Auge nieder in der Engel Milde.

Dem Herzen Dich, dem liebenden zu weih'n
Kamſt Du herab, ein göttergleich Gebilde;
Als Gattin trat'ſt Du in das Leben ein,
Doch ſchufſt Du um Dich himmliſche Gefilde.

Madonna, ſeh' ich jetzt in Deinen Zügen,
Den holden Knaben Dir im Arme liegen,
Denn ſieh', der Himmel iſt Dein Vaterland.

So magſt Du auch in irdiſch trüben Zeiten
Den Himmel hier auf Erden ſchon bereiten
Mir, der ich früh Dein ſchönes Herz erkannt. —

10.

Gleich der Lilie sinkst Du nieder,
Wenn die Sichel sie berührt;
Und Du schlägst die Augen nieder
Die mein Herz so tief gerührt.

Sprich was drückt die Augenlieder?
Hat ein Zauber Dich verführt?
Was erstarrt die schönen Glieder,
Daß sich Reiz in Graus verliert?

Armes Kind, hast lang' gewacht;
Und es ist wohl Mitternacht,
Sehnst Dich nach der Ruhestätte!

Ist die Kammer doch so still,
Wo ich hin mit Liebchen will,
Laura komm, wir geh'n zu Bette! —

11.

Herz, mein Herz, du willst nicht brechen,
Willst die Schmerzen überwinden!
Wie Vulkane nicht verschwinden,
Fest in ihren Flammenbächen!

Doch die Liebe wird sich rächen,
Und ihr Opfer soll sich finden!
Kann der Tod uns neu verbinden,
Wird das Leben ein Verbrechen!

Blasse, freudenleere Stunden,
Sind auf mich herabgesunken,
Mir die Seele zu ermatten.

Aber bald wird sie gesunden,
Und entfesselt, sehnsuchtstrunken,
Folgt sie dem geliebten Schatten. —

Inhalt.

Gallerie aus Schiller's Gedichten. IX.

Die Ausgewanderten. Erzählung von Friderike Lohmann. . . . . Seite 1
Der große Unbekannte. Ein Scherz von C. Spindler. . . . . — 88
Riccardo Abandonato. Eine Malergeschichte von Agathe S.... . . . . — 142
Der Wilddieb oder die heiße Probe. Novelle von Wilhelm Blumenhagen. . . — 202
Der Fall des Thüringischen Königreichs. Schilderung nach der Geschichte, von A. Wendt. — 301

Die heilige Elisabeth. Romanzen-Cyklus von Theodor Hell. . . . . — 335
Elise Charitas. Von Liebge. . . . . — 378
Lob der Frauen. Mythe von C. Herloßsohn. — 380
Das Ländchen der Liebe. Von Johann Gabr. Seidl. . . . . — 385
Laura. Sonetten-Cyklus von z. L. . . . — 387

Subscriptions-Anzeige.

Dr. Christ. Gottfr. Dan. Stein's
Professors in Berlin,

Reisen
nach den vorzüglichsten Hauptstädten
von
Mittel-Europa
oder
Schilderung der Länder und Städte, ihrer Bewohner, Naturschönheiten, Sehenswürdigkeiten u. s. w.

In 6 Bändchen. Mit 6 Kupfern und 6 Charten.

Leipzig, 1828.

Da schon der rühmlichst bekannte Name des Verfassers die lobpreisende Ankündigung eines neuen Werks desselben überflüssig macht, so dürften wohl zur vorläufigen Empfehlung eines solchen, folgende Bemerkungen genügen:

Herr D. Stein hat auf seinen, seit 36 Jahren jährlich unternommenen Reisen, wo er schätzbare Bei-

träge zur unablässigen Berichtigung und Vervollkommnung seiner geographisch-statistischen Werke sammelte, auch so vieles gesehen, was zur Belehrung und Unterhaltung eines größern Publikums dient, so vieles, zunächst nicht jenen Zweck betreffende Interessante beobachtet, daß er unsern Wünschen nachgebend, sich zur Sammlung seiner Bemerkungen und zur Herausgabe der Reisebeschreibungen entschloß, welche wir hiermit ankündigen. Und gewiß wird bei der jetzt, durch die rasch vorschreitenden Erleichterungsmittel des Fortkommens, begünstigten Reiselust, und die eben dadurch sehr geförderten Geschäfts- und Belehrungsreisen ein Werk sehr willkommen seyn, welches sowohl den ganzen Kreis der mittel-europäischen Hauptstädte und Hauptrouten umschließt, als in einzelnen Hauptabtheilungen eine auf eigene Erfahrung und Anschauung gegründete Anleitung giebt, wie solche Reisen zweckmäßig einzurichten seyen, um nichts unbeachtet zu lassen, was an Naturschönheiten, Kunst- und wissenschaftlichen Gegenständen in den beschriebenen Gegenden bemerkenswerth ist.

Ueberall hat der Verfasser unter dem vielen Interessanten und Belehrenden das Wichtigste ausgewählt, überall, sowohl auf die topographischen, als statistischen Veränderungen in der neuesten Zeit sorgfältig Rücksicht genommen, so daß sein Werk nicht minder zur nützlichen Belehrung, als zur angenehmen Unterhaltung wißbegieriger Leser beitragen wird. Wie bequem mit Hülfe eines Werkes dieser Art es sich im Lesezimmer reisen läßt, mit wie wenig Kosten und Gefahren sich hier Kenntnisse und Erfahrungen eintauschen lassen, wie angenehm sich der gebildete welterfahrne Reisende hie und da durch mannichfach erfreuliche Rückerinnerungen überrascht und unterhalten, der wißbegierige unerfahrnere aber durch Rath und Zurechtweisung belehrt sehen wird, bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Um je-

doch einen Ueberblick über den Umfang dieses interessanten Werkes zu gewähren, fügen wir hier unten die Angabe des Inhalts der einzelnen Bändchen nach den Hauptpunkten bei, der die Routen zugleich andeutet, die der Verfasser verfolgt hat. Ein vollständiges Hauptregister am Ende des Werks über alle Namen von merkwürdigen Personen und Orten, über Gegenstände der Wissenschaft, Kunst und Natur wird jedem wißbegierigen Leser den erwünschten Aufschluß und manchen Stoff zu interessanten Vergleichungen geben.

Vier Bändchen liegen bereits dem Publikum vor, das fünfte ist seiner Vollendung nahe, und das sechste mit Hauptregister erscheint bestimmt zu Neujahr 1829. Die große Reichhaltigkeit des Inhalts, die anerkannte Schönheit von Druck, Papier, Kupfern und Charten, verbunden mit dem äußerst niedrigen Subscriptionspreis von 4⅓ Thlrn. Conv. Münze oder 4¾ Thlrn. Pr. Cour. fürs Ganze von wenigstens 120 — 125 enggedruckten Octavbogen machen diese compendiöse Reisebibliothek im Vergleich mit den jetzt so beliebten Taschenausgaben zu einem der wohlfeilsten Bücher der neuesten Zeit und rechtfertigen den ihm allgemein gewordenen Beifall. Der bescheidene Hr. Verf. macht hierbei nie auf unbedingte Vollständigkeit und Unfehlbarkeit Anspruch, denn welcher Schriftsteller wollte sich bei einer so fortwährend veränderlichen Wissenschaft dieses vermessen? Auch hat er in der Vorrede zum ersten Theil wo er sich über die Tendenz des Werkes ausführlich ausspricht, wiederholend gebeten, daß sachkundige Männer ihn auf Unrichtigkeiten in dieser und seinen andern Schriften aufmerksam machen möchten, die er sofort zu berichtigen sich angelegen seyn lassen wird.

Inhalt.

Erstes Bändchen: Schnellposten. Treuenbrietzen. Potsdam. Pfaueninsel. Berlin mit seinen Umge-

bungen. Neustadt-Eberswalde. Stettin. Dampfschifffahrt. Swinemünde. Greifswalde. Rügen. Mönkgut. Putbus. Stubbenkammer. Arkona. Hiddensö. Bergen. Stralsund. Rostock. Doberan. Wismar. Lübeck. Travemünde. Holstein. Eutin. Kiel. Düsterbrook. Kanal. Rendsburg. Lönningen. Helgoland. Curhafen. Altona. Hamburg mit seinen Umgebungen. Vierlande. Bremen. Oldenburg. Leer. Emden. Dollart. Borkum. Norderney. Wangeroge. Papenburg. Saterland. Quackenbrück. Diepholz. Osnabrück. Minden. Hausberge. Westphälische Pforte. Bückeburg. Nenndorf. Hanover. Herrenhausen. Hildesheim. Braunschweig. Königslutter. Helmstedt. Althaldensleben. Magdeburg. Burg. Plaue. Brandenburg. — Mit einer Gebirgs- und Fluß-Charte des nördlichen Teutschlands entworfen von Dr. L. W. Streit, k. Preuß. Hauptmann der Artillerie, und gestochen von Heinr. Leutemann und einer Ansicht von Hamburg nach Morgenstern von Frenzel. 8. 15. Bog. Ladenpreis 1 Thlr. 4 Gr.

Zweites Bändchen: Halberstadt. Harz. Wernigerode. Ilsenburg. Brocken. Harzburg. Ocker. Goslar. Rammelsberg. Gellerfeld. Clausthal. Osterode. Nordheim. Göttingen. Münden. Cassel. Wilhelmshöhe. Hofgeismar. Baunethal. Marburg. Gießen. Friedberg. Frankfurt a. M. und seine Umgebungen. Offenbach. Taunus. Homburg vor der Höhe. Wilhelmsbad. Soden. Höchst. Wiesbaden. Langenschwalbach. Schlangenbad. Biebrich. Kastell. Mainz. Oppenheim. Rheinfahrt nach Coblenz. Rheingau. Elfeld. Johannesberg. Geisenheim. Rüdesheim. Niederwald. Bingen. Kreuznach. Der Hundsrück. Das Rheinthal. Mäusethurm. Lorch. Bacharach. Caub. Oberwesel. St. Goar. St. Goarshausen. Boppard. Rhense. Königsstuhl. Braubach. Oberlahnstein. Co-

blenz. Moselfahrt. Trarbach. Trier. Thal = Ehrenbreitstein. Ems. Nassau. Diez. Limburg. Engers. Neuwied. Herrnhuter = Colonie. Andernach. Rheinfelse. Mayen. Die Eifel. Remagen. Linz. Unkel. Siebengebirge. Nonnenwörth. Godesberg. Bonn. Brühl. Cöln. Deutz. Mühlheim. Düsseldorf und Umgebungen. Mettman. Elberfeld. Wupperthal. Barmen Schwelm. Emrestraße. Hagen. Unna. Soest. Lippstadt. Wiedenbrück. Bielefeld. Senne. Detmold. Externsteine. Pyrmont. Lübe. Ellsen. Wilhelmstein. Driburg. Hameln.

Dieses Bändchen von 16 Bogen kostet mit einer Aussicht vom Niederwald nach Goldstein von Frenzel und einer Uebersichtscharte von Teutschland und den angränzenden Ländern mit den Eilpoststraßen, gest. von H. Leutemann. 1 Thlr. 4 Gr.

Drittes Bändchen: Wittenberg. Koswig. Wörlitz. Der Drehberg. Dessau. Zerbst. Halle. Giebichenstein. Der Petersberg. Lauchstädt. Eisleben. Merseburg. Leipzig. und seine Umgebungen. Wurzen. Oschatz. Meißen. Dresden und seine Umgebungen. Tharand. Freiberg. Sächsische Schweiz. Königstein. Pirna. Berggieshübel. Peterswalde. Culm. Aussig. Teplitz und seine Umgebungen. Carlsbad. Mariakulm. Eger. Marienbad. Bilin. Laun. Lowositz. Theresienstadt. Melnik. Prag. und seine Umgebungen. Karlstein. Collin. Czaslau. Teutschbrod. Iglau. Znaim. Stockerau. Korneuburg. Wien und seine Umgebungen. Baden. Laxenburg. Schönbrunn. — Donaureise. Ulm. Wiblingen. Günzburg. Dillingen. Donauwörth. Neuburg. Ingolstadt. Kellheim. Regensburg. Straubing. Deggendorf. Ostershofen. Linz. Mölk. Dürrenstein; Krems. Klosterneuburg. Preßburg. Bruck. Haimburg. Nikolsburg. Brünn. Wischau. Olmütz. Proßnitz. Troppau. Neiße. Ohlau. Breslau und seine Umgebungen. Rie-

fengebirge. Neumarkt. Liegnitz. Goldberg. Jauer. Hirschberg. Warmbrunn. Landshut. Schneekoppe. Adersbach. Trautenau. Freiburg. Schweidnitz. Zobten. Parchwitz. Polkwitz. Grünberg. Crossen. Frankfurt a. d. O. Neuzelle.

Dieses Bändchen (23½ Bog.) mit einer Ansicht von Wien von G. Döbler und einer Charte von Oestreich von Streit und Leutemann kostet besonders 1 Thlr. 12. Gr.

Viertes Bändchen; 24½ Bog. mit 1 sehr ausführl. Charte von Baiern, Würtemberg und Baden, von Streit und Leutemann und einer Ansicht von Freiburg nach Goldstein von Rosmäsler kostet 1 Thl. 12 Gr. enthält: Quedlinburg. Roßtrappe. Blankenburg. Baumanns- und Bielshöhle. Gernrode. Ballenstädt. Selkethal. Harzgerode. Nordhausen. Heiligenstadt. Witzenhausen. Wolfhagen. Arolsen. Brilon. Arnsberg. Iserlohn. Solingen. Jülich. Aachen. Burtscheid. Verviers. Spaa. Lüttich. Seraing. Tirlemont. Löwen. Brüssel. Belle Alliance. Laeken. Mecheln. Antwerpen. Hall. Mons. Valenciennes. Cambray. Peronne. Senlis. Paris und seine Umgebungen. Montmartre. St. Denis. Versailles. St. Cloud. Meaux. Epernay. Rheims. Chalons. Vitry. Bar le Duc. Dom Remy la Pucelle. Toul. Nancy. Lüneville. Saverne. Strasburg. Kehl. Neu-Breisach. Schaffhausen. Waldstädte. Basel. Mühlheim. Freyburg. Lahr. Offenburg. Rastadt. Baden. Ettlingen. Carlsruhe. Bruchsal. Heidelberg. Schwetzingen. Manheim. Bergstraße. Odenwald. Erbach. Michelstadt. Eulbach. Amorbach. Darmstadt. Seligenstadt. Aschaffenburg. Spessart. Wertheim. Würzburg. Kissingen. Brückenau. Meiningen. Liebenstein. Ruhla. Salzungen. Gotha. Schnepfenthal. Arnstadt. Der Thüringer Wald. Erfurt. Weimar und seine Umgegenden. Jena. Gera. Ronneburg. Altenburg. Zeitz. Pegau.

Das fünfte Bändchen enthält die See-Reise nach Amsterdam. Haarlem. Leyden. Haag. Delft. Rotterdam. Schiedam. Briel. Gravesand. Woolwich. Greenwich. Zolleinrichtungen. London nebst Umgebung. Oxford. Cambridge. Birmingham. Manchester. Liverpool. Mit 1 Ansicht von Antwerpen und 1 Charte der Niederlande von Streit und Leutemann.

Das sechste Bändchen wird umfassen: Rudolstadt. Coburg. Bamberg. Erlangen. Nürnberg. Ansbach. Nördlingen. Donauwörth. Augsburg. München. Wasserburg. Traunstein. Salzburg. Hallein. Insbruck. Brixen. Ober-Italien. Die Schweiz. Das Königreich Würtemberg ꝛc. Mit Hauptregister über alle 6 Bändchen, 1 Ansicht von Sitten in Wallis und einer neuen Reisecharte durch die Schweiz.

Dieses Werk ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen von der

J. C. Hinrichsschen Buchhandlung.

JOHANNE van CASTILIEN.

PENELOPE

TASCHENBUCH

für das Jahr 1831.

Herausgegeben
von
THEODOR HELL.

20ster Jahrgang. Mit Kupfern.

LEIPZIG.
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

a

357 19

Goethe-Schiller-
Archiv
Weimar

Inhalt.

	Seite
Johanna von Castilien von Th. Hell. (Zur Erklärung des Titelstahlstichs von Frz. Stöber)	III
Bilderchronik der theatralischen Zeiterscheinungen .	IX
Belisar von Ed. v. Schenk. (Nach M. Retzsch von Langer.)	XI
Hans Sachs von Deinhardstein. (Nach M. Retzsch von Armann.) . . .	XIII
Die Schleichhändler von Raupach. (Nach M. Retzsch von Höfel.) . . .	XV
Die Stumme von Portici von Auber. (Nach M. Retzsch von Kovatsch.) . .	XVII
Der Tag in der Weinlese. Novelle von Adolph Ritter v. Tschabuschnigg. (Mit 1 Kupfer.)	1
Hannovers Catilina. Historische Erzählung von Wilhelm Blumenhagen . . .	24
Die Entscheidung bei Hochkirch. Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege von Friederike Lohmann	129
Elisabeth, Gräfinn zu Holstein-Schauenburg. Ein historisch-romantisches Gemälde von Agathe S... (Mit 1 Kupfer.) . . .	198

Seite

Skizzen aus Italien, von W. Waiblinger.

1. La donna ambiziosa 301
2. Ueber das Theater in Rom . . 314
3. Landschaftmaler in Rom . . . 324
4. Umgebungen Roms 326
5. An den Grafen v. Platen-Hallermünde . 330

Das Quartett. Humoreske von Wilh. Sehring (Mit 1 Kupfer.) 333

Die Freundschaft. Von Tiedge . . . 352

Der Blinde und sein Sohn. Poetische Erzählung von J. F. Castelli 356

Die Gäste. Von Agnes Franz . . . 364

Der Gnadenort. An Luise. Von M. K. Baldamus 369

Glaube, Liebe, Hoffnung. Von Theod. Hell. 371

Tonkunst. Von Henriette Freese . . 376

Abendgeläute. Von Elise von Hohenhausen 378

Der Gang am Meere. Von M. K. Baldamus 379

Johanna von Castilien.

(Zur Erklärung des Titelstahlstichs.)

Einsam saß sie an dem Meere
In dem düstern, stillen Schlosse,
Ihrer Liebe zarter Sprosse,
Den sie Philipp hier geboren,
Füllte nicht des Herzens Leere,
Wußte den geliebten Herrn
Sie von sich doch ach! so fern!

Wird er wieder zu ihr kehren,
Wird sie bald sein Auge schauen,
Wird die liebendste der Frauen,
Bald an seinem Halse hangen?
Wieder ganz ihm angehören?
Ach die Tage kommen, gehn,
Niemand will ihr Leid versteh'n!

Dort in jenen Niederlanden,
Wo sie einst im treuen Bunde
Manche selig frohe Stunde
Unter heißer Liebe Küssen
In dem Lenz des Lebens fanden,
Weilt der Gatte Monden schon,
Die ihr unter Schmerz entflohn.

Nicht ihm folgen kann die Treue
Als er von der Gattin scheidet,
Die so tief im Innern leidet,
Denn ihm schenken soll der Liebe

Pfand ſie wieder bald auf's neue,
Und ſo flieht ſie, um allein
Mit der Sehnſucht nur zu ſeyn.

Aber als der holde Knabe
Auf dem Mutterarm gelegen,
Bei der Mutterthränen Segen
Fühlt ihr Herz, daß es nun einzig
Nur ein fernes Ziel noch habe,
Und, nicht mehr von Pflicht beſiegt,
Gattenliebe überwiegt.

Schwebet unter Sterngeleite
Nun des Mondes Sichel heller,
Steigt ſie zu dem kleinen Söller,
Blickt mit ſehnenden Gedanken
Hin nach Oſten in die Weite,
Ruft: „Du haſt uns oft belauſcht,
Wenn wir Herz um Herz getauſcht!“

Und es wurzelt der Gedanke
Feſter ſtets in ihrer Seele;
Ob ich Untergang auch wähle,
Ob mich Sturm und Feind bedrohe,
Länger hält mich keine Schranke,
Hin zu ihm, zum Gatten hin,
Wo ich ja im Geiſt ſchon bin!

Was ſind treuer Gattenliebe
Hinderniſſe und Gefahren?
Ob zur Beute den Barbaren
In dem unbewehrten Nachen,
Ob der Meereswuth ſie bliebe,
Was mag dies ſie kümmern? eilt
Sie doch dahin, wo er weilt. —

Und in Nebel ihre Barke
Hüllet Ihr vor Feindes Blicken,

Und Ihr gabt ihr das Entzücken
Fester Hoffnung, daß bei Stürmen
Sie zu frohem Muth erstarke,
Engel, die, wo Liebe bebt,
Ihr die matte Kraft belebt.

Ebnet vor ihr her die Wellen,
Laßt die sanft'sten Lüfte wehen,
Genien am Ruder stehen,
Und die lichtumkränzten Segel
Nur von Rosendüften schwellen,
Denn der Gattin treuer Sinn
Führt sie zu dem Gatten hin. —

Endlich ist erreicht die Küste!
Fester Boden unter'm Fuße,
Froh begrüßt mit Dankes Gruße!
O daß der Geliebten Nahen
Schon der Gatte ahnend wüßte
Und ein Zeuge sey der Strand,
Wie sich treue Liebe fand.

Aber erst, wo die Paläste
Brüssels ihre Reihen dehnen,
Stillte sich der Liebe Sehnen,
Schwand in seinem Arm das Bangen,
Das ihr schwer den Busen preßte,
Und begann ihr Leben neu,
Ihm geweiht nur, ewig treu!

Wehe! daß nur kurze Stunden
Ihr der Freude Jubel bringen!
Ach! es kann ihr nicht gelingen
Seinen flücht'gen Sinn zu fesseln;
Immer bluten neue Wunden,
Aber doch verzagt sie nicht;
Lieb' ist ihres Lebens Licht!

Denn in einer Gattin Herzen
Wohnt unendliches Verzeihen.
Immer noch dem Gatten weihen
Wird sie ganz die treue Seele,
Härte und Verrath verschmerzen,
Bis des Todesengels Kuß
Führt zu seligerm Genuß.

Johanna von Castilien war die Tochter des Königlichen Paares Isabella und Ferdinand das Katholischen. Im Jahre 1496 ward sie an Philipp den Schönen, Erzherzog von Oestreich, vermählt, und folgte diesem Fürsten nach Brüssel, wo sie Karl V. gebar. Leider konnte sie, trotz der unendlichen Liebe, welche sie für ihren Gemahl hegte, doch das Herz dieses etwas leichtsinnigen Fürsten nicht fesseln. Sie betete ihn an, aber er vergalt ihr nur mit Gleichgültigkeit. Königin Isabella, ihre Mutter, wünschte ihr und Philipp den Thron zu sichern, und rief Beide daher im Jahre 1502 nach Spanien zurück. Johanna reiste durch Frankreich, wo sie mit großer Pracht aufgenommen und mit Ehren überhäuft ward. In Spanien angelangt, erkannten die Stände von Arragonien und Castilien ihr und ihres Gatten Recht auf die Krone an. Da letzterer aber den Zwang der spanischen Grandezza bei seinem flüchtigen Temperamente nicht ertragen konnte, begab er sich in demselben Jahre wieder nach den Niederlanden zurück, während Johanna in Spanien blieb. Von ihrem Gemahle getrennt, zog sie sich auf ein einsam am Meere gelegenes Schloß zurück und verfiel bald in trübe Schwermuth, welche nichts zu zerstreuen vermochte. In diesem Zustande gebar sie ihren zweiten Sohn, Ferdinand. Keine Freude gewährte ihr aber dessen kindliches Lächeln, nur an ihren Philipp dachte sie und an die Möglichkeit, wieder mit ihm sich zu vereinen. Alle Hindernisse besie-

gend, dem Meere und den Stürmen trotzend, führte sie auch dieses Vorhaben aus, und traf im folgenden Jahre wieder bei ihm in Brüssel ein, wo zuerst der Strahl der Freude von neuem in ihr Herz drang. Nach Isabellens Tode, welche ihr die Krone Castiliens vererbte, während sie die Regierungs-Verwaltung Ferdinand übertrug, gelangte dieser durch List dahin, daß sie ihm ihre Rechte auf dieses Reich selbst abtrat. Der Brief jedoch, in welchem sie ihre Einwilligung dazu ihrem Vater übersendete, ward von Philipp aufgefangen, und dieser ließ nun sogleich Johanna in ein Zimmer des Palastes einschließen, wo sich keiner ihrer spanischen Diener ihr nähern durfte. Um sich aber selbst der Krone zu bemächtigen, schiffte er sich mit ihr 1506 nach Spanien ein. Der Adel Castiliens trat auf Philipps Seite, und so setzte er sich in den völligen Besitz der Herrschaft, während Johanna, immer mehr vom Leichtsinne ihres Gemahls überzeugt, sich der tiefsten Schwermuth überließ. Selten erlaubte man es ihr, sich öffentlich sehen zu lassen, und Philipp ging damit um, sie für unfähig zur Regierung zu erklären, mußte aber, wegen der Anhänglichkeit der Castilier an ihre Königin, diesen Plan aufgeben. Nicht lange darauf starb Philipp, welchen Ausschweifungen in der Blüthe seiner Jahre in's Grab zogen. Dieser Verlust war für Johanna, die ohnerachtet aller Leiden, welche er über sie gehäuft hatte, ihren Gatten doch noch gränzenlos liebte, zu schwer zu ertragen. Ihre Vernunft verdunkelte sich. Ihr Schmerz fand keine Thränen noch Worte. Mit derselben liebenden Zärtlichkeit, als sey er noch am Leben, hing sie an dem entseelten Körper ihres Gatten. Sie ließ ihn sogar, nachdem sie seine Beerdigung verstattet hatte, wieder ausgraben, einbalsamiren, und auf ein Paradebette legen, an welchem sie nun knieend auf den seligen Augenblick wartete, wo er wieder aufleben würde. Denn sie hoffte zuversichtlich auf ein solches Wunder. So durchzog sie bei Nacht Spanien mit seinem Sarge, dem zahlreiche Diener

mit brennenden Fackeln folgten, und ließ diesen Sarg von Zeit zu Zeit öffnen, um den Geliebten nur wieder zu sehen. Endlich gab sie nach, daß dieser traurige Gegenstand von ihr entfernt werde, und man begrub den Leichnam ohnweit Burgos. Jetzt bekam Ferdinand die Regentschaft bis zu Karls V. Großjährigkeit. Als Ferdinand 1518 starb, ward letzt'rer von den Cortes als König anerkannt, jedoch unter der Bedingung, daß wenn Johanna den Gebrauch ihrer Vernunft ganz wieder erhalten sollte, sie allein auch ihre Königsrechte wieder ausübe. So blieb sie zu Tordesillas, bis Padilla, an der Spitze der Unzufriedenen ihr das Elend des Staats und den Aufstand der ganzen Nation zu Gemüth führte. Jetzt schien sie gleichsam aus einem langen Traume zu erwachen. Sie nahm Padilla und die Abgeordneten der heiligen Ligue, so wie deren Gesuch freundlich auf, ja sie wohnte selbst einem Turniere bei, fiel aber alsdann bald wieder in ihre frühere Schwermuth zurück. Die Ligue verheimlichte das Letztere, und herrschte nun in ihrem Namen; als aber der Graf de Garo, Anführer der königlichen Truppen, die Aufrührer geschlagen hatte, bemächtigte dieser sich nun selbst der Königin, welche von da an noch 40 Jahre im Gefängnisse blieb. Man nahm jedoch immer noch an, daß sie gemeinschaftlich mit ihrem Sohne Karl regiere, und ihr Name stand neben dem seinen in allen Staatsurkunden. Endlich starb sie zu Tordesillas, den 13. April 1555 in einem Alter von 73 Jahren, und ward in der Cathedrale von Grenada beigesetzt, neben dem Grabmale ihres Gatten, dessen Leichnam man von Burgos bereits früher dahin gebracht hatte. Ihr Verstand war, als Kummer und Schmerz ihn noch nicht verdüstert hatten, sehr gebildet, und sie konnte die Anreden, welche man an sie in lateinischer Sprache richtete, auf der Stelle eben so beantworten.

Th. Hell.

Bilderchronik

der theatralischen Zeiterscheinungen.

In dem Jahrgange 1830 unserer Penelope haben wir die seit zehen Jahren in derselben fortgesetzte Gallerie aus Schillers Werken geschlossen. Mit dem vorliegenden beginnen wir eine neue Reihenfolge von Kupferstichen. Bilderchronik der theatralischen Zeiterscheinungen haben wir sie genannt. Die Bühne ist auf dem Standpunkte, auf welchem sie sich jetzt befindet, ohnläugbar ein ächt volksthümliches Institut. Die beliebtesten Erscheinungen auf derselben bezeichnen mehr als irgend etwas die verschiedenen Richtungen des Geschmacks des Publikums, und dringen machtvoller als vieles andre in alle Kreise desselben ein, wo sie den hauptsächlichsten Stoff der Betrachtung wie besonders der Mittheilung bilden. Nicht unzweckmäßig, und gewiß in höherm Grade anziehend dürfte es daher seyn, dieselben so viel es der beschränkte Raum eines Taschenbuchs gestattet, festzuhalten, und die Erinnerung daran durch einzelne bildliche Darstellungen wenigstens für einige Zeit zu fesseln, bei Personen, welche die Vorstellungen dieser Werke selbst sahen, ein erfreuliches Andenken zu wecken, und diejenigen, wo dies nicht der Fall war, wenigstens mit einigen Zügen derselben bekannt zu machen. Vergönnt es uns die Gunst des Publikums und die Zeit selbst, damit fortzufahren, so wird sich nach und nach durch diese Mittheilungen eine kleine theatralische Gallerie bilden, welche in mehrfacher Beziehung von bleibendem Interesse seyn dürfte.

Wir können der Natur der Sache nach nicht mit der eben eilenden Zeit gleichen Schritt halten, sondern müssen in unsern Kupfern nur stets die Erscheinungen des vorhergehenden Jahres geben. Darunter verstehen wir aber nicht, als ob die betreffenden dramatischen Werke erst in diesem Jahre neu erschienen seyn müßten, sondern nur dies, daß sie in diesem Zeitraume auf der deutschen Bühne in ihren verschiedenen Gattungen die oftgegebensten, und folglich entweder die ausgezeichnetsten, oder wenigstens die für die zeitgemäße Stimmung des Publikums berechnetsten waren. Es wird allerdings dabei hauptsächlich die Richtung auf deutsche Originalwerke genommen werden, wenn aber Uebertragungen ausländischer Producte in der gedachten Zeit besondres Aufsehn erregen sollten, so können diese natürlich auch nicht ausgeschlossen bleiben.

Ist es immer möglich, so soll stets aus jeder der vier verschiedenen dramatischen Abtheilungen, dem Trauerspiele, Schauspiele, Lustspiele und der Oper eine Scene im Kupferstiche mitgetheilt werden.

Die dießjährigen Scenen vom Professor Moritz Retzsch in Dresden geistvoll componirt und von Axmann, Höfel, Kovatsch, Langer gestochen, werden gewiß sich den Beifall der Kunstfreunde erwerben.

Beliſar.

Romantiſches Trauerſpiel in 5 Aufzügen
von Eduard v. Schenk.

Beliſar iſt geblendet und verbannt worden. Seine Tochter Irene geleitet ihn in Knabenkleidung. So gelangen ſie in den Hämus, und ruhen in einer Gebirgsſchlucht deſſelben, als auf einmal das Heer der Alanen, welches Alamir, der Freigelaßne Beliſar's, zu deſſen Rettung oder Rache herbeiführte, ſich ihnen unter Octar naht. Beliſar tritt ihnen entgegen, giebt ſich zu erkennen, findet in Alamir ſeinen getödtet geglaubten Sohn wieder, erlangt es von den Alanen durch ſeine Bitten, daß dieſem ſein Wort erlaſſen wird, mit ihnen gegen Byzanz zu ziehen, und wendet ſich nun ſelbſt dahin, um den Verdacht von ſich abzuwälzen, als ſey er der Anſtifter dieſes Zugs. Da ſchließt er den vierten Akt mit den Abgangsworten zu ſeinen Kindern:

„Dient mir beide jetzt zum Stabe!
„Komm, mein Sohn, auf andern Wegen
„Führ' ich Dich dem Ruhm entgegen,
„Und Du leiteſt mich zum Grabe!"

Belsar von E. v. Schenk

Hans Sachs.

Dramatisches Gedicht in 4 Akten von Deinhardstein.

Hans Sachs, der Schuster und Meistersänger in Nürnberg, hat sich mit seiner geliebten Cunigunde, der Tochter des reichen Goldschmidts Steffen daselbst, erklärt, und es ist beschlossen, daß er noch an demselben Abende den Vater um ihre Hand bitten will, als plötzlich der ihr von diesem bestimmte Bräutigam, Herr Eoban Hesse, Rathsherr aus Augsburg, hinter der Hecke, wo er sie belauschte, hervortritt, und Hans Sachs erst durch Prahlereien und Drohungen mit dem Vater, zuletzt aber gar mit dem Degen von Braut und Ort forttreiben will. Da ergrimmt der wackre Sänger im gerechten Liebeszorne und ergegnet:

„Wagt Ihrs, so weiß ich Euch zu treffen.
Ich geh noch heut zu Meister Steffen,
Und werb um Cunigundens Hand.
Ruht, bis sein Ausspruch Euch bekannt,
Und braucht mir nicht, bis alles klar,
Unwürd'ge Mittel, sonst, so wahr
Die Hand (er hebt sie über Hesse, der sich schnell bückt) ob Euerm Haupte schwebt,
Denkt Ihr an mich, so lang Ihr lebt."

Hans Sachs von Bembardstern

Act 2 Scene 13

Die Schleichhändler.

Poſſenſpiel in 4 Aufzügen
von E. Raupach.

Der pfiffige Till hat aus Luſt an tollen Streichen dem Bader Schelle geſagt, daß das Walter Scottiſirende Fräulein Kiekebuſch in ihn verliebt ſey, und ihn ſchriftlich um ein Rendezvous an der hohlen Eiche gebeten habe. Schelle glaubt es voll Geckenhaftigkeit, ſo wie Tills Lehre, daß er nur durch Imponiren ſich des Fräuleins volle Liebe und Gunſt erwerben könne. Gleich darauf begegnen ſich beide, und Schelle handelt ganz den Anſichten und Grundſätzen des ſie belauſchenden Tills gemäß. Nachdem er überhaupt ſehr kurz und ſelbſtgefällig mit ihr geſprochen, ſagt er:

„Es iſt ungewiß, ob der Gewiſſe überhaupt auf die Eiche Rückſicht nehmen wird. Wer kann das auch beſtreiten? Heute iſt es eine Eiche, morgen eine Buche, übermorgen ein Haſelſtrauch oder ein Erlenbuſch, und der Menſch will Ruhe und jeden Tag nur ſeine eigne Plage. (Er ſtellt ſich in einiger Entfernung gebieteriſch vor ſie hin.) Aber wenn man auf den Knieen — (er macht das Zeichen, daß ſie niederknieen ſoll. Sie ſtarren einander einige Augenblicke an, das Fräulein höchſt erſtaunt, Schelle erwartend:) Ich thu es nicht anders.“

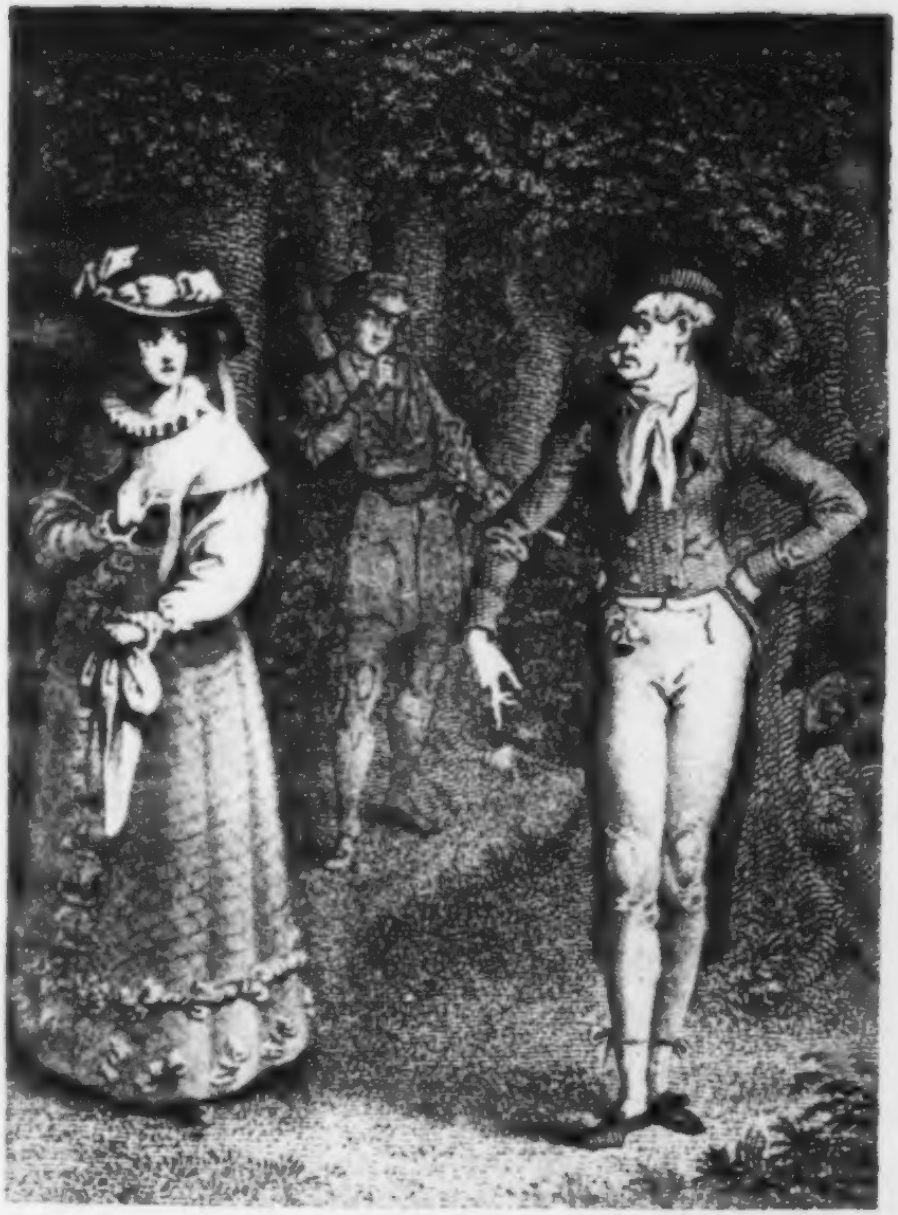

Die Schleichhändler von L. Kaupach

Die Stumme von Portici.

Große Oper in 5 Abtheilungen.

Musik von Auber.

Alfons, der Sohn des Vicekönigs von Neapel, hat sich mit seiner Gattin vor den Verfolgungen des wüthenden Volkes in Masaniello's Hütte flüchten müssen. Auf Fenella's stumme aber desto rührendere Vorbitte hat dieser ihm, ohne ihn zu kennen, seinen Schutz zugesagt. Da treten Pietro und Borella mit den Verschwornen wieder in die Fischerhütte, und der erstere erkennt in dem Beschützten, Alfons, den Sohn des Feindes, den Verführer Fenella's. Die Verschwornen verlangen dessen Tod, selbst Masaniello wird einen Augenblick vom Gefühle des tiefen Hasses übermannt, aber bald siegt die bessre Empfindung, und als die Verschwornen heftiger gegen Alfons eindringen, ja selbst Masaniello's Leben nicht schonen zu wollen drohen, wenn er ihn länger vertheidige, ergreift er eine daliegende Axt, stellt sich vor die Verfolgten, welche Fenella durch die Thüre fortdrängt, und ruft Pietro und dessen Genossen zu:

„Rottet Euch hier nicht zusammen,
Von der Schwelle weicht zurück!
Oder — Gott soll mich verdammen! —
Ihr seyd todt in diesem Augenblick!"

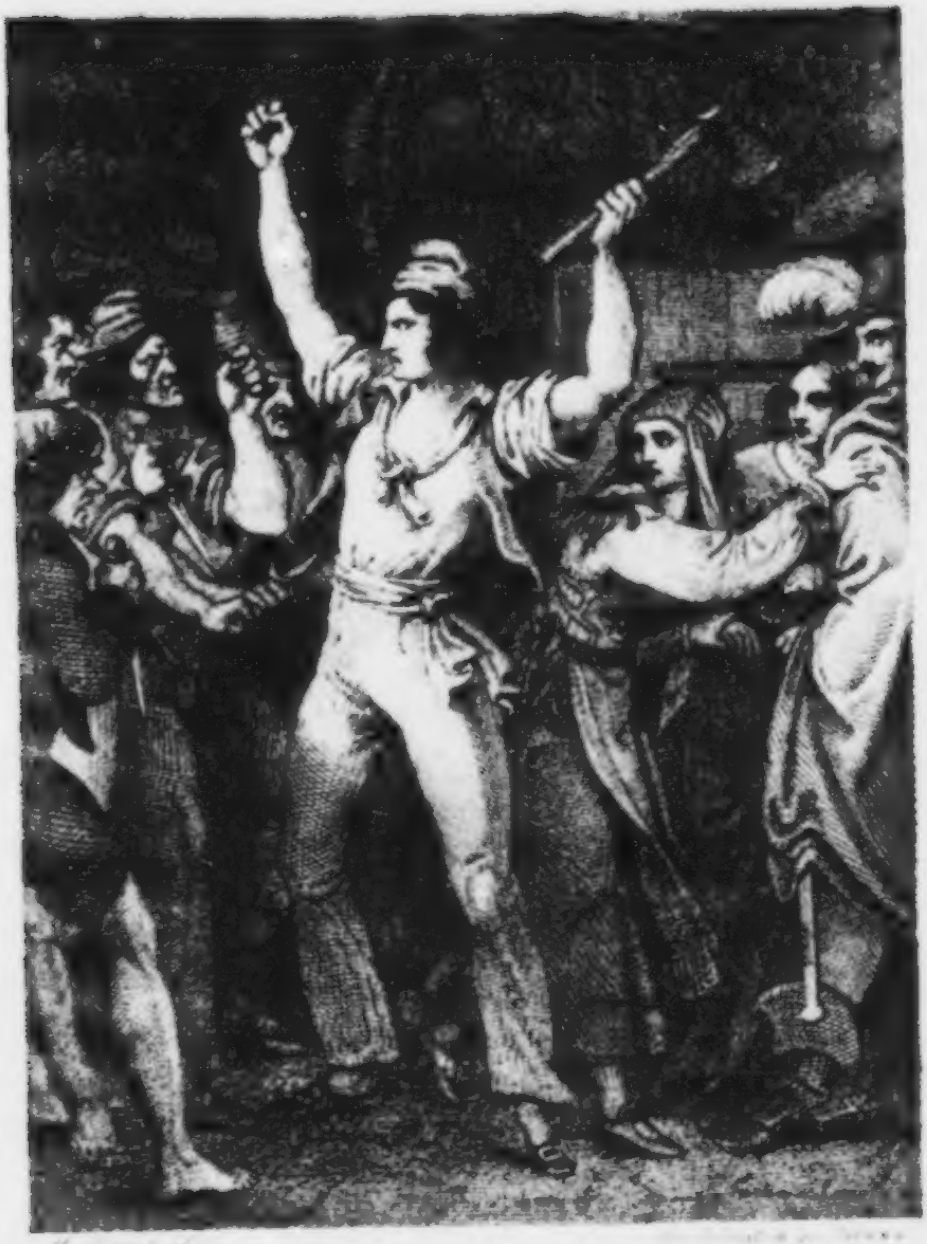

Die Stumme von Portici von Auber.

Der Tag in der Weinlese.

Novelle von Adolph Ritter von Tschabuschnigg.

Es ist ein herrlicher Herbsttag; die Sternblumen blühen im Garten und vor den Fenstern, die Bäume reichen uns freundlich mit den hangenden Armen die geröthete Frucht entgegen, und wie müde Schmetterlinge sitzen erst einzelne, gelbe Blätter mitten in der grünenden Fülle. Unten zieht der Strom still und majestätisch dahin, und jenseits stehen die Rebhügel auf und auf voll Segen, und frohe Menschen wandeln geschäftig durch die Gelände, und tragen jubelnd und singend die Trauben zusammen. Es ist Weinlese. — Aber einsam sitz' ich da im stillen Klosette, und schau' hinaus in die gesegnete Landschaft, und höre die Wellen unten brausen, und höre drüben herüber den freudigen Lärm. Wohl war auch ich geladen zum ländlichen Feste, ich mochte nicht gehn, es wird mir zu bange draußen unter den Weinlauben und den frohen Menschen, und — wenn ich in die Trauben sehe mit dem feuchten Auge — da scheint mir jede Traube nur ein Strauß aus Thrä-

nen zu seyn. — O Feodora, mein süßes Dorchen! wohl denk' ich noch dein und des Tags in der Weinlese; und alle Jahre, wenn sie draußen recht fröhlich sind und jubeln und schwärmen, da sitz' ich stille daheim und spiele mit der verdorrten Aster, und denke so lange an den schwimmenden Scheideblick, bis mir selbst darüber das Wasser in die Augen kömmt. Auch für mich ist die Weinlese ein Fest, ein süßes Erinnerungsfest, war es doch hier, wo ich dich gefunden, waren es doch jene Hügel, wo wir so froh gewesen, war es doch dort die Stelle hinter'm Ufergebüsch', wo du mir im Arm' gelegen. Was ich doch ein kindischer Mensch bin! fast muß ich selbst über mich lächeln; es konnte nicht seyn, es durfte nicht seyn! — Fünf Jahre rauscht seitdem schon der Fluß da unten, und doch — einsam sitzt noch der Lehen = und Gerichts = Herr zu Blauen da im geräumigen Hause, kein Weib hegt er im Arm', kein junges Fritzchen an der kräftigen Vaterbrust! — Die Hügel draußen grünten und blühten, die Wiesen unten trugen tausend und aber tausend Maiblumen seitdem, manch' schalkhaftes Mädchenauge sah ich bedeutend nach mir schielen; ich kann nicht! mein Maien ist hin; kurz ist er gewesen, aber schön!

Ein heiterer Herbstnachmittag war es, wie heute, da ritt ich frei und wohlgemuth drüben durch die Pappelallee mit meinem Universitätsfreund Karl nach Rosenbag, sein Vater, der alte Freiherr, hatte ihm geschrie-

ben, er möge noch ein frohes, fideles Blut mitbringen zur Weinleſe, einen Kopfhänger könne er durchaus nicht brauchen; Karl wählte mich; war ich doch ein Brauſewind und Immerfroh, der luſtig hinſchlenderte durch's Leben, als wär' es eben nur ein Faſtnachtsſpiel, der Jeden tröſtete, und doch kaum begriff, wie es Menſchen geben könne, die eines Troſtes bedürften.

Im heiteren Geplauder waren wir die Paar Meilen geritten, und waren früher angekommen, als man uns vermuthen konnte; Karl beſchloß ſeine Familie zu überraſchen, wir gaben die Pferde dem Reitknechte, und ſchlichen durch dunkle Laubgänge den Park hinauf zur heimlichen Grotte, wo — wie Karl erzählte — ſeine Schweſtern meiſtens den Nachmittag zubrachten. Wir waren unbemerkt beim lauſchigen Plätzchen angekommen, und, richtig! drei holde Lockenköpfchen ſaßen im anmuthigen Halbdunkel. Es waren zwei Brünetten und eine Blondine, ſchön, wie Feenkinder, den reinſten Schmelz der Jugend in Aug' und Wange; — ich hatte drei ſo liebreizende Mädchen noch nie beiſammen geſehen. Wir hielten den Athem an und lauſchten durch eine Spalte.

„Was meinſt Du, Lotte!" ſagte Brünette die Erſte, „nun iſt's aber doch wohl Zeit, dem Bruder entgegen zu gehen?"

„Ei, ei!" ſprach der kleine, blonde Schalk, und warf ſich ein wenig kokett in die Bruſt, „Schweſter Iſabell hat heute ja nicht Raſt und Ruhe! der Bruder kam ſchon oft heraus, aber da hatte das Entgegengehen immer noch Zeit, es war die Straße wohl gar zu

staubig, die Sonne zu brennend heiß, man mußte den teint schonen, — es gab mit einem Worte tausend Anstände, aber heute, weil er einen jungen Herrn — wie nannte er ihn denn gleich, ja, ja! Fritz! — mitbringt, hu, da sah mein Bellchen schon zehnmal nach der Allee hinunter, und will nichts, als entgegengehen! Gemach, Fräulein Schwester! freuen Sie sich nicht im voraus einer Eroberung! da habe ich auch ein Wort drein zu reden, ich werfe der schönen Isabelle keck den Handschuh vor die Füße, der junge Herr soll auch die Macht unserer Reize kennen lernen, und sey er auch noch so ein Eisenfresser mit wirren Haaren und Ziegenhainer, zahm, wie ein Affe soll er zu meinen Füßen liegen, Isabellchen und ihrem schmachtenden Auge zum Trotze!"

„Du läppisches Ding Du!" rief die Herausgeforderte, und küßte ihren schönen Feind.

Brünette die Zweite aber nahm ihren Sonnenhut und sagte: „Nun, ihr kindischen Mädchen! nun ist's aber doch wirklich Zeit!" Die beiden Andern griffen auch nach ihren Strohhütchen und hüpften zur Laube heraus; husch! da waren wir aus unserem Verstecke hervor, die Madchen schrieen laut auf, aber es half nichts, wir fingen sie in den Armen, — eine herrliche Gruppe zum Raub der Sabinerinnen! — ich umschlang mein wähliges Blondköpfchen, und bald büßte der lose Purpurmund mit einem frischen Mäulchen dafür, daß er mich zu einem so argen Philister bramarbasirte; eine tüchtige Wangensalve bestrafte den Zutäppischen; —

aber unsere Bekanntschaft war geschlossen. Schön Lottchen hing sich mir in den Arm, und führte mich zu Väterchen, der Sieste hielt mit der Pfeife am Springquell'. „Aber halt' ihn kurz, liebes Väterchen! er ist ein gar arger Kauz!" setzte sie hinzu.

Der Vater — ein lieber jovialer Lebemann, schüttelte mir herzlich die Hand, und nannte mich vielmal willkommen. Aber der kleine Dämon war noch nicht zufrieden. „Thue ihm nicht so schön, er verdient es ja nicht; stell' Dir vor, Dein Lottchen hat er geküßt, ehe er noch ein Sterbenswörtchen mit ihr gesprochen." Das war denn doch zu arg von der geschwätzigen Spitzbübinn, mir wurde ordentlich nicht geheuer um's Herz; aber der liberale Biedermann sagte scherzend, indem er mich auf die Schulter klopfte: „Das geht 'mal schon nicht anders, mein kleines Staarmätzchen! in der Weinlese ist ein Kuß frei!"

Unterdessen kam auch Karl und die beiden andern Schwestern, der Alte drückte ihn froh an die Brust, und man sah's ihm an, wie's ihm wohlthat im Herzen, wenn er so seine vier blühenden Kinder vor sich sah.

Wir gingen hinauf in's Schloß, Alles zeigte Geschmack und Wohlhabenheit, ohne daß man irgendwo Ueberladung und kleinliche Prunksucht bemerkte.

Die Mutter bewillkommte mich freundschaftlich, und — als Karl endlich gar im traulichen Gespräche erzählte, daß ich ihm vor Kurzem gegen ein Paar Kerls, die ihn Nachts in einer abgelegenen Gasse anfielen, bei-

gestanden und wie wir uns ritterlich durchgefuchtelt hatten, da wurde ich vollends ein Glied der Familie, wie — wenn ich schon jahrelang in diesem trauten Kreise gelebt hätte, und Lottchen bot mir mit heimlicher Rührung freiwillig den Mund, und meinte, daß ihr von diesem Kusse gewiß kein Schnurrbart wachsen würde.

Nun ging das frohe Treiben an, die schönen Kinder führten und zerrten mich von einem Ende des Parks zum andern, Jedes an seine Lieblingsplätzchen. Morgen ging's ja schon hinaus in die Weinlese, wir mußten heute die nächste Umgebung des Schlosses durchschwärmen. Da war keine Laube, die wir nicht besahen, kein Gebüsch, durch das wir nicht huschten, kein Blumenbeet, dessen Duft wir nicht einsogen.

Heute fühlte ich zum ersten Male, welch süßes Glück es sey, eine Schwester zu haben; — wie sie ihn liebten, die holden Kinder, wie sie an ihm nur hingen mit dem frischen, jungen Herzen, in dem noch kein Gewitterſturm getobt, wie sie mich lieb hatten seinethalb, weil er mich seinen theuersten Freund genannt! Die wunderholden Kinder hüpften und scherzten um mich, hielten mir mit den weichen, warmen Händchen die Augen zu, neckten mich, und trieben alles närrische Zeug von der Welt mit mir. Mir schwoll es so seltsam im Herzen, wenn ich die drei Grazien vor mir sah in all ihrer Jugendfülle und Lieblichkeit. Welche ich hätte wählen mögen, ich hätte es selbst nicht gewußt, nun entzückte mich Lottchens herzliche Lebendigkeit, nun überlief's mich so siedend heiß, wenn ich in Isabellens schwär-

mendes Madonnen-Auge ſah, nun mußte ich der unſchuldigen Jungfräulichkeit, der hohen Sanftmuth in Johannens Zügen huldigen. — Muthwille wechſelte mit der wahrſten Weiblichkeit, und die ausgelaſſenſte Fröhlichkeit wich nie ein Haar breit von der zarteſten Sitte.

Die Sonne verſank endlich im Weſten — hochroth und unbewölkt, und verkündete uns für morgen den herrlichſten Leſetag; im heiterſten Frohmuthe ſah ich dankend dem Ewigen für den ſchönen Nachmittag in den verklärten Abend, und dann wieder in die ſechs herrlichen Augen meiner Begleiterinnen, und wünſchte Jeder im Stillen alles Glück von der Welt. Wir kehrten nun durch's ſüße Gedüfte der Abendblumen in's Landhaus zurück; aus dem Fenſter hatten uns die beiden Alten zugeſehen und ſich herzlich über unſere Laune gefreut.

„Noch ein frohes Stückchen hab' ich Euch mitzutheilen, meine Kinder!“ rief innig vergnügt der Freiherr, „rathet einmal!“

„Dürfen wir vielleicht morgen bis hinaus reiten, liebes Väterchen?“ ſchmeichelte Iſabella.

„Warum nicht gar! Du kecke Dirne! — was würde ſich wohl der junge Herr da denken von Euch, wenn Ihr galoppirtet, wie die königlichen Huſaren.“

„Ich hab's, ich hab's!“ rief Lottchen, und wirbelte um ihre Achſe wie eine Pirouette; „Du gibſt uns einen Ball zur Weinleſe, und wir werden tanzen, recht viel tanzen!“

„Ei bewahre! daß Ihr die Schwindsucht bekämt; wer wird denn an's Tanzen denken, wenn es draußen in der Gotteswelt so herrlich ist!“ Und kleinlaut schlichen die zwei naseweisen Mädchen in ein Schmollwinkelchen.

„Nun Johanne! was meinst denn Du?“

„Väterchen! ich weiß wahrhaftig nicht zu rathen.“

„So hört denn, Kinder! eben erhielt ich einen Brief aus der Residenz, und der ist — von Dorchen!“

„Von Dorchen!“ jubilirten alle drei Mädchen.

„Ja, ja! und da schreibt Cousinchen denn, daß sie morgen auch kommen werde.“

„Ist sie denn da?“ fragten die drei zugleich.

„Aufzuwarten! seit drei Tagen kam sie mit Prinzessinn Feodora zurück aus Italien, und kömmt morgen mit meinem alten Jugendfreunde, dem Oberstthofmeister Grafen Plenau heraus nach Rosenhag, und will wieder einmal fröhlich seyn auf der lieben, deutschen Erde.“

„O wie freu' ich mich, sie wiederzusehn,“ rief Johanne.

„Das liebe, liebe Dorchen!“ sagte Isabell.

„Ist sie auch so hübsch geworden, wie wir?“ fragte sehr naiv das kleine Nestpüppchen.

„Hübscher, als ihr Alle!“ sagte der Vater, „das schrieb mir lange schon mein lieber Plenau, der die Prinzessinn und sie begleitete; und gut und gescheid soll sie obendrein seyn, kein so pudelnärrisch Kickchen, wie Du!“

„Daß Sie mir ja nicht untreu werden, Fritzchen!“ rief Lotte über den Tisch herüber zu mir, „und bin ich auch nicht gereist wie Cousinchen, und mein Lebetag mit einer Prinzessinn auferzogen worden, so weiß ich doch auch gar Manches, und bin ein gutes, deutsches Mädchen!“

In Demuth verneigte ich mich vor meiner Gebieterinn.

Endlich gingen wir zur Tafel, die sorgliche Mutter hatte alle Leibgerichte Karls herausgesucht, und wollte das liebe Söhnlein nun einmal wieder schoppen mit Mutterkost. Ueber Tisch wurde größtentheils von Dorchen gesprochen, ich erfuhr ihre ganze Lebensgeschichte. Sie war die Tochter von Rosenhags Schwester, die als Dame am benachbarten Hofe lebte, das kleine Dorchen war im gleichen Alter mit der jungen Prinzessinn, sie wuchsen mit einander auf, und da die Fürstentochter besonderer Verhältnisse wegen am entfernten Hofe ihres Oheims erzogen wurde, so mußte Dorchen und ihre Mutter mit; damals sahen Rosenhags das kleine Baußbäckchen zum letzten Male. Unterdessen war ihre Mutter gestorben, und Dorchen soll — wie Plenau wiederholt geschrieben, ein wunderholdes Fräulchen geworden seyn. Seit drei Jahren reiste sie außer Deutschland mit ihrer hohen Freundinn, hatte Paris und Italien gesehen, und kam nun endlich wieder in ihre Heimath zurück, kein Wunder, daß sich die ganze Familie nach so langer Trennung herzlich auf die liebe Verwandte freute.

„Noch erinnere ich mich an sie," rief Vater Rosenhag, „wie sie damals beim Abschiede weinte, und mit den kleinen, runden Patschchen die hellen Thränen von den Backen wischte; — sie soll hoch leben, unsere Dora!" Die Champagnergläser klangen zusammen.

Aber der arge Franzmann fing endlich in unseren Köpfen tüchtig zu mousiren an. Alle waren wir in der rosigsten Laune, und konnten nicht genug lachen und Quirlereien treiben. Den Mädchen glänzten die Augen vom artigsten Räuschchen in der Welt, — so waren sie mir doppelt lieb. Scherzend stießen sie mit Bruder Fritz, wie sie mich nannten, auf Du und Du an. Da machte der Vater unserer Lustbarkeit ein Ende, indem er aufstand; ich erhielt unter der Hand noch drei süße Schwesterküsse statt des Schlaftrunks, und taumelte in unendlicher Behaglichkeit in mein Zimmer.

Frau Sonne schaute schon, wie eine besorgte Hausmutter, zum Fenster herein, als ich mir gemächlich in meinem Flaumenbette die Augen ausrieb. Ein Bedienter kam, nach meinen Befehlen zu fragen; der erzählte mir nun, daß die gnädigen Fräulein schon in aller Frühe vor meiner Thüre gekichert und auf einen listigen Streich gesonnen hätten, unterdessen sey aber ein Wagen angekommen mit der fremden, gnädigen Cousine, und sie seyen hinabgelaufen und gingen bereits mit der angekommenen Herrschaft im Parke spazieren.

„Mit Dora!" rief ich, und war mit beiden Füßen aus dem Bette; — war doch ein neuer Engel der Freude angekommen in unseren Kreis; — ich sprang

an's Fenſter, richtig! da wandelten ſchon die drei Mädchen, und hatten ein viertes, eine ſchöne, ſchlanke Geſtalt in ihrer Mitte; ja, ja! Dora war im nächſten Orte über Nacht geblieben, darum kam ſie nun ſo zeitig an.

Ich machte meine Toilette mit möglichſter Sorgfalt, und ging nun in den Garten hinab, zu recognosciren. Bei der Birkenpflanzung traf ich zu den Mädchen; Lottchen ſtellte mich der Couſine gleich als den luſtigen Fritz vor, der zu Tode in ſie verliebt ſey. Dora verneigte ſich freundlich, ihr ſchöner Blick traf mein Auge; — ich hatte mir ſo viel Launiges erdacht für dieß erſte Zuſammentreffen, aber mit dieſem Blicke war's vorbei! ein ſolches Auge hatte ich noch nie geſehen, — Heiterkeit und Wehmuth verſchmolzen darin in einander. — In dem Augenblicke konnte ich nicht ſcherzen; Lottchen fragte mich, ob mir mit dem Champagner zugleich aller Spiritus verflogen ſey.

Ich war damals zwei und zwanzig Jahre alt, hatte viele Mädchen geſehen — engelholde, aber ſolchen Liebreiz hatte ich kaum geahnt; Iſabelle war ſchön — ein Ideal für jeden Künſtler! aber Dora's Zauber konnte kein Pinſel, kein Meißel erreichen; wie man Töne nicht malen kann und nicht Gedichte, ſo waren auch dieſe Mienen nicht für die kalte Leinwand! Jeanettens züchtige Geberde war hier zur heiligſten Jungfräulichkeit geſteigert, Lottchens Muthwille zur feinſten Anmuth. Und dabei war ſie doch ſo unbefangen, ſo unbewußt ihrer eigenen Reize. Eben — weil ich ſeit früher Ju-

gend an weiblichen Umgang gewöhnt war, weil ich im ewigen Wechsel gar herrliche Frauen kennen gelernt, mit Allen geſcherzt und Viele lieb gewonnen, — hatte mich nie Eine beſonders angezogen, hatte ich nie geliebt! Oft ſtand ich ſinnend und dachte, was wohl die Liebe ſey, aber ich lachte mich ſelbſt zuletzt aus mit der närriſchen Frage; nun — das fühlt' ich — war mir das Räthſel gelöſt.

Wir ſchlenderten durch den Garten, ſchauten hinab auf den Schloßweg, ob die übrige Geſellſchaft noch nicht ankomme. Feodora war ſo fröhlich, ſie fühlte ſich ſo wohl im trauten Geplauder; jedes ihrer Worte ließ mich einen tiefern Blick werfen in dieß herrliche Gemüth. Ich fand auch allmählig meine Gewandtheit wieder, und, ehe wir im Salon zum Frühſtück zuſammen kamen, war ich Dorchen ſchon einen Schritt näher gekommen, hatten unſere Herzen ſchon manche verwandte Seite gefunden.

Im Saale fanden wir bereits größere Geſellſchaft beiſammen, ich wurde unter Andern auch dem Grafen Plenau vorgeſtellt, einem alten Hofmanne, der während des gnädigen Geſprächs wohlgefällig mit ſeinem Ordenskreuze äugelte. Ich kam zwiſchen Lotte und Dora zu ſitzen, wir beide geriethen bald ſo tief in ein intereſſantes Geſpräch, daß Lottchen ſchäkernd mich wegen meiner Untreue mit dem Finger bedrohte; Plenau warf manchmal bedeutende Blicke auf uns beide, und kam, wenn wir im ſüßeſten Geſchwätze uns verloren, mit irgend einer abgetragenen Bemerkung ge-

gen Dorchen zu Tage, daß ich mich gleich zu Tode ärgern mochte. Die übrige Gesellschaft war in der köstlichsten Laune, und freute sich des herrlichen Weinlesetags und des wolkenlosen Himmels.

Bald fuhren die Equipagen vor, und hinaus ging's in die reichliche Ernte. Jung und Alt jubelte und die Pferde brausten, als nähmen sie Theil an unserem Frohmuthe.

Ich kam an Feodorens Seite zu sitzen, mein Arm berührte das herrliche Mädchen, ihr Odem streifte oft lieblich über meine Wange. Ich war der glücklichste Erdenmensch. Geschmückte Winzer und Winzerinnen zogen uns mit Bändern und Blumen entgegen, und wehten mit den Hüten und sangen ein fröhlich Erntelied. Wir stimmten ein in den gemüthlichen Chorus, und eilten aus dem Wagen, wonnebebend hob ich Dora heraus. Ein junger Winzer kam und überreichte ihr ein Sträußchen, freundlich dankend vertheilte sie es an Sonnenhut und Busen; — o hätte ich die Blume seyn können an der keuschen Schwanenbrust, die arme Aster, die sie vor's hochklopfende Herz steckte!

Wer einmal in der Weinlese war, und da einen recht frohen, freudigen Tag verlebte, der kann sich von unser'm jetzigen Beginnen einen Begriff machen; herausgetreten waren wir aus unserm Stande, wir hatten in die freie Natur nichts, als den Menschen mitgebracht, der ahnenstolze Baron hielt die schöne Winzerinn im Arme, der schlanke Winzer redete mit dem gnädigen Fräulein so offen und vom Herzen, als wie

mit der Dörferinn. Wir sprangen scherzend durch die Rebengänge, pflückten die üppig geschwellten Trauben, und aßen uns trunken in den duftenden, aromatischen Beeren; die jungen Leute haschten einander und die Herren küßten die leicht sich sträubenden Schönen, und gebrauchten das goldene Weinleserecht.

Mir war mit dem Morgen ein neues Leben, ein neuer Himmel aufgegangen; ich war sonst kindisch und muthwillig, heute war ich es nicht, und war doch so unendlich glücklich; so viel rosige Lippen mir auch entgegenblühten, ich hätte um keinen Preis auch nur einer einen Kuß gegeben, ich hätte es für eine Sünde gegen Dora gehalten.

Der heiße Mittag rief uns in den Schatten einer ungeheuern Linde; wir spielten manche Gesellschaftsspiele, und — die mich sonst in manchem glänzenden Circle mit der tödtlichsten Langeweile verfolgten — schienen mir heute so unschuldig und angenehm, selbst das Gemeine erhielt Weihe, nahm doch Sie daran Theil. Endlich ward Wählen vorgeschlagen; wie mich die Reihe traf, eilte ich aus meiner Verbannung hervor, und trat mit pochendem Herzen zu Feodoren, mit unendlicher Anmuth verbeugte sie sich, ja! sie hatte mich gewählt! Mit Entzücken faßte ich ihre Hand, und drückte sie an den Mund; — o daß Du mich nicht auserwählt hast, Engel des Lichts! für den Weg durch's ganze Leben, was er auch Dornen trüge, an Deiner Seite würde er mir ein Rosenweg seyn! — Mein Blick erhob sich, und zuerst traf er auf Plenau,

ernſt und faſt ſtrafend ruhte ſein Auge auf mir, augenblicklicher Unwille loderte in meinem auf, was konnte den wildfremden Menſchen die junge Liebe zweier Herzen angehen, hatte er vielleicht Pläne geſchmiedet, wollte er dieſe Himmelsblume verkuppeln an einen elenden Sohn oder Nepoten? Nein, Du ſollſt ſie mir nicht entreißen, alter Hofſchranze! Ich ſchaute ſelig nach Dora, — ſie war die Unbefangenheit, die Heiterkeit ſelbſt, und lächelte mir ſo mild entgegen, aller Groll ſchwand unwillkührlich aus meinem Herzen, und ganz genoß ich wieder die reizende Gegenwart.

Unter der Linde wurde gedeckt, das Mahl war ganz ländlich, keine ausländiſchen Leckerbiſſen kitzelten den Gaumen, kein gallonirter Jäger ſtand lauſchend hinter dem Seſſel, wir bedienten uns ſelbſt, Laune und Frohſinn würzte das deutſche Mahl, und keine Wolke lag auf den glatten Stirnen. Dora und ich ſprachen von Italien zuſammen, von den herrlichen Ufern des Comerſees, vom rieſigen Bernhard; kaum ein Jahr vor ihr hatte ich all' dieſe Herrlichkeiten geſehen, aber jetzt, durch Dora's begeiſterte Rede ging mir alle die Pracht erſt recht auf; des Mädchens Auge leuchtete, wenn ſie vom Golf von Neapel ſprach und der unterſinkenden Sonne im unendlichen Waſſerſpiegel, ihre Wange färbte ſich röther, wie ſie auf Roms geweihten Boden zu ſprechen kam, ich hörte die Trauerweiden liſpeln an der Pyramide des Ceſtius, fühlte den heiligen Schauer noch einmal, der mich im Petersdome ergriff. Gierig ſog ich jedes Wort von ihrer Lippe, und

nun erſt verſtand ich, wie Einen Sehnſucht ziehen könne unwiderſtehlich nach Heſperien, fühlte ganz den Reiz des Landes, wo die Zitronen blühn.

Die Luft hatte ſich unterdeſſen etwas gekühlt, einladende Töne drangen aus dem nächſten Gebüſche—Roſenbag hatte die Ueberraſchung beſorgt — und bald war Tafel und Alles verſchwunden, und wir drehten uns luſtig im fliegenden Reigen. Dora lag mit der ganzen Fülle ihrer Reize in meinem Arme, ich ſchwebte ſelig mit ihr dahin, und ſah Erd' und Himmel nicht um mich; eine unnennbare Hingebung lag im leuchtenden Auge der Geliebten; o, wie ſo leicht vermißte ich die rauſchenden Orcheſter, die künſtlichen Triller aller balparés auf der Welt, wie fühlte ich nun beim einfachen Walzer ſo ganz anders, als ſonſt an der Seite glänzend-geputzter Damen bei den künſtlichſten Quadrilles und Polonoises. Wohl mochte mir Jeder mein Entzücken im Auge leſen; die drei Schweſtern neckten mich freundlich und fröhlich, und der biedere Freiherr winkte oft ſeiner treuen Lebensgefährtinn, und lange ſahen ſie beide uns nach.

„Nun kann ich nimmer tanzen!" liſpelte Feodora heimlich zu mir, „es iſt mir zu brennendheiß, ich will ein wenig durch die Bäume hinunter wandeln und mich auskühlen. Ich bot ihr den Arm, wir gingen hinab durch die ſäuſelnden Bäume; ferner und ferner verklang die Muſik, und zuletzt ſtahl ſich nur manchmal noch ein einſamer Ton herunter in die lauſchige Stille. Ihr Buſen flog, ihre Wangen glühten wie Karmin, ihr

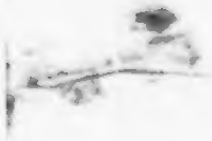

Les Voyageurs Heureux

Herz ſchlug fühlbar an meinem Arm'. Was wir da geſprochen, ich kann es nimmer ſagen, ich weiß nur, daß ich mich ſelig fühlte— überſelig, und daß der Abend über uns wunderherrlich war.

Unvermerkt kamen wir bis an den Strom, ein Nachen ſtand im Waſſer, Feodora und ich ſetzten uns hinein, ich ſtieß langſam vom Ufer; die Wellen koſten ſtille um den Nachen, und ein leiſer, leiſer Abendwind trug Düfte zu uns herüber und kühlte allmählig die glühenden Wangen, aber über uns ſtand der Himmel in unendlicher Verklärung, und Feodorens Auge blickte ſchwärmend in die ewige Roſengluth. Wir ſaßen ſtill, ich ließ das Ruder ſinken, und die Wellen trieben uns leiſe fort, ich hielt den Athem an, das Herz ſchwoll mir, es war ein heiliger Augenblick! Da plötzlich in der lautloſen Abendſtille begann Dora das neapolitaniſche Lied:

„Lontan' di te, mio dolce bene!"

mit kryſtallreiner, ſchwebender Stimme, und ihr Auge leuchtete in unendlicher Sehnſucht, und der ganze Himmel ſpiegelte ſich darin. Wer dieß Auge geſehen hätte, wem dieſe Töne ſo rührend und ſehnſuchtsvoll in's Herz gegriffen hätten, wie mir, der hätte ſich eben ſo wenig halten können, als ich. Ich ſtürzte vor ihr auf die Kniee, umſchlang ſie in unausſprechlichem Gefühle, und die heiligen Sehnſuchtsthränen erſter Liebe quollen mir aus den Augen. Feodora zog mich gütig hinauf, ich ſchloß ſie in die Arme, und drückte, weiß Gott! rein wie ein Engel den erſten Kuß auf die jungfräuli-

che Lippe. Da hörten wir ferne die Gesellschaft kommen. Noch einmal zog ich sie an's Herz, und rief im überströmenden Entzücken: „Du mein einzig geliebtes Mädchen! meine süße Dora! Dich, nur Dich will ich lieben mein lebelang, nur an Deiner Seite kann ich glücklich seyn! — Ewig, ewig nur Dein!"

„Halten Sie ein, lieber Friedrich!" unterbrach mich Feodora mit wehmüthigem Lächeln, und entwand sich leise meiner Umarmung, „nur keinen Schwur der ewigen Treue! — streng ist oft das Schicksal und unerbittlich! manche schöne, heilige Empfindung muß untersinken im ernsten Leben; — *eines* bleibt uns nur: die Erinnerung!" Ihre Stimme verlispelte mit den letzten Worten, so wehmüthig und heimlich, wie Harmonikaklang.

Die Gesellschaft war nahe, wir stiegen an's Ufer; Alle schmollten lachend über uns, und schalten auf unsere einsame Schifffahrt, aber Plenaus Blick traf mich wieder wie ein ernster Mahner; er meinte mit bedeutendem Gebärdespiel', die Abendluft hier am Wasser könnte dem gnädigen Fräulein leicht geschadet haben.

„Nun aber nach Hause, Kinderchen!" rief der alte Rosenhag herzlich zufrieden mit dem frohen Tage, und die ganze Gesellschaft jubelte den stillen Rebenhügeln einen freundlichen Abschied zu, und trennte sich innig vergnügt von dem Thale, wo sie einen so heitern Tag verlebt. Weil der Abend so schön war, beschlossen wir noch eine Weile zu Fuße zu gehen.

Ich ging schweigend an ihrer Seite, nach der schö-

sten Stunde meines Lebens kam mir jedes Wort so gemein und alltäglich vor; aber auf ihr liebes Angesicht schielte ich manchmal, und selige Träume der Zukunft webten in meinem Busen.

Wir waren noch nicht bis zur Allee, die in's Schloß führte, gekommen, da brauste uns ein herrlicher Prachtwagen mit vier feurigen Füchsen entgegen.

„Wer kommt denn da noch?" rief neugierig Vater Rosenhag, als der Wagen bald darauf vor uns hielt; um das Wappen war ein Fürstenmantel geworfen, Bediente voll Goldtressen flogen herunter; — der Schlag ging auf und heraus hüpfte eine schöne junge Dame, eilte nach kurzer Musterung der erstaunten Gesellschaft auf die drei Schwestern und Vater und Mütterchen Rosenhag zu, und umarmte sie lebhaft. „Ja, ja, Ihr seyd es, nicht wahr? Johanna, Isabella und Du, blondes Lottchen, und Sie, mein guter Onkel, meine liebe Tante!"

„Wie ist mir!" rief der alte Freiherr, „welche Erinnerungen sprechen aus dieser Stimme, diesen Zügen!"

„Dorchen ist's ja, Ihr Dorchen!" rief die Fröhliche.

„Und dort?" rief ahnend der Vater.

„Prinzessinn Feodora!" präsentirte der Oberstthofmeister.

Meine Hand, die eben die ihre ergriffen hatte, schnellte wie von elektrischem Schlage gerührt zurück, und von

den äußersten Fingerspitzen bis mitten durch's Herz zuckte mir mit unendlichem Wehe ein stechender Schmerz.

Prinzessinn Feodora aber trat vor — sich bescheiden verneigend. „Ich wollte nicht immer als Prinzessinn, ich wollte auch einmal als Mädchen auftreten; ich habe so lange nur die Huldigung einer Fürstentochter empfangen, ich wollte wissen, wie viel ich als Mädchen gälte. Der Fürst und die Fürstinn, meine Eltern, waren, da ich ankam, eben nicht da; durch meine liebe Dora aber habe ich bei jedem Briefe, den sie aus Rosenhag erhielt, so viel Gutes von Ihnen, Herr Baron! und Ihrer Familie gehört, daß ich nicht eher mit Bitten von meiner gütigen Freundinn abließ, bis sie mir den ersten Tag des Wiedersehens gewährte."

„Ein großes Opfer war es, das sie mir brachte, aber ihre Freundinn wird ihr mit Liebe vergelten, wo sie nur kann. Unendlich angenehm und froh ist mir der Tag vergangen — der schönste seit Langem! Ich habe Menschen kennen gelernt, werth einer Krone; einen Tag wenigstens habe ich das süße Glück des Stillebens genossen. Feodora nimmt diese Erinnerung als ein theures Angedenken mit in ihre Fürstenburg. Auch Ihr mögt mich nicht vergessen, gute, liebe Menschen!" — und ihre Stimme ward weicher und zitternder — „in Eurem Thale manchmal an Feodora denken!" Sie vertheilte an Jedem aus der Gesellschaft eine Kleinigkeit als Angedenken.

Ich stand unbeweglich auf einem Flecke, all' meine Träume waren zerfallen wie Staub; wohl fühlte ich,

wie ſtreng das Leben, wie ernſt das Schickſal ſeyn könne! Sie näherte ſich auch mir, auch ich ſollte ein Erinnerungszeichen erhalten an den Mai meines Lebens. Sie griff nach der brillantnen Buſennadel, aber — wie ſie mir in's Auge ſah — ließ ſie dieſe gleich wieder fahren, und gab mir die Aſter, die ſie den ganzen Tag am Buſen getragen. Sie ſprach keine Sylbe, ihr Athem aber ging hörbar, ich ſah ihr in's Geſicht — der Vollmond beleuchtete es eben, eine Thräne zitterte im Auge. Zerriſſen bis in's Innerſte nahm ich die Aſter und drückte ſie heimlich an's Herz. Sie umarmte den weiblichen Theil der Geſellſchaft, und verneigte ſich freundlich gegen den männlichen. Der Oberſthofmeiſter, Graf von Plenau, half ihr in den Wagen und ſtieg dann ſelbſt ein; die Bedienten klappten den Tritt hinauf, und bald brauſten die vier Füchſe wieder davon. Die Geſellſchaft war um Feodora beſchäftigt, die nicht genug Liebes von der Prinzeſſinn erzählen konnte. Auch wir ſtiegen bald in unſere Equipagen; ſtille drückte ich mich in die finſtere Ecke, preßte die Sternblume an Mund und Herz, und weinte heimlich vor mich hin.

Für mich war es aus mit dem Vergnügen der Weinleſe, heimlich ſchlich ich mich die folgenden Tage oft von der Geſellſchaft weg, und trieb im einſamen Nachen auf dem Strome, oder rief heimlich, voll unendlicher Sehnſucht in die Abendluft: Feodora! — Die Geſellſchaft, die im eigenen Taumel mich am erſten Tage zu wenig beachtet haben mochte, zog mich auf, ohne zu wiſſen, welche Wehthat mir jeder unſchuldige Scherz zufügte. Lott-

chen aber, das neckische Lottchen, war mäuschenstille, sie mochte wohl einen tiefern Blick als Alle in mein Herz gethan haben.

Ich trachtete so bald als möglich aus dem frohen Kreise zu kommen, aber auch auf der Universität stellte sich mein alter Frohmuth und Humor nicht mehr ein. Meine Freunde bestürmten mich mit Fragen, ich schwieg; ach! konnte ich es ihnen denn erzählen das zarte Geheimniß meiner gebrochenen Liebe?

Nachdem ich meine Studien beendet, kam ich auch einmal nach *, es war gerade Courtag, Leute und Gallawagen drängten sich in allen Gassen, endlich brausten vier Füchse heran, ehrerbietig wichen die Leute auf die Seite und zogen die Hüte ab. Ich blickte auf, da saß Feodora in unendlichem Liebreiz', schön wie ein Engel, im fürstlichen Schmucke; über und über strahlte sie von Brillanten, ein schöner Mann saß an ihrer Seite, der Erbprinz von **; — sie war seine Braut! Daß ich nicht an dem frohen Volksjubel dieses hohen Festes Theil nahm, wird sich Jeder vorstellen können; all den Feuerwerken und Hofbällen entfloh ich und eilte heraus in das stille Thal meiner ersten Liebe.

Ich war unterdessen Herr über mein Vermögen geworden, das Rittergut Blauen stand damals eben zum Verkaufe, ich griff mit beiden Händen zu, waren doch drüben meine Rebenhügel, wallte doch da unten mein Strom.

Und so sitz' ich noch zu Tage da auf meinem einsamen Schlosse, angle unten am Strome, pürsche einsam

durch den Wald; aber, wenn mich der Abend überrascht draußen im Thale, da sinkt mir Feuergewehr und Hamen aus der Hand, ich lächle wehmüthig hinauf in die ewigen Himmelsrosen und lisple leise: Lontan' di te!

Die drei schönen Schwestern auf Rosenhag drüben sind lange schon frohe, deutsche Hausfrauen. Als ich Lottchen einmal sah — einen lieben Blondkopf am keuschen Busen — fragte mich das engelschöne Frau'chen mit freundlicher Rührung, ob ich mich noch erinnere des Tags in der Weinlese!

Hannovers Catilina.

Historische Erzählung von Wilhelm Blumenhagen.

1.

Die Zeit des Morgengottesdienstes und Hochamts nahete; aber nicht die Feierstille eines Sonntages lagerte über der Stadt, sondern ihre vier Hauptstraßen füllte ein Gewümmel fröhlicher Menschen, die nicht von der religiösen Stimmung bewegt schienen, welche der Ruhetag nach schwerer Wochenarbeit in dem rohesten Gemüth zu erwecken pflegt. Im festlichsten Putze sah man Ritter und Bürgersmann, Magd und Herrinn zu dem Marktplatze eilen, und obgleich Andachtsbücher in den Händen der Meisten glänzten, so verrieth doch das Geschnatter der mit einander Wandelnden und die leuchtenden, frei herumvagirenden Blicke der Meisten, daß Neubegier, Eitelkeit, Hochmuth und andere unrühmliche Leidenschaften das einzige heilige Gefühl vertrieben hatten, das auf solchem Gange in eines Jeden Brust allein wohnen und gebieten sollte. — —

Die äußersten Gegenden der Stadt waren desto einsamer und unbesuchter; nur ein einzelner Mann kam

langsam auf dem östlichen niedern Schutzwalle daher, oft gedankenvoll still stehend, die Umgegend zu betrachten oder einen scharfen Blick über die Stadt hin funkeln zu lassen, bis er zuletzt an einem höhern Platze stehen blieb, wo ein bedeutender Haufe schöner, wohlbehauener Steine gehäuft lag, und wo er sich auf das Piedestal eines kolossalen Pfeilers lehnte. Der Mann paßte weder zu dieser Stadt, noch zu den in dunkele Farben und deutschen Schnitt gekleideten Einwohnern derselben, das that sich kund auf den ersten Blick. Fremd war an ihm Gestalt und Tracht. Seine Körpergröße war über gewöhnlich, sein Gliederbau nicht kraftlos, doch ausgedörrt von heißerer Sonne. Sein langes Gesicht voll scharf markirter Züge und Linien trug die braungelben Tinten des Südens, ein schwarzes Augenpaar funkelte darin, und das kurzgeschnittene Haar, der krause Bart, der Kinn und Wangen umgab, hatte die Farbe des Rabensittigs. Je dunkler aber das Colorit war, welches die unbekleideten Theile seines Körpers zeigten, desto greller und auffallender war sein Anzug. Ein Barret von milchweißem Sammet mit gleichfarbiger, am Ohr herabhängender Straußenfeder deckte sein Schwarzhaar; ein orientalisch Gewand von schneeweißem, feinstem Leinen umgab weitfaltig seinen Leib, über den Hüften gegürtet mit einem Silberringe, von dem ein mächtiges Schwert getragen wurde; ein Mantel von demselben Stoffe und derselben Farbe, doch linkerseits mit einem rothen wollenen Kreuz geschmückt, floß von seinen Schultern nieder; von gelbem Saffian

waren die Stiefeln und mit dem goldenen Schmucke ritterlicher Sporen versehen. Otto von Alzeia hieß der Mann; Komthur des Templerordens und Großvisitator von Allemannien ließ er sich betitteln. —

Lange stand der ritterliche Herr also, und musterte genau die Umgebungen und seine Mienen drückten bald Vergnügen, bald Unwillen aus; doch zuletzt glühete sein Auge gleich einem Leuchtfeuer auf Berggipfeln entzündet, um einen Sieg zu feiern, und eine Seele blickte hinter dem Auge hervor, in welcher eine Kühnheit lebte, die an dem Project einer Welteroberung nicht erzitterte, und ein Stolz zugleich, der Kaisern und Königen den Platz nicht gönnte. Die Stadt war an dieser östlichen Seite fast noch offen und unbewehrt; nur ein schmaler Graben, von dem Wasser der Bäche des nahen Waldes gefüllt, und ein niedriger Aufwurf zeichnete ihre Gränze; aber schon hatte man stellenweise dem Graben die gehörige Breite gegeben, feindlichen Anlauf abzuwehren; schon erhob sich zwischen ihm und dem Walle die frische, weiße Mauer von festen Gesteinen, die, wenn auch nur erst halb vollendet, durch ihre Stärke und Breite die künftige Erfüllung ihrer Bestimmung versprach, und das Fundament einer mächtigen Warte stieg bereits über den Boden empor, und deutete durch seine Umrisse an, daß unter ihm, beschützt durch sein Gewölbe ein wohlbewahrtes Thor von dieser Seite den Feind abweisen und ausschließen sollte, wie schon längere Zeit ähnliche Wehr die Süd- und Westseite der Stadt beschirmt hatte. Der Hochpunkt, auf dem der

Fremdling seinen Stand genommen, ließ eine freie Aussicht über die Stadt zu; man erblickte manch stattlich Gebäude mit hochemporstrebenden spitzen Giebeln, aber ohne geregelte Ordnung reihete sich Haus an Haus; klein und groß, winkelicht, mit entstellendem Ausbau versehen, von einzelnen Baumgipfeln überschattet, Holzschindel- und Schiefer-Dach neben einander, so bot der Ort keinen angenehmen Anblick, sondern bewies, daß in den anderthalben Jahrhunderten, welche er vielleicht zählen mochte, nur Zufall und Nothbedarf für seine Vergrößerung genutzt hatten. Der schönste Schmuck christlicher Städte, die himmelanstrebenden Thürme, fehlten ihm gänzlich, nur hier und da stiegen die armseligen Spitzen zwergiger Kapellenthürme kaum über die Giebel hervor, in ihrem durchsichtigen Gebälk ein Glöckchen schützend. Deste mehr wurde das Auge augenblicks gefesselt durch ein ungeheures Gebäude, welches mitten aus dem ungeregelten Häuserneste sich erhob, und über ihnen stand in seinen colossalen Formen einem Riesen ähnlich, der ein unterjochtes Pygmäen-Volk beherrscht und schon durch den Anblick seines furchtbar-gewaltigen Leibes im Zaume hält. Augenscheinlich war das Gebäude neu und erst jetzt vollendet; das spitzemporlaufende, ein ganzes Viertheil des Stadtraumes einnehmende Dach glänzte von unbeschmutzten rothen Hohlziegeln, und auf beiden Endgiebeln desselben prunkten die gigantischen Kränze der auf ihr Werk eiteln Baumeister, aus mächtigen Tannenzweigen geflochten, und mit unzähligen bunten Bandschleifen statt der Blumen durchwunden, die

in solcher Höhe doch kein menschlich Auge erkannt haben würde, und aus der Mitte jedes Kranzes stieg ein glänzend roth bemahltes kolossales Kreuz zum Himmel auf, und eben der Anblick dieser Symbole schien auf des Komthurs Antlitz den innern Triumph an's Licht gelockt zu haben. Daß jenes große Gebäude eine kirchliche Bestimmung habe, deutete seine Lage von West nach Ost schon an, mehr aber noch der begonnene Thurm an seiner Abendseite, dessen Viereck von weißen Quadersteinen fast schon die Spitze des Kirchdachs erreicht hatte, und durch seinen Umfang auf den kühnen Bauplan, welchen man für seine Höhe entworfen, schließen ließ. —

Der Templer betrachtete Alles dieses genäu und lange, dann wickelte er sich dichter in seinen Leinenmantel, denn die Frühluft des Septembermorgens zog kühl über den Wall, und er war im Begriff, die Holztreppe, welche zu dem Schutzdamme heraufführte, hinab zu steigen, als mehrere Stimmen seine Aufmerksamkeit erregten. Mit Eilschritten näherten sich zwei jüngere Männer gleich ihm in der Tracht des Ordens auf Cypern, und ihnen folgte ein Dritter im grauen feinen Bürgerkleide, doch ebenfalls mit einem Degen umgürtet, und in kecker, jugendlichedler Haltung den Ritterleuten nicht nachstehend.

„Gelobt sey Er!" rief der Erste der jungen Templer, der eine ächt deutsche ehrliche Physiognomie trug und dem die Ueberfülle germanischer Gesundheit keuchen machte, und: „In Ewigkeit!" antwor-

tete ernſt der Komthur. „Wir ſuchten Euch in Eurem Quartier, ehrwürdiger Herr!“ ſprach haſtig dann der Zweite mit fremdländiſcher Zunge, doch feiner Manier, indem er die rechte Hand wie begrüßend auf ſein Herz legte. „Wer konnte glauben, daß Ihr nach der ſchnellen Reiſe und nächtiger Ankunft ſo früh das Bett verlaſſen und Euch der kühlen Morgenluft ausſetzen würdet. Verzeiht, Euer Würden, daß wir die Schuldigkeit verfehlt, doch Zufall, nicht der Wille ſündigte.“ —

„Ihr ſeyd entſchuldigt, giebts auch keinen Zufall in unſerer Ordenslehre!“ antwortete lächelnd der Komthur. „Der Herr Ritter Foulgues de Trezy feierte ſicher ſeinen Sabbathsabend in angenehmer Compagnie, und da träumt ſich's luſtig bis zur Mitternacht und ſchläft ſich's feſt bis zu des Tages Anbruch.“ — Ohne die Antwort zu erwarten, wandte er ſich dann mit ernſtem Geſicht zu dem im grauen Mantel und deutete mit der Rechten auf die neue Mauer am Graben. „Thiedericus,“ ſprach er finſtern Blicks, „ich hätte Euch gehorſamer und raſcher geglaubt. Nicht weit genug gediehen iſt das Werk; dieſe Mauern überſpringt ein Remus noch mit ſeinem Stecken. Warum ſtehen ſie nicht ſchon dräuend und ſchützend da? Ich meine doch der Säckel blieb Euch ſchwer gefüllt für ſolchen Zweck, und wie der Orden reich belehnt, verlangt er auch Fleiß und Gehorſam.“ —

„Die Kirche iſt vollendet;“ antwortete der Angeredete mit reſpectvoller Miene. „Der greiſe eigenſin-

nige Architect aus Cöln, dem Ihr den ersten Hammer vertraut, wollte das Hauptwerk zuerst vollendet wissen, auch der Consul drängte und der Arbeiter waren nicht da in Ueberzahl. Aber Ihr sehet das Material, schön und behauen liegt es schon herangefahren im Ueberfluß; zwei kurze Monden noch, und der steinerne Kranz umgiebt diese Stadt so fest wie nur irgend eine Wehr seines Gleichen in Deutschland." —

„Was Kirche, was Consul!" entgegnete streng der Komthur. „Ich befahl, erst die Mauer und dann das Gotteshaus. Acht Wochen sind gar lange Frist; was kann sich nicht in ihnen umgestalten? Der Winter nahet, mit ihm kehrt gewiß manch Hinderniß. Noch ein Mal sage ich's, bietet auf, was Euch an Mitteln zur Hand ist, werbet ganze Dorfschaften zum Tagelohn, sparet nicht Fleiß noch Geld, macht die Nacht zum Arbeitstage. Die schönste Kette aus dem Ordensschatz hätte ich Euch bescheert, wäre mein Auge an diesem Morgen durch Eure Mauer behindert worden, jene grüne Haide und den buntschattirten Herbstwald zu erschauen." —

„Ich meinte Lob zu ernten und Ihr scheltet mich!" sagte der junge Baumeister Thiedericus empfindlich.

„Wer unserm Orden dient, der muß nicht meinen;" fiel streng Herr von Alzeia ihm in das Wort. „Ihr seyd nur Blätter, Zweige an der edlen Palme; das Mark allein, das unsichtbare, treibt die Frucht zum Lichte. Gehorsam ziemt so dem Ritter wie dem Servienten; die Meinung kommt von Oben; der

Kopf nur denkt für die Glieder; das merkt Euch von jetzt an für immerdar." —

„Aber Ihr dürft ihm nicht zürnen, Ehrwürdiger;" sprach freundlich der Blühendste unter den Anwesenden. „Ihr solltet nur erst das Gotteshaus sehen, das er erbauet, das himmelhohe Gewölbe auf der riesigen Pfeiler-Allee, und den schimmernden Hochaltar voll goldener Bilder, und die schönen Statuen des Sanct Georgs mit dem Lindwurm und dem Templerschilde außen über der Thurmthür und gegenüber den Sanct Jacobus mit dem Anker und bedeutsam die Hand legend auf die Brust zum geheimen Bundesgruß; wenn ich mir die Bilder ansehe, ist mir's immer, als sähe ich in jenen Euer eigenes leibhaftes Conterfei, und in diesem den ehrwürdigen Großprior von Flandern Den Sacq, der mir die Weihe gab. Gehe ich über den Markt, muß ich anhalten und hinaufschauen und kann von den lieben Bildern nicht fortkommen." —

„Daran thatet auch Ihr nicht gut, Herr Gottfried von Salza;" entgegnete der Komthur; „ernst und still soll der Templer seine Wege gehen, den Blick gesenkt, nicht gaffen, nirgend säumen. Wollet Ihr das Volk durch Euer Begaffen aufmerksam machen auf Dinge, die nur uns bedeutsam sind? Ich merke, daß es hohe Zeit war, die Visitation des Tempelhofs zum See zu enden, und schnell von Worms zurück zu kehren. Ihr Ritter solltet doch verstanden haben, was unsre Obern uns vertrauten, als man uns in dieses wüste Land gesendet. Aber Eure Sinnen sind Tyran-

nen Eures Geistes, Ihr lebt nach Außen, nicht nach Innen; und ich darf Euch eben nicht beleben im Kapitel." —

Auch Ritter Salza schwieg bestürzt, doch der Franzose unterbrach leichtfertig und dreist den Straffermon und mit der Hand nach dem Walle jenseit des Thores deutend rief er: „Schauet nur hin, da kommt der größere Sünder vor diesem Eurem Gericht, und will sich auch sein Theilchen Buße holen. Der Consul ist es, Herr Volkmar von Goddenstadt, und mit ihm nahet seine schwarze Heerde, die nachspringt überall, wenn nur der Bock voran den Sprung gewagt." —

Der Komthur warf einen seltsamen Blick auf den Jüngling, der theils seinen Vorwitz beschwichtigen sollte, theils aber auch eine Ueberraschung über den zweideutigen Sinn seines Spottwortes zu erkennen gab; dann nahm er, soviel es seine gewohnte Würde zuließ, eine arglose Freundlichkeit in seine Mienen auf, und stieg rasch die Walltreppe hinunter, dem Consul entgegen kommend, der ihn mit deutschem Handschlage und sichtlicher Freundlichkeit empfing.

Herr Volkmar von Goddenstadt konnte als Musterbild eines Patriziers damaliger Zeit gelten. Man sah seinem stattlichen Aeußern die Zufriedenheit über das Loos an, welches ihm der Himmel beschceert. Wohlgestaltet, in Fülle gesparter und gepflegter Leibeskraft trat er rüstig auf, trotz der weißgelben gebleichten Locken, die schlicht und lang von der Scheitel auf seine Schultern herabhingen. Der Stolz, der Erste seiner Stadt

zu seyn, sprach sich laut aus im Tragen des schweren Hauptes, im runden Auge unter den buschichten, gerunzelten Augbrauen, im überladenen Prunk der reichen Bürgertracht, dem pelzverbrämten Aermelmantel und den goldenen Kniebändern, und den golddurchwirkten Schleifen des puffigen Wamses und dem mit unzähligen Kettchen von gleichem Metalle durchflochtenen Barret. Ja es hing sogar der Dusing an seinem fleischigten Halse, die schwere Silberschnur mit kleinen Schellen besetzt, die bei jedem Schritte die Ankunft des Vornehmen klingend meldeten, ein Putz, der damals nur von Königen und Fürsten getragen zu werden pflegte. — Vertraulich preßte er die Hand des vornehmen Ordensherrn, und leicht, doch mit der Gravität seines Standes redete er zu ihm wie zu einem alten Bekannten. „Zum zweiten Male in unserm Weichbilde willkommen, Ihr Freund dieser Stadt, und gleichsam ihr Bonifacius!“ sprach er mit schallender Stimme, welche die Gesundheit seiner sechzigjährigen Brust verkündete. „Mit tiefgefühltem Schmerze haben wir Eure Abwesenheit bemerkt, und längst mit gewaltigster Sehnsucht Eurer Wiederkehr geharrt. Maaßen wir denn auch heute früh, als so eben der Stadtknecht uns Eure nächtliche Ankunft vermeldet, uns ohne Aufschub in das Festkleid geworfen, das gehörige Geleit anhero geladen und mit ihm zu der Platea fabrorum uns begeben haben, zu dem Euren höchst ehrwürdigen Ordensbrüdern daselbst ad terminationem eingeräumten Hause, wie sie bislang nur den fratribus ordinis Augustino-

rum, **Carmelitarum et Paulinorum** von unserer guten Stadt bewilligt worden. Ihr fandet selbiges Haus hoffentlich wohl eingerichtet, denn auch das feingeschnitzte Bildniß Eures Ordenspatrons des **Sancti Georgii** ist **supra portam** nicht vergessen worden, und soll bedeuten den festen Bund zu Schutz und Trutz, den die **famuli et Burgenses Hanoverenses** geschlossen von jetzt an bis auf ewige Zeit mit den Rittern des rothen Kreuzes. Aber Ihr seyd ein wachsamer Hahn und sattelt mit der Sonne, denn die dastehenden Herrn Equites verkündeten uns des Ehrwürdigsten frühe Ausflucht auf die Ringwälle unserer Stadt, und mit ihnen eilten wir zu der **Valva lapidea**, theilten uns kriegslistig daselbst und umgingen die Stadt links und rechts, um den Gesuchten nicht zu verfehlen, und ihm gebührend den Willkommensgruß zu sprechen im Namen der ganzen **Civitas**, welches hiermit denn herzlich und respectvoll geschiehet." —

Lächelnd hatte der Herr von Alzeia zugehört, und sein Auge wohlgefällig auf den trotz ihrer Fleischfülle sehr beweglichen Zügen des Redners umherlaufen lassen. „Zuviel der Bemühung um einen Gast," entgegnete er jetzt mit Höflichkeit, „der nicht kam, um zu prunken und zu belästigen, sondern nach Freundes Weise zu nützen und zu schaffen. Hätte ich gewußt, daß Ihr heute ein großes Fest begehen würdet, bei dem Eure Person besonders in Anspruch genommen werden muß, würde ich in einer Landherberg verweilet und meine Ankunft bis morgen verschoben habene." —

„Mit nichten;“ fiel haſtig der Conſul ein; „hätte alsdann doch die Krone dem Feſte gefehlt. Ja, wir weihen heute das erſte Gotteshaus, welches unſrer Stadt würdig zu den Wolken hinanſtieg, und über den Kapellen Sancti Aegidii und sancti Spiritus ſich erhebt wie eine Zeder des Libanon über dem Wacholdergeſträuch. Eure goldenen Vorſchüſſe haben uns in den Stand geſetzt, dieſer Stadt eine ſolche Zierde zu geben, damit ſie nicht mehr zurückſtehe vor den Nachbarſtädten Brunsvic, Eimbeck und Göttingen, die bislang verächtlich auf ſie herabgeblickt; Ihr habt uns die kundigen Bauherrn mitgebracht und empfohlen, und ſo als zwiefacher Bonifacius Euch dargethan. Ich werde darum ſchuldigſt bei der großen Feier Euch meinen Ehrenplatz einräumen, und lade Euch an meiner Seite einzutreten in den Dom, daß der Plebs, welcher ſich bereits im Heiligthume verſammelte, erkenne, wer ihm wohlgethan.“ —

„Nicht alſo;“ antwortete der Komthur mit verfinſterter Stirn; „die alte Sitte bleibe unverletzt; Demuth iſt unſer Gelübd; der Orden des Tempels liebt die Oeffentlichkeit ſeiner guten Thaten nirgend. Habt Ihr jedoch auch erfüllt die Bedingniſſe, die man Euch auferlegte?“ —

„Vollkommenſter Maaßen!“ fuhr der Conſul lebhaft auf. „Der Kapellanus Eures Ordens, Magiſter Henricus, iſt inſtallirt als Prieſter der neuen Pfarre, und wird zur Stunde ſein heiliges Amt beginnen; die wohlverſchloſſene Kapelle zur Feier Eurer

Mysterie steht in Norden an den Dom gebauet mit allem Bedarf und den bestellten Gewölben darunter, aus welchen ein sicherer Mauergang unter der Straße hinführt in Euer Terminationshaus; die Schlüssel dazu sind bereits dem dastehenden Herrn aus Frankreich zu Händen geliefert und Niemand soll Euch stören in Eurem Schalten und Walten in diesen Euch zu Recht und Gebrauch gegebenen Territorien." —

Kopfnickend dankte der Komthur, nahm den alten Herrn bei der Rechten und leitete ihn die Walltreppe hinauf, dann langsam mit ihm auf der Erhöhung fortschreitend in der sichtlichen Absicht, aus dem sie umstehenden Kreise der Senateren und aus dem Bereich der Ohren derselben zu entrinnen. „Mein Herr Consul," flüsterte der Templer im Fortgehen mit scharfem Tone, „Euer Haar ist weiß, aber Euer Gemüth scheint nicht mit gealtert; denn Ihr taumelt annoch im Irrgarten der Eitelkeit. Hochstellen wollt Ihr Euch, in schweren Kampf gehen, um eine Krone zu gewinnen und Euren Namen unsterblich zu machen, und versäumt den Panzer anzulegen und das Schwert zu ziehen. Als Prunkstück Eurer Stadt habt Ihr die Kirche hingestellt, und den Harnisch der Stadt, die Mauern versäumt. Unser Pact klang anders, und laßt Ihr die nöthige Vorsicht aus, so wäscht mein Orden seine Hände, ich sattele meinen Hengst, und Ihr möget selbst sehen, wie Ihr zum Ziele Eurer Wünsche gelangt." —

Des Consuls vom rothen Adernetz dunkelscheinend Gesicht erblich merklich und seine Unterkinnlade sank

wie in Lähmung zur Bruſt hinab. „Ihr erſchreckt mich, ehrwürdiger Herr!“ ſtotterte er. „Im Reiche waret Ihr; habt Ihr böſe Botſchaft mitgebracht?“—

„Ihr verdientet ſie von mir zu hören,“ fuhr der Komthur mit Strenge fort, „denn wer bei einem groſſen Unternehmen den Augenblick, ja ſelbſt Stunde und Tag und Woche vernachläſſigt, iſt der Gunſt des Schickſals unwürdig. Jedoch Euer Glück begünſtigt Euch unverdient. Herzog Otto hat ſein Land vergeſſen und ſcharwenzelt am Throne der Kaiſer. Wie er den hochſeligen Rudolph in die Ferſen trat, ſo iſt er jetzt des Naſſauers Schatten und banquettirt an kaiſerlicher Tafel, und verſucht beiher die unbezahlten 3000 Mark zum Brautſchatz ſeiner Wittelsbacherinn einzutreiben. Doch zu Weihnacht wird er heimkommen und dann gnade Gott Euch und Eurer Stadt, habt Ihr bis da Euch nicht hinter ein Bollwerk verſchanzt, an dem ſeine Mannen ſich die Köpfe zerſtoßen.“ —

„Ihr ängſtet mich, Herr Ritter,“ fiel der Alte ein, „aber binnen vier Wochen ſoll unſer Neſt ſo feſt werden, daß alle braunſchweigiſchen Löwen ſich die ſcharfen Klauen daran ſtumpfen müſſen. Ihr ſehet das Material liegt bereit; morgen läßt die hohe Obrigkeit alle Bürger und Dörfler zum Schanzen auftreiben, ſey es mit Güte oder mit Gewalt. Wie aber wird des Kaiſers Majeſtät zu unſerm Werke ſchauen, wenn der Herzog ihm ſo zu ſagen im Schooße ſitzt?“ —

„Das war meine Sorge;“ entgegnete der Templer ſtolz; „und ich habe mein Theil klüglicher vollbracht

als Ihr weise Rathsherrn das Eure. Kaiser Rudolph schon haßte den Uebermuth der kleinen Reichsfürsten und des Adels, zerstörte er doch im Jahre Neunzig mehr als siebzig Raubschlösser tückischer Vasallen, um den gesunkenen Respect des kaiserlichen Zepters die alte Gloria zu erringen. Adolph von Nassau befolgt dieselben Grundsätze. Auch ihm ist der Hochmuth der Reichsfürsten ein Dorn im Auge, da er bemerkt, wie schon manche derselben sich von ihm wenden, und heimlich mit seinem Nebenbuhler und Erzfeind, Albrecht verkehren. Nur in den großen Städten sieht auch Er Anhalt und Schutz, und begünstigt sie überall gegen die Fürsten und den Adel. Gebt Eurer Stadt die Kraft der Selbstvertheidigung, dann stehe ich dafür, daß Kaisers Majestät die Adlersflügel über Euch ausbreitet, zur freien Stadt des Reichs Euch erhebt, und wenn die Hansa Euch alsdann aufnimmt in ihren mächtigen Bund, so möchte ich sehen, wie der kleine Lüneburger sein usurpirtes Recht auf Euch behaupten möchte, wie er das goldene Blatt in der Chronik Hannovers, auf dem der edle Name Volkmar von Godbenstadt verzeichnet prangt, wieder ausreißen, und die Unsterblichkeit zernichten könnte, mit der Eure Kühnheit diesen Namen für ewig gekrönet." —

„Nicht mir, sondern Euch, tapferer Kreuzesheld, gebühret dieses Blatt und seine Krone;" antwortete mit hochmüthiger Miene und bescheidenem Tone der bürgerliche Edelmann. „Ihr wecktet den Funken in meiner Brust, Ihr bliesest ihn zur Flamme an, und

mein ſey die Sorge am Tage des Triumphs Eurem Namen den verdienten Platz zu geben. Ha! Jugendblut ſiedet in meinen Adern, wenn ich der Stunde gedenke, wo alle dieſe Junker, die mit Verachtung auf unſre alten Familien herabſehen, welche mit ihren Raufdegen bis in unſer Weichbild zu ſtoßen wagen, welche Handel und Verkehr ſtören in ungerecht beſchützter Freiheit, abplatzen von unſern Mauern und unſere Armbrüſter ihnen das ſcharfe Eiſen nachſenden in den flüchtigen Nacken, wo unſere Reiter ſie verfolgen werden mit ſchneidender Klinge bis an die Zugbrücken ihrer Geierneſter. Sie haben vergeſſen, daß wir ſo edel ſind wie ſie, daß wir von jenen auserleſenen Kriegern abſtammen, die der große Heinrich, genannt der Finkler, aus ſeinen beſten Mannen erwählte und in die Städte und Ortſchaften vertheilte, um gleich einzelnen Rolanden mit rieſiger Geſtalt und unbezwinglicher Fauſt die Schwachen zu ſchirmen gegen die räuberiſchen Ungern, die bis Magdeburg und Bremen das Reich verwüſtet, wie auch gegen das nordiſche barbariſche Heidenvolk. Sie haben vergeſſen, daß der große Heinrich dieſe unſere Ahnen höher und edler achtete als ſeinen übrigen Adel, trug er noch ſo prunkende Geſchlechtsnamen und Reichstitel. Die Zeit iſt kommen, dieſem Junkernvolke das Gedächtniß zu ſchärfen, und wir wollen nicht ſäumen, ſolche Zeit zu nutzen." —

„Thut das, Herr Conſul," ſagte der Komthur ſtillſtehend und mit leichtem Hohn die Oberlippe aufwerfend, „thut das ſchnell; denn kehrt der Herzog

und findet dieſes ohne ſein Willen und Wiſſen erbauete Mauerwerk unvollendet, ſo ſtehe ich nicht dafür, daß Ihr ſtatt einer Stadt mit Mauern Mauern ohne eine Stadt erblicken möchtet, wenn er Euch die Augen läßt zu ſolch traurigem Anblicke. Doch werdet nicht entmuthigt durch ſolch ſchaurig Bild, das ich nur zum Sporn Euch hinſtellte. Unſer ehrwürdigſter Großprior von Ober-Deutſchland, der Wildgraf Friedrich, läßt Euch grüßen; ſeine Freunde, die Markgrafen von Brandenburg, ſind gewonnen für Euch; iſt Euer Plan gereift bis zu ſichtlicher Sicherheit, könnt Ihr darauf rechnen, daß von Berlin eine Hülfsmacht Euch zu Gebote ſteht, die Euch ſchirmen wird bis Ihr Zeit gewonnen, ein eigen Söldnerheer in's offene Feld zu ſtellen und Brunsvic die Hand zu reichen zum auch dorten längſt vorbereiteten Freiheitskampfe. Aber die Kapellenglöckchen rühren allzumahl ihre Zünglein, und laden Euch zur Feier; und ſtehen wir hier nicht am kleinen Thor, das zu dem menſchenreichen, obgleich engen Quartier führt, welches man den Wulfeshorn benennt? Möge Euch die ſtämmige, treuherzige Menſchenart, die drinnen wohnet, eine tüchtige Meute Wolfshunde liefern, wenn Ihr das Horn blaſet zur Löwenhatz. Für jetzt bitte ich Euch, mein geſchätzter Freund, hinabzuſteigen durch dieſes Pförtlein, welches den nächſten Weg zum Dome darbeut! Nehmt meinen deutſchen Ritter mit nebſt dem Baumeiſter, daß ſie uns demnächſt Bericht erſtatten mögen von dem Glanz Eurer Feier. Wir lieben dem Gelübd des Ordens gehor-

ſam nicht mit ſolch vornehmen Geleit gleich einem Triumphator durch die Gaſſen zu ziehen, und werden unſern einſamlichen Spaziergang fortſetzen. Auf den Abend warten wir Euch ſelbſt auf nach Gebühr in Eurem rühmlichſt bekannten Familienhauſe auf der Burgſtraße." —

Leicht grüßend ſchied der Weißmantel, und mit dem Franzmanne weiter gehend auf dem Walle ließ er den Conſul ſtehen, dem dieſer kurze herriſche Abſchied doch faſt die Laune verdarb. Er blieb eine Secunde wie verdutzt, dann wandte er ſich nach ſeinem Gefolge um, und ſah mit Verwunderung ſeinen Neffen, den Rathsherrn Helmold von Steenbeck dicht hinter ſich weilen, wie er in Gedanken vertieft auf den neuen Mauergrund drunten zu ſchauen ſchien.

„Was ſtarrſt Du gleich einem Geiſterſeher in den Graben hinab?" fragte der Alte barſch. „Willſt Du die Neugier damit bemänteln, die Dich ohne mein Erlaub in die Nähe unſeres Zwieſprachs trieb?" —

Der junge, anſehnliche Mann erhob mit einem Seufzer ſein Antlitz, und ſah dem geſtrengen Ohm feſt in die Augen. „Ich betrachtete mir da unten das dunkle Blut an dem weißen Geſtein;" entgegnete er finſter. „Ihr wißt, Herr Ohm, geſtern zerquetſchte dort das Quaderſtück, aus dem geriſſenen Windſeil niederſtürzend, den einzigen Sohn der Wittwe aus der Grüttemecker Straße. Das war unſchuldiges Blut. Ich wünſche, daß dieſer Bau kein weniger ſchuldloſes koſte." —

„Poſſen!" fuhr der Conſul auf. „Seit Du Bräu-

tigam bist, wurdest Du ein Finsterling, und was andere Burschen kühn macht und leichtfertig, machte Dich zaghaft und wortarm. Du sollst der Erste seyn, der vor unserm neuen Hochaltar den Ehrenring tauscht; ich werde der Muhme Winthem sagen, daß sie den Mahlschatz eiliger fertig mache. Dann kann die schöne, vernünftige Domicilla Dir das verrückte Hirn wieder zurecht rükken." —

Herr Helmold wurde roth wie eine Jungfrau, der man vom Myrtenkranze spricht, und die sichtliche Verlegenheit zu bergen, trat er mit Heftigkeit zu dem Alten und ergriff seine Hand. „Ohm," sagte er sehr bewegt, „ich liebe Euch wie meinen Vater. Hört Sehnes Rath. Laßt ab von diesem fremden Südmanne, dessen Gesicht ich nicht ohne inneres Grauen anschauen kann, weil es mir wie die höhnische Maske eines Teufels vorkommt, der aus seinem Höllenschlunde aufstieg, uns und unsre Stadt zu verderben. O laßt ab von ihm! Verschreibt ihm nicht Euer Herzblut. Er hält den Pact nicht. Was ich zufällig hörte von Eurem Gespräch hat mir das Haar empor getrieben und den Herzschlag stehen gemacht." —

„Warum horchte der Naseweis?" entgegnete der Consul zornig. „Aber ich hoffe, er wird ein Schloß an seinen Mund legen, bis ich den Schlüssel gebrauche, denn ich meine, der alte Goddenstadt hat den Ruhm im ganzen Weichbild, daß er nichts unternommen, was er nicht zwei Male bedacht." — Aber Euer Lehnseid, Huldigung und Bürgerpflicht!" stotterte der Betroffene

ſchüchtern. „Des Herzogs Schirmeid iſt nicht weniger werth,“ antwortete heftig der Bürgerfürſt; „Bruch um Bruch; Untreue um Untreue; der Hund beißt in den Stock, der ihn ſchlägt; der Stier wirft den Schlachter mit ſtarkem Horne in die Luft, wenn er vom Seil ſich löſen konnte; widerrechtlichem Willen darf der Bürger Widerſtand entgegen ſetzen, das lehrt das Naturgeſetz, das eher galt als Einer befahl und der Andere gehorchte. Von dem Neffen erwartete ich ſolch Knabenzweifel am letzten, denn wenn ich für die Glorie der Familie mich ſelbſt einſetze, ſteigt er mit ohne Gefahr des Einſatzes, und darf luſtern und bequem die Aepfel vom Baume pflücken, den wir im Mittagsſchweiß und wunder Hand in den harten, ſteinichten Boden pflanzten. Schnäbele Du Dich mit Deiner Spatzinn, bis auch Du zum Denken reif wirſt.“ —

So drehete er ſich übermüthig von dem jungen Manne, ſtieg herab zu dem Pförtlein und ſchritt vor ſeinem ſtattlichen Geleite her durch die düſtern Gäßleins, deren Bewohner, breitſchulterige Brauknechte, ſchmuzzige Tagelöhner und dürre Stadtſöldner, mit Weib und ſchreienden Kindern an die niedern Thüren eilten, die unerwartete Ehre eines ſolchen Zuges in ihrem Quartier anzuſtaunen und den höchſten Herren der Stadt ihren Reſpect durch unbeholfene Bücklinge zu bezeugen. —

Der Komthur ſetzte indeß ſtillſinnend in Begleitung des Ritters Foulques ſeinen Marſch fort.

„Aber ſagt mir nur, ehrwürdiger Herr,“ nahm

der lebhafte Franzose nach einigen Schritten das Gespräch auf, „wie könnet Ihr nur Plaisir daran haben, mit diesen steifen Gecken zu schnacken, die mir mit ihrem Truthahns-Uebermuthe und ihrer Bocksgleichen Gravidität in den wenigen Monden meines Hierseyns schon so arge Langeweile gemacht haben, daß ich selbst unsere schwarze Pönitenzkammer dem Aufenthalt in dieser Bärenhöhle vorgezogen haben würde.“ —

„Nun, schmucke Bärinnen giebt's doch genug in dieser Höhle,“ antwortete lächelnd der Comthur, und Ritter Trezy liebte immer derlei Jagd.“ —

„Warum nicht;“ entgegnete der junge Franzmann leicht; „der allzustrenge Großmeister ist ja fern, und mein gnädiger Gönner erlaubt gerecht der Jugend Scherz und Freude, wenn nur der Anstand und die Ordensehre nicht dabei auf dem Wurfbret steht. Aber glaubt mir, diese schmucken Bärinnen sind gar brummischer Art, wissen die scharfen Tätzlein zu gebrauchen, und es gelingt nicht leicht, sie glatt zu lecken und zum Tanze abzurichten. Doch wenn wir auch Zerstreuung haschen, was bindet Euch, Ehrwürdiger, an dieses finstere Nest? Warum verschwendet Ihr den schönen Ordensschatz an diese eiteln Städter? Warum zwischen diesen düstern Giebelhäusern ein theures Hospitz errichten, da freundlichere längst im luftigen, hellen Berlin, im lebevollen Hamburg, im glanzerfüllten Hildesheim gewonnen wurden?“ —

Der Komthur stand still, wandte sein sprechendes Antlitz gegen den Jüngling und sah ihn mit leuchtenden

Augen an. „Du haſt mehr Geiſt empfangen wie die Andern," ſagte er ernſt, „darum zog ich Dich auf zu mir und werde Dich gebrauchen und erheben. Deine Leichtfertigkeit ſtieß mich nicht ab, denn Du kannſt ernſt ſeyn, beſonnen, brav wie ein Leu in ernſter Stunde. Ahneſt Du denn nichts, und ſaheſt meinem Walten ſo lange ſchon zu? — Haſt Du die Krone vergeſſen und die goldenen Ketten und das Kreuz, die Deine zitternde Hand in der Nacht der Prüfung zu Boden warf, und die Du mit der Ferſe trateſt? Der Orden hat ſeine Kindheit, ſeine Jünglingszeit vollendet. Er iſt ein Mann geworden, und ehe ſein drittes Säcul zu Ende läuft, wird die Welt erkennen, daß und wie er es geworden. Das Kind weilet ſchüchtern in der Heimath; der Mann ſchweift hinaus; die Welt iſt ſein, und was er von ihr ſich erobern kann, das faßt ſein kühner Arm. Unſer Schloß auf Cypern iſt zu klein geworden zur Reſidenz des ſtarken Rieſenbundes; weilt auch das Haupt noch an der lieben Wiege, wo es geboren, ſeine Arme greifen aus, umkreiſen herrſchend bald die Welt und ſchon erzittern Thron und Prieſterſtab vor ſeinen ehernen Händen, und bereuen zu ſpät, daß ſie des Tempels Söhne aufgepflegt und ſelbſt bewaffnet. Seitdem der Tempel eine Burg geworden, möchten ſie ſo Burg als Tempel in den Sand vergraben, auf dem die erſten Neun in reſtigen Waffen für die Pilger fochten. Wer weiß, wie bald die Zeit kommt, wo ſie aufſtehen, die Gewaltigen der Erde, und an den heiligen Säulen rütteln. Darum ſorget der Zeit und dem Weltgeiſt voraus der Bun-

desgeist, und bauet sich an in allen Erdenwinkeln, setzet sich fest in dem Herzen jedes Landes, damit wenn Drach und Tiger aufbrechen aus ihren Lägern, Netz und Falle gestellt sind, die Lanzenspitz scharf ist und glatt der Schild, damit wenn der Feind heraustraben will nach außen, er im eigenen Innern den Gegner hat, der ihn mit Ketten fängt und hält, damit wenn sie die Tempelburg zu zertrümmern ausziehen, die ganze Welt des Ordens Tempel ist, der Azur des Himmels sein Dach, die Pole seine Wände, und Thore und Kirche selbst seine Pfeiler, und sie zagend abstehen von der Unmöglichkeit und selber sich beugen und den Rittern des rothen Kreuzes die Weltherrschaft lassen, und den Völkern die Freiheit, die wir ihnen bereiten. Gewonnen haben wir dem Orden wiederum ein kleines Heer, denn diese Stadt ist mein von heute an und über ihr prangt unser Siegeszeichen. Muß sie sich auch reinigen vielleicht in Flammen und Blut, unser ist sie und kein Schwert tilgt die Saat, die wir tief in das sichere Land gestreu't. Verstehst Du nun das Bild der Feuertaufe, Trezy?" —

„Aus Blut und Dunkel sproßt Erlösung!" antwortete Foulques mit einem Schelmengesichte. „Und streben die Sonnenwend des edeln Stolzes, die Rose der Freude, die Palme der Wohlthat dem Himmelslichte zu, ihre Wurzeln bleiben in der Erde und bedürfen derselben." —

„Noch Ein Jahrhundert schenke uns der Weltenmeister," setzte der Komthur mit Wallung hinzu, „dann sind wir an dem vorgezeichneten Ziele und die Völker

ſuchen ihre Fürſten nur unter den Geweihten. Darum iſt aber Noth, daß nirgend ruhe die Arbeit und täglich der Bau ſich hebe. Legen wir auch unbemerkt nur Stein zu Stein, ſo wächſet die Mauer unſichtbar, doch feſter fort als dieſe weiße Wand dort unten. Solch neuen rothen Bauſtein fand ich auf der Reiſe und wir wollen nicht ſäumen mit Kitt und Kelle ihn zu binden. Junker Herrmann von Daſſel iſt es, ein Feuerkopf, geboren in dieſer Stadt und ihrer Edeln Einer, darum zwiefach willkommen. Mit Thiedericus, dem wiſſenden Servienten, ſind unſer Neun in dieſem Orient, ſo fehlt zur Aufnahme nichts und morgen Nacht ſchon ſey das Werk gethan. Die Kapell am Dom iſt fertig; ſorget, daß mit dem Dunkel der Tempel bereitet werde. Bauet auf den blauen Altar und hängt das Bild des Sanct Georgs darüber. Stellet die Schüſſel hinauf mit den Füßen des Drachen und dem blutigen Johannishaupte darin. Bekleidet die Gruft mit feuerfarbenen Decken und rücket den Sarg zurecht. Schlag Mitternacht wollen wir zum erſten Male Herrſcherrecht üben auf dieſem Boden.“ —

2.

Freundlich wärmend beleuchtete die Sonne vom weſtlichen Himmel her den arbeitsfreien Montag und die Bürgerſchaft, welche geſtern die frohe Weihe ihrer neuen Hauptkirche fromm und ernſt gefeiert hatte, zog jetzt in lauter Freude hinaus über die Brücken des Leineſtroms,

außer den dumpfen Beschränkungen der hochgiebelichten Gebäude im Freien ein weltliches Nachfest zu begehen. Westlich von der Stadt erhob sich damals eine ansehnliche Höhe, jetzt noch in der Neustadt durch den Namen des Berges bezeichnet, auf der ein alterthümliches Schloß dräuete, und bis an den Gränzfluß seine Mauergänge und Thürme hinabschob. Ehemals hatten es die Grafen von Rothen besessen und dort ihr Grafending gehalten. Späterhin occupirten es die Landesherrn, und setzten einen Vograf oder Stadtvogt hinauf, der das Vorglehn von der Stadt zu erheben bestellt wurde, auch als Präfect und Advocatus über die Gerechtsame des Fürsten zu wachen bestimmt war. Das Schloß, einst unter dem Wappen der drei Lilien ein stattlicher Grafensitz, zerfiel seit seine Warten mit dem Löwen geziert standen und die einsame Wohnung eines Castellans und einiger Dutzende ausgedienter Reisigen geworden, und sein stolzer Name Löwenrode, später Lauenrode, jagte den Bürgern keine Furcht mehr ein, wenn sie auch die grauen verfallenen Mauern und geborstenen Thürme der Zwingburg mit Abscheu und Widerwillen betrachteten. Der abendliche Abhang des Berges nach dem Flüßchen Himena zu war sogar von ihnen zu einem Lustplatze umgewandelt worden, ein üppiger Baumgarten bot dem Spaziergänger Schatten dar und schloß sich an das alte gräfliche Westhaus an, wo es Wein und Bier und Leckerbissen gab für den Schmecker und Durstigen; ein freundlicher Rosengarten dehnte sich bis zum Flusse hinab, mit grünen Rasenplätzen und versteckenden

Lauben geſchmückt; am herrſchaftlichen Fiſchteiche ſtand auf einer mit Grand bedeckten Fläche der Pagagoien-Baum, der Schießplatz, wo ſich die jungen Bürger in dem Gebrauch der Armbruſt und des ſchweren Wurfpfeils, wie auch im Ringen, Schleudern und im Wettlaufe zu üben pflegten, und zugleich lagen hier die zwölf richterlichen Dingſteine, wo in den Sommertagen der Senat mit Zuziehung des herzoglichen Vogts zu Recht ſaß und ſchwere Sachen verhandelte. —

Dieſer Luſtplatz war jetzt das Ziel der auswandernden Städter, die mit den geſchmückten Weibern und Jungfrauen raſch dem Freudenorte zuſchritten, um unter den grünen Baumgipfeln einen guten Sitz für Ruhe und Leibespflege zu gewinnen, und der reizenden Ausſicht auf Berg und Wald genießen zu können, die das ſinkende Jahr ihnen bald zu verſchließen dräuete. — —

In einer der äußerſten Lauben des Roſengartens, die hochgewölbt ſich nur nach dem Waſſer und gegen das weite Ackerfeld öffnete, ſaß hinter dem runden Steintiſche ein einſames, anſtändig gekleidetes Frauenpaar, Frau Gertrudis von Daſſel mit ihrem Töchterchen, Juditha genannt. An der Mutter konnte ſelbſt der leicht Befriedigte ſicherlich nichts Liebenswerthes finden, im Gegentheile fühlten ſich die Meiſten abgeſtoßen durch ihr Geſicht, das einem Acker der Leidenſchaften glich, wenn auch die meiſten derſelben ausgebrannt waren und nur ihre ſcharfe Runenſchrift nachgelaſſen hatten. Dieſe Formen konnten vielleicht einmal ganz hübſch geweſen ſeyn, aber der innere Menſch hatte ſie ſelbſt ver-

dorben, und jetzt funkelte in dem runden, übergroßen Eulenauge nur Tücke und Neid, Hohn und Haß verzog die gebogene Naſe und den bleichen ſchmalen Mund, und die düſtere Wittwentracht mit dem tiefherunter ragenden Stirnlatz und den breiten Ohrenklappen, die bis an das Kinn ſteif aufragende dunkele Tracht vollendete das Bild einer menſchenfeindlichen Zauberſchweſter, und unwillkührlich wich man der großen, dürren Frauengeſtalt aus, wenn ſie mit faſt männlichem Schritte durch die Gaſſen ging. Das Töchterchen bildete den Gegenſatz der Mutter; ſchlank und leicht beweglich, jedoch nicht ohne Jugendfülle, mit muthwilligem, freiumher blinkendem Blauauge unter hellem Lockenreichthume, mit dem lächelnaufgeworfenen Mündlein und dem kecken Stutznäschen die Männer herausfordernd, ſah man ſie gern, trat gern in ihre Fußtapfen und fühlte Luſt, die Herausforderung anzunehmen, weil neben der Keckheit die Freundlichkeit und der Evenblick keine gar zu ſtrenge Wehr verſprach. —

Frau Gertrudis ſtierte finſter in das Feld hinaus; Fräulein Juditha dagegen rückte oft auf ihrer harten Bank, und blinzelte links und rechts durch die Zweige der ſchon halb entblätterten Laube nach den Gegenden, von woher Tanzmuſik, Geſang und Geſchrei der fröhlichen Jugend und der bemooſeten Zechbrüder erſcholl. —

„Drehe nur dein weißes Hälschen, arme Turteltaube;“ begann die Wittfrau; „Dein Täubert iſt gar nachläſſig und vergißt ſein Verſprechen und läßt uns hier allein ſitzen zum Spott der Ausgelaſſenen. Oder

ist das leichtsinnige Fräulein wiederum selber Schuld daran? Hat sie vielleicht mit dem eitlen Trotzköpfchen, wie schon oft, neue Fehde angestiftet?" —

„Gewiß nicht, Mütterchen;" antwortete Juditha schnell. „Aber der Helmold wird ja täglich finsterer, und zählt mir die Worte zu, und quält mich täglich mehr mit Grill und launiger Eifersucht. Und, Mütterchen, wäre es nicht Euer fester Wille, mich zu Frau von Steenbeck zu machen, ich hätte den gestrengen Herrn längst aufgegeben; macht er doch keinen Ernst, sich mir ganz zu schenken, und so lieb wie vordem kann ich ihn auch nicht mehr haben, und meine oft, ich hätte mich dazumal getäuscht, und der Respect vor ihm habe mir wie Liebe gegolten." —

„Albernes Kind," murrte die Alte, „ist doch der Respect zur Ehe für eine Jungfrau die Hauptsache und allgenügend zum Glück. Die Liebe ist wie jene Spätrose dort am Heck, die erste Winternacht macht sie schwarz und welk; aber die Achtung vor dem Gespons und die Sicherheit des Auskommens sind Anker und Tau für ein weibliches Lebensschiff, das ohne sie auf dem Meere umhertreibt, dem Corsar zur Beute oder der Sandbank Raub. In Haß würde sich meine Affenliebe zu Dir verwandeln, störte Deine Thorheit meine Pläne für Dein Glück. Ist denn Herr Helmold nicht ein stattlicher Mann, wenn er auch über die ersten Blüthenjahre hinweg schritt? Sein Haus ist das reichste der Stadt; stirbt der alte Ohm, fehlt ihm die Consuls-Stelle sicher nicht, und sehe ich meine Juditha auf dem höchsten Platze

bei dem Ehrenschmause, dann will ich gern mein gequältes müdes Haupt niederlegen zum nimmer Erwachen." —

„Ja, wäre es so weit!" seufzte das Töchterchen mit einem Blicke in die Wolken, worin das Irrlicht der Eitelkeit funkelte. „Aber er hat ja die Braut, und macht gar keine Anstalt, den Verlöbnißring entzwei zu brechen. Das ist mir nun einmal nicht recht, und ich begreife nicht, wie Ihr ihn geduldet und seiner Neigung geschmeichelt habt, die Ihr doch sonst so gestreng seyd. Um den Freier durftet Ihr nicht bangen; es ist mancher edle, junge Bursch in unserer Stadt, der zu unserm Fenster aufblickt und Eure Juditha gern zum Reigen fordert. Der grüne Kranz, denke ich, würde mir doch nicht ausgeblieben seyn." —

Die Frau Gertrudis warf einen stechenden, forschenden Blick auf die Tochter. „Ich will nicht hoffen, daß Du Gegenliebe herab vom Fenster sandtest;" entgegnete sie mit Aufwallung; „denn ich könnte Dir selbst das Messer in das Herz graben, fände ich einen solchen Stein in meinem Wege. Wisse denn, nicht Dein Glück, Deine Ehre allein ließ mich solchen Bund wünschen, auch die Rache hatte ihr Theil daran; und späte Rache wird immer süßer, wie dem lange Fastenden der erste Bissen." —

Das Fräulein starrte verwundert in der Mutter funkelnden Augstern. „Sahest Du das stolze Weib mit ihrem aufgeputzten, steifen Döckchen?" fuhr sie fort immer mehr sich erhitzend. „Die Winthem meine ich mit ihrer

Domicilla, die vor uns heraufschritten in den Baumgarten an des alten Consuls Arme. Ich wurde als ein armes Fräulein im Stifte erzogen, denn mein Vater war ein jüngerer Sohn und ohne Lehn und Besitz lebte er von dem Schwerte und schlief auf dem Schilde. Heinrich von Winthem liebte mich, und ich war ihm wohlgeneigt. Da lockte das kecke Fräulein von Hanensee den Wankelmüthigen in ihr Netz, und ich mußte vom Vater gezwungen die zitternde Hand einem Manne geben, der mir widerwärtig blieb, der sein Vermögen verpraßte, und der mir kaum so viel nachließ, daß die frühe Wittfrau ihr Kind erziehen konnte, wie es der Name erheischte. Aber das Schicksal hat es wett gemacht. Als ich den ersehnten Schwiegersohn der Stolzen zum ersten Mal zu meines Mädchens Füßen knien sah, da kam seit zwanzig Jahren der erste Sonnenblick in mein Leben, und alle die hochmüthigen Blicke, die meine Feindinn mir seit Jahren zugeworfen, wo sie die arme Wittfrau fand auf ihrem goldenen Wege, sind vergessen und bezahlt in der nahen Stunde, wo mein Kind dem Bräutigam, der ihre Cilla verschmähete, vor dem Altar die Hand giebt, und in der ihrem geliebten Aeffchen der Verschmähung wegen das Herz bricht." —

„Nun begreife ich vieles," flisterte Juditha mit fast erschrockenem Gesichte, „aber bang und schwer wird mir jetzt, bänger noch wie sonst, sündhafter scheint mir das Beginnen, und der Gedanke Eurer Rache zu dienen füllt meine Brust mit den schwärzesten Ahnungen." —

„Stolz mußt Du werden," fiel die Alte mit Strenge

ein, „Du kannst der Mutter Liebe ja vergelten; als Rachengel für ihr zerfleischtes Herz kannst Du gut machen, was sie Dir gethan von der Wiege an. Welcher Tochter brachte das Geschick ein schöneres Loos? — Aber kläre Dein Gesichtchen auf; ziehe Dein Mündlein in heiteres Lächeln, denn ich sehe Deinen Künftigen durch die Hecken steigen, und sein Argusauge sucht schon von fern überall mein schönes Kind.“ —

Das erfahrene Auge der Mutter hatte recht gesehen, dann wenige Minuten nachher kam mit Eilschritten, [illegible]sig umherspähend Herr Helmald von Steenbeck die Höhe herab, und bald stand er vor der Laube und trat mit liebeglühendem Gesicht zu der Geliebten herein.

„Endlich!“ stammelte er und preßte ihre kleine Hand gegen seine Brust. „O ich dachte wohl, meine Treue würde sich aus dem Gedräng der Gaffer in das einsamste Versteck geflüchtet haben, bis ich sie zu schirmen erschien. Dank Dir dafür, Du Lieblichste, kann ich auch solche Zartheit nimmer genug lohnen mit allem, was armes Herz und reiche Erde darbeut.“ —

„Eure heiße Sehnsucht nahm sich Zeit!“ antwortete Frau Gertrudis scharf, doch mit gezwungener Freundlichkeit.

„Verzeiht Mutter!“ sagte innig der edelgestaltete Mann. „Der Ohm gab ein großes Mittagsmahl des Feiertages wegen und den fremden Kreuzrittern zu Ehren. Da wurde lang getafelt, und als ich dann zu Eurem Hause eilte, fand ich das süße Nest schon leer, und mit beklemmter Brust flog ich den lieben Vögelchen

nach in's Freie, ein Bischen grollend zwar, daß sie nicht auf mein Geleit gewartet." —

„Ihr saßet mit den Tempelherrn zu Tische, mit den seltsamen Weißmänteln?" fragte das Fräulein rasch. „Speisen denn die wie unsersgleichen? Da war der schlanke Meister auch dabei, der Herr Thiedericus von Hildesen, von dem die Leute reden, weil er den Kirchbau so wohl vollführt hat, und immer fröhlich ist und jedem Kinde zugethan." —

Finsterniß legte sich auf des Rathsherrn Stirn und stutzig antwortete er mit Stolz: „Handwerker sitzen nicht mit den Edeln an Einem Tische, und der Servient pflegt dem Ordensritter die Sporen an und ab zu schnallen. Was ist's jedoch mit dem? Wie kennst Du, Mädchen, diesen dunkeln Namen?" —

Juditha erröthete, aber schnell gefaßt entgegnete sie: „Wie sollt ich nicht? Wohnt er doch gerad uns gegenüber; läuft aus und ein, früh und spat, wie es die Arbeit fordert, und hat er nichts am Markt zu thun, sitzt er im untern Ausbau und mahlt seine Risse und Pläne für den Senat und die Stadt. Da fragt die Mädchenneugier dann einmal nach, wie der Fleißige heißt und was er treibt, denn Spindel und Webetisch beschäftigen den Geist nicht also wie Euch, Ihr klugen Herrn, das Regieren und das Amt." —

„Gemahnt Ihr mich doch fast wie der eifersüchtige Mohr in der alten Ballade, welche der Venetianer im Jahrmarkt vor den Häusern ableierte;" fiel die Mutter spöttisch ein. „Mein Kind liebt Euch nur gar zu treu und

mehr als mir lieb, und wollt Ihr etwa den Othello aus dem italischen Liede spielen, so werde ich mein Mädchen vor Eurer barbarischen Liebe schützen müssen." —

„Nicht doch, Mutter!" unterbrach sie der Rathsherr. „Ich weiß, was ich habe an meiner Ditha. Ihre Liebe ist treu wie Sonnenlicht, ziehen auch Wolken an ihr hin, sie blieb wie sie war, und tritt immer gleich rein aus dem Nebel. Auch ist der Herr von Steenbeck sich seines Werthes zu wohl bewußt, als daß er vor solcherlei Nebenbuhlern beben könnte. Und Ditha selbst weiß, was und wie ich bin; sie kennt den Gram, den ich trage um sie, die Opfer, die ich bringe und vergißt das nimmer, auch wenn ich fern bin." —

„All der Gram, all das Leid könnte ein Ende haben, wenn Ihr Ernst machtet, und Eurer Liebe Falkenflügel anleget," entgegnete Frau Gertrudis. „Brecht das Band schnell, das doch einmal gebrochen seyn muß, wollt Ihr nicht Spott und Unglück und bösen Leumund über die Geliebte bringen. Aber Ihr seyd dennoch mit allen Männern nach Einer Form gegossen, wenn Ihr auch von Allen Einer der wohlgerathensten seyn möget. Ihr schwankt in Eitelkeit und Begier wie ein Hercules am Scheidewege; Ihr fürchtet den Herrn Ohm und möchtet sein Erbe nicht missen. Die Herrn der Schöpfung maßen sich ja höhere Weisheit an und herrschen darum über uns arme Eventöchter. So sinnet nun ohne Säumen aus, was zum Ziele führen mag ohne Verlust der Glücksgüter oder der Gnade Eures Conjugalischen Tyrannen." —

„Vernachlässige ich denn noch nicht genug die gehaßte

Verlobte, um sie zum Bruch zu bewegen?“ fragte Herr Helmold empfindlich.

„Sie wird nicht brechen; die listige Mutter wird den fetten Fisch nicht aus dem Netze lassen, denn sie verstand von früh auf das Fischerhandwerk;“ höhnte die Alte.

„Wohl denn, Ditha,“ fuhr der gedrängte Mann mit düsterm Grimme empor vom Platz neben der Jungfrau, den er zärtlich besetzt, „so sey Ehre und Erbschaft hin geworfen, die beide mit Geduld und Gottvertrauen zu erhalten gewesen. Noch in dieser Nacht sattle ich Hengst, Zelter und Saumroß. Fort mit Dir ziehe ich aus Stadt und Land, sey es zu Heiden oder Mongolen. Von dem Schwert will ich leben wie mein Ahnherr, und mein theures Weib ernähren durch das Schwert, damit die strenge Frau da an die Wahrhaftigkeit meiner Liebe glauben lernt.“ —

„Fort in die Fremde?“ stammelte die Jungfrau erschrocken. „Durch Wetter und Nacht zu wildfremden Menschen? Nein, Helmold, das ist Euer Ernst nicht, das werdet Ihr von dem sittigen, furchtsamen Mädchen nicht verlangen.“ —

„Wo Dein Gespons neben Dir ist, da wird von Dir keine Zucht verletzt;“ antwortete der Aufgeregte. „Mir hast Du Liebe geschenkt, mir Treue gelobt. Mein Wille muß Dein Gesetz seyn. Und mich grauet diese Stadt an; schon seit mehreren Wochen ist mir, als wären all die weißen Häuser mit Trauerlaken behangen und das wimmernde Todtenglöckchen tön't Tags und Nachts vor mei-

nen Ohren, und eine Stimme flüstert ewig dazwischen: Fort! Fort. Rette Dich und Deine Liebe!" —

„Ihr seyd gar vollblütig, Steenbeck;" unterbrach die Mutter die für ihre Pläne zu heiß gewordene Unterhaltung. „Geht morgen zum Bader, und kommt dann zu weiserer Berathung in der Dämmerung zu uns. Auch ich muß Eure Wallung für Scherz halten; denn wie könnt Ihr das Lieblingskind reißen wollen von der Mutterbrust? Wie könnt Ihr wähnen, die Mutter würde still darein schauen? Von dem jungen Baume, den man jahrelang zärtlich gepflegt, will man auch Blüthe und Frucht schauen." —

Helmold wollte bitter antworten, doch ein sich nähernder Haufe junger Edelinge störte ihn, und die Gefährten verlassend trat Junker Herrmann von Dassel und der Ritter Foulques de Trezy in die Laube. Der Erstere, ein schlanker Jüngling, trotzigen Soldatenstolz auf dem braungefärbten Gesicht, das eine Schmarre aus den Fehden des Nassauers nicht entstellte, sah verwundert und eben nicht erfreut auf die Gesellschaft. „Hier im Versteck findet man Euch, Mutter und Schwester?" fragte er scharf. „Wundersam! Und wundersamer noch Eure Begleitung, ein Bräutigam, dessen engelschönes Bräutlein verlassen im Mosthause sitzt und das Köpfchen hängt. Macht das schnell gut, Herr Senator; denn, bei des Kaisers Zwickelbarte, ich nehme sonst Euren Platz ein, und so wahr ich den Degen gewandt führe wie Ihr die Feder, Eure ganze steife blutscheue Bürgermiliz, deren frommer Commandant, wie ich höre, Ihr zu seyn die

Ehre habt, sollte mich dann nicht von dem beneidenswerthen Platze vertreiben." —

„Wer weiß, Junker," antwortete Steenbeck mit stolzer Miene, „ob man es der Mühe werth hielte, mit solchen gewichtigen Anstalten Euch zu belästigen. Derlei Platz muß sich selbst vertheidigen wie eine gute Festung, sonst gilt er dem Besitzer nichts. Uebrigens versichere ich Euch, der Degen des Bürgerhauptmanns ist nicht rostig, und leichtlich flinker aus der Scheide wie das blutbegossene Schwert des Wegelagerers und Stegreifritters." —

Höflich mischte sich der Templer in den erwachenden Streit. „Der Stadtknecht Grob sucht Euch schon lang, verehrter Gönnersmann," sagte er zu dem Rathsherrn. Es muß Eil haben, darum säum't nicht, Euch zu zeigen." —

Die rothe Wange des Herrn Steenbeck erblich ein Wenig, denn schuldbewußt fürchtete er den Consul. Einen glühenden, innigen Blick warf er noch auf das Mädchen, dann verließ er die Laube.

„Bringst Du den alten Hitzkopf wieder mit?" murrte Frau Gertrudis unwillig. „Und auch die sinnlose Liebe zu der Feindinn Deiner Mutter und Deines Hauses ist nicht abgekühlt in der Kriegsluft, und Du schämst Dich nicht Deinen Schimpf selbst in der Leute Mäuler zu bringen durch Deine noch sinnlosere Eifersucht?" — Finster sah der Sohn auf den Boden. „Die Frau von Winthem hat mich abgewiesen," sprach er feindlichen Tones und wie halb in seine finstere Seele hinein, „aber die

schöne Domicilla nicht, wahrlich nicht; und wäre Euer Fluch nicht dazwischen getreten, hätte sich wohl Alles noch gut gestaltet. Ein Männerherz liebt nicht wie Weiber lieben, die heute das Veilchen, morgen die Rose an ihren wankelmüthigen Busen pflanzen. Erz ist die Männerbrust; was in sie gegraben, steht in Erz da bis zum Weltgericht. Bis Ihr mir das Todtenhemde anthut, werde ich Domicillen lieben! Aber sorget nicht, daß ich ein ungehorsamer Sohn seyn könnte; baldigst vergrabe ich selbst dieses Herz unter eine Decke, die keine Liebe herein und hinaus läßt. Doch der eitele Geck ärgert mich, der seines Glücks nicht würdig ist und es hochmüthig annimmt wie eine Gabe, die dem Rathsverwandten gleich einem Tribute gebührt. Er soll sie lieben, ehren, achten, wie sie es verdient, oder ich werde als schwarzer Geist auf seine Ferſen treten. Er scharwenzelt, wie ich vernahm, um die Schwester; leidet das nicht, Mutter, oder der Sohn möchte des Vaters Schwert vom Nagel nehmen, und einem Würgengel gleich an des Hauses Pforte Wache thun. Mutter, mich dünkt, Ihr denkt nur an Euch und Eure Rachsucht; Mutter, vergeßt nicht, daß sie Euch beide Kinder kosten konnte." —

Auch hier trat der gewandte Franzmann in's Mittel; er bat, den schönen Festtag nicht zu verderben durch eiteln Wortkampf, erzählte von dem Gedränge um den Schießplatz, von den Scherzen vor den Spielbuden und der bunten Gesellschaft des Tanzsaals im Mosthause, und lud das Fräulein ein in seinem Geleite Theil zu nehmen an den Freuden des Tages und das Licht ihrer Schönheit

nicht ferner im Dunkel zu verstecken. Das geschmeichelte Mädchen hörte sichtlich gern die Einladung, und Mutter und Bruder folgten langsam im ernstesten Gespräch, durch das die Frau Gertrudis den Sohn zu beschwichtigen und für ihre Entwürfe mit Frauenlist zu gewinnen trachtete.

3.

Die Botschaft vom suchenden Stadtknecht war keine Erfindung des Templers gewesen. Der Herr von Steenbeck traf den Mann und vernahm von ihm des Ohms Befehl, sich sofort in den alten Rittersaal des Schlosses zu begeben, wo der Consul eine geheime Versammlung seiner Vertrauten veranstaltet hatte, indem gerade dieser Ort ihm der sicherste dafür geschienen, wenn er auch zum fürstlichen Territorio gehörte. Niemand argwöhnte hier die Feinde des herzoglichen Hauses; der Castellan und Stadvogt, Cono von Hemeringen, ein siebenzigjähriger Greis, lag schwer krank und war ein Freund und Intimus des Herrn von Goddenstadt. Verdacht wie Gefahr gab es an diesem Orte nicht, denn selbst die invalide Mannschaft taumelte sich außer der Veste zwischen den Bürgern herum, und die Wächter auf dem Walle lehnten auf ihren Hellebarden und schauten neugierig in das Getümmel des Baumgartens hinab, und überdieß waren solche Versammlungen nichts ungewöhnliches, da alle Landgerichts-Sachen, in denen der Gegraf oder Präfect

Cono den Vorsitz führte, an der Burg und bei schlechtem Wetter in der Burg gehalten wurden. Als Helmold durch die öden Schloßgänge eilte, die schon vom abendlichen Halbdunkel beschleiert lagen, hörte er schon fern das Gemurmel im Rittersaale, aber eine dunkle Gestalt schwebte vor ihm hin, er rief sie an, einen der Patrizier oder Vertrauten des Raths in ihr wähnend, doch sie schwebte der Pforte des Saales vorbei, schien am Ende des Ganges höher und höher zu wachsen bis in's Ungeheuere, und verschwand dann in der Thür zur Sanct Gallen Kapelle, die er ihr nachtretend, doch fest verschlossen fand.

Der Consul saß bereits an der alterthümlichen schwervergoldeten Rittertafel zu oberst, und auf den rothbepolsterten Bänken hatten einige dreißig der ansehnlichsten Bürger Sitz genommen, unter ihnen der Magister Civium Heinrich von Bredeleghe, und die Rathsmänner Conrad vom Empne, Johannes Rodemann, Daniel Bronecke und Diederich Kluchling; ingleichen der reiche Vorstand der Kaufmannsinnung und Wandschneider Johannes de Delghen, der weitberühmte Braumeister Tilarppe und Albert Schathorst, der erste Waffenschmid der sächsischen Gauen, dessen feine Panzerhemden von Kaisern und Königen des Auslandes getragen wurden. Verwundert über die eigene Zusammenstellung dieser Männer, von denen kaum ein Viertheil zur gewohnten Sitzung dieses Ranges gehörten, nahm Herr von Steenbeck seinen Platz und wartete gespannt auf des Präsidenten Vortrag, be-

unruhigt durch die sorgsame Verschließung der Saalthüren, die genaue Zählung der Anwesenden, welche der Consul selbst besorgte, ehe denn er sprach, wie besonders durch den Eid, den Jeder nachsprechen mußte, vor Jedermänniglich das heut Besprochene geheim zu halten. — Aber im Innersten bewegt ward der schon im Gemüth so gedrückte junge Ehrenmann durch das, was er von dem Senior seiner Familie hören mußte.

Herr Volkmar von Goddenstadt begann seinen wohlausgearbeiteten Sermon durch eine breite Schilderung des traurigen Zustandes der Stadt Honover im Vergleich der Schwesterstädte des gemeinsamen Vaterlandes. Er rühmte die Zeit, wie Herzog Heinrich der Löwe die Stadt zu Ehren gebracht, befestiget und ihr Privilegien ertheilt. Er berührte mit Ingrimm, wie die Nachfolger des großen Herzogs Honover vernachlässigt, niedergedrückt und nicht einmal geschützt gegen die Befehdungen und Eingriffe der nächsthausenden Rittersleute; wie man in der Theilung des Landes nach Otto des Knaben Tode ungefragt die Stadt losgerissen vom Hauptstamme des Fürstenhauses, von dem großen Albrecht, und sie schwachen Prinzen zugetheilt, die sich selbst kaum zu schützen vermöchten. „Die Zeit ist gekommen, Ihr wackern Mitbürger," sprach er mit Feuer und erhobener Stimme, „wo wir mit Kraft und Muth gut machen können, was das Schicksal und die Lammsgeduld unserer Altverdern verdarb. Unser eingebildeter Herr kümmert sich nicht um sein Land und weilet fern in Schlemmerei und Hofdienste. Haben sich die großen Städte Hammenborch

und Lübeck nicht frei gemacht vom Drucke des dänischen Woldemars? Hat sich Brunsvik nicht Eigenrecht und Privilegien erworben durch langen Kampf und Widerstand? Warum sollte nicht unsere geliebte Vaterstadt so gut wie jene Schwesterstädte ein reicher Stapelplatz werden können für die Schätze der Venetianer und Genueser, der Holländer und Franzosen? — Es gilt nur einen muthigen Entschluß, und diesen sehe ich leuchten aus allen Augen der hier Versammelten. Fertig sind in wenigen Wochen die Mauern und neuen Warten Honovers zu Trutz und Schutz. Heimlich geworben sind Fußvolk und Reiter genugsam zur Vertheidigung, wohlgeübt in jeder Waffe ist der junge Kern der Bürgerschaft. Darlehn an klingender Münze bietet uns der reiche Orden des Tempels für geringe Einräumungen. Die Brandenburger, die drei Städte der Hanse stehen zur Hülfe bereit mit Mann und Roß, und die alten Verträge mit Hammenborch, Bremen, Hildensen und Celle sind neu bestätigt und verbrieft worden. Kein Zeitpunkt könnte günstiger seyn zu gewichtiger Mannesthat, zum Gewinnen der Freiheit für ewig. Wer solchen Moment vorüber gehen ließe, verlöschte selber seinen Namen auf der Geschichtstafel; wer sich selber schirmen kann und versäumt es im trägen Stumpfsinne, bewirft sich selbst mit unauslöschlichem Schimpf bei Mitwelt und Nachkommen. Darum auf, meine wackern Mitbürger, schlagt die Hände zusammen zum Freiheitsbunde für Stadt und Kind und Kindeskind; werbet unter Euern Nachbarn die Bündner und feuert sie an zu gleichem Eifer. Wenn unsere

Mauern erstanden sind, sey dieses Schloß der erste Triumphplatz unserer Thaten; leicht ist es gewonnen, denn der Wächter sind wenige, der Castellan ist altersschwach. Der Zwingherr verschwinde, die Zwingburg werde geschmückt mit dem grünen Kleeblattsschilde eine Schutzburg für die liebe Stadt und ein Bürge ewiger Freiheit für die Söhne Honovers!" —

Ein lauter Beifallsruf scholl dem erhitzten Redner zu. Alle sprachen durch einander lange Zeit, Jeder von den künftigen Vortheilen seines Standes, und zuletzt getrieben vom Vorsitzer schlugen alle derb die Hände in einander, doch die Kette war nicht geschlossen, denn Ein Glied blieb getrennt von ihr, Helmold von Steenbeck stand mit gesenktem Haupte und niederhangenden Armen allein am Ende der Tafel.

„Was soll's?" fuhr da zornig der Consul empor. „Träumt der Neffe, oder will der junge Fant, den ich nur zum Rathe rief, weil ich ihn ehre als Sohn, die Väter der Stadt meistern? Bei meinem Zorne, das könnte mein eigenes Schwert gegen ihn wenden!" —

Bescheiden hob der Angerufene das blasse Gesicht und sah wehmüthig fast den Oheim an. „Rechnet es der Jugend zu," sagte er mit bebender Stimme, „verehrter Ohm, wenn sie zaget vor dem furchtbaren Bilde, das Ihr so kühnlich diesen achtbaren Männern vorgehalten. Ihr wollt ein zweiter Simson umstürzen den alten Tempelbau ohne Furcht, daß er Euch mit erschlüge. Ihr wollt uralte Verträge, wollt die bemooſete Gesetztafel zertrümmern und mit Füßen treten. Thut nicht solch

rasche That, ich beschwöre Euch! Ich sehe Brand und Mord schreiten durch die friedlichen Gassen; ich sehe gewürgt daliegen Mütter und Säuglinge; ich sehe das wankelmüthige Volk, zuerst erregt durch den Reiz der gelöseten Ketten, abfallen von Euch in Furcht und Schrekken; ich sehe Euch verflucht und beschimpft von dem Undank und der Gewalt. Krieg zwischen Bürger und Fürst ist Krieg der Söhne mit dem Vater, ist gestempelt mit dem Siegel des höchsten Verbrechens, ist gleich der Gotteslästerung und Kirchenschändung. Befestigt Eure Stadt, bewehrt Euch zum Schutz Eurer Gerechtsame; dürfet Ihr auch das freilich nicht ohne den Willen des Herrn, ich stimme dazu, denn schwere Zeit heischt schwere Hülfe. Aber alsdann beschickt den Herzog, bittet ihn um die alte Gunst, heischt von ihm, was Euch mangelt; er soll mild seyn und gerecht; den Empörern wird sein Schwert dräuen, die Bitte der Kinder wird er gütig hören und gerecht bewilligen." —

Mit Heftigkeit sprang der Consul vom Sessel auf, sein Ingrimm suchte nach Worten, er eilte einer Seitenthür zu, riß sie auf und führte aus dem Klosett einen bleichen Mann herein, der dort versteckt gestanden und in einen zerrissenen Mantel gehüllt und seltsam geputzt erschien mit einem großen Hute, dessen Rand mit Pfennigen benähet war, das Aufruhrszeichen der Städter als Spott auf die Goldborden an den Hüten der Edlen. —

„Kennt Ihr diesen Aechter?" fragte Herr Volkmar die Staunenden. „Es ist der braunschweigische Wortführer Hans Drake, ein redender lebendiger Zeuge der

väterlichen Milde dieſes herzoglichen Geſchlechts. Sage es doch, Du alter, unglücklicher Freund, wie es Deinen Landsleuten erging, als ſie Recht ſuchten vor dem Throne. Erzähle ihm doch von den zehn Gildemeiſtern, die der väterliche Fürſt an das ſchändliche Holz hing und den Raben auftiſchte, weil ſie für die Freiheit des Volkes geſprochen. Erzähle ihm doch von dem neunzigjährigen Dietrich von Alefeld, dem man aus beſonderer Milde das ſchneeweiße Haupt abſchlug, weil ſeine ehrwürdigen Gebeine zu ſchwach waren, die Henkersleiter zu erſteigen.“ —

„Ihr Schickſal ſollte Euch zagen machen!“ fiel entſetzt der junge Rathsherr ein.

„Zagen?“ rief bitter der geächtete Worthalter. „Aus ihrem Blute wächſet die Palme. Bin ich auch dankbar für Eure Gaſtlichkeit, ſo weiß ich doch, ich werde nicht lang Euch belaſten dürfen, denn ſchon iſt wie hier auch in meiner Stadt die Grube gegraben für die grauſamen Löwen, und Hirt und Hund ſind bereit das Lamm zu retten aus ihren Rachen und förderhin die Heerde zu ſichern vor ihrer gierigen Liebe. In wenigen Wochen ruft mich die Stimme des Triumphs zurück auf unſere Wälle, aber nicht mit Worten wird der Drake dann fechten gegen den dräuenden Feind, als ein gepanzerter Drache wird er ſtehen gegenüber dem blutdürſtigen Leuen und jede Kralle wird ihm zum Schwerte wachſen. In den Leibern ihrer Leibeigenen mögen ſie wüthen! wir ſind freigeborene Bürger; edel wie ſie, ſtärker wie ſie, iſt Eintracht unſer Feldgeſchrei. Knaben zagen, Wei-

der zaudern. Deutsche Männer rufen: Nieder mit dem Zwingherrn! Blut und Leben für Stadt und Bürgerfreiheit!" —

Die meisten der Versammelten schrien tobend nach, da geschah ein gewaltiger Schlag, als wenn die Decken geborsten, das ungeheure herzogliche Wappenschild stürzte hoch herab, und das in zwei Hälften zerbrochene Eisenblech erklang schrillernd auf dem Gypsboden und sprang bis dicht zu der Tafel; zugleich tönte fern ein dumpfes, schauerliches langgezogenes: Wehe! hoch von der Decke her und verlor sich einer Geisterstimme gleich immer weiter wie in entfernte Schloßräume. —

Zuerst schuf der tödtliche Schreck Versteinerung und Grabesstille, dann wurden die Leichengesichter wie krampfhaft verzerrt, die Füße bewegten sich scheu wie zur Flucht, und mit Flisterworten sprachen die Meisten sich zu, um durch des Nachbars antwortende Stimme Muth zu dem ersten Fluchtschritte zu bekommen. — „Es war der Burggeist, der alte Graf von Ripen, der hier im Saal erwürgt werden!" stammelte mit schweißbedeckter Stirn der Kaufherr Delghen und faßte wider Gewohnheit brüderlich des Waffenschmidts harte Hand.

„Uebele, böse, bedenkliche Omina!" sprach leise der Feuerdirector Kluchting.

„Verrätherei!" rief lauter der derbe Schathorst. „Horchende Aufpasser! Man muß die Burg durchsuchen und sie ohne Säumniß packen und unschädlich machen." — Jede dieser drei Ansichten war hinreichend, die Herzen klopfen zu machen, zusammen erschütterten sie

die guten Bürgersleute dermaßen, daß mehrere von ihnen kraftarm und der Ohnmacht nahe auf die Bänke sanken, und sogar ein Pärchen der stattlichen Herrn unter den behangenen Tisch verschwanden. Der alte Consul jedoch schritt mit starkem Fuße und furchtloser Geberde an den Zagenden vorüber gerade auf die Thronwand zu und bestieg die Tribune. „Die getäfelte alte Wand ist geborsten; das war das ganze Gespenst, vor dem ergrauete Stadtmänner zittern!“ sagte er spöttisch. „Verrath ist unmöglich; nur die Gallen-Kapelle stößt hier an den Saal, und die ist verschlossen, ich untersuchte selbst ihre Pforte.“ — Die zerbrochenen Schildstücke aufhebend und hoch gegen die Versammlung haltend setzte er dann mit glühender Begeisterung hinzu: „Aber das Omen wollen wir annehmen, denn es spricht ein guter Geist daraus zu uns. Gespalten das braunschweiger Schild, zerrissen ihr Wappen! Eine geheime Macht hat uns vorgethan, was wir nachthun sollen. So geht denn, meine Freunde, und bereitet vor, was wir beschlossen, und seyd gewappnet, wenn die Stunde kommt. Zeiget ein heiteres, ruhiges Gesicht über dem bewegten Herzen, und werbt und bearbeitet die Nachbarn und Zunftgenossen für unsere Pläne. Ihr, Herr vom Empne, führt Euren Gast, den verfolgten Worthalter, vorsichtig zurück in Euer Haus; Paarweise und ohne Aufsehen werden wir andern das Schloß verlassen; aber unsere Herzen bleiben beisammen und unser Erkennungswort bleibt: Mit Gott, Einer für Alle und Alle für Einen!“ —

Man gab sich deutscher Sitte nach die Hände, Manche thaten es mit besonderer Eilfertigkeit, welche verrieth, daß der Befehl zum Abmarsch aus dem verrufenen Gebäude vor gänzlich eingetretener Dunkelheit ihnen besonders angenehm erklungen. Als die Letzten blieben der Consul und sein Neffe, und dieser fühlte im Gehen mit Schreck den quetschenden Griff der breiten Hand des Ohms an seiner Schulter. „Läßt Er sich meinen nächsten Verwandten schelten," setzte dieser heftig der Handgreiflichkeit hinzu, „bankettirt Er auf mein Erbtheil los, will mein Nachfolger werden im Reichthume und Amte, Er junger Gelbschnabel, und wagt durch meine Anschläge zu schlagen und die wohlbearbeiteten Lockhämmel der löblichen Bürgerschaft von meinem Wege abzulenken? Wäre ich nicht vernarrt in Seine Person, und hielte das Gedächtniß der treuen Schwester so hoch, ich würfe Ihn in die Raths-Hechte oder gar in die Büttelei bei Wasser und Brod, damit Er Respect bekäme vor seinem Wohlthäter und das grause Loch ihm Klugheit predigte. Jetzt visitire Er mit mir nochmals die Kapellenthür, und dann scheere Er sich zu Seiner Braut; taugt Er doch zu nichts, als einer klugen Hausfrau Pantoffelknecht zu werden." —

Tief verletzt im innersten Gemüth kämpfte Helmold dennoch den Groll hinunter, folgte dem Ohm zur Kapelle, und, da dort nichts Verdächtiges sich vorfand, durch die finstern Gänge zu dem Zimmer des Stadtvogts, zu einem Besuche, der die gehaltene Geheimsitzung maskiren sollte.

Der greise Gograf lag auf dem Schragen, und ne-

den dem Bette saß der Capellanus Eckhart, ein dürrer Priester von kleiner Gestalt mit dunkeln, scharfblitzenden Augen und war, wie es schien, mit Schreiberei beschäftiget.

„Ist es Ernst, alter Degenknauf?“ fragte traulich scherzend der Consul. „Willst Du satteln lassen, und hast wohl gar den heiligen Mann herbeschieden, Deinen letzten Willen zu vernehmen?“ —

„Nein, mein gar lieber Freund;“ erwiederte der greise Burgmann und reichte die dürre Hand hin; „noch schmeckt der Malvasier, der Kopf ist frei, aber die Glieder sind rebellisch und danken ab, darum will ich mir den Sohn, der bei dem gnädigen Herzog in Diensten steht, anhero berufen, daß er die Aufsicht über die lässigen Wappner führe an meiner Statt, und der gütige Capellan leiht mir die Feder zu diesem Herrufe.“ —

Der Consul warf einen argwöhnischen Blick nach dem Priester und fragte dann schnell: „Wie ist's mit dem Schloßgeiste, Gevattersmann? Ist die Mähre wahr, daß er wieder umgeht und tobt, sobald es dunkelt?“ —

„Die Wächter sind Hasen, und wollen nicht mehr Runde gehen im nördlichen Flügel;“ lächelte der kranke Greis; „zöge die scharfe Luft nur nicht so arg durch die mürben Mauern und zerrissenen Thüren, ich stände selbst dort eine Nacht Schildwacht, denn mir ist nie der Spuk schreckend begegnet.“ —

„Ihr seyd ein frommer Mann, Herr Cono,“ sprach der Capellan mit eintöniger Stimme, indem er

vom Pergament die Augen halb erhob und unter der buschigen Braune blitzen ließ, „solch ein Poltergeist scheuet das christliche Herz, und hat keine Gewalt über die Redlichen; die Unchristlichen und Heimtückischen aber ängstiget und züchtigt solches Höllengespenst mit Lust, denn sie sind seines Gleichen, und gleich ihm der Hölle verfallen." —

Der Consul drehete dem Bußprediger den Rücken zu und unterhielt sich leiser mit dem Castellan über seinen Zustand und die neuesten Stadtbegebenheiten. Traulich nickte indeß der Capellan von Sanct Gallen dem jungen, traurigen Rathsherrn zu, und fragte nach seiner baldigen Hochzeit, und erwähnte schmeichelnd, wie er gehofft den Ehesegen auf ihn und sein Gespons herabzubeten, wie jedoch jetzt sicher der neuinstallirte Prediger zu Sanct Georg diese Ehre davon tragen werde.

„Seyd Ihr neidisch, Capellan, daß man Euch nicht erwählt zu der ersten Kanzel unserer Stadt?" fuhr da der Consul herum mit einem Hohngesicht. „Euch setzte der Herzog ein und sein Säckel zahlt Euch. Der Fürst liebt Schmeichler und Glattzüngler auch im Priesterkleide; die Bürgerschaft will ernste, scharfe Wahrheitsprediger, die Niemanden fürchten als den, der den Geist tödten kann mit dem Leibe zugleich." —

Der Capellan verzog keine Miene seines Antlitzes. Die Feder zuspitzend und dicht zur Ampel haltend, sagte er gleichgültig: „Jedem das Recht, das ihm von Gott

gegeben. Unser Reich ist nicht von dieser Welt, und in Dom oder Kapelle ist der Altar ein gleiches Heiligthum!" —

„Stehet dem Euren pflichtschuldigst vor, und betet Eures Herrn Schuld hinweg, denn je höher der Platz, je verführerischer die Sünde!" entgegnete Herr von Goddenstadt, indem er das Zimmer verließ. „Amen!" sprach der Priester ihm nach, aber als der junge Rathsherr höflicher Abschied nahm, fühlte er seine Hand von der des Capellans besondees warm und fest gedrückt, und ein Blick aus den Feueraugen desselben glühte ihn an, dessen Blitz in seine Seele fuhr und ihn unruhig machte.

„Zwei gar verschiedene Verwandte;" sagte Magister Eckhart, als sie fort waren. „Der Eine aufgeblasen, sich brüstend nach Pfauenart, hart und unhöflich; der Andere sanft und weich, redlich und gerecht." —

„Auch der Alte ist brav," fiel vorwurfsvoll Herr Cono ihm in's Wort, „ist mein Jugendgenoß und ich mag ihn nicht gescholten wissen. Sein Amt ist schwer; er führt es lange mit Kraft, und was er sich vielleicht davon angewöhnt, gehört nothwendig zu dem Verkehr mit Widerspenstigen, mit Rechthabern und schlechtem Gesindel. — Aber Ihr schreibt auch heute recht säumig und könntet die Paar Zeilen an den Sohn längst zu Ende gebracht haben." —

„Ich schnörkele die Buchstaben wie sich's gebührt;" entgegnete der Priester lächelnd und wie im Scherz;

„könnte mein Schreibsel doch gar wohl durch Euren Christophorus vor des gnädigen Herzogs Augen gerathen, und so muß es dem Fertiger Ehre machen. Soll ich siegeln?“ —

„Legt das Wachs darauf, und sendet noch vor Nacht den Reiter fort damit,“ sagte treuherzig der Kranke; „er hat einen weiten Weg, muß den reisenden Herrn vielleicht suchen von Stadt zu Stadt, und mich quält seit Mittags ein besonderes Bangen und eine Art von Todesahnung, die mich nicht verlassen möchte, bis ich den Christoph neben meinem Bett sehe, damit er den Dienst, den der Gnädige mir vertrauet, vollauf erfüllen könnte, wie es die Vorschrift fordert.“ —

Der Capellanus nickte still, doch bedeutsam mit dem Kopfe, nahm Wachs und Siegelring zur Hand, aber der stumpfaugige Gograf sah nicht, daß er zwei Schreiben, die er gleichzeitig vollendet hatte, zusammen falzte, beide in einander schob, und mit Vorsicht durch ein großes Siegel verschloß.

4.

Mit sehr gedrücktem Gemüthe und einer argen Seelenverfinsterung verließ Helmold von Steenbeck die alte Burg, und trat in das Freie hinaus, wo sich ihm gar widerwärtig der wüste Lärm entgegen warf, der in vielfachen Modulationen aus jedem Winkel des Lustplatzes erklang, und sich hier auf der Höhe des

Schloßthors in ein unangenehmes Hummelgesums zusammen schmolz. Selbst der Lampenglanz, welcher aus den Gebüschen des Rosengartens, aus den Buden des Spielplatzes heraufstrahlte, war ihm unangenehm; tiefe Nacht und Sturm drüber wäre ihm recht gewesen, und der klare Himmel, an welchem schon hie und da die blanken Sternlein sichtbar wurden, schien ihm Spott der Natur über seine Armseligkeit. Er fühlte sich als ein kräftiger Mann; dem dreißigsten Geburtstag nahe, früh durch ernste Lebenslage aus dem Jünglingsleichtsinn zu Mäßigkeit und gesetztem Wandel geführt, glaubte er Anspruch zu haben auf Selbstständigkeit und Achtung seiner Mitbürger, und vor den Besten derselben war er heute vom herrischen Ohm gescholten wie ein Knabe, später behandelt wie ein Sclav. Freilich hatte der Consul ihn als Waise in ein gemächlich Daseyn versetzt, hatte ihn als Sohn gehalten, hatte vertrauend auf seinen frühgereiften Geist, auf seinen gesetzten, durch Entbehrungen ernst gewordenen Charakter ihn Theil nehmen lassen an den geheimsten Verhandlungen der Familie, Kassa und Truhe hatte ihm jederzeit offen gestanden, er hatte ihn zum Director seines weiten Kornhandels gemacht, durch den die schweren Aehren des Leinegaues auf großen Kähnen hinabgeschafft wurden bis zu den Küsten der Nordsee und von da nach überseeischen Ländern. Aber hatte er nicht dieses Vertrauen voll erfüllt? Hatte er nicht mit Umsicht und strenger Arbeit die Vorliebe des reichen und bequemen Verwandten bezahlt mit hohem Zins? —

Doch mehr als die verletzte Ehrliebe quälte überdieß heute besonders eine andere Leidenschaft sein Herz. Schon als Kind und ehe sie durch die heilige Firmelung den Uebertritt in den Kreis der Jungfrauen gethan, hatte er die liebliche Juditha von Dassel mit Wohlgefallen betrachtet und gern mit der Kleinen gekoset, die mit der Natürlichkeit und dem unbefangenen Sinn des Kindes seine kleinen Geschenke, Spielkram und Näschereien an ihrer Pforte empfing, und ohne Weigerung das verlangte Küßchen dafür austauschte. Eine lange Reise in des Ohms Geschäften unterbrach diese arglose Spielerei, und als er heimkam, überhäufte ihn der Consul mit Wohlwollen, verschaffte ihm die Stelle des Rathsverwandten, führte ihn in das Haus der hochblühenden Domicilla von Winthem, und bald darauf hörte er bei einem glänzenden Gastmahle im Trinkspruche des Ohms sich und die edelste der honoverschen Fräulein als Bräutigam und Braut der Gesellschaft verkünden.

Helmold war Einer von jenen Menschen, die durch die untergeordnete Stellung, in welche sie früh das Schicksal warf, den Muth verlieren, einen eigenen Willen zu haben, die, wenn auch immer gepeinigt durch das Bewußtseyn eigener Kraft, wenn auch im Besitz des Gefühls für Recht und Wahrheit, für Großthat und Selbsterhebung, dennoch verdammt sind, Werkzeuge und Maschinen in den Händen Anderer zu bleiben, weil die gewohnte Zaghaftigkeit sie ewig den rechten, unwiederbringlichen Augenblick zu Losreißung und zum Selbst-

handeln versäumen läßt, weil sie schwanken und wählen, bis es keine Wahl mehr gibt für sie. Helmold hatte sich Alles gefallen lassen, seine Eitelkeit wurde sogar geschmeichelt durch des Ohms Fürsorge. Da ließ ihn das schwarze Schicksal Judithen wieder erblicken, und seine Ruhe ging zu Grabe für immer. Das Kind, welches einst seine Freundschaft gewann, war wie durch Zauber die reizendste Jungfrau geworden, und die räthselhafte Zuneigung, welche er für die Kleine gefühlt, that sich ihm selbst jetzt als brennendste, begierigste Liebe kund, da er die üppige Fülle des Mägdleins vor sich sah, die aus den grünen Knospenblättern vollfarbig sich drängende Rose, das feurig blinkende, verheißende Auge, den zartaufgeschlossenen reinen Mund, der höhern Genuß versprach, als jene kalten, flüchtigen Kindesküsse, die er ehedem der Duldsamen geraubt. Wie stürmte es aber in seiner Brust, als er unverhofft dieselbe Traulichkeit, dieselbe Unbefangenheit bei der Jungfrau fand, welche ihm das Kind so lieb gemacht. Ohne eigentliche Werbung sah er Judithen sein, wie sie es vorhin gewesen; sie weigerte ihm nicht den lieblichen Mund, sondern freuete sich, daß der lang Entbehrte sie nicht vergessen. In der Unbedachtsamkeit der ersten Leidenschaft, die gerade in solch sclavischem, unterjochtem Wesen, wie er Eines war, die mordbrennerische Gluth des entfesselten Negers zu haben pflegt, vergaß er seine Verhältnisse und drängte sich unbedacht in das Haus der Geliebten. Auch hier fand er kein Hinderniß; die Mutter begünstigte seine Absichten, freilich blieb ihm das Hauptmo-

tiv ihrer Duldsamkeit, ihrer scheinbaren Blindheit unbekannt. Er wurde Hausfreund, fast Herr im fremden Eigenthume, jeder Abend bot ihm dort ungestörte Erholung nach vollbrachtem Tagewerke; er schien der Gott der beiden weiblichen Wesen; ohne Ziererei nahm man die Gaben, welche er zur Verschönerung des Lebens seiner Juditha, zu bequemerer Gestaltung des Hauswesens der Mutter darbrachte, und des Mädchens wärmste Zärtlichkeit lohnte ihm für seine Opfer. Aber aus seinem eigenen Charakter gebaren sich baldigst düsternde Schatten dieses Lichthimmels. Wenn er seine Glücksstunden und ihren reichen Gehalt daheim und einsam zergliederte, so wollte es ihm bedünken, als sey nicht eine gleiche Leidenschaft in des Mädchens Herzen, wie er sie empfand, der Quell seiner berauschenden Genüsse. Was sie ihm gab, gewährte, duldete von ihm, schien ihm nicht versagt und nur gegeben aus Unerfahrenheit und unbewußtem, allgemeinem dunkeln Trieb des räthselvollen Lebensalters, in das die Geliebte eben getreten. Er war der erste Mann, der sie begehrte; sie wurde durch alte Gewohnheit an ihn geknüpft. Keiner als Er hatte sich mit werbendem Schmeichelwort an sie gedrängt, sie hatte ihn nicht wählend gesucht, sondern gefunden; all die Zeichen tiefer Leidenschaft, die nagende Sehnsucht, den Gram, wenn Entbehrung Noth wurde, die Sorge für ungestörten Besitz, den Jubel bei dem Kommen, das Weh bei dem Scheiden, alle diese Dornen an der Liebesrose fand er nicht in Juditen; gleichmüthig, heiter, sorgenfrei und muthwillig

blieb sie ihm gegenüber immerdar; ihre Zärtlichkeit glich dem Spiele des fröhlichen Lammes auf sicherm Wiesenplan und ihre Hingebung dem Gehorsam der orientalischen Sultaninn; sie störte seinen Rausch nicht, aber sie theilte ihn nicht, und so fühlte er mitten im Glücke sich unglücklich. Mit Schauder dachte er an den Augenblick, wo sie erwachen könnte aus dem träumerischen Taumel, wo das Bild eines Andern sie erglühen machen, das Wort eines Andern sie von ihm locken könnte. Jeder Blick, den sie auf einen Jüngling warf, machte sein Innerstes erbeben und trieb den Schweiß der tiefsten Herzensangst auf seine Stirn. Er bewachte sie mit den Augen der quälendsten Eifersucht, die ihn selbst aufrieb, weil er sein Verhältniß vor so vielen Augen verbergen mußte, weil er deshalb die Geliebte sich so oft selbst überlassen mußte, und weil er nicht den Muth besaß durch freie Sprengung seiner Ketten oder durch Flucht mit ihr oder schnellen, heimlichen Ehebund sich das Gut für ewig zu sichern, ohne das ihm das Leben weiter zu leben unmöglich schien. Und eben seine übergroße Sorge, die offene, unbedachte Aeußerung seiner Furcht schien seit einiger Zeit bös auf die Jungfrau gewirkt, sie vielleicht auf die schädlichste Weise über ihr wunderbares Verhältniß aufgeklärt zu haben. Mit Schrecken vermißte er bei ihr die vorige Offenheit, den kindlichen Muthwillen; stiller wie sonst lag sie in seinen Armen, und die Theilnahme an seinen Liebkosungen hatte mehr als vormals noch den Charakter erzwungener Duldung bekommen, und das getrübte Auge des Mädchens sprach

verschwiegene Gedanken aus. Besorgt das unentbehrliche Glück zu verlieren, wollte er nun schnell die Versäumniß nachholen; hundert rasche, undurchdachte, wilde Pläne sprach er aus und die Mutter spornte ihn zur Ausführung, doch Juditha selbst legte ihm jetzt Hindernisse entgegen, ihr Eigensinn störte seine schönsten Stunden, und er selbst gerieth dadurch in eine geistige Verwirrung, die vom giftigsten, wenn auch bis dahin unbegründeten Argwohne vergrößert, ihm die Tage oft einem sengenden Fegefeuer ähnlich seyn ließ.

Und seit gestern hatte das boshafte Geschick zu der innern Selbstqual eine äußere, neue Folter gebracht. Der Bruder Judithens kehrte unerwartet aus der Fremde in das väterliche Haus zurück. Der junge Dassel, bekannt in der Vaterstadt als ein zügelloser, jähzorniger Wildfang, stand feindlich dem Herrn von Steenbeck gegenüber, seit dieser als Rathsmann, durch unfreiwilligen Zufall, sein Richter geworden, und ihn wegen muthwilliger Raserei in den Gassen und wegen mit mehreren gleichen Spießgesellen verübter Perturbation sittiger Bürgersleute nach dem 37sten Artikel der Vogtei-Gesetze zum Arrest auf der Burg verdammen mußte. Im gekränkten Ehrgeiz verließ damals der gestrafte Jüngling die Vaterstadt und zog zu einem fernwohnenden Vetter, doch hatte Steenbeck genügende Zeugnisse durch Boten und Briefe an die Dassels, daß Herrmann ihm jene Strenge nicht vergessen, daß der Beleidigte nach Vergeltung dürste, und seine Begegnung im Rosengarten gab ihm heute die klarste Versicherung davon. So

lange der Bruder blieb, mußte ihm ja nun sein Paradies verschlossen seyn, jeder Weg zu der Holden schien versperrt, ein um so unerträglicher Gedanke, weil der gewandte Rathsmann keinen Rath, ihn zu vertreiben, wußte. — —

In solchen trüben Betrachtungen stieg Helmold den Berg hinab, ungewiß, wohin er sich wenden sollte. Für die Gesellschaft der steifen, ungeliebten Braut und ihrer ceremoniösen Mutter taugte er weniger denn je, und seine Judith noch anzutreffen blieb ihm unglaublich; das treue Mädchen und die besonnene, ihm so gewogene, seine Ruhe stets in Augen haltende Frau Gertrudis hatten gewiß längst das Getümmel verlassen, welches sie ihm gehässig wußten, saßen sicher lange schon im Stübchen zu Hause, und trauerten um den gewohnten Gesellschafter, der ihnen so manchen langen Abend verkürzt hatte im wechselseitigen Austausch der geheimsten Gedanken und Empfindungen. —

Der Baumgarten stand leer; die Menge hatte sich vor dem kühlen Abend in die Buden und zum Mosthaus geflüchtet. Ein Stadtknecht, dem Rathsmanne vertraut und an ihn durch Wohlthat gebunden, wandelte unter den Bäumen, nach Pflicht auf Ordnung und Ruhe zu halten. Ihn sprach der bewegte Mann an und fragte zuerst nach der Braut, zuletzt nach der Angebeteten.

Die Winthems wandelten zur Stadt zurück, sobald der Consul sie verlassen, aber mit Schrecken erfuhr er, daß die Frau von Dassel den Freudenplatz noch nicht ge-

räumt, daß sie mit dem Junker und dem Templer noch jüngst in den Alleen sich gezeigt, daß das schöne Fräulein sehr heiter geschienen und mit den Rittern oft hoch auf gelacht habe, und daß die ganze Compagnie höchstwahrscheinlich sich anjetzo im Saale des Mosthauses befinde, wo die junge Welt der höheren Stände zu einem Tanzfeste versammelt war. Das Blut kochte in Helmolds Adern, er mußte sich selbst überzeugen und ließ ohne Gegenwort den Hiobsboten stehen. Bald war er am Mosthaus, aber der Eingang des Saales wurde belagert von einem eingepreßten Haufen des Volks, das im Zuschauen der Verlustirung seiner reichen, hochgeputzten Mitbürgerinnen seine Lust fand. Er eilte immer erhitzter an allen Fenstern des Gebäudes umher, aber auch diese hatte ein Kreis Neugieriger, drei Mann hoch, umzogen, die Dirnen erhoben sich auf den Armen ihrer stämmigen Liebhaber, die Kinder standen auf den Schultern der Mütter, und kein Blick in die überfüllte Halle ward ihm vergönnt, nur die Federn und Barette der Tänzer, die Blumenkränze in den Scheitellocken der Tänzerinnen flogen an seinen brennenden Augen vorüber wie Wolken im Sturmwinde. Er kannte des Hauses Einrichtung und mit geballten Fäusten eilte er zu dem Hintergrunde desselben, schlüpfte durch Küche und Schenkkammer, und gelangte schnell auf die Tribüne, wo die Spielleute und Pfeifer ihre Plätze hatten, und zu der von da eine enge Strige hinaufführte. Schweiß bedeckte seine Stirn, der blaue Busch an seinem Barett hing zerknickt, seinem Mantel war ein gut Theil der

Stickerei zerrissen auf dem engen Wege durch sein unvorsichtiges Fortschreiten im Dunkel, er dachte nicht daran. Jetzt stand er hinter der Reihe der lang gewachsenen Musikanten, die rauschende Musik der schreienden Pfeifen, der dumpftönenden Posaunen betäubten sein Ohr, der grelle Lichterglanz blendete sein Auge, aufziehende Staubwolken droheten seine beklemmte Brust vollends zu ersticken, und doch schien auch hier sein Wunsch ohne Erfüllung zu bleiben, bis er am Ende der Gallerie den buckligen, zwergig gebauten Stadtpauker erblickte, der kaum über seinen Kesselpauken hervorragte und nur durch die langen Polypenarme, welche die Wirbel, so er auf den Kalbsfellen schlug, in der Luft kunstgerecht wiederholten, der Welt unter ihm sichtbar ward.

Hinter dem kleinen Aesop nahm der Rathsmann seinen Stand, und als sein Auge sich nach und nach an die Helle gewöhnt, suchte er mit Falkengier hinter den Staubwolken, wonach das Herz verlangte. Frau Gertrudis ward zuerst von ihm ausgefunden. Auf dem Hochsitze saß sie mit mehreren Edelfrauen im lebhaften Geschwätz, abgewendet das Gesicht von dem Tummelplatze der Jugend. „Sorglose Mütter!“ knirschte Herr Helmold. „Genug ist's, wenn Ihr nur dabei seyd, ob Ihr auch wißt, daß Wolf und Fuchs Euer Schäfchen in den Klauen trägt und ihr Verführungs-Wort ein Stückchen Unschuld nach dem andern von dem sorglosen Lämmchen reißt.“ — Doch seine Zunge erstarrte, das Entsetzen rieselte eisig an seinem Rücken

hinab, als er jetzt Judithen plötzlich erblickte, seine Juditha, welche mitten im rasenden Wirbeltanze in den Armen eines Mannes sich drehete. Er sah nur zu deutlich von oben, wie ihr Gesicht glühete in bachantischer Lust. Schmiegsam gleich der Bachweide lehnte sie an dem Führer, dreist und vertraulich wechselte sie mit ihm das leichte Wort, ohne Scheu strahlte ihr Auge zu ihm empor; und wer war denn der Verhaßte? — Scharf schauete er hinab, und meinte Hexenspuk und Walpurgistraum täuschten seine Sinne. Den Baumeister Thiedericus, den Fremdling, den die stolzen Ordensritter mitgebracht, erkannte er in dem Tänzer. Er mußte sich gestehen, der Mann war schöner als er ihn in flüchtigem Anschauen bis jetzt gefunden. Schlank von Gestalt, zierlich geputzt im lichtgrauen anschließenden Kleide mit seidenen Puffen von Purpurfarbe zeigte er im Tanze die Schmiegsamkeit des Franzosen mit dem Anstande und Ausdruck des Spaniers verbunden, die langen dunkeln Locken flogen um einen nervichten Hals, das blühendste Roth der Wangen hob das gebräunte jugendliche Angesicht, und ein schwarzes Feuerauge funkelte mit stolzem Glanze dem Auge des Edelhirsches gleich, wenn er hoch über den Unterbusch daher fleucht, hernieder auf die liebliche Nymphe, deren Leib sein kraftvoller Arm eng umfaßt hielt, und deren kleine Hand in seiner Linken ruhete. Helmold wollte aufschreien, aber seine Lippen waren kalt und starr, und jetzt stand plötzlich die Hälfte der Colonne fest, und das Paar, welches er mit Geierblicken verschlang, hielt dicht unter

seinem Wächterplatze an. Lang streckte er den Kopf hinüber und quetschte den Zwerg dermaßen, daß er sich unwillig wandte, jedoch bei dem Erkennen des hohen Stadtherrn sich fast unter seine Pauken drückte, und nur mit der Einen freien Hand den nöthigen Baß durch Einzelschläge der Musik zukommen ließ.

Der junge Thiedericus wußte auch die Pause mit orientalischer Lebhaftigkeit zu benutzen. Wie strömte der Quell der Beredtsamkeit von seinen aufgeworfenen, frischen Lippen! Die verdammte Bärenmusik ließ keine Sylbe erhorchen. Er schien zu bitten; sie schien zu versagen, aber ihr Blick widersprach dem abschlagenden Wort. Jetzt zog der Baumeister eine goldene, zartgeformte Rose aus seinem Brustkoller; Helmold erkannte darin Einen der Preise, welche bei dem heutigen Spiele dem besten Armbrustschützen ertheilt worden; der Glückliche reichte sie der Jungfrau und — — sie nahm sie, sie verbarg sie auf dem ungetreuen, hochklopfenden Busen.

Das wurde zu viel für ein Herz, wie es in Helmolds Brust schlug; der versteckte Zuschauer wollte ein Zornwort hinabschreien, wollte über die Kesselpauken und die Schutzwand hinabspringen, aber alle Glieder versagten ihm den Dienst, ein tödtender Schwindel umfing sein Gehirn, Alles drehete sich um ihn wie erdrükkender Gespenstertanz, seine Faust quetschte im Bemühen sich zu stützen die Pauke ein, dann raffte er sich mit letzter Kraft auf, taumelte zurück, hinunter, aus dem Mosthaus, hinab zwischen die Bäume; er sah einen

weißen Steinsitz vor sich, von der plötzlich auf die erhitzte Brust niederfallenden Nachtkälte ergriffen, suchte er den Ruhepunkt zu erreichen, doch die Glieder brachen unter ihm ein, und er sank in halber Sinnlosigkeit dicht dabei an dem Stamme einer dicken Linde in das Gras, und sein Auge wurde finsterer als die stille Nacht, welche um ihn lag. —

Aber der Wermuthskelch des Armen hielt noch die bittersten Hefen in sich; das hämische Fatum wollte ihm auch diese nicht ersparen; Alles, was er im Leben sich gewonnen geglaubt, sollte an diesem Einen Unglückstage ihm unrettbar verloren gehen. —

Ein nahes Geräusch erweckte ihn aus seiner Betäubung, eine bekannte Stimme klang in sein Ohr, ein Liebespaar ließ sich nieder auf der Steinbank; es war der kühne Baumeister, der, mit dem Gebäude so gut wie Helmold bekannt, durch ein Seitenpförtchen die liebe, im Doppelrausch glühende Tänzerinn dem Bereiche der Mutter und der Horcher so listig als glücklich entführt hatte.

„O mein Himmel!" flüsterte ängstlich die liebegirrende Taube, „was wagen wir! Wenn man uns vermißte, verfolgte, ich wäre verloren, Ehre und alles Glück zertreten mir für immer." —

„Was fürchtest Du, Herrliche?" fragte der Stürmer zurück, sie inbrünstig an sich reißend. „Die Mutter ist gefesselt; den ungeliebten, eifersüchtigen Sultan bindet die Gerichtssitzung im Schlosse, Ritter Trezy verrieth mir's freundschaftlich. Nur Minuten lang will ich

schwelgen in Deinem Besitz, der mich Königen, ja Göttern gleich stellt. Nicht die Nachtluft soll meine Prinzessinn schädlich zu lang berühren, aber meine unersättliche Sehnsucht mußte in Deiner ungestörten Nähe sich stillen, sonst wäre sie wie in heißer Wüste verdürstet." — Heftig küßte er hierbei die Jungfrau, bis sie das Gesicht versagend ihm entzog und mit der weißen Hand ihn zurück drängte.

„Wilder Mensch," klagte sie, „willst Du mich wieder ängstigen mit Deiner stürmischen Unbesonnenheit? O Du weißt, wie ich Dich liebe, habe ich doch auch Niemanden geliebt auf der Welt wie Dich, hast Du doch zuerst mich die süße Liebe gelehrt, die ich nicht kannte zuvor. Aber habe Genüge daran, denn was willst Du mehr, als ich Dir spendete? Willst Du, daß ich zerfallen soll mit Mutter und Bruder und allen Bekannten um Deinetwillen? Ach! das ist Schatten neben meinem Licht, das ist tiefer Gram neben meiner Freude, daß Niemand schauen darf unter den Schleier unseres Bündnisses, daß ich den Geliebten nicht triumphirend mein nennen darf vor der Welt." —

„Du sollst ihn ohne Scheu umhalsen, Dein nennen am hellen Mittag, aber vor einer schönern, herrlichern Welt;" fiel hochaufwallend der Mann ihr in die Klage. „Fern auf der Sonneninsel, wo kein Winter ist, wo kein Neid wohnt, kein Rang scheidet, dort im Schatten der Riesenpalme, dort in der cyprischen Jasminlaube von Orangeblüthenduft umwogt, von immerblühenden Rosen umkränzt soll meine Ditha als Königinn

walten. Dein Gespons ist nicht arm, nicht so unscheinbar wie er hier läßt in Eurem armseligen Lande voll buntausstaffirter Puppen und geckischer Stadtrichter. Dort ist ein schönes Eigenthum mein, dort hält ein Marschall mich wie seinen Sohn, und die Freunde meinen, sein Testament würde mich sicherlich einsetzen in den gebührenden Rang und Namen. Bald ist unser Werk bei Euch vollendet, bald reiset der Komthur und ich mit ihm, dann folgt in Knabentracht auf bequemem Zelter Ditha dem Freunde, läßt jede Sorge in diesen traurigen Mauern und flieht an der Liebe Hand zum Lande der Freiheit, wo die Freude immer lacht gleich dem unbewölkten Sonnenhimmel, wo das Glück ungesucht herabsinkt auf das unbefangene Herz, gleich dem Reichthume, den die Natur dort ungefordert schenkt, ohne Mühe und Tageslast, eine Ernte ohne Saat." —

„Ach! wäre morgen schon der Tag!" seufzte das Mädchen sich an den feurigen Redner schmiegend, der sie fester noch an sich zog.

„Aengstige Dich nicht, Du schöne Taube!" stammelte er aus blutvoller Brust. „Dein Gatte umschwebt ja immer Dein Nest, und ist Dir nahe bei Tag und Nacht. Aus Nacht zum Licht! ist unser Schildspruch. Er sey auch der Deine. Und bist Du doch muthvoller als Deine Schwestern; weiß ich doch, daß Du mich liebst heiß und ganz, seit ich weiß, daß Du keine Furcht hast, wenn es die Liebe gilt. Kamst Du doch durch die Mitternacht herab aus dem warmen Bett zum heimlichen Thorwege, spieltest selbst kühn den Spuk in der

Gespensterstunde und machtest Deinem Lieblinge die düstere Halle zum Aphroditentempel. Morgen Eine Stunde vor Mitternacht soll wiederum schlagen die Stunde der Seligkeit; nicht wahr, meine Königinn?" —

„Der Bruder ist da, seine Rosse füllen den Platz!" entgegnete die Jungfrau das Häuptlein schüttelnd.

„Morgen zieht er mit Mann und Pack hinüber in das Sanct Georgen-Haus;" versetzte bestimmt der Drängende. „Frei ist dann wiederum Weg und Thor, und wenn Dein quälender, steifer Werber längst auf seinem Pfuhl träumt vom Glück seines Pfauenstolzes, lacht der arme Meister über den Ritter an der warmen Brust seiner Schwäninn und tauscht mit keinem Kalifen des Orients." —

Herr Helmold lag wie auf der Folter ausgespannt während dieses Zwiesprachs. In allen Gliedern fühlte er das Zucken der Wuth, das wilde Leben der Rachsucht, und doch vermochte er nicht Finger noch Fuß zu regen, lag wie eingeschnürt in den Banden des Schreckens und der Verzweiflung. Jetzt aber, als neue Küsse lispelten, riß er mit Gewalt sich auf, faßte mit der Hand den Griff des Dolchs, welcher nach der Weise seines Standes am Gürtel hing und taumelte mit dem schrillernden, heischer-gellenden Aufschrei: „Schändliche Höllenbrut!" gegen den Sitz hinan.

Hell kreischte das Mädchen, als hätte sie eine Geisterstimme gehört, doch der Buhle faßte sie schnell in seine Arme und riß sie fort durch das Dunkel der Gebüsche zum Hause zurück. Der von Innen aus zernichtete

Rathsherr aber sank mit völlig durch die letzte Anstrengung zerstörter Kraft wiederum sinnlos zur Erde, und wurde erst gegen die Zeit des Frühlichts von den Stadtdienern und Burgwächtern in seinem traurigen Zustande gefunden. Heftig fiebernd, von der Nachtkälte fast erstarrt, verworrenen Sinnes, Niemanden erkennend, in wüsten Faseleien seinen Seelenzustand ausschreiend wurde er von den Getreuen nach seiner Wohnung gebracht. —

5.

Mehrere Wochen zählte man schon nach jenem Feste; die Verhältnisse in Honover hatten sich immer erwünschter für die Pläne des alten Consuls gestaltet, und er ließ sich nichts verdrießen, was ihnen förderlich seyn konnte. Viel sah man den edeln Herrn in den kleinsten Quartieren der Stadt; er trat hinein in die Buden der Bierseller und Höker und fragte nach Absatz und Verdienst, und freuete sich des Gewinnstes; er schickte Geld und Labung zu den Kranken; die Geschworenen durften nicht streng seyn gegen kleine Zuchtsünden, und der Magister Civium prüfte Maaß und Gewicht mit weniger scharfem Auge. Der niedere Bürgerstand sah mit immer größerer Anhänglichkeit auf den stattlichen Herrn; man nannte ihn schon Volksvater, Freiheitsschenker, und bereits sprachen die kecksten Vorredner in Buden und Schenkstätten laut von dem bevorstehenden Glück, und von dem nahen Glanze der freien Vaterstadt. Der Ma-

gister Henricus predigte im neuen Dome über ähnliche Themate, schalt auf Fürstenstolz und Adelsrauhsucht in dem derbsten Style seiner Zeit, fachte mit jedem Tage das glimmende Feuer in dem Plebs höher an durch Schilderung natürlichen Menschenrechts im Gegensatz zu tyrannischer widernatürlicher Unterjochung. So bereitete sich der Hauptact immer deutlicher vor; dabei wuchsen die Stadtmauern täglich höher; in die Thore zogen täglich neue Soldner; die gelben, Zigeuner-gleichen Waldschmiede brachten aus den Holzungen, wo ihre Essen dampften, täglich neues Rüstzeug und Eisenwerk zum Stadtzeughause, und selbst die verschlossenen Templer traten mehr öffentlich auf und verhüllten ihren Verkehr mit dem Senate nicht länger.

Mittags am 24sten September 1292 sah man den Consul und die ersten Rathsherrn begleitet von dem Ordenskomthur und seinen Rittern heran wandeln vom Goddenstadtschen Hause an der Burgstraße, von wo den Ersten der Stadt die Geringern abgeholet, und im feierlichen Zuge durch das Gäßlein der Krämer zum Rathhause schreiten, wo öffentlich in Gegenwart der Gilden und Zünfte das Schutz- und Trutzbündniß zwischen der Civitas und dem Orden abgeschlossen werden sollte, und wo man die künftige Freiheitsurkunde gegen den Herzog von Brunsvic Lüneborch verlesen und die Verhandlung durch Wechseleide beschwören wollte.

Als der Zug auf dem Marktplatz ankam, stutzte der Consul. Mitten auf dem weiten Raume fand sich ein großer länglicht-viereckichter Haufen von gelbem

Sande vor; an seinem östlichen Ende lag auf ihm ein colossaler wohlbehauener Würfel aus weißem Sandsteine mit einigen fremdartigen Ziffern behauen; der Zweig eines Dornstrauchs und einige halbvermoderte Menschenknochen fanden sich daneben am Boden.

„Was soll und deutet das?" fragte er den Herrn von Bredelehe, der ihm zunächst ging.

„Die Bauleute haben ihre Hütte abgebrochen," antwortete der Magister Civium, „indem der Winter vor der Thür, wo die Arbeit ruhet, und weil der Thurmbau durch Euer Gestrengen aufgeschoben, bis der Kämmerei Säckel wiederum gefüllt seyn möchte. Des nassen Sommers wegen hatten sie den Grund des großen Bretterhauses mit Ufersand überstreuet, und was da sonst noch stehen und liegen geblieben, gehört vielleicht zu dem vergessenen Krimskram dieser die Geheimnißkrämerei besonders liebenden Zünftler. Ihr kennet ja selbst, edler Herr, ihre lächerlichen und seltsamen Gebräuche." —

„So! So!" murrte Herr Volkmar in seinen Bart, betrachtete noch Einmal gedankenvoll den Platz und ging vorüber. Auch der Komthur hatte ernst sein düsteres, rollendes Auge auf den Raum geheftet, und wandte den Feuerblick alsdann fragend rückwärts auf sein Gefolge. Flink sprang sogleich der junge Baumeister Thiedericus heran und drängte sich flüsternd an seine Seite.

„Kiriacus, der alte Meister," sprach er schnell und leise, „hat in letzter Hochmitternacht die Kerzen gelöscht,

die Loge gedeckt und die Gesellen entlassen. Mit dem ersten Tageslicht ist er zur nahen Bischofsstadt abgereiset, und mir hat er anbefohlen, Euch den Gruß der nur uns bekannten Zahl zu überbringen. Er baue nur Häuser für den Ueberirdischen; sprach der greise Schwärmer mit düstern Blicken, als ich ihn an Euren Unwillen erinnerte, wenn er ungefragt die versammelten freien Architecten entliese; zu irdischem Werke könntet Ihr unreine Hände gebrauchen. Er ließe Euch zugleich verwarnen, vor dem Regen Eurem Leibrosse neue Hufen aufschlagen zu lassen. Seine Sohlen wären stark und dicht, und er nutze sie, wie der Geist ihm eingegeben." —

„Wahnwitziger Graukopf!" zürnte der Komthur mit Hohnlächeln. „Sein Ansehen, sein Ruhm unter seines Gleichen schützt ihn und er pocht darauf. Meinet er, der Stamm der Zeder könne der Zweige nicht entbehren? Werden sie wild und saugen zu viel am Mark, haut der Gärtner sie ab mit mitleidslosem Beile." —

Der Baumeister stutzte und das Gefühl tiefer Beleidigung mahlte sich in seinen Zügen. Der Ordensherr kümmerte sich nicht darum, und folgte dem Zuge weiter zu den Flügelpforten des Stadthauses. —

Die neugierigen Volkshaufen, welche den Zug begleitet, hatten sich schon wieder verlaufen, als an der Kirche herab ein bleicher Mann in schwarzer Tracht langsam daher kam. Helmold von Steenbeck war es, der junge, unglückliche Rathsherr.

Tödtlich krank hatte er eine Woche lang darnieder gelegen, doch Jugend und gesparte Kraft trieben den Freund Holzmaier von seinem einsamen Schragen; am siebenten Tage brach sich die Gewalt der Krankheit, und mit dem kehrenden Geisteslichte kam auch die körperliche Genesung zurück. Aber als ein ganz Anderer erstand der Mann von seinem Schmerzesbett. Betrogene Liebe, durch Falschheit belohnte Treue, gebrochener Glaube an den heiligsten Bund der Herzen, mit unmenschlichem Undank belohnte Opfer sind Nattern, die ihre Giftzähne so tief in die Menschenseele eindrükken, daß das ganze Wesen vergiftet bleibt für ewig. Von dem Ohm tyrannisirt und verächtlich behandelt, von der Geliebten betrogen und verworfen war die Welt ihm ein finsterer Kerker geworden, das Leben ihm geworden eine pressende, unerträgliche Last. Eine nagende, ungeheure Feindseligkeit gegen alles Lebende hatte sich in sein Gemüth genistet; seine sonstige Gutmüthigkeit, sein schwacher, fügsamer Sinn waren vertilgt bis auf den letzten Keim; er haßte den herrischen Verwandten, weil er die Kette des Brautstandes um ihn gelegt, die ihn von seinem Glück zurück gerissen; er grollte gegen die Mutter, weil sie sein Kleinod so schlecht bewacht; er fluchte der Geliebten, die ihn mit der Schminke der Kindlichkeit und Unerfahrenheit so ungeheuer, so fürchterlich getäuscht, die mit dem Nonnenschleier der Unschuld ihre buhlerischen Lüste verhüllt, die seines Angedenkens nicht einmal werth geblieben, die ihn um jede Seligkeit, selbst um die kleinste Hoffnung

hienieden und jenseits betrogen hatte. Er fühlte sich allein, ganz allein in der Welt, allein im Gedräng der Millionen Geschaffener, das fürchterlichste Bewußtseyn im denkenden Wesen! — und er konnte nicht sterben, der Tod floh ihn, so oft er ihn auch in seiner Krankheit heran gebetet, und Selbstmord verbot ihm die heilige Religion, die von früh an in seine Brust gelegt worden. — Der Unglückliche hatte diese lange Zeit in seinem düstern Kiesett gesessen nur mit den hohnlachenden Gespenstern seiner Erinnerungen in grauenhafter Gesellschaft. Heute trieb ihn der dringende Befehl des Consuls, im Pleno des Rathes nicht zu fehlen, heraus, denn die Gewohnheit übte dennoch ihre alte Gewalt über den Schwachen aus.

Als er so mit den Blicken am Boden haftend daher schlich, schritt hastig ein Mann in seinen Weg, und er erkannte in ihm den Jugendfreund, den reichen Wechsler Boldowinus Unzel, von dessen hochbegüterter Familie sogar eine Gasse der Stadt die Unzelinger-Straße genannt wurde, bis sie später den Namen der Selewinder-Straße bekam. Mit Unruhe und erhitztem Gesicht vertrat ihm der Wechsler den Weg und ergriff heftig seine Hand.

„Wohin gehst Du, Helmold?“ fragte der Freund. „Ich suchte Dich in Deiner Wohnung, um gar Wichtiges zu bereden. Deines Dieners Wort leitete mich auf Deine Spur und glücklich, daß ich Dich fand. Komm mit mir; mein gewichtiges Geschäft erlaubt keine Säumniß.“ —

„Was ist denn wichtig noch auf Erden?“ antwortete fast tonlos der bleiche Mann. „Aber Du warest immer ein guter, treuer Mensch; Abends will ich gern mit Dir reden, und Dir rathen, wenn ich kann, und wenn die Sache Dein Wohl betrifft. Geht sie mich an, so laß sie fallen. An mir ist nichts mehr zu bessern oder gut zu machen. Alle, Alle haben mich ja fallen lassen.“ —

„Mensch! Mann, was ist aus Dir geworden und was mit Dir geschehen?“ staunte entsetzt der tieferwegte Freund.

„Ein entwurzelter Baum,“ entgegnete schmerzlichweich Helmold von Steenbeck, „am Wege liegend, der Vernichtung Raub, ein Spott der Bettelbuben. Aber laß mich jetzt, ich muß auf das Theatrum, der Rath ist versammelt, und ist das Herz des Menschen auch zu Asche und Kohle gebrannt, der Bürger soll bis zum letzten Athemzuge seine Pflicht thun.“ —

„Ein guter Bürger bist Du, und willst doch dahin, wo die erste Bürgerpflicht verletzt wird, wo man Bürgerelend bereitet?“ fragte Boldewinus mit Heftigkeit. „Nein, Du weißt nicht, was dort geschieht, ich lese es in dem Staunen Deiner trüben Augen. Was hältst Du für die erste Pflicht des Bürgers, Helmold?“ —

„Treue der Vaterstadt, Treue dem Landesherrn, den Gott setzte und der sie beschützt, Treue jedem geleisteten Gelübde, sey es Handschlag oder Eidschwur!“ entgegnete Steenbeck mit Aufwallung und Festigkeit.

„Dann wirst Du nicht hinauf gehen, wo die Fremden und der [illegible], in Stolz berauschte Consul alle diese Pflichten [illegible] die Sohle stampfen;“ fuhr mit Erhizzung Unzel fort. „Rebellion ist auf ihren Zungen, und sie wissen selbst nicht, was sie thun. Dem Pöbel die Ketten nehmen, heißt Tiger und Hyäne aus dem Käfig lassen. Sie wollen im Eigennuz sich groß machen und werden sich verderben; der Lüneburger und seine Verbündeten werden brechen ihren schwachen Thron, und das wäre die gelindeste Strafe für sie, oder das Volk selbst wird sie stürzen und zerstampfen, wenn es sich betrogen sieht mit diesem unreifen Freiheitswahne. Brunsbics Exempel sollte die Thoren verwarnen. Nein, ich lasse Dich nicht hinauf, denn ich liebe Dich und Deine Ehre! Du wirst gezwungen den Rebelleneid schwören müssen, oder sie würden den Widerspenstigen einkerkern bis nach vollführter That. Nein, müßte ich Dich zwingen, so würde ich in Freundespflicht es thun. Mein wackerer Helmold soll nicht Theil haben an dem heraufbeschworenen Gespenst des blutigen Bürgerkrieges, nicht Theil haben an der Sünde des Mordbrandes, der über unsere Stadt kommen wird. Deine Kränklichkeit muß Dich bei dem Ohm entschuldigen, und ich führe Dich zu meinem Hause, wo Du finden sollst, was Du nicht erwartest, wo Du einen bessern Sitz einnehmen kannst, als Dein Ohm Dir zugedacht.“ —

Freundlich nahm er den Erschrockenen und Verwirrten an den Arm, und leitete ihn langsam um die Kirche hin zu der Unzelinger Gasse, und Helmold ließ

sich ziehen wie ein Kind, nur als sein mattes Auge hinüberstreifte über den Hökenmarkt und er Judithens Fenster erblickte, überzog eine flüchtige Glut seine Wangen; „Gottes Fluch über die verwünschten Templer, die mit den Seelen Handel treiben;“ murmelte er und schritt schneller und kraftvoller weiter.

Im Hause des reichen Wechslers angekommen fand er zu seiner Verwunderung das Geheimzimmer desselben nicht leer zum verheißenen, stillen Zwiesprach; drei Fremde waren dort; in dem Einen erkannte Helmold sofort den Capellanus Eckhard von Sanct Gallen, die Andern schienen zwei Kriegesleute in das grobe Wams der Söldner gekleidet, scharf bewehrt und das Angesicht mit wildgewachsenen Bärten beschattet. Der Capellan saß am Tische, Briefschaften vor sich; der Eine Kriegsmann siegelte mit großen Wappen die Papiere. Der Andere, anscheinend der Jüngere, lag nachlässig hingestreckt im großen Lehnsessel des Hausherrn, das lange Schwert zwischen den Knieen, und sah mit strengem, finsterm Blick auf die Eintretenden, ohne zum Willkomm ein Glied zu rühren.

„Glück auf zum neuen Leben!“ rief der kleine Priester, hinter dem Tische mit kurzen Schritten hervorkommend und Helmolden die Hände reichend. „Seyd mir gegrüßt unter den Gesunden! Wär's doch wahrlich Schade gewesen, wenn Honovers wackerster Senator des Fiebers Raub geworden wäre, und noch dazu an einem so jämmerlichen Gift hätte erbleichen müssen, am

Biß der tollen Füchse, die sich am Löwenroder Berg ihren stinkenden Bau gegraben." —

„Wie wißt Ihr, frommer Herr?" fragte Helmold betroffen.

„Erlaubt!" sprach Boldewin zu Dem im Lehnsessel geneigt, indem er dem jungen Rathsmanne einen Stuhl unterschob.

„Der Herr, welcher der Allwissende ist, leitet seine Diener auf die Fährte der Bösen, damit ihre Anschläge zu nichte gehen und ihr Hochmuth gezüchtigt werde;" fuhr der Capellanus fort. „Ich war ein unsichtbarer Beisitzer der verruchten Versammlung und spielte den Burggeist, sie zu verwarnen. Aber sie haben nicht hören wollen, so müssen sie fühlen; dem verstockten Sünder wird nicht Vergebung, und Feuer und Schneide sollen sein Gewissen wecken, daß die Seele nicht verderbe zusammt dem Leibe." —

Der Kriegsmann im Sessel rasselte mit seinen Waffen und verzerrte ingrimmig den bartbedeckten Mund, als der Priester also geredet.

„So habt Ihr dem gestrengen Herzog Anzeige gemacht?" fiel der Senator ängstlich ein. „Habt seinen Zorn heraufgelockt zum zerschmetternden Ungewitter für diese gute Stadt, und werdet den Guten, den Verführten mit dem Bösen verderben? O mein Herr Gott, welche Schrecken müssen sich anjitzo gebähren, und welch Ende wird kommen! Habt Ihr das auch bedacht, frommer Vater?" —

„Fluch und Tod über die, welche das böse Wet-

ter heranlockten, den Tod durch die Sünde!" entgegnete heftig der Capellan. „Aber nur sie sollen büßen, wenn auch schauerlich und nach übervollem Maaße der Gerechtigkeit." —

Der Wechsler winkte dem Priester mit den Augen, und bog sich freundlich zu dem Freunde, dessen Kopf gesenkt hing und der den Boden anstarrte.

„Daß das Verderben nicht den Schuldlosen mit betreffe, darum eben sind wir hier zusammen, darum habe ich auch Dich herbeigerufen;" sagte er mit mildem Tone. „Die Guten und Getreuen haben ebenfalls ihren Bund geschlossen gegen die Abgefallenen, und wahrlich die besten Männer sind dabei. Die Brüder von Rinteln stehen uns zu, Herrmann und Adolph, die Vettern von Steinhauß, der weise Senior Meiger, der Türk und die Seldenbutts reichten uns die treuen Hände. Den Krieg vermeiden, Blut schonen, die Friedenshäuser der Bürger sichern, Frauen und Töchter vor Schimpf und Unbill wahren, das sind unsere Entschlüsse, und darum gedenken wir vor dem Ausbruche der Rebellion den geheimen Brand zu ersticken. Der erlauchte Herzog ist nahe; er kennt alle seine Getreuen, auch Du bist genannt vor seinen Ohren unter ihnen. Heute schon kamen seine Reiter zur Nienburg an, und noch in dieser Nacht müssen sie zum Schirm und Schutz der Redlichen die Stadt besetzen." —

„Ohne Blutvergießen wollt Ihr wirken;" antwortete kopfschüttelnd der Senator. „Wie sollte das angehen? Die Mauern sind fast vollendet; die Quar-

tiere liegen voll Söldner, welche den Kampf verſtehen; die Ordensritter ſind kriegskundige Führer; alle Thore und Warten ſind ſcharf beſetzt. Ihr werdet das Pflaſter der Gaſſen mit Blut und Hirn beſprengen und die Märkte mit Leichen anfüllen." —

„Darum eben riefen wir Dich," fiel Boldowin mit Ausdruck ein, „denn Du nur kannſt den Kampf enden, ehe denn er begann. Biſt Du nicht Commandant der Miliz, müſſen Deine Compagnien nicht zur Stelle ſeyn, wenn Du rufſt; kannſt Du nicht die Wachen von den Thoren ziehen, und mit ihnen die Führer und Rädelsmänner umſtellen und einfangen? Sind die Söldner ohne Haupt, verlaufen ſie ſich wie Schafe, wenn der Wolf einbricht, und Hirt und Hund fern ſchlafen." —

„Aber mein Bürgereid?" fragte Helmold ſcharf und mit innerer Unruhe.

„Du ſchworeſt ihn in des Conſuls Hand Deinem Herzoge!" ſagte Unzel ſchnell.

„Und ich löſe ihn Dir und nehme einen neuen und reinern von Dir in meine eigene Hand!" tönte da die dumpfe Stimme des Wappners im Lehnſeſſel und mit Hoheit trat er vor den Sitzenden hin.

„Ihr ſeyd?" ſtammelte Helmold in banger Ahnung ſich vom Sitz aufreißend.

„Otto, Dein Herzog und Dir gnädig gewogen!" ſprach der Kriegsmann fort und legte die Rechte auf des Zitternden Schulter.

„Um Gott! Ihr waget Euch?" ſtotterte der

Rathsmann, indem er das Knie bog vor dem hochgewachsenen, in seiner Erregung und seinem Zorn wie ein Rachengel leuchtenden Fürsten.

„Was wagen?“ fuhr der Herzog mit lauter Hohnlache auf und stieß hart mit der klingenden Schwertscheide den Boden. „Bin ich denn hier nicht in meinem Hause und soll der Mann-zagen in seiner eigenen Kammer? Meinen Vater Johannes trugen seine Unterthanen meilenweit zu Grabe; was habe denn ich gethan, daß ich nicht an gleiche Treue und Liebe glauben dürfte? Warum seyd Ihr, wackerer Junker, nicht zu mir gekommen? Unter meinen Lüneburgern hättet Ihr Euch ein stärkeres Herz gewonnen. Ich und mein tapferer Schwager, der Oldenburger dort, haben uns mit dem starken Eisen schon aus einigen funfzig Lauenburgern heraus gehauen, und sollten uns vor den Partisanen der eigenen Lehnsleute fürchten?“ —

„Gnade!“ bat da der Junker von Steenbeck. „Es ist mein Ohm, mein Wohlthäter, der als ein Verführter an der Spitze der Meuterei sich findet. Soll ich selbst die Hand heben, ihn zu verderben, ihn, der mich erzog, kleidete, ernährte?“ —

Der Herzog sah finster auf den schönen, bleichen Mann, in dessen Augen die reine, treue, vom Unglück tief geschlagene Seele schwamm.

„Steht auf, mein Getreuer!“ sagte er dann mit weichern Tönen. „Beugt sich der Consul vor mir in Reue, wie Ihr jetzt thatet aus Liebe zu dem Thörichten, bei meinem Wappen! so soll ihm ein verzeihen-

der, gnädiger Fürst gegenüber stehen. Ich weiß Alles; die Ritter des rothen Kreuzes sind die Hetzer der Unterthanen gegen die angeborenen Herrn, sie sind die Hummeln, welche sich einnisten in jeden fleißigen Bienenstock. Auf ihrem Haupte brenne das Feuer meiner Rache. Fanget mir sie ein, lasset keinen von ihnen entkommen, und die Strafe, die ich über sie verfügen werde, soll meinem Zorne genügen, und meine verleiteten Landeskinder sollen ihre Buße in dem Schauder finden, diese Strafe ansehen zu müssen." —

„Nach Mitternacht sammeln wir uns im Hause des Adolphs von Rinteln;" bestimmte Boldewinus; „von da ziehen wir aus; Du befehligst die Wachen und die Miliz uns zu folgen, dann kannst Du heimgehen und auf dem weichen Bett den Ausgang erwarten. Wir umzingeln das neue Ordenshaus und fangen die Ritter. Das Uebrige wird der erlauchte Herr mit seinen Reitern vollführen."

„Und ich gebe das Zeichen mit dem Glöckchen der Sanct-Gallen-Kapelle zur Frühmette läutend;" setzte der Kapellan hinzu.

„Nein!" rief da Helmold von Steenbeck sich mit auffallender Erhitzung aus seiner gesunkenen Haltung in Manneskraft erhebend; „nicht ruhen will ich auf dem Schragen, wenn es gilt, dem geehrten Landesherrn Bürgertreue und männlichen Sinn zu beweisen. Ich habe sein Herzogswort für des reuigen Ohms Leben. Es gilt den Sturz der Templer, der teuflischen Verführer! So werde ich selbst die Wappner befehligen,

und wenn sie knirschen in meinen Banden, vielleicht neuen Lebensmuth, wenigstens die letzte Freude meines Daseyns gewinnen." —

6.

Eine Nebelnacht, wie sie die Jahrzeit mitbrachte, deckte die Stadt. Die ersten Stunden des fünf und zwanzigsten Septembers des Jahres Christi 1292 waren verronnen, und fern vom Berge klang fein und wimmernd das Kapellenglöckchen. Wohlbewaffnet trafen Helmold und Boldewin bei den ritterlichen Brüdern von Rinteln ein, und der Erstere trieb mit besonderer Hast zum Beginnen des Werkes. Der Ritter Adolph ließ sich nur noch von seinem Diener Johannes das feine Panzerhemd über das Wams werfen, dann verließ das Doppelpaar der jungen, muthigen Männer das Haus und trat in die finstern, todten Gassen hinaus.

Der Diener blieb in der Hauspforte und horchte auf die Schritte der sich eilig Entfernenden. Als Alles wiederum still geworden, verlebendigte sich die dürre, lange Gestalt des stummen Knechts. „Was war mir denn das?" fragte er sich selbst. „Zum Tanzgelag oder Schmause pflegt man nicht nach Mitternacht zu gehen, noch weniger im Eisenhelme und mit dem Schlachtschwerte. Der bleiche Senator sprach von dem Ordenskomthur, bei dem mein Zwillingsbruder Stalldienst nahm, und seine Mienen dazu sahen recht su-

rios und erschrecklich aus. Sollten sie einen Mordanschlag gegen die fremden Herrn im Sinne haben? Und mein armer, unschuldiger Andreas käme mit in die Patsche? Nein, ich wäre ein gar zu schlechter Bruder, verwarnte ich den Armen nicht. Ich wecke ihn und nehme ihn mit in mein Bett. Giebt es nichts, so springt er früh wieder hinaus, und weder sein, noch mein Herr erfahren davon." —

Eilig stolperte er durch das Dunkel, und suchte das Ziel, das er sich gesteckt. — —

Die vier getreuen Söhne Honovers waren indeß auch nicht säumig gewesen. Der Herr von Steenbeck weckte zuerst die Corporale und ließ durch sie die Miliz aus ihren Wohnungen in den kleinen Quartieren auf den Markt bescheiden. Dann gingen die Junker von Thor zu Thore, zogen die Wachen an sich, und ließen an jeder Warte nur zwei Wächter in den aufgeschlossenen Pforten, die Jeden, der die Parole spräche: Freunde des Gesetzes! einzulassen befehligt wurden. Auf dem Marktplatze trafen dann Alle wieder zusammen, ordneten dort die vorgefundene Stadtmiliz zu den mitgebrachten Mauerwächtern, und führten ohne Geräusch den ganzen Trupp zu dem Hause, welches von den Ordensrittern in Besitz genommen war. Helmold von Steenbeck schritt vor dem Zuge; er fühlte das Klopfen aller Pulse, das bis dahin ihm so fremde Gefühl schadenfroher Rachlust hatte sein ganzes Wesen ergriffen, und ersetzte in höchster Anstrengung der Nerven die Kraft, welche ihm die Krankheit entrissen.

In der Stille wurde das Haus förmlich umstellt, und als der Kreis dicht geschlossen worden, gingen die vier Anführer an der Spitze eines auserwählten Trupps näher hinan, schnell den Thorweg zu sprengen und die Feinde in ihren Betten zu überraschen. Aber mit Erstaunen schaueten sie sich unter einander an, als sie die Thorflügel unverschlossen fanden, als sie Geräusch und Rossesstampfen in der Tiefe des Hofes hörten und ihre Augen dunkele Menschengestalten erblickten, die sich mit Windlichtern in unverkennbarer Unruhe hin und wieder her bewegten.

„Sie sind verwarnt!“ flisterte Herrmann von Rinteln. „Aber wir kamen glücklich früh genug, die verrätherische Warnung zu nicht zu machen.“ —

„Wappner, die Partisanen gesenkt!“ commandirte Steenbeck, indem er sein Schwert zog und das Barett fest in's Gesicht drückte. „Laßt keinen lebend hindurch, bei Eurem Bürgereide, der heraus zu brechen versuchen sollte.“ —

Mit einem Faustschlage warf er jetzt beide Thorflügel vollends aus einander, und trat in das düstere Gewölbe, in welchem schon die dumpfhallenden Tritte mehrerer Rosse hörbar wurden, die langsam vom Hofe her herankamen. Der Commandant faßte sogleich Posto mitten im Wege und streckte sein Schwert voraus. „Halt da!“ rief er mit kräftiger Stimme. „Im Namen des Herzogs Otto von Lüneborch gebe sich gefangen, wer in diesem Hause athmet. Denke Keiner an Entrinnen, denn hundert scharfe Eisen bedräuen den Ausgang. Wer sein Leben

liebt, strecke die Waffen, und ergebe sich der Gnade des Herzogs.“ —

Die Rosse wurden von den Reitern angehalten. „Verflucht!“ tönte des Ritters Trezy feine Stimme. „Die bürgerlichen Hatzhunde sind eilfertiger gewesen, als wir, und heulen draußen und zeigen das scharfe Gebiß. Komthur, was zu thun?“ —

„Löwen auf die Hunde!“ donnerte da des Komthurs Stimme. „Alle zu Roß! Schwerter vor! Sporen in den Wanst! Bauch zur Erde hindurch! Es gilt die ritterliche Freiheit und die Ehre des rothen Kreuzes.“ —

Ein verworrenes Geräusch von Waffenklang und Stimmengemurmel tönte im Hofe einige Augenblicke, dann brauſete gewaltiger Rossessturz aus dem Gewölbe hervor. Die weißen Gestalten hoch auf den schnaubenden Hengsten brachen unaufhaltsam heraus aus der dunkeln Halle, erschienen draußen im Halblichte der Nacht, fuhren, wie ein Sturmstoß den Eichwald nieder wirft, ein in den Kreis der Miliz, die Partisanen krachten auf den Harnischen, die Schwerter blitzten, zischten rechts und links wie Blitze nieder, und durch die Stürzenden gewann der wilde Komthur auf seinem schlagenden verwundeten Hengste Raum und spornte das herrliche Thier, so wie er Luft fühlte, ohne umzusehen die Marktstraße hinab, dem nächsten Stadtthore zu; die meisten seiner Ritter theilten sein Glück und folgten dem Klange seiner Hufe. —

Betäubt standen die städtischen Edeln, und riefen

die versprengte Miliz zum Standhalten auf und trieben sie zur Verfolgung der Flüchtigen mit Wort und Klinge. Aber wer konnte die schnellen Rosse einholen in düsterer Nacht? Boldewinus eilte besonnen in das Haus, ließ fest nehmen, was er noch im Hofe und in den Ställen von Ordensgesinde mit Fluchtanstalten beschäftigt vorfand, mit den erbeuteten Windlichtern eilte er dann zu dem Platze des schnell beendigten Kampfes zurück und erhellte die Straße. Der Gewinn war nicht genügend. Zwei Templer wälzten sich von den Partisanen der Wächter durchstoßen sterbend im Blute; den wüthenden Junker Herrmann von Dassel hatten zwei herculische Armbrüstler vom verwundeten Gaule gerissen und hielten den Brüllenden mit nervichten Fäusten gefesselt; der Baumeister Thiedericus ward geknebelt vom Hofe hergeschleppt, mit ihm der bebende Magister Henricus und der heulende Knecht des Junkers von Rinteln. Doch der Verlust wurde schmerzlich zugleich beleuchtet; denn acht brave Bürger stöhnten schwer getroffen liegend auf dem Pflaster, und mitten im Thorwege fanden die Freunde mit Entsetzen den schon entseelten Helmold von Steenbeck; durch ein breites Ritterschwert war ihm mit furchtbarem Todesschlage der Schädel bis zum Auge gespalten, und die Hufe der über ihn hin stürzenden Streitrosse hatten seinen Körper zerschlagen und zerfetzt auf eine schauervolle Weise. Bestürzt standen die Gefährten bei dem Anblicke, der noch grauenvoller wurde im ungewissen Lichte der flackernden Fackeln; eine augenblickliche Todesstille entstand, das tiefe, schmerzliche Gefühl andeu-

tend, welches jede Brust ergriffen; alle Häupter erschienen entblößt, auch die rauhesten Hände zum Gebet gefaltet; da schmetterten fern, dann näher und jetzt überall die Heerestrompeten der eingedrungenen Panzerreiter des Herzogs, und die wilden Kriegstöne weckten die Erstarrten, und riefen sie fort zu dem Rächer und Gewalthaber, welcher ihrer Botschaft und ihres Armes wartete.

7.

Wenn die schrecklichste Naturerscheinung, die Einzige, bei der nicht an Flucht und Entkommen zu denken ist, wenn ein gewaltiges Erdbeben eine friedliche Stadt aus dem Schlafe weckt, — die schwankenden Betten stoßen die Schläfer aus; sie flüchten hinaus aus den krachenden, ungetreuen Wänden; die Thurmglocken tönen von selbst; Mauern und Dächer prasseln nieder, die hohen Kirchen bersten, die Thürme stürzen ein, nirgends ein Zufluchtsort, denn auch der Grund birst, und öffnet verschlingende Abgründe, und Flammen und Rauch, erstickende Schwefeldämpfe und siedendes Wasser quellen hervor aus dem geöffneten Rachen der Unterwelt! — ja wenn dieses furchtbarste aller Ereignisse einer Stadt Verderben und Vernichtung dräuet, kann der Schrecken kaum größer seyn, als der war, welcher am genannten Septembermorgen die schlafenden Bürger aus ihren Betten riß, und zu den Fenstern trieb Dichter Nebel

deckte die Straßen und hielt den Tag zurück; am düstern Himmel jagte ein erwachter Sturm schwarze, grauenhafte Riesenwolken vorüber, von selbst klangen die Glokken der offenen Kapellenthürmchen im Windstoße, und unten war die ganze Stadt voll fremdartigen Gelärms, Trompetenschmettern, Roßgetrappel und Geklirr der Harnische und Gürtelketten. Ueberall sah der ängstlich lauschende Bürger dichte Reiterhaufen halb nur erkennbar und darum Schrecken-dräuender hin und her ziehen und halten auf den Plätzen und an den Ecken der Gassen; Thüren wurden eingeschlagen, dumpfe Fluchworte schallten fernher, Geschrei und Gewinsel schien zu antworten, und wagte ein kühner Hausvater zur Beruhigung seiner Familie sich aus seiner Thür, schreckten sogleich Donnerworte der bärtigen fremden Panzerträger und ihre geschwungenen Schwertklingen ihn hinein zu seinem Heerde.

Endlich erschien der von Angst und Sorge herauf gebetete, schleichende Tag. Hoffnung und Vertrauen kam mit ihm in die eingeschüchterten Bürgersleute; einzeln trieb die Neugier sie aus ihren Spelunken; Nachbar trat zum Nachbar; dreister geworden durch die Gesellschaft wagte man sich weiter, und die nächtliche Beunruhigung schien aufgehört zu haben, das erste Ungewitter hatte sich der tödtlichen Blize entladen, aber auf all den erblichenen Gesichtern war deutlich die Spannung der Furcht zu finden und bei ihr das Bewußtseyn, daß die eingetretene scheinbare Ruhe noch manches Furcht-

barere bergen möchte und in jedem Augenblicke ein neuer Ausbruch des Zerstörenden dräue.

Kein freier Raum war in der Stadt, den nicht fremde Kriegsleute besetzt hielten, theils hoch auf mächtigen Rossen, theils abgesessen auf die baumlangen Speere gelehnt. Alle trugen die Feldbinden des Lüneburgers und von den braungelben, vielbenarbten Gesichtern las man deutlich die Characterzüge damaliger Kriegsleute, den Mordburst, die Gier nach Plünderung, Raub und Mordbrand. —

„Der Herzog ist da und mit ihm sein Zorn auf die Stadt. Er wird sie seinen Rotten Preis geben. Der hohe Rath ist die Nacht aus den Häusern gerissen worden und liegt in Ketten in den Kerkern des Stadthauses und in den Verließen des Schlosses. Entkommen sind durchs offene Thor die Ordensherrn, auch mehrere schuldige Edelherrn über die Mauern gesprungen und in das Bischofsland geflüchtet. Der wüthende Herzog sitzt schon zu Gericht auf dem Rathsaal.“ — So flisterte Einer dem Andern zu, und doch besiegte die Neubegier unwiderstehlich ihre Seelenangst, zum Marktplatz schlichen scheu die Bürgersleute, und wer dort das Haus eines Bekannten wußte, schlüpfte hinein, am Fenster oder vor der Dachluke einen sicheren Schauplatz zu finden. Aber was man dort erblickte, mußte die Beunruhigung nur steigern. Das sogenannte Speelhus, ein großer Vorbau des damaligen alten Rathhauses, auf welchem alle bürgerlichen Hochzeiten, Banketts und Tanzfeste gefeiert wurden, und das sich mit einer freien

Tribüne gegen den Markt öffnete, zeigte sich von mehreren blankbepanzerten Trabanten bewacht, welche breite Streitäxte in den Fäusten trugen; von dem Geländer wehete die große Leibfahne des Herzogs mit dem blauen Löwen im gelben Schilde und dem springenden weißen Rosse an der gekrönten Säule. Den gelben Sandplatz, den Nachlaß der Bauleute, umstand eine doppelte Reihe finsterer Hellebardirer, und rund um die Mitte des Marktes schloß sich ein Reiterkreis mit gezückten langen Schwertern; doch am gewaltigsten schütterte die Glieder der Schuldbewußten ein Blick auf die steinerne Laube, den bekannten Platz des Halsgerichtes, denn der gefürchtete Meister Peter lehnte an dem runden Pfeiler in seinen schwarzen Mantel gehüllt, unter dem das schwere Beil hervorblinkte, und die gefühllosen Gehülfen seines Gewerbes weilten mit ihren entmenschten Gesichtern hinter ihm. —

Der Herzog Otto von Lüneburg befand sich wirklich schon oben auf dem sogenannten Theatro, dem Sizzungssaale des Senats, aber nicht mehr in dem schlechten Wamse des Söldners, sondern den gekrönten Helm auf den dunkeln Locken tragend und über der schweren Silberrüstung mit dem Fürstenmantel von Goldbrokat geputzt. Nicht sitzend, sondern stehend lehnte er am grünen Tische, die Scripturen und dicken Gesetzbücher lagen herabgeworfen unordentlich am Boden, und an ihrer Statt hatte er sein blizendes Schwert dräuend auf die Tafel gelegt. Vor ihm standen gebückt und unterthänig die treugebliebenen Vorstände der Bürgerschaft und Zünfte,

Boldowinus Unzel, Herr Meiger und die von Rinteln an ihrer Spitze, und an ihrem Flügel, der Kapellanus Eckhart, der sie gesammelt und eingeführt.

„Eure Stadt verdiente eine derbere Züchtigung;“ fuhr der Erzürnte in seiner Rede fort, die mit einigen niederschmetternden Fluchworten begonnen hatte; „denn Niemand Meinesgleichen würde es ungewöhnlich finden, wenn ich Eure Häuser der Erde gleich machte, damit kein Enkel den Platz mehr erkenne, wo rebellische Mordpläne der Aufrührer gegen ihren Fürsten gebrütet wurden. Die Frömmigkeit habt Ihr zur Larve gebraucht, Ihr Gottlosen, und unter dem Vorwande kirchlicher Bauten ohne unser Wissen und Willen Mauern errichtet uns zum Trotz und gegen unsere Hoheitsrechte. Verrätherisch habt Ihr unser Schloß Löwenrode mit einem Ueberfalle bedroht, die eigene Veste gegen uns zu besetzen. Einem fremdländischen, uns verhaßten Orden habt Ihr Raum gegeben und Wohnung in der Stadt; habt flüchtige Majestätsverbrecher, die dem Zorne unseres geliebten und verehrten Vetters entronnen, bei Euch beherberget und gespeiset, und ihre Weiterflucht begünstigt. Uebergenug der Verbrechen, von denen Jedes den Tod herauf beschwört! Aber hat uns Gottes Hand herbei geführt zu rechter Zeit, zu fangen die Strafbaren und sie zu Schanden zu machen, so hat uns Gottes Licht auch zugleich erkennen lassen die Getreuen und Standhaften, und um der wenigen Gerechten willen wollen wir Gnade für Recht verhängen, und wollen schonen die Verführten und weniger Befleckten. Man

beliebt uns den Guten oder Strengen zu schelten, doch wir wollen beweisen, daß wir Milde zu der Strenge zu mischen wissen. Eure Beschwerden haben wir gelesen und beachtet; wohl denn, Ihr sollt Eure Mauern fest machen, und die Burgritter der Nachbarschaft sollen auf unsern Befehl Euch durch Brief und Siegel zuschwören, abzustehen von aller fernern Molestie der Saumrosse, Güterfuhren, Aecker und Heerden; aber unsere Krieger sollen bleiben innerhalb Eurer Stadt, und ihnen soll die Bewahrung Eurer Warten vertrauet seyn. Eure Bürger sollen hinauf in das Schloß, was ihr Fürwitz als Besitzthum begehrte, aber gleich Fröhnern sollen sie es neu aufbauen und wehrhaft machen, und die von Alten, die von Reden und von Henensee sollen oben am Berge sitzen und Ihr sollet ihnen doppelt Borchlehn zahlen und sie sollen als Kastellani wachen über Eure Treue, und Herr Ludolph von Escher soll als Gograf Eurem Gerichtsbanne vorwalten. Eure Privilegien wollen wir neu besiegeln, aber Habe und Gut, Bewegliches wie Unbewegliches derer, die dem Blutbann verfielen oder durch Flucht sich unserer Gerechtigkeit entzogen, soll unserm herzoglichen Schatze verfallen seyn jetzt und für immer. Aufgelöset ist durch uns, in der Kraft und Gewalt, die uns Gott verliehen, Euer Senat und was mit ihm zu Rathe saß; wir befehligen Euch, eine neue Obrigkeit zu erwählen für diese Stadt ohne Aufschub und unter unsern Augen, und hoffen Eure Wahl werde solche treffen, die unsers Vertrauens sich würdig machten und uns Bürgschaft leisten mögen für Eure künftige

Treue und den Gehorsam und Frieden dieser unserer Stadt. Und so bleiben wir Euch bis auf weiteres gewogen und entlassen Euch als Euer gnädiger Herzog.“ —

Tief beugten sich die Vorstände der Bürgerschaft; gedemüthiget, doch mit weniger klopfenden Herzen zogen sie vom Saale hinab, und der erhitzte Fürst trat einige Minuten hinaus auf die Tribüne, sah mit gedankenvollem, düsterm Blick eine Weile auf den Platz und die Sandstelle und das Volksgewimmel am Rande der Häuser hinab, dann ging er entschlossen zurück, nahm seine alte Stellung ein, und winkte Einem seiner Ritter. Und bald darauf erschien ein neuer Zug vor ihm, erkiesen aus Bewohnern dieser Stadt, jedoch von ganz anderm Character und in betrübterem Aufzuge. Von Bewaffneten umkreiset, mit auf den Rücken gebundenen Händen, nur halbbekleidet, wie man sie aus den Betten gerissen oder im Hause gefunden, traten langsam die Häupter der Rebellion herein, der alte Consul an ihrer Spitze. Acht und dreißig waren der Gefangenen, den templarischen Priester und den Knecht des Junkers von Rinteln mit eingerechnet.

Eine dunkelrothe Gluth gleich dem Wiederscheine einer Feuersbrunst am Nachthimmel stieg auf Herzog Ottos Gesicht, und zu zweien Malen ging er rasselnd in seinem Waffenschmucke mit heftigen, schallenden Schritten an der langen Reihe herab, und sein Auge schoß Blitze bei der Tod verkündenden Musterung. Fest wurzelte sein Eisenfuß dann vor dem Consul Goddenstadt,

der zwar blaß und hohläugig vom nächtlichen Schreck, jedoch in ungebeugter Stellung vor ihm stand und furchtlos den Blick des erbitterten Herrschers erwiederte.

„Du warest dabei, toller Graukopf," fuhr der Fürst ihn an, „dabei als die Stadt uns die Huldigung brachte; Deine Hand schwur für Alle uns den Bürgereid, und Dein Gewissen erbebte nicht, als dieselbe Hand den Brand des Aufruhrs entzündete, ihn zu schleudern gegen unsern Thron, gegen unsere geheiligte Fürstenstirn." —

„Wo ist der Aufruhr?" fragte muthvoll der Consul zurück. „Welche Glocke dieser Stadt hat Sturm geläutet? Wie heißt der Bürger, der einen lüneburgischen Wappner niederschlug oder Einen der löblichen Ritter, die uns Brod und Erwerb ungestraft verkümmerten, mit dem scharfen Bolzen vom stolzen Rosse schoß? — Im Gottesfrieden schlief die Stadt. Eure Reiter sind es, die den Tumult herein brachten und die bürgerliche Sicherheit mit Füßen traten. Ist hier von Aufruhr die Rede, so seyd Ihr selbst der Aufrührer und der Allmächtige wird zu Gericht sitzen über Euch und uns." —

Zum grimmen Hohnlachen verzerrte sich des Herzogs Mund. „Brav geantwortet, alter Sünder!" sagte er verächtlich. „Du spielst die Rolle des dünkelvollen Gassenritters gut bis zum Ende. Du möchtest mir die Mühe machen, Euch noch einmal vorzuerzählen die Unzahl Eurer Verbrechen. Euer Gewissen mag sie Euch

nennen, längst hat meine Seele sich daran gesättigt, und es gilt hier nur die Sühne und Vertilgung durch gerechte Buße.“ —

„Ich bin aus edlem Blute;“ antwortete kalt Herr Volkmar; „der Braunschweiger Blut ist kaum reiner und edeliger. Meine ritterlichen Hände sind gebunden durch Eure Schergen. Ihr habt mit der List des Fuchses Euch eingeschlichen in unser Eigenthum; das Schwert der Gewalt liegt dort hingeworfen auf der Tafel des Gesetzes; thut was Euch beliebt, aber bedenkt, daß vor des Kaisers Throne auch Ihr Rechenschaft zu geben habt, und als Lehnsmann das deutsche Reich auch Euch für Unbill zu strafen vermag.“ —

„Mahnt Ihr mich an kaiserliches Exempel?“ fuhr der Herzog auf. „Wisset Ihr nicht, daß ich vor kaum dreien Jahren zu Erfurt dabei stand, als unsers kaiserlichen Großvaters Majestät gleiche Verbrechen gegen seine Krone ohne Aufschub sühnen ließ durch die Vernichtung der Verbrecher? Ihr sollt erfahren, daß ich, wenn auch jung, solche Beispiele achte, und solchen Mordbrand, wie Ihr entzündet, zu löschen weiß mit dem rechten Wasser. Der Dusing, den Dein Hochmuth nach Fürsten-Weise zu tragen sich erdreistete, soll Dir zum Galgenstricke werden, an dem Du ersticken magst gleich dem gemeinsten Gaudiebe.“ —

„Wir fürchten uns nicht vor denen, die nur den Leib tödten;“ antwortete ernst der alte Ritter. „Nur Gerechtigkeit fordern wir und nicht den übereilten Spruch der Willkühr. Unbill allein haben wir abwenden wol-

len. Als Väter dieſer Stadt blieb unſere höchſte Pflicht: Erhaltung der Privilegien und Sicherung des Eigenthums. Mochten wir ſtehen am Ziel oder fallen vor dem Sturme ungerechter Gewalt, pro libertate Civitatis geſchah das Eine, geſchieht das Andere, und unſer Gedächtniß mußte geehrt werden im Siege wie im Sturze. Wo ſind die Beweiſe gegen uns? Wo iſt der Kläger, der es wagt, ſich mit einer Beſchuldigung ſolcher Schmach würdig uns gegenüber zu ſtellen?" —

Der Herzog warf einen ſcharfen, durchdringenden Blick auf den kühnen Sprecher. „Ihr habt rebelliſche Satzung in meinem eigenen Ritterſaale gehalten;" ſprach er langſam und gedehnt; „der Geiſt jener alten Veſte ſtand unter Euch, und hinterbrachte mir jedes meuchleriſche Wort. Aber auch lebende Zeugen bekannten auf Euch. Euer eigener Neffe, Helmold von Steenbeck, läugnete Euer Verbrechen nicht ab." —

Alle Geſichter der Gefeſſelten wurden bleich wie der Wandkalk, nur des Conſuls Wangen färbten ſich dunkelroth und mit der Aufwallung des heftigſten Ingrimms rief er: „Führt mir den heuchleriſchen Buben vor; ſtellt mir ihn gegenüber, daß er im Blick des Wohlthäters, der die Schlange am Buſen wärmte, zuſammenſinke, und widerrufe, was er gelogen." —

Mit Haſt trat der Fürſt zu einer Bahre, welche zur Seite ſtand, und riß das deckende Lailach herunter, und enthüllte den blutbedeckten Leichnam des jungen Senators, deſſen rothe Todeswunden weit aufklafften.

„Da habt Ihr ihn!" donnerte er mit wildeſter

Heftigkeit. „Ist dieser treue Zeuge auch stumm geworden, sein geschlagener, entseelter Leib spricht lauter gegen Euch, als irgend ein lebendiger Kläger gekonnt. Er starb den schönen Tod der Bürgertreue, und Ihr seyd sein Mörder. Für Dein Leben, Du unbußfertiger Sünder, bat er knieend. Ich sagte es zu, wenn ich den Reuigen gefunden. Aber Dein teuflischer Hochmuth war jener frommen Gnadenbitte unwerth. So habe, was Du Dir bereitet! Führt sie hinab, und thut nach meinem Befehle.“ —

Abwandte sich der Zornglühende, und wollte den Saal verlassen. Der Consul sagte kein Wort ferner; sein Antlitz war bleich geworden wie das eines Todten, sein Kopf sank gegen die Brust und er schloß in tiefster Seelen-Erschütterung die Augen. Aber in den Haufen der Uebrigen kam eine wirre Lebendigkeit. Der Knecht Johannes sank heulend in die Kniee. „Nur ein Leibeigener bin ich und Eures Zornes unwerth, hohe Gnaden!“ jammerte er. „Uebergebt mich der Stachel-Geißel meines Herrn, aber schenkt mir den Kopf.“ —

„Deine Untreue entzog mir die besten Opfer meines Gerichts und kostete diesem Edeln das Leben. Büße Deine Dummheit, Du elender Wurm!“ sprach verachtungsvoll Herr Otto.

Magister Heinrich und der Templer von Dassel drängten sich jetzt hervor mit trotzigen Geberden. „Ihr könn't uns nicht richten,“ schrie der Erste, nur unser Ordensmeister und der Papst stehen ob uns als Herrn über Leben und Tod.“ — „Als ich dieses Kreuz an

meine Brust nahm, hörte ich auf der Unterthan irgend eines weltlichen Herrn zu seyn;" rief der Zweite. „Wagt es nicht dieses geweihte Zeichen zu beschimpfen, und zittert vor der Rache des heiligen Bundes!" —

Mitleidig wandte sich der Fürst noch einmal zurück. „Aufruhrprediger und Du unmündiger, verwahrloseter Knabe! Kennt Ihr den Leuen, dessen Gebrüll in Euren Sandwüsten jedes Menschenherz erbeben macht, sey es Ritter oder Hirt? Kennt Ihr den Heldenvater, der den Löwen zwang und ihn mit sich führte am Leitseil wie einen demüthigen Hund? Den Urenkel des Löwenfängers seht Ihr vor Euch, und Ihr wähnet, er könne das Gezücht der Füchse und Schlangen fürchten? Obrist! Laßt die eigenen Glocken ihres stolzen Doms die Musik machen zu dem letzten Tanze dieser Hochmüthigen! Hinab zum Tode mit ihnen, denn ihr Trotz zertritt jedes Fünkchen des Mitleids." —

Schnell entfernte er sich durch die Pforte, welche zum Innern des Hauses führte, und seine gereizten Vasallen vollführten mit blutgieriger Hast, was der Herr geboten.

Der einzelne Mord mitten in einer Stadt, aus Raubluſt oder in trunkener Leidenschaftlichkeit gethan, erschüttert schon das Gemüth des stillen Bürgers; wie mußte das blutige Schauspiel, welches jetzt begann, auf die Tausende wirken, die wehrlos und verzagt stumme Zuschauer der fürchterlichen Rache werden mußten, welche Willkühr und Fürstengrimm vollführen ließ! Herab führen sah man gleich gemeinen Dieben die Vornehmsten

und Reichſten der Stadt zu dem Sandboden auf dem Marktplatze. Alle knieten nieder und der Magiſter Henricus betete laut für Alle. Dann ſchleppte man ſie einzeln zu dem Steinblocke, auf dem das Gebetbuch des wahrſagenden Meiſters Kyriacus gelegen, wenn der Fromme ſeine Geſellen zur Morgenandacht vor der gefährlichen Tagesarbeit verſammelte. Als das Haupt des Conſuls zuerſt fiel unter dem Beile des Nachrichters, entſtand plötzlich in der Grabesſtille ein wildes Geſchrei des Volks und eine heftige toſende Bewegung gegen die Mitte des Marktes; aber die bärtigen Reiter klirrten bedeutſam mit den Schwertern, und ließen die Streithengſte ſtampfen und ſich dichter ſchließen, und die alte Erſtarrung des Entſetzens kam über das Volk zurück, die Verſteinerung des Meduſenhauptes, als jetzt die Feldtrompeten ſchmetterten, indeß ein Hellebardirer den zuckenden Kopf auf ſeine Partiſane pflanzte, und den langen Schaft in den Boden ſtieß Der Magiſter Civium trat dann auf den Blutplatz und erlitt die gleiche Schmach; nach ihm Alle die, welche bei der Bürger-Verſammlung auf Löwenrode zugegen geweſen und ſchon genannt wurden, mit ihnen zuletzt auch die gefangenen Ordensverwandten und der Leibeigene. Als acht und dreißig Leichname am Boden lagen, acht und dreißig blutträufelnde Häupter vom hohen Speergatter ſchauerlich niederſahen auf den rothgefärbten Stein, da ſchloß die Scene ein donnernder Hurrah-Ruf der rohen Kriegsmänner; „Gleichen Richtertod allen Verräthern und Rebellen!“ rief die weittönende Schreckensſtimme des

befehlenden Obriſten, und ſchüchterte jedes Wort des Unwillens und der Trauer von den Lippen der Bürger tief in die verſchloſſene Bruſt hinunter. — —

8.

Doch der ſchwarze Geiſt dieſes Tages war noch nicht ganz verſöhnt; die große, an das Licht getretene öffentliche Untreue des Verſtandes und der Ehrſucht hatte ihre Strafe gelitten und Jammer und Trauer in die meiſten Familien gebracht; die geheime, verſteckte Sünde, die ungeſehene Untreue des Herzens und der Liebe ſollte auch gebüßt ſeyn, ehe noch dieſe blutige Sonne hinter die Berge ſank.

Der nächtliche Lärm in der Stadt hatte auch das Daſſelſche Haus geweckt; da aber der Sohn mit dem Knechte lange ſchon gegenüber im Ordenshauſe Wohnung genommen, und Frau und Fräulein nur mit einer alten Magd beiſammen waren, ſo mußten ſie Unruhe und Sorge bezwingen, denn die durch die Straßen ſprengenden Reiter erlaubten der weiblichen Furcht keine Eröffnung des Hauſes, und die unbeſtimmten Nachrichten, die der Zwieſprach vom Fenſter aus mit gleichgeängſteten Nachbarsleuten ihnen zuführte, dienten nicht dazu die Aufregung ihrer Gemüther zu ſänftigen.

Juditha fühlte ſich vor Allen beunruhigt. Die Magd hatte ſie aus dem Schlafe gerufen; bei dem dü-

ſtern Lampenſchimmer der Nacht ſchien das Haus noch öder als ſonſt, draußen raſete Sturm am Himmel, bräuendes Menſchengetümmel auf Erden, ſie wußte ſich in einen gefährlichen, heimlichen Liebeshandel verſtrickt; der edle Mann, der ihr zugethan geweſen mit ächtem Freundesſinne, lag krank durch ihre Schuld, und die ſchönen Abende, die ſeine Geſellſchaft ſonſt beflügelt, waren arm geworden und langweilig, ſeit er ſich nicht ſehen laſſen. Für ein ungewiſſes, trügeriſches Glück hatte ſie den wohlthuenden, ſichern Beſitz hingegeben; Alles das wurde ihr klarer als je zuvor in den trägen ſchleichenden Stunden dieſer Schauernacht, und ihr ſchlummerndes Gewiſſen wachte auf, und vermehrte die Qualen der Ungewißheit. Beſondere Ereigniſſe mußten in der Stadt obwalten, und doch erſchien weder der Bruder noch der Geliebte zum Schutz der einſamen Frauen. Wäre Helmold von Steenbeck noch der Freund des Hauſes geweſen, längſt hätte er ſich gezeigt, das wußte ſie ja durch die Erfahrung, bei vorigem Feuerlärm oder Hagelſchlag oder ſonſtigen plötzlich ſchreckenden Ereigniſſen.

Mit ſolcherlei Gedanken ſich ſelbſt marternd lief ſie von Fenſter zu Fenſter, bis die Nacht in Dämmerung verſchmolz und dieſe dem Tageslichte endlich Raum machte. Der erſte Blick auf das Sanct Georgs Haus gegenüber brachte jetzt auch nichts Erfreuliches. Kein menſchlich Weſen zeigte ſich an den Fenſtern; der Geliebte fehlte zum gewohnten Morgengruß; dagegen ſtanden Pforte und Thor weit offen, und vor dem Hauſe lag ein todtes Roß, und hingeworfene Waffenſtücke, und zerbro-

chene Speere deuteten auf einen schweren Kampf, den der Platz gesehen. Die alte Magd mußte hinüber, nach dem Bruder zu forschen, und ihn herzurufen. Die lahme Iris brachte nichts zurück, als die Nachricht, daß die Templer einen grimmen Streit mit der Bürgerschaft gehabt und sämmtlich mit ihrem Komthur in der Nacht die Stadt verlassen hätten. Bleich saß das Fräulein neben der scheltenden Mutter, deren Zorn den Wildfang von Sohn traf, weil er die Mutter vergessen und wieder ohne Abschied, wie schon vormals, geschieden war. Bange Stunden verliefen wiederum, und zu dem Groll der Frau Gertrudis mischte sich eben so herb, wenn auch wortlos, der Tochter Gram über den treulos geflohenen Herzensmann. —

Da tönte das Armensünderglöcklein von der Kirche her; vom Markte herab strömende Menschenhaufen schrien Zeter, und einzelne Worte, die zu dem Mädchen herauf schallten, deuteten auf etwas Ungeheures, und die Horchende hörte Namen nennen, welche ihr die liebsten gewesen im Leben. Die namenlose Angst ihres gepreßten Herzens nahm ihr die Besinnung, sie konnte nicht länger bleiben in den beengenden Wänden, unbemerkt entschlüpfte sie der Mutter, eilte durch Hof und Thorweg hinaus, und wagte, Sitte und Jungfrauenzucht vergessend, sich in das Gewühl der menschenvollen Gassen. Sie kam zum Marktplatze, aber dichter, undurchdringlicher ward hier das Gewühl; unverzagt drückte sie sich langsam vorwärts; Keiner schien sie zu beachten, Jeder war mit wichtigern Gegenständen beschäftiget.

Jetzt hatte sie sich bis zur Mitte des Platzes vorgeschoben, durch eine Lücke der in Erstarrung Gaffenden trat sie hinaus und — — das Gräßlichste, was ihrem Auge je im Leben erscheinen konnte, stand vor ihr da. Auf dem nächsten Speere blutete noch der warme Kopf des Bruders, dicht daneben schaucte des schönen Thiedericus bleiches Haupt in schmerzlicher Verzerrung der geliebten Züge zu ihr hernieder. Sie wähnte, ein böser Traum äffe sie, und drückte die Augenlieder fest zu; als sie aber zum zweiten Male die Augen aufschlug, das Schrekkensbild noch auf derselben Stelle dräuete, da that sie einen gellenden Schrei und sank sinnlos mitten im Volke nieder. —

Mitleidige Bürger hatten die Unglückliche aufgehoben und in das nächste Haus getragen. Als sie auf einem weichen Bett sich wieder fühlte und ihr Bewußtseyn zurückkam, sah sie eine Magd mit ihrer Erweckung beschäftigt, und eine junge Edle mit angenehmen, bekannten Gesichtszügen saß neben ihr, drehete einen Rosenkranz von Korallen zwischen den weißen Fingern, und hatte mitleidig und schmerzlich die getrübten großen Augen auf sie geheftet.

„Hole Wein, Henrica;" sagte die Sitzende zu der Magd; „die Kranke bedarf der Stärkung!" und die Magd verließ sogleich gehorsam das Klosett.

„Wo bin ich? Und was geschah mit mir?" fragte wild umhersehend die Erwachte, indem sie sich vom Bett empor hob.

Milde reichte ihr die Fremde die Hand, sie aufzu-

richten, und jetzt erkannte sie mit Erstaunen in derselben Domicilla, das Fräulein von Winthem.

„Armes Mädchen," redete die vermeinte Feindinn sie an mit den sanftesten Tönen des Mitgefühls, „wie muß uns das Schicksal erst jetzt in so harter Stunde zusammen führen, uns, die wir doch schon längst zusammen gehört hätten! An Einem Tage haben wir das Liebste verloren, und leer ist die Welt für uns geworden, so leer, daß wir nur auf Drüben hoffen dürfen, und nur der seligmachende Glaube uns trösten kann. Ja, Du allein wirst mich verstehen, wie ich Dich verstehe, und willst Du, so wollen wir von jetzt an nie mehr uns trennen, wollen weinen mitsammen, wollen beten und das Gedächtniß der Verlorenen feiern, bis der Engel zum Wiedersehen hinüber winkt." —

Langsam stand Juditha auf, die starren Augen fest auf die schwärmende Rednerinn gerichtet.

„Wie meint Ihr das? Wovon sprecht Ihr?" fragte sie mit irren Mienen.

„Seyd Ihr denn nicht das Fräulein von Winthem, Helmolds Braut, die Tochter der stolzen Frau Mechthildis?" —

„Mutter Mechthild büßt schon in harten Krämpfen des Schreckens!" jammerte Domicilla. „O wären diese harten Mütter nicht zwischen uns getreten, wie glücklich hätten wir alle seyn mögen! Ja, staune mich nicht so an, Du geliebte Schwester; ich wußte ja Alles, kannte die Liebe des ehrlichen Helmold zu Dir, und hoffte der Kluge würde seine Fesseln zu lösen wissen

ohne Aufsehen, und mich zugleich frei machen, denn ich liebte ja Deinen Bruder Herrmann mit erster, unlöschbarer Zuneigung. Nun ist mein heißgeliebter Buhle in sein eigen Verderben gerannt und als Schlachtopfer des Fürstengrimms gefallen, und Dein Helmold liegt erschlagen von den Schwertern der Templer, und unerweckbar ist Dein Lieber so wie der Meine. O wir sind beide ein Paar arme, unglückliche Mädchen!" —

„Helmold? Auch Er dahin, der Treue, Schuldlose? Entsetzlich! und Er durch mich?" — so rief Juditha heftig und faßte sich in das lange, losgegangene Flechtenhaar mit Wahnsinnsgeberden.

„Sie sagen, er starb einen schönen Ehrentod! Doch das ist ein leidiger Trost und erweckt ihn nicht!" entgegnete Domicilla, den lieblichen, frommen Madonnenkopf senkend und die Thränenaugen in das Tüchlein bergend. — Eine schwere, stille Pause unterbrach den schmerzlichen Zwiesprach. Juditha war in die Kniee gesunken, und hatte das Gesicht tief in die Decken des Bettes gedrückt; jetzt raffte sie sich mit Heftigkeit auf, stieß das Fräulein gewaltsam zurück, und stürmte aus dem Zimmer, aus dem Hause. Domicilla rief ihr nach, flog ihr nach, schickte ihr nach, doch sie war im Volke längst verschwunden. —

Am Abend zogen die Fischer weit unter der Stadt den schönen Leichnam der Unglücklichen aus den trüben, unheimlichen Wogen des Leinestromes. — — —

Wie eine Niobe steinern, stumm und klaglos saß Mutter Gertrudis drei Tage lang zwischen den Särgen

ihrer Kinder, und wollte die Opfer ihrer weiblichen Rachsucht nicht von sich lassen. Gewaltsam mußte man sie von ihnen trennen, aber der Augenblick, wo man die Leichen still und im Abenddunkel forttrug, wurde auch der letzte ihres geistigen Lebens, und sie starb nach Jahren erst in dem Irrenkämmerchen des Klosters der barmherzigen Beginen-Schwestern. — —

Die Entscheidung bei Hochkirch.

Eine Erzählung aus dem siebenjährigen Kriege

von Friederike Lohmann.

Als zu Anfang des siebenjährigen Krieges die braven sächsischen Truppen im Lager bei Pirna entwaffnet wurden, die Soldaten gezwungen in die Reihen ihrer Feinde traten, die Offiziere aber ihr Ehrenwort geben mußten, nicht gegen Friedrich zu dienen, kehrte der Hauptmann von Pistor nach Dresden zurück, das er voll trüber Ahnung verlassen hatte, um in jenem Felslager ein entmuthigendes Schicksal zu erwarten. Es gab in der entwaffneten Armee mehrere Individuen, die das gegebene Wort zu brechen nicht für ehrlos hielten; er beneidete sie um ihre Ueberzeugung, aber er konnte sie nicht theilen, und seine ehrwürdige Mutter gab ihm Recht. Er beschloß also, die Welt, die ihn jetzt schwer verletzte, bei den Wissenschaften zu vergessen, und sein mäßiges Vermögen durch schriftstellerische Arbeiten zu mehren, bis er den früheren Beruf wieder ergreifen dürfe. Nachdem diese Hoffnungen in seiner Seele Wur-

zel gefaßt hatten, schloß sich seinen Träumen eine noch schönere auf, der ruhige Besitz der Geliebten, mit der ihn eine frühe Jugendneigung verband. Mariane Ellinger war die Gespielin seiner verstorbenen Schwester, und schien von jeher gleichsam das dritte Kind der Frau von Pistor, sie hatte keine Mutter, die alte Frau bald keine Tochter mehr, und das innige Verhältniß ward noch inniger durch Marianens und Leos Liebe. Anspruchslos in ihrer Erscheinung, eine kleine gekrümmte Gestalt mit einer leisen schüchternen Stimme, fremd in der Welt, aber Freundin aller Menschen, waltete Frau von Pistor wie ein guter Geist in ihrem Kreise, und es ward den Liebenden leicht sich ihr zu vertrauen, weil nie eine Mutter mehr verstand, die Gefühle der Jugend zu würdigen. Vor Marianens Vater blieb dagegen das Bündniß noch unter seiner Hülle, er hätte die Tochter errathen müssen, um ihr Herz zu öffnen, doch obgleich Pistor bis zum Ausmarsch der Truppen ein gerngesehener Gast in seinem Hause war, obgleich die lustige Mariane nach Leos Abreise sehr traurig wurde, und vier andere Augen tief in ihre Brust schaueten, schien der sorgenvolle Geschäftsmann blind für ihre Gefühle.

Auf einem wichtigen Posten, als Hauptcinnehmer öffentlicher Gelder, stand der *** Rath Ellinger seiner gediegenen Rechtlichkeit wegen in großer Achtung, sowohl bei seinem Landesherrn, als seinen Mitbürgern. Sein Charakter hatte etwas Finsteres, man näherte sich ihm mit einiger Scheu, that aber Unrecht daran, denn er zeigte denen, die sich von dieser Außenseite nicht schrek-

ken ließen, nicht blos unbestechliche Gerechtigkeit, sondern auch Milde. Seine Kinder liebte er sehr, bewies es jedoch mehr durch Thaten als Worte oder Liebkosungen. Aeußerungen der Zärtlichkeit, Lobsprüche, wurden ihnen nur selten, deshalb hatte ein Lächeln über Marianens muntre Einfälle, eine häusliche Stunde, die er ihr und ihren kleinen Schwestern schenkte, doppelten Werth. Was er sprach, war ohne Schmuck, ohne Wendungen, was er wollte, dabei blieb es unabänderlich, da es keine verdeckte Schwäche gab, die man gegen ihn brauchen konnte, und die Liebe der Kinder nicht ganz frei von Furcht war. Seit der preußischen Besitznahme vertieften sich die Furchen auf seinem Gesicht, seine Laune ward mürrisch — wenn er sich gegen den König aussprach, von den feindlichen Autoritäten redete, geschah es mit Bitterkeit, mit eben so großem Haß gegen den Feind, als offner Anhänglichkeit gegen sein Herrscherhaus; die Nothwendigkeit des Verkehrs mit der neuen Regierung, der Verdruß, seine Einnahmen in ihren Schatz fließen zu sehen, verfolgten ihn in sein Haus, er sah alles mit andern Augen an, tadelte öfter, oder sprach gar nicht, und sah mit finstern Blicken umher, daß die lustigen Stimmen der kleinen Mädchen bis zum Flüstern gedämpft wurden. Indessen blieb Marianens Leben, trotz dieser Wolken, ziemlich ungetrübt, so lange sie sich über die bedenkliche Lage der Sachsen, im Pirnaischen Lager täuschen konnte. Die Tugend hat einen Schatz von gutem Muth, ob sie auch immer daraus schöpft, er versiegt nicht; Marianen besonders war ein reiches

Erbe davon zu Theil geworden. Ernst und unzugänglich war ihr Vater von jeher gewesen, so lange sie denken konnte, bemühte sie sich mit abwechselndem Erfolge, ihn durch ihre Heiterkeit zu zerstreuen; jetzt fühlte sie die Nothwendigkeit doppelt, nicht auch ein trübes Gesicht zu haben. War er einmal hart und unfreundlich gegen sie, oder die Kinder, so hütete sie sich, Empfindlichkeit zu zeigen, sie wußte, er danke ihr im Stillen das ruhige Ertragen, werde aber durch Widerspruch und Leidenschaftlichkeit zu einem Zorn gereizt, den sie fürchtete. Nur gegen Eine Person des kleinen Haushalts litt dies eine Ausnahme. Seit Mariane lebte, war eine betagte Jungfer in der Familie, Anfangs als Gehülfin der kränkelnden Frau, nach ihrem Tode als Pflegerin der Kinder. Mit Mutterliebe hatte Justine die Mädchen erzogen, ihre Gesundheit gehütet, sie in Krankheiten bewacht, die tausend kleinen und großen Opfer gebracht, die des Kindes Hülflosigkeit von hingebender Treue empfangen muß. Ellinger schätzte dies Verdienst nach seinem ganzen Werthe. Er war gegen Niemand nachsichtiger, gefälliger als gegen Justinen, und achtete ihr Wirken so hoch, daß er ihren Mangel an Bildung, ihren Eigensinn, ihre Alterschwäche freundlich ertrug, sogar heftige Vorwürfe geduldig anhörte, wenn er etwas ihr Mißfälliges gethan, etwas ohne sie über die Kinder beschlossen, oder ihnen, nach Justinens Begriffen, weh gethan hatte. Ich kann sie — sagte er oft — für die schlaflosen Nächte und die hingeopferte Ruhe ihres Alters nicht belohnen, kann es ihr nicht be-

zahlen, daß meine Kinder gesund an Seel und Leib heranwachsen; sie bedarf nichts, als die Freiheit sich auszusprechen, und die soll sie haben, so lange sie lebt, mag sie reden wie und was sie will. Nach diesem Grundsatz durfte Justine den Hausherrn freimüthig tadeln, wo es außer ihr keine Stimme gewagt hätte, sie würde es aber auch ohne seine Erlaubniß gethan haben. Keine Rücksicht hatte jemals ihren Mund verschlossen, wo ihr Herz voll war, sie kannte weder Furcht noch Bedenklichkeit, wenn der Fluß der Rede über die Zunge strömte. — Dazu — meinte sie, habe uns Gott die Sprache gegeben, als Vorzug vor der unvernünftigen Creatur, daß wir einander ermahnten, und nicht abließen, in den Irrenden hinein zu reden, bis er der Wahrheit die Ehre gäbe, möge auch, was er irrt, uns selbst nicht brennen noch verwunden. — Und die Männer — dachte sie, die hochmüthigen Männer müssen und sollen uns wenigstens hören; sie haben Degen und Federn, und Uebermacht von Kindheit an, wir aber haben Zungen, die wollen wir denn brauchen, und uns nicht fürchten, mögen sie sich noch so wild geberden! — Durch ein dunkles Gefühl geleitet, sagte sie indessen dem Herrn ihre Wahrheiten nur unter vier Augen, aber wenn ihr Herz solcher Erleichterung bedurfte, schien Einer ihrer vornehmsten Lebenstriebe gehemmt, und sie umschlich ihn in großer Unruhe, bis es gelang, ihn in der Einsamkeit zu überraschen.

Justine hatte das vier und siebenzigste Jahr zurückgelegt, aber es fehlte ihr nicht an Kraft und Rüstigkeit.

Sie war früh am Morgen auf, im netten Anzuge, mit Contuſch und Rock vom feinſten Zitz, zierliche klappende Pantöffelchen an den Füßen, eine ſtattliche Dormeuſe über dem grauen, gepuderten Haar. Ihre ſchwarzen Augen blickten friſch und lebhaft über eine gekrümmte Naſe hin, ſie drangen nicht mehr in die Ferne, waren aber in gehöriger Nähe nicht leicht zu täuſchen. Sie gab oft Winke, wie ſie in ihrer Jugend ein ſehr hübſches Mädchen geweſen ſey, die Kinder konnten ſich das nicht denken; das verlaute Lottchen zupfte Marianen bei ſolcher Erzählung, und flüſterte ihr zu: Glaubſt Du das, Marianchen? ich nicht. Die gute Juſtine ſieht doch leibhaftig aus, wie Hofmarſchalls alter Papagei. — Mariane fand heimlich den Vergleich treffend, gab aber Lottchen einen ernſten Verweis, und nun verzog das Kind keine Miene wieder. — Galt es, die Nachläſſigkeit der Dienerſchaft zu verbeſſern, Flecken vom Fußboden zu tilgen, Spinngewebe zu vernichten, oder das blanke Geräth ſpiegelhell zu machen, ſo beſchämte Juſtinens Hand noch immer das jüngſte Mädchen, und ſie war hoch verwundert, wenn ſie eine verlorne Maſche am Strumpf nicht wieder finden konnte, wenn Mariane ſie ſuchen mußte. Der enge Bezirk des Hauſes war ihre Welt, ſeit vier Jahren kam ihr Fuß nicht mehr auf die Straße, es wäre ihr eben ſo möglich geweſen, ſich zu einer Reiſe nach Rom, als zu einem Gange über die Brücke zu entſchließen, die ſie aus ihrem Fenſter ſah.

Doch, ſo lange wir leben, macht die Welt ihre Rechte über uns geltend, auch Juſtine wurde durch die

Kriegsereigniſſe noch einmal zur Theilnahme an Welthändeln aufgeregt. Sie war eine Preußin und ſtolz auf ihren König, der zwar vielen weh that, an Mariannens Thränen, an Piſtors Gefahr Schuld hatte, aber dennoch, ſelbſt in dem gedrückten Lande bewundert, ja angebetet ward. Als achtzehnjähriges Mädchen hatte ſie in Wuſtrau auf dem Schloſſe gedient, wo der General Ziethen geboren wurde, und war ſeine Wärterin geweſen. Der kräftige Knabe hing ſehr an ihr, der reifende Mann vergaß das nicht, er fand ſie nach vielen Jahren in Spandau wieder, als er ſchon in den Reihen der Krieger ſtand, und beſchenkte ſie mit einer gehenkelten Goldmünze, die ſie noch jetzt um den Hals trug. Später, ehe das Schickſal ſie zu Ellingers führte, war ſie noch einmal von ihm aufgeſucht worden; der ſtattliche Huſarenoffizier, der ſich mit ſeiner hohen Pelzmütze unter der niedern Thüre bücken mußte, blieb, zur Verwunderung der Nachbarn, eine volle Stunde bei Juſtinen, ließ ſich von ihr Anekdoten aus ſeinen früheſten Jahren erzählen, und als er ſchied, und ſie ihm lange mit Thränen nachſah, hatte er zwanzig Louisdor unter ihr Nähzeug geſchoben. Die gute Alte hatte ihr Leben nur für Andere gelebt, die Sterne ihres Daſeyns waren die Kinder, die ſie heraufgezogen, die Menſchen, denen ſie gedient hatte; des vornehmen Kriegsmanns Dankbarkeit glühte am hellſten in ihr Alter hinein, ſie konnte anfangs kaum glauben, daß er General, ein Liebling ſeines Königs ſey, als ſie es glauben mußte, weinte ſie vor Freuden, und ſonnte ſich ſichtbar in ſeinen Strahlen. Ich bin nur ein ſchlech-

tes altes Mädchen, sagte sie, aber wenn ich den Junker Joachim nicht so treu gepflegt hätte, wäre er vielleicht jetzt kein großer General, und unser König hätte keinen Ziethen. Niemand weiß, was für kleine Tropfen ins Wasser fließen, ehe es ein breiter Strom wird. Kinderwärterinnen, sage ich, sind wichtiger in der Welt, als man glaubt. Die großthuenden Mannspersonen sehen uns über die Achsel an, aber ich sage: „Bedenkt nur, daß Ihr einmal hülflos waret, und Eure geraden Gliedmaßen nächst Gott Eurer Wärterin dankt.“ Mein General, segne ihn Gott, hat das immer erkannt.

Justine wurde nun die eifrigste Zeitungsleserin im Hause. Früher gab es für sie keine Lektüre, als das Gesangbuch und den Calender, deshalb ging das Lesen schwer von Statten, besonders die Kriegs-Berichte mit den vielen bedenklichen Namen und Ausdrücken. Mariane und Lottchen machten also die Vorleserinnen, zögerten sie aber einmal zu lange, so saß die Alte mit der Brille vor dem Blatte, verfolgte die Zeilen mit dem Finger, und bewegte buchstabirend die Lippen, ein Anblick, über welchen die kleine Luise mit stolzer Ueberhebung lächelte. Größeres Vergnügen gaben ihr mündliche Kriegsberichte. Ein alter Bürger, ihr Gevatter, König Friedrichs warmer Anhänger, kam fast täglich, brachte ein gutes Prischen in ihre Dose und eine Menge wahrer und falscher Nachrichten. Da jedoch Justine eben so gut sächsisch als preußisch gesinnt war, that ihr dieser Enthusiast oft nicht minder weh, als Ellinger, besonders wenn er die Gefangennehmung der Truppen

rherſagte, denen ſie, um Piſtors willen, einen eh-
vollen Abzug wünſchte.

Außer dem Hauptmann beſuchte noch ein anderer
ger Mann das Haus, der Calculator Börner, der un-
Ellinger bei der Caſſe arbeitete. Seine lange
ſtalt hatte etwas Steifes, Ungelenkes, ſein ſchmales
ſſes Geſicht empfahl nur der durchdringend kluge Blick,
egen ſtieß ein Zug von Satyre, der auch in ſeinem
ſpräche der Grundton war, Manchen zurück. El-
ger kannte ihn lange, hatte ihm viel Dienſte geleiſtet,
n ſo viele Beweiſe des Dankes erhalten, und glaubte
en Charakter vollkommen erforſcht zu haben. Der
lende Witz, der Börnern zu Gebote ſtand, erheiterte
Abendſtunden ſeines älteren Freundes, aber er war
t weniger bereit zu ernſter Unterhaltung; es gab
Fach, in welchem er ſich nicht mit Leichtigkeit be-
te, er konnte Alles mit großer Beredtſamkeit verthei-
n, wußte ſelbſt Scheingründe ſiegreich ins Feld zu ſtel-
blieb keiner Frage eine Antwort ſchuldig, und verſtand
zu rechter Zeit, der Meinung Anderer zu weichen.
ſeinem Weſen war nichts Jugendliches, er gefiel
r mehr den Alten, als ſeines Gleichen, mehr den
ern, als ihren Töchtern. Doch hörte Mariane ihm
zu, lachte über ſeinen treffenden Witz, und ver-
e ihn, wenn er ausblieb, weil der Vater ihn ſo
hatte. Juſtine konnte ihn nicht leiden, eben ſo
wie ſie den Hauptmann begünſtigte, zeigte ſie ſich

als Börners Widersacherin. „Das weiß ich nicht,“ sagte sie zu Marianen, „was der Vater an dem hat. — Meine Augen sind die schlechtesten im ganzen Hause, den Wolf im Schafspelz werden sie doch gewahr. Und ich merke noch was, das Andere nicht merken. Ich bin ihm auch ein Dorn im Auge, ja, mir zur Kränkung trägt er allemal die ganze Straße an den Füßen mit herauf, und beschmutzt mir den gebürsteten Teppich.“

„Glaube das nicht, Justine,“ sagte Mariane, „Börner scheint nicht viel auf Zierlichkeit zu halten.“

„Das ist wahr,“ erwiederte die Alte. „Weiß er doch nicht, wie er die langen Glieder tragen soll, seine Kleider stehen ihm an, als gehörten sie jemand Anderem, sein Jabot und seine Manschetten sind vergelbt und zerknittert, daß es mir in den Fingern zuckt, sie unter die Platte zu nehmen. — Der Hauptmann ist ein ganz anderer Mann. Ich habe mich immer gefreut, wenn er so freundlich mit mir war, als hätte er mir Großes zu danken. Er glaubt vielleicht nicht, wie die alte Justine sein Glück wünscht. Du darfst nicht roth werden, Marianchen, was ich weiß, weiß ich lange, und niemand soll es erfahren.“

„Ach, Justine,“ seufzte das Mädchen, „es geht den Sachsen traurig im Lager. Ich zittre, daß sie gefangen werden, und zittre noch mehr, wenn sie sich durchschlagen. Wer weiß, ob wir Pistor wieder sehen.“

Diese Besorgnisse wurden endlich entschieden, die Liebenden sahen sich wieder, sahen sich fast täglich, da Mariane viel bei Frau von Pistor, Leo öfter als sonst

in Ellingers Hause war. Gleiche Kränkung drückte beide Männer, Pistor trug indessen sein Schicksal ruhiger, er arbeitete viel, indem er unter fremdem Namen über historische und kriegswissenschaftliche Gegenstände schrieb — eine neue Thätigkeit, die seinen Geist von der Gegenwart abzog, da hingegen Ellingers Geschäfte fortwährend mit seinem Verdruß zusammenhingen. Je mehr indessen Leo die Stunden in Marianens Familienkreise als wirksamen Trost empfand, je größres Bedürfniß wurde es ihm, seine Liebe von ihrem Vater gebilligt zu sehen. Sobald er also den ersten günstigen Erfolg seiner Thätigkeit erntete, beschloß er mit Ellinger zu sprechen. Marianen erschreckte und überraschte der Gedanke, sie war nicht ganz ohne Furcht vor dem entscheidenden Schritt; seit sie Leo wieder hatte, seit er etwas ruhiger geworden war, schien ihr ihre Lage glücklich genug, um nichts daran verrücken zu wollen, und eben jetzt, da des Vaters Stimmung täglich finsterer wurde, da er oft um geringere Anlässe hart seyn konnte, fehlte ihr der Muth, das Vertrauen zu seiner Güte. Leos offner männlicher Sinn kannte keine solche Bedenklichkeit, allein er sah ihre Angst, wollte ihr die peinliche Erwartung ersparen, und ging deshalb an einem Sommerabend, als Mariane auf einem nahen Weinberge war, zu dem alten Ellinger.

Justine hatte den Hauptmann kommen sehen, sie war gewohnt, daß er zum Abendessen blieb, und trat ihm verwundert in den Weg, als er nach einer halben Stunde, rasch mit glühendem Gesicht, an ihrer Thür

vorüber ging. Pistor bedachte sich einen Augenblick, dann ergriff er schnell ihre Hand und sagte: „Liebe Justine, Sie haben Marianen erzogen, Sie sind ihr Mutter gewesen, und wissen lange, wie ich sie liebe. Eben habe ich ihren Vater um ihre Hand gebeten, bin aber so abgewiesen worden, daß mir keine Hoffnung bleibt, daß ich dies liebe Haus nicht mehr betreten kann. Sagen Sie das Marianen, liebe Justine, sie weiß nichts von meinem Vorhaben, sie wird jetzt mit meiner Mutter den schönen Abend genießen. Sagen Sie es ihr vorsichtig, ersetzen Sie ihr heute die Mutter. Ich werde ewig derselbe seyn, auch ohne Aussicht auf Glück!"

„Dem Alten will ich zuerst die Wahrheit sagen," unterbrach ihn Justine heftig, „jetzt gleich, sonst drückt es mir das Herz ab. Es ist kein Auskommen mehr mit ihm, Roß und Mann fürchten sich vor seinem grimmigen Gesichte, nur ich nicht; ich will ihn fragen, warum er des Kindes Glück stört. Er thut mir jetzt alle Tage gebranntes Herzeleid an, ich denke dann: rede Du, spotte Du, Du hast Deine Sorgen und bist am schlimmsten dran. Wenn er aber die Kinder angreift, bricht er mir das Herz, und da muß ich ihm ins Gewissen reden."

„Thun Sie das nicht, liebe Justine," sagte der Hauptmann, „es ist vergebens, und Sie werden sich eine üble Stunde bereiten."

„Ei was! ich fürchte mich nicht," erwiederte sie. „Was wahr ist, muß ich sagen, und wenn ich vor Kaiser und König stünde, und wüßte, daß es mein letztes wäre

es muß alles vom Herzen herunter. Wenn ein Stäubchen ins Auge kommt, da thränt es, und thränt, bis das Stäubchen weg iſt, und wenn ich ein Unrecht ſehe, hat meine Zunge nicht Ruhe, bis ſie es ausgeredet hat. — Helfen wird es freilich nichts — nein — das weiß ich. Er iſt ein König Pharao, der ſein Herz verſtockte. Das darf mich aber nicht irren, ich thue, was ich nicht laſſen kann."

Der Hauptmann drückte Juſtinen ſtumm die Hand, wehrte ihre Begleitung ab, und ging. Männlicher Stolz hatte bisher ſeine Standhaftigkeit erhalten, aber als ihm an der Treppe die Kinder entgegen kamen, Luischen ſich an ihn hing, und ihn nicht loslaſſen wollte, Lottens Aehnlichkeit mit Marianen ihn lebhafter als je anſprach, da fühlte er ſeine Augen naß werden, küßte Beide wie ein ſcheidender Bruder, und ging ohne Lebensluſt und Hoffnung durch das Menſchengewühl in ſein einſames Haus zurück.

Juſtine ſah ihm nach, und ordnete in Gedanken den unendlichen Reichthum von Worten, deren keines verloren gehen ſollte. Dann ſchritt ſie glühend auf Ellingers Zimmer los. Er ſaß mit finſterm Geſicht am Tiſche, den Kopf in die Hand geſtützt, und warf einen Blick auf die Eintretende, der Jeden andern entmuthigt hätte. Juſtinen ſtörte er nicht, allein eine Unordnung im Zimmer, eine unverzeihliche Nachläſſigkeit des windigen Bedienten brachte ſie doch aus ihrer Bahn. Mechaniſch fing ſie an, die herumliegenden Sachen wegzuräumen, bis ſie ſich auf einmal aus einer gebückten Stel-

lung aufrichtete, und mit bewegter Stimme sagte: „Sie sitzen da, als wäre nichts geschehen, und haben doch das letzte Bischen Glück und Ruhe eben aus dem Hause gejagt. Was soll denn die arme Mariane für einen Mann freien, wenn der nicht gut genug ist? Was ist denn an dem Hauptmann zu tadeln?“

„Woher wissen Sie, was in meinem Zimmer verhandelt wird?“ fragte Ellinger scharf.

„Ei auf rechtlichem Wege gewiß,“ antwortete Justine. „Der Herr Hauptmann selbst hat es mir gesagt, er weiß, wie mein Herz an den Kindern hängt, wie ich lange schon zu Gott bitte, er möge dies Liebesband segnen. Grüßen Sie Marianen, Sie sind wie ihre Mutter! sagte er. O! er hat Recht, an meinem Herzen soll sie sich ausweinen. Was lange vergessen und verschmerzt ist, wird auf einmal lebendig, ich fühle meine Jugend wieder, mit allem Kummer, den keine Seele getheilt hat. Da waren auch Dornen, die Menschen gepflanzt hatten in ihrem Dünkel, und sie zerrissen mein Herz. Aber der Herr zählt die Thränen der Vergessenen, Verlassenen, die vielen, die ungesehen fließen. Was soll denn Marianchen für einen bessern Mann freien? Soll sie auch einsam bleiben in der Welt, weil es die Menschen besser verstehen als der liebe Gott? Was kann denn eine Christenseele an dem Hauptmann ausseßen?“

„Der Hauptmann ist ohne Tadel,“ sagte Ellinger, „aber meine Grundsätze verbieten seine Verbindung mit Marianen. Ich begreife wohl, daß Sie des Mädchens

Parthei halten, und gegen mich ungerecht seyn müssen, ich muß mich sogar darüber freuen, denn es beweiset Ihre Liebe zu meiner Tochter. Auch werde ich keinen Versuch machen, Ihr Urtheil zu berichtigen, nur überzeugen Sie sich, daß hier nichts zu ändern ist."

„Mag das seyn," sagte sie, „ich will mein Herz ausschütten. Grundsätze! das ist ein vornehmer Ausdruck, ich nenne es Eigensinn: Eigensinn heißt es, wenn eine arme Frau auf ihrem Sinn besteht; es ist doch dasselbe Ding, das die Männer Grundsatz tituliren. Solche Grundsätze haben sie alle, Einer wie der Andere, die Weiber müssen sich schmiegen, opfern und entsagen, ihren Willen unterthan geben, ihre Neigungen bezwingen. Je wilder das Mannsgesicht drein sieht, je freundlicher sollen sie lachen, je härter er droht, je leiser soll sie schmeicheln und bitten. Wenn das unser Loos ist, so laßt uns wenigstens der Liebe folgen, die das Schwere leicht macht, hindert keine glückliche Ehe, denn was Gott zusammenfügt, soll der Mensch nicht trennen."

„Schöpfen Sie Athem, Justine," sagte Ellinger spöttisch, „ich unterbreche Sie nicht. Sie wissen, daß ich an Ihren Ton gewöhnt bin."

„Es hilft nichts," fuhr sie fort, „Höflichkeit ist gut, Wahrheit besser. Sie werden immer mürrischer und härter. Was mich selbst angeht, darüber will ich nicht klagen. Ich fühle es zwar, wenn meine Landsleute unbarmherzig geschmäht werden, man hat doch auch ein Herz fürs Vaterland. Es kränkt mich auch, daß mein unschuldiger Hang zur Ordnung und Reinlich-

keit bespöttelt wird, und ich sehe die stille Wuth genau, wenn ich wische oder räume, fegen und waschen lasse. Mochten Sie mit mir umgehen, wie Sie wollten, so lange Sie nur die liebe Jugend der Kinder ungetrübt ließen, ertrug ich es gern. Nun hat Ihr harter Sinn mein letztes Glück angegriffen. Wenn Mariane sang, daß es durchs ganze Haus erscholl, oder mit den Kleinen lachte und sprang, als wäre sie selbst ein Kind, da konnte ich alle bösen Gesichter vergessen. Das ist nun aus! Singen und Tanzen wird ihr vergehen."

„Sind Sie fertig?" fragte Ellinger aufstehend, „meine Geduld ist zu Ende. Es thut mir leid, aber ich werde niemals in Pistors Verbindung mit Marianen willigen. Die Gründe soll sie von mir selbst hören."

Justine war nach den letzten Worten von dem einzigen Feinde ihrer Beredtsamkeit überwältigt worden, Thränen erstickten ihre Stimme, sie weinte noch heftiger, als die schwache Hoffnung verschwand, mit welcher sie den Sturm auf Ellingers Herz begann. „Alles werden Sie mir nicht abschlagen wollen," sagte sie schluchzend, „ich habe durch meine Mutterſorgen doch auch Theil an Ihren Kindern. Sie sollen Marianen heute nichts sagen, und nicht grilliger aussehen als gewöhnlich, ich will erst mit ihr reden; ich bin auch jung gewesen, und weiß, wie es ihr ums Herz ist."

Ellinger gewährte das gern, denn die Thränen der Alten waren ihm noch unangenehmer als ihr Geschwätz. Als Justine die Thür öffnete, stand Börner dicht vor ihr, sie glaubte, er sähe mit Schadenfreude in ihre ver-

weinten Augen, und habe wohl Alles listig mit angehört. Deshalb konnte sie eine höhnische Anspielung nicht unterdrücken, indem sie ihn einzutreten nöthigte. Börner schien sie nicht zu verstehen, seine kalt lächelnde Miene blieb dieselbe, seine Beflissenheit, den Hausherrn zu unterhalten, war noch größer als sonst. Auch gelang dies der unermüdeten Geduld, mit welcher er den Gegenstand des Gesprächs wechselte, und einsylbige Antworten durch eigene Lebhaftigkeit ersetzte, die Wolken auf Ellingers Stirn wurden leichter, und der neue Verdruß wich in den Hintergrund.

Der Mond war schon aufgegangen, über den stillen Fluthen der Elbe schwamm sein freundliches Silber, und ein luftiger Schleier legte sich um die blauen Berge am Horizont, da Mariane mit einer Schaar junger Mädchen nach der Stadt zurückkehrte. Sie war fröhlich, im Nachgenuß des schönen Tages, ja es dünkte ihr, als könne ihre Brust kaum so viel Hohes und Herrliches fassen, wie ihr heute in Gottes Natur zu Theil geworden war. Den Vater, die Kinder und Börner fand sie schon bei Tische, setzte sich und erzählte, nahm keinen Theil an dem Mahle, sorgte aber mit liebenswürdiger Wirthlichkeit um so mehr für die Andern. Sie ward es nicht gewahr, daß ihr Vater bei ihren Scherzen, bei ihrer Freude, stiller und düsterer wurde, und wenn sie auch zuweilen einem durchdringenden sonderbaren Blicke von Börner begegnete, der heute kein Auge von ihr wandte, dachte sie sich doch nichts dabei. Nun verließ sie der Gast, sie sagte dem

Vater gute Nacht, an jede ihrer Hände hing sich eine Schwester, und so ging der fröhliche Lauf nach Justinens Zimmer. „Mariane," sagte Lottchen, „der Hauptmann war da, will er verreisen? Er nahm Abschied von uns, und — Du wirst es nicht glauben — es kam mir vor, als ob er weinte."

„Wunderliches Kind," erwiederte Mariane, „das werde ich Dir freilich nicht glauben. Solch ein Mann weint nicht, wie ich und Du. Ich denke, er würde selbst den Abschied von Ellingers Lottchen standhaft ertragen."

„Es ist kein Mensch vor Thränen sicher," sagte Justine leise, „darüber darf man nicht spaßen."

„Ach da hast Du Recht, liebe Justine," antwortete Mariane, „ein einziger ernstlicher Gedanke an solche Möglichkeit möchte mich wohl lange vor allem Muthwillen bewahren. Sollte ich jemals Thränen in Leos Augen sehen, sie würden mich mehr erschüttern, als aller Jammer schwächerer Menschen. Seine Kraft ist so schön, sie hat sich in großer Kränkung bewährt; die Thränen eines solchen Mannes müßten schwere Bedeutung haben."

Justine war ungewöhnlich still, sie brachte die Kinder zur Ruhe, und trat dann zögernd wieder ins Zimmer, voll Angst vor dem nächsten Augenblick. Mariane sah so glücklich, so lieblich aus, unter dem Schleier ihrer reichen aufgelösten Haare, die ihre Hand ordnete, blickte ihr Auge wahrhaft selig in den hellen Mond, und wandte sich jetzt freundlich nickend nach der alten Freun-

bin. „Ich bin heute recht von Herzen froh gewesen," sagte sie, „ich muß Dir davon erzählen. Hundertmal dachte ich an Dich, und wünschte, Du wärest einmal draußen in Gottes Welt, Du entbehrst mehr als Du denkst. Wenn meine Hoffnungen wahr werden, da sollst Du einmal in Ruhe unter schattigen Bäumen sitzen, ganz nach Deiner Neigung, in solcher Luft, wie sie Dir wohl thut, zwei Schritte von einem Gartenstübchen, wo Du gleich dem kleinsten Zuge entwischen und das kleinste Sonnenblickchen genießen kannst. Nicht wahr, Herzens Justine, darauf darf ich mich freuen?"

„Ach Kind, Du brichst mir das Herz," sagte die Alte, „wir werden solches Glück nicht erleben."

„Warum denn nicht?" fragte das Mädchen, „Du bist noch rüstig, Du hast Dich nur im Hause eingesponnen wie ein Seidenwürmchen. Die liebe Mutter Pistor war heute mitten unter uns jungen Mädchen, alle meine Freundinnen drängten sich um die herrliche Frau und beneideten mich, weil sie am traulichsten mit mir umging. Wie es dunkelte, faßte sie meinen Arm, sie hatte sich den ganzen Tag uns hingegeben, unsere Lust getheilt, es mochte ihr nun nach Sammlung verlangen — sie führte mich an ihr Lieblingsplätzchen, unter einen großen Nußbaum, der gleich einem Familienvater die Arme über niederes Gesträuch und Gras und Blumen ausbreitete. Da saßen wir lange, die weite Aussicht vor uns, Hand in Hand, stumm und glücklich. Es war alles voll abendlicher Ruhe. Der Bogen von Gold, der in Westen die Wolken umspann, ward klei-

ner und kleiner, ein sanftes Dämmerlicht deckte die Ferne zu. Blauer Wald schloß sich dunkel an hellgrünes Korn, am Rande des Busches trieb die bunte Heerde, auf dem Elbstrom zitterte der letzte Sonnenstrahl. Ich könnte das Strömen und Fluthen stundenlang ansehen, ohne es müde zu werden, es bringt mir dunkle feierliche Gedanken, und führt sie mit sich fort, ehe ich sie recht erkenne. Heute neigte sich die Sonne in das kühle Bett, als wäre es ein wohlthätiges Leben, das nun Rast fände, und das Rauschen der Wogen klang mir wie ein Wiegenlied für die ganze müde Erde. Der lieben Mutter mochte es auch so seyn, denn als sie endlich die Stille mit Worten unterbrach, sah ich wohl, daß sie den Abend ihres Lebens mit dem feierlichen Bilde vor uns verglich. Das Leben vergeht so schnell, sagte sie, ehe wir es wähnen, haben wir die Aussicht hinter uns, der wir lange entgegen gingen, und der Mond geht da auf, wo noch vor kurzem alles im Sonnenlicht schwamm. Aber je tiefer der Abend sinkt, je heller wird es in der Seele! Wie die Sinne stumpf werden für manches, was die Jugend reizt, öffnet sich ein neuer Sinn den tausend Wundern der Natur, was im Rasen blüht, was im Staube sich freut, in Lüften schwebt, im Laube des Haines rauscht, das redet lauter von Gottes Gegenwart, je näher wir dem Ziele sind!" —

„Sie sprach dann von unseren Hoffnungen, von Leos Glück, und wie sie einen Traum habe, den sie mir vertrauen möchte. Ihr kleines Gut bei Meißen, an waldigem Berge gelegen, der Wohnplatz ihrer Kindheit,

würde mehr Ertrag geben, wenn wir es selbst bewohnten, Leo würde die Kränkung seiner Ehre in ländlicher Einsamkeit besser verschmerzen, als hier, wo jeder Blick ihn daran mahnte, wenn auch nur durch mitfühlende Theilnahme. Sie fragte mich: ob ich die Stadt vergessen könne, ob ich eine kleine Wirthschaft auf dem Lande führen wollte, bis der Krieg vorüber wäre, und Pistor seine neue Laufbahn antreten könnte. Du denkst schon, was ich antwortete! Wo Er ist, und wo es ihr wohlgefällt, da bin ich glücklich. — So saßen wir denn und träumten süß! Sie schilderte mir Alles, die Wohnung, den Garten, den Berg, die Aussicht, auch das kleine Stübchen mit Einem Fenster, wo im Sommer meine Justine als Gast leben soll, von mir bedient und gepflegt. — Aber Du weinst ja, und recht ernstlich. Mein Gott, was ist Dir denn wiederfahren?"

„Denke ich denn nur an mich?" rief Justine, „Dir, Du armes Kind, ist ein Leid geschehen, und jetzt mußt Du es von mir erfahren." Sie stand auf, schloß das erschrokkene Mädchen in die Arme, und erzählte ihr Alles, oft von Thränen, oft von heftigen Klagen gegen den harten Vater unterbrochen. Mariane war ganz stumm, kein Wort ging über ihre Lippen, sie lag bewegungslos an Justinens Brust, die sie beschwor, sich auszuweinen, auszusprechen: Worte und Thränen wären gleich dem Regen beim Gewitter, und nichts in der Welt so ängstlich, als solches Schweigen. Aber Mariane hatte noch keinen klaren Gedanken, Justinens Heftigkeit that ihr nicht wohl, sie bat nur mit leiser Stimme: „Laß mich ganz ruhig, Du gute

treue Seele, wenn Du meine Mutter wäreſt, Du könnteſt jetzt nichts weiter für mich thun. Und geh zu Bette, ſey ſo gut! ich bleibe noch hier, wenn ich Dich nicht ſtöre."

Juſtine legte ſich nieder, ſchlafen mochte ſie nicht, ſie lauſchte durch den Vorhang, und ſah Marianen noch nach Mitternacht am Fenſter ſitzen, den Kopf in die Hände geſtützt, ſie räusperte ſich, huſtete und machte mancherlei Geräuſch, immer in der Erwartung, das arme Mädchen ſollte Troſt im Geſpräch finden. Endlich war ſie doch eingeſchlummert, und nichts unterbrach die Ruhe der Nacht, als das einförmige Picken der Wanduhr. Es ſchlug Eins, der Mond war untergegangen, die Finſterniß ſchreckte Marianen aus ihren Gedanken auf. „Wie war Dein Licht ſo ſchön," ſagte ſie zu ſich ſelbſt, „nun iſt es todt! Süßes Glück der Hoffnung, Jugendmuth und Frohſinn, wollt ihr ſchon jetzt mich verlaſſen?" — Leiſe auf den Zehen ſchleichend ging ſie ins Nebenzimmer, blickte wehmüthig auf die ſchlafenden Schweſtern, und ſuchte ihr Lager, zum erſtenmal ohne Erwartung des Schlummers.

Am andern Morgen war Marianens erſter Gedanke eine Erklärung mit ihrem Vater. Die Pflicht, ſich ſeinem Willen zu fügen, war ihr in den Kämpfen dieſer Nacht klar geworden, vorher aber wollte ſie verſuchen, ob Bitten und Thränen vielleicht ſein Herz rühren könnten. Ueber die Furcht, mit welcher ſie ihm ſeit langer

Zeit nahete, erhob ſie heute der Schmerz und das Gefühl, ſie handle für die heiligſte Angelegenheit ihres Lebens. Blaß und zitternd trat ſie zu ihm ins Zimmer, ſie hatte bedachtſam überlegt, was ſie ſagen wollte, doch der erſte Blick in ſein Geſicht änderte Alles. Mitleidig, ja zärtlich, wie ſie es ſich nie erinnerte, ſah er ſie an, und ſie lag in ſeinen ausgebreiteten Armen, und weinte heiße Thränen, die die überlegten Worte aus ihrem Gedächtniß wegwuſchen. „Es iſt mir leid, mein armes Kind, es iſt mir herzlich leid," ſagte er, „aber es kann nicht ſeyn! Ueberzeuge Dich, daß die Liebe die wahrſte iſt, die zu Deinem Beſten ſelbſt einen kurzen Schmerz für Dich wählt."

„Vater! lieber Vater!" ſagte Mariane, „es iſt das Glück meiner Jugend, die Hoffnung meines ganzen Lebens, was ich verlieren ſoll. Hören Sie meine Bitten! Verſchließen Sie mir Ihr Herz nicht! Um meiner Mutter willen flehe ich Sie an; wenn ſie noch bei uns wäre, würde ſie für mich ſprechen. Es iſt nicht möglich, daß Sie Leos Verdienſte verkennen, er iſt der beſte Mann, den je ein Mädchen wählte, ich liebe ihn, ſeit ich mich ſelbſt begreifen lernte, und werde ihn immer lieben. Vater! ich möchte Viel ſagen, und bin ſo arm an Worten, aber Angſt und Thränen ſprechen doch auch!"

„Mariane," erwiederte Ellinger mit verdüſtertem Geſicht, „Worte und Thränen können mir wohl ſchmerzlich weh thun, aber hier nichts ändern. Daß ich im funfzigſten Jahre anders über die Liebe denke als Du, begreift ſich leicht, weniger wirſt Du mir glauben, daß meine

Ansicht die rechte ist. Leidenschaft ist vergänglich, ob sie sich gleich Unsterblichkeit zutraut, ein langer Lebensweg mit offenen Augen zeigt uns tausend Beispiele davon. Hast du Dich Jahrelang mit Hoffnungen genährt, so hätte ein offnes Geständniß gegen Deinen Vater Dich vor der gefährlichen Täuschung bewahren können. Dem Mädchen vergebe ich die Heimlichkeit, dem Manne nicht, der das Mädchen zu gewinnen sucht, ehe er weiß, ob sie ihm angehören darf. Diesen einzigen Fehler gegen mich ausgenommen, achte ich Pistor hoch, es ist nicht seine Persönlichkeit, sondern sein Stand, seine Verhältnisse, was Eure Verbindung trennt. Ein Adeliger, ein Offizier bekömmt keine meiner Töchter, das ist mein Grundsatz. Eben jetzt spricht das Schicksal unserer braven Armee laut für mich. Die Ehre, dies schimmernde Trugbild, das Einzige, was so viel Elend überstrahlen muß, hindert diese Krieger, für ihren König gegen den gemeinschaftlichen Feind zu kämpfen; während der niedrige Soldat sich den Fesseln entreißt, und die Reihen der Preußen verläßt, wo er kann, muß der adelige Offizier müßig zusehen, wie sein Vaterland blutet. Und wenn er sich waffnen darf, dann sollte er lieber kein Weib zurücklassen, das ihm nachjammert, oder meine Tochter soll doch dies zitternde unglückliche Geschöpf nicht seyn. Die Schlacht bei Prag hat eben jetzt tausend trostlose Witwen gemacht. — Zudem ist Pistor arm, sein kleines Vermögen kann heute oder morgen der Krieg verschlingen, Nahrungssorgen aber tödten Liebe und Frieden. Sagst Du mir, daß er ar-

beitet und gewinnt, so entgegne ich Dir, wie eben Schriftstellerei mir ein so unsicheres Fahrzeug scheint, um Weib und Kind einzuschiffen, als das stolzere Kriegsschiff."

„Du hast nun meine Gründe gehört, die war ich Dir schuldig, mein Wille ist ganz fest, und ich wünsche von nun an über diese Sache zu schweigen. Wenn ich todt bin, bist Du frei, es läuft gegen meine Ansichten, die Freiheit meiner Kinder durch Gelübde zu binden. — Mein Tod also giebt Dir das Recht, die Verbindung anzuknüpfen, die jetzt gelöst ist." —

Diese Worte machten einen furchtbaren Eindruck auf Marianen, sie gelobte Gehorsam und Ergebung, sie fragte jammernd, womit sie solche Härte verdiene, und schwur, der väterliche Wille solle ihr heilig seyn, so lange sie lebe. Das alles sagte sie so heftig und überspannt, wie sie niemals gesprochen hatte, selbst der Vater fühlte sich von ihrem Schmerz erschüttert. Nachdem Beide etwas ruhiger geworden waren, kam noch ein schweres Räthsel zur Sprache. Wenn Pistor Ellingers Haus mied, und die Ehrt ihm gebot, Marianen nicht aufzusuchen, sollte sie sich auf immer von seiner Mutter verbannen, die alte Frau nicht mehr sehen, ihr die Besuche entziehen, die seit so vielen Jahren eine liebe Gewohnheit geworden waren? Ellinger wagte nicht, diese Frage nach seinem Wunsche zu entscheiden, und Mariane mochte nicht versprechen, was ihr zu halten unmöglich schien. War doch schon jetzt der einzige Trost,

der in ihrer Seele dämmerte, das Wiedersehen der Mutter, die gemeinschaftliche Klage! Daß eine leise Hoffnung auf fortdauerndes Bündniß mit dem Geliebten sich in ihre Sehnsucht mischte, gestand sie sich selbst nicht, und eben so wenig die Schwierigkeit, zwischen Pflicht und Liebe getheilt, auf ebener Bahn zu wandeln.

Das Schicksal ersparte ihr indessen die harte Probe. Auch Frau von Pistor hatte mit ihrem Sohne eine traurige Nacht durchwacht und mit ihm gelitten, was sie auf Erden nicht mehr zu leiden fürchtete. Sie sah sein Glück zerstört, sie wußte, er werde den Verlust ertragen, aber niemals Ersatz finden. Wie ihr Lebensweg voll Sorgen gewesen war, hatte sie auch oft erfahren, daß eine höhere Hand, gleichsam aus den Wolken reichend, das Unmögliche wirklich gemacht, das Aufgegebene zu Stande gebracht hatte; sie bewahrte deshalb noch eine stille Hoffnung, doch die lag tief in ihrer Brust und gründete sich nur auf Zeit und Glauben. Für diesen Augenblick schien ihr Nichts rathsamer, als Ergebung, Unterwerfung unter den väterlichen Willen, und, um dies der armen Mariane zu erleichtern, Trennung der Liebenden. Sie schlug ihrem Sohne deshalb vor, das Gut bei Meißen zu beziehen, er willigte ein, ohne Ahnung, mit welchen ganz anderen Erwartungen sie an jenem Abend mit Marianen an diesen Aufenthalt gedacht hatte. Es wurde alles überlegt, alles geordnet, ein schwerer Tag ging langsam hin. Aber Pistors blieben doch beneidenswerth gegen Ellinger und Marianen, sie waren einig, trauerten mit einander, nahmen und ga-

den Troſt, jedes bekämpfte ſich ſelbſt, um dem Andern nicht weher zu thun. Leo war nicht blos ein unerſchrokkener Soldat, er beſaß auch die Tapferkeit der Seele, die den Mann ziert, ſeine Mutter dagegen wandelte im kindlichen Glauben durch Sturm und Sonnenſchein, und beide, ihrem Geſchlecht eigenthümliche Tugenden dienten jezt vereinigt, ihnen über die rauheſte Strecke des Lebensweges zu helfen. Als Mariane nach zwei Tagen der Sehnſucht in ſpäter Abenddämmerung einen Beſuch wagte und Frau von Piſtor im Garten allein fand, wirkte ſchon die Nähe der alten Frau und ihre beruhigende Stimme wohlthätig auf ſie. Dieſem armen gedrückten Herzen glaubte die Mutter ihren heimlichen Hoffnungsſchatz zeigen zu müſſen, damit es einen Stern hätte, ſich zu laben. „Traue auf Gott, mein Kind," ſagte ſie, „was geſchehen ſoll, kann kein ſterblicher Wille ſtören. Thue jezt, was Du mußt, ihm überlaß die Zukunft. Ach ich habe in dieſen Tagen viel um Euch Kinder gelitten. Wie aber mein Mutterherz liebt, ſo liebt doch auch Dein Vater, wenn er uns gleich ſchmerzlich kränkt. Daran laß uns denken! Bleibe ein gutes Kind! Bewahre Dein reines Gemüth vor Bitterkeit, laß Deine Liebe zu einem guten Manne der Engel ſeyn, der Deine Pflicht erleichtert!"

Einige Wochen waren noch zur Ordnung ihrer Angelegenheiten nöthig, dann verließen Piſtors die Stadt eben als die Schlacht bei Collin geſchlagen war. Ellinger war mit ihrem Entſchluß ſehr zufrieden, ſah Marianen ihre Traurigkeit väterlich nach, und hoffte eben

so fest auf die Wirkungen der Zeit, wie die Matrone. Auch schien seine Erfahrung fast Recht zu behalten, denn ehe die Weinlese heran kam, hatte sich Marianens Jugendmuth über den drückenden Gram erhoben, sie konnte wieder lächeln, scherzen, mit den Kindern fröhlich seyn, ihr Gesicht hatte seine frische Farbe wieder, ihr Gang seine rasche Lebendigkeit. Aber sie hatte deshalb nicht vergessen; das harte Wort des Vaters war nur in den Hintergrund gerückt, von der Hoffnung Strahlen verdrängt. Briefe an Frau von Pistor, denen sie alles vertraute, was sie dachte und that, Antworten von ihr, die ihr die Häuslichkeit ihrer Lieben bis zur Anschauung mittheilten, machten ihr Glück.

Der Herbst wich dem Winter, dieser brachte trotz des Krieges viel gesellige Freuden, und so sehr der Vater sonst solchen Zerstreuungen abhold war, so sehr sie in dieser Zeit gegen sein Gefühl streiten mochten, jetzt forderte er Marianen selbst auf, Einladungen anzunehmen, machte ihr Geschenke zum Ballstaat, und war unzufrieden, wenn sie wenig Interesse an Putz und Tanz nahm. Justine dachte anders. Als sie Marianen zum ersten Balle kleiden half, sprach sie laut gegen die listige Verführung. „Laß Dich nicht blenden, Marianchen," sagte sie, „halte fest an der Treu, denke an Deinen Liebsten. Das wäre mir ein Tausch! Ei seht doch, wenn mir Einer aus klarem Eigensinn einen braven Mann verweigert, und will es mit einem rothen Schlender bezahlen, mag er auch noch so schön mit todten Blumen und Flor und Tand angeputzt seyn. Der Herr

Börner iſt auch von der Parthie, höre ich. Der wird um Dich herumſchwänzeln, wie eine glatte Katze, gieb Acht, ich ſage es Dir. Seit der Hauptmann abgewieſen wurde, trägt er ſein gebücktes Haupt viel höher, der garſtige Horcher! Ich weiß, was er will, aber wenn Du das thuſt, wende ich mich im Grabe um."

„Was will er denn?" fragte Lottchen, „wohl gar Marianen? Das habe ich lange gedacht. — Die mag ihn nicht, und ich möchte ihn auch nicht."

„Schweig, Jungfer Vorlaut," ſchalt Juſtine. „Von ſolchen Sachen muß ein Mädchen wie Du noch gar nichts wiſſen. Zu unſerer Zeit ſchlugen wir die Augen nieder, wenn nur das Wort Heirath genannt wurde. Die Welt wird immer ſchlimmer."

Mariane ſagte nichts, aber ſie vergaß Juſtinens Bemerkung eben ſo wenig. Sie konnte es nicht leugnen, daß Börner ſich an ſie drängte, ihr auffallenden Vorzug bewies, ſie mit Blicken und Schmeicheleien, mit Gefälligkeiten aller Art verfolgte. Sonſt war ſie zu unbefangen, jetzt oft zu traurig geweſen, um viel darauf zu achten; zuweilen fand ſie ſich wohl von ſeiner Aufmerkſamkeit beläſtigt, doch das hielt ſie ſich nicht zu Gute, ſchrieb es auf ihre Verſtimmung, und zwang ſich zu doppelter Freundlichkeit. Juſtinens Warnung erſchreckte ſie, ſie dachte nach, und fand Urſach, ihr recht zu geben. Seit ihrem Unglück begegnete ſie oft einem ſeltſamen freudigen Blitz in Börners Augen, beſonders wenn Piſtors Name zufällig genannt wurde, oder irgend eine Wendung des Geſprächs ihr Herz traf, und das Blut ver-

rätherisch in ihre Wange trieb. Schadenfreude, oder Haß gegen Pistor malte sich in diesem Blicke. Einmal hatte er sogar über das Mißgeschick der Truppen gespöttelt, und das höhnende Witzwort: „sächsisches Piquet" gebraucht. Sie konnte das nicht ruhig hören, und erhob zitternd ihre Stimme, ihm zu sagen, wie dies Erliegen der Armee keine Schande bringe, sondern ihr langer Widerstand in solcher Bedrängniß noch von späten Zeiten geehrt werden würde. Ein Verweis von ihrem Vater, sobald sie allein waren, strafte ihre Dreistigkeit. — „Du hattest nicht Unrecht," sagte er, „aber es ziemt sich nicht für ein junges Mädchen, es ziemte sich am wenigsten für Dich, die Waffen im politischen Kampfe zu tragen, Du weißt, wie lieb mir Börner ist, ein unbesonnenes Wort darf ihm bei uns keine Unhöflichkeit zuziehen." — Alles das fiel Marianen jetzt aufs Herz. Sie wunderte sich über ihre Blindheit, da selbst Lottchen schärfer gesehen hatte, und von diesem Augenblicke ward ihr der gleichgültige, oft belustigende Gesellschafter fast unerträglich.

Das Schicksal, das jetzt mit zermalmenden Schritten über ganz Europa ging, warf indessen einen seiner unerwarteten Sonnenblicke auf den schleichenden gebückten Börner. Ein entfernter Vetter starb, und hinterließ ihm bedeutendes Gut, er ward auf einmal ein reicher Mann, vor dem sich Viele neigten, dessen Verstand und Witz heller schimmerten, dessen sonst als natürlich geachtete Schmiegsamkeit nur liebenswürdige Humanität, anspruchslose Bescheidenheit war. Wirklich über-

hob er sich auch des neuen Vorzugs nicht, ja er nahm ein noch demüthigeres Wesen an, nur Marianen trat er immer näher, und wenn sich gleich Ellinger der Veränderung durchaus nicht bewußt war, schien doch Börners Stellung gegen die Familie unwillkührlich etwas anders zu werden, seit das Glück ihn so sehr begünstigt hatte. Mariane glaubte eine schwarze Wolke über ihr Haupt herziehen zu sehen, aber der Gehorsam, mit welchem sie ihrem Glück entsagt hatte, dünkte ihr hier ein Frevel gegen sich selbst, und sie beschloß fest und treu zu bleiben, möge es auch die härtesten Opfer kosten.

Ellinger sah die wachsende Annäherung Börners mit ganz andern Gefühlen. Ihm konnte kein Schwiegersohn willkommener seyn, nur des jungen Mannes Armuth hatte bis hieher solchen Gedanken entgegen gestanden. Als daher Börner eines Abends, nachdem er den Nachmittag mit Ellinger gearbeitet hatte, ein augenblickliches Gehör forderte, und im Tone heißer Leidenschaft, der ihm eigentlich fremd schien, um Marianens Besitz bat, umarmte ihn der Vater sehr gerührt, und erklärte, es werde sein Alter beglücken, wenn Mariane in das gewünschte Bündniß willigte. Er hielt es indessen für Pflicht, seinem jungen Freunde Marianens Herzensangelegenheit zu entdecken, und die Ungewißheit, wie weit sie sich über jene Hoffnungen beruhigt habe. — Börners Gesicht überflog bei der Erzählung derselbe wunderliche Ausdruck, mit welchem er einst Justinen an Ellingers Thür entgegentrat, und ihr zu dem Argwohne An-

laß gab, er habe ihre Unterredung mit ihrem Herrn gehört.

„Suchen Sie nur das Mädchen zu gewinnen," sagte Ellinger. „Sie haben dazu meine volle Einwilligung, ich betrachte sie gern als meinen Sohn. Sollte sie noch an der ersten Liebe hängen, so wollen wir ihr Zeit lassen, ohne deshalb unsern Wunsch aufzugeben. Daß sie mich erfreuen wird, daß sie wieder einen Lichtstrahl auf mein verdunkeltes Leben werfen kann, will ich ihr ans Herz legen. Zwingen kann ich sie nicht, jede Art des Zwanges, in welchem Gewande sie erschiene, wäre gegen mein Gefühl."

Die Thür eines Nebenzimmers war während dieser Unterredung offen gewesen, hieher hatte sich Lottchen mit Gellerts Fabeln geflüchtet, während Justine, durch einen Besuch ihres Gevatters zerstreut, sie am Nähpulte nicht vermißte. Mitten in der anziehenden Lektüre hörte Lottchen Börners feurige Erklärung, sie schlug das Buch zu, vergaß die kranke Frau sammt dem Schneider, der eben zu ihrer Belustigung die Heilung vollzog, und horchte mit gespannter Aufmerksamkeit. Wie sie alles vernommen hatte und Börnern gehen hörte, schlich auch sie hinaus, suchte Marianen überall, und trat endlich zu Justinen ins Zimmer. Da saß der Gevatter Neumann, und erzählte so lebhaft und anschaulich, daß Justinens Hände im Schooße ruheten, ihr Auge, weitgeöffnet an seinem Munde hing, und des Mädchens Eintritt sie wie aus einer andern Welt zu-

rück rief. Ein unwilliger Blick empfing Lottchen, die haſtig fragte: „Wo iſt denn Mariane?

„Ausgegangen;“ war die Antwort. „Und wo warſt denn Du?“

Der Gevatter, der ſich ungern unterbrechen ließ, überhob Lottchen der Antwort, indem er fortfuhr, die Verheerung von Küſtrin zu ſchildern, wozu er ſich der grellſten Farben bediente, beſonders entwarf er das Bild der fürchterlichen Coſacken, mit aller Uebertreibung einer rohen erhitzten Einbildungskraft. Dann ging er zur Stärkung ſeiner Zuhörerin auf den Ruhm des Königs Friedrich über, und die Begeiſterung, die dieſer Held damals ſo vielen Gemüthern einflößte, machte ſein unbedeutendes Geſicht lebendig und beſeelt. „Das iſt kein Wunder, wertheſte Gevatterin,“ rief er aus, „daß ſolch ein König ſolche Soldaten hat. Wie Sie mich hier ſehen — ich bin ein friedlicher Mann, aber wenn ich recht an ihn denke, ich glaube, ich könnte ſelbſt mit dreinſchlagen. Ueberlegen Sie nur die Schlacht bei Leuthen! Dreimal ſo ſchwach war er wie der Feind, bei ihm Mangel, bei jenem Ueberfluß, ſeine Leute hatte der Marſch erſchöpft, die Andern hatten Ruhe genoſſen. Das konnte alles nichts ausrichten gegen ſein Genie und ſeinen Blick. Angegriffen — und geſiegt. — Und die Sterbenden, als ſie am Boden lagen, riefen ihren Brüdern noch zu: Fechtet wie brave Preußen, an uns iſt nichts gelegen, wir ſterben für den König!“

Juſtine trocknete die Augen. „War denn mein General Ziethen auch dabei?“ fragte ſie. „Du lieber Gott,

hätte ich das denken sollen, als ich ihn auf dem Arme trug. Aber ich sagte oft: Junker Joachim — sagte ich —"

„Er ist überall dabei, wo der König ist," unterbrach sie Neumann, „diesesmal hat er die Feinde bis Böhmen gejagt, 2000 Gefangene und 3000 Wagen erbeutet. Es sind überhaupt nach meiner Berechnung" — —

„Junker Joachim sagte ich," fiel ihm Justine wieder ins Wort, „wird einmal ein Offizier. Denn erstens" —

„Mit Vergunst, wertheste Gevatterin," sagte Neumann, „ich muß nun fort. Es hat sieben Uhr geschlagen. Noch ein Priſchen, und eine schöne gute Nacht!" — Er ging, Lottchen saß still im Winkel.

„Wo warst Du denn?" fragte Justine noch einmal, „wer auf Dich achten soll, dem muß der Himmel Falkenaugen bescheeren."

„Ich war in der grünen Stube," antwortete Lottchen kleinmüthig, „ich las ein Büchchen, und dabei habe ich etwas erfahren, das Marianen angeht."

„Nun das gefällt mir nicht übel!" rief Justine, „lesen statt zu arbeiten, und kundschaften statt zu lesen! Nun so laß doch hören, ich bin begierig."

„Es ist etwas, wovon ein Mädchen wie ich, nicht reden darf," antwortete Lottchen schnippisch, „ich denke aber, weil Mariane es wissen muß, und weil ich es doch einmal gehört habe, kann das heute nicht gelten. — Börner will Marianen heirathen, der Vater hat Ja gesagt, und wird die arme Mariane bitten, daß sie sein Alter erfreuen soll. Was kann sie da thun, Justine?

Börner ist häßlich, aber wenn der Vater das sagte, müßte ich ihn wahrhaftig nehmen. Er sieht jetzt so elend und kummervoll aus."

„Das darf nicht geschehen!" sagte Justine, „so lange noch Athem in mir ist." In großer Bewegung verließ sie das Zimmer, und stand blitzschnell in der Wohnstube vor Ellinger, erhitzt und zornig wie ein Vogel mit sträubenden Federn. „Herr Rath!" rief sie aus, „wenn Sie das thun, schüttele ich den Staub von meinen Füßen, und nehme den Wanderstab! Das ist ein Rabenvater, der sein Kind zur Ehe zwingt. Lottchen hat gehört, wie Sie dem Börner Ihr Wort gegeben haben, aber dagegen rede ich, bis meine Zunge lahm wird. Es soll am jüngsten Tage nicht heißen, ich hätte sie geschont, nein gewiß nicht, ich will Ihrer seligen Frau erzählen können, wie ich meine Pflicht erfüllt habe. Börner ist ein Heuchler, ein Schmeichler, ein Spötter; glatt wie eine Schlange, falsch wie ein Fuchs, beschmutzt anderer Menschen Leumund mit seinem Witz, und Ihre Teppiche mit seinen Stiefeln, ehrt das Alter nicht, kann Niemanden gerade ansehen!" —

„Zwingen Sie Ihre Tochter, den schlechten Mann zu heirathen, so morden Sie Leib und Seele des armen Kindes, und mich bringen Sie mit Jammer unter die Erde. Die ganze Welt ist ein Trauerhaus. Alle böse Geister sind los, und rücken auf uns an, kein Mensch ist seines Lebens sicher. Von Sengen und Brennen, Plündern und Todschießen, Betteln und Flüchten hört man am Tage und träumt man Nachts, wie

man sich sonst vor dem bösen Feinde fürchtete, denkt man jetzt an den wüthenden Cosacken, und den gräulichen Createn in solcher Zeit sollte jeglicher Christ barmherzig seyn gegen den Andern, sintemal er nicht weiß, wenn sein Stündlein kommt — geschweige ein Vater gegen sein Blut."

Während Justine mit unzähligen Thränen und steigender Heftigkeit die letzten Worte sprach, war Mariane eingetreten, sie stand erstaunt, bald ihren Vater, bald die Alte anblickend, und Ellinger fühlte die Nothwendigkeit, ihr den Auftritt zu erklären. Sie erschrak, und äußerte zum erstenmale in ihrem Leben entschlossenen Widerspruch, zwar durch kindliche Bitten um Vergebung gemildert, aber doch überraschend genug bei ihrem sanften, furchtsamen Sinn. Justine hob ihr Haupt in die Höhe; der Vater sprach unbewegt weiter. „Er wolle und werde sie niemals zwingen, nicht einmal überreden," sagte er, „und damit sey Justinens unbesonnene Rede beantwortet. Das dürfe er nicht verhehlen, daß diese Heirath sein Alter beglücken könne. Sein Haar würde weiß, der Druck der Zeiten und manche heimliche Sorge, die Niemand kenne, mache ihn vor den Jahren alt, ein kräftiger Stab für die Pflanzen um ihn her wäre längst sein Gebet gewesen, da er ahne, wie Stamm und Krone des väterlichen Baums bald genug in den Staub sinken könne. Mariane sey arm, ihre Geschwister arm, der Kinder Stütze zu werden, lege Gott jetzt in ihre Hand. Sie möge nicht rasch entscheiden, er fordere nur ihr Versprechen, sich einige Zeit zu

prüfen, Börnern nicht abzuweiſen, denn er liebe ſie ſo ſehr, daß er ihre früheren Gefühle achten wolle.“ — „Juſtine wird Dir ſagen, was ſie von Börner denkt,“ fuhr er fort, „es wäre vergebens, das Gegentheil zu erwarten — höre alſo auch Deines Vaters Meinung. Er iſt ein unbeſcholtner, redlicher Mann, ein heller Kopf, ein zuverläſſiger Freund, frei von Schwärmerei, einfach und gediegen. So kenne ich ihn, und glaube nicht zu irren. Er iſt im Beſitz meines höchſten Vertrauens, Ihr wißt, ich werfe das nicht weg. Uebrigens bitte ich Dich, ſprich Dich nicht aus, bis Du ganz entſchieden biſt, am wenigſten gegen mich. Meine Seele liegt unter einer Laſt von Sorgen, die ich allein trage, und ich möchte Dir nicht gern mehr als einmal ſagen: „daß Du mich zum Theil davon befreien kannſt.“

Die Thüre öffnete ſich, ein Geſchäft nahm den Vater in Anſpruch, die Kinder kamen herein und verlangten nach Juſtinen, Mariane fand ſich allein gelaſſen, die größte Wohlthat, die ſie jetzt wünſchte. Sie war wie vernichtet, ihr Muth gebrochen, ihre Ruhe gemordet. Mußte ſie den Bitten des alternden Vaters widerſtehen, wie ſollte ſie Frieden haben; und mußte ſie nachgeben, wie ſollte ſie die kommenden Tage und Jahre ertragen, die ſchwarz und freudenlos vor ihrem Blicke aufſtiegen?

Es iſt nichts unbegreiflicher, als das feſte Beharren, mit welchem ſelbſt ſtolze Männer zuweilen ein Bündniß

zu erringen suchen, das sie weder ehren noch beglücken kann. Börners dringende Werbungen, die unzarte Sicherheit, durch des Vaters Beifall erzeugt, die Eifersucht, die Mariannens Schritte verfolgte, ihren Briefwechsel mit Frau von Pistor ausspähete, ihre Mienen, ihr Erröthen bewachte und anklagte, verbitterten dem armen Mädchen die kurze Sommerfreude. Sie wich ihm aus, wenn es möglich war, gelang es ihm aber, sie allein zu finden, so folterten sie Bitten und versteckte Drohungen, deren Sinn sie nicht begriff, die wie schwarze Gespenster ihre Tage und Nächte verdunkelten. „Sie möge sich hüten," sagte er oft mit einem eisig kalten Lächeln, „er habe ihre Ruhe, ihr Glück in seiner Gewalt, und sey zu allem fähig, wenn sie ihn verwerfe." Forderte sie, von solcher Qual ermüdet und gereizt, ihn zur Erklärung auf, so hüllte er sich in Räthsel, deren wahrscheinlichste Lösung zu furchtbar war, um ihnen weiter nachzuforschen. Dann blieb Marianen nur der einzige Trost, wie das kalt prosaische Wesen des Mannes, und der höhnische Blick, mit welchem er sie ansah, der Raserei des Selbstmordes widersprach. Ihrem Vater konnte sie dieses Leiden nicht klagen, er würde ihr nicht geglaubt haben; in seiner Gegenwart war Börner ernst, bescheiden, demüthig wünschend, aber doch leidenschaftslos, wie ein vernünftiger Mann, die ängstigende, aufregende Rolle spielte er nur gegen sie, und sie schämte sich zu gestehen, was sie in schwarzen Stunden fürchtete. Oeffentliche Noth gesellte sich zu diesen geheimen Leiden. Die Reichstruppen hatten den

Sonnenstein belagert und eingenommen; General Daun näherte sich Dresden, das schwach besetzt war, um so kräftigere Maasregeln glaubte der preußische Commandant nehmen zu müssen. Er erklärte: er werde die Vorstädte abbrennen, und ließ unter allgemeinem Wehklagen die Häuser mit brennbaren Stoffen füllen. Alles kam in Bewegung, der Hof, der Magistrat, die Einwohner baten um Schonung, man glaubte das Schloß und die königliche Familie gefährdet. Da der Commandant unbeweglich blieb, ergingen nun die Bitten an den östreichischen Feldherrn, aber Anfangs vergebens. Tage des Schreckens schlichen langsam vorüber, bis Daun endlich seinen Anschlag auf Dresden aufgab, die brennbaren Sachen wieder aus den Häusern genommen wurden, und die Ruhe in die bedrohte Stadt zurückkehrte.

Um diese Zeit war Mariane mit einer Freundin auf eben dem Weinberge, wo sie ihren letzten sorglosen Abend genossen hatte. Die Trauben fingen an zu reifen, der Herbsttag war ohne Wolken, mancherlei ländliche Geschäfte hatten den Tag erheitert. Die Mädchen sammelten das Obst ein, füllten die Körbe, und sandten sie zur Stadt, suchten die besten Trauben aus, und das letzte Gemüse von den Beeten. Als die Sonne unterging, gab es für Marianen nichts mehr zu thun, ihre Gespielin mahnte sie an, das Plätzchen am Berge zu besuchen, das ihr ja so lieb sey, und versprach bald nachzukommen. Mariane ging. Ach, es war noch ganz so still und schön hier, wie ehedem, ihre Seele aber war

umschleiert. Das Rauschen des Wassers zu ihren Füßen schien heute eine Trauermusik, und begleitete harmonisch die Gedanken der Wehmuth, in die sie sich tiefer und tiefer einwiegte. Da kam ein Schritt durchs Gebüsch am Berge, sie blickte auf: Pistor stand vor ihr. Ein Freudenschrei empfing ihn; er setzte sich zu ihr unter die breiten Aeste des Nußbaumes, es war ihr, als sey es ein schöner Traum. Jetzt erst fühlte sie, wie Mittheilung und Vertrauen das Herz erleichtert, wie die Gegenwart, die Stimme, der Blick, so viel mehr gilt, als ein geschriebenes Wort. — Eine halbe Stunde an seiner Seite, in seinem Schutze, und sie dünkte sich wieder die freche glückliche Mariane, obgleich Thränen ihr Auge benetzten, sie faßte wieder Muth und Hoffnung, und gelangte zu einer Sicherheit des Gefühls, die sie lange entbehrt hatte. — Indessen verschwanden die blitzenden Strahlen auf den Wellen, die Freundin kam, an den Heimweg zu mahnen, umarmte Marianen herzlich, und sah fast so glücklich aus, als sie selbst. „Du hast gewußt, daß er kommt!" flüsterte Mariane. „Freilich!" antwortete Jene, „ich wußte es, aber die Mama nicht."

Wie schön war der Weg in der abendlichen Kühle, da er nun neben ihr ging, und jedes Wort eine vertraute Beziehung, einen geheimen Sinn hatte. Nur zu bald erreichten sie die Stadt, es war dunkel geworden, die beiden Andern schieden an ihrer Wohnung, Leo nahm Marianens Arm, sie gingen mit unaussprechlichem Behagen durch die dämmrigen Straßen hin. Plötzlich erschien ein Begleiter an ihrer Seite, der mehrere Schritte

dicht neben Marianen blieb, sie dreist ansah, laut und höhnisch mit ihrem Namen grüßte, und dann schneller voran schritt. Mariane hatte Börner erkannt, ein Theil ihres Glücks war vor seiner Stimme entflohen, sie nahm eilig von ihrem Freunde Abschied, und mochte kaum der Hoffnung Raum geben, ihn noch einmal bei ihrer Gespielin zu finden.

Als sie ins Wohnzimmer trat, brannte schon Licht, der Vater war nicht zu Hause, Börner saß bei einem Buche und erwartete ihn. Er stand auf, kam ihr entgegen, und redete sie mit Vorwürfen an, die von allem Schein erkünstelter Feinheit entkleidet, ein empörend niedriges Gemüth aufdeckten. Mariane staunte, ihr Muth wuchs, und auf die trotzige Frage: ob Sie ihm gleich ihr Wort geben wolle, oder nicht? — glaubte sie das peinliche Verhältniß mit Einem Schlage lösen zu können. Es war kein Zweifel mehr in ihr, über Recht und Unrecht dieses Schrittes, denn wie er jetzt, mit dem hämisch-boshaften Gesicht vor ihr stand, erkannte sie, es sey unmöglich, mit solchem Manne den heiligen Bund zu schließen, wenn sie auch nie geliebt hätte. Sie sprach also ihr Nein ernst und fest aus, und bat ihn nur sich zu erinnern, wie sie ihn niemals täuschen gewollt, sondern auf seinen eigenen Wunsch diesen schwankenden Zustand geduldet habe, der ihrer offenen Seele zuwider sey.

„Ich werde also dem Herrn von Pistor aufgeopfert!“ sagte Börner kalt. „Mögen Sie den Stolz nicht bereuen, mit welchem Sie meine standhafte Liebe von sich weisen.

Sie wissen nicht, wie sehr Ihr Schicksal in meiner Gewalt steht, wüßten Sie es, Sie würden mich nicht aufs Aeußerste treiben. Ich besitze ein Zauberwort, das volle Rache in meine Hände giebt. Diese Warnung ist nur für Sie, sollten Sie sie jemand mittheilen, so würden Sie mich zwingen zu thun, was eine unselige innere Stimme von mir verlangt. Wollen Sie mich aber von der Versuchung retten, so verzeihen Sie, was mich Eifersucht sprechen ließ, und geben Sie mir die früheren Hoffnungen zurück."

„Denken Sie nicht so klein von mir," antwortete Mariane, „daß ich aus grundloser Furcht einen überlegten Entschluß ändern könnte. Ihre Drohungen verstehe ich nicht, sie lassen mich ruhig, sie befestigen nur meinen Willen. Thun Sie, was Sie mögen. Gott hat mich in so glückliche Umgebungen gestellt, mit so tugendhaften Menschen verbunden, daß ich von keiner Seite etwas fürchten kann. Schweigen will ich aber, ich versprache es Ihnen, es würde mir leid thun, wenn ein unbesonnenes Wort Sie um die Achtung meines Vaters brächte."

Ellingers Eintritt machte dem Gespräch ein Ende, Mariane konnte sich entfernen. Zum erstenmale vergaß Börner jetzt seine geschmeidige Unterwürfigkeit, er klagte mit Heftigkeit über Marianens Entscheidung, und verlangte: Ellinger möge die väterlichen Rechte für ihn geltend machen. Der alte Mann wies ihn erst in seine Schranken zurück, äußerte zwar Kränkung und Schmerz über die verlorne Hoffnung, wiederholte aber:

er könne die Tochter nicht zwingen, ja er würde aufhören, den Mann zu achten, dem eine erzwungene Ehe noch wünschenswerth scheine. Hierauf trennten sie sich mit stillem Verdruß. Doch dieser Saame des Unmuths war gar bald aus dem offnen Gemüth des Einen verschwunden, während er in der Brust des Anderen Wurzel faßte, und eine giftige Pflanze trieb.

Mariane schlief die ganze Nacht nicht. Immer tönten Börners Worte vor ihren Ohren. Was konnte er meinen? Ueber sie selbst vermochte er kein Unheil zu bringen, nur durch die, die sie liebte, konnte er ihr Herz verwunden. Ihre Einbildungskraft rang mit furchtbaren Bildern. Sie erinnerte sich, wie ihr Vater jenesmal von Sorgen sprach, deren Last ihn allein drücke, wie er sagte: Börner hat mein ganzes Vertrauen. — Namenlose Angst faßte sie, sie strebte vergebens, sich durch den Gedanken zu stärken: es könne kein Unrecht an dem Vater zu finden seyn, seine Seele, sein Wandel könne keinen Flecken haben. Zuweilen ergriff sie die Reue, daß sie nicht alles gewagt hatte, den Sinn des Räthsels zu lösen, Zweifel quälten sie: ob sie sich dem Vater entdecken solle, vor dessen erstem Wiedersehen ihr ohnedem bangte. Endlich fand sie Ruhe, indem sie Gott um Schutz gegen wahres und eingebildetes Schrecken anrief, und mit dem Grau des Morgens hatte der Schlaf ihre Augen zugedrückt. Beim Frühstück war Ellinger kalt und finster, er ging aus, ohne einen freundlichen Abschied von ihr. — Um Mittag kamen zwei preußische Offiziere, ein Civilbeamter,

und vier Mann Soldaten. Sie fragten nach dem ** Rath; auf Justinens höfliche Auskunft verlangten sie die Oeffnung seines Zimmers, und machten Miene, sich der Schlüssel, der Papiere zu bemächtigen. Die Töchter waren ohne Fassung, Justine zeigte nicht die mindeste Furcht, und schickte sich an, das Eigenthum ihres Herrn zu vertheidigen. Wirklich gewann ihre kecke Sprache wenigstens einige Augenblicke, und mitten in dieser Verwirrung trat der nichts ahnende Hausherr über die Schwelle. Mariane flog weinend in seine Arme, er war blaß, doch männlich und gefaßt. Auf Befehl des Königs und des Commandanten wurden seine Schriften in Beschlag genommen, er mußte die Schränke öffnen, die Herren durchsuchten Alles, gaben aber keine Antwort auf seine Fragen; so stand er stumm, die Arme über einander geschlagen, und verfolgte in furchtbarer Spannung die Bewegungen der Suchenden.

„In diesem Schranke befindet sich ein geheimes Fach," sagte Einer der Männer, „wollen Sie es öffnen, Herr** Rath?"

„Wenn es so wäre," antwortete Ellinger, „so beantwortet die Bestimmung des Behältnisses Ihre Frage. Meine Geheimnisse können mir nur durch Gewalt entrissen werden."

„Im Namen des Königs also!" rief der älteste Offizier dem Beamten zu, „öffnen Sie das Fach, es verwahrt die fraglichen Schriften." Ellinger sah die verborgene Feder weichen, die Scheidewand aufrollen, die Papiere in den Händen des Offizianten, Marianen schien es, als

ob die Gestalt ihres Vaters in diesem Augenblicke von krampfhaftem Zittern ergriffen würde, seine Hand faßte die Lehne eines Stuhls, sein Gesicht zuckte, aber er ermannte sich sogleich. Justine stand von fern und begriff nicht, wie ihr Herr das Alles so geduldig ansehen konnte, sie wollte mehr als einmal sprechen, ein gebietender Blick von Ellinger schloß ihren Mund.

Jetzt war das Geschäft geendet. Der älteste Offizier wandte sich zu dem Rath, und sagte: „Sie sind ein Gefangener, Herr Ellinger. Der Commandant will indessen, daß Sie, bis zur Entscheidung des Königs in Ihrem Hause bewacht werden. Wir wünschen, Ihre Papiere möchten die Schuld vermindern, deren man Sie anklagt."

„Das werden sie nicht," erwiederte Ellinger. „Aber ich bin stolz auf das, was Sie meine Schuld nennen. Für meinen Landesherrn, für meine Königin ist es geschehen."

„Der König von Preußen ist jetzt Ihr Landesherr," sagte Jener hart. „Was Sie ihm entzogen haben, ist in den Händen seiner Feinde gegen ihn genutzt worden, und hat wichtige Folgen herbeigeführt; zufällig trifft diese Kunde mit Ihrer Anklage zusammen, und erschwert Ihr Schicksal."

„Ich will nicht stärker scheinen als ich bin," sagte Ellinger, „mein Schicksal bekümmert mich, weil ich Vater bin. Es ist indessen Gottes Schickung, denn ich handelte nach meiner Ueberzeugung. Jetzt erschüttert mich etwas Anderes noch mehr. Wer ist mein Ankläger? Ich hoffe,

ich darf auf diese Frage von einer freisinnigen Verwaltung Antwort hoffen."

„Calculator Börner heißt der Mann," erwiederte der Major. Ellinger bedeckte das Gesicht mit den Händen, Mariane umfaßte ihn, sie fühlte, wie er zitterte, sie fühlte mit ihm. Die Offiziere verließen das Haus, aber die Wachen, die zurückblieben, erinnerten jeden Augenblick an den schrecklichen Schicksalswechsel und die ungewisse Zukunft. — —

Man untersuchte nun die Schriften, deren Daseyn nur Ellinger und Börner kannten, und fand klare Beweise, daß Ellinger Mittel gewußt hatte, einen großen Theil seiner Einnahmen dem Könige von Polen und der Königin zu erhalten, die sich damals fast aller Quellen ihres Reichthums beraubt sahen. Unglücklicherweise ward Friedrich zugleich durch aufgefangene Briefe belehrt, diese Schätze wären in den Händen seiner Feinde Waffen gegen sein Interesse geworden. Die Beamten des besetzten Landes waren allerdings für ihn in Pflicht genommen, Ellingers Vergehen fand also vor seinem Richterstuhl keine Entschuldigung, obgleich er that, was ihm Pflicht war und sich aus reiner Liebe für sein Fürstenhaus der Gefahr Preis gegeben hatte. Nach einigen Tagen banger Erwartung brachte der abgesandte Courier den Befehl: den **Rath Ellinger nach Spandau in strengen Gewahrsam zu bringen. Die Ausführung schien jedoch für den Moment unmöglich, denn seit jenem

Morgen lag der Rath an den Folgen heftiger Gemüthsbewegung krank.

Die armen Kinder verließen das Bett ihres Vaters keinen Augenblick, sie konnten nichts weiter thun, als durch verdoppelte Zärtlichkeit seine Lage erleichtern, und sie hofften in ihrer Unschuld, man werde sie nicht von ihm trennen. Justine sah sich auf einmal zu ungewohnter Einsamkeit verurtheilt, denn ihr heftiger Kummer, den sie durch ungestümes Reden äußerte, bewog Marianen, sie von dem Kranken entfernt zu halten. Nur die kleine Luise war zuweilen bei ihr, und von dem Kinde erfuhr Mariane mit Verwunderung, daß Justine zwei Abende nach einander ausgegangen sey. Sie habe, erzählte Luischen, ein hübsches Kleid angezogen und einen kurzen grünen Pelz umgehangen, auch ihren Kopf dreifach verwahrt und sehr geklagt: wie sie nicht gedacht hätte, noch einmal mit ihren Füßen in das Getümmel zu gehen und sich die rauhe Herbstluft anwehen zu lassen. Marianen befremdete das, und am Morgen, nachdem sie die Nacht bei dem Vater durchwacht hatte, suchte sie Justinen auf. „Wie geht es denn," fragte die Alte bekümmert, „soll ich sein Angesicht gar nicht sehen? ich will stumm seyn wie ein Fisch, mit Gottes Hülfe."

„Es geht sehr gut," antwortete Mariane, „wenn wir uns nur darüber freuen könnten. Aber wenn er gesund ist, wird er von uns gerissen, und wir sollen nicht mit ihm. Du siehst auch blaß aus und recht eingefallen. Um Gottes willen mache mir nicht auch Angst. Du bist ausgegangen, Abends, in der Herbstluft, ist das auch

recht? Versprich mir heilig, es nicht wieder zu thun. Wo warst Du auch?

„Bei dem Gevatter," sagte Justine. „Denkst Du, es wäre ohne Ursach geschehen? Es war mir selbst, als sollte ich in den Tod gehen, mir schwindelte auf der Straße und ich befahl dem Herrn meine Seele. Aber ich kam doch glücklich an und habe nur einen Schnupfen davon getragen."

„Du darfst nicht wieder fort," rief Mariane, „es wäre unrecht von Dir, wenn Du noch mehr Angst auf mich häuftest. Ach Justine, was wird aus uns werden? Wenn in der Nacht alles still ist und ich mir den Vater im feuchten Kerker denke, kränklich und ohne seine Kinder! — da ergreift mich Todesangst, und ich mache mir bittere Vorwürfe, weil das Unglück durch mich gekommen ist. Ja ich denke oft in der Verzweiflung: ich hätte Börnern nicht abweisen sollen."

„Gott bewahre und behüte Dich," sagte Justine mit der alten Lebendigkeit. „Das wäre wie in dem Lande, wovon ich gehört habe, wo die Mädchen einem abscheulichen Ungeheuer geopfert werden. Ich weiß nicht, wo es gleich war, aber wahr ist es. Ihr kennt ihn nun, den Böswicht. Wenn mich der Herr erhält, will ich ihm schon einmal in die Ohren donnern, so lange liegt es mir auf der Brust, wie ein Mühlenstein. Aber jetzt giebt es anderes zu thun." —

Nach Mittag, als Ellinger schlief, schlich Lottchen auf den Zehen herein, ihre Augen waren naß, und glänzten wie verklärt. „Ich habe Dir viel zu sagen,"

hub sie an — „das Beste zuerst. Ich schlug die Bibel auf, weil ich gar zu betrübt war, Justine thut das oft. Was meinst Du, was da vor meinen Augen stand, wie mit feurigen Buchstaben: Raguel sprach: ich zweifle nicht, daß Gott meine heißen Thränen und mein Gebet erhört hat. Ist das nicht schön, Mariane? Wir wollen auch nicht zweifeln."

Mariane umarmte sie und wiederholte die Worte. Sie fand einen Trost darin, den der Ruhige nicht ahnet. „Dann ist auch der Hauptmann hier gewesen," fuhr Lottchen fort, „und hat nach dem Vater gefragt, er geht nicht aus Dresden, bis er weiß, wie alles ist. — Und — denke nur, Justine ist schon wieder ausgegangen, angezogen wie zu einer Schlittenfahrt, und mit solchen Umständen, als käme sie zeitlebens nicht wieder und diesen Zettel an Dich hat sie da gelassen."

Mariane entzifferte die Schrift und las: „Mein Herzenskind, ich muß doch wieder fortgehen und werde wohl ein Paar Tage und ein Paar Nächte weg seyn, was gar nicht anders angeht. Ich glaubte, ich wäre eben so sicher vor einem Gange die Treppen hinunter, als mein alter Nußbaumschrank, den vier Männer nicht hinabschleppen wollten. Nun der steht ruhig und ich wandele. Des Herrn Wille geschehe! Habe keine Angst um mich, ich bin warm angezogen und in alle Wege verwahrt. Und frage nicht nach mir. Wenn ich etwa nicht wiederkäme, ist dafür gesorgt, daß Du mein Weniges erben sollst, aber es hat keine Noth. Sieh der Rosine ein Bischen auf die Finger, die wird froh seyn, daß ich

fort bin, ſieh auch Abends nach dem Lichte, die Dirnen ſchlafen, und laſſens brennen. Lottchen könnte morgen in der guten Stube abwiſchen, weil es eben Freitag iſt, und ſie ſoll auch die Schlüſſel verwahren, wo mein Eingemachtes ſteht, Ihr Kinder lacht zwar darüber, aber ich ſage: Der Wolf frißt auch die gezählten Schafe. Nun lebe wohl, Marianchen, und bitte Gott, daß er meinen Gang ſegnet.

Der Vater war erwacht, er rief die Mädchen, Mariane glaubte eine ungewöhnliche Rührung in ſeinen Zügen zu leſen, ohne Zweifel hatte er Lottchens Worte gehört. Er verlangte Jemanden von der Wache zu ſprechen, weil er um den Beſuch eines Freundes und einige andere Vergünſtigungen bitten wollte. Die Kinder mußten ſich entfernen. Gegen Abend ſahen ſie einen alten Rechtsgelehrten kommen, mit dem der Vater zwei Stunden allein blieb, dann wurde Mariane wieder gerufen. Sie ahnete, was er für ein Geſchäft abgethan hatte, der Gedanke an die Trennung fiel ihr drückend aufs Herz, da ſie ihn außer dem Bette, angezogen und ziemlich kräftig fand; ſie fiel weinend um ſeinen Hals. — Da ging die Thüre nach leiſem Pochen auf und Piſtor trat herein. Mariane erſchrak, ihre Arme ſanken nieder, ſie zitterte und wagte nicht, den Vater anzuſehen. Aber welch ein Gefühl ſchmerzlicher Freude bewegte ihre Bruſt, als er Piſtor freundlich entgegen ging, ihm beide Hände reichte und ihn mit einer Bewegung anredete, die ſie niemals an ihm gekannt hatte. „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen ſind, und daß

ich Ihr Auge wie sonst finde," sagte er. „Sie wissen mein Unglück. Ich bereue nichts; indem ich die Folgen trage, untersage ich mir alles Grübeln über Geschehenes, ja ich würde schwerlich anders handeln, könnte ich die vergangene Zeit zurückkaufen. Nur daß ich einem Heuchler vertraute, mehr noch — ihn liebte wie meinen Sohn, daß er meinen grauen Kopf überlistete, vergebe ich mir nicht."

„Die Kinder der Welt sind klüger als die Kinder des Lichts," antwortete Leo, „die Redlichkeit hat kein Senkblei, das in die Tiefe solcher Arglist reicht."

„Meine Kräfte kehren wieder," fuhr Ellinger fort, „man bestimmt den Tag, wo ich reisen soll, meine Kinder sind ohne Schutz. — Habe ich Sie einst beleidigt, junger Mann, so nehmen Sie die einzige Genugthuung, die ich geben kann. Ich will Ihnen meine Kinder vertrauen, meine Vatersorgen will ich auf Ihr Haupt legen und ruhig meinem Schicksal entgegen gehen. Führen Sie Marianen treu durchs Leben und wachen Sie über ihre Schwestern. Das Unglück hat über meine Grundsätze gesiegt, die bitterste Erfahrung meines Lebens hat mich belehrt, wie sehr ich irrte, da ich meinen Wünschen nachgab. Ich hoffe, noch ehe ich Euch verlassen muß, Zeuge Eurer Verbindung zu seyn. Dann bringen Sie Marianen und die Kleinen zu Ihrer ehrwürdigen Mutter. Das Uebrige wird der Herr lenken."

„Ich will Ihr Geschenk verdienen!" sagte Pistor, und eine Thräne benetzte sein männliches Gesicht, indem er Ellinger umarmte. Dann nahete er sich Marianne

und von tausend namenlosen Gefühlen bewegt, fand sie sich an seiner Brust und die segnende Hand des Vaters lag auf ihrer Stirn. Einige Minuten gab sie sich dem Genuß der Liebe, des schönen Friedens hin, aber plötzlich durch ein Wort Ellingers über ihre stille Hochzeitfeier aufgeschreckt, dachte sie wieder an seinen Verlust. „Nein, nein, wir wollen in solchen Tagen kein Fest feiern," rief sie aus. „Ich gehe mit Leo zu seiner Mutter, aber nicht früher als bis mein Vater frei ist, können wir an unser Glück denken. Gott wird meine heißen Thränen und mein Gebet hören, ich zweifle nicht. Es ist eine Vorstellung an den König abgegangen, von vielen Einwohnern Dresdens unterzeichnet, mit den wichtigsten Gründen ausgestattet."—

„Ich weiß das und weiß seit heute den Erfolg," sagte Ellinger. „Die Bitte war vergebens."

„So bleibe ich Leos Braut, bis mir Gott den Vater wiedergiebt," erwiederte sie fest. „Hat er mir nicht eben jetzt geschenkt, was ich niemals hoffte? wie sollte ich ihm nicht ferner vertrauen."

„Amen, mein Kind!" sagte Ellinger. „Thue was Dein Herz befiehlt. Und wenn Du eine Waise würdest, bevor wir uns wieder sähen, dann denke, daß Dein freier Vater unsichtbar den Bund Eurer Liebe segnet."

Der König von Preußen stand im Lager bei Hochkirch, den Oestreichern gegenüber, in einer gefahrvollen Stellung, wie es sein Feldherrenblick wohl erkannte,

da ihm der Feind bei Beſetzung der Berge zuvorgekommen war, von deren Beſitz die Haltbarkeit des Lagers abhing. Er wollte ſich indeſſen erſt zu einer beſtimmten Zeit zurückziehen, indem er auf die bekannte Behutſamkeit ſeines Gegners baute, und hatte den funfzehnten October zum Abzuge feſtgeſetzt. Am dreizehnten Morgens ritten etwa zehn Offiziere aus der Umgebung des Lagers dahin zurückkehrend durch den Frühnebel. Zwei waren weit voran, der Eine im ſchlichten Ueberrock, einen kleinen ſchlechten Hut auf dem Kopfe — der Andere im Huſarenpelz. Ihre Unterhaltung war belebt und heiter, ſie ſcherzten über die ungewohnte Nähe des feindlichen Lagers, ſelbſt über die Gefahr dieſer kühnen Annäherung. — Jetzt — ganz nahe an der Zeltſtadt, am Rande eines Grabens hinreitend, hörten ſie ſich von einer gellenden Stimme angerufen: „Mit Permiſſion, meine lieben Herren, Sie könnten mir wohl gütigſt zu ein Paar Worten mit dem Herrn General Ziethen verhelfen. Ich muß ihn ſprechen, und wenn er nicht da iſt, muß ich zum Könige ſelbſt gehen, ja wahrhaftig. Sehen Sie, ich bin eben nicht furchtſam, aber man will ſich doch nicht ſo geradezu unter das gottloſe Kriegsvolk wagen.“

Die Stimme gehörte einer kleinen alten Frau, die mitten im trocknen Graben, unter drei breitäſtigen Bäumen ſaß. Sie war vom Kopf bis zum Fuß in Pelz gehüllt, nur eine krumme Naſe und funkelnde ſchwarze Augen ſahen aus den Hüllen hervor. Der Nebel wob noch außerdem ſeinen geheimnißvollen Schleier über die Geſtalt.

„Mit Ew. Majeſtät Erlaubniß,“ ſagte der Huſar,

„will ich zurückbleiben und hören, was die Person begehrt."

„Frage Er sie nur," erwiederte der König, „Er hört ja, daß es mich angeht. Aber ich will mit der Fee Fanfertüsche nichts weiter zu schaffen haben. Frage Er sie."

Der Husar gehorchte; die Alte raffte sich mit wunderbarer Schnelligkeit auf, klimmte den Graben hinan und stand dicht vor den Reitern. „Sie werden sich wundern, gnädiger Herr," sagte sie, ihre Kleidung streichend und säubernd, „daß ein Frauenzimmer von meiner Art hier sitzt, als ob es eine Zigeunerin wäre. Ja Du lieber Gott, Noth bricht Eisen! Der furchtsame Hase von Fuhrmann, den mein Gevatter so rühmte, riß aus, wie er ein Paar Flinten von fern blitzen sah; her mußte ich, also machte ich das Stückchen mit meinen alten Füßen."

„Nun was solls! was solls! nur kurz gesagt!" rief der König. „Wir haben nicht Zeit ihre Aventuren anzuhören."

„Ei Du lieber Herrgott, das klingt ja ganz gefährlich," sagte unsere Freundin Justine, die beide Männer nach ihren Kleidern würdigte. „Wenns der gnädige Herr hier mit anhört, wirds für anderer Leute Ohren auch nicht zu viel seyn. Ich sehe vielleicht jetzt schlecht aus, nun ja, ich gehe auf ungewohnten Wegen, aber es ist Mancher mehr, als man eben denkt.

„Womit kann ich dienen?" fragte der Husarenoffizier, in großer Verlegenheit, weil ein Wink des Kö-

nigs ihm gebot, ſein Incognito zu ehren. „Ich bin der General Ziethen ſelbſt.“

„Ach, mein Schöpfer! iſt das möglich! iſt das wahr?“ rief die Alte aus. „O Junker Joachim, o wertheſter Herr General, ich möchte weinen vor Freude und Rührung! Ich hätte Dieſelben nicht gekannt, nein gewiß nicht. Sie ſind doch auch ein Bischen alt geworden in der langen Zeit, und die alte Juſtine Wiedemann, nicht wahr, die iſt vertrocknet wie ein Nußkern vom vorigen Jahr. Ja ja, es iſt die alte Juſtine, Junker Joachim, die Dich gewartet hat, die Dich laufen lehrte mit gebücktem Rücken, die in den Pocken bei Dir blieb, obgleich ſie ſie ſelbſt nicht gehabt hatte, die Dich Nachts umher trug, wenn Du nicht ſchlafen mochteſt, und noch dazu vom Papa dafür geſcholten ward. Die iſt nun da und will ihren Lohn haben.“

„Rede frei,“ ſagte der General, „ich weiß recht gut, was ich Dir ſchuldig bin. Es freut mich, Dich noch einmal wieder zu ſehen. Kann ich etwas thun, Deine alten Tage zu erleichtern? ich wills gern.“

„Für mich nichts,“ antwortete ſie, „aber um meinetwillen für einen andern guten Menſchen. Ich denke, wer ein Wort reden kann mit den Gewaltigen der Erde, der ſoll es thun, und wer eine alte Schuld zu bezahlen hat, der ſoll nicht fragen, an welchen Nebenmenſchen er ſie abträgt. Ja ſo denke ich, und darum bin ich hier. Sie können mit dem Könige umgehen, ſo zu ſagen, wie ich mit Ihnen — nun, der hat jetzt ein großes Unrecht gethan, und das müſſen Sie ihm ſagen,

daß ers wieder gut macht. Ich wills ausführlich erzählen, und wenns dem andern Herrn zu viel wird, weil er mich so durchbohrend ansieht, da dächt ich, er könnte lieber weiter reiten, aus dem Conzepte laß ich mich nicht bringen, mit Gottes Hülfe. Sehen Sie, seit vier Jahren hat mein Fuß die Straße nicht betreten, und jetzt bin ich hier, so weit von dem lieben Dresden, mitten unter Soldaten und Zelten und Kanonen, in der Herbstluft und dem garstigen Nebel, und ganz außer mir über ein erbärmliches Nachtquartier. Das alles habe ich erlitten, weil ich hoffe, Sie werden dem Könige die Wahrheit sagen und er wird in sich gehen."

„Das ist ein kurioses Verlangen, mein lieber Ziethen," sagte der König lächelnd. „Es ist zwar nicht das Erstemal, daß Ziethen dem Könige die Wahrheit sagt, aber ich bin nur dubiös, ob der König in sich gehen wird."

„Ei warum denn nicht," eiferte Justine, „da müßte er der alte Friedrich nicht seyn, den alle Unterthanen anbeten und alle fremden Menschen, selbst die Feinde. Wenns ihm nur recht ordentlich vorgestellt wird. Er kann nicht dafür, daß so viel Blut und Thränen fließen, und so viel tausend Menschenkinder auf Schlachtfeldern umkommen, die ihren Eltern sauer geworden sind, und daß Unzählige ohne Obdach umherirren, oder Leute, denen es nicht vor der Wiege gesungen ist, am Wege in Gräben sitzen und denken, es ist ein schwerer Traum. Nein dafür kann er nicht. Sie haben ihn ja angefallen mit gesammter Macht, und es ist eine Freude, wie er sich wehrt und wie Gott ihm hilft. Aber wo er ein

Unheil abwenden kann, da muß er es thun, und das muß man ihm sagen. Er will meinen Herrn, den ** Rath Ellinger in Dresden, auf die Festung schicken, weil er seiner Landesherrschaft ein Bischen von ihrem rechtmäßigen Einkommen erhalten hat, ist das recht? Soll es den treuen Diener nicht erbarmen, wenn er weiß, daß eine große Königin ihr gewohntes Glück entbehrt? — Wenn der Rath sein Unterthan wäre, würde er da nicht seine Treue loben? — Wird er nicht wünschen, daß die Seinen ihm anhangen, ohne Furcht vor eigener Gefahr? — Was du willst, daß dir die Leute thun, da drücke auch ein Auge zu, wenns für deinen Feind geschieht. — Ellinger hat drei liebe Kinder, die weinen und ringen die Hände, und flehen zu Gott, und es ist ein starker eifriger Gott. Hier steht der König unter dem offnen Himmel, und hat kein Dach über sich, als ein Leinwandfähnchen, drüben sind die Feinde mit ihren Todesgeschossen, die können alle Augenblicke losbrechen, und Niemand kann sagen, wer unterliegen wird. Er ist ein großer König, aber weiß er, wie es morgen um ihn steht, wenn die Sonne heraufkommt? In solcher Lage muß der Mensch die Wagschaale seiner Verschuldungen nicht um ein einziges Härlein überfüllen, denn das Härlein kann sie zu Boden ziehen."

Mit unglaublicher Schnelligkeit war diese Rede von Justinens Lippen geströmt, jetzt hielt sie erschöpft inne, denn sie fühlte doch, wie die Reise, die schlechte Nacht ihre Kraft verminderte. In diesem Augenblicke langten die zurückgebliebenen Generale auf dem Platze an, man

nannte den König, Justine hörte staunend, wer der einfach gekleidete Mann war, vor welchem sie so offen gesprochen hatte. Doch es kam keine Furcht in ihre Seele, sie empfand nur die Liebe für ihren angestammten König, seinen Ruhm, seine Größe, und daß sie ihn nun sah, nahe und ungestört, da es ihr in Dresden nie gelang, etwas mehr als seinen kleinen Hut, oder den Umriß seiner Gestalt zu erblicken. Sie faltete die Hände, und trat dicht an des Monarchen Pferd. „Das ist also mein König!" sagte sie sehr gerührt, „der große tapfre, herrliche Friedrich! Ja ich bin auch eine Preußin! Und wenn ich ein Mann wäre, möcht ichs gar nicht besser haben, als meine braven Landsleute, die für ihn fechten und sterben."

„Mit dem Ellinger kann es nicht anders werden, als ich befohlen habe," sagte Friedrich. „Ich muß ein Exempel statuiren. Der Mann hat ja gewußt, daß ich jetzt sein Herr bin, und daß ich nicht mit mir spaßen lasse. Die Feinde sind weit weniger scrupulös, sie haben die armen Magistratspersonen von Cottbus als Geißeln fortgeschleppt, und sie obenein gemißhandelt. Wir müssen ihnen zeigen, daß wir Repressalien nehmen können."

„Mit Ew. Majestät Verlaub," antwortete Justine unerschrocken, „die Rache will sich Gott selbst vorbehalten, und — das einzige Wort muß ich noch von mir geben, wenn es auch das letzte wäre, das über meine Zunge geht, — die Russen sind in Königsberg, und haben Alles in Besitz genommen, da kann leicht ein

guter Preuße für Ew. Majestät thun, wie mein armer alter Herr für —

„Er wird wohl für die Sicherheit der Frau sorgen, mein lieber Ziethen," sagte der König, „da sie ihm so attachirt ist. Sie hat Bravour genug für eine Weibsperson, mag aber doch machen, daß sie wieder in ihre Heimath kommt. Nun: „en avant, meine Herren!" —

„Das war also umsonst," — rief Justine als die Reiter blitzschnell aus ihren Augen verschwanden und nur der General noch neben ihr hielt. „Nun, ich habe das Meinige gethan, und der Herr General werden wohl die alte Justine nicht hier im Graben sitzen lassen. Ich bin müde bis zum Sterben, ich fühle es nun erst, da ich meinem Herzen Luft gemacht habe. Wenn ich lebendig wieder nach Dresden kommen soll, muß ich bis morgen ausruhen. Ach Gott, wenn das die Kinder wüßten, und die Leute, und selbst der Herr, wie würden die über mich lamentiren."

„Du sollst in Hochkirch ein gutes Quartier haben," sagte der General, „und morgen früh will ich für Deine Reise sorgen. Bleibe nur hier, bis ich Dir jemand schicke, denn ich muß dem Könige folgen." —

Die Nacht senkte sich über das Lager, eine merkwürdige, schicksalschwere Nacht, die den hohen Geist des Königs noch der Nachwelt im hellsten Lichte zeigt, und seinem Ruhme, dem sie Verderben drohte, neuen Glanz gab. Nie war Friedrich größer als im Unglück, das Unglück nahete ihm jetzt auf den Flügeln der Dunkel-

heit *). Die Oestreicher verließen ihr Lager, ihn zu überfallen, ihre Zelte blieben stehen, ihre Wachfeuer brannten fort, die Arbeiter an den Verschanzungen waren thätiger als jemals, sangen, und riefen einander zu, um die preußischen Vorposten zu täuschen. Einige Husaren entdeckten demohnerachtet Bewegungen des Feindes, es wurde im Zelte des Königs, wo Seidlitz und Ziethen sich befanden, darüber gerathschlagt, und obgleich Friedrich durchaus keinen Angriff vermuthete, gab er doch Befehl, daß einige Brigaden aufstehen, einige Regimenter Cavallerie ihre Pferde satteln mußten. Gegen Morgen aber, da alles ruhig geblieben war, wurde der Befehl zurückgenommen, und der Soldat überließ sich dem Schlafe.

Es schlug in Hochkirch fünf Uhr, war aber noch finstere Nacht, als plötzlich der Feind vor dem Lager stand. Haufen von Soldaten meldeten sich als Ueberläufer, ihre Zahl wuchs, bis sie Feldwachen und Vorposten überwältigen konnten, und nun drang die östreichische Armee von allen Seiten ins Lager ein. Die Schlafenden wurden erst durch den Schall ihrer eigenen Kanonen geweckt, die Finsterniß machte ihre Verwirrung noch schrecklicher. Selbst der anbrechende Tag schien sie nicht zu enden, denn ein dicker Nebel bedeckte die Kämpfenden. Aber die Kriegszucht des überfallenen Heeres wirkte hier Wunder, weil der Geist, der es schuf und führte, im Augenblick der Gefahr die Schaaren beseelte. An seinen

*) Archenholz Geschichte des siebenjährigen Kriegs.

Platz flog der betäubte, halb schlafende Soldat, mit dem Gewehr, das er zuerst erfaßte, warf er sich den Feinden entgegen, die aus der Erde zu wachsen schienen, und schlug sie an mehreren Orten zurück, bis die Uebermacht neue Vortheile errang. Das Dorf Hochkirch stand in Flammen, hier fochten die Preußen den blutigsten Kampf; der König selbst führte frische Truppen ins furchtbarste Feuer, sein Pferd sank unter ihm, zwei Pagen fielen an seiner Seite, und nur durch die Tapferkeit der Husaren entging er der Gefangenschaft. Nach fünfstündigem Kampfe zog sich die überfallene Armee in bewunderungswürdiger Ordnung zurück, und der erschöpfte Feind wagte nicht, ihren Marsch zu stören, den weder Kanonen noch Munition mehr beschützten. —

Eine halbe Meile vom Wahlplatze lagerten sich die Truppen, sie hatten den größten Theil ihrer Bagage verloren, keinen Schutz gegen die rauhe Jahreszeit, als ihre karge Bekleidung. Die meisten Generale waren verwundet, auch der König hatte eine leichte Verletzung. Er saß an einem hochlodernden Feuer, umgeben von seinen Kampfgenossen, unter denen er mit verhehltem Schmerz Manchen vermißte. Aber er bemühte sich, den harten Unfall zu vergessen, sein Gesicht zeigte muthige Heiterkeit, und er erwiederte den Morgengruß des Generals Golz mit den Worten: Mein lieber Golz, man hat uns nicht gut geweckt, aber wir werden den Herren ihre Unhöflichkeit schon verweisen. — Während die Wundärzte seine Wunde besorgten, gab er Befehle, diktirte Ordres, und musterte die Artillerie, wie sie sich in

geringer Entfernung sammelte. „Wo habt Ihr Eure Kanonen?“ fragte er die nächsten Leute. Sie stellten sich kerzengerade, und Einer sagte mürrisch: „der Teufel hat sie in der Nacht geholt.“ — „Seyd ruhig, Kinder,“ sagte Friedrich, „wir wollen sie ihm am Tage wieder abnehmen.“ — Und ein lautes Vivat tönte durch die Luft, wiederholte sich wie ein Echo in den Bergen, und rief in manche zagende Brust neue Kraft und Hoffnung zurück.

„Die Fee Fanferlüsche im Graben hat doch Recht behalten, mein lieber Ziethen,“ sagte der König nach einer Pause, „wir sind heute in einer andern Situation, als gestern. Ihre Worte könnten jetzt für Orakelsprüche passiren. Wo ist sie denn hingekommen?“

„Es ist nichts mehr von ihr übrig,“ antwortete der General gerührt, „sie war diese Nacht in Hochkirch, und die Bewohner des Hauses, das jetzt in Asche liegt, vergaßen die hülflose Fremde, als sie sich retteten. Das Leben der alten Frau ist nichts wie Aufopferung gewesen, und ihr Tod, bei meiner Soldatenehre, ein Heldentod im Dienste der Menschheit.“

„Es thut mir leid,“ sagte der König, „nun, sie soll wenigstens nicht umsonst gestorben seyn. Ich will über ihrem Grabe Pardon für den Ellinger sprechen. Anders können wir ihren Muth nicht ehren. Erinnere Er mich an die Geschichte, wenn wir wieder Ruhe haben, mein lieber Ziethen. Ist Er nun mit mir zufrieden?“

„Ich danke Ew. Majestät für Ihre Gnade,“ sagte

der General, „aber ich wünschte doch, die ehrliche Justine könnte sie selbst erfahren.“

„Sehe Er nicht rückwärts, das taugt nicht für uns,“ erwiederte der König. „Dort liegt Viel, was mein Herz bekümmert, ich muß es verschmerzen. Denke Er, daß ich Keith verloren habe. — Das Glück hat mir gestern den Rücken gekehrt. Ein andermal wollen wir unsere Sache besser machen.“ — —

Es war ein heller Wintertag zu Anfange des Dezember; die Sonne spiegelte sich in dem glatten festgefrorenen Elbstrome, und leuchtete mit so warmen Strahlen in die Fenster eines hochgelegenen Landhauses, als wollte sie, durch ihre Freundlichkeit, die Kürze des Besuchs vergüten. In einem kleinen Saale zu ebner Erde war Frau von Pistor geschäftig, eine festliche Tafel anzuordnen, während Lottchen und Luise noch an den grünen Kränzen flochten, die der Gärtnerbursche zum Schmuck der weißen Wände benutzte. Ein lustiges Feuer knackte in dem großen Ofen, und schuf, im Bunde mit der Sonne, eine angenehme Wärme, vor welcher die Eisblumen des Fensters verblühten, und die künstlichen Rosen auf der Tafel natürlich erschienen. Ellinger sah in die Ferne hinaus, und während das Landschaftsbild im winterlichen Kleide sein Auge ergötzte, erging sich sein Geist in den Zeiten, die vorüber waren, und ruhete mit behaglicher Rührung auf der Freude der Gegenwart aus. Oben in Marianens kleiner Stube

ſtanden Piſtor und die Braut Hand in Hand am Fenſter. Sie war ſchon im Hochzeitſtaate, in einem weißen Mohrkleide, mit hohem Beſatz von Blumen und Blonden, ſchönen Blondenmanſchetten und reichem Blondenputz um die Bruſt, die eine lange Schnur Perlen und ein großes goldenes Kreuz zierte. Ihre Friſur ſtieg heute einige Zoll höher auf, als an minder feſtlichen Tagen, und trug den grünen Mirthenkranz, das Sinnbild der Liebe und Unſchuld.

„Wie der Winter ſchön ſeyn kann, Leo," ſagte Mariane, „wenn er ſo freundlich ausſieht wie heute. Sieh, wie die weißen Eisdiamanten an jedem Zweige hangen, und wie die goldbeglänzten krauſen Bäume ſich gegen den blauen Himmel hervor heben. O mein Freund, welch ein liebes, trauliches Plätzchen ſeiner Welt hat uns Gott gegeben, um die Stürme auszudauern, die rings umher das Land erſchüttern. Er ſchütze es nur gegen Gewalt! ach, er gebe doch überall Frieden, und heile alle Wunden, die der Krieg ſchlägt!" —

„Du biſt nicht froh wie ich, Mariane," ſagte Piſtor, „indem Du Fröhliches ausſprichſt, ſchwimmt Dein Auge in Thränen, und Deine Bewegung gehört nur halb der Freude an."

„Halte mich nicht für undankbar, geliebter Freund," erwiederte Mariane, „glaube nicht, daß ich unſer Glück weniger fühle als Du. Mein Vater iſt frei, und Du biſt mein! Wohin ich ſehe, begegne ich den Blicken der Menſchen, die mir auf der Welt die liebſten ſind, ich bleibe bei ihnen, darf für ſie ſorgen, und mich ihrer ſor-

genden Liebe trösten, es kann Niemand glücklicher seyn, als Deine Mariane. Aber, Leo! mir fehlt heute die alte Justine so schmerzlich. Kannst Du Dir es nicht denken? Es war ihre süßeste Hoffnung, unsern Hochzeitstag zu erleben, nun ist sie nicht mehr da, ach! und keine kindliche Hand hat ihr Auge geschlossen, kein Beistand hat ihren letzten Kampf erleichtert."

„Entferne diese Gedanken, liebe Mariane," bat Pistor. „Ich möchte heute Dein liebes Auge ohne Wolken sehen."

„Nein, laß mich immer an sie denken, sie hat es wohl um mich verdient," sagte Mariane. „Wir sollen auch in den Stunden der Freude der Vorangegangenen nicht ganz vergessen, ja es wäre strafbare Weichlichkeit, wenn ich ihr Bild, das mich umschwebt, gewaltsam wegdrängen wollte. Sie hat uns den Vater erhalten; der Offizier, der ihm seine Befreiung ankündigte, sprach selbst mit Rührung von ihrer Treue, und der Vater, den ich niemals so weich sah, hat um sie geweint."

Lottchen sprang zur Thür herein. „Es kommt ein Wagen den Berg herauf," sagte sie, „das ist der Pastor; der Vater läßt Leo bitten, ihn zu empfangen." Pistor ging. — „Mamma Pistor zieht sich an," fuhr Lottchen fort, „nun will ich mich auch putzen. Ach Mariane, wie allerliebst Du aussiehst! die Ohrringe à la **Pompadour** stehen Dir herrlich, ich möchte auch ein Paar. Aber ich lasse mich mehr pudern, das ist hübscher, Rosine wird es schon machen. Sonst mußte sie mich freilich immer nach Justinens altmodischem Ge-

ſchmack friſiren. Ich war oft recht ärgerlich darüber, und wenn ich mich dann beſtändig in dem Spiegel ſah, bloß aus Verdruß, und weil ich dachte, es ſollte einmal beſſer ausſehen, da dachtet Ihr noch, ich wäre eitel. Ach lieber Gott, wie herzlich gern wollte ich heute ſolchen Kopf mit mir herum tragen, wenn die alte gute Juſtine noch da wäre!"

Ganz leiſe öffnete ſich die Thüre, und an der jubelnden Luiſe Hand trat Juſtine ins Zimmer. — Die Mädchen waren außer ſich, ſie jauchzten und weinten, erdrückten die Alte faſt mit ihren Liebkoſungen, hatten unzählige Fragen und dankten immer aufs Neue Gott für dieſe Stunde, Juſtinen aber machte, zum erſtenmal in ihrem Leben, die Freude ſtumm. „Hat Dich denn der Vater geſehen? und Piſtor?" fragte Lottchen. „Ach welche herrliche Ueberraſchung zu Marianens Hochzeit!"

„Zu Marianens Hochzeit!" ſagte Juſtine, „ja wohl, nun ſehe ich wahrhaftig erſt den grünen Kranz und das feſtliche Kleid, und Piſtor iſt der Bräutigam, kein anderer Menſch, das weiß ich. Kinder, es iſt kein Unglück ſo groß, es iſt zu etwas gut, aber mir giebt die Freude vollends den Reſt. Ich will mich ein Bischen ſetzen, ſonſt kann ich kein Wort reden. Nein Niemand hat mich geſehen, blos das Kind, das Luischen, ich bin durch eine Hinterthüre in den Garten gekommen mit einem recht höflichen Burſchen, denn ich ſahe nicht aus wie Jemand, der zur ordentlichen Hausthüre eingeht. Seht mich nur an, Ordnung und Sauberkeit habe ich am ſchwerſten vermißt, bei aller meiner Noth. Ich

weiß nicht mehr wie eine Bürste aussieht, und fremder Menschen Geräthschaften, die ich nicht gern angreife, habe ich mit gar schönem Danke gebrauchen müssen. Kinder, das begreif' ich nicht, wie die Leute zum Vergnügen reisen können. Herr des Himmels! in was für Stuben hab' ich aushalten müssen! wo der Fußboden wie eine Dreschtenne aussah, und der Staub in hellen Säulen wirbelte, und Tauben und Hühner das Bürgerrecht hatten! so lange meine Augen offen stehen, will ich an Hochkirch denken. — Aber ich vergesse das Wichtigste. Wie ich nach Dresden kam — ach mein Himmel — das arme Dresden — sie haben ja indessen den Leuten in den Vorstädten die Häuser über dem Kopfe weggebrannt — ja, wie ich ankam — es war mein Erstes, zum Gevatter zu gehen, und ihm ein Bischen die Wahrheit zu sagen wegen des Hasen von Fuhrmann, den er mir gedungen hat. Nun da erfuhr ich denn, unser Vater wäre frei gesprochen, und Ihr alle wäret hinausgezogen, auf Pistors Gut bei Meißen."

„Und Du weißt nicht, daß Deine Bitten den Vater befreit haben?" sagte Mariane. „Der General Ziethen hat uns in einigen eigenhändigen Zeilen gemeldet, wie Du für den Vater beim Könige gesprochen hast, und dann schrieb er weiter — weil Deine Treue Dich nach Hochkirch in den Tod geführt hätte, wollte der König sie ehren, und uns Gnade schenken."

„Gott segne den König!" rief Justine. „O ich will niemals wieder über die Beschwerden der Reise und über die abscheuliche Angstnacht bei dem Ueberfall

klagen, nein gewiß nicht. Der Gedanke, wie ich alter, schwacher Wurm Euch den Vater befreit habe, der soll mir noch in meiner Todesstunde wohl thun. Seht Ihr nun, Kinder, wie gut es ist, wenn man sich mit der Zunge behelfen kann, und wenn man sich von ein Paar durchdringenden Augen nicht irren läßt. — Ausgestanden habe ich freilich Viel, ich kann nun sagen: ich habe eine Bataille mitgemacht, und hätte mich nicht ein guter Mensch nach Bautzen gerettet, aus dem brennenden Hause, und unter dem gräulichen Kanonendonner, es wäre kein Stäubchen mehr von mir vorhanden. Da habe ich denn krank gelegen, viele Wochen lang, und als ich wieder zu mir kam, ging alles bunt in meinem Kopfe herum. Erstlich, wie ich ein Fremdling in der Welt auf die Gasse trat, und der wüste Menschenlärm mich schwindlich machte, und wie der Gevatter mich in den Wagen packte, und wie ich die Frauenkirche zum letztenmale ansah. Wie ich dann ein garstiges Nachtlager überstand, und früh in einem Graben saß — ja seht mich nur groß an — im dicken Nebel saß ich mit meiner guten Pelzkontusche und dem grünen Mantel hier, den man in seiner Jammergestalt nicht mehr erkennt, unter drei Bäumen im trocknen Graben! aber das war mein Glück, denn da kam der König mit meinem General. — Von der Bataille will ich gar nicht sprechen, wer so was nicht erlebt hat, mag unsern Herr Gott danken." —

— „Wir wollen die Braut holen," sagte Frau von Pistor, die jetzt in ihrer bescheidenen Matronentracht eintrat, von Leo begleitet. — „Leo! Mutter! ich

habe meine Juſtine wieder!" rief ihnen Mariane entgegen, „aber ich muß ſie erſt putzen, damit ſie mich mit zum Altar führen kann. — Wie wird ſich der Vater freuen!"

„Tauſendmal willkommen bei uns, liebe getreue Freundin," ſagte Frau von Piſtor, indem ſie Juſtinen umarmte. „Sie bringen das ſchönſte Brautgeſchenk. Laſſen Sie ſich dann von den Händen Ihres dankbaren Pfleglings ein wenig ſchmücken, ſo unnöthig es auch ſeyn mag. Denn wenn Ihre aufopfernde Treue nicht das wahre hochzeitliche Kleid wäre, ſo hätte ich die Schrift niemals verſtanden."

Elisabeth, Gräfinn zu Holstein-Schauenburg.

Ein historisch-romantisches Gemälde von Agathe S...

Leise glitt eine reich-geschmückte Gondel über den Plöner See hin, auf der sich, wie es schien, eine vornehme Gesellschaft zusammengefunden hatte. Denn Gold und Edelgestein blitzte von Hüten und Baretts der Männer, und kostbare, niederländische Spitzenhauben und Schleier zierten die Frauenköpfe. Auch floß von den Lippen der meisten zierliche Rede in fränkischer Mundart, wobei hin und wieder ein Reimlein in deutscher Zunge, oder ein Sirvente und Canzos in der Sprache von Oc ertklang. Gar besonders schien sich ein Kleeblatt, das von der größeren Gesellschaft getrennt, an einem Ende der Barke saß, mit diesem dichterischen Verkehr zu beschäftigen. Es bestand aus einem Jüngling und zwei Frauen. Ersterer trug einen normännisch-zugeschnittenen Rock aus pfirsichblüthfarbenem, brüsseler Steff, mit schmalen, silbernen Kan-

ten besäumt, und über dem schwarzen Haupthaar ein gleiches Barett mit himmelblauen Federn. Als Agraffe diente, statt des reichen Juwelenschmucks, den mehrere anwesende Ritter trugen, ein grünes Lorbeerblatt, dem eine Rosenknospe gar sinnreich hinzugefügt war, und welche Zier der Junker Dagobert de Clairvaux in einem Liederkampf zu Toulouse als Preis davon getragen hatte. Die eine der Frauen war Elisabeth, Gräfinn zu Holstein-Schauenburg, die Schwester Heinrichs des Eisernen, der stumm und fast finster in der Mitte der Gondel saß, und das von dunkeln Federn überschattete Gesicht wie sinnend in die Hand gelegt hatte. Ihm zur Seiten reihten sich die schwedischen Gesandten, die Ritter Magnus Tott, Erick Månson und Birger Lönbeck, welche vor einigen Tagen am holsteinischen Hofe angelangt, und wichtige Vorschläge von den Reichsständen Schwedens und Norwegens zu haben schienen. Denn Graf Heinrichs Stirn, die sonst klar und frei war, bezog sich seit ihrer Ankunft nicht selten mit Wolken, die Bedeutendes zu verkünden schiener.

Die zweite der Frauen, welche Dagoberts südlichem Liederklang horchte, war das eine Hoffräulein Elisabeths: Bertha von der Wisch, deren Treue und liebende Gemüthsart sie zur Vertrauten der Herrinn gemacht.

„Singen könnt Ihr wohl im Süden, und mit den Worten tändeln auf nicht unangenehme Weise," rief ein junger, holsteinischer Ritter hinzutretend, und die Blicke voll Neid und Argwohn auf dem Hofsänger und der schönen Gräfinn hin und her sendend. „Wie es

dort aber mit der würdigeren Waffenkunst bestellt ist, lasse ich unentschieden.“ „Hättet Ihr Euch um die Geschichte des Südens gekümmert, Herr Ritter!“ gegenredete Dagobert verletzt, „da würdet Ihrs wissen, denn seine Söhne haben das Schwert tüchtig geführt, und die Namen eines Sordellovon Mantum, Bertrand de Born, Rambaud de Vaqueiras glänzen als Troubadoure und Krieger gleich hoch. Selbst Könige und Herren verschmähten es nicht, den Lorbeerzweig des Dichterruhms um ihre Scepter zu winden, der deutsche Kaiser Friedrich der Rothbart, König Richard der Erste von England, die Könige Alphons II. und Peter III. von Arragon, König Friedrich III. von Sizilien, der Dauphin von Auvergne, der Graf von Foix, der Fürst von Oranien, der Marquis von Montferrat, König von Thessalonien, machten Verse in provençaler Sprache, und in Wilhelm IX., Grafen von Poitou und Herzog von Aquitanien, vereinigt sich der Krieger- und Dichterruhm am glorreichsten.“

Die Gondel langte unter schattigen Eichen und Buchen an, und von der Sonne beleuchtet, breitete sich der saftgrüne Rasengrund gar einladend vor den Landenden aus. Ein Häuschen, von Elisabeths Amme bewohnt, war der Lustfahrt Ziel. Heinrich der Eiserne pflegte sich der lieblichen Schwester zu Gefallen wohl ein Paar Mal des Sommers in die Hütte der Frau Dorothea zu begeben, und das idyllische Vergnügen, im Hause der

Patriarchinn Milch und Obſt zu nehmen, ward auch von den Hofleuten recht anregend gefunden. Hatten doch Kellner und Köche reichlich für Speiſe und Trank geſorgt, die im Grünen genoſſen den Gaumen mehr reizten, als an der gewohnten Tafel in der Hofburg.

Auch heute lagerte ſich der Kreis auf gewohnte Weiſe in Waldesſchatten, nur trug der Provençale ſehr dazu bei, ihn bunter und fantaſtiſcher erſcheinen zu laſſen. Er hatte dem kleinen Hofnarren und ſich ſelbſt einen Thyrſusſtab gefertigt, und drehte ſich, das Barett bacchantiſch mit Weinlaub umkränzt, mit dem Kleinen im Wirbel herum, der es zuletzt nicht länger aushalten konnte, und durch einige der poſſierlichſten Bocksprünge und Purzelbäume, dem Athem verſetzenden Zweitanz ein ſehr komiſches Ende machte. Dagobert machte noch tauſenderlei Scherze, bekränzte Männer und Frauen, und ergriff zuletzt die Harfe, der er in einer hohen Eiche ein luftiges Quartier anwies, um des Windes Hand drinn walten zu laſſen. Doch erreichte er ſeinen Zweck nicht. Graf Heinrichs Ernſt, und der beiden, älteren Schwedengeſandten ſteifes Weſen miſchte dem Kreiſe ein peinlich-ſtrenges Ceremoniell zu, das ſonſt am holſteiniſchen Hofe keineswegs zu Hauſe war. Der Schwedenritter Birger Lönbeck ſaß beſonders kalt und ſchroff da, und wäre den Meerfelſen des Nordens nicht unpaßlich zu vergleichen geweſen. Der argloſe Dagobert meinte ihn durch eine Erinnerung an ſein Vaterland zu gewinnen, und bat ihn recht demüthiglich um die Mittheilung einiger der herrlichen Schwedenſagen, die er auf

seine Weise zu bearbeiten wünsche. Doch war die Antwort der Bitte schlecht angemessen. „Sehr übel thäte ich," entgegnete der stolze Schwedenritter, „die hohen Dichtungen unseres Volkes für den Klingklang Eures Südens herzugeben. Ihr Minnesänger seyd mit den Hofnarren in einem Rang: des Lebens Spiel mögt Ihr handhaben, nicht aber seinen Ernst. Dreht Euch," setzte er höhnisch hinzu, „den Thyrsusstab in der Hand, mit dem kleinen Steffen Purzel im Kreise herum; da seyd Ihr an Eurem Platze."

Dagobert sah hoch-erglühend vor Zorn und Beschämung zur Erde, und nur die Achtung für seinen Herrn und Gebieter hinderte ihn, dem Gaste desselben eine geziemende Antwort zu geben. Erick Månson, der jüngere der Schwedengesandten, ein schlanker, edler Ritter aus Ostgothland, durchglühte den unzarten Landsmann mit zornigem Blick, und reichte drauf dem gekränkten Dagobert die ritterliche Rechte. „Ich werde Euch Sagen erzählen," flüsterte er ihm zu; „besucht mich nur heute Abend auf meinem Zimmer, und schlagt Euch des Ritters unfeine Reden aus dem Sinne. Für Eure Harfe biete auch das Höchste."

Der Troubadour richtete sich auf unter des königlichen Jünglings Trostesworte, wie die welke Blume im Abendthau, und Elisabeth glaubte nie etwas Edleres gesehen zu haben, als Ericks Erscheinung. So mußte Balder, der Gott ewiger Jugend den Sterblichen erschienen seyn, wenn er zu ihnen hernieder stieg, sie zu trösten über ihr Leid.

Hoch stand bereits der Vollmond, und beleuchtete Graf Heinrichs Hofburg mit magischem Licht, als der Troubadour Dagobert in seinen leichten, hellfarbigen Nachtmantel gehüllt über den Schloßhof schlüpfte, und sich dem östlichen Thurme zuwendete, wo, wie er wußte, des Schwedenritters Zimmer lagen. Er erreichte bald Erick Mänsons Gemach, und fand ihn in bequemer Haustracht auf einem Polsterbett ruhend, und seinen Gast erwartend. „Setzt Euch neben mich, edler Junker Dagobert!“ sagte er, und ließ durch den anwesenden Diener einen Sessel zu sich heran rücken; „setzt Euch neben mich, und leert zuerst einen Becher Weins mit mir. Meine Nordweisen werden Euch dann noch besser klingen, denn glaubt es mir: der Herr des Himmels hat große Kraft in den Saft der Trauben gegossen, und mäßig genossen dient er dem Menschengeiste zum schönsten Hebel.“

Die Jünglinge hoben zu gleicher Zeit die schweren silbernen Humpen mit der kunstreichen haut-relief-Arbeit eines berühmten Nürnberger Meisters, die der Diener, mit Rheinwein gefüllt, vor sie hingestellt hatte, und zogen sie bis auf den letzten Tropfen aus. „So,“ sprach dann Ritter Erick, den seinigen kraftvoll vor sich hin auf den Tisch stellend, „nun wirds mir vom Munde fließen wie Honigseim.“

Lautlos horchte der Provençale dem Schwedenritter, der sich nicht nur auf die Sagen seines Vaterlandes beschränkte, sondern sich noch höher gen Norden wen-

dete, und von den Weisen des wunderbaren Eilandes Island sprach, das schon damals auf so hoher Stufe der Entwickelung stand, und dem nur Latein zu hören gewohnten Europa Schätze der Dichtung und Wissenschaft in seiner Muttersprache überlieferte. In jener goldenen Zeit, da der gewaltige Harald nach Island zog, und sich zum Beherrscher desselben aufwarf, erstand dort aus mitgebrachter Ueberlieferung in vollster Blüthe der Gesang. Island sendete seine Skalden in alle Welt. Helden und Könige horchten ihren gewaltigen Liedern, und lernten von ihnen die Harfe rühren. Aus den Nebeln des fernen Nordens brach ein reicher Sonnenglanz hervor, an dem sich die Phantasie der mittäglichen Völker entzündete.

Die Skalden wurden Vorbilder den Troveres, Troubadours und Jongleurs.

Von den Sagen und Liedern dieses Eilandes also, das in seiner kalten Brust glühendes Leben birgt, sprach Erick Månson mit dem schwärmerischen Sänger aus Provence, und Mitternacht war längst vorüber, als die Jünglinge an Trennung dachten. Tief herabgebrannt waren die Lampen in den Vorsälen und Hallen, durch die der geistig-trunkne Dagobert hindurch stolperte, und wenig von dem Boden zu wissen schien, den er unter seinen Füßen trug. Denn sein Geist umschwebte die Felsen jenes wunderbaren Eilandes, das der Schwedenritter ihm so schauerlich-schön gemalt, und das Sagenkind Sigurds und Brunhildens, das an Spangerheids ödem Strande von der Unholdinn Grima erzogen ward, schien

ihn in ihrem reichen Goldgelocke ganz und gar gefangen zu haben. Dann aber waren es wieder der Gräfinn Elisabeth himmlische Züge, die aus der Welle auftauchten, in der das Sagenkind die rosigen Wangen badete.

Dagobert befand sich jetzt auf der dunklen Wendeltreppe, und seine Gedanken mußten sich in dieser Finsterniß wohl der unholden Gegenwart zukehren, und es ihm gewiß werden, daß er sich nicht an der blondgelockten Jungfrau Seite befand. Ein starker Schritt hinter ihm her hatte ihn schon früher seinem Phantasielande entrückt; jetzt fiel ein heftiger Schlag, begleitet von gellendem Hohngelächter gerade auf sein Hinterhaupt, und sinnlos stürzte er die noch übrigen Stufen hinab, so daß er am Eingange des Thurms liegen blieb. Der holsteinische Ritter Berthold aber, der sich an dem beneideten Günstling Elisabeths so hinterrücks gerächt hatte, eilte, von seinem Leibknappen begleitet, dem westlichen Thurme zu.

Nur eine tiefe Ohnmacht wars, in die Bertholds Streich den Provençalen versetzt, und dieser erwachte, als die röthlichen Morgenstralen den Horizont färbten, mit erstarrten Gliedern und schmerzendem Haupte. „Lieber, junger Liederdichter! was ists denn, das Euch so unwürdig hier am Eingang des östlichen Thurms gebettet? Läget Ihr noch auf Rosen, da wollte ichs mir gefallen lassen, oder auf Marmor, von dem die Menschen den Dichtern und Göttern und Königen Me-

numente errichten, — aber auf gemeinem Sandstein Eure poetischen Glieder zu recken, dünkt mich doch gar unziemlich."

Steffen Purzels, des Hofnarren, weinerliches Stimmchen war es, welches dem Sänger obige Worte ins Ohr raunte. Dagobert rieb sich Stirn und Augen, und zum ersten Mal unfreundlich auf den Kleinen herabblickend, erwiederte er: „Nun was sollte es wohl anders seyn, als die Plumpheit Eures sauberen Ritters Berthold, der seine verschmähte Flamme an mir gerächt und mich so schimpflich hingestreckt." „Das soll ihm nicht unvergolten bleiben beim heiligen Steffen, meinem Schutzpatron," versicherte der Hofnarr, sich komisch in die Brust werfend, „ich will ihm den breiten, holsteinischen Schädel waschen, daß er Zeitlebens an Steffen Purzel denken soll." Dagobert sah fast wehmüthig zu dem kleinen Prahlhans hinüber, und erwiederte: „Was willst Du, schwaches Rohr, gegen die mächtige Eiche, die fest gewurzelt ist im Hofboden? Was willst Du, albernes Närrchen, gegen den mächtigen Günstling des eisernen Grafen? Weißt Du denn nicht, daß Dein Element nur des Lebens Spielwerk ist, und Du davon bleiben mußt, wo es sich um etwas Tüchtiges handelt? Was können der lustige Sänger und der lustige Hofnarr gegen den ahnenreichen Ritter, dem die Brust geschützt ist durch harten Stahl, und mehr noch durch Heinrich von Holsteins Gunst?"

„Da meine ichs doch anders, Herr Lustig," entgegnete Steffen mit Laune, indem er sein rothes Käppchen

listig-lächelnd aufs linke Ohr hinschob. „Die Ehre," meine ich, „ist ein Ingut des Reichen und Armen, des Schwachen und Mächtigen, und wer sich ihrer begiebt, mit Respect zu melden, ein Schuft. Das bist Du, lieber Sänger! indeß keinesweges, und die nächtliche Treppenfahrt hat Dein Inneres nur verkehrt herum gerüttelt. Ich möchte den Vorschlag thun, Dich noch einmal hinab rutschen zu lassen, damit das Rechte wieder nach oben käme."

„Laß Deine Thorheiten jetzt," bat Dagobert sich erhebend. „Mein Gemüth hat für Deine Scherze den rechten Ton nicht, und sie klingen wie schneidende Mißtöne daraus wieder. Auf den Abend komm zu mir, da wollen wir ein Späschen gegen den vermessenen Ritter verabreden. Bis dies aber ausgeführt, bleibe meine Schmach dem Hofe ein Geheimniß, und Du sey verschwiegen wie das Grab." Steffen machte sein gewöhnliches lustiges Gesicht, zog zu Dutzend Malen sein Käppchen, schwang es in der Luft, und verbeugte sich mit Marionetten-Beweglichkeit gegen Dagobert, der seiner Wohnung zueilte.

Es mochte kaum zehn Uhr Morgens seyn, als Gräfinn Elisabeth zu ihrem Bruder gerufen ward. Sie saß eben mit ihrer Vertrauten Bertha am Webstuhl, und hätte gern das Blümlein vollendet, das ihren kunstfertigen Händen so lieblich zu entblühen begann. Doch litten Graf Heinrichs Befehle keinen Aufschub, und eilig, fast ängstlich vertauschte sie das einfache Mor-

genkleid mit dem reicheren Seidengewande, um zu ihm zu gehen.

Er empfing sie allein in seinem innersten Closet, und die Schatten der Stirn, die leise, fast bebende Stimme, mit der er ihr guten Morgen bot, schien Wichtiges zu verkündigen. Auch sagte er ihr sogleich: wie die schwedischen Gesandten keinen anderen Zweck gehabt, als sie für den Prinzen Hakon von Schweden und Norwegen zur Ehe zu begehren.

„Ich habe den Vorschlag schon lange mit mir herumgetragen," fuhr Graf Heinrich fort, „und nur in stiller Stunde mit Gott berathen. Denn trügerisch ist Menschenweisheit, und stützt sich am sichersten auf den Rath des Allerhöchsten. Rath aber kömmt nur im frommen Gebet, und gebetet habe ich um Erleuchtung, entscheiden zu können der geliebten Schwester Geschick. Sie ist mir geworden in der Ueberzeugung, daß ich den ehrenvollen Antrag der Nachbarstaaten nicht wohl ablehnen könne."

Zur weichsten Rührung war Graf Heinrichs Stimme herabgesunken, und seine stolzen Blicke überzogen sich mit Bruderthränen. Er schwieg einige Minuten, um Elisabeth Zeit zur Sammlung zu lassen, und fuhr dann fort: „Zwar kennt der ganze Norden den unmännlichen Wankelmuth des Schwedenkönigs Magnus, mit dem kein sicheres Bündniß zu knüpfen ist. Doch nicht er war es, der den Sohn bestimmte. Der norwegische und schwedische Reichsrath, geschreckt durch die Verbindung mit dem Dänenkönige Waldemar Atterdag, der seine 9jährige Tochter dem Hakon zu vermählen wünscht,

hat den Prinzen bestimmt, um Euch, meine schöne Schwe-
ster! zu werben, und es sind somit die Repräsentanten
zweier Reiche, die Euch zur Königinn begehren."

Elisabeth schwieg, und nur das Erbleichen ihrer
Wangen gab es kund, daß der Gedanke zwei Kronen zu
tragen, sie nicht mit Freudigkeit erfülle. Doch konnte
in Herz und Worten kein Zweifel seyn über des Bruders
Wahl, denn er war ihr von erster Kindheit an leitender
Lebensstern gewesen. Früh verwaist waren die edlen
Brüder ihr Vater und Mutter geworden, und wie die
zarte Schlingpflanze sich dem starken Stamme willig
anschmiegt, so auch hatte sich Elisabeths Jugend dem
reiferen Alter der Bruder angeschlossen.

Auch heute beugte sie von Rührung bewältigt
ein Knie vor dem Erhabenen, und sprach leis-bebend:
„Wie Ihr entschieden habt, mein geliebter Bruder, so
ists auch recht, denn Euer Geist schaut klar, und Euer
Herz liebt die Schwester. Wohl irrt mein schwacher
Fuß gerne nach, wo Euer gewaltiger Tritt ihm vorangeht.
Sagt den schwedischen Gesandten, daß ich entschlossen sey,
dem Prinzen Hakon meine Hand zu geben, und vergönntes
mir, den Rest des Tages in stillem Gebet hinzubringen."

„Es sey," versetzte Graf Heinrich sich erhebend,
und das Closet messend mit dem gewaltigen Tritt, der
ihm eigen, „nur versäumt nicht, heute Abend Punkt
zehn Uhr auf dem Banquet zu erscheinen, das ich den
schwedischen Herren zu Ehren veranstaltet, und bei
dem Ihr vor allen Dingen nicht fehlen dürft."

Das Gerücht von Elisabeths Verlobung verbreitete sich schnell durch die Hofburg und ihre Umgebung, und erregte wie jede neue Mähr die mannichfachsten Empfindungen. Auf Ritter Berthold und den Sänger Dagobert wirkte sie sehr niederschlagend ein, wenn sich dies auch auf verschiedene Weise äußerte. Berthold von Rathlow, ein Sprößling aus edlem Geschlechte, ein tapferer Krieger im Gefecht, ein zierlicher Ritter in der Halle, Besitzer stattlicher Burgen und Gauen, und Günstling Heinrichs des Eisernen, den er von frühster Jugend an umgab, und fleißig in Schlachten und zu Turnieren begleitete, hatte in Hinsicht Elisabeths stolze Hoffnungen gehegt, weshalb ihm die Botschaft der fürstlichen Verlobung sehr ungelegen kam. Er stieß, um seine erste Wuth zu kühlen, einige kostbare Porcellan-Gefäße über den Haufen, und schwang sich dann auf seinen flüchtigsten Renner, mit dem er feldeinwärts brauste, daß das edle Thier hellen Schweiß vergoß, und der Schaum ihm aus Maul und Nüstern floß.

„Thörinn, die sie ist," murrte er vor sich hin, „zu ziehen in den wilden Norden, in das Partheien-zerrissene Land, wo Mord und Verrath walten, zu knüpfen ihr Geschick an dasjenige des unglückseeligen Königsstammes, aus dem Magnus Smek entsprossen. Elisabeth, Du hast treue, heiße Liebe verschmäht, um eitlen Glanz zu kaufen, und nimmer kanns Dir wohlergehn auf Erden."

Keine Wehmuth erfüllte bei den letzten Worten des Ritters Züge, vielmehr schien es, als ob seine Rache sich ihres Sinnens freue. Denn verderblich Feuer ent-

blitzte den tief-liegenden, düster-blauen Augen, und um den fein-gespaltenen Mund zuckte ein höhnisch Lächeln. Rasch wandte er den Zelter, um nach der Hofburg zurückzukehren, und den Sänger Dagobert, dem er sich jetzt fast verwandt fühlte, aufzusuchen.

Hätte er ihn von Elisabeth begünstigt geglaubt, wie zuvor, so wäre dies gewiß nicht geschehn; gleiches Schicksal aber zog ihn fast willenlos zu dem sanften Schwärmer hin, über den er wohl früher gespottet, und sich stolz erhoben im Gefühl ritterlicher Würde.

Er fand ihn allein, die Harfe im Arm. Ueber den sonnigen Jugendzügen lagen Nebel der Schwermuth, die indeß des Ritters Ankunft zerstreute. Denn sein ganzer Stolz erwachte bei dem Anblick dessen, der ihn so unwürdig behandelt, und sich fast trotzig erhebend, fragte er kurz und keck nach dessen Begehr, indem er, sichtlich unmuthig, die Harfe in einen Winkel des Zimmers stellte. „Laßt Euch nicht stören," bat Berthold kalt, und verletzt über des Provençalen so unehrerbietigen Empfang. „Ich kam nur, Euch die frohe Kunde der Verlobung unserer allgeliebten Gräfinn Elisabeth zu bringen," setzte er höhnisch-lächelnd hinzu, „und werde daher kurz seyn." „Da kamet Ihr zu spät, Herr Berthold!" erwiederte Dagobert mit so viel leichtem Gleichmuth im Ton, als sein stürmendes Herz zuließ. „Schon in der Morgenfrühe sandte mir der gestrenge Herr Graf den Befehl, ein Festlied zu dichten auf diese freudige Begebenheit, welches heute Abend beim Banquet abgesungen werden soll. Dabei eben war ich, als Ihr, Herr

Ritter! mich störtet." „Da will ich mich wahrlich empfehlen, Herr Sänger!" rief Berthold spöttisch, „und Euch die wenigen Stunden bis Abend nicht rauben. Ihr möchtet sie brauchen, um Euch ehrenvoll des Auftrags unseres gnädigen Herrn zu entledigen." Dagobert fühlte ganz das Verletzende in des Ritters Worten. Doch war sein Herz zu weich gestimmt, um sich auf einen Streit gekränkten Ehrgeizes einlassen zu mögen.

Pauken- und Trompetenschall, vereint mit den sanfteren Klängen der Cimbeln und Schalmeien, riefen die Gäste in die hohen, reich-geschmückten Festgemächer, wo das Banquet und der darauf folgende Ball gehalten werden sollte. Auf einer Tribune, die an der Mittelwand des einen Saales aufgebaut war, saßen der stolze Graf Nicolaus von Holstein, Graf Heinrich der Eiserne, der Bischof Eberhard von Lübeck, und der Abt des Klosters Reinfeld Eggert von Wenson. Wie eine weiße Rose blühte Elisabeth unter diesen stattlichen Männern, und ihr Blick senkte sich so demuthsreich, als sey sie Magdala, die Bußfertige, vor dem Richterblicke des Herrn. Die schwedischen Gesandten, sammt den vornehmsten Rittern und Frauen des Hofes und der Umgegend, schlossen zu beiden Seiten der Tribune einen Halbzirkel, und weiter abseits gegen die Eingänge zu, standen die jüngeren Ritter, die Leibknappen und Edelknaben, sammt dem Sänger Dagobert, und dem reich-aufgeputzten Steffen Purzel, der seine Laune kaum bändigen konnte, und sich

in den allertollsten Sprüngen und Grimassen übte, zur großen Qual einiger, jederzeit lachfertigen Bürschchen, die ihn durch die lamentabelsten Mienen baten, doch ihres Zwergfells zu schonen, und zu bedenken, welches ihr Loos seyn würde, wenn sie nun wirklich ausbrächen in lautes Gelächter vor dieser ehrenwerthen Compagnie.

„Ihr, meine Lieben und Getreuen!“ so redete Graf Heinrich die Versammlung an, „habt stets mit Theilnahme Meines Landes und Hauses Wohlfahrt gesehn, und drum auch wird Euch das, nun so glänzend bestimmte Schicksal der allverehrten Gräfinn Elisabeth mit gerechter Freude erfüllen. Ich habe im Rath mit Gott, dem Allerweisesten, die Sache überlegt, und bin entschlossen, den schwedischen Herren zu willfahren, und dem künftigen Thronerben Schwedens und Norwegs die Schwester zur Gemahlinn zu geben. Es werden indeß noch einige Monate hingehen, ehe sich dieses Ehebündniß schließt, und die Gräfinn ist gewillt, sie in tiefer Stille zu verleben, und ihre Zeit unter gottesdienstliche Uebungen und einige höchst-eigne Händearbeiten für das Kloster Reinfeld und die Kapelle St. Hilberici hieselbst zu theilen. Auch wird sie, wenn Gott ihr Kraft dazu verleiht, zu Fuße die Wallfahrt nach Haddeby antreten, um dort an geweihter Stätte Stärke für ihren hohen Beruf zu erflehn. Gebt Ihr, hochweiser Bischof und Ihr, frommer Abt, dem schwachen Kinde Euren Seegen zu vollbringen das gottselige Werk.“

Ein leises Beifallsmurmeln ging durch die Versammlung, und Augen wie Herzen waren der frommen Grässinn zugewendet. Voll Entzücken aber und hoher Bewunderung, voll Liebesgluth und heißem Schmerz suchte sie Ritter Ericks Auge vor allen anderen, und der reichgestickte Mantel hob sich schnell über dem stürmisch-klopfenden Herzen. Elisabeth war nicht mit dem Bruder zufrieden, und fand es unzart, ihr heiliges, nur ihm entdecktes Vorhaben so preisend zur Schau zu stellen, und hiedurch zu entweihen.

„Und möge jetzt etwas Heiteres uns beschäftigen," nahm Graf Heinrich nach einer kleinen Weile das Wort, den Provençalen an die Tribune winkend. „Der Junker Dagobert von Clairvaux, mein Meistersänger, hat zur Ehre des Verlöbnisses ein Festlied gedichtet, das er uns sofort absingen wird. Er gewann in den Liederkämpfen zu Toulouse, Avignon und Barcellona bedeutende Preise, wie auch am Hofe Johannens von Neapel, der Liebe- und Liederkundigen Königinn. Hoch steigt der Flug seiner Phantasie, und reich sind die Bilder seiner Worte. Wohl werth wäre er gewesen, zu singen am gelben Strande von Lethra mit den Nordjünglingen vergangener Zeit, und sich eine Krone zu erkämpfen, wie König Hjaren es einst gethan."

Dunkles Roth überfloz die Wangen des Minnesängers bei den letzten Worten; sein glühender Blick suchte Elisabeth, und es stand in diesem glühenden Blicke: was achte ich der Kronen, wenn ich nur Dich gewinnen könnte!!!

Leise griff nun Dagobert in die Saiten, und ließ die Finger irren durch ihr Gold, daß es klang wie Zephyr in der Bäume Wipfel. Dann brauſten die Töne wieder hin, wie der ſchäumende Waldbach vom Sturme getrieben. Nachdem er ſo bald ſtärker, bald leiſer präludirt hatte, begann er ſeinen Geſang, den die Feder indeß nur unvollkommen wiederzugeben vermag. Zuerſt ſprach er von Eliſabeths Tugend und Liebreiz, von ihrer Frömmigkeit und Wohlthätigkeit, und wie ſie prachtvoll wie die Roſe, rein wie die Lilie, und beſcheiden wie das Veilchen im Garten Gottes ſtehe, das Auge des Wanderers erquickend. Dann ging er auf ihre hohe Beſtimmung über: Gemahlinn zu werden einem hoffnungsvollen Königsſohne, Mutter einem edlen Volke, Zierde einem alten Thron. Nicht Trauer könnte ſeyn für die Freunde, ſähen ſie die Geſchiedene in ſo reichem Glanz, gebildet aus irdiſchen und himmliſchen Stralen.

Er gedachte auch der beiden edlen Brüder, der Beſchützer von Eliſabeths Kindheit und erſten Jugend, die ſie gewahrt mit liebender Sorgfalt vor jedem rauhen Nord. Er gedachte der treuen Landesregierung des Grafen Nicolaus, der daheim den Feinden wehrte, nützliche Bündniſſe mit den Nachbarſtaaten ſchloß, und ſeine Unterthanen in Luſt und Frieden regierte, während der kraftvolle Bruder, ſeiner Leibesſtärke halber „der Eiſerne“ genannt, draußen in der ſtürmenden Welt ſein Heil verſuchte. Preiſend gedachte er der Großthaten Heinrichs in Dännemark, England, Frankreich und Schweden, und wie ſein Kriegsruhm ſelbſt bis nach Italien ge-

drungen, daß Papſt Urban VI. ihn in einem eigenhändigen Schreiben zu ſich entboten, ihm gegen ſeine Feinde in Apulien und Kalabrien beizuſtehn.

Auch der berühmten Schlacht von Creſſy zwiſchen dem engliſchen und fränkiſchen Monarchen erwähnte er, wo König Philipp VI. von Frankreich die Könige Johann von Böhmen, Peter von Navarra, Adolph Herzog von Lothringen, und Ludwig Graf von Flandern begleiteten. Heinrich von Holſtein focht mit Eduard III., und machte den König von Böhmen zum Gefangenen. Er nahm ihm bei dieſer Gelegenheit, wie eine alte Chronik ſagt, zwo groſſer, güldener Ketten von dem Hals.

Noch mancherlei ſang Dagobert in lieblichen und bilderreichen Worten, die alſo wiederzugeben nicht in unſerer Macht ſteht. Dann beugte er ein Knie vor der Gräfinn Eliſabeth, aus ihren Händen des Sanges Preis zu empfahn, wie Graf Heinrich es angeordnet. Eine goldene Kette hing ſie ihm um mit einem Schilde, darauf ein Kranz von Lorbeern gar ſinnreich eingegraben war. Dagobert mochte ein Geſchenk von ihrer eigenen Hand gefertigt erwartet haben, denn mit ſichtlich-getäuſchter Hoffnung erhob er ſich, und es bedünkte ihn, als reiche man dem Durſtigen das Waſſer des Edelgeſteins, indem man ſeiner heißen Liebe nur Ruhm und Gold bot.

Die Flügelthüren einer anstoßenden Halle thaten sich auf, und eine reich-besetzte Tafel ward sichtbar. Elisabeth ging mit dem Bischof von Lübeck zu Tische; Graf Heinrich wählte seine Muhme, die stolze Gräfinn Catharina von Wagrien, Tochter des Herzogs von Glogau und Breslau, und zuerst vermählt an Johann den Erlauchten, Markgrafen von Brandenburg; Graf Nicolaus die Wittwe des Grafen Günthers von Schwarzburg, welcher einst, von Kaiser Ludwig gesendet, die Uneinigkeiten zwischen den Hanseſtädten und den holsteinischen Grafen beseitigte.

Diesen edlen Paaren folgte die übrige Gesellschaft in gemessener Ordnung nach, doch der Sänger Dagobert ward an der glänzenden Tafel vermißt.

Hin ins Freie zog es ihn, die gepreßte Brust zu entladen, und drum eilte er, als die geschmückten Reihen in den Speisesaal zogen, hinaus in den Schloßgarten, über dem der Vollmond so eben aufgegangen war. Es ward ihm wohler in der kühligen Abendluft; sie umfloß ihn belebend; sie hauchte die heiße Beklommenheit von seiner Brust, die jener vornehm-gefüllte Festsaal ihr aufgelegt.

In den blinkenden Sternen, die oben im blauen Himmelsmeer schwammen, sah er tausend Welten, ach! und in diesen tausend Welten Raum für seine, hier auf Erden verschmähte Liebe. Denn dort war ja der Sänger und die Grafentochter eins, dort bot vielleicht die, nun bald doppelt Gekrönte, dem armen, heimathlosen Dichter die Hand zum ewigen Verein.

Neben seiner goldenen Kette, dem kostbaren und

ihm doch so werthlosen Preise seines Liedes, steckte ein verwelkter Blumenstrauß, den Elisabeth verloren, und er begierig vom Boden aufgerafft und an seine Brust geheftet hatte. Mit dieser Reliquie trieb er Abgötterei nach gewohnter Art der Verliebten, nahm ihn vom Busen, um ihn an die Lippen zu drücken, wobei er gar hochfliegende Worte ausstieß.

Er mochte eine beträchtliche Weile so geschwärmt haben, als eine heisere Stimme ihn aus seinen Träumereien weckte. Sich erschrocken umsehend, ward er den alten Fischer Arnold gewahr, der eine Viertelstunde vom Schlosse entfernt in einer einsamen Hütte am See wohnte, und jetzt in seinem gewöhnlichen, nicht eben sauberen Haushabit vor ihm stand, und ihn mit den großen, blaß-blauen Augen recht graulich anstarrte.

„Wo kommt Ihr her, Arnold?" — rief der Provençale von Fieberschauern gerüttelt, — „was treibt Euch zu so ungewohnter Nachtstunde in den Schloßgarten? Wollt Ihr vielleicht dem Tanze zusehn, da kommt Ihr zu spät, denn die Geigen und Trompeten verstummten, und ein Lichtlein nach dem andern erlischt in den Fenstern der Hofburg. Auch möchtet Ihr in Euerer unhochzeitlichen, Theer-beschmierten Jacke ein unpaßlicher Gast beim Festgelage seyn." „Spart Euren breiten Wortreichthum, junger Geselle," entgegnete der Fischer mit seltsamem Lächeln, „und sagt mir lieber, was Euch zu so ungewohnter Nachtstunde an diesen Ort führt. Euer gebrämter Atlasmantel, das gebauschte Fest-Collet und die goldene Kette sagen, daß Ihr dem

Gelage angehört habt. Was spielt Ihr wie ein thörichter Schäfer mit gestorbenen Blüthen, während die Gesellen Eures Alters und Gelichters sich da oben bei Tanz und Wein eine Güte thun. Ihr gedenkt ihrer," fuhr Arnold leiser fort, „deren ewiger Nacht ein so kurzer Frühling voranging." „Wunderlicher Alter!" rief Dagobert unmuthig, „was faselst Du nun wieder, und sprichst in so seltsam-geheimnißvollen Bildern?" „Kannst Du sie nicht deuten?" fuhr der Fischer fort, seine Stimme zu fast furchterlicher Kraft steigernd, „so will ich Dir in blumenlosen Worten reden. Du denkst der Gräfinn Elisabeth, der Du zugethan mit thörichter Liebe. Ihr droht ein herbes Geschick, und diese königliche Vermählung, der sie entgegengeht, wird schmachvoll für sie enden. Willst Du versuchen, sie zu retten?"

Der ganze Jugendmuth, der ganze Liebesenthusiasmus des Troubadours erwachte bei Arnolds letzten Worten. Mit leuchtenden Augen, mit kühnen Gebärden, hoch aufgerichtet die schöne Jünglingsgestalt stand er vor ihm, und aus der hochklopfenden Brust rangen sich die Worte: „Alles will ich für sie thun; durch Wasser und Feuer will ich gehn, Drachen und Löwen bekämpfen, Zauberknoten und Zauberriegel lösen, Schlösser, so fest wie Demantstoff, bestürmen, den Stein der Weisen suchen, die Meerestiefen ergründen und in die Bergschachten hinabfahren. Gieb mir Arbeit, Alter! mag sie schwer seyn wie Galeerendienst, um ihretwillen kann ich alles bezwingen."

„Thörichter Schwärmer!" rief Arnold mit stillem

Lächeln auf dem bleichen, im Alter starr gewordenen Antlitz, „brause nicht so unbedachtsam in das Leben hinein, sey sparsam mit den Worten und wiege ihren Sinn. Nichts sollst Du von dem allen, was Dir eben so leicht und feurig von den Lippen sprudelte, wie Champagnerschaum, und eben so schnell zerrinnen wird. Gräfinn Elisabeth ist keine verwünschte Prinzessinn, die Du aus Zauberbanden erlösen sollst; Du kein fahrender Ritter alter Zeit, dem derlei Abentheuer anstehn. Nichts wird Dir obliegen, als ein Wörtlein mit ihrer engelgleichen Schwägerinn, der Gräfinn Anna zu reden. Willst Du indeß so unbesonnen-leidenschaftlich seyn, als Du so eben erschienst, taugst Du schlecht für meinen Auftrag, und ich muß mir ein anderes Werkzeug ausersehn."

„Nein, nein, lieber Arnold!" rief Dagobert, „laßt mich für sie reden, wenn ich nicht handeln darf, und sagt mir, was ich thun soll."

Der Fischer setzte sich auf einen Delphin von Sandstein, der sich nebst mehreren Meergöttern, Nixen, Fischen und Fröschen an einer nahen Wasserkunst befand. Der Mond beleuchtete mit scharfem Licht des Alten bleiches versteintes Antlitz, dem nur die halberloschenen, halb in krankhafter Fieberglut glimmenden Blicke ein gespenstisches Leben mittheilten.

„Verlange nicht zu wissen, wie mir Kunde geworden von den Gefahren, die der Gräfinn Elisabeth drohen," begann Arnold. „Nicht läßt sich in irdische Worte fassen, was uns aus dem Geisterreich offenbart wird. Ich selbst weiß kaum, worin das Unheil besteht, das ihr

naht. Gewiß aber iſt, daß Falſchheit und Hinterliſt es bereiten, und es ihr auf der Reiſe über das Meer bevorſteht. Gehe zur Gemahlinn des eiſernen Heinrichs, zur milden Gräfinn Anna. Sie, die ſo oft erbarmenvoll in meine Hütte trat, wird die Warnungen aus gemeinem Munde nicht überhören. Auch niederes Werkzeug erſieht der Herr zu ſeinen Zwecken. Sage ihr," fuhr der Alte mit gehobener Stimme fort, „daß ſie den Gemahl beſtimme, jene unglückſelige Heirath mit dem Norwegerprinzen aufzulöſen, die über ſein Haus und ſeine Schweſter Schimpf und Schmach bringen wird."

Arnold erhob ſich langſam. Der ſtarre Ernſt, der der Rede gewichen, nahm wiederum Beſitz von ſeinen Zügen, und unbewegt, wie die Bilder von Sandſtein ſtand er da, faſt graulich vom Mondſchein angeſtrahlt. Dagoberts Züge kündeten ein deſto regeres Leben, aber es zog ſich nach innen hinein, und kein Wort trat auf die feſt-verſchloſſenen Lippen. Tief-verſunken in die wunderbarſten Gefühle hatte er des Fiſchers Verſchwinden nicht bemerkt. Ein leiſes Fröſteln, durch die immer kühler werdende Nachtluft erzeugt, mahnte ihn, ſein Zimmer zu ſuchen und in den Armen des Schlafs alle die wechſelnden Empfindungen zu begraben, die an dieſem langen Tage ſein Herz beſtürmt hatten.

Graf Heinrich zog am andern Morgen früh mit zahlreichem Gefolge auf die Jagd, und Dagobert konnte daher leichter Gelegenheit finden, die Gräfinn Anna, de-

ren Kränklichkeit sie schon seit Wochen in ihren Zimmern hielt, ungestört zu sprechen. Er sandte einen ihm ergebenen Edelknaben um Mittag zu ihr, und erhielt die freundliche Antwort: er werde willkommen seyn.

Er fand die noch immer anziehende, wenn auch durch Kränklichkeit und vorgerückte Jahre unblühende Gräfinn auf einem Ruhebett, doch beschäftigt mit Lesung einer lateinischen Mönchsschrift, die der Abt des Klosters von Reinfeld, als sehr altes Manuscript in einem italienischen Kloster erhandelt, und der, für ihre Zeit höchst lernbegierigen Gräfinn Anna verehrt.

Sie sandte ihre Frauen auf Dagoberts Bitte fort, und fragte ihn dann mit milden, wenn auch etwas verwunderten Blicken, um sein Begehr.

Der Troubadour redete mit gewöhnlicher Begeisterung, und wenn es der Gräfinn auch einleuchtend werden mußte, daß seine aufgeregte Phantasie viel hinzuthat, so stand doch Fischer Arnolds Prophezeiung klar und schauerlich vor ihr, und sie sprach mit sichtlicher Bewegung: „Was Ihr mir da sagt, Junker Clairvaux! hat lange dunkel in meiner Seele gelegen. Gräfinn Elisabeth scheint mir das arme Röslein, das hinausgeschleudert wird in den wilden Wogendrang. Ich werde meinem Herrn und Gemahl die Sache zum Bedenken vorlegen, und für sie reden nach bester Ueberzeugung. Hoffet indeß wenig, Junker Dagobert! Die starken Seelen lassen sich nicht irren, und Schwedens Thron glänzt zu hell, als daß die Wahrsagungen eines Fischers am Plöner See ihn in Schatten stellen sollten.“

Der Gräfinn Worte, so sanft geredet, als klar gedacht, warfen Dagoberts kindische Phantasie wie Kartenhäuser über den Haufen, und sein Beginnen kam ihm wie ein Tollhäuslerstreich vor. Wohl schien es auch ihm ein Streich höchster Unwahrscheinlichkeit begründet, daß die mystischen Worte eines, durch seine Geisterseherei vielleicht wahnsinnig gewordenen Greises ein Werk der Politik zertrümmern sollten, das die Wohlfahrt zweier Reiche zu begründen aufgebaut war. Er beurlaubte sich fast verlegen, und des Sees schwarze Wogen, die, durch den plötzlich sich erhebenden Wirbelwind aufgeregt, ihm beim Hinaustreten ins Freie entgegenbrausten, boten eine köstliche Fahrt.

Der Troubadour löste auch sofort das Boot, welches in einem kleinen Hafen hart am Schloßgarten angebunden lag, und schiffte hinaus in den kühnen Wellengang. Immer schwärzer umzog sich der Himmel; immer höher tanzten die Wogen; immer sichtbarer wurden die weißen Klippen und Untiefen, die den See bekanntlich so gefahrvoll machen. Der Sage nach sinds Marmor- und Kristallschlösser, in die Meergötter und Nixen die Sterblichen locken durch Liebesang und Zauberklang. Des Troubadouren schwärmerischer Hang ward reich genährt durch diese romantischen Dichtungen, und er pries in Gedanken die schöne, längst versunkene Zeit, in der man durch derlei Träume eine farblose Wirklichkeit verschönerte. „O Elisabeth!“ rief er in Sturm und Ungewitter hinaus, „streckten sich Deine Arme mir liebend entgegen aus der schwarzen Tiefe, wie seelig wollt'

ich hinab sinken, wie seelig bei Dir wohnen immerdar im feuchten Meeresgrab." — — — Ein Angstgeschrei weckte Dagobert aus seinen Träumen. Hinblickend, gewahrte er ein mit den Wellen ringendes Boot, das, vielleicht durch eine ungeschickte Wendung des Führers auf eine Klippe gerathen, einen Leck bekommen hatte, und jetzt dem Sinken nahe war. Im Nachen befand sich Elisabeth, und schon war Dagobert im Begriff, mit dem seinigen zu ihrer Rettung hinzusteuern, - als eine Männergestalt in glänzender Jagdkleidung sich vom nahen Ufer in den See stürzte, die Gräfinn ihrem gefahrvollen Sitze entriß, mit ihr ans Land schwamm, und sie leblos in die nahe Hütte des Fischers Arnold trug. Dies alles war das Werk weniger Minuten, und in Dagoberts Brust regte sich bitterer Schmerz. Denn wohl erkannt hatte er die königliche Gestalt des Ritters aus Ostgothland, der mit seinen stillen, glühenden Blicken der Gräfinn Herz so schwer getroffen zu haben schien. Also ihm, dem schon so reich begabten ward ein Glück, für das der arme Sänger ein Königreich hingegeben. Also nicht einmal das Gefühl der Dankbarkeit sollte in Elisabeths Erinnerung für ihn leben? So dachte er trübe, und stimmte das melancholische Lied vom Hirten Theofried aus Provence an, der hoffnungslos wie er eine hohe Gräfinn liebte, und dessen zartes Leben diese Gluten verzehrten. Noch zeigte man einen blumichten Hügel, in dem der treue Schäfer ruhen sollte, und Dagobert hatte ihn oft mit Thränen des Mitgefühls benetzt.

Es war einige Tage ſpäter, als Graf Heinrich mit dem Ritter Berthold von Rathlow am Schachbret ſaß, und die breite Stirn unmuthig in die Hand gelegt hatte. „Ich geb' mein Spiel verloren," ſagte er nach einer Pauſe, und erhob ſich. „Vielleicht könnt' ich mich noch retten vor Eurem einengenden Bauern-Geſindel, aber mir fehlt heute der klare Blick, den Eure Erzählung, Eliſabeths Unwohlſeyn und vor allen Dingen die Phantaſie meiner Gemahlinn mir getrübt. Wenn ich auch den Einbildungen kranker Thoren keinen Einfluß auf meine Handlungen geſtatte, bin ich doch nicht immer ſtark genug, meine Gefühle gegen ihre Einwirkungen zu bewahren, und es iſt überdies eine Wahrheit in den Vorherſagungen dieſes alten Fiſchers, die mich oft ſtutzig gemacht." „In der That, gnädigſter Herr," wendete der Ritter lächelnd ein, „ich hätte Eure Heldenſeele frei gewähnt von dieſen Nebeln, die aufſteigen aus den ſumpfigen Köpfen der Schwärmer wie Irrlichter aus Moräſten, und, wie mich dünkt, gar keine Bedeutung haben."

„Jungen Rittern Eures Gelichters gefällt meiſt immer das Bequemſte," bemerkte Graf Heinrich mit leichtem Spott, „und Ihr mögt Euch mit den Andeutungen aus dem Geiſterreich nicht befaſſen. Ich halte es im Ganzen auch lieber mit einer tüchtigen Wirklichkeit, und habe das bewieſen. Nur Geiſteszwang haſſe ich wie die Sünde, und laſſe gern einem Jeden ſeine Ueberzeugung. Es giebt indeß Schranken, die Niemand meiner Umgebung zu überſteigen wagen ſoll, und ich hoffe dies zu beweiſen."

Mit schwerem Schritt maß jetzt Heinrich der Eiserne das Zimmer, und seine Riesengestalt in der dunkeln Rüstung schritt fast übermenschlich-gewaltig durchs dämmernde Gemach hin.

„Ich, der den Tod meines Vaters, des großen Gerhards, an den falschen Dänen blutig gerächt," fuhr Graf Heinrich, in des Zimmers Mitte stehen bleibend mit gehobener Stimme fort, „ich, der den schleswigschen Bischof Waldemar gefangen nach Nyburg geführt, der dem schwedischen Könige die ungehorsamen Finnen mit gewaltiger Hand unterthänig gemacht, der dem wüthenden Löwen unerschrocken entgegen trat, den die neidischen Großen Englands auf mich losgelassen *), die Aechtheit meiner Geburt zu prüfen, werde mich von der Dreieinigkeit eines geisterschenden Fischers, eines hirnkranken Weibes und eines liebeseufzenden Minnesängers nicht schrecken lassen."

---

*) Die Fürsten und Grafen Englands waren neidisch auf König Eduard III. Gunst für den Sachsen, wie sie Heinrich stets benamten, und ließen, wie schon oben bemerkt worden, einen Löwen, der im Schlosse gehalten ward, auf ihn los der, wäre Heinrich ein dem Fürstenrange Gleicher, ihm seiner Natur nach kein Leid anthun würde. Wirklich wand sich der König der Thiere auch freundlich zu des Grafen Füßen. Dieser setzte ihm einen Kranz, den er eben trug, aufs Haupt, und sprach die Worte: „der nun edler ist, als ich, nehme dem Löwen den Kranz wiederum ab." Historischer Zug.

„Die seltne Gunst," begann der Ritter Berthold mit falscher Hinterlist im Blick, die Ihr dem Sänger geschenkt, mag ein so junges Blut wohl zu Kühnheit angereizt haben. Arm und unbeschützt fandet Ihr ihn auf Italias Fluren, entrisset ihn frechen Räuberhänden, und führtet ihn mit Euch, den noch an Jahren so Zarten, zum Range Eures Hof- und Meistersängers erhebend. Ihr nanntet ihn einen David, und verglichet Euch selbst dem melancholischen Könige Saul, den dieser jugendliche Harfenspieler so oft seinen schweren Träumen entrissen. Wie kann es Euch verwundern, gnädigster Herr! wenn solche Nahrung das aus fremder Erde versetzte Gewächs zur lästigen Schlingpflanze macht, die sich überall anhängt, und selbst bis zum Höchsten hinauf zu streben sich erkühnt?" „Beim Teufel! es wundert mich nicht, aber es ärgert mich," rief Graf Heinrich, und stampfte den Boden, daß die goldenen Sporen klirrten, und der Estrich dröhnte. „Reißen will ich das unverschämte Kraut aus seinem Boden, in dem es sich so schmarotzend fest gesogen, und es werfen aus dem Bereich meines Blicks. Denn wahrlich, dies vermessene Vordringen zu meiner Gemahlinn, deren ohnehin kranke Einbildungskraft er mit seinen Phantastereien füllte, hat mir den Thoren so widerlich gemacht, daß ich mich seiner je eher, je lieber zu entledigen wünsche."

Und wirklich sprach Graf Heinrich, dessen Stolz durch Dagoberts Eingreifen in seine Familienangelegen-

heiten zu ſtark verletzt war, das Verbannungsurtheil über den armen Sänger aus, und ſchon am Abend desſelbigen Tages, da die obige Unterredung Statt fand, klopfte er, die Harfe im Arm, und Eliſabeths welken Blumenſtrauß am Herzen, an die Hütte des Fiſchers Arnold, wo er ſein Nachtlager zu halten gewillt war.

„Und wohin," ſo fragte ihn der Alte, als er ſeine Erzählung vollendet, „wohin gedenkt Ihr zu ziehn? Nicht immer findet ein ſo luſtiger Sing- und Spring ins Feld ein Unterkommen in dieſer ernſten, kriegeriſchen Zeit." „Auch ich bin ernſt geworden, Vater Arnold!" entgegnete Dagobert, „und will den Fürſten blutige Schlachtlieder ſingen. Im Norden muß ich aber bleiben, und der düſter-gefärbte Himmel, der ſich über ihr wölbt, auch mich umſchirmen. Denn ich laſſe ewig nicht von der Liebe zu ihr, die geworden iſt mein Lied und meines Liedes Preis." „Auch biſt Du auserſehn zu ihrem Schutz und Schirm, wie es auch komme," ſprach der Fiſcher, träumend vor ſich hinſehend, wie ein im Schlafe Redender. „Duldeſt Du auch der Gräfinn wegen Schmach und Verbannung, ſo wird dennoch eine Zeit kommen, wo Du biſt ihr Stab und ihr Stecken auf dunkelem Weg."

Dagoberts welke Hoffnungen wurden durch Arnolds wunderliche Reden angefriſcht, und es war ihm dies kaum lieb, da es ja neue Täuſchungen bereitete. Er wünſchte drum den Stoff der Unterhaltung zu wechſeln, und ſie auf etwas recht Aeußerliches übergehen zu laſſen.

„Erinnert Ihr Euch des allgemeinen Landfriedens,“ fuhr er fort, „der aufgerichtet ward vor drei Jahren in der Stadt Lübeck durch die Gesandten Hamburgs, mehrerer Städte Botschaften, und viel edle Herzöge und Herrn? Es waren zugegen: Herzog Wilhelm von Lüneburg, der Herzog von Sachsen, Herzog Erich von Lauenburg, Herzog Casimir von Stettin, Herzog Wratislof von Wolgast, Herzog Albrecht von Mechelnburg, Herzog Waldemar von Schleswig, Herzog Canut von Halland, Markgraf Romull von Brandenburg, und Heinrich und Nicolaus Grafen und Fürsten zu Holstein-Schauenburg. Wenn sich die Edlen nach mühevollem Tagewerk Abends bei einem Becher Wein erholten, da mußte ich nicht selten mit meiner Harfe in den vornehmen Kreis treten, und die ernsten Staats- und Kriegsmänner ergötzen. Doch nur bei wenigen gelangs. Die meisten sahen zerstreut umher, oder vertieft vor sich hin, als erwöge ihr Sinn Anderes, als meines Liedes Deutung. Nur wenige schienen dem armen Sänger und seinem Saitenspiel hold. Unter diesen ruhten die Blicke des schleswigschen Herzogs Waldemar gar besonders huldreich auf mir, und er sagte einst meinem Herrn: Dieser Jüngling aus Blütenland muß Euch den düstern Norden rosig färben, lieber Vetter! Ihr begreift nun, warum ich an den schleswigschen Hof ziehen will.“

Hoch von der Hofburg flimmerten erleuchtete Fenster in die schweigende Nacht hinaus. Es waren die

Zimmer der Gräfinn Anna, die ernste Rede pflog mit der Vertrauten Mechthild von Schwarzburg, und der Schwägerinn Elisabeth, die blässer denn je zu ihr kam, und Trost suchte an ihrem Herzen. Die zarten Hände der Jungfrau hielten eine schwere Büchse von Eisenblech nebst einem dicken, lateinisch-deutschen Heiligenbuch.

Fast verstört legte sie beides auf den Tisch hin, und warf sich dann mit heftigeren Gebärden, als ihr sonst eigen, in Annas Arme.

„Wißt Ihrs, Gräfinn, was dem Unglücklichen geschehn?" fragte sie nach einigen tiefen Athemzügen, und als jene bejahte, fuhr sie fort: „Heimathlos irrt er fort aus der Hofburg, deren Hallen seine kindlich-frommen Lieder erheiterten, und das Herz, dessen Tiefen er so oft erwärmte, stößt ihn erbarmungslos von sich. Mein ist die Schuld, und für mich leidet er dies alles. Auch der edle Ritter aus Ostgothland liegt noch immer darnieder an der Krankheit, die meine Rettung ihm zugezogen. Ich empfinde mein Herz schwer beladen, nur eine Wallfahrt zu geheiligter Stätte kann mir den verlornen Frieden wiedergeben. Allein und heimlich will ich sie beginnen, denn nicht geziemt es der bußfertigen Pilgerinn, einen Hofstaat sich nachfolgen zu lassen, wie es geschehn seyn würde auf einer Wallfahrt nach Haddeby, die mein edler Bruder aus wohlgemeintem Eifer vor den Ohren des ganzen versammelten Hofes ausposaunte."

„Und wohin denn, Du liebe Schwärmerinn! soll der zarte Fuß Dich tragen, der bald einen Thron zu ersteigen bestimmt ist?" fragte Gräfinn Anna. Ein leiser

Schauder durchfuhr Eliſabeths Glieder, doch ſchnell ſich faſſend erwiederte ſie: „Irrend durch den Staub wird er ſich würdig machen, auf goldgeſtickten Teppichen zu ruhen.“

Nach dieſen Worten ſchwieg ſie, rückte einen Stuhl an den Tiſch heran, ſchob die Lampe zurecht, löſte die ſilbernen Haken an dem vergelbten, ledereingebundenen Heiligenbuche, und las: St. Hullfer, der an der Nordkapelle der Kirchen zu Klipleff am Kreuze hängt, daran des Unglaubens Macht ihn bei Lebzeiten geſchlagen, erweckt durch ſeinen beweglichen Anblick alle eingeſchlummerten guten Englein im Herzensſchrein des Sterblichen. Vor der Kraft ſeines Konterfeis weicht Satanas und ſein Gefolge die ſündlichen Gedanken. Walle drum zu ihm, wer nicht keuſchen Herzens iſt. Auch den im Läuterungstiegel irdiſcher Drangſale Befindlichen ſpricht er zu mit ſonderlichem Troſte: walle drum zu ihm, wer mühſam und beladen iſt. Glänzend anzuſchauen iſt des Märtyrers Gebild, wie's ihm gebührt nach einem Leben voll trübſeeliger Litanei. Es trägt eine güldene Krone, wie auch güldene Schuhe und Handſchuhe, und wird angeſehn durch ein Fenſter mit eiſernem Gitter verſehen, davor ein Block ſteht, darein ſein Opfer geworfen.

Schweigend öffnete Eliſabeth die Büchſe von Eiſenblech, ſetzte ſie vor ihre Schwägerinn hin, und ſagte: „Silberne Münzen aus Paläſtinas geweihter Erde gegraben, und mir verehrt von einem Pilgrim aus dem heiligen Lande, ruhen hierin. Wählt mit Eurer reinen

Hand diejenigen, die ich dem Märtyrer opfern soll, denn der Segen, den Eure Finger drauf legen, möchte dem Unsegen wehren, den die meinigen ihnen mittheilten." „Theuerste Schwester!" rief die Gräfinn tief bewegt, „sprecht nicht so Sündliches aus. Rein seyd Ihr wie Gottes Englein, und mögt Euch so schonungslos herabwürdigen?" Elisabeth schwieg eine geraume Weile auf die letzten, fragenden Worte der Gräfinn, und es schien Mannichfaches in ihrer Seele vorzugehen. Dann zog sie das Bildniß des Prinzen Hacken von Norwegen hervor, das sie an einer goldenen Kette am Halse trug, und dessen bleiche, kleinlich-schwache Züge den schneidendsten Abstich mit ihrem edlen, königlich gebildeten Antlitz machten. Eine große Thräne, die sich in ihrem Auge gesammelt, fiel aufs Glas, es verdunkelnd. „Große Leidenschaften," so sprach Elisabeth weiter, „wohnten neben großen Tugenden in den Gemüthern meiner Ahnherrn. Selbst Graf Gerhard, der Große benamt, selbst er, den ich mit Stolz Vater nenne, trug einen Vulcan in seiner Brust. Sollte die Tochter, die die Züge seines Antlitzes trägt, die im besseren Sinn so ganz ihm angehört, nicht auch seine Fehler theilen? Sollten die Leidenschaften niemals den Frieden ihrer Seele gestört haben? Ja, meine Schwester! auch meiner Jugend Blüthen vergifteten sie; ein Flammenfeuer lodert in des Herzens geheimsten Tiefen, und am sichersten zu löschen hoffe ich es durch den Anblick derjenigen, die frei von irdischer Berücksichtigung nur für die Religion lebten, und ihren edlen Lauf durch einen martervollen Tod im Glauben und für den Glau-

den endigten. Dort, wo des Heiligen ſchmerzenvolles Antlitz auf mich herableuchtet, werden der Sünde lockende Stimmen ſchweigen, und ich das Bild desjenigen ſtill und beſänftiget anſchauen können, der mir beſtimmt worden durch Gottes Willen, und den Ausſpruch zweier mächtiger Reiche."

Schon während des Redens waren Eliſabeths Züge ruhiger geworden; die letzten Worte, und der ganze, ſtolze Sinn, den ſie in ſich trugen, ſchienen ſich jetzt auf ihren ſchönen Zügen abzuſpiegeln. Faſt ſtolz erhob ſie ſich, und ſprach zu der Gräfinn von Schwarzburg gewendet: „Ja edle Frau! die Tochter des großen Gerhards, hofft die Kraft in ſich zu finden, Glück und Unglück gleich würdig zu tragen."

Der junge König Erick von Schweden ſtarb mit ſeiner Gemahlinn ums Jahr 1359, wie mehrere Hiſtoriker behaupten, an Gift aus den Händen ſeiner Mutter. Blanka von Namur, die mit franzöſiſchem Intriguengeiſt alle Leidenſchaften eines ſüdlichen Himmels vereinigte, ſtimmte ſchlecht mit dieſem Sohne überein, in deſſen edler Gemüthsart, in deſſen ſtarken, unbezwinglichen Herrſchertugenden Schweden einen goldenen Morgen herauf dämmern ſah. Er war der Liebling ſeiner Nation, denn er wollte ihr Beſtes, und ſchützte ſie insbeſondere mit ſeltner Kraft gegen des Dänenkönigs ſo kühne Einfälle in ihre Beſitzungen.

Vergebens hatte Waldemar Atterdag die Verbin-

dung seiner Tochter Margarethe mit dem Prinzen Hakon *) zu knüpfen versucht, und er sah mit großem Unmuth das Verlöbniß desselben mit Elisabeth von Holstein fest geschlossen, und durch gegenseitig übernommene Verpflichtungen besiegelt. Würde König Magnus sie hindern, so sollten alle Unterthanen ihm den Eid der Treue aufsagen, wofür zwölf Reichsräthe als Gewährsmänner die Bürgschaft übernahmen.

Graf Heinrich der Eiserne verpflichtete sich dagegen im Fall eines Treubruchs das Schloß Calmar, das er noch immer als Pfand inne hatte, abzutreten, und der schwedischen Krone 60,000 Mark Silbers zu erlegen.

So schien denn dieser Bund von den Händen der Politik fest besiegelt und die Kunst des Cabinets hatte alles gethan, ihm Unverletzlichkeit aufzudrücken. Auch in den Gemüthern der Verlobten fand sich kein Widerstand, denn stark und besänftigt kehrte Elisabeth von ihrer Wallfahrt zurück, und es war in der ungestörten Einsamkeit derselben ein so heiterer Friede über sie gekommen, daß sie auch dem widrigsten Geschick freudig entgegen zu gehen bereit schien. Auch mit Hakons Zügen, die ihr anfangs so unzusagend erschienen, hatte sie sich auf der Reise befreundet. Die Blässe der Wangen schien ihr nur mitleidenswerth; der Zug kranker Schwäche um den Mund kam ihr rührend vor, und die blaß-blauen, trüben Augen, die sie anfangs so bedeutungslos ange-

*) Jetzt gekröntem Könige von Schweden.

ſchaut, bekamen für ſie einen immer lieberen Ausdruck. Mitunter war es ihr ſogar, als richteten ſie ſich bittend auf ſie hin, als flehte ſie ihr mondlicher Strahl, der Zukunft muthig entgegen zu harren. Dann füllten ſich Eliſabeths Augen nicht ſelten mit heißen Thränen, ein tiefes Mitleid mit dem unbekannten Verlobten, über deſſen Ahnherrn ein ſo unheilbringendes Geſtirn gewaltet, ergriff ſie, und ſie leiſtete die heiligſten Gelübde, ihm ihr Herz ganz und ungetheilt zuzuwenden.

Anders war es mit dieſem Verlobten, dem es keine Kämpfe koſtete, ſich mit der Zukunft an Eliſabeths Seite zu befreunden. Von äußeren Eindrücken nur zu abhängig, weil ſeiner Seele Spannkraft fehlte, und jeder Regung rückſichtslos hingegeben, hatte auch Eliſabeths wohlgetroffenes, in vollſter Jugendblüthe prangendes Conterfei ſeine ganze Phantaſie entzündet, und er ſah mit Sehnſucht dem Augenblick entgegen, der ihm die ſchöne Braut zuführen würde. So ſehr nun im Sohne aufwallende Leidenſchaft die Rückſichten der Politik überſchleierte, ſo unverhüllt und ſcharf ſtanden ſie vor den Blicken der Aeltern, denen die holſteiniſche Vermählung keineswegs gelegen kam. Ein Bündniß mit Waldemar, dem Dänenkönige, durch deſſen zehnjährige Tochter Margarethe, war, wie ſchon früher erwähnt worden, der lebhafteſte Wunſch des ſchwediſchen Königspaars, und dieſe Verbindung auch ſchon zu verſchiedenen Malen im Werke geweſen. Stolz und irdiſcher Vortheil machten ſie gleich wünſchenswerth, aber Magnus Gewaltthaten, und Blancas Intriguen waren alle an der

schroffen Willensfestigkeit ihrer Räthe abgeprallt. Doch ließ die boshafte Königinn nichts unversucht, ihrem Sohne die Vermählung mit dem holsteinischen Edelfräulein, wie sie die Gräfinn wohl spottend nannte, zu verleiden, und sein schwacher Geist ließ sich auch wirklich von ihrer Gewandtheit und dem siegenden Wortreichthum fränkischer Beredtsamkeit unterjochen.

Hatte er das liebe Bild nicht, dann schreckte sein Hochmuth wohl zurück vor dem Verein mit der Unkönig-lichen, aber ein Blick in Elisabeths dunkelblaue Augen gewann ihr den König zum liebeschmachtenden Schäfer, bis die schlaue Mutter wiederum altgewohnte Macht über ihn ausübte.

Es war ein stürmischer Abend, als Dagobert sich Schleswigs Weichbildern näherte. Am Himmel jagten schwarze Wetterwolken hin und her, und nur St. Petris goldne Kuppel strahlte, von der Abendsonne beleuchtet, verheißend zu dem armen Sänger herüber. Die Mauern des Schlosses Gottorp sammt dem Pöterwalde dämmerten in tiefe Schatten hin. Dort ruhte an einsamer Stätte König Abel der Brudermörder, und ein hölzerner Pfal, der, um ihn zu befestigen, durch den Sarg geschlagen ward, bezeichnete seine Grabstätte.

Der Leichnam ward zuerst nach dem Dom in Schleswig gebracht. Doch störte das Schmettern der Hörner und Geheul von Jagdhunden nicht selten die frommen Horas der Mönche, die oft zur Nachtzeit gehalten wur-

den, weshalb man den Sarg aus dem Gewölbe nahm, und in dem Moraste des Pölerwaldes vor Gottorp versenkte. Der Brudermörder ließ sich indeß in der Umgegend Schleswigs noch oft sehn, und die Sage beschrieb ihn schwarz von Gesicht und Körper, in einer dunkeln Rüstung auf einem kleinen, sehr schnellfüßigen Pferde reitend, und gefolgt von drei Jagdhunden, die oft feurig erschienen. So sauste das ruhelose Gespenst durch die Nachtluft, mitunter von einer beträchtlichen Anzahl Jäger umgehen, die höllisch gellende Töne auf ihren Hörnern ausstießen *). Indeß das Volk auf diese Weise den unglücklichen Abel zur Hölle verdammte, der sein Geist nur entstieg, um heimathlos zwischen Himmel und Erde zu schweben, schmückte der Glaube jener Zeit den gemordeten König Erich mit Tugenden, die er im Leben nie besessen. Kaum war er von meuchelmörderischer Hand gefallen, als man unerschöpflich war an Erzählungen von Wunderzeichen, die sein Tod zur Folge gehabt haben sollte. Der Körper, sagte man, ob er gleich mit schweren, späterhin im Dom zu Schleswig aufbewahrten Ketten bei Meseude versenkt war, trieb dennoch auf der Oberfläche der Schley, ward nach zwei Monaten unversehrt gefunden, und streckte die Hand empor, des Himmels Rache herausfordernd. Die schleswigschen Fischer wurden oft zur Nachtzeit durch

*) Noch heutiges Tages spricht man in diesen Gegenden von König Abels wilder Jagd.

die Erscheinung bläulicht-flammender Lichter ängstigt, die sie an dem Orte wahrnahmen, wo der Leichnam des unglücklichen Königs versenkt war. Als man ihn zur Stadt brachte, fingen alle Glocken von selbst zu läuten an, und ungern sahen die Einwohner Schleswigs die Fortschaffung der königlichen Leiche nach Ringstedt, da sie von dem durch den Aberglauben der Zeit zum Range eines Märtyrers Erhobenen Segen hofften. Um dieses Schatzes nicht ganz beraubt zu werden, lösten sie einen Arm des Leichnams ab, der als ein Heiligthum bewahrt wurde. Die Bettelmönche trugen ihn von Zeit zu Zeit umher, und sein Anblick brachte den Kirchen zahlreiche Gaben zu Wege.

So versetzte Glaube und Aberglaube diese beiden Brüder, die einst zu gleichem Glück berufen waren, in Himmel und Hölle, und bildete so eine unausfüllbare Kluft zwischen zwei Herzen, die sich einst unter demselben Herzen bildeten.

Dies dachte Dagobert mit tief bewegtem Sinn, indem das Nachtbild von Ericks und Abels Geschichte schauerlich an seiner Seele vorüber zog.

Er hatte sich indeß dem Schlosse Gottorp genähert, von dem, da es bereits völlig dunkel geworden war, viele erleuchtete Fenster herabfunkelten.

Ernst und schweigend schritten die Trabanten an den Thoren auf und ab, und die Kienfackeln, deren dunkles Roth in die Nacht hinausstrahlte, beleuchtete ihre bärtigen Gesichter mit wunderlichem Schein. Der Sturm stieg zu immer größerer Höhe, und pfiff und heulte häß-

lich durch Ecken und Mauerblenden. Den dunkeln Nachthimmel, an dem sich nur einzelne Sternlein entzündeten, durchfuhr die Windsbraut sausend und brausend, und Dagobert gedachte schaudernd der wilden Jagd König Abels, die wohl oft genug ausgezogen aus diesen Hallen. Unbeschreiblich wehmüthig gestimmt setzte er sich auf einen großen Sandstein an der Schloßmauer, wickelte seine Harfe aus dem purpur-rothen, seidenen Tuche, das Elisabeth ihm einst zu diesem Zwecke verehrt, stimmte sie nothdürftig, und hub leise ein Lied an von den beiden feindlichen Brüdern und ihrem unglückseeligen Geschick.

Die Harfe schwieg, und der Sänger lehnte sich schwermüthig an die Vertraute, die ihm so oft Trost gewährt in banger Trübsal. Da entspann sich ein Gespräch in seiner Nähe, das bald seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es war von seinem Liede die Rede, das von verschieden klingenden Stimmen auch verschieden beurtheilt ward. Ein Mauervorsprung verbarg ihm die Redenden, doch traten bald zwei junge Ritter in reiche Hoftracht gekleidet hinter demselben hervor.

Der eine trug einen silbergrauen Mantel; der zweite einen olivengrünen vom feinsten niederländischen Tuche; Beide schwarze Baretts mit weißen Federn und Juwelenagraffen, auch deuteten die goldenen Sporen ihren Rang als Ritter. Ihnen folgten einige Diener mit Pechfackeln, die eben so stürmisch ins Leben hinein zu brausen schienen, als ihre Gebieter. Denn sie schwan-

gen ihre Windlichter so gewaltig, daß der Funkenregen vom Sturm gepeitscht und gewirbelt weit umher sprühte, und dem Nachtbilde etwas Ueberraschendes mittheilte.

„Wie der Troubadour da hingegossen ist auf den grauen Sandstein, eine Apollostatue auf gemeinem Sockel," spöttelte der Ritter im silbergrauen Mantel. „Oder wie ein Rosenblatt aus ferner Weltgegend hieher geweht" bemerkte der Olivengrüne, und ließ die Blicke lächelnd an Dagoberts pfirsichblüth-farbenem Habit hingleiten, das der leichte Reisemantel schlecht verhüllte. „Da müßte es doch wenigstens eine Klatschrose seyn," entgegnete Ersterer, „die wir der Herzoginn Rigitze zu Füßen legen werden," antwortete der Zweite. „Ich fürchte nur, ihr heißer Augenstrahl versengt." nahm der Silbergraue das Wort. „Möglich," bestätigte der Olivenfarbene. „Zum wenigsten wird es sich krümmen wie ein Wurm unter diesem Brennglase. In jedem Fall aber kömmt der Sänger sehr gelegen zu der Festzeit, die hier angebrochen. Er mag sich mit dem isländischen Skalden Olaf Axelsson messen, der den Schwedenkönig Magnus begleitet." „Oder mit dem schottischen Minstrell Edward, der im Gefolge des Herzogs Erich von Sachsen ist," fiel der erste Ritter ein.

Die Redenden waren bei den letzten Worten dem Troubadour näher getreten, der seine Harfe sorgfältig eingewickelt, und sich dabei im Stillen über der jungen Ritter vermessenes Geschwätz geärgert hatte. Er erwartete ihre Anrede auch keineswegs, sondern sagte mit kühn-blitzenden Augen: „Der Herzog Waldemar von

Schleswig horchte einst in Lübeck mit huldreichem Ohr meinem Sange, und würdigte mich unverdienten Lobes gegen meinen Herrn, den edlen Grafen Heinrich von Holstein-Schauenburg. Deshalb bin ich hieher gewandert, Dienste zu suchen am gottorpschen Hofe.“

Fort schritt der kecke Sänger mit stolzer Gebärde, und ließ die jungen Fants in nicht geringem Erstaunen zurück. „Der hat nicht bloß Zucker geschluckt,“ bemerkte der silbergraue Ritter. „Der eiserne Herr mag ihn mit etwas Feile gefüttert haben, die ihm abgesprungen,“ bemerkte sein Begleiter.

Jetzt schlugs eilf Uhr vom Schloßthurm. Es war die Stunde des Abendessens, und die jungen Ritter machten lange Schritte, um diesen wichtigen Lebensabschnitt ja nicht zu versäumen.

Am anderen Morgen früh schon stand Dagobert mit dem Schloßvogt Hennecke Brand an einem der kleinen, runden Fenster des westlichen Thurms, und starrte versunken in tiefes Sinnen hinaus auf den weiten Schloßhof, wo bereits zusammengekoppelte Hunde, einzelne Jäger und Jägerbursche, die ihre Hörner leise prüften den Jagdzug verkündigten, der bald in die nahen Waldungen ziehn sollte. Der Schloßvogt hatte sich Dagoberts am vergangenen Abende freundlich angenommen und ihn auch beim Herzog zu melden versprochen. Doch war dazu noch keine Gelegenheit gewesen, und der arme Sänger sah demnach einem langen Tage entgegen, der

gewiß noch zwischen der Entscheidung seines Schicksals lag.

Ein lustiges Jagdlied, und Herrn Hennekes eilig gesprochene Worte: jetzt kommen sie! zog Dagoberts Blicke auf den Schloßhof hin. Prächtig anzuschauen war der bunte Zug, der langsam-feierlich hinaus zog in den Pölerwald. Voran ritten einige geschmückte Jäger und Herolde, dann folgte auf schneeweißen Zeltern eine schöne, prächtig-gekleidete Frau zwischen zwei Männern. „Es ist die Herzoginn Rigize von Schleswig," erläuterte Herr Hennecke — *), „sie, die einst vor dem mächtigen Sieger Waldemar Atterdag stand, und seine Feindeswuth durch Anmuth bezwang. Der Herr zur Rechten mit den schönen aber bleichen, verheerten Gesichtszügen ist der Schwedenkönig Magnus, auf dem des Papstes Bann geruht. Man sieht ihm, dünkt mich, so etwas an, und das beunruhigte Gewissen blickt aus der irdischen Herrlichkeit heraus, mit der er sich umgiebt. Das grün-sammtene Jagdkleid mit der Hermelinverbrämung steht dem edlen Wuchs nicht übel, und

*) Ums Jahr 1358 fiel König Waldemar in die Lande des Herzogs von Schleswig ein, und belagerte unter anderen auch die Stadt Sonderburg. Die Herzoginn Rigize, die sich dort aufhielt, ging ihm mit ihren Hofdamen in einem feierlichen Aufzuge entgegen, und ihre milde, freundliche Erscheinung, das Vertrauen und die Unerschrockenheit, die sie bewies, nahmen den König so ein, daß er auf einen Vergleich einging.

die güldenen Orden und Kettlein nehmen ſich darauf gar prächtig aus. Der blonde Herr zur Linken mit den freundlichen Mienen und beweglichen Gebärden iſt der Bruder meiner Herrinn: Herzog Erich von Sachſen."

„Der ſchöne, ſtolze Herr dort auf dem licht-braunen Araber," fuhr der Schloßvogt fort, „iſt Herzog Waldemar. Trotz der funfzig Jahre, die er haben mag, ſchaut er noch jugendlich-kühn, und ſein ſtarker, dunkler Haarwuchs, der ſchön-gefermte, ſchwarze Knebelbart, die leuchtenden, tief-blauen Augen ſcheinen einem Dreißiger anzugehören. Die Dame rechts mit dem Falken auf der Hand, den ſie ſo gewandt und anmuthig zu ſchwenken verſteht, iſt die Nichte unſerer Herzoginn, die junge Markgräfinn Mathildis von Brandenburg; die links, mit dem bleichen, ſchwermüthigen Antlitz und dem Trauergewande, Gräfinn Iſabella von Flandern. Sie kam mit dem Schwedenkönige hieher, und iſt, wenn ich nicht irre, die Nichte ſeiner Gemahlinn. Zu geſunden von tiefem Herzensweh, ſo heißt es, wurde ſie an dieſen Hof geſandt."

„Was iſt es denn mit dieſer flandriſchen Gräfinn?" fragte Dagobert wunderbar ergriffen von Iſabellens ſchwermüthigen Zügen, die ſo ganz mit dem Zuſtande ſeines eigenen Herzens ſympathiſirten. „Davon nachher," entgegnete der Schloßvogt, und fuhr fort: „Dieſer junge Herr, der auf dem Blauſchimmel ſo keck und luſtig einher trabt, und die Wildheit deſſelben kaum zügeln kann durch den Sporn und den ſtraff-angehaltenen Zügel, iſt der älteſte Sohn des Herzogs Waldemar:

Junker Heinrich. Die beiden schmucken Frauenbilder ihm zur Seite heißen Benedikte von Limbeck und Jutta von Meinstorp, und sind Hoffräulein der Herzoginn Rigitze."

„Jetzt kommen einige geistliche Herren auf kleinen, schwarzen Rossen, die ihrer teuflischen Farbe ohnerachtet sanftmüthig sind wie Lämmer. Der wohlbeleibte Herr im reich-gestickten Talar, der weit übers Pferd hinhängt, ist der Bischof Heinrich der Erste von Schleswig. Er reitet eigentlich nur auf die Jagd des guten Frühstücks wegen, denn Hände, die nur Krummstab und Inful zu führen gewohnt sind, können sich nicht mit Blut besudeln, und wäre es auch nur gemeiner Hühner- und Hasenschweiß."

„Ihm zu beiden Seiten hängen schlaff und träge zwei Aebte von den nahe gelegenen Dominikaner- und Franziskaner-Klöstern. Ihre halb-geöffneten Lippen scheinen bereits dem trefflichen Weine entgegen zu lechzen, den die Kellner diese Nacht eingepackt, und der reichlich kredenzt werden wird in dem Pöler Jagdhause, wo die hohe Gesellschaft den ersten Morgen-Imbiß einzunehmen gewillt ist."

„Jetzt folgen schleswigsche, schwedische und sächsische Ritter in gemessener Ordnung, deren Namen ich Euch kaum nennen könnte. Die drei Jünglingsgestalten auf den Isabellen-farbigen Rossen ist das Kleeblatt der Minnesänger, das sich anjetzt hier zusammen gefunden. Der mittelste ist Berenger de Fleury, Troubadour des Herzogs Waldemar, der zur Rechten Olaf Axelé-

ſen, Skalde des Schwedenkönigs Magnus, und der zur Linken Edward Maidonnel, Minſtrell des Herzogs Erich von Sachſen. Was jetzt folgt, ſind Leibknappen, Jäger und Jägerburſche. Sie führen, wie Ihr ſeht, reichlich Falken mit ſich, und die gekoppelten Hunde an ihrer Seite ſind von den edelſten Racen. Der kleine Geſelle dort auf dem reich-geſchmückten, norwegiſchen Pferdchen mit den beiden lächerlich-ausſtaffirten Affen zur Seite iſt unſer Hofnarr, Riss Trolle. Obſchon er einſt einem großen Herrn mit einem Knochen ein Auge auswarf, ſteht er doch in hohem Anſehn."

Dagobert hörte Herrn Hennecks letzte Worte kaum, denn der Anblick Berengers de Fleury, des ſtolzen Troubadours aus Bearn, der ihn einſt in Barcellona beſiegt, und im Siege ſo übermüthig beſchämt, hatte ſein ganzes Weſen eben ſo überraſchend, als ſchmerzlich getroffen. „Warum ſagtet Ihr mir nicht, daß Euer Herr ſchon einen Minneſänger hat, und zwar einen der erſten Europas?" fragte er den Schloßvogt. „Ich wäre dann gleich weiter gewandert, und Ihr hättet mir Täuſchungen erſpart." „Mein Herr iſt wohl mächtig genug, zwei Eures Gleichen zu beſolden," antwortete Herr Hennecke mit Stolz; „und Ihr habt mir ohnehin ein ſo einnehmendes Weſen, daß ich mir den Tauſch mit dem übermüthigen Berenger gar wohl gefallen ließe. Laßt mich nur ſorgen, und kümmert Euch um die Zukunft nicht. Ein reines Herz leuchtet Euch aus den Augen, und es wird Euch drum wohlergehn auf Erden."

Dagobert fühlte sich wohlthätig angeregt durch des Schloßvogts einfach-herzliche Worte, und er gewann den Mann mit jeder Stunde lieber. „Wenn Ihr den Morgen-Imbiß genommen," fuhr Herr Hennecke fort, „möchte ich Euch rathen, die Stadt mit ihren Umgebungen ein weniges in Augenschein zu nehmen. Wir haben gar manche anziehende Gegenstände hier. Das ehrwürdige Kirchlein Haddeby, den stolzen Dom, die zahlreichen Klöster und Kapellen, die stattlichen Gildehäuser. Es wird Euch gefallen, und Eurer Phantasie manches zu schaffen geben."

Dagobert befolgte den Rath des Schloßvogts, und machte sich, von einem kleinen Knaben begleitet, auf den Weg. Er hatte Schöneres gesehn im Süden, aber des Domes gothische, düster-erhabene Bauart verfehlte dennoch seine Wirkung nicht. Es ward eben Seelmesse gelesen, als er eintrat, und zwar für Johann den Milden, Grafen von Wagrien, der den Dom mit ansehnlichen Vermächtnissen begabt, wofür die Mönche allwöchentlich ein Gebet für seine Seele absangen.

Die Erinnerung an das geliebte holsteinische Grafenhaus ergriff Dagobert schmerzlich. Elisabeth, das ewig-theure, ewig-verehrte Wesen, stand plötzlich in altgewohntem Liebreiz vor ihm, und er begriff es kaum, wie er sich habe abwenden können von ihr. Hatte ihr Bruder ihn auch verbannt, und in ungerechtem Zorn einem ungewissen Schicksals-Spiel Preis gegeben, so war und blieb sie ja dieselbe. Ihr reines, engelgleiches

Herz hatte keinen Theil an dieser Härte; es war ihm von Anfang bis zu Ende mit schwesterlicher Theilnahme zugewendet geblieben. Arnolds Prophezeiung stand plötzlich vor ihm in ihrer ganzen, ihm nie noch so klar gewordenen Bedeutung. „Ihr Stab und Stecken sollte er seyn auf dunklem Wege," hatte der Fischer gesagt. Uebermüthig verachtete er dies gewichtige Wort, wendete sich ab von ihr und ihrer Zukunft, und ging hin, Ruhm und Gold zu suchen in fremdem Dienst. „Nein," rief es in seiner Brust, „nein, nun und nimmermehr! Ich binde mich hier nicht fest, nicht unauflöslich. Ihrem Dienst will ich geweiht seyn und bleiben, denn bei ihr nur ist Leben, bei ihr nur können dem Liede meiner Harfe Blumen entblühn; farblos ist alles ohne sie."

Dagobert fand, als er um drei Uhr Nachmittags heimkehrte, den Schloßhof mit einem Theil des Jagdgefolges angefüllt, welches ihn überraschte, da man den Zug erst spät Abends zurück erwartete. Im Schlosse selbst schien alles in Verwirrung, und keiner der ihm begegnenden Diener konnte ihm über das, was geschehn, Rede stehn. Der Schwedenkönig sey in Verzweiflung; der Herzog in Verzweiflung, woraus zu schließen, daß der Herzoginn Nigize ein Schade geschehn, meinten einige der Klügeren. Der Schloßvogt, den Dagobert in seinem Zimmer fand, bestätigte ihm dies. Sie war durch die Unvorsichtigkeit einer der Schützen, viel-

leicht auch durch ihre eigene Kühnheit, auf der Jagd verwundet worden, und man hatte bis jetzt vergeblich nach Wundärzten geschickt. „Unser Herzog," fuhr Herr Hennecke unmuthig fort, „könnte sich auch füglich einen Hofchirurgen halten, wie andere Fürsten es thun. Hofnarren und Minnesänger besoldet er, aber an das Nützliche wird nicht gedacht. Da liegt nun die arme Frau und kann sterben an der tiefen Brustwunde." „Das wird sie nicht, wenn man mir vergönnt, ihr Arzt zu seyn," rief Dagobert entschlossen. „Ein Eremit am Fuße der Pyrenäen lehrte mich eine Salbe kochen, die Pfeilwunden heilt, und wären sie auch noch so tief. Ich hoffe die dazu erforderlichen Kräuter auch hier finden zu können, denn sie sind weit in den Norden hinauf verbreitet. Verschafft mir nur die Erlaubniß, mein Mittel anzuwenden; ich gehe indeß es zu bereiten."

Herr Hennecke, dessen langjährige Dienste, vereint mit humoristischer Laune und unerschütterlicher, fast rührender Treue, ihm die ganze Gunst des Herzogs erworben, konnte fast zu jeder Stunde vorgelassen werden, weshalb es ihm auch jetzt nicht schwer ward, in sein Zimmer zu gelangen.

Er fand den Herzog im Hausabit auf einem Ruhebett, nur von einem einzigen Diener umgeben, und eben so erschöpft, als tief-umdüstert. Seine Blicke forschten fest angstvoll in Henneckes Zügen, kehrten aber beruhigt zurück, als sie in ihnen nichts Unglückverkündendes wahrnahmen. Der Schloßvogt rückte sofort mit Dagoberts Vorschlag heraus, und Herzog Waldemar

rief hoch-erfreut: „Der Minneſänger Dagobert de Clairvaux, den man in Lübeck zum Abkömmling des heiligen Bernhards machte, und der auch wahrlich ſo fromm ausſah, wie der Apoſtel an der Bruſt des Welterlöſers. Meine Ahnung hat mich nicht betrogen, als ſeine Blicke mir einſt ſo warm ans Herz redeten. Das Schickſal hat ihn dazu beſtimmt, der Retter meiner geliebten Nizze zu werden. Augenblicks mag er ſeine Salbe miſchen. Ich vertraue den Eremiten und Troubadours mehr, als allen Chirurgen der Welt.“

Die Wunde der Herzoginn war nicht ſo gefährlich geweſen, als das Gerücht es anfangs verkündete, und Dagoberts köſtliche Salbe wirkte kräftig zur ſchnellen Heilung. Der verlaſſene Sänger, der noch vor wenig Wochen in öder Vereinzelung umherirrte, ward jetzt als ein hochgeachtetes Mitglied des Hofkreiſes angeſehn, und die Fürſten ſchämten ſich nicht, ihm ihre Anerkennung zu beweiſen. Es ward Dagobert indeß keineswegs wohl hier. Der Hof war aus zu verſchiedenartigen Perſonen zuſammengeſetzt, um mit wohlthuender Einheit ein Gemüth zu berühren, deſſen krankhafte Reizbarkeit den äußeren Einwirkungen keinen Widerſtand leiſten konnte. Neid und Spott verfolgten ihn eben ſo ſchonungslos, als Wohlwollen und Dankbarkeit ihn hervorzogen, und wenn der enthuſiaſtiſche Herzog ihn in dem einen Augenblick den Retter ſeiner Gemahlinn nannte,

so machte ihn im zweiten irgend ein junger Tant zum Meister des Heerdes, oder zum Schwarzkünstler. Der boshafte Berenger de Fleury meinte: sein erstes Lied müsse die Salben und Pflaster besingen, und den Chirurgen dedicirt seyn. Die letzteren Pfeile trafen Dagobert schmerzlicher, als alle andern, denn sie waren auf sein Theuerstes gerichtet. Eine Handlung der Pflicht, der Menschenliebe, die seinem guten Herzen so natürlich schien, als bloße Lächerlichkeit zu behandeln, dünkte ihn unrecht, aber mit diesem ätzenden Gifte die lieblichsten Blüten seines Lebens zu verderben, kam ihm satanisch vor. Und hatte er sich denn für seinen höchsten Beruf entweiht? Sammelten nicht Islands Skalden, sammelten nicht Schottlands Barden auf den Bergen heilsame Kräuter, um daraus Arzeneien zu bereiten? Sollte denn selbst im höchsten Künstlerleben das Nützlich-Moralische nicht auch seinen Platz finden dürfen? „Ein Thor bin ich," so besänftigte Dagobert seinen gekränkten Stolz, „daß das kindische Geschwätz von Tagedieben, oder das Giftausspritzen neidischer Schlangenzungen mich auch nur auf Augenblicke in meinen Lebensansichten irre macht."

Er war noch tief in diese Betrachtungen versunken, als ein Diener ihn zu der Gräfinn Isabelle von Flandern abrief.

Diese edle, zarte Mädchenerscheinung hatte augenblicks wohlthätig auf Dagobert eingewirkt, und das stille Liebeswalten am Krankenbett der Herzoginn Brigitte ihr seine besseren Gefühle gewonnen.

Schon seit mehreren Tagen hatte er bemerkt, daß sie ihm etwas zu sagen habe, wovon nur nicht zu besiegende Schüchternheit sie abgehalten zu haben schien. Die Botschaft kam ihm demnach nicht unerwartet, und mit bedeutender Neugier machte er sich zu der Gräfinn auf den Weg.

Sie empfing ihn in ihren eigenen Gemächern, nur von ihrer vertrautesten Hofdame, dem Fräulein Adeline de Malvoisier, umgeben.

Der reiche Kerzenglanz hob die gewöhnliche Blässe ihrer Wangen noch stärker hervor. Das schwarze Kleid von schwerem, flandrischem Seidenstoff verhüllte die zarte Gestalt bis an den schön-geformten Hals hinauf.

Die goldene Kette, an der eine ziemlich große, wahrscheinlich ein Miniaturbild umschließende Kapsel hing, machte den einzigsten Schmuck der Gräfinn aus. Mit einem leichten Anflug mädchlichen Erröthens bat sie den Sänger, sich zu ihr auf die Polsterbank zu setzen. Dann drückte sie mit einer raschen Handbewegung an der goldenen Kapsel, die schnell aufsprang und das Conterfei eines jugendlichen Mannes im königlichen Schmuck zeigte. Auf dem blonden Haupthaar lag eine künstlichgearbeitete Krone, und der mit Hermelin ausgeschlagene Scharlach-Mantel ließ ein reich-gesticktes Hofkleid von spanischem Schnitt sehn.

„Kennt Ihr dies Gesicht?“ fragte die Gräfinn mit zitternder Stimme.

„Ich würde Ja antworten,“ versetzte Dagobert, „wenn der Königsschmuck mich nicht irre leitete. Es

könnte sich doch einigen," meinte Isabelle dringend. Nennt mir nur den Namen desjenigen, den Ihr im Sinne tragt." „Ritter Erick Månson aus Ostgothland, einer der Schwedengesandten am holsteinischen Hofe," versetzte Dagobert.

„Heilige Jungfrau! so wäre es dennoch wahr, und diese Hände wären frei vom Antheil an dem schauderhaftesten aller Verbrechen!"

Diese Worte, mit krampfhafter Heftigkeit von der Gräfinn ausgestoßen, wirkten sehr überraschend auf Dagobert ein, der in diesem reinen, weiblichen Wesen keine Schuld ahnete.

Die Gräfinn faßte sich bald, und fuhr gemäßigter fort: „Schnell keimt Vertrauen im Herzen des Menschen, wenn das Gleichgestimmte ihm begegnet."

„Es ging mir also mit Euch, Junker Dagobert! und ich wußte nach unserer ersten Unterredung, daß Ihr mich verstehn würdet. Ich werde Euch ein recht tiefverwundet Herz enthüllen; Ihr müßt es schonend behandeln, und meiner Schwäche mit Eurem männlichen Rathe beistehn."

„Das Bild, welches ich Euch so eben gezeigt, ist ein Conterfei des verstorbenen Königs Erick von Schweden. Er war der Sohn des Magnus Smek, wie Ihr ohne Zweifel wißt, und ward von seiner herrschsüchtigen Mutter, der Königinn Blanca, durch Gift hingeopfert. Die Gründe hiezu liegen in der Politik begründet, und sind zu weitläufig und verwickelt, als daß ich sie Euch jetzt auseinander legen könnte. Die schwarze That der Königinn

weiß die Welt, nicht aber, daß sie meine unschuldige Hand zum Werkzeug derselben wählte."

„Schon unwohl war der junge König, als meine Muhme mir eines Tages sagte: Endlich hoffe ich das Mittel zu haben, die Krankheit meines armen Sohnes zu besiegen. Der vor mehreren Tagen aus Paris hier eingetroffne docteur de St. Eustache hat mir einen Trank bereitet, dem er Wunderkraft beilegt. Der Ruf dieses Arztes hebt alle Bedenklichkeiten, und ich bin gewillt, Erick diesen Trank zu geben." Sie holte bei den letzten Worten eine Flasche aus ihrem Geheimschrank, und goß daraus einen Porcellan-Becher voll. „Bringe Du ihm die Labe, Isabelle!" fuhr sie fort; „von Deiner Hand nimmt er sie doch am liebsten."

Thränen hinderten hier das Weiterreden der Gräfinn, und sie brauchte beträchtliche Zeit, ihre aufgeregten Gefühle zu bezwingen.

„Mein Herz war so gestimmt," fuhr sie fort, „daß kein Wort mich leichter zu dem Gange hätte bestimmen können, als eben dieses. Ich ging. Bleich, aber freundlich wie ein Engel des Himmels nahm er den Becher aus meiner Hand und leerte ihn bis auf den letzten Tropfen. Nach einigen Tagen hieß es: er sey verschieden, und das irre Auge, die tiefe Melancholie, die halben Worte, im Fieberwahnsinn von meiner Muhme geredet, sagten mir nur zu deutlich, daß das schreckliche Gerücht wahr sey, welches sich dumpf im Schlosse verbreitete: daß nämlich der Sohn von Mutterhand gemordet sey. Und ich war es, die dem edelsten der Men-

schen den Todeskelch reichte, und meine Hand löschte die Fackel eines Lebens, das nur dem Glück und Segen der Menschheit geweiht war.“ Isabelle sank erschöpft zurück; Adeline de Malvoisier wischte sich die strömenden Thränen ab, und auch Dagobert war seltsam ergriffen von der einfachen, aber um so ergreifenderen Erzählung, die er so eben gehört, und in der ihm noch immer unaufgelöste Räthsel blieben, da er nicht begriff, in welcher Verbindung der ostgothische Ritter mit dem jungen Könige Erick von Schweden stehe. Doch gab die Gräfinn ihm den Schlüssel zu diesen Mysterien, indem sie fortfuhr: „Ein Gerücht sagte mir vor kurzer Zeit, daß der Schwedenkönig nicht gestorben sey, sondern unter einfachem Ritternamen am Hofe Heinrichs des Eisernen von Holstein lebe. Wie mich dieser Gedanke bewegte, werdet Ihr begreifen. Er hob Bergeslasten von meinem Herzen, aber er konnte nicht drinn weilen, und es traten ewig-quälende Zweifel bei mir ein. Ruhte er, der heiß-beweinte König eines edlen Volkes, dessen Liebling er war, in Wadstenas kalter Gruft, oder irrte er fern von Vaterland und Freunden in fremden Landen umher? Tödtete das Gift, von Mutterhand dem Sohne bereitet, den edelsten Keim, oder wendete ein glückliches Geschick das entsetzliche Unglück ab?“

„So fragte ich mich Tag und Nacht, und mein gequältes Herz erlag beinahe der Ungewißheit. Da sandte mein guter Engel Euch hieher, und in Euch denjenigen, der die bangen Räthsel lösen kann und wird.“

„Könnte ichs, edle Gräfinn!“ rief Dagobert innig-

bewegt, „könnte ich Eurem Herzen Ruhe geben! Aber Heuchelei würde es seyn, wenn ich Euren Hoffnungen beistimmte, denn sie scheinen mir keineswegs von Wahrscheinlichkeit begleitet. Zwar kenne ich nichts über die Vergangenheit des Ritters Erick Månson, aber schwerlich würde der Schwedenkönig sich unter den Gesandten befinden, die um eine Braut für seinen Bruder warben.“

„Wenn auch der Versuch der Königinn Blanca scheiterte, wenn König Erick lebte und sie ihn in die Verbannung schickte (wozu sie wohl kaum die Macht hatte), was hinderte ihn dann aus derselben hervor zu treten, und mit dem Schwerte in der Hand Schwedens Krone zurück zu fordern? Ihr könnt mir antworten, daß ein guter Sohn sich scheut, der entarteten Mutter Greuelthaten aufzudecken, aber wo das Glück eines Königreiches auf dem Spiel steht, da verliert sich die Rücksicht auf den Einzelnen, wie ein Atom im Weltall.“

„König Erick würde durch dies Verweilen in verborgenem Dunkel nebenbei seinen früher gezeigten Charakter gänzlich verläugnen, da es Euch ja am besten bekannt seyn muß, wie er stets durch offnes, kühnes Handeln den Intriguen Trotz bot, die seine schlau-französische Mutter gegen ihn anzettelte.“

„Ihr habt sicher Recht, Junker Dagobert!“ antwortete Isabelle mit einem tiefen Seufzer, „und ich gab durch meine Leichtgläubigkeit einen Beweis, daß ich auf rechte Frauenart die Phantasie ihren Kometenlauf voll-

enden ließ, ehe ich weise Vernunft mit sicherem Schritt auf Kundschaft aussandte."

„Wohl ruht der hohe Königssohn in dunkler Gruft, und hat mit dem ostgothischen Ritter sicher nichts gemein, als vielleicht eine zufällige Aehnlichkeit, die sich ja häufig bei zwei Personen findet."

Isabelle schwieg, und senkte, erschöpft sich zurücklehnend, die langen Seidenwimper über die Blicke herab. So saß sie eine Weile, und der tiefe Schmerz, der sich auf ihrem Gesichte ausprägte, war den zwei sie umgebenden Personen zu heilig, als daß sie des Zimmers Stille hätten unterbrechen mögen.

Nach einigen Minuten richtete die Gräfinn sich mit Lebhaftigkeit auf, und sagte zu Dagobert gewendet: „Meine Muhme hatte gut an mir gewählt, und meine Verschwiegenheit war ihrem Verbrechen der sicherste Schutz. Nur diesem Engel, den Ihr hier neben mir seht, entlud ich mein belastet Herz, denn einen Ausweg muß das eingeschlossene Feuer haben, sonst sprengt es seine Hülle. Mein Gram aber konnte den Menschen nicht verborgen bleiben, und meine erbleichten Wangen, mein gesenktes Haupt, meine ganze, leidende Gestalt deuteten ein tiefes Herzenswehe. Das ertrug die königliche Muhme nicht, denn es war ihr ein steter Vorwurf, und sie eilte drum, mich fortzuschicken. Der Hof des schleswigschen Herzogs schien ihr unbedeutend genug, mich und mein Geheimniß in Vergessenheit zu begraben. Die Herzoginn Rigitze gehörte zu ihren Bekanntinnen, und so ward ich denn von Schwedens theurer Erde, die seinen Staub

birgt, verbannt. Daß mir hier nicht wohl ward, könnt Ihr begreifen. Die Herzoginn Rigitze iſt edel, geiſtvoll, verſtändig, glänzend-heiter, geſellig-anmuthig, aber ſie war immer glücklich, und der Glanz dieſer Sonne blendet mich. Der in ewiger Extaſe lebende Herzog peinigt mein Gefühl, da ich ſeinen ſteten Auszufungen nichts entgegen ſetzen kann, als einen ewigen Schmerz. Drum, edler Dagobert, rettet mich aus dieſen glänzenden Kreiſen, in die meine trübe Erſcheinung nicht gehört."

„Aber auf welche Weiſe, edle Gräfinn?" fragte der Troubadour etwas verlegen, „auf welche Weiſe dürfte ich es wagen, Euch einem Zufluchtsorte zu entreißen, in den der Wille Eurer königlichen Verwandtinn Euch verwieſen?" „Meine königliche Verwandtinn hat keine Gewalt über mich," antwortete Iſabelle, ſich ſtolz erhebend. „Ich, Prinzeſſinn von Burgund und Gräfinn von Flandern, habe Selbſtſtändigkeit genug, über mein Schickſal zu verfügen. Längſt ſchon hätte ich die Ketten zerriſſen, in die unbeſcheidene Willkühr mich ſchlang, wenn nicht romanhafte Aufzüge mir verhaßt wären. Jetzt aber bietet ſich mir eine Gelegenheit dar, die Knoten ſanft zu löſen, und auf natürliche Art dorthin zu gehn, wo allein mein Platz iſt auf Erden. Der Himmel hat mir in Euch das Mittel geſandt, meine Pläne auszuführen, und ich flehe drum nicht an, Euch um Eure Fürſprache bei der künftigen Königinn von Schweden zu bitten, unter deren Schutze ich das geliebte Land am ſicherſten wieder betreten kann. So wie ich Eliſabeth von

Holstein stets beschreiben hörte, werden auch meine Erwartungen mich nicht täuschen."

Ein tiefer Seufzer entrang sich Dagoberts Brust, und das Bild der Heißgeliebten stand vom Nimbus der Krone umflossen eben so lockend als unerreichbar vor ihm. „Nein, edle Gräfinn!" erwiederte er mit Feuer, „nicht täuschen werden Euch Eure Erwartungen. Gräfinn Elisabeth ist das erhabenste Wesen, das je die Erde trug, und Wonne wird es ihr seyn, der gleich-gestimmten, fürstlichen Schwester ihren Schutz verleihen zu dürfen."

„Aber nicht mich, theuerste Gräfinn! nicht mich wählt zu Eurem Fürsprecher. Verbannt im Zorn hat mich Elisabeths Bruder; wie dürfte ichs wagen, vor ihrem Angesichte zu erscheinen?" „Ihr kommt als mein Abgesandter, Junker Dagobert!" rief Isabelle mit wehmüthigem Lächeln, „und werdet Euch hoffentlich nicht weigern, in meine Dienste zu treten. Das Nähere über diese Angelegenheit werden wir zu bereden noch Zeit haben. Jetzt verlaßt mich, denn erschöpft ist mein Geist vom Rückblick auf sturmvolle Tage."

Dagobert hatte kaum sein Zimmer erreicht, als ein Edelknabe eintrat, der ihm bekannt schien. Er hatte auch nicht geirrt, denn dieser brachte einen Gruß vom Ritter Erick Månson, welcher in einer nahen Herberge seiner harre, und mit ihm zu reden habe. Der Sänger fand in diesem Ereigniß etwas Ominenses, und begab sich mit nicht geringen Erwartungen auf den Weg.

Blässer und auch ernster fand er den ostgothischen Ritter, und es wollte ihn bedünken, als sey auch sein Gruß weniger offen und traut. „Ihr habt Heinrich von Holstein sammt seiner Umgebung wohl vergessen am lustig-bunten Hofe des Herzogs von Schleswig?" fragte Erick mit düsterem Gesicht. „Ihr irrt, edler Ritter!" entgegnete Dagobert etwas verletzt. „Ich habe nur eine Heimath gesucht, als man mich ungerechter Weise verbannte." „Aber warum sie suchen bei den Feinden Holsteins?" fiel Erick schnell ein; „warum sie suchen bei den Verbündeten des falschen Waldemar Atterdag, des schwachsinnigen Magnus Smek?" „Wie mögt Ihr mich verdammen meiner Unkunde wegen, edler Ritter?" fragte Dagobert. „Nicht kann ich, ein fremder Sänger aus fernem Süd, eingeweiht seyn in die Irrgänge nordischer Politik, noch die Freundschafts- oder Feindschaftsbündnisse der Könige und Herren kennen." „Drum auch unterrichte ich Euch von denselben," fiel der Ritter hastig ein, „und wahre Euer kindlich reines Herz vor unbewußter Schuld."

Nur politischer Absichten wegen, und zwar in Bezug auf das holsteinische Haus kann der Schwedenkönig an den schleswigschen Hof gezogen seyn, denn die flandrische Gräfinn zu begleiten war nur beliebiger Vorwand. Er ist stets Werkzeug in den Händen seiner ränkesüchtigen Gemahlinn und ihres königlichen Freundes Waldemar Atterdag. Was sie beabsichtigen, weiß weder ich, noch die Welt, aber auch das Kleinste kann groß und gefährlich werden in ihren Intriguen-spin-

nenden Köpfen. Drum bitte ich Euch, mir zu sagen, was Ihr dem Schwedenkönige vom holsteinischen Hause geredet." „Nichts, wahrlich nichts, edler Herr!" entgegnete Dagobert erstaunt über des Ritters seltsames Dringen. „Nur von der Schönheit der Gräfinn Elisabeth war ein Mal flüchtig die Rede, und der König Magnus schien sich zu freuen, eine so liebreizende Schwiegertochter zu bekommen."

Ritter Erick versank bei den letzten Worten in tiefes Nachdenken, aus dem er lange nicht erwachen zu können schien. Endlich sagte er mit fast wehmüthigweicher Stimme: „Nicht so abweichend bin ich vom volksthümlichen Charakter meiner Nation, das Land der Ahnungen mir zu verschließen mit leichtsinniger Hand. Der Nordländer beachtet auch die dunkle Seite des Lebens, und sucht, das leichte Spiel auf des Daseyns Oberfläche verachtend, die geheimnißvollen Tiefen. So gestimmt, konnten mir die Vorhersagungen des Fischers Arnold nicht unbedeutend erscheinen. Nicht Euer Herz, nur ein Zufall trieb Euch fort aus der Nähe derjenigen, deren Gefahr nicht bloß dunkle Ahnungen, sondern eine erkannte Wirklichkeit mir voraussagen. Gern sähe ich sie umgeben von einem treuen, ihr ganz ergebenen Wesen, und ich glaube es nach allem, was eigene Beobachtung und fremdes Urtheil mir sagen, in Euch gefunden zu haben. Wahrlich, Junker Dagobert! in den Diensten Elisabeths von Holstein zu stehn ist ein Vorzug, um den die ganze Männerwelt buhlen würde, und Ihr müßt Euch desselben stets würdig zu machen suchen."

Ueber des Ritters düster-schöne Züge zog ein mildes Wehmuthslächeln hin. Es glich den Strahlen der Abendsonne, die den bereits dunkelnden Himmel farben. „Ihr würdigt mich großer Ehre, edler Ritter!“ sprach Dagobert vor innerer Wonne bebend, und kaum im Stande, diese zu verbergen. „Glaubt es mir, nur Furcht, aufdringlich zu erscheinen und lästig zu werden, konnte mich hindern, in der Gräfinn Nähe zu bleiben. Jetzt aber, da Ihr es mir anrathet, wird nichts mich abhalten, den Platz zu suchen, der mir auf Erden der einzigwünschenswerthe dünkt.“ „Doch dies mit Vorsicht, junger Freund!“ ermahnte Erick. „Vergeßt nie die Kluft, die sich zwischen Euch ausdehnt. Betrachtet Elisabeth wie die Mutter Gottes in Wolken und Euch als den andächtigen Beter im Staube. Nur so kann Euer Verhältniß bestehn. Steht ihr Trübsal und Gefahr bevor, seyd Ihr gewürdigt, ihr Stab und Stecken zu werden auf dunklem Wege, so laßt auch das Euch nicht irre machen. Betrachtet Euch nur als das niedere Holz, sie als ein edles Gewächs, das sich wohl stützt dran im tobenden Sturm, doch nie damit vereinigen kann.“

Der Ritter schwieg. Dagobert fand seine Worte wahr, wenn auch hart, und stimmte ihm völlig bei. „Meine Pflicht ruft mich ins Vaterland,“ fuhr Erick fort. „Ich soll Hochzeit halten mit einer schönen Braut, und da seht Ihr wohl ein, daß ich nicht der Paladin der Gräfinn von Holstein werden kann, trotz meiner sehnlichsten Wünsche.“ Er zog bei den letzten Worten ein reichgefaßtes Miniatur-Bild hervor, auf dem er die verdü-

sterten Blicke, ohne daß sich ihr Ausdruck veränderte, ruhen ließ. Dagobert glaubte Isabellen von Flandern zu sehn, und ein leiser Schrei des Erstaunens entfuhr ihm. Auf die Frage des Ritters: was ihm bei dem Conterfei auffalle?" antwortete er nur: „es gleiche zum Sprechen einer ihm bekannten Person," wozu der Ritter schwieg.

Da es bereits Mitternacht war, beurlaubte sich Dagobert, und der Abschied von dem edlen Erick Månson, dessen tief-umdunkelte Gemüthsstimmung seiner Liebenswürdigkeit nichts raubte, that ihm schmerzlich-wehe.

Auf seinem Zimmer angekommen, versuchte ers, das Chaos der Gefühle zu ordnen, die der vergangene Tag in ihm aufgeregt. Eine Gewißheit tagte hell auf aus dem verworrenen Dunkel; es war die: bestimmt zu seyn zum Beschützer Elisabeths. Denn wo sich alles vereinigte, ihn ihr wiederum zuzuführen, da mußte ein höherer Wille walten.

Von der flandrischen Gräfinn und ihrem schwärmerischen Glauben, daß König Erick in der Person des ostgothischen Ritters wieder auferstanden, hatte er diesem nichts gesagt, weil er die Geheimnisse der edlen Frau nicht auszusetzen wagte. Daß Isabelle und der junge Schwedenkönig sich geliebt, schien ihm nach der Gräfinn Erzählung ausgemacht, und deshalb hatte das von dem Ritter hervorgezogene Bild ihn irre geleitet. Aber liebte Månson denn nicht Elisabeth, hatte sein Auge nicht oft mit jenem süßen Vergessen der Liebe auf ihr geruht, hatte er sie nicht mit Gefahr des eigenen Lebens den

Fluthen entriſſen, hatte nicht Gram mehr noch als Erkältung ihn aufs ſchwere Krankenlager geworfen, von dem der blühende, heitere Ritter bleich und düſter erſtand? Und die Art, wie er der Braut erwähnte, klang ſie nicht wie bitterer Hohn über ein unvermeidliches Schickſal, das ſchwermüthig zu beklagen er zu männlich-ſtolz war?

Nein — König Erick ruhte in Wadſtenas kalten Grüften. Er, der Liebling ſeines Volkes, der Stolz ſeiner Nation, der kühne Herrſcher auf Schwedens Thron, weilte nicht in unwürdigem Dunkel, irrte nicht in gemeiner Ritterhülle heimathlos umher.

So beſchwichtigte Dagobert ſeine Zweifel, und nahm ſich vor, der Gräfinn nichts über die Zuſammenkunft mit dem Ritter Mänſon zu ſagen, die ihr ohnehin krankes Gehirn noch mehr verwirrt haben würde.

Durch Sturmgebraus und Eulenruf hörte Eliſabeth, als ſie an einem düſteren Octoberabend allein auf ihrem Zimmer ſaß, die Töne einer Harfe erklingen, zu denen, nach dem erſten Präludiren, auch geſungen ward. Sie glaubte die Stimme zu erkennen, und fand bei genauerem Hinhorchen, daß ſie nicht geirrt.

Es war Dagobert, der ſie durch ein Lied vom groſſen Grafen Gerhard und ſeinem Marienbildchen, das er nach ihrer Erzählung gedichtet, ſo wunderbar überraſchte. Die Sage nämlich überliefert: daß Graf Gerhard der Große bei dem Treffen zwiſchen dem Könige

Christoph von Dännemark und dem jungen Herzoge Waldemar von Schleswig den bedrängten Schleswigern zu Hülfe gekommen, und in der Schlacht beim Hestenberge gesiegt. Doch gings hart her, und er und die Seinen waren in blutiger Gefahr. Er trug in diesem Gefechte ein kleines Marienbildchen um den Hals, das er zu wiederholten Malen, und zwar in der größten Bedrängniß geküßt, und dabei den Vers: **Nos hac die gregatas serua virgo in lucem mundi**, abgesungen haben soll.

Ein dänischer Soldat hieb die eine Hand dieses Bildes ab, und so verstümmelt bewahrte es Heinrich der Eiserne, als heiligste Reliquie seines Hauses auf. Auch Elisabeth richtete nicht selten ihr Gebet an die Schutzheilige ihres großen Vaters, und hatte dem frommen Dagobert, den sie wie einen Bruder ansah, wohl eher von der Wunderthätigkeit dieses Conterfeis erzählt, ohne das Graf Gerhard niemals in den Kampf gezogen. Wie tief mußte daher der Eindruck seyn, den dies einfach-gedichtete Lied auf sie machte!

Sie ließ am anderen Morgen durch ihre treueste Dienerinn Kunde von dem Sänger einziehn, der sich Abends vorher unter ihren Fenstern hatte hören lassen, und erfuhr, daß es Dagobert sey, der sich in Fischer Arnolds Hütte befinde, und wichtige Aufträge an sie habe, deren er sich, wenn es ihr genehm sey, noch heute zu entledigen wünsche.

Mochte sich der Provençale gewappnet haben mit der ganzen Stärke seines Charakters gegen Elisabeths Liebreiz — ihr Anblick wirkte dennoch mit altgewohn-

ter Kraft auf ihn ein, und er wagte kaum das Auge zu der Herrlichen emporzurichten, die mit ſchweſterlich-ruhiger Milde ihn anredete.

„Nicht unbeſcheidenes Vordringen rief mich, den Verbannten, aufs Neue an Graf Heinrichs Hof.“ Dieſe Worte ſprach Dagobert nach langem Verſtummen mit feſtem Ton. „Nur ein Auftrag an Euch, edle Gräfinn! der ſich durch einen Boten nicht wohl ausrichten ließ, verſchafft mir das Glück, Euer verehrtes Antlitz wiederzuſehn.“ „Und der wäre?“ fragte Eliſabeth nicht ohne Erſtaunen. „Iſabelle, Prinzeſſinn von Burgund und Gräfinn von Flandern,“ erwiederte Dagobert, „ward Familienverhältniſſe halber von ihrer Muhme, der Königinn Blanca von Schweden, an den ſchleswigſchen Hof geſendet, wo mir ihre Bekanntſchaft ward. Ein verfehltes Lebensziel, ein geknicktes Jugendglück hat ſie der Welt abgewendet, und das Ziel ihres Strebens iſt nur die heilige Ruhe in Kloſtermauern. Verſagt aber ward ihr die Erfüllung dieſes frommen Wunſches von der königlichen Verwandtinn, weshalb ſie Euch, edle Gräfinn! die demüthige Bitte vorträgt, unter Eurem Schutze die Reiſe über das Meer mitmachen zu dürfen, um in einem von Schwedens Klöſtern den Reſt ihres Lebens hinzubringen.“

Eliſabeth verſank in Nachdenken, als Dagobert nun ſchwieg, und antwortete nach geraumer Weile: „Nicht möchte ich der Königinn von Schweden, der Mutter meines königlichen Verlobten, mit einer Handlung entgegentreten, die eine von ihr verfügte Anordnung ver-

nichtet, und drum iſt mir der Gräfinn Bitte ungelegen, ſo gern ich ſie ſonſt erfüllte."

„Ich werde indeß die Sache reiflicher überlegen, und mich von den näheren Verhältniſſen der Prinzeſſinn von Burgund zu unterrichten ſuchen. Iſt ſie unglücklich geworden durch die Täuſchungen der Welt, ſo kann ſicher nur eine gänzliche Abgeſchiedenheit von derſelben ihrem Gemüthe die rechte Richtung wiedergeben. Warum aber ſucht ſie kein Kloſter auf mütterlichem Boden?" „Weil Schwedens Erde alles in ſich faßt, was ihrem Herzen theuer war," antwortete Dagobert.

„Mehr zu ſagen erlaubt mir die Pflicht gegen die Gräfinn nicht, die mich würdigte, der Vertraute ihrer Geheimniſſe zu werden. Aber gewiß wird eine Zeit kommen, in der Iſabelle ſelbſt ſie der edelſten aller Frauen enthüllt, und bis dahin bleibe Euer Entſchluß unentſchieden. In wenig Tagen wird die Prinzeſſinn von Burgund an Graf Heinrichs Hofe erſcheinen, um öffentlich darum zu bitten, wovon ich Euch nur vorläufig zu unterrichten den Auftrag hatte." Dagobert machte Miene, ſich zu beurlauben. Das aber vergönnte ihm Eliſabeth nicht, vielmehr brach die ganze ſchweſterliche Zuneigung für den frommen, beſcheidenen Sänger hervor. Nicht gewohnt, ihren Regungen zu gebieten, wo ſie ihr unſchuldig dünkten, rief ſie lebhaft: „Und gehn wolltet Ihr gleich dem gemietheten Boten, der ſonder freundlichen Abſchied fortzieht, ſo wie er ſein Geſchäft vollendet? Und nicht ein Mal den Dank für Euer Lied, mit dem Ihr mich geſtern Abend ſo herrlich überraſcht, ge-

ſtattet Ihr der ſonſt ſo willig anerkannten Beſchützerinn Eurer Muſe?" „Nein, Junker Dagobert!" fuhr die Gräfinn fort, da dieſer noch immer ſtumm zur Erde ſah, „nicht Eliſabeth hat Euch von dieſem Hofe verbannt, nicht ſie, die Euer hohes Talent und Eure ſeltene Herzensreinheit ſo ganz zu ſchätzen verſtand, hat Euch in die öde Fremde hinausgetrieben. Der Jüngling, den mein edler Bruder ſich als Eigenthum aus Räuberhänden erkaufte, geht, von dieſem verſtoßen, als theures Vermächtniß in den Beſitz der Schweſter über, und Ihr werdet Euch hoffentlich nicht weigern, dies anzuerkennen, und künftig mein Hofſänger zu werden."

Wie der Sonnenſtrahl aus düſterem Wettergewölk hervorblitzt, ſo glänzten der Gräfinn Worte in Dagoberts dunkle Zukunft hinein. „Euer Diener zu ſeyn, edle Frau! iſt der ſchönſte Beruf meines Lebens," erwiederte er, ein Knie vor Eliſabeth beugend, „und daß Ihr mich deſſen würdigt, meines Herzens höchſter Stolz." Schnell erhob ſich der Sänger nach den letzten, mit bebender Stimme geredeten Worten, und verſchwand dann auf der Gräfinn Wink.

Eliſabeths Geiſt war eben ſo klar, als ihr Herz warm, und wenn ſich letzteres demnach auch lebhaft für die leidende Iſabelle von Flandern intereſſirte, ſo konnte es ihrem Verſtande doch nicht entgehn, daß ſie zu den Schwärmerinnen gehören müſſe.

Es waren ſo einige Wochen vergangen. Graf Heinrich und ſein Hof waren von Eliſabeths Entſchluß, den Junker de Clairvaux als Minneſänger nach Schwe-

den mitzunehmen, unterrichtet worden, und der künftigen Königinn konnte kein Einwurf gemacht werden, wenn sich auch mancher Tadel, zum Theil vom Neide erregt, gegen diesen Schritt erhob.

Auch von der baldigen Ankunft der Gräfinn von Flandern hatte Elisabeth den Bruder benachrichtigt. Dieser hatte Isabellen bei seinem Aufenthalte in Schweden gekannt, und erzählte manches zu ihrem Lobe, auch wie ihre aufblühende Schönheit die Mißgunst der Königinn Blanca aufgestachelt, und dies allein ihr schon Grund gewesen seyn könne, die Nichte zu entfernen. „Wir rauhen Kriegsmänner," schloß der Graf, „die wir unser Leben zum Theil im Felde unter den Waffen zubrachten, verlieren wohl den feinen Blick für die zarteren Liebesverständnisse, und ich kann daher irren. Sonst hat es mir scheinen wollen, als ob der junge Schwedenkönig Erick die schöne flandrische Base der Gemahlinn Beatrix von Brandenburg vorzöge, und als wenn jene den Huldigungen des eben so edlen als liebenswürdigen Monarchen nicht abhold gewesen. An dieser hoffnungslosen Liebe mag denn ihr Herz vielleicht tödlich erkrankt seyn."

Graf Heinrich schwieg wehmüthig, und es schien, als ob der Leidenschaften Sturm selbst seine starke Seele einmal erschüttert habe.

Wie aber wandelten sich Elisabeths Gefühle nach diesen Erläuterungen.

Isabelle hatte geliebt, einen Schweden geliebt, der sich Erick nannte, und er war König gewesen, und ruhte nun im kalten Grabe. Zwar lebte ihr Erick noch, aber

sie sollte Königinn werden, und er ihr Vasall. Welche Aehnlichkeit bei der größten Verschiedenheit in unserem Schicksal, dachte Elisabeth, und ihr ganzes Wesen wendete sich der leidenden Schwester zu.

Sie war noch in diese Betrachtungen verloren, als ihr Page die Prioressa des Marienfelder Nonnenklosters zu Prentz meldete, die ihr Wichtiges zu sagen habe.

Elisabeth ließ die kalte, steife Dame Armgard von Walstorp vor sich kommen, und es war ihr kaum recht, so ungelegen aus ihren Träumereien aufgestört zu werden.

„Ihr wolltet mich sprechen, hochwürdige Frau?“ mit diesen Worten empfing Elisabeth die Klostermutter, und diese entgegnete in feierlich-strengem Ton: „Nur fragen wollte ich Ew. Gnaden, ob es dem Prälaten unseres Klosters ansteht, ohne mein Wissen irrende Pilgerinnen aufzunehmen, die mit Bilderdienst Abgötterei treiben, und die Ruhe der Nonnen stören.“

„Zu unklar dünkt mich Euer Bericht,“ antwortete die Gräfinn, „und ich kann auf diesen hin nichts entscheiden. Zudem steht es nicht mir an, die Klosterzwistigkeiten zu schlichten, und Ihr thätet besser, Euch deshalb an den Grafen Heinrich oder die hochwürdigen Bischöfe dieser Lande zu wenden.“

„Da möchte die Schönheit der flandrischen Gräfinn auch sie bestechen, wie sie es dem Prälaten Bruno von Bakvolt gethan, versetzte die Prioressa mit strengem Ton. „Denn die Schönheit ist ein eitles Gut, das der Männer Auge blendet, und ihnen den richtigen Blick raubt.“

„Isabella von Flandern?“ rief Elisabeth überrascht, und

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER.K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18544/015

die letzten, hochweisen Worte der Klosterfrau überhörend. „So nennt sie sich, antwortete diese, und will vom Hofe des schleswigschen Herzogs Waldemar kommen. Auf ihr Verlangen ward sie vorgestern Abend aus der Herberge, wo sie krank angelangt, in unser Kloster gebracht, wo sie von dem Probste ohne mein Wissen aufgenommen, und ihr eine der besten Wohnungen angewiesen ward. Sie läßt sich die Klosterpflege wohl gefallen, und hat auch gern der Nonnen Gesellschaft. Vorzüglich aber weidet sie sich an dem Conterfei eines jungen Mannes, das sie von Zeit zu Zeit aus dem Busen hervorzieht, und mit den Lippen berührt.“

Die Prioressa bekreuzte sich mit pharisäischen Mienen, und fuhr dann fort: „Auch von Ew. Gnaden redete sie, und wie nur die Sehnsucht nach Eurem Anblick ihres Daseyns Flamme nähre.“

„Es ist genug,“ rief Elisabeth entschlossen. „Ich begleite Euch sofort zu der Leidenden, und gebiete im Namen meines Bruders, daß der fürstlichen Kranken alle Auszeichnung und Pflege werde, die ihrem Range und Zustande gebührt.“

Mitternacht schlugs vom Thurm der Kirche des Marienfelder Nonnenklosters zu Prenz, als Elisabeth sich demselben näherte, um der Gräfinn von Flandern den Trost ihrer Gegenwart zu gewähren. Spärlich nur war der Kreuzgang erleuchtet, durch den sie mußte, um zu Isabellens Gemach zu gelangen, und recht schauerlich

ward es ihr in diesen hohen dämmernden Hallen, die stumm waren wie das Grab, und deren Schweigen nur der Sturm unterbrach, der mit den Scheiben klirrte und in den vielfachen Windungen und Winkeln des Gebäus heulte. Endlich öffnete die Pförtnerinn eine Thür, aus der der matte Schimmer einer Krankenzimmer-Erleuchtung ihr entgegen drang.

„Gräfinn Elisabeth von Holstein, flüsterte die Pförtnerinn einer Nonne zu, die diese Worte in noch leiserem Ton vor das Ohr der Kranken brachte, die sich fast kraftvoll erhob, und die Gräfinn zu sich winkte.

Nach den ersten Ergüssen der Dankbarkeit von Isabellens, und der wohlwollenden Theilnahme von Elisabeths Seite, erzählte erstere das, was der geneigte Leser bereits aus der Unterredung mit dem Sänger Dagobert weiß, und fugte dann hinzu: wie sie die Hoffnung gehegt, durch die Gräfinn Aufschluß über die früheren Schicksale des Ritters Erick Månson zu erhalten.

Sie hatte bei den letzten Worten das Bildniß des jungen Schwedenkönigs aus dem Busen hervorgezogen, das von der Ampel mattem Strahl beleuchtet, zu Elisabeth herüber sah. Wie die Aehnlichkeit mit dem ostgothischen Ritter sie bewegte, wird man begreifen. So wehmüthig-bedeutungsvoll hatten diese Züge sie noch nie angeschaut, und überrascht von ihrem Herzen rief sie aus: „Also bis auf die äußere Erscheinung ist unser Schicksal sich gleich. O Isabella! den Geliebten Eurer Jugend umschließt Wadstenas kalte Gruft,

und möchten die heiligen Mauern dieses Klosters auch meinen Schmerz begraben."

Zu viel hatte sie gesagt, und empfand es nach den ersten Augenblicken mit Beschämung. Doch ging in dem Gedanken, daß König Erick nicht mehr lebe, Isabellen der Sinn der übrigen Worte verloren, und sie rief leidenschaftlich: „Also wißt Ihr, daß Erick Månson nicht der schwedische Thronerbe ist? also wißt Ihr, daß das schrecklichste aller Verbrechen auf meiner Seele lastet, und ich den tödtete, dessen Leben meiner Seele Leben war."

Die heftige Bewegung, in der Isabelle sich befand, gab der Gräfinn Elisabeth ihre gewohnte, fromme Ruhe wieder, und es ward ihr klar, daß des Schwedenkönigs Leben bei Isabellen zur fixen Idee geworden, und sie in dieser zu schonen sey. „Ich weiß, daß Erick Månson der edelste aller Menschen ist," erwiederte sie drum mit sanfter Stimme, „und daß er es werth wäre, des Schwedenvolkes Liebling zu seyn. Wer er aber auch ist, Isabella hat Unrecht, ihre zarte Seele mit Vorwürfen zu belasten. Gottes Barmherzigkeit ist größer, als die Sunden des Menschengeschlechts, und seine Gerechtigkeit hält ihr die Waage. Wie sollte er denn seine Strafe auf ein schuldloses Haupt leiten?"

Ein leises Weinen Isabellens sagte Elisabeth, daß ihre Worte Eingang gefunden, und der Thränen Erleichterung den heftigen Schmerz der Unglücklichen gebrochen. „Die Pilgerreise," hub die Gräfinn von Flandern nach kurzer Pause wieder an, „die ich, um meine Sünde abzubüßen, in der dürftigsten Bekleidung von Schles-

wig hieher unternahm; die schlechte Kost in den Herbergen, das feuchte Streh, das Nachts mein Lager war, haben meinen ohnehin geschwächten Körper vollends zerrüttet. Ich fühle mich dem Tode nahe. Lebt er, dann werden seine Augen mich beweinen; bewohnt er einen anderen Stern, dann zieht er mich zu sich in seine lichten Räume."

Elisabeths frommes Herz empfand ein leises Widerstreben über diese irdische Liebe Isabellens, die ihr Bedingniß jeglichen Glückes für diese und jene Welt geworden war. „Und welche Verfügungen," so fragte sie nach einer Weile, „welche Verfügungen hättet Ihr auf den mögl'chen Fall Eures Todes zu machen? Treu und sorgfältig würde ich sie auszurichten streben."

„Nur eine, meine fürstliche Schwester," entgegnete Isabelle. „Zu ruhn wünsche ich im Tode neben dem, den ich im Leben liebte. Laßt drum meine Hülle in die Gewölbe des Klosters Wadstena bringen, und erwirkt von dem Könige Hacon die Erlaubniß, daß mein Sarg neben den seines gemordeten Bruders gestellt werde."

Isabelle schloß nach den letzten Worten die Augen, und schien zu erschöpft, um weiter reden zu mögen. Auch trat eben der Arzt von einigen Frauen begleitet ins Zimmer, und Elisabeth suchte die Ruhe, die ihrem von der Reise und den mannichfachen Gefühlen des Tages ermatteten Körper Noth that.

Der Zeitraum weniger Wochen hatte auf die Ver-

hältnisse der Gräfinnen von Holstein und Flandern den entschiedensten Einfluß gehabt. Isabellens liebendes Herz hatte zu schlagen aufgehört, und ihr Sarg war auf Elisabeths Befehl vorerst in die Gewölbe der Kapelle St. Hilberici zu Plön beigesetzt, worauf sie ihn übers Meer mit sich zu führen gedachte. Dieser Zeitpunkt, der sie aus des Jugendlandes still umschirmten Thälern auf die glanzvollen Höhen eines Königsthrones rief, war nun da, und der gevollmächtigte, schwedische Gesandte, der die Vermählungsceremonie zu vollziehn nach Holstein abgeschickt war, bereits eingetroffen.

Hermann von Witzen, ein Ritter aus vornehmem Geschlecht, trug auch äußerlich den Stempel jener Würde, zu der sein Rang und Auftrag ihn berechtigte.

Stolz und reich-geschmückt trat er an einem düsteren Novembertage mit Elisabeth vor den Altar der Schloßkirche zu Plön, um aus des Priesters Hand seines Herrn und Königs schönes Eigenthum zu empfangen. Sie stand, wie uns die alten Chroniken sagen, zwischen ihrem Bruder Heinrich dem Eisernen, und ihrem Vetter, dem Grafen Adolph von Schauenburg. Als sie mit dem Ritter Hermann von Witzen Ringe gewechselt, ward sie Königinn von Schweden und Norwegen benamt, und war auch angethan mit königlichem Schmuck und Kleidern.

Doch rührend bleich sah ihr lieblich Antlitz aus dem Glanzgeflimmer des Goldes und der Edelsteine hervor, und es wollte die Umstehenden bedünken, als trage das Herz im Busen wohl tiefes Leid.

„Umwallten Dich Trauergewänder, Du Heilige im

Purpur!" dachte Dagobert, der düster an einem Pfeiler lehnte; „sie würden besser für die Mondnacht Deines Antlitzes passen."

Am anderen Tage schon ging die junge Königinn mit ihrem Gefolge nach Travemünde, um sich hier einzuschiffen. Ihre Brüder hatten nichts gespart, die königliche Schwester mit alle dem Glanz zu umgeben, der ihrem jetzigen Range gebührte; und wenn man den Chroniken Glauben beimessen kann, so bestand ihr Gefolge aus mehr, als 200 Personen beiderlei Geschlechts, worunter viel deutsche Ritter und Edelleute befindlich waren. Die düsteren Novembertage versprachen zwar keine günstige Fahrt, und auch die Schiffer prophezeiten Sturm und Unwetter. Doch war an Aufschub nicht zu denken, da man in Schweden die junge Königinn mit Ungeduld erwartete, und Ritter Hermann von Wizzen ein Privatschreiben des Königs Hackon bei sich führte, das ihn nicht zu säumen bat.

Hell schimmerte das prächtige, mit Goldarbeit und purpurseidenen Flaggen reich-verzierte Schiff, das zu Elisabeths Empfang in der Trave lag, durch die Nebel des Novembertages hin. Sie selbst schritt zwischen ihren beiden edlen Brüdern dem Ufer zu, umringt von einer großen Anzahl zierlich-bepelzter Männer und Frauen, die zum Theil zu ihrem Gefolge gehörten, zum Theil ihr von Plön aus hieher gefolgt waren. Der Troubadour Dagobert, dem sie auch die Dienste eines Edel-

pagen gestattet, ging, ihren Pelzmantel überm Arm, hinter ihr her, und ganz in der Ferne sah man Fischer Arnolds bleiches Antlitz, das innigst-bewegt der geliebten Herrinn nachsah.

Sie selbst, der Gegenstand so vieler heute vergossener Thränen, weinte deren auch reichlich, und sie waren die einzige Linderung ihrer gepreßten Brust. Auch ihre starken unbezwinglichen Brüder fühlten die Herzen seltsam erweicht bei der lieblichen Schwester Scheiden, und die tiefen Seufzer, die sich oft wiederholt der Brust des eisernen Heinrichs entrangen, sprachen es aus: wie verschieden die Wege des Herzens und der Politik gehn.

Nun standen sie an der Brücke, und zu ihren Füßen schwankte der Nachen, der Elisabeth nebst einem kleinen Gefolge ans Schiff bringen sollte.

Wieder und immer wieder preßte sie sich den theuren Beschützern ihrer Jugend in die Arme, und jegliches Liebeswort erstarb vor dem Schluchzen, das ihre Brust zu zerreißen drohte.

Graf Heinrich sah ihren schweren Kampf, und hielt hoch empor das Marienbild, das Graf Gerhards Schutz in Noth und Gefahr gewesen. „Du gehst hin, Königinn," so sprach er mit feierlicher Stimme, „wo Gott und der Ausspruch zweier edler Reiche Dir einen Platz anwiesen. Stärke Deinen weinenden Blick an diesem Conterfei, das im Schlachtendrang die große Seele unseres großen Vaters ermuthigte. Möge der Anblick dieser schmerzensreichen Heilandsmutter, die dem Hause Holstein stets so gnädig war, auch Dich mit Huld umleuchten." Und

wirklich sänftigte sich vor dem Anblick der Gebenedeiten Elisabeths stürmender Schmerz. Es trat eine heilige Stille in ihrem Gemüthe ein, die sie benutzen zu müssen glaubte. Sie stieg drum an Ritter Hermanns Hand rasch ins Boot, und verbarg am Busen der treuen Bertha von der Wisch das verweinte Auge. Der Nachen bekam plötzlich eine heftige Erschütterung, und aufblickend gewahrte sie den Sarg der Gräfinn Isabelle, der hineingesetzt ward. Sie hatte dies angeordnet, aber im Tumult des Abschieds vergessen. Der plötzliche Anblick dieses ernsten Gegenstandes erregte ihr ein unbegreifliches Mißbehagen, und Dagobert sah sie zum Tode erbleichen, und dann das Gesicht aufs Neue verhüllen. So auch verharrte sie, bis der Nachen ans Schiff gelangt war, und der immer dichter werdende Nebel die geliebte, holsteinische Küste ihren Blicken verschleierte.

Mit lockerem Schaum gekrönt stürzten die empörten Wellen des Sundes gegen ein ziemlich steiles Ufer der Küste von Schonen. Der Sturm fuhr heulend durch die finstere Nacht hin, und vereinigte sich mit dem ächzenden Wogenklang zu einem schauerlichen Doppelliede der Natur.

Dennoch steuerte ein mäßig großes Fahrzeug von der dänischen Küste kommend, der schwedischen Provinz Schonen zu, und die flackernden Kienfackeln, die drauf brannten, theilten dem Nachtbilde eine romantische Be-

lebung mit. Aus dem Nachen, der, als das Schiff geankert hatte, an der Küste landete, stiegen drei Männer heraus, deren Kleidung und Gesichter etwas Auffallendes hatten. Die größte der Gestalten war schlank, mittlerer Jahre, und von vornehmem Anstande. Doch sprachen die Ruinen der schönen, eingefallenen Gesichtszüge von besseren Zeiten, vielleicht auch von verscherztem Glück, denn die tiefe Leidenschaftlichkeit, die in den düstern Blicken loderte, konnte wohl verheerend in eigenes und fremdes Wohl eingegriffen haben. Das Unterkleid war von dunkelrother Farbe mit Goldstickerei, doch etwas verschossen und abgetragen. Der schwarze Mantel dahingegen schien neu und mochte wohl die einstigen Glanzüberreste bedecken, vielleicht auch das Zeichen jeziger Anspruchslosigkeit seyn sollen. Denn er war von grobem, norwegischem Wollenzeuge(Vadmel) und ein Todtenkopf und Krucifix, die mit weißer Wolle darauf gestickt waren, konnten Bußfertigkeit, auch prahlende Gottesfurcht des Trägers bedeuten. Den dunklen Haarwuchs bedeckte ein breit-geränderter, vorn mit einer blutrothen Agraffe aufgeschlagener Hut, und im gleichfarbigen Gürtel steckte ein Dolch mit einem Edelstein eingelegten Griff. Ein Siegelring, in dessen dunkelglühendem Rubin *) ein Greifenkopf und ein Löwe ein-

*) Bengts väterliches Wappen war ein Greifenkopf im goldnen Felde, welchen das Herzogthum Schonen noch gebraucht. Er führte aber auch das Halländische Wappen: einen Löwen, wie man an der Mauer der Soröer Kirche gefunden hat.

gegraben waren, zeugte von Reichthum und edler Abkunft des Trägers.

Der zweite der Männer war in die schwarze Ordenstracht der Dominikaner gekleidet, und seine gelbliche Gesichtsfarbe, die schlauen Blicke der blitzenden, tiefliegenden Augen, die unruhige Lebhaftigkeit der feinen, beweglichen Gestalt schienen des Klostergewandes und Kordens gleich unwerth.

Am auffallendsten erschien indeß die dritte Person. Es war eine kolossale Gestalt mittlerer Größe, von starkem Knochenbau und frechen, wilden Gebärden. Das Unterkleid war von schmutzig grauem Badmel, und der Mantel von blutrother Farbe und gleichem Stoffe, wie ersteres. Als Gürtel diente ein dicker Strick, in dem ein breites Messer mit roh-gearbeitetem, hölzernem Griff neben einem leichten Beil steckte. Das eine Auge schien durch einen Schuß verloren gegangen; das andere aber sprühte ein wildes Feuer um sich her. Die Züge waren unedel und hämisch, und die breite, mongolisch-geformte Stirn umstarrte rothes, struppiges Haar, das mit dem langen, verwilderten Barte dieselbe Farbe hatte. Selbst die großen, gelblich weißen Zähne, die sich bei der geringsten Bewegung des breit geschlitzten Mundes zeigten, gaben der Physiognomie ein widerwärtiges Ansehn. Eine schwarze Mütze, der mit blutrother Wolle Rad und Galgen eingenäht waren, vollendeten das Schauerliche der Erscheinung.

„Ihr Bengt geht ja wohl zur Königinn, die neue Mähr überbringend, „flüsterte Reginald St. Foix, der

Dominikaner, dem schwarzen Mantelträger zu. „Ich denke, Ihr seyd wieder Herzog von Schonen und Süderhalland, ehe das Jahr abläuft.“

„Redet Ihr doch, als trete Euer Fuß aus seinem Klosterzwinger zum ersten Mal in die Welt,“ erwiedrte Bengt Algotson mit höhnischen Mienen. König Ericks Haß gegen mich hat sich als Vermächtniß dem schwedischen Volke hinterlassen. Auch meine verstoßene Gemahlinn Ingeborg ist auf der Pilgrimmsfahrt ins gelobte Land gestorben.“

„Ihr Mutterbruder, Erengisle Sunason Bät, und ihr stolzer Bruder, Carl Ulfson til Toffta verfolgen mich mit thierischer Wuth, und mein Betreten des schwedischen Bodens ist drum ein gewagtes Unternehmen zu nennen. Doch hoffe ich von dem glücklichen Ereigniß, das ich vors Ohr der Königinn zu bringen komme, alles. Waldemar Atterdag läßt den gefangenen Vogel nicht aus der Schlinge, bis er ihm sein bereitetes Futter vorm Munde weggeschnappt hat. Darauf verlaßt Euch.“

„Quartiert Euch nur vorläufig mit dem liefländischen Raubvogel in jene Fischerhütte ein. Eure fruchtbare Phantasie wird schon ein bewegliches Mährlein ersinnen, das der Einwohner Mitleid zu reizen geeignet ist.“

„Ich gehe zu Blancan, und wird der verbannte Herzog Bengt Algotson nicht aufgenommen, wie der vom Glück begünstigte es war, dann wehe Dir, Du Sünderinn im Purpur.“ Der Herzog sprach die letzten Worte mit leidenschaftlich-gehobener Stimme, worauf er mit dem

liefländischen Seeräuber Klärk, der eine Fackel trug, dem Schlosse zuschritt, das in einiger Entfernung vom Sunde lag, und in dem der schwedische Hof jetzt residirte.

Wir führen den geneigten Leser aus dem schauerlichen Novemberdunkel schnurgerade in ein reich erhelltes Gemach, wo die Königinn Blanca von Schweden mit ihrem Sohne Hackon zu Nacht speiste. Das gebratene Wildprett die lecker zubereiteten Fische, der seltene Nachtisch von Südfrüchten, die sie mit großem Kostenaufwand in ihren Treibhäusern ziehen ließ, schienen ihr trefflich zu munden, indeß König Hackon ihr bleich und trübe gegenüber saß. Ihre französische Lebhaftigkeit sprach sich im Reden und Essen gleich sehr aus.

„Du bist ein arkadischer Schäfer, Hackon," sprach sie, eine Apfelsine zerlegend, „und gehörst unter die Blüten der Länder, wo diese goldenen Früchte reifen, nicht aber auf einen nordischen Thron, der Tüchtiges fordert. Allein stehn kannst Du nicht, und hättest drum Dir eine Allianz suchen sollen, die haltbarer wäre, als jene Verbündung mit dem holsteinischen Grafenhause." „Immer kommt Ihr mit Eurer Politik, liebe Mutter!" entgegnete Hackon mit schöner, aber schwach-klingender Stimme, „und berücksichtigt weder meine Jugend, noch mein Herz." „Dein kindisches Herz," spöttelte die Königinn, „das sich in bunte Leinwand verliebt hat. Das Gerücht sagt nicht viel Gutes von Deiner gemahlten Königinn. Sie soll

stolz und kalt seyn, und nebenbei die Demuth wie einen Putz anlegen. Solche Märtyrerinnen liebe ich aber keinesweges, und besonders nicht auf Thronen."

Still wie immer, wenn die Mutter ihn mit ihrem Wortreichthum überflutete, saß Hackon da. Er athmete nur einige Male lang und tief, wie Einer, dem Gewichte die Brust drücken, und meinte dann nach einigen, ängstlichen Seitenblicken auf die Mutter, daß die junge Königinn doch in einigen Tagen wohl landen könne.

Blanca wollte eben antworten, als Herzog Bengt, den wir bereits kennen, unangemeldet ins Zimmer trat, und mit geziemender Anrede ein Knie vor der Königinn beugte.

„Unbesonnener!" sprach sie mit einem Blick, dessen zärtlicher Ausdruck den Ausruf zu widerlegen schien, „was konnte Euch den Muth geben, Schonens Küste zu betreten?" „Eine Nachricht, die für Euch und Schweden gleich glücklich ist, edle Königinn!" gegenredete der Herzog sich erhebend. „Doch taugt sie wohl nur für Euer Ohr, und die Schwäche des jungen Königs möchte vor ihrer Fremdartigkeit erschrecken." „Ich habe Mittel, solche Schreckschüsse zu entkräften," bemerkte die Königinn lächelnd," und habe nebenbei keine Geheimnisse vor meinem Sohne. Wir sind einverstanden."

Hackon stampfte mit dem rechten Fuß leise den Boden, und fuhr sich dann unmuthig mit der Hand über die Stirn, als verwünsche er die Macht der Mutter, die ihn so unwürdig unterjocht.

„Gräfinn Elisabeth von Holstein ist in einer der letztverwichenen, stürmischen Nächte sammt ihrem Gefolge an die dänische Küste verschlagen," sprach der Herzog mit langsamer, scharf betonter Stimme, und schien sich zu weiden an Blancas aufblitzender Freude und Hackons tödtlichem Erbleichen. „Wo die größere Umgebung hingerathen, weiß man bis jetzt noch nicht. Sie, die Hauptperson dieser Trägödie, ward recht romantisch dramatisch ohnmächtig auf einem mit verwelkten Blüten verzierten Sarge gefunden, umknieet von einem Troubadour, und einem in Thränen schwimmenden Hoffräulein. Etwas im Hintergrunde gruppirte sich ihr Gefolge: durchnäßt, durchwacht, frierend und nüchtern. König Waldemar ward augenblicks von dieser kostbaren Strandung benachrichtigt, und lud die hohe Gescheiterte nach Kopenhagen ein, wo sie unter seinem Schutze bleiben wird, bis er ihr einen sicheren Geleitsbrief auszufertigen geruht."

„Meine Braut ist sie beim heiligen Oluf, bei den Augenlichtern unserer lieben Frau," kreischte Hackon vom Fenster her, und steigerte die schwache Stimme zu ungewohnter Höhe. Dann aber sank er, von der seltenen Anstrengung erschöpft, in sich zusammen, und ließ den Kopf stumm auf die Brust hinab sinken. Blanca hatte ihren Günstling ganz verstanden in seinen Anspielungen, und sie kannte auch Waldemar Atterdag zu genau, um nicht zu wissen, was er mit dieser Einladung an die Gräfinn von Holstein wollte.

„Meine Hände müssen vorerst ruhn," sagte sie dem

Herzog. „Der schlaue, königliche Freund da drüben wird dies Spiel des Zufalls aufs beste für unsere politischen Zwecke benutzen, und fremdes Eingreifen könnte nur hinderlich seyn.“

Mit jener milden Ruhe im Antlitz, die der Abglanz ist einer erhabenen Seele, saß Elisabeth von Holstein in einem der Gemächer des von König Waldemar bewohnten Schlosses zu Kopenhagen, und arbeitete an einer kunstreichen Goldstickerei. Am Rahmen lehnte die zehnjährige Prinzessinn Margarethe von Dänemark, deren dunkle Augen, fast zu bedeutsam für ein Kind, mit Ernst auf der Gräfinn ruhten.

Die eine der Fensterwölbungen nahm Margarethens Oberhofmeisterinn, Frau Kirstina Bille, und die zweite Bertha von der Wisch ein. Dagobert aber sang zur Harfe das Lied des großen Grafen Gerhard und des Marienbildchens, um das Elisabeth ihn gebeten.

„Von dem Golde, das Du da zu Deiner Stickerei gebrauchst, könntest Du Geld prägen lassen,“ bemerkte die Prinzessinn Margarethe, als Dagoberts Lied ausgeklungen. Elisabeth lächelte, und wußte nichts Besseres zu thun, als dem schönen Kinde die Wangen zu streicheln. „Hätte ich Dein Gold,“ fuhr Margarethe fort, „ich gäbe es meinem Vater, daß er Truppen dafür anwerben, und in den Krieg ziehen könnte.“ „Bist Du denn so kriegerisch gesinnt?“ fragte Elisabeth, und senkte den trüben

Elisabeth Gräfin zu Holstein.

Blick in der Prinzessinn kalt-klares Auge. „Du bist ja doch ein Mägdelein, wie kannst Du so Grausames wollen?"

„Der Vater nennt mich immer seinen lieben Jungen Maretus," sprach die Prinzessinn weiter, und drehte sich lustig auf einem Beine herum. „Ginge es auch nur nach meinem Sinn, ich würde des Vaters Staatssecretair, oder thäte Helm und Panzer an, um die Feinde des großen Waldemars zu besiegen. Ich weiß auch, auf w e n ichs besonders absehn würde . . ." — Das wiederholte Nicken des Hauptes bei den letzten Worten verrieth das Kind, und bildete den auffallendsten Contrast mit der forschenden Schlauheit der Blicke, die sich gespannt und befangen auf Elisabeth richteten.

Jetzt machte die Prinzessinn sich etwas am Fenster zu schaffen, das von der Herbstfeuchtigkeit mit einem dikken Nebel überzogen war; zufällig hinblickend sah Elisabeth die Worte: Henricus ferreus, in die eine Scheibe geschrieben.

Aehnliche Kränkungen hatte sie häufig, und es konnte ihr nicht entgehn, daß sie, wenn auch von Ehrerbietung und feiner Sitte umgeben, doch an Waldemars Hofe eine Gefangene war. Sie war schon seit acht Tagen hier, und hatte den König noch nicht gesehn, der, wie es hieß, nach Fyen verreist sey. Die Prinzessinn dahingegen, Prinz Cristoffer von Halland, der Thronerbe, wie auch die Damen und Herren des Hofes besuchten sie häufig, ob schon sie es bis jetzt vorgezogen, den größeren Hofkreis zu vermeiden, und auf ihrem Zimmer zu speisen.

Margarethens Anblick, ihr verständig-kaltes, unkindliches Betragen, der überklare Blick der braunen, runden Augen hatte auf Elisabeths Gefühl einen widerwärtigen Eindruck gemacht. Denn der gewaltige Geist, der in dieser Kinderhülle wohnte, begann sich schon im jetzigen Alter der Prinzessinn entscheidend und scharf zu entwickeln, und der König hatte so große Freude an ihrer Verstandesüberlegenheit, daß er in ihrer Gegenwart mit seinen Ministern arbeitete, und mit ihr sogar von Staatsangelegenheiten redete. So war sein tief gewurzelter Haß gegen die holsteinischen Grafen auch in ihre Seele eingedrungen, und sie betrachtete den eisernen Heinrich als ihren größten Feind, und äußerte wohl, wenn das Kind die Oberhand gewann, gegen ihre Frauen: er müsse gewiß schwarz aussehn, wie ein Schmidt, Köhler, oder — Teufel.

Elisabeths Gefolge war zum Theil von ihr getrennt, und ward auf dem Schlosse Borga und anderen Festungen Dännemarks fest gehalten. Sie selbst war nur von wenigen Personen umgeben, zu denen der Ritter Hermann von Witzen, ihre Oberhofmeisterinn, die Gräfinn Ricardis von Ranzau, Bertha von der Wisch, und Junker Dagobert de Clairvaux gehörten.

Der König kam nach einigen Tagen aus Fyen (geheime Nachrichten aber sagten aus Schonen, wo er mit

der königlichen Vertrauten Blanca Unterhandlungen gepflogen) zurück, und ließ sich sogleich bei Elisabeth anmelden.

Er hatte sich mit ächt-feiner Ritterlichkeit in die zierlichste Hoftracht gekleidet. Das Collet bestand aus schwarzem Sammt, auf dem sich die verschiedenen Ordenszeichen, nebst der geweihten Rose, die Papst Urban V. ihm bei seinem Aufenthalte in Avignon verehrte, nicht übel ausnahmen. Der Mantel war von Pupuratlas, und nebenbei reich in Gold gestickt. Seine Seite schmückte ein zierlicher Degen, mit dem er am heiligen Grabe zum Ritter geschlagen. Das dunkle, kurz gehaltene Haar war ohne Bedeckung; die hochgewölbte Stirn zeichneten tiefe Falten des Denkens, und die schwarzen, stark gezogenen Augbrauen schwebten wie Wetterwolken über den strengen Blicken. Um den fest verschlossenen Mund zuckte ein leichtes Lächeln, das mit der Härte der übrigen Züge einen auffallenden Gegensatz bildete.

Elisabeth empfing ihn mit feinem Anstande und der Würde, die sie ihrem Range schuldig zu seyn glaubte, und begegnete seinem höflichen Wortreichthum mit geziemender Einfachheit.

„Sehr dankbar bin ich Ew. Majestät," so schloß sie, „für den Zufluchtsort, den Sie mir gewährt. Eben so aufrichtig aber, als meine Dankbarkeit, so dringend ist meine Bitte, daß es meinem Gefolge so gut werde, wie mir, und daß es mir vergönnt sey, meinen geliebten Brüdern Nachricht zu geben von meinem Schicksal.

Nicht erlaubt ward es mir bis jetzt, Geschriebenes abzusenden, welches der Wille Ew. Majestät nicht seyn kann."

„Der Sarg, den ich mit geführt, umschließt die Hülle einer mir theuern Person, der ich gelobt, sie auf Schwedens Erde zu betten. Es werde ihm, bis ich in meine Reiche abreisen kann, ein Platz in einer der Kirchen Kopenhagens vergönnt. Ob ich die Seelmessen, welche die Todte für sich angeordnet, von den Mönchen eines hiesigen Klosters absingen lassen darf, werden Ew. Majestät mir gütigst bestimmen."

Waldemar, sichtlich bewegt von Elisabeths ruhiger Seelengröße, fragte leise, wer die Todte sey? „Gräfinn Isabelle von Flandern, die Nichte der schwedischen Königinn Blanca," entgegnete die Gefragte, „die im Marienfelder Nonnenkloster zu Prentz starb, und mich würdigte, ihres letzten Willens Vollstreckerinn zu seyn."

Ueber des Königs Gesicht zog bei den letzten Worten ein höhnisches Lächeln. „So hat denn diese Gauklerinn ihre Künste ausgespielt," sagte er, ging dann aber auf Elisabeths Wünsche über, die er mit sehr artigen Worten alle gewährte, und sie nebenbei versicherte: wie es seinem Stolze eben so schmeichelhaft, als seiner Empfindung wohlthuend sey, die Tochter des großen Grafen Gerhard an seinem Hofe zu sehn.

Es war ein kalter, klarer Februarabend des Jahres 1363, als König Waldemar unruhig in seinem Ge-

mache auf und ab ging, und Zeichen eines großen Seelenkampfes von sich gab. Am schweren Marmortische, der mit Büchern und Pergamenttafeln überdeckt, eine Ecke des Zimmers einnahm, saß schreibend der Dominikaner Reginald St. Foix, der uns schon ein Mal im Verlauf dieser Erzählung erschienen. Von Zeit zu Zeit sah er schlau und forschend nach dem Könige hin, der plötzlich vor ihm still stand, und die durchdringenden Blicke starr auf ihn heftete.

„Und Du kannst uns Absolution geben ob dieser That?" fragte er mit lauter, fast donnernder Stimme; „und Du willst für uns stehen am Tage des Weltgerichts?" „Warum nicht?" fragte der Prälat mit kaltlächelndem Blick, und, wie es schien, verwundert über des Königs Leidenschaftlichkeit bei so geringer Sache. „Habe ich doch König Ericks sterbendes Antlitz gesehn, ohne zu zittern." „Doch war es sein bleicher Schatten," fiel Waldemar schnell ein, „der Dich von Schwedens Erbe unter die Räuberhorden Liflands jagte. Sein bleicher Schatten erschien racheforderend in Hütten und Palläſten, seiner Mörder Untergang bereitend."

„Ihr seyd im Fieber, Majestät," bemerkte Reginald wie immer mit höhnisch-lächelnden Mienen, „und ich kenne Euren klaren Geist nicht so umnebelt. Kann denn die Wohlfahrt von drei Reichen nicht eine That entschuldigen, die nur vom ungebildeten Gefühl

Falschheit genannt wird, während das gereifte Urtheil sie Weisheit benamt?"

„Laßt den gemeinen Mann immerhin in den Schranken bleiben, die gesunde Moral um ihn her zieht. Seine dürftigen Lebensverhältnisse und Forderungen begehren nimmer über dieselben hinaus, während uns Höhergestellten, deren Handlungen wichtige Motive und Zwecke bedingen, auch ein weiter gezogener Kreis gehört."

„Euer Hindeuten auf Dännemarks Scepter wird den schon schwankenden Hackon vollends bestimmen. Es wird mit seiner Doppelkrone ein hübsches Kleeblatt bilden."
„Das seine schwachen Hände niemals führen werden, wenn er sich meinem Hause verbündet," fiel der König stolz ein.

„Sie, die von der Natur mit wunderbaren Gaben ausgestattet ist, wird niemals einen Herrscher neben sich dulden."

„Ja, Reginald! ihr Andenken scheucht meine Grillen, mein weichliches Mitleid fort. Nicht die weiße Taube, die des Meeres schwarze Wogen an mein Land warfen, gehört auf des Nordens Throne. Nicht Elisabeth, nur Margarethe ward zur Herrscherinn geboren."

Der Dominikaner stand jetzt auf, und legte dem Könige ein Pergamentblatt zum Unterzeichnen vor. Mit ein Paar raschen Zügen wars geschehn, doch athmete Waldemar tief auf nach denselben, und versank dann in düsteres Schweigen. „Sendet Klärk noch diese Nacht nach Schonen ab," sprach er nach geraumer Weile, „und versichert Bengt Algotson meiner königlichen Gnade. Jetzt aber verlaßt mich, denn ich bedarf der Ruhe."

Der Winter war beinahe vergangen, und Elisabeth lebte noch immer, wenn auch als Königinn gehalten, doch streng bewacht, in Waldemars Landen. Sie hatte zwär auf ihren Wunsch den Hof verlassen, und ein kleineres Haus in Kopenhagen bezogen. Doch war sie von dänischer Dienerschaft umgeben, und jede ihrer Handlungen wurde, wie sie es bemerken konnte, vors Ohr der Majestät gebracht.

Hermann von Witzen, dessen stolzer Sinn längst die widerwärtigen Fesseln verhöhnt, und dies laut geäußert, ward auf ein Landhaus vor Kopenhagen verbannt, und hier streng bewacht. Bertha von der Wisch hatte einen würdigen Bewerber gefunden, und Elisabeth wollte das Glück der Jugendfreundinn nicht stören, wenn die Trennung von derselben ihr auch zum bittersten Schmerze ward. Ihre Oberhofmeisterinn starb aus Aerger und Langeweile, einige Cavaliere (gewiß keine ritterliche Herzen) retteten sich durch Flucht aus des verhaßten Königs Reichen, und so sah die Gräfinn sich fast einzig und allein auf Dagoberts Gesellschaft und Schutz beschränkt.

Wie man in Schweden die junge Königinn mit Sehnsucht erwartete, und das Murren aller Stände bei der längeren Verzögerung immer lauter ward, wie Heinrich der Eiserne ein Kriegsheer ausrüstete, um durch Feuer und Schwert die Schwester zu befreien, ist aus der Geschichte bekannt. Dies alles geschah noch vor Ostern, und zwar, als man nur aus Vermuthungen die Intrigue Waldemars und des schwedischen Königspaares zusammensetzte. Welche bittern Früchte diese letzterem

trug, indem Krone und Scepter durch sie verloren ging, ist genugsam bekannt.

In bunten Reihen zogen am Sonntage vor Ostern die Einwohner Kopenhagens nach der St. Knuds Kirche, um der Feierlichkeit beizuwohnen, die hier statt haben sollte. Dicht gedrängt war das stattliche Gebäu; die ersten Frühlingsblumen umkränzten die Heiligen- und Märtyrerconterfeien, die an den Wänden hingen; Weihrauchwolken zogen in geheimnißvollen Nebelbildern durch die Wölbungen hin; die Priester standen im prächtigsten Ornat an den ihnen gebührenden Plätzen, und auf der versammelten Menge ruhte jenes bedeutsame Schweigen, das einem feierlichen Ereignisse voranzugehen pflegt.

Mit starkem Geräusch öffneten sich jetzt die schweren Eisenthüren der Kirche, und herein trat, geführt von dem bleichen, verwirrt und scheu wie das böse Gewissen, um sich blickenden Schwedenkönige Magnus Smek, ein schönes, reichgeschmücktes Kind, in dem man Margarethen, Prinzessinn von Dännemark, erkannte. Diesem Paare folgte der stolze Dänenkönig Waldemar Atterdag, an seiner Hand einen schmächtigen, wehmüthigblickenden Jüngling, dessen trüb, unverschleierte Züge seltsam mit dem strahlenden Glanze der fürstlichen Kleider und Ornamente contrastirten. Es war Hacon, König von Schweden und Norwegen, der mit Margarethen von Dännemark vor den Altar treten sollte, um aus

Prieſters Hand eine Gemahlinn zu empfangen, die der Mutter und Waldemars Intriguen ihm aufgedrungen, und die ſein Herz verwarf.

Königinn Blanca ſchritt ſtolz und ſicher hinter her, und ihr folgte der ſchwediſche und däniſche Hofſtaat, bereit durch ſeine Anweſenheit der Ceremonie eine größere Feierlichkeit zu geben.

Armer Hackon, wie ſchwer büßteſt Du Deinen Schwachſinn in dieſen ſchrecklichen Augenblicken, da Du, Eliſabeths Bild auf dem Herzen und im Herzen, der kalt und ſtolz blickenden zehnjährigen Margarethe die Hand reichteſt zum Ehebunde, wie zog es gleich Paradieſesklängen durch Deine todte Bruſt, als Du, Deine Blicke zufällig auf einen nahen Beichtſtuhl richtend, die ſchöne, fromme Gräfinn von Holſtein, das Original Deines ſo treu-geliebten Conterfeis, drin gewahrteſt.

Wärſt Du nicht ſo tief-verſtrickt geweſen in den Banden unmännlicher Furcht vor Deinen ſchlauen Oberherren, Du hätteſt wahrlich das kalte, verſtändige Königskind am Altar ſtehen laſſen, um Dich ihr zu Füßen zu werfen, die Dir beſtimmt war durch Schwedens und Norwegs Edle; Du hätteſt den Bund der Falſchheit und Hinterliſt zerriſſen, um die Feſſeln der Ehre und Liebe zu tragen. Warum warſt Du nicht ſo ritterlich-kühn? Dieſe Blätter hätten ſich dann gar freudig geendet, und alle meine Leſerinnen Dich zum Ritter ihrer Gedanken erkoren, während Du nun als ein wortbrüchiger Prinz daſtehſt, als ein weibiſcher Seladon, der wohl Liebesſonnette an ſeine Erwählte richten kann, aber nicht

die Kraft beſitzt, ſie ſich zu erkämpfen trotz den Hinderniſſen einer Welt. Armer Hackon! rufe ich demohngeachtet noch ein Mal aus, denn es tobte ſtürmiſch in Deiner Bruſt, und die gefurchte Stirn glich dem welligen Meer, das blaß-blaue Auge dem von Wolken überſchleierten Mondesſtrahl.

Der feſtliche Sonnenſchein, der dieſen Sonntag geſchmückt, war vom Himmel verſchwunden, und der Abend kalt und ſtürmiſch geworden. Trotz dem waren Kopenhagens Einwohner in gar lebhafter Bewegung, und das reich-erhellte Schloß, von dem Pauken- und Geigenklänge herab ſchallten, war ein Vorbild der meiſten ſtattlichen Häuſer und Herbergen. Demohnerachtet ſchienen nicht alle mit der heute ſtatt gefundenen Vermählung zufrieden, denn es wurden hin und wieder Schandlieder auf die Falſchheit Waldemars und der ſchwediſchen Königinn geſungen, und das Lob der frommen holſteiniſchen Grafentochter geprieſen.

Die Hofcavaliere ſagten ſich ins Ohr, daß dieſer Treubruch dem Schwedenkönige wohl nicht viel Seegen bringen werde, denn er habe ſo todtenbleich und verſtört im Lichte der ſtrahlenden Kerzen an der Tafel geſeſſen, daß es Jedem aufgefallen, und ſey auch hin und wieder zuſammengefahren, als blicke ihn aus den Zimmer-Ecken Eliſabeths Geiſt an.

In der Wohnung Elisabeths war geschäftige Bewegung. Isabellens Sarg stand umgeben von Reisegepäck im Vorzimmer, und die tief-herabgebrannten Kerzen beleuchteten das müde Antlitz einer von Elisabeths Kammerfrauen, die hier Wacht halten sollte, aber dem Einschlafen nahe war.

Im einfachen, schwarzen Reisekleide saß die Gräfinn in ihrem innersten Gemache, nur umgeben von Dagobert, der ihr beim Einpacken und Ordnen von Papieren behülflich gewesen zu seyn schien.

„Mein Entschluß ist unwiderruflich," so beantwortete sie etwas von ihm Gesagtes. „Als ich den, der mir bestimmt war, mit dem reichgeschmückten Königskinde vorm Altar stehen sah, da zeigte mir Gottes Hand zu gleicher Zeit den Weg, der mir übrigte."

„Schon sind Boten an meinen Bruder abgesandt. Ich habe ihn im Namen unseres großen Vaters, im Namen der friedebringenden Schutzheiligen des holsteinischen Hauses beschworen, meinen Schimpf nicht durch Feuer und Schwert zu rächen. Meine Sache liegt in des Höchsten Hand. Menschen dürfen sie nicht richten, nicht in blinder Feindeswuth auf das Haupt unschuldiger Völker einen verderblichen Krieg leiten. Mein Herz ist von Rache frei, und ich bete für das Wohl derjenigen, die den mir bestimmten Platz einnimmt."

„Und in dieser stürmischen Nacht wollt Ihr die Ueberfahrt wagen, edle Gräfinn?" fragte Dagobert schüchtern aber dringend. „Gottes Allmacht ist in Gefahren am sichtbarsten," antwortete Elisabeth. „Ich bin jetzt frei.

Meine Hüter haben sich seit heute Morgen verloren, und ich werde diesen geheimen Wink des Königs benutzen, und je eher je lieber ein Land verlassen, in dem mir nur Schmach und Täuschung bereitet ward. Die Diener, welche mir noch übrig sind, sind treu und gewandt; sie werden mich gern dorthin begleiten, wo Schicksal und Neigung mir einen Platz anweisen."

„Und Ihr verschmäht mich?" rief Dagobert tiefergriffen von der wunderbaren Macht dieser Mitternachtsstunde, „und Ihr verschmäht Euren treusten Diener, ihn, den Pflicht, Herz und Schicksal gleich fest an Eure Schritte heften? O Elisabeth! bin ich denn nicht derselbe mehr, den Ihr des Platzes in Eurer Nähe würdigtet?" „Ihr seyd wohl derselbe," antwortete die Gräfinn mit wehmüthigem Lächeln, „aber nicht ich bin dieselbe mehr. Die Königinn von Schweden und Norwegen konnte dem edlen Dagobert de Clairvaux einen Platz an ihrem Hofe anweisen; die verstoßene, verrathene, gedemüthigte Elisabeth darf das Schicksal eines für die Welt gebildeten, ritterlichen Jünglings nicht an ihre dunkle Zukunft knüpfen."

„Dunkel wäre, wo Ihr weilt?" rief Dagobert im Uebermaaß seiner unbesiegbaren Liebe, „Nacht, wo Eure Blicke leuchten? o Gräfinn! Ihr seyd ja Licht und Leben, und seelig athmet, wen Ihr anschaut. Würdigt mich auch ferner, Euer Diener zu seyn," fuhr er, von Elisabeths ernsten Blicken gemahnt, mit Mäßigung fort, „würdigt mich, Gefahr und Noth, Trübsal und Unbehagen Eurer Zukunft brüderlich zu theilen."

Der Sänger war bei den letzten Worten zu Elisabeths Füßen gesunken, und sein Antlitz, von den Strahlen der reinsten Liebe umflossen, sah bittend zu ihr empor. Da tagte es auf in ihrer Seele, daß er ihr guter Engel sey, durch Gottes Barmherzigkeit ihr zugeführt zum Troste in Noth und Ungemach, und sie rief tief ergriffen: „Ja, Dagobert! mein Stab und Stecken sollt Ihr seyn auf dunklem Wege, denn Gott hat es also beschlossen.“

Wie Hackons und Margarethens Vermählung große Umwälzungen in Schweden gefördert, wie Magnus und sein schwachsinniger Sohn der Krone verlustig erklärt, wie vier der ersten Reichsräthe *) nach Holstein abgefertigt wurden, um Heinrich dem Eisernen dieselbe anzutragen, wie dieser sie ausgeschlagen, und seinen Schwager, den jungen Herzog Albrecht von Meklenburg, in Vorschlag gebracht, der auch wirklich als schwedischer König den Thron bestieg, ist historisch bekannt.

Heinrich von Holstein rüstete sich demohnerachtet, mit einem Kriegsheer in Dännemark einzufallen, und den Schimpf der geliebten Schwester am treulosen Waldemar Atterdag blutig zu rächen. Auf das Haupt dieses Königs schien sich jetzt des Himmels Strafe in den schauderhaftesten Ereignissen zu sammeln. Kurz nach Margarethens Vermählung starb seine königliche Vertraute,

*) Carl Ulfson (Sparre), Nils Turson (Bielke) Erick, Carlson (Derenfot) Torsten Styrbiörnson (Green.)

Blanca von Schweden; Magnus erkrankte tödtlich und auch Waldemars Sohn, der junge Prinz Cristoffer von Halland, sank in der Blüthe eines hoffnungsreichen Lebens ins Grab. Dieser letzte Schlag traf ihn niederschmetternd, und er strebte in einem, mit der sinnreichsten Pracht angeordneten Leichenbegängnisse, dem im Leben nicht immer genug anerkannten Sohne eine letzte Ehre zu erweisen. Er begleitete die Leiche selbst nach Roskild, wo er in tiefster Abgeschiedenheit einige Wochen verlebte, und die Stürme, die sich über seinem Haupte sammelten, in gottesdienstlichen Uebungen zu vergessen schien.

Es war ein trüber Aprilabend, als Elisabeth und ihr Gefolge in der Nähe eines ansehnlichen Schlosses Westgothlands ankam, wo sie die Nacht zu rasten gewillt war, um dann am morgenden Tage die Reise nach dem kaum vier Meilen entfernten Wadstena anzutreten. Die Herberge des Dorfs war schlecht, und nicht geeignet, die fürstliche Frau aufzunehmen, weshalb der stets um sie besorgte Dagobert sich wider ihr Wissen nach dem nahen Schlosse auf den Weg machte, um ihr hier ein Unterkommen zu suchen. Schon aus der Ferne schallten ihm Klänge von rauschenden Instrumenten entgegen; hell erleuchtet strahlte die stattliche Burg, und ihm begegnende Diener erzählten: daß heute Abend die Vermählung ihres jungen Fräuleins Ebba Sparre mit dem ostgothischen Ritter Erick Månson gefeiert werde.

Und in diesen prächtigen Hochzeitssaal sollte er die

leidende, von Welt und Schicksal gedemüthigte Elisabeth bringen? — Nimmermehr! — Hob aber die Religion sie nicht über irdische Demüthigungen hinweg? war sie nicht, im Begriff, der Welt zu entsagen, stärker als diese Welt mit all ihrer Noth?

Ohne es zu wissen war Dagobert unter diesen Selbstgesprächen in einen reich-erleuchteten, mit Menschen angefüllten Saal gerathen, und der erste ihm Begegnende war Ritter Erick Månson. „Junker Dagobert!" rief er freudig-überrascht, „seyd Ihr das Morgenroth, das der Sonne vorausgeht?" „Nur Abendroth, edler Herr!" entgegnete der Sänger wehmüthig-lächelnd, „denn die Sonne ist im Untergehn, wirft aber scheidend ihre schönsten Strahlen." „O führt mich zu ihr," rief Erick mit wonniger Wehmuth, „daß ihr Lächeln auch meine Nacht verkläre."

Und Dagobert that, wie ihm Månson geboten, und führte ihn zu Elisabeth, der des Ritters so plötzliches Erscheinen, trotz aller Herzenskämpfe um ihn, dennoch zum süßesten Schmerze ward. Denn sie hatte ihn geliebt, geliebt mit dem unerschöpflichen Reichthum ihres Herzens, mit der ganzen Leidenschaftlichkeit ihres unergründlich-tiefen Gefühls. Im Begriff, der Welt auf ewig zu entsagen, im Begriff, alle süßen, seeligen Bilder der ersten und einzigen Liebe mit Trauerschleiern zu verhüllen, stellte ihn das Schicksal in der ganzen Unwiderstehlichkeit seiner Trauer noch ein Mal vor sie hin, und sie fand dies Geschick härter, als den Verlust von Schwedens und Norwegs Kronen.

Aber auch hier siegten Frömmigkeit und Vertrauen auf die göttliche Kraft in ihr, und sie gewann Stärke, gefaßt mit Erick zu reden. „Ich bin im Begriff, nach Wadstena zu gehn, um dort den Schleier zu nehmen," so schloß sie. „Wenn Euer Schwiegervater mich einige Tage in seinem Schlosse herbergen will, könnten wir von dort aus die näheren Schritte zu diesem Ziele thun. Ich würde aber auf Eure Freundschaft rechnen, edler Herr Ritter, und Euch um Euren Beistand ersuchen."

Elisabeths Einkleidung geschah schon nach vier Wochen, und alle Bewohner Wadstenas betrachteten sie als einen Engel des Friedens. Denn ihre Anmuth, ihre einfache Frömmigkeit, ihre stille Herzensheiterkeit, ihre fürstliche Freigebigkeit, ihre edle Abkunft und edle Sitte gewannen große und kleine Herzen, und wir sehn ihr Lob in allen Geschichtsbüchern und Chroniken gepriesen.

Johannes Magnus, Erzbischof von Upsala, nennt sie im 21sten Buch seiner schwedischen und gothischen Chronik: Illustrissimam virginem, und Johannes Messenius, Professor der Universität Upsala, giebt ihre Grabschrift als folgende an: „Illustris virgo Elisabetha, Gerhardi Comitis Holsatiae filia, sponsa Haquini, Regis Norwegiae."

Unter den Aebtissinnen Wadstenas aus dieser Zeitepoche kömmt eine Elisabeth von Holstein-Schauenburg vor, ohne Zweifel die Heldinn dieser Blätter.

Skizzen aus Italien,

von W. Waiblinger.

1.

La donna ambiziosa.

Wir Deutsche halten insgemein eben keine großen Stücke auf den italischen Aristophanes, wie Goldoni hier genannt ist, und haben im Ganzen nicht Unrecht. Gern führt uns aber unser kritischer Transalpinismus zu weit, und wir tadeln Dinge, die wir nicht im Mindesten verstehen. Nirgends widerfährt uns dieser Irrthum leichter, als wenn wir ein fremdes Land beurtheilen wollen, von dem wir die geographische Karte kennen, etwa ein Dutzend Reisebeschreibungen gelesen, und das wir, wenn's hoch geht, mit dem Vetturin in einigen Monaten bereist haben. Um wie viel mehr laufen wir aber Gefahr, wenn wir gar einen Autor zu bekritteln haben, der uns g'rade die Sitten seines Landes bald in dieser, bald in jener Form beschreibt. So kann ich selbst nicht läugnen, daß mir die Goldonischen Rosauren gar zu

naiv von Liebe und Heirath plauderten, und die Donna ambiziosa mir fast eine Karikatur däuchte, eh' ich Italien genauer kannte. Hätte ich nicht schon zu oft erfahren, wie unklug es ist, seine Geheimnisse auszuschwatzen, so könnte ich Ihnen aber, mein Freund, mehr als ein Beispiel aus eig'ner Erfahrung mittheilen, wie fertig und schnell eine Italienerinn uns Cascamorti für Werber hält, und ehe wir auch noch Gelegenheit gehabt, unsere platonische Liebe in einem Sonett auszusprechen, schon jene für unsere Liebesgefühle so abschreckende Frage macht, ob wir sie denn heirathen wollen, wenn sie uns etwa nicht gar den Herrn Papa, oder die Tante, oder den Abbate auf den Hals schickt. Was aber die Donna di maneggio anbetrifft, so kann ich Ihnen ein Weiteres sagen, und es mag Ihnen zum Beweise dienen, wie gut Goldoni seine Welt kannte, und wie viele lebendige Originale seine Charaktere im Leben haben.

Mein Freund, der Improvisatore C..., ein junger, schöner und kräftiger Italiener, hat mir schon oft und viel von der Marchesinn G.. B.. E.. gesagt, und mir auch eine überaus sublime Ode gebracht, worin er die vornehme Dame in alle Himmel erhebt, ihre Schönheit, ihre Talente, ihre Sensibilität, ihren poetischen Geist preißt, der mit seinen holdseligen Liedern selbst die Grazien verschönere, und dem gedruckten Gedicht auch einige Strophen beifügt, welche der spirituösen Dichterin bei'm Abschied von ihrem Landgut entfallen. Und was geschieht? Eines Morgens kommt er zu mir, und bittet mich, der Marchesinn eine Visite zu machen,

indem er hinzufügt, daß ich erwartet werde, und daß sie einen deutschen Dichter kennen lernen wolle.

Hier ist also kein Entwischen möglich, und man wandert nach Ave Maria in den Palast unsrer Aspasia. Schon unterwegs sagt mir C..., daß ich Complimente keineswegs zu sparen habe, und daß ich besonders das poetische Talent unserer ehrgeizigen Dame hervorheben möge. Also man läutet an der Thüre des Vorsaals, der Bediente öffnet, man wird in den Gesellschaftssaal geführt, und wartet einige Zeit. Plötzlich stürzt eine Dame aus der Thüre, und ich glaube eine Theaterprinzessinn zu sehen. Ein überaus voller üppiger Wuchs, die Haltung der Königinn Elisabeth, Federn und Bänder in den prachtvoll aufgelockten Haaren, goldene Ketten, Uhren, Halsgeschmeide, Armbänder, alles von Gold, und nun gar die fürstliche Verbeugung, der schmeichelhafte Empfang, die artigen Worte, die sie mir sagt, und die ich mit Schaamröthe erwiedere, ist das nicht zuviel auf einmal für einen Menschen, der am Ende doch nur für einen Landgeistlichen erzogen worden, sich aber frühe schon unter Schauspielern dafür verbildet hat? Und schon weist mir die Feenköniginn auch einen Platz neben ihr auf dem Sopha an; ich lasse mich nieder, und nun erst sage ich: „wenn ich noch nicht vermögend war, Ihnen auszusprechen, Madame, wie überglücklich ich bin, einer so hohen und unverdienten Gunst gewürdigt zu werden, so schreiben Sie es nur dem überraschenden Eindruck zu, den eine so seltene und erhabene Erscheinung auf meinen Geist gemacht.

Wenn ich auch nicht den mindesten Zweifel in jene Strophen unsers C... setzte, worin er Italien das Lob seiner schönsten Frau verkündet, so reicht doch selbst die Imagination auch eines Dichters nicht hin, sich ein Bild zu verschaffen, das nicht von der Wirklichkeit übertroffen würde."

Die Marchesinn sieht mich wohlgefällig an, und lächelt höchst gnädig. „Ich bin unserm C... dankbar," fahr' ich fort „daß er mich mit dem zartesten Dichtertalent bekannt gemacht, das je eine Dame schmückte, ich meine, indem er seiner Ode jene wunderlieblichen Strophen anhängte, worin Madame die Reize ihrer Villeggiatura so unvergleichlich schön beschreibt, daß ich mir dort die Gärten der Armida träume."

„„Ach!"" versetzt die Marchesinn, „„gewiß ist meine Villa der holdseligste Landstrich auf der Erde, und C... hat ihn wahr beschrieben. Wenn Neapel allerdings einen Vesuv vor ihr voraus hat, so fühl' ich mich doch in jenem Tumult einer halben Million zu sehr zerstreut, während ich in der ländlichen Einsamkeit meines Santelpidio, abgeschieden von dem Lärm und Rausch der Städterwelt, im Genuß der schönsten Natur und der frischesten Meeresluft, ungestört mir selbst, meinen Gedanken und Studien nachhängen kann. O, was ist nicht die Einsamkeit! Wie froh bin ich, mich aus dem Toben der Straßen, aus Konversation und Theater in mein theures Landgut zu flüchten! Nein, die Einsamkeit ist mir unerläßlich nöthig, ist das reinste Glück des Lebens! Pacifica! Pacifica! (Die Cameriera

erscheint.) Ich gehe heut Abend zum großen Fest bei'm spanischen Großbotschafter, Sie sind wohl auch eingeladen? es wird überaus brillant werden! Pacifica, nimm mir diese Uhr mit der goldenen Halskette ab, nicht wahr, ich habe sie nicht nöthig? Wozu auch mich damit beschweren? Mir genügt diese hier.''' — Unglücklicherweise hab' ich, der Dichter, mein Auge etwas zu stark auf die Reize des Lokals geheftet, von dem das Kammermädchen die Kette abnimmt, und die Marchesinn muß zum zweitenmal sagen: „mir genügt diese hier — ist's nicht wahr?" Nun erst bemerk' ich die an dem goldnen Armband befestigte strahlende Uhr, welche mir Madame zeigt, und selbst öffnet, und nun bin ich auch alsbald lauter Bewunderung. (Siehe Goldoni.) Bei dem allen aber denken Sie sich die Marchesinn, eine wirklich schöne Frau von etwa dreißig Jahren, unbeweglich auf dem Sopha, nur mit dem hochgeschmückten Haupte gnädige Blicke umherwerfend, und zuweilen die Hände bewegend.

„Wir sind wahrhaft unglücklich," spricht sie endlich, „daß es uns nicht vergönnt ist, die Werke Ihrer Muse kennen zu lernen, und daß ich mich damit begnügen muß, Sie von andern loben zu hören. Ich verstand das Deutsche zwar vor sechs Jahren recht gut, ich las die gothischen Lettern fertig ab, aber ich kenne nun auch nicht einmal einen Buchstaben mehr; doch will ich es lernen! Ich will es lernen!"

Der Improvisatore versetzt: „Einiges, Madame, kann ich Ihnen wohl vom Signor Guglielmo mittbei-

len!“ — „„Oh, Luigi,““ ruft die Marcheſinn heftig, „„thu' es doch!““

„Gewiß, Madame, wird Sie ein Epigramm von Guglielmo intereſſiren, worin er die Frauen verſchiedener Nationen vergleicht: Eine Deutſche, ſagt er, für die ſentimentale Liebe und für die Kinderſtube; eine Engländerinn als Ehefrau wegen der Goldtruhe; eine Franzöſinn geputzt, und — eine Italienerinn unbekleidet!“

„„O!““ ruft die Marcheſinn lachend, „„das iſt allerliebſt, das enthält das höchſte Lob für die Italienerinn, aber ſagen Sie, wie kamen Sie denn eigentlich auf dieſen Gedanken?““

„Madame, die Italienerin iſt von allen Nationen als die ſchönſte und vollkommenſte ihres Geſchlechts anerkannt, und wenn man bei uns von einer Römerinn ſpricht, ſo würde man gar nicht glauben, daß ſie häßlich ſeyn kann.“

„„Aber warum denn?““

„Warum, Madame,“ fall' ich ſchnell ein, indem ich ihr Profil anblicke, und mit dem Finger in die Luft zeichne, „wo auf Erden iſt ein ſo rein und edel gezeichnetes Profil zu treffen, als unter den römiſchen Antiken und Frauen?“

„„Und wo iſt es denn, dieſes gerühme Profil?““

„Nirgends hab' ich es noch in höherer Vollendung geſehen, als an dieſem glücklichen Abend.“

Lächelnd, und mich zärtlich anblickend, verſetzt Madame: „„ich hab' es wohl vielleicht einmal gehabt, aber

ich fiel als ein kleines Kind höchst ungeschickt, und beschädigte das Nasenbein.""

Ich versichere, daß in der Nasenlinie auch nicht das Geringste zu bemerken sey, was störe, und finde Glauben. „Aber, Signor Guglielmo," fährt sie wieder fort: „gewiß, Sie sollten mein ländliches Santelpidio sehen! Ich wette, Sie ziehen es Neapel vor! Denn Dichter und tiefe Geister lieben immer die Einsamkeit! Wo finden Sie solche fröhliche verschwiegene Haine, solche murmelnde Bäche, so fruchtbare Campagnen, solch einen glücklichen Himmel, als am Gestade des adriatischen Meeres? Wie unaussprechlich lieb' ich meine Einsamkeit!"

„„Einsam, Madame, sind Sie wohl nie: stets begleiten Sie die Musen und die Grazien, und wo können Sie sich ungestörter diesem übersinnlichen Umgange weihen, als eben in der gedankenvollen Stille Ihrer Villa?"" (Ich erhalte gnädige Blicke im Menge.)

„Allerdings lebe ich der Muse! Welch ein Entzükken ist es für mich, zu lernen, mich zu bilden, mir Kenntnisse zu sammeln! Und ach! leider weiß ich so wenig —"

„„Erlauben Sie, daß ich Sie unterbreche, ich halte Sie ab, eine unverzeihliche Sünde gegen sich selbst zu begehen!""

„Nicht doch, ich kenne meine Unwissenheit nur zu sehr; ich bin das Opfer einer traurigen Erziehung und der Vorurtheile meines Standes, der es für Schande hält, zu lernen und zu studiren! O hätte es bei mir gestanden, wie hätt' ich meine Zeit gut angewendet!"

„„Ist nicht das schöne angeborene Talent, die Gabe des Dichtens unvergleichbar mehr, als alles mühsam gesammelte Wissen?““

„Ach, ja wohl, eine Dichterinn wär ich geworden, nicht wahr, Luigi, ich wäre Improvisatrice geworden wenn es mein Stand erlaubt hätte?“

C. . . bejaht in Hyperbeln. Indem erscheint eine polnische Gräfinn mit einem jungen Herrn. Ich erhebe mich, und räume der Dame meine Stelle auf dem Sopha ein. Jetzt aber wird französisch gesprochen. In keinem Punkt ist der Italiener kindischer, als im Plaudern einer Sprache, die er nicht versteht! Kaum weiß er zu sagen: sans façon — very well — Wein is gut, Wasser nein! — so bringt er's in jeder Unterhaltung an, und dieses kindische Renommiren, das eben ein Beweis von Ignoranz in soliden Kenntnissen ist, findet man vom Kellner und Platzlümmel an bis zum Abbate und Canonicus, der auch keinen Abend lang verschweigen kann, daß er auf Deutsch bis Zehen zu zählen, daß er good night, oder gar das griechische Vaterunser zu sagen weiß, und ganz intolerabel hochmüthig würde, wenn er so viel Ebräisch verstünde, als ich. Am meisten Achtung aber hat er vor der französischen Sprache, und dennoch ist es eine wahre Seltenheit, einen Süd-Italiener zu treffen, der es auch nur erträglich spricht. Unsere Marchesinn nun redet in der That erbärmlich schlecht, aber dennoch muß die Unterhaltung französisch geführt werden, obgleich die beiden

Polen eben so viel Italienisch verstehen, das heißt so viel als nichts.

Glücklicherweise nahmen sie bald Abschied, und nun fragt C. . . wer der junge Mann gewesen? — „Der Sohn der Gräfinn!" — „„Ist es möglich, ich hielt sie noch für so jung, als ihn selbst!"" — „O," ruft Madame, „das eben nicht! Aber es ist höchst unklug von dieser Polinn! Eine Frau von guter Sitte und einigem Ehrgeiz geht immer nur mit dem kleinsten ihrer Kinder aus!"

Der Improvisatore, der mich nun einmal durchaus interessant für die Dame seiner Muse machen will, fängt sofort an, ein anderes Thema aufzubringen, und zwar eines, das die Saiten der Unterhaltung rascher stimmt. „Ich wünsche nichts, Madame," spricht er, „als daß Ihnen Guglielmo die Geschichte eines Liebesverständnisses erzählte, welches er vor langen Jahren einmal mit einer jungen geistreichen deutschen Dame gehabt! Diese Geschichte ist so reich an wunderbaren und schrecklichen Ereignissen, daß schon die einfachste Erzählung eine Ausgeburt romantischer Phantasie zu seyn scheint. Bedenken Sie, Madame, jene Dame verliebte sich in den Dichter, ohne ihn gesehen zu haben, nur durch's Lesen seiner Poesien, und er sich in sie nur durch's Hören ihrer Stimme."

„„O, dieses seltsame Phänomen der Liebe kenn' ich wohl,"" versetzte die Marchesinn. „„Ich für meine Person muß zwar gestehen, daß ich mich in niemand verlieben konnte, ohne ihn gesehen zu haben, aber, den-

ken Sie, vor wenigen Wochen schreibt mir ein Kavalier von Bologn, daß er mich liebe, daß er mich zärtlich liebe, und dennoch haben wir uns nie gesehen?" "

„Wie glücklich," sage ich, „dieser fühlende Bolognese, der sein Ideal übertroffen sieht, wenn er Madame erblickt, während das poetisch imaginaire Bild, das etwa ein Frauenzimmer von mir fassen könnte, nur zu sehr zu meinem Nachtheil in die Prosa herabgestimmt würde, wenn es mich in Person erblickte, und mein unklassisches Profil sähe, das eine römische Freundinn gerne verspottet, indem sie die Nase mit einem rampino, und die hohe Stirne mit der kapitolinischen Treppe, scala di Marforio und Magnanapoli vergleicht."

Man lacht und findet mich witzig. Jetzt fährt der Improvisatore fort: „Wenn Ihnen, Madame, schon der Anfang dieses Liebesverhältnisses höchst phantastisch und romanhaft erscheint, so werden Sie erstaunen, wenn Sie weiter hören. Diese beiden jungen Liebenden lebten drei Vierteljahre in einer Stadt, fast in einem Zimmer zusammen, und dennoch schrieben sie sich über sechshundert Briefe. Tage- und Nächte-lang brachten sie, Herz an Herz, in einem geschlossenen Gemache zu, und dennoch berührten sie sich nicht."

Ich wurde schaamroth, und zwar um so mehr, als die Marchesinn sich lebhaft an mich wendet, und eine ungläubige Miene macht. „Ist es möglich," ruft sie lachend: tutta la notte!" und C... fiel ein: „Und dennoch wurde dieses non plus ultra von platonischer Liebe, das unserm Guglielmo den feurigsten Schwung

gab, in seinem Vaterlande von Freunden und Bekannten, Professoren und Geistlichen, Ephorat und Consistorium für einen Ausbund von sinnlich verbrecherischem Umgang gehalten, und der Charakter unsers guten Dichters fast von allen rechtgläubigen Christen für ein monstruoses moralisches Unding ausgeschrieen. Mütter beschworen ihre Söhne, Lehrer ihre Zöglinge, den Jugendverführer wie den Antichrist zu fliehen, seine Freunde wurden seine Feinde, seine Gönner haßten ihn, die Pfarrherren warnten ihre Töchter vor ihm —"

„„Und das alles,"" fällt die Marchesinn ein, „„wegen dieser platonischen Liebe?""

„O, noch mehr," erwiedert C. . ., „denn nun erst begann die Geschichte eine Kette von schauderhaften Begebenheiten, von Mord, Brand, Gefängniß, Prozeß und Verläumdungen, die das Unglaubliche übersteigen."

Jetzt will die Marchesinn die Geschichte hören, und ich antworte: „Ein andermal, Madame, will ich Ihnen gern meine Leiden erzählen, so ungern ich es thue!"

„„Und warum ungern?""

„Weil es mich an die Periode meines Lebens, an die Verhältnisse, an die Menschen erinnert, die ich am liebsten vergessen möchte, und die mir auch jetzt schon wie Hirngespinste vorkommen, die ich im Taumel eines wüsten Rausches oder eines Fiebertraumes gesehen."

„„Aber wenn Sie wieder in Ihr Vaterland zurückkehren?""

„Das liegt noch ferne, und ist ungewiß! Ich hasse

mein Vaterland nicht, aber es wäre mir, wenn ich dahin zurückkehrte, wie einem Wanderer, der die Klippe wieder vorbeifährt, wo er Schiffbruch gelitten, oder der in dasselbe Haus zurückkehren müßte, wo er mißhandelt, belogen, betrogen, gelangweilt worden, und fast die Gesundheit des Leibes und der Seele verloren. Das vermeidet er gewiß immer, und so will ich denn, wenn ich einst einmal wieder über die Alpen gehe, dem Haß und Ekel der Heimath ausweichen, und mein Heil weiter gegen Norden versuchen."

„„Und wohin würden Sie denn gehen?""

„Madame, der gute Gott weiß es! Am meisten wünsche ich mir, Berlin zum Aufenthalt zu bekommen."

„„Aber dort spricht man ja nicht Deutsch!""

„Preußisch, Madame, redet man in Berlin!"

„„Das hab' ich mir doch gleich gedacht, Luigi,"" versetzte die Marchesinn, sich zum Improvisatore mit äußerster Selbstgefälligkeit wendend: „„Diese Sprache will ich lernen! Ich fasse schnell und leicht!""

Indem kommt der Kammerdiener und bringt fünf Briefe an Ihre Excellenz, die Marchesa. G. . B. . E. . (Goldoni.) Sie erhebt sich mit rauschendem Gewand, zuvor noch ruft sie: „Pacifica! Pacifica! (Die Cameriera erscheint.) Ein Halstuch!"

Es wird ihr um den hohen römischen Nacken gelegt, und nun betrachtet sie die Ueberschriften: „ach, das ist vom Grafen Errighi in Spoletto — das ist vom Cavalier Bandini in Rimini — das, mein' ich,

wäre die Hand des Herzogs von . . . . " sie erbricht den Brief, lieſt einige Zeilen, wirft ihn auf den Tiſch, ſetzt ſich wieder auf das Sopha und ſagt: „morgen muß ich zum Cardinal Cacciasiatti gehen."

Man ſpricht noch von dieſem und jenem, von meinem Almanach über Italien, von Rosa Taddei, von Sgricci, von verſchiedenen italieniſchen Autoren, vom Improviſiren, bis der Kammerdiener auftritt und verkündet, daß der Wagen bereit ſtehe.

Wir Beiden erheben uns, und die Marcheſinn ſagt: „wir gehen zuſammen die Treppen hinab." Der Cavaliere servente erſcheint, der Herr Gemahl gleichfalls, er macht mir einige Bücklinge, ſagt, daß er mich ſchon im Sankt Peter geſehen, und entfernt ſich. Die Marcheſinn hebt an, mir eine Verbeugung zu machen, und ſich alſo zu äußern: „Signor Guglielmo! Mir war es ein inniges Vergnügen, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben, ich — " Freund, ich erröthe über die köſtlichen Dinge, die ſie mir ſagte, und Sie können ſich vorſtellen, daß ich meinerſeits dreimal ſtärker lud, die Einladung, jeden Abend zu erſcheinen, mit begeiſtertem Dank annahm, aber das wiſſen Sie nicht, daß ich ihr, dem Cavaliere servente zum Trotz, den Arm reichte, ſie die Treppen hinabführte, ihr vor dem Wagen die Hand küßte, forteilte, und zu meinem Freund, dem Improviſatore ſagte: „Das iſt doch die größte Närrinn, die ich je auf Erden geſehen."

2.

Ueber das Theater in Rom.

Die römiſchen Theater bekommt man doch endlich dermaßen ſatt, daß man lieber zu Hauſe bleiben will. Beſonders den Sommer über hat man die liebe Noth. Wenn der Carneval einmal zu Ende iſt, ſo bläſt man auch dem Theater, wie auf dem Corſo am letzten Abend, die moccoli aus, und es beginnt nun die lange Quaresima, worin der Freund des Theaters bei einer entſetzlich armſeligen Koſt von magro Speiſen zu faſten genöthigt iſt. Man ſpielt auch ſonſt in keinem großen Hauſe, als im Valle. Aber was wurde hier im Verlaufe des Sommers aufgetiſcht? Einige Melodramen, und ein paar Roſſiniſche Opern; ja, man hat nun mit ungeheurer Schrift und rothem Papier den Moſes in Egypten angekündigt, trotz dem, daß ihn die Facchinen und alle Straßenbuben ſingen und durchdudeln. Dazu wird denn immer noch ein Luſtſpiel oder eine Farce, oder ein Thränenſtück, oder eine Tragödie gegeben, deren Aufzüge ſich mit den Acten der Oper verweben, ſo daß man nach Arioſto's Weiſe von einer Handlung und einem wunderlichen Abentheuer zum andern überſpringt. Iſt nun die Oper auf dieſe Weiſe drei Wochen lang gegeben worden, ſo wird ſie in einen Aufzug zuſammengeſchmolzen, und nur noch die Lieblingsarien des Publikums, ohne allen Zuſammenhang, werden nach einander abgeſungen. Die Sänger anbelangend, ſind wohl gute Stimmen da, beſonders ein kräftiger männlicher

Tenor. Aber schlechte Chöre. Und welch' ein Orchester! Das will schlechterdings nicht zusammengehn, trotz dem, daß man den Kapellmeister laut den Takt treten, und sogar singen hören kann.

Die Schauspielergesellschaft im Valle hat einen bedeutenden Ruf. Besonders Modena ist ein berühmter Amoroso, und wird von den Römern und Römerinnen über die Maaßen gelobt. Damit aber können wir nun gar nicht einstimmen. Er ist ein wohlgebauter, vollkräftiger junger Mann, und darum mag er dem schönen Geschlecht gefallen. Ohne Talent ist er nicht, allein er hält sich schon für den ausgemachtesten Künstler, während er keine einzige Rolle für meinen Geschmack durchzuspielen im Stande ist. Es ist sonderbar, und sehr auffallend, welche Contraste, welche widersprechende Eigenschaften der Italiener in seinem Spiele zeigt. Fleißiges Studium, was den Schauspieler allein zum Künstler machen kann, darf man bei ihm nicht suchen. Es muß aber nur etwas seyn, was eine gute gesunde Natur, ein lebhaftes Temperament, angeborne Gewandheit und Grazie, eine wohlklingende Stimme, eine gute Gestalt, und eine so musikalische Sprache darbieten kann. Hier treten nun, wie so oft im Charakter der Italiener, die größten Gegensätze auf. Ich kann sagen, daß ich noch nie mit solch rührender ergreifender Wahrheit, und noch nirgends mit solch schändlich übertriebener Unnatur und Unwahrheit spielen sah, wie in Italien. Diesen Gegensatz sieht man oft in einem Schauspieler vereinigt, und er zeigt sie in einer Rolle, an einem

Abend. Heftige Leidenschaften und Affekte, Zorn, Wuth, Eifersucht, schnelle Aufwallungen, Verzweiflung oder Jubel und Freude, und die eigentlich rührenden Scenen werden häufig vortrefflich vorgetragen, wenn gleich auch hier jene künstlerische Mäßigung fehlt, die den Schauspieler, wenn er Künstler bleiben soll, auch in der Darstellung des leidenschaftlichsten, wildesten äußersten Momentes innerhalb einer gewissen Gränze halten muß, über die hinaus Würde, Haltung und Schönheit verloren geht. Denn wie der bildende Künstler den Schmerz, den Ausdruck einer gewaltsamen Empfindung zu mäßigen hat, wenn die ästhetische Grazie seines Bildes nicht untergehen soll, so ohne Zweifel auch der Schauspieler. Hier nun freilich reißt das heißere Blut, die größere Lebhaftigkeit des Temperaments den Italiener gern zu Excessen hin, welche man mit Unmuth auf sich wirken sehen muß. Denn sie wirken doch, man wird ergriffen, erschüttert, zu Thränen gerührt, aber man schämt sich, und es ist ein ästhetischer Richter in uns, der sich unverzüglich erhebt, und jene Einstürmung auf unser Mitgefühl, jene gewaltsame Behandlung unserer Empfindung als unerlaubt, als unkünstlerisch darstellt.

Wo der Italiener aber alles Maaß überschreiten kann, das ist in der Darstellung des Großen, Starken, Heroischen, Erhabenen, dem hohen tragischen Kothurnus überhaupt. Uebrigens wurde von der Compagnia Raftopuli, die im teatro Valle spielt, zum Beispiel die Sofonisbe von Alfieri dergestalt gegeben, daß man wirk

lich zufrieden seyn konnte. Und das will viel heißen. Denn ein Alfierisches Trauerspiel erfordert bei seiner einfachen Anlage und seiner geringen Personenanzahl, die sich selten über vier bis fünf beläuft, eine nicht geringe Anstrengung und Bemühung von Seiten eines jeden, der darin zu spielen hat. Ein sehr gemäßigter Scipio erfreute wahrhaft. Modena, der beliebte Amoroso, verdarb freilich am Massiniſſa sehr viel durch seinen Ungestüm, seine nicht gezügelte Beweglichkeit. Er liebt sehr eine Stellung, die genau betrachtet, eine totale tragische Karikatur ist, indem er den ganzen Leib vorwärts beugt, und die Arme hinter sich zurückdrückt. Es fehlt an aller Haltung, an aller Selbstbeherrschung, an Ruhe und Wahrheit, kurz, an Künstlersinn. Ausgezeichnet aber spielte die Sofonisbe. Die Kraft des Ausdrucks, die Wärme und Fülle des Gefühls, die Stärke des Affektes, die natürliche Wahrheit des ganzen Spiels war zum Bewundern. Sie hatte sich vollkommen in der Gewalt, verlor sich nie aus dem Auge, schraubte sich ein auf dem Kothurnus. — Ihre Mimik war trefflich und würdevoll in hohem Grade. Sie rettete das ganze Stück.

Sonst aber sieht man lamentable Dinge, Uebersezzungen aus dem Französischen, und häufig auch aus dem Deutschen, aber nur aus unserm tiefsten Theaterunrath. Die schlechtesten Kotzebueschen Sudeleien, die man in Deutschland auf keiner Bühne sieht, werden hier als comedia nuovissima del immortale Kotzebue angekündigt. Es ist ein Glück, wenn man nur ein Goldo-

niſches Stück zu ſehen bekommt. Allein Goldoni iſt eben auch keine hohe Erſcheinung, wiewohl ihn Domenico Gavi in ſeinen Discorsi della vita e della comedie di Carlo Goldoni den erſten und vorzüglichſten Komödienſchreiber nennt, und ihn weit über Molière und — Ariſtofanes hinaufſetzt. Dies iſt nun ein ſehr komiſcher burlesker Gedanke, beſonders wenn die florentiniſche Academia della crusca ihn billigt. Goldoni hat immer ein großes Verdienſt, indem er den Unfug der altitalieniſchen Masken von der Bühne zu jagen, und Charaktere darauf zu bringen unternahm. Uebrigens iſt dieſes Verdienſt doch nur faſt ein negatives; denn er hat für die alten abgedroſchenen Poſſen, an denen das Volk ſo hartnäckig klebte, zwar etliche hundert neue Komödien geſchrieben, aber dieſe ſcheinen nur für den Abend einer Vorſtellung gemacht zu ſeyn, und verdienen ſelten ihn zu überleben. Seine unverkennbaren Talente, Fruchtbarkeit, Erfindungsgeiſt, Natürlichkeit, Gewandheit im Ausdruck, Witz und anderes, laſſen nur bedauern, daß ſie nicht angewendet werden, um Eins oder zehn treffliche Stücke auszuſtatten, wofür ſie nun in unzähligen nachläſſig unter der flachſten Unbedeutenheit verſchleudert ſind.

Auf dieſe Art ſteht es mit dem Valle. Die neueſten dramatiſchen Produktionen Italiens werden hier ſelten aufgeführt. Es iſt eine Tragödie, Antonio Foscarini von Nicolini erſchienen, welche ſich mit dem beſten unſerer neuen dramatiſchen Werke meſſen kann. Sie hat einen männlichen, ſtrengen kräftigen Styl, wie Al-

sieri, selbst noch gedrängter, eine reine vorzügliche Sprache; die Anlage ist einfach und schlicht, die Handlung brav motivirt. Wenn auch der Doge charakterlos kaum figurirt, und Foscarini selbst zu jenem jugendlichen Tugendhelden gehört, welche gemeiniglich nicht interessiren, weil sie zu allgemein, zu abstrakt sind, und zu wenig Zeichnung und Eigenthümlichkeit haben, so sind die furchtbaren Drei doch gut dargestellt und die Geliebte des unglücklichen Helden ist wirksam behandelt. Eine einzige neue Tragödie, die Vestalinn, wurde diesen Sommer gegeben, und soll Glück gemacht haben. Ich war auf dem Lande und sah sie nicht.

Dabei spielen aber die Burratini fort. Fünf oder sechs solche kleine Marionettentheater sind immer in Thätigkeit, und hier kann Jedermann zukommen, denn man bezahlt einen Bajocco, oder höchstens drei auf's Parterre, und für einen halben Paolo hat man die Loge. Man darf aber nicht denken, daß hier blos Sackträger, Kalkbrenner, Stiefelputzer und Eselstreiber herkommen, im Gegentheil sieht man oft die ehrbarsten Herren und Damen hereinschreiten, graue und weiße Häupter sich dieser Possen erfreuen, und ganze Familien mit sammt den Kindern erscheinen. Hier muß man sich nun den Lärmen vorstellen, den das Volk macht. Alles knackt Kastanien und trinkt eine Art Zuckerwein, die einen Bajocco kostet. Man macht seine Bemerkungen alle laut und öffentlich, und spricht mit den Marionetten, als ob man mitspielte. Es wird gepfiffen und geschrieen, gesungen und geklatscht, gepoltert und geräuspert zum

Entsetzen. Schließt das Stück mit einer Anrede an's Publikum, worin die alte Goldonische Phrase gebraucht wird: „Wenn Euch's gefallen" — — — so läßt man die arme Schauspielerinn nicht ausreden, sondern fällt sogleich ein, und sagt: „nichts weniger als das!"

Hier sind's nun die stehenden Masken des Cassandro und Pulinella, die fortwährend das Publikum in andern Wendungen und Intriguen belustigen müssen. Sind es nationale und lokale Beziehungen, Volkswitze und dergleichen Dinge, die das Volk eben so sehr interessiren, als den Fremden, der seine Eigenthümlichkeit kennen lernen will, so kann dieser wenigstens nicht die Schaustücke genießen, wo Türken, Heroen, Krieg und Schlachtgetümmel, Ball und große Feste die Menge vorkommen. Das gemeine Volk zieht sich gern zu den Burratini an der piazza novona. Das vornehmste, gesuchteste und beste Marionettentheater aber ist das Fiano auf dem Corso. Hier ist ein ausgezeichneter Cassandro. Die Puppe bewegt sich so frei, so natürlich, so wahr, als ob sie lebendig wäre, und mancher Schauspieler hat ihre ungezwungene Gestikulation nicht. Zudem spricht er auch noch vorzüglich, und hat unbestrittenes komisches Talent. Die andern sammt und sonders spielen ebenfalls brav, und ein Mädchen bezaubert mit seiner Nachtigallenstimme und seiner volltönenden, entzückenden römischen Aussprache über die Maaßen.

Unlängst wurde ein Stück von ganz lokaler Beziehung gegeben. Es hatte den Titel: „Das Fest am monte Testaccio, oder Cassandro, Eminent aus Liebe."

Man weiß, daß der Oktober für die Römer der lustigste Monat ist, und daß sich besonders die niedere Volksklasse am Sonntage und Donnerstage auf die Wiese am Monte Testaccio hinaus begiebt, wo man ißt und trinkt, zum Tambourin tanzt und das Oktoberlied singt. Eminent heißt nun in Rom die Volksklasse, welche eine eigenthümliche Tracht hat, und die Plebejer ausmacht. Der Mann trägt sein schwarzes Manchester-Wamms über der Schulter, und das Weib hat ein kurzes mit vielen Bändern und Borden besetztes Jäckchen, einen schwarzen Hut mit Federn und grüne Schuhe. Nun verhält sich's mit dem Inhalte der Komödie folgendermaßen. Cassandro ist ein Apothekergeselle. In seiner Gegenwart entspinnen sich Händel zwischen den Trasteverinern, den Bewohnern jenseits der Tiber, welche bekanntlich einen brennenden Haß gegen die diesseitigen hegen, und den sogenannten Montegianero oder den Bewohnern der Siebenhügel und der diesseitigen Stadt. Sie bestellen sich gegenseitig auf das Campo vaccino, um den Streit daselbst mit Steinen auszumachen. Unterdessen aber denken die weiblichen Eminenti an nichts anders als an eine Fahrt zum Monte Testaccio. Der Mann, der sie hinausführen sollte, hat an dem Krieg mit den Montegianern Theil genommen, ist nach dem Campo vaccino zugezogen, und die Frauen berathen sich nun, wie man sich aus der Noth helfen müsse. Während sie sich über die Kampfsucht der Männer auslassen, bringt sie die Eifersucht, der Neid, die Eitelkeit, die Schadenfreude selbst, dermaßen in

Furie, daß ſie ſich auf ächt römiſch anpacken. Es iſt dies eine Scene, worüber man lachen muß. Die Sprache der Trasteveriner beſonders iſt glücklich angewendet und ausgeſpottet. Jetzt aber wird vorher Cassandro ſammt dem Doktor, der nach italieniſcher Sitte den halben Tag in der Apotheke ſitzt, ſo unwiderſtehlich von dem allgemeinen Aufruhr angereizt, daß er als Eminent verkleidet, mit einem über die Schulter geſchlagenen Wamms ſich auf das römiſche Forum begiebt, und ſich daſelbſt unter dem Steinregen der entrüſteten Partheien herumſchlägt. Der Gemahl jener Frau, in deſſen Hauſe der Weiberſtreit vorgegangen war, hat nun das Unglück, einen zu erſchlagen. Die Scene wechſelt, und man iſt wieder unter den Frauen. Sie wollen ſchlechterdings zum Monte Testaccio fahren. Der Mann kommt, und die Weiber ſind darüber erfreut, allein er erklärt, daß er ſich flüchten und nach Frascati begeben müſſe. Wer aber ſoll ſie hinausführen? Siehe, da kommt Cassandro. Es hilft keine Widerrede, er muß ſich in das Eminenten-Koſtüm des Mannes ſtecken, und die genußſüchtigen Trasteverinen hinausführen. Nun erſcheint der Monte Testaccio ſelbſt. Man ſingt das Lied der römiſchen Landleute mit ſeinem ungeſtümen Chor; das Tambourin erklingt, und der Saltarello wird getanzt. Jetzt erſcheint auch die carossa mit den aufgeputzten Römerinnen und dem Cassandro. Sofort wird lärmend zum Tambourin geſungen und getanzt. Die Weiber begehren zu eſſen, und Caſſandro geht den ganzen römiſchen Speiſezeddel durch, in dem er das Wohlfeilſte verlieſt. Allein die

Frauen verlangen zu ſeinem Schrecken ein vollkommenes Eſſen. Hier giebt's für den, der die Sitten des römiſchen Volkes kennt, viel zu lachen. Aber jetzt erſcheint die Wache, und Caſſandro wird, weil er in den Eminentikleidern ſteckt, als Mörder des auf dem Campo vaccino gefallenen Montegianeri arretirt. Indem erſcheint der wirkliche Mörder, bereits mit einem Paß und einem Freibrief verſehen und erlöſt ihn. Mich nimmt Wunder, daß man dieſe Satyre auf die römiſche Polizei paſſiren ließ. Allgemeiner Jubel endet das Ganze.

Was die Römer den Sommer über unterhält, das ſind die Giostree oder Stierkämpfe im Mauſoleum des Auguſtus. Das iſt ein Entzücken für die gemeine Klaſſe. Man iſt bis zur Uebertreibung begierig, welcher Hund ſiegen wird. Zudem werden, um das Volk herbeizulokken, allerlei Tollheiten gemacht, einige Zwerge tanzen und kämpfen mit Stierkälbern, und man ſetzt Preiſe für die Zuſchauer aus, welche ausgelooſt werden. Sonntag Nachts ſind in demſelben Amphitheater die ſogenannten Focchetti, oder kleine Feuerwerke, mit Muſik. Hier erſcheint die vornehme Welt; man geht einige Stunden in der magiſchen Beleuchtung unter freiem Nachthimmel im Kreis herum und ſieht ſich an. Zuletzt erfreut man ſich an den wirklich äußerſt kunſtreichen und lieblichen Darſtellungen der Feuerwerker. Dabei läßt man Luftballons ſteigen und thut alles, um das ſchauluſtige Publikum herbei zu ziehen und zu vergnügen.

Mit dem Anfang des Winters eröffnen ſich wieder die andern großen Theater. In Argentina iſt Oper:

in Apollo groſses Ballet und Spektakelſtücke, deren Anzeige zuweilen mannshoch iſt; in Capranica Komödie, wie wir hoffen, den kommenden Winter, von derſelben trefflichen Schauſpielergeſellſchaft, die das verfloſſene Jahr hier war, den Taddeis; im Nuovo Luſtſpiel und Ballet.

Sollte unſere Hoffnung erfüllt werden, und genannte Compagnia wieder hieher kommen, ſo haben wir uns eines hinreichenden Genuſſes zu erfreuen, indem ſie durchgehends aus guten Spielern beſteht, einige vorzügliche und ausgezeichnete hat, und die berühmte Improvisatrice Rosa Taddei zu ſich zählt, deren Akademien den vorigen Winter uns ſo vieles Vergnügen bereiteten.

3.

Landſchaftmaler in Rom.
Franzöſiſcher.

Fürchterlich ſauſt der Orkan; es ſchäumt das Meer von dem Grund auf.
Wolken berſten! es ſcheint heut die Natur zu vergehn. Regen ſchüttet; es zittert die Erd', es wüthet der Donner.
Eichen ſplittern, der Wind wurzelt im Wahnſinn ſie aus. Grauenerweckende Nacht! der verheerende Blitz nur beleuchtet!
Stürme wehen das Haar ſchrecklich dem Maler empor! Stürme faſſen ihm ſchon den Regenſchirm, und der Blitz zuckt

Stürmend auf ihn, doch er bleibt, malt und ſtudirt die Natur.

Deutſcher.

Welche Natur! welch' Studium iſt's! Das koſtet des Schweißes,
Koſtet der Tage ſo viel! ach, und das Geld iſt ſo rar!
Was nur der Ultramarin mich geängſtiget! Doch iſt's der Himmel,
Iſt es das Ganze, der Geiſt, was ich erziele, noch nicht.
Nein! der Vordergrund iſt's, ob dem ich möchte verzweifeln,
Sieben Monate nun ſchaff' ich mit Eifer daran.
Aber es glückt! und ich mache nun doch zwei gemüthliche Blümlein
Täglich, ſchon hab' ich zwei hundert und zehen gemacht.

Italieniſcher.

Hurtig, Poſtillon! Cospetto di Bacco, die Pferde
Laufen wie Mähren, und ich habe nicht länger Geduld.
Das will Eile: der Hügel in Rom ſind ſieben, und alle
Muß ich haben, und noch jeden von hinten und vorn!
Hab' ich die Extrapoſt doch bezahlt, d'rum herbei, Herr Schwager,
So im Flug und Galopp nehm' ich das Ding mir hinweg.

Engländer in Rom.

Schad' iſt's wahrlich, daß doch das vatikan'ſche Muſeum
Eingeſperrt iſt in Haus, Zimmer und Saal und Gemach.
Beſſer ſtünd's auf dem Corso in einer Reihe, ſo könnte
Man's mit weniger Zeit doch auch zu Pferde beſehn.

Engländer im Miserere.

Das ist ein Jammer, mit Lady und Miß erst durch sich zu kämpfen,
Und drei Stunden und mehr steh' ich und wart' ich nun schon,
Traun das Reisen ist doch beschwerlich, ich wär' es zufrieden,
Wär' es doch endlich vorbei, hätt' ich's doch einmal gehört.

Deutscher Kopist.

Beefsteacks haben das Geld, und der Deutsche den Beutel; ich male
Wüthend d'rauf los, und so fällt doch in den Beutel das Geld.

Deutsche und Römer.

1. Was für ein Unterschied ist zwischen Deutschen und Römern?
Jener lebt nicht und schafft, dieser schafft nicht und lebt.

---

2. In Hesperien preißt der Greis noch die glückliche Jugend,
Aber die Jugend bei uns rühmt sich schon altklug zu seyn.

4.

Umgebungen Roms.

Daß ich Eurer gedenke, wie einer süßeren Heimath,
Wenn ich die Deutsche dereinst wieder als Fremder betrat,
Grüß' ich Euch jetzt im Lied. Wo schon Natur und Geschichte,

Fabel und Alter geweiht, ziemt auch dem Dichter ein Wort.

Albano.

Wenn Deine Seele so leicht, wie ein Sommervogel der Puppe
Einmal dem lästigen Zwang ärmlicher Fesseln entflohn,
Dann hinüber zum See! Die entbundene Psyche verweilet
Nur am Lethe, sie schweigt nur in Elysium noch.

Ariccia.

Sikuler bauten die Stadt, Jahrtausende sind 's und die Bürger
Rief im benachbarten Hain Latiums König zum Rath.
Deine Wälder sind kühl und die Lüfte gesund, und Du rühmst Dich,
Darum den Britten auch nun Villeggiatura zu seyn.

Genzano.

Köstlichen Wein, Du findest ihn hier, und junonische Frauen,
Artemis floh, doch sie ließ uns ihre Nymphen zurück.
Glücklicher Wanderer, wenn am Blumenfeste die Göttin
Venus auch Dir einen Kranz duftiger Rosen bescheert.

Nemi.

Suchest Du schattiges Grün, so lockt Dich der Hain der Diana,
Willst Du Dich kühlen, so lockt hier Dich zum Bade der See.
Suchst Du Weisheit, Egeria lehrt! Am Ruder des Staates
Saß sie mit Numa, und jetzt treibt sie die Mühle des Dorfs.

Cività la Vigna.

Ob Lavinia's Enkel dem troiſchen Ahn zu vergleichen,
Schwerlich gäb' es Virgil, wenn er ſie kennte, Dir zu;
Aber hat ſich das teukriſche Blut in Reben verwandelt,
Wahrlich, ſo ſtammen ſie ſelbſt von den Olympiſchen ab.

Grotta ferrata.

Flohn einſt Griechen hieher, in friedlichem Kloſter ſich bergend,
Ein Arkadien hier, Tempe vergaßen ſie leicht;
Eure Natur hat Euch der mildeſte Himmel geſegnet,
Eure Kapelle hat Euch Dominichino geweiht.

Frascati.

Lorbeer grünt und Cypreſſe, die Myrthe blüht, die Fontaine
Plätſchert und rauſcht, aus dem Hain glänzet der ſtolze Palaſt.
Alles that die Natur, ein Paradies zu erſchaffen,
Schade, daß Kunſt und Geſchmack nicht ſie zu ehren verſtand.

Palestrina.

Deine Berge ſind nackt. Kaum ragt aus dem Schutt noch die Pinie,
Aermlich bauſt Du und wild über die Trümmer Dich hin.
Deine größte Ruin' iſt der Tempel der alten Fortuna,
Stolzes Präneſta, und ſo ſchmachteſt in Armuth Du denn!

Tivoli.

Haine glänzen, es donnern die Stürze des Anio, es stäuben
Kaskadellen, es grau'n Tempel und Villen umher.
Wunder bietet die Vorwelt Dir an, und Wunder die Mitwelt,
Ueber der schäumenden Kluft herrscht die Sibylle noch heut.

Blandusische Quelle.

Wand're nur vor, es umgrünen Dich wild der Sabiner Gebirge,
Folge dem Strom, es entragt einsam Licenza dem Fels,
Unter Kastanien erreichst Du den Kies, wo der dicht'rische Quell rinnt;
Trink! noch sprudelt der Quell, aber der Genius fehlt.

Subiaco.

Gerne bliebst Du im Kloster, im Rosengärtchen, das lieblich
Wie ein Mährchen, so hoch über dem Anio hängt
Aber ein Frauengeschlecht von vollendet üppiger Schönheit
Zieht aus dem Himmel, es zieht Dich auf die Erde zurück.

Civitella.

Felsen hast Du genug, und umher gewaltig Gebirge.
Hernikern nicht, Du gehörst fast nur den Lüften hier an.
Großes erblickst Du, Erhabenes hier, und ist es Dir möglich
Arm mit den Armen zu seyn, bleibe getrost auf dem Berg.

Olevano.

Freundliche Laute, ſie locken Dich an, und reizende Wälder,
Welch ein entzückend Geländ' ſchimmert und duftet vor Dir!
Feigen blicken Dir zu, und Reben und ſelige Berge,
Doch ein Sabiniſcher Raub, Freund, er entzückte Dich mehr.

Oſtia.

Einſam graut das Kaſtell in weiter ſchweigender Wildniß,
Trümmer der mächtigen Stadt liegen wie Gräber umher.
Einſt umſpülte ſie Meer, nun zog ſich's zurück, und die Erde
Müſſen wir jegliches Jahr ſeichter und trockener ſehn.

Fiumiccino.

Freude 'gewährt Dir die Ebne des weiten unendlichen Meeres,
Trauernd blickſt Du von hier in die Campagna zurück,
Bettler und Fiſcher umgeben, Matroſen, Verbrecher,
Mönche, Soldaten, und kurz, Bilder des Jammers Dich nur.

5.

An den Grafen von Platen Hallermünde.

(Im Januar 1828.)

Laß' mich, Freund, in meiner Weiſe
Dir ein artig Liedchen ſingen;
Zürne nicht, wenn meine Muſe
Nicht als ernſte hohe Gottheit,

Nur als Schmetterling der Dichtkunſt
Süße Höhen heut umflattert,
Wenn ſie von Anakreons
Bienenhonig gerne nippte.

Sind wir doch im ew'gen Frühling,
Wo im warmen Hauch des Südens,
Uns die Frucht der Heſperiden,
Frohe Lebensluſt entblühet!
Drum ſo friſch und leicht und munter,
Wie Albano's Morgenlüfte,
Soll, o Sänger, Dir mein Lied
Um der Schläfe Lorbeer wehen.

Laß den Ernſt für heute ſchwinden!
In Italiens ew'ger Jugend
Wollten wir allein veralten?
Alles müſſen wir erlernen,
Nun, ſo lernen wir uns freuen!
Nimm den Lorbeer ab, er runzelt
Nur die Stirn, ein Myrthenkranz
Und die Roſe ſteht ihr beſſer.

Dich erquickt es ja zu wandeln
Durch die immergrünen Haine,
Und du rufſt ja, wenn ſie glänzend
Von der Sonne Purpur träufen,
Das iſt Süden, das iſt Schönheit!
Unter Blüten, unter Blumen
Ließen wir den Freudenkranz
Uns allein vom Herbſt entblättern?

Ferne ſey's! Wenn dieſer ſchöne
Laut're Lebensſtrom die Wunden
Meines Herzens heilen konnte,

Wenn ich reiner und gesünder
Solchem Wunderbad entstiegen,
So erheiterten, erfrischten
Dich allein die Fluthen nicht,
Die den schönsten Himmel spiegeln?

Dich gewiß! in Deines Herzens
Still verschloßnem Blumentempel
Hielt das schönste Paar des Himmels,
Psyche mit dem Schalke Amor
Ihre lieblichste Vermählung,
Und Du kennst der Psyche Freuden,
Nur daß ein Elysium
Ihrem sanften Reize fehlte!

Doch Du hast es nun! Du lerntest
Dein Parthenope genießen,
Und Du singst, ein and'rer Orpheus
Von elysisch holden Ufern
Fels und Wellen Deine Lieder.
Und die Schattenbilder lockst Du
Aus dem finstern Orkus selbst
Unsrer Heimath Dir herüber.

Munter drum, und laß uns freuen!
Und vergiß nicht, jener schöne
Jugendliche Gott der Dichtkunst
Ist derselbe, der die Traube
Mit dem heißen Blut begeistert,
Willst Du seine Huld behalten,
Mein geheimnißvoller Freund,
Bring' ihm seine Freudenopfer!

Das Quartett.

Humoreske von Wilh. Sehring.

Rombergs Quartett war beendet. Der Justizamtmann Brennbach war ganz begeistert ob des Musikstücks sowohl, als auch der Ausführung wegen. Mit verklärtem Antlitz erhob er sich von seinem Pult. Nein, so hatte ja aber auch Bork noch nie gespielt! Da sieht man, rief der Mann der Gerechtigkeit, da sieht man, wie Alles wohl gelingt, wenn Lust und Liebe zum Dinge waltet. Bravo, Borkchen, bravissimo! jubilirte er fort, das hieß doch den Grundton handhaben! Das war kraftvoll! Das rollte nur so — so muß es seyn — so ein Gespräch, wo Einer dem Andern gleichsam das Wort aus dem Munde nimmt. So vergesse ich Gicht und Ohrenbrausen! — Nur Schade, daß unserm Felgner (nämlich dem Stadt-Musikus) die Noten so oft zusammen fließen — es hat hier und da ein Mißtönchen gegeben und der Herr Amts-Chirurgus kann die sanfte Viola auch noch nicht recht bändigen. Leider kommt es ihm hier und da eben auf einen halben Ton und auf eine handvoll Noten nicht an! —

Freilich nahm hier Recenſent das, was er mit der einen Hand gegeben hatte, mit der andern faſt ganz wieder weg; darauf kam es ihm aber eben auch nicht an; doch fuhr er enthuſiaſtiſch fort: „Nun, nur den Muth nicht verloren! Das wird ſich hoffentlich geben! Nur aufgepaßt! Nur taktrichtig! Den Noten tüchtig auf den Kopf gedrückt. — Dem Soloiſten nachgegeben und nicht prävaliren wollen!“

Der Amts-Chirurgus, ſich auf Schwierigkeiten beziehend, machte noch einige Entſchuldigungen und Felgner lächelte ob des ſtets ihn tadelnden, nach ſeiner Meinung ſelbſt oft ſtrauchelnden Dirigenten und beruhigte ſich ſelbſtzufrieden.

Eben ſollte das zweite Vierſpiel beginnen; Brennbach hob ſchon mit Spohrſchem, ja wohl gar Paganiniſchem Strich und Anſtand mächtig den Fiedelbogen, als heftig an die Thüre geklopft wurde. „Nein!“ rief er mit zuſammengezogenem Geſicht — „es iſt doch rein um toll zu werden! Denke ich doch, wir wollen einmal ſo recht con amore unſer Weſen treiben, führt der — ſchon wieder Jemanden her! „Herein!“ rief er mit barſcher Stimme und faltigem Antlitz, nach der ſich öffnenden Thüre hinſehend, und herein trat der Regierungs-Secretair Sellno, dem der alte Schüler, scilicet Hausbofmeiſter, Schweizer, Portier, Hofgärtner, das factotum, oder wie man ihn etwa ſonſt nennen will, den Weg bahnte.

„Bitte tauſendmal, ja tauſendmal um Entſchuldigung“ — kam Sellno der frappirten Gerechtigkeit zu-

vor — war doch unglücklicherweise nur dieser würdige Mann in der Hausflur, welcher so gräßlich und wider meinen Willen anklopfte, und mich so gleichsam herein schob, daß ich nolens volens Störer seyn mußte. Gern werde ich zu gelegenerer Zeit —

„Nur den ersten Satz, lieber Sellno! Nur den ersten Satz" — entgegnete Brennbach — „sehen Sie, das ist der Spohr! — Sind Sie auch musikalisch, Herr Secretair? Wohl nicht?"

Gleichsam empfindlich antwortete Sellno: „Nein! — Ja! — So ein wenig — so nach dem Gehör!" —

„Ah, ich weiß schon! Weiß schon!" — kürzte Brennbach das Weitere — „ist aber nicht mein Fach, das nach dem Gehör — gar nicht! Vom Blatt, daß Alles fliegt — sehen Sie, damit halte ich's — eigentliche Musik — Spohr, die Rombergs, Beethoven, Hummel, Fesca, Ries — das sind meine Leute — die sind meine Luft! Für sie nur lebe und webe ich! Ich schwelge in ihren Arbeiten gleichsam! Sie glauben nicht, wie mir Polyhymnia das Leben erhöht!"

„Was sagt denn aber der Kaiser Justinian zu der leichten Dame?" frug Sellno scherzend.

„Wie?" Alles zu seiner Zeit, tadelnder junger Herr! — meinte Brennbach — Polyhymnia und Justinian — setzte er kopfschüttelnd hinzu. Er war verstimmt und Sellno's unwillkührlicher Scherz, der so übel aufgenommen wurde, brachte einen Mißton in die Versammlung. Die Gegenwart des unmusikalischen, scheinbar kalten jungen Mannes hemmte nun Brennbachs

sonst so kräftigen Strich. Bork ward schüchtern, Felgnern gingen die Augen über und der Herr Amts-Chirurgus hauste grimmig in den Kreuz- und B-Tönen. Alles Zurufen, alles Taktiren half nun nichts mehr — unwillig stand der Amtspfleger endlich auf und entließ die einmal Verblüfften. Nun suchte er wenigstens beschreibend dem Ankömmling einen bessern Begriff von seinem Quartett beizubringen, als demselben seine Ohren gegeben haben mochten, und nicht wenig wußte er sich darauf zu gut zu thun, daß Sellno, einlenkend, versicherte, daß er schon so viel Gutes in der Residenz von der Wirthäuser Musik vernommen und den Musiksinn und den Geschmack des Dirigenten rühmen gehört habe.

„Auch Kirchenmusik geben wir zuweilen — rief Brennbach schmunzelnd — einen Contra-Violon haben wir — einen tüchtigen Kerl, ein angehender Wach*). Unser Liederkränzchen ist auch nicht zu verachten!" —

„Wie, Sie singen hier auch?" — frug Sellno — „und wohl gar selbst?"

„Sie" — antwortete der Gefragte selbst gefällig. — „Freilich wollen der pescator dell' onda, die Melisse, im Arm der Liebe, und wie die zärtlichen Dinge alle heißen, für mich nicht mehr recht passen und meine Ehehälfte ärgert mich manch liebes Mal, wenn sie über den scheinbar verliebten Graubart den Kopf schüttelt — aber Alter schützt einmal vor Thorheit nicht, und dann muß

*) Einst berühmter Contra-Violonist in Leipzig.

man ja auch wohl aus der Noth eine Tugend machen — ich bin zweiter Tenorist — geht es doch unserm Inspector nicht besser."

So ging es noch eine Zeit lang hinüber und herüber, als sich Madame Brennbach und deren Tochter Corinna einfanden. Brennbach wurde nun gesprächiger, Mutter und Tochter credenzten nämlich ein Gläschen, worauf er denn endlich auch das gestörte Quartett, die Polyhymnia und selbst den Kaiser Justinian vergaß und eine Gartenpromenade vorschlug, wo über den Zweck des Sellnoschen Besuchs, den er für einen geschäftlichen hielt, gesprochen werden sollte, mit welchem Vorschlag Sellno sehr wohl zufrieden zu seyn schien.

„Sehen Sie" — ergriff Brennbach das Wort, als sie in den Garten traten — „das ist so meine Lebensweise. Den Vormittag treibe ich mich in meiner Gerichtsstube herum. Haben mich die Partheien sattsam geärgert, so entschädigt mich der Nachmittag mit Musik und Florens von mir selbst gepflegten Kindern. Abends wird gesungen, wobei Corinna die Hauptrolle spielt oder wir haben wohl das Liederkränzchen — und so vergeht denn das liebe Bißchen Leben, man weiß nicht wie, in süßer Gewohnheit."

„Welch ein Glück" — rief Sellno — so aus sich selbst Zufriedenheit und Lebensfreuden schöpfen zu können! „Begreiflich ist es mir nun, weshalb Sie, Verehrtester, jedes fernere Vorrücken ausschlugen! Man

lebt sich nicht so in der Residenz. Sie leben hier ein Leben, welches durch Berufstreue und Lauterkeit des Gewissens geheiliget wird, dafür spricht Dero anerkannte Gerechtigkeitsliebe."

„Silentium!" — entgegnete Brennbach — „wenn das die Städter hörten? Sind Sie committirt, mir auf Kosten Ihrer Collegen Schmeicheleien zu sagen? Ist eine Sache gut, so ist sie auch mir gut und nur sie soll mich bestimmen und damit holla — das ist vielleicht mein größtes Verdienst und sollte es freilich das eines jeden redlichen Officianten seyn — das ist aber am Ende mehr Schuldigkeit als Verdienst." — „Nun, lieber Sellno" — fuhr Brennbach abbrechend fort — „was verschafft mir die Ehre — leider muß ich es sagen — dieses Ihres ersten Besuchs?"

Sellno war etwas verlegen, denn Gerabheit war Brennbachs Cardinaltugend. Er faßte sich schnell und entgegnete: „Nun dann, wenn Sie wollen, eine andere Einleitung. Mein Vater ist, wie Sie wissen, Geheimerath, was aber mehr sagen will, ebenfalls ein rechtlicher, geschätzter Mann, das kann ich mit Ueberzeugung behaupten. Ich bin Regierungs-Secretair — ein Posten, der, wie das ganze Ländchen weiß, mir reine tausend Thaler jährlich abwirft. Von mir selbst ein Mehreres zu sagen, verbietet die Bescheidenheit. Zum Glück meines Lebens fehlt mir nun nur noch das Eine" —

„Und dieses Eine?" Kann ich dazu beitragen? — frug Brennbach.

„Nur Sie," vortrefflicher Mann — entgegnete Sellno.

„Sie sind sonderbar" — fiel Brennbach ein — „ich? ich?"

Eben waren sie an die Tulpenflor gekommen. „Ach, sehen Sie, welches Farbenspiel — immer eine schöner, als die andere" — fuhr Brennbach fort —

„Nein" — ergriff Sellno wieder die Rede — „weichen Sie mir nicht aus. Die Art unserer Bekanntwerdung hat etwas Abschreckendes, ich gestehe es. Ich weiß nicht, wie wir in den anfänglichen Ton gefallen sind — allein, mich drängt mein Amt und auch Sie lieben die Kürze. So wissen Sie denn: das Eine, was, ich mir noch so sehnlich wünsche, ist Corinna's Hand!"

Verlegener noch als der Heirathslustige bückte sich Brennbach nach seinen Blumen hin. Fühlend, daß er doch etwas erwidern müsse, hob er an: „den Bork sollten Sie hören, wenn so sein Tag ist. Es ist unglaublich, wie weit es der gute Mensch durch eigenen Fleiß in so kurzer Zeit gebracht hat."

„Corinna und Bork" — träumte Sellno.

„Ja so," wegen Corinna — besann sich Brennbach. — „Sehen Sie, das ist ein ganz curioser casus! Sie werden der Eigenheiten noch mehrere an mir kennen lernen. Sie sind angestellt, gut angestellt, das weiß ich. Sie sind ein braver Mann, ein wackerer Jurist, auch das weiß ich. Ich verehre Ihren Herrn Vater — er spielte einst ganz artig das Violoncell — Sie aber spielen — war es nicht so? — so, auch dem

Gehör — nicht wahr? — Gestehen Sie es selbst — gar zu wenig ist's doch —

Sellno fixirte ihn lächelnd.

Lebhaft fuhr Brennbach fort: „Nein, in der That, das will zu wenig sagen — fühlen Sie es nicht selbst? Musik, Musik ist mir doch aber die Seele des Lebens; man insinuirt sich damit in allen Lagen. Sehen Sie, ich spiele die Geige, und nur ihr verdanke ich noch dazu mein ganzes Glück. Ich war ein armer, verlassener, gleichsam elternloser Schlucker. Ich verlor meine Eltern früh, sie waren aus niederem Stande. Ihre Geschichte will ich übergehen, denn sie gehört weiter nicht zur Sache. Man suchte meine Anstellung zu hintertreiben. Da erschien ein deus ex machina, nämlich der Justizrath in Aubach — ein wackerer, herrlicher Mann — ein Mann, welcher mancherlei Kenntnisse mit großer Menschenkenntniß in sich vereinigte. Diese Thräne weihe ich seinem Andenken — er war mir zweiter Vater — Gott segne seine Asche! Dieser deus ex machina trat in die Scene. Er schrieb mir: „durch den Abgang eines meiner Söhne ist mein Viergespräch nächst dem Herzen, zerrissen. Es fehlt ein Dirigent. Der Secretair secundirt — ich bratsche — mein anderer Sohn ist Bassist, ein Virtuos — Sie spielen Geige und gut. — Nehmen Sie immer die Advocatur in meinem Gerichtssprengel an. Wackerer Jurist und guter Vorspieler — sind Sie Ersterer zugleich, so wird auch für ein gutes Lebensspiel gesorgt werden!" Ich folgte seinem Rath und erhielt, da man mir eigentlich wohlwollte,

jene Procuratur. Der Erbprinz besuchte nach einigen Jahren jene Gegend. Ich empfahl mich durch mein Spiel und mein damals schüchternes Wesen, was man für Bescheidenheit nahm — im Amte durch Unterstützung der kränklichen Arbeiter — bei Privaten durch Beistand bei Invasion der Franzosen, denn ich sprach deren Sprache. Der Secretair ward weiter und ich an dessen Stelle berufen und so bin ich durch mehrere Anstellungen endlich zu der gegenwärtigen gekommen. Mein Glück verdanke ich meiner Geige — der Musik — später meinen Kenntnissen. Sehen Sie, das ist der Weltlauf. Nebendinge bestimmen oft mehr als Hauptdinge. Würde man alle Veranlassungen des Fortkommens kennen, man müßte erstaunen. Verzeihen Sie, liebster, bester Herr Secretair, wenn mein Enthusiasmus für die schönste der Künste Ihnen vielleicht übertrieben scheint. Die Sache geht indessen leider noch weiter. Da habe ich die sonderbare Idee gefaßt, daß mein künftiger Schwiegersohn — denken Sie sich — musikalisch und das so recht ächt musikalisch seyn müsse. Ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, wenn Sie mir den Spohr, den Fesca, den Hummel, so recht mit Seele spielen könnten! — Ich habe mir das so lieblich, so herrlich gedacht, daß wenn ich einst meine Kinder besuche, ich meinen Violinkasten mitnehmen und mit ihnen spielen kann, bis die Hausfrau zu Tische trompetet und — o, ich alter Narr! habe da alle meine Thorheiten ausgekramt. Berücksichtigen Sie indessen das Vertrauen, welches ich in Sie setze, mein Herr Secretair. Ich bin so überrascht. Corinna, das

abſcheuliche Mädchen — mich auch gar nicht vorzubereiten — mich ſo preiß zu geben — nein, das vergebe ich ihr nun und nimmermehr!"

„Nun wohl denn" — rief Sellno — „verzeihen Sie mir die Zudringlichkeit. Ich ehre Ihre Lebensanſichten. Ich ehre den Impuls der hervorſtechenden Neigung zu einer Kunſt, die auch ich ſchätze. Genug für heute" — gewiß nicht für immer! „Nicht wahr, das verſprechen Sie mir? Und wenn Sie mir es auch nicht verſprechen — ich verſpreche es mir ſelbſt. Lernen wir uns beſſer kennen! Bald, hoffentlich, ſehen wir uns wieder!"

Der ſcheinbar Gekränkte eilte durch das Haus.

„Herr Secretair, ſo hören Sie doch!" — ſtürmte ihm der Ueberraſchte nach — „ſo hören Sie doch! Es war ja ſo böſe nicht gemeint!"

Die Mutter kam; Corinna eilte herzu, Brennbach war jetzt verlegener, als ihn vorher ſchon der Unmuſikaliſche gemacht hatte.

„Nein, das iſt zum Tollwerden" — polterte er endlich — „Corinna! Corinna! Du ungerathenes Kind! Du ſpielſt Soli — Duetten — ohne deinen Vater — oder, iſt die Mutter etwa auch muſikaliſch geworden und hat ebenfalls eine Stimme? — Ein Mißton — das härteſte Dur ſtört mir mein Alles, meinen häuslichen Frieden! Sieh, Corinna, wie der Mangel an Vertrauen mir den vollen, reinen Grundton meines Lebens verſtimmt, die Zufriedenheit mit den Mei-

Corinna

nigen. Weg, fort Häßliche! Klar iſt mir nun Alles! Daher die ſchmelzenden Adagios, daher der Ausdruck im Vortrag, der ſeit Kurzem ſo ſehr an Stärke gewann? Daher das einſame Sitzen im Garten mit der Laute und das ſeufzende Phantaſieren, das ich ſchon manchmal belauſcht habe? — Aber — ich bin auch ſtark — ja, ich bin gewaltig ſtark! — Nicht muſikaliſch? So ein wenig, ſo nach dem Gehör — Gott, warum mußte ich das erleben? — Mädchen, du kennſt das Idol meines Lebens — du kennſt den Plan, den ich ſeit Jahren pflege — und dennoch Sellno ſpielt kein Inſtrument! Was hilft mir ein Eidam, den ich nicht einmal an der Pauke, vielleicht kaum beim Triangel oder bei den Becken beſchäftigen kann? Die geben oft nur widrige Püffe, wie Grobiane dem Leben, und wer entbehrt dieſe nicht gern? Sellno's Vater iſt mein Vorgeſetzter — ein würdiger vortrefflicher Mann — vormals ein tüchtiger Celloiſt, allein der Sohn — vielleicht ſpäter ein ganz trockner Aktenmann!"

Corinna küßte des Zürnenden Hand. Ihr Schweigen beſtätigte das Verſtändniß mit Sellno. Die Mutter entſchuldigte, jedoch mit unlauterem Gewiſſen, da ſie das Trio vollendete. Sie hatten ſich Sellno's Duett, was er ſo eben mit dem Vater ſpielte, nicht ſo wahr gedacht. Nach und nach gab ſich jedoch die Verſtimmung wieder. Brennbach war zu gutmüthig, um längere Zeit zu grollen, auch erhoben ihn Sellno's Schlußworte; er verzieh, da ihm der Geheime doch ein wenig zu ſehr in den Gliedern lag. Corinna geſtand nämlich

ihre Liebe — die längere Bekanntschaft in der Stadt mit Sellno, der erst vor noch nicht zu langer Zeit von der Universität und seinen Reisen zurückgekommen war, und der Kampf Brennbachs mit der Verzichtleistung auf seinen Lebensplan, da die Mutter seine Idee, wie er merkte, nicht nur zu originell, sondern sogar lächerlich fand, war heftig, störend; doch vermocht' er es, ihn nach und nach in den richtigen Weg zu leiten.

Bork war der Sohn eines ehrsamen Schneiders im Orte, ein blöder, bescheidener, willfähiger und lernlustiger Mensch, der schon in Zeiten die Nadel mit seiner Kunst vertauschte. Als nicht zahlender Lehrling Felgners, der Alles gern hatte, was sich selbst fort half, was der Lehrling denn auch in hohem Grade, bei nicht auffallendem Talent that, paradirte er jetzt als des sorglosen Stadt-Musikers vorzüglichster Gehülfe. Die Verwöhnung in dem Justizhause, wo Bork so manches Bessere lernte und Geschmack bekam, hatte ihm Sinn für das Höhere gegeben, so wenig Höhen Felgners Lehrlinge auch bis dahin erklimmt haben mogten. Und so reifte denn in dem Lusttragenden der ernste Vorsatz in die Hauptstadt zu ziehen und sich daselbst zu vervollkommnen. Zum Glück fehlte es der Kapelle an einem Quart-Posaunisten und hierauf speculirte der quondam Schneider, weshalb man ihn auch seit längerer Zeit tagtäglich mit aufgeschwollenen Lippen herum laufen sah. Die Empfehlung Brennbachs bei dem Kapellmeister that die

gehoffte Wirkung. Bork zog in die Residenz. Brennbach entbehrte ihn freilich sehr ungern, denn nun konnten ja nur Wilms, Krommer und Consorten brilliren, was für den neu zuzuziehenden Grundisten nur wenig oder gar nichts Obligates abwarf.

Bork war nun schon seit einem Monat in der Residenz, da erhielt Brennbach folgenden Brief von dem berühmten Musik-Chef.

Wohlgeborner Herr!

„Ihre geehrte Empfehlung hat meinem Wunsch, den jungen Posaunen-Mann brauchen zu können, völlig entsprochen. Das Gegentheil wäre mir sehr unangenehm gewesen, da ich den Empfehler, der (Complimente sind meine Sache nicht) so allgemein geschätzt wird, nicht gern entgegen gewesen wäre. Aber, wie kommt es, daß der Mann, der ein so großer Enthusiast in der Kunst und bekanntlich ein so ausgezeichneter Dilettant ist, die Residenz, wo doch so viel für sein Steckenpferd geschieht, so wenig besucht? Das ist mir ein Räthsel! Ich freue mich daher doppelt, daß mir die Gelegenheit gegeben wird, ihn zu desto fleißigerem Besuch für die Folge veranlassen zu können. Ich wünsche recht herzlich in nähere Verbindung mit diesem Manne zu treten und damit dieses recht bald geschieht, so lade ich Sie zum künftigen funfzehnten zur Liedertafel ein, worauf den sechszehnten ein ausgezeichnetes Quartett die Justizohren erfreuen soll. Sie treten bei mir mit Familie ab und ich rechne mit Gewißheit auf Ihr Erscheinen, wor-

über ich mir wenige Nachricht erbitte. Zugleich bedinge ich mir aber, daß auch ich mit den Meinigen in der Folge bei Ihnen meine Aufwartung machen darf. — Ja, machen Sie nur große Augen — das machen die Städter und besonders die Musiker nicht anders. Ich bin ein gar interessirter Mann! Fragen Sie nur Ihre liebe — Corinna.

Ihr

ganz ergebenster
Freund und Diener
N. N.

Notabene. Bringen Sie ja Ihre Geige mit."

„Fatales Notabene" — brummte Brennbach! — „ich soll ja wohl gar mit meiner Hausmannskost aufwarten und — ausgelacht werden? Nein, nein, daraus wird nichts, mein Herr Kapellmeister! Daraus wird nichts — kann nichts werden! Ein Sperling unter Kanarienvögeln!"

Indeß lief er, voll seines musikalischen Feuereifers zu den Seinigen, producirte den ihn ehrenden Brief, den er wie ein Heiligthum betrachtete, und frug die schalkhaft lächelnde Tochter: „Was meinst Du, Corinna? — machen wir denn wohl die musikalische Reise oder nicht?"

„Warum sollten wir nicht, lieber Vater?" — entgegnete diese — „Ach, ich kenne den Herrn Kapellmeister recht gut! Er ist ein gar heiterer, jovialer Mann! Er hat eine Tochter meines Alters, wir sind die innig-

sten Freundinnen. Antonie und ich, wir spielten immer à quatre mains. — Sie spielt köstlich!"

„Böhmische Dörfer!" — rief Brennbach — „o, du Geheimnißvolle! Und auch das erfahre ich erst jetzt?" Ich bin ja nur seit so kurzer Zeit wieder hier" — entschuldigte Corinna. — „Antonie ist so gut." —

„Kein Grund, meine Tochter! das bezweifle ich ja gar nicht" — corrigirte Brennbach — „Nun, was meinst du? Der Herr Kapellmeister gefällt mir schon jetzt. Er scheint ein biederer Deutscher zu seyn! Er schreibt so herzlich! Immer viel für einen Mann von solchem Ruf und ich dächte, ich müßte die Ehre allerdings zu schätzen wissen. Reisen wir, Corinna?"

„Wir reisen! Wir reisen, liebes Väterchen!" — rief die Gefragte. — „Da müssen wir schon hin — es wird, es muß Ihnen da gefallen!"

Auch die Mutter stimmte, wider ihre Gewohnheit ein und der Entschluß zur Reise wurde, ohngeachtet des fatalen Notabene, mit dem es der Vater aber, nach Corinna's Versicherung, nicht gar zu streng zu nehmen hatte, gefaßt.

Brennbach behielt, bei seinen überhäuften Amtsgeschäften nur kaum so viel Zeit übrig, seine Lieblingsquartetten gehörig einzuexerciren, denn, so wenig Muth er auch hatte, öffentlich aufzutreten, so hielt er es dennoch für möglich, daß das musikalische Oberhaupt des Landes auf seinem Haupte bestehen und ihn bis zum Vortrag irgend eines Stückes peinigen möchte, wogegen er nun freilich dessen musikalisches Gehör, wo mög-

lich, nicht wieder peinigen wollte. So ausgerüstet trat er denn mit den Seinen am funfzehnten desselben Monats die Reise zur Residenz an.

Es war ein gar herrlicher Maitag. Die Natur schien Alles aufgeboten zu haben, den Reisenden den Weg so angenehm als möglich zu machen. Brennbach trällerte seine Lieblings-Passagen, Corinna lachte gar viel, die Mutter überlegte. Das Ziel der Reise war rascher da als man glaubte. Der Wagen hielt endlich vor Kapellmeisters. Sellno sprang aus dem Hause und half den Ankömmlingen heraus.

Sellno hier? — dachte Brennbach — ein wunderlicher Empfang! Die Freundlichkeit des Herrn Regierungs-Secretairs riß ihn schnell aus seinen Bedenklichkeiten. Der herzlichste Empfang, die geistreichste Unterhaltung halfen über den Rest des Nachmittags. Den Abend vertrieb die Liedertafel, wo Brennbach die vorzüglichsten Männer der Stadt und fast alle Behörden traf. Es war ihm ein wonnevoller Abend. So hatte er lange nicht singen hören, aber auch nicht trinken sehen. Ein Weinlied, ein Liebelied, ein Jägerlied jagte das andere. Ein neues, vom Herrn Kapellmeister auf Brennbachs Ankunft componirt, schien ihm allzu schmeichelhaft und setzte ihn gegen seine Oberen in nicht geringe Verlegenheit, woraus ihn aber besonders der Geheimerath Sellno riß, der sich ausschließlich für ihn interessirte. Dies Räthsel schien ihm unauflöslich und

um so unauflöslicher, da Sellno ihn späterhin zum kommenden Nachmittag in sein Gartenhaus zum Quartett nöthigte. Brennbach sah dabei fragend den Kapellmeister an, der ihm es indeß eröffnete, daß eben dieses das versprochene Quartett sey, auf welche Versicherung er denn respectvoll acceptirte.

Mit Gesang schloß der Abend, mit Gesang füllten Corinna und Antonie den folgenden Vormittag aus. Auch der Kapellmeister trug seine neueste Arbeit vor. —

In dem parkähnlichen Garten des Geheimeraths befand sich ein weitläufiges Gartenhaus mit einem kleinen Concertsaal. Die Sellno's, Vater und Sohn, waren ausgezeichnet zuvorkommend. Nicht lange dauerte es, so stellten sich vier Matadore der Kapelle ein. Die Gesellschaft arrangirte sich und der Vortrag auserlesener Quartettstücke ließ nichts zu wünschen übrig.

So waren schon einige Stunden höchst angenehm und im seligsten Genuß vergangen, als Sellno der Jüngere plötzlich mit einem Paquet Musikalien auf Brennbach zueilte und ihn dringend ersuchte, nun auch aufzutreten. Der Geheime secundirte diesem Gesuch und der lose Kapellmeister lächelte. Dieses fatale Lächeln aber war der Brennpunkt der Brennbachschen Weigerung, so wie oft ein ganz unbedeutender Umstand die Ursache so mancher sonst festen Entschlüsse ist. Brennbach deprecirte und war durchaus nicht zu bewegen. Die abwesende Geige mußte die Entschuldigung unterstützen; zum Glück war sie vergessen. Man schickte darnach, aber nun meinte Brennbach, wie es doch wohl

ein Dilettant, der zwar in Wirthausen unter den Seinigen als Heros dastehe, nicht wagen dürfe, nach solchem Vorgang mit simpler Hausmannskost hervorzutreten. Man ehrte diese Bescheidenheit als der Regierungs-Secretair das von Brennbach in dessen Verlegenheit von demselben aus dem Paquet gezogene Musikstück nahm und in folgende Worte ausbrach:

„Nun denn, Sie weigern sich? So erlauben Sie wenigstens mir, daß ich es Ihnen vortrage!"

Brennbach maß den vermeintlich Verwegenen mit großen Augen. Wär's möglich? — staunte er. Sellno ließ sich aber nicht stören, ergriff die Cremoneser und trug mit seltener Fertigkeit und großem Ausdruck Maurers Variationen auf die Themen russischer Volkslieder vor. Der Kapellmeister zollte enthusiastischen Beifall — der Geheime und die Matadore äußerten lächelnd ihre größte Zufriedenheit — das weibliche Personale wisperte sich in die Ohren — nur Brennbach wußte nicht, ob er verrathen oder verkauft war.

„Nun, mein lieber Justizamtmann" — meinte der Geheimerath — „mein Sohn spielt wirklich ganz leidlich, wenn schon nicht à la Paganini mit Glöckchen oder auf der G-Saite. Sie sehen, er leistet etwas mehr, als man gewöhnlich von einem Dilettanten erwartet, welcher dem Gehöre folgt!"

„Asinus, der ich war!" — rief Brennbach — „ich bin der Gefoppte — nun verstehe ich: meine Frage erhielt jene Antwort — vielleicht ironice und ich mißdeutete sie und nahm sie für baare Münze."

„So ists“ — entgegnete Sellno der jüngere — „mein Entschluß war gefaßt. Ich wollte Sie angenehm überraschen. Sehen Sie, nun macht die Geige vielleicht auch mein Glück! Ist mir's gelungen? Der Herr Kapellmeister, welcher den Posaunen-Mann so recht a tempo erwischte, war mein Helfershelfer und er that zwei Würfe mit einem Stein. Verzeihen Sie mir den etwas muthwilligen Scherz.“

„Und Corinna?“ — lächelte der Geheime;

„Und Corinna?“ — wiederholte der Virtuos;

„Und Corinna?“ — antwortete der Gefragte mit Freude glänzendem Gesicht — „Corinna war einverstanden, das merke ich wohl. Das verdient Strafe! — Fort, ungerathenes Kind, fort und mache meine Uebereilung wieder gut oder komme mir nie wieder unter die Augen!“

Mit diesen Worten warf er sie in Sellno's Arme.

„Nun aber, Kinder, spiele ich noch ein Quartett“ — jubilirte der Neuerstandene — und es ging ihm recht gut von statten.

Die Freundschaft.

An Johannes M...

Vom Getön der Lerchenlieder
  Schallt die blaue Himmelsflur;
Alle Stimmen jauchzen wieder
  Durch das Leben der Natur.
Von dem niedern Blumentriebe
  Bis zur hohen Menschenbrust
  Waltet Ein Gefühl der Lust,
Eine Seele, die heißt Liebe.

Lieb' ist eine Nachtigall
  In des Lebens Blütentagen;
  Aber muntre Lerchen schlagen
Lange nach dem Blütenfall;
  Tief in Wolkenduft verborgen
füllet noch der Jubelklang
  Ihrer Sommerluft den Morgen
Und den Abend mit Gesang.
  Eine heit're Liederseele
Ist die Lerchenmelodie,
  Reizend, wie die Harmonie
Der gepries'nen Philomele.

Doch getreuer noch, als die
Nachtigallenton verbreitet
Durch den Nachthain seinen Klang;
Lerchenfröhlichkeit begleitet
Tagesleben mit Gesang.

Soll von unsern Seelengaben
Jed' ein treffendes Symbol
Aus der Welt der Thiere haben:
Wie versorgen wir sie wohl?

Mit der Weisheit ist die Eule,
Die das Alterthum ihr gab;
Nur das düst're Nachtgeheule
Das gewöhne sie sich ab!
Denn von allen den Begleitern,
Die mit uns durchs Leben gehn,
Soll die Weisheit uns erheitern,
Heiter Lust und Leid bestehn!
Mit der seufzerreichen Liebe
Sey die Nachtigall gepaart;
Aber meine Lerche bliebe
Für die Freundschaft aufbewahrt!

Sieh, dort unter Kirschenblüten
Geht ein selig Liebespaar;
All' die hellen Zweige bieten
Ihnen sich zu Kränzen dar.
In Entzückungsträume flötet
Sie die Nachtigall hinein;
Kaum daß sich die Kirsche röthet,
Wird das Lied verklungen seyn.
Stirbt nun hin der aufgelöste
Traum voll Träum' in mattem Glanz:
Komm, Du Freundschaft, dann und tröste
Sie mit Deinem Epheukranz!

1831.

Freundſchaft iſt ein Lied, das länger
Unſern Lebensgang verſchönt
Als der ganze Chor der Sänger,
Der den Sommerhain durchtönt!

Ziehn wir denn getreu und bieder,
Mit dem ächten Freundesſinn,
Wie zwei heitre Lerchenlieder,
Fröhlich durch das Leben hin!
Bricht einſt Deines Vordermannes
Lebensfaden früher ab:
Dann ſo ſtreue, mein Johannes,
Epheublätter auf mein Grab!
Oder ſollteſt von uns beiden
Zwillingsſeelen, Du von hier
Früher als Dein Tiedge ſcheiden:
Dann bring' ich den Epheu Dir.

An Denſelben.

Als der Menſch aus Götterparadieſen
Wo ſein Wahn den erſten Fehl gebar,
Ausgeſtoßen und verwieſen
Aus der reinern Geiſterſchaar
Ein verlaßner Fremdling war:
Da erbarmte Gott ſich ſeiner;
Und der gnadenreiche Vater ſprach:
Folge von den Engeln Einer
Dem verlaßnen Menſchen nach,
Daß der Arme gänzlich troſtlos nimmer
Zwiſchen Luftgefild und Wüſtenei
Sich verlieren mög' und daß dort immer
Noch ein Pfand des Himmels mit ihm ſey,
Welches — wie nun auch ſein Weg ſich bahne —

Blumig, oder hart und dornenvoll
Ihn an die verlorne Heimath mahne,
Die er wiederum erringen soll.
So sprach Gott. Ein Engel voll Erbarmen,
Freundschaft wird der Tröstende genannt,
Reichte zum Geleite nun dem Armen
Der das Paradies verlor, die Hand.
Dunkeln sich dem Menschen alle Sonnen:
Hier um dieß Geleit ist Licht und Ruh;
Doch es wendet seine Himmelswonnen
Nur geweihten edlen Seelen zu.
Wenn die Liebe zu dem Myrthenreise
Mit der Rechten winket, o beglückt
Ist die Liebe, wenn die Freundschaft leise
Ihren Kranz ihr in die Linke drückt.

Ja, die Freundschaft ist der Engel,
Der, vom Loos der Sterblichen gerührt,
Durch des Daseyns Labyrinthgeschlängel
Tröstend seine Menschen führt,
Und sie steht im engen Bunde
Mit der Weisheit, die uns kräftig schirmt,
Wenn das Schrecken einer finstern Stunde
Unsre Lebenssaat umstürmt.
Sinkt des Muthes Kraft darnieder;
Hemmt ein Fall des Pilgers Lauf:
Sie, die Freundschaft, hebt uns wieder,
Richtet den Gefallnen auf.

O, sie naht sich uns mit ihrem Frieden,
Wenn, beim Unbestand hienieden,
Alle Freudengötter fliehn.
Laß uns denn, wie zwo vereinte Quellen,
Ruhig auch durch minder grüne Stellen
Unsrer Wiesenfläche ziehn,
Achten nicht der harten Kieseln

Unter uns! im Sonnenschein,
Oder wenn Gewitter dräun,
Laß uns fröhlich weiter rieseln.
Und willkommen soll das Lied uns seyn,
Welches aus der Ulme Zweigen
Uns entgegen schallt; allein
Kümmern soll es uns nicht, schweigen
Furchtsam auf der ganzen Flur
Alle frohen Stimmen der Natur!

Tiedge.

Der Blinde und sein Sohn.

Poetische Erzählung von J. F. Castelli *).

Gekämpfet war der Kampf für Lieb' und Treue,
Befreit Tyrol vom fremden, schweren Joch,
Der alte Herrscher kehrt zurück auf's Neue,
Und durch die Berge schallt ein Lebehoch!
Und die erst mit dem Schwerte männlich stritten,
Sie kehren nun zurück in ihre Hütten.

So auch Hans Frey, dem zwar kein sorglos Leben
An seinem armen Herde freundlich lacht,
Doch hat ihm Gott ein braves Weib gegeben
Und eine Hütte gut mit Stroh bedacht,
Und auch ein Söhnlein, während jenem Kriege
Geboren, — noch geschaukelt in der Wiege.

*) Nach einer dem Verfasser in Tyrol gemachten mündlichen Mittheilung.

Mit Muth und Freude kehrt er zu dem Herde
Der hochgeliebten Seinen nun zurück.
Er spart nicht Fleiß, er achtet nicht Beschwerde,
Zu gründen ihnen ein bescheidnes Glück.
Er mühet sich am Abend und am Morgen,
Zu schützen sie vor bittern Nahrungssorgen.

Doch auch den Guten läßt der Himmel dulden,
Zu läutern seine Tugend durch das Leid.
Ein Mißwachs kommt, Hans Frey geräth in Schulden,
Es stirbt sein Vieh — selbst seinem Weibe dräut
Ein böses Fieber bald den Tod zu geben,
Und in zwei Monden endet sie ihr Leben.

Er kniet mit seinem Sohn auf ihrem Grabe
Und seine heißen Thränen rollen drauf,
Sonst hat er nichts, 's ist seine einz'ge Habe,
Er betet laut, dann aber steht er auf
Und kehrt zur Hütte seinem Gott ergeben,
Er muß ja für sein armes Kind noch leben.

Doch noch nicht ist gefüllt des Leidens Becher,
Nicht lange kann er sorgen für sein Kind,
Sein Augenlicht wird täglich matter; schwächer,
In einem Jahr schon ist der Arme blind
Und sein fünfjähriger hilfloser Knabe
Führt den hilflosen Vater an dem Stabe.

So sitzen Beide draußen am Gehäge
Des Dorfs, der Knabe und der blinde Mann.
Sie sitzen bettelnd an dem offnen Wege,
Und sprechen dort um milde Gabe an.
Und Wenige verweigernd weiter schritten,
Das kleine Kind kann gar so kläglich bitten.

Und wenn der Abend kommt, so führet wieder
Der Sohn das blinde Väterchen nach Haus,

Er geht vor ihm, sieht emsig vor sich nieder
Und räumt ihm jeden Stein vom Wege aus,
Er drücket ihm die Hand bei jeder Grube
Und bringt ihn glücklich in die kleine Stube.

Dort will der Alte ihn dazu bewegen,
Zu spielen draußʼ im Grünen vor der Thürʼ,
Er aber spricht: „Es kommt wohl bald ein Regen
„Viel lieber bleibʼ ich, Väterchen, bei Dir,
„Willst Du mir was erzählen, ist mirʼs lieber
„Und kürzer wird auch Dir die Zeit darüber!“

Und solche Augenblicke nützt der Alte,
Zu lehren ihn das, was er selber weiß,
Daß Gottes Allmacht über Menschen walte,
Und daß die Welt entstand auf sein Geheiß,
Daß er das Laster strafe, Tugend lohne,
Und über jenen Bergen schützend throne.

Und also sind drei Jahre hingeflossen,
Der Knabe legt das achte Jahr zurück
Er betteit und er liebet unverdrossen,
Dem Vater aber machet sein Geschick
Viel Kummer und die Zukunft von dem Kinde
Bedenket und beweinet oft der Blinde.

Und eines Tages, als er eben wieder
Die Hände betend über ihn erhebt,
Den Segen für die Zukunft fleht hernieder,
Die dunkel über seinem Haupte schwebt,
Und selbst sich anklagt, daß er Ursachʼ wäre,
Daß er nicht suchen könne Glück und Ehre;

Da läßt sich plötzlich hinter ihm vernehmen
Bekannter Ton, er sprach: „Nicht soll Dich mehr
„Die Zukunft Deines Kindes länger grämen,
„Willst Du nur thun, was ich von Dir begehr',

„Du kennst mich doch, hast oft mir Holz gefahren,
„Ich bin der Herr des Gutes Waldemaren.“

„Bewogen bin ich Deinem herz'gen Kleinen,
„Ich hab' kein Kind, tritt mir das Deine ab,
„Erziehen will den Knaben ich, wie meinen
„Durch Unterricht ihm auch des Wissens Stab
„Verleihn, — und wenn ich einstens geh' zu Grabe,
„So laß' ich ihm die Hälfte meiner Habe.“

Der alte Blinde hört's, er wankt, er zittert,
Er schreit: Mein theurer Sohn! und fester noch
Drückt er ihn an sein Herz, bewegt, erschüttert,
Er kann sich trennen nicht von ihm — und doch
Er muß vergessen seine eigne Lage;
Denn seinem Lieben winken beß're Tage.

So nimm ihn hin! versetzt' er mit Erblassen,
Und weist den Knaben an den fremden Mann,
Der aber schreit: Dich kann ich nicht verlassen!
Und klammert sich noch fester an ihn an,
Und Kampf und Schmerz und Abschied schnell zu enden,
Löst ihn der Vater los mit eignen Händen.

Der Fremde nimmt ihn, eilt mit ihm zum Wagen,
Der Sohn schreit: „Vater, Vater!“ kläglich fort,
Doch wie sie ihn jetzt weiter, — weiter tragen,
Wird schwächer stets der Ton und auch das Wort,
Und endlich gar verhallt's, und ganz alleine
Der Blinde mit dem Schmerz sitzt auf dem Steine.

Wer wird ihn führen nun den armen Blinden?
Er tappt sich aus dem Dorf hinaus allein,
Und suchet dort das Plätzchen aufzufinden,
Wo er gesessen mit dem Sohne sein,
Hier überläßt er ganz sich dem Gefühle,
Ihm ist, als ob der Knabe um ihn spiele.

So schlich ein Jahr ihm schmerzenvoll vorüber,
Und als der holde Frühling wieder kam,
Da schleppt' er mühsam sich zum Gut hinüber,
Das der besitzt, der seinen Knaben nahm,
Doch ach! der war schon an des Ew'gen Throne
Und Niemand wußt' etwas von seinem Sohne.

Trostlos verzweifelnd kehrt der Blinde wieder
Zu seinem Stein zurück in Sturm und Wind;
Hier sinkt er nun von Gram gebeuget nieder,
Hier will er warten auf sein liebes Kind,
Und kehrt's nie wieder, hier ihn aufzusuchen,
So will er sterben unter diesen Buchen.

Wir wenden uns zum Sohn'. — In solchem Alter
Weicht bald der Schmerz und die Zerstreuung siegt,
In eine Anstalt gibt ihn sein Erhalter,
Wo er sich gern in's Joch des Lernens schmiegt,
Mit Eifer lernt er und der Fleiß des Jungen
Hat bald zum ersten Platz ihn aufgeschwungen.

Und wenn sein Pflegevater Lob ihm saget
Und für sein Wohlverhalten ihn beschenkt,
Er oft wohl um den blinden Vater fraget,
An den er noch voll Kindesliebe denkt,
Doch dieser sagt, nichts wiss' er vom Entfernten;
Denn was er sä'te, will er selber ernten.

Da wurde plötzlich am Johannistage
Der reiche Mann getroffen von dem Blitz,
Kein Testament war da, in solcher Lage
Nahm von der Hab' ein ferner Freund Besitz,
Der arme Angenomm'ne ward verstoßen
Und nicht ihm mehr gereicht, was er genossen.

Verlassen stand er nun mit sechzehn Jahren,
Doch dankt' er seinem Gönner noch im Grab,

Und muthig ging er zu den Kriegesſchaaren,
Die nach der Grenze man geſandt hinab,
Weil's mit dem Nachbarland zum Krieg gekommen,
Und gerne ward dabei er aufgenommen.

Im Herzen Muth und Gott vor ſeinen Blicken,
Sucht' er die Ehre in der dicht'ſten Schlacht,
Das Schickſal läßt ihm Alles freundlich glücken
Und bald hat er bemerkbar ſich gemacht,
Mit zwanzig Jahren iſt er Hauptmann worden
Und trägt auf ſeiner Bruſt den Ehrenorden.

Zu End' iſt nun der Krieg; zum Vaterlande
Kehrt wieder jetzt das ruhmbekrönte Heer,
Und allen winken dort ſo ſüße Bande,
Nur er hat Niemand, kennt ſein Dorf nicht mehr,
In dem er einſt zum Licht der Welt geboren,
Den Namen ſelbſt davon hat er verloren.

Des Vaters Bildniß zwar ihn noch umſchwebet,
Noch wußt' er zwar, daß er ihn blind verließ,
Doch wer verkündet ihm, ob er noch lebet,
Da er ſich nicht beſann mehr, wie er hieß;
Denn da er zu dem reichen Mann gekommen,
Hatt' er auch deſſen Namen angenommen.

So zieht er traurig weiter — ihm entſchwinden
Die Tage langſam in Melancholei,
Und trifft auf ſeinem Weg' er einen Blinden,
So hält er an und fragt ihn, wer er ſey.
Sein Vater iſt es nicht, es ſpielt ja heiter
Ein Sohn um ihn — und weinend zieht er weiter.

Sein General, auch in Tyrol geboren,
Lädt dort den braven Hauptmann auf ſein Schloß,
Dort ſieht er deſſen Tochter, und verloren
Iſt ſchnell ſein Herz bei Reizen allzugroß,

Das Mädchen auch erwidert dieſe Triebe,
Ihr Aug' verräth, ihr Mund geſteht die Liebe.

Doch er, der nicht beſitzet ird'ſchen Segen,
Der nichts kann bieten als ſein Ehrenkleid,
Sein redlich Herz, und ſeinen wackern Degen,
Den er mit Ruhm geführt in jedem Streit.
Wie ſoll er hoffen von dem ſtolzen Alten,
Der Ahnen zählt, die Tochter zu erhalten?

Bedenkend dieß geht er mit trübem Blicke,
Einſt in der Gegend um das Schloß umher,
Den Kopf geſenkt und grollend dem Geſchicke,
Stets weiter, immer weiter, ſeufzend ſchwer,
Und endlich weckt ein Ton ihn klagend leiſe:
„Habt Mitleid, Herr, mit einem blinden Greiſe!“

Er blicket auf und ſieht in einem Thale,
Das ihm erſcheint, als ob er's ſchon geſehn,
Es ſaugt ſein Blick mit einem gier'gen Strahle,
Die Gegenſtände ein, die um ihn ſtehn,
Den Hügel — ja — den Fußſteig, dieſe Felder,
Schon ſah er ſie — die Berge auch und Wälder.

Er zittert — ſeine Augen füllen Thränen,
Der arme blinde Greis, der vor ihm ſteht,
Wenn er — — ach ein unnennbar ſüßes Sehnen,
Zieht ihn zu ihm, der vor ihm ſitzt und fleht
Mit freud'gem, doch zugleich mit bangem Tone,
Fragt er ihn, wer er ſey und wo er wohne.

Der Greis verſetzt: „O Herr! ſchon ſeit zwölf Jahren
Sitz' hier ich wartend auf den theuern Sohn. —
Und dieſer ſchreit: Gott Dank und ſeinen Schaaren!
Und liegt zu Füßen jetzt dem Blinden ſchon.
Ach, Vater, theurer Vater, nimm ihn wieder
Und beuge ſegnend Dich auf ihn hernieder!“

Der Greis aussprechen nicht, nur lallen kann er
Den süßen Namen Sohn, er zweifelt noch,
Doch ein erhabnes Maal am Arm, das dann er
Befühlt, es überzeugt ihn endlich doch,
Und jetzt — doch nein, das unnennbar' Entzücken
Ist keiner Feder möglich auszudrücken.

Und nun könnt Ihr den Sohn auf's Neue sehen,
Den braven Sohn, den Orden auf der Brust,
Den Vater führen, wie es einst geschehen,
Hinauf in's Schloß mit unverhohlner Lust;
Und vor den General tritt mit dem Blinden
Der Hauptmann, um sein Glück ihm zu verkünden.

Der alte Krieger, stolz, doch jeder Regung
Der Menschlichkeit empfänglich, hört ihn an,
Und seines Herzens innerste Bewegung
Gewinnt den Sieg jetzt über seinen Wahn.
Der lieben Tochter flehendem Blick begegnend
Vereint er beide Hände schnell, sie segnend.

Der Blinde bleibt beim Sohn, er führt ihn wieder,
Wie einst er that, da er noch Knabe war,
Der Himmel strömte Glück auf ihn hernieder,
Er selbst ward Vater einer frohen Schaar; —
Das Kind, das seinen Vater ehrt auf Erden,
Muß glücklich hier und dort einst selig werden.

Die Gäste.

Von Agnes Franz.

Wie freundlich iſt, wie nett geſchmückt
Das kleine, ſtille Zimmer!
Durch meines Fenſters Blumen blickt
Der goldne Morgenſchimmer.
Hell glänzet an der weißen Wand
Die Laute mit dem blauen Band,
Der Muſen ſüße Gabe.

Mit Fleiß und Sorgfalt ausgeſucht,
Prangt dort in blanker Schaale
Die ſelbſtgepflegte, goldne Frucht,
Und winkt zum frohen Mahle.
— Wen führ' ich in mein Stübchen ein? —
Horch auf, es klopft' — Wer wird es ſeyn?
Wer will zu Gaſt ſich laden?

„Mach' auf: Die Mädchen ſind mir hold,
„Mir huld'gen alle Schönen!
„Sie opfern willig Zeit und Gold,
„Um meinem Dienſt zu fröhnen!
„Ich gieße Reiz und Anmuth aus,
„Und Glanz und Schimmer kömmt in's Haus,
„Wo ſich die Mode zeiget!"

— Der Mode öffn' ich nicht die Thür,
Ich kann ſie wohl entbehren!

Sie würde nur vergebens mir
  Des Fleißes Frucht verzehren.
Nein, nein, sie geh' zur Assemblée!
Dort sollen Stutzer ihr beim Thee
Die goldne Schleppe tragen!

Doch horch'! was klopft von neuem an?
  — Bald hätt' ich diesem Pochen
Vorschnell die Thüre aufgethan,
  Von süßem Fleh'n besiochen! —
Ein Stimmchen gleißnerisch und fein
Dringt mir in Ohr und Herz hinein
Hell, wie Sirenentöne.

„Mach auf! Ich bin ein feiner Gast
  „Von angenehmen Sitten,
„Und bin, wenn scheinbar auch gehaßt,
  „Doch immer gern gelitten.
„Das Antlitz trag' ich selten frei,
„Verschleiert weiß die Schmeichelei
„Stets Herzen zu besiegen!"

O weh, hinweg von meinem Ohr!
  Hinweg von Herz und Sinnen!
Geschwind noch einen Riegel vor,
  Der Argen zu entrinnen!
Fort, list'ge Schöne' Nimmer giebt
Dir Heimath, wer die Wahrheit liebt
Und Gleißnerei verachtet!

Schon wieder klopft's! — Wer steht da draus? —
  — „Ei, ei! Nicht so verdrossen!
„Es wird mir ja in jedem Haus
  „Die Thüre aufgeschlossen!
„Erschrick vor meiner Brille nicht!

„Bin ich auch häßlich von Geſicht: —
„Doch liebt man meine Rede!“

„Am Kaffeetiſch, im breiten Kreis
„Der Baſen, Muhmen, Nichten,
„Da frage nach, da tönt mein Preis
„In tauſend Stadtgeſchichten!
„Auf, öffne raſch mir Deine Thür!
„Herrin und Zofe lauſchen mir,
„Wenn ich den Nächſten richte!“

Hinweg! Und wer auch hold Dir ſey,
Mich wolleſt Du verſchonen!
Nie, nie ſoll Splitterrichterei
In meinem Stübchen wohnen!
Geh', ſuche Dir des Neides Haus,
Dort krame Deine Weisheit aus
Und Deine Neuigkeiten!

Doch horch, ſchon wieder naht ein Fuß!
Was hör' ich? — Leiſes Stöhnen? —
Fürwahr! Ein Unbewachter muß
An Vorſicht ſich gewöhnen!
„Ach, thue auf die Thüre Dein!
„Ein Kind des Kummers will herein!
„Laß uns nicht draußen ſtehen!“

Wie? Fremde Noth vor meiner Thür,
Von Mitleid ſanft geleitet?
Herein, herein in's Stübchen mir!
Gleich iſt das Mahl bereitet!
Ihr ſollt die erſten Gäſte ſeyn,
Und wer noch ferner tritt herein,
Der ſoll euch flugs bedienen!

Hier dieſe Schaale voll und klar,
Die reich ich euch entgegen!

Das Kleinſte, beut es Liebe dar,
Verwandelt ſich zum Segen!
Ein treuer Rath, ein tröſtend Wort,
Ein redlich Wollen fort und fort,
Kann manche Thräne trocknen!

Doch horch, wer klopft, wer ſteht von fern
Beſcheidnen Blickes draußen? —
„Ich bin der Fleiß, und möchte gern
„In Deinem Stübchen hauſen!
„Auch bring' ich eine Schweſter mit,
„Die folget mir auf jedem Schritt
„Mit gleicher Lieb' und Treue!"

Willkommen mir, geliebter Fleiß,
Bekränzt von heitrer Freude!
Du ſchmückſt den häuslichſtillen Kreis
Mit dauerndem Geſchmeide!
Der erſte Platz iſt zwar verſagt,
Auch hab' ich heiter, unbefragt,
Schon Deinen Dienſt verheißen:

Doch denk' ich, wirſt Du ohne Groll
Der neuen Pflicht genügen,
Und freundlich Dich und liebevoll
In meine Grille fügen! —
Triumph! Er tritt vergnügt herein,
Er beut die Hand mir zum Verein,
Und läßt am Herd ſich nieder!

Und wieder klopft es leis und ſacht!
Wer wird wohl draußen ſtehen?
„Geſchwind, Geliebte, aufgemacht,
„War immer gern geſehen!" —
— Ei, liebe Traute, tritt herein!
Die Freundſchaft ſoll willkommen ſeyn
In meiner Gäſte Runde!

Die Freundschaft macht ein kraus Gesicht,
Es thät sie was verdrießen.
— Was grollest Du? O zögre nicht,
Den Bund mit uns zu schließen!
Versprach ich gleich die Plätze da,
Doch bist Du meiner Brust so nah
Wie jemals Du gewesen!

Noch einmal blickt sie her und hin
Dann naht sie sich aufs Neue,
Und flistert mit versöhntem Sinn:
„Ich lasse nie von Treue!
„Und ändert nichts die Grille dir,
„So will ich mit den andern Vier
„Mich, denk' ich, auch vertragen!"

Und wieder naht's mit leichtem Lauf,
O Himmel, welch Gedränge!
Zurück, ich nehme Niemand auf,
Das Zimmer wird zu enge!
— „Wie? Deine Musen kennst Du nicht? —
„Ja, birg nur scheu Dein Angesicht,
„Wir sind's, die Du geliebet!"

— Himmlische Schwestern, o verzeiht!
Vergeben ist vergeben!
Der erste Platz war euch geweiht
In meinem Jugendleben,
Doch heut, — o schaut nicht finster drein, —
Trat dieser Gast statt Euer ein,
Sein sind die ersten Rechte!

„Und ist auch sein das erste Recht,
„Nichts ist darob verloren!
„Aus gleichem, göttlichem Geschlecht
„Ist Charitas geboren.
„Wo aber eine Gottheit weilt:

„Da mit behenden Schwingen eilt
„Die Andre ihr zur Seite!“

„Was Blüte war, das reift zur Frucht!
„Weh'! wer der Musen Segen
„In tauben Blüten eitel sucht! —
„Er ist auf falschen Wegen!
„Drum laß getrost die Schwestern ein!
„Die Charitas soll Bürge seyn,
„Daß wir Dich nie verlassen!“

Agnes Franz.

Der Gnadenort.

An Luise.

Von M. K. Baldamus.

Es steht der Schmerz gern bei dem schönen Todten,
Der in der Liebe Arm entschlief;
Was in dem Leben Frohes er entboten,
Als er die Lust zur stillen Feier rief,
Das trauert düster zu der Leiche Füßen,
Um einmal noch zum Abschied sie zu grüßen.

Was ihr dem Schmerz erlaubt, vergönnt's dem Dichter,
Der an des Irrthums Hügel steht.
Um seinen Todten stellt er bunte Lichter,
Und daß die Pflicht sie nicht verweht.
Enthalten stumm die Reime ihre Schwingen,
Als wollten Kühlung sie dem Schläfer bringen.

Der Todte war wohl reizend in dem Leben,
Es lag der Wunsch an seiner Brust;
Mit holden Träumen thät er ihn umweben,
Doch seines Zaubers unbewußt,
Erstarb er selbst in kalten Richterarmen.
Die übten mit dem Holden kein Erbarmen.

Wie ein gemeiner Sünder sollt' er liegen,
So klanglos wie der Fluch, die Schuld,
Kein sanfter Laut um seine Wohnung fliegen.
Auch der geweihten Erde Huld
Gedachten sie dem Fehle zu versagen,
Das Mitleid durft' nicht eine Thräne wagen.

Da kam das Lied, gehornischt wie ein Ritter,
Und sprach: Gebt mir den Todten nur,
Ich löse ihn aus eures Bannes Gitter,
Vernichte eurer Fehme Schwur.
Verwandt ist mir der Fehl, ich muß ihn retten,
Sein zartes Weh auf grüne Kränze betten.

Das Lied hielt Wort, die heitern Reime kamen,
Und deckten mild die Leiche zu.
Von ihren Lippen tönt ein frohes Amen,
Drauf schlossen schweigend sie die Truh'.
Und wo der Berg dort sich zum Thale lenket,
Ward sanft der Todte in die Gruft gesenket.

Da ruht er still im Schatten einer Buche,
Die ihm von Freundes Hand gepflanzt,
Um daß der kalte Leumund ihn nicht suche,
Der herzlos gern auf Gräbern tanzt,
Umgab das Lied die grüne Leichendecke
Zum sichern Schutz mit einer Rosenhecke.

Es zieht der Dichter öfters nach der Stelle,
Wo stumm der schöne Irrthum ruht.

Er nimmt die Wallfahrt vor bei Mondeshelle,
Und meidet gern der Sonne Glut.
Erlöß'te Träume wählt er als Gefährten,
Sie folgen ihm mit weinenden Geberden.

Er machte gern den Platz zum Gnadenorte,
Doch ihm gebricht ein Heil'genbild,
Das seines Schmerzes tief bewegte Worte
Verklärte durch ein Lächeln mild,
Der Blicke Trost in seine Bitten mischte,
Das kranke Herz durch junge Lust erfrischte.

O! dürft' er freudig Dich als Schirmfrau grüßen,
Nähmst Du den Ort in Deinen Schutz,
Dann sänke er begeistert Dir zu Füßen,
Und böte stolz dem Leumund Trutz.
Er baute gläubig Altar und Kapelle,
Und wiche nie von Deines Tempels Schwelle.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Von Theodor Hell.

So sey es denn! so will ich Worte geben
Dem innern Drang, dem seligen Gefühl,
Das mich umfluthet wie mit neuem Leben
In seiner Wellen magischem Gewühl,
Das bald mich läßt des Himmels Dom erstreben
In leichtem Aufschwung fern vom Erden-Ziel,
Bald wieder will mit liebenden Gewalten
An dem, was nah' dem Herzen, fest mich halten!

Wie nenn' ich Dich, Du Fülle der Empfindung,
Du Erbtheil eines höhern Seyns im Licht?
Ich fühle Dich in innigſter Verbindung,
Wie Sonnenſtrahl durch trübe Wolken bricht,
Dein Weſen iſt des Innerſten Entzündung
In heil'ger Glut für eine heil'ge Pflicht,
Und doch auch wieder will der Geiſt es wagen,
Dich um Dein Einzelnes kühn zu befragen.

O! fliehe nicht vor dem beſcheid'nen Blicke,
Der liebend Dir in's Himmels-Antlitz ſchaut,
Zieh' vor der Hand nicht zürnend Dich zurücke,
Die gern ſich Deiner Führung anvertraut.
Und wie ja Dichtkunſt ſich die lichte Brücke
Bis in das Reich des Unerforſchten baut,
So laſſ', o Herz, wo Lieb' und Sehnſucht riefen,
Mich untertauchen auch in Deine Tiefen.

Da will ich finden, was vor'm Drang der Zeiten
Geflüchtet ſich in Deinen ernſten Schoos,
Da ſoll ſich mir ein Stärkungsbad bereiten,
Die Pſyche ringend vom Gemeinen los,
Da wird die Arme mir entgegen breiten
Was wahrhaft menſchlich, edel, rein und groß,
Da werd' ich ſchweigen an der Läut'rungsquelle,
Aufjubelnd zu des Lichtes ſel'ger Helle. —

Ich nenn' Euch, heil'ge Namen, reine Engel,
Die unſer Herz zum Wohnplatz Ihr erwählt,
Vom Ewigen in dieſem Thal der Mängel
Mit unſers Daſeyns höchſter Luſt vermählt,
Drei Blüten Ihr, an *einem* Lilienſtengel,
Wie deren nur der Garten Gottes zählt,
Nur *ſeine* Huld kann Sterblichen verleihen,
Euch, **Glaube, Liebe, Hoffnung**; Ein's in Dreien.

Denn Eins nur seyd Ihr, Eins in Euerm Glanze,
Der auf das Menschenleben sich ergießt;
Wer mag Euch trennen? — Stets ist's nur das Ganze,
Das wieder sich zur Lichtgestaltung schließt;
Gleich einem Strom, der zu der Inseln Kranze
Sich in drei Armen segensreich ergießt,
Dann aber eint in einem Rinnsal wieder,
So strömt auch Ihr vom Quell des Lichts hernieder.

Und doch bist Du mit Deinem festen Muthe,
Mit Deiner kindlich reinen Freudigkeit,
Mit Deinem höchsten strahlenhellen Gute,
Das sich nur dem Vertrauen liebend beut,
In deren Schoos der erste Keim schon ruhte,
Der früh der Menschheit Wiege eingeweiht,
Und doch bist Du, Du sanfte Friedenstaube,
Der treue, ächte, felsenstarke Glaube.

Du aber in der Jugend vollem Prangen,
Mit Deinen Zügen seelenvoll und mild,
An der die Augen mit Entzücken hangen
Ein himmelsfrohes, sel'ges Engelsbild,
Das alle Wesen innig will umfangen,
Den Busen bietend als der Treue Schild,
Du, an den Glauben innig angeschmieget,
Du bist die Lieb', die selbst den Tod besieget.

Und Du mit Deinen sonnenhellen Blicken,
Die leuchtend durch das trübste Dunkel schau'n,
Ein Genius, den lichte Strahlen schmücken,
Verscheuchend finst'rer Erdenmächte Graun,
Den an die angerfüllte Brust wir drücken,
Ihm bei der Zukunft Schatten zu vertraun,
Du bist die Hoffnung, der kein Herz verschlossen,
Aus Glaubenstreu' und Liebesglut entsprossen. —

Es tritt der Menſch, ein ſchwaches Kind, in's Leben,
Der Glaube hält auf ſeinem Pfad ihn feſt,
Er wird ihm eine ſich're Stütze geben,
Die ſchirmend nie den Wankenden verläßt.
Wird ihm den Blick hinauf zum Lichte heben,
Den ſüß die Thräne des Vertrauens näßt,
Und Göttliches kommt ihm mit ſeinem Segen
Im Guten, Schönen, Wahren dann entgegen.

Der Jüngling ſtürmt hinaus in's rege Treiben,
Da faßt die Liebe freundlich ſeine Hand,
Sie will bei'm Sturm die Führerin ihm bleiben,
Des wahren Zieles treues Unterpfand;
Nicht wird dann Schein die Sinne ihm betäuben,
Nicht ſuchen das Gemüth ein lock'res Band,
Und auf das Ganze nur der Geiſt ſich richten,
Umfaſſend ſo des Lebens höchſte Pflichten.

Und wenn das Alter dann, vom Streben müde,
Nun dem Berufe hat genug gethan,
Umſtrömt es mild der Hoffnung ſüßer Friede,
Die Schatten lichtend auf dem Lebens-Plan;
Dem Einzelnen beſchirmt des Troſt's Aegide,
Die Menſchheit ſtrebt mit Kraft zu Höher'm an,
Und endlich in des Himmels Seligkeiten
Wird ſie die feſſelloſen Blicke leiten. —

O Dreiklang! der dem Saitenſpiel entquollen,
Das in dem großen Weltenall erſchallt,
Wenn Gottes Hauch zum eingeſtimmten, vollen
Choral durch Sonnen-Lichtſyſteme wallt,
Durchdringe ganz mein Fühlen, Denken, Wollen,
Das von dem Anklang bebend wiederhallt,
Daß nie der Ton aus meiner Bruſt verſchwinde,
Im Himmelswehn ſich immer wiederfinde.

So ſtröme hin denn, Nachhall, zitternd leiſe,
Vom hohen Lied, das keine Zunge ſingt,
Wie dort es, zu des Unnennbaren Preiſe,
Schon ſeit Aeonen durch die Sphären klingt,
Dem Bache gleich, der lange noch die Kreiſe
Auf ſeiner Spiegeloberfläche ringt;
O, könnteſt Du in der Gefühle Wellen,
Doch kräftig über Deine Borde ſchwellen;

Daß mit Dir fort ein jedes Herz gezogen
In der Empfindung Segensfülle ſey,
Und groß ſich fühle auf den vollen Wogen
Und menſchenwürdig, ungehemmt und frei,
Von keinem Druck der Außenwelt gebogen
Nur ſich und höherem Berufe treu,
Im Glauben freudig, in der Liebe heiter
Und in der Hoffnung ſtrebend kräftig weiter.

Dann ſteigt dereinſt das Licht empor aus Nächten,
Der Pſyche Augen ſind nicht mehr verhüllt,
Wir trotzen kühn den finſtern Erdenmächten,
Die Brandung höhnend, die das Ziel umbrüllt,
Wo Sterne ſich zum Kranz des Lichts verflechten,
Wird die Verheißung unſers Seyns erfüllt;
Dort iſt zum Lohn für Glauben, Lieben, Hoffen,
Das Vaterherz des Ewigen uns offen.

Tonkunst

Von Henr. Freese.

Wenn auf den rauh'sten Pfad hinaus gesendet,
Kein milder Laut des Dichters Klage dämpft,
Und selbst, im Sturm, mit dem er einsam kämpft,
Sein stiller Genius sich von ihm wendet,
Dann schwebst Du an des Lebens dunk'lem Strand,
Empor gleich einer geistigen Aurore;
Und öffnest leis die gold'nen Morgenthore
Und trägst die Seele in ihr Heimathland.

Im Lärmgewühl, im lauten Weltgedränge,
Das aus der kaum errung'nen Ruh' den Geist
Hinab in wilde Wogenfluthen reißt,
Verstummen scheu des Herzens leise Klänge.
Du aber hallst die Schmerzgefühle nach,
Die heimlich in des Busens Tiefen lauschen;
Und Deiner Töne weiche Flügel rauschen,
Das inn're Echo schmeichelnd wieder wach.

Die Sehnsucht findet keine lichte Pforte
Zur Gruft, die ihr versunk'nes Glück verschließt;
Um ihr begrabenes Pompeji fließt
Umsonst die Thräne an dem öden Orte.
Denn ach! die Welt der süßen Träume weckt
Aus ihrem Schlaf kein linder Frühlingsschauer,
Wenn stumm und hoffnungslos der Geist der Trauer,
Die Liebe mit dem Rabenfittig deckt.

Doch stillst Du sanft des Busens tiefen Kummer
Mit holden Tönen der Vergangenheit,
Erwacht des Herzens gold'ne Blütenzeit
Noch einmal aus dem dumpfen Grabesschlummer. —
Des müden Wand'rers dunk'len Erdenlauf
Umwehen Deine lichten Aeolsschwingen,
Und Deiner Flöten Silberglocken klingen
Ihm aus dem Zeitenmeere hell herauf.

Ach flüst're Du, o Eden-Philomele!
Im Drang des Schicksals tröstend mir um's Ohr
Und locke wieder aus der Brust hervor
Die längst verklung'ne Melodie der Seele!
Laß aus den Stürmen einer fremden Welt,
Die alle innern zarten Blüten knicken,
Zur Säulenharmonie das Auge blicken,
Die Deines Tempels reine Wölbung hält!

Denn wenn in Schwermuth-Nacht und Graun versunken,
Kein Himmelsstrahl die trüben Blicke hebt,
Kein linder Hauch des Herzens Glut belebt,
Das aus des Grames Kelch den Tod getrunken,
Dann schwebst Du an des Lebens dunk'lem Strand,
Empor gleich einer geistigen Aurore;
Und öffnest leis die gold'nen Morgenthore
Und trägst den Dichter sanft in's Heimathland.

Abendgeläute.

Von Elise von Hohenhausen.

Die Abendglocken in der Dämm'rung Hülle
Beschwichtigen des Lebens Sturm und Drang;
Vor mir erschließt sich süßer Träume Fülle,
Erinn'rung naht wie Aeolsharfenklang.

Die Schatten meiner schönen Lebensstunden,
Erscheinen mir, gehüllt in Rosenduft,
Und was so tief und wahr mein Herz empfunden,
Umweht mich jetzt wie laue Abendluft.

Und Du kehrst auch zurück, die in dem Tosen,
Im Kampf des Lebens nur entschlummert war,
Du heiße Sehnsucht nach dem Namenlosen!
Die ewig jung, so manchen Traum gebar.

Die Träume schwanden, und Du bist geblieben
Gefährtin mir seit meiner Kinderzeit!
Mir treu allein, wenn Leben schwand, und Lieben,
Und um mich her war kalte Einsamkeit.

Du führtest mich aus frohem Kinderleben
Zum fernen Wald, am blauen Stromes Rand;
Erklang Dein Ton, wo Lust und Jubel schweben,
Dann wurde bleich des Lebens Festgewand.

Oft hab' ich Dich, o Heil'ge, mißverstanden,
Ein irdisch Ziel wähnt ich, sey Dir genug;
Des Herzens Wahn schlug Dich in enge Banden,
Doch Du zerreißest sie mit Zornes Fluch.

O anders iſt's. Vom Niedern und Gemeinen
Hieltſt Du mich fern, ein mächt'ger Talisman;
Doch füllt kein Glück, kein irdiſches Erſcheinen,
Den Freudebecher bis zum Rand mir an.

Es kann kein irdiſch Ziel Dich je erfüllen,
Du meine Sehnſucht, heiß und namenlos!
Der Erde Wonne kann Dich nur umhüllen,
Denn es gebar Dich nicht ihr kalter Schooß.

Du biſt geboren über allen Sternen,
In Reichen, die des Herzens Ahnung kennt;
Doch die dem Geiſt ſich immer mehr entfernen,
Je mehr er doch, ſie zu umfaſſen, brennt.

Du, meine ſchmerzlich ſüße Herzenswunde!
Was wird aus Dir, wenn dies Herz brechen muß? —
O tritt hervor in meiner letzten Stunde,
Und führe mich, ein milder Genius.

Der Gang am Meere.

Von M. K. Baldamus.

So thürmet ihr Wellen euch höher und höher,
Begrabet nur eilig das luſtige Grün.
Was ſoll denn die Freude am Ufer hier blühn?
Mir wird es im Herzen ja weher und weher,
Stiefmütterlich hat mich die Erde betrogen,
Drum nehmt in den Arm mich ihr rettenden Wogen.

Man hat euch verleumdet, euch frostig gescholten,
Doch Wärme verbürgt mir eu'r brandender Schaum.
Den gebet zum Mantel dem ärmlichen Traum',
Der stolz noch vor Monden ein König gegolten,
Den falsch man von Throne und Reiche vertrieben,
Daß nichts ihm als Wunden und Thränen geblieben.

Es sinket als Muschel der Traum in die Tiefe
Draus trägt ihn nach Jahren ein Taucher empor,
Und wenn er geöffnet den schaligen Flor,
So ist's ihm, als ob es voll Wehmuth ihm riefe:
Mich darfst Du zum bräutlichen Schmucke nicht wählen,
Ich kann mich allein nur dem Wehe vermählen.

Die Regierung Friedrich August's, Königs von Sachsen,

nach den Quellen dargestellt

von

Karl Heinrich Ludwig Pölitz,

Königl. Sächs. Hofrathe und öffentlichem Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig.

2 Bände mit Beilagen und Fac simile (52 Bogen) in gr. 8.

Subscr. Preis bis Ende des Jahres 1830 auf geglättetem franz. Druckvelinpapier. 3 Thlr. 12 Gr.

Die fast 59jährige Regierung des verewigten Königs Friedrich August wird in diesem Werke nach drei Zeiträumen dargestellt, wovon der erste die Zeit von seinem Regierungsantritte am 15. September 1768 bis zur Annahme der Königswürde am 20. Dec. 1806, der zweite die Zeit vom 20. Dec. 1806 bis zum 19. Oct. 1813, der dritte die Zeit vom 7. Juni 1815 bis zum 5. Mai 1827 umschließt. Dem ersten Zeitraume gehet eine Einleitung voraus, welche den sächsischen Churstaat seit dem Frieden zu Hubertsburg, in den letzten Monaten der Regierung des Königs August III., während der kurzen Regierung des Churfürsten Friedrich Christian, und unter der Regierung des Administrators Prinzen Xaver darstellt. — Dem zweiten Zeitraume ist die Geschichte des Königreiches Sachsen während des russischen und preußischen Gouvernements beigefügt.

Der Verfasser hat durchgehends nach den Quellen gearbeitet; theils nach gedruckten, theils nach ungedruckten, wohin eben sowohl die Landtagsacten von 1763—1824, als handschriftliche Mittheilungen gehören. Außerdem wurden sämmtliche geschichtliche und staatswissenschaftliche Werke, so wie die Monographieen benutzt, welche Sachsen von 1763 – 1827 berühren.

Zugleich sind beiden Theilen geschichtliche und statistische Beilagen angefügt, welche weitere Ausführungen von einzelnen, im Werke selbst nur kurz berührten, Gegenständen (z. B. des sächsischen Bergwesens, des Abgabensystems, der Bevölkerung, der Meißner Porcellanfabrik, des Gewerbszustandes, der Bildungs- und Kunstanstalten u. s. w.) enthalten.

Auf dieses für jeden Sachsen und teutschen Geschichtsforscher und Staatsmann höchst wichtige Werk, das nach Stoff und Form ein gediegenes genannt zu werden verdient, eröffneten wir bereits eine Subscription. Wir luden zu dem Ende alle Patrioten ein, sich bei uns oder der nächstgelegenen Buchhandlung in die daselbst offen liegenden Listen einzuzeichnen, weil die Namen der Beförderer dem Werke vorgedruckt werden sollten; wo dieß noch nicht geschehen, bitten wir darum bis gegen Ende des Jahres, weil alsdann ein zweites Subscribentenverzeichniß allen verehrl. Interessenten nachgeliefert werden soll.

Außerdem können die Besitzer des Werks auch die, während der Regierung des verewigten Königs geprägten, Medaillen, auf 18 lithographirten Blättern in Quartformat, nebst einer beigefügten Beschreibung derselben, für den Preis von 1 Thlr. 12 Gr. erhalten. Es werden daher die sämmtlichen Subscribenten ersucht, bei der Bestellung genau zu bestimmen, ob sie blos das Werk mit dem Fac simile ohne die 18 lithographirten Blätter und die dazu gehörende Beschreibung, oder ob sie das Werk mit diesen 18 Blättern und der Beschreibung zu erhalten wünschen.

Leipzig, am 30. Juli 1830.

J. C. Hinrichssche Buchhandlung.

Napoleon

PENELOPE

TASCHENBUCH

für das Jahr 1832.

Herausgegeben
von
THEODOR HELL.

21ter Jahrgang. Mit Kupfern.

LEIPZIG.
J.C. Hinrichs'sche Buchhandlung.

Q
357 20 =

Goethe-Schiller-Archiv
Weimar

Penelope für 1832.

Inhalt.

	Seite
Raphaela. Von Th. Hell. Zur Erklärung des Titelkupfers	III
Bilderchronik der theatralischen Zeiterscheinungen:	
Faust, eine Tragödie von Göthe.	VII
Pfeffer-Röfel, oder die Frankfurter Messe im Jahre 1297. Schauspiel von Charlotte Birch-Pfeiffer.	IX
Die feindlichen Brüder oder der Doktor und der Apotheker. Possenspiel in drei Aufzügen von E. Raupach.	XI
Der Templer und die Jüdin. Romantische Oper in 3 Aufzügen von Wohlbrück. Musik von Marschner.	XIII
Andromache, von Th. Hell. Hierzu das Kupferblatt nach Höhacker von Brückner. . .	XV
Asanasja. Erzählung von A. v. Sartorius. .	1
Wat-Tyler. Historische Erzählung von Wilh. Blumenhagen.	110

Seite

Der Bettler von Sankt Columba. Erzählung von Johanna Schopenhauer. . . . 211

Die Felsen-Feste. Geschichtliches Bild nach Ritchie von Th. Hell. 274

Die Musikanten von Strathspey. Eine schottische Legende von J. F. Castelli. . . . 331

An die Lerche. Von Theophania. 338

Schlachtgesang. Von Schaller. 338

An meiner Mutter Grabe. Von Liebge. . . 340

Dante. Calderon Shakespeare. Göthe. Von W. v. Lüdemann. 342

Sängerliebe. Ballade. Von G. v. Deuern. . 348

Ich denke Dein. Von Amalia Krafft. . . . 351

Der leukadische Fels. Von Th. Hell. . . . 352

Nie! Von J. G. Trautscholb. 353

Reiseleben. Schattenspiel in 13 Bildern. Von A. Nobnagel. 357

Der Glaube. Von Caroline Lessing. . . 367

Pilsudra del. Pour Paul et Virginie

Camille

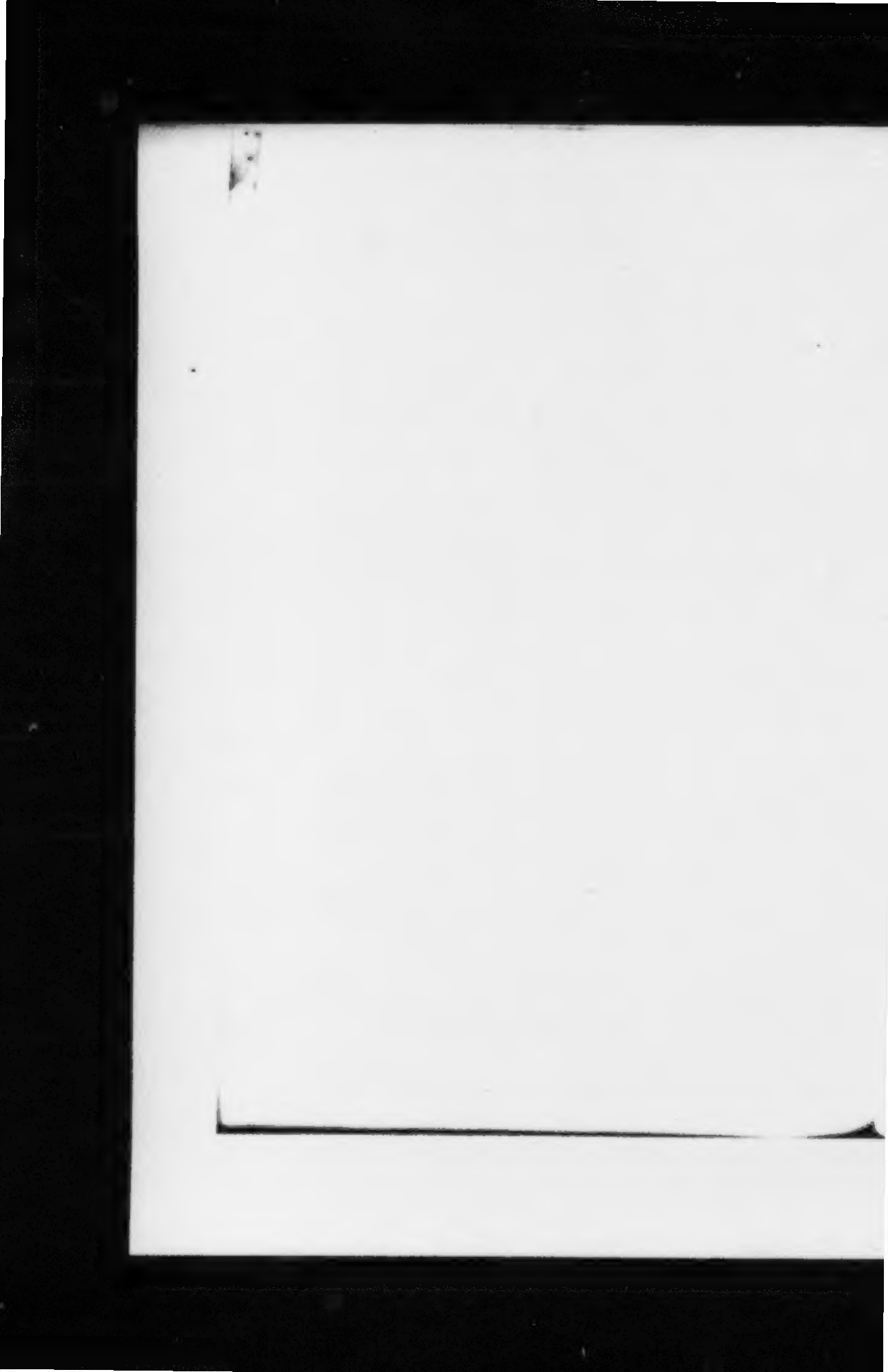

Raphaela.

(Zur Erklärung des Titelkupfers.)

Lieblich senkte sich der Abend
Auf die heit're Meeresfläche,
Daß der Schein der Abendröthe
Sich im sanften Kräuseln breche.
Zephyr hauchte durch Granaten
An der nahen Gartenlaube,
Und zu Festgewinden reifte
Chios volle Purpurtraube.

Sinnig in der milden Kühle
Nach des Sommertages Hitze
Ruht vor'm Hause Raphaela
Auf der Loggia weichem Sitze.
Wo sie meist dem Abendsterne
Ihre ersten Grüße bringt,
Und die schweifenden Gedanken
Mit der Hoffnung Hauch beschwingt.

Nicht mag nach Athen sie schauen,
Dessen Tochter sie geboren,
Wo der Vater an dem Hafen
Diesen Sommersitz erkoren,
Jenseits dieser Meeresbläue,
Wo die Inselberge ragen,
Fühlt ihr Geist in Lieb' und Sehnsucht
Sich vom Abend hingetragen.

Dort, weiß sie, ist er gelandet,
Der das Herz ihr hart entrissen;
Dort im Kreis der Pallikaren
Muß sie den Geliebten wissen,
Glorreich ist der Zug geendet,
Den zur See er hat begonnen,
Ruhm sich und dem Vaterlande
Hat er in dem Kampf gewonnen.

Ob er kommen wird? ob weilen?
Ob wie sonst mit gleichem Feuer
Hin zu Raphaelen fliegen,
Die ihm über Alles theuer? —
Oder ist sein Sinn gewendet
In dem wilden Kriegerleben,
Hat er für den Ruhm des Helden
Ruhm der Treue hingegeben?

Mit dem Feſtgewand geſchmücket
Als die Tochter des Archonten
Schaut ſie weit zum fernen Ufer,
Wo ſich oft die Blicke fanden,
Wenn mit raſchen Ruderſchlägen
Flog ſein Nachen ab vom Strande,
Daß er an dem Paradieſe
Seiner heißen Wünſche lande.

Roſen ſchlang ſie durch die Haare
Zu den Locken, zu den Schnüren,
Münzen ſollen neben Perlen
Reich den Schwanenhals ihr zieren,
Um das Antlitz verbreiten
Goldne Borden ihre Spangen,
Und es will die runden Hüften
Sanft der weiche Shawl umfangen.

Auf der Rechten ruht das Köpfchen,
Schwer bedränget von Gedanken;
Und die Finger ihrer Linken,
Die herab zum Schooße ſanken,
Halten noch vom letzten Strauße
Seine deutungsvollen Nelken,
Ob ſeitdem auch faſt die Armen
In den Blumenäſchen welken. —

Und noch tiefer ſinkt der Abend,
Und der Sterne Leuchten zünden
Sich ſchon an dem dunklen Himmel,
Nächt'ge Feier zu verkünden,
Und ſchon mahnt die treue Amme
In das Haus zurückzukehren;
Doch es zögert Raphaela,
Achtet nicht der weiſen Lehren.

Horch! — da rauſchen Ruderſchläge,
Und Geſang ertönt von weiten
Leis wie linde Schwanenbrüſte
Durch die lauen Wellen gleiten.
Näher kommt's! — Ein Kahn am Lande! —
Ihm enteilt der Pallikare! —
Und zum Tempel wird die Laube
Mit der Treue Hochaltare.

Th. Hell.

„Komm, Hack an den mann. Nein ist schwer
Ich finde nie nimmer und nimmermehr."

Faust von Goethe

Bilderchronik
der theatraliſchen Zeiterſcheinungen für 1832.

Die im vorigen Jahrgange unſers Taſchenbuchs begonnene Reihe von bildlichen Darſtellungen ſcheint nicht ohne Beifall geblieben zu ſeyn, und ſo ſetzen wir ſie denn im vorliegenden in der Art fort, wie wir ihre Tendenz bereits dort ausführlicher angegeben haben. Es kann aber für uns nichts erfreulicher ſeyn, als daß wir als erſte Zeiterſcheinung

Fauſt,
eine Tragödie
von Göthe,

anzuführen haben. Nachdem man lange vor dem Gedanken dieſen Rieſen-Torſo auch auf der Bühne zur Darſtellung zu bringen zurückgebebt war, wagte es zuerſt der nun verſtorbene Klingemann, der ſelbſt einmal es früher verſucht hatte, einen Schattenriß darnach für die Theater zu entwerfen, das Meiſterwerk des deutſchen Dichterfürſten ſelbſt in Braunſchweig mit einigen Auslaſſungen, Scenenverſetzungen und unbedeutenden Veränderungen darſtellen zu laſſen, und es gelang. Dadurch aufmerkſam gemacht, feierte nun die Dresdner und Leipziger Hofbühne, in einer ähnlichen von L. Tieck herrührenden Bearbeitung den 80. Geburtstag des Dichters, und ſeitdem ſind auch mehrere andre Bühnen in dieſelben Schranken mit mehr oder minderm Glücke getreten.

Die hier bildlich dargeſtellte Scene iſt nach der theatraliſchen Einrichtung die 7te des 4ten Aufzugs und Gretchens

Meine Ruh iſt hin,
Mein Herz iſt ſchwer;
Ich finde ſie nimmer
Und nimmermehr!

wird jedem Beſchauer ſogleich entgegentönen.

Pfeffer - Röſel.

Romane Schauze von Charlotte Birch-Pfeiffer

Pfeffer-Röſel,

oder

die Frankfurter Meſſe im Jahre 1297.

roßes romantiſches Schauſpiel in fünf Akten,

von Charlotte Birch-Pfeiffer.

Wir haben bereits in der vorjährigen Einleitung dieſer Gallerie bemerkt, daß dabei nicht blos die aus-zeichnetſten, ſondern auch die überhaupt für die gemäße Stimmung des Publikums berechnetſten, und er am öfterſten gegebenen Darſtellungen, berückſichtigt den ſollen, und müſſen uns ſogleich bei dem vorlie-den Kupferblatte darauf beziehen. Das Schauſpiel fferröſel, nach dem G. Döringſchen Roman Sonnenberg rbeitet, iſt mit dem verfloſſenen Jahre auf allen deut-n Bühnen heimiſch geworden, und hat die große Menge ezogen, während ſelbſt der gebildetere Kreis es nicht ſchmäht hat, an einigen anziehenden Situationen dar-Antheil zu nehmen. Beſonders iſt die Dargeſtellte ſten einer nur etwas talentvollen Darſtellerin der Titel-e nie ohne den größten Beifall geblieben, der ſich meiſt zum Hervorrufen geſteigert hat. Es iſt die 6te des n Aufzugs. Der Junker von Sonnenberg hat dem Strl-uer die verfängliche Urkunde durch Liſt abgewonnen, ß aber à la belle étoile im Schloßgarten campiren, er die Thür zu den Kaiſergemächern bei ſeiner Rück-r verſchloſſen findet. Pfefferröſel treibt die Ungeduld unbewußte Liebe zu dem Junker ſchon bei Zeiten

ebenfalls dahin, und sie erblickt, höchst überrascht, den schlafenden Junker. Was ist natürlicher, als daß sie ihn mit Liebe und — Neugierde betrachtet, und dabei bemerkt, daß ihm eine Kapsel zum halbgeöffneten Wams herauslugt. Da erwacht auch die Eifersucht, sie hält die Siegelkapsel des Dokuments — denn diese ist es — für die vom Bildnisse seiner Geliebten, und wer muß es nicht da für das Naturmädchen recht angemessen finden, daß sie endlich, nach einigem Kampfe mit jungfräulicher Scheu, sich doch endlich wieder leis dem Schlummernden nähert, „mit zwei Fingern die Kapsel faßt, und an derselben das Pergament mit herauszieht.“ Glücklicherweise bemerkt der Junker den Raub nicht und das arme Mädchen findet dadurch endlich noch Gelegenheit zur reichen Rittersfrau zu werden.

Die feindlichen Brüder.

Die feindlichen Brüder,

oder

der Doktor und der Apotheker.

Possenspiel in drei Aufzügen

von E. Raupach.

Wie Raupach in seinen Schleichhändlern den Walter-Scottianismus als Zeiterscheinung von seiner lächerlichen Seite betrachtete, so treibt er es hier, — und wo möglich noch toller — mit der Homöopathie und Allopathie. Diese beiden Systeme werden durch die beiden feindlichen Brüder repräsentirt. Schon im Titel liegt die witzige Anspielung auf den gleichen der Braut von Messina, und wie dort von keinem von beiden Freiern die Braut erreicht wird, und ihr dagegen doch beide blutsverwandt sind, dürfte bei der Braut, um der es sich hier handelt, es auch der Fall seyn. Ohne es zu ahnen, kommen nun die beiden Brüder Doktor und Apotheker in zwei neben einander gelegenen Zimmern eines Gasthofes zusammen, die blos durch eine Bretwand mit einer Communicationsthüre geschieden sind. Jeder hält seinen Nachbar, den er nicht kennt, für verrückt, und der Apotheker rückt besserer Sicherheit wegen den schweren Tisch vor jene Thüre. Der Doktor hat dagegen mehr Muth, ergreift das Licht und will den Nachbar wenigstens sehen.

„In dem Augenblicke nun, wo der Apotheker den Tisch vor die Thüre stellt und darüber gebückt ist, öffnet der Doktor diese, so daß sie einander ansichtig werden. Der Apotheker prallt zurück, wirft mit dem Arme das Licht vom Tische, so daß es auslöscht, und ruft: Zacharias! Der Doktor aber läßt sein Licht fallen, das ebenfalls auslöscht, und schreit: Benedikt! — Scene 7 des 2ten Akts.

Der Templer und die Judin

Oper von Mehlbrink. Musik von Marschner

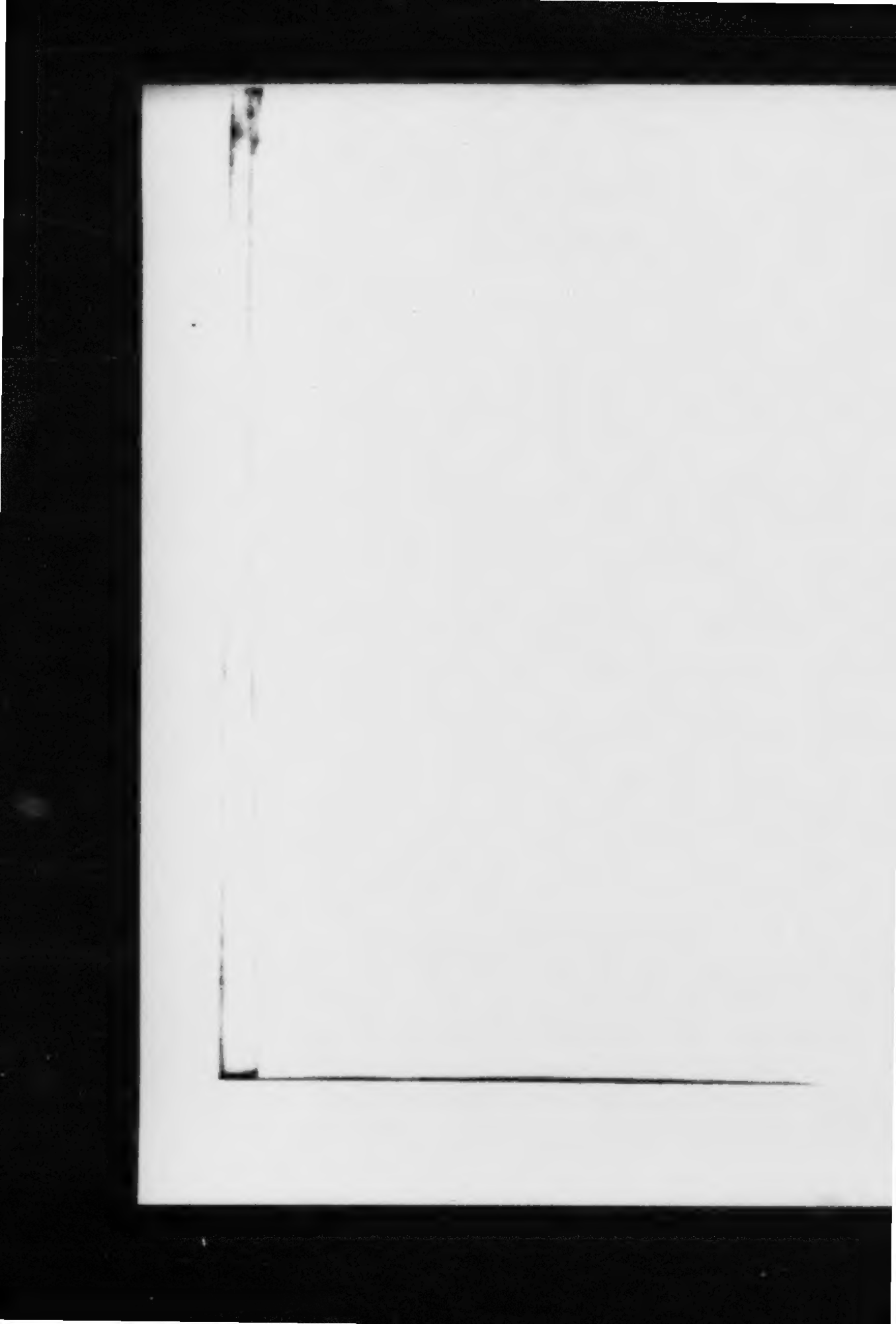

Der Templer und die Jüdin.

Romantiſche Oper in drei Aufzügen von Wohlbrück. Muſik von Marſchner.

Dieſer mit ausgezeichnetem Beifalle auf den vorzüglichſten Theatern Deutſchlands aufgenommenen Oper, liegt der Scottiſche Roman Ivanhöe zum Grunde, und fleißige Leſer des großen Schotten werden die Scene, welche unſer Kupferſtich darſtellt, beim erſten Anblicke bereits erkennen. Für Minderkundige fügen wir nur hinzu, daß der Templer Brian de Bois Guilbert die ſchöne Judentochter Rebekka, nachdem er ſie bei der Wegelagerung erbeutet, auf ſeine Burg gebracht hatte, und in der 6ten Scene des zweiten Akts ſich ihr als Templer zu erkennen giebt. Vergebens ſind aber Bitten wie Drohungen, das edle Mädchen zur Liebe für ihn zu bewegen. Da dringt er auf ſie ein, ſie zu umarmen. Sie aber ſtößt ihn mit den Worten zurück:

„Zurück, Verräther! Ha! ich trotze Dir!
Gelobt ſey Gott! Er zeigt den Ausweg mir!“

Sie eilt zum Altane, und indem ſie auf die äußerſte Mauer deſſelben tritt, ruft ſie dem Staunenden zu:

„Ein Sprung, und ich bin frei!“

Andromache.

(Hierzu das Kupferblatt nach Pöhacker von Brückner.)

Hektor schied! — Doch eh' die Waffenhalle
Noch verließ sein rascher Männerschritt,
Bei der Waffen erzgeprüftem Schalle,
Von der Mutter Brust der Knabe glitt,
Und ihm nach will er nun selbst auch eilen,
Bitten ihn mit kindlicher Gewalt,
Daß er bei den Laren möge weilen
In des Hauses treuem Aufenthalt.

Rückwärts schauet Hektor auf den Knaben,
Den die Mutter sanft zurück doch hält,
Mehr als alles, was die Götter gaben,
Liebt Astyanax der Trojer Held,
Zögernd steht er — seine Augen weilen
Auf dem Kinde, das ihr Arm umschlingt,
Pflicht und Neigung, die das Herz ihm theilen —
Kampf, der tief ihm in das Inn're dringt!

Und mit Thränen in den Augen zeiget
Auf den Knaben sie, den theuern Sohn. —
Immer noch weilt Hektor — und es neiget
Sich der Krieger zu dem Vater schon —
Horch! da tönt der Tuba Kriegsgeschmetter —
Troja ruft! — Das Vaterland gebeut! —
„Lebet wohl! — ich folg' Euch, ew'ge Götter!
Diesen Streit entscheidet dort der Streit!"

Th. Hell.

Endell del.

Asanasja.

Erzählung von L. von Sacher-Masoch

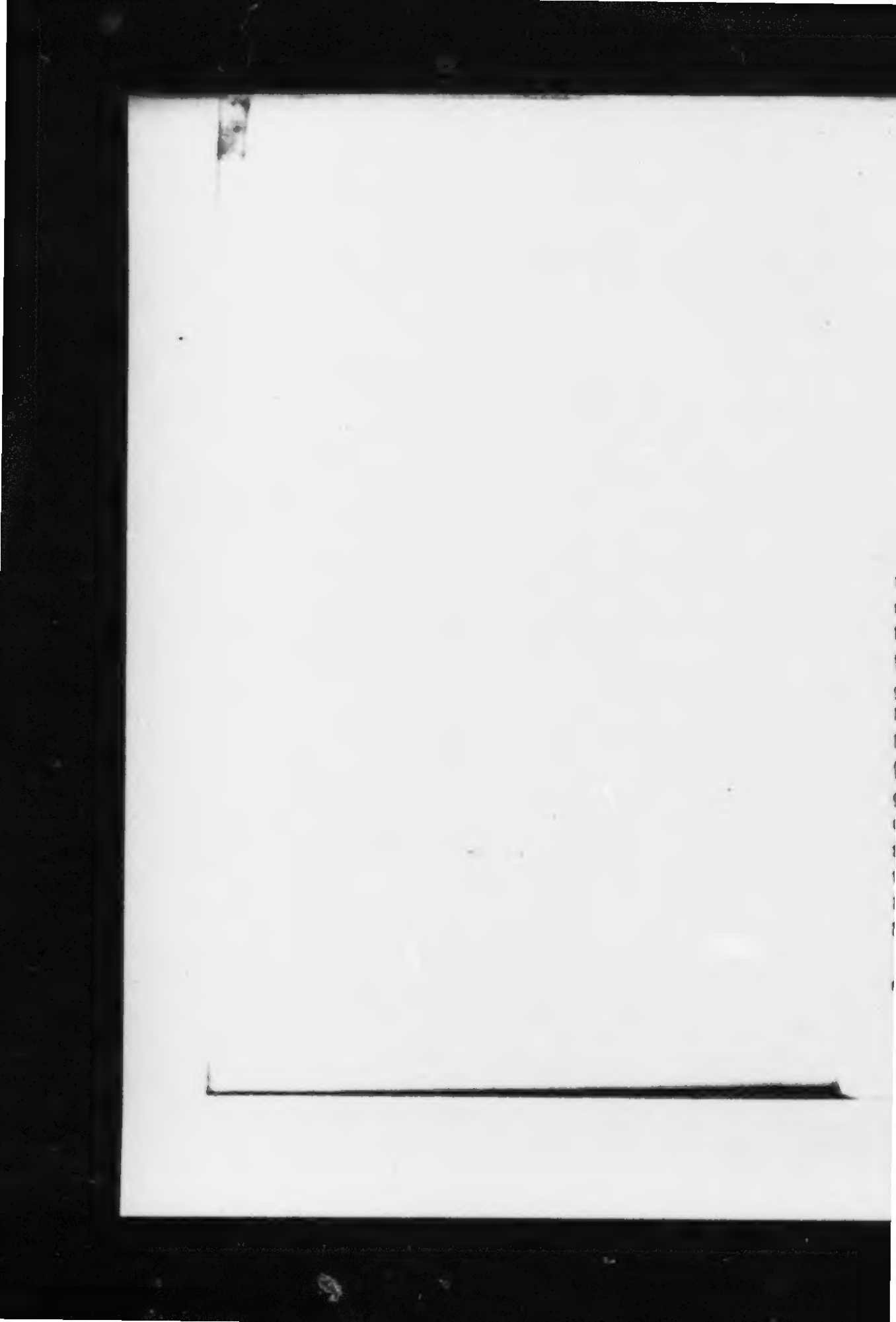

Afanasja.

Erzählung von A. v. Sartorius.

Die ſpäte Abendſonne eines nordiſchen Frühlingstags vergoldete mit ihrem Schimmer die Paläſte der ruſſiſchen Kaiſerſtadt, als ein junger Fremder durch die weiten Straßen und prächtigen Kays hinwandelte, ſich an dem ſchönen Anblick ſo vieler großartigen und geſchmackvollen Gebäude erfreuend. Er war endlich bis zu dem Petersplatze gelangt und ſtand jetzt vor dem herrlichen Standbilde des großen Kaiſers und ſchauete daſſelbe mit Blicken an, in welchen ſich Vergnügen und künſtleriſcher Antheil malten, während er, den Anblick des Kunſtwerks recht zu genießen, mehrmals den Standpunkt wechſelte, und das Auge von Zeit zu Zeit über den weiten Platz ſchweifen ließ, der mit ſeinen Umgebungen und Bauwerken in der ſchönſten Beleuchtung ſich darſtellte.

Die Kleidung des jungen Mannes war höchſt einfach, und faſt unſcheinbar, aber ſeine Geſtalt war

anziehend, seine Züge edel und ausdrucksvoll, und in den großen dunklen Augen strahlte ein Feuer, welches von der Regsamkeit eines lebendigen, für alles Schöne und Große rasch erglühenden Geistes sprach. —

Ein Bewohner der Hauptstadt, ein Deutscher, hatte schon eine Zeitlang den Fremden beobachtet und sich ihm mehrmals zu nähern gesucht, ohne jedoch von ihm bemerkt worden zu seyn. Als derselbe aber jetzt, wie es in lebhafter Regung wohl zu geschehen pflegt, in halblautem Selbstgespräch einige Ausrufungsworte in deutscher Sprache ertönen ließ, da hielt sich Jener nicht länger zurück, und mit freudestrahlendem Blick ihm ganz nahe tretend, rief er aus:

„So hab' ich mich doch nicht getäuscht, und sehe wirklich und wahrhaft meinen lieben Schulkameraden Ewald von Nieblingen vor mir!?"

„Freund Bastian!" erwiederte der Erste, indem er mit frohem Erstaunen in die Züge des Sprechenden schaute. „Welch' angenehme Ueberraschung! Wie führt das Schicksal uns hier zusammen! Und in wie stattlicher Gestalt seh' ich den Jugendfreund mir gegenüber!"

Er ließ bei diesen Worten den Blick über die wohlbehaltene Figur des Freundes und dessen feinen, ausgewählten Anzug gleiten, während ein leichtes Erröthen, vielleicht der Erinnerung an seine dürftige Erscheinung angehörend, über seine Züge flog.

„Ich bin zufrieden mit meiner Lage," entgegnete

der Andere, indem er mit Treuherzigkeit des jungen Mannes Hand ergriff, „habe mein reichliches Auskommen, und würde diese Stunde segnen, könnt' ich so glücklich seyn — Dir — Ihnen auf irgend eine Weise gefällig zu werden!"

„Ohne Umstände, guter Bastian," lachte der Fremde. „Nenne mich Du, wie ehedem! Kennen wir doch einander schon seit dem Flügelkleide, und ich würde, schmückten mich auch Stern und Fürstenhut, den Genossen meiner Jugendtage, ist er nur sonst ein Biedermann, nicht verläugnen! Um so weniger, da Du mich noch eben so, als da wir noch neben einander auf der Schulbank saßen, vor Dir siehest, um nichts als einige trübe Erinnerungen und getäuschte Hoffnungen reicher, denn damals."

Es lagerte bei diesen Worten sich ein leichtes Unmuthswölkchen auf der Stirn des jungen Mannes. Aber der Andere nahm den Arm des Freundes in den Seinigen, und ihn mit sich fortziehend, rief er mit komischer Jovialität:

„Komm, komm! — Ein so herrliches Wiedersehen muß auf andere Weise gefeiert werden, als hier auf offner Straße! Wir müssen vor allen Dingen ein Gläschen trinken, bevor wir einander erzählen! Das frischt am Besten die alten Erinnerungen wieder auf!" —

Bald saßen Beide in einem artigen Cabinet eines sehr anständigen Wirthshauses einander gegenüber, wo ein gewähltes Abendessen und guter Wein die Sinne

erfreute, die Erinnerungen aber aus der Knabenzeit beides mit ihrem Zauber würzten.

„Viel, Brüderchen," nahm Bastian im Laufe des Gespräches das Wort, „ist, wie ja schon unser Rektor mir prophezeite, wenn er dahinter kam, daß Du für mich die Exercitia gemacht, nicht aus mir geworden, aber das Wenige ist wenigstens nicht schlecht! Ich reiste, während Du auf der Hochschule warst, im Dienste eines reichen Ausländers, mit diesem in der Welt umher, und gerieth nach mancherlei Abwechselungen hieher. Mein Bischen französisch, das ich auf Reisen gelernt, verbunden mit etwas Gewandheit und Mutterwitz, halfen mir weiter, und ich bekleide jetzt die Stelle des ersten Kammerdieners bei der Fürstinn Helene von Czerbutin, einer der reichsten, vornehmsten und schönsten Damen am Hofe der Kaiserinn Catharina, die Gott erhalten wolle!"

„Sie lebe!" tönte die Antwort, „und gönne auch mir ein Bleiben in ihrem weiten Reich sammt einem Stückchen ehrlich erworbenen Brodes!" und die Gläser klangen im fröhlichen Toast.

„Es wird Dir nun," fuhr Ewald im Verlauf fernerer Mittheilungen fort, „bereits klar geworden seyn, daß ich Einer von den Tausenden unserer Landsleute bin, welche hieher gekommen, um, wie man zu sagen pflegt, ihr Glück zu machen. Mein Vater starb, als ich eben meine Studien vollendet, und bei der Stiefmutter mocht' ich um so weniger weilen, als sie mir es täglich zum Vorwurf machte, daß ich statt

des theologiſchen Faches, wozu ſie mich beſtimmte, dem innern Hang folgend, das, ihrer Anſicht nach, brodloſe Studium der Baukunſt ergriff. Freilich auch, bot in unſerm kleinen Ländchen ſich wenig Ausſicht für mich dar, und ſo entſchloß ich mich denn, ermuthigt durch die Schilderungen eines kürzlich aus Rußland kommenden Univerſitäts-Freundes, im Auslande mein Fortkommen zu ſuchen. Ich machte meine wenige Habe zu Gelde, überließ meinen Antheil an dem geringen väterlichen Nachlaß den Schweſtern, und pilgerte getroſt, mit einigen Empfehlungsſchreiben verſehen, der Newa zu, wo, den Verſicherungen jenes Freundes zufolge, für einen Künſtler meines Gepräges ſich goldne Berge ſollten finden laſſen!"

„Mitunter gewiß," lächelte Baſtian, „vorausgeſetzt, daß er der Mann dazu iſt. Doch laß vor allen Dingen jede Sorge um Deine Zukunft für jetzt beſeitigt bleiben, und nimm, während ich mich auf meine Weiſe mit Deinem Glücke beſchäftige, indeſſen unter meinem Dache mit dem vorlieb, was die Freundſchaft Dir zu bieten vermag."

Ewald ſchlug gerührt und dankbar in die dargebotene Rechte des Jugendfreundes, und noch am nämlichen Abend wanderte ſein leichtes Köfferchen, aus dem Gaſthofe in die Wohnung des erſten Kammerdieners der Fürſtinn Helene von Czerbutin, die ſich in einem Nebenflügel des weitläuftigen Palaſtes dieſer Dame befand, wo ein mit allen Bequemlichkei-

ten versehenes und geschmackvoll verziertes Zimmer den Fremdling aufnahm.

Ewald von Miedlingen stammte aus einer alten, aber in ihren Glücksumständen gänzlich zurückgekommenen Familie. Sein Vater, der in dem Militairdienst eines größern Nachbarstaates gestanden, genoß die Begünstigung, den Invaliden-Gehalt, der ihm in frühem Grade war zu Theil geworden, in seinem Vaterstädtchen verzehren zu dürfen, und da dieses zugleich die Residenz des Landesfürsten war, des Lieutenants dürftige Lage ihm aber nicht gestattete, den Hof zu besuchen, so lebte er hier in der vergessenen Dunkelheit, welche unter ähnlichen Umständen ein gewöhnliches Loos ist. Unser Jüngling wuchs in einer eng beschränkten, aber ruhigen Häuslichkeit auf, deren Frieden nur in den letzten Jahren durch den unfreundlichen Sinn einer Stiefmutter getrübt wurde. Wir sehen ihn schon auf der Schulbank als einen eben so fähigen, als lernbegierigen Knaben, dem es Lust war, die Aufgaben für die Nachlässigen und Trägen unter den Spielgenossen zu fertigen, und wissen bereits, wie diese Opfer der Knabenfreundschaft dem Jüngling Zinsen trugen, als er voll glühender Begier die Welt zu sehen und im Vertrauen auf Wissen und Tüchtigkeit, sich in der Hauptstadt der nordischen Monarchinn befand, deren glanzvolle Regentenlaufbahn sich damals auf dem Gipfel der Macht und des Ansehns befand.

Bastian, der sich der Liebhaberei der vornehmen Russen an allem südländischen, zu Gefallen, hier Bastiani nannte, hielt, wozu er sich verpflichtet hatte und mehr noch. Nachdem der Freund seine Empfehlungsschreiben abgegeben, und zwar überall den artigsten Empfang gefunden und Versicherungen von Protection und Berücksichtigung im Ueberfluß empfangen hatte, denen jedoch im Verlauf mehrerer Wochen nichts folgte, und als überhaupt sich keine nahe Aussicht zu einem erwünschten Fortkommen für denselben zeigen wollte, trat er mit dem Vorschlag hervor, ihn seiner Fürstinn vorzustellen, welche längst gewünscht habe, einen bauverständigen Ausländer für den Anbau auf ihren weitläuftigen Besitzungen und für die Verschönerungen derselben in ihren Dienst zu nehmen. —

Wirklich fand sich Ewald, welcher für angemessen erachtet hatte, den väterlichen Namen und angebornen Stand einstweilen bei Seite zu setzen und den Taufnamen zum Eigennamen umzuwandeln, bald darauf im Vorzimmer der Fürstinn Helene ein, in der Absicht, sich ihr vorzustellen. Hatte früher schon der großartige Palast, den sie bewohnte, sammt der zahlreichen Dienerschaft, womit er, so zu sagen, bevölkert war, sein Erstaunen erregt, so geschahe dies nicht minder bei dem Anblick der großen und glänzenden Versammlung, welche er hier fand, und welche theils

zur Umgebung der Fürstinn gehörte, theils, gleich ihm, die Stunde der Aufwartung erwartete. Um so bänglicher schlug ihm das Herz, als nach kurzem Harren Bastiani, aus den innern Gemächern tretend, ihm heran winkte, und er diesem folgend, in ein feenhaft geschmücktes Cabinet trat, in welchem die Gebieterinn dieser Räume thronte. Sie selbst eine junonische Gestalt, deren hohe Schönheit der volle Lebenssommer, worin sie stand, nur üppiger schien entfaltet zu haben, saß auf einem Polsterschemel von zierlichen Nymphen umgeben, deren Eine die glänzend schwarzen Flechten, welche mit den Spitzen den Boden berührten, mit duftenden Salben zu durchkämmen beschäftigt war. Ein weiter Mantel von weißer Seide umfloß den stolzen Wuchs mit reichen Falten, aus denen nur das Spiel schön geformter zarter Hände und ein reizender Fuß in Silberpantoffeln sichtbar war. Der etwas gesenkte Kopf, nur zur Hälfte dem Eintretenden sichtbar, zeigte ein griechisches Profil von edler Schönheit, aber ernstem, fast zu strengem Ausdruck, und die Augen, von langen, dunklen Wimpern tief beschattet, blickten regungslos zu Boden. — Er hatte Zeit, dies Alles wahrzunehmen, denn hohe Wandspiegel gaben von allen Seiten diese Gruppe zurück, und ließen, wohin er auch sein Auge wenden mochte, ihn den neugierig schlauen Blicken der Mädchen begegnen, deren Zielscheibe er war.

Endlich blickte die Fürstinn mit einer raschen und stolzen Kopfbewegung auf, und die dunkelglühenden

Sterne auf unſern Fremdling wendend, blitzte ſie ihn mit denſelben ſo durchbohrend an, als wolle ſie im innerſten Grunde ſeiner Seele leſen.

„Sie ſind ein Baukundiger!“ ſprach ſie hierauf mit gebieteriſcher Kälte, „ein Deutſcher, und wünſchen in meine Dienſte zu treten! — Baſtiani empfahl mir Sie, und was er von Ihren Zeichnungen mir vorgelegt, ſcheint für Ihr Talent zu ſprechen, und hat meinen Beifall. Sind Sie daher mit den Bedingungen zufrieden, die mein Hausmeiſter Ihnen eröffnen wird, ſo mögen Sie von heut an, Sich als zu meinem Hauſe gehörend, betrachten!“

Ein faſt unmerkliches Kopfneigen ſchloß dieſe Rede, und war zugleich ein Zeichen der Entlaſſung, nach welchem die Fürſtinn ihre vorige, kalt gleichgültige Stellung wieder annahm.

So wenig verſprechend indeß dieſer Empfang auch ſchien, ſo fand Ewald doch Urſache, mit den Bedingungen ſeines Engagements, als dieſe ihm bekannt wurden, zufrieden zu ſeyn. Sie waren aufs Freigebigſte geſtellt, und übertrafen bei weitem des jungen Mannes beſcheidene Erwartungen. — Auch machte ſich ihm kein drückendes Verhältniß der Abhängigkeit fühlbar, denn er war faſt unumſchränkt Herr ſeiner Zeit und hatte blos die Obliegenheit, ſich mit den, mit vieler Genauigkeit aufgenommenen Abriſſen von den Beſitzungen der Fürſtinn bekannt zu machen, um, wenn Sie es verlangte, mit ihr darüber zu ſprechen und Verbeſſerungen und neue Anlagen, die ſie fort-

während im Sinn hatte, zu leiten und zu berechnen. Er hatte, da ihm hierdurch Gelegenheit ward, sie öfters und ohne Zwang zu sehen, Veranlassung genug, ihren viel umfassenden, mit reichen Kenntnissen ausgestatteten Geist zu bewundern, zugleich aber auch den Ernst und die Strenge ihres Charakters, die bis zu unweiblicher Schroffheit ging, und mit einem wahrhaft orientalischem Stolz vergesellschaftet war, kennen zu lernen. — Ebenso mußte er über die großartige, auf unerschütterlichem Reichthum beruhende Sorglosigkeit erstaunen, welche der Fürstinn in Beziehung auf Vermögens-Angelegenheiten eigen war, indem wirklich die glänzende Freigebigkeit, womit sie zahlte, so wie die wahrhaft königliche Großmuth, womit sie schenkte, den innern Aufwand ihres Hauses noch übertraf, und auf einen Wohlstand schließen ließ, der auch bei der leichtsinnigsten Verschwendung während eines Menschenalters nicht zu erschöpfen war.

Waren nun Wahrnehmungen solcher Art befremdend für den jungen Mann, so machte, was er über Helenens frühere Geschichte durch Bastianis vertraute Mittheilungen erfuhr, nicht minder seine Aufmerksamkeit rege.

Die Fürstinn, so erzählte dieser einst dem Freunde, einer alten und stolzen Familie entstammend, war, den Kinderjahren kaum entwachsen, dem schon bejahrten Fürsten von Czerbutin vermählt worden. Ein Bündniß, woraus sie nach ein Paar Jahren unabhängig, kinderlos, und im Besitz eines ungemessenen

Reichthums zurück blieb; Umstände, neben denen es in der That kaum noch der glänzenden Vorzüge bedurft hätte, womit die Natur sie freigebig ausgestattet, um die Aufmerksamkeit der Welt und des Hofes in ausgezeichnetem Grade auf sie zu ziehen. Insonderheit war es die Kaiserinn Catharina, welche die Fürstinn Helene fast vor allen Frauen ihres Hofes mit ihrer Gunst beehrte, in einem Grade, welcher oft ahnen ließ, sie sehe eine Geistesverwandte in der stolzen, hochbegabten Frau. Wirklich schien, trotz der nicht ganz unbedeutenden Verschiedenheit ihres Alters, eine Sympathie des Geschmacks und der Neigungen zwischen beiden Damen obzuwalten, welche wohl eine dauerhafte Freundschaft hätte hoffen lassen. Gleichwohl war dieses nicht der Fall und man sahe plötzlich eine Kälte zwischen Beiden eintreten, deren eigentliche Ursache stets ein Geheimniß blieb, wie vielfältig man sich auch in Muthmaßungen darüber erschöpfte.

Helene wußte den Verdruß hierüber geschickt durch eine Reise zu verschleiern, welche sie länger als ein Jahr von der Hauptstadt entfernt hielt. Als sie zurück kam, wußte sie eine nicht minder stolze Stellung zu behaupten denn zuvor, ja es schien ihr, wie sie jetzt war, schöner, geistreicher, prachtliebender denn je, gewissermaßen Vergnügen zu machen, der Ungnade der mächtigsten Frau in der Welt Trotz zu bieten, und ihr feindlich gegenüber zu stehen; wohl geeignet, wie sie sich fühlte, in Hinsicht auf Geist,

Verſtand, Hochſinn und Freigebigkeit, ſelbſt mit einer Catharina in die Schranken treten zu können.

Sonderbarer Weiſe aber, ſo ſetzte Baſtiani am Schluſſe hinzu, ſchien die Großmuth der Monarchinn, Helenens Trotz noch zu überbieten, denn wie ſchroff und ungeziemend die Letztere ihr zum öfteren auch entgegentrat, ſo war doch ein kaltes, faſt bemitleidendes Lächeln Alles, womit ſie dergleichen jemals geſtraft hat. Vielleicht war die Erinnerung an die vormalige Freundſchaft ihr zu werth, als daß ſie ſich hätte entſchließen können, der einſt geliebten Freundinn wehe zu thun, wenn nicht, wie Manche behaupten wollen, eine genaue Kenntniß von Helenens Charakter ihr die Ueberzeugung gewährte, daß gerade dieſe verzeihende und bemitleidende Milde eben die empfindlichſte Kränkung für die heftige und ſtolze Gegnerinn war.

So waren mehrere Wochen verſtrichen, und ſchon begann das müßige Palaſtleben unſern jungen Freund allmählig zu langweilen, als ihn der Auftrag überraſchte, ſich nach Moskau zu begeben, wo einige an den dortigen Beſitzungen der Fürſtinn nothwendig gewordene Einrichtungen die Anordnung und Leitung eines ſachkundigen Mannes forderten.

„Du wirſt," ſagte Baſtiani, als er den Freund beim Abſchied umarmte, „dort vielleicht nicht lange allein bleiben. Helene iſt, wie ich aus ſichern Quel-

len weiß, ihrer Stellung am Hofe allmählig überdrüßig geworden, und denkt, ſich zurückzuziehen. Wahrſcheinlich wird ſie dann die ſüdliche Hauptſtadt, als den ihrer Geſinnung und Stimmung am Beſten zuſagenden Aufenthalt, zum Wohnort wählen, und ſo ſcheid' ich mit der Hoffnung von Dir, daß wir einander bald wiederſehen!"

In Moskau angelangt, trat der Geſammt-Eindruck, welchen die rieſenhafte Stadt auf Jeden machen mußte, der ſie ſahe, ehe ihre mit nichts zu vergleichende Eigenthümlichkeit in den Opferflammen für Europas Freiheit unterging — unſerm jungen Mann faſt überwältigend entgegen. Dieſes Chaos von bunt durch einander geworfenen Paläſten und elenden Hütten, die zahlloſen Kirchen, deren viele wunderlich geformte Thürme wieder eine zweite, in der Luft ſchwebende Stadt zu bilden ſchienen; das Gewühl einer ungeheuren Bevölkerung mit der Menge fremdartiger Geſtalten, den verſchiedenen Völkerſchaften angehörend, — das Alles verſetzte ihn in eine ſonderbare Betäubung, worin er die Märchenbilder ſeiner Kindheit jetzt glaubte verwirklicht und ins Leben getreten zu ſchauen.

Der Palaſt der Fürſtinn Helene war ein herrlicher, koloſſaler Bau im edelſten Geſchmack und von außerordentlichem Umfange. Der Vater des verſtorbenen Fürſten hatte den Bau begonnen, ſeit deſſen Tode war er liegen geblieben und ſchon überzog das Grau der Verwitterung den herrlichen Marmor, und

Vögel nisteten in dem Schnitzwerk der Säulenschäfte. Nur ein Nebenflügel war vollendet, und hier hauſete, obgleich die Beſitzerinn ſeit Jahren nicht hingekommen, ein eben ſo großer Schwarm von Dienern und Hausbeamten, als ſie in Petersburg umgab.

Ewalds Geſchäfte hätten ihm Muße genug gelaſſen, ſich den Zerſtreuungen hinzugeben, welche zu jener Zeit auch hier die Unterhaltung der gebildeten Klaſſen ausmachten. Gleichwohl zog er es vor, ſich während der herrlichen Sommertage in den entzückenden Umgebungen der alten Czarenſtadt zu ergehen, indem er bald dieſen, bald jenen ausgezeichneten Punkt zum Ziel ſeiner täglichen Wanderungen wählte. Bald jedoch waren dies vorzugsweiſe die ſchönen und großartigen Parkanlagen des Grafen Scheremetjeff, welche zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptſtadt gehörend, ſo häufig von Fremden und Einheimiſchen beſucht wurden. Wirklich fand ſich hier Alles vereinigt, was dem Freund der Natur und ſchöner Gartenkunſt erfreulich anſprechen und den eigenſinnigſten Geſchmack befriedigen konnte. Und gleichwohl war es nicht dies, was unſern Fremdling zum öftern, ja zuletzt täglich dort hinzog; vielmehr lockte ein Zauber anderer Art ihn in die weniger beſuchten Parthieen des Gartens, für welche augenſcheinlich die Kunſt am wenigſten, die Natur aber deſto mehr gethan. Denn hohe, uralte Ulmen und Buchen bildeten hier ein liebliches Luſtwäldchen, in deſſen Schatten täglich gegen Abend zwei Damen luſtwandelten, welche gefliſſentlich die

Einſamkeit zu ſuchen, und dem gewöhnlichen Spaziergänger-Troß, ſo wie den Blicken der Fremden auszuweichen ſchienen. Und wohl würden ſie ſolche auf ſich gezogen haben, denn die Jüngere von ihnen — ſie waren vermuthlich Mutter und Tochter, — war von ſo unausſprechlichem Liebreiz, daß Ewald nichts Holderes jemals glaubte geſehen zu haben. Sie mochte kaum 15 Jahre zählen und ihre zarte Geſtalt hätte faſt noch auf weniger ſchließen laſſen. Nichts war dem reinen Ebenmaaß ihrer Formen, noch der Anmuth zu vergleichen, die über ihr ganzes Weſen ausgegoſſen war, und welcher ſelbſt die verlegene Scheu, worin der Blick und Gruß eines fremden Mannes ſie ganz augenſcheinlich verſetzte, keinen Eintrag zu thun vermochte, ja eher dieſelbe noch erhöhete. Als endlich bei dem täglichen Begegnen eine zarte Purpurgluth die Wangen des lieblichen Mädchens färbte, als er bemerkte, wie ſchon von Ferne bei ſeinem Anblick ihr ſchüchternes Auge den Boden ſuchte, da ward ſein Wunſch, die holde Erſcheinung immer wieder zu ſehen, um ſo lebhafter, und ward endlich zum tiefen, innigen Verlangen, dem in Kurzem auch die Freude des bloßen Anblicks und eines flüchtigen Grußes nicht mehr zu genügen vermochte. Der Zufall, faſt immer der Verbündete keimender Neigung, ließ ſich auch dieſesmal nicht unerbittlich finden, eine Veranlaſſung herbeizuführen, wo unſer Fremdling, ohne eine Unſchicklichkeit zu begehen, ſich geſtatten durfte, die Damen anzureden; — und daß dieſer erſten Unterhaltung

mehrere folgten, daß man sich, wiewohl ohne Verabredung, täglich hier zum gemeinschaftlichen Spaziergang zusammenfand, wobei die ältere Dame es über sich nahm, den jungen Mann mit manchen schönen Parthieen des reizenden Gartens, die er bisher übersehen, indem er galant versicherte, diese bis dahin für die Schönste gehalten zu haben, bekannt zu machen, — dies Alles möge hier nur in kurzer Andeutung erwähnt werden. Ewald hatte nach und nach aus den Mittheilungen der ältern Dame erfahren, daß sie die Wittwe eines in Moskau angestellt gewesenen, evangelischen Predigers sey. Eine Genferinn von Geburt, war sie in ihrer Jugend Erzieherinn in einem sehr vornehmen russischen Hause gewesen, von woher auch Name und Person der Fürstinn Helene (denn er hatte ohne Rückhalt seine Verhältnisse erwähnt) ihr nicht unbekannt zu seyn schienen. Jetzt lebte Madam Woltmar auf einem kleinen Landhause ganz nahe an dem gräflichen Park, in tiefer Zurückgezogenheit von der Welt, und ausschließlich mit der Erziehung der lieblichen Tochter beschäftigt, welche, ihre Blicke sagten es mehr noch, als ihre Worte, fortan ihr ganzes Glück ausmachte.

Daß den Unterhaltungen im Park bald darauf Ewalds persönliche Aufwartung im Hause der Wittwe folgte, konnte nicht zudringlich scheinen; auch fand er sich mit Artigkeit aufgenommen, und hatte am Schlusse seines Besuchs sich der Aufforderung, ihn

bald zu wiederholen, zu erfreuen, eine Gunſt, welche zu benutzen er nicht lange ſäumte.

Ewalds herzgewinnende Perſönlichkeit, ſeine Beſcheidenheit und ſeine Unterhaltungsgabe, verbunden mit jenem ſanft ſchwärmeriſchen Zuge, der an Männern von Geiſt und Bildung die Herzen der Frauen immer ſo unwiderſtehlich anzieht, hatten ihm bald auch das Wohlwollen der Madame Woltmar zugeeignet, und nicht lange, ſo war aus dem nicht ungern geſehenen Gaſt ein werther Hausfreund geworden, deſſen Umgang die einſamen Stunden der beiden Damen mit einem — Afanasja's holde Augen legten Zeugniß davon ab — ganz neuen Reiz belebte. Er las ihnen vor, muſicirte, gab auf Spaziergängen Afanasja Unterricht in der Pflanzenkunde, und was der Beſchäftigungen mehr waren, worin die wachſende Neigung ſich ſo gern zu verhüllen pflegt. Auch gaben Beide ſich ihrem Zauber hin; Afanasja bewußtlos in zarter Mädchenhaftigkeit und unſchuldigem, unverkünſteltem Gefühl; Ewald mit dem Bewußtſeyn ſeiner Wünſche, der ſchüchtern genährten Hoffnung künftiger Erfüllung, und hoch beſeligt von dem Glücke, welches in der traulichen Nähe der Geliebten unter tauſend kleinen Zeichen ihrer Gunſt, — wie ſehr auch Beider Umgang, von der ſorgfältigen Mutter ſtreng bewacht, ſich ſtets nur in den gewöhnlichen Formen bewegte — ihm täglich zu Theil wurde.

So waren Wochen und Monate verſtrichen, faſt unvermerkt für die Liebenden, und ſchon verkündigten

rauhere Lüfte die Annäherung der ſtrengen Jahreszeit, die Beider Umgang mehr und mehr auf den Aufenthalt im Zimmer beſchränkte. Da geſchahe es einſtens, daß in einem freien Augenblick Ewalds volles Herz auf ſeine Lippen trat, und Beide das Geheimniß ihrer Gefühle und die Schwüre eines ewigen Bündniſſes mit einander tauſchten. Es war nur ein flüchtiger Augenblick, aber voll unausſprechlicher Seligkeit, fähig mit ſeinem Glanze beider Leben bis zum Abend ihrer Tage zu erhellen. Trunken von ſeinem Glück, und mit ſeligen Zukunftsträumen beſchäftigt, wandelte er, als er an dieſem Abend von der Geliebten ſchied, noch lange in den mondbeleuchteten Gängen des weiten Parks umher, und langte erſt ſpät in der Nacht in ſeiner Wohnung an. Da fand er einen Brief Baſtiani's, der unter andern folgende Mittheilung enthielt:

„Helenens Vorſatz, den Winter in Moskau zuzubringen, iſt ſo gut als aufgegeben. Sie hat während der letztern Zeit dem Hofe ſich mehr als jemals genähert. Eine völlige Ausſöhnung dürfte erfolgen, mit ihr vielleicht eine ſehr überraſchende Wendung in der Lage der Fürſtinn.“

Zugleich enthielt der Brief wichtige Geſchäftsaufträge, deren Beſorgung Ewalden für den nächſten Tag vollauf zu thun gab, ſo daß es unmöglich ward, zu der gewohnten Stunde zu der Geliebten hinaus zu eilen. Doch hoffte er, noch ſpät am Abend hierzu noch einige Augenblicke zu gewinnen, als Madame

Woltmars alter Diener betreten und wortlos in sein Zimmer trat, und ein Briefchen in seine Hände legte, des Inhalts:

„Wenn Sie, mein junger Freund, diese Zeilen erhalten, bin ich aus den Umgebungen entfernt, welche Ihr freundlicher Zuspruch während der letztern Zeit mir so wohlthuend verschönert hat. Unendlich weh thut es meinem Herzen! Am mehrsten diese Heimlichkeit, mit der es geschieht. Doch folge ich mit beiden einer gebieterischen Nothwendigkeit, die mich von hier ruft. Vergebung, guter Ewald, wenn mein Leben, das so klar und einfach dazuliegen schien, Ihnen mit einemmal verworren und räthselhaft erscheint, und — so gern ich auch möchte, so verbieten doch Pflichten besonderer Art, mir den Schleier von diesen Räthseln abzuziehen. Nur so viel möge zur Rechtfertigung meiner schnellen Abreise dienen: Ich hänge sammt Afanasja von dem Willen der Fürstinn Helene von Czerbutin ab, und ihr Befehl ist es, der uns plötzlich in ihre Nähe bescheidet. Noch weiß ich nicht, unter welcher Gestalt uns dort aufzutreten bestimmt seyn wird — auf jeden Fall aber ist es nothwendig, daß, kommen auch Sie vielleicht nach Petersburg — und mir sagt eine innere Stimme, daß dies geschehen wird — Sie nicht, — gegen Niemanden verrathen, daß Sie uns hier gekannt. Nur im tiefsten Geheimniß vermag ich Ihnen nützlich zu seyn, und daß ich wünsche, es seyn zu können, dafür möge die Herzlichkeit Ihnen Bürge seyn, wo-

mit ich — vielleicht nicht ohne Gegenrücksichten, die meine besondere Lage mir auferlegte, zu fehlen, dem Fremdling zugethan war, den, gleich mir, sein Schicksal in dieses Land verwies. W."

Der alte Diener wußte noch viel zu sagen von der Eile der Abreise, welche auf eine in der Nacht erhaltene Botschaft so schnell erfolgt war, daß den Damen kaum Zeit geblieben war, sich mit dem Nöthigsten zu versehen; von Asanasja's Schmerz und den heißen Thränen, womit sie, als die Mutter jenen Brief in seine Hände gelegt, ihm heimlich einen Abschiedsgruß an Ewald zugeflüstert, und wie sie dann, von Betrübniß überwältigt, in den Reisewagen gehoben sey, der aufs Schleunigste mit beiden Damen davon geeilt.

Vielleicht war es das Räthselhafte aller dieser Umstände und jener Zuschrift selbst, welches, indem es ihm zu denken gab, Ewalden einigermaßen den Schmerz über seine in unbestimmte Ferne entrückten Hoffnungen vergessen ließ. Er fand einigen Trost in dem Vorsatz, der Geliebten nach Petersburg zu folgen. Madame Woltmars Brief schien ihn hierzu gewissermaßen aufzufordern, und obschon der übrige Inhalt ihm unverständlich blieb, so war es doch insonderheit die Zusicherung von dem Beistande der Matrone, welche seine Hoffnungen belebte. Die Annäherung des Winters mußte ohnehin in seinen Baugeschäften einen Stillstand verursachen. Er ordnete daher diese, so gut es möglich war, und wußte es einzuleiten, unter dem

Vorwande der Fürstinn die Uebersicht über das bisher Geleistete sammt den Berechnungen vorzulegen, nach Verlauf einiger Wochen die Reise nach Petersburg anzutreten.

Bastiani war, als Ewald hier anlangte, abwesend. Die Fürstinn hatte ihn nach einem ihrer Güter gesendet, von wo seine Zurückkunft erst nach mehreren Tagen statt finden konnte. Sie selbst schien, als Jener ihr aufwartete, heitrer als je, und, von Modehändlern und Kaufleuten aller Art umgeben und mit Luxusgegenständen beschäftigt, hatte sie kaum einen Augenblick übrig, Ewalds Berichte und Rechnungen flüchtig zu durchlaufen und gut zu heißen. So trieb er sich verstimmt und müßig umher, innerlich nur mit einem Gedanken beschäftigt, ohne gleichwohl ihn zur Ausführung bringen zu können. Da trieb es ihn, am Abend des dritten Tages ins Schauspiel zu gehen. — Schon waren die ersten Logen fast besetzt, als in eine derselben zwei Damen traten, in denen er auf den ersten Blick Afanasja und ihre Mutter erkannte. Ja sie war es, und ihre holde Schönheit trug unter allem Schimmer eines reichen, modischen Putzes noch den nämlichen Charakter von Unschuld, Güte und Seelenadel, wodurch sie in ihrer frühern einfachen Tracht so unaussprechlich anziehend

war. Auch Madame Woltmar erschien in der Kleidung einer vornehmen Matrone, und Beide wurden von den Damen der benachbarten Logen auf das Freundlichste begrüßt, während die Blicke der Männer entzückt und bewundernd auf Afanasja's lieblicher Erscheinung ruhten.

„Wer sind die Damen?" flüsterte Ewald mit stockendem Athem einem neben ihm stehenden Bekannten zu.

„Sie wissen es nicht," lautete die Antwort, „und gehören zum Hause der Fürstinn Helene?" Ewald erklärte dies mit seinem kurzen Hiersenn, und der Freund fuhr fort:

„Es ist die junge Gräfinn Cariano, eine nahe Verwandtinn der Fürstinn von Czerbutin mit ihrer Erzieherinn, Madame Woltmar. Schon in der Wiege verwaist, ließ die Fürstinn sie in der Einsamkeit erziehen, um sie jetzt in ihre Nähe zu rufen, wo ohne Zweifel ein glänzendes Loos sie erwartet."

Ewald zog sich betäubt und verstört in den Schatten eines Pfeilers zurück, von wo seine Blicke unausgesetzt auf den einzigen Gegenstand gerichtet blieben, für welchen er fortan nur Augen und Seele hatte. Er sah, wie der Hintergrund der Loge sich nach und nach mit Cavalieren aus der ersten Gesellschaft füllte, und alle sich in Afanasja's Nähe drängten, und einen Gruß, eine Bemerkung an sie zu richten strebten. Aber sie nahm wenig Theil an Allem, was sie umgab, am allerwenigsten an den Huldigungen

der Männer. Statt des beseelten Blicks, womit sie sonst beim Kommen oder Gehen seinen Gruß zu erwiedern pflegte, statt der Heiterkeit, die dann aus ihren Zügen strahlte, blieb jetzt eine trübe Schwermuthswolke auf ihnen gelagert. Ausschließlich schien ihre Aufmerksamkeit auf das Schauspiel gerichtet, obschon, wie es ihm bald vorkommen wollte, nur scheinbar.

Dieser leere Blick, so starr der Bühne zugewendet, sprach er nicht zur Genüge die Abwesenheit der Gedanken aus? — Sie mochten vielleicht in weiter Ferne schweifen, — vielleicht bei Erinnerungen weilen, die —. Ach es durchbebte ihn mit freudiger, aber auch schmerzlicher Regung, wenn er diese Vorstellung weiter verfolgte, wenn er sah, wie die holde Brust sich unter halb zurückgedrängten Seufzern hob, und das sonst so freudig strahlende Auge oft im Glanz einer Thräne zu schimmern schien, während die Lippen zu den Scherzen ihrer Umgebungen mühsam lächelten. Bestürmt und gequält von diesen Empfindungen vermochte er endlich nicht mehr auf der Stelle, die er gewählt, auszuhalten, und eilte hinaus in das Freie, sich in vergeblichem Sinnen erschöpfend, wie er es anstellen möchte, das engelgleiche Wesen aus der falschen Rolle, die ihr aufgezwungen worden, zu befreien.

Am andern Morgen ward ein Couvert ihm überreicht, welches ein unbekannter Diener in der Frühe abgegeben. Es enthielt eine Karte von Madame Woltmars Hand, die ihn um die Mittagsstunde nach

einem entlegenen Gasthofe in einer der Vorstädte beschied. Hier fand er Madame Woltmar. Beide standen einige Augenblicke einander wortlos gegenüber. Darauf ihn zum Sopha führend begann sie:

„Ich bin, mein junger Freund, Ihrem redlichen Sinn ein ganz vollständiges Vertrauen schuldig, und kann auch nur so den Fehler einigermaßen verbessern, den ich, verleitet von irrigen Voraussetzungen und von der Zukunft allzuviel hoffend, beging. — Sie haben Afanasja gestern im Schauspiel gesehen! Ich bemerkte Sie, und Ihr Anblick ließ mich nur allzuwohl erkennen, was in Ihrem Innern vorging! Um so nothwendiger ist es denn, daß Sie erfahren, — ja guter Ewald — es schmerzt mich tief, Hoffnungen zerstören zu müssen, die ich selbst — in guter, obwohl verfehlter Absicht pflegen half! Wissen Sie denn, Afanasja — sie ist nicht mein Kind, ich habe keine Rechte an sie."

Ewald starrte verstummt in das Antlitz der bewegten Frau; sie fuhr nach einigem Schweigen fort: „Es ist ein trauriges Geheimniß, in welches der Drang sonderbarer Umstände mich verwickelt hat, und dessen Lösung ich freilich, in falschen Hoffnungen befangen, mir anders dachte. —

Jetzt, da mir die feste Ueberzeugung aufgegangen, daß diese Hoffnungen nie erfüllt werden können, scheint es mir Pflicht, den Schleier zu lüften, auf daß zwei edle Herzen sich nicht länger einer Täuschung

hingeben mögen, die nur zu den verderblichsten Folgen führen könnte.

Ich war, wie Ihnen schon bekannt, in früheren Jahren Erzieherinn im Hause des Fürsten von S..... Hier lernte ich zuerst Helene Czerbutin kennen, die dem Hause meiner Patrone verwandt, und mit der ältesten meiner Elevinnen, obgleich bereits vermählt, fast gleichen Alters war. Ihre Schönheit, ihr ausgezeichneter Geist flößten mir das größte Interesse für dieses anziehende Opfer conventioneller Verhältnisse ein, das um so höher stieg, je mehr ich auch an ihr eine wahrhaft kindliche Hinneigung zu mir entdeckte. Die Liebe zu meiner Zöglinginn und ein unersättliches Verlangen nach Kenntnissen bewogen Helenen, an mehreren Unterrichtsstunden ihrer jungen Cousine Theil zu nehmen, und ihr glänzendes Genie, die Schärfe und Energie ihres Verstandes erwarben ihr in Kurzem die Bewunderung Aller, die sie kannten. Weniger liebenswürdig erschien sie von Seiten des Gemüths und Herzens, und so sehr ich mir die Bildung dieser früh verwöhnten Tochter des Glücks auch angelegen seyn ließ, so waren doch Stolz, Eigensinn und Herrschsucht schon zu bestimmte Eigenheiten ihres Wesens geworden, als daß es mir hätte gelingen können, sie von diesen Fehlern zu befreien, obschon ich stets einigen Einfluß auf sie behielt, und ihre Anhänglichkeit an mich immer dieselbe blieb.

Nach einigen Jahren ward meine älteste Zöglin-

ginn vermählt. — Ich selbst verheirathete mich mit Herrn Woltmar, der damals an einer deutschen Schule eine Lehrerstelle bekleidete. Gleichzeitig ward Helene Wittwe, und ich verlor, den Umständen nach, sie und ihr Leben von da an mehr und mehr aus den Augen. —

Leider ist es nicht ohne Verirrungen geblieben, — denn nach Verlauf von einigen Jahren erhielt ich eine dringende Aufforderung der Fürstinn, sie auf einer Reise in das Ausland zu begleiten, die keinen andern Zweck hatte, als die Folgen eines Fehltritts vor der Welt zu verbergen, zu welchem Jugend, Leidenschaft und der gefährliche Besitz einer ganz uneingeschränkten Freiheit sie hingerissen. Wohl verweigerte ich Anfangs hierzu meine Beihülfe, aber die Verzweiflung, womit sie mich beschwor, und die bei der Heftigkeit, die ich an ihr kannte, mich für ihr Leben fürchten ließ, bewog mich endlich zur Nachgiebigkeit, und so führte ich sie nach der Schweiz, nachdem ich zuvor, in Folge einer mit ihr getroffenen Verabredung, bei meinen wenigen Bekannten die Vermuthung zu erregen gesucht hatte, als befinde ich selbst mich in der Hoffnung, Mutter zu werden.

Dort in einem kleinen Städtchen, unter fremdem Namen und nur von mir und einer ganz vertrauten Dienerinn umgeben, genas Helene einer Tochter, die sofort meiner Obhut übergeben wurde, und von dem Augenblicke an, wo wir den Ort verließen, für die Meinige galt. — Helene zeigte von Anfang an wenig

Zuneigung für das Kind, welches sie an eine Schwachheit erinnerte, deren ihr stolzer Sinn sich um so mehr schämte, als es nicht so wohl Liebe, als vielmehr Eitelkeit und der Ehrgeiz, einen hochgefeierten Mann zu ihren Füßen zu sehen, gewesen seyn mochte, was ihren Fall bewirkt hatte. Nie hat sie den Mann gegen mich genannt, dem es gelungen war, sie zu verführen; manche kleine Züge und Andeutungen aber haben mich den glanzumgebenen Taurier, den stolzen Potemkin, in ihm erkennen lassen, und vielleicht — wenn ihr Wunsch, daß das Kind ein Sohn seyn möchte, in Erfüllung gegangen wäre, — würde ein gesetzliches Band den Fehltritt versöhnt haben.

Unsere Rückreise ging über Moskau, wo die Fürstinn ihre dortigen Güter besuchen wollte. Zu meiner großen Ueberraschung fand ich hier meinen Gatten, der auf Helenens geschickte Verwendung hier eine einträgliche Stelle als Pfarrer der evangelischen Gemeinde erhalten hatte; ein Umstand, der es sehr leicht machte, das uns aufgedrungene Geheimniß zu bewahren, und das Kind, welches einmal für das Unsrige gelten sollte, als solches zu erziehen. Auch wandte sich bald mein ganzes Herz der liebenswürdigen Kleinen zu, und ich hätte, wäre sie wirklich durch die Bande der Natur mein eigen gewesen, sie nicht mit größerer Muttertreue lieben und erziehen können. Die Fürstinn nahm, als sie schied, noch ein eidliches Versprechen von mir, Asanasja nie ihre

eigentliche Abkunft zu entdecken, und ich habe es gewissenhaft gehalten, während dieser Umstand mich in dem Glauben bestärkte, sie habe die Absicht, das Kind für immer in der Dunkelheit des Privatstandes zu lassen.

Wirklich schien auch das geringe Interesse, welches sie von Anfang an für das Kind gehegt, nach und nach immer mehr zu erkalten. Sie schrieb selten an mich, zuletzt gar nicht mehr, obschon ich den reichen Jahrgehalt, welchen sie mir ausgesetzt, regelmäßig empfing. — Als ich nach einigen Jahren ihr den Tod meines Gatten meldete, erhielt ich die Weisung, das Ihnen bekannte Landhaus als ein Geschenk in Besitz zu nehmen. Da wohnte ich seitdem, und erzog Asanasja in dem ungestörten Glauben, an mir eine Mutter zu haben, indem auch ich mich immer mehr gewöhnte, sie als mein Kind zu betrachten. Kein Wunder! denn kein Zeichen der Liebe und der Theilnahme Seitens der wahren Mutter störte während mancher Jahre diese Täuschung.

Da führte der Zufall Sie in unsere Einsamkeit, und — auf den ersten Blick in Ihnen den Mann von edlem Geist und Charakter erkennend, ergriff ich gern die Veranlassung, durch Ihren Umgang einige Abwechselung in das Einerlei unsers täglichen Lebens zu bringen, und zugleich Asanasja zu einiger Bekanntschaft mit Gebrauch und Weltsitte im Umgang mit Männern hinzuleiten, indem ich selbst unausgesetzt die Zeuginn Ihres Umgangs blieb.

Als ich aber den Eindruck zu bemerken anfing, den Sie auf das Herz meines Pflegekindes gemacht, als es mir nicht entgehen konnte, daß auch Sie die tiefste, glühendste Neigung für das liebliche Wesen empfanden, da begann ich den Gedanken an eine dauernde Verbindung zu fassen. Die Fürstinn, dacht' ich, scheint keinen andern Wunsch zu haben, als Afanasja in der unbemerkten Sphäre zu lassen, worin sie bisher gelebt; wie sollte da nicht die Aussicht auf eine, dem angemessene Verbindung willkommen seyn? Wie leicht kann sie nicht den jungen Mann in die ehrenvollsten, ja glänzendsten Verhältnisse versetzen, und so, indem sie, dieser unbewußt, der Tochter Loos begründet, den eignen Fehltritt auf immer der Vergessenheit übergeben! Ja es begann, je länger ich dem Gedanken nachhing, derselbe sich mir immermehr zur Gewißheit zu gestalten, und es schien nur noch einer bestimmten Erklärung von Ihnen zu bedürfen, das Verhältniß zur Entscheidung zu bringen. —

Da weckte der Befehl Helenens, Afanasja auf das Schleunigste nach Petersburg zu bringen, mich aus meinen sichern Träumen, und erinnerte mich seit langer Zeit zum ersten Male, daß die Entscheidung über das Schicksal des armen Kindes nicht von mir abhänge. In halber Betäubung führte ich sie mit mir fort, sie nach und nach darauf vorbereitend, in Helenen die Herrinn ihres Geschickes zu sehen, ohne jedoch ihr die eigentliche Bewandniß davon zu entdecken. Auch glaubte ich keineswegs, alle Hoffnung

auf eine günstige Entscheidung aufgeben zu dürfen, indem ich wenigstens Alles anwenden wollte, was mir von meinem frühern Einfluß auf die Fürstinn geblieben war, um sie den Wünschen des armen Kindes geneigt zu machen. Wie Vieles ersann ich, womit ich ihr Herz zu rühren gedachte, und wieviel schien mir in der Natur der Sache zu liegen, das, wie ich glaubte, seine Wirkung nicht verfehlen könnte! So suchte ich mich zu beruhigen und auch Asanasja Muth und Heiterkeit einzuflößen, bis — — hier angekommen, mir die Ueberzeugung ward, wie wenig für die Arme zu hoffen sey.

Wie sehr fand ich Helenen verändert! Reizender zwar und üppiger, fast in Schönheitsfülle blühend, als in den Jahren der Jugend; ihren Geist nur noch glänzender entwickelt, aber ihren Charakter zu völliger Unbeugsamkeit erstarrt, in ihrem Herzen alles Gefühl erloschen. Sie empfing die Tochter, freundlich zwar, doch gleich einer Fremden. Kein Blick, keine Miene verrieth eine Regung des Mutterherzens. Beim Eintritt in die für mich bestimmte Wohnung fand ich versiegelte Instructionen, wonach ich beauftragt wurde, Asanasja als eine Waise vornehmen Standes, der Fürstinn verwandt, und auf ihre Kosten bisher erzogen, auszugeben, nebst der Obliegenheit, ihr dies selbst zu eröffnen, und eine bedeutende Summe als Zeichen des Danks und der Zufriedenheit Helenens mit meinen Diensten. Gestern endlich ließ Helene mich zu sich rufen, um mir zu

cröffnen, daß ich von dem Pflegekinde mich bald würde trennen müssen. Die Kaiserinn nämlich, welche binnen Kurzem die längst beabsichtigte Reise in die tauriſchen Provinzen antreten wird, hat der jungen Gräfinn Cariano, als dieſe ihr vorgeſtellt worden, zur beſondern Gnadenbezeugung eine Stelle in dem glänzenden Gefolge verliehen, welches ſie auf dieſer Reiſe begleiten wird, und welchem auch die Fürſtinn ſich anzuſchließen gedenkt. Mir aber ward der Auftrag, Aſanaſja mit dieſen Beſchlüſſen bekannt zu machen. Gleichzeitig erfuhr ich unter der Hand, daß Helene ſeit Kurzem Veranlaſſung gefunden, auf eine neue Annäherung von Seiten Potemkins zu rechnen, und die Hoffnung hegt, die alte Verbindung wieder anzuknüpfen. So ward es mir denn klar, daß ſie Aſanaſja nur in der Abſicht herberufen, um ſie hierbei als Werkzeug zu benutzen, und daß des armen Kindes Loos in den Händen der ehrgeizigen Frau ſich unwiderruflich nach Maaßgabe des Gelingens ihrer Pläne geſtalten wird.

Wohl verſuchte ich noch einmal, den Sinn der Fürſtinn zu rühren. Ich warf mich ihr zu Füßen und beſchwor ſie mit den eindringendſten Worten, bei den Plänen, welche ſie mit Aſanaſja haben möchte, doch auch einige Rückſicht auf des Kindes Herz zu nehmen! Sie hörte mich ruhig an, und antwortete mit ſchneidendem Lächeln:

Auch ich bin einſtens jung geweſen, und habe allerlei Sonderbares von dem Dinge, welches man

Herz nennt, mir eingebildet. Da belehrte mich spä-terhin der Leibarzt meines Gemahls, daß es nichts als ein Muskel sey, bestimmt, die Nahrungsstoffe des menschlichen Körpers in seine Blutgefäße zu vertheilen. Da mußte ich freilich des langgewähnten Wahnes lachen, und seitdem leb' ich ganz erträglich, ohne weiter um das sogenannte Herz mich viel zu bekümmern! Schlimmres wird, glauben Sie mir, auch Asanasja nicht widerfahren!

Sie kehrte mir bei diesen Worten den Rücken, und ich war entlassen.

Sie sehen nun, mein junger Freund, wie die Sachen stehen. Daß Ihnen nichts übrig bleibt, als zu vergessen, wird Ihnen einleuchten! Der ersten Liebe fällt insgemein kein andres Loos, und Ihr Geschlecht und Ihre Jugend werden Ihnen behülflich seyn, es zu verschmerzen! Auch Asanasja wird, ich hoffe es, sich trösten, und so Ihnen Beiden Ein Glück unverkümmert bleiben, — das Beste vielleicht, welches die Götter hienieden gewährten: Die Erinnerung an einen schönen und schuldlosen Jugendtraum!"

Sie drückte unter diesen Worten mit Herzlichkeit seine Hand und schlüpfte zur Thür hinaus, ehe er vermochte, sie zurückzuhalten.

Es währte lange, bevor Ewald Alles, was er gehört, in Etwas in seiner Seele zu ordnen vermochte. Er fand sich endlich auf der Straße in der Nähe von Bastiani's Wohnung wieder, ohne recht

zu wiſſen, wie er dahin gekommen. Da ſahe er plötzlich den Freund auf ſich zukommen, mit heitrer Miene ihm ſchon von Ferne die Hand entgegen reichend.

„Vortrefflich,“ rief dieſer, „daß Du kommſt! Schon ſeit Stunden fand' ich umher, Dich aufzuſuchen! Wiſſe, Dein Glück iſt gemacht, wofern Du die Gelegenheit geſchickt zu ergreifen verſtehſt. Kaum hier angelangt, erfahr' ich, daß Fürſt Potemkin einen Künſtler Deines Faches ſucht, der ihm behülflich ſey, die großartigen und glänzenden Anſtalten auszuführen, womit er die Monarchinn auf ihrer Reiſe in die Krimm zu unterhalten gedenkt. Schon mit mehr als Einem iſt er zerfallen, weil ſie nicht verſtanden, mit ſeinem, freilich wohl mitunter etwas tollkühn ſich aufſchwingenden, Genius Schritt zu halten, oder die eignen Eingebungen und Erfindungen ihm geſchickt als die Seinigen unterzuſchieben. Du biſt, ich wette, der Mann, deſſen er bedarf, und magſt Dein Schickſal preiſen! Die gnädigſte Helene ſelbſt hat Dich ihm unter der Hand empfehlen laſſen, darum eile, Dich ihm vorzuſtellen. Im Falle des Gelingens lohnt Dich ſchon der Genuß dieſer merkwürdigen Reiſe, kaiſerliche Belohnungen aber und Ehrenſtellen winken im Hintergrunde.“

Ewald hatte von dem Allen faſt nichts, als die Ausſicht vernommen, auf dieſer Reiſe der Geliebten nahe zu bleiben. Aber dieſe Vorſtellung fiel auch dem zündenden Funken gleich in ſeine Seele. Er

sah in der Fügung einen Wink des Himmels und auf der Stelle entschlossen, eilte er, sich mit Bastiani über die nöthigsten Schritte für den beabsichtigten Zweck zu berathen, und schon in der nächsten Stunde stand er mit hochklopfendem Herzen im Kabinet des mächtigen Tauriers.

Auf schwellende Polster hingestreckt lag der Fürst Potemkin in der nachlässigsten Stellung auf einer reich verzierten Ottomane, während einige hohe Offiziere und Hofkavaliere ehrerbietig umherstanden, und der Befehle des Machthabers harrten. Ihre sorgfältige, der Hofetikette gemäße Kleidung stand in seltsamem Gegensatz zu der unsaubern Toilette des Gebieters, dessen hohe, imponirende Körperformen ein weiter, abgetragener Schlafpelz von Seidenstoff mehr umfloß als verhüllte, denn die kleinste Bewegung entblößte einen Theil der breiten nackten Brust und des Halses, auf den eine Fülle dunkler, verwilderter Locken, ungekämmt und ungeordnet, herabfielen. Die weiten, faltigen Pantalons und die sammtnen Morgenstiefeln, deren Obertheil weit und schlotternd das bloße Bein zeigten, geben der ganzen Bekleidung etwas von orientalischem Anstrich, wozu wieder einige auf den Schlafpelz geheftete Ordenszeichen von den herrlichsten Brillanten mit ihren buntfarbigen, breiten Bändern auf das Wunderlichste abstachen. Seine Physionomie stand in gleichem Verhältniß mit der übrigen Erscheinung. Eigenwille, Sinnlichkeit und der Hochmuth einer unbeschränkten

errſchergewalt ſchienen der natürliche Ausdruck ſei-
s plumpen, durch keinen edlen Zug verſchönerten
eſichts. Aber die ungemeine Beweglichkeit ſeiner
ienen ließ keinen Ausdruck darin herrſchend werden,
ıd zeigte zur Genüge, daß es wohl in ſeiner Macht
he, auch, ſo bald er nur wolle, die ſchmeichleriſcheſte
ingebung und eine Unterwürfigkeit ohne Grenzen
ıraus ſprechen zu laſſen.

Als auf ſein Geheiß Ewald eintrat, brach
ne Umſtände die Unterredung mit einem hohen
ffizier ab, um Erſteren zu ſich heranzuwinken, und,
dem er ihn mit kaltem Blick zu muſtern ſchien,
nige wunderlich durcheinander geworfene Fragen an
n zu thun, nach deren unbeachteten Beantwortung
auf eine ſpäte Abendſtunde beſchieden ward, um
ner nähern Prüfung ſich zu unterziehen. —

Wohl ſtand in derſelben Ewald nicht ohne Zagen
r dem Stolzen, vor deſſen excentriſchem Ideenfluge
e Möglichkeit ihr Gebiet ſchien erweitern zu müſſen.
r mußte erſtaunen über die Entwürfe zu Feſten
ıd Vergnügungen, womit dieſer mächtige Vaſall
ner Monarchinn zu huldigen gedachte, und wenn
ren Großartigkeit, in der That an das Fabelhafte
enzend, ihn ſchon in die äuſſerſte Verwunderung
rſetzte, ſo war dies noch mehr der Fall bei Wahr-
hmung der koloſſalen Mittel, welche ihm zu deren
usführung zu Gebote ſtanden. Aber es gelang ihm
t Hülfe des Genius, der ihm zur Seite ſtand,
Alles dieſes zur Zufriedenheit des Fürſten einzu-

geben, und indem er sich das Ansehn gab, die Ideen desselben blos künstlerisch zu ordnen, gelang es ihm, sie noch zu bereichern und zu veredeln, ohne bei dem Eitlen die Einbildung eigner Erfindung zu stören. Freundlich und wohlwollend sah er sich am Ende der Audienz entlassen, und empfing am folgenden Tage das Patent als Ingenieur-Hauptmann in Potemkin's Armeekorps sammt der Anweisung auf bedeutende Summen und den Befehl, unverzüglich nach den ersten Reisestationen vorauszueilen.

Zweiter Abschnitt.

Tief in das Dunkel der Winternacht gehüllt, lag das alterthümliche Kiow, die uralte Wiege der Czaren. Auf dem Hügel aber, an den die Stadt sich lehnt, stieg eine Feuersäule empor, neben welcher prachtvoll in buntfarbigen Lichtern die Façade eines Feenschlosses schimmerte. Hier in den einsamen Mauern eines Klosters hatte Fürst Potemkin einstweilen die Wohnung aufgeschlagen und die weiten Hallen und Säle, seit langen Jahren nur von dem Gesang armer Mönche belebt, prangten im Glanze einer heitern Ausschmückung, welche heute noch durch die prachtvollsten Anstalten erhöht worden, denn heute sollte ein glänzendes Fest den Cyklus von Vergnügungen eröffnen, welche den hiesigen Aufenthalt des Hofes ausfüllen sollten, indem derselbe bis zum Ein-

tritt der milderen Witterung hier zu verweilen gedachte, wo das Aufgehen des Eises den hohen Reisenden gestatten würde, sich auf dem Dnieper einzuschiffen.

Wohl hatte der Fürst Alles aufgeboten, um dieses Fest, das erste, womit er seiner Monarchinn auf dem, ihm fast zu unumschränkter Verwaltung anvertrauten Gebiet zu huldigen beabsichtigte, auf eine ihrer Gegenwart würdige Weise auszuschmücken, und vor dem in reicher Anzahl versammelten Adel seiner Provinz zu glänzen. — Aber auch Ewald hatte den ganzen Reichthum einer erfinderischen Einbildungskraft zu dessen Verherrlichung aufgeboten, denn für ihn hatte dies Fest eine tiefere Bedeutung, er sollte hier zum Erstenmale seit jener unverhofften Trennung die Geliebte wiedersehn und sich ihr nahen.

Dem Auftrage des Fürsten gemäß hatte Ewald die Aufnahme des kaiserlichen Gefolges in Kiow anzuordnen gehabt, und so hatte er Sorge getragen, die Zimmer, welche in einem der ersten Paläste der alten Stadt bestimmt waren, die Fürstinn Helene und ihre Nichte aufzunehmen, aufs Geschmackvollste einzurichten. Afanasjas Gemächer insonderheit waren mit Allem verziert, was nur Zartes und Sinnvolles die Liebe ihm eingab; dieselben Farben, welche ihre Wohnzimmer in dem Landhause bei Moskau trugen, schmückten die Wände; dieselben Kupferstiche zierten sie in der nämlichen Ordnung. Musikstücke, die er

in jenen schönen Stunden mit ihr durchgespielt, lagen auf dem Flügel; Gewächse und Treibhauspflanzen, welche Afanasja vorzüglich liebte, prangten hinter den Doppelscheiben vom reinsten Spiegelglase, welche, wie Jene gegen Mittag gelegen, die Strahlen der Wintersonne in das Zimmer leiteten. So sollte Alles ihr Bilder der Vergangenheit vor die Seele rufen, und die Ahnung erwecken, daß der Liebende ihr nahe, daß er nur mit ihr beschäftigt, von der Sehnsucht nach ihr erfüllt sey.

Dieselbe Sehnsucht hatte ihn getrieben, der Fürstinn am Tage nach ihrer Ankunft einen Besuch zu machen. Er fand sie von Hofleuten und Besuchenden umgeben, und ein flüchtiger Gruß, ein Paar gnädige Worte, die ihn schmerzlich an seine Unbedeutenheit erinnerten, waren Alles, was ihm zu Theil wurde; Afanasja blieb unsichtbar.

In glühender Erwartung sah er nun die Stunde nahen, wo der lang ersehnte Anblick ihm endlich zu Theil werden sollte.

Wohl war es, als nun die weiten Räume sich allmählig füllten, ein Anblick seltner Art zu nennen. Die stolzen Bojaren mit ihren Frauen und Töchtern in der reichen und kostbaren Nationaltracht, die von Gold und Edelsteinen schimmerte, während Andre, der heutigen Mode sich mehr nähernd, Alles aufgeboten hatten, einander in geschmackvollem und reichem Putz zu überbieten. Die feenhafte Anordnung der Gemächer; der Reichthum kostbarer Geräthe; die

Klänge der Muſik, welche die Hofkapelle des Fürſten, in mehrere künſtlich verſteckte Chöre vertheilt, wie aus unſichtbaren Höhen herab, ertönen ließ; — das Alles bildete ein eben ſo wunderbares als eigenthümliches Ganze, in welchem die Erſcheinung des Feſtgebers ſelbſt an den Zeus der Fabellehre erinnerte, denn, vom Glanze unzähliger Diamanten, womit er vom Scheitel bis zur Sohle faſt bedeckt war, dergeſtalt ſtrahlend, daß es nicht möglich war, ſeine Züge deutlich zu unterſcheiden, ſchritt er in ſtolzer Haltung durch die Säle. Ein Wink ſeiner Augen war hinreichend, hundert dienſtfertige Hände in Bewegung zu ſetzen, während ſein Lächeln einen Abglanz von Heiterkeit über die ganze Verſammlung zu ergießen ſchien.

Da kündigte der Donner der auf den Anhöhen aufgeſtellten Geſchütze die Ankunft der Monarchinn an; eine Feuergarbe von Leuchtkugeln wandelte das Dunkel der Winternacht zur Tageshelle, und die Verſammlung ordnete ſich, des Eintritts der Monarchinn harrend.

Trompetenſtöße ertönten und Catharina, von Potemkin geführt, erſchien. Noch war Ewalden der Anblick der Kaiſerinn nicht zu Theil geworden. Jetzt, indem er deſſelben theilhaftig wurde, ſchien ihm, als könne keine Fürſtinn des Enthuſiasmus, womit alle Herzen ihr huldigten, würdiger ſeyn, denn in der That vereinigte ihre Perſon und Haltung Alles, was Würde und Huld der Erſcheinung einer fürſtlichen

Frau Bedeutendes und Anziehendes zu geben vermögen.

Waren freilich Gestalt und Züge dem Gipfelpunkt der Schönheit bereits entrückt, so strahlte aus dem Blick doch ein Feuer, das von des Geistes unveralteter Frische und der Milde eines Herzens zeugte, welches unter dem Purpur nicht menschlich zu fühlen verlernt hatte. In ihrem Anstand waren Majestät und Grazie auf bezaubernde Weise verschmolzen, und selbst die Spuren von den Zerstörungen der Zeit und dem herannahenden Alter vermochten nicht, deren Wirkung zu vermindern.

So erschien unserm Freunde die mächtige Regentinn, deren Ruhm damals Europa erfüllte, und die begeisterten Blicke der Versammlung, indem sie die Reihen durchschritt, das freudige Gemurmel, welches den Saal durchlief, bezeugte zur Genüge, daß der Eindruck, den er empfangen, ein allgemeiner gewesen sey.

Doch noch immer war die nicht erschienen, deren Gegenwart für Ewald erst dem Fest die volle Bedeutung geben sollte; noch immer vermißte man die Fürstinn Helene mit ihrer Nichte, und wußte man anders die unwillig zerstreuten Blicke zu deuten, welche Fürst Potemkin von Zeit zu Zeit nach der Thüre wandte, so schien selbst ihn die Ungeduld über ein so auffallendes Zögern zu verstimmen.

Endlich kündigte eine besondere Bewegung unter den Anwesenden eine neue Erscheinung an; man trat

flüſternd zuſammen, ein weiter Raum ward frei, in welchem ſofort Helene ſichtbar ward. In allen Mienen las man die Mißbilligung über die Unſchicklichkeit eines ſo ſpäten Erſcheinens, und ſelbſt Potemkins Züge überflog ein ſeltſamer Ausdruck von Unwillen und Verlegenheit; Alle aber lauſchten erwartungsvoll des Empfanges, welcher der Ankommenden für ſolchen Verſtoß gegen alle Regeln der Etikette von der Kaiſerinn zu Theil werden würde. In ihrer Erſcheinung war indeß nichts von ſolcher Beſorgniß wahrzunehmen, vielmehr konnte, indem ſie ſo durch den von allen Seiten ſich erweiternden Raum ſchritt, ihr Anblick zu der Vorſtellung verleiten, als ſey eigentlich Sie die Göttinn dieſes Feſtes, denn nichts glich der Schönheit ihrer Erſcheinung, noch der Hoheit ihres Anſtandes. Ihr einfacher, obſchon koſtbarer Anzug war im edelſten Geſchmack angeordnet, deſſen Glanz einige auserleſene, mit bewundernswerther Auswahl angebrachte Schmuckſtücke auf eine bezaubernde Weiſe erhöhten. Ernſt und Adel thronten in dem reinen Ebenmaaß der Züge, und dem Blick der ſiegreichen Augen, während über die ganze Erſcheinung eine ſo abgeſchloſſene kalte Ruhe ergoſſen war, daß man hätte wähnen mögen, es wandle eines jener antiken Marmorgebilde, welche die Vorhalle ſchmückten, in irdiſche Gewänder gekleidet, durch den Saal.

Ihr auf dem Fuße folgte, der Morgenroſe gleich, in holder Schaam erglühend, die Jüngſte der Gra-

zien, Afanasja. Und hatte die Erscheinung Helenens Alles mit staunender Bewunderung erfüllt, so ruhte das Auge um so länger auf Der, die ein Urbild alles Lieblichen und Zarten, und doch ihrer Anmuth sich so wenig bewußt war, daß die schüchternen, gesenkten Blicke sich erst der Monarchinn gegenüber erhoben, und mit demüthig bittendem Ausdruck sich auf sie richteten.

In Helenens Wesen dagegen zeigte sich nichts von Demuth, indem sie sich vor der Kaiserinn neigte, vielmehr überflog ihre Züge bei dem ersten Blick auf dieselbe — welcher sie freilich des Triumphes vergewissern mußte, den ihre Schönheit über die einzige Frau davon trug, mit welcher in die Schranken zu treten, sie der Mühe werth gehalten — ein Lächeln befriedigten Stolzes, und war zugleich die erste Lebensregung, in den bis dahin unbewegten Mienen.

Ohne jedoch den leisesten Unwillen zu verrathen, blieb Catharinas Antlitz gleich heiter und gütevoll.

„Wie hat doch," sprach sie sanft, obschon nicht ohne einen leisen Anflug von Ironie, „Fürstinn Helene unsern gütigen Wirth so lange in der Unruhe lassen mögen, welche das späte Erscheinen eines so werthen Gastes ihm verursachen mußte!?"

„Wohl mit Recht," nahm der Fürst mit besonderm Nachdruck das Wort, „indem er fürchten mußte, daß Ew. Majestät Ursache zum Unwillen finden möchten, wo er Ihnen Vergnügen zu bereiten sich geschmeichelt hatte."

„Nicht doch," entgegnete Catharina begütigend, „Fürst Potemkin ist zu galant, um nicht, welche Empfindungen ihn auch beherrschen möchten, sich das Ansehen zu geben, als könne einer Dame, wie Fürstinn Helene, gegenüber, noch eine andere Regung bei ihm Raum gewinnen, außer dem Vergnügen, Sie zu sehen."

Diese Worte, im Ton höchster Milde und fast neckenden Scherzes ausgesprochen, verschafften der Monarchinn einen weit glänzendern Triumph, als dessen die Gegnerinn sich zuvor erfreut hatte, denn während der darin verborgene Stachel die Letztere nur um so empfindlicher verletzte, sahe die Menge darin die Regung verzeihender Milde, und einer großmüthigen, für kleinlichen Unwillen nicht zugänglichen Gesinnung, und auf den Gesichtern der Umstehenden spiegelte sich der Ausdruck ungeheuchelter Bewunderung.

Helenens Wange aber färbte einige Secunden lang die Glut der Beschämung und des innern Grolles, bis die gewöhnliche Bläße wieder darin Platz nahm, und mit ihr ein düstrer Ernst, der, wie laut auch die Freude des Festes sie umrauschte, doch während des ganzen Abends nicht wieder daraus entwich.

Die Kaiserinn hatte sich indessen einem Cavalier zugewendet, den man schon zuvor in Potemkins Nähe bemerkt hatte, der aber fast der ganzen Versammlung unbekannt war. Es war ein schöner, nicht mehr jugendlicher Mann, dessen ausgezeichnete Gestalt und edle Haltung ihn bemerkbar gemacht haben

würden, hätte nicht ohnehin seine fremdartige, sehr reiche Tracht die Blicke auf sich gezogen. Er trug die Uniform der tartarischen Reiterei, deren halb orientalischer Zuschnitt, verbunden mit dem glänzenden Zeichen der hohen Befehlshaberwürde, seinen edlen Wuchs und königlichen Anstand nur um so vortheilhafter erscheinen ließen. Prinz Dewlet Gheri, dies war sein Name, gehörte dem uralten Fürstenstamme seines Volkes an, und wohl mochte die Unterwerfung, womit das letzte Oberhaupt desselben, zu ohnmächtig, sich länger den Einfällen der Türken widersetzen zu können, seine Würde unter Rußlands Scepter niedergelegt — sehr wenig nach seinem Sinn gewesen seyn, denn in den ernsten Zügen war es zu lesen, daß ein herber Kampf mit dem Schicksal sie so scharf ausgeprägt, und daß das Feuer, welches je zuweilen in den gebietenden Augen aufblitzte, wohl einstens für andre Zwecke geglüht haben mochte, als für die Lust eines abendländischen Festes.

Gleichwohl hatte Prinz Dewlet seit der russischen Besitznehme die vollkommenste Unterwerfung gezeigt. Seine glänzenden Fähigkeiten aber sammt der großen Anhänglichkeit seiner Landestruppen an ihn hatten die Aufmerksamkeit Potemkins auf ihn gelockt, und da Catharinens weise Mäßigung Religion und Sitten des neuerworbenen Landstrichs unangetastet ließ, Prinz Dewlet aber, mit europäischer Bildung schon vertraut, auch Hoffnung gab, in der Folge zur griechischen Kirche überzugehen, so war die Würde eines Oberbefehls-

habers im ruſſiſchen Heere nebſt einer reichen Beſoldung der Lohn ſolcher Annäherung und der ausgezeichneten Dienſte, welche Dewlet Gheri bei der innern Organiſation der neu erworbenen Provinz geleiſtet hatte.

Jetzt hatten ſelbſt die Beſchwerlichkeiten einer ſo weiten Reiſe, zu ſo ungünſtiger Jahreszeit ihn nicht hindern können, der Kaiſerinn bis Kiow entgegen zu gehn, um der Erſte ſeines Volks ihr ſeine Huldigung darzubringen. Eine Aufmerkſamkeit, welche nicht verfehlte, von der Monarchinn huldvoll aufgenommen zu werden, die überdies das ritterlich edle Weſen des Prinzen und ſeine ſtattliche Erſcheinung auf das Günſtigſte für ihn zu ſtimmen ſchien.

Von der faltenreichen Seide eines herabwallenden Vorhangs halb verſteckt, ſtand Ewald in einer Fenſterniſche, und hoffte einen Augenblick zu erſpähen, wo es ihm gelänge, ſich Afanaſja unbemerkt zu nahen. Er ſah jetzt den tartariſchen Prinzen ſich Helenen nähern, der er durch einen von Potemkins Cavalieren vorgeſtellt wurde. Er ſah, wie die bis dahin faſt gleichgültigen Blicke des orientaliſchen Fremdlings ſich ihr gegenüber mehr und mehr beſeelten, und wie in Kurzem Beide in lebhafter Unterhaltung mit einander begriffen waren. Jetzt auch führte Afanaſja's Tänzer ſie dem Platze wieder zu, welchen ſie zuvor eingenommen hätte und in deſſen Nähe nicht ohne Abſicht Ewald ſeinen Standpunkt gewählt. Der Augenblick war günſtig, und aus dem Dunkel der Niſche ſich ver-

beugend, flüſterte er mit bewegter Stimme in das Ohr der in Gedanken Verſunkenen:

„Wird Aſanaſja ſich noch des Freundes erinnern, den Sie in Moskau zurückließ?“ Aber ſie zuckte bei dem erſten Laut ſeiner Stimme in jähem Schrekken zuſammen, und mit dem Ausruf: „Ewald!“ leuchtete das freudigſte Erſtaunen ihn aus den holden Augenſternen an. „O ſo iſt es wahr, was eine ahnende Stimme, ſeit ich in Kiew bin, mir ſagte, — was in tauſend kleinen Zügen mir Ihre Nähe verkündigte!“

Sie verſtummte, von ihren Gefühlen allzu mächtig bewegt, und die beredten Blicke ſenkten ſich unter leiſem Erröthen zu Boden.

„Theure Gräfinn!“ begann er wieder, — Sie aber raſch einfallend, rief:

„O nicht mit dieſem Namen nennen Sie mich! Laſſen Sie mich Ihnen gegenüber Aſanaſja Woltmar ſeyn, wie in den Frühlingstagen meiner Jugend. Ach, was ich gegen den anſpruchsloſen Namen eingetauſcht, wie wenig iſt es gegen Alles, was mich damals beglückte! Wie wenig gegen den Verluſt einer Mutter! — Doch nun,“ ſetzte ſie, von tiefer Wehmuth zu einer rührenden, kindlichen Freude übergehend, hinzu, „nun iſt Alles gut! Der Freund meines Herzens iſt mir wieder nahe, und ich darf wieder froh ſeyn! Aber welches Wunderwerk verſetzte Sie, den ich in Moskau zurückließ, hierher?“

Ewald ſchilderte in gedrängten Worten die Stim-

mung, worin er nach jenem plötzlichen Verschwinden zurückblieb; er ließ die Sehnsucht sprechen, welche ihn getrieben, Asanasja zu folgen und den Schmerz, als er sie in so veränderten Verhältnissen in Petersburg wiedergesehn. Er erwähnte darauf der Umstände, unter denen er sich hier befand, und wie der heiße Wunsch, ihr, die seine ganze Seele erfüllte, nur noch einmal nahe zu seyn, sein steter Gedanke gewesen, welcher freilich jetzt, indem er sich erfüllt, ihn um so tiefer empfinden lasse, daß er das Einzige sey, welches von den schönsten, seligsten Hoffnungen ihm geblieben. Sein Auge begegnete bei diesen, mit aller Wehmuth des tiefsten Liebesschmerzes gesprochenen Worten Asanasjas schönen Sternen und ein stummer Blick ergänzte, was das schüchterne Gefühl nicht in Worte zu kleiden wagte, noch auszusprechen Zeit und Umgebung gestatteten.

Bald auch sah sich Asanasja wieder vom lauten Festgeräusch umdrängt und fortgezogen, während er in der Nische zurückblieb, und mit schmerzlichem Genusse die Geliebte in den bunten Reihen dahin schweben sahe, welchen, so dünkte es ihm, ihre Erscheinung, ihr grazienhaftes Schweben und Bewegen, allein Reiz und Seele verliehen. Er fühlte mit tiefem Schmerz seine Armuth und Unbedeutenheit gegen den Glanz und die Ansprüche, welche Alles, was ihn hier umgab, zur Schau trug, und nur mit den mild tröstenden Blicken, welche mitten aus den Verschlingungen des Tanzes die Geliebte nach der dunkeln Ecke,

wo er stand, hinüber schweifen ließ, senkte sich wieder ein Strahl himmlischen Trostes in seine Brust, und als sie späterhin, an ihm wie zufällig vorüberstreifend, ein Papierstreifchen in seine Hand gleiten ließ, auf welchem er mit einer Silbernadel die Worte „Muth, Hoffnung" gekritzelt fand, — da war plötzlich aller Kummer vergessen, und Ewald dünkte sich der einzige wahrhaft Reiche und Glückliche in dieser großen Versammlung.

Der Frühling hatte endlich auch an den Gestaden des Dniepers sein Füllhorn ausgeschüttet, und ein milder, unbewölkter Himmel spiegelte sich in den klaren, Eises freien Wogen, welche nun die nordische Semiramis in die neuerworbenen Gebiete trugen, wo Völker an Glauben, Bildung und Sitte dem Norden fremd, sich ihrem Scepter unterworfen.

Nie hatte zwischen den Ufern des Borysthenes sich ein so glänzendes Schauspiel bewegt, als der Anblick dieser Wasserreise darbot.

Mehr den 80 Fahrzeuge, die über 3000 Menschen trugen, schwammen in schöner Ordnung daher. Größe und geschmackvolle Bauart zeichneten die ersten derselben aus, auf welchen die Monarchinn und der vornehmste Theil ihres Gefolges sich befanden. Buntfarbig flatterten die Wimpel, und Gold und Seide schimmerte auf dem Verdeck, und reiche Geräthe erglänzten, vom Sonnenschein der mildesten Frühlings-

tage angeſtrahlt. — — Heitre Klänge ertönten von den vielen, mit Spielleuten beſetzten Fahrzeugen und erfüllten die Gegend mit frohen Melodieen, und auf jedem derſelben ſah man geſchmückte Frauen in ſchöner Reiſetracht, und reichgekleidete zahlreiche Dienerſchaft ſich bewegen.

Dicht gedrängte Haufen von Schauluſtigen waren immer an den Ufern verſammelt, den Reiſezug vorüberſchiffen zu ſehen, Alle feſtlich geſchmückt, wenigſtens wohl gekleidet. Noth, Armuth und Elend ſchienen verbannt aus dieſen heitern Gefilden, wo nur zufriedene Menſchen zu wohnen ſchienen, und ein ſorgenfreies Hirtenvolk den Augenblick feierte, wo ihm vergönnt war, ſeine Herrſcherinn von Angeſicht zu ſchauen. — Ueberall lachte Arkadien und nirgends ward eine Spur gemeinen Bedürfniſſes ſichtbar, noch alltäglicher Lebensſorge und Mühe. Die kleinſte Hütte war bekränzt, und Blumengewinde liefen von Baum zu Baum, durch ganze Strecken am Ufer hin. — Ueberall bildete dies maleriſche Anſichten, vom ſorgfältigſten Anbau verſchönert. Einſame Buchten, herrlich begrünt, Waſſerfälle und dunkle Grotten wechſelten mit dem üppigſten Gelände, wo ſchönes Vieh im hohen Graſe weidete; aus maleriſch geordneten Baumgruppen zierliche Landhäuſer hervorſchauten und aus der Ferne die Kuppeln oder Façaden größerer Gebäude ſichtbar wurden. Die fremden Geſandten und Ausländer im Gefolge Catharinens glaubten ein Zauberland zu durchſchiffen, an Reiz die geprieſenſten Länderſtriche unſers

Erdballs übertreffend. Gleichwohl war es meistens nur Täuschung und der Despotismus eines verschwenderischen Befehlhabers der Zauberstab, welcher es hervorbrachte. Tausende leibeigene Bauern von Potemkins weitläuftigen Besitzungen waren zum Theil weite Strecken durchwandert, um unter Leitung sachkundiger Männer, an deren Spitze Ewald stand, diese Anstalten zu machen. Sie säuberten die Ufer von wildem Gestrüpp, bauten künstliche Buchten und Wasserfälle, deren mühsam herbeigeschlepptes Wasser nur so lange, als der Reisezug vorüberfuhr, stürzte. Während der Nacht wurden die herrlichsten Bäume in den Wäldern gefällt, um in malerischer Anordnung eine Stunde lang am Ufer zu prangen und aus dem Grün ihrer Zweige eine Kuppel oder Façade hervorschauen zu lassen, aus Pappe gebildet und bemalt, aus welchem Stoffe meistens auch die Blumenguirlanden bestanden, welche von Baum zu Baum gereicht, auf die Täuschung des flüchtigen Anblicks aus der Ferne berechnet waren. Jede schlechte Hütte ward ohne Schonung niedergerissen, wenn es nicht möglich war, ihren Anblick hinter einer gemalten Façade zu verstecken. Und wenn nun das Schauspiel begann, so standen die Leibeigenen in wohlgekleidete Landleute, aus einem Kleidervorrath, welcher allmählich weiter geschafft wurde — verwandelt, am Gestade, und sangen fröhliche Lieder zum Preise der Herrscherinn, und tanzten zum Klange der Balaleika nach der Landesweise. —

Auf ihrem Prachtſchiffe aber thronte die Kaiſerinn, umgeben von den ausgezeichnetſten Staatsmännern und Ausländern, und aus ihren Zügen ſtrahlte die edle Freude, Beherrſcherinn eines glücklichen, ſeine Gebieter liebenden Volks zu ſeyn, und ihr zufriedenes Lächeln lohnte den Schöpfer aller dieſer Herrlichkeiten, und manches Beifallswort über die treffliche Verwaltung der ihm anvertrauten Provinz und ihren blühenden Zuſtand zeichnete den ohnedem Begünſtigten von allen die Monarchinn umgebenden Staatsbeamten auf das Glänzendſte aus. Potemkin genoß ſolcher Triumphe als eines ſeinem Genius gebührenden Tributs, in Beziehung auf alle ihm gleichſtehende, mit dem übermüthigen Dünkel des Despoten, während er gegen Catharina ſelbſt ganz ſchmeichleriſche Hingebung, demuthsvolle Unterwürfigkeit war. Immer ſchien es nur ihre Nähe, die ihn beſeelte, begeiſterte und ihn liebenswürdig, geiſtvoll, angenehm erſcheinen ließ, indem Andere nur den launiſchen, übermüthigen Sohn des Glücks in ihm zu ertragen hatten, deſſen excentriſches Betragen nicht ſelten Allen zur Plage ward.

Er lachte innerlich der Getäuſchten, welche ſeine Schöpfungen mit geblendetem Auge anſtaunten, und wünſchte ſich Glück zu der Leichtigkeit, womit es ihm gelang, nächſt ſeiner Monarchinn ſo viele kluge, welterfahrne, geiſtreiche Männer zu täuſchen, und das immer höher ſteigende Vergnügen an dieſer Reiſe, welches die Erſtere an den Tag legte, ihre ſich ſo

ſchmeichelhaft ausſprechende Zufriedenheit mit allen ſeinen Anordnungen regten die kühnſten, ausſchweifendſten Hoffnungen ſammt den alten, nie ganz aufgegebenen Planen ſeines nie zu ſättigenden Ehrgeizes von Neuem an.

Je höher indeß in dieſem Kreiſe die Luſt und das Vergnügen ſtieg, um ſo entſchiedener zog in düſtrer Verſtimmung ſich ein Weſen davon zurück, unfähig, mit einer untergeordneten Rolle darin zufrieden zu ſeyn, nämlich die Fürſtinn Helene. — Die ungewöhnliche Heiterkeit, womit ſie dieſe Reiſe angetreten, hatte ſchon in Kiew ſich zu verlieren angefangen. Während der Waſſerreiſe, und in eben dem Maaße, als die Zufriedenheit der Kaiſerinn ſich ſteigerte, und Potemkin immer glänzendere Triumphe der Gunſt und des Beifalls feierte, ſchwand ſolche mit jedem Tage mehr dahin, und bald mußte ein fortdauerndes Uebelbefinden ihr zum Vorwand dienen, die kaiſerliche Galeere, auf welcher ihr Rang dieſen Platz angewieſen, zu verlaſſen, und ſich auf eines der andern Fahrzeuge zu begeben, wo ſie unbeachtet und ungeſtört ihrer Stimmung nachhängen konnte. Sie wies hier jede Geſellſchaft, und ſelbſt Afanasjas Nähe, welche ſie zu pflegen von ihrer Pflicht im kaiſerlichen Gefolge auf unbeſtimmte Zeit entlaſſen, und ihr dahin gefolgt war, zurück, und ſaß Tage lang in düſterem Sinnen an dem Fenſter der Kajüte, die bunten Bilder anſtarrend, welche gleich den Geſtalten einer Zauberlaterne an ihr vorüberſchwebten. Alle Anmuth der

Gegenſtände, woran der Zug vorüberſchiffte, vermochte nicht, ſie ihrer düſtern Stimmung zu entreißen, ja dieſelbe ſchien vielmehr dadurch nur erhöht zu werden, und ein bitteres, verächtliches Lächeln wechſelte in ſolchen Fällen nur mit der tiefſten Gleichgültigkeit.

Nur bei dem Anblick der unzähligen Fahrzeuge, welche fort und fort den Reiſezug umſchwärmten, und mit Bewohnern der Umgegend, wirklichen oder verkleideten Landleuten, bevölkert waren, ſah man zuweilen jene ſtarre Gleichgültigkeit verſchwinden, den kalten Blick ſich beleben, und ſie mit Aufmerkſamkeit die vorüberſchwebenden Barken betrachten und muſtern. Die Schauluſt drängte die Meiſten raſch vorüber, um die Spitze des Zuges zu erreichen, wo die Kaiſerinn in Mitten ihres Hofes zu ſehen war, die gewöhnlich auf offenem Verdeck unter einem golddurchwirkten Gezelt zu verweilen, Thee zu trinken, oder ſich zu unterhalten pflegte.

Eine kleine Barke aber ſchwamm zum öftern dicht neben Helenens Fahrzeug hin. Zwei flinke Ruderer lenkten ſie, und in der Mitte ſaß ein Mann, der bald als Schiffer, bald als Landmann oder als Jäger gekleidet das Fenſter der Kajüte, an dem ſie ſaß, mit verlangendem Blicke hütete. Zuweilen auch ruhte eine Art von Cither in ſeinem Arm, und in den ſpäten Stunden, wenn die Sonne geſunken, der Lärm des Zuges verſtummt war, und die Abendkühle das luſtige Gefolge verſcheucht hatte, ertönten dann zu Zeiten wunderbare, nie gehörte Klänge von der-

ſelben; Klänge eines tiefen, alle Luſt verhöhnenden Schmerzes, einer jeden Troſt verſchmähenden Klage, die dann wieder mit wild herausfordernden, kriegeriſchen Weiſen wechſelten, welche in dem weichen, verlangenden Sehnſuchtsgeflüſter rührender Molltöne erſtarben. Niemand achtete ſonderlich auf die einfache Muſik des einſamen Schiffers, denn man war es gewohnt, den ganzen Tag über dergleichen weit volltönender, aus den begleitenden Barken oder von der auf die Hauptſchiffe vertheilten Capelle des Fürſten zu vernehmen. Gleichwohl aber horchte ein Ohr derſelben mit geſpannter Aufmerkſamkeit, in einer Bruſt weckte ſie eine Welt von Gedanken und Ahnungen. — Helene war es, die mit ſtiller Luſt die Weiſen des geheimnißvollen Schiffers vernahm, und eine der eignen verwandte Stimmung darin erkannte. Ihr ſcharfes Auge hatte auch alsbald, obſchon er täglich die Maske wechſelte, den Tartar-Prinzen in dem Schiffer erkannt, und nicht lange, ſo hatte ſich ein Verſtändniß zwiſchen Beiden gebildet, welches, über die Luſt einer flüchtigen Intrigue hinaus, ſich noch ganz andern Wünſchen, Hoffnungen und Beſtrebungen, wie Jedes ſie im geheimſten Innern des Herzens barg, zuwendete.

Aber auch die Liebe zweier unſchuldigen Herzen wußte die Gunſt der Umſtände zu ihrem Vortheil zu benutzen, und unter tauſend kleinen Liſten und Verkappungen ihre Sehnſucht zu befriedigen. Ewald hatte zwar größtentheils die Oberleitung ſo vieler,

weitläuftiger und mühſamer Veranſtaltungen, und war in ſolcher Eigenſchaft dem Zuge faſt immer um eine oder mehrere Tagereiſen voraus. Aber er hätte nicht lieben müſſen, hätte es ihm an Mitteln oder Erfindungsgeiſt gefehlt, der Geliebten nicht demohngeachtet von Zeit zu Zeit zu nahen, um wenigſtens aus dem Strahl ihres Blickes eines liebenden, obſchon ſtummen Grußes, Seligkeit und Beruhigung für ſeine ſehnenden Wünſche zu ſaugen. Und wie unerſchöpflich war er in Erfindungen zu dieſem Zwecke! Wie oft überraſchte Afanasja ſeine unerwartete, ungeahnete Nähe, und weckte ſie aus ihren Sehnſuchtsträumen zu einer ungehofften, holden Wirklichkeit! Wie oft gaben Zeichen, nur ihr erkennbar, es kund, daß Ihr Bild ihn umſchwebe, daß er Sie ſich als die Göttinn gedacht habe, der alle dieſe Anſtalten galten.

Ein an Bäumen, die ſie vorzugsweiſe liebte, aufgehängter Kranz, Bänder von ihrer Lieblingsfarbe zwiſchen dem Grün der Gebüſche flatternd, ein ihr werthes Lied, von den Landleuten eingeübt und geſungen, Alles dieſes bildete eine Sprache zwiſchen den Liebenden, beredter als Worte, und nur ihnen verſtändlich. Wie hätten ſie, ſolchem Rauſche dahin gegeben, noch der Zukunft gedenken ſollen, und wann überhaupt gedenkt die Liebe ihrer?

Die Wasserreise hatte ihr Ende erreicht, und die erhabene Frau, welcher ein lächelndes Geschick die höchsten Triumphe der Macht und Erdengröße zugedacht, stieg, nachdem sie während der Fahrt auf dem Flusse die Huldigungen des Königs von Polen in einem kurzen Besuch angenommen, an das Land, um den Kaiser Joseph zu empfangen, den das Verlangen, die Monarchinn persönlich kennen zu lernen, sammt seiner Lust am Reisen bewogen hatten, sich zu einer Zusammenkunft mit ihr hier einzufinden. Wohl war es ein glänzender und großer Augenblick, der die Beherrscher so großer Reiche, Beide in gleichem Maaße durch hohe Bildung und glänzende Geistesgaben ihr Zeitalter verherrlichend, hier zusammenführte. Auch ward dies von Allen empfunden, die sich in der Nähe der Monarchinn befanden, und eine Art von Trunkenheit des Glücks und Vergnügens schien sich Aller zu bemächtigen.

Der Kaiser schloß sich von hier, unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein, dem Reisezuge an, und wie die hohen Häupter sich des Zwanges der Etikette und des Hofgepränges scheinbar entäußert, so fühlten Alle sich gewöhnlichen Verhältnissen und Umständen entrückt, um allein die Herrschaft des Geistes walten zu lassen, und nie hatten Genie und Verstand, Witz und Scharfsinn, Feinheit und Unterhaltungsgabe die Schwingen glänzender entfaltet, als in den Kreisen, die dieser sonderbare Hof mitten in den russischen Steppen unter den Heerden der Nomaden

bildete, die oft ganze Tagereisen hindurch die einzige Belebung unermeßlicher baumloser Graswüsten ausmachten. —

Aber auch hier wußte Potemkins Geist und Erfindungsgabe Alles aufzubieten, den Sinn über die Entfernungen zu täuschen, und der Einförmigkeit ein belebtes Ansehn zu geben. Nichts war so gering, was nicht benutzt worden wäre, um da, wo die Natur nichts anders darbot, einige Abwechselung hervorzubringen, und wo man es am wenigsten erwartete, nahm öfters ein Lager prächtiger, reich meublirter Gezelte, wie von Feenhand mitten in die Einöde hingezaubert, die ermüdete Gesellschaft auf. Nicht selten erschienen dann, wie auf den Wink eines Zauberers, ganze Schwärme donischer und zaporianischer Kosaken in ihrer sonderbaren Tracht auf ihren flüchtigen, beweglichen Pferden, und führten vor der Monarchinn ihre kriegerischen Uebungen und Lanzenspiele auf, welche durch den Glanz ihrer Waffen nicht weniger in Erstaunen setzten, als durch Gewandtheit, Körperkraft und die ihnen eigne Schnelligkeit der Bewegung. Vor Allen zeichnete sich hier Prinz Dewlet Gheri aus; an Schönheit und Adel der Gestalt, wie am Herrscherblick des Gebieters unter der Menge hervorragend, hätte Jeder ihn für einen gebornen Beherrscher dieser Söhne der Wildniß erkennen müssen, auch wenn nicht die Pracht seiner Kleidung und Waffen, sammt den Zeichen hoher, kriegerischer Würde ihn als einen Mann hohen Ranges kund ge-

than hätten. Ueberall befehligte er den glänzendsten Theil der Waffenspiele vor den Augen der Monarchinn, und wenn er hier den ganzen Stolz und den gebieterischen Ernst des Orientalen zu Tage legte, so sahe man ihn nach geendigten Uebungen als geschmeidigen Hofmann in Potemkins Gefolge, den ein Beifallswort der Monarchinn entzückte und zu immer höherem Eifer anzufeuern schien.

Für Ewald hatte sich jetzt die Schwierigkeit, die Geliebte zu sehen, vermehrt, obschon er weniger beschäftigt, als während der Wasserreise, sich mit den übrigen Reisebeamten in einiger Entfernung dem Zuge voraus befand, um den Anordnungen vorzustehen, welche hier zur Bequemlichkeit der hohen Reisenden auszuführen waren. Aber er wußte es gleichwohl möglich zu machen, unter dem Schutze der Nacht auf einem jener flüchtigen Renner den Weg zurückzumachen, der während des Tages oft nicht ohne mancherlei Beschwerde gemessen war, und unter irgend einer Verkleidung der Geliebten zu nahen. Wie hatte dann die Beschwerde, womit sie erkauft worden, den Werth solcher Augenblicke erhöht, und wie selig dünkte sich Ewald, wenn Asanasja, die durch irgend eine List und mit Hülfe einer vertrauten Dienerinn sich aus ihrer Umgebung hinwegzustehlen gewußt, in seinen Armen, an seinem Herzen lag, und eins aus des andern Blicken Freudigkeit, Glück und Wonne schöpfte! Wohl erneuerten sie hier unter dem Sternengewölbe des ewigen Himmels die Gelübde der Zärt-

lichkeit und unwandelbaren Treue. Aber es war nicht mehr mit der ungetrübten Wonne der sich selbst genügenden Liebe. Schon mischte die Sorge ihren bittern Tropfen in den Freudenkelch, und die Zukunft mit ihrer ungewissen formlosen Gestaltung stand nicht selten wie ein unheildrohendes Gewölk vor den Liebenden, die nur immer stärker und sehnsuchtsvoller empfanden, daß sie nicht ohne einander leben konnten. Afanasja hatte jetzt viel von Helenens despotischer Härte und ihrer düstern Laune zu ertragen. Ganz allein stehend unter den Frauen des kaiserlichen Gefolges, welche mit dem stillen, schüchternen Mädchen nichts anzufangen wußten, war sie nur einzig auf die stolze Verwandte angewiesen, welche sie nur um sich zu dulden schien, um ihr träumerisches Wesen und sanfte Sinnesart zu schelten, und die, je verstimmender die Außenwelt sie berührte, mit um so bittererm Groll auf die Unschuldige blickte, welche allein das Gefühl, ihn durch nichts verschuldet zu haben, und das Bewußtseyn von Ewalds Liebe, in solcher Drangsal aufrecht erhielt. Ach, er erkannte nur allzuwohl die Quelle jenes Grolles, aber er hielt fest an dem Vorsatz, gegen Afanasja über Alles zu schweigen, was er von ihrer Abkunft wußte, um nicht ihr weiches Gemüth durch die Kenntniß von so unnatürlichen Verhältnissen und der Fühllosigkeit derjenigen, der sie das Leben verdankte, noch schmerzlicher zu verletzen. Um so unermüdlicher aber sann er darauf, wie es ihm gelingen möchte, das heißge-

liebte Mädchen der Tyrannei einer herz- und liebloſen Mutter für immer zu entreißen. —

Die Reiſe wandte ſich nun allgemach ihrem Zielpunkt zu; war dieſer erreicht, ſo waren auch Ewalds Dienſte beendet, und er hatte ſeinen Gebieter nun bereits hinlänglich kennen gelernt, um zu wiſſen, daß ihm alsdann nichts anders bevorſtehen würde, als in das vergeſſene Dunkel zurück zu treten, aus dem er ihn hervorgezogen. Potemkin pflegte fürſtlich, ja kaiſerlich zu ſchenken, aber karg und ungern, und ſelten im Verhältniß der Dienſte, ſo er empfangen, zu belohnen. — Ewald hatte aus den Geſchenken, die ihm als Zeichen der Zufriedenheit des Fürſten von Zeit zu Zeit waren geſpendet worden, ſo viel geſammelt, als ihm nöthig dünkte, um bei Fleiß und Genügſamkeit eine beſcheidene Exiſtenz im Vaterlande begründen zu können, und er dachte, die Geliebte zu bewegen, in eine heimliche Flucht einzuwilligen, denn nie, das leuchtete ihm ein, würde Helene dahin zu bewegen ſeyn, ihre Einwilligung zu einem Bündniß ihrer angeblichen Verwandtinn mit dem unbedeutenden Fremdling zu geben, und mehr als ein Mittel ſtand ihr zu Gebote, um ſolches, ſobald ihr nur die geringſte Ahnung dieſes Verhältniſſes aufging, für immer zu zerſtören. Um ſo eifriger war daher Ewald darauf bedacht, wie er jenes Vorhaben zur Ausführung bringen möchte, und mit Verlangen ſah er der weitern Fortſetzung der Reiſe in das Innere der Krimm entgegen, wo die Nähe der Seehäfen ſeinen

Planen günſtig war. Zugleich aber empfand er nicht ohne Beſorgniß die Nothwendigkeit, ſich bis dahin gedulden zu müſſen; denn ſchon hatte er Urſache, ſich nicht unbeobachtet zu glauben. Oft auf den nächtlichen Wegen war eine Geſtalt an ihm vorübergeſchlüpft, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit erregt hatte. Ein Mann von hohem Wuchs war es, der entweder ihm begegnend, oder plötzlich vor oder hinter ihm aus einem Gebüſch oder dem hohen dichten Graſe auftauchend, ſich in ſeiner Nähe befand. Sein Geſicht war geſchwärzt und unkenntlich, ſeine Verkappung tief und undurchdringlich, doch kam es Ewald vor, — wenn anders der Dämmerſchein der Nacht oder die aufgeregte Stimmung ſeines Innern ihn nicht täuſchte, als blitzte im raſchen Vorübereilen ein feurig kühnes Augenpaar ihn ſcharf und durchbohrend an, und als laure der Fremde, ſo wenig er auch ihn zu beachten ſchien, auf die Richtung und das Ziel ſeines Weges. Umſtände, welche ihn bewogen, ſich fortan nicht mehr anders, als ſcharf bewaffnet auf dieſe nächtlichen Wanderungen zu begeben.

Die Söhne des Nordens genoſſen mit Entzücken der Luſt, die milden Lüfte des Südens zu athmen, und unter Citronen- und Granatenhainen zu weilen. Wer aber von den fremden Begleitern der Monarchinn unter Valencias idealiſchem Himmel gewandelt, wer in Neapels und Genuas Duft und luſterfüllter Atmoſphäre geſchwelgt hatte, der mußte mit Erſtaunen

gestehen, in dem südlichen Landstrich des alten Tauriens ein neues Oden gefunden zu haben, würdig, den gepriesensten Wohnplätzen unsers Welttheils zur Seite gestellt zu werden.

Im Rücken der Reisenden lag nun die Steppe mit ihren Einöden und Beschwerden, und die eigentliche Krimm, das alte Reich der Khane, war ihnen aufgethan. Mit welcher Lust ward dieser Boden durchzogen, den die Natur mit ihren reichsten Gaben für unschuldige und glückliche Völker schien geschmückt zu haben. Reizende, von hohen Gebirgen umschlossene Thäler, wie zu Wohnungen des unverbrüchlichsten Friedens geschaffen, mit freundlichen Tartarendörfern bebaut, wo schattige Gärten sich um die Hütten zogen; spiegelklare Bäche, welche den Weinstock bewässerten, der an schön gewölbten Hügeln grünte; hohe Minarets, deren schlanke Spitzen aus dem Grün der Pappeln und Thercbinten hervorschauten, friedliche, auf dem frischesten Wiesengrün weidende Heerden, dies Alles gab die holdesten Landschaftsbilder, mit welchen majestätische Fernblicke auf das ruhige Meer und die wolkengekrönten, höhern Gebirge auf das Anmuthigste wechselten. Eine selige Schwärmerei bemächtigte sich jedes nur irgend dafür empfänglichen Gemüths. Ewald vor Allen mit dem klassischen Alterthum vertraut, und von Empfindungen durchglüht, die selbst die Steppe ihm mit den Reizen des Paradieses geschmückt hätten, lustwandelte mit nicht zu sättigendem Entzücken auf diesem Boden, athmete diese lauen, von Wohlgerüchen durchwürzten Lüfte, und

genoß die Wunder der himmliſchen, ſtillwarmen Nächte, wo ein zwiefaches Sternenheer am Himmel und im Ocean glänzte, auf welchem das kleinſte Wellengekräuſel in tauſend flammenden, phosphoriſchen Funken ſchimmerte.

Catharina hatte nicht ſobald den Boden Tauriens betreten, als eine ſtarke Abtheilung tartariſcher Reiterei, reich gekleidet und aufs Glänzendſte bewaffnet, ſie mit kriegeriſchen Ehren empfing, um ihr als Herrſcherinn zu huldigen. Fürſt Dewlet Gheri, welcher dem Zuge um einige Tagereiſen vorausgeeilt war, ſtand hier an der Spitze ſeiner von ihm befehligten Landestruppen, und bat im Namen derſelben, daß ſie es ſich gefallen laſſen möge, ihre Begleitung auf der fernern Reiſe als Ehrenwache anzunehmen.

Wohl zuckte ein leichter Schrecken bei dieſem Vortrage durch die Bruſt von Manchem unter den ſie umgebenden Hofleuten. Sie ſelbſt aber, allem Großartigen und Kühnen hold, und unfähig kleinlichen Beſorgniſſen Raum zu geben, willigte freundlich in ſolches Begehren, und muſterte vergnügten Blickes die glänzenden Reihen dieſer Krieger, der Abkömmlinge jener „goldnen Horde," welche in uralten Zeiten nicht ſelten den Thron der Czaren beunruhigt hatte. Dewlet Gheri aber richtete ſich höher auf ſeinem Roſſe empor, und aus ſeinen funkelnden Blicken leuchtete die ſtolze Freude, ſolcher Huld gewürdigt zu ſeyn, und ſprach ſich in allen ſeinen Bewegungen aus.

Baſchtſchi Seral, die Reſidenz der ehemaligen Khane,

war erreicht, und in dem verödeten Wohnsitz derselben nahm die neue Herrscherinn des Landes Platz. — Alles, was sie umgab, war geeignet, Catharinens Brust mit dem Hochgefühl des Herrscherstolzes zu schwellen; denn sie befand sich als Gebieterinn dieser Räume mitten in einer orientalischen Stadt, die vor Kurzem noch ihrem Volke und Glauben feind, jetzt ihrem Scepter unterworfen war. Zwar fehlte es auch nicht an Anlässen zu mancher ernsten Betrachtung, und die zerstückelte Pracht dieses alten Fürstensitzes, die pomphaften Inschriften an den Wänden der in arabischem Styl verzierten Gemächer, die vergoldeten Gitterwerke und Schränke, mitten unter Erzeugnissen eines neuern europäischen Luxus, predigten laut und vernehmlich von der Vergänglichkeit aller Macht und Herrlichkeit auf Erden. Eine noch ernstere Mahnung daran waren einige ergraute Diener des letzten Beherrschers, welche noch in den Nebengebäuden des Palastes wohnten, und in ihrer türkischen Kleidung in den verödeten Gärten und Hallen umherschlichen, und mit scheuen, verwunderten Blicken auf die neue Herrlichkeit schauten. Solche Stimmen aber verhallten unvernommen unter dem Geräusch der Feste, womit Potemkin den Aufenthalt in dieser Stadt, welcher einen Ruhepunkt der Reise bilden sollte, verherrlichte, und nur hier und da mochte ein ernst gestimmter Geist, ein philosophisch betrachtender Sinn ihnen Gehör geben.

Einst saß Ewald, von ähnlichen Gefühlen erfüllt, gegen Abend in einer einsamen Gegend des Gartens,

beſchäftigt, die herrliche Façade eines Pavillons in ara-
biſchem Geſchmack, wie ſie aus hochſtämmigen Roſen
und Granatengebüſch hervorſchaute, zu zeichnen. Da
trat ein Mann zu ihm in einfacher Kleidung und ſah
mit Antheil dieſer Beſchäftigung zu, Bemerkungen ein-
ſtreuend, welche eben ſo viel Einſicht und Geſchmack,
als vertraute Bekanntſchaft mit Kunſt und Wiſſenſchaft
verriethen. Ewald, von dem anziehenden Geſpräch
gewonnen, antwortete mit Verſtand und Lebhaftigkeit,
und ſah es gern, als der Fremde ihn aufforderte, den
Zeichenſtift für jetzt ruhen zu laſſen, und einige Gänge
mit ihm durch die einſamen Parthieen des Gartens zu
machen. — Bald bewegte ſich das Geſpräch im Gebiet
derſelben Vorſtellungen und Gedanken, welche Ewald
zuvor beſchäftigt, und es zeigte ſich deutlich, daß auch
Anklänge derſelben Art die Seele des Fremden erfüllt
hatten. Ewald fühlte ſich auf eigene Weiſe davon er-
griffen. Es lag etwas unbeſchreiblich Anziehendes in
den blaſſen und edlen Zügen des Mannes, ſeinem Blick
und dem feinen Lächeln, welches bald der gutmüthigſten
Theilnahme, bald dem Humor eines aus ſeltner Höhe
auf das Leben herabblickenden Geiſtes anzugehören ſchien.
Dabei lag bei aller Einfachheit ſeiner Erſcheinung ein
Adel in ſeinem Weſen, nicht weniger von einer, allem
Erhabenen und Großen zugewendeten Seele, als von
einer ausgezeichneten Stellung in der Geſellſchaft zeu-
gend. Nicht lange, ſo hatte der Fremde Ewalds ganze
Verhältniſſe erfragt, ſeine Geburt und Herkommen,
ſeine Stellung in Potemkins Gefolge, ſeine ſehnſuchts-

volle Liebe zum deutschen Vaterlande, von wo nur allein der gänzliche Mangel an Mitteln zum Fortkommen ihn fortgetrieben, dies Alles trat aus dem ungewöhnlich bewegten Herzen, er wußte selbst kaum, wie es geschahe, auf die Lippen, und nur sein Verhältniß zu Nanatja war das einzige, welches er verschwieg, obschon es dem scharfen Blick des Fremden nicht entgehen mochte, daß der Wunsch, ein geliebtes Wesen dort heimzuführen, nicht geringen Antheil an dem lebhaften Verlangen des jungen Mannes nach einer begründeten Stellung gehabt haben mag. Wenigstens verrieth das gutmüthig schlaue Lächeln und einige leicht hingeworfene Fragen, daß der Fremde mit dem Scharfblick eines geübten Menschenkenners in der Seele desselben las. Schon sann der Letztere, die Offenheit fast bereuend, wozu das herzgewinnende Wesen des Fremden ihn unwillkührlich hingerissen, darauf, wie er auf eine geschickte Weise wieder einlenken möchte als plötzlich mehrere Herren des Hofes aus einem Seitengange hervortraten, und ihr ehrfurchtsvolles Grüßen ihm den hohen Rang seines Begleiters, der Niemand anders als Kaiser Joseph war, erkennen ließ. Dieser edle Fürst liebte es zuweilen, allen Prunk des Hoflebens abzustreifen, und in einfacher Kleidung ohne alle Zeichen seiner Würde die Kühle der erfrischenden Abendstunden in einsamen Spaziergängen zu genießen. Auch jetzt schien das Dazwischenkommen der Hofleute ihm nicht ganz angenehm zu seyn; bevor aber noch die Verlegenheit Ewalds allzupeinlich werden konnte, grüßte

er denſelben entlaſſend, indem er noch mit der ihm eigenen Huld hinzuſetzte:

„Es hat mich gefreut, junger Mann, Sie kennen gelernt zu haben, und es wird, ich wünſche es, nicht das letztemal geweſen ſeyn, daß wir mit einander ſprachen.“

Die kleine Begebenheit ließ einen tiefen, wohlthuenden Eindruck bei Ewald zurück. Er dachte mit Begeiſterung daran, dem mächtigſten Fürſten Deutſchlands, der zugleich einer der edelſten Söhne deſſelben war, gegenüber geſtanden, und — Joſephs wohlwollender Blick ſagte es ihm — einen Gönner an ihm gewonnen zu haben. Jetzt ſtand er nicht mehr ſchutz- und hülflos, ein Fremder unter dem fremden Volke! — und das Nachdenken der nächſten einſamen Stunden reifte den Vorſatz in ihm, ſeine Flucht mit Aſanaſja zu beſchleunigen, ſie aus einem der nächſten Seehäfen nach Conſtantinopel zu führen, von hier aus aber Wien zu gewinnen, um ſich daſelbſt dem Kaiſer Joſeph zu Füßen zu werfen, und ihn zu bitten, ihm einen, ſeinen Beſtrebungen angemeſſenen Wirkungskreis in ſeinen Staaten zu gewähren.

Wirklich ſchienen auch die Verhältniſſe ihn immer beſtimmter zu ſolchem Schritt hinzudrängen. Auf Aſanaſja's Seele laſtete eine Schwermuth, welche die flüchtigen Augenblicke des Beiſammenſeyns, ſo den Liebenden vergönnt waren, trübte, und welche bei Ewalds rührender Zärtlichkeit ſich nur zur wehmüthigſten Trauer geſtaltete, ohne jemals einer heitern Zukunftsahnung

Raum zu lassen. Als er in der Nacht, die jenem Ereigniß folgte, an der vertrauten Stelle ihrer harrte, sank die Geliebte unter strömenden Thränen an seine Brust und rief: „Rette mich Ewald, wenn Du es vermagst, aus den Händen dieser Frau, die mit verderblicher Macht in mein Daseyn eingegriffen; rette mich bald, oder laß uns auf ewig Abschied nehmen!“

Thränen hemmten aufs Neue ihre Sprache und es währte lange, bevor Ewalds Tröstungen, seine ermuthigenden Worte, sie soweit beruhigten, sich bestimmter mittheilen zu können.

„Du kennst,“ sprach sie endlich, „Helenens düstre Stimmung, die unter dem Vorwand körperlichen Leidens, sie fortdauernd vom Hofe entfernt hält, und sie den entlegensten Winkel dieser Stadt zur Wohnung hat aufsuchen lassen, um hier ihre wenigen Umgebungen, und vor Allen mich, die sie, so wenig ich ihr auch seyn kann, mit unerschütterlichem Eigensinn an sich gekettet hält, alle Strenge ihrer Launen und der Erbitterung, die ihr Leben vergiftet hat, empfinden zu lassen. — Ihr finstres Brüten, die Briefe, die sie heimlich wechselt, die vermummten Gestalten, welche bei nächtlicher Stunde zu ihr schleichen, und mir es möglich werden lassen, Dich von Zeit zu Zeit zu sehen: nicht weiß ich, was dies Alles zu bedeuten hat. Wie vermöchte ich, Unerfahrne, zu ergründen, was diesen stolzen, von gewöhnlichen Verhältnissen abgewendeten Sinn beschäftigt! Aber Gutes, ach Ewald, Gutes ist es nicht!

Heute endlich, — sie hatte durch einen karaitischen Juden, welcher des Handels wegen zur Stadt gekommen, Briefe empfangen, gelesen, und sie sofort den Flammen geopfert, — saß ich mit meiner Laute ihr gegenüber. Ich hatte lange gespielt, gesungen, ohne daß es schien, als achtete sie darauf. Plötzlich rief sie mich zu sich, aus ihren Zügen sprach eine ungewöhnliche Milde, und mich bei der Hand ergreifend, rief sie, mich zu sich ziehend:

„Afanasja! Ich werde in Kurzem dieses Land, diesen Hof und alle diese, mich längst in tiefster Seele anekelnden Verhältnisse auf immer verlassen, und Niemand als Du soll mich begleiten. Bereite Dich, jedoch im tiefsten Geheimniß darauf vor, mir, sobald ich es verlange, jeden Augenblick folgen zu können!“

Ich kniete entsetzt an dem Ruhebett, worauf sie lag, und die Angst, Dir vielleicht spurlos entrissen zu werden, preßte mir die Frage aus, wohin sie zu gehen beabsichtige?

„Du wirst es erfahren,“ war die Antwort. „Es ist jetzt noch nicht Zeit, davon zu sprechen. Aber,“ fuhr sie noch immer im Ton milder Güte, und indem sie mir sanft die Wange streichelte, fort, „wirst Du auch gern mit mir gehen, Afanasja?“

Ich hatte keine andere Antwort auf diese Frage, als Thränen. Der sanfte Ton, den ich noch nie von ihr vernommen, die ungewohnte Liebkosung, es drang mir wunderbar ans Herz, und schon rang ich mit dem Entschluß, ihr Alles zu entdecken und ihre Einwilligung zu

unſerm Bündniß zu erflehen. Da zog ſie raſch die Hand, welche ich an meine Lippen gepreßt hielt, zurück, und indem ſie ſich ſtolz empor richtete, rief ſie mit der gewohnten Härte:

„Gern oder nicht! Es gilt mir gleich, Du mußt mit mir gehen! Steh' auf, faſſe Dich! Wozu dieſe albernen Thränen! Ich ſehe ſie ungern an Dir! Es paßt ſchlecht für Dich, wie eine Romanheldinn zu weinen! Herzlich ſchlecht für die Tochter — — —" Sie hielt plötzlich inne, ihre Züge verfinſterten ſich, ſie griff mit Ungeſtüm nach der Klingel. Ihre Frauen erſchienen, und ich floh in die Einſamkeit meines Kämmerchens, um ungeſtört zu weinen."

Auch Ewald erfüllte dieſer Bericht mit den bängſten Beſorgniſſen und da ſich von Helenens Charakter kein langes Zögern in einem einmal gefaßten Entſchluſſe erwarten ließ, ſo ſchien den Liebenden nichts übrig zu bleiben, als demſelben, durch eine ſo bald als möglich bewerkſtelligte Flucht zuvor zu kommen. Die lebhafte Schiffarth dieſes Küſtenſtriches ſchien auch ein ſolches Vorhaben ganz ungemein zu begünſtigen. Die Menge kleiner Buchten, von denen die Küſte durchſchnitten, beherbergten viele kleine Fahrzeuge, von denen gegen gute Bezahlung leicht eins gewonnen werden konnte, die Flüchtlinge nach einem der nahe liegenden türkiſchen Hafenplätze zu bringen. Ewalds ungeduldiger Haſt aber, und der Furcht, die Geliebte unwiederbringlich zu verlieren, welche ſich plötzlich ſeiner Einbildungskraft bemächtigt hatte, dünkte Alles gewonnen zu ſeyn, wofern es ihm

nur gelänge, Afanasja Helenens Willkühr zu entreißen. Jede Sorge für die fernere Zukunft verschwand vor dieser Vorstellung, und Beide schieden für jetzt, erheitert durch die Hoffnung eines glücklichen Gelingens, und von dem Gedanken beseligt, einander in der Zukunft ganz und ohne neue Trennung anzugehören.

Ewald hatte den übermorgenden Abend zur Ausführung seines Vorhabens bestimmt. Ein prachtvolles und großartiges Feuerwerk sollte an demselben die Monarchinn überraschen und zugleich der Schlußpunkt ihrer glanzreichen Erscheinung und ihres Aufenthalts in dieser Stadt seyn, denn nur einen Tag noch gedachte sie zu verweilen, um dann noch der Weihe eines Platzes, auf welchem nach Catharinens Bestimmung eine christliche Kirche neben den mohamedanischen Tempeln sich erheben sollte, beizuwohnen. Sie selbst beabsichtigte, als Begründerinn christlicher Herrschaft in diesem Landesstrich auch den Grundstein zu dieser Wohnstätte christlicher Gottesverehrung zu legen, und die Gegenwart des ganzen Hofes, die glanzvollsten Ceremonien sammt dem Krachen vieler, aus dem nahen Hafen von Sebastopol zu diesem Zweck herbeigeschafften Geschütze, waren bestimmt, diesen Augenblick zu verherrlichen und den gleichgültig stolzen Mohamedanern die Erhabenheit und Würde des Glaubens ihrer jetzigen Beherrscher zu verkündigen.

Ewald für seine Person war weniger mit den Anstalten zu dem in Geheim vorbereiteten Feuerwerk, als

mit denen zur zweiten Feierlichkeit beschäftigt, ein Umstand, welcher es ihm leicht machte, in dem noch dazwischen liegenden Tage alle Vorkehrungen zu seinem Vorhaben treffen zu können. Wirklich gelang es ihm mit Hülfe eines ihm sehr ergebenen tartarischen Dieners, der zugleich der russischen Sprache mächtig, ein Fahrzeug zu gewinnen, welches ihm nach einem der nächsten türkischen Landungsplätze bringen sollte, von wo eine weitere Flucht zu bewirken, nicht schwierig schien. Eine tiefe, unwegsame Schlucht, unfern der Terrasse, von welcher der Hof den Anblick des Feuerwerks genießen sollte, führte durch versteckte, nur den Landeseinwohnern bekannte Pfade zu einer kleinen Bucht, in welcher das gewonnene Boot lag. Diesen Weg gedachte Ewald mit Hülfe seines treuen Tartaren einzuschlagen, denn hier war ein Nachsetzen nicht leicht zu fürchten, auf den bekannteren Wegen aber die Bucht erst nach mehreren Stunden zu erreichen.

Asanasja hoffte in den Abendstunden sich leicht hinwegstehlen zu können, denn Helene pflegte diese stets in Einsamkeit hinzubringen. Ewald wollte ihrer in der Nähe ihrer Wohnung warten, eine tartarische Knabenkleidung aber, die er anzuschaffen Sorge getragen, konnte um so eher Asanasja's Entkommen erleichtern, da ohnehin zu der beabsichtigten Stunde alle übrige Hausgenossenschaft mit dem Anblick des Feuerwerks, welches auf mehreren, den Gärten des Schlosses nahe gegenüber liegenden Höhen angeordnet war, beschäftigt seyn würde.

Fürſt Potemkin hatte ſichs angelegen ſeyn laſſen, die Stunden dieſes Tages auf die heiterſte Weiſe auszufüllen.

Eine für die Kaiſerinn und ihren Hof angeordnete Spazierfahrt nach einem, etliche Stunden entfernten Luſtſchloſſe des letzten Theils mußte es möglich machen, die Vorkehrungen zu der ihr zugedachten Ueberraſchung ihren Blicken zu entziehen.

Die Reize dieſes lieblichen Aufenthalts, der auf einer Landſpitze gelegen, alle Schönheiten einer überreichen Natur mit den bezauberndſten Fernblicken auf das Meer vereinigte, verbunden mit einer erleſenen Bewirthung und dem Vergnügen einer geiſtreichen, durch die Auswahl der ſie begleitenden Perſonen, im Voraus angeordneten Unterhaltung. — Dies Alles war wohl geeignet, die hohe Frau während des größten Theil des Tages hier feſtzuhalten, und ihre Rückkehr dem Wunſch des Fürſten gemäß, bis zum Abend zu verzögern.

Ewald wandelte, von innerer Unruhe getrieben, am Nachmittage umher, planlos und mit dem Gedanken an ſein Vorhaben beſchäftigt, und die Möglichkeit des Gelingens gegen die Schwierigkeiten, bei ſich abwägend. Unvermerkt hatte er den Eingang jener Schlucht erreicht, die ſeine Flucht bergen ſollte. Es war ein tiefer Hohlweg, zwiſchen Felswänden, welche von beiden Seiten unzählige Spalten und Einſchnitte bildeten. In die meiſten derſelben war vor dem darin wuchernden Geſtrüpp kein Eindringen möglich, aber doch fand ſich hier der Eingang zu einem engen Fuß-

pfad, der unter vielfachen Krümmungen bis an das Gestade hinab lief, und zu jener vorhin erwähnten Bucht führte. — Aber nur der Landeskundige wußte ihn zu finden und zu verfolgen. Ewald, im Verlangen, sich jede Einzelnheit des Orts noch einmal recht scharf einzuprägen, wollte jenem Eingang nahen, als er zwischen den Gebüschen einen Mann in gemeiner tartarischer Tracht gewahr ward, welcher ihm den Rücken zukehrend, mit dem Arm gegen die Felswand gelehnt, hier auf Jemanden zu warten schien.

Ewald blieb stehen, doch auch der Andere wandte sich plötzlich, und stand nach ein Paar raschen Schritten ihm gegenüber. Es war Prinz Dewlet. Der gebieterische Blick, womit dieser ihn flüchtig maß, die rasche Bewegung nach dem Säbel, erinnerten Ewald urplötzlich an die Gestalt, welche ihm mehrmals auf seinen nächtlichen Wegen begegnet war. Aber auch jetzt drängte er sich rasch und trotzig an ihm vorüber, und nicht lange, so war er dem Blicke des Nachschauenden zwischen den Windungen des Weges entschwunden. —

Catharina war gegen Abend von der Lustfahrt zurückgekehrt. Das genossene Vergnügen hatte sie in die heiterste Stimmung versetzt, deren Abglanz aus ihren milden Zügen sprach und sich in erhöhter, geistiger Regsamkeit kund gab.

Prinz Dewlet empfing die Monarchinn bei ihrer Zurückkunft im höchsten Glanze an der Spitze der von ihm befehligten Ehrengarde. Nie hatte Catharina dem edelgestalteten Krieger und seiner stattlichen Schaar

huldvoller gelächelt, und nie hatte, wie es allen Anwesenden dünkte, dies Lächeln einen so triumphirenden Ausdruck stolzen Selbstgefühls über die Züge des tartarischen Prinzen verbreitet, als jetzt darin zu lesen war.

Lange darauf sahe man ihn noch beschäftigt, Befehle zu ertheilen und Anordnungen zu treffen, um von dem Platz, von wo aus der Hof den Anblick des Feuerwerks genießen würde, den Andrang der Menge und mithin jede Störung entfernt zu halten, und er selbst wählte in eigner Person die Posten, welche die Wache zu halten bestimmt waren, für diesen Zweck, und schien nicht müde zu werden, ihnen Befehle der Wachsamkeit einzuschärfen.

Die Kaiserinn hatte sich, um von der Fahrt auszuruhen, in ihr Zimmer begeben. Bald aber fand sie, von der Milde des Abends und dem erfrischenden Dufthauch der Gärten angelockt, sich bewogen, dies im Freien zu thun, und nicht lange, so sahe man sie, von wenigen vertrauten Hofleuten gefolgt, sich nach einer etwas höher als die übrigen Theile des Gartens gelegenen terrassenförmigen Allee begeben, wo sie zuweilen Thee zu trinken pflegte, und von wo der Anblick der umgebenden Höhen sich auf die reizendste Weise darstellte. Fürst Potemkin empfing hier seine Gebieterinn, und leitete sie auf einen für sie bereiteten Sitz unter einem prachtvollen Halbgezelte. Gleichzeitig langte von einer andern Seite Kaiser Joseph an, von seinem Gefolge begleitet und in eben dem Augenblicke, wo beide gekrönte Häupter einander nahten, erstrahlte auf

den benachbarten Höhen die Helle eines künstlichen Tages in prächtigen Feuergarben, und um die schön gewölbten Hügel zogen sich, plötzlich entglühend, gleich kolossalen Kränzen, mehrere Reihen farbigen Lichtes, das Auge zugleich bezaubernd und blendend. Gleichzeitig donnerten die Schläge des auf den Höhen aufgestellten Geschützes, und warfen Massen von Leuchtkugeln einander zu, welche, glänzende Bogen durch die Lüfte ziehend, ein aus Feuer gebildetes Triumphthor in denselben darzustellen schienen. Es war ein Anblick von überraschender Herrlichkeit, wohl würdig, sich als Schlußstein einer ganzen Kette von Ergötzlichkeiten und Festen anzureihen. — Auch lohnte dem Erfinder ein Lächeln frohen Erstaunens, das über Catharinens Antlitz sich verbreitete, und der enthusiastische Beifall der Menge. Selbst auf den Gesichtern der Mohamedaner entwich die geringschätzige Gleichgültigkeit, womit sie bis dahin die Erscheinung ihrer Beherrscherinn hatten an sich vorübergehen lassen, wenigstens auf Augenblicke, um einem Ausdruck froher Ueberraschung Platz zu machen.

An diesen ersten Akt der glänzenden Belustigung reiheten sich Mehrere, in den Zwischenräumen von der Capelle Potemkins mit angemessenen Tonstücken ausgefüllt. Es war während dem ganz dunkel geworden, und als am Schlusse des Schauspiels alle andre Lichter erloschen, und nur Catharinens Chiffre in riesenhaften Zügen und in dem blendendsten Strahlenschein allein von der Spitze der höchsten Anhöhe glänzte, da schien dieser Anblick an sinnreicher Wirkung doch alles Vor-

hergegangene noch zu überbieten, und ein ergreifendes Schweigen trat an die Stelle des früher so laut ertönten Beifalls. Darauf trat Fürst Potemkin zu der Gebieterinn, sie von dem Schauplatz hinwegzuführen, der ihr ferner nur das allmählige Erlöschen des großartigen Gemäldes darbieten konnte; kaum aber hatte sie sich von ihrem Platze erhoben, als in geringer Entfernung ein Pistolenschuß fiel, welchem Waffengeklirr und ein Geschrei mehrerer Stimmen folgte. Fürst Potemkin schaute sich zornerglühend um, und eine Regung des Schreckens schien während der Dauer eines Augenblicks sich seiner zu bemächtigen, welche jedoch Catharinens Geistesgegenwart schnell wieder dämpfte, indem sie mit ruhiger Stimme nach der Ursache des Lärmens zu forschen befahl, und zugleich den kaum verlassenen Platz wieder einnahm. Ein Umstand, der Alle zu bleiben zwang, obschon die Meisten, einer unbestimmten Furcht Raum gebend, sich gern entfernt hätten. Zugleich bemerkte man, so viel die Dunkelheit es gestattete, eine unruhige Bewegung unter der unten stehenden Menge, und ein dumpfes, irgend einen besonderen Vorgang ankündigendes Gemurmel ließ sich vernehmen. Die Adjutanten der Kaiserinn sammt Fürst Potemkins Offizieren flogen nach allen Richtungen und suchten, sich Bahn durch das Gedränge machend, die Ursache des Lärmens zu erforschen.

Asanasja hatte in der bangen Unruhe, womit sie selbst den nächsten Stunden entgegen sah, wenig von der leidenschaftlichen Spannung wahrgenommen, worin

während dieses ganzen Tags Helene in ihrem Closet, für jeden Zuspruch unzugänglich, obschon nicht unbeschäftigt, waltete. Sie schrieb, ordnete Papiere, opferte andre den Flammen, und packte Gold und Kostbarkeiten in eine Reise-Chatoulle, welches Alles auf ein Vorhaben besondrer Art schließen ließ. — Auch sprach der karaitische Jude, welcher längst freien Zutritt bei ihr hatte, wieder ein, und verweilte lange bei ihr.

Gegen Abend ward Afanasja zu ihr gerufen, um den Befehl zu empfangen, sich in den Reiseanzug zu kleiden, und ihrer weitern Anordnungen jeden Augenblick gewärtig zu seyn. Da wußte das beängstigte Mädchen, daß, wenn sie die eigene Freiheit retten wollte, keine Zeit mehr zu verlieren sey. Statt des Reisekleides aber legte sie die tartarische Kleidung an, und es gelang ihr ohne Schwierigkeit, aus dem Hause zu entkommen, und von Ewald, der ihrer schon wartete, zu der Mutter seines Tartaren geführt zu werden, von wo man, wenn der Abend weiter vorgerückt seyn würde, die weitere Flucht antreten wollte. Im Hause der Fürstinn vermißte Niemand das stille Mädchen, welches man gewohnt war, in ihrem Zimmer einsam weilen zu sehen. Sie selbst am wenigsten, deren Sinn und Gedanken jetzt mit ganz andern Dingen, als der Sorge um Afanasja beschäftigt waren.

So genossen die Liebenden eine Stunde heimlichen Glücks in der tartarischen Hütte, im Vorgefühl einer schon halb gewonnenen Freiheit.

Endlich erschien der günstige Augenblick. Von

Ewalds Diener geleitet, ſchlichen Beide im tiefern Abenddunkel durch die Gaſſen der alten Khanenſtadt, und gelangten unbehindert in das Freie. Leicht und behend wanden ſie hier ſich durch die Menſchengruppen, die unter der Terraſſe, wo der Hof war, ſtanden, das Feuerwerk zu ſchauen, und ſchritten dem Hohlwege zu, welcher nach jener Bergſchlucht hinunter führte. — Schon ſchien das Wageſtück geglückt, und ſchon preßte Ewald die Geliebte mit dem Arm, womit er ſie umfaßt hielt, um ihre Schritte zu ſichern, im Gefühl des Gelingens an ſeine Bruſt, als er plötzlich am Eingange des Hohlweges ſich dieſen durch vorgehaltene Lanzenſpitzen verſperrt ſah, und in tartariſcher Sprache ein Paßwort gefordert wurde, daß er nicht zu geben wußte. Vergebens verſuchte Ewald, ſich mit ſeinen Begleitern hindurchzudrängen. Er ſahe ſich plötzlich umringt und weit zurückgedrängt. Vergebens ſtrebte er, Aſanasja umfaßt haltend, ſich loszumachen, immer enger verdichtete ſich der Haufen um ihn her, immer näher wälzte ſich der Knäuel jener Terraſſe zu, und immer wilder drohten die Mienen der ihn umſtarrenden Tartaren, obgleich nur ein leiſes Murmeln und Flüſtern zu vernehmen war. Da machte plötzlich ein Mann ſich raſchen Schrittes Raum durch die Menge, und ſchien mit zornfunkelnden Blicken den Anlaß der Unruhe zu ſuchen. Nur zu wohl kannte Ewald dieſen Blick und dieſe gebieteriſche Geſtalt, die in bedeutungsvollen Augenblicken ihm mehr als ein Mal ſchon begegnet war. Es war Prinz Dewlet, obſchon wie Geſtern in der Tracht eines

gemeinen tartariſchen Soldaten. Gleichzeitig erhellte der letzte Strahl der Erleuchtung Ewalds Züge.

„Elender," rief Dewlet leiſe aber voll Ingrimm, „muß ich Dich immer auf meinem Wege finden! Stirb, nichtswürdiger Auflaurer!" und mit ſchneller Bewegung den ſchon gefaßten Dolch ſchwingend, zielte er nach Ewalds Bruſt, und würde nicht gefehlt haben, hätte nicht Aſanaſja mit einem lauten Schrei ſich dazwiſchen geworfen. Gleichzeitig griff Ewald, faſt inſtinktmäßig nach ſeinem Taſchenpiſtol, und raſch den Doppellauf abdrückend, fuhr der Schuß weithallend durch die Luft, ohne jedoch weder den Gegner noch ſonſt Jemand zu verwunden. Da blitzten im Moment hundert Säbelſpitzen, und mit Wuth entflammten Geſichtern drangen die Tartaren auf ihn ein, und ſchienen nur einen Wink des Gebieters zu erwarten, um Ewald niederzuſtoßen. Aber Dewlet Gheri ſtand einige Secunden lang wie in ſich verſunken. „Verloren!" ſprach er dumpf in ſich hinein, „und dieſer Elende hätte durchſchaut —" und mit neuerwachender Wuth den Urheber des Lärmens ins Auge faſſend, ſchien ſein Grimm jetzt mit höchſter Gewalt auszubrechen, als Aſanaſja mit lautem Jammerruf zu Boden ſank und des Prinzen Knie umfaßte.

Da verwandelten ſich, indem er ihr ſtarr ins Geſicht ſah, ſeine Züge. „Wie!" rief er, und die Hand, welche die tödtliche Waffe geſchwungen, ſank herab, „Fräulein, Sie?! — — So alſo! So war es!" Doch indem noch ſein fragender Blick halb erſtaunt, halb zürnend auf das beſtürzte Paar geheftet blieb, drangen

einige von Potemkins Officieren durch den dichten Haufen der ihre Säbel unruhig schüttelnden Tartaren, und forschten kurz und barsch nach der Ursache des Lärmens.

„Ein wunderliches Abenteuer in der That!“ lachte Dewlet mit bittrer Ironie, „fragen Sie dieſen, meine Herren, und den artigen Tartarenknaben, der ſein Antlitz ſo gern in den weiten Turban, den er trägt, verſtecken möchte, Beide werden Ihnen beſſer als ich den Anlaß des Auflaufs zu erklären im Stande ſeyn!“

Die Officiere blickten verlegen auf Beide, doch da ſie in der gemeinen Tracht weder Ewald und Afanasja, noch den Prinzen erkannten, ſo blieb der Sinn dieſer Rede ihnen unverſtändlich. Da ſie aber zugleich noch Mehrere von den ihrigen ſammt einigen Dienern mit Windlichtern herbeikommen ſahen, ſo rief der Eine, Ewald beim Arm faſſend:

„Ihr Alle drei ſeyd Arreſtanten, und folgt auf der Stelle zum Fürſten!“

„Immerhin!“ entgegnete Dewlet, und auf einen Wink ſeiner Hand öffnete ſich der dichtgedrängte Haufe der Tartaren. Ihre gezückten Säbel ſenkten ſich, und von den Officieren umringt, bewegte ſich die ſonderbare Gruppe der Terraſſe zu, auf deren Anhöhe der Fürſt von mehreren hohen Officieren und Hofherren umgeben ſtand, voll Ungeduld, den Rapport der entſendeten Officiere erwartend. Mit grimmiger Gebehrde und zornfunkelndem Blick ſah man ihn hin und her gehen,

in allen seinen Bewegungen die heftigste Unruhe ausdrückend. —

„Was giebts?“ schrie er sprudelnd vor Zorn den Officieren zu, welche, die Verhafteten hinter sich führend, ihm naheten, und um einen aufklärenden Bericht verlegen auf diese, als die Veranlasser der Unruhe, deuteten.

„Ein zärtliches Rendezvous, Hoheit!“ nahm Dewlet jetzt das Wort, sich leicht hin vor dem Machthaber neigend, — „welches die vielleicht allzugroße Wachsamkeit meiner Leute für die Ruhe dieses Abends lautbar machte, und welches nichts weiter auf sich gehabt haben würde, hätte nicht die Tollkühnheit dieses jungen Wagehalses ihn vermocht, sein Pistol abzufeuern!“

Potemkin blickte halb zornig, halb verlegen auf den Sprecher, in welchem er erst am Schlusse seiner Rede den Prinzen erkannte, und ihn mit Unruhe fixirend, rief er in kurzen Sätzen: „Aber wie kommt es, Prinz? — In dieser Kleidung — — und wer ist der Unglückliche —? Wie entdeckte man?“

„Ich strich,“ nahm Dewlet mit lächelnder Ruhe das Wort, „in dieser Kleidung umher, um mich, wie ich gewohnt bin zu thun, unbemerkt von der Wachsamkeit meiner Leute und ihrer Aufmerksamkeit auf meine gegebenen Befehle zu überzeugen. Jene Felsschlucht, von welcher mehrere Wege an das Gestade hinabführen, hatte ich besetzen lassen, und Niemand durfte, so lange der Hof in der Nähe weilte, sie pas-

ſiren. Eine Maßregel, die mich nicht überflüſſig dünkte, denn man hatte ſchon geſtern türkiſche Fahrzeuge in der Nähe kreuzen geſehen. Da nahte ein Mann mit einem Knaben am Arm und von einem Diener begleitet, um in die Schlucht zu dringen, was allerdings verdächtig war, denn, ſagt ſelbſt, Hoheit, ob es möglich war, in dem Paar einen Eurer Beamteten und eine Dame zu erkennen! — Man hält ſie an, man fragt: **wohin?** — Der Ritter wird verlegen, widerſetzt ſich, es giebt Streit, ich bin in der Nähe, ich will ſelbſt unterſuchen. Da ſchießt dieſer tolle Jüngling ſein Piſtol in die Lüfte, und auf den Schuß drängen meine Leute, die mich angegriffen glauben, herzu, und es würde Beiden das Leben gekoſtet haben, hätte nicht ein Wink von mir meine Tartaren beſänftigt."

„Aber wer ſind die Beiden?" rief Potemkin vor Ungeduld mit den Füßen ſtampfend.

Da trat Ewald, der unterdeſſen ſich geſammelt, voll Ehrerbietung, jedoch männlich gefaßt, vor den Zürnenden und ſprach, ſich neigend:

„Mich treffe Ew. Hoheit Zorn! Ich bin der Schuldige und unterwerfe mich der Strafe, die mein Vergehen nach ſich zieht. Was aber die Dame betrifft, die in einem ſchon ſeit lange beſchwornen Bunde mir ihr Herz geſchenkt, ſo fleh' ich um die einzige Gnade, ſie jetzt von hier entfernen zu dürfen. — Möge dann auch Ew. Hoheit Zorn, was Ihnen gefällt, über mich verhängen!"

Aſanaſja, die während dieſer Rede etwas zurück-

getreten, war es bis jetzt geglückt, noch unerkannt zu bleiben. Jetzt aber trat ein Officier von der Leibwache, durch ihre Lage sich zu keckem Scherz berechtigt glaubend, ihr nahe und bückte sich mit dem Bestreben, ihr ins Gesicht zu schauen. Sie wandte sich rasch und unwillig; durch die Heftigkeit dieser Bewegung aber entglitt die schwere Kopfbedeckung ihrem Haupte, die braunen Flechten wallten lang herab, und mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens rief Jener halblaut, doch hörbar:

„Himmel, es ist Gräfinn Cariano!"

Sie aber, mit jener nur den Frauen eignen Art von Muth, aus dem äußersten Zagen zu einer verzweiflungsvollen Fassung übergehend, trat an Ewalds Seite und sagte:

„Ja, ich bin es. Was aber auch kommen und über uns verhängt werden mag, so erkläre ich laut, daß nichts mich bewegen wird, diesen Mann, dem mein Herz sich erkehr, als ich noch in Armuth und Niedrigkeit war — freiwillig zu entsagen!"

Potemkin stand verstummend, man wußte nicht, ob vor Zorn, Ueberraschung oder Unentschlossenheit, während er den Anblick einer an ihm nie wahrgenommenen Verlegenheit gab.

Da wurde plötzlich hinter ihm eine sonore Stimme laut, und Jemand, der zugleich seine Hand vertraulich auf des Fürsten Achsel legte, sprach:

„Ein interessanter Roman in der That! Und Sie

Fürſt, der Sie hier das Schickſalsamt verwalten, werden doch nicht unerbittlich grauſam ſeyn!"

Es war Kaiſer Joſeph, der unbemerkt hinzugekommen, Alles mit angehört — und, ohne ſich in die Sache zu miſchen, den Zunächſtſtehenden durch Winke geboten hatte, ſeine Nähe nicht kund zu geben.

Potemkin aber, ſich zugleich gegen den Monarchen als Hofmann bezeigend, und doch ſeines Zornes nicht Herr, trat mit einer Bewegung, die durch ſolchen Contraſt wirklich etwas Komiſches annahm, vor Ewald und ſchrie:

„Nichtswürdiger, Du biſt des Todes!" —

„Mit Nichten!" rief der Kaiſer, kaum den Lachreiz bekämpfend, „Er iſt ein Deutſcher, und wie er auch gefehlt haben mag, ſo dünkt mich's doch billig, daß in der Fremde ein Landsmann ſich des andern annehme. Was Liebe ſündigt, mag überdies nicht allzuſtreng gerichtet werden; und hiervon abgeſehn, erſcheint mir der junge Mann nicht unwürdig, daß ihm Gnade wiederfahre, und man ihn mit dem Gegenſtand ſeiner Flammen vereine."

„Wie!" fuhr Potemkin mit Ungeſtüm auf, „dieſer Landſtreicher — die Gräfinn Cariano!"

„Er iſt," fiel aber der Kaiſer mit ernſterem Ton und nicht ohne einige Schärfe ihm ins Wort, „er iſt ein deutſcher Edelmann, ſo gut als Einer. Sein Name und Stamm ſind mir bekannt, und nur von ſeinem Kaiſer dürfte es abhängen, ihn noch zu höhern Würden zu erheben, und ich verbürge mich hierin für

seinen guten Willen, falls Fürst Potemkin und mit ihm die Verwandte dieser jungen Dame sich entschließen wollen, den Vorgang dieser Stunde mit dem Schleier der Vergessenheit zu bedecken."

Von dieser Rede überrascht stand der stolze Fürst, einer seltsamen Unschlüssigkeit Preis gegeben, in welcher sein gereizter Despotismus mit der, einem so erhabenen Haupte schuldigen Rücksicht kämpfte. — In eben dem Augenblicke aber drängte ein Adjutant der Kaiserinn sich hinzu, den Befehl der Monarchinn verkündend, die verhafteten Personen ihr auf der Stelle vorzuführen. — —

Catharina, den Gleichmuth, welcher ihr eigenthümlich, auch hier nicht verläugnend, hatte für angemessen erachtet, mit ihren nächsten Umgebungen in dem Gezelt zu bleiben, und sich durch ihre Officiere den Verlauf des Vorganges berichten zu lassen.

Hatte nun die Natur dieses Berichts ihre Neugier rege gemacht, oder wollte sie zeigen, daß sie für keine Art von Furcht empfänglich sey, genug, sie verlangte mit eignen Augen zu sehen, und die sonderbare Gruppe bewegte sich nach dem Mittelpunkte der Terrasse, während Kaiser Joseph und Fürst Potemkin in lebhaftem, aber heimlichem Gespräch ihr vorauseilten und sich schon bei der Kaiserinn befanden, als der Adjutant mit den verhafteten Personen vor dem kaiserlichen Zelt ankam.

Zu gleicher Zeit aber langte von einer andern Seite her ein Officier an, welcher die Pflicht gehabt

hatte, in den entfernteren Parthieen des Gartens Wache zu halten, und jede Störung zu verhindern. Die Nachricht von dem vorgefallenen Lärm hatte seine Aufmerksamkeit verdoppelt, und der Eifer für seinen Dienst ihn veranlaßt, Alles, was ihm in den Weg kam, anzuhalten und zu prüfen.

Dies war denn auch mit einer Dame geschehen, welche tief vermummt, in Reisekleidern von zwei tartarischen Dienern begleitet, in einer Art von ängstlicher Hast sich demjenigen Theil des Gartens zu nähern geschienen, wo sich der Hof befand. Als aber auf die in solchen Fällen gewöhnliche Fragen eine hochfahrende kurze Antwort von Seiten der Dame erfolgte, so hatte der Officier, hierdurch gereizt, noch eine Veranlassung mehr zu haben geglaubt, sie anzuhalten. Vergebens hatte sie jetzt einen sehr vornehmen Namen genannt; der Officier sah darin nur ein eben so leeres als unverschämtes Vorgeben, und bestand nur um so dringender darauf, sie mitzunehmen, als zur Vermehrung seines Argwohns ihre beiden Begleiter mit Blitzesschnelle die Flucht ergriffen, und spurlos zwischen den dichten Gebüschen verschwunden waren, in welchen überdies der Officier, wie er versicherte, mehrmals ein Flüstern und unterdrücktes Geräusch wie von Waffen wollte vernommen haben. Die Dame war ihm jetzt ohne Widerrede gefolgt, und stand von seinen Leuten umgeben in einiger Entfernung, während der junge Mann darauf bestehend, er müsse seine Meldung dem Fürsten selbst hinterbringen, Potemkin in eben dem Augenblick, als

dieſer, um etwas Luft zu ſchöpfen, vor das Zelt trat, mit ſolcher Meldung nahete, und den Namen, deſſen die Verhaftete ſich bedient, ſammt den übrigen Umſtänden ihm zuflüſterte. Da ſahe man den ſonſt Unerſchütterten plötzlich erbleichen, und mit allen Zeichen des gewaltigſten Ingrimms ſo mächtig mit dem Fuße ſtampfen, daß der erſchrockene Officier bereits im Geiſt vermeinte, das verderbliche Ungewitter ſeines Zürnens über ſich losbrechen zu ſehen. Gleichwohl geſchahe dies nicht. Ein Wink gebot ihm Entfernung, und alsbald ſahe man den Fürſten mit gewohnter Politeſſe auf die vermummte Dame zuſchreiten, und ihr mit ſo viel Artigkeit, als er nur immer ſeiner Stimmung abzugewinnen vermochte, den Arm reichend, ſagte er in franzöſiſcher Sprache:

„Ich kann mir denken, daß blos die Unruhe um das Verſchwinden der Gräfinn Cariano Sie bewogen hat, zu ſo unpaſſender Stunde und ohne ſchickliche Begleitung Sich hierher zu begeben. Ich freue mich daher, Ihnen ſagen zu können, daß dieſelbe ſich hier befindet, und daß der unbeſonnene Schritt, wozu Unerfahrenheit und — ſetzte er leiſer hinzu — das Beiſpiel vielleicht einer unbeſiegbaren Leidenſchaftlichkeit ſie hingeriſſen, verhindert worden iſt.“

„Wie!“ rief Helene, denn Niemand als dieſe war die Verhaftete, mit äußerſter Entrüſtung, „Afanasja! hier? Aber wo — welcher Schritt — ich verſtehe Sie nicht!“

„Faſſen Sie Sich,“ war des Fürſten leiſe Gegen-

rede; seyn Sie ruhig und willigen Sie in Alles, was man Ihnen vorschlagen wird. Es bleibt das einzige Mittel, Ihre Ehre zu retten und Dinge zu verschleiern, worin, mir wird es klar, Ihr unseliger Groll und die Heftigkeit Ihrer Leidenschaften Sie verwickelt hat."

Kaiser Joseph hatte während dem vor der Monarchinn die Sache der beiden Liebenden geführt, und, sey es nun, daß der junge Deutsche ihm wirklich näheres Interesse eingeflößt, oder einige Rücksicht gegen den Fürsten, welcher nichts anders wünschen mochte, als diesen Vorgang ohne weiteres Eindringen in dessen innern Zusammenhang beseitigt zu sehen, ihn dazu bewog, genug, er hatte mit allem Zauber der ihm eignen Beredtsamkeit der erlauchten Frau eine mildere Ansicht von dem Abentheuer des unglücklichen Paares beizubringen gesucht, als bei der Strenge, womit sie über die Aufrechthaltung guter Sitten an ihrem Hofe wachte, zu erwarten stand. Er erwähnte des jungen Mannes als Nachkommen eines alten, ehrenwerthen Stammes, der selbst dem Kaiserhause manche Staatsdiener gegeben, bevor sein letzter Sprößling durch unverschuldete Armuth sich genöthigt gesehen, mit Verläugnung seines angebornen Namens ein Fortkommen im Auslande zu suchen, und er erklärte sich bereit, für dessen Zukunft auf angemessene Weise sorgen zu wollen, falls die Verwandte der jungen Gräfinn Cariano bewogen werden könne, ihre Zustimmung zu der Vereinigung der Liebenden zu geben. Auch die Entstehung dieses Verhältnisses zu einer Zeit, wo die Gräfinn ohne alle Ah-

nung ihrer Abkunft und Geburt in der Dunkelheit des Privatstandes erzogen worden, blieb nicht unerwähnt, so wie auch, daß wahrscheinlich die Furcht vor den Nachstellungen eines Nebenbuhlers, der vielleicht Prinz Dewlet seyn könne, den jungen Mann zu dem allerdings tadelnswerthen Schritt möge verleitet haben.

„Der heutige Tag," so schloß er, „ist so schön gewesen! Lassen Ihro Majestät ihn mit einem Akt der Milde schließen und geruhen Sie, diesem liebenden Paare, — so schwer es auch, verführt durch Jugend und Unerfahrenheit, gegen die Gesetze des Anstandes gefehlt hat, — eine verzeihende und beglückende Gottheit zu seyn, wie sie zu den Zeiten des Alterthums zu den Bewohnern dieser Fluren hernieder stieg, um die Bündnisse unschuldiger Herzen zu segnen."

War es nun die Kraft der Beredtsamkeit dieses erhabenen Fürsprechers sammt einer gefälligen Rücksicht auf seine Wünsche, oder lag wirklich in seiner Darstellung Manches, was Empfindungen sanfter Art bei der Kaiserinn erregte: genug, ihre Züge verloren allmälig den Ausdruck von Unwillen und Strenge, welcher sie bei dem ersten Bericht von dem Vorfall verfinstert hatte, und der Geist heitern Scherzes, der während dieses Tages darin gewohnt, belebte sie von Neuem, und, mit bezauberndem Lächeln auf den Redner blickend, der im Feuer seines Vortrags ihre Hand ergriffen und an seine Lippen geführt hatte, sagte sie:

„Das Glück ist trefflich mit diesem verwegenen Jüngling im Bunde, indem es ihm einen Fürsprecher

gegeben hat, welcher das Herz zu rühren weiß, bliebe auch der Verstand unüberzeugt!"

„Ist aber heute wirklich der Tag der Milde und Nachsicht erschienen, der von gewöhnlichen Tagen eine Ausnahme macht, dann erfahre auch die Welt, daß die Beherrscherinn aller Reußen in diesen Tugenden wenigstens nicht hinter dem deutschen Kaiser zurückbleibt! Das reizende Landgut am Meergestade, das zu dem Lustschlosse gehört, wo wir heute so frohe Stunden genossen, sey die Mitgift Ihres Schützlings, der allerdings durch die Sorgfalt, womit er die Anordnungen des Fürsten während Unserer Reise zur Ausführung gebracht, sich einige besondere Ansprüche auf Unsere Erkenntlichkeit erworben hat, und willigt, wie ich wünsche, die Fürstinn Helene von Czerbutin in dieses Bündniß, so möge gleich der morgende Tag zu dessen Weihe bestimmt seyn, auf daß so schleunig als möglich die Erinnerung an den Vorgang dieser Nacht und das unbesonnene Betragen beider jungen Personen ausgelöscht werde."

Kaiser Joseph neigte sich vergnügt und befriedigt von diesem Ausspruch vor der Spenderinn so ungemeiner Gnade, darauf aber machte er bemerklich, wie die Nachtluft bereits angefangen, frischer zu wehen, und wie es demnach zuträglich seyn dürfte, daß die Monarchinn geruhe, nicht länger im Freien zu verweilen. Dieses sagend, reichte er ihr zugleich den Arm, sie in den Palast zu führen. Ihre Umgebungen folgten, die

Uebrigen zerſtreuten ſich, und nur Potemkin blieb einſam und ſinnend in dem Gezelt zurück.

Er hatte Helenen einem vertrauten Cavalier übergeben, mit der Weiſung, ſie in denjenigen Theil des Palaſtes zu führen, welchen ſeine Nichte, die zu den Hofdamen der Kaiſerinn gehörte, bewohnte, und ihr dort ein Zimmer einzuräumen. Auch Afanasja war auf ſeine Veranſtaltung in aller Stille dahin gebracht worden, jedoch von der Fürſtinn getrennt und unter den gemeſſenſten Befehlen, ſie mit größter Achtung zu behandeln. So war nur noch Dewlet Gheri ſammt Ewald unter einiger Bedeckung zurückgeblieben. Beide harrten in einiger Entfernung der Entſcheidung über ihr Schickſal, wenig ahnend von den Kämpfen, welche den einſamen Machthaber in dieſen Augenblicken beſchäftigten, und einander mit Blicken argwöhniſcher Entrüſtung und eiferſüchtigen Grolles hütend.

Endlich berief ſein Befehl ſie heran. Er hieß die Wache ſich entfernen, den Officier abtreten, und ging mit Beiden in den Hintergrund des Raumes.

„Ich bin," ſprach er darauf mit Kälte zu dem Tartarprinzen, „Ihnen verbunden für die Wachſamkeit, welche das thörichte Beginnen zweier Unbeſonnenen vereitelt hat und bedaure nur, daß die Art, wie Sie ſolche übten (er deutete hierbei auf den Anzug des Prinzen) nicht ganz der Würde eines hohen Befehlshabers angemeſſen war, und Sie in Unannehmlichkeiten verwickeln mußte, um derentwillen ich die Beweggründe,

warum Sie auf ſolche Weiſe im Dienſt der Kaiſerinn erſchienen, nicht weiter unterſuchen will."

Prinz Dewlet aber verbeugte ſich ſtolz, indem er mit Freimüthigkeit ſagte:

„Ich war unter den Meinen, Hoheit, und darf, wie ich auch unter ihnen erſcheine, auf ihren Gehorſam rechnen?"

„Sie ſind frei!" fiel der Fürſt ihm mit Heftigkeit ins Wort, und ſchien, ſich abwendend, die kecke Antwort zum Theil zu überhören. Während der Prinz ſich entfernte, wandte ſich Jener zu Ewald und ſagte:

„Der Befehl Ihres Kaiſers verpflichtet mich, Sie milder zu behandeln, als die Störung, welche Sie veranlaßt, ſammt Ihrem ſträflichen Beginnen es verdient hätte; ja, die beiſpielloſe Milde meiner erhabenen Monarchinn beabſichtigt ſogar, Sie mit der jungen Perſon, deren Ruf durch ihre Thorheit zerſtört wäre, zu verbinden. Einzig jedoch, — vergeſſen Sie das nie! — um das Aergerniß zu beſeitigen, welches gegeben, und der Perſonen wegen, deren Ehre durch ſolches Vergehen Einer ihnen Angehörenden gekränkt worden iſt. — Man hat mir geſagt, Ihre Herkunft ſey eine andere, als Sie angegeben, da ich Sie in meine Dienſte nahm. Reden Sie jetzt ohne Rückhalt, denn ich verlange zu wiſſen, wie Alles bei den Ereigniſſen dieſer Nacht ſich begeben, und wie ſolches mit frühern Umſtänden zuſammen hängt!"

Ermuthigt durch ſolche Worte und gleichſam neu belebt durch die Verheißungen eines Glückes, welches

ſein kühnſtes Hoffen überſtieg, zögerte Ewald nicht, dem Verlangen des Fürſten ein Genüge zu leiſten. Er gab einen gedrängten Abriß ſeines Lebens, ſchilderte das Entſtehen ſeiner Liebe zu Aſanaſja und deren Fortgang, wobei er nur klüglich das verſchwieg, was er von der eigentlichen Abkunft der Geliebten wußte.

Er erklärte freimüthig, daß er durch Aſanaſja erfahren, Helene gehe damit um, dieſe Gegenden ſchleunig zu verlaſſen, und daß die Furcht, auf ſolche Weiſe die Geliebte zu verlieren, ihn zu dem Entſchluſſe gebracht, mit ihr zu entfliehen. Umſtände, über welche der Fürſt unzählige Fragen an ihn richtete, und nicht müde wurde, ihm die größte Aufrichtigkeit und ſtrengſte Wahrheit zur Pflicht zu machen.

„Es iſt gut!“ ſprach er endlich am Schluſſe des Berichts. „Begeben Sie Sich nach Hauſe und ſeyn Sie meiner weitern Befehle gewärtig!“

Lange verweilte der Fürſt noch allein zur Verwunderung ſeiner Dienerſchaft in dem Zelte, den leeren Raum bald mit kurzen und haſtigen Schritten, bald langſam und nachſinnend auf- und abmeſſend. Als er ſich endlich in den Palaſt begab, fand er hier den gewöhnlichen Kreis um die Kaiſerinn verſammelt, und dieſe in der heiterſten Unterhaltung, ohne die geringſte Spur der vorgefallenen Störung. Nur als der Hof nach dem Souper entlaſſen wurde, bat der Fürſt noch um einige Augenblicke Gehör, angeblich, um die Befehle der Monarchinn für den morgenden Tag zu vernehmen.

Als er entlaſſen war, und die Nacht bereits ihre Schatten über den ſtillen Palaſt gebreitet hatte, begab er ſich leiſen Schrittes und ohne alle Begleitung nach der Gallerie, wo Helene bereits mehrere Stunden zugebracht. Er nahete der in tiefem Nachſinnen verſunkenen Frau, die bei ſeinem Anblick mit einem Schrei des Entſetzens und Widerwillens zuſammenfuhr. — Eine Unterredung begann, welche bald in heftigen, affectvollen Worten, bald leiſe flüſternd geführt wurde. Sie dauerte lange. Endlich, auf ein vielleicht früher verabredetes Zeichen öffnete ſich die Thür eines Seitenkabinets, in welchem die Nichte des Fürſten, eine verſchleierte Dame an der Hand führend, ſichtbar wurde. Der Fürſt empfing die Letztere an der Thür der Gallerie und führte ſie Helenen zu, vor der ſie weinend und ihre Kniee umfaſſend zu Boden ſank. Es war Afanasja. Helene reichte dieſer mit abgewendetem Geſicht die Hand zum Kuß, aber es war keine Regung der Milde, kein Zug des Mitleids mit dem Schmerz des lieblichen Mädchens in den ſtolzen Zügen zu leſen.

„Es iſt genug!“ ſprach der Fürſt nach einigen Minuten. „Sie wiſſen nun, Fürſtinn, die unabänderlichen Beſchlüſſe der Kaiſerinn, und werden Sich bereit halten, ihnen Folge zu leiſten. Jetzt aber iſt es Zeit, die Ruhe zu ſuchen, deren auch Sie zu bedürfen ſcheinen. Folgen Sie mir!“

Er reichte ihr bei dieſen Worten den Arm, ſie hinweg zu führen. Helene erhob ſich ſtolz, und, indem ſie

von Asanasja, die noch immer ihre Kniee umschlungen hielt, sich loszumachen strebte, sagte sie kalt:

„Sie sollen Morgen, so ist es der Wille der hochgebietenden Kaiserinn, die Gemahlin des Mannes werden, zu welchem Ihre Neigung sich verirrt hat, und Ihre öffentliche Vermählung soll, laut eben dieses Willens, dazu dienen, das Aergerniß, das Sie dem Hofe gegeben, auszutilgen. — — Meiner Obhut sind Sie von jetzt an ledig. Aber Helene — — —"

Sie hielt plötzlich inne und verschwand am Arme des Fürsten, der sie zum Wagen führte. Der zornfunkelnde Blick aber, der jene letzten Worte begleitete, dünkte Asanasja so unheildrohend, daß vor demselben der Himmel von Glück, den ihre frühere Rede dem liebenden Mädchen aufgeschlossen, in Nacht sank.

Da trat Potemkins Nichte, eine milde und gefühlvolle Frau, hinzu und machte sie mit den Verfügungen bekannt, die ihretwegen getroffen waren; ihrem sanften Zureden gelang es allgemach, die Zagende wieder zu ermuthigen, und sie in Etwas mit der Oeffentlichkeit des Schrittes, der ihr bevorstand, zu versöhnen.

Auf einem, dem Khanenpalast gegenüber liegenden freien Platze sollte sich der neue Christentempel erheben. Der Raum, noch vor Kurzem von den Trümmern ehemaliger Gebäude, welche die letzten Kriege zerstört hatten, bedeckt, war gereinigt und geebnet. Eine aus leichtem Zimmerwerk gebildete Rotunde erhob sich auf seiner Mitte, die Größe und Form des künftigen Baues

in leichten Umriſſen andeutend. Ein zierliches Geländer lief um die ſchlanken mit Laubwerk umwundenen und durch Blumenfeſtons verbundenen Säulen, deren oberen Theil eine reiche Draperie umgab, die in geſchmackvollen Formen eine domartige Wölbung bildete, welche den Sonnenſtrahlen den Zugang verſperrte. Roſen, Myrthen und Granaten vermählten im innern Raum ihren Glanz mit dem Schimmer der Kerzen, welche die Symbole des chriſtlichen Kultus umſtrahlten, und zwiſchen denen Weihrauchwolken empor wirbelten.

Endlich nahete der Augenblick der Feier. Die Kaiſerinn, gefolgt von ihrem Hofe, erſchien, und die Kapelle des Fürſten ſtimmte unter Trompeten und Paukenwirbel einen Lobgeſang an. Ergriffen von der Bedeutung des Augenblicks, der in dieſem fernen Erdwinkel eine neue Aera der Geſittung und höheren Bildung begründen ſollte, ſank Catharina an der Stelle des künftigen Altars nieder, und weihete ſie durch ein Gebet, in welchem ihr bewegtes Herz aus dem feuchtverklärten Blicke ſprach.

Als dies geendet, traten die Bauleute vor, welche das Geſchäft hatten, den zur Grundlage beſtimmten Stein an ſeinen Ort zu bringen. An ihrer Spitze befand ſich Ewald in reicher Uniform. Ein Orden ſchimmerte auf ſeiner Bruſt; in ſeinen Blicken aber glänzte der Ausdruck überſeliger Freude, und was er in einer kurzen Anrede über die Bedeutung des Feſtes ſagte, drang durch die Wahl der Worte, nicht minder aber durch das begeiſterte Gefühl des Redners zu den Herzen der Hörer.

Jetzt ward auf einer Trage ein viereckiger Marmorstein herbeigebracht, und die Decke, welche bis dahin über die zum Fundament bestimmte Oeffnung gebreitet war, hinweg genommen. Man legte Denkschriften, Münzen und andere Kleinodien in den hohlen Raum des Steines, paßte den Deckel darauf, und ließ ihn unter den Gebeten der Priester sanft in die Oeffnung hinabsinken, während abermals Trompetenwirbel schmetterten und der Donner der Geschütze dem nahen Bosporus die Verherrlichung des Christenglaubens verkündigte. Jetzt stieg Catharina, vom Kaiser Joseph geführt, die mit schönen Teppichen belegten Stufen hinab, die in den untern Raum führten, gefolgt von den Ersten ihres Hofes. Sie nahm aus Ewalds Hand die zierliche Silberkelle und das dargebotene Material, um die Fugen des Steins zu verbinden: eine Handlung, worin alle Anwesende nach der Stufenfolge ihres Ranges, unter fortdauernder Musik und dem Donner der Geschütze, ihr folgten.

Als Alles geendet, ward der Raum schnell mit starken Brettern überdeckt, und ein reichgeschmückter, leichthin aus Holz gebildeter Altar, zu diesem Zweck schon bereit gehalten, ward herbeigetragen, und auf eben der Stelle niedergesetzt, wo in der Folge die Symbole der Kirche auf einer dauerhaften Grundlage prangen sollten. Die Priester im reichsten Kirchenschmucke traten herzu und verwalteten ihr Amt, und zum Erstenmale in diesen Gegenden, welche bis dahin nur den stummen Gottesdienst der Moslemim gekannt, erscholl

in auserlesenen Harmonieen der Weihgesang der christlichen Andacht.

Aber auch dieses war jetzt beendet, und in erwartungsvoller Stille reihete sich von Neuem der Hof in einem weiten Kreis um den Altar, dessen Weihe mit dem Akt einer ehelichen Einsegnung schließen und den staunenden Heiden die Würde und Heiligkeit solches Verhältnisses unter gesitteten Völkern anschaulich machen sollte. Zwei bedeckte Sänften waren jetzt am Eingang der Rotunde angelangt. Sie öffneten sich und man sahe zwei reich gekleidete Damen denselben entsteigen, denen Hofcavaliere naheten, sie in den Kreis des Hofes zu leiten.

Der jüngsten und schönsten derselben, — von deren lichtbraunen Locken der bräutliche Schleier über ein strahlendes Juwelenband hernieder floß, der die holden, in lieblicher Verwirrung bald erglühenden und bald erbleichenden Züge zur Hälfte verhüllte, — nahete Fürst de Ligne, dieser geistvolle Verehrer alles wahrhaft Schönen und Ausgezeichneten. Er reichte ihr den Arm, und die Beschämung gewahrend, womit sie kämpfte, sagte er:

„Fassen Sie Muth, schöne Gräfinn, und wünschen Sie Sich Glück, der Welt den Beweis gegeben zu haben, daß es noch hochherzige Treue giebt!“

Sie blickte beruhigter zu dem edlen Führer auf, und trat gefaßter vor die Monarchinn, der er sie zuführte, und vor der sie, kniebeugend und das kaiserliche Gewand an die Lippen ziehend, sich neigte.

„Sie haben,“ sprach Catharina sanft und halb leise, „gezeigt, daß der Hof und die große Welt, in

die man sie versetzte, ohne Sie dafür gebildet zu haben, keine passende Sphäre für Sie waren. Ich wünsche überall nur Glückliche zu machen und habe daher gern beigetragen, in der Zurückgezogenheit des Privatlebens ein anständiges Loos für Sie zu begründen. Mögen Sie stets ein ungetrübtes Glück darin finden."

Sie legte bei diesen Worten die Rechte mit einem Ausdruck milder Rührung auf das schöne, in tiefer Scham gesenkte Haupt und winkte dem Fürsten de Ligne, sie an den Altar zu führen, zu welchem von der andern Seite Ewald, geführt von Fürst Potemkins Nichte, welche Ysanaccas Begleiterinn gewesen, sich nahete.

Wer aber vermag Ewalds Entzücken zu schildern, die Wonne, die ihn durchbebte, als nun die Hand des heißgeliebten Mädchens zum Bunde für das Leben im Angesicht der Kirche in die seine sank. Auch war es nicht mehr der namenlose Fremdling, dem solches Glück zu Theil wurde. Es war der kaiserliche Freiherr von Miedlingen, belohnt mit einer reizenden Besitzung unter dem schönsten Himmel der Erde, welcher hier die Gräfinn Cariano, einzige Tochter einer im Auslande vermählt gewesenen und dort verstorbenen Schwester der Fürstinn Helene von Czerbutin, zur Gemahlinn empfing; und da die Begebenheit des gestrigen Abends nur wenigen Personen bekannt geworden, diesen aber Potemkin ein strenges Schweigen auferlegt hatte, das Niemand so leicht zu brechen wagte, so sahen die Meisten von den Hofleuten in dem Vorgang eine ungewöhnliche Huldverweisung, vielleicht in den frühern, dem

Kaiser Joseph näher bekannten Familien-Umständen des jungen Mannes begründet, und da, wem das Glück lächelt, und die Gunst der Fürsten auszeichnet, sofort in den Augen der Menge an Werth und Wichtigkeit gewinnt, so würde von diesem Augenblick an Ewald sich aller nur möglichen Berücksichtigung selbst bei denen zu erfreuen gehabt haben, die ihn bis dahin kaum beachtet hatten, wäre ihm anders vergönnt gewesen, davon Vortheil zu ziehen.

Aber ihm war unter der Hand die Weisung geworden, sich noch vor Ende des heutigen Tages mit seiner jungen Gemahlinn nach dem ihm überwiesenen Landhause zu begeben und dieses nicht eher zu verlassen, bis der Hof sich aus diesen Gegenden entfernt haben würde. Da nahm eine Reihe von Thätigkeiten den Neuvermählten in Anspruch, die ihm nicht Zeit ließen, seines Glückes froh zu werden. Er mußte die bis dahin verwalteten Geschäfte in andre Hände übergeben, Zahlungen berichtigen, Rechnungen schließen und sich von Vorgesetzten, Bekannten und einigen wenigen nähern Freunden verabschieden. Der Tag verstrich darüber, ohne daß es ihm vergönnt gewesen wäre, einige ruhige Minuten mit der Geliebten zuzubringen. Afanasja befand sich auf ausdrücklichen Befehl der Kaiserinn während dem bei der Nichte des Fürsten, welche aber ihr Dienst, der sie bei der Monarchinn beschäftigte, sie meistens allein zu lassen zwang.

Diese Einsamkeit, die Sehnsucht nach der einzig vertrauten Brust, die in der weiten Schöpfung allein

liebend für sie schlug, dieses Alles erfüllte sie mit einer bangen Trauer, in welcher selbst ihr Glück und ihre Zukunft ihr trüb und farblos erschienen, und die nur Ewalds endliches Erscheinen, als der Abend bereits zu dämmern begann, mit einem lichten Sonnenblick erhellte. Er hatte nun Alles beendet. Fürst Potemkin, als er sich bei diesem beurlauben wollte, hatte ihm eine bedeutende Summe mit dem Beisatz: „zur ersten Einrichtung," einhändigen lassen, ihm aber zur Pflicht gemacht, seine Gemahlinn, bevor sie reise, noch zur Fürstinn Helene zu führen, um sich von ihr zu beurlauben; und er kam, sie zu diesem Gange zu geleiten, nach welchem der schon bereit stehende Reisewagen sie erwartete. Beide waren bereits in Reisekleidern, in leichter, tartarischer Tracht, wie das Klima sie erheischt, und die in diesen Gegenden unter beiden Geschlechtern fast dieselbe ist.

Sie langten in der entlegenen Wohnung der Fürstinn an, welche diese im Laufe dieses Tages nicht verlassen hatte, indem sie wie gewöhnlich unter dem Vorgeben von Krankheit sich selbst von den kirchlichen Ceremonieen dieses Tages entfernt gehalten hatte.

Man meldete die Neuvermählten. Asanasja aber, ihrem Herzen folgend, ging dem Diener, welcher diese Obliegenheit hatte, auf dem Fuße nach, und Ewald erwägend, wie nahe sie selbst, ohne es zu wissen, Helenen angehöre, mochte sie nicht hiervon zurückhalten, und so drang sie fast gleichzeitig mit dem Kammerdiener in das Kabinet der Fürstinn, während ihm durch

Letzteren der Bescheid zu Theil wurde, die Fürstinn begehre nicht ihn zu sprechen. Nicht lange auch, so kehrte Asanasja zu dem Harrenden zurück, aber bleich, erschöpft, bebend wie Espenlaub sank sie in seine Arme, an seine Brust. Er umfaßte sie mit starken Armen und führte sie schleunig hinweg, Alles auf die Wirkung eines erschütternden Augenblicks beim Abschied von Heinen gebend. Er hüllte sie in seinen Reisemantel, und trug sie hinab in den Reisewagen, mit welchem sein tartarischer Diener schon in der Nähe wartete.

Asanasja ließ es regungslos geschehen. Sie blieb unter leise strömenden Thränen an Ewalds Brust gelehnt, der mit den zärtlichsten Worten sie vergebens zu ermuthigen strebte. Er hielt endlich ihre sichtliche Aufregung, das angsthafte Beben, womit sie beim leisesten Geräusch zusammenfuhr, die verworrenen Reden von Unsicherheit, Gefahr, Nachstellungen, die ihr entschlüpften, und unter denen sie ihn zuweilen beschwor, die Reise nicht weiter fortzusetzen, für Wirkungen einer überreizten Einbildungskraft und eines körperlichen, durch die Stimmungen der letzten Tage herbeigeführten Uebelbefindens. Er hoffte Alles von der Ruhe und Abgeschiedenheit des stillen Asyls, dem er sie zuführte, und sah es demgemäß nicht ungern, als endlich ein leichter Schlummer, durch die gleichförmige Bewegung des Fahrens herbeigeführt, sich der Erschöpften zu bemächtigen begann, und versank, denselben nicht zu stören, selbst in ein tiefes, gedankenvolles Schweigen, in welchem die wunderähnlichen Erlebnisse der letzten

Tage und ihr verborgener Zusammenhang ihn beschäftigten. So war Stunde auf Stunde verronnen. Die thaulgmilde Nacht hatte ihre dunkelsten Schleier über die Gegend gebreitet. Nur das Grollen der Wellen verrieth die Nähe des Gestades, an welchem man hinfuhr. Jetzt zeigte sich auch durch das Dunkel der Gebüsche das weiße Gemäuer des Lustschlosses am Meer, an dessen weite Gärten Ewalds freundliche Besitzung gränzte, und endlich schaute das umgrünte Dach zwischen hohen Pappelgipfeln hervor. Der Wagen hielt, man war am Ziel.

„Erwache, Geliebte," flüsterte Ewald, die Schläferinn mit Küssen weckend, „wir sind zur Stelle."

Da richtete sie sich plötzlich wach empor, und schaute ihn voll unaussprechlicher Liebe an. Ein schneller Gedanke schien durch ihre Seele zu zucken. Sie raffte sich auf, schlug den Mantel dicht um sich, und sprang mit einem raschen Satz, bevor Ewald es verhindern, noch der Diener ihr Hülfe leisten konnte, die Erste aus dem Wagen.

Da fiel ein Schuß aus dem nahen Gebüsche und noch einer, und Asanasja lag blutend am Boden.

Man hatte die Leblose in das Haus getragen.

Jammernd standen tartarische Frauen, die Dienerinnen des Hauses, an dem Lager, worauf man sie gebettet. Ein Raub des wildesten Schmerzes kniete Ewald an demselben. Sie lag noch immer bewußtlos, obschon noch athmend. Nur eine der Kugeln hatte ge-

troffen; doch dieſe nur allzu gut. Die Wunde ſchien tödtlich, obſchon man die Blutung zu ſtillen und ſo gut als möglich einen Verband anzulegen geſucht hatte.

Ewalds Schrecken war ſo groß geweſen, daß er in den erſten Augenblicken nicht vermocht hatte, der That nachzuſpüren. Nur ſeine Diener wollten in den Gebüſchen Stimmen und Schritte wie von eiliger Flucht vernommen haben. Zu ſehr aber mit Aſanaſja beſchäftigt, hatte man nicht Zeit gehabt, hierüber nachzudenken.

Da ſchlug die Verwundete, durch ſtärkende Eſſenzen ins Leben gerufen, die Augen auf. Sie blickte mit dem zärtlichſten Ausdruck auf Ewald und deutete den Wunſch an, allein mit ihm zu ſeyn.

„So iſt es mir gelungen," ſprach ſie mit leiſer Stimme in ſein Ohr, „mein Leben für das Deine zu opfern! Ich danke Gott dafür, und daß mir noch einige Augenblicke geſchenkt ſind, Dir Alles zu ſagen, was ich noch auf dem Herzen habe.

Wiſſe, als ich, Helenen zum Abſchied zu begrüßen, mit dem Vorſatz in ihr Zimmer drang, ihr wo möglich ein Wort der Verſöhnung abzugewinnen, ließ ich den Diener, der mich melden ſollte, hinter mir zurück und drängte mich leiſe, geräuſchlos in das Kabinet.

Sie ſtand in tiefem, leiſem Geſpräch mit einem Mann, in dem ich auf den erſten Blick jenen Unterhändler erkannte, der als karaitiſcher Jude, doch wohl ohne ein ſolcher zu ſeyn, mehrmals zu ihr gekommen.

„„So ſey es!"" hörte ich ſie mit jenem, mir ſtets ſo furchtbaren Ton und empfindungsloſen Accent ſagen:

„„Sein Tod wird uns sichern, und mir die Schmach bezahlen.““

Da ward der Mann mich gewahr. Ein Wink, und sie wandte sich und zeigte mir ein Antlitz, aus dessen furchtbar entstellten Zügen alle Leidenschaften sprachen. Sie starrte mich unbeweglich an, und als ich halb sinnlos etwas von Abschied nehmen stammelte, rief sie mit schneidender Kälte und spottender Betonung: „„Leben Sie wohl, Baronesse von Miedlingen. Wir werden schwerlich noch viel von einander hören, sollten Sie aber irgend eines Beistandes bedürfen, so muß ich Sie im Voraus an die neuen Beschützer verweisen, welche Ihr Glück sich so angelegen haben seyn lassen.““

Ich hatte genug gehört! Ich eilte hinweg mit dem Stachel im Herzen, denn ich wußte, daß ihrer Rache schwer zu entrinnen, und daß dieselbe unerbittlich würde gegen Dich gerichtet seyn. — Tausend verworrene Gedanken flogen durch meinen Kopf! Ich wollte, waren wir nur erst hier angelangt, Dir Alles entdecken, wollte Dich beschwören, diese Gegenden für jetzt zu verlassen, so lange die Schreckliche hier hauste, und noch in dieser Nacht zu fliehen! — Meine Angst stieg zur Verwirrung aller meiner Gedanken und völliger Betäubung, in welcher endlich der Schlaf mich überfiel. Als ich erwachte, und aus Deinem Munde die Nachricht vernahm, daß wir angelangt seyen, stand plötzlich wie durch Eingebung vor meiner Seele der Gedanke, daß die Gefahr hier nahe, und daß es mir möglich werden könne, sie allein auf mich zu leiten.

Mein raſches Herausſpringen, die Dunkelheit der Nacht, unſre faſt gleiche Kleidung, Dein Mantel — Es gelang, und Du biſt gerettet, denn mein Tod wird, mir ſagt es eine innere Stimme, die Eisrinde dieſes harten Herzens brechen!"

Sie verſtummte erſchöpft. Ewald aber jammerte: „O iſt es denn möglich! Kann denn ein Weib ſo grauſam ſeyn!"

Aber Afanasja ſammelte ſich noch einmal, um zu ſprechen und ſagte:

„Unſre verunglückte Flucht hat Entwürfe der Rache zerſtört, welche, mir iſt es klar, zwei von gleichem Haß erfüllte Herzen wohl angelegt, gepflegt und vorbereitet hatten. Nur zu oft war ich Zeuge, denn Beide glaubten in meiner Gegenwart, nicht eben ſich Zwang anthun zu müſſen, von den Aeußerungen heißen Rachedurſtes zwiſchen Helenen und Dewlet Gheri, gegen Potemkin gerichtet, welchen jener den Verderber aller der Seinen nannte. — Jene Nacht war zur Ausführung ganz andrer Dinge, als Helenens heimliche Reiſe, beſtimmt. Der durch uns veranlaßte, vorzeitige Lärmen vereitelte Alles, und Helene ſieht ſich durch Potemkins geheime Nachforſchungen der Ahndung deſſen Preis gegeben, den ſie — aus wohl nur ihr bekannten Urſachen, — am unverſöhnlichſten haßt. Vielleicht hält ſie Dich für ein geheimes Werkzeug ſolcher Nachforſchungen! Wie dem aber auch ſey! Vergieb, Ewald der Unglücklichen, deren Leben ohne Liebe der Schlüſſel zu ihren Thaten iſt! Ich aber preiſe Gott,

der, wenn ſein ewiger Rathſchluß mir ein Leben an Deiner Seite verſagte, mir dafür das Glück gewährte, für Dich zu ſterben!“

Sie zog bei dieſen Worten den Geliebten an ihr Herz, und hauchte bald darauf in ſeinen Armen ihr reines, holdes Leben aus.

Längſt hatte der Hof dieſe Gegenden verlaſſen, längſt auch war Helene in ſchwerer Geiſtesdumpfheit fortgezogen; Ewald, nur ſeiner Trauer lebend, blieb zurück auf dem Boden, der ſein Theuerſtes barg, und mochte ſich nicht von ihm trennen.

Schon war mehr als ein Jahr dem Trauernden dahin gegangen; da traten einſt, als die Sonne eben zu ſinken begann, zwei befreundete Geſtalten in ſein Haus: Baſtiani und Frau Woltmar. Die Kunde von des Freundes traurigem Geſchick hatte ſie zu dem Entſchluß vermocht, ihn in dieſen fernen Gegenden aufzuſuchen, und vermittelſt der Tröſtungen der Freundſchaft ihn wo möglich dem Leben wieder zu geben. —

Von ihnen erfuhr er allgemach, daß Helene in jenem Zuſtande dumpfer Verſtörtheit nach Petersburg zurückgekommen. Aber ſie hatte dort Alles, was ſie beſaß, veräußert, alle ihre Hausbedienten entlaſſen, und ſich ſofort nach Moskau begeben, wo ſie in tiefſter Zurückgezogenheit lebe, einem Dumpfſinn dahin gegeben, der nahe an völlige Verſtörtheit grenze.

Auch die Beſtätigung Alles deſſen, was Afanasja nur anzudeuten vermochte, vernahm er aus Baſtiani's Munde,

der mit jener ihm eignen Schlauheit den ſtill ſchleichenden Gerüchten nachzuſpüren gewußt hatte, die unter Potemkins Umgebungen doch hier und da waren laut geworden.

Eine Verſchwörung, hieß es, habe ſtatt gefunden, an deren Spitze ein vornehmer Tartar geſtanden, welcher Potemkins Zutrauen zu erwerben gewußt, und deren Zweck nichts Geringeres geweſen, als den Hof bei einer feſtlichen Veranlaſſung durch die dem Tartarenfürſten ganz ergebenen Truppen aufzuheben, und nach einem türkiſchen Hafen zu entführen. Ein zufälliger Streit mit einem ruſſiſchen Officier und dabei gefallener Piſtolenſchuß habe Aufmerkſamkeit erregt und das ganze, wohl angelegte Vorhaben vereitelt. Der Officier, hatte ein falſches Gerücht hinzugeſetzt, ſey ein Opfer der Rache des Tartarenfürſten geworden.

Prinz Dewlet hatte bald nach jenen Vorfällen alle ſeine kriegeriſchen Würden niedergelegt, und lebte ſtill unter ſeinem Volke auf einem Landſitz, dem einzigen Beſitzthum, welches von den Gütern und Schätzen ſeiner Vorfahren auf ihn gekommen war.

Oft wandelte er einſam in den verödeten Gängen des alten Khanenſchloſſes, ein bleicher Schatten ſeiner frühern kriegeriſchen und fürſtlichen Herrlichkeit. Oft ſtreifte ſein Blick hinüber nach dem einſamen Schattendach, das Ewalds Trauer heiligte und ruhte dann voll tiefer Wehmuth auf dem Marmormonument, welches dieſer der verlornen Geliebten errichtet hatte, und das noch nach langen Jahren die Liebe und den Schmerz zweier treuen Herzen in jener Gegend im Andenken erhielt.

Wat-Tyler.

Historische Erzählung von Wilhelm Blumenhagen.

Heller als gewöhnlich auf den dunstumschleierten Feldern Englands war der Mittag; ein junger Reitersmann spornte sein schlankes Roß aus seinem trägen Schritte zum Trabe, und man sah ihm in den funkelnden Augen das Vergnügen leuchten, als nahe vor ihm die ersten Häuser des Fleckens Dratfort in den Gebüschen und Baumgipfeln, die sie bisher versteckt gehalten, sichtbar wurden. Er streichelte mitleidig den mit der Kappe verhangenen Kopf des Edelfalken, welcher auf seiner rechten Hand saß, lüftete das Käppchen ein wenig, sah, mit dem Kopfe freudig nach den nahen Dächern winkend, auf die beiden Pagen zurück, die auf kleinen schottischen Pferden ihm folgten und an langen Leitseilen einige rauhe Windhunde führten, und trabte dann, ein Jagdlied pfeifend, munter dem Oertchen zu.

Vor dem ersten Häuschen schon hielt er den Zügel an, schwang sich leicht und geschickt aus dem Steigbü-

gel, und das schweißbedeckte Roß den Pagen überlassend trat er in die kleine Umzäunung, welche das niedere, moosbewachsene Dach umgab. Schon versinsterte sich seine glatte Stirn und Unmuth umwölkte das runde, helle Auge, als er durch die geöffnete Thür Niemanden auf der Hausflur zu Gesicht bekam; aber ein Seitenblick verscheuchte schnell die aufsteigenden Wolken, denn er ließ ihm unter den Schatten eines vollbelaubten Baumes eine Frau erkennen, die ihrer Tracht und Beschäftigung nach nichts anders als die ehrsame Besitzerinn dieses kleinen Landwesens seyn konnte. Mit dem offenen Freimuth der Jugend und mit ritterlicher Dreistigkeit schritt er sogleich zu der Wirthinn, und setzte sich in der Haltung eines Erschöpften auf das Ende der unbehobelten Bank, deren Mitte die ihn anstaunende Frau vor dem runden Steintischlein eingenommen, welches man meistens in solchen Gehöften unter dem Hauptbaume des Hofes oder Gärtchens vorzufinden pflegt. —

„Verzeiht, meine verehrte Landsmänninn," sprach er im leichten, vertraulichen Tone, der freilich die Mitte zwischen Herablassung und junkerhaften Spott zu halten schien, „wenn ich ungenöthigt Platz nehme und Eure Gastfreiheit auf die Probe stelle. Meine Anforderung ist zwar etwas ungeheuer, aber Noth scheut kein Gebot, und der Säckel hier an meinem Gurt wird hoffentlich gut machen können, was Ihr mir Gutes thut. Mein Verlangen ist ein frischer, klarer Trunk reinen Wassers aus Eurem Brunnen für diesen edeln Vogel auf meiner Hand, drei Töpfchen kalter Milch für mich

und meine Knappen dort, und sechs Schnitte Brod für die müden Thiere. Gottes Lohn wird Euch als Zugabe von Herzen gezahlt, denn der scharfe Morgenritt hat uns zehn Gottesgeschöpfe bis zum Sterben ausgedörrt, und wäre hundert Schritt von hier der reichste Gasthof, wir könnten leichtlich nicht lebend zu seinen Porterkrügen und seiner Rindfleischschüssel gelangen mögen." —

Die Frau hatte ihre umdüsterten Augen starr auf den zungenfertigen Bettler festgehalten. Jetzt kam eine leichte Röthe auf ihr bleiches Gesicht, von dem noch nicht alle Reste jugendlichen Reizes gewichen waren, und einem schlankgewachsenen Mädchen, welch.s hinter ihr gestanden, Befehle zuwinkend, antwortete sie: „Ihr seyd in Altengland, Sir, und Hilliards Haus, so eng es ist, freuet sich jedes freundlichen Gastes, und die Frau vom Hause hört mit Vergnügen, daß es in ihrer Macht steht, solch bescheidenen Anspruch vollauf zu erfüllen." —

Das Mädchen eilte zur Wohnung, und der junge Ritter warf einen verwunderten Blick auf die nette Rednerinn, deren Antwort in gewandterem Ausdruck und reinerem Dialekt erklang, als er unter der gemeinen Tracht zu finden gehofft; doch zog er sogleich sein Auge wiederum von ihr ab, da er bemerkte, wie die Musterung ihres Anzuges sie höher erröthen machte, und sie das Gesicht mit einem tieferen Wehmuthszuge und dem blassen Munde von ihm ab zu dem Gatter wandte, an welches die Pagen die Zäume der Pferde knüpften. Der junge Gast löfete die Seidenschnur, die des Vogels Fuß

an seinen Arm befestigt hielt, schürzte sie um die Lehne der Bank und setzte behutsam den Falken auf den Tisch, und als die flinke Maid jetzt Wasser und Milch vor ihm nieder gesetzt, lüftete er das Käppchen des Vogels und ließ ihn trinken aus dem Napf, und erst nachdem der Liebling sich satt getrunken, und mit den rollenden, feurigen Augen munter umherschaute, den glänzenden Federhals schüttelte und mit dem scharfen Krummschnabel die leicht gebundenen Flügel putzte, griff auch er zu dem Becher voll fetter Milch und sog in langen Zügen die Erquickung ein.

„Der Vogel muß Euch sehr werth seyn, Sir;" sagte die Frau nach langer Weile des verwunderten Zuschauens; „da Ihr Euren Durst seinetwegen vergrößert." —

„Die Natur gab dem Menschen Vernunft, die ihm das Entbehren leichtert," lächelte der Ritter, „und dem Jäger sind seine Jagdgesellen immer lieber als er sich selbst; das ist Waidmannstugend, die Ihr kennen solltet. Ueberdies ist der Falk ein Liebling meines königlichen Herrn, den Gott segne! und ein kostbar mir anvertrautes Pfand." —

„Ihr seyd in des Königes Dienst?" fragte die Frau stutzend und aufgeregt. „Gott erhalte den König!" setzte sie dann sich besinnend hinzu. „Möge er schnell älter werden, um seinem Volke mehr des Guten zu thun." —

„Seltsamer Wunsch," entgegnete der Ritter, indem er dem Falken die Haube wieder aufsetzte und dem zurückgekommenen Mägdlein, das indeß Pagen und Pferde befriedigt und jetzt neugierig den Vogel betrachtete, über

die Wange und das seidene Blondhaar strich; „Alter kömmt leider von selbst und ungerufen und immer früh genug. Warum gönnt Ihr dem edeln Herrn Richard nicht die schönste Lebenszeit, die ihm so eben ihre Blumenthore öffnete?“ —

„Mag er sie genießen, wie es seine sechszehn Jahre erlauben;“ sagte Frau Hilliard finstern Gesichts; „Königes Genüsse kosten Blut und Schweiß der Unterthanen. Ist die junge Majestät so edel und königlich, wie der Ritter den König nennt, so wird er das mehr bedenken, je älter er wird. Schreibt doch auch für jetzt das gedrückte Volk nicht ihm, dem königlichen Prinzen, sondern seinen drei Oheimen die Last zu, unter welcher die Kinder Altenglands ersticken.“ — Dabei klimperte sie seufzend mit einem Häuflein Kupfermünzen, das vor ihr auf dem Tische lag.

„Wer seyd Ihr?“ fragte der Ritter mit wachsendem Staunen. „Eure Reden klingen nicht nach der Bauernstube, und manche hochmüthige Pächterinn von Kent könnte bei Euch feines Wort und gute Sitte lernen.“ —

„Mein Mann ist Hilliard, der Schieferdecker,“ antwortete die Frau, „Wat-Tyler nennen ihn die Männer von Dartford. Nicht gesungen ward mir mein jetziges Loos an der Wiege, welche in einem guten Zimmer von Wrotham-Castle stand, denn meine Mutter war die Frau des Pförtners der gräflichen Burg, und ich wurde die Gespielinn und Zofe der Töchter des Hau-

ſes. Mädchen ſind zum Heirathen in der Welt, meinte ſie, und ich widerſprach nicht, und ſo wurde ich des Hilliards Braut, wie er die Thürme an Wrothamhouſe mit ſchwarzem Schiefer neu belegte, und als der kecke Burſch die Thurmſpitze mit einem vollzapfigen Tannenkranze ſchmückte, flocht ich unten im Kämmerlein den Myrthenkranz für den Werber. Niemand ſagte mir dazumal, daß ſein Herz ſo hart ſey wie ſeine eiſernen Sehnen, ſein Sinn ſo ernſt wie ſein dunkles Auge wild funkelnd, ſein Jähzorn ſo ohne Maaß wie ſein Wuchs alle Kameraden überragend. Mein Kämmerchen in der Burg ſah die fröhlichſte Maid in England, Hilliards Haus ſieht die bekümmertſte Frau, ſo weit des Königs Arm reicht." —

„Und was plagt Euch gerade jetzt ſo beſonders? Iſt Euer Mann ein ſchlechter Ehemann, hat er Hand an Euch gelegt?" — fragte der Ritter in edler, zürnender Aufwallung.

„Er iſt ein Engländer;" entgegnete mit unwilligem Stolze die Frau, und hob das Haupt dabei; „die Weiber von Kent ertragen keine unziemliche Berührung, ihr Tod käme hinterdrein, und die Männer von Kent fluchen der ehrloſen Hand, die ſich gegen ein Weib erhob. Aber er liebt die Schenke zum flotten Schaluppchen, er liebt Spiel und Krug, der Zorn findet leicht Waffen, und Würfel und Spirit machen heiß Geblüt und ſo geht vom ſchmalen Verdienſt viel in die Schürze der runden Frau Tunnel, viel in die breite Hand des Friedensrichters, und Frau Hilliard ſoll daheim dann ſchaffen, was

Noth thut. So zieht denn gerade heut der königliche Einnehmer in Dartford umher, der die neue Kopfsteuer eintreibt, welche Gaunt, der Herzog von Lancaster gottesläſterlicher Weiſe dem Volke auferlegt, denn den Kopf hat der Menſch von Gott, und er iſt keine Waare wie das holländiſche Lebenswaſſer und die Seidenballen aus Frankreich; nicht lange, ſo wird der ſtrenge Mahner auch hier vorſprechen, und die Münze da reicht nicht hin, nur die Hälfte der Steuer zu zahlen. Wat ſollte heut' das Uebrige hinzu tragen, denn es iſt Löhnungstag, und jetzt bleibt er zu Mittag aus, und läßt die Frau in der Sorge." — Bewegt ſtand der junge Mann auf und trat einen Augenblick zu den Pferden, gab den Falken in die Hand des Pagen, knüpfte an ſeinem Gürtel, und kehrte dann zum Tiſche zurück.

„Frau Hilliard," ſagte er ſanft, „ſorget nicht, mein junger Herr iſt milde wie Euer Lamm und weich wie das Wachs Eurer Bienen. Euer Same iſt nicht auf hochländiſch Steinland gefallen, der König ſoll hören, was Ihr mir klagtet. Doch eine Bitte zum Abſchied. Ihr ſeyd bekannt in Wrotham-Caſtle, die ſchöne Lady Eleonore Arundal iſt zum Beſuch droben bei den Baſen. Bringt ihr einen Gruß von dem Reiter, welcher bei dem letzten Wettrennen zu Laithfield auf dem Schimmel den Preis gewann." — So ließ er eine Hand voll Silbermünzen auf den Steintiſch rollen und wandte ſich zum Pförtchen.

„Wollt Ihr meiner Gaſtlichkeit Schimpf anthun? Und wer ſeyd Ihr, der mit des Königs Majeſtät reden

darf, wie mit unſer Einem?" fragte die Frau erſchrocken und ſchnell aufſtehend. —

„Bezahlt den Einnehmer mit dem Silber, was Euch Euer König ſchenkt durch mich und das ich ihm ſchon anrechnen werde," antwortete der Ritter, das blühende Antlitz zu der Bleichen wendend und lächelnd dazu ſein Federbarret ſchwenkend; „mich aber nennt man John Newton, und ich habe die Ehre des Königs Schwert vor der Majeſtät zu tragen, wenn der Herr im Feyerzuge durch Londons Straßen reitet." —

Ohne weitern Aufenthalt ſchwang er ſich dann auf ſein Roß, und bald trabte er und ſein Geleit weiter auf der Dartforder Straße hinab, und das muntere Gekläff der erquickten Hunde tönte zu dem Klange der leichten Hufe und der Ballade von der untreuen Maid vom Winandermeere, welche die Pagen gar lieblich ſangen. —

Frau Hilliard ſtand eine Weile gleich der Salzſäule von Lots Weibe, dann riß ſie das verwunderte Töchterchen in ihre Arme und rief: „Beß! Beß! Gott iſt noch Gott! Vergiß das Geſicht nicht und die leichten Goldlocken und die Wangen wie Morgenroth und das Auge voll Sternenglanz! Du haſt einen Engel geſehen, der die weißen Fittiche im Himmel abgelegt; denn aus dem Sodom des Schloſſes zu London kam ſolche Gnade nimmer! Beß, auf die Knie, bete im Sande, und richte die Seele feſt zu dem Himmel auf!" — Heftig zog ſie das Kind mit ſich auf den Boden, und betete lange und brünſtig. Dann ſtand ſie erſtärkt auf, und

lief hinaus vor das Pförtchen, das froh bewegte Mädchen mit sich fortziehend, und stellte sich an die letzte Ecke der niedern Mauer von Feldsteinen, die ihr Eigenthum umzog, und sah scharf die Straße entlang, ob der Walter noch nicht heim käme, und schalt den Säumigen, daß ihm keine Ahnung von dem Glück heim riefe, da es doch nur für sie ein halbes Glück sey, bevor er es mit ihr getheilt. —

Ein Gelärm rief ihre Augen rückwärts. Um den Flecken herum drängte sich ein Getümmel von Leuten, und ihm voran schritten drei Männer, unter welchen die Frau mit Schreck den Tax-Sammler und sein Geleit erkannte. Master Austen war nicht zu verkennen; sein kupfriges Gesicht mit der Doggennase, sein runder Bauch, der watschelnde Entengang, die schwarze Tracht, und vor Allem das silberne Schreibzeug, das an einem Kettchen seines Gürtels baumelte und der Rohrstab mit der vergoldeten Hand als Knauf zeichneten ihn aus in der ganzen Grafschaft. Von seiner bewaffneten Macht, zwei Mast langen Kerls in Lederkollern und mit blanken Hellebarden bewehrt, begleitet, setzte er seinen Marsch gerade auf ihr Gehöft fort, und mit Zittern fiel der Frau jetzt das Geld ein, das sie in ihrer Verwirrung auf dem Tische gelassen, und der Gedanke, wie solcher Anblick für dergleichen Habichte höchst gefährlich sey, wirkte wie eisiger Wassersturz auf ihren Kopf. Sie flog zurück zu dem Baume und mühete sich die Münze eiligst in dem ledernen Beutelchen zu verbergen, aus dem sie vorher ihre Sparpfennige hervorgesucht, aber ihre Finger beb-

ten, und ſo kam es, daß noch mehrere Silberſtücke auf dem Steine herum rollten, als ſchon der gierige Einnehmer ihr zur Seite ſtand.

„Sieh! Sieh!“ ſagte ſchmunzelnd der Vampyr. „Hier darf man nicht erſt drei Lichter verbrennen, um einen Pfennig zu ſuchen. Glück zu, Frauchen! Eure Nachbarn nannten Euch arm, aber man ſieht, wenn alle Sünden alt werden, wird der Geiz jung. Blanke Graten, ſchöne Schillinge, ja gar eine Krone, als wäre ſie eben aus der königlichen Münze gekommen. Wie ich ſchaue, wird mir hier mein Amt leicht gemacht, deſto beſſer; habe ich doch den ſchönen Gottes Morgen hindurch mich mit lauter Lumpengeſindel herum beißen müſſen, und aus einem Schweinsohr läßt ſich kein ſeidener Beutel machen. Euer Mann ſteigt auf die Dächer; man ſollte faſt meinen, er ſteige in die Keller und mache den Schatzgräber. Es iſt nicht gut, wenn das gemeine Volk zu viel hat; was ſoll der Kuh die Muskate. Das macht übermüthig. Aber Geld iſt auch in Lumpen angenehm.“ —

Er ſetzte ſich athemſchöpfend auf die Bank und ſchlug ſein Buch auf.

„Wie viele Köpfe habt Ihr zu zahlen?“ perorirte er fort, die Folio ſuchend. „Wo Silber liegt ſtatt Kupfer, da gehört man zur dritten Klaſſe.“ —

„Verzeiht, geſtrenger Herr!“ fiel die Frau ſchüchtern ein. „Zur ſechsten ſchrieb uns der Zähler ein, und wir hätten auch das nicht zahlen können, hätte nicht ein edler Herr uns heut erſt das Sümmchen vorgeſtreckt.“—

„Wenn man einen Lachs fängt, kann man schon die Angel verlieren," lächelte höhnisch Herr Austen. „Zur dritten Klasse, dabei bleibts. Schöne Worte füllen den Sack nicht. Und wie viele Köpfe schlafen unter Eurem Dache?" —

„Mann, Frau und Magd!" stotterte Frau Hilliard.

„Zahlet nicht mehr als Euch eingeschrieben, Mutter Nan!" sprach da ein derber Landmann aus dem Haufen, den die Neugier dem Durchzuge des Einnehmers nachgezogen, vortretend. „Ist der Wat-Tyler nicht heim, sind wir da, Euch kein Unrecht thun zu lassen!" —

„Vorlauter Bursch," fuhr Herr Austen auf, „zurück hinter die Wache! Willst Du den Stiel der Barden schmecken? Wenn der Käfer auf seinem Kuhfladen sitzt, denkt er sich was Großes. — Drei Köpfe nur? Sicherlich ein zweiter Irrthum des Volkszählers. Wem gehört denn da das Jüngferchen mit dem Schelmgesicht?" —

„Betty heißt sie, unser einzig Kind!" antwortete bestürzt Frau Hilliard, „doch sie geht frei aus, denn wenn man das nächste Jahr grünes Lauch an den Hüten trägt, wird sie erst zwölf." —

Laut lachte der Tax-Gatherer, daß sein Bauch bebte. „Zwölf Jahre, und mißt zwei Ellen und darüber? Ein schönes Kind, das sich sicher schon seinen Valentin gesucht. Meinet Ihr, diese unsere Augen wären blind geworden, weil sie jahrelang bei der Lampe des Königs Geld gezählt? Schauet her, Ihr albernen Zeugen all,

ob das Mädchen nicht reif wie die platzende Kirsche am Baume, und ob sie nicht heute noch zum Pfarrer gehen kann mit ihrem Gespons?" —

Und so griff der Unverschämte nach dem Nacken des Kindes, und riß mit unzarter Faust das rothe Tuch von der Schneebrust des Mädchens, daß die Arme entsetzt in die Kniee sank und schaamvoll vorgebogen mit beiden Händen die enthüllten Schultern verdeckte. — Ein furchtbares Gemurr scholl aus dem Haufen empor, doch die Mutter stürzte wie eine gereizte Löwinn auf den Beleidiger zu und keines Wortes mächtig vor Zorn stieß sie ihn gegen die Brust, daß er auf den Sitz zurück taumelte.

„Hochverrath!" schrie der Gestoßene, indem er sich wuthschäumend aufraffte. „Ihr Alle seyd Zeugen! An des Königs Stellvertreter ist die Hand gelegt. Hellebarden vor! Treibt das Gesindel aus dem Hofe, und bindet mir die Verbrecherinn." —

Die Landleute wichen vor der Wache, doch ballten sich alle Fäuste, da theilte plötzlich sich der Haufe, und Walter Hilliard, der Schieferdecker, trat seinen Hammer in der Hand auf den Platz.

„Was giebts zwischen meinen Marksteinen?" fragte der kräftige, muskelreiche Arbeiter. „Was bestürmt Ihr Nachbarn mein einsames Weib? Oder ist ein Unglück geschehen und kamet Ihr zu helfen?" —

Frau Hilliard faßte ihre Tochter mit der Rechten, riß sie auf von der Erde und zog sie zum Vater hin. „Da sieh selbst, Wat!" kreischte sie mit abgebrochenen Tönen. „Schöne Helfersleute hat Dartford, denn sie

laſſen die Unſchuld ungerächt beleidigen. Beſchimpft biſt Du und ich in der Tochter, denn jener ſteifwanſtige Zöllner, der des Königs Stab in unreinen Händen hält, hat dieſe ſeine ſchmutzige Rechte an Dein Kind gelegt." — Eine dunkle Gluth ſtieg, ſichtlich trotz der gebräunten Wangen, auf des Dachdeckers Geſicht empor. Seine ſchwarzen dicken Augenbraunen drängten ſich dicht über dem tiefliegenden brennenden Augenpaar zuſammen, welche, gefährliche Blitze auf den Beleidiger ſchießend, feſt den Einnehmer faßten, als wollten ſie ſeine Züge auf Nimmervergeſſen einfangen. Zugleich ſah man das Zucken der Sehnen ſeiner muskelvollen Arme und die breiten, faſt rieſigen Schultern zogen ſich zu dem koloſſalen Haupte hinauf.

„Wißt Ihr, Herr, was Hausrecht iſt?" fragte er mit dumpfer Stimme. „Vergeßt Ihr, daß Ihr auf Walter Hilliards Eigenthume ſteht, wo ſelbſt der König nichts Sein nennt, wenn ich ihm nichts ſchuldig —"

„Eben deshalb;" brüllte der erhitzte Tarmeiſter ihm entgegen und trat keck vor den Ziegler hin. „Ihr ſeyd ſchuldig und ich ſtehe hier im Namen der Majeſtät, und ſtrafe Namens der Majeſtät, will man ihre Kaſſe betrügen." —

„Wer ſpricht von Betrug gegen den Wat-Tyler;" donnerte Hilliard. „Wer kann in der Gemeinde den Wat-Tyler der Smuggelei um eines Penny's Werth anklagen? Da iſt Euer Geld, Herr! Aber nun hinaus aus meiner Grenzmauer, hinaus, ehe meine Geduld

um eines Haares Breite dünner wird. Vor dem Sheriff oder dem Oberrichter sprechen wir uns weiter." —

„Du drohest, Du gemeiner Bauer!" wüthete der Zöllner. „Dein Geld ist dem König, Dein Weib muß mit zum Friedensrichter und in den Thurm, mir zur Genugthuung."

„Wagt's, aber seht Euch vor!" höhnte der Ziegler kopfschüttelnd.

„Du widersetzest Dich dem königlichen Stabe! So treffe er auch Dich und mache Dein Haupt vogelfrei!" versetzte Austen und schlug mit dem Rohr nach dem Arbeiter. Es war sein letztes Wort auf Erden gewesen. Der Ziegeldecker fing mit dem linken Arm den Schlag, zugleich flog seine rechte Faust mit dem Eisenhammer durch die Luft, furchtbar krachte der Schlag nieder auf des Feindes Scheitel, und Master Austen sank zusammen, wie vom Wetter getroffen, und lag nach einigen Zuckungen leblos im Sande. Die beiden Hellebardirer hoben ihre langen Waffen zur Wehr, aber die Landleute fielen ihnen auf den Leib, und in wenigen Minuten lagen auch sie entwaffnet und durch Faustschläge blutig am Boden.

Eine Stille des Entsetzens trat auf eine kleine Weile ein, selbst der riesige Mörder schaucte starr auf sein Opfer hin, da umschlang ihn Frau Nan, und schluchzte: „Mann, was hast Du gethan? Und was wird jetzt aus uns werden?" —

Der Ziegler machte sich los aus ihren Armen, dehnte seine kolossale Gestalt aus zu ihrer ganzen Länge, und

vorschreitend setzte er den breiten Fuß auf des Ermordeten Brust. Kühn schauete er dann in dem stummen Kreise der Nachbarn herum.

„Ihr sollet richten, Ihr Männer von Dartford!“ sprach er heftig. „Sprecht Ihr schuldig, so gehe ich hin und liefere mich dem Henker. Habe ich nicht Kind und Ehre vertheidigt? Hätte nicht Jeder von Euch gethan wie ich?“ —

„Du hast Recht gethan!“ antwortete der derbe Sprecher, der Hufschmid des Fleckens, „Jack Straws Hammer wäre eben so schwer auf des Schandbuben Kopf gefallen, wie der Deine.“ —

„Aber flüchtig werden mußt Du, ehe das Gerücht die Straße hinab läuft, und wir wollen Dir Vorschub thun, und diese Leiche bergen, bis Du die Küste gewonnen;“ setzte der Schuhmacher Hob Carter hinzu.

Verächtlich blickte Hilliard zu ihm hinab. „Flüchten? Flüchten vor den Rittern von der Gänsefeder und ihrem Dintenfaß? Oder flüchten vor den abgerichteten Söldnern, die sie wie dumme Bulldogs auf uns hetzen?“ fragte er spöttisch. „Hof und Weib und Kind sollte ich den Wüthrichen geben ohne Wehr? Fluch und Tod Allen, die lesen können und schreiben, denn sie haben uns das Unglück gebracht und die Knechtschaft! Meinet Ihr, man wird dieses Blut nur an mir rächen wollen? Meinet Ihr, Maulwürfe, die Reiter des Königs werden Euch verschonen, die Ihr Alle dabei waret, und an diese Spürhunde Eure Fäuste legtet? — Wir sind freie Männer Englands, der Schlag ist geschehen, und

der Himmel ſelbſt winkt uns, die Ketten zu brechen. Verflucht der, welcher glaubt, ein engliſch Weib habe ihn geboren, um ſich von dieſen Ausländern treten zu laſſen ſein Lebelang. Iſt der Boden nicht unſer, iſt die Erndte nicht unſer, die unſer Schweiß gewann? Fort mit Steuern und Zehnten, fort mit Scherifs, Friedensrichter und Conſtabels, die nicht beſſer mit uns umgehen als die heidniſchen Aegypter mit dem Volke Israels. Sendet Boten durch die Grafſchaft mit der rothen Fahne; in ganz Kent iſt kein altengliſcher Mann, der ſich nicht freuen wird über unſern Ruf, denn Alle ſind voll Beulen und Wunden, die dieſe Blutſauger brachten. Eilet zu Hauſe und rüſtet Euch, und läutet Sturm, daß da erwache, wer ein Mannesherz unter dem Wamſe trägt! In einer halben Stunde ſammelt Euch wieder auf der großen Weide. Der Wat-Tyler wird Euch voran gehen; wie er dieſem Elenden da ſein Gehirn ausklopfte, wird er klopfen, wo ein reicher Schlemmer wohnt, wird Gericht halten über die Gewaltthätigen und Uebermüthigen, und haltet Ihr feſt an ſeiner Ferſe wird ſein Hammer ſelbſt das Thor der City einſchlagen, daß der Knabe Richard und ſein grauſamer Ohm erbeben ſollen in einer Todes-Ohnmacht, das ſchwöre ich, ſo wahr meine Mutter meines Vaters treues Weib geweſen!“ —

Die wilde Sturmrede hatte alle Gemüther entzündet; in einem grauenvollen, gefährlichen Aufjauchzen ſprach ſich der Beifall der Menge aus. „Recht und Rache und Freiheit!“ ſo tönte der Feldruf aus dem

Gedränge und Alles tobte fort, zu vollbringen, was der Anführer, der so unerwartet plötzlich sich selbst gesetzt, befohlen. —

Rückgekehrt von einem großen Jagdfeste in den westlichen Grafschaften des Königreichs hielt der junge König Richard ein prachtvolles Mahl in dem Waffensaale seiner Residenz. Alle zu London versammelten Großen seines Reiches nahmen Theil an dem Bacchanal, und der grämliche Johann von Gaunt, sein ältester Oheim, der ihm zur Rechten saß, mußte sein gelangweilt Ohr zu der breiten Erzählung der hundert Siege leihen, welche der sechszehnjährige König über das Wild seiner schönen Forsten errungen, und jeder Edelhirsch, jeder schlaue Fuchs, der mit rothem Schweiß Busch und Haide gefärbt, wurde nochmals mit vollem Silberbecher begrüßt, obgleich alle diese armen Gefallenen nach Jägersitte schon an der Stelle ihres Ehrentodes durch Halloh, Hornlied und Siegestrunk gefeiert worden. Immer lauter und hallender wurde der Jubel der begeisterten Gäste, und die dunkeln Augen des königlichen Wirths leuchteten freundlich durch die Gesellschaft hin, denn selbst den Vergnügungen der Tafel hold, war sein leichter Sinn nicht glücklicher, als wenn er seine Umgebungen in ungebundener Fröhlichkeit um sich sah.

„Auf neue Siege unserer Helden über Frankreich und Schottland! Und auf den wachsenden Glanz unserer Krone!“ trank da der geärgerte Herzog von Lancaster, und verschönt durch herzlichern Wiederklang

hörte man den Toaſt von hundert Stimmen wiederholet ſich an den Pfeilern des weiten Prunkſaales brechen. Nur Richard zögerte mit ſeiner Einſtimmung. Den Kryſtallbecher, ein theures franzöſiſches Beuteſtück ſeines edeln Vaters, aus dem er nur an ſolchen Feſttagen trank, hocherhebend, rief er mit weithallender Stimme: „Auf den wachſenden Glanz meiner Krone!“ und ſtieß, mit dem Auge ſcharf in das düſtere Auge des herriſchen Ohms blitzend, ſo heftig gegen den Silberpokal deſſelben, daß das Kryſtall zerſprang und der Wein aus dem Bauche weit über die Tafel ſpritzte. Der König erblich und ſchauete ſchmerzlich auf das zerbrochene Gedächtnißkleinod. Höhniſch ſagte der Herzog Johann: „Euer Majeſtät zagen? Kronen gewinnen und erhalten ſich nicht ohne Blut und Wunden, und der Himmel ſtraft, wenn jugendlicher Uebermuth ſeine greiſen Lehrer meiſtern möchte.“ — Doch der Erzbiſchof von Canterbury, der zur Linken des Königs ſaß, fiel lächelnd ein: „Der Sprung des Glaſes darf von meinem Könige nicht als eine myſtiſche Vorbedeutung genommen werden; wo Hartes und Weiches zuſammen ſtoßen, bricht das Letztere. Doch wollen die verſtummten Gäſte abergläubig ſeyn, ſo mögen ſie auch dem Quell des Aberglaubens, dem Volke, getreu verbleiben, und der gemeine Mann glaubt ja, wie allbekannt, daß ein zerbrochenes Trinkglas die Erfüllung des Spruchs beſiegelt, den man zu dem Trunke ſprach, da Niemand aus demſelben Glaſe trinkend den Wunſch durch einen Gegenſpruch entkräftigen könnte.“ — „Wohl geſprochen,

weiſer Freund!“ entgegnete der König ſich ermannend und beſinnend; „wir lieben das gemeine Volk, das Erz und Mark unſeres Reichs. Der Mundſchenk reiche uns einen Goldpokal, und mag dieſes theure väterliche Erbſtück möglichſt hergeſtellt zu unſern Reichskleinodien gelegt werden. Wir wollen trinken auf den Wohlſtand und das Emporkommen unſeres Volks!“ —

Noch nicht ausgeſprochen war die Rede, ſo zeigte ſich des Königs Schwertträger, der ſchöne John Newton in der Pforte des Saals, und ſein haſtiger Eintritt, ſein verſtörtes Geſicht zog ſchnell alle Blicke zu ihm. —

„Laßt die fröhliche Muſik verſtummen, mein königlicher Herr!“ rief der Ritter mit abgeſtoßener Stimme, welcher faſt der Athem gebrach, „werft Eure Tafel um, und beſteigt das Roß! Rebellion im Lande. Ganz Kent, ganz Eſſex iſt in Waffen; Mord und Brand bezeichnen die Straße der Rebellen, und ſchon ziehen Tauſende der Wüthenden gegen die Hauptſtadt.“ —

„Träumſt Du, John, und ſprichſt aus überfülltem Becher!“ ſprach der König laut durch den erregten Tumult der erſchrockenen Großen. „Unſer Land liegt im Frieden; warum ſollte das Volk gegen ſeinen gütigen Herrn ſo plötzlich erſtanden ſeyn mit blutiger Hand zu rechten mit ſeinem Geſalbten?“ —

„Unten ſind die Flüchtigen und Todten;“ entgegnete Newton; „bemitleidenswerth iſt ihr Anblick, gräßlich iſt ihre Erzählung. Die neue Kopfſteuer ſollen die Rebellen benutzt haben, die Gemeinen in Allarm zu ſetzen.“ —

Zornig wandte ſich Richard gegen den Herzog von Lancaſter. „Da habt Ihr das Facit Eures Exempels, Ihr größter Rechenmeiſter an der Themſe!“ ſagte er unwillig. „Wer ſprach lauter gegen die Neuerung als ich? Aber die greiſe Weisheit überſtimmte die junge Vernunft, und doch wird der junge Arm die Brunſt löſchen müſſen, welche die unvorſichtige Hand des kindiſchen Alters entzündet.“ —

„Wer bedurfte des Geldes, um ſeiner gewohnten Vergnügungen nicht zu entbehren?“ fragte bitter der Herzog zurück. „Meint Ihr, Eure Prunkroſſe, Eure Jagdmeuten, Eure Gaukler und die Prachtkleider Eurer Garden und Eure Luſtgondeln und Jagdſchiffe hättet Ihr umſonſt?“ —

„Friede unter Euch!“ fiel ſchnell der Erzbiſchof ein. „Bedarf der äußere Krieg nicht Eure gemeinſame Kraft? Wollt Ihr durch innern Streit den Rebellen in die Hände arbeiten? Die Männer von Kent ſind wilder und kräftiger Art, und ſetzen Eure Schwerter nicht ſchnell den Verbrechern einen Damm, könnte Krone und Reich in Gefahr gerathen, denn Volksaufſtand gleicht der Lawine in den winterlichen Gebirgen des Continents, Flocke haftet rollend an Flocke, bis der kalte Wall zu einem Eisberge anwächſet, welcher Hütten und Paläſte begräbt.“ —

„Kent?“ rief da plötzlich tief erſchüttert der König und ſtützte den wankenden Körper am Seſſel. „Sagteſt Du nicht Kent, John? Und unſere geliebte Mutter iſt noch nicht zurück von ihrer Wallfahrt nach Canter-

burn, und die rebelliſchen Horden könnten ſich werfen zwiſchen ſie und uns.“ —

Kräftig ſich erhebend trat er alsdann raſch zu einem Pfeiler, und riß ein dort hangendes großes Schwert herunter. „Auf, meine Earls und Barone! Nicht für Krone und Reich! Nein, es gilt das Heiligſte in dieſem Lande! An meiner Leibreiter Spitze will ich des Vaters unbeſiegtes Schwert ſchwingen und die Mutter ſchirmen. Der ſchwarze Prinz! ſey mein Feldgeſchrei, und wer ein ehrlich Wappen führt in England, wird meinen Ferſen folgen. Newton, den Trompeter! Newton, meine Garde zu Roß! Newton, meinen Hengſt aus dem Stalle mit Windeseile!“

Der Schwertträger eilte zum Fenſter, die Befehle der Majeſtät hinab zu rufen, doch mit hellern Blicken drehete er ſich ſogleich zurück. „Hemmt Euren Schmerz, Majeſtät,“ rief er, „und laßt die Sorge fliehen. Gerade jetzt reitet die Prinzeß von Wales in das Thor, und wie mir ſcheint unverletzt und mit all ihrem Gefolge.“ —

Richard warf ſein Schwert zur Erde, und ſprang ſelbſt hinab, die geliebte Mutter zu empfangen und herauf zu leiten. Er half ihr von dem Zelter und bog ſein Knie vor ihr, und fragte mit Sorge nach ihrer Reiſe. Doch die königliche Frau winkte erſchöpft nach dem Schleſſe, und ging auf des ängſtlichen Sohnes Schulter gelehnt hinein, trat mit ihm und ſeinen Großen in das erſte Gemach des Erdgeſchoſſes und ſank dort ermattet in den Armſeſſel. Alle umſtanden die hohe Frau mit banger Erwartung.

Doch Richards lebhaftes Temperament konnte die Ungewißheit nicht ertragen. „Euer heiliges Leben iſt geſichert, Mutter!“ ſprach er mit hochgefärbtem Antlitz. „Doch ſprecht, haben die Rebellen auch die Ehre Eurer Perſon ohne Kränkung gelaſſen? Hat keine verruchte Hand das Kleid meiner Angebeteten betaſtet, hat kein ſchimpfend Wort das Ohr meiner Mutter verwundet? Der Sohn des Helden Eduard iſt männlich genug geworden, um des Vaters Schwert zu führen, und er wird nicht ſäumen, ſein Blut, ſein Leben daran zu ſetzen, gälte es die Ehre ſeines Vaters zu rächen an Jedem, der ſie in Euch verletzt haben könnte.“ —

„O mein Sohn,“ ſeufzte da die Prinzeß, „es handelt ſich um mehr als ein beleidigt Weib! Zitternd ſehe ich die Krone wanken auf dem Haupte meines Lieblings, und ahne, daß der Jammer den Reſt meiner Tage mit Nacht bedecken möchte. Zu dreien Mahlen ſah ich Dich um Mitternacht in meinen Träumen an mein Bett treten, bleich und hager, mit eingefallenen Augen und weißen Lippen, das Bild eines Verhungerten, und Deine matte Stimme bat mich um Waſſer, und ich ſchöpfte am Brunnen, aber der Becher blieb leer, und ich ſchnitt meine Adern auf, Dich zu tränken, aber kein rother Tropfen quoll aus den trockenen Wunden. Darum that ich die Wetfahrt nach dem geweiheten Orte. Doch die Stärkung, welche ich gewonnen, wurde auf der Rückfahrt zu nichte, denn die Erfüllung meiner Schreckensträume ſcheint zu beginnen.“ —

„Und was ſah meine theure Mutter auf dieſer Rückreiſe?“ fragte der König ungeduldig.

„Wo findet eines Weibes Phantaſie Farbe und Ausdruck für dergleichen!“ verſetzte die königliche Frau. „Blutende Flüchtlinge ſtürzten an unſere Pferde und riefen verzweifelnd um Hülfe, und ſanken ſterbend zwiſchen unſern Zug. Schlöſſer brannten ringsum auf den Höhen, und aus den ſchwarzen Rauchwolken tönte ein wilder Jubel wie der Hohn der Hölle, und ein Geſang ſchwoll zu uns heran, in grellen Tönen, wie nur die Teufel ſingen können, wenn ſie unglückliche Seelen gewannen. Immer näher kam das grauenvolle Gelärm, ſo ſehr wir auch die Sporen brauchten und die Thiere nicht ſchonten. Da waren wir plötzlich mitten im Getümmel. Endloſe Haufen wilder, halbnackter Kannibalen umgaben uns, ihre Geſichter waren gelb und ſchmutzig; Waffen aller Art, Pieken und Senſen und blanke Beile blinkten in der Luft, und Blutgier griff nach uns ſchon durch die Blicke der gerötheten Augen. Höhniſch fiel man in unſere Zügel, und grüßte uns ohne Reſpekt mit dem Titel Miſtreß Wales, und nannte uns eine gute Frau, welche wohl des beſten Farmers Weib zu ſeyn verdiene, um die es Schade, daß ſie ein Raubthier geboren. Doch unſere Spangen und Goldketten lockten die Habſucht, und mehrere Hände krallten darnach, da drängte ein Mann an uns ſein ſtarkes Pferd heran, und vertrieb mit einem großen Schmiedehammer das Geſindel aus unſerer Nähe. „Fürchte Dich nicht, Schweſter;“ ſprach er mit tiefer Stimme, „wir ſchlagen uns nicht

mit Weibern, und kein Fuß der Unsrigen zertritt altenglische Zucht. Ziehe ungetrübt nach London, doch sprich zu Deinem Sohne: Weil er zu jung sey und sich gängeln lasse von elenden Feinden seines Volks, so sey sein Volk selbst aufgebrochen, und halte Gericht über die Hoffärthigen und Ungerechten. Er solle kommen zu uns und gemeinsame Sache machen mit uns, ehe wir pochten an das Thor seines Towers." —

„Und so reise mit Gott, Mütterchen!" lachte der Kerl, und sein Thier dicht an unsern Zelter treibend, umfaßte uns sein herkulischer Arm und er preßte einen Kuß auf diese Wange. Viele der Nächsten reichten uns dann die blutbefleckten Fäuste und quetschten unsre Finger und sprachen dazu: „Eile und sprich die Botschaft, Schwester; wir kommen bald nach!" — Und auf das Schloß zu Slouth stürmten sie seitwärts ab mit dem betäubenden Rauschen der tobenden Brandung, und lang noch hörten wir auf ihrer Flucht den schauerlichen Chorgesang. Wie heißen doch die Spottworte, Francis?" —

Ein bestaubter, alter Diener, der neben die Herrinn zu ihrer Unterstützung getreten, antwortete: „Und schenkte mir Gottes Gnade hundert Jahre auf Erden, ich vergäße sie nimmermehr.

„Als Adam grub und Eva spann,
Wo war da ein Edelmann?
Drum, wer sein stolzes Haupt erhebt,
Dem nehmt's mit Einem tücht'gen Streich;
Gott schuf uns Alle frei und gleich." —

„Entsetzlich!" stammelte der König. „Aber ich schöpfe Luft durch Eure Erzählung. Ich will hinab

in's Feld zu ihnen; ich will reden mit ihnen. Sie ſchonten Euch, ſo wird mein Wort ſie gewinnen, der Anblick ihres Königs ſie beſänftigen, meine Verſprechungen werden ſie beruhigen, und die Verſöhnten werden in das Gleis der Pflicht zurück kehren." —

„Hofft das nicht, königlicher Herr!" ſprach da der Erzbiſchof, welcher ſo eben eintrat. „Ich habe die Boten vernommen. Die Rebellion iſt zu weit gediehen, als daß Ihr durch Mittel der Gnade ſie zwängen könntet. Ihr dürft Euer geſalbtes Haupt nicht wagen in die Mitte dieſer Hunderttauſende, die in Blut ſich berauſcht und immer dürſtender geworden. Hat das Raubthier der Wüſte einmal Blut geleckt, iſt es unerſättlich darnach. Nehmt das Schwert, welches der Herr Euch gab, ſammelt Eure Ritter, ruft Eure ganze Heeresmacht zu Eurer Fahne, die ungeregelte Maſſe ſteht ſelten dem geregelten Angriff geübter Kriegsleute. Aber handelt raſch, mein König, denn das Blut Eurer Getreueſten ſchreiet um Rache. Schon ſind zwölf Schlöſſer niedergebrannt in Kent, und erſchlagen liegen die beſten Edelleute der Grafſchaft. Selbſt Wrotham-Caſtle, des Sheriffs Burg liegt in Trümmern, und nur ein einziger Knecht entrann dem allgemeinen Blutbade." —

„Wrotham-Caſtle!" tönte da Newtons Stimme in den Kreiſch-Tönen des getroffenen Adlers. „O Eleonore! Und Johann war fern!" —

Der König ſah verwundert nach ſeinem wie ohnmächtig niederſinkenden Knappen, doch ohne Rückſicht auf den geringen Unfall, raffte er ſich auf, und rief

mit erhobener Stimme: „Ihr habt Recht, mein ehrwürdiger Vater! Sie fordern das Scepter mit der schlagenden Hand und verschmähen das Scepter mit der Taube. Auf denn im Namen Gottes, und laßt uns hüllen die Brust in Erz und das Herz darunter zusammen pressen, daß es das Mitleid vergißt. Sendet nach dem Lord Mayor und nach allen Obristen, blaset Allarm an allen Ecken unserer Stadt und hängt die Kriegsfahne auf an der Zinne des Thurmes. Wir wollen einen Gang thun mit unserm Volke und versuchen, wem der Himmel gnädiger sey." —

Das Gerücht und die Boten hatten nicht gelogen, nicht, wie es oft geschieht in Augenblicken der Furcht, Windmühlen für Riesen gehalten oder Rinder-Heerden für eine Armee. Jede Empörung gegen langzeitig bestandene Ordnung, gegen durch Alter heilig gewordenes Gesetz und gegen die von Gott und Schicksal zu Schützern beider berufenen Regenten hat etwas Grauenvolles, auch für den fern und sicher Wohnenden Unheimliches und Erschütterndes, doch Volksaufstand ist die gräßlichste Art dieser Unglück kündenden Meteore am Menschenhimmel. Gleicht die Verschwörung des Adels dem stillbereiteten, in Finsterniß gebornen Ausbruch eines Vulkans, dessen Explosion plötzlich und unerwartet hervorbricht, doch nur einen Fleck Landes verschüttet und ausbrennt, gleicht die Rebellion unwilliger Prätorianer der Brunst, welche ein aus dickem Gewölk zuckender Blitz entzündete, eher dem Orkan, der plötz-

lich herbrauſt und Wälder umwirft, ſo iſt Volksaufſtand dem Durchbruch des wildeſten und furchtbarſten aller Elemente vergleichbar; hat Meer und Strom ſeine Dämme zerbrochen, ſo ſteigt die Fluth mit unaufhaltbarer zauberiſcher Schnelle, greift weiter und weiter wie Flug des Gedankens und keine Gewalt iſt ſtark genug, der Zerſtörung Einhalt zu thun und ihr eine Gränze zu ſtecken. —

So hatte ſich auch die Fluth der Rebellion, welche in der engen Hütte des armſeligen Zieglers ihren Urſprung gewonnen, in wenigen Tagen über das breite Bett des Themſeſtroms hinauf, über Eſſex, Suffolk und Norfolk bis an den nördlichen Meeresſtrand verbreitet, nach Weſten ſich ausgedehnt über Suſſex und Surry, und ſchwoll im blutigen Halbmonde an gegen die Reſidenz, und drohete, langſamer hinübergreifend in das jenſeitige Herfort, London einzuſchließen, daß es dem verlaſſenen Felſ ähnelte, der mitten in tobender Wogenſchlacht ungebrochen aus dem ziſchenden Schaume ſein ſicheres dunkeles Haupt erhebt. —

Wat-Tyler, das Haupt der Rebellen, war bis jetzt in der Heimath geblieben, und ſein bösartiges Gemüth fand Vergnügen darin, zuerſt ſein Hauptquartier, die Grafſchaft Kent, von den dräuenden Gewalthabern und gehaßten Berechtigten zu reinigen; doch ſeine Miſſionäre waren ausgeſendet im ganzen Lande, und ſeine Blutfauſt, der Grobſchmid Jack Straw, ſtreifte Schrecken verbreitend mit einer Horde von mehreren Tauſenden bis an die Ufer der Themſe und ihr Tigergeheul hallte hin-

über und weckte den Widerhall an den grauen Mauern des alten Thurmes der königlichen Veſte. —

Eine dunkele Nacht hing über dem zagenden Lande, einſam blickte ein bleicher Stern, wie das weinende Auge eines Engels, durch das fliegende Nachtgewölk herab, und der Strichwind beugte die Wipfel der rauſchenden Forſte. Auf einem kleinen Hügel dicht an ihrem Gehöft ſtand Frau Hilliard, ihr zagendes Töchterchen umfaßt haltend, und ſchauete ſorgenvoll in das Dunkel hinaus. Drei Feuersbrünſte ſah man am öſtlichen Horizonte, und näher in Weſten loderte wie eine rothe Rieſenfackel der Brand von Wrotham-Caſtle, welches ſeit Einbruch der Nacht, nachdem der alte Earl ſich drei Tage lang wie ein ächt engliſcher Ritter gewehrt, von den ſtürmenden Haufen eingeäſchert worden —

„So biſt Du auch nicht mehr, liebe Stätte," ſeufzte die Frau, „wo meine ſchönſten Tage blüheten, wo meine Wiege ſtand und der Mutter Grab ſich hebt! Und Alle, die mir wohl gethan, ſind mit Dir untergegangen! O Herr der Barmherzigkeit, vergieb ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun! — Und Du, meine arme Beß! daß Deine Unſchuld die Urſache ſeyn mußte! Dein frommer Mund hat noch nichts gelernt, als das Gebet ſprechen und der Mutter ſchmeicheln, und Du ſelbſt biſt zur Sturmglocke geworden, zur Blutfahne, welche die Wilden und Rohen aufrief zu Unthaten und Gräueln ohne Gleichen. O wie wird das enden und was wird werden aus uns?" —

Erſchrocken fuhr das Mädchen aus den Armen der

Mutter empor und barg sich mit dem Ausruf: „Ein Geist! Ein Gespenst!“ hinter der Frau Hilliard. Diese wandte schnell das Auge auf den Ort, wohin des Kindes starre Hand gedeutet, und sah mit Entsetzen eine weiße Gestalt, die hell durch die Nacht schimmerte, sich langsam näher an der Steinmauer bewegte und sich auf die niedrige Befriedigung zu stützen schien. „Alle guten Geister loben Gott den Herrn!“ stieß sie hervor aus bebenden Lippen und eine matte Stimme antwortete: „In Ewigkeit!“ — Und näher noch schwankte die Gestalt und fiel nicht weit von der Frau in die Knie und hob die Arme flehend gegen sie empor.

„Ihr seyd ein Weib, seyd vielleicht eine Mutter,“ bat es klagend und mit herzergreifender, sanfter Stimme, „o so rettet, schützt einer Mutter einziges Kind, verbergt eine Jungfrau vor dem Frevel zügelloser Mordbrenner und unerbittlicher Mörder!“

Schnell von der Tochter sich losmachend trat Frau Hilliard der Knieenden näher. „Um Gott! Wer seyd Ihr? Und woher kommt Ihr?“ fragte sie mit wachsender Angst. „Eleonore Arundel nennt man mich;“ antwortete die Fremde. „Von der Brandstätte dort komme ich als eine Flüchtige, als eine Verlorene, wenn Ihr kein Erbarmen habt mit dem gräßlichsten Unglück.“—

„Still! Still!“ rief Frau Hilliard. „Die Bäume haben Ohren und der Wind ist ein Verräther. Herein, ehe die Zeit verrinnt.“ —

Und mit Hast faßte sie des Fräuleins Hand und zog sie herein in das Gehöft und das Haus, und schloß hin-

ter ihnen Thorweg und Thür. Bei dem matten Scheine der Lampe betrachtete sie dann mit Neubegier den schönen Gast, der in halber Ohnmacht am Heerde auf den ersten Brettstuhl gesunken war und furchtsam die Augen auf den armseligen Umgebungen umher laufen ließ. Eine schlanke, zartgebauete Jungfrau sah sie in der Fremden, das erblichene feine Gesicht trug die edlen Züge, mit denen der kirchliche Mahler seine heiligen Jungfrauen schmückt, lang flatterte das ungeordnete, reiche Blondhaar um die Lilien des Nackens und der zarten Brust, das weiße Nachtgewand war zerrissen und beschmutzt, und Arm und Hand bluteten von Dornrissen. Die mitleidige Frau füllte sogleich einen Becher mit Meth, und als die Schwache getrunken, setzte sie sich zu ihr auf des Heerdes Rand, und sie unterstützend und ihr Muth einsprechend, fragte sie nochmals: „Sprecht, um Jesu willen, Lady, wo kommt Ihr her? Was ist Euch geschehen? Und wie gelangtet Ihr bis hieher?“—

Das Fräulein bezwang ihre verwirrten Sinne und erzählte langsam und in Pausen der Erschöpfung, welche durch die Erzählung selbst entschuldigt wurden. Mit Erlaubniß ihres Vaters, des Lords, war sie in Begleitung einer Kammerfrau von London nach Wrotham-Castle gekommen, um bei ihrem ehrwürdigen Ohm und ihren freundlichen Muhmen die schönste Jahreszeit im Freyen zwiefach zu genießen. Feste jeder Art bereitete der alte Graf der Tochter seiner geliebten Schwester, nicht ahnend, welch schwarzer Dämon hämisch dem Fusse der Fröhlichen nachschlich, und welch eine zerschmet-

tende Haarlocke am Rande ihrer Blüthenflur aufzog. Die schöne Waldung am Fuß des Schlosses war zu einer großen Lustpartie bereitet worden, schon trafen die Pfeifer und Spielleute ein, schon dampfte aus den Küchen der stärkende Aushauch der Rostbraten, und der Kellner belud in seinen Gewölben die Schultern der Ganymede mit flüssigem Goldgeist, schon putzten sich die Fräuleins zum Najadentanz am Waldbach, und mehrere Gäste fuhren und ritten in das alte Schloßthor. Da zernichtete ein blutender Livrediener die bunten Hoffnungen, und warf einen schwarzen Flor über die Rosenlauben der ländlichen Spiele. Er gehörte zum Gefolge des Unterscheifs: mit seinem Herrn gerieth er auf der schwarzen Haide mitten zwischen die zur Volksversammlung anströmenden Landleute, er sah seinen Herrn, welcher muthig zwischen die Lärmer sprengte und ihnen in des Königs Namen befahl, auseinander zu gehen, aus dem Sattel reissen und grausam zerfleischen, nur den hinken Läufen seines Pferdes verdankte der Diener das Leben, doch mehrere nachgesendete Pfeile hatten ihn getroffen. Der alte Graf erschrack wohl, aber er hielt des Flüchtlings Aussage für übertrieben, dennoch verwahrte er sein Schloß so gut wie möglich, bewaffnete die Dienerschaft und vertheilte die jüngern seiner ritterlichen Gäste auf ihre Posten. Die Familienväter hatten sich vorsichtig mit ihren Frauen sogleich nach dem Empfange der bösen Botschaft davon gemacht. Die einheimischen Damen auf Wrotham-Castle durchlebten mehrere ängstliche Stunden, aber, obgleich die Gewohnheits-Sage ist, die

Furcht vor einem Unglück sey meistens größer als das Unglück selbst, ihre Phantasie ward dieses Mal von der Wirklichkeit übertroffen. Wie ein ausgetretenes Meer wogte die Menschenfluth von allen Seiten gegen die Schloßmauern heran, und tobender als die schlimmste Brandung erklang das Geheul der Rebellen, nur dem Gebrüll einer hungrigen Tigerheerde in der Wüste vergleichbar. Drei Tage hielten sich die Belagerten trefflich; als sich der gestrige Tag neigte, hatten die Belagerer, wüthender mit jedem zurückgeschlagenen Angriffe, hohe Holzhaufen an das Thor gebracht, unerschreckt durch die Schüsse von den Wartthürmen ein Dach gebauet, unter dem sie Theertonen zwischen das Pfahlwerk schoben und durch Feuer die Wehr zu zerstören versuchten, die menschlichen Kräften nicht gewichen war.

Da trat der alte Earl in den Flügel der Ladys, und befahl ihnen, sich zu schneller Abreise zu rüsten. Der Ernst des alten Helden, die Todtenbleiche seines faltigen Gesichts, um welches die weißen Locken flatterten, der warme Kuß, den er auf die Stirn einer Jeden preßte, erschütterte und verwirrte die Fräuleins dermaßen, daß sie kaum an nöthige Bekleidung für die Fluchtreise dachten, sich nur in die Regenmäntel hüllten, und so den beiden Schloßleuten folgten, die ihnen der Scherif als die Getreuesten des Gesindes zu Schutz und Führung mitgab. Glücklich kam man aus einer geheimen Mauerpforte in den Forst; schon glaubten sich Alle geborgen, und wanderten auf schmalem Waldpfade der rettenden Abendgegend zu, wo die Sonne niedersank;

da tönte rauher Ruf vor ihnen, wildes Mordgeheul rechts, frecher Fluchwort links zur Seite, und die Gebüsche spieen halbnackte Ungeheuer aus, welche mit blanken Waffen und gekrallten Fäusten heran stürzten. Eleonore durchbrach das nächste Gebüsch und drängte in Todesangst sich durch die verwachsene Wildniß, da wich der Boden vor der Verwirrten; sie war dem Rande eines Waldbaches zu nahe gekommen, und stürzte tief hinab in sein hohles Bett. Sie hörte noch das Todesgeschrei ihrer Ruhme, die Jammerbitten der Diener, dann verließ sie die Besinnung. — Wie lange sie so gelegen, wußte sie nicht. Die Kälte des Wassers, welches über ihre Brust rieselte, erweckte sie. Es war Nacht geworden, hoch über ihr funkelten die Sterne, sie besann sich auf das Erlebte und die Angst ermunterte die schlafenden Sinne. Immer noch vernahm sie das wüste Gelärm der Stürmer, und wie eine flammende Hölle leuchtete es durch die Gebüsche. Ihr Mantel war oben hängen geblieben, so raffte sie vom Lebenstrieb gestachelt sich auf, und schwankte fort in dem Bette des seichten Baches, bis er aus der Waldung biegend sich in das Feld ergeß. Die dunkele Flur schien leer, das Getümmel hallte nur noch fern hinter ihr. Flüchtig wie die gehetzte Hindinn des Hochwaldes streifte sie durch Aecker und Wiesen, das Lämpchen in Hilliards Hütte leckte sie, da schon ihre Kräfte zu schwinden begannen und schon der Athem ihrer Brust erlosch. Horchend stand sie, unentschlossen, ob sie dem Hoffnungsschimmer trauen sollte, da schlugen die Klagetöne einer weiblichen

Stimme an ihr Ohr, und schnell vertrauend legte sie ihr Schicksal in die fremde Hand, die doch wenigstens ihres Geschlechts, und nicht von Blut und Mordbrand beschmutzt worden. —

Mit sichtlichem Mitgefühl hatte Frau Hilliard die Erzählung der Armen angehört, und die schlanke Betty hatte sich zu den Füßen der Sprechenden gesetzt, und sie sorgfältig entkleidet und getrocknet und in wollene Tücher gehüllt. Mit ernstem Gesicht stand jedoch jetzt die Wirthinn auf und schüttelte bedenklich das Haupt. „Ihr habt den bösesten Platz in der ganzen Grafschaft zur Höhle Eurer Sicherheit erwählt;“ sprach sie mit innerem Schauder; „habt Euch statt in eine Kirche in ein Wolfsnest geflüchtet. Denn wißt, was mein Mitleid Euch nicht verheimlichen darf, dieses Haus ist das Haus des Hauptmanns jener Tausende, welche Wrotham-Castle zerstörten, hier floß das erste Blut eines Königlichen durch meines Mannes Hand und die Kleine dort war die Ursache dieses furchtbaren Aufstandes.“ — Einen Aufschrei des höchsten Entsetzens stieß das Fräulein aus und sank mit bebendem Körper vom Schemel in die Kniee hinab. „So bin ich rettungslos verloren, und mein Ende wird gräßlicher seyn, wie das meiner Blutsfreunde;“ stieß sie hervor. „Aber Ihr seyd ja ein Weib, Ihr werdet meine Ehre nicht den rohen Männern Preis geben. Wenn Ihr einen Gott glaubt, wenn Ihr auf eine ewige Barmherzigkeit hofft, wenn Ihr das Glück Eures Kindes wünscht, so nehmet das blanke Messer dort, vergönnt mir ein Gebet, und senkt es in meine

Brust. Mein sterbender Mund soll Euch dann noch Dank lallen, und ich will bei dem Richter im Himmel diese That als eine segensvolle vertreten." —

Frau Hilliard fuhr unwillig zurück. „Habe ich denn das Antlitz einer Mörderinn?" fragte sie heftig. „Glaubt Ihr, ich sey eine Wölfinn, und wollte die Kleine da an Blut gewöhnen? Freilich wage ich viel, wage den höchsten Zorn meines wilden Eheherrn, wage Leben und Gut an die Wuth seiner Genossen, die mich Verrätherinn ihrer Sache schelten werden. Dennoch sollt Ihr gerettet seyn. Kennt Ihr Sir John Newton, den Schwertträger des Königs?" —

„Sir John?" stieß das Fräulein staunend hervor. „Ist er hier, ist er nahe? Dann bin ich gerettet. Der edle Mann würde sein Leben für das Meine geben, er wird lieber mich und sich mit dem Dolch durchstoßen, als mich in den Händen der sittelosen Feinde lassen." —

„Er ist nicht da," antwortete die Wirthinn, „er ist fern in London, sein Edelmuth hat mich voraus bezahlt, und seyd Ihr folgsam und gelehrig und habt den Muth, den man an Euren hochgebornen Familien preiset, so wird mein Plan gelingen. Bedenkt nur immer, daß kein Entrinnen ist, indem das ganze Land mit den Unsrigen überströmt werden; bedenkt, daß der Name Eures Vaters, des Oberrichters in England, zu den Verhaßtesten gehört, und daß die ausgesuchteste Beschimpfung der Tochter als Rache an dem Vater das Volk kitzeln würde." —

Lady Eleonore versprach Alles, und die ehrliche

Hilliard ging an's Werk, indem ſie, um die zerſtörte Seele der Flüchtlinginn wieder zu beruhigen, während ihrer Anſtalten die Geſchichte ihrer Bekanntſchaft mit dem jungen Ritter erzählte. Aus einem alten Schrein wurde zuerſt ein Anzug hervorgeſucht, wie ihn gemeine Landdirnen zu tragen pflegen, doch Form, Schnitt und Beſatz wurden mit eiligen Händen daran geändert; das ſchöne Lockenhaar des Fräuleins verſchnitt dann die grauſame Hand der Hilliard zu ſchlichterer und ungepflegterer Geſtaltung; mit dem Saft der gelben Möhre, mit Kohle und Aſchenſtaub wurde das weiße, feine Geſicht, die blendende Bruſt, Arme und Hände des zarten Mädchens beſchmutzt und entſtellt; Alles, was zu ihrer Kleidung gehörte, mit Steinen beſchwert und in den Brunnen verſenkt, und als Eleonore in der fremden Tracht aus der Garderobe der Bäuerinn dann zur Lampe trat, freuete ſich die Frau Hilliard ſelbſt der Wandelung und bekam den Muth und die Sicherheit des Gelingens, der ihr bisher noch ſelbſt gemangelt. Die reichen Ohrgehänge und den köſtlichen Fingerreif wickelte ſie ſorgſam ein, ihn in der Tiefe ihrer Truhe zu bewahren, doch das Fräulein beſtand darauf, ſie ſolle ihn als Brautgabe der kleinen Eliſabeth hegen, und ihr dafür nur Eine der Silbermünzen geben, welche Newtons Hand auf ihren Tiſch geworfen. Als dann die Frau der verlaſſenen Tochter des Oberrichters von England noch einen kurzen Unterricht in den magdlichen Geſchäften am Heerde und im Stalle gegeben, drängte ſie ihren Schützling mitſammt der Tochter in das armſelige Bett,

löschte die Lampe, und sich im Sorgenstuhle Erholung gebend und durch Gebet erstärkend, erwartete sie den nahenden Morgen mit jener Gemüthsruhe, welche das Bewußtseyn einer guten That nie dem Herzen vorenthält. —

Die Sonne warf kaum ihre ersten Strahlen schräg vom Ocean her über die Fluren, welche sich die Eris, in scheußlichster Gestalt verkörpert, zum Circus ihrer unmenschlichen Opferfeste gewählt, da wurde es laut in der Nähe des Fleckens Dartford. Gesause, wie es die Bienenschwärme begleitet, welche vom Raube der Blüthen beschweret zu ihren Körben heimziehen, tönte näher und näher heran, und störte die Beängsteten auf von ihren Ruhestätten, denen kein Schlaf genaht. Geschwärzt von Rauch, mit Schmutz und Blutflecken bedeckt, kehrten die Dartforder heim, gleich einem krächzenden Rabenschwarm, der die Nester in der alten Ruine sucht, die Beute zu sichern und nach kurzer Rast auf neue Unthat auszufliegen, und das rohe Volkslied: „Als Adam grub und Eva spann, wo war da der Edelmann?“ ꝛc. schallte weithin und wurde nur von wieherndem Gelächter und sittenlosen Flüchen unterbrochen. —

Bänger horchten die drei weiblichen Wesen am Fenster, da wieherte ein Roß, und Wat-Tylers tiefe Stimme, noch widerwärtiger geworden durch nachtgeborene Heiserkeit, schalt am geschlossenen Thorwege.

„Was soll der Verschluß?“ rief der wüste Hüne,

sich mit steifen Gliedmaßen vom edlen Bluthengste herabschwingend. „Es bedarf keiner Riegel und Schlösser mehr in England, denn gleich der Rotte Korah werden die Raubsüchtigen und Gewaltthätigen ausgetilgt von unserm Boden; gemeinsam ist Habe und Gut, und der Bruder theilt mit dem Bruder.“ — Mit einer hochmüthigen Geberde, die seine Worte gleichsam mit dem Stempel des Hohnes zeichnete, winkte er zugleich dem Haufen zu, der ihn begleitete, und mit dem Jubelrufe: „Gott segne Wat-Tyler, den Befreier, den Henker der Tyrannen!“ zerstreuete sich das Volk.

„Wir waren so allein; der Lärm schallte so gräßlich herüber, die Angst um Dich ließ uns nicht schlafen und wir fürchteten das abstreifende, bettelhafte Gesindel;“ entschuldigte sich Frau Hilliard, ihren Mann mit Staunen betrachtend. Und die Veränderung seines Aeußern mußte Jedem auffallen, der ihn früher gekannt Zwar trug er noch sein Arbeitswamms von grauem Wollzeuge, welches die haarigte Brust und die herculischen Arme nackt ließ, aber über dasselbe hing an der linken Schulter ein kostbarer schwarzer Sammetmantel mit rother Seide gefüttert, mit feinem weißen Pelz besetzt und am Halse mit schwerer Silberkette gehalten. Auf seinem wüsten Schwarzhaare prangte ein schimmerndes Barrett von gleichem Stoffe, und an ihm stolzirte eine rothe Feder aus goldener Agraffe aufsteigend und lang zur Schulter herabfallend. Ein vergoldeter Kettengurt trug das schimmernde Ritterschwert, und die kräftigen Waden umschloß ein blankes Stiefelpaar mit klirrenden

Ritterſporen verziert, und ſtach ſeltſam ab von den ſchmutziggelben Bekleidungen ſeiner Schenkel. —

„Gefall' ich Dir?" lachte laut der Blutmann, als er den Blicken ſeiner Frau begegnete. „Scherif der Grafſchaft ſind wir vorerſt; was wir morgen und übermorgen ſeyn werden, iſt leicht zu prophezeihen ohne Rornenkunſt und Nirenweisheit. Hoch hinauf ſollſt Du mit mir, Mutter Nan, und hat jener Schurke unſere Beß heirathsfähig erklärt, ſo ſoll ihre Hochzeit im Tower oder zu Windſor gefeiert werden, und Peers, Earls und Viscounts ſollen ſie beim Hochzeitsſchmauſe bedienen." —

„O Wat, Wat!" ſeufzte Frau Anna. „Wohin ſteigſt Du unbedacht? Ich zagte, wenn Du einen Thurm beklettern muſteſt; doch dachte ich, es iſt ſein Beruf, und Gott wacht über ihm. O verſteig Dich nicht zu einer Höhe, zu der Du nicht geboren, und gedenke Gottes überall und vergiß nicht, daß Du ein Chriſt biſt. Wat, ich bin Dein getreues Eheweib und habe Alles mit Dir getheilt, Leid und Luſt, wie es kam, und nicht gemurrt. Aber Dein Weib darf ſagen, Du biſt mir willkommener geweſen, wenn Du heimkehrteſt im Schweiß und dem Arbeitsſchurz und mit dem ſchmalen Tagelohn in der Hand, als heute im theuern Prunk, den Du nicht mit redlichem, chriſtlichem Gewerk gewonnen haſt." —

Der Ziegeldecker ſchoß einen wild-leuchtenden Blick auf ſein Weib. „Weiberzungen ohne Vernunft!" murrte er. „Als es ihr jämmerlich ging, klagte ſie; da es

beſſer wird, jammert ſie gleichfalls. Die Arbeit ſollſt Du nicht theilen, ſollſt ſicher ſitzen im Gehöft und Faulſtuhle, bis wir es tauſchen mit Schloß und Daunenbett; dann wird ſchon die Freude kommen über den bequemen Wechſel. Hierin, Frau Anna, mich dürſtet und hungert; aufgetiſcht nach Frauenpflicht! Der Mann verdient zum Blaſebalg am Heerdfeuer gebraucht zu werden, der aus einem Weiberkopf ſich Raths erholt, wenn es ſich um etwas Großes und Gefährliches handelt.“ —

Sich von ihr wendend ſtreichelte er mit Wohlgefallen das hohe Thier, welches ihn hergetragen, nahm ihm das Gezeug ab, und leitete es mit Sorgfalt über den Hof zum engen Stalle, zu deſſen niederer Thür das edle Roß nur mit Widerſtreben und gezwungen, und den Silberſchaum weit umher aus den heißen Nüſtern ſchnaubend, ſich einziehen ließ. —

Schüſſel und Methkrug ſtand ſchon auf dem Tiſche, als Wat-Tyler in ſeine Stube trat. Er warf den ungewohnten Putz von ſich und ſtreckte ſich müd auf die Faulbank, da fiel ſein erhitztes Auge auf Fräulein Eleonore, welche zitternd im Winkel kauerte.

„Welch fremdes Geſicht iſt das?“ fragte er ſich raſch empor richtend. „Wer hat Euch erlaubt, in dieſer Zeit fremdes Geſindel zu beherbergen? Wer iſt Die und woher?“ —

„Erkennſt Du ſie denn nicht an Naſe und Mund?“ fragte Frau Anna zurück, den leichteſten Ton aus der beſchwerten Bruſt heraufſchwingend. „Gleicht ſie doch, wie Ey dem Ey, ihrer Mutter, die Dir nicht unlieb

ſchien und um welche ich manche ſchlafloſe Nacht hatte, als Vater Wat noch ein leichtfertiger Burſch war. Muhme Nore iſt es von Gatton. Der Hob Carter hat dort des Edelmanns Schloß niedergebrannt und das arme Ding iſt hergelaufen durch Nacht und Haide in alberner Todesfurcht bis hier, wo ſie bei der Baſe Schutz gehofft." —

Mißtrauiſch maß der Rebellenhauptmann die Fremde vom Fuße zur Scheitel, indem Frau Hilliard ſie zu ihm am Arm heran zog. „Auch ſo eines Speichelleckers Kind," murrte er, „die ſo ſchlimm wie ihre Herrſchaft, und ihnen an Hochmuth und Weichlichkeit gleich ſind. Das wird verzehren helfen und nicht arbeiten. Bücke Dich doch und zieh mir die Stiefel ab! Sie ſind für ſchlotternde Waden gemacht und drücken, wie uns drückte, der ſie ehedem trug." — Das Fräulein kniete nieder und faßte nach dem Fuße. „Feine Hände," fuhr er ſpöttiſcher fort, „und ein Nacken, den keine Sonne beſchien." — Und das Bein hebend ſtrich er der Erſchreckenden mit der ſchmutzigen Sohle hart über den Hals, daß ſie vom langen Sporen geritzt mit einem Schrei zur Seite ſank. „Aengſtige Dich nicht, Rühmchen," ſprach ſchnell Frau Anna, das Fräulein aufrichtend und umarmend, „der Wat iſt rauh, aber gut von Gemüth. Er theilte gern ſein Brod mit dem fremden Bettler, wie wollte er denn die nächſten Blutsfreunde ſeiner Frau im Ernſt miſshandeln, da ſie ehedem auch im Dienſte eines Ritters ſtand, und er ſie doch aus dem Schloſſe zur Kirche geführt." — „Gern will ich ja das Gna-

benbrod mit Schweiß und Blut verdienen!" ſchluchzte Eleonore, den Dialect der Landleute möglichſt nachahmend. „Geh nur zum Heerde und ſieh nach dem Warmbier!" fiel Anna ein und trieb ſie hinaus, und der Ziegelbecker ſtreifte ſich ſelbſt die Stiefel herunter und murrte dabei einen Fluch durch die Zähne hin. Die kleine Eliſabeth folgte jedoch der Weinenden, und umfaßte ſie mitleidig am Heerde, und fliſterte: „Jammere nicht, ſchöne Lady! Der Vater macht's der Mutter um nichts beſſer, wenn er von der Schenke heim kommt. Aber hat er geſchlafen, iſt er ſtill und gut. Denke nur immer an den ſchönen Ritter mit dem weißen Falken auf der Hand. Der kommt gewiß und holet Dich bald."—

Eleonore ſeufzte tief und ſchlug das große Auge zum Himmel auf und preßte die ſinnige Kleine an ihr Herz. „Da ſey Gott vor;" ſagte ſie halblaut; „und möge er nichts erfahren von der Verlornen; mitten im Meeresſturm würde er die Geliebte ſuchen, und die Barbaren würden auch ihn ihrer gräßlichen Rachſucht opfern. Lieber will Eleonore allein ſterben; mag er glücklich ſeyn und ſie beweinen." —

Aber die Gefahr war nicht vorüber. Hilliard ſchmauſete drinnen nicht lange allein, denn ein neuer Haufe der Aufrührer tobte gar bald vor dem Hofe, und Mutter Anna erkannte ſogleich an der Spitze der ſchweißbedeckten Reiter den Hufſchmid Jack Straw, der mit mehreren ſeiner Gefährten abſaß und in ihr Haus eindrang. —

„Schon zurück?" fuhr der Ziegelbecker ihm ent-

gegen. „Iſt die Baalsſtadt über? Habt Ihr den Tower der Erde gleich gemacht und bringſt Du den gekrönten Knaben mit?“ —

„Das neue Jeruſalem bauet man nicht in Einem Tage!“ antwortete Straw, indem er ſich ſetzte und ungenöthigt den Inhalt des Methkruges in ſeine weite Kehle hinab goß. „Bis zum Themſeufer ſind wir hinauf geſtreift, und die Londoner haben Gichter gekriegt vor unſerm Feldgeſchrei. Aber die Schiffe fanden wir weggeführt von dieſſeits, die Soldateska ſtand ſtark jenſeits, und die Bürgerſchaft brummte wohl wie Kettenhunde, doch wagte ſie noch nicht, in den Strick zu beißen; da ließ ich den Carter dort, und ritt die Nacht herunter, um einmal nach Haus und Hof zu ſehen, und mit Dir Rath zu pflegen.“ —

„Memmen und Schnecken!“ zürnte der Rebell. „Habt Ihr Dummköpfe ihnen Zeit gelaſſen, ſich zu ſammeln und vom Schreck zu erholen? O hätte der Wat Euch doch hier die kleinere Arbeit gelaſſen, und wäre ſelbſt ohne Zaubern in das Wolfsneſt gebrochen.“—

„Wer giebt Dir ein Recht zu ſchelten?“ entgegnete Straw und ſchlug unwillig mit ſeinem Hammer gegen den nächſten Wandbalken, daß davon das Haus erdröhnte. „Meineſt Du, weil Dich die Brüder auf der ſchwarzen Haide zum General des Aufſtandes erwählten, Du könnteſt mit uns ſchalten, wie der Oberrichter mit den Langfingern?“ — Hilliard ſah ihn grimmig von der Seite an, doch verzog der Schlaue ſogleich ſein faltiges Geſicht zu glatter Freundlichkeit und reichte dem Schmid

die rauhe Hand über das Tiſchchen hinüber. „Narr,“ brummte er, „was übel deuten, wenn für die gemeine Sache die Zunge einmal hollert? Eintracht giebt Macht, einige Stiere ziehen gut, und ich weiß ja, was Ihr gethan durch die Wunden, welche heimkamen. Du haſt die Königsmutter geküßt, und ich möchte geſehen haben, wie Dein Schnauzbart über das alte Milchgeſicht hinrauſchte. Aber warum brachteſt Du ſie nicht mit dem Volke zum Eulenſchlage?“ —

„Was ſollte uns die Hexe, die das Bauerngeſindel vielleicht mit Jammergebeten weich gemacht?“ entgegnete Straw. „Daß wir ſie ließen, macht den Knaben Richard gewißlich dreiſter und liefert ihn in unſere Hände über kurz oder lang. Fuhr er doch ſchon in einer Barke auf dem Fluſſe zu uns herüber und ich hätte ihn Dir mitgebracht, wenn nicht das dumme Lumpengeſindel zu früh in ein wüſtes Saufgebrüll ausgebrochen wäre. Da ſank dem Knaben das Herz und er kehrte in ſeinen Thurm. Haben wir ihn aber erſt, dann führen wir ihn als ein ſeltenes Thier an unſerer Spitze im Lande umher, er muß mit ſeinem Siegel unterzeichnen, was wir thun und es heilig ſprechen vor der Welt und den Schwachköpfen und Frommen; bedürfen wir ſein nicht mehr, nun, alsdann findet ſich ſchon ein alter Fuchsbau, in welchen ſeine Knabenknochen verſchwinden können auf immer. Aber müßig waren wir darum nicht, und ſolcher Fackeln, wie Du in letzter Nacht angezündet und mit denen Du uns geleuchtet auf der rauhen Straße, haben unſere braven Burſchen überall aufgeſteckt, daß

alle adeligen Schlennester furchtsam und mit verbrannten Fittichen ausgeflattert sind. Wo uns ein Schwarzmantel begegnete, an dessen Gürtel die blanke Dintenbüchse baumelte, oder ein geistlicher Schmerbauch, dem man die Zehnten ansah, die er verschluckt, mußte er daran, und machen wir es einen Monat so fort, wird in Altenaland Niemand mehr lesen und schreiben können, und des Volkes Zunge und Faust allein Recht sprechen und Recht üben. Auch die fremden Verführer, die Flammländer, welche all das Unheil über das Meer zu uns gebracht, rotteten wir aus, wo wir sie fanden. Die Schlauköpfe wollten sich hie und da als Landeskinder unter uns einschmuggeln, doch der schlauere Hob ließ sie Bread and Cheese aussprechen, und jedesmal verrieth sich der fremde Fuchs durch seine Zunge. Aber nicht gewürgt haben wir wie die Mordkanden des Hochlandes. Nein, über Jeden wurde Volksgericht gehalten und ihm ehrlich der Kopf vom Rumpfe geschlagen. Mit diesem Hammer da habe ich selbst achtzehn Male das scharfe Beil durch den Nacken eines Verräthers getrieben, und er ist mir achtzehn Mal lieber darum geworden. Nur die sammelnden Bettelmönche ließen wir ihres Weges ziehen. Sie schaden uns nicht, sind arm wie wir, wurden getreten wie wir von Bischöfen und Prälaten, und das Volk muß doch Jemanden behalten, der Fürbitte thut und den Reisepaß schreibt, wenn's zum letzten Marsche geht." —

„Ja, Ihr habt mich verstanden," nahm jetzt Hilliard das Wort, „als ich in der schwarzen Haide auf

dem alten Drudenſteine ſtand und predigte von dem, was Noth ſey. Ja, unſere Namen werden in England noch mit Ruhm genannt werden, wenn das Volk nicht mehr weiß, was ein König war und warum man nicht einen Jeden Ritter nannte, der ein Pferd beſtieg und eine Waffe geführt. Fahret ſo fort zum Glück des Nächſten und zum Heil der Brüder! Freude macht's mir, daß auch der Hob gut einſchlägt, der ſonſt ein tüchtiger Windſack war. Er that immer, als könnte er keine gebratene Kaſtanie aus den Kohlen langen, und hat das Schloß zu Gatton mit eigener Hand angeſteckt, und den Marquis mit ſeinen ſechs Söhnen geſchlachtet, als hätte er fette Hähnchen vor ſich. Wahrſcheinlich iſt ihm der Marquis eine Rechnung ſchuldig geblieben für ſchlecht geflickte Sohlen, und ſeine Schuſterehre hat ſelbſt die Schuld einkaſſirt." —

„Gatton?" fragte Straw verwundert. „Welche Lügenzunge hat die Mähr erdacht? Ich ſelbſt raſtete noch vorgeſtern in der Mittagsſchwüle unter der leeren Vorhalle des verlaſſenen Schloſſes. Die Geyerbrut war früh genug nach London hinüber geflogen, und hatte alle Schätze mitgenommen und das leere Neſt offen gelaſſen. Hinten im Park witterte ich ſelbſt nur noch ein Dutzend freigelaſſene Pferde aus, dieſelben, auf denen ich und mein Geleit hergeritten." —

„Beim heiligen Georg," rief der Ziegler aus, „draußen ſteht ja die Dirne, die ſich allein aus dem Brande gerettet." —

„Bring ſie hervor, daß ich das Lügenmaul ſtrafe!"

wetterte der Schmid und Hilliard erhob ſich ſchnell, den Willen des Kampfgefährten zu erfüllen. Aber Mutter Anna hatte gehorcht und mit erhitztem Antlitz und verſtelltem Zorne trat ſie dem Manne dreiſt entgegen.

„Duldeſt Du das unter Deinem Dache, Vater Wat?“ ſprach ſie heftig. „Um der Zucht willen erſchlugeſt Du den Maſter Auſten, ſo fahre auch mit der Fauſt zwiſchen die frechen Burſchen, die der Jack mitgebracht, und die auf ihrem Zuge ſich in heißen Brandy vollgetrunken. Zuchtlos plagen ſie die Dirnen am Heerd und räumſt Du nicht aus, ſo ziehen wir in die nächſte Abtey, denn wenn wir uns auch nicht mengen ſollen in Eure Männerſachen, was die Sitte betrifft, werdet Ihr Alten doch auf unſere Klage hören und Euer Blut zu ſchützen wiſſen.“ —

„So ſoll gleich der Schwarze dazwiſchen fahren!“ donnerte Hilliard. „Meinen die magern Ramler, ſie ſäßen im flotten Schaluppchen und dürften ihren Eſelkopf in die Schürze der alten Judith legen?“ — Und die jungen Burſchen ſprangen vom Heerde, wo ſie mit den Mädchen nur tölpiſch geſcherzt hatten, zur Hausthür, ſo wie ſie die wohlbekannte, furchtbare Stimme hörten. Doch würde Fräulein Eleonore dem gefährlichen Verhör nicht entgangen ſeyn, wäre nicht in demſelben Augenblicke ein athemloſer Bauer in den Hof geſtürzt und hätte dieſer nicht durch ſeine ſchreiende Kehlpoſaune aller Ohren und Augen angelockt und jedes Geſchehene vergeſſen gemacht.

„Zu den Waffen!“ ſchrie der Todesbleiche. „Die

königliche Legion zieht am Waſſer herab und ihre Trompeten blaſen wie zum jüngſten Gericht. Spiegelblank blitzen ihre Bruſteiſen herüber, und ihrer langen Speere ſind mehrere als junge Birken im Forſt." —

„Sind ſie endlich da?", rief der Ziegeldecker ihm hinüber. „Haben unſere Spottlieder ſie endlich hinter den Mauern hervorgelockt? Braver Tom! Die Botſchaft macht Dich zu meinem Lieblingspfeifer. Hinaus, Brüder! Blaſet die Kuhhörner und laßt die Sackpfeifen ſchreien! Ehe der Mittag da iſt, hat ſich Jeder von uns mit einer verſilberten Blechhaube geſchmückt, trägt einen polirten Panzer über dem Wamſe und reitet einen Hengſt aus des Königs Marſtalle!" —

Alle griffen mit dem Gebrüll gereizter Stiere zu den Piken und Beilen, und nicht lange, ſo waren die Weiber allein und verſchloſſen ſich im Hauſe, und drückten ſich im engen Raume der dunkeln Kammer zuſammen, wo Eleonore Gott und ihrer Retterinn inbrünſtig dankte mit Wort und Handdruck. —

Der Kundſchafter hatte nicht gelogen, wenn er auch doppelt gezählt hatte. Zwar blieb König Richard bei ſeinem erſten, edelmüthigen Entſchluſſe, das Blut ſeiner Unterthanen nicht muthwillig zu vergeuden, ſondern die Verirrten und Verführten durch Güte und Gerechtigkeit zu ihrer Pflicht zurück zu leiten, und ſchon hatte ſeine Nachgiebigkeit und ein umſichtiger Unterhändler einen Theil jener Aufrührer, welche aus der Grafſchaft Eſſex gegen London heran wogten, bewogen, Halt zu

machen und Friedensvorschläge anzuhören; doch Sir John Newtons Anliegen, der wahrlich jammervolle Anblick des jungen Mannes, dem Gram und Verzweiflung mit jeder Stunde mehr der schönen, jugendlichen Blüthen knickten, und der dem thatenlosen Schmerze zu erliegen schien, bewogen den König, den Bitten seines Lieblings endlich nachzugeben, und einige Fähnlein seiner Verbreiter unter dem Commando ihres gesetzten Obristen, des Herzogs von Hereford, aus der Residenz zu senden, doch mit dem Befehle, nur eine Recognoscirung auszuführen, wo möglich die bedrängten Edelleute zu sammeln und nach London zu geleiten und besonders nach dem Schicksale der Oberscherifs von Kent zu forschen. Daß John Newton die Erlaubniß, sich diesem Reitercorps anzuschließen, durch unwiderstehliche Bittworte zu gewinnen wußte, ließ sich erwarten. Hereford führte seine Garden am Themsestrome hinab, setzte unterhalb Woolwich über den Fluß und dirigirte seinen Marsch gerade auf Wretham-Castle zu. Man traf nur kleine Haufen von Landleuten, welche vor dem Anblicke der gepanzerten Cohorten schnell verschwanden, kam ohne Hinderniß zum Ziele, erkannte hier aber, daß der flüchtige Knecht, obgleich er das schreckliche Ereigniß als geschehen erzählte, was doch bei seiner Flucht noch nicht geschehen seyn konnte, aus dem Spiegel der Furcht in allen seinen Gräueln richtig prophezeiet hatte. Noch rauchten die Ruinen des Schlosses; die zerstümmelten, beschimpften, kaum kenntlichen Leichname der Bewohner wurden von den bärtigen Kriegsmännern, die selbst

nach Frankreich alle Schauer des Krieges getragen, mit Entsetzen betrachtet, und einige berauschte und sich verspätete Plünderer, die man noch in den dampfenden Hallen antraf, büßten ihre Frevel sofort unter den Händen der erbitterten Rächer und zierten als Warnungszeichen schnellen Gerichts die Bäume des Forstes. — Dann ließ der Obrist sämmtliche vorgefundene Todte in einen Keller tragen und mit frischen dichtbelaubten Zweigen sorgsam bedecken. Newtons Zustand war unbeschreiblich. Mit kreischender Stimme schrie er Eleonorens Namen durch die Ruinen, durchkroch mit Gefahr die halbverschütteten Hallen, stand wie ein bleiches Gespenst vor den Leichnamen der Frauen, und wagte in Schmerz und Angst und Schaam sie nicht zu berühren, weil die Ueberzeugung die Hölle in seiner Brust verdoppeln mußte. Mit einem wilden Rachschwure bestieg er dann sein Roß, und sein Wuthgeheul, sein Schmerzwort entflammte die Reiter dermaßen, daß der Obrist, selbst empört durch die Scheußlichkeit dieser Opferung, ihrem Drängen nachgab und zusagte, die nächsten Trupps der Rebellen als die sichern Vollführer dieser Gräuel zu verfolgen, und wen er aus ihnen gefangen, mit zu schleppen vor des Königs Richterstuhl. —

Der Herzog von Hereford führte seine Schwadronen auf demselben Wege zurück, um nicht von der Hauptstadt abgeschnitten zu werden. Lebendiger fand sich jetzt die Gegend als auf dem Hermarsch; Newton an der Spitze machten die in Rotten getheilten Gardisten hier und dort Chock auf sichtbar werdende Bauernhaufen;

doch die eingezäunten Aecker behinderten die Cavaletie, und nur einzelne Flüchtlinge wurden bei dieser Fuchsbeize ergriffen, und an die Steigbügel gebunden mitgeschleppt. Man passirte die Brücke des Darent bei Dartford und ritt auf den Flecken zu; als jedoch das kleine, muthige Corps in seiner Kampfhitze in das freie Feld vordrang, sah man hier und dort und überall dunkele Menschenhaufen sich sammeln und Stand halten, und der Herzog fühlte sich bewogen, seine Reiter zusammen zu ziehen, und zu Einem eisernen Phalanx geschlossen, auf den schwärzesten Punkt vorzubrechen, da seine ritterliche Ehre jetzt keinen Zurückzug ohne Begegnung des Feindes mehr erlauben konnte.

Der erste Sturmritt glückte über Erwartung; der dichte Menschenknäuel wurde zersprengt, Hunderte wurden niedergetreten, Hunderte bluteten unter den langen Schwertern der erbitterten Reiter. Aber dieser erste Sieg der tapfern Cohorte blieb ohne Krone. Gleich Cadmus Saat schien aus jeder Erdscholle ein Feind zu erwachsen, jedes abgeschlagene Haupt der giftigen Hydra ward ersetzt von einem Doppelpaare und in wenigen Augenblicken sahen die Garden sich umkreist von einem zahllosen, Verderben drohenden Menschengetümmel, das wie steigende Meeresfluth fortdauernd und ohne Ende wuchs, bis in das Ungeheure und Unerwartete hinein. So fallen in einer heißen Haidfläche die gereizten Bienenschwärme auf eine Caravane rettungsloser Reisenden. Hat sich die Führerinn festgesetzt, so häuft sich um sie die schwarze, stechende Masse. Wenn auch die Wunde, die das

wüthende Insect giebt, ihm selbst den Tod bringt, es sticht dennoch; wenn auch die Faust der Verzweiflung Tausende zerquetscht, andere Tausende sind zur Stelle, und Mann und Roß erliegt zuletzt im jammervollsten Tode der furchtbaren Befehdung des armseligsten Geschöpfs. —

Ein Schlagregen von Bachkieseln sauste geschickt geworfen auf die Gardenspitze; Bolzen zischten überall ihnen entgegen; eine scharfe Hecke von Piken, Sensen und Mistgabeln zäunte sie ein, wurde von den Hintermännern dichter und dichter heran gedrängt und verwundete und tödtete die edlen Rosse. Kein Angriff blieb möglich, nur eine verzweifelte Wehr übrig, und als jetzt der riesige Tyler selbst, hoch zu Pferde und an der Spitze eines wohlberittenen Geleits mitten durch die Massen der Seinigen sich Platz machte, und sein Spottruf: „Fanget mir die Tyrannenknechte! Fanget mir sie lebendig, daß wir sie kreuzigen!" das wüste Geschrei übertönte, da entfiel selbst dem Herzog der Muth und er brummte, daß er seinem Könige nicht gehorsamer gewesen.

Der junge Newton hatte seiner Rachwuth wahrlich Genüge gethan; sein weißer Koller war scheckicht geworden vom Feindesblute, seine breite Klinge war naß von der Spitze bis zum Griffe. O hätte er gewußt, daß unter dem nächsten Dache vor ihm seine Geliebte jammerte, nichts hätte ihn gebändigt oder seiner Schlachtlust Halt geboten. Schon sah er den Rebellenhauptmann nur durch wenige Männerreihen noch getrennt von

ſich; ſchon tauſchte er feindſelige Blicke mit dem Furchtbaren, und ſeine Fauſt preßte ſich feſter um den Schwertknopf, den ſchönſten Kampf zu beſtehen, da fühlte er den Zügel ſeines Pferdes von fremder Hand gepackt und ſich zurück geriſſen in das Gedränge der königlichen Reiter. Es war Hereford, der den Tapferſten der Seinigen mit ſich zu retten verſuchte. Der beſonnene Obriſt ſah rundum ſeine Braven ſtürzen, ſah ſeine Schwadronen bis auf ein Drittheil blutender Krieger geſchmolzen. Sieg war unmöglich, ſo rief er ſchnell ſeine Rettungsbefehle, und den Platz erſehend, wo die Rebellenmaſſe am dünſten erſchien, ließ er durchhauen daſelbſt, brach glücklich hinaus, und ihren herrlichen Thieren verdankten die Wenigen, welchen die Flucht glückte, daß ſie unter dem Spottrufe des Bauernvolks die Brücke erreichten, und von da unverfolgt ihre Flucht zum Ufer der Themſe zu vollbringen vermochten.

Mit Erſchütterung empfing König Richard die Zurückkommenden im Hofe des Towers. Er wollte zürnen, doch die Beſchreibung der verübten Frevel, ein Blick auf den mehrfach verwundeten Jugendfreund, der mit ſtarren Augen auf ſeinem Pferde hing, und jede Gegenwart vergeſſen zu haben ſchien, wandelte den Zorn in Mitleid und in tiefe Trauer. Und als jetzt der alte Lord Oberrichter, bleich wie ein Todter, vortrat und nach ſeiner Tochter fragte, als Newton bei dem Tone der ehrwürdigen Stimme, bei dem Ausſprechen des geliebten Namens vom Sattel herab mehr ſtürzte als ſprang, ſich nieder auf den Boden warf vor den Greis und ihm

ein abgeriſſenes Stück eines lichtgrauen Mantels, an dem ein ſilbernes Halskleinod hing, entgegen hielt, und mit Wahnſinnslauten fragte: „Siehe zu, Vater, ob dies Deines Joſephs Rock iſt?“ — da warf ſich der junge Prinz mitten zwiſchen die beiden Freunde, umſchlang ſie heftig, und ſeine Thränen ſtürzten, als hätte er ein Gleiches verloren wie ſie, und mit vom Schmerz faſt erſtickter Stimme rief er: „O jämmerlicher Traum von Macht und Majeſtät! Armſeliger König, um Dich verloren ſie das Liebſte, und Du kannſt ihnen nichts erſetzen!“ —

Die natürliche Folge von dieſem Siege über die Soldateska zeigte ſich, ſo unbedeutend derſelbe eigentlich geweſen, gar baldigſt. Uebermüthiger traten die Rebellen auf, und wenige Tage hernach ſtand ihre Hauptmacht vor Londons Thoren. Walworth, der tapfere Lord-Mayor, verſuchte jedes Mittel, die Bürgerſchaft der Stadt gegen die Aufrührer zu bewaffnen, aber die giftige Luft der Neuerungsſucht war bereits auch über die Mauern der Königsſtadt herein gewehet und hatte die ärmere Klaſſe angeſteckt. Mißvergnügte Sprecher, Beuteluſtige, Gauner, wiegelten die Gemeinden auf, hetzten und ſchimpften auf die Regenten, ſpotteten über den Königsknaben; ſo ſchloſſen die Bürger ſelbſt den Rebellen die Thore auf, und in zu ſpäter Reue ſahen die Londoner jetzt dieſelben Gräuelſcenen in ihren Straßen, welche ſie noch kürzlich durch den Mund der Flüchtigen mit Abſcheu vernommen hatten.

Wat-Tyler und seine Kumpane sprachen freilich Anfangs, aus Mißtrauen gegen die mächtige und wohlbewaffnete Bevölkerung der Residenz, honigsüße Worte, prahlten mit Zucht und Gehorsam der Ihrigen, bestraften sogar den Dieb eines Silbergeschirrs; als jedoch das in die Thore strömende Landvolk mit jedem Tage die Zahl der Bürger überwog, änderte sich das Benehmen dieser bäuerischen Vorsteher, und Plünderung und Brandstiftung wurden Tagesordnung. Den Palast des verhaßten Herzogs von Lancaster machte man zum ersten Schauplatze der großen Tragödie, die Kastellane desselben fielen als Opfer der Volkswuth, das prächtige Gebäude ging in Flammen auf, und beladen mit den vorgefundenen Kostbarkeiten wuchs des Pöbels Gier nach gleicher Beute. Kein Tag verlief ohne Mordbrand und Plünderung; die Häuser der Hofherren, die reichen Magazine der Kaufleute verschwanden nach einander, auch der Tempelhof, die Wohnung der höchsten Gerichtspersonen mit seiner kostbaren Bibliothek sank in Asche und Trümmer zusammen. Doch die wildeste Gährung brauste auf in diesem Vandalen-Heere, als sie erfuhren, wie der König zum Vergleiche und zur Aussöhnung mit ihnen geneigt gewesen, der Erzbischof von Canterbury und andere Reichsräthe ihn jedoch zum Widerstande aufgereizt hätten.

Wat-Tyler schwur, Haar und Bart nicht zu scheeren, ehe denn er den blutigen Kopf des Erzbischofs im Sande erblickt, und seine Getreuesten unternahmen sofort die Lösung des Schwurs. Betend in seiner Ka-

pelle fanden die Mordsüchtigen den frommen Prälaten; vom Altare riſſen ſie ihn fort und ſchleiften ihn bis zu dem weiten Platz vor dem Tower, mit ihm zwei treue Diener des Königs, den Kanzler Sudbury und den Schatzmeiſter Hales. Aus dem Fenſter ſeines Schloſſes ſah Richard die furchtbare Anſtalt zu einem verbrecheriſchen Blutgerichte, das er nicht zu hindern vermochte.

Ein furchtbares Gedränge umgab die unglücklichen Opfer und tauſend blinkende Waffen bedrohten die Gefangenen mit hundertfachem Tode. Doch mitten in dem Gewühl hörte man die Stimme des greiſen Prieſters. „Sehet Euch vor, verirrte Brüder!“ rief er laut und feſt. „Söhne Englands, es iſt der erſte Diener Eurer Kirche, den Ihr bedroht! Taſtet nicht an den Geweihten Eures Gottes, ladet ſolche Blutſchuld nicht auf das ſchuldloſe Haupt Eurer Kinder und Kindeskinder, ladet nicht auf die Eurigen den zerſchmetternden Bannſtrahl des Stellvertreters Petri, der Leib und Seele zu verderben vermag!“ — Aber im wilden Spottworte der Menge erloſch ſeine Stimme, ſein heiliges Haupt fiel wie die ſeiner Unglücksgefährten und in ruchloſer Freude ſteckte man die blutenden Köpfe an der Londoner Brücke auf. —

Des jungen Königs Zuſtand glich dem eines Verbrechers, deſſen Strafe durch das Zuſchauen der Marter ſeiner Genoſſen und Aufſchub der eigenen grauſam erhöhet worden. Die unbezwingbare Unruhe ſeines gepreßten Gemüths trieb ihn vom Morgen bis zum Abende auf die Zinnen und an die Warten des Thurmes, aber jeder

neuer Blick überzeugte ihn mehr von der Furchtbarkeit und Hülfeloſigkeit ſeiner Lage. Zwar hatte ſich ein Bote eingeſchlichen, welcher ihm Nachricht brachte, daß ſeine Oheime und die von London geflüchteten Barone in allen weſtlichen Provinzen Mercias bis Wales und Lancaſter hinauf die Ritterſchaft aufgeboten hätten, und mit einer ſtattlichen Macht ihm zur Hülfe zögen. Zwar war es ihm durch den Scherif der Grafſchaft Eſſex gelungen, welcher im Bewußtſein, nie ſeinen Anvertrauten den Unterdrücker und Ausſauger gezeigt zu haben, ſich mitten unter ſie gewagt, einen großen Theil der Aufrührer dieſer Provinz, die vom Anfange her ſich weniger grauſam und blutdürſtig gezeigt, durch ſchriftlich gegebene Bewilligungen und Amneſtie, zum Ausmarſch aus der Reſidenz, ja zum Rückmarſch in ihre Heimath zu bewegen. Doch ward dadurch die Gefahr nur um ein Geringes minder, und als die grauſenvolle Scene der Hinrichtung ſeines erſten Prieſters und ehrwürdigen Beichtvaters dicht unter den Augen des Königs beendet worden, erſchien ihm der Tower nicht mehr als Schutz, ſondern als ein Käfich, er ſendete in der Nacht den getreuen und entſchloſſenen Walworth ab, um dem ritterlichen Heere entgegen zu reiten und den Marſch deſſelben zu beſchleunigen, und beſchloß mit Anbruch des zweiten Tages ſelbſt London zu verlaſſen und ſich nach den ruhigern Provinzen zurück zu ziehen. —

Die Verfehrungen waren getroffen. Um der Prinzeß von Wales, welcher Richard mit der reinen Kindlichkeit eines guten Sohnes anhing, die marternde Vor-

ſorge zu erſparen, ließ er die Mutter dann erſt erwecken, als ſchon der verhängnißvolle Tag zu grauen begann, und die Beſatzung des Towers nur achtzehn hundert Mann ſtark ſchon im Schloßhofe aufmarſchirt ſtand, die Befehle ihres königlichen Führers erwartend. — Nachdem die Prinzeß gekleidet war, trat Richard ſelbſt in ihr Gemach. Die Mutter erſchrack, denn der ſchlanke Jüngling trug die ſchwarze Rüſtung ſeines tapfern Vaters, und ſein bräunliches, für ſeine Jahre ernſtes Geſicht beſchattete jener mächtige dunkelfarbige Federwald, der einſt ein Schrecken Caſtiliens geweſen und vor welchem bei Limoges die Krieger Frankreichs in den Staub geſunken.

„Was willſt Du thun, mein Sohn?“ fragte die Prinzeß Johanna. „Haſt Du meine Beſchwörung vergeſſen? Willſt Du dennoch Deine königliche Hand mit engliſchem Blute beflecken?“ —

„Das hindere Gott, meine theure Mutter!“ antwortete Richard, indem er das Knie bog und ihre Hand küßte „Nur den Feinden Englands war dieſer Panzer verderblich, und um heute immer daran erinnert zu werden, erdreiſtete ich mich, des Vaters ſchweres Eiſenkleid anzulegen. Wohl hätten jene Barbaren verdient, die ganze Schärfe unſeres Zornes zu fühlen, denn ſie haben ſich ſelbſt entmenſcht, und wer nichts heilig geachtet, der hat ſich ſelbſt geächtet und Schonung und fremdes Mitleid von ſich geſtoßen. Aber der Herr der Völker hat ſeine Gnadenhand noch nicht abgezogen von den

Mauern, sondern uns vielmehr harte Prüfungen auf-
legt, zur Buße eigener und fremder Sünden.“ —

Die Prinzeß erhob sich erblassend von ihrem Sessel und fragte mit Hast: „Wird dieses Schloß bestürmt oder ist Rebellion auch hier in unsern Mauern ausgebrochen?“ —

„Der Tower ist treu,“ antwortete Richard, „und wird eine treue Schutzwehr der Königinn Englands bleiben, wenn längst unsere Gebeine in Westminster modern. Aber soll der König ein Gefangener seyn des böseren Theiles seiner Unterthanen, wenn die Bessern ihn fordern? Soll der König zuschauen müßig und wie ein weinendes Mädchen, wenn die Schlechten sein Land wüst machen, und als höllische Plaggeister die Friedfertigen [illegible] und zerfleischen? Hinaus will ich zu den Meinigen und sollte ich jeden Schritt mit dem Schwerte erkämpfen. Doch Ihr, theure Mutter,“ setzte er hinzu, und umfaßte die zitternde mit dem gewappneten Arme, „Ihr seyd die Hauptursache unseres schnellen Entschlusses. Ihr sollt nicht länger eingeschlossen weilen in diesem Kerker, umgeben von dem schallenden Gebrüll jener Raubthiere, der Entehrung und dem Hohne Preis gegeben. Verrath könnte auch diese Pforten öffnen gleich Londons Thoren, ein elender Bolzen konnte den Sohn tödten auf der Mauer und Euch liefern ohne Schutz in die Hände jener Gräßlichen. Darum werft Euch in die Reisekleider, ruft her in Euer königliches Herz den Muth der Plantagenets, denn ehe die Sonne über dem Meere aufsteigt und Londons blutbeschmutzte Gassen bescheint,

wollen wir die Bruſt im Freien dehnen und trueren Provinzen zueilen, um dort unſere Krone von den Flecken zu reinigen, die ſie vor der Welt verdunkelt haben." —

„O welch ein Tag, mein Sohn!" ſeufzte die Prinzeß, den ſtattlichen Jüngling in ihre Arme ſchließend. „Möge Gott Dich beſchirmen und Deines Vaters Geiſt heute über Dir ſeyn." —

„Amen!" ſprach Richard dumpf mit einem feſten Blick gen Himmel und verließ das Zimmer.

Die Prinzeß von Wales erſchien unten bald im unſcheinbaren Reitzeuge, der König und ſeine Schwertträger zur Linken ſetzten ſich an die Spitze der Reiſigen, zwanzig Ritter umgaben den Zelter der fürſtlichen Mutter, und hatten die Ordre, bei einem Angriff der Rebellen ohne Aufenthalt ſich nach Weſten durchzuſchlagen, indeß Richard die Angreifenden beſchäftigen wollte.

Mit möglichſter Stille verließ der Zug den Tower und die Stadt; die Sonne warf ihre erſten Strahlen über die Felder, da erreichten ſie Smithfield, aber hier ſchien das Schickſal im Beginnen ſchon des Königs muthige Pläne vernichten zu wollen. War es Verrath oder Zufall, als Richard voran eine Höhe hinauf ritt, ſah er vor ſich das Feld bedeckt von einem zahlloſen Haufen Bewaffneter, die bei ſeinem Anblicke ein rauhes Kriegsgeſchrei erhoben und gegen ihn ſich heran bewegten. Wat-Tyler, der Schrecklichſte ſelbſt war da, mit ihm an zwanzig tauſend ſeiner Genoſſen und der erſte Blick überzeugte den jungen Heldenſohn, daß nimmer

an ein Entkommen zu denken sey, und diese Stunde die der höchsten Entscheidung geworden.

Schnell entschlossen befahl er den Seinigen Halt zu machen, und auf sein Geheiß knüpfte Newton seine weiße Feldbinde an die Lanze, und ritt zu den Gegnern, ihren Anführer zu einer Unterredung mit dem Könige einzuladen.

„Was will der Knabe Richard?" fragte Tyler höhnisch. „Kommt er als ein Bittender und will sich bessere Vormünder unter uns auswählen?" —

Ohne den Sir John eines Blicks zu würdigen, sammelte er alsdann seine Hauptleute um sich, gab wie ein Feldherr sich brustend seine Befehle und ließ sein wildes Heer sich lagern im weiten Kreise.

„Eilet Euch, der König wartet, und wünscht seine Reise fortzusetzen!" sprach Newton keck und unwillig über die lange, respectlose Zögerung.

„Meinest Du, Bürschchen?" antwortete der Rebell mit einem scharfen Seitenblicke und lachend setzte er hinzu: „Seine Ungeduld ist ohne Noth; was ich ihm bringe, empfängt er immer früh genug, und dem Knaben wirds nicht übel thun, wenn er die Langweile der Vorhalle kennen lernt." — So gab er seinem hochgliedrigen Hengste die Sporen, und sprengte allein weit dem Parlamentair voran den Hügel hinauf.

Ein heimlicher Schauder durchlief die Glieder des jungen Königs, als er die ungeschlachtete Gestalt in dem abenteuerlichen Aufzuge vor sich sah, als das bärtige Antlitz mit seinen Furchen, einer Blutschrift, welche

keine ſeiner gräßlichen Thaten verſchwieg, ihm auf Pferdelänge nahe war, ſein rauher Athem in der Morgenluft thieriſch ſchnaufte und die gerötheten Augen ihn bedroblich anfunkelten. Auch Tyler beſah ſich wie im Scherz den nie verher geſehenen Prinzen.

„Du haſt Recht gethan, Deinen Königspuz zu Hauſe zu laſſen,“ redete der Ziegeldecker den Fürſten an. „Aber das Eiſen wird Dir, wenn die Sonne ſticht, gar heiß werden.“ —

„Mein Volk iſt in Waffen,“ antwortete Richard, all ſeine Faſſung ſammelnd, „und da geziemts mir nicht, in Sammet und Hermelin zu gehen. Aber meine Farben deuten auf Trauer, wie Du ſiehſt, denn das iſt kein guter Krieg, Pflugſchaar und Krone ſollen einig bleiben, und der Engländer pflegte ſeinen Feind nur draußen zu ſuchen.“ —

„Und wer rief das Volk zu den Waffen?“ fragte Tyler, und runzelte die breite Stirn. „Thateſt nicht Du es ſelbſt und Deine frechen Knechte? Du haſt ſchlecht regiert, König, und mußt es beſſer lernen für künftig.“ —

Richards Blut drang heißer zum Herzen bei dem frechen Vorwurf und im edeln Stolze erhob er ſein Haupt kräftiger. „Hat Dich Gott berufen, Deinen König zu machen?“ fragte er zürnend „Zeige mir Deine Vollmacht. Erſt Monden ſind es, daß meine Hand ſelbſt das ſchwere Scepter faßte, und wie ich es führen werde, muß mein Volk erwarten.“ —

„Schwer nennſt Du ſelbſt das Scepter,“ entgegnete Tyler mit widriger Freundlichkeit; „darum kem-

mich nur zu Dir lockt, Deine Last zu leichtern. Jage Deine hündischen Speichellecker von Dir, tritt Deine herausfordernden Schranzen in den Staub, und Du sollst bleiben an unserer Spitze, ein König, mächtiger, als Deine Väter waren. Nicht Dich hassen wir, sondern die giftigen Ottern, welche Schinden und Blutsaugen besser gelernt, wie der tüchtigste Marterknecht des Oberrichters. Doch zu scharfes Melken giebt Blut, das haben sie an sich selbst erfahren. Darum wähle schnell, verlaß jenes elende Häuflein, welches da unten mit bleichen Wangen zu uns heraufsieht und unter den Eisenkappen zittert, als wehete der Decemberwind. Folge mir, komm mit zu den Meinigen, und erfüllst Du unsere billigen Wünsche, will ich Dich zu einem ächten Könige machen, der nicht seine Krone empfing, weil sein Vater eine lustige Brautnacht feierte, sondern dem gleich dem ersten Könige der Erde, ein Volk sie gab, das ihn für den Besten hielt. Entschließe Dich ohne Zaudern, werde ein Bürgerkönig, ein Volkskönig. Wähle nicht zu lange, denn die Krone von Gottes Gnaden könnte der nächste Augenblick Dir vom Haupte stoßen." —

„Und welche Bedingungen verlangt mein Volk oder verlangst Du von Deinem königlichen Herrn?" fragte Richard ruhiger und mit Würde.

„Heinrichs Freiheitsbrief und Johanns große Charte sind verletzt worden auf schandbare Weise, obgleich jeder König sie beschworen auf's heilige Evangelium;" versetzte der Rebellenhauptmann pathetisch. „O Du siehst,

auch der Bauer in England kennt ſeine Rechte. Sie müſſen hergeſtellt werden und in volle Kraft geſetzt. Ein Volks-Parlament muß das Land regieren. Keine Schlöſſer mehr, keine Zwingburg, hinter welche die feigen Räuber ihre Beute bargen! Keine Steuer, keine Zehnte, kein Zoll, kein Impoſt, freier Markt in den Flecken und in den Dörfern, kein Frohndienſt! Was des Mannes Schweiß erwarb, iſt ſein eigen von Adam her. Vor Allem aber muß ich zur Stunde einen offenen Brief empfangen, allen Gerichtsherren die Köpfe abzuſchlagen, denn der ungerechte Richter ſoll vertilgt werden wie die Diſtel des Feldes und der Dornſtrauch am Acker, und der ungerechte Spruch ſoll ſelber fallen auf ſeinen Kopf." —

„Du verlangſt viel auf Einen Zug;" ſagte Richard ſich bezwingend, denn unter dem Panzer bebte ſein Leib vor Wuth und Entſetzen. „Zu ſolch wichtigem Werk bedarf's der Ueberzeugung, bedarf's der Prüfung." —

„Du zauderſt?" fragte Tyler wild und drückte die Fauſt auf ſeine dickgeſchwellenen Lippen. „Sprich: Du willſt; denn ich ſchwöre, ſo wahr ich meiner Mutter Sohn bin, kommt ein Nein über Deinen Mund, ſo ſollen in vier Tagen durch ganz England keine andere Geſetze gelten, als die ich und mein Schwert gemacht!" —

„Und womit wollteſt Du Deinen Eid auslöſen?" entgegnete mit Scheu der König, erſchüttert von dem grimmigen Ausdruck im Antlitz des Schwörenden.

„Schau hinab!" rief der Rebell mit ſtolzem Hohne. „Siehſt Du die Männer dort? Alle dieſe Tauſende

haben geſchworen, mir bis in den Tod zu folgen, und meinem Willen zu gehorchen, ſo lange ich athme." —

Mit Heftigkeit ſtreckte der Schreckliche bei dieſer übermüthigen Rede ſeinen Arm aus gegen die Ebene, und des Königs Roß wurde von der plötzlichen Bewegung ſcheu und hob ſich.

„Königsknabe!" ſtieß da Tyler heraus, indem er nach Richards Zügel griff; „Du willſt ein mächtig Volk regieren und Deine Finger ſind zu ſchwach, ein Pferd zu bändigen?" — Doch der König, auf jede Bewegung des Gegners aufmerkſam, hatte durch einen ſchnellen Schenkeldruck den Rappen zur Seite geworfen, Tyler griff fehl, und größerer Raum als vorhin ward zwiſchen Beiden.

Sir John Newton horchte am Fuße der Höhe mit klopfendem Herzen der Unterhandlung, und ſein ritterlicher Sinn empörte ſich mit jedem neuen Wort der Frechheit, das er hören mußte, ſteigend mehr. Als er die verſuchte Antaſtung ſeines Herrn erblickte, hielt er ſich nicht länger, und zückte ſeinen langen Dolch und ſprengte hinauf an Richards rechte Seite. Wie ein Nordlicht in Mitternacht ſtieg eine dunkle Röthe auf des Rebellen Geſicht, als er ihn erblickte. „Zückſt Du das Eiſen gegen mich?" ſchrie er wild. „Und biſt Du es nicht, der mich zum Frieden geladen? Herunter vom Pferde, Knecht des Irrannen, Verräther an Deinem Volke, oder Dein letztes Stündlein iſt vor der Thür." — Er riß zugleich ſein breites Schwert aus der Scheide und ſchwang es ſauſend durch die Luft.

Richard zagte für ſeinen Freund, und befahl ihm abzuſteigen und den Dolch zu bergen. „Verräther, Du ſelbſt an Deinem Herrn und an Gott und England!“ murrte der junge Edelmann, indem er mit zuſammengebiſſenen Zähnen abſtieg und den Dolch zu den Füßen des Feindes hinwarf. Doch dieſer Gehorſam ſteigerte die Vermeſſenheit des Ziegeldeckers. „Auch Dein Schwert wirf nieder vor mir;“ forderte er mit Hochmuth. „Niemand ſoll fortan eine Wehr tragen in England, als die der König ihm gereicht durch meine Hand.“ —

„Nicht mein Schwert iſt es, was hier an meiner Hüfte hängt;“ antwortete Sir John trotzig; „es iſt die heilige Curtana, meines Königs Schwert, und Deine ſchmutzige Fauſt iſt nicht werth, es anzugreifen. Wären wir allein, Mann gegen Mann, ſollteſt Du erfahren, wie ſcharf meines Königs Schwert Rebellen richtet, wenn ſie es ſelbſt herausfordern.“ —

Eine furchtbare Bewegung ward an dem Hauptmann der Aufrührer ſichtbar. „Jetzt erkenne ich Dich;“ kreiſchte er außer ſich vor Wuth. „Du warſt unter den Schlächtern an der Brücke zu Dartford, und entkamſt dort durch Deine ſchlanke Stute unſern Beilen. Aber dieſesmal ſoll der Fuchs keinen Bau finden zum Verſteck, und bei der Sonne, die dort brennt, ich will keinen Biſſen wieder auf mein Junge legen, bis Dein Leib ſeinen Kopf verlor.“ —

Raſch warf er ſich aus dem Sattel und hob ſeinen Arm, den ausgeſtoßenen Schwur auf der Stelle wahr zu machen. — Doch eine plötzliche Erſcheinung ſtörte

ihn in seiner Blutarbeit, und zog seine Augen ab von dem verlornen Opfer.

Walworth, der Lord Mayor von London, sprengte auf dampfendem Gaule von der Seite herauf, und warf sich zwischen Newton und den Rebellen. Ein Blick auf ihn belebte des jungen Königs zagende Gestalt, denn gluckliche Botschaft, nahe Hülfe verkundete ihm des Getreuen Ankunft.

„Sire!" rief Walworth. „Was muß ich sehen? Duldet Ihr solchen Schimpf und Frevel ohne Strafe in Eurer heiligen Nähe?" —

„So verhafte den Mörder," stieß der König hastig heraus, „ich befehle es." — Und ehe der Schreckliche sich besann, ehe er Zeit gewann zu einem Entschlusse in der unerwarteten Lage, ehe er einen Schuß gewinnen konnte vor dem plötzlich dicht an ihn herangespornten Pferde des Lords, sauste schon die schwere Streitart Walworths über seinem Haupte und ihr mächtiger Schlag spaltete ihm die Stirn bis zum gottlosen Munde hinunter, daß Blut und Hirn den König bespritzte, und der Hochverräther ohne Laut niederstürzte und seine riesigen Glieder sterbend im Sande zuckten, einem Antäus gleich, den Herculs Arm gefällt, und von dessen Sturze der Boden erzittert. —

Ein Augenblick trat jetzt ein, wie sie zum Glück selten erscheinen, ein Augenblick, der über die Zukunft einer ganzen Nation entschied, und die furchtbare Wichtigkeit dieses Augenblicks konnte man auf allen den bleichen Gesichtern lesen, die nächste Zeugen der raschen

Waffenthat geweſen, denn ſie hatten Alle das zermalmende Gewicht dieſes Momentes erkannt. Und ehe Einer der Königlichen zum Beſinnen und Nachdenken kommen konnte, brachen auch ſchon die Folgen dieſes raſchen Gerichts herein.

Als das Heer der Meuterer ihren Führer ſtürzen ſah, ſchallte ein gräßliches Geheul, immer wachſend mit ſeinen ſcharfen Tönen, aus der ſchwarzen Menſchenwolke. Dann wurde das ruhende, tauſendgliedrige Ungeheuer lebendig, alle Picken und Schwerter hoben ſich, alle Beile klirrten, wie ein Schloſſenſchauer rauſchten zahlloſe Pfeile und Bolzen durch die Luft, und ein allgemeiner Anlauf brach los gegen den blutbegoſſenen Sandhügel.

Der König und ſein kleines Geleit ſchien verloren, aber der unſichtbare Lenker der Schickſale entzündete in dieſem wichtigen Augenblicke in der Bruſt eines ſechszehnjährigen Jünglings die Heldenflamme, deren Keim von den Ahnen her in ihm geſchlummert, und ſein Entſchluß entſchied und zerhieb den verworrenen Schickſalsknäuel, und ſetzte ihm, trotz ſeiner kurzen, ſpäter nicht tadelloſen Regierung, eine unverwüſtliche Denkſchrift auf der Geſchichtstafel ſeines Landes. — Richard ſaß ſtarr auf ſeinem Rappen; die Morgenſonne beleuchtete auch auf ſeinem bleichen Geſicht die Eindrücke des Schreckens, er ſah mit ſtarren, faſt lebloſen Augen auf den im Sande zuckenden Rebellen und auf die heranſtürmende Meute ſeiner blutdürſtigen Rächer.

Da funkelte auf Einmal ein helles Licht wie Him-

meisschein aus seinen Augen, seine jugendlichen Wangen überflog eine rosige Aurora, sein Rapp fühlte die Sporen, und dorthin flog er mit unbewehrter Hand, gerade zu auf die heranwogenden Feindesmassen und mitten zwischen die ersten Züge und Verfechter der Rebellen hinein.

Wie vom Medusenhaupte versteinert blickten die Seinigen dem Unbesonnenen nach, aber sein Wagestück wirkte nicht weniger rasch auf die Gegner und mit ähnlichem Erfolge. Stutzig standen die Vordersten, Verwirrung kam in die Nachdrängenden. „Der schwarze Prinz!" schrie ein alter Seemann. „Prinz Eduards Gespenst!" rief ein Kriegsknecht, der in Frankreich gefochten. So wurden die Bögen schlaff, die gehobenen Speere sanken, und unverwundet hielt Richard sein schnaubendes Thier mitten in dem Getümmel an.

„Was will mein gutes Volk von seinem König?" rief er mit wohlklingender, weit hallender Stimme. „Hier ist der König mitten unter Euch. Seyd Ihr erschreckt über den Fall Eures Anführers, der ein schlechter Patron ward? Ich selbst will Eurer Führer seyn. Gott setzte mich ja dazu ein; wählt mich auf's Neu, und was mein treues Volk wünscht, sey ihm bewilligt." —

Die Waffen sanken, man starrte den Heldenjüngling an, der wie eine himmlische Erscheinung seine Augen freundlich von Einem zu dem Andern funkeln ließ, und eine Todtenstille sank über das wilde Heer, als hätte Sauls Donner sie alle gerührt.

„Nach Hause, Kinder!" sprach der König fort, den Augenblick mit seltener Geistesgegenwart benutzend.

„Eure Aecker, Eure Werkſtätten warten; Eure Weiber, Eure Kinder jammern um Euch! Gott hat den gerichtet, der Euch verleitet und Eure frommen Hände befleckt. Verbrechen ſäete er aus; wollt Ihr die giftige Ernte ſammeln? Zu Hauſe, getreue Engländer! Eure alten Freiheiten ſollt Ihr wieder haben, bei meinem königlichen Worte, und allen Verführten ſage ich Freiheit und Leben zu und volle Verzeihung bei dem Andenken an meinen Großvater, den allgeliebten Eduard.“

Ein allgemeiner Tumult erhob ſich jetzt um den kühnen Sprecher. Die Meiſten warfen die Waffen weg, Viele ſchrieen: „Zu Hauſe! Zu Hauſe!“ Andere riefen: „Gott ſegne den König Richard! Gott verdamme den Tyler!“ — und die Wenigen, welche feindſelige Worte hören ließen und das Volk neu zur Ergreifung des Königs anſpornen wollten, wurden überſtimmt und im Gedränge fortgeriſſen, als jetzt, den Act der Cataſtrophe beſchleunigend, an der andern Seite der Ebene überall bewaffnete Reiter ſichtbar wurden, deren Panzer wie ſtählerne Mauern in der Morgenſonne blitzten, und rechts Michael de la Pole und Robert de Vern, der Graf von Orford, links der junge Marſchal, Fitz-Alan von Arundel, des Oberrichters Sohn und Moubray Graf von Nottingham ihre Geſchwader unter wehenden Fahnen und dem Geſchmetter der kriegeriſchen Trompeten wie im Sturmlaufe zum Schutze ihres königlichen Herrn heran führten.

Wie Spreu auf der Tenne zerſtäubte das Volk, und der greiſe Ritter Robert Knollis, der mit einem Häuf-

sein Veteranen allen Heerhaufen voreilend, zuerst bei seinem Monarchen eintraf, fand den König allein haltend auf der Ebene, von zahllosen Waffentrümmern umgeben, und bewegt den Flüchtigen nachsehend, die einer ungeheuern Schaafheerde glichen, welche sich selbst erdrückend und ohne Umsehen über den Acker fliegt, wenn der Wolf vom Walde herausbricht. —

Mit den Empfindungen eines Seligen sah sich der junge Monarch umringt von seinen tapfern Mannen und den Freunden seines Herzens, und erschöpft von dem plötzlichen Wechsel konnte er kaum Worte finden, ihnen zu danken. Er verbot, die Flüchtigen zu verfolgen, und erlaubte nur einigen Reitercorps, langsam dem zersprengten Volke nachzuziehen, um neue Zusammenrottirungen zu hindern, und die Häupter der Rebellion, wenn sie noch in Waffen getroffen würden, einzufangen. Dann ritt er langsam zu dem merkwürdigen Hügel der Entscheidung zurück. Die Prinzeß von Wales wankte ihm entgegen und umschloß den geliebten Sohn mit mütterlicher Inbrunst.

„Zum zweiten Male habe ich Dich geboren, mein Richard," sprach sie weinend, und mit nicht geringern Mutterschmerzen. „O welche Stunde der Pein haben wir durchlebt!" —

„Und glücklich lief sie in's Meer der Zeit;" entgegnete der König; „und darum wollen wir Gott preisen, denn Englands Krone und mein väterliches Erbe ist mir vom Könige der Könige heute zum zweiten Male geschenkt worden. — Hebe Deinen Dolch auf aus dem

blutigen Sande, mein John!" befahl er dann, des Jünglings Hand freundlich drückend. „Dieſer blanke Stahl, den Du treu für mich gezückt, bleibe ein Heiligthum in meiner Rüſtkammer, und ſein Abbild glänze für ewige Zeiten in dem rechten Felde des Wappenſchildes unſerer Stadt London als Gedächtniß dieſes verhängnißvollen Tages. Und Ihr, treuer Walworth, kniet nieder in den blutigen Sand, das Feld Eures glorreichſten Sieges, und ſtehet wieder auf als einer der Edelſten an meinem Throne." —

Der Lord Mayor bog ſein Knie in männlicher Rührung vor dem dankbaren Fürſten. Richard zog ſeines Vaters Schwert und ſchlug ihn zum Ritter, und alle Barone und das ganze Heer jauchzte ſeinem Könige und dem belohnten Befreier preiſende Jubelworte entgegen. —

Von dem Felde des königlichen Triumphs und von den Mauern der durch die plötzliche Umgeſtaltung der Dinge erſchrockenen und eingeſchüchterten Hauptſtadt führt uns jetzt die Erzählung zurück zu jenen ländlichen Fluren, wo die Eingangsſcene dieſes blutigen Dramas ſpielte, und der kleine Quell ſeinen Urſprung nahm, welcher das ganze Inſelreich in ſo kurzer Zeit mit einer zerſtörenden Sündfluth bedrohete.

Die ſchöne Lady Arundel hatte in dieſen thatenreichen Wochen das peinvollſte Leben durchlebt. Wäre ſie belaſtet geweſen mit all den Laſtern, welche damals den höhern Ständen vom gemeinen Volke aufgebürdet wurden und ihm zum Vorwande dienten, die alte Ordnung über

den Haufen zu werfen, wäre ihr Gemüth befleckt gewesen von Hochmuth, Ueppigkeit, Buhlerei und leichtsinnigem Religionsspott, sie hätte abgebüßt durch ihr freiwilliges Gefängniß im Hause des Rebellenhäuptlings. Zwar schien ihre Sicherheit ungefährdet; Frau Hilliard sorgte mütterlich für sie und begegnete ihr unter vier Augen mit der Achtung, welche von der Jugendzeit her und mit der Muttermilch schon ihr gegen die Sprößlinge des Adels eingeflößt worden. Die kleine Beß hing sich mit schwesterlicher Neigung an die Trauernde, und plauderte ihr manche schwere Stunde mit natürlichen, kindlichen Troſtreden fort, und der wilde Wat-Tyler kam in der langen Zeit nur zwei Male zu Hause und immer zur Nachtzeit, um heimlich gewonnene Geldsummen und den Augen des Volks entzogene Kleinodien seinem Eheweibe zu überbringen und die geraubten Schätze in seinem Keller bis auf ruhigere Zeit zu vergraben. Obgleich er jedes Mal vor Tage wieder fortritt und weder Eleonore noch sein Kind zu sehen begehrte, so mußte doch das arme Fräulein, zu der in solchen Nächten kein Schlaf kam, die furchtbaren Erzählungen seiner Thaten anhören, da nur eine dünne Bretterwand sie von den Eheleuten trennte, und in seinem Uebermuthe prahlend übertrieb Tyler die verübten Blutscenen dermaßen, daß es der Lady selbst Wunder nahm, wie ihr Herz nicht brach in Angst und Wehmuth, da unter den Namen seiner Ermordeten und Ausgeplünderten und Verjagten so mancher ihrer Verwandten und Freunde genannt wurde. Mit Zagen und angehaltenem Athem horchte sie immer, mußte horchen,

wenn ihr auch die Vernunft befahl, ihre Ohren feſt zu verſchließen mit Hand und Tuch. Mit Todesangſt horchte ſie, ob nicht der Name des Vaters, des Bruders, nicht der Name des Sir John Newtons genannt wurde; und ſchwieg der barbariſche Prahler endlich von Schlaf übermannt, ſo betete ſie inbrünſtig und dankte Gott, daß er die Geliebten bisher den Blutfäuſten dieſer Vandalen entzogen hatte.

Aber noch eine ſchwere Prüfung ſollte das zarte Kind des Hofes beſtehen. Hob Carter, der junge Schuhmacher, welchen Frau Anna unbeſonnen genug in ihrer Rettungsfabel gebraucht, kam unerwartet heim zu ſeinem Hauſe im Flecken und ſchien auch nicht Luſt zu haben, das kriegeriſche und gefährliche Handwerk ſeiner Genoſſen fernerhin mitzumachen. Bei der Einnahme Londons durch den Säbelhieb eines Gardiſten an jenem denkwürdigen Tage verwundet, an welchem die Leibgarde ſich in den Tower zurückgezogen, erklärte er ſich am rechten Arme gelähmt; und mit dem Säckel zufrieden, den er in den reichen Kaufläden der Reſidenz gefüllt, trieb er ſich ohne Arbeit in den Schenken umher und prahlte vor den Weibsleuten mit ſeinen Heldenthaten, in Allem ähnlich dem berüchtigten Falſtaf des großen Shakeſpears, außer in dem Umfange ſeines Leibes und der üppigen Fleiſchigkeit der Gliedmaßen, worin er das Gegenbild des tapfern Ritters von der Schüſſel und dem Becher, in Dürre und Mangel, dem Mahler hätte darbieten mögen.

Die neue Erſcheinung im Hauſe des Ziegeldeckers blieb Hobs lüſternem Auge nicht lange verborgen; frü-

der täglicher Becher-Kamerad des ersten Rebellen-Häuptlings, hatte ihn dieser auch mit einer Hauptmannschaft der Volksarmee beglückt; so stand ihm Hilliards Thür als Freund und Kriegsobristen immer offen, und seit er die schöne Eleonore erblickt, nutzte er sein Recht bis zur Unbequemlichkeit der bangenden Frauenzimmer. Die Hausfrau, sich der Lüge gegen den jähzornigen Gemahl bewußt und um ihren Schützling in steigender Besorgniß, mußte den Hob in ihr Geheimniß ziehen. Sie vertraute ihm, wie das arme Mühmchen bei der ersten Erscheinung des bewaffneten Landvolks aus Gatton geflüchtet, wie sie selbst, um bei dem herrischen und geizigen Hausherrn die Aufnahme der Tischgenossinn zu bewirken, Hob Carters Namen mißbraucht, und ihn zum Zerstörer des Schlosses und Mörder der adligen Besitzer desselben gemacht, und bat ihn, diese Nothlüge bei dem Manne, wenn die Gelegenheit sich darböte, zu vertreten.

Der eitle Hob fühlte sich geschmeichelt durch das ihm zugeschriebene Heldenstück, und der verliebte Hob, bei dem das Sprichwort von den magern Leuten ein bestätigendes Beispiel fand, faßte schlauen Sinnes sogleich den Vortheil auf, der seiner neuesten Leidenschaft durch dieses nothgedrungene Vertrauen erwachsen dürfte.

„Sorget nicht, Mutter Nan, und laßt mich machen;“ sprach er möglichst sich aufblähend gleich dem indischen Hahne; „was zu Gatton nicht geschah, hätte immer geschehen können, denn als wir dort einrückten, trug diese meine rechte Hand das schärfste Ledermesser aus meiner Werkstatt, und diese meine linke Hand die

trefflichſte Kienfackel in das köſtlichſte Pech getaucht, und hätten die feigen Sechszehnender nicht Reißaus genommen vor dem tapfern Jäger, in Sohlenſtücken zerſchnitten bleichte ihre Haut auf Englands freiem Boden. Uebrigens hat die ſchelmiſche Kleine nicht ganz gelogen, denn wir brieten den fetteſten Ochſen aus des Marquis Stalle mit Haut und Haar im Schloßhofe bei einem Johannisfeuer, wie in Dartford nie geſehen, und auch Blut beſpritzte in Strömen die Marmorplatten des Ritterſaales, denn von all den Bewohnern des Enten- und Hühnerhauſes ließen die hungrigen Burſchen nicht ein Mütterchen am Leben, um die ſchöne Art hier im Flecken fortzupflanzen. Was Wunder, wenn ein ſchüchternes Dirnchen, das aus dem erſten Schlafe geweckt, das Bratfeuer für eine Brunſt und das Gequick und Gegadack des Federviehes für ein Mordgeheul gehalten. Schade, daß Schön-Norchen mir nicht im loſen Schlafhabit in den Weg gelaufen; Mantel und Rock hätte ich ihr gegeben in der Nacht und ſie ſelbſt hereingebracht unter Euer ſicheres Dach. Lügen will ich für ſie wie ein bezahlter Zeuge vor dem Friedensrichter, und meinen Zeugenſchilling werde ich bei gelegener Zeit ſchon ſelbſt bei dem lieben Kinde encaſſiren.“ — Mutter Anna war beruhigt, aber Lady Eleonore wurde gar bald mit Schrekken über den verſtecktern Sinn der Worte des Elenden aufgeklärt.

Hobs Beſuche wurden immer läſtiger und häufiger; er quartierte ſich förmlich bei Hilliards ein, und hätte er nicht eine Scheu vor der ſtrengen Hausfrau gehabt,

ſo würde ihn ſelbſt der Einbruch der Nacht nicht zur eigenen Hütte getrieben haben. Eleonore mußte das Peinlichſte erleiden in dem ſteten Andrängen des rohen Menſchen, deſſen Zudringlichkeiten mit jedem Tage einen ernſtern Character annahmen. — Ihre Furcht, die ihm keine Strenge entgegen zu ſetzen wagte, nahm der unangenehme Liebhaber für Begünſtigung ſeiner Werbung; den Dank, den die Sorge des Verraths ihr von den Lippen preßte, wenn er ihr in allen Hausarbeiten zu Hulfe kam, nahm er für züchtigen Ausbruch ſtiller Neigung: ja ſelbſt ihre Schwermuth, ihre feuchten Augen, die ſie dem täglichen Gaſte nicht immer verbergen konnte, hielt er für Sehnſucht nach einer Befreiung aus ihrer abhängigen und bangen Lage, und glaubte ſich zum Perſeus dieſer reizenden Andromeda erkoren. Nicht lange, ſo wagte er es dreiſter von Liebe und glücklicher Zukunft zu plaudern, und mit Entſetzen erkannte jetzt die Lady den Abgrund, an dem ſie auf's Neue ihr unerbittliches Schickſal geſtellt.

Es war ein mondheller Abend, durch die Baumgipfel und das Gebüſch am Hauſe rauſchte ein Gewitterwind, und der ungebetene Gaſt ſaß wie feſtgebannt im Stübchen neben dem Schemel, auf dem Eleonore die Spindel führte, und plapperte ſeiner Angebeteten die gewöhnlichen Tiraden vor. Die Lady wurde heute von beſondern, unerklärbaren Ahnungen gedrückt, und theilte, wenn auch auf gar verſchiedene Weiſe die Unruhe der Hausfrau, welche ſeit mehreren Tagen nichts von ihrem Manne vernommen. Der Ziegeldecker hatte ihr doch,

trotz ſeines rauhen Gemüths ſonſt faſt täglich einen Boten von London geſchickt, der ſich nach dem Hausſtand erkundigt, und ihr von dem Gedeihen und Fortſchreiten der hochtrabenden Pläne des Rebellenhauptmanns Mittheilung gebracht. Frau Anna ging wiederholt von ihrem Sitze zum Hofthore und ſchauete gegen Nord die Straße in den Flecken hinauf, aber der Abend war ſo ſtill wie der Tag geweſen, nur die am Himmel vorüberflatternden Wolkenzüge, durch deren Spalten das bleiche Mondlicht in Geſtalt von zackigten Flammen hervorbrach, brachte ein ſtummes Leben in die Landſchaft und der Strichwind, der ſich im Unterbuſch zur Seite des Hauſes fing, ſprach allein durch die helle Nacht in geheimnißvollen, geiſterhaften Schauertönen. Die beſorgte Hausmutter horchte lang, ging und kam zurück, und horchte wieder. Jetzt ſchien es ihr lebendiger zu werden unten im Flecken. Das waren menſchliche Geſtalten; das Mondlicht konnte ihr gutes Auge nicht täuſchen. Männer erſchienen einzeln auf der Steinſtraße, Stimmen murmelten, Hausthüren ſchlugen auf und zu; jetzt ſchritten Mehrere daher; jetzt lief ein Einzelner heran, aber Alle verſchwanden in den Winkeln und Nebengaſſen des Orts, Keiner kam herauf zu ihr an das Ende des Fleckens. Ihre Unruhe mehrte ſich, denn ſeit dem Aufſtande der Maſſe waren Männer eine Seltenheit in Dartford geworden; Jeden hatte Gewinnſucht und Raubluſt vom Gewerbe zu der Reſidenz getrieben. Frau Anna entſchloß ſich, das Thor zu ſchließen und in den Ort hinab zu gehen, um bei den Freundinnen Erkundigung

einzuziehen. Da rief die Stimme der kleinen Eliſabeth ſie zum Hauſe zurück.

„Was willſt Du, Beß? Und warum rufſt Du ſo bang?“ fragte die erſchreckende Mutter.

„Kommt nur herein,“ antwortete das Kind, „und treibt den häßlichen Hob hinaus! Er ängſtigt die arme Nore, daß ſie weinet und führt recht boshafte Reden gegen ſie.“ —

Frau Hilliard trat ohne Säumen in das Stübchen, und fand die Lady in Thränen, mit dem Geſicht ſich auf den Tiſch niederdrückend, und den dürren Hob, Erbitzung im Antlitz mitten im Zimmer ſtehend und mit den Armen wie Mühlenflügel umherfechtend.

„Was giebt's hier?“ fragte Mutter Anna mit der Strenge der Hausherrinn. Lady Eleonore ſprang auf bei den erſten Tönen ihrer Stimme und eilte auf ſie zu und warf ſich an ihren Hals. „Mutter,“ ſchluchzte ſie wie eine Verzweifelte, „Ihr habt ſo viel an mir gethan, rettet mich nochmals, rettet mich von dieſem Menſchen!“—

„Seltſam!“ fiel Hob ihr in die Klagerede. „Ihr habt eine gar wunderliche Verwandte, Mutter Nan, und ich kann es dem Tyler nicht verdenken, wenn er ein ſolches Zieräffchen nicht paſſend findet für ſeinen Haushalt. Iſt es doch in ganz Kent noch nicht gehört werden, daß ein Mädchen es übel nimmt, wenn ein ehrlicher Burſch um ſie freit und ihr den beſten Sitz an ſeinem Heerde anbietet. Was will denn das Jüngferchen? Wäre ſie ein Edelfräulein, ſie könnte ſich nicht alberner ſperren,

wenn ſie eine wackere Mannshand an den Ellenbogen ergreift und ſich den Bräutigamskuß erbittet.“ —

„Ihr ſeyd ein Narr, Carter!“ entgegnete Frau Anna; „und thätet gut, in ſo ſchwerer Zeit an etwas Anderes zu denken, als an Schäckerei und Brautgeſchichten. Möget Ihr ein Mädchen ſo derb mit Eurem Arm umfaſſen, ſo werdet Ihr auch die Pike wieder tragen können, und ſtöret Ihr fernerhin die Ruhe in meinem traurigen Hauſe, ſo ſpreche ich mit dem Wat, und Ihr wißt, der macht eben nicht viel Federleſen, wenn es ſein Hausrecht gilt.“ —

„Er muß fort, ſogleich fort und nie wieder dieſe Schwelle betreten; er oder ich, und wäre der erſte Schritt hinaus mein Tod;“ fuhr Eleonore auf mit Heftigkeit. „Mein Herz iſt nicht gebrochen in der Schmach, die ich gelitten, Gott hatte ſie geſandt, ich trug ſie geduldig und vertrauete auf ihn und hoffte auf ſeine Gnade. Aber die grobe, tägliche Beſchimpfung aus dem rohen Munde dieſes ungewaſchenen Tölpels zerfleiſcht mein Herz, und ich ſtoße lieber das Meſſer mir ſelbſt in die Bruſt, als daß ich ſolche Entehrung länger ertrüge.“ —

„Wie das hoch ſpricht und geſtikulirt,“ lachte Hob hämiſch, „gerade wie die Puppenprinzeß in der italieniſchen Bude auf dem Viehmarkte im Mai. Was will ſie denn mehr als ſolch einen reſpectabeln Kerl, wie wir geworden, ſeit wir in London getriumphirt? Wird nicht der Hob Carter genannt unter den Hauptleuten, die dem armen Volke die Freiheit wieder gegeben, und

Schweiß und Blut für die gemeine Sache geopfert? Laßt nur erst den kleinen König herunter seyn und das alte Parlament gehangen, dann wird der Hob sitzen als erster Sprecher im Hause der Gemeinen und Gesetze machen und einer der Ersten seyn in ganz Altengland. Fürchtet sich die feine Magd vor der engen Schusterwerkstatt? Versichert habe ich ihr ja hundertmal, wie ich mir den schönsten Laden bereits ausgesucht in der City, ein Haus so groß wie des Scherifs Schloß, wo sie sitzen soll geputzt als Mistreß Carter im Faulstuhle und dreißig Gesellen commandiren, und nichts thun als für die platten Seidenschuh die blanken Schillinge einstreichen; der vorher im Stuhl saß, war ein Königlicher und ist abgethan. Was will sie mehr mit ihrem bechaestutzten Näschen? Und wenn Ihr, Frau Nan, nicht klüger seyd, als das ungefiederte Hühnchen, so spreche ich mit dem Tyler selbst, und der wird meine Sache schnell zu Ende bringen und auf seine derbere Weise, die Ihr Euch dann selbst auf den Hals gelockt habt." —

Frau Anna war verlegen in der mißlichen Sache. „Nun so wißt," stieß sie heraus, „das Mühmchen ist Braut, und zwei Male kann eine ehrliche Jungfrau die Ringe nicht tauschen." —

Eine Wirkung ganz besonderer Art hatte diese Erklärung auf den, dem sie gethan. Hob Carters dürre Gestalt zog sich in eine wahrhaft gespenstische Länge; sein ohnehin bleiches Gesicht mit den schlaffen Hängebacken bekam eine kreidenweiße Leichenfarbe; einige Mi-

nuten ſtand er wie mit gelähmter Zunge, dann verzerrten ſich ſeine Züge, als wenn ein Wetterleuchten über ſie hin und her führe, und in Kreiſchtönen machte ſein Zorn ſich Luft, wobei die langen Arme mit geballten Fäuſten daran mehr vagirten in Bewegungen, welche dem geübteſten Paukenſchläger Ehre gemacht hätten.

„Braut?“ ſchrie er hervor. „Und alſo hat man meine Liebesſprüche im Spott angenommen, wie das luſtige Spiel eines Poſſenmeiſters, und heimlich gelacht dabei? Gott verdamme die Weiber! Wußte ich's doch: zwei Weiber und eine Gans machen ein Jahrmarkt. Dam! — Aber wer iſt der Bräutigam? Sicherlich ſo ein adliger Lakey, der vom Sohlenabfall gefüttert wird, und die alten Stiefeln ſeines Herrn am Sonntage an den Schlotterwaden raſſeln fühlt, und weder zum Sieden noch zum Braten taugt. Will die Närrinn kein Ey hingeben für einen Ochſen? Dam! Sie ſoll mein Weib werden, eben weil ſie nicht will. Mich, einen der Obriſten des allgewaltigen Volkes zu verwerfen, um einen Schuhwichsſtreicher, deſſen Knochen ſicher ſchon bleichen auf freier Haide! Und was iſt die Miß? Iſt ſie nicht ein Anhängſel von dem adligen Kuckuksvolk, das in fremden Neſtern brütet, und iſt ſie nicht im Blutbann mit denen, vor welchen ſie auf den Knieen gerutſcht? Ein Wort koſtet's mir, und die Dartforder ſpießen die fremde Lerche und braten ſie lebendig und verſpeiſen das feine Fleiſch ohne Butter. Und auch Ihr, thörigte Mutter Nan, ſollt büßen, daß Ihr ſolche Brut in Euer ehrliches Neſt geſchwärzt. Beſinnet Euch ſchnell,

trage ich in dieſer Stunde nicht den feinen Goldring, der dort an Nerens Finger ſchimmert, ſo ſeyd Ihr verlorenes Weibsvolk, ſo gewiß ich den beſten Drath gezogen in der Grafſchaft und die feſteſten Näthe genäht.“—

Die Weiber hatten ſich erſchreckt über ſein wahnwitziges Benehmen und das geſpenſtiſche ſeines Weſens zurückgezogen, und Frau Hilliard ſann vergeblich auf ein Mittel, den Tobenden zu beruhigen, da zerriß ein neues Ereigniß die bange Scene, milderte jedoch ihre Schrecken nicht, denn der Unglücksſtern der armen Gefangenen ſollte in ihr erſt ſeinen Culminationspunkt erreichen.

Die Stille draußen wurde plötzlich durch ein wildes Geläm belebt. Eine Menge rauher Stimmen ließen ſich am Thore hören und Frau Hilliards Name klang mehrfach dazwiſchen. Alle eilten hinaus auf den mondhellen Hof, Frau Anna öffnete das Thor, und der Grobſchmid Jack Straw und Mehrere von ſeiner Bande drangen ſtürmiſch herein.

Mit entſtellten, verwilderten Zügen, mit weitaufgeriſſenen, gerötheten Augen ſtürzte Straw auf die erſchütterte Hausfrau zu, und ergriff ihre Hand, mit der groben Fauſt ſie faſt zerquetſchend.

„Wo habt Ihr des Tylers Schätze und Beutetheil?“ fragte er hart und mit Haſt, an welcher die Furcht kein kleines Theil Urſach zu haben ſchien. „Schließet auf, Frau! Grabet ſie aus! Säumet keine Stunde, wenn Euch Euer eigen Heil lieb iſt“ —

„Ich habe nichts; ich weiß von nichts;“ entgegnete

die ſtutzende Frau, indem ſie die ſchmerzende Hand mit Gewalt los machte.

„Ihr müßt ſie herausgeben;“ fuhr der Grobſchmid eindringlicher fort. „Ich beſchwöre Euch, packet Geld und Geldeswerth in den erſten Sack, denn Ihr müßt von Haus, müßt fort mit uns, fort Ihr und Euer Kind zur Stunde.“ —

„Seyd Ihr Trunkenbolde, die den Witz im Glaſe ließen?“ fragte Frau Hilliard zurück. „Packt Euch fort und kommt morgen wieder, wenn der Dunſt verflogen.“ —

Tom Miller, der Schiffer, trat jetzt heran und faßte weniger hart die zürnende Frau am Arme. „Seyd nicht unwillig, Nachbarinn, über den ſtürmiſchen Eintritt,“ ſagte er milder. „Wir Alle meinen es gut mit Euch, und die Freundſchaft und die Sorge für Eure Sicherheit allein trieben uns zu Euch auf der Flucht.“ —

„Flucht?“ wiederholte Frau Anna, und ſah wie eine Träumende ſtarr auf des Sprechers ehrliches und ihr wohlbekanntes Geſicht.

„So wißt Ihr noch nichts?“ fuhr Tom fort. „Der Teufel und ſeine Geſellen haben das Spiel gewonnen, und unſere Köpfe werden den Einſatz bezahlen müſſen. Die faulen Bäuche von Eſſex haben uns im Stich gelaſſen, die Königlichen haben eine Hetzjagd mit uns gehalten, die alle Braven in Kent für immer roth gemacht und würden ſie alt wie Methuſalem, roth noch im Kailach. Kein Brod fanden wir jenſeits an der Themſe, und erſt ſpät gelang es uns auf einem löcherichten Nachen

das Leben herüber zu retten. Und in der Stadt müſſen die Hatzhunde auf ihren langbeinigten Roſſen eben ſo ſchnell geweſen ſeyn, da nicht Ein Dartforder ſich über die Londoner Brücke gerettet, Euch Nachricht zu bringen. Nun wollen wir fort an's Meer auf die Dünen mit Habe und Gut, und Euch mitnehmen, denn die Schlachterknechte ſind uns ſicher auf der Fährte, und werden nicht lange weilen, den rothen Hahn auf Dartfords Dächer zu ſetzen. Mein Vetter leihet uns ſein Heringsſchiff und ſchwimmen wir erſt den Medway hinunter oder ſind wir gar ſchon in See, ſo lachen wir den ſchwerfälligen Jägern am Ufer ein tüchtiges Spottjuchhurrah zum Abſchiede hinüber." —

„Aber wo iſt denn der Tyler und warum kommt er nicht mit Euch?" fragte Frau Anna. „Ohne ihn thue ich nichts und gehe nicht ohne ihn, denn ich bin eine treue Hausfrau. Das Huhn verläßt ſein Neſt nicht, wenn auch ein Habicht darüber ſegelt, und der Hahn ſchützt die Henne und die Küchlein." —

„Es würde Euch ſchwer werden, Euren Mann wieder zuſammen zu finden;" antwortete der Grobſchmid Straw mit hartem, kaltem Tone. „Aber es geſchah ihm ſchon recht, denn ſein Hochmuth allein hat das Unglück über uns herein gebracht und vertreibt uns wie elende Schiffbrüchige von Englands Boden. Wer hieß ihn allein zwiſchen die Königlichen zu reiten? Aber der Unſinnige meinte, ſeine Ochſenknochen könne kein Eiſen brechen. Pardaus, da lag er auf Smithfields Saumarkte; ſein dicker Kopf hatte auf einmal zwei

Geſichter, und auch ſein Leib wird nicht ganz geblieben ſeyn, denn ich wette mein einziges und ungetheiltes Angeſicht, daß die königlichen Bulldogs in jedem Viertheil der City ein Viertheil ſeines Fleiſches ausgehangen haben zum Augenſpiegel." —

Frau Hilliard ſtand wie ein Steinbild bleich und regungslos. Mitleidig umfaßte ſie der Schiffer. „Alſo auch das wußtet Ihr nicht, arme Nachbarinn?" ſagte er. „Ja, der Wat iſt gefallen wie ein Braver, der zu viel gewagt. Doch tröſtet Euch; treue Freunde wollen Euch helfen, und Euch und Euer Kind retten aus den Klauen der grimmigen Bluträcher. Die Beute des Wats ſichert Euch drüben auf dem Continent Leben und Unterhalt." —

„Höret Ihr nicht," fiel Straw ungeduldig ein, „Ihr ſeyd Wittwe, Frau Nan, Erbinn des Mannes, und habt Euch um Niemanden mehr zu kümmern. Darum friſch an's Werk, Eure Schätze heraus, die Mäntel umgethan, und fort in See, ehe der Tag unſere Fährte den Jägern verräth." —

Da belebte ſich plötzlich die Geſtalt der Frau, ihr Geſicht bekam Röthe, ihr Auge Feuer, rund rollte ihr Blick im Kreiſe umher, und ſie glich einer ergrimmten Norne, welche die Strafen des Himmels, des zürnenden, dem ſündigen Menſchen vorherſagt."

„Ha, Ihr Jammermenſchen, Ihr mißgeborne Söhne der Heimath, ſo iſt es gekommen, wie der Geiſt mir vorausgeſagt!" rief ſie aus mit hohler, Schauder erweckender Stimme. „Er, der allein ein Mann war

unter Euch, iſt geopfert worden für Euch und durch Euch. Er allein war der muthige Wolf, der Schäfer und Hund blutig biß, und Ihr die elenden Füchſe, welche ihn verließen in der Noth, und ſeinen Fall nicht einmal zu rächen verſtanden. O Schande über Euch, die Ihr weniger ſeyd als die Weiber Eurer Spinnſtuben; Tauſende ließen ſich jagen von Hunderten, und nur Einer ſtand wie ein Mann und fiel in ſein Blut wie ein Mann! Fluch über Euch und Eure Kinder und Kindeskinder! Eure Köpfe ſehe ich faulen auf den Brücken der Städte, und Eure Gebeine bleichen auf der Haide, wo der hungrige Rabe flattert! Eure Söhne werden Fröhner bleiben, welchen die Peitſche Muth macht, und Eure Töchter werden an der Straße betteln mit verhülltem Geſicht wie die beſchimpfte Tamar! Doch ſprecht, Ihr Elenden, wer ſchlug den einzigen Mann in England ſo hart, daß ſein Antlitz den Boden küßte, den er frei gemacht, und welche verruchte Hand machte Hilliards Frau zur Wittwe?" —

„Wir ſahn's nur von fern," antwortete der Schiffer kleinlaut, „aber der Walworth, der Lord Mayer, Gott verdamm ihn! führte den erſten Schlag und des Königs Schwertträger gab ihm den Reſt, als er ſchon im Sande lag." —

Frau Anna fuhr mit ſichtlicher Erſchütterung zurück. „Sir John Newton, der Schwertträger, ſagſt Du? Deine Zunge lügt, muß lügen, Du blinder Tom!" ſtieß ſie krampfhaft gegen den Schiffer hervor aus der engen Bruſt.

Aber die kleine Eliſabeth, welche mit dem Fräulein von Arundel ſich dicht an die Mutter gedrängt, und aufmerkſam jedes Wort erhorcht, drehete ſich jetzt mit kindiſchem Zorn gegen die Unglückliche und fragte: „Sir John Newton ſagt der Nachbar? Iſt das nicht der ſchöne Junker mit dem Falken? Iſt das nicht Dein Bräutigam, Lady Nore? Und der hätte den Vater todt gemacht?“ —

„Eine Lady, eine Lady?“ tönte es unter dem Männerhaufen mit gefahrdräuender Aufregung und Jack Straw, der ſich bei den Beleidigungen der Frau fortgewendet, kehrte haſtig in den Kreis zurück.

„Was Mitleid, was Gnade noch!“ ſprach da die Mutter Anna mit Verzweiflungstönen. „Alles hat mir der Himmel genommen, ſo mag ſein Rad laufen und Alles mit mir zugleich zerquetſchen. Habe ich darum Euch in mein Neſt genommen, Lady Eleonore, Euch geſchirmt wie mein Kind, gelogen um Euch und gezittert für Euch, daß zum Lohne Euer Liebſter mir den Mann erſchlägt wie ein grauſamer Kain, und der Oberrichter, Euer Vater, ſeinen ehrlichen Leib zerfetzen und beſchimpfen läßt.“ —

„Was iſt das?“ brach Straw los mit hochglühendem Antlitz. „Iſt ſie des Mörders Braut und des Oberrichters Tochter? Und Ihr waget ſie vor der gerechten Rache und dem Volksſpruch?“ —

Daß auch in dem ſchwächſten Gemüth der Moment der höchſten, unausweichbaren Gefahr wahrhafte Heldenſtärke zu erzwingen vermag, bewies ſich jetzt an

dem Fräulein. Als sey sie plötzlich eine Andere geworden, so stand sie kräftig, mit hochgehobenem Haupte mitten inzwischen der Rotte der Meuter, und der helle Mond, von dem der Strichwind alles Gewölk entfernt, bestrahlte ihre schlanke, edle Gestalt gleich einem Heiligenscheine, der eine Märtyrerinn krönt, die freiwillig zum Tode geht.

„Ich bin's," sprach sie fest, „ich bin Eleonore von Arundel, des Lord Oberrichters Tochter, doch bedenket wohl, was Ihr thut mit mir. Mein Leben ist in Eurer Hand, aber ich bin ein Weib, das Euch nie Böses gethan, die Armen von London können Zeugniß ablegen für mich; ich bin eine Engländerinn, frei geboren wie Ihr, und mein Leib ist unantastbar für jeden ächten Landsmann, der die Briefe seines Landes in Ehren hält; ich bin des Oberrichters Tochter, und meine Fürsprache kann Euch Gnade verschaffen, Gnade selbst am heiligen Stuhle des Königs." —

Straw schlug ein lautes Gelächter an. „Schöne Gnade auf dem weißen Blocke vor dem eisernen Towerthore!" spottete er. „Aber da seht Ihr, Frau Nan, wie der Himmel den Verrath am Verräther zu rächen weiß. Weil Ihr die Kuckucksbraut in Euer Nest gelogen, büßtet Ihr mit des Mannes Tode. Allen Geistern der Hölle sey Dank gesagt, daß sie uns zum Abschiede noch ein Blutfest und die letzte schöne Freude in Altengland bereitet." —

Hob Carter drängte sich jetzt hervor zwischen den roben Schmid und sein Schlachtopfer. „Schlachte sie

nicht, Kamerad;" ſprach er; „was hülf's und welche Freude oder Ehre gäb's Euch, ſolch ſchmächtigen Hals mit dem Beile abzuputzen? Die älteſte Köchinn in ganz Kent verſteht ja einen Taubenhals mit krummen Fingern zu zerreißen. Aber ich weiß eine beſſere Rache. Ich warb um das zerbrechliche Ding da, weil ich ſie für eines ehrlichen Landſaſſen Tochter hielt. Sie, wie natürlich, flocht mir hochmüthig den Korb. Nun ſoll ſie aber mein Eheweib werden zur Stelle; der Bettelmönch, den meine Mutter im Hauſe füttert, ſpricht uns zuſammen, und dann geht's luſtig in See. Glaubt mir, die Lady wird ein wohlverdientes Fegefeuer haben neben meinem Schuſterſchemel, das ſie von allen Sündflecken ihrer Großväter rein brennt, und der Lord, ihr Vater, wird ſich ſeine letzten Haare von der Glatze reißen, wenn er hört, daß ſein edles Töchterchen die Pantoffeln am holländiſchen Markte feil bietet, die der Hob Carter auf ſeiner Bank fabrizirt." —

„Dummer Tölpel," entgegnete Straw wüthig, indem er den Werber zurückſtieß und zugleich ſein Beil vom Gurte löſete, wo es gehangen. „Blut will Blut, und der Jack ſchwur auf der ſchwarzen Haide, keinen Zweig der alten Stammbäume unzerhauen zu laſſen, wo hinan ſein Arm reichen könnte. Gott will's haben, darum ſchickte er ſie her, und ſterben muß ſie, ſo wahr ich der Jack Straw bin." —

Eleonore ſank in die Knie und hob die gefalteten Hände empor. „Muß ich denn ſterben ſo früh und unter Fremden," bat ſie inbrünſtig, „o ſo vergönnt mir

nur ein Gebet zu ſprechen, ein Gebet für mich und die Meinigen, und auch für Euch, daß Euch Gott die Schuld vergebe!“ —

„Gebrauche Deine feine Stimme nur für Dich, Du Heuchlerinn; denn der Weg iſt weit bis da hinauf!“ lachte der Schmid, indem ſich ſein rothblaues Geſicht zu einer Teufelslarve verzerrte, und er den rechten Arm mit dem Beile hinter ſich ausſtreckte, um zum kräftigen Mordſtreiche auszuholen.

Da klang im Gebüſch ein feiner, heller Ton, und die Blicke der Männer wandten ſich ſchnell dahin, denn die Waffenkundigen kannten den Ton und wußten, daß er von einer ſtählernen Armbruſt ausgegangen. Doch eben ſo ſchnell wurden ihre Augen in den engen Hofraum zurückgezogen, wo mitten unter ihnen ein dumpfes Geheul laut geworden, wie es die Kehle des Wallfiſches ausſtößt, wenn das Seeungeheuer ſich von der ſichern Harpune getroffen fühlt. Kaltes Entſetzen überlief Alle, denn der unmenſchliche Jack Straw lag zu ihren Füßen, ein blanker Bolzen ſtak in ſeiner haarigen Bruſt, und mit jedem röchelnden Athemzuge ſtieß er einen Blutſtrom über die dicken Lippen des gotteslästerlichen Mundes. Die bleichen Bauern ſahen ſich nach der Pforte um, aber rund um das Gehöft ward es plötzlich wach. „König Richard für immer! Nieder mit den Rebellen!“ klang das Verderben kündende Feldgeſchrei, und überall erhoben ſich hinter dem niedern Mauerwerk die blanken Lederhelme der königlichen Bogenſchützen, aus dem Gebüſch rauſchten ſie heran, vor dem Thorwege

wuchsen sie aus der Nacht als schwarze Mauer, und ihr edler Führer, kenntlich am blanken Brustharnisch und den zwei Adlerfedern auf der Helmspitze sprang über die Mauer, warf die Bauern links und rechts zur Seite, und hob das niedergesunkene Fräulein in seinen Arm auf. Eleonore war ohnmächtig geworden, das Beil des getroffenen Blutmenschen hatte dennoch ihren Arm verwundet, als sie aber erwachte und sich an der Brust ihres Halbbruders Fitz-Alan wiederfand, da stieß sie ein Freudengeschrei aus, verbarg aber sogleich wieder ihr Gesicht an seiner Schulter, denn in ihrer Phantasie lebten noch die Schreckenbilder von vorhin. —

Der menschliche König hatte zwar die Verfolgung des verführten Volks untersagt, aber die Ritter, vom glühendsten Hasse gegen die Mörder ihrer Verwandten, gegen die Zerstörer ihrer Schlösser entbrannt, achteten nicht besonders auf den Befehl, trieben die Flüchtigen hinab am Themsestrome, und ließen ihre gerechte Wuth aus an denen, die in ihre Gewalt geriethen. Der größere Theil des Heeres, welches Gottes Fügung gerade in der entscheidenden Stunde zur Rettung der Krone und des Königthums herbei gerufen, folgte ohne Aufschub dem jungen Monarchen in die Residenz, und ihr Erscheinen war dort so unerwartet, daß die Mehrzahl der Aufrührer in den von ihnen gewaltsam eingenommenen Betten gefangen wurden, da sie gewohnt worden, die Nächte mit Schwelgereien jeder Art zu verbringen.

Nachdem die alte Ordnung und Sicherheit in London auf's Schnellste hergestellt, brachen die größten Edelleute ungesäumt im Geleit ihrer Vasallen auf, um von ihren Schlössern und ihrem beraubten Eigenthume wieder Besitz zu nehmen, ihre versprengte Dienerschaft, ihre versteckten Verwandten aufzusuchen und zu sammeln, und wenigstens Alles, was noch nicht vernichtet worden, zu retten. Traurig sahen sich diese einzelnen Ritterzüge an, denn nicht Eine Familie fand sich, welche nicht schmerzliche Verluste zu beweinen hatte, und alle Führer der Reisigen trugen beflorte Schilde, und schwarze Todesfahnen weheten überall zwischen dem Stahlgeschmeide, und die weißen Panzerhemden der jungen Barone beschattete die dunkele Schärpe.

Mit dem Sir John Newton war seit dem Gefecht an der Dartfordbrücke eine große Veränderung vorgegangen. Der frohherzige Jüngling hatte sich in einen menschenfeindlichen Karthäuser verwandelt, und nur wo es den Dienst des Königs galt, an den ihn sein Eid, mehr noch die Jugendfreundschaft kettete, oder wo die Gelegenheit zur Befeindung der Mörder seines Glücks ihn aufrief, kamen Worte auf die Zunge, kam Bewegung in die abgefallene, vom tiefsten Grame verzehrte Gestalt des Junkers. Bittere Vorwürfe nagten an seiner Seele, daß er an dem schrecklichen Tage, wo er zu Wrotham die beschimpften Reste der Geliebten gesehen, sich im ersten Gefühl des Entsetzens dem Rachdurste hingegeben, daß er nicht für die zarten Ueberbleibsel der Geliebten gesorgt, und sie mit sich davon geführt hatte.

Jetzt ruhete sein Gemüth nicht eher, bis er den Lord Arundel und Eleonorens Bruder zum eiligsten Streifzuge nach dem eingeäscherten Schlosse des Scheriffs aufgespornt; eine innere Stimme sagte ihm, dort würde auch er die gewünschte Ruhe finden; ja er war fast gewiß, dort an dem Orte, der noch allein auf Erden Werth für ihn haben konnte, dort auf dem Grabe der Geliebten müßte auch sein ihm verhaßtes Leben, das nur künstlich durch den Sturm der täglichen Ereignisse aufrecht erhalten, zusammenbrechen, und schnell und sanft in dem Gedanken der nahen Vereinigung mit der Verklärten zu Ende gehen. Der König gab seinem Oberrichter ein Geschwader seiner Leibreiter zur Bedeckung mit und dem Freunde ein Fähnlein seiner Bogenschützen, und der ergrimmte Lancaster raunte dem jungen Fitz-Alan zum Abschiede in das Ohr, im Vorbeireiten das verhaßte Hartford, den Geburtsort der Rebellion, nicht zu vergessen, den Flecken zum Exempel des ganzen Reichs der Erde gleich zu machen, und die Reichsten der Bewohner desselben für das nöthige Blutgericht mit zurück zu bringen.

Es war schon spät am Tage, als der alte Lord Oberrichter und sein Geleit London verließ und ohne Gefährde setzte der kleine Heerhaufe seine Reise fort bis in die Nähe der Brücke des Flüßchens Harent, welche sie zu passiren hatten. Da kamen die Vorwachen zurück getrabt und thaten die Meldung, wie sie so eben im Mondlicht einen bedeutenden Haufen Landvolk im Eilmarsche von Süden her zur Brücke ziehen gesehen, wie die Rotte, welche wohl bewehrt geschienen, den kleinen

Fluß überschritten hätte und sich gegen Dartford hin gewendet. Der Oberrichter befahl sogleich dem Sohne mit den Schützen und der größern Hälfte der Reiter dieser verdächtigen Schaar zu folgen und Fitz-Alan, sich des herzoglichen Auftrages erinnernd, rückte langsam und vorsichtig rechts hin der Ortschaft zu.

Schweigend setzten die Uebrigen ihre traurige Reise fort, und gegen Mitternacht gelangten sie zu den geschwärzten Ruinen von Wrotham-Castle. Mitten im Forst warf sich plötzlich Newton vom Pferde. „Hier war's!" rief er mit gepreßter Stimme, und mit Erstaunen sah der alte Lord, wie sich der Jüngling auf die Erde niederstürzte, und mit lautem Schluchzen das Gesicht fest in das bethauete Waldgras verbarg.

„Der Ritter hat Recht;" sagte ein alter Gardist, welcher neben dem Oberrichter hielt; „hier ist der Mordfleck; hier fanden wir die Leichen; dort an der Krüppeleiche hing der Kastellan, und die armen Ladies, denen die unverschämten Hunde kaum einen Fetzen vom Kleide gelassen, lagen hier auf dem Moose wie geschlachtete Lämmer. Ich war dabei und half sie ins Gewölbe tragen nach Christenpflicht." —

Erschüttert stieg auch der Greis vom Pferde, und bog seine lange Gestalt zu dem Jüngling nieder und faßte ihn sanft unter die Arme. „Sey ein Mann, John;" sagte er. „Thränen wecken keine Todte. Mir nahmen sie ja die einzige Tochter, die liebliche Pflegerinn meines Alters. Trauern wollen wir zusammen, John; aber trauern, wie es Männern geziemt." —

Der Liegende erhob ſich mit Kraft und ſtand raſch auf vor dem Vater, aber in ſeinem Geſichte erſchien der Schmerz von einem wildern Gefühle auf Einmal verwiſcht zu ſeyn.

„Warum ließet Ihr ſie reiſen, Mylord? Warum allein, ohne Schutz?“ entgegnete er mit Heftigkeit. „Warum wieſet Ihr meine Werbung zurück mit ſtolzer Härte? Ich ſollte zuvor eine hohe Stelle im Königreich erwerben; meiner Mutter Bruder ſollte zuvor zu Grabe gehen, und ich ſeine Schlöſſer, ſeine langen Titel ererben. Wäre ſie mein geweſen, Braut oder Gattinn, ſie hätte dieſe unglückliche Reiſe nicht gethan, nicht allein gethan. O Mylord,“ ſetzte er weicher hinzu, „wüßtet Ihr, was Ihr mir genommen habt! Sie hat Euch geliebt, o ſie war ja fromm und gut, und keine der Tugenden fehlte ihr. Aber mich hat ſie mehr geliebt als Euch, als ſich ſelbſt, als die ganze Welt mit allem Schönen darin, und hättet Ihr ſie geſehen wie ich, hier auf dieſem Platze, wie die nackten, weißen Schultern mit weiten, blutigen Wunden zum Himmel aufklagten, wie das lange blonde Seidenhaar auf dem ſchwarzen Mooſe hinfloß, gefärbt von dem warmen Blute, was aus der zerſchlagenen Stirn herabrann, Vater, Vater, Ihr würdet nicht ſo kühl reden von Weinen und Trauern, wo es nichts mehr zu hoffen giebt, als ein gebrochenes Herz, wo die Liebe nur noch ein einzig Geſchäft hat, den Leib der Geliebten in eine ehrliche Ruheſtätte zu betten, noch ein Mal zu ſchauen

das Entsetzlichste und sich den gewünschten Tod zu gewinnen in diesem letzten Augenblicke." —

Der alte Lord wendete sich schmerzlich von dem Klagenden, und dieser versank in sein gewöhnliches düsteres Schweigen. Man stieg in die Mauern der Ruinen hinauf; Fackeln wurden angezündet, und unter der Führung des hier bekannten Gardisten kam man zu dem Gewölbe, wo damals die Leichen geborgen worden, und arbeitete zugleich daran, den Schutt der späterhin noch nachgestürzten Wände vom Eingange desselben zu entfernen. Aber ein Hinderniß, woran Niemand gedacht, trat hier den frommen Vorsätzen der Leidtragenden entgegen. Die warme Jahreszeit hatte ihre Herrschaft geübt an dem, was ihrer Zerstörung hingegeben, und die ersten der Arbeiter, welche in den geöffneten Eingang des Gewölbes zu treten versuchten, taumelten von den giftigen Dünsten des Todes betäubt zurück an die heilende Luft. „Es ist nicht möglich, die Wünsche frommer Liebe auszuführen;" sagte der Lord mit Fassung; „die Erde übte schonungslos ihr Recht an ihnen. Lasset sie ruhen und schließt die Gruft. Der Auferstehungsengel wird sie auch hier finden und erwecken." —

„Nein, Nein!" unterbrach ihn Newton mit den Geberden eines Wahnwitzigen. „Ich muß sie noch Einmal sehen, muß ihrer lieben Hülle Abbitte thun und an ihrem Herzen athmen. Kalte Menschen, gebt mir die Fackel, ich bringe diesem liebelosen Vater sein Kind, oder bette mich zu ihr." —

„Ich verbiete es!" entgegnete der Oberrichter mit

Strenge. „Haltet den Wahnwitzigen! Selbstmord in der Nähe der ersten Obrigkeit des Königreichs ausgeführt, würfe Schimpf auf uns wie auf ihn.“ — Die Gardisten befolgten den Befehl des Greises und vergebens rang der junge Ritter gegen die Stärke der Uebermacht. Da trat ein Reiter mit verstörtem Aeußern in den engen Winkel der Ruinen, wohin das Gewölk sich öffnete. „Sehet Euch vor, Mylord!“ rief er kurzathmig. „Es brennt jenseits des Wassers und in der Haide sieht man dunkele Haufen, die sich heran bewegen, ja im Forste schon hörte die ausgestellte Schildwacht das Gemurr nahender Stimmen.“ —

„So laßt mich, Ihr jämmerlichen Seelen!“ schrie John. „Soll ich nicht zu ihr, so will ich ihr ein Opferfest halten, und ihr Grab mit dem Blute der Mörder besprengen, und trifft mich im willkommenen Kampfe ein befreundetes Schwert mitten in das zerrissene Herz, dann wird doch der grausame, eiskalte Mann der Gerechtigkeit nichts gegen meine Erlösung einzuwenden haben.“ —

Ehe er noch ausgeredet, hörte man lautes Getümmel dicht am Schlosse und der Ruf: „Es lebe der König!“ tilgte alle Sorge und lockte die Trauernden von der Gruft fort in den freiern Hofraum.

Fitz-Alan war es mit seinen Schützen, welcher, nachdem er Dartford besetzen lassen, mit dem Rest seiner Leute dem Vater sorglich nachgezogen. In der Mitte seiner Wappner wurden viele Gefangene geführt, und

sein Schwert vor dem Vater senkend, stellte er ihm seine lebendige Beute vor.

„Diese hier ist des berüchtigten Ziegeldeckers Eheweib," setzte er hinzu, „und hier ihr schmuckes Töchterlein, die Ursache des ganzen Brandes im Lande, und darum für die Neubegier der Majestät und des Parlaments sichertich das köstlichste Geschenk." —

„Brav! Mein Sohn!" antwortete Lord Arundel. „Heil Dir, denn Du lieferteſt dem Gericht seinen besten Schatz. Sah das Reich nie eine grausenvollere Rebellion, muß auch das Volk durch das grausenvollste Strafexempel gewarnt werden gegen künftige Verbrechen; ohne Gnade wird das Gesetz sprechen, und des Majestäts- und Kirchenschänders Blut vertilgen in Kind und Kindeskinde." —

„Und doch, mein edler Vater, fürchte ich, diese werden Fürsprecher haben, denen selbst Englands gestrengster Oberrichter nicht widerstehen möchte," entgegnete Fitz-Alan.

„Und bäte für sie der König selbst;" fiel heftig der Lord ihm ins Wort, „und käme die Prinzeß vor den schwarzen Tisch und kniete ganz England an den Schranken! Das Blut des Erzbischofs schreit zum Himmel und meiner Eleonore Schatten will versöhnt seyn." —

Da drängte sich ein weiblich Wesen aus dem Haufen und beg das Knie und streckte die Hände empor. „Und wenn Eure Eleonore selbst für die Armen flehet, denen sie Ehre und Leben verdankt?" stammelte die Knieende mit bewegter Stimme.

Zurück wich der verſtummende Lord, erſchüttert von den Tönen, doch durch die fremde Tracht unſicher gemacht; Newton aber ſchrie laut auf, flog auf die Geliebte zu, riß ſie auf an ſeine Bruſt und hatte kein Wort für das Gefühl, das ſein Herz zu ſprengen drohete, er ließ das Mädchen nicht aus ſeinen Armen, als jetzt auch der zur Beſinnung kommende Vater, zärtlich und weich geworden in dem plötzlichen Uebergange aus Schmerz zum Entzücken, die Tochter umhalſete und Aufklärung von ihr verlangte. Eleonore erzählte kurz ihre Schickſale; „Vater,“ ſetzte ſie jedoch zuletzt betonend hinzu, „der eigentliche Retter Eures Kindes bleibt Sir John; konnte ſein tapferer Arm mich nicht beſchützen, ſo ſchirmte mich doch ſein edler Geiſt; denn hätte ſeine liebe Hand dieſen Leuten nicht wohlgethan, hätte ſein getreues Herz meinen Namen nicht genannt und er nicht mein gedacht zu aller Zeit, ſo wäre Eure Tochter verloren geweſen für Euch, und hätte nimmer wieder an Eurer Bruſt geruht wie jetzt.“ —

„Ich verſtehe Dich,“ ſprach der Lord freundlich; „hat der Wahnwitzige ſich doch in der Gruft des Todes zu Dir betten wollen, ſo mag er ſich Heilung ſuchen an einem freundlicheren Orte.“ —

Durch die Begebenheiten dieſer Nacht war der letzte Funke der Rebellion erſtickt worden, denn keiner der Hauptanführer entrann zu neuem Frevel-Wagniß, mehrere waren getödtet, die meiſten gefangen, und büßten auf ſchreckliche Weiſe ihre hölliſchen Thaten ab. Hil-

liards Frau und Tochter verbarg Eleonore dankbar auf den fernen Gütern ihres Vaters, und vergaß sie nicht an der Seite ihres Johns, nicht im Glanze des Hofes.

Das Volk gewann nichts durch seine Opfer; das Parlament annullirte die Versprechungen des Königs, und fühlbarer noch wurde der Druck des Adels, den jetzt nicht Gewohnheit übte, sondern den Haß und feindselige Rachsucht gerecht nannte. Auch König Richard II. erfüllte nicht die Erwartungen, welche das Reich von dem hochherzigen Jünglinge gehegt. Schmeichelei verdarb sein Gemüth, Sucht nach Vergnügen zerstörte die edlen Anlagen seiner Seele. Seine Günstlinge sogen das Land aus, und da die Ursache ihres Uebermuths nur in der Schwäche des Königs gefunden werden konnte, wurde dieser selbst den zurückgesetzten Baronen immer verhaßter. Sein eigener Vetter, Heinrich von Hereford, Lancasters Sohn, entthronte den König und ließ ihn gefangen auf einer schottischen Veste bewahren. Die Sage geht, man habe seinen Körper unverletzt, aber Mumien gleich gedörrt in einem Kerker derselben gefunden, wo ihn unglückselige Herrschsucht wahrscheinlich dem schrecklichen Hungertode Preis gegeben. —

Der Bettler von Sankt Columba.

Erzählung von Johanna Schopenhauer.

Noch hatte die Thurmuhr der abgelegenen Kirche Sankt Columba die fünfte Morgenſtunde nicht verkündet; die ganze große Stadt Köln lag in Dunkel und tiefem Schweigen wie begraben, und der matte Schein des eben grauenden Morgens und das ſchwache unſichere Licht der ſchmalen, hoch am geſtirnten Himmel grenzenden Mondesſichel ließen die Umriſſe der zunächſtſtehenden Gebäude kaum ſichtbar werden, als ſchon der Kirchendiener von Sankt Columba herbeieilte, um ſein tägliches Geſchäft zu vollbringen, und die Eingangspforten des uralten Gebäudes zur erſten Frühmeſſe zu öffnen.

Seit vielen langen Jahren war der gute Mann gewohnt, das ſeiner Obhut anvertraute Heiligthum, zu jeder Stunde des Tages wie der Nacht, mit großem Gleichmuth zu betreten, ohne daß ſeine ohnehin nicht ſehr erregbare Phantaſie ihm dabei einen böſen Streich geſpielt hätte. Doch diesmal ſchauderte er doch unwillkührlich zuſammen, und leiſes Grauen rieſelte ihm kalt

und unheimlich den Rücken hinab. Ihm war, als sey beim Oeffnen der Pforte eine lange dunkle Gestalt mit unhörbarem Tritt seitwärts an ihm vorübergeschlüpft; er warf einen Blick in das im Verhältniß zu seiner Länge ungewöhnlich breite Schiff der Kirche, und glaubte längs der einen der beiden Reihen Säulen, welche das Gewölbe desselben trugen, die nämliche Gestalt gleich einem Schatten hingleiten und unfern des Hochaltars plötzlich verschwinden zu sehen. Er faßte sich indessen, so gut er konnte, bekreuzte sich andächtig, murmelte ein kurzes lateinisches Stoßgebetlein, und ging dann rascher als gewöhnlich seinen übrigen Geschäften nach, um sich um so leichter aller Gedanken an die unheimliche Erscheinung zu entschlagen, die er für eine bloße Täuschung seiner Sinne zu halten sich bemühte.

Tiefe, nur durch den einförmigen Gang des Perpendikels der Thurmuhr unterbrochene Stille herrschte indessen noch eine Weile in der ganz einsamen Kirche. Der Lichtkreis, den die vor dem Hochaltar hängende ewige Lampe um sich her verbreitete, ließ nur die zunächst sie umgebenden Gegenstände sichtbar werden. Von ihr beleuchtet traten die vier starkvergoldeten Säulen über dem Hochaltar, die von diesen getragene Krone und die über sie schwebende, von geflügelten Engelsköpfen wimmelnde Wolkensäule gleich einer in röthlichem Glanze glühenden Himmelserscheinung aus dem tiefen Dunkel blendend hervor. Dichte Grabesnacht wohnte noch in den beiden kurzen niedriger gewölbten Seitenflügeln neben dem Hochaltar, durch welche Sankt Columba die

Gestalt eines langgestreckten Kreuzes erhielt. Der Mond blickte durch die Fenster hinter dem Hochaltar, sein bleicher Strahl brach sich in den mit Wappen alter kölnischer Geschlechter prangenden Scheiben, und brachte seltsam in einander verschwebende Lichteffekte hervor. Der weiße Mondschein kämpfte mit dem röthlichen Lampenschein, bis beide in der tiefen Nacht, welche oben das Gewölbe noch umhüllte, verschwanden. Die Kanzel, die Heiligenbilder und die dem Altar zunächst stehenden Säulen traten in vergrößerter unsichrer Form, gleich grauen unkörperlichen Schatten, aus der Dunkelheit halb sichtbar heraus, und die Finsterniß in der Vertiefung zwischen den Säulen wurde dadurch noch auffallender.

Endlich schallten leise Schritte, feierlich langsam, durch die öde Stille; eine tief verhüllte Gestalt schwankte ziemlich gespensterhaft den Hauptgang der Kirche hinauf; es war nur eine in ihrer Kapuze und dem langen schwarzen Regentuch der kölnischen Bürgerfrauen eingewickelte fromme Alte. Sie beugte die Knie vor dem Hochaltar, zündete ihr mitgebrachtes Lichtstümpfchen an der ewigen Lampe an, befestigte es mit einigen Tropfen Wachs auf dem Betpult ihres Kirchenstuhls, und setzte sich zum stillen Gebete vor demselben nieder; der von dem Lichte ausgehende Schimmer umgab ihr bleiches eingefallenes Gesicht mit einer Art von Heiligenschein, ohne sich weiter in der dunkeln Kirche zu verbreiten.

Mehrere früh aufgestandne Andächtige kamen allmälig einzeln herbei: Männer, Frauen, fast lauter alte

Laute. Auch von diesen zündete jeder sein mitgebrachtes Lichtchen an der ewigen Lampe oder an der schon brennenden Kerze eines gefälligen Nachbars an, und eilte dasselbe vor seinem gewohnten Platz in einem der Kirchenstühle zu befestigen. Alle die kleinen Kerzen flimmerten gleich so vielen durch die ganze Kirche zerstreuten Irrwischen, jede umgab das Antlitz des hinter ihr sitzenden Beters mit einem kleinen Licht-Nimbus, aber ihre Anzahl war noch zu gering, um das noch immer vorherrschende nächtliche Dunkel zu erhellen.

Jetzt aber holte die Thurmuhr zum Verkünden der fünften Morgenstunde aus, und mit dem ersten Schlage trat der Priester, gefolgt vom Kirchendiener, in die Kirche. Das viereckige Barett auf dem Haupte, im schwarzen Priesterrock, ging er ernst und schweigend den Mittelgang hinauf, um hinter dem Altar in die Sakristei sich zu begeben; der Kirchendiener läutete mit kräftigem Schwunge an einem mitten in der Kirche herabhängenden Seile die Frühmesse ein, und folgte dann seinem geistlichen Oberherrn.

Das Signal war gegeben, und in und um Sankt Columba ward es jetzt lebendiger. Zu allererst stellten in dem dunkeln sehr zerfallnen Kreuzgange am Eingange die dort durch Länge der Zeit stazionär gewordnen Bettler sich ein. Armselige, kümmerliche Gestalten, in Lumpen gehüllt, mit trübseligen eingefallnen Gesichtern, kauerten sie längs den Mauern des schmucklosen niedrigen Gewölbes auf Steinen, Holzklötzen und kleinen Bänken; jeder auf seinem, durch Verjährung ihm zu

eigen geordenen Platz, mit ängstlich angezogenen Beinen, um den Vorübergehenden nicht hinderlich zu seyn, ein Glöckchen in der Hand, um sich und ihr Elend dadurch bemerkbar zu machen, neben sich eine kleine Schale von Blech zum Einsammeln der ihnen von mitleidenden Händen zugeworfenen Kupferpfennige. Ihr Anblick war nichts weniger als erfreulich, herbe Noth oder Trägheit, Stumpfsinn oder Heuchelei hatten bei den meisten fast jede Spur eines früheren beßern Zustandes, eines menschlicheren, würdigeren Daseyns verlöscht. Nur einer unter allen, der den unstreitig besten Platz neben der Kirchenthür einnahm, hätte allenfalls einem Maler zum Modell eines Anachoreten aus der Thebaischen Wüste dienen können. Schwere Erlebnisse, wahrscheinlich auch ungezähmte Leidenschaft, hatten in den Zügen seines bleichen Gesichts tiefere Furchen gezogen, als das Alter; aber diese Züge hatten einst gewiß einen milderen Ausdruck getragen; sie waren nicht unedel, eben so wenig als die lange hagre, jetzt etwas gekrümmte Gestalt, der man es ansah, daß sie, wenn es erforderlich wäre, noch wohl kräftig genug sich aufrichten könne. In dem großen tiefliegenden Auge war noch nicht jede Spur jenes innern Feuers erloschen, das in dieser breiten hochgewölbten Brust einst verzehrend genug gelodert haben mochte. Seine Kleidung zeichnete übrigens vor den übrigen Bettlern ihn keineswegs aus; der alte braune, mit einem Strick umgürtete Kittel, der ihn fast mönchsartig einhüllte, war dünn und ärmlich genug, fiel aber von selbst in

breite maleriſche Falten, und das kleine glatte Käppchen, das ihm kaum den Scheitel bedeckte, und unter welchem das graue ſchlichte Haar ſich noch ziemlich üppig hervordrängte, kleidete ſogar ihn nicht übel.

Alle, welche die Frühmeſſe hören wollten, eilten jetzt raſchen Schrittes herbei: Abreiſende, Handwerker, Wäſcherinnen, Näherinnen, Tagelöhner, mitunter auch fromme Matronen aus den höheren Ständen; innerhalb weniger Minuten war die Kirche mit Leuten angefüllt, die hier ihr Tagewerk zuerſt beginnen wollten. Jeder zündete vor ſeinem Platz ſein mitgebrachtes Lichtſtümpfchen an, und die jetzt zu mehreren Hunderten ſteigende Anzahl derſelben erleuchtete die Kirche auf das Seltſamſte und zwar von unten auf. Oben im hohen Gewölbe des Schiffes drückte noch tiefe Dämmerung das ſchwache Licht nieder, das unten aus den Kirchenſtühlen emporſtrebte; in den beiden Seitenhallen neben dem Altar herrſchte noch nächtliches Dunkel und umhüllte ſchauerlich die alten hochvergitterten Beichtſtühle von ſchwarzem Holze, und die beiden Seitenaltäre; der mittlere Theil der Kirche aber bis zur Hälfte der Säulen hinauf bot dem nicht daran Gewöhnten ein ganz eigenes Schauſpiel wunderſamer Art. Ein geiſterartiges Scheinleben fing an zwiſchen den uralten Steingebilden zu walten, es war, als ob das ſchwere Gewölbe in dieſer wunderlichen flackernden Beleuchtung ſich ſichtlich erhöbe, und Säulen, Heiligenbilder, Gemälde ſich zu regen begännen, und höher ſchwebend ihm folgten.

Den ſilbernen mit dem Velum noch bedeckten Kelch

ehrfurchtsvoll in den Händen tragend, trat jetzt der Priester aus der Sakristei, und die ganze, bis jetzt flüsternde, niesende, hustende Gemeinde verstummte plötzlich, und sank auf die Knie. Mit unbedecktem Haupte, das mit großen Blumen, und im Rücken und auf der Brust mit zwei großen Kreuzen von Goldborten prangende Meßgewand von schwerer Seide, über das weiße Unterkleid geworfen, näherte er sich dem Altar und verbeugte sich tief vor demselben. Mit lauter Stimme beginnt er das Staffelgebet: introibo: der Meßdiener, im weißen Chorrocke, kniet mit seinem Glöckchen neben ihm. Der Priester steigt die Stufen zum Altar hinan, Todtenstille herrscht rings umher, die Messe beginnt. Zuerst die vorbereitenden Theile derselben, die Epistel, das Credo werden abgelesen, dann folgt das Evangelium, welches von der Gemeinde stehend angehört wird. Jetzt kommt der feierliche Augenblick, in welchem der Priester das Brod und den Wein zum Meßopfer einsegnet; der Meßdiener giebt mit seinem Glöckchen dreimal das Zeichen, und alles stürzt nieder auf die Knie.

Sanctus! Sanctus! Sanctus! Dominus Deus Sabaoth! pleni sunt coeli et terra gloria tua, benedictus qui venit in nomine Domini! ruft der Priester laut und feierlich, und die ganze Gemeinde beugt das Haupt tief zur Erde und schlägt, reuevoll über ihre Unwürdigkeit dem Meßopfer beizuwohnen, an die eigene Brust.

Ein, in diesem Augenblicke feierlicher Stille, sehr hörbares Stöhnen drang jetzt aus einer der ganz dun-

ſein Seitenhallen, unfern dem Hochaltar, hervor; es war ein ſehr ſchmerzlicher Ton, halb Seufzer, halb unterdrückter Schrei, wie vom tiefſten Jammer einer ſchwer leidenden Bruſt entpreßt. Laut knatternd fuhr die ſchwere Gatterthüre einer der dunkeln Beichtſtühle im finſterſten Theile der Kirche auf, und fiel mit polterndem Geprasſel wieder zu. Alle Leute in der Kirche ſahen erſchrocken ſich um, ſelbſt der Prieſter hielt einige Sekunden mit Vollbringung der heiligen Handlung ein, in welcher er eben begriffen war.

Mit wild zerſtreutem Haar, an Wahnſinn gränzende Verzweiflung im bleichen entſtellten Geſicht, ſtürzte ein junger Mann, tief in ſeinen Mantel gewickelt, aus der dunkeln Seitenhalle jetzt heraus. Ohne Rückſicht, als ob er von Allem, was ihn umgab, gar nichts gewahr werde, ſchritt er durch die Reihen der Knienden hindurch, der in den Kreuzgang führenden Kirchthüre zu.

Der alte Bettler mit dem Anachoretengeſicht hielt am Eingange des Kreuzgangs demüthig freundlich ihm ſeine blecherne Schale entgegen, als einem alten Bekannten, von dem er überzeugt war, daß er eine kleine Gabe ihm nicht verſagen würde. „Laß mich, Bettler!“ zürnte der Jüngling ihm zu, und warf ihm die Schaale beinahe aus der Hand, indem er wild an ihm vorüber rauſchte.

„Hilf, heiliger Franziskus! was iſt es denn heute mit dem jungen Herrn Gisbert? war er doch immer ſo freundlich, und ſieht heute ſo blaß und verſtört aus, daß ich ihn kaum wieder erkannt hätte;“ murmelte der

alte Bettler und ſah, bedenklich den Kopf ſchüttelnd, dem jungen Manne nach, der im Kreuzgang mit ſchnellen unſichern Schritten bald weiter ging, bald wieder umkehrte, als wiſſe er den ihm ſonſt ſo wohl bekannten Ausgang nicht zu finden.

„Das war kein frommes Morgengebet, das der heute in Sankt Columba gehalten, den muß etwas Schweres betroffen haben;“ murmelte der Alte weiter, indem er den noch immer wie verwirrt umher irrenden Jüngling mit ſeinen Blicken verfolgte. „Er ſieht ja aus wie Einer — heiliger Franziskus, bitte für ihn, und behüte ihn vor Verſuchung und allem Böſen!“ rief er plötzlich, als er durch eine Oeffnung in dem ganz verfallenen Theil der Kreuzgangsmauer gewahr wurde, wie der junge Mann den Ausgang endlich gefunden, und nun auf der Columbaſtraße dem Rheine zuging, ſtatt, wie ſonſt, den entgegengeſetzten Weg einzuſchlagen.

Mit einer Geſchwindigkeit, die man dem abgelebten Greiſe kaum hätte zutrauen ſollen, huſchte er jetzt der in das Paſſionsgäßchen führenden Kirchthüre zu, um auf dieſem viel-näheren Wege dem jungen Manne entgegen zu treten, dem er in dieſem Augenblick nicht viel Gutes zutrauen mochte. Das Paſſionsgäßchen, das gerade an den Rhein führt, iſt eins der engſten und abgelegenſten in Köln; ſogenannten Stazionen, Abbildungen des Leidens Chriſti, in ſchlechtgeſchnitzten und bunt bemalten Basreliefs, zu beiden Seiten deſſelben verdankt es den frommen Namen. In dieſer frühen Morgenſtunde, zur Zeit der herbſtlichen Sonnenwende,

war außer dem alten Bettler keine lebende Seele in demſelben zu erblicken; die Sonne war noch nicht aufgegangen, und Fenſter und Thüren der benachbarten Häuſer noch feſt geſchloſſen.

Der junge Mann bog eben um die Ecke der Columbaſtraße in das Paſſionsgäßchen ein, als der Bettler aus der Kirche herauskam; feſten Schrittes trat dieſer ihm in den Weg, ohne auf den zürnenden Blick zu achten, mit welchem Gisbert ihn bei Seite ſchieben und an ihm vorüber eilen wollte. „Lieber junger Herr,“ ſprach der Alte, „ohne mir Rede zu ſtehen, laſſe ich Sie nicht fort. Seit drei Jahren haben Sie faſt an keinem Morgen die Frühmeſſe in Sankt Columba verſäumt, nie ſind Sie an mir vorübergegangen, ohne mir eine kleine Gabe zu reichen; warum denn heute nicht? warum mußten Sie heute, gerade am Tage des heiligen Bruno, mit Ungeſtüm mich zurückweiſen?“

Der junge Mann wollte gewaltſam ſich von dem läſtigen Alten losmachen, und ohne ihm zu antworten an ihm vorübereilen, doch dieſer wich nicht von der Stelle, und beſtand auf Beantwortung ſeiner Frage.

„Laß mich Alter,“ rief Gisbert, endlich ſehr ungeduldig geworden. „Fort, aus dem Wege! Du erhältſt keinen rothen Heller mehr von mir, Du und Sankt Columba ſehen mich nie wieder.“

„Und weßhalb ſollen ich und Sankt Columba Sie nie wiederſehen? Sie kommen nicht fort, ich laſſe Sie nicht von der Stelle, bis ich es weiß;“ erwiederte der Bettler, und vertrat ihm noch kräftiger den Weg.

„Nun denn! wenn Du es durchaus wiſſen mußt,“ flüſterte Gisbert zwiſchen zuſammengebißnen Zähnen ihm ins Ohr, „mein Weg geht von hier gerade in den Rhein!“ Mit einem gewaltigen Stoß ſuchte er nochmals ſich zu befreien, aber der Bettler faßte mit Rieſenkraft ſeinen Arm, richtete, an ſeinen Stab gelehnt, ſich hoch empor, und blickte mit feurigblitzenden Augen ihm ſtarr ins Geſicht.

„Die Ewigkeit iſt lang,“ ſprach er mit feierlichem Ernſt und tiefer ſonorer Stimme; „die Pforten der Hölle ſtehen weit offen, und der Verſucher wandelt umher gleich einem brüllenden Löwen. Aber Gottes Barmherzigkeit iſt unermeßlich; er will, daß der Sünder lebe und nicht untergehe, und die Hülfe des Herrn ſteht Jedem nahe, der gläubig und vertrauend ſich an ihn wendet.“

Gisbert ſchauderte innerlich; es ſchien ihm, als blicke der Bettler mit den Zügen ſeines längſt geſtorbenen Vaters ihn an. Der Gedanke an die Schande, die er noch im Grabe über das Haupt dieſes, von allen ſeinen Mitbürgern einſt hochgeehrten Mannes bringen werde, überkam ihn mit unſäglicher Angſt. Gisbert Neumann, Schöff der freien Reichsſtadt Köln, ruht unter einem ſeinen Namen ehrenvoll verkündenden Grabſteine, Gisbert Neumann, der Ehreloſe, der Selbſtmörder, findet an der Mauer, unter Neſſeln und Dornen ein ſeines Vaters ehrlichen Namen beſchimpfendes Grab. Er dachte dies faſt ohne Worte, verſuchte noch einmal von dieſem Gedanken, und von dem Alten ſich loszureißen, der mit durchdringendem Blick ihn anſtarrend ihn

noch immer am Arm festhielt, aber die furchtbare Angst im Innern lähmte seine äußere Kraft.

„Guter Alter," bat er jetzt, „dringe nicht weiter in mich, erschwere mir nicht den Todeskampf. Kennetest Du mein Elend, Du würdest mich nicht aufhalten wollen. Ehrlos, mit Schande beladen, ein des niedrigsten Verbrechens beschuldigter Gefangener! — Bete für meine arme Seele, aber halte mich nicht länger!" rief er plötzlich und riß mit angestrengter Kraft sich los.

„Ueber mich hinweg, mein graues Haupt mit Füßen treten müßt Ihr, wenn Ihr durchaus in das ewige Verderben rennen wollt," rief der Alte und wollte quer über die Straße sich hinwerfen; „und wenn Ihr nicht jetzt gleich mich todt schlagt, so rufe ich mit Geschrei die ganze Nachbarschaft auf;" setzte er hinzu, als Gisbert mit Mühe ihn davon abhielt: „bekennt mir, was Euch widerfahren ist, und ich lasse ungehindert Euch gehen, sobald ich einsehe, daß Euch nicht mehr zu helfen ist. Die Hälfte aller Almosen, die ich empfange, will ich zu Messen anwenden, Eure arme Seele aus dem Fegfeuer zu erlösen, doch halten will ich dann ferner Euch nicht. Das gelobe ich Euch. Aber so lange noch der Athem ein und aus geht, ist bei Gott und Menschen noch Hülfe möglich. Sie steht Euch vielleicht näher, als Ihr es glaubt; wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten; wer kann wissen, ob ich selbst nicht zu Eurem Retter erkohren bin?"

„Du? Du armer Bettler?" erwiederte Gisbert bitter lachend. „Vernimm denn! Gestern gab Herr

Weiß, in deſſen Comtoir ich arbeite, mir einen Wechſel von zweitauſend Reichsthalern einzukaſſiren, und reiſte nach Düſſeldorf; heute Mittag kommt er zurück, der Wechſel wurde mir ausgezahlt, er wird ſein Eigenthum von mir fordern. Ich kann es ihm nicht geben, ich habe ſein Geld und alles, was ich ſelbſt beſaß, verſpielt. In dieſer Nacht verſpielt. Jetzt weißt Du, was Du wiſſen wollteſt, und nun halte Wort.“

Gisbert wollte ſich losreißen, aber der Alte war ſtark wie ein Rieſe. „Ich halte Dich und laſſe Dich nicht,“ rief er beinahe jubelnd, und ein ſeltſames Lächeln zuckte ſchnell über die tief gefurchten Züge ſeines Geſichts. „Ich habe Rath und Troſt, Du wirſt nicht ſterben, ſondern leben, folge, wohin ich Dich führen will, höre mich wenigſtens nur an.“

Die Dämmerung war indeſſen dem hellen Tageslicht gewichen; in den ärmlichen Häuſern des engen Paſſionsgäßchen fing das arbeitſame Leben an ſich zu regen, Fenſterläden und Hausthüren wurden geöffnet. Die Sonne ging auf, und Gisbert ſchämte ſich vor den Leuten, die den von einem alten Bettler auf offner Straße beim Arme feſtgehaltnen wohlgekleideten jungen Mann mit neugierigen Blicken betrachteten.

„Alter,“ ſprach er ziemlich gelaſſen, „daß Du mir helfen könnteſt, glaube ich nicht, aber Dein guter Wille verdient, daß ich anhöre, was Du mir zu ſagen haſt. Sprich, aber mach' es kurz; laß meinen Arm los, ich halte Dir Stand, bis Du fertig biſt, dies verſpreche ich Dir, als ein Sterbender, der nicht noch

in seiner letzten Stunde mit einer Lüge sich belasten will. Ich höre Dich an, mehr verlange nicht."

„Kurz und gut denn, ich selbst gebe Ihnen, was Sie bedürfen, um Ihre Schuld zu tilgen;" sprach der Alte: „in einer Stunde, lieber noch jetzt gleich, wenn Sie in meine Wohnung mir folgen wollen. Zwei Bedingungen stelle ich Ihnen dabei, Sie können getrost darauf eingehen, Sie beleidigen dadurch weder göttliches noch menschliches Gesetz. Ich gehe voran, folgen Sie meinen Schritten in einiger Entfernung. Sie sehen so ungläubig mich an? ich bin weder ein Wahnsinniger noch ein Betrüger; oder gar der böse Feind, der Ihrer Seele nachstellt, und für den Sie vielleicht in diesem Augenblick mich halten."

Gisbert hörte in halber Betäubung den Alten an. Was er in dieser entsetzlichen Stunde gehört und erlebt, das Benehmen des Bettlers, seine eigne fürchterliche Lage, Alles gestaltete sich ihm zu einem wilden phantastischen Traum. Die unerwartete Verzögerung des gewaltsamen Schrittes, zu dem Verzweiflung ihn getrieben, die Strahlen der aufgehenden Sonne, die er nie wieder zu schauen gemeint, hatten die Luft am Leben in seiner jungen Brust wieder erweckt, ihm graute jetzt vor dem ewigen Erstarren in kalter Fluth, und — dachte er unwillkührlich — diese Zuflucht bleibt mir am Ende doch noch immer.

Flüchtigen Schrittes ging der Alte voran. Durch enge Winkelgäßchen und Gänge, zuweilen durch Gärten und abgelegene Grasplätze, deren Köln viele im weiten

Kreiſe ſeiner Mauern umſchließt. Zuweilen wandte der Bettler gegen den ihm folgenden Gisbert ſich um, durch einzelne Worte und freundliche Winke ihm Muth zuſprechend. So gelangten beide endlich im entfernteſten, faſt unbewohnten Theile der Stadt an ein ärmliches, zwiſchen uraltem Gemäuer und mit Einſturz drohenden Gebäuden ganz iſolirt liegendes Häuschen. Die Thüre deſſelben öffnete ſich auf des Alten Klopfen wie von unſichtbarer Hand durch einen oben angebrachten Zug, und fiel, ſobald die beiden eingetreten waren, hinter ihnen wieder zu. Gisbert, von dem draußen hellſtrahlenden Sonnenlicht geblendet, vermochte von den Umgebungen, in die er gerathen war, nichts zu erkennen. Der Alte führte ihn an der Hand einige Schritte weiter, ſchloß eine kleine Thüre auf, durch die ſie nur in gebückter Stellung eintreten konnten, und ſchloß ſie dann hinter ihnen wieder zu.

„Willkommen, Herr Gisbert Neumann, willkommen in der Hütte des Bettlers Peregrinus;“ rief der Alte mit heitrer volltönender Stimme, und ſcheb einen hölzernen Schemel dem einzigen kleinen Fenſter näher, das, hoch in der Mauer angebracht, zwiſchen eiſerne Stäbe hindurch in dem gewölbten engen Gemach ein mattes Dämmerlicht verbreitete. „Verſchmähen Sie den einzigen Sitz zum Ausruhen nicht, den ich Ihnen bieten kann, während ich die Beweiſe, daß ich kein großſprechender Prahler bin, herbeihole;“ ſprach er demüthig, höflich ſeinen Gaſt zum Niederſitzen einladend.

Mit faſt gedankenloſem Staunen betrachtete Gis-

bert die rohen schwarzen Wände, an die seit ihrer Entstehung keine sie schmückende Hand sich gewagt hatte. Ein ärmliches Strohlager war in einer Ecke auf den kalten Estrich hingebreitet, ein sehr dunkel gewordenes Heiligenbild und ein Gefäß mit Weihwasser hingen über demselben an der Wand. Näher dem Fenster stand ein kleiner Altar mit einem hölzernen Kruzifix darauf, einem auf kreuzweise gelegten Menschengebeinen ruhenden Todtenkopf und einem Gebetbuch, vor demselben ein hölzerner Betschemel. Auf einem grob zusammengezimmerten Tisch lagen Schreibmaterialien und ein paar alte dicke Quartanten daneben; auf einem an der Wand befestigten Brett stand das Hausgeräth des Bettlers, Schaale, Löffel und Becher von Holz, nebst einem steinernen Wasserkrug und einer schlechten irdenen Lampe. Die Zelle des Alten enthielt weiter nichts und sah im Ganzen einem Gefängniß, oder der Strafzelle eines der Buße geweihten Klosterbruders gar ähnlich.

Der Alte war indessen sehr geschäftig. Er hatte eine Seitenwand des kleinen Altars geöffnet und hob aus einer sorgsam bedeckten Vertiefung im Fußboden unter demselben ein kleines mit Eisen stark beschlagenes Kästchen hervor, das er aufschloß und neben Siebert hinstellte. Mehrere Rollen lagen darin. „Sie sehen, junger Herr," sprach er, indem er drei derselben herausnahm, „der alte Bettler hat nicht gesucht, Sie durch leere Hoffnungen hinzuhalten, jede dieser Rollen enthält funfzig Pistolen, gerade die Summe, deren Sie bedürfen. Das Geld gehört Ihnen, wenn Sie auf meine

Bedingungen eingehen, dieſes und noch mehr. Es iſt kein mit Unrecht erworbenes Gut, der Segen eines dankbaren Armen ruht darauf, Sie dürfen Sich nicht ſcheuen, es anzunehmen.“

Gisbert ſaß da, wie einer, vor deſſen Augen das Ungeheuerſte, alles menſchliche Erwarten Uebertreffende geſchieht. „Und was verlangt Ihr von mir dafür?“ fragte er aus tief beklommener Bruſt.

„Zweierlei,“ war die Antwort. „Zuerſt, daß Sie mit einem heiligen theuern Eide ſich verpflichten, nie wieder zu ſpielen, weder um wenig noch um viel; nie wieder, in Ihrem Leben Karte noch Würfel anzurühren“ — — „O wie gern!“ rief Gisbert ihn unterbrechend, „ſprecht ſelbſt den Eid mir vor, ich leiſte ihn, in welcher Form Ihr wollt. Nie war ich Spieler; in luſtiger Geſellſchaft, vom Weine erhitzt, ließ ich vergangene Nacht, zum erſten Male von falſchen Freunden mich dazu verleiten. Und nun Eure zweite Bedingung?“

„Sie heirathen meine Tochter,“ ſprach der Alte ganz gelaſſen.

Gisbert ſprang erſchrocken auf; er ſtarrte den Alten mit großen Augen an, als wäre ein Geſpenſt ihm erſchienen. „Heirathen!“ ſprach er kaum vernehmlich. „Heirathen! ich in meiner Lage?“

„Daß dieſe Sie nicht vom Heirathen abhalten könne, ſey meine Sorge; die Mittel dazu liegen in meiner Hand;“ erwiederte der Bettler kalt und ernſt.

„Heirathen! ich! und zwar Deine Tochter,“ rief Gisbert noch einige Male, wie einer, der vor Schrecken

nicht weiß, was er spricht oder thut. Dann schwieg er, in tiefes Nachsinnen versinkend, eine Weile. Seine Geberde, sein ganzes Wesen veränderte sich, seine Brust hob sich gewaltsam, wie von innern Zuckungen durchbebt, flammende Röthe und Todtenblässe wechselten auf seinem Gesichte; mit wildem Blick eilte er rasch der Thüre zu, stand von Lebenslust festgehalten wieder still. Der Ausdruck schmerzlicher Verzweiflung in seinen Zügen ging allmählig in ein krampfhaftes, fast sarkastisches Lächeln über, als ob er sich selbst und sein Schicksal damit verhöhnen wolle. Auf diese phantastische Weise aus seinem tiefen Elende sich befreien zu können, kam ihm fast komisch vor; er war nahe daran, über den Gedanken laut aufzulachen, aber nicht aus fröhlichem Herzen.

„Was ist es denn weiter;" sprach er leise vor sich hin; „ein wilder Faschingsstreich, nichts mehr, und der alte Rhein wird doch noch immer bei Köln vorüberfließen, und, wenn alles über mich zusammen bricht, sich nicht weigern, mich in seine Arme aufzunehmen."

„Da! alter Peregrinus, oder wie du sonst noch heißen magst," rief er mit wilder Lustigkeit, und hielt die Hand ihm hin, „schlag' ein, es gilt, ich gehe auch auf Deine zweite Bedingung ein. Aber sehen darf man doch wohl die schöne Braut, ehe man ganz fest sich bindet.

„Nichts kann billiger seyn!" erwiederte mit grosem Gleichmuth der Bettler, ging mit Gisbert hinaus, schloß die Thüre seiner Kammer sorgfältig wieder zu, und führte seinen Gast eine dunkle, steile, ziemlich lei-

terartige Treppe hinauf. Zu Gisberts großer Verwunderung brachte ihn dieſe Treppe in einen hellen ſehr reinlichen Vorſaal. Der gedielte Fußboden war mit weißem Sande zierlich beſtreut, ſpiegelblankes Zinn und Kupfergeſchirr prangte an den Wänden, dazwiſchen kleine delfter Taſſen und allerlei altmodiſches Tiſchgeräth von Steingut. Einige blau und weiß bemalte japaniſche Vaſen ſtanden oben auf einem ſehr großen altväteriſchen Schrank von Nußbaumholz. Gisbert betrachtete das Alles mit ſchweigender Verwunderung, der Kontraſt zwiſchen hier oben und dem, was er unten in der Wohnung des Bettlers geſehen, war gar zu groß. Alles kam wie ein Blendwerk, er ſelbſt wie der verzauberte Held eines Mährchens und der Bettler wie ein Herrenmeiſter ihm vor.

Der Alte öffnete die Thüre eines Zimmers, in welches einzutreten er ihn ſehr höflich einlud. Ein Mädchen, in beſcheidener aber zierlicher Bürgertracht, das an einem kleinen Tiſche am Fenſter mit feiner Näharbeit beſchäftigt war, erhob ſich von ſeinem Seſſel. Mit einem Paar recht unſchuldigen Kinderaugen blickte es den Vater und ſeinen Begleiter verwundert an; Purpurröthe überzog das runde blühende Geſichtchen und den lilienweißen Hals, von welchem nur ein kleiner Streif über dem ſeidenen Tuch ſichtbar ward, das den Buſen züchtig verhüllte; die längſten ſeidenſten Augenwimpern, die man ſich denken kann, umſchleierten jungfräulich geſenkt den freundlichen Blick, indem es mit einer kunſtloſen Verneigung den Fremden begrüßte.

„Das iſt meine Tochter, junger Herr;“ ſprach

der Alte; „Anaſtaſia, mein Kind, Du ſiehſt Herrn Gisbert Neumann vor Dir, den jungen Herrn, von dem ich Dir erzählt habe, daß er tagtäglich die Frühmeſſe zu Sankt Columba beſucht, und nie vergißt, auch der Armen dabei zu gedenken. Darum habe ich auch täglich in meinem Gebete ſeiner gedacht, und führe ihn jetzt zu Dir, damit auch Du ihn kennen lernſt."

Der Alte bemühte ſich jetzt eine Art von Geſpräch zwiſchen den beiden jungen Leuten anzuknüpfen; aber vergebens, er mußte faſt allein es führen, Anaſtaſia konnte ſich nicht ſogleich von ihrem Erſtaunen erholen, einen Gaſt, und zwar einen ſolchen, in ihrer einſamen Wohnung zu ſehen. Sie war und blieb ſtill, beinahe verſchüchtert, und antwortete ihrem Vater nur, wenn es durchaus nicht zu vermeiden war; aber die wenigen Worte, die ſie ihm nothgedrungen zuweilen erwiederte, wurden mit der furchtloſen unbefangenen Naivetät eines reinen, mit Welt und Leben durchaus unbekannten Gemüthes ausgeſprochen.

Gisbert aber war noch immer wie ein Träumender, ſtumm ſaß er da, und ſeine Blicke wanderten unaufhörlich von Anaſtaſia auf ihre Umgebungen, von dieſen auf den ihm immer räthſelhafter werdenden Bettler, und dann wieder auf deſſen nicht eben ſchöne, aber unendlich anmuthige Tochter zurück.

Ein Heer lichtbrauner, von ſelbſt ſich kräuſelnder Löckchen drängte unter dem kleinen, kaum den Scheitel deckenden Bürgerhäubchen der Rheinländerinnen ſich üppig hervor und umſpielte das anmuthige Geſicht, die

frischen Wangen, denen, wenn Anastasia lächelte, ein paar Grübchen etwas unbeschreiblich Freundliches und Reizendes gaben. Die dunkle einfache Kleidung verrieth den zierlichsten Gliederbau der schlanken, aber nicht hagern Gestalt. Alles, was sie trug, war ganz nach gewöhnlicher Bürgerart, aber passend und sauber, vom Häubchen an bis zu dem an den kleinen Schuh von schwarzem Korduan sich anschließenden schneeweißen Strumpf, und dem, wie neu aus dem Schrank genommenen Schürzchen von rothgestreiftem Baumwollenzeug.

Auch ihre nächsten Umgebungen zeugten von der unverschrobenen kindlichen Gemüthsart der lieblichen Anastasia; im Fenster, an welchem ihr Arbeitstisch stand, blühten einige wohlgepflegte Myrthen-, Rosen- und Nelkenstöcke. Ueber dem Nähtisch hing ein hellpolirter Käfig, mit Wasser, Zucker und allem, was sein muntrer Bewohner, ein lustig zwitschernder Kanarienvogel, sich wünschen konnte, wohlversehen; zu des hübschen Mädchens Füßen saß der kleine wedelnde Gefährte ihrer Einsamkeit, schüttelte ganz leise die silbernen Schellchen seines Halsbandes, und sah mit klugen bittenden Augen zu seiner Gebieterinn hinauf. Duftende frischgepflückte Blumensträuße prangten vor dem Muttergottesbilde an der andern Wand, dem Mädchen gegenüber; ein bunter Tyroler Teppich lag über den nußbaumnen Tischmitten im Zimmer gebreitet; Stühle, ein altmodisches Kanapee, ein paar Komoden, alles von Nußbaum, sahen, unerachtet ihrer ein bedeutendes Alter verrathenden Form, so wohlerhalten aus, als wären sie erst gestern

aus der Werkstatt des Schreiners gekommen. Der bedeutendste Schmuck des Zimmers aber waren zwei Glasschränke in beiden Ecken desselben. Neben Tassen und Tellern von ostindischem Porzellan waren in dem Einen ein silbernes Kruzifix, mehrere Löffel, ein paar mit Schaumünzen ausgelegte Becher, und noch einiges schwer massives Silbergeräth von altmodischer Form aufgestellt. Im zweiten sah es lustiger aus: kleine niedliche Christkindchen von Wachs ruhten dort unter künstlichen Blumen und vergoldetem Wintergrün, dazwischen Hündchen, Lämpchen, zierlich von Nonnenhänden auf Pergament gemalte Heiligenbilder, künstlich gestickte Nadelkissen, bunte Ostereier, Figürchen von Dragant; es war das grüne Gewölbe, die Schatzkammer der lieblichen Anastasia, an der sie augenscheinlich von ihrer Kindheit an gesammelt haben mußte; alles nett aufgeputzt und mit Rauschgold verziert, wie eine Weihnachtsbescheerung.

Gisbert sah sich in das Alles so hinein, daß es ihm endlich vorkam, als ob das Meisterwerk eines alten niederländischen Malers, eines Peter de Hoogh oder Terburgh, plötzlich in die Wirklichkeit getreten wäre, und er stünde selbst leibhaftig mitten in einem solchen kleinbürgerlichen Stillleben, das mit dem kaum beschwichtigten Sturm in seiner Brust seltsam genug kontrastirte. Das Zimmer, der Alte, das schöne Mädchen, sogar der rastlos hüpfende Vogel und das freundliche wedelnde Hündchen, alles paßte durchaus zusammen, und bildete ein beruhigendes Ganze.

Im kalten Rhein den Tod ſuchen, oder an Anaſtaſiens Hand Ruhe und Glück, dieſe Alternative, die ſich ihm plötzlich wieder aufdrängte, kam ihm faſt lächerlich vor. „Daß ich ein Thor wäre, mich hier noch länger bedenken zu wollen!“ murmelte er vor ſich hin, ſprang auf, und reichte dem Alten die Hand. „Es ſey, Vater Peregrinus,“ rief er in einem Anfall humoriſtiſchen Leichtſinns, der an Verzweiflung weit näher gränzt, als man es gewöhnlich denkt. „Ich erfülle alle Eure Bedingungen, nehmt darauf meinen ehrlichen Handſchlag zum Pfande. Aber nun darf ich auch nicht länger weilen; die Sonne ſteht hoch, und meine Gegenwart im Komtoir iſt vielleicht ſchon längſt höchſt nöthig geworden.“

Der Bettler verſtand recht wohl den eigentlichen Sinn dieſer Worte, doch ohne weiter ſich darüber zu äuſſern, führte er den jungen Mann wieder hinunter in ſein Gemach, übergab ihm die ihm verheißene Summe, und nahm ihm dagegen nur das Verſprechen ab, ſich morgen, wie gewöhnlich, zur Frühmeſſe in Sankt Columba einzuſtellen. Beide trennten ſich jetzt, um jeder an ſeine Geſchäfte ſich zu begeben, Gisbert in ſein Komtoir, Peregrinus an ſeinen gewohnten Standort im Kreuzgang zu Sankt Columba.

Eine Menge kleiner Geſchäfte, welche durch Gisberts verſpätete Ankunft ſich im Komtoir angehäuft hatten, ſpäterhin die Ankunft des Handelsherrn, dem er, mit welchem Gefühl, iſt leicht zu errathen, den Betrag

des einkaſſirten Wechſels übergab, ließen in den erſten Stunden den jungen Mann nicht zu deutlicher Beſinnung kommen. In ſeiner äuſſern Lage war auch nicht die kleinſte Veränderung vorgefallen, alles war geblieben, wie es von jeher geweſen, nur in ſeinem Innern war alles anders geworden. Der jugendliche Frohſinn, die innige Freude an der Welt und am Leben, die früher ſeine Bruſt erfüllten, waren aus ihr gewichen; Furcht, Reue, Schaam, bange Sorge harrten gleich lauernden Furien auf die erſte freie Stunde, die ihm werden würde, um ihn mit giftigen Schlangenbiſſen zu überfallen.

Dieſe Stunde kam, es war Abend geworden, Gisbert in ſeiner Wohnung mit ſich ſelbſt allein, und jetzt erſt drängten die Ereigniſſe der letzten Nacht und des auf dieſer folgenden Morgens ſich ſeiner Erinnerung wieder auf und erfüllten ſein Gemüth mit bangem Schauer vor der Zukunft, und bitterer Reue.

Die Folgen ſeines in jugendlichem Leichtſinn begangenen Vergehens waren getilgt, ohne eine Spur, die ihn hätte verrathen können, zu hinterlaſſen; ſein Leben war wie durch ein Wunder vom ſchmählichſten Untergange gerettet, aber um welchen entſetzlichen Preis! Ehre, Freiheit, jede Hoffnung einer glänzenderen Zukunft hatte er dafür hingegeben; er, der einzige Sohn eines nicht in Reichthum, aber in Ehre und Anſehen einſt lebenden Vaters, war der Verlobte der Tochter eines Bettlers geworden! Er hätte in die Erde verſinken mögen bei dem bloſſen Gedanken daran. Bedrängt von

bitterer Todesnoth hatte er ſein Wort gegeben, und, ſo ängſtlich auch ſein Gefühl ſich dagegen jetzt empörte, er mußte es erfüllen; nur ein einziger Ausweg, dieſem zu entgehen, zeigte ſich ihm, wenn er dem ihm jetzt, da er ihn nicht mehr vor ſich ſah, immer zweideutiger erſcheinenden Bettler die Summe, die jener ihm vorgeſtreckt, mit Wucher zurückzahlen könne.

Eine ganze ſchlafloſe Nacht brachte er damit zu, den Weg aufzufinden, dieſes möglich zu machen. Das wenige Vermögen, das ſein Vater ihm hinterlaſſen, war unter der Verwaltung ſeiner Vormünder faſt zu gar nichts eingeſchmolzen; außer zwei, mit Töchtern reichlich geſegneten Tanten, hatte er ſeines Wiſſens keine Verwandten mehr in der Welt. Aber er hatte Freunde, hatte Bekannte, die Summe, deren er bedurfte, war doch eben nicht ſo gar groß, daß nicht mehrere derſelben mit vereinten Kräften ſie hätten zuſammen bringen können. Am Ende blieb ihm doch noch der Ausweg, ſich Herrn Weiſe ſelbſt zu entdecken, und die Hülfe deſſelben ſich mit Bitten zu erringen: freilich tieſen die Geldliebe und übrigen Geſinnungen dieſes, eben nicht ſeines feinen Gefühls und ſeiner Großmuth wegen bekannten Mannes nicht erwarten, daß er ſich ſo leicht zu einem ſolchen Vorſchuß würde bewegen laſſen, doch Gisbert war einer der beſten und fleißigſten Arbeiter im Komtoir, den man gewiß ungern verlieren würde, und Wünſchen und Hoffen heißt, ſo lange wir jung ſind, gewöhnlich Eins und Daſſelbe Gisbert hoffte alſo auch, und machte mit Tagesanbruch ſich auf den Weg nach

Sankt Columba, fest entschlossen, die Verbindung mit dem Bettler und dessen Tochter zu lösen, um welchen Preis es immer sey.

Als Gisbert nach der Messe wieder in den Kreuzgang trat, stand der Bettler schon vor dem Eingange desselben, ihn erwartend; er gab dem jungen Mann heimlich einen Wink, ihm von ferne zu folgen, und schlug sogleich, ohne ein Wort mit ihm zu wechseln, den Weg nach seiner Wohnung ein. Desto besser, dachte Gisbert, indem er hinter ihm herging; auf öffentlicher Straße läßt dergleichen sich ohnehin nicht wohl abthun, und die Gegenwart des Bettlermädchens soll mich gewiß nicht irre machen, oder mich abhalten, gerade auszusprechen, wie ich es meine. Gott weiß, was ich gestern in der Angst zu sehen geglaubt, über Nacht ist der Zauber verflogen, der mich blendete. Ich werde sie sehen, wie sie ist, eine gemeine, schlecht erzogene Dirne, mit einem glatten roth und weißen Lärvchen, das keinem Manne meiner Art gefallen kann, und mir gewiß mißfallen muß.

Sie langten vor des Bettlers Wohnung an, ohne daß einer von ihnen unterweges eine Sylbe gesprochen. Gisbert wurde von dem Alten sogleich in das Zimmer Anastasiens geführt; der Alte ging wieder hinunter, um Einiges, dessen er bedurfte, wie er sagte, zu holen; Gisbert blieb mit ihr allein, ach und er konnte es sich nicht abläugnen, sie war und blieb das nämliche liebliche Mädchen, das sie gestern gewesen. Ja sie erschien ihm sogar weit interessanter als am vorigen Tage; ihre

Wangen waren bleicher, die ſanften frommen Augen waren von unlängſt vergoſſenen Thränen getrübt, und die friſchen Lippen umſchwebte ein unbeſchreiblich wehmüthiger Zug, der ihn mit einer Rührung erfüllte, gegen die er vergebens ſich zu verhärten ſtrebte.

Gisbert ſtand einige Sekunden verlegen da, er ſuchte nach Worten, die er nicht fand, um doch, bis der Alte wieder käme, eine Art von Geſpräch mit ihr anzufangen. Anaſtaſia aber kam ihm zuvor, ſie ging vertraulich auf ihn zu, faßte mit ihren weichen Händchen ſeine Hand, und ſchlug bittend die ſchönen in Thränen ſchwimmenden Augen zu ihm auf.

„Lieber Herr," ſprach ſie mit unbeſchreiblich wohltönender rührender Stimme, „zürnen Sie nicht mit mir armen Kinde. Mein Vater hat mir alles geſagt, und glauben Sie mir nur, ich fühle recht gut, wie ſchwer es Ihnen werden muß, ein ſo geringes einfältiges Mädchen, wie ich bin, als Ihre Frau unter die vornehmen Leute zu bringen. Ich weiß auch recht gut, was ich jetzt eigentlich thun ſollte; in ein Kloſter gehen, und Gott und die Heiligen für Sie bitten, daß Sie mit meines Vaters Hülfe in den Stand kämen, eine Andere, die beſſer zu Ihnen paßte als ich, glücklich zu machen. Aber ſehen Sie, mein Vater iſt nun einmal, wie er iſt, gut, aber ſtreng, am meiſten freilich gegen ſich ſelbſt. Was er verſpricht, hält er, aber von dem, was er nun einmal als ſeinen Willen ausgeſprochen hat, geht er auch niemals wieder ab. Auch bin ich ſelbſt noch lange nicht fromm genug, um eine Nonne zu werden. Ach Gott!

die Klauſur iſt doch gewiß noch viel einſamer, als mein ganzes armes Leben es bis jetzt geweſen iſt!" Thränen überſtrömten bei dieſen Worten ihr liebes Geſicht. Indem Anaſtaſia das Köpfchen ſenkte, um ſie ihm zu verbergen, fielen ſie heiß auf Gisberts Hand, die ſie noch immer feſt hielt. „Lieber, lieber junger Herr," fuhr ſie mit noch innigerer Wärme fort, „laſſen Sie uns beide es als eine Schickung von Gott annehmen, die wir um Chriſti Willen recht ergeben und gelaſſen tragen, wie es für Chriſten ſich ziemt. Ich weiß Alles; wäre mein Vater nicht geſtern dazwiſchen gekommen, ſie wären mit allen Ihren Sünden hinabgefahren. Heilige Mutter Gottes! ein ſo junges Blut!" ſie ſchluchzte laut, recht wie ein liebes recht herzlich weinendes Kind. „Nun, ſo unglücklich als Sie denn jetzt wären, können Sie mit mir nimmer werden, das iſt mein einziger Troſt," ſetzte ſie noch hinzu.

Die rührende Einfalt des jungen Mädchens übte auf Gisberts Gemüth eine unwiderſtehliche Gewalt, an Widerſtand war hier nicht mehr zu denken, aber er gelobte ſich ſelbſt, indem er in das nicht mehr zu Vermeidende ſich ergab, dieſes holde Naturkind wenigſtens nie für den Leichtſinn büßen zu laſſen, der ihn erſt zur Verzweiflung und dann in dieſe ſonderbare Lage gebracht hatte.

Jetzt kam der Alte beladen mit Gold, Papieren und Dokumenten, die zuſammengenommen zu einer Summe von mehreren Tauſenden ſich beliefen. „Dieſes alles gebe ich meiner Tochter als Ausſteuer," ſprach er, den ernſten Blick auf Gisbert gerichtet; „und mögen Gott

und seine Heiligen in meiner letzten Stunde sich von mir wenden, wenn es nicht wohlerworbenes Gut, wenn nur ein einziger unrechtmäßig erworbener Heller darunter ist. Der Segen des Armen, des Bettlers, ruht auf diesem Golde, und wird auch auf Euch, meine Kinder, übergehen. Der kleinere Theil desselben ist der Nachlaß Deiner seligen Mutter, Anastasia, und gehört Dein. Der größere sind die von frommen mildthätigen Händen dem Bettler gespendeten Gaben. Ich sparte diese Summe zusammen, während einer in tiefer Armuth unter Entbehrungen aller Art verlebten langen Reihe von Jahren. Mir selbst habe ich nur gewähret, was die Nothdurft des Lebens dringend erheischte, und wer so wenige Bedürfnisse zu befriedigen hat, als ich, dem wird der Pfennig sehr bald zum Thaler. Aber das ist nicht Jedermanns Sache, und darf es auch nicht seyn: was würde sonst aus der Welt?" setzte er freundlicher werdend hinzu.

Nun ging er zu der künftigen Einrichtung des jungen Paares über. Die erste Bedingung dabei, mit deren Festsetzung Gisbert eigentlich gleichsam ein Stein vom Herzen fiel, war die strengste Verschwiegenheit in Hinsicht auf die Herkunft der Braut und den Stand ihres Vaters. Des Alten eben so fest ausgesprochene Erklärung, bei seiner jetzigen Lebensweise beharren und als Bettler leben und sterben zu wollen, betrübte den gutmüthigen Gisbert wirklich, aber er wandte Bitten und Gründe vergeblich an, um den starrsinnigen Greis von diesem Vorsatz abzubringen, und ihn zu bewegen,

in Zukunft so einfach und verborgen, als er selbst es nur wünsche, bei seinen Kindern zu leben. Anastasie sprach kein Wort, sie weinte still vor sich hin, und bat ihren Freund endlich heimlich, nicht weiter in ihren über diesen Punkt unerbittlichen Vater zu dringen, um ihn nicht zu erzürnen; denn Wolken des Unmuths stiegen schon auf der Stirn des Alten sichtbarlich auf.

Peregrinus war schon mit seinen Plänen bei sich selbst völlig im Klaren, und legte sie nun, freilich ziemlich diktatorisch, seinem künftigen Schwiegersohne der Reihe nach als etwas Unumstößliches vor; aber sie waren auch so verständig ersonnen, und für Gisbert so vortheilhaft, daß sich vernünftiger Weise nichts dagegen einwenden ließ. Ein Haus in der Hochstraße, das eben zum Verkaufe stand, sollte auf Gisberts Namen gekauft werden, er selbst sollte noch im Verlauf des nämlichen Tages Herrn Weiße seine Verlobung mit einem wohlhabenden Mädchen aus dem Westphälischen bekannt machen, deren Vermögen ihn in den Stand setze, sich selbst zu etabliren, weshalb er sich denn genöthiget sähe, seine Stelle im Komtoir so bald als möglich aufzugeben. Sobald alles dieses in Ordnung sey, solle dann sogleich die Trauung des jungen Paares erfolgen, und zwar in Mühlheim, von wo Gisbert seine junge Frau, als habe er sie dort abgeholt, in sein Haus führen solle.

Gisbert verging fast die Gedanken über diesen plötzlichen und totalen Wendung seines Geschicks. Von einer Seite war das Loos, das ihm geboten wurde, weit glänzender als alles, was er jemals hätte hoffen können

von der andern ſah er faſt auf märchenhafte Weiſe ſich durch dieſe Verbindung tief unter allen Anſprüchen erniedrigt, zu denen Geburt und Erziehung ihn berechtigten. An Ausweichen oder Zurücktreten war jetzt nicht mehr zu denken. Hätte auch ſein Wort, und die imponirende Erſcheinung des räthſelhaften Alten ihn nicht gebunden, wie wäre es ihm möglich geweſen, die liebliche Braut jetzt noch von ſich zu weiſen! Anaſtaſias einfaches argloſes Weſen, ihre innige Liebe zu ihm, die ſie ihm weder verbergen konnte noch wollte! Auch läßt ſich ſchwerlich abläugnen, daß auch die ſolideren Vortheile dieſer Verbindung, die ihm ſo wohl nie wieder geboten werden konnten, nicht ganz unbeachtet von ihm blieben.

Halb mit leichtem, halb mit ſchwerem Herzen machte er ſich alſo ans Werk; kündigte ſeinen Platz im Komtoir auf, kaufte das Haus in der Hochſtraße und traf alle übrigen Einrichtungen zu ſeinem neuen Etabliſſement, wie ſie der Alte ihm vorgeſchrieben. Zur ſpäten Abendzeit, wenn Niemand ihn mehr bemerken konnte, ſchlich er in die abgelegene Wohnung des Bettlers zur lieblichen Braut. Giſeberts Exiſtenz war glücklicher Weiſe in Köln ſehr unbeachtet geblieben, ſonſt hätte dieſes Alles doch einiges Aufſehen erregt.

Als ein vermögensloſer und deshalb unbedeutender junger Menſch war er bis jetzt in der großen Handelsſtadt, außer einigen jungen Leuten ſeines Standes, Niemandem bekannt, ſogar die beiden ſchon früher erwähnten Muhmen, ſeine einzigen Verwandten, hatten

von jeher so wenig als möglich von ihm Notiz genommen. Denn Gisbert war zwar ein recht schöner stattlicher Mann, heiteren Sinnes, voll angenehmer Talente und liebenswürdig genug, um ein junges Mädchenherz zu gewinnen, aber ohne Vermögen, und also durchaus keine Parthie für ihre heranwachsenden Töchter, die man bei so bewandten Umständen lieber gar nicht in seine gefährliche Nähe bringen mochte.

Die häusliche Einrichtung des jungen Paares war endlich vollendet und der Hochzeittag angesetzt. Gisbert kam zu dem festlichen Morgenbesuche, seine Braut abzuholen, wie verabredet worden war, um sie bis an das rechte Rheinufer zu begleiten, wo ein Wagen aus Mühlheim beide erwartete. Er fand sie im weißen seidenen Brautkleide, den Myrthenkranz im blonden Haar, schön wie ein Engel, rein wie eine Lilie, fromm wie ein Kind. So hatte Gisbert sie noch nie gesehen! Sie lag vor ihrem Vater auf den Knien, der im Bettlergewande vor ihr stand, und mit brünstigem Gebet den Segen des Himmels auf ihr schuldloses Haupt herabflehte. Bei Gisberts Eintritt half er der sanft und still Weinenden aufstehen, und nahm sie recht väterlich in seine Arme.

„Ruhig, sey ruhig, mein geliebtes Kind," sprach er, indem er in ein großes schwarzes Regentuch sie sorgsam einhüllte, um ihr hochzeitliches Gewand darunter zu verbergen. „Weine nicht so, meine Anastasia, weil ich es Dir abschlagen muß, Dich an den Altar zu begleiten. Du weißt es ja, und es ist längst unter uns

abgemacht; daß Du des Bettlers Tochter bist, darf Niemand jemals erfahren. Aber ich verlasse Dich deshalb doch nicht, Du wirst meiner nicht gewahr werden, aber ich bin dennoch Augenzeuge Deiner Trauung; ich selbst muß den Segen der Kirche über Dich und diesen Mann aussprechen hören und sehen, ehe ich seinen Armen Dich übergebe, denn so erheischt es die Pflicht des Vaters."

„Legen Sie mir dieses nicht als Mißtrauen aus, Herr Gisbert," sprach er, zu diesem sich wendend; „ich vertraue Ihnen, das habe ich bewiesen; ich gebe Ihnen in diesem meinem Kinde mein Einziges und Alles auf Erden. Aber was mir obliegt, darf ich nicht versäumen. Und nun geht, Gott mit Euch, meine Kinder. Eilt, daß Ihr über den Rhein kommt, ehe die Sonne aufgeht und die Straßen lebhaft werden."

Alles wurde vollbracht, wie es der Alte gewollt; das junge Paar gelangte auf die andere Seite des Rheines, ohne in den Straßen von Köln einer lebenden Seele zu begegnen. Es wurde in Mühlheim getraut. Während der heiligen Handlung suchten die Augen der Braut den Vater in der Kirche, aber vergebens. Der Alte blieb unsichtbar; erst beim Hinausgehen aus derselben glaubte sie ihn von ferne zu erblicken, aber sie verlor ihn sogleich wieder aus den Augen, im Gedränge der Leute, welche der Trauung zuzusehen gekommen waren. Noch am nämlichen Abend führte Gisbert sie als seine aus Mühlheim abgeholte junge Frau in sein Haus ein.

Einige Jahre waren seitdem vergangen, in denen fast alles im größten Theil von Europa sich umgestaltete. Alles gewaltige Treiben beim ersten Ausbruch der französischen Revolution hatte auch über die Gränzen jenes Reichs hinaus sich der Gemüther bemeistert, und die Welt beinahe aus ihren Angeln gehoben. Auch Gisbert war von dem Geist der Zeit ergriffen worden, eine Art innerer Unruhe war über ihn gekommen, die alles Gewohnte ihm verleidete. Der so schnell eingetretene Wechsel seiner Verhältnisse wie seiner ganzen Lage hatte schon früher den Wunsch in ihm erregt, immer mehr Neues und Außerordentliches zu erleben. Der gewöhnliche Gang der Dinge kam ihm schaal und langweilig vor, er wollte immer mehr erringen, immer höher steigen, und die damalige Zeit eignete sich ganz dazu, einen zu weit aussehenden Spekulationen geneigten Sinn zur höchsten Thätigkeit zu begeistern. Er sah in Frankreich Millionaire aus der Hefe des Volkes aufsteigen, wie Pilze nach einem warmen Frühlingsregen, und konnte endlich dem Drange nicht widerstehen, dort, wo so viele ein glänzendes Glück machten, die weniger waren und wußten als er, ebenfalls sein Heil zu versuchen. Der Gedanke, nicht alles, was er besaß, einzig seiner seltsamen Heirath verdanken zu müssen, auch wohl der Wunsch, aus der Nähe des Alten zu gelangen, der noch immer eigensinnig fest darauf bestand, als Bettler zu leben und zu sterben, und dessen nahe Verwandschaft mit ihm dennoch sehr leicht entdeckt werden konnte, trugen ohne Zweifel dazu bei, seinen jetzigen

Wohnort ihm weniger angenehm zu machen. Genug, er kam wirklich zu dem Entſchluß, in Anaſtaſias Begleitung auf unbeſtimmte Zeit eine Reiſe nach Paris zu unternehmen. Nach kurzem Beſinnen und gegen alles Erwarten, ohne auch nur eine Sylbe dagegen einzuwenden, gab der Alte ſeine Einwilligung dazu, als ihm dieſer Plan vorgelegt wurde. Von ihrem Vater durch Vorſtellungen und fromme Troſtesgründe ermuthigt, folgte Anaſtaſia geduldig ihrem Gatten in das fremde Land, wenn gleich mit innerem Widerſtreben. Ihrem kindlichen Gemüthe wurde es unendlich ſchwer, den alten Vater, der ohnehin nie ihr Haus betrat, ganz zu verlaſſen; zwar hatte ſie nur ſelten und immer tief verhüllt bei nächtlichem Dunkel ſich in ſeine arme Hütte ſchleichen dürfen, um das Geheimniß ihrer Herkunft nicht zu verrathen; aber ſie lebte doch in ſeiner Nähe, und der Gedanke, daß er während ihrer Abweſenheit auf ſeinem harten Bettlerlager einſam und verlaſſen erkranken oder gar ſterben könne, drängte ſich unaufhörlich ihr auf und erfüllte ſie mit unſäglicher Angſt.

Weder Gisbert noch ſeine Frau wurden nach ihrer Abreiſe in Köln vermißt; nur ihr erſtes unerwartetes Erſcheinen hatte für den Augenblick einiges Aufſehen erregt, ihre Exiſtenz war aber weiterhin zu wenig glänzend, das junge Paar führte ein viel zu ſtilles häusliches Leben, zu abgeſondert von der Geſellſchaft, um ferner die Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen. Ueberdem trat bald eine Zeit ein, in welcher jeder zu viel mit ſich ſelbſt und der neuen Einrichtung aller Dinge zu thun hatte,

die ihm von außen her aufgedrängt wurde, um sich um Andere, besonders um Abwesende, bekümmern zu können. Köln fiel in die Hände der Franzosen, es wurde dem großen Reiche einverleibt, zu einer französischen Stadt umgebildet und dermaßen verändert, daß man es kaum wieder erkannte.

Mehrere Jahre gingen darüber hin, ehe man nur einigermaßen sich in alles Neue finden lernen konnte, und so war es denn kein Wunder, daß sogar Sieberts Name der Vergessenheit anheim fiel, und er selbst gleichsam als verschollen zu betrachten war.

Die alte reichsstädtische Lebensweise der Bürger dieser ehrwürdigen uralten Hansestadt konnte sich freilich nicht so leicht mit dem frivolen Sinn und der übertrieben luxuriösen Eleganz der französischen Parvenüs jener Zeit amalgamiren, aber die Masse neuer fremder Gestalten, die sich hier eingedrängt hatten, war doch zu groß, zu glänzend, zu blendend, um nicht wenigstens im Aeußern bedeutende Veränderungen hervorzubringen, wenn gleich die Gesinnungen, die Gemüther innerlich blieben, wie sie gewesen. Daß in den Salons der reichen und vornehmen Welt die französischen geselligen Formen die Oberhand gewannen, war natürlich; aber auch unter dem Volk auf Straßen und Märkten hörte man die französische Sprache, die den treuherzigen Kölner Dialekt fast verdrängte; denn ein Franzose weiß durch den unermeßlichen Wortschwall, der bei jeder Gelegenheit ihm zu Gebote steht, zehn Deutsche zu übertönen, und Sprechen, selbst wenn man nichts zu

ſagen hat, gilt jedem unter ihnen, er ſey vornehm oder gering, für die erſte geſellige Pflicht, ſich ſelbſt aber reden zu hören, für das größte Vergnügen.

Zwiſchen den Generalen und übrigen Militairperſonen von hohem Range, den zahlreichen Beamteten, die zur Gerichtspflege, zur Verwaltung und Organiſirung der neuen franzöſiſchen Provinzen aus Paris nach Köln geſchickt worden waren, den Kriegskommiſſarien und übrigen Attachés, von denen die Stadt wimmelte, und die, in öffentlichen wie in kleineren geſelligen Kreiſen, überall den Ton angaben, bewegten ſich auch viele Spekulanten, die mit herüber gezogen waren, um für eigene Rechnung irgend eine gute Gelegenheit zu reichem Gewinn aufzufinden und zu benutzen. Ein junger, anſcheinend ſehr reicher Mann, Herr de Boisvert, wurde zu letztern gezählt, ohne jedoch ganz zu ihnen zu gehören; denn er machte eigentlich keine Geſchäfte mehr, obgleich er früher zur Kaufmannswelt ſich gezählt hatte, und ließ nur dann und wann zur Theilnahme an bedeutenden Geldgeſchäften ſich bereden, bei denen er ſeine großen Fonds mit Nutzen in Umlauf bringen konnte. Er ſelbſt ſowohl als ſeine Frau waren Deutſche von Geburt, aber durch mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich nationaliſirt; ſie hatten, wie das in jenem Lande gewöhnlich iſt, ihren ihnen angebornen deutſchen Namen gegen den einer Beſitzung vertauſcht, die ſie in der Normandie käuflich an ſich gebracht hatten. Ein ſehr angenehmes Aeußere, viel geſelliges Talent, feine Sitte, und große nie in Ausgelaſſenheit ausartende Hei-

terkeit, bei vielseitig, wenn gleich nur oberflächlich gebildetem Geiste, machten Herrn de Boisvert überall willkommen, und zeichneten vor allen seines Gleichen ihn sehr vortheilhaft aus. Sein Haus, das er gleich nach seiner Ankunft mit vielem Geschmack einrichtete, wurde bald zum vorgezogensten Sammelplatz der besten Gesellschaft unter den neuen Ankömmlingen, die dort fast so gut wie in Paris sich zu befinden betheuerten. Niemand verstand sich besser darauf, den angenehmen Wirth zu machen, als Herr de Boisvert. Er war die Seele der Gesellschaft; Madame war freilich stillerer Natur, und entzog sich gern den rauschenden Vergnügungen, welchen ihr Mann mit Freuden sich hingab. Aber sie erschien deshalb nicht minder interessant, und alle Männer, die Jungen wie die Alten, brachten ihr gern ihre Huldigungen dar. Man sah es ihr an, daß sie nicht von Jugend auf gelernt hatte, sich in den glänzenden Kreisen zu bewegen, deren Mittelpunkt sie jetzt oft, und sichtbarlich nicht zu ihrer Freude, war. In ihrem Betragen lag etwas ganz Eigenes, das von allen Frauen ihres Alters und Standes sie unterschied: eine gewisse graziöse Unbeholfenheit, eine an klösterliche Blödigkeit grenzende Zurückgezogenheit, die der jungen hübschen Frau allerliebst stand. Dazu kam ein Zug stiller Schwermuth und verschwiegenen Kummers, der den angenehmen Zügen der lieblichen Gestalt etwas ungemein Rührendes, gerade zum Herzen Sprechendes gab, das die Theilnahme die sie jedem einflößte, der sie erblickte, noch erhöhte.

Alle Männer, die sie täglich oft vom Morgen bis

zum Abend umschwärmten, huldigten der schönen Astasie, so nannte sie ihr Gemahl, und der Name klang zu romantisch, um nicht bald auf allen Lippen zu schweben. Die französischen Offiziere, die damals in Köln den Ton angaben, trugen mit der graziösen Zudringlichkeit ihrer Landsleute die Bewunderung, die sie ihnen einflößte, so viel als möglich öffentlich zur Schau; doch einer nur, Colonel d'Aiglement, verehrte sie innig und wahr; und dieser suchte es zu verbergen. Er hielt in der Gesellschaft sich gewöhnlich in ehrfurchtsvoller Entfernung von ihr, und begnügte sich damit, sie zu hören und zu sehen. Nur wenn er zu bemerken glaubte, daß das unbedeutende frivole Geplauder um sie her ihr allzu lästig werde, suchte er sich des Gesprächs zu bemeistern, und gab ihm eine ernstere Wendung, durch die es ihm meistens gelang, ihr Luft zu verschaffen und ihre überlästigen Verehrer durch Langeweile zu verscheuchen.

Wider seinen Willen nahm indessen seine Aufmerksamkeit für die schöne Frau einen immer leidenschaftlicheren Karakter an, welcher dem Scharfblick seiner brillanten Nebenbuhler nicht lange entgehen konnte. Mit ihrer Liebe war es keinem derselben ein rechter Ernst, sie hatten alle nur für gut befunden, die helle Astasie einstweilen zur Göttin des Tages zu erwählen, weil es doch einmal zum guten Ton gehörte eine solche zu adoriren; aber das Betragen derselben eignete sich keinesweges dazu, Einem von ihnen Ansprüche oder Hoffnungen auf Gegenliebe zu gewähren. Eine sogenannte bonne Fortune ohne große Mühe errungen, wäre jedem unter ih-

sehr willkommen gewesen, doch daran war hier nicht zu denken, das sahen sie wohl ein. Und so kam es ihnen denn gar nicht in den Sinn, einem tapfern, liebenswürdigen und geachteten Kameraden, von d'Aiglements Bedeutung, in seinem Glücke hinderlich werden zu wollen.

Seine näheren Bekannten amüsirte es sogar nicht wenig, den Philosophen, wie sie ihn immer genannt hatten, endlich einmal ernstlich gefangen zu sehen. Sie schlossen unter sich einen Bund, ihn ungehindert seinen Weg gehen zu lassen, ihn dabei genau zu beobachten, und vor allen Dingen in der gewohnten Huldigung ihrer aller Göttin treulich zu beharren, die ihnen mit jedem Tage räthselhafter erschien. Denn daß die immer leidenschaftlicher sich äußernde Liebe des Obersten ihr kein Geheimniß mehr geblieben, war offenbar. Daß diese Liebe sie kalt lassen könne, schien den meisten unter ihnen unglaublich; woher denn aber diese zitternde Scheu, diese fühlbare Angst, in welche jede nur einigermaßen merkliche Annäherung des schönen stattlichen, und doch so bescheidenen Mannes sie versetzte? Astasiens Herz mußte, ihrer Meinung nach, schon anderweitig die Beschäftigung gefunden haben, die, wie sie völlig überzeugt waren, keine schöne junge, in der großen Welt lebende Frau entbehren kann. Aber wer war der unbekannte Beglückte, der einen d'Aiglement aufzuwiegen vermochte? Herr de Boisvert war es nicht, darüber waren alle Stimmen einig; er und seine Gemahlin waren gewiß kein zärtlich liebendes, wenn gleich kein uneiniges

Paar. Die demüthige Schüchternheit, mit welcher Asta sie jedes Wort, jeden Wink ihres Gatten gleich dem Befehl eines strengen Gebieters aufnahm und befolgte, war himmelweit verschieden von jener freudigen Bereitwilligkeit, mit welcher eine Frau alle Wünsche des geliebten Mannes zu erfüllen sucht. Auch Herr de Boisvert bezeigte sich zwar sehr freundlich, so gar zuvorkommend artig gegen sie, aber man bemerkte doch, daß er ihr oft zürnende Worte heimlich zuflüsterte, die ihr Thränen in die Augen trieben; harte Ermahnungen, sich zusammen zu nehmen, und der Gesellschaft kein Schauspiel zu geben, wurden einige Male lauter, als er es wohl beabsichtigte, gerade in Augenblicken, wenn sie, von ihrem stillen Schmerz übermannt, in sich gekehrter als gewöhnlich da saß, und verschwiegener Kummer ihre schöne Stirn umwölkte.

Die jungen müßigen Herren machten sich ein eigenes Geschäft daraus, alle ihre Bemerkungen über dieses Phänomen einander mitzutheilen. Sogar der kleine Lolo, das einzige Kind der schönen Frau, ein wunderhübscher Knabe von sechs bis sieben Jahren, wurde mit Bonbons bestochen, und gelegentlich ins Verhör genommen. Er wußte nichts weiter zu berichten, als daß Mama viel weine und bete, wenn sie allein sey; worüber Papa oft recht böse würde; und daß sie fast alle Morgen, wenn es draußen noch ganz finster sey, und alle Leute im Hause noch schliefen, in die Kirche gehe, ganz allein, ohne nur einen Bedienten mit sich gehen zu lassen.

„Sie ist eine dem Kloster entrissene Himmelsbraut, die sich in der argen Welt noch nicht zurecht finden kann, und er ein auf den lieben Gott eifersüchtiger Narr, das scheint mir sonnenklar;“ rief einer von den Offizieren, als sie den Mittag bei ihrem gewöhnlichen Restaurateur beisammen waren.

„Es könnte auch wohl noch etwas Anderes hinter den Morgenpromenaden der schönen Heiligen verborgen seyn;“ meinte ein Zweiter: „ich ahne so etwas von einem geistlichen Seladon; diese frommen Herren haben oft unglaubliches Glück, denn sie sind weit schlauer, dabei auch weit kühner als wir.“

„Ich bringe heraus, wie es damit steht, oder ich will nicht Rougecamp heißen;“ rief ein Dritter.

„Das war eine schöne Parthie! Die Dame hat mich promeniren geführt!“ klagte er am folgenden Morgen mit komischem Pathos seinen beim Frühstück versammelten Freunden. Wer hätte denken sollen, daß diese alte Stadt, so häßlich und winkelig sie auch ist, ein solches Labyrinth von engen Gassen und Gäßchen in ihrem Bezirke einschließt! Es ist unerhört; kaum daß ich mich wieder nach Hause finden konnte! und nun bin ich todt müde, und sterbe aus purer Ermattung, wenn ihr, meine Freunde, mir nicht zur Hülfe eilt.“

Rougecamp mußte erzählen und that es gern. Er berichtete ausführlich, wie er schon mit Tagesanbruch in der Nähe des Hauses des Herrn de Boisvert dicht an die Mauer gedrückt Wache gestanden, wie die Thüre desselben endlich leise und vorsichtig geöffnet worden und

Madame herausgeſchlichen ſey, in Mantel und Schleier ſo tief verhüllt, daß er ſie ſchwerlich erkannt, wenn er nicht vorher gewußt hätte, daß ſie es ſey.

Dann beſchrieb er weiter, wie er von ferne ihr gefolgt, auf endloſem Wege bis zu einer alten im Einfallen begriffenen Kirche, am äußerſten Ende der Stadt, die er früher niemals geſehen.

„Ich folgte ihr wie ihr Schatten," fuhr er fort; „ſie hat geweint und gebetet und die Meſſe gehört. Mir wurde die Zeit zum Sterben lang, aber ich hielt ſtandhaft aus; vielleicht kommt er doch noch, dachte ich, denn bis dahin hatte nichts Verdächtiges ſich erblicken laſſen. Aber die Meſſe war beendet, Madame verließ mit der übrigen Gemeinde die Kirche, theilte unter den vor derſelben verſammelten Bettlern reichliche Almoſen aus, und ging ruhig wieder nach Hauſe. Wir wißen jetzt von ihren Geheimnißen nicht mehr als vorher, und ich habe vergebens mich zu Eurer Aller Beſtem geopfert."

Rougecamps Abentheuer wurde unter tauſend luſtigen Einfällen von ſeinen Freunden und ihm ſelbſt herzlich belacht. Alle erſchöpften ſich in abentheuerlichen Muthmaßungen, über den Grund der ſeltſamen Morgenandacht einer jungen eleganten Dame, den keiner von ihnen in der Frömmigkeit derſelben finden wollte. Denn ſagten ſie, warum wählt ſie gerade dieſe abgelegene wenig beſuchte Kirche? und warum ſchleicht ſie bei Nacht und Nebel zu Fuße ſich hin? ſtatt, wie es doch anſtändiger wäre, am hellen Tage in ihrer Equipage hinzufahren.

Die Unterhaltung der jungen Offiziere wurde zuletzt so rauschend lebhaft, daß sie anfangs darüber d'Aiglemonts Ankunft nicht bemerkten, und selbst diese vermochte nicht, sie sogleich aus ihrer lustigen Stimmung zu bringen. Es währte nur wenige Minuten, so war auch er von der Veranlassung derselben unterrichtet. Die Rücksichten, welche sie sowohl seinem höheren Range als seinen persönlichen Eigenschaften schuldig waren, hielten sie zwar davon ab, sich auch nur die kleinste Anspielung auf sein ihnen wohlbekanntes Interesse an Frau [illegible] erlauben, aber sie trugen nichts destoweniger den Schalk im Herzen, und machten sich das Vergnügen, ihn förmlich zur Theilnahme an einer Morgenpromenade nach Sankt Columba einzuladen, um sich dort gemeinschaftlich mit ihnen an der Andacht der neuen Heiligen zu erbauen.

D'Aiglemont nahm die Sache, wie er es mußte, um die Frau, die er über alles verehrte, zu schonen. Er unterdrückte glücklich jede Aeußerung seines innern Gefühls, erklärte mit anscheinendem Gleichmuth die ganze Geschichte für eine unbedeutende Kinderei, und suchte seinen [illegible] auf Morgen beschlossenen Plan auszureden, indem er das Lächerliche desselben ihnen auf die mildeste Weise vorstellte, und sie darauf aufmerksam machte, wie leicht sie durch die Ausführung desselben zwei Personen beleidigen könnten, denen sie für die gastliche Aufnahme, welche sie in ihrem Hause gefunden, doch einigen Dank schuldig wären.

Seine Reden schienen Eingang zu finden; das Ge-

ſpräch nahm eine andere Wendung, aber d'Aiglemont war deshalb doch der erſte, der mit Anbruch des nächſten Tages ſich nach Sankt Columba begab, und ſobald die Kirche geöffnet wurde, hinter einer Säule am Eingange derſelben ſich verbarg. Es währte nicht lange, ſo ſah er in Mantel und Schleier verhüllt, wie Rougemont ſie beſchrieben, die Erwartete ankommen. Ohne, wie die Uebrigen, eine Kerze anzuzünden, begab ſie ſich in einen der kleinen ganz dunkeln Seitenflügel der Kirche, neben dem Hochaltar. D'Aiglemont ſchlich mit unhörbarem Tritt ſich in ihre Nähe; in der hier herrſchenden tiefen Dämmerung wurde nur der Kontur ihrer dunklen Geſtalt auf den helleren Stufen eines kleinen Seitenaltars ihm ſichtbar, vor welchem ſie betend auf den Knien lag. Das leiſe Geflüſter ihres mit unbeſchreiblicher Innigkeit aus tiefſter Bruſt zu Gott emporſteigenden Gebetes ging unverſtanden an ſeinem Ohr vorüber, aber halberſtickte Seufzer, leiſes ſchmerzliches Weinen der geliebten Frau drangen erſchütternd ihm in das Herz.

„Kann dieſes Aſtaſie ſeyn?“ ſprach er zu ſich ſelbſt. „Woher dieſes namenloſe Leiden, des holden liebenswerthen Weſens, dem Glück und Freude, Verehrung und Bewunderung von allen Seiten ſich entgegen drängen! Was bedeutet, in dieſer frühſten Morgenſtunde, dieſes, die tiefſte Zerknirſchung eines ſchwer leidenden Gemüthes andeutende Gebet? Iſt es Reue über frühere Vergehungen, iſt es eine ihr auferlegte Buße? Konnte Aſtaſie jemals ſchuldig werden! Was könnte dieſes reine

engelgleiche Wesen verbrochen haben, das auf solche Weise abgebüßt werden müßte!“

Zu d'Aiglemonts großer Freude war keiner seiner muthwilligen Kameraden in der Kirche erschienen, aber er fürchtete dennoch, sie möchten draußen vor derselben Astasien erwarten, und begab, noch vor völligem Ausgang der Messe, sich wieder an seinem verborgenen Platz neben der Thüre, um auf jeden Fall zu ihrem Schutze in der Nähe zu seyn. Sie war eine der Letzten, welche die Kirche verließen. Er sah und hörte, wie sie eine von Gicht und Rheumatismen zusammengekrümmte alte Frau, die dicht neben der Kirchenthüre im Kreuzgange bettelnd saß, über den Zustand ihrer Gesundheit befragte, und ob sie an den Arzt sich gewendet habe, wie sie es ihr geboten? Mitleidig, langmüthig, wie ein Engel, hörte Astasie den weitschweifigen Bericht und die Klagen des Weibes an, ohne eine Spur von Ungeduld darüber zu äußern. „Und, gute Mutter, wißt ihr noch immer nichts von ihm?“ fragte Astasie sehr angelegentlich, als die Alte ihre Litanei endlich beendiget hatte.

„Nichts, als was ich Eure Gnaden schon gesagt habe;“ war die Antwort; auch von den Andern, die ich nochmals befragt habe, weiß Niemand etwas von ihm. Seit sieben oder acht Jahren bin ich als die Aelteste an diesem Platze eingerückt, denn so halten wir das unter uns, und seit der ganzen langen Zeit ist er wie von der Erde weggeblasen, wie ich es Ihnen schon gesagt habe. Er muß irgend wo verunglückt, und nie wieder zum Vorschein gekommen seyn. Gewiß ist sein Gebein schon

längſt zu Staub und Aſche geworden." „Bete, bete für ſeine Seele, „rief Aſtaſie ſehr bewegt, reichte der Alten eine Gabe, zog ihren Schleier noch dichter zuſammen, eilte raſcheren Schrittes an den übrigen Bettlern vorüber, gab jedem derſelben ein reichliches Almoſen, ohne einen zu überſehen, unerachtet der ſichtbaren Bewegung ihres Gemüthes, und trat nun hinaus, auf den Platz vor der Kirche. Während d'Aiglemont noch einen Augenblick bei ſich ſelbſt überlegte, ob er ihr folgen, ob er ſich ihr zeigen ſolle oder nicht, kamen ſeine übermüthigen jungen Freunde um die Ecke, die nicht in der Kirche geweſen waren, vermuthlich weil ſie die Langeweile der Meſſe geſcheut hatten. Faſt ängſtlich geſpannt bewachte d'Aiglemont ihre Bewegungen. Ernſt und furchtlos ging Aſtaſie an ihnen vorüber, ohne ihnen ausweichen zu wollen, aber auch ohne zu zeigen, daß ſie ihrer gewahr werde. Keiner wagte es ihr in den Weg zu treten, keiner lachte oder verzog eine Miene zum Spott; es ſchien ſogar, als ob ſie ein wenig verlegen einander anblickten; wenigſtens folgten ſie ihr nicht, ſondern wendeten ſich durch das Paſſionsgäßchen dem Rheine zu.

D'Aiglemont verließ jetzt ſeinen Schlupfwinkel und eilte Aſtaſien nach; er ſah ihre Schritte wankender werden, und nahte ſich ihr den Arm zu bieten, den ſie dankend annahm, indem ſie ihm geſtand, daß ſie von dem weiten Wege und von der ſcharfen Morgenluft ſehr ermüdet und angegriffen ſich fühle. Er begleitete ſie bis in ihr Zimmer; ein lebhaftes Geſpräch entſtand dort

zwischen beiden, und von diesem Tage an waren sie einander weit näher gekommen als jemals zuvor.

Astasie war in ihrem ganzen Wesen arglos und einfach wie ein Kind. Die warme Theilnahme eines bescheidenen, sie wahrhaft verehrenden Freundes war ihr zu neu, zu ungewohnt und zugleich zu Trost bringend, um sie kalt und gemessen von sich abweisen zu können. Er gewann gar bald das Vertrauen dieses nach Mittheilung sich sehnenden Gemüthes. Astasie mochte ihm nicht verhehlen, wie eine höchst schmerzliche Sorge um das ihr unbekannte Geschick einer ihr unendlich theuern Person schon seit mehreren Jahren sie quäle, und wie diese Qual mit jedem Tage sich steigere, weil die Hoffnung, sie wieder zu sehen oder auch nur etwas von ihr zu vernehmen, ihr immer mehr entschwinde.

„Nennen Sie ihn mir, den Glücklichen!" rief d'Aiglemont unvorsichtig aufbrausend. „O nennen Sie mir ihn!" wiederholte er mit glühendem Eifer; „und kostete es mir Ruhe und Leben, ich suche, ich finde ihn auf; wäre er am Ende der Welt verborgen, ich...."

„Ach, er ist kein Glücklicher, den ich suche, den ich auf immer verloren zu haben schaudere; er und das Glück sind längst auf immer von einander geschieden;" unterbrach Astasie ihn. „Es ist nicht so, wie Sie es meinen, er ist... ach! mein Freund! forschen Sie, fragen Sie nicht weiter. Gern würde ich Alles Ihnen anvertrauen, Ihnen gestehen, wer und was er mir ist. Sie sind gut und menschlich, Sie würden mich darum nicht verachten, doch andere Pflichten, und dabei ein heiliger Eid

binden mir die Zunge; ich schweige, weil ich es muß. Und flehentlich bitte ich Sie nun, fragen Sie nie mich wieder;" setzte sie hinzu, und brach in einen Strom von Thränen aus.

D'Aiglemont ehrte ihren Schmerz; er war tief erschüttert, doch fragte er nie wieder nach der Ursache desselben; gleichwohl konnte er nicht umhin zu bemerken, wie beruhigend seine Gegenwart auf dieses tief bekümmerte Gemüth wirkte. Von nun an besuchte er Astasien täglich, gewöhnlich in Stunden, wo er mit ihr ungestört und allein zu bleiben hoffen durfte. Sein einziges Streben war sie zu erheitern, ihr Muth, Trost und Hoffnung einzusprechen, und so entstand zwischen beiden eines jener für Ruhe und Frieden so gefährlichen Verhältnisse, welche die Welt immer verkennt, die dem reinen arglosen Gemüth edler Frauen unter dem Namen heiliger Freundschaft Anfangs so lockend erscheinen, später hin aber so schmerzlich sich umgestalten.

Einige Wochen vergingen. Astasie gab auf Zureden ihres Freundes ihre Morgenandachten in Sankt Columba allmählich auf, die ihren Schmerz nur erneuten, ohne ihr jemals den kleinsten Trost zu gewähren, und die, wie d'Aiglemont ihr bewies, sie nur zum Gegenstande einer Aufmerksamkeit machten, welche ihr höchst unangenehm war. In ihren häuslichen Verhältnissen aber trat jetzt eine Umwandlung ein, welche den Beistand eines bescheidenen, treuen und zuverlässigen Freundes ihr unentbehrlich machte, sollte sie nicht unter dem Drucke derselben erliegen.

Ihr Gatte, der bisher wenigstens den äußern Anstand gegen sie nie absichtlich verletzte, und wenn gleich oft hart, doch nie beleidigend ihr begegnete, war plötzlich wie umgewandelt. Eifersucht war es nicht, was diese Veränderung hervorbrachte; Astasiens Betragen vom ersten Augenblick ihrer Verbindung mit ihm bis zur jetzigen Stunde hatte nie den kleinsten Zweifel an ihrer Tugend und Treue in ihm aufkommen lassen. Er hatte im Gegentheil ihre zu strenge Zurückgezogenheit oft getadelt, die er zuweilen Ziererei, zuweilen Unbeholfenheit nannte, je nachdem er eben gelaunt war; und bei der ungemessnen Eitelkeit, die ihn beherrschte, konnte die Aufmerksamkeit und Verehrung, durch welche ein so bedeutender und glänzender Mann, wie d'Aiglemont, seine Frau auszeichnete, ihm bei dem Vertrauen, das er in sie setzte, nicht anders als höchst schmeichelhaft seyn. Auch suchte er dieses durch sein Betragen gegen den Obristen auf alle Weise an den Tag zu legen; er bestürmte ihn mit Einladungen, und war auch gegen Astasie nie freundlicher, als wenn er sie in d'Aiglemont's Gesellschaft fand. Bei dem allen war er aber doch eine Art von Haustyrann geworden. Der kleine Lolo, der Mutter einzige Freude, wurde unter dem Vorwande, daß sie ihn verzärtle, von ihr getrennt und in eine entfernte Erziehungsanstalt gegeben. Astasiens ewige Kopfhängerei, wie er ihre stille Wehmuth nannte, wurde, sobald er mit ihr allein war, mit einer Rohheit, einer Härte von ihm verhöhnt, die er sich früher nie erlaubt hatte. Ausserhalb seines Hauses war er heiter und liebens-

würdig, wie er es immer geweſen, innerhalb deſſelben ſchien er die drückendſte Langeweile zu empfinden; und ſo verſank er immer tiefer und tiefer in den Strudel einer Geſellſchaft, die weder auf ſeine Sitten noch auf ſeinen Karakter günſtig einwirken konnte, und deren Einfluß der armen Xkaſe viele trübe Stunden bereitete.

So ſtanden die Sachen, als einer der franzöſiſchen Generale auf den Einfall gerieth, in einiger Entfernung von der Stadt ein großes brillantes dejeûner dansant zu geben, welches die ganze vornehme und elegante Kölner Welt zu ungewohnt früher Tageszeit in Bewegung ſetzte. Die große Anzahl von Equipagen, welche alle zur nämlichen Stunde und zum nämlichen Ziele durch die engen Straßen rollten, geriethen überall an einander; die daraus entſtehenden Stockungen und Unordnungen konnten ſehr leicht unangenehme Scenen herbeiführen, und viele Herrſchaften, unter dieſen auch Herr de Boisvert, befahlen deshalb gleich beim Einſteigen in den Wagen ihren Kutſchern, lieber auf einem weiten Umwege dem Thore zuzufahren, um nur nicht in das Gewühl und Gedränge der andern Kutſchen zu gerathen.

Boisverts Kutſcher, um den Befehl ſeines Herrn auf das Pünktlichſte zu erfüllen, nahm einen ſehr weiten Umweg, der an der Sankt Columba-Kirche vorüberführte, aber gerade hier, wo wegen der Abgelegenheit der Straße man es am wenigſten vermuthen konnte, ſchien dicht vor der Kirche ein Auflauf entſtanden zu ſeyn, und eine zahlreiche Menſchenmaſſe drängte dem Wagen ſich entgegen. Die jungen muthigen Pferde

wurden darüber scheu, der Kutscher hatte Mühe, sie zu halten, sie bäumten sich und waren nahe daran die Stränge zu zerreißen. Herr de Boisvert wurde ungeduldig, aber sein Schelten und Zurufen ihm Platz zu machen blieb unbeachtet. Astasie saß neben ihm, im neuesten elegantesten Putz, nach dem Willen ihres Mannes; so prachtvoll und kostbar, als möglich, vom Kopfe bis zum Fuße gekleidet, schien sie das Ende dieser Verwirrung Anfangs ganz gelassen abwarten zu wollen. Da der Lärmen aber immer zunahm, bog auch sie sich endlich zum Wagenschlage hinaus, um zu sehen, was denn eigentlich die Veranlaßung dazu sey. In einer kleinen Entfernung wurde in dem Augenblicke auf einer Tragbahre ein alter Mann vorübergetragen. Hell aufschreiend riß Astasie den Wagenschlag auf, sprang über den nicht niedergelassenen Wagentritt hinweg, drängte durch das Volk sich hindurch, das vor der prächtig geputzten Dame fast erschrocken zurücktrat, und warf sich über den anscheinend todten oder ohnmächtigen Alten hin, dessen Träger unaufgefordert die Bahre niedersetzten.

„Vater," rief sie, mit der Geberde höchster Angst, „Vater! mein Vater! mein lieber Vater!" und konnte kein andres Wort aufbringen; aber der Ton ihrer Stimme fand doch den Weg zu dem erstarrenden Herzen, und hielt das scheidende Leben auf. Der alte Bettler öffnete noch einmal die schweren Augenlider, sein Blick fiel auf die geliebte Tochter, und ein mattes Lächeln verklärte die bleichen ernsten Züge des Sterbenden.

Astasie schloß ihn in ihre Arme, an ihre Brust, küßte

ſeine Stirn, ſeine Hände und warf ſich auf die Kniee neben ihn hin. „Du lebſt! und ich habe Jahre lang um Dich geweint,“ rief ſie freudig entzückt. „Ich hatte Dich verloren! mein Vater, mein theurer, lieber Vater, und nun habe ich Dich wieder, und Du wirſt leben, Gott wird Dich mir erhalten, und Du wirſt nun bei uns bleiben, ich werde Dich pflegen, und wir werden wieder ſo glücklich bei einander ſeyn, mein Vater, mein Vater, mein lieber mir wiedergeſchenkter Vater,“ ſprach Aſtaſie mit aus dem Herzen ſtrömender Geſchwätzigkeit, und wurde den großen Kreis von Zuſchauern nicht gewahr, der ſie dicht umdrängte, und den Mitleid und Neugier mit jeder Sekunde noch vergrößerten. Mehrere von der Geſellſchaft, welche den nämlichen Weg genommen, und die der Wunſch, das ſeltſame Schauſpiel in der Nähe zu ſehen, aus ihren Wagen gelockt hatte, befanden ſich unter denſelben; auch d'Aiglemont und mehrere franzöſiſche Offiziere waren dabei.

„Komm nach Hauſe! komm! komm! Für den alten Mann ſoll geſorgt werden, wir wollen uns wieder zu Hauſe begeben. Sieh Dich doch um, wir geben hier dem Publikum eine Scene zum Beſten, die nicht die Anſtändigſte iſt. Komm doch, ſey doch vernünftig, wir machen uns hier ja ſelbſt zum Geſpötte;“ flüſterte de Boisvert ihr ziemlich hörbar zu. „Guten Leute, tragt den armen Alten nur einſtweilen in eines der nächſten Häuſer, ich folge euch ſogleich, um ſelbſt nach ihm zu ſehen. Laßt mich nur erſt dieſe Dame in ihre Wohnung führen!“ ſprach er zu den Umſtehenden. „Und nun

komm!" ſetzte er gegen ſeine Frau gewendet hinzu, und faßte ihren Arm, um ſie fortzuziehen.

Aſtaſie hatte nur Augen und Ohren für den Greis, der wieder in ſeinen vorigen Todesſchlaf zurückſinken wollte; ſie umklammerte ihn, ſie rief ihn bei allen Namen, die nur die innigſte Kindesliebe eingeben kann, und als ihr Mann ſie umfaßte, um ſie von dem Alten zu trennen, ſträubte ſie ſich mit aller ihrer Kraft dagegen, und immer neugieriger umſtand ſie die Menge, in immer dichter ſie umſchließendem Kreiſe.

Boisvert verlor jetzt Faſſung und Geduld. Zum äußerſten Zorn gereizt befahl er ihr rauh und gebieteriſch, ihm ohne Säumen zu folgen. Sie hörte es nicht, oder achtete in der gewaltſamen Erſchütterung ihres Gemüths nicht darauf. „Muß ich denn doch noch am Ende Deiner Bettelſippſchaft mich öffentlich ſchämen!" rief Boisvert in wilder Selbſtvergeſſenheit überlaut. Der Alte hörte es und zuckte konvulſiviſch, auch Aſtaſien traf das Wort wie ein glühender Dolch, ſie ſank erſchöpft zuſammen, und wäre auf das Steinpflaſter hingefallen, hätte nicht d'Aiglemont, der hinter ihr ſchon lange ſtand, ſie in ſeinen Arm aufgefangen.

„Wie elend, mein Herr, ſtehen Sie in dieſem Augenblicke neben dieſem ſterbenden Bettler und deſſen edler Tochter!" rief er mit Zorn blitzenden Augen Herrn de Boisvert in franzöſiſcher Sprache zu. „O Aſtaſie! wärſt Du mein, wie ſtolz wäre ich in dieſem Augenblicke auf Dich! Freunde, Kameraden," ſprach er mit lauter Stimme zu den umſtehenden Offizieren, „in Frankreich ver-

hindert kein Vorurtheil mehr den Bettler, von ſeinem Kinde anerkannt zu werden, Sie werden den ehrwürdigen Alten Ihren Beiſtand nicht verſagen. Helfen Sie ihn in meinen Wagen, der dort drüben hält, ich folge mit Madame.“

Die Offiziere drängten ſich herbei, um dieſer Aufforderung zu folgen; noch einmal öffnete der Alte die müden Augen, ſah nach ſeiner Tochter, machte mit der Hand eine Bewegung, als ob er ſie ſegnen wolle, ſtreckte ſich lang aus und entſchlief.

Von d'Aiglemont halb geführt, halb getragen, folgte Aſtaſie faſt ganz bewußtlos ihrem vor ihr her getragenen Vater, und eine zahlloſe Menge ſtrömte hinter ihr drein. Zitternd vor Scham und Zorn ſchritt ihr Mann neben ihr her. „Aſtaſie, Aſtaſie! bedenke, was Du thuſt,“ rief er, als ſie an dem Wagen des Obriſten ſtanden, in welchen der Alte ſchon hinein gebracht war. „Aſtaſie!“ rief er nochmals.

Der rauhe donnernde Ton erweckte die Unglückliche aus ihrer halben Ohnmacht; was um ſie her vorging, ward ihr plötzlich klar, nur die Härte ihres Mannes ſchien ſie nicht zu bemerken. „Gisbert! Gisbert! ich fürchte, mein Vater iſt geſtorben,“ rief ſie, und wollte unter einem Strom von Thränen an ſeine Bruſt ſich werfen; er aber wies zürnend, faſt verächtlich, ſie von ſich ab. „Bedenke, was Du thuſt,“ wiederholte er noch einmal; „dies iſt die Equipage des Colonels,“ rief er warnend.

In dieſem Augenblicke iſt es die jenes ehrwürdigen Greiſes, des Vaters von Madame; überdem iſt der

Ihrige unbrauchbar, mein Herr, Ihre wilden Pferde haben die Deichsel zerbrochen, Sie thäten wohl, darnach zu sehen;" erwiederte d'Aiglemont verächtlich. „Kommen Sie, Madame, eilen Sie," sprach er, seinen Zorn mühsam bekämpfend, „versuchen Sie es nicht länger an jenes Herz ohne Mitleid und Gefühl sich zu wenden, ich begleite Sie und Ihren Vater."

„Mein Vater ist todt; ist ohne Hülfe, ohne Pflege, im Elend gestorben!" rief Astasie, ohne auf ihn zu hören. „Ohne mein Zuthun ist mein Geheimniß ans Licht gekommen, jetzt mögen Alle, Alle es wissen," fuhr sie in wilder Aufgeregtheit, gleich einer Begeisterten die Umstehenden anredend, fort. „Mein Vater war ein Bettler, der alte Bettler Peregrinus an der Sankt Columba-Kirche. Daß er es war und immer bleiben wollte, das hat mich elend gemacht, hat mir viele Thränen gekostet. Gisbert um Deinetwillen mußte ich vor aller Welt es verhehlen, nicht um meinetwillen, denn wie kann eine Tochter ihren Vater verläugnen wollen, sich seiner schämen, weil er unglücklich ist? Vergieb mir jetzt; ich habe gethan, was ich konnte, um Deiner zu schonen, ich verließ mit Dir Vater und Vaterstadt. Im fremden Lande habe ich Jahre lang mit Dir gelebt. Jede Spur von dem Leben meines Vaters war mir verloren. Wie habe ich um ihn gezagt! wie ängstlich ihn gesucht, seit ich wieder in Köln bin! Mit welcher Inbrunst habe ich zu Gott und allen Heiligen gefleht, mir die geliebte Gestalt nur noch einmal zu zeigen. Nun bin ich erhört, ich habe ihn gefunden, sterbend, dem Tode geweiht!

O Gisbert, Gisbert! Dir übergab dieser Heilige mich, als er noch lebte, und darum bin ich Dein, und kann nimmer von Dir lassen."

Tiefe Stille verbreitete sich unter den Umstehenden, während Astasie, alles um sich her vergessend, in Klagen sich ergoß; viele Augen wurden naß, einige Weiber in ihrer Nähe schluchzten hörbar, Niemand unterbrach sie; der Obrist strebte sichtbar, sich der tiefen Rührung, die ihn ergriffen, zu bemeistern; nur Gisbert rief einige Male: „Astasie, was soll das?" Doch sie schien nicht auf ihn zu hören.

Einer der französischen Offiziere, die den Bettler Peregrinus in den Wagen getragen, und sich noch immer bemühten, ihn in eine möglichst bequeme Lage zu bringen, rief jetzt Astasien zu: „Eilen Sie, Madame, eilen Sie! er regt sich wieder, es ist noch Leben in ihm, vielleicht kann er noch gerettet werden."

„Gerettet! Leben!" rief Astasie, von diesen Worten wie von einem elektrischen Schlage getroffen, und flog dem Wagen zu; d'Aiglemont hob sie hinein, befahl dem Kutscher so langsam und vorsichtig als möglich nach Boisverts Hause zu fahren, und setzte sich zu ihr, um ihren Vater unterstützen zu helfen. Von einer zahllosen Menge Menschen begleitet, langten sie endlich vor Astasiens Wohnung an. Die Offiziere ließen es sich nicht nehmen, den ganz leblos scheinenden Alten aus dem Wagen zu heben und in das Haus zu tragen; einige Aerzte, die zufälliger Weise Augenzeuge des Vorganges gewesen waren, eilten herbei, sie versuchten alle

erdenklichen Mittel, den Alten wieder ins Leben zu rufen. Aſtaſie harrte in ängſtlicher Spannung auf den Erfolg ihres Bemühens; es blieb fruchtlos, Peregrinus hatte wirklich in den Armen ſeiner Tochter das Ziel ſeiner mühſeligen Pilgerfahrt auf Erden erreicht.

Gisbert, der, während Aſtaſie ſprach, einige ihm vielleicht Gefahr drohende Bewegungen unter dem Volke bemerkte, das ſein Betragen durchaus zu mißbilligen ſchien, hatte in aller Stille die klügſte Parthie ergriffen und ſich fortgeſchlichen. Er ließ mehere Tage lang in ſeinem Hauſe ſich nicht erblicken, und d'Aiglemont nebſt einigen andern Freunden des Hauſes mußten für Aſtaſien eintreten und die traurige Pflicht übernehmen, für das Begräbniß ihres entſeelten Vaters Sorge zu tragen. Sie ordneten Alles auf das Anſtändigſte und Ehrenvollſte an; nicht nur die franzöſiſchen Offiziere, ſondern auch mehrere der angeſehenſten Einwohner der Stadt ſchloſſen dem langen Trauerzuge ſich an, welcher den müden Pilger, der ſo lange in Dunkelheit und Dürftigkeit durch das Leben ging, im Tode ehrte und ihn zu ſeiner letzten Ruheſtätte begleitete. Denn die Kölner ſind von Natur gutmüthig, die Begebenheit hatte in der ganzen Stadt Aufſehen und die wärmſte Theilnahme für Aſtaſien erregt, welche man gern auf dieſe Weiſe ihr zu bezeigen ſich beeiferte.

Gisbert ſah im Verborgenen den Trauerzug an, der Anblick erweichte ſeinen von Natur nicht harten Sinn, indem er zugleich ſeine Eitelkeit beſchämte und beſchwichtigte, die allein ihn verleitet hatte, ſich ſo zu be-

nehmen, wie er gethan. Zum erſten Male wurde es ihm recht deutlich, daß die große vornehme Welt, zu welcher er ſo gern ſich zählte, bei vorkommender Gelegenheit auch noch etwas anders zu ſchätzen und zu ehren wiſſe, als Rang, Geburt, Glanz und Reichthum allein. Nach einem kurzen Kampfe mit ſich ſelbſt, entſchloß er ſich alſo noch am Abend des nämlichen Tages in ſein Haus zurückzukehren und zu thun, als ob nur ein unüberwindliches Grauen vor dem Gedanken, mit einem Todten unter einem Dache zu ſeyn, ihn ſo lange aus demſelben entfernt gehalten habe.

Er fand Aſtaſien in Thränen, von ehrenwerthen, zu ihrem Troſt um ſie verſammelten Freunden und Freundinnen umgeben. Ihr Schmerz wurde heftiger, als ſie ihn erblickte, doch dieſes ſanfte Gemüth kannte weder Zorn noch Groll. Sie gedachte nicht mehr ſeines vorigen Betragens, willig ſank ſie in ſeine ihr geöffneten Arme, und ihre Thränen floſſen milder an ſeiner Bruſt; ſie lieh ſeinen tröſtenden Worten und ſeinem Zureden, ſich in ihr Zimmer zur Ruhe zu begeben, ein willig Gehör, und war bereit ſich von ihm fortführen zu laſſen. Die Freunde wollten ſich jetzt entfernen, aber Gisberts Bitten bewogen ſie, ſeiner noch zu warten, bis er ſeine Frau zur Ruhe gebracht hätte. Er blieb ziemlich lange aus, und als er wiederkehrte, konnte man nicht umhin zu bemerken, daß er dieſe Zeit angewendet hatte, ſich einige Faſſung zu erringen, und ſich zu einer kleinen Rede vorzubereiten, die er auch wirk-

ſich mit vielem Anſtande und ohne ſonderliches Stocken an die Verſammlung richtete.

Zuerſt trug er ihr die Geſchichte ſeiner Heirath vor, freilich mit Weglaſſung einiger ihm nicht ganz ehrenvoll ſcheinender Umſtände. Er ließ als Veranlaſſung derſelben mehr die Liebe gelten, die er für die ſchöne Aſtaſie plötzlich gefaßt, als die Noth, in welche er leichtſinnig ſich geſtürzt; auch erwähnte er nur ſehr obenhin des mit ihrer Hand erhaltenen bedeutenden Vermögens. Er läugnete nicht ab, daß hauptſächlich Furcht vor der Entdeckung ſeiner nahen Verwandſchaft mit dem alten Perearinus ihn aus Köln getrieben, indem jener ſtarrſinnig darauf beſtanden, als Bettler leben und ſterben zu wollen.

Zu Aſtaſiens Troſt, erzählte er weiter, habe er Vorkehrungen zu einer Korreſpondenz zwiſchen ihr und ihrem Vater getroffen, doch nach wenigen Wochen ſeyen ihre Briefe unerbrochen wieder zurückgekommen. Der Bettler von Sankt Columba wäre verſchwunden, Niemand habe gewußt wohin, und unerachtet aller Bemühungen, habe man keine Spur von ihm finden können, bis der Zufall heute ſeiner bis dahin ſchmerzlich um ihn ſorgenden Tochter in der letzten Stunde ſeines Lebens ihn entgegen geführt hätte. Ob dieſer Zufall ein glücklicher oder unglücklicher zu nennen ſey, würde die Zukunft lehren; er ſelbſt aber müſſe leider geſtehen, in der Ueberraſchung des Augenblicks, der ein lange gehegtes Geheimniß zur höchſten Oeffentlichkeit gebracht, ſich nicht ſo würdig und ſchonend gegen ſeine Frau benommen zu haben, als er es wohl geſollt, was er jetzt herzlich bereue, und zugleich ſeinen Freunden den ihnen

gebührenden herzlichen Dank abstatte, für die Ehre die sie seinem Schwiegervater und dadurch zugleich ihm und seiner Frau bei dem Begräbniß am heutigen Tage erwiesen.

Die beifällige Theilnahme seiner Zuhörer beruhigten den Eitlen über Manches, was ihn noch heimlich gequält hatte. Er war überzeugt, seine Sache vortrefflich und alles Unebene gleich gemacht zu haben, und konnte ungestört wieder der süßesten Selbstzufriedenheit sich überlassen. Nach einigen Tagen nahm auch Astasie Besuche von denen an, die in den Stunden ihres herbsten Leidens ihr treulich beigestanden hatten. Gisbert, oder wie er sich lieber nennen ließ, Herr de Boisvert, war zu seinem früheren gefälligern Betragen gegen sie zurückgekehrt, auch ihr Sohn wurde ihr wiedergegeben. Alles dieses erheiterte ihr das Leben; fröhlich sah man sie nicht, aber bereit, das Unabänderliche mit stiller Ergebung zu ertragen, und mit der Ungewißheit über das Schicksal ihres Vaters schien auch die Unruhe, welche sie bis dahin heimlich quälte, von ihr gewichen zu seyn.

D'Aiglemont war jetzt der Beklagenswertheste. Gisberts Abwesenheit während der ersten Tage nach dem Tode des Bettlers, das Gefühl, daß er in diesen Tagen Astasien Alles seyn müsse, die stille Neigung, die er aus ihrem Betragen zu errathen glaubte, das unbegränzte Vertrauen, welches sie ihm so offen bewies, hatten Hoffnungen in seiner Brust erregt, die jetzt alle wie Nebel vor der Morgensonne in Nichts sich auflöseten. Jetzt erst fühlte er sich gänzlich von der Geliebten geschieden, gerade jetzt, wo er bis zur Anbetung sie verehren mußte

Was er ihr hätte werden können, wenn ihr Mann in seinem rohen gefühllosen Betragen gegen sie beharrt hätte, auch was er jetzt vielleicht schon ihr war, ahnete er wohl; aber er fühlte zugleich, daß, so wie die Sachen jetzt standen, er den harten Kampf zwischen ihrem Pflichtgefühl und ihrem Herzen ihr nicht noch erschweren dürfe. Er fühlte, daß er sie verlassen müsse, eben weil er sie liebte und ehrte wie keine Andere auf Erden.

Schon hatte er seine Versetzung nach einer andern Stadt einzuleiten begonnen, als der unerwartete Entschluß Herrn de Boiverts, sich mit den Seinen in Frankreich auf seinen Gütern niederzulassen, ihn dieser Mühe überhob.

Astasia schied auf immer von ihrer Vaterstadt und ihrem Freunde; was sie dabei empfand, läßt sich schwerlich in Worten ausdrücken. Sie folgte mit ihrem Sohne ihrem Gatten; von ihrem ferneren Leben ist uns keine Nachricht zugekommen. D'Aiglemont aber setzte seine militairische Laufbahn auf das Glänzendste fort, und starb endlich auf dem Schlachtfelde bei Leipzig den Heldentod.

Aus einigen Pässen, die man bei dem entseelten Bettler Peregrinus gefunden, ging hervor, daß er bald, nachdem seine Kinder zum ersten Male sich nach Frankreich begeben, ihnen dorthin gefolgt sey, und wahrscheinlich, ohne daß sie darum wußten, heimlich und unerkannt in ihrer Nähe gelebt hatte. Es schien als sey er, als sie nach Köln zurückkehrten, ihnen wieder dorthin gefolgt. Da er aber in seinem hohen Alter von den Mühseligkeiten seines Lebens entkräftet, die Reise

zu Fuße zurücklegte, so war er äußerst langsam vorwärts gekommen, hatte manchen Tag kaum eine Meile zurücklegen können, war unterwegs einige Male erkrankt, und hatte Wochen und Monate in Spitälern und Krankenhäusern liegen bleiben müssen, in welchen er mitleidige Aufnahme fand.

Er war erst am Abende vor seinem Tode wieder nach Köln und in seiner Hütte angekommen. Sein erster Gang war am folgenden Tage der altgewohnte nach Sankt Columba. Die Tonsur, die man nach seinem Tode auf seinem Haupte entdeckte, verrieth, daß er einst Mönch gewesen, und man schloß daraus, daß sein festes Beharren darauf, als Bettler zu leben und zu sterben, auf ein früher abgelegtes Gelübde sich begründe. In seiner ärmlichen Wohnung, welche Herr de Boisvert noch vor seiner Abreise auf das Genauste selbst untersuchte, war alles, wie es vorher gewesen; das bekannte eiserne Kästchen stand noch auf der alten Stelle unter dem kleinen Altar, die Summe, die es enthielt, war aber nicht beträchtlich. Einige durch die Zeit ziemlich unleserlich gewordene in lateinischer Sprache geschriebene Hefte schienen einige Notizen aus seinem Jugendleben und eine Art von Tagebuch aus einer spätern Zeit zu enthalten, welche man aber damals nicht Zeit oder Lust hatte zu dechiffriren *).

*) Sollten die Leser in der Lebensgeschichte von dem Tagebuche des Bettlers eine Fortsetzung dieser Erzählung wünschen, so wird dies mit Vergnügen geschehen.

Die Felſen-Feſte.

Geſchichtliches Bild nach Ritchie von Th. Hell.

Am 26ſten März 1594 bot die Stadt Rouen den Anblick ungewöhnlich regen Lebens dar. Der Marquis von Rosny, bekannter unter dem Namen des Herzogs Sully, war von Paris angekommen, und man erwartete, daß der brave und würdige Admiral Villars, von deſſen Anſichten nicht allein Rouen, ſondern die ganze Provinz abhing, ſich öffentlich für den König Heinrich IV. erklären werde. Der Bürgerkrieg hatte ſein Wüthen geendet; der Erobernde König hatte bekannt gemacht, daß er, weil er es für nothwendig erachte, zu dem Glaubensbekenntniſſe des größern Theils der Nation übertrete, und ſo glaubten beide Partheien den Sieg erfochten zu haben. Am Horizonte Frankreichs ſchwand die furchtbare Ligue wie ein nächtliches Phantom vor der aufgehenden Sonne dahin, die Krieger warfen die blutriefenden Schwerder von ſich und riefen ihr: „Es lebe Heinrich der Vierte!“ mit noch vom Kriegsgetös heiſerer Stimme.

Schon war der groſse Marktplatz zu Rouen mit den angrenzenden Straſsen von der Volksmasse überfüllt, und noch immer strömten die Bewohner der Umgegend in die Stadt. Silbern glänzte der sie benetzende Strom in der freundlichen Sonne und die fröhlichen Gesichter derer, die an seinem Ufer lagerten und über seine hölzernen Brücken sich jubelnd drängten, schienen von seinem Wiederscheine beleuchtet. Zahlreiche Haufen jedes Standes, Geschlechtes und Alters zogen von den Bergen herab, dort wo der stolze und reiſsende Strom zuerst sich dem Beschauer in seiner ganzen Fülle zeigt, hin durch die blüthenbeladenen Baumgruppen, während das Freudengeschrei der Männer und das heitere Gelächter der Landmädchen, deren Reize die malerische Tracht jener Gegenden noch mehr erhob, das Ohr zugleich ergötzten und betäubten.

In Mitte des groſsen Marktplatzes befanden sich der tapfere Admiral von Frankreich, noch bis dahin es mit der Ligue haltend, und dem Anscheine nach Feind des Königs, so wie der Freiherr von Medavy und der Präsident von Bognemare, umgeben von den Behörden und Kriegsmännern der Stadt, und als Rosny sich mit seiner Ehrenwache zeigte, war die Menge so angewachsen, daſs er nur mit Mühe durchdringen konnte. Als er nun aber endlich jenen nahe genug gekommen war, wendete er sich in wohlgesetzter Rede an den Admiral, ihm vorstellend, daſs der König nun Katholik sey, und, da er folglich keinen Vorwand mehr zur Abneigung gegen denselben haben könne, es seine Pflicht als treuer

Unterthan fordre, seinen Eifer und seine Rechtlichkeit nun im vollsten Lichte zu zeigen.

Villars erwiederte darauf, daß er schon längst in seinem Herzen der treuste Diener Seiner Majestät gewesen und es nun sein eifrigster Wunsch sey, dies dadurch zu beweisen, daß er aus den Händen des Abgeordneten d'Hesbon die weiße Schärpe annähme, die fortan nicht mehr ein Parteizeichen, sondern eine Auszeichnung für das ganze Land seyn solle. Dem zu Folge ward er auch mit diesem königlichen Merkzeichen ausgerüstet, und alle Anwesenden neigten sich nun um so aufmerksamer ihm zu, um seine weitere Rede bei einer so wichtigen und feierlichen Gelegenheit zu hören. Das dadurch entstehende augenblickliche Geräusch verstummte dann eben so schnell wieder.

„Allons mordieu!" rief der wackere Admiral mit einer kürzern und verständlichern Beredsamkeit als Demosthenes: „Allons mordieu! Es giebt keine Ligue nun mehr, als die in dem allgemeinen Rufe: Gott erhalte den König!" Die ganze Menge brach mit einem Male in ein Freudengeschrei aus, mit den tiefern Tönen der Männer einten sich helle und kreischende Frauen- und Kinderstimmen und alles rief überlaut: „Gott erhalte den König!" In demselben Augenblick ertönte die große Glocke der Kathedrale, ihr folgte das Geläute von allen andern Kirchen, die Donner des Geschützes hallten von der Festung und den Verschanzungen, und Sully sagt selbst in seinen Memoiren, daß dieses Lärmen Schrecken hätte einjagen müssen, wenn

das allgemeine Gefühl der Freude auch nur Einem die Bemerkung vergönnt, daß es kein Haus in der Stadt gebe, das nicht davon in seinem tiefsten Grunde erschüttert worden wäre.

Sully selbst aber entgegnete, wie ihn dieses Getön daran erinnere, Gott in der Kirche unsrer lieben Frauen des Herzens Dank darzubringen, und da dieser Antrag mit allgemeinem Beifalle angenommen ward, strömte die Menge in den heiligen Tempel, dessen Wölbungen bald von einem feierlichen Te Deum wiederhallten, dem alsdann eine andächtige Messe folgte.

Unter den Zuschauern auf dem Markte hatte sich auch ein Mann zu Roß befunden, der dem Anscheine nach ziemlich weither geritten war, um Zeuge der Feierlichkeit zu seyn, doch aber offenbar zu spät gekommen, weil er von der Menge zurückgedrängt die Hauptpersonen nur undeutlich und in großer Entfernung erblicken konnte. Es war noch ein sehr junger Mann, ob man ihm dies gleich auf den ersten Anblick nicht anmerken mochte, da seine gedrängte Mittelgestalt höchst kräftig und gediegen sich zeigte und sein Gesicht jene dunkelbraune Farbe trug, die nur Wind und Wetter und langes Herumtreiben in fremden Himmelsstrichen zu gewähren pflegen. Sein Roß war ein gutes, brauchbares Pferd, wie es wohl ein Edelmann auf Reisen nicht verschmähen dürfte, und ohnerachtet des Staubes, der auf der Kleidung des Reiters lag, konnte man doch wohl bemerken, daß, wenn er auch kein reicher Mann,

sey, er doch auf einen gewissen Stand und Beachtung unter den Leuten Anspruch machen könne.

Der junge Mann war offenbar ein theilnehmender, doch, wie es schien, nicht eben zufriedener Zuschauer. Sein minder erfreuliches Gefühl verlor sich aber im Fortgange der Feierlichkeit immer mehr und mehr. Am Ende stimmte er gleichsam unwillkührlich in den Ausruf: „Gott erhalte den König!“ ein, und das mit einer Aufrichtigkeit des Enthusiasmus und einer Kraft der Lungen, die von keinem seiner Nachbarn übertroffen wurden. Als alles vorüber war, schien er jedoch seine Nachgiebigkeit halb und halb zu bereuen.

„Hm!“ sagte er mit verdrüßlichem Tone in einer Art von Selbstgespräche, „was machen wir nur hier für einen Lärmen! — und wenn wir es uns recht überlegen, so giebts, außer Villars selbst, doch verwünscht wenige, die für ihr Geschrei etwas davon haben. Und was wäre denn auch aus der ganzen Sache hier geworden, wenn ich nicht gewesen wäre? Wer brach die Unterhandlungen zwischen diesen beiden Partheien ab, und machte es dann wieder durch ein einziges Wort seines Mundes dem Könige möglich, in einem Tone zu sprechen, bei dem selbst der Admiral nicht taub zu seyn vorschützen konnte? Wer als ich, der unbedeutende Sieur de Boisrosé! Und nun stehe ich hier und schreie, bis ich heiser werde für Heinrich von Navarra, der von meiner Kühnheit somit seinen Vortheil zieht, ohne auch nur durch ein gnädiges Kopfnicken meine Verdienste anzuerkennen, und zu Ehren des Admiral Vil-

lars, der jetzt die Früchte meiner Bemühungen ärndtet, und für den Taugenichts von Rosny, durch dessen saubre Ratoschläge ich bei Seite gesetzt und vergessen worden bin. Schreit nur, schreit nur, ihr Halunken, so viel aus der Kehle heraus will, ich will den Himmel bitten, daß ihr alle dafür so vortrefflich belohnt werdet, wie ich.“ Nach diesem Selbstgespräche wandte der Herr von Boisrosé sein Roß im höchsten Ingrimm, sprengte in ein Gasthaus ohnweit des Flußes und suchte seinen Groll in den Genüssen einer Mittagstafel zu ersticken, die so reichlich und gut besetzt war, wie ein so festlicher Tag es nur immer verdiente.

Nachdem er am folgenden Morgen für ein verstimmtes Gemüth gut genug ausgeschlafen hatte, ritt er schon früh nach Louviers und ließ seinen Feind Rosny im Genuße seines Glücksterns zurück, da eben die ganze Stadt sich anschickte, in Prozession zu dessen Wohnung sich zu begeben, und ihm ein silbernes und vergoldetes Gefäß, an Werth von 3000 Kronen, zu überreichen.

Boisrosé hatte eben keine Eile, denn er dachte über einen Plan nach, wie er des Königs Aufmerksamkeit für seine Angelegenheiten gewinnen wolle. Er verstand nicht das Geringste vom Hofwesen, und noch weniger von der zweckmäßigsten Art, ein gekröntes Haupt an einen erzeigten Dienst zu erinnern, und das Halten eines Versprechens zu erlisten oder zu erzwingen. Das Einzige wußte er nur, daß Interesse weiter komme als Verdienst, und daß ein Brief seines alten Bekannten Rollet, Gouverneurs von Louviers, der von jeher

ein eingefleischter Royalist gewesen war, von Heinrich IV. eher werde beachtet werden, als wenn er selbst ohne andre Stütze den Weg antrete. Um diesen Brief nun zu erhalten, hatte er von Feschamp, einer Festung am Ufer des Meeres, aus seinen Weg nach Paris über Louviers genommen.

Als er die Stadt erreicht, ritt er in ein Gasthaus und stieg vom Roß, aber ein vornehmer Herr mit einem überaus zahlreichen Gefolge war eben auch dort angekommen, und daher dauerte es geraume Zeit, bis der einfache Reisende jemanden finden konnte, der gefällig genug war, sich seines Roßes anzunehmen. Doch ward Boisrosé vollkommen durch eine glückliche Idee getröstet, die ihm durch den Sinn fuhr, als er auf den Glanz der Umgebungen seines Mitbewerbers schaute. „Wer weiß es denn," dachte er bei sich selbst, „wie der Charakter dieses Mannes beschaffen seyn mag? Sollten denn alle große Herren eigennützig, tyrannisch und kleinlich seyn? Er sieht recht wacker aus, und ich will ihm daher meine Geschichte anvertrauen. Ja, wenn er sich für mich verwenden wollte! Das würde mir gewiß mehr als hundert Rollets helfen, und mich jedenfalls zum Ziele bringen."

Der Mann, welchen unser Reisende sich auf diese Art zu seinem Beschützer wählte, war dem Anscheine nach in den dreißiger Jahren; seine Gesichtszüge waren scharf, und in ihrem Ausdrucke lag so viel Verschlagenheit, als sich nur mit einem Anscheine von Rechtlichkeit vertragen wollte. Seine Kleidung bestand aus einem Panzer mit

einem reichen Mantel darüber und ein besonders schöner, länglich geschnittner Bart hing anmuthig über einer doppelten Krause, die nach der damaligen Mode den Hals umgab.

Um seinen Vorsatz auszuführen, trat Boisrosé daher zu dem Fremden und ward mit einem Wohlwollen und einer Offenheit aufgenommen, die es ihm ganz wohl ums Herz machte. In wenigen Minuten hatte er ihm Namen und Geschäft mitgetheilt, und sein neuerwählter Beschützer fragte ihn nun näher über diese Gegenstände mit geläufiger Freundlichkeit aus.

„Ich erinnere mich," sagte er dann, „dieser ganzen Sache wohl, nur daß ich das Einzelne davon nicht kenne. Ihr seyd derjenige, der ganz allein und blos mit einigen Gefährten, die Ihr Euch selbst dazu erkieſtet, die Festung Feschamp auf eine so kühne Art überrumpeltet, daß man es für ganz unmöglich halten sollte. Ich besinne mich, daß, als ich die Gefahren nur schildern hörte, die Euch dabei sich darboten, mir der Kopf schon schwindelte. Jedermann sagte, daß Liebe oder Wahnsinn Euch zu dem Wagestück angetrieben haben müßten."

Der junge Mann erröthete. „Davon ist hier nicht die Rede," sprach er darauf. „Ich vollbrachte mit Gottes und meiner Cameraden Beistand, was ich unternommen hatte. Da ich damals noch zur Ligue mich zählte, wie jeder gute Katholik, so bot ich meine Eroberung dem Admiral Villars unter der Bedingung an, daß ich zum Gouverneur der Festung ernannt würde.

Als der Admiral vernahm, daß ein so wichtiger Ort in seine Hände gefallen sey, brach er die Unterhandlungen ab, die er bereits mit dem Könige angefangen hatte, statt mir aber auf die Bedingungen, die ich ihm vorgeschlagen, ehrlich und geradezu zu antworten, schickte er Soldaten ab, um die Feste in Besitz zu nehmen. Dies machte mich toll, und da ich zu gleicher Zeit hörte, daß Heinrich zum wahren Glauben übergetreten sey, fühlte ich mich selbst von aller Verbindung mit der Ligue losgesprochen, die überhaupt hinsichtlich der Personen, aus denen sie bestand, niemals viel Achtung verdiente, wär's nicht um ihres christlichen Ansehens willen geschehen, und schlug nun dem Könige dieselben Bedingungen vor."

„Schön! und wie weiter?"

„Die Bedingungen wurden angenommen."

„Und Ihr Gouverneur von Feschamp?"

„Eben so wenig," antwortete der Reisende mit Zähneknirschen „als Ihr Gouverneur vom Fegfeuer seyd! Ich ward aus der Festung hinweggelockt, die ich mit Beihülfe meiner braven Cameraden gegen halb Frankreich gehalten haben würde, vom Marschall Biron hinweggelockt. Im Namen des Königs versprach er mir vollkommne Entschädigung, von der ich aber bis zum heutigen Tage nicht das Geringste mehr gehört habe, und so bilde ich mir denn jetzt ein, daß der Marschall eben so wenig Kraft hat sein Versprechen zu halten, als sein Herr Lust dazu, denn erst gestern noch wohnte ich einer Feierlichkeit bei, bei welcher dem Admiral Villars,

der eben keine groſse Ursache hat mir hold zu seyn, nicht allein Feschamp, sondern die ganze Provinz übergeben ward."

„Das ist eine seltsame Geschichte," bemerkte der vornehme Herr, „unser königlicher Gebieter hat doch allgemein den Ruf der Güte und Gerechtigkeit."

„Das kann wohl euch seyn," erwiederte Boisrosé, „aber ein Wort im Vertrauen, — er hat eine Menge Lumpengesindel um sich, die ihm immer giftige Dinge zuflüstern."

„Wen meint Ihr damit?"

„Nun, der Spitzbube Rosny allein schon reicht hin, funfzig Könige zu verderben. Kennt Ihr ihn? Nein, das kann nicht der Fall seyn, oder Ihr wüſstet auch dann gleich, wer daran Schuld ist, wo nur irgend etwas Unrechtliches geschieht. Er ist die giftigste Schlange auf der ganzen weiten Welt! Ein betrügerischer, spitzbübischer, nichtsnutziger, lügnerischer Bursche! Wenn er nur gleich hier wäre, ich wollte ihn —" und damit fuhr er hochroth vor Zorn mit der geballten Hand seinem Patron ins Gesicht und stampfte voll Wuth und Verachtung mit dem Fuſse auf den Boden. Jener lächelte gehalten über das Aufbrausen des jungen Mannes.

„Ich glaube doch," entgegnete er darauf, daſs Ihr dem Marquis von Rosny zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren lasset. Hat er Euch auch wirklich so groſses Unrecht gethan, so hat er wahrscheinlich dabei mehr der Nothwendigkeit nachgegeben, als aus böser Absicht ge-

handelt. Jedenfalls gebe ich Euch mein Wort, daß die Sache untersucht werden soll. Fragt nur nach mir, wenn ich bei Hofe werde angekommen seyn und ich werde Euch da sicherlich weitere Nachrichten mittheilen können." Und nun entließ er seinen Schützling mit wahrer hofmännischer Artigkeit, worauf Boisrosé trunken von seinem Glücke die Stufen hinabstieg. Noch stand er in der Hausthüre, als der vornehme Herr, der eilig reiste und hier nur einige Erfrischungen eingenommen hatte, fortritt.

„Wer ist das?" flüsterte er einem Dabeistehenden zu, als sich der prachtvolle Zug in Bewegung setzte.

„Der Marquis von Rosny."

Boisrosé war wie vom Donner gerührt daniedergeschmettert, vernichtet. Bald besann er sich aber wieder, zog mit eigenen Händen sein Pferd aus dem Stalle, warf sich in den Sattel, und hielt den Zügel nicht eher wieder an, als bis er Paris erreicht hatte.

Hier erbat und erlangte er eine Audienz bei dem Könige, und da er seine Papiere noch nicht geordnet, auch keinen ausführlichen Vortrag über seine Angelegenheit schriftlich aufgesetzt hatte, flehte er Seine Majestät blos darum an, nichts von dem, was Rosny über diese Sache ihm mittheilen würde, zu glauben, da dieser, wie er ihn versichern könne, aus altem Grolle sprechen werde. Darauf ging er in seine Wohnung zurück, um in größter Eil Vertheidigungsmaßregeln gegen den mächtigen Günstling zu treffen.

Unterdeß setzte der Marquis von Rosny, wohl

wissend, daß er mit einem so treuherzigen und leidenschaftlichen Menschen wie Boisrosé nur gewonnenes Spiel haben könne, ungestört seinen Weg weiter fort. Er ging nach Mante, wohin er schon anfangs gehen wollte und reiste von da, wo er die Marquise fand, mit aller Bequemlichkeit nach Paris. Boisrosé vernahm seine Ankunft und brachte einige Tage in leidenschaftlicher Anspannung zu, die nur dann und wann durch solche Anfälle von bürgerlicher Beängstigung gemäßigt ward, wie ein Mann von kriegerischem Muthe sie wohl fühlen darf.

Endlich brach das Ungewitter los. Der Marquis ließ ihn förmlich zu sich einladen, und des Abends folgte er dem Boten in den Palast des Louvre wie ein Verbrecher, der zur Hinrichtung geht.

Er ward durch mehrere Reihen schwachbeleuchteter Gemächer geführt, bis er endlich in einem ankam, welches das Ansehen eines Vorzimmers hatte, und dort fand er seinen Feind allein.

„Ei, er, mein Freund," sagte der Marquis ruhig. „Ihr habt mich herausgefordert! Laßt sehn, wer seine Sache gewinnen wird;" und indem er mit diesen Worten eine Thür öffnete, brach daraus ein Strom von Licht, der Boisrosé's Augen blendete. Das Zimmer war nicht sehr groß, aber so feenhaft ausgeschmückt, wie er es sich nur je hatte träumen lassen. Unbekleidete Bildsäulen von der trefflichsten Arbeit, welche rings an den Wänden umher standen, und Kerzen von wohlriechendem Wachs in den Händen trugen, erleuchteten es. Zwischen

jeder derselben befand sich ein reichvergoldetes Sopha mit hochschwellenden Kissen des köstlichsten Stoffs.

Auf einem von diesem lehnte eine weibliche Gestalt so bewegungslos und schön, daß Boisrosé beim ersten Anblick glaubte, es sey auch dieses ein unbelebtes Wunder der Kunst, das die vollkommensten Gebilde der Natur bei weitem übertreffe. Die Augen dieser schönen Bildsäule jedoch enttäuschten ihn bald, denn sie richteten sich beim Eintritte des jungen Mannes mit einem Blicke auf dessen Gesicht, der, ob er gleich nur bloße Neugier ausdrückte, ihm doch alles Blut auf die Wangen trieb, sein Herz höher schlagen ließ, und ihm fast den Athem raubte. Hinter dem Sopha stand ein Mann, mit den Händen darauf ruhend, dessen Kopf herabgeneigt war, als schwelge er mit vollen Zügen in dem entzükkenden Anblicke vor ihm. Er sah nicht auf, als die Thür sich öffnete, und der Marquis Rosny blieb, nachdem er einige Schritte vorwärts gethan, ehrfurchtsvoll stehen. Endlich erhob der Anbeter der Schönheit das Haupt und beide Eintretende beugten die Kniee, als sie sahen, daß es der König von Frankreich war.

Heinrich trat vor. Er schaute den Jüngling eine Zeitlang mit sichtlicher Theilnahme an, dann wechselte er einen Blick der Bemerkung mit seiner reizenden Gefährtinn, der durch das Einverständniß beantwortet ward, wie es Liebe und Gewöhnung lehren.

„Ihr habt also," begann er nun, „Euren Gefangenen hieher gebracht, Marquis? Laßt uns vernehmen, was er zu seinem Besten anführen kann. — Willst

Du es mit anhören, Gabriele?" — Frau von Liancourt nickte Ja, aber bewegte nicht einmal die Roſenlippe zu einem Lächeln.

„Mein Herr," wandte ſich nun Roſny zu dem Angeſchuldigten, „Ihr ſollt fürs Erſte Seiner Majeſtät die nähern Umſtände des Abentheuers erzählen, aus deſſen Gelingen Ihr den Grund herleitet, Euch auf Seine Gerechtigkeit berufen zu dürfen. Seine Majeſtät wollen gnädigſt erlauben, daß Ihr Euch während der Erzählung ſetzen dürft, und verlangen beſonders, daß Ihr nicht das Geringſte weglaſſet, was theils Eure Bewegungsgründe zu jener Unternehmung, theils die Einzelnheiten derſelben ſelbſt angeht."

Boisroſé ward nun angewieſen, ſich ſo zu ſetzen, daß das volle Licht ſich auf ſein männlich ſchönes und verſtändiges Geſicht ergoß, und nachdem er eine kleine Herzensbeklemmung überwunden hatte, deren er ſich nicht erwehren konnte, hielt er ein paar Augenblicke die Hände vor die Augen, als wolle er ſich noch beſſer auf ſeine Erzählung beſinnen, und begann dann, wie folgt.

„Ich war ein Seemann in meinen jüngern Jahren —"

„Wie lang iſt das her?" fragte Gabriele ſchnell. Der König lachte und Roſny lächelte, Boisroſé aber antwortete, nachdem er einen Augenblick ernſtlich nachgedacht hatte, darauf:

„Zwei Jahre und neun Monate, Mademoiſelle

d'Estrées." Rosny hustete und schüttelte den Kopf über den unglücklichen Erzähler.

„Gnädige Frau!" sagte dieser nicht ohne einen ängstlichen Blick, „ich will hoffen, daß ich kein Versehn begangen habe. Ich bin so viel zur See gewesen, daß ich sehr wenig vom Lande, am allerwenigsten aber vom Hofe weiß. Ich habe Euch selten mit einem andern Namen als dem der schönen Gabriele nennen hören." Die Schöne lächelte, und der Monarch neigte sich auf ihren Nacken nieder, indem er sie mit dem rechten Arme umschlang. Rosny nickte, als wolle er sagen: gut aus der Sache gezogen!

„Ein Seemann war ich also in meiner Jugend," wiederholte Boisrosé, „und machte mehrere Reisen nach Westindien, da ich aber in einem Gefechte mit den Seeräubern verwundet ward, mußte ich mich nach Hause bringen und aufs Trockene legen lassen. Während ich hier jedoch von einem Uebel genaß, gerieth ich in ein anderes. Meine Familie hatte sonst unter die wohlhabendsten der dortigen Gegend gehört, und machte auch noch jetzt, wo sie im Verfall gerathen war, ihre Ansprüche auf ihren Adel unvermindert geltend. So wurden wir denn auch dann und wann von den angesehensten Personen besucht, da wir mit ihnen in gleichen Rangverhältnissen standen, und ob wir gleich keine großen Feste mehr geben konnten, war doch ein Platz in der Vorhalle, an einem schönen Abende und eine Hand voll saurer Weintrauben für diesen Zweck

und für Leute genug, die zu ſtolz waren, um etwas Beſſeres dagegen wieder anzunehmen."

„Der vornehmſte Mitinſaß war ein Herr Bellegrade, ein Wittwer, eben ſo angeſehen als der Gouverneur ſelbſt, nur bei weitem reicher. Man ſagte, daß er nach ſeiner Gattin Tode meiner Mutter, die auch damals Wittwe war, Aufmerkſamkeiten bezeigt habe, aber ich glaube es nicht. Allerdings beſuchte er uns häufig und trank Cider bei uns, ſah auch ſo aus, als ob er wünſche, mein Vater möchte ihr ein anſehnliches Witthum hinterlaſſen haben, aber weiter ging er nicht, Klugheit kam ihm zu Hülfe, und dann beſuchte er uns zehn Jahre hintereinander nicht, und dann —"

„Und dann," half ihm Gabriele ein, „und dann fand er, daß es nicht der Mühe werth geweſen ſey, wegzubleiben."

„Vollkommen richtig! Seine Tochter Camilla jedoch beſuchte uns unausgeſetzt fort und ſah endlich meine Mutter als ihre eigene an. Viele Jahre lang war ſie meine ſtete Gefährtin. Ein freundliches, kleines Weſen, mit dem ich ſpielte wie mit einer Puppe. Als ich aber von meiner Seereiſe zurück kam, war ſie groß geworden — aber wie groß!"

„Als man mich ſorgfältig in mein Bett auf feſtem Boden gebracht hatte, ward ich landkrank. Der Grund des Graſes, die Berge, die Bäume, alles das war zu viel für die Zartheit meiner Nerven, die ſo lange mit dem reinen und wohlduftenden Athem des Oceans genährt worden waren. Da kamen denn die Doctoren

mit ihren langen Gesichtern und die Astrologen, und dann die Geistlichen, und meine Mutter fing an zu weinen, daß ihr einziger Sohn in den Himmel müsse."

„Camilla war während dieser ganzen Zeit oder wenigstens fast immer unausgesetzt an meiner Seite. In meinen Fieberanfällen hielt ich sie, ohne ihre Huldgestalt auch nur einen Augenblick aus dem Gedächtnisse zu verlieren, für einen Engel, der eben erst aus dem Glanze des Paradieses herabgestiegen sey. Sonderbar genug war ich mich ihrer in denselben Augenblicken unter beiden Beziehungen bewußt. Aber es war wirklich so. Ich sah ihre Schwingen eben so deutlich als die Schultern, an denen sie wehten. Als ich besser zu werden begann, sang und las sie mir vor — kein anderes weibliches Wesen hat solch eine Stimme! — und ich erzählte ihr von meinen Reisen, meinen Schlachten, meinen Wunden und den fremden Ländern, die ich gesehen, den Vögeln mit den köstlichen Federn, und dem Gebrüll der wilden Thiere, wie es von der Küste her des Nachts über das einsame Meer tönt. Dann sprachen wir von Stürmen und Schiffbrüchen, ich erzählte ihr, wie wir vom Sturme in einer finstern Nacht mit zerrissenen Segeln herumgepeitscht, und an die steile Küste geworfen worden, wie die Wellen wild über uns sich gebrochen im gellenden Getöse, wie mich die übermächtigen Wogen an das Ufer geschleudert und ich nun dagestanden, hülflos und allein an der wilden Felsenküste, ein nackter, blutender, verhungerter Schiffsjunge. Dann weinte sie, ich weinte

auch, aber nur darüber, daß sie weinte — und dann" — Boisrosé trocknete sich die Augen — „und dann verliebten wir uns in einander!"

„So dauerte es denn lange, ehe ich wieder genas —"

„Von Eurer Leidenschaft?" fragte Gabriele.

„Ei nein, gnädige Frau!" entgegnete Boisrosé mit Ernst; „ich sprach ja nicht von bloßer Galanterie, sondern von wahrer Liebe — und das wissen wir ja alle, daß die unheilbar ist." — Der König lächelte zärtlich; Gabriele drückte dessen Hand und Rosny lachte.

„Es währte also lange, ehe ich wieder genas," fuhr der Erzähler fort; „endlich aber kehrten meine Kräfte zurück, nach und nach ward ich stärker als je. Damals waren Eure Majestät kein Rechtgläubiger und gezwungen durch Blut nach einem Throne zu waden, der rings auf die Säulen der Lehren der heiligen katholischen Kirche gestützt ist. Unter andern rechtlichen Männern jener Zeit schloß auch unser Gouverneur vor Eurer Majestät seine Thore und pflanzte die Fahne der Ligue auf seinen Wällen auf. Da zog Eurer Majestät General Biron — ein aufschneiderischer Parteigänger, der ein vortrefflicher Heerführer war, aber einen noch bessern Trompeter abgegeben haben würde — mit einer überlegenen Macht gegen uns, und nach einiger Zeit sahen wir schon deutlich voraus, wie die Sachen gehen würden."

„Wir übergaben uns am Ende aus eignem freien Willen, damit der Feind sich nicht rühmen solle, uns den Platz mit Gewalt abgezwungen zu haben, und die

Bedingungen waren, daß wir ungehindert mit Sack und Pack ausmarschiren durften. Ich vergaß die Scham der Niederlage, wenn ich an die Freude dachte, die ich fühlen würde, Camilla an einem sichern Orte zu sehen, und ihr und den Ihrigen beizustehen, sich in einer mehr für sie passenden Stadt anzusiedeln. Als wir nun alle mit den Reisebündeln auf der Schulter bereit standen, die Thore unserer kleinen Stadt zu öffnen, eilte ich noch in Herrn Bellegrade's Haus."

„Also geht Ihr fort?" frug er mich. „Wohl! — grüßt Eure Mutter, und sagt ihr, daß, wenn die Gegend auf eine oder andere Art wieder ruhig geworden, und es uns allen wieder besser geht, es mich freuen soll, sie wiederzusehn!"

„Wie versteht Ihr das? Herr Bellegrade!" antwortete ich, indem es mir klar zu werden begann; „wißt Ihr denn nicht, daß dieser Platz so eben geräumt werden soll?"

„Nicht von mir, junger Mann," entgegnete er; „nicht von mir. Warum soll ich einen Ort verlassen, in dem ich geboren und erzogen worden, und wo ich auch einmal zu sterben hoffe? Was geht es mich an, wer sich Gouverneur von Teschamp nennt, oder welches die Farbe der Fahne ist, die von dessen Wällen weht? Ich werde hier wohnen wie bisher, geehrt und geliebt, und ruhig hier sterben, denn diese armen Schelme von Protestanten würden sich nur allzuglücklich schätzen, von einem angesehenen Manne, wie ich bin, in Schutz genommen zu werden. Ihr wißt, daß

ich mir eben keine zu große Mühe mit der Vertheidigung dieſes Orts gemacht habe; ich habe den Eroberern kein Leid zugefügt, ſie können alſo keinen Vorwand haben, mir dergleichen anzuthun. Dank ſey dem Himmel! Ich bin weder Soldat noch Seemann; ich beſchäftige mich blos damit, meine Renten einzutreiben, meine Bequemlichkeit mir aufs Wohlfeilſte zu verſchaffen, und richtig Buch und Rechnung zu halten. Ihr ſeyd in einer ganz andern Lage. Habt Ihr irgend ein Geſchäft überhaupt — woran noch ſehr zu zweifeln ſeyn dürfte, — ſo iſt's der Krieg. Ihr habt Euch gegen diejenigen, die jetzt an unſere Thore klopfen, wie ein eingefleiſchter Teufel benommen, und ich wundere mich nur, daß ſie Euch noch heraus laſſen. — Hört, da klingt ſchon die Trommel für Heinrich den Vierten, bedankt Euch alſo ſchönſtens, und marſch fort! Gott ſey mit Euch!"

„Herr Bellegrade," ſagte ich nun voll Wuth zu ihm, „ich hoffte, Ihr ſolltet mir Eure Tochter zum Weibe geben!"

„Nehmt die Feſtung hier wieder," grinſete er mich darauf an, „und macht Euch ſelbſt zum Gouverneur darin, dann mag's geſchehen; denn keinem geringern Manne als einem ſolchen gebe ich meine Camilla."

„Das werde ich thun, entgegnete ich, bei Himmel und Hölle, das werde ich! und in dieſem Augenblicke zeigte uns der entſtehende Lärm an, daß die Thore geöffnet worden wären. Die Glocken klangen,

die Kanonen donnerten und die Eroberer riefen: Hoch lebe Heinrich der Vierte!"

„Ich schloß Camilla in meine Arme. Sie war blaß, weinte und zitterte. Ihr Vater eilte indeß an's Fenster, um den Zug zu sehen."

„Camilla, rief ich ihr zu, höre mich! Unterlasse es nicht, alle und jede Nacht von heute an, und wenn es länger als ein Jahr währen sollte, auf den Wall hier in der Nähe zu kommen, ehe Du Dich schlafen legst. So oft Du ein Licht am Hauptmast eines Fahrzeugs unten auf der See erblickst, sey überzeugt, daß Dein Geliebter auf dem Schiffe sich befindet, und seine Hoffnung noch nicht verloren ist. Erblickst Du zwei Lichter, so verschaffe Dir schnell und heimlich ein Seil, das lang genug ist, um unten die Meeresfläche zu erreichen, und siehst Du drei Lichter, so laß das Ende des Seils auf der Stelle herab, wo der Felsen senkrecht und überhängend 600 Fuß tief sich zur See senkt. Willst Du das thun?"

„Ich will es."

„Die Nachricht, die Du durch das Seil erhältst, wenn Du es herauf gezogen hast, wird Dir das Uebrige erklären. — Jetzt lebe wohl!"

„Dies, Eure Majestät!" fuhr Boisrosé fort, „war die Art und Weise, wie ich zuerst an ein Unternehmen dachte, das die Welt für so etwas Außerordentliches angesehen hat."

„Allerdings eine ganz eigene und merkwürdige Weise!" entgegnete die schöne Gabriele. „Nur hätte

ich gewünscht, Ihr hättet uns Euer Abentheuer, nach dem mich so sehr verlangt, erst erzählt, und die Vorrede dazu bis hinterdrein aufbewahrt."

„Daran ist der Herr von Rosny schuld," fuhr Boisrosé auf und ward hochroth vor Zorn. „Der Henker hole ihn! Er sagte mir, ich solle Ursache und Veranlassung, Alles ausführlich erzählen, wenn Ihr und Seine Majestät nicht etwa gerade Lust hätten, genau darauf zu hören. Das hat er mir zum Possen gethan! — O schon gut — schon gut! ich will's ihm schon wieder vergelten! — Sacrè Dieu!"

Heinrich und sein Minister lachten herzlich über des jungen Seemanns Naivetät, und Gabriele ebenfalls so sehr, als eine schöne Frau es darf.

„Seyd ganz ruhig!" sagte der freundliche Herrscher. „Dafür könnt Ihr ja nicht. Setzt Euch lieber wieder, und erzählt uns nun die Geschichte Eurer drei Lichter."

„Während der Vertheidigung der Feste," fuhr Boisrosé mit einer dankbaren Verbeugung sich niederlassend nun weiter fort, „hatte ich mit ein paar Dutzend der bravsten Burschen darin vertraute Freundschaft geschlossen. Sie waren alle ächten, ehrlichen Schlags — kein einziger feiger Gesell unter ihnen, und jeder so arm als Eure Majestät selbst, wie Ihr noch blos König von Navarra waret, und damals nicht ein ganzes Hemd, noch ein ganzes Wams, noch selbst ein brauchbares Waffenstück auf dem Rücken hattet. Sobald ich nun meine Mutter bei einer Verwandtin untergebracht, hielt

ich mit diesen braven Leuten Kriegsrath wegen Wiedereroberung der Feste."

„Meine Herren! sagte ich, um auf gewöhnlichem Wege nur mit einiger Aussicht auf Erfolg diesen Versuch zu machen, würde eine ganze Armee nöthig seyn. Daher ist's, wenn wir überhaupt daran denken wollen, durchaus an Zeit und Stunde, uns zu berathen, ob es nicht einen Zugang zu der Feste giebt, an den ein anderer Mensch, als wir, auch nicht einmal im Traume denken würde. Die Feste ist auf der Seite, wo sie am Rande eines Felsens erbaut ist, der senkrecht 600 Fuß tief bis zur See herabgeht, stets und mit vollem Rechte für unnehmbar gehalten worden. Aber eben da gerade möchte ich jetzt den Versuch machen."

„Aber wie ist das möglich?" antworteten sie. „Etwa mit Flügeln?"

„Ja, ja, von Hanf! entgegnete ich. Nehmt einmal an, es würde euch vom Festungswalle ein Seil mit Knoten herunter gelassen, gäb's dann wohl einen unter euch, der nicht das Wagstück unternehmen würde, daran hinauf zu klettern? Gewiß kein einziger. Nun dann, wenn ich euch nun auf meine Unkosten ein solches Seil verschaffe, das stark genug ist uns zu halten, und ein dreißig Mann noch dazu, die wir auf den Buckel nehmen, was sagtet ihr dann zu dem Abentheuer?"

„Verschafft uns das, und wir sind die Euern."

„Seyd ihr es wirklich? Thut ihr's wahrhaftig? — Nun, ich bedanke mich gar nicht dafür bei euch, denn ihr würdet dasselbe auch schon gethan haben, um ein

bloßes Krähennest auszunehmen. Wohlan denn! Die ganze Sache ist schon in Ordnung. Ich habe Freunde unter der Besatzung und Geld im Sacke. Wollt ihr mir bei der Ersteigung beistehen, so will ich euer treuer Anführer seyn, wo nicht — so lebt wohl! — Sie riefen alle mit Einer Stimme, daß sie dabei wären auf Tod und Leben. Einen von ihnen, der André hieß, wählte ich mir aus zu meinem Lieutenant. Dann verkaufte ich mein Haus und Hof und kaufte mir ein großes offenes Fahrzeug und ein tüchtiges Kabelthau von 600 Fuß Länge."

„Damit war aber die Sache noch keineswegs abgethan. Mein Geld war schon zu Ende, und doch mußte ich mir noch dreißig Gehülfen zu verschaffen suchen, denn funfzig Mann waren das wenigste, um so eine Menge Gurgeln in der Festung abzuschneiden. Wir mußten daher uns vor der Hand behelfen und sehen, was der Himmel uns zuschicken werde. Meine Cameraden und ich gingen mithin aufs Geradewohl aus, und jeder von ihnen gab mir das Wort, an einem festgesetzten Tage wieder mit mir zusammenzutreffen, und einen wackern und versuchten Freund mitzubringen, der es verdiene, an unserm Abentheuer Theil zu nehmen. Die noch fehlenden Zehn versprach ich selbst aufzutreiben. Was die Burschen in der Zwischenzeit thaten und anfingen, kann ich allerdings nicht erzählen, und Eure Majestät und die Frau Königin — wollte sagen Fräulein d'Estrées — werden mich deshalb für entschuldigt halten. Einige stachen, so viel ich weiß, in die See, andre gingen auf

den Fischfang aus, und noch andre lebten, freilich so gut sie konnten, von ihren Nachbarn, die zum Glück fast alle Ketzer waren."

„O pfui doch, pfui!" unterbrach ihn Gabriele, jedoch nicht mit dem Ausdrucke des Mißvergnügens.

„Was thut denn das? gnädige Frau!" entgegnete Boisrosé. „Ich bin völlig überzeugt, daß nur die Protestanten dabei zu kurz kommen — die schäbigen Schufte! — und es war noch viel zu gut für sie! — Nun, nun, Ihr braucht mich deshalb nicht so bedenklich anzusehen, Herr Marquis, denn Seine Majestät kann ich dadurch nicht beleidigen. Hab' ich doch nur eben erst gesagt, daß Leute, die ihre Religion ändern, noch giftiger gegen die Anhänger ihres frühern Glaubens werden, als wenn diese ihre Feinde vom Hause aus gewesen wären."

„Mein Lieutenant André fuhr mit mir zuletzt von dort ab, und so ruderten wir denn vorläufig in einer stockfinstern Nacht zu dem Felsen, auf dem die Festung lag. Ich gab Camilla zum ersten Male das verabredete Zeichen, indem ich am Hauptmaste ein Licht heraufziehen ließ. Als das geschehen, schaute ich zum Felsen hinauf, und sah den äußersten Rand am Horizonte oben nur undeutlich und schwach. In solcher Entfernung war es durchaus unmöglich eine menschliche Gestalt zu unterscheiden und selbst die weiße Flagge, die auf dem höchsten Punkte des Walles wehete, kam mir vor wie ein lichterer Punkt am Himmel, oder ein klei-

nes Wölkchen, geſchweige denn, daß ich ſie hätte können ſehn im Winde flattern.“

„Als ich mein Verſehn bemerkte, daß ich nicht mit Camilla ein Zeichen verabredet, aus dem ich ſehen könne, ob ſie mich gewahre, war ich ſo verdrüßlich, daß André, in der Meinung, es habe mich beim Anblicke des Felſens und dem Gedanken, bis zu welcher furchtbaren Höhe wir uns in einer finſtern Nacht blos mit Händen und Füßen und ohne alle weitere Hülfe beim Klettern als einem einfachen hanfenen Stricke hinaufſchwingen ſollten, ein paniſches Schrecken ergriffen, mir Muth zuzuſprechen verſuchte.“

„Still doch, ſagte ich aber zu ihm, ſtill doch! Nimm Dich nur ſelbſt in Acht, daß ich Dich nicht einmal an alles das, was Du mir da ſagſt, erinnern muß, um Dich zur Vollendung des Abentheuers anzufeuern, wenn wir halben Weges oben ſeyn werden. Dann erzählte ich ihm, was ich für einen dummen Streich gemacht, ohne ihm jedoch auf die Vermuthung kommen zu laſſen, daß mein einziger Bundesgenoße in der Feſtung ein junges furchtſames Mädchen ſey, und wir beriethen uns zuſammen, wie der Sache wohl am Beſten abgeholfen werden könne.“

„In Folge der Bewegungen der Liguiſten, welche durch Eure Majeſtät glückliche Fortſchritte in der Normandie bewirkt worden waren, hatte die Feſtung ſich von dem Augenblicke ihrer Eroberung an ſtets in dem Zuſtande großer Unruhe befunden, ſo daß in Bezug auf den Einlaß von Fremden in dieſelbe eben ſolche Vorſichtsmaßregeln

beobachtet wurden, als ob sie sich im Belagerungsstande befände. - Man mußte daher nothwendig eine Verbindung mit Camilla durch jemand so wenig als möglich Verdächtiges anzuknüpfen suchen, und André erbot sich, dazu ein junges Landmädchen aus der Nachbarschaft zu benutzen, deren begünstigter Liebhaber er war. Das schien mir ein recht glücklicher Gedanke. Wir löschten also unser Licht aus, ruderten zu dem Dorfe zurück, und zogen am folgenden Morgen dahin, — ohngefähr zwei Stunden weit, — wo André's Liebchen hauſete."

„Mein André hatte schon vorher Abschied von seinem Mädchen genommen, da er an diesem Tage eigentlich die Küſte entlang nach Dieppe und von da, wenn er den Freund, den er suchte, noch im Hafen träfe, sogar bis London, der Hauptstadt von England, segeln wollte; da jedoch der Wind ungünstig war, so erlaubte ich ihm, seine Abreise bis auf den folgenden Tag zu verschieben. Nach einem anmuthigen Spaziergange erreichten wir Vormittags zeitig den Ort unsrer Bestimmung. Es war ein schönes Dorf an der Seeküſte, mit einem ansehnlichen Kirchthurme, der weit über die Bäume hinausragte. Einige Fischerboote lagen am Ufer, und Schaafheerden graseten auf den bunten Wiesen umher."

„Unser Weg führte uns bei der Kirche vorbei und als wir beim Vorübergehen am Kirchhofe Stimmen hörten, die ganz anders klangen als bei dem gewöhnlichen Kirchengesange, sanfter und gefühlvoller, jedoch ohne den Anstrich von irgend einer Feierlichkeit, blieben wir stehen und horchten. Bald erkannte nun André

eine der Stimmen, und so sprangen wir den flugs über die Mauer, denn die Sängerinnen waren in die Kirche gegangen und alles war still geworden. Nun kletterten wir an eins der Fenster hinan, schauten hinein und hatten einen der lieblichsten Anblicke, den man nur haben kann. Mehr als zwanzig junge weißgekleidete, mit frischen Frühjahrsblumen bekränzte Mädchen fegten mit Besen von eben abgebrochenen jungen Birkenzweigen den Raum vor dem Altare rein. Sie standen regelmäßig in Reih und Glied, und hielten in ihren Bewegungen förmlich Takt, als arbeiteten sie nach einer uns nur unvernehmbaren Musik. Ich bin auch überzeugt, daß sie in ihrem Herzen wirklich sangen, und wenn es der Geistliche war, der ihnen gesagt hatte, daß es Gott mißfallen würde, wenn sie diese Töne über ihre Lippen schallen ließen, so log er wie ein Schurke!"

„Ein junges, noch viel schöneres Mädchen, als alle die Uebrigen, war die Königin dieser weiblichen Schaar und aus der Richtung von André's Augen und dem Ausdrucke in seinen Zügen bemerkte ich bald, daß dies seine Auserwählte sey. Nachdem die hübschen Kinder den feinen Staub auf einen Haufen in der Mitte zusammengekehrt hatten, thaten sie ihn in ein weißes Tuch, das sie Annetten als ihrer Oberpriesterin übergaben, und verließen dann mit lieblich abgemessenen Trittchen, gleich als ob sie gern getanzt hätten, wenn es ihnen nur erlaubt gewesen wäre, leis und flüchtig die Kirche."

„Noch hatte uns niemand gesehen, wir schlichen

uns also an der Mauer hin und folgten ihnen, bis sie den schönen freundlichen Rasenplatz erreicht hatten, der unmittelbar an die Einfassung des Kirchhofs gränzte, und sich von da bis an's Seeufer hinabzog. Dort stellten sie sich in förmliche Schlachtordnung. Der Morgenwind küßte lustig ihre glühenden Wangen, und die langen Bänder ihrer Hüte wogten und tanzten bei seinem neckenden Berühren. Ueber ihnen breitete sich ein blauer, schöner Himmel aus, die See glänzte und schimmerte zu ihren Füßen und die Erde rings um sie her war so grün, und reizend und blühend, als ob der Krieg nicht in der Welt gewesen wäre."

„Die jungen Mädchen fuhren mit den Fingerspitzen in das Vortuch, und während laut und hell in die sonnige Luft der Gesang erscholl:

Lüftchen, Lüftchen, auf und nieder,
Bringt uns unsre Liebsten wieder!

streuten sie den heiligen Staub in den Wind. Ich weiß nicht, wie's geschah, aber dieser reizende Aberglaube, der sich gleichsam wie um einen Stab an die beglückende Religion des Kreuzes anschmiegte, erweckte in mir ein Gefühl tiefer Wehmuth. Diese Mysterien wurden gefeiert, um den Armen durch eine geistige Macht des Himmels oder der Erde ihre Geliebten wieder zurückzuführen, die jetzt auf der weiten See herumschwärmten! Und wer weiß denn auch, ob nicht der gute Gott diese Ceremonie, die in ihrer Einfachheit doch so vielbedeutend war, freundlich aufnahm, und ihrem halbheidnischen

Zauberſpruche dennoch recht mildväterlich antwortete. Ich wenigſtens denke mir's immer ſo."

„Kaum war aber das Liedchen verhallt, als André unter die Mädchen ſprang und das ſeine in die Arme ſchloß. Ein Aufſchrei und ein Auseinanderſchrecken und dann ein fröhliches Gelächter theilnehmender Ueberraſchung war der Erfolg davon bei allen den Uebrigen. Annette ward erſt blaß, dann wieder hochroth, und verbarg endlich die brennenden Wangen am Herzen ihres Geliebten. Da nahmen ſich die Gefährtinnen die Blumenkränze aus den Haaren, und ſtreueten Blüten und Blätter ſcherzend über die Häupter der Liebenden, der vorige Geſang ſchallte wieder aus ihren Herzen und von ihren Lippen, ſie gaben ſich die Hände und tanzten zu ihrer eigenen Muſik die Runde um das glückliche Paar."

„Sie waren jung" — fuhr Boisroſé in leiſerem Tone fort — „junge, unbeſonnene, glückliche Geſchöpfe! Und ſie waren alle ſo ſchön, und ſahen alle ſo unſchuldig aus — o! Eure Majeſtät hätten gewiß auch die armen Mädchen recht lieb gewonnen!"

„Das thu' ich ſchon;" erwiederte der gute Heinrich; „das thue ich wahrhaftig, mein wackerer Junge!"

„Und Ihr, ſchöne Gabriele?" Gabriele ſchob ſchnell, aber ſanft Heinrichs Hand von ihrer Schulter, auf welcher dieſe bisher geruht hatte, beugte ihr Geſicht auf die Lehne des Sopha's und brach in Thränen aus. Der Monarch ſeufzte und Boisroſé ſah aus,

als ſey er eben bei einem unverzeihlichen Vergehen ertappt worden.

„Weiter, weiter!“ fiel der Marquis von Rosny in die Stille ein, während der finſtre Blick, mit welchem er außerdem gewöhnlich die künftige Herzogin von Beaufort anſah, ſich zu einem Lächeln der Theilnahme ſänftigte.

„Annette — mit Erlaubniß von Madame und Eurer Königlichen Majeſtät —“ fuhr nun Boisroſé fort, „war bald dazu bewogen, auf unſre Pläne einzugehen, und noch an demſelben Tage beſtieg ſie, mit einem Körbchen voll Blumen und friſcher Eier ausgerüſtet, ihr Eſelchen, und ſchlug unter unſerer Begleitung den Weg auf die Feſtung ein.“

„Ihre Sendung ward vom beſten Erfolge gekrönt. Als ſie am Abende wieder zu uns zurückkehrte, erzählte ſie mit nicht geringem Triumphe, es ſey ihr nicht ſchwer geworden, durch ihre anziehende Spenden in dem Körbchen, und vielleicht auch noch ſonſt durch anderes Anziehende, deſſen ſie ſich als eine Gabe des Himmels nicht rühmen wolle, Eintritt in die Feſtung zu erlangen, und ſie könne den dortigen Wachen, weß Zeichens ſie auch ſeyn möchten, doch nur recht Gutes und Liebes nachſagen. Nun habe ſie ſich geradezu nach der Wohnung des Herrn Bellegrade hinweiſen laſſen, die ſie denn auch bald gefunden, und ihre Eier ſeyen in deſſen Küche ſehr willkommen geweſen, und für guten Preis erkauft worden. Als aber die Dienerin auch die ſchönen Blumen im Körbchen erblickt, habe ſie noch mehr Freude darüber

gehabt, und gleich ſelbſt damit angefangen, daß dieſe ihr junges Fräulein kaufen müſſe, die ganz vernarrt in die Blumen ſey, und ihr kleines Zimmer gern täglich mit neuen und immer ſchönern ſchmücke. Da habe denn Annette erwiedert, die möchte ſie doch auch gern ſehen, und ſie wolle daher ihre Blumen lieber ſelbſt in Camilla's Gemach tragen, womit die freundliche Dienerin denn vollkommen zufrieden geweſen. Als ſie nun in das Zimmer eingetreten, habe ſie das reizende Fräulein eben vor einem kleinen Tiſchchen knieend gefunden, das zwar wohl eigentlich zum Puz beſtimmt geſchienen, indem ein kleiner Stahlſpiegel darauf geſtanden, hinter dem aber an der Mauer ein ehrwürdiges Bild der heiligen Jungfrau mit dem Chriſtkinde gehangen, in einem herrlichen goldnen Rahmen, mit Engelköpfchen an der Seite, welche Kerzen getragen wie zur Andacht, und vor dem Bilde habe wieder ein ſchöngeformtes ſilbernes Gefäß ſich befunden, und in ihm ein hoher blühender Lilienſtengel, ſo recht das Abbild der holden Knieenden. Dieſe aber ſey ſo tief in ihre Gedanken verſunken geweſen — ob an das himmliſche Bild *vor* ihr, oder an ein irdiſches *in* ihr, wolle ſie gern dahingeſtellt ſeyn laſſen, — daß dieſelbe anfangs die Eintretende gar nicht bemerkt, und Annette recht nach Herzensluſt ihre Blicke an der ſchönen, ſchwermüthigen Jungfrau habe weiden können. Als Annette aber endlich ein kleines Geräuſch gemacht, ſey das Fräulein ganz überraſcht aufgeſtanden, und ihr mild und lieblich, noch mit über den Buſen fromm gekreuzten Ar-

men, aber doch etwas traurig und gleichsam noch in die vorigen Erinnerungen vor sich hinblickend, entgegengetreten. Bald aber habe sich das von einer zurückgedrängten Thräne umschleierte Auge erheitert, als Annette nun Camillen, da sie sich unbelauscht gesehen, das von mir erhaltene Briefchen eingehändigt, und indem diese es gelesen, habe die Sonne des Entzückens ihre belebendsten Strahlen auf alle Züge des reizenden Fräuleins ergossen, so daß es in Liebe, Hoffnung und Dankbarkeit wie ein wahres Huldgebilde vor ihr gestanden und ihr dieser schöne Anblick immerdar im Gedächtnisse bleiben werde. Es habe aber nicht lange gedauert, so habe das Fräulein schnell eine Antwort geschrieben, nur mit wenigen Zeilen, da sie befürchten müssen, bald gestört zu werden, diese Annetten mit einem recht schwesterlichen Kusse in den Busen geschoben, sie dringend und mannigfach noch über mich befragt, die Blumen aus dem Körbchen genommen, geküßt und geherzt, und als sie eben die schönsten Rosenstengel davon zu der Lilie vor dem Heiligenbilde habe stecken wollen, sey sie durch die ziemlich barsche Stimme des Vaters abgerufen worden, und habe ihr nur noch einen Blick zuwerfen können, der aber sprechender als alle frühern Worte gewesen."

„Mit welchem Entzücken ich das alles vernahm, wie eilig ich das theure Briefchen erbrach und las, und wie die wenigen, flüchtig hingeworfenen Worte darin mächtiger auf mich wirkten als ganze Bände voll Zauberformeln, können Eure Majestät sich leicht denken."

„In dieſer Nacht noch zeigten wir unſer Signal unter der Felſenfeſte, und zwar diesmal mit zwei Lichtern, um Camilla anzuzeigen, daß es jetzt Zeit ſey Vorkehrungen zu treffen. Wie groß war unſre Freude, als im Augenblicke darauf wir oben in der Feſtung ein kleines Licht bemerkten, das uns herrlicher als der ſtrahlendſte Stern erſchien. Ich weiß nicht, woher es kam, aber die Entfernung, wie ſie uns nun durch jenes Licht bezeichnet ward, ſchien uns größer als vorher. Vielleicht lag es daran, daß unſre Phantaſie ſtillſchweigend eine Vergleichung zwiſchen dieſem unſern Hoffnungsſterne und den Sternen am Himmel anſtellte, denn es ſchien uns wahrhaftig, wenn wir ſo auf dieſen glänzenden Juwel in der Krone der Nacht ſchauten, als ob wir uns vorgenommen hätten, geradezu in den Himmel hinaufzuſteigen und den Donnergott zu überrumpeln. An den unwillkührlichen Bewegungen meines Gefährten und dem Tone ſeiner Stimme bemerkte ich auch nur zu ſehr, daß eine Art heimlichen Schauers ihm durch die Seele fuhr, doch ward er noch ſeiner innern Bewegung tapfer Meiſter, und als wir nach Hauſe ruderten, ſprachen wir von unſrer Unternehmung mit demſelben heitern Muthe wie gewöhnlich.

„Am andern Morgen trennten wir uns. André ging nach Dieppe, und ich fuhr, nachdem ich mein Boot gehörig in Sicherheit gebracht hatte, ohne auch nur noch einen einzigen Sous im Säckel zu haben, als gemeiner Matroſe mit einem andern Schiffe nach Bordeaux. Was weiter dabei geſchehen, ſteht in keiner

nähern Beziehung zu dem Angriffe auf die Feſtung, aber vielleicht beliebt es Eurer Majeſtät, da ich eben jetzt im Erzählen begriffen bin, auch meine Abentheuer zur See noch mit anzuhören?"

„Nein, bewahre der Himmel!" unterbrach ihn Gabriele.

„Wie Ihr befehlt! — Am feſtgeſetzten Tage kamen ich und meine Cameraden, wie wir uns das Wort gegeben hatten, wieder zuſammen. Wir hatten alle im Auftreiben von Rekruten recht gutes Glück gehabt, ſo daß die beſtimmte Zahl von funfzigen beiſammen war und es nun nöthig ward, ohne weitern Zeitverluſt ans Werk zu gehen. Es war ein Haufe wackrer Burſchen, wie es deren an Kraft und Ausdauer wohl wenig gleiche in Europa geben mochte. Ihre rothbraunen Geſichter zeigten ſämmtlich daß ſie Wind, Wetter und Seeluft zu ertragen gewohnt ſeyen. Ihre Augen waren klein, ſcharf und lebendig. Alle waren mehr unter als über den Mittelſchlag an Länge und etwas vorwärts gebeugt, wie Leute, die gewohnt ſind, tüchtig anzupacken. Allerdings gab's einige wenige Ausnahmen von dieſer Beſchreibung dabei, und unter dieſe gehörte André. Er war mehr ſchlank und groß als ſtark gebaut, und im Vergleich mit faſt allen übrigen ein wahrer Aufſchößling. Wegen der Offenheit und Keckheit ſeines ganzen Weſens hatte ich mir ihn zu meinem Lieutenant erwählt und in ſeinen großen Augen ſtrahlte ein gewiſſer Enthuſiasmus, der ihn ganz als den rechten Mann für ein ſolches Unternehmen ausprägte. André konnte mich überdieß auch begreifen

und faſſen, und dieß iſt, wie Eure Majeſtät ſelbſt am Beſten werden beurtheilen können, eine Eigenſchaft von keinem geringen Werthe. Es iſt im Allgemeinen gar eine treffliche Sache, Leute um ſich zu haben, die das gut auszuführen verſtehen, was ihnen klug aufgetragen worden iſt, aber für den Anführer eines Wageſtück's iſt es ein unbezahlbarer Gewinn, wenn er einen Cameraden findet, der im Stande iſt, in ſeine Gefühle einzugehn und bei dem ein Wink und ein einziges Wörtchen hinreicht, eine Menge übereinſtimmender Ideen zu erwecken. Solch ein Camerad war nun André."

„Nachdem ich mit meinem wachſamen Engel Camilla, die immer treu auf ihrem Poſten ſich fand, noch einige Signale gewechſelt hatte, wurde endlich eine der folgenden Nächte zur Ausführung des Unternehmens beſtimmt. — Sie kam denn auch."

„Das Wetter war ſeit einiger Zeit den Tag über trüb und düſter, und, ſo bald die Nacht eintrat, ſtürmiſch geweſen. Wir hatten Neumond und der Himmel war mit Wolken bedeckt, die, obſchon vom Wind getrieben und zerriſſen, doch auch nicht ein einziges Sternchen hindurchſchimmern ließen. Die See ſchlug in ſchweren faſt ungebrochnen Maſſen an die Küſte an, obgleich der weiße Schaum in der Brandung ſo halb deutlich zu ſehen war. Wir ſchifften uns an einer Stelle ungefähr eine Stunde vom Dorfe ein. Jeder trug eine Pickelhaube und ein Panzerhemd, nebſt ſeinen Angriffswaffen, aus einem Schwerte, einem Dolche

und einer Streitart bestehend, die er sämmtlich um den Leib her befestigt hatte."

„Ehe wir den Felsen erreichten, hatte der Wind mächtig zugenommen, so daß es gefährlich war, zu weit in See zu stechen. Unser Signallicht würde aber leicht haben Aufmerksamkeit erregen und die Besatzung aufschrecken können, wenn es von dieser gesehen worden wäre, daher wir denn zu unserm ersten Entschlusse wieder zurückkommen mußten. Dazu würden wir nun auch in jedem Falle sehr bald genöthigt gewesen seyn, wie wir alle wußten, ich erwähne dieß aber hier nur deswegen, um die Art von Aengstlichkeit zu erklären, die mein Häuflein ergriff, je näher wir dem Felsen kamen."

„Diese rührte aber von nichts mehr und nichts weniger als von dem Geräusche der Wogen her, die sich mit Gewalt an den Klippen brachen. Weiter in See wäre dieser Ton noch schauerlich genug gewesen, aber der Seemann hätte dann recht gut gewußt, woher er komme, und wäre mehr dadurch gekräftigt als entmuthigt worden, da die ganze Sache mit zu seinem Handwerke gehörte. War man nun aber so ganz nahe dabei, und brauste das Getöse einem gleichsam in die Ohren, so ward es so betäubend und störend, wie man sichs gar nicht vorstellen kann. Die Schlünde und Spalten des Felsens brachten dann sehr oft Laute wie von Menschenstimmen hervor, während der eigentliche Ton an sich so ganz über alles Menschliche hinaus, oder vielmehr darunter war, daß es wahrhaft Grausen erregen mußte."

„Ich bin überzeugt, daß es Keinen unter uns gab,

der dies nicht auch so empfand, ich weiß aber auch eben so gewiß, daß, wenn mein Lieutenant André nicht unklug damit herausgebrochen wäre, wir uns alle dieses Gefühls viel zu sehr geschämt haben würden, als daß auch nur einer von dem andern so etwas aus seinem bloßen Stillschweigen hätte vermuthen dürfen. Als wir zuerst ganz nahe an die Klippen kamen, und unsre Ruder tief ins Wasser senkten, damit das Boot nicht allzu schnell mitfortgerissen werde, rief André, der auf ein Mal Zeit gewann, darauf zu hören, in Bestürzung und Schrecken über den Höllenlärmen vor seinen Ohren, plötzlich laut aus: „„Steh mir Gott bei! was ist nur das?““ und wir, die bloß einer Entschuldigung bedurften, um auch horchend die Ohren zu spitzen, thaten dies nun auch so vollständig, daß es eine gute Zeit dauerte, ehe wir nur daran dachten, das Signallicht auf unserm Maste aufzuhissen.“

„Bei alle dem war aber doch André einer der ersten, die wieder zur Vernunft kamen, und durch sein kräftiges und heiteres Zuflüstern viel dazu beitrug, die Uebrigen von Neuem zu ermuthigen. Denn obgleich der Abstand bis zur Feste hinauf sehr groß war, so hielten wir es doch nicht für rathsam, sehr laut zu sprechen. Unterdessen war in dem tiefen Schatten der hohen Klippen die Finsterniß so dicht geworden, daß wir einander kaum selbst mehr unterscheiden konnten, und der obere Theil des Felsen fast gar nicht mehr zu sehen. Der Wind wandte sich ein wenig, aber immer zum Schlimmern und nahm

stets nur noch mehr zu, bis er in heftigen Stößen aus Nordwest blies."

„Nachdem ich Feuer angeschlagen, zündeten wir endlich unsre Lampe an, und ließen sie den großen Mast hinauf tanzen. Dies setzte uns in den Stand, einander einen Augenblick lang ins Gesicht sehen zu können; als sie aber höher hinauf über unsre Köpfe kam, ging ihre Wirkung in der uns umgebenden Finsterniß ganz verloren. Sie leuchtete nicht einmal bis an die Felsenwand, welche in diesem Augenblicke als unser furchtbarster Feind dastand. Jeder Blick richtete sich nun voller Erwartung nach oben. Das Ende des Felsens war aber jetzt völlig unsichtbar und wir daher einige Zeit lang gänzlich in Ungewißheit, ob wir auch das Signal, das wir von dort erwarteten, würden sehen können."

„Da brach endlich der Stern unsres Schicksals durch die uns umgebende Nacht! Ich werde den Laut nicht vergessen, der unwillkührlich den Herzen aller meiner Cameraden bei dieser plötzlichen Erscheinung entströmte. Das Licht schien geradezu am Himmel befestigt zu seyn, während wir auf der Oberfläche der See herumgeworfen wurden. Der Zufall wollte, daß in demselben Augenblicke der Sturm nachließ, und ich bin daher überzeugt, daß man den leisesten Seufzer unsrer Lippen, trotz des unartikulirten Plätschern des Wassers, vom Vorder- bis zum Hintertheile des Schiffs würde haben hören können."

„Unser zweites und drittes Licht ward nun in der-

ſelben Art aufgezogen, aber noch immer flimmerte blos das einfache Signal von oben. In der Erwartung daß jede meiner Aufforderungen werde beantwortet werden, machte mich dies ſehr betreten, und ob ich mir gleich auch nicht das leiſeſte Anzeichen davon entſchlüpfen ließ, war ich doch anfangs der feſten Ueberzeugung, daß eben etwas geſchehen ſeyn müſſe, was das Herablaſſen des Seils verhindert habe. Woher wußte ich denn aber, daß das Seil nicht vielleicht ſchon herabgelaſſen worden ſey? Als mir dieſer Gedanke plötzlich durch den Sinn fuhr, ward ich mit kaltem Angſtſchweiß bedeckt. Und wenn ein ſolches dünnes Seil ſelbſt funfzigmal ſtärker geweſen wäre, würden wir es doch kaum in dieſer völligen Finſterniß haben gewahr werden können!“

„Aber meine herrliche Camilla machte mein Verſehen bald wieder gut. Wenige Minuten ſpäter begann der oben erblickte Stern zu ſinken. Sein Fallen ward ſchneller. Er bewegte ſich heftig vom Winde getrieben, und endlich erreichte er die Oberfläche des Waſſers vor uns. Mit einiger Gefahr für das Boot und noch mehr für unſer Leben kamen wir nahe genug. Endlich hatten wir die Freude das willkommene Seil zu ergreifen.“

„An dieſes knüpften wir nun ſogleich das Ende unſers großen Kabeltaues, und dann folgte eine erwartungsvolle Stille. An das Tau waren in kleinen Zwiſchenräumen kleine Holzſtücken querüber gebunden, um gleichſam die Stelle der Stufen einer Leiter zu ver-

treten und das Ganze war sorgfältig aufgewickelt und frei im Boote hingelegt worden, um desto leichter abgerollt werden zu können. Das Fahrzeug war am Hintertheil und Buge jetzt so vollgestopft mit Mannschaft, die sich sämmtlich von dem mittlern Theile dahin drängte, daß wir kaum die Ruder gebrauchen konnten, um uns in unsrer Lage auf dem Wasser zu erhalten; und da der Wind mit jedem Augenblicke zunahm, und die See immer höher und stärker an die Felsen anschlug, war der Augenblick außerordentlich kritisch."

„Endlich fing das Tau an emporzusteigen, und meinem Herzen entsank nun Centnerlast; allein ich fürchtete immer, Camilla möchte nicht Kräfte genug zu dieser Unternehmung besitzen, und dies wäre auch der Fall gewesen, wenn sie sich nicht einer alten Winde bedient hätte, die gerade dort oben stand, um Steine zur Ausbesserung der Wälle heraufzuziehn. Daß sie in ihrer Arbeit nicht werde gestört werden, wußte ich, da dieser Theil der Festung selbst am Tage gänzlich unbesucht war, und die Besatzung von dieser Gegend her nur einen Angriff von Adlern befürchten konnte. Von dem Augenblicke also an, wo ich das Tau in die Höhe steigen sah, war mein Gemüth ganz ruhig, und meinen Gefährten meine Befehle zuflüsternd brachten wir im Boote noch schnell alles in Ordnung, was wir zu unserm Vorhaben brauchten."

„So warfen wir denn eine hinreichende Länge unsers Taues über Bord, um unsre Freundin oben fortarbeiten zu lassen, und entfernten uns dann etwas

weiter von dem Felſen, um Anker werfen zu können. In gewöhnlicher Lage war unſer Anker für ein weit größeres Schiff gewichtig genug geweſen, aber hier gerade war der Ankergrund ſehr ſchlecht, der Wind ſtark und die See wogte und tobte wie toll. Das Getös, mit dem ſie unausgeſetzt an die Klippen anſchlug war fortdauernder Kanonendonner, und die Wellen brachen ſich ſo ohne Unterlaß über unſern Köpfen, daß die Luft, die wir athmeten, aus bloßem Schaume zu beſtehen ſchien.“

„In dieſer Lage blieben wir wohl länger als eine Stunde, ehe wir bemerkten, daß das Tau faſt ganz hinaufgezogen war. Endlich hörte das weitere Emporſteigen deſſelben gänzlich auf, Camilla's Arbeit war vollbracht und wir befeſtigten das untere Ende des Taues an das Schiff. Alles ſchien uns zu begünſtigen. Wir hatten unſre Zeit vortrefflich gewählt; der Himmel war wie mit einem Schleier bedeckt, deſſen Enden weit über den Horizont der Erde herabzuhängen ſchienen; der Wind blies laut und heftig, und die See antwortete tanzend und tobend ſeinem Getöſe. Oben war auch nicht ein Fünkchen Sternenlichts zu erblicken, und unten gewahrte man blos die weißen Spitzen der Wellen, ſchwach und fern auf der Meereswüſte. Es war eben Mitternacht.“

„Angeſtrengt folgten wir mit den Augen dem Seile hinauf zu unſrer Beſtimmung, aber dort verlor es ſich im Dunkel. Selbſt der Rand der Klippe ſchnitt ſich gegen den Himmel nicht ab. Endlich erſchien hoch oben über unſern Häuptern ein Licht gleich einem

Sterne. Dies war das Signal, daß Alles bereit sey, und alle stürzten wir nun dem Taue zu, um zu versuchen, ob es oben genug befestigt sey. Es gab nicht nach."

„Nun, meine Jungen! rief ich, hinauf denn ins Krähennest! André, mein wackrer Bursche, Du sollst uns den Weg zeigen, und ob ich gleich eben so wenig an einem einzigen von euch wie an allen zusammen zweifle, will ich doch selbst der Letzte seyn. Sobald unser Fuß einmal das Boot verlassen hat, ist an keine Rückkehr mehr zu denken! Aber noch jetzt dränge ich euch zu nichts. Wer nicht Lust hat, der bleibe unten; seyd ihr aber einmal hinaufgestiegen, so macht ihr den Weg lebendig nicht wieder rückwärts, das versichere ich euch. Was für Gefahren uns auch unterwegs aufstoßen mögen, oder was für Lärmen wir oben hören könnten, vorwärts müssen wir. Diesen scharfgeschliffenen Dolch nehme ich in den Mund und schneide beim ersten Gemurmel von Meuterei das Seil hinter mir ab. Seyd Ihr damit einverstanden?"

„Ja, ja, vollkommen!" war die Antwort jedes dieser Helden. Winde, Wogen und Felsen brüllten ihren Beifall uns zu, die See schien sich kühner aufzubäumen und goß eine Sündfluth über unsre Häupter."

„„Nun also vorwärts!"" rief André mitten in dem Tumulte. Folge mir, wer will! Hier gehe ich wie ein Tafelmeister voran!"" — und so sprang er auf das Tau und verschwand in der Finsterniß oben. Frisch sprangen sie hinter ihm her, einer nach dem andern,

Kopf vor Kopf. Sacré! Es müßte Euer Majeſtät das Herz im Leibe gelacht haben, wenn Ihr das geſehen hättet! — Aufwärts kletterten ſie, das Tau ſchwenkte ſich, die See brüllte — Hurrah! Ich ſteckte meinen Dolch in die Scheide, denn ich merkte ſchon, daß ich ihn nicht gebrauchen würde, und als der letzte Mann das Deck verließ, ſprang ich, trunken vor Entzücken, ihm faſt auf die Schultern.“

„So waren wir denn bis in die Mitte des Felſens gekommen, dreihundert Fuß über der See, und dreihundert Fuß unterhalb der Landfläche. Wir befanden uns in völliger Finſterniß und das Tau, von dem Schwanken des Bootes bewegt, ſchwang und drehte ſich, unerachtet unſrer ungeheuern Laſt, wie ein dünner Faden.“

„„Haltet euch feſt!““ ſchrie der Lieutenant in dieſem Augenblicke. Aber er hätte es nicht nöthig gehabt. Wir hatten alle plötzlich innegehalten, als wären wir nur Ein Mann, und wie im Todeskrampfe an das Tau feſtgeklammert. Wo die dringende, fürchterliche, unabwendbare Gefahr herabkomme, ob von oben oder unten, wußten wir nicht, aber wir hielten uns alle für verloren. Hundert verſchiedene Gedanken drängten ſich in Einem Augenblicke durch mein Gehirn, der vorherrſchende aber war der, daß Camilla entdeckt worden ſey, und die Beſatzung eben das Tau heraufwinde In dieſer Ueberzeugung ward ich durch einen gräßlichen, durchbohrenden Schrei beſtärkt, der an mein Ohr drang.

Es war Camilla's Stimme! Aber das war ja unmöglich! — oder hatte man sie in den Abgrund gestürzt?"

„Daß ich alles dieses in dem kurzen Zwischenraume weniger Secunden hörte und fühlte, mag sonderbar scheinen, aber vollkommen wahr ist es. Im nächstfolgenden Augenblicke wiederholte sich die Bewegung des Taues, welche diese Ideen hervorgerufen hatte, und es schien von einem Ende bis zum andern erschüttert zu werden. Hierauf schwankte es so hoch und weit umher, indem es mit dem Boote sammt dem Ankertau auf die Spitze einer ungeheuern Welle hinaufgeschleudert ward, daß wir uns nur noch mit der größten Anstrengung festhalten konnten, und es dann mit einem Getöse, als werde ein Geschütz abgebrannt, sich unten von seinen Befestigungen losriß, so daß wir nun im wüthenden Sturme frei und haltlos umhergeworfen wurden."

„Dreimal flogen wir mit solcher Heftigkeit an den Felsen, daß viele unsrer Pickelhauben wie Nußschalen zerbrachen, endlich aber gelang es uns durch verzweiflungsvolle unausgesetzte Anstrengung, womit wir uns an die nächsten Spalten des Felsens einklammerten, die bewegliche Maschine verhältnißmäßig stätiger zu erhalten. Es währte einige Zeit, ehe wir daran dachten, weiter aufwärts zu steigen, und während dessen hingen wir in der Todtenfinsterniß der Mitternacht dreihundert Fuß über der rasenden See, von nichts als einem Tau gehalten, das dreihundert Fuß über unsern Köpfen durch die Hand eines schwachen Mädchens befestigt worden war."

„Endlich ward ich ungeduldig und ließ das Commando ertönen, vorwärts zu steigen. Es ward aber nicht befolgt. Ohnerachtet meiner Drohung, im Falle einer Meuterei das Tau abzuschneiden, schien es, als ob die bloße Ueberzeugung, daß es noch mit dem Boote zusammenhange, die Wirkung gehabt habe, die Herzen einiger meiner Mitgesellen zu stärken, die jetzt, da dieses nicht mehr der Fall war, zaghaft zu werden begannen. Selbst André, der Führer dieser Schaar, auf den ich mich so ganz verlassen zu können glaubte, versank plötzlich in einen Zustand von Stumpfheit und Verzweiflung. Als ich daher nun wüthend nach der Ursache der Zögerung fragte, gelangte von Mund zu Munde die Nachricht zu mir, daß er erklärt habe, wie er gänzlich außer Stande sey, auch nur Einen Schritt höher hinauf zu steigen."

„Diese Lage war schrecklich. Der matte Ton, in dem einige meiner Leute sprachen, zeigte mir nur zu deutlich, daß diese Ansteckung sich verbreite. Und so sollten wir denn hier hängen bleiben? auch wir, die wir noch Kraft genug in uns fühlten vorwärts zu gelangen! hängen bleiben bis zu Tages Anbruch, und wenn uns dann die Besatzung entdeckte, herabgeworfen werden, in die sprudelnde Wasserhölle, unter dem Hohne und dem Jubelgeschrei der Sieger, deren Gelächter wie das Jauchzen der Teufel uns ins Ohr erschallte!"

„Feiger Schurke! schrie ich laut; besser ists, daß Einer zu Grunde geht, als wir alle! Und nachdem ich nochmals allen hatte anbefehlen lassen, sich fest zu halten, stieg ich über die Köpfe meiner Vordermänner

hinweg, das Tau hinan. Jeder aus der Schaar, so wie ich zu ihm gelangte, versicherte mich, obgleich einige noch mit schwankender Stimme, daß sein Entschluß unerschütterlich sey, und daß, wenn nur einmal der Weg wieder frei wäre, er mir selbst in den Tod folgen wolle. Als ich aber nun bis zu André gelangte, fand ich diesen unbeweglich. Seine Stimme war furchtbar ruhig, indem er mir versicherte, wie er fühle, daß es ihm unmöglich sey, weiter zu gehen — er also hier bleiben und sterben wolle."

„Das sollst Du nicht; rief ich ihm zu: das Leben so vieler braven Männer soll der kindischen Verzweiflung eines Feiglings nicht aufgeopfert werden! Und damit faßte ich ihn mit aller meiner Kraft an, riß ihm die Hände von ihrem Halte los und beugte ihn vorwärts über den Abgrund hin. Ich weiß nicht, was meinen Arm zurückhielt, als ich im Begriff stand, ihn Kopfüber in die See zu stürzen, ich glaube jedoch, daß es die Erinnerung an den reizenden Auftritt war, den ich mit ihm bei der Dorfkirche erlebte. Erklärung kann ich mir jetzt selbst nicht mehr darüber geben, aber wahr ist's, daß ich in demselben Augenblicke, selbst mitten durch das Geheul des mitternächtlichen Sturmes, die Stimmen der Mädchen mit ihrem sanften Gesange an mein Ohr tönen hörte, und das unschuldige Antlitz seiner jugendlichen Geliebten wie eine Erscheinung aus der Dunkelheit mir entgegen leuchtete."

„Mein Herz ward sanfter, aber meine Zunge bitterer. Ich richtete ihn wieder auf, legte seine Hände

wieder an's Thau, aber unter jeder Verwünſchung, welche Haß und Verachtung nur auf eine Menſchenlippe legen können, ſtieß ich ihn mehrmals, jedoch nicht tief, mit meinem Dolche in den Rücken und die Schenkel. Das Gefühl des Schmerzes erregte ihn wieder bis zu dem der Beleidigung, und als ich nun meine Stiche wiederholte, verſchwand endlich ſeine Furcht, er ergriff das Thau mächtig mit der einen Hand, und zuckte mit der andern ſein Schwerdt, um gegen ſeinen Feind auf der Stelle ſelbſt zu kämpfen."

„Auf dem Walle treffen wir uns! rief ich ihm zu, indem ich wieder über die Rücken meiner Cameraden hinweg bis zu meinem vorigen Poſten glitt."

„Vorwärts, vorwärts! ſchrien dieſe aus Einem Munde; der Tag bricht an — vorwärts, oder wir ſind verloren! — und André ſtieg wie ein Wahnſinniger die ſchwankende Leiter hinan."

„Endlich gelangten wir an den Rand des Abgrunds, und kletterten einer nach dem andern auf den Wall. Dieſer Augenblick war einzig und groß! Wir zogen unſre Schwerdter, faßten unſre Streitärte und meine Cameraden ſchaarten ſich um mich, um die Befehle zum Sturm zu erhalten. Da überraſchte uns plötzlich Camilla, indem ſie unſern Kreis durchbrach. Vor meine Kniee ſank ſie hin und umfaßte dieſe."

„Sie ſchlafen alle; ſagte ſie mit einem Geflüſter, welches doch deutlich zu vernehmen war; tief ſchlafen ſie alle, ruhig und unbeſorgt auf ihren friedlichen La-

gern. O schonet sie! schonet sie! — Aber wir schonten sie nicht!“

„Abscheulich!“ rief Gabriele; — „da Ihr eben selbst so ungeheurer Gefahr entronnen waret!“

„Das eben war die Ursache,“ entgegnete Boisrosé; „wir hatten keine Lust uns wieder den Felsen hinabstürzen zu lassen. Ueberdieß waren deren drei gegen einen von uns, und ehe wir sie nur bis zur gleichen Anzahl mit uns gebracht hatten, war so vielen noch Zeit übrig geblieben, sich die Augen auszureiben, daß wir immer noch genug zu thun hatten, um die Festung zu erobern, was wir denn auch thaten. — Ueberdies waren es ja auch Protestanten!“

„Dem Himmel sey Dank!“ rief Gabriele aus, „daß Ihr es doch noch auf eine oder die andere Art zu Ende gebracht habt. Ich hätte herzlich gewünscht, daß das Thau lieber über als unter Euch gerissen wäre, denn ich glaubte schon, Ihr würdet nie weiter als auf den halben Weg kommen, und wenn ich nun so hätte müssen zu Bette gehen, in meiner Phantasie noch mit Euch an der ewigen Leine hängend, Sturmgebrauß um mich her, und das Meer unten zu meinen Füßen tobend, wäre ich gewiß am andern Morgen wahnsinnig wieder aufgestanden! — Jetzt sagt mir aber auch aufrichtig, aus welcher abgetragenen Romanze Ihr das Abentheuer zusammengestohlen habt?“

„Es ist alles vollkommen der Wahrheit gemäß, gnädige Frau;“ fiel der Marquis von Rosny ein; „jede Sylbe wahr, wie ich selbst Gelegenheit hatte, mich da-

von zu überzeugen. Schreibe ich jemals die Geſchichte meiner Zeit, ſo werde ich ſicherlich dieſe Unternehmung auf die Felſenfeſte nicht vergeſſen.“ *)

„Erzählt mir nun aber auch;“ fügte Heinrich hinzu, „was Ihr thatet, nachdem Ihr die Feſtung genommen hattet?“

„Nun, Eure Majeſtät,“ entgegnete Bolsroſé; „ſobald die Sache vorbei war, ernannte ich mich ſelbſt zum Gouverneur von Feschamp, und ließ dem Admiral Villars antragen, der Ligue die Feſtung unter der Bedingung zu übergeben, daß ich Gouverneur bliebe. Dann ging ich zu Herrn Bellegrade, um mir die Hand ſeiner Tochter auszubitten. Was glaubet Ihr aber wohl, was mir der alte Knabe antwortete?“

„Ja, das kann ich wahrhaftig nicht ſagen;“ erwiederte der Monarch.“

„Das weiß ich wohl — aber rathen Eure Majeſtät einmal.“

„Aber ich kann ja das nicht!“

„Nun dann: Er ſagte, daß, da Eure Majeſtät den Rock umgedreht hätten, um auf den Thron zu kommen, die Feſtung nach altem Rechte Euch gehöre, und ich daher ohne königliche Erlaubniß eben ſo wenig Gouverneur derſelben ſey, als er. Denkt nur einmal! Ich, der ich einen ſechshundert Fuß hohen ſenkrechten Felſen

*) Er hat es auch in ſeinen Memoiren gethan.

erſtiegen, und die Feſtung mit meinen eignen Leuten eingenommen hätte, ſollte auf Eure Erlaubniß warten, um ſie zu befehligen! Sacré!"

„Es war ein ſehr unverſtändiger Gedanke!" bemerkte Gabriele ganz ernſthaft.

„Höchſt beleidigend!" ſagte der König. Der Marquis von Rosny verzog den Mund von einem Ohre bis zum andern.

„Was war zu thun?" fuhr Boisrosé fort; „Herr Bellegrade war unbeugſam, und Villars ſpielte den Bedenklichen. Statt das Anerbieten mit geküßter Hand anzunehmen, machte er erſt große Umſtände, und ließ durch einige ſeiner Untergebenen unterhandeln. Als ichs ihm nun aber geradezu abſchlug, ihm die Feſtung vor abgeſchloſſenem Handel zu überliefern, ließ er gar eine Armee gegen mich marſchiren! Das war nun zwar zufällig ſehr gut, denn aus Vorliebe zu Eurer Majeſtät hatte ich mich ſelbſt ſchon halb und halb überzeugt, daß, da die Kirche ihre Arme geöffnet habe, um einen irrigen aber auch reuigen Sohn in dieſelben aufzunehmen, ein Sünder, ſo wie ich, kein Recht beſitze, ihm in dem Wege zu ſtehen. Kaum erfuhr ich daher des Admirals Kriegszug, als ich Eurer Majeſtät daſſelbe Anerbieten that, welches ich ihm gemacht hatte, und da kommt nun jetzt der Marſchall Biron, aufgeblaſen und geſpreizt, als wolle er die Sonne auspuſten, und lockt mich aus meiner Feſtung. O! es konnte keinen großmüthigern Mann geben als ihn! Und wenn ich mir die Thronfolge in Frankreich ausgebeten hätte, er würde ſie mir mit ſchö-

nen Worten gegeben haben. Aber leider beſtanden alle ſeine Gaben nur in bloßen Worten! Unter Mitwirkung des Herrn Bellegrade ward der Handel mit ihm dahin abgeſchloſſen, daß ich entweder die Gouverneurſtelle von Feschamp oder eine verhältnißmäßige Vergütung dafür erhalten ſollte. Von dem Tage aber an bis auf den heutigen habe ich von der ganzen Sache nichts weiter gehört, weder von Biron noch von Eurer Majeſtät.“

„Und wer iſt denn daran Schuld?“ fragte der König.

„Wer ſonſt,“ entgegnete Boisroſé, „als der Herr Rosny hier, der, wie die Leute ſagen, Eure Majeſtät zu allem beredet, wozu er Luſt hat, — oder es auch allein abmacht, je nachdem es ihm beliebt; und da ich mir nun ſtets einen ſehr vortheilhaften Begriff von Eurer Königlichen Majeſtät gemacht habe, ſo muß ich mir nothwendig vorſtellen, daß es lediglich an ſeinem üblen Einfluße auf Euch liegt, daß Ihr in dieſer Sache ſo ganz ſonderbar Euch benehmt.“

„Wir wollen uns das nachher näher überlegen;“ erwiederte der König! „jetzt aber ſagt mir doch, warum Ihr auch nicht ein Wörtchen mehr von Eurem Freunde André erwähnt habt?“

„Sacré! weil ich nicht recht weiß, was ich weiter von ihm ſagen ſoll. Nachdem wir die Feſte genommen hatten, wollte er ſich mit mir ſchlagen, wegen des kleinen Kitzelns mit dem Dolche; als ich ihm aber darauf blos entgegnete, daß er ein Narr ſey, ſo ging er im

Zorne von mir fort, und ich habe seitdem weder etwas von ihm gehört noch gesehen."

„Das sagt Ihr wohl;" sprach der König mit strengem Tone; „aber werdet Ihr mir noch immer so zuversichtlich ins Gesicht sehen, wenn Ihr nun hört, daß André vor Euch schon hier gewesen ist."

„O, der Spitzbube! Was hat er denn von sich gegeben? Glauben Eure Majestät ihm nicht! Seine Mutter war eine Protestantin! O! daß ich ihn nur gleich hier vor mir hätte!"

„Das sollt Ihr! Ihr sollt nicht ohne Zeugen und vollständiges Gehör verurtheilt werden. Haltet Euch bereit, wieder hierher zu kommen, wenn ich Euch werde rufen lassen, und ich gebe Euch mein Wort als König und Ritter, daß Euch volle Gerechtigkeit wiederfahren soll."

Damit verließ Boisrosé das Gemach, voll Aerger und Verdruß.

„Hätte ich das gedacht," sagte er mit einem verbissenem Schwure zu sich selbst, „so hätte ich mich lieber lebendig schinden lassen, ehe sie so viel aus mir herausgelockt hätten." —

Fünf Tage vergingen nun, und er war mit seiner Geduld wie mit seiner Börse zu Ende. Endlich aber ward er beschieden, und eilte auf der Stelle in den Louvre.

Man wies ihn in das vorige Zimmer, wo er dieselbe Gesellschaft fand, und nachdem er den königlichen Herrschaften seine Ehrfurcht bewiesen, sah er kecklich

um ſich her nach den anklagenden Zeugen. Im nächſten Augenblicke darauf trat André ein.

„Jetzt ſtill geſchwiegen vor Gericht!“ befahl der Marquis von Roeny.

„Stopfen Eure Majeſtät ihm nur erſt ſelbſt den Mund!“ ſagte Boisroſé, und indem er auf André losſtürzte, der in der Nähe ſo hoher Perſonen faſt ohnmächtig zu werden ſchien, fuhr er fort: „Sacré! Was haſt Du von mir geſagt? Sieh mir gerade ins Geſicht, und dann heraus damit!“

„Ich habe gar nichts von Dir geſagt, Boisroſé,“ verſetzte André, „was nicht wahr geweſen wäre.“

„Nun denn, ſo ſag's heraus! Was haſt Du geſprochen?“

„Ich habe blos geſagt, daß Du Dich nicht haſt mit mir ſchlagen wollen.“

„Und war das alles?“

„Das war das Schlimmſte, was ich von Dir ſagen konnte — und das Einzige der Art, was Dir jemals in Deinem Leben nachgeſagt worden iſt.“

„Eure Majeſtät können's glauben;“ rief Boisroſé; „ſeine Mutter bekehrte ſich noch vor ihrem Ende! Darauf will ich das Abendmahl nehmen. — André, braver, alter Junge, ich will mich mit Dir morgen ſchlagen; oder wenn Du das nicht mehr willſt, bitte ich Dich hier um Verzeihung.“

„Der folgende Zeuge!“ kreiſchte der Marquis von Roeny wieder; und Herr Bellegrade trat ins Zimmer.

„Wiederholt Eure Anklage gegen den Gefangenen," rief ihm der Marquis zu.

„Meine Anklage! — Bei der heiligen Jungfrau! — Ich kann mich gar nicht mehr erinnern, daß ich —"

„Nicht gestockt! — wißt Ihr, es war etwas in Betreff der Vertheidigung der Festung."

„Nun ja, aber ich wollte damit durchaus nichts Böses gegen den jungen Mann gesagt haben: — sagte ich irgend etwas, so müßte es das gewesen seyn, daß er mir geradezu erklärte, wenn man ihn zum Gouverneur der Festung ernenne, wolle er sie gegen die Feinde Seiner Majestät vertheidigen, und wenn der König selbst sie in Person anführte."

„Das ist ein Majestätsverbrechen!" sagte Gabriele. „Boisrosé warf ihr einen ernsten Blick zu, biß aber dann die Lippen zusammen und schwieg, denn er konnte diese Anklage nicht läugnen.

„Den nächsten Zeugen!" — Und ein altes Mütterchen trat ins Zimmer.

„Was? Mutter, Ihr hier!" rief Boisrosé aus; „was in aller Welt könnt denn Ihr gegen mich gesagt haben?"

„Ja, ich konnte mir nicht helfen;" antwortete sie; „der Herr dort legte mir so viele Fragen vor, und drängte mich so gewaltig, daß ich ihm endlich erzählte —"

„Und was? was?"

„Daß, als Du Dich zu Deiner tollen Unternehmung vorbereitetest, statt mir die Freude zu machen, und

von dem kleinen väterlichen Erbtheile zu leben, das Du mir hattest verschreiben laſſen, Du lieber recht hartherzigerweiſe als ein gemeiner Matroſe nach Bordeaux zu Schiffe gingſt!“ und dabei ſchluchzte die arme Wittwe bitterlich.

„Der vierte Zeuge!“ — Da trat Annette ins Gemach.

„Was iſt die ſchwerſte Klage, die Ihr gegen den gefangenen Boisroſé anzubringen habt?“

„Können Eure Majeſtät ſich's denken! Als ich ihm erzählte, daß Fräulein von Bellegrade mich recht herzlich geküßt habe, als ich ihr das Schreiben, das er mir an ſie mitgegeben, überreicht, zerbrach er mir alle meine Eyer, weil er den Kuß wieder von meinem Backen weghaben wollte.“

„Der letzte Zeuge!“ — Camilla trat ins Zimmer und Boisroſé ſtürzte auf ſie zu, und ſchloß ſie in ſeine Arme.

„Eure Anklage! Eure Anklage!“ rief der König.

„Das macht er immer ſo —;“ ſagte Camilla ſtokkend —; „Ihr könnt es mir alle bezeugen — er nimmt mir allemal den Athem!“

Gabriele klatſchte in die Hände vor Freude über die artige Wendung und Heinrich ſtand auf.

„Gefangener!“ ſagte er; „Ihr ſeyd überführt — der Tapferkeit, des Edelmuths, der treuen Vaterlandsliebe, der kindlichen Anhänglichkeit und inniger Minne; ich übergebe Euch daher den Händen des Marquis von Rosny, als Eures Richters.“

„Wenn Eure Königliche Majestät es genehmigen;“ rief dieser freudig; „so soll er für diese Vergehen 2000 Kronen in baarem Gelde, eine Hauptmannsstelle in der Armee mit freier Ausrüstung und einem Gehalte von jährlich 12,000 Livres erhalten, und da Eure Majestät mich zum Großmeister der normannischen Artillerie ernannt haben, soll er, wenn's ihm recht ist, mein Generallieutenant werden, und André die nächste Stelle nach ihm erhalten. *)“

„Eure beiden neuen Offiziere, lieber Marquis,“ entgegnete Gabriele; „haben aber doch noch Einen Fehler, den Seine Majestät gewiß nicht übersehen werden. Sie haben viel zu viel Feuer und Geist, vorzüglich Boisrosé, für die ruhigen, friedlichen Tage, deren sich mit Gottes Hülfe dieses Königreich von nun an erfreuen wird — und ich möchte daher um Erlaubniß bitten, ein Mittel dagegen vorzuschlagen.“

„Nenne es!“ sagte der König.

„Verheirathung.“

„Da hast Du Recht. Marquis von Rosny besorgt das augenblicklich auf unsre Unkosten. Laßt das Hochzeitsfest uns Ehre machen — und es müßte schlimm mit uns stehen, Gabriele“ — fuhr der König mit süßem Flüstern fort — „wenn wir uns beide nicht mit dabei unter die Gäste mischen sollten.“

*) Geschichtlich. Mémoires de Sully.

Die Muſikanten von Strathspey.

Eine ſchottiſche Legende

von J. A. Caſtelli.

Es iſt beinahe dreyhundert Jahr,
Als in Strathspey ein Muſikantenpaar,
Deſſen Talent im ganzen Land
Geehret war und allbekannt,
Beſchloß zu gehen nach Inverneß,
Um dort aufzuſpielen auf der Meß. —
Es war zwar kalt grimmig genug,
Die Erde bedecket mit weißem Tuch,
Allein die Muſikanten machten ſich nichts draus,
Und die Hoffnung, zu bringen viel Geld nach Haus,
Spornte ſie, daß ſie das Opfer brachten,
Und ſich auf den Weg ganz herzhaft machten;
Ein jeder nahm einen Stock, einen dicken
Und trug ſeine Geige auf dem Rücken.

Sie waren gegangen ſchon längere Zeit,
Da hat es ſie freilich gewaltig gereut,
Daß ſie von leidiger Sucht nach Gewinn
Beſtechen ließen den freien Sinn;
Denn das Wetter ward immer ſchlimmer,
Und die Kälte ward immer grimmer,
Sie ſuchten auf alle Art ſich zu ſchützen,

Allein das **wollte doch Alles nichts nützen,**
Sie liefen, und dennoch ward ihnen nicht heiß,
An ihren Haaren hing Schnee und Eis;
Es weinte und schrie das geängstete Paar
Und fluchte gegen den Himmel sogar.

Sie langten endlich zu Inverneß an,
Und nachdem sie im Gasthof beim weißen Hahn
Sich einquartirt, sandten gebräuchlicher Maßen
Sie einen Marktschreier durch alle Straßen,
Der mit einem Glöcklein von Haus zu Haus
Sich begab und posaunt' ihre Ankunft aus,
Und von einem langmächtigen Zettel verlas
Wie oft sie spielen werden und was,
Und wie viel man für diesen hohen Genuß
Für eine Stunde bezahlen muß.

Sie aber saßen im Kämmerlein
Und ließen beim Ofen sich gütlich seyn,
Und schmausten gut und tranken sehr viel,
Sie hofften zu zahlen es durch ihr Spiel;
Da kündigt man einen Besuch ihnen an.
Und es trat in ihr Zimmer ein alter Mann,
Von guter Miene und nettem Kleid,
Doch stand ihm die Nas' etwas nach der Seit.
Der fing damit an ihre Kunst zu loben,
Und bat sie in seinem Haus zu erproben,
Weil dort diese Nacht eine Lustbarkeit sey,
Se wünscht' er, daß sie aufspielten dabei. —
Sie sagten den Preis ihm und dieser war hoch,
Er aber versprach zu verdoppeln ihn noch,
Und freudig sagten sie ihm sich zu eigen
Für diese Nacht, nahmen schnell ihre Geigen
Und folgten dem Manne nach seinem Haus,
Der vor ihnen ging in die Nacht hinaus.

Er führte sie jetzt Gassen aus, Gassen ein,
Beim düstern, umwölkten Mondenschein;
Sie sahen um sich, und obschon sie zwar
In Inverneß waren schon manches Jahr,
So kam ihnen alles ganz fremd doch vor; —
Der Mann hielt endlich an einem Thor
Vor einem Schloß ganz seltsamer Art
Sie hatten ein ähnliches nie noch gewahrt,
Es schien ganz verfallen und doch dabei
Glänzten die Mauern wie völlig neu,
Die Fenster flimmten wie Edelgestein
Und schien doch, es sey keine Scheibe darein;
Auf einem Berg lag das Schloß ganz allein,
Und doch wußte keiner von allen zwei'n
Wie auf den Berg sie gekommen sey'n;
Da graut ihnen schier und mit scheuem Blick
Wichen sie von dem Thore zurück;
Allein der Führer, er sprach so viel
Auf's Neue von ihrem herrlichen Spiel,
Und vom Lohne, der sie erwarte heute,
Daß alle Furcht sie setzten bei Seite,
Und dem Manne, der nun das Thor aufschloß,
Folgten in's Schloß.

Sie traten in einen prächtigen Saal,
Erhellt von unendlicher Kerzen Zahl,
Die in den Spiegeln so hell wie Crystall
Sich noch vervielfältigten hundertmal.
Sie sahen die Wände gar herrlich prangen,
Mit goldgesticktem Sammet behangen,
Und Blumen, wie sie noch keine gesehn,
In alabasternen Vasen stehn;
Die Gesellschaft, die sich befand im Saal,
Sie paßte zum Ganzen auch allzumal,
Die Kleider strotzten von Edelgesteinen.

Daß die Musici faſt zu erblinden vermeinen,
Man ſcherzte, man lacht' auf verſchiedene Weiſ',
Sie glaubten, ſie kämen in's Paradeis,
Kurz, nichts bei dieſem Feſte gebricht,
Und nur die Geſichter erfreuten ſie nicht:
Dem Einen lagen die Augen ſo hohl,
Dem Andern die Naſ' war zu lang um drei Zoll,
Der Dritte verzog das Geſicht gar ſehr,
Dem Vierten war die Zunge ſo ſchwer,
Dem Fünften war hinten ſo aufgereckt
Der Rock, als hätt' er was drunter verſteckt,
Die Meiſten hatten die Füße bekleidet,
Als ob ein Jeder an Leichdornen leidet;
Doch einmal im Schloße waren ſie nun
Und mußten darum ihre Schuldigkeit thun,
Sie ſtimmten die Geigen und ſetzten ſich nieder
Und ſpielten die ſchönſten Tänze und Lieder.
Nun ging es drüber und drunter
Und Alles war fröhlich und munter.
Hier drehte allein
Sich Einer im Reih'n,
Hier walzte ein Paar
Und dort eine Schaar,
Und alle ſah' man ſo heftig ſpringen,
Daß Einem darüber die Sinne vergingen;
Und immer ſchneller ſpielten ſie auf,
Und immer ſchneller hüpften ſie drauf,
Es war kein Tanz mehr nach Ordnung und Maß,
Es war nur ein Hüpfen ohn' Unterlaß,
Den Boden berührten die Tanzenden nimmer,
Sie ſprangen bis an die Decke vom Zimmer,
Dabei erſcholl durch den ganzen Saal
Ein ganz unbänd'ges Gelächter zumal,
Es ſchien ſich Niemand fürder zu ſchonen
Und Alles zuckte in Convulſionen.

Die Wände ſchienen ſich auszudehnen,
Der Boden unter den Füßen zu dröhnen,
Die Flammen der Kerzen verlängerten ſich.
So, daß eine jed' einer Fackel glich,
So ſtark und dicht ward der Blumen Duft,
Daß er wie ein Nebel erfüllte die Luft.
Die Mauern ſchienen ſich nieder zu beugen,
Auch nach dem Takte, nach dem ſie geigen,
Den Muſikanten der Kopf ward ſo ſchwer,
Sie wußten ſelbſt, was ſie ſpielten, nicht mehr,
Doch ſchneller bewegten die Finger ſich,
Und immer gellender wurde ihr Strich.
Ein Klingen der Ohren ſie ſelber fühlten
Bei dem, was ſie jetzo ganz unwiſſend ſpielten;
Und was das Allerſeltſamſte war,
Die Tanzenden mehrten ſich immerdar.
Und größer ward die Geſellſchaft immer,
Doch eintreten ſahen ſie Niemand in's Zimmer.

So ging die Nacht im Tumulte hin,
Und als das Grauen des Morgens erſchien,
Und als ſie ſich hoben vom prächtigen Tiſche,
Auf welchem im allerbunt'ſten Gemiſche
Die ſeltenſten, zierlichſten Speiſen ſtanden,
Da empfingen ſie aus ihres Führers Handen
Großmüthigen Lohn
Und gingen davon.

Wie aber war ihre Verwunderung groß,
Als ſie nun traten aus jenem Schloß,
Und erblickten die Felder voll reifem Getreide,
Und ſahen vor ſich die grünende Haide,
Und warm ſchien die Sonne und glänzend her,
Als wenn's eben mitten im Sommer wär.
Sie ſtaunten aber noch immer mehr.

Als sie umwendeten jetzt ihr Gesicht,
Und auch kein Schloß mehr gewahrten nicht,
Sie sahn hinter sich in dem Sonnenstrahl
Nichts als einen Hügel ganz wüst und kahl.
Drauf war erstorben die ganze Natur,
Von einem Gebäude war keine Spur,
Und vor ihnen, zweihundert Schritte nah,
Ein Städtchen lag in der Ebene da.
Das konnte kein andres, als Inverneß seyn;
Sie schritten drauf los und gingen hinein,
Die Straßen schienen die nämlichen zwar.
Doch manches Gebäude, das neu gebaut war,
Schien alt jetzt und ruinirt von der Zeit,
Auch sahen ganz seltsamlich aus alle Leut',
Kurz, Alles schaute sich anders an,
Als sie es noch gestern am Abende sah'n.

Und als sie erreichten den Kirchenplatz dann,
Da schauten die Menschen sie neugierig an,
Sie fragten sogleich nach des Städtchens Namen,
Und hörten, daß sie nach Inverneß kamen;
Der sonderbaren Fragen noch mehr
Versammelten viele Leut' um sie her,
Man bat sie zu künden ihre Geschicht,
Und die zwei Musikanten verweigerten's nicht.

Und als sie damit dann zu Ende waren,
Da sagte ein Alter mit grauen Haaren:
„Ja, ja, so ist's in der Chronik zu lesen,
Ihr seyd bei dem Hexensabbat gewesen.
Ihr habt, es ist wohl nicht mehr zu bezweifeln,
Den Kobolden, Zauberern, Hexen und Teufeln
Zum Tanz aufgespielt auf dem Grabesfeld,
Mein Urgroßvater hat's oft erzählt,
In seinem Wirthshaus beim weißen Hahn

Sey'n zwei Muſikanten gekommen an,
Die dann nach einigen wenigen Stunden
Des Abends ſind wieder plötzlich verſchwunden,
Es iſt gar kein Zweifel, ihr ſeyd die Zwei!"
So ſagt', er und kreuzigte ſich dabei.
Und als ſie nun fragten, wie lang das ſchon ſey,
Da hieß es, ſchon hundert Jahr' ſey'n vergangen,
Da faßte die Spielleut' ein Grauen und Bangen,
Die Geigen fielen von ihren Rücken
Und brachen am Boden in tauſend Stücken.

Die mitleid'gen Leute aus Inverneß
Verſuchten zu tröſten ſie unterdeß,
Und ſagten, ſie ſollten geh'n in die Meß,
Bereuen ihr einſtiges Schelten und Fluchen,
Und von ihrer Schuld ſich zu reinigen ſuchen.
Da gingen ſie dann in die Kirche hinein
Und knieten ganz vorn ſich auf einen Stein,
Und wie der Prieſter am Hochaltar
Drei Kreuze macht gegen die chriſtliche Schaar
In Vaters und Sohnes und Geiſtes Namen,
Da fielen die Spielleut' in Staub zuſammen.

So geht's, wenn die Muſikanten ſich laſſen
Vom blinden Hochmuth und Ehrgeiz erfaſſen,
Wer dem Himmel nicht widmet ſein Inſtrument,
Muß ſpielen darauf für den Teufel am End'.

An die Lerche.

Schwinge, ſchwinge, traute Lerche,
Von der Wieſe Blumenflor
Und den thaubeperlten Saaten
Zu den Lüften dich empor.
Suche auf dem höchſten Berge
Dir den allerhöchſten Baum;
Träume dort von Glück und Liebe
Einen goldnen ſel'gen Traum.

Sende dann die klaren Blicke
Nach dem grünen Waldespfad —
Mir zu künden, ob dem Sehnen
Endlich die Erfüllung naht.
Eile, eile, traute Lerche,
Kehre tröſtend bald zurück;
Oder bleib, den Stab zu brechen
Ueber meiner Liebe Glück.

Theophania.

Schlachtgeſang.

Mit uns ſey Gott! Es ſchalle
Der Kriegsdrommete Ton!
Wir jubeln ihrem Halle.

Gerüſtet ſteh'n wir ſchon;
Gott iſt mit uns. Wir trauen
Auf ſeiner Allmacht Schutz,
Und bieten ohne Grauen
Des Feindes Menge Trutz.

Iſt Gott mit uns! was kümmern
Gefahren uns und Noth?
Nur feige Seelen wimmern
Vor Schlachtgefild' und Tod;
Doch unſerm Gott ergeben,
Die Wehr' in ſtarker Hand,
Weih'n gerne wir das Leben
Dem lieben Vaterland.

Gott iſt mit uns! Es wälze
Die Welt auf uns ſich her,
Wir ſtehen, gleich dem Felſe
In ſturmgepeitſchtem Meer
Wie er den Wogenſtürmen,
So trotzen wir der Welt;
Denn Gott kann uns beſchirmen,
Wenn ringsum Alles fällt.

Iſt Gott mit uns, ſo falle
Auch nah' am Freund' der Freund;
Geſtärkter ſteh'n wir Alle
Und kühner dann dem Feind.
Und dräut der Tod auch Allen,
Wir halten feſten Stand — —
Und fallen wir, ſo fallen
Wir unſerm Vaterland.

Iſt Gott mit uns, ſo ſplittert
Der Feinde Lanz' und Schwerd,

Und Weib und Kind umzittert
Nicht mehr den eig'nen Heerd.
Dann kehrt der holde Friede
Zurück' in's Vaterland,
Und wir, des Kampfes müde,
Ruh'n unter Gottes Hand.

Gott iſt mit uns! Erblickte
Nicht unſer Vaterland,
Das manche Noth oft drückte,
Schon ſeine Wunderhand?
Auf, raſchen Muthes, Brüder!
In Kampf und Schlacht voran!
Der Wundergott thut wieder,
Wie er zuvor gethan.

Iſt Gott mit uns, ſo fächelt
Des Friedens Engel Ruh'
Auf uns herab und lächelt
Uns neuen Segen zu.
Gott iſt mit uns, — die Sonne
Geht bald uns heller auf,
Und neue Lebenswonne
Kränzt unſern Erdenlauf.

Schaller.

An meiner Mutter Grabe.

Du Fromme ruhſt in Deines Gottes Frieden,
Der trocknete Dir alle Thränen ab.

Du haſt errungen, was hienieden
Das harte Leben Dir nicht gab.

Ein Traum, der mich ſo kindlich froh begrüßte,
Verſchwand aus meiner Gegenwart.
Verſtummt nun, meine Lieder in der Wüſte,
Die mein verarmtes Herz umſtarrt.

Nach einem Kranze flogen meine Schwingen
Und nun — zerfallen iſt der Weihaltar,
Dem ich ihn freudig darzubringen
Froh jugendlich begeiſtert war.

So war es denn Verhängniß meines Lebens,
Von ferne mein gelobtes Land zu ſchau'n;
Du Himmliſche, ſo ſtrebt' ich denn vergebens
Ein Friedenshüttchen Dir zu bau'n.

Fern ab von dieſem öden Staube,
An dem der dunkle Nebel graut;
Dort haben Engel eine Laube
Von Palmenſchatten Dir gebaut.

Dies arme Herz — was kann es noch umfaſſen,
Das Dich, o Dich, Du Heilige, vermißt!
Wenn ſolche Seelen uns verlaſſen,
Dann fühlen wir, wie arm dies Leben iſt.

O, furchtbar iſt des Lebens Offenbarung!
Zum Erdenpilger ſpricht es durch den Schmerz:
„Reich wird und reicher die Erfahrung,
Und arm und ärmer wird das Herz.“

Durch finſt're Schatten gehen meine Stunden;
Doch dieſe Schatten ſind geweiht

Ihr Tröſter, laßt mir meine Wunden,
Sie ſprechen ja von einer ſchönen Zeit.

Und dieſe mahnt an die geliebten Stellen,
Wo, Dulderin, Dein ſtiller Wandel ging,
Als noch um meine Lebensquellen
Ein Lenz voll Morgenblüthen hing.

Geheiligt iſt, wo Du gehandelt,
Wo Du gelitten haſt, der Raum;
Wo eines Engels Fuß gewandelt,
Geleuchtet hat, da ſchwebt ein Himmelstraum.

Zu Deinen Spuren, Fromme, will ich treten;
Du weihteſt ſie zu Tempelſtellen ein.
Da will ich Dein gedenken, weinen, beten,
Und näher Deinem Himmel ſeyn!

Tiedge.

Dante. Calderon. Shakespeare. Göthe.

Vier erhab'ne Geſtalten umſchweben mein einſames Lager,
Schreckend den zagenden Geiſt, welcher die Dichtung verſucht.
Ehrfurchtsvoll beugt er ſich wohl, ſtill ſtaunend der geiſtigen Größe,

Und der zögernden Hand sinket der Griffel dahin.
„Habt Ihr erschöpft die Natur? Ist kein Preis dem dichtenden Geiste
Später Enkel bewahrt? Blüht nur der Lorbeer für Euch?“
„„Prüf's, so tönt es zurück! Weit ist die Bahn der Gefühle,
Wandle zwischen uns durch! Hier ist der Faden! Versuch's!““
„Ach, er leitet mich nicht! Verworrener werden die Wege;
Welchen Pfad ich erkohr, immer nur treff' ich auf Euch!
Welt, wo sind' ich die, wo erblick' ich in Himmel und Erde,
Was Ihr nicht besser gesehn, was Ihr nicht schöner gemahlt?
Soll ich mich selbst nur beschaun? Ihr schaukt die Höhen und Tiefen.
Was kann Neues mein Lied künden der lauschenden Welt?
Neidenswürdige Ihr! Ihr fandet die Erde chaotisch,
Eure Sonnen erglühn — Flammen rings sprühen umher!
Was will die Kerze nun noch beim strahlenden Glanze der Sonne,
Pilger, Verspäteter Du, staune und pilgre nur fort!
Also mein zagender Geist! — Und dennoch ergreif' ich den Griffel —
Aber er mahlet ja nur, Ewige! Euren Ruhm!
Sieh, ein mönchisch Gebild aus den Nebelschleiern der Vorwelt
Seh ich dort feierlich nahn; sinnend blicket das Aug'.“

Bald den Himmel erspäht's, bald schaut es zur finsteren Tiefe,
Prüfet das Menschengeschlecht, trüber umwölkt sich die Stirn.
Und mit rauherem Ton, kaum gewöhnt zum Wohllaut des Verses,
Schreckendes kündet sein Lied, finsterer Warnungen voll
Aber es mahlet sich uns des Paradieses Entzückung
Und des Tartarus Gluth, welche die Sünde entsühnt;
Und die ringende Seele im läuternden Brande der Selbstqual,
Hosiannah im Chor, selber des Ewigen Wort!
Großer! unsterblicher Geist! Wer bist Du, daß magische Rolle
Höhe und Tiefe des Seyns, Himmel und Hölle uns zeigt?
Der im verwegenen Flug, verbotene Grenzen der Dichtung,
Seraph und Cherubim mahlt und des Unendlichen Thron?
„Dante!" schallet es rings und staunend lauschet mein Ohr nun
Seiner Warnungen Hall, der mir die Seele durchbebt. —

Aehnlich im äußern Gewand, doch lächelnd, schwebet ein Geist her,
Mönch und Ritter in ihm scheinen zum Sänger vereint.
Beide Pfade der Zeit erspähet sein sinnendes Auge,
Farben, Blumen und Stern' sind's, die den Sänger beseelt.
Was sich begeisternd ihm zeigt im Heiligthume des Kreuzes,

Wonnereiches Symbol, Glauben, Treue, Geduld —
Was im Ritterthum schön, in des Ruhmes flüchtigen Träumen,
Das ergründet sein Blick, mahlet es lieblich und groß.
Göttlicher Sänger der Tugend, des Christenthums denkender Barde,
Wie nur ruf' ich Dich an, den ich früh staunend verehrt? —
„Calderon nannte man mich. Im Himmel heiß ich der „Treue,"
Was ich gläubig einst sang, was Ihr Irrthum nun heißt,
Sieh, ich fand es bewährt; mich lohnte der Himmlischen Beifall;
Ob die Erde mir glaubt, Freund, ich acht' es gering."
Und vorüber schwimmet der Geist — Mit vertrauenden Schritten
Nahet ein anderer mir, ritterlich schauet sein Blick.
Weithin über den Erdkreis schweift das nie trügende Auge,
Blickt in die Seele der Welt, schauet den Ursprung der That.
Lächelnd senkt er den Spiegel vor dir, der Leidenschaft Hyder.
Treu erfaßt er das Bild, treu wie nie es gemahlt.
Nichts entgehet dem Blick, dem prüfenden, nimmer getäuschten,
Nicht wie die Unthat entflieht, wie sich die Tugend verbirgt,
Wie sich die Leidenschaft rächt, und was die Liebe belohnet

Nicht, wo der Wahnwitz entspringt, wo die Verwirrung der Welt.
Aber er stellet den Schrecken die lächelnde Weisheit zur Seite,
Zeiget das Große gering, zeigt uns Enttäuschten den Schein,
Spottend der Leidenschaft selbst und die Seele erhebend durch Sühne,
Stellt er das Gleichgewicht her, lehrt uns des Irdischen Traum.
„Dich erkenn' ich, Gewalt'ger! Dein Name tönt über dem Erdkreis,
Herrscher im dichtenden Reich! Shak'spear, unsterblicher Geist!
„Nur der Wahrheit erschallt, der hohen, sich prüfenden Weisheit,
(Und du flohst das Symbol) Priester, dein ewig Gedicht!
Großer, urkräftiger Sohn einer großen und kräftigen Aera,
Sende dem späten Geschlecht, uns, Deinen Genius heim'"

Siehe, die Schatten entfliehn! Es weilte mir keiner der Geister.
Traurig senket mein Blick sich auf die Erde hinab.
Doch was schimmert mir dort! Ein Geist, noch irdisch gefesselt,
Niedergebogen vom Leib, strahlend nach oben, ein Gott.
Ha! wer bist Du, o Greis, den also das Leben noch bindet,
Während Dein Genius schon trank der Unsterblichkeit Kelch?

Sprich! Wer bist Du, vom Nektar der Dichtung nimmer berauschet,
Sinnend, weise und froh, weil Du das Leben erkannt?
Der mit stets heiterem Auge die Spiele der Menschen beschaute,
Und mit kunstlosem Wort Sprüche der Weisheit uns sang?
Hatte der Menschheit Loos, Irrthum und Leidenschaft, nimmer,
Nimmer Gewalt über Dich? Bist Du der Einzige, frei?
Und wie auf Sklaven nun blickst Du auf uns, die nimmer Erlösten,
Rufst von der Höhe herab Trost und Ermunterung uns zu.
O unsterblicher Mann' der spielend mit tönenden Worten
Stets das Größte vollbringt, lieblich warnend und mild.
Dem vor dem helleren Geist die Welt, die Wissenschaft daliegt,
Der mit melodischem Ruf Schaaren von Geistern beherrscht.
Streng bald mahnend zur That, bald liebreich belehrend mit Bildern,
Immer beschützend, was ist, immer dem Leben ein Freund.
Wie nur nenne ich Dich, Du Proteus unter den Barden,
Du, in jeder Gestalt, Wunder und Freude der Welt? —
Aber es schweiget der Hain, wie schüchtern, den Greis nicht zu wecken,

Stumm iſt das Echo der Welt! Erde, Du kennſt ihn wohl!
Siehe, die drei Erkohrnen, ſie winken dem ſchweigenden Barden.
Und er richtet ſich auf, reichet die Hand hin und winkt.
„Bald" ertönet es leiſe von ſeiner ambroſiſchen Lippe,
„Bald!" und die Erde erſchrickt — aber es grüßen die Drei!

W. v. Lüdemann.

Sängerliebe.

Ballade.

Bei der Ampel mattem Scheine
Sitzt der Sänger, tief betrübt,
Denkt an ſie die Einzig eine,
Die noch heiß die Seele liebt;
Blickt hinauf zum Heer der Sterne
Sehnend und mit finſterm Sinn,
Sendet weinend nach der Ferne
Seufzer ſeiner Liebe hin.

Seine bangen Blicke tragen
Ihn hinüber nach dem Schloß,
Wo er ſonſt in ſchönen Tagen
Himmelsſeligkeit genoß.

Warum iſt ſein Auge trübe
Jetzt, von Thränen ſchwer genäßt?
Ach! es feiert ſeine Liebe
Heute ihr Vermählungsfeſt. —

Neben ihm liegt ſeine Laute,
Und ſie winkt, ſcheint es, ihm zu.
Komm, ſpricht er, o du Vertraute!
Wiege mich in ſtille Ruh.
Theure, komm, fühlt' ich erheben
Sonſt vor Wehmuth wohl das Herz,
Haſt du oft mir Troſt gegeben,
Gern gelindert meinen Schmerz.

Und er greifet in die Saiten,
Aber rauh nur iſt der Klang,
Scharfe Mißtön' ihr entgleiten,
Heiſer tönet ſein Geſang.
Ha! ruft er, der Reiz der Töne
Ruht, o Laute, nicht in dir;
So verſtumme, ſtarb das Schöne,
Hoffnung, Lebensluſt in mir!

Von der Liebe Glück umwunden
Füllte Seligkeit die Bruſt.
Meine Freude iſt verſchwunden,
Und verdorben alle Luſt.
Ach! es fallen grüne Blätter
Oft im Mai, gerührt vom Sturm,
Blüthen raubt das Hagelwetter,
An den Früchten nagt der Wurm.

Warme Liebe, friſches Leben
Dauert nicht in der Natur,
Blumen ſterben hin und Reben,
Ueberall des Todes Spur.

Was zur Fröhlichkeit erklangen,
Sinkt dahin in Traurigkeit.
Alſo löſet alle Banden,
Alles Erdenglück — die Zeit.

Sprach's und warf die Laute nieder,
Daß hellтönend ſie zerbrach;
Ihre Töne, ihre Lieder
Hallten ſterbend in ihr nach.
Und er hört den Klang mit Thränen,
Wilder Schmerz umfing den Sinn.
All ſein Hoffen, all ſein Sehnen
Schwand im letzten Laut dahin.

Darauf blickt er gegenüber
Wieder nach dem theuern Ort.
Und die Wolken zogen trüber
An dem weiten Himmel fort.
Es erloſch der Sterne Funkel,
Es verging des Mondes Schein;
In das mitternächt'ge Dunkel
Schaut er wild und ſtarr hinein.

Als die Sonne dann erwachte
Neuig im verjüngten Licht —
Ob der Morgen Troſt ihm brachte? —
Seinen Glanz, ach! ſah' er nicht.
Ha! er konnte nicht ertragen
Dieſen namenloſen Schmerz,
Und es hörte auf zu ſchlagen
Dieſes glühend heiße Herz.

Liebe iſt das Ziel des Strebens,
Liebe iſt des Sängers Luſt,
Liebe iſt der Keim des Lebens
In des Dichters warmer Bruſt;

Iſt der Liebe Glück verdorben,
Iſt geendigt auch ſein Lauf.
Iſt die Treue ihm erſtorben,
Hört er auch zu athmen auf.

G. von Denern.

Ich denke Dein.

Ich denke dein —
Ob auch getrennt, in weiter Ferne,
Iſt meine Seele ſtets bei dir
Im Morgenroth, beim Glanz der Sterne —
Seh ich dein holdes Bild vor mir.
Und bei des Mondes Silberſchein
Gedenk' ich dein!

Ich denke dein!
Auf heißer Sehnſucht lichten Schwingen
Umſchwebt mein Geiſt, auch ferne dich!
Dir meiner Liebe Gruß zu bringen,
Erfaßt oft Gluthverlangen mich.
Doch muß getrennt von dir — ich ſeyn —
Gedenkend dein.

Ich denke dein!
Wenn hoch die Abendwolken glühen,
Im letzten goldnen Sonnenſtrahl;
Mit ihnen möchte ich dann ziehen,
Weit über Fluren, Berg und Thal!
Doch, bleiben muß ich hier — allein
Ich denke dein!

Ich denke dein!
Wenn längst des Tages Licht geschieden,
Und Atair im Adler glänzt;
Wenn Alles ruht — in tiefem Frieden
Dein Haupt vielleicht schon Mohn umkränzt;
Dann hängt mein Blick an Arkturs Schein —
Und denke dein! —

Ich denke dein —
Selbst wenn in Schlummers dunklen Träumen
Mein Aug' den äußren Sinn verschließt;
Da du aus allen Himmelsräumen
Mein schönstes Sternenbild mir bist.
Belebt von dir — mein ganzes Seyn:
Gedenk' ich dein! —

Bamberg. Amalie Krafft.

Der leukadische Fels.

„Heil Liebesglück! doch dreifach Wehe
Der Liebe Plage!“ rief ich aus —
Daß ich vor Jammer nicht vergehe,
Trieb es mich fort aus Stadt und Haus,
Und um die Liebe zu vergessen,
Die mir nur Qualen zugemessen.
Statt des erträumten Glücks Gewinn,
Fern zu Leukadiens Felsen hin.

Dort fand einst Sapphо die Befreiung
Von ihrer Liebe heißem Schmerz,
Da hofft' auch ich des Trost's Verleihung
Für mein gepreßtes armes Herz;

Und wie ſich wackre Philhellenen
Nach dem gelobten Lande ſehnen,
So pilgert' ich auch ſonder Ruh
Dem Felſen der Errettung zu.

Da ſtand ich denn auf hoher Spitze
Und unter mir das tiefe Meer,
Als ob ich ſchon zum Wolkenſitze
Des Vater Zeus gepilgert wär.
Mein Herz ſchlug laut, als ich nun eben, —
Der Fuß war ſchon zum Sprung gehoben, —
Da dacht' ich: „Nein, nicht ſo in Haſt,
Vergönn' Dir eine kurze Raſt."

Und als ich nun zurückgezogen
Mich in den nahen Palmenhain,
Wo leiſe nur das Spiel der Wogen
Klang in der Blätter Rauſchen ein,
Da ſah ich einen andern kommen,
Der auch denſelben Weg genommen,
Er ſtellte dicht ſich an den Rand
Und rief zum dunklen Meer gewandt:

„Verſchlinge mich mit meinem Harme!
Und bette mich in Deinen Schoß,
Ich werde nur in Deinem Arme
Unſel'ger Liebe Bürde los;
Sie iſt mir untreu! Ich vergehe!"
Und darauf rief er dreimal Wehe,
Warf ringsumher den Scheideblick,
Setzt' an, und — zog den Fuß zurück.

Kaum war er fort, als eine Dame
Sich naht mit aufgelöſtem Haar.
„Zu Dir flücht' ich in meinem Grame,"
So rief ſie, „beut mir Rettung dar.

Er hat mich Arme schnöd' verlassen!"
Schon sah ich beben sie, erblassen,
Im letzten Kampf der Lieb' und Pflicht, —
Sie beugt sich vor — doch springt sie nicht.

Nicht lang', so kommt ein Mann geschlichen,
Entkräftet ganz und schüchtern fast:
„O Meer, das alles ausgeglichen,
Befrei' auch mich von meiner Last;
Zu sehr mit Eifersucht und Grillen
Plagt mich mein Weib! — Ich will's erfüllen!"
Er hebt zum Sprung den Fuß schon auf
Und — läuft davon in schnellem Lauf.

Denn seine Frau eilt zu dem Rande,
„Hinab," ruft sie, „hinab, hinab,
Ich kürze mich, die Schnödverkannte,
In der Vergessenheiten Grab.
Da lösch' ich diese glühen Flammen!"
D'rauf nimmt sie zierlich sich zusammen,
Streckt vor ein Füßchen zart und fein,
Neigt sich nach vorn, und — läßt es seyn.

So sah im schattenden Verstecke
Ich manche kommen noch — und gehn,
Denn alle blieben an dem Flecke
Des Sprungs zwar fest entschlossen stehn;
Allein als nun geschehen sollte,
Was jeder Anfangs thun doch wollte,
War größer, als der Liebe Joch,
Die Liebe zu dem Leben noch.

Da ward auch anders mir zu Muthe,
Ich will es ohne Scheu gestehn;
Der Palmenhain, in dem ich ruhte,
Schien Kühlung mir herab zu wehn.

Der Himmel lachte wieder heiter,
Die Bruſt war friſcher, froher, weiter,
So — daß, als ich zum Abgrund kam,
Ich — einen großen Umweg nahm. —

Und nicht gereut hat mich's nachhero,
Daß ich das Springen aufgeſetzt.
Mocht' ſpringen Sappho einſt und Hero,
Dergleichen thut man nicht mehr jetzt,
Iſt Liebespein nicht zu ertragen,
Braucht man nicht ſolchen Sprung zu wagen,
Man ſpringt zum Troſt für Liebesharm
Dann ſchnell — in einen andern Arm.

Th. Hell.

Nie!

Niederſchlagendes Pulver für mich und Meinesgleichen.

Namen confesso aliquod patet. *Ovid.*

Von Kindheit auf war deine Wahl
Des Selbſtgenuſſes Ideal.
Sprich, ob's zur Wirklichkeit gedieh? —
Noch nie!

Viel Gutes ward dir ſtets gewährt,
Oft mehr noch, als dein Wunſch begehrt!
Sprich, ob das Glück je g'nug verlieh?
G'nug? — Nie!

Zur Einheit ſtrebt des Denkers Geiſt,
Der Frieden als Vollendung preiſt.
Führt dich zum Ziel Philoſophie?
Die nie!

Natur iſt Hieroglyphenſchrift!
Was weibet, redet auf der Trift.
Verdeutſcht dein Witz ein „Kikriki“?
Ach, nie!

Die Sterne wandeln ihre Bahn.
Wann, Lauſcher, wirſt denn Du empfahn
Den Text zur Sphärenmelodie? —
Ich nie!

Den Engeln ſtellſt du, Menſch, dich gleich,
An Schwung und Selbſtgefühl ſo reich!
Erreichſt du auch an Reinheit ſie? —
Hier nie!

Dem Thier, dem Baum, dem Stein gebricht
Die Freiheit ſammt dem innern Licht.
Doch frevelt gegen Gott das Vieh? —
Nein, nie!

Uns that des Himmels Herr ſich kund;
Viel ſagt von ihm dein Rednermund.
Gibt vollen Tag Theologie? —
Mir nie!

Was Paulus ſchrieb, was Chriſtus ſprach,
Dem ſtrebſt du treulich, ſorglich nach!
Steht Fleiſch und Geiſt in Harmonie? —
Recht nie!

Du haſt gethan nach Möglichkeit,
Geübt die Kraft, benützt die Zeit.
War Alles ſo, daß Niemand ſchrie? —
Ganz nie!

Im Eifer drängſt du weithin vor.
Doch wie, wenn Ordnung ſich verlor?
Kam jeder Punkt juſt über's i? —
Traun, nie!

Du zeigst Entschlossenheit und Muth,
Und meinst's mit Recht und Wahrheit gut.
Fragst du auch klug nach Wo und Wie? —
Fast nie!

Dich irrt und reizt oft Mißverstand,
Wo Jeder Andre schuldig fand.
Erkennst Du's, wenn man Dir verzieht? —
Gern nie!

Wohl setzt' ich gern das Fragen fort;
Doch zu beschämend ist das Wort.
Verweise giebt es: liebt man dich?
Wohl nie!

Fasst guten Rath ein taubes Ohr?
Und springt der Lahme hoch empor?
Und hilft's, spricht man zum Blinden: sieh?
Nie! Nie!

J. G. Trautschold.

Reiseleben.

Schattenspiel in dreizehn Bildern *)

von A. Rodnagel.

---

1. Heinrich zur See.

Mein Auge füllet sich mit Thränen,
So oft es wieder rückwärts schaut.

*) Meinem Freunde H. J. Schlingloff gewidmet.

Und konnt' ich heute frei mich wähnen
Bei Reiselied und Jubellaut?
Zwar scheid' ich gern und mir zum Glücke
Von diesem ruhelosen Strand',
Doch seh' ich tausendmal zurücke:
Denn ach! er ist mein Vaterland

Die Berge weichen, grün von Reben,
In Baumesgipfeln spielt ein Hauch;
Die Häuser mit geschäft'gem Leben
Umhüllt der Essen Morgenrauch.
Dort reift der Trauben saft'ge Güte,
Ihr Wein erfreut nicht mehr mein Herz.
Hier wohnt das Mädchen in der Blüte,
Und ich verlass' es ohne Schmerz.

Der Hafen weicht, der aller Stürme
Gewalt'ge Donnerwogen bricht.
Noch blinken nur des Domes Thürme,
Vergoldet von dem jungen Licht'.
Wie Bilder aus der Kindheit Tagen,
So schmerzlich durch die Seele zieh'n,
Hör' ich die Glocken summend fragen:
Wohin, unruh'ges Kind, wohin?

Wohin? — mag mich der Himmel leiten!
Bald nimmt ein fernes Land mich auf;
Wo Wind und alter Wahn nicht streiten,
Dorthin eilt unsers Schiffes Lauf.
Nicht träger Rast mich zu ergeben,
Nicht fremder Sitte Knecht zu seyn,
Nein! frei zu wirken und zu leben
Und des Erworbnen mich zu freu'n.

Der Heimath Ufer ist verschwunden,
Als blauer Streif im Wolkensaum',

Mit ihm Gedanken froher Stunden,
Ein trübe fortgescheuchter Traum.
Ringsum, erwärmt von Sonnengluthen,
Nur Meer und klares Himmelszelt;
So tauchen wir aus alten Fluten
Voll Hoffnung auf zur neuen Welt.

Ach! Hoffnung kennt auch jene Küste,
Nach der ich nun vergeblich sah —
In unermeßner Wogenwüste
Kaum noch bewußt, wie mir geschah —
Nicht fremde blieb sie solchem Triebe,
Doch meine wunde Seele spricht:
Sie hat nicht Freiheit und nicht Liebe,
Drum stärkt auch ihre Hoffnung nicht!

2. Der Unglückliche.

Mir wird so bang, mir wird so wehe,
Wenn ich die ersten Knospen sehe,
Wenn Lerche singt und Amsel ruft,
Und lauer wogt die Abendluft.
Ach! daß in solchen Frühlingstagen
Nie liebend mir ein Herz geschlagen;
Daß, wenn die Knospe sprengt' die Hülle,
Nie meine Brust drang Lebensfülle;
Daß, wie die Nachtigall nun klagt,
Mir tröstender Gesang versagt!
Ach! wenn ich dieses denk' und sehe,
Wird mir so bang, wird mir so wehe.

3. Diogenes.

Ich lief mit meiner Blendlaterne
In die Ferne, in die Ferne.

Umwandelte den Erdenrund
Und ſah des Hades ſchwarzen Mund,
Doch immer trüber ward mein Licht:
Denn Menſchen — Menſchen ſah ich nicht.
Ich fand auf Erden Worte viel',
Es herrſchte nur der Gänſekiel.
Und aller Ruhm und jede Kraft,
Kunſt, Recht, Geſetz und Wiſſenſchaft
Und was noch ſonſt mag Schönes ſeyn,
Lag im Papier allein.
Geld war Papier, Reichthum Papier,
Nicht ſah ich Waffenthaten hier;
Der Krieg wurd auf dem Blatt erdacht
Und dort zu Ende ſchon gebracht.
Die Tugend, guter Bürger Zier,
Stand auf Papier.
Das iſt, fürwahr, die letzte Friſt,
Papierne Welt, die dir gegeben iſt,
Du ſammelſt, wie der alte Phönix thut,
Den Brennſtoff für die eigne Todesglut!

4. Der Wehmüthige.

Dein Lebewohl trag' ich durchs weite Leben,
Es iſt ein ſteter Frühling meiner Luft;
Und, wenn die finſtern Geiſter mich umſchweben,
Ein Demantſchild der Bruſt.

Dein Lebewohl glüht mir auf blauen Bergen
Und ſäuſelt in den Weilchen um den Kahn,
Mir jubiliren es die Morgenlerchen
Auf ihrer Wolkenbahn.

Dein Lebewohl perlt ſchäumend im Pokale,
Den mir die holde Schenkin freundlich miſcht;

Es leuchtet mir im fernen Schreckensthale,
Wenn Hoffnung ganz erlischt.

Dein Lebewohl tilgt Elend und Beschwerde
In der Erinn'rung mächtig aus,
Und macht allein den Todtenhof der Erde
Für mich zum Friedenshaus.

5. Die Gefährten.

Hanselmann und Hänschen
Ziehen über Feld:
Jeder trägt sein Ränzchen
In die weite Welt.

Hanselmann ist unmanierlich,
Grob in That und Wort.
Aber Hänschen hilft possierlich
Dem Genossen fort.

Hanselmann macht Schulden,
Lügt den Mädchen vor;
Hänschen zahlet manchen Gulden,
Hält, was jener schwor.

Und durch Glut und Flammen
Trägt ihn Hanselmann.
Weise doch zusammen,
Wer es also kann!

6. Der Einsame.

Heiliger Friede,
Der Verklärung Schein,

Stirbst im Liede
Gedenk' ich Dein.
Wie Abendsonne
Auf Bergeshöhen
Im Sinken glüht,
Fließt deine Wonne
Durch Schmerz und Wehen
In mein Gemüth.

7. Der Ueberschwängliche.

Wie der Hirte fette Triften
Und der Jäger Busch und Thal,
Wie der Fischer klare Bäche
Und der Pilger Mondesstrahl,
So, mein heißgeliebtes Leben,
Die mir Muth und Trost gegeben,
Also such' ich Dich allein!

Wie Gefangne nach der Freiheit,
Kranke nach dem linden Tod,
Krieger nach der Schlachttrompete,
Irre nach dem Morgenroth,
So, Du Sonne meiner Sterne,
Schmacht' ich noch in weiter Ferne,
Nur nach Dir, nach Dir allein!

Wie der Bauherr seinem Felsen
Und der Meister seiner Kunst,
Wie der Fechter blanker Wehre,
Und der Reiche Glückes Gunst,
So, wenn wilde Stürme wehen,
Trau' ich bis zum Wiedersehen
Doch auf Deinen Schwur allein!

8. Der Gefaßte.

Je mehr ſie ſchwillt die ſüße Traube,
Je mehr es kocht in ihrem Schooß,
Sieh! deſto ſchneller reißt vom Laube
Ein Blatt ſich nach dem andern los.

Läßt nun der Herbſt den Ruf erſchallen,
Und ſendet ſeiner Winzer Heer;
Denn iſt der grüne Schmuck gefallen,
Faſt ſteht die Rebe blätterleer.

Siehſt Du nun alle Freude ſchweifen,
Verzage nicht, mein armes Herz;
Das Blatt fällt ab, die Frucht muß reifen
In Glut und Luft — in Froſt und Schmerz.

---

9. Der Getäuſchte.

Nach Ganges Rieſenufern
Trieb mich mein raſches Blut;
Dort duftet's wohl und leuchtet,
Doch mir ward bang zu Muth.

Ich ſah die ſtolze Palme
Sich heben in das Licht,
Doch grinzt' auf jedem Stamme
Des Affen Spottgeſicht.

Ich ſah die Lotosblume,
Die nächtlich ſchaut empor,
Da ſchoß aus hohem Graſe
Die Viper ſchnell hervor.

Ich ſah, wie die Gazellen
Klug hüpften durch die Flur,
Und fand des Schakals Höhle,
Des Tigers blut'ge Spur.

Ich ſah, wie der Bramine
In hoher Weisheit ſann,
Sah fliehn den ſcheuen Paria,
Den unglückſel'gen Mann.

Ich ſah im Kokoshaine
Der Bäume ſchlanken Stock,
Dort glänzte mir entgegen
Auch Englands rother Rock.

Dort dräuten ringś Kanonen
Und blitzte Mordgewehr —
Da floh ich fort vom Ganges
Und ſah ihn nimmermehr!

10. Der Kaufmann.

Länder hab' ich oft durchzogen,
Brauchte meine Zeit mit Geiz.
Ah, was ſchwatzet ihr von Reiz?
Blau ſind überall die Wogen,
Grau die Wolken, grün die Wälder,
Aller bunt gemiſcht die Felder.

Jedes Land hat ſeine Weiſe,
Doch wen kümmert das wohl viel?
Das zu ſehen iſt kein Ziel
Einer wohlbedachten Reiſe.
Würde nicht Gewinn mich locken,
Blieb ich ſein beim Ofen hocken.

Traut, mein Schiff mit reichen Frachten?
Waaren führ' ich jeder Art;
Alle Mühe lohnt die Fahrt,
Lohnt das Laufen, Schwitzen, Trachten.

Jetzt in Ruhe laßt mich ſchlafen,
Aber weckt mich gleich im Hafen!

11. Der Naturforſcher.

Könnt' ich dieſe Alpen nur durchwühlen,
Nur einmal ablaſſen jenes Meer;
Einmal nur den Puls der Erde fühlen,
Und zerlegen jenes Sternenheer!

Welch ein Heil der Wiſſenſchaft!
Und mir fehlt es nicht an Kraft;
Wollt' ich doch mit kühnem Wollen
Dieſe Landſchaft hier zuſammenrollen
Und in meine Reiſekapſel ſtecken;
Brächt' ich ſie nach Hauſe dann,
Würd' ich hochbeglückter Mann
Manche neue Spezies entdecken!

12. Ahasverus.

Nimmer Ruhe, nirgend Raſt
Und mein Leben eine Laſt.
Stehn' doch noch die alten Berge,
Wandeln noch die Menſchenzwerge
Voller Unruh' und in Haſt.
Glaubt doch noch die große Schaar
Immer an den Heilverkünder,
Der für mich, den armen Sünder,
Der gerechteſte Richter war;
Und ſo will' ich ohne Ruh
Dem erſehnten Grabe zu.
Der Seufzer hallt in öden Fernen,
Die Klage dringet zu den Sternen:

Hüter, Du,
Ja in Ruh
Schließe meine müden Augen zu'
Der Göttliche, den ich beleidigt,
Hat noch mit Liebe mich vertheidigt
Und mir vergeben.
Dies Wort war mir die schwerste Last,
Die ich mit Zagen,
In Schmach getragen
Durchs ganze Leben
Und durch zweitausend lange Jahre saß,
Mit Sünderqual in banger Hast, —
Ich nimmer Ruhe, nirgends Rast!

13. An den Wanderstab.

Dich schlug ich, o mein Wanderstab
Mit scharfem Beil aus starkem Zweige
Der knotigen uralten Eiche
An eines Helden Riesengrab.

Du warst des Jünglings treuer Schutz
Auf wildumranktem Alpenwege,
Wo auf dem Gießbach zitterm Stege,
Bot ich mit Dir dem Abgrund Trutz.

Es brachen dort im Abendstrahl
Die Räuber aus dem Hinterhalte,
Du trafst sie an der Felsenspalte
Und gossest Blut ins Friedensthal.

Ein Griffel warst Du in der Hand,
Als von der Treue meiner Lieben
Ich sinnend vor mich hingeschrieben
Mit leichten Zügen in den Sand.

Nun trieb zur Heimath mich der Sinn
Und wieder in der Theuern Mitte,
Da pflanz' ich Dich nach alter Sitte
Vor meines Hauses Fenster hin.

O Heimath, theures Vaterhaus!
In meinem Herzen klingen wieder
Und treiben längstverhallte Lieder
Den bösen Geist des Unmuths aus.

Nun ruhe wohl, mein Wanderstab,
Noch sollst Du nur in späten Tagen
Den müden Leib des Greises tragen,
Dann mod're neben seinem Grab!

Der Glaube.

Es brennt auf Weihaltären
Zahllos und wunderbar,
Ein heilig Opferfeuer
Von je, und immerdar.

Es brennt vom hohen Morgen
Bis in die Nacht hinein,
Bald schwach und darum dunkel,
Bald stark, mit hellem Schein.

Auf manchem Altar brennet
Es stets mit gleicher Kraft;
Und, glücklich ist der Tempel,
Dem's so Erleuchtung schafft.

Doch, wo man's glaubt erloschen,
Glimmt's in der Asche Schooß;
Dort weckt's, des Wetters Stürmen,
Und hier, ein Luftzug bloß.

Und göttlich ist das Feuer,
Und stammt vom Himmel her;
Weil es kein Weh' ausgießet,
Und würd' es auch ein Meer;

Je mehr des Thau beträufet
Den Altar, wo es glimmt,
Je höher auch den Aufschwung,
Die Gluth im Lichte nimmt.

Selbst wo es scheint zu fehlen,
Am Oel, das es ernährt,
Hat wucherndes Gestrüppe
Ihm nur den Brand verwehrt.

Denn, kömmt herbei der Abend,
Und meldet an die Nacht,
Sieht man auf jedem Altar
Das Feuer angefacht.

Es lodert immer höher,
Wie ihm der Tag erblaßt,
Und schwingt sich auf, und strebet
Bis es die Sterne faßt.

Dann sinket zwar sein Tempel,
Und bricht sein Weihaltar;
Doch sieht, zeigt's den, dem's diente,
Zu dem, von dem es war. —

Caroline Pichler.

Iffland von Hölland

PENELOPE.

Taſchenbuch

für das Jahr 1833.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

22r Jahrgang. Mit 8 Kupfern.

Leipzig,
J. C. Hinrichsſche Buchhandlung.

a
357 21

Penelope für 1833.

Inhalt.

Seite

Apollonia. Gedicht von Th. Hell. V
(Zu dem Bildniß der Apollonia nach Felix Schiavoni, in Stahl gestochen von F. John in Wien.)

Bilderchronik der theatralischen Zeiterscheinungen:

König Enzio. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen, von Raupach. IX

Des Malers Meisterstück. Lustspiel in zwei Aufzügen von Johanna von Weissenthurn. XI

Das Mädchen aus der Feenwelt, oder der Bauer als Millionair. Romantisches Original-Zaubermährchen in drei Aufzügen von Raimund. XIII

Tell. Große Oper in vier Acten. Musik von Rossini. XV

Das Gewissen. Erzählung von C. v. Wachsmann. 1

Der Schleier der Königinn. Novelle von Friedrich v. Heyden. 97

Seite

Der Räuber Spatolino. Mittheilung aus Reiseerinnerungen von Th. Hell. 161

Jakobea von Holland. Von Charl. v. Blumer, geb. Spohr. (Hierzu das Titelportrait.) 211

Unglückliche Liebe. Novellenbouquet von Leopold Schefer. 262

Die Natur. Poetische Erzählung von J. F. Castelli. 368

Ihr Schmerz. } (Nach dem Engl.) Von Graf } 374
Sein Schmerz. } Blankensee. . . . . } 375

Das Mädchen von Bern. Romanze von Tiedge. 376

Erotische Lieder von G. v. Deuern.

1. Liebesregung. 385
2. Liebeszweifel. 385
3. Mund und Auge. 386
4. Allgewalt der Liebe. 386
5. Die Nachtigall. 388
6. Mein. 388
7. Sehnsucht. 389
8. Rose und Lilie. 389
9. Nach der Ferne. 390
10. Liebesschmerz. 391
11. Meine Lieder. 391

Die heilige Apollonia *).

(† am 9. Februar 249.)

In der reinsten Jugendblüthe
Lebte Apollonia,
Nur den Heiland im Gemüthe
Still in Alexandria.
Doch des Götzendienstes Schergen
Schnaubten dort nach Blut und Mord,
Mochten auch die Christen bergen
Nur im Herzen ihren Hort.

Und man riß aus ihrem Frieden
Apollonia heraus,
Keine Zuflucht war beschieden
Christen mehr im stillen Haus;
Vor die Stadt wird sie gezogen
Von der Heiden wilder Schaar,
Kaum noch vom Gewand umflogen,
Aufgelöst das seidne Haar.

*) Hierzu das Bildniß der Apollonia, gemalt von Felix Schiavoni, in Stahl gestochen von F. John in Wien. Das Original befindet sich in der Gemäldesammlung des Herrn von Rosetti in Wien.

Einen Scheiterhaufen zündet
Man dort an zu wilder Gluth,
Und der Frommen wird verkündet
Mit des Hohnes gift'ger Wuth:
„Läst're Deinen Christ, bekenne
„Dich zu unsr'rer Götter Dienst,
„Oder in den Flammen brenne,
„Da Du Abfalls Dich erkühnst."

Apollonia begehrte
Zur Besinnung kurze Frist. —
Wehe! wenn die Heilverklärte
Ihrem Heiland treulos ist!
Ha! was thut sie? — Ketten fallen —
Götzendiener jubeln schon!
Frei kann sie von dannen wallen,
Wenn nur ein Wort ihr entflohn! —

Da erhebt sie sich — es breiten
Sich die Arme hoch empor —
Seht sie zu dem Holzstoß schreiten,
Wo die Flamme bricht hervor. —
Muthig schaut sie auf die Menge
Und aus kraftgestählter Brust
Ruft sie tönend durch's Gedränge,
Das schon harrt der frechen Lust:

„Ja, ich läst're! läst're! läst're! —
„Aber meinen Heiland nicht,
„Der durch diese Gluth noch fest're
„Flammenarme um mich flicht;

Gretchen

„Läß're Eurer ſchnöden Götzen,
„Hirngeſpinnſte todt und kalt,
„Die nach Blut und Schmach nur letzen
„Schimpf nur kennen und Gewalt.

„Aber ewig will ich preiſen
„Meines Heilands hohen Ruhm,
„Denn ich bin beglückt, zu heißen
„Sein erwähltes Eigenthum.
„Frei will ich das Heil nun wählen,
„Das mir Chriſtus anvertraut,
„Durch den Martertod vermählen
„Mich mit ihm als ſeine Braut.“

Und ſie ſtürzt ſich in die Flammen
Wie in kühler Fluthen Bad,
Und hoch über ihr zuſammen
Wölben ſie den Himmelspfad,
Und ſie geht ihn, bis ans Ende
Treu erfunden, gläubig hin,
Denn es preiſt ſie die Legende
Eine heil'ge Märtyrin.

Theodor Hell.

Die beiden braven Stahlstiche des talen
F. Wagner in Nürnberg:

Spatolino und
Gianettina

beziehen sich auf Seite 169 und S. 173 dieses B
buchs.

wollen

chen:

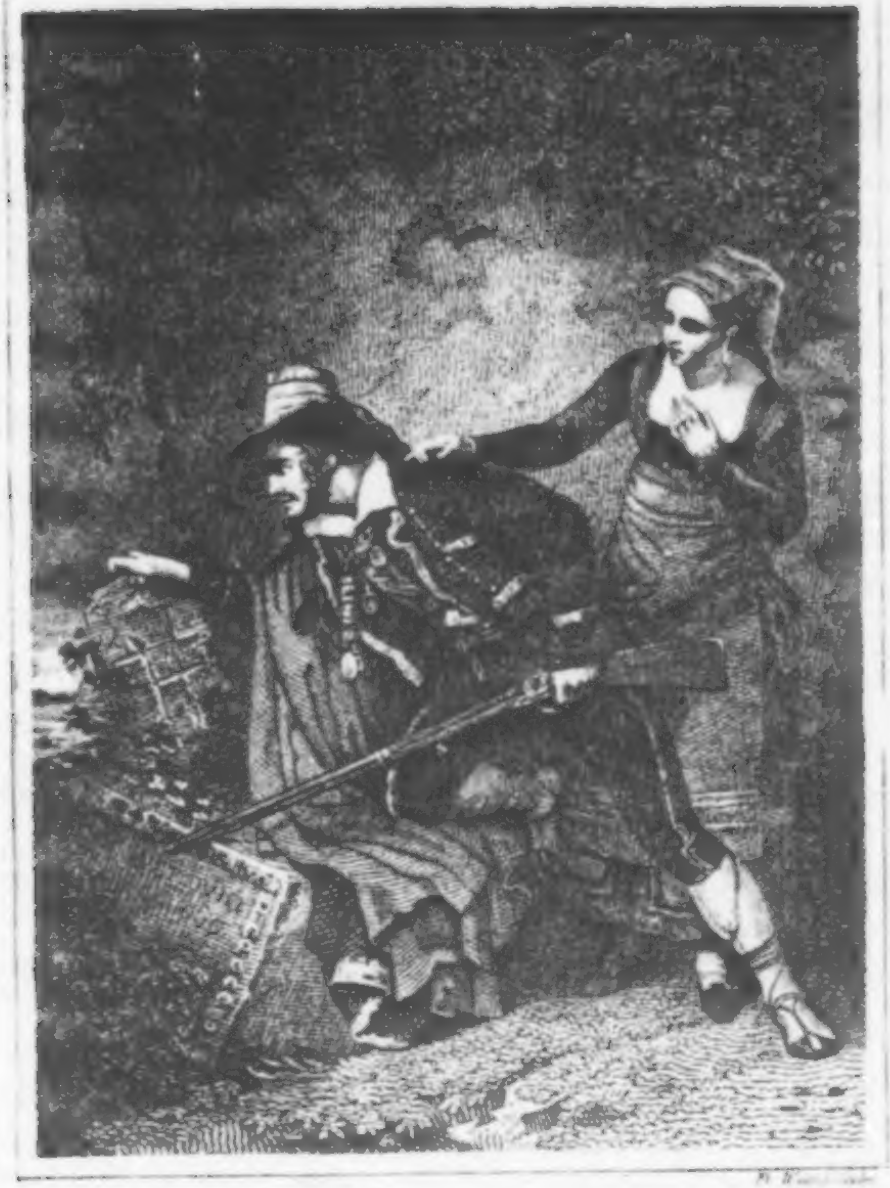

Spadolone

Bilderchronik
der theatralischen Zeiterscheinungen für 1833.

I.

König Enzio.
Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen
von Raupach.

Eins der Verbindungsglieder in dem Hohenstaufenschen Dramencyklus, von dem uns der treffliche Dichter schon mehrere wesentliche Gemälde gegeben, hat dieses Trauerspiel auf den deutschen Bühnen vor allen andern die allgemein verbreitetste und wohlwollendste Aufnahme gefunden. Die hier dargestellte Scene ist der Schluß des ganzen Stücks, wo Enzio mit seiner geliebten Luzia in die Tiefe hinabsinkt, welche bis zum Tode Beider Wohnung sein wird. Er ruft ihr, als sie ihn anfleht, sie nicht allein ohne ihn in die Oberwelt zu lassen, endlich zu, indem er sie rasch und heftig in seine Arme zieht:

„Du hast gesiegt; die Liebe hat's vollbracht.
Unbillig Schicksal! Alles sey vergeben!
Du zahlst am Grabe für das ganze Leben —
Hier ist der Weg in unsre stille Nacht!
Komm! laß uns glücklich vor dem Tode sterben."

Luzia.

Und vor dem Himmel Seligkeit erwerben!

Beide betreten nun zugleich den verhängnißvollen Stein, Enzio zieht an dem Gewichte, das diesen herabläßt, und sie versinken, während der Gefängnißwärter Lamberto die Hände segnend gegen sie aufhebt.

König Enzio.

2.

Des Malers Meisterstück.

Lustspiel in zwei Aufzügen
von Johanna von Weissenthurn.

Zwei junge deutsche Maler in Rom haben ein und dasselbe Mädchen, Giulietta, gesehen, und sich auf der Stelle in dasselbe verliebt, ohne zu wissen wer es sey. Als sie dieses endlich durch ihren komischen Farbenreiber Girolomo erfahren, verstehen sie sich dahin ein, daß sie das Mädchen selbst zwischen ihnen Beiden wählen lassen wollen. Unter einem Vorwande begeben sie sich also in die Wohnung der bejahrten aber eitlen Signora Eusebia Merlini, welche mit ihrer Nichte Giulietta still und einsam lebt, lassen sich ihre Malergeräthschaften nachtragen, und wollen diese dahin bewegen, ihnen zu erlauben, ihre Nichte zu malen. Eusebia, darüber sehr erbittert, schlägt es heftig ab, und nun ersinnt der eine Maler, Hermann, folgenden Kunstgriff. Er versichert der Alten, daß sein Freund Waldauer hiernächst auch ihren eignen köstlichen, antiken Kopf auf die Leinwand zu bringen wünsche. Als Eusebia nun aus geschmeichelter Eitelkeit es zugesteht, bittet er Giulietta, sich während dessen nur ruhig ans Fenster zu setzen, geht fort und läßt seinen, über diese Mystification unwilligen Freund bei der Arbeit, die dieser nothgedrungen übernehmen muß. Hermann aber eilt indeß zu einer bekannten Malerswittwe, welche gerade gegenüber wohnt, und malt von dort aus Giulietta's Portrait am Fenster. Diese erschrickt zwar anfangs darüber, giebt sich aber, bei vorwaltender Neigung für Hermann, endlich diesem Spiele nicht ungern hin.

Waldauer bittet, indem er die Alte malt, Giulietta zur Laute zu singen; Giulietta versteht sich dazu, da es zu ihrer Stellung am Fenster paßt. Darüber schläft Eusebia endlich ein, und Waldauer springt nun auf, um diese Gelegenheit zu benutzen und bei Giuletten selbst seine Liebeswerbung anzubringen. Sie hört ihn freundlich an, entgegnet aber, als er sie fragt, wer von den beiden Freunden der Glückliche sey, daß es derjenige, „der ihr in diesem Augenblicke den größten Beweis seiner Liebe gebe," damit das Meisterstück meinend, welches Hermann indessen über die Gasse herüber in ihrem Portrait vollendet hatte. In diesem Augenblicke hat der Zeichner die Scene aufgefaßt. — Hermanns Beglückung am Schlusse dieses sehr heiter und lebendig gehaltenen Genregemäldes versteht sich von selbst.

Des Malers Meisterstück.

'Lustspiel' von 'Ich' v. Weissenthurn

'Ich'

3.

Das Mädchen aus der Feenwelt,

oder

der Bauer als Millionair.

Dramatisches Original-Zaubermährchen in drei Aufzügen von Raimund.

Als Raimunds Bauer als Millionair zuerst in Wien auf dem Leopoldstädter Theater erschien, wo er sowohl durch die Darstellung der Hauptrolle vom Verfasser, als hinsichtlich seines wundervollen und ergötzlichen Inhalts, welcher ganz den Foderungen jener Bühne angemessen war, mit vollem Rechte grosses Glück machte, äußerten einige Kritiker dortiger Darstellungen, daß der Verf. mit diesem Werke eine ganz neue Bahn gebrochen habe, daß es ein wahrhaft geniales sey, und was dergleichen mehr, ja es wurde sogar von einigen behauptet, daß ächt shakespearscher Geist darin vorwalte. Um so neugieriger ward man in andern Orten auf diese sonach höchst willkommene Erscheinung, und da Raimund selbst seine Wiener Bühne verließ und sich dem übrigen Deutschland sowohl in seinen Stücken als seinen Darstellungen zeigte, so konnte man nun bald fast auf allen Hauptbühnen Deutschlands über dieses Werk urtheilen, denn es zeigte sich mit oder ohne den Verfasser auf bei weitem den meisten. Mißfallen konnte es auch nirgends, denn es unterhält in seinen wechselnden Auftritten, und abzuleugnen ist es auch nicht, daß der Dichter hie und da versucht hat, etwas tiefer ins Leben und in das menschliche Herz einzudringen, aber im Ganzen ist

er doch noch gewaltig auf der Oberfläche geblieben, und immer nur in der ersten Auffassung glücklich gewesen, hat aber nicht die Kraft besessen, die Charaktere zu durchdringen und zu beleben, und somit in der Durchführung etwas mehr als Oberflächliches zu liefern; man müßte denn die Personificationen des Hasses und der Zufriedenheit, der Jugend und des Alters u. s. w., die man längst schon bei Seite schob, für etwas Neues und Erfreuliches ansehn.

Dessen ohnerachtet gehört das Ganze recht eigentlich in die Reihe der dramatischen Zeiterscheinungen, und so haben wir denn auch hier eine Scene daraus gewählt. Es ist nämlich die gegen den Schluß des Stücks, wo der reichgewordene Fischer Karl den Ring des Reichthums vom Finger schleudert, um nur sein geliebtes Lottchen wieder zu gewinnen, die hier, von der Zufriedenheit beschirmt, dem Tode nahe, vor ihm hingestreckt sich zeigt. Nun ist der Zauber gelöst, der Haß entflieht, und Alles kehrt zur Natur und Wahrheit zurück.

Der Bauer als Millionair.

3.

Tell.

Große Oper in vier Acten.

Musik von Rossini.

Leider sehen wir uns wieder genöthigt, wenn im Gebiete der Oper von Kunstwerken die Rede ist, welche auf den vorzüglichsten deutschen Bühnen heimisch geworden sind und nun zum Repertoir derselben gehören, die Musik eines fremden Tonkünstlers anzuführen. Doch hat Rossini in seinem Tell gezeigt, wie trefflich dramatisch er zu componiren verstehe, sobald er glaube, daß der Gegenstand wie die Verhältnisse dieses erfoderten. Alle deutsche Künstler sind darin einverstanden, daß seine Musik zum Tell bei aller Lieblichkeit und Eigenthümlichkeit des italienischen Styls, doch auch wieder ein so correct und großartig ausgeführtes Werk sei, daß sie den besten deutschen Tonschöpfungen würdig an die Seite gestellt werden könne.

Der französische Dichter des Textes hat sich bis auf das Liebesverhältniß zwischen Rudenz und Bertha ziemlich treu an Schiller gehalten, und wohl daran gethan, doch bringt die vom Zeichner gewählte einleitende Scene hier auch schon Tell, welcher in Nachdenken versenkt und auf den ländlichen Spaten gestützt, vor seiner Wohnung steht, während Frau und Kind um ihn her beschäftigt sind, wo er voll Kummer über das Schicksal seines Vaterlandes singt:

Wie lastet dann das Leben u. s. w.

Wilhelm Tell.

Das Gewiſſen.

Eine Erzählung von C. v. Wachsmann.

Das Denken — Einigung getrennter Dinge,
Geſtalten, unfaßbar und unvernommen
Vor andrer Augen, waren ſeinen traut.
Das nennt Wahnſinn die Welt, doch Weiſe haben
Weit tiefern Aberwitz; das Starren der
Melancholie iſt eine ſcheur'ge Gabe!
Was anders als der Wahrheit Fernglas iſt's?

Byron.

Wenige Monate nach dem Regierungsantritte Georgs I. zogen auf dem romantiſchen Wege, der aus Caermarthenſhire durch die Walliſer Hochgebirge führt, zwei Reiter nach der Gegend von Pembrock. Das ernſte ſinnige Auge des Jüngern, beiläufig eines Mannes von ſechs bis achtundzwanzig Jahren, ruhete mit Theilnahme auf den reizenden Thalſchluchten, die ſich rechts und links des Weges öffneten und verſchwanden, und nicht ſelten zog der junge Mann den Zügel des ſtattlichen Braunen ſtraffer, um einige Augenblicke auf Punkten zu verweilen, die ihn vorzüglich anzuſprechen ſchie-

nen. Besonders war dies dann der Fall, wenn freundliche Pachthöfe, umkränzt von dichtbelaubten, ihre Aeste weit in die Lüfte breitenden Eichen sich dem Blicke darboten. — Das Antlitz des jungen Mannes schien von der Sonne ziemlich gebräunt und sein Anzug, wenn er auch nach der Mode der damaligen Zeit und der der höhern Stände war, deutete darauf hin, daß sich der Träger desselben mehr auf dem Lande, als in den Zirkeln der Hauptstadt aufzuhalten pflege. Ein Stuzer des Westendes Londons würde es sich nämlich auf keine Weise haben vergeben können, wenn er, obgleich entfernt von der Hauptstadt, und mitten in den Walliser Gebirgen, nicht mit einem feinen goldberdirten Rocke, einem eben solchen Hute, einem spanischen Rohre mit goldnem Knopfe, vor allem aber mit einer stattlichen Reiseperücke nach der Mode damaliger Zeit versehen, sich auf der Landstraße hätte betreten lassen. Von allem diesen Schmucke der Modeherren jener Zeit war an unserm jungen Reisenden Nichts zu erblicken. Eine Jagdmüze von feinem Filze deckte das dunkle Lockenhaar, ein knapp anliegender Reitrock den schön gewachsenen Leib, und ein nur nachläßig umgeworfenes buntfarbiges Tuch den stolz aufgerichteten Nacken.

Der ältere, ungefähr sechzigjährige Reisegefährte des jungen Mannes, schien es mit seiner äußeren Erscheinung bei weitem nicht so leicht zu nehmen. Seine Gestalt, ja sein ganzer Anzug erschien in allen Einzelnheiten dergestalt geregelt, daß man die sonderbare Figur, nicht eben unpassend, eine mathematische hätte

nennen können. Ein schwarzer, bis an die Kniee herunter mit eben solchen Bandlitzen besetzter Rock deckte einen starkgebauten, doch bis zur Ungebühr knochigen Körper; wenigstens ließen die, von den ungeheuren viereckigen Aufschlägen der allzu kurz gerathenen Aermel nicht ganz bedeckten Handgelenke eine solche Vermuthung zu. Das Haupt des Mannes schützte ein feiner, doch etwas abgetragener Kastorhut, von so vollkommenem Dreieck, daß sich an ihm die Richtigkeit des pythagoräischen Lehrsatzes leicht hätte erweisen lassen. Die Locken der rabenschwarzen Perücke, die ungefähr zwischen einer Stutz- und einer Alongenperücke das Mittel hielt, wallten bis auf die Schultern, und umschlossen ein Antlitz, welches, eine übermäßige Länge abgerechnet, nicht eben widerwärtig erschienen wäre, wenn nicht der Umstand, daß der sonst nicht übel geformte Mund fast die Mitte des gewaltigen Ovals einnahm, diesem den Stempel des Lächerlichen aufgedrückt hätte. — Die romantischen Thäler, die freundlichen Pachthöfe, welche die Aufmerksamkeit des jüngern Reiters so augenscheinlich gefesselt hielten, machten auf den ältern Reisenden nicht den geringsten Eindruck, vielmehr blickte er von Zeit zu Zeit in ein kleines, in schwarzes Leder gebundenes Büchlein, und murmelte dann lächelnd und leise einige ihn vorzüglich ansprechende Stellen in den Bart.

So waren beide Reisende fast eine Stunde lang bald an diesem, bald an jenem Ufer eines Bächleins, welches munter über blitzende Kiesel hüpfte, fortgezogen, als

ein breiter Fahrweg, der einen schönen schattigen Eichwald in beinahe gänzlich gerader Richtung durchschnitt, dieselben aufnahm, und der Jüngere die Zügel seines Rosses anzog, um nun, an der Seite seines ältern Gefährten reitend, mit diesem ein Gespräch anzuknüpfen.

„So befinden wir uns denn," sprach der junge Mann, indem ein tiefer Seufzer seine Rede begleitete, „so befinden wir uns denn wieder an den Grenzen der alten Welt, um diese mit einer neuen, die aber für mich eine alte ist, zu vertauschen. Mit schönen Hoffnungen durchsegelten wir vor wenigen Wochen das Weltmeer, und Morgen —"

„Cras ingens iterabimus aequor! wie Horazius in der Ode ad Munatium Plancum sich überaus zierlich ausdrückt;" entgegnete der Geführte mit vieler Ruhe. Oder: Morgen durchziehen wir auf's Neue die mächtige Salzfluth! wie ich im zweiten Theile meiner „poetischen Wälder" diese Stelle wiedergegeben. — Ich hoffe, lieber Arthur, Ihr werdet mir die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, einzugestehen, daß dieser Vers in meiner Uebertragung nichts von seinem poetischen Gehalte verloren."

In größter Ruhe schob unter dieser Rede der ältere Reisende das Büchlein, in welchem er gelesen, in die Satteltasche, und zog gemächlich zwei große Stulpenhandschuhe an, die dieses Behältniß früher in sich verschlossen hatte.

„Ich bin eben nicht in der Stimmung, den Werth Eurer Uebersetzungen der Klassiker zu fühlen, Herr Pelworth!" sprach der junge Mann mit verdrüßlicher

Tone und einer Miene, die seine von Natur schwermüthigen Züge nur noch melancholischer erscheinen ließ.

„Hilft Euch Euer Unmuth etwas?“ fragte gleichmüthig der Alte. Nunc vino pellite curas! vertilgt im Weine die Sorgen, sagt der weise Römer; gleichwohl bezweifle ich billig, daß der Gastwirth im braunen Bäre zu Pembrock eine Sorte führen werde, die mit dem Falerner, von dem die heidnischen Dichter ein solches Wesen machen, zu vergleichen ist.“ — „Nun, werdet nur nicht verdrüßlich, lieber Arthur,“ fuhr der Alte freundlich fort, als er auf die gerunzelte Stirn des Jünglings geblickt. „Fortuna ist eine launische Dame, und — nehmt's nicht übel, mein junger Freund — Euer Name wird noch lange Zeit am Hofe von St. James nicht eben als eine Empfehlung für denjenigen gelten, der dort um eine Gnadenbezeigung nachzusuchen hat.“

„Gnade? — Gnadenbezeigung?“ — rief der junge Mann mit Unwillen im Tone, während er sich die schwarzen Locken hastig mit der Hand von der schön geformten Stirne strich. „Wer spricht von Gnade? — Ein neues Fürstenhaus bestieg den Thron. Ich forderte Gerechtigkeit; ich forderte das Erbe meiner Väter.“

„Ich wüßte nicht,“ entgegnete Pelworth ruhig, „was Ihr etwa noch Schlimmeres fordern könntet, wenn Ihr es in einem sehr ausgedehnten Sinne meint. — Ihr seid auch heute ungemein verdrüßlich;“ setzte er hinzu, als er sahe, daß der Scherz bei seinem jungen Gefährten keinen günstigen Eingang finden wollte. Sind meine Hoffnungen etwa besser als die Euren in Erfül-

lung gegangen? — Und lasse ich mir etwa darob ein graues Härlein wachsen? — Sieh, junger Mensch — aber nehmt's nicht übel, wenn ich Euch manchmal duze; Ihr wißt wohl, es geschieht nur, wenn mich alte Erinnerungen übermannen — als vor einigen dreißig Jahren Euer Vater sich Jahre lang abgearbeitet, die zur Zeit der Revolution eingezogenen Güter seiner Mutter zurück zu erhalten, da sahe ich gleich, alles Laufen, Rennen und Bewerben bei den Mächtigen der Erde sei umsonst. Sir Eduard, sprach ich, hier ist nichts zu thun, als wie Cicero sagt: dolorem placide sedateque ferre. — In meinen „poetischen Wäldern" habe ich es übersetzt:

Halt geduldig still,
Wenn nicht geschieht Dein Will'.

Doch dies nur beiläufig. — Seht, sagte ich, wie könnt Ihr es Seiner abeiligten Majestät, die alle Hände voll zu thun hat, die Kinder, die sie selbst so zahlreich in die Welt zu setzen sich bemüht, gehörig zu versorgen, wie könnt Ihr es Karl II. zumuthen, an die Kinder, die aus geheimer Ehe Karls I. entsprossen, zu denken."

„Ich hoffe," unterbrach heftig der junge Mann, den wir einstweilen blos Arthur nennen wollen, seinen Gefährten, „ich hoffe, mein Vater wird Euch geantwortet haben: daß weder der Sprosse aus dem Blute der Stuarts von seinem glücklichern gekrönten Stammgenossen etwas erbetteln, noch der Enkel des Mannes, vor welchem — ob mit Recht oder mit Unrecht, gilt gleich viel — England im Staube lag, vom Sohne des

Todfeindes etwas erflehen wolle. Recht und Gerechtigkeit war Alles, was er forderte."

„Recte, mi fili!" sagte Pelworth. „So ungefähr pflegte Euer Vater zu sprechen, und darum bekam er auch nichts. — Aber das ist noch der harte Sinn der väterlichen, das heiße Blut der Stuarts, Eurer mütterlichen Ahnen, das Euch so reden läßt."

„Ich bin immer der Meinung gewesen, daß es die Sprache der Ehre sei;" sagte der Jüngling mit stolzem Auge.

„Quid est honor? Was ist Ehre?" sprach Pelworth ganz gemüthlich. „Ein Rauch, ein Nichts, ein Unding; vorzüglich wenn man sie aus dem politischen Standpunkte betrachtet. Vor einigen sechzig Jahren zu den Zeiten des alten Noll — der Jüngling blickte finster vor sich hin — ich meine des Protektors, war es eine Ehre, das Todesurtheil des Königs unterschrieben zu haben, und Scott, einer seiner Richter verlangte, daß man die Worte: Hier liegt Scott, der den König verurtheilte! auf seinen Grabstein setzen solle. Dreizehn Jahre später setzten andere Leute eine Ehre darein, jenen die Köpfe abschlagen zu lassen. Der unglückliche Karl hatte eine Ehre darein gesetzt, so viel Geld als möglich zu ergeizen; sein Sohn setzte eine größere darein, dieses auf's Geschwindeste durchzubringen. Als Euer Großvater sich eine Ehre daraus machte, die Katholiken in Irland vor den Erpressungen des rundköpfigen Parlaments zu schützen, dachte er nicht daran, daß sein Sohn unter Jakob II. vor den Kindern eben jener

Katholiken würde über's Weltmeer nach Neuengland flüchten müssen, und diese sich dann nicht nur eine Ehre, sondern auch ein Vergnügen daraus machen würden, auf dem Boden des Wohlthäters ihrer Väter das Unterste zu Oberst zu kehren."

„Ihr sprecht," unterbrach ihn Arthur, „von elenden —" „Uebertreibungen," fiel Pelworth ein, „die jedesmal vorkommen wo Leidenschaften walten. — „Als Euer Vater, mein Jugendfreund, müde der ewigen Rechtsstreitigkeiten, der Plackereien einer Regierung, die ihm gern nach und nach Alles bis auf den Namen — und vielleicht diesen am Liebsten — genommen hätte, aus Europa zog, was sagte ich da? — Non si male nunc et olim sic erit, sprach ich mit den Worten des sabinischen Landwirths, die ich in meinen „poetischen Wäldern" mit den Reimen:

Nicht immer wie heut,
Auf Leid folgt Freud

und, wie mich dünkt, nicht unpassend in unsre Sprache übertragen. — O hätte doch Sir Eduard meinem Rathe gefolgt! Schon das Jahr darauf landete Wilhelm von Oranien in England. Manches wäre anders geworden. Aber wir waren damals schon in Neualbion, Eure wackere Mutter starb, und Euer Vater verstrickte sich und den Rest seines Vermögens in weitaussehende Landspeculationen, die ihm nichts als Kummer gebracht und den Abend seines Lebens verdüstert haben. — Glaubt mir nur, junger Freund, schon damals sahe ich deutlich, wie Alles kommen würde." —

„Und dennoch," unterbrach ihn der Jüngling gerührt, indem er die breite Hand des Gefährten mit Wärme erfaßte, „und dennoch gabt Ihr Eure ruhige Pfarrstelle auf, und folgtet dem Freunde in die Urwälder Neuenglands, um dort mit ungewohnter Hand den Pflug zu führen, die Axt an die widerstrebende Wurzel jener Waldesriesen zu legen, Rath zu ertheilen, wo zu rathen, Hülfe zu bringen, wo zu helfen war, und endlich — ich wäre ein Elender, wenn ich es je vergessen könnte — den wilden Knaben auf jenen Weg zu leiten, aus dessen Gleisen Ihr ein langes Leben hindurch noch niemals gewichen, das Herz des rohen, in menschenleeren Wäldern aufgewachsenen Jünglings auszubilden, ihm Sinn für Künste und Wissenschaften beizubringen. O Herr Pelworth! mein Lehrer, mein väterlicher Freund! Ihr wißt es wohl, der ungebildete amerikanische Pflanzer ist ein Fremdling in den Gesellschaften der alten Welt, er kennt nicht ihre feinen, geschliffenen, abgemessenen Reden, versteht es nicht zu lächeln, wenn das Herz ihm blutet, spricht nicht von Freundschaft zu dem Feinde, seine Sprache ist rauh, ist die der Leidenschaft, doch Wahrheit und Empfindung sind sein Erbtheil. O möchtet Ihr es wissen, möchtet Ihr die Beschämung kennen, die mich ergreift, wenn ich mir sagen muß, daß ich mich oft dem Eindrucke des Augenblicks überlassen, dem Unmuthe hingegeben, manchmal hart gegen Euch, gegen einen Mann gewesen, dem ich, dem alle die Meinen so viel verdankten, der Vaterland, Ruhe, Wohlstand, Alles, Alles um unsertwillen zurück ließ." —

„Alles nicht!“ versetzte Pelworth, indem er jenes Büchlein aus der Tasche ziehend und es emper haltend, seine Rührung unter einem Scherze zu verbergen suchte. „Den Horazius nicht, und auch nicht die anderen alten Burschen. — Und rechnet Ihr es denn für nichts, lieber Arthur, nach einem tüchtig durcharbeiteten Tage mit sich und der Welt zufrieden sub tegmine fagi — wie Virgil sich sehr poetisch ausdrückt — zu sitzen, und auf dem jungfräulichen Boden der neuen Welt, die Heroen der alten zu studiren? — Ich weiß wirklich nicht, ob, wenn Eure Bemühungen die Güter Eurer Familie von der Krone zurück zu erhalten, von Erfolg gewesen, und ich in Eurer Nähe eine Landpfarre bekommen hätte, ob, sage ich, ich mich nicht dann und wann nach der neuen Welt, nach Eduardstown, unter den alten Hickorynußbaum zurückgesehnt hätte, wo wir in schöner Ruhe bald dem Girren der Waldtaube, bald dem Lachen der Spottdrossel lauschend, die Georgica des Virgilius übersetzten, und durch nichts gestört wurden, als etwa durch die Nußschalen, die das gestreifte Eichhorn, oben in dem dunkeln Laube sein Mittagsmahl haltend, uns auf die Blätter des Buches warf. — Aber seht, was ich bei diesem schwülen Tage vermuthete, beginnt einzutreffen. Die Gewitterwolken, welche sich schon seit einigen Stunden um den Gipfel des Shellian zusammenballten, beginnen sich loszureißen, und dort in der Thalschlucht streift schon ein Strichregen. Wir bekommen ein Gewitter. Eilen wir unter Dach und Fach zu kommen.“ —

Die Reisenden spornten ihre Rosse und trabten munter die Straße nach Pembrock.

Nur zu bald erfüllte sich Pelworths Vermuthung. Einzelne große Regentropfen fielen, und sausende Windstöße, wie solche dann und wann dem nahenden Gewitter vorauszugehen pflegen, schüttelten die Kronen der mächtigen Bäume, die, nach und nach weniger geschlossen stehend, den Reisenden eine freiere Aussicht in das romantische Gelände gestatteten. Der Abend nahete indessen immer mehr und mehr heran, und unsere Freunde trieben ihre Rosse zu stärkerem Trabe, als sie in der Entfernung einer halben Stunde eine Ortschaft gewahrten, durch welche ihre Straße führte, und wo sie hoffen durften, ein Unterkommen zu finden, wenn ihnen das Wetter nicht gestatten sollte, die Reise bis zum Orte ihrer Bestimmung fortzusetzen. Während aber die Freunde sich in diesem Vorhaben immer mehr und mehr beeilten, jagte auf einem Seitenwege ein mit vier schwarzen muntern Hengsten bespannter offener Reisewagen daher, und bog dicht vor den Reitern in die nach jener Ortschaft führende Straße ein. Da die Wendung desselben ein langsameres Fahren nöthig machte, so hatten die Freunde hinlänglich Zeit, den Inhalt des Wagens genauer zu betrachten. Es bestand dieser aus zwei älteren und einer jüngeren Dame. Sichtlich waren alle drei von nicht unbedeutendem Stande. Die Eleganz der Chaise, auf deren Schlägen ein mit der Grafenkrone verziertes Wappen prangte, das glänzende Geschirr der schönen Rosse, die betreßten Livreien der

Diener waren Bürge dafür. Hätte man aber noch i
gend einen Zweifel deshalb hegen können, so würde d
nachläßige Kopfnicken, die gleichgültige Miene, mit d
die älteste, auf dem Ehrenplatz sitzende Dame, beilä
fig eine Frau von funfzig Jahren, die ehrfurchtsvoll
Begrüßungen unserer Reisenden als eine ihr zukom
mende Huldigung aufnahm, davon, so wie von ihre
Stolze, haben ein Zeugniß geben können. Weit freun
licher und fast von so viel zeremoniöser Grazie, n
die, mit welcher Pelworth das feine Dreieck vom Hau
nahm, und sich bis auf die Mähne seines Rosses v
beugte, war der Gegengruß der zweiten zunächst ält
sten Dame. Auch fiel ihr Aeußeres, namentlich ih
Gesichtszüge, welche freilich nicht eine Spur von Schö
heit zeigten, wenn auch nicht so stattlich und gebiet
wie das ihrer Gefährtinn, dennoch aber viel angen
mer, milder freundlicher in's Auge. Uebrigens m
es von beiden unsern Freunden nur der ältere, dem
diese Bemerkungen aufdrangen, der jüngere war all
sehr in den Anblick der dritten weiblichen Reisen
versunken, als daß er außer dieser noch irgend ein
Anderes hätte bemerken können. Es war dieselbe
Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, und von
ner, fast noch unter ihrem Alter kindlichen Gesichts
gen.. Gegen die Sitte der damaligen Zeit, welche ei
unförmlichen, mit künstlichen Blumen, Puder und
made im Ueberfluß ausgestatteten Kopfputz vorschr
trug die freundliche Erscheinung das hellbraune H
ungepudert und leicht gescheitelt, und als Arthurs d

les glänzendes Auge fest gezaubert auf dem freundlichen blauen des Mädchens ruhte, verschönerte das jungfräuliche Erröthen, welches sich von der edlen Stirne bis zu dem blendenden Nacken ergoß, das liebliche Kind auf eine ganz unbeschreibliche Weise.

Der Wagen war indeß pfeilschnell vorübergerasselt, und unsere Freunde folgten ihm, um dem sich bereits durch Blitz und Donner verkündenden Unwetter zu entgehen, in starkem Trabe. Pelworths Auge war indeß fortwährend auf eine zur Rechten fortziehende mächtige Gewitterwolke gerichtet, welche, majestätisch ihre Bahn verfolgend, einen starken Sprühregen herabsendete, zuckende Blitze in sich trug, und vor der sich die Gipfel der Fichten, die die Vorberge des Shellian kränzten, darnieder beugten. Eben begann die Wolke sich nach allen Seiten zu entladen.

„Schön! großartig! herrlich! wie Alles, was aus *seiner* Hand kommt!“ sprach Pelworth in den Anblick verloren, indem er sein Pferd zu langsamerem Gange nöthigte.

„Habt Ihr dies auch bemerkt?“ fragte der Jüngling rasch, auffahrend und den Freund am Arme ergreifend. „Ja, sie ist schön, wie die Bewohnerinn einer andern Welt! Ihr Antlitz ist wie eines Engels Antlitz: aber ihr Auge, Herr Pelworth, Ihr Auge — hat sie Euch auch so angeblickt?“ — Pelworth sah den jungen Mann etwas befremdet an.

„Ich weiß wohl, lieber Arthur,“ sprach er dann, „daß Ihr durch den Umgang mit den Indianern Euch

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53192-3
WINKLER,K.G.T. FN. 18545/018

deren Bilderſprache auch für das gewöhnliche Leben einigermaßen angewöhntet, und inſofern man ſelbſt bei den Klaſſikern manche, oft ſchwer zu verſtehende Bilder vorfindet, iſt eine etwas ausgedehnte licentia poetica nicht geradezu zu tadeln, vielmehr habe ich mir in meinen „poetiſchen Wäldern" gleichfalls manch kühnes erlaubt, demungeachtet möchte ich mich von einer Donnerwolke zu ſagen, „daß ſie ſchöne Augen habe," nie erdreiſten, wenn ich gleich Eure poetiſche Anſicht: daß ſie wie eine Bewohnerinn einer andern Welt zu betrachten, nicht eben verwerfen will. — Aber Arthur! lieber Arthur! was fällt Euch ein?" rief er aus Leibeskräften, als er ſah, daß der junge Mann, nachdem er einen wilden Blick in die Ferne geworfen, ſein Pferd am Zügel empor riß, daß es hochauf ſich bäumte, ihm dann mit Macht die Sporen in die Seiten ſtieß, und im tollſten Jagen querfeldein ſprengte.

„Er iſt toll geworden! rein toll!" rief Pelworth, dem ſein immer unruhiger werdendes Pferd kaum erlaubte, einen Blick in die Ferne zu ſenden. „Aber nein!" rief er jetzt. „Er hat Recht! Hier thut Hülfe Noth." — Und eben ſo eifrig, nur weniger ſchnell, ſprengte er über das Blachfeld.

Wenden wir indeß unſere Blicke auf die Gefahr, in der ſich die unſern Freunden begegnenden weiblichen Reiſenden befanden, und welche allerdings groß genug war, um Arthurs Hülfe ſchneller, als er im Stande war, ſeinen Gefährten davon zu unterrichten, nothwendig zu machen.

Die Eile, so nöthig, um die in dem offenen Wagen befindlichen Damen, ehe noch das Gewitter in aller Heftigkeit losbräche, unter Dach und Fach zu bringen, und welche der auf dem Bocke sitzende Kutscher durch Zuruf und Antreiben der ohnehin muthigen Rosse noch immer mehr verstärkte, hatte die brausenden Hengste so unruhig gemacht, daß Arthur, als der Wagen vor unsern Freunden vorüberflog, schon damals sich einiger geheimen Besorgniß um das darin befindliche liebliche Mädchen und deren Gefährtinnen nicht erwehren konnte, und ihn fortdauernd mit den Augen verfolgte. Das Gewitter war indeß immer näher gekommen, der Donner rollte stärker, die Blitze leuchteten mehr und mehr. Jeder der Letztern vermehrte die Unruhe der Rosse; scheu drängten sie bei jedem derselben seitwärts, und die kräftige Hand ihres Führers vermochte kaum die schnaubenden, mit weißem Schaum bedeckten Thiere im Gleise zu erhalten. In diesem Augenblicke zuckten zwei Blitze auf einmal herab, ein rascher Donner folgte, die Vorderpferde bäumten sich und sprangen seitwärts. Mit Anstrengung aller Kräfte bemühte sich der Kutscher die scheuen Rosse herumzuwerfen, die Lakayen stürzten sich von dem Wagen, um den Pferden in die Zügel zu fallen, aber von dem Angstruf der Damen immer wilder werdend, durchbrach die Hast der Thiere alle Schranken, die Zügel rissen, und zwischen den zur Seite geschleuderten Bedienten und dem vom Bocke stürzenden Führer jagte der Wagen mit den geisterbleichen Frauen in Sturmeseile über die bahnlose Fläche.

Dies war der Augenblick, in welchem Arthur die den Frauen drohende Gefahr zuerst bemerkte, und ohne nur einen Moment zu zaudern, flog er, so schnell es die Kräfte des edlen Thieres, das er ritt, nur vermochten, über die Ebene, um den zügellos dahinstürzenden Pferden die Bahn abzuschneiden.

Wie auf den Fittichen des Sturmes trug der weitausgreifende Renner den Jüngling in die Nähe des schnell dahin schießenden Wagens. Der Moment, in dem er anlangte, war ein für den Hülfebringenden günstiger, aber schnell mußte er benutzt werden, oder die Frauen waren rettungslos verloren; die wüthenden Rosse eilten eben einen sanft aufsteigenden Hügel, der aber jenseits sich nach einem in der Tiefe dahin fließenden Wasser desto schroffer abdachte, aufwärts. War es hier nicht möglich den Wagen zum Stehen zu bringen, so war an keine Rettung mehr zu denken; einmal in hinabrollender Bewegung, würde er durch sein Gewicht Menschen und Rosse in die Tiefe des Stromes gerissen haben. Die Frauen erkannten die Gefahr, in der sie schwebten. Ihr Angstgeschrei war entsetzlich. Sie machten Miene, aus dem Wagen zu springen.

„Bleibet!" rief Arthur, eben vorüberjagend. „Keine Uebereilung, oder Ihr seid verloren!" — — und mit fast übermenschlicher Kraft warf er sein Roß quer vor die trabenden Vorderpferde. Scheu wich jenes den sich bäumenden Hengsten aus, Arthur vermochte es nicht zum zweiten Male heranzutreiben. Jetzt mußte gehandelt werden oder Alles war verloren. — — Kühn

sein Leben an die Rettung der Frauen setzend, besann sich der Jüngling nicht einen Augenblick. Mit Blitzesschnelle sprang er vom Rosse, und dieses sich selbst überlassend, fiel er den rasenden Hengsten in die Zügel. Zurückgerissen vom Abhange bäumten sich die Thiere, suchten sich mit Anstrengung zu befreien, doch bald geriethen sie in die Stränge, und eines stürzte zu Boden. Dies Hinderniß brachte den Wagen zum Stehen. Eben kam Pelworth angejagt. —

„Rettet die Frauen!“ schrie Arthur. „Aber schnell, schnell! — Ich lasse das Pferd nicht vom Boden auf.“

Die Anstrengungen des jungen Mannes schienen fast Menschenkräfte zu übersteigen. Nur wer, wie er, in den Wäldern Neu-Albions den grauen Bär bekämpft und besiegt hatte, vermochte es mit der Kraft der wüthend gewordenen Rosse aufzunehmen. Eine Hand in den Nüstern des unter ihm stöhnenden Hengstes, die andere an dessen Kehle, lag er mit dem Leibe auf dem Halse des um sich hauenden Pferdes. Er schien einer der alten Athleten, kämpfend in übermenschlicher Kraft.

Erst, nachdem es Pelworth gelungen, die zitternden Frauen aus dem Wagen zu bringen, kamen die keuchenden Lakayen und der nicht unbedeutend verletzte Kutscher herbei. Es bedurfte großer Anstrengungen, um die noch immer um sich hauenden Pferde zu beruhigen, und jetzt erst richtete sich Arthur von dem stöhnenden Rosse auf. Die übermäßige Anstrengung erlaubte ihm nicht zu sprechen. Stumm trat er zu den Frauen.

„Ihr habt uns das Leben gerettet, Sir!“ sprach die älteste der Damen, nicht ohne Bewegung in den regelmäßigen, doch sonst kalten stolzen Zügen. „Möchtet Ihr nicht verschmähen, unsern Dank hinzunehmen, und uns Gelegenheit verschaffen, auch solchen durch die That Euch zu bezeugen.“

„Er blutet, Mutter! — seht, er blutet!“ rief die jüngste der Damen mit höchstem Schrecken im Tone, als Arthur sich verbeugte, und unter seinem Halstuche hervor Blutstropfen längs der Brust herabrollten.

„Laßt sehen, lieber Sohn! laßt sehen!“ sprach Pelworth besorgt, indem er, so sehr der Jüngling es auch zu verhindern strebte, dessen Halstuch löste.

„Es ist nichts! wenigstens nichts, was der Rede werth sein kann, eine Hautwunde höchstens;“ entgegnete der junge Mann. — „Bei dem Kampfe mit der scheuen Bestie dort fühlte ich einen Riß oder Schnitt an der Kehle; es muß von einer scharfen Ecke des Gebisses gekommen sein. Uebrigens ist er unbedeutend.“

„Nein! nein! er ist entsetzlich!“ rief das Mädchen, sich die Augen mit der kleinen Hand bedeckend.

„Zum Glück ist die Wunde nicht tief; das Halstuch hat Euch geschützt!“ sprach Pelworth, nachdem er die Verletzung aufmerksam untersucht hatte. „Einen Viertelzoll tiefer, und Ihr konntet ein Mann des Todes sein. Der Schnitt läuft quer, fast um die Hälfte des Halses.“

„Eilen wir nach meiner Wohnung, Ihr Herren,“ sprach die ältere Dame; dort wollen wir Frauen, nach

alter Sitte, für unſern verwundeten Paladin Sorge tragen."

Arthur ſtammelte zwar einige Worte von der Nothwendigkeit, die den Reiſenden gebiete, wo möglich noch heute Pembrock zu erreichen; aber Pelworths Schweigen, die wiederholten Einladungen der Dame, vor Allem der bittende Blick des Mädchens ließen ihn bald jede fernere Weigerung aufgeben.

Da die Frauen erklärten, ſich heute auf keinen Fall mehr den noch immer unruhigen Pferden anvertrauen zu wollen, ſo überließen auch die Freunde ihre Roſſe den Lakayen, und die Geſellſchaft folgte zu Fuße dem vorancilenden Wagen.

Das Wetter war indeß immer unfreundlicher geworden, der Sturm erhob ſich, und ohne eine Unterhaltung anknüpfen zu können, die aus mehr als einzelnen Bemerkungen über den ſo eben erlebten Unfall beſtanden hätte, beeilte man ſich, das in geringer Entfernung liegende Schloß, das die Frauen als das Ziel der Wanderung bezeichneten, zu erreichen.

Glengarykaſtle, oder, wie es auch von den älteren Bewohnern der Grafſchaft ſeiner frühern Beſtimmung wegen wohl noch genannt wurde, St. Gingulphsabbay, war der Sage nach eines von den Klöſtern geweſen, als deren Erbauer der heilige Edward genannt wurde. Die Thalſchlucht, in der es lag, war romantiſch, doch von einer vorſpringenden Felſenkette ungemein beengt, und trug im Allgemeinen den Charakter der Einſamkeit und Oede. Die früheren Be-

wohner des Schlosses, die Mönche, schienen, ganz gegen ihre Gewohnheit, sich nur auf einem ergiebigen fruchtbaren Erdfleckchen anzubauen, die einsame, abgeschlossene Schlucht blos darum gewählt zu haben, um hier, von nichts gestört, sich einem still kontemplativen Leben zu überlassen; doch konnte auch die Nothwendigkeit, in Mitte der damals noch halbwilden Walliser eine zur Vertheidigung geeignete Lage wählen zu müssen, sie wohl für diesen Punkt entschieden haben. Jedenfalls gaben einige halbverfallene, in den von mächtigen Ulmen und Nußbäumen überragten trockenen Wallgraben, vorspringende Rondele, ein sicheres Zeugniß, daß die früheren Bewohner auf Anstalten zu Schutz und Trutz Bedacht genommen. Eine größere Sicherheit aber, als jene Befestigungen, gewährte die natürliche Lage des Gebäudes. Es war nämlich auf einer Anhöhe errichtet, die sich steil in der Mitte der Thalschlucht erhob, und die auf zwei Seiten von jenem Graben, von den beiden andern aber von einem tiefen, schilfreichen Moraste umgeben war. Die Felsenkette, welche rechts und links das Thal einschloß, war ungemein steil, und erhob sich in grotesken Formen über einen kleinen Strom, der, aus einem mit Fichten bewachsenen dunkeln Winkel herfließend und den Moraſt in zwei Hälften theilend, den Weg, der unsere Reisenden nach dem Schlosse führte, an verschiedenen Stellen durchschnitt. Die in schlechtem Baustande erhaltenen Brücken, die wenigen elenden, von kleinen Pächtern und Tagarbeitern bewohnten Hütten waren keinesweges geeignet, der Umgebung des Schlosses

ein freundlicheres Ansehen zu verschaffen; demungeachtet war das einsame, schwer zugängliche Thal nicht durchaus von aller Schönheit entblößt. Die sich zu beiden Seiten steil erhebenden Berge boten zwar dem Auge den Anblick großer, grauer, von Erde entblößter Felsenmassen, aber hier und da gab es doch breite Streifen von lebendigem Grün, die sich in den tiefern Einschnitten abwärts zogen, und endlich an den Ufern jenes Flüßchens zu etwas größern Flächen ausbreiteten; ja, selbst die braunen Kolben, die röthlichen Fahnen des den Morast bedeckenden Schilfes gewährten im Verein mit den Blumen zahlreicher Wasserpflanzen dem Auge kein unangenehmes Bild, und sogar mit Wohlgefallen konnte es auf den Spitzen einiger Hügel ruhen, die, obwohl unfruchtbar, doch von blühendem Heidekraut bedeckt, in purpurner Schöne den Hintergrund des Thales schlossen. Ganz übereinstimmend mit seiner einsamen Umgebung war auch das Aeußere des Schlosses. Der Theil desselben, der ehemals die Klosterkirche ausgemacht haben mochte, lag gänzlich in Ruinen; da das Ganze aber ohnehin nur aus einem Haufen unregelmäßiger, zu verschiedenen Zeiten errichteter Gebäude bestand, so trugen diese Ruinen eben nicht dazu bei, demselben ein noch öderes Ansehen zu geben, als ihm auch außerdem schon beiwohnte. Ueber dem Eingange einer gewölbten Halle, die in das Innere des Schlosses, namentlich in einen kleinen, gepflasterten, doch zum Theil mit Grase bewachsenen Hof führte, stand in einer kleinen Nische das steinerne Bild St. Gingulphs in bischöflichem Ornate, mit Inful und Stab geschmückt.

Der Heilige hatte die Finger der rechten Hand zum Segnen erhoben, doch war es nicht recht gewiß, ob er nicht vielleicht damit auf das Zeichen derer zeigte, die seine Diener aus dem ihm gewidmeten Heiligthume vertrieben hatten. Dicht über dem Schlußbogen der Nische war nämlich das Wappen der alten Grafen von Glengary der Mauer eingefügt. Eine große Doage prangte auf dem mit der Grafenkrone bedeckten Schilde, und nur mit Mühe ließ sich der halb von Moose überwachsene Wahlspruch: Cave canem! erkennen.

„Aecht klassisch!" rief Pelworth, dessen geübtem Auge nicht leicht etwas entging, was nur entfernt mit den Alten in Beziehung stand, indem er mit dem spanischen Rohre auf die kaum lesbare Inschrift zeigte. — „Aecht klassisch! — Auch die Römer brachten gern diese Inschrift in der Nähe der Hausthür an: Cave canem! Hüte Dich vor dem Hunde! — Waren sie eben nicht im Stande in natura, wie man zu sagen pflegt, den Hund aus dem Ofen zu locken, so malten sie ihn auf die Wand, oder begnügten sich allenfalls mit jener Warnung, die sie auf die Mauer schrieben."

Es fiel dem ehrlichen Verfasser der „poetischen Wälder," als er diese Worte sprach, nicht im Traume ein, auf das wenig komfortable Aeußere des Schlosses anzuspielen, oder den Wohlstand seiner Bewohner bekritteln zu wollen, und er bemerkte daher auch nicht den stolzen Blick der ältesten Dame, noch die Härte des Tones, mit dem sie ihm in die Rede fiel.

„Vergebt mir, Sir," sprach sie, indem eine hohe

Röthe ihre ſtolzen Züge überflog, „vergebt mir, wenn ich Euch ſage, daß es mir ſcheint, als ob Ihr den Sinn, den die Römer in dieſe Worte legten, beſſer als den, den die Bewohner dieſer Berge in ihnen fanden, zu deuten wißt. — Schon vor mehr als ſechshundert Jahren, in der Schlacht von Haſtings, war das Banner, das dieſen Wahlſpruch trug, gefürchtet, und noch vor weniger als einem Jahrhunderte trat man in Wales nur ſcheu der ſilbernen Dogge des Sinclairs von Glengary im Kampfe entgegen."

„Glaub's gern, Madame!" erwiederte Pelworth, dem die Aufregung, in der ſich die Dame befand, ganz entgangen war, im gemüthlichſten Tone. „Was ſagt Propertius? — Aedibus in propriis canis est mordacior omnis. Ich habe in meinen „poetiſchen Wäldern" — vielleicht iſt Euch dieſes opusculum trotz ſeiner Unbedeutenheit nicht gänzlich unbekannt — dieſes Sprichwort, und, wie ich denke, ſinnangemeſſen folgendermaßen ins Engliſche übertragen.

Der Hund auf ſeinem eignen Miſt
Der allerbiſſigſte ſtets iſt."

Ohne die geringſte Beſorgniß, das Uebel dadurch nur um ſo ärger gemacht zu haben, ſchritt Pelworth nun nach der in das obere Stockwerk führenden ſteinernen Stiege, und die Geſellſchaft gelangte bald darauf in das Wohnzimmer der Herrinn des Hauſes. —

„Es iſt hohe Zeit, liebe Mutter," rief im Moment des Eintretens die jüngſte der Damen, „daß wir für die Wunde unſers Beſchützers Sorge tragen. In Eu-

rem Schreibtische habt Ihr ein vortreffliches Heilpflaster, und seht — wahrhaftig, die Wunde blutet noch immer fort."

Das Mädchen sprach diese Worte in einem so besorgten, so theilnehmenden Tone, sie eilte so schnell nach dem bezeichneten Aufbewahrungsorte des Heilmittels, daß Arthur, ohnehin nur wenig an den Verkehr mit Damen und den Modeton der damaligen Zeit gewöhnt, in vollkommener Verwirrung kaum einige wenige unzusammenhängende Dankesworte stammeln konnte.

Die älteste Dame, die nämliche, welche das Mädchen als ihre Mutter bezeichnete, hatte indeß nach einer Klingel gegriffen, und ein alter grauer Diener trat auf den Klang der letztern herein.

„Führt die Herren in das rothe Zimmer, James!" sprach sie. „Einer unserer Gäste ist verwundet. Sorgt für Alles, was zum Verbinden nöthig."

„In das rothe Zimmer?" fiel die zweite der Frauen, die bis dahin geschwiegen, ein, indem sie einen bedeutenden Blick auf die Vorige warf. „Wenn ich Euch recht verstand, sagtet Ihr: in das rothe Zimmer." —

„Hm! Ja! Ihr habt Recht!" erwiederte die Erste in einiger Verwirrung. „Das rothe Zimmer; es ist entlegen — den Stürmen ausgesetzt. — — Nein, James; Ihr mögt die Herren nach den beiden blauen Zimmern führen! — Seht aber zu," schloß sie, „daß die Thüre des Ganges geöffnet bleibe, damit die Herren nicht im Schlafe gestört, oder die Verbindung mit dem andern Flügel des Hauses unterbrochen werde."

Die Hausherrinn wiederholte die dem alten Diener ertheilten Befehle so oft, und der alte Mann horchte mit so vieler Aufmerksamkeit auf dieselben, daß Arthur sich eines gewissen Mißfallens über die Umständlichkeit unbedeutender Einrichtungen, während er in seiner Wunde die heftigsten Schmerzen fühlte, nicht erwehren konnte.

„Macht es Euch bequem, Ihr Herren!" sprach endlich die Dame zu den Freunden. „Wir sehen uns bald bei der Abendtafel." —

Der alte Diener hinkte nun, so sehr es das Zipperlein, welches ihn nicht ungeneckt gelassen, erlaubte, unsern Freunden voran, und der Weg, den sie nach den ihnen bestimmten Zimmern zurückzulegen hatten, führte so verworren durch lange düstre Korridore, bald Treppen auf, bald abwärts, daß sich dieselben endlich in einem Theile des Schlosses sahen, den die Fronte des Gebäudes, vereint mit den Wipfeln alter Nußbäume und Ahorne, Ihren Blicken bis dahin gänzlich versteckt gehalten hatte. Es bildete derselbe einen viereckigen, und, wie sich aus den manneshoch aufgeschossenen Nesseln schließen ließ, gänzlich unbewohnten Hof. Die Gebäude, die ihn einschlossen, waren zweistöckig, und konnten wohl einen Theil des frühern Klosters ausgemacht haben; wenigstens machte der Umstand, daß die Ruinen der Klosterkirche unmittelbar an sie stießen, es nicht unwahrscheinlich. Seit Jahren waren die Fenster des langen, im zweiten Stockwerk gelegenen Korridors gewiß nicht geöffnet worden, denn unzählige Spinnenge-

wehe verdunkelten sie von Innen; von Außen her aber trugen eine Menge Schwalbennester, in denen die junge Brut ihr munteres Haus hielt, nicht wenig zu der fortwährenden Düsterheit des Ganges bei. Bei dem allen ließ es sich noch deutlich erkennen, daß es einst hier, selbst als die Mönche schon vertrieben worden waren, ganz anders ausgesehen haben mochte. Die über Mannshöhe heraufreichende eichene Vertäfelung der Wände, die zierlichen Steinsitze in den Blenden der spitzbogigen gothischen Fenster, der gefällig mit rothen und weißen Steinplatten gepflasterte Fußboden zeugten von ehemaliger Eleganz, wenn nicht von Pracht. Wie es schien, hatten die alten Besitzer von Glengarykastle dem Waidwerk, so wie der Fischerei nicht lässig obgelegen. Alte Oelbilder, hoch an den Wänden angebracht, gaben davon Kunde. Fast sämmtlich stellten sie Hauptstücke von der dem Walde oder den Gewässern entrissenen Beute dar. Hier prangte ein riesengroßer Lachs, der allenfalls für einen jungen Leviathan hätte gelten können, auf der Leinwand, und unter ihm war gewissenhaft die Anzahl der Pfunde, so er gewogen, desgleichen Jahr und Monat angegeben, in welchem er von Simon Sinclair of Glengary gefangen worden. — Nur wenige Schritte weiter sah man einen gewaltigen Eber dargestellt. Den, der ihn überwältigt, nannte eine alte, in fehlerhaftem Französisch mit fingerlangen Buchstaben beigefügte Inschrift den „très puissant Seigneur Reginald Sinclair de Glengary." — Das letzte Bild der langen Reihe war ein schön gemalter Hirsch mit zak-

kenreichem Geweihe. Stolz sprengte der herrliche Zehnender durch den Eichwald; der Punkt, wo das tödtliche Blei ihn berührte, war durch einen Blutfleck angedeutet! Die Inschrift war die deutlichste von Allen. Am sechsten Martius, lautete sie,

Am sechsten Martius hat wider alles Hoffen
Ralph Sinclair diesen Hirsch mit seiner Kugel troffen.

Darunter stand die Jahrzahl 1645.

Die Freunde hatten lange Zeit auf das schöne Jagdstück geblickt. Auch der alte eisgraue Diener blickte darauf und seufzte tief.

„Habt Ihr den alten Burschen noch gekannt?" fragte Pelworth den Greis. „Ich meine nicht den Hirsch — venatitia praeda, wie sich Ammian sehr zierlich ausdrückt — ich meine den, der ihn erlegte. Aber er muß wohl schon lange todt sein."

„Wollte Gott!" seufzte der Alte, indem er die Augen gen Himmel richtete. „O, er war ein fröhlicher Herr, ein gütiger auch, aber dann — dann — — Doch hier ist Euer Zimmer, und dies hier die Gitterthür des Ganges, die ich offen zu lassen bitte, wenn Ihr zur Abendtafel kommt, oder nachher zurückkehrt."

Die Gitterthür, auf welche der alte Diener gedeutet hatte, war nichts anders als eine der aus den Klosterzeiten herstammenden, sogenannten Klausuren; sie mochte damals einen der Scheidepunkte gebildet haben, die die Mönche nicht überschreiten durften. Wie es schien, lief der Gang, den die Freunde gekommen waren, noch weit in dem öden Flügel fort, und augenscheinlich

hatte der Alte mit dem Verbote des Verschließens der Gangthür die Absicht im Sinne, jeder Beunruhigung der beiden Reisenden zuvor zu kommen, weil, wenn jener Korridor gesperrt gewesen wäre, man einen Umweg durch die vorliegenden Zimmer der Freunde hätte nehmen müssen, um wieder in denselben zu gelangen.

Der Aufenthalt, den man Arthur und seinem Begleiter angewiesen hatte, waren große weitläuftige Räume, die man sehr füglich hätte Säle nennen können. Die Wände waren mit alten Sammettapeten behangen; aber nur in den Ecken, in die die Strahlen der Sonne nicht hatten dringen können, ließ sich bemerken, daß die Wandbekleidung ursprünglich von blauer Farbe gewesen. Ein Bild über dem Kamine des ersten Zimmers angebracht, Leda mit dem Schwan, und ein Deckenstück, Vulkan den Mars und die Venus mit einem Netze überziehend, waren augenscheinlich französischen Ursprungs; eben so die großen unförmlichen mit grünen Vorhängen umgebenen Betten, auf deren Ecken buschige, von Staub und Motten zerfressene Federbüsche prangten.

„Hier müßt Ihr schlafen, Herr Pelworth!“ sprach Arthur scherzhaft, nachdem er einen Blick in das Nebenzimmer geworfen. — „Unter den Bewohnern des Olympos werdet Ihr Euch wie zu Hause fühlen; sie werden ihrem Begünstigten im Schlafe klassische Erinnerungen zuflüstern. Jedenfalls aber blickt diese Leda freundlicher auf Euer Bett, als jener schwarzköpfige finstere Graf Glengary, der dem meinigen gegenüber hängt.“

„Wahrhaftig!“ erwiederte Pelworth, in die Thüre des Nebenzimmers tretend. „Das ſind Züge zum Erſchrecken. — Ich möchte wiſſen,“ ſprach er nach einer Pauſe, in der er das alte Oelgemälde betrachtete, „ich möchte wiſſen, in was das Abſtoßende, Grauenhafte dieſes Geſichtes liegt; die Formen ſind doch edel, das Auge groß, ſchön und feurig. — Aber da ſtehe ich und ſchwatze und Eure Wunde iſt noch nicht verbunden.“ —

Mit einer Vorſorge, einer Freundlichkeit ſonder Gleichen legte nun der Alte Hand ans Werk, und bald war die Verletzung, welche wegen ihrer Länge gefährlicher ausſah, als ſie es in der That war, mit einem zweckmäßigen Verbande bedeckt.

Kaum hatten die Reiſenden ihre durch den Sturm und das ihnen zugeſtoßene Abentheuer etwas in Unordnung gerathene Kleidung wieder ſo weit geordnet, um mit Anſtand vor den Frauen erſcheinen zu können, als ihnen die Meldung wurde, daß man ſie bei der Abendtafel erwarte.

Sie fanden die Damen im Speiſezimmer.

„Nehmt nochmals unſern wärmſten Dank,“ ſprach die Hausfrau mit Würde, „unſern Dank für den edlen Beiſtand, ohne den wir wahrſcheinlich verloren geweſen wären. — Aber,“ fügte ſie lächelnd hinzu, „iſt es nicht ſonderbar, daß, nachdem wir in einem Augenblicke, deſſen Bedeutſamkeit uns gewiß ein ganzes Leben hindurch in Erinnerung bleiben wird, zuſammentrafen, wir uns doch noch in Bezug auf die Namen fremd geblieben. — Ich,“ ſchloß ſie mit einem gewiſſen Selbſtgefühl im Tone,

„bin die Wittwe John Sinclairs, Grafen von Glengary, dies ist meine Tochter Lucie, und jene Dame eine Freundinn unsers Hauses, Miß Elisabeth Potter.“ —

„Mehercule!“ rief Pelworth der Gräfinn in das Wort fallend. „Miß Elisabeth? — die Schwester meines Amtsbruders Potter aus Killarney? — Darum kam mir auch die verehrliche Miß gleich so bekannt vor. Es ist freilich eine gewaltig lange Zeit her, aber ich erinnere mich noch ganz genau. Ich war oft im Hause ihres Bruders, des rechtschaffenen Mannes. Wir gingen mit einander den neuen Zuwachs meiner „poetischen Wälder“ durch, und merzten dann das Unterholz derselben aus.“ — So pflegte der schnakische Kauz die Verse zu nennen, die nicht seinen Beifall finden wollten. — „Miß Elisabeth war damals ein junges flinkes Mägdlein. Irre ich nicht, so laborirte sie aber an einer nicht unbedeutenden Harthörigkeit. Ein Erbübel, pflegte ich stets zu sagen, denn die Potter waren alle etwas taub. Bei dem allen kann ich mich aber irren, denn es ist seit der Zeit eine lange Reihe Jahre verflossen, und Miß Elisabeth muß gegenwärtig wenigstens —“

Der Jüngling unterbrach hastig die von seinem Freunde begonnene Berechnung, da es ihm nur allzusehr einleuchtete, daß, je genauer dieselbe ausfiele, je weniger Beifall er für dieselbe einzuerndten hoffen dürfe.

„Ich heiße Arthur Kromwell,“ sagte er, sich verneigend; „bin ein Pflanzer aus Neu-Albion, und mit meinem väterlichen Freunde und Lehrer, Herrn Andreas Pelworth, auf der Rückreise nach Amerika begriffen.“

„Kromwell?“ fragte die Gräfinn betreten. „Doch nicht ein Nachkömmling des Protektors?“

„Er war mein Urgroßvater!“ sprach der junge Mann, nachdem er sich, so wie die Andern, auf einen Wink der Gräfinn, an der Abendtafel niedergelassen. „Ich stamme von dem jüngern Sohne desselben.“

„Von Heinrich Kromwell?“ sprach die Gräfin. „Dann war Sir Edward Euer Vater.“

„Ganz recht, Mylady!“ entgegnete Arthur. „Hatte er das Glück von Euch gekannt zu sein?“

„Das eben nicht!“ erwiederte die Gräfinn, sich leicht verneigend; „oft aber erwähnte mein verstorbener Gatte seiner. — Sie lebten im Prozesse in früherer Zeit, und wenn ich mich nicht irre, ward derselbe um Güter geführt, von denen Euer Vater behauptete, daß solche seiner Mutter zur Zeit der Revolution widerrechtlicherweise entrissen und einem Verwandten meines Mannes gegeben worden. Das Nähere des Rechtsstreits blieb mir unbekannt, doch so viel weiß ich, daß Euer Vater Anfangs eine Entschädigungssumme ausgeschlagen, später aber den Prozeß wegen mangelnder Beweise verloren hatte.“

„Ja wohl! ja wohl!“ sprach Pelworth seufzend. „Gar oft ermahnte ich meinen Freund zu einem Vergleiche, aber er wollte niemals etwas davon hören. Aut Caesar aut nihil! pflegte er zu sagen, und das nihil ist ihm dann auch geworden. — Miß Elisabeth wird sich gewiß der damals gepflogenen Unterhandlungen noch erinnern; ihr Bruder, der würdige Vicar zu Kil-

larney war gleichfalls in die Angelegenheit eingeweiht. Irre ich nicht, so war es um das Jahr der Gnade Eintausend —"

„Ich bitte um Verzeihung!" sprach Miß Elisabeth, den Rechnenden unterbrechend; „die ganze Angelegenheit ist mir fremd. — Ich muß damals noch ein ganz kleines Kind gewesen sein."

„Ein kleines nicht, aber ein schönes!" fuhr Pelworth in unerschütterlicher Ruhe fort. „Die Damen bleiben ja immer schöne Kinder. Ihr mochtet so ungefähr in der Mitte der zwanzig — "

„Ich bedaure gleichfalls," unterbrach Arthur den Vorigen, um den fatalen Faden baldmöglichst abzuschneiden, „ich bedaure, daß es damals zu keinem Vergleiche gekommen. Es ist immer mißlich, um Besitzthümer zu streiten, die durch die Verjährung schon zu gutem Recht geworden; ja ich bereue es fast, die Krone um eine Entschädigung für die meiner Familie in jenen unruhigen Zeiten entrissenen Güter gebeten zu haben. — Wir streiten uns oft," schloß er lächelnd, „mein Freund und ich über diesen Punkt. Er mag wohl Recht haben, und lebensklug mag es sein, wenn er behauptet, daß die Gerechtigkeit, die uns der Stärkere widerfahren läßt, von diesem als eine Gabe betrachtet werde, und als eine solche auch von uns aufgenommen werden müsse, bei dem allen aber sagt meinen Gefühlen das Bitten nicht eben besonders zu, wo ich zum Fordern mich berechtigt glaube."

„Ihr habt Euch also über die Ungerechtigkeit der

Miniſter zu beklagen?" fragte die Gräfinn. „Man wies Euch mit Euren gerechten Forderungen zurück?"

„Ich würde," ſprach Arthur nach kurzer Pauſe, „ſelbſt ungerecht werden, wenn ich dies ſo geradezu behaupten wollte. — Aus denſelben Gründen, aus welchen der Entſchädigungsprozeß meines Vaters für ihn verloren ging, wies man mich ab. Mir mangeln die ſchriftlichen Beweiſe in einer Sache, deren Richtigkeit, an ſich wohl kaum beſtritten werden kann."

„Darf man die nähern Umſtände wiſſen?" fragte die Gräfinn mit einer Beharrlichkeit, die von ihrem Intereſſe an der Sache des jungen Mannes zeugte.

„Ich würde fürchten müſſen, die Damen mit der Erzählung von Begebenheiten zu langweilen, die ſchon zu den Zeiten der Revolution ſich ereigneten;" entgegnete Arthur lächelnd.

„Die aber keineswegs langweilig ſind!" rief Pelworth. „Sonkville, hätte er noch gelebt, würde die Geſchichte Eurer Großmutter ſeinen „poetiſchen Lebensbeſchreibungen" einverleibt, und Tye, der ehrliche Mann, der ſogar die Apoſtelgeſchichte in Verſe gebracht, würde ſie beſungen haben. Ich ſelbſt gedenke in einer neuen Auflage meiner „poetiſchen Wälder" Euch, lieber Arthur, als den Baum, in dem ſich die Geſchlechter zweier ſo feindſeliger Häuſer, der Stuarts und der Kromwells, auf ſo wunderbare Art verzweigten, ein ſchwaches und vergängliches, doch immerhin nicht ganz unwürdiges, poetiſches Denkmal zu errichten."

„Wie?" rief die Gräfinn. „Ihr, Sir Kromwell,

ein Abkömmling der Stuarts? — Das grenzt an das Wunderbare."

„Jetzt weiß ich," rief Lucie, „wem Sir Arthur ähnelt! Jetzt, auf einmal, wird es mir klar! — Erinnert Ihr Euch, theure Mutter, des Bildes, auf dem die unglückliche Katastrophe — "

„Allerdings!" sprach die Gräfinn, in augenscheinlicher Verwirrung. „Allerdings hat Sir Arthur eine auffallende Aehnlichkeit mit Karl I.; aber wie wäre es möglich — "

„Die Möglichkeit," unterbrach sie Arthur lächelnd, „wäre mit wenigen Worten leicht als Gewißheit darzustellen, wenn auch eine durch drei Generationen fortlaufende auffallende Familienähnlichkeit immerhin zu den Seltenheiten gerechnet werden mag. — Uebrigens war meine Großmutter die leibliche Tochter jenes unglücklichen Königs."

„Wirklich?" riefen voll Verwunderung die Frauen.

„O, erzählt uns doch Ihre Geschichte!" bat Lucie freundlich; „sie muß sehr interessant sein. — "

„Es ist Eure Schuld, wenn ich mit der Erzählung die Damen langweile!" entgegnete Arthur; „aber Euer Wunsch gilt mir als Befehl. — Meine Urgroßmutter," hob er nach einer Pause an, „war eine Falkland — "

„Eine Falkland?" — unterbrach ihn die Gräfinn mit vieler Aufmerksamkeit.

„Ja! von Glamorkastle;" entgegnete Arthur. — „In früher Jugend mit einem Manne verlobt, der,

wenn ich nicht irre, aus der Familie Eures Gatten, und bei der Gesandtschaft am französischen Hofe angestellt war, kam sie mit einer befreundeten Familie nach London; dort sah sie Karl I., damals noch Prinz und unvermählt. Daß die Leidenschaft, die der sonst so Bedächtige für sie gefaßt, keine gewöhnliche gewesen, ging daraus hervor, daß zwischen Beiden ein Ehebündniß geschlossen wurde, welches sich dann erst trennte, als Karl eine ebenbürtige Gattinn wählte. Cecilie Stuart, meine Großmutter, war die Frucht dieser Ehe. Obgleich zu andern und höhern Pflichten hingewiesen, erkaltete dennoch die Neigung des Königs zu der von ihm getrennten, in der Nähe Londons lebenden Gattinn nicht. Aus dem Gemahle ward er ein Freund, und blieb es bis ans Ende. Nichts mangelte der Armen, von ihrer Familie Verlassenen. Mit königlicher, mit väterlicher Milde sorgte Karl für Mutter und Kind. Jetzt brach die Revolution aus. Das Haupt des unglücklichen Fürsten fiel unter dem Beile. Seine Anhänger wurden, wie bekannt, auf das Wüthendste verfolgt. Privathaß und Rache fanden ein weites Feld. In beiden zeichnete sich jener Sinclair, der frühere Verlobte der Lady Falkland, aus. Er hatte erspäht, daß, am Abende der schlecht berechneten Flucht des Königs, der unglückliche Monarch einige Augenblicke in dem Hause der Lady verweilte, und augenblicklich denunzirte er sie. Ein schneller Tod enthob die Aermste der Gefahr, als schuldig des Hochverraths an der Nation, wie man es nannte, verhaftet und hingerichtet zu werden. Ihr

Tod war nicht im Stande gewesen, ihre Verfolger zu versöhnen. Die Tochter, ein Mädchen von zwanzig Jahren, ward vertrieben, die Besitzungen der Mutter konfiscirt, und Sinclair damit belehnt. — Auf welche Weise mein Großvater Heinrich Kromwell, der jüngste der Söhne des Protektors, Cecilien kennen lernte, ist mir nicht ganz klar geworden, doch habe ich öfters von meinem Vater erzählen hören, er habe sie aus großer Gefahr gerettet, und auf dem Sterbebette habe Lord Oliver seine Einwilligung zu einer Verbindung gegeben, die einige Monate nach dem Hinscheiden desselben, und als Karl II. schon in das Reich zurückgekehrt, erst statt gefunden. — Obgleich der royalistische Sinn meines Großvaters bekannt, und Amnestie versprochen, auch theilweise gehalten ward, so ist Euch doch bewußt, Mylady, wie unter diesem und jenem Vorwande der lebenslustige Karl II., und mehr noch dessen nichtswürdiger Günstling, den Familien der Häupter der Revolution die freilich auf nicht bessern Wegen erworbenen Reichthümer so nach und nach entzog. Meinem Großvater ging es nicht besser als allen den Andern. Der Kummer bereitete ihm ein frühes Grab."

„Konnte seine Gattinn ihn, vermöge ihrer Abstammung, nicht vor solcher Gewaltthat schützen?" fragte die Gräfinn.

„Sie konnte," sprach Arthur, „ihre Herkunft nicht so klar, als es verlangt ward, beweisen. — Klüglich hatten ihre Verfolger Alles vorausgesehen. Der Pfarrer des Kirchspiels von Mary le bone, wo jene heim-

liche Trauung und die Taufe des aus dieser Ehe entsprossenen Kindes statt gefunden hatte, war gestorben, die beiden Zeugen im Kampfe gefallen, und, was das Merkwürdigste von Allem war, in den Kirchenregistern fehlten die beiden Blätter, die davon Kunde geben mußten. — Daß Karl II. eben nicht sehr eifrig gewesen, die Rechte einer in heimlicher Ehe erzeugten und mit dem Sohne des Todfeindes seines Hauses vermählten Schwester wieder herzustellen, ließ sich ohnehin erwarten."

„Aber nach der Vertreibung Jacobs II.?" fragte die Gräfinn weiter.

„Damals war mein Vater schon nach Amerika ausgewandert;" entgegnete Arthur. „Seine Aeltern waren bereits gestorben. Die Katholiken spielten in Irland den Herrn und Meister. Mein Vater ward in seinem kleinen Eigenthume beunruhigt. Schon der Name, den er trug, schuf ihm Feinde. — Unnütze Prozesse, die er zur Wiedererlangung der Besitzthümer seiner Familie führte, raubten ihm fast den Rest des Seinen. Um noch zu retten, was zu retten war, schiffte ich mich mit meinem Freunde nach England ein."

„Ihr hättet nicht unterlassen sollen, zu versuchen, ob nicht jetzt noch etwas von der Regierung zu erlangen sei;" sprach die Gräfinn. „Freilich sind es seit dem Tode Karls I. schon sechzig Jahre her."

„Ich habe es gethan!" erwiederte Arthur; „mehr auf den Antrieb meines Freundes freilich, als aus eigenem, und — ward zur Ruhe verwiesen."

„Und so wollen wir denn," sprach Pelworth munter, „um mit dem geistreichen Venusier zu reden, dare vela retrorsum, welches in einem hier überaus passenden Doppelsinne sowohl: die Ansicht ändern, als auch: sich aus dem Staube machen, heißt, uns Morgen in Milford-Hafen auf der nach Neu-Albion segelnden Brigg, die beiden Schwestern, nach der Heimath einschiffen."

„Das Schiff ging gestern schon ab!" fiel Lucie mit leuchtendem Auge ein. „Wir waren zu Pembrock und haben es fortsegeln gesehen."

„Wirklich!" rief Arthur bestürzt. — „Das ist ungemein unangenehm."

„Es ist gar nicht galant von Euch, uns dies so geradehin ins Gesicht zu sagen!" sprach die Gräfinn lachend. — „Um Euch aber sowohl für diesen Mangel an Galanterie zu strafen, als auch über die fehlgeschlagene Erwartung zu trösten, muß ich Euch die Nachricht mittheilen, daß ein zweites Schiff in Milford-Hafen liegt, dessen Kapitain in drei bis vier Wochen nach Amerika zurückzusegeln gedenkt. Uebrigens erwarte ich keine Fehlbitte zu thun, wenn ich Euch ersuche, bis dahin in der Einsamkeit von Glengarykastle zu verweilen."

Der Ton der Gräfinn, indem sie die Einladung aussprach, war so dringend und entschieden, der Blick Luciens so bittend, so freundlich flehend, daß Arthur auch eingewilligt haben würde, wenn selbst nicht Freund Pelworth die Bemerkung hingeworfen hätte, daß eine solche Einsamkeit ihm weit willkommener als das geräuschvolle Schiffsleben sei, um den geistreichen afrika-

niſchen Sklaven, wie er den Terentius zu nennen pflegte, zu ſtudiren. „Er entſinne ſich," ſchloß er mit etwas linkiſcher Galanterie, ſich gegen Miß Eliſabeth verbeugend, „noch gar wohl, wie, als vor einigen dreißig Jahren er mit ſeinem würdigen Freunde, dem Vicar, über die Charaktere der ſowohl im Eunuchus, dem Phormio, als der Hecyra vorkommenden Buhlerinnen und verbiſſenen alten Weiber dann und wann hin und her disputirt, die werthe Miß manche ſchätzbare Bemerkung von ſich gegeben, die ihm ganz ſachangemeſſen und wie aus der Natur gegriffen vorgekommen, weshalb er denn auch jetzt nicht unterlaſſen werde, ihre Meinung über Gegenſtände dieſer Art vorkommenden Falles einzuholen."

War es Alfred's haſtig dazwiſchen geworfene Bemerkung, daß es ſchon zu ſpät ſei, um den Damen heute noch länger zur Laſt zu fallen, oder hatte ihre natürliche Harthörigkeit Miß Eliſabeth das Pikante des Kompliments entzogen, genug, Freund Pelworth war etwas betroffen über die wenige Verbindlichkeit, mit der daſſelbe von Seiten der Dame aufgenommen wurde.

Mehrere Tage vergingen und die Schloßbewohner befreundeten ſich immer mehr mit einander; am Meiſten Arthur und Lucie. Das Mädchen war von Natur ſanft, ſtill, nachdenkend, von tiefem, doch mildem Gemüthe. Obgleich Arthur oft heftig, auffahrend, ja gegen den bei allen Schwächen doch ungemein menſchenfreundlichen Pelworth manchmal ſogar hart erſchien, ſo regten ſich doch nie dieſe Fehler in Luciens Nähe.

Weilte er an ihrer Seite, so schien die in ihrem Wesen herrschende Milde sich auch dem Charakter des jungen Mannes mitzutheilen. Alle, selbst die unausgesprochenen Wünsche des Mädchens suchte der Jüngling zu erforschen, jeden derselben, war er an sich noch so unbedeutend, mit einem Eifer zu erfüllen, der für die lebendige Theilnahme des jungen Mannes zeugte. Vor Allem bekundete sich diese bei den stundenlangen Spaziergängen, auf denen die jungen Leute blos von Miß Elisabeth begleitet wurden, da eine weitläuftige Geschäftskorrespondenz die Gräfinn in ihrem Zimmer, der ehrliche Terentius Afer aber den guten Pelworth unter einem die Klosterruinen überragenden schattigen Nußbaum festhielt. In solchen Augenblicken schien Arthurs ganzes Wesen eine recht eigenthümliche Umwandlung erlitten zu haben. Konnte man auch sonst nicht einen Augenblick in Zweifel über die Kenntnisse bleiben, mit denen der Geist des jungen Mannes ausgeschmückt war, so charakterisirte doch eine gewisse Unbeholfenheit, ein Mangel an geselliger Gewandheit den jungen in Amerika's Wäldern aufgewachsenen Pflanzer. Gewohnt, das, was ihm Recht dünkte, ohne Rückhalt auszusprechen, und, falls es bestritten wurde, mit einer bis zur Heftigkeit gesteigerten Wärme zu verfechten, verstieß er nicht selten gegen die Regeln des feinen Welttons, und oft erinnerten ihn mehr die ängstlichen Blicke Luciens, als die eigene Ueberzeugung, daß er in den mit Lebhaftigkeit geführten kleinen Streitigkeiten, die sich zwischen ihm und der Gräfinn über die politischen Ta-

gesbegebenheiten erhoben, weiter gegangen sei, als es der ceremoniöse Ton, wie er damals in der Unterhaltung eingeführt war, erlaubte. An Luciens Seite, mitten in der die Lustwandler umgebenden Natur, war Arthur ein ganz Anderer als im Gesellschaftssalon. Hier war jene Spannung, jene Unbeholfenheit bis auf die leiseste Spur verschwunden, ja selbst der tiefe Ernst, der sonst seine Unterhaltung charakterisirte, machte einem fröhlichen unbefangenen Plaudern Platz. Er erzählte dem Mädchen von allen den Wundern einer jungen, neuen Welt, von den Eigenthümlichkeiten seiner großartigen Heimath. Gelagert an Luciens Seite in dem Schatten grotesk geformter, hochaufstarrender Felsen, ruhend auf moosigem, vom Hagedorn umblühtem Schattenplätzchen, sprach er zu dem lauschenden Mädchen von den meerähnlichen Strömen Amerika's, von jenen unermeßlichen, noch in der Schöpfungsschöne prangenden Wäldern, die nur der leichtgeschenkelte Hirsch, oder der das Edelthier verfolgende rothbraune Naturſohn mit geflügeltem Tritte durcheile. Er schilderte der lieblichen Hörerinn die erhabene Stille der, einer weiten See nicht unähnlichen, nur von dem Horizont begränzten Prairien, und kam dann endlich auf sein friedliches Edwardstown und das stille Leben und Lieben der dort in Abgeschiedenheit lebenden Menschen; er ließ selbst Pelworths Lieblingsplätzchen, den alten Hikorynußbaum und das zahme Reh nicht unerwähnt, das die Freunde, unbekümmert um den fernher ertönenden Jagdruf und das Gebell des Jagdhundes, dahin zu begleiten pflegte.

Nur selten begleitete die Gräfinn die jungen Leute auf ihren Spaziergängen. Sie lebte ganz der Verwaltung ihres bedeutenden, doch allem Anscheine nach von ihrem verstorbenen Gatten mit einer nicht unbedeutenden Schuldensumme belasteten Besitzthumes. Die Führung verwickelter Prozesse und eine daraus entspringende weitläuftige Korrespondenz füllten die Zeit der mit einem männlichen Geiste begabten Frau dergestalt, daß die Freunde nur während der Mittags- und Abendtafel sich in ihrer Nähe befanden. In diesen Augenblicken war aber die Unterhaltung sehr belebt und belebend, beides vorzüglich durch die Kontraste der Charaktere. In Arthurs ganzem Wesen that sich ein schwärmerisches Jugendfeuer kund, welches, sobald sich die Rede zu dem Erhabenen der Natur und Kunst, oder auf die so bedeutungsreichen Momente der letzten Zeitgeschichte Englands wandte, bis zur Begeisterung stieg. Schon damals schwoll und erstarkte der, ein halbes Jahrhundert später so freudig empor sprossende Keim der amerikanischen Freiheit, und oft gab der Jüngling auf eine unumwundene Art seine Meinung über die stiefmütterliche Weise zu erkennen, durch welche England den jungen Phönix niederzuhalten strebte. Die politischen Meinungen des jungen Whigs fanden indeß stets in der Gräfinn eine entschiedene Gegnerinn. Von Natur wenig gemüthlich, bei hervorstechendem Verstande, und Alles nur nach diesem messend, war sie mehr noch durch Neigung als durch Geburt den Torys zugethan. Obgleich es zu ihren Lieblingsbehauptungen gehörte,

daß der Adel der Geburt dem des Genies überall weichen müsse, war sie doch keinesweges so gleichgültig gegen die Vorzüge der erstern, als sie zu scheinen suchte, und sehr genau mit den verschiedenen Verzweigungen bekannt, durch welche, wie sie einst leicht hingeworfen anführte, die Sinclairs mit dem Hause Stuart verwandt geworden. Kamen nun, wie dies ungemein oft der Fall war, Gespräche über die politischen Tagsangelegenheiten an die Reihe, so setzte die Gräfinn mit dem Selbstbewußtsein und der Ueberlegenheit des kalten Verstandes den schwärmerischen Meinungen Arthurs eine solche Menge auf das praktische Leben basirter Gründe entgegen, daß er, da sie aus vielseitiger Kenntniß des Lebens hervorgingen, sie mit keinen schlagenderen widerlegen konnte. Am Unangenehmsten war ihm in diesem Falle der leichte spöttelnde Ton, mit dem die Gräfinn Dinge, die dem jungen Manne hoch und heilig schienen, berührte, und der seine Meinung über den Herzenswerth der mit Verstandesvorzügen sonst hochbegabten Frau nur um so mehr herabstimmen mußte, als er in den höheren Gesellschaftszirkeln zu sehr Neuling war, um zu wissen, wie jedes tiefere Eingehen, jedes Erschöpfen eines bedeutungsreichen Gespräches dort nur als Mangel feiner Sitte gilt. Fand nun aber zwischen Arthur und der Gräfinn, wie es so häufig der Fall war, ein aus den Meinungsverschiedenheiten über die Angelegenheiten des Tages entspringender Streit statt, so bezeugten die ängstlichen Blicke Luciens ihr Bestreben, den heftigen Ausdrücken Arthurs eine mildere

Deutung zu geben, und den Antheil, den das Mädchen an dem Jünglinge nahm, auf das Deutlichste. Konnte dieser Umstand der Gräfinn auch nicht verborgen bleiben, so schien sie doch im Allgemeinen wenig darauf zu achten. Das Hinneigen des Mädchens zu dem Jünglinge war ihr nichts als ein momentanes Interesse zwischen Personen jugendlichen Alters. Daß der letzte weibliche Sproße der Grafen von Glengary für einen Plebejer, einen simplen Pflanzer aus Neu-Albion, den Urenkel eines Mannes, der königliches Blut habe vergießen lassen, mehr als Wohlwollen fühlen könne, lag der sonst so scharfsinnigen Frau außer dem Bereiche der Möglichkeit. Dennoch hatte sich die Gräfinn ganz ungemein getäuscht. Obgleich Lucie es sich selbst nicht gestehen wollte, daß sich Gefühle der Liebe für den jungen Fremden in ihrem Herzen regten, obgleich sie zu genau mit den Meinungen ihrer fast eben so von ihr gefürchteten als verehrten Mutter bekannt war, um nicht gänzlich überzeugt zu sein, daß jeder Gedanke an eine Verbindung mit Arthur der hoffnungsloseste sei, den sie nur fassen könne; so hatte doch in der kurzen Zeit ihres Zusammenlebens ein zu mächtiger Keim von Leidenschaft in dem jungen unbewahrten Herzen Wurzel geschlagen, als daß der Gedanke an die Unmöglichkeit einer Vereinigung diesen hätte ersticken können; ja vielleicht gab sich Lucie, in der Meinung, daß die Ueberzeugung von jener Unmöglichkeit sie nur um so mehr vor jeder Leidenschaft schützen müsse, dem Umgange mit Arthur nur desto ungestörter hin. Gewohnt, die für den Aufenthalt zu Glen-

garykaſtle beſtimmte Zeit größtentheils in der Nähe der, vermöge ihrer Harthörigkeit ziemlich ungenießbaren, Miß Eliſabeth zuzubringen, war ſie hoch erfreut durch die Gegenwart der Freunde, eine angenehme Abwechſelung in das einſame Leben gebracht zu ſehen, und wie ein fröhliches Kind ſuchte ſie die Augenblicke zu genießen, die der nächſte Oſtwind mit dem faſt ſegelfertig liegenden Schiffe ihr zu entreißen drohte. Auch in Arthurs Herzen regten ſich ſeit dem erſten Augenblicke, in dem er Lucien gefunden, ähnliche Gefühle. Ihr offenes, freundliches, kindliches Gemüth machte auf ihn einen um ſo tiefern Eindruck, je mehr es ihn an die in Einfachheit erzogenen Töchter Neu-Albions erinnerte, von denen jedoch keine, nach Arthurs Meinung, ſich mit Lucien in Betreff ihrer Schönheit und Geiſtesbildung zu meſſen im Stande war.

Während die jungen Leute ſich aber immer mehr und mehr an einander anſchloſſen, führte Freund Pelworth ein ihm ungemein behagliches Leben. Vom Morgen bis zum Abend bewegte er ſich unter ſeinen ihm ſo lieben Griechen und Römern. Vor Allem erhöhete der Umſtand, daß er in einem Bücherſchranke, der bis dahin nur den Mäuſen und Spinnen zur Wohnung gedient, unter einer Menge längſt zu Makulatur gewordener Bücher einige gute Ausgaben der Klaſſiker fand, nicht wenig ſeine Zufriedenheit. Daß Pelworths „poetiſche Wälder" während des Aufenthalts zu Glengarykaſtle keinen geringen Zuwachs erhielten, läßt ſich leicht erachten, und unſer Dichter war nur zu bedauern, daß

die Umstände es ihm so schwer machten, einige Zuschauer für dieselben zu gewinnen. Die Gräfinn zu solchen geistigen Spaziergängen zu vermögen, diese Hoffnung hatte Pelworth bei der ihm bekannt gewordenen, vorzüglich nur für das Geschäftsleben geeigneten Geistesrichtung derselben bald Anfangs aufgegeben. Lucie und Arthur entschlüpften ihm gewöhnlich, sobald das erste Wort die Absicht des Dichters, die jungen Leute mit einer Vorlesung seiner Geisteswerke bedrohen zu wollen, verrieth; außerdem fürchtete er auch die Offenheit des jungen Mannes, die sich freilich über Geschmackssachen dieser Art nicht eben in dem feinen Tone der Londoner Modewelt äußerte. Seine vorzügliche und beinahe einzige Zuflucht blieb also Miß Elisabeth. Sie hatte Gutmüthigkeit genug, die endlosen Reimkolonnen an sich vorüberziehen zu lassen, in denen der Sänger Neu-Albions sich im Schweiße seines Angesichts abgemüht, die klassischen Vorbilder zu erreichen. Obgleich das Verdienst der langmüthigen Jungfrau durch die ihr beiwohnende Harthörigkeit in den Augen des Dichters leicht als weniger glänzend hätte erscheinen können, so war doch Pelworth in dieser Hinsicht des Werthes seiner Dichtungen zu gewiß, und ohne die Geduld und den Naturfehler der Miß in Gegenrechnung zu bringen, schlug er die ihm gewordene freundliche Anerkennung derselben zu vollem Betrage an; ja als Miß Elisabeth einst, da der gute Sänger ihr die Schönheiten der fünfundzwanzigsten Ode des ersten Buches des Horaz deutlicher auseinandergesetzt, selig entschlafen war, nahm er nicht nur

deren Entschuldigung, daß es sich mit geschlossenen Augen weit besser hören lasse, als vollgültig an, sondern er fügte noch hinzu, daß er sie, ob der zarten Jungfräulichkeit nicht mit offenem Auge einen freilich etwas schlüpfrigen Vers, wie der vierte der gedachten Ode, sei, anhören zu wollen, nur desto höher achte, wenn auch gleich anzunehmen, daß das gesetzte Alter, in dem sie sich befinde, sie so lebhafter Empfindungen, wie vom Horazio jener Lydia in dem angezogenen Verse zugeschrieben werde, natürlich überhebe. —

So vergingen der Gesellschaft zu Glengarykastle drei volle Wochen, aber nun traf die Nachricht ein, daß die „Pallas" zu Milford-Hafen bereits drei Viertheile ihrer Ladung an Bord habe, und binnen acht Tagen, falls Wind und Wetter günstig, in See gehen werde. Der Eindruck, den diese Neuigkeit auf die Schloßbewohner machte, war, gemäß den unter ihnen statt findenden Verhältnissen, ungemein verschieden. Auf Arthur und Lucie wirkte sie wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Erst jetzt in dem Momente, wo sie auf immer scheiden sollten, wurden die Gefühle, die sie an einander gefesselt hielten, ihnen klar. War das Mädchen allein, so schwamm es in Thränen, war Arthur an ihrer Seite, so durchwandelten Beide schweigend oder einsylbig jene romantische Felsschluchten, jene dunkle Waldpfade, die früher von ihrem fröhlichen Lachen und Scherzen wiedergehallt. Dem Scharfblicke der Gräfinn konnte ein solches Verhältniß nicht lange unbemerkt bleiben; der düstre Blick des jungen Mannes, das getrübte Auge der

Tochter waren ihr eine hinlängliche Erklärung. So sehr aber auch der Gedanke, daß der unbedeutende Pflanzer, der Enkel eines Königsmörders, sein Auge zu einer Tochter des Hauses Glengary zu erheben wage, und daß dieser Blick von jener mit Wohlwollen aufgenommen werde, die stolze Frau empörte, so geboten ihr doch sowohl die Lebensklugheit, als die Pflicht der Dankbarkeit gegen den wahrscheinlichen Retter ihres Lebens die Empfindungen, die ihr Gemüth bewegten, nicht laut werden zu lassen; doch hatte sie sich nicht so sehr in der Gewalt, als daß sich nicht die frühere herablassende Freundlichkeit in eine steife Förmlichkeit hätte verwandeln sollen.

Der Tag der Abreise kam indeß immer näher. Es war Arthur zu Muthe, als müsse er von dem Glücke seines Lebens scheiden. Da — auf einem einsamen Spaziergange — strömte der Mund des Jünglings von den Gefühlen über, die das glühende Herz empfand. Mit Flammenworten schilderte er Lucien seine Leidenschaft und die Qualen bei dem Gedanken des bevorstehenden Scheidens. Still weinend sank das Mädchen an des Jünglings Brust. Beide kehrten erschüttert und schweigend nach dem Schlosse zurück.

Noch nie hatte Arthur zu einem weiblichen Wesen von Liebe gesprochen. Ein nie empfundenes Gefühl, ein Gefühl, von dessen eigensten Wesen er bis dahin nie eine Vorstellung gehabt, durchzuckte die Seele des jungen Mannes. Es drängte ihn allein zu sein, sich die Worte in Gedanken zu wiederholen, in denen er Lucien

seine Liebe geschildert, und auf die sie ihm nur durch Thränen und doch so sprechend die Antwort ertheilt.

Schweigend und zerstreut eilte er, sobald man von der Abendtafel aufgestanden war, dem Freunde jenen langen Korridor voran, und erst der Zuruf des guten Pelworth erinnerte ihn, daß er das Schlafgemach vorbei und durch die Gitterthür des Ganges geschritten war. Beschämt kehrte er zurück, und indem er etwas von der Bauart des Hauses, welches wie zum Verirren gemacht, vor sich hinmurmelte, warf er die Thür hinter sich in das Schloß, und trat an der Seite des Freundes in das Zimmer.

Lange sollte er hier keine Ruhe finden.

Der Freund der Klassiker ergoß sich in einer langen gelehrten Abhandlung und darauf gegründeten Klagen über die in England immer mehr und mehr abnehmende Latinität, und bewies dies schließlich damit, daß er vor Kurzem einem Examen der niedern Klassen in Christchurch-Kollege beigewohnt, wo einer der Examinanden die Stelle: haec relata Scipionem spem fecerant, mit: diese Neuigkeit hatte dem Spion Hoffnung gemacht, übersetzt hatte.

So sehr auch Pelworth seinen Freund durch dergleichen ihm so überaus wichtig scheinende Gespräche zu unterhalten suchte, so fand er diesen doch heute so zerstreut, daß er genöthigt war, auf eine größere Theilnahme desselben bald zu verzichten, und Arthur ergriff die erste eintretende Pause, um jenen gelehrten Erörterungen zu enteilen. Er fand auf dem stillen einsamen

Lager jedoch nicht die gehoffte Ruhe. Sein ganzes Wesen war in Aufruhr, hörbar klopften seine Pulse, jeder Gedanke war bei Lucien.

Die Schloßuhr hatte indeß schon Mitternacht verkündet, der Mond stieg auf, und sein zitternder Strahl fiel durch die großen spitzbogigen Fenster, das Zimmer fast bis zur Tageshelle erleuchtend. Diese Helle verscheuchte auch die leiseste Anwandlung von Schlaf aus den Augen des Jünglings. Düster und gedankenvoll blickte er bald auf die durch die kleinen runden Scheiben hereinfallenden und auf dem Getäfel des Bodens in mannigfaltigen Lichtern sich brechenden Mondesstrahlen, bald auf die in stillem Grimme herniederschauenden Züge des seinem Lager gegenüber aufgehängten Bildes. Die aufgeregte Phantasie des Jünglings ließ ihm das blasse stolze Antlitz als wie belebt erscheinen. Mit Hohn und Verachtung glaubte Arthur den Grafen von Glengary auf den Fremdling herabblicken zu sehen, der seine Gedanken zu dem letzten weiblichen Sproß eines einst hochberühmten Stammes zu erheben wagte.

Nur wenige Augenblicke indeß ließ Arthur sich durch das Anschauen des Gemäldes aus dem Ideenkreise reißen, der ihn so lange schon festgebannt hatte. Die Leidenschaft, jene in der Stille der Nacht so beredte, so vielversprechende Freundinn, unterhielt ihn lange Zeit so lebhaft mit den glänzenden Trugbildern ihrer in den Lebensöden schnell aufsteigenden und entschwindenden Fata Morgana und sie flüsterte dem jungen verlangenden Herzen auf seine tausend Fragen solche süße Antwort ein, daß

Arthur es kaum gewahr ward, wie nach kurzem Geräusch im Nebenzimmer Freund Pelworth, dem ein heftiger Schreck fast die Besinnung geraubt zu haben schien, zitternd und mit allen Zeichen des Entsetzens vor seinem Bette stand. Der Aermste hatte kaum Zeit gehabt, seine Blöße mit dem weiten schwarzen Reisemantel, den er in der Eile ergriffen, zu bedecken, und seine Zähne klapperten hörbar.

„Um des Himmels Willen! was ist Euch?“ rief der Jüngling vom Lager aufspringend, indem er nach einem Nachtlichte eilte, welches in Pelworths Zimmer hinter einem Schirme stand. —

„Bleibt! — Bleibt! — Gehet nicht hinein!“ rief ängstlich der auf den Tod erschreckte Dichter. „Ein spectrum ist in dem Gemache; eins, wo nicht mehrere; lemures oder terriculae, wie Apulejus sagt; wenn es nicht etwa der Teufel selber ist! — —“

„Ihr seid unwohl?“ sprach besorgt der mit dem Lichte in der Hand zurückkehrende Jüngling.

„Ich müßte es lügen, wenn ich behaupten wollte, daß ich mich außerordentlich wohl befände!“ entgegnete der wieder zu Athem kommende Freund. „Jetzt aber weiß ich es, wie dem römischen Feldherrn zu Muthe war, als bei Philippi der ungebetene Gast in das Zelt trat, der doch so vernünftig war, sich lange vorher schon anzumelden.“

„Ihr seid krank, Herr Pelworth!“ sprach in steigender Besorgniß der junge Mann. „Ihr scheint in Fieberhitze zu reden“

„Es wäre kein Wunder," entgegnete jener, nach der Thür blickend, „wenn man krank würde, und verrückt obendrein! — Dem grauen Bäre mögt Ihr in Neu-Albions Wäldern wohl zu Leibe gehen, aber versucht es einmal mit so einem Gespenst! Hat es nun obendrein ein verdammtes Mordinstrument in der Faust, mit dem es Euch den Garaus spielen kann, ehe Ihr die Hand umwendet, so würde Euch eben so wenig als mir es einfallen, gegen ein solches spectrum den Bramarbas spielen zu wollen."

„Geht zu Bette, Herr Pelworth, geht zu Bette!" sprach Arthur kopfschüttelnd; „Ihr habt die Ruhe noth, und wenn Ihr es erlaubt, setze ich mich zu Euch. — Morgen suchen wir ärztliche Hülfe zu erhalten."

„In mein Bett? — In jenes Zimmer?" — rief der Dichter. „Nicht um alle Schätze, die die Grafen von Glengarry an Jagdhunde und süßen Sekt verwendet haben mögen!"

„So legt Euch in das Meinige!" sagte Arthur freundlich. „Ich bleibe an Eurer Seite."

„Ich wollte, Ihr hättet mir den Vorschlag gestern Abend gemacht, wiewohl ich ihn deshalb nicht zurückweise;" entgegnete Pelworth, auf Arthurs Lager Platz nehmend. „Aber, was sagt Ovidius? Re peracta, frustraneum est consilium — Ich habe das in meinen „poetischen Wäldern" mit:

Nach geschehener That
Kommt der Rath zu spat.

wiedergegeben. — — Aber," fing er wieder etwas

zur Beſinnung kommend, zu ſprechen an, „es wäre kein Wunder, wenn Ihr auf den Gedanken kämet, daß ich etwas verrückt geworden, dieweil ich den Grund, die Urſache des Schreckens, ſo mir faſt den Verſtand geraubt, bis jetzt Euch noch nicht mitgetheilt. — Ehe ich dies aber thue, bitte ich Euch, lieber Arthur, ein wenig die Thür nach jenem Zimmer zuzumachen, desgleichen das fatale Bild dort herabzunehmen. Es hat daſſelbe eine ſolche Aehnlichkeit mit den Zügen —. Doch, Ihr ſeht mich ſo ängſtlich an, und glaubt mich zweifelsohne im Fieberdelirio. Aber Ihr werdet gleich anderer Meinung werden. Hört nur und erſtaunt. — Ich hatte," erzählte der Dichter dem aufmerkſam zuhörenden Jünglinge, „etwa ein Stündlein auf meinem Lager zugebracht, und da ich bemerkt, wie Fräulein Lucie, welches ein Mägdlein iſt von feinen Sitten und einem den Augen über die Maßen wohlgefälligen Aeußern, wie, ſage ich, dieſelbe Euch während der Abendtafel zum öftern angeblickt, und, wenn Euer Auge dem ihrigen begegnete, verſchämt den Blick niedergeſchlagen, und ſo dachte ich darüber nach: ob, wenn ſie nicht eines ſo vornehmen Geſchlechts, oder die Gräfinn eine weniger ſtolze Närrinn wäre, Fräulein Lucie ſich ſehr ſträuben würde, Euch als Euer eheliches Gemahl nach Neu-Albion zu begleiten."

„Ich bitte Euch, ſchweigt über dieſen Punkt!" rief heftig der junge Mann. — „Ihr wolltet mir ja von dem spectrum, wie Ihr es nennt, —"

„Festina lente!" ſprach Pelworth. „Ich kann es nicht gut leiden, daß Ihr mich ſo oft unterbrecht. —

Also wie ich mich so in Gedanken immer mehr und mehr vertiefe, und nicht dahin kommen kann: accipere nocteм oculis, wie Virgilius sagt, der ehrliche Mann, so höre ich ein Geräusch auf dem Gange, und es will mich bedünken, als ob Jemand mit Heftigkeit an der Gatterthüre rüttele. — Dies konnte wohl einige Minuten gedauert haben, da nähert sich etwas der Thüre, sie öffnet sich, und — Domine Deus! — wen erblicken meine Augen!! — —"

„Nun?" — rief der junge Mann voll Erwartung.

„Den da!" sagte Pelworth, seine Hand nach dem Bilde ausstreckend. „Ich sage Euch: den da; so wahr Gott lebt! — — Ihr lächelt ungläubig? Nun, wäret Ihr nur an meiner Stelle gewesen, das Lachen würde Euch wohl vergangen sein. — In meinem Leben vergesse ich den Blick nicht, mit dem das spectrum, mich anglotzte, ehe es fürbas ging. —

„Und es ähnelte jenem Bilde?" fragte Arthur.

„Wie ich Euch sage!" entgegnete der Freund. Nur älter war es, viel älter, und eine Streitart, ein Beil, oder so etwas trug es in der Hand. Die Kleidung aber war die nämliche, wie die auf jenem Gemälde. —"

„Und dann —"

„Dann öffnete es die meinem Bette gegen über befindliche Thür."

„Die des alten mächtigen Wandschrankes?"

„Die des Schrankes, und ging hinein."

„In den Schrank?" rief Arthur lachend.

„In den Schrank;“ entgegnete Pelworth fest. „Ita me Deus amet! und machte die Thür hinter sich zu.“

„Da muß es noch darin stecken, Euer spectrum; und ich will seine Bekanntschaft machen!“ sprach der Jüngling, indem er laut lachend das Nachtlicht ergriff, und trotz allen Vorstellungen Pelworths in das Nebenzimmer eilte. — In Seelenangst vernahm der Dichter das Knarren der Thüre des spukhaften Wandschrankes, und wenig Augenblicke darauf das Schließen desselben. Arthur kam zurück.

„Dachte ich's doch gleich, daß Ihr geträumt hättet!“ hob Arthur freundlich an. „Das alte Meuble ist natürlich leer, wenn Ihr die Spinnen nicht etwa in Anschlag bringen wollt. — Aber jetzt, Herr Pelworth, seht, daß Ihr zur Ruhe kommt. Ich werde trotz allen spukenden Grafen auf Eurem Lager dasselbe versuchen, und wünsche nur, daß diese Aufregung Eurer Phantasie kein Vorbote einer Krankheit sein mag.“

Die Nacht verging, ohne daß Arthur durch den spukenden Grafen beunruhigt wurde, und obgleich der gute Pelworth, in den Ansichten der damaligen Zeit befangen, seinem jungen Freunde mit Aufwand vieler Gelehrsamkeit darthat, daß die Existenz der spectri, lemures und terriculae nicht nur aus den Klassikern, sondern sogar aus der heiligen Schrift zu erweisen sei, so hatte er doch ungemein viel zu leiden, als er hinzufügte, wie er sich nicht zu täuschen glaube, wenn er behaupten müsse, dieselbe Nacht die Gitterthür eröffnen und den schleppenden Fußtritt der Spukgestalt zum zweiten Male

auf dem Gange gehört zu haben. Daß diese Schlußbemerkung die Laune Arthurs nur noch mehr aufregte, läßt sich ermessen, obschon der Dichter ihr durch die Thatsache, daß jene Thür wirklich offen stand, einigen Halt zu geben trachtete. Die Scherze des jungen Mannes, die, wie Pelworth wissen konnte, nicht ausbleiben würden, wenn er die Abentheuer dieser Nacht den Schloßbewohnern mittheilte, waren die einzige Abhaltung, um nicht die Gelegenheit zu benutzen, eine Masse von Gelehrsamkeit, gespickt mit vielen klassischen Citaten, vor den Frauen zur Schau zu legen.

Eben waren die Freunde bei dem Mittagsmahle, und Pelworth unterhielt Miß Elisabeth von einer Menge alter Bekannten zu Killarney, welchen aber, wie er scherzhaft hinzufügte, längst kein Zahn mehr schmerze, als von Pembrock die Nachricht eintraf, daß die Pallas ihre Ladung am Bord habe, und mit dem ersten Ostwinde in die See gehen werde. Die Reisenden, hieß es, möchten sich fertig halten, um auf den ersten Wink zu Milford-Hafen eintreffen zu können.

Kaum hatte Pelworth, an den das Billet, welches die Nachricht enthielt, adressirt war, die Neuigkeit verkündet, als alles Blut aus Luciens blühenden Wangen wich, und sie die erste schickliche Gelegenheit ergriff, um entfernt von der Gesellschaft auf ihrem Zimmer ihre unaufhaltsam strömenden Thränen zu verbergen. — Arthur blickte starr vor sich hin, und gab auf die Fragen der heute ungewöhnlich heiter gestimmten Gräfinn lauter verkehrte Antworten. Blos der Sänger Neu-Al-

bions blieb heiter. Er meinte: Scheiden sei zwar stets ein sehr schmerzlicher Lebensmoment, insonderheit — hier verbeugte er sich gegen die Gräfinn — wenn man einem ganzen Kreise hochverehrter Menschen und einem gastlichen Hause — in dem er die Klassiker erst recht zu genießen gelernt — entrissen werde; doch lege die Zeit einen lindernden Balsam auf solche Wunden. Miß Elisabeth Potter, fügte er hinzu, werde ihm, wie er glaube, zu letzterer Behauptung ihre Zustimmung nicht versagen, da sie die Qualen des Scheidens aus der Erfahrung kenne, indem die verehrliche Miß, wenn ihm anders sein Gedächtniß treu sei, vor einigen dreißig Jahren mit einem Offizier der horse guards verlobt gewesen, der aber, wie er sich noch ganz wohl erinnere, auf einmal aus Killarney verschwunden sei und nichts weiter von sich habe hören lassen. — Obschon Miß Elisabeth, ihre Taubheit klüglich benutzend, sich anstellte, als ob die Bemerkung des Dichters von ihr nicht verstanden worden, so fand doch Letzterer die Dame heute weniger als sonst bereitwillig, an seiner Seite einen Spaziergang durch die „poetischen Wälder" zu unternehmen.

Der Rest des Tages verging der zu Glengarykastle versammelten Gesellschaft ziemlich traurig. Miß Potter war einsylbig wie immer, der Dichter hatte in den Lustspielen des „geistreichen Afrikaners" eine Nuß gefunden, die er nicht schulgerecht zu knacken wußte, Arthur und Lucie waren stumm und traurig, und nur die Gräfinn war aufgeräumter als je. Es schien, als ob ihr die Nachricht von der nahe bevorstehenden Abreise

der Freunde nicht ganz unwillkommen gewesen wäre; ein Umstand, der die Laune des ohnehin reizbaren Jünglings nur noch mehr verdarb. Diese aber mußte selbst der ehrliche Sänger empfinden, als Arthur, sobald man nur von der Abendtafel aufgestanden war, an der Seite des Freundes nach dem Schlafgemache eilte. Letzterer hatte sich nämlich schon auf dem Gange in Vermuthungen erschöpft, ob der spukhafte Graf, der, wie er sich ausdrückte, das Blut in seinen Adern gerinnen gemacht, heute seinen nächtlichen Besuch wiederholen werde. Um ihn zu beruhigen, schlug der junge Mann dem geängsteten Freunde vor, den Wechsel des Lagers, wie solcher vorige Nacht Statt gefunden, bis zur Abreise beizubehalten; als aber Pelworth, damit noch nicht zufrieden, ihm Vorwürfe über die Nachlässigkeit machte, womit er die Gangthür wider die ausdrückliche Erinnerung der Schloßbewohner, denen der nächtliche Wanderer gewiß nicht unbekannt sei, geschlossen, warf er verdrüßlich, und zu dem Schrecken des Dichters, mit einem Fußstoße die in Rede stehende Pforte zu, und versicherte mürrisch: daß seinetwegen alle spectri, terriculae und lemures, so viele nur in der Phantasie des Sängers, oder in dem alten Schranke Platz finden könnten, ungehindert durch das Zimmer spazieren könnten.

War es nun die üble Laune Arthurs, die Pelworth nicht noch mehr verderben wollte, oder war er heute weniger als sonst geneigt, Aufwallungen solcher Art gutmüthig hinzunehmen, genug, der Alte suchte verdrüßlich

das Lager, nachdem er noch vorher das spukhafte Bild in die dunkelste Ecke des Zimmers gestellt hatte.

Längst schon lag Pelworth in Träumen, in welchen der gespenstische Graf durchaus seine „poetischen Wälder" rezensiren wollte, auf dem Lager, als sein junger Freund noch immer im Nebenzimmer mit großen Schritten auf und abging. Alle Gedanken des Jünglings waren bei Lucien. — Sollte er die Einzige, die Eindruck auf sein Herz gemacht, nur gefunden haben, um sie fast in dem Augenblicke des Findens wieder zu verlieren? — Sollte er, der Gegenliebe Luciens beinahe gewiß, wegen nichtiger, noch nicht in ihrer ganzen Bedeutung in die neue Welt übergetragener Standesvorurtheile ein Gefühl aufgeben, das seine ganze Seele füllte? — Und, fragte er sich, überragte denn das Geschlecht jener stolzen Gräfinn so sehr das seine? — Floß nicht das Blut der Stuarts in seinen Adern? — Trug er auch einen Namen, der in den Augen des hohen Adels Englands auf ewige Zeiten ein Fluch war, konnte man diesem Namen wohl große Erinnerungen bestreiten, die auf immer in der Geschichte leben werden? —

Diese und ähnliche Gedanken wogten fortwährend in Arthurs Seele, und Mitternacht war beinahe herangekommen, als der Jüngling, noch immer mit ihnen beschäftigt, sich in einen Lehnstuhl warf und in die helle Mondnacht, die die grotesken Umgebungen des Schlosses nur um so romantischer erscheinen ließ, hinausstarrte. Bald aber schweifte das Auge des jungen Mannes über das von einem leichten Winde bewegte Schilf des das

Schloß von dieser Seite begränzenden Sumpfes zu jenen Felsenspalten, zu jenen uralten Eichen hinüber, in deren Schatten er so oft mit Lucien gewandelt, — und wie von einem heftigen Schmerz durchzuckt, wandte er das Antlitz von der ihn mit so sehnsuchtsvoller Wehmuth ansprechenden Gegend nach dem Innern des Zimmers. —

Zufällig befand sich der Sessel des Jünglings dem Schranke gegenüber, durch dessen Thür, wie Pelworth im Laufe des Tages mit so viel klassischen Betheurungen versichert hatte, das Gespenst der vorigen Nacht geschritten war, und wirklich erschienen dem jungen Manne in der eigenthümlichen Beleuchtung, welche das Zusammentreffen der Mondesstrahlen mit denen des düster brennenden Nachtlichts verursachten, die breiten Eichenpfosten, das schwere Gebälke des Mauerschrankes, so die Breite und Höhe der mächtigen Flügelthüren mehr einer zu dem Verließe der Burg führenden Pforte, als einem Kleider- oder sonstigem Aufbewahrungsbehältnisse angemessen. Mechanisch und ohne über sein Vorhaben genauer nachzudenken, erhob sich Arthur, holte das hinter einem Schirme, unweit seines Lagers brennende Nachtlicht, betrachtete ein Weilchen das Aeußere des alten Schrankes und eröffnete endlich denselben. — Das Innere des alten Hausrathes wich, wie Arthur bei genauerer Betrachtung fand, in mancher Hinsicht von der Einrichtung ähnlicher Behältnisse ab. Nicht nur, daß er die ganze Dicke der Mauer von einigen Ellen im Durchmesser einnahm, daß in ihm weder Bretter

noch Rägel, wie solche der Bequemlichkeit wegen sonst wohl gewöhnlich angebracht waren, sondern auch die Rückwand des alten Geräthes bot einen ganz eigenthümlichen Anblick dar. Ein, wie es schien, uraltes Schnitzwerk bedeckte in gar nicht ungefälligen Formen die ganze Fläche. In mannigfachen Schlingungen wanden sich Blumen und Fruchtgewinde durcheinander, und umgaben, ein symmetrisches Ganze bildend, eine im Mittelpunkte angebrachte, gleichfalls in Holz geschnitzte Rose. — —

Unmöglich konnte man annehmen, daß der alte Künstler, aus dessen Händen das zierliche Werk hervorgegangen war, solches nur geschaffen haben solle, um es im Innern eines Schrankes verbergen zu lassen; es konnte, es mußte eine Thür geschmückt haben. — Vielleicht, so dachte Arthur, wurde sie von den ersten Besitzern des alten Baues, den Mönchen, angebracht, um eine, Gott weiß, zu welchen heimlichen und verbrecherischen Zwecken angelegte Kommunikation zu verstecken; vielleicht verbargen die alten raubsüchtigen Barone hinter ihr den Ertrag ihrer Beutezüge, vielleicht wußte die, ja ohnehin nur selten Glengarykastle besuchende Gräfinn kein Wort von den verborgenen Behältnissen des Schlosses. — Die Neugierde des jungen Mannes steigerte sich während dieser Betrachtungen immer mehr und mehr, und aufmerksam untersuchte er jede einzelne Verzierung der Thüre — denn daß es eine solche wäre, blieb ihm nicht der geringste Zweifel — um neben oder unter derselben irgend eine verborgene Feder, einen versteckten Riegel

oder etwas Aehnliches zu finden. — Die Vermuthungen Arthurs schienen sich indeß keinesweges zu bestätigen. Nirgends war eine Spur, die die Möglichkeit einer Eröffnung andeutete. Keine der Verzierungen war beweglich, ihre Vertiefungen mit Spinnweben und Staub bedeckt. — Eben wollte Arthur seine Nachforschungen aufgeben, da entdeckte er in der Mitte der die Hauptverzierung bildenden Rose einen verrosteten Nagel. — Sollte der Künstler blos beabsichtigt haben, das vorspringende Bildwerk damit auf die Fläche zu heften? fragte sich der Jüngling. Mit wiederum erwachender Neugier versuchte er das Eisen zu drehen. Es gelang nicht; heftig drückte er jetzt auf dasselbe — und knarrend fuhr ein Riegel zurück und die Thür sprang auf.

Ueberrascht stand Arthur einen Augenblick, dann trat er, das Licht in der Hand, in das geöffnete Gemach, zu dem drei oder vier steinerne Stufen abwärts führten. Der Anblick, der ihm in demselben wurde, war von dem, den erwartet hatte, gänzlich verschieden. Er hatte geglaubt, daß jene Thür düstre, grauenhafte Gefängnißräume, modrige Gewölbe, dumpfe Verliese verschlossen halten würde, und jetzt befand er sich in einem schmalen, langen, dabei von dem Monde hell erleuchteten Korridor, der früher, allem Anscheine nach, die Waffenkammer der alten Besitzer des Schlosses gewesen war.

In langen Reihen hingen hier Waffen jeder Art. Sie waren sorgfältig und nach chronologischer Folge geordnet. Das kupferne, mit grünem Rost bedeckte Opfer-

messer des alten Piktenvolks begann, ihm folgte das kurze Römerschwerdt, diesem die Streitart des Galen, und so eine Waffe immer der andern. Da eine zierlich mit Silber ausgelegte Flinte mit einem Räderschlosse die letzte Waffe der langen Reihe war, so schloß Arthur, daß seit ungefähr sechzig Jahren die Sammlung nicht vermehrt worden. Seit langer Zeit mochte die Gallerie von Niemandem besucht worden sein, denn sämmtliche Gegenstände in derselben bedeckten Spinngewebe und Staub. —

Die Neugier hatte indessen unsern jungen Freund immer weiter geführt, er gelangte an eine halb offen stehende Thür, und durch diese in einen weiten Saal, oder, um es genauer zu bezeichnen, in eine geräumige gewölbte Halle, deren Decke von vier mächtigen Pfeilern getragen wurde. Vielleicht war das weitläuftige Gemach in früheren Zeiten das Speisezimmer, das Refektorium der Mönche gewesen, aber augenscheinlich war es von den spätern Besitzern in den sogenannten Ritter- oder Ahnensaal verwandelt worden, denn von allen Wänden blickten die lebensgroßen Gestalten der alten Grafen von Glengary, von kunstfertiger Hand gemalt, hernieder. Die Sammlung schien die Portraits der Familienmitglieder mehrerer Generationen in sich zu begreifen. Die Tracht der ältesten, sowohl der Männer als Frauen, deuteten auf die Zeiten Edwards des Bekenners. Der Kunstwerth der Gemälde war natürlich sehr verschieden, doch waren die neuesten augenscheinlich von einer Meisterhand. Kolorit, Zeichnung, Alles bekundete

den geübten Künstler. Lange betrachtete Arthur diese letztern. Sie waren sichtlich aus einem und demselben Pinsel hervorgegangen. Wie erstaunte der Jüngling, als er in der Ecke eines jeden von ihnen die Inschrift: Ralph Comes de Glengary fecit, antraf. — Dieselbe Hand also, die den mächtigen Keiler niederbohrte, schuf auch so treffliche Gemälde; der wackere Weidmann war ein eben so wackerer Künstler! — Längere Zeit erfreute sich Arthur im Anschauen der werthvollen Bilder, da gewahrte er dicht neben sich, am obern Ende des Saales, einen Vorhang, der gleichfalls ein Gemälde, vielleicht das Werthvollste von allen, verbarg. Rasch ergriff der Jüngling eine herabhängende Schnur; er zog, und der Vorhang flog zurück. — —

Arthur hatte sich keineswegs getäuscht. Das von seiner Hülle befreite Gemälde war von höchstem Werthe. Leider stellte es ein ewig beklagenswerthes Ereigniß, den Inhalt des blutigsten Blattes der englischen Geschichte dar. Die Enthauptung Karls I. war in lebensgroßen Figuren und mit der entsetzlichsten Genauigkeit auf der Leinwand abgebildet. — —

Der Künstler hatte den Moment gewählt, in welchem der königliche Märtyrer, nachdem er auf dem Schafott und Angesichts des Volkes seine Unschuld betheuert, zum Blocke tritt. Er schien, zu dem Bischof Juxon, und dem Obristen Tomlinson gewendet, eben seine Rede geendet zu haben. Die rechte Hand streckte der unglückliche Fürst gen Himmel, die linke ruhte auf dem Herzen. Die von Natur melancholischen Züge des

Königes waren ruhig; nur das große klagende Auge blickte nach den Wolken. — Die Gesichter der Nebenfiguren, mit Ausnahme derer des Bischofs und Tomlinsons, auf denen eine tiefe Rührung zu lesen war, zeigten mehr Hohn als Theilnahme, vorzüglich das des Obristen Hacker, welcher das Schwert erhoben hatte, um das Zeichen zum Wirbeln der Trommeln zu geben. — Vor Allem aber zog eine im Vordergrunde des Gemäldes befindliche Gestalt — augenscheinlich hatte der Maler sie mit ganz besonderer Vorliebe behandelt — Arthurs Aufmerksamkeit auf sich. Es war die des Henkers. —

Bekanntlich blieb die Persönlichkeit desselben ein Geheimniß. Der Furchtbare trug bei der Trauerscene eine Larve vor dem Antlitz. Hier auf dem Gemälde war dies nicht der Fall. Seine Züge waren unbedeckt, und — welch seltsamer Widerspruch — von den edelsten Formen. —

Arthur war ungemein betroffen. — Sollte, so fragte er sich, irgend ein auf Thatsachen ruhender Grund zu der von der Geschichte abweichenden Darstellung Veranlassung gegeben haben? — Hatte der Künstler in den Zügen des Mannes zugleich die Motive zu der ungeheuren That niederlegen wollen? — Beidem widersprach die Ausführung des Gemäldes. Dies Antlitz war Portrait. Arthur glaubte es schon irgendwo abgebildet gesehen zu haben. Der zweite Grund widerlegte sich von selbst. Kein Ausbruch von Leidenschaft, den der Künstler zu einem malerischen Zwecke hätte benutzen können, zeigte sich in dem leichenblassen, von schwarzem

Lockenhaar umringelten Antlitz des ungefähr vierzigjährigen Mannes. Ruhig und niedergesenkt hielt die rechte Hand das Todesbeil; die linke winkte dem unglücklichen Fürsten zum Niederknieen.

Hätte die Meinung des Künstlers, auf diese Weise keinen Effekt erregen zu wollen, unserm Freunde noch verborgen bleiben können, so würde die übrige ruhige Haltung des Mannes, der seitwärts liegende sorgsam zusammengefaltete Mantel, der auf letzterm ruhende Hut, und die geregelte, einen der höhern Stände bezeichnende Kleidung ihm in dieser Hinsicht keinen Zweifel gelassen haben. —

Arthur war lange Zeit nicht im Stande, sich von dem Anschauen des Gemäldes loszureißen. Der Gegenstand, obgleich an sich ein fürchterlicher, war dennoch für den Jüngling von höchstem Interesse. Erst sechzig Jahre waren seit der Trauerscene, die die Blicke Europas auf sich gezogen hatte, dahingegangen; noch lebte ihr Andenken in dem Herzen jedes Britten. — Und dann — war nicht der unglückliche Monarch der Urgroßvater des Jünglings? — Diese ernsten melancholischen Züge, waren sie nicht — Arthur hatte es oft behaupten hören — seine eigenen, und durch drei Generationen und einen seltnen Eigensinn der Natur bis zu dem Urenkel gelangt? —

So lange aber auch das Auge des Jünglings auf dem Bilde des Königes verweilte, immer kehrte es zu dem seines geheimnißvollen Mörders zurück. — Warum hatte der Künstler jenen Unseligen der historischen

Thatsache entgegen unverlarvt dargestellt? — Warum ihn als Hauptfigur des Gemäldes und mit so ungemeiner Sorgfalt abgebildet? — War der enorme Kontrast zwischen der Handlung des Entsetzlichen und diesen edlen Zügen, den reinen Formen der hohen Haltung in der Natur begründet gewesen, oder entsprang er aus der Phantasie des Künstlers? — Je länger Arthur dies Antlitz betrachtete, je gewisser ward es ihm, daß er es schon irgendwo abkonterfeit gesehen habe. Immer mehr flossen diese Züge mit andern früher geschaueten zusammen. Jetzt auf einmal — wie ein Blitzstrahl schoß es ihm durch die Seele. — Ja es war entschieden! dies Gesicht war e i n s mit dem des Grafen Glengary, der seinem Lager gegenüber hing. — —

Hastig zog Arthur den Vorhang vor das Bild. E. mußte zurückkehren, mußte vergleichen. — Eben wollte er den Rückweg antreten, da hörte er zu seinem Erstaunen langsame schleppende Schritte aus dem Korridore hertönen. Pelworth, so dachte er, würde seine Abwesenheit bemerkt haben; er würde aus Angst oder Besorgniß ihm nachgefolgt sein. Der Mondschein konnte dem Freunde die offene Schrankthür verrathen und ihn weiter und weiter geführt haben. Hastig wollte er dem Gefährten entgegen eilen und ihn von dem Angeschauten unterrichten. Jetzt rannte er gegen einen Pfeiler, das Nachtlicht fiel zu Boden; es erlosch. —

Die Schritte des Kommenden tönten indeß immer näher. Das Langsame und Schleppende derselben brachte den Jüngling zuerst auf den Gedanken, daß es nicht

Pelworths Tritte wären. Unwillkürlich trat er in den Schatten eines Pfeilers. Wie erstaunte Arthur, als er eine ganz fremde Gestalt aus dem Gange in den Saal treten sah. —

Obgleich voller Jugendkraft und Muth, war der junge Mann dennoch durch seine Erziehung so sehr in den Vorurtheilen seiner Zeit befangen, als daß ihn nicht ein unwillkührlicher Schauder vom Scheitel bis zur Sohle hätte durchzucken sollen. Das Aeußere der Gestalt, welches bei dem hellen Vollmondslichte sich, fast wie am Tage, in jeder Einzelnheit erkennen ließ, war eben nicht geeignet, den Gespensterglauben des Jünglings zu zerstreuen. — Das spectrum, wie Pelworth sich ausgedrückt haben würde, hatte das Ansehen eines Greises vom höchsten Alter. — Lange dünne Locken eines schneeweißen Haares fielen zu beiden Seiten eines Gesichtes herab, in welches lange Leiden, oder die Dauer eines Jahrhunderts, Furche an Furche gezeichnet hatten. Ein langer silberweißer Bart wallte bis zum Gürtel der schwarzen Kleidung, die von einem Schnitte zeigte, wie solcher vor einem halben Sekulum Mode gewesen sein mochte. Nur langsam und mit Mühe bewegte sich die Gestalt nach dem obern Theile des Saales, eben dahin, wo das von einem Vorhange bedeckte Gemälde hing. Da ihr Weg sie dicht an dem Pfeiler, hinter dem Arthur stand, vorüberführte, so machte das tiefliegende, glanzlose Auge der Erscheinung, vor Allem aber ein, in ihrem rechten Arm ruhendes blitzendes Beil auf den Jüngling einen grauenvollen Eindruck. —

Jetzt war der Bewohner einer andern Welt — denn als ein solcher erschien er unserm Freunde — vor dem Gemälde angekommen; mit zitternder Hand griff er nach der Schnur des Vorhanges, dieser flog zurück, und mit einem, in dem weiten Saale wiedertönenden Seufzer stürzte die Gestalt auf ihre Knie. Bittend, so schien es, streckte sie die dürren entfleischten Arme gegen das Bild. Klirrend fiel das Beil zu Boden, und, wie vor sich selbst entsetzend, rang die Gestalt die Knochenhände, und drückte dann das Gesicht gegen den Boden. —

Lange Zeit hatte sie in dieser Stellung zugebracht. Todtenstille herrschte in der weiten Halle, nur dann und wann von dem tiefen Stöhnen der geheimnißvollen Erscheinung unterbrochen. Jetzt auf einmal richtete sie sich empor. Es war, als würde sie von einer innern heftigen Bewegung, von einem wilden Wahnsinne aufgerissen. Rascher, als sie sich niedergeworfen, sprang sie auf, das Beil in voller Wuth ergreifend. Sie stand einen Augenblick. Töne wollten sich der gepreßten Brust entringen. — „Also dennoch, du Unversöhnlicher, dennoch!“ rief sie in einem Tone, der das Mittel zwischen Wuth und höchster Seelenangst zu halten schien. —

In diesem Augenblicke ward es Arthur klar. Es war kein Geist, es war ein Wahnsinniger, der vor ihm stand. Er berathschlagte mit sich selbst, was hier zu thun sei. Ehe er aber noch einen Entschluß fassen konnte, hob die Gestalt auf's Neue zu sprechen an.

„Der Block steht fest genug!“ rief sie mit zittern-

der Stimme. — „Ich sage Euch, Sire, der Block steht fest genug!“ wiederholte sie nach einer Pause. — Es waren dieselben Worte, die der Henker Karls I. an das erlauchte Opfer richtete, als es über die Befestigung des Mordgeräthes Zweifel äußerte. — —

Im Innersten ergriffen starrte der Jüngling auf den Unglücklichen, der so furchtbar vom Wahnsinne gefoltert wurde. —

Plötzlich schwang die Gestalt das Beil über dem Haupte. Sie schien auf das Bild eindringen zu wollen. Das Kunstwerk vor der Zerstörung zu retten, sprang Arthur aus seinem Versteck hervor. Mit einem Sprunge war er an der Seite des Wahnsinnigen. Bei weitem an Kraft ihm überlegen entriß er dessen altersschwachem Arme das Werkzeug des Mordes und schleuderte es durch das Fenster, dessen klirrende Scheiben mit dem Beile zugleich in den das Schloß umgebenden Morast versanken. —

Mit aller Kraft der Jugend hielt während dieser Augenblicke Arthur den Fremden am Arme. Starr blickte dieser den Jüngling in das Gesicht. Die sonst so glanzlosen Augen schienen sich aus ihren Höhlen drängen zu wollen. — „Vergiebst Du, Märtyrer?“ stammelte er endlich, und sank ohnmächtig zur Erde. — —

Arthur war in ungemeiner Bestürzung und Verlegenheit. — Sollte er den Unglücklichen in diesem Zustande so lange verlassen, bis er Hülfe geschafft? sollte er hier bleiben, und durch Rufen das Haus in Alarm bringen? Beides schien ihm gleich unangemessen. Er

besann sich nicht lange. Schleunige Hülfe war hier nöthig. Er nahm den bewußtlosen Greis in seine Arme, durcheilte mit der leichten Bürde den Korridor, und trug ihn auf sein eigenes Lager. Nur mit Mühe gelang es ihm, Pelworth zu wecken, und ehe dieser aus der wenig zusammenhängenden Darstellung auf das Ganze des Abentheuers schließen konnte, hatte Arthur die in dem Zimmer des Freundes brennende Lampe herbeigeholt.

„Das spectrum!“ schrie der erschrockene Dichter, nachdem er einen Blick auf Arthurs Lager geworfen, und sprang einige Schritte zurück. „Ich sage Euch: es ist das spectrum der vorigen Nacht, wo nicht der Teufel selbst!“ —

Nur mit Mühe suchte der Jüngling den erschrockenen Gefährten zu beruhigen, aber erst nach langem Zureden konnte er Pelworth dahin bringen, so lange bei dem Kranken zu verweilen, bis er Hülfe geholt.

Mit raschen Schritten eilte nun Arthur in jenen Theil des Schlosses, wo, wie er wußte, der alte Diener der Gräfinn schlief. Mit wenigen Worten theilte er diesem den Vorfall mit. —

„Gott! mein unglücklicher Herr! — Also ein neuer heftiger Anfall!“ — rief der Alte vom Lager aufspringend, und nur leicht bekleidet mit Arthur nach dessen Zimmer eilend. Auf dem Wege erzählte er in abgebrochenen Worten Einiges von der Persönlichkeit des Kranken. „Es sei derselbe,“ sprach er, „der Großoheim des verstorbenen Grafen, der Graf Ralph Sinclair. Wie man behauptet, müsse der Unglückliche bei-

nahe ein hundertjähriges Alter erreicht haben, und über die Hälfte dieser Zeit habe er im Wahnsinne zugebracht. Für die Bewohner des Schlosses sei der Zustand des Unglücklichen wenig störend. Die Tageszeit bringe er größtentheils schlafend, jedenfalls aber immer im verschlossenen Zimmer zu, wo er blos seinem Diener — der Gräfinn niemals — Zutritt gestatte. Mit Anbruch der Nacht habe der unglückliche Greis die Gewohnheit, eine Wanderung nach dem unbewohnten Flügel des Schlosses, vorzüglich nach dem Saale, wo Arthur ihn gefunden, anzutreten. Oft komme er erst mit Tagesanbruch zurück. Suche man ihn von der nächtlichen Wanderung abzuhalten, so arte der stille Wahnsinn in die heftigste Raserei aus. Gesprochen habe der Unglückliche nur bei Anfällen von Wuth, sonst sich mit ihm, dem Diener, blos durch Winke verständigt. Da man durch die Erfahrung überzeugt worden, daß mit dem Aermsten am Besten auszukommen, wenn man ihn ruhig sein nächtliches Wesen treiben lasse, so habe die Gräfinn alle Vorkehrungen getroffen, daß er auf keine Weise in seinen Wanderungen gestört werde. Bei Wuthanfällen, die sonst häufiger, als jetzt gewesen, stoße er die heftigsten Verwünschungen gegen sich aus. Geringere Ausbrüche charakterisirten sich durch Bitten und Flehen, ihn, den hundertjährigen Greis, nicht auf das Schafott zu führen. Den Saal habe übrigens, außer dem Wahnsinnigen, noch Niemand als die Gräfinn und deren Tochter betreten. Beide wären beim Heraustritt heftig bewegt gewesen, und von dieser Zeit an habe Erstere streng

darauf gehalten, daß gegen keinen Fremden das Dasein des Unglücklichen erwähnt werde. Dies ginge," sprach der Alte," „um so besser an, da das Zimmer des Wahnsinnigen, obgleich im bewohnten Theile des Schlosses, doch etwas entlegen sei, und die Thür immer von ihm geschlossen gehalten werde. Da eben in den Zimmern der Gräfinn einige Veränderungen gemacht würden, so habe sie die Freunde, obwohl ungern, in jenen entfernten Theil des Hauses logiren müssen, und, um jede Störung des Wahnsinnigen zu vermeiden, angeordnet, die Gangthür offen zu erhalten. Ob derselben die geheime Thür des Schrankes bekannt sei, wisse er nicht; ihm selbst, obwohl er über zehn Jahre im Schlosse lebe, sei sie unbekannt geblieben. — —"

Längere Zeit hatten Arthur, Pelworth und der Diener sich bemüht, den in tiefer Ohnmacht liegenden Kranken wieder in das Leben zu rufen. Jetzt endlich schlug er die Augen auf. Sein Blick fiel auf Arthur. — Wie geblendet durch einen Blitzstrahl bedeckte er sich das Gesicht mit beiden Händen und rief mit matter zitternder Stimme: „Noch einmal? — noch einmal? — Und doch ist Deine Zeit vorüber!" — —

„Beruhigt Euch, unglücklicher Mann!" sprach Arthur tröstend. „Menschen, die Euch wohlwollen, umstehen Euer Lager." —

„Menschen?" sprach der Unglückliche. „Menschen?" — — Langsam und schüchtern nahm er die Hände vom Antlitz und starrte lange auf den Jüngling. — „Diese Züge? — diese Stimme?" —

sprach er dumpf vor sich hin. „Aber Du bist ein Jüngling, und er — das graue entkrön'e Haupt!! — Hast Du," rief er heftig, „auch von dem grauen entkrönten Haupte gehört?" — —

„Wenn ich nicht irre," sprach der Jüngling besänftigend, „so nannte sich der unglückliche König Karl I. so, in dem Gedichte, welches er im Gefängnisse verfertigte, und auch in dem Buche: Eikon basiliké, in dem er so rührend Verzeihung gegen seine Mörder ausspricht, nennt er sich so."

„Er könnte verzeihen?" rief mit Anstrengung seiner schwachen Kräfte der Greis. — „Aber Du, wie nennst Du Dich? — Diese Züge! Diese Züge!" —

Der Wahnsinn schien wiederzukehren.

„Ich heiße Kromwell!" erwiederte Arthur, indem er freundlich die Hand des Kranken faßte. „Ich bin ein Fremdling in diesem Lande, ein Amerikaner."

„Du nennst Dich Kromwell?" rief mit wilden Blicken der Greis; „Du nennst Dich Kromwell, und dieser Name erdrückt Dich nicht? — O!" sprach er mit tiefem Stöhnen, „ich kannte Einen, der sich so zum Abscheu ward, daß ihn der eigene Name in Wuth bringen konnte! Dennoch dachte der Elende nichts als diesen Namen, der durch ihn zum Fluch geworden, zu Gift, von dem er lebt, wie Mithridat der alte pontische Fürst, und das ihn nicht sterben läßt, bis daß er ein Jahrhundert alt ist." —

Der Kranke schien hier in tiefes Nachdenken zu ver-

ſinken. Endlich fragte er mit ſchwacher Stimme: „Könnt Ihr mir wohl die Jahreszahl ſagen?“ —

„So zuſammenhängend ſprach er noch nie!“ lispelte der alte Diener, und nannte dann dem Kranken das Jahr.

„Und Tag und Monat?“ fragte haſtig der Greis.

Arthur nannte ihm beides.

„O dann wäre es möglich!“ ſagte der Alte, indem er ſeine Hände gefaltet emporhob.

Längere Zeit lag er ſchweigend auf dem Lager, dann fragte er mit matter Stimme:

„Nannteſt Du Dich nicht Kromwell, lieber Fremdling?“

Arthur bejahte die Frage.

„Aber dies Antlitz!“ rief der Greis. „Deine Züge ſind nicht die Züge eines Kromwells; dieſe Züge trug ein Anderer — —

„Man behauptet,“ ſprach Arthur, den Kranken unterbrechend, „daß ich Karl I. ähnle. — Es iſt freilich ein ſeltener Eigenſinn der Natur; doch wird es Euch weniger auffallen, wenn ich Euch ſage, daß meine Großmutter die leibliche Tochter des unglücklichen Fürſten war.“

„Ihren Namen? ihren Namen?“ — rief in gewaltiger Bewegung der Greis.

„Cecilie Stuart;“ ſprach der Jüngling. „Ihre Mutter, eine Falkland, war mit Karl I. in geheimer Ehe verbunden. Die Tochter heirathete durch ſonderbare Verkettung der Umſtände den jüngſten Sohn des

Protektors. Der Wunsch, gewisse verloren gegangene, auf diese Ehe sich beziehende Dokumente wieder zu erlangen, führte mich aus Amerika nach England. — Aber," schloß Arthur, „Ihr scheint Euch erholt zu haben. Erlaubt Ihr es, so tragen wir Euch nach Eurem Zimmer." —

Der Greis machte eine verneinende Bewegung mit der Hand, und versank in tiefes stilles Nachdenken. — Dann und wann fuhr er mit der Hand über die Stirn, als wollte er die entfliehenden Gedanken zu haschen suchen, und murmelte leise einige Worte. Der alte Diener winkte indeß Pelworth und Arthur, von dem Bette des Kranken zurück zu treten. „Man müsse," sprach er, „ihn sich selbst überlassen. Gewöhnlich beruhige er sich in solchen Augenblicken; noch aber sei er zu aufgeregt, und störe man ihn in diesem Zustande, so folge leicht ein neuer Wuthanfall." —

Lange hatten sich die Anwesenden vom Bette des Kranken entfernt gehalten. Sie hofften, daß der Schlaf ihm Ruhe bringen solle, doch sie täuschten sich.

„Ist die Gräfinn im Schlosse?" fragte er auf einmal mit hohler Stimme.

Der alte Diener bejahte diese Frage.

„Auch ihre Tochter, die arme Lucie?" fuhr der Kranke fort.

„So sagt beiden," sprach der Greis, als auch hierauf die Antwort bejahend ausfiel, „sagt beiden: ein Sterbender ließe sie bitten, an seinem Lager zu erscheinen. —

Sobald der Diener sich entfernt hatte, verfiel der Greis wieder in das vorige Schweigen. — —

Es hatte längere Zeit gedauert, als die Gräfinn nebst Lucien mit allen Zeichen von Bestürzung eintraten. Theilnehmend faßte die Letztere die Hand des Greises, während die Gräfinn in sichtlicher Verwirrung mehrere Fragen, die sich auf das Befinden des Kranken bezogen, wiederholte. Die Unsicherheit ihres Benehmens, gesteigert durch eine auffallende Aengstlichkeit, zeigte deutlich, daß die Anwesenheit Arthurs und seines Gefährten ihr in diesem Augenblicke höchst unwillkommen sei. Dies bemerkend, gab der Jüngling dem Freunde einen Wink, und beide wollten sich eben in das Nebenzimmer begeben, als der Kranke, mit aller Anstrengung seiner Kräfte, zu bleiben gebot.

„Bleibe, Jüngling!" rief er mit schauerlicher, wie von jenseits der Gräber herübertönenden Stimme: „Vor dem furchtbaren Tribunale, vor welchem in wenig Augenblicken Karl, Elisabeth und Cecilie klagend mir gegenüber stehen werden, bedarf ich eines Zeugnisses, daß ich wenigstens ein Sandkorn jener Berge von Schuld, die mir auf der Seele lasten, habe abwerfen wollen. — Gehe, Jüngling!" sprach er, „gehe durch jene Thür" — er zeigte auf die verborgene Thür des Schrankes, die offen geblieben — „Du gelangst in einen Saal; dort findest Du ein Bild — ein Bild — o ein entsetzliches Bild! — — Hinter diesem befindet sich ein Schrank; in ihm ein schwarzes Kästchen. Bringe dieses, aber eile; der Sand verrinnt!" — —

Die Gräfinn erhob sich rasch, sie schien Arthur begleiten zu wollen.

„Bleibt, Gräfinn Richte!“ rief der Kranke heftig, und dieses: bleibt! im Verein mit dem wilden Blicke des rollenden Auges, schien die Dame gewaltsam auf ihren Stuhl zurück zu werfen.

Eine Todtenstille herrschte in dem Krankenzimmer. —

Nach wenigen Augenblicken trat Arthur wieder ein. Er trug ein Kästchen von Ebenholz in der Hand. Schloß und Beschläge von hellpolirtem Stahle waren hier und da von Rost bedeckt.

„Oeffne!“ sprach der Kranke zu Arthur. „Auf dem Boden des Kästchens ist eine verborgene Feder.“ —

Umsonst bemühte der Jüngling sich längere Zeit. Der Rost hatte die Maschinerie ungangbar gemacht.

„Zertrümmere das Behältniß!“ rief der Kranke hastig. Mit Tagesanbruch käme Alles zu spät.“ — —

Ein kräftiger Faustschlag Arthurs spaltete den Deckel des Kästchens. Es war bis oben an mit Urkunden gefüllt.

„Gieb den versiegelten Brief, den Du zu oberst findest, der Gräfinn;“ sprach der Kranke zu Arthur. — „Der übrige Inhalt ist Dein Eigenthum.“

Hastig erbrach die Gräfinn das Schreiben, und erblaßte, als sie kaum einige Zeilen gelesen hatte. — So außerordentlich aber auch der Inhalt derselben sie überraschte, so war doch ihre Ueberraschung mit der des Jünglings nicht zu vergleichen. Er glaubte kaum seinen Augen trauen zu dürfen, als er alle Papiere, deren Verlust den Ruin der Glücksumstände seiner Familie verursacht

hatten, vor sich liegen sah. Der vierte Theil von ihnen wäre hinreichend gewesen, die für seinen Vater so unglücklich abgelaufenen Prozesse zu seinem Vortheile zu entscheiden, und die Familie Sinclair als unrechtmäßige Besitzer darzustellen. Auch die Trauungsurkunde Karls I. mit Elisabeth Falkland, und der Geburtsschein der aus dieser Ehe entsprossenen Tochter Cecilie befand sich unter den Papieren.

Ein Schweigen von mehreren Minuten hatte indessen in der Gesellschaft geherrscht. Die Gräfinn schien sich gesammelt zu haben, und unterbrach es zuerst.

„Oheim!" sprach sie zu dem Kranken in einem Tone, in den sie eine gewisse Festigkeit zu legen suchte, und der dadurch die Bestürzung, in der sie sich befand, nur um so mehr verrieth. „Oheim! Ihr behauptet in diesem Schreiben, daß Euer Gewissen Euch zur Pflicht mache, jene Urkunden dem rechtmäßigen Besitzer, den Ihr so eben in diesem Herrn gefunden zu haben wähnt, zukommen zu lassen. Ihr werdet mir indeß zugeben, daß meine Pflicht gegen Lucien und gegen mich selbst es erheischt, zu fordern, Actenstücke, die vielleicht dem Archive meines Hauses entnommen sind, einsehen zu dürfen. — Der Seelenzustand, in dem Ihr Euch seit langer Zeit befunden, gebietet mir diese Vorsicht, und weder Ihr noch Sir Arthur werdet es mir verübeln können, wenn ich Beweise fordere, daß Ihr, Oheim, berechtigt seid, über diese Papiere zu verfügen, und Ihr, Sir Arthur, solche gesetzlich reclamiren könnt."

„O ewige Gerechtigkeit!“ sprach dumpf der Greis. „Beginnen schon diesseits deine Gerichte?“ — —

„Daß ich berechtigt sei, diese Papiere in Anspruch zu nehmen,“ sagte Arthur mit einiger Entrüstung im Tone, und indem er etliche Blätter aus seinem Portefeuille nahm, „möge mein Taufschein und dies beglaubigte Geschlechtsregister Euch darthun. — Ihr mögt nun selbst entscheiden, Frau Gräfinn, ob jene Urkunden, die ich durchzusehen bitte, mir gehören können oder nicht.“

„Behalte, was Dein ist!“ rief mit angsthaftem Tone der Greis. — „Ich,“ sprach er mit immer wilder werdender Stimme, „ich kann Dich besser legitimiren. — Gehe hinaus, James! gehe hinaus, alter Diener! Einer wenigstens muß ohne Abscheu dem Sarge des letzten Sinclairs folgen können!“ — —

Der Diener verließ das Gemach, und die Augen der Umstehenden ruhten mit ängstlicher Erwartung auf den Kranken, der in seinem Bette halb aufgerichtet saß.

„Wißt Ihr,“ hob er nach einer Pause mit einer Stimme, deren grauenhafte Töne in dem weiten Gemache wiederhallten, an: „wißt Ihr den Namen des Ungeheuers, das vor drei und sechzig Jahren den Märtyrerkönig das Haupt vom Rumpfe schlug? — Ich kann es Euch sagen! der Elende hieß Ralph Sinclair von Glengary.“ — —

„Sagt nein! Oheim, sagt nein!“ rief die Gräfinn von ihrem Sitze aufspringend. „Ihr seid es nicht! Ihr könnt es nicht sein. Der Irrsinn spricht aus Euch.“ — —

„Meint Ihr, Gräfinn?“ rief mit furchtbar wilddem Tone der Alte! — „Meint Ihr dies, da Ihr die That nur denkt? Ich, ich habe sie gethan! —— Hört jetzt,“ setzte er gefaßter hinzu, „und dann verdammet den, der sich selbst verdammet. — Ich war,“ erzählte er nun, „der Jüngste zweier Brüder. Mein Vater wünschte mich mit Elisabeth Falkland, einer nahen Verwandtinn und reichen Erbinn, zu verbinden. Eine Heirath dieser Art lag auch im Interesse der Familie des Mädchens; wir wurden verlobt — ohne Liebe. Um diese Zeit erschien ich zuerst am Hofe Jakobs I. Jung, voll Jugendmuth, doch ernsten Sinnes, Anhänger der Krone bis zum Enthusiasmus schenkte Karl I., damals noch Kronprinz, mir seine ganze Neigung. Die des allmächtigen Günstlings hatte ich durch einige Talente, unter denen das des Malers oben anstand, schon vorher gewonnen. Paris, den glänzendsten Hof Europens, zu sehen, war damals mein heißester Wunsch. Kaum hatte ich ihn gegen Buckingham ausgesprochen, so war ich auch schon zum ersten Kavalier der dortigen Gesandtschaft ernannt. Ich nahm Abschied von der Verlobten. Sie war mehr noch Kind als Jungfrau. Dies kränkelnde, einsylbige Landmädchen konnte auf den Jüngling, der eben die ersten Schönheiten Londons verlassen hatte, keinen Eindruck machen; ich ging, kälter als ich gekommen war. Drei Jahre blieb ich in Paris. Nur selten schrieb ich an die Verlobte. Die Convenienz allein hatten diese Briefe dictirt. Die ersten Antworten des Mädchens überraschten mich. Diesen hellen Geist, dies tiefe

Gefühl hatte ich in dem einfachen Mädchen nicht vermuthet. Ich widmete unserer Korrespondenz mehr Aufmerksamkeit, schrieb herzlicher, öfterer. Wie erstaunte ich, als ich in dem Maaße, wie meine Briefe zärtlicher wurden, die ihrigen eine immer mattere Farbe annahmen und endlich ganz ausblieben. In dieser Zeit hörte ich von allen Bekannten, die aus England nach Frankreich kamen, von Elisabeths erblühender Schönheit sprechen, aber nicht nur diese, auch ihr Geist ward gerühmt. Sie war in London, war am Hofe erschienen, hatte Aufsehen erregt, hatte die Männerwelt entzückt — ich glaubte kaum meinen Ohren trauen zu dürfen. — — Familienangelegenheiten machten während dieser Periode meine Anwesenheit in London nöthig. Ich hielt um Urlaub an. Er ward mir streng verweigert. Bestürzt darüber wandte ich mich an den Prinzen, an Buckingham; ich erhielt keine Antwort. Noch berathschlagte ich, was zu thun sei; ich prüfte alle Umstände, welche diese Ungnade, dieses allgemeine Zurückziehen von dem sonst so Begünstigten veranlaßt haben könnte. Umsonst strengte ich alle Geisteskräfte an, ich konnte keine Gründe finden. Da auf einmal treffen sonderbare Gerüchte mein Ohr, die Briefe der Freunde sind mit dunkeln Anspielungen erfüllt. — Ich muß Klarheit haben! rufe ich, und reise ohne Urlaub nach London. Bei Buckingham, dem Gönner, dem Freunde, der, selbst leichtsinnig auch in den wichtigsten Dingen, mir aus der ohne Erlaubniß unternommenen Reise, wie ich wähnte, kein Verbrechen machen würde, glaubte ich

nichts zu wagen. Ich lasse mich melden. Wer beschreibt meine Bestürzung, als ich einen geheimen Rathsbefehl erhalte, der wegen eigenmächtiger Entfernung von meinem Posten mich des letztern entbindet und auf zehn Jahre aus England verbannt. Wüthend über diese Ungerechtigkeit eile ich zu einem Freunde, und — höre hier, was er einem Briefe nicht hatte anvertrauen wollen, daß meine Verlobte mit dem Prinzen, wie man allgemein behaupte, in geheimer Ehe verbunden sei. — — Jetzt fiel es wie Schuppen von meinen Augen! Jetzt war es mir klar, warum man mich entfernt halten wollte, warum ich verbannt war! — Wie ein Rasender eile ich, alle Vorstellungen des Freundes zurückweisend, nach Elisabeths Wohnung. Ich stürze in das Zimmer, und — staune über die Veränderung, die mit dem Aeußern des Mädchens vorgegangen. Ein schwächliches kränkelndes Kind hatte ich vor drei Jahren zurückgelassen, und fand ein im hellsten Glanze der Schönheit strahlendes Wesen wieder. Jetzt konnte ich übersehen, was ich verloren. Dies Gefühl und alle Empfindungen, die eine ungerechte und unwürdige Behandlung in einem ohnehin heftigen Gemüthe hervorrufen können, regten sich in meiner Seele. Wüthend werfe ich Elisabeth ihre Untreue vor, schwöre ihr und dem Prinzen blutige, nimmer zu versöhnende Rache, und stürze aus dem Zimmer. — — Man mochte eine verwegene Unternehmung von mir erwartet haben, denn noch in derselben Nacht ward ich auf Buckinghams Befehl verhaftet,

und nach dem Kontinente eingeschifft. Die Rückkehr ward mir bei Todesstrafe untersagt." — —

„Ich schildere Euch," sprach nach einer Pause der Greis, „was man an mir gethan, damit Ihr begreifen möget, was ich gekonnt."

„Ich übergehe," fuhr er mit sichtlicher innerer Bewegung fort, „ich übergehe die Schilderung der Höllenqualen, die die Empfindungen unbefriedigter Rache mir bereiteten. — Nur selten erhielt ich Nachrichten aus England, und eben war ich in Rom, als die Nachricht von der Vermählung Karls mit einer ebenbürtigen Gemahlinn zu mir gelangte. Seine Ehe mit Elisabeth, die in dieser Zeit eine Tochter geboren hatte, war, wie man mir gleichzeitig meldete, mit beiderseitiger Einwilligung getrennt worden. Der Prinz hatte inzwischen den Thron bestiegen, und seine erste Handlung war, mein Verbannungsurtheil aufzuheben. — Nie aber, das hatte ich mir geschworen, als ich ins Boot stieg, nie wollte ich den vaterländischen Boden wieder betreten, ohne blutige Rache an dem zu nehmen, der die Verlobte, Glück und Ehre mir geraubt. Ich blieb. Wer hätte glauben sollen, daß mir sobald Gelegenheit werden sollte, die Vorsätze auszuführen, die dumpf und formlos mir im Gehirne brüteten. Die Revolution brach aus. Der König ward verhaftet. Ich eilte nach England. — Im ersten Augenblicke hatte ich den Plan, mich in sein Gefängniß zu drängen, oder ihn mitten im Vorhöre vor den Richtern nieder zu bohren; beides wäre leicht gewesen; bald aber konnte man mit Gewiß-

heit voraussehen, daß sein unglückliches Haupt auf dem Schafotte fallen würde. Dieser Schimpf, ich wußte es, war ihm durchbohrender als Alles; zu gut nur kannte ich seinen Sinn. Ich gab den Plan zu seiner Ermordung auf. Wie aber war die Erfüllung meines Racheschwures mit dem Aufgeben meines Vorsatzes zu vereinen? — Ein Dämon der tiefsten Hölle flüsterte mir die Auskunft zu! — Ich wußte, daß der König schon als Prinz mit Frankreich und Spanien geheime Verbindungen unterhalten; meine Stellung in Paris hatte mich davon Kenntniß nehmen lassen. Die Beweise hatte ich in meiner Hand. Mit diesen begab ich mich zu Koke, Kromwell und den Andern; ich lieferte die Papiere aus, auf die Bedingung, daß ich derjenige sei. — — O, erlaßt mir die nähere Schilderung des Gräuels! Karl fiel auf dem Schafotte durch meine Hand. Er wußte, daß ich es war, der ihm den Tod gab. Ich raunte meinen Namen ihm in das Ohr." —

Ein tiefer Abscheu gab sich auf den Gesichtern aller Hörenden kund. Die Gräfinn war wie vernichtet. Glücklicherweise bemerkte der Kranke den furchtbaren Eindruck seiner Erzählung nicht.

„Kaum hatte ich," fuhr er fort, „die entsetzliche That begangen, als es mir war, als ob ich mich allein und einsam in der Tiefe eines bodenlosen Abgrundes befände, und doch fand ich nur in dieser Empfindung einige Ruhe. Nur in der tiefsten Einsamkeit fand ich zu einigen zusammenhängenden Gedanken Raum. Jedes Menschenauge schien mich mit einem verklagenden Blicke zu betrachten, selbst leblose Gegenstände Rache über den

Mörder zu rufen. Länger als ein Jahr bedurfte ich Zeit, mich zu ermannen. — Als dieses verflossen war, riefen Familienangelegenheiten mich auf meine Güter. Ich fand sie zu Grunde gerichtet, meine Vermögensumstände zerrüttet. Diese wieder empor zu bringen, wandte ich mich an die Häupter der Revolution. Sie ließen ihr Werkzeug nicht vergeblich bitten. Elisabeth Falkland war, wie alle, die zu des Königes vergeblicher Flucht nach der Insel Whigt behülflich gewesen, ihrer Güter beraubt worden; ich bat um diese, und erhielt den größeren Theil. Den Kindern meines Bruders den ruhigen Besitz derselben zu sichern, wann, was nicht unmöglich schien, dereinst dennoch die Stuarts wieder zur Regierung kommen sollten, eilte ich alle Papiere zu erlangen, mittels derer die Heirath Elisabeths und die Abstammung ihrer Tochter erwiesen werden könnte; und es gelang mir mit wenig Mühe. — — Ich würde nun, hätte ich den nagenden Wurm mir aus der Seele bannen können, in tiefster Einsamkeit meine Tage ruhiger zugebracht haben; aber ein so eigenthümlicher als entsetzlicher Seelenzustand hatte seit dem Tode des Königes mit immer größerer Kraft in meinem Innern Platz gefaßt. Es war, als kämpften zwei Seelen mit einander. — Vielleicht," fuhr der Greis fort, als er eine Weile starr vor sich hin geblickt, „vielleicht werdet Ihr Euch eine Vorstellung von meinem Zustande machen können, wenn ich folgende Umstände erwähne. — Als ich, kurz nach der Besitznahme von Elisabeths Eigenthum, in einem seit langer Zeit nicht geöffneten Schranke

störe, fällt ein Packet Briefe in meine Hand. Die meisten waren von Buckingham und dem Prinzen, sämmtlich während der Zeit meines Aufenthaltes in Paris geschrieben. Der elende Günstling schilderte mich in ihnen als den Verworfensten aller Menschen, und Karl — wahrscheinlich getäuscht — stimmte ihm bei. Die Antworten Elisabeths — der König mochte sie ihr vor seiner Flucht und nach getrennter Ehe zurückgegeben haben — erschöpften sich in Entschuldigung und Klagen. Aus jeder Zeile der Ersten sprach Liebe, Liebe für — mich. Endlich aber schien das Mädchen von meiner Unwürdigkeit überzeugt zu sein, und willigte in eine Verbindung mit dem Prinzen. — O! wer die fürchterlichste aller Wollüste, die der Rache, hat kennen lernen, der nur kann ermessen, was in meinem Busen vorging! Jetzt billigte ich meine That; ja ich freute mich ihrer. — Einsam, allein, nur in und durch den Gedanken der Rache lebend, entwarf ich den Plan zu einem Gemälde, meine That darstellend. Ihr findet es in jenem Saale. — Stunden, Nächte lang stehe ich vor dem Bilde; ich stand, bis ich nicht wieder weichen konnte. — — Seht!" sprach der Greis leise und wie geheimnißvoll, „das war das Leben der Seele, die die Rache ernährte. — — Laßt Euch nun auch die andere schildern. — Als ich den Mördern des Königes mein Zeugniß anbot, als ich vor der entsetzlichen Rathsversammlung zu Windsor stand, und die, die nie geschaudert, schaudern machte, da stürzte ein Weib herein; — man sagte, es sei wahnsinnig — die Gräf-

liche fluchte jedem der Elenden: sie prophezeiete Jedem sein schmähliches Ende; mir gebot sie hundert Jahre zu leben, und — o entsetzlich! — allnächtlich meine That zu wiederholen." — —

Der Ausdruck des Gesichts des Kranken, der bis dahin so zusammenhängend gesprochen, nahm hier den unverkennbarsten Ausdruck des Wahnsinnes an. Arthur wollte den Alten beruhigen.

„Natürlich," sprach er, „natürlich konnte dieser Ausspruch nicht in Erfüllung gehen."

„Meinst Du? — meinst Du?" — rief wild der Greis. „Ja, ich dachte es auch. Aber als das Bild gemalt war, als ich Nächte lang vor ihm gestanden hatte, da ward es anders. — Immer trieb mich ein Etwas zu dem Bilde, und immer stieg mein Entsetzen, wenn ich vor ihm stand. Oft war es mir, als müsse ich es vernichten, aber nie vermochte ich es über mich, Hand an dasselbe zu legen. In dieser Zeit kam mir das Buch des Königes, das Buch, das nach seinem Tode erschien, das alle englische Herzen dem Gemordeten gewann und in dem die durch Unglück von allen Schlacken gereinigte Seele des Märtyrers so rein sich darstellt, in die Hand. Es war mir zu Muthe, als müsse ich die alten Berge anrufen, über Glengarykastle zusammen zu stürzen und mich unter den Trümmern zu begraben. — Eben hatte ich das Buch durchlesen, zum zwanzigsten Male durchlesen. Es war Mitternacht. — Niemals werde ich diese fürchterliche Mitternacht vergessen! — Ich konnte mein Elend nicht länger tragen. Zuerst

wollte ich das Bild, dann mich selbst vernichten. Ich greife nach dem Beile, dem Werkzeuge meiner Rache, ich stürze in den Saal. Was ich gesehen — erlaßt es mir. Genug ich erhielt die Gewißheit, daß ich leben, hundert Jahre leben müsse. Jede Mitternacht trieb es mich in den Saal. Die Figuren des Bildes wurden lebendig. Die Schreckensscene erneuerte sich, das Beil in meiner Hand schien sich zu beleben, die Hand empor zu reißen, da — schwanden mir stets die Sinne, ich fiel in einen tiefen Schlaf und erwachte oft erst am Morgen und auf dem Estrich des Gemaches wieder. — Siehe, Jüngling," flüsterte er geheimnißvoll, „das war das Leben der Seele, die Angst und Reue mit Skorpionen züchtigten." — —

„Unglücklicher Greis!" sprach Arthur sanft. „Euer Elend wird jetzt sich enden."

„Ja!" sprach der Alte mit geheimnißvoller Miene. „Heute noch wird es sich enden. — Wisse, ich habe ein sicheres Pfand: ich sterbe heute. — Siehst Du! Heute bin ich hundert Jahre alt; hundert Jahre! so sagte Sie, und Er auch. — Und dann. Heute Nacht habe ich Ihn gesehen! verstehst Du? Er blickte nicht mehr zornig. Er schloß mich in seinen Arm. Er entriß mir das Beil. — Ja! lies nur im Eikon basiliké; Du wirst finden, daß er nicht unversöhnlich ist."

„Wer könnte daran zweifeln!" sprach Pelworth, der bis dahin geschwiegen hatte und bis zu Thränen gerührt war. „Aber blicket nicht mehr auf das unglückliche Opfer Eurer Leidenschaften, blicket nur auf

den, der da vergeben lehrte, um der Vergebung theilhaftig zu werden. — Unglücklicher Mann!" schloß Pelworth, indem er herzlich und wehmüthig die Hände des Greises in die seinen schloß; „möchtet Ihr mir doch erlauben, einige Stunden an Eurem Lager zuzubringen. Es ist zwar lange Zeit her, daß ich nicht mehr die Pflichten des Lehramtes, zu dem mich der Herr berufen, ausgeübt, aber auf keine bessere Weise könnte ich sie neu beginnen. Gewiß würde es mir gelingen, Euch von der unerschöpflichen Gnade dessen zu überzeugen, der eine Bergeslast von Sünde, von der Brust des Bereuenden hebt, der da versichert hat; daß, wären wir durch unsere Sünde roth wie Blut, so könnten wir durch versöhnende Reue weiß wie der Schnee der Berge werden."

Der Alte sah Pelworth eine Weile mit dem Blicke einer außerordentlichen Wehmuth an, dann reichte er ihm schweigend die Hand.

Ein Wink unseres Freundes veranlaßte die übrigen Anwesenden, sich aus dem Zimmer zu begeben. —

Die Gräfinn war ungemein erschüttert. Die Erklärungen des Alten schienen einen Eindruck auf ihr Gemüth gemacht zu haben, der sie mit unbeschreiblicher Gewalt zu Boden drückte. Die bedeutenden Verluste, die ihr drohten, wenn Arthur alle Vortheile, die die wiederaufgefundenen Papiere ihm darboten, geltend machte, schienen sie noch weniger zu erschüttern, als der Gedanke, daß der Jüngling und sein Freund Mitwisser der Erklärungen des Alten geworden, mithin

gierung über seine Forderungen auszugleichen suchen würde. „Von ihrer Seite," schloß sie, „könne Arthur auf Bewilligung jedes billigen Anspruchs rechnen."

Daß Arthur unter den eingetretenen Umständen nicht an die Rückreise nach Amerika denken konnte, läßt sich leicht ermessen; desto nöthiger aber schien es ihm, nach London zu eilen, um dort von den neu erlangten Vortheilen Gebrauch zu machen. Pelworth, so wenig er auch sonst sich für das praktische Geschäftsleben eignete, hatte dennoch nicht üble Rechtskenntnisse, und seine Rathschläge kamen dem Jünglinge sehr angemessen vor. Es ward an demselben Abende noch beschlossen, des folgenden Tages nach der Hauptstadt zu reisen, und die Freunde erschienen demnach frühzeitig in Reisekleidern in der Gräfinn Zimmer.

Die Damen waren augenscheinlich bestürzt. Lucie glaubte in dieser Stunde den Jüngling zum letzten Male zu sehen. Die Gräfinn sah in den Reiseanstalten eine stillschweigende Zurückweisung jedes gütlichen Vergleichs.

„Ihr wollet also," sprach Letztere in einiger Verwirrung zu Arthur, „durch Eure schnelle Abreise das Andenken an den glücklichen Augenblick unsers ersten Zusammentreffens trüben? Ich soll in unserm Retter, aus Lebensgefahr fortan nur einen strengen gerichtlichen Widersacher finden?"

„Daß ich, Mylady," entgegnete der Jüngling, indem er einige Papiere aus dem Busen zog und sie der Gräfinn überreichte, „niemals als ein solcher Euch gegenüber treten werde, davon erlaube ich mir Euch in

diesem Augenblicke den Beweis zu geben. — Findet, wie ich nicht zweifle, die Regierung meine Ansprüche nun hinreichend begründet, so erhalte ich mehr, als ich gehofft; ist es nicht der Fall, so würde ich gewiß gegen Euch am Wenigsten einen Rechtsstreit aufnehmen, der der traurigen Erinnerungen nur allzuviel in das Leben rufen müßte."

Die Gräfinn war ungemein überrascht. Diese Großmuth hatte sie nicht erwartet.

„Nur bedingungsweise," sprach sie, „nehme ich diese Papiere; nur als ein Pfand, daß Ihr, sobald Euer Geschäft zu London beendigt ist, zurückkehren wollt, um über den Inhalt Euch mit mir auf eine Art, die Euren Wünschen entsprechen wird, zu verständigen."

Lucie erröthete auffallend bei den letzten Worten der Gräfinn. Wie ein Blitz schoß es durch die Seele des Jünglings, daß die Gräfinn in der Angst, die die mögliche Erneuerung der Rechtsstreitigkeiten ihr erregt, in der Besorgniß, daß dann die unfehlbare Entdeckung der durch den Oheim ihres Gatten begangenen Unthat dem Namen ihrer Familie einen Flecken aufdrücken müsse, mit dem Mädchen von einer Verbindung mit ihm, als dem einzigen Mittel, alles dieses auszugleichen und in ewige Vergessenheit zu begraben, gesprochen haben könne. Die Befangenheit Luciens, wenn er einige Worte an sie richtete, bestärkte ihn um so mehr in dieser Meinung. Gern hätte Arthur nun die Abreise um einige Tage, ja nur auf einige Stunden verschoben, aber Pelworth drang auf dieselbe. „Einmal einen Reiseentschluß fas-

ſend," meinte er, „habe er eher keine Ruhe, bis er ſich unterweges befände, und man könne in ſolchem Falle von ihm mit Tacitus ſagen: continuum die noctuque iter properabat," welches er in ſeinen „poetiſchen Wäldern" mit:

Eilend reiß er Tag und Nacht,
Bis er die Reiſ' zu End' gebracht,

wiedergegeben.

Obgleich Arthur weniger als je an den poetiſchen Eltaten des Freundes Gefallen fand, ſo blieb ihm doch kein anderer Ausweg übrig; er mußte dem Dringen deſſelben nachgeben. Die Damen begleiteten die Freunde bis an die Thür des Hauſes, wo unter den alten Nußbäumen die muthigen Roſſe ihrer Reiter harrten. Pelworth hatte eben Miß Eliſabeth an den vor fünfunddreißig Jahren zwiſchen ihr und dem verſchwundenen Offizier der horse guards ſtatt gefundenen Abſchied erinnert, und er dankte der Gräfinn noch mit den Worten irgend eines Klaſſikers für die freundliche Aufnahme zu Glengarykaſtle, als Arthur und Lucie wie zufällig und unwillkürlich einige Schritte hinter den Berigen zurückblieben

„Darf ich mir die Worte Eurer Mutter nach meinen Wünſchen deuten?" fragte leiſe der Jüngling, Luciens Hand ergreifend.

Das Mädchen antwortete nicht, ihre kleine Hand zitterte in der ſeinigen, aber er fühlte einen ſanften Druck derſelben.

„In wenigen Tagen bin ich wieder in Glengary-

lastle!“ rief Arthur mit leuchtendem Auge, empfahl sich mit wenigen unzusammenhängenden Worten der Gräfinn und Miß Elisabeth, und bald lag das Schloß in weiter Ferne hinter den Freunden.

Arthurs Bemühungen hatten in London den besten Erfolg, und es schien der Regierung des neuen Fürstenhauses angenehm, daß sich ein Fall ereignete, bei welchem sie eine gewisse Unparteiligkeit und Milde gegen eine ihr feindlich gegenüber stehende Partei — denn dafür wurden die Anhänger oder Seitenverwandten der Stuarts noch lange angesehen — beweisen könnte. Von London aus warb Arthur schriftlich um Luciens Hand. Er hatte sich vorgenommen, wenn die Antwort verneinend ausfiele, das Mädchen nie mehr wieder zu sehen. Wie wurde er überrascht, als die Gräfinn seine Bewerbungen billigte. Wie auf Flügeln des Windes eilte er nach Schloß Glengary. —

Gewiß erläßt der gütige Leser uns die Schilderung des Glückes, welches die in Kurzem verbundenen Liebenden genossen, und verweilt dagegen noch einige Augenblicke bei dem Geschicke von Arthurs poetischem Freunde. — Alle Bemühungen des Jünglings, den guten Pelworth zu einem immerwährenden Aufenthalte in dem Hause derer, die ihn, wegen seines kindlich frommen Sinnes, seiner jede Probe haltenden Redlichkeit so sehr schätzten, zu bewegen, waren fruchtlos. „Er wolle,“ sprach er, „zwar in Ruhe und Zurückgezogenheit auf dem Lande — sub tegmine fagi,“ drückte er sich aus — „seine Tage zubringen, aber er wolle auch wirken.“

Dazu nun bot sich ihm eine Gelegenheit in der ihm angetragenen Stelle eines Landpredigers dar, und — er wählte sie zum geistigen Segen, doch zur leiblichen Langeweile seiner oft mit klassischen Sprüchen zu Paaren getriebenen Heerde. Diejenigen unserer Leser, die die Nachsicht des schönen Geschlechts aus Erfahrung kennen lernten, wird es nicht Wunder nehmen, wenn wir ihnen noch schließlich mittheilen, daß Miß Elisabeth, trotz den genauen Zeitberechnungen und den wiederholten Erinnerungen an den vor länger als fünfunddreißig Jahren verschwundenen Gardisten, sich entschließen konnte, dem geistlichen Sänger ihre Hand zu reichen, um die derselbe in einem Briefe, welcher mit galanter Umschreibung das Sprüchwort: amantes amentes, an der Stirn trug, angehalten hatte.

Der Schleier der Königinn.

Novelle von Friedrich von Heyden.

Wer die anmuthige Gegend des Dorfes L — weiler zwei Meilen von Coblenz auf der Straße nach Luxemburg kennt, wird sich besonders der Partie um die etwa eine Viertelstunde vom Orte gelegene schöne Wassermühle mit Vergnügen erinnern, denn wir kennen kein lieblicheres heimlicheres Landschaftsbild. Im Jahre 1792 war indeß dasselbe noch anziehender. Die Erinnerungen der Vorzeit vereinigten sich damals mit den Reizen der stillen Natur, um diesen anlockenden Winkel auch bedeutend zu machen. Auf dem ansehnlichen Hügel, der sich westwärts etwa tausend Schritte von der Mühle, mit jungem Laubholz bestanden, erhebt, und auf dem heute eine nicht eben malerische Kapelle erscheint, prangte damals eine stattliche Burgruine, welche die mannigfachen Gruppen der Ansicht zusammenzuhalten und zu krönen schien. Aus der Fliederlaube im Garten hatte

man den Anblick dieses Ueberbleibsels des Mittelalters, und mochte sich, wenn es im Abendgolde schimmerte, die Mühle rastlos fortklapperte, die Bienen auf dem Kleeacker dicht dabei summten und die Vögel ihre einfachen Lieder in den alten Nußbäumen sangen, gern in die Vorzeit zurücktäumen, da das alte Schloß noch zu etwas Anderem diente, als zum Anregungsmittel sinniger Träumereien.

Jetzt ist die Burg abgetragen, nicht in Folge eines modernen, auf bloße nützliche Verwendung gerichteten Vandalismus, nein, einer tragischen Begebenheit wegen, welche die Aufmerksamkeit vielleicht für einen Augenblick in Anspruch nehmen darf.

Es war an einem schönen Julimorgen jenes Jahres 1792, als der Graf von B. —, Rittmeister in österreichschen Diensten, von Frankfurt a. M. kommend, wo er der römischen Kaiserkrönung des jetzt regierenden Kaisers Franz beigewohnt, in L—weiler eintraf. Es befand sich daselbst das Hauptquartier des Prinzen von Condé, dessen Emigrantenkorps über Luxemburg nach Longwy und Verdún in Frankreich einzurücken sich anschickte. Der Graf, obgleich in jugendlichem Alter, hatte schon früher die Functionen eines militairischen Geschäftsträgers österreichscher Seits bei den emigrirten französischen Prinzen bekleidet, hatte eine genaue persönliche Kenntniß ihrer Umgebungen, und es paßte daher wohl, daß man ihn in diesem wichtigen Augenblicke ihrem Heerführer beigesellte, um dessen Verbindung mit der kaiserlichen Kriegsmacht zu erhalten.

liebenswürdig, gebildet, geistreich, hegte der Graf dennoch eine gewisse Abneigung gegen die Emigranten, so nahe ihre gesellschaftliche Bildung der seinigen verwandt war. Seine deutsche Tüchtigkeit hatte einen sentimentalen Anflug, ihre Untüchtigkeit eine rationelle raisonnirende Anmaßung, und dergleichen vertragen sich nicht.

Als er sich bei dem Prinzen von Condé meldete, erfuhr er schon von diesem, wie der Ort mit Militairpersonen aller Art so angefüllt sei, daß er schwerlich auf ein angenehmes Quartier werde rechnen können. Die Ortsbehörde bestätigte dieß nachher, und schlug dem Grafen die Mühle zur Wohnung vor, die keiner der Franzosen habe beziehen wollen, weil sie zu abgelegen sei.

„Desto besser," erwiederte der Graf, — „so bin ich vor ihren Besuchen um so mehr gesichert. Führt mich zur Mühle."

Man beschrieb ihm den Weg, der ohne Führer zu finden ist, und der Graf setzte sich zu Pferde, um, begleitet von dem Kammerdiener und dem Reitknechte, seine vorläufige Einsiedelei aufzusuchen.

Als er die Mühle im Thale von der Anhöhe dicht vor dem Dorfe erblickte, vergnügte ihn ihr Anblick ungemein, und er befahl seinem Reitknechte mit dem Quartierbillet voraus zu eilen, um seine Ankunft anzusagen.

Als er eine Viertelstunde später selbst bei der Mühle anlangte, deren Anblick ihm nachher vor der dichten Belaubung der Gebüsche, durch welche damals wie noch heute der Pfad sich hinschlängelte, einige Zeit ver-

borgen war, fand er seinen Boten abgesessen vor der verschlossenen Thüre des Wohnhauses, heftig fluchend und lärmend.

„Was giebt es?" — fragte der Graf.

„Ich habe die Thür beinahe eingeschlagen," hieß es. „Niemand hört mich, das ganze Haus scheint ausgestorben."

„Nun, so poche an das Fenster."

„Auch das ist vergeblich gewesen."

„Die Leute werden in der Kirche sein, denn es ist Feiertag, und auch die Mühle ist angehalten. Zu Mittag werden sie nach Hause kommen. Wir warten indeß. Zäumt und sattelt die Pferde ab. Wir werden keine halbe Stunde zu harren brauchen. Die Sonne steht über uns."

Es geschah dem gemäß. Der Graf wandelte müßig um das Haus. Wir wissen nicht, weshalb ein Seitenfenster ihn mehr als die übrigen anzog, so daß ihn die Lust anwandelte, durch dasselbe hineinzusehen. Er stieg dieserhalb auf eine Bank, und drückte sein Gesicht gegen die Scheiben. In einem kleinen Stübchen bemerkte er eine weibliche Gestalt, welche in einem Sessel lehnte, eine Harfe zwischen den Knieen, von welcher die Hände herabgesunken zu sein schienen. Der Wuchs der Ruhenden schien trefflich, ihre übrige Erscheinung war auffallend. Sie trug weite türkische Beinkleider von weißem Atlas, ein orientalisches Frauenkleid von rosenfarbenem Sammet, flimmernd gestickt. Ihr Haupt schmückte Turban und Reiherfeder; wiewohl ein reiches Haar in

prächtiger Fülle bis fast zu ihren Knieen niederwallte, und den seltsamen Putz wie mit einem dunkeln Mantel umgab. Das Gesicht zeigte sich im Profil. Es war von hoher Schönheit, aber das Auge geschlossen, wie denn überhaupt dieses räthselhafte Wesen regungslos, gleichsam verzaubertem Schlafe hingegeben, in dieser malerischen Stellung festgehalten schien.

Der Graf betrachtete lange mit hoher Verwunderung diese seltsame Erscheinung, und es war ihm nicht deutlich, ob er ein Bild, oder etwas Lebendes vor sich sehe. Dieser Zweifel entschied sich indeß, als nach einiger Zeit die Dame sich regte, und wie aus einer tiefen Betäubung zu erwachen schien. Ihre erste Bewegung war die der Hände, welche die Saiten der Harfe, denen sie entglitten waren, wieder aufsuchten. Ihre Finger spielten Anfangs leise mit unbestimmten Tönen, bis sie sich zur meisterhaften überraschenden Ausführung eines ausgezeichneten Musikstückes bestimmten. Der Graf, selbst Tonkünstler, erkannte bald die unvergleichliche Beschwörung der bösen Geister aus Gluks Armida, und erwartete mit einiger Spannung den Moment, da nach dem Vorspiele der Gesang der Zauberinn einfallen sollte. Er blieb zur rechten Zeit nicht aus, und die Dame begann das:

Esprits de haine et de rage,
Démons obeissez nous,

mit einer Kraft der Stimme, mit einer Anmuth des Vortrages, die bezauberten. Bald aber mischte sich etwas Schauerliches in diese treffliche Leistung. Ein

ungeheurer Schmerz schien sich in diesem Gesange auszusprechen. Eine herzzerreißende Wehmuth klagte aus den weichen Tönen, in welchen Armida den bösen Geistern die Annahme reizender Gestalten befiehlt, um Rinald zu verlocken. Obgleich sich die Sängerinn nicht vom Sessel erhob, so war sie doch zur Zauberinn selbst geworden, und die Erscheinung eines Drachenwagens, um die Königinn der Geister durch die Luft zu entführen, würde im ersten Augenblicke den Zuhörer nicht überrascht haben.

Sie endete, erhob sich, um einige Secunden in einer majestätischen Stellung gleichsam drohend emporzublikken, dann sank ihr schönes Haupt, Thränen fielen aus den glühenden Augen, ihre Knie neigten sich und berührten die Erde; ihre Hände kreuzten sich mit krampfhaftem Drucke auf der Brust, und ihren Lippen entflohen die Worte:

„und dieses arme Herz, bricht es noch immer nicht?“

Hierauf sank sie mit der Stirne auf den Sessel und verharrte in dieser Stellung.

Der Graf, welcher in der seinigen nicht von der Dame bemerkt werden konnte, war höchlich gespannt auf die Lösung dieses anmuthigen und zugleich bemitleidenswerthen Räthsels, und, da er nun das Haus nicht verlassen konnte, eilte er an die Hausthür, um von Neuem anzupochen. Der erwünschte Erfolg blieb dieses Mal nicht aus. Eine melodische Stimme fragte im Innern des Hauses, wer es sei, der Einlaß begehre?

„Ein deutscher Offizier," war die Antwort, „welchem in diesem Hause sein Quartier angewiesen worden."

„Der Herr gedulde sich einen Augenblick," hieß es, „man wird ihm gleich Rede stehen."

Bald darauf öffnete sich das Fenster des vordern Raumes, und ein junges Frauenzimmer erschien an demselben in der gewöhnlichen, wiewohl besonders saubern und zierlichen Tracht der Landmädchen der Provinz. Der Graf hätte an Zauberei glauben mögen, als er die nämliche Schöne erkannte, ohne auch nur die mindeste Spur jenes türkischen Putzes an ihr wahrzunehmen. Wenige Minuten hatten Alles verändert, nur nicht ihre anmuthigen Züge und ihre edle Haltung.

„Sein Sie willkommen, mein Herr," sagte sie. „Die Bewohner des Hauses sind zwar eben nicht einheimisch, und ich bin allein; indeß, wenn ich öffne, glaube ich bei Ihnen nichts zu wagen."

„Fürchten Sie nichts," entgegnete der Gast. „Es ist behaglich unter den Bäumen. Ich will das Haus nicht betreten, bis Ihre Beschützer zurückgekehrt sind. Unterdeß ersuche ich Sie für mich um etwas Brod, Wasser und Wein, für meine Pferde um ein Obdach. Uebrigens bezahle ich meine Bedürfnisse, und werde nur durch den Raum lästig, welchen ich uneingeladen für mich in Anspruch nehmen muß."

Das Mädchen, denn dafür mußte es gehalten werden, verneigte sich mit Anstand und verschwand am Fenster.

Hierauf ward nach kurzer Zeit die Thür eröffnet

sie trat hinaus, eine artige Collation, und Wasser in geschliffenen Flaschen herbeitragend und auf den Tisch vor dem Gaste niedersetzend.

Jetzt erschien ihre Gestalt erst in ganzer Herrlichkeit, und ihr Gang, ihre Haltung zeigten so viel Edles, Würdiges, Vornehmes, daß die Vermuthung, sie habe nicht immer in diesen ländlichen bescheidenen Verhältnissen gelebt, sich aufdrang. Unwillkürlich erhob sich der Graf, und sagte:

„Sie sind ungemein gütig, Mademoiselle. Hätte ich eine solche Bewohnerinn unter diesem Dache vermuthet, ich würde die vielleicht unzeitige Störung vermieden haben."

„Nicht doch, mein Herr," entgegnete sie. „Ich bedarf Ihrer Nachsicht. Sie klopften schon lange, ich hörte es, und konnte Ihnen bei dem besten Willen nicht helfen."

„Nach besserer Bekanntschaft werde ich mir die Freiheit nehmen, nach dem Warum zu fragen."

„Die Antwort wird Ihnen wenig genügen. Es giebt Dinge, für welche die Sprache nicht ausreicht. Nur wenn ich bin, was ich scheine, verfüge ich über mich selbst, und widme meine Theilnahme dem Geschlechte, das jünger ist als ich. Wenn ich indeß scheine, ohne zu sein, muß nothwendig auch meine Fähigkeit aufhören, körperlich auf die Gegenwart einzuwirken."

„Sie treiben Kurzweil mit mir, und geben mir Räthsel auf."

„Kurzweil? — nein. ich weiß. daß sich dieses un-

endlich lange Leben durch den Witz aller Jahrhunderte nicht um eine Minute abkürzen läßt. Der Faden ist gemessen, und die Spuhle rollt ihn in festen Zeitmaßen ab. Räthsel! — Sie sind zu jung, sie zu rathen." —

„Sind Sie denn älter als ich?"

„Ja, mein Herr. Indeß Sie scheinen diesen kalten Kapaun zu verschmähen, weil sie die Mühe scheuen ihn zu zerlegen. Vergönnen Sie mir die Ehre, Sie zu bedienen."

Sie ergriff Messer und Gabel mit Händen von der äußersten Weiße und Zierlichkeit, und zerlegte den Braten auf die künstlichste, nur an vornehmen Tafeln übliche Weise.

Der Graf benutzte die Pause, dieses seltsame Wesen unbemerkt genauer in's Auge zu fassen. Das schöne Gesicht zeigte an der Stirne Spuren eines tiefen Schmerzes, an den Lippen das magnetische Zucken großer Reizbarkeit, eine fieberhafte, oft wechselnde Röthe auf den Wangen, und in den großen dunkeln Augen einen unsteten irren Blick, welcher dem ganzen Ausdrucke etwas Unheimliches gab. Dessenungeachtet war die ganze Erscheinung im höchsten Grade anziehend, und selbst jene unverständlichen Reden mußten durch sanftes wohlklingendes Sprachorgan, durch Eleganz des Dialektes die Aufmerksamkeit festhalten. Er beschloß näher zu rücken.

„Haben Sie immer hier gelebt, Mademoiselle?"

„Nein, mein Herr."

„Wo waren Sie sonst, wenn ich fragen darf?"

„Wo waren Sie sonst, mein Herr?"

„In Wien, Prag, Neapel, Rom, Paris."

„Wo noch sonst?"

„Auf dem Schlosse meiner Geburt."

„Wo noch sonst?"

„Vor meiner Geburt also? — ich weiß nicht."

„Nun sehen Sie, mein Herr, ich bin in gleichem Falle."

„Ihr Aufenthalt seit Ihrer Geburt wird sich also eben so wohl angeben lassen."

„Vielleicht, mein Herr, — vielleicht auch nicht. Das menschliche Leben ist ein Gewebe. Wohl uns, wenn wir seine Fäden verfolgen können, wie sie herüber und hinüber gehen. Welcher erschaffene Geist reicht aber aus, die Lücken auszufüllen, welche die dunkle Macht hineinriß. — Wollen Sie das Gleichniß meines Lebens sehen? — hier ist es."

Sie zog aus ihrem Busen ein kleines Päckchen in rosenfarbenes Papier geschlagen, und entfaltete daraus einen Schleier vom feinsten weißen indischen Stoffe, reich mit Gold durchwirkt, köstlich, wie ihn die Fürstinnen Hindostans tragen.

„Sehen Sie," sagte sie, „einst war er ganz, — aber ach! — dieser Mangel." — Sie seufzete tief auf, und ließ eine Oeffnung mitten in dem köstlichen Gewebe, welche gewaltsam hineingerissen schien, wahrnehmen. — „Wer konnte diese Lücke wieder ausfüllen."

„In der That Niemand, Mademoiselle. Wehe

dem unglücklichen Verſehen, das dieſe Beſchädigung herbeiführte.“

„Ein Verſehen? — ach nein. — Die Verzweiflung griff in dieſes Gewand, und riß heraus, ſo viel ſie davon im Krampfe der entſetzlichſten Folter erfaſſen konnte. Die böſen Geiſter ſind geſchäftig über dieſem Spalt. Sie fügten einen Spiegel hinein, der nur meinen Augen ſichtbar iſt, nur ihnen die wunderbaren, thränenwerthen Anfänge meines Daſeins offenbart, die ſonſt nie zu meiner Anſchauung gelangt wären. Ich habe ſchon vor langer Zeit gelebt, ehe ich wurde, was ich heute bin. Ich erfülle Beſtimmungen, deren entſetzliche Klarheit in der Stunde der Schrecken über mich gekommen iſt. — Aber ich weiß, bald wird es zu Ende ſein, und die Sonne, die heute untergeht, wird, wenn ſie ſich wieder erhebt, dieſen unſterblichen Geiſt ſeinem thränenwerthen Berufe entzogen ſehen.“

Der Graf ſchien abſichtlich auf dieſe letzten Worte nicht zu achten, und ſich nur mit den Trümmern dieſes prächtigen Schleiers zu beſchäftigen.

„In der That,“ ſagte er, „dieſer Putz iſt einer Königinn würdig geweſen.“

„Auch hat er einer Königinn gedient. Tippo Saheb ſchenkte ihn Marien Antoinetten, ſie ihn einem der glänzendſten Großen ihres Hofes, als er ihre wildgewordenen Roſſe zu bändigen wußte. Seine Gemahlinn empfing ihn von ihm.“

„Sind Sie Emigrantinn, Madame?“ — fragte der Graf, wie von einem Gedanken erfaßt.

„Nein, mein Herr, ich kehre zur Heimath.“

„Und wo sind Sie geboren?“

„Wo Niemand mehr geboren wird. — Wie gefällt Ihnen jene Burg?“

„Ihre Lage ist malerisch.“

„Ich fragte nicht, ob Ihnen die Lage, sondern ob Ihnen die Burg gefalle?“

„Jahrhunderte machten sie zur Ruine.“

„Es ist wahr, aber einst war sie schön. — Ihre Säle, ihre stolz gewölbten Gänge, ihre hohen Erker, ihre stattlichen Zinnen stehen vor meiner Erinnerung. Ach! — sie erstehen nicht wieder.“

„Erinnerung? — wie? — Sie hätten sie gesehen?“

„Gesehen? — nein, und ja. — Oder sind Ihnen sehen und schauen gleichbedeutend?“

„Wie man es nimmt. Aber welcher Unterschied liegt für Sie zwischen Beiden?“

„Der grosse Unterschied des Uebersinnlichen.“ —

„Ich will mit Ihnen wegen der Unbestimmtheit Ihrer Aeußerung, da ich Ihre Meinung zu ahnen glaube, nicht rechten. Aber darf ich fragen, in wie fern Sie diese Burg, welche Sie, so wie ich, als eine verwitterte Ruine sehen, in ihrer wohnbaren Stattlichkeit längst entflohener Jahrhunderte geschaut haben?“ —

„Mein Herr, das ist eine Gewissensfrage, und unsere Bekanntschaft ist kaum eine halbe Stunde alt. Uebrigens, wer sagt Ihnen, ob ich die Burg nicht als

Ruine schaue, und in wohnbarem Zustande gesehen habe?"

„Die Vernunft."

„Ich gratulire zu einem so ausreichenden Reisebedarf."

„Der Scherz einer schönen Dame wird immer wohl aufgenommen, selbst wenn er auf eine Mystification ausläuft."

„Ich scherze und mystificire niemals."

„Sie fordern also, daß ich Sie selbst für etwas Uebersinnliches halte."

Ein seltsames Lächeln flog über die Züge der Dame, und sie fragte: „woraus schließen Sie das?"

„Aus dem Umstande, daß Sie mir zumuthen annehmen, wie Sie jenen Bau in seiner Vollständigkeit mit leiblichen Augen gesehen. Da Jahrhunderte über seinen Verfall hingegangen sind, und ich die Ehre habe, heute Ihre Bekanntschaft zu machen, so muß ich in Ihnen ein Wesen bewundern, das mein Vorstellungsvermögen nicht begreift, mithin als ein Uebersinnliches, das meine Augen nicht sehen, meine Hände nicht erfassen können, das ich, da ich es doch nun aber wahrnehmen, nur für den Wiederschein eines wunderbaren Eindruckes halten kann, welchen das Reich der Geister in meinem Innern hervorbringt, und den der Spiegel der Außenwelt, Gott weiß, wie? im Anscheine der Wirklichkeit zurückwirft. Ich gestehe dann, daß es sehr gütige, bereitwillige und praktische Visionen giebt, die Wein einschenken, Sallat machen, und Braten vorschneiden."

Der Graf hatte, was wir ihm keineswegs verargen, das Letzte mit einem Anfluge von Ironie gesagt. Seine höchst reizbare Gesellschafterinn brach in Thränen aus, und rief ihm zu:

„Ach! — Sie thun mir weh! — Kann ich dafür, daß mein Beruf auf solchen Abwegen mich zum Ziele führt? — Sie vor Allen sollten mich schonen, denn ich sah Sie lange vor mir, wie Sie eben dastehen, während sie vielleicht noch sehr weit von mir entfernt waren, als meinen letzten und wirksamsten Freund auf dieser Welt. Ich wußte vorhin, daß Sie es waren, welcher klopfte, als ich gefesselt da lag und nicht vermochte, Ihnen zu öffnen, so gern ich wollte. Ich habe nur auf Sie gehofft, ich habe mich Ihnen entgegen gesehnt. Nun sind Sie da, und dürfen die Unglückliche nicht mißhandeln, Sie, der mir zuführen soll, was mir das Liebste und Furchtbarste ist auf dieser Welt."

Der Graf befand sich in einer peinlichen Lage. Er zweifelte an dem Verstande der Dame, und wünschte den Abschluß dieses tête à tête durch Dazwischenkunft eines Dritten. Sie war indeß aufgestanden und hatte ihre Augen einige Minuten lang auf die Burg gerichtet. Dann wendete sie sich zum Grafen mit der vollendeten Uebung der großen Welt.

„Darf ich um Ihren Namen bitten?"

Der Graf nannte ihn.

„Aus welchem Lande sind Sie?"

„Aus Böhmen."

„Das ist das Land der Sagen. Lieben Sie dergleichen?"

„Mitunter."

„Ich will Ihnen die berichten, welche von dieser Burg umgeht. Dieselbe heißt Wolfstein. Zur Zeit, die man in Deutschland das Faustrecht nennt, Gott weiß, unter welchem alten Kaiser, wohnte dort ein Wolf von Wolfstein, ein Mann von wildem Charakter. Auf der Burg lebte ein alter Lehnsmann mit seinem Sohne. Der Ritter Wolf mißhandelte den Alten wegen geringen Anlasses so nachdrücklich, daß er nach zwei Tagen den Geist aufgab. Sein Sohn Ennewald kniete bei dem Sterbenden. Dieser sprach zu dem Jünglinge: „ich kann Dir nichts nachlassen, als die Pflicht der Rache. Schwöre mir meinen Fall so schauderhaft an meinem Mörder zu rächen, als Dein Hirn ausreicht, es zu ersinnen." Ein entsetzlicher Eid wurde geleistet, und der Greis verschied. Bald stieg Ennewald wegen Diensteifers und gewinnender Schmeichelei in der Gunst des Ritters. Er behandelte ihn, vielleicht auch aus Reue wegen des an seinem Vater ausgeübten Mordes wie seinen eigenen Sohn. Der Ritter hatte eine Tochter, Hildegard. Ihre Zofen sagten ihr, daß sie schön sei. Ennewald wußte ihre Neigung zu gewinnen, er wußte diese Neigung bis zur Leidenschaft zu erhöhen. Ein sträfliches Verhältniß begann hinter dem Rücken des Vaters. Bald hatte Hildegard dem schuldigen Geliebten das Schmerzlichste und Süßeste zu gestehen. Aber ach! — nun ließ er die Maske fallen. Seine Zärt-

lichkeit verwandelte sich in Hohn. Er entfloh am nämlichen Abende aus der Burg, und nach zwei Tagen fand der Ritter Wolf ein Schreiben auf der Schwelle seines Schlosses, das ihm sein Hauskaplan vorlas. Es lautete ungefähr wie folgt:

„„Du mordetest meinen Vater; die fürchterlichste Rache schwur ich, und Deine eigene Tochter ward ihr Werkzeug. Nun geb ich sie Dir verachtend zurück. — Habe ich verstanden den Eidschwur zu halten? Die Stadt Mainz, welche Dir feindlich ist, schützt mich. Du schadest mir nicht, unsere Rechnung ist abgeschlossen.

Ennewald.““

Wolfs Ingrimm war stumm, aber deshalb nicht [illegible] entsetzlich. Sein Befehl verschloß Hildegard für die Dauer ihres Lebens in das enge Gemach eines Thurmes. Von Mainz forderte er vergeblich die Auslieferung des Feindes. Nun verübte er täglich Raub in dem Gebiete der Stadt, und fiel die dortigen Kaufleute, wenn sie von und zu den Messen reisten, auf den Heerstraßen an, plünderte sie, und schleppte sie in seine Kerker. Verlangte man die Rückgabe der Beute, der Gefangenen, so hieß es: „nur gegen Ennewald; — schickt mir ihn.“ — Er forderte vergebens. Ennewald, klug, gewandt, schön, hatte in Mainz mächtigen Anhang erworben, der ihn schützte. Er versprach dem Rathe das Ende dieser Unbilden, wenn man ihm die Führung der gewaffneten Macht anvertraue. Er werde den furchtbaren Wolf, ehe er es sich versehe, in seiner

Burg anfallen, und dieſe zerſtören. Was er verſprach, führte er aus. In der Weihnachtsnacht, während er am neblichen Tage ſich unbemerkt mit ſeiner Schaar dem Wolfſtein nähern und in den Wäldern ſich verbergen konnte, die damals noch dieſe Höhen bedeckten, verſchaffte ihm ein geheimes Einverſtändniß mit einem Treuloſen im Schloſſe den Eintritt. Seine Reiſigen fielen die ſchlafende Beſatzung an und mordeten ſie. Ennewald ſelbſt warf Feuer in die Burg, und ihre Flammen weckten den unglücklichen Gebieter. Die Gegenwehr war vereitelt. Wolf fiel lebend in die Hand ſeines Feindes und ſtarb in Mainz von Henkershand. In den Ruinen des Schloſſes ſuchte Ennewald die, welche ihm Alles geopfert und die er ſo furchtbar betrogen hatte. Er fand ſie nicht. Der Thurm, der nun zum Kerker diente, war zuſammengeſtürzt; Hildegards Gebeine waren nicht unter den Trümmern."

„Sie ward von dem einbrechenden Gewölbe erſchlagen," entgegnete der Graf, „und ihre traurigen Reſte wurden von den Flammen verzehrt."

Die Dame lächelte wild und ſeltſam und antwortete mit ſchneidendem Tone:

„Nein, — ſie lebte."

„Und was wurde aus ihr?"

„Was wird aus dem Weibe, das der Verrath der Männer zerſtört hat? — Ein irrer Geiſt, den der Himmel verſtößt zur Strafe und die Hölle ausſchließt zum Spott. Sie bettelte am Tage in den Dörfern und Weilern, und wankte um die Ruinen der Burg ihrer

Väter, in der Hoffnung, Ennewald, der Geliebte, Treulose, werde kommen und sie erlösen. Sie wankt dort noch heute jede Nacht, aber Ennewald will noch immer nicht kommen."

„Nein," nahm der Graf das Wort, „die Todten stehen nicht wieder auf."

„Wer sagt Ihnen, daß er todt sei?" fuhr die Dame heftig auf. „Ennewald und Hildegard verharren noch heute in einem verzauberten Leben, und bald, ehe als Sie denken, wird er kommen, um seine versöhnte Geliebte im Schlosse des Vaters wieder aufzusuchen. Sie wird ihn empfangen, und die Qual so vieler Jahrhunderte wird in einem Augenblicke der Wonne vergessen sein. Und wenn sie ihn umschließt, und wenn die Fluten über seinem Haupte und dem ihren an der nämlichen Stelle zusammenschlagen, wo die Rosenlaube stand, welche ihre Schuld sah, dann werden Beide als reine Engel aus dem Bade der Läuterung hervorgehen, und der Himmel wird sich aufthun, seine Kinder zu empfangen."

„Wer sagte Ihnen das? — woher wissen Sie es?"

„Wer? — woher? —" rief die Dame mit immer wachsender Heftigkeit. „Die Worte bezeichnen Zweifel, — diese beleidigen nicht mich, aber den Geist, der mich mächtig auf seinen unsterblichen Flügeln trägt. Noch heute Abend werden Sie selbst Ennewald mir entgegenführen. Sie selbst, ihn mir, denn Sie sind der vom Geschicke ausersehene Vermittler. — Ennewald ist in unserer Nähe, und ich — — bin Hildegard."

Die letzten Worte, im höchsten Affekte gesprochen, schlossen mit dem fast schreiend ausgestoßenen Namen, worauf sich die Unbekannte abwendete, um mit majestätischem Anstande und raschen Schritten in das Haus zurückzukehren und zu verschwinden.

Der Graf blickte ihr mitleidig nach, dann sprach er für sich: „Also doch eine Wahnsinnige.“

„Ja, — eine Wahnsinnige,“ — antwortete eine wohlklingende männliche Stimme neben ihm, und als er aufblickte, sah er einen ländlich, aber wohlgekleideten jungen Mann von vortheilhaftem Aeußern neben sich stehen. Der Besitzer der Mühle war es, der unterdeß unbemerkt herangekommen war und den Schluß des Gespräches gehört hatte. „Ja wohl eine Wahnsinnige,“ fuhr er fort. „Wehe denen, die sie dazu gemacht.“

Es sprach ein so tiefes schmerzliches Gefühl aus den Tönen und den edlen Gesichtszügen des Jünglings, daß er des Grafen Theilnahme sofort für sich gewann.

„Wer ist sie?“ fragte er.

„Wir wissen es nicht.“

„Wo kam sie her?“

„Wir wissen es eben so wenig. Ihre Erscheinung bei uns ist räthselhaft wie sie selbst. Unlängst sind es zwei Jahre gewesen, seit sie sich zu uns fand. Wir waren eben mit der Heuernte beschäftigt, als sie plötzlich aus dem Walde trat und, sich auf den Rasen in einiger Entfernung von uns niederlassend, unseren Arbeiten — wir wendeten eben das trockene Gras — still und

sinnig zusah. Ihre Schönheit erregte unsere Bewunderung, ihr Aufzug unser Befremden. Sie war zwar einfach, aber fein, vornehm, nach der neusten Mode gekleidet, und trug dennoch ihre ganze Habe in einem nur mäßigen Päckchen bei sich. Wir ließen sie gewähren. Nach einiger Zeit trat sie meine Mutter an, die auch ein wenig, wiewohl nur aus Laune, mitgeholfen hatte, und sagte: „Gute Frau, Sie haben treffliche Milch in jenen Krügen herbeibringen lassen. Gönnen Sie einer armen Reisenden einen Trunk zur Erquickung, sie ist im Stande, ihn zu bezahlen.“ Als meine Mutter ihren Wunsch freundlich erfüllte und die Bezahlung, wie natürlich, ausschlug, äußerte sie: „Nun so geben Sie mir Ihren Rechen, ich will wenigstens durch einige Bethätigung Ihre Güte vergelten. Auch ich hatte einst eine Mutter, die es nicht verschmähte, an solchen ländlichen Beschäftigungen Theil zu nehmen und auch mich in besseren Tagen darin zu unterweisen. Ach es ist lange her, aber ich werde, wenn ich auch aus der Uebung gekommen bin, dennoch meine alte Fähigkeit nicht ganz verloren haben.“ Ehe wir es wehren konnten, hatte sie den Rechen ergriffen und wendete an meiner Seite das Gras mit solcher Leichtigkeit, als hätte sie niemals etwas Anderes gethan. Ich suchte ein Gespräch mit ihr während der Arbeit anzuknüpfen, wer sie sei? — woher sie komme? — „Mein Freund,“ antwortete sie, „ich kann Euch nicht mittheilen, was Ihr zu wissen begehrt. Gott weiß, wer ich bin, woher ich komme und wohin ich soll, wenn mir selbst auch Letzteres noch unbekannt ist. Offen-

hart er Euch nicht durch Gestaltung der Umstände wer Euer flüchtiger Gast ist, so laßt mich meinerseits schweigen, und begnügt Euch damit, daß ich mich Theodora nenne." Es war unterdeß Mittag geworden, und wir schickten uns an, unser ländliches Mahl im Schatten einiger Ulmen zu genießen, nachdem wir sie herzlich zur Theilnahme eingeladen. Eben wollten wir zulangen, als sie uns fragte, wer bei uns das Gebet spreche? — Wir wurden darob ein wenig beschämt, denn, die Wahrheit zu sagen, Niemand hatte daran gedacht, und nun hatte Niemand den Muth, damit vorzutreten. Sie selbst sprach hierauf ein Gebet aus ihrer Seele, zwar kurz, aber mit so schönen, innigen Worten, daß wir tief bewegt wurden. Obgleich sie selbst die Speisen mehr zu kosten als davon zu genießen schien, so suchten wir doch das Mahl zu verlängern, weil wir besorgten, sie werde uns nach Beendigung desselben verlassen. Sie blieb indeß, nahm ferner Theil an unserer Arbeit, ohne Müdigkeit zu verrathen. Ihre ein wenig blassen Wangen gewannen nur eine blühende Röthe, welche ihre Reize erhob. Als es spät wurde und wir fertig waren, wandelte sie mit uns den Thalgrund hinab. „Zur fröhlichen Heimkehr," sagte sie, „gehört ein ermunternder Gesang. Wer singt bei Euch das Lied?" Wir wußten Lieder genug und waren sonst nicht karg, sie bei solchen Gelegenheiten zum Besten zu geben, indeß, nun wollte Niemand den Anfang machen. Da stimmte sie selbst einen trefflichen, uns bisher unbekannten Gesang an, mit der Stimme eines Engels. Wir baten

sie um ein zweites Lied; der freundlichen Gewährung folgten erneuerte Bitten, und wir achteten es nicht, daß wir bereits hier bei der Mühle angekommen waren und der Vollmond emporstieg. Nun endete sie, blickte zum Monde empor und sagte: „Es ist nun an der Zeit, daß ich im Dorfe ein Plätzchen suche, wo ich ruhen mag.“ Es versteht sich, daß wir die Bewirthung des holdseligen, liebgewordenen Gastes als ein unserer Seits erworbenes Recht in Anspruch nahmen. — Sie lächelte — blieb — und hat uns seitdem nicht mehr verlassen, durch Bitten und Liebe unauflöslich an uns gefesselt.“

„Was treibt sie aber bei Ihnen?“

„Den Beruf einer fleißigen, allezeit willigen, herzlichen Tochter und Schwester vom Hause, und auf ihren Werken ruht ein Segen, den ach! sie selbst nicht zu theilen scheint.“

„Bei dem Allen aber ist sie nicht wohl bei Verstande.“

Eine Thräne entfiel dem Auge des Jünglings, dann erwiederte er: „Sie war nicht immer so, ist nicht immer so. Ein ungeheurer Schmerz muß ihr Leben zerstückt, ihrem Geiste diese seltsame Richtung gegeben haben, um sich aus einem Abgrunde der Verzweiflung zu erheben, denn, die Wahrheit zu gestehen, ein in gewissem Sinne abenteuerlicher Zug ihres Wesens wurde, ungeachtet ihrer bezaubernden Liebenswürdigkeit, gleich bemerkbar. Bei ihrer Ankunft enthielt ihr Päckchen nur einige, freilich überaus feine Wäsche, ein Kästchen mit Edelsteinen, welche sie für das Vermächtniß einer theuern,

unlängst verstorbenen Freundinn ausgab, und einen sehr kostbaren türkischen Anzug."

„Ja wohl," sagte der Graf. „Ich glaube, sie ist eine verunglückte Actrice."

„Keinesweges, sondern ganz gewiß eine Dame, die in vornehmen Verhältnissen gestanden und gewaltsam aus denselben gestoßen ist. Sie hat in Paris gelebt, wiewohl sie versichert, diesen Ort vor dem Ausbruche der Revolution mit jener Freundinn verlassen zu haben. Sie kennt viele vornehme Familien des französischen Adels und verfiel in Kummer und Tiefsinn, als sie aus den Zeitungen so viel bekannte Namen unter den Geächteten fand, deren Güter eingezogen und deren Schlösser zerstört worden. Leider hat das Mittel, welches ich damals zu ihrer Erheiterung, ohne Arges dabei zu ahnen, erwählte, ihre heutige Verwirrung vollendet. Um sie zu zerstreuen, brachte ich ihr ein kostbares und schönes Werk, das ich von unserm Pfarrer geliehen. Es enthält Beschreibungen und geschichtliche Nachrichten von allen zerstörten Ritterburgen am Rhein, an der Lahn und der Mosel, und zeigt in schönen Kupferstichen ihre Ansichten im frühern und heutigen Zustande. Sie blätterte darin einige Zeit mit Theilnahme, bis sie an den Bericht über die Burg Wolfstein gerieth, welche Sie dort vor sich sehen. Es hat mit der Zerstörung derselben eine eigene Bewandniß." —

„Ich kenne die widerwärtige Geschichte von Ennewald und Hildegard, — sie hat sie mir erzählt."

„So haben Sie," fuhr der junge Mann fort, „den Schlüssel ihres gegenwärtigen Zustandes. — Als sie diese Geschichte gelesen und am Schlusse erfahren, daß die Nachkommen Ennewalds, in Frankreich zu Reichthümern und Ehren gelangt, dort noch heute, wiewohl mit etwas verändertem Namen, am Hofe zu finden seien, und als sie vollends das dabei abgebildete gegenwärtige Wappen jener adelichen Familie sah, stieß sie einen durchdringenden Schrei aus und stürzte zu Boden. Erst nach Stunden gelang es uns, sie aus einer tiefen Ohnmacht wieder in das Leben zurückzurufen, sie redete aber nun völlig irr, versicherte, wie sie jene Hildegard sei und der baldigen Vereinigung und Versöhnung mit Ennewald entgegensehe. — Dieser Wahnsinn war zwar nicht von Bestand, indeß, er kehrt seitdem periodisch in gemessenen Zwischenräumen, im Geleite der alten Einbildung wieder, bei welcher nur folgende Unbestimmtheit vorkommt, daß sie sich bald einbildet, nur der Geist jener Hildegard zu sein, der keine Ruhe nach der Auflösung des Körpers finde, sondern die Ruinen der Väterburg zu umschleichen bestimmt sei; und bald, jene Unglückliche im lebendigen Leibe, an welchen die widerwillige Seele so lange gefesselt worden, bis der ebenfalls wie durch Zauberkraft im irdischen Dasein noch leiblich festgehaltene Ennewald sie versöhnt aufzusuchen und, mit ihr sterbend, sie in die Wohnungen der Seligen abzuholen kommen werde. Seltsam kommt ihr dabei der in der Umgegend herrschende Aberglaube zu statten, dem gemäß das Gespenst Hildegards allnächt-

lich in den Ruinen der Burg umgehen und seit einiger Zeit wieder von Mehreren in unverkennbarer Deutlichkeit gesehen worden sein soll. Kunden, welche Theodora jederzeit mit der gespanntesten Aufmerksamkeit vernommen und sich angeeignet hat."

„Ist in gesunden Stunden sie sich dessen bewußt, was sich mit ihr in den kranken begeben?"

„Nicht durchaus, wiewohl sie ihren Zufall, so pflegt sie zu sagen, fürchtet und sich alle erſinnliche Mühe giebt, ihn zu bekämpfen. Aber auch dieser Kampf hat etwas Eigenes. Sie legt dann die türkische Kleidung an, welche sie mitgebracht, unter dem Vorgeben, sie müsse die Erinnerung der höchsten Qual, welche sie als Theodora erfahren, sich recht lebhaft versinnlichen, um dem eingebildeten Jammer Hildegards zu entgehen. Wie in gesteigerter Angst greift sie dann in die Saiten ihrer Harfe, welche sie außerdem nur wenig berührt, und spielt und singt mit der ganzen Gewalt ihrer schönen Stimme fremde künstliche Musikstücke, welche ihr aus anderen vornehmen Verhältnissen übrig geblieben zu sein scheinen, als wolle sie durch alle äußere und innere Mittel das auf sie heranschreitende Gespenst des Wahnsinnes verscheuchen. Bisher gelang dieses Bestreben oft. Seit einiger Zeit aber kündigt sich die Gefahr durch einen tiefen Schlaf an, oder besser durch eine Erschlaffung, während welcher sie ohne Bewegung daliegt, ob sie gleich vernimmt, was um sie her vorgeht. Wenn sie aus dieser Betäubung erwacht, empfindet sie die Nähe

ihres unseligen Zustandes, wendet alle Mittel an, ihm zu entgehen, — aber vergeblich.“

So endete der junge Mann seinen Bericht, welcher um so mehr anzog, als darin die durch eine unerwiederte Liebe schmerzlich gesteigerte Theilnahme an dem räthselhaften Gegenstande so vieler Sorge wahrzunehmen war. Im nämlichen Augenblicke traf ein Courier mit Depeschen für den Grafen ein, deren Inhalt ihn geraume Zeit beschäftigte, bis er in später Nachmittagsstunde sich in das Dorf zu einer Conferenz mit dem Oberbefehlshaber des Emigrantencorps begeben mußte. Diese hielt ihn über alle Erwartung auf, und er hatte die arme Theodora mit ihren Einbildungen aus der Erinnerung verloren, als er an dem Wirthshause des Dorfes vorüberging, welches, in Ermangelung einer besseren Anstalt, der gesellige Vereinigungspunkt der Ausgewanderten war, und aus dem ihm lautes Gespräch, Musik und Gelächter entgegenscholl.

Der Graf trat unwillkürlich ein und fand den großen Saal des Wirthshauses fast ganz von französischen Militairs aller Grade erfüllt. Da das Condésche Corps nur aus Edelleuten bestand, so vertraten Vicomtes, Marquis, Chevaliers die Stellen gemeiner Reiter, und es versteht sich von selbst, daß sie mit ihren Vorgesetzten auf dem Fuße der entschiedensten Gleichheit lebten. Hier schwatzte daher ein sogenannter Maréchal de camp mit einem Sergeanten, der sehr herablassend that und sich Monseigneur nennen ließ, dort gewann ein Capitain seiner Escadron das letzte Geld im Pharao ab; hier

wurden unter entsetzlichem Lärm und in Abwechselung von Gelächter und Flüchen die neuesten revolutionnairen Pariser Zeitungen gelesen, dort trank man und jubelte, während die Regimentsmusik abwechselte mit Marlbrough s'en va-t-en guerre, und O Richard, o mon Roi, l'univers t'abandonne. Ueberall schimmerten weiße Schärpen, Cocarden, Ludwigskreuze, und goldene Lilien strahlten von allen Epaulets, aus allen Stickereien der Röcke und Gilets.

Der Neueintretende sah sich bald von einem großen lärmenden Kreise früherer Bekannten umgeben, und nachdem er kurze Zeit am Spiele Theil genommen und einige Louisd'or gewonnen und wieder verloren, begab er sich mit ihnen an einen runden Tisch, um den wohlgekühlten Rheinweinflaschen zuzusprechen.

„Der Wein ist abscheulich," sagte der Herzog von X — cars.

„Nicht doch," entgegnete der Graf, „es ist der beste Rheinwein, den man trinken kann."

„Nun ja, das glaube ich. Aber in vier oder sechs Wochen hoffe ich die Ehre zu haben, Sie auf meinem Schlosse in Bourgogne zu bewirthen, wo ich im Stande sein werde, Sie mit einem besseren Getränke zu bedienen."

„Der Burgunder ist mir zu hitzig."

„So würde Ihnen der Wein von meinen Gütern an der Loire zusagen, der mild, leicht und köstlich ist. Indeß mein dortiges Schloß ist eben nicht in dem Zustand, mich mit meinen Gästen aufzunehmen."

„Haben Sie üble Nachrichten von diesem Theile Ihrer Besitzungen, Monseigneur?"

„Nicht daß ich wüßte. Die besten von der Welt."

„Ich höre, daß in der Gegend die empörten Bauern den größten Theil der Rittersitze des emigrirten Adels verbrannt haben."

„Nun ja, — sie haben auch mein Schloß zerstört, und mir konnte nichts Angenehmeres begegnen."

„Wie das?"

„Es war ein altes, weitläufiges, geschmackloses Gebäude aus den Zeiten Bertrands de Guesclin. Ich wollte längst es niederreißen und ein neues bauen, aber meine Gläubiger verkürzten meine Mittel. Ich bin aber nun aus dieser Verlegenheit. Die mein Schloß zerstört haben, müssen es wieder aufbauen, sobald wir Frankreich wieder in Ordnung gebracht haben, und im Uebrigen wird der König die unendlichen Verpflichtungen bedenken müssen, die er mir für die großen, ihm geleisteten Dienste schuldig sein wird. Unter solchen Umständen muß ein Bau sich erheben, der die Armseligkeit beider Trianons beschämen wird."

„„Bravo!"" rief ein klapperdürrer Vicomte. „„Das sind die wahren Gesinnungen eines französischen Edelmannes.""

„Finden Sie das, mein Lieber?" entgegnete der Herzog mit Herablassung. „In der That, ich bin ein Philosoph. Geister von höherem Adel sind allezeit fähig, den wahren Gehalt der Dinge zu erkennen. Die Re-

volution hat ihre Unbequemlichkeiten, aber sie ist das glücklichste Ereigniß der neuern Zeit."

„„Zum Teufel, wie das?""

„Weil sie den seit vierzig Jahren immer vorgeschrittenen Usurpationen des tiers état endlich ein Ziel setzt. Ich für mein Theil bin ein Philosoph, und Rousseau ist im Grunde meiner Meinung. Aber er kennt die Welt wie ein Uhrmachergesell und Notenabschreiber, weshalb er im Contrat social zu weit geht. Der tiers état hat allerdings auch einige Rechte, welche die Großmuth gewähren wird, aber jene Usurpation läßt sich nur mit Gewalt und für immer in die gehörigen Schranken zurückweisen. Die Revolution ist deshalb gut, weil sie dazu einen willkommenen Anlaß giebt. Wäre es nicht zu dieser Katastrophe gekommen, so hätte der tiers état sich im stillen Fortgange seiner Ansprüche über uns verbreitet, wie der Aussatz, bis wir an langer Krankheit des Todes verblichen wären. Nun heilt ein tüchtiger Aderlaß, und aus dem Grunde. Es lebe die Revolution, meine Herren, es lebe der Adel, es lebe der König!" —

„„Und die Priester?"" fragte der Vicomte.

„Morbleu," lachte der Herzog, „die werden ohne unser Zuthun leben."

„„Und unsere Gläubiger?""

„Vicomte, die Revolution bezahlt sie."

„„Bei meiner Ehre,"" rief dieser, „„das ist einmal eine Philosophie auch nach meinem Geschmacke. — Meine Herren, angestoßen. Es lebe die Philoso-

phie! es lebe die Revolution — wenn sie vorbei sein wird!""

Alle Gläser klangen an einander, während eine Gruppe eben Eingetretener sich dem Tische näherte. Ein großer, schöner, stolzer Mann in Generalsuniform war ihr Mittelpunkt. Der Graf kannte ihn, es war der Marquis Enevaux de la Givardiere, und von allen Emigranten war keiner, gegen den er einen so tiefen Widerwillen hegte. Der Marquis war glänzend, hatte den feinsten Gesellschaftston und wußte die Manieren eines vornehmen Hofmannes mit denen des Kriegers zu vereinigen. So schimmernd und witzig sein Gespräch, so verbindlich sein Betragen aber auch war, sein gänzlicher Mangel an sittlichem Werthe schien durch allen äußern glänzenden Firniß unverkennbar hervor. Der Graf und er konnten nicht zehn Minuten bei einander sein, ohne zu disputiren, und schon oft war der Streit dem Ehrenpunkte so nahe gewesen, daß nur die Dazwischenkunft wohlmeinender Freunde, die leider dieses Mal nicht zugegen waren, das Zusammenstoßen verhinderten.

„Marquis! meiner Seele," rief ein junger vorwitziger Baron, „die Geschichte, die Du uns da von Deinem deutschen Ahnherrn erzählst, ist süperbe, aber nimm mir nicht übel, sie kann nicht wahr sein."

„Darf ich bitten, warum nicht?" fragte der Marquis.

„Mein Engel, weil Du ein Franzose bist, mit einem französischen Namen. Wie wäre Deine Familie nach Frankreich gekommen?"

„Auf dem natürlichsten Wege; durch die Heirath einer Erbtochter unter Ludwig XII. Mein damaliger Vorfahr war ein Häuptling von Miethssoldaten, der im Feldzuge nach Neapel Karl VIII. gedient hatte. Er hieß Ennewald, wie sein Stammvater, welcher, mehrere Geschlechter vor ihm, jenes Rattennest von Burg zerstörte, das Du dort erblickst. Seine Gemahlinn war die Marquise de la Givardiere; er nahm ihren Namen zu dem seinigen und nannte sich Ennewald de la Givardiere. Daraus wurde im zierlichen Munde der Franzosen der Zuname Encvaur, den ich mit meiner ganzen Familie noch heute führe."

Der Herzog hatte hingehorcht und rief nun aus: „Bei unserer lieben Frauen von Paris, da hat der Marquis wieder seine alte Geschichte von seinem deutschen Ahnherrn, der die schöne Hildegard drüben aus der Burg bebauchirte. Seit wir hier sind, muß er sie alle Tage irgend Jemand erzählen. Ich dächte, jetzt wisse sie bereits die ganze Armee."

Ein unheimlicher Ausdruck zuckte wie ein Blitz durch die vornehmen Züge des Marquis, er faßte sich indeß mit der ganzen Uebung seines zierlichen Betragens.

„In der That, Monseigneur," also nahm er das Wort, „ich fühle ganz das Lächerliche meines Verhaltens, glaube jedoch nicht, daß man, aus diesem einzigen besondern Falle, die Wiederholung des Schongesagten unter meine Hauptfehler zählen wird. Indeß, ich weiß nicht was in der Luft steckt, welche von jenem alten Gemäuer zu uns niederweht. Statt in ihrer nördlichen Schärfe

meine Lungen zum Hüsteln zu reizen, wirkt sie auf meine Einbildungskraft zur unaufhörlichen Reproduction der mir seit meiner Kindheit kaum wieder in den Sinn gekommenen Begebenheit meines Ahnherrn, die sich auf den Untergang jener Burg bezieht, so daß ich dem Drange, sie immer wieder zu erzählen, so wenig widerstehen kann, als dem Niesen nach einer Prise Spaniol."

„Nun gut," entgegnete der Herzog, „so machen Sie sich heute zum letzten Mal auf diese Weise Luft, indem Sie die Großthat ihres deutschen Vorfahren hier noch dem Herrn Grafen — wiewohl unsertwegen mit einigen Variationen, wahr oder nicht wahr, — erzählen, denn dieser möchte von uns der Einzige sein, dem das Vergnügen ihrer Mittheilung bisher nicht zu Gute gekommen."

Der Graf fiel ein: „Ich würde dagegen ersuchen, sich meinetwegen nicht zu bemühen. Ich kenne diese Geschichte, wenn auch aus anderer Quelle, — und ohne den Herrn Marquis für das Betragen seines Ahnherrn verantwortlich machen zu wollen, — würde ich aus seinem Munde am allerwenigsten die Wiederholung dieser bedenklichen Kunde erwartet haben."

„Woher? wenn ich fragen darf," sprach der Marquis zwar verbindlich, aber mit ein wenig gereiztem Tone.

„Weil," also erwiederte der Graf, „man am wenigsten seiner eignen Familie Böses nachsagen sollte."

„Bei meiner Ehre, diese Rücksicht wäre die letzte

in meinem Sinne geweſen. Ich bin, wie ich bin, und nehme meine Ahnherren wie ſie waren. Ich verachte die Heuchelei bei meinen eigenen Thaten, und wenn es mir zufällig belieben ſollte, die Sache meines Ahnherrn zu meiner eigenen zu machen, ſo darf man darauf rechnen, daß ich ſie zu vertreten wiſſen werde, wie meine eigne."

„Aber Du Schelm von Marquis," lispelte der Baron, „wenn Du denn ſo vernarrt biſt in Deinen Ahnherrn, ſo gieb uns doch ein Soupé, mein Kind, in den Ruinen der von ihm zerſtörten Burg. Man könnte das Ding mit bunten Papierlaternen à la chinoise erleuchten, das gäbe einen artigen Effect. Einrichten müßte man ſich auf ächt militairiſche Weiſe, und die Sache wäre, hohl mich der Teufel, originell und pikant."

„Wohl wahr," gab der Marquis zur Antwort, „aber ich gebe nicht eher Soupés als wieder in meinem kleinen Hauſe zu Paris. Gedulde Dich bis dahin. Freilich wird uns Leokadie fehlen, indeß man braucht von Zeit zu Zeit etwas Neues, — und es wird mir wohl gelingen, einen Erſatz zu finden."

„Du haſt recht," rief der Baron, „Leokadie machte die Wirthinn mit einem Tacte, einer Grazie — Schade darum, daß Du Schmetterling ihrer ſo bald müde wurdeſt."

„Was iſt es mit dieſer Leokadie?" fragte der Herzog.

„Wie, Monſeigneur," beſtürmten ihn zwanzig Stimmen, „Sie hätten niemals im kleinen Hauſe des Marquis ſoupirt?"

„Guter Gott, wie wäre das möglich gewesen? Ihr Anderen wart Herren Eurer Zeit, wie aber hätte ich mich auch nur einen Abend von dem Oeil de boeuf losmachen dürfen? Also, Marquis, was ist es denn mit dieser Leokadie?"

„Monseigneur, Sie fordern da eines meiner kleinen Abentheuer, das eben so fein angelegt, als gut ausgeführt war. Es compromitirte mich am Ende in gewissem Sinne; aber was thut's? Es ist vielleicht etwas im Style mancher englischen Romane, aber man kann nicht stets Original sein. Lovelace hat mir immer gefallen. Im Grunde, wozu sind in der großen Welt die Weiber, als entweder unsere Vermögensumstände zu verbessern, oder uns zu amüsiren."

„Ihre Vorrede, mein lieber Marquis, ist plausibel, besonders für einen Philosophen, wie ich. Kommen Sie zur Sache."

„Es sind acht Jahre her," so hub der Marquis an, „als mein damals noch lebender Vater es für nöthig erachtete, mich zur weitläuftigen Anordnung gewisser Angelegenheiten auf unsere Güter im Elsaß zu schicken. Sie können denken, mit welcher Verzweiflung ich Paris verließ und wie verdüstert ich in unserem alten Schlosse zwölf Lieues von Strasburg ankam. Zudem, — es wird dort schon fast nur deutsch gesprochen, und ach! — der Herr Graf, wenn auch selbst ein Deutscher, ist ein viel zu getreuer Anhänger des Hauses Oestreich, um den Ausspruch Kaiser Karls V. übel zu nehmen, welcher meinte, mit Gott nur spanisch, mit seiner Dame fran-

zösisch und mit seinem Pferde deutsch sprechen zu können. Die Geschäfte, welche ich dort vorfand, waren überdieß langweilig; erträglicher Umgang war nicht aufzutreiben, und ich erkannte die Nähe meines völligen Unterganges, wenn nicht etwa die Feen Crebillons die Güte hätten, sich des verlassenen Prinzen anzunehmen. Vernehmen Sie den Beweis ihrer Höflichkeit, denn nur dieser konnte ich die artigste aller Situationen verdanken. Die Langeweile scheuchte mich an einem herrlichen Julinachmittage aus dem wüsten Schlosse und ich trieb mich planlos in der Gegend umher, die dort ganz hübsch ist. Ich kam in einen dichten Eichenwald und warf mich unter einen Baum, um les bijoux indiscrets von Diderot zu lesen. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß ein narkotischer Druck in der Luft mächtiger ist als der Reiz dieses Werkes. Ich schlafe ein. Lange muß ich geschlafen haben, denn die Sonnenstrahlen fallen schräg durch die Bäume, als ich erwache. Ein seltsamer Lärm hat mich erweckt. Gelächter, schäkernde Mädchenstimmen in meiner Nähe. Ich horche. Die Richtung ist gefunden. Ich theile mit Mühe das Dickicht; ein klarer Bach erscheint, und eine Anzahl junger Mädchen, leicht geschürzt in den silberklaren Wellen stehend, ist damit beschäftigt, Forellen zu fangen. Ich weiß nicht, welch ein Zufall, denn Absicht konnte es nicht sein, diese holden Kinder — sie waren es in der That, — zu den anmuthigsten, immer wechselnden Gruppen vereinigte. Dieses Lauschen, dieses Kichern, die laute Freude bei einem gelungenen Fange, die

Heimlichkeit der Umgebung, die Reflexe dieser lieblichen Gestalten im Wasser vereinigten sich, die reizendste Scene zu bilden. Ich hatte bisher nur die Damen der großen Welt gesehen. Daß die ländliche frische Natur unsere Sinne mit einer viel beglückenderen Macht gefangen nehmen könne, ahnete ich nicht. Ich war jung, der Reiz der Neuheit fesselte mich, und ich belauschte die gefällige Erscheinung mit dem lebhaftesten Interesse. Aber sieh, plötzlich zeigt mir ein rascher Wechsel in der Stellung der artigen Fischerinnen eine Gestalt, welche mir bisher verdeckt gewesen. Ein Mädchen, größer als die übrigen, vom herrlichsten Wuchse, müßig auf einem großen Steine in der Mitte des Wassers sitzend, den Korb neben sich, in welchen die gefangenen Fische von Allen gelegt werden, mit den Füßen gleichsam sinnend im klaren Wasser plätschernd. Man hat das Wort schön so oft an weibliche Formen verschwendet, die den Glanz, in welchem sie sich darstellten, nur der künstlichen Sorgfalt verdankten. Dieses Mädchen war wirklich schön, und das Pochen aller meiner Pulse bekräftigte es, daß ich hier, nachdem ich den Frauen so viele siegreiche Bestrebungen gewidmet, zum ersten Mal in meinem Leben eine wirkliche Schönheit erblickte. — Was soll ich Ihnen dieses Geschöpf beschreiben. Man muß Voltaire sein, um solche Vereinigung aller Vollkommenheiten zu schildern, Titian, um sie zu malen. Ich sah und sah, und der Kopf schwindelte mir. Ich wollte für einen Moment meinem Blicke eine andere Richtung geben, ein Zauber schien ihn indeß mit un-

besiegbarer Gewalt an diese Huldgestalt zu fesseln. — Was mich aber in ruhender Stellung entzückte, sollte mich von Sinnen bringen in der Bewegung. Die Nymphen dieser Göttinn — denn war es mir zu verargen, daß dieses Schauspiel mich ernstlich in die alte schöne Welt der Fabeln versetzte? — wollten ihr nicht länger den Platz ihres wellenumsprudelten Thrones gestatten; unter fröhlichem, neckendem Geschwätz wollten sie die Herrliche zu sich in das Wasser hinabziehen. Sie steht schnell auf, ein niedrigerer Stein dient ihr zum Fußgestelle, und von diesem weiß sie mit bewunderungswürdiger Anmuth der Bewegung die Angriffe von sich abzuhalten. Nichts gleicht ihrer Gewandtheit, mit welcher sie bald rechts, bald links das Bestreben der Andern zu beseitigen weiß, die sie unter lautem Gelächter von der schlüpfrigen Stelle hinunterziehen wollen. Oft schwebt sie auf der rosigen Spitze ihres Fußes, aber der geringe Stützpunkt hält sie wider alles Erwarten. Sie ist bei den Händen ergriffen, sie wird schon dahin gezogen. Plötzlich ist sie wieder frei und die Gegnerinnen liegen im Wasser. So würde Diana den Aufruhr ihrer Jägerinnen bemeistern, so Venus die bacchantischen Schelmereien ihrer Grazien in die Schranken zurückweisen. Warum umgaukelten nicht Liebesgötter und Tauben dieses verstreute Blatt aus den Wundern des Olymps? Warum fehlte der Schwan, um mit den ausgespannten Flügeln zu ihren Füßen die göttergleiche Leda zu beschirmen? — Sie sehen mich forschend an, Monseigneur. Sie fragen nach meinem Verhalten solchen Lockungen gegenüber. —

Man ist bei den Frauen nur im tête à tête auf der rechten Stelle. Unter Vielen ist die alberne Figur des Actäon noch heute eine symbolische Warnung für alle Freunde galanter Abentheuer. Ein Pinsel wäre außer sich in die Mitte dieses begeisternden Bildes gestürzt. Ich blieb in meinem Versteck. Mir kam einmal in den Sinn, daß es für meine Ruhe am besten gewesen wäre, mich zu entfernen. Aber jede Bewegung hätte mich verrathen. Ich mußte Zeuge dieses Spieles bleiben bis an das Ende. — Meine Herren, es war keine kleine Prüfung, die mir das schelmische Schicksal bestimmte.

Ich traf auf meinem Schlosse ein als ein Berauschter. Wenn ich diese Göttinn nicht mein nennen konnte, — was waren mir alle meine bisherigen Siege?

Ich lasse mich am nächsten Morgen frisiren in Gegenwart des Intendanten meines Vaters, der meine Befehle zu empfangen herbeigerufen war. Man meldet die Tochter der Predigerwitwe zu K—, denn jene Gegend ist durchaus protestantisch. — „Gnädiger Herr," sagte der Intendant, „das ist Bettelvolk; höre der Herr Marquis die Dirne nicht einmal an. Die Ansprüche, welche dieses Gesindel macht, sind aus der Luft gegriffen." — Rosignol, mein Laufer, flüstert mir aber zu: „Lassen Sie ja das Mädchen eintreten, mein Gebieter, es ist eine Waldblume, die alle Fenstergärten der Straße St. Honoré beschämt." Ich folge seinem Winke. — Bei den Grazien! — es ist meine Diana von gestern. Aermlich gekleidet, aber mit einer gewissen Zierlichkeit, schön zum Rasendwerden. Sie

kommt selbst, weil ihre Mutter, vom Schlage getroffen, auf einem Fuße gelähmt ist, meine Gnade um gewisse Vortheile anzusprechen, welche zum Witthume derselben gehören sollen und welche der Intendant ihr streitig macht. Ich hörte nicht, wovon die Rede, es versteht sich aber von selbst, daß ich vollkommen ihrer Meinung war, den Intendanten versicherte, daß er ein Esel sei, und das Doppelte ihrer Forderung gewährte. Sie fiel mir zu Füßen, sie bedeckte meine Hand mit Küssen und Thränen. Ich hob sie auf, ich versicherte, daß ein einziger Kuß von ihren Lippen das Gewährte hundertfach bezahle, und ich schickte mich an, diesen Lohn einzufordern. — Da tritt sie zurück mit hochrothen Wangen und wendet sich rasch von mir zum Intendanten. „Ich sehe wohl, Herr Intendant, sagt sie, daß Sie doch Recht hatten, unsere Bitten zu versagen. Der Herr Marquis ist sehr gütig, wir dürfen aber seine Gnade nicht empfangen, und verzichten freiwillg darauf und für immer." — Sie verneigt sich, und ehe ich im Stande bin, sie zurückzuhalten, ist sie verschwunden."

„Marquis," rief der Herzog, „Ihre Grisette ist allerliebst. Aber fahren Sie fort."

„Monseigneur, Sie werden begreifen, daß dieser Widerstand nur meine Leidenschaften entflammte. Zum schmachtenden Seladon hat mich aber die Natur nicht bestimmt und meine bereits gewonnene Kenntniß der Frauen gab mir bald zweckdienliche Operationsplane zur Eroberung dieser anmuthigen Festung. Schon am folgenden Tage er-

öffnete ich die Tranchéen, indem ich die arme Familie in ihrer Wohnung aufsuchte. Ich vermied es, der Tochter besondere Aufmerksamkeit zu bezeigen, ich widmete meine Theilnahme nur der leidenden Mutter. Ich gewährte ihr, was die spröde Tochter gestern ausgeschlagen, und fand die arme Frau nicht so bedenklich. Ich besorgte einen Arzt aus Strasburg für die Kranke, versorgte sie mit Stärkungsmitteln, mit Geld, alles mit dem Anscheine der völligen Uneigennützigkeit. Kurz, die Dankbarkeit überlieferte mir ein Außenwerk nach dem andern und schon meinte ich den Platz zur Capitulation auffordern zu dürfen, als ich bei dem mir ganz ergebenen Geschöpfe auf Grundsätze stieß, die aller Kunst, aller Weltübung trotzten. Sie schwamm in Thränen, sie betheuerte, ihr Leben für mich jeden Augenblick lassen zu wollen, sie schwur, Niemand auf Erden lieben zu wollen als mich, — aber — Sie fühlen, meine Herren, daß in diesem Aber die chinesische Mauer liegt, wissen indessen, daß diese Mauer auch überstiegen worden und — ich war aufs Aeußerste gebracht, ich mußte — es war mir zur Ehrensache geworden — mein Ziel erreichen. — — Ich biete ihr meine Hand an. — Sie steht versteinert und verweiset mich an ihre Mutter, indem sie sich erschüttert losreißt und sich in die Einsamkeit flüchtet. Ich wende mich an die Mutter, sie ist wie vom Blitze getroffen, hält dann meine Aeußerung für Scherz, erschrickt vor meinen Betheurungen und macht mich auf den Zorn meiner Eltern, auf den Unterschied des Standes aufmerksam. In

Hinsicht des Letztern antwortete ich mit Phrasen aus Rousseaus Emil, die Abneigung meiner Eltern beseitige ich durch Versprechen eines vorläufigen Geheimnisses unserer Verbindung, bis mein Vater, welcher der vorurtheilfreiste Mann von der Welt sei, nach und nach vorbereitet und für den günstigen Empfang der reizenden Schwiegertochter gewonnen sei. Man stellt noch einige Bedenklichkeiten auf, aber der geübte Weltmann weiß die Einwendungen zweier unerfahrnen Frauenzimmer zu beseitigen, deren Neigungen und Eitelkeiten auf das Feinste geschmeichelt sind, und — mein Vorschlag wird angenommen. Die Freude, ihre Tochter als künftige Marquise Enevaux de la Givardiere zu sehen, ist zu groß für die untergrabene Lebenskraft der alten kranken Mutter. Sie stirbt vor Freude und legt im letzten Athemzuge die Hand ihrer Tochter segnend in die meinige. Das ganz anhanglose Mädchen wirft sich mir ohne Willen in die Arme. Sie verläßt nach meinen Anordnungen das Dorf, um sich nach Strasburg zu einer Verwandtinn zu begeben. Von dort will ich sie heimlich abholen und nach meinem kleinen Hause in Paris in der Vorstadt St. Marceau bringen, das ich mit einigem Vermögen so eben von meinem Onkel geerbt hatte und über welches ich frei verfügen konnte. Sie will mir aber nicht folgen, ohne meine Gemahlinn zu sein, und da Sie Alle mir zutrauen, wie ich für einen solchen Fall die in meinem Sinne allein zweckdienlichen Vorkehrungen getroffen, so wurde ich in ihrem abgelegenen Zimmer in Strasburg mit so vieler Sal-

bung getraut, daß Leokadie — diesen Namen hatte ich meiner Geliebten gegeben — in Thränen des Dankes und der Rührung zerfloß."

„Marquis, das war ein verwegenes Spiel," sagte der philosophische Herzog. „Aber was nun kommt, versteht sich von selbst. Sie und Ihre Schöne kamen in der besten Laune von der Welt in Ihrem kleinen Hause zu Paris an. Sie richteten den heimlichen Aufenthalt der Dame zu einem dritten Trianon ein, das Sie noch heute bezahlen sollen. Die Kleine — aber nein, klein war sie wohl nicht — fand sich vollkommen befriedigt, die Frau Marquise in ihren vier Pfählen zu spielen, und die Nachbarschaft war nicht von der Art, sie zu enttäuschen. Sie nahmen Meister aller Art an, um den wahrscheinlich glücklichen Talenten Ihres Spielzeuges zu Hülfe zu kommen. Sie spielte das Pianoforte —"

— „Nein die Harfe," rief der Marquis, „und meisterhaft."

„Sie sang," fuhr der Herzog fort, „sie war heimlich in den Schauspielen, Opern und bei öffentlichen Festen, gewann dadurch die Uebung der großen Welt; kurz, Ihrer Leokadie fehlten bald nur hunderttausend Livres jährlicher Einkünfte und ein Name, um würdig als Ihre Gemahlinn auftreten zu können."

„So war es, Monseigneur."

„Bald führten Sie Ihre vertrauten Freunde in den geheimen Aufenthalt Ihrer Wonnen. Leokadie trat als Ihre Freundinn auf, und ihre Würde und Anmuth

verschafften ihr Schonung und Ansehn. Man soupirte vortrefflich, trank noch besser. Nichts fehlte diesem Familienleben als, —"

„Meine Beständigkeit," fiel der Marquis ins Wort. „Zwei Jahre dauerte dieses Spiel und im dritten fing es an, mich zu ermüden. Mein Vater war gestorben; ich fand seine Lage nicht so glänzend, als sein Aufwand mich voraussetzen ließ und ich sah die Nothwendigkeit ein, meine Finanzen durch eine reiche Heirath zu verbessern. Eingenommen von diesem Gedanken, war es wohl natürlich, daß ich Leokadien, deren Unterhalt mich ohnedieß große Summen kostete, sichtlich vernachlässigte, selten, oder verdrüßlich bei ihr erschien und auf Gelegenheit dachte, sie auf die beste Weise los zu werden. Dieses Betragen erschütterte sie tief. Bitten, Thränen, Schmeicheleien wurden von ihr an mich vergeblich verschwendet, und der Argwohn trat an die Stelle ihrer bisherigen Zufriedenheit. Unterdessen hatte ich die verwittwete Gräfinn von C — zum Gegenstand meiner Bewerbungen erwählt."

„Die dreißigjährige Kokette?" rief der Herzog.

„Ja, — mit hundertundzwanzigtausend Livres jährlicher Einkünfte. — Das Bestreben, ihr den Hof zu machen, entfernte mich fast gänzlich von Leokadien, aber — je argwöhnischer diese in meinem kleinen Hause wurde, je spröder begegnete mir die Gräfinn in der großen Welt; so vereinigten sich alle Elemente zu der Katastrophe, die ich nun zu erzählen habe.

Die Königinn fuhr von Versailles nach St. Cloud,

das sie unlängst erst, zum Aerger aller Welt, sich persönlich angeeignet hatte, und da der Herzog von Bourbon an dem nämlichen Tage auf der Jagd war, zu welcher mich einladen zu lassen, er die Gnade gehabt, begegneten wir Ihrer Majestät, als wir zurückkehrten. Ich weiß nicht, was es war, wovor die Pferde des königlichen Wagens scheuten und ausrissen. Die Königinn war in großer Gefahr, wir bemühten uns, ihre Berline, die pfeilschnell dahin flog, einzuholen und aufzuhalten. Mein englisches Rennpferd — Baron, Du wirst Dich des Papillons noch erinnern — überholte den Sturmwind, wie hätte er sechs schwerfälligen Normännern nicht das Ziel abgewinnen sollen? Ich kam Allen zuvor, sauste an der Königinn vorüber, im nämlichen Augenblicke, als der Luftzug ihren Schleier von ihrem englischen Strohhute losmachte und ihn wie ein Duftwölkchen daher und an meine Schulter führte, auf der er hängen blieb. Dem Sattelpferde, das den Postillon bereits abgeworfen hatte, falle ich in den Zügel, bringe die Rosse zum Stillstand; der Postillon ist wieder zur Hand; der Leibkutscher gewinnt die ihm entfallene Herrschaft wieder; die gebändigten Thiere keuchen und schnauben. Ich sprengte an den Wagen. Neben der Königinn, welche ihre Haltung nicht verloren, saß die Prinzessinn von Lamballe, im Rücksitze Frau von Polignac und Frau von Clermont-Tonnere; ich überreichte Marien Antoinetten den Schleier mit ehrerbietiger Grazie und den Worten: „Madame hat im schnellen Fahren den Schleier verloren und mein einziges Verdienst

ist, ihn aufgefangen zu haben. Ich bin so glücklich, ihn Ihrer Majestät zu überreichen."

„Ventre gris! das war fein," scherzte der Herzog.

„Die Monarchinn sagte: „Behalten Sie ihn, Herr Marquis. Die bedrängte Königinn ist nur eine Dame und hat in dem Befreier stets den Ritter zu belohnen." — Die Geschichte machte Aufsehen. Der Schleier war ein Prachtstück aus den Geschenken Tippo Sahebs, und da ich ihn nicht behalten durfte, war alle Welt darauf gespannt, wem ich ihn geben werde, Niemand mehr aber als die gute Gräfinn von C., die, nun durchaus günstig für mich gestimmt, mit diesem Ehrengeschenke der schönsten Souveraine der Welt als erklärte Braut des Beglückten in Versailles aufzutreten gedenkt. Unglücklicher Weise hatte meine Nachlässigkeit die Sache schon in eine Verwirrung gebracht, welche die gewaltsame Zerschneidung des Knotens herbeiführte. Am Tage jenes Jagdfestes, eben im Palaste Elisée-Bourbon entlassen, begab ich mich zu Leokadien und zeigte ihr den Schleier, in der Absicht, ihr die Geschichte der heutigen Erwerbung desselben zu erzählen, keinesweges aber in der, ihn ihr zu schenken. Da ich darüber kein Wort fallen ließ, mochte sie durch meine Kälte und sichtbare Zerstreuung um so empfindlicher berührt werden, und es kam zu einigen Vorwürfen, die ich schneidend abwies, zu einigem Streite, der mich in Hitze versetzte und ihr Thränen entlockte. Kurz, ich ging plötzlich und ärgerlich und vergaß den unseligen Schleier auf dem Tische. In den nächsten Tagen war ich nicht bei

ihr und hatte ganz andere Dinge im Kopfe, als diesen Schleier. Nun traf es sich, daß der erste Opernball in diesem Winter gegeben wurde. Leokadie schrieb ein Billet an mich, in welchem sie mich bat, sie maskirt auf diesen Ball zu führen, wie es sonst oft geschehen. Ich hatte aber schon mit der Gräfinn eine solche Verabredung getroffen, von welcher Leokadie natürlich nichts wissen durfte, und ich schlug ihre Bitte in wenigen bestimmten Zeilen ab. Leider hatte mein treuloser Mohr gegen ihre Kammerfrau aber nicht reinen Mund gehalten, und so war ihr wenigstens so viel hinterbracht, ich werde mit einer andern Dame den Ball besuchen.

Die Gräfinn und ich, als Zaire und Orosman, befanden uns wirklich auf dem Balle. Eine weibliche Maske in prächtiger idealischer, ebenfalls morgenländischer Kleidung, streift an mir vorüber und ruft mir leise so überraschend meinen Namen zu, daß ich aufmerke und mich dadurch verrathe. Ich achte dieses nicht weiter, ob ich gleich wahrnehme, daß die Maske, uns stets von fern folgend, mich nie aus den Augen verliert. Sie verschwindet zuletzt und ich beschließe hiernächst, die Gräfinn in eins jener reizenden Cabinette zu führen, welche so oft der Schauplatz glücklicher Rendezvous gewesen sind, um in dieser Abgeschlossenheit ihr endlich die Annahme meines Heirathsantrages abzulocken. Sie ist auf meinen ersten Vorschlag, in einem Seitenzimmer auszuruhen, willig, mir zu folgen. Ohne Scheu betritt sie das vorherbestellte Gemach, das mit dem Boudoir einer Sultaninn

an Pracht wetteifert, in Geschmack und Eleganz es aber überbietet, und läßt geschehen, daß es, nachdem Erfrischungen herbeigebracht worden, verschlossen werde. Ich werfe mich ihr nach einigen Augenblicken zu Füßen, erneuere ihr die Darstellung einer angeblich glühenden Leidenschaft und beschwöre sie endlich, mein Glück zu entscheiden und meine Hand anzunehmen, wie sie mein Herz schon besitze. Sie stützt sich stolz und kalt mit dem einen Arm auf die Kissen der Ottomane und sieht lange mit ironischem Lächeln auf mich nieder; endlich sagt sie: „Wohlan, Marquis, ich werde sofort einwilligen, die Ihrige zu werden, wenn Sie mir den Schleier der Königinn in diesem Augenblicke herbeischaffen und ihn in meine Hand legen, — sonst aber niemals, — merken Sie wohl, Marquis, — sonst niemals." Der Ton, in welchem sie dieses sagt, erschreckt mich, und ich habe noch nicht Zeit, meine Nachlässigkeit zu verwünschen, als Etwas wie eine flimmernde Wolke durch das Zimmer weht und zu den Füßen der Gräfinn niedersinkt. Es ist der Schleier der Königinn. — Sie hebt ihn auf, betrachtet ihn genau, dann sagt sie: „Fürwahr, Marquis, Sie haben dienstbare Geister." Ich fasse mich schnell. Es ist mir außer Zweifel gestellt, daß wir behorcht werden, wenn ich auch nicht Zeit habe, mir klar zu machen, von wem? Indeß ich ergreife mit dreister Entschlossenheit die Gunst des Augenblickes, aber im Bewußtsein des verborgenen Anwesenden, der mir nach Umständen, als Zeuge des schnell geknüpften Verlöbnisses, nützlich werden kann, und

bemächtige mich mit zärtlicher Gewalt der Hand der Gräfinn.

„Der Schleier der Königinn ist da," rufe ich. „Ich halte Sie beim Worte. Erklären Sie sich jetzt, meine Wünsche krönen, meine Gemahlinn werden zu wollen."

Die Gräfinn erhebt sich und spricht: „Wohlan denn, Marquis, ich will —"

In diesem Momente wird sie von einem kreischenden Nein unterbrochen, von dem das ganze Zimmer tönt.

Die Drapperie der Wand fliegt auseinander, und Leokadie in jener reichen Maskentracht, deren ich vorhin gedachte, stürzt hervor. —

„Nein," ruft sie noch einmal, „schändlicher Betrug! — er ist mein Gemahl!" — und damit sinkt sie auf die türkischen Polster, welche ringsumher angebracht sind. Ich bekenne, daß ich in diesem Augenblicke wie vom Blitze getroffen, erstarrt und ohne Selbstbestimmung dastehe, denn wie konnte ich auf solche Ueberraschung gefaßt sein? Die Gräfinn findet sich sogleich. Sie wirft mir einen stolzen vorwurfsvollen Blick zu, nähert sich Leokadien und überreicht ihr den Schleier. — „Nehmen Sie, Madame," sagt sie, „hier Ihr Eigenthum zurück, und mit ihm die Versicherung, daß ich weit davon entfernt bin, Sie eines solchen Gemahls berauben zu wollen."

Leokadie ergreift den Schleier mit beiden Händen, — drückt ihn an ihre Brust und sieht erst die Gräfinn,

dann mich, mit groſsen von Thränen überſtrömenden Augen an.

Endlich finde auch ich mich wieder, aber nur, damit eine Wuth ſich meiner bemeiſtere, wie ich ſie noch niemals empfunden. Ich reiße den Dolch aus meinem Gürtel, aber — es iſt nur eine Maskenwaffe von verſilberter Pappe. Ich ſchleudre ihn auf den Boden und wende mich zu Leokadien. — „Elende," rufe ich, „wäre dieſes Spielwerk wirklich, was es vorſtellt, ſo würdeſt Du es in dieſem Augenblicke in Deinem Herzen fühlen. Aber das Geſchick gewährt mir eine viel ſüßere Rache. — Du wäreſt meine Gemahlinn? — Kein Prieſter, ein verkleideter bezahlter Gauner hat unſeren nichtigen Bund geſchloſſen. Bezeichne Dir jetzt ſelbſt, was Du biſt. Lebe — aber in der Schande und Entehrung, der ich Dich überliefere."

Leokadie fährt auf. Ihr Geſicht bekommt die Farbe des Todes, ihre Lippen werden blau, ein heftiges Zittern ergreift ſie. Ihre beiden Hände haben den Schleier der Königinn krampfhaft gefaßt. Der Zuſtand dauert vielleicht eine Minute, dann ſtößt ſie einen Schrei aus, der, ich geſtehe es, mir ſelbſt durch alle Nerven ſchneidet; ihre Hände zucken von einander; der Schleier entſinkt der einen, die andere hält noch ein Stück deſſelben, das ſie, ſo viel ſie umfaſſen konnte, herausgeriſſen. Sie ſelbſt würde auf den Boden geſtürzt ſein, wenn die Gräfinn ſie nicht in ihren Armen empfangen und ſanft auf die Ottomane niedergelaſſen hätte. Ernſt und ſtill beſchäftigt dieſe ſich um die Ohnmächtige. Mir

wird nun deutlich, daß Aufsehen vermieden, daß Leokadie heimlich fortgebracht werden muß. Ich öffne die Thüre, eile hinaus und gebe meinen im Vestibül wartenden Leuten Befehl, meinen Wagen vorfahren zu lassen, indem ich sie nach meinem kleinen Hause bringen will, und fliege zurück. Die Gräfinn hat eben den Schleier der Königinn aufgehoben und giebt ihn Leokadien, die sich wieder erholt hat. —

„Nimm, Unglückliche," sagte sie ihr, „dieses verhängnißvolle Gewebe für Dich, mir lasse das Stück, welches Du in Verzweiflung demselben entrissen, so haben wir Beide Andenken, welche uns an diese Stunde und an die Treue und den Werth der Männer lebenslang erinnern."

Sie nahm das Stück aus Leokadiens Hand und barg es in ihrem Busen. Dann richtete sie diese auf, welche sich nur wie ein Automat zu bewegen schien, und führte sie durch die vordern Räume, ohne den Saal zu berühren, bis zum Ausgange des Hauses. Durch einen irrthümlichen Eifer meiner Leute ist nicht mein Wagen, sondern der der Gräfinn vor die Thüre der Oper vorgefahren. Diese läßt Leokadien in denselben heben, steigt ein und fährt mit ihr nach ihrem Hotel, ehe ich es hindern kann.

Dieses war natürlich gegen meine Intention, denn ich wußte nicht, wie die Gräfinn die Entdeckungen, welche ihr über mich zu Theil geworden, und den wider mich sprechenden Belag bei Leuten, die noch in kleinli-

chen Vorurtheilen befangen, aber im Beſitze der Macht waren, benutzen werde.

Andern Tages fuhr ich bei ihr vor. Der Portier verkündete, die Frau Gräfinn ſei mit einer fremden Dame ab- und nach ihren Gütern in Deutſchland gereiſet, welche bekanntlich den reichen Nachlaß ihrer verſtorbenen Mutter, einer deutſchen Fürſtinn, ausmachten. So viel ich erfahren habe, hat ſie dort ſehr eingezogen gelebt, bis ſie vor zwei Jahren in der Blüthe des Lebens geſtorben. Von Leokadien habe ich ſeither nichts vernommen.

Dieſes iſt meine Geſchichte, Monſeigneur. Ich will nicht behaupten, daß ſie ganz ſo moraliſch ſei, als die Erzählungen von Marmontel, aber ſie iſt deshalb nicht minder lehrreich, denn ſie beweiſet, daß bei dem an ſich nothwendigen allgemeinen Unbeſtande der irdiſchen Dinge ſogar unſere Leidenſchaften und ihr Wankelmuth zur Beförderung unſeres Glückes gereichen. Wäre es mir nicht gelungen, mir Leokadien in jenen Tagen anzueignen, da meine Regungen am heftigſten waren, ſo hätte ſich mein Charakter in tauſend kleinen nichtigen Liebeshändeln, in einem ewigen Wechſel der Sinnlichkeit verflacht und in der grenzenloſen Zerſtreuung wäre die Kraft meiner Seele zerſplittert, von der ich jetzt ſo reiche Früchte erwarte. Eben ſo nützlich iſt ſie mir in meinem Verhältniſſe zur Gräfinn von C. geworden. Dieſe Frau, obgleich von ausgezeichneter Geſtalt, beſaß doch keine von den Eigenſchaften, die im Stande ſind, mich zu feſſeln. Ich bedurfte nur ihres Vermögens zur

Wiederherstellung meines Credites, und was würde es mir jetzt helfen, wenn ich es erlangt hätte? Durch den frühzeitigen Tod meiner Gemahlinn wäre ich um alle Vortheile meiner Ehe gekommen, da ich mit meinen Kindern entweder theilen, oder ohne diese, neben ihren Seitenverwandten, höchstens mit einer magern Rente hätte ausscheiden müssen.

Wenn gleich in allen Handlungen unseres Lebens unser eigener Vortheil die erste Rücksicht sein muß und soll, so dürfen wir nebenbei auch Andern den ihrigen gönnen, falls er mit dem unsern verträglich ist; denn Selbstverleugnung ist eine von jenen Chimären, welche den rohen Zeitaltern, nicht aber dem verfeinerten Zustande der Gesellschaft angehören, in welchem Alles auf der Spitze steht, Alles balancirt und mithin Jeder augenblicklich das Gleichgewicht verliert, wenn er die ausschließliche Selbstbeziehung, den Schwerpunkt, aufgebend, sich dem Andern zuneigt. Dieserhalb dürfen wir der Gräfinn und auch Leokadien zu der Entwickelung einer Begebenheit, welche sie gewaltsam ergriffen hatte, wohl aufrichtig Glück wünschen. Der Gräfinn, sie hätte nach drei Tagen mit einigem Schreck wahrgenommen, wie sie etwas ganz Anderes an mir empfangen, als sie erwarten durfte: Leokadien, weil sie über zwei Jahre ihrer Jugend alle Reize des höchst verfeinerten Lebensgenusses, des ausgesuchtesten Luxus, im süßen Wahne eines hohen Ranges und glänzender Erwartungen nicht nur genießen, sondern auch auf die trefflichste Weise von der Welt eine Ausbildung in Kün-

ſten und Wiſſenſchaften vollenden dürfen, die ſonſt von Perſonen ihres Standes nur mit großer Mühe und unter dem Drucke der äußerſten Demüthigungen und Entbehrungen gewonnen werden. Ihre Enttäuſchung war zwar bitter, indeß, man hat nichts Gutes in der Welt umſonſt, und auch mir war jene Situation nicht angenehm. Jetzt muß es Leokadien genügen, daß ich doch immer ihr Glück gemacht habe, denn bei ihren ausgebildeten Fähigkeiten des Geiſtes, bei ihren vielen und guten Kenntniſſen, bei der Anmuth und Feinheit ihres Betragens muß es ihr überall, und vollends in Deutſchland, leicht geworden ſein, ſich irgend ein ſelbſtſtändiges angenehmes Loos zu verſchaffen. Es iſt alſo hieraus abzunehmen, wie der tiefe Gedanke, welchen der größte Philoſoph aller Zeiten, der unſterbliche Voltaire, in ſeinem bezaubernden Candide nur darum ſo witzig beſpöttelt, um ihm deſto leichter und allgemeiner Eingang zu verſchaffen, daß Alles in dieſer Welt, ſo wie es eben iſt, auch am beſten ſei, in vollkommener Wahrheit beſtehe, und daß man nur mit Geiſt und Geſchmack zu leben brauche, um alle Lehrſätze der Weisheit praktiſch nach und nach erwieſen zu ſehen. Es dürfte nur noch in Frage ſtehen, ob ich mich durch ſolche Bekenntniſſe bloßſtelle. Einmal aber hat ſchon Rouſſeau in ſeinen Confeſſionen bewieſen, wie das Urtheil der Welt über uns ſelbſt völlig gering zu achten ſei und wie die Rückſicht, was Andere über uns ſagen könnten, uns nie abhalten darf, uns im Allgemeinen, wo nicht beſondere Zwecke Kunſt und Verſtellung erfordern, zu geben,

wie wir sind, weil, da wir einmal so sind, wir auch den Muth haben müssen, unsere Eigenthümlichkeiten zu vertreten. Ich habe mir auch hierbei nichts vorzuwerfen, als daß ich mich überraschen lassen. Das ist lächerlich und ich erlaube Ihnen, zu lachen. Es könnte hin und wieder Leute von schwacher Beurtheilung und geringer Kenntniß der Menschen und der großen Welt geben, welche mein Verfahren, um Leokadien für meine Neigungen zu gewinnen, Betrug, Verführung nennen möchten. Diesen, wenn ich ihnen Rede stehen möchte, würde ich mit Condamine und Marien Antoinetten antworten: „Das Leben ist ein Punkt und darum muß man es verschönern*)." Ueber den Betrug endlich hat nur der sich zu beklagen, welcher sich betrügen lassen, und so, Monseigneur, übergebe ich meinen kleinen Roman Ihrer Discretion."

Der Herzog stand feierlich auf und sagte: „Umarmen Sie mich, Marquis. Ihre Begebenheit ist des

*) Condamine, der berühmte Reisende, erzählte beinahe so bewunderungswürdig als sein Nachfolger Alexander von Humboldt. Er schilderte Marien Antoinetten, als sie noch Dauphine war, die Beschwerlichkeiten seiner Reise in den Andes. Die junge, schöne, lebensfrohe Prinzessinn fragte: wie es möglich sei, für eine bloße Idee sich solchen Mühen und Entbehrungen zu unterziehen. Condamine antwortete: „Das Leben ist nur ein Punkt." Die Dauphine entgegnete: „Darum muß man es verschönern." Hätte sie gesagt: „Darum muß man es würdigen," so dürften ihr und der Welt entsetzliche, beweinenswerthe Erfahrungen erspart sein.

großen Marſchall Richelieu, des Alcibiades der neuen Zeit, vollkommen würdig, und wenn Sie allerdings darin einmal in ein kleines Ridicül gerathen ſind, ſo bringt doch die Fülle der feinen und tiefen Bemerkungen, welche Sie an Ihre Darſtellung knüpfen, der erhabene Geſichtspunkt, aus welchem Sie die Vorfälle und ſich ſelbſt anſehen, jeden Lacher zum Schweigen und ſichert Ihnen die Bewunderung Aller und beſonders eines Philoſophen, wie ich einer bin. Nehmen Sie die Gläſer, meine Herren, — unſer Marquis ſoll leben!"

Dieſer hatte durch ſeinen abſcheulichen, mit der Afterweisheit der damaligen großen Welt ausgeſtatteten Bericht den Beifall ſeiner anweſenden Landsleute ſo ſehr erworben, daß ſie aufſprangen, ihre Gläſer zuſammenklingen ließen und den Toaſt mit Jubelgeſchrei begleiteten. Unſer Deutſche, der Graf von B., allein blieb ſitzen und berührte ſeinen Wein nicht. Der Marquis faßte ihn ſcharf ins Auge.

„Nun, Herr Graf," ſagte der Herzog, „und Sie ſtehen an, die Bezeigung unſeres Beifalles zu theilen? — Nehmen Sie Ihr Glas, — trinken Sie."

Der junge Deutſche ſtand auf, erhob ſein Glas und ſchleuderte es auf den Boden, daß es zerſprang.

Alles fuhr auf. — „Was iſt das? — Was ſoll das bedeuten?" fragten zwanzig Stimmen auf ein Mal. „Wir fordern Erklärung."

„Ich gebe ſie," rief der Graf. „Nach meinen Begriffen von Ehre kann ich mit ſolcher Geſellſchaft nicht trinken."

Alle wollten zugleich sprechen, fragen, — aber der Marquis machte sich vor Allen vernehmbar. „Gemach, meine Herren, die Sache geht zunächst mich an, ich habe also für Sie Alle Erklärung zu verlangen und benach zu handeln."

Er trat mit Anmaßung vor den Grafen und fragte im hohen Tone: „Mein Herr, der Marquis Ennevaur de la Givardiere, Ludwigsritter, General in der Armee des eigentlichen Frankreichs, läßt sich herab, Sie, den Deutschen, den Capitain mit einem dunkeln, unbekannten Namen, zu fragen, warum Sie hier auf sein Wohl nicht trinken wollen?"

„Weil der Marquis ein Nichtswürdiger ist, der nicht werth ist, daß ich ihm den Degen aus der Scheide reiße und ihn ihm an den Ohren zerbreche."

„Sieh da," sagte der Marquis lächelnd und mit größter Ruhe, „das erinnert an den bon ton der deutschen Lansquenets weiland Karls des Sechsten. Ich bin es also, von dem es Ihnen beliebt, so angenehmen Aeußerungen Raum zu geben?"

„Ja Sie und Alle, welche so tief gesunken sind, um sich an den Ergebnissen Ihres schändlichen Betruges, an dem Berichte Ihrer Niederträchtigkeiten zu erfreuen."

„Mein Herr Graf," erwiederte Jener mit kaltem Hohne, „Ihre Höflichkeiten sind eben so neu als unübertreffbar. Vorhin haben Sie gehört, daß ich das Urtheil der Welt, besonders wenn sie aus so wohlerzogenen Leuten besteht als Sie, verachte und den Muth

habe, meine Eigenthümlichkeiten zu vertreten. Es wird sich zeigen, ob es mit Ihnen eben so bestellt ist. — Meine Herren," — indem er sich zu dem Andern wendete — „Sie sind zwar Alle beleidigt, aber Sie werden einsehen, daß Sie sämmtlich sich doch unmöglich mit Einem schlagen können; ich nehme Ihre Sache also mit zu der meinigen und werde sie führen. — Mein Herr Deutscher, es ist zwar beinahe Mitternacht, aber ich bin niemals gewohnt gewesen, eine Beleidigung mit mir zu Bette zu nehmen. Wir haben trefflichen Mondschein, — eine Beleuchtung, welche Ihre Landsleute ja ohnehin so sehr lieben, und dort das Schloß, welches die Rache meines Ahnherrn zerstörte, glänzt in einem wahren Silberlichte, es muß dort hell sein wie am Tage. Der Ort ist nicht zweitausend Schritte von hier. Ich lade Sie ein, in Gesellschaft des Herrn Herzogs und des Barons hier sofort eine kleine Promenade dorthin an meiner Seite zu machen. Zwei Pistolen und zwölf Schritte zwischen uns werden in einem Augenblicke unsere Angelegenheit so trefflich in Ordnung bringen, daß wenigstens Einem von uns ein ewiges Stillschweigen über das Geschehene auferlegt werden wird."

Er ließ seine Uhr repetiren. „Richtig, Elf und drei Viertel. — Kann ich das Vergnügen haben, mein Herr Graf? —"

Dieser hatte sich gesammelt und sagte: „In der Armee, der ich angehöre, würden Sie, nach solchen Selbstbekenntnissen, zwar unter der Würde eines Ehrenmannes stehen, — indeß — kommen Sie, — ich

habe besonderen Grund, Sie meiner Waffe gegenüber zu wünschen. Diese, so wie die Zeit und Ort sind mir genehm. Ich habe zwar keinen Sekundanten, indeß —"

„Ja, — Sie haben ihn," sagte ein alter Maltheserritter, welcher bisher scheinbar theilnahmlos im Winkel gesessen. Ich schätze es mir zur Ehre, Ihnen diesen Dienst zu erweisen."

„Der Comthur," flüsterte es durch die Versammlung. „Der wird die Sache vor den alten Prinzen von Condé bringen, welcher — leider! — so altmodisch denkt als er."

Der Graf drückte dem Greise die Hand und zog ihn bei Seite, um ihm im Kurzen einige Aufträge für den Fall seines Todes zu geben; der Marquis schien eine gleiche Verabredung mit dem Herzoge und dem Baron zu treffen. Es war ganz still im Zimmer.

Nach wenigen Minuten rief der Graf. „Nun? ist es gefällig?"

Sie gingen. Der Herzog und der Baron mit dem Marquis, der alte Comthur mit dem Grafen. Beide Partein etwa zwanzig Schritte gesondert.

„Es ist ein ernster Gang, welchen Sie gehen, mein Sohn," sagte der Comthur zum Grafen. „Für einen Mann wie Sie braucht es dazu wohl keiner großen Vorbereitungen, aber — doch einiger, denn der Weg ist schnell vom Dießseits zum Jenseits. Ein tapferer Ritter war zu besserer Zeit jederzeit auch ein frommer. Haben Sie diese gute Eigenschaft festgehalten, so vergessen Sie nicht, daß ich nicht blos Ritter, sondern

auch Priester bin und gewähren kann, was Sie bedürfen."

Der Jüngling wurde tief gerührt, blieb stehen, küßte die Hand des Greises und wir wissen nichts von dem kurzen leisen Gespräche mitzutheilen, welches sie einige Minuten später als ihre Gegner am Platze eintreffen ließ.

Der Marquis war, wie man zum Spiele oder zum Tanze geht; der Graf stark und ergeben; der Herzog sprach von seiner Philosophie; der Baron äußerte Richtigkeiten über das alte Gemäuer der Burg, vor deren äußerem Portale, welches noch ziemlich erhalten war, man sich auf einem freien grünen Platze versammelt hatte. Der alte Comthur untersuchte sorgfältig die Pistolen, versah sie langsam und feierlich mit Ladung und ließ sich nicht nehmen, die Schußweite abzumessen und die Stellung der Kämpfenden zu bestimmen.

Es war eine herrliche, stille Nacht. In der Tiefe der Landschaft schlug die Wachtel im Weizenfelde. Man hörte deutlich das Wehr der Mühle. Der Vollmond schien tageshell am wolkenlosen Himmel. Die malerische Ruine der Burg setzte sich dunkel ab gegen die tiefblaue Luft, nur die Zinnen des hohen, einsam sich erhebenden Thurmes erschienen im Lichte der Sommernacht magisch versilbert. In der Entfernung vernahm man Schritte und Gespräch der nachkommenden Gesellschaft, welche in bescheidener Weite den Ausgang des Zweikampfes abwarten wollte.

„Es ist Alles fertig," sagte der Comthur. Die Kämpfenden standen an ihren Stellen.

„Sie, Marquis," rief der Herzog, „haben den ersten Schuß."

Der Marquis hob den Arm mit dem Pistol, da rief es aus dem Gemäuer mit lauter vernehmlicher Stimme: „Ennewald!"

Der Zielende fuhr auf, ließ den Arm sinken und fragte erschrocken: „Was war das?"

„Bei meiner Ehre," sagte der Baron, „das war eine bekannte Stimme."

„Nicht doch," entgegnete der Herzog, „es war eine Täuschung."

Der Marquis legte von Neuem an.

„Ennewald!" rief es noch einmal in herzzerreißenden Tönen und eine weiße gespenstige Gestalt mit weitwallenden Gewändern und todtenblassen Zügen, eine marmorweiße Hand, welche zu leuchten schien, vor sich ausstreckend, stand zwischen den Kämpfern.

„Bei allen Teufeln, was ist das?" schrie der Marquis und fuhr mit dem Ausdrucke des allerhöchsten Entsetzens zurück.

„Hildegard ist es," flüsterte die Gestalt. „Kennst Du mich nicht? — Komm, Ennewald, es ist Zeit."

„Ich kenne Dich," rief der Marquis mit erzwungener Fassung, „und ich habe wohl gehört, daß ein Geist in diesen Trümmern umgeht. — Aber Du? — Wer dürfte an Ammenmährchen glauben. Lebe, und ich habe

Muth, Dir zu begegnen; aber, — wenn dennoch, — wenn Du ein Geist bist, was willst Du von mir? — darfst Du sagen, daß ich Dich ermordete?"

„Ich darf," also ließ sich die Gestalt stärker und deutlicher vernehmen. — „Du verriethst mich, und ich sollte leben?"

Der Marquis zuckte zusammen, wie von einem elektrischen Schlage, dann äußerte er mit ganz verstellter keuchender Stimme:

„Zur Rechenschaft also dort? — Mein letzter Augenblick dieser? — Die Verwechselung der Becher fand also nicht statt? — Nicht die Gräfinn, wie es hieß, Du trankst wirklich das Dir bereitete Getränk? — Rechenschaft, — es kann auch hier geschehen."

Er raffte sich auf und rief den Grafen an.

„Armseliger Deutscher, sei stolz, — Du bist der Scherge des Weltgerichts. Ich erkaufte den Haushofmeister der Gräfinn, Leokadien zu vergiften: ich bereitete das Gift. Sieh diesen Schatten, — es gelang. — Es ist aus mit mir, — schieß, — aber triff." —

Die Gestalt deckte den Unseligen mit ihrem ausgebreiteten Schleier und ergriff seine Hand, indem sie ihn fortzog.

Der Marquis stieß einen entsetzlichen Schrei aus. „Ihre Hand ist kalt, — es ist die der Todten. Wenn Du Gnade vom Himmel hoffst, Deutscher, — schieße."

Alle Uebrigen standen wie versteinert. Von jenem Wesen vernahm man einige Laute, welche klangen wie:

„Nicht Er, — ich, — Du bist mein. — Komm, Ennewald, — komm.“ — Und während vergeblich mit allen ihm möglichen Kraftäußerungen der Verzweifelte seine Hand aus der ihrigen zu befreien strebte, schleppte die Gestalt ihn mit sich fort, ihn, der blaß geworden war wie der Mond, welcher diese seltsame Scene beleuchtete, und verschwand mit ihm im Portale der Burg.

Siehe, da erscheinen sie wieder auf der Brüstung einer innern Mauer, welche durch Stufen an der Seite gangbar ist. — Sie stehen neben einander, die weiße Gestalt ihren Begleiter umfassend und ihn in ihre durchsichtigen weiten Gewänder gleichsam verhüllend. Ein Etwas, wie eine schimmernde Wolke, löst sich ab von der duftigen Form und schwebt im Zuge dahin durch die Lüfte. Im nämlichen Augenblicke verschwinden sie von der Mauer. Ein Schall, als wenn schwere Körper in tiefes Wasser stürzen, wird vernommen.

„Hülfe — Hülfe!“ ruft die Stimme des Marquis.

Der Graf allein hat den Gebrauch seiner Glieder. Er eilt nach dem Orte, woher der Ton kommt.

Ein tiefes Bassin voll silberklaren Wassers ist unter der Mauer, von den Trümmern umgeben. Die dunkle Form des Marquis taucht noch einmal auf im Bestreben, sich vor dem Ertrinken zu retten. Die Stickereien seines Kleides, das Gold seiner großen Epaulets scheinen phosphorisch zu glänzen. Die weiße Gestalt ist hinter ihm, ergreift ihn, zieht ihn hinunter und sie erscheinen nicht wieder.

Es wird Lärm gemacht. — Alles stürzt herbei. „Der Marquis ist ertrunken," heißt es, „rettet, helft."

Die Hülfe ist nicht gleich zu beschaffen. Sie kommt endlich. — Man nimmt Stangen und Netze zur Hand. Landleute gehen bis an den Hals ins Wasser. Der Graf ist mit ihnen. Ein gewichtiger Körper wird hervor gezogen und ans Ufer gebracht. Es ist die Leiche des Marquis, von der weißen, ebenfalls leblosen Gestalt so fest umfaßt, daß die Lösung kaum möglich ist.

„Wer ist dieses weiße räthselhafte Geschöpf?" fragt der Comthur.

Der Baron und einige Andere neigen sich über die Erblaßte.

„Es ist Leokadie!" antworten sie mit Entsetzen.

„Theodore ist es!" sagt der Graf. „Wohl ihr!"

„Theodore ist es? Weh uns!" ruft eine andere Stimme hinter den Uebrigen. Es ist die des jungen Müllers. Er befreit den Körper des Marquis aus der Umarmung, die er beneidet, und wirft sich laut weinend neben der geliebten Leiche nieder. Der Schleier der Königinn weht hoch über ihr an dem Zweige einer Buche, gleich einer Ehrenfahne.

Alle entfernen sich mit Grausen und lassen die Ueberreste des Marquis forttragen, welche Tags darauf mit kriegerischen Ehren bestattet werden.

Der Graf begleitet zur nämlichen Zeit Theodorens Leiche zu Grabe.

Die Burg wurde von dem Müller käuflich erworben. Er ließ sie abtragen, das Bassin mit den Mauersteinen verschütten, den Platz ebnen und eine Capelle dort errichten, in welcher er nachträglich Theodoren bestatten lassen. Er wird einst neben ihr ruhen; Niemand sonst. Er steht allein in der Welt.

Der Räuber Spatolino.

Mittheilung aus Reiseerinnerungen von Theodor Hell.

Seit Rinaldo Rinaldini sich auf die Nähtische der vornehmen Damen lagerte, um späterhin zu den hölzernen Bänken der Wachtstuben herabzusteigen, dadurch aber eben um so mehr zu beurkunden, daß dennoch etwas allgemein Anziehendes in seiner Auffassung und Darstellung gelegen haben müsse, sind Räubergeschichten, und namentlich die Heldenthaten italienischer Wegelagerer, der Gegenstand von hundert Romanen, Novellen, Balladen und Dramen geworden, und noch jetzt erfreut Fra Diavolo eben so die Schaulustigen, wie es nur je vorher sein Aeltervater Abällino gethan hat. Es liegt mithin eine unverwüstliche Anziehungskraft in diesen Schilderungen des gefahrvollen, wilden, ungebundenen Lebens jener kühnen Männer, die sich selbst außerhalb der Verbindung der bürgerlichen Gesellschaft

stellen, meist weniger um bloßem Gewinne nachzugehen, als um einer falsch aufgefaßten Idee, einer tiefgewurzelten Rache, eines ungeregelten Strebens nach Freiheit willen. Und eben dieses ist es auch, was dem Leser ein Interesse an der Aufstellung solcher Menschen giebt, von denen er sich, wenn nicht aus aller Rohheit und Grausamkeit noch ein edleres, oft sogar zarteres Gefühl als Grundzug hervorträte, mit Abscheu und Widerwillen wegwenden würde, wie er es von dem gemeinen Spitzbuben und feigen Mörder thut.

So zog auch mich, als ich gegen das Ende der Oberherrschaft der Franzosen in Italien Rom besuchte, die Geschichte eines damals in den Gefängnissen dieser Weltstadt sich befindenden, und noch während meiner Anwesenheit hingerichteten Räubers, Namens Spatolino, an, dessen Name zu denen gehörte, welche sich in den Umgebungen Roms am furchtbarsten gemacht hatten, und dessen ganzes Leben wie seine Gefangennehmung mit den eigenthümlichsten und interessantesten Verhältnissen verknüpft war. Ich suchte mir mündliche wie schriftliche Nachrichten über ihn zu verschaffen, und es gelang mir so gut, daß ich im Stande war, großentheils aus seinen eignen Geständnissen selbst, ein vollständiges Gemälde seiner frühern und spätern Lebenszeit zusammenzustellen.

Leicht wäre es mir nun gewesen, diese an sich so auffallenden Materialien in ein romantisches Gewand zu kleiden und vielleicht einen der lebenvollsten Räuberromane daraus zu bilden. Es schien mir aber dage-

gen, als ob die Geschichte Spatolino's an sich selbst schon so anziehend sei und so viele Blicke in das menschliche Herz im Allgemeinen, wie in das eines scheinbaren Auswürflings des geselligen Verbandes darbiete, daß jede poetische Ausschmückung nur dem Ernste des Gegenstandes und der Wahrheit der Beobachtungen nachtheilig werden müßte, und so möge denn also hier Spatolino in seiner ungeschminkten Gestalt vor das Auge der Lesewelt treten, und wenn er sie auf der einen Seite durch wilde Grausamkeit abstößt, doch auf der andern wieder eine Festigkeit des Charakters, eine gewisse rohe Tugend und eines der merkwürdigsten Beispiele von Kraft und Schlauheit zeigen, so daß diese gleichsam wieder mit ihm versöhnen. Eben dadurch stellt uns aber auch die Geschichte Spatolino's weniger die Züge eines gemeinen, von Habsucht oder natürlicher Blutgier gestachelten Räubers, als vielmehr den Charakter eines Mannes auf, der nicht in einem europäischen Staate geboren zu sein scheint, sondern vielmehr in einem Landstriche eines andern Welttheils, wo die Menschen noch im Stande der Natur leben und sich selbst ihr Recht des Krieges und Friedens bilden. Hätte Spatolino das Krieges-Handwerk von Jugend auf erlernt, und wäre dadurch sein Verstand ausgebildet, sein übermüthiger, trotziger Freiheitssinn an die Banden der Unterwerfung gewöhnt worden, so würde er wahrscheinlich ein großer General geworden sein; hätte er eine zweckmäßige Erziehung erhalten, so würde er sich zu einem tugendhaften und ausgezeichneten Bürger

gebildet haben. Sein erstes Verbrechen war eine That der Rache, und alle seine nachfolgenden Vergehungen flossen aus derselben Quelle. Ein enthusiastisches Gefühl gab ihm den Stahl gegen die Eindringenden in die römischen Staaten in die Hand, und ein ausgezeichneter Scharfsinn unterstützte seine furchtbare Kraft. Er starb gebrandmarkt mit dem Namen eines Räubers und Mörders, aber Franzosen nur, an denen er die schreiendsten Thaten der Rache verübt hatte, waren seine Ankläger, Richter und Henker. Aus Allem, was er that, trat der Mann von Muth hervor, der bei jeder Gefahr Hülfsmittel in seinem eig'nen Geiste fand. Er selbst zeigte sich nie als Verräther, obgleich seine vertrautesten Freunde dies gegen ihn waren. Seine Rache traf schnell und schrecklich. Die Franzosen fürchteten ihn auf's höchste.

Stephan Spatolino ward zu Frosinone, im Kirchenstaate, im Jahre 1775 geboren. Seine Eltern waren Landleute und hatten harte Verfolgungen von den Eigenthümern des Bodens, welchen sie bebauten, zu erdulden, so daß sie oft mit Thränen das schwarze Brod benetzten, welches sie nährte. Spatolino erbte von ihnen ein heftiges und wildes Temperament. Schon in der frühsten Jugend zeigte er den tiefsten Schmerz über den jammervollen Zustand seiner Eltern, in welchen diese durch den Geiz und die Unmenschlichkeit des Eigenthümers ihres Pachthofs gerathen waren. Hier ereignete es sich einstmals, daß jener Eigenthümer die Gerichte abschickte, um schuldiges Geld bei Spatolino's

Eltern einzutreiben, da sprang der junge Mensch, von dem Benehmen gegen diese empört, mit einem Messer in der Hand mitten unter die Männer, welche die Eintreibung vollzogen, und kühlte seine Rache. Obgleich damals erst funfzehn Jahre alt, konnte man ihn doch nicht bändigen. Zwei Personen blieben auf der Stelle todt, und selbst der Sohn des Gutsbesitzers ward gefährlich verwundet. Volk lief zusammen, die bewaffnete Landmiliz begab sich an Ort und Stelle, und Spatolino ward zwar verhaftet, wegen seiner großen Jugend aber nicht zum Tode verurtheilt. Das Criminalgericht sandte ihn blos auf funfzehn Jahre auf die Galeeren, und wenige Tage nach diesem Urtheile führte man ihn zur Vollstreckung desselben nach Civita vecchia ab. Dort verfloß aber nur kurze Zeit, als er von einem Kameraden, der an ihn angeschlossen war, beleidigt ward. Da Spatolino keiner Waffen mächtig war, so versetzte er diesem so viele Schläge und Stöße, daß er halbtodt blieb, und wäre die Wache nicht zu Hülfe gekommen, würde er ihn vollends gemordet haben. Er besaß in diesem Alter bereits eine Körperkraft wie der stärkste Mann. Spatolino ward streng bestraft, und da er sich nicht rächen konnte, ward er halsstarrig, weshalb man ihn in die Schiffswerfte von Porto d'Anzio sandte. Da er sah, daß seine Lage hier weit schlimmer sei als vorher, so ward er anfangs höchst wüthend, nachher versuchte er es aber dadurch, daß er sich ein Ansehn von Uebergewicht gab, sich bei seinen Gefährten gefürchtet, ja selbst geachtet zu machen. Es dauerte auch

in der That nicht lange, so hegten selbst die Wachen und Aufseher eine Art von Achtung gegen ihn, und ob er gleich der jüngste unter den Gefangenen war, gab ihm doch der Oberaufseher die Inspection über die Arbeiten der andern Verurtheilten. Er brauchte sich nur sehen zu lassen, um sogleich jeden Streit unter diesen zu beschwichtigen, und fand er Widersetzliche, so züchtigte er sie sogleich selbst. Sein Betragen, sein Muth und Eifer, jeden Auftrag zu erfüllen, so wie seine Jugend, verschafften ihm die Gunst des obersten Vorgesetzten über die Legion der Galeerensclaven in Porto d'Anzio, der ihn nicht allein von aller Arbeit befreite, sondern ihn auch zum Barberetto, welches so viel als Sergeant der Galeerensclaven ist, ernannte. Er mußte über die Arbeiter ferner die Aufsicht führen, die Fleißigsten auszeichnen und die Faulen bestrafen.

Nun befand sich damals in Porto d'Anzio ein junges egyptisches Mädchen, welches ein Matrose, der unter Napoleon mit in Egypten gewesen war, von dort entführt hatte. Der Matrose hatte das Mädchen nämlich in dessen Vaterlande kennen lernen und sich in dasselbe verliebt. Da nun aber das arme verführte Wesen nicht gewußt, wie es wegen seiner Eltern aus Egypten fortkommen solle, hatte der Matrose es überredet, diesen Alles zu nehmen, was sie besäßen, und sie dann zu verlassen. Dieses war denn auch in einer Nacht geschehen, und sie hatten darauf die Flucht ergriffen. Nachdem der Matrose sich eine Zeitlang mit dem Mädchen in Civita vecchia aufgehalten, hatte er

es, da er anderwärts verheirathet, im größten Elende zurückgelassen und gänzlich vergessen, was dasselbe ihm zu Liebe Alles aufgeopfert hatte. Der dortige Gouverneur hatte nun Mitleid mit der Egypterinn gehegt, sie in den Lehren der christlichen Religion unterrichten und unter dem Namen Gianettina taufen lassen. Nachdem jedoch dieses fromme Geschäft vollendet, hatte er sich nicht im geringsten darum bekümmert, für ihren fernern Unterhalt zu sorgen, sondern geglaubt, er habe nun schon genug an ihr gethan. Als nun Gianettina nicht gewußt, wie sie in Civita vecchia ferner ihr Leben fristen sollte, hatte sie sich nach Porto d'Anzio begeben, indem man wegen der Arbeiten am Hafen daselbst leicht irgend einen Verdienst finden konnte. Gianettina war in ihrem Lande eine berühmte Köchin gewesen, und fing also damit an, einige Speisen zu bereiten und sie an die Galeerensclaven, welche im Hafen arbeiteten, zu verkaufen. Auch machte sie Pilaf nach türkischer Art, wodurch sie in kurzer Zeit sich die Gewogenheit aller jener Galeerensclaven erwarb, besonders Spatolino's, der ganz vertraut mit ihr ward und täglich zu ihr zu Tisch kam. Dagegen wollte sie auch von ihm keine Bezahlung annehmen und faßte nach und nach eine solche Zuneigung zu ihm, daß sie ihm ihre Lebensgeschichte vertraute. Spatolino freute sich über die Festigkeit des Geistes, welche er an ihr entdeckte, machte ihr Heirathsanträge, und diese wurden auf der Stelle angenommen. Man befragte daher den obersten Vorgesetzten, und dieser willigte, in Betracht der gu-

ten Dienste, welche Spatolino leistete, ein. Spatolino's Hochzeit ward bald darauf vollzogen, und im Jahre 1810 — einem merkwürdigen Zeitpunkte für Rom, wegen der von Napoleon damals decretirten Abführung des Papstes — verließ er zum großen Bedauern aller seiner höhern und niedern Vorgesetzten die Galeeren. Als er am Tage nach seiner Entlassung durch die Gegend in der Nähe des Porto d'Anzio strich, gewahrte er an den Landstraßen die Excommunications-Bullen Papst's Pius VII. gegen den Kaiser Napoleon und alle diejenigen, welche den Kirchenstaat in Besitz genommen, bei den Franzosen Dienste gesucht, oder sich mit ihnen verbunden hätten. Indem er nun bei sich darüber nachdachte, bestärkte er sich immer mehr in der Ueberzeugung, daß die Franzosen, als Aufdringlinge und excommunicirte Wesen, ohne alle Gewissensbisse gemordet werden könnten, und beschloß daher, die Rache seines Landsherrn über sich zu nehmen. Er begab sich nun mit seinem Weibe nach Rom, um dort zu überlegen, was für fernere Maaßregeln er zu ergreifen habe.

Da brach der Morgen des 6ten Juli an. Ein Tag der größten Verwirrung. Die Franzosen ließen einen Haufen Gensd'armes, unter Anführung des Generals Radel, die Mauern des päpstlichen Palastes ersteigen; man drang in die Zimmer des Papstes ein und schleppte ihn ohne Achtung für seine Person fort. Das Volk von Rom sah dies mit Unwillen und Entsetzen und glaubte nun, daß alle Franzosen excommunicirt seien, weil sie den Papst für einen bloßen Men-

schen und nicht für einen Gott auf Erden hielten; ein Zweifel, der in den Augen dieser Volksmasse eine Gotteslästerung war.

Das Gerücht verbreitete sich, daß der Papst in seiner Priesterkleidung mit dem Cruzifix in der einen und dem Brevier in der andern Hand, abgeführt worden. Rom war von Abscheu ergriffen, aber Spatolino's Herz glühte von Rachedurst. Er versammelte seine Freunde um sich, worunter sich seine beiden Vettern befanden, und theilte ihnen seine Absicht mit. Dies war nämlich die, jeden Franzosen, auf den sie träfen, als eine der Miturſachen von Roms und der päpstlichen Staaten Untergange, zu ermorden. Die Gefährten Spatolino's billigten diesen Plan, und als sie nun auch von der Verfolgung des Cardinals-Collegii hörten, verschafften sie sich die benöthigten Waffen, zogen aus Rom und postirten sich auf den Hügeln nach Albano und Ariccia hin, wo sie ihre Lage für sicher und doch auch für geeignet hielten, ihr Vorhaben auszuführen.

Eine nähere Beschreibung Spatolino's findet hier wohl die passendste Stelle. Spatolino war nicht groß, sein Gesicht länglicht und blaß, olivenfarbig, die Haut aber zart und makellos. Seine Augen waren lichtblau, aber voll Feuer, seine Miene keck, das Haar licht. Er trug einen großen Backenbart. Seine Lippen waren schmal und blaß, sein Rücken breit. Er war schnell zu Fuß und in allen Bewegungen lebhaft. Gewöhnlich trug er eine sammetne, mit Goldtressen besetzte Jacke, dunkelgelbe Weste, blaue Hosen, einen Gürtel mit fünf-

zig Patronen, vier Pistolen und einen kleinen Säbel an der Seite. In den Taschen der Beinkleider steckte ein schmales Stilet. Auch führte er eine lange Flinte bei sich. Auf dem Kopfe trug er stets ein Netz und einen Hut darüber. Seine Frau folgte ihm in der Tracht der Albaneserinnen bei allen Unternehmungen, und er liebte und schätzte sie sehr.

Nun blieb er einige Zeit in den Bergschluchten ohnweit Rom, und legte mit seinen Gefährten Vorräthe von alle dem sich zu, was ihm zu ihrem neuen Berufe nöthig zu sein schien. Dann beschloß er, nach Sonnino, dem gewöhnlichen Zusammenkunftsort des größern Theils der Banditen in den päpstlichen Staaten, zu gehen. In Sonnino fand er Männer, welche, von seinen Ansichten tief ergriffen, kein Bedenken fanden, sich mit ihm zu verbinden. Sie schworen sich ewige Freundschaft für einander, unversöhnlichen Haß gegen die Franzosen, und als Pflicht Raub und Mord an diesen. Ehe Spatolino seine Laufbahn als Räuber begann, begab er sich zu dem Priester in Sonnino und bat diesen um Absolution für alle Verbrechen, die er begangen habe oder noch begehen werde. Der Priester war darüber erstaunt und sagte ihm, daß man ja nur für schon verübte Vergehungen Absolution ertheilen könne. Spatolino beruhigte aber die Bedenklichkeiten des Geistlichen bald dadurch, daß er ihm eine schöne Uhr zum Geschenke machte, und dieser gab ihm nun ohne Weiteres die erbetene Absolution.

Man kann Sonnino leicht mit Pontus vergleichen,

wo Ovid im Exil schmachtete, und welches dieser folgendermaßen auemalt: „Die Menschen, welche hier leben, sind in der That nicht dieses Namens werth. Sie sind wilder als Wölfe, haben keine Gesetze, und nur bewaffnete Gewalt giebt Gerechtigkeit, und Anfall Recht. Sie leben vom Raube, erwerben sich ihn aber nicht ohne Gefahr und mit dem Schwerdte in der Hand. Jeden andern Weg, für ihre Bedürfnisse zu sorgen, sehen sie als niedrig und schmachvoll an. Man braucht sie nur zu sehen, um sie zu hassen und zu fürchten. Der Ton ihrer Stimme ist rauh und wild, ihr Aeußeres fürchterlich und ihr Körper leichenhaft." — Gerade so sind noch jetzt die Bewohner von Sonnino und dessen Umgebungen, und unter diesen suchte nun Spatolino seine Bande, welche, als er Rom verließ, nur aus sieben Personen bestand, vollzählig zu machen. Ehe er sein Unternehmen begann, verließ er noch einmal, in der Absicht, sein Weib, indem er ihr seine innige Liebe bezeugte, noch fester an sich zu knüpfen, seine Gefährten, begab sich nach Civita vecchia, suchte den Matrosen auf, welcher sie in Egypten verführt hatte, und gab diesem den Wunsch zu erkennen, in einiger Entfernung von der Stadt mit ihm zu sprechen. Der Matrose glaubte, daß dies ihm zu irgend einem Vortheile gereichen könne, und folgte daher unverweilt. Spatolino führte ihn nun eine Strecke außerhalb des Thors der Stadt, gab ihm dann zwei Stiche mit seinem Stilet in die Brust, schnitt ihm Nase und Ohren als ein Geschenk für sein Weib ab, und eilte dann wie-

der nach Sonnino. Nach den ersten Begrüßungen nahm er das kleine Päcktchen, worinnen sich Nase und Ohren des Matrosen befanden, heraus, übergab es seiner Frau und sagte: „Aus diesem Geschenke wirst Du meine Liebe zu Dir erkennen. Ich dürstete darnach, das Unrecht, das Dir zugefügt worden war, zu rächen, und habe also Deinen Verführer getödtet. Sieh hier die Beweise davon. Hebe sie auf, um Dich an diesen Schurken zu erinnern und als Warnung gegen weitere Versuchung. Du wirst mir gewiß glauben, wenn ich Dir verspreche, Dir nur stets Beweise meiner innigen Anhänglichkeit zu geben, und ich hoffe daher, daß Du mir auch treu sein wirst." — Nun umarmten sich Beide auf's herzlichste und schwuren sich ewige Treue. Auch kann wohl nie ein Mann seiner Frau treuer sein Wort gehalten haben, als er, wie man im Verfolge dieser Mittheilung sehen wird.

Am folgenden Tage reiste Spatolino an der Spitze seiner Bande, welche nun, ihn und seine Frau mit eingeschlossen, aus achtzehn Personen bestand, ab, und begab sich in die Nachbarschaft von Portatta, ohnweit der Hauptstraße von Rom nach Neapel, die damals von Franzosen jedes Ranges und Standes, welche unter Bedeckung ab- und zureisten, sehr besucht war. Als die Nacht einbrechen wollte, stellte sich Spatolino mit den Seinen an der Straße in einen Hinterhalt, um so am besten eine militairische Begleitung, von welcher er schon Nachricht erhalten hatte, anfallen zu können. Endlich hörte man Geräusch von Pferden. Spatolino

und die Seinigen waren sogleich auf ihrer Huth und es gelang ihnen, eine französische Eskorte von 7 Mann zu Fuß und eben so viel Reitern, welche die Packwagen eines französischen Obersten decken sollten, anzuhalten. Auf diesen Wagen befand sich dessen ganzes Gepäck und eine sehr bedeutende Summe Geldes. Vom ersten Feuern der Bande Spatolino's waren fünf Soldaten gefallen und drei schwer verwundet worden. Nun stürzte er selbst unter die Uebrigen, welche sich nur vertheidigungsweise verhalten konnten und ihre Gewehre abgeschossen hatten, ohne auch nur einen der Räuber zu treffen. Spatolino tödtete zwei mit seinen Pistolen, und in wenigen Minuten war er und seine Bande Herren des Schlachtfeldes. Nun ließ er die Todten ausziehn, Alles auf die Wagen laden und eine Grube zur Beerdigung graben. Dann zog er sich in eine ohnweit gelegene Waldhöhle zurück, wo die Beute treulich getheilt ward. Er selbst behielt zwei der besten Pferde für sich, und rüstete und kleidete nun seine Gefährten ganz trefflich. Auch Gianettina erhielt einen Theil des Erbeuteten zum Geschenk, da sie mitthätig und bewaffnet gewesen war, indem sie eine halbe Miglie weit davon als Schildwache auf der Straße sich aufgestellt, um bei Annäherung einer größern Schaar sogleich Nachricht zu ertheilen. Nah an Ort und Stelle wurden die ihr anheimgefallenen Kisten, Mantelsäcke u. s. w. untersucht, und welche Freude für die eitle Gianettina, als sie in einem Koffer einen beträchtlichen Theil der Kleidungsstücke, des Schmuckgeräths und andre werth-

volle Sachen der Frau des Obersten, dessen Packwagen es gegolten hatte, fand. Der wilde Fels ward zum Putzgemach, der vorbeifließende Bach zum Spiegel, und bald stand sie da, angethan nach Art ihrer italienischen Landsmänninnen gleichen Gewerbes, mit Allem, was nur zum Putz und zur Zier anzubringen war. Dagegen sendete Spatolino, welcher, um den Muth seiner Gefährten zu beleben, die Theilung ganz gleich gemacht hatte, das auf ihn gefallene Geld an seine Eltern und ließ ihnen sagen, daß sie künftighin keine Noth mehr würden zu erdulden haben, da er diejenigen, welche ihm das Leben geschenkt, stets in seinem Herzen tragen werde.

In Rom erfuhr man diesen Vorfall sehr bald. Die Polizei sandte ein Detaschement an den Ort, wo er sich ereignet, und man untersuchte die Leichname der Gebliebenen, ob sie durch Schüsse oder Dolchstöße gefallen wären. Auf Spatolino konnte man noch keinen Verdacht haben, da er eben erst sein Unternehmen angefangen hatte und sein Name vorher noch nicht genannt worden war. Doch erfuhr man nach einigen Tagen, daß er an der Spitze einer ansehnlichen Bande stehe, welches die Regierung sehr in Verwunderung setzte, da sie vermeinte, ihn zu leicht in ihre Gewalt bekommen zu können, als daß er etwas so Kühnes hätte unternehmen sollen. Spatolino erhielt Kunde von alle dem und beschloß nun, tiefer in die päpstlichen Staaten einzudringen, wo es wüste Ebenen und Berge genug giebt, welche sichere Zufluchtsörter gewähren. Auch schickte

er seine Vettern in Verkleidung nach Rom, damit sie ausspürten, wie sie ihren Weg am besten einschlagen sollten; er selbst aber begab sich bei Nacht auf die Landstraße und mordete alle Franzosen, welche ihm in den Weg kamen, gleichviel ob es Couriere, Soldaten oder Officiere waren. Nach seinen eignen und den Geständnissen seiner Gefährten hatte sie der glückliche Erfolg ihres ersten Angriffs noch weit unternehmender gemacht. Spatolino änderte oft sowohl Kleidung als Pferde, und ließ es die Mitglieder seiner Bande auch thun. Daher glaubte auch die französische Regierung, daß letztere weit zahlreicher sei, als sie es wirklich war. Die Personen, welche zu Wagen reisten, mußten daher auf einander warten, bis sieben oder acht Wagen zusammen waren, wo sie dann eine Caravane bildeten, welche von Dragonern oder Husaren begleitet ward. Spatolino's Vettern in Rom gaben ihm Nachricht von Allem, was dort vorfiel.

Eines Tages erfuhr er, daß eine Anzahl Wagen mit französischen Officieren in politischen Angelegenheiten nach Mailand fahren und, nebst andern Soldaten, auch von 26 Chasseurs begleitet werden sollten. Spatolino hatte drei Freunde, welche Räuber im Königreich Neapel waren, Männer von vielem Muthe und Unternehmungsgeiste. Er schickte also zu ihnen, theilte ihnen den Plan mit, den er entworfen, machte sie mit der Zahl der Personen, welche sie anzugreifen hätten, bekannt und lud sie ein, mit ihren Kameraden zu ihm zu stoßen. Diese Räuber, an Zahl 26, begaben sich

auch sogleich zu Spatolino, der nun sich den vortheilhaftesten Ort zum Angriffe auf die Caravane aussuchte. Nachdem er ihn gefunden und seinen Plan vollends entworfen, mußte sich Jeder mit zwei Flinten, zwei Pistolen und einem Messer bewaffnen. Auf Mauleseln wurden noch einige andere Flinten nachgeführt, wenn sie deren etwa bedürfen sollten. Auch schickte er einige seiner Leute in ein kleines Dorf, um dort zehn metallene Haubitzen wegzunehmen, welche man an dem Festtage des Kirchenheiligen daselbst abzufeuern pflegte. Alles dies ließ er an den bestimmten Ort bringen, und meldete nun seinem Vetter in Rom, daß Alles in Bereitschaft sei, und er ihm daher nur einige Stunden vor dem Abmarsch der Escorte die Nachricht davon mittheilen solle. Der Ort, welchen sich Spatolino ausgesucht hatte, war 22 Miglien von Rom entfernt und bestand aus einem Hohlwege mit Gräben in kleinen Entfernungen von einander, so daß er und seine Leute sich darin verstecken und wie hinter einer Brustwehr feuern konnten. Nachdem er Nachricht erhalten, daß die Escorte unterwegs sei, theilte er seine Mannschaft in drei Abtheilungen, stellte sich selbst mit sechs seiner Bravsten in die mittelste, und die eine auf eine Anhöhe, die andere aber in einiger Entfernung als Reserve auf. Ohnweit der letzten postirte er die zwölf mit Pulver geladenen Haubitzen und gab seiner Frau den Befehl darüber, so daß, wenn sie ihn feuern höre, sie auch abschießen lassen solle, um auf diese Art die Soldaten und Reisenden durch die Meinung, er führe

sogar Feldgeschütz bei sich, in Furcht zu setzen. Nun befahl er seinen Kameraden, nicht eher zu feuern, bis er selbst das Zeichen dazu würde gegeben haben, wenn sie aber einmal angefangen, das Feuern auf die Bedeckung und die Wagen auch ohne Gnade fortzusetzen. Ohnerachtet der Schwäche seiner Mannschaft wartete doch Spatolino mit Ungeduld und ohne die Gefahr zu bedenken, auf den Augenblick, wo er seine Rache an den Unterdrückern seines Vaterlandes kühlen könne. Glücklicher Weise für ihn war es in und außerhalb Roms die allgemeine Meinung, daß seine Bande ungemein zahlreich sei. Gegen Tages-Anbruch erschien also eine Eskorte, welche aus 7 Jägern zu Pferde bestand. Da sie die Avantgarde ausmachten, ließ Spatolino sie ruhig vorüberziehen, und ehe die Wagen nachkamen, waren diese schon mehre Miglien voraus. Der Wagen waren zwölf. In jedem befanden sich sechs Personen, zwei Diener und zwei Fuhrleute; dabei 26 Dragoner oder Jäger zu Pferde. Alles gelang Spatolino nach Wunsche, und als die Wagen auf der Mitte des Wegs waren, ließ er feuern. Funfzehn Personen wurden geödtet und viele verwundet. Die Reisenden glaubten, sie würden von mehreren hundert Personen angegriffen und waren so bestürzt, daß sie kaum daran dachten, sich zu vertheidigen. Die Bande warf, nachdem sie gefeuert, die Waffen weg und fiel, von Spatolino während der Action dazu angefeuert, mit dem Säbel in der Hand, um ihre Unterdrückung im Blute der Franzosen zu rächen, die noch übriggebliebenen

Schlachtopfer an. Hier galt keine Schonung, selbst nicht gegen die Frauen, deren zwei sich dabei befanden. Diese fielen auf die Kniee und baten um ihr Leben, es ward ihnen aber nicht gewährt, indem Spatolino ihnen kalt versicherte, daß es ihm nicht um ihre Habseligkeiten, aber eben um ihr Leben zu thun sei, und daß seine Rache, so lange noch ein Franzose Athem hole, nicht gestillt sein werde. Nachdem sie die Todten ausgezogen, unbegraben gelassen und die Beute nach ihrem Versammlungsorte zurückgesendet hatten, zogen sich Spatolino, seine beiden Vettern und drei Neapolitaner in ihre vorige Stellung, indem sie hofften, daß die Avantgarde wieder zurückkommen werde. Und auch dieses gelang ihnen. Nachdem nämlich jene Vorhut eine Zeitlang gewartet hatte, ohne daß die Wagen nachgekommen, sprengte sie wieder rückwärts und ward in dem Augenblicke, wo Spatolino und seine Gefährten sie erblickten, mit Flintenschüssen empfangen. Sechs wurden getödtet, der siebente jedoch, welcher ein gutes Pferd hatte, entfloh, obgleich verwundet. Mit seinem Unternehmen vollkommen zufrieden, befahl nun Spatolino, daß die Pferde, welche man nicht brauche, erstochen und die Wagen verbrannt werden sollten. Seine Bande wünschte die Beute zu theilen und begehrte, daß dieses auf der Stelle geschehe. Spatolino berechnete jedoch die Zeit, bis zu welcher dieser Vorgang in Rom bekannt werden könnte, und befürchtete einen Ueberfall von einer größern Zahl französischer Truppen. Er ließ also die Pferde damit beladen und zog sich in for-

cirten Märschen zurück. Dabei wählte er in entgegengesetzter Richtung von der, nach welcher zu man ihn ohnstreitig verfolgen würde, die unwegsamsten Straßen. Als er aber nun an Ort und Stelle angekommen, machte er Halt und fand, daß das Erbeutete sehr bedeutend war, da es aus dem Eigenthume der vornehmsten Angestellten bei der Regierung bestand.

Nun theilte er auf's genauste die Beute mit seinen Gefährten, und sie ruhten einige Tage fröhlich und heiter aus, indem sie glaubten, eine höchst verdienstliche That verübt zu haben, daß sie so viele Verfolger ihrer Landsleute in die andere Welt geschickt. Die Gerüchte, welche sich über diese Metzelei in Rom verbreiteten, waren von der beunruhigendsten Art, und selbst General Miollis blieb nicht ohne Besorgniß; denn das französische Gouvernement war allgemein gehaßt, nicht blos wegen dessen Benehmen gegen den Papst, sondern auch um deswillen, weil die Römer die Franzosen wie Brüder aufgenommen und gleiche Behandlung von diesen erwartet hatten, dagegen ihnen aber nun mit Verachtung begegnet ward. Die Stadt Rom ward für einen Theil des französischen Gebiets erklärt und sie selbst von Paris abhängig gemacht. Dies erregte den größten Unwillen und so nährten sie gegen die Franzosen einen unauslöschlichen Haß.

General Miollis ließ eine Menge Briefe unterschlagen, aber trotz aller Mühe konnte er die Schlupfwinkel Spatolino's und seiner Gefährten nicht erfahren. Die Einwohner aller Flecken und Dörfer gewährten Spato-

lino, da sie wußten, daß seine Feindseligkeiten sich nur gegen die Franzosen richteten und er ihrem Eigenthume nie zu nahe trat, Zufluchtsorte, sichern Aufenthalt und jede Unterstützung, welche dieser nur begehren konnte. Da auch das Gouvernement in Rom sich eben jetzt mehr mit dem Entwerfen neuer Gesetze als mit Spatolino's Habhaftwerdung beschäftigte, so trug dies zu seiner Sicherheit bei.

Die römische Polizei stand damals unter einem gewissen Piranesi, einem sehr geschickten Manne, wenn es darauf ankam, über deren innere Handhabung zu wachen und sich mit der Hauptstadt zu beschäftigen, welche bei den jetzigen Veränderungen sorgfältige Aufsicht verlangte. Auch mußte man von der durch Napoleon beabsichtigten Maaßregel, das ganze Cardinals-Collegium und alle Priester, welche den Eid nicht leisten wollten, nach Paris bringen zu lassen, große Schwierigkeiten erwarten, und unter solchen Umständen konnte man also an einen Angriff gegen Spatolino und seine Bande nicht denken.

Endlich aber entschloß sich der General Miollis doch, als er täglich von Ermordung seiner Landsleute hörte, Truppen gegen Spatolino zu schicken. Aber die Gebirge, in welchen dieser mit den Seinen lebte, schienen von der Natur gleichsam absichtlich zur Sicherstellung dieser Räuber gebildet. Ob man gleich ein ganzes Regiment gegen Spatolino sandte, so siegte er doch bei allen Anfällen, gewann durch diese Erfolge mehr Muth und übte nun in Kurzem mehr Mordtha-

ten und Räubereien aus, als kaum je von einem Räuberhauptmann gehört worden waren.

Die Contributionen, welche an die französische Regierung entrichtet werden mußten, hörten nicht auf, die Nachlässigkeiten der Generale und obrigkeitlichen Personen, das Elend des Landes und die Schulden der Einzelnen machten die Bevölkerung Roms eben so aufrührerisch, als es bisher die der Provinzen gewesen war. Die französischen Truppen konnten nicht überall zugleich sein. Es ward daher eine Nationalgarde gebildet, an deren Spitze man den Grafen Marescotti, einen den Franzosen sehr ergebenen Mann, stellte. Seine Anordnungen genügten, um politische Unruhen in den Städten zu verhindern, konnten aber die Räuber in den Provinzen nicht unterdrücken, welche täglich größere Vorschritte machten. Spatolino verlor keine Gelegenheit, wo er die Franzosen schwächen konnte. Da diese mit der Gegend unbekannt waren, so fielen sie stets in Hinterhalte und wurden aufgerieben. Einer von Spatolino's Vettern, Namens Panza-Reza, der noch wilder als dieser und den Franzosen wo möglich noch gehässiger war, durchstrich verkleidet die Dörfer, oft ganz allein. Begegnete er nun einem Franzosen, so knüpfte er Bekanntschaft mit ihm an, führte ihn in ein Kaffeehaus und zahlte sogar für ihn. Dann aber schleppte er ihn an irgend einen abgelegenen Ort der Gegend, mordete ihn und kehrte, voll Freude eine edle That begangen zu haben, zu seinen Gefährten zurück. Kam er dagegen verdrießlich wieder, so war es

ein Zeichen, daß ihm nichts Aehnliches geglückt war. Er soll seine Grausamkeit so weit getrieben haben, daß er einmal einen Franzosen ganz betrunken machte, ihn dann wie einen Sack Korn auf's Pferd band, und so mit in das Räubertager nahm, um dort den Rausch auszuschlafen. Als nun der Franzose aufwachte, beraubte er ihn mit Hülfe seiner Kameraden alles dessen, was er besaß, hieb ihm Hände und Füße ab und verbrannte ihn lebendig. Oft schlief er in dem Hause eines andern Räubers, Namens Menghini di Sorrito, der große Zuneigung für ihn hegte und ihm ewige Freundschaft geschworen hatte. Menghini gab Panza-Neza oft Nachricht von den Bewegungen der französischen Truppen gegen die Räuber, und bei ihren ersten Unternehmungen war ihnen dieser Verbündete von sehr großem Nutzen Panza belohnte ihn auch reichlich, doch war Menghini damit nicht zufrieden, und zwang jenem das Versprechen einer größern Geldsumme ab. Panza-Neza's Name war durch die Grausamkeiten, welche er verübt hatte, bekannt geworden, der Gouverneur setzte daher für denjenigen, der ihn lebend oder todt ausliefern würde, eine große Geldsumme fest. Als Menghini nun jenes versprochene Geld nicht erhielt, und überlegte, daß die von der Regierung gebotene Summe auch sehr bedeutend sei, entschloß er sich, Panza-Neza aufzugeben. Die Zeit, wo er ihn abliefern wollte, konnte er nicht bestimmen. Der Gouverneur sandte jedoch Bewaffnete in verstellter Kleidung nach dem Dorfe, wo Menghini wohnte. In der fol-

genden Nacht kam Panza-Neza zu seinem Freunde, und als er diesem erzählte, daß er an demselben Morgen schon zwei Franzosen umgebracht habe, schien Menghini sehr zufrieden zu sein und schlug Panza vor, daß er ausgehen und Branntwein kaufen wolle, um auf des Papstes Wohl zu trinken. Panza war einverstanden. Nach zwei Stunden kam Menghini mit Branntwein zurück und Beide fingen nun an, zu trinken. Panza war bald betrunken und schlief ein. Jetzt rief Menghini die Wachen herbei, welche Panza banden und die Treppe herabschleppten. Da jedoch die Soldaten mit seinen Grausamkeiten bekannt waren, so schlugen sie ihn mit den Kolben ihrer Flinten todt und schnitten ihm dann den Kopf ab, welcher zu den Localbehörden geschickt ward, um die versprochene Belohnung zu erhalten.

Sobald Spatolino den Tod seines Vetters erfuhr, errieth er sogleich, daß sein Freund ihn verrathen habe. Um sich dessen zu vergewissern, ging er allein zu Menghini, um das Nähere zu erfahren, da es nicht gut möglich war, daß die Wache ohne Verrätherei einen Einzelnen habe festnehmen können, den sie gar nicht kannte. Als Spatolino in Menghini's Wohnung anlangte, fand er blos dessen Vater zu Hause, welcher den Verlust ihres Freundes so aufrichtig beklagte, daß Spatolino allen Versicherungen desselben glaubte und sich entschloß, diese Nacht bei ihm zu bleiben. Der alte Mann war damit sehr wohl zufrieden, da er hoffte, ihn eben so zu fangen wie Panza, und natürlich für den Anführer der ganzen Bande eine noch weit ansehnlichere Beloh-

nung zu erhalten. Auch glaubte er zugleich dadurch für die Sicherheit seines Sohnes zu sorgen, wenn dieser als Panza's Verräther entdeckt werden sollte. Menghini schlief nicht zu Hause, weil er schon den Besuch Spatolino's in dieser Angelegenheit gefürchtet hatte, sondern blieb in einer nicht weit davon gelegenen Hütte. Der alte Mann verließ das Haus unter dem Vorwande, etwas zum Abendbrode zu holen, und versprach bald wieder zu kommen. Er eilte aber auf der Stelle zu seinem Sohne und erzählte diesem, wen er zu Hause habe, wie er ihn wegen des Todes seines Vetters getäuscht, und da es Spatolino's und Panza's Gebrauch war, so oft sie in ein Haus gingen, ihre Kleider zu ändern und ihre Waffen abzulegen, daß er Spatolino's Waffen versteckt habe, dieser also ganz in ihrer Gewalt sei. Obgleich Menghini anfangs gar nicht die Absicht gehabt hatte, diesen zweiten Verrath zu begehen, so ließ er sich doch jetzt von seinem Vater dazu bereden und ging daher nach Fiano, einem kleinen nicht weit entlegenen Dorfe. Dort hoffte er hinreichende Mannschaft zu finden, um sein Vorhaben auszuführen. Zu Spatolino's Glücke waren jedoch die französischen Soldaten eben von dort nach Sabina marschirt, um sich in einen Hinterhalt zu legen und auf diese Art gegen die Räuber zu fechten. Menghini ließ jedoch den Muth nicht sinken und ging in ein and're, eine halbe Stunde davon entferntes Dorf, überzeugt, dort hinreichende Mannschaft anzutreffen. Während dieser Nacht nun stellte sich der alte Mann als ob er schliefe; Spatolino

jedoch, der jetzt überlegte, wie lange derselbe nach dem Abendessen herumgelaufen, fing an, Verrätherei zu befürchten. Da er Niemand wußte, den er fragen könne, wo Menghini sei, sprang er ängstlich aus dem Bette, und als er in die Unterstube kam, ward sein Verdacht zur Gewißheit, indem er dort weder seine Kleider noch seine Waffen mehr fand. Nun ging er in den Stall, wo sein Roß noch, aber ungesattelt, vorhanden war. Er weckte einen Burschen auf, der im Stalle schlief, und fragte ihn, was man mit dem Sattel angefangen. Da jedoch der Bursche durchaus von nichts wissen wollte, so ergriff Spatolino eine Art, die in der Nähe lag, und zerschmetterte ihm den Hirnschädel damit. Von Wuth schäumend eilte er nun mit der Art wieder ins Haus, und begehrte von der alten Magd Menghini's Auskunft, wohin man seine Sachen versteckt habe. Die Alte gab diese voll Schrecken auf der Stelle heraus. Nun sattelte er sein Roß und sprengte fort, fest entschlossen, die Sache näher zu untersuchen. In einer bedeutenden Entfernung von Menghini's Hause und ganz von der Straße abweichend, band er sein Pferd an einen Baum, näherte sich der Wohnung wieder zu Fuß, und verbarg sich seitwärts des Weges in einem Gebüsche, so daß er Alles beobachten konnte, was aus dem Hause kam oder in dasselbe ging.

Nicht lange hatte er hier gelauert, als das Haus von Soldaten umzingelt ward. Das alte Weib, welchem der Tod des Stallburschen Sprache und Athem geraubt hatte, erzählte jetzt, da sie sich vollkommen

sicher glaubte, alle Umstände auf's genaueste und bekannte, daß sie aus Furcht, ihr Herr möchte die Wache nicht herbeibringen können und es ihr an's Leben gehen, Spatolino seine Waffen herausgegeben habe, der dann wie ein Pfeil verschwunden sei und wahrscheinlich schon weit hinweg sein müsse. Bald darauf entfernten sich nun die Soldaten und bedauerten nur, eine so gute Gelegenheit, den Banditen festzuhalten, verloren zu haben. Menghini ging, während die Soldaten bei seinem Hause waren, nicht mit ihnen, sondern blieb zufällig ganz nahe an dem Orte stehen, wo Spatolino sich verborgen hatte, indem er innerlich hoch erfreut war, daß dieser nunmehr ihre gewisse Beute sei. Wie groß war aber sein Schrecken, als er nun Alles erfuhr, da er nur zu gut wußte, was er von der Rache dieses Räubers zu erwarten habe. Der Anführer der Wachen ermahnte ihn, künftig nicht in seiner jetzigen Wohnung zu bleiben, wenn er auch wohl allenfalls in dieser Nacht darin sicher sein dürfte, da Spatolino gewiß der Gefahr weit aus dem Wege gegangen sein werde. Der Officier und sein Commando zogen sich nun in ihre Quartiere in einiger Entfernung vom Dorfe zurück, hielten sich aber bereit, bei dem geringsten Lärmen wieder aufzubrechen. Vater und Sohn blieben jedoch nicht ohne Furcht, von Spatolino überrascht zu werden, dessen Blut kochte und den es drängte, diesen Augenblick nicht entschlüpfen zu lassen. Er hatte den Vater und den Sohn bei ihm vorbei nach dem Hause zu gehen sehen, und da der Weg nun frei war, sprang er ihnen

nach wie ein wildes Thier. Menghini und sein Vater flohen, als sie ihn gewahrten, eiligst nach der Hausthür in der Hoffnung, sie, ehe er ihnen ganz nahe komme, zu erreichen und sich dann in ihrem Hause zu sichern. Das alte Weib hatte die Thüre jedoch zugeschlossen. Dies entschied ihr Schicksal. Ehe die Magd sie einlassen konnte, war Spatolino schon bei ihnen. So drang er mit ihnen selbst in's Haus, und vor Schrecken außer Stand, sich zu widersetzen, wurden sie seiner Rache leicht zur Beute. Als er sich hier Sieger sah, beschloß er, um sich in dieser Gegend noch gefürchteter zu machen, einen neuen Beweis seiner Verwegenheit zu geben. Er sammelte also in dem Hause Alles, was er nur von Stroh, Heu und Holz auffinden konnte und setzte es in Brand, indem er sich an der Gluth ergötzte und zugleich hoffte, daß die Flamme den in der Nähe lagernden Soldaten die Schnelle seiner Rache verkünden werde. Als er somit dieses Trauerspiel beendet, bestieg er sein Roß wieder, und eilte zu seiner Bande zurück.

Nach dieser neuesten schrecklichen Rache, welche Spatolino genommen hatte, lag es dem General Miollis mehr als je daran, ihn und seine Gefährten zu vernichten. Diese nahmen täglich an Zahl zu, und durch Geldbestechungen hatte Spatolino sogar sich Freunde in Rom selbst zu verschaffen gewußt. Miollis erhöhte daher die Summe, welche er auf Spatolino's Gefangennehmung gesetzt hatte, und befahl, daß dessen Eltern festgesetzt, in's Fort Sanct-Angelo gebracht und ihr Haus geplündert werden solle, indem man dort

großen Wohlstand zu finden hoffte, da ihr Sohn ihnen zu verschiedenen Malen sehr große Geldsummen zugesendet hatte. Spatolino zog sich jetzt mit seinem Weibe und seiner Bande in die dem Meere näher gelegenen Gegenden. Dort erzählte er ihnen Menghini's Verrath und die Rache, welche er dafür an diesem genommen. Da er vermuthete, daß die römische Regierung alle Mittel aufbieten werde, um ihn in ihre Gewalt zu bekommen, so drang er in seine Gefährten, auf ihrer Hut zu sein, da sie wohl wüßten, wie er die zu bestrafen pflege, die sich der mindesten Verrätherei gegen ihn schuldig machen würden. In Rom unterhielt er eine Menge Spione, welche ihm von Allem, was vorfiel, Nachricht ertheilten. Sie hielten es daher auch für ihre Pflicht, ihm Miollis neuesten Befehl gegen ihn und was man gegen seine Eltern im Sinne habe, zu melden. Dies erschreckte ihn keinesweges, sondern er beschloß, jenem zuvorzukommen und sich an denen zu rächen, welche die Befehle des Generals vollziehen wollten. Er begab sich daher mit vier seiner Genossen nach Frosinone, wo seine Eltern wohnten, und gebot ersterern, in der Nähe der Stadt sich zu verbergen, bis er mit seinen Eltern, ihren Verwandten und allem Eigenthume derselben, das er nur fortbringen könne, wieder zu ihnen stoße. Ehe er das Haus seiner Eltern verließ, streute er in allen Gemächern eine Menge Ochsen-, Ziegen- und Büffelhörner aus, damit er bei sich alsdann über das Staunen derer lachen könne, welche diese so unerwartete Beute vorfänden. Sein Weib nahm seine Eltern

sehr achtungsvoll auf, und nachdem er sie sogleich an einen sichern Ort gebracht hatte, wartete er mit seiner Bande auf der Straße von Frosinone die Rückkehr des Detaschements ab, das unterdeß wahrscheinlich Besitz von jenen Hörnern genommen haben würde. Das vorzügliche Talent Spatolino's bestand darin, das passendste Terrain für seine Anfälle zu wählen. Da er sehr gut wußte, daß die Truppen jener Expedition zahlreich seien, so beschloß er, zu einer Kriegslist seine Zuflucht zu nehmen. Er ließ nämlich viele seiner Spießgesellen des Tages über von Frosinone fortziehn, damit die Regierung, welche überall Spione hatte, glaube, sie seien anderswo, in der Nacht ließ er sie aber wieder in der größten Eile dahin zurückkommen, wo sie ihn verlassen hatten. Auch diesesmal lächelte das Glück Spatolino's Unternehmungen, er verdankte dieses aber auch seiner Geschicklichkeit und seinem Scharfsinne, Alles voraus zu sehen und nichts zu vernachlässigen, was den Erfolg sichern könne.

Als nun daher Spatolino's Gefährten, nachdem sie sich in's innere Land scheinbar zurückgezogen hatten, bei Nacht wiederkamen und er erfuhr, daß das französische Detaschement ohne das geringste Mißtrauen, da es die Räuber in entgegengesetzter Richtung beschäftigt glaubte, nach Frosinone vorrücke, so ließ er die Franzosen sogar das Haus angreifen, in welches sie jedoch nicht sogleich gelangen konnten, da er die Hausthüre durch große Balken inwendig gesperrt hatte. Seine Eltern waren durch eine Hinterpforte herausgekommen und über die Garten-

mauer gesprungen. Die Franzosen glaubten, das Haus sei bewohnt und eilten daher so viel als nur möglich, den Eingang zu erzwingen. Man kann sich denken, wie groß die Wuth und Demüthigung des französischen Officiers und seiner ganzen Mannschaft war, als sie nach so vieler Beschwerde und Vorsicht das Haus verlassen und in allen Gemächern Hörner ausgestreut fanden; trotz dessen konnte sich aber das Volk in Frosinone, das zusammengelaufen war, um Zeuge bei dieser Expedition zu sein, des Lachens und Spottens nicht enthalten. Da der Officier nicht vermuthete, daß Spatolino und einige seines Anhangs in der Nähe seien, so beschloß er, die Nacht in Frosinone zuzubringen. Als das Detaschement, das aus zwanzig Mann zu Pferde und vierundzwanzig zu Fuß bestand, am andern Tage abzog, ließ er die letztern in der Mitte der erstern marschiren. Ehe sie sich in Marsch setzten, hielt er Schau über sie und befahl ihnen, sich zum Angriffe fertig zu halten. Dadurch ward ein Kampf mit Spatolino veranlaßt, in welchem dieser wie gewöhnlich seinen Muth und seine militairische Kenntniß zeigte. Er war bisher immer noch Sieger gewesen, und so ging er kühn an die gefährlichsten Unternehmungen. Spatolino erfuhr schon am folgenden Morgen sehr früh durch einen Spion, daß das Detaschement angriffsweise zu Werke gehen wolle, und ihn aufsuche. Er traf daher auf der Stelle die nöthigen Veranstaltungen. Wohl wußte er, daß er bei dieser Sache keinen Vortheil gewinnen werde, da Soldaten kein Geld zu haben pfle-

gen, aber er wollte sich Ruhm erwerben, und durch Ausrottung aller Franzosen seinem Vaterlande einen Dienst erweisen. Er drang daher in seine Leute, heute wieder ihren alten Muth zu beweisen, und den Franzosen sowie der päpstlichen Regierung zu zeigen, wie wenig sie fremder Truppen bedürften. Dann stellte er sie an verschiedenen Punkten auf und befahl ihnen, um das Detaschement einzuschließen, nicht eher zu feuern, als bis der größere Theil derselben vorbeimarschirt sei. Er selbst postirte sich an eine freiere Stelle, um den Seinen Muth einzuflößen und nicht für einen Feigen gehalten zu werden, und als das Detaschement an dem Punkte war, wo die Action beginnen sollte, gab er Befehl, zu feuern. Als sich die Franzosen von allen Seiten umringt sahen, beschlossen sie, ihr Leben theuer zu verkaufen, und suchten durch ein heftiges Gegenfeuer sich Bahn zur Flucht zu brechen. Die Räuber jedoch, welche doppelläufige Büchsen hatten, antworteten mit einem zweiten Abschießen ihrer Gewehre, wodurch das ganze Detaschement, bis auf zwei leicht Verwundete, getödtet ward. Spatolino verlor dreißig Mann. Er war höchst glücklich, zwei Franzosen lebendig gefangen zu haben, ließ sie daher in sein Lager bringen, sicherte ihnen ihr Leben zu, versprach ihnen Geld und verband ihre Wunden selbst. Einige Zeit nachher, als sie völlig wieder hergestellt, ließ er alle seine Leute aufsitzen und die mit Beute beladenen Pferde der Feinde an den Zügeln mitführen. Sein Vetter trug einen langen Stab, auf welchem der Kopf des französischen Officiers mit

dem Helm darauf befestigt war, damit Jedermann sehe, daß es ein Officier gewesen sei. Die beiden Gefangenen in Ketten gingen in der Mitte des Zuges; Spatolino hatte ihnen aber versprochen, daß er sie nach dieser Feierlichkeit nach Rom zurückschicken wolle. Als Alles so in Ordnung war, stellte er sich selbst an die Spitze und zog mit ihnen im Triumphe nach Frosinone, wo ihm die Einwohner, welche die Franzosen haßten, unter dem Geschrei entgegenkamen: „Lang' lebe Spatolino! und Tod den Tyrannen!"

Spatolino zog voll Stolzes über den Sieg, den er erfochten hatte, durch Frosinone und dankte Allen, die ihn grüßten, auf's freundlichste. Viele luden ihn in ihre Häuser ein, er wagte jedoch nicht, irgendwo einzukehren, nahm auch keine Erfrischungen an. So marschirte er durch die Stadt bis an's andere Ende derselben, worauf er sich in die Gebirge wendete, um wieder zu seiner Frau und seinen Eltern zu gelangen. Nachdem er sich nun hier mit seinen Gefährten erquickt und Frau und Eltern die einzelnen Umstände des Treffens erzählt hatte, redete er die beiden französischen Soldaten folgendermaßen an: „Euer Leben ist in meinen Händen, und ich hätte vollkommenes Recht, es Euch zu nehmen, da Ihr uns, wenn wir in die Euren gefallen wären, auf der Stelle, wie es meinem Vetter geschah, erschossen oder ermordet hättet. Mein Wunsch ist der, jeden Franzosen, der unserer Rechte sich angemaßt hat, zu tödten, und ich möchte nur zu gern mit Euren Generalen und Oberhäuptern anfangen, welche

nach Rom und in die päpstlichen Staaten ohne auch nur so viel zu haben, um ihre Reisekosten zu bezahlen, aber mit Uebermuth, Equipagen, Bedienten und einem lächerlichen Stolze gekommen sind, und die Hauptfehler unserer Nation nur noch vergrößert haben, statt uns Wohlthaten zu erzeigen, wie sie uns glaubend zu machen suchten. Ich schenke Euch jedoch Euer Leben, damit Ihr meine Rache dadurch vollständig macht, daß Ihr in Rom erzählt, mit welcher Schnelligkeit ich Euer Detaschement vernichtete und welchen Triumph ich alsdann nach Art der römischer Kaiser feierte. Sagt dem General Miollis, dem Gouverneur von Rom, und allen Euren Generalen, daß dies die gerechte Strafe dafür sei, daß man so widerrechtlich meine Eltern habe gefangen setzen wollen, welche doch an Allem, was ich gethan, unschuldig sind. Wenn die Männer, welche große Armeen anführen, Muth und Kraft besäßen, möchten sie ihre Angriffe lieber gegen mich wenden und mir den Tod geben, den sie mir versprochen, statt zwei alte unschuldige Personen zu verfolgen, welche mit meinen Unthaten, wie sie es nennen, nicht das Geringste gemein haben. Was ich aber thue, sehe ich für weiter nichts an, als für eine natürliche Wiedervergeltung, an Auforingenden verübt, welche mit Beute beladen sind, die sie von des Krieges ungewohnten und armen Bauern erpressen. Ich erfuhr die Ungerechtigkeit, welche zu begehen Ihr im Begriff standet, und Ihr habt für dieses Vergehen gebüßt. Jetzt schenke ich Euch das Leben unter der Bedingung, daß Ihr meinen Befehlen ge-

horcht, außerdem aber, ob ich Euch gleich jetzt frei lasse und sogar mit Geld, Pferden, Waffen und anderem Zubehör beschenke, verspreche ich Euch, wenn ich erfahre, daß Ihr meine Wünsche nicht befolgt habt, daß ich Euch selbst bis in die Gemächer des Gouverneurs verfolgen und dafür mit den größten Martern bezahlen werde. Da ich aber hoffe, daß Ihr meine Freunde seid, will ich Euch noch einen wichtigern Auftrag ertheilen. Sagt dem General Miollis, daß ich binnen hier und acht Tagen zehntausend Scudi verlange, und wenn er diese Summe nicht an den Geistlichen zu Frosinone schickt, werde ich die fürchterlichste Rache dafür an allen Franzosen nehmen, abgerechnet noch, daß ich bis vierzehn Tage nachher die dreifache Summe des Gefoderten mir aus den Gouvernements-Cassen selbst holen werde, dagegen ich, wenn er mein Verlangen befriedigt, mein Wort für einen Waffenstillstand von drei Monaten verpfände." Nun ließ Spatolino die beiden Gefangenen zu Pferde sitzen und ermahnte sie nur noch, das Aufgetragene gehörig auszurichten.

Kaum hatte der General Miollis die Nachrichten gehört, welche ihm diese Beiden überbrachten, als er wüthend war und schwur, den Spatolino in seine Gewalt zu bekommen, und wenn es ihm auch tausend Mann kosten sollte. Man überzeugte ihn jedoch, daß mit Gewalt hierin nichts auszurichten und es daher besser gethan sei, dem Spatolino das verlangte Geld zu schicken, während des Waffenstillstands aber zu versuchen, seiner durch List habhaft zu werden. Der Gene-

ral hielt es der französischen Regierung für eine Schande, eine solche Hand voll Räuber nicht bewältigen zu können. Da er aber schon viele brave Soldaten aufgopfert hatte und wohl wußte, daß das Volk das Gouvernement hasse, weil es sich einbildete, die Franzosen hätten dadurch, daß sie den Papst fortgeschafft, eine kirchenschänderische Handlung begangen, dieses daher auch in jedem Falle eher dem Spatolino als dem Gouverneur beistehen werde, so befürchtete er den Ausbruch einer Gegenrevolution. Nach Erwägung alles dessen beschloß er nun, dem Spatolino das verlangte Geld unter der Bedingung zu schicken, daß er sein Wort halte und dem Geistlichen von Frosinone ein schriftliches Bekenntniß deshalb übergebe.

Als Spatolino dieses Geld bekam, antwortete er: er sei bereit, so lange jenes Abkommen zu halten, als die Regierung ihn und seine Leute ruhig in ihren Wohnungen lassen würde. „Ich bin ein Bandit, wenigstens nennen Jene mich so; aber wenn ich mein Ehrenwort verpfände, so halte ich noch mehr darauf, als der Kaiser Napoleon selbst.“ Und nun ging er, ohne auch nur dem Geistlichen zu danken, in seine Gebirge zurück, um dort im Schooße seiner Familie vergnügt zu leben. Kurze Zeit darauf schickte General Miollis einen Brief an Spatolino, worin er dessen Muth hoch erhob, ihm Verzeihung für alle bisher begangenen Verbrechen zusagte (da er wisse, daß er sie nur aus Liebe zu seinem Fürsten verübt habe), und wenn er sich ergeben wollte, eine Stelle bei den Gensd'armes mit guter Besoldung

ja auch Pardon und Unterhalt für alle seine Leute versprach. Nachdem zwei Monate verflossen waren, antwortete Spatolino dem Generale: „daß er der französischen Regierung für das gütige Anerbieten sehr verbunden sei, wenn er aber einerseits mehr Vergnügen daran finde, zu befehlen, als Befehle zu erhalten, so würde es ihm auch andrerseits ganz unmöglich werden, der französischen Regierung treu zu sein, da er deren Art und Weise, gegen seine Religion zu handeln, nicht billigen könne. Er müsse daher alle ihm in dieser Hinsicht gemachten Anerbietungen ablehnen." — Nach drei Monaten aber, als der Waffenstillstand abgelaufen, fing er seine Metzeleien wieder auf die fürchterlichste Art an, da er sich's tollerweise in den Kopf gesetzt hatte, er könne damit die päpstlichen Staaten befreien, und Pius VII. wieder nach Rom zurückbringen. Seine Bande nahm täglich zu, und die Regierung opferte ihre Mannschaften, ohne den geringsten Vortheil erringen zu können.

Es ist unmöglich, die Mordthaten alle aufzuzählen, welche auf die grausamste und barbarischste Weise und an den unschuldigsten Personen verübt wurden, da es in Spatolino's Augen schon ein hinreichendes Verbrechen war, ein Franzose zu sein. General Miollis war mehr als je voll Wuth und Beschämung, diese Mörder-Bande nicht bewältigen zu können. Täglich erhielt er Verweise deshalb aus Paris, welche ihn endlich dahin brachten, daß er Angelo Rotoli zu sich rufen ließ. Dieser war römischer Polizei-Commissair und zugleich

ein einsichtiger und thätiger Mann, welchem die Regierung mehr als einmal Unternehmungen von der größten Wichtigkeit anvertraut hatte, die er auch stets mit Ehrgefühl und Fleiß ausgeführt hatte. Der General theilte ihm seine Ideen mit, wie man Spatolino's habhaft werden könne, und besprach sich mit ihm über die zweckmäßigsten Mittel dabei. Obgleich Rotoli alle Schwierigkeiten kannte, welche bei Vollendung einer so schweren Aufgabe eintreten mußten, so versicherte er doch dem General, daß er keine Mühe sparen und Alles, selbst sein Leben auf's Spiel setzen wolle, um die Sache zu versuchen, für den Erfolg aber durchaus nicht einstehen könne. General Miollis bot Rotoli große Belohnungen an, dessen Ehrgeiz beschränkte sich aber darauf, der französischen Nation nützlich zu werden und seine Pflicht als ein rechtlicher Mann zu erfüllen, auf welchen das Geld keinen Einfluß haben könne. Nach einiger Tage Ueberlegung benachrichtigte Rotoli den General, daß er selbst, und geschehe es auch auf Gefahr seines eigenen Lebens, zu Spatolino gehen und mit diesem sprechen wolle. Nun schrieb Rotoli einen Brief an Spatolino, in welchem er diesem seinen Wunsch mittheilte, über Gegenstände von der größten Wichtigkeit mit ihm zu sprechen, und daß er bereit sei, deshalb allein und ohne Waffen dahin zu kommen, wohin Spatolino ihn bescheiden wolle. Zugleich versicherte er ihm, daß er es gewiß nie bedauern sollte, ihm sein Vertrauen geschenkt zu haben. Spatolino entschloß sich, Rotoli in seinem Lager anzunehmen. Er schrieb daher

einen sehr artigen Brief an Letztern, worin er ihm meldete, daß er bereit sei, ihn in seinem Hauptquartiere zu erwarten, auch hinzufügte, daß, obgleich Rotoli unter den Franzosen angestellt wäre, dies ihm dennoch nicht den geringsten Nachtheil bringen solle, da man ihn allgemein für einen wahren Patrioten halte und wohl wisse, daß er jene Dienste nur um deswillen habe annehmen müssen, um seine zahlreiche Familie zu versorgen. Mit Vergnügen las Rotoli diesen Brief und hoffte, daß Spatolino ihm um so eher vertrauen werde, da er ein Römer sei. In seinem Briefe hatte Spatolino auch den Weg bestimmt, welchen Rotoli zu nehmen habe, und den Ort angezeigt, wo dieser eine Bedeckung von Spatolino's Leuten finden würde, welche ihn bis ins Lager bringen sollten.

Rotoli ritt also aus Rom fort und fand an der angegebenen Stelle sechs Mann, die ihn auf fast unzugänglichen Wegen zu dem Platze brachten, wo Spatolino mit seinen Eltern, seinem Weibe und allen seinen Gefährten wohnte. Als sie dahin kamen, stand Spatolino auf, ging Rotoli entgegen und küßte ihn. Nach vielen höflichen Begrüßungen bat er Rotoli, sich zu setzen, und ließ Wein und Erfrischungen bringen. „Signor Rotoli," fing nun Spatolino an, „ich behandle Sie wie einen Freund und Landsmann. Wir Römer sollten uns unter einander gleich Brüder lieben und die Complimente den Franzosen überlassen." Rotoli ließ es nicht daran fehlen, diese Idee zu unterstützen und ihm ewige Freundschaft zu versprechen. Als nun das

Mahl vorüber, bat Spatolino Rotoli, ihm die Urſache ſeines Beſuchs kund zu machen, und ob er, wenn er in der That ihm etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen habe, mit ihm allein zu ſprechen wünſche. Als Rotoli dies bejaht, zogen ſich, auf einen Blick von Spatolino, alle Umgebungen deſſelben in ihre verſchiedenen Gemächer zurück. Nun ergriff Rotoli Spatolino's Hand und ſagte: „Ich bin von der Regierung beauftragt, Dir einen Vorſchlag zu thun, der gewiß Deinen Beifall finden wird. Ich bin ein Römer, Du kannſt mir alſo vertrauen, und ſo bin ich denn überzeugt, daß, wenn Du Verzeihung und eine gute Anſtellung erhältſt, Du dies annehmen würdeſt, vorausgeſetzt, daß man Dir die feſte Zuſicherung gäbe, anſtändig mit Dir zu verfahren.“ — „„Lieber Herr Rotoli, Sie ſprechen da von einer Anſtellung für mich und wiſſen doch, daß ich die Regierung verabſcheue.““ — „Nun gut denn,“ antwortete Rotoli, „ſo werde ich Dir ein recht feſtes Gefängniß für Dich, Deine Eltern, Deine Frau und Deinen Vetter verſchaffen, was aber Deine Leute betrifft, ſo werde ich ſie, um der Gerechtigkeit Genüge zu leiſten, alle hängen laſſen — denn ſonſt giebt's eine Revolution. Das verſpreche ich Dir wenigſtens, daß wir ſie nicht wieder auf die Galeeren ſchicken werden. Du mußt daher wohl meinen Vorſchlag annehmlich finden, denn außerdem endeſt Du noch gewißlich Dein Leben am Galgen. Um ſelbſt Pardon zu erhalten und das Geld zu erwiſchen, das die Regierung auf Deinen Kopf geſetzt hat, werden Dich Deine Leute jedenfalls

verrathen. Daher setze Vertrauen auf mich Die französische Regierung schätzt Dich, bewundert Dich wegen Deines Muthes und Deiner Anhänglichkeit an Dein Land. Bedenke, daß Du auch noch Eltern und ein Weib hast und daß es diesen sehr schlecht ergehen würde, wenn Du verrathen und gefangen genommen würdest." —

Spatolino wußte wohl, daß er früher oder später seiner jetzigen Lebensweise ein Ende machen müsse, und hatte auch um deswillen jetzt weniger Einwendungen dagegen, sich freiwillig auszuliefern, als früher, weil er seinen Haß gegen die Franzosen durch die verübten fürchterlichen Mordthaten nun so ziemlich abgekühlt hatte. Er antwortete daher Rotoli: „Wenn Sie es ehrlich meinen und wirklich mein Freund sind, so verspreche ich Ihnen, Alles zu thun, was Sie wünschen, wenn Sie nämlich das Alles halten, was Sie mir dagegen zugesichert haben. Ich will meine Leute überliefern, wenn sie ins Fort St. Angelo abgeführt werden, ohne jedoch dort arbeiten zu müssen. Sie mögen dann fünf Jahre darin bleiben, und die Regierung hat während dieser Zeit für ihren gehörigen Unterhalt zu sorgen. Nachher müssen sie freigelassen werden, und jeder eine Pension von wenigstens drei Francs täglich erhalten. Für mich selbst und meine Familie begehre ich eine monatliche Pension von tausend Francs und einen Paß zur augenblicklichen Abreise nach der Levante, da ich nicht mehr in einer durch die Franzosen verpesteten Gegend leben mag." — Als Rotoli daraus sah, daß Spatolino sich selbst freiwillig überliefern

wolle, verſprach er ihm Alles, was er nur wünſchte, indem er ihm verſicherte, daß darin gar keine Aenderungen gemacht werden ſollten, ja, daß er ſeine Foderungen für ſehr gemäßigt halte. Rotoli fragte nun, wo man ſeiner Leute ſich bemächtigen könne, Spatolino aber antwortete darauf mit großer Lebhaftigkeit: „Mein Herr, ich bin kein Verräther. Ich thue dies Alles blos, weil ich überzeugt bin, daß meine Leute, welche ich wie meine Kinder liebe, mir einſt dafür danken werden. Könnte ich mir aber auch nur einen Augenblick einbilden, daß man ſie, wenn ſie in die Hände der Regierung kämen, wie Mörder behandeln werde, ſo würde ich lieber Ihnen und dann dem General Miollis das Herz durchbohren.“ — Rotoli beeilte ſich nun, ihm neue Zuſicherungen ſeiner Treue zu geben. „Nun gut,“ ſagte endlich Spatolino, „ich überliefere mich ſelbſt in Ihre Gewalt. Mein Glück wie mein Unglück hängt von Ihnen ab. Kommen Sie nach vierzehn Tagen mit 30 Gensd'armen, gleich unſeren Leuten angezogen, in das Thal von Oliveto. Dort will ich auf Sie warten, und wir wollen zuſammen in ein Haus gehen, wo Sie die Meinigen bei heiterer Kurzweil finden werden, weil es mein Geburtstag iſt. Dabei wollen wir ſie überraſchen, indem ſie glauben, daß unſere Begleiter der übrige Theil der im Königreich Neapel befindlichen Bande ſind, von der ich vorgeben will, ich habe ſie eingeladen, um dieſes Feſt mit mir zu feiern. Ihnen will ich, als Zeichen meines Dankes, zweitauſend Scudi verehren, denn Sie haben eine große Familie zu

ernähren, dafür müssen Sie mir aber auch versprechen, daß Sie die französischen Dienste auf immer verlassen wollen. Ich habe hier Schätze verborgen, von denen Niemand etwas weiß." Rotoli dankte ihm für seine Güte und beschwor ihn auf's Neue, Vertrauen zu ihm zu haben. Nachdem er nun gegessen und getrunken hatte, nahm er Abschied und Spatolino befahl den frühern sechs Mann, ihn wieder dahin zu bringen, wo sie ihn gefunden.

Sobald Rotoli nach Rom zurückgekehrt war, ging er zum General Miollis und erzählte ihm Alles, was er dem Spatolino versprochen hatte. Der General zögerte, Rotoli die Gensd'armen anzuvertrauen, da er nicht begreifen konnte, wie ein so verschmitzter Mann, als Spatolino war, sich so betrügen lassen könnte. Rotoli antwortete, daß schon oft große Männer in höchst bedeutenden Dingen getäuscht worden seien, die bei weit unwichtigern Angelegenheiten Vorsicht und Klugheit gezeigt hätten.

Rotoli machte daher nun auch, von Spatolino's Zutrauen überzeugt, alle nöthigen Anstalten. Er suchte dreißig entschlossene Gensd'armes aus, denen er tüchtige Waffen und Anzüge, gleich denen der Banditen, verschaffte. Er selbst kleidete sich wie das erste Mal, und marschirte mit seinen Gefährten am festgesetzten Tage zu dem als Rendezvous bestimmten Orte. Spatolino erschien erst um neun Uhr in der Nacht, als Rotoli schon besorgte, von ihm dennoch hintergangen worden zu sein. Als er ihn aber sah, faßte er neuen Muth,

ging ihm ohne die mindeste Furcht vor Verrath entgegen, ergriff ihn bei der Hand und wünschte ihm einen guten Abend. „Ich bitte um Vergebung, Signor Rotoli," sagte Spatolino, „wenn ich Sie habe warten lassen. Ich hätte gern alle meine Leute beisammen gehabt, das war aber unmöglich, da mein Vetter mit vierzehn derselben ausgezogen ist, um einige bei den Franzosen angestellte Civilbeamte zu überfallen, die in ihren Wagen nach Neapel gehen. Sie wollten um keinen Preis da bleiben, um meinen Geburtstag zu feiern, indem sie mir entgegneten, das würden sie viel besser dadurch thun, daß sie unsere Feinde tödteten, als wenn sie hier säßen und äßen und tränken. Sie können also jetzt nur Zehn gefangen nehmen, die mit meinem Weibe und meinen Eltern auf den Bergen sich befinden." — „„Das ist genug, um Deine redliche Meinung zu zeigen,"" antwortete Rotoli, „„„und die Regierung wird damit zufrieden sein. Ohnstreitig werden dann auch die Andern Deinem Beispiele nachfolgen.""" — „Sind Sie aber auch aufrichtig gesinnt, Signor Rotoli?" entgegnete Spatolino; „mir sagt eine innere Ahnung, daß ich mich in mein Unglück stürze." — Rotoli nahm ihn bei'm Arme und sagte: „„„So komm doch nur! Bin ich denn nicht Dein Landsmann? Das muß Dir genug sein.""

Bald darauf kamen sie an das Haus. Spatolino pfiff und die Thüre ward sogleich geöffnet. Nun trat er mit zwanzig Gensd'armes ein. Sein Weib saß mit zehn Banditen um einen Tisch, wo sie aßen und tran-

ten. Da rief Spatolino aus: „Kameraden, hier bringe ich Euch Gesellschaft!“ Sogleich ergriff man ihn und seine Leute und band sie. „Kameraden! liebes Weib!“ rief Spatolino von neuem: „ich habe Euch nicht verrathen! Und warum werde ich gebunden? Signor Rotoli! Habe ich nicht mein Versprechen erfüllt?“ Rotoli antwortete ihm darauf: „„Sey nicht unruhig darüber, das ist eine bloße Förmlichkeit. Du und Dein Weib, Ihr Beide werdet, sobald als wir nur in Rom angekommen sind, auch sogleich in Freiheit gesetzt werden.““ Nun fingen die Banditen an, Spatolino wegen seiner Verrätherei Vorwürfe zu machen, indem sie ihm sagten, daß, wenn sie ihn für fähig gehalten hätten, so etwas zu thun, sie ihn längst schon würden umgebracht und seinen Kopf an den Gouverneur für den ausgesetzten Preis eingesendet haben. Spatolino erwiederte darauf zu seiner Rechtfertigung: „Hat mich Rotoli betrogen, so ist er ein niederträchtiger Verräther; Ihr aber sollt nicht sterben, ich werde Euch vertheidigen.“

Sämmtliche Gefangene wurden in die neuen Kerker in der Strada Giulia gebracht. Sogleich machte man auch alle Anstalten zur Untersuchung und Spatolino sah nur zu gut, daß er hintergangen worden war. Nun ward er ruhig und sagte: „Ich hab's verdient! Mein Landsmann verrieth mich, um bei den Franzosen sich beliebt zu machen. Jetzt muß man nur darauf bedacht sein, die Unschuldigen zu retten, und die Schuldigen nebst mir zur Strafe zu ziehn.“ In weniger als einem Monate waren alle Vorarbeiten zur Haupt-

unterſuchung beendet. Mehr als zweihundert Zeugen wurden aus allen Theilen des Reichs, zum Beweis der Verbrechen, herbeigebracht und der Gouverneur ſetzte eine Militair-Commiſſion nieder. Als Spatolino nicht mehr an ſeinem Schickſale zweifeln konnte, ſagte er oft zu ſeinen Umgebungen, daß er die Leute am Tage ſeines öffentlichen Verhörs ſehr zu lachen machen wolle.

An dieſem Tage nun ward Spatolino mit ſeiner Frau und zehn ſeiner Gefährten vor die Commiſſion gebracht. Nachdem der Präſident ſie nach ihren Namen gefragt hatte, ſtand Spatolino auf und wendete ſich mit folgenden Worten an ihn: „Ich bin mit allen dieſen Förmlichkeiten bekannt, mein Herr, doch bei mir ſind ſie unnütz. Mit mir iſt Alles aus. Ich weiß, daß der Tod allein der Lohn für meinen Muth, oder vielmehr für meine eigenthümliche Gemüthsſtimmung iſt, womit ich einem Landsmanne vertraute, der von Euch Staatsräubern angeſtellt worden war. Dagegen giebt's nun jetzt kein Mittel mehr, ich bitte daher blos um die einzige Gnade, ehe ich ſterbe, mit meiner Frau eine halbe Stunde allein ſprechen zu dürfen, und dann will ich Ihnen ſelbſt aufrichtig alle die Mordthaten geſtehen, welche ich beging, und Ihnen noch andere Dinge mittheilen, wovon Sie noch jetzt gar keinen Begriff haben." — Der Präſident antwortete, daß ihm auf ſein Ehrenwort dieſe Gnade verſtattet werden ſolle. „Signor Rotoli," entgegnete jedoch Spatolino, „gab mir auch ſein Ehrenwort und betrog mich doch." — „„Zweifle nicht daran,"" erwiderte der Präſident, „„es ſoll

Dir werden, was Du Dir erbeten haſt.““ — Das Verhör begann, und Spatolino fragte nun ſelbſt jeden Zeugen über den Vorgang aus und erklärte ihm dann, wie die Sache zugegangen ſei. Dabei kümmerte es ihn gar nicht, wenn er größere Schuld auf ſich ſelbſt lud; das bemerkte man aber, daß er alles Mögliche anwendete, um ſein Weib und ſechs ſeiner Gefährten minder ſchuldlos erſcheinen zu laſſen. Er glaubte, daß, wenn vier davon mit ihm verurtheilt würden, er es wohl dahin bringen könne, daß man die Uebrigen nur auf die Galeeren ſchicke. Auch gelang ihm ſein Plan vollkommen. Oft wendete er ſich mit folgenden Worten an den Präſidenten: „Laſſen Sie uns Gerechtigkeit widerfahren, mein Herr, wir ſind nicht in gleichem Grade ſchuldig.“ Darauf antwortete dieſer: „„Sei ohne Sorgen, wir laſſen Dir gewiß Gerechtigkeit widerfahren; ſprich nur ferner die Wahrheit, und Du ſollſt keine Urſache haben, Dich zu beklagen.“

In großer Menge ſtrömte das Volk zu ſeinen Verhören herbei. Spatolino vertheidigte Die, welche er zu retten wünſchte, mit außerordentlicher Geiſtesgegenwart, bewies, daß er ſie durch Gewalt gezwungen habe, mit ihm zu gehn, daß er ſein Weib mit dem Tode bedroht habe, wenn ſie nicht Alles thue, was er befehle, und vergrößerte dagegen abſichtlich ſeine eignen Verbrechen und die der Vier, von welchen er wünſchte, daß ſie mit ihm ſterben ſollten. Die Zuſchauer ſchienen oft ſich ungemein bei den komiſchen Dingen, welche Spatolino vorbrachte, zu unterhalten. Endlich wendete er ſich aber

einmal bei einer solchen Gelegenheit an die Versammlung und sagte: „Meine Herren, Sie lachen jetzt, aber in vier bis fünf Tagen werden Sie nicht mehr lachen, wenn Sie sehen werden, wie mir fünf bis sechs Kugeln in die Brust fahren.“ In diesem Augenblicke entdeckte er unter den Gensd'armes, welche ihn bewachten, einen, der ihm einmal bei einem Morde mit beigestanden hatte. Nachdem er ihn genau betrachtet hatte, sagte er zum Präsidenten: „Ob ich gleich eine sehr geringe Meinung von der französischen Regierung hege, hätte ich doch nicht geglaubt, daß sie einen Mörder unter ihre Soldaten aufnehmen würde.“ Als der Präsident nun in ihn drang, sich darüber näher zu erklären, rufte Spatolino den Soldaten beim Namen und sagte zu ihm: „Und Du kannst noch den Muth haben, mich bewachen zu wollen, da Du mit mir einen Mord begangen hast? Lege Deine Waffen ab und stell' Dich freiwillig unter die andern Mörder, Dein Urtheil zu empfangen, gleich ihnen.“ Der Soldat ward ohnmächtig. Im Augenblicke entwaffnete man ihn auch und stellte ihn neben Spatolino, wo er unbeweglich stehen blieb und nicht wußte, wie er sich rechtfertigen solle. Endlich gestand er ein, daß er gemordet, als er aber das Abscheuliche dieser That erkannt, habe er Spatolino verlassen und sei in französische Dienste getreten. Spatolino tröstete nun oft seine Gefährten, namentlich auch diesen Soldaten und redete ihnen zu, gutes Muthes zu sein, da sie ja nur noch ein paar Tage zu leiden hätten.

Das Verhör dauerte acht Tage, es wäre jedoch

ganz unmöglich, alle die Verbrechen und alle die besondern Umstände dabei, welche Spatolino anführte, zu erwähnen. Stets zeigte er großes Bedauern, wenn er aus Unachtsamkeit eines seiner Schlachtopfer hatte entwischen lassen. Unter den Zuschauern befand sich einmal auch der Posthalter von Civita Castellana. Sobald Spatolino seiner ansichtig ward, sagte er zu dem Präsidenten: „Dreimal habe ich schon geglaubt, diesem Manne das Garaus gemacht zu haben. Das letzte Mal bekam er einen Schuß in den linken Arm, so, daß er ihn noch jetzt nicht gebrauchen kann. Es wird mir noch im Tode leid thun, daß ich mit ihm nicht fertig werden konnte. Ich würde der menschlichen Gesellschaft einen großen Dienst erwiesen haben, wenn ich die Welt von solch einem schändlichen Spione gereinigt hätte, der immer glaubte, er wolle sich selbst bei der Regierung zu Ansehn und Lohn bringen, wenn er ihr anzeigte, wo ich zu finden sei. Kein menschliches Wesen hätte meiner habhaft werden können, und wenn selbst Napoleon mit seiner ganzen Armee gekommen wäre. Nur Signor Rotoli konnte mich überlisten. Den Tod achte ich für gar nichts gegen das Gefühl, daß ich nicht im Stande bin, mich zu rächen, indem ich dem Rotoli und diesem infamen Spione (auf den Posthalter zeigend) das Herz aus dem Leibe reißen kann."

Nach Beendigung des Verhörs entfernte sich die Commission, und kam nach einer Berathung von zwei Stunden wieder zurück, worauf sie Spatolino mit vier seiner Gefährten und dem Soldaten zum Tode verur-

theilte, zwei andere aber lebenslang und vier auf zwanzig Jahre zu den Galeeren, sein Weib aber zu fünfjähriger Gefangenschaft. Spatolino schien damit sehr zufrieden, dankte dem Präsidenten und erinnerte ihn an sein Versprechen. Dieser befahl nun, daß dessen Weib mit ihm eine halbe Stunde allein gelassen werden solle.

Hier theilte ihr Spatolino mit, wo er seine Schätze verborgen habe und ermahnte sie, die fünf Jahre ihrer Gefangenschaft ruhig auszuhalten. Nach dieser Unterredung bat er, daß Niemand bis zur Execution in seine Nähe kommen möge, auch möge man ihn mit geistlichem Zuspruch verschonen, da er sein Gewissen von keinem Verbrechen belastet fühle. Ebenso erklärte er zu gleicher Zeit, daß, wenn man ihm dieses nicht verstatte, er mit Stößen und Püffen den ersten Besten, der ihm zu nahe komme, umbringen würde. Niemand wagte es daher, in sein Gefängniß, worin er fesſellos war, zu treten; die Priester ermahnten ihn jedoch durch die Thüre, seine Seele Gott zu empfehlen. Spatolino sang während der ganzen Nacht, ließ sich aber auch oft Essen und Trinken reichen.

Am folgenden Morgen wollte er auch noch keinen Priester sehen, bat aber, daß man ihm erlauben möge, mit seinen Gefährten zu sprechen. Dies geschah, und man führte ihn in eine Kirche, wo er sie durch die Ermahnungen gequält sah, welche die Priester ihnen aufnöthigten. „Feiglinge Ihr!" rief er ihnen zu, „schämt ihr Euch nicht, diesen Priestern zuzuhören? Ich habe

mein Vaterland gegen unsere Unterdrücker vertheidigt, aber ich hasse dieses Pfaffenwesen." Man brachte aus Furcht, er möchte die Andern mit solchen Gesinnungen anstecken, Spatolino fort, und setzte ihn auf den ersten Wagen, indeß die Andern ihm in einiger Entfernung folgten.

Unterwegs sah er zum Wagenfenster heraus, grüßte die Frauen, welche ihm begegneten und erzählte ihnen, daß er jetzt zum Tode geführt werde, weil er zu redlich gewesen sey. Als er auf dem Richtplatze angekommen, umarmte er seine Gefährten, sagte ihnen, daß sie einander in jener Welt wiedersehen würden und ermahnte sie, den Tod muthig zu ertragen. Dann wandte er sich zu den Zuschauern und sprach: „Ich habe viele Verbrechen begangen, aber ich sterbe voll Bedauern, daß ich den Posthalter von Civita Castellana und den Verräther Rotoli hier zurücklasse. Indeß muß ich Geduld haben. Brave Soldaten, zielt gerade mir auf die Stirn, damit ich nicht lange leide." Und so litt er den Tod mit der größten Standhaftigkeit.

Als die übrigen Banditen gesehen hatten, auf welche Art Spatolino betrogen worden und wohl merkten, daß in der Nähe Roms nicht viel Sicherheit mehr für sie sei, da sie jetzt keinen geschickten Anführer mehr besaßen, so zogen sie sich in das Königreich Neapel zurück und vereinigten sich mit den Calabresen, welche täglich gegen die Franzosen fechten.

So ward die große Räuberbande, welche Spatolino befehligte, völlig zerstreut.

Jakobea von Holland.

Von Charlotte von Glumer, geb. Spohr.

1.

In ihrem Palaste zu Haag, in dem kleinen freundlichen Closett, ihr theuer, weil dessen Ausschmückung das letzte Andenken an die Liebe ihres verstorbenen Vaters war, saß Jakobea, die jugendliche Fürstinn von Holland und Brabant, abgesondert von ihren Frauen. Vor ihr standen, in einem zierlichen Körbchen aus Silberdraht, die auserlesensten Blüthen des Gartens, welche ihre zarten Finger in buntfarbige Kränze zu winden bemüht waren.

Ein Blick durch die weit offene Thüre zeigte im Nebengemache die Edelfräulein und Kammerfrauen der Fürstinn auf gleiche Weise beschäftigt. Die langen Gewinde von Eichenlaub-Blüthen und Lorbeerzweigen, und der Ausdruck der Freude und Hoffnung, der Sehnsucht und des bangen Zagens auf den rosigen Gesichtern der holden Mädchen; die Worte des Scherzes und der Neckerei, die leise von Lippe zu Lippe schwebten, ließen den Beobachter leicht errathen, daß Aller Herzen einem na-

den Feste, dem Feste eines langersehnten Friedens, entgegen schlugen, der manchen lieben und nur ungern entbehrten Freund dem Kreise der Frauen wiederum zuzuführen und die Feste des Hofes neu zu beleben verhieß.

In der offnen Thüre lehnte ein kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling. Das geschmackvolle buntfarbige Gewand bezeichnete ihn als den Pagen der Fürstinn, die Laute im Arm verrieth den Sänger, der klare ruhige Blick des dunkelblauen Auges aber zeigte deutlich, daß auch das zarte Saitenspiel in des Jünglings Brust noch niemals durch den rauhen Hauch stürmischer Leidenschaft verstimmt worden war.

Die Fürstinn winkte, und der Page flog herbei, ließ sich auf das seidne, reich gestickte Polster zu ihren Füßen nieder, schlug die Laute mit einer Meisterhand, welche bei seiner Jugend billig Erstaunen erregte, und sang mit heller klangreicher Stimme das Glück der Liebe.

Das Geräusch im Nebenzimmer verstummte; manches weibliche Herz schlug in rascheren Schlägen, manches Auge lächelte dem jungen Troubadour Beifall zu, keines aber so oft und so innig, als das Auge der holdseligen Margarethe von Hööck. Doch Jakobea's heitere Blicke trübten Thränen, da endete Frank von Borseelen schnell den Minnesang, sah befremdet zu seiner holdseligen Gebieterinn auf und wagte schüchtern die Frage: was so plötzlich die heitere Stimmung seiner Herrinn trüben könne? — Jakobea zürnte dem kühnen Frager nicht, sie lächelte durch die Thränen und erwiederte scherzend: „Ich bin ein Kind, ein noch eben so thörigtes

Kind, wie vor Jahren, als ich, wenn Veilchen blühten, nach Rosen verlangte, und wenn die Rosen sich entfaltet hatten, den Tod der Veilchen beklagte! — Auch jetzt habe ich Rosen die Fülle — Du sieh'st es ja — auch Veilchen, und noch viel andere Frühlingskinder hat des Gärtners Kunst meinem Eigensinne zu bewahren gewußt, und nun? — nun bin ich doch noch nicht zufrieden, und grolle, daß mich ein Dorn verletzt."

Frank blickte sinnend auf die liebliche Selbstanklägerinn, ungewiß, ob er ihrer Rede eine tiefere Bedeutung geben sollte, oder ob sie wirklich die leichte Verwundung beklagte, welche sich durch einen schmalen Blutstreifen an der lilienweißen Hand kund gab. Jakobea aber unterbrach schnell seine Betrachtung, und fragte ablenkend: „Kennst Du die Stimmung nicht, die ich meine; hast Du nie im Besitze einer langgewünschten Freude sie kaum beachtend Dich schon wieder nach einer andern gesehnt? Deine Kindheit war nicht glücklich, aber mögtest Du Dein jetziges Loos nicht wiederum gern mit einem andern vertauschen?" — „Nicht mit dem Himmel!" erwiederte Frank eifrig und schnell erglühend; was könnte ich denn auch vermissen?" fügte er fast verlegen hinzu; „ich freue mich eines freundlichen Berufs — mich lohnt der Herrinn Zufriedenheit, Gesang und froher Sinn und Freunde beglücken meine Tage." — „Wohl Dir!" unterbrach Jakobea den Strom seiner Rede, und legte gerührt und fast wie segnend die Rechte auf das goldgelockte Haupt des schönen Knaben. „Diese frohe Genügsamkeit ist der treueste Bürge Deines reinen Sinnes; Gott bewahre

ihn Dir im bunten Gewirre des Lebens und auf dem glatten Boden, wo Du wandelst!" — Jakobea war aufgestanden und eilte nun rasch in das Gemach der Frauen. Frank sah ihr verwundert nach. „Genügsamkeit ist der treueste Bürge eines reinen Sinnes" hatte sie gesagt. „Warum fehlte sie ihr denn, mitten in der Fülle des Glanzes und des Glückes? — ihr, die rein und schuldlos, und segnend wie ein Engel vor seinen Blicken wandelte?"

2.

Glockengeläut und der Jubelruf des Volkes weckte den Sinnenden aus seinen Träumen und verkündeten ihm, daß man in der Ferne den Zug der heimkehrenden Krieger gewahre. Diener flogen herbei und nahmen die Blumengewinde aus den Händen der freudebebenden Jungfrauen, um durch sie den erbaueten Ehrenpforten den letzten Schmuck zu geben, und auch Jakobea eilte, von ihren Frauen umgeben, freudig hinab in den Schloßhof, um hier die Ankommenden zu begrüßen.

Immer näher drang während dem der Jubelruf des Volkes, vom fröhlichen Klange kriegerischer Instrumente übertönt; immer näher kam der Zug der Krieger, aus allen Fenstern flogen Blumen und frohe Grüße den Kommenden entgegen; was so lange im blutigen Hader sich getrennt, bot sich jetzt versöhnt und freudig die Hand, und graue und rothe Hüte*) wandelten friedlich

*) Abzeichen der Hacken und Kabeljaue, wie sich die holländischen Parteien nannten

neben einander. Auf allen Gesichtern glänzte der Ausdruck der Freude, nur das Antlitz des hohen Führers blieb düster. Finster und unberührt von dem Jubel der Menge ritt Johann von Brabant den kriegerischen Schaaren voran, und sein Auge heftete sich fast spöttisch auf die Ehrenpforten, die ihm die Liebe der Seinen erbaut. Nur einmal zuckte es wie ein freudiges Aufblitzen über des Fürsten Angesicht, da, als er unter den Fenstern der schönen Aleide von Pölpeest vorüberritt, sich diese erglühend und freudig grüßend gegen ihn neigte, und Lorbeerzweige und Rosen auf den Vorübereilenden herunterregnen ließ. Aber es war nur ein vorübereilender Augenblick gewesen, und bald lagerte wieder die Wolke des Unmuths auf der Stirne des kriegerischen Fürsten.

Mit Würde empfing er die Glückwünsche seiner holdseligen Gemahlinn und der sie umringenden Großen des Reichs, und führte Jakobea dann mit kalter Höflichkeit in die innern Gemächer des Schlosses zurück; aber kein Wort, kein Blick verkündete der ängstlich Spähenden, daß der Gatte die Gefühle theile, mit welchen sie ihn in der Heimath willkommen geheißen. Und als nun Abends bei dem frohen Bankett, welches die Festlichkeiten des Tages beschloß, das Verlangen der jugendlichen Herzen die strengen Banden des Zwanges lösete, als sich, was sich liebte, jetzt ungezwungener zusammengefunden hatte und in die Töne der lauten Freude manches leise bedeutungsreichere Wort sich mischte; als Jakobea's Auge über die mannichfachen heitern Gruppen hinglitt, welche sie aus einer Fenstervertiefung des Saales, in der sie

einſam lehnte, überſehen konnte, da füllten es von neuem die Thränen der Sehnſucht und Wehmuth.

Frank von Borſelen, der mitten im bunteſten Gewühl der Freude — ein dienſteifriger Page — die ſchöne Herrinn nicht aus den Augen verlor, hatte die Thränen wohl bemerkt. Jetzt glaubte er Jakobea zu verſtehen, und von jetzt an ertönte ſeine Laute in der Gebieterinn Nähe nur von Liedern des Scherzes und der Freude; fortan ſang er der Liebe Glück und Schmerzen nur in der Einſamkeit, um nicht durch ſeine Klänge das heimliche Weh des ſanften Weſens noch zu ſchärfen, welches ein rauher Gatte an den zarteſten Freuden des Herzens darben ließ.

Schon ſeit Jahren verwüſtete der Geiſt der Zwietracht Hollands geſegnete Fluren, ſchon ſeit Margarethe, des Baierherzogs Wittwe, gegen ihren undankbaren Sohn die Waffen ergriff, befeindeten ſich Bürger und Bürger, Ritter und Edle, und trennten ſich in wilder Parteienwuth. Hacken nannten ſich die Anhänger Margaretha's, Kabeljaue die Anhänger des jungen Fürſten, und ſelbſt als Mutter und Sohn, des Haders müde, Verſöhnung ſuchten, vermochten ſie den Geiſt der Zwietracht nicht wieder zu bannen, den ſie herauf beſchworen, und noch durch mehrere Geſchlechter wirkte er verderbend fort. Wilhelm, dem Vater Jakobea's, gelang es zwar, nachdem er alle mächtigen Kabeljaue geſtürzt und aus ihren Aemtern und Gütern vertrieben, ſeinem Reiche einen trügeriſchen Schein von Frieden zurück zu geben, aber der Funke der Rache

glimmte verstohlen unter der Asche fort, und kaum war Wilhelm im Jahre 1417 gestorben, so kehrten alle die Gräuel innerer Zwietracht wieder.

Die Kabeljaue begehrten den klugen und kriegerischen Bischof Johann von Lüttich, einen Bruder des verstorbenen Fürsten, als Vormund für die kaum sechszehnjährige Jakobea, welche Hollands Erbinn geworden war, die Hacken aber wünschten, um ihre Macht zu befestigen und jener lästigen Vormundschaft entbehren zu können, die junge Fürstinn mit dem ihr verwandten Johann von Brabant, Grafen zu Limburg, zu vermählen. Jakobea liebte den düstern Vetter nicht, aber sie fühlte, daß dem schwachen Weibe in dieser sturmbewegten Zeit eine kräftige Stütze Noth thue, und so trat sie denn dem ihr bestimmten Gemahl mit jenem zuversichtlichen Vertrauen und der innigen Achtung entgegen, welche oft das Glück der Ehe am sichersten zu begründen verheißt; Johann aber übersah gleichgültig die stille Huldigung eines reinen Herzens, sein Ehrgeiz griff begierig nach dem ihm dargebotenen Throne, ohne des holden Weibes, die ihm denselben zugebracht, sonderlich zu achten.

3.

Aber auch im Besitze dieses Thrones fand Johann die erträumte Freude nicht; sein Stolz blieb unbefriedigt. Johann von Lüttich machte ihm die Herrschaft streitig, lange und heftig ward um sie gekämpft, und endlich sahe sich dennoch Johann von Brabant zu einem Vergleiche genöthigt, welcher dem Oheim noch drei Jahre lang das

Recht einräumte, die Verwaltung des Reiches zu leiten und Besitzer mehrerer reicher Grafschaften zu bleiben, welche er aus der Hand der Nichte zu Lehen empfangen.

Dieser Vergleich war es, welcher dem durch die furchtbarsten Gräuel des Bürgerkrieges verwüsteten Lande den Frieden zurückgab und die Herzen des Volkes mit Jubel erfüllte; Johann aber erblickte in ihm eine Schmach und eine Schmälerung seiner Rechte, welche er nur mit Unwillen trug. Daher traten die Ehrenbezeigungen, mit welchen man den Fürsten willkommen hieß, gleichsam verspottend, ihm entgegen, und mit noch geschärfter Bitterkeit im Innern betrat er die Schwelle seines Hauses.

Der Gattinn Anmuth und Liebreiz hätte vielleicht den finstern Geist des Unmuths zu bannen vermocht, welcher Johanns Sinn umnachtete, hätte nicht eine andere Neigung ihr sein Herz entfremdet. Schon seit Jahren flammte in seiner Brust eine glühende Leidenschaft für die schöne und geistreiche Aleide von Pölpeest — und als er seine Freiheit dem Ehrgeiz zum Opfer brachte, fühlte er sich dennoch keinesweges geneigt, zugleich dem Genusse heimlicher Liebesfreuden zu entsagen. Aber er fand in Aleidens Stolz ein Hinderniß, welches er weder erwartet hatte, noch zu heben im Stande war, welches fort und fort seine Leidenschaft für die schlaue Schöne steigerte und seinen Unmuth gegen Jakobea, welche er als die Ursache seiner heimlichen Herzensqual betrachtete, immer härter und ungerechter machte. Diese ertrug des Gatten unwürdige Behandlung ohne Kla-

ge, aber mit tief empfundenem Schmerze, und im Beſitze von Jugend, Anmuth, Glanz und Reichthum, von Allem, was ſonſt dem Leben Reiz verleihet, ſchien die holde Fürſtinn für das Gefühl jugendlicher Freuden abzuſterben.

Aleide von Pölpreſt war aus einem edlen Geſchlecht entſproſſen, ſie hatte die Hoffart und Anmaßung des Vaters geerbt, und von einer intriguanten Mailänderinn erzogen, hatte ſie Grundſätze eingeſogen, welche einen frohen Lebensgenuß als das höchſte Ziel unſeres Strebens aufſtellten, gleichviel, welche Mittel und Wege zu dieſem Ziele führten. Die Schmeichelei der Männer, die ſie umrauſchte, und der ſtille Neid minder reizender Geſpielinnen (der ihr durch manche liebloſe Deutung ihres Thuns kund wurde) hatten vollends ihr Herz verdorben und erkaltet, und ſo ſtand ſie denn, nach dem eigenen Glücke ringend, fremdem Glücke ſtets Gefahr drohend entgegen, wenn ſolches auch nur mit der Erfüllung eines einzigen Wunſches ihres eigenſinnigen Herzens ſich nicht einen ließ.

Mit heimlicher Freude, mit einem ſtillen Triumphe blickte ſie auf die Werbungen des Herzogs, welcher durch ſeine plötzliche Heirath mit Jakobea den erſten bittern Schmerz der Täuſchung über ihr Leben verhängt, und die erſten Rachegedanken in ihrem Buſen geweckt hatte. Aber allgemach wichen dieſe ſchwarzen Rachegeiſter neuen kühnern Lebenshoffnungen. Ihr ſchwindelte faſt, wenn ſie den Blick auf die Bilder richtete, welche ihre Phantaſie ſich in das Dunkel der Zukunft aufgeſtellt,

aber sie war entschlossen, festen Schrittes dem ersehnten Ziele zuzuwandeln und vor keiner Gefahr und keinem Schreckgespenste zurückzubeben, welches, wie sie sich überredete, schwache Seelen Gewissen nennen, und mit allen Künsten der Koketterie vertraut, wußte sie den liebeglühenden Johann immer fester in ihren Zauberkreis zu bannen.

Mit Kopfschütteln sahe der greise Ohm oft auf das heillose Spiel, welches die schöne Richte, jetzt anziehend und dann wieder abstoßend, mit dem Herzen ihres Fürsten zu treiben sich erkühnte.

„Ihr solltet den Herzog ein für allemal mit Würde zurückweisen, Richte!" sprach er warnend, „denn Ihr selber lauft Gefahr bei Eurem Treiben." Aleide lächelte. „Oder wäre es wahr?" fragte er gespannt, „könntet Ihr Euch über die gewöhnlichen Vorurtheile Eures Geschlechtes erheben? — O Mädchen!" rief er heftig, und seine Augen funkelten in Stolz und Rache — „wie viel des Großen hat das Geschick in Eure Hand gelegt! — Ihr — Ihr ganz allein könntet diese übermüthigen Hacken stürzen, die schon so oft über den Trümmern unseres Glückes und unserer Größe triumphirten und die auch jetzt wieder unter der Maske des Friedens auf neue Demüthigungen gegen die Kabeljaue sinnen! — Ja, Aleide, seid gütig gegen den Herzog — und —" — „Eine Buhlerinn des Fürsten?" unterbrach ihn Aleide unwillig. „Schämt Euch, Oheim! durch die Schmach Eurer Nichte wolltet Ihr Eure Größe erkaufen? Nimmermehr! meine

Wege sind nicht Eure Wege — aber laßt mich nur gewähren — Ihr sollt zufrieden sein.“

Wenige Tage nach diesem vertraulichen Zwiegespräch aber bezog Aleide zu des Oheims großem Erstaunen, als Edelfräulein Jakobea's, das fürstliche Schloß, und ließ ihn völlig ungewiß, wie er der Nichte Worte mit ihrem Handeln einen solle?

4.

Mit dem Schein sorgloser Unbefangenheit trat Aleide in den Kreis der Frauen, welche die liebliche Fürstinn umgaben, und der Anmuth Zauber, der ihr eigen, so wie die Strahlen ihres Geistes, welche auch das gleichgültigste Gespräch zu beleben wußten, hatten ihr bald ihren Platz unter den Lieblinginnen der Fürstinn angewiesen und ihr fast Aller Herzen gewonnen. Nur Margarethe's einfaches Gemüth fand in der Erscheinung der Allbeliebten ein unerklärliches Etwas, welches sie abstieß; mit geheimem Grauen verfolgte sie oft Aleidens lauernde Blicke, wenn diese im Kreise der neuen Umgebungen umherspähete und gleichsam das innerste Geheimniß der fremden Brust zu durchschauen strebte, und sie schreckte unwillkührlich zusammen; wenn der forschende Blick des Feuerauges sie selber traf, dann war ihr zu Muth, wie es dem armen Schlachtopfer sein mag, wenn es sich bereits von den Fäden der listigen Spinne umgarnt und jeden Ausweg versperrt sieht, ihrer verderbenden Macht entfliehen zu können. Jakobea lächelte zu des Mädchens Aeußerungen, wenn sie sich über dies Gefühl auszusprechen wagte. —

Ach, wähnte sie in der Jungfrau Rede vielleicht die Stimme eines kleinlichen Neides zu erkennen, welcher den ersten Platz in dem Herzen der verehrten Gebieterinn mit einer Nebenbuhlerinn zu theilen sich sträube? — Margarethe erröthete bei der Möglichkeit eines solchen Verdachtes in Jakobea's Brust, schwieg von jetzt an von ihrem Bangen und Fürchten, das sie sich selbst nicht klar zu deuten wußte, bewachte aber um so sorglicher aus der Ferne jede Bewegung der Gefürchteten.

„Warum wir wohl jetzt unsern jungen Troubadour so oft vermissen?" sprach einst Jakobea, als sie, von ihren Frauen umgeben, zwischen den Blumen ihres Gartens wandelte und, von ihrer Milde geweckt, Scherz und Lachen um sie her ertönte, „Kein rechtes Fest ohne Musik und Gesang; ich vermisse immer etwas, so lange sie mir fehlen." — „Junkherr von Borsecken fürchtet vielleicht einen Mißlaut in die heitere Harmonie zu tragen, welche unsere Fürstinn umschwebt," sprach Aleide bedeutungsvoll, und Jakobea's verwunderte Frage: „wie meint Ihr das"? erwiederte sie mit einem durchdringenden Blick auf die erglühende Margarethe: „Der Liebe süße Klagen aus des Sängers Munde klingen nur in dem Ohr und Herzen der Gefeierten erfreulich wieder, in dem Busen der andern armen Erdentöchter könnten sie leicht Neid oder Langeweile erregen; das fühlt der Sänger wohl, und darum vertraut er seine Liebe und seinen Schmerz auch nur den verschwiegenen Linden unter Fräulein Margarethe's Fenstern. — „Was meint Ihr?" fragte Jakobea wieder, und ihr Auge flog forschend zu Margarethe hinüber, deren Blik-

te ſich tief zu Boden ſenkten, und als nun noch manches neckende Wort von allen Seiten her die arme Bedrängte immer mehr verwirrte, da ſprach die Fürſtinn unmuthsvoller und härter, wie es ſonſt in ihrem Weſen lag: „Ihr ſeid doch alle thöricht! Quält mir das arme Mädchen nicht. Frank von Borſeelen iſt noch nichts, als ein träumeriſcher Knabe, der wohl mit der Liebe ſpielen, aber noch nimmermehr den heil'gen Ernſt derſelben zu empfinden fähig iſt!" In Margarethe's Augen glänzte eine Thräne. Jakobea wandelte, den Frauen winkend, langſam dem Schloſſe zu, Aleiden aber verrieth ein leiſes Geräuſch hinter dem Geſträuche, wo ſie geſtanden, daß ihr Geſpräch nicht ohne Lauſcher geweſen ſei, und als ſie jetzt durch die wankenden Zweige einer Zitterpappel in Franks todtbleiche Züge ſah, als ſie den Ausdruck von zornigem Schmerz gewahrte, mit welchem der Jüngling der forteilenden Fürſtinn nachſahe, da glaubte ſie ihn zu verſtehen und das Werkzeug ihrer Pläne gefunden zu haben.

5.

Am folgenden Morgen ſtand Borſeelen harrend im Vorgemache Aleidens, in welches ein Wink derſelben ihn beſchieden. Zweifel und Fragen: was ihm das Fräulein zu ſagen haben könne? durchkreuzten ſeine Bruſt und drängten oft minutenlang einen tiefen Schmerz in den Hintergrund der Seele zurück, deſſen Ausdruck ſeit geſtern unverkennbar auf den edlen Zügen des Jünglings ruhete. Da öffnete ſich leiſe eine Nebenthür und Margarethe, die ſonſt mit mädchenhafter Schüchternheit und

ſtrenger Sitte jedem traulichen Alleinſein auszuweichen wußte, trat erglühend aber feſten Schrittes auf ihn zu. „Vorſeelen," ſprach ſie innig, und ihr klares Auge ſchauete mit liebender Angſt zu ihm auf — „Ihr wandelt auf glattem Boden — Euer böſer Engel naht! trauet ſeiner falſchen ſchmeichelnden Stimme nicht! ich weiß nicht, womit er Euch locken — auf welche Weiſe er Euer helles Auge verblenden will; ich weiß nur, all ſein Beginnen iſt Lug und Trug! — Darum ſeid vorſichtig, Junkherr, und gedenkt der Schlange im Paradieſe!" Ein Geräuſch im Nebenzimmer kündete jetzt Aleidens Nahen, Margarethe war verſchwunden, und ehe noch Frank Zeit gewonnen, ihrer Rede Sinn zu deuten, ſtand die ſchöne Verſucherin vor ihm

„Ich wollte Euch um Verzeihung bitten, Junkherr," ſprach Aleide und winkte dem Jüngling, an ihrer Seite Platz zu nehmen, „ich wollte Euch um Verzeihung bitten, daß ich geſtern abſichtslos für Euch die Urſach einer bittern Kränkung geworden bin." — „Ich weiß nicht, was Ihr meint," erwiederte Frank verlegen, doch Aleide drohete ihm lächelnd mit dem Finger. „Leugnet nicht," ſprach ſie weiter, „ich habe den Lauſcher und ſein Erbleichen wohl geſehn! und wahrlich, ich mag Euer Gefühl nicht tadeln. Nichts iſt verletzender für ein fühlendes Gemüth, als wenn es ſein heiligſtes Gefühl verſpottet ſieht, nichts empörender für des Jünglings Stolz, als wenn er ſich verächtlich behandelt und dem Knaben zugeſellt ſieht, welcher die Kinderſchuhe noch nicht vertreten." — Aleide ſchwieg eine Weile, aber als Vorſeelen noch immer geſenkten Blickes in ſeinem Schweigen verharrte, fuhr ſie fort: „Geſiele

sich unsere schöne Fürstinn nicht in dem seltsamen Eigensinne, Andern den Genuß der Freuden zu verkümmern —" — „Ihr lästert, Fräulein!" fuhr Borseelen auf, doch Aleide drückte ihren Finger auf seinen Mund und sprach weiter: „Ich weiß es sicher, der Herzog hätte Euch längst Gelegenheit gegeben, die goldenen Sporen zu verdienen und so Eurer Wünsche Ziel, den Besitz der Geliebten, zu erringen, hielte der Fürstinn Eigensinn Euch nicht fort und fort in dieser unwürdigen Kindschaft fest, welche Ihr nur mit Widerstreben tragt; denn mich hintergeht Ihr nicht, allzu sichtlich ist der Zwang, den Ihr Euch in der Gegenwart der Fürstinn auferlegt, allzu merklich flieht Ihr schon seit Monden ihre Nähe, als daß mir der Widerwille hätte entgehen können, mit welchem Ihr derselben dienstbar bleibt." Borseelen seufzte tief. — „Doch Ihr habt Euch dessen nicht zu schämen," fuhr Aleide fort, „Euer Unmuth ist gerecht, gerecht unser Aller Wunsch, ein Verhältniß umgestalten zu können, dem die Quelle der Bitterkeit entspringt, durch welche Jakobea sich selbst und allen ihren Umgebungen das Leben trübt."

„Fräulein, thut Ihr der sanften Dulderinn nicht Unrecht?" fragte Borseelen vorwurfsvoll; doch Aleide betheuerte zuversichtlich: „O gewiß nicht! Ihr solltet sie nur sehen, wenn sie mit uns allein ist — Ihr solltet es nur wissen, wie manche Thräne sie Margarethens Augen schon erpreßte — doch ich entschuldige, ich beklage sie! — darbt sie doch an den schönsten Freuden des Herzens! wer ihr diese wiedergeben — wer sie dem Gatten in Liebe vereinen könnte, der gäbe uns Allen Friede und Freude!"

„Ja, wer das könnte!“ wiederholte Frank träumerisch, und Aleide sprach, ihm näher rückend, leiser und mit geheimnißvoller Miene: „Es giebt ein Mittel, Junkherr, von Wenigen gekannt, doch von unwiderstehlicher Zauberkraft. Ein Pulver aus Wurzeln und Steinen bereitet, die eine reine Jungfrau um Mitternacht in der Vollmondszeit gegraben, dessen Genuß die Herzen derer, die gleichzeitig von ihm kosten, in unwiderstehliger Liebesglut verbindet.“ — „Ihr wollt mir Mährchen erzählen,“ lächelte der Jüngling, doch Aleide sprach voll Eifer: „Wie mögt Ihr Mährchen schelten, was Ihr nicht kennt? Könnt Ihr die Geheimnisse der Natur ergründen, könnt Ihr erklären, wie und warum der Blüthenstaub zu der verwandten Blüthe fliegt? So könnt Ihr auch die Geheimnisse der Kräfte, die sie birgt, nicht alle durchschauen; doch viele weise Männer und Frauen haben gelebt, welche diese erkannten und zu nutzen wußten. Selbst meine Urgroßmutter hat dieses Liebespulver einst gebraucht — und kurz und gut, es liegt in Eurer Hand, die Herzen, die sich fliehen, in Liebe zu vereinen. Seht, dieses Pulver schütte ich noch heute Abend in den Becher des Fürsten, welchen Leutpolt ihm nach der Tafel darreicht; nehmt hier ein gleiches und reicht es Jakobea in derselben Stunde und auf gleiche Weise, und seid gewiß, all das Störende und Feindliche verschwindet, was jetzt die Herzen der hohen Vermählten trennt; Jakobea wird sich dann völlig befriedigt finden und nie mehr streben, das Glück treu liebender Herzen zu stören. Ihr nehmt das Pulver, Ritter? Ihr geht meinen Vorschlag

ein? Ihr habt mich doch verstanden?" — „O vollkommen!" erwiederte der Jüngling, bückte sich tief und ehrfurchtsvoll — und ging schnell von dannen. Das Fräulein blickte ihm sinnend nach. „Hätte ich mich dennoch geirrt?" fragte sie zagend. — „Könntest Du mich überlisten wollen? O eitler Knabe, dann zittre, zittre vor Aleidens Rache!

6.

Hatte auch Aleidens Falschheit die Klage über die Aeußerungen böser Laune, welche sie der Fürstinn aufbürdete, nur erfunden, so war es doch nur zu wahr, daß gerade jetzt tausend Sorgen und heiße, bisher mit aller Kraft bekämpfte Wünsche Jakobea den Frieden ihrer Brust geraubt und das Herz der holden Fürstinn jenem unseligen Schwanken dahingegeben hatten, welches oft mehr als das bitterste Leid uns foltert, weil wir gleichsam uns selbst verloren haben. Die Hacken waren seit dem Vergleich der Fürsten gegen den Herzog erbittert, der ihrer Dienste fast vergessen zu haben schien, und ihr eifrigstes Bestreben war es geworden, den Undankbaren wiederum zu stürzen, den sie erhoben hatten. Jakobea's stiller Kummer gab ihnen den Vorwand, unter dem Schein der Theilnahme der Fürstinn den Rath zu geben, ein Band zu lösen, was sie so wenig befriedige, und Pater Urban, der Beichtvater Jakobea's, lieh dem geheimen Wirken jener Faction seine beredte Stimme. Die nahe Verwandtschaft der Vermählten lieh ihm den Vorwand, der Fürstinn die Trennung von dem Gatten als Gewissenssache zu empfehlen — doch in Jakobea's Busen

sprach eine Stimme so vernehmlich und laut, daß sie sich weder von den Sophistereien eines schlauen Priesters, noch von dem mächtigen Verlangen des eigenen Herzens übertönen ließ. Klar war sie es sich bewußt, daß den Eid, welchen sie am Altare geschworen, kein Ausspruch des Papstes lösen könne, und unter wie heißen Thränen sie auch nach der Möglichkeit spähete, ihre Ketten brechen zu können, so fühlte sie dennoch, daß sie ihrer selbst unwerth handeln werde, wenn sie nicht entschlossen sei, sie zu tragen, wenn sie ihre Freiheit durch nichts Anderes als eine Schuld erkaufen könne.

Da legte Urban unerwartet einen Brief des Herzogs in Jakobea's Hand, den seine Späher aufgefangen hatten, welcher seine Leidenschaft für Aleiden mit glühenden Farben malte und Anträge enthielt, welche die Rechte seiner Gemahlinn in gleichem Maaße kränkten, wie sie ihren Stolz empörten und ihr Herz verwundeten. —

„Er selbst hat das Band gelöst, was nie, nie sich hätte knüpfen sollen!" sprach sie leise. — Jetzt hielt sie sich für frei — und die Bilder ihres glücklichen Jugendlebens, wo noch kein Tyrann ihren Willen beschränkte, wo der Schmerz der Vernachlässigung und der unbefriedigten Sehnsucht ihr noch fremd war, schwebten ihrer Seele vorüber, und zeigten ihr in der Ferne die Möglichkeit einer heitern Zukunft. — Pater Urban las in den klaren Zügen der heftig Erregten alle die Schmerzen, aber auch alle die Hoffnungen und Wünsche, welche dieser entscheidende Augenblick in ihrer Seele weckte, und flüsterte freundlich: „Was zagt Ihr doch noch länger, edle Frau,

— Ihr seyd frei! Denkt nur daran, daß schon einmal des Papstes Ausspruch Eurer Ehe Gültigkeit widerrufen hatte, — es kostet Euch nur ein Wort der Bitte, und —"

„Ach, Ihr mahnt mich daran zur Unzeit, Vater," sprach Jakobea schmerzlich, „auch jenen Widerruf hat bald nachher der heil'ge Vater widerrufen — und das hat mich gelehrt, daß nicht die Kirche, sondern nur der Gott im eigenen Herzen mich freisprechen oder mich verdammen kann! So laßt mir denn Zeit, mich mit diesem zu berathen." — Urban wollte ihr mit der Würde des beleidigten geistlichen Stolzes etwas erwiedern, doch Jakobea war ihm schon enteilt und flehete in dem kleinen Closett, zu welchem nur ihre Vertrautesten den Zutritt hatten: „Stärke mich in der Versuchungsstunde!"

In diesem Augenblicke trat Borseelen voll Ungestüm in Jakobea's Zimmer. „Wo ist die Fürstinn?" fragte er den Priester, der unmuthsvoll der Entschwundenen nachsah, welche sich so eigensinnig seinen kühnen Planen und der eigenen Wohlfahrt widersetzte, mit welcher es Urban nebenbei in der That recht gut meinte; denn er war seiner schönen Beichttochter, die einst des Greises Schülerinn gewesen, persönlich von Herzen zugethan. Urban deutete auf die geschlossene Thüre des Closetts und sprach: „Sie ist für ihre Freunde unsichtbar." — „Und doch muß ich sie sprechen," rief Frank laut und dringend und nahete kühn dem verschlossenen Heiligthum. „Nur einen Augenblick Gehör," bat er innig, „edle Herrinn, es gilt Euer Leben!" — „Mein Gott, Junkherr, was wißt Ihr?" fragte Urban entsetzt, und auch Jakobea trat ein und

heftete die schönen Augen fragend auf den jugendlichen Warner. Erglühend gab jetzt Frank die Erzählung seines Abenteuers mit Aleiden und legte das Pulver in des Vaters Hand. „Das ist Gift," sprach dieser bestimmt, aber Jakobea's milder, vertrauensvoller Sinn sträubte sich lange, an so schwarze Unthat glauben zu können, und selbst als der schnelle Tod des Hundes, dem man das Pulver in die Suppe gerührt, ihr jeden Zweifel genommen hatte, scheuete sie jede Gewaltthat gegen die schöne Feindinn. Aber ihr Entschluß stand fest, so schnell und heimlich wie möglich ein Land zu meiden, wo sie sich von denen verrathen sah, die ihr am nächsten standen, und sich in der Ferne Schutz und Recht zu suchen. Wie gern nun auch Frank allein die verehrte Herrinn gegen eine Welt voll Feinde vertheidigt hätte, so fürchtete er dennoch, Jakobea könne leicht den Muth des Knaben, so wie einst des Knaben Liebe, verspotten; still verschloß er daher seinen Rath und seine Wünsche in der treuen Brust und begnügte sich damit, von Jakobea zum Lohn für seine Treue sich die Erlaubniß zu erbitten, sie auf der Flucht nach England begleiten zu dürfen.

7.

Pfeilgeschwind durchschnitt das kleine Schiff die Wellen, welches Jakobea und das kleine Gefolge ihrer Getreuen dem fremden Eilande zuführte. Mit einer Fülle neuer Lebenshoffnungen, Ahnungen und Wünsche in ihrer Brust betrat die jugendliche Fürstinn Englands Küsten, in einer Stimmung, in welcher uns zu Muth ist, als

müßte uns der nächste Augenblick irgend ein wichtiges Ereigniß entgegentragen, welches entscheidend auf unser ganzes übriges Leben einwirkt. In einer solchen Stimmung betrat sie das Schloß, wo sie Humfred von Glocester im Namen seines königlichen Bruders willkommen hieß.

Die hohe edle Gestalt des jugendlichen Herzogs, seine männlich schönen Züge, der Ausdruck des Entzückens, mit welchem sein Auge auf der schönen Bittenden verweilte, und der Eifer, mit welchem er sich zu ihrem Kämpfer weihete, machte einen tiefen Eindruck auf Jakobea's Aug' und Sinn, und bald verhieß sie ihrem Kämpfer zum Lohn des Sieges Hand und Krone.

Mit lautem Jubel ward die Verlobung des hohen Paares am königlichen Hofe gefeiert; mitten unter den Zurüstungen zum ernsten Kampfe reiheten sich Feste an Feste, deren Seele die gefeierte Fürstinn war, und berauscht von den zarten Huldigungen, welche der galante Sinn ihres Ritters ihr entgegentrug, blieb Jakobea weder Zeit noch Ruhe, die Tiefen der eigenen Brust mit Besonnenheit zu durchschauen. Nur ein Busen theilte die allgemeine Freude nicht, nur ein Auge blieb trüb umflort, nur ein Herz rang im Geheimen mit dem bittersten Weh des Lebens. Frank von Borseelen floh, so viel sich thun ließ, den Kreis der lauten Freude und flüchtete sich und seinen Kummer in die tiefsten Schatten der Einsamkeit. Wenn er sich aber bisweilen dem bunten Treiben um ihn her nicht ganz entziehen konnte, und es traf ihn dann zufällig der Herrinn Blick, dann fragte sie ihn wohl, durch des Jünglings trübes Wesen zur herzlichen Theilnahme

erweckt: ob er um seine Liebe in der Heimath bange? und ob er nicht lieber zurückkehren wolle, um der Erwählten Schutz und Schirm werden zu können in diesem unseligen Kriege? Dann erglühete das bleich gewordene Antlitz des Jünglings im dunklen Feuer, und immer lebendiger sprach er in solchen Augenblicken die Bitte aus, Jakobea wolle ihm vielmehr erlauben, jetzt im ernsten Kampfe für ihr Recht seine Männlichkeit beurkunden und sich die goldnen Sporen verdienen zu dürfen. Ungern zwar entließ die Fürstinn den Liebling einer früheren Zeit aus ihrer Nähe, der ihr so oft in trüben Stunden ein milder Tröster geworden war, aber sie erkannte sein Verlangen des Mannes werth, und so mochte sie ihm nicht weigern, was ihn ehren konnte.

Schon hatte Frank, nun mit des Knappen Schmuck und Wehr geziert, der schönen Herrinn sein Lebewohl gesagt; schon hatte Humfreds Geschwader die Schiffe bestiegen, schon harrete auch Jakobea's das Fahrzeug, was sie in die Heimath zurückführen sollte, nur eine Nacht lag noch zwischen jetzt und dem verhängnißvollen Morgen der Abfahrt, und Jakobea, schmerzlich ergriffen von dem Gedanken, daß sie selbst es sein sollte, welche in dem theuren Vaterlande des Krieges Flamme anzufachen gezwungen sei, Jakobea hatte eben ihre Frauen entlassen und suchte das weiche Herz in der Einsamkeit gegen die Schrecken zu stählen, denen sie entgegenging, da schlugen plötzlich Lautentöne an ihr Ohr und bekannte vaterländische Klänge drangen zu ihr auf. Leise öffnete die Fürstinn das Fenster, um des Sängers Worte deutlicher zu

vernehmen, da gingen die bekannten Töne plötzlich in ihr fremde Klänge über, schmerzlich wie die Klage eines wunden Herzens sprachen sie zu ihr, und deutlich vernahm ihr Ohr die Worte:

Was fordert das Sehnen
Der klopfenden Brust?
Wem rinnen die Thränen
Der Wehmuth und Lust?
Was stillet im Herzen die nagende Pein?
Nur Liebe erfüllt es, nur Liebe allein!

Wohl köstliche Spenden
Wird Hoheit und Glanz,
Doch laß Dich nicht blenden!
Der strahlende Kranz
Des Ruhms, und der Schönheit bezaubernder Blick
Befriedigt das Herz nicht! — nur Liebe giebt Glück.

Die Liebe im Herzen
Der Treue genährt,
Die selber die Schmerzen
In Wonne verklärt;
Die Lieb', die um Liebe dem Tode sich weiht,
Die, selber verschmäht, noch zum Opfer sich beut:

Sie fordert das Sehnen
Der klopfenden Brust,
Ihr rinnen die Thränen
Der Wehmuth und Lust;
Sie ward Dir zum Opfer — doch achtest Du nicht
Des Herzens, das liebende Sehnsucht mir bricht.

Die Musik verstummte, und in Jakobea's Busen erklang leise aber vernehmlich der Name „Frank.“ — Tief erschüttert trat sie vom Fenster zurück. — So Manches, was bisher dunkel vor ihrer Seele geschwebt, war Licht

geworden — so manches Räthsel schien ihr gelöst, und mit banger Ahnung glaubte sie jetzt zu erkennen, zum zweitenmale (ach und diesmal durch eigene Wahl!) das Glück ihres Lebens verfehlt zu haben.

8.

In dem kleinen unscheinbaren Dorfe, welches sich Jakobea unweit des Kampfplatzes zum sichern Asyl erwählet, harrete die Fürstinn voll Ungeduld der Entscheidung ihres Geschicks. Das Toben der Schlacht, welches aus der Ferne zu der Geängstigten herüberschallte, und das Schwanken des Kriegsglücks, von welchem ihr von Viertelstunde zu Viertelstunde sichere Kunde wurde, hatten ihr Gemüth für den Augenblick von den zarteren Sorgen des Herzens abgezogen, und der Gedanke an den mannichfachen Jammer, welchen ihr Zwist mit dem unwürdigen Gemahl über so manche harmlose Familie verbreitete, erfüllete sie mit dem herzlichsten Mitgefühl an fremdem Kummer und ließ sie fast mit Neid auf das stille Treiben der Bäuerinnen blicken, welche, nun sie hier den besten Theil ihrer kleinen Habe geborgen, mit großem Gleichmuth über die Entscheidung der Schlacht und ihre möglichen Folgen sich besprachen. Ihnen war es gleich, wie auch die Loose fallen möchten; leicht konnten sie die Fäden ihres Wirkens wieder anknüpfen, sollte sie auch ja einmal der vorbeibrausende Sturm verwirren oder gar zerreißen — sie nahmen gelassen als Verhängniß aus des Vaters Hand, was Jakobea zum Theil als Folge der freien Wahl betrachten mußte, und schwer

laſtete in dieſem ernſten Augenblicke die Verantwortlichkeit auf ihrer Seele, welche ihre hohe Stellung den Fürſten auferlegt.

Gar anders aber wirkte das Wogen des Kampfes auf das Gemüth des jugendlichen Sängers. Die Träume ſeiner Lieder ſchienen ihm lebend begegnen, ſein reines Wollen in kräftige That ſich wandeln zu wollen. Für ſie ſiegen! für ſie ſterben! Das ſchwebte vor ihm als das leuchtende Ziel ſeines Strebens, und in dem Ringen nach dieſem ſchönen Ziel entſchwand ihm das Gefühl ſeines Kummers, ſelbſt der Anblick der ihn umgebenden Schrecken, und nur der Lorbeerzweig und die Palme ſchwebten vor ſeinen entzückten Blicken, welche, wie er hoffte, ſeine Bahre ſchmücken würden, und befeuerten ihn zu dem höchſten Muthe und den kühnſten Thaten. Doch wo Tauſende gegen Tauſende das Schwerdt ziehn, da verliert die That des Einzelnen ſich nur zu oft ſpurlos unter der Menge. Auch Vorſeelen vermochte die todte Maſſe ſeiner Mitſtreiter nicht zu beſeelen; die Holländer, von Johann von Brabant angeführt, kämpften mit unerſchütterlicher Tapferkeit, die Engländer begannen zu weichen — hier und dort — und überall — nur Humfred erhielt durch ſeine Gegenwart dem linken Flügel ſeiner Schaaren noch die alte Ordnung und den alten Muth. Jetzt aber brach ein neuer Kriegshaufen der Feinde aus einem ſichern Verſteck hervor — unerwartet und mit Windeseile ſahe der Herzog von mehrern Seiten ſich und ſeine tapfere Schaar umzingelt und ſich völlig von dem Dorfe abgeſchnitten,

wo die schöne Verlobte mit Angst und Zagen seiner harrete. Jetzt ergriff auch ihn der allgemeine Schrecken, jetzt stimmte auch er in den Ruf ein, welcher das Losungswort der fliehenden Engländer geworden war: „zu den Schiffen! zu den Schiffen!“ und mit Sturmeseile flohen jetzt die hart bedrängten Schaaren dem nahen Hafenplatze zu. „Steht! zurück! zurück! sammelt euch um eure Fahnen! rettet eure Fürstinn!“ so tönte Franks Donnerruf von Zeit und Zeit beschwörend durch die allgemeine Verwirrung. „Dorthin! mein Herzog, dorthin geht der Weg nach * * *, wo Jakobea ihrer Streiter harret!“ rief er jetzt dem ihm begegnenden Humfred zu. „Wendet Eure Schaar, eilet, sie zu retten, ehe ein Späherauge ihren Aufenthalt entdeckt!“ — „Nein, dorthin führt der Weg zum Hafen,“ erwiederte Jener gelassen, und ritt in der bezeichneten Richtung weiter, „wollt Ihr kein Thor sein, so schlagt ihn ein.“ — „Und die Fürstinn?“ fragte Borfeelen in Todesangst und versperrete dem Herzog noch einmal, wie es schien, zum Aeußersten entschlossen, den Pfad zur Flucht. „Mag sich mit Mann und Volk vertragen lernen!“ sprach Humfred gleichmüthig, „Ihr aber, mein Bube, prüft meine Geduld nicht länger, kümmert Euch nicht um das, was Euch nichts angeht, sondern denkt an Eure Pflicht!“

„An meine Pflicht? O Du Pflichtvergessener! und daran mahnest Du mich?“ rief Borfeelen ganz außer sich, und schien fast Willens, den schnell davoneilenden Feldherrn die Schwere seines Schwerdtes fühlen zu lassen, aber diesen hatte schon, ehe des Jünglings unbesonnene

Rede sein Ohr treffen konnte, sein gutes Roß aus dem Bereich von Franks Armen getragen, und schnell das Wichtige erkennend, was der Augenblick von ihm begehrte, überwand der rasche Jüngling des Herzens Zorn, und rief entschlossen: „Wohlan denn, wackre Streiter, mir nach! mir nach, wem seine Fürstinn und seine Ehre werth ist!" Und so durchbrach er ohne Wanken an der Spitze weniger Getreuen die feindlichen Schaaren. Pfeile schwirreten um ihn her, Schwerdtstreiche streckten die Getreuen an seiner Seite nieder, zersplitterten seine Rüstung, und schon floß sein Blut aus mehr als einer Wunde; aber ihr geliebtes Bild schwebte vor ihm, und er ermüdete nicht. Rechts und links durch sein gutes Schwerdt sich Bahn brechend, gewann er das Freie, und schon nach wenigen Minuten verbarg ihn und die Wenigen, die gleich ihm das Leben davon getragen, ein kleines Gebüsch den Blicken ihrer Verfolger. Diese, ohne Ahnung, welchem Ziele und welchem Zwecke die kleine kühne Schaar zueile, wandten sich bald wieder der Verfolgung der nach den Schiffen fliehenden Inselbewohner zu, und ohne weitere Unfälle erreichte Borseelen mit den Seinen Jakobea's stillen Zufluchtsort.

Blut und Staub bedeckt trat er vor seine erbleichende Gebieterinn. „Leider bin ich kein Siegesbote," sprach er schmerzlich, „doch hoffe ich, Eure Flucht sichern zu können." — „Und der Herzog?" fiel ihm die Fürstinn in die Rede. Borseelen schwieg, und suchte ihren fragenden Blicken auszuweichen. „Mein Gott! was ist's mit ihm? ist er gefallen?" fragte sie von neuem mit dem

Ausdruck der schmerzlichsten Angst — „so redet doch — um Gotteswillen, Frank! was ist geschehen?"

„Der Herzog hat Eurer und seines schönen Lehns vergessen!" erwiederte der Bedrängte leise und zögernd, als scheue er sich, durch solche Kunde das Herz der tief Gebeugten noch mehr zu verletzen — doch über Jakobea's Antlitz flog eine Purpurröthe. „Nun ist's gut! o nun ist Alles gut!" seufzte sie aus erleichterter Brust, griff ruhig zu ihrem Reisegeräthe und sprach dann so gleichmüthig, als habe ihr Frank die froheste Kunde gebracht: „Jetzt laßt uns eilen, Ritter, ich bin bereit, Euch zu folgen."

Staunend blickte der Jüngling zu der Räthselhaften auf, welche die Kränkung verschmäheter Gunst so leicht, ja, wie es schien, ganz ohne Schmerz und ohne Zorn ertrug, und räthselte, an ihrer Seite den burgundischen Grenzen zueilend, lange und viel über die unergründliche Tiefe eines weiblichen Herzens. —

9.

Mit unverstellter Freude hatte Philipp von Burgund die nah verwandte Fürstinn bei sich aufgenommen und ihr Schutz und Beistand gegen ihre Feinde verheißen; doch gegen ihren gefährlichsten Feind, gegen seines eigenen Herzens Ehrsucht und Eigennutz, vermochte er sie nicht zu schützen, und bald überließ er sich den kühnen Hoffnungen so ganz, einst Jakobea's Reich dem eigenen zugesellen zu können daß er mit eifersüchtiger Angst die Persen der schönen Base bewachte, um so die Annähe-

rung jedes neuen Werbers zu verhüten, und als nun vollends bald nach einander der Oheim und der Gatte Jakobea's im Laufe der kriegerischen Unruhen verschieden waren und so der Fürstinn Hand nun unbestreitbar wieder frei war, da verdoppelte er seine Wachsamkeit, wußte unter allerlei nichtigen Vorwänden ihre Abreise in ihr Vaterland von Tage zu Tage zu verschieben, und hielt sie endlich zu Gent in Flandern gleich einer Gefangenen.

Jakobea ertrug nur mit Widerstreben eine so unwürdige Behandlung, schwerer aber noch lastete die Schmach, die sie erdulden mußte, auf Borseelens treuem Gemüthe, und mit dem angestrengtesten Sinnen brütete er stets über Planen zu ihrer Befreiung. So saß er auch einstens einsam in seinem Gemache und zürnte der menschlichen Ohnmacht, welche so oft selbst der reinste Wille nicht zu besiegen vermag, da trat unangemeldet ein alter burgundischer Landmann zu ihm ein. Borseelen erhob sich befremdet von seinem Stuhle und wollte eben der Nachlässigkeit seines Dieners zürnen, da warf sein seltsamer Gast rasch die verhüllende Verkleidung ab, und Pater Urbans ehrwürdige Züge blickten dem froh Ueberraschten entgegen.

„O seid zu tausendmalen gegrüßt, Mann Gottes! so Ihr uns gute Botschaft bringt," rief Borseelen freudig und drückte den Landsmann heftig an seine Brust. „Zieht unser treues Volk heran, um seine rechtmäßige Herrinn aus unwürdigen Banden zu befreien? Sind vielleicht einige unserer Getreuen mit Euch in Gent eingewandert? Wo haltet Ihr sie verborgen? O stellt mich

an ihre Spitze, ich lechze darnach, diesen feigen Verräther zu züchtigen, der das edelste Vertrauen so schändlich mißbraucht! O laßt uns noch diese Nacht losbrechen! Ihr von Außen — wir eine undurchdringliche Mauer um die Fürstinn bildend. So wollen wir ihr Angesichts der Schwerdter und Lanzen ihrer Feinde die Freiheit erringen und jenem Falschen beweisen, daß die Treue mächtiger ist, als Hinterlist und Tücke."

„Immer noch der alte Schwärmer!" lächelte der Greis; „so hat denn auch kein Kerker diese Glut abkühlen können? Nun ich liebe dies Feuer der Jugend wohl, nur muß es von der Besonnenheit des Alters in seinen Schranken gehalten werden. Ja, Ritter, einige wenige Getreue haben sich gleich mir in die Höhle des Löwen gewagt, um unsere Herrinn der unwandelbaren Liebe ihres Volkes zu versichern und ihr den Weg zur Flucht zu bahnen, und wir Alle zählen dabei besonders auf Euren Eifer und Eure Klugheit."

„Warum nicht lieber auf meinen Muth und die Kraft meines Armes?" fragte Vorseelen unmuthig. „Klugheit, List und dergleichen ist ein zartes Spielwerk und zerbricht gar leicht in meiner ungeschickten Hand; aber kämpfen kann ich für die gerechte Sache und will's Gott — auch sterben!"

„Damit mögte uns Allen nicht viel gedient sein, und unserer Herrinn selbst ist ein lebenskräftiger Freund wohl lieber als ein todter," erwiederte Urban scherzend, fügte aber bald ernster hinzu: „Bedenkt wohl, Ritter, was Ihr thun wollt, und opfert nicht den ehrgeizigen Ehr-

schen des jugendlichen Herzens der Fürstinn Sicherheit. Erst geleitet sie sicher und ohne Geräusch in den Kreis der Ihren, und dann, wenn Ihr sie wohlgeborgen wißt, dann kämpfet für ihr Recht gegen Jeden, der es ihr streitig zu machen droht. Bedenkt wohl, daß schon einmal Verrath nach ihrem Leben trachtete. Aleide lebt — und lebt der Rache; auf der Wahlstatt, wo ihr fürstlicher Verlobter gefallen ist, hat man sie einer Wahnsinnigen gleich bemerkt, wie sie mit gräßlichen Schwüren der Hölle gelobt, Johanns frühen Tod auf's Schrecklichste zu rächen, und nachher ist sie ihren Freunden spurlos verschwunden. Könnt Ihr wissen, wo jetzt die Schlange schleicht, und ob sie Philipp von Burgund nicht vielleicht einen Schlaftrunk verkauft, der ihn schneller, wie er bisher gehofft, an das Ziel seiner Wünsche tragen könnte?" — „Nein nein!" rief Borseelen heftig. „Philipp ist schwach — aber gut — und solcher Bosheit nimmer fähig, aber dennoch habt Ihr theilweise recht. Jakobea ist hier nicht sicher, leicht könnte sich unter Philipps Dienern ein feiler Henker finden, der Dank zu ernten hoffte! — — Sie muß fort! je eher je lieber! Aber wie?" fuhr er fort und heftete einen düstern zweifelhaften Blick auf den Pater — „wer ist mir Bürge, daß Ihr die arme Verrathene nicht in eine neue Falle lockt?" — Da erhob sich Urban stolz und sprach mit Würde: „Ich dächte, dafür bürgte Euch das Kleid, was ich trage, und dies ergraucte Haar — ergraut im treuen Dienste meiner Fürsten! — Doch" fuhr er milder fort, als er sahe, daß Borseelen beschämt zu Bo-

den schauete, „bedürftet Ihr noch eines zweiten Bürgen, so bin ich auch diesen zu stellen bereit.“ So sprechend, öffnete er die Thüre des Vorgemachs, und winkte einem Knaben, welcher hier, wie es schien, in verlegener Scheu seiner harrete. Zögernd trat der Herbeigerufene näher und Vorseelens Auge traf auf Margarethens wohlbekannte Züge, welche jetzt, von Lieb' und Schaam gerö-thet, ihm reizender wie je in früherer Zeit erschienen. „O Fräulein, Ihr? — Ja wo Ihr weilet, da weilet ein Engel des Lichtes, da wohnet Treue und edle Selbstver-leugnung!“ rief Frank begeistert. „Jetzt eile ich mit zuversichtlichem Vertrauen zur Fürstinn, um Euch zu melden, und Ihr selbst mögt sie dann für Eure Plä-ne zu gewinnen suchen.“ Ein heißer Kuß brannte auf der Jungfrau Hand, dann stürmte er fort, und Mar-garethe trocknete verstohlen eine Thräne von den langen dunkeln Wimpern ab. „Wie innig er mir für Gefühle dankt, die ich einer Andern weihe!“ sprach es schmerz-lich in ihrem Herzen — doch was ich für ihn selbst em-pfinde — —“ Jetzt fiel ihr Blick auf Urbans forschen-de Blicke, und selbst der Gedanke verstummte, der sie erröthen machte. Mit ruhiger Fassung besprach sie mit dem Greise noch einmal Alles, wodurch sie Jakobea zur Flucht zu bestimmen hoffen konnte.

10.

Margarethens freundliche Vorstellungen, der Muth, mit welchem das treue Mädchen sich drängte, die Gefah-ren zu theilen, welche ihrer Gebieterinn droheten, und

endlich die Versicherung der unwandelbaren Ergebenheit, mit welcher das Volk seiner verehrten Fürstinn anhange, dieß Alles zusammengenommen besiegte endlich Jakobea's Widerwillen gegen eine heimliche Entweichung, und schon nach wenigen Tagen verließ sie in Männerkleider verhüllt, im Geleite ihrer Getreuen Gents ungastliche Mauern. Ungefährdet erreichte sie, durch Borseelens Vorsicht und Urbans List geschützt, die Heimath, doch blieb sie in dem Besitze ihres Throns nicht unangefochten, denn Philipp zog an der Spitze seines Heeres heran, um für seine angemaßten Rechte zu kämpfen. Aber mit freudigem Muthe sammelte sich ihr treues Volk um Jakobea, und auch Borseelen zog das Schwerdt für die geliebte Herrinn und kämpfte als Feldhauptmann in den Reihen ihrer Krieger.

Mit Schmerz nur sah ihn Jakobea ziehen. „So sind die Männer," sprach sie seufzend, und verbarg Margarethen die Thränen nicht, die ihr klares Auge trübten, „so sind die Männer nun einmal; auch der treueste Freund verläßt mich, um seinem Götzen, der Ruhmbegierde, Weihrauch zu streuen." — „Wie ungerecht!" erwiederte Margarethe; auch fern von Euch ficht der Freund für Eure Rechte, und im Ernste könnt Ihr doch gewiß dem Manne nicht zürnen, der seinen Beruf noch nicht erfüllt glaubt, so lange ihm das Schicksal noch nichts weiter zu thun vergönnte, als der Geleitsmann flüchtender Frauen zu werden! —"

„Wahrlich, Borseelen hat einen eifrigen Vertheidiger in der Heimath zurückgelassen," scherzte Jakobea mit

drohend erhobenem Finger, und das freudige Lächeln, welches noch lange um das holdselige Antlitz der jungen Fürstinn spielte, verrieth deutlich genug, daß sie den Worten des lieben Vertheidigers nicht ungern lausche. Margarethens gutmüthiges Bestreben, frohe Bilder vergangener oder künftiger Zeiten vor den Blicken der geliebten Herrinn aufzurollen, kürzte dieser am besten den schneckengleichen Gang der Tage und milderte die Sorge um das Geschick ihrer Streiter, wie die Angst um das Leben des geliebten Freundes, und die Siegesnachrichten, welche bald von Tage zu Tage freudiger erklangen, beseelten sie bald mit stolzer Freude. Doch als jetzt Philipp, von allen Seiten hart bedrängt, Versöhnung begehrte, da schwieg schnell jede eigensüchtige Regung in der Fürstinn Brust, und um ihrem Volke den Frieden zu schenken, willigte sie selbst ohne Bedenken in seine anmaßende Forderung, und gelobte ihm feierlich, ohne seine Zustimmung nie wieder eine zweite Wahl treffen zu wollen.

„Was habt Ihr gethan?" fragte Margarethe ängstlich, als Jakobea das verhängnißvolle Blatt, welches von neuem ihre Freiheit verkaufte, unterzeichnet hatte. „Ist das Glück Eures ganzen Lebens nicht ein zu köstliches Opfer für den Frieden, welchen Euch der Arm Eurer Krieger in kurzer Frist auch ohne dies erobert hätte?" —

„Gewiß nicht!" erwiederte die Fürstinn ruhig; „glaube mir, ich bin zufrieden, wenn ich dadurch auch nur ein Leben vom Tode erkaufen konnte. Nur zu viel Blut

iſt ſchon um mich vergoſſen, und glaubſt Du es nicht ſelbſt? die Liebe verträgt ſich ſchlecht mit Glanz und Hoheit; ſelbſt ein Thron vermag uns die Bürde einer unglücklichen Ehe nicht erträglich zu machen, darum iſt mein Opfer auch kleiner, wie Du wähnſt." — „Das gebe Gott!" ſeufzte die Getreue, „aber ich fürchte, ſelbſt der Thron wird Euer Herz nicht befriedigen und Euch nichts zu bieten haben für das verſcherzte Recht, eine glückliche Gattin zu werden."

11.

Wiederum wie vor Jahren ſchmückte Jakobea die Hallen ihres Schloſſes mit Blumengehängen, ſo wie damals erſchollen Hymnen dem Frieden zu Ehren, und Freude erfüllte Aller Herzen. Doch in dem Leben der Fürſtinn, wie Vieles hatte ſich da verändert! — Sinnend ſtand ſie eben auf der nämlichen Stelle, wo damals Frank von Borſeelen das Glück der Liebe beſang, und dachte den ſeltſamen Verſchlingungen ihres Schickſals nach, welches ihr Liebe weigerte da, wo ſie durch ſie hätte beſeligt werden können und ihr Liebe gab da, wo ſie ſie nimmermehr beglücken konnte; da ſtürmte Margarethe in das kleine Gemach und fragte mit freudeglühendem Geſicht: „Habt Ihr Borſeelen ſchon geſehn, edle Frau? Er iſt da! ſo ganz der Alte, und doch ſo ganz ein Anderer! — So treu, ſo innig wie in alter Zeit, das Auge noch eben ſo beſeelt von ſchwärmeriſchem Verlangen — und doch ſo kühn ſein Blick, ſo ſtolz, ſo ſicher. Statt der Schüchternheit des Sängers jetzt eine

so würdevolle Haltung in seinem ganzen Wesen. Genug, dieser eine kurze Feldzug hat den Jüngling auf einmal zum Manne gereift." — „Der — dem — dem ich zum Lohne seiner tapfern Thaten meiner Margarethe zarte Hand nicht weigern werde," sprach Jakobea zwischen Scherz und Wehmuth ringend, und streichelte der Jungfrau hochgeröthetes Antlitz. „Was weinst Du, Mädchen?" fuhr sie fort und küßte ihr die rinnenden Thränen von den Wangen. „Du brauchst Dich Deines Gefühles nicht zu schämen, ich habe es längst erkannt, nicht erst seit heute — und weiß mir die Glut gar wohl zu deuten, die Dein liebes Gesicht übergossen!" — „Ach wie mögt Ihr doch so grausam sein!" erwiederte Margarethe nach Fassung ringend, „Ihr müßt es doch wissen, daß nur die Freude an fremder Freude meine Wangen geröthet, und Euch kann es am wenigsten verborgen sein, daß ein gar anderes Bild als das meine Vorseelens Brust erfüllt." — „Ein anderes Bild?" fragte Jakobea gespannt. „Wüßte ich doch keine in dem Kreise meiner Frauen, außer Dir, die sich des Ritters besonderer Achtsamkeit zu rühmen hätte."

„Und dennoch seht Ihr täglich ihr Bild."

„Ihr Bild?" wiederholte die Fürstinn verwundert, „Soll ich das buchstäblich verstehen? Ich habe Vorseelen wohl nimmer für einen Schwärmer gehalten, doch will ich nicht hoffen, daß ihn dies zu der Thorheit verleiten könnte, einem todten Gemälde die innigsten Gefühle seiner Brust zu weihen!" —

„Soll ich Euch das Bild zeigen?" fragte Marga-

rethe schäkernd. Jakobea bejahete, und das Mädchen fragte wieder: „Aber werdet Ihr mir auch nicht zürnen?“ Da rief die Fürstinn ungeduldig: „Nicht doch! mach nur fort und erspare Dir und mir jede weitere Vorrede!“ und Margarethe wandte nun sanft das Gesicht der Ungeduldigen dem großen Wandspiegel zu. „Da habt Ihr es in Lebensgröße!“ sprach sie leise, und als sie nun den Ausdruck des Entzückens gewahrte, der unverkennbar Jakobea's Antlitz überflog, da sagte sie im Stillen dem Himmel heißen Dank, der ihr die Kraft verliehen, dem Geliebten den Weg zum Glück zu bahnen, welches er aus einer andern Hand als aus der ihren zu empfangen ersehnte. Noch lauschte sie aus der Ferne den Bewegungen der überraschten Fürstinn, als ihr rasche Männerschritte Borseelens Nähe kündeten, da erbleichte die Arme und eilte rasch von dannen, um nicht Zeuge von dem Glück der Wiedervereinten zu werden, in welchem die eigenen Lebenshoffnungen und Wünsche für immer untergingen, und in ihrem einsamen Zimmer rang sie nach Fassung und flehete um Muth von oben, damit Borseelens Auge nie ergründe, was es sie koste, mit stiller Selbstverleugnung für das Glück seiner Liebe mitzuwirken. Und als nun am Abend des festlichen Tages wiederum so wie vor Jahren ein glänzendes Bankett die Großen des Hofes und die rückgekehrten Krieger um die holde Fürstinn versammelt hatte, da kündete der aufmerksamen Lauscherinn Borseelens kühnere Haltung, das Entzücken, was aus seinen Blicken strahlte, und die zarte Verschämtheit in Jakobea's

ganzem Weſen, daß die verwandten Herzen ſich erkannt hatten; da kündeten ihr die bedeutungsvollen Zeichen, welche die Glücklichen mitten in dem bunten Gewühle, was ſie umgab, ſich verſtohlen zu geben wußten, daß ſie ſich über ihre Gefuhle gegen einander unverholen ausgeſprochen haben mußten, und all' ihr Denken ward zum ſtillen Gebete für der Theuren Glück.

12.

Wenige Wochen waren hinreichend, um die ſtille Befriedigung, welche dem Bewußtſein, geliebt zu werden, entkeimt, in eine ſchmerzliche Sehnſucht zu verwandeln, dem Geliebten völlig und einzig angehören zu dürfen, und mit bitterer Reue ſahe jetzt Jakobea auf ihr voreiliges Verſprechen und beklagte es, Margarethens treuer Warnung kein Gehör gegeben zu haben. Doch hatte ſie ſich keines Wankelmuthes anzuklagen; denn auch damals, als ſie für den Frieden ihre Freiheit verkaufte, war es Liebe, Liebe zu Vorſeelen geweſen, die ihre Handlungsweiſe beſtimmte.

Wohl tönte ihr das Lied, was in Englands Schloſſe ihr Ohr traf, noch oft wohlthuend in ihrem Innern wieder und weckte die Hoffnung, daß ſie es ſey, die jene Worte meinten, in der liebenden Bruſt. Aber Vorſeelen wußte das eigene Gefühl ſo ſehr zu verſchleiern, ſeine Freundſchaft für Margarethen war ſo innig, die Neigung des lieblichen Mädchens für ihn war ſo ſichtlich, daß mancher neue bange Zweifel Jakobea's Buſen füllte, ſo daß des Weibes ſtiller Kummer oft von neuem

den Stolz der Fürſtinn weckte. Und wenn ſie auch des Herzens ihres Lieblings gewiß geweſen wäre, ſo erſchien ihren Blicken die Kluft, welche zwiſchen der Fürſtinn und ihrem Lehnsvaſallen ſich dehnte, doch unüberſchreitbar, und ſo ſchien ihr denn der Entſchluß, unvermählt zu bleiben, als ein reines, ihrer Liebe dargebrachtes Opfer. Doch als nun im Erkennen des verwandten Herzens die ganze Allgewalt der eigenen Gefühle ihr erſt deutlich wurde, da erkannte ſie es zu ſpät, wie leicht ſie das Urtheil der Menge, wie leicht ſie ein Vorurtheil ihrer Liebe geopfert haben würde, und ſie zürnte ernſtlich mit ſich ſelbſt, daß ſie durch ihre voreilige Unterwerfung unter Philipps Willen ſich die Möglichkeit geraubt hatte, mit dem Geliebten den Thron zu theilen, deſſen er ihr ſo würdig erſchien.

Margarethe gewahrte den Kummer wohl, der im Geheim der Fürſtinn Bruſt erfüllte, ſo wie die Sehnſucht nach häuslichen Freuden, die Borſeelens Buſen ſchwellte, und eifrig ſann ſie einem Ausweg nach, auf welchem die Wünſche ihrer Lieben ſich mit ihrer Pflicht vereinen ließen.

„Euer Thron iſt es nicht, nach welchem die Sehnſucht Eures Getreuen geizt!“ ſprach ſie einſt, als Jakobea ſich traulich gegen ſie über ihr trübes Schickſal ausgeſprochen hatte. „Wenn Ihr ihm Gattinn würdet — wenn der Schleier des Geheimniſſes Euer Bündniß deckte und Borſeelen für jetzt und immer dem Rechte auf das Fürſtenthum entſagte, dann, dünkt mich, hättet Ihr Philipps Ehrgeize Euer Wort gehalten, und Ihr

wäret glücklich und würdet glücklich machen!" Jakobea hatte zwar anfangs Margarethens Rath verworfen, denn Wortbruch blieb doch Wortbruch, aber im eigenen Herzen sprach die Stimme der Leidenschaft nur allzu laut, wiederholte ihr den Rath der Freundinn wieder und wieder, malte ihr in immer schönern und lieblichern Bildern die Vereinigung mit dem Geliebten, wußte ihr den Schritt, den sie thun wollte, immer unsträflicher und bald sogar als lobenswerth erscheinen zu lassen, schläferte die Furcht vor möglichen Gefahren endlich völlig ein, und schon nach wenigen Monaten wand Margarethe die bräutliche Myrthe durch der Fürstinn goldene Locken.

„O Margarethe, wie soll ich Deine beispiellose Treue lohnen?" sprach Jakobea bewegt und schloß das Mädchen innig an ihre Brust. „Du nur allein hast alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, die unserer Liebe Glück entgegenstanden; Deine liebe Hand führt mich dem Geliebten zu; wie soll ich Dir lohnen? — Wird nicht bald eine Zeit kommen, wo auch ich Dir den Brautkranz flechten darf?"

„Ja, den Brautkranz, der mich dem Himmel vermählt!" erwiederte die Gefragte wehmuthsvoll. „Wenn einst eine Zeit kommen sollte, wo Eure Liebe keines Schleiers mehr bedarf, wenn Ihr Philipp je mit Eurer Wahl versöhnen könntet, dann — wenn der Beruf meines Lebens erfüllt sein wird, dann soll es Eure Hand sein, die mich den stillen Mauern zuführt, wo

ich der Welt und ihrer Schmerzen vergessen zu lernen hoffe."

„O nicht doch, Margarethe, auch Dir werden hienieden noch Freuden blühen!" erwiederte Jakobea rasch, doch ehe sie weiter reden konnte, erfaßte Margarethe mit krampfhafter Heftigkeit ihre Hand und führte sie schweigend der festlich geschmückten Hauskapelle zu, wo Berseelen mit stummer Rührung sie empfing und Vater Urban mit feierlichem Ernste die bindenden Worte der Weihe über die Liebenden aussprach.

13.

In der Sicherheit des Besitzes ging jede Sorge der Neuvermählten unter, doch Margarethe gab bald trüben Ahnungen Raum. Ueberall glaubte sie den listig spähenden Blicken der Dienerschaft zu begegnen. Unbekannte verdächtige Gestalten trieben sich oft innerhalb des Schloßhofes umher, und einmal glaubte sie gar in der verhüllten Frauengestalt, welche in dem Schatten der Dämmerung ein langes Zwiegespräch mit dem Kammerdiener der Fürstinn hielt, die verschollene Aleide zu erkennen. Mit verdoppelter Achtsamkeit bewachte sie daher das Geheimniß der Glücklichen und bat den Himmel um Kraft, jeden bedrohlichen Sturm an dem Haupte ihrer Theuren vorüberführen zu können.

Doch als nun Philipp von Burgund sich bei der schönen Base als Gast anmeldete, da schlug auch Margarethens Herz wieder freier. Jetzt ward ihr gewiß, daß ihm keine Kunde von Jakobea's Vermählung geworden und

also auch kein feindlicher Schritt von seiner Seite zu fürchten sei.

Jakobea theilte Margarethens frohe Zuversicht, und gelobte ihr willig, während Philipps Aufenthalt im Haag jeden heimlichen Verkehr mit dem Gatten zu meiden, um auf keine Weise den Verdacht des Vetters zu erwecken.

Doch als Philipps Besuch Wochen lang sich ausdehnte und noch immer von der Abreise keine Rede war, da dünkte den Liebenden der Zwang, den seine Gegenwart ihnen auferlegte, doch allzulästig, und immer lebendiger ward die Sehnsucht, durch eine Stunde traulichen Alleinseins sich dafür entschädigen zu können. Vergebens warnte die treue Margarethe. Als in der nächsten Mitternacht die Bewohner des Schlosses im Schlaf begraben lagen, eilte Versolen, von Liebe und Sehnsucht getrieben, in der Gattinn verschwiegenes Kämmerlein. Mit lauter Freude hieß Jakobea den Gatten willkommen, schloß ihn innig an das liebende Herz, setzte sich an seine Seite und vergaß von seinem Arm umfangen jede Sorge, die das Herz der Fürstinn beschwerte. Mit harmloser Fröhlichkeit durchplauderte sie mit dem Geliebten die Ereignisse der letzten Tage, wiederholte ihm wieder und wieder, was sie während dieser oder jener Unterhaltung gedacht, empfunden, — wie sie ihn hier vermißt, dort die stumme Sprache seiner Liebe wohl verstanden habe; und während unter solchen Gesprächen, welche für fremde Ohren ohne Werth, für Liebende aber von der höchsten Bedeutung sind, mit Windesschnelle die Augenblicke enteilten, hielt Margarethe, so wie immer, wenn die Ver-

mählten beisammen waren, im Vorgemache der Fürstinn treue Wacht. Ihr war heute so seltsam zu Muthe, so bange, so beklommen. Jedes ferne Geräusch schreckte sie auf, und dennoch freuete sie sich fast jedes Lautes, denn selbst die nächtliche Stille lag schwer und beängstigend auf ihrer Seele — schauerlich, wie das Schweigen des Todes.

Laut schreiend flog jetzt eine Eule gegen das Fenster. „Gott schütze uns!" rief die Erschreckte und zog den Docht des Lämpchens höher empor — lauschte ein Weilchen — und lächelte endlich über sich selbst, als sie gewahrte, daß es nichts als der Flug eines Nachtvogels war, was sie geängstigt hatte. Doch als, von der Flamme des Lichtes angeleckt, die Unglücksbotinn wieder und wieder das Fenster umkreiste und fernher Hundegeheul erscholl, da ließ es die Geängstigte nicht länger ruhen, leise klopfte sie an Jakobea's Gemach und bat dringend: „O kehret heim, edler Ritter, die Nacht droht mit Unheil! Hört nur die weissagenden schauerlichen Töne! Kehret heim, ehe Euch ein Mißgeschick ereilet." — „O Du liebe abergläubische Thörinn!" schmälte Jakobea. Borseelen aber verhieß tröstend: „Nur noch ein einziges Viertelstündchen, dann will ich Euch von allen Schauern der Nachtgespenster erlösen." Margarethe seufzte und ergriff den Rosenkranz, um durch Gebet die Angst des Herzens zu beschwören — da war es ihr, als hörte sie Dielen knarren — Schritte schleichen — die Thüre flog auf, und an der Spitze bewaffneter Krieger trat ein burgundischer Hauptmann zu ihr ein.

„Was ist Euer Begehr?“ fragte die Jungfrau den Eintretenden mit möglichster Ruhe, aber der rauhe Krieger achtete der Frage nicht und schritt schweigend dem Schlafgemach der Fürstinn zu. Margarethe vertrat ihm entschlossen den Weg: „Hier ruht die Fürstinn!“ sprach sie, ihre Stimme erhebend, um durch ihre Rede Borseelen ein Zeichen der nahenden Gefahr zu geben. „Ihr müßt im Irrthum sein, Hauptmann! Habt Ihr Euerm Herrn etwas zu melden, so will ich Diener wecken, die Euch zu ihm geleiten sollen.“

„Bemüht Euch nicht, edles Fräulein,“ erwiederte der Krieger mit höhnischem Lächeln: „hier hinein, in dieses Zimmer treibt mich meine Pflicht und das Gebot meines Herrn, und ich bitt' Euch höflichst, zwingt mich nicht, meinen Weg mit Gewalt zu verfolgen.“ Die Art und Weise, wie er Margarethen bei Seite schob, nahm dieser den letzten Zweifel an die Gewaltthat, welche vor ihren Augen geschehen sollte, und mit Todesangst krampfte sie, den Weg versperrend, die zarte Rechte in das Schloß der Thüre, und rief mit lauter, weit schallender Stimme: „Verrath! Verrath! Gewalt! Zu Hülfe, wer der Fürstinn treu ist.“ — „Stoßt die Unsinnige nieder!“ brüllte im gleichen Augenblicke des Hauptmanns Donnerstimme, und, von einem Lanzenstiche durchbohrt, sank die Getreue leblos zu Boden nieder. Jetzt ward die Thür gesprengt, Borseelen, nach kurzer Gegenwehr von der Mehrzahl überwältigt, gebunden fortgeschleppt, und Jakobea's lauter Jammer verhallte ungehört zwischen den öden Wänden.

14.

Umsonst blieb das Bemühen der Aerzte, Margarethen in's Leben zurück zu rufen; die holde Dulderinn hatte ausgelitten und Jakobea blieb nur noch die traurige Pflicht, den Sarkophag der bis zum Tode Getreuen zu kränzen. Mit namenlosem Schmerz drückte sie den Abschiedskuß auf die Lippen der Verblichenen, wand in wehmüthiger Spielerei den Todtenkranz durch ihre Locken und schmückte sie mit Blumen und Geschmeide, um sich die letzte Erinnerung an das Bild der Freundinn recht freundlich zu erhalten. Da erklang dicht hinter ihr im schneidenden Tone des Vorwurfs die Frage: „Hat denn die Fürstinn von Holland unter ihren Dienerinnen nicht Eine, die an ihrer Statt das Geschäft einer Leichenfrau übernehmen möchte?" Jakobea schreckte auf, sahe in Philipps verhaßte Züge, bedeckte schnell ihre Augen mit der Hand und winkte dem Fürsten, sich zu entfernen.

„Ihr zürnt mir, Base!" sprach Philipp in milderem Tone — „das thut mir wehe. Auch wollte ich Euch nicht kränken, doch konnte ich unmöglich gelassen ansehen, wie Ihr schon so lange durch unwürdige Verbindung mit Euren Dienern Euch erniedrigtet." Da erhob sich Jakobea stolz — trat ihm näher und sprach mit immer steigender Heftigkeit: „Wie mögt Ihr es wagen, von Erniedrigung zu sprechen? Ihr habt die Würde des Fürsten befleckt durch Falschheit und Tücke. Zu feige, um Euer vermeintliches Recht im offenen Felde zu behaupten, habt Ihr eine rachedurstige Buhlerinn in Euren Sold genommen — Verräther gedungen, die Unschuld

gemordet, das heilige Gastrecht verletzt und freventlich gegen die den Dolch gezückt, welche Euch vertrauensvoll ihr Haus geöffnet — und um Euer Werk zu krönen, habt Ihr dies ihr und ihren Getreuen zum Kerker umgewandelt!" — Philipp's Wangen bedeckte eine dunkle Röthe, ob des Zornes oder der Beschämung? war schwer zu deuten. Sein ganzer Körper bebte und verrieth den Sturm im Innern; doch nach kurzer Frist erwiederte er mit Fassung: „Dem Manne, der eine solche Beschuldigung gegen Philipp von Burgund gewagt, dem würde ich mit dem Schwerdte die wohlverdiente Antwort geben. — Eurem Schmerze will ich sie verzeihen, ja ich will sogar sie zu widerlegen suchen. Was Ihr von der verrätherischen Buhlerinn sprecht, verstehe ich nicht. Die Kunde Eurer lichtscheuen Vermählung kam mir von unbekannter Hand. Da sie mir aber geworden, so mögt Ihr mir nicht verargen, daß ich selbst die Wahrheit jener Sage zu erforschen kam, um über der Erfüllung Eures Wortes zu wachen und Euch so vor Meineid und Entwürdigung zu bewahren, wie vor dem Vorwurf, durch Eure Thorheit von neuem einen Bürgerkrieg heraufbeschworen zu haben."

„So soll ich Euch neben dem Kerker des Gatten und der blutigen Leiche meiner Freundinn wohl gar noch für Eure wohlmeinende Fürsorge für mein Glück Dank sagen?" fragte Jakobea mit Bitterkeit, und Philipp entgegnete, auf den Sarkophag deutend, im Tone der Entschuldigung: „Der Mann, der diese grause That verübte, büßt seinen übertriebenen Diensteifer in der Ver-

bannung, und Vorseelens Kerker öffnet sich im gleichen Augenblicke, wo Ihr ihm entsagt."

„Das geschieht nimmermehr! ehe soll —" rief Jakobea heftig, doch Philipp ließ sie nicht ausreden, sondern führte ihr noch einmal all die Bewegungsgründe seiner Handlungen vorüber, und legte ihr ihre Pflichten als Fürstinn des Landes an's Herz. „Und was soll mir dies Alles nun?" fragte Jakobea finster, als endlich die lange Rede beendet war, der sie nur mit immer steigender Ungeduld zugehört. — „Es legt Euer Geschick und das Eures Volkes in Eure eigene Hand," sprach Jener wieder: „die Krone oder den Gatten; vereinen läßt sich's nicht! Ihr habt zu wählen." — „O die Wahl ist leicht!" rief Jakobea lebhaft, Philipp aber fiel ihr von neuem in die Rede, und sprach bestimmt: „Nicht jetzt! nicht in diesem Augenblick der gereizten Leidenschaft, damit mich kein Vorwurf treffe, des eigenen Vortheils willen Euch übereilt zu haben." Dann entfernte er sich rasch. — „Der Heuchler!" sprach die tiefgebeugte Fürstinn unwillig, und ihre milden Züge überflog der Ausdruck bittern Spottes.

15.

In dem düstern Kerker, welchen Philipps eifersüchtige Politik dem armen Vorseelen angewiesen hatte, blickte dieser mit Ergebung dem nahen Tode entgegen; denn er fühlte es lebhaft, Philipps Ehrgeiz mochte den Nebenbuhler, sein gekränkter Stolz den Mann, vor welchem er im Geheimen gezittert hatte, nicht ne-

den sich dulden, und so verhehlte er es sich nicht, daß wahrscheinlich nur ein gewaltsames Ende seine Ketten brechen würde.

Vorseelen hatte nie vor dem Tode gezittert, er war ihm oft kühn, ja verlangend entgegengetreten, damals, als das Leben noch liebe- und hoffnungsleer vor ihm lag; jetzt aber, da er es liebgewonnen, da er an der Seite der vergötterten Geliebten des Daseyns schönste Freuden empfunden hatte, jetzt erschien es ihm schwer, dem ernsten Freunde die Hand zu reichen, der noch dazu in so schauerlicher Gestalt ihm nahete. Nicht wie der Held im Schlachtgewühle, nicht wie der Familienvater im Kreise seiner Lieben, sollte er enden, der Giftbecher oder das Schaffot stand vor ihm, und zwischen die Schreckgebilde seiner erhitzten Phantasie drängte sich die bleiche Gestalt der verzweifelnden Gattinn. Mit heißer Sehnsucht gedachte er ihrer! Nur einmal noch hätte er sie sehen, nur einmal noch ihr sein Lebewohl und einige Worte des Trostes aussprechen mögen.

Doch sein Verlangen blieb unerfüllt, — kalt und hart wie die schweren Kerkerriegel, war des Kerkermeisters Herz; Vorseelens Klage rührte, sein Gold blendete ihn nicht, und selbst der schwache Trost wurde dem armen Gefangenen versagt, von Jakobea's Ergehen Kunde zu erhalten. Vierzehn Tage waren jetzt an dem armen von tausendfacher Seelenpein Gefolterten vorübergegangen, zum funfzehntenmale erschien sein finsterer Wächter und setzte schweigend, so wie immer, das karge Mahl auf den schweren Eichentisch. Zum

funfzehntenmale wiederholte Frank, wie wohl umsonst, die Frage nach der geliebten Gattinn. Da erfaßte ihn die Verzweiflung — rasch sprang er auf den Kerkermeister zu, faßte mit Riesenkraft seine beiden Hände und sprach entschiossen: „Du sollst nicht von der Stelle, bis Du mir Rede stehst und bis ich weiß, wie sich mein Schicksal entscheiden wird.“ — „Morgen!“ erwiederte Jener mit widerlichem Grinsen, entwand sich dann der starken Hand des Ritters mit einer Leichtigkeit, als hätte er nur mit einem Kinde gerungen, und donnernd schloß sich die schwere Thüre hinter dem Enteilenden.

„Morgen also?“ erwiederte Frank höher athmend. „Wie soll ich mir dies Wort auslegen? Will der Stumme morgen reden, oder naht mir dann schon die ernste Stunde der Entscheidung?“ — Fest entschlossen, auf Alles gefaßt zu seyn, wandte er seine Blicke noch einmal der schönen Vergangenheit zu, schlang eine grüne Schleife, die er als das erste Zeichen von Jakobea's Gunst bewahrte, durch ihren Trauring, um ihr durch die Rückgabe dieser theuren Pfänder das letzte Zeichen seines Andenkens zusenden zu können, und wandte dann den geistigen Blick dem schönen Jenseits zu, dessen Himmelslicht die Schrecken des Grabes verklärt.

Jetzt verkündete der erste Hahnenschrei den anbrechenden Tag. Der Schimmer der Morgenröthe drang durch das schmale Fenster des Kerkers, der Sonne erster Strahl zitterte golden an den dunklen Wänden, die nächtliche Stille wich der von fern her summenden Ge-

schäftigkeit des Tages und hallende, immer näher kommende Schritte kündeten Vorseelen, daß der Augenblick der Entscheidung gekommen sey. Da richtete er sich kräftig von seinem Lager empor, um seinen Henkern entgegen zu gehen. Jetzt flog die Thüre auf, und aus der Mitte einer burgundischen Leibwache flog Jakobea mit liebeglühendem Gesicht an des Gatten Brust.

Mit stummem Entzücken hielt sie Frank umfaßt, bald aber wich dieses der Sorge um die Geliebte. „Um Gotteswillen, Jakobea, was ist geschehen," fragte er ängstlich, „und wie kommst Du zu der Begleitung dieser Krieger? Sollte Philipp es gewagt haben, auch Dich, auch Hollands Fürstinn zu beleidigen?" — „O, die Fürstinn ist längst begraben — verschenkt, vergessen!" entgegnete Jakobea lächelnd, „nur Dein Weib steht Dir zur Seite — arm, alles Glanzes und aller Hoheit entkleidet, aber doch noch reich genug an Liebe und Treue, um fern von hier im Genusse der goldnen Freiheit Dein Leben zu beglücken!"

Es währete lange, ehe der froh Erstaunte sein Glück begriff. Mit einem namenlosen Gefühl von Dank und freudiger Rührung in der Brust, verließ er dann an der Seite der Getreuen seinen finstern Kerker, zog mit ihr einer ländlichen Einsamkeit zu, und von jenem unvergeßlichen Augenblicke an blieb es fort und fort das regste Streben seines Lebens, das reinste Opfer treuer Liebe durch Gegenlieb und Treue zu vergelten, und nimmer hat es Jakobea bereut, die Krone gegen den Kranz vertauscht zu haben.

Unglückliche Liebe.

Novellenbouquet von Leopold Schefer.

Motto:
Einen lieben, den Andern nicht haſſen.

Nur die lieben kleinen Kinder wünſchen ſich einen neuen Vater, wenn der wahre, der gute, der erſte geſtorben iſt; oder eine neue Mutter! Sie plagen den Vater um eine Mutter, oder die Mutter um einen Vater, weil ſie glauben, ſie werden das gute Herz, die freundlichen Augen, die holden Worte, die ganze geliebte Geſtalt aus der Erde, aus dem Himmel oder aus der unbekannten Welt wieder erhalten, aus welcher ihnen noch Alles wie ein Wunder kommt, die Alles noch immerfort zu beſitzen und erſetzen zu können ſcheint, da ſie gar ſo reich, ſo voll, ſo ſchön und ihr Alles iſt. Wir wiſſen aber, die lieben kleinen Kinder irren! Und ſpäter ſehen ſie ſelbſt, daß ſie ihre heilige Liebe, wie eine unvertilgliche Winde, nur um einen dürren Stock geranket haben! Denn was wäre dann Vaterliebe oder Mutterliebe, wenn ſie jeder Fremde, jede Neue eben ſo gut gewähren könnte, wenn ſie

auch wollen? Knaben aber sind oft schon wie rasend, wenn sie die Mutter wie närrisch werden sehen, und mit Blicken an einem andern Manne hangen, seine Liebkosungen erdulden, oder wohl gar erwiedern. Die gewöhnlich dabei beobachtete Heimlichkeit und Schaam davor sollte eine Witwe bedeuten, wie sehr ihre Knaben Recht haben, daß ihre Mutter, obgleich der Vater dahin ist, dennoch sein Heiligthum sei und sein Besitz, so lange sie lebt, und daß Unglück und Tod die Liebe nicht aufheben, ja nicht unterbrechen. Ich habe einen Knaben gekannt, der dem Bräutigam seiner Mutter in der Abendstunde mit heiligen Thränen Rasen vom Grabe des Vaters zu reißen lief, ihn in eine Schüssel that, und die Schüssel zu den Lichtern auf den Tisch stellte, woran seine Mutter Verlobung feierte. Sie frugen nach langem Schweigen, was das sei? Da schluchzte der Knabe nur; seine Lippen bebten, er konnte nicht sprechen: Rasen von Vaters Grabe! sondern er fiel in Ohnmacht. Die Mutter, die leichenblaß dagesessen, sprang zu und hielt ihn in ihren Armen, und als er zu sich gekommen, wandte er sich von der Mutter mit dem Gesicht; aber sein Arm hielt sie doch fest um den Nacken. Und als er sich aufsetzte, war der Bräutigam fort — die Lichter bis auf zwei ausgelöscht. Die Mutter ging zu Bett, und am andern Tage ging sie in die Kirche, ihr Herz zu befestigen und sich auszuweinen, und der nachgeschlichene Knabe sahe sie von fern, blaß und still und fromm wie eine Heilige sitzen, und weinte vor Schreck und vor Entzücken, und schlich sich

fort. Und als die Mutter nach Hause kam, schloß sie ihre kleinen Töchter ans Herz, alle, alle drei, und sprach kaum verständlich vor Rührung: „Meine lieben Kinder! Ich bleibe Eure Mutter! Zeitlebens!“ Und auch der Knabe schlich sich hinzu, und wollte sich an sie schmiegen, aber sie sprach nicht, schloß vor ihm die Augen, und lächelte ihn dann erst an. — —

„Wo willst Du damit hinaus?“ frug ich meinen Freund.

Aber nur noch entrüsteter fuhr er fort: „So sind Kinder, so sind Knaben und Mädchen! Was sollen dann erst schon vernünftige, große, erwachsene Kinder — wie Ich, eins von zwanzig Jahren, thun, wenn der Vater wieder heirathen will? Antwort! Für was soll ich ihn halten? — Und vernünftig soll ich das ansehen, das heißt, wie von Holz, taub, stumm, fühllos, — denn ich soll zu meines Vaters Hochzeit kommen! Hier ist der Brief! Lies! Bruder, Freund! Verkenne Du mich nicht und halte mir Alles zu gut! So viel sag' ich zuvor.“

Er ließ mir ihn auf dem Tische, worauf er ihn geworfen hatte — und war fort, als ich ihn gelesen und mich umsah, um ihn zu trösten oder doch zu beruhigen, mit der Erfahrung, daß ja schon viele hunderttausend Witwer wieder geheirathet hätten, und nicht allein gesetzte Witwen, wie sein Vater, sondern Jungfrauen und oft grade die jüngsten Mädchen. Den Trost mußte ich also wieder in meinen Herzbeutel thun.

Mein Freund kam heut nicht wieder; morgen nicht;

ich sah ihn nicht mehr; ich konnte ihn nicht auftreiben; Niemand hatte ihn mehr gesehen — er war fort. Gewiß zur Hochzeit!

Aber er war nicht allein überrascht worden. Auch ich sollt' es seyn. Ich hatte ein schönes Mädchen gekannt, geehrt, bewundert, einzig begehrt — geliebt. Auch Sie war fort mit ihrer Mutter! Die Mutter hatte mich besonders die letzten Wochen her sehr gütig behandelt und sichtbar meinem Freunde vorgezogen, mit welchem ich öfter in ihrem Hause war. Dagegen hatte sich die Tochter immer mehr von mir zurückgezogen, und so war mir gewesen wie tausend Menschen, denen die klare schöne Sonne hinter Wolken verschwindet, und denen dafür der liebe Altmond aufgeht, so warm und freundlich er kann, nämlich herzlich kühl und unerquicklich. Sie waren reich, sie waren angesessen, sie waren also nicht verloren, höchstens auf kürzer oder länger verreiset. Der Herbst war angegangen, die verdrüßlichen Winternächte und Tage standen wie ein Trauergefolge vor der Thür — und doch ging ich auf's Land, auf mein Gut, und hoffte, vielleicht, oder sehr schwerlich doch meinen Freund von dort aus öfter zu sehen, da seines Vaters Gut mit meinem gränzte.

Mich drängte es, meines Freundes wegen, seinem Vater meinen Besuch abzustatten. Auch war ich neugierig auf die neue Nachbarinn; denn wenn ich einmal heirathete, war sie gar keine gleichgültige Person, für welche man Nachbarn und wohl gar Nachbarinnen gewöhnlich zu halten pflegt; doch mit dem größten Un-

recht; denn von Nachbarn hängt unser Ruf, unsere Ruhe und somit unser Glück ab. Ich fuhr also in Fiocchi hinüber.

Vor dem Schloß liegt ein Garten; ich stieg an der Seitenthür ab, ging und begegnete meinem alten Nachbar, dem neuvermählten Ehemanne, mit wem? — mit meiner zukünftigen Braut, mit Herfilie, die sehr trüb neben ihm herging. Er stellte mich ihr nicht vor, sie nicht mir, sondern wir gingen hinein, während ich meiner kaum mächtig war. Doch drückte sie mir heimlich die Hand. Abscheulich! Doch wer fühlt immer so rein, wenn er geliebt hat und noch liebt. Gunst der Liebsten gegen uns löscht nicht die Liebe sogleich aus. Ich zuckte nur und erschrak. Ich wußte, daß mein Freund sich ebenfalls um sie beworben hatte; und nun ich wußte, wen sein Vater ihm weggeheirathet hatte, nun begriff ich seinen heftigen Unmuth, sein Unglück und seine Wuth aus dem Toben des eigenen Herzens, auf dem es wie Felsen lag. Aber mir ward leicht, als mir im Schlosse die wahre gnädige Frau vorgestellt ward — meiner Geliebten Mutter! Und mit einem jener scharfen weiten Blicke ins Leben, die der Mensch bei plötzlichen, wichtigen Veränderungen so fähig zu thun ist und so geneigt, sah ich Herfilien in einer sonnigen Gegend, worin mein Freund nicht zu erblicken war; aber Ich — ich ging Hand in Hand mit Herfilie, und wie viel Kinder um uns liefen, konnt' ich nicht zählen, denn mir ward Seligkeit-trüb vor den Augen, und ich erröthete hoch vor Herfiliens wirklicher

naher Gestalt, die wieder vor **mir** den Athem anzuhalten schien! Die Mutter setzte ihre in der Stadt angefangene Mondscheingunst gegen mich fort; auch der neue Stiefvater — — — wollte mir schon von alter Zeit her wohl, und jetzt doppelt. Ich konnte, ich sollte errathen, und errieth mein Glück und meines Freundes Unglück, als fände ich eine große Perle in einer todten Muschel, oder einen zerschmetterten Diamant in einem unversehrten Feuerstein — **wie** ich nun empfinden wollte, als Ich, oder als mein Freund, nach welchem ich angelegentlich frug, über den man aber verlegen, sehr verlegen und zornentrüstet schwieg. Nur Hersilie wandte sich weg.

So viel sah ich: hier war mehr vorgefallen, als ich wußte. Freundlich wiederzukehren und lange zu bleiben eingeladen, schied ich bekümmert.

Mein Pastor gab mir Aufschluß. Er besuchte mich meines Bruders **Curt** wegen. Die Kirche war in meinem Dorfe, eine Haus- oder Schloßtrauung hatte nicht stattfinden können, weil der Pastor, an Schmerzen leidend, nicht hinüber fahren, reiten oder gehen können, und die Sache hatte dringend geschienen. Er erzählte mir: „Gnäd'ger Herr, was ich ausgestanden! Der alte Herr kommt zur Trauung mit seiner Alten und sie stellen sich an den Altar. Da drängt Ihr Freund, sein Herr Sohn, den Vater und die Stiefmutter weg, zieht seine Braut, wie er mir sagte, mit Gewalt aus den mitgekommenen Gästen heran, und will getraut sein. Das Gut sei von seiner Mut-

ter, er werde der Herr, oder sei es schon. Der Vater reißt ihn bei Seit, sagt ihm, seiner Meinung nach leise, aber aus Leidenschaft verständlich genug, daß ein Gut jetzt ein Uebel sey, und das ihre voller Schulden — daß die Tochter kein Geld habe, sondern die Mutter, und daß er ihm zu Liebe blos in den sauern Apfel beiße. Der Sohn war nicht zu bändigen und ich mußte ihn in die Sacristei verschließen lassen, während die alte Braut kaum mehr zu bewegen war, sich mit dem alten Herrn trauen zu lassen; denn der junge Herr war in meinem dahängenden Priesterornat die Treppe herauf auf die Kanzel getreten und hielt mir, seinen Aeltern und der ganzen Welt eine höchst anzügliche, wahnsinnige Rede; denn gewiß hatte sein Verstand gelitten. Ich ließ mich nicht stören, und eilte zum Schluß. Ich erlöfete ihn nachher aus der Sacristei und entließ ihn — die deutlichen Spuren des Irrsinns erkennend, und frage bei Ihnen, gnädiger Herr, ob ich Anzeige machen soll, oder erst Bericht auf Anfrage von Oben?"

„Wo ist denn mein armer Freund?" frug ich den Pastor.

„Den Eintritt in das Schloß hat man ihm verwehrt. Er irrt umher — bei den Kohlenbrennern, bei den Ziegelöfen, in den Feldhütten, in Schäfereien, und ist überall und nirgends, und die Kleider hängen ihm vom Leibe. Mein Knecht hat ihm im Walde begegnet. Herfilie soll ihn heimlich aufsuchen, auf ihren deshalb sehr weit

in's offene, leere, von Weitem her übersehbare Feld gewagten Gängen."

„Vielleicht gelingt es mir, ihm beizukommen," sagte ich, tiefverkümmert um meinen, im Herzen so recht, so zartfühlenden Freund, dem ich nicht zürnen konnte — denn ich war es selbst als Knabe gewesen, der meiner Mutter als Witwe und Braut den Rasen vom Grabe des Vaters auf den Verlobungstisch gestellt. Ich beschloß, Zettel an die bemerklichsten Bäume im Walde zu stecken mit den Worten von meiner ihm wohlbekannten Hand: „Komme zu mir!" Oder Kleider und allerhand Lebensbedürfnisse an die Orte zu schicken, wo er einkehrte, oder sich zuletzt einwohnen würde. Dabei gab mir mein Herz ein, den Pastor zu bitten, meinen Freund auch zu sich in's Haus — zu meinem Bruder zu nehmen, wohin diesen meine Mutter gegeben, als zu einem verständigen herzenskundigen, in ihrer Nähe wohnenden Manne, der ihn mit Hülfe des Arztes von seiner Krankheit herstellen sollte. Ich frug niedergeschlagen nach meinem Bruder und ob ich denselben nicht bald einmal besuchen dürfe?

„Noch nicht! nur sehen auf ungemerkte Art, wenn er schläft, oder am Clavier sitzt und singt — denn dann ist er nicht bei mir, ja nicht bei sich!" erwiederte mir der Pastor. „Doch muß ich Ihnen etwas vertrauen, was Ihnen nicht lieb sein wird — sprach er zögernd weiter: „Man glaubt in der Gegend, Ihr Herr Bruder sei melancholisch oder tiefsinnig geworden, weil er Ihretwegen enterbt werden sei, wie jetzt Ihrem Freunde

von seinem Vater bevorsteht; indeß Sie doch nur die Güter erhalten haben, weil er von der Grenze von Italien schon mit den unläugbarsten Zeichen eines unheilbaren Wahnsinns zu Ihrer Frau Mutter zurückkam. Sie möchten die wahren Umstände, die nicht mehr zu ändernde eiserne Ursache doch der Welt oder nur einigen nähern Freunden — besonders Frauen — bekannt machen. Unter Ihrer Frau Mutter Nachlaß muß sich ein sehr langer Brief aus Duino befinden, worinnen er ihr, als seiner theilnehmenden mütterlichen Freundinn, die Begebenheit redlich erzählt. Suchen Sie nach; — ich habe, der einzuleitenden Cur wegen, das Manuscript mit dem Doktor gelesen, studirt; es ist in schwarzen Saffian gebunden, und damit der Buchbinder es für eine Novelle halte, habe ich dem kleinen Werke den Titel gegeben: Die Grotte von Corneal."

Ich zog den Pastor zur Tafel und ging dann, meinen Bruder Curt zu sehen, wenigstens während er schlief. Die Fenster seines Zimmers zu ebener Erde waren offen; spät und gleich groß gesetzte Kirschbäume blühten davor und versäuselten Duft, und jede Blüthe schien selber zu surren — aber es waren die unzähligen Bienen darin. Wir öffneten leise die Thür. Da lag er, bis über den Kopf zugedeckt, auf dem Sopha; über demselben stand an der Wand, auf einer hervorspringenden Console, der Kopf eines zauberisch schönen Mädchens, aus weißem Marmor. Ueber dem Clavier hing in goldenem, aber mit Willen schwarz geräuchertem Rahmen, eine Vorstellung der Schlacht bei Navarin.

Auf dem Notenpult lag ein Gesang aufgeschlagen, der viel gebraucht schien; denn das Papier war vielfach, gewiß nur von Thränen betropft, die eingetrocknet, große runde Spuren gelassen. Die Musik war von Beethoven gesetzt und Urschrift; die Worte des Gesanges aber riefen mir zu:

Selige Stunde des ersten Umfassens,
Wo sich die Seele der Seele ergiebt!
Reiz des Erröthens, und Reiz des Erblassens,
Heiliges Fragen: Hast Du mich geliebt?
Zittern, und Stammeln, und himmlisches Blicken,
Küsse wie Feuer, und Glück zum Ersticken,
Reines Umfangen, herzinniges Drücken!
Wonne der Liebe! der Schönheit Entzücken!
Alles und Alles auf ewig erstrebt —
Wer dich erlebte, nur Der hat gelebt!

Unter dem Lesen bildete sich mir im Innern deutlich Herfiliens Gesicht, und als ich vom Blatte wegsah, stand sie anschaubar wie ein Luftbild oder eine Nebensonne vor meinen Augen; denn auch ich wollte nur die gemeinte Stunde erleben, um gelebt zu haben, und dann gern sterben — obgleich das erste Umfassen der Liebenden nur ist, wie einen schönen, jungen Obstbaum setzen, der ja nachher erst viele schöne Jahre seine Früchte tragen soll. Die Blüthe der Liebe ist nicht die Frucht, nur ihr reizender Anfang — aber der Blüthenstiel ist derselbe Stiel der Frucht, die klein und grün und schwellend und immer schwellender unter der Blüthe schon ansetzt, die sie reif noch als kleine, schwarze Krone trägt; und die goldenen Staubfäden sind mitten im Herzen der Frucht eingeschlossen

als geheimnißvolle Kerne, wie Kinder eingeschlossen sind im Herzen der Aeltern. Ich seufzete schwer, für mich, für meinen Bruder, der die Blüthenzeit erlebt und gelebt hatte — wie er gemeint; denn daß meine Ansicht, meine Meinung die der Natur gemäße wahre sey, bewies eben sein Unglück — denn er hatte gelebt — und war doch todt für die Welt; wer aber recht für die Welt lebt, der steht lebendig in ihr wie ein Fruchtbaum. Am schwersten seufzete ich für meinen Freund; denn ich vermeinte, mich ihm zu Liebe zu überwinden; aber Hersilie machte seinen Sieg unmöglich, und also auch meinen, wenn ihr auch sein Schicksal zu Herzen ging, und noch tiefer — mir! Wenn es auch räthlich gewesen, so zog ich doch vor, meines Bruders gewiß blasses Gesicht, seine lebensmüde Gestalt nicht zu sehen; denn jetzt sah ich ihn noch, wie er von mir und der Mutter geschieden: blühend, lebenskräftig, glühend und schön, o so schön, und doch nicht eitel, sondern desto ernster gehalten — voll Unschuld, die voll göttlicher reizender Unwissenheit über ihren eigenen Werth bei Menschen, bei Männern und Frauen den höchsten Werth erlangt. — Seine Hand hielt einen jahrealten verdorrten Blumenstraus; seine Officieruniform hing in einem Glasschrank, der Säbel, der goldene Helm und das Ritterkreuz. Der Kirschblüthenduft füllte das Zimmer; das Gesurr der Bienen surrte ihm Schlummer; die Sonne schien durch das verfärbende Weinlaub und überschüttete ihn mit schwarzen Schatten der durchsichtigen blanken Trauben! Das Auge des hei-

ligen Himmels war also über ihm offen — und gewiß auch des Himmels Seele ihm nahe — und das große unsichtbare Herz der Natur schlug auch ihm — ja es schlug in seinem Herzen!

So ging ich. Das schwarzgebundene Heft suchte ich, fand ich, las ich zu Nacht. Ich fand es ganz geeignet, im Hause meines Nachbars, im Herzen des Vaters meines Freundes, den größten Eindruck zu machen. Der Vater war krank, hörte ich, er wollte über sein Vermögen bestimmen, das er mit seiner Frau Vermögen fast ganz gerettet und neu gesichert hatte — und meinen Freund, der gefährlich verschuldet war und im Leben seinen Weg zu machen und anzutreten kein Bettelmann sein durfte — den wollte er enterben! Auch Hersilie mußte sich entscheiden! Ich mußte Gewißheit haben, und, ich gestand es mir nicht, die süßeste, glücklichste stand mir bevor — mir!

Ich ging also auf acht Tage hinüber zu meinem alten Nachbar. Das schwarze Heft mit der goldenen Ueberschrift oder dem Ueberdruck auf dem viereckigen Deckel nahm ich mit und verbarg es nicht, so daß es bald die Neugier Hersiliens reizte und ihrer Mutter. Ein Taschenbuch mit zwei noch erregenderen Geschichten — wenn ich ihrer bedürfte — trug ich verborgen bei mir. Man kann auch den Herzen zu weh thun! Doch nichts wirkt deutlicher auf die Gemüther, als eine Lehre durch Beispiel; denn wir denken uns und die uns Umgebenden still dabei an die Stelle der aufgeführten Personen, möchten ihr Glück, und suchen ihr Un-

glück zu vermeiden, vergleichen still, beschließen still und handeln dann klarer, gebessert und besser.

Des Vaters und der Mutter Empfindung hatte sich nur tiefer und bitterer in ihre Seele geätzt. Herfilie war noch' verlegener gegen mich, aber ruhiger auch, vielleicht aus Ergebung, aus Achtung der Mutter. Als wir nun eines Abends noch lange auffaßen, ward ich aufgefordert, mein Heft doch endlich vorzulesen. Die finstere Nacht draußen, der sausende Herbstwind, meine Stimmung, aus Güte gegen den Freund wehmüthig, und aus Hoffnung erregt, und aus Liebe weich — Alles paßte wohl zu meiner doppelt und dreifachen Absicht. Der Schirm der Lampe ward niedergelassen, mein Gesicht verschwand in Schatten, und milder Schein floß auf die rührenden aufgeschlagenen Blätter. Ich schwieg noch lange, sahe dann Alle an, die mit verschatteten Häuptern und Busen um mich saßen, und fing dann langsam und ruhig an zu lesen:

Die Grotte von Corneal.

Ich stellte einen Telegraphen vor. Ich war in der That nicht mehr; denn alle Nachrichten, die während des Krieges mit den Türken aus dem mittelländischen Meere heraufschallten und sich in Triest, gleichsam dem Spinnenwinkel des adriatischen Meerbusens oder diesem Sackgäßchen von Europa, fingen, die spedirte ich von da aus ins Land hinein, weiter an meinen Hof — in der Türkei heißt es Pforte — als Geheimer ..... Rath. Ich war dabei auch nur eine mir selbst

geheime, seelenlose Maschine; denn was meine Zeichen zu Hause bedeuten würden, wie man sie zusammensetzen und durch sechsbeinige, mit Couriertaschen versehene Pferde wieder weiter an andere Höfe, oder selber an die wahre Pforte signalisiren würde, das wußte ich nicht, und verstand nun bloß meinen Titel: Geheimer ..... Rath, hatte aber allen Respect — vor mir verloren, und lachte im Innern, wenn Unverständige, Uneingeweihte mich als ein halb und halb heiliges Wunderthier betrachteten; denn mein Geschäft war leicht, das ich so sehr gefürchtet hatte, und wie ich mir — so ehrfurchtsvoll denken politische Lehrjungen — eingebildet, gehörte wenig Weisheit, kaum ein Körnchen Salz dazu; denn alles Würzen mit Zucker oder Pfeffer, alles Feuern oder Wässern war mir verboten, laut meiner streng gemessenen Instructionen, und es war bei meinem, in Kriegszeiten doch so wichtigen Amte nur sehr viel zu unterlassen, sehr wenig zu thun.

Ich hatte also Zeit oder Muße genug, ein Mensch zu sein und mir zu leben: in meinen schönsten Jugendjahren ein unschätzbares Glück, doch von mir höchlich geschätzt. Meinen herrlichen Reitpferden mußte ich am Futter abbrechen, denn in Triest giebt es wenig Weg zum Reiten oder zum Fahren, wenn man nicht den steilen Berg nach Opschina hinauf galloppiren will, wie die Knaben in Newmarket auf den Telegraphen-Berg mit den Wettrennpferden, die sie in Athem setzen. Der Weg an der Zuckersiederei nach den Seebädern hinaus faßt sich kurz; auf den Hundsberg voll wundervoller

ſchöner Weiber und Mädchen aus aller Welt, im höchſten Glanz und Putz, geht man lieber. Winkelmann's Grab in der Kirche oben auf S. Giuſt hatte ich bald vergebens geſucht; denn ſeine Gebeine ſind unter andern Menſchengebeinen längſt mit in die Kalkgruben gegeſchüttet, und vor der Kirchthür rechter Hand las ich nur auf dem unmittelbar davorliegenden Denkſteine, daß — ſonderbarer Weiſe gerade 100 Jahr vor Winkelmanns Ermordung durch ſeinen Erzengel Archangelo — auch ein Bedienter ſeinen Herrn ermordet hat. Die Ruinen von Pola, das auf ſo ſchönem grünen, hüglichem Vorgebirge der Sonne zu liegt, wie irgend eine vergangene Stadt auf einer der ſchönſten Inſeln im Archipel, hatte ich im Boot ſchon zweimal geſehn; Aquileja auch; von dem herrlich gelegenen Schloſſe von Duino, mit prachtvoller Bildergallerie, hatte ich durch die Gefälligkeit ſeines Beſitzers, des ausgezeichnet humanen und gebildeten Grafen von Thurn, einige mich bezaubernde Bilder mitnehmen dürfen, um ſie daheim in der Stadt zu copiren. Ach, wie war mir die Arbeit ſo ſüß, wie war ich ſo glücklich in der reinen, ſchönen Beſchäftigung der Sinne, des Herzens, der Seele, und in der Vertiefung in die ewige wunderbare Zauberwelt der Kunſt, dieſe ſo einzig unausſprechlich wahre Welt, daß wir aus ihr hervorgehn unter die Menſchen und unter den Himmel, als wäre die Natur die Mährchenwelt und die verſteinerte Vergänglichkeit. Aber ach, wie iſt doch nichts gleichgültig, was wir thun! Wie kann das anſcheinend Gleichgültigſte uns in das äußerſte

Elend führen — freilich je nachdem wir ihm ſpäter Sinn und Richtung geben und es anwenden auf die Welt, aus der ein jeder Stein für uns zum Baſilisken werden kann. Dazu wurden mir meine Bilder.

Denn da erſcholl das unglaubliche, unbegreifliche Donnerwort: „Schlacht bei Navarin.“ Bald darauf ſah ich wimmernde Menſchen im Pferde-Krahn ausladen; denn auch die dreifarbigen Sieger klagten den Schmerz der Wunden, und die Todten hatten mit ihren brennenden Leibern das Wort Navarin in die Zeit eingebrannt, wie ein Stüverſches Feuerwerk eben aus verbrannten Lunten und Lumpen entſteht. Auch zerfetzte und zerlöcherte Schiffe kamen, ſich auszubeſſern, und legten ſich, wie tödtlich verwundete Haifiſche, auf die Seite und reckten den weißen Bauch in die Höhe. Mitunter ward auch ein aufgefiſchter Türke im Krahne ans Ufer geſchwenkt, und es waren zehn, zwanzig ſich herumdrängende Hausväter, ja ſelbſt arme Tagelöhner oder Facchini bereit, ſie zu ſich zu nehmen und redlich zu pflegen.

Da landete auch ein Türke, wahrſcheinlich mit ſeiner Tochter; denn er war zärtlicher gegen ſie und trug ſeine ſorgſame Liebe offener gegen ſie, als Türken gegen ihre Frauen oder Geſchwiſter zu thun gewohnt ſind.

Bei dieſen beiden ſchönen Geſtalten war ich nur menſchlich, nur als junger Mann mit vollem ſchweren Herzen gerührt, da ich doch beſonders ergriffen, außer mir hätte ſein ſollen; denn dieſe beiden Menſchen waren

in meine Gewalt gegeben, ich sollte ihr Herr, ihr Schicksal über Tod und Leben sein. Ach die Natur thut Alles offen und offenbar; sie stellt den Schuldigen und den Unschuldigen sonnebeschienen nahe vor uns hin; sie läßt aus den Geistern der Erde alle Worte laut uns vorsagen, die uns warnen, rathen, heilen und trösten können — aber ungewiß in seinem Herzen, befangen, gedrängt und verblendet von eignen Gefühlen und Wünschen, versteht sie der Mensch nicht — als nachher, wenn er zurückschaut, wenn das Unglück wie ein Gewitter seine Seele gereinigt hat und nur ihr himmlischer Athem weht.

Mir war der Tag im Hafen, wenn nicht längst vergessen, doch ruhig als Bild in jene stille, jahrelange, himmelweite und hohe Bildergallerie zu den andern Bildern hingestellt, welche jeder Mensch ganz eigenthümlich besitzt, und die schöner, naturwahrer und köstlicher ist, als eines Fürsten Belvedere, Museum, Glyptothek, oder wie sie alle heißen; denn diese Bildergallerie ist der Mensch selber in seinen äußern Abdrücken, und kostet sein Leben.

Da öffne ich an einem schönen Sommermorgen, nach schwüler Nacht, ganz früh mein Fenster, um die frische, wie sichtbar rosige Morgenluft und den Duft zu athmen, lege mich nach der noch stillen Straße hinaus, noch halbgekleidet, noch schlafgeröthet, noch halb erst losgerungen aus süßen Morgenträumen. — Da sahe — nur über die Straße hinüber — ein Mädchen heraus und erschrak vor mir, denn gewiß hatte sie in der Mor-

genfrühe geglaubt, daß Niemand sie sehen würde, und doch hatte sie die Neugier und die Freude gereizt, zu sehn, wo sie wohnte. — Denn jener Türke war, wie ich ebenhin gehört, zu dem Kaufmann mir gegenüber gezogen. — Das war sein Kind, seine knospengleiche Tochter, eben so rosig im purpurnen Morgenroth der aufgehenden Sonne, die sie vergoldete und ihr Schlafgemach bis hinüber an die Wand in der Tiefe erleuchtete. Um ihren Kopf war ein himmelblaues Tuch geschlungen, das große buntgewirkte Tuch um ihre Schultern öffnete sich, als sie schnell die Fensterflügel schließen wollte und auch die grünen Jalousieen. Ich war über ihren Schreck erschrocken, zumeist aber vor ihr selbst, und bat nun, mit bittend erhobenen Händen, daß sie mir ihren Anblick nicht entziehe. Und ohne ihre Augen von mir zu wenden, trat sie nur mehrere kleine Schritte zurück in das Zimmer, bis ihr Fenster nur von meiner Wohnung zu beobachten war. Sie aber stand mir sonnenerhellt, klar und entzückend da; dann schloß sie die Augen; dann lächelte sie so; dann war sie verschwunden.

Und ich kam wieder zu mir, und holte wieder Athem; dann warf ich mich auf mein Lager, mit dem Gesicht in die Pfühle, und ob ich gleich die Augen geschlossen hatte, so hielt ich sie mir dennoch fest mit den Händen zu. So lag ich, während von draußen die gefangenen Wachteln schlugen und fernher noch eine Nachtigall: ja eine Amsel pfiff in dieses neuen Tages Morgen das alte Lied — mir wie einen ewigen Triumph-

gesang der Natur: „So leben wir! So leben wir alle Tage!"

Und ich weinte vor Wonne des Lebens. Mein Herz war in der heiligen Morgenfrühe aufgeblüht ... mir war wie einem so eben aufgeschlossenen Lilienkelche, in welchen zum erstenmal das Licht der wunderbaren Sonne fließt, der er nun seine goldenen Staubfäden schuldlos zeigt, wie ein nacktes Kind der Mutter; und wie aus dem Kelche sich unaufhörlich unerschöpfliche leise Ströme von Wohlgeruch lösen, so strömte Wonne aus meinem Herzen; ein jeder Gedanke war eine Seligkeit, jeder Pulsschlag maaß eine ewige Zeit! — So, so hatte ich mir die Verwandlung durch die Liebe nicht vorgestellt! Für so reich und kostbar hatte ich diese sonst mir nur im Allgemeinen schöne und liebe Natur nicht gehalten! Aber nun sah ich — sie war mir vorher nur eine Einfassung von Diamanten gewesen um ein Bild, das ich nun dazugefunden! Ich war ein neuer Mensch geworden, oder überhaupt erst ein Mensch; der rechte, wahre, ganze, ergänzte, volle, vollselige. Den alten Menschen hatte ich wie eine schwere Verpuppung gesprengt und abgeworfen, und mir war, als hätte ich ein ätherisches Engelsgewand angelegt, und Gott sei mein nun erst erkannter, gefundener Vater, und ich lag an seiner Brust, und er neigte sein Antlitz auf mein Haar und segnete mich, und ich weinte Freudenthränen und schien wachend zu schlafen, zu träumen, und sehnte mich aufzuwachen, und doch auch wieder ewig so zu schlafen. Und in dem Traume erinnerte ich mich wieder, wie aus uralten Tagen: Sie ... sie hatte,

voll Scham ihres Volkes, ihr reizendes Gesicht mit den kleinen Händchen bedeckt; kindisch, himmlisch durch die Ritze der Finger gelauscht — die Händchen plötzlich hinweggenommen, sich selbst täuschend, als wolle sie nur sehen, ob ich noch sehe, und dann plötzlich die Augen sich wieder damit bedeckt ... kindisch! himmlisch! Aber ich hatte gesehen, wie ihre Wangen sich geröthet — himmlisch!

Ich sprang auf. Ich ging umher. Ich blickte unmerklich hinüber. Alles fest verwahrt. Alles! Aber auch ihr Herz? Ich schloß auch meine Fenster, und stellte die zwei Bilder wieder vor — — — da fiel mir erst schwer und zum Lächeln auf — wie ihr Gegenstand schon längst eine stille, stumme, schöne Liebeserklärung hinüber gethan zu dem holden Kinde aus dem Lande, wo alle Zeichen reden und verstanden werden, und wo nur die Lippe schweigt.

Diese Beseelung und Beseligung durch Jugend, Liebe und Schönheit hielt lange wieder, wie im Frühlingsregen, der heimlich nachwirkend, die Knospen sprengt und Blüthen und Blätter treibt. Ich war eine menschengroße, menschengleiche leidener Flasche voll Elektrizität, und, wie ich einsam blieb, wie isolirt; und die himmlische Kraft wich nicht von mir! Aber wirklich war mein Kopf auch — wie eine Urne voll Leiden! Leiden, die mir die Vernunft erzeugte, weil meine Liebe mir heiliger Ernst, schwere Wirklichkeit war; die aber noch wie ein Geist vor der Thür des Lebens stand und sich in die Tracht der Menschen

kleiden, nach den Sitten der Zeit verhalten lernen sollte, um auf der großen Maskerade der Erde wenn nicht gepriesen, doch auch nicht als zu auffällig getadelt zu werden.

Durch einen gewandten und treuen Sensal erfuhr ich den Namen meines ersehnten Schwiegervaters. Er hieß Ahmal. Er war ein Flüchtling — er durfte oder wollte nicht mehr in sein Vaterland kehren. Er hatte schwere, grüne Beutel mit baarem Golde mitgebracht. Wenn ich nun auch reich war, von Niemandem abhängig und von so festem Charakter, um mich nie von irgend Jemandem zu irgend etwas zwingen zu lassen — wenn Juden zuweilen ihre Tochter einem Christen geben — wenn selbst der Papst nicht die Türken für Heiden hält, weil sie Einen Gott glauben, und stets einen Cardinalshut für den Sultan bereit hängen läßt, sobald dieser ein Christ wird, als worauf man alles Ernstes hofft — so hatte ja vielleicht der Vater seine Tochter an einen Andern versprochen, der alle Tage kommen konnte — oder wenn er sie nur einem „Rechtgläubigen" geben wollte, sollte ich dann ein Rechtgläubiger werden? —

Dieser Schlußgedanke warf dicke Nebel in meinen Frühling, so daß meine Freundinn, mit der meine Seele durch einsamen vertrauten Umgang schon sehr vertraut war — mir nur noch als schimmernde, blasse Gestalt erschien.

Vernünftig war es, sie aufzugeben. Ein Gewaltstreich hätte mir das erleichtert; aber ich war an

diesen Ort gebannt. Wenn sie doch Beide fortschifften! Ich wollte nachsehen, nachseufzen, nachweinen, manche Nacht noch am Ufer liegen und ihre letzte Fußtapfe küssen; aber sie blieben. Wenigstens wollte ich eine würdige Fassung und Haltung äußerlich zeigen, bis die innere nachkäme. Verdrossen und bekümmert sah ich aus. Ich stellte die Bilder weg vom Fenster — aber andere hin! Ich lernte mit Eifer türkisch — wenn ich vielleicht nach Constantinopel gesendet würde! Meine Militairkleidung sollte mich an den Gehorsam, an meinen Zusammenhang mit der Welt erinnern, der goldene Helm mir Minerva's Helm sein! — Alles nur Eitelkeit, Selbstbetrug der Liebe. Ich ritt öfter aus, um — mich in der Natur zu zerstreuen, in den Felsklüften oder von den Berghöhen, auf dem weit offenen Meere etwas Anderes zu sehen, als ihr Bild — aber mein Pferd machte allemal die schönste keckeste Lançade, indem ich es bestieg! — —

Aber ... fühlte auch sie so, wie ich? War dennoch nicht Alles vergebens? Ach nein. Ganz früh bei Tagesanbruch, oder in ruhiger Mondnacht, sahe ich drüben leise Bewegung — ich sahe sie selbst; ob ich gleich dann nichts sah als ihre Augen, in ihre Augen, die in die meinen sahen, ernst, reglos, düster, heilig! Ach, so scheint ein Zwillingsgestirn mit ruhig gleichem Licht aus seinem Himmel; aber in dem Licht ist alle Fülle des geheimnißvollen Himmels. Und die Liebe ist mehr als solches gleichgültiges Licht! Und die Gleichgültigkeit aus liebenden Augen ist nur Gleich-

gültigkeit gegen die ganze andere Welt! Und der heilige Ernst, womit die Liebe anschaut, ist nur Gefühl des ewigen Daseins; und in dem ewigen Sein ist nur Sicherheit, unstörbare Gleichheit, Offenheit, Treue, Wahrheit, Alles in einer kaum gespürten Seligkeit — weit erhaben über Lächeln und menschliches Hoffen und Fürchten. Nur Ruhe! Götterheftigkeit!

Was konnte ich also mehr thun, als diese Augen vergessen, dieses schöne Haupt in das Meer der Vergessenheit tauchen? Aber ach, auch ich, ich hatte mit gleichen ernsten Augen in die ihren geblickt! Und — Ernst und Liebe sollten stets beisammen sein. Die Liebe soll immer Alles meinen und verlangen, das ganze Weib wie sie da ist, diese Eine und Einzige auf immer — Nichts an ihr, Nichts von ihr; denn das thut die frevelnde Liebe. Wer aber den heiligen Ernst in seiner Liebe empfindet — wer weinen kann, dem ist auch geholfen, denn er hilft sich selbst durch Vertrauen und Muth, die ihm sein redliches Herz giebt. Denn welcher Mensch kann seine Liebe zu irgend einer Jungfrau für ein Unrecht an ihr, an sich, oder an der Natur halten? Keiner! Auch ich nicht. Desgleichen keine Jungfrau. Auch sie nicht! Wie ohne Aussicht wir auch, wie von Blüthenbüschen umschlossen wandelten in engem Kreise. Wenn man aber die Welt mit einem kurzen Worte beschreiben wollte, so könnte man, alle Wunder, alle Erscheinungen, alle Entwickelungen im Sinne, wohl sagen: sie ist das Land, worin die Unmöglichkeiten möglich gemacht werden. So dürfte die

gemeine Erfahrung ſchon ſagen, die Erfahrung in der Liebe aber getroſt. Darum lieben die Liebenden dann getroſt; nichts weiter. Wie ſie ein Gott zuſammenführen wird, wie er die ſtählernen Mauern der Hinderniſſe ſchmelzen oder zerſchlagen, wie ihre Feinde zerſtreuen oder ſie ihnen zu Freunden machen werde, wann das Alles und wo das Alles geſchehen werde — das kümmert ſie nicht, weil es eben durch nichts Anderes geſchehen kann und wird, als ſich treu und rein fortzulieben. Und das thun denn die Redlichen redlich! Unter die Redlichſten aber zähle ich mich! Ich ſpielte alſo kein leichtſinniges Spiel; und noch kann ich keinen meiner Schritte darum bedauern! Ach, nur die Lage, die uns bereitet war — wir durften nur kommen — eine finſtre Höhle des unſäglichſten Unglücks, die wie von einem Gotte fertig gebaut war, ja wie bloß für uns, doch gewiß auch für uns — wir durften nur kommen! —

Und wir kamen!

Nur Freitags ging mein ſchönes Mädchen aus mit ihrem Vater, als an ihrem Sonntag. In die Moſchee nicht, denn hier iſt keine; wahrſcheinlich unter eines hohen, grünen, ſäuſelnden Baumes einſames Zelt, wo nahe eine Quelle rieſelte und die zwitſchernden Vögel die Sänger waren. Ganz, ganz von fern ſah ich ſie Beide einſt ſo ſitzen, ein weißes aufgeſchlagenes Buch auf ihrem Schooß. Ich ſegnete ſie, den Quell und den grünen Raſen, die Sonne und den ſchönen Baum; und als ſei ich im Lande der Mährchen, und als komme meiner

frommen Geliebten Seele zu mir geschwebt, kam ein bunter Vogel aus des Baumes grünem Hause und lockte froh und bang seine flicken Jungen aus dem Nest. Und sie getrauten sich in des blendenden Tages Herrlichkeit, sie trauten ihren Flügeln und der unsichtbaren Luft, und flogen mit ihr; und die Mutter war froh, und die Jungen ruhten von dem kurzen, ermüdenden glücklichen Fluge sich aus; und Mutter und Kinder sprachen mit einander verständig!

Jetzt, eben auch an einem Freitag, sollte die Grotte von Corneal durch große Feuer erleuchtet sein. Eine hohe Person war gekommen, welche dieselbe in hohen Augenschein nehmen wollen; und wahrlich, die Grotte ist wie für hohe Personen, und der Stolzeste wird mit seinem Stolz nicht an ihre Gewölbe stoßen. Ich freute mich, den Wunderbau der Natur zu sehen, der alle hundert gothischen Dome Europa's zusammengesetzt tausendmal übertrifft; und ich freute mich, noch ein zarteres, aber desto köstlicheres, lebendiges Wunderwerk vielleicht darin zu erblicken, wogegen wieder die kolossale uralte Grotte nur eine stille, schattige Laube wär. Ich ging daher langsam und aufmerksam in dem langen, schmalen Strome von Menschen, der bunt und rege den Berg hinauf zu fließen schien, immer weiter hinauf, bis noch weiter in den leeren, weiten, flachen Anger, von Granitblöcken und Steinen übersäet, wo nur hin und wieder ein dürftiger Strauch steht — eine Art gigantischer Wüste, wo sich der Strom von Männern und Knaben, schönen Frauen und Jungfrauen, wie die

Rhone unter die Erde zu verlieren ſchien. Rings um den Keſſel ſaßen ſchon Müde, zur Rückkehr Ausruhende, die zuvor noch allerhand Erfriſchungen genoſſen. Denn ich war, wie die ſchönen Damen alle, ſchon zu ſpät gekommen und ſchon vielen Zurückwandelnden begegnet, auf deren Geſichter ich allein zu achten hatte — um ſie nicht zu verfehlen. Hinter einem Gebüſch, ſo daß er die Vorübergehenden zweimal ſehen konnte, ſaß am Anfange der Stufen, die rechts am Abhange nach dem niedrigen Eingang der Grotte führen — mein theurer Vater meiner Namenloſen. So lange er es nicht bemerkte, oder nicht zu bemerken ſchien, hing ich, dankbar und wunderlich angezogen, an den ernſten Zügen ſeines blaſſen, männlich ſchönen Geſichtes, und wußte es ſchnell und auf immer auswendig, wie ein Kind ſein täglich bedurftes: „lieber Vater!“ Auch der „lieben Mutter“ gedacht' ich gerührt und mit verſchwebendem, andächtigem Blick in den blauen Aether, daraus Alles ſtammt und darein Alles wieder zurückkehrt.

Ich wartete lange, weil ich glaubte, auch er warte auf ſie. Doch endlich, als die Erde wieder einen Ameiſenhaufen voll Menſchen aus dem dunklen Schooße geboren hatte, ſtieg ich wohlverwahrt, und wie immer wohlbewaffnet, die Stufen hinab, die für heut alle erneut und bequem, wie in einen unterirdiſchen Wintergarten lockten. Da mir — Niemand begegnete, ſo erlaubte ich mir, in der Grotte mich umzuſchauen. Im Gegenſatz von Fonthill-Abbey, iſt die erſte Halle niedrig und die Decke des Gewölbes wird nur höher,

wie Du allmälig hinuntersteigst. Nur eine mächtige, geriffte, silbergraue Säule hat die Natur links unten hingestellt, als eine kleine Probe von der Arbeit, die sie weiter unten aufgestellt, wie etwa eine rohe Thürpfoste vor einem Marmorbruche steht. Von der Sonne hatte ich Abschied genommen, ohne daran zu denken. Jetzt tiefer um die Felsenmasse rechts mich wendend, verblich auch der hereinblinkende Tagesschein, zerging in Düster und verlosch zuletzt. Und doch quoll sanfter röthlicher Schein wie von den Gewölben herab, und die Ecken und großen Säulen schienen davon angeglommen. Endlich gewahrte ich die schon zusammenstürzenden Feuer selber. Auf Felsenvorsprüngen gefährlich aufgeschichtet, lohten Scheite, und sandten Feuerschein entgegen, und leuchteten empor, und Rauch quoll aufwärts und Qualm und Dampf umzog wie monddurchglänzter Nebel die Gewölbe der vielfach in einander geschobenen Kuppeln mit Gestalten und Gebilden behangen und geschmückt, wie sich kein menschlicher Meister erkühnt und alle Menschenhände nicht vermocht. Alle riesenhohen Wände schimmerten, silberweiß in ihrer ursprünglichen Farbe, jetzt feuerfarben; und die dämonen- und genienglichen Gebilde schienen roth vor Zorn oder Schaam, vor Menschenaugen so nackt und ohne Hüllen dazustehn! Andere Harpyengestalten und Ungethüme und Unthiere, aus dem Innern der Erde heraufgestiegen und hier hausend, schienen überrascht sich in die dunkeln Hallen geflüchtet zu haben, in die vielen Schiffe und Kreuzgänge dieser unterirdischen Götterkirche, und grinseten um

die Ecken der Säulen mit Häuptern von mißgebornen Elephanten und ägyptisch-großen Löwen- und Sphinxgesichtern. Selbst die Decke, so viel das Auge entwirren konnte, hing wie voll condur-großer Fledermäuse, oder Fleder-Wallfische, wie eines übermächtigen Zauberers Zauber-Naturaliencabinet. Die schattigen Seitenhöhlen grausten den Beschauer furchtbar und kalt an und erfüllten die Seele mit geahneten Gestalten, vor denen ich die Augen zudrückte. Die schwarzen Schatten waren fürchterlich und das Licht in der Grotte war nur der Dolmetscher des Uebermenschlichen und Erstarrenden, starr wie es selbst war und manchmal sich graunvoll regte, mit dem Regen einer Flamme, oder — herunterzustürzen schien bei einer plötzlich aufflackernden Lohe der Feuer! Noch eine lange hölzerne Treppe mit sicherem Geländer hinab, noch eine Wendung um eine Ecke — und da war die Decke des Gewölbes tief hinabgestürzt! Die Holzstöße brannten mit den breiten mächtigen Flammen niederwärts in den Abgrund — die unermeßliche Höhle war noch einmal so tief, wie vor den Füßen versunken — ich stand an dem See! Und ein Purpurschein floß leis' und breit hinaus in die verdämmernde Ferne, und floß und schimmerte um alle Vor- und Einbaue in die Seitenschiffe; und zwischen der Höhle droben und der Höhle drunten schien nur ein dünnes Spiegelglas hingegossen — nur ein goldenes Glänzen hingehaucht.

Plötzlich war mir die ganze Grotte verschwunden, durch eine jener so wenig beachteten Schöpfungen der

Seele, durch ein inneres Wunder und durch ein äußeres Wunderwerk. Denn ich sahe die Räume nicht, weil ich die Geliebte sah! Sie hatte sich in eine natürliche Nische gestellt, vielleicht aus Scheu vor den Menschen. Ich war in dem Dämmerscheine an ihr vorübergegangen. Jetzt landete ein kleiner Kahn mit zwei Frauen und einem Fährmann. Die Eine war die Gattinn des Kaufmanns, der mir gegenüber wohnte, und der das schöne Weib, eine Griechinn, aus dem Harem des Aga von Xino zu entführen gewußt hatte; die Andere war ihre Freundinn. Jetzt sprach sie türkisch mit meiner Freundinn. Wahrscheinlich wollten die beiden Ausgestiegenen weiter oberhalb auf einem Ruheplatze sich ausruhen und sie erwarten. So schieden sie leicht. Meine Schöne trat wieder wie eine Heilige still und geschmückt in ihre Nische zurück.

Ich zitterte. Mein Herz pochte. Wir waren allein. Ich hielt mir vor Bestürzung die Hand vor die Stirn und athmete träumerisch-wonnig. Alle Augenblicke konnten Menschen kommen, obgleich sie sich viel weiter links hingezogen, um besser zu sehen. Und hier hatte ich Gelegenheit, die Entschiedenheit und das entschlossene Wesen jener morgenländischen Frauen zu bewundern und überrascht zu segnen, welche den langersehnten sicheren Augenblick, sicher bewußt, bedacht und nur scheinbar verwegen und hastig ergreifen. Bebend faßte ich ihre bebende Hand, und wurde zum erstenmal inne, sie sei, sie sei leibhaftig! Und aus ihrem Wesen durchdrang mich der heilige Schauer der ewigen —

ach wie köſtlichen ſeligen Natur! Wie ein Bild zu Sais, war ſie mir verſchleiert — ich ſchlug den Schleier zurück — und ſah nicht den ſcheinloſen Tod, ſondern das wahrſte, beſcheidenſte, athemloſe Lächeln! Wie ein Geiſt ſprach es in mir: in den Kahn, in die Einſamkeit mit ihr, nur eine ſelige Weile! Sie löſte ſich ab von dem Felſen; das Bild ſchwebte willenloswollend mir nach an der Hand. Sie ſaß. Sie verhüllte ſich. Und ehe ich mich beſann, waren wir in ein dunkles Seitenſchiff der Grotte gekommen, in welche das Licht aus dem Hauptſchiff dämmerte, und die Welt uns vergangen, zum Lohne des Lebens:

Selige Stunde des erſten Umfaſſens,
Wo ſich die Seele der Seele ergiebt!
Reiz des Erröthens, und Reiz des Erblaſſens,
Heiliges Fragen: Haſt Du mich geliebt?
Zittern, und Stammeln, und himmliſches Blicken,
Küſſe wie Feuer, und Glück zum Erſticken,
Reines Umfangen, herzinniges Drücken!
Wonne der Liebe! der Schönheit Entzücken!
Alles und Alles auf ewig erſtreckt —
Wer Dich erlebte, nur Der hat gelebt!

Wie Kinder, die ſich zum erſtenmale ſehen, fragten wir uns unſere Namen ab; ſie lispelte mir „Siddy," und ich zeigte auch mit dem Zeigefinger auf meine Bruſt, wie ſie, und ſagte: „Kurt." Und wir wiederholten uns die Namen, als beſorgten wir, ſie zu vergeſſen. Ich ſahe erſt jetzt mit tröpfelnden Augen: daß ſie weinte, Perlenthau vom heitern, roſigen Morgenhimmel. Gedankenvoll, wonnevoll ruderte ich auf dem weichen Element weiter... weit ... zu weit. Dü-

ſternheit umfing uns. Ich wollte umkehren, wußte nicht, wo wir hergekommen, und bog um eine falſche Tropfſteinſäule, an welche ſich eine nur haushohe ſtarke Felſenwand anſchloß, über welche der Schein des verlöſchenden Feuers aus der Hauptwölbung der Grotte dämmerte. Menſchen nicht eben zu fern von uns wiſſend, lächelte ich über den kleinen Irrthum; den erſten Schritt in ein unentwirrbares Labyrinth. Durch die Felſenwand, die nicht weithin ein koloſſales, prachtvolles Thor bildete, an welchem Genien zu ſtehen ſchienen, meinte ich näher zurückzukehren; und als ich vorſichtig über die hier untiefe Stelle hinweggerudert, hielt ich an, horchte lang und aufmerkſam. Siddy wies hin, wo das verworrene Geſumme der Stimmen ſchwach daherſchwebte, alle Stimmen wie Eine vollere dumpfere Stimme; wie der Bienenſtock voll tauſend Bienen nur die Stimme der Einen, ſeiner Königinn ſummt. Ich folgte meiner Königinn, und fuhr an der Felswand links hinab. Da war kein Ausgang. — Ich fuhr hinüber an die entgegengeſetzte Wand — da war ein niedriges Thor — in der wunderlichen Seitencapelle ragten nur mäßig hohe Wände — und bei dem nur matten Scheine erblickt' ich eine Tropfſteinbildung — Abälards Grabmal; ſelbſt die zum Beten fromm erhobenen Hände glaubt' ich zu ſehn! Meine Seele ward todtenſtill, mein Blut ſtand, und meine Hände ahmten, mir unbewußt, die ernſte Geberde der hier Ruhenden nach. Siddy zupfte mich leis, als ich zu lange hielt, und niederſah und ſann, in mein Selbſt tief hinabſah nach

Rath und vergebens sann, nicht vernünftiger, noch rathbegabter als das steinerne Gebild; aber noch wähnte ich glücklicher zu sein. Eine einzige glückliche Wendung, und mein Glück war wieder ohne Maaß. Siddy mochte bedenken, daß sie nicht länger unnachgefragt, unnachgesehen entfernt sein dürfe, wenn die beiden Frauen sie auch unverlierbar und unentfliehbar in der Grotte wußten, und daß der einzige Ausgang an ihnen vorüber führe. So hatte auch der Vater gedacht, der gewiß sehr ruhig vor dem Eingang in der Sonne saß, voll unverwüstlicher Geduld, wie Alle seines Volkes. Das Gerathewohl war nicht wohlgethan, und zu Ende! Dämmerschein war nur noch, etwa wie in einer mit Wolken bezogenen Vollmondnacht. Sollte ich warten? Auf Wen? — Sollte ich rufen? — Wenn mein Ruf durchdrang, ward Auflauf — und Siddy war beschämt! Ich verging fast vor Angst um ihre Ehre. Sollte ich schweigen? Wie lange? — Stillhalten? Wozu? — Wie ein Schachspieler, der einen falschen Zug gethan, die vorhergegangenen zurückthut in Gedanken, bis auf den Stein des Irrthums, so dachte ich scharf und angestrengt zurück, wies mir unsere Bahn erst mit den Fingern gedankenvoll vor — Siddy wies mit ihrem Finger mit und drängte; aber ich zeichnete mir zur Sicherheit die Wendungen auf meiner Schreibtafel. Dann glaubte ich richtig zu gehn. Dann fuhr ich getrost.

Die Pforte traf ich; aber vielleicht erkannte ich nicht das r e c h t e hohe Thor wieder, das ich von dieser inwendigen Seite zu besehen mir nicht die Mühe genom-

men hatte — denn die nun folgende Scheidewand nahm kein Ende, bis weithin ins Düstre, ins Dunkle, wo die Finsterniß einen schwarzen Vorhang vor die tiefe Halle zu bilden schien. Ich kniete zu der Sitzenden. Aber das Umarmen war ein Verbergen; das Pochen des Herzens war Angst; diese Küsse waren Lechzen verschmachteter Blumen nach Thau und Erquickung; dieses Stammeln war Irrereden — nur der Name Ahmal, den sie aussprach, ängstlich und sehnlichst verlangend dreimal wiederholte, war Stachel der Wehmuth, der Liebe in Zagen und Trauer.

Ich beruhigte sie noch ohne viele Mühe, beschloß den Weg zurückzurudern, und wenn wir nicht durchdrängen, so nahe als möglich zu dringen und dort zu rufen: meinen Namen, und Hülfe! Oder wenn Rufen nicht gehört würde, einen Schuß aus meinen Terzerolen zu thun, und in der Pause des darauf erfolgten Schweigens und Horchens zu rufen.

Aber als ich so weit zu sein glaubte, hielt sie aus Furcht der Entdeckung mir die Hand auf die Lippen. Die einzig rettende Zeit konnte verloren gehn, ich zog das Terzerol hervor und wollte nicht auf sie achten; denn im Leben kann noch Alles ausgeglichen werden. So angstvoll war ich gestimmt, und Ehre und Liebe und Schaam und Furcht zerrissen mich. Sie drückte den Schleier sogar noch mit ihren Händen auf ihr Gesicht. Ich lachte vor Verdruß, und weinte vor Aerger, und schalt die hemmenden Wände albern, statt mich. Jetzt ballt' ich die Faust. Elender Zustand! Und doch ward

er erträglicher, je mehr er mir Ernſt, zuletzt ſchrecklicher Ernſt ward. Ich ſchöpfte eine Hand voll Waſſer — zur Vorkoſt; es war friſch und rein. Die Furcht vor dem Verdurſten war tief und weit und breit verſchwunden. Zur Erquickung, für die Hitze des Vormittags mitgenommen, trug ich einige Serbettafeln aus Roſenblättern und Zucker, bei mir. Aber würde man uns hier ſuchen? Die zwei Kaufmannsfrauen hatten mich nicht bemerkt, ſonſt hätten ſie als Bekannten hier drunten gewiß mich angeredet. Von Sibby konnten ſie glauben, ſie ſei an ihnen unbemerkt vorüber, hinaus, zum Vater gegangen. Ihr Blumenſtrauß in der Niſche war kein Zeuge, kein Bürge, ſie ſei noch hier. Der Vater, wenn er ſeine Tochter nun vermißte, konnte glauben, ſie ſei mit den Frauen nach Hauſe auf einem vielleicht ihm unbekannten Wege; wenn er ſie daheim nicht fand, konnte er, ſo ſchwer, ſo bitter es ihm ankam, denken: ſie ſei entführt, entflohen; aber erſt konnte er noch hier drunten ſuchen, nach ihr rufen. Die Arbeiter konnten die hereingebrachten neuen Kähne zählen und Einen vermiſſen. Das war mein Halt. Aber unſer Kahn war klein, alt, und trug die Spuren, daß er ſchon lange hier drunten geſtanden; vielleicht für beſondere Beſuche, von einem Naturforſcher, oder von wem ſonſt! Um ſich nicht ſo vieler Menſchen Blicken auszuſetzen — als wären ſie gefährliche Baſilisken, hatte die hohe Perſon, wohlzugeknöpft und wohlgeſtärkt, ſchon vor uns die Grotte beſucht und verlaſſen; die Holzſtöße waren bei unſerem Eintritt

ſchon im Sinken; jetzt waren ſie ſichtbar, oder unſichtbar verloſchen oder im Erlöſchen; und obgleich die Menge, aus Ehrfurcht vor dem wunderbaren gefährlichen Aufenthalt, nur leiſe geſprochen, wie in einer Sammlung hoher Perſonen von Wachs, ſo verſiegte auch nach und nach dies matte Geräuſch und der dumpfe, ſchwache Hall der Heraufſteigenden auf den hölzernen hohlen Stufen. Eine geſetzliche Strafe ſtand auf meiner Luftfahrt mit dem ſchönen Mädchen auf keine Weiſe. Eine väterliche heimliche Rache vielleicht. —

Ich ſchoß in die Hallen hinauf!

Aber wie geſchahe uns? Ganz unerwartet! Wie ein einfältiger Großſprecher von dem Echo, das er zu Hauſe habe, rühmte: Wen man frage „wie befinden Sie ſich?" ſo antworte das Echo: „Ihnen zu dienen, recht wohl." So antwortete aber in Wahrheit die Grotte, die Kuppel von droben mit einem Platzregen von großen Tropfen, mit einem Geräuſch am Himmel unſerer Unterwelt, das von den losgeſchütterten Eiszapfen oder Steinzapfen entſtand, die klirrend wie klingende Steine und Spiegeltrümmer herniederſtürzten und in die Tiefe des Waſſers ſchlugen wie kleine Donnerkeile. Dann antwortete erſt das Echo: wie tief, wie ſtundentief die Grotte ſei; wie viele Seiten-Weitungen, wie mächtige Seitencapellen in der Peterskirche gekreuzt, verbunden, verſchoben, verwirrt ſie enthalte, und welches unerträgliche Grauen die unabſehliche Finſterniß verhülle. Aber der Hall hatte das unſeren Ohren geſagt mit Donnerſtimme. Und darauf die geheim-

nißvolle Stille! Wir waren, Eines dem Andern sein eigener sichtbarer Schrecken, leibhaftig vor Augen gestellt, seine Angst, seine Liebe. Wir waren unbeschädigt, kaum gestreift, und ich dankte Gott, daß kein Erdbeben weiter an dem Baue schütterte, was ich bei den unvermutheten Folgen des Schusses im ersten Schreck gewähnt.

Jetzt hörten wir nur auf rufende Stimmen.

Aber Niemand frug: Wer da, oder dort hinten! Und wenn auch einige Nachzügler sich wohl noch einmal umgewandt, so hatten sie den Nothschuß doch nur für einen Lustschuß gehalten. So mußte es gewesen sein. Denn es blieb so — und die Grotte ward öd' und finster wie ein um Mitternacht verlassenes Opernhaus. —

Nun waren wir unser! Kein Mensch hatte, und konnte größere Ansprüche an uns haben, als wir an einander — als die Gefangene an mich. O welche Last auf meiner Brust! Einen Trost ohne Gleichen hätte ich gehabt, und gewiß auch Sie, wenn wir uns sehen konnten, wenn mir nur ihr Gesicht geleuchtet hätte, wenn ich ihre Schönheit, ihre zagende Neigung, selbst ihre Trauer gesehen hätte, oder sie meine gefaßten Züge, meinen gelassenen Muth! Aber so hielt sie nur eine schwarze, kaum zu unterscheidende Gestalt gespenstisch in den Armen; und daß es ein Lebender, Liebender war, hörte sie nur an dem Klopfen des Herzens in meiner Brust; und wie die Grotte über ihr selbst, mochte ihr auch das verborgene Regen in ihm ein dunkles Geheimniß sein. Meine Kenntniß ihrer Sprache langte

nicht aus, ihr Vieles zu verstehen, noch weniger, was ich fühlte, ihr verständlich zu machen. Doch wie sogar der Löwe das Auge des Menschen versteht, so zog der Geist meiner Worte, die Wärme, die sie hinüberleitete, in sie hinüber — ich sprach also meine Muttersprache in herzentströmendem Gusse — und das half ihr; — sie sprach die ihre, und das beruhigte mich. So verging eine lange, eigene Zeit! Den Ausgang suchen, blieb mir allezeit offen; und bis jetzt wußte ich noch die Gegend, nach welcher zu er sich befand. Fuhr ich aber hin und wieder, so verwirrte ich mich, und verwirrte mich vollends in diesen Katakomben — und selbst Hülfe fand uns nicht mehr. Und ohne Wahrscheinlichkeit derselben und ohne Rath blieb ich auf derselben Stelle schwebend, die Spitze des Kahnes in einen Felsenspalt geklemmt. — Da brach ein dumpfer Hall aus den Felsenwänden und fuhr in der Grotte zusammen, und verbebte; so, wie wenn Jemand den Kopf in einen Kessel hält und daran klopft. — Ich besann mich. Es war schon der Kanonenschuß, der die Sperrung des Hafens zu Nacht bedeutete!

Also die Welt ging ihren Gang so fort, ohne uns. Ich durchblickte die endlosen Tage der Erde droben im Sonnenreich — wir aber waren geschieden, abgeschieden — wie Lebendigbegrabene, welche die Träger dumpf von dem Grabe forttraben hören — die Glocken schlagen und die Nachtwächter blasen, den Tag abrufen: „Ihr lieben Christen, seyd munter und wacht! — Lobet Gott den Herrn!" — Jetzt, jetzt war ich —

wie am Geiſte geſtorben, vor Schreck und Beſtürzung. Wär' ich allein — betete ich heimlich — o welches Glück! Und ſo wünſchte ich ſelbſt die Geliebte weg, ja lieber hinweg aus der Welt, ja daß ſie lieber nie geweſen, als Solches leide. So erhob ich mich über die Liebe — aus Weltliebe; über Geliebtſein — aus Lieben. O dieſe heiligſte Kraft der Welt iſt unerforſchlich, immer neu und höher das Herz überraſchend! Ich ſchwieg eine lange Zeit. Dann war ich ergeben. Nur der erſte Schreck iſt der zerſchmetternde Blitz in die Seele; die andern nachfolgenden ſind nur Donnerkrachen, Nachhall, herabſtürzender Regen und Himmelsgemurr und Wolkenverrollen. Was konnte noch Aergeres folgen? Es war doch noch Einiges auch hier drunten aus der ſchönen Oberwelt: Waſſer, Felſen, Geträufel; ja Nacht, die auch droben auf Erden iſt. Hier war das Paradies — aber mit zwei lebenden Todten; hier war die Hölle — aber mit zwei ſeligen Unſterblichen. Ich preßte Sidby an mich. Und konnte eine ſolche ſchöne Geſtalt beſtimmt ſein, in dieſer Höhle zu — — — — ich dachte an alle alten ausgegrabenen Menſchengebeine in anderen Höhlen — als ſei ſie wie ein Marmorbild in den Abgrund geſtürzt, wie eine Blume vom thurmhohen Felſenabhang entwurzelt in die nächtliche See geſtürzt und ſchwebe nun drunten — aber an meinem Herzen! Und ich preßte ſie wieder an mein Herz. — Da trat die Hoffnung zu uns; die elende Göttin der elenden Menſchen der elenden Erde! Denn

Wahrlich! Wer hoffet,
Unglücklich ist Der!
Glückliche ruhen
In jetziger Stunde.

Ja in der Verwirrung und Bestürmung und Verwandlung meiner Gefühle sang ich halblaut ein Lied vor mich hin, das ein Glücklicher droben auf der Erde gedichtet und das in das Sonnenreich gehörte. Denn ich sang:

Was die Sonne nie geschaut.

Du Silberschwan am azur-blauen Himmel
Vom Aufgang bis zum Niedergange schwebend,
Jedwede Wies' erhellend, auf den Wiesen
Jedwede Blum' abschattend, jedem Würmchen
In Blumen eine bunte Welt erleuchtend —
Das Schönste hast du dennoch nie gesehen ...
Die Sternennacht! Den Mond im Quellenabgrund;
Das dämmernde Gebild der Kommenden,
Die ihren halbentschlafnen Freund umschließet;
Das Bild der Sterne in der Liebsten Augen,
Und ihre regen Blicke in dem Düster;
Und mehr noch ... was ich selber nie geschauet —
Doch nimmer tausch' ich mit Dir, arme Sonne,
Beglückt von Schatten, Nacht und heil'gem Dunkel!

Daß mir dieß Lied einkam, war eine böse Meldung der Geistesschwäche. Aber unschuldig und jung und seelenermüdet wie wir waren, schliefen wir ein, und schliefen wie Kinder süß und tief, Jedes nur mit den Fußsohlen die Fußsohlen des Andern berührend, und Jedes von einander hinweggebettet in die Mäntel und Jedes mit dem Haupte am fernsten, in der Spitze des Kahnes ruhend. Mein Stock lag neben mir, und ich segnete den Mann,

der die Blechharmonika darauf erfanden, und blies sanfte Chorale, unter welchen ich aber dachte: Wenn ich nur gleich noch zur rechten Zeit die Schüsse gethan! — Aber wenn ich erlöst würde, beschloß ich, mit ihr von der Grotte hinweg zu entfliehn. Denn nur der Tod lösete unseren Bund, entweder beschien uns die Sonne wieder, oder träufelten blos dunkle Wassertropfen auf uns so süß melodisch fort — und die Gebilde der Decke weinten, weinten über uns Gestorbene hier unaufhörlich fort; und es that mir wohl, diesen fühllosen Tropfsteinen und Steinzapfen Mitgefühl und Thränen anzudichten, als nur ganz stillen, unverweslichen Geschöpfen der in Allen lebendigen Natur. Ein Mittel, das menschliche Leben los zu werden, und eben zu solchen stillen, unverweslichen Gebilden zu erstarren, gab es immer: wir sanken nur umarmt über den Rand des Kahnes, wir regten die Arme nur nicht, und versanken in das schlummernde Silber, das sich uns aufschmolz. Meine Melodien schienen die heimlichen Gebilde zum leisen Mitsingen gelöst zu haben, und als ich schwieg, war die Grotte voll Melodie von holden Silberstimmen; — es war kein Geträufel des Wassers in Wasser mehr, sondern Gesang der Erdgeister, nahe, und fern, und überall; leise, süß, bezaubernd, in Schlummer flötend. Schlummer und Traum und Reden im Traume der Erde selbst! —

Aber zu welcher Entdeckung in der Grotte war ich noch vorbehalten; zu welcher Bestrafung zweier, ihre Kinder liebender Väter verschiedener Völker! Und durch mich! — Vergessend wo ich war, schlug ich die Augen

auf; dann überblickt' ich die Schlummernde — und meine Angſt erwachte. Dann ſchaute ich um, denn jetzt dämmerte ein Schein fern in dem Hintergrunde der Höhle, wie lichter Duft, wie ein matter langer Strahl, wie wenn die Sonne Waſſer zieht Belebt, fuhr ich in der Richtung hin. Es ward heller und heller. Das Waſſer fing an zu ſchimmern — zu blinken — zu leuchten — zu glänzen! Die Säulen um mich traten, wie jetzt erſt, aus der Tiefe empor, fuhren bis an die Gewölbe, breiteten ihre Zweige aus, zogen Gurte und ſtützten die Gewölbe. Silbergraue Gebilde traten aus röthlich ſchillernden Wänden, wie uns zu ſehen, und wie ich weiter und weiter vordrang und immer ſchneller, immer froher, war mir, als lächelten ſie mich an und hielten Blumengewinde in ihren Händen. — Endlich wende ich um eine Ecke, ſchaue hinauf, und ein Lichtquell ſtrömt hernieder, ein großes blaues Auge öffnet ſich — ich ſehe den Himmel wieder, und rufe zu ihm vor Entzücken. Siddy erwacht. Sie ſetzt ſich auf. Sie reicht mir die Hand und ſpricht noch halbſchlafend: „Guten Morgen, mein Vater!“ Sie erkennt mich, ihr Antlitz leuchtet im Scheine des Himmels, ſie erinnert ſich, wo ſie iſt, ſie will ſich verhüllen, ich zeig' ihr die Lücke, thurmhoch droben — und wir weinen vor Freude.

Ein Gewitter rollt droben, eine Wolke verſchleiert die Oeffnung in dieſer unermeßlichen Rotonde, Regentropfen fallen ſchäumend und Blaſen werfend hernieder — es blitzt himmliſch, entzückend; denn wir ſehen uns doch noch in der ſchönen Welt, wir hoffen Errettung,

denn wir erblicken auch ein Stück des Regenbogens in schwindelnder Höhe, wie ein abgeschnittenes, hellfarbiges Band — da schwebt nicht fern von uns eine Gestalt an den Felsen hin, allmählig höher und höher, ohne daß wir an der Wand ihren Fußpfad sahen. Sie steht. Ein Quell ergießt sich vor ihr aus Felsenritzen; sie hält einen Krug daran — sie trinkt: es ist ein Mensch! ein alter Mann. Vor Ueberraschung kann ich nicht schreien, wie im Traume gebannt. Siddy ruft — er verschwindet.

Mir war, als sei ich aus einem Traume erwacht. Und vielleicht war die Erscheinung nur eine aus meiner sehnsüchtigen Seele herausgepreßte Gestalt, wie die Blüthe am Baume herausgedrängt, und was konnte ich Lieberes, ja Unschätzbareres wünschen, da wir zu den Lebendigen auf der Oberwelt nicht zurückkonnten, als hier drunten in dieser schauerlichen Halle der Unterwelt ein Lebendiges zu finden, nur von weitem zu sehen, damit mein eigenes Athmen und Leben mir nicht wie in der Brust eines Todten vorging.

Ich war daher wie Odysseus in die Unterwelt gestiegen, selbst auf ihren König gefaßt, oder, weil mir die alten Götter selbst in meinem träumerischen Zustande nicht mehr glaublich erschienen — auf den Erdgeist — oder einige oder doch einen seiner Diener, und seine Grotte. Aber Siddy hatte gerufen! Sie hatte also auch wie ich Etwas gesehen; und wie sie mir, aufgestanden und weinend vor Freude an meiner Brust, sagte: „Ein Mensch!“ — so fühlte ich mich wieder bei Menschen

und sah uns gerettet! Denn die Grotte war also bewohnt; wenn auch nur wie Robinsons Insel von einem andern Robinson — es mußte also hier drunten zu leben sein, oder der Lebendige hatte Verbindung mit der Oberwelt und — und wir durch ihn. Der Mann war also festzuhalten wie eine Tonne auf offenbarem Meere von einem Schiffbrüchigen! Aber wo war er? Wo blieb er? — Wir sahen uns an. Unter allen diesen Gedanken aber war ich auch schon, aus Leibeskräften rudernd nach der Gegend hin, wo ich ihn erblickt.

Ich fand ihn nicht. Aber die Quelle rauschte! Ich staunte die Felsstirn an ... und ich will nicht verschweigen, als was! ... als die Stirn Gottes! Nicht des Mittelbaren, sondern des Unmittelbaren selbst. Denn obgleich nur ein Strahl Wassers hier heraussprang — wirkliches Wasser, wie ich in der gehöhlten Hand kostete — so überkam mich doch die Gnade der Natur, die wahre einzige Gnade, die es giebt, und die nie bei Menschen wohnt und nie von Menschen kommen kann — die Gnade, die droben und drunten, gesehen und verborgen, über gesehene und verborgene Wesen ihre Gaben ausgießt — — Wolkengüsse! Sonnenlicht! Blüthenregen! Saatenwogen! Fruchtfülle! Wärmeströme! Windeseilen, und alle ihre Wundergaben aus Zauberhänden! Und hier sprang der Strahl hervor des ewigen Wassers für Menschen! Und ein Mensch hatte davon getrunken; und des Wassers Frische durchschauerte mich, und Gefühl der hier wie zuerst gefundenen seligen Welt überdrängte mich, daß Thränen in

meine Augen schossen; daß ich nicht mehr ein Mensch war, sondern ein Leib und eine Seele mit der ganzen Natur. Sie war wie ich! Sie war ich! Ich war wie sie! Ich war sie selbst! Und alle mein Muth kam zurück, und ein höherer, ja der höchste! Aber das war kein Mensch, dessen angenommene Gestalt wir gesehen hatten. Denn wir riefen nach ihm — vergebens! — nach Hülfe, nach Beistand; ich rief es in sieben Sprachen. Zuletzt redete ich in die dunkle Seitenhalle auf französisch, denn wahrscheinlich wohnte kein Bauer hier, da nur die Grossen große Verbrechen begehn oder Außerordentliches leiden — ich flehte: Bist Du ein Unglücklicher, o so erbarme Dich Unglücklicher! Denn Du kennst ja das Unglück, und kannst noch glücklich sein — denn Du kannst helfen. Oder bist Du ein Glücklicher, hilf den Unglücklichen, daß Du es nie erfährst, wie schwer das Unglück bedrückt.

Wir horchten! Gras hätten wir wachsen gehört. Aber in der Ferne murmelte nur ein furchtbarer teuflischer Jemand und Niemand in seinen schwarzen Schlupfwinkeln meine ängstliche Bitte nach und verkroch sich damit wie vor Schaam über seine eigene Bosheit.

Alles Harren war vergeblich! Alles Rufen! O nichts schrecklicher als getäuscht werden! Ein Elender ohne Hoffnung ist ein Seliger gegen einen Getäuschten. Darum verspreche Niemand etwas, das er nicht halten will. Einzelne und ganze Völker werden massenweise müßig, verdrossen im Harren, und trotzig, verwogen, verachtend und hassend. Das ganze Leben kann über

einer eitlen Erwartung verloren gehn. „Das war kein Mensch!“ rief ich laut, und fühlte mich getröstet. Und doch forschte ich weiter! Die Felswand, woraus der Quell sprang, lief weit hinter in's Dunkel. Vielleicht führte irgend ein schmaler Steig zu der Höhe des Quells und zu einer Höhle mit dem Tauben! — Neuer Muth beseelte mich — ich hatt' es gedacht: Konnte der Alte nicht taub sein? Aber wie errief ich ihn dann? Ich mußte ihn finden, ihn greifen in dem Düster. Also suchen.

So that ich wieder den ersten Ruderschlag. Wir schwebten, leis und langsam wie eine Schnecke kriecht, unter dem wunderlichen Gewölbe hin, langsam hin an den kalten, kaum erkennbaren Felsen, die hier unten mit fürchterlicher Ruhe aus dem ungemessenen Wasser hervor- und emporragten, und als Gleichbilder auf Erden nicht zu findender Riesenthiere, oder nur als einzelne Köpfe mit graunvollen Augenhöhlen, hervorgestreckt in das ewig gleiche Dunkel starrten — ruhig, schweigend, genügvoll, geduldvoll über menschliche Geduld, über die Geduld der leisen Sterne, stumm, heimlich, wie vor Harren und Starren versteinerte Erscheinungen, die nie ein menschliches Wesen gesehen und die auch jetzt an den steinernen Ungethümhäuptern kein Auge aufschlugen, um uns zu sehen, als sei es nicht der Mühe werth, erst Menschen zu sehen. O, es ist etwas Hehres um die Masse der Natur! Nur um eine handvoll stille, stumme Erde! Der Mensch glaubt: es lebt nur, was athmet und wird. Aber was nie

geathmet und doch so furchtbar-unbegreiflich da ist, das ist mehr als etwas Lebendiges! Dauernder, fester, und doch auch voll kräftigen Daseins; unbezwingbar, unvertilglich; alles Lebendige überdauernd, umfangend, bedingend, beschränkend; furchtbar, entsetzlich, anschauernd zum Athemvergehen, heilig — und doch wieder so mild, wehmüthig und angstvoll zum Weinen — es ist Natur! Hier aus finsterer Höhe rieselte Wasser hernieder und feuchtete unser Haar, Nacken und Schooß. Es tropfte in die kaum erkenntlich schimmernde Fläche des eiskalten singenden Spiegels. Die Wände strotzten so fort. Das Starre starrte so fort. Kein leisestes Lüftchen regte sich, kein Hauch hauchte, kein Heimchen zirpte wie auf der wüstesten Wüste; kein Vogel flog da droben, wie selber über die See doch zuweilen — keine Sonne, kein Mond, kein Stern, kein Licht! Wir nahten unsre Gesichter; wir ruhten Stirn an Stirn, wir sahen uns noch in Augen, um Einer des Andern Seele zu entdecken; ich fühlte mit meinen Wimpern das Blinken und Regen ihrer Augenwimper, wie von leisen gefangenen Schmetterlingen; Blick drang in Blick; doch wir sahen uns nicht. Aber so sahen wir auch Einer des Andern Bläße nicht, das Zagen der bebenden Lippen, das Suchen und Thränentröpfeln der Augen. — Aber wir hörten unser Athmen, das Stöhnen, und ich ihr Wort: „O mein Vater!“ das mir in doppeltem Sinne, der Reue und der Schaam, das Herz zerriß; dann aber hörte ich wieder zum Troste für mich, meinen Namen — und

sie hörte ihren Namen „Siddy" von mir; und so laut, so erschrecklich sie an den Ort bannend, in der Finsterniß, als spräche ihn ein Geist aus, der auf den Wassern schwebte. Doch keine menschliche Brust athmete in der trübseligen Grotte, und das arme Kind war allein mit mir, und hatte all' ihr Vertrauen auf mich Hülflosen. Sie weinte, wenn ich schwieg; und sie schwieg, wenn ich weinte oder schalt und laut alle mögliche Mittel einer Erlösung mir vorsprach. Sie klammerte sich bebend an mich; ich klammerte mich manchmal an ein langbekleidetes Bild von Stein, umschlang die verhüllten Füße und rief es an: lebendig zu werden, zu reden, zu helfen und mir den Ausgang zu sagen, oder den Eingang. Ich hätte mich in die Tiefe des Wassers gestürzt, wenn Siddy nicht, zu furchtsam dazu, dann einsam über mir, in noch größerer Angst zurückgeblieben wäre, als mein eigenes, so schönes zwar, doch selbst so beweinenswerthes Denkmal.

Jetzt fuhr es an der Decke dahin, wie eine Eule mit brennenden Flügeln; und wieder eine; dann, sahen wir, war ein rother Stern aufgegangen und stand auf der Wasserfläche schimmernd und sein Geleucht darüber legend. Er erhob sich nicht; er kam auf uns zu. Er erhellte nicht; er zeigte nur die Finsterniß umher. — „Ein Licht!" rief ich gedämpft; und hinstierend und Siddy anstoßend, rief ich wieder: „Ein Mann! ... ein Kahn!" Und der Panzer der Furcht sprang von der schwellenden Brust und fiel von mir ab. Er nahte. Wir ließen ihn schweigend kommen. Er konnte

vor uns erſchrecken, umkehren, ſich verlieren — und wir waren verloren. Endlich einen Steinwurf weit von uns legte er an. Ein Knabe blieb im Kahn, eine Schiffslaterne brennend auf der Spitze. Der Mann ſtieg mit einer Laterne und einem Bündel Sachen rohe Stufen hinan. Er war alt, denn er wäre beinahe rückwärtsüber wieder herabgeſtürzt; und ich rief darüber aus und meinte ihn aus der Ferne mit ausgebreiteten Händen zu halten. Er ſah ſich aber nur um, und ging ſeinen Weg höher hinauf und dann an dem Abſatz des Felſens dahin, nach dem Quell und dem Tempel des Sonnenlichtes zu — nach dem Manne wahrſcheinlich, den wir erblickt, und es war ein Menſch geweſen, das heißt ein Unmenſch, oder ein Tauber, oder ſonſt etwas. Doch das wußt' ich noch nicht.

Mühſam erſtiegen auch wir die rohen Abſätze der Felſentreppe, wozu wir ſie ebenfalls machten; dann ſchlichen wir auf dem ſchmalen Fußweg hin, der ohne Lehne gefahrvoll genug war und den kein Weib als Sibby nur jetzt, ſo gleichgültig, gewandelt wäre. So gelangten wir allgemach nach dem Ort, wo die Sonne zu dem Hohl der Kuppel hereinſchien. Ich ſahe den Pfad, der rechts, nach vor, hinab nach der Quelle führte; wir aber wanden uns links um die Ecke — und nicht mehr fern gewahrte ich, etwa ſo, wie die königliche Loge im San Carlo-Theater, nur mit einem natürlichen Balkon in dieſem Zaubertempel — die Wohnung des Mannes, des Waſſerträgers. Der Vorhang vor dieſer kleinen Grotte in der groſen war in

die Höhe gezogen, und der Unbarmherzige in grauer, warmer Kleidung, eine Zobelmütze auf dem Kopfe, saß einem lodernden Feuer gegenüber, mit dem Gesicht mir zugewandt. So nahten wir uns von der Seite. Ich dachte an Ulysses und den Cyklopen, und nicht ohne Ursache, denn als er mich gewahrte, blieb er zwar ruhig sitzen, aber er nahm zwei Pistolen auf und streckte mir eine gespannt mit der Mündung entgegen ... und die andere setzte er sich auf die Stirn, so daß ich auch nur ein Auge von ihm sah, ein großes wildes, vom Feuerglanze gerötbet und flammend. Ich stand. Sein Gesicht war wie eine altgriechische Maske, etwa die leidvolle des Philoktet oder des Orestes; nur nicht jung; und mit den weißen langen Haaren und dem weißen langen Bart etwa die des Oedipus auf Kolonos. Wenn nur Sibby Hülfe fand oder Bequemlichkeit, die ich hier doch erblickte, was war aus m i r zu machen? Der gekommene Alte führte dann wohl sie wieder zu ihrem Vater hinaus. — Und so ging ich denn r ü c k w ä r t s, nicht rasch und nicht langsam, grad' auf ihn zu .... bis ich an seine Kniee stieß .. und ich hörte keinen Schuß. Da wandt' ich mich um, sah ihn freundlich an und legte die beruhigende Hand auf seine Schulter, wie ein Löwe auf das Schild des Wilden seine Klaue, die der Verborgene dann ihm abhaut. Er sah mich gar nicht an, sondern Sibby; dann stand er auf und deutete ihr schweigend, sich zu setzen.

Ein Franzose! dachte ich; nur ein verwilderter. Seine große Gestalt stieß fast an die Decke, und mit sieben

bis acht Schritten hatte er den ganzen Raum durchmessen. Er verarbeitete etwas im Geist und war unanredbar. Mein Wegweiser, der alte Mann, saß auf einem Lager neben etwas Zugedecktem, das zu breit und hoch war zu einem Kinde und zu kurz zu einem Erwachsenen, und doch schien er darüber so gerührt, wie ein alter Mann von solchem strengen entschiedenem Wesen es sein konnte. Ich bemerkte aufgestellte Bücher — nichts als Beschreibungen des Feldzugs der Franzosen in Rußland; und ein Faß Schießpulver erkannte ich an seinem Gebinde. Zur Seite der Grotte erschien, vom hineinleuchtenden Feuer hell, eine Vorrathskammer, und selbst Wein und andere Dinge für die Würze des Tisches waren vorhanden, auch das nöthige Küchengeräth, mehr als der Cyklop oder Robinson besessen. Auch kleine Fäßchen mit Geld, wahrscheinlich selbst mit Gold, standen unter dem Bette meines Wirthes. Das Alles gewahrte ich mit einem langsamen Ueberblick, als sähe ich nach Siddy, deren Zustand alle meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Wie ich so zärtlich mit der Kranken beschäftigt war, wendete mich die Hand meines Wegweisers um und frug auf französisch nach dem Grunde unseres Hierseins. Ich erzählte Alles aufrichtig, und um dem gegenwärtigen Mädchen Merkwürdigkeit zu geben und ihr Mitleid zu erregen, verschwieg ich auch nicht, daß ihr Vater in der Hafenschlacht und dem Schiffschlachten wahrscheinlich den ersten Schuß gethan und dadurch Unglück über sein Vaterland gebracht ... und ahnete nicht, welche Reue, welche Verzweiflung ich

durch diese Worte in meinem Wirthe hervorrief! Ich bat den Gekommenen, uns wieder hinaus zu geleiten, oder uns mit zu nehmen, wenn er in der Stadt wohnte, da es mir schien, als ob ich ihm schon dort begegnet sei, und gelobte unverbrüchliche Verschwiegenheit. Während meiner Worte höhnten mich seine Züge kaum, so abgeschlossen erschien sein Gemüth, und so ernst und streng sein Wesen. Ein Mann, auch über das Verachten erhaben und über allen Haß! Aber uns zum Glück; denn er langte rosenrothe Serbettafeln hervor, löste dieses aus Rosenblättern und Zucker bereitete, duftende würzige Lieblingsgetränk der Türken in heißem Wasser auf und erquickte Siddy. Auch brachte er Speise, aber — sie war krank.

Nun erst war ich bestürzt! Wo keine Hülfe ist, da klagt der Mensch nicht über Rathlosigkeit; wo aber Hülfe wäre, und sie schwer und kaum zu erlangen ist, da klagt er, und ich verzagte. Mich weiter hier umzusehn, oder nach irgend etwas zu forschen, das war vorbei. Ich ließ Alles sein wie es war. Aber Siddy konnte sich kaum mehr regen, kaum die Hand erheben ... und wenn auch die Cyklopen mir helfen gewollt hätten, sie in den Kahn hinab zu tragen, so gestattete das ohne die sichtlichste Gefahr nicht der enge, abstürzige Weg. Oder war sie bis zum Ausgang der Grotte, wer brachte sie fort? Und wohin? Zu mir? Zum Vater? Es blieb also nichts, als einen verschwiegenen Arzt hieher holen! Und bald, schnell! Ich stellte das dem alten Franzosen vor, ich bat, ich drang, ich

drohte — aber vor Abend hier fort zu gehn, war er nicht zu bewegen; und ohne ihn konnt' ich nicht fort. Ich war in seinen Händen. „Eßt die Schildkröte," sprach er, und erlaubte, sie mir anzurichten; „denn die Gestorbenen essen nicht mehr." Dabei wies er auf die Gestalt unter dem Tuch auf dem Bett. Ich konnte nicht. Aber ich war einigermaßen beruhigter, denn hier war der Tod eingekehrt, und Menschen, Männer litten, heroisch, cyklopisch! Das sah ich. Er wies mir eine Menge gebrauchter Medicinflaschen und Pulver „zur Auswahl!" Aber was that ich damit? Wenn diese Männer nicht lachen, nur noch lächeln konnten, so wäre ihnen mein Leid lächerlich erschienen; denn es hatte nur einen leichten menschlichen Grund; es schien also keines; als wenn alles Unglück blos aus einer Batterie schwerer Kanonen kommen müßte, da doch die Meisten das Allerschwerste meist aus Leichtsinn leiden. Ernst und Ruhe bewahrt vor tausend Unglück.

In der Stille während dieser unterdrückten Klagen ließ sich darauf nur die Erd-Uhr hören mit ein und zwanzig dumpfen Schlägen; und fernerhin schlug eine andere wieder ein und zwanzig dumpfe Schläge — Kanonenschüsse draußen, von einem einlaufenden grüßenden Schiffe, und die einsylbige Antwort des Castells. Aber endlich, endlich, endlich erscholl auch der Hafenschluß; und mein Wegweiser brach auf. Welchen Abschied sollt' ich von meiner Siddy nehmen? Welche Worte sagen? Wie mich bezeigen im Angesicht dieser Männer? Die Natur überhob mich zu reden — Siddy schlief.

Und ich steckte ihr nur an den linken Aermel den Streifen Papier mit den Worten: „Ich hole den Arzt!" — Denn daß ich sie hier lassen würde, ja vielleicht nur sie hieher geführt ... das erschien mir zu grundlos, als daß es selber der Wahn der Angst muthmaßen könnte. Meinen Wirth bat ich um die Erlaubniß, wiederzukommen mit dem Arzt, und er hob seine flache Hand und sah mich an mit seinem Oedipusgesicht, als wolle er sagen: Du bist rasend!

Mir aber blieb nichts Anderes übrig, sonst starb Siddy. Meines Wegweisers getraute ich mich draußen bei Menschen schon mächtig zu werden, daß er den Weg zurückzeigen mußte, es koste was es wolle, mir oder ihm, oder Beiden. Als wir nun mit den wohlzugerüsteten beiden Laternen zu dem Knaben in den Kahn gestiegen, und drunten vor dem Altan der kleinen Grotte vorüberfuhren, lockte uns Fackellicht, hinauf zu sehn. Da stand der Cyklop, wie auf dem Altan, der aus dem gewaltigen Pfeiler hinter dem Altare des heiligen Petrus in der Peterskirche zu Rom gebrochen ist, wo man dem Volk aus hoher Ferne die Reliquien zeigt. Und wie der Priester dort, stand er hier, hatte in einer Hand die brennende Fackel, mit der andern schlug er sich auf die Brust und sprach: Queste sono le reliquie del Conte ***: — Das sind die Reliquien des Grafen ***. Und wie ein Sterbender hastig noch Vieles sagen möchte, begann er eine fleischfressende Lobrede auf den heiligen Vaterlandsverräther, den er in Lebensgröße und dem Lebenden täuschend ähnlich aus

Geier-Wachs gebildet, in seiner eigenen Gestalt vom Balkon zeigte. Er hatte aber kaum angefangen, als mein Führer mit Schrecken rief: „Fort! fort! wie der Wind — er begräbt uns!“

Ich aber, blos Gefahr ahnend, ohne zu denken welche, rief, für Siddy ergriffen: „Nein! — Hin! Hin!“

„Ihr seid rasend!“ rief mein Führer. „Ihr seid unbarmherzig!“ rief ich. Und im Streit, ja im Kampf um das eine Ruder, schlug der Knabe frisch mit dem andern die Fläche, und so fuhren wir dahin, wie ein paar kämpfende Adler, blutend und Federn verstreuend, auf ihren Fittigen getragen, stumm über das Thal hinschweben, bald herabzustürzen scheinen — in der Luft sich halten, und angeklammert aneinander beide dahin ziehen.

Aber mein Führer hatte Recht gehabt; denn der Heilige, der sich selbst prostituirt hatte, war mit der Fackel verschwunden — und wir erblickten einen zuckenden, mit Lichtstimme schreienden gellenden Blitz — und was darauf erfolgte, ich weiß es nicht; und wenn ich es fassen, erhören, ersehen, ermessen konnte, so blieb es doch unbeschreiblich. Und das Entsetzliche währte kaum zwanzig Sekunden. Aber was kann die Zeit sein! Ich bedecke mir noch mit den Händen die Augen, und starre wie damals, athemlos, halbtodt, ja mehr wie todt, wenn im Tode nur noch ein Funken Bewußtsein ist. Was ich mich dunkel erinnere, nachher gewahrt zu haben, sage ich nur mit dürren Worten. Auf

den Blitz der entzündeten Pulvertonne folgte ein Knall — ein unvernehmbarer, für Menschenohren nicht gemachter; wie ein Würmchen im Grase unter des furchtbarsten Donners Geroll ganz ruhig an seinem Halme weiter hinaufkriecht und sich die Flügel putzt — denn das Große, Himmlische ist für das kleine Geschöpf nicht da, welches in seinem kleinen Kreise seine wenigen Stunden in ungestörter Ruhe leben soll und lebt. Die Tropfsteinpfeiler, welche die Decke trugen, schienen wie riesenmäßige Karyatiden vom langen, reglosen Stehen müde, sich auf einen Augenblick auflösen zu wollen, blos um auf den anderen Fuß zu treten; die Gewölbe schwankten, wie bei plötzlich hervortretendem Mondlicht die Wolkendecke zu schwanken scheint, oder der blaue Himmel in den Lücken dazwischen. Große Steinzapfen wie Elephantenzähne von einem Elephanten, der die Größe des Strasburger Münsters hätte, fielen, zum Glück weit vorwärts von uns, der Grotte aus dem geöffneten Rachen. Aber Etwas war vor Allem ergreifend: die großen götteräbnlichen Standbilder an den Wänden lösten sich ab und ersäuften sich gleichsam vor Schreck in der eisigen Fluth, die über ihnen emporsprützte. Uns durchnäßte nur, wie aus niedrigen Wolken herabbrechender Platzregen, nicht Wolkenguß, sondern Gewölbguß, und brachte uns mit seiner Kälte wieder zu uns, wie Ohnmächtige.

Nun war Alles still, still wie in den Königsgräbern zu Memphis. Wir schwankten nur noch im Kahn auf dem bewegten Wasser. Die Entzündung hatte nicht

Spielraum gehabt, und die einstürzende nahe Decke der bewohnten kleinen Grotte in der Grotte hatte die Wirkung erstickt und gedämpft wie eine schnell verschüttete Bombe. So mußten wir denken. Der Erste, der wieder ein Wort hervorbringen konnte, war mein Führer, mein Charon, und sein erster Ausruf war: „Teufel! Du Teufel!" Und nach einer Weile setzte er hinzu: „Also der Teufel war mein Bruder! Die Höhle riecht nach der Hölle."

Meine Furcht und mein Hoffen war aus. Das Schrecken ist kurz, und das Leiden ist lang. Ich übernahm mit gesenktem Nacken meine Last, wie ein niedergeknietes Kameel; aber aufrichten konnt' ich mich nicht damit.

Wir fuhren zurück.

Wie zu einem heiligen Grabmal stiegen wir hinauf, das ein Erdbeben zerrissen und verwüstet hat. Nur mit der größten Mühe war noch an den Ort zu gelangen, der keine Grotte mehr war. Alles verschüttet, zerrissen. Spalte hinauf, hinab, zu den Seiten hinaus. Von dem Cyklopen keine Spur! Von dem Gestorbenen, Zugedeckten keine. Aber am Boden leuchtend ... erblickt' ich ein Antlitz — schön, fortschlummernd, wie es geschlummert, unentstellt. Nur der köstliche Leib war mit einem flimmernden weißen Stein, wie einem Grabsteine, der von dem Gewölbe gestürzt, bis an den Hals bedeckt, unabwälzbar! .. S i e unbegrabbar; aber begraben! Die Hände und Arme darunter gefangen, eingewindelt wie bei einem Kinde, fest mit schwerem Bette, zu ewigem Schlafe. Aber das

Haupt, das Antlitz schön wie je, nur tausendmal rührender, blaß, keine Spur von Blut. Und in meiner Seele sprach ich für sie: „O, mein Vater! O, mein Vater!“ — Die Erde ist doch eine gute Decke! .. Denn ach, wenn erst die Mutter ihr Kind hier gesehen hätte .... und vielleicht Einer, der sie in ihrer Heimath geliebt, ihr Bräutigam, von welchem ich noch nichts wußte! Und so erlitt ich ihren Verlust zweifach, ja dreifach; und für den meinigen hatte ich noch gar kein Gefühl, kein Wort, keine Thräne.

Mein Charon trieb mich zum Scheiden. O welch' ein Abschied! Solch ein süßes, holdes, schönes Wesen so hier zu lassen! So zu verlassen auf immer. Und so war ihr Leben gelebt!. Und wenn in Jahrhunderten einst vielleicht ein Spätergeborner von ihrem köstlichen Leibe ein Gebein fand, so überkam ihn nur das Trauergefühl über das allgemeine Loos der Sterblichen auf Erden, und er sprach vielleicht nur: Jetzt wäre sie doch ja schon Jahrhunderte todt. Und er fand nur wenig Besonderes an dem Gebein; und mein Schmerz, wie ich hier knieete bei ihr, in voller Klarheit das Schreckliche um mich, das kam nicht als Ahnung in seine Seele! Ich küßte ihre Lippen nicht, nicht die ruhevolle Stirn. Ich schnitt ihr keine Locke von den Haaren ab. Ich ließ um ihren Hals die goldene Kette sich winden, damit ihr bei diesem stillen, verschwiegenen Begräbniß im Finstern doch einiger Schmuck bleibe, wenn sie auch verdient hätte, wie eine Königinn begraben zu werden. Ich leuchtete ihr noch einmal in das himmlischschöne

Antlitz, sahe mich satt, drückte die Augen zu, wie sie .... sprang auf und taumelte fort; und die rohen Riesenstufen wie Pyramidenstufen hinabsteigend, dachte ich .... daß die Natur vielleicht diese Stufen für mich gebaut, und für Niemand mehr auf Erden; und ich that einen Blick in die Tiefe der Zeit, wie vor der Zeit in die Brust Gottes — und schauderte kalt: über mich! Der unglückliche Knabe — er war taub und blind — saß ruhig und zufrieden, gegen mich wie ein Seliger in seinem Kahn. Der Graf kam viel später erst nach; und wie wir saßen, sah ich ein kleines Fäßchen auf seinem Schooß, mit der noch kenntlichen Inschrift: Gold vom Teufel. Das mitgebrachte Heft aber schlug er mir auf, Und ich las den Titel: Tagebuch oder Nächtebuch eines Vaterlandverräthers. „Manche Vorsicht macht der Tod unnütz," setzte er dazu. „Er hat den Friedensunterhändler immer in's Lager begleitet und vom Frieden ... abgerathen. Seine Söhne sind ihm dafür dann, schmählich vom Frost verstümmelt, hier gestorben, verborgen; und den letzten hat er heut begraben, verborgen, aber solenn, das müssen Sie sagen!"

„Sagen? Ich werd' es verschweigen!" entgegnete ich. „Die Nachwelt wird erfahren, wie lumpig das Große entstanden und vergangen. Die Großen haben nur kleine Hände! Kleine müssen Alles ihnen ausrichten. Alles geht durch die Seele der Kleinen, durch ihren Willen — es giebt keinen Selbstherrscher — und weiß wird schwarz durch schwarze Hände — und schwarz wird — weiß." — „Wenn ich den Herrschern

nur Einen Rath geben dürfte!" sprach mein Charon, „den: Niemals Jemand ihrentwegen einkerkern lassen, der Freiheit berauben. In der Sclaverei des Gefängnisses wird Entsetzliches ausgebrütet, Rache ohne Maß, Tod ohne Zahl. So rächte sich mein Bruder ... und wollte zugleich seine Söhne reich machen. Denn wir waren arm und immer ehrlich — gewesen."

Ich schauderte jetzt für Hunderttausende. Ich weiß nicht, wie wir aus der Grotte gekommen. Katakomben kann man nicht wehmüthiger verlassen. Die Tausende in solchen alten Gräbern kannten wir nicht. — Ich liebte die Eine! Und mir war die schöne Höhle nur ein trauriges, heiliges Grabmal, schön wie keins in der Erde oder auf Erden.

Draußen stand der Vollmond am Himmel. Aber wie er unsern Augen auf die lange Finsterniß schien, nicht silbern am blauen Himmel, sondern wie ein Rosendiamant an einem rosenrothen Firmamente schimmernd. Mein Kahn hatte dem Grafen gehört; die Leute hatten also keinen vermißt. An mich hatte Niemand gedacht. Ich schied von meinem neuen Bekannten, der durch des Bruders Tod viel milder geworden. Eine feierliche Musik ertönte in den Gärten am Bergabhang, wo man ein Geburtsfest unter Blüthen und Lampen feierte. Aber die Musik war gewiß nur für mein Herz gemacht! Nur in das „Vivat hoch!" konnte ich nicht einstimmen. Ich schlief die Nacht wie todt. Als ich am Morgen wieder zu meinem Fenster hinaussah .... schlug die Wachtel wieder! Und die

Amsel rief wieder: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!“ — und ich hätte gern geweint, denn mir gegenüber sah meiner Siddy Vater heraus, und vor seinem blassen Antlitz stockten meine Thränen und nur mein Herz blutete — als wenn ich todt wäre .. und mein Mörder berührte mich!

Und wenn ich ganz aufrichtig die Wahrheit sagen soll, so drückte mich noch schwerer, als das, was ich wußte — das Geheimniß! Gleichsam der Fluch, der auf mir lag, daß ich es ihm nicht sagen durfte; daß ich ihn nicht aus tausend schweifenden Aengsten in einen bestimmten festen Schmerz bannen durfte; daß ich ihm gegenüber so gleichgültig, so unbefangen erscheinen mußte, wie ein Kind; daß ich ihm wirklich so erschien. Denn bei seinem ersten Schreck des Vermissens, bei seinem ersten Forschen hatten einige Menschen Theil genommen; dann, nach der Weise der Welt, sich wieder in ihre Geschäfte gezogen und die Lösung des Räthsels, die Achseln zuckend, einem der folgenden Blätter — der Tage — des Jahres überlassen und ihn seiner Rathlosigkeit in der Fremde.

Was mich aber noch mehr bekümmerte als er, war der unvergleichlich schöne, junge Mann, der neben ihm zum Fenster heraussah. Im Verlauf des Tages erfuhr ich von meinem Sensale gelegentlich, daß das der nachgekommene Bräutigam der Vermißten sei, welchem der Vater eben die Tochter so reich ausstatten wollen! Ich verglich mich mit ihm und zagte: ob sie mich wirklich ge-

liebt? Ob nicht eine bloße Luft an bezeigter Liebe in der ihr wunderbaren Fremde das arme Kind nur verlockt....

Aber ich wußte das beſſer! Und mein eigener Schmerz behielt die Oberhand. Es iſt ein großes Geheimniß und eine tauſendfach alle Tage der Erde bekräftigte Wahrheit: der Menſch, der leidet, iſt ſtark und wird noch ſtärker. Wie beſtünde ſonſt die Welt? Nur ein edles Gemüth leidet; wer leidet, hat ein edles Gemüth, ein für die unſichtbaren Schätze der Seele gebildetes, und — Schmerzen adeln. In kleinen Dingen ſind die Meiſten nicht ganz ehrlich und offen; und in großen Dingen ſind ſogar Unehrliche offen und großartig. Das Reich des Betruges, der Falſchheit und des Hinterhaltes beſteht nur in irdiſchen Kleinigkeiten; bei himmliſchen Gütern des Geiſtes und Herzens ſchämte ſich der Menſch, ſeine göttliche Herkunft zu verläugnen; denn er ahnet einen ewigen göttlichen Gang vor ſich, und das Auge des Gottes in allen Menſchenaugen um ſich, ſelber in ſeinen. — Und ſo las ich aus meinen Augen meine Pflicht! Deutlich, himmelsgewaltig! Aber einen Antrieb von außen, eine ſichtbare Hand, die den Menſchen anrührt und aufweckt, bedarf der Unentſchloſſene, in ſich Verſunkene. Auch ich ward munter!

Mein Führer aus der Grotte und erzwungene Bekannte hatte mir verſprochen, mich zu beſuchen. Wahrſcheinlich hatte er in der Nacht noch alle das herrenloſe Gold geholt, deſſen natürlicher Erbe er war, und ſo

brachte er auch mir ein schönes Andenken mit, wie er sagte, um welches es doch zu sehr Schade gewesen.

Ich deckte das schöne Andenken auf, nahm das mit Blumen gemischte Gras aus dem Korbe und sahe — Siddy!

Laßt mich schweigen. Während der Mensch verstummt, reden alle Götter mit ihm — vielleicht auch während er stumm im Tode liegt — wie das schöne, schöne arme Haupt vor mir lag.

Endlich äußerte ich mein Erstaunen, wie er es über sich vermocht .... daß er mir das Haupt ... gebracht!

„Ich habe meinem lebendigen Sohne mehr anthun müssen, als ich Obrist war und wir über die Alpen gingen, oder krochen und klimmten und rutschten auf diesen mehr wie russischen Rutschbergen;" sagte mir der Graf. „Sie reisen mit mir durch die Schweiz nach Hause, und an Ort und Stelle .... erzählt sich's am besten." — Er rieth mir, noch einen Abdruck zu nehmen, und ließ mich allein.

Ich mußte mein Gewissen reinigen; ich mußte Genugthuung geben, Ruhe gewähren, Ruhe haben! Mein Entschluß war gefaßt, und ich that nun meine That im Kampfe mit dem Schicksal.

Unbewaffnet ging ich am stillen Abend unbekannt zu dem Unbekannten hinüber. Keine Hand wollte ich gegen ihn heben, keine Augenwimper regen. Aber mein Gott, ich war ja bewaffnet mit der entmächtigendsten Waffe für einen Vater ... mit seines wiedergefundenen Kindes blassem Engelskopf.

Welcher Eintritt! Welcher Empfang! Welches ſtille Zuſchauen! Welches Scheiden! Alles ſtumm für mich; denn ich war ihm nicht da. Ich hatte ihm einen franzöſiſch geſchriebenen Brief von mir dagelaſſen, der Alles enthielt.

Ich ſetzte nun meine Buße fort, meine Strafe, meine Sühne; oder vielmehr: ich erwartete ſie alle Augenblicke, wohl acht Tage lang. Herausforderungen, Zweikämpfe liebt der Muſelmann nur im offenen Kriege; er wird nur gehangen, geſpießt, gekreuzigt, aber er hängt, ſpießt und kreuziget nicht. Ich gab alſo, in der Abenddämmerung vor ſeinem Hauſe wandelnd oder an einſamen Orten, dem Vater Gelegenheit, ſich an mir zu rächen und ſeinen Dolch zum Schlüſſel jener Welt für mich zu machen, oder ſeine Piſtole. Und wenn ich ſo ruhig ging, wenn Jemand hinter mir herſchlich, wenn die Tritte mir nahten, wenn ich ſtehen blieb — und dann ein armer Mann oder eine alte Frau an mir vorüberſchlich, blos gebeugt von der reinen leichten Bürde des Lebens und des Alters — wie ſchwer fiel es mir da auf die Bruſt, daß ich umſonſt auf meinem Todesſtege gegangen! Wie ſeufzte ich, wenn ich ſpät zu Nacht immer wohlbehalten in meine Hausthür trat; und ſelbſt die Treppe ſchlich ich noch langſam und verweilend und harrend und hoffend hinauf!

Und endlich, eines Morgens, ſah ich gar den armen Vater in offenem Sarge todt aus dem Hauſe tragen. Sein Geſicht vergeſſe ich ewig nicht, noch die Sonne, noch das einzige ihm geſungene Grablied der

Amsel dazu: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!“ —

* * *

So weit las ich in der Handschrift meines Bruders Curt mit bewegtem Herzen. Und doch! — Er hatte Alles auf ewig erstrebt! Ich aber, ich hatte die selige Stunde noch nicht erlebt, ich hatte noch nicht gelebt. Die zwei Väter aber, welche in der Absicht, ihre Kinder glücklich zu machen, neben Tausenden auch sie elend gemacht hatten, gaben meinem Nachbar und Wirth Vieles und Schweres zu bedenken. Und vielleicht wäre schon jetzt eine Vergebung und Versöhnung erfolgt, wenn sein Sohn, mein junger, wie verwilderter Freund Sever nicht in neuen Verdacht gekommen. Hersiliens Mutter war von uns weg, zu Bett gegangen, eine Treppe hinauf, einen langen Gang hinter. Wir hören einen Schrei, einen Fall, ein Klirren. Darauf Alles still. Wir horchen, wir warten. Endlich gehen wir mit Lichtern hinaus, hinauf. Hersiliens Mutter hat den Leuchter weggeworfen und liegt am Boden. Sie erhebt sich. Wir richten sie auf. Sie starrt uns an. Und zuletzt ist sie im Stande, ihrem Manne zu erzählen, daß sie seine erste Frau gesehen habe hier im Gange, die langsam und drohend auf sie zugekommen sei, ganz natürlich, lebendig, gerade so gekleidet, wie sie drunten im Speisesaal hänge und zusähe essen sie, die neue Frau, die zweite Selige, — gewiß bald Selige, daß

ihr kein Biſſen ſchmecke, wenn ſie zufällig hinauf in das Bild geſehn.

Wir wußten nicht, was wir denken ſollten; denn wir hatten es mit einer ſehr verſtändigen Frau zu thun. Es mußte eine Wahrheit hinter dem Scheine ſtecken und das Hündchen bellte eine Treppe hinunter. Ich ging an das Fenſter, und ich irrte gewiß nicht, als ich „die ſelige Frau" im Garten dahin ſchreiten ſah, mit großen ſeltſamen Schritten ... Ich behielt es für mich, daß es Niemand anders war, als mein junger Freund Sever, der hier eine neue Rache ausgeübt. Aber ſein Vater meinte nach mancher Vermuthung daſſelbe, wie er jedoch blos durch Drohungen zu verſtehen gab. Und als er ſeinem Weibe den Schreck weggeredet, kam an ſeine wunde Stelle eine ihr nicht zu verdenkende Furcht. Und ſo ſchien eine recht baldige Verſöhnung deſto nöthiger, jemehr ſie durch den Vorfall gerade recht weit hinausgeſchoben worden. Der Vater war nicht übel geneigt, die Stiefmutter aber ſehr übel. Denn wie ſollte ſie den jungen Feind nun beſtändig im Hauſ' und vor Augen haben? Und, um ihn gründlich gut zu machen, den Grund ſeines kindiſchen Zornes gleichſam wieder aus der Zeit zu graben, ſollte ſie ſich wiederum ſcheiden laſſen? Und dadurch noch gepeinigter, ihm auch noch die Tochter, Herſilien geben? Wer ſollte ihr lieber ſein: ihr Mann, als ihr Mann, oder derſelbe, als blos ſeines Sohnes Vater? — So ſtand ſie zwiſchen zwei Aengſten geängſtiget in der Mitte. — Sollte ſie ihr ſogenanntes Glück wählen, oder den Edelmuth?

— Aber wie kam sie denn wohl zu dem Edelmuth? denn sie hatte ihn an Jemandem — an ihrem Manne — zu üben, der dann eben nicht mehr ihr Mann war, und grade sie nicht mehr lieben mußte, damit sie ihn übe! Und fehlte ihr seine Liebe, so konnte sie ihn ja nicht üben; denn ihr fehlte der innerliche himmlische Grund zu allen edlen Thaten, so viele auf Erden geschehen. Und so sah ich denn klar: wenn sich zwei ältliche Menschen verheirathen, wovon jedes schon sein Theil geliebt hat, also gelebt hat — so sind Beides abgelebte Theile, kein Ganzes, und ihr Zustand ist keine Ehe, und ist und bleibt ohne allen Ehesegen meist jeder Art, groß oder klein. Im Gegentheil haftet oft schwerer Fluch auf solchen alten copulirten Bäumen — wie sich mein Freund ausgedrückt — denn in ihrem Zustande und in ihren vielfältigen Verhältnissen ist Gelegenheit oft zu den unnatürlichsten Verbrechen, zu Verliebungen mit der Tochter oder dem Sohne und zu hundert schlimmern Dingen, zu einem tagtäglichen Betruge. Und blos solche Menschen sind Schuld an solchem „fabelhaften" Unglücke, das die Natur nicht kennt, nicht hat, nicht will; nur die Unnatur, nur der Frevel: süße, heilige Dinge zu leichtsinnigen, weltsüchtigen Dingen zu machen, und gleichsam abgefallene Früchte — sich selbst wie große Puppen — wieder auf den Lebensbaum zu hängen, oder sich wie große Kinder, aus alter wehmüthiger Sehnsucht, noch einmal einen Christbaum anzuputzen und vor seinen Lichtern himmlisch-höllische Angst auszustehen, ohne es selbst zu Thränen zu

bringen. Meines betagten Nachbars Ehe war wie eine spät reifgewordene Frucht. Sein Weib und er hatten sich jung heirathen wollen; das Schicksal hatte es nicht zugelassen; und als sie es durft, hatten sie sich noch geheirathet, doch geheirathet — eben der ganzen Welt zum Trotz und der Zeit und der Liebe.

Aber immer und überall, und grade erst recht in den verwickeltsten Verhältnissen, ist es am besten, an der Wahrheit festzuhalten und auf die Natur zurückzugehen. Und so hoffe ich noch. Ich schwieg einige Abende, ich möchte sagen, wie eine Eule, die sich auf das Haus gesetzt hat. Dann las ich weiter — auf Verlangen. Und schon die Ueberschrift der neuen Geschichte machte Eindruck:

Der Vaterschuß.

Wir reiseten fort durch die Schweiz. Und hier paßte der sonst so unsinnige Ausdruck „über" einen Ort reisen, vollkommen; denn wir fuhren und wanderten wirklich über Städte und Dörfer und Hütten, ja über Wolken.

Wie wir die göttliche Unordnung, die himmlischen Wagstücke der Natur, die Schweiz, erblickten, ward mein einsylbiger Freund beinahe stumm. Nur eines Abends sprach er: „Sehn Sie die bläulichen Krystallberge, die Pyramiden und Kegel und Spitzen, von Glase geblasen — ich weiß nur nicht wo? — Ich möchte sie umblasen! Die geschliffenen Stahlwände — risse ich ein! Zusammengeknetet müßte das Land sein,

dann gäbe es keine Abgründe, keine Klüfte. Ich göſſe ſie voll mit kaltem Eis. Den blauen Duft bliese ich von den Gipfeln, wie den blauen Reif von Pflaumen; das Roſenroth machte ich aus ſchwarzen Roſen, und das Gold und den Schmelz machte ich mit — Ruß; und den Schnee machte ich nicht zu rothem, ſondern zu blutigem Schnee. So kalt könnt' es bleiben!"

„Dann reiſete Niemand mehr in die Schweiz;" verſetzte ich.

„Jetzt kann man reiſen!" ſagte er. „Denn der ganze Wirrwarr iſt doch nur eine ausgediente Theaterdecoration, etwa Tell's, und Napoleons, Hannibal's!"

Als wir nun jenſeit der höchſten Höhe nach Frankreich zu herniederſtiegen, ließ mein Freund halten und den Wagen immer hinunterfahren; dann nahm er mich allein und führte mich von der gebahnten Landſtraße nach der Gegend links, wo ſonſt der alte Paß über den Berg geführt, bis an eine Felſenecke; drüber eine thurmhohe Wand; drunter ein ſchwindelnder, ſchroffer Abſturz; im Grunde des engen, engen Thales, wie eines nur breiteren Felſenſpaltes, ein ſchäumender Gießbach, deſſen Geplätſcher kaum herauf zu hören war. —

„Hier iſt mein Theater!" ſprach er ſpottend. „Jeder Held der Tragödie, der jetzt ſein breternes hat, hat einſt ſein natürliches gehabt. Aber betrügt Jemand den Menſchen, ſo betrügt ihn die Natur: durch ſich, ihre Art und Weiſe, und wieder durch Menſchen. Was heut ſo nöthig ſcheint, was unumgänglich iſt und der höchſte Verſtand, das iſt morgen ſchon Unſinn, Ueber-

fluß, lachenswerth! Heut erſäuft Jemand auf der Furt durch den Strom — morgen iſt eine Brücke gebaut und fertig. So geht es auch mit der Brücke über den Strom der Zeit. Auch Napoleon erſoff darin und wird von ſeinen Feinden ausgelacht, daß er erſoffen. Die heutige Zeit iſt kein Product, höchſtens ein Educt der vorigen. Oder richtiger: die Vergangenheit iſt das Educt, der Wegwurf der Gegenwart. Jede Zeit wächſt aus ihrer eigenen Kraft und nährt ſich nur nothdürftig mit, von dem alten Auswurf und Moder. Nur etwas Altes geht in der neuen Zeit auf aus der alten: die in einer engen, unſcheinbaren Saamenkapſel verſchloſſene Erfahrung; die Erfahrung ſieht aus wie Aſche und wird von Verſtändigen ſtill bei der Ausſaat zu den zwei unſterblichen Saamen der Menſchheit gemiſcht, und diſe zwei Saamen ſind: Freiheit und Glück! Einzelnes, ja Tauſendfältiges und Hunderttauſendfaches könnte verloren ſein, es durfte nicht da, nicht geſchehen ſein, und die Welt war ohne das eben ſo gut das große, große, alleinige Elendsthier aus der Urzeit, ſo elend, wie jetzt. Napoleon könnte ein Paar Schlachten weniger geſchlagen haben, und er lag eben ſo gut und eben ſo ſchlecht in ſeinem ſchwarzen Meerdenkmal, wie jetzt. Aber als er galt, als ein Wort von ihm dem Strom der Zeit gebot und ihm Ufer brach; als es ein Soldatenevangelium war, bei Verluſt von Ehre und Leben; als hunderttauſend große Kinder das Spiel aufgriffen und ſpielten mit ihren eigenen Knochen, was das große Kind aufgebracht — da war es erlaubt, mit ein Narr

zu ſein und etwa zu glauben: wenn wir hier über die Alpen wären, dann wären wir über alle Berge!

Doch die Begeiſterung iſt vielleicht das einzige wahre Glück der Völker — ein heiliger Brautſtand, und dieſe duftende Blüthe des Lebens iſt ſeine ſchönſte Frucht. O wie waren wir begeiſtert, als wir hier über die Alpen zogen und im Geiſte ſchon ... wie in einem künftigen Capitel der Weltgeſchichte lebten! O wie lachten wir in der hellen Gegenwart, wie in einer alten verſchneiten Vergangenheit die Nachwelt aus! O Herr, lacht nicht! So können nicht Alle lachen! Dazu gehört Verſtand, Einſicht in die immer offene Welt. Wer Unſterbliches thun will, muß wie ein Unſterblicher leben — und ſterben; denn der Tod gehört zum Leben; nicht wie ſein zweiter Theil, ſondern wie 99 Theile zu Einem, wie ein völlig mannbar ausgewachſener Baum — zu ſeinem Saamenkorn. Die Natur nun hatte uns eben betrogen, einen Streich ihrer Art geſpielt .... die Alpen waren zum Verzweifeln verſchneit; aber Bonaparte nahm nicht die auf der Rutſchbank der Jahre hinaufgerutſchten alten, wackligen, halbtodten Graubärte zu Generalen — ſo lange er noch klug war — ſondern die hinaufſtrebenden, feurigſten, kräftigſten jungen Männer. Ich war damals nur erſt Obriſt; aber mir gab er zwei Regimenter hier über die Alpen zu führen, und zwar die Erſten. Und die erſte Compagnie derſelben gab ich wiederum meinem erſtgeborenen Sohne, meinem geliebten Achill; denn ich liebte ihn, weil ich ihn ehrte, denn in ſeiner blühenden Jugend war er

ſchon Hauptmann. Focht jener Achill wie ein Halbgott, immer noch an die verwundbare Ferſe gedenkend, übrigens ſicher von ſeiner Frau Göttin Mutter bewacht und beſchützt und bewaffnet, ſo focht mein Achill in den Schlachten viel ehrenwerther; denn er war ſterblich und über und über verwundbar am ganzen Leibe, und war auch ſchon mit Wunden bedeckt, und ich fand ihn froh einſt, wie er todtenblaß in der Abenddämmerung des Schlachttages daſaß und ſein Herzblut in der hohlen Hand geſchöpft betrachtete, es ausgoß, wie geopferten rothen Wein, und ſprach: Vater, mein Vater, das iſt kein Blut, was man für die Freiheit vergießt! Das iſt etwas Unausſprechliches! Purpurne Wonne, heißes Entzücken möcht' ich es nennen — ich glaube feſt an die Transſubſtantiation ... aller Dinge! Mein Vater! auch an die meines Leibes und Geiſtes. Was ſind wir doch Alle! Wie herrlich! Wie viel Tauſende ſo herrlich! Nur ſpätere Verräther vermögen uns Narren zu ſchelten, nicht Männer, wie wir. — „Tapfere Männer werdet Ihr," ſangen die Spartaner; ſprach ich und brachte ihm das Band mit dem Orden vom Feldherrn. — Vater, ſprach er, ich habe einen Begriff, was ein Orden iſt, jetzt, dieſe Stunde, heut! Kein goldener Schaafpelz, ſondern eine Nummer, ein Zeichen des Gärtners an einen tragbaren guten .... willigen Baum.

Jener Zeit mich erinnernd, erhält mich nur Eins bei meinem Soldatenverſtande, daß mir mein Herz ſchlug — wenn ich der Ehre gedachte, die mein Achill ſich durch Tapferkeit wie einen Kranz von einem

.... unsichtbaren Lorbeerbaum hieb .... die ihm mit jeder ehrenwerthen That einen Schritt näher entgegenkam, wie eine Braut. Ach, und wenn nur die nicht war! Doch — eine Braut hatte er schon; denn die Weiber haben das Glück, an tapfere Männer gebannt zu sein, wie Feilspäne an einen Magnet; und die Männer das Unglück, den ganzen Wirrwarr an dem anziehenden Pole — am Halse oder im Kopfe zu haben. — Gewiß wär' er leichter gestorben — und vielleicht hat er nicht zum letztenmale nach mir geseufzt .... nur über mich!

Nun will ich trocken erzählen, abgekühlt.

Also, sehen Sie, dort drüben auf dem schmalen Pfade unter der steilen Felswand, die hinaufragt bis über die Wolken, schaufelte die erste Compagnie — Weg, Weg durch den Schnee, durch das Felsenlabyrinth; denn ein Soldat muß Alles thun, was im Kriege der Armee und ihm selber nöthig ist: Thüren und Fensterladen ausheben und die schlechte Straße damit im Dorfe verbessern: — Dörfer anzünden auf dem Rückzuge vor dem Feinde; — kurz, bekannte Sachen! Hier hieß nun tapfrer Soldat sein: tapfer schaufeln! Ich trieb von unten die Heerde hinauf in die Berge, Schaaf den Schaafen nach. Vor Schneegestöber sah man die Sonne nicht und kaum zehn Schritte um sich her. Statt des Kuhreigens hörte ich diesmal nur die Freiheitslieder der wackern Schützen; denn die Instrumente waren eingefroren, alle Finger krumm und steif vor Kälte, und über und über beschneit, sahen die Menschen aus wie selber von Schnee, nur die Backen waren roth und die

Augen blitzten. So befahl ich den Vorüberziehenden, indem ich seitwärts am Wege immerfort um einen Pfahl lief, um nicht zu erfrieren. Das war meine Tapferkeit!

Nach einiger Zeit holte mich mein Adjutant hinauf „vor Ort.“ Er sagte kein Wort als: ich sei nöthig. Die Gefänge schwiegen. Nur einen dumpfen Ausruf hatte ich gehört. Die Gesichter, bei denen ich vorüberkam, sahen mich ernst und gespannt an. So Viele es vermochten, wälzten sich in gedrängtem Zuge mir nach. Sie wußten etwas! Nichts Gutes; sonst hätten es Einige hier in der Freiheit der Wildniß mir nachgerufen, wenn sie es sich auch nicht getraut hätten, es ihrem gestrengen Herrn Obrist ins Gesicht zu sagen. Ich war bekannt für Ordnung und Zucht und gab zu der sauersten Pflicht das willigste Beispiel. Nur Einer sprach gedämpft zu einem Andern — sie mochten wohl Beide Kinder haben —: „der arme Mann!“ Solche Herzensbrocken geben dem Herzen Stimmung und es ist etwas Unaussprechliches, mit welchem Gefühl wir Einem entgegensehen, der am Abend aus der Schlacht kommt, mit welcher Spannung wir aus dem Wissenden die Antwort auf unsere dringende Frage erwarten: „Wer hat gewonnen?“ Wenn er nicht antwortete, müßte ein guter Soldat in drei Minuten todt hinfallen. Spricht er darauf nicht gleich: „Wir!“ so kehrt sich ein Ehrliebender schnell schon um. In solcher Folterqual einer Antwort watete ich eine Viertelstunde hinauf. Mein Sohn sollte mir berichten .... Hier bis auf diesen Vorsprung nun, wo wir sitzen, kamen mir Viele entgegen.

Bleiben Sie hier! sagten sie mir ernst. Die Wolke hat ausgeschneit! Hier können Sie besser sehen!

„Was denn? Was soll ich denn sehen?“ frug ich. Und endlich trat einer der Kühnsten vor und sprach: Ihren Sohn! Sie sind ein Mann, der hören kann und sehen; nämlich solche Dinge. Wir hätten Ihnen Ihren Sohn lieber schwer verwundet, ja todt aus dem Kampfe gebracht. Denn daß ein so tapferer Mann in der Schlacht fällt, darauf kann sein ganzes Regiment immer gefaßt sein — aber daß sein Sohn so ruhmlos hier in die Schlucht fällt, das heißt schmälig verloren!

„Verloren! So plötzlich hinweg von den Lebenden!“ stöhnt' ich. Wohl zehn Grenadiere erboten sich, in den Abgrund zu springen, wenn ihr Hauptmann dadurch wieder heraufkäme.

„Wo ist er?“ frug ich.

— Da drunten zerschmettert! —

Wie ist es gekommen?

Ihr Sohn stand bei uns in seinen Mantel gehüllt, das Schaufeln zu ordnen, dort auf dem schmalen Absatz der Felswand, dicht über und neben dem Abgrund! Das Feuer des Muthes machte die Glieder nicht fühllos. Wir froren und starrten und standen und hauchten in die blauen Hände — da trieb uns der Hauptmann: Kinder, mit Lust, und verliert nicht dem Feldherrn die Zeit! Wer überlistet, wie wir, muß schnell sein. Mit jedem Schaufelstoß geben wir dem Feinde einen tödtlichen Schlag auf den Rücken. — Wir zeigten ihm die starren Hände. Aber als Antwort griff er in den Schnee,

rieb ſich Geſicht und Hände damit, nahm mir die Schaufel und warf den Schnee in den Abgrund, als wollte er drunten den Waldbach verſchütten. Da griffen wir wieder zur Arbeit, beſchämt; da trat er zurück, um uns Raum zu laſſen, verhüllte ſich wieder in ſeinen Mantel und trat nur einen halben Schritt zu weit hinaus auf den Schneerand — der Rand bricht los, und wie eine Puppe auf ihrem Bretchen ....

Halt! rief ich, und faßte den Mann am Kragen. Niemand lachte. Er war drunten, zerſchmettert, ertrunken, in Schnee begraben. Eins von den dreien; wahrſcheinlich das Alles zugleich. Ich ſtarrte in den Abgrund. Und daß die Elemente reden und eine Sprache verführen, zweifle ich nicht mehr; denn ſchauerlich rief der Bach aus der Tiefe in dumpfem Gebrauſe zu mir, und ich verſtand es eine bewußtloſe Zeit.

Wie mir die Stelle vorkam, auf welcher der Hauptmann ſo eben geſtanden, wie ich darauf ſtarrte, das ſteht nicht in meinem Reglement; ſetzte der Mann hinzu.

Ich feuerte ein Piſtol ihm zu Ehren über ſein Grab und rief dann ermunternd: Zur Arbeit!

Da vernahmen wir plötzlich von unten ein dumpfes Rufen: „Vater! Hier bin ich! Hier!“

Wir konnten von hier die Stelle des Falls und die Tiefe zugleich überſchauen. Ich... mein Auge entdeckte ihn, wie mein Blick an der Schneewand langſam und forſchend hinunterſchlich. Ich zeigte ihn den Freunden, wie er mit ſeinem Mantel gefangen und aufgehangen, thurmtief und thurmhoch, an wildem Geäſt, wie

Prometheus hing. Und auch wirklich so. Denn Adler und Lämmergeier umschwebten ihn erst, wie Krähen den Uhu, und an seinem Mantel war nichts zu verzehren, und Einer setzte sich ihm auf die Achsel, wie er in blossem Kopfe — mit schwarzen Haaren — dahing und nichts rühren konnte zur Abwehr, als die Beine; nur so brachte er sich nach und nach in Schwung und so läutete er sich selber wie eine Glocke — eine graue, schreiende Glocke — mit einer Kühnheit, die ihm selber der Kaiser an Ort und Stelle nicht nachgemacht hätte. — Bravo! rief ich; und wir riefen ihm Trost und Geduld zu: Wir kommen! Aber er vermochte kaum den Kopf so zu wenden, daß er uns gesehn.

— Dort grünt nun das leere Gesträuch an der Felswand! Und mir ist wieder wie dem Erzähler, als er die Stelle ohne den Hauptmann sah. Ich befahl, Taue, Stricke und Stränge zu bringen — denn einen kurzen Verzug durfte ich mir erlauben; denn der Verunglückte war ein brauchbarer Mann im Heer. Ward er aber nicht bald gerettet — dann mußten wir fort, wie ein Kriegsschiff fort muß, das einen Matrosen im Meer verloren — denn ein Schiff und ein Mensch wiegen nicht gleich. Nur des Feldherrn wegen, wenn er da unten gehangen, hätten wir rasten, vielleicht Rasttag machen dürfen, wenn nicht ein Anderer, vielleicht Desair, den Befehl übernommen. Auf die Stunde mußte ich über den Paß seyn. — Taue waren — drei Märsche zurück, bei der Schiffbrücke; Seile waren genug — in Frankreich, Hanf genug — in Rus-

land, um alle Spitzbuben und elende Menschen zu hängen. Hier schleppten sie nur eine Anzahl Stricke und Stränge herbei. Ich band sie in Gedanken zusammen — und mein Entschluß war gefaßt. Indeß ließ ich das Mögliche geschehen. Von droben, senkrecht über meinem Sohne, konnten wir ihn nicht sehen. Der Mann, dem er die Schaufel aus der Hand genommen, legte sich mit dem halben Leibe über den Abhang, während ich ihn an den Füßen hielt und Andere wiederum mich. Er war nicht zu sehen, manchmal nur zu hören im Winde.

Jetzt warf ich den Mantel ab und befahl acht starken Männern, das eine Ende des aus Stücken zusammengeknoteten Seiles zu halten; die Schlinge am andern Ende befestigte ich mir unter den Armen um den Leib und beging die subordinationswidrige Vaterthat, mich wie einen Taucher — ohne Glocke — in das Luftmeer hinabzulassen. Das erste Uebergleiten über den Abhang war etwas wunderbar. Dann ließen die Leute allmählig nach — und so sank ich allmählig, oft ruckweise, und knüpfte, im Sinken, ein etwas sonderbares Gespräch mit meinem Sohne an. Ich brüllte ihm hinab: „An meinem Seile ist noch ein Nebenstrick, in den bind' ich Dich an, und dann ziehen sie uns Beide zusammen herauf; Alles faßt an, was Hände hat, und ich freue mich, Dich wieder zu sehn, ja ich küsse Dich gewiß unterweges, mein Sohn! Hörst Du mich denn?"

Aber statt Antwort von drunten, hört' ich von droben den Trost zu mir ab: „Das Seil ist aus!"

„Halt!" rief ich. Ich sah unter mich Ich maaß die Tiefe — verzweifelte, oder fror mich erst jetzt, und befahl, mich hinaufzuziehen. Von unten — dachte ich während des Zuges — ihm beizukommen, müßten wir noch vor Nacht den babylonischen Thurm aufbauen! Zwei, drei! Denn ich weiß nicht, wie hoch er gewesen. Bauen wir aber nicht rasch, so erfriert mir wenigstens indeß der Achill in der Stille, wenn er dann auch noch Augen im Gesicht und Hirn im Schädel hätte. Soll ich ein Paar Mann auf Urlaub hier oben hinsetzen lassen, die drei Tage Schneeballen hinunterwerfen, damit sie die Adler verscheuchen? Bis die Taue kommen, ist er erfroren und verhungert, also einen langen martervollen Tod gestorben — den verdient er nicht! Freilich seine Mutter wird mich ermorden wollen, wenn ich, sein Vater, selber....

Da war ich oben!

Brav, meine Jungen, sprach ich. Nun wollen wir helfen! Ihn erretten! — Mein Mitleid hat gesiegt, — mein Vaterherz! Und ich war ein Mann, der die eiserne Nothwendigkeit anzuthun wußte, und zu ertragen wie einen Harnisch. Ich hatte während der Zeit arbeiten lassen vor Gewalt — und zum unglücklichen Glück war der Paß geräumt und frei — ich ließ die Trommel wirbeln und der Gänsemarsch über die Höhe begann, oder der Zug in die Arche Italiens... Paarweis.. einzeln. Ich aber ging sinnend zurück zu der Stelle hier. Und auf den rosigen Abendwolken sah ich ein Bild... kostbar, deutlich! Einen grüngoldnen

Baum. Am Stamme Tell's Kind mit dem Apfel auf dem Kopfe. In Schußweite von ihm — Tell selber mit gespannter Armbrust — fromm, bleich, tückisch, empört, gefaßt, gelassen, liebend und wankend und sicher — wie Alles das zugleich — nach dem Apfel zielend, nicht nach dem Kinde.

Du solltest lieber gleich nach dem Geßler schießen! rief ich in die goldnen Wolken dem Verschwindenden nach. Indeß du hast gethan, was dir das Schicksal Leichtes aufgelegt. Du hast redlich nach dem — Apfel geschossen. Ich — ich habe einen andern schweren Schuß! Ich muß ganz genau nach dem Herzen des Sohnes zielen — unter dem Mantel, nicht unter dem Baume, und muß ganz richtig treffen — nicht den Apfel, sondern den Kopf des Kindes, oder das Herz. Danke du Gott! Deine That war ein halbes Kinderspiel gegen meine.

Aber ich besann mich. Ich wußte, wie mein Achill dachte, als ein Sohn der neuen großen Zeit, groß, gleich jeder alten. Ich mußte mich von ihm trennen, ohne Anblick — wie lieb sein Gesicht sei, ohne Antwort — wie zufrieden und still seine Seele sei. Ich war ihm so nah — als schwebte er unter der Erde! Er lebte — als sei er eine Million Jahre begraben! Wir waren geschiedene Leute. Ich rief ihm einige Abschiedsworte zu — aber auch diese zerriß der Sturm!

Ich war Obrist. Und die Obristen sind die eigentlichen Gewaltigen in der Armee. Die tausend Söhne der Mütter, die tausend Söhne des Vaterlandes sind in

des Commandirenden Macht, sein Stecken, Stab, Haut und Bein und Knochen und Asche. Wo er will, müssen sie tödten; wo er will, da müssen sie stehen, das heißt: fallen; — nur halbtodt erst erhalten sie wieder das göttlich-menschliche Recht der Sprache, anzusprechen um Hülfe, und erst mit verlornem Arm oder Bein, außer Reih und Glied in einen Winkel zu kriechen, um ruhig zu sterben. — Also ich commandirte: „Zwei Schützen vor!"

Zwei traten vor.

Ich commandirte: „Schießt dort den Hauptmann todt!"

Sie starrten in den Abgrund.

„Schlagt an!"

Sie schlugen an. —

„Gebt Feuer!"

— Sie gaben Feuer. —

Gefaßter, je ruhiger sah ich hin. Aber mein Sohn lautete die graue stumme Glocke. Die Hände der Schützen hatten gebebt; vielleicht vor Kälte, gewiß vor Bedauern. — Gewaltsam richtete Achill sein Gesicht in die Höhe nach uns, nach mir.

— Da schritt mir deutlich in den Wolken Tell dahin. Ich verstand den Vater. Ich verstand das Bild, das meine eigene Seele hinaus auf die Wolken geworfen wie eine Camera obscura; denn es war finster in mir. Nur die Vaterliebe flackerte und verbrannte mich fast, wie ein in die Hand einbrennendes Licht.

Ich löste einen Schützen ab. Ich ließ ihn nieder-

knien. Ich legte auf seine Schulter das wohlgeprüfte Gewehr auf. Ich commandirte mir selbst: Vater! schlag an! — Vater! mache dich fertig! — Vater! gieb Feuer!

Ich gab Feuer. Ich gab das Gewehr weg.

Keiner sprach ein Wort. Ich ging umher.

Nach einiger Zeit sah ich hinab nach meinem geliebten Achill. — Sein schwarzes entblößtes Haupt hing jetzt ruhig gebeugt auf die Brust herab. Die graue Glocke hing still. Gewiß nur der Wind spielte mit ihr. Und die Geier riefen die Geier und die Adler die Adler. Ich ließ der albernen gefräßigen Natur da drunten ihren Willen. Ich ließ der Natur in mir den Willen — und an der untergehenden Sonne merkt' ich: mir mußten zwei Thränen in den Augen stehen.

Jetzt geht die Sonne wieder unter und ich sehe sie wieder so feucht wie damals!

* * *

Am andern Morgen, nachdem ich die wirksamen Blätter gelesen, wurden wir bang überrascht. Mein Bruder Kurt kam selbst! Er trat ein. Zwar mit dem goldenen Helm und in seiner Offizierkleidern — aber auf die Parade hätte er so nicht gehen können; denn er war nur eben so sorgfältig gekleidet, wie Jemand, der im Grabe erwacht und aufgestanden ist, und wieder nach Hause zu den Seinen gehen will. Sein blasses Gesicht rührte schmerzlich; seine schönen schwarzen Lok-

ken machten ihn noch beklagenswerther. Er reichte mir freundlich die Hand und lächelte; dann stützte er sich auf seinen Säbel und bat, dem Hausherrn, der Hausfrau und dem Hausfräulein eine Bitte zu ihrem Besten vortragen zu dürfen. Und so begann er auch schon: „Es ist recht schlimm, wenn man unglücklich ist; recht schlimm! Das glauben Sie nur; denn denken können Sie es sich nicht. Wer im Muth der Gesunden lebt, in der Lust der Glücklichen, der glaubt sogar schwer, daß es einen Lahmen giebt, oder einen Blinden, oder tausend! Aber wer elend auf der Erde forthinkt, oder wer die Erde gar nicht sieht, noch eines Menschen Gesicht, und so lange er lebt, und wenn er stirbt, nicht sieht, wo er ist, noch von welchem Orte er scheidet, der weiß, was es heißt, ein Unglücklicher sein. Ach, und was ein bloßes Menschenantlitz für Menschen ist, das bedenkt so recht Niemand. Es wäre traurig, zu leben, wenn die Menschen um uns keine Gesichter hätten, oder nur keine Augen. Ich möchte nicht leben ohne des Herrn Pastors Gesicht, und ohne noch Eins! (Er meinte Sidy's Marmorgesicht.) Glaubt also nur, es ist recht schlimm, unglücklich seyn! Und man wird es meist durch Vorenthalten des Glückes. Für Jeden gäb' es wohl Etwas, was ihn das Leben zur Freude machte. Wissen Sie nicht, lieber Vater, wessen Sohne Etwas vorenthalten wird? Ich glaube... er heißt Sever. Wissen Sie nicht, liebe Mutter, wessen Tochter ihm vorenthalten wird? Ich glaube... sie heißt Hersilie. Und wissen Sie nicht, liebe Hersilie, wer unglücklich ist, ohne

Sie? Mein Gott, wie könnte ich ruhig sein, ruhig essen, trinken, schlafen, träumen, — sterben — wenn ich wüßte, ein Mensch wäre unglücklich ohne mich. Ich begreife das nicht, und begreife darum die Güte der Mädchen, die so gern glauben, sie sind das Glück dem Manne, der sie begehrt; denn Niemand will sein Unglück. Ich .. ich wollte auch meines nicht ... das können Sie glauben. Aber es ist recht schlimm, ein Unglücklicher sein. Recht schlimm. — Aber Einen unglücklich machen (fuhr er mit erhobener Stimme und blitzenden Augen fort und schloß doch sehr sanft und mit versagender Kraft:) — das ist abscheulich! denn ich weiß das auch ... und es ist recht schlimm! Recht schlimm! ....

Er war erschöpft. Der Pastor war ihm eilig nachgekommen. Dem warf er sich in die Arme wie ein Kind dem Vater. Wir beruhigten ihn, und ich setzte mich zu ihm. Da er jedoch auf seine fast herzzerschneidende Bitte keine andere Antwort, als durch verschiedene Mienen und Geberden erhalten hatte, so drang er mich, für Sever bei Hersilie zu bitten. Ich sah also in ihre Augen und frug stumm: ob ich für ihn bitten solle? Von ihrer schweigenden, nur hergeblickten Antwort hing mein Schicksal ab. — Aber ich wartete sie nicht ab! Ich blickte zur Erde, und dachte indeß: lächelt sie, auch noch so unmerklich — so ist sie geneigt, die Bitte zu erhören; — aber sie kann auch lächeln über mich, und es kann ein leiser, leiser Hohn in dem Lächeln sein. Zürnt sie — das wäre das Beste! Aber verräth sich ein edles

Gemüth, an welchem man zweifelt? „Ich liebe ihn, und er will für seinen Freund um mich bitten — da er mich also nicht liebt, muß ich da nicht lächeln, als säh' ich es gern, ob mir gleich das Herz in Wehmuth vergeht?" So müßte sie bei sich sprechen. Blickte sie mich ernst an, verweisend — ach, im heiligen Ernst, in der einsamen Düsternheit des ruhigen Auges wohnt die glühendste Liebe! Blickte sie gleichgültig — das wäre Verstellung! Oder kalt — das wäre Verachtung! Endlich blickt' ich sie an .... und sie hatte die Augen zur Erde gesenkt — und ihre Wimper schienen feucht. Mein Bruder hatte sie indessen angesehen, denn sein Blick haftete noch auf ihrem Gesicht, und mir schien, sein Schicksal, seine Gestalt, seine Worte hatten sie überwältigt! Und welches Weib denkt so schlecht von sich, daß sie nicht glaubt, glücklich machen zu können; und welches denkt nicht so edel, beglücken zu wollen. Und wird in der Welt die Liebe betrogen, so wird sie es so schön, so himmlisch, allein durch das Mitleid. Aber immer noch weiblich genug: nur durch das Mitleid mit ... der Liebe. — Und so reichte Herfilie dem Vater des armen Sever die Hand, und der Vater zog sie an's Herz für Sever. Dann gab sie sich auch der Mutter hin. Dann schlich sie von uns. Und mein Bruder — dessen besonderes Kennzeichen des Irrsinns es war — pfiff ... mit seinen Gedanken in vergangenen Tagen ... pfiff laut das: „So leben wir! So leben wir!" setzte aber erläuternd hinzu: „Nämlich in dem größten Elend! Nämlich Ich! Es ist schlimm! Recht schlimm." Und ich, ich drückte ihn

an die Brust, vielleicht statt — Hersilien! Denn wer weiß immer genau, was er thut, und welcher Gott ihn bewegt, zu thun, zu leiden, zu lächeln oder zu weinen.

So schien das abgemacht. Nur Hersiliens Mutter fand anständig, daß die jungen Leute irgendwo in der Ferne vermählt würden, und dortwo lebten, wegen Sever's halbwilden Lebens und seiner herzangreifenden Art, bei einer Mutter um ihre Tochter zu freien. — Und mit einem Lächeln bedeckte sie eine lange betrübte Zeit, wie ein frisches Grab mit frischen Blumen. Mein Pastor sagte mir leise erst jetzt: daß er es nun nicht mehr so sehr bedaure, meinem Bruder Kurt vom Schicksal Sever's erzählt zu haben, von der reinen edlen Liebe zu seiner gestorbenen Mutter, aus welcher er seinen Vater keinem andern Weibe mehr gegönnt. „Schlechte Menschen sind schwer zu kennen, verworrene am schwersten. unglückliche leicht; am leichtesten reine, edle Gemüther! Darum zweifle ich," setzte er hinzu, „ob Sever auch Hersilien *will*; *nun will*. Wir werden sehen!"

Darauf faßten sie mit dem Vater einen Brief an Sever ab, der ihm *sein Glück* ankündigen sollte. Von *Vergebung* war keine Rede mehr; denn auch der Vater wollte nun edel seyn. „Weil Er eigentlich Vergebung bedarf," — dachte ich dazu — „daß er sein Kind nur durch Geld, nur durch ein Gut glücklich machen wollen. Ich vergab Allen, selbst Hersilien — *weil sie mir vergeben hatte*. Wie schwer? Das wußte ich nicht. Aber dem rein und fest Entschlossenen muß Alles leicht sein — dachte ich mir. Wer

sich im rechten, entscheidenden Augenblicke nicht geltend zu machen weiß, oder nicht geltend machen will, der stehe dann auch zeitlebens gern in seinem Dunkel, gleichsam an den Fenstern des erleuchteten Saales, in welchem die Geltenden und die Glücklichen leben, oder doch schwärmen. Aber richtig und weise gezählt, giebt es so viele Unglückliche nicht, als die Menschen dafür halten, als sich selbst dafür ausgeben, um sich zu beschönigen. Denn an meiner Erfahrung weiß ich es klar: Der Mensch kann sich nicht geltend machen, wie er wohl möchte; denn die heimliche Einsicht in die Verhältnisse hält ihn leise zurück, sein eigenes Herz hält ihn ab... er fühlt sich zu wenig, zu edel! Er hält Andre für werth, oft zu werth, Andre für edel, oft zu edel — und um wahrhaft glücklich zu sein und zu bleiben im Herzen — kann er es nicht scheinen in der Welt, ja nicht scheinen wollen, und ist ein Mensch.

Den Brief nahm ich zu besorgen. Ich fand den Freund nicht in der Hütte, wo er bei armseligen Leuten armselig lebte, wahrscheinlich als seines Vaters privilegirter Wilddieb; denn viele Hasenfelle hingen zum Trocknen ausgestopft um den grünen Kachelofen, und die Kinder spielten mit kleinen Rehgeweihen. „Er ist aus," sagte die junge Frau. Es hatte geschneiet. Ich ging nach und befand mich bald in der Gegend wenigstens, wo er seyn mußte. Ich hörte einen Schuß. Ich eilte auf einen vorragenden Felsen . . . endlich sah ich den Freund drunten im Thale. „Hopp, hopp! ruf' ich hinab. Er schaut herauf. Er gewahrt, er erkennt

mich. Vielleicht hat er gehört; ich werde Herſilien als mein Weib heimführen. Er legt die Doppelflinte an. Er zielt nach mir. Ich ſtehe ruhig. Ich reiße die Bruſt auf. Das überraſcht ihn, oder nicht; denn er ſchießt neben mir eine Krähe vom Baume. Und lachend und ſingend zieht er in den vielgrünen Wald — „wo die ſtillen Bächlein gehen!“ Sinnend ſchleich' ich heim im Abendroth und laſſe den Brief bei den Kindern.

Schon im Dunkeln kam ich zurück und ſahe im Schloſſe die Fenſter der Fremdenzimmer erleuchtet. Eines wohl konnte meinem Bruder und meinem Paſtor gelten, aber eins, zwei, drei, vier Fenſter mehr, nicht. Ich ließ das gut ſein. Aber ich habe mich kaum umgekleidet, als ſchon die Frau vom Hauſe angelegentlich nach mir verlangen läßt.

Ich gehe, ich berichte; Alles aufrichtig. Ich verſchweige ſelbſt nicht das Zielen nach mir. Aber ich mache dadurch meine gütige Wirthinn nur immer ſchweigſamer. Endlich ſehe ich, ſie hat geweint! Sie weint noch; ſie verbirgt es nicht, und ſo ſchien ſie es zu erlauben, nach der Urſache ihrer Thränen zu fragen.

„Ach, wie hat ſich Alles ſo plötzlich im Hauſe verändert!“ ſprach ſie, ehe ich noch mit Worten frug. „Sie haben — ich weiß es — Sie haben Ihrem Freunde Sever ein Opfer gebracht, ein Ihnen theures wie mir — und ich fürchte, vergebens, und weiß keinen Rath.“

„Eine Frau ohne Rath!“ — — entgegnete ich tröſtlich, „das iſt ein Widerſpruch.

„Sagen Sie das nicht,“ fuhr ſie fort. „Gerade die

Frauen bringen sich durch ihren Verlaß auf Schönheit, Geliebtsein, Geschontwerden, auf Geistesgegenwart, Klugheit, Starrsinn, Trotz, zuletzt selbst auf Schwäche, auf Thränen und Mitleid — sehr oft und jede wohl einmal zuletzt so weit, daß sie ohne Rath sind, und also auch ohne Hülfe. Zuletzt, sage ich; im Anfang des Lebens, im frischen Verlauf desselben, hat Alles weniger zu bedeuten, die Freud: nicht wie das Leid. Doch wie im Herbst die Blumen selten und bedeutend werden, so wird im Alter ein Unglück zum Unglücklichsein und Unglücklichbleiben. Ich sag' es gebeugt, doch ich sage es gern zur Ehre Ihres Sever. O wie hat ein natürlicher Sinn, ein edler also und reiner, wie hat er immer Recht! Wie verläuft unser Leben, möchte ich sagen, gleichsam nach seinem Gesetz! Wie werden wir gerichtet nach seinem Wort. Wie! Wie streng! Wie bitter! — Ich kann Sever meine Tochter nicht geben ... weil ich schon Alles weggegeben habe ..."

Ich schwieg verwundert und bekümmert.

„O es ist Entsetzliches vorgefallen!" fuhr sie fort. „Es stammt aus meiner Jugend — und ist ein Sohn. Etwas so Liebes und Ehrenwerthes als ein Kind. Nicht mehr, nicht weniger. Sie sagten einmal: In einem Trauerspiel dürfen am Ende nicht Personen auftreten und entscheidend einwirken, die im Anfange nicht sichtbar gewesen, nicht einmal genannt worden sind. Der Dichter des Lebens hält es oft anders; und gerade zu der Katastrophe, in die ich gerathen sollte, gehört ächt künstlerisch und wesentlich-tragisch das Auftreten —

das Wiederkommen meines Sohnes ... zu der im Alter verheiratheten Mutter, die, um ihren zweiten späten, zu späten Mann aus den Schulden zu retten, und ihren Witwensitz im gewohnten Schlosse zu haben ... all' ihr Vermögen dahingegeben. Die Geldfässer stehen im Schlosse — wie zu bewachende Verbrecher, und morgen sind wir die Angst um Einbruch und Räuber los, die in der Gegend walten, morgen gehen die Fässer fort, und die Mittel, meinem Sohne wieder aufzuhelfen, daß er wieder selbstständig lebe, nicht als Hausmann in seines Stiefvaters Schlosse, das einst dem Sever gehört. Aber das ist nur der weltliche grobe Theil meines Kummers. Der ächte mütterliche, herzzerreißende Kummer ... ach, ich erzähle verworren, verwirrt ... ich hätte Ihnen gleich diese zwei Briefe geben sollen, damit Sie gewußt hätten — Hier sind sie! Aber wissen Sie noch zuvor: Mein Sohn Carl — Carlos — ist aus Spanien schon hier mit seiner Dia! Freilich schön wie der Tag, aber graus wie die Nacht! Wie Sie im Stande sein werden die unsinnige Spanierinn anzusehen, wenn Sie wissen werden, ... begreife ich nicht. Mir fiel sie zu Füßen! Mich erdrückte sie bald, als ich sie verwundert über solche Verehrung der Mutter ihres Mannes aufgehoben. — Wie ich sie ansehen, wie ertragen und mit ihr leben soll ... das ahn' ich noch nicht; denn aus der Stadt, wo mich mein Sohn zu treffen geglaubt, hat er mir hier zwar voraus den Brief gesandt, damit ich mich voraus faßte, und Alles wüßte, und hat mit Dia erst nachkommen wollen. So kommen sie Beide;

und jetzt erst, da ich sie auf ihre Zimmer geführt, jetzt kommt erst der Brief mit einem betrunkenen Boten, der unterwegs Tag und Nacht verschlafen. So stelle ich denn ganz und deutlich dar, was ein Gott vielleicht durch mein Schicksal ausdrücken wollen — und Sever kann seine Predigt noch einmal als meine Standrede halten! Meine Söhne August, Wilhelm, Victor und Otto hat die spanische Erde verschlungen! Carl blieb dort, weil sein Vaterland, ewig merkwürdig, durch den Frieden — zerrissen worden war, und ließ sich entschuldigen: weil er ein Weib genommen. Hier ist jener erste Brief, und hier, nach manchem andern dazwischen der heutige letzte. Die bilden zusammen eine kleine Geschichte, und füglich heißt sie:

Dia.

— — — „Wir lagen in Spanien zu Felde, gegen ein Volk, daß sich verzweifelt gegen einen Tyrannen wehrte. Wir Fremden fochten nur nothgedrungen tapfer, denn unser eigenes, theures Vaterland war von demselben Manne, der hier die Tugend und Vaterlandsliebe mordete und ein freies Wort mit dem Tode strafte, bedrückt. Dafür mußten wir oft ein Nachtlager mit dem Leben manches Edlen bezahlen, und die Bestellung eines Briefes mit 50 Gemeinen. So quartierte ich mich auf einem Marsche zum Regiment in einem Schlosse dieser ehrbaren Feinde ein. Seine Besitzerinn war eine alte Dame, die nicht erschien; nur ihre Tochter, Dia, empfing mich mit kalter Höflichkeit. Was

ſoll' ich es läugnen: ihr Name „Tag" machte Tag über mich, über das weibliche Geſchlecht; ich ſeufzte, als ich ſie ſah: „Wer hier bleiben könnte! Wen ſie behielte!" Man kann die Jungfrauen der Lande Europa's geſehen haben, und eine Spanierinn wird noch neu ſein und eigenthümlichen, gewaltigen Eindruck machen. Stirn, Naſe und Auge bilden das Ausgezeichnete, ausgezeichnet Schöne; die Stelle, wo alle drei oder vier — die Augen für zweie gerechnet — ſich vereinigen, ſpricht eine Kraft und Hoheit aus, welche der Name „Naſenwurzel" im Deutſchen nur profanirt; dann die Lippen! — dann der Wuchs! Reiz der Fremde, Reiz der Kleidung, und die ewigen Reize der Schönheit, der Schönheit in üppiger Jugend dazu — und ein Herz wie von himmliſchen Bienen in himmliſchen Gärten aus Jungfraunhonig zuſammengetragen, warm und weich für jeden Eindruck, offen wie Honigzellen für aller Blumen Süßigkeiten auf Erden — und das Gefühl des abentheuerlichen, des oft plötzlich endenden Lebens dazu — und Dia war mir nicht nur der Tag, ſondern der Quell aller Tage, die Sonne, die ich aber feſt, ſicher und herzensgetroſt anſah, ja einſaugte, daß mir glühendheiß ward. Alles in vollem Anſtand, voller Haltung, äußerlich kühl, kalt, ja ſogar ſtolz und verachtend; denn alle des Lebens ſchönſte Knospen und Blüthen mußten wir können verachten, oder verzweifeln, und wer oft verzweifelt, wagt dann kühn zu leben. Himmel, Sonne, Berge, Wieſen, Thäler und Blumen, ſchöne Augen, ſchöne Geſtalten fremder Lande ſtecken an, oder färben ab, nicht wahr?

und der Zuhausegebliebene begreift den Entfernten, Entfremdeten nicht mehr!

Und doch wär' ich auch hier aus dem Schlosse geschieden, als wenn ich nur ein Madonnenbild gesehen, und ohne die Lebenswärme und Wirklichkeit dieses Gebildes empfunden, ohne mir diese Natur um mich gleichsam geschmolzen zu haben, wenn nicht eine mechanische Vereinigung uns näher und endlich nahe gebracht. — Ich höre von meinem Diener, im Schlosse wären zwei junge Männer verborgen, auch ihre Waffen; und zu der Fürsorge für die mir Anvertrauten und mich, als führender Officier verpflichtet, spähe ich, unauffällig, still im Schlosse selbst umher. Ich weile in einem Fenster, an welches eine Treppe heraufführt. Es kommt Jemand herauf. Es ist nahe. Es ist Dia; und auf der obersten Stufe gleitet sie überrascht, und statt auf den Boden — stürzt sie mir in die Arme, der ich sie auffing. Einen Augenblick lag sie still. Der Augenblick kam nie wieder — ich küsse sie rasch. Eine Thür thut sich halb auf. Ein jugendlich-männlicher Kopf erscheint, starr wie von Stein. Die Hand reißt die Thür zu. Dia hat ihn seitwärts bemerkt, und wirklich erzürnt über meinen Raub, oder nur jetzt so zornig erscheinend, stößt sie ächt weiblich und lieblich-jungfrauenhaft mich hinweg von der Brust. Ich deute erst lächelnd, dann ernst, mit dem Finger nach der Thür, wo der Kopf erschienen, und bloß vor Angst steht sie in gebeugter, ganz ergebener Stellung vor mir und bewegt ihre Arme sanft, wie Jemand, der die flachen

Hände umkehrt. Ich war durch diese fesselnde Geberde besiegt; doch halt' ich sie noch an der Hand und frage leis. „Mein Bruder!“ lispelt sie, legt den Finger auf den Mund, und entzieht sich mir rasch.

Die Nacht durch waren wir wachsam. Ich fürchtete wenig; denn ich hatte in Dia's Augen gesehn. Wer Augen versteht, den täuschen sie nie! Eher Sterne den Schiffer, und Knospen den Gärtner. Und unbefangen aufgefaßt, ist die Seele so leicht zu verstehn, und ein Gott hat seine Heiligen vor Falschheit bewahrt — sie kann sich nicht verstellen, ohne zugleich Verstellung zu zeigen. Und Jungfrauenaugen sind an ihrer Reinheit, an ihrem Glanz noch leichter zu erkennen, leichter als ächte Diamanten. Sie reden treu, und ihre ersten Worte sind gewiß klare, reine Wahrheit. Ob ein Mann einer Jungfrau gefällt, oder nicht, das kann er sehen und wissen, wenn er will, aus ihrem ersten Anblick. Tausendfältig sind Blicke wie Neigungen und Gedanken der Seele. Die Jungfrau hat einen andern Blick für die Alten überhaupt, für alte Männer, alte Frauen, schöne Mädchen, für junge Männer — für Jedes, wie eine andre Gesinnung, so einen andern Blick, ein ander Bild, das sie ihm zeigt durch ihr eigenes Gesicht — nicht tausend Masken, sondern gleichsam tausend Gepräge in dem allbildsamen zarten Stoff ihres schönen Gesichtes, und tausend Zeichen des Duldens, Verwerfens, der Gleichgültigkeit und des Behagens, des Gefallens, des herzinnigen Verlangens und des frohlockendsten Lobens in ihrem Auge. Und ich hatte Dia's Augen ge-

sehen . . . als sie die Meinen gesehen. Und eine Jungfrau ist das am allerleisesten fühlende Wetterglas der Liebe — für sich. Meines Anstaunens war sie gewiß; ich über ihre Augen nicht in Zweifel. Freilich aber, ob diese Saat der Himmelsgeister gedeihen solle, dürfe, werde ... das wußten die Säenden nicht, und ich hoffte es kaum.

In der Morgenfrühe ward mir nur gemeldet, daß die Tochter des Hauses in einer Capelle heimlich und leise des Nachts, nur bei Einer Kerze getraut worden sei. Der Bräutigam, in Waffen, sei gleich vom Altare, von der Brust der Braut, und unter den Händen der segnenden alten Mutter hinweg aus dem Schlosse gewichen und mit ihm noch ein anderer junger Mann.

Am Morgen begrüßte ich Dia kaum und betrug über Tage mich gegen sie mit jener Gleichgültigkeit, die auch bei Männern im Herzen den tiefsten Verdruß erregt, geschweige bei schönen Weibern, selbst bei der treusten — schönsten Braut. Ich merkte an ihr, mit verbotener Freude, daß sie mehr glaubte verrathen zu sein, als vergessen. Alles läßt sich leugnen, widerrufen, verkehren, nur nicht bezeigte Gunst, noch die offen gezeigte Seele. Den Blick der Sonne vergißt kein Blinder; sie übt Göttergewalt, und behält himmlisches Recht. Indessen Dia war eines Andern Weib, und ich war mein eigener Thor, oder plötzlich belehrt und zu einem Weisen erhoben in einer Nacht. Und als ich mußte, schied ich auch, ohne sie zu sehen, aus dem Schlosse, denn ich fürchtete rein und rechtschaffen die Wiederkehr jenes ersten Anblickens — ihrer Augen,

die doch schon gewiß gestern Braut war. „O Donne! Donne!“ war all mein Trost.

Mehrere Stunden weit vom Schloß in einem vorher doch wohldurchsuchten Wäldchen, wurden wir überfallen, gleichsam von einer Drachensaat Menschen, die wie aus der Erde hervorgebrochen. Meine Leute wehrten sich gut deutsch. Ich aber konnte mich kaum — des Kopfes erwehren, und der Hand, den ich und der mich im Schlosse... mit Dia gesehen. Es war mehr Wuth in ihm als in einem Spanier sonst, und gewiß mehr, als in einem Bruder. Mit ihm überfiel mich wahrscheinlich der wahre Bruder. Die Meinigen waren alle selbst mit ihrer Vertheidigung vollauf beschäftigt; ich konnte meine zwei Kletten zuletzt nicht anders los werden als — durch die Flucht. Sie lachten mir kaum höhnisch nach. Vom Pferde war ich schon gerissen. Die Pistolen hatte ich schon verschossen. So floh ich mit blanker Waffe. Der Wüthendste holte zuerst mich ein. Ich stand. Einen Gang, und er lag. Ich rannte weiter. Der Zweite holte mich weit von ihm ein. Ich stand. Einen Gang, und ich, ich fiel, schwer verwundet. Er wollte mir den Gnadendolch in die Kehle oder in ein Auge stoßen; ich fuhr auf wie von Stahl. Er hatte mich an der Brust gefaßt, er hielt mich fest. Ich riß mich los; er behielt einen Knopf von mir mit dem nächsten Stück rothen Tuches darum umher fest in der Hand. Ich durchstach ihn. Mit einem nie auszusinnenden Schrei sank er zusammen. Ich hörte noch Hülfe rufen. Ich eilte zu den Meinigen fern hinweg von dem Todten, und empfand erst nach und nach im Gehen

die Unmöglichkeit, zu ihnen zu gelangen. Ich schleppte mich mit aller zusammengehaltener Kraft nur noch zu einer Quelle. Da sank ich bewußtlos hin. Da blieb ich liegen, hülflos den Abend, hülflos die Nacht. Ich bedurfte auch keiner Hülfe, in so fern ich keine vermißte. Und am neuen Tage hatte ich doch eine Labung, das Wasser, den Quell, der holde Worte zu mir murmelte, als spräche die liebe Mutter zu mir, ihrem Kinde im Schlafe, selber im Schlaf. Als ich zu mir gekommen und mich besonnen, sah ich mich wieder im Schlosse, wieder in demselben Zimmer. Meine Uniform war mir vom Leibe geschnitten und lag in ein Bündel gebunden in einem Winkel. Eine zurückziehende Abtheilung von meinem Regiment hatte, den kleinen Wahlplatz musternd, mich mitgeführt. Ein neuer Diener saß mir zur Seite. Ich roch Weihrauchduft und hörte laut den Priester beten. Da erzählte er mir, daß Bruder und Mann der Dia begraben würden, die nun eine Wittwe und noch eine Jungfrau sei. Zum Andenken desselben habe sie dem Letztern ein Stückchen rothes Tuch aus der fest geschlossenen Todtenhand gelöst und aufbewahrt — „ein Regimentsstück von unserem Regiment" wie er sagte. Das Alles mußte ich nun hören, und sollte selbst die Freude haben, daß Niemand, am wenigsten Dia mich für den Thäter hielt, oder für den Mörder, wie die Spanier, ihre gute Sache im Sinn, jeden Feind nannten, der Einen der Ihren erlegt. Ich hatte im offenen Kampfe gesiegt, schlau wohl, aber nicht tückisch, feindlich, nicht unmenschlich; denn dem Soldaten steht frei, zu tödten, im Angriff und in Vertheidigung. Und doch malte mir die Phantasie die Scene im Schlosse

betrübend aus: Ich sah Dia weinen; Dia sich das Haar ausraufen; Dia zum letzten Mal den Bruder umfassen; Dia den Gemahl die kalte Stirn küssen; Dia hinsinken, als sie ihr die beiden Freunde im Leben zur Gruft hinuntertrugen; ich sah Dia beten, und betete mit für sie und für mich.

Diesen Tag, diese Tage und Nächte will ich nie vergessen, wo Dia im Geiste sichtbar um mich war, sich zu mir setzte, mich forschend ansah, drohend aufsprang, voll Abscheu aus dem Zimmer floh, oder mit dem Dolche wiederkehrte, mir tief ihn in's Herz stieß, daß mir ganz wohl ward, und nur kalter Schweiß auf meiner Stirn stand. Ich mußte schweigen auf jeden Fall, um jeden Preis, und nach und nach erschien mir Dia der Preis! Ich genas langsam; ich ging umher im Schlosse; ich erschien vor ihr, mich für manches Gute zu bedanken, das sie mir heimlich durch den Diener gethan, dem sie verboten, zu sagen, von wem die großen Weintrauben kämen, die süßen Feigen, die würzigen Orangen, der kräftige Wein. Sie erröthete, sie wehrte von sich und drückte sich nur tiefer den Stachel in die Brust. Ich war der Schutz-Gast im Hause, so lange die Gewitter des Krieges hinüber und herüber zogen. Ich schützte sie einst vor der rohsten Gewalt, und sie dankte mir nicht mit Worten, aber ihr verschämtes Wesen zeigte jungfräulich mir doch ihre Neigung an. Es ward Friede. Ich war ihr den größten Ersatz schuldig, alle mögliche Vergütigung auf zeitlebens, und ich hatte eben nicht mehr als mich selbst, sobald ihr nur das genug erschien, nur überhaupt sich ihr vor die Seele darstellte. Allmählig wiederholte sich das erste Anblicken; erst kurz

wie im Fluge und schüchtern; dann ohne solch hohes Erröthen, dann nur mit Rosenfarbe der Wangen, dann länger, dann öfter; dann zutrauensvoller, dann mild zugleich und bald darauf freundlich auch; zuletzt hold und lächelnd und liebend-verschämt; und das Alles wieder noch einmal aus einem deutlichen heißen Gefühl. Und „o Donne! Donne!" sprach ich leise bei mir, als ich gerade den Tag nach dem Jahrestage ihrer Trauung in derselben Capelle an derselben Dia Seite stand, aber nach der Trauung nicht hinaus in den Tod ziehen mußte, sondern unter Scherzen und ängstlichem Anblicken — Blicken der himmlischsten Angst auf Erden — in Dia's stilles geschmücktes Brautgemach, zu einem neuen Leben. — — —

.....So schien ich denn mir, ihr genug gethan zu haben, indem ich doch durch mein Verschweigen an der Offenheit der Liebe gefrevelt, und gleichsam ein Gift auf ungewisse Zeit nur verspündet hatte. Und Dia's ruhiges Herz, ihr glückliches Herz, ihr Mutterherz selbst war das Gefäß, welches es unbewußt mir bewahrte! O wer ist der Mensch, daß er alte Zeit, einen alten Augenblick so unverweslich geheimnißvoll in sich aufzubewahren vermag, daß ein Fünkchen wie ausgelöschten Feuers ihn wieder in Brand setzt, ein Körnchen alten Sauerteiges das neue spätere Leben versäuert! O Menschenbrust! O Liebende! O Weiber! O Mütter!

Ich wollte zu Dir einmal in die Heimath reisen, o Mutter! den kleinen Enkel zu zeigen, das schöne Kind ... die Schwiegertochter, die stolze Spanierinn zu zeigen, das schöne Weib! Dia hatte bei ihrer Vorbereitung zu der weiten langen Reise alle meine Sachen endlich einmal

ausgepackt, aufgeräumt, geordnet, bewahrt, kurz die besorgte Hausfrau gemacht; und ich, auf meine Art beschäftigt, hatte sie darin nicht gestört, kaum Acht gegeben. Eines Abends stellt sie sich plötzlich erkrankt, oder ist sie wirklich so krank. Sie liegt wie todt auf ihrem Bett, blaß, zerstört, antheillos; sie knirscht mit den Zähnen; sie weint in die Kissen, sie stopft sich den Zipfel in den Mund, als wie sich zu ersticken, oder ihr lautes Schluchzen zu dämpfen und zu verbergen. Ihr Puls geht einige Zeit kaum fühlbar, dann wieder stürmisch. Sie glüht. Eh' ich ihr Kühlendes bringe, ist sie schon eiskalt. Sie sieht mich endlich an, sie setzt sich auf, mich näher zu sehn, sie blickt mich mit äußerster Zärtlichkeit an — und plötzlich schließt sie die Augen vor mir; Hohn liegt auf ihrem Gesicht; sie zittert, sie raset, ihre Fäuste sind geballt; ich breche ihr die Daumen aus, und alle zehn Finger bleiben ihr starr ausgespreitet stehn; ihr Mund steht offen, ihre Augen scheinen gebrochen, sie scheint todt .... und plötzlich springt sie gesund vom Bett, lacht hell und laut mich aus und schickt mich zu Bett. Ich frage, ich forsche ... und einsilbig und eintönig antwortet sie mir: „Meiner Mutter war auch so, und die geerbte Krankheit brach vor Schreck bei mir aus, als sie Bruder und Mann ...."

Ich begriff und glaubte zu begreifen und ging, als sie versicherte: „Nun ist's vorüber." Aber ich hätte denken können, daß Dia mein Soldatenkleid gefunden, auffällig durch den fehlenden Lappen mit dem Knopf.... daß sie sich entsetzt, das aufbewahrte Kleinod geholt, es eingefügt ... daß es gepaßt, daß die Zahl 3 auf dem

goldenen Knopf zu den übrigen Zahlen mit eingestimmt, wie die drei heimlich rächenden Eumeniden! Ich aber schlief ruhig, und an meiner Seite schlief ruhig mein kleiner lieber Knabe, der lieber bei mir als bei seiner Mutter war, über Tage schon meist, aber des Nachts in meinem Bette gewiß. So schlafen wir in Frieden; ich eingeschlafen voll Dank für der Mutter schnelle Erlösung von ihrem schweren Uebel, und voll Träume aus der Heimath. Plötzlich erscheinst Du mir, meine Mutter und schreiest mir zu: „Errette dein Kind! Ein Feuer verzehrt es! Geschwind! Geschwind! Ach — es ist hin!" — So verschwindest Du mit gerungenen Händen. Ich fahre auf. Da ist's hell im Gemach. Doch kein Feuer. Ich fühle, ich weiß nicht warum, nach meinem Halse... ich blute .... ich will Hülfe schreien, ich weiß nicht warum, ... ich röchle. Ich fühle nach dem Kinde ... es blutet! Ich heb' es empor ... ich schreie gräßlich laut ... es hat ausgeblutet ... es ist todt! —

Da richtet sich eine weiße Gestalt neben meinem Bette langsam auf, und eine brechende Simme frägt die Engel oder die Teufel: „Ist es todt?" .. Und die Stimme ist meines Weibes Stimme, des Kindes Mutter Stimme. Sie will das Messer gegen sich wenden. Ich entreiß' es ihr. Sie sinkt zusammen. Sie kommt erst lange, lange nachher wieder zu sich; sie schlägt kein Auge auf. Sie bringt sich auf die Kniee, und so fällt sie mit dem Gesicht auf den Boden — und wie aus der Erde betet der versöhnte Rachegeist, die reuevolle zerknirschte Mutterseele stammelnde Gebete zu allen Engeln.

Die Folge der Nacht war kaum zu leben, geschweige

auszufühlen, auszudenken, unbeſchreiblich, weilen lang überirdiſch, wie im Himmel unter ſeligen Geiſtern ... weilen lang unter den Höllengeiſtern in ſchwarzen und doch ſengenden Klüften. Was geſchehen war, war geſchehen, aber nicht Alles, was geſchehen ſollen; denn ich lebte, von Dia's Freudenthränen begoſſen! Und unſer Kind, mein Kind, ihr Kind von ihren Leidensthränen gebadet. Ich begriff einigermaßen ein ſolches liebendes Weib: Ich hatte ihren Gemahl ... erſchlagen! Alles was ſie ſpäter erworben .. ich, ja ſelber mein Kind war nur Mordfrucht, des Mordes werth! Und ſelbſt die ſpätere Liebe zu mir und zum Kinde hätte ihre verworrene Seele noch mehr verwirrt — die Empörte noch mehr empört. Und wie ſie vor der That gelegen, ſo lag ſie nun wieder. Und zu allen jenen Zeichen kam — ſtatt der kochenden Wuth jetzt die ſinkende Reue und die aufſteigende Verzweifelung. Und ſo Jammervolles ich litt um das Kind und um mich und um Dia, ſo mußte ich doch nun das Weib tröſten um mich, die Mutter um ihr einziges Kind, und die Liebende um ihre Reinheit, die himmliſche Seele um ihre unſinnige That, die ſie im Schloſſe laut verkünden wollte, ſchon das Fenſter aufriß und begann, in die geſtirnte Nacht hinaus zu rufen ...

Tiefer Schlaf beſchwichtigte ſie endlich. Es war drückend am Morgen, die Nacht zu verheimlichen, des Kindes Tod zu verdecken, zu deuten, und meine Verwundung. Aber es mußte geſchehen. Ein ſolches Begräbniß eines ſo ſchönen, ſo lieben Kindes iſt nie geweſen — aber es mußte begraben werden; und ich, ich mußte leben, und leben mußte Dia!

Ich hatte von nun an kein Weib mehr, nur eine Sclavinn, einen unterthänigen, dienstbaren Geist. Denn ist das ein Weib, die nie Nein sagt, die schweigt, die keinen eigenen Willen hat oder äußert? Und hier ist zu sehen, daß die Weiber, die recht oft Nein sagen, selten schweigen und gern ihren eigenen Willen haben — auch wohl ein reines Gewissen haben und einen guten redlichen Willen. Die wollte in ein Kloster — ich ließ es nicht zu. Aber so lebte sie klösterlich, nonniglich selbst bei mir. Wie lange, weiß vielleicht der Beichtvater, dieser überall in den Schlössern beklagenswerthe Sündentopf, der armseligste Handlanger des Himmels bei den armseligen Menschen. Ich wußte nur eine Sünde, und verging bald daran — und wie erschien mir mein Weib? Wie einem Beichtvater alle ihm nahende Menschen. Mich schaudert. Aber ich sah auch ihre Buße! Sie saß und nähte Kleidchen, lauter kleine Kinderkleidchen, und ging und legte sie armen Müttern hin; sie ließ für ihr Geld begraben — lauter kleine Kinder. Sie ließ Messen lesen, Kerzen brennen für kleine Kinder. Und von diesem und manchem Anderen schien mir das Bitterste: sie schenkte unsere Wiege weg! — Irdische Dinge bekümmerten sie nur leicht. Ohne das Auge der Hausfrau geht das Hauswesen schlecht. Alles ging rückwärts. Das Schloß brannte aus. Sie sah das lächelnd mit an, und wohnte zufrieden mit mir in einem kleinen Hause. Der Bedarf im Kriege, die Verwüstungen hatten das Vermögen mitgenommen. Die früheren Schuldner vermochten Nichts zu bezahlen und besuchten uns unbefangen, doch höflich; die späteren Gläubiger aber

nicht so höflich; und mit der alten Mutter des Hauses starb aller Halt, aller Segen aus. Dia war immer zufrieden; sie fand Alles gut, ja gnädig, anbetungswürdig. Nur als die schönen Heerden starben, die kleinen Lämmer — da weinte sie; denn unser kleiner Don Carlos hatte ein solches Lämmchen gehabt, und das Halsband und die Glocke hingen noch an der Stubenthür und manchmal überraschte ich sie, wie sie die Glocke klingeln ließ, leise, leise, und mit dem alten Tone die alte glückliche Zeit hervorrief.

Die kleinen feinen, angebräunten Härchen, liebe Mutter, die in dem blauen, zusammengefalteten Papier hier mit in dem Brief liegen — sind von Ihrem kleinen Enkel. Diese einfach schimmernden Zeugen unseres Glückes mögen Sie rühren. Die armen Härchen sollen bei der guten Großmutter still eine Fürbitte thun für ihren armen Sohn und für eine unglückliche Mutter! Wohl dem, der erwachsen noch eine Mutter hat! Wenn und so lange er ihrer Hülfe bedarf, ist er wieder ihr Kind, sie wieder die Mutter!

* * *

Ich betrachtete des Kindes Härchen mit strengem Staunen in die Herzen der Menschen, in die Brust des Weibes, in die anschauernde Tiefe der Liebe, in die an Schmerzen so reiche und doch so selige Welt, und gab den Brief — der Großmutter zurück. Sie drückte mir die Hand, und mir gefiel nicht, was sie zu Hersiliens Gunsten oder zu meinen dadurch sagen wollte. Eher gefiel mir, daß sie mich nicht bat, zu schweigen, wenn sie auch dadurch mich nicht schon für einen Angehörigen erklärte.

Sie verbrachten den Abend, Jedes gesondert auf seinem Zimmer. Die Nacht war stürmisch und finster bis auf einzelne Mondergüsse durch zerrissene Wolken. Morgen war des alten Vaters, des Hausherrn, Geburtstag, am heiligen Christtag; aber wohl Niemand dachte daran, ihn zu feiern. Was er zu den neuen Gästen denken mochte, war fast zu errathen. Er hatte das Geld seiner Frau; er hatte es endlich für seinen lieben Sohn Sever, und an seiner Statt sollte dieser einst für die, jetzt begründeten, Seinigen sorgen. Aber an sein Weib und die Ihrigen denkend, war er gewiß um Sever recht schwankend bekümmert. Aber er sollte ja kommen, er sollte wieder sein Sohn sein, wieder einen redlich ihn liebenden Vater haben. So jetzt nur um das viele Geld im Hause bekümmert und es bewachend, ist er — wie sich Alles nachher ergeben — die Nacht oft aufgestanden, umhergegangen, an's Fenster getreten, hat den Garten überschaut, ob nicht wo Jemand heranschleiche; hat gehorcht, ob nicht wo etwas knistere oder eine Scheibe klirre; hat gesehen, ob sein alter Jäger fest schläft, der mit ihm allein in dem Untergeschosse wohnte; hat die Gewehre geprüft und wieder an die Wand gestellt und zuletzt sich auf's Bett gelegt.

Indessen hat auch Sever den Brief von seinem Vater gelesen. Er hat unter Thränen eine Antwort bei Kaminlicht und mit Dinte aus Ofenruß, und mit einer Feder aus dem Federwisch geschrieben. Nur die neue alte Mutter hassend, nicht dem Vater zürnend, hat er sich im Gegentheil von seiner Armuth noch soviel abgespart, um dem Vater, zu seinem Geburtstage, eine einfache aber vor-

treffliche Flinte zu kaufen, von welchem Meister er lange sich eine gewänscht. Zu schlecht, ja kaum nothdürftig angezogen, hat er sich schon, eh' er den Brief erhalten, vorgenommen, das Geschenk zum Geburtstag den Spätabend zuvor an sein Fenster zu hängen, an den Nagel des Amselbauers, der im Winter im Warmen hing. Die Liebe des Vaters zieht ihn mit Macht zu ihm, an sein Herz. Er will recht offen, recht treu, endlich wieder einmal mit ihm allein, zu ihm sprechen, seine Stimme hören. Seine schlechte Nahrung, der Mangel, die oft lange hintereinander ausgestandene Kälte haben seine Sinne geschwächt; die innere Angst, die vergebliche Wuth, der Kummer und der Gram — seine Besinnung. Noch hat sich ein Besonderes ermittelt. Ein alter schlauer Meister von den Dieben der Gegend hat seine Feindschaft mit dem Vater in Betracht gezogen; hat gesehen, wie er des Vaters Wild raubt, hat gehört, welche Worte er ausgestoßen, sich vorsichtig genähert, sich endlich näher erklärt; aber da sich der Sohn, erröthend, nicht günstig gezeigt, sich zurückgezogen. Sever aber hat Bewegung unter den elenden Genossen, Versammlung im Walde bemerkt und das Wahre vermuthet. So hat er alle Wünsche, alle Anliegen in dem nächtlichen Gange in das wohlbekannte Vaterhaus vereinigen wollen. So ist er gegangen.

Der Vater ist aufgestanden. Am Fenster sieht er eine bewaffnete Gestalt daherschleichen nach der Hausthür. Die Adern schlagen ihm am Halse. Er ergreift das Gewehr. In der Ferne sieht er noch einige dunkle Gestalten stehen, als harreten sie dort noch unentschlos-

sen, oder auf den Ausgang, zur Hülfe bereit. Er weckt den Diener, und stillt den Brummenden. Mitten im Zimmer stehend, sieht er die erste, einzelne Gestalt sich unter das Fenster stellen, er sieht den Schaft einer Flinte. Alles verschwindet wieder. Da knickt eine Scheibe im Fenster des Corridors, das unbetrachteter Weise in der Störung des Abends und in der Finsterniß draußen schon verschlossen erscheinend, nicht ist verschlossen worden. Es klirrt leis. Der Vater öffnet die Thür so leis. Er steht, er zielt im Dunkeln. Es springt in den Gang. Der Vater ruft an. Der Sohn erkennt des Vaters Stimme. Die Ueberraschung, die Angst, ihm die nahe Angst zu entdecken, hemmt ihm einen Augenblick die Sprache. Der Jäger ruft, die Andern kommen. Der Vater drückt los. Der Sohn fällt hin. Er ruft: „Vater! Vater!"

Jetzt schießt der alte Jäger sein Gewehr nach den Gängen des Schlosses zu, los. Er donnert an unsere Thüren. Die Lampe oben bei uns auf dem Saal ist verlöscht. Kein Mensch kann mit zitternden Händen Licht machen. Endlich erscheint ein Licht. Alle kommen, Alle sehen, Alle verstehn, Alle schweigen. Herstlie verbirgt sich an mir, der Vater an seinem Sohne. Der Pastor erscheint ehrwürdig; mein Bruder bewaffnet und blitzend. Die Mutter ist die Einzige, die zuerst an Hülfe denkt und forteilt. Ihr Sohn Carl erscheint; von allen seinen Brüdern seh' ich ihn zuerst wieder. Ich sehe, in ihrem schwarzen Mantel, sein schönes, schönes, von neuem Schrecken blasses Weib, die unglückselige Mutter, die rasende Gattinn, die arme Dia mit großen

naſſen Augen, entſetzt, gebeugt, zitternd, vergehend. Sie fragen nicht. Der Vater ſelbſt richtet ſich einmal auf und ſtammelt nur: „Mein Sohn! Mein Sohn! Ich —! Ich!“ Und Dia wirft ſich zu ſeinen Füßen. Mein Bruder ſpricht: „Es iſt ſchlimm, ein Unglücklicher zu ſein! Schlimm, recht ſchlimm!“ Dann pfeift er ſein Amſellied: „So leben wir! So leben wir alle Tage!“ daß ſelbſt der Paſtor vor Grauſen lacht. Die Mutter kommt. Sever verweigert ihre Hülfe. Er weiſet ſie ſelbſt kalt zurück. „Der Vater wird nun ſterben,“ ſpricht er; „heirathe noch einmal!“

Ihr Sohn umſchlang ſie tröſtend.

Sever war nicht zu retten. Das Geburtstagsgeſchenk hängt nun an der Decke in des Vaters Zimmer. Sie ſind wieder geſchieden. Er hat an den Sohn ſeiner Frau, der ſchon ſo vielfach beſeſſenen Mutter, ſein Vatererbe zurückgezahlt. Ich handle um ſein Gut. Ich will ſein Sohn ſein, ſein Freund für den Freund Sever. Vielleicht beſinnt ſich Herſilie auch nach Jahr und Tag, wie Dia ſogar. Von mir hat Sever keinen Knopf in ſeiner Hand; an mir hat ſie nichts zu rächen, als meine Liebe und Treue zu ihm. Vor der Hand reiſen wir und Kurt nach Frankreich zu ſeinem alten Freunde aus der Grotte von Corneal, mit welchem ſein Weib nicht ſpricht, dann nach Spanien auf Dia's Schloß. In der Capelle laſſen wir uns trauen. Wir heirathen jung und zum Erſtenmal. Rein und glücklich. „So leben wir alle Tage!“

Die Natur.

Poetiſche Erzählung

von J. F. Caſtelli.

Ein junger Gentleman, mit Gut und Geld
Auf's reichlichſte beladen, kam zurück
Auf einem Schiffe aus der neuen Welt;
Er überdachte froh ſein künft'ges Glück,
Und wie er ſeinen Reichthum will placiren
Um von den Intereſſen ganz allein
(Das Capital ſoll unantaſtbar ſein.)
Ein frohes Leben künftig hier zu führen.
Der Menſch bedenkt.
Der Himmel lenkt,
Vernichtet uns oft plötzlich alle Freuden.
Auch unſerm Gentleman geſchah
Das Unvermuthete; dem Hafen nah
Mußt' er noch leider Schiffbruch leiden,
Und Alles ging zu Grunde,
Die Schätze all verſchlang das Meer mit gier'gem Munde.
Um nur zu retten noch ſein Leben,
Umſchlang ſchnell unſer Britte
Ein Bret, und wagte auf der Wogen Mitte
Drauf fort zu ſchwimmen, dem Geſchick ergeben;
Doch bald trug eine mitleidvolle Welle
Den Armen an das Land mit Blitzesſchnelle,
Und warf an eines Felſens Fuß ihn aus.
Nachdem er hier dem Himmel Dank gebracht,
Der ihn ſo wunderbar errettet und bewacht
Und einen Sehnſuchtsblick geſendet noch hinaus
Auf's Meer, das ſeine Habe ihm verſchlang,
Stieg er hinan, ſich zu beſehn den Ort;
Er fand kein Haus und keinen Menſchen dort,
Und ſchon ward ihm für ſeine Zukunft bang',
Als endlich im Gebüſch verborgen

Er eine Eremitenhütte fand,
Worin noch Alles war im guten Stand;
Denn erſt an dieſem Morgen
War von des Lebens Sorgen
Der Eremit durch ſchnellen Tod befreit;
Die Leiche lag noch da im härnen Kleid.
Nachdem er dieſe ſchnell begraben,
Beſah er die Verlaſſenſchaft; — ſie würde
Wohl keines Menſchen Neid erwecket haben;
Denn kaum die Nothdurft konnte dran ſich laben,
Und gar nichts war gethan für Zierde:
Ein Haus von Rinde,
Von Stroh ein Dach,
Ein Spiel der Winde
Das Schlafgemach;
Kein Wein, kein Keller,
Statt deſſen zur Stell'
Im Felſen ein heller
Waſſerquell;
Zum Schlafen ein Bette
Von dürrem Laub,
Nicht Thür noch Angel,
Wer fürchtet hier Raub?
In einer Niſche
Auf mooſigem Tiſche
Stand noch zur weitern
Beliebigen Wahl
Von Wurzeln und Kräutern
Ein kleines Mahl.
An dieſem Orte, kläglich anzuſchauen,
Beſchloß der Britte nun zu bleiben.
Enthuſiaſtiſch rief er aus: „O eitles Treiben
„Der Welt, ich denke dein mit Grauen!
„Hier, wo ſich keine ird'ſchen Wünſche zeigen,
„Wo mir im ſüßen, immer gleichen Frieden
„Die Tage ſchwinden, die mir noch beſchieden,
„Wo alle Leidenſchaften ſchweigen.

„Entfernet von der Menschen Toben
„Von ihrer Falschheit, ihren Ziereteien,
„Von ihren Planen, sinnlos und verschroben,
„Von ihren lächerlichen Narretheien,
„Will meine Einsamkeit ich täglich loben,
„Will folgen einzig deiner hehren Spur,
„O ewige, o heilige Natur!
„An deinem Busen Gleichmuth mir erwerben.
„Ich möchte dieses Waldes sanftes Rauschen
„Mit meinem frühern Glücke nicht mehr tauschen;
„Hier will ich leben, will ich sterben!“ —
So sprach Britanniens Sohn;
Ob aus dem Herzen kam ihm der Sermon?
Ich weiß es nicht, doch klug war's in der That.
Das zu verachten, was man nicht mehr hat.
Er zog nun triumphirend ein
In seine Clause eng und klein,
Zog an des Eremiten härne Kleider,
Nachdem er sie — sein eigner Schneider, —
Zuvor sich etwas enger erst gemacht.
Auf hartem Lager schlief er in der Nacht
Mit nackten Füßen ging am Knotenstab
Er durch die Fluren stumm
Mit ernstem Angesicht herum.
Ein langer Bart floß auf die Brust herab,
Den Roastbeefs und den Beefsteaks allen
Sagt' er ein Lebewohl auf immer,
Und strich im sanften Mondesschimmer
Betrachtungsvoll durch grüne Waldeshallen.
Einst saß er Abends auf dem Felsen da
Und blickte nach den Wolken, die am Bogen
Des Himmels düster sich zusammenzogen;
Denn ein Gewitter war schon ziemlich nah.
Und wie er so nachdenkend blickt hinauf
Da nahte sich ein Mann in schnellem Lauf
Ein Obdach suchend hier in seiner Hütte,

Jetzt kommt er näher, ihn erblickt der Britte
Und ſchreit jetzt laut! „Mein Freund! — mein Alfred, Du?“ —
Der Andre ſchaut ihn an und ſtürzt herzu
Und wirbelnd von des Wiederſehens Freude
Umarmen ſich mit voller Inbrunſt Beide.
Nachdem das Herz geſprochen, fodert nun
Die Neugier auch ihr Recht; ſehr viele Fragen
Hat Jeder nun der Freunde ſchnell zu thun,
Und Jeder muß erzählen, Jeder klagen: —
„„Du biſt's — ſeh' ich Dich wirklich lebend wieder?
„„Man ſagte ja, Du ſeieſt umgekommen
„„Im Sturme?““ — „Gott ſah gnädig auf mich nieder,
„Dies Eiland hat mich ſchützend aufgenommen!“ —
„„In dieſer Wildniß lebſt Du alſo?““ — „Ja!“ —
„„Ich ſtaune, lieber Freund! was machſt Du da?““ —
„Nicht was Ihr machet dort in Euern Städten;
„Ich lebe ruhig, einſam und allein,
„Mich binden nicht der Thorheit Eiſenketten,
„Der Himmel iſt mein Dach, mein Licht der Sonnenſchein.“ —
„„Doch wie, in dieſer grauſen Wüſte hier?““ —
„Sieh jenen Felſen, — ſieh des Meeres Spiegel,
„Den grünen Wald, den moosbewachſnen Hügel
„Sag, kannſt Du etwas Schön'res denken Dir?“ —
„„Nun ja, das Ding iſt Alles wohl recht ſchön,
„„Doch lieber möcht' ich's vom Balkone ſehn;
„„Und Deine Kleidung?““ — „Sie genügt dem Mann,
„Der Hitz' und Kälte leicht ertragen kann.
„Glaubſt Du, daß Adam einſt im Paradies,
„Als er in den verrufnen Apfel biß,
„Wohl etwa einen Mantel hat getragen,
„Mit einem langen Kragen,
„Der roth war ausgeſchlagen?“ —
„„Du machſt mich lachen!““ — „Lache immer zu!“ —
„„Dein bloßer Fuß —““ — „Ich brauche keinen Schuh;
„Es gab uns die allweiſeſte Natur
„Zum Gehn nicht Schuhe, ſondern Füße nur.
„Der bloße Fuß weiß Dornen zu vermeiden,

„Und wenn ſie ihn verwunden,
„Iſt Heilung in der Quelle leicht gefunden!“ —
„„Mir Alles recht, bei allen Deinen Freuden
„„Kann ich Dich dennoch nicht beneiden.
„„Jetzt aber, lieber Freund, ſei doch ſo gut
„„Und gieb mir was zu eſſen;
„„Ich bin ſehr hungrig!““ — „Nun, nur her geſeſſen.
„Iß, trink, wie Dir's beliebt, mit frohem Muth.“ —
Zu einem kleinen Tiſchchen führt er ihn
Und Alfred ſtaunt, als Waſſer nur und Beeren
Und etwas Honig da ſtand zum Verzehren.
Er blickte eben nicht gar lüſtern hin
Und fragte: „„Iſt das hier Dein täglich Mahl?
„„Du wirſt den Magen Dir nicht überfüllen!““ —
„Die Speiſen, Freund, ſind ganz nach meiner Wahl
„Mit dieſem Waſſer rein, wie ein Kryſtall,
„Das die Natur mir bietet überall,
„Kann ich den Durſt mir unvergleichlich ſtillen.
„Und dieſe Früchte, ſchau nur ihre Farben an,
„Es könnte ſie kein Maler ſchöner malen,
„Sie locken zum Genuß; es iſt nur Wahn
„Von Euch, viel Schlecht'res theuer zu bezahlen;
„Mir reicht Natur mit Mutterhänden,
„Was ſättigt und zugleich mir iſt geſund,
„Und Gott ſei Dank, mein einſt verwöhnter Mund
„Verſtand's auch, ſich zum Beſſeren zu wenden.
„O Freund! folg' meinem Beiſpiel nach,
„Zieh von der Welt, den Menſchen Dich zurück,
„Bleib mit mir unter meinem niedern Dach
„Und ſuche, finde hier das wahre Glück!“ —
„„Ich danke ſchön, der Guſto iſt verſchieden.
„„Mag ſein, der meinige iſt ſehr verſchroben;
„„Ich will bewundern Dich, ich will Dich loben,
„„Allein ich ſuch' ein andres Loos hienieden.
„„Bleib Du bei der Natur und ihren Freuden
„„Ich mag ſie auch, doch nicht allein.
„„Nur mit der Welt im freundlichen Verein.

„„Von ganzem Herzen leiden.
„„Leb wohl, es wird mir schon fast ängstlich hier;
„„Ich eile fort und schreibe — doch wie dumm ich bin,
„„Du hast ja weder Tinte noch Papier, —
„„Ich wollte sagen: schreibe öfters mir.
Mit diesen Worten eilt' er schnell dahin,
Und zog mit jenem Schiff, das hier gelandet war,
Um zu entgehn des Sturmes drohender Gefahr,
Der Heimath zu, die jetzt ihm schöner schien.
Ein Jahr noch brachte unser Mann in Ruh
Und Einsamkeit in dieser Wildniß zu;
Da kam ein Schiff, ein Brief aus England jetzt,
Der meldet, daß sein Vetter sei gestorben,
Der sich in Peru große Schätz' erworben.
Und ihn zum Erben habe eingesetzt.
Der Freund, der wußte, wo er sich befand,
Hatt' es gemeldet ihm und auch das Schiff gesandt.
Er las und las, und namenlos Entzücken
Blitzt' aus des Ueberraschten heitern Blicken;
Von sich warf er das härene Gewand,
Die Kräuter und die Beeren
Mocht' er nicht mehr verzehren,
Man sah den Bart ihn scheeren
Mit eigner Hand; die Kleider, die das Schiff
Ihm mitgebracht, zog er geschwinde an,
Verließ sogleich den Felsenriff
Und kehrt' in's Vaterland zurück,
Wo er sich freute auf der neuen Bahn,
Im vollen Maaß genoß sein neues Glück.
Als Alfred ihn nach einem Jahre sah
Bei einem Schmaus, sprach lächelnd er
Zu ihm: „„Schon wieder da,
„„Mein weiser Eremit? Schmeckt die Natur nicht mehr?““
Und lächelnd hört erwiedern man den Britten:
„Nichts Schön'res gibt's als sie — wenn Schiffbruch man
gelitten.“

Ihr Schmerz.

(Nach dem Engliſchen.)

O wenn ich kalt und ruhig ſcheine,
Iſt's möglich, daß der Falſche meine,
Daß ich die ſchwere Schuld vergab? —
Er war's, der mir den Frieden raubte,
Das Heiligſte, an das ich glaubte, —
O deß gedenk' ich wohl! —

Ich ſucht' ihn nicht; am Mutterherzen
Kannt' ich nicht Wunſch, kannt' ich nicht Schmerzen,
Froh war mein Sinn, mein Schritt ſo leicht.
Da naht' er unſerm ſtillem Kreiſe
So freundlich, ſanft, mit feiner Weiſe,
Und pries mich flüſternd lieb und hold, —
O deß gedenk' ich wohl! —

Umſchlich dann unſer Haus im Stillen,
Und ſagt', es ſei um meinetwillen,
Ging mit zu Weih' und Erntefeſt,
Thät' um die Hand den Ring mir drücken;
O konnt' ich ihm in's Auge blicken,
Verſagen, zürnen, zweifeln noch? —
O deß gedenk' ich wohl! —

Der Sommer floh — er kehrte nimmer,
Ach, da zu ſterben meint' ich immer!
Und als ich drauf ihn wieder ſah,
Ein Fräulein ſüßen Blick ihm ſchenken,
Mußt' er ſein ſchuldig Auge ſenken.
Sie ſcherzte dann, er lächelte ....
O deß gedenk ich wohl!

An dieſem Tag ließ er ſich trauen;
Ich mußt' ihn in der Kirche ſchauen,
Lehnt' an dem Eingang ſtarr und bleich,
Und fühlt' in mir die Glocken klingen,
Als müſſe gleich das Herz zerſpringen,

Sah küſſen ihn die ſchöne Braut ...
O deß gedenk' ich wohl! —
Und wieder hab' ich ihn geſehen,
Und muß noch lächelnd vor ihm ſtehen,
Wenn fieberiſch die Wange brennt. —
Vergaß ich drum? Nein, bis die Glocken
Zu meinem ſtillen Grab ihn locken,
Mich Raſen decket kühl und hohl,
Gedenk' ich ſeiner wohl.

Sein Schmerz.

Ich ſah ſie — in des Lebens, Hoffens Lenze,
Ein blendend Weſen, das die Flügel ſchwinget,
Der Lerche gleich, die hoch in Lüften ſinget,
Und ſorglos ſchwebt, als ob ein Wölkchen glänze.

Noch ſeh' ich ſie, — mit ſchmucklos goldnen Haaren,
Gleich Sonnenlicht auf ſchneeigem Gefilde,
Das dunkle Aug', ein Lächeln lieblich milde,
Und Grübchen ihrer Wangen Anmuth wahren.

Noch, — leichten Schrittes, Herzens, fröhlich ſchweben,
Als könne Blüth' und Blume nicht vergehen,
Als könne nicht ein Winter ſtarrend wehen,
Als ſei nur Lenz, und immer Lenz ihr Leben. —

Ach, dieſes heitre, glanzdurchwirkte Hoffen,
Des Glückes Frucht, welkt' e i n e bittre Stunde,
Die Huldgeſtalt, des Auges Strahl zur Wunde,
Und Wonn' und Reiz von mächt'gem Reif getroffen.

Und Jahre kamen, flohn, — ſie naht', o Freude,
Da zeugt der ſtarre Blick, und ſchmerzbefangen
Die Stimme, Lippe, zuckend Roth der Wangen
Der Druck der welken Hand von ihrem Leide!

Und doch — für jeden Zauber dieſer Erde
Schien ihr ein himmliſcher herabgeſendet,
Sanft duldend, was als Läut'rung ihr geſpendet,
Wie ſie zum Märtyrer verkläret werde.

Kein Vorwurf — bitter Wort — in dieſer Stunde,
Für Täuſchung, Trug und ſchnöden Bruch der Treue!
Wie Er für ſeine Mörder — ohne Fluch und Reue
Fleht ſie für ihn, von dem die Todeswunde.

So — lohnt der Mann mit frevelndem Verſchulden,
Zu oft nur Weibes Treu — welkt ſeine Blüthen,
Und traurig, daß, wo ſolche Schmerzen glühten,
Nur ſtets die reinſten, wahrſten Herzen dulden.

Graf Blankenſee.

Das Mädchen von Bern.

Romanze

von Tiedge.

Graf Ezel war der verruchteſte Mann,
Ein Schrecken umher in den Gauen;
Ihm ſchloß eine Macht von Geſindel ſich an,
Ihn fürchteten Männer und Frauen.

Die Schaar von Knechten ſtand um ihn her,
Wie furchtbare hölliſche Geiſter,
Sie alle, verrucht und verworfen wie Er,
Ihr toller Gebieter und Meiſter.

Er winkte, ſo waren ſie alſobald
Seinem Willen zu folgen befliſſen,
Schon hatte die ſchreckliche rohe Gewalt
Viel Töchter den Müttern entriſſen.

Auch Jünglinge wußte der schreckliche Mann
Den Eltern gar schlau zu entwenden,
Und die jungen kräftigen Herzen sodann
Gegen Glaube und Recht zu verblenden.

Sein Spruch war: das lästige Sittengeschwätz
Kann Freudenverlust nicht vergüten!
Man lebet nur ein Mal: so heißt das Gesetz;
Der Frühling trägt ein Mal nur Blüthen.

Ihm hatte der Vater einen Priester vermacht
Daß dieser zum Guten ihn leite,
Der weiht ihm Gebete, die Ezel verlacht,
Er hielt ihn sich fern von der Seite.

Einst mahnt ihn der Priester an Gottes Gericht.
„Schweig," zürnt der Verstockte, „bin mündig geworden.
Hinweg von mir, Narr' ich bedarf Deiner nicht!
Ich lasse Dich Schwätzer ermorden."

Der Fromme spricht: „Morde! schon reifet der Lohn
Deiner Thaten in heimlichen Händen;
O wahrlich! sie werden nicht säumen, den Sohn
Der Hölle zur Hölle zu senden."

Um Mitternacht tritt vor sein Lager ein Knecht,
Rolf, der jüngst' und kühnste der Horde,
Ein entadelter Jüngling von edlem Geschlecht,
Bereit zu dem gräßlichen Morde.

Bereit, und immerdar zaudert er noch;
Er kämpft, sich Muth einzusprechen;
Noch hält ihn die innerste Regung, und doch
Besiegt ihn das schwarze Verbrechen.

Er tödtet den Priester mit zitternder Hand,
Entflieht, als wollt' ihn Wer fassen.
Drauf wird der Mörder nach Rom gesandt,
Zum Priester sich weihen zu lassen.

In Rom verschafft ihm Betrug das Glück,
Zu gewinnen die päpstlichen Gnaden:
So kehrt er im Priestergewand zurück
Mit reichlichem Ablaß beladen.

„Willkommen'" rief Ezel. „Du bringest von Rom,
Was wir fleißig werden gebrauchen:
Du lenktest herüber den Gnadenstrom,
Um Sünden darein unterzutauchen.

Ich setze Dich hiermit zum Burgpfaffen ein;
Ich brauche so einen Gewandten,
Wie Du bist; Du wirst ein ganz anderer sein,
Wie der, den zum Himmel wir sandten."

Hat Ezel schon immerdar fern und nah,
Gewaltthat und Frevel getrieben,
So trieb er's noch mehr, durch den Ablaß war ja
Die Rechnung voraus unterschrieben.

Einst führt' ihn zufällig ein Streifzug nach Bern,
Um Beuteglück zu erspähen,
Da sah er ein liebliches Mädchen von fern
Am blühenden Gartenhag stehen.

Das Auge so freundlich, so himmelblau klar,
Der Purpur der Wangen erglühte,
Wenn Blicke der Frechheit sich nahten; sie war
Unter Blüthen die lieblichste Blüthe.

Sie wurde von Thormann, dem Ritter, geliebt,
Allein sie scheut die Gefahren,
Mit denen die Welt die Unschuld umgiebt,
Und will sich im Kloster bewahren.

Da steht sie in heiliger Unschuld, und flicht
Und ordnet die Zweig' einer Laube.
Es nahet sich Ezel, sie kennet ihn nicht,
Doch erbanget die schüchterne Taube.

In leichtem Uebermuth naht er sich ihr:
„Du schönste Blum' in dem Garten!
Wer bist Du, schön Liebchen? Du scheinest hier
Wohl auf etwas Liebes zu warten?“

„„Die herrliche Mutter erwart' ich hier:
Die so zärtlich mich liebet und leitet.
Darum hab' ich, so viel ich vermag, auch ihr
Zum Geburtstag ein Fest hier bereitet.““ —

„O sage mir, willst Du mein Liebchen sein?
Ich hab' einen schöneren Garten;
Und Alles, was mein ist, sei künftig auch Dein;
Treu will ich Dein pflegen und warten.“

„„Nein!““ stammelt sie ängstlich: „„das kann nicht sein!
In der Welt treibt Ezel sein Wesen;
Da ist kein Recht, kein Friede! Nein! nein!
Ich habe das Kloster erlesen.““

Die arme Ella! so war's ihr noch nie,
So ängstlich beklommen; sie zittert,
Ihr Athem wird enger, als hätte sie
Den Boten der Hölle gewittert.

Ein Sinn, der Unschuld nur aufgethan,
Fühlt Pein, wo in Schmeichelgestalten
Verworfene tückische Geister sich nahn,
Fühlt selig, wo Selige walten.

Graf Ezel kehrt eilig zurück in sein Schloß,
Von der Lieblichkeit Ella's benommen.
Er schickt nach Rolfen; sein Sündengenoß
Wird befehligt, zu ihm zu kommen.

Er sagt ihm: „Heut hab ich ein Mädchen gesehn,
Dort sah ich das liebliche Wesen,
Ganz nahe vor Bern an dem Gartenhag stehn,
Sie hat sich das Kloster erlesen.

Nun mach' ich es hiermit zur Aufgabe Dir,
Deine Klugheit zusammenzuraffen,
Und gegen die reichsten Belohnungen mir
Das Mädchen zur Stelle zu schaffen."

„„Ich verschaffe sie, Herr, ich verschaffe sie Dir,
Und ständen auch Himmel und Hölle
Mit schirmenden drohenden Mächten vor ihr:
Ich schaffe sie dennoch zur Stelle!

Im Felsenschloß hoch dort im Tannenhain
Dort leff' ich ein Kloster entstehen,
Da lad' ich die Klosterliebhaberin ein,
Die heiligen Schwestern zu sehen.""

„Wie aber die Mutter, wie täuschest Du die?" —
„„Die nehmen wir mit zum Geleite;
Und wenn sie dann hier ist, so bringen wir sie
So gut es will gehn, auf die Seite.

In vier Mal zwölf Stunden wird leuchten Dein Stern,
Und vernimmst Du am Bergfuß die Worte:
Holla! holla! das Mädchen von Bern!
So öffne die eiserne Pforte."" —

Rolf wandelt gen Bern, doch mit sich allein
In den Schauern der felsigen Wildniß,
Da fallen ihm schwere Gedanken ein,
Ihm erscheinet ein drohendes Bildniß,

Das Bildniß des Vaters; und ihn erfaßt
Ein furchtbares, schauderndes Zagen,
Sein junges Gemüth vermag nicht, die Last
So gräßlicher Unthat zu tragen.

Und als auch der Priestermord vor ihn trat
Wie ein Rachegeist höherer Sendung,
Erbebt er; doch Scham unverrichteter That
Reißt fort ihn zur Frevelvollendung.

So kommt er nach Bern, wo er nicht verſäumt,
Sein Gewiſſen im Rauſch zu betäuben,
Und die böſen Träume, die er geträumt,
Hinweg aus dem Herzen zu treiben.

Hinweg, du grämliches Sittengeſchwätz,
Mit all' deinen Zogen und Bangen!
Er vollendet, ſo mit ſich kämpfend, das Netz,
Das liebliche Mädchen zu fangen.

Nun hält er mit lockern Geſellen ein Feſt,
Den ſchwankenden Muth zu beſtärken,
Vergißt ſich im Rauſche des Weines und läßt
Sich Worte voll Selbſtverrath merken.

Mit Forſchen und Späh'n hat ſchon unſer Rolf
Erforſcht den bezeichneten Garten,
Da ſchleicht nun im Prieſtergewande der Wolf,
Das harmloſe Lamm zu erwarten.

Schaut dahin, ſchaut hierhin, ſchaut nah' und fern
Nach dem zu erſpähenden Raube,
Da erblickt' er dann endlich den leuchtenden Stern
In dem Dunkel der ſchattigen Laube.

Und plötzlich zuckt ein himmlicher Strahl,
Ein ſtrafender Aufblick der Liebe,
Mit wunderbarlich gemiſchter Qual
Durch ſeine verwilderten Triebe.

Eine Wunderkraft ſchirmte das Paradies,
Wie ein Seraph mit blitzendem Schwerte,
Der zurück den Geiſt der Miſſethat ſtieß
Und die Unſchuld zum Engel verklärte.

Es erſcheint dem Frevler, der frech ſich ihr naht,
Als ob ihr ein Himmel entquölle;
Und in ihm da dunkelt der ſchwarze Verrath:
Er ſtand zwiſchen Himmel und Hölle.

Nun gedenkt er des Wortes: ich schaffe sie Dir!
Das er leichtlich dem Ezel gegeben.
Und ständen auch Himmel und Hölle vor ihr;
Da erstarrt ihm das innerste Leben.

Sein prahlender Muth ist darniedergedrückt,
Wie von der Hand Gottes geschlagen.
Wo so Höll' und Himmel zusammenrückt,
Da mag wohl ein Sünder verzagen.

Er fühlt, ihn peinigt ein heiliger Ort,
Ihn ereilt eine schreckliche Stunde;
Zu dem Mädchen zu sprechen, versagt ihm das Wort,
Der Laut erstirbt ihm im Munde.

Ihm fehlt es an Allem, an Kraft und Ruh,
Er sinkt auf den Boden darnieder,
Und Ella ruft Vater und Mutter herzu,
Allmählig ermannt er sich wieder.

Er wird in ein Zimmer des Hauses gebracht,
Und als er von brennenden Schmerzen
Der Gewissensangst endlich wieder erwacht,
Giebt er Luft dem beklommenen Herzen.

„Ich bin ein Jüngling von edlem Geschlecht,
Zu besserem Dasein geboren,
Dann hab' ich, vergessend Gott und Recht,
Mich Ezel dem Räuber verschworen.

Gegeben hatt' ich dem Frevler das Wort
Mit schrecklichem Muth und im Glauben
An List und Gewalt, das Mägdlein dort
Eure Tochter, für Ezel zu rauben."

Erschrocken schmiegt dies' an die Mutter sich an
Und schreit ein erschütterndes Wehe!
„O Mutter, führe mich weg von dem Mann,
Auf daß ich ihn nimmermehr sehe!"

Indeſſen erhebt ſich und geht das Gerücht:
Daß umher in dem Berner Bereiche
Ein Geſelle von Ezels verrufnem Gezücht,
Die Gegenden lauernd umſchleiche.

Und Thormann, der Ritter, erhält vom Rath,
Auf ſein und der Bürger Verlangen,
Bewaffnete Männer, um friſch auf der That
Den Geſellen von Ezel zu fangen.

Rolf iſt mit Ella's Vater allein,
Da erſchallt ein Getöſe, da ſchreitet
Eine ſtarke bewaffnete Schaar herein,
Von Thormann dem Ritter geleitet.

Der richtet ſein zornentglühtes Geſicht
Auf den Mann im Prieſtergewande:
„Dort ergreift, Gefährten, den Böſewicht
Von Ezels verwegener Bande!“

„Herr Ritter, laßt Gnade vor Recht ergehn.“
Fleht Rolf, geſchreckt von den Waffen;
„Ich will gern Alles und Alles geſtehn,
Will Euch Ezel den Räuber verſchaffen.

Mich aber laßt fliehen, weit fliehen von hier!
Ich will mit entkleideten Füßen
Zum Grabe des Heilandes wandern und mir
Vergebung der Sünden erbüßen.“ —

„„Ja, ſagſt Du ehrlich und redlich mir,
Was zu thun iſt, den Räuber zu faſſen:
So geb' ich mein ritterlich Ehrenwort Dir,
Der Strafe Dich frei zu entlaſſen.““

Rolf ſpricht: „Er weilt auf dem Rieſenſchloß dort,
Entfernt vom Schutz ſeiner Leute,
Da ſitzt er und harret auf die, durch mein Wort
Ihm verheißene köſtliche Beute.“

Und somit macht sich die Schaar auf den Weg
Durch grausiges Felsengedränge.
Hin über so manchen verborgenen Steg,
Durch unterirdische Gänge.

Und angekommen ruft Rolf seinem Herrn
Hinauf zu dem Schloßthurm die Worte:
„Holla, holla! das Mädchen von Bern!“
Auf thut sich die eiserne Pforte.

Und Ezel erscheint; man ergreift ihn sofort,
Sagt spottend ihm: „Welch ein Verhängniß!
Gefällt's dem Herrn Grafen?“ Drauf führt man ihn fort
Gebunden nach Bern in's Gefängniß.

Und Thormann der Wackere säumet nun nicht,
Die Nachricht zu Ella zu bringen:
Wie er und die Seinen den Böſewicht
Im eigenen Netze dort fingen.

„Es gelang uns,“ erzählt er, „vom gräflichen Herrn,
Die friedliche Gegend zu retten.
Sein Rolf zieht nach Ofen, und Ezel in Bern
Sitzt eng in verwahrenden Ketten.

Sprich, Ella, hat noch nicht Dein Herz sich gewandt?
Beschenk' mit der höchsten der Gaben,
Beschenke mich, Holde, mit Deiner Hand,
Ich träume verdient sie zu haben.

O laß mich nicht endlos in tödtendem Harm
Mein Leben verträumen, verklagen!
Mein Aug' soll Dich schirmen, mein kräftiger Arm
Soll sanft durch das Leben Dich tragen.“

Und Ellas Gefühl ist kaum selbst sich bewußt,
Sie weiß nicht, was so tief sie erschüttert;
Sie wirft überwältigt sich hin an die Brust
Der zärtlichen Mutter, und zittert.

Die Mutter ruft: „Ella, vernimmſt Du mich noch?“
Sie aus der Betäubung zu wecken.
Ermanne Dich, Kind, ermanne Dich doch!
Was konnte ſo tief Dich erſchrecken?“

Sie öffnet die Augen, ihr Blick fällt auf ihn.
„Vergieb! vergieb, daß ich weine!“
Er wagt, ihre Hand an ſein Herz zu ziehn,
Und Ella wurde die Seine.

Erotiſche Lieder

von G. von Deuern.

1. Liebeserregung.

Was mag ſo ſtürmiſch jetzt in mir ſich regen?
Ein mächtiges Gefühl die Bruſt belebt.
Iſt's alter Schmerz, der bange mich durchbebt,
Sind's neue Freuden, die das Herz bewegen?

Des Mondes Glanz lacht ſchöner mir entgegen,
Entzückt mein Auge zu den Sternen ſchwebt;
Und jede Blume, die ihr Haupt erhebt,
Möcht' weinend ich an meinen Buſen legen.

Viel Träume, ſchön bald ſo wie Morgenſtrahlen,
Und wie der Frühling klar und licht und heiter,
Durchzieh'n die Bruſt, bald dunkel, ſchwer und trübe.

Und mitten durch ſeh' ich ein Bild ſich malen;
Wohin ich wandle, iſt es mein Begleiter. —
Was zweifl' ich noch? — Ja, ja, es iſt die — Liebe!

---

2. Liebeszweifel.

Holdes Mädchen, Dein werd' ich gedenken
Bei des Morgens erſtem Licht,
Holdes Mädchen, Dein werd' ich gedenken.
Wird die Sonne ſich zur Ruhe ſenken:
Aber ach! Du liebſt mich nicht.

Holdes Mädchen, Du bist mein Gedanke,
Meine Sehnsucht, mein Gedicht;
Holdes Mädchen, Du bist mein Gedanke
Noch dereinst, wenn ich zum Grabe wanke:
Aber ach! Du liebst mich nicht.

Holdes Mädchen, ach! vor Schmerz und Kummer
Mir das Herz im Busen bricht;
Holdes Mädchen, meiner Liebe Kummer
Scheucht vom matten Augenlid den Schlummer:
Aber ach! Du liebst mich nicht.

Weißt Du's wohl, mit welcher Lieb' und Treue
Jeder Pulsschlag für Dich spricht?
Holdes Mädchen, ja, ja, Lieb' und Treue
Ich gelobe sie Dir jetzt auf's neue:
Aber ach: Du liebst mich nicht.

---

3. Mund und Augen.

Will ich Deine Augen fragen,
Thun sie Deine Liebe kund;
Darum, mir mein Glück zu sagen,
Oeffne Deinen Rosenmund.

Wo die Augen Worte finden,
Schweigt doch sonst die Lippe nicht:
Ei, so laß den Mund verkünden,
Was Dein liebes Auge spricht.

---

4. Allgewalt der Liebe.

Es ruht der junge Morgen
So freundlich auf der Flur,
Und jede Blume lächelt:
Wie schön bist du, Natur!

Es küßt den Thau vom Grase
Die frische Frühlingsluft,
Und durch die Wiesen ziehet
Der Blüthen süßer Duft.

Vom Hain herüber lieblich
Der Vögel Lied erschallt,
Durch üppig grüne Auen
Der Bach im Thale wallt.

Der Himmel lächelt heiter
Im frischen Rosenlicht;
Natur, von deiner Schönheit
So Erd' als Himmel spricht.

Woher das frohe Leben
In Feldern, Wiesen, Hain?
Zum freudigen Erwachen
Ruft Liebe nur allein.

Die Liebe weckt den Samen
Aus seinem Schlummer auf,
Die Liebe zeigt der Sonne
Den segensreichen Lauf.

Die Liebe führt durch Auen
Den hellen Wiesenbach,
Die Liebe ruft im Haine
Der Sänger Lieder wach.

Auch in des Dichters Busen
Ruht süßer Liebe Lust,
Auch er ist ihrer Wonne
Begeistert sich bewußt.

Auch seine lauten Lieder
Ruft Liebesglück hervor,
Er schaut mit trunknem Auge
Zum Himmelsglanz empor.

Er jauchzt, von Freudenthränen
Den klaren Blick getrübt:
„Wie schön ist doch das Leben!
Heil mir, ich bin geliebt!“

---

5. Die Nachtigall.

Nachtigall, wie schön, wie herrlich
Tönt am Abend Dein Gesang;
Ach' wie lausch' ich doch so gerne
Deiner Stimme Zauberklang.

Sprich, was willst Du, Holde, sagen
Mit der zarten Melodie?
Wer nicht so, wie Du, empfunden,
Der versteht, begreift Dich nie.

Ja, Du singst nur Deiner Liebe
Unaussprechlich süßes Glück,
Nur was Dir im Herzen ruhet,
Das gibt Dein Gesang zurück.

Nachtigall, auch ich, ich liebe
Treu und innig, heiß, wie Du;
Warum gab nicht solche Lieder
Mir auch die Natur dazu?

---

6. Mein.

Seh' ich Dich, Du liebes Bild,
Wenn Dein Auge engelmild,
Voll von Anmuth lacht auf mich,
Nenn' ich hold das Liebchen Dich.

Alle Grazien, scheint es mir,
Huldigen nur einzig Dir,
Um Dich schwebend sichtbarlich:
Schönes Liebchen nenn' ich Dich.

Ja, ach hold und ſchön biſt Du,
Noch ein Wort füg' ich hinzu.
Zürnſt Du, lieber Engel, ſprich:
Nenn' ich mein, o Liebchen Dich?

---

7. Sehnſucht.

Wie ſich die erſchöpfte Erde
Sehnet nach des Thau's Erguß,
Alſo dürſtet meine Seele,
Liebliche, nach Deinem Kuß.

Thau und Regen giebt der Himmel,
Und die Erde freuet ſich.
Liebliche, Du biſt mein Himmel,
Ei, ſo komm und küſſe mich!

---

8. Roſe und Lilie.

Eine Roſ' und eine Lilie
Sah' ich jüngſt beiſammen ſteh'n,
Und die Roſe ſprach zur Lilie:
„Nicht wie ich biſt Du ſo ſchön.

Sieh', wie lieblich, zum Entzücken!
Eine feuchte Roſenglut,
Auf der Jungfrau friſchen Lippen
Meine Purpurröthe ruht."

Da ſprach zu der Roſ' die Lilie,
Ihres Reizes ſich bewußt:
„Schöner bin ich, denn ich gebe
Meinen Glanz der Jungfrau Bruſt."

Hierauf kamſt Du in den Garten,
Bliebſt vor beiden Blumen ſteh'n,
Und ſie drehten ihre Kronen,
Liebliche, Dich anzuſeh'n.

Neigten dann ſich zu einander;
Jeder Zwiſt war ſchnell vorbei,
Jede fühlte, fern vom Neide,
Daß die Schweſter ſchön auch ſei.

Denn ſie ſah'n auf Deinen Wangen
Roſen ſo wie Lilien glüh'n,
Und ſie freuten ſich, im Bilde
Hier vereinigt fortzublüh'n.

---

9. Nach der Ferne.

Gedenkſt Du mein; geliebtes Leben?
Ich denk' an Dich in ſtiller Nacht.
Für Dich die treue Seele wacht.
Für Dich, mein ſüßes, liebſtes Leben.
Fühlſt Du den Gruß wohl zu Dir ſchweben
Durch Mondesglanz und Sternenpracht?
Gedenkſt Du mein, geliebtes Leben?
Ich denk' an Dich in ſtiller Nacht.

Fühlſt Du, wie ich, der Trennung Schmerzen?
Strebt Deine Seele auch nach mir?
Ich ſitze einſam, traurig hier,
Und fühle tief der Trennung Schmerzen.
Das tiefſte Weh im bangen Herzen,
Träum' ich von Dir, ach, nur von Dir!
Fühlſt Du, wie ich der Trennung Schmerzen?
Strebt Deine Seele auch nach mir?

Ach ja! ich weiß es, Deine Liebe
Folgt mir, bin ich Dir noch ſo fern.
Du biſt ja meines Lebens Stern,
Und mich beſeligt Deine Liebe.
Ich weihe dieſem ſüßen Triebe
Mein ganzes Weſen ach, wie gern!
Ich weiß entzückt, daß Deine Liebe
Mir folgt, bin ich Dir noch ſo fern.

---

10. Liebesschmerz.

In stiller Nacht sitz' ich allein,
Beim hellen Glanz der Sterne,
Ich denke, holdes Liebchen, Dein
Und grüße in die Ferne

Ich seh' die Wolken eilig zieh'n,
Von Ort zu Ort sie schweben;
O! könnt' ich doch mit ihnen zieh'n
Zu Dir, mein liebstes Leben!

O! könnt' ich, wie des Mondes Schein,
Dich, Liebliche, begrüßen,
Zum Fenster blickt' ich dann hinein,
Dich tausend Mal zu küssen.

Was hilft mein Wunsch? Was hilft mein Schmerz?
Umsonst ist alles Sehnen.
Vergebens klagt mein fühlend Herz,
Umsonst sind alle Thränen.

Umsonst! Ich bleibe fern von Dir,
Und kann blos Dein gedenken.
Ach! möchtest Du Dein Herz auch mir
Noch in der Ferne schenken.

---

11. Meine Lieder.

Lieder sind wie leichte Blätter,
Leise von dem West berührt,
Flatternd bald im Sonnenlichte,
Bald vom Winde fortgeführt.

Lieder sind wie Frühlingsblumen,
Spielend in des Mondes Glanz,
Sprossend auf und lieblich duftend,
Selbst sich windend zu dem Kranz.

Lieder ſind wie Schmetterlinge,
Sanft ſich wiegend in der Luft,
Koſend mit den ſchönſten Blüthen,
Naſchend von der Blumen Duft.

Lieder ſind wie klare Sterne,
Schwimmend durch des Himmels Zelt,
Freundlich grüßend, lieblich lächelnd
In die weite, ſchöne Welt.

Holdes Liebchen, dieſe Lieder
Du, Du gabſt ſie alle mir.
Und ſie kommen, Dich zu grüßen.
Aber was wird mir dafür?

Liebchen, wirſt die Lieder küſſen,
Manches wird gefallen Dir.
Laß die Lieder, ſüßes Liebchen,
Liebchen, küſſe mich dafür!

PENELOPE.

Taſchenbuch

für das Jahr 1834.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

23ſter Jahrgang. Mit 8 Kupfern.

Leipzig,
J. C. Hinrichsſche Buchhandlung.

a
357 22

Goethe-Schiller-Archiv Weimar

Penelope für 1834.

Inhalt.

	Seite
Bilderchronik der theatralischen Zeiterscheinungen:	
Die Lichtensteiner. Dramatisches Gemälde in fünf Aufzügen, von J. F. Wahrdt . .	v
Garrick in Bristol. Lustspiel in vier Aufzügen, und in Versen, von Deinhardstein	VII
Das Liebes-Protokoll. Lustspiel in drei Aufzügen, von Bauernfeld	IX
Robert der Teufel. Oper in fünf Aufzügen, Musik von Meyerbeer	XI
Johanna d'Arc, oder die Kraft des Glaubens. (Zum Titelkupfer.)	XIII
Die Brüder. Novelle von L. Kruse	1
Die Sängerin von Augsburg. Historische Novelle von Fr. Laun	94
Die Stiefmutter. Novelle von Wilhelm Blumenhagen	152
Die Florentiner. Beiträge zu einer Charakterschilderung. Von Albano	232

Elisabeth Cudleigh. Erzählung von Henriette May 296
Die Pagode. Phantasiebild von Boromäus von Mittis 329

Die Monathe, von W. v. Lüdemann 362
Weihgesang von Grillparzer 370
Der Mutter Klage von G. v. Denern
1. Lebewohl 374
2. Am Grabe 375
3. Trost 376
Fürstenspiegel, von Th. Hell.
1. Des Königs Auge 377
2. Des Königs Mund 379
3. Des Königs Ohr 380
4. Des Königs Hand 381
Glaube, Lieb' und Hoffnung. Scherzgedicht für ein junges Brautpaar, von Präxel 382
Vier Gedichte von Ludwig Würkert.
1 Unten und Oben 384
2. Gedanke 385
3. Soldat . . . . . —
4. Der Invalid 386

Agnes Sorrentino

Bilderchronik
der theatraliſchen Zeiterſcheinungen, für 1834.

1.

Die Lichtenſteiner.
Dramatiſches Gemälde in fünf Aufzügen
von J. F. Bahrdt.

Allgemein anerkannt iſt es, wie ſelten genügend der Natur der Sache nach die Umarbeitung eines Romans, einer Novelle oder Erzählung für die Bühne ſei. Trauriger Beiſpiele davon in Menge haben die Romane W. Scott's geliefert. Zu weitläufig wäre es hier aus einander zu ſetzen, in welchen Beziehungen allein nur eine ſolche Bearbeitung gelingen könne. Einen der glücklichſten Verſuche darin hat aber ohnſtreitig der Verfaſſer des obengedachten dramatiſchen Gemäldes gemacht, und der allgemeine Beifall, den dieſes Stück auf allen Bühnen Deutſchlands — nur einigen war es religiöſer Beziehung wegen unzugänglich, — gefunden hat, iſt Bürge dafür. Van der Veldens Lichtenſteiner ſind zu bekannt, als daß nicht durch die Nennung derſelben ſchon der Plan des ganzen Stücks vorliegen müßte. Hier finden wir uns in diejenige Scene des Romans verſetzt, wo Dorn von dem Trabantenhauptmanne vor Wallenſtein auf das Schloß zu Sagan geführt wird und die Wittwe Roſen letzterm das Unglücksſchreiben übergiebt, das ſie nach Schweidnitz ergehen ließ. Halb ſcherzend, halb im Ernſte ſagt nach deſſen Leſung

Wallenſtein (zum Hauptmanne)
„Ihr ſeid hier ohne Schmeichelei geſchildert.“

Im Hintergrunde lauſcht die ſchöne Fides ängſtlich, um ermuthigt alsdann für den geliebten Jüngling einzutreten.

Die Lichtensteiner

Dramatisches Gemälde von J. F. Deinhardt. Act I. Nr. II.
Wallenstein. Hier wird diese ohne Schwierigkeit geschildert.

2.

Garrick in Briſtol.

Luſtſpiel in vier Aufzügen und in Verſen,
von Deinhardſtein.

Der Stoff iſt ſehr einfach, welchen der bühnenkundige
ichter in dieſem ſeinen neuſten Werke behandelte, er hat
m aber ſo viele anziehende Seiten abzugewinnen gewußt,
aß dieſes geiſtreiche Luſtſpiel überall gefallen muß, wo es in
n Hauptcharakteren Künſtler findet, welche dieſe uns zur
lgerechten Darſtellung bringen können. Die Scene, welche
r Zeichner ſich daraus erwählt hat, iſt die im letzten Acte,
o Garrick als Soldat in der Rolle des eben dargeſtellt
erbenden Schauſpiels des reichen Hild erſcheint, und die-
n mit ſeines Freundes Frondham Beihülfe zwingt, ſelbſt
e Rolle eines Bedienten mit darin zu übernehmen, wodurch
nn der ſchlau angelegte Plan ſeinem Ziele näher geführt
ird. Der Schauplatz iſt das Green-room, das ſo genannte
nkleidezimmer oder Foyer im Schauſpielhauſe.

Garrick (zu Hild)

„Wir haben Eile. — Nehmen Sie den Rock. — —
Hier iſt auch die Perücke ſchon.“ (er nimmt eine un-
ter den Requiſiten hervor und ſetzt ſie Hild auf
den Kopf.)

Sie paßt!
„Wir drücken tief ſie in die Stirn hinein.“

Garrick in Bristol.

Lustspiel von Brambambulum Akt IV. h. 9
Garrick Wir haben Ihr nehmen hier den Platz

3.

Das Liebes-Protokoll.

Lustspiel in drei Aufzügen, von Bauernfeld.

Für das Conversationslustspiel zeigt Bauernfeld ein ausgezeichnetes Talent. Wien, wo er lebt, ist auch wohl die deutsche Stadt, welche in ihrer heitern Gemüthlichkeit den meisten Stoff dazu bietet, während die dortige Bühne ohnstreitig auch die ausgezeichnetsten Darsteller für solche durch das gewandeste Spiel hauptsächlich zur Anschauung zu bringende Bühnenarbeiten gewährt. Man muß freilich den Intriguen seiner Lustspiele nicht allzuscharf in's Auge sehen, noch eigenthümliche Charaktere erwarten, dagegen aber kann man sicher sein, einen heitern Gang des Stücks, aus dem Leben der höhern Stände abgeleitete Verhältnisse, kleine Nüançen, die von Menschenkenntniß zeigen, vor allem aber einen leichten und witzigen Dialog zu finden, der jetzt so selten in den dramatischen Schöpfungen sich zeigt, seit wir es überhaupt verlernt haben, ohne Anstrengung gut gelaunt, ohne Eitelkeit geistreich, ohne weinerliche Sentimentalität gutmüthig zu sein.

Zwei liebende Paare, die sich theils nicht kannten, theils misverstanden, bringt das Lustspiel, aus dem die dargestellte Scene entlehnt ist, einander bis zur endlichen Verbindung nahe Ein Protokoll, welches der rechtskundige Criminalrath Scharf im Hause seines Freundes des adelslustigen Bankier Müller über die Herzensverhältnisse von dessen Tochter Adelaide aufnimmt giebt dabei den Ausschlag. Wir sehen den ehemaligen peinlichen Protokollanten eben damit beschäftigt das junge etwas befangene Mädchen zu vernehmen, um

die Wahrheit wegen einer verfänglichen Stelle ihres vor kurzen aufgefundenen Tagebuchs heraus zu locken. Die übliche Admonition zum aufrichtigen Geständnisse ist eben vorausgegangen, und Adelaide, kann freilich in völliger Unbekanntschaft mit dem corpore delicti nichts anders darauf antworten als:

„Was soll ich denn gestehen?“

Das Liebes Protokoll

Lustspiel von Bauernfeld. Act III. Sc. 3.
Adelaide: Was soll ich denn protokoll?

1.

Robert der Teufel.

Oper in fünf Aufzügen,
Musik von Meyerbeer.

Meyerbeer ist ein Deutscher. Mit Freude und Stolz nennen wir ihn so. Welche andre Sprache er auch seinen Tonschöpfungen unterlege, seine Musik geht aus einem deutschen Gemüthe hervor. Und darum freut es uns innig, daß wir unter den Opern, welche das abgewichene Jahr den deutschen Bühnen schenkte, ein Werk von ihm als das mit allgemeinen Beifall aufgenommene anführen können. Wir haben es hier nicht mit dem Texte zu thun, der allerdings des Sonderbaren, Dunkelgelaßenen und Oberflächlichen viel enthält, aber um so werthvoller ist und bleibt die Composition des Meisters, der eigentlich dem Gedichte erst Leben einhauchte, und der magern Skizze eine Farbenpracht und Wahrheit der Zeichnung durch Töne verlieh, welche in vielen Scenen die außerordentlichste Wirkung hervorgebracht hat und hervorbringen muß.

Zu diesen Scenen gehört die, wo die rein jungfräuliche Alice in Bertram, dem der Hölle verfallenen Vater Roberts, diese Dämonennatur ahnet, und als er ihr schmeichelnd näher tritt, mit dem tiefsten Abscheu vor dem Teufeln den nur sie in dieser sonst stattlichen Gestalt erräth, sich an das ohnweit stehende Kreuz flüchtet, und im Gefühle der Sicherheit dieses Glaubensschutzes ruft:

„Entferne Dich! entflieh!“

Robert der Teufel

Oper von Meyer Beer Act III Sc 4

Diese Entfesselung Ende entstanden

Johanna d'Arc.

oder

die Kraft des Glaubens.

So blickte ſie zu der empor,
Die ſie zur Streiterin erkohr,
Und kreuzte ihre frommen Hände,
Daß zum Berufe, fremd und ſchwer,
Madonna ihr von oben her
Vollbringungsſegen ſende.

Und was ſie nimmer ſich gedacht,
Es ward im Glaubensmuth vollbracht,
Der gab die Kraft ihr, gab die Stärke;
Vom Himmel ſtrahlte Rath und Licht,
Sie ging mit frommer Zuverſicht
Und Demuth zu dem Werke.

Ob ſie verkannt ward mannigfach,
Nie war der feſte Glaube ſchwach,
Er half das härt'ſte Urtheil tragen:
Sie war des Rechten ſich bewußt,
Das mußten Stimmen in der Bruſt
Nicht äußre erſt ihr ſagen.

Und ob kein Lohn für große That,
Der Flammentod ſich furchtbar naht,

Was mag die Auserwählte kümmern
Ein sichres Ziel ist ihr gestellt,
Sie sieht das Licht der höhern Welt
Durch Erdengluthen schimmern.

Hinauf, hinauf den frohen Blick!
Von dort nur strahlt der Sieg zurück
Ob hier auch Tod und Untergehen.
Die Kraft des Glaubens ist ein Hort
Der hält uns aufrecht fort und fort,
Bis wir am Ziele stehen.

Th. Hell.

TIVOLI. VILLA D' ESTE.

Die Brüder.

Novelle von L. Kruse.

Auf den anmuthigen Fluren zwischen St. Germain en Laye und Luciennes stand, halb versteckt unter großen Castanien, ein kleines aber zierliches schloßähnliches Haus, an das ein Garten stieß, der nur durch eine dicke Hecke von der blumenreichen Aue getrennt war. Obgleich im Anfange des Mai's, brannte die Sonne doch sehr heiß, und nur in dem starken Schlagschatten, den die junge dickbelaubte Hecke warf, herrschte eine liebliche Kühle.

Das mag wohl die Ursache gewesen sein, warum sechs bis sieben Kinder aus dem nahen Dorfe, alle unter zehn Jahren eben hier ihr munteres Wesen trieben. Alle waren sonntäglich, der Sitte der Gegend gemäß, geputzt; nur ein fast zehnjähriges Mädchen unter ihnen verrieth, sowohl durch die feinere Gestalt und die anmuthige Haltung, als durch den damit abstechenden steiferen Anzug, der durch viele Bauschen und rosenrothe Schleifen sich auszeichnete, daß sie aus dem nicht sehr entfernten Paris sei. Allein mochten auch ihre Schönheit und der zarte Bau der Glieder sie selbst unter den Kindern der Hauptstadt bemerk-

bar machen, würde doch zu gleicher Zeit eine heitere Lebhaftigkeit, die damals unter der kleinen Welt der sogenannten Großen verpönt war, sowohl als der schlichtere Anzug ihre plebejische Abkunft bezeichnet haben, wiewohl sie hier unter dem muthwilligen Haufen wie eine kleine Königin erschien, der die Uebrigen zwar mit einer gewissen Scheu, aber zugleich mit einer, aus ihren verstohlnen Winken bemerkbaren, allgemeinen Neckerei naheten, weil sie, wie heiter und zwanglos sie auch war, ihnen weder im Laufen noch an Beweglichkeit gleich kommen mochte. Man konnte deutlich sehen, daß sie unter sich darauf sannen, wie sie das fremde Kind in eine oder andre Verlegenheit setzen könnten, und ein kleines schelmisches Mädchen schien endlich das Wie? ausgefunden zu haben. Ein Pfänderspiel war so eben beendigt, und die Pfänder sollten nun eingelößt werden. Das Mädchen, dem das Pfand heimlich gezeigt wurde und welche in demselben das der kleinen Flora erkannte, verurtheilte die Eigenthümerin, in so fern sie es wagte, der Dame, die dort in einer in die Gartenhecke eingeschnittenen Laube mit einem Kinde saß, einige Blumen von der Aue zu überbringen.

Flora ihr Pfand erkennend, warf nun erst einen Blick auf die Hecke und entdeckte wirklich unter der reichen Blätterfülle eine junge Dame, die in einem zierlichen Morgenanzug, mit einem kaum zweijährigen Kinde in dem Schooße, ihren heiteren Spielen zusah. Dreist, wie ein pariser Kind, und durch die Bemerkung der schlauen Spielgenossin noch mehr aufgeregt, warf sie sich ein wenig in die Brust, kramte, während sie einen kleinen Strauß von

Seite 3.

Vieke del.ª Leop. Berger sc.

Die Brüder.

Novelle von L. Kruse.

Pensées zusammenband, in dem kleinen Schatz ihrer jungen Gelehrsamkeit, und nahete furchtlos mit angemessenen Schritten der schönen Frau.

„Verzeiht, gnädige Dame!“ sagte sie zierlich, „daß ich, auf das Geheiß unsers Spieles, Euch durch einen schlichten Strauß unsere Huldigung darbringe. Ach! ich habe nichts Besseres, obgleich ich den Namen der Blumengöttin trage; denn vor dem wahren Conterfei unsrer lieben Frau und ihres erlauchten Kindes muß die heidnische Gewalt zu nichte werden. Sie muß, sowie ich, hinknien und es sich als eine Gnade erbitten, dem reizenden Kinde die Hand küssen zu dürfen.“ Das dreiste Mädchen war, so sprechend, hingekniet und faßte die Hand des Kindes, welche dieses lächelnd der farbigen Blumenpracht entgegen gestreckt hatte. Die junge Frau, die sie mit einem schwermüthigen Lächeln angehört, brach auf einmal in Thränen aus: „Um Gottes Willen, Kind! woher solche Worte?“ flüsterte sie verwirrt; „Mich Sünderin vergleichst Du unsrer lieben Frau!“

„Von Kindern soll man die Wahrheit hören,“ sprach lächelnd ein junger Mann, der, wie es schien, diesen Auftritt unbemerkt belauscht hatte, plötzlich durch das Gebüsch hervortretend. „Sie hat nur wiederholt, was Alle, die Euch kennen, laut denken möchten, wenn Ihr nicht meine Heilige wäret. Habe ich nun nicht recht, Mamie! daß Alle, die Euch nahen, anbeten müssen?“

Flora sprang ein wenig erschrocken auf, dennoch senkte sich ihr Auge nicht, sondern erhob sich muthig auf den schönen Mann im schlichten zugeknöpften Jagdanzug, um

dessen stolz lächelndes Antlitz ein Meer von braunen Locken herabwogte. „Wer bist Du, mein Kind?“ fragte er, ihr mit der flachen Hand leicht über die Schläfe hinabstreichelnd.

„Mein Name ist Flora Delarmieur,“ erwiederte sie; „aber ich werde wohl bald anders heißen; denn mein Vater ist längst todt. Die Mutter heirathet auf's Neue, und ich muß,“ setzte sie seufzend hinzu, „weit von hier in ihre neue Heimath nach Flandern mit ihnen ziehen.“

„Ei!“ sagte der schöne Mann, dann gebührt Dir ein Andenken, das Dein Herz nach dem Vaterlande zurückziehen mag; und da ich kein Conterfei der schönen Madonna, die Du Dir gewählt, bei der Hand habe, mußt Du mit dem ihres eben nicht unheiligen Geistes vorlieb nehmen.“ — Er zog aus einer seidenen Börse eine goldne Münze hervor, die er dem Mädchen hinreichte.

Sie nahm sie erst nach einigem Bedenken, während eine liebliche Röthe die kindlichen Wangen verschönerte, ungewiß und betreten. „Geld?“ sagte sie etwas stolz.

„Kein Geld!“ versetzte er lächelnd, „wenn Du es nicht zur Ausgabe brauchst, sondern es des Bildes wegen, das Dich an diese Stunde erinnern kann, in der Ferne aufbewahrst. Sieh mich erst recht an, ehe du scheidest,“ fuhr er, sich zu ihr herabbückend, fort, und da sie ihn mit ihren schwarzen Augen furchtlos anstarrte, drückte er einen leichten Kuß auf die rothen Lippen, und sagte: „Gehe nun zu Deinen Spielgenossen.“

Flora machte einen tiefen Knix, kehrte langsam zurück; aber kaum um die Hecke gebogen, stürzte sie zu den Uebri-

gen Kindern hin, die sich während dieser Unterredung immer ängstlicher und scheuer zurückgezogen und in der Ferne lauschend dagestanden hatten, und als sie nun diesen das hoch in die Höhe gehaltene Goldstück gezeigt, umgaben sie sie auf's Neue und eilten, allerdings ein klein wenig neidisch, mit ihr in's Dorf zurück, wo aus der Thüre einer ansehnlichen Pachterwohnung die Mutter, auf den angespannten Wagen hindeutend, ihr schon winkte; Diejenigen von den Kindern, die dem Hause nicht angehörten, blieben auch hier schüchtern zurück, während die zwei Uebrigen sowohl als Flora zu erzählen begannen. Allein die Zeit gestattete nur eine höchst unvollständige Auseinandersetzung. Erst im Wagen, in den die Mutter sie eilig hineinspringen hieß, mit dieser und deren Bräutigam allein, der Jene zur Vorstellung bei ihren Verwandten begleitet hatte, trug Flora ihren Bericht umständlich vor, der aber in ihrem Munde so abenteuerlich klang, daß Beide, besonders bei der kindlichen Begeisterung des Mädchens nicht recht klug daraus werden konnten, bevor sie in Paris und in ihrer Wohnung angelangt waren, wo die Frau Delarmieux ihren Oheim aus Versailles, Monsieur Bonhomme, antraf, der in diesen Tagen den Gipfel des Glücks erreicht zu haben wähnte, indem er so eben zum Oberaufseher der Einheizer im königlichen Schlosse ernannt worden war. Nachdem dieser das Goldstück gesehen, und mehrere Fragen gethan hatte, wurde ihm Alles auf einmal klar. Bei jedem Worte des kleinen Mädchens wurden seine Züge freundlicher und feierlicher. Er zog sich immer scheuer von der kleinen Nichte zurück, und staunte sie mit

immer größerer Verehrung an. Endlich winkte er gebietend mit der Hand dem um ihn verstummenden, verwunderten Kreise Schweigen.

„Er hat Dich geküßt?“ rief er, „Dich in seine Arme gedrückt? glückseliges Kind! Sage mir,“ fuhr er mit einer Art Aengstlichkeit fort, „bist Du unmittelbar darauf in den Wagen gestiegen? haben Deine Lippen nachdem keine andere Lippen berührt? hat selbst Dein Großoheim, der dicke Thomas Lardin, Dir nicht, wie gewöhnlich zum Abschied, einen tüchtigen Schmatz gegeben? Sei aufrichtig, Kind! und lüge nicht, denn es kommt auf etwas Großes an.“

„Nein, Oheim!“ sagte das Kind ängstlich, wiewohl mit einer Art verletzten Stolzes. „Ich hatte gar zu viele Sachen im Kopfe, und die Mutter zu sehr Eile dazu; und so sprang ich geschwind in den Wagen, ohne Jemand Lebewohl zu sagen; ich weiß zwar, daß es recht unartig war von mir —“

„Unartig!“ unterbrach der Oheim „Nein, Instinkt, Tact, angebornes Gefühl des Rechten, Tugend war es, beneidenswerthes Kind! Deine Lippen sind geheiligt worden, und es muß, von nun an, Dein ganzes Bestreben, Dein Morgen- und Abend-Gebet, ja selbst im Traume mußt du darauf bedacht sein, daß keine freche, unwürdige Berührung Deine Lippen je entweihe; denn wisse: der Mann, der diese an die seinigen gedrückt, der Dir seine Conterfei in Gold gegeben, ist, wenn nicht alle Kennzeichen trügen, der schönste Mann in Frankreich und der Mächtigste zugleich, der große Ludwig, der Vierzehnte

dieſes Namens geweſen, und die holdſelige Frau, die Du angeredet haſt, die ſchöne Herzogin de la Valiere."

„Die Maitreſſe des Königs?" unterbrach raſch fragend der Bräutigam.

„Was, Maitreſſe," fiel Oheim Bonhomme, ihn mit einem ſtolzzornigen Blicke niederſchmetternd, ein. „Nun ja, auch das, denn ſie beherrſcht die wärmſten Empfindungen ſeines Herzens, ſowie ſein Lächeln alle franzöſiſche Herzen, aber nicht in dem gemeinen Sinne des Pöbels; denn die Nähe eines Königs verwandelt die kleinlichen Begriffe flacher Alltäglichkeit in bewundernde Anbetung, und was der Rohheit als Laſter erſcheint, veredelt ſein Wille zu verehrungswürdiger Tugend; ja in ſo fern er den Gegenſtand ſeiner Neigung höher liebt, ſteht ſie noch höher in den Augen ſeiner Umgebung, als die Königin ſelbſt. Doch was wißt Ihr Leute, die Ihr nie die Luft des Hofes eingeathmet habet, davon? Genug, daß Dir, mein Kind! ein Heil wiederfahren, das nur wenigen Sterblichen zu Theil geworden, einen beſeligenden Kuß von den leiblichen — was ſage ich, mehr als leiblichen Lippen des größten aller Könige zu empfangen. Vergiß denn nicht, daß die Deinigen dadurch eine heilige Weihe für das ganze Leben erhalten, die Dir zur zeitlichen Ehre, zum ewigen Ruhm gereichen wird, in ſo fern Du dieſem Andenken treu und deſſelben würdig bleibſt. Zuweilen haben Eltern, um dem flüchtigen Gedächtniß der Kinder ein merkwürdiges Erlebniß recht einzuprägen, dieſen ein Paar tüchtige Maulſchellen applicirt; allein dieß Goldſtück, Flora! überhebt mich bei Dir des ähnlichen. Ich werde

es, noch in dieser Stunde am Rande durchbohren lassen, damit Du es an einer Schnur, gleich einem Talisman am Halse tragen und nie wieder ablegen mögest."

So geschah es auch; und wirklich schien dieß zufällige Ereigniß den kleinen Stolz des Mädchens auf eine merkwürdige Weise zu erregen. Sie wurde gesetzter und stiller, nahm aber dabei etwas herrisches in ihrem Wesen an, das durch die Nachsicht der Mutter und des neuen Vaters, welchen Beiden der königliche Obereinheizer, der, wiewohl in einem höchst untergeordneten Verhältnisse, doch am Hofe zu Versailles lebte, wie ein Orakel galt, noch vermehrt wurde. Indessen sorgte bald das Verhängniß dafür, daß diese Richtung einer inneren Verehrung und des äußeren Stolzes keinen nachtheiligen Einfluß auf den Charakter des kleinen Mädchens äußerte. Nach der Hochzeit der Eltern zogen Alle drei nach Flandern, dem Vaterlande des Stiefvaters, wo er in einer Mittelstadt eine Fabrik besaß, die, mit Fleiß und Umsicht betrieben, eben hinreichend war, der Familie ein mäßiges Loos zu sichern. Allein dieser war kein dauerndes Glück beschieden. Noch bevor Flora ihr dreizehntes Jahr erreichte, hatte ein Zufall dem Vater, und ein gehäßiger Proceß, den Nachlaß des Gatten betreffend, der Mutter das Leben geraubt. Und da mit dem Tode der Letzteren jede Hoffnung auf das Eigenthum verloren ging, ja nicht einmal so viel übrig war, daß die kleine Flora auf eine bequeme Weise nach Frankreich, zu ihren mütterlichen Verwandten, denen es auch wohl nicht angelegen war, sich in ihr eine Bürde auf den Hals zu laden, zurückgeschickt werden konnte; nahm ein Oheim des ver-

storbenen Stiefvaters, ein katholischer Landgeistlicher, sich der Verlassenen an, und sie in sein Haus auf, das nur von ihm, einer tüchtigen bejahrten Haushälterin und wenigem Gesinde bewohnt wurde.

Hier, in einem stillen idyllischen Leben, das von den Tugenden des frommen Pfarrers eine höhere Weihe erhielt, vergaß sie, ihm in kindlicher Liebe zugethan, allmälich die kleinen städtischen Unarten, die in dem elterlichen Hause Nahrung gefunden, bis sie durch den Gram der Mutter und an dem Krankenlager derselben, auf ihr besseres Innere zurückgeführt wurde. Die Sitten ihrer Umgebung wurden nach und nach die Ihrigen. Einfachheit und Wahrheit hatten den kleinen Kitzel der Eitelkeit, die keine Nahrung mehr fand, vertrieben, und unter heitern Gespielinnen ihres Alters fand sie die früher selten genossene ländliche Freude wieder, die sie in ihrem städtischen Leben oft vermißt hatte. Nur Eins aus ihrer früheren Zeit war ihr völlig lebendig geblieben, nämlich das Andenken an den Kuß der königlichen Lippen, der immer gleich frisch vor ihre Phantasie hintrat; und immer schien dabei das noch nie abgelegte Goldstück den geheimen Zauber zu bewähren, den sowohl christlicher als heidnischer Aberglaube Reliquien und Amuleten beilegt. Aber beschützte es sie auch gegen eine zu frühe leidenschaftliche Neigung, wozu die heitere üppige Lebensweise der reichen Landbewohner in dem damaligen Flandern allerdings Anlaß gab, so bildete sich auch dadurch eine sonderbare, der Phantasie entkeimende, Leidenschaft in ihrem Herzen für den flüchtig gesehenen König, von dessen Schönheit und Größe selbst in ihrer neuen Heimath der

Ruf allgemein war; welcher noch mehr als das Gedächtniß ihrer Phantasie Nahrung gab. Sie hatte wirklich sein Bild, wie das eines Heiligen, in ihrem Innern aufbewahrt, dem sie die erwachende Frühlings-Sehnsucht ihres Herzens zuwandte. Ja es schien sogar als erzürnten sie die einfachen, ihrer aufblühenden Schönheit dargebrachten Huldigungen, für deren Reiz die derbe Jugend ihrer Gegend keineswegs blind war; als malte sich, jedem männlichen Blick gegenüber eine spröde Zurückhaltung in ihren Zügen, während sie in dem Kreise ihrer Gespielinnen die Anmuthigste und Muthwilligste von Allen war. Freilich gab sie sich nicht den oft zärtlichen Liebkosungen ihrer Freundinnen hin. Nie sah man ihre Lippe die eines Mädchens, geschweige denn eines Mannes berühren, und selbst dem väterlichen alten Pfarrer, dem ein Kuß der Ausdruck seines Segens war, reichte sie nur die glühende Wange. Dessen ungeachtet sammelte, mehr als ihre allerdings sehr ins Auge fallende Schönheit, die reizende Anmuth aller ihrer Bewegungen, das Einzige was sie von ihrer pariser Erziehung übrig behalten hatte, eine Schar von jungen Anbetern um sie, unter welchen der Zurückhaltendste von Allen, vielleicht eben darum, oder als Anverwandter ihres Wohlthäters, ihre Aufmerksamkeit auf sich zog.

Kaum eine Viertelstunde von der Pfarre, in der Flora lebte, stand, der kleinen Herrschaft Kehrwaaren gehörig, eine angesehene Pächterwohnung, die eine reiche Familie Hooft inne hatte. Die bejahrte Frau des noch älteren Pächters war eine jüngere Schwester des Pfarrers, und ihr Wohnsiz das gewöhnlichste Ziel seiner Wanderungen,

wohin er nach beendigtem Gottesdienste beinahe alle Feiertage Floren mit sich führte, die hier bei der Tochter der Familie heitere Gespielinnen versammelt fand, die mit den Freunden der beiden Söhne des Hauses oft Pfänderspiele oder Tänze anstellten. Von diesen Söhnen war indessen der Aeltere, der nicht allein der Liebling der Eltern, sondern auch wenigstens des weiblichen Theils der Umgegend war, abwesend. Das Landleben und dessen, einfache Ausdauer fordernde Geschäfte hatten den flüchtigen, verzogenen Knaben nicht zugesagt. Er war daher, seinem Wunsche zufolge, in der nächsten großen Stadt bei einem Goldschmid in die Lehre gebracht worden, um dieses Geschäft, das damals an Rang und Würde der Malerkunst am nächsten stand, sich eigen zu machen. Der jüngere anwesende Bruder hatte, selbst als rüstiger Jüngling, noch viel von dem stillen schüchternen Wesen behalten, das ein zurückgesetztes Kind nur zu leicht annimmt. Sein ganzes Aeußere schien Phlegma, wenigstens Gleichmuth auszusprechen. Seine derben Züge, die selbst Merkmale von den Blattern trugen, waren nicht schön, aber die Glieder wohlgebaut. Gesundheit blühete auf seinen Wangen; und aus den tiefblauen, sonst kalten Augen leuchtete, in freilich nur selten erregten Augenblicken, eine so ernste Treue, ein so fester Muth hervor, daß sie Jedem, den solche Blicke trafen, Zutrauen einflößen mußten.

Dieser Blick war oft und nicht unbemerkt auf Flora gefallen, die, vielleicht eben weil dessen jedoch nicht untheilnehmender Gleichmuth so weit entfernt von der tändelnden Sehnsucht, von dem immer fertigen süßlichen

Streben nach Gefallen, das sie bei der übrigen männlichen Jugend ihrer Umgebung erwiederte, sich mehr als ihre Freundinnen, sowohl bei Tanz und Spiel als bei gelegentlichen Unterhaltungen mit dem schlichten anspruchslosen Jüngling abgab. Ihre Freundinnen zogen sie freilich nicht mit ihm auf; dazu war beider Unterhaltung zu gleichmüthig und kurz; allein eine Vorliebe für den Verwandten darin erblickend, meinten sie nur, daraus schliessen zu können, wie weit mehr das Muster aller Schönheit und Liebenswürdigkeit, der aufgeweckte Gabriel, wenn er einmal erschiene, bei ihr gelten würde. Und nicht ganz gewohnt ohne Neid Florens feinerer Anmuth gehuldigt zu erblicken, erklärten sie Beide, die sich noch nicht gesehen, im Voraus für Liebesleute; ja wenn Flora zuweilen dem stillen unbemerkten Raimund das Wort redete, nahmen Jene davon Anlaß, sie mit dem Abwesenden zu necken, der gewiß, durch sein Auftreten allein, die gute Meinung ganz sich aneignen würde, die sie nun von dem hölzernen Bruder hegte. Veranlaßten vielleicht diese kleinen Neckereien, daß eben das Gegentheil statt fand? Gabriel erschien wirklich ganz unerwartet. Auch der selbst erwählten Handierung war er überdrüßig geworden, oder ihr vielmehr nach einem mit seinem Meister gehabten Zwist entführt. Er hatte diesen plötzlich verlassen, und schien nun geneigt, sich dem Landleben zu widmen; welcher Einfall alle Aussichten des Bruders, der von den Eltern schon bestimmt gewesen, nach ihnen den Pacht zu übernehmen, über den Haufen warf, weil ein Wunsch von Gabriel hinreichend war, jeden genommenen Entschluß der Familie

wieder aufzuheben. Gabriel war wirklich ein bildschöner, gewandter anmuthiger Junge, dessen fast zu weibischem Aeußeren Niemand die Verwegenheit, den muthwilligen Leichtsinn, welche sein Benehmen an den Tag legte, zugetraut haben würde. Von zarter Jugend an der Liebling der Eltern, war er aus einem verzogenen Knaben ein übermüthiger schlauer Jüngling geworden, der, wenn auch nicht fähig, alle seine Umgebungen zu beherrschen, sie doch für sich zu gewinnen wußte. Flora sehen; nicht blos vom Hörensagen dazu bestimmt sie für das schönste Mädchen in der Gegend zu erkennen; aber vom Hörensagen, das Beide als das schönste für einander geschaffene Paar schon genannt, gereizt, sich entschliessen, ihre Liebe erobern zu wollen, war wirklich der Erfolg des ersten Anblicks. Selbst die kalte Sprödigkeit, die sie Gabrieln um so schroffer entgegenstellte, als seine Zuversicht auf die eigene Schönheit und Unwiderstehlichkeit sie verletzte, eben weil diese alle Farben des Bildes, das sie still im Herzen trug, zu vollem Glanze erfrischte, schreckte ihn nicht ab, vielmehr machten diese Ansprüche, mit dem gefühlten Gewicht des Vermögens der Eltern vereint, ihn immer zudringlicher je kälter sie sich gegen ihn benahm, bis er endlich dadurch, ohne selbst zu ahnen, warum, ihr vollends zuwider wurde. Ja es ahnte ihm nicht einmal, daß er eine Art innigeres Verhältniß zwischen ihr und dem Bruder so zuwegebrachte, in dessen treuem Blick der Ihrige einen Schutz nicht vergebens suchte. Obgleich von Gabriel, so wie von den Eltern selbst, in einer untergeordneten Lage festgehalten, die er mit dem Anschein als be-

merkte er ſie gar nicht, mit Geduld trug, wußte er dennoch, wenn er Florens Verlegenheit merkte, trotz den drohenden Blicken und dem übermüthigen Benehmen des Bruders, entweder durch irgend einen Spaß oder durch ein zufällig ſcheinendes Zwiſchentreten, ſie von ſeiner Zudringlichkeit, wenigſtens für den Augenblick zu befreien; daher blieb ihr auch hinſichtlich ſeiner die Geringſchätzung fremd, worauf ſie auf Gabriel noch ſtolzer als dieſer auf den Bruder, in der glühenden Anbetung ihres Herzens zu einem Gegenſtande hinabblickte, von deſſen Lob ihre begeiſterte Zunge in dem fremden Lande den entſprechenden lauten Wiederhall nicht fand, der in dem Hauſe ihrer Eltern, das von vielen Franzoſen beſucht wurde, ihrer Verehrung begegnet war; um ſo mehr drängte ſich dies Gefühl ſo in ihrem Herzen zuſammen, daß ihre Phantaſie keinem anderen Bilde neben dem ſeinigen einen Raum in demſelben geſtattete. Ja! dieſe wurde um ſo geſchäftiger, als es auf einmal hieß, daß Ludwig in eigner Perſon im Begriff ſtehe an der Spitze einer Armee in Flandern einzudringen. Wie durch den Schwung eines Zauberſtabes veränderte ſich nun die allgemeine Meinung von ihrem Abgott. Die vorige Bewunderung verwandelte ſich in tauſend giftige Pfeile, die nicht allein ſie, ſondern auch ihr Vaterland mit einer Schärfe trafen, die in ihrem Buſen Wunden auf Wunden häufte. Ja als nun wirklich franzöſiſche Truppen, auf die ſchonungsloſe Weiſe, die unter Ludwig dem Vierzehnten beinahe immer ihre Spuren bezeichnete, ſich über Flandern verbreiteten; als Maſtricht im Beiſein des Königs belagert wurde, und Angſt und Entſetzen ſich ihrer, ſo-

wohl nahen als fernern Umgebung bemächtigten: schien es ihr noch dringender als zuvor, an ihrem Traumbilde festzuhalten, von dem, ihrer Meinung nach, solche Greuel unmöglich ausgehen konnten. Vor Allem fühlte sie sich, durch Gabriels rücksichtslose Schmähungen gegen den Heiligen ihres Herzens, beleidigt. Den Heiligen! denn bisher hatte sie ihn ohne irgend eines verlangenden Wunsches, einer liebenden Sehnsucht sich bewußt zu sein als einen solchen verehrt. Erst als sie ihn giftigen Lästerungen, und im Kriege selbst vielleicht sogar Gefahren, feindlichen Kugeln bloßgestellt wähnte, begann sie, seiner als eines Menschen, der dem Wechsel aller Sterblichen unterworfen war, zu gedenken, für ihn zu zittern, um sein Leben besorgt zu sein. Auch dabei mußte sie unwillkürlich einen Vergleich zwischen beiden Brüdern anstellen, der zu Raimunds Vortheil ausfiel. „Schmähe nicht!" sagte dieser mit großer Ruhe, wenn Gabriels jugendlicher Ungestüm fast in Wuth ausbrach. „Schmähe nicht, sondern schärfe lieber die Waffen. Es ist thöricht, den Mund arbeiten zu lassen, wo allein die Stärke des Armes Hülfe leisten kann. Weiber hassen mit der Zunge, Männer mit dem Schwerte."

„Und dennoch," sagte Flora einmal bei einer ähnlichen Aeußerung ein wenig schnippisch: „Habt Ihr Euch noch nicht anwerben lassen, Raimund."

„Bei Wem?" gab dieser ruhig zur Antwort. „Sie berennen ja nur Festungen und nehmen Städte ein. Hinter den Mauern vermag ein Arm nur wenig. Das Land liegt offen. Gott behüte den Ort, dem sie schändend und

brennend sich nahen. Wo die Eltern sind, und Ihr weilet, da steht mein Regiment, da weht meine Fahne. Kann ich der untreu werden? Wem würde ich dann treu dienen können? Ach, Flora! habt Ihr bedacht, warum Euch der Bruder, mit Vorwissen der Eltern, gestern gebeten hat? Es ist nun an der Zeit, wo das Weib, wie der schwache Epheu, sich an einen männlichen Stamm schmiegen muß. Welche Antwort hat er zu erwarten? Bedenkt, daß wenn Gott uns vor feindlichen Mordbrennerhänden bewahrt, er Euch dann, besser als irgend ein Andrer in der Gegend, versorgen kann. Er wird einst reich, denn ich werde den Nachlaß der Eltern nicht mit ihm theilen."

„Ihr nicht?" fragte Flora. „Der leibliche Bruder nicht?"

„Er ist der Aeltere, und wenn auch nicht — ich kann entbehren, was die elterliche Sorge um ihn mir nicht gönnt. Ich weiß daß die Eltern schon ein Instrument haben aufsetzen lassen und es auch unterschrieben haben. Meinetwegen! ich beneide ihn nicht, denn ich brauche nur wenig. Die, um Derentwillen ich allein nur reich sein möchte, liebt mich nicht; allein kann Sie mich nicht glücklich machen, soll und wird doch ihr Glück mein Alles auf der Welt sein. Welche Antwort denkt Ihr dem Bruder zu geben?" fügte er, beinahe ängstlich, hinzu.

„Raimund!" erwiederte sie, nach kurzem Bedenken, „Euch vertraue ich gern, denn ich kenne Eure redliche Seele. Ich habe ihm Nein! zur Antwort gegeben; denn sein Reichthum und sein glattes Gesicht kümmern diejeni-

ge wenig, die sich etwas noch Reicherem und Schönerem geweiht und sich diesem dennoch nur im Traume nahen kann."

„Bedenkt," sagte Raimund erschrocken, und doch wie mit leichterem Herzen, — „daß er den Segen der Eltern erhalten die, in diesem Augenblicke von allen Andern eben nicht günstig angesehene Französin zu heirathen. Der Oheim ist alt, und wird täglich schwächer. Die Furcht vor dem, was kommen wird, zehrt an seinem Leben. Wenn er stirbt, steht ihr ganz verlassen."

„Verlassen?" versetzte sie mit schönem Vertrauen. „Bleibt mir nicht Gott, und in Euch ein Freund?"

„Ja!" rief er froh bestürzt, „auf mich könnt Ihr vertrauen. Euer Freund! ja, der bin ich — O! Flora! ich bin —

„Mein Freund!" unterbrach sie ihn stolz „Weder weniger noch mehr, will ich hoffen, sonst müßte ich mich von Euch — doch Ihr habt mir noch kein zudringliches Wort gesagt, und werdet mich ferner vor dem Wahnsinn Eures Bruders schützen. Er will nicht glauben, daß ich ihn nicht liebe. Es gehören jedoch andere Eigenschaften dazu, als Schönheit und Geld, um mich dem Gelübde meines Innern untreu zu machen. Lebt wohl guter Raimund!"

Er sah ihr verwirrt nach. „Sie liebt ihn nicht," flüsterte er seelenfroh. „Den reichen schönen Gabriel, dem alle Mädchen nachlaufen. — Ach! wie darf das dich erfreuen? — wird sie dich darum lieben, der weder seiner Schönheit, noch seiner Gewandheit sich rühmen kann, und seinetwegen arm bleiben wird? Hat sie sich nicht ausdrück-

lich merken lassen, daß ich ihr zuwider bin? Nun immer hin! So lange sie keinen Anderen liebt, darf ich treu an ihr hängen; treu aber stumm. Vor meiner Zudringlichkeit soll sie sich nicht fürchten; wenn ich sie nur verstohlen ansehen darf, bin ich schon froh. Was für ein Gelübde sie wohl meinen kann? ach, geht sie ins Kloster, so werde ich Mönch, das ist ausgemacht."

Wenige Tage waren aber hinreichend, nicht bloß alle innere Ansichten zu verrücken, sondern auch ihre äußeren Verhältnisse ganz umzugestalten. Die Gegend, in welcher Flora lebte, war bisher noch von keinem französischen Fuß betreten worden, und es lag nicht in dem Geist jener Zeit, wo die Communikationen schwerer waren und die Märsche langsamer vorrückten, sich übermäßig zu fürchten bevor die Gefahr, bei der Annäherung feindlicher, und selbst freundlicher Truppen durch Mißhandlungen und alle Greuel des Krieges, damals noch unheilbringender als in unseren Tagen, vor Augen oder überhängend war. Den folgenden Sonntag Nachmittag während die jungen Männer auf Kundschaft ausgegangen waren, weil sich denselben Morgen Gerüchte von der Annäherung des Feindes, die doch den Weibern verschwiegen wurden, verbreitet, hatten die Mädchen, wie gewöhnlich, wenn sie unter sich waren, sich auf der Flur vor der Pachterwohnung versammelt und vertrieben sich die Zeit mit Pfänder- und andern Spielen. So war die Reihe auch an Blindekuh gekommen, und Flora eilte so eben mit verbundenen Augen im Kreise suchend umher, als ein jauchzendes Gelächter sich ringsum erhob, das sie um so mehr reizte, da sie

lange Niemanden hatte haſchen können. Plötzlich war es ihr, als umſchwebe ſie immer näher eine neckende Geſtalt. Sie griff ſchnell zu, und faßte wirklich ein weibliches Kleid, deſſen Inhaber, ſtatt wie gewöhnlich zu entkommen zu ſuchen, ſie, im Gegentheil mit beiden Armen umſchlingend, an ſich zog. Während ſie mit der einen Hand die Augenbinde abzulöſen ſich bemühete, vernahm ſie nahe an ihren Lippen einen heißen Athem; und nur durch eine ſchnelle Wendung des Kopfes gelang es ihr, dieſelben vor dem glühenden Kuß zu retten, den ſie, freilich einen Augenblick nur, an ihren Wangen brennen fühlte. Aber noch ehe ſie ſich losreißen konnte, ward das räthſelhafte Weſen ihren widerſtrebenden Armen entzogen, und als in demſelben Moment die Binde fiel, erblickte ſie Raimund der mit derber Hand eine weibliche Geſtalt zur Seite ſchob in der ſie zu gleicher Zeit den als Weib vermummten Gabriel erkannte.

„Lächerlicher Spaßmacher,“ rief der Erſte ergrimmt „der hier Poſſen treibt; während der Feind in Anmarſch iſt. Komm und bewaffne Dich. Es gilt nun, unſer Eigenthum, dieſe Mädchen und unſere Eltern zu vertheidigen und zu retten.“

Gabriel war eben ſo muthig als leichtſinnig. Dieſe Worte waren hinreichend, um ihn die nur halbgelungene Liſt ſeiner liebenden Sehnſucht faſt bereuen zu laſſen. Der plötzliche Zorn in ſeinem Blicke ſchien dem Bruder nicht mehr zu gelten. Mit einem einzigen Ruck zerriß er das weibliche Gewand, warf es von ſich und ſtürzte, nur halb angezogen die zitternden Mädchen in Angſt und Verwir-

rung nachlassend mit Raimunden fort. Auch diese zerstoben nun wie aufgescheuchte Rehe. Mit hochklopfenden Herzen eilte Flora nach der Pfarrwohnug zurück. Auch hier traf sie schon Alles in voller Verwirrung.

„Traurige Nachrichten! geliebtes Kind!“ sagte der greise Pfarrer. „Jenseits des Waldes brennts. Feindliche Reiter streifen umher. Sind es nur Marodeurs, können sie vielleicht unsre muthigen Burschen verjagen. Gehören sie aber einem nachfolgenden Corps, dann Wehe uns! Du mußt Dich sogleich verstecken, liebe Tochter!“

„Nein! Nein! Väterchen!“ rief Flora, ihn ängstlich umarmend. „Wir wollen zusammen sterben!“

„Nicht doch mein Kind! Sie werden vielleicht meine grauen Haare ehren. Ich bin ein Diener des Herrn, und sie sind Christen! Nicht also Deine Jugend und Schönheit. Diese Lockung der Welt möchte sogar mir Gefahr bringen. Komm, ganz oben neben dem Giebelzimmer ist ein kleiner Versteck hinter dem Tafelwerk. Barbara soll eine Matraze hinauf bringen — bald! sogleich! damit keine eigennützige Seele, die um sich zu retten, Dich verrathen möchte, Deine Gegenwart ahne. Noch hat Niemand Deine Rückkehr bemerkt. Barbara!“ rief er. Die alte Haushälterin erschien. Er ertheilte ihr seine Befehle, und ihres inneren Widerstrebens ungeachtet mußte Flora der väterlichen Sorge sich fügen nachdem er die zitternden Hände segnend auf ihre Stirne gelegt. Einen Krug mit Wasser und einige Nahrungsmittel tragend, folgte sie seufzend der alten Barbara hinauf. Der kleine Verschlag unter dem Dache war dunkel. Nicht ganz ohne

Mühe, machte sie eine schon lockere Dachpfanne ganz los und richtete sie in die Höhe. So gestaltete sich ein, einige Zoll großes Loch, wodurch das Licht kärglich hineinfiel, das aber keine Aussicht gewährte. Sie sah nur Luft und in gerader Richtung vor sich hin, zwei kleine Spitzen, in welcher sie die Schornsteine der befreundeten Pachterwohnung erkannte, die sie vor kurzen verlassen hatte. Außer der Matratze, die nicht einmal ganz ausgestreckt in dem Verschlage liegen konnte, hatte die Alte ein Gebetbuch mitgebracht. Aber vergebens versuchte Flora, als Barbara den Verschlag vorsichtig von Außen zugemacht und ihn durch einen, mit großer Mühe herbeigeschleppten Schrank versteckt hatte, darin zu lesen. Ihre Seele befand sich in gar zu heftigem Aufruhr und als die anhaltende, von keinem Geräusch von außen gestörte Ruhe sich auch endlich ihrer Seele mittheilte, kehrten ihre Gedanken auf den kurzvorhergehenden Vorfall zurück. Der heiße Athem, der dicht an ihren Lippen vorübergesäuselt hatte, war also der eines Mannes, eines freilich schönen, aber durch seinen zudringlichen Ungestüm immer mehr verhaßten Mannes gewesen. Auch hier hatte Raimund, schnell besonnen, auf eine Art, die seine eigentliche Absicht nicht verrieth sie vor einer Gewalt, der sie, ohne sie zu kennen, beinahe unterlegen, befreit. Und wer weiß, ob er in diesem Augenblicke die drohende Gefahr nicht übertrieben? ob nicht um ihretwillen, um seiner treuen Hülfe Willen, der ganzen Versammlung, ja dem greisen Pfarrer selbst ein blinder Schreck eingejagt worden war? Diese Hoffnung tröstete, beruhigte sie, ja schmeichelte sogar ihrer

Eitelkeit. Sie gedachte des Freundes mit inniger Dankbarkeit. Indem ihre Phantasie mit ihrem schönen Traumbilde noch immer beschäftigt war, das indessen — sie selbst fühlte es mit Reue und Schrecken, — mit seiner Frische immermehr von seinem Zauber verlor, begann ihr Herz zu erkennen, daß es eine innere Schönheit gab, welche die Aeußere weit überreichte. Ein solches Beispiel trat ihr immer näher. Mit Raimunden konnte Gabriel, ihrer Empfindung nach, keinen Vergleich aushalten.

Unter solchen Betrachtungen war es immer dunkler geworden. Kein Geräusch hatte noch die lautlose Stille unterbrochen. Da war es ihr, als dränge plötzlich ein Summen verworrener Stimmen, ein klägliches Aufschreien zu ihr hinauf. Dann wurde alles plötzlich wieder still; aber eine sonderbare rothe Helle erleuchtete den kleinen Verschlag. Sie richtete sich aus ihrer liegenden Stellung halb empor. Da zitterte der erste Schlag der Glocke in dem nahen Thurme schneidend durch ihr Herz. Mehrere Schläge folgten gleich stark und immer schneller. Es wurde Sturm geläutet. Sie eilte zu ihrer kleinen Dachlucke hin. Die zwei weißen Schornsteinspitzen standen wie in einer Glorie von Feuer. Die Pachterwohnung brannte. „O! Raimund!“ rief sie unwillkürlich. „Also Euch hat das Unglück schon erreicht. Ich liebe die alten Leute nicht. Sie haben alles Uebel um seinetwillen verdient; aber gleichviel Er liebt sie! Schütze Du sie, O Gott: „Sie sank auf die Knie nieder und betete, wie lange wußte sie selbst nicht. Die Todesangst die sich ihrer bemächtigte, ließ sie jedes Zeitmaß vergessen. Plötzlich verstummte die Glocke als würde sie ge-

waltsam in ihrem Gange gehemmt. Sie horchte. Kein menschlicher Laut ließ sich vernehmen; doch erreichte allmälich ein sonderbares Knittern ihr Ohr. Es war ihr, als dränge durch alle Fugen ein heißer dicker Qualm zu ihr hinein. Mit dem Gedanken: Die Pfarre brennt, verlor sie die Besinnung.

Auf einmal war es ihr, als durchdränge eine schneidende Kälte alle ihre Glieder, als spielte ein eisiger Wind mit ihren Locken; zu gleicher Zeit säuselte ein warmer wohlthuender Hauch über Lippen und Wangen hin. Sie vernahm es deutlich, aber sie vermochte nicht sich zu bewegen, die Augen nicht aufzuschlagen. Da berührten ihren Mund mit einem sanften Druck zwei weiche, brennende Lippen. „Flora! meine Flora! lebe auf, oder laß mich mit Dir sterben — ich habe ja nun nichts, nichts mehr auf der Welt, als die Hoffnung daß Du noch lebest!“ hörte sie eine Stimme sagen, die ihr wohl bekannt tönte. Es war als hauchte ihr dieser Kuß einen belebenden Funken ein. Ein Anflug von Kraft zur Bewegung durchdrang sie wieder. Ihre Augenlieder gingen auf. Sie sah sich unter freiem Himmel; wo, konnte sie nicht erkennen, aber der Mond stand gerade über ihr hell und glänzend, und beleuchtete deutlich eine dunkle Männergestalt, die vor ihr hingekniet, über sie hingebeugt, ängstlich ihre Züge betrachtete. Sie erkannte, oder glaubte wenigstens nachher zwei treue Augen erkannt zu haben; denn in demselben Moment schlossen sich die Ihrigen wieder. Sie verlor, war es aus Schwäche, oder wegen des Mißbrauchs derselben die Besinnung auf's Neue.

Was während dieser zweiten Ohnmacht mit ihr vorging, wußte sie eben so wenig, als was unter der ersten mit ihr vorgegangen war. Sie befand sich, als sie sich wieder erhelte, auf einem ärmlichen Lager, innerhalb nackter unheimlicher Wände, welche die elende Wohnung eines verarmten Insassen zu verrathen schienen und nur von einer flackernden Flamme von Kienholz das auf einem niedrigen Herde brannte, vor dem ein altes Weib hockte, beleuchtet waren. Vor ihrem Lager saß, den Kopf auf die Brust herabgesunken, im halben Schlummer wieder eine männliche Gestalt. Es war als kehrte mit diesem Anblick die Erinnerung an ihr früheres kurzes Erwachen in ihre Seele zurück. Sie war schon im Begriff, unter streitenden Empfindungen zwischen Zorn und Beschämung, Raimunds Namen zu nennen, als sie mit Schrecken, den ein unfreiwilliger Ausruf verrieth, in dem schlaftrunkenen Manne, Gabrieln erkannte.

Bei dem ersten hörbaren Laut sprang er fast freudig in die Höhe, „Wo bin ich?“ rief Flora unwillkürlich.

„In Sicherheit!“ erwiederte er. „Laßt das Euch beruhigen. In Sicherheit alle Beide; — denn diese Hütte liegt mitten in einem Sumpfe, auf einem kleinen trocknen Grund, wozu der Pfad kaum von den Kundigen sich auffinden läßt. Ich bin bis mitten an den Leib mit Euch im Arme durch das Moor gewadet. Hier kann keiner von den Söldnern des verfluchten Ludwigs uns ausschnüffeln — wir sind in Sicherheit!“

„Und wo ist“ — unterbrach sie ihn; „wo sind?“ —

„Niemand ist übrig, als wir Beide;“ sagte er

dumpf. „Ob die Schweſter noch lebt, iſt ungewiß. Der Vater wurde von einem franzöſiſchen Schwert durchbohrt, die Mutter von dem Schrecken. Sie ſtarb noch eher als er. Ihr Grab ſelbſt hat ſie Beide nur kurz überdauert. Alles iſt in Mordbrennerflammen verzehrt. Auch Euer Oheim, Flora! Es iſt nicht Zeit, ſolche Greuel weder zu verſchönern noch zu verſchweigen — auch er iſt todt!“

„Und Raimund?“ ſchrie Flora auf.

„Todt“ ſagte Gabriel zögernd, kaum hörbar.

„Todt! ſagt Ihr!“ rief Flora! „Nein! Nein! ich habe — Ach! Gott! hat vielleicht nur ſein Geiſt mich umſchwebt? Unmöglich! Wie bin ich hierher gekommen?“

„Ihr hört es ja!“ verſetzte Gabriel faſt ungeduldig; „Als Vater und Mutter todt waren, als Haus und Hoffnung in Aſche lagen — trotz der Mordbrennerhaufen, eilte ich nach der brennenden Pfarre, und — Ihr habt es ja gehört durch das Waſſer habe ich Euch endlich hieher gerettet. Wir ſtehen allein in der Welt, und haben nur uns; allein wir ſind in Sicherheit!“

Da öffnete ſich die Thür und ein großer ſchlanker Mann ſchmerzlich an einem Stabe hinkend, trat herein. „Raimunds Geiſt!“ ſchrie Flora laut auf.

„Raimund ſelbſt!“ klang wieder die bekannte Stimme. „Warum nur ſein Geiſt!“

„Wie biſt du hergekommen,“ unterbrach ihn Gabriel raſch. „In der That!“ fügte er finſter hinzu: „ich glaubte dich im Sterben, oder ſogar todt.“

„Wie ich hergekommen bin? auf dem Pfade, mit

dem ich Dich bekannt gemacht habe, und den Du verfehlst haſt, wie ich höre und an deinen Kleidern ſehe. —" Er zeigte auf dieſe, die vor dem Herde hingen, und wirklich hatte Flora, ohne die befremdende Hülle zu bemerken Gabrieln nur an den Geſichtszügen erkannt; „und im Sterben, todt? Wer das, was ich dieſe Nacht erlebt habe, überlebt hat, ſtirbt nicht an den Schmerzen und an der Müdigkeit, die eine verbrannte Ferſe herbeiführt. Arme Flora! ach! wir ſind Alle recht arm!"

„Ja wohl!" rief Gabriel! „Alle Kiſten und Schränke geplündert, und das Haus abgebrannt!"

„Unſre Eltern! Euer Pflegevater, Flora! Möge es Euch tröſten daß ſein, daß Aller Kampf kurz war; die Schweſter iſt gerettet. Wie viele von Euern andern Freundinnen — wer kann es wiſſen? Ich habe nur an meine Nächſten denken können, und Gottlob! daß ich an Alle denken konnte! Es liegt doch eine ungeheure Kraft in der menſchlichen Bruſt. Liebe iſt mächtiger als Verzweiflung. Ihr habe ich zu verdanken, daß ich mitten unter den Mordbrennern Faſſung genug behielt, mich ihnen zu entziehen. Flora! die Gefahr iſt vorüber! Ach! freilich die Verheerung bleibt; allein der Haufen hat ſich zurückgezogen und die Officiere, ſagt man, werden zu ſchwerer Verantwortung gezogen werden; denn der König von Frankreich ſoll in der Nähe ſein und die hält er zu heilig für ſolche Gräuel. Hat Gabriel Euch mit allem was geſchehen iſt, bekannt gemacht?

„Flora," ſagte dieſer, „iſt erſt dieſe Nacht, die Zweite die wir hier ſind, zur vollen Beſinnung gekommen."

„Dachte ichs doch," rief Flora, die, alles andre vergeſſend, von einer Benennung berührt, wie zum neuen Leben erweckt wurde, „dachte ichs doch! ja der große Ludwig darf von ſolchen Gräueln nichts wiſſen!"

„Darauf kann," fiel Gabriel bitter ein, „der Fluch, den ganz Flandern über ihn herabruft, Euch beſſer Antwort geben als ich."

„Ich will nicht richten, wie ſchwer ich auch getroffen bin," ſagte Raimund dumpf. „Vergiß aber nicht, Gabriel! daß unſre Flora eine Franzöſin iſt. Ihr könnt nicht hier in dieſem ungeſunden Sumpfe bleiben, wo Entbehrung von faſt Allem Eure körperliche Schwäche nur vermehrt. Der Weg nach Aahlſt ſteht offen. Ich will Euch zu unſrer Muhme, die in einem Flecken unweit dieſes Ortes wohnt, führen. Sie iſt ſchon darauf vorbereitet, die Schweſter aufzunehmen, allein dieſe hat ſich tiefer in das Land geflüchtet. Es iſt mir gelungen, ein ausgeriſſenes Pferd aufzugreifen; ich habe es mit gebracht, und will Alles zu unſrem Abzug bereiten! Ach! es giebt nicht viel zu bereiten! Seht Euch nur nicht unterwegs um, denn überall werden Eurem Auge Gräuel und Verheerung begegnen. Labt Euch aber zuerſt." Er kramte nun in einem mitgebrachten Korbe, und zog einiges gedörrtes Obſt, feines Brot und eine Kanne friſche Milch hervor. „Ich habe es weit hergeholt," ſagte er ſeufzend „Dank ſei den flinken Füßen des Pferdes! —

Stärke auch Du Dich, Gabriel Du kannst es nöthig haben; ich will nach dem Pferde sehen."

Er eilte aus der Hütte. Gabriel sah ihm unmuthig nach. „Dennoch hat er Recht!" sagte er düster. „Ihr könnt hier nicht bleiben, Flora! warum aber — freilich," unterbrach er entschlossen sich selbst, „müssen wir an die nächste Zukunft denken, und Du mußt die Meine bestimmen. Siehe! Ich besitze nunmehr nichts Anders in der Welt, als diesen Arm, Muth, und meine Ansprüche auf Dich, die allein Beides stählen können. Ja! denn Dein Leben ist nun mein. Ich habe Dich gerettet. Du bist mein Eigenthum. Gieb Du Leben für Leben, denn ohne Dich —"

„Halt Gabriel!" versetzte Flora; „welchen entsetzlichen Augenblick wählt Ihr, um in mich zu dringen. Euer Eigenthum? Da sei Gott vor! Ich werde Euch ewig dankbar sein, wenn — Nein! Nein! unterbrach sie sich selbst. Möget Ihr auch diesen Leib gerettet haben, ins Leben habt Ihr mich nicht gerufen — Eure Stimme hätte es nicht vermocht, nicht Eure." Sie erröthete; „und hättet Ihr auch," fuhr sie mit erzürntem Stolze fort? „hättet Ihr mich auch zu einem entweihten Daseyn erweckt. — Wisset denn, die Nacht hat auch eine Sonne, welche nicht bloß freundliche Augen, sondern die eigne Seele erhellt. Wo erwecktet Ihr mich zum Leben?"

„Die Sonne, die damals schien," erwiederte er, „waren die rothen Flammen dieses Kienholzes, aber Ihr erkanntet mich und Keinen nicht."

„Seht Ihr! ich meinte eine Andere! ach!" fügte

ſie ſchmerzlich hinzu, „ſprecht nicht von Liebe, wo die blutigen Leichen Eurer Eltern, des guten Oheims, nur ein Geſchrei des Jammers geſtatten — haßt mich lieber, ich bete den König an, den Ihr verabſcheut!“

„Flora! ganz recht! Es iſt eine Zeit des Jammers, um ſo feſter und ſchneller gilt es, ſich an einander zu ſchließen. Es iſt eine alte Sitte unſres Landes, daß ein Mädchen, das ihre Hand einem Verbrecher reicht ihn dadurch von dem Galgen erretten kann, ſo auch, daß wann ein Mann einem Mädchen das Leben rettet, es ſein werden muß, wenn er es verlangt. Iſt es nicht ſo?“ wandte er ſich mit einen ſcharfen Blick an Raimund, der ſoeben in die Hütte getreten war.

„Was? — Es iſt ſo! —“ ſagte dieſer mit niedergeſchlagenen Blick, als wäre es ihm genug dem Bruder nicht zu widerſprechen.

„Auch“ fragte Flora! „wenn ein älteres Gelübde ſie bindet? wenn ihr Herz ſolchem Verlangen widerſtrebt? Laßt mich in Frieden Gabriel! Euch rufe ich um Schutz an Raimund! Ihr werdet meinen Schmerz ehren!“

„Du hörſt es Bruder!“ ſagte Raimund mit Gewicht, jedoch gelaſſen.

„Ja! ich höre es!“ rief Gabriel heftig! „Ha! ich höre es, daß ich ein Bettler geworden bin! Euer König hat mich dazu gemacht; allein Ihr kennt mir das Verlorne zehnfach erſetzen. —“

„Wodurch? Gabriel! In dieſer Hinſicht ſeid Ihr mir nur gleicher geworden da ich ſchon lange arm bin. Die Hand, der das Herz nicht folgt vermag

keinen Verluſt zu erſetzen. So bin ich noch ärmer als Ihr!"

Gabriel ſah ſie lange düſter an. „Ich habe Unrecht," ſagte er „Euch zumuthen zu wollen, meine Armuth zu theilen, da Ihr ſchon meinen Reichthum verſchmähet habt, aber zu der Zeit hatte ich keine Anſprüche auf Euch, wie jetzt. Es iſt klar, ich muß in die Welt hinaus! ſehe ich Euch einſt wieder, werde ich jene geltend machen. Habe ich doch Alles fahren laſſen um Euch zu retten," fuhr er mit einem feſten Blick auf Raimund fort, „Vergeßt nicht, daß es bei uns heißt: Leben für Leben! Ihr ſeid, ich wiederhole es, mein Eigenthum."

„Könnte ich Euch das Leben retten, Euch Beiden," ſagte ſie mit einem unwillkürlichen Blick auf Raimund, „wie gern thät ich es ſelbſt mit Verluſt des Meinigen, rechnet mir dennoch dies Gefühl nicht hoch an, denn auf mein Leben ſetze ich wenig Werth. Aber verlangt nicht mehr."

„So ſchwört mir auch," rief Gabriel! „daß Ihr, bevor das geſchehen iſt, es keinem Andern hingeben wollet, dann darf ich hoffen, daß mein wiederkehrender Wohlſtand und meine Bemühungen um Euch, Euch einſt rühren werden."

„Das Erſte ſchwöre ich Euch gern," gab ſie lächelnd zur Antwort; „denn ich habe mir ſelbſt gelobt, ledig zu bleiben. Mein Herz iſt, damit Ihr es nur wißt, von einem Bilde voll, das keinem Andern Raum geſtattet, es ſei nun dieſer Gegenſtand in dem Himmel oder auf Erden, Euch gleich viel."

„Verſprecht auch in kein Kloſter zu gehen" verſetzte Gabriel, „ehe ich Euch den Brautſchatz dazu liefere. Ich gehe, um denſelben zu gewinnen. Gelingt es mir, fühle ich auch Muth in mir Euch dem Himmel ſelbſt ſtreitig zu machen. Möget Ihr dann ſelbſt wählen?"

„Was habt Ihr vor? fragte Flora ſchnell.

„Es iſt Krieg," fuhr Gabriel fort; „und ich will dem Feinde mein geraubtes Gut wieder abgewinnen, damit ich, ſo wie vorher, vor Euch erſcheinen kann. Ich habe auch eine königliche Seele. Ja, Flora! Ihr habt Recht. Als Bettler wollen wir uns nicht verbinden. Möget Ihr denn Raimunds Armuth theilen, bis Ihr an meinem verlornen und wieder gewonnenen Reichthum Antheil nehmen könnt. Ich übergebe Euch ſeinen zuverläſſigen Händen. Seine Rechtlichkeit ſei einſt Zeuge zwiſchen uns."

Er reichte dem Bruder die Hand, der ihm die ſeinige wiedergab. „Ich fordere ehe ich ſcheide, nur einen Kuß von Euch zum Abſchied, den Erſten!"

„Ich habe ſeit meiner erſten Jugend noch keinem Manne die Lippe hingereicht." ſagte ſie raſch „Ich habe es gelobt, und mein Gewiſſen ſoll mir nicht vorwerfen können, freiwillig einem Gelübde untreu geworden zu ſein. Ich kenne die bindende Gewalt eines Kuſſes!" Sie ſchlug die Augen zu Boden. Als ſie dieſe, ſich wieder faſſend erhob, begegnete denſelben auf Raimunds Wangen, der hinter Gabriel, von ihm unbemerkt, daſtand, eine Gluth, welche plötzlich mit ihrer Wärme ihren Buſen durchdrang und den Augenblick, als ſie jene Nacht zu kurzer Beſinnung kam, ihr lebhaft vor die Seele ſtellte.

„Lebe wohl, Gabriel!“ flüsterte sie verwirrt, ihm die Hand reichend. „Ich wiederhole was ich Euch versprochen, wenn Euch ein so unsinniges Gelübde beruhigen kann, und werde freudig dem Schutze vertrauen, den mir, wie Ihr sagt, die Armuth Eures Bruders darbietet.“

Sie verließ schnell in Begleitung des winkenden, düster schweigenden Raimunds, die Hütte, und schwang sich, der Sitte des Landes gemäß, hinter ihm auf das Pferd, in diesem Augenblick nur ängstliche Eile, aus Gabriels Nähe fort zu kommen fühlend, während das Thier mit bedächtigen Schritten über den schmalen, unscheinbaren Knippeldamm, der von der Hütte ab durch den Sumpf führte, hintrabte, und recht bald Beide auf bekannten Boden brachte. Als sie aber hier die Blicke aufschlugen begegneten diesen, fast mit jedem Schritte, noch rauchende Ueberreste niedergebrannter Gebäude, einzeln hervorragende Schornsteine, blutige zerrissene Lumpen, ja selbst verstümmelte Leichname, kurz überall herzzerreißende Erinnerungen der so plötzlich hereingebrochenen Gräuel. Der Verlust des geliebten Greises, der guten Barbara, von der Raimund nicht wußte, wo sie geblieben war, der furchtbare Tod seiner Eltern, spiegelte sich Alles so schrecklich in dieser Verwüstung ab, daß sie im tiefen Schmerze die Augen schloß, und das Gesicht zwischen Raimunds Schultern verbergend, immer lauter schluchzete. Zum ersten Mal legte sich ein blutiger Nebelschleier um das immer bleicherwerdende Bild in ihrem Herzen. Hatte denn die Anbetung ihrer ganzen Jugend nur einem Wesen gegolten, das verdienten Fluch auf sich geladen hatte? Sie

wieß dieſen Gedanken mit Abſcheu zurück. Dennoch fühlte ſie den vorher fröhlichen Stolz ihres Herzens gebrochen. Es war ihr, als habe eben dieſe Anbetung Fluch über ihr eigenes Leben gebracht. An Gabriels Bewerbung dachte ſie nicht; aber ganz nahe unter ihrem umſchlingenden Arm klopfte bei ihrem ſtillen Weinen in immer ſtärkeren Schlägen ein Herz, das ihr immer theurer, ja ſeit kurzer Zeit ſo theuer geworden war, daß das wiederhervorgerufene Bild in ihrem Herzen gegen ihren Willen mit blauen Augen ſie anblickte. Es war ihr klar, daß Gabriel ihr nicht ganz die Wahrheit geſagt. Sie zweifelte nicht, daß es Raimunds treue Blicke geweſen, die im hellen Mondſcheine in die Ihrigen hineingeleuchtet hatten. Nicht daß er, unter dem ängſtlichen Streben, ſie ins Leben zurückzurufen, ſei es nun aus Angſt oder Liebesdrang, mit ſeinen Lippen ihr in das Herz das belebende Gefühl gehaucht, das es noch gegen ihren Willen erwärmte. Wie war ſie aber aus ſeinen Armen in Gabriels Obhuth gekommen? Sie wagte nicht zu fragen. Die leiſeſte Anſpielung würde ihm ja entdecken, daß ſie einen Verrath an der Keuſchheit ihrer Lippen errieth, über den ſie, trotz ihres Beſtrebens, ihm doch nicht recht zürnen konnte. Es war ihr ſogar, als theile ſie dieſe Schuld, und eine ſchüchterne Verſchämtheit, die ſie zuvor nie in Raimunds Nähe gefühlt, bemächtigte ſich ihres Weſens. Es war ihr, als könne ſie ihm nicht mehr frei in die Augen ſehen, als brennten die ſeinigen ſchärfer, mit ſonderbarem Eindruck auf ſie. Ja als müſſe ſie den Blatternarbigen, ſeit kurzer Zeit bläſſer gewordenen Mann immer hübſcher finden. Dieſe auf dem

Pferderücken sich hervordrängenden Vorstellungen, wurden ihr die folgenden Tage, in der sichern Behausung der gutmüthigen Muhme, immer deutlicher. Dabei fühlte sie mehr als je das durchaus Abhängige ihrer Lage. Die allgemeine Unsicherheit und Noth machte ihr diese freilich weniger drückend, weil das gemeinsame Bedrängniß die ängstlichen Herzen theilnehmender gemacht hatte; sie empfand aber, daß es so nicht immer bleiben konnte. Jedoch, wo sollte sie hin. Ohne das Geringste an Geldeswerth zu besitzen, durch verödete, noch von den Gräueln des Krieges beunruhigte Gegenden nach dem Vaterlande zurückzukehren, schien ihr nicht unerträglicher, als hier vom Gnadenbrod zu leben, von Brode, das Allen so karg zugemessen war! Gar nichts von Geldeswerth? trug sie denn nicht immer am Halse das von keinem gesehene jedoch um so mehr geahnte Goldstück, ein Bild darstellend, das sie nur fast täglich zu betrachten brauchte, um ihre Verehrung aufrecht zu erhalten. Konnte, durfte sie sich aber dessen entledigen, so lange noch ihr Gemüth ein Gefühl vor der selbst auferlegten Pflicht, von der Liebe ihrer Phantasie, von der Heiligkeit eines Gelübdes festhielt? Und doch schwebte es ihrem gesunden Verstande vor, als wäre der einzige vernünftige Zweck dieser langen Treue nun erreicht, indem er gedient hatte ihr einen Schatz, wie klein er auch sein mochte, bis zu einem Augenblicke aufzubewahren, wo er fähig war, sie aus drohender Noth zu retten. Ja, ihre anbetende Liebe selbst begann in diesen Stunden der Verlassenheit, die ihr nur in Raimunds Treue einen festen Halt darbot, dem sie sich hinzugeben jedoch

ſcheuete, nun da die ſie umgebende Bedrängniß der Phantaſie keine müſſigen Spiele geſtattete, ihr als thöricht zu erſcheinen. Sie fühlte ſich ſelbſt gedrungen, um die Lage des treuen Freundes zu verbeſſern, ſich eines Schatzes zu entäuſſern, dem die Noth der Zeit einen zehnfachen Werth gegeben. In dieſem Zwieſpalte ihrer Seele ſehnte ſie ſich nach einem Zeichen von oben, nach einem Orakelſpruche, der ihr das Rechte zeigen möchte, denn ein tiefes Gefühl ihrer Bruſt widerſtrebte dem Gedanken, daß ſie einer bloßen gehaltloſen Idee ihre Jugend hingeopfert habe. In dieſem Streite mit ſich ſelbſt floh ſie unwillkürlich Raimund, den ſie außerdem weniger ſah; denn ſein rüſtiger Verſtand wieß ihn an, die augenblickliche Lage, ſo gut es gehen mochte, für ſie und ſeinen abweſenden Bruder — Gabriel, war ſeit ihrer Trennung in der Moorhütte, wie verſchollen — zu benutzen, und was Brand und Plünderung zufälligerweiſe unverſehrt gelaſſen, aus den in Schutt begrabenen Trümmern des elterlichen Nachlaſſes zu retten. Er eilte daher alle Morgen nach der verödeten Heimath, kehrte aber jeden Abend zurück. Es war ihm als müſſe er wenigſtens Florens Schlaf bewachen, da er ſich nicht im Stande ſah, ihr Wachen zu beglücken.

Nachdem ſie eines Morgens, die kleinen häuslichen Geſchäfte, in die ſie ſich eingeniſtet, beſorgt hatte, wanderte ſie, wie beinahe täglich, in tiefen traumähnlichen Gedanken, die durch einen Wald führende Landſtraſſe, die zugleich den Flecken durchſchnitt, entlang. Sie war heute noch nachdenklicher als ſonſt. Ein plötzliches Gerücht von Frieden war denſelben Morgen frohlockend durch

den Ort gezogen und diese Botschaft war eine ernste Mahnung an sie, nun, da Alles in die gewöhnliche Ordnung zurückkehren werde, auch an ihre Zukunft zu denken. Sie empfand eine Erregung im Innern, eine ängstliche Unruhe, die ein unwillkürliches Weinen, in das sie ausbrach, nicht beschwichtigen konnte. Raimund war den vorigen Abend nicht zurückgekehrt; obgleich sie sich noch nicht, sie selbst betreffend, mit ihm berathen hatte, war es ihr doch, als thäte ihr um seinen Rath, um seine Gegenwart noth.

Auf einmal wurde sie durch ein nahes Pferdegetrampel, das sie in der Entfernung gar nicht bemerkt hatte, aufgestört. Ein Trupp Reiter sprengte mit verhängtem Zügel dicht an ihr vorüber. Diesen folgte eine sechsspännige Kutsche, in welche sie so eben im Vorüberfahren unwillkürlich hinein zu schauen im Begriff war, als ein hintengebliebener Vorreiter, zwischen sie und den Wagen heransprengend, an ihr so nahe vorüberstreifte, daß sie erschrocken zurückfuhr, und dadurch in den, weder tiefen noch nassen, Graben an der Seite der Landstrasse hinabfiel. Im Fallen noch erblickte sie eine Dame, die erschrocken mit einem lauten Aufschreien die weißen Hände nach ihr aus der Kutsche streckte. Aber noch bevor sie leicht aufgesprungen war, und ihren Anzug in Ordnung gebracht, hatten Reiter und Wagen sich in einer allmälig wieder verschwindenden dicken Staubwolke verloren. Es war indessen, als habe dieser Fall ihren Lebensgeistern neue Frische gegeben. Aus ihren Träumen so gewaltsam emporgerissen, entschloß sie sich rasch wieder umzukehren, um an den äußeren Be-

wegungen des Lebens muthig Theil zu nehmen. Im Fortgehen aber den Blick, ſo wie man gewöhnlich thut, auf die Stelle hinwerfend, wo ſie hinabgeſtürzt war, gewahrte ſie dicht an dem Gleiſe des Wagens, einen Glanz, der in der Sonne mit tauſend funkelnden Farben ſpielte. — Sie eilte hin und hob ein Armband auf, an welchem ſie ein kleines Bild in einem Nimbus von ſtrahlenden Edelſteinen erblickte. Ach! die Krone von Brillanten über demſelben, wäre nicht nöthig geweſen, um ſie den angebeteten Ludwig in der Fülle höchſter Jugendſchönheit, blühender und anmuthiger als er je ihrer Seele vorgeſchwebt hatte, erkennen zu laſſen. Es war, als friſchte dieſer Anblick, wie mit einem Zauberſchlage, alle verblichenen Farben, alle ſchlummernden Kräfte, die ganze Liebestreue ihrer erregten Phantaſie auf. Nur er ſtand vor ihrem Blicke. Er blickte ſie erzürnt ob ihrer kühlen Treue, die einer Untreue ſo ähnlich ſah, ernſt mit Vorwürfen an, und zu gleicher Zeit verhieß das ſüße Lächeln des Mundes ihr Verzeihung und Gnade. Sie drückte unwillkürlich das Bild an ihre Lippen, und in demſelben Moment war es ihr, als hätten dieſe die verlorne Weihe aufs Neue erhalten, und der beſeligende Hauch einer lebendigeren Liebe war auf einmal wieder wie vertilgt. Ihr Herz fühlte ſich durch neue Kraft ermuthigt. Raſchen Schrittes eilte ſie das Bild in der hohlen Hand verbergend, es noch immer betrachtend, in den Flecken zurück. Hier fand ſie Alles in lautem Freudentaumel. Es war Friede. Die an ihr vorbeifahrende Kutſche hatte im Orte angehalten, ſie führte die Geliebte des Königs mit ihren Frauen Ach! wie ſehr verdroß es

Floran die Züge, die nur noch schwach in ihrem Gedächtnisse lebten, im Vorüberfahren nicht wieder erkannt zu haben. Allein noch bevor sie mit geheimem Wohlgefallen den Namen La Valière aussprechen konnte, klang ein andrer Name in ihr Ohr. Es war, hieß es, die Madame la Marquise de Montespan gewesen, eine stolze Frau, die den Einwohnern ihre demüthigen Begrüßungen kaum erwiedert hatte. Sie war dem König nach den Niederlanden gefolgt, hatte sich indessen von dem Schauplatze des Krieges entfernt gehalten, und sollte nun mit dem König unsern Gent zusammentreffen, um mit ihm nach Frankreich zurückzukehren. Montespan! also der Mann, dem sie eine entsagende phantastische Treue gewidmet hatte, kannte diese, den schönsten Schmuck der Seele nicht? Nun immerhin! erwartete denn sie andern Lohn, als den, welchen treue Ergebung in sich selbst trägt? als das stolze Bewußtsein, einst seiner Gnade gewürdigt gewesen zu sein? Stand er doch selbst so hoch über allen Sterblichen, daß der allgemeine Maßstab menschlicher Tugenden nicht zu ihm hinaufreichte. Geziemte es ihr zu mäkeln, wo sie nur in Demuth verehren durfte und sollte. Die rohen, derben, wie gewöhnlich gemeinen Urtheile ihrer Umgebung über Wesen, die selbst für ihren Anblick zu erhaben waren, ekelten sie an. Sie flüchtete sich in den einsamen Garten hinaus, sich ihren erfrischten Jugenderinnerungen hingebend. Die jüngst erlebten Gräuel, selbst das Grab ihres Wohlthäters, das sie früher sich gelobt, besuchen zu wollen, Gabriel, ja auch der treue Raimund waren vergessen; aber klarer, bestimmter entschiedener trat das, was

ſie zu thun habe, vor ihre Seele. Der erſehnte Fingerzeig von oben war gekommen. Das Orakel hatte geſprochen. Nein! ſie durfte nicht der Verehrung untreu werden, die ihre Jugend vor allen Verlockungen geſichert hatte. Sie fühlte ſich wieder ſtolz auf eine Liebe, die keinen andern Zweck hatte als ſich ſelbſt, Leib und Seele desjenigen würdig zu erhalten, der, durch einen Kuß ſeiner königlichen Lippen, ſie vor allen ihres Standes geehrt. Und dennoch war es, als habe plötzlich dieſe Liebe eine ſinnlichere Richtung genommen. Sie drückte das Bild mit einer Wärme an ihre Lippen, die ſie bei dem Goldſtücke nicht durchſtrömt hatte. Es war, als ſuchte ſie durch geheime Liebesgrüße vergebens den beſeligenden Hauch, der ſie vor kurzem ins Leben zurückgerufen, als empfände ihre Bruſt eine unbeſchreibliche Leere bei dieſem Mangel, bei dem Mangel der liebevollen Arme, die ſie einen Augenblick nur umfaßt hatten, welchen ihr das ſchöne Bild ſelbſt nicht erſetzte. Nicht deſto weniger ſchien es ihr nicht bloß, als winke es ihr fort von hier. Nein! es war ſo. Wußte ſie nicht gewiß, daß dies Bild der Monteſpan gehörte? War es auch der Wille eines höheren Verhängniſſes, daß jenes, als eine kräftige Mahnung an das ſchwankende Herz, in ihre Hände fallen ſolle? Und fühlte ſie ſich auch unfähig, es zurückzugeben, mahnte doch zugleich die reiche Faſſung ſie an die Pflicht der Redlichkeit, dieſes der Eigenthümerin wieder einzuhändigen. Wie aber konnte dieß anders, als durch Rückkehr in ihr Vaterland geſchehen? Zwar war ſie ohne Mittel, aber das Bild machte ja einen Talisman aus, fähig die geſchwächten Kräfte des Alten

in ſich aufzunehmen und zu ſtählen, während jener zu demſelben Goldwerth, den er mit tauſend Andern theilte, herabgeſunken, ihr nur ein Mittel darbot, ohne unterwegs weder zu betteln noch zu verſchmachten, in die geliebte Nähe wiederkehren zu können. Unter ſolchen Gedanken verging ihr der lange Tag wie eine Stunde. Sie erſchrack faſt, als die Dunkelheit eintrat, und Raimund noch nicht da war. Eine bange Unruhe um ihn, die Sorge dankbarer Freundſchaft bemächtigte ſich ihres Herzens. Sie ſchlief nicht die ganze Nacht. Sie zitterte, daß ihm ein Unfall zugeſtoßen ſei! Sie hatte die Abſicht gehabt, ſogleich den nächſten Morgen, wenn ſie ihn geſehen, geſprochen und ihm Lebewohl geſagt haben würde, aufzubrechen, und empfand nun, daß es ihr unmöglich ſei, ihren Entſchluß auszuführen, bevor ſie nicht ſeines Wohlſeins wegen beruhigt war.

Mit wachſender Unruhe, jedem Laut horchend ſtand ſie am Morgen auf. Ihre Reiſe, der große Ludwig, das Bild ſelbſt waren vergeſſen. Wie oft ſuchte ſie Gelegenheit, in die Hausthüre zu ſchlüpfen, von der man die Landſtraſſe entlang weit hinſchauen konnte. Endlich erſchien in der Ferne ein junger rüſtiger Wanderer. Es war Raimund. Sie erkannte ihn an dem etwas hinkenden Gange. Eine lebhafte Freude durchrauſchte ihr Inneres. Allein kaum hatte er ihr die Hand gereicht, ihr ſein unerwartetes Ausbleiben erklärt, das von dem plötzlichen Erſcheinen des Beſitzers der Herrſchaft Kehrwaaren herrührte, der alle ſeine Pachter verſammelt und ihnen, ſo gut er konnte, Troſt eingeredet, der jedoch wenig gefruch-

tet hatte, weil sie nun durch ihn selbst erfuhren, daß er so viel verloren, daß er sich gezwungen sah, ihr ferneres Schicksal dem ersten besten Käufer seiner Güter, der ein annehmbares Gebot machte, zu überlassen — als Floras Seele, die in einem solchen Wechsel kein größeres Ungemach für ihn erblickte, sich aufs Neue beruhigt fühlte. Sie zog ihn rasch mit sich in den kleinen Garten, und erklärte ihm dort ihren unwiderruflichen Entschluß, sogleich nach Frankreich zurück zu kehren.

Er erblaßte. „Ach! Gott!" rief er höchst bestürzt aus. „Was wird Gabriel dazu sagen, wenn er zurückkehrt?"

„Gabriel!" erwiederte sie, unwillkürlich verletzt. „Nun! auch in der Ferne besteht ja mein Versprechen. Ich bleibe ja ledig und bedarf keinen Brautschatz, denn ich gehe in kein Kloster. Möchtet Ihr mich denn wirklich gern als Gabriels Weib sehen?"

„Möchte es ihm gelingen, Euch glücklich machen zu können, warum dann nicht! ich wünsche nur Euer Glück. Ach! ich hatte gedacht, während seiner Abwesenheit durch Beharrlichkeit und Fleiß einen neuen Pacht zu erschwingen, und die Gebäude wieder aufführen zu können. Aber das übersteigt meine Kräfte und vollends jetzt, da Ihr die Gegend verlaßt, und mit Euch Ausdauer und Muth auch mich verlassen. Wie denkt Ihr denn, ein einzelnes Weib ohne Mittel, mit keiner andern Wehr, als Eurer Unschuld, mitten durch die verwüsteten Fluren und die Nachzüglerhaufen durchzukommen? Seht! ich habe ja keine Hei-

math mehr. Laßt mich Euch begleiten!“ die Thränen traten ihm in die Augen.

Sie schüttelte den Kopf; denn fühlte sie auch, welchen großen Troſt, welche zuverläſſige Hülfe ihr ſeine Gegenwart leiſten würde, ſo empfand auch zu gleicher Zeit ihr ihm freundlich geſinntes Herz, daß ſie ihm Beides doch nur durch ſcheinbaren Undank vergelten könnte. Sie war nicht ſelbſtſüchtig genug, um ein ſolches Opfer annehmen zu können. „Nein!“ ſagte ſie feſt. „Ihr habt hier Heimath, Verwandte und einen Boden, der ſo gut wie Euer iſt. — Ich bin auch nicht allein. Ich habe Gott und — Muth, der mich nicht verläßt, ſo lange ich nur für mich ſelbſt zu fürchten brauche. Wollt Ihr mir aber einen Liebesdienſt erweiſen,“ fügte ſie hinzu, ohne ihm den kleinen Schatz, auf den ſie vertraute, zu verrathen, „ſo verſchafft mir Mannskleider. Doch ach! Ihr habt ja nur, was Ihr am Leibe tragt!“

„Doch! doch!“ verſetzte er freundlich. „Hätte ich doch nicht gedacht, daß meine kleine Eitelkeit mir ſolchen Segen bringen ſollte. Ja, mein Sonntagskleid habe ich noch. Ich hatte es ſchon vorher zu dem Schneider hier im Orte gebracht, weil er der Beſte in der ganzen Gegend iſt, damit er es ſo umänderte, daß es mich beſſer kleide. Ich eile ſogleich. Er ſoll es kürzer und enger machen, dann wird es Euch paſſen. „Ach!“ ſetzte er ſeufzend hinzu. — „Es wird mir dennoch ein ſaurer Gang!“

„Ich nehme es an, Raimund!“ ſagte ſie freundlich. „Ich nehme gern das letzte Opfer an, das Ihr mir bringt. Ich will Euer dabei in ſchweſterlicher Liebe gedenken, je-

doch nicht in Rücksicht auf Gabriel. Von ihm hätte ich es nicht angenommen!"

„Weil!" — erwiederte Raimund schmerzlich, „Ihr wie jedes Mädchen ihn doch im Grunde gern habt. Ihr wollt nur nichts davon wissen. Nun! nun! zürnt nicht! glaubt mir: es freut mich doch, daß Ihr mich nicht ganz verwerft. Und doch habe ich vielleicht mehr, als er, gegen Euch verschuldet, vielleicht sogar, wenn Ihr es ahnt, trägt er die Strafe dafür." Es war, als erstickte ein geheimes Weinen seine Stimme. Er eilte schnell fort.

Flora sah ihn den ganzen Tag nicht wieder; aber es klopfte in ihrer Brust, als hätte diese ihn verstanden, als gäben ihr diese Worte die freudige, erleichternde Gewißheit, an der sie doch kaum gezweifelt hatte, daß er den Verrath an ihren Lippen begangen habe, dem sie, nur um seinetwillen sich bemühete, einen mildern Namen zu geben. Ach! vergebens suchte die wachgewordene Sehnsucht ihrer Brust in dem Anblick des Bildes die Oede derselben zu beschwichtigen! In der Nähe ihres Traumbildes hoffte sie, würde dieß Gefühl sich geben.

Kaum dämmerte in Osten der nächste Morgen, als sie an dem Fenster ihres kleinen Zimmers, das auf den Hof ging, klopfen hörte. Sie sprang auf und erkannte, durch die Scheiben blickend, trotz der noch ungewissen Dämmerung, Raimund. Sie warf sich schnell in die Kleider, und ohne Aengstlichkeit und Ziererei, machte sie leise die Thüre auf. Er trat, mit dem versprochenen Anzug über den Arm, ein. Seine Stimme zitterte.

„Hier, Flora!" sprach er, „was Ihr verlangt

Seid Ihr noch wie gestern gesinnt, müßt Ihr schnell fort, ehe Jemand aufwacht und Euch in diesem befremdenden Anzuge erblickt. Ach! ich zitterte, als ich ihn zur Hand nahm, und bedachte, wie ganz ohne Mittel und Stütze Ihr Euch in die weite, böse Welt hinaus wagt. Indessen freut es mich doch, schmerzlich freut es mich, daß ich in einer Hinsicht Euch den Weg erleichtern kann. Ich habe mir etwas Erspartes zurückgelegt, das ich aus mehreren Gründen, Gottlob! immer bei mir trage. Konnte ich es wohl zu einem besseren Gebrauch aufbewahren? Seht hier einen ganzen flamischen Goldgulden, und noch einen, den ich Euch in kleinere Münze umgewechselt habe. Hier, in den Falten des Kleides, sind noch drei eingenäht. Ach! ich habe nicht mehr thun können."

„Nein!" sagte Flora bestürzt und gerührt: „Nein Raimund! ist es mir doch, als habe ich Euch genug beraubt, als daß ich Euch noch das Letzte abnehmen sollte! — Ich brauche Nichts!"

„Doch! doch!" gab er zur Antwort. „Freilich habt Ihr mir etwas Besseres, gegen Euren Willen geraubt. Nun in der Trennungsstunde drängt es mich, es Euch zu sagen. — Alle Hoffnung auf Liebesglück — meine Ruhe! Aber das Letztere könnt Ihr mir wieder geben. Was soll mir das Geld? es kann mir ja nur so Freude machen. Bedenkt, wenn ich mir Euch dächte, in der Fremde, hülflos, bettelnd hungrig umherirrend — ich müßte ja vor Angst und Schmerz in meiner fernen Unthätigkeit untergehen. Aber so darf ich doch, wenn ich des Abends zu Bette gehe denken: Sie hat ein noch weicheres

Bett, und du haſt es ihr bereitet. Und wenn ich des Morgens aufſtehe, werde ich denken: Sie wird doch nicht auf wunden Füßen ſeufzend vorwärts ſchreiten. Ein Wagen hat ſie aufgenommen, und ein labendes Frühſtück harret ihrer; und dir war das unverhoffte Glück gegönnt, durch dein kleines Erſparniß ihre Schönheit und Geſundheit erhalten zu können. Seid großmüthig, Flora! und raubet mir nicht dieſe große, große Freude. Behalte ich doch keinen andern Troſt im Leben; aber der wird bis zum Ende deſſelben ausreichen. Verweigert Ihr mir dieſe letzte Bitte, mögt Ihr es auch verantworten, wenn ich das ſchöne Geld in den Fluß, und wenn der Teufel Oberhand bekömmt, mich ſelbſt hinterdrein werfe!"

„Nein!" verſetzte Flora mit Thränen. „Ich nehme es — ich werde mir nicht die Freude verſagen, zu mir ſelbſt ſagen zu können: der treue Freund hat mich geſättigt, ſeine Fürſorge hat mir dieſes Lager bereitet, und ein Goldſtück werde ich, wie es auch gehen mag, zu Eurem Andenken aufbewahren. Und klopft eine gar zu harte Noth an, werde ich lieber etwas anderes —" ſie brach düſter ab.

„Gottlob!" ſeufzte Raimund, „ſo bin ich übermäßig belohnt. So habe ich doch Euch mein ganzes Glück zu verdanken! Und nun, Gott mit Euch, Flora! denn ich kann doch keinen Abſchied, ſo wie mein Herz es wünſcht, von Euch nehmen."

„Auch ich nicht!" ſagte Flora! „ich kann gar nicht Abſchied von Euch nehmen, bleiben wir uns ja doch in unſern Gedanken nahe." Sie lehnte ſich einen Augenblick

an seine Schulter und berührte mit ihrer Wange seine Stirn; aber, als schreckte sie zusammen vor der Empfindung, die sich in ihrem Herzen regte, fuhr sie schnell wieder auf, und rief: „Fort! fort alle trübe Gedanken! Es gilt nun muthig zu sein!“

Raimund eilte, die Hände vor das Gesicht schlagend, aus dem Zimmer, und kletterte über die niedrige Mauer zurück. Flora zog sich schnell an, überließ dem Freund, Dank und Entschuldigung bei der Muhme auszurichten, und bevor eine halbe Stunde vergangen war, befand sie sich schon auf dem in südwestlicher Richtung führenden Wege. Gerade vor sich hinsehend, nur zuweilen verstohlen seitwärts blickend, blieb es ihr nicht verborgen, daß zwischen den Stämmen der Bäume des dünnen Waldes, durch welchen die Landstrasse hinlief, eine männliche Gestalt sie in weiter Entfernung eine gute Strecke begleitete, bis sie auf einmal verschwunden war; bei welcher Entdeckung die freudige Aengstlichkeit in Florens Busen sich in einer sonderbaren Empfindung von plötzlichem Verlassensein auflöste. Indessen ging die Reise glücklich von Statten, besonders da sie kleine Umwege nicht scheute, um den Händen der Nachzügler zu entgehen, die wie ein blutiger Streif quer durch das Land zogen. Auf flämischen Boden stimmte das Gefühl des zurückkehrenden Friedens, so wie in Frankreich selbst die lebhaften Berichte des jungen Landsmannes von den erlebten Gräueln, die Gemüther milder. Gastfreiheit und Sparsamkeit machten die Reisekosten noch unbedeutender, als sie vermuthet hatte, und so kam sie, Dank den vielen gutmüthigen Fuhrleuten, die denselben Weg wie sie zogen,

ohne eben sehr ermüdet zu sein in Paris an, wo sie sich nur so lange aufhielt, als sie Zeit brauchte, um einen Brief in ihrem eigenen Namen an ihren Oheim Monsieur Bonhomme im Schlosse zu Versailles zu schreiben, mit welchem sie sich ohne Verzug, aus der ihr fremd gewordenen Vaterstadt dorthin begab. Obschon sie daselbst gleich erfuhr, daß dieser Mann noch am Leben, kostete es ihr doch mehr Mühe, als sie gedacht hatte, ins Innere des Schlosses zu bringen, und Zutritt bei dem königlichen Einheizer zu erhalten. Endlich vorgelassen, sah der Greis, den jungen, fremdartig angezogenen Mann, mit ungewiß gewordenen Blicken mißtrauisch an, während er das Schreiben öffnete.

„Von meiner Nichte Flora Delarmieur!" murmelte er — „besinnt sie sich endlich auf den alten Oheim? Ich habe einmal Großes von ihr gehofft, Großes, sage ich! — Nun, nun, das ist wohl längst zu Wasser geworden. Hm! hm! zu Grunde gerichtet, durch den Krieg! durch unsre Truppen verarmt! Ja so! Euch anstellen, einen Fremden! Prosit die Mahlzeit! Nein! meine kleine Flora! Hm! hm! — ich verstehe — das Mädchen hat Euch wohl recht lieb!" fragte er grimmig.

„Ja Monsieur!" sagte sie, ihn, von tausend kindlichen Erinnerungen erweicht, durch Thränen anstarrend, fast unwillkürlich — „sehr lieb."

„Wohl sogar ihr Bräutigam!" brach der Alte halb erzürnt, halb theilnehmend aus.

Flora schüttelte den Kopf. „Sie hat reichere und

ſchönere Freier gehabt, als ich einer bin — aber — ſie wird nie heirathen."

„Nie heirathen?" wiederholte der Alte lebhaft.

„Man ſagt," erwiederte ſie ſchlau, „daß ſie um den Hals das Bildniß eines Heiligen trägt, das freilich Niemand geſehen, das ſie aber aller weltlichen Liebe unzugänglich macht!"

„Wirklich!" rief der Greis freudig! „Ja wenn dem ſo iſt, wenn ſie wirklich der Gnade und meiner Lehre ſo treu geblieben iſt, ſo ſollt Ihr angeſtellt werden, Burſche! Wie heißt Ihr denn? hm, hm — Hooft, den Vornamen kann ich nicht leſen."

„Gabriel," ſagte Flora raſch. Sie hatte indeſſen, mit dem Namen des Freundes, mehr als ſie es ſich ſelbſt bewußt war, vor der Seele, in dankbarer Erinnerung an ihn, Raimund hingeſchrieben, aber nun, da es galt eine Unwahrheit, die ihr ſo fremd war, laut auszuſprechen, nannte ſie faſt unwillkürlich den, ſo wie ſie, in die Welt, Gott weiß wohin, ausgewanderten Gabriel, deſſen muthigen Leichtſinne ſie ja auch nachahmte.

„Gabriel Hooft alſo —" wiederholte der Greis. „Nun gut, gut, denn ſo geziemt es mir, mich ihrem Wunſche zu fügen; dann hat ſie ganz über mich zu befehlen von wegen — Nun! das geht Euch nichts an. Nur daß Ihr ſo theurer Empfehlung würdig bleibt. Aber von unten an müßt Ihr anfangen, wie ſichs gebührt. Betragt Ihr Euch gut, ſollt Ihr bald, um Ihretwillen Holz in die allerhöchſten Gemächer tragen dürfen. Ihr ſollt ſogleich ein Bett im Schloſſe erhalten, ja ſogar ein Zimmer für

Euch selbst, was freilich ein lächerliches, naseweises Verlangen von ihr sein würde, wenn nicht — Ja! Ja! fühlt sie doch mit Recht, daß sie über den Oheim gebieten kann!"

Flora frohlockte im Stillen, so leicht, viel leichter als sie sich es vorgestellt hatte, eine Anstellung im Schlosse zu erhalten, und rechnete dieß mit Stolz, so wie der Anschein sie belehrte, ihrer geheimen Treue zu. Dennoch schien es, als sollte sie weder so leicht, noch so bald ihren Zweck, den König recht in der Nähe zu sehen, erreichen, obgleich ihr Herz, bei dieser fast zur Gewißheit gewordenen Hoffnung, immer sehnsuchtsvoller, und jedes Mal, wenn sein Name genannt wurde, immer unruhiger klopfte. Mehrere Monate gingen hin ehe der König selbst nach Versailles zurückkehrte. Hielten sie doch die vielen Dienststufen, die sie noch zu besteigen hatte, zwar nicht von den sogenannten königlichen, so doch von seinen Gemächern entfernt, wenn auch ihre Dienstgefährten, zufällig oder bei besondern Gelegenheiten, in seiner Gegenwart erscheinen durften. Ja! was noch schlimmer war, es schien, als suchte ein neckisches Verhängniß sogar zu verhindern, daß sie ihn nicht einmal in der Ferne erblickte. Entweder erschien er da, wo sie es gewiß gehofft hatte, gar nicht, oder, wenn sie sich an einen Ort hingeschlichen, wo er durchkommen mußte, rief sie, kurz vor dem ersehnten Augenblick, die gebieterische Stimme des Aufsehers ab.

Mehrere Wochen, die ihre Ungeduld zu Monaten verlängerte, waren so vergangen, als es sich einmal traf, daß Ludwig, nach einer unruhigen, schlaflosen Nacht, lange vor der Zeit des gewöhnlichen Levées aufstand,

und von einem geheimen Feind, der ihn oft gequält haben soll, der Langenweile, getrieben, sein Schlafgemach verließ, und, hie und da ein Gemälde oder aufgestelltes Kunstwerk besehend, in den anstoßenden Gemächern, zu einer Stunde, wo noch keine Hofleute erschienen, und Einheizer und andre Arbeitsleute im Schlosse geschäftig waren, herumwandelte. Da vernahm er plötzlich durch die offne Thüre eines Gemachs, dem er sich so eben näherte, und das nur diesen einzigen Eingang hatte, ein Geräusch, und hinblickend bemerkte er einen jungen, dem Anschein nach untergeordneten Arbeiter, der eben im Begriff war, die oberen Stufen einer Doppelleiter zu besteigen, um sich lang hinaufstreckend einen silbernen Kronleuchter, der von der Decke herabhing, loszumachen.

Der König sah ihn einen Augenblick an, und da die Leiter sich unter dem Burschen zu bewegen schien, trat er schnell hinzu, und diese mit der Hand anfassend, sagte er: „Nehmt Euch in Acht, die Leiter ist zu kurz und obendrein auf Rollen. Ihr könntet Euch ja wenn ich nicht dazu gekommen wäre, den Hals brechen.“

„Entschuldigen Sie tausendmal Monsieur!“ erwiederte der Arbeiter. „Sie leisten mir da einen großen Dienst! Alle meine Cameraden sind wie zerstoben nach Paris hin, um den Einzug des fremden Ambassadeurs zu sehen — ich bin ganz allein.“ Er hatte indessen den schweren Kronleuchter losgemacht, stieg vorsichtig herab, stützte sich sogar ein wenig auf die Schulter des Königs, der sich es lächelnd gefallen ließ, und, nachdem er sich in Danksagungen erschöpft hatte, eilte er mit dem Leuch-

ter, durch die Thür, wo der König hineingekommen war, fort.

Noch denselben Abend wurde in den Gemächern des Königs davon gesprochen, daß ein verwegener Dieb einen erst denselben Tag vermißten kostbaren Kronleuchter entwendet, und daß der Großrichter des Schlosses schon eine Untersuchung eingeleitet habe. Der König stutzte. „Ei!“ sagte er endlich lachend. „Ich werde den Herrn Schloßrichter ersuchen, die Sache zu vertuschen, denn in solchen Sachen versteht das Gericht keinen Spaß, und ich bin es, der dem Dieb die Leiter gehalten hat.“

Diese Worte, und die darauf folgende Auseinandersetzung gingen wie ein Lauffeuer durch das Schloß, und verdoppelte den Eifer der Untersuchung. Die vielen Arbeiter aller Art im Schlosse erboten sich sogleich, als fühlte Jeder durch diese Frechheit seine Ehre befleckt, sich als Gefangene zu stellen. Eine allgemeine Bestürzung war unter allen Officianten verbreitet, und der Großrichter erschien vor dem König mit der demüthigen Frage, ob Ihre Majestät, den Dieb gewürdigt, ihn so genau zu betrachten, daß sie vielleicht einige Kennzeichen behalten, wodurch die Entdeckung dieses Spitzbuben erleichtert werden könnte?

Nach dem Ermessen des Königs war der Dieb ein junger, hübscher zwanzigjähriger Bursche von beinahe weiblichem Ansehen. Diese Erklärung brachte sogleich ein zufriedenes Lächeln in alle Züge der gealterten Dienerschaft, während dagegen die jüngere von einem noch größeren Schrecken ergriffen wurde. Nur ein bejahrter Diener theilte diesen, nämlich der Obereinheizer, der sich nicht

verhehlen konnte, daß diese Beschreibung Zug für Zug auf den jungen von seiner Nichte ihm empfohlenen Flamländer paßte, und er wurde bald inne, daß leider Viele außer ihm dieselbe Bemerkung gemacht hatten. In seinem Dienstcifer glaubte er sogar, vielleicht um dadurch einen Vorwurf wegen seines unvorsichtigen Zutrauens zu mildern, ohne Verzug seinen Verdacht dem Schloßrichter mittheilen zu müssen. Es wurde beschlossen, ganz in der Stille, während seines Schlafes in das Zimmer des jungen Flamländers einzudringen und seine Sachen zu untersuchen; dieß geschah. Der alte Bonhomme half selbst, die Zimmerthüre mit seinem Hauptschlüssel zu öffnen; während die Wache Florens Bett umgab, — die, wenn auch nicht ahnend, daß ein solcher Verdacht sie betroffen hatte, dennoch vor Angst zitternd, mit schneller Besonnenheit die fehlenden Kleidungsstücke, deren Mangel ihr Geschlecht hätte verrathen können, in der Eile anlegte — wurde sogleich ihre kleine Commode geöffnet. Außer ihrer eigenen unbedeutenden Habe wurde zwar nichts, was auf den Kronleuchter selbst Bezug hatte, gefunden, aber dennoch mehr als genug, um den Verdacht zu rechtfertigen. Es lagen nämlich, sorgfältig zusammengelegt, vor aller Augen da: erstlich eine Halskrause von Spitzen, in der man sogleich das Eigenthum des Königs erkannt haben würde, wenn sie auch nicht an dem leinenen Saum ein doppeltes L. mit einer Krone darüber getragen hätte, ferner ein Brustlatz von Silbermoor, einige gebrauchte Hutfedern, eine Locke augenscheinlich von den Perücken des Königs, und endlich ein treffliches Miniaturbild höchstdesselben, das aus der Fassung genommen war.

Flora wurde sogleich, unter harten Schmähungen, ins Gefängniß geführt. Niemand zweifelte daran, daß nicht der junge ausländische Einheizer, der wegen der Gunst, in der er bei dem Aufseher stand, lange ein Gegenstand des Neides seiner Cameraden gewesen, der Thäter sei; und die verlegene, schweigende Demuth seines Gönners bestärkte diese Ueberzeugung noch mehr. „Ist es nicht, wie wir gesagt?" jauchzten die Arbeiter, „Kein Franzose hat sich an dem Eigenthum des Königs vergriffen." Es wurde diesem sogleich den folgenden Morgen gemeldet, daß der Missethäter verhaftet sei, und in weniger als einer Stunde gabs keine Seele im Schlosse, ja sogar in der anstoßenden Stadt, die nicht schon um diese glückliche Entdeckung gewußt hätte; alle weitere Nachforschungen der Polizei wurden sogleich eingestellt, alle Diener waren wie berauscht vor Freude. Dem König aber schien es, trotz seiner ernsten Strenge, doch ein wenig zu Herzen zu gehen, daß eben seine Aussage die nächste Veranlassung zur Entdeckung eines Rettungslosen gegeben, und er ließ dem Großrichter bedeuten mit dem Verhafteten so gelinde als es die Umstände nur erlaubten, zu verfahren.

Flora hatte indessen eine qualvolle Nacht zugebracht. Erst bei der Untersuchung ihrer Habe, war es ihr klar geworden, wovon die Rede war, und die Entdeckung ihrer geheimen Schätze, die sie zu jeder Zeit in eine peinliche Verlegenheit gesetzt haben würde, zog ihr bei dem damit noch mehr begründeten häßlichen Verdacht eine Beschämung zu, die ihrem stolzen Herzen noch bitterer war, als selbst der Tod. Dem hohen Gegenstande ihrer Anbetung, dessen

würdig zu sein, ihr geheimstes, innerstes Bestreben gewesen, mußte sie, unter der Gestalt eines gemeinen Verbrechers, zum ersten Mal wieder genannt, vielleicht sogar vorgestellt werden. Sie war völlig betäubt. Als sie den folgenden Morgen vor den Großrichter geführt wurde, stand sie wie ein in sich zusammengesunkenes Automat. Sie hatte zwar die Augen offen, aber statt beweglich zu sein, dreheten sich alle Gegenstände vor diesen um. Sie vernahm zwar die Stimme des Richters, sie vernahm viele Stimmen, aber ihr Verstand faßte nicht ihre Sprache. Sie schwieg, fast ohne es sich selbst bewußt zu sein. Nachdem man stundenlang sich vergebens bemüht hatte, sie zum Reden zu bringen, wurde sie in den Kerker zurückgeführt. Sie hatte ein besseres Gefängniß erhalten, aber sie merkte es nicht. Keine vernünftige Seele schien mehr in ihrem Körper zu sein, sondern nur ein thierischer Instinkt sie noch zu beleben. Der Großrichter der Empfehlung des Königs eingedenk, und vielleicht auch in der, zu der Zeit seltnen Meinung, daß Nachsicht und Milde hier mehr als Drohungen ausrichten würden, hatte dem Gefangenwärter eine mehr als gewöhnlich milde Behandlung eingeschärft. Dieser ließ nicht undeutlich merken, daß sie diese Milde, so wie die bessere Nahrung der Gnade des Königs zu verdanken habe. Sie hatte anfangs seine Worte nicht gefaßt, aber der Name des Königs machte sie aufmerksam. Sie hörte ihn immer achtsamer an. War es doch, als erleuchtete jener in dem fremden Munde, wie ein klarer Stern, allmälig die dunkle Nacht ihres Innern. Mit der Kraft der Besonnenheit kehrte auch ihr Muth zurück. Sie fühlte

ſich ja unſchuldig. Es war, als fordere dieſe königliche Milde, die ja nur ihre Lebensſonne geweſen, ſie zur Wahrheit auf, als könne das offne Bekenntniß derſelben, das Geſtändniß einer Anbetung, die nur im geringeren Grade jeder Franzoſe mit ihr theilte, ſie von dem Verdachte reinigen, welchen eben dieſe über ſie verhängt hatte. Es war ja Pflicht gegen ſich ſelbſt, gegen die unbeſcholtenen Namen, den, welchen ſie ſelbſt trug, und noch mehr gegen den, welchen ſie ſich angemaßt, die ſchüchterne Scham ihres Geſchlechts zu überwinden. Sie brach in Thränen aus und in dieſen löſte ſich jede Verſtellung auf. Als ſie den nächſten Tag vor Gericht geführt wurde, war in ihrer ganzen Haltung, in allen ihren Zügen, in dem ängſtlichen Ausdruck derſelben, ja ſelbſt in ihrer ſanften Stimme das Weib unverkennbar. Der Richter, mit dem ſie ſich in gemeſſenen Worten eine geheime Unterredung erbat, hörte ſie erſt zweifelnd, dann immer gütiger an, als ſie zwar mit niedergeſchlagenen Augen, aber feſt die Beſchuldigung des Diebſtahls von ſich ablehnend, ihm ihr Geſchlecht und die liebende Verehrung, die ſie in dieſe ſonderbare Lage gebracht hatte, entdeckte. Doch verſchwieg ſie ihm aus weiblichen Zartgefühl nicht blos ihren Namen und ihr Vaterland, ſondern auch den Urſprung dieſer phantaſtiſchen Anbetung, die eben dadurch ein noch abenteuerlicheres Anſehen erhielt. Sie rief den Kammerdiener des Königs zum Zeugen, daß ſie ihm jene abgelegten Gegenſtände abgekauft, ſo auch die Marquiſe de Monteſpan ſelbſt, der ſie die reiche Faſſung des gefundenen Bildes zugeſtellt hatte, und erklärte ſich nur an einem

Raube, dem der Locke schuldig, welche die geliebten Schläfe berührt hatte, weil sie gefürchtet, sich durch einen Ankauf eines solchen Gegenstandes zu verrathen.

Der Großrichter ließ sie in das Gefängniß zurückführen und begab sich zum König, dem er alles mit dem Beifügen mittheilte, daß die Wahrheit so unverkennbar aus ihrem schlichten Berichte sprach, daß er sie kaum mehr bezweifeln konnte. Der Kammerdiener stimmte ihrer Aussage bei und die Montespan selbst gestand, auf die Anfrage des Königs, daß sie wirklich in Flandern ein Armband mit diesem Bilde verloren und die reiche Fassung desselben, zu ihrer größten Verwunderung, gleich nach ihrer Rückkehr nach Versailles, in ihrem Ankleidezimmer, unter mehrerem unbedeutenden Schmuck, den sie keines sorgfältigen Aufbewahrens werth geachtet, gefunden hatte. Sie hatte nicht gewagt, diesen Verlust vor dem König zu erwähnen.

Diese geheime, verschwiegene Liebe schmeichelte wohl, aber verwundete das eitle Herz des Monarchen nicht. Indessen war er doch zu königlich gesinnt, um nicht dankbar zu sein. Er empfahl dem Großrichter die tiefste Verschwiegenheit, gebot ihm, alle die weggenommenen Kleinigkeiten zurück zu geben, sie in der Stille dem Gefängniß zu entlassen, weiblicher Obhut zu übergeben, und, da eben denselben Abend ein Hofball statt fand, der dem König Anlaß gab, sich unbemerkter als gewöhnlich zu entfernen, sie während desselben in sein Cabinet führen zu lassen, da er doch begierig war, sie zu sehen; dann den folgenden Morgen die Unschuld des Verhafteten und, wie es heißen

ſollte, mit Erſatz Entlaſſenen laut zu erklären und in der Stille nichts zu unterlaſſen, um den wirklichen Dieb zu entdecken. Der Großrichter glaubte dieß Alles nicht verſchwiegener und behutſamer ausführen zu können, als daß er dem Obereinheizer, im Verein mit dem nun Alles wiſſenden Kammerdiener des Königs, die Ausführung, Floren betreffend, übertrug.

Jener war einer Ohnmacht nahe, als er zu dem Richter hinbeſchieden wurde. Zitternd an allen Gliedern trat er vor dieſen, und nur mit Mühe gelang es ihm, den Uebergang von der tödtlichſten Angſt wegen befürchteter Zurechnung, zur höchſten Entzückung der Seele zu verbergen, als er durch die Mittheilung des Richters, der, über die Wichtigkeit des Auftrages, die verſchuldete Strafpredigt vergaß, in dem angeblichen Dieb die eigene Nichte und in ihrer ſchwärmeriſchen Liebe zum Theil ſein Werk wiedererkannte. Aber er hütete ſich wohl, dieſe Freude zu verrathen, und verſprach mit gebührender Demuth, die anbefohlene Verfügung zu treffen.

Flora war indeſſen ruhig mit erleichtertem Herzen in ihren Kerker zurückgekehrt; aber als Stunde auf Stunde verging ohne daß ſie irgend eine Wirkung ihres Geſtändniſſes erfuhr, bemächtigte ſich neue Angſt ihrer Seele. Wie, wenn dieſe geheime Anbetung den König beleidigt hätte? Wenn er das ſträfliche Zurückhalten ſeines Bildes dem ihm ſo tief untergeordneten Geſchöpf übel genommen, einer Liebe zürnte, die nur zu entſchuldigen war, ſo lange ſie tief im Herzen aufbewahrt wurde, oder — ſie glühete

vor Scham bei dem bloßen Gedanken — vielleicht sogar mit der Montespan eine Anbetung belachte, die nun zum ersten Mal mit nüchterner Vernunft betrachtet, ihr recht thöricht vorkam. Ungeduld, Unruhe, Unzufriedenheit mit sich selbst, Reue über ihr Geständniß wechselten in ihrem Innern ab, oder verrinten sich zu einer Pein, die noch unleidlicher wurde, so wie das Tageslicht allmälig bis zur tiefsten Finsterniß schwand. Da rasselte es endlich am Schloß und der Gefangenwärter mit seiner Laterne trat, von einem Manne begleitet, ein, in welchem sie den Oheim erkannte „Ihr seid unschuldig befunden und seid frei," sagte der Erstere. „Ich habe schon seit Stunden den Befehl, Euch zu entlassen; allein dieser Herr, dem Ihr übergeben werden sollt, hat Eure Entlassung bis zur Nachtzeit verschoben."

Bonhomme faßte ihre Hand: „Ja! Ja! junger Mensch! Dankt der Gnade des Königs Eure Freiheit. Wir Beide haben aber auch ein paar Worte miteinander zu reden. Ungestraft dürft Ihr mich nicht getäuscht haben!" sagte er in einem harten Ton. So führte er sie schweigend durch die halbdunklen Corridore des Schlosses in ein Gemach, das, wie sie wohl wußte, an die Zimmerreihe des Königs stieß. Hier schlug ihr Lichtglanz und Duft des feinsten Räucherwerks entgegen. Ein zierliches Bett war an der einen Wand aufgestellt. Ueber einen Stuhl hing ein vollständiger kostbarer weiblicher Anzug. Als er sie hinein gehen geheißen, machte er die Thür hinter ihnen Beiden zu, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß kein Lauscher in der Nähe sei, legte er plötzlich das

finstere Gesicht ab, und schloß sie freudig in seine Arme. „Umarme mich! Nichte!“ rief er. „Wie habe ich auch meine Herzens Flora nicht gleich erkannt! Jedoch meiner Blindheit, und der frohen Ueberraschung wegen, sei es Dir vergeben, daß Du mich hinters Licht geführt. Also Dein Gelübde hast Du heilig gehalten, und den großen König in Dein Herz geschlossen? Habe ich Dir nicht einst gesagt, daß der Lohn nicht ausbleiben würde? Er hat Deine Anbetung, Deine treue Ergebenheit mit Wohlgefallen vernommen. Eine erhabene Thräne — nun ich bin freilich nicht dabei gewesen, allein ich kann mir vorstellen wie sie in seinem Auge gezittert hat. — Sieh, er schickt Dir alle diese werthen Angedenken zurück.“ Und nun führte er sie zum Tische hin, wo Flora, die ihn, freudig bestürzt, mit klopfendem Herzen angehört hatte, mit einem Blick die bekannten Gegenstände überflog. Doch vermißte sie sogleich das Bild. Ihr ängstliches Herz fing aufs Neue an zu verzagen, während Monhomme ohne Unterbrechung fortfuhr: „Ja! er will die hohe Gnade haben, Dich zu sehen, zu sprechen! Bedenke die Wichtigkeit eines solchen Momentes“ fuhr er einen bedeutenden Blick im Zimmer herumwerfend fort. „Dieser kann Dein und Deines alten Oheims Glück machen, den Du hoffentlich nicht vergessen wirst. Sobald der König den ersten Tanz nach Mitternacht beendet hat, wird er hier erscheinen. Niemand außer seinem Kammerdiener, außer mir und Dir wird diese Zusammenkunft erfahren; allein hast Du auch, Flora! seit wir uns nicht gesehen, Deine Lippen heilig und unberührt erhalten?“

„Mit meinem Willen wenigstens,“ erwiederte sie

erröthend, mehr ängstlich als froh wie in Gedanken auf den Boden starrend.

„Ja! ja!“ versetzte der Oheim sich die Hände reibend. „Deine lange Treue macht Dich des höchsten Glückes würdig. Laß mich Deine Hand küssen, die Corallen Deiner Lippe sind nicht für mich. Aber vor allem Flora! — Es ist freilich früh! doch wer weiß, wie es kommen kann. Sieh hier,“ fuhr er, eine Commode öffnend, fort, — „ist Wäsche, Alles, was zu Deiner Toilette nöthig ist, und hier“ er zeigte auf eine Tapetenthüre, „harret Deiner ein Bad. Des tiefen Geheimnisses wegen mußt Du Dich aber selbst bedienen, welches freilich sich nicht mehr schickt; aber Noth kennt kein Gebot. Sei nur flink, so wie Du ein flinker Bursche gewesen bist. Ich eile indessen, Dir in tiefer Demuth Erfrischungen zu bringen.“ Mit diesem Worte schlüpfte er schnell aus der Thüre, die er sorgfältig hinter sich verschloß.

Flora, blieb in der peinlichsten Verwirrung zurück. Freude, Angst, Bestürzung füllte ihre Seele. So sollte wirklich ihr höchster Wunsch so ganz unverhofft in Erfüllung gehen? sie sollte den König wirklich noch einmal von Angesicht zu Angesicht sehen! Er selbst verlangte es! Er war ob ihrer Liebe, ihrem nothgedrungenen Bekenntniß nicht erzürnt! Aber diese wie verstohlne Zusammenkunft? Ihr Zimmer so ganz in der Nähe des Königs? die zweideutige Rede, die noch zweideutigeren Blicke des Oheims — ? Es war ihr einen Augenblick als stände Raimund warnend mit Vorwürfen in dem Blicke vor ihrer Seele. Doch nur einen Augenblick; denn so wie ehedem der Fund des Bildes

die ohnmächtig werdende Kraft des Goldstückes wieder ersetzt hatte, so war es ihr nun als verhieße ihr dasselbe ein Glück, größer selbst als der bloße lebendige Anblick des Mannes, zu dessen Eigenthum sie ja ihr Leben geweiht hatte. Diesen Gedanken festhaltend, von der Verwirklichung ihres Jugendtraumes berauscht, ermannte sich ihre Seele wieder. Dennoch lauerte darin eine Aengstlichkeit, die sie um so mehr zur Besonnenheit aufforderte, als sie sie nicht erklären konnte. Mit der Empfindung, daß es vor Allen galt, vor dem König so würdig wie möglich zu erscheinen, benutzte sie indessen die lange Abwesenheit des Oheims, um durch die Erfrischung des Bades ihren Muth und ihre Glieder zu stärken, und den weiblichen Anzug anzulegen, welchen der Oheim mit einem Geschmack, den sie ihm nicht zugetraut hatte, zu gleicher Zeit zierlich und einfach, gewählt hatte.

Sie war so eben damit fertig geworden, als der alte Bonhomme mit einem Korb voller Erfrischungen wieder ins Zimmer trat. Er schien bei ihrem Anblick freudig bestürzt zu werden, nahete ihr mit tiefer, beinahe ehrlich gemeinter Ehrerbietung, wobei er sich jedoch die Hände vor Freude rieb, und kaum durch ihre dringenden Bitten zu bewegen war, sich ihr gegenüber niederzulassen, und Antheil an den Erfrischungen zu nehmen. Auf sein Geheiß theilte sie ihm Alles, was sie bis jetzt erlebt hatte, selbst Raimunds treue Freundschaft mit, die nie klarer als in diesem Augenblick, da sie im Begriff war, die Früchte davon zu ernten, so wie, unter dem Berichte der überstandenen Gräuel, ihr Verhältniß zu Gabriel nie widriger

vor ihre Seele getreten war. Es war indessen spät geworden. Und als nun der Greis mit vieler Geschäftigkeit Alles schnell wieder in Ordnung brachte, noch mehrere Lichter anzündete, an seinem Räucherwerk nicht sparte, kehrte Florens Aengstlichkeit zurück. Da schlug die Uhr Mitternacht, und wenige Minuten hernach wurde die Thüre, die in die anstoßende Zimmerreihe führte, geöffnet. Ein ansehnlicher Mann trat schnell ein. „Der König!" flüsterte Bonhomme, der unter vielen tiefen Verbeugungen, einen großen Halbzirkel beschreibend, aus derselben Thüre, durch welche Jener eingetreten war, zu dem winkenden Kammerdiener hinaus trat.

Flora sank schweigend zu den Füßen des Königs nieder ohne Kraft auch nur einen Laut hervorzubringen, oder ihn anzublicken. Ihr Muth war dahin.

„Steh auf, schönes Mädchen!" sagte Ludwig, sie mit sichtbarem immer wachsenden Wohlgefallen betrachtend. „Deine Ergebenheit macht Dich würdig mir aufrecht ins Auge zu sehen."

„Nein! Sire!" erwiederte sie, „ich bedarf Eurer Vergebung; denn es geziemte mir, mich lieber der schmählichsten Strafe zu unterwerfen, als ein Gefühl zu verrathen, das nur in der Tiefe des Busens aufbewahrt, nicht wegen seiner Reinheit, sondern wegen seiner Vermessenheit Tadel verdient. Aber eben dadurch fehlte ihm auch die Kraft, sich einer gemeinen Schande hinzugeben.

„In der That" versetzte der König immer erregter, sie an beiden Händen fassend und aufrichtend — „ich zürne mir selbst, daß ich Anlaß zu einem Verdacht gegeben, der

Euch solche Seelenangst zugezogen; und dennoch freue ich mich desselben, denn ohne ihn würde ich wohl schwerlich erfahren haben, wie herzlich ein so holdes Geschöpf meiner gedacht. Wüßte ich nur wie ich mich erkenntlich bezeigen könnte. Ihr habt doch wohl die Kleinigkeiten zurück erhalten, an welche Ihr ein so völliges Anrecht habt!"

„Ja! Sire!"

„Und nichts darunter vermißt?"

„Das Theuerste von Allem, Sire! aber auch das, woran meine Vermessenheit sich am meisten vergangen hat."

„Ich werde es Euch nie vergessen," fuhr der König zärtlich fort, „daß mein einfaches, von werthlosen Farben gestaltetes Bild größeren Werth für Euch hat, als die reiche Fassung, an der sich Eure Redlichkeit bewährt. Ich habe es zurückbehalten, um es Euch in einem noch strahlenderen Kranze wieder geben zu können, wiewohl er sich nicht mit dem Reichthum des schönen Herzens messen kann, auf dem es, von nun an, meinem Wunsch und Willen nach, als ein Abbild dessen, was darin wohnt, ruhen soll. Aber mein schönes Kind! ich bin nicht uneigennützig, und möchte wohl auch ein Pfand der Liebe, dessen ich mich erfreuen könnte von Euch empfangen," fügte er ihr das Bild übergebend hinzu.

Flora erröthete, aber zu gleicher Zeit zuckte ein Gedanke durch ihre Seele. Schnell löste sie das, durch Raimunds Fürsorge gerettete Goldstück von ihrem Busen, zog es an der einfachen schwarzen Schnur hervor, und überreichte es ihm, noch immer ohne ihn anzusehen, doch in ihrem schönsten Gefühle zitternd, mit den Worten: „Ich

habe nichts Theurers als dieses Goldstück, das Ihr mir einst selbst geschenkt, und das mich unauflöslich bis jetzt an Euch gebunden, da Ihr es mit einer noch theuerern Gabe einlöst. Ich habe es noch denselben Tag um meinen Hals gehängt, und seitdem ist es keine Stunde lang davon getrennt gewesen. Es war mir gar zu heilig!"

„Von mir habt Ihr das?" fragte Ludwig überrascht.

„Ach! ich wußte es wohl," sagte sie, indem sie zum ersten Male wagte, die Augen zu ihm aufzuschlagen. „Ihr habt die kleine Flora vergessen, auf deren kindliche Lippen Ihr einst, unsern Luciennes die Eurigen drücktet, weil sie der Ducheſſe de La Valière einen Strauß überreichte." Sie vermochte kaum diese Worte ganz auszusprechen; denn mit diesem ersten Blick auf ihn war die lange Täuschung mit der Fülle von Schönheit, die ihr das Bild vorgelogen, und ihre Phantasie ihr mit noch reizenderen Farben vorgespiegelt hatte, in Nichts zerronnen. Sie sah einen alternden Mann tief in den Vierzigen vor sich, der sie, aus einer großen Lockenperücke heraus mit funkelnden Augen, welche die vom Tanz erhitzten, freilich noch immer edlen, Züge noch schärfer machten, und mit einem Lächeln betrachtete, das ihr beinahe unheimlich vorkam.

„Wirklich!" rief der König, sich nun besinnend, doch schnell einlenkend, „das waret Ihr? Ein bildschönes Kind — ja! Aber jetzt ein noch schönerer Engel! Oh! ich erinnere mich jenes Kusses! und das Goldstück habt Ihr so lange, so treu aufbewahrt. Wahrlich Ihr habt recht. Ich nehme es wieder als ein geweihtes Pfand, und mit dem Kusse zurück, den Ihr mir so lange schuldig geblieben

seid. Er schloß sie rasch stürmisch in seine Arme, einen heißen langen Kuß auf ihre Lippen drückend, der in diesem Augenblicke entlarvter Täuschung den letzten Rest von Zauber vernichtete, um so mehr vielleicht als der erhitzte Zustand des Königs, ein unangenehmes Uebel, das ihm vorzuwerfen, der Montespan, in einem aufgeregten Augenblicke, vorbehalten war, vermehrend, in dieser Umarmung die arme Menschlichkeit, die selbst der Majestät inne wohnt, nur zu sehr verwirklichte. Mit einem Widerstreben, das den großen Ludwig nicht wenig befremdete, aber ihm sogleich eine würdige Fassung zurück gab, riß sie sich fast ungestüm hocherglühend aus seinen Armen, nicht wegen dieser Umarmung aber die Erinnerung, eines andern Kusses durchdrang sie mit einer Empfindung, als fühlte sie ihre Lippen nun erst entheiligt. Es war wirklich, als wäre sie durch die Aushändigung ihres goldenen Talismans plötzlich entzaubert worden. —

Der durch einen, hinsichtlich des Gegenstandes so durchaus unerwarteten Widerstand beleidigte Stolz des Königs gestattete ihm nicht, zu erörtern, ob jener aus Sprödigkeit oder Unschuld herrührte. Es war indessen, als gefiel er sich darin, an die Letztere zu glauben. „Das Pfand," sagte er leicht, indem er das Goldstück flüchtig an seine Lippen drückte und es behutsam zu sich steckte, „ist wieder eingelöst und ich werde es nicht als ein Andenken eines aufgelösten Bundes, sondern als einen Talisman schöner Treue nicht weniger sorgfältig, als es vorher geschehen, aufbewahren. Doch der König darf seine kleine Blumengöttin nicht ohne ein Pfand besonderer Huld entlassen, denn wir

sehen uns wohl schwerlich in einer so vertraulichen Stunde wieder. Schöne Flora! bitte Dir eine Gnade aus. Was Deine Zunge ausspricht, werde ich erfüllen."

Das Bild Raimunds, das vor ihrer Seele so lebensfrisch hingetreten war, hatte mit seinem Glanze alle ihre Erinnerungen beleuchtet. Ihre Augen füllten sich mit Thränen. „Es sei!" sprach sie nach kurzem Bedenken. „So wendet denn Sire! den Fluch, den die Grausamkeit unmenschlicher Befehlshaber über Euern Namen verhängt, in den Segen um, den die Milde Eurer königlichen Seele verheißt." Und nun mit noch größerer Wärme, als kurz vorher dem Oheim, schilderte sie ihm die Einäscherung der Ortschaft, wo sie gelebt, die Verheerung der Pachterwohnung und die Gräuel, deren Opfer zu werden, auch sie kaum entgangen war. Das eigne lebhafte Gemälde riß sie hin. Sie nannte die Familie Hooft mit einer Theilnahme, welche die Aufmerksamkeit des Königs erregte, und zu mehreren prüfenden Fragen von ihm Anlaß gab.

„Einer von diesen Brüdern," sagte er endlich lächelnd „hätte bald dem König gefährlich werden können, und es ist recht so" fügte er ernst hinzu. „Träume, wie schön sie auch sind, müssen dem einfacheren Glück des Lebens weichen. Auch in dieser Bitte erkenne ich Eure Ergebenheit für mich, Euer Vertrauen zu mir."

Er ließ sich noch ein Mal den Namen der Ortschaft, für die sie so viele Theilnahme geäußert, nennen, und zeichnete ihn selbst auf seiner Schreibtafel an. „Schlafet wohl, schöne Flora," sagte er dann, ihr mit dem Finger einen Kuß zuwerfend, „und träumet von der Liebe, die

Ihr mir gern erwerben möchtet. Ihr sollt von mir hören!“ Mit diesen Worten war er eben so schnell verschwunden, wie er gekommen war.

Wenige Augenblicke nachher trat der alte Bonhomme leise auf den Zehen ein, mit prüfenden Blicken dem Mädchen nahend, das wirklich wie scheu im Traume versenkt vor ihm dastand.

„Nun!“ fragte er — „Was ist's nun? Der König war ja sehr kurz bei Dir, Du siehst mir gar nicht freudig aus, und er machte auch ein ernstes Gesicht! Du hast wohl gar nicht des alten Oheims gedacht. Ei der tausend!“ unterbrach er sich selbst, als sein Blick auf die funkelnde Fassung des Bildes fiel, das Flora noch immer in der Hand hielt.

„Weder an Euch noch an mich. Aber Gutes hat der König mit mir im Sinne; ich soll von ihm hören,“ erwiederte sie frech. —

„Von ihm hören?“ wiederholte der Alte,“ nur von ihm hören. Gewiß hast Du Dich thöricht betragen, Albernes Mädchen! der König war von Deinem Attachement so gerührt. Bei Hofe kommt es darauf an, den rechten Augenblick zu benutzen.“ Weder freundlich noch demüthig wie vorher murmelte er leise in sich hinein, während er geschäftig die Kronleuchter und die Lampetten auslöschte, die Nachtlampe anstreckte, einen Leuchter ergriff und mit einem kurzen: „Schlaf wohl, Mademoiselle!“ das Gemach verließ, die Thür wieder vorsichtig hinter sich verschließend. Flora fühlte sich höchst ermüdet, unfähig die tausend verschiedenen Gedanken, die auf sie einströmten zu

ordnen. Sie legte schnell den Anzug ab, und warf sich, ohne selbst deutlich zu wissen, ob aus Müdigkeit oder warum sonst, nur halb entkleidet auf das Bett, und schlief, bei dem leisen Klange der Instrumente aus dem weit entfernten Ballsaale, fast gegen ihren Willen ein.

Es war noch nicht Tag, als an ihrer Thüre leise aber schnell geklopft wurde. Sie hatte sich kaum aufgerichtet als der alte Oheim eilig ins Gemach trat. „Dachte ich es doch," sagte er, „daß Du Dich albern betragen hattest. Der König schickt Dich fort, Du sollst nach Flandern zurück und der Wagen steht schon bereit. Freilich geschieht es nicht ohne Ehrenbezeugung, denn ein Gentilhomme de la Chambre, der alte, lahme Marquis Chaulieu, soll Dich begleiten; allein besser — wäre doch besser gewesen. Ich habe ein sobres Reisekleid, das Deiner seligen Tante, Madame Bonhomme, angehört hat, hervorgesucht, denn in Unfrieden wollen wir uns nicht trennen. Du hast ja viele Jahre hindurch meiner Weisung gefolgt, viel Ehre genossen, und hättest vielleicht zu noch größerer gelangen können, wenn nicht — gewiß hat Dir der flamische alte Pfarrer Mucken in den Kopf gesetzt. Nun" fuhr er seufzend fort — „der Mensch denkt, Gott lenkt. Kleide Dich an, Mademoiselle!"

Flora war bald fertig. Erst daran erinnert, versteckte sie die auf dem Tische liegenden Andenken aus der Garderobe des Königs unter ihrer übrigen kleinen Habe, welche der Oheim ihr gebracht und die eigentlich nur aus Raimunds Sonntags Anzug bestand; die Hofkleider ließ

ſie zurück, band das funkelnde Bild des Königs um ihren Hals, ſchlüpfte durch mehrere dunkle Gänge zu einer Seitenthür hinab, die ins Freie führte, wo ſie einen bedeckten Wagen und einen freundlichen, aber weder jungen noch ſchönen Begleiter antraf, der ſich zu ihr hineinſetzte. Und nun ging es ſo unaufhaltſam und ſchnell vorwärts, als die Mittel und Wege es den Reiſenden zu jener Zeit geſtatteten. Zwar befürchtete ſie Fragen, von denen ſie nicht wußte, wie ſie ſie erwiedern ſollte; aber keine Einzige erging an ſie. Die kurzen Geſpräche betrafen nur gleichgültige Gegenſtände und ſie hatte Muße genug, den eigenen Gedanken nachzuhängen. Aber mit gleicher Schnelle ging die Reiſe fort. Für jede Bequemlichkeit ward mit Umſicht geſorgt. Sie wurde überall ſo trefflich bedient und mit ſo viel Ehrerbietung aufgenommen, daß ſie wohl empfinden mußte, daß eine königliche Hand unſichtbar ſie führte. Aber je weiter der Wagen ſich von Verſailles entfernte, je ſtärker, ja faſt freudiger klopfte ihr Herz. Seit der Stunde, da ihr bei dem erſten wirklichen Anblick des Königs, zu ihrer Beſchämung und Verwunderung klar geworden war, daß ſie nur einer Täuſchung irregeleiteter kindlicher Phantaſie, einem Wahne ſich geweiht hatte, dem ſie jedoch nicht gram war, eben weil die ihm entſpringende ſpröde Zurückhaltung ſie von der ſelbſt aufopfernden der ihrigen ähnlichen Entſagung eines andern Weſens überzeugt hatte, trat dieß immer lebendiger vor ihre Seele. In der erſten Nachtherberge legte ſie das Bild des Königs zwar nicht ab, das verwehrte ihr Ehrfurcht und Erkennung ſeiner Milde, die ihrer leidenſchafts-

losen Brust eine schöne Dankbarkeit einflößte; aber hinter dem Bilde befestigte sie Raimunds — so wie sie sich gelobt, treu aufbewahrten Goldgulden. Der ruhete zunächst dem Herzen, während sie nicht aufhörte, das Bild das nicht mehr darin wohnte, wie das eines Gönners zu verehren, auf dessen Gnade sie hoffte und sich derselben erfreute. Noch ehe sie es vermuthete, war die französische Grenze überschritten. Nur einige Tage noch, da hielt der Wagen unfern des von ihr bezeichneten Hauses an; und kaum war sie mit der kleinen Habe, die sie leicht im Arme trug, ausgestiegen, als jener, nebst dem sie höflich grüßenden Begleiter, so schnell verschwunden war, daß die im Zwielichte in der Hausthüre ihr entgegentretenden Bewohner kaum noch das Geräusch des Fortrollens vernahmen.

Dieß plötzliche Verschwinden, das auch ihr Verschwiegenheit anzudeuten und wodurch ihr von dem Abenteuer nur noch die reiche Fassung des Bildes zu bleiben schien, machte Floren um so mehr bestürzt, als sie von der Eigenthümerin des Hauses einer freundlichen Aufnahme nicht ganz sicher war. Aber auch hier hatte Raimund, wie sie gleich inne wurde, ihren geheimen Fortgang auf eine Art erklärt, wodurch ihr Wiedersehen Allen Freude machte. Ihr erste Frage war nach den Gebrüdern Hooft. Sie hütete sich wohl einen von diesen besonders im Gespräche zu erwähnen. Von Gabriel, erfuhr sie, hatte man nichts gehört. Raimund aber hielt sich nun gewöhnlich in seinem Geburtsorte auf. Das Pachtgut obgleich für eine weit geringere Summe ausgeboten wagte er so ganz mittellos, wie er war, sich nicht zuschlagen zu lassen. Und so arbeitete er nun, bis

weiter, als Tagelöhner, wo er früher gewohnt war, beinahe als Herr zu erscheinen.

Florens Herz klopfte immer stärker. Sie schlief diese Nacht nicht. Beglückende Gedanken verscheuchten den Schlaf. „Nein!“ sagte sie zu sich selbst. „Dienen soll er nicht. Habe ich sein Erspartes annehmen müssen, da es mir darum noth that, darf er meine Hülfe auch nicht ausschlagen; sie kommt ja von einer eben so liebevollen Hand. Mag auch der König mir zürnen, weil seine Umarmung den Zauber in meinem Busen löste, oder meint er, genug für mich gethan zu haben durch die kostspielige Zurückbeförderung und das köstliche Andenken. — Er hat Recht! ich habe ja auch für Andere nicht für mich selbst gebeten. Sein Bild wird mir theuer bleiben, vielleicht sogar noch theurer, wenn die reiche Fassung, die jetzt mein Eigenthum ist, zu dessen Wohlstand dienen kann, der noch mehr für mich gethan.“ Sie entschloß sich, den kommenden Tag schon aufbrechen zu wollen, die wenigen Meilen zu Fuß zurückzulegen, und ehrlich und offen vor Raimund zu treten.

Allein so wie sie den folgenden Morgen zum Fortgehen bereit, später freilich als sie es sich vorgesetzt hatte, da stand, — denn sie hatte ihre im Hause aufbewahrten Kleider angelegt, an welchen sie doch viel auszubessern gefunden, — trat der Bürgermeister des Fleckens in das Haus, sich nach der Demoiselle Delarmieur erkundigend. Als sie erschien, kam er ihr, trotz ihres einfachen Aeußern mit großer Ehrerbietung entgegen, und sagte, nachdem alle Uebrige sich mit gebührender Demuth entfernt hatten: „Ich komme

Mademoiselle, nur um nachzufragen, wann Ihr gedenkt Hochzeit zu halten."

„Ich? Hochzeit?" erwiederte Flora erstaunt; „und mit wem denn?"

„Das müßt Ihr ja wissen," gab auch er verwundert zur Antwort — „Ei! mit wem es Euch gefällt. Gestern Abend ist ein Abgesandter des Königs von Frankreich bei mir erschienen, und hat mir die nöthigen Vollmachten zugestellt — kurz — Euch in seinem Namen an dem Tage Eurer Hochzeit einen Brautschatz nach den Ausdrücken des Botschafters, Eurer Gesinnungen und seiner Dankbarkeit würdig, zu übergeben. Faßt Euch, und seid verschwiegen," fuhr er fort, als er ihr plötzliches Erröthen bemerkte. „So viel ist gewiß, daß es Eure Wahl erleichtern wird, wenn die Bewerber in Euch nur ein armes Mädchen sehen, und Ihr um so früher aufhören werdet es zu sein. Nehmt es nicht übel, daß ich Euch so schnell wieder verlasse, auch das geschieht um Euretwillen."

Freudige Verwirrung durchzuckte Florens Herz. „Er will es so," sagte sie für sich hin, vielleicht ein wenig für sich selbst heuchelnd, „das ist mir freilich nicht eingefallen, allein soll ich wählen ist meine Wahl schon getroffen." An Gabriel dachte sie gar nicht.

Dennoch mit unruhigem Herzen, wenn auch in dem süßen Gefühle, Empfindungen erwiedern und vergelten zu können, deren Wiederhall in ihrer Brust sie sich nun eben so freudig hingab, als sie sich früher bemüht hatte, diese zu verkennen, begab sie sich allein, jedoch mit einem reichen inneren Gefolge, den wohl bekannten Weg nach der

verödeten Ortschaft, wo sie ihre Jugend verlebt hatte. Jeder Schatten war aus ihrer Brust gewichen, selbst die ihr aufstoßenden Ruinen schienen mit einem Frühlingsglanze überzogen, der alle traurige Erinnerungen verbannte. Der Tag war heiß. Die starke Aufregung ihrer Seele beschleunigte, ohne daß sie es selbst wußte, ihren Gang. Auch bemerkte sie ihre Ermüdung nicht eher, als bis sie kaum mehr im Stande war, sich aufrecht zu halten; und so sah sie sich gezwungen, in einer Hütte dicht am Wege einzukehren, deren frühere Inhaber sie zwar gekannt, die nur aber entweder erschlagen oder geflüchtet waren. Indessen traf sie auf eine andere, ihr theure und beweinte Person. Die alte Barbara hatte sich wieder eingefunden; und nun da diese ihre geliebte Herrin wieder sah, kehrte ein Lächeln um die vertrockneten Lippen, ein Strahl von Feuer in den glanzlosen Blick zurück. Mit liebevollem Zwang nöthigte sie Flora, auf ihr Lager sich hinzulegen wo zwar ihr Körper, aber die Seele keine Ruhe genoß. Sie konnte ihr Verlangen nicht unterdrücken nach den Schicksalen der alten Frau zu fragen, und diese nicht die Befriedigung, ihr dieselben mitzutheilen. Auch in diesen sollten ihr neue Beweise von Raimunds gutem Herzen, und seine Anhänglichkeit an Alles, was mit ihr in Verbindung gestanden, offenbar werden. Allein von der eignen Rettung erfuhr sie nichts. Als die alte Barbara ihren Herrn, dem sie keine Hülfe leisten konnte, unter den französischen Schwertern niedersinken sah, war sie, zum Glück unbeachtet, in das nahe Holz, und immer weiter entflohen. — Flora fühlte sich indessen noch immer zu erschöpft, um hoffen zu dürfen auf

Kraft noch denselben Abend zurückzukehren. Ihr Zusammentreffen mit der alten Freundin, machte auch diese Absicht unnöthig; denn sie konnte ja nun bei ihr, kaum eine halbe Stunde von dem Ziele ihrer Wanderung entfernt, übernachten, und gab daher gern ihren Vorstellungen nach, erst bei dem kühlen Dämmerlichte des Abends, wo Raimund von der Arbeit zurückkehrte, ihn aufzusuchen. Und so geschah es auch. Die alte Barbara, die sie begleitete, wußte genau, wo sie ihm begegnen mußte. Sie trafen ihn eine kurze Strecke von seiner neuen Wohnung.

Freudiges Erschrecken ergriff ihn bei Florens unerwartetem Anblick. Ein sanftes Erröthen überflog seine vor Kummer und Sehnsucht erbleichten Züge. Er faßte heftig ihre beiden Hände und drückte sie an seine Brust. „Ist es kein Traum?" rief er außer sich. „Sehen meine Augen Euch wirklich wieder? Ihr habt uns in diesem langen, langen Zwischenraume nicht vergessen, und seid wirklich zurückgekehrt?"

„Fünf Monate nur war ich abwesend," sagte sie mit Thränen in den Augen.

„Fünf Monate!" wiederholte er. „Ach! mich dünkten es Jahre! doch Ihr seid wieder da, und was dazwischen liegt ist vergessen. Wie macht mich Euer Anblick glücklich, und" fügte er plötzlich erbleichend hinzu, „wie wird Gabriel sich freuen."

„Gabriel? Wo ist Gabriel?" fragte sie schnell.

„Ich weiß es nicht!" erwiederte er, ohne sie anzusehen. „Seitdem ich Euch nicht gesehen, habe ich auch nichts von ihm gehört, noch von dem, was er vorhaben

mag. — Ich kenne ihn. Erst nach dem Gelingen wird er wiederkehren. Möchte er nur den Pacht erschwingen können, damit Ihr, wir Alle — allein der Brodkorb darf ihm leicht zu hoch gehängt werden, denn noch heute — so wie ich eben erfuhr soll die Herrschaft an einen Fremden, Gott weiß an Wen verkauft worden sein. Ach! Flora! ich fürchte! ich fürchte, daß Ihr nur zu Kummer und neuer Entbehrung zurückgekehrt seid."

Barbara hatte sich indessen bescheiden auf einen Stein am Wege niedergelassen, während die jungen Leute einen einsamen Feldweg einschlugen.

„Ich fürchte nichts" versetzte Flora, „denn ich finde ja Euch Raimund! eben so gesinnt wie ich Euch verließ. Ich bin nur verändert. Mein Gelübde ist gelößt. Ich darf nun Liebe und Treue wiedergeben, und denke zu heirathen."

„Heirathen?" wiederholte Raimund mit erzwungener Festigkeit, jedoch mit unsichrer Stimme. „Seht Ihr! ich wußte ja wohl, daß Ihr Euch besinnen würdet, denn Ihr seid gut und dankbar, und Gabriel ist zum Glück geboren, hat er Euch doch das Leben gerettet!"

„Immer, und immer Gabriel!" entgegnete sie heftig: „Er hat mir nur zu viel Qual verursacht; denn auch Euch hat er gequält! Wem von Euch bin ich wohl am meisten schuldig? Seht mich nicht so verwundert an. Ein Leben zu retten, im Augenblick der Noth und mit eigner Gefahr, ist viel werth. Aber mit entsagender Entbehrung, die keinen Lohn fordert, es zu erhalten, ist unendlich mehr. Seht! das habt Ihr gethan und," fuhr sie, ohne ihn an-

zuſehen fort — „als jene ſchreckliche Nacht meine Augen ſich keine halbe Minute lang öffneten, begegneten ihnen zwei treue Augen. Eine leiſe Stimme nannte meinen Namen, der warme Hauch zwei glühender Lippen haben mich ins Leben gerufen. Wähnte ich auch — darin einen Verrath an den meinigen, hatte er doch ſchon mein ganzes Leben dem, von dem er kam, geweiht. Ihn, ihn allein, ich fühle es, habe ich geliebt; ihn allein nur kann ich lieben. Wagt Ihr zu behaupten, Raimund! daß derjenige, der mich ſo dem Leben wiedergab, Gabriel geweſen?"

„Großer Gott! Iſt es möglich!" ſtammelte Raimund außer Faſſung. — „Wie habe ich mir je einbilden können — Nein Flora! an der Vermeſſenheit iſt Gabriel unſchuldig. — Um Gotteswillen was habt Ihr vor?"

„Euch zu heirathen! Raimund, denn Ihr waret es! „Eure Hand zu faſſen —" fuhr ſie dieſe ergreifend fort, „um ſie nie mehr fahren zu laſſen."

„Ach! Flora!" rief er ſchmerzlich, die Hand heftig zurückziehend „Warum habt Ihr denn? — Bedenkt Euer Gelübde an Gabriel; daß er ſelbſt mich zum Zeugen gerufen, daß er Euch meiner brüderlichen Redlichkeit übergeben. Ich bin nicht zum Glück geboren und Euer nicht werth! Ein Wort bindet Euch, ſo wie mich das meine."

„Dein Wort, Raimund! dachte ichs doch. — Welches Wort? nun muß ich alles wiſſen."

„Ich habe geſagt, was ich nicht ſollte," verſetzte Raimund nach kurzem Bedenken, „aber mein Schweigen dürft Ihr nur ärger auslegen, und lügen kann ich nicht. Ich habe Euch einmal, glaube ich, ſchon geſagt, daß ich

nichts von den Eltern zu erwarten hatte. Sie drangen in mich, jeden Anspruch auf ihren Nachlaß zu Gabriels Gunsten aufzugeben, damit er durch ein größeres Vermögen sich und Euch ein recht glückliches Loos begründen könnte. Sie hätten nicht nöthig gehabt, mich mit ihrem Fluch zu bedrohen, wenn ich nicht aus allen Kräften zu diesem Zwecke beitrüge. Ich that ja alles für Euer Glück — ach! ich wagte nie den Gedanken, daß Ihr mich lieben könntet."

„O, Raimund!" sagte Flora, ihm die Hand reichend. „Du hast ehrlich Wort gehalten. Ihren Nachlaß wirst Du nicht vermissen. Es ahnt mir, daß Du mir der Güter mehr bringst, als Gabriel je besitzen wird. — Deine Goldgulden haben Zinsen getragen."

„Zwar" fuhr Raimund, leise mit dem Kopfe schüttelnd fort, „warf er mir, jenen Abend, der so schrecklich endete, als ich ihn, von Eurer Brust fortriß, bitter vor, daß ich nur schlecht Wort hielt; aber ich hatte auch Euch versprochen, Euch gegen Schelmenstreiche zu schützen und so erschien mir seine Gewaltthat an Euch. Und nur wenige Stunden hernach, als Vater, Mutter, Habe und Glück von einem feurigen Grab verschlungen waren, und die Sturmglocke von Eurer Kirche meiner schwankenden Besinnung zu Hülfe kam, als es mir, ich weiß selbst nicht wie, gelungen war, früh genug zu kommen, und ahnend, wo Ihr Euch befändet — denn ich hatte mit dem alten Pfarrer die eingetroffne Möglichkeit, und die Mittel dagegen schon früher besprochen — Euch, die Besinnungslose leichter als ich es gehofft, aus der brennenden Pfarre

zu retten, da gab mir die Angſt eine wunderbare Kraft. Ich trug Euch, trotz der Wunde der dabei verbrannten Ferſe, auf meinen Armen, von den jagenden Wolken, die den Mond abwechſelnd bedeckten, beſchützt, weit, weit ins Freie hinaus. — Aber Ihr wart noch nicht gerettet — ich ſank unvermögend mich weiter zu ſchleppen mitten auf der Flur mit Euch nieder. Der Mond ſchien wieder hell. Ich vernahm das Geſchrei der Flüchtenden, die ſtampfend n Hufe feindlicher Pferde. Da in meiner bitterſten Angſt, den Himmel um Rettung flehend für Euer Leben, nur meine Hoffnung darauf ſetzend, daß Ihr aufleben und Kraft gewinnen möchtet, Eure Flucht zu beſchleunigen — da erwachtet Ihr in meinen Euch ängſtlich umſchlingenden Armen, ach! nur einen Augenblick. Faſt zu gleicher Zeit bemerkte ich einen ſtöhnenden Wanderer ganz in der Nähe. Ich fuhr auf. Es war Gabriel. Es war ihm gelungen, noch vor dem Angriffe, das Silberzeug und die Kleinode der Eltern zur Seite zu ſchaffen, und unfern der Wohnung zu verſtecken. Ach! da die Leichen der Eltern, deren Leben er, ſo wie ich, vergebens zu vertheidigen geſucht hatte, keine Hülfe mehr brauchten, und er glücklich den Plünderern entſprungen war, ſuchte er nun den kleinen aber ſchweren Kaſten in Sicherheit zu bringen. Wußte er doch, daß ich nach der Pfarre geeilt war. Auch er war darauf bedacht, die Moorhütte zu ſuchen, die ich ihm als einem Zufluchtsort für die Eltern bezeichnet hatte, aber er wußte nicht recht ſich hinzufinden. Glücklicherweiſe trafen wir zuſammen. Auch er war ermüdet; aber wir tauſchten. Ihr waret leichter als der Kaſten und ſeine

Ferse war gesund. So hat er Euch wirklich gerettet. Ich war weniger glücklich. Ich konnte noch nicht von der Stelle, als einige herumstreifende Plünderer beim Scheine des Mondes mich erblickten; dem Anblick des schweren Kastens, der ihnen wichtiger sein mochte, als ich, habe ich es zu verdanken, daß ich in das nahe Schilfrohr des Sumpfes entkommen konnte. Ihr waret noch ohne Besinnung, als ich endlich an der Moorhütte ankam; Gabriel wüthete, als er den Verlust erfuhr. Diesen für ihn und Euch harten Schlag mehr als seine Vorwürfe beachtend gab ich um so williger nach, als er mir, mich an die Eltern mahnend, das Gelübde abforderte, durch keinen Widerspruch oder Einmischung seiner letzten Hoffnung: Eure Rettung, zu dem einzigen Brautschatz zu machen, der seine Ansprüche auf Eure Neigung aufrecht halten konnte, in die Quere zu kommen. Auch thue ich es durch dieß offne Geständniß nicht, das Euch überzeugen muß, daß wir Beide ohne seine Hülfe verloren gewesen wären, und das Ihr, die Ihr besser seid als ich, auch nicht zu meiner Schande, da ich Euch ehrlich Alles vertraute, oder zu dessen Schaden, für den ich auf jede Hoffnung Verzicht geleistet, mißbrauchen werdet."

„Nein! Nein!" rief Flora gerührt und doch unwillig, „aber was Ihr mir nicht gesagt, was mir im Innren geahnt, ist mein Eigenthum. Und einer so rücksichtslosen schlauen Eigensucht, die Euch so tief gequält, wollt Ihr mich hingeben, Raimund? Ihr, der Ihr mich so uneigennützig liebt!" —

„Gabriel ist nicht schlecht, weil er schlau ist," erwie-

derte er fest. „Ein jeder braucht die Kräfte seiner Seele, wie er kann, um das Theuerste zu erlangen. Mich hat er auch nicht gequält. Es ist ihm eben so wenig eingefallen, daß ich Euch lieben dürfte, als mir, daß Ihr mich Eurer Liebe würdigen konntet. Laßt mich denn nicht mein Zutrauen zu Euch, bereuen. Wäre ich auch vermessen genug, den Fluch der Eltern über mich zu verhängen, dürfte ich Euch denn desselben theilhaftig machen? Er hat Euer Wort und mein Gelübde, könnt Ihr, die Ihr den Eurigen treu geblieben seid, wollen, daß ich das meinige breche? Der es empfangen kann es nur lösen. Ach! wenn er nur zurück käme!"

Beide gingen traurig neben einander. Seine letzten Worte hatten Floren tief ergriffen. Beide — Sie aus Stolz — Er aus tiefer Demuth — hatten ein Gelübde gethan — aber wie weit inniger, wahrer war die Neigung seines Herzens, als die ihrige, der sie doch nun vielleicht ihr eignes, sein Lebensglück geopfert hatte. Wie erbittert sie sich auch gegen Gabriel fühlte, war es ihr doch, als hätte ihre eigene eigensüchtige Thorheit ein unwürdiges Spiel mit beiden Brüdern getrieben. — Diese Empfindung lehrte sie Geduld und Demuth. Sie sah ein, daß nur Gabriels Rückkehr, oder wenigstens Nachricht von ihm eine Veränderung in dieser peinlichen Lage herbeiführen konnte, die ihr mit jedem Tag unerträglicher wurde. Ihr Beider Zustand war dem des alten Tantalus nur zu ähnlich. Erreichbar ihrer ausgestreckten Hand hingen die goldnen Aepfel des Glücks, ja selbst wahrscheinlichen Vermögens über ihrem Haupte, der silberne Quell stiller eheli-

cher Zufriedenheit rollte zu ihren Füßen. Aber Hand und Fuß war ihr gebunden. — Reich, wann sie nur wollte, vergingen ihre Tage in freiwilliger Armuth, in gefühlter Entbehrung innerhalb Barbaras ärmlicher Hütte, wo sie sich heimischer und in einer weniger demüthigenden Lage fühlte, wo aber ihre einzige Hülfsquelle Raimunds kärglicher Tagelohn war, den sie jedoch seltner als sie gehofft, sah. Denn vielleicht das eigne Herz fürchtend, oder besorgt, Gabriels von ihm eingeräumten Rechte zu nahe zu treten, verweilte er des Abends, nichtige Entschuldigungen vorgebend, wie vor Angst fortgetrieben, nur flüchtige Minuten. Wäre irgend eine Gelegenheit dazu gewesen, Flora hätte vielleicht gern einen Brillant des Bildes hingegeben; obgleich jeder, seit dem Besuche des Bürgermeisters ein neues Anrecht auf ihre Aufbewahrung erhalten hatte. Das ihr mitgetheilte Geheimniß wagte sie Raimunden, der, in seinem aufgeregten Gemüthszustande, ihre leisen Anspielungen darauf überhört hatte, nicht zu offenbaren. Es würde, das fühlte sie, sein Widerstreben nur noch vermehrt haben.

Zum Glück dauerte dieser Zustand nicht lange. Vierzehn Tage mochten jedoch wohl seit ihrem Aufenthalt bei der alten Barbara vergangen sein, als sie, eines Sonntags Morgen noch bevor der Gottesdienst anging, mit Raimunden vor der Hütte in einer am Eingange von frischen Reisern gebildeten Laube saß. Er war diesen Morgen, sichtbar leidend, so früh gekommen, um ihr eine nichtige Entschuldigung für sein Ausbleiben den übrigen Theil des Tages zu bringen. Er war in sich gekehrt jedoch, wei-

cher als gewöhnlich, denn er erschien zum ersten Mal vor Florens wieder in seinem ihr geliehenen Sonntagskleid, jetzt sein theuerstes Eigenthum, das sie ihm den Abend vorher wieder zugestellt hatte, nachdem sie mit eigner Hand, dieses umgemacht, kurz so verändert, daß er es wieder tragen konnte. — Allein seine Bläße sprach nur zu gut den peinlichen Kampf, den dieß Bewußtsein von Florens Liebe mit der selbstauferlegten Verpflichtung, durch diesen Anzug nur vermehrt, in seinem Innern führte, aus, um ihr nicht Anlaß zu geben, ihm in dieser traulichen Stunde aufs Neue, die Vergeblichkeit dieses Kampfes bei ihrem festen Willen, Gabrielen nicht angehören zu wollen, vorzustellen. Beide waren zu sehr mit ihrem Innern beschäftigt, um kaum flüchtig den Bürgermeister vor dem Wohnorte der Muhme zu bemerken, der in einer ziemlich schwerfälligen Kutsche mit seiner Familie vorbeifuhr, um der neuen Einweihung der ausgebesserten Kirche beizuwohnen, und sich vergeblich aus dem Wagen streckte, um den jungen Mann zu sehen, den er an Florens Seite gewahrte; noch weniger gaben sie auf einen Wanderer Acht, der blaß und unter dem Gewichte eines schweren Mantelsacks gebückt, beide fest anstarrend, immer näher schlich. Raimund hielt so eben Florens Hand zwischen der seinigen, als jener auf einmal dicht vor ihnen stehen blieb, und das einzige Wort: „Verräther!“ scharf aussprach. Beide sahen bestürzt auf. Es war Gabriel. Raimund erblaßte, dagegen zuckte eine freudige Ueberraschung durch Florens Brust. „Ei Gabriel! Woher des Weges?“ sagte sie mit Fassung ihm die Hand nicht unfreundlich hinreichend.

„Von dem Hause der Muhme," erwiederte er düster, „das Ihr verlassen habt, um in der Nähe dessen zu sein, der bei meinem Anblick erbleicht. Da habe ich nicht nach mehr gefragt; denn ich wußte genug."

„Bei weitem nicht, was Euch zu wissen nöthig, ist," sagte sie mit verhaltenem Zorn: „Fürs Erste nur so viel, daß ich durch keinen Bund mich verpflichtet fühle, mich von irgend Jemand meistern zu lassen. Aber tretet hinein, damit Ihr ausruhen und Euch überzeugen könnet, daß ich mich hier in meiner wahren und wirklichen Heimath befinde. Barbara!" rief sie im Hineintreten — „Stelle auf, was das Haus vermag. Wir haben Besuch bekommen. Gabriel ist da."

„Gabriel!" rief die Alte, die Hände froh zusammenschlagend denn auch sie legte, so wie vorher die ganze Ortschaft, diesem Namen eine Bedeutung für Floren bei, die nur diese nicht erkannte; hatte ausserdem Florens und Raimunds Niedergeschlagenheit und Unruhe Gabriels Abwesenheit zugeschrieben und glaubte um so mehr in dem Rufe des Mädchens einen Freudenklang zu vernehmen, dem ihr theilnehmendes Herz beistimmte. Kaum hatte sie schon in ihrem ärmlichen Sonntagsstaat die diesem entsprechenden Erfrischungen auf dem Tisch gesetzt, als sie sich, voraussehend, daß sie doch heute ohne Begleitung fortgehen müsse, zu der heutigen kirchlichen Feier, die sie um alles in der Welt nicht versäumen mochte, auf den Weg machte.

„Nun setze Dich Gabriel!" sprach indessen Raimund gefaßter, dem kein Vorwurf eines Unrechts, dessen er sich nicht bewußt war, sondern das bange Gefühl der nahen

Entscheidung die Wange gebleicht hatte. „Entweihe nicht unser Wiedersehen durch eine Ungerechtigkeit. Hast Du Floren nicht selbst meinen Händen anvertraut? Was bringst Du Gutes," fuhr er fort, als Gabriel das Felleisen auf eine Weise, die dessen Schwere verrieth, auf die Bank neben dem Tische niederwarf.

„Ich bringe" erwiederte dieser mit einem schnellen Blick auf die alte Barbara, die so eben freundlich, fast schelmisch nickend aus der Hausthür getreten war — „ich bringe den Brautschatz, Flora! den ich Euch versprochen. Sei es nun, um uns die Pachtung zu verschaffen, oder Euch in ein Kloster einzukaufen, der Abrede nach. Ich habe mein Wort gelöst, haltet nun Ihr das Eurige. Mir oder Gott seid Ihr verfallen; allein ich hoffe, daß Ihr vernünftiger geworden seid! Ihr sollt sehen, daß ich nicht müssig gewesen, und bringe ich auch nicht geschlagene Münze, habe ich doch das, woraus sie gemacht werden kann." Rasch und geschäftig, als bauete er auf die Ueberraschung, die, bei der Armuth Beider, welche der Bruder wohl schwerlich hinreichend hätte mildern können, der Anblick seines Schatzes auf sie hervor bringen würde, machte er das Felleisen auf, und zog aus diesem in altes Leinen gewickelt, blanke, theils gekrümmte, theils lang geschlagene, und zerbrochene Stangen so auch Stücken von Zierathen von demselben Metall hervor, die er Alle siegend vor den wirklich erstaunten Blicken enthüllte. Ja Flora selbst faßte sonderbar erregt eine der Letzteren, an der sogleich das ihr wohlbekannte doppelte L, mit einer Krone darüber, ihr in die Augen fiel. „Dieß mein Brautschatz?"

rief sie glühend vor Zorn! „Elender! die Braut, die sich von gestohlenem Gut irren läßt, heißt der Galgen!“

„Um Gotteswillen!“ rief Raimund erschrocken, „welche Worte? Flora?“

„Gestohlen?“ wiederholte Gabriel tonlos, schwankend, wie von einem Blitz zerschmettert.

„Gestohlen! habe ich gesagt,“ fuhr sie fort. „Ich erkenne den königlichen Kronleuchter von Versailles. Mußte es denn wahr sein, was ein unwissender Mund verrieth, und wogegen sich mein Herz empörte: daß Gabriel Hooft der Dieb sei. Entfernt Euch, Gabriel! je weiter je besser; denn seid Ihr auch auf flämischen Boden, hat doch König Ludwig lange Arme. Ueberdieß bringt die Nähe eines Diebes keinen Segen. Entfernt Euch und bedenkt, daß nun Eure Rettung in meiner Hand liegt.“

„Was ist das?“ stammelte Gabriel plötzlich muthlos an allen Gliedern zitternd — „Ihr wißt mitten in Flandern, was weit davon — könnt Ihr denn hexen? oder rührt solch Wissen von dem Talisman her, den Ihr, wie ich seit Jahren weiß, verstohlen am Busen tragt? Dann muß derselbe Euch auch sagen, daß meine kühne That kein so gemeiner Name trifft, so wie auch Mangel an Kühnheit nicht schuld daran ist, daß keine reichere Beute den Namen der That in einen Glänzenderen umgewandelt. — So wisset denn deshalb ganz, von dem Ihr nach meiner Ansicht Nichts hättet ahnen sollen; denn die Wahrheit braucht zuweilen einen Schleier, nicht ihretwegen, sondern um der blöden Augen willen, die Flecken in ihrer Klarheit sehen. Wer hat hier gebrannt, gemor-

bet, geplündert, wer anders als die Truppen Eures angebeteten Königs, als Er selbst? Nicht wahr! Gewalt ist eine ehrliche Sache! ist Schlauheit denn schlechter, wenn die Rache sie adelt? Die Todten können zwar nicht wieder erweckt, aber Schätze, die nicht getödtet werden, können wieder erworben werden. Lieber wäre es mir gewesen, hätte ich diesen Zweck im offnen Kriege erreichen können; aber ich habe keine Truppen, und außerdem kam der Friede, so mußte ich die Waffen des Friedens zur Hand nehmen. Ich wollte indessen zeigen, daß ich Muth besaß, mit dem mächtigsten Gegner anzubinden; von ihm wollte ich den Werth der von den seinigen mir geraubten Habe wieder holen. Ich durfte meiner kunstgewohnten Hand und der Kraft der Dietriche vertrauen. Glücklicherweise traf ich in Paris auf einen flämischen Tapezierer, der weitläuftig mit uns verwandt ist, und Arbeit im Schlosse hat. Kurz: in seinen Dienst angenommen, arbeitete ich mit ihm in den königlichen Gemächern und es gelang mir zu entdecken, wo der König, seine persönlichen und privaten Kostbarkeiten aufbewahrte, da, um so wohl ihn, als mich, vor Verdacht zu sichern, verließ ich wieder den Dienst, unter dem Vorwande nach der Heimath zurück kehren zu wollen. Aber meine Arbeitskleider behielt ich zurück damit sie mir den Eingang wie gewöhnlich eröffnen möchten. Und das gelang, aber so wie ich das Gemach betreten hatte, das ich für das Richtige erkannte, hörte ich hinter mir Tritte und erblickte den König selbst, der sich der offnen Thüre näherte. Mit schneller Besonnenheit bestieg ich ohne weitere Absicht als die, für einen Arbeiter

gehalten zu werden, eine Leiter, die unter einem Kronleuchter zufällig stand. Als nun aber selbst der Monarch hinzutrat, und mir seine Hülfe anbot, fuhr es mir wie ein Blitz durch die Seele, ihn selbst behülflich zu machen, mir seinen eignen Raub zu ersetzen. Meine Kühnheit gab mir Kräfte, den schweren Leuchter herabzuheben und durch eine mir bekannte Treppe, die in den Garten hinabführte, mich zurückzuziehen, wo ich mich mit der Beute in eine Grotte versteckte, die silbernen Arme theils abschraubte, theils zerbrach, und durch Hülfe eines vorgefundenen Gartenkorbs, von meiner Schürze bedeckt, gelang es mir durch den gewöhnlichen Eingang zu entkommen. Glücklich, aber höchst ermüdet, erreichte ich Paris. Da erst fühlte ich mich außer Gefahr, doch nur für den Augenblick. Ich kannte dort weder Gömer noch Hehler, bei denen ich mich außerdem nicht geneigt fühlte, meinen Schatz für den halben Werth zu veräußern. Auch besaß ich kein Mittel, um ihn kunstmäßig einzuschmelzen. Ich sann darauf wie ich ihn ganz und mich selbst nebenbei nach Flandern retten könnte, welches zu einer Zeit, wo ich der Entdeckung des Raubes jeden Augenblick gewärtig sein mußte, mir fast unmöglich schien. Während dieses Brütens, durchkreuzten auf einmal die widersinnigsten Gerüchte die Stadt. — Der Raub war entdeckt; das war in der Ordnung — aber mein Name war auf die unbegreiflichste Weise damit verbunden. Ein Flamländer, Namens Gabriel Hooft, sei der Thäter hieß es allgemein. Denkt Euch mein Entsetzen, mein Erstaunen! Ich sah mich plötzlich entdeckt und doch nicht ergriffen, hörte meinem Namen von tausend Zungen geflucht und ging

frei und unverdächtig herum. Glücklicher Weise wußte man in der Herberge, die ich bezogen hatte, meinen Namen noch nicht, allein ich zitterte einem meiner früheren Bekannten zu begegnen, und stellte mich krank, um ungestört, ungekannt im Bette liegen bleiben zu können. Fühlend, daß dieser peinliche Zustand länger fortgesetzt mich in noch größere Verlegenheit bringen konnte, wagte ich mich eines Abends, so gut vermummt, als ich nur konnte, in eine nahe Schenke, wo denn auch wie überall der kühne Raub des Kronleuchters besprochen wurde, und erfuhr nun zu meinem größten Erstaunen, daß der Thäter nicht entdeckt, daß der angeschuldigte Gabriel Hooft laut und öffentlich für unschuldig erklärt, und — wurde hinzugefügt — zu gleicher Zeit verschwunden war. Mein Muth kehrte zurück, und mit Schlauheit die Papiere benutzend, die mir eben als Träger dieses Namens einen nicht vorher geahneten Dienst leisteten, gelang es mir, glücklich mit meinem Schatze über die Grenze zu kommen. Vermag Euer Talisman, Flora! nun auch dieß Räthsel zu lösen?“

„Ja! Ja!“ nahm Flora das Wort, „denn eben durch ihn, ist es mir gelungen, jedoch in einem andern Sinne als ich es vor wenigen Augenblicken dachte, Euch das Leben — eben so gewiß wie Ihr das meine — zu retten. Auch ich bin, damit Ihr es nur wißt, zu derselben Zeit im königlichen Schlosse zu Versailles gewesen. Daß wir unsrer Nähe ungeachtet, nicht zusammen trafen, ist begreiflich, weil wir nie an demselben Ort zugleich etwas zu thun hatten. Ich trug Euren Namen, nun weiß ich warum und wurde wegen Eurer That festgenommen,

weil Euer Kinn an Glattheit dem meinen ähnlich sah. Darum gewannt Ihr Zeit zu entwischen. Meine Unschuld wurde aber bald erwiesen, und die gerettete Ehre Eures Namens sicherte Eure Flucht. So ist mein Wort gelößt, und so gönnt auch Eurem Bruder — denn nicht er, sondern nur Ihr selbst, Eure Selbstsucht ist zwischen uns getreten — was doch Euch verloren wäre, seitdem meine blöden Augen vor Eurer Wahrheit zurück beben. —" Sie endete nicht, denn in demselben Augenblick hielt ein nahender Wagen plötzlich vor der Wohnung still.

„Der Herr Bürgermeister selbst," rief Raimund, der, düster in sich versunken, bisher keinen Antheil an dem Gespräche genommen, erschrocken, mit einem schnellen Blick aus dem Fenster.

Gabriel stand regungslos: die Ankunft eines hohen Beamten, von dessen Verhältniß zu Floren weder der Bruder, noch er etwas ahnete, raubte Beiden die augenblickliche Fassung. Nur Flora ergriff mit schneller Besonnenheit das Felleisen, packte das zerbrochene Silber, von dem sie sich kurz vorher mit Abscheu abgewandt hatte, schnell hinein und hatte kaum alles unter den breiten Tisch geschoben als die Thüre aufging und der Bürgermeister mit einer feierlichen Miene, von der schlau lächelnden Barbara gefolgt, eintrat.

„Mademoiselle Delarmieux," begann er, sie feierlich begrüßend, „zürnt nicht, daß ich größere Ungeduld hege, Euch verheirathet zu sehen, als Ihr selbst. Allein meine Euch zugethane Kundschafterin, welche die Sehnsucht Euch glücklich zu sehen mit mir theilt," fuhr er mit einem

entschuldigenden Blick auf Barbara fort, „hat sich nicht gescheut, mich im Hause Gottes aufzusuchen und am Aermel zu ziehen, um mir die von ihr täglich ersehnte Nachricht zu bringen, daß der Bräutigam plötzlich und unerwartet angekommen sei. Ich war schon so etwas vermuthend, als ich Euch diesen Morgen, aber Ihr mich nicht, im Vorüberfahren erblickte. Das Instrument, von dem ich Euch gesprochen, ist schon seit demselben Tag, als dieß geschah, ausgefertigt. Ihm fehlt nur der Name des Bräutigams. Ich sehe hier zwei bekannte Gesichter, und zweifle nicht, nach dem was mir das Gerücht schon zugeflüstert, daß der Junggeselle Gabriel Hooft —"

„Ihr irrt Euch Herr Bürgermeister," unterbrach ihn Flora — „so wie Alle, und Gabriel selbst am meisten sich geirrt haben; denn Raimund, den Ihr hier seht, ist die Wahl meines Herzens! Allein, um sie laut zu verkünden, war mir Gabriels Gegenwart nothwendig, damit er sehe, wie theuer der gute Name, den er trägt, mir ist, und Raimunden, damit der ältere Bruder durch seine Bestätigung uns des Segens der Eltern theilhaftig mache, dessen er keinen Augenblick aufgehört hat, sich würdig zu machen. Und seid Ihr dessen auch jetzt nicht Willens, Gabriel Hooft?"

„Ich bins," stammelte dieser, ohne Kraft ein Wort hinzu zu fügen. Seine stolze Zuversicht war mit dem unerwarteten Verlust seines Geheimnisses gebrochen.

„Raimund also," sagte der Bürgermeister, diesem freundlich die Hand reichend. — „Ihr seid verständiger, Mademoiselle, als die jungen Mädchen sonst. So wün-

sche ich Euch Beiden Glück," fuhr er fort, indem er das Document hervorzog, das er, so wie auch dem Gebrauch jener Zeit zufolge, Dinte und Feder bei sich trug. „Ich will denn sogleich hier Euren Namen einfügen, Herr Raimund Hooft von Kehrwaaren, denn diese ganze Herrschaft bringt Euch Eure Braut, durch die Gnade der französischen Majestät Ludwigs des Vierzehnten, zur Mitgabe. Er wußte," so ist mir aufgetragen, dabei zu bemerken, „kein zweckmäßigeres Mittel, die hier von seinen Truppen verübten Gräuel zu seinem Ruhm und der Ehre seines Namens vertilgt zu sehen."

„Mir! mir, die Herrschaft?" rief Flora froh bestürzt, während die beiden Brüder, so wie auch die alte Barbara vor Erstaunen sprachlos dastanden, und sie das funkelnde Bild, das noch Niemand hier gesehen hatte, aus dem Busen zog. — „O! mein König! wie beschämst Du mich, indem Du auf solche Art meine Bitte erfüllst. Nun seht Ihr, Gabriel! daß die Gnade wie der Zorn der Mächtigen dieser Erde, weil sie jedes gewöhnliche Maß überschreiten — mit Demuth empfangen und mit Geduld ertragen werden müssen. Ach! Gabriel! warum muß ich Euch auch diese Gnade zu verdanken haben!"

„Das Hochamt ist zu Ende, und der Priester harret auf mein Geheiß," fuhr der Bürgermeister fort. „Alles ist längst im Stillen vorbereitet, nur Ihr selbst mußtet die Stunde herbeiführen. Ja! Barbara bewahrt Euch sogar insgeheim ein zwar schlichtes, aber Eures neuen Standes würdiges Brautkleid auf, und die Brautkrone wird Euch von meiner Tochter schon geflochten. Was

den Anzug des Bräutigams aber betrifft, ist er zwar sauber indessen —"

„Und sollte ich die ganze Herrschaft wieder darüber verlieren, möchte ich doch kein anders Bräutigamskleid tragen," unterbrach ihn Raimund mit einem seinem gewöhnlichen Gleichmuth ganz fremden Feuer, „ist es doch schon ein Vorbote meines Glückes gewesen!"

„Nun so sind wir in Ordnung. Unterschreibt dieß Document, während die Braut ihren Schmuck anlegt, und dann nach der Kirche. Wo ein übergroßes Glück erscheint, darf man keinen Augenblick zögern, es anzufassen, denn eben so bald möchte es den Händen wieder entschlüpfen, die es nicht im Fluge ergreifen. Im Schloß Kehrwaaren selbst soll die Hochzeit, so gut es in der Eile geschehen kann, gefeiert werden. Es ist schon nach dem Castellan geschickt, und dahin geht es von der Kirche aus."

Die Brautleute, Gabriel selbst, unterschrieben mit zitternden Händen, die des Letztern nicht vor Freude. Er begleitete sie in den Wagen des Bürgermeisters nach der Kirche. Allein er war nicht zu überreden, ihnen nach dem Schlosse Kehrwaaren zu folgen. „Ich trage kein Hochzeitskleid," sagte er kurz, und fügte, nur von den Brautleuten gehört, hinzu, „und bringe keinen Segen." Dort harrte ihrer kein üppiges Mahl, allein um so lautere Herzens-Freude.

Als die alte Barbara den folgenden Tag in Begleitung des jungen Ehepaars auf eine kurze Stunde zum Abschied nach ihrer Hütte zurückkehrte, fand sie die Thür angelehnt, aber darinnen weder Gabriel, den sie Alle dort zu

treffen erwartet hatten, noch sein Fellеisen. Von diesem Augenblick an war er spurlos verschwunden. Man will bemerkt haben, daß das Ehepaar seitdem unter sich seiner nie erwähnte, obgleich jeder für sich insgeheim, jedoch vergebens, nach ihm geforscht haben soll. Aber Beide erfüllten im treuen Vereine, nach ihren Kräften, ja selbst mit Entbehrungen, treu und heilig die Verpflichtungen, welche sie mit dem reichen Geschenk übernommen hatten, und noch in weit jüngeren Zeiten behielt unter den patrizischen Geschlechtern Flanderns der Name der Familie Hooft von Kehrwaaren einen guten Klang

Die Sängerin von Augsburg.

Historische Novelle von Fr. Laun.

Es war ein höchststürmischer Februarabend. Zwischen den Schneeflocken, welche laut an die Fenster des Wohngemaches der Herzogin Anna von München schlugen, erschütterte zuweilen ein Windstoß klirrend die Scheiben und schien das ganze Schloß aus seinen Grundvesten heben zu wollen. Dazu drang allezeit ein so schauriger Luftstrom herein, daß der nebst ihren Töchtern Margarethe und Elsbeth und einigen Frauen anwesende Hofmeister Ludwig von Rapolstein die Herrin fragte, ob sie nicht lieber Platz am Kamine nehmen wolle. Aber auch an dem traulichen Orte dauerte die Störung fort, welche von der sorglichen Miene der sonst immer sich gleich bleibenden Herzogin schon den ganzen Abend ausgegangen war. Es wollte zu keinem Gespräche von einiger Ausdauer kommen.

„Soll ich vielleicht den Gesang noch herbeiholen lassen?“ fragte der Hofmeister, als die Sprödigkeit der Rede immer unbehaglicher wurde.

„Ihr habt Recht,“ versetzte die Herzogin,“ daß man sich schon zu sehr an diesen Zeitvertreib gewöhnte. Gleich-

wohl will ich heute lieber darauf Verzicht leiſten. Wo bleibt aber der heimgekehrte Reiſende?"

„Engelhart von Reiſenberg? Er wartet nur auf den Befehl Ew. Herzoglichen Gnaden."

„Mein Gott, habe ich denn noch nicht nach ihm geſchickt? Der Sturm verjagt mir heute alle Gedanken."

Kaum öffnete hierauf der Hofmeiſter die Thüre, um den Zurückgekehrten holen zu laſſen, ſo riß das Wetter ein Fenſter auf und als die Anweſenden wetteiferten, dem brauſenden Sturme das aufgeriſſene Thor wieder zu verſchließen, ſprach die Herzogin: „Dort herein, lieben Leute, kommt mein ganzer Unmuth. Denkt nur an die, welche heute unterweges ſind und wie leicht das bei meinem Herrn und Gemahl der Fall ſein kann."

„Schwerlich wohl, gnädigſte Frau" — verſetzte Rapolſtein — „auf dem reichsſtändiſchen Tage zu Bamberg giebt es zu viel Herren und zu viel Scharten auszuwetzen, als daß man ſo bald damit fertig würde."

Es gelang auch dem Hofmeiſter ſo gut, ſeine Behauptung ihr wahrſcheinlich zu machen, daß die Herzogin offenbar weit ruhiger erſchien, als zuvor und den eintretenden Reiſenberg mit dem ganzen Wohlwollen empfing, wodurch ihre etwas hager, aber beinahe jugendlich erſcheinende, Geſtalt einen ſehr einnehmenden Reiz erhielt.

„Herr Engelhart" — ſagte die Herzogin, dem ihr Nahenden mit beſonderer Huld die Hand darreichend, welche er ehrerbietigſt an ſeine Lippen zog — „es fehlt uns an neuen Mähren, und ſolltet Ihr in der letzten Zeit auf der Burg Eures Oheims keine Gelegenheit gefunden haben,

solche zu sammeln, ei so waret Ihr doch bei der großen Hofhaltung des Kurfürsten Friedrich in Heidelberg zu Weihnachten. Die Gerüchte von ihrem Glanze übersteigen allen Glauben. Seit hundert Jahren soll kein Pfalzgraf solch eine Pracht auf seinem Schlosse gesehen und geübt haben."

„Das ist auch sicher eher zu wenig gesagt, als zu viel, gnädigste Frau," erwiederte Engelhart. „Schon die sämmtlichen Herzoge von Bayern mit dem Reichthum ihres Gefolges boten dem Auge ein seltenes Schauspiel dar. Dann funkelten die Bischöffe von Worms und Speier in ihrem vollen geistlichen Prunke. Unbeschreiblich war vollends die Kostbarkeit, mit welcher der alte Philipp Graf von Katzenelnbogen sich umgeben hatte. Er kam auch dem Kurfürsten wenig von der Seite und man hält für ausgemacht, daß bereits zwischen Beiden die künftige Ehe der Enkelin und Erbin des Grafen Philipp und Philipps des adoptirten Sohnes des Kurfürsten, so gut wie abgeschlossen worden."

„Solche Hoffnung muß auf dem Schlosse Heidelberg großen Jubel erregt haben!" bemerkte die Herzogin. „Welch ein Länderzuwachs für die Pfalz durch das treffliche Katzenelnbogen! —"

„Allerdings!" erwiederte Reifenberg. „Keinem Menschen scheint auch nur einzufallen, daß das Herz des Pfalzgrafen Philipp doch künftig eigentlich ebenfalls ein Wort in den Abschluß der Verbindung zu sprechen haben sollte!"

„Auch die Herzen der Fürsten dürfen nicht vorlaut gegen die Verhältnisse sich auflehnen wollen!" versetzte

Anna, mit einem Blicke auf Engelhart, vor dessen Strenge der seinige sogleich zu Boden sank, während sein sehr blasses Gesicht zu Purpur aufflammte. „Hat doch der kleine Philipp künftig das höchste Beispiel von Herzensbezähmung in demselben Oheim vor Augen, der diese schöne Bahn ihm vorzeichnete!*)" fügte die Herzogin, mit der ihr sonst gewöhnlichen Milde hinzu. Denn das; lieber Reisenberg, werdet Ihr mir gewiß zugeben, daß es ein weit geringeres Opfer ist für den künftigen jungen Mann, eine Jungfrau zu ehelichen, die, bei aller Liebenswürdigkeit, vielleicht in seiner Neigung einer andern nachsteht, als, wie Kurfürst Friedrich, dieses hohe Muster ritterlichen Sinnes und Handelns, dieses Bild der kraftvollsten Männlichkeit, der Ehe für immer zu entsagen. Doch nachher mehr hierüber. Für jetzt wieder zu dem Heidelberger Feste."

Allein Reisenberg, durch die ganze Weise der Herzogin ziemlich gestört im Innern, brachte es nur zu einer sehr allgemeinen und unvollkommenen Beschreibung desselben.

---

*) Bekanntlich war Pfalzgraf Friedrich, der Siegreiche, der Vormund seines noch ganz kleinen Bruderssohns Philipp und verwaltete Anfangs nur im Namen dieses Kindes das Kurfürstenthum Pfalz. Allein das kräftige Regiment, welches die damaligen Umstände erheischten, nöthigte den Starken, die Kurwürde selbst zu übernehmen. Um aber doch Philipps künftigen Stamme das Erbe derselben nicht durch eigne Nachkommenschaft zu entziehen, verpflichtete er sich im sechs und zwanzigsten Jahre, wo er Kurfürst wurde, zur lebenslangen Ehelosigkeit. Dabei trat er die eigenen Ländereien an das Kurfürstenthum ab, um diesem mehr Kraft und Ansehen zu verschaffen.

Offenbar würde dem Hofmeister eine Widerlegung der Gerüchte von der Pracht dieses Festes weit willkommener gewesen sein, als solch eine zuverlässige Bestätigung. Der Herzogin entgingen auch die Falten der Sorge nicht, welche darüber in seinem Gesichte aufstiegen. „Laßt es gut sein, Rapolstein" — sagte sie daher — „mag der Kurfürst von der Pfalz, den wir nächstens erwarten, immerhin auf unserm Schlosse das Gerücht des großen Münchener Glanzes widerlegt finden. In solche Dinge setze ich gar keinen Werth. Bewirkt er nur die Ausgleichung mit meinem Herrn Albrecht und dem Vetter Ludwig zu Landshut, so will ich mich gern begnügen."

Aber die allgemeine Unterhaltung, welche der erst wieder Heimgekehrte hatte beleben sollen, wollte jetzt noch weniger gedeihen, als vor seiner Ankunft. Der sonst so Gesprächige, immer zerstreuter werdend, hatte zuletzt nichts mehr, als die kürzesten Antworten auf jede Frage. Nichts schien seine Aufmerksamkeit zu fesseln, als wenn die Thüre von aussen sich öffnete. Doch allezeit kehrte sein nach ihr hinfliegender Blick voll Unmuths zurück. Allmählig, wie die Versammlung immer größer geworden war, nahm sie wieder ab. Als Reisenberg jetzt ebenfalls eine Bewegung zur Beurlaubung bei der Herzogin machte, winkte diese dem Hofmeister, der nach einigen Worten, die sie ihm in's Ohr gesagt hatte, dem jungen Zerstreuten offenbar zu bleiben auferlegte. Endlich war Niemand mehr zugegen als die Hofjungfrau Editha von Neuberg und Rapolstein, die am Kamine stehend sich mit einander unterhielten, während die Herzogin mit Reisenberg auf und niederging.

„Ihr seid so schweigsam, so einsilbig geworden, guter Engelhart" — sprach sie leise zu ihm — „oder ist das vielleicht nur die Folge einer vorübergehenden Kränklichkeit? Fehlt Euch etwas, mehrere Eurer Bekannten finden, daß Ihr viel bläßer als sonst aussehet? Ihr habt, das merke ich schon, nicht zu dem Heilmittel gegriffen, wozu Euch die Reise und besonders auch das Fest zu Heidelberg so manche Gelegenheit darbot. Thut nur nicht so fremd. War doch mein letztes Wort beim Abschiede, daß Ihr Euch eine Hausfrau aussuchen möchtet."

„Einzig an Ew. Gnaden Hofe könnte ich diese finden."

„Und sollte Euch die Wahl zu schwer werden, so will ich recht gern Euch mit meinem Rathe zur Seite stehen."

„Meine Wahl" — erwiederte er — „ist ja, wie Ihr wißt, gnädigste Frau, bereits getroffen. Die jetzige Reise hat mich von nichts so sehr überzeugt, als eben von dem Werthe dieser Wahl."

„Es thut mir wahrhaft leid, daß mein wohlgemeinter Rath keine bessere Aufnahme bei Euch gefunden hat. Habt Ihr Euern Eltern Eure Wünsche bereits mitgetheilt?"

„Das ist geschehen. Sie willigten darein."

„Aber gewiß nur nothgedrungen. Ihre Besonnenheit bringt mich zu dieser Voraussetzung. Sie wollen dem geliebten Sohne die Bitte nicht verweigern, die er, wenn es geschehen wäre, auch wohl als einen Ueberfluß hätte betrachten können, um seiner tadelnswerthen Neigung ganz ungestört nachzugehen. Das aber ist gewiß, daß Ihr die Liebe Eurer guten Eltern mit wahrhaftem Undanke belohnt, wenn Ihr, der einzige Fortpflanzer ih-

res Stammes, dem alten ehrwürdigen Geschlechte eine Bürgerliche leichtsinnig aufdringen wollet. Denn ein stiller Gram darüber wird sicher fortdauernd an ihrem Leben zehren, welcher so zugleich das Eurige und selbst das Eurer zukünftigen Gattin um den innern Frieden, das höchste Glück des Menschen, bringen müßte!"

„Wahrlich, gnädigste Frau, meine Eltern wissen, daß sie mit dem Willigen in diese Verbindung unter zwei Dingen, welche sie beide für Uebel halten, das bei weitem Kleinste gewählt haben. Sie sind nämlich, und besonders meine Mutter, fest überzeugt, daß ich, durch irgend etwas genöthigt, meinen Hoffnungen auf Clara zu entsagen, diese Härte gewiß mit meinem Leben bezahlen würde. Denn welcher Tochter aus dem höchsten adelichen Hause steht Clara Dettin an Adel der Gesinnung und des Benehmens im mindesten nach? Ja, welcher Adelichen könnte man nicht diese Eure Sängerin sogar als Musterbild vorstellen? Und, gnädigste Herzogin, Ihr selber erkennet ja solches an. Denn, wenn Ihr jemals einen Unterschied machtet zwischen dieser Hofjungfrau und den Adelichen, so geschah es allezeit zur Ehre der Dettin, weil sie eben die übrigen an Feinheit der Sitte, wie an Adel und Schönheit der Gesinnung, übertrifft. Warum nun soll ich nicht dasselbe thun, warum mit einer Blume, glänzender vielleicht als die, welche im ummauerten Garten unter der Pflege des Gärtners sich bildet, blos darum nicht meine Brust schmücken, weil sie draussen im freien Felde zu solcher Vollkommenheit gedieh?"

„Der uralte Brauch der Besseren spricht dagegen. Wer

ſich aber an Gebräuche nicht gebunden glaubt, welche langjährige Erfahrung als heilſam betrachtet, der ſteht bereits auf dem Punkte, die Sittlichkeit ſelbſt für einen veralteten Brauch anzuſehen. Ja, ſchon das Beiſpiel allein wirkt gefährlich auf viele Andere. Das war es, Herr Engelhart, was ich Euch zu Gemüthe zu führen dachte. Es geſchah auf meine Veranlaſſung, daß Clara das Geſpräch, um welches Ihr heute bei ihr angeſucht habt, Euch verſagte und auch dieſen Abend uns hier nicht Geſellſchaft leiſtete. Keineswegs, als wollte ich einen Machtſpruch gegen einen Plan thun, der durchaus nicht zu meinen Grundſätzen paßt. Es galt nur, vor dem erſten Alleingeſpräch ſowohl Euch, als Claran meine Meinung darzulegen, um, wo möglich, Eurer künftigen Reue vorzubauen. Mehr darüber, wenn ich mit Claran werde geſprochen haben."

„Gnädigſte Frau!"

„Sorget nicht. Die Gebieterin wird nur als rathende Freundin zu ihr ſprechen. Oder vielmehr, ich werde ihr blos von meinem Geſpräche mit Euch ſagen und das Uebrige ihr ſelbſt überlaſſen."

Kaum hatte ſich Reiſenberg mit ſehr beſorgter Miene entfernt, ſo entließ die Herzogin auch die beiden Andern. Clara mußte kommen.

„Was ſehe ich, rothe Augen?" rief Anna ihr beim Handkuſſe entgegen.

„Die Urſache davon iſt vorüber!" antwortete die Jungfrau fröhlichen Muthes. „Einzig die Angſt, daß ich nicht kommen ſollte, trat mir in die Augen. Nach

diesem gnädigen Empfange ist kein Gedanke mehr von Kummer in meiner Brust."

„Keine Unwahrheit, Clara!" sprach die Herzogin mit aufgehobenem Finger „Reisenberg war hier."

„Auf dem Wege hierher hörte ich das so eben."

„Und bedauertest um so mehr, daß Du ausgeschlossen worden."

„Vielleicht wäre das geschehen, Gnädigste, denn ich habe ihn so lange nicht gesehen. Allein die Furcht vor einer Mißbilligung von Euch benahm mir alle andern Gedanken."

„Da sagte also doch wohl Dein Gewissen, daß Du Mißbilligung verdient hättest." Freundlich strich dabei die ihr wohlwollende Fürstin dem Mädchen das goldene Haar aus der Stirn, mit ihrem Blicke die Augen suchend, welche sich etwas verlegen zur Seite wendeten.

„Das wohl gerade nicht. Aber Ihr hattet mir verbieten lassen, Reisenbergs Besuch anzunehmen. Ich besorgte daher, es sei von seiner Seite eine Unvorsichtigkeit vorgekommen, die mir ebenfalls mit zur Last fiele."

„Also das wäre doch möglich?"

„Gnädigste Herzogin, nicht so scharfen Blickes schauet mich an. Daß ich ihn lieber sehe, als die meisten Andern, dessen habe ich Euch ja nimmer ein Heht haben wollen und daß er mir gut sei, sagte er mir schon vor der Abreise, wie ich Euch ebenfalls nicht verschwieg. Damals machtet Ihr jedoch eine so ernste Miene, daß ich das heutige Verbot, ihn zu sehen, damit zusammenhielt und eben jetzt eine

Vorhaltung mit Zittern erwartete. Er hat aber wohl meiner nicht Erwähnung gethan?"

„Ich selbst brachte das Gespräch auf die Bahn!" antwortete die Herzogin und theilte Clara die ganze Unterredung mit.

„Gnädigste Frau" sprach hierauf Clara mit fester Stimme, „der Gesichtspunkt, aus welchem Ihr Reifenbergs Absichten auf meine Hand betrachtet, ist mir völlig neu. Woher rührt das aber, als von der Gnade, mit welcher Ihr mich überhäuft? Nicht gewohnt, die arme Bürgerstochter Euern adelichen Hoffräulein im mindesten nachzusetzen, habe ich den Geburtsunterschied zwischen ihnen und mir so ganz außer Acht gelassen, daß von dieser Seite sich meinem Blicke gegen Reifenbergs Werbung gar kein Bedenken darbot. In anderer Hinsicht aber schien die ganze Art und Weise des Mannes eine Zurückweisung von meiner Seite keineswegs zu verdienen. Welche Jungfrau würde ihn nicht tausend Werbern vorziehen und ich gestehe es, ich fühlte mich stolz, daß gerade mir seine besondere Achtung zu Theil geworden war. Allein das Licht, worein Ihr so eben die Sache mir setztet, giebt dieser mit einem Male, auch für *mein* Auge, einen ganz andern Stand. Möge daher Eure Weisheit allein über ein Verhältniß entscheiden, das ich so wenig veranlaßte, als ich zeither mich ihm entzog."

„Clara" — antwortete die Herzogin — „Du trägst Deinen Namen mit der That. Niemals ist mir die Unschuld klarer erschienen, als in Deinem Auge. Niemals habe ich einem Menschen so tief auf den Grund seines Her-

gens zu sehen geglaubt, als jetzt eben Dir. Wort und Ton und Blick sind so einstimmig, daß mir kein Zweifel an Deiner vollen Hingebung in meinen Beschluß übrig bleiben kann. Wohlan, Clara, mehr noch als zeither, denke ich mich künftig als Deine zweite Mutter zu bewähren. Halte Dich in den nächsten Tagen auf Deinem Zimmer und sprich Niemand als Deine Leute. Mein Befehl wird Deine beste Entschuldigung sein!"

Kaum war die Herzogin zur Ruhe gegangen und eingeschlummert, als der Lärm unten auf dem Schloßhofe sie wieder aufschreckte und der rothe Fackelglanz ihr ganzes Schlafzimmer überströmte. Die Herzoge Albrecht und Ludwig von Bayern, nebst dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz kamen wirklich, dem Sturme trotzend und zwar durch das zum Theil lächerliche Ungemach, das sie unterwegs hatten erdulden müssen, recht frohen Muthes von dem Bamberger Tage, der zum Frohsinn durchaus keinen Anlaß gegeben.

Der Abend hatte, leider, die bösen Früchte für den Herzog Albrecht von München wirklich getragen, welche seine Gemahlin im Voraus mit Angst erfüllten, wenn sie dachte, daß er bei dem entsetzlichen Wetter unterwegs sein sollte. Das Zipperlein, dem er häufig unterworfen, war davon geweckt worden, so daß der Leidende sie den folgenden Morgen an sein Lager berief. Als sie eintrat, saß bereits die hohe kräftige Gestalt des Kurfürsten Friedrich bei ihm. Schnell erhob er sich der Angstvollen entgegen. „Grüße Euch Gott," sprach er „verehrte Muhme

spart die Sorge auf trübere Zeit. Der Arzt giebt den besten Trost wegen der Herstellung des guten Vetters. Er ist eben hinweggeeilt, das Heilmittel selbst zu bereiten, von dem er dem Patienten baldige Hülfe verspricht, wenn ihm dabei die nöthige volle Ruhe bleibt."

„Dem Himmel sei Dank, dafern die Sache sich also verhält."

„Und besonders auch dafür" erwiederte der Kurfürst, „daß ihm diese Ruhe ganz unverkürzt bleiben kann. Wohl dem Herrscher, dem in solchem Falle eine Anna von Braunschweig als Gemahlin zur Seite lebt, deren vielfach erprobter Geist nicht nur der häuslichen Ordnung so mit Würde vorsteht, sondern auch im Rathe so weise waltet, wenn die Noth solches erheischt, wie jetzt." Bei diesem Worte stieg ein Seufzer die breite, hohe Heldenbrust hercuf. Da er den festverschlossenen Lippen nicht entschlüpfen konnte, so nahm er den Weg durch das große blaue Auge, dessen Strahl sich plötzlich umnebelte, während seine rechte Hand, wie in Verlegenheit, daß wohl der Nebel sein Inneres noch mehr entschleiern könne, zuerst die Fülle des zarten gelben Haares aus der hohen Stirne strich und dann die goldenen Locken am Kinne fruchtlos zu zerstören drohte.

Von dieser Gefühlsüberwallung des schönen Mannes auf das tiefste ergriffen, vergaß die Herzogin die Umstände des Augenblicks und sprach: „Werther Vetter, Ihr beschämt Annen von Braunschweig mit Euerm gütigen Vorurtheile und seid einer weit vollkommenern Gemahlin würdig. Sollte Euch aber eine solche, unbeschadet der Eigenthümlichkeit Eurer Verhältnisse, nicht werden können?

Schon manchmal habe ich dessen im Stillen gedacht und da Ihr denn einmal eine so günstige Meinung von mir hegt, so laßt uns doch die Sache gelegentlich mit einander berathen."

„Der Vetter scheint nach Euch zu verlangen!" sagte der Kurfürst auf den Kranken deutend und das düstre Lächeln und Achselzucken über die von der Herzogin dargelegte Hoffnung, mit dem er aus dem Zimmer ging, bewieß, daß er ausser Stande war, sie zu theilen.

Der Arzt hatte übrigens mit der baldigen Genesung des Erkrankten völlig Recht gehabt. Schon am dritten Tage war Herzog Albrecht so weit hergestellt, daß er seine Gemahlin des ihr aufgetragenen Rechts der Familienberathung überheben konnte. Es mochte ihm wohl recht gelegen kommen, auch war vielleicht in Hoffnung auf seine nahe Herstellung die Berathung von ihm an jenem Morgen spätertin abgesagt und um einige Tage hinausgeschoben worden. Denn, bei aller Anerkennung der Fähigkeit seiner Gemahlin zur Staatsverwaltung, hegte der Herzog doch über viele Dinge andere Ansichten als sie, und glaubte besonders auch in dieser Familiensache ein nachdrücklicheres Wort führen zu können.

Beleuchtet vom Alles durchdringenden Geiste des Kurfürsten Friedrich lag die Angelegenheit der beiden bayerischen Fürsten und ihr beiderseitiger Nutzen in der Ausgleichung ihnen bald dergestalt vor Augen, daß das Anfangs so schwierig erschienene Werk nunmehr das beste Gedeihen versprach. Ein äusserst froher Familienabend beschloß den

Tag. Friedrich ſaß bei Tiſche zwiſchen der Hauswirthin und dem Hauswirthe und hatte hauptſächlich zu wachen, daß dieſer nicht durch das, köſtlich im Becher blinkende rheiniſche Gold verleitet, der ärztlichen Vorſchrift zuwiderhandelte, welche ſeiner noch auf ſchwachen Füßen ſtehenden Geneſung dieſen Genuß beinahe ganz unterſagte.

„Morgen, dächte ich, ein Mehreres!“ ſagte daher auch der Kurfürſt, ſehr frühzeitig den Stuhl zurückſchiebend. „Unſer wackerer Hauswirth und Vetter ſoll nicht länger die Qualen des Tantalus neben unſerer Seligkeit erdulden. Eine Nacht ruhigen Schlafes wird ihn vielleicht zur Theilnahme an ihr fähig machen.“

Als bald darauf die übrigen Anweſenden ſich entfernt hatten und auch Herzog Albrecht bereits nach ſeinem Lager geleitet worden war, ſagte Kurfürſt Friedrich in ſehr froher Laune zur Herzogin Anna: „Ein Wort im Vertrauen noch, Frau Muhme, das mir ſchon lange auf dem Herzen liegt. Keine Liebeserklärung, und bloß darum keine, weil Ihr hoffentlich ſchon wiſſet, wie lieb Ihr mir ſeid; aber wohl eine Frage. Der Vetter iſt ein ſo großer Freund und Kenner der Tonkunſt und beſonders des Geſanges, daß Eure hieſigen Abende recht oft damit verſchönert werden ſollen. Gleichwohl erleben wir heute ſchon den dritten auf Euerm Schloſſe und noch iſt keine Rede davon geweſen. Beſonders ſoll eine Eurer Hofjungfrauen ſich in der Kunſt des Geſanges ſehr hervorthun, diesmal aber noch gar nicht zum Vorſcheine gekommen ſein. Und zwar auf Euern beſondern Befehl! Sehr genaue Kundſchafter behaupten,

sie werde vor Euch als krank gemeldet, und sei doch so gesund, als etwa Ihr und ich."

„Ich errathe diese Kundschafter," versetzte schnell die Herzogin und der plötzlich aufsteigende Zorn durchglühte ihr ganzes Gesicht, „ich weiß, wessen Nachforschungen in diesen Tagen so zudringlich geworden sind, daß ich bereits strengen Befehl gegeben habe, den kecken Gesellen im Wiederholungsfalle geradezu festnehmen. Es ist mir bekannt, daß er diesen Morgen und dann Nachmittags wieder recht lange Euch mit seiner Person belästigte. Um ihn Euch im rechten Lichte zu zeigen, war es mein fester Vorsatz Euch selber das Histörchen mitzutheilen. Der Unbescheidene ist aber, wie ich nun merke, mir mit einer Anklage bei Euch zuvorgekommen."

„Anklage, beste Mutme, wo denkt Ihr hin? So unvernünftig ist wahrlich Reifenberg nicht, um Eure Anklage bei mir zu versuchen. Ueberhaupt klagt er einzig die Verhältnisse an, die seiner Neigung sich widersetzen. Nun liegt mir aber der junge Mann am Herzen. Tapfer und weise zugleich, wie wenige, möchte ich ihn gern fördern in einem Wunsche, dessen Verweigerung ihn, meines Bedünkens, zu Grunde richten könnte. Glaubet nicht, daß ich den zu arg**en** Raum billige, den er diesem Wunsche bereits gegeben hat; allein es ist geschehen und das Beste nun wohl, das Beste unter diesen Umständen, zu berücksichtigen. Eine Ausnahme hebt die allgemeine Regel nicht auf und er verdient es, daß seinetwegen solche gemacht werde. Noch mehr, es ließe sich sogar der Aus-

nahme vielleicht ein artiges Mäntelchen umwerfen, in dem sie minder auffallen würde.“

Die Bewegung der Herzogin mit dem Haupte zeigte, daß sie sich noch nicht ganz mit dem Kurfürsten einverstehen konnte. Dieser aber ergriff ihre Hand, drückte sie, offenbar um das Bedenken der Dame zu beschwichtigen, voll Innigkeit an seine Lippen und sprach:

„Wer sind die Verwandten dieser Eurer Dienerin?“

„Ihr Oheim und Vormund, in dessen Hause sie erzogen wurde, war ein vor zwei Jahren verstorbener kunstreicher Geldschmidt Namens Joseph Seld zu Augsburg und dabei ein so wackrer und gottesfürchtiger Mann, daß ich um alles in der Welt die Schuld nicht auf mich laden möchte, die Zukunft der Nichte nur im mindesten zu verwahrlosen.“

„Deßhalb, Herzensmuhme, tragt keine Sorge. Reifenbergs wahrhaft edler Charakter gilt mir für die sicherste Bürgschaft. Das Mädchen soll, denke ich, in Kurzem mit dem Reichsadel geziert sein. Zwar fühle ich mich, in meinem jetzigen Verhältnisse zum Kaiser, zu stolz zu einem Begehren dieser Art von ihm. Es wird sich aber schon dazu ein Anderer finden lassen. Ist doch die Reichskanzlei gemeiniglich willfährig in Dingen, bei denen ihre Sportelkasse keinen Nachtheil erleidet.“

„Wohl“ — sprach die Herzogin freudig — „diese Auskunft gefällt mir. Ihr werdet Euch mit Beförderung dieser Ehe Dankaltäre in den Gemüthern zweier Menschen stiften, die ich beide für trefflich halte. Wollte Gott, ich dürfte

schen jetzt meiner lieben Clara die süße Hoffnung vertrauen!"

„Ei, das dürfet Ihr ja. Könnt Ihr auch die Sache, welche von fremder Entscheidung abhängt, nicht für Gewißheit ausgeben, so erlaube ich Euch doch, dem Mägdlein zu sagen, daß ich Euch mein Wort zum Pfande einsetzte, Alles anzuwenden, sie durchzuführen. Wenn Ihr übrigens nur halb so froh seid, als ich, daß unsere jetzige Verhandlung einen so günstigen Ausgang gewann, so werdet Ihr gewiß auch mich entschuldigen, daß ich Eure Ruhe so spät noch unterbrach."

„Wie möchte die kleine Verzögerung des Schlafes in Anschlag kommen bei der wahrhaften Beruhigung, die Ihr mir über eine Angelegenheit mitbrachtet, welche mich wirklich in nicht geringe Sorge setzte? — "

Zu aufgeregt im Innern, um auf baldigen Schlummer hoffen zu dürfen, war das Licht der Herzogin sehr willkommen, welches sie aus ihrem Fenster noch in Clara's Fenster erblickte. Sogleich ließ sie sich über den langen Corridor und durch eine Reihe von Zimmern nach Clara's Wohnung leuchten. Der Gedanke der Armen, durch sie gerade jetzt während der Anwesenheit der fremden Fürsten zur Haft Verurtheilten, mit der Kunde, so sie zu geben dachte, eine ruhigere Nacht zu verschaffen, beflügelte ihren Schritt dergestalt, daß sie dem die Fackel in der Hand vorausschreitenden Diener ein paarmal zu größerer Eil aufforderte.

Die Herzogin kam an vor Clara's Gemache, als eben der Nachtriegel vorgeschoben wurde. Erschrocken nach

Wiedereröffnung der Thüre vor dem ganz unerwarteten Besuche, ſtarrte die aller Worte beraubte Dienerin auf die Dame und eilte dieſer erſt dann mit Lichte nach, als ſie ſchon in Clara's dunkles Wohnzimmer getreten war. Auf die Nachricht, daß Clara ſo eben ſchlafen gegangen ſei, ſtand die Herzogin einen Augenblick in Zweifel, ob ſie nicht unter dieſen Umſtänden den Beſuch bis zum folgenden Morgen verſchieben ſolle. Allein die ſchöne Hoffnung, welche ſie ihrer Hofjungfrau brachte, konnte wohl als eine hinreichende Entſchädigung für die mögliche Störung gelten. In die halboffene Thüre des Schlafgemachs zuerſt tretend, hielt ſie die ihr mit dem Lichte Folgende durch einen finſtern Blick vom Wecken der bereits Schlafenden ab, und ſetzte ſich auf den Stuhl neben dem Bette. Es war ganz der Schlummer eines Engels. Die Geſichtszüge legten den tiefſten Frieden einer Seele dar, indem ſie an ſüßer Stille einem heitern, von keinem Lüftchen geſtörten, Maienmorgen glichen. Aber gerade die Süßigkeit des Friedens in dieſem Bilde beunruhigte Clara's Gönnerin mehr, als ſie ſich davon angeſprochen fühlte. Wie hatte die liebende Seele zu einem ſolchen Zuſtande bei der jetzigen Lage ihres Liebesverhältniſſes auf andrem, als einem heimlichen, mit dem klar ausgeſprochenen Willen ihrer Gönnerin ganz im Widerſpruche ſtehenden Wege gelangen können? Ohne Zweifel, ſagte ſich die Herzogin, iſt es doch zu einem Einverſtändniſſe zwiſchen ihr und Engelhart gekommen! Dieſe mit jedem Augenblicke ſich mehr in ihr befeſtigende Vorausſetzung trübte die Anſicht der Dame von der hohen Reinheit der Jungfrau ſo ſehr, daß darüber das

Verhaben, wodurch sie so spät noch in Clara's Wohnung getrieben worden war, einen großen Theil seines ihr zuvor ganz unwiderstehlichen Reizes verlor. Mehr Zufriedenheit, als von welcher die Miene der Schlafenden schon jetzt zeugte, schien ihr keine Nachricht in der Welt geben zu können, und so stand die verstimmte Dame eben auf, um nach ihrer Wohnung zurückzukehren. Ihr Platz zu machen, trat die Dienerin schnell zur Seite und stieß dabei die Nachtlampe vom Tische, durch deren Fall die Schlafende aufwachte.

Welch ein Staunen beim Anblick ihrer Gebieterin! Und daß durchaus kein Erschrecken damit verbunden war, daß Clara's seelenvolles Auge bald gerade mit derselben freudigen Stille auf ihr ruhte, welche noch kurz zuvor das Gesicht der Schlummernden geschmückt hatte, das befestigte in der Fürstin das so eben gewaltig wankende Zutrauen von Neuem. Nein, — sagte sie zu sich — bei der Treue und Zuversicht in diesem Blicke, ihre innere Heiligkeit ist noch durch keinen Anhauch getrübt worden! —

Ehe die Fürstin es hatte verhindern können, hüpfte Clara schon auf vom Lager. „Was, gnädigste Frau, ist Euer Begehren?“ fragte sie dann, den Mantel schnell überwerfend.

„Vor Allem, daß der Himmel Dir diese offene Miene gegen mich stets erhalten möge! — Sind von Seiten Engelharts neue Anforderungen geschehen?“

„Aber auch wie früher zurückgewiesen worden. Ueberhaupt, gnädigste Herzogin, hat Euer letzter Rath Gedanken in mir erweckt, bei denen das Unangemessene meiner Verbindung mit Reifenberg mir völlig einleuchtet. Wahr-

lich, Eure besondere Gunst und die völlige Gleichheit, welche Ihr mir mit den adelichen Hofjungfrauen zugestandet, gehörte dazu, den gewaltigen Unterschied zwischen meinem und Reifenbergs Stande ganz aus dem Gesichte zu verlieren. Eben vorhin habe ich meiner guten Base einmal so recht mein Herz in einem Briefe ausgeschüttet über den seltsamen Wahn, in dem ich der Lehren und Warnungen meines Oheims so ganz vergessen konnte. — "

„Ich besinne mich, Clara, bei Lebzeiten Deines Oheims hättest Du schwerlich hierher an den Hof gedurft. Als er die silbernen Tische im großen Saale mit den alten griechischen Fabelgeschichten, eine getriebene, köstliche Arbeit seiner Hand, von Augsburg selbst hierhergeschafft hatte, kam einmal die Rede darauf, allein: Gott bewahre! Er that wahrlich, als ob der Hof eine Erniedrigung für Dich werden müßte. Gott gebe ihm dermaleinst eine fröhliche Auferstehung, aber so viel ist sicher, Dein Oheim war ganz das Gegentheil von Deinem Charakter, er war ein eingebildeter und hochfahrender Mann!"

„Gnädigste Frau," versetzte Clara, „das war mein wackrer, frommer Oheim wahrlich nicht."

„Diese Entschuldigung macht seiner braven Nichte Ehre. Habe ich denn aber nicht mit eigenen Ohren vernommen, wie er unserm Marschall auf einen geringen Tadel nach vielem ungemeinem Lobe, gerade herausſagte: Herr Hofmarschall, Ihr versteht gerade so schlecht zu tadeln, als zu loben? Und dem Küchenmeister, der ihm hierauf scherzhaft anrieth, sich erst hobeln zu lassen, wenn er wieder nach Hofe käme, wendete er auf alle nachherigen

Fragen den Rücken. Am Kammertische aber zu essen, dazu hätte er sich nimmermehr verstanden. Eben so war er nicht zu bewegen, in einem der herrschaftlichen Zimmer Platz zu nehmen. Ich weiß besser, wer ich bin, und was mir zukommt, sagte er das Eine Mal und hätte den Hofmeister, der ihn auf den Stuhl drücken wollte, im Unwillen darüber fast umgeworfen. Beweißt denn das Alles nicht einen wahrhaft unförmlichen, über die Verhältnisse hinausgehenden Stolz?"

„Diesen Stolz hatte er allerdings, gnädigste Frau. Er sagte — doch ich muß nothwendig erst wegen der Unbehutsamkeit um Verzeihung bitten, wenn ich seine Rede wiederhole."

„Scheue Dich nicht, mein Kind, sie gehört ja zur Sache."

„Er sagte eines Tages: Thörichten Einrichtungen, die nicht zu ändern sind, muß man nachgeben, aber nur so weit es nöthig ist, nimmer jedoch sich mit ihnen gemein machen. Dem Adel, den seine Geburt aufbläht, soll der Bürger mit dem gerechten Stolze auf die eigenthümliche Tüchtigkeit entgegen treten, und von den Ehren, die jener hauptsächlich anerkennt, sich weder etwas zueignen, noch annehmen. Am wenigsten aber darf der Bürger sich mit ihm in innige Vereine, wie die Ehe, einlassen. Ich halte das, seiner sinnlosen Ansprüche wegen, für ein Verbrechen an dem eignen, innern Adel. — Es war an meinem dreizehnten Geburtstage, als er dieses mit seinem gewöhnlichen Feuer sprach, es ist mir aber eben wieder so gegenwärtig, daß ich gar nicht begreife, wie der Rath,

den er offenbar zunächst meinetwegen ertheilte, in der letzten Zeit mir so ganz aus den Gedanken gekommen. Das Alles habe ich denn meiner Base geschrieben, und darauf ist mir so leicht um's Herz geworden, wie ich mich lange nicht gefühlt habe."

Die Herzogin sprach hierauf: „Abgesehen, mein Kind, von dem häßlichen Bürgerhochmuthe, liegt der Abneigung Deines Oheims gegen das, was man Mißheirathen nennt, eine unwiderlegbare Wahrheit zum Grunde. Und darum eben erbitterten mich beinahe Reifenbergs Absichten auf Deine Hand. Ein Anderes aber würde es sein, wenn sich eine gesetzliche Ausgleichung Eurer verschiedenen Abkunft finden ließe."

Clara blickte ihre Gönnerin mit einem Ausdrucke des Gesichts an, welcher deutlich darthat, daß sie sich vergebens bemühte, den Sinn dieser Rede zu fassen.

„Und" fuhr die Herzogin äußerst freundlich fort, „ich wünsche meinem guten Clärchen Glück, daß sie in der That bereits so gut wie gefunden ist." Die Herzogin theilte ihr hierauf erst das Vorhaben und dann den Namen des Mannes mit, dessen mächtiger Einfluß durchaus kein Mißlingen der Sache befürchten ließ. Um so räthselhafter erschienen aber der Dame die ihr sonst die Regungen des Herzens dieser Dienerin deutlich aussprechenden Gesichtszüge. Denn statt von Hoffnung und Freude immer lebendiger zu werden, erstarrten sie offenbar mehr und mehr, die Röthe der Wangen erlosch, wie der Strahl ihres Auges und der erblassende Purpur der fest zusammengepreßten Lippen verrieth einen Schmerz, den Clara offenbar der

hohen Frau am liebsten verborgen hätte. Befremdet trat diese einen Schritt zurück, die Jungfrau anzustaunen, welche hierauf das Knie vor ihr bog und ehrfurchtsvoll den Saum ihres Gewandes an den Mund drückte und sprach: „Verehrteste, ermesset meinen schweren Kummer darüber, eine so ausgezeichnete Gnade aus Eurer, aus derjenigen Hand nicht annehmen zu dürfen, aus der sie gerade den höchsten Werth für mich haben müßte. Vielleicht hat die Offenheit meines Wesens, Euch bereits den blutigen Kampf dargelegt, der meine Seele in diesen Augenblicken zerriß. Er ist entschieden für meine Pflicht gegen den treuen Pfleger meiner Jugend, den Oheim Seld. Niemals kann ich den durch seine Geburtsvorrechte von mir für immer Geschiedenen zum Gemahl annehmen, noch weniger aber durch Verläugnen meines ehrlichen Herkommens die Asche der Verwandten schänden und das graue Haar der geliebten Base vor der Zeit in die Grube bringen!"

Die Herzogin Anna war zu sehr in den Hoffnungen getäuscht worden, welche sie nach Clara's Wohnung getrieben hatten, um ihres Unmuths Meisterin zu bleiben. Sie verließ die Dienerin, ohne ein einziges Wort auf ihre Aeußerung zu sagen.

Kurfürst Friedrich empfing am folgenden Morgen die unwillkommene Botschaft aus dem Munde der Herzogin, welche ihrem Verdruße über den Bürgerstolz dabei freien Lauf ließ.

„Ja" sprach er „liebe Muhme, die Weise klingt allerdings rauh, wie das Mägdlein und Ihr selbst den

Goldschmidt von Augsburg schildert, allein es liegt doch seinem Sinne viel Wahres zu Grunde. Eure Hofjungfrau hat auch nicht minder Recht, als ihr Oheim, gleichwohl wird sie ihr Rechthaben vor der Stimme der Liebe schwerlich behaupten. Erlaubt mir, ihr den Reifenberg selbst zuzuschicken. Da wird sich's zeigen. Besitzt er nicht Blick und Wort, worüber sie des Oheims Lehren, übrigens mit bestem Gewissen, so deuten zu können glaubt, daß seinetwegen eine Ausnahme von der allgemeinen Regel gemacht werden müsse, so kann Niemand ihm helfen. Und so gern ich um seinetwillen seiner Liebe ein fröhliches Gedeihen verschaffte, so scheint mir nachher doch weiter nichts für ihn bei dem Mägdlein zu thun."

Reifenberg wurde herbeigeholt. Benachrichtigt von allen Umständen hatte in ihm die Hoffnung sichtbar die Oberhand über die Furcht, als er von der Herzogin selbst bis an die Schwelle von Clara's Wohnung geleitet wurde. Desto gebeugter kehrte er, nach einer Stunde zu seinem Gönner, dem Pfalzgrafen zurück. Der tiefe Antheil des letztern bewog ihn endlich noch zu der Bitte um persönliche Verwendung für die Wünsche seines Herzens bei Claran.

„Guter Engelhart," versetzte hierauf Kurfürst Friedrich, „es war schon ein schlimmes Zeichen, daß die Herzogin Anna mit ihren Vorschlägen kein Gehör fand bei Eurer Geliebten. In Eurer Zurückweisung aber scheint mir die sicherste Probe zu liegen, daß die Rechnung falsch war, die Ihr Euch auf die Liebe des Mägdleins machtet. Wozu sollten meine Vorstellungen da noch frommen, wo Amor selbst seine Werte fruchtlos anbrachte? —" Als

aber Reifenberg dennoch nicht abließ, den Kurfürſten um dieſe Huld zu beſchwören; ſagte er: „Wohlan, Euch zu willfahren, ſoll es mir darauf nicht ankommen, mich einer abſchlägigen Antwort auszuſetzen.“ Sogleich ließ er Clara in's Nebenzimmer berufen und indem er ſodann dorthin zu ihr ging, beſchied er den Liebenden, ſeiner Rückkehr zu harren. —

Während des Geſpräches zwiſchen dem Pfalzgrafen und Clara ſtiegen Reifenbergs Folterqualen immer höher. Er hatte gehofft, Ohrenzeuge deſſelben werden zu können, was auch Friedrich gewünſcht zu haben ſchien, allein war die Wand dazwiſchen ſo ſtark, daß keine Silbe herüberklingen konnte, genug in den erſten Augenblicken mußte er das glauben, weil nicht der kleinſte Laut zu vernehmen war. Sehr bald aber hörte er die Anrede des Kurfürſten an die Jungfrau ſo vollſtändig, daß nicht nur kein Wort ihm entging, ſondern auch eine große Bewegung in der ſonſt immer ſo feſten Stimme des Sprechenden ſich darthat. Uebrigens hätte Friedrichs Rede ſelbſt, ſchwerlich zweckmäßiger ſein können, da er in der That keinen gegen Clara's Anſicht von einer Vermählung mit Reifenberg zu richtenden Grund überging. Clara's tiefem, auch Reifenbergen ganz fremden Tone nach, war ſie ebenfalls mächtig erſchüttert von der Rede dieſes Vermittlers. Gleichwohl beharrte ſie feſt auf der Verneinung, welche ſie gegen die Herzogin und dann beſonders auch gegen den Bewerber ausgeſprochen hatte. Dabei fand Reifenberg, daß ihr diesmal die wahrhafte natürliche Beredſamkeit ganz abging, mit welcher ſeine, des Liebenden, Vorſtellungen von ihr

widerlegt worden waren. Deſto nachdrücklicher betheuerte ſie, unter keiner Bedingung je die Gemahlin Reifenbergs werden zu können und bekräftigte dieſes zuletzt noch dadurch, daß ſie den Himmel zum Zeugen anrief.

Bei des Kurfürſten Rückkehr taumelte der aller Hoffnung nunmehr Beraubte halb bewußtlos zum Zimmer hinaus. Friedrich eilte ihm ſchweigend nach, blieb aber dann plötzlich ſtehen, um ſich zum Fenſter zurückzuwenden. Er riß ſolches auf, ſah nach dem Hofe, ſchloß es nach langem Hinunterblicken wieder und fand, als er ſich umkehrte, den Herzog Albrecht im Zimmer.

„Was glühet Ihr ſo, lieber Vetter? Habe ich Euch doch überhaupt nie noch ſo wenig bei Euch geſehen!“

„Helft mir dem Himmel danken, verehrter Vetter,“ ſprach Friedrich, „daß ich mich verpflichtete, keinem Weibe je die Rechte der Gemahlin des Kurfürſten von der Pfalz einzuräumen. Denn, bei Gott, es ſäße ſonſt nächſtens eine neben mir auf dem Throne, deren gerechte Anſprüche darauf das Vorurtheil der Menge nicht anerkennen würde!“

„Gerechte Anſprüche“ wiederholte erſtaunt der Herzog, welcher, aus der Seitenthüre im nämlichen Augenblicke hereingetreten, als der Kurfürſt das Fenſter ſo heftig öffnete, aus dem Nebenfenſter mit angeſehen, wie das Klirren der kleinen, runden Glasſcheiben, Clara, die einzige Perſon, welche ſo eben über den Hof ging, vielleicht unwillkürlich, zum Heraufſchauen bewog und die demuthvolle Verbeugung der plötzlich Hocherröthenden von ſeinem Gaſte mit unverkennbarer Innigkeit erwiedert wurde.

Der Kurfürst schlug sich vor die Stirne und sprach: „Ihr scheint Augenzeuge gewesen zu sein! Nehmt meine tiefe Beschämung als Antwort auf Eure Frage, verehrter Vetter. Es kann hier nicht von Ansprüchen und noch weniger von Gerechtigkeit derselben, es kann von nichts die Rede sein, als von einem höchst leidenschaftlichen Zustande, in den ich zum ersten Male in meinem ganzen Leben gerieth."

Darauf erzählte er von Reisenbergs unglücklicher Liebe zu Clara und wie er zur Verwendung für ihn gleichsam genöthigt worden war. „Schon der Moment" sprach er, mit immer steigender Begeisterung, „als das seelenvolle Wesen voll der tiefsten Demuth mir nahete, schien mich allen zeitherigen Verhältnissen gewaltsam zu entführen. Und wie nun vollends die zwei großen blauen Himmel ihrer Augen sich auftaten, so glaubten meine Blicke schon in der ewigen Seligkeit um so sicherer sich zu berauschen, da diese wundervollen Augen durch sie ebenfalls mit Wonne erfüllt zu werden schienen. Lange wußte ich nicht, ob ich die Sprache wirklich eingebüßt hatte, bis die wachsende Verlegenheit, worein die ebenfalls in Schweigen tief Versenkte gerieth, mir endlich wieder zu Worten verhalf. Daß meine Seele nicht bei ihnen war, könnt Ihr unter diesen Umständen wohl denken. Gleichwohl glaube ich, bei dem mich gewissermaßen selbst vernichtenden Gefühle, sie könne ja doch nicht die meinige werden, Reisenberg durch die Wahl meiner Worte wenigstens nicht geschadet zu haben. Dazu war seine Sache offenbar, schon vor meinem Eintreten bei der Jungfrau, verloren."

Albrechts vom Alter bereits sehr angegriffene Gesichtszüge verriefte während dieser Mittheilung ein kummervolles Nachdenken noch mehr. Als der Kurfürst inne hielt, und dann eine Zeitlang vom innern Sturm heftig im Zimmer auf und nieder getrieben werden war, trat der Herzog zu ihm, ergriff seine Hand freundlich und sprach: „Und was denket Ihr zu thun, lieber Vetter?"

„Nichts!" war seine Antwort. „Wo die Stimme der Liebe kein Ohr finden darf, gehört der Ehre allein die Entscheidung. Meiner Ehre und der Ehre des Mägdleins. Denn, daß Clara's Ehre noch unentweiht ist, im heiligsten Sinne des Wortes, darauf könnte ich schwören beim schuldlosen Leichname des Herrn."

„Wenigstens steht Clara Dettin schwerlich irgend einer Jungfrau an meinem Hofe in Sitte und Tugend nach. Auch liegt mir ihr Heil um so näher am Herzen, da ich im Verein mit meiner Frau das Wort gegeben habe, redlich für sie zu sorgen und sie vor allem Schaden zu wahren. Vor drei Jahren bei einem Festmahle zu Augsburg, welches die dortigen Geschlechter mir und Annen veranstalteten, sahen wir sie zum ersten Male. Die Tonkunst, das wisset Ihr ja, und besonders volle Gesangstimmen, sind mir eine eigene Würze des Lebens, und werden es sein, bis an das Ende meiner Tage. War es doch einzig die heilige Macht der Tonkunst, die mich wieder zum Bewußtsein zurückgeleitete, als treulose, fluchwürdige Rathgeber meinen Vater, Herrn Ernst, den der allbarmherzige Gott eine selige Urständ nicht versagen möge, dahin gebracht

hatten, meine erste Gemahlin, wie eine Verbrecherin in den Fluthen der Donau lebendig zu begraben! — "

Wie allezeit, wenn Herzog Albrecht auf diese dunkle Erinnerung geführt wurde, vergingen ihm auch diesmal die Sinne. Die Geschichte war aber auch wahrhaft schauerlich. Im acht und zwanzigsten Lebensjahre, mit größter Leidenschaft an der schönen Agnes, der Tochter des Baders Kaspar Bernauer zu Augsburg hangend, verschmähete Herzog Albrecht die ihm verlobte, aber in strafbarer Verbindung mit dem Grafen Johann von Werdenberg stehende, Elisabeth von Würtemberg, wollte auch von anderer standesmäßiger Vermählung nichts wissen. Vielmehr ließ er sich heimlich mit Agnes trauen und bezog mit ihr das Schloß Vehburg, welches er aus dem Erbe seiner Mutter, Elisabeth von Mailand, besaß. Zur damaligen Zeit erschien er bei einem prachtvollen Turniere zu Regensburg, aber die Schranken verschlossen sich ihm, als einem, der in verbotenem Umgange mit einer Jungfrau lebte. Vergebens schwur er, daß Agnes seine Gemahlin sei. Hochentrüstet kehrte der Zurückgewiesene heim. Den seiner geliebten Agnes widerfahrenen Schimpf abzuwaschen, achtete er sie nun öffentlich als seine rechtmäßige Ehefrau und gab ihr einen fürstlichen Hofstaat auf der Burg von Straubing, wo er Statthalter war. Aber das glückliche Leben, welches er dort mit ihr führte, wurde einst auf das unglaublichste gestört. In seiner Abwesenheit ging sein Vater in der Verblendung und Erbitterung so weit, sie unter dem Vorwande, von Liebestränken, wodurch sie seinen Sohn an sich gefesselt habe, vor Gericht zu ziehen und das

Urtheil, ſie in die Donau zu werfen, auch ſogleich vollſtrecken zu laſſen. In der Sinnloſigkeit, worein die Nachricht der Gräuelthat den Herzog Albrecht verſenkte, ſchwur dieſer furchtbare Rache der ermordeten Unſchuld, begab ſich zum Herzog Ludwig den Bärtigen nach Ingolſtadt und beängſtigte gemeinſchaftlich mit dieſem durch wilden, ſchrecklichen Krieg ſeinen Vater, ſo, daß es zweifelhaft wurde, was größer war, die väterliche Grauſamkeit, oder die Raſerei des Sohnes, der ſein eigenes, künftiges Erbtheil heillos verwüſtete. Und nur mit Hülfe der Tonkunſt ward ihm ſein von Natur ſo milder, menſchenfreundlicher Charakter endlich zurückgegeben.

Kurfürſt Friedrich fühlte ſich, als er jetzt ſeinen bejahrten Vetter, die Augen mit der Hand bedeckend, in tiefem Schweigen an der Wand lehnen ſah, um ſo tiefer von dem innern Weh des würdigen Verwandten ergriffen, als die Geſchichte mit all ihren ſchauerlichen Nebenumſtänden ihm bekannt war, und das unmittelbar zuvor ſelbſt Erlebte ihm am klarſten bewieß, wie unvermerkt der Menſch in unangemeſſene Verhältniſſe gerathen kann, wenn der Damm der Vernunft ſeiner Leidenſchaft nicht in den Weg tritt. Gleichwohl enthielt er ſich weislich alles Zuredens. Er wußte, daß ſein wackerer Vetter von dem Zuſtande, in dem ſein Geiſt ſo eben wieder untergegangen zu ſein ſchien, noch am ſchnellſten befreit wurde, wenn er ohne Störung, ſich ſelbſt überlaſſen blieb. Und ſo erwachte auch wirklich Herzog Albrecht endlich mit einem Seufzer wie aus tiefem, unſeligen Traume, indem er die Hand vom Geſichte nahm und die Augen weit aufthat. „Was wollte ich Euch ſa-

gen?" begann er. „Ach ja, daß Clara durch ihren Gesang zur Harfe mir so lieb wurde. Daher auch, nicht ihrer Leibesschönheit wegen, lag ich ihrer verwittibten Base so an, mir die holde Jungfrau mit hierher nach München, als Fräulein bei der Herzogin Anna zu geben. Fürwahr Ihr möget kaum irgend etwas Süßeres hören, als diese klangreiche Stimme. Ja, ich könnte Euch sogar raten, ihre reinen, frommen Töne, als Gegengift wider ein Gift zu gebrauchen, von dem Eure kraftvolle Jugend vielleicht eben bedroht wurde. Denn sollte irgend ein frevelhafter Wunsch in Euch aufgestiegen sein, so werdet Ihr sicher durch ihre Stimme, wie durch überirdisches Einwirken wieder davon gereiniget. Diesen Mittag, den wir im großen Saale, umgeben von den Bildnissen unseres Hauses zubringen werden, will ich Euch auf eine Aehnlichkeit aufmerksam machen, die Euch nicht wenig überraschen soll. Erinnert mich daran, wenn ich's im Geräusch des heutigen Menschenzusammenflusses vergessen könnte. Auf Wiedersehen dort, Vetter! Ich höre die Herzogin und bin so eben nicht in der Stimmung ihr angenehm zu erscheinen."

Wirklich war der Herzog kaum zu der einen Thüre hinaus, als Anna zu der andern hereintrat. Je gespannter ihre Erwartung auf Nachrichten von Reisenbergs Liebessache gewesen war, desto unmuthiger wurde sie bei der Mittheilung des gar nicht mehr zweifelhaften Ausganges derselben. Wie die Herzogin früher der Verbindung ihrer Hofjungfrau mit Reisenberg entgegen gewesen war, gerade so interessirte sie sich, seit jenem Erbieten des Kurfür-

ſten für dieſelbe. Uebrigens trat ſie eben darum Friedrichs Meinung völlig bei, daß, ſollte ihr Wunſch dieſes Paar vereint zu ſehen, noch in Erfüllung gehen, gar kein Zureden, und keine Einmiſchung irgend einer Art ſtatt finden dürfe, vielmehr die Sache eine Zeitlang ſcheinbar ganz unbeachtet bleiben müſſe.

Die Pracht des feſtlichen Mittags, im großen Saale des Schloſſes war ausgezeichnet. Noch ehe man an der Tafel Platz nahm, zogen vorzüglich die beiden, unter der Leitung von Clara's Oheim zu Augsburg gefertigten, ſilbernen Tiſche, worauf das zum Theil aus Golde beſtehende Speiſegeſchirr blitzte, die Aufmerkſamkeit mehrerer Kunſtfreunde an. Von all den, dicht unter dem Tiſchblatte, angebrachten Götter- und Heldengeſchichten in getriebener Arbeit erhielt die eine beſonders den Preis. Sie war, wie der Goldſchmidt aus Augsburg erzählt hatte, mit eigener Hand von ihm gefertigt und ſtellten den Raub der Helena vor. Man bewunderte das Glück, womit es dem Künſtler gelungen war, die ſchwere Aufgabe zu löſen, in der Figur der Helena, ohngeachtet des ſehr verkleinerten Maasſtabes, die Schönheit ſo darzuſtellen, daß ihre Zaubermacht auf ſo viele Helden, daraus ſich erklären ließ. Für den Kurfürſten von der Pfalz hatte dieſe Helena einen beſondern Reiz dadurch, daß er darin Clara's Geſichtszüge völlig wieder zu erkennen glaubte. Ueberzeugt, die Aehnlichkeit mit ihr, welche der Hausherr ihm Mittags zu zeigen verſprochen hatte, in dieſer Helena gefunden zu haben, glaubte er ſein Erinnern an des Herzogs Verſprechen

ganz unterlassen zu können. Um indessen zu sehen, ob nicht Andere ebenfalls das Bildniß der Hofjungfrau in dem Gesichte der schönen Griechin wieder erkannt hätten, wendete er sich an die Herzogin Anna mit der Bemerkung, daß unstreitig dem Meister Seld zu diesem Gesicht irgend eine lebende Schönheit gesessen habe. Allein nach nochmaliger Betrachtung der Schilderung, antwortete Anna mit einer verneinenden Bewegung des Hauptes daß die Schönheit in solcher Vollendung wohl schwerlich einer lebenden Person zu Theil werde. Noch bei Tische dachte er über die unglaubliche Verblendung der Dame nach, welche das Urbild der dargestellten Helena tagtäglich vor Augen habe, ohne das zu erkennen, was ihm auf den ersten Blick klar gewesen sei. Nach aufgehobener Tafel wollte er auch sogleich ihrem Gemahl seine Verwunderung deshalb bezeigen.

Hatte aber Helena's Conterfei seinem Auge geschmeichelt, so glaubte sich der Pfalzgraf desto mehr über den Zufall beklagen zu müssen, der ihm den Platz einem Bildnisse gegenüber ertheilte, welches ihn verstimmte, so oft sein Blick darauf fiel. Es war das Bild der ersten Gemahlin des Herzogs, seiner geliebten Agnes. Nachdem Albrecht die Gebeine der Ermordeten, aus dem Grabe, über welchem sein Vater zur Sühne des Mordes eine Kirche hatte bauen lassen, nach dem Kreuzgange bei den Brüdern von Carmel zu Straubing in die früher von Agnes selbst auserwählte Grabstätte tragen und mit einem Marmordenkmal bedecken lassen, wurde auch ihr Bildniß in diesen Saal aufgenommen. An einem offnen Fenster in der Burg zu Straubing stehend, war sie dargestellt, in einfacher aber zierlicher Klei-

dung, ohne Abzeichen ihrer höhern Stellung, wie sie nachdenklich in die Fluthen herabblickte, und von den Blumen die sie in der Hand hielt, der Sturm die Blätter riß und verstreute der Brücke zu, die später der Rand ihres Grabes werden sollte.

Wenn schon die Anmuth und Milde des Gesichts sich nicht verkennen ließen, so nahm den Kurfürsten der tiefe Eindruck des Wunder, welchen diese, im Ganzen ihm zu unbedeutend erscheinenden Züge, auf seinen Vetter Albrecht gemacht hatten, sogar wenn er dabei berücksichtigte, daß das Bild schon vor sieben und zwanzig Jahren gefertigt war.

„Nun," fragte nach der Tafel Herzog Albrecht den Kurfürsten von der Pfalz, „seid Ihr vielleicht von selbst auf die Aehnlichkeit verfallen, auf die ich Euch hinwieß."

„Allerdings, ich wundere mich nur, daß meine liebe Muhme, Frau Anna, mit der ich darüber sprach, auch gar kein Auge dafür hatte."

„Ei wo der Sinn dafür fehlt, da fehlt auch das Auge," versetzte der Herzog mißvergnügt, „wie seid Ihr nur darauf verfallen, Vetter, mit meiner zweiten Gemahlin von meiner Agnes zu sprechen. Darum, wahrlich, ließ ich Euch nicht gerade diesen Platz bei der Tafel anweisen. Denn wenn ich schon ihrer Asche mit der Aufnahme des Bildes hier die gehörige Ehre erweisen zu müssen glaubte, so habe ich doch bis zum heutigen Tage die Herzogin Anna mit dem kleinsten Wörtchen über ihre Vorgängerin verschont. Und das ist mir manchmal recht schwer gefallen, sobald

mich Anna's Anmaßung und Herrschsucht von selbst auf die Demuth und Ergebung meiner Agnes hinwiesen."

Das Befremden des Kurfürsten, daß sonach auch Herzog Albrecht jene Aehnlichkeit mit Clara keineswegs in dem Bilde der Helena, sondern in Agnes Portrait hatte finden können, war fast noch größer, als Albrechts Erstaunen, daß seinem Vetter Friedrich die völlige Uebereinstimmung in Clara's und Agnes Gesichtern nicht einleuchten wollte. Uebrigens schob er's hauptsächlich auf die Beschädigung, welche die Leimfarbe, mit welcher damals gemahlt zu werden pflegte, beim Reinigen des Bildes durch unkundige Hand erhalten hatte, und darauf, daß Friedrich Claran noch nicht habe singen hören. Das erste Mal, wo dieses geschähe, würde er, wie Albrecht meinte, unstreitig dieselbe Oeffnung der Lippen wahrnehmen, welche an Agnes Gesicht auf dem Bilde so wunderlieblich sei.

Um nur den Herzog nicht unwillig zu machen, mußte Friedrich diese Lieblichkeit schweigend anerkennen, obschon sie ihm keineswegs auf dem Gemälde sichtbar, auch vielleicht nicht einmal dem Urbilde eigen gewesen, sondern einzig in dem noch immer in Albrechts anklingenden schönen Traume seines Herzens zu Hause war.

„Und" fuhr der Herzog fort, „obgleich man glauben sollte, daß eben durch Clara's Aehnlichkeit mit meiner Agnes in so Vielem, nur schmerzliche Erinnerungen in mir geweckt werden könnten, hat mir solche vielmehr schon recht oft in den Stürmen des Lebens zur innern Besänftigung gedient, gerade, wie mein Schutzgeist, Agnes selbst, als sie noch unter uns wandelte. Am auffallendsten ist Clara's Ein-

wirken auf mein Gemüth, bei den Liedern, welche Agnes vormals ebenfalls zur Harfe sang. Besonders gelingen der Jungfrau die, Frömmigkeit aussprechenden, Gesänge. Man glaubt dann eine Gesandtin des Himmels zu hören und zu sehen. Mit Liebesliedern, die meine Agnes so unnachahmlich sang, will es ihr viel weniger glücken. Ihr werdet mir das morgen Abend wieder sagen, wo ich sie nach dem Zimmer der Herzogin mit der Harfe will kommen lassen.

Die vollen goldenen Pokale des mittäglichen Festes hatten der so schön begonnenen Ausgleichung der bayerischen Herzoge eher Schaden gethan, als solche befördert. Des Weines Geister waren besonders im Herzoge Ludwig von Landshut auf alten Groll gestoßen, den sie von Neuem in Umtrieb brachten. Die Sache wieder gut zu machen, hatte Kurfürst Friedrich bereits die ganze erste Hälfte der Nacht mit seinem Kanzler Guldenkopf und Landschad von Steinach gearbeitet und saß nach kurzem Schlummer so eben wieder beim Schreiben eines Briefes an seinen Vetter Ludwig. Da war ihm Heinrich von Sickingen, ein erst in der Nacht von der Reise gekommener, gemeldet worden, welchen er angenommen, aber indem der Diener ihn einzulassen ging, über dem wichtigen Gegenstande seines Schreibens wieder vergessen hatte. Nachdem der Eingetretene lange an der Thür gekarret, war er allmählig dem Tische, wo Friedrich schrieb, immer näher getreten. Da blickte der Schreibende zufällig empor und erschrack offenbar vor dem feinen jugendlichen, aber ganz verfallenen

Gesichte Heinrichs, dessen dunkelbraunes Haar die blasse Leichenfarbe noch mehr hervorhob.

„Um Gott" rief der Kurfürst, indem er den Jüngling anstarrend seinen Stuhl zurückschob, „Ihr wäret Heinrich von Sickingen, Ihr, mit diesem erloschenen Auge in einem halbausgetrockneten Todtenschädel, jenes leuchtende Sinnbild von Jugend und Leben, Jedermann, und besonders den Frauen, eine so willkommene Erscheinung! Hat Euch Ida von Herneck, Eure Verlobte, schon so gesehen?"

„Nein, gnädigster Herr, doch ist sie es eben, welche mich zu Euch herführt. Ihr Bruder Hans, der Unhold, wüthet vor wie nach, von Stolzeneck aus, das Eure Gnade ihm einräumte, und denkt die unglückliche Schwester, da ich sie nicht ehelichen kann, mit einem seiner Raubgesellen zu vermählen."

„Und warum Ihr nicht?"

„Weil ich dem Tode verfallen bin, ebenfalls durch ihn. Von dem linken Arme, den er mir in der Trunkenheit am Tage der Einnahme und Schleifung der Burg Widdern abhieb *), rührt der gänzliche Verfall meiner Gesundheit her. Drei Tage lang, zum Theil bewußtlos, in einem Graben liegend, wohin die flüchtige Besatzung von Widdern mich geworfen hatte, verging die Zeit, in der viel-

*) Ein gleichzeitiger Geschichtsschreiber sagt davon: „vnn worden vnder einander vnneinß, daz Hanß Hornick Heinrich von Sychingen einen Arm abhieve mit einem Schwert, daz er im Sale lag."

leicht die Heilung noch möglich gewesen wäre. Dem Grabe, wie ich verfallen bin, kann ich nur Euern Schutz anflehen für meine arme Ida."

Auf der Stelle sicherte der Kurfürst ihm solchen zu, rief auch sogleich seinen Kanzler aus dem Nebengemache herein, daß dieser sie künftig in sein Haus aufnehmen möchte. Für das Nächste aber mußte Veranstaltung getroffen werden, sie aus den Händen ihrer Verwandten zu befreien, was auch auf der Stelle geschah.

„Und nun, gnädigster Herr," fügte Sickingen, nachdem er ihm seinen Dank ausgesprochen, hinzu, „nun soll ich noch meinem Waffenbruder, Engelhart von Reisenberg, das Wort bei Euch reden."

„Also Kunde von ihm, er lebt?"

„Allerdings, gnädigster Herr."

„Dank dem Himmel dafür. Man hat ihn gestern Vormittag gleich einem Rasenden über die Isarbrücke jagen und seitdem keine Spur mehr von ihm gesehen. Zwei Knechte, die ihn nicht ereilen konnten, waren höchst bestürzt zurückgeblieben. Sie fürchteten gar, daß er in den Fluthen der Isar geendet habe. Ich kann also der sehr darüber beängstigten Herzogin die Zusicherung der Fortdauer seines Lebens ertheilen?"

„Gewiß, gnädigster Herr. Sind auch meine irdischen Tage so gut wie bereits geendet, so bleibt mir doch der Trost, daß der Schatten, zu dem ich geworden bin, dieses frische Leben vom Untergange rettete. Reisenberg hat mir sein Wort gegeben, nicht Hand an dasselbe zu legen. Ich versprach ihm dagegen, Euch seinen Dank für

Eure huldvolle Verwendung in einer Angelegenheit darzubringen, die, wenn dunkle Hoffnungen und Wünsche mich nicht täuschen, ihm künftig noch in einem schönern Lichte erscheinen wird."

Vergebens sann der Kurfürst der Unklarheit dieser Rede nach. Uebrigens wurde der Antheil, welchen er an dem betrübten Schicksale des jungen Mannes nahm, durch diese Nachrichten über Reisenberg nur noch inniger. Wirklich hatte die Herzogin Anna, ganz außer sich vor Besorgniß wegen Reisenberg, noch Abends sehr spät seine Knechte zu sich rufen lassen und nachdem durch diese ihre Unruhe eher vermehrt als gehoben worden, einen Brief an Clara, unstreitig voll der bittersten Vorwürfe geschrieben.

Kurfürst Friedrich sendete den kranken Sickingen nach Heidelberg, mit dem schriftlichen Befehle an seine Räthe, daß sobald Hans von Hernet nebst Anhang eingefangen und dort sein würden, diese, mit Ausnahme der im Guldenkopfischen Hause aufzunehmenden Ida, nach Herrns Herberge gebracht werden sollten, nachdem sie zuvor einen Eid abgelegt, vor des Pfalzgrafen Heimkehr und Erlaubniß, keinen Schritt aus diesem Hause zu thun.

Zu den kleinen traulichen Abendversammlungen in den Gemächern der Herzogin Anna gab gewöhnlich der Zeitpunkt, wo die Kerzen das verschwundene Tageslicht ersetzten, das Zeichen. Allein von Ungeduld getrieben, stand Kurfürst Friedrich diesmal schon in Anna's Wohnzimmer, als noch die Glut der untergehenden Sonne aus den Fenstern gegenüber ihm entgegenblitzte. Sein Zweck da-

bei war, die Herzogin allein zu treffen, um vielleicht Gelegenheit zu finden, das gestörte Verhältniß zwischen ihr und Clara wieder herzustellen. Aber statt Annens, die er nicht antraf, trat Herzog Albrecht bald nach ihm herein und theilte ihm mit, daß sein letzter Wunsch bereits erreicht sei. Auf die Nachricht von Reifenberg, durch Sickingen überbracht, welche Friedrich am Mittage verkündet hatte, war unmittelbar nach Tische Anna selbst mit ihrem Gemahle zu Clara geeilt, um Alles wieder gut zu machen. „Die Herzogin" sprach Albrecht, „wird auf einen Wink, den ich ihr geben lasse, hier sein mit Clara. Die ungewöhnliche Innigkeit der letztern, eine Folge der so erwünschten Auflösung des eingetretenen Mißverständnisses, kann kaum anders, als glücklich, einwirken auf den Gesang der Jungfrau. Anna, mit der ich mich eben heimlich besprochen, trat meiner Meinung bei, daß das Beisein einer dritten Person Clara's Vortrage gar leicht das Köstlichste, die reizende Unbefangenheit und Innigkeit rauben könnte, welches doch ein hoher Genuß für Euch sein müßte. Hierauf nun gründet sich ein Vorschlag, den ich Euch zur Genehmigung oder Verwerfung anheimstelle. Dort wird die Herzogin mit Clara hereintreten. Wie, wenn wir beiden uns in dieses Nebengemach begäben und hinter der halboffenen Thüre die Sängerin anhörten? Das Anschauen, das hierdurch allerdings eingebüßt wird, läßt sich ja nachher reichlich nachholen, nicht so der reine Erguß der Töne."

Friedrich war völlig einverstanden damit und der Herzog sendete einen Pagen, der seiner Gemahlin sagen mußte,

daß Alles besorgt sei, worauf er sich mit dem Kurfürsten in's Nebengemach begab. Albrecht hatte der Herzogin bereits die Lieder angedeutet, welche er gesungen zu haben wünschte. Eins darunter, ein damals sehr bekanntes altes Lied, das vom treuen Sinne handelt, war, was aber freilich Anna nicht wußte, ein Lieblingsgesang seiner ermordeten Agnes gewesen. „Obschon Clara“ sprach der Herzog, „das wahrhafte Verständniß dieses gefühlvollen Gesanges offenbar nicht aufgegangen ist, so weiß doch mein Gedächtniß alle die Zauber hineinzulegen, mit denen es mich aus dem Munde der Verewigten so oft erquickte. Sie mag damit anfangen. Gerade die Unvollkommenheit, welche Ihr an ihrem Vortrage bemerken werdet, muß Euch den Genuß der darauf folgenden frommen Lieder erhöhen.“

Der Kurfürst drückte ihm noch seinen Dank für diese besonnene Anordnung aus, als die nahenden Tritte der mit Clara ankommenden Herzogin ihm Schweigen auferlegten.

„Das Lied vom treuen Sinne, liebe Clara,“ sprach Anna, indem sie nach der Harfe hinwieß, die bereits im Zimmer war, und nach kurzem Stimmen des Instruments, sang die Jungfrau:

Viel Untreu ist auf Erden.
Davor mich Gott behüt;
Ich weiß ein heimlich Leiden.
Das mir das widerrieth.

Daß ich mich soll von dem wenden,
Der mir alles Gute gan.
Mein Leben muß sich enden,
Eh ich ihn müßt verlan.

Darum ich Gott will bitten,
Daß er mich bald erhör
Und alle meine Gedanken,
Daß er's zum Besten kehr.
Denn alle meine Gedanken,
Die stehn allein zu ihm hin,
Sonst keiner auf dieser Erden
Soll kommen in meinen Sinn.

Lang Zeit, das ist mir ewig,
Das hab ich oft gehört:
Noch zu erlangen hoff ich
Den so mein Herz begehrt;
Eh schick uns Gott das Glücke
Zu seiner gelegenen Zeit,
Eh will ich ihn mit aufgeben
In Lieb' und auch in Leid.

„In Lieb' und auch in Leid!" stimmte mit höchster Gewalt der Leidenschaft der Kurfürst ein, der, hingerissen von dem tiefen Gefühle im Vortrage der Sängerin, die lange schon nur mit dem peinlichsten Zwange aufrecht erhaltene Mäßigung nicht ferner behaupten konnte. Dabei in's Zimmer der Herzogin eilend erfaßte er der schönen Jungfrau linke Hand. Der Klang der in der Bewußtlosigkeit ihr entfallenden Harfe schien ihr die Besinnung zurückzugeben. Erschrocken streckte sie die Rechte nach dem noch am Boden leise fortbebenden Instrumente hin, mäh-

rend Friedrichs liebeflammendes Auge in Clara's hocherglühtem Antlitz, welches diesmal durch die goldene Haube, nach der Sitte der bürgerlichen Jungfrauen ihrer Geburtsstadt, etwas eigenthümlich Anziehendes erhielt, immer tiefer sich berauschte.

Die Herzen, welche nun hereinkamen und der ihnen folgende Abendbesuch stellten die sehr durchbrochenen Schranken des Gewohnten nur nothdürftig her. Es war keine Rede und konnte nach dem Vorgefallenen nicht wohl eine sein von den Liedern, welche dem ersten hatten folgen sollen. Das Herzogliche Paar flüsterte viel. Sie schienen darüber einstimmig, daß Clara das Lied, welches ihr sonst niemals recht gelingen wollte, unnachahmlich vorgetragen hatte. Dabei machte aber die Herzogin sich ziemlich sichtbar Vorwürfe, die Veranlassung zu dem Vorfalle gegeben zu haben. Dem Kurfürsten fehlte etwas. Die an ihm so bekannte Feinheit im Umgange artete wider seinen Willen in verletzende Bitterkeit aus. Der Zwiespalt zwischen seinen so eben zur Sprache gekommenen Gefühlen und den Verhältnissen, schien diese erzeugt zu haben. Vor Allen aber mußte wohl Clara Aufsehen erregen. An die Stelle der Offenheit, mit der der süße, friedensvolle Glanz ihres Auges sonst Jedermann still und freundlich zu berühren pflegte, war das befangenste, schüchternste Wesen getreten. Wenn sie ja zuweilen bei Anreden einen Blick auf Jemand zu thun versuchte, so zog er sich sogleich, wie beim Anschauen der Sonnenstrahlen, wieder, mit einer schmerzlichen Empfindung hinter das Augenlied zurück und alles Blut ihres schönen Körpers schien ihr in's Antlitz ge-

treten zu sein. Unpäßlichkeit verschützend beurlaubte sie sich auch sehr bald im Stillen bei der Herzogin, welche, gewaltig verstimmt, nicht im Stande war, Claren nur den mindesten Antheil zu bezeigen.

In ihrem einsamen Gemache stand Clara am folgenden Morgen, den düstern Blick tief versenkt in einen Ring, dessen blitzende Steine wie der Abglanz der Thränen erschienen, welche die ganze Nacht den Schlaf aus ihren Augen gedrängt hatten und noch immer unaufhaltsam ihr über das Gesicht stürzten. Der Ring war vom Kurfürsten. Als er am Abende, den Schluß ihres Liedes voll leidenschaftlicher Glut wiederholend, aus dem Nebengemache in das Wohnzimmer der Herzogin brach und Clara's linke Hand ergriff, mußte er den Ring an den Mittelfinger dieser Hand geschoben haben. Bei dem innern und äußern Sturme des gewaltigen Augenblickes war sie viel später erst das Geschenk inne geworden. Wie ein Zauberspiegel hatte sodann dieser Ring die ganze Nacht hindurch die Gestalten ihrer Base, ihres verstorbenen Oheims, ihrer fürstlichen Gebieterin ihr gezeigt, und nur zuweilen gelang es dem huldvollen Antlitz des fortdauernd vor ihrem Geiste stehenden Kurfürsten, einen Glanz um sie her zu verbreiten, welcher jene drei hocherzürnten drohenden Gestalten ihr verschleierte. Ein solcher Moment beglückte sie auch jetzt im Wachen. Mitten aus der schwarzen Nacht des Zornes jener Drei trat, das Ungewitter beschwörend, Friedrich mit dem freudestrahlenden Auge, wie da hervor, als er die Worte in Lieb' und auch in Leid, mitsang

und selbst sein Ton dabei am gestrigen Abende umrauschte ihr Ohr von Neuem. Aber Alles verschwand mit Einem Male vor diesem, wie vor dem Auge der Jungfrau. Ein wirklicher Menschenlaut sagte ihr, daß sie nicht mehr allein im Zimmer sei. Der Ring, den sonach fremde Blicke in ihren Händen gesehen hatten, wäre vor Schrecken ihr fast entfallen und mit wahrhaftem Entsetzen betrachtete sie den in einfachem schwarzen Rocke dicht neben ihr stehenden Unbekannten, der seine ernsten Augen auf sie richtete. „Wer seid Ihr?" stammelte Clara, zurückschaudernd.

„Euer Warner!" war die Antwort. „Solche, Ringe, in solcher Hand, sind gewisse Unterpfänder auf zahllose Thränen."

„Wisset Ihr — —" fragte Clara mit leisem Beben.

„Was ich weiß, kümmere Euch nicht. Nehmet nur das zu Herzen, was Euch zu wissen Noth thut." Mit erhobener, feierlicher Stimme fuhr er dann fort: „Der Palast, den die Annahme des Ringes Dir eröffnen kann, wird nur den schauerlichen Glanz der Blitze um Dich her verbreiten, wenn nicht der Geist wahrer Liebe Deinen Schritt dahin leitet. Ueberhaupt trotzt Niemand der Macht der Verhältnisse ungestraft. Auch selbst über das wahrhaft liebende Haupt wird diese Strafe, spät oder früh, hereinbrechen. Aber das Eigenthümliche der Umstände würde Dich mitten in der Trübsal vor der Strafe der Verzweiflung bewahren, es könnte Dich sogar zum höchsten Glücke, mitten in der Pein des größten Unglücks,

führen, wenn treue Liebe und Entsagung aller Eitelkeit, Deine Schritte leiteten! —“

Mit jedem Worte des Mannes wuchs der Keim des Zutrauens, den die ungemeine Klarheit seines dunkeln Auges schon bei der ersten Antwort in ihr Herz legte. Seine Stimme schien unmittelbar aus der Tiefe des Herzens herauf zu klingen. Sein Aeußeres verstärkte noch den Eindruck. Denn war auch der Reiz der Jugend gänzlich von ihm gewichen, so hatten doch die Jahre dem Edeln seiner Gesichtszüge nichts anhaben können. Dabei verlieh ein noch immer glänzend schöner, langer, schwarzer Bart der erhabenen Gestalt ein höchst ehrwürdiges Ansehen.

Kaum war die Rede des Unbekannten verhallt, als auch schon die Thüre rauschend aufging und der eintretende Kurfürst, erstaunt, wie es schien, über den ganz unerwarteten Besuch, einige Augenblicke stehen blieb, um dann desto schneller dem Manne zuzueilen, in dem er plötzlich den Sterndeuter Niklas vom Fichtelberg erkannte, der sieben Jahre früher ihm von der Wunde vorausgesagt, welche er bei Bestürmung des Schlosses Kützelstein mit einem Pfeil durch das Schienbein erhalten hatte.

„Unglücksbote“ rief der Kurfürst finster ihn an, „was brachtest Du?“

„Womit die Sterne mich begnadigen, Glück oder Unglück, das empfangen die Sterblichen treu durch meinen Mund!“

Mit ehrerbietiger Freundlichkeit gegen Clara und den Kurfürsten ging der Astrolog hinweg.

„Clara" — sprach Friedrich, „wie kommst Du zu diesem Scherz?"

„Gnädigster Herr, so fragte ich mich selbst erschrokken, als er vorhin plötzlich vor mir stand. Er ist mir völlig unbekannt, aber ich gestehe, daß seine Rede mein Herz gewann."

„Dein Herz?" sprach der Kurfürst, „das würde ein Verlust für mich sein; denn Offenheit für Offenheit, ich hätte gestern Abend schwören wollen, daß dieses liebe Herz mir zugehörte. Und ich schwöre noch jetzt darauf, Clara" fügte er voll Feuer hinzu. „Ja, es gehört mein, trotz dem Rathe des eben Hinweggegangenen."

„Gnädigster Herr, thut dem Manne nicht Unrecht. Er gab mir durchaus keinen Rath, der gegen Euch zu deuten gewesen wäre."

„Hätte auch keine Ursache dazu gehabt, mein Kind. Blick, Wort und Alles mußte Dir gestern ja sagen, daß wie Du mein, ich auch Dein gehörte. Der Ring, den mein Herz selber mir von der Hand nahm und an die Deinige schob, ist die heiligste Weihe für den abgeschlossenen Bund."

„Verstehe mich recht, mein Leben," fügte er, als hier der unwiderstehliche Glanz in Clara's blauem Auge an aufsteigenden Besorgnissen ermattend, sich von seinem offenen Gesichte ab und zur Erde wendete und trat einen Schritt zurück. „Kurfürst Friedrich ist weit entfernt, sich eines Mißbrauchs Deiner Gefühle für ihn schuldig zu machen. Aber nach dem Volke, das die ewige Vorsicht ihm

anvertrauete, war dieser Ring sein theuerstes Besitzthum. Als das fromme Auge der verewigten Mutter im Tode schon brechen wollte, zog sie noch das Kleinod von ihrem Finger und übergab es mir. Ihre Lippen hatten bereits die Sprache verloren, aber der schon dem Himmel halb zugehörende Blick wird mir ewig sagen, was ja doch keine Rede mit solcher Kraft und Innigkeit hätte aussprechen können. Es war ein Blick, der meinen ganzen Lebenspfad erleuchten und vor allem Unwürdigen bewahren wird. Wem Friedrich diesen Ring zum Eigenthume giebt, der muß ein Theil und zwar der l i e b s t e Theil seines eigenen, innersten Wesens sein. Von den mächtigen Wogen des Gefühls gestern aus meiner Hand zur Deinigen übergeführt, befestige ich jetzt an dieser den Ring mit vollem Bewußtsein. Unser innerer Verein ist, glaube ich, durch ihn für unser ganzes Dasein festgegründet. Ob unsere Lebenswege auseinander gehen müssen, oder sich ebenfalls vereinigen können, darüber mag eine Berathung zwischen Gefühl, Vernunft und Verhältnissen entscheiden."

Ein glühender Blick, den er dabei auf die Jungfrau warf, drohte wenig Augenblicke nachher den Kurfürsten über die Berathung hinausführen zu wollen. Allein die milde Rührung in Clara's Auge lenkte ihn wieder in das schöne Gleis zurück, das er sich selbst vorgezeichnet hatte. Er schied auf der Stelle von ihr und der stumme Kuß, den er dabei auf ihr Auge drückte, sprach den heiligen Ernst aus, mit dem er gegen den Sturm der Gefühle auf seiner Hut sein wollte.

Friedrichs Morgenbesuch bei Clara war der Herzogin Anna zu Ohren gekommen. Höchst unmuthig darüber folgte sie Mittags nach Tische dem Kurfürsten auf sein Zimmer und hub an von der ihm bereits am ersten Abende angedeuteten Berathung, wegen einer durch Stand und Rang für ihn und zugleich für seine besonderen Verhältnisse passenden Gemahlin. Allein die Unempfänglichkeit für dergleichen, worein den Kurfürsten seine Gefühle versetzten, verbunden mit der Ungeschicklichkeit der Herzogin zu einer solchen Verhandlung, in dem Mißmuthe, welchen Friedrichs nicht zu verkennende Hinneigung zu ihrer Hofjungfrau in ihr erweckt hatte, war Ursache, daß sie gar keine Freude an diesem Versuche erleben konnte. Während sie so wohl ihres Gastes, als Clara's Verhältnissen, so weit sie es vermochte, die Zusammenkünfte dadurch daß sie der Dienerin abermals das stete Bleiben in ihrer Wohnung auferlegte, zu erschweren suchte, enthielt sich Friedrich freiwillig aller Besuche bei der Geliebten, desto eifriger aber ging sein Bestreben dahin, baldmöglichst, unter Berathung mit dem Herzog Albrecht, den er ganz in sein Vertrauen zog, und seinem vormaligen Lehrer und nunmehrigen Hofkaplan, den würdigen Matthias von Kemnat, seine und Clara's Zukunft festzustellen. Der Herzog stimmte für die öffentliche Ehe mit ihr zur linken Hand, nachdem Clara zuvor durch Erhebung in einen höheren Stand ihm näher gerückt werden war. Kemnat hingegen fand Bedenken, zwar nicht über die Erhebung, aber gegen das Oeffentliche der Ehe, und glaubte seine Stimme zu der von Friedrich ersehnten Ehe nur dann geben zu dürfen, wenn die größte

Heimlichkeit dabei beobachtet würde. Zuletzt ließen zwar der Herzog und der Kurfürst den gewichtvollen Gründen, womit Kemnat seine Ansicht unterstützte, Gerechtigkeit wiederfahren, nur sträubte sich ihr Gefühl gegen die große Härte an Clara's zartem, wahrhaft jungfräulichen Sinne, welche damit verbunden war. So standen die Sachen, als die Witwe des Goldschmidts Joseph Seld, aus Augsburg, die Base der Jungfrau, auf des Kurfürsten Veranlassung, in München anlangte. Ehe noch ihre Nichte ein Wort von ihrer Ankunft und den geheimen Verhandlungen erfuhr, hatte man die Alte mit ihnen vertraut gemacht. Obschon ganz berauscht von der Huld der hohen Häupter gegen sie und ihre Nichte in der Hauptsache, ließ sie sich doch durch alle Gründe des Hofkaplans durchaus nicht zu ihrer Einwilligung in die Heimlichkeit der Trauung bewegen. Endlich ergab sie sich zwar in diesen Wunsch des frommen Mannes, doch einzig, wenn ihre Nichte kein Bedenken dagegen haben sollte. Ohnstreitig hegte sie die feste Ueberzeugung, daß Clara nimmermehr solch einem Verlangen ihre Zustimmung geben werde.

Ihre Rechnung war falsch gewesen. Als es dazu kam und eines Abends der Kurfürst und sein Kaplan die Base Claran zuführten, erklärte diese im Beisein des bald darauf dahingekommenen Herzogs Albrecht, daß sie, nach den Darlegungen Kemnats, die Fülle des eben so ganz unerwartet auf sie zuströmenden Glückes nicht anders annehmen könne, als unter der Bedingung, welche der fromme Geistliche vorschlage. „Denn" sprach sie,

„gereicht doch diese Bedingung zum Heile desjenigen, dem ich Heil und Leben auf der Stelle mit Freuden opfern würde!“

Einen wahrhaften Abscheu aber zeigte sie vor der Erhebung in einen andern Stand. „Nein“ sprach sie, „wie möchte ich, da das besondere Verhältniß dem Geliebten nicht verstattet, mich an seinem Namen Theil nehmen zu lassen, irgend einen andern besser finden, als den, unter dem ich seine Liebe gewann?“

Die Trauung geschah noch an diesem Abende, nachdem Clara's Base an Eidesstatt gelobt hatte, nie einem Menschen davon Meldung zu thun. —

Ein und ein halbes Jahr war seitdem verflossen. Aus den Zimmern des Kurfürsten auf seinem Schlosse zu Heidelberg trat eines Nachmittags eine vornehme Dame in tiefster Trauer. Von der entgegenstehenden Seite aber, nach des Fürsten Gemächern zu, schritten zwei jugendliche Frauen. Die eine war eine heroische Gestalt, deren dunkle Augen, unter dem glanzvollen, sich herabneigenden schwarzen Haare aus frischem freundlichen Gesichte funkelnd, an Glut den Purpur der üppigen Lippen noch überboten. Aus den überreichen Haarflechten blickten hindurch gewundene, goldene Ketten, und von der Mitte des Scheitels verkündete ein Kranz blühender Myrte das fröhliche Fest, deren Feier sie entgegen ging. Auch blitzte von den kostbarsten Ringen die schöne Hand, welche das unten in weiten Falten herabfallende, mit Perlen gestickte, weiße Atlaskleid eben etwas emporhielt. Ganz anders erschien die

ihr zur Linken gehende Begleiterin. Einfacher schwarzer Atlas umhüllte die ganze, wenn schon etwas kleinere, aber doch nicht minder schöne Figur. Ihr blendendweißes Gesicht mit den großen blauen Augen und dem gelben Haare wovon es umkränzt wurde, hätte gewiß jeder Mahler als das herrlichste Vorbild zur Darstellung der heiligen Jungfrau betrachtet. Alles an ihr würde er zu einer solchen haben benutzen können, das schwarze Gewand und die goldene Haube ausgenommen. Die Augen auf die Dame im Trauerschleier gerichtet, traten beide zur Seite. Aber die Trauernde kam auf sie zu und als sie den Schleier zurückgeschlagen und die in der goldenen Haube, die Sängerin von Augsburg, in der Dame die inzwischen verwittwete Herzogin Anna von München erkannte, die als Clara in München Abschied von ihr nehmen wollte, um ihrem heimlichen Gemahl nach Heidelberg zu folgen, derselben im höchsten Zorne das Gesicht entzog, warf sie sich so voll Demuth, als lebe sie noch in dem frühern Verhältnisse bei der Herzogin, dieser zu Füßen.

„Nicht doch!“ sprach die Trauernde, als Clara den Saum ihres Gewandes mit ihrer Lippe berühren wollte, und reichte beide Hände hinab, sie emporzuheben. „Seid mir willkommen, Clara. Meine Unzufriedenheit, als Euer jetziges Verhältniß begann, ist tief beschämt durch Eure fortdauernde Rechtfertigung desselben. Wie das Verhältniß unseres Vetters, des Kurfürsten, eine Ausnahme von der Regel war, so habt Ihr auch das Eurige zu einer höchst ehrenvollen Ausnahme von ihr gemacht. Das Räthsel, dem Kurfürsten Friedrich die Reize des stil-

len häuslichen Glückes, bei seiner eigenthümlichen Lage zu gewinnen, war eine Aufgabe an der sich seit langer Zeit mein Nachdenken fruchtlos versuchte. Ihr habt sie auf eine sehr glückliche Weise gelöst. Wüßte ich auch nicht genau, mit welchem Namen ich Euch jetzt bezeichnen sollte, so dürfte ich Euch nur Friedrichs Schutzgeist heißen, und Jedermann würde unter dieser Benennung Euch erkennen."

„Mit Vergunst, gnädigste Frau, Friedrichs Schutzgeister sind seine Vernunft, sein Gemüth und seine Gerechtigkeit. Mein einziger Ruhm besteht darin, nichts zu heißen als seine treue Dienerin. Nennet mich Clara Dettin, wie ich solches von Jedermann mir erbitte. Meine Vorfahren, die ehrsamen Bürger von Augsburg, setzten einen gerechten Stolz auf ihren Namen. Ich führe ihn fort auf einer ungewöhnlichen Bahn. Aber mein Bewußtsein giebt mir das Zeugniß, daß ich ihm auch auf ihr keine Schande mache."

„Dieser Ausspruch Eures Bewußtseins wird durch den Segen des ganzen Landes geheiliget."

„Und wer ist diese Jungfrau, geschmückt mit dem Zeichen der schönsten Jugendhoffnung?" fuhr die Herzogin fort, den Seufzer fruchtlos zu unterdrücken suchend, welcher sich an ihre Frage hing.

„Ida von Hornek, die Verlobte Engelharts von Reisenberg."

„Habt Ihr selbst ihm eine so passende Entschädigung ausgewählt?" sprach die Herzogin, offenbar recht erfreut von dieser fröhlichen Wendung seines Schicksals.

„Nein, gnädigste Frau, Ida war Engelharts erste

Liebe, allein Heinrich von Sickingen, sein ihm innigst verbundener Waffenbruder, bereits früher mit ihr verlobt. Engelhart beschied sich dessen, daß er zurücktreten mußte. Meinen Tönen zur Harfe gelang es allmählich, seinen tiefen Gram zu beschwören, und vielleicht beruhte seine nachherige Leidenschaft zu meiner Person hauptsächlich auf der Hoffnung, sich dadurch gewissermaßen mit in Besitz dieser Töne zu setzen. Genug Sickingens früher Tod gereichte in sofern selbst diesem zu wahrhaftem Troste, daß dadurch Reisenberg ein Glück erlangen konnte, welches ihm ausserdem unerreichbar geblieben wäre. In seinen letzten Augenblicken legte er selbst Engelharts und Ida's Hände zusammen. Ich war Zeugin. Und die Hände, welche der Sterbende zum Himmel hob, schienen seinen letzten Dank und sein letztes Gebet auf Erden anzudeuten. Denn unmittelbar darauf verschied er."

Unstreitig hatten sich mit diesem Ereignisse die Hoffnungen erfüllt, worauf Heinrich von Sickingen beim Abschiede in München von dem Kurfürsten, hindeutete und deren Dunkel diesem undurchdringlich war.

Jetzt erschien auch der frohe Bräutigam selbst. Clara war mit seiner Verlobten vorausgegangen, sie zu dem Kurfürsten zu führen, dessen Dienst ihn noch einige Zeit zurückgehalten hatte. Die Herzogin und er bezeigten einander gegenseitig ihren innigen Antheil. Zuletzt fügte sie noch hinzu: „Worauf ich so eben Eure holde Braut hinwieß, das vergesset auch Ihr nicht am heutigen frohen Tage. Wie unsere jetzigen Wege, so durchkreuzen sich im Leben Freude und Schmerz, und wer mitten in der Freude, des

Schmerzes eingedenk ist, der findet auch mitten im Schmerze an der künftigen Freude eine wohlthätige Trösterin.

Siebzehn Jahre dauerte das Band der treuesten Liebe zwischen Clara und Friedrich dem Siegreichen. Ueber allen Tadel durch ihre Tugend, Milde und Menschenfreundlichkeit erhoben, fühlte sich die Freundin des Kurfürsten hochbeglückt. Unter den außerordentlichen Umständen nahm Niemand Anstoß an ihrem Verhältnisse mit dem Kurfürsten, wenn auch ihre priesterliche Einsegnung über vierzehn Jahre das tiefste Geheimniß blieb. Obschon sie ihrem erhabenen Gemahle zwei Söhne geboren hatte, nannte man sie doch allgemein die züchtige Clara Dettin und Dichter priesen ihren frommen Sinn, ihre Keuschheit, Demuth und Bescheidenheit.

Je länger sie aber wenigstens der Möglichkeit übler Urtheile bloßgestellt gewesen war, um so mehr glaubte der Kurfürst sich zu einem öffentlichen Zeugnisse der Gesetzlichkeit seines Liebesbundes mit ihr verpflichtet, als der Tod ihres ältesten Sohnes Friedrich die liebende Mutter mit Trauer erfüllte. Denn an demselben Platze, welchen der edle Mann sich zu der eigenen künftigen Ruhestätte in der Kirche der Franziskaner längst ausgewählt hatte, wurde der Knabe beigesetzt und durch die Inschrift auf dem Grabmahle, als rechtmäßiger Sohn des Pfalzgrafen, Kurfürsten Friedrich anerkannt. Zugleich nannte er auch nun mehr seinen zweiten Sohn, Ludwig den Bärtigen.

Um diese Zeit trübte sich des Kurfürsten Verhältniß

mit Philipp, seinem noch unmündigen Nachfolger und Erben, weil Philipp auf die Vermählung mit Anna von Katzenelnbogen nicht einging und so Friedrichs Lieblingsplan scheiterte, dem Kurfürstenthum Pfalz durch Erwerbung der schönen Grafschaft Katzenelnbogen einen viel bedeutendern Umfang zu verschaffen. Der Keim des frühen, schon nach wenigen Jahren erfolgenden, Hintrittes Friedrichs liegt vielleicht in dieser Vereitlung einer lange mit Inbrunst gepflegten Hoffnung.

Nicht genug, daß der Tod durch Trennung des glücklichsten Vereins Clarau eine unheilbare Wunde geschlagen hatte, trat auch nun noch das Leben auf, der Unglücklichen allen übriggebliebenen Trost zu entreißen. Ohne den mindesten Widerwillen leistete sie Verzicht auf das sehr mäßige Erbe, welches der junge Kurfürst Philipp bei Lebzeiten des Verewigten ihr zugesichert hatte. Allein damit war es dem Hasse des neuen Hofes gegen die Rechtmäßigkeit ihres Vereines mit dem entseelten Herrscher nicht genug. Man riß sie hinweg von der Gruft des angebeteten Gemahls, vom Herzen des innigstgeliebten Sohnes. Neun Jahre Gefangene auf dem Schlosse Lindenfels im Odenwalde, sehnte sie sich fruchtlos zurück nach der Luft, welche früher die Geliebten mit ihr getheilt hatten. Am Tage vor ihrer plötzlichen Abführung in diese ferne Gegend war der Sternkundige Niklas vom Fichtelberge abermals in ihr Gemach getreten. Mit Bedauern hatte er ihr eine nahe, unerfreuliche Einsamkeit vorausgesagt, aber hinzugefügt, daß sie ihr nur die bange, dumpfe Nacht vor einem Tage der Freund und des Glückes sein werde. Durch diese

Weissagung und mehr noch durch den tröstenden Rückblick auf die ganze fleckenlose Bahn eines wohlthätigen Lebens, wurde lange Zeit ihre Hoffnung auf ein würdigeres Schicksal aufrecht erhalten. Endlich aber schien doch ihre Hoffnungsflamme bis zum Erlöschen matt zu werden, als eines Morgens die Pforte ihres Gewahrsams unter frohem Geräusch sich aufthat und der schmerzlich entbehrte Sohn Ludwig ihr in die vor Freude und Liebe bebenden Mutterarme sank. Mit glänzendem Gefolge von Rittern, Knappen und Leuten, erschien er, sie gleichsam im Triumphe abzuholen, und ihren Segen zu seiner Vermählung sich zu erbitten. Nach mancherlei Unruhen und Bedrängnissen hatte sein Schicksal noch eine sehr glänzende Wendung genommen. Der mächtige Graf Hugo von Montfort und Rotenfels gab ihm die Hand seiner schönen Tochter Elisabeth, deren Herz Ludwig von Bayern gewonnen hatte. Feierlich ertheilte ihm nun auch Kurfürst Philipp die Grafschaft Löwenstein.

Eines Tages noch sehr früh wurde Claran ein Grei gemeldet, welcher seinen Namen dem Diener nicht angezeigt hatte. Durch die Last der Jahre war seine Gestalt zwar gebeugt, aber ihrer Würde keineswegs beraubt worden. Ohngeachtet der Bart, vormals so glänzend schwarz durch den nunmehrigen Silberschein sein Ansehen sehr verändert hatte, erkannte Clara doch an dem noch immer mächtig leuchtender Auge den Astrologen Niklas vom Fichtelberge. „Sei mir gegrüßt, Clara, in Deinem [illegible] wohlverdienten Glücke!“ sprach er. „Wenn die verkündigte Strafe Dir nicht zu erlassen war, o, so ist auch

der Genuß Deines nunmehrigen Zuſtandes nur deſto vollendeter. Würde die Pracht des Morgens ſo herrlich vor uns ſtehen, wäre ihm nicht das nächtliche Dunkel vorausgegangen? Die Sterne ſind gerecht. Ein Fürſtenhut aus Deiner Sitte, Treue und Demuth emporgeblüht, wird noch nach Jahrhunderten auf dem Haupte Deiner Nachkommen prangen."

Die Stiefmutter.

Novelle von Wilhelm Blumenhagen.

Mitternacht war nahe. Der Chevalier Melac verschmähete trotz des ermüdenden Rittes, den er heute im schlechten Herbstwetter gemacht, den Schlaf, und saß noch wach und munter in dem kleinen Gemache, das man ihm gastfrei im Schlosse des Herrn von Esenheim angewiesen. Der junge Mann hatte das Fenster aufgestoßen und horchte auf das dumpfe Gebrauß des Rheinstromes, welcher tief unter ihm floß, und sah zugleich in das milde Licht des Mondes, der schmal und sichelförmig im letzten Viertel sich zeigte, und einem goldenen Kahne gleich langsam durch das stillgewordene, gereinigte Luftmeer dahin fuhr. Beides, das sanfte Himmelslicht und das geheimnißvolle Lied der Wellen schien dem bewegten Gemüth des Einsamen wohl zu thun, und er versank nach und nach in jenes träumerische Sinnen, dem ein gewisses Alter sich so gern hingiebt, weil es nur schwankende, halberkennbare Bilder darbeut, die dem ungewissen Wollen, dem unsichern Hoffen, dem veränderlichen Begehren ähneln, welche in diesen Lebensjahren den Uebergang vom

Jünglinge zum Manne characteriſiren. Doch mit jeder Minute, in welcher Melac ſich dieſer Träumerei überließ, mit jedem Blick der halb geöffneten Augen auf die im Halblicht der Mondnacht erhellte Gegend außen, oder innen auf die Wände und Mobilien des Zimmers verdeutlichten ſich die Gegenſtände und Geſtalten ſeiner Phantaſie, und die Erinnerung wiederholte ihm eine Periode ſeines Lebens, die ihm zwar unvergeßlich geblieben, welche ſich aber in den drei Jahren, ſeitdem ſie verrennen, nie ſo deutlich ihm dargeſtellt als jetzt, wo der Zufall ihn wiederum auf ihren Schauplatz gerufen.

Drei Jahre waren verfloſſen, ſeit er in dieſer Gegend einen ſchönen Monat verlebt. Von ſeinem Onkel dem Marſchall de Champ, Grafen von Melac, welcher ihn, der früh eine Waiſe geworden, väterlich beſchützt und erzogen hatte, wurde er damals dem neuen Geſandten am Däniſchen Hofe, dem Marquis Bourepeaur, als Cavalier mitgegeben, um auf der Reiſe zum Norden und im Auslande Welt- und Menſchen-Kenntniß zu ſammeln, und ſich für eine glänzende Zukunft zu bereiten. Der Ambaſſadeur erkrankte in Mainz, ſein Uebel zog ſich in die Länge und verzögerte die Weiterreiſe um viele Wochen. Die jungen Edelleute im Gefolge des Marquis, unter denen ſich auch der junge Rouſſeau, des berühmten Jean Jaques Vater befand, deſſen poetiſcher Geiſt auf ſeine Gefährten unwiderſtehlich einwirkte, zerſtreueten ſich zu nahen und fernen Ausflügen in die herrliche Gegend, und der junge ſchwärmeriſch-ritterliche Philibert Melac, der bisher nur Paris, den Hof des Königs, die Fechtſchule und das College, und höchſtens

die Dorfschaften und Rittergüter auf sechs Meilen in der Runde der Hauptstadt Frankreichs als das Theater seines Lebens gekannt, ward von dem prangenden Gottesgarten, welcher den majestätischen deutschen Gränzstrom umkränzt, in solches Entzücken versetzt, daß er gleich einem irrenden Ritter alle seine Höhen und versteckteſten Winkel durchwanderte, und von seinen Gefährten, welchen das üppige Treiben in der großen Stadt des geistlichen Erzfürsten mehr zusagte, getrennt, oft seine Entdeckungsreisen weit an dem Strome hinauf oder hinunter ausdehnte.

So verlor er sich auch in die Gegend, wo ein Herr von Esenheim mit seiner Familie ein altes Steinschloß bewohnte, das den jungen Ritter durch sein antikes Aeußere, seine köstliche Lage fesselte, und in welchem er mit seinem kleinen Normannischen Rosse eine gastfreie Aufnahme nicht vergebens suchte. Doch nach wenigen Tagen fesselte ihn die wirthliche Familie mehr als die Naturumgebung, und bewog ihn seine Urlaubszeit bis auf den letzten Termin der neuen, von mehrfachen Seiten den erst seit Kurzem in die fremde Welt eingetretenen Jüngling ergreifenden Bekanntschaft zu weihen. —

Der Herr des Schlosses, ein kleiner, hagerer Mann mit scharfen Gesichtszügen, die mehr Geist versprachen, als hinter ihnen wohnte, hatte am Erzbischöflichen Hofe einen Ehrenposten bekleidet; sein Verstand genügte den bewegten, scharfen Weltverhältnissen nicht, sein aufbrausendes, eigensinniges Wesen sagte dem höfischen Treiben nicht zu, und so folgte es natürlich, daß Herr von Esenheim sich zurückgesetzt sah, indem man weder seine unbeholfenen

Dienſtleiſtungen ſuchte, noch ſeiner rauhen Unbeſonnenheit die Geheimniſſe des Staats zu vertrauen ſich geneigt fühlen konnte. Er gab unwillig den Hofdienſt auf und zog ſich nach ſeiner Stammburg zurück, wo er ſelbſt den König ſpielen konnte, wo jedoch das einzig ſich darbietende Vergnügen der Jagd und die Geſellſchaft wilder Jagdgeſellen das Bischen Licht ſeines Geiſtes faſt gänzlich verlöſchte und dagegen die ihm angeborene Rohheit und den ihm zur Natur gewordenen Jähzorn wachſen ließ in ungezügelter Naturfreiheit. Herr von Eſenheim ſtand auf der Spitze des Mannesalters, doch war er geſund und kräftig, die Natur erſetzte, was ſie an geiſtigen Schätzen verſagt, durch eine unzerſtörbare Conſtitution des Leibes, und der faſt ſechzigjährige Nimrod durfte ſich allen Lebensgenüſſen ungeſtraft hingeben und er verſchmähete keinen derſelben, der ſich ihm in ſeiner freiwilligen Verbannung darbot. —

Als etwas Neues zog der Chevalier in den erſten Tagen des Schloßherrn Theilnahme an, aber ſchnell ging ſie in Rauch auf, da der pariſer Junker ſich ſo wenig als ein Meiſter auf der Jagd noch als ein Weinkenner bewieß, und ſeine Erzählungen von dem neuen Garten zu Verſailles, Le Notre's Meiſterſtück, von Lülly's des neuen Orpheus Zaubertönen, von den Feenfeſten der Maintenon und Montespan, oder gar ſeine Geſpräche über Fenelons Telemach und Molierts Tartüffe und Vaubans neuen Feſtungsbau Herrn von Eſenheim bis auf den Tod langweilen mußten.

Deſto willkommener wurden jedoch dieſe Berichte aus einer neuen Welt den übrigen Burgbewohnern. Die Edel-

frau war eine zarte Dame, die im scharfen Contrast mit dem Gemahl von der Natur einen so feinen Körper erhalten, daß die Seele allenthalben durch die Haut, die an Farbe und Durchsichtigkeit dem Porzellan gleich, hervorleuchtete; wie der arme Schmetterling, den eine frühe, trügerische Sonne aus der Puppe gelockt, und den der wieder einbrechende Nachtfrost tödtet, so ward sie aufgerieben durch den unauflöslichen Bund mit dem materiellen Gemahl, und ein Bild der langsamen Auflösung saß sie lilienweiß und still duldend unter ihren Kindern, in stummer Ergebung, die nur durch den Blick auf das freundliche Dreiblatt der Lieblinge gestört wurde, und gern hörte sie des Fremden Geschwätz, das ihre trüben Träume auf eine Zeitlang verscheuchte. Melac fühlte sich wunderbar von dem feinen Leidensbilde angezogen, und es däuchte ihm, als sei ihm in ihr seine Mutter erschienen, die er nie gekannt, und mit raschgeschlossener Freundschaft schloß er sich an den Junker Jerome, einen achtzehnjährigen, offenen, viel versprechenden Jüngling; mit zarter Neigung, deren Tiefe er erst nach der Entfernung erkannte, huldigte er dem sechzehnjährigen Fräulein Clara, und wiegte den kleinen, lieblichen Spätling, die dreijährige Angela auf seinem Knie, die sich bald als seine Herrscherin gebärdete, ihn wie einen Pagen und Haushofmeister in ihrer Puppenwelt gebrauchte, und durch ihre naiven, klugen Einfälle ihn für den seltsamen Dienst zu gewinnen und fest zu halten wußte.

Doch außer diesen Familiengliedern ward noch eine Person nicht von ihm übersehen, die zwar eine untergeord-

nete Rolle zu ſpielen ſchien, deren geheimer Einfluß aber bald von ihm erkannt wurde. Es war ein Frauenzimmer, Aurora benannt, welche als Geſellſchafterin von Mainz mitgenommen worden, und welche bei der Kränklichkeit der Edelfrau alle Functionen der Haushofmeiſterin, der Gouvernante, der Wirthſchafterin, überhaupt im weiteſten Sinne der Stellvertreterin ihrer Dame in ſich vereinigt zu haben ſchien. Demoiſelle Aurora ſchwebte auf der böſeſten Jahresſtufe ihres Geſchlechts, ſie feierte ihren Geburtstag noch unter der Zahl dreißig, erröthete jedoch jedes mal, wenn der Geburtstagskuchen, den ihr die Kinder brachten, eine Zahl in ſeinem ſüßen Centro ſehen ließ; übrigens berechtigte ſie ihre Außenſeite zu der Unwahrheit und Verhehlung, denn ihre Geſtalt trug alle Blüthe der Jugend; ihre Größe überſchritt die angenehme Mitte nicht, welche die Männer vorziehen; über einer ſchlanken Taille hob ſich eine üppige Bruſt; die lockende Wölbung der Hüften trug ein zierlicher Fuß; natürliches Roth mahlte die runde Wange; unter breiter Augenbraue blizte ein dunkles Auge, aus dem gleich dem Farbenwechſel des Chamäleons jezt kecke Laune, dann verlockende Sentimentalität, dann brennende Leidenſchaft und jezt wieder ſtiller, anziehender Tiefſinn an das Licht trat, wie es der Beſizerin paſſend ſchien, und eine Gewandtheit und Lebhaftigkeit ihres Benehmens, eine faſt unbegreifliche Kunſtfertigkeit ſich in alle Hausgenoſſen zu fügen, Allen gerecht zu ſein, gab ihr eine myſteriöſe Gewalt, mit der ſie, die Untergeordnete, die arme, bürgerliche Waiſe, Alle, denen ſie zu dienen ſchien, auf wunderbare Art beherrſchte.

Keine Woche war verlaufen, und auch Philibert fühlte sich unterjocht und gebunden. Freilich mußte sie dem junger Pariser, der wenigstens von fern dem Hofleben des vierzehnten Ludwigs zuschauen gedurft und dessen Sinne von dem feinen narkotischen Dunstkreise oft in einen Ahnungsschwindel gerathen waren, am meisten zusagen, denn die Edelfrau verbot durch den heiligen Nimbus, der sie als eine Halbverklärte umgab, jede Aeußerung der Galanterie, Fräulein Clara hörte zwar gern seine Huldigung, verstand aber in ihrer Kindlichkeit wenig davon, und gab nichts zurück, Aurora aber ging in leichtsinniger Verwegenheit in das romantische Spiel ein, ohne welches einmal kein Pariser, wäre er auch kaum Page geworden, leben kann, und das ihm nöthig ist wie Luft und Licht, aber das über die Jahre der Unerfahrenheit hinaus gewachsene Mädchen lockte ihn bald über die Perioden der Sonnette, der Blicke und Seufzer hinweg, und mit Schrecken sah sich der junge Ritter fast ohne sein Zuthun, fast ohne seinen Willen von dieser schönen Circe in ein sehr enges Band verflochten, das zwar in seiner Neuheit, seinem Geheimniß, seinem Sinnentaumel ihn berauschte, ihn zu beglücken schien, aber ihn erröthen machte, wenn er der lieblichen, reinen Clara gegenüber stand und ihr lichtblaues Auge vertrauend und vertraut sich zu ihm aufschlug. Im seltsamsten Widerspruch hielt seine innerste Empfindung ihn bald fest, bald trieb sie ihn fort von dem Orte, wo sein Wesen aus allen gewohnten Schranken gerissen worden, und so schwer er sich von Claras feiner Hand losmachte am Scheidungsmorgen, so schmerzlich er sich am Abende vorher aus Auroras

Sammetarm losgerissen, so sagte er sich doch, als er zurückschauend die alte Burg auf ihrer Höhe schon weit hinter sich liegen sah, daß sein Urlaubstermin wohl zu rechter Zeit abgelaufen sein möchte. —

Drei Jahre hatte der Chevalier im Gewühle der dänischen Seestadt verlebt; die Verschiedenheit der Sitte und Lebensweise, die Nähe des Meeres, die großartigen Verhältnisse eines Seestaats, das Studium der Schiffahrt und des Flottendienstes, das den jungen Mann unwiderstehlich anzog, wie es jeden Jüngling von Phantasie, Geist und Feuer in seiner Gefährlichkeit, seiner kühnen Wirksamkeit, da es geschiedene Welten verbindet, anziehen muß, dazu die Geschäfte, welche ihm der Gesandte auftrug, ließen ihn kaum seiner Vergangenheit gedenken, doch wenn ihm in König Christians Schlosse im Zirkel der steifen, gezierten Schönheiten Kopenhagens die Luft schwül und beklemmend däuchte, stand manches mal die liebliche, zarte Blume der Rheinfelsen, die anspruchslose Clara vor seinen Augen, und in sehnsüchtiger Träumerei sprach er geheim wie ein Einsamer mitten im glänzenden Hoffeste zu ihr in die Ferne hinaus. —

Ein Schreiben seines Oheims, des Marschalls, gab ihm plötzlich die Aussicht auf eine erwünschte Veränderung seiner Verhältnisse. Der Graf war Gouverneur der wichtigen occupirten Festung Landau geworden, und er rief seinen Neffen zu sich, um Theil zu nehmen an den großen Ereignissen, welche vor der Thür waren, und von denen der Alte höheren Rang und Platz zu hoffen verführt wurde. Trotz dem vergaß er jedoch seines Neffen nicht, und im Ge-

genſatz zu ſeiner bekannten Character- Rohheit und Grauſamkeit als Soldat rief er mit faſt rührender Vaterſorgfalt ihn auf, die guten Zeugniſſe, welche der Geſandte dem Hofe zu Paris von ihm zukommen laſſen, nun auch durch höhere, männlichere Selbſtſtändigkeit zu beſiegeln, und durch Waffenthat zu beweiſen, daß ihm außer der Courtoiſie und Höflingstugend auch die übrigen Eigenſchaften eines franzöſiſchen Edelmannes nicht mangelten. Mit innerer Freude beurlaubte ſich der junge Melac, und durchflog ohne Aufenthalt die niederſächſiſchen Provinzen und das Heſſenland; als jedoch die ſchönen Ufer des Rheinſtroms ihn umfingen, als er die Geſänge der fröhligen Winzer vernahm, da umklammerte ihn die Erinnerung, wie mit unbezwinglichen Liebesarmen, und er konnte ſich nicht verſagen, ihr einige Tage zu opfern. Er kam ſpät Abends im Schloſſe der Eſenheimſchen Familie an, aber keines der jüngern Mitglieder ſprang ihm entgegen, Hof und Gebäude ſchienen leer und entvölkert, zwei junge Dienſtboten, ein Burſch und ein Mädchen, ſchaueten ihn neugierig an, und als er ſich der Herrſchaft hatte melden laſſen, bekam er die Antwort, der Schloßherr ſei nicht daheim, ſondern zur Jagd hinaus, die Edelfrau bedaure, den Fremden ſo ſpät nicht ſelbſt empfangen zu dürfen, heiße ihn jedoch willkommen, und würde gaſtliche Sorgfalt für ihn üben laſſen. Betroffen ſtieg der Chevalier vom Sattel und folgte dem jungen Diener zu einem Seitenflügel des Schloſſes, wo ihm ein kleines Zimmer aufgeſchloſſen wurde, das ihm gar bekannt war, denn Junker Jerome hatte hier gewohnt, und Alles darin, die

Mobilien, die Waffen an der Wand, der Arbeitstisch, der Bücherschrank, das Bett im Cabinett, Alles stand noch eben so wie dazumal, und Melac meinte, der junge Freund, der ihm einst so viel Liebes erwiesen, müßte jeden Augenblick herein stürmen, und sich an seine Brust werfen. Er fragte den Diener, der die Kerzen anzündete, forschte bei der Magd, welche einige kalte Speisen und den silbernen Deckelkrug mit Wein vor ihm auf den Tisch pflanzte; beide waren erst seit einigen Wochen im Dienst, beide zeigten einen Respect vor der Herrschaft, der wie Furcht ließ, beide kannten keine Kinder des Edelherrn, gaben die Hausgenossenschaft als nur aus dem Herrn, der Dame, dem Leibjäger und einer kranken Verwandten bestehend an, und vermehrten so die Räthsel, welche der Unterschied seiner ersten und zweiten Aufnahme bei derselben Familie bereits in dem lebhaften Franzosen erregt hatte. Doch mit dem leichten Sinn seines Alters und seiner Nation tröstete er sich mit der gewissen Auflösung am nächsten Morgen, meinte die jungen Esenheimer könnten ja schon seit Wochen eine Reise zu Verwandten oder zur Weinlese gemacht haben, freuete sich des Wohlseins der verehrten Edelfrau, und gedachte selbst ohne große Theilnahme der kranken Aurora, weil ihm dadurch ein Erröthen und die Beklemmung, welche er schon bei dem Gedanken an ihre erste Begegnung empfand, erspart werden möchte. — Er hatte das dargebotene Mahl nicht verschmäht, der herrliche Rebensaft hatte seine Müdigkeit verscheucht, nachdem er seinen Reitknecht fortgeschickt, hatte er Fenster und Thür geöffnet, um die dumpfe Luft des vielleicht lang verschlossenen Ge-

machs zu vertreiben, und saß jetzt von dem Zuge der lauen Nachtluft erquickt am Fenster. Mitternacht schlug die Schloßuhr mit scharfen Metalltönen, da polterten Schritte im Gange und in seiner Thür erschien eine Gestalt, die durch ihren Anzug und ihren Jammerton in dieser Tageszeit auch dem Beherzten ein augenblickliches Erschrecken erwecken mußte. Er sprang auf und haschte nach seinem Degen, aber augenblicklich erkannte er seinen Baptist, seinen Diener, der im Hemde und niederhängenden Strümpfen, mit leichenblassem Gesicht und von der Stirn sich aufwärts sträubendem Haar, herein schwankte, athemlos sich zu ihm flüchtete und fast neben ihm niedersank. —

„Was ist Dir geschehen? Bist Du fieberkrank?" fragte er besorgt den treuen Burschen, indem er den Knieenden umfaßte und ihm das schwarze, kurze Haar auf die Stirn niederstrich, wobei er kalte Schweißtropfen an seinen Fingern fühlte.

„Herr!" stotterte der junge Gascogner. „Um des heiligen Josephs willen schließt die Thür, ehe Ihr weiter fragt." —

„Furcht also?" fragte Melac ärgerlich, indem er die linke Hand zurückzog und mit der Rechten den Diener nicht eben sanft vom Boden aufriß. „Pfui über die Memme! Du weißt von unserer ersten Reise her, ich dulde das nicht, und ich glaubte Dich geheilt von dem angeerbten Makel, seit ich sah, wie Du den Fäusten der dänischen Schifferknechte wie ein braver Franzmann zu begegnen wußtest. Was giebt's denn nun hier Gefährliches im stillen Schlosse?

Schnell heraus damit, oder Du fühlst einmal wieder meine schlanke Klinge auf den Schultern." —

„O Herr!" jammerte der bleiche Bub; „habt Mitleiden und höret mich an zuvor. Das ist's eben, daß das alte Schloß so ein stilles Schloß ist. Hier, wo Ihr sprecht und scheltet, wird mir auf der Stelle besser um's Herz." — Mit scheuen Blicken zur Thür erzählte er jetzt, was ihm begegnet. — Auch ihm hatte der Diener des Schlosses ein gutes Kämmerlein angewiesen, und zwar in demselben Flügel, jedoch ganz am Ende der Gallerie, ein rundes, gewölbtes Gemach, welches in einem Eckthurme der Burg zu liegen schien. Wohlgemuth, gesättigt durch ein tüchtiges Abendbrot, müd vom Ritte hatte er sich entkleidet, das Lämpchen gelöscht und das Bett eingenommen. Schon streuete der Schlafgott den Inhalt seiner Mohnköpfe über ihn aus, da schlug ein Ton an sein Ohr, der plötzlich alle Müdigkeit verscheuchte, seine Augen weit aufriß, und ihn aufrecht im Bett sitzen machte. Es war ein wimmernder, herzdurchschneidender Ton, unbeschreibbar sein Ausdruck, wie von unten herauf quellend und sich in kurzen Zwischenräumen wiederholend. Baptist fühlte sich augenblicklich wie im Schweiß gebadet, als jetzt aber zwischen dem Gewimmer sich ein lauterer, gellender Schrei erhob, war er mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett und stand mitten auf dem kalten Estrich. Scheu sah er sich um im runden mondhellen Gemach, das jedoch bei seinen wenigen Geräthschaften Niemand verbergen konnte. Er wankte zur Thür, öffnete mit zitternder Hand und blickte bebend auf den Gang hinaus. Horch, da regte es

sich fern; ganz am Ende der Gallerie, die hie und da halb vom Mondlicht erleuchtet sich fast endlos dehnte, bewegte sich ein weißes Wesen, und zurück flog er in den finsterſten Theil seines Kämmerchens. Mit Todesschauern hörte er das Gezischel näher kommen, jetzt schlüpfte das weiße Gespenst an seiner offenen Kammerthür hin und versank dicht neben ihr in den Boden. Einige Minuten noch stand er an die kalte Steinwand gelehnt, da wimmerte es wiederum dicht unter ihm, seine Füße hoben sich wie in Krämpfen, zur Thür stieß es ihn, fort, hinaus, bis er die große Schloßtreppe vorbei geflohen, bis er da, wo sich der Flügel winkelicht zum Mittelgebäude fügte, das Kerzenlicht aus seines Herrn Zimmer leuchten sah und kaum die Thür desselben zu erreichen vermochte. „Herr," schloß er seinen Bericht, „dieses Schloß ist verwünscht, wie so manches alte Steinnest in unserm Frankreich, wo die Barone spuken müssen bis zum jüngsten Gericht, weil sie Bauern und Fröhner in ihren Erdlöchern zu Tode gemartert. Die deutschen Freiherrn mögen auch nicht aus der Art geschlagen sein, und wer weiß, welch ein alter Mordritter hier umgeht und aus Langweil fremden Reisenden das Genick abstößt. Lieber Herr, gegen derbe Menschenfäuste und bei Tage die Brust herzuwenden, habt Ihr mich gelehrt; aber gegen Begrabene, die das Sargkleid abschütteln und durch welche Faust und Degen durchfährt wie durch einen Irrwisch, dürft Ihr kein gutes Christenkind hetzen, wenn Ihr selbst ein gläubiger Christ seid." —

„Muster von einem Waffenknecht," rief verächtlich lachend der Chevalier, „ich muß mir nur noch eine Motion

machen, um dem jämmerlichſten Sohn der tapferſten Provinz eine gute Nacht zu bereiten, aber die Fledermaus oder das Käutzchen, welches ich an meinen Degen geſpießt aus dieſem Feldzuge mitbringe, ſollſt Du ungebraten verzehren, ſo wahr ich eines Melacs Sohn mich nenne." — Und raſch ergriff er eine der Kerzen mit der linken Hand, ſeinen Degen mit der Rechten, ſtieß den armen Burſchen, der nach ſeinem Aermel faßte, zurück, und ſchritt ſo ſchnell in den Gang hinaus, daß er nur noch von fern die Stimme des Verlaſſenen vernahm, welcher jammernd rief: „Kehret zurück, lieber Herr! O, wenn Ihr nicht wieder kämet hätte der Baptiſt Eure arme Seele auf dem Gewiſſen, und würde hier allein in der langen Nacht ebenfalls am Herzbruch ſterben ohne Beichte und Abſolution." —

Melac ſetzte ſeinen Marſch ohne Aufenthalt fort, war ihm doch jeder Winkel im Schloſſe, auch jenes Thurmgemach, welches die ſchönſte Ausſicht in das Land gewährte, und wo Aurora ihre Wohnung gehabt, bekannt. Er fand es ſogleich, an der offen ſtehenden Thür es erkennend, und leuchtete, ehe er eintrat, die Wendeltreppe hinab, die dicht daneben in die untern Thurmzimmer führte. Alles blieb todtenſtill, und nachdem er jetzt das Gemach ſelbſt durchleuchtet, mit dem Degen unter das Bett geſtoßen, einen Schrank geöffnet, und nichts Verdächtiges vorgefunden, auch als er lange ſchweigend gehorcht, keinen Ton vernommen, ausgenommen einen Eulenſchrei außen und den Schnabelſtoß des Nachtvogels gegen das Fenſterglas, ſo ſchritt er wiederum zur Thür, um den Rückmarſch anzutreten und den albernen Burſchen zu ſeinem Bett zurück

zu fuchteln; da hörte er ein Hüſteln, welches von unten ſchallte, und ſchnell entſchloſſen löſchte er das Licht, zog den Degen, und verbarg ſich hinter der halb offenen Thür. Wirklich näherten ſich leichte, langſame Tritte, und es ſtieg weiß herauf an der Wendeltreppe, und eine weibliche Geſtalt machte Halt vor dem offenen Gemach und ſchaucte eine Minute lang ſtarr herein. Der Mond ſtand dem Fenſter gegenüber und ſchoß ſeine Strahlen gerade in das Antlitz der nächtigen Wanderin. Nein, Melac konnte ſich nicht täuſchen; es war Aurora; die üppige Geſtalt in dem dünnen Nachtgewand war die Ihrige; die großen, runden Augen unter den dichten Augenbraunen, die wie träumend in das Mondlicht gafften, gehörten ihr, aber ihr Geſicht ſchien aus Marmor gehauen und trug die Farbe einer bleichen Statue. Der Ritter ſtand unentſchloſſen in ſeinem Verſteck und kam zu keinem Entſchluſſe. Jetzt in dieſer Stunde ihr zu begegnen, konnte ihm nicht angenehm ſein, denn die Stimme ſeines Herzens, das in Hoffnung auf ein Wiederſehen der lieben Clara ihn hieher gezogen, nannte es eine Schändlichkeit, den ſündhaften Roman mit Claras böſeſter Nebenbuhlerin in den erſten Stunden wiederum anzuſpinnen, und ſich der ſtillen Jungfrau auf's Neu unwürdig zu machen. Wohl wallte ſein Blut einen Augenblick auf, denn Auroras Geſtalt war reizend, verlockend wie einſt, aber ein Blick in ihr Geſicht tauchte die Wallung in Eis; er hatte unter ſeinen Bekannten einen Nachtwandler geſehen, und Auroras Erſcheinung mahnte ihn an jenes Bild geſpenſtiſchen Lebens; ſie war ſicherlich die Kranke im Schloſſe, dieſes nächtliche Umge-

hen war ihre Krankheit, war vielleicht eine Buße vom Himmel gesandt für früheren Mißbrauch der heiligen Mitternacht; wenn er jetzt hervor trat, wenn er sie anrief, der Name sie weckte, sie dann vielleicht erschreckt niedersank, wie er es bei jenem Kranken gesehen, wenn er dann die Bewohner des Schlosses wach rufen mußte, ihr beizustehen, sie in ihr Krankenzimmer zurückzuführen, in welche übele, peinigende Lage konnte er gerathen! —

Längst stand die Erscheinung nicht mehr auf ihrem Platze, als er seine Ueberlegung zu Ende gebracht, und als er vorsichtig auf den Gang trat, sah er so weit sein Auge reichte, nichts mehr von ihr. Völlig erschöpft fühlte er sich vom Schreck und der unwillkommenen, nicht geahneten Ueberraschung, und er setzte sich deshalb eine Weile auf den nächsten Sessel, harrend ob die Wandernde zurückkommen möchte. Sie kam nicht, und langsam, oft stillstehend und horchend, schlich er zu seinem Zimmer zurück, fand aber die Thür desselben zu seiner Verwunderung fest verschlossen. Er pochte, nichts regte sich, er pochte lauter, da hörte er Baptistens Stimme, die: „Alle guten Geister!" ausstoßend; wie jedoch sein Zornwort jetzt zwischen die Beschwörung donnerte, sprang der Gequälte schnell herbei und schob den Riegel zurück.

Ein tüchtiger Backenstreich traf das blasse Gesicht des Gascogners, aber trotz der unerwarteten, schmerzlichen Begrüßung fuhr der bewegliche Diener unter dem gehobenen Arme des Herrn hindurch und verschloß die Thür mit sichtlich bebenden Händen ohne Aufschub, ohne über die Mißhandlung mit einer Klage Einspruch zu thun.

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR 3-598-53192-3
WINKLER,K.G.T. FN. 18546/017

„Herr," sagte er dann, sich in die Knie werfend, „schlaget mich mit Allem, was Euch vor die Hand kömmt, nur ziehet den Riegel nicht wieder zurück, bis die liebe Gottessonne in das Fenster scheint. Ach! wüßtet Ihr, wie viele Paternoster ich indessen für Euch und Eure arme Seele gebetet habe, und wie bitterliche Thränen um Euch mir die Augen gebissen, Ihr hättet Eure Faust weniger hart fallen lassen. Wie könnt Ihr aber nur meinen, gestrenger Herr, da Ihr doch sonst so klug seid, daß alle Menschenkinder aus Erz gebacken, wie Ihr selber? Euer Vater, Großvater, Urgroßvater waren Kriegsleute, und wurden gewohnt in Blut spatzieren zu gehen, und oft in einer kleinen Stunde einige Hundert Spanier oder Niederländer an ihren baumlangen Degen zu spießen. Deshalb habt Ihr die Tapferkeit im Mark und Blut, und habt sicherlich schon in der Wiege ohne Furcht den Währwolf oder das Hexenweib, welche nach den Kindern gehen, durch Eure Trompeterstimme zurück gejagt. Doch wie sollte unsers Gleichen zu so etwas kommen? Alle meine Väter und Großväter sind geprügelt worden und haben Fußtritte bekommen von Euern erlauchten Ahnen und von Jedermann, der einen bessern Rock trug, und darum ist das Fürchten eine Familientugend geworden, die in der Haut und den Füßen steckt, und die kein Pater und kein Ritterschlag hinaustreibt." —

„Plappermaul!" fiel Melac ein. „Steh auf, und sage ohne Wasserbrühe, warum Du Dich eingeschlossen ohne meinen Befehl dazu." —

„Möget Ihr schelten," antwortete mit freierm Athem

der Burſch, „aber einen klügern Einfall hat keiner der Söhne meiner Mutter zur Welt gebracht, und ſind wir Beiden wieder lebendig bei einander, ſo iſt dieſer ſchnelle Finger allein Schuld daran, der, als Ihr gegen alle Vorſicht eines geſcheuten Ritters Euch in den Weg des Höllenſpuks ſtürztet, gerade noch Kraft genug hatte, den kleinen Eiſenſtab von der Stelle zu rücken. Ich gab Euch verloren, und zog den Roſenkranz unter dem Bruſtwamſe hervor, um Euch wenigſtens mit einem warmen Bittſpruch bei den Heiligen das Geleit zu geben als ein treuer, redlicher Dienſtmann. Aber kaum hatte ich meine Gedanken zum Himmel erhoben, ſo pochte es leiſe an der Thür und verſuchte zu öffnen. Herr, daß mir das Herz nicht zerſprungen, wie eine Nuß auf die der Holzſchuh eines näſchigen Buben tritt, iſt ein Wunder Gottes und der Fürbitte meines Schutzpatrons anzurechnen. Und wieder klopfte es und lauter, und rief mit einer Stimme Euren Namen, mit einer Stimme, Herr, wenn der Stier auf dem Pachthofe zu Hauſe und des Müllers Langohr und die alte Caſtellanin auf Eures gnädigen Oheims Schloſſe ihre Stimmen alle zugleich hören ließen, würde nichts ſo fürchterliches zu Stande kommen, als die Stimme, mit der das Geſpenſt dreimal Euren Namen rief. Da preßte mir die Todesangſt den Leib zuſammen, daß der Athem mir aus der Bruſt fuhr wie aus einem Blaſebalg, und die Beſchwörungsformel des ehrwürdigen Paters Auſtin, an die ich eben gedacht, ohne mein Wiſſen und Willen laut aus dem eiskalten Munde quoll. Der ehrwürdige Pater hatte ſie uns im frommen Mitleid gelehrt, als er terminiren

ging mit dem Zwergsack bei uns, und als er hörte, wie wir uns fürchteten Nachts durch den Birkengrund zu gehen, in dem sich der Musikus, der durstige Fiedler, erhängt und jetzt wie ein feuriger Irrwisch zwischen den weißen Baumstämmen umging. Und die gute Formel des Paters Austin that auch hier ihre Wirkung, denn kaum hatte ich ausgeredet, so wurde es still, und kein Mäuschen rührte sich, bis Euer Klopfen auf's Neue meinen armen Rücken mit Schweiß bedeckte." —

Der Chevalier hatte im tiefen Sinnen dem Berichte über dieses neue Abenteuer zugehört, ohne das Geschwätz des treuherzigen Baptists zu unterbrechen, der neu belebt schien durch des Herrn schützende Gegenwart. Als der Knecht pausirte, schüttelte er lächelnd seinen Kopf und schlug spöttisch mit leichter Hand den erstaunten Burschen vor die Stirn. „Armer Tölpel," sagte er dazu, „Dein Meisterstreich mit dem Riegel hat Dich um ein Glück gebracht, um welches alle Pagen im Louvre Dich beneidet haben würden, und der König selbst hätte es vielleicht nicht verschmähet, Dir Deinen Platz mit einer Handvoll neugeprägter Louis abzuhandeln, wär's möglich gewesen." — Baptist starrte ihm neugierig in's Gesicht, doch schnell wieder ernst werdend, befahl Melac dem Diener, ihn zu entkleiden, und legte sich ohne weitere Erörterung zu Bett, vergönnte jedoch dem Gefährten vor seinem Lager auf dem Fußboden von den Reisemänteln sich eine Ruhestätte zu bereiten, und bekümmerte sich weiter nicht darum, wie der Sorgsame den Tisch vor die Thür stellte als eine Schanzwehr, den entblößten Degen neben das Bett lehnte und

die Kerze brennen ließ; Melac hatte längst die Augen zugedrückt, wovon er jedoch träumte, verrieth dem lauschenden, im Nachregen des bestandenen Wetters unruhigen Diener kein ungetreuer Gesichtszug.

Eine freundliche Sonne strahlte in die Fenster, als Melac erwachte; neben dem Bett auf dem Estrich schnarchte Baptist mit unmelodischen Tönen und schien sattsam im Tageslicht nachzuholen, was seine mitternächtige Gespensterfurcht ihn hatte versäumen lassen, und selbst der Chevalier hatte Mühe in dauernder Schlaftrunkenheit sich sogleich Alles dessen wieder zu erinnern, was ihm in dieser letzten Nacht begegnet. Er weilte noch einige Zeit mit offenen Augen gegen seine Gewohnheit im Bett, bis sein Geist klar geworden, und ihm vorerzählt, wobei ihm ebenfalls einfiel, daß er schon einmal wach geworden, als der Tag eben unter dem Mantel der Nacht hervor geblinzelt, daß eine Musik von Jagdhörnern ihn geweckt, die vielleicht die spätfrühe Heimkehr des Schloßherrn angekündigt, daß er jedoch über dem Gemurmel ferner Stimmen und dem dumpfen Geräusch im Schlosse unter ihm, wieder entschlummert sein müßte. Er griff über den Rand des Bettes hinab nach dem Ohrzipfel des Gascogners, und der Gezupfte starrte ihn sogleich aus weitaufgerissenen Augen an, und stand dann mit Einem Satze kerzengrad im Zimmer, sich wie vorher der Herr auf die Ereignisse besinnend, welche ihn in solche ungewöhnliche Lage gebracht. Es blieb jedoch den beiden Nachtgefährten wenige Zeit sich zu verständigen, denn man klopfte bald nach ihrem Erwachen an

die Thür, und der junge Schloßdiener lud den Ritter im Namen des Herrn von Esenheim zum Frühstück.

Neugierde und neben ihr eine innere Unruhe und ein Gefühl von Beklemmung, denen er keine bestimmte Ursache zu geben wußte, hießen ihn, seine Toilette beschleunigen, und bald trat er unten in den Gesellschaftssaal ein, wo ihn der Schloßherr neben einer wohlbesetzten Tafel erwartete. Herr von Esenheim schien ihm in den drei Jahren weit älter und sehr häßlich geworden, sein Haar hatte an Dünne und Weiße zugenommen, sein Rücken hatte sich mehr gebogen, und dagegen war als Ersatzgabe für die Abnahme sein faltiges Gesicht mit einer Unzahl rother Rubinknötchen besetzt worden, welche ihm ein widerwärtiges, unheimliches Ansehen gaben. Freundlich begrüßte er den Gast, drückte ihm derb die Hand, und bedauerte, daß er gestern Abend ohne eine Bewillkommnung des Wirthes geblieben, da sein züchtiges, zartsinniges Gemahl in seiner Abwesenheit den Empfang eines jungen Mannes nicht schicklich gehalten. Er lachte selbst spöttelnd über die übertriebene Furcht der Dame vor seiner Flammenwerfenden Eifersucht, und setzte massiv witzelnd hinzu: „Freund Melac sei ihm von seiner vorigen Anwesenheit als ein zu schlechter Jäger bekannt, um einen alten Waidmann, wie er sei, abzuschießen, und die Leichtfertigkeit der jungen Pariser pflege auf deutschem Boden Bleigewicht an den Flügeln zu fühlen, seit ihnen der Troubadour von der deutschen Dame gesungen, die ihre Untreue neben dem Gerippe des fränkischen Buhlen gebüßt und aus seinem kaltküssi-

gen Schädel den Nachttrunk habe nehmen müssen zur wohlverdienten Buße." —

Der Chevalier fuhr unwillkürlich zusammen, und der Gedanke an das Wimmern, welches sein Baptist im Thurm gehört, drängte sich ihm auf, er wußte nicht wie. Er erwiederte jedoch die unhöfliche Bemerkung im Geiste seiner Nation, indem er sagte: „Euer Scherz, mein verehrter Herr, verwundet nur mich, und auch mich nur leicht; denn wer Eure Gemahlin zu kennen beehrt wurde, weiß, daß sie zu jenen seltenen Frauen gehört, welche durch ihren Wandel und ihre reine Gesinnung eine himmlische Glorie um die irdische Gestalt zogen, in deren Nähe jeder sündige Trieb erlischt und der leichtfertige Bube seine Niedrigkeit erkennen, bereuen und in Buße die Knie beugen muß." —

Der Schloßherr lachte laut auf. „Halt, mein junger Freund!" rief er spöttisch. „Ihr steigt ja höher in die luftigen Wolken als der flüchtigste Edelfalk. Steigt hernieder zu uns, denn ich versichere Euch, unsere Baronin würde kein Wohlgefallen an solcher windigen Huldigung finden. Oder," setzte er mit verfinsterter Stirn hinzu, „wollet Ihr vielleicht eine Grabschrift dichten? Wir lieben die Vergangenheit nicht, und überlassen die Sorge für die Zukunft dem Schicksal. Doch ich höre die Frau vom Hause, und habe die Ehre, sie dem Herrn von Melac vorzustellen." —

Wirklich that sich rasch eine Seitenthür auf, und herein trat — Aurora, und begrüßte frei und unbefangen die Anwesenden.

„Aurora?" stieß Melac hervor in der Ueberraschung

des unbewachten Augenblicks. Der Schloßherr schoß einen funkelnden Blick auf ihn und die Dame. „Die Baronin von Eſenheim, ſeit einem Jahre ſchon, denn ſo lange iſt es, als uns der Himmel von unſerer erſten Gemahlin erlößte, der die Erde zu arm war, und die mit ihrem durchſichtigen Körper und ihrem heiligen Wandel nie die Erde hätte beſuchen ſollen," das ſagte er ſcharf und mit ſpitziger Betonung.

„Verzeiht, gnädige Frau!" erwiederte der Ritter, mit hochrother Wange und ſich leicht verneigend. „Mein Ausruf galt einer Erinnerung an die fröhliche Kinderzeit, welche vor wenigen Jahren in dieſen Zimmern ein Paradieſes-Leben erſchuf und in welche mich das Glück bei meiner erſten Anweſenheit verſetzte, ſo daß ich wieder ein glücklicher Knabe wurde." —

„Ja, im ſchelmiſchen Pfänderſpiele oder wenn wir die anmuthigen Räthſelſpiele, die Ihr uns lehrtet, aufführten, nannten wir uns bei den Taufnamen;" fiel Aurora ein, indem ihr Auge weit offen und faſt mit herriſchem Ausdruck den Herrn von Eſenheim fixirte. „Es iſt eine feine Galanterie, daß der Herr Chevalier im erſten Augenblicke des Wiederſehens zeigen will, wie ſich ſein Gedächtniß mit dem Namen einer ihm damals ſo unbedeutenden Perſon beläſtigte." —

Der Freiherr ſchwieg und winkte zur Tafel, doch blieb auf ſeiner Stirn eine dickgewölbte Falte und die Rubinen ſeines Antlitzes blitzten dunkler als zuvor. Der Chevalier wagte es, indeß der Schloßherr das Wildbret zerlegte, die ihm gegenüberſitzende Dame feſter zu betrachten. Ihre

Formen trugen die jugendliche, verführerische Fülle wie sonst und die reichere, mehr der Mode huldigende Kleidung hob die natürlichen Schätze höher noch als vordem, doch das Gesicht hatte einen fremden Charakter angenommen. Die Rosen der Wangen, welche sonst gleichmäßig und sanft gefärbt dem eben steigenden Morgenroth glichen, lagen jetzt gedunkelt und mehr zusammen gezogen unter dem großen Auge wie der Wiederschein eines innern, verhehlten Brandes; das Auge selbst, welches sonst frei, keck und fest seinen Gegenstand faßte, und bis in die Seele hinab drang, funkelte jetzt unstät unter den zusammengezogenen Augenbrauen bald rechts bald links, als scheuete es den fremden Blick, und der einst so lockend geschwollene Mund ließ seine Winkel wie erschlafft niederhängen, was dem Gesicht jede Spur der einstigen jugendlichen Leichtfertigkeit und Fröhlichkeit raubte, und dagegen eine unheimliche Traurigkeit und die Anstrengung sie zu verhüllen, hinauf drückte.

Der Chevalier wurde ängstlich seiner Verführerin gegenüber und er suchte ein Gespräch zu beginnen, indem er nach dem Junker Jerome eine freundliche Frage that.

„Der Junge taugte nicht mehr im Hause, seit seine Mutter starb," antwortete der Freiherr; „auch hatte er das Alter erreicht, wo es Zeit wird, in der Fremde sich Selbständigkeit zu gewinnen, um der Verweichlichung nicht anheim zu fallen. Schon seit funfzehn Monden ist der Junkherr auf Reisen und besieht sich die Wunder der Schweiz und das gepriesene Wälschland. Er wird bedauern, wenn er heimkehrt, Euch verfehlt zu haben."

„Auch ich bedaure es zwiefach," versetzte der Ritter

lebhaft, „denn ich würde mich hochgeehrt, höher erfreut gefühlt haben, hättet Ihr den jungen Telemach, wenn er einmal in die Welt fliegen sollte, meiner Mentorschaft übergeben. Wäre der Mentor auch kein Graubart gewesen, würde er desto mehr als eifriger Freund den Jüngling mit allen Schätzen der Wissenschaft und des Ritterthums unseres herrlichen Frankreichs vertraut gemacht haben."—

„Er hatte vielen Anflug von französischer Natur," fiel spitzig der Freiherr ein, „und der Zögling würde sicherlich nicht hinter dem Meister geblieben sein." —

„Der Freund würde sich des glücklichen Rivals gefreut haben," antwortete Melac mit Bestimmtheit und setzte dann mit Bitterkeit hinzu, weil ihn das veränderte Benehmen des Freiherrn belästigte und er eine Abwehr versuchen mußte: „Müßte ein Vater nicht stolz sein, wenn er einen Sohn besäße, der an dem ersten Hofe der Welt, am Throne des geistreichsten Königs und in der Mitte des gebildetsten Volkes eine Meisterschaft gewonnen? Fühlte er nicht diesen Stolz, möchte er eben kein guter Vater gewesen sein." —

Der Schloßherr zuckte kaum merklich zusammen, und setzte rasch sein volles Glas an den Mund, der Chevalier, welcher jetzt in seiner Aufwallung seine völlige Besonnenheit und Geisteskraft wieder errungen hatte, fragte nun ruhig nach der kleinen, lieblichen Angela.

„Auch sie schläft im Gewölbe unter der Capelle, ein böses Fieber nahm sie hin;" antwortete eintönig der Freiherr.

„Todt?" rief der Chevalier. „Der liebliche Engel?

Ja, ja, die Mutter konnte nicht sein ohne den herzigen Liebling, und zog ihn mit sich. Aber wie ertrug Fräulein Clara alle diese harten Schläge des Schicksals?" setzte er lebhafter hinzu, „Erlag auch sie vielleicht? O, wenn das grollende Geschick einmal ein Haus sich ausersehen zum Ziele seines Hasses, so fallen die Niobe-Pfeile Schuß auf Schuß ohne Mitleid." —

Die Freifrau nahm dem Gemahl die Antwort ab. „Unsere liebe Clara," sagte sie, „litt viel und kränkelte lange; darum brachte sie der sorgsame Vater nach Straßburg zu der Familie eines Freundes, um durch die Zerstreuungen der großen Stadt ihr Gemüth zu heilen und die traurigen Eindrücke zu verlöschen." —

„So seid Ihr allein im weiten Eigenthume?" fragte mit jugendlicher Aufwallung der Ritter. „Allein, wo sonst so freundliche Gesellschaft Euch umgab? Ihre Geister müssen Euch umtanzen und Eure Einsamkeit muß Euch deßhalb oft marternd erscheinen." —

Die Freifrau schien sehr bewegt, ihre Brust hob sich hoch gegen das Seidengewand und ihr Auge senkte sich auf ihren Schooß; der Schloßherr aber sagte barsch: „Eine gute Hausfrau hat zur Genüge an der Gesellschaft ihres Ehegatten, die Sorge für seine Bequemlichkeit vertreibt ihr am schnellsten die Zeit, und die Frauen am Rhein wissen, Gott erhalt's! noch nichts von dem Geisterverkehr, in dem die feinen Pariserinnen ihre Taubenseelen baden. Man vergreift sich leichtlich zum ersten Male, aber das Alter macht nicht immer trübe Augen, und die neue Freifrau von Esenheim ist von uns zu

einer solchen gemacht, weil sie keinen Schwindel kennt und keine Seufzerliebe gleich der jetzigen Weiberwelt, weil sie kein Dutzend Domestiken bedarf, sondern selbst die Hände rührt, und weil das Vergnügen des Eheherrn und sein Wohlstand von ihr als Lebenszweck und Lebensfreude betrachtet wurde. Betrachtet einmal, mein Freund, die scharfkantigen Strebepfeiler dieser Burg; so wie sich jeder Sturmläufer an ihnen die Nase blutig stoßen würde, so sind wir gewiß, daß die sämmtliche Chevalerie Eurer Hauptstadt, würde ihre verrufene Frechheit das kecke Auge auf die Gebieterin dieses Schlosses richten, einem gleichen Schicksale verfallen dürfte." —

Der Leibjäger, ein ältlicher Mensch mit einem vom rauhen Bart beinahe verdeckten Antlitz, in dessen Zügen eine kalte, widerwärtige Rohheit herrschte, trat ein, und meldete die Ankunft des Jagdwagens, beladen mit dem erlegten Wild und mit dem beschädigten Leibhunde. Frühstück, Gast und das hitzige Gespräch vergessend, sprang der Freiherr auf, seinen Liebling zu empfangen um mit eigenen Händen den Verband seiner rühmlichen Wunden zu bereiten.

So wie die Thür hinter den Waidmännern sich geschlossen, erhob sich die Freifrau von ihrem Sessel. „Melac, Philibert," rief sie, „was habt Ihr, was hast Du gemacht, welche freundlichen Tage hast Du uns verdorben? Meine Seele ahnete Deine Unbesonnenheit; warum gelang es mir nicht, Dich vor seiner Ankunft zu sprechen." —

„Also Ihr gingt durch die Nacht? Ihr ginget um

meinetwillen?" fragte der Chevalier zurückgezogen und ohne Erwiederung ihrer Vertraulichkeit. „Aber wie war es Euch möglich, diesem Manne Eure Hand zu reichen, dessen leeres Herz, weit geöffnet in allen seinen Pforten, Euch seit Jahren offen gelegen, und nur traurige Erfahrungen Euch geboten?" —

„Tadelt mich nicht zu rasch, junger Mann," antwortete sie, indem sie den Blick finster auf den anmaßenden Frager richtete, „Abhängigkeit und Magdthum drückten meine Jugend und zertraten meine Blüthen; nur eine Wahnwitzige hätte das Regiment, die Sorglosigkeit, die sichere Zukunft ausgeschlagen, die sich ihr darbot. Ja, lächelt nicht so ungläubig; dieser rauhe deutsche Bär ist mein Sclav, tanzt an der Kette, welche er nicht sieht. Seine Gewehrkammer, seine Hunde und sein Wald liegen außer meinem Zepter, das Uebrige ist mein, mir allein unterthan, und es fehlt mir nichts in meiner Residenz als der Freund, der dem Herzen zu spenden vermöchte, was ihm freilich mangelt und was es in jeder einsamen Stunde entbehrt. O, Philibert, warum kam der Name Aurora in diesem Tone von Euren Lippen! Denn nur eine Leidenschaft ist der böse Geist meines Paradieses, es ist die Eifersucht des Barons, die mit der Blutgier des Jägers Einen Schritt geht. Er ist blind, so lange man ihm keine Fackel vor das Auge hält; er ist rasend in seinem Argwohn, rasend in seiner Rachsucht, wenn die Unbesonnenheit ihm die Bahn, die nächtige Leiter, den verdeckten Laubengang eines stillen Geheimnisses zeigt." —

„Aurora machte also schon Erfahrungen darin?"

fragte spitzig der Ritter. Sie erröthete, trat aber dreist zu ihm heran und legte ihre Hand auf seinen Arm. „Philibert," sprach sie mit den Schmeicheltönen der Sirene und dem Zauberblick einer Armida, „bist Du gekommen mir weh zu thun, Du, der mir Dank schuldet oder wenigstens ein Erinnerungsopfer? Aber Du gehörst vielleicht, seit Du Mann geworden, zu jenen Selbstsüchtigen, welche die Blüthe, die sie in der Laune des Augenblicks vom Stamm brachen, wenn die Laune sich gewandelt, zerpflücken und unter die Füße treten? Ja, ja, drei Jahre sind viele Tage, viele, viele Stunden, und Ein einziger Tag kann um den Menschen und am Menschen selbst gar vieles ändern! Du warest anders, die Zeit war anders, als Du zum ersten Male durch jene Thür dort mir entgegen tratest, und mein Herz schneller klopfte und das Klopfen sagte: Das ist ein schöner Mann und man sieht ihm an, wo er geboren. Auch Du bist anders als da, und ich?" — Ihre Blicke sanken zum Boden, eine Wolke legte sich über ihr ganzes Gesicht, aber ihre runde Hand gleitete vom Arm herunter zu des Ritters Hand, und ihre weichen, warmen Finger schlugen sich fest und fester um die Seinigen. Dann fuhr sie plötzlich wie aus einem Traume empor, und krampfhaft warf sie ihren Arm um des Ueberraschten Schultern, und preßte ihn fest an ihre volle Brust, und all' sein Blut schoß ihm vor das Auge und er konnte sie nicht abwehren und sprach nur mit halben Athem den Namen: „Aurora!" aus.

„O, warum sprachst Du diesen Namen vorhin im Tone des Neides, der Traulichkeit vor fremden, feindlichen

Ohren!“ rief ſie wiederum mit Heftigkeit und Wallung. „Ich hatte einen Plan geträumt in dieſer Nacht, für Dich, für mich von einem Weinleſe-Feſt geträumt ohne Gleichen. Dein Wort hat wie ein Nachtfroſt jede ſüße Traube gedörrt und Liebesblut zu Eſſig geſäuert. Ha, vielleicht verließ er uns nur, um uns ſicher zu machen; vielleicht gab er ſchon dem blutgewohnten Siegbert Befehle; hüte Dich vor dem ſcharfen Jagdmeſſer und der weitfliegenden Büchſenkugel. O, es iſt hart, daß ich Dich nicht behalten kann, aber härter wäre es, müßte ich Dich verwundet, gefährdet wiſſen um meinetwillen.“ —

Melac ſchüttelte den Kopf und ſah ihr forſchend in das große, feurig rollende Auge. „Räthſelhaftes Weib,“ ſagte er, „ſchönes Chamäleon, welches iſt eigentlich Deine rechte Farbe? Ich ſah Dich demüthig und dienſtfertig, arbeitſam und kindlich, heiter und leichten Sinnes; ich ſehe Dich gebieteriſch, befehlend, eine Sultane auf dem Divan, ſtarr und hart, düſter und tragiſch. Wie kann ich Vertrauen faſſen, wo ein Wellenmeer ohne Ruhe mir den feſten Boden verbirgt? Du ſprichſt Gefühl, Sorgfalt, Liebe für mich aus in Worten, die der Wahrheit Wärme, der Wahrheit Töne tragen; und doch konnteſt Du Dich einem Andern hingeben, den Du ſelbſt Deiner unwerth achteſt, konnteſt die Magd eines rohen Waldmenſchen werden, der ſelbſt ſeine ſo arg von Dir gefürchtete Eiferſucht vergißt, weil ſein Hund blutet. Man lehrte mich, daß die Lüge die erſte Waffe des Weibes ſei, eine Waffe ſchärfer als des Mannes-Schwert, ſtärker als Rolands-Arm.“—

„Kann Lüge auch das Herz so klopfen machen?“ fragte sie, seine Hand unter ihre linke Brust legend.

„Aurora,“ entgegnete er wärmer und befangener, „Du dauerst mich, denn, wenn mich die Vernunft nicht trügt, so hast Du viel geopfert, um eine Herrin, eine Dame zu werden. Das ist ja der gewöhnliche Mädchenglaube, es gäbe kein Glück für sie auf Erden als durch den Trauring, und die Ehe mit einem Kain, einem Cartouche, einem Blaubart oder Nero sei dem Mädchenstande vorzuziehen ohne Frage. Arme Geschöpfe! Elendes Zeitalter, wo der Holzschuh der Köchin mehr gilt als das feine geistige Dasein der Freundin, der Erzieherin einer verlassenen Menschheit! Aurora, ich habe als Knabe mir meinen Schutzgeist, die Schutzgeister aller Menschen immer als himmlische Jungfrauen gedacht. Hättest Du nicht auch hier eine solche sein können? Rief Dich nicht Alles auf dazu, als die arme Freifrau aufgezehrt worden durch diesen dörrenden Sirocco, dem ihre Lebensflur Preis gegeben? Aurora, ich bin ein Mann, ich kann mich nicht versetzen mitten in Deine Seele, wage darum kein Urtheil; aber ich weiß, meine Vernunft würde nicht nach dem Warum gefragt haben, mein Herz würde freudig im Wiedersehen Dir entgegen geschlagen haben, hätte ich Dich nicht so allein gefunden, hätte ich Dich im Kreise der lieben Verwaisten gefunden, Clara, Angela, die Gott auf Deine Seele gelegt, als Du den Ring ihrer Mutter an Deinen Finger schobst, und das gehässige Bild einer herzlosen Stiefmutter hätte sich nicht statt Aurora's Bild in meine Phantasie gedrängt.“—

Als hätte die kalte Haut einer Schlange sie berührt, so hastig zuckend fuhr die Hand der Freifrau aus seiner Hand, so convulsivisch fast fuhr sie selbst einen Schritt von ihm zurück, mit einem Blick, worin Zorn und Argwohn, forschendes Mißtrauen und Haß wechselten, sah sie ihn einige Augenblicke an, der Name „Melac" drängte sich kaum hörbar zwischen ihren Zähnen hervor, und zugleich brannten ihre Wangen im dunkeln Leuchtfeuer des Seelensturms. Dann verzog sich der rundgeschwollene Mund zu einem Bogen des Hohns, der Pfeile der Verachtung abschießt, „Ihr seid nichts als ein Mann!" sagte sie lächelnd und so drehete sie sich langsam auf dem kleinen Fuße herum, und schritt zum Fenster, als wäre niemand außer ihr in der Halle. —

Der Chevalier stand betroffen da, und mußte sich zwingen, ihr nicht zu folgen und abzubitten, denn die Zürnende kam ihm reizender, anlockender vor, als er sie in ihrer höchsten Zärtlichkeit gesehen; und es war ihm zum Glücke, denn mit Hast ward die Thür geöffnet, und der Baron trat ein, und seine rothgeranderten Augen fuhren hin und her vom Gaste zur Hausfrau, doch erblichen die Rubinen seines Gesichts merklich, als er seine Recognoscirung zu Ende gebracht.

„Ihr steht gelangweilt da, Chevalier?" sprach er. „Seht Ihr, wie recht ich vorher urtheilte, als ich Euch ein Portrait meines Weibchens mahlte. Kommt mit hinaus, wenn's Euch gefällig, und beschaut den ungeheuern Feisthirsch, den mein tapferer Hassan mir zum Schusse gebracht und an dessen Wehr er fast sein Leben gesetzt. Ein

treflicheres Prachtgeweih ist nimmer die Zierde dieser Burg geworden, so lange sie stand, und ein Faß Hochheimer soll fließen als Libation bei dem Feste, wo diese Trophäe ihren Platz im Rittersaale einnehmen wird." —

Im Unmuth, den des Schloßherrn Anblick vermehrt und der in ihm durch das Gefühl der Unfreiheit seines Gemüths, durch das Bewußtsein seines Schwankens zwischen Zuneigung und Haß gegen die Schloßfrau geweckt, antwortete Melac mit Humor: „Ich bin bereit, Herr Baron; denn so ein abgeschiedener Würdeträger des Waldes sieht sich gar lieblich an, ist ein friedlicher Gesellschafter, und es grämt mich, daß des strengen Ohms Ordre mich abruft, und ich dem Feste nicht beiwohnen darf, wo das größte Gehörn am Rhein seine Gratulationen entgegen nimmt." —

Der Freiherr überhörte im Fortschreiten das stechende Wort, aber Aurora drehete sich rasch um, und ein Feuerblick warf ihm seinen Blitzkeil nach. — —

Kurze Zeit nachher trat der Chevalier in sein Zimmer und befahl dem traurigen Baptist die Pferde zu satteln, indeß er selbst das Gepäck in Ordnung bringen würde. Der Gascogner that einen Freudensprung, und schwur bei dem Brautkleide seiner Mutter, man würde ihn nie wieder im Steigbügel seiner dänischen Stute gesehen haben, hätte er noch eine Nacht in diesen alten Mauern zugebracht. Melac war bald mit seiner Arbeit fertig, denn der Mantelsack hatte nur das Nothwendigste hergegeben, er schnallte schon am Riemenwerk, da trat die junge, vollwangige Hausmagd herein, und als sie den Herrn allein

fand, legte ſie ſchnell mit verſchmiztem Lächeln ein Briefchen auf den Tiſch und entfloh, ehe ſie der Ritter faſſen und feſthalten konnte. Der Brief war von Aurora geſchrieben und mit Staunen las Melac folgendes:

— „Welcher böſe Geiſt konnte Zwietracht zwiſchen uns anfachen, zwiſchen uns, die wir durch unauflösliches Band verknüpft worden! Geheimniß iſt ſein Knoten und ſehnſüchtige Erinnerung ſein Wächter. — Ich bat Dich zu fliehen, aber die Urſache der Bitte iſt erloſchen durch des Zufalls Gunſt, und wenn Aurora Dir befehlen darf, ſo ſpricht ſie: Bleibe! Bleibe, ſo lange Du vermagſt, und ſei der Stern an meinem düſtern Himmel! — Eſenheim belacht ſelbſt ſeine gegebene Bloße, ſeine Eiferſüchtelei; er nannte Dich einen bartloſen Knaben, einen Pariſer Fant, den kein ſtattlicher Burgherr fürchten dürfte. Aber Du mußt den ungalanten Waldmann das zu gut halten, ſollſt ihn nicht zu Rede ſetzen darum, dem Ritter nicht wiederſagen, was die plauderhafte Geliebte ihrem ſchönen Adonis anvertrauete, um ihm die Sicherheit, die Beſonnenheit zu geben, die uns Noth thut. Wollteſt Du die beleidigte Ehre rächen, ſo könnteſt Du bluten und Aurora würde verzweifeln, oder Du könnteſt ſie zur Wittwe machen und — die Morgenröthe müßte ſich in ſchwarze Wolken bergen. Vielleicht ginge ſie dann heiterer auf aus der Trauernacht, und es bedürfte keiner widrigen Opfer mehr um des Guts und der Habe willen, welche des Barons Teſtament der Bedrängten längſt geſichert. O, wenn der Liebe erlaubt würde, Alles mit der Liebe zu theilen! Man ſagt, das ſoll den Himmel zur Erde tragen! —

Bleibe, mein Freund, Idol meiner Liebe. Morgen ſchon wird im Ritterſaal das Feſt der Jagdgeſellen bereitet, und wenn um Mitternacht die Köpfe der Trunkenbolde zu Kräuſeln werden und ihr Verſtand zu Null und ihre Augen zu todten Glastropfen, dann ſpricht ein dürſtender Mund mehr zu dem einzigen Nüchternen im Schloſſe " —

Melac zerknitterte das Papier in ſeiner Hand. „Schlange!" ſagte er in ſich. „Ich verſtehe Dich. Du biſt eine ſchaamloſe Eva, welche die Giftfrucht ohne Erröthen ausbietet. Aber die Ehre iſt ein zu hoher Preis für den Apfel der Sünde, und jeder Reiz, den die Natur Dir gab war eine ſchädliche Verſchwendung." —

Eine Stunde ſpäter trabte der Chevalier und ſein Knecht am Rheinufer hinauf, und der junge Champagner ſchaucte nicht ſchmerzlich zurück nach den grünen Zinnen und ſchwarzen Schieferdächern wie ehemals, ſondern wahrte beſorgt die Weinhügel und Verſtecke am Wege, als erwarte er einen boshaften Schützen hinter ihnen, indeß Baptiſt, der mit dem Herrn die Rolle getauſcht, ſorgenfrei und überluſtig ein vaterländiſches Brautlied mit einer Stimme ohne Sordine in die Luft ſandte und alle Echo's des Rheinufers rebelliſch machte. Erſt dann, als die Ebene ſich vor ihnen dehnte, wurde der Chevalier ruhig und antwortete, wie er gern that, auf Baptiſtens Poſſen. —

„Sieh da, eine nette Stadt! Sie ſoll uns heute die Herberge geben, ſchaut ſie doch wunderlich aus dem Zickzack der Mauern und Wälle, und der dünne ſpitzige Thurm

macht sie einem Storchnest ähnlich, über dessen breite Wandung der lange Schnabel des brütenden Mütterchens heraus ragt. Die Aehnlichkeit ist einladend, denn wo der Storch ein Dach erwählt, kommt mit ihm nach alter Sage Glück und Sicherheit unter das Dach!" — So sprach ein langaufgeschossener, blutjunger Mensch, indem er einen tüchtigen keulenartigen Wanderstab in das Gras warf und sich ohne Umstände neben den treuen Reisegefährten niederstreckte.

Es war um die Vesperzeit, die Sonne, welche zu Mittag heiß gebrannt, schoß schon schiefe Strahlen, und strich schräg über die Dächer der Stadt und Festung Landau hin, denn diese war es, an die der Wanderer seine Apostrophe gerichtet, und auf dem Canale sah man schon die Kähne der Landleute von der Stadt zurückrudern, welche am Morgen Frucht und grüne Waare zum Markt hinein gebracht nach gewohnter Weise. Der junge Mensch hatte etwas ungewöhnliches in seinem Aeußern, das die Blicke der Vorübergehenden, denn die Straße war begangen von Städtern und Bauern, neugierig fesselte. Sein unbärtiges Gesicht trug nicht die Züge der niedrigen Classen, sondern etwas geregeltes, ja fast edles war ihm aufgeprägt; er stand in der Lebenszeit, wo der Körper üppig aufzuschießen pflegt und sich mehr in die Länge als Breite dehnt, doch fehlte seiner schlanken Gestalt die jugendliche Muskelfülle nicht, da wo sie innere Kraft verkündet; der nackte Hals war nervicht und um die gebräunte mit der Farbe der Gesundheit geschmückte Wange ringelte sich kurzes helles Haar in hundert natürlichen Löckchen, und das

blaue deutsche Auge schauete lebensmuthig und sorglos auf die vorüberziehenden Gaffer. Die Tracht des müden Reisenden hatte nichts Vornehmes, indeß gehörte sie auch nicht ganz dem untern Stande an; der kurzgeschnittene braune Kaufrock war abgetragen, aber hatte einen ritterlichen Schnitt und seine Nätherei am Kragen und Aufschlag, ein weißer feiner Hemdkragen schlug sich über die Schultern breit herab, dagegen war das pauschichte Beinkleid von grauem Zwillich, die Strümpfe und dickfohligen Schuhe erinnerten an das Tyrolerland und ebenfalls der helle, breitrandige Filzhut, den jedoch statt des rothen Bandes und des Blumenstraußes ein phantastisch befestigter Adlerflügel schmückte; an einem breiten Riemen, der über die rechte Schulter zur linken Hüfte lief, und auf dem allerlei Jagdfiguren in Weiß genähet waren, hing eine Wandertasche und eine Korbflasche, und in einer rothgelben Schärpe, die unter dem Rock sichtbar wurde, stack ein breites Jagdmesser, mit einem Griffe von rauhem Hirschhorn. —

Der Fremdling, denn als solchen bezeichnete ihn seine Tracht, warf den Hut vom Krauskopfe herab zu dem Knittel in's Gras, trank aus seiner Flasche, speisete von einem Weißbrotrest aus seiner Tasche, und lag da in jener Behaglichkeit, die dem Besitzer wie dem Beschauer gar wohl thut, weil sie das Bild der höchsten Glückseligkeit auf Erden, der Zufriedenheit mit sich selbst und der Welt darbietet. — Wer weiß wie lange der Fremde so dagelegen, hätte nicht eine äußere Erscheinung ihn aus seinem träumenden Nichtsthun aufgerufen. Auf einem lehn-

ansteigenden Hügel in der Nähe befanden sich einige Gartenanlagen mit einem leichten Holzgehäge eingezäunt. Von ihnen her kam ein Mann von einem halben Dutzend ihn wild und kläffend umspringender, gut genährter Hunde begleitet. Der Mann war großer Statur, hatte einen breiten und massiven Körper; er trug einen grauen steifschößigen Oberrock, Reitstiefeln von ungegärbtem Leder und eine violettblaue Sammtmütze mit dicker goldener Troddel. So wie der Mann den Leuten auf der Landstraße sichtbar geworden, so kam eine unruhige Bewegung in die Meisten; einige beschleunigten ihren Marsch zur Stadt bis zum Wettlauf, Andere bogen von der Straße in kleine Fußwege ein, welche in die Fruchtäcker oder zu niedern Gebüschplätzen führten, und bald erklärte sich die Ursache der Furcht und Flucht. Der Mann hatte kaum mit seinen Hunden die Straße erreicht, so zerstreueten sich die bösen, aufgehetzten Thiere mit wüstem Gebell und muthwilligen Sprüngen, und sprengten auf die Wanderer ein, als wenn sie abgerichtet worden, menschliche Gestalten zur Scheibe ihres Angriffs zu machen. Hier warfen sie ein schreiendes Kinderpaar mit dem Schlage ihrer tätzlichen Pfoten in den Sand; fuhren dort einem schwer beladenen Lastträger in die Waden, daß er im Schreck und Schmerz vorn über stürzte und unter seiner Bürde beladen vergebene Anstrengungen sich zu erheben versuchte und einer Schildkröte gleich mit den Gliedern sparrte; stellten dort einen Sonntagsreiter, dessen scheues Pferd vor Entsetzen über die unbändigen Bestürmer, die mit weitoffenem, geifernden, zahnreichen Rachen an ihm aufsprangen, sich bäu-

und zur Seite bog und dann in unaufhaltbarer Flucht mit dem armen Herrn, der nach verlorenem Zügel erbarmungswürdig den Sattelknauf umklammert hielt, über die abgeernteten Stoppelfelder in's Weite flog; und der Mann mit der violettblauen Kappe lachte dazu laut und schallend, und schien ein menschenfeindliches, grausames Gaudium an dieser seltsamen Jagd zu finden, das aller Galanterie und jedes Zartgefühles spottend auch da sich zu erkennen gab, als eine der blutbefleckten Bestien auf ein Paar junge Damen schoß, die in der Abendkühle ihren Spaziergang machten, ihnen Mantilla und Schleier zerfetzte, und den überberandeten Hut, den ihr kleiner Page muthig zur Wehr vorstreckte, dem Knaben aus den Händen riß, spielend zerfetzte und dann dem Herrn wie im Triumphe apportirte. Der Fremdling hatte mit hohem Staunen dem aus der Ferne zugesehen, und sich selbst gefragt, wer der Unmensch sein möchte, der sich dergleichen unterfing, und den Niemand von den kräftigen Männern auf der Straße in seinem schändlichen Muthwillen zu stören und zu strafen wagte. Jetzt, da das wilde Heer ihm näher kam, drückte er seinen Filzhut auf den Kopf und faßte nach seinem Knittel. Ein altes Mütterchen, das am Stabe schlich, und ein Körbchen am Arme trug, in welchem es Obst heimbrachte, ging jetzt einige zwanzig Schritte von seinem Ruheplatze vorüber, und ein schwarzer Saufänger, den sein wilder Kreislauf gerade in ihre Bahn führte, fuhr auch ohne Weiteres auf sie ein, faßte mit den Zähnen ihren Stab und riß ihn aus ihrer zitternden Hand. Ehe die der Stütze beraubte Alte jedoch umsank, stand der

Fremde schon neben ihr, hielt sie in seinem linken Arm, und traf, da die schwarze Bestie einen zweiten Sprung nach dem kleinen Schultermantel der Greisin that, das Thier mit seinem Keulenstocke so tüchtig zwischen die Zähne, daß es mit blutigem Maule laut heulend zurückflog. Ein lautes „Hoho„ schallte vom Munde des Herrn, und der Fremde hatte kaum Zeit, die Alte sanft auf den Boden zu setzen, und sich nach einem alten Baumstamm zu flüchten, als er sich von der ganzen Meute angefallen sah, die, erbittert durch die Behandlung ihres Kameraden zum wüthigsten Angriffe auf ihn ansetzte. Ein merkwürdiges Schauspiel, wie es diese Gegend wohl nie erblickt, begann in diesem Moment. Den breiten Eichenstamm im Rücken, die Füße fest in den Sand gedrückt, wobei das rechte Bein in der Stellung des römischen Gladiators vor sich gestreckt, die linke Hand fest am Waidmesser im Gurt, schwang der junge Mensch seine knorrige Keule mit bewundrungswürdiger Geschicklichkeit und Stärke gegen die erboßten Thiere. Wie ein Wirbel des geübtesten Fahnenschwenkers oder des kunstgerechtesten Tambours flog die schwere Waffe um ihn her, durch die Luft, bald hoch, bald tief, seinen ganzen Leib deckend um in jeder Secunde einen Schlag an die Gegner austheilend. Einige Minuten sah der colossale Mann dem unerwarteten Schauspiele zu, als aber hier einer seiner Lieblinge am Kopf getroffen hinterrücks einen Purzelbaum schlug, dort ein an der Pfote Verletzter mit Wehgekreisch zur Seite hinkte, da pfiff er aus voller Brust zur Retirade, und die Thiere schienen gern zu gehorchen, denn sie sammelten sich alle hinter dem Herrn, als dieser mit

hochrothem Gesicht und in der Hast des Zornes auf den erhitzten Fechter losschritt.

„Teufelsjunge," rief der Mann, „flicht Dich der Tollwurm, daß Du es wagst, meine tapfere Leibwacht zu schanden zu schlagen? Den Tod auf Deinen Kopf, Du unverschämter Landstreicher, Du!" —

Der Fremde setzte seinen Knittel in Ruh, holte tief Athem, und sah den Scheltenden mit flammenden Blicken an. „Salvirt Euren eigenen Kopf," entgegnete er kurz und dreist, „denn mein Arm ist einmal heiß geworden, und mein Seel! mir wächset die Lust, meine gute Wehr an einem bessern Ziel zu versuchen als an dem unvernünftigen Viehe dort. Und bei dem gerechten Gott," setzte er heftiger und den Knittel wiederum erhebend hinzu, „wer hindert mich, an Euch den Unfug zu bestrafen, zu dem Ihr als ein Mensch, dem Gott Vernunft gab, den Gehorsam Eurer Thiere mißbrauchtet? Aehnlicher als ich seid Ihr überhaupt einem Landstreicher und Friedensbrecher, und vagabondirtet Ihr im guten Schweizerlande also mit Eurer Jagdkoppel durchs Land, schösse man Euch die gefährlichen Bestien vor den Füßen todt, und Ihr selbst müßtet büßen mit Gut und Leib für den Frevel an Euren Nächsten." —

Der Mann in den Reitstiefeln war stutzig einen grosen Schritt zurück getreten, sein Gesicht wurde blässer und er fixirte einige Augenblicke mit seinen scharfen Augen den jungen Menschen, wobei sein Mund sich allmälich in ein möglichst freundliches Lächeln hinüberzog.

„Du führst Deine Zunge fast so gut wie Deinen Weber-

baum;" sagte er dann mit Laune und Gemüthlichkeit; „sage, wo hast Du diese Fechtkunst erlernt?"

„Ihr müßt nicht weit über Eure Schwelle hinausgekommen sein," antwortete der Fremde mürrisch, „daß Ihr die Schwinger von Uri nicht kennt! Habt Ihr Vergnügen in dem schönen Spiele der Aelpler auf der Stelle Unterricht zu nehmen, so brecht Euch einen knorrigen Ast vom Baume hier, und in einer Viertelstunde sollt Ihr wissen, wie man am Waldstädter See oder an der Reuß ungeschliffenen Leuten die gute Sitte einbläut." —

„Hoho!" rief der große Mann. „Du bist ja ein gar gewaltiger Goliath; aber dein Großmaul hat eine gute Faust vorangeschickt, und Du gefällst mir darum, denn Du giebst mehr als Dein bartloses Kinn versprechen konnte. Kühle deinen Ingrimm, mein Bübchen, laß uns Freunde werden, und sage mir vor Allen, wer Du bist, und woher Du kommst?" —

Der Fremde sah den vertraulichen Frager verächtlich an, und entgegnete leichthin: „Mein't Ihr, es beliebe mir dergleichen? Nach dem was sich hier begab, meine ich, es stände mir weit eher an, zu fragen, wer denn Ihr seid, der Ihr die Straßen unsicher macht und eher einem Buschhelden als einem ehrlichen Menschenkinde gleicht. Ja ja, verzieht nur nicht den Mund so spaßig, denn ich fordere Euren Namen, damit ich in der Stadt da meine Klage anbringen kann. Und ohne Umstände, — wollt Ihr nicht etwa auch meinen Schwingerstab kosten, — Euren Namen und was Ihr hier zu treiben habt!" —

Der große Mann lachte laut auf, und sagte heftig

„Beim Saint Denis, es ist nur Einer auf Erden, der mich so fragen darf, und der sitzt auf dem Stuhle des heiligen Louis! — Aber," setzte er milde und das Haupt etwas beugend wie in Unterwürfigkeit hinzu, „Du bist ein so eindringlicher und furchtbarer Frager, daß man sich gezwungen fühlt, Dir ohne Rückhalt zu antworten, als wärest Du Minister Louvois in eigner Person. Ja, Du hast ganz Recht, wenn Du mich einen Landstreicher und Buschklepper nennst; ich gehöre zu der Sorte, und die Holländer und das Niederland bis Amsterdam hinab wissen von mir zu reden, denn ich habe Manchen dort das Dach über dem Kopfe eingebrannt, Manchen für immer von den Beinen geholfen. Nun, werde nur nicht ungeduldig, mein junger Freund; laß mir den Hirnschädel ganz, ich möchte gern mit Dir noch einige Becher stürzen und einige gute Hausschüsseln leer machen. Ich beichte ja schon und bekenne Dir, Du Gewaltiger, daß man mich Melac nennet, daß mich die Majestät meiner Sünde wegen zum Marechal de Camp gemacht, und daß man mich als einen bekannten, großen Taugenichts dort in die Festung verwiesen, wo ich den äußersten Vorposten des Landes commandire, damit nicht solche Wagehälse wie Du ein Stücklein des schönen Frankreichs im Wandersacke nach Hause tragen möchten."—

Der junge Fremde stand ein wenig verdutzt, doch sah man, es war nicht Furcht und Schrecken, sondern mehr Ueberraschung, Erstaunen, was ihn gefaßt, ja, in seinen Mienen leuchtete sogar ein Fünkchen von Wohlgefallen hindurch, als er jetzt seinen Gegner mit größerer Genauigkeit in das Auge faßte. Und dieses Wohlgefallen

mußte sehr räthselhaft erscheinen, denn der Marschall Melac hatte nie das Glück gehabt, durch sein Aeußeres irgend einem Menschen zu gefallen, indem die Natur sehr geizig und stiefmütterlich gegen ihn gehandelt. Es würde dem phantasiereichsten Maler, selbst einem Höllen-Breughel, schwer gefallen sein, ein häßlicheres Antlitz zu erschaffen; diese gelbe, faltige Haut auf breite Backenknochen gespannt, dieser weite Mund voll hervorstehender Zähne, die in die aufgeworfenen Lippen tiefe Spalten gedrückt, diabolisch widrig, wenn er lachte, satanisch-entsetzlich, wenn der Zorn ihm die Form des knirschenden Tigerrachens gab; dazu eine breite, aufgestülpte Nase, große, vorspringende Augen, deren eines Augenlied, durch einen Säbelhieb gespalten und schlecht geheilt, halb über den Apfel herabhing, und alle diese Reize eingekränzt von einem schlichten, harten Kopfhaar und Bartwulst, dessen Färbung ein Gemisch von Schwarz und Grau zeigte; so, einem indischen Götzenkopfe gleich, den man auf einen kolossalen Fels-Pilar gestellt, sah der Mann aus, der sich dem jungen Keulenschwinger als den Gewalthaber der Gegend genannt, den der Ruf als den tapfersten Soldaten der französischen Armee, aber zugleich als den grausamsten, unerbittlichsten und strengsten General Frankreichs bezeichnete. —

„Nun, mein Freund," begann nach einer Weile der Marschall, „hast Du die Sprache verloren, seit Du weißt, wem Du den Unterricht in Deiner Fechtkunst so freundlich angeboten?" —

„Euer Name ist mir bekannt," sagte der Fremde unbefangen, „aber ich hatte mir den braven Marschall etwas

anders gedacht, und mein Verſtummen findet ſeinen Grund gar leicht, in der ſeltſamen Liebhaberei, in der ich Euch traf, und die ich mit Eurem hohen Stande in keinen Einklang zu bringen weiß." —

„Das iſt ſo mein Plaiſir," ſagte leichthin der Marſchall, „Jeder geht ſeinem Geſchmacke nach. Das Schickſal hat mich zum Menſchenjäger gemacht, und ich kann's nicht laſſen, auch in Friedenszeit den Beruf zu üben. Du haſt Deine Luſt daran, Arme und Beine entzwei zu ſchlagen, ich ſchaue gern ſo eine Hatz auf kreiſchendes Frauenvolk, das mir nie und dem ich nie beſonders gut war; ihre Purzelbäume ergötzen mich, und Dir möchte es nicht ſo leicht werden, die gebrochenen Knochen zu bezahlen, wie es mir wird, eine zerriſſene Mantilla oder ein zerfetztes Unterröckchen zu erſetzen." —

Der junge Menſch ſah ihn unmuthig an und wandte ſich halb ab von ihm. „Nie habe ich den Arm gehoben gegen Wehrloſe," ſagte er abgeſtoßen, „nie im Muthwill verwundet." —

„Was hadern wir:" ſprach der Marſchall. „Du wirſt mir meine Unart vielleicht abgewöhnen, wenn Du Dich bequemſt als Mentor gütigſt bei mir zu bleiben. Gefalle ich Dir nicht, gefällſt Du mir deſto beſſer, und ich lade Dich ein, es eine Weile zu verſuchen, wie es ſich im ſchlechten Hauſe eines alten Soldaten lebt." —

„Du kannſt mich in den Thurm ſetzen laſſen, wenn Du mich einmal hinter jenen Mauern haſt;" entgegnete der Fremde überlegend; „aber was thut es," ſetzte er raſch hin-

zu; „ich habe ſchlimmres erlebt, und man muß Alles verſuchen in der Welt.“ —

Beide gingen zuſammen zur Stadt, wenn der Junge ſich aber bei einem Rückblick darüber zu ergötzen ſchien, daß die mächtigen Hunde nur von fern folgten, und ſich ſchmeichelnd, und mit ſcheuen Blicken auf die gefährliche Keule weit hinten hielten, ſo lächelte auch der Alte und faſt boshaft. Der Marſchall fragte jetzt wiederum nach Namen und Heimath ſeines Gaſtes, und nach kurzem Beſinnen nannte ſich der Fremde Hieronymus von Geſtinen, die Schweiz ſein Geburtsland, und erzählte dazu, der Vater habe ihn aus dem Gebirgsthale fortgeſchickt, weil er groß genug, ſich ſelbſt in der Welt zu verſuchen und ſich ein Gewerb zu erwählen; gäbe es Krieg, würde er längſt gewählt haben, ſo wolle er eine Weile herumpilgern bis zum Norden hinauf und zum Süden hinab, um zu ſehen, was in den Winkeln der Erde für Menſchenkinder lebten; zugleich zeigte er zwei Goldſtücke vor, die er wie ein vollkommen ausreichendes Reiſegeld mit ſtolzer Freude zu betrachten ſchien. — Der alte General plapperte vertraulich mit ſeinem Begleiter bis zur Stadt hinein, doch wurde dem jungen Geſtinen etwas wunderlich zu Muthe, als ſie über die Zugbrücke, durch das mächtige Thor und die düſtern Fortifikationen einſchritten, die Wache in's Gewehr trat und die bärtigen Füſeliere ſalutirten, wobei die dumpfe Trommel das Geklirr der Waffen begleitete. Er ſah ſich jetzt in völliger Gewalt des von ihm nicht eben höflich Behandelten; ſeine häßliche Fratze, ſein boshafter Blick, ſeine ſeltſamen Plaiſir's drückten ihm jetzt erſt recht auf das

Gemüth, doch sein leichter Sinn siegte und er folgte dreist dem Marschall über den Wall, zu einer Steintreppe, die sich an einer Gatterthür endete, und von der man über einen großen Baumgarten hinsah, welcher zwischen den drohenden Bastionen da lag wie eine blühende königliche Jungfrau im Schutze eines Riesen, und als des alten, einsamen Kriegers Lieblingsplatz bekannt war, den er nur gern mit dem Feldlager vertauschte, wenn die Trompete seines von ihm vergötterten Königs rief. Der General stieg hinab und schloß die Pforte auf, Hieronymus folgte.

Zuerst schritten sie durch Baumreihen, an deren Zweigen das schönste Obst liebäugelte; dann kamen sie in einen breitern Raum mit hohem Grase bewachsen und von dichtem Gebüsch und schattigen Baumgruppen abwechselnd durchbrochen. Nicht weit waren sie hier gegangen, so erblickte der Jüngling auf dem Grasplatze einige blanke Stücke Rothwild, welche zahm und furchtlos ihre Atzung suchten; kaum hatte jedoch der Herr des Gartens einen Jägerpfiff erschallen lassen, so erhob ein stattlicher Schaufelhirsch sein Haupt, schüttelte den breiten, bemähnten Hals, stieß einen grellen Ton aus, und nahete sich zuerst im Schritte, dann im Trabe, und senkte zugleich sein Geweih. Der Gast sah sich um nach dem Wirth, als jedoch ein recht boshaftes Lächeln den Mund desselben verzerrte, wandte er sein Gesicht schnell wieder von ihm, und schon hatte ihn das starke Thier fast erreicht, und unverkennbar war die Wuth in seinen großen, blitzenden Augen, und das scharfe Geweih auf ihn gerichtet, stürzte es zum tödtenden Angriff heran. Schweiß trat dem Gefährdeten

auf die Stirne, doch als ein wackerer Gemsjäger mit solcher Gefahr bekannt und seiner Kraft bewußt, sprang er geschickt zur Seite, ließ seine Keule fallen und griff von der Seite zugleich mit beiden Fäusten in das Gehörn, und schwenkte sich mit dem erschrockenen Thiere so lange hin und her, bis beide Ringer zugleich zu Boden fielen, wobei die Spitze des Geweihes ihm die Wange blutig riß. Der alte Sonderling stand jetzt im Sturmmarsch neben ihnen; „couchez vous, Acteon!“ rief er mit einer Riesenstimme, und der Hirsch lag gehorsam auf der Seite wie ein Todter, und des Generals Hand half dem jungen Sieger selbst sorgsam vom Boden auf.

„Ist das auch Euer Plaisir?“ fragte er im Aufstehen mit unverhaltenem Groll; doch der alte Herr wischte ihm freundlich das Blut ab vom Gesicht und antwortete schmunzelnd: „Nichts für ungut, mein Söhnchen! die wilde Bestie sieht Niemand als mich in diesem Revier und ist eifersüchtig auf Dich geworden. Aber Du kannst Dir einen Triumphatorenstolz erlauben, denn sieh nur, wie scheu das edle Geschöpf die Augen zu Dir aufschlägt. Wäre es aber eine Probe gewesen, so hättest Du sie wie ein Held bestanden, und willst Du bleiben bei mir, theilen Brot und Becher und Bett mit mir, so sollst Du mir willkommen sein für immer, und ein Offizierplatz unter meinen Leibschützen steht Dir zu Dienst, wenn solche geringe Ehre dem jungen Roland nicht zu schlecht dünkt.“ —

Der junge Mann blickte ungläubig auf den Sprecher, um zu forschen ob Ernst oder neuer Hohn in den Worten zu suchen sei, aber er fand die Züge des Kriegsmannes

gänzlich verwandelt, und aus dem häßlichen Gesicht leuchtete ein so väterlicher und wohlwollender Ausdruck zu ihm herüber, daß er kräftig in die dargebotene Hand einschlug und dazu sprach: „Auf Tod und Leben, so lange Ihr wollt, aber nicht als Euer Söldner!“ — und der Marschall schüttelte in sichtlicher Freude die Hand, und sie gingen weiter durch den Garten bis sie zu dem hohen Commandantenhause kamen, das am Ende desselben, von einer Reihe hoher Linden umgeben, erschien. —

Mehrere Wochen waren verlaufen. Der neugeworbene Schütz fühlte sich ganz behaglich auf seinem Platze, wenn auch sein jetziges Verhältniß den schroffsten Contrast zu seiner vorigen Lebenslage bildete. Frei wie die Schwalbe unter den Wolken war er von Berg zu Berg, von Thal zu Thal gezogen, alleiniger Herr seines Willens, seiner Zeit, seiner That; jetzt mußte er sich in den Waffen üben, die Wache beziehen, Ordres schreiben, mußte nach dem Trommelschlage seinen Tag einrichten, die Uniform anthun und ablegen, vom Bett aufstehn und sich niederlegen; aber das junge Blut schien sich leicht und freudig in den Lebenszwang zu finden, und wie ein farbenvoller Schmetterling, nachdem er die Puppe zerbrochen, mit jeder Minute sich schöner entfaltet, so wandelte sich der rohe, ungeschlachte Naturbursche mit jedem Tage mehr in einen ritterlichen, stattlichen Soldaten, und bewieß an sich die Vortheile, welche die Ordnung des Kriegerlebens dem rauhesten Dörfler zuwendet. Die alten, gedienten Schützen, ein ausgesuchtes Corps, hatten von seinen Abenteuern mit des Mar-

schalls wilden Rüden und seinem Hirsch, die von ganz Landau gefürchtet wurden, gehört, und achteten den unbärtigen Offizier, und ihr Respect verdoppelte sich, da sie den alten Melac, dessen Gesicht sie niemals freundlich gesehen und das ihnen einer ewig am Himmel haltenden, Blitz und Donner versendenden Wetterwolke glich, so väterlich und traulich mit dem jungen, wie in die Festung herein geschneieten, Fremdling umgehen sahen. —

Hieronymus hatte die Wache am Thor, als der Chevalier Melac mit seinem Gascogner einritt, jedoch nur leichthin seinen Namen nannte, keinen Blick auf den fragenden Offizier warf und ohne Aufenthalt zum Commandantenhause forttrabte.

Der Marschall empfing den Neffen ernst, betrachtete ihn mit raschem Blick von oben bis unten, und wehrte ihn fast hart ab, als dieser gewohnter Weise sich beugte, ihm die Hand zu küssen.

„Gerade auf," commandirte er, „Kopf in die Höh, Brust heraus! Wer einen Bart trägt, darf nicht an solche knechtische Pagenpossen denken. — Beim Saint Denis, Du bist ein schmuckes Mannsbild geworden, Philibert, aber die glatte Höflingsmanier guckt aus Dir heraus vom Scheidel bis zur Sohle, die muß fort, fort, denn die Melac's haben nie ihr Glück auf den Schloßparquets gesucht und gefunden. Ein Soldat sollst Du werden, und kannst bei meinem jüngsten Lieutenant in die Schule gehen, der ein ganz anderer Kerl ist wie Du." —

Der Chevalier wurde blutroth im Gesicht, versicherte jedoch unterwürfig dem gefürchteten Onkel, er würde sich

gern hinstellen lassen, wo der Ohm es wünschen möchte, und hoffe überall dem Namen Melac Ehre zu machen.

„Brav, mein Sohn!" entgegnete der Alte mit milderer Stimme. „Wer commandiren will, muß zu gehorchen verstehen. Doch wird das Kunststück nicht leicht sein, ohne Exercirzeit sogleich aus dem Sammtkleide in den Lederkoller zu steigen, und es drängt die Zeit, der Krieg ist vor der Thür, ohne daß eine Seele außer Frankreichs Gränzen es ahnet. Schon ist eine Armee nicht fern von uns, welche Louvois auf Straßburg schickt, und jede Stunde kann der Courier eintreffen, der auch uns zum Aufbruch ruft. Nimm Dich drum zusammen, suche Dir einen Wappenrock aus meinem Magazin, denn ich wünsche Dich als meinen Aide de Camp mitzunehmen und selbst einzuführen in das Freudenfeld der Schlacht, in den einzigen Festsaal, wo sich ein ächter Mann wohlzubefinden vermag."—

Der Neffe dankte für die Auszeichnung auf das herzlichste, und der Marschall griff wieder zu den Landcharten und Papieren, die ihn vorhin beschäfftigt, erzählte leichthin nur noch von dem jungen Schweizer, den er adoptirt, den er dem Chevalier zum brüderlichen Kameraden bestimmt, und den er ihm, so bald er sich sehen ließe, auf's Zimmer schicken würde.

Nach diesem kurzen Zwiesprach entlassen ging der Ritter, nicht ganz zufrieden mit dem Empfang, und wirklich verstimmt über den ihm als Muster gepriesenen Fremdling, mit dem er die Gunst des Ohms theilen sollte, ja, mit ihm darum zu ringen gezwungen war. Die Wachposten wurden Mittags gewechselt, und kurz nachher mel-

dete der lustige Baptist den jungen Gestinen an. Mit krauser Stirn hob sich der Chevalier lässig vom Sessel, als der Schütz in dem grünen seinen Wams mit den silbergestickten Aufschlägen eintrat, und beleidigt warf er seinen Kopf stolzer nach hinten, als der Offizier an der Thür ohne die schickliche Begrüßung stehen blieb, die Melac als Neffe des Marschalls erwarten durfte. Da streckte der junge Mann beide Hände nach ihm aus und rief mit vor Rührung bebender Stimme: „Philibert, ist es möglich, hast Du wirklich Deinen Jerome und das Esenheimer Schloß so bald vergessen?“ —

Der Chevalier stutzte, schauete schärfer hin, schien seinen Augen nicht zu trauen, erkannte jedoch schnell den Freund, und beide lagen Brust an Brust, saßen bald traulich neben einander, und Melac konnte sich nicht satt sehen an dem hochaufgeschossenen, kraftvollen Jünglinge, den er sich immer noch knabenhaft und unselbstständig gedacht.

„Aber welch Wunder brachte Dich hierher,“ fragte er kopfschüttelnd, „was warf Dich in dieses Kleid, in meines rauhen Onkels Herz und Gunst, und warum verachtest Du Deines Vaters Namen, mein Jerome, der Dir wie mir so lieb sein muß?“ —

„Still, still;“ sagte scheu der Schütz; „wenn Du mich liebst wie sonst, so darfst Du den Namen Esenheim nicht kennen, mich nicht kennen. Der Marschall würde mir nie den Trug vergeben, und gönnst Du mir das Bischen Gunst bei Deinem strengen Anverwandten und bist nicht neidisch darauf, wirst Du mir die erste Bitte nach unserm Wiederfinden nicht versagen.“ —

„Ich Clara's Bruder verrathen?“ rief Melac mit Bewegung. „Aber heile meine Neugier! Erzähle! Wir sind sicher vor jeder Unterbrechung, denn der Ohm vermuthet den Neffen auf dem Bett, ruhend von der Reise und wird vor der Tafelglocke mich nicht stören lassen.“ Er legte traulich seine Rechte in Jeromes Hand, und dieser begann seine Erzählung, nachdem der Ritter zur Vorsicht den Baptist angewiesen, vor dem Zimmer Wache zu halten, und jeden Störer schleunigst anzumelden.

„Seit Du fortgeritten von unserm Schlosse,“ sprach der junge Eisenheim, „war es uns Allen, als sei der gute Geist von uns gewichen, und als wäre an die Stelle eines heitern Frühlings plötzlich und ohne Uebergang der langweilige, freudenleere Winter eingetreten. Mir fehltest Du allenthalben; wareſt Du doch der Erste gewesen, der sich zu mir geneigt in Freundschaft und Vertrauen, und Alle schienen meinen Gram zu theilen, die kleine Angela fragte stündlich nach Dir und bat, man möchte Dich wiederholen, denn alle ihre Püppchen weinten, Schwester Clara schlich stumm und traurig umher und saß stundenlang an dem Fenster, von dem sie Dir den Abschied gewinkt, und auch die Mutter, welche so lange Du bei uns weiltest, heiterer gewesen wie gewöhnlich, kränkelte aufs Neue, und verließ bald das Bett nicht mehr, von dem sie wenige Monden darauf zu Grabe getragen wurde. Ach! Melac,“ — er drückte schmerzlich des Ritters Hand an seine Brust; — „ich hatte früher nicht bedacht, was eine Mutter dem Kinde ist, der wilde Bube hatte sie oft gekränkt im Eigensinn und Ungehorsam, hatte sich nicht so um sie

bekümmert wie er gesollt; jetzt an ihrem Sarge fiel mir das Alles wie eine drückende Last auf das Herz, und ich mag mich wohl sehr ungebärdig betragen haben, wie man die schneebleiche, gute Frau zur Gruft hinab trug, denn der Vater fuhr mich hart an und schalt mich einen albernen Knaben, und Aurora, Du erinnerst Dich der Jungfrau vielleicht, die bei uns wohnte, ermahnte mich, vor den Leuten mich nicht lächerlich zu machen, die den Respect vor ihren heulenden Junker verlieren müßten." —

„Ja, ich erinnere mich!" seufzte Mlae. „Aber weiter, weiter!" —

„Aurora's Wort hatte ein besonderes Gewicht für mich, ohne daß ich wußte warum;" fuhr Jerome fort, „weit mehr als des Vaters Schaltwort; und ich bezwang mich, und der Mutter Bild wurde bald schwächer in meiner Phantasie, und ich weinte in sündhaftem Leichtsinn nicht mehr um die Verlorene. Aber Aurora trug auch hier wiederum die Hälfte der Schuld durch ihr Benehmen gegen mich, das seit dem Verschwinden der Mutter sich gänzlich verändert hatte. Ohne sie hätte ich mich sicher unerträglich allein und recht elend im öden Schlosse gefühlt, doch sie schien meine einsame Lage mitleidig zu erkennen, und in allen Stunden, worin sie der Sorge des Haushalts sich entziehen durfte, gab sie mir ihre Aufmerksamkeit kund, sie schwatzte und las mit mir, wir sprachen von Dir und meiner Zukunft, sie trieb mich zu den Waffenübungen mit dem Jäger Siegbert, und lobte meine Fortschritte, sie trieb mich, Theil zu nehmen an des Vaters Jagden, um seiner Liebe mich zu vergewissern, sie sorgte für meine Klei-

dung, meine Bequemlichkeit, mehr wie es fast die Mutter gethan, und ich empfand eine Neigung, ein Zutrauen für sie, wie es die einzige Schwester Clara niemals in meinem Herzen hatte erwecken können."

„Du armes, junges Blut! Ich sehe die Katastrophe voraus;" fiel Melac ein, indem er mit doppelter Theilnahme zuhörte. —

„Ich wette für das Gegentheil;" antwortete Jerome; „ist mir, der ich Alles selbst erlebt, doch das ganze Ereigniß ein Räthsel geworden, wie mir das Gefühl ein Räthsel blieb, was sie auf Einmal mich zu einem Wesen hinzog, das ich doch schon so lange gekannt hatte, das schon so lange dicht neben mir gelebt. O, mein Freund, ich kann Dir nichts erzählen von den nächsten Monden nach dem Tode der Mutter, von dieser Zeit, wo ich mich bald glücklich, bald recht unglücklich wähnte; ich fühle meinen Kopf brennen, mein Herz klopfen, wie da, als ich ihr die erste wilde Ente, meinen ersten Jagdpreis zur Küche trug, und sie mich im fröhlichen Scherz über mein Jagdglück, beim Kopfe nahm, und zwei warme Küsse auf meinen Mund drückte. Das süße Spiel that mir so wohl, und ich gestehe dir schaamroth, ich bat und nahm seitdem gar oft, was sie nur selten weigerte."—

„Unschuldiger Hercules in der Wiege;" rief Philibert lächelnd; „die Eva mit dem Apfel der Erkenntniß in der kleinen Hand mag wohl manchen erfahrenern Adam warm gemacht haben, daß es ihm war, als hätte nicht ein Weib sondern eine tobende Windsbraut ihn in die Arme genommen." —

„Die schöne Zeit nahm einen gar zu traurigen Ab-

schied;“ fuhr der junge Schüz schwermüthig fort; „höre nur, was sich begab. Eines Abends, der Vater war auf der Jagd, saßen Aurora und ich allein im Zimmer, und ich mußte ihr vorlesen aus dem französischen Gedichtbuche, was Du bei uns zurückgelassen. Ich las das Poem, von dem Bruder, der seine Schwester liebt, und recht unglücklich ist, bis sich's entdeckt, daß die Schwester nicht seine Schwester ist. Es hatte mir gedäucht, als hätte ich einen Hund anschlagen hören weithin im Hofe, aber Aurora verneinte es, und legte den runden, warmen Arm traulich um meinen Nacken, und ich mußte fortlesen. Als ich nun kam zu dem Schlusse des Gedichts, wo sich Braut und Bräutigam in die Arme stürzen, da fiel es plözlich wie Schuppen mir vom Auge, und ich hielt ein, denn mir mangelte der Athem, und ich sah auf zu ihr mit Blicken, vor denen Feuersterne tanzten. In jedem Auge stand ihr eine Thräne, und doch leuchteten die Augen durch die Thränen heller und schöner als Sternenschimmer und Morgenlicht. Da warf ich mich an ihre Brust und schlug beide Arme um sie und hing lange an ihrem Halse. O, schrecklicher Augenblick! Der Vater war herein getreten, seine wilde Stimme, und seine harte Faust weckten mich aus einer Betäubung, die alle meine Sinne getödtet; furchtbar traf mich sein Zornwort und zernichtete mich fast. Ich hörte Aurora's Entschuldigung nur halb, sie verklagte mich, sprach von Verfolgung, von Wehr. Was konnte die Arme anders thun? Wie konnte sie des Vaters Mißhandlung anders von sich abhalten? Warf sie sich doch zwischen ihn und mich, so daß ich nach meinem Zimmer zu flüchten

vermochte! — — Am andern Morgen folgte nach einer bangen Nacht die Strafe für meine sündhafte Unart. Der Jäger Siegbert brachte mir im Namen des Vaters eine Rolle mit Goldstücken und zugleich den Urtheilsspruch, ohne Aufschub das Schloß zu verlassen, und bei Fluch und Enterbung nicht früher zurück zu kommen, bis mir des Vaters Befehl dazu geworden." —

„Ich sehe klar;" stieß Philibert hervor und seine Hände ballten sich. „Die Schlange spie ihr Gift in Deinen Lebenstrank. O Pfui über die Entweihte! Und für ewig bleibt es wahr: kann sich kein Mann erheben zu der Engelshöhe des Weibes, zu der Herrlichkeit reiner Frauen-Natur, so kann auch kein Mann so tief sinken, wie das Weib, wenn es gesunken." —

Jerome sah verdutzt und fragend auf den Freund, dieser aber sprach: „Bringe nur Deine Geschichte von dem verlornen Sohne zu Ende, dann wird Ein Wort von mir Dir den Räthselknoten zerhauen." —

„Ich ging vom Schlosse," erzählte Jerome weiter, „froh dem Zorne des Vaters zu entrinnen; ohne Sorge pilgerte ich in die fremde Welt, und bald schien mir die Strafe ein liebes Geschenk, sah ich doch täglich Neues und Herrliches, fand ich doch überall freundliche Menschen, war ich doch frei, Herr meiner Zeit und meines Willens. Ich wanderte am Rheine hinauf, durch die Schweiz bis an Italiens Gränzen; aber dort gefiel es mir nicht, die Menschen wurden finster und feindselig, die Sprache mir fremd, man betrachtete mich mit Argwohn, man bestahl mich, und entschlossen kehrte ich um und pilgerte zurück zu einem gastlichen Hause, das unfern der Teufelsbrücke um-

ringt von duftigen Weidplätzen lag, das mich einst beherbergt, und wo sechs wackere Brüder, alle nicht weit im Alter über und unter mir, dazumal einen Freundschaftsbund mit mir geschlossen. Man nahm mich fröhlich auf, ich wurde wie der siebente Bruder gehalten, und lebte zwei Jahre in dieser lieben Familie. Aber meine Goldrolle ward immer kürzer, denn ich sparte sie nicht, und mehr als früher gedachte ich der Heimath; auch war ich verständiger geworden durch das Gespräch der Alten, dem wir Jungen oftmals zuhorchten; ich kannte jetzt meine Rechte, meine Ansprüche, und nahm Abschied, um zu schauen, wie es stände zu Hause, um den Versuch zu wagen, in unseres Schlosses Nähe geheim mit der freundlichen Aurora in Verkehr zu treten und durch sie den Vater zu versöhnen. Da fand mich Dein Oheim, seine Anträge schmeichelten meinem Ehrgeiz, es schien mir günstiger für mein Schicksal, in dem Kleide eines Soldaten vor den Vater zu treten als in der Tracht des Aelplers, sein Name erinnerte mich an Dich, ich hörte von Deiner baldigen Ankunft, und ich blieb, um Dir mein Herz zu vertrauen, von Dir Rath und Hülfe zu nehmen bei dem Schritte, der für meine Zukunft so wichtig erschien." —

Der Jüngling schwieg, und der Chevalier nahm wieder wie anfangs Jeromes Hand zwischen seine beiden Hände. „Du sollst Dich nicht getäuscht haben, Du guter, treuherziger, arg betrogener Mensch;" sagte er mit Wärme und Lebhaftigkeit; „Dein guter Engel warf diese Barriere mitten in Deinen Weg, denn Deine Aufnahme im Vaterhause möchte Dir eine Teufelsbrücke geworden sein, gefähr-

licher als jene zwischen Deinen Eisbergen. Vor wenig Tagen war ich dort und sprach Deinen Vater." —

Hochauf fuhr der Jüngling. „Und wie lebt der Vater, die Schwestern und Aurora?" rief er mit Herzlichkeit. —

„Ein Wort zuerst;" antwortete der Chevalier; „es beantwortet vielleicht alle Deine Fragen: Aurora, die schöne, zärtliche, seelengute Aurora ist Deine Stiefmutter geworden." —

Mit einem Schrei sank Jerome in seinen Sessel zurück. „Aurora meine Mutter, Aurora meines Vaters Frau?" stotterte er, und seine Wangen waren plötzlich bleich geworden wie die Wand und seine Augen starrten ungläubig und wie erlöschend in des Freundes Gesicht. — Melac erzählte ihm jetzt, was er dort gefunden und nicht gefunden, jedoch ohne sein eigenes Geheimniß preis zu geben. Thränen flossen aus des Jünglings Augen um die kleine Angela, als er aber Clara's Entfernung vernahm, stutzte er, und versicherte, daß er weder Blutfreunde noch Bekannte seiner Familie in Straßburg kenne, ja, daß er selbst sich ganz vor Kurzem mehrere Tage in Straßburg verweilet, und nichts von der geliebten Schwester dort gehört, noch gesehen.

„Aber Aurora meines Vaters Frau?" so schloß er mehrere mal seine abgestoßenen Reden, als wenn dieser Gedanke vor den übrigen sich unmöglich in seinen Verstand einbürgern könnte, und zuletzt setzte er hinzu: „Melac, wäre es nicht Dein Mund, der der wackern Jungfrau solchen Makel aufbürdet, ich schölte ihn ein Lügenmaul." —

„So bist Du ganz ohne Ahnung, so siehst Du nicht durch den Nebel?“ fragte Melac unmuthig. „Ja, die falsche Sünderin kannte Dich, und darum wagte sie das große Spiel um Dein Erbe, denn Du, der den Schwestern zum Schutz von der Vorsicht berufen, wareſt blind geworden, ſtockblind in dem Trugſchimmer der vor Dir ausgelegten, freilich, ja freilich nur zu preiswürdigen Reize. Dich ließ ſie verbannen, nachdem ihre Comödie mit dem Papa gelungen, das kleine Engelchen ſtarb ihr zu rechter Zeit, und Clara, die liebenswürdige, fromme Clara — —“

Der Gascogner trat herein, und bat um Verzeihung, daß er ſeinen Posten verlaſſen, aber es ſei ein beſonderer Lärm losgebrochen in der Stadt, eine beſondere Unruhe auch im Commandantenhauſe, eine Ordonnanz ſei auf ſchweißtriefendem Gaule eingeritten, die Obriſten wären ſchon alleſammt bei dem Herrn Marſchall verſammelt.

„Laufe zum Salon,“ ſprach im erweckten Dienſteifer der Schützenoffizier, „und frage nach, was es beſonders giebt, und bringe ſchnell uns Nachricht zurück.“ —

Der Chevalier hatte jedoch ſtarr und ohne ſeine Rede zu vollenden auf den Gascogner geblickt, und als Baptiſt eilfertig davon ſprang, fuhr er wie ein Menſch, der ein Geſpenſt erblickt, deſſen Anblick ihn verſteinerte, deſſen Verſchwinden ihn wieder zum Leben ruft, vom Seſſel auf mit erblichenem Geſicht und mit Augen, in welchen das Entſetzen ſeiner Seele zu leſen war. „Clara iſt nicht im Schloß, iſt nicht in Straßburg;“ rief er im Selbſtgeſpräch; „wo iſt ſie hin? Mußte ſie nicht auch aus dem Wege, um der Habzierigen den ganzen Reichthum des ver-

liebten alten Thoren zu sichern? Wenn er doch recht gehabt und gute Ohren gehabt der alberne Bursch in seinem Thurme? Wenn jene wimmernde Stimme — wenn sie mich gerufen, den Freund, den Geliebten? Wenn — O, es ist entsetzlich! Und ich hörte nicht ihre Stimme, nicht die Stimme des Himmels, die mich forderte? Entsetzlicher Traum! Gespenst des Macbeth! Furchtbarstes Bild, das je ein Mensch in seiner innersten Seele aufsteigend erblickte!" —

„Was ist Dir Freund!" unterbrach Jerome seine unheimlichen Ausrufungen. „Kalter Schweiß deckt Deine Stirn, Deine Glieder zittern. Hast Du eine Krankheit von der Reise mitgebracht, und muß ich den Feldarzt rufen?" —

„Laß es gut sein, mein Bruder;" sagte Melac matt, indem er sich an Jeromes Schulter lehnte „Das schreckenvolle Traumbild, das mich beunruhigte, ist zu grauenhaft, als daß es der Wirklichkeit angehören könnte. Es ist vorüber, ist verschwunden und ich bin erwacht. Aber," setzte er lebhafter hinzu, „wir müssen dennoch ohne Säumniß hin zu Deinem Schlosse, müssen wissen, wo Clara ist, müssen sie schützen vor der schleichenden Feindin. Komm, sogleich wollen wir um Urlaub bitten bei meinem Oheim; Du mußt mich begleiten, denn mich könnte man fragen, welch ein Recht ich mitgebracht so tief und ernstlich zu forschen." —

Kopfschüttelnd entgegnete Jerome: „Und was könnte der Schwester geschehen im Vaterhause, unter des Vaters Augen?" —

„Armer Burſch," antwortete der Chevalier heftig und indem er ihn fortzog, „wärest Du ſtatt in die Schweizerberge nach Paris gewandelt, ſo würdeſt Du mißtrauiſcher geworden ſein, würdeſt in der großen Sittenverderbniß den Menſchen nackt geſehen haben, wie das erſte Sünderpaar vor dem Feuerſchwerte des Racheengels. Mich ſchaudert vor einer Möglichkeit, die ich nicht in Dein unbefangenes Herz vergiftend zu werfen wage. Deine treffliche Mutter, die kleine Angela — es iſt mir als ſtiegen ſie auf aus der Gruft der Burg am zürnend-rauſchenden Rhein, und winkten mir befehlend. Fort, zum Oheim: meine Phantaſie drohet mich umzuwerfen, und darum will ich glauben, Du hätteſt nicht Unrecht, denn ein Teufel kann nicht lieben, nicht einmal Liebe heucheln, und meine Gedanken ſpielen mit etwas, welches mehr als teufliſch genannt werden müßte." —

Er riß ihn fort, aber ehe ſie noch das Zimmer verlaſſen, hörten ſie auf einmal draußen in der Stadt Trommelgemurr erwachen, bald Trommeln von allen Seiten raſſeln, und unterſchieden den Generalmarſch, der die Truppen mit ſeiner bekannten dumpfen Stimme aus den Quartieren zu den Allarmplätzen rufen mußte.

Jerome hatte ſich losgemacht von der Hand des Freundes, um ſich auf den Poſten zu begeben, wohin ihn die kriegeriſchen Töne befehligt, zu der nahe gelegenen Caſerne der Leibſchützen des Marſchalls, vor deren Pforten bereits der Hornbläſer ſeine langgezogenen Signale in die Luft blies, um die etwa in der Stadt zerſtreueten Büchſenträ-

aer einzuberufen. Der Chevalier, den die Neugier betreff der Urſache des unvermutheten Allarms in etwas aus ſeinen düſtern Träumen erweckt, eilte zu dem Zimmer des Marſchalls, muſte jedoch eine geraume Zeit dort verharren, bis die Obriſten entlaſſen und ihm die Erlaubniß zum Eintritt verkündet worden.

Er fand den Marſchall vor einer Landcharte, in die eine Menge Knopfnadeln eingeſteckt waren, und indem ſeine Augen auf dem Papier die bezeichneten Gegenden muſterten, aß er aus einer Schüſſel, die ein ſimples Fleiſchgericht enthielt mit Haſt und ohne die Biſſen anzuſehen, die ſeine Gabel zum Munde trug.

„Ach, der Herr Neffe!“ ſagte er recht heiter, nachdem er einen Blick nur auf den Eintretenden geworfen. „Nun ohne Säumniß zu Pferde, mein Recrut! Aus dem Empfangſchmauſe für meinen theuern Blutsverwandten kann für heute nichts werden; laß Dir, wie ich es that, aus der Küche eine Schüſſel bringen und ſpeiſe ſie auf dem Serviettchen, nimm dann einen Degen aus meiner Waffenkammer und thue die Reiterſtiefeln an. In einer Stunde geht's hinaus in das Feld, und Dank dem heiligen Dionis, daß wir einmal wieder aus dieſem traurigen Käfig kommen.“ —

„Und von woher ſind wir bedroht?“ fragte Philibert. „Welcher Feind hat Frankreichs Gränzen überſchritten?“ — Mit wildem Hohn lachte der Marſchall auf. „Du bleicher Hofjunker,“ rief er, „hat Dich der Trommelwirbel trunken gemacht? Frankreich macht ſich ſeine Kriege ſelbſt, der Franzoſe iſt immer der Herausforderer. Du

kast im Norden die Historie der Ludwige vergessen, ich werde sie aber schon mit Dir repetiren, und practisch, wie es gescheute Lehrmeister machen. Horch, die lustigen Trompeten! Aiguillon führt seine Dragoner schon zur Zugbrücke, uns den Weg zu zeigen. Ja, ja, mein schmuckes Herrchen, Straßburg ist unser, die stolze Reichsstadt brachte ihren goldenen Schlüssel nach dem ersten Kanonenschusse in Louvois Lager. Vive la reünion! Durch den Nimwegner Frieden ist ein schwarzer Strich gemacht, und Alles was diesseits des Stromes liegt, muß mit der Lilienkrone eine Wiedervereinigung finden, ja, ich hoffe, wir tragen Schwert und Sieg dieses mal mit hinüber in das Herz des Landes der Bärenhäuter, welche eitel prunken mit der Krone des großen Charles und ihrer Kaisergruft im nahen Speier und ihrem Kaiserschlosse zu Wien, und deren gepriesenes Kaiserreich doch nur einem Flickenkleide des Harlequins ähnelt, da man nach jeder Tagereise eine neue Gränze und ein neues Fürstenwappen auf dem Gränzpfahle findet." —

„Aber wohin geht unser Schnellmarsch, wenn wir keinen Feind vor uns haben?" forschte Philibert verwundert.

„Hinunter am Rheinstrom;" jubelte der Alte hochroth im verzerrten Antlitz, „mir recht, wenn Gott will, bis nach Amsterdam, der reichen Krämerstadt, welche leider vor drei Jahren dem Rachschwerte des tapfern Condé entging. Das Commando des linken Flügels ist mir vertraut; bis er sich zu mir her gedehnt, führe ich die Hälfte unserer Garnison hinaus, und jedes Fleckchen am Strom

bis Mainz und Coblenz hinunter soll von mir besetzt werden, damit der Rücken der großen Armee sicher steht und sie sich ausbreiten darf ohne Sorge, einem austretenden Meere gleich, dem nicht Damm, nicht Ufer Widerstand zu leisten vermag." —

Der Chevalier horchte mit Aufwallung auf die letzten Worte seines kriegeslustigen Oheims. Was er mit dem jungen Eisenheim gesprochen fiel ihm ein, und er freuete sich innerlich, daß Louvois Kriegsplan seine Wünsche schnell zu bewilligen schien, ohne daß es der Bitte um Urlaub oder einer Erklärung gegen den Marschall bedurfte," der doch seinem Character nach die Sache vielleicht als eine kleinliche Weiberhistorie oder einen ihm verächtlichen Familienprozeß betrachtet haben möchte. — —

Kurze Zeit darauf sah man den Marschall schon völlig uniformirt auf den Steinstufen erscheinen, die zu der Pforte des Commandantenhauses führten. Hier trat ihm der Schützenlieutenant entgegen und machte ihn auf ein Getümmel aufmerksam, das auf einem Stadtplatze, den man von hier zur Hälfte übersah, sich so eben erhoben. Der Marschall sah scharf hinab, konnte aber selbst nicht die Ursache entdecken, die diesen Knäuel von Wagen, Pferden, Bürgersleuten und Soldaten in einander geworfen, und wollte eben den herzutretenden Philibert absenden, als ein erhitzter Trainoffizier heran stolperte und sich vor dem Commandanten richtend im halben Athem mit Anstrengung seinen Bericht abstattete. Um dem unerwartet schnell marschirenden Corps die Bedürfnisse des nächsten Tages zu sichern, waren auf Befehl des Mar-

ſchalls ſämmtliche Bäckerladen und alle Fleiſchkammern der Metzger gewaltſam geleert werden. Die einzelnen Bürger hatten ſich in ihren Häuſern der ungewöhnlichen Maaßregel nicht widerſetzt, ſpäter aber mit ihren Nachbarn vereint ſich rottirt und die zum Abmarſch bereiteten Proviantwagen auf dem Platze angehalten, und ihre Abfahrt gehindert.

„Zum Teufel, Capitain," rief der Marſchall, „ſchämt Ihr Euch nicht unter Eurer weißen Cocarde eine ſolche Botſchaft auszuſprechen? Ludwigs Soldaten laſſen ſich durch die Canaille von Zünftlern ihr Abendbrod vor dem Munde wegfiſchen? Schämt Euch vor dem kleinen Hornbläſer dort, der kaum an Eure Schärpe reicht. Fort, werft die Bürgerlumpen in ihre Hausthüren, oder ich werfe Euch aus der Armeeliſte." —

Der Offizier zuckte die Achſeln. „Herr Marſchall, thut, was Ihr mögt," ſagte er reſignirt, „wir thaten unſere Pflicht. Der heilige, wunderthätige Ludwig würde vergebens mit zwölf Musketierern, und wären es eitel Bayards an tauſend erhitzte und bewaffnete Bürger aus einander zu ſprengen verſuchen." —

„Bah," lachte der alte Kriegsmann höhniſch, „gieb Acht, wie man eine ſolche Viehheerde zu Paaren treibt." —

Das Getümmel hatte ſich genähert, das Geſchrei hatte ſich vermehrt, ein Theil des aufgeſtandenen Pöbels drängte ſich zum Commandantenhauſe. Der Marſchall ſah ſich nach der Hofpforte um, vor der ſeine Dienerſchaft mit den Sattelpferden und Packgäulen, und auch ſein Jäger

mit der Meute seiner Hatzhunde versammelt stand. „Die Hunde los!“ befahl er zurückschauend, dann trat er allein gegen den bunten Knäul des Volks, und mit einer Stimme, die wirklich furchtbar und wie ein mißtöniger, knatternd hallender Wetterschlag erschallte, schrie er dem Haufen zu: „Habt Ihr den Sonnenstich bekommen, Ihr Bestien! Halt, und rechts um, Ihr drekkranken Hammel, oder der Metac setzt Euch den rothen Hahn auf die Dächer, daß Euch für diese Nacht nur die Misthaufen Eurer Ratzennester zur Schlafstätte übrig bleiben sollen.“ — Und als die Vordersten stutzig Halt machten, setzte er lustig hinzu: „Hussah, Hussah, meine Hündchen, helft den Hasen dort auf ihre zwei Beine, damit sie ihre Löcher wieder finden.“ —

Die grimmigen Hunde setzten, des Hetzwortes gewohnt, mit wüthigem Geheul gegen den Feind, und fielen in den dichten Haufen verwundend und niederreißend, aber die Wirkung dieses hohnvollen Angriffs wurde eine entgegengesetzte für des Generals Erwartung. Ein furchtbares Gebrüll tönte zum Himmel, die bewaffneten Metzger hieben mit Beil und Messer mehrere der Thiere nieder, und die Schimpfworte: „Bosbafter Menschenjäger! Höllenhund! Tyrann! Blutsäufer, Barbar! Nieder, nieder mit ihm!“ schallten laut herüber, und ein riesiger Hufschmidt schleuderte gegen den Marschall seinen schweren Hammer, daß er sausend wie eine Stückkugel dicht neben dem Federhute desselben vorbei flog. Mit sechs mächtigen Schritten stand der Marschall wieder an seiner Hausporte und sein Antlitz war gräslich anzuschauen. Seine Augen sprü-

beten rothes Feuer und das gespaltene Augenlied zuckte krampfhaft, sein Mund glich dem Rachen einer wüthigen Hyäne, die Zähne knirschten weit vorgestreckt und mit weißlichem Schaume bedeckt.—

„Ein Regiment herbei!“ rief er einem Obristen zu der verdutzt dastand. „Kein Glied dieser Rebellen darf sich gesund morgen in der Werkstatt rühren.“ —

„Die Dragoner sind voraus, Picardie und Auvergne zogen ebenfalls schon aus dem Thor;“ stotterte der Angerufene, beklommen auf die immer sichtbarer werdende Volksfluth blickend.

„Durch den Hof in die Stadt,“ donnerte der General, „das Regiment Bretagne heran, Sturmschritt, scharfe Patronen, Bajonett voran! Habt Acht, meine Schützen! Vorgerückt, Lieutenant, und Feuer auf die Wahnwitzigen.“ —

Der Chevalier faßte den Marschall an den Arm und sprach so ängstlich wie lebhaft: „Theurer Onkel, setzet Euch nicht aus! Schonet die Armseligen! Versprecht ihnen Ersatz aus den Magazinen der Festung, versprecht ihnen Zahlung, oder lasset ihnen die Paar Dutzend Wagen, ehe Ihr um die elende Ladung Bürgerblut vergießt! Laßt uns in das feste Haus treten, die Schützen decken unsere Thür, bis das Regiment Bretagne anrückt und die Verführten mit den Ladestöcken züchtigt.“ —

Bis zur höchsten Wuth steigerte sich der Zorn des Marschalls bei diesen Versöhnungsworten, und als er zugleich bemerkte wie die Offiziere der Scharfschützen zögerten, und mit gesenkten Degen sich zu ihm wendeten, als

báten ſie um Zurücknahme des Befehls. Zwei ſcharfgela-dene Feldſtücke ſtanden nach Kriegsgebrauch an den Sei-ten der Hauspforte des Commandanten und die wachtha-benden Arquebuſire mit brennenden Lunten daneben. Auf einen derſelben ſtürzte ſich der Marſchall, riß ihm den Zündſtock aus der Hand, und obgleich ſein Arm vor In-grimm zitterte, ſo traf er doch ſicher mit der feurigen Spitze die Stupine. Donnernd entlud ſich das Geſchütz, der Traubenſchuß praſſelte weithin zwiſchen das Volk, Wehgeheul trat an die Stelle des übermüthigen Tobens, und als die Wolke von Pulverdampf, welche einige Mi-nuten die Stelle einhüllte ſich gehoben, ſah man Verwun-dete ſich wälzen auf dem Pflaſter, ſah den Menſchenknäuel durchbrochen und in flüchtige Haufen zerſtückelt; zugleich ſchallte der Kriegsmarſch des Regiments Bretagne im Rücken des Volks, denn ſein Commandant hatte ſchon früher von dem Auflauf gehört, und weiße Uniformen ſchimmerten durch die dunkeln Bürgermaſſen, und Bajo-nette blitzten ſtoßend und klirrten im Gedräng.

Ein lautes entſetzliches Lachen tönte aus des Mar-ſchalls Munde, und mit grinſend freundlichem Geſicht ſagte er zu ſeiner Umgebung: „Habt Ihr jetzt gelernt, Ihr junges, bartloſes Recrutenpack, wie ein Soldat ſolchen Karnavalsfragen ein Ende macht? Man ſollte ein Halb-dutzend der Unverſchämten an den Gaſſenecken aufhängen und eine Straße niederbrennen, damit ein Denkzettel be-halten werde für die Folge. Stadt und Bürger mögen zur Hölle fahren, denn nur die Feſtung iſt uns zur Bewah-rung anvertraut von des Königs Majeſtät, und nächſt

dem der Respect vor dem Soldaten überall das Nöthigste. Merkt Euch das, mein weichherziger Herr Ambassadeur, wenn man Euch einmal in Zukunft einen scharfen Posten anvertrauen sollte." —

Mit sichtlicher Gemüthsruhe bestieg er sein Streitroß, der junge Jerome legte jedoch seine linke Hand dem bleich und verstummt dastehenden Chevalier auf die Schulter und sagte leise, indem er mit ihm einen verständlichen Blick tauschte: „Es ist doch ein schweres Handwerk, zu dem wir getreten, und wir werden noch manches verlernen müssen." —

Der Plan des kriegskundigen französischen Ministers war mit der bekannten Scharfsichtigkeit des gewaltigen Louvois den besten und tauglichsten Männern zur Ausführung in die tapfern Hände gelegt worden. Ehe nur eine der bedroheten Regierungen eine Ahnung davon gehabt, stand Frankreichs Heeresmacht vereinigt in Straßburgs Nähe, nahm die Reichsstadt und machte sie zu ihrem Hauptstützpuncte. Der linke Flügel derselben schwenkte sich alsdann nach Westen und ward zur Avantgarde, denn der Kriegsplan gebot, sich zuerst alles Bodens diesseits des Rheines zu bemächtigen, ehe man den Uebergang zum rechten Ufer bereiten möchte, und Marschall Melac war der rechte Mann, diese Avantgarde zu führen und der Armee die geforderte Sicherheit im Rücken, ihr die nöthigen Anlehnungspuncte zu gewinnen.

Der alte, rauhe Soldat verließ keine Stunde die Spitze seiner Truppen; ohne Rast, fast ohne Schlaf, die

naſſe Beiwacht, den Marſch durch ſtürmiſches Herbſtwetter, die elende Koſt mit dem gemeinſten Reiter theilend wurde er ein Muſter ſeiner Kriegsleute und ſeine Härte im Garniſondienſt, ſeine Unerbittlichkeit vergaß ſich in wenigen Tagen, und die ihm zugetheilten Regimenter vergötterten ihn, wie ſie es in den vorigen Feldzügen gethan, und das Vertrauen zu dem Führer, die große Seele der Schlacht, wurzelte immer tiefer in jeder einzelnen Bruſt. Der Marſchall riß ſein Corps ungeſtüm mit ſich fort, ohne Aufſchub und Raſttag, denn er wußte, die verdoppelte Anſtrengung der Märſche erhielt ihm die Braven, welche bei der Sammlung der feindlichen Kräfte dem Tode verfallen konnten. Die Städte, welche durch hinlängliche Garniſon gedeckt, ſich zur Wehr anſchikten, ließ er nur von kleinen Corps umſtellen, ihre Einnahme dem nachrückenden Hauptcorps überlaſſend; die Beſatzungen kleiner Orte ließ er niederſäbeln, wenn ſie ſich unterfingen Widerſtand zu leiſten, auch manche widerſpenſtige Ortſchaft der plündernden Soldateske Preis geben und ſie darauf in einen Aſchenhaufen verwandeln. Er hatte die Ueberzeugung, daß ſeinem Könige durch dieſe Nothwendigkeit, wie er dergleichen nannte, und welcher er mit kaltem, eiſernen Antlitz zuſchauete, in der gewonnenen Zeit Menſchen und Geld geſparet würden, und wenn er dadurch auch die gemißhandelten Einwohner erbitterte, wenn ſich aus den Elenden, die Hunger und Rachſucht ſpornte, einzelne Rauhbanden bildeten, die ſeinen Zug beunruhigten, ſo achtete er dieſe flüchtig im nächtlichen Dunkel herumprellenden Horden nur wie der Bär die

Meute der Hunde achtet, er schlug sie nieder, wo er sie fand, und fing er einzelne dieser Freijäger lebendig, so waren die Unglücklichen auch eines qualvollen Endes gewiß. —

Auf einem felsigen Hügel, nicht weit vom Rheinstrome lagerte ein weit vorgeschobenes Piquet französischer Schützen. Das Nachtfeuer flackerte noch in einzelnen Flämmchen über dem großen, rothglühenden Kohlenhaufen, umlagert von einem Dutzend Soldaten, die sich fest in ihre grauen Mäntel gewickelt hielten, und denen die schwarzgrünen Hahnfedern der Hüte durchnäßt vom dicken, dumpfigen Morgennebel schlaff über die Gesichter herabhingen. Der Hügel ging von der einen Seite lehn bergauf, an der andern schnitt sich der Felsblock, der ihm zur Basis diente, gerade ab an acht Ellen steil hinunter, und vor der abfallenden Höhe breitete sich ein ebenes, vom niedern Busch unterbrochenes, weites Terrain aus, in welchem sich die weißen Nebelballen wälzten, jetzt sich wie ungeheure Gespenster hoch aufrichteten und die wunderbarsten Formen annahmen, jetzt sich wiederum niedersenkten und lang wie ein Bahrtuch auf die grüne Fläche sich ausdehnten. Am Rande des Abschusses hatten die Soldaten eine Laubhütte erbaut, und in ihr sah man den Offizier am Boden liegen, den großen besilberten Federhut auf sein Antlitz gedeckt; am lehnen Aufweg des Hügels jedoch standen zwei Bauern mit verbrannten, unwilligen Gesichtern, mürrisch auf ihre Knittel gestützt, und ganz unten hielten ein Paar blaue Dragoner, welche diese Landleute so eben auf ihrer Morgenstreiferei aufgefangen

und in die Linie gebracht. Der Corporal des Pinutts hatte sein Examen beendigt, und drehete sich mit verächtlicher Miene und unbefriedigt von den Arrestanten.

„Ihr habt gut thun und reden, Euch bezahlt der König, und außerdem nehmet Ihr vorlieb, wo Ihr einen Tisch gedeckt findet;“ sagte der ältere der Bauern mit tückischem Seitenblicke; „wir aber müssen dem Verdienste nachgehen, und müssen hungern, wenn wir faul sind; darum laßt uns unsers Weges ziehen, oder meldet es wenigstens dem Herrn Offizier, der vielleicht ein mitleidiger Herz in der Brust hat und arme Arbeitsleute und ihr Weib und Kind daheim nicht um den geringen Tagelohn bringen wird ohne Grund und Vortheil für Euch.“—

„Schweig, oder ich lasse Dich den Kolben kosten, Du verwaledetes deutsches Ochsenmaul!“ schalt der Corporal sich halb zurückwendend. „Beim heiligen Namen Gottes, das wäre der Mühe werth, um solch Gesindel den wackern Lieutenant aus dem Schlafe zu wecken, der ihm so Rath that, da er die ganze Nacht selbst bei der schönsten Coketie gewacht hat, und dazu so fest und süß schläft, daß ihn, der sonst wie ein Kranich auf einem Beine den Schlaf abmacht, selbst die beiden Schüsse, die draußen im Felde fielen, nicht munter gerufen. Marschirt nur ab, Kameraden,“ setzte er den Dragonern winkend hinzu, „auf Euren Posten, und Du Schildwacht, laß die Lumpe nicht aus den Augen.“ —

Mit giftigen Blicken setzte sich der ältere Bauer auf einen großen Feldstein, und stützte den Kopf auf die Hände, wurde aber bald zur neuen Aufmerksamkeit ge-

reizt, als von dem fernen Lager her, deſſen weiße Zeltſpitzen nach und nach im höher ſteigenden Sonnenlichte ſichtbar geworden, zwei andere Reiter heran trabten und an dem Hügel Halt machten.

„Sieh da, Monſieur Baptiſt!“ rief der Corporal. „Was Teufel? Schon im Sattel? Ich meinte an der Garonne und in Marmande ließen ſolche Cavaliere wie Du ſich erſt um Mittag von der Sonne aus den Federn rufen. Und bei dem Saint Etienne von Baigorri, welche furchtbare Waffe baumelt links an Deinem Gurt? Willſt Du die Mainzer Thore einſchlagen, oder biſt Du als Schmiedeknecht zu den Arquebuſirern getreten?“ —

Baptiſt reichte dem Corporal treuherzig die Rechte, indem er zugleich mit der linken Hand den ſchweren Hammer, der an ſeiner Hüfte hing, etwas in die Höhe hob, und eine gar ſtolze Gebärde dazu machte. „Ein Ehrenandenken iſt's,“ antwortete er, „von unſerer Bataille her mit der Bürgercanaille zu Landau. Habt Ihr nicht davon gehört, wie ich dieſes furchtbare Eiſen dem tollen Schmiede aus der Fauſt riß, wie er damit gerade nach des Herrn Marſchalls Stirne zielte? Der Kerl maaß ſieben Fuß zwei Zoll und hatte vier Pariſer Schuh in der Breite. Um fiel das Rindvieh von einem Fußſtoß wie eine Saatgurke, und ich trage die Beute unſerm Herrn Marſchall zu Ehren, der mir zehn blanke Louis für das Heldenſtück verabreichen ließ, und der Hammer ſoll der einſt, was der heilige Joſeph jedoch noch lange verſchieben wolle, über meinem Grabe eingemauert werden, daß

die Kindeskinder wissen, was für ein Mann ihr Herr Vater gewesen." —

Alles lachte, der Gascogner fuhr aber, indem er rund umher sah, geschwätzig fort: „Sprechen wir aber nicht mehr von uns und solchen Bagatellen, die einem guten Franzosen täglich begegnen; denken wir vielmehr an die neuesten Kriegsthaten. Freund Corporal, habt Ihr noch nichts von dem Marschall und meinem Herrn erblickt?" —

„Von dem Herrn Marschall?" fragte der Angeredete verwundert, und die Soldaten alle sprangen bei dem Namen vom Boden auf, und ordneten ihr Waffenwerk, als sähen sie den strengen General schon vor sich.

„Von ihm;" versicherte Baptist. „Schon mit dem Hahnschrei im nächsten Dorfe ritt er mit mir und dem Chevalier, meinem Herrn, und noch zwei leichten Reitern aus dem Lager, in das Feld hinaus weit vorwärts, fast bis dort wo der graue Thurm über die Nebel guckt. Drei Schnapphähne schossen nach uns aus dem Busch, und die Kugel des Einen der Schurken traf meinen Herrn am Arme. Er blutete wie ein geschlachteter Gänserich, wollte aber den General nicht verlassen, und ich mußte voran zum Lager traben und den Herrn Chirurgien Major hier zum letzten Piquet commandiren. Die mordsüchtigen Schützen waren vor den Reitern in ihre Höllenverstecke entwischt, und ich hatte allein auf meinem kleinen Bretagner die lange Tour zu machen durch Nebel und Busch. Der Herr wußte, wen er abschickte und gab mir darum nicht einmal einen der Reiter mit zur Sauvegarde." —

Der Offizier des Postens hatte sich schon bei Baptist's Eintreffen erhoben, war vor die Laubhütte getreten, und stand auf dem Gipfel der Höhe mit untergeschlagenen Armen, in Gedanken versunken und über das Feld hinschauend. Jetzt drehete er sich zu den Leuten und fragte, indem er den Mantel abwarf: „Bist Du es, Baptist? Und was willst Du hier? Was soll der Chirurgien? Und was ist's mit dem Chevalier?“ —

Die Schützen zogen sich zur Seite und Baptist wiederholte seinen Bericht, dem der Lieutenant mit großer Theilnahme zuhorchte. Der Bauer aber, der schon bei Baptist's Ankunft seinen breiten Filzhut tief in das Gesicht gezogen, schien von der Stimme des Offiziers besonders angeregt, und starrte von der Seite zu dem großgewachsenen jungen Manne hinauf, der in dem grünen Waffenrocke mit dem reichen Silberbesatz, dem breiten weißen Bandelier und dem großen, von beiden Seiten aufgeschlagenen und mit Federn ausgefütterten Hute recht ritterlich da stand und über seine bärtigen Schützen hinausragte, obgleich er der Jüngste schien. „Bei dem Saint Hubertus,“ murmelte er vor sich, „ist es ein Spuk oder er selbst? Ungelegener als der Fant könnte uns gerade jetzt Niemand in den Weg laufen.“ —

„Sitze wieder auf und reite ihm entgegen, treuer Bursch! Eine Kugelwunde ist schlimmer als ein Säbelriß, und es könnte Gefahr haben;“ sagte der Lieutenant mit unruhiger Bewegung, aber der Gascogner antwortete freudig: „Es thut nicht Noth, denn da sind sie schon!

Der Herr Chevalier galoppirt munter wie in der Pariser Manege." —

Vier Pferdeköpfe wurden im Unterbusche sichtbar und wenige Minuter später hielten sie am Hügel. Der Marschall warf sich zuerst aus dem Sattel und stieg sogleich den salutirenden Wachtposten grüßend, und an der Schützenreihe vorbei schreitend auf die Spitze der Höhe. Der Chevalier, den Baptist vom Pferde geholfen, stieß mit der Faust den Bauer von seinem Steinsitze, daß er in den Sand polterte, setzte sich erschöpft nieder, und, nachdem ihm Mantel und Uniform abgezogen, begann der Chirurg Untersuchung und Verband, wobei der Lieutenant sorgsam fragend und tröstend dem Blessirten sich näherte. Der Marschall droben schien jedoch mit andern Gedanken beschäftigt. „Du hast Recht Philibert;" rief er herab, „das Ding dort ist ein festes Nest, und wie es da jetzt mit seinen Schieferdächern und spitzen Zinnen aufsteigt, wird es mir immer willkommener, und eignet sich ganz für meinen Zweck. In drei Tagen muß es Rochechouart mit seinen Ingenieuren zu einem sichern Quartir der Generale umschaffen können. Unser muß es werden, denn nur zu gewiß dürfte es ein Sammlungsplatz der Brigands, die der Teufel lebendig holen möge, sein, welche in diesen Tagen manchem Braven von uns das Croix d' Honneur stahlen, das ihm hätte werden müssen. Schade, daß Dein Arm blessirt, gern hätte ich Dich mit einem flüchtigen Corps dahin voraus gesandt, da Du das Ding von Deiner Reise her innen und außen kennen wirst, und ein

Coup de Main vielleicht das Nest und die Ratten darin zugleich gewönne." —

Der Chevalier wollte unten antworten, indeß nahm ihm der Schmerz die Worte von der Zunge, da gerade der Chirurg die Kugel mit seinem Zänglein aus der Wunde hervorzog. Der Marschall kehrte sich indeß herum und fragte nach den Bauern, und als er den Rapport des Corporals, der sie als eingebrachte Spione signalisirte, gehört, trat er herunter, riß mit gewaltiger Hand den ältesten vom Boden auf und donnerte auf ihn ein: „Sprich Schurke, wenn Du Dich vom Galgen retten willst, wer bewohnt jetzt dort jenes Schloß? Sind viele Männer darin? Halten die Gaudiebe dort ihren Convent? Haben sie Waffen und Munition? Hat sich vielleicht Militair in die Steinhaufen geworfen? Du mußt das wissen, denn Ihr deutschen Hammel klebt ja zusammen wie Pech, wenn es blitzt. Sprich oder ich lasse Dir die steife Zunge aus dem Halse reißen." —

Der große Filzhut des Bauern war zu Boden gefallen, und trotzig sah der stämmige Mensch mit den zusammen gekniffenen Augen dem Marschall in's Gesicht. „Was wissen wir von dem Schlosse?" antwortete er tückisch. „Der Bauer geht nicht gern da hinauf, wo es für ihn nur die Peitsche und eine Hundesuppe giebt. Wir sind dem Esenheim nicht Frohn und Handdienst schuldig; wir sitzen im Erzbischöflichen." —

Wie er sprach, hatten sich sogleich die Augen des Lieutenants und des Chevaliers zu ihm gewandt. „Siegbert!" stieß der erstere erschrocken hervor. Der junge

Melac aber drückte den Chirurg zur Seite, und rief mit zornblitzenden Augen: „War es doch meine Ahnung, als die Kugel mich traf! Schützen, packt den Mordbuben; knebelt ihn, schlagt ihn nieder, wenn er sich sträubt! Ihr macht in ihm einen Eurer boshaftesten Feinde unschädlich.“ — „Das ist Buße für Aurora!“ seufzte er leiser dem Lieutenant zu, als ihm Schwäche und Weh wiederum auf den Stein zurück zogen. Der Bauer, oder vielmehr der Leibjäger Siegbert überflog mit schnellem rollenden Tigerblick den Kreis, in welchem sich Arme und Gewehre überall zu seinem Verderben erhoben, und der ihm die Flucht vom Hügel herab abgeschnitten. Abgestoßen und mit heiserer Stimme rief er dann: „Wohl bekomme der Aderlaß dem verliebten Monsieur! Nächstens soll das Blei ein wenig mehr rechts appizirt werden. Was jedoch das Schlagen und Hängen anbetrifft, so ist es besser, wir Beide incommodiren uns nicht damit.“ — So sprang er unerwartet den Hügel hinan, und warf sich ohne Besinnen von der steilen, abschüssigen Seite desselben in das Feld hinunter, raffte sich, nachdem der tolle Sprung gelungen, vom Boden auf, und flog wie ein abgeschossener Pfeil über das Feld den bergenden Gebüschen zu.

Drei Schüsse geschahen von den erbitterten Schützen nach ihm, der dritte traf, er stürzte, aber augenblicklich stand er wieder auf den Beinen, taumelte in den Unterbusch und man sah sein schwarzes flatterndes Haar weiter hin noch einige mal über den niedern Gruppen der Zwerggewächse. Der alte Marschall fluchte gräulich über

die verlorene Beute, und commandirte seine Reiter, der Spur des Flüchtlings zu folgen, und gelobte einen goldenen Preis für seinen Kopf, indem er den zitternden, blassen Gefährten des Entflohenen sogleich zum Tode zu führen befahl. —

Ein düsterer Abend lag über der Gegend; der Wind fuhr kalt und strichweise über die Felder, und es rauschte unheimlich in den Baumgruppen. An einem Weingarten machte ein Soldatentrupp Halt nach einem lautlosen, vorsichtigen Marsche. Der Chevalier und sein Begleiter stiegen von den Pferden, und ließen sie festbinden an das Pfahlwerk, welches den Weinberg umgab.

„Wir müssen uns an dieser Stelle theilen;“ sagte er als Commandant der Attake. „Du Lieutenant, kennst Deinen Weg; nimm die Hälfte der Schützen, die jüngsten, denn es giebt eine Gemsjagd für sie, eine Erkletterung über Stock und Stein am Abgrunde hinauf. Mir folgen sechs Freiwillige zum Burgthor; Ihr Capitain Iffoire bleibet hier mit dem Rest der Leute unter den Waffen; nehmet jenen schwarzen Thurm fest in das Auge; sobald eine Fackel in ihm leuchtet, so folget im Sturmlaufe diesem Pfade rechts zum Thore; wir bedürfen dann Eurer Hülfe, oder rufen Euch zur Besetzung des gewonnenen Platzes. Ihr, guter Palisse, möget Euch auch hier niederlassen, bis wir Euch einladen; Ihr sehet mein Arm hält sich gehorsam und still wie ein treuer Dienstmann, als wüßte er, wie sein Herr hier so nöthig

ist, und Niemand anderm dieses Abenteuer anvertrauen darf." —

„Lasset mich meine Pflicht thun so streng und getreu, wie Ihr die Eure thut, Chevalier;" erwiederte der Chirurgien. „Ich versprach dem Herrn Marschall, keinen Schritt von Eurer Seite zu weichen, und werde mein Wort zu halten wissen." — Melac reichte dem Lieutenant die Hand, drückte sie fest und sagte: „Mit Gott, Jerome! In einer halben Stunde sehen wir uns wieder." — „Mir klopft das Herz," antwortete leiser der Lieutenant," stürme ich doch feindlich gegen meine Liege, und soll meine Kriegsfahne pflanzen auf das stille Grab meiner Mutter." —

Sie hatten ihre Hände noch nicht getrennt, so vernahmen sie trotz dem Verbot einen Wortwechsel zwischen den Soldaten, welche schon einige Schritte weiter marschirt waren, und fanden sie versammelt um einen Gegenstand, welcher den Fußsteig sperrend am Boden lag. Es war ein Leichnam, und als Jerome die Blendleuchte, welche er selber trug, öffnete, erkannte er den Leibjäger Siegbert, und mußte den Schützen ein hartes Befehlswort entgegen werfen, damit die, welche nach dem Flüchtling geschossen, nicht in ein Jubelgeschrei ausbrachen. Der Todte lag auf dem Bauch, die gekrümmten Finger in die Erde gedrückt; als er umgewendet sah man sein Leinenzeug vollauf mit Blut geröthet, das Blei war durch den Rücken in den Leib gedrungen, und das Leichengesicht trug die Verzerrung der Wuth noch im Tode.

„Wie nahe war der Verräther seinem Ziele!“ rief der Chevalier entsetzt. „Ein Pfund Blut mehr in diesem Leibe und wir würden einen bösen Empfang erwarten müssen. So hat auch der Bösewicht seine Tugend, denn dieser Schurke opferte sich für den Herrn mit furchtbarer Entschlossenheit.“ —

Der Lieutenant blickte tiefsinnig und wortlos nieder auf den stillgewordenen Trotzkopf; er sah in ihm den ersten Pfeiler seines Vaterhauses in den Sand gestürzt, und bebte in schwarzen Ahnungen. Man warf den Todten zwischen die Weinstöcke, und die getrennten Rotten setzten ihre verschiedenen Märsche fort, und verloren sich mit kaum hörbaren Schritten und stumm wie Geisterzüge in dem Dunkel. —

Jerome, mit jedem Puncte der Gegend von seinen Knabenspielen her bekannt, unternahm es, seine leichtbewaffneten Leute, auf einem Wege in das Schloß zu bringen, den vielleicht die Schloßbewohner selbst nicht einmal kannten. Dort wo die Steinmasse, auf der die Burg erbaut, am abschüssigsten und ungangbarsten erschien, kannte er eine Bahn, auf der man von Stein zu Stein, von den einzelnen Zwergeichen und Wacholderbüschen als Anhaltspuncte gehoben, bis dicht an die Mauern zu gelangen vermochte. Oft hatte er diese Teufelssteige kletternd und rutschend auf und ab gemacht, wenn er den Nestern der kleinen Sangvögel nachstellte oder dem Rothkehlchen Sprenkel hing. In der Mauer selbst wußte er eine niedere, eingestürzte Stelle, die ihm als Knabe zum geheimen Ausgangsthore gedient, von wo man in

einen engen, unbenutzten Hof gelangte, der die Rückseite des großen Wartthurms berührte. Mit bewegtem Gemüth und gespannten Sinnen begann Jerome die Ersteigung, und freuete sich der leichten Basken und der kühnen Söhne der Pyrenäen und Ardennen, die gleich der gewandten Gemse ihm im Scheine seiner geöffneten Blendlaterne nachkletterten; dennoch möchte das Wagstück nicht ohne Unglück abgegangen sein, wäre nicht, als die Recken gerade den gefährlichsten Platz berührten, ein Theil des Nachthimmels wolkenfrei geworden, und hätte das Sternenlicht herabgesendet. —

Der Chevalier näherte sich unterdessen dem Burgthore, und trat ohne Hinderniß allein mit seinem Baptist an die Eichenpforte, und ließ breist die dumpfen weitschallenden Schläge des Klopfers daran ertönen. Ein Kopf erschien bald im Schießloche der Warte und fragte, und an der Stimme erkannte der Gascogner sogleich den jungen Hausknecht.

„Oeffne, mein Junge," rief Baptist, „öffne schnell und rufe Deinen wackern Herrn. Wir sind's; Dein Camerad, mit dem Du Brüdertreu getrunken vor wenigen Tagen, und der Monsieur Philibert ist's, der Dir einen blanken Kronthaler geschenkt, als Du ihm den Bügel hieltest. Wir sind verwundet, bestohlen, ohne Pferde, und haben nur noch das Leben salvirt vor dem Raubgesindel, das an dem Rheine lagert." —

„So ist es doch wahr, so sind die vertracten Franzosen doch schon in der Nähe, und verschonen selbst ihre eignen Landsleute nicht?" entgegnete der Bursch

treuherzig. „Nun wartet nur ein Weilchen. Es ist freilich Niemand heim als ich und die Madam, aber seid Ihr nur erst herein, soll Niemand hinter dem guten Thore Euch ein ferneres Leid anthun.“ —

Bald thaten sich die schweren Flügel von einander, der Knecht machte dem rasch eintretenden Chevalier seinen Krabfuß, erschrack aber nicht wenig, als ihn der Gascogner fast zu herzlich umarmte, ihm zugleich die breite Hand auf den Mund legte, und zu seinem Erstaunen mehrere Soldaten mit blankglänzendem Gewehr wie aus der Erde wuchsen, und in ernster Ordnung nach stummen Commando sich an den Eingange aufstellten. Melac gelangte durch den bekannten Bogengang in das Hauptgebäude, und kaum hatte er einige Schritte in das Innere gethan, so öffnete sich eine Thür, und heraus trat Aurora im Nachtkleide, die Kerze in der Hand, und blieb vor der fremden Erscheinung wie festgebannt stehen, mit vorgestrecktem Licht und starren Augen ihn betrachtend.

„Verzeiht, schöne Frau, den späten Besuch,“ sagte der Ritter. „Grollet mit dem Schicksale, welches mich zwingt, Euch sobald wieder zu belästigen.“ —

„Melac!“ rief Aurora mit Ueberraschung, die jedoch nicht unangenehm schien. „Ihr selbst? Das macht die kühnste Hoffnung zu Schanden.“ — Aber indem sie noch sprach, hatte der Chevalier schon galant ihre Hand genommen, und führte sie in das Zimmer zurück, aus dem sie getreten. Weniger artig legte der Gast dann, ohne um Erlaubniß zu bitten, seinen Hut und Mantel ab, und neuerdings überrascht blickte Aurora auf den Kriegsrock, den

Degen und die weiße, breite Feldbinde ihres einstigen Galans. Hohe Röthe hatte ihr Gesicht bedeckt, aber mit der Besonnenheit, die das schlaue Weib nie im Stiche läßt, verbarg sie unter einem leichten Lächeln ihre Betroffenheit, setzte die Kerze nieder, trat dem Chevalier traulich näher, so daß ihr noch immer schönes Antlitz fast seine Brust berührte, und legte ihm dreist die Hand auf die Schulter. „Ha, jetzt verstehe ich Deinen nächtlichen Ueberfall, mein lieber Freund!“ sagte sie lebhaft. „Jetzt ist mir der Grund Deines mysteriösen Eintritts klar. Du hast das Hofkleid mit der Uniform vertauscht, und es steht Dir wahrlich vortheilhaft, Du schöner Mann. Du bist ein Held geworden, und der dankbare Ritter gedachte seiner Dame, und eilte, sie zu schützen in ihrer Eremitage gegen Mordbrenner und Plünderer.“ —

Melac fixirte mit seinen Augen die ihrigen. „Seid Ihr dessen so gewiß,“ fragte er, „meine schöne Frau? Und wenn ich nun gegentheils gekommen, mich zum Herrn des Schlosses und seines Inhalts zu machen?“ —

„Immerhin;“ sagte sie leichthin; „Philibert spielte ja schon einst in diesen Steinhallen den erobernden Alexander, und wir werden ihn gern eintauschen gegen einen grämlichen Waidmann, der, wie Du siehst, seine Dame sogar in dieser nahen Kriegsnoth und in gefährlicher Nacht verläßt und Preis giebt.“ —

„Wo ist der Herr von Esenheim?“ fragte ernster der Chevalier, indem er einen Schritt zurück trat. Forschend und gespannter sah sie ihn an, dann antwortete sie langsam und mit Vorsicht: „Der Baron zog wie ge-

wöhnlich auf die Jagd, und hat sich bei einem Trinkgelage seiner Genossen sicher verspätet; wir erwarten ihn jede Minute." —

„Sind keine dieser Genossen im Schlosse versteckt?" fragte strenger der Ritter. „Sind hier keine Zusammenkünfte gehalten? Zog der Baron heute nicht auf eine edlere Jagd als gewöhnlich? Aurora, glaubt Ihr, der Baron habe nichts gewußt von diesem guten Schusse?" —

Er deutete auf seinen Arm, den er in der Binde trug, und das Weib erblich, aber das Entschuldigungswort erfror auf ihren Lippen, als ein Geräusch ihr Auge zur Thür zog, und sie den Schützenhauptmann und hinter ihm die Köpfe einiger Soldaten, unter denen auch Baptist's apfelrundes Gesicht sich zeigte, erblicken mußte. Sie sank in einen Sessel; Melac trat den Waffenbrüdern entgegen. Der Hauptmann meldete, daß von der Seite des Stroms sich Pferdegetrappel fernher vernehmen ließe, und verlangte Ordre; als ihm der Chevalier geantwortet, drängte sich aber der Gascogner herein, mit langem Gesicht und unsichern Blicken. „Herr," sagte er stammelnd, „man begehrt Euch! Der Herr Lieutenant ist herein, ist im Thurm, und o Saint Etienne! es hat wieder gewimmert wie damals, als Eure liebe Hand meine Backen etwas derb klopfte, und Ihr ungläubig waret wie der Apostel Thomas." —

Hastig ergriff Melac Hut und Licht, und folgte, ohne der Dame vom Hause zu achten, dem Diener.

Der Furchtsame hatte nicht gelogen, als der Chevalier durch die langen Schloßgänge im alten Thurm an-

kam, fand er den jungen Eisenheim mit seinen Begleitern vor einer Eisenthür versammelt, deren Schloß die menschliche Kraft zu Schanden machte.

Glücklich hatte Jerome sein Vaterhaus erklettert, durch eine Fensteröffnung gelangte der kecke Trupp aus dem kleinen Hofe in ein Gewölbe, wo ohne Nachsuchung das Licht der Laterne einen Vorrath an Waffen und mehrere mit Patronen gefüllte Fäßer entdecken ließ. Zur Eile durch diese Entdeckung getrieben führte der Lieutenant die Soldaten in den Thurm, aber gleich die erste Thüre fesselte ihn, denn unverständliche Menschenstimmen schienen daraus hervor zu dringen, aber sie war verschlossen, und als man klopfte, drohete, befahl, verstummte das gehörte Geräusch sogleich. Jerome ließ die mitgebrachten Windlichter anzünden, und schickte nach dem Chevalier, ohne den er nichts unternehmen mochte. „Hier stecken sicher die Schurken, die wir suchen, und durch die Du geblutet;“ rief ihm der Lieutenant entgegen; „ich hoffe einen unbezahlbaren Fund gethan zu haben.“ —

„Vielleicht;“ entgegnete Melac, den ein unbezwinglicher Schauder schüttelte; „vielleicht aber ein Fund, wie Du nimmer hättest suchen mögen. Corporal, eilet in's Haus und fordert der Schloßfrau die Schlüssel ab, fordert streng, nöthigenfalls mit Gewalt.“ —

Doch ehe er ausgeredet fühlte er seine Hand von eiskalten Fingern gefaßt, sich mehrere Schritte zurückgezogen, und sah Aurora, einer Leiche gleich, bebend wie die vom Wind durchstrichene Espe, vor sich.

„Melac," sagte sie und die Lippen zitterten bei jedem Worte, „Melac, Du wareſt dieſem Herzen nahe, ſo rette dieſes Herz und bringe es nicht zur Verzweiflung. Dieſer Thurm umſchließt ein Geheimniß des Barons, aber es iſt unſchädlich für Dich und Alle, die mit Dir ſind. Melac, gehe nicht weiter! Commandire die Männer in die große Halle, ſie ſollen dort im vollen Maaß bewirthet werden, Dir will ich dann, Dir allein vertrauen, was dieſer Thurm verbirgt." —

„Mir werdet Ihr die Schlüſſel doch nicht verweigern, Mutter!" ſprach Jerome, indem er vortrat in den hellen Fackelſchein. „In des Vaters Abweſenheit darf der Sohn, der einzige, ſchon einmal den Hausherrn zu ſpielen wagen." —

Als hätte ſie auf eine Natter getreten ſchoß das bleiche Weib zurück und in ſich zuſammen, und als ſie den Junker wirklich erkannt, that ſie einen Schrei und ſank in die Knie, und drückte ihre Augen in des Chevaliers Kleid.

„Erlaubet Ihr Herrn den Verſuch?" tönte da Baptiſt's Stimme, der in der Mitte der kühnen Büchſenträger jeder natürlichen Bangigkeit Valet gerufen zu haben ſchien, „dieſer wackere Hammer hat dem berühmteſten Schloſſermeiſter Landaus zugehört, ehe ihn meine ſtärkere Fauſt eroberte, und ich meine, er wird Schlüſſel und Dietrich zu erſetzen vermögen." — Da ſeinem Vorſatze kein Widerſpruch geſchah, ſo erhob er mit kräftigem Arme den Hammer zum Schlage. Aber kaum verhallte der hohle Schlag, kaum ſprang das Schloß mit einem grellen Tone und fiel klirrend auf das Steinpflaſter, ſo

that Aurora einen entsetzlichen Kreisch, raffte sich auf und floh schnell wie mit dem Flugschuß des Falken die Wendeltreppe hinauf. —

Alle sahen ihr einige Augenblicke nach, dann traten die Anführer zur Eisenthür, die sich schon halb geöffnet, von der jedoch der tapfere Baptist einige Schritte zurück gewichen war. Man konnte anfangs von fern nichts erkennen, als aber Melac einem Schützen das Windlicht aus der Hand genommen, und vorsichtig hinein getreten, sah er hinten an der Mauer ein niederes Ruhebette, eine weiße, feine Menschengestalt saß darauf, so wie jedoch Lichter und Menschen eindrangen, sank sie mit einem Seufzer zurück und schloß die Augen. Der Ritter trat rasch zum schmalen Bett, er leuchtete hinab, und „Clara," rief er mit Entsetzen, und das Licht fiel aus seiner zuckenden Hand. —

Ja, es war die unglückliche, verschollene Clara, auch der Bruder erkannte mit erstarrendem Schreck, als er und die Crinen näher getreten, die hingeopferte Schwester. In einem engen Steingemach mit rauhen, feuchten Wänden, in welches kein Sonnenstrahl, nur eine Spur von Licht durch ein Gitterfenster in der Höhe zu dringen vermochte, und welches nur das Nothwendigste enthielt, lag das junge Mädchen da, abgemagert und bleich wie ein Bild aus griechischem Marmor, und als wäre sie selbst das schöne Steinbild auf dem eigenen Grabe. Die Augen waren mit den langen Wimpern verschlossen, kein Athemzug hörbar, die feinen Glieder starr, sie glich einer wei-

sen Frühlingsblüthe, welche der Sturm vom Baume gerissen und auf den Sand geworfen. Ihre Bekleidung zeigte von der Vernachlässigung ihrer Wärterin, auf dem groben Tisch am schmalen Bett stand ein leerer Wasserkrug und eine kleine Schüssel ohne Labung.

„Ist es denn möglich?" schrie Jerome mit wildem Ausbruch seines Gefühls. „Clara, sprich! Wie kamest Du hieher? Wer hat Dich in diesen furchtbaren Zustand geworfen?" —

„Fragst Du noch, blinder Tobias?" entgegnete Mirlac mit dem kalten Tone der Verzweiflung. „Fallen noch die Schuppen nicht von Deinem Auge? Erräthst Du noch jetzt nicht, welche Furie aus Neid, Haß, Habsucht diese Folterkammer erfunden? Man taufte sie mit dem Namen des Lebenerweckenden Morgenroths, aber Megäre hätte man sie taufen müssen, zu menschenfreundlicher Warnung für Alle, welche diesem weiblichen Teufel sich genähert." —

„O, sie ist todt!" setzte er weich und den Thränen nahe hinzu, indem er ehrerbietig die kalte hagere Hand ergriff. „Unser stürmischer Eindruch hat die letzten Lebensfunken in ihrem schwachen Körper verlöscht. Und ich hätte sie retten können, wäre ich der Spur gefolgt, die meines dummen Baptist's Gespensterfurcht mir bezeichnet O, ewiger Gott, nimmer kann der Fluch des Mordes und der Mitschuld nun von meinem Haupte genommen werden!" —

„Sie ist nicht todt;" rief der Lieutenant; „ihr Herz schlägt. Nur hinaus aus dieser giftigen Luft, die selbst

das geſundeſte Herz erdrücken könnte.“ — Und mit rieſiger Stärke hob er die Schweſter auf ſeinen Armen von dem Lager, und trug ſie wie ein Wickelkind leicht und ſicher durch die Reihen der mitleidig ſtaunenden Schützen fort, die Stiege hinauf, den Gang hinab, bis in das luftige Gemach, das einſtens das Seine geweſen. Der Chevalier folgte langſam mit gefalteten Händen und geſenktem Kopfe und betete leiſe: „Herr der Liebe, nimm dieſe Schuld von mir, laß ſie leben; es wäre zu gräßlich, wenn die Liebe, welche ſie zu retten kam, ſie in das Grab legen müßte, die erſt eben in die Frühlingsflur der Liebe getreten.“ — „Palliſſe,“ rief er dann lebhaft, als er den herbeikommenden Chirurgien erblickte, „nicht des Marſchalls Befehl, nein, Gottes allmächtige, allgütige Hand hat Euch hieher beordert. Hinein, zeigt Eure Kunſt, thut ein Wunder! Und hättet Ihr hundert Todeswunden geheilt, hundert zerſchoſſene Cameraden gerettet, Euer Bewußtſein könnte Euch nicht ſo ſtolzen Lohn geben, als wenn Ihr dieſe zertretene Blume wieder aufblühen macht, und den Dank aus dieſen frommen Himmelsaugen empfangen dürft.“ —

Der Hauptmann erſchien in dieſem Augenblick, mit ihm der Freiherr von Eſenheim. In Begleitung vier bewaffneter Reiter war er unbeſorgt in das Burgthor geritten, im Hofe jedoch ſogleich ergriffen, ſammt ſeinem Geleit entwaffnet und zu Gefangenen im eigenen Hauſe gemacht worden. Beſtürzung mit heimlicher Wuth gemiſcht lagen auf ſeinem Geſicht.

Hinein, Du entſetzlicher Vater!“ brach Philibert

aus, indem er ihn gewaltsam in das Gemach stieß. „Hier erwartet nicht den Feind das Kriegsgericht Frankreichs, nein, Gottesgericht fordert hier den Kindesmörder vor seinen Stuhl.“ —

Verwundert stand der Freiherr mitten im Zimmer; als aber jetzt Jerome sich ihm näherte, und mit dem Ausrufe: „Vater, was ist hier geschehen, und wie habt Ihr solche Unthat gelitten!“ seine Arme ihm entgegen breitete, da bekam sein Grimm Worte, und die Rubinen seines Gesichts leuchteten wie Karfunkelsteine. Er stieß den Sohn zurück, und sagte mit verbissener Wuth: „Fort von mir, Verräther am Vater und an dem Vaterlande! Die Farben, welche Du trägst, geben Zeugniß Deiner Schlechtigkeit, vor der mich zu rechter Stunde ein treuer Mund gewarnt. Plündere mein Haus, stoß Dein falsches Gewehr in Deines Vaters Brust, aber nenne Dich nie mehr des Vaters Sohn, dessen Fluch Du hundertfach verdienetest.“ —

Empört ergriff der Ritter den Wüthigen wiederum am Arm und stieß ihn weiter zu dem Ruhebett, auf das man die arme Clara gelegt.

„Kindesmörder!“ schrie er mit kreischender Stimme. „Rühre sie an und schwöre, Du habest nicht Theil am Morde dieser Unschuld! Rühre sie an mit Deinem Finger, sie wird bluten, sie muß bluten!“ —

„Clara!“ stammelte der alte Rimrod, tief erschüttert; „welche Hand hat das gethan?“ —

„Sind denn alle hier im Schlosse blind und verrückt, und ich der einzige Vernünftige?“ lachte Philibert mit

wahnsinnigem Hohne. „Erkennest Du nicht die schöne Stiefmutter, die nach des alten Sünders Erbe gestrebt, und aus ihrem Schlangenwege geräumt, was ihr hinderlich, und Dich um Vater'eligkeit hier unten, Dich dort oben um die Seligkeit Deiner Seele bestohlen? Siehst Du den Geist der edlen Freifrau nicht stehen neben diesem Bett, und drohend von Dir fordern ihre zertretenen Kinder?" —

Der Freiherr taumelte, verbarg sein dunkeles Antlitz mit beiden Händen, flüsterte den Namen: „Aurora," und sank wie vom Wetterschlage gelähmt in einen Sessel.

Aus des Vaters Munde, aus den einzelnen, schwachen Aeußerungen des durch des thätigen Arztes Hülfe wieder in das Leben gerufenen Fräuleins erfuhren die beiden Freunde später den schrecklichen Zusammenhang dieser beispiellosen Unthat. — Als der Bruder aus dem Schlosse gestoßen, als der Vater die Anstalten zu seiner neuen Vermählung gemacht, und seine Absicht nicht länger verhehlt, war plötzlich ein starker, finsterer Geist in das stille, kindliche Mädchen gefahren. Das Gefühl, wie verlassen sie da stand, hatte alle ihre Kraft auf einmal reif gemacht. Mit freiem kühnen Worte mahnte sie den Vater, abzulassen von seinem Vorsatz, in welchem sie eine Beleidigung der entschlafenen, heißgeliebten Mutter erblickte, in welchem sie eine Beleidigung für seine Kinder, seine Familie, sein altes Wappen zu sehen vermeinte. Der Vater stieß ihre Warnung hart von sich, aber sein rauhes Wort, seine Mißhandlungen selbst schüchterten

der eine Creatur Aurora's geworden, der Befehl des Vaters als Ursache ihrer Marter vorgeschoben. An diesen wiederholten Dolchstößen brach die Kraft ihrer Seele. Kecker schritt jetzt Haß und Habsucht vorwärts. Man entzog der Verlassenen die stärkende Nahrung nach und nach, man gab ihr die schlechteste Kost, man vergaß sie vorsätzlich tagelang, und Nachts trat dann überdies die entweihte Furie zu ihr ein, hörte mit satanischer Lust die Klagen, die jammervollen Bitten der Gefolterten, ihr Flehen nach des Vaters Anblick, und erwiederte sie mit giftiger Verhöhnung, und weidete sich mit Lust an der täglich zunehmenden Entkräftung ihres Opfers, an dem sichtlichen Abwelken der lieblichen Blume, deren Reiz sie von jeher beneidet. Ein gesunkenes Weib vergißt nie die ihr gezeigte Verachtung und nur im Verderben des Beleidigers findet sie Befriedigung, nur auf seinem Grabhügel Sühne und Auslöschung des Wortes, das ihr eine ewig brennende Giftwunde stieß. —

Auf solche Weise war Clara in den armseligen Zustand gerathen, worin Bruder und Freund sie fand, und nach wenigen Tagen möchten die Retter zu spät für sie erschienen sein, denn auch jetzt gab der Arzt geringe Hoffnung, wenn ihm auch Jugend und die treue Anwendung aller denkbaren Heil- und Pflege-Mittel die beste Unterstützung seiner heiligen Kunst darboten —

Als die nächste Morgenröthe eben die Gipfel der fernen deutschen Gebirge bemalt, weckte lautes Hundegebell schon die gemischte Einquartirung des Schlosses, die

theilweise erst spät vom gewünschten Schlafe in die willkommene Vergessenheit eingewiegt worden. Es war der Mareschal de Camp, der von seiner Meute umgeben, eingeritten. Durch seine gefürchtete Commandostimme aufgerufen, stand Alles schnell in Zeug und Waffen, und selbst der Chevalier, obgleich von Fieberfrost und Wundenpein als Folge seiner leichtsinnigen Vernachlässigung der Blessur ergriffen, trat dem Oheim in der großen Halle entgegen. Der alte, rührige Krieger hatte schon bei Offizier und Gemeinen sich den umständlichsten Rapport erfragt, und seine erste Frage traf den Freiherrn von Ehrenheim, welcher ihm durch gestern spät eingebrachte Gefangene als Commandant eines Freicorps genannt worden, das, da es aus lauter jagdgerechten Waidmännern zusammen gestellt, bereits der französischen Armee bedeutenden Schaden zugefügt hatte. Als der finstere Freiherr aus seiner Haft vor ihm erschienen, und in seiner gedrückten Stimmung auf die Zornworte des Alten nichts erwiedert, befahl dieser, der sein Schweigen für Trotz und Verachtung hielt, ihn ohne Aufschub in dem Hofe des eigenen Schlosses nieder zu schießen. Da brach Jerome selbst das Siegel seines Geheimnisses, trat heran, nannte sich den Sohn des Gefangenen und bat um des Vaters Leben, der ihn enterbt und verstoßen. Der Marschall fuhr hoch empor; aber ein Courier aus dem Hauptquartir hatte ihm in dieser Nacht das Patent eines General-Lieutenants überbracht, und so waltete eine gute Laune in ihm, und sein Zorn war nur Wetterleuchten ohne Schlag und Donner.

„Ei," rief er mit grinsender Freundlichkeit, „bei der Hexe von Orleans, die Frankreich gerettet und doch betrogen, bist Du ehrlicher Kauz mit den derben Schweizerfäusten auch ein Quintenmacher und Comödienmensch? Sieh, sieh, wer hätte in dem rauhen Keulenschwinger von der Teufelsbrücke ein rheinisches Jünkerlein gesucht? — Aber freilich, wenn Dich der alte boshafte Freischütz dort um Deinen Namen gebracht, so hattest Du ein Recht Dich zu taufen, wie es Dir am besten klang. Du hast mir ein französisches Herz gezeigt, und so magst Du das Leben des bleichen Cavaliers nehmen, obgleich ich gewünscht, Du hättest Dir einen bessern Lohn für Deine guten Dienste erbeten. Aber auf der Stelle muß er nach Landau in die Kasematten, und das im Geheim und gut bedeckt, denn begegneten ihm die Schweizer der Garde, denen seine Buschklepper gestern ihren Major erschossen, möchte kein Fetzen von ihm in der Festung ankommen. Mit meinem Neffen mußt Du Dich außerdem abfinden, der dort im Wundfieber zittert, denn ich sündige an ihm, da ich sein Blut ungerächt lasse." —

Der Lieutenant dankte mit freudigem Lächeln, und der Chevalier drückte dem Freunde die Hand und flüsterte: „Ist er doch Clara's Vater, wenn er es auch nie verdiente zu sein!" —

Spätere Erörterungen und des Freiherrn Frage brachte die Schloßfrau, die verbrecherische Aurora in das Gedächtniß zurück; doch vergebens ward sie in der Burg gesucht. Endlich fand ein Schütz ihre Haube in einem Nebenhofe des weiten Gebäudes und ihr Tuch hangend

an der hölzernen Befriedigung des unergründlichen Felsenbrunnens, der die Burg mit Wasser versah. Die Elende hatte sich selbst gerichtet. —

Neue Marschordres, das Anrücken der deutschen endlich aufgeweckten Heeresmacht, die Annäherung der Niederländer riefen den General-Lieutenant baldigst von dannen, und der schwer erkrankte Chevalier vermochte nicht ihm zu folgen; er blieb in der Nähe der geliebten Clara, und es ward ihm der Trost, nur durch eine Wand von ihr geschieden, stündlich von ihr zu hören, und jeden Schein von Besserung als beste Arznei empfangen zu können. —

Der furchtbarste aller Kriege, die Frankreich je gefochten, begann; das halbe Europa trat gegen Ludwig den Vierzehnten in die Waffen, und neun Jahre hindurch rang der stolzeste der Könige mit seinen Gegnern um den Sieg. Frankreich zu decken entwarf der gewissenlose Louvois den Plan, eine Wüste um seine Gränzen zu bilden, und er fand in dem General-Lieutenant Melac die eiserne Hand dazu. Die Verheerung der reichen Pfalz, die Einäscherung ihrer schönsten Städte, die Gräuelthaten bey vor der Verantwortung losgesprochenen Soldaten stehen zur Schande Frankreichs unauslöschlich auf den Tafeln der Weltgeschichte, und die Nemesis folgte der Unmenschlichkeit, denn Ludwigs stolzer Plan erlangte sein Ziel nicht, und nach zahlloser Hinopferung seiner Braven mußte er das längst Gewonnene wieder hingeben, und sah sein Land nach Louvois Tode verarmt und seine Krone bedrohter als je zuvor. —

Der Lieutnant Eisenheim war seinem alten General in alle Gefährlichkeiten des Kriegs gefolgt, hatte sich zum Capitain hinauf geschwungen und sich den Orden verdient. Aber Verwüstung der vaterländischen Gauen, die gränzenlosen Grausamkeiten, die er an Weib und Säugling übensah, empörten seine Seele, und er nahm mitten auf der Bahn des Ruhms Abschied von dem ihm liebgewordenen Stande und achtete nicht den Unwillen, mit dem ihn der General = Lieutenant entließ. Als er zuerst sein Vaterhaus besuchte, fand er es eingeäschert und eine unbewohnbare Ruine. Düstern Blicks stand er an den zertrümmerten Mauern, welche die Gräber der Mutter und der kleinen Angela überschüttet hatten, da dachte er der verbrecherischen Stiefmutter und die Trümmer däuchten ihm ein Richtplatz der himmlischen Gerechtigkeit, und ohne Thränen und Trauer zog er weiter.

In Landau erfuhr er den Tod seines Vaters; die Einsamkeit und Beschränkung hatten die Kräfte des alten, unverwüstlichen Nimrod's verzehrt. Nachrichten von dem Freunde Philibert lockten ihn in das südliche Frankreich und hier an den Ufern der Rhone, in den Rosengärten von Vaucluse trat ihm die genesene Clara an Melac's, ihres Gatten Seite, freundlich entgegen; die liebende Sorgfalt des Freundes hatte das Wunderwerk ihrer Herstellung bewirkt, und sie hatte die Liebe durch Liebe belohnt. Doch nicht lange konnte der Feuergeist des braven Jerome das sybaritische Leben in den Gärten Petrarcas und seiner Laura ertragen, es zog ihn wieder zum nördlichen Schauplatz der Männerthaten, und er traf gerade zu rechter

Zeit ein, um ſich mit ſeinem alten Kriegsheldn Melac in die Feſtung Landau zu werfen, und dieſe mit dem rauhen, unerſchütterlichen Roland ſo lange zu vertheidigen bis das letzte Pferd verzehrt und das letzte Stück vom Silbergeſchirr des General-Lieutenants zur Zahlung des Soldes der tapfern Garniſon zerſchlagen worden. Jerome theilte den Lohn ſeines Generals, eine Offizierſtelle in der Gensdarmerie des Königs wurde ſein, und in dem glänzenden Paris, das von der Verarmung des Landes wenig empfand, wenigſtens nichts zeigte, traf er die ſchöne Clara mit ihrem Gatten zum zweiten mal wieder, und ſein nach dem Frieden wieder gewonnenes Erbe ſetzte ihn in den Stand, ſeiner Hochſtellung und dem Schwager Ehre zu machen, und den Glanz einer Familie wieder herzuſtellen, welche durch die Verbrechen einer laſterhaften Stiefmutter dem Erlöſchen nahe gebracht worden.

Die Florentiner.

Beiträge zu einer Charakterschilderung. Von Albano.

Zu Fiesole in der Osterie der Antica Speranza saßen in dem freundlichen Vorderstübchen, in das die Strahlen einer warmen Octobersonne vergoldend hineinschossen, zwei Freunde, welche den schönen Nachmittag benutzt hatten, das auf seinen beiden durch ein flaches Thal getrennten Hügeln malerisch gruppirte Städtchen zu besuchen, und in seiner frischen freien Natur, im Anblicke der wunderschönen gewellten Ebene, die sich vor seinem Abhange ausbreitet, umgeben von den Erinnerungen, welche die Ueberreste eines römischen Amphitheaters, felsenvesteMauern etruskischer Vorzeit und die Sagen von Catilina und Florinus erwecken, die Stubenluft des Stadtlebens zu vergessen. Rosine, die gesprächige Wirthin, brachte eben eine Schüssel mit dampfenden Maccaroni herein, welche die beiden Wandrer, deren Eßlust durch den Spaziergang und die frischere Luft geschärft worden war, nicht verschmäheten und so der ländlichen Küche volle Ehre erzeigten. Von den Beiden, weitter von jenseit der Alpen gekommen, war einer schon längere Zeit in der Arnostadt

anwesend, wo Beschäftigung sowohl als die zahlreichen Genüsse, die er in ihren, so vieles Reiche und Schöne umschließenden Mauern empfand, ihn, den Willigen, zurückgehalten hatten. Nach und nach mit den Schätzen vertraut geworden, welche Jahrhunderte des Ruhms und der Größe Fiorenza'n in Fülle zurückgelassen haben, war Beider Interesse an der Stadt und ihren Bewohnern immer reger geworden, und die wechselnden Schicksale der einen, die wechselnden Eigenthümlichkeiten der andern waren ihrer Betrachtung nicht entgangen. Je mehr sie über diese Verhältnisse nachdachten und sich mit ihrer Erforschung in den Denkmalen vergangener Zeiten, die Fiorenz in reicherem Maaße als irgend eine andere Stadt des Mittelalters besitzt, beschäftigten, desto lebhafter war ihre Theilnahme angeregt worden. So kam es, daß ihre Gespräche oft auf diese und verwandte Gegenstände zurückkehrten und sie sich gegenseitiger Mittheilung ihrer Ansichten und Bemerkungen erfreuten. Die ungestörte Ruhe deren sie genossen, lud sie auch heute wieder dazu ein.

„Man sollte," begann Friedrich, „seinen Fuß nur mit einem Schauer heiliger Ehrfurcht auf diesen Boden setzen, wie etwa wenn man das Campo Vaccino oder das Parthenon betritt, bedenkend daß Fiesole den Ruhm in Anspruch nimmt, die älteste Stadt der Welt seit der Sündfluth zu sein; überdies sollte jeder, dem seine Gesundheit lieb ist, hier seine Wohnung aufschlagen, statt drunten im Thale im Dunst der großen volkreichen Stadt zu leben. Denn der alte ehrliche Malaspini erzählt uns in seiner treuherzigen Sprache des dreizehnten Jahrhunderts, Apollo der große

Meister in der Sternkunde habe die fernen Hügel Fiesole's, denen Minerva ihr köstliches Geschenk, den silberbelaubten Oelbaum, in reichem Maaße zu Theil werden ließ, als den gesundesten Ort Europa's für den König Attalus, Jafet's Enkel, und seine schöne Gemahlin Electra ausgewählt. Damals hatte das Land, wüste und menschenleer, noch kri.en Namen: diesen gab ihm Italus, Attalus ältester Sohn, während von seinen beiden Brüdern der eine, Dardanus, Ilion erbauen ging, und der jüngere Sicanus das dreieckige Eiland an der Fußspitze Italiens, bewohnt von Vulcans rußigen Schmiedtgesellen, taufen sollte. Du siehst, daß die florentinischen Chronikenschreiber eben so wenig als die anderer Städte der Versuchung haben widerstehen können, den Ursprung ihres Volkes so tief wie möglich in den Nebel der Mythen zurückzudrängen. Aber dies waren keine bloßen Erfindungen unbeschäftigter Federn: Diese Sagen waren mit dem häuslichen Leben des Volkes verwachsen, denn schon dem größten Dichter Italiens erzählt sein grauer Ahnherr Cacciaguida im Paradiese, wie zu seiner Zeit die florentinischen Frauen, im Kreise ihrer Familie am Spinnrocken sitzend, von den Trojanern, von Fiesole und Rom schwatzten."

„Ich finde es ganz natürlich bei einem Volke," bemerkte Carl, „daß es seine Anfänge in entfernte dunkle Zeiten zu verlegen trachtet. Besteht doch der Stolz von tausenden von Familien darin, ihre Ahnen recht hoch hinaufführen zu können: warum sollte eine Stadt sich nicht ebenfalls einen recht verzweigten historischen Stammbaum wünschen, und ihn zu bewahren streben, wenn mündliche

und schriftliche Ueberlieferung ihr einen solchen vermacht hat? Und wie sehr auch Du und mancher andere, denen nur beurkundete Geschichte etwas gilt, darüber spötteln mögen: eine Sage gilt mir oft mehr als ein Pergament und scheint mir nicht selten von größerem Nutzen zur Charakteristrung eines Landes und seiner Bewohner, mithin auch seiner Geschichte, als ein Namenregister. Was macht die Brust eines jeden bei der Erinnerung an Hellas beben? seine Mythen sowohl als seine glorreichen Annalen; — warum weilen wir mit doppeltem Genusse bei den Ueberresten des romantischen Mittelalters? Doch, um wieder auf den ursprünglichen Gegenstand unseres Gespräches zurückzukommen, muß ich gestehn daß Tradizionen, wie die von der Erbauung Fiesole's, im Grunde wenig Reiz besitzen und noch weniger nützen: sie wiederholen sich bei vielen alten Städten hier und anderwärts, suchen den Mangel wahrer Geschichte durch eine dürftige erdichtete zu ersetzen, und stehen in dieser Hinsicht dem meisten unserer schönen deutschen Sagen wenig ähnlich."

„Es ist nicht zu leugnen," erwiederte der Andere, „daß bei solchen Dingen immer einige Eitelkeit im Spiele ist, und ich glaube damit keinen unbedeutenden Zug im Volks-charakter der heutigen Florentiner berührt zu haben. Der Florentiner, aufgeblaht von dem Vorzuge, welchen ihm seine Sprache gleichsam über alle übrigen Völkerschaften des zerrissenen Italiens gegeben hat, abstrahirt von diesem, ohne freilich zu bedenken, wie wenig die neuere Zeit seinen literarischen Ruhm vergrößert, und blickt mit einem gewissen Gefühle der Suprematie auf die übrigen Italiener

hinab, denen er Gesetze vorschreiben zu können glaubt, und die auch ihrerseits nicht unterlassen, es ihm in gewisser Hinsicht wieder zu vergelten. Dieser kleinliche Geist gegenseitiger Eifersucht, der Nachbaren gegen einander waffnet, hat von jeher das Unglück Italiens veranlaßt, und dieses Land mehr als einmal um die Aussicht betrogen, im europäischen Staatenkreise jenen Rang einzunehmen, der ihm von Rechtswegen gebührt. Munizipaleifersucht und Parteienwuth ließen die Nation in jener Zeit, wo schon der Tag einer großen Zukunft leuchtend anbrach, in Trümmer sinken, und als jener Frühling des Gefühls und der Kraft verblüht war, trat neue Erschlaffung ein, welche fremder sowohl als einheimischer Eigennutz hämisch zu benutzen wußte um dem, was noch gut und groß und schön war, den Todesstreich zu versetzen. Statt der Unzahl kleiner Freistaaten, wo wenigstens Nationalgeist und Selbstgefühl genährt wurden, sah man nun fast eben so viele kleinere und größere Fürstenthümer, von einzelnen Familien, welche die Alleinherrschaft an sich gerissen, beherrscht, meist unterdrückt, und diese wieder fremdem Einflusse unterthänig. Welche Wirkung dies auf den Charakter des Volkes gemacht, brauche ich nicht erst zu sagen: mich dünkt, wir haben bei den Florentinern ein deutliches Beispiel davon."

„Du wirst mit mir einverstanden sein, daß ein Rückblick auf die Vergangenheit uns hier den besten Maaßstab zur Vergleichung mit der Gegenwart geben kann. Wie finden wir aber dieses Volk, wenn wir in die grauen Jahrhunderte mittelalterlicher Vorzeit hinaufsteigen? Als einst

pisanische Handelsleute von einem Könige von Tunis gefragt wurden, was für eine Stadt unter den Christen Florenz sey? antworteten sie: das sind die Araber in unserm Lande. Die Florentiner des eilften und der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts waren einfach, arm, mäßig, einig. Ihre Stadt war klein, auf dem rechten Arnoufer, unter den Höhen Fiesole's um den alten Marstempel gebaut, der in longobardischer Zeit dem Vorläufer des Herrn geweiht worden war, welchen das Volk von nun an als seinen Schutzheiligen verehrte. Wo jetzt Arnolfo's mächtiger Marmordom sich erhebt, stand damals die Pfarr-Kirche, nach der heil. Reparata benannt. Das linke Ufer des Stromes war nur wenig bewohnt, dorthin führte die Brücke, in späterer Zeit die alte genannt, mit der Bildsäule des alten Schutzgottes Mars geschmückt, die Straße zwischen Rom und Fiesole verbindend. Die alten Familien, deren es in der Stadt viele gab, überhoben sich nicht gegen einander und gegen Geringere, und lebten in Eintracht. Ihre Wohnungen waren fest, sicher und einfach, aus rauh behauenen Steinen, ohne Säulen und Verzierungen, mit engen spitzbogigen Fenstern und Zinnen, häufig auch mit Thürmen versehen. Und Sitten und Lebensweise der Bewohner waren streng und gut. Die Bürger von Florenz, sagt irgendwo ihr herrlicher Chronist Giovanni Villani, lebten mäßig und von einfacher Speise und mit geringem Aufwand; und sie waren unfein und rauh, aber sehr gesittet. Viele trugen bloße Lederkleidung ohne Tuch, das Barett auf dem Haupte, Stiefeln an den Füßen. Der große Dichter läßt Cacciaguida'n von Bellin-

cion Berti, einem der angesehensten Bürger der Stadt, und Vater der guten und schönen Gräfin Gualdrada, sagen: er habe ihn mit ledernem Gürtel und knöcherner Schnalle einhergehen sehn, und die Nerli und Del Vecchio in einfachem Leder. *) Als Kopfbekleidung trug man häufig die Capuzze. Von ihr hingen zwei lange Streifen desselben Tuchs bis auf die Erde, die man über die rechte Schulter hing oder um den Hals, bisweilen um den Kopf selber schlang. Ihre Frauen kleideten sich in grobes Tuch: sie trugen einen engen Rock von gemeinem Scharlach aus Ypres oder Camen, gleichfalls mit einem Ledergürtel, und einen Mantel mit dunkelfarbigem Futter und einem Kragen, der ihnen, da sie ihn über das Haupt schlugen, zugleich als Kopfbedeckung diente. Die Frauen aus dem Volke kleideten sich in gleicher Art in dickes grünes Tuch das aus Cambray kam. Reichthümer hatten noch nicht Luxus und Sittenverderbniß eingeführt. Hundert Lire war die gewöhnliche Mitgift eines Mädchens, zwei und dreihundert galt für eine außerordentlich große. Die Jungfrauen heiratheten zur rechten Zeit, und noch lebte kein Familienvater in der Sorge, daß seine Töchter unverehlicht bleiben oder die Heirathgabe seine Kräfte übersteigen würde. Der Häuslichkeit war ihr ganzes Leben gewidmet. Bei der Wiege ihrer Kleinen sangen sie Lieder in der Sprache, die sie von Vater und Mutter erlernt, oder saßen bei Spindel und Rocken, und indem sie den Faden zogen erzählten sie den lauschenden Kindern und den Mägden von alten Geschichten.

*) Dante Parad. XV. 112. —

Und sie waren glücklich, sagt der Dichter, denn ihrer jede war gewiß, einst im Vaterlande ihre Ruhestätte zu finden, und keine härmte sich auf einsamem Lager, weil ihr Gatte in fremde Lande gezogen war.

So lebte dieses gute Volk, still und ruhig, wegen seiner Tugenden geachtet von seinen Nachbarn. Und rühmlich waren sie in ihrer Gerechtigkeit und Einfalt, und die weiße Lilie, ihr altes Wahrzeichen, war noch nicht von Feinden verspottet und in Bürgerkriegen geröthet worden.*) Als alle, welche in dem reichen und mächtigen Pisa die Waffen tragen konnten, gegen Majorca zogen um es den Sarazenen zu entreißen,**) setzten sie in die Florentiner solches Vertrauen, daß sie ihnen die Bewachung ihrer Stadt und Familien gegen die feindlichen Lucchesen übertrugen. Drauf als sie siegreich heimkehrten, schenkten sie ihnen als Lohn zwei Porphyrsäulen, die man noch heutigen Tages an den Thoren der Johanniskirche (Battisterio) sieht, an denen aber jetzt Stücke der Hafenkette hängen, welche das nun mächtige siegende Florenz Jahrhunderte später zum Andenken an den Triumph über Pisa dahinbrachte. Von diesen Säulen erzählt ein alter Novellist, daß, wem etwas entwendet ward, wenn er zu ihnen hinging, der Dieb mit dem Raube in den Händen ihm sichtbar wurde.***) Das Verderbniß der Zeit scheint diesen Säulen mit ihrem Glanz auch ihre Tugend geraubt zu haben. †)

*) Parad. XVI. 152.

**) 1117.

***) Ser Giovanni fior. Pecorone, XII. giornata.

†) Die Pisaner sollen hinterlistig diese Säulen, ehe sie

Aber auch in diese Verhältnisse wie in Alles, brachte der Lauf der Jahre Veränderung — keine wohlthätige, wenn man Chronisten und Dichtern glauben kann. Die Vereinigung der Einwohner des durch List und Gewalt gewonnenen und zerstörten Fiesole mit den Florentinern scheint, wenn sie auch zur Vergrößerung und Bevölkerung der Stadt half, sonst wenig gute Früchte getragen zu haben. Ob sie gleich ihre Farben, weiß und roth, zu einer Fahne mit zwei Feldern vereinigten und miteinander gleiche Rechte genossen, mag doch keine rechte Eintracht gewesen sein. Die späteren bürgerlichen Kämpfe können leicht in dieser Verschiedenheit der Abstammung ihren ursprünglichen Grund gehabt haben. Die alten florentinischen Familien, die sich auch spät noch ihres römischen Ursprunges rühm-

---

bieselben den Florentinern überlieferten, durch Feuer verdorben und dann mit Scharlach bedeckt und die Florentiner den Arno nicht eher gesehen haben bis sie selbe aufrichteten. So schreibt Gio. Villani (Cronica. IV. 31.) und davon leitet man den Beinamen der „Blinden" (Orbi oder ciechi) her, den die alten Florentiner führten (Inferno, XV. 67.) und der zeigt wie sehr sie damals wegen ihres einfältigen arglosen Sinnes bekannt waren. Gemäß andern Schriftstellern soll jenes den Pisanern mit Unrecht aufgebürdet worden sein: so viel ist gewiß, daß die Säulen bei einer Ueberschwemmung des Arno sehr verdorben wurden und brachen. (Osservat. fior. I. 57.). — Als die Florentiner Pisa bewachten, gingen sie, „um die Ehrbarkeit der Frauen zu bewachen" nicht in die Stadt, sondern lagerten sich in einer Entfernung zweier Miglien. Auch gaben sie scharfe Befehle, daß keiner die Stadt betreten sollte, und da einer es dennoch gethan, wurde er gehängt.

ten, sahen nun mit Stolz auf ihre Nachbaren. Der Dichter nennt die Neuen „fiesolenische Bestien.“ *) Innere Zwistigkeiten führten auswärtige Kriege herbei, und mit ihnen kam Verderben über Italien. Wo ehedem Zucht, Unkunde der Eitelkeit, brachten die Franzosen, Begleiter der nach Neapel gekommenen Anjou, Verweichlichung, damit Verschlechterung der Sitten, des öffentlichen und häuslichen Lebens. Da sind nun die Klagen so allgemein als häufig. „Großes Unglück bedrängte die Florentiner: es war Gottes Gericht, weil sie verderbt waren. Und unter andern hatten sie sich dem Wohlleben und schlimmen Sitten ergeben. Sie waren uneins in Glaubenssachen und es gab blutige Streite. Glück gegen Feinde hatte sie hochmüthig gemacht, und sie waren einander feindselig und undankbar, und lebten in unehrbaren Sünden.“ **) Forese Donati, des Alighieri geliebter Freund, preist seine Gattin Nella, „Gott lieb und um so theurer, weil sie in guten Werken über Alle“ als Muster der Weiblichkeit, und klagt voll Entrüstung, die entarteten Weiber eines berüchtigten Landstriches in Sardinien seien züchtiger als die Florentinerinnen. Bald werde eine Zeit kommen, wo man von der Kanzel herab den ehrlosen Frauen verbieten müsse sich noch mehr zu entblösen. ***) — Der Luxus jener Zeit wird von Allen als groß geschildert. Die Jünglinge verschmähten die alte gute heimische Tracht und thaten's

*) Inferno, XV. 73.
**) Malaspini, 70. 75.
***) Purgatorio, XXIII. 94.

den Fremden nach; spielten und zechten, und erstickten im Wohlleben die Liebe zum vaterländischen Boden. Hatten sie dann das Ihrige durchgebracht, so übten sie schlimme Künste, um leben zu können oder gingen in fremde Länder, wo sie auf den Namen ihres Volkes Unehre häuften. Die Frauen trugen Kronen, wie Königinnen pflegen, Schmuck wie Hoffräulein, Gürtel schwer von Gold und Silber die sie selber überstrahlten, um Hals und Arme Ketten von vergoldetem Silber, goldene Kettchen in den Haaren wie Römerinnen und Griechinnen. Es war Sitte mit entblöstem Halse und nackten Schultern zu gehen. Der häusliche Friede war durch Hoffart und Anmaßungen der Frauen gestört, und viele Männer schadeten sich am Besitz und gutem Rufe, weil sie nicht mehr zu Hause leben wollten. — Doch," bemerkte Friedrich abbrechend, „ich ermüde Dich wohl mit allen diesen Einzelnheiten; indeß kann man nur durch ihre Zusammenstellung einen Ueberblick gewinnen und das Bild der Zeit in so geschaffenem Spiegel reflectiren."

„Ich habe Dir mit Vergnügen zugehört," erwiederte Carl, „denn mir ist noch nicht Musse und Gelegenheit geworden, mich über jene Verhältnisse der alten Florentiner zu unterrichten. Und doch ist Alles, was die Sittengeschichte eines Volkes betrifft, eben so wichtig und häufig wichtiger als das blos Politische. Von gewonnenen und verlorenen Schlachten, Belagerungen und Eroberungen, Empörungen und Gräuelthaten haben wir von Beginn unserer historischen Kunde an nur allzuviel vernommen, und haben leider noch in unsern Tagen genug zum Krankwerden davon unter den Au-

gen: gern gäbe ich die Hälfte dieser Kenntniß hin, könnte ich damit zuverläßigere Nachrichten vom Leben und Wesen der Vorzeit erkaufen. Wie viel nützlicher und zugleich erfreulicher würden sie uns sein, und wie viel mehr würden sie zur eigentlichen Kenntniß der Geschichte, zur Kenntniß des Menschen beitragen als jene. Die Geschichte des Staats erhält aus der Geschichte des Hauses erst ihre rechte Begründung und Bedeutung. Doch da unsere Unterhaltung sich nun einmal so sehr in diesen Gegenstand vertieft hat, so meine ich, wenn's Dir recht ist, wir könnten damit fortfahren."

„Gern will ich Dir, was ich darüber gesammelt und gedacht, ferner mittheilen: für jetzt aber scheint mir zweierlei betrachtet werden zu müssen. Vorerst bedenkst Du nicht, daß die Sonne eben den Rand des Horizont's berührt und wir das Zwielicht noch zu unserer Heimkehr zu benutzen gut thun würden. Dann habe ich über diejenigen Eigenschaften, die mir im Charakter der Florentiner als die vorherrschenden aufgefallen, so wie über ihr öffentliches und häusliches Leben einige Notizen und Ansichten aufgezeichnet, aus denen mir auch dasjenige im Gedächtnisse geblieben, was ich eben zur Vergleichung aus ihrer Vorzeit berührt. Macht es Dir Vergnügen, so theile ich Dir gelegentlich einige Blätter davon mit. Jetzt aber laß uns die Zeche bezahlen und uns auf den Weg machen." — Dies war bald geschehen. Sie gingen über den geräumigen schattigen Platz vor der Hauptkirche des Städchens, wo Knaben und Erwachsene sich mit dem Ballspiel belustigten, und eben eine lange doppelte Reihe von Schwarzröcken zu dem stattlichen Seminar zurückzog, während einige Söhne des heil. Franziscus in

ihren braunen Kutten und gelben Strohhüten den steilen Weg zu dem nahen reizend gelegenen Kloster hinanstiegen. Als sie, die Höhe verlassend, an die Cypressen Allee der Villa Mozzi gelangten — das Landhaus, in dem einst Lorenzo und Giuliano de Medici bei einem festlichen Gelage von den Pazzi hätten ermordet werden sollen, wo indeß nur durch Zufall die meuchlerische That unterblieb — breitete sich die ganze weite Landschaft von Florenz vor ihren Blicken aus. Die Sonne ging eben hinter den fernen gezackten carrarischen Gebirgen unter: rosige Wölkchen schwammen im Meere des reinblauen Aethers, die Ferne lag mit ungewissen Umrissen in Duft gehüllt, die näheren Hügel in einem mannichfachen Grün in den schönsten Schattirungen vom Silber des Oelbaums bis zur schwärzlichen Cypresse; die umkreisenden Berge mit Purpur übergossen. Weit dehnte sich die Stadt von Osten nach Westen aus, während ihre Thürme und Kuppeln aus der schon in eine verschwimmende Masse zusammenfluthenden Häusermenge mächtig emporschossen. Ueber alle thürmte sich in den schönsten Verhältnissen der Dom, des aus Deutschland stammenden Lapo, von Brunnelleschi gekröntes Werk, zur Seite der materische Glockenthurm, das phantasiereiche Erzeugniß eines den Grazien opfernden Geistes; weiter hinten stieg über Festung ähnlichen mit Zinnen versehenen Mauern ein schlanker grauer eigenthümlich gestalteter Thurm hervor, der des alten Palastes; über den Marmorgrüften der Medici wölbte sich die Kuppel von San Lorenzo, über dem Staube vieler Großen und Würdigen Italiens die alterthümliche Kreuzkirche. Von Thürmen

beschützt bildeten die gezackten Mauern eine lange hie und da unterbrochene Linie. Im Vordergrunde senkten sich die Hügel sanft in die Ebene hinunter, mit Landhäusern übersäet, von Reben und Oelbäumen bedeckt, überall in den wohlbebauten Strichen das Ansehn des Wohlstandes, die Segnungen der Natur und der ungestörten Thätigkeit. — Es war bereits dunkel geworden als die Freunde, am murmelnden Mugnone entlang, die tiefen Schatten der Baumgruppen des Parterre erreichten, da wo einst das KlosterSan Gallo gestanden, von Lorenzo dem Erlauchten mit ungeheurem Aufwande erbaut und jetzt spurlos verschwunden. Der mächtige aber schwerfällige Triumphbogen, Toscana's erstem Herrscher aus dem lothringischen Hause vor beinahe einem Jahrhunderte errichtet, bezeichnet den Eingang in die Stadt.

Als am folgenden Tage die Beiden wieder zusammentrafen, sprach Friedrich, indem er einige Blätter hervorzog: „ich will meinem gestrigen Versprechen nachkommen und Dir eines und das andere über das Volk, in dessen Mitte wir leben, vorlesen."

„Der Fremde, der nach Italien kommt und, wie es bei Vielen namentlich Engländern gewöhnlich ist, zuerst in Florenz einen längern Aufenthalt macht, also erst hier Gelegenheit findet, mit dem Einheimischen in nähere gesellschaftliche oder Geschäfts-Berührung zu kommen, was bei dem raschen Durcheilen von Städten und Gegenden, wo man meist nur Wirthe, Custoden, Lohnbediente und Miethkutscher kennen lernt, nicht wohl möglich ist, wun-

dert sich in den meisten Fällen, so wenig von dem anzutreffen, was er sich aus Reisebeschreibungen und Handbüchern als den Typus des italienischen Nationalcharakters zusammengesetzt hat. Trotz dem, daß das Reisen nach Italien jetzt so sehr an der Tagesordnung ist und es also wohl nirgends an Leuten fehlen kann, die das Land gesehn, kommen doch noch täglich so manche mit den seltsamsten Begriffen und Erwartungen. So finden sich nicht Wenige im Lande selber getäuscht. Folgt ein Deutscher dem Rathe eines wohlbekannten und vielgebrauchten doch leider mit Irrthümern aller Art angefüllten Reisehandbuchs und kommt im **Winter nach Italien** in der Hoffnung, der nordischen Kälte zu entgehen, so kann er im Durchschnitt darauf rechnen, trotz grüner Oelbäume und Cypressen die schlimme Jahreszeit unangenehmer zu finden als am heimischen Herd. Manche glauben, Italien müsse von einem Ende zum andern ein Garten sein. Dann finden sie häufig die lombardische Ebene langweilig, sind getäuscht wenn sie keine Orangenwälder treffen und schon überdrüßig wenn sie die Apenninen erreichen, deren Bergpartie ihnen nun gar nicht gefallen will. Auch für den Charakter des Volkes wird gewöhnlich ein Schema gebildet. Dahinein gehören denn regelmäßig das wenige Vertrauen, das man dem Italiener schenken können soll, seine Treulosigkeit, Leichtfertigkeit, Rachsucht, Sittenlosigkeit, Bigotterie, knechtisches Wesen und was wir Nordländer im Gefühle unserer moralischen Tugenden dem armen Südländer sonst noch aufzubürden für gut finden. Ueberhaupt denken sich Viele alle Italiener von einer entschiedenen Individualität.

Das will nun gewöhnlich auf unsere Florentiner nicht recht paſen.

Es mag aber auch wenige Städte Italiens geben, wo ſich der Nationalcharakter in ſo wenig auffallenden und entſchiedenen Formen äußert. Dies läßt ſich im Allgemeinen von den verſchiedenen Ständen ſagen. Der häufige Umgang mit den Fremden iſt überdies noch Schuld daran, daß die höheren ſich deren Sitten aneignen, ſo wie denn überhaupt, einzelne Nüancen abgerechnet, die vornehme Welt in Europa im Grunde dieſelbe Phyſiognomie hat. Der Florentiner vom hohen Stande hat den Ruf, geizig, abgeſchloſſen und wenig entgegenkommend und gaſtfrei zu ſein; und wie es ſcheint, nicht ganz mit Unrecht. Sie leben zurückgezogen im Innern ihrer groſſen altmodiſchen Paläſte, deren hohe Wände mit ſeidenen Tapeten ausgeſchlagen und mit einer Menge düſterer Gemälde behangen ſind, worunter man nicht allzuoft gute findet. Häufig iſt dort Alles prächtig — viel Vergoldung, deckenhohe Spiegel, ungeheure Kronleuchter, mit feinen Steinen ausgelegte Tiſche, ſammtne Möbel — aber es iſt gewöhnlich eine Pracht aus den Zeiten der Medici, nicht ſelten eine zerfetzte. Man merkt es dem ehrwürdigen Ausſehn dieſer hochlehnigen Stühle an, daß ſie ſchon manche Jahrzehnte geſehen haben, das Schnitzwerk iſt kein gothiſches im modernen Geſchmack, das Glas der Kronleuchter und Spiegel iſt vergelbt und verunreinigt. Manche dieſer ſchönen alten Häuſer, die für eine Ewigkeit gebaut ſcheinen, befinden ſich im Innern in einem nicht allzutröſtlichen Zuſtande. Der gute Geſchmack herrſcht nicht immer vor: der Perückenſtyl, der

so lange die toscanische Architectur verunstaltete, hat auch hier seine traurigen Spuren zurückgelassen. Die Deckengemälde sind meist aus der schlimmsten Epoche der Manieristen, die Verzierungen geschmacklos und übertrieben, die Bildsäulen, wenn sie nicht Copien, untröstliche Denkmäler der untergegangenen Kunst. — Die wenige Liebe, die der Italiener gegen sein Haus beweist, könnte dem Nordländer auffallen. Diesem ist die Wohnung Alles: man findet dies Gefühl immer mehr je weiter man gegen Norden kommt. So wie das Bedürfniß abnimmt, vermindert sich auch die Anhänglichkeit: überhaupt ist das eigentlich behagliche Wesen, das die Wohnungen und das Hauswesen der nördlichen Völker auszeichnet, hier nicht zu Hause. Es ist eine Aeusserung der climatischen Verschiedenheit. In diesen weiten hohen halbdunkeln Sälen kann man sich nicht so wohl fühlen als in den mittelgroßen freundlichen Zimmern. Hier berechnet man die Wohnung auf den Sommer und sucht sich vor der Sonne zu schützen, daher die engen Straßen und hohen Häuser, in die das Licht oft nur sehr spärlich fällt; dann behilft man sich im Winter so gut man kann und hüllt sich zu Hause in doppeltes Pelzwerk ein.

Zu den Hauptleidenschaften der Vermögendern sind Theater und Equipagen zu rechnen. Für erstere ist durch die vielen Schauspielhäuser von Florenz gesorgt. Die Opernloge ist hier wie überall in Italien Besuch- und Gesellschaftszimmer: nur bei Lieblingsstücken hört man zu, sonst ist die Unterhaltung lauter als Orchester und Gesang. Die Empfänglichkeit für Musik ist lebhaft, der

Enthusiasmus, den das Schöne erweckt, übersprudelnd. Dann wird man auch trotz der südlichen Lebhaftigkeit nicht müde, Monate hindurch immer wieder dasselbe zu hören; ein deutsches Publikum würde schöne Gesichter machen, wenn man ihm einige Wochen lang jeden Abend dieselbe Oper auftischte, und gefiele sie ihm noch so sehr. — Was nun die zweite Liebhaberei betrifft, so zeigt sie sich zur Genüge, wenn man Florenz im Carneval, während der Johannisfeste oder an einem schönen Sonntag-Nachmittag sieht. Es wird darin ein wahrer Luxus getrieben. Man glaubt, mancher lasse sich in seinem Hauswesen bittere Entbehrungen gefallen, um diesen Freuden huldigen zu können. Ueberhaupt ist der Sinn sehr auf das Aeußere gerichtet: wenn man nur den Schein retten kann, so bekümmert man sich oft sehr wenig um die Wirklichkeit.

Das Volk ist in seinem Wesen sanft, höflich, gemäßigt, häufig zuvorkommend und das, was der Italiener unter dem Worte gentile versteht. Es hat dabei etwas Vertrauliches, welches bisweilen Offenheit wird. Unter den gebildeten Klassen findet man liebenswürdiges Entgegenkommen und den Wunsch, nützlich und dienstfertig sein zu können. Der Zutritt zu manchem, das anderswo fast unzugänglich sein würde, ist hier meist leicht. Freilich tragen die Versicherungen von Bereitwilligkeit und die Freundschaftsbezeugungen, womit man gar nicht karg ist, es häufig in Worten über die Werke davon. Dies möchte man indeß nicht blos hier finden. Wäre der Jugend ein weiterer Spielraum der

Thätigkeit und rühmlichen Wirkens öffnet als es jetzt der Fall ist, wo bei dem geringen Umfange des Staates und der Unwichtigkeit aller äußeren Verhältnisse fast jeder Weg zur Auszeichnung versperrt ist: so würde mit der Verminderung der leider sehr großen Zahl der Unbeschäftigten auch der Geist des Ganzen einen größeren Aufschwung nehmen, und die Moralität würde sich dabei gewiß nicht zu beklagen haben. Wäre die Volkserziehung ausgebildeter und sorgfältiger als sie es ist, so würde der allgemeine Zustand der verschiedenen Klassen und ihre Verhältnisse zu einander sich weit verbessern. Aufklärung wird, guten Regenten Dank! schon nicht mehr als Verderben betrachtet, und es würden wohl keine Scenen mehr vorfallen wie die, welche dem großen Leopold sein wohlthätiges Werk verbitterten und nach seinem Abtreten Schmach auf Toscana häuften: aber die Gewalt der Bigotterie ist noch groß. Die Zahl der unwissenden Priester, in deren Stande man hinwieder so viele Männer trifft, die dessen wahren Geist begriffen haben und umfassende Ansichten mit Religiosität und Gelehrsamkeit verbinden, ist noch immer nur zu bedeutend und von ihnen läßt ein großer Theil des Volkes sich leiten, ihnen die äußeren Zeichen der Ehrerbietung gewährend, während es nicht selten im Innern ganz andrer Meinung ist. *) Wie sehr dieser Widerstreit der Religion schaden

*) Wir glauben unsern Lesern ein Vergnügen zu machen, wenn wir ihnen hier, in einem artigen Kupferstiche eine solche Scene äußerer Ehrerbietung italienischer Art

muß braucht nicht erst erörtert zu werden. Nirgendwo in einem catholischen Lande ist wohl das Priester- und Mönchthum mehr mit Lächerlichkeit gegeißelt und mit allem was unehrbar, bezüchtigt worden als von den florentinischen Novellisten, die trotz der gröbsten Immoralität, der ausschweifendsten Ausgelassenheit und des schändlichsten Cynismus, die nur zu viele derselben besudeln, so unbestreitbare Vorzüge sie auch immer in anderer Hinsicht besitzen mögen, noch immer sich in den Händen des Volkes befinden, das durch ihre Lectüre eben nicht gebessert wird.

Der Florentiner hält große Dinge auf Kleiderschmuck, und könnte ohne das Pariser Modenjournal nicht leben. Die jungen Leute thun es bald den Franzosen, bald den Engländern nach, und der florentinische Elegant ist in Italien zum Sprüchworte geworden. Dieses erstreckt sich selbst auf das Landvolk. Der Schmuck einer nur mittelmäßig wohlhabenden Pachterstochter aus der Umgebung der Stadt, in Halsband, Ohrgehängen und Ringen bestehend, ist ein wahrer Schatz: arme Taglöhnerinnen legen Jahre lang zurück was sie sich in Versagung des Nothwendigsten ersparen, um große goldene Ohrgehänge und Corallenschnüre zu kaufen. Ein solcher Schmuck wird oft ein Familiengut, das sich von Mutter

---

vorlegen. Die Umgebungen sind zwar keine florentinischen, sondern stellen die Ansicht der schönen und reizend gelegenen Villa d'Este in Tivoli dar, aber ob auch etwas südlicher verlegt wird das zierliche Blättchen doch hier nicht minder willkommen sein.

Der Herausgeber.

auf Tochter vererbt. Die Brautausſtattung iſt, wo die Verhältniſſe es nur in etwas geſtatten, ſehr bedeutend, oft reich. Nachdem die Heirath beſchloſſen und die Morgengabe beſtimmt worden iſt, wird ſie angeſchafft und Freunden und Nachbaren in wohlverſorgten und gefüllten Truhen gezeigt. Dieſe oft recht hübſchen, immer anſtändig, nicht ſelten mit wahrem Zuſtrand gekleideten Landmädchen, in ihrem gelben ſelbſtgewirkten Strohhut oder des Winters im Männerhut mit breitem Band und Agraffe, tragen nicht wenig dazu bei, der vortrefflich angebauten Umgebung von Florenz, überſäet mit zahlloſen von Mauern eingeſchloſſenen Pachthöfen, an deren Wänden die Rebe mit ihren breiten gezackten Blättern und purpurnen Früchten emporrankt, ein Anſehen des Wohlſtandes und der Behaglichkeit zu geben, das man vielleicht in Italien nicht anderswo findet, wenn man auch wohl maleriſchere Landſchaften, großartigere ſüdlichere Formen der Bewohner und mehr pittoreske und phantaſtiſche Coſtüme antreffen mag.

Die weibliche Erziehung trägt hier ſelten dazu bei, glückliche Naturgaben vortheilhaft zu entwickeln und Herz und Geiſt zu bilden. Familien der höheren Stände ſchicken ihre Töchter gewöhnlich von Kindheit an in Klöſter oder kloſterähnliche Erziehung-Anſtalten, die ſie nie verlaſſen, ſelbſt nicht um ihre Eltern zu ſehen, von denen ſie nur ſelten Beſuche erhalten dürfen, und wo man ſie läßt, bis ſie erwachſen ſind. Der Unterricht iſt hier natürlich beſchränkt und von Vorurtheilen und verkehrten Anſichten umgeben. Die Verheirathung der Mädchen

wird häufig von den Eltern ohne ihr Zuthun und Mitwissen beschlossen, und kaum ihrer Einsamkeit entschlüpft treten sie fast unmittelbar in die Welt und in Verhältnisse, von denen sie nichts kennen, über deren Forderungen und Pflichten sie entweder keine oder verworrene und falsche Begriffe haben, und wonach sie in ihren Klöstern oft seufzten, weil sie dann frei zu sein hofften. Diese Idee der Freiheit veranlaßt nicht wenige der nachfolgenden Uebel und Verirrungen. Sie wollen sich für früheren Zwang entschädigen und werden ausgelassen; sie sind kalt gegen den, der ihre Lebensschicksale theilen soll, indem ihre Neigung nur selten dabei befragt worden ist, und das Gefühl der Pflicht hindert sie nicht lange, indem das Beispiel sie täglich zur Uebertretung verlockt. Daher jene zahlreichen Verhältnisse, jene Ehen in der Ehe, von Manchen zu strenge, von Andern zu leicht beurtheilt, die sich zwar im Vergleich mit früheren Zeiten vermindert haben, aber nimmer aufhören werden, so lange nicht eine der Haupturſachen durch eine Veränderung im System der Erziehung weggeräumt wird, so lange die unbeschäftigte Jugend keinen Drang der Thätigkeit empfindet und ihr keine Gelegenheit zur Befriedigung dieses Dranges geboten wird, und so lange die öffentliche Meinung fortfährt, dem gegenwärtigen Zustande der Dinge zuzunicken und ihn gleichsam gutzuheißen. Es ist hierbei doch noch wenigstens eine Art von Trost vorhanden, nämlich daß es wenige eigentlich unglückliche Ehen giebt. Dazu sind die Betheiligten gegeneinander zu gleichgültig, und jeder geht seinen eigenen Weg, ohne sich viel um den des an-

hern zu kümmern. Der weibliche Charakter zeigt sich hier oft in seiner geistvollen Lebendigkeit, leidenschaftlichen Heftigkeit, raschen Auffassungskraft und seinem unverwüstlichen Leichtsinn. Der Lebensgenuß ist ihm das Höchste: diesem werden häusliches und Familienglück geopfert. Man trifft noch jene starken, großartigen, fast männlichen Charaktere, die mit Festigkeit und Leidenschaft an dem einmal gefaßten Vorsatze halten, ohne auf andere und auf sich selber Rücksicht zu nehmen. Florenz hat in seiner Geschichte mehr als eine berühmte Frau aufzuweisen, und wenn uns auch die Chroniken den Namen jener Mutter nicht aufbewahrt haben, die sich halb sinnlos, mit fliegendem Haar und dem Schrei der Verzweiflung dem losgekommenen Löwen entgegenstürzte, der ihr einziges Kind ergriffen hatte und weder die Mutter noch den Knaben beschädigte, welchen letzteren man daher den kleinen Roland vom Löwen nannte: so ist sie doch darum nicht minder bekannt und berühmt geworden.

So sehr auch die sinnliche Natur bei dem Florentiner vorherrscht, so wenig kann man ihm hinwieder Unmäßigkeit Schuld geben. Dasjenige was man gewöhnlich unter dem Namen der Freuden der Tafel bezeichnet, ist hier im Durchschnitt wenig bekannt. Der Italiener macht überhaupt aus dem Mittagsmahl keine wichtige Angelegenheit, wie z. B. der Engländer thut. Noch lieben die Florentiner, — die von Rebenhügeln umgebenen, deren Wein schon vor Alters so berühmt war, daß er bei einem Abendmahl, welches St. Cyprian der berühmte Bischof von Carthago in einer seiner Schriften die Patriarchen des

alten Bundes halten läßt, von der schönen Rahel gewählt wird, — den Traubensohn: doch geben sie sich seinem Genusse nie bis zur Unmäßigkeit hin. Es scheint hierin im Vergleiche mit früheren Zeiten eine große Veränderung vorgegangen zu sein: vielleicht hängt die Abnahme des fröhlichen Geistes, der das Volk ehedem charakterisirte, in etwas damit zusammen. Vor etwa fünf Jahrhunderten war das ganz anders. Trinkgelage in Osterien waren auch unter den gesitteten Personen gewöhnlich, und jedesmal trank man vor dem Mittagsmahl einen Becher edeln Weines. Fröhliche Gesellschaften von Adeligen sowohl als Künstlern und Gelehrten traten unter dem Namen von Academien zusammen, und in ihnen wurden Witze und Späße erdacht und ausgeführt. Franco Sacchetti, der ergötzliche Novellist, der uns in seinen kleinen Erzählungen so viele Aufschlüsse über das häusliche Leben der Florentiner seiner Zeit giebt, berichtet unter andern ein Geschichtchen, das zur Bezeichnung des damaligen Charakters hier eine Stelle finden möge. „Scolaio Franchi, ein guter Trinker und fleißiger Besucher der Schenken, fand eines Morgens in einer Taverne, zur Feige genannt, einen köstlichen Wein, und so ging er mit Guido Colombi und dem Bianco di Bonso hin, und sie ließen sich ein Maaß vorsetzen. Da nun jeder seinen Becher in der Hand hatte, und sich ihre Augen im Glase und im hellen goldfarbenen Weine spiegelten, so fing Scolaio folgendermaßen zu reden an: Gesegnet seid Ihr, die Ihr diese Weinberge bauet, und verwünscht sind die, welche Euch besteuerten! Wärt Ihr nicht, was sollten wir trin-

ken? Komme ich je in den Magiſtrat, ſo werde ich ſchon Mittel zu finden wiſſen, dieſe guten Leute von den Auflagen zu befreien. Sie arbeiten das ganze Jahr für uns und was ſie thun, iſt bloß zu unſerm Beſten. Wenn Ihr mir nicht glaubt, ſo möget Ihr wiſſen, daß die, welche uns dieſen köſtlichen Wein geſchafft, ſich für ihren eigenen Mund mit Eſſig und Waſſer behelfen. Sie ſind wahrhaft Söhne Gottes, der auch alles für uns thut wie jene." Und ſo fuhr er mit ſeinem Reden fort und ſagte endlich: „Ich will daß Ihr wiſſen ſollt, daß zu Anfang der Welt beſchloſſen ward, Scolaio ſolle dieſen Becher Weines trinken." Eben war einer ſeiner Bekannten, Namens Capo del Corſo eingetreten, und da dieſer hinter dem Stuhle ſtehend die Predigt vernommen, ſtreckte er ſeine Hand aus, ergriff Scolaio's Becher mit den Worten: „Im Gegentheil ward es beſchloſſen, daß ich ihn trinken ſollte!" und leerte ihn in einem Zuge aus.

Schon manchem iſt es aufgefallen, daß der jetzige Volkscharakter der Florentiner ſo durchaus von dem verſchieden iſt, was er im Mittelalter war, ſo daß man ſich unter ein ganz anderes Volk verſetzt glaubt als jenes geweſen, deſſen Denkwürdigkeiten man lieſt. Es gab vielleicht in ganz Italien keine unruhigeren, leidenſchaftlicheren, uneinigeren, neuerungsſüchtigeren Leute, als die Bewohner dieſer Stadt. Wie könne es auch anders ſein, meinen ihre Chroniſten, da ſie unter dem Einfluß des Geſtirnes des Mars gegründet und der wilde Gott des Krieges ihr Schutzgott geweſen ſei? Nie mit der Regierung zufrieden, unter der ſie ſtanden, fanden die einen ſie ent-

weder zu beschränkt oder die Andern zu frei; ihre vornehmen Geschlechter hatten weder unter sich noch mit dem Volke jemals Frieden: Blutige Parteiungen zerrissen selbst die Familienbande und waffneten Verwandte gegen Verwandte. Kämpfe und Mordthaten auf öffentlicher Straße waren nichts seltenes. Politische Entzweiungen fanden im persönlichen Hasse Nahrung, und immer lebte ein Theil des Adels in der Verbannung, Himmel und Erde gegen ihre glücklicheren Gegner aufbietend, bis die Reihe wieder an diese kam, mit Weib und Kind auf fremdem Boden Schutz zu suchen, während ihre Wohnungen verwüstet und zerstört und ihre Besitzthümer von den Siegern eingezogen wurden. So währte es durch das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert, die thatenreichste Zeit Italiens, wo das öffentliche Leben plötzlich zu einer vielversprechenden männlichen Jugend erwuchs und eine Ueberfülle von Thatenlust und Kraft zeigte, die nur allzubald sich selber gefährlich ward und sich selbst verzehrte. Dieser Zustand der Ueberreizung mußte nothwendig Erschöpfung veranlassen. Ein Theil des Volkes, ruhiger geworden, widmete sich ungestörter seinen Beschäftigungen, und dann sah man die Industrie in ihrer höchsten Blüthe. Die Umwandlung der alten Sitten trug hierzu bei. Der Gebrauch, sich in Häute zu kleiden, ohne Zweifel von nordischen Eroberern eingeführt, wich, als mit dem Clima unverträglich, erst dem Leder, dann dem Wollentuch und der Seide. In der Bearbeitung Beider machten die Florentiner sich über Alle berühmt. Schon im dreizehnten Jahrhundert war die Stadt voll von

Tuchwebern und Färbern und versorgte beinahe ganz Europa mit den feineren Erzeugnissen dieser Gattung; der Seidenbau, hauptsächlich durch Genuesen und Venetianer, bei ihren Verbindungen mit dem Orient, in Italien eingeführt, breitete sich im vierzehnten Jahrhundert auf eine bewunderungswürdige Weise aus. Florenz, wo man 1374 über achtzig Seidenfabriken zählte, ward nun eine reiche Handelsstadt, die zwar den Wunsch über ihre Nachbarn zu herrschen, nicht aufgab, aber ihre Kriege durch Söldner führen ließ, wie es meist in Italien gebräuchlich wurde; und die von den benachbarten Sienesen den Hafen Telamone, von den Genuesen den von Livorno kaufte um mit eigenen Schiffen nach der Levante zu handeln. Die vornehmsten Familien widmeten sich dem Verkehr und dem Wechselgeschäft. Italien war damals das Mittelglied zwischen dem Osten und Westen: daher der ungeheure, rasch erworbene Reichthum einzelner Geschlechter; daher die Rückwirkung, daß sie sich nicht mit ihrem Stande begnügten sondern nach höheren Dingen strebten; daher die Versuche der Einzelnen über ihre Mitbürger zu herrschen, Eifersucht und neue Zwiste. Die Familie der Medici, aus der toscanischen Provinz des Mugello nach Florenz gekommen, hatte sich schon zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts angesehen und zugleich dem Volke beliebt gemacht und sich zu den ersten Magistratstellen den Weg gebahnt. Das Ansehn vererbte sich von Vater auf Sohn. Giovanni d' Averardo legte in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts den wahren Grundstein zu der späteren Größe. Wie, das sehen wir deutlich aus

der Schilderung, die uns Machiavell von seinem Charakter hinterlassen hat. „Er war mildthätig nicht nur gegen Bittende sondern auch ungefragt, wo er Noth wußte. Er liebte jeden, lobte die Guten, bedauerte die Schlimmen. Er verlangte nie Ehren und erlangte sie alle. Nur gerufen nahm er an öffentlichen Angelegenheiten Theil, liebte den Frieden, half in Bedrängniß, mehrte das öffentliche Gut. In seinen Amtsstellen war er gefällig, nicht sehr beredt aber sehr gewandt. Seine Miene war ernst aber seine Rede belebt und heiter." Mit seinem staatsklugen und freigebigen Sohne Cosmus, genannt der Alte, für den Michelozzo Micheloszi den schönen Palast baute, der unter dem Namen des Hauses Riccardi noch jetzt die erste Zierde der breiten Straße ist, befestigte sich die Größe der Familie, durch unermeßlichen Reichthum unterstützt. Aber nun war der florentinische Adel nicht mehr geneigt, ihrem überhandnehmenden Ansehn ruhig zuzuschauen. Die Kämpfe um die Obergewalt — denn dies Verlangen beschränkte sich nicht auf die Medici — endeten nicht: die Verbannung des ältern Cosmus, die Verschwörungen der Pazzi und Luca Pitti's gegen Lorenzo den Erlauchten, der bereits mehr als Fürst denn als Privatmann lebte, die Vertreibungen Peter's, Hippolyt's, Alexander's, die Versuche der Strozzi, Altoviti's und Anderer gegen den Herzog Cosmus aus dem jüngern Zweige der Familie, sind nur einzelne Glieder der großen Kette.

Der Charakter des Volkes konnte dabei unmöglich ohne große Veränderungen bleiben. Verwöhnt durch die Freigebigkeit und die Schmeicheleien des mediceischen Hau-

ses, das einzelne Männer von ausgezeichnetem Talente hervorbrachte, hatte wenigstens ein großer Theil derselben seine Freiheit so ziemlich vergessen. Es blieb von nun an immer in zwei Parteien getheilt, von denen die Palleschen (so nannte man die Anhänger der Medici nach den Kugeln im Wappen dieser Familie) endlich durch Hülfe von aussen völlig die Oberhand behielten. Die Belagerung und nachfolgende Eroberung im Jahre 1530 gab der Republik den Todesstoß. Der Wohlstand war großentheils vernichtet; was nicht verbannt ward oder auswanderte, schmiegte sich. Von der Zeit des ersten Großherzogs Cosmus an (1535 — 1574.), der ein eben so talentvoller als moralisch verlorener Mensch war, und auf den man des Cornelius Nepos Worte vom Alcibiades anwendete „er sei in Lastern wie in Tugenden unübertrefflich gewesen", nahm die bedeutendste Umwandlung des Volkes ihren Anfang. Das Beispiel der verworfenen Sitten des Hofes (man denke nur an Cosmus selbst, an Franz I. und Bianca Cappello!) zerstörte namentlich unter den höheren Klassen, die nicht lange zögerten diesen Fürsten in ihrer Unehrbarkeit Vorschub zu leisten, was noch vom Bessern geblieben war. Volk und Land verarmten, während den Sinnen geschmeichelt wurde; der Adel verlernte seinen alten republikanischen Stolz, seinen Durst nach Unabhängigkeit, um den neuen Herren mit höfischen Künsten zu schmeicheln. Mit der Moralität sank auch der gute Geschmack in den Künsten, deren goldenes Zeitalter verblüht war. Vasari und Bandinelli waren jetzt die vorgezogenen Lieblinge. Jede edlere fei-

nere Gesinnung ward gehaßt und wurde öffentlich oder heimlich verfolgt. Das Volk verlor seine Thatkraft, der Geist seine Elastizität. Unter jenen Medici, die man noch jetzt nicht selten als die großmüthigen Beschützer der Wissenschaften preist, wurden ein Carnesecchi und Galilei der Inquisition ausgeliefert. Die Hauptstadt sog das Herzblut der Provinzen, und das ihre der Hof. Das Land steckte nicht selten in der größten Zerrüttung der Finanzen, weil die unsinnigste Verschwendung des Einen nach allen Winden zerstreute, was die schaamlose Erpressung des Andern zusammengescharrt. Industrie und Handel sanken zu einem kläglichen Schatten ihrer früheren Blüthe. Statt der mehr denn hunderttausend Stücke Wollentuchs die früher aus den florentinischen Manufacturen hervorgingen, lieferten diese jetzt kaum dreitausend. Der gute Ruf des Volkes war verloren: selbst an dem verdorbenen französischen Hofe machten die durch Catharinen von Medici dahin gekommenen Florentiner Aufsehen. Unter schwachen Regenten versank Alles in Schlaffheit. Die Hauptstadt wie das ganze Land strotzten von Klöstern, die sich namentlich unter Cosmus III. auf eine entsetzliche Weise vermehrten und bereicherten, und in denen zum Theil ein Leben geführt wurde, das, nachdem es später aufgedeckt worden, ein Schandfleck für ewige Zeiten bleiben wird. Ueberhaupt war die wahre Religiosität in bloser äusserer Observanz untergegangen: das Volk, sittsam, fromm und eingezogen scheinend unter dem genannten Fürsten, der seine Schätze an faulenzende Mönche, namentlich an die Jesuiten, seine Freunde, seine Rathgeber, seine geistlichen

Führer verschleuderte; der wünschte, das Volk möchte den größten Theil seiner Zeit mit kirchlichen Functionen und Ceremonien zubringen, und der sich als heiliger Joseph mit einem Lilienstengel malen ließ, während die schöneren Tugenden, durch deren Ausübung er sein Volk hätte beglücken können, ihm nur zu fremd waren: — dieses nemliche Volk wurde unter seinem Nachfolger das lüderlichste von Europa. Da war von jenen starken, freien, hochherzigen Florentinern der Vorzeit kaum eine Spur mehr zu entdecken.

Braucht man sich nun noch zu verwundern, daß die Florentiner ausgeartet waren, als das mediceische Haus, Hauptursache vieler Uebel, im Jahre 1737 mit Johann Gasto erlosch? Kurz vor dem Aussterben des Regentenhauses blitzte noch einmal die Erinnerung an die Republik und die Hoffnung ihrer Wiederherstellung in den Gemüthern auf: aber man hatte schon anderwärts über Toscana verfügt. Unter der neuen Regierung wurde Vieles anders, wurde der Saame manches Guten gestreut. Mit dem unvergeßlichen Peter Leopold begann eine neue Aera — leider erkannte man erst als man ihn verloren, seinen ganzen Werth. Das Widerstreben eines großen Theiles des Volkes gegen seine Pläne, verbitterte ihm seine Regierung. Man staunt wenn man erfährt, wie sehr die heilsamsten Reformen dieses weitblickenden philanthropischen Geistes verkezert worden sind. Nach ihm wurde durch Unwissenheit und Fanatismus Vieles wieder zu Grunde gerichtet, was er mühsam aufgebaut. Aber der große Anstoß war gege-

den und das stufenweise Fortschreiten konnte nicht mehr aufgehalten werden.

Kommen wir von diesem Rückblick wieder auf die Gegenwart, so finden wir das Volk ruhig, ordentlich, ohne heftige Leidenschaften oder mindestens ohne lebhafte Aeußerung derselben. Zu ausgedehnter industrieller Thätigkeit fehlt ihm Ausdauer; durch rasches geistvolles Auffassen läßt es sich nur zu oft zur Nachlässigkeit, zum Halblernen und Halbthun verleiten. Bequemlichkeit und bequemer Erwerb sind überhaupt Dinge, nach denen die arbeitenden Klassen streben. Die vielen Feiertage welche der catholische Cultus in diesem Lande mit sich bringt, begünstigen den Hang zum Nichtsthun nur allzusehr. Selten vergeht eine Woche, wo es nicht ein Kirchenfest giebt, und dann sind Werkstätten und Laden geschlossen. In minder productiven Ländern, wo die gewöhnlichen Lebensbedürfnisse weniger wohlfeil sind, müßten die Handwerker dabei Hungers sterben. Daß sie nun in beinahe Allem, was Producte der Industrie und Mechanik betrifft, von Andern, selbst da wo weniger glückliche Naturanlagen und äußere Begünstigungen vorhanden sind, hinter sich gelassen werden — daß demzufolge das Land genöthigt ist, seinen Bedarf zum großen Theil von aussen zu beziehen, und somit stets einen Theil seines Reichthums Fremden zu senden, während es ihn selber nützend vermehren könnte — bedarf wohl keiner Erläuterung. Die Hauptzweige der jetzigen Industrie sind die Seidenmanufacturen und die Verfertigung der Strohhüte, die durch ganz Europa berühmt sind. Sowohl in der Stadt als Umgebung sieht man fast überall Mädchen und Frauen,

die mit dem Flechten des feinen dünnen Strohes, das nirgends so schön wie hier gewonnen wird beschäftigt sind, und sich damit in günstigen Jahren einen anständigen Erwerb sichern. Wie mancher Hut, der die blonden Lockenköpfe deutscher Mädchen schmückt, ist aus ihren Händen hervorgegangen!

Der Florentiner ist selten sehr lustig und bis zur Ausgelassenheit aufgeweckt. Das Brio, welches andere Italiener in so hohem Grade besitzen, ist hier nur ausnahmweise zu finden. Die Stadt ist nicht lebhaft und nur an weniger starkbesuchten Orten, wie auf dem ehemaligen Platze der Signorie, den man jetzt den großherzoglichen nennt, vernimmt man rechtes Geräusch. Da drängen sich gewöhnlich dichte Haufen um Marionettenbuden, da rufen Quacksalber auf hohen Gerüsten oder auf einer von einem abgelebten Schimmel gezogenen wandernden Apotheke ihre Universalmittel aus und stecken als Wahrzeichen eine Fahne auf, wo man die heilige Magdalene sieht, die dem Heiland die Füße salbt. Da schreien Stiefelputzer, die mit allen möglichen Waaren wie wahnsinnig herumlaufen und sich dabei heiser rufen, es seien Gegenstände aus einem fallirten Etablissement, und sie könnten sie deßhalb um die Hälfte des ursprünglichen Preises geben, während sie doch noch mehr als das doppelte des wirklichen Werthes verlangen; da lärmen Miethkutscher die noch leere Plätze zu einer Reise nach Livorno, Bologna oder Rom haben, Victualienhändler, Blumenverkäufer u. A. den ganzen Tag über in grellen Tönen durch einander. Italien wird gewöhnlich das Land des Gesanges genannt und sollte es sei-

ner musikalischen Sprache wegen sein: auf Florenz läßt sich dies indeß nicht anwenden, der Deutsche und Franzose ist bei weitem liederreicher. Es fehlt hier überhaupt an wahren eigenthümlichen Volksliedern. Eine Arie wird in einem Nu gelernt und nachgetrillert; die Liebhaberei an der Musik ist indeß mehr Liebhaberei am Opernntheater. Gesang in den Straßen hört man fast nur von den Blinden, welche ihre wunderlichen Lieder mehr schreien als singen, indem sie in die halbzerrissenen Saiten einer hundertjährigen Guitarre einige unmelodische Griffe zur Begleitung thun und so das Mitleid der Vorübergehenden in Anspruch nehmen. Der Volksgesang ist eben nicht anziehend: man wundert sich beinahe, wenn man einmal eine angenehme Melodie und anständige Worte vernimmt. Das Leben des Volkes hat dabei wenig Eigenthümlichkeit, keine Frische, keine aufsprudelnde Fröhlichkeit. Der Carneval ist ein Spaziergang, wo man schöne Frauen und schöne Wagen mit reichgalonirten Bedienten sieht, wo man sich unter jeder schwarzen Halbmaske, wozu das schwarzseidene Kleid mit weißer Schürze und Halstuch so gut steht, ein hübsches Gesicht vorstellt, und wo sich Alles in größter Ordnung nebeneinander bewegt, während nur dann und wann eine ausgelassene Maske durch einen wilden Scherz die Ruhe stört. Jenes phantastische Leben und Treiben, das man sich so gern darunter denkt, Witz und Jubel sind ihm fremd, und man wundert sich, daß eine große zusammengedrängte Menge so wenig Geräusch macht. So ist es bei andern Volksfesten, so auf dem October Jahrmarkt zu Fiesole, wo Florentiner und Land-

leute zusammenströmen, daß es in dem Oertchen rauscht und wogt, und wo die hübschen Bauermädchen sich um die Buden drängen, wo das Glücksrad gedreht oder die Tombola, eine Art Lotto, gespielt wird, um ein Busentuch, einen Kamm und ähnliche Schätze zu erbeuten, oder um die Marionettenbude stehn, wo man eine ächte Commedia dell' arte mit stereotypen Masken und stereotypen Witzen aufführt, nachdem sie von den größeren Bühnen längst durch Goldoni und seine sehr regelmäßigen aber nicht minder langweiligen Nachahmer verdrängt worden ist.

Der Himmelfahrtstag lockt alljährlich eine zahllose Menge hinaus auf die weichen duftenden Wiesen und in die schattigen Baumgänge der Caëcinen, die an diesem Feste vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein von Menschen wimmeln und wo hunderte aus der Volksclasse für den ganzen Tag ihr Standquartir aufschlagen, frühstücken und ihr Mittag- und Nachtessen halten. Da kann man sich denn bisweilen in das Lager eines Nomaden — oder Zigeunerstammes versetzt glauben. Zelte sind in den dichten grünen Bosketts aufgeschlagen, wo der Teppich sich an schlanken Pinien emporrankt und ihre Stämme zu grünen Säulen umschafft; die Tische bestehen häufig aus einem Bret, das über zwei Fässern liegt, aus denen Wein nicht spärlich fließt, während ganze Schaaren auf dem Rasen lagern und es sich gut sein lassen. Kommt dann der Abend mit seiner milden Kühlung, so flimmern die Gebüsche und Wege von unzähligen Lampen, und im Halbdunkel wird das Schmausen fortgesetzt und bisweilen ein Tanz gehalten, bis die für diesen Tag verspätete Stunde des Thorschlusses naht und

man sich müde nach Hause begiebt. Diesem Feste folgen zu Ende des Juni die Johannistage. Während der Zeiten der Longobarden in dem damals der Herrschaft dieses Volkes unterworfene Tuscien einheimisch geworden, ist die Feier dieses Tages das wahre Nationalfest der Florentiner. Wahrscheinlich unter der Regierung der Beglückerin ihres Volkes, der bojoarischen Fürstentochter Königin Theodelinde, wurde der alte Marstempel dem Täufer geweiht, den von nun an das Volk zu seinem Schutzheiligen erkor, wie die Göttliche Comödie andeutet. Mit dem Wohlstand und der Macht der Stadt wuchs auch der Glanz der Feste, womit man den Heiligen ehrte, bis dieser in der blühenden Zeit des Freistaats auf das höchste stieg. Turniere, Ballspiele, Aufzüge im festlichen Costüm fanden während des ganzen Monats statt. Da nahm nicht nur Florenz sondern ganz Toscana Theil an denselben: alle Städte des Landes schickten ihre Weihetücher (Pallien), die auf schönen durch reiche Vergoldung und Malerei gezierten Wagen feierlich einhergefahren wurden. Die Magistratpersonen und alle Innungen der Künstler und Handwerker hielten festliche Umzüge in prächtigen Gewändern, wobei Sammt, Hermelin und Goldketten das Auge blendeten. Die Straßen waren mit Lilien geschmückten Baldachinen überdeckt, um vor den Sonnenstrahlen zu schützen; die Häuser geschmückt und überall die reichsten Erzeugnisse der Kunst und Industrie zum Beschauen ausgestellt. Alles war voll Freude und Leben, Bürger, Frauen und Mädchen in ihrem besten Schmucke. Musik und Gesang durchtönten alle Straßen, in allen Häusern ging es hoch her. Barberrosse liefen durch

die doppelten Reihen der Zuschauer hindurch von einem Ende der Stadt bis zum andern nach dem Preise, einem Pallium von rothen goldverzierten Sammt, das bisweilen 600 Goldgulden kostete und auf einem Triumphwagen einhergefahren ward. Diese Feste haben zwar seit Jahrhunderten viel von ihrer Originalität und dem frischen lebensfrohen ächt volksthümlichen Geist verloren, der in ihnen lebte — ihr Verfall begann schon im sechszehnten Jahrhundert — aber sie besitzen noch immer viel nationellen Charakter und Eigenthümlichkeit. Feierliche Umzüge der zahlreichen dem heil. Johannes gewidmeten Gesellschaft finden am Vorabende statt, an dessen Nachmittage eine unzählige Menschenmenge den schönen Platz vor der Kirche Sta. Maria Novella füllt, der ganz mit hölzernen Gerüsten und Logen umgeben ist. Seidene Teppiche von allen Farben, im Sonnenscheine glänzend, schmücken die Fenster der Häuser, deren platte Dächer sogar mit Zuschauern bedeckt sind. Im Umzuge fährt Wagen auf Wagen über den Platz, bis die Zeit kommt, wo derselbe geräumt wird, um für das Wettfahren Platz zu machen. Dann sind alle Gerüste und Balcone mit dem buntesten Menschengewimmel gefüllt. Endlich rollen die vier schweren gemalten und vergoldeten Wagen heran, der antiken Biga ähnlich, jeder von einem Lenker in altrömischer Tracht geführt. Der Wettkampf beginnt: mit donnerähnlichem Gepolter rasseln sie ab, gerathen nicht selten in Unordnung oder werden in ihrem Drange wider eine der Säulen geworfen, die den Weg bezeichnen. Der Sieger erhält die Fahne und fährt nun von seinen Freunden begleitet im Triumphe durch die Stadt. Dieser Theil des

Festes stammt nicht aus den republikanischen Zeiten: erst Cosmus I. ordnete das Wagenrennen gegen das Jahr 1540 an, und bestimmte als Preis ein Pallium von carmoisinem Damast. Er ließ auch zuerst die zwei Grenzsäulen von Holz hinstellen, die sein zweiter Sohn Ferdinand I. mit den schönern von Marmor aus den Brüchen von Seravezza vertauschte, die man noch dort sieht und welche der berühmte Flamänder Johann von Bologna mit bronzenen Schildkröten auf den vier Seiten schmückte.

Unterdessen ist der Abend gekommen und selten verfehlt er die diesem Clima und dieser Jahreszeit eigenthümliche Klarheit und Milde mitzubringen. Den Arno entlang von der alten bis zur Carraiabrücke flammt's von Lichtern, wogt's von Menschen. Der Strom wimmelt von farbig erleuchteten Barken, unter deren Baldachinen hervor Töne der Musik und Fröhlichkeit emporsteigen, während hunderte von Raketen und Feuerrädern meteorartig den dunkelblauen Himmel durchschwärmen und auf der letzten Brücke ein antiker Tempel weithin durch die Nacht glänzt. Die Kuppel des Domes flimmert bis zum hohen Kreuze, der schlanke Glockenthurm bis zu seiner Spitze von Lichtern, die scharf ihre schönen Umrisse zeichnen. Fast bis zum Tagesanbruche ist Leben und Bewegung in allen Straßen, Fröhlichkeit auf den Gesichtern. Feierliche Kirchenfeste beginnen den Johannistag, an dessen Nachmittage der Lauf der Barberrosse stattfindet, wie man sie noch immer nennt, obgleich man eben nicht auf Aechtheit der Race sieht. Beinahe in gerader Linie, von dem nach

Prato führenden Thor an, über den alten Markt, ehemals der Faubourg St. Germain von Florenz, jetzt eine Vielen unbekannte Stadt in der Stadt, bis zum Thore St. Croce sind die Straßen mit Sand bestreut, ist kein Haus ohne seine großen flatternden seidenen Tücher, die dem Ganzen ein schmuckvolles festliches Ansehen geben, während an allen breiteren Stellen hölzerne Gerüste für die zudringende Menge erbaut sind. Die Renner, oft ein Dutzend an der Zahl, jeder mit einer Nummer bezeichnet, werden von ihren Führern an die bestimmte Stelle geleitet und lassen sich nur mit Mühe hinter der Grenze zurückhalten. Das Zeichen wird gegeben, das Seil vor ihnen fällt, im Nu schießen alle losgelassen wie der Pfeil ab. Das Geschrei der Menge, die sich in Wellenlinien vorwärts beugt, um sie kommen zu sehn, und dann eben so schnell wieder zurückweicht, wenn sie heranbrausen; das Stechen der kleinen auf ihrem Rücken befestigten Geißeln und der eigenthümliche ihnen eingepflanzte Wetteifer treiben die Thiere zur größten Schnelligkeit an und lassen sie nicht rasten auf ihrem langen Wege bis sie endlich das Thor erreichen. Hier spannt man bei ihren Nasen große weiße Tücher aus: erschreckt stutzen sie, halten plötzlich von dem rasenden Lauf, suchen einen Ausweg nach allen Seiten und werden von allen Seiten zurückgetrieben, überschlagen sich und werden schnaufend und stampfend von dazu bestellten Männern eingefangen. Auf dem Thorthurme verkündigt man die Nummer des zuerst angelangten Pferdes durch das Abbrennen einer damit übereinstimmenden Zahl von Feuerzeichen, und, der Sieger voraus, werden die Thiere in

der Ordnung wie sie angekommen, zurückgeführt, um die Preise zu erhalten. Dies ist das nationale Pferderennen Italiens, wie es auch anderswo z. B. in Rom gebräuchlich ist und woran das Volk seit alten Zeiten her den lebhaftesten Antheil nimmt. Auch Rennen mit englischen Pferden wird gewöhnlich zweimal im Jahre, im Frühling und Herbst, auf der großen Wiese der Cascinen veranstaltet. Aber es ist von Fremden eingeführt worden und meist nehmen auch nur diese daran Antheil. Der Florentiner zieht seine Cavalli sciolti vor.

An den schönen Frühlingsnachmittagen, wenn die Hitze noch nicht zu groß ist und die Sonne sich schon ihrem Untergange zuzuneigen beginnt, versammelt sich häufig eine große Menschenmenge vor einem der Thore der Stadt, um dem Ballspiele (Giuoco del pallone) zuzusehen, das dort von Männern meist Römern, die während der schönen Jahreszeit ihre eigentliche Beschäftigung daraus machen und gleich wandernden Schauspielern von einer Stadt zur andern ziehen auf ihre Kunst oder ihr Gewerbe zu reisen, gespielt wird. Es ist ein Vergnügen, dieser Leibesübung, worin nicht selten eine große Geschicklichkeit gewonnen wird, zuzusehen. Die Spielenden, meist kräftige musculöse Männer, die zum Theil die echte südliche Bildung zeigen, sind so leicht als möglich gekleidet. Kurze Beinkleider und ein Wams von feiner weißer Leinwand, mit Stickereien besetzt, weiße mit farbigen Bändern befestigte Strümpfe und gelbe Schuhe machen ihren ganzen Anzug aus. Am rechten Arme tragen sie den Bracciale, ein rund umschließendes Holz

mit stumpfen aufstehenden Spitzen, das die Hand von innen faßt und womit der große luftgefüllte Ball aufgefangen und weiter geschleudert wird. Die Spieler sind in zwei Parteien getheilt, die an beiden Enden des Platzes stehen und einander den Ball wechselweise zuwerfen. Hier wäre Stoff für den Zeichner vorhanden, der gymnastische Stellungen studiren wollte. Die Zuschauer nehmen an dem Spiele den lebhaftesten Antheil und belohnen gelungene Würfe mit Bravo und Beifallklatschen, wie bei beliebten Schauspielern. Nicht selten verfehlt auch wohl der Ball seine Bahn und fliegt über die Stadtmauer oder gar unter die Zuschauer, wo dann auf den Bänken die lebhafteste Unordnung entsteht, indem Niemand seinen Kopf mit dem unsanften Ankömmling in Berührung zu bringen wünscht.

Wenn der Herbst naht, so ist die Stadt noch stiller als gewöhnlich, denn dann kommt die wahre Zeit der Villeggiaturen — des Landlebens — und keiner, der sich seinen Geschäften entziehen kann und irgend eine eigene Besitzung, oder eine ihm offenstehende von Freunden hat, verfehlt nicht sich wenigstens auf eine Zeitlang zu entfernen. Die florentinischen Villen haben indeß den Fehler zu wenig landähnlich zu sein. Es fehlt an schönen Wiesen, an grünen Waldungen. Meist auf Hügeln erbaut gebieten sie über weitausgedehnte Veduten, die man einer gewissen Einförmigkeit wegen bisweilen gern für kleinere malerische Durchsichten hingeben möchte. Man lebt dort wenig anders als man in der Stadt gewohnt ist. Die Weinlese, zu Ende des

Septembers gehalten, iſt weniger ein Volksfeſt als in den weinreichen Gegenden Deutſchlands. Die Jagd iſt weder ſehr bedeutend noch ſehr unterhaltend: dazu muß man die wilden öden Striche der Marammen, einſt in altetruskiſcher Zeit mit volkreichen Städten bedeckt und der Siz eines Volkes, deſſen Kunſtdenkmale wir noch anſtaunen, oder die waldigen Thäler und Hügel des Caſentino wählen, wo die Fichte, die Buche, die Caſtanie ihr reiches Laub verzweigen und der Arno noch als ein Bergſtrom von den hohen Apenninengipfeln herab, wo er ſeinen Urſprung hat, in die Niederungen rauſcht. Der nahende Winter führt Alles in die Stadt zurück, die dann auch von fremden Gäſten ſtrozt und wo von nun an das wahre Geſellſchaftsleben beginnt. Das Volk hat dabei nur ſein Chriſtfeſt und den Dreikönigentag, mit der über ganz Italien verbreiteten Proceſſion der Befana, einer ſonderbaren Schöpfung womit man die Kinder, wie bei uns mit dem Knecht Ruprecht, ſchreckt und deren Name ein Abkömmling des Wortes Epiphanie iſt. An dieſem Abende erſchallt die ganze Stadt von den unharmoniſchen gellenden Tönen gläſerner Trompeten und dem Geſchrei der Knaben, welche ſchaarenweiſe durch die Straßen ziehen und einen gewaltigen Lärm beginnen."

„Hiermit," ſchloß endlich Friedrich, „ſind meine Bemerkungen zu Ende. Ich will ſie nicht einmal für eine Scizze des Charakters und Thuns und Treibens der Florentiner ausgeben: nur Beiträge zu einer ſolchen Schilderung, im Vergleiche mit dem was ſie ehemals waren,

sollen sie bilden. Doch nun laß uns noch einen Augenblick in's Freie gehen um den schönen Abend zu genießen." — Sie verließen das Haus: der Himmel war hell und von einer wundervollen tiefen Farbe; der Mond barg sich hinter der Domkuppel, die einen gigantischen Schatten warf und deren Umrisse sich scharf und bestimmt zeichneten. Die verlängerte Schattenmasse des alten Palastes überdunkelte einen Theil des großherzoglichen Platzes und mit ihm Buonaroti's und Bandinelli's Colosse, aber die herrlichen Bogen der Loge Orcagna's prangten erleuchtet in ihren unübertroffenen Verhältnissen und wießen in ihren Wölbungen Bologna's schöne Marmorgruppe und Benvenuto Cellini's siegreichen Perseus. Die langen Arcaden der Uffizien brachten unsere Freunde an den Arno, auf dessen Ufern sich eine Menge von Lustwandelnden bewegten. Sie traten auf die alte Brücke: durch die dunkle Umgebung der Bogen auf der einen Seite, wo ein Lämpchen vor einer Madonnenbilde brannte, sahen sie auf den Strome in dessen Wellen der Wiederschein des Mondes einen langen und breiten goldenen Streifen zog, und über welchem in der Ferne die gezackten Berge lagen, in deren Fichtenwaldungen das vielgepriesene Kloster Vallombrosa sich birgt, während nahe zur Rechten auf den mit Oelbaum und Cypresse bedeckten Hügeln die Kirche St. Miniato mit ihrer reichen Marmorfacade und Michel Angelo's Bastionen lag — ein Bild, für den Landschaftsmaler durch die Natur abgerundet und geschlossen. Wendeten sie sich nach Westen, so sahen sie den Strom geräuschlos ziehend durch

die schöngewölbten Bogen der Trinità Brücke, Ammanati's vortreffliches Werk, und zu beiden Seiten die langen Häuserreihen, hie und da von Kirchthürmen und Kuppeln überragt, halb im Schatten, halb erleuchtet, begrenzt im Hintergrunde von dunkeln Baummassen und dem Gebirge. Da sie sich nun endlich trennten, jeder nach seiner Wohnung zurückzugehen, da sagte zu gleicher Zeit einer zum andern, als sie sich beim Scheiden die Hand gaben: „Florenz ist doch schön!“

Elisabeth Cudleigh.

Erzählung von Henriette May.

Hell erglänzten die hohen Gemächer im Palaste zu St. James. In flisternder Stille unterhielten sich die eingeladenen Gäste, wie die bereits versammelten Hofchargen. An einen Pfeiler gelehnt, der dem Eingang gegenüber sich befand, wo man das Eintreten der königlichen Herrschaften genau beobachten konnte, stand der Herzog von Hamilton, mit seinem Vetter, dem jungen Sir Hervey. „Haben Sie schon die neue Hofdame der Prinzeßin von Wales gesehen? der Stern der alles hier am Horizont verdunkelt?" „Wie sollte ich, mein Herzog, da ich erst gestern, nach London zurückkehrte," erwiederte der Gefragte. „So sahen Sie nie etwas reizendes." — ungläubig lächelnd versetzte Sir Hervey. „Das sind Gewissenssachen, mein Herzog, und kommt wohl auf die Beurtheilung des Einzelnen an. Was in unserer glänzenden Hauptstadt, nur weil es neu ist gefällt, ist oft kaum der Beachtung wahrhaft werth. — In der Provinz ganz unerwartet zeigt uns das Geschick Wesen, Gestalten, die, um uns Arme ganz zu berauschen, keiner äußern Flitter nöthig haben." Dies lez-

teer ward mit solchem Feuer gesagt, daß der Herzog ausrief „ich sehe schon, Sie kehren nicht so frei zurück als Sie uns verließen, irgend eine schöne Waldnymphe hat auf ihren Streifzügen den flüchtigsten unserer Ritter verwundet; aber selbst einem ganz befangenen Herzen, stelle ich meine Schönheit gegenüber, und bin des Sieges gewiß. Ich sehe Sie erstaunen, ob des Ausdrucks: meine Schöne! Dieses Wortes kann ich mich auch nur in so fern bedienen, wie ich als ihr öffentlicher Bewunderer erscheine. Wie viele geheime mir aber den Sieg streitig machen, wage ich kaum zu denken." „Sie sehen mich ganz erstaunt, den gleichgültigsten wie den solidesten aller unserer Cavaliere, so auf einmal gefesselt zu erblicken," sagte jetzt in der That aufmerksam Sir Hervey. — „Die Dame muß eine Art Circe sein, die ein solches Wunder bewirkt, aber da ich leider nur eine ferne Erinnerung, der, wie ich jetzt nicht mehr zweifeln kann, schönen Wahrheit, entgegen zu setzen habe, so würde also nie von einer Entscheidung die Rede sein; eine Wette, Herr Herzog, wäre also schon unmöglich." — „Einem Engländer schwerlich" entgegnete lächelnd dieser, „Sie wissen darin sind wir stark." „Wo aber ersteht denn die Reizende mit einen male, welche Venusmuschel trieb die Holdselige an unsern Strand, Verwirrung und Zauber überall zu verbreiten, das klarste Auge zu blenden?" Dies letztere sagte Sir Hervey mit einer leichten Verbeugung gegen den Herzog. „Lord Bath ist Vormund der jungen Miß, und brachte sie hier an den Hof, wo ihre reizende Erscheinung allgemeines Aufsehen machte. Doch still, man öffnet die hohen Pforten, sie erscheint im Gefolge der Prinzessin,

kort die schlanke Brünette, mit den blauen Augen, bemerken Sie nur die Haltung, den Gang, die Bescheidenheit, Demuth." Der Herzog hätte noch lange fortfahren können, ohne von seinem Vetter unterbrochen zu werden. Einer Statue gleich, welche durch einen Mechanismus, die Bewegung der Augen bekommen, so folgten unaufhaltsam seine Blicke, der leuchtenden Gestalt, die jetzt erschien, und nicht ganz so bescheiden, als des Herzogs bestochenes Gemüth sie bezeichnete, sondern hell strahlend die Blicke umher sandte. Ihre ganze Haltung war so fern von aller Demuth, daß ein klares Auge sehr wohl bemerkte, wie sie die huldigenden Bewegungen, wo sie vorbei rauschte, als eben so viel gekannte, und geforderte Tribute betrachtete. Sie drehte das reizende Gesicht, dem tief sich neigenden Herzog mit eben so viel Bestimmtheit zu, als sie einige Monden früher bescheiden die Strahlen der zündenden Augen unter den langen Wimpern barg. Hofton, Anlage zur Eitelkeit, der unerwartete Beifall den sie fand, hatte den nur schlummernden Funken des Ehrgeizes zur hellen Flamme angefacht. — Wer würde in der stolzen achtzehnjährigen Schönen, die liebliche Blume aus Devonshire erkannt haben, die überall als die kleine Feldrose, von ihren wenigen Pächtern und Nachbarn angeführt ward, weil sie eben so sorglos und üppig blühend aufwuchs. Und doch ein Herz erkannte auf den ersten Blick die leichte Nymphe wieder, die ihm in Hain und Flur so lebhaft entgegentrat, so gar nicht scheu sich ihm vertraute, und dann auf einmal für immer verschwand.

Wie Mode das Gewand getauſcht, und feierlich in ſteifen Falten um ſie herum gelegt, das er dem leichteſten Winde preis gegeben, oft von Dorn und Strauch befreit, woran die Flüchtigkeit des Mädchens, oder ein verrätheriſcher Zephyr es befeſtigt; wie zierlich die braunen Locken jetzt das reizvolle Geſicht umgaben, die er ſo oft um ſeine Finger gelegt, und dann kunſtlos über die Taille hatte herab rollen laſſen; wie fein dieſe geſchnürt war, die ſonſt ſein kühner Arm, ohne allen Zwang, kaum von einem leichten Bande feſtgehalten, umfaßt hatte; wie der ſchöne runde Arm, den er oft ſo zärtlich an ſein Herz gedrückt hatte, wie neidiſch Flor und Band ihn auch verhüllte, wie auch alles ſo ganz anders war, dennoch erkannte der Ritter ſogleich ſeine Eliſabeth aus Devonſhire, die er ſo unverhofft gefunden, geliebt, und verloren. — Ein kalter übermüthiger Blick ward dem Herzog; aber wie auf einmal überzog ein tauſendfaches Erröthen Stirne, Wange, und Buſen der Schönen, als ſie deſſen erbleichenden Gefährten gewahrte, der die ſchöne Geſtalt mit Blicken zu verſchlingen ſchien; ſie ſchwankte, der Herzog ſprang herzu, und fing ſie in ſeinen Armen auf, ehe der faſt ganz beſinnungsloſe Hervey nur einen Gedanken faſſen konnte. Der nächſte Augenblick hätte ihn zu ihren Füßen geſtürzt, und dieſe Ueberraſchung der jungen Herzen, hätte vielleicht Eliſabeth von einer elenden Zukunft gerettet. Wie aber ein Moment ganze Schickſale beſtimmt, ſo war es auch hier.

Eliſabeth kam ſo eben zu ſich, ein dankender Blick entfernte ſogleich den Herzog, der ſchon beſchämt, durch ſein

Nahetreten die Geliebte zu beleidigen, sie den herbeieilenden Damen sogleich überließ. Ein stumm befehlender Wink fesselte den eben zusürzenden Hervey auf seiner Stelle. Beim Hinwegführen nach einem Nebenzimmer streifte Elisabeths gesenktes Auge noch einmal den jungen Sir, und ein Himmel lag für ihn darin, so wie in dem sanften Ton der Stimme, womit sie sagte, „mir ist schon wieder wohl, ich kehre gleich zurück.“

Wären des Herzogs Sinne nicht gefesselt, sein Auge nicht starr auf die Thüre geheftet gewesen, durch welche Elisabeth verschwunden, er müßte die Verwirrung seines jungen Geführten wahrgenommen haben; so aber wandte er sich nach einer Pause mit den Worten zu ihm: „Sagte ich zu viel? — giebt es etwas an Reiz, Liebenswürdigkeit, Sittsamkeit ihr zu vergleichen? kann man sie sehen, ohne anzubeten? — ja Hervey“ fügte er feuriger hinzu — „ich bin fest entschlossen als Bewerber kühn aufzutreten. Der mir vom Geschick so günstig gewordene Moment hat mich fest bestimmt, kann man, wenn auch nur einen Augenblick, die Reizende umfangen haben, ohne“— Das Wiedererscheinen der jungen Lady endete hier das Zwischengespräch, und gab Leben und Besinnung der Statue Sir Hervey's. Er ließ sich Miss Eubleigh vorstellen. Der einfache Sir würde ihm bei der ehrgeizigen eitlen Elisabeth, trotz seiner schönen Gestalt, wenig Empfehlung gewesen sein, so aber lebten noch zu mächtige Erinnerungen in ihrer Seele, um ganz von Rangsucht und Eitelkeit unterjocht zu sein.

Sie erkannte mit hohem Herzklopfen ihren Jagdgefährten wieder, mit dem sie Feld und Hain durchzogen, Schwüre der Liebe gewechselt, die damals ernstlich gemeint waren, als sie noch ein sechzehnjähriges Fräulein, die ganz unbemerkte Tochter des Obristen Cudleigh, in sehr beschränkter Lage auf seinem kleinen Gute, in der Grafschaft Devon lebte. Schon früh mutterlos, war sie hier aufgewachsen, ganz sich selbst überlassen, wenn man den wissenschaftlichen Unterricht abrechnet, den ihr der Vater selbst ertheilte, und den er, als ein gescheuter Mann, auch streng mit ihr verfolgte. Ob ihr Herz richtig angebaut sei, darnach forschte er nach Männerweise nicht, er sah an ihr in den Stunden, wo er mit ihr war, keinen Fehler, und so konnte sie über die andere Zeit ganz nach Gefallen bestimmen. Ihr Leichtsinn schien dem Obristen Frohsinn, ihre Sucht nach Vergnügen, die doch zuweilen durchblickte, meinte er, würde in ihrem beschränkten Kreise nie Nahrung finden. Als sie älter wurde nahm er eine Verwandte zu ihrer Begleitung in's Haus, die froh hier ein schützendes Asyl gegen Noth zu finden, ihrer Untergebenen immer gewährte, was sie auch Thörichtes wünschte, und noch, durch das ewige Lob ihrer Schönheit, deren Eitelkeit neue Nahrung gab. Ihr Vater selbst lieferte hier auch brennbaren Zunder, denn wenn er sie so lieblich blühend sah, fehlte es nicht an Ausrufungen, über die jungen Reize, die jeder neue Morgen ihr verlieh; freilich pflegte er dann weise hinzu zufügen, „Du mußt Dir nichts darauf einbilden Betty;“ aber der Pfeil war abgesendet, und Niemand war da, die Spitze abzustumpfen. Als sie dann auf den Bällen, in den

nächsten kleinen Orten, freilich wie ein Stern unter den übrigen Mädchen hervor glänzte, kannte das Gefühl der Wichtigkeit ihrer kleinen Person keine Grenzen. Jetzt schweifte ihre Phantasie nur nach den Grafen, Herzögen, Prinzen umher, womit weissagend ihre Verwandte das Gehirn ihr füllte. War es zu verwundern daß sie, als sie bei einer Jagdstreiferei, die sie leidenschaftlich liebte, und der sie oft oblag, nur einzig von dem alten Diener ihres Vaters begleitet, den sie stets ruhig bei einem Gläschen Ale im Wirthshaus sich erquicken ließ, und allein ihrer Lieblingsbeschäftigung folgte; — war es nicht natürlich daß sie als sie Ihn Herrn traf, dessen schöne Gestalt, feinen vielen Begleiter augenblicklich ihr diesen als solchen längst ersehnten vornehmen Herrn erscheinen ließ. Herrn der sich damals bei einem reichen Verwandten aufhielt, war noch vielmehr von der Schönheit des Mädchens überrascht, die leicht geschürzt wie sie war, die Jagdflinte über die Schulter, irgend einer Waldnymphe, wenn nicht der Göttin selbst glich. Daß Elisabeth ihr Abentheuer verschwieg, fast täglich von da an den jungen Jäger traf, war leider nur zu wahr. Das Anfangs leichte Spiel ward bald von beiden Seiten so heiße Leidenschaft, als sie bei diesen schnell zu entflammenden Gemüthern werden mußte. Zu sehr mit sich selbst beschäftigt, fragten sie sich weder nach Rang noch Namen. Elisabeth war überzeugt, da ihr Geliebter sich schön kleidete, ein herrliches Pferd ritt, überhaupt den äußerst fein gebildeten Mann verrieth, er sei mindestens ein Graf, und wenn er einmal forschte, wich sie leichthin aus, theils weil sie sich schämte, den vor-

nehmen Mann, in ihr kleines Besitzthum einzuführen, theils weil ihr richtiger Verstand ihr sagte, daß dann diese Zusammenkünfte unbedingt aufhören müßten. Es belebte schon damals ihr junges Herz ein solcher Intriguengeist, daß gerade dies Verborgne zuerst der einzige Reiz dieser nachher flammenden Leidenschaft war.

Ein Schlagfluß der plötzlich das Leben des Obristen Gubleigh endete brachte die junge Waise unter die Vormundschaft des Grafen Bath, der zufällig zum Besuch bei seinem Freunde, dem alten Obristen war. Elisabeth, die wahrhaft vielleicht nur ihren Vater jemals liebte, sank vernichtet von diesem unerwarteten Schlage zusammen. — Willenlos ließ sie sich in eine wohlverwahrte Reisechaise einpacken und nach Caston Hill, dem Landsitz des Grafen führen, wo sie die Zeit ihres Trauerjahrs in Gesellschaft ihrer Verwandten einsam zubrachte. Nach Ablauf desselben erhielt sie durch die Bemühungen ihres Vormundes die Hofdamenstelle bei der Prinzessin von Wales.

Das plötzliche Losreißen, ihr schnelles Verschwinden aus der Gegend, ihr großer Schmerz, brachen glücklich dies Verhältniß ab. Wohl bei einsamen Spaziergängen tauchte Elisabeth das Bild ihres Geliebten auf, und heiße Thränen flossen seinem Andenken; doch knüpfte sich der Verlust ihres Vaters so unmittelbar dieser Erinnerung an, daß sie selbst kaum wußte, wen sie beweinte. Nachricht von ihm war unmöglich einzuziehen, sie hatte wenig Umgang gepflogen, und bei ihrem Leichtsinn, nur dem Moment gelebt, auch hatte Furcht der Entdeckung sie be-

wogen, das Dunkel noch dichter zu halten. Sir Hervey hatte sie mehreremale umsonst erwartet, was ihn Anfangs unbesorgt ließ, da sie oft dies Mittel gebrauchte, ihren Trotz und Unwillen zu zeigen. — Wie sie aber gar nicht erschien da verfolgte er freilich ihre Spur, aber zu spät. — Namen und Wohnort der Geliebten hatte er bald erforscht, aber nur um ihren Verlust tiefer zu empfinden. Im Hause wußte Niemand ihren neuen Aufenthalt; die Erbschaftsangelegenheiten sollten erst geordnet werden, aber wer, und wie, konnte er nicht erfahren. Einer einzigen Frau, einer Art von Castellanin, war die Besorgung des Hauses anvertraut, und diese war so schwerfällig und taub, daß nichts aus ihr heraus zu bringen war.

Hier nun im Palast zu St. James erfuhren die beiden Liebenden wer sie eigentlich waren. Sir Hervey sank gegen die glänzenden Umgebungen hier zu einem Nichts herab — hingegen die Waldnymphe ward zur Hofdame, — die leichte kleine flatterhafte Waldrose — zur hellstrahlenden Diamantensonne, an einem glänzenden Himmel. So standen sie sich gegenüber in unnennbaren Gefühlen verloren. — Er fand nun in vollendeter Schöne wieder, was er so lange trostlos gesucht; sie hingegen konnte des Eindrucks nicht ganz Herr werden, da einen jüngern Sohn des Grafen Bristol zu sehen, den ein älterer Bruder jedes Recht auf diesen Titel beraubte, wo sie eine glänzende Erscheinung hoffte. Glänzend hätte er noch immer genannt werden können, wenn Elisabeth nur nach dem Aeußern urtheilte, denn im ganzen Kreise umher, konnte kaum einer seinem adeligen Wesen, und der

Hoheit seiner Gestalt sich vergleichen. Aber Elisabeth rangirte nur nach Stand und Würden, und der arme Sir Hervey, der sich dem Seedienste hatte widmen müssen, und zwar von unten auf, bot als ein solcher diesen Forderungen nichts dar. Indessen, achtzehn Jahre haben ihre Rechte und die Gegenwart des Geliebten, hatte schon am Abend des Tages, wo er sich ihr so viel näherte, als die Etiquette nur immer erlaubte, ihre Macht so ganz wieder erlangt, daß nur ein kalter Blick dem Herzog ward, indessen tausend geheime süß versendete den berauschten Hervey beglückten.

Nicht sehr heiter betrat sie am Abend dieses verhängnißvollen Tages ihr Gemach, warf Steine, Stoffe, Perlen mit solcher Hast von sich, als wären sie eine nicht zu tragende Last, sandte die Zofe fort, und nun den schönen Kopf in die Hand gestützt, umlagerte sie ein Heer von Gedanken, Wünschen und Hoffnungen, denen sie sich endlich entriß, um im Schlummer Vergessenheit zu suchen. — Aber umsonst, die seligen Tage in Devonshire schwebten stets ihrer Phantasie vor, und nur gegen Morgen fand sie einige Stunden Ruhe. Mehrere Hoffeste die auf einander folgten, gesellten ihr den jungen Hervey als besten Tänzer zu, und leise geflüsterte Worte der Liebe wurden gehört und verstanden. Der Herzog von Hamilton der hier einem Geschickteren weichen mußte, und den auch Staatsgeschäfte erst spät erlaubten diese Cirkel zu besuchen, folgte dann nur schweigend, mit sehnenden Blicken, der schlanken Grazie, ohne eine Ahnung von seines Vetters Leidenschaft zu fassen. Elisabeth heiß, glühend,

rücksichtslos in ihrem ganzen Charakter, empfand auf's Neue die allerleidenschaftlichste Liebe. Sie wiegte sich in Träumen des Zufalls, die ihren Geliebten mit Gold und Würden belohnten, und hatte eben an einem Morgen die Augen von so holden Bildern erschlossen, saß noch im Morgenkleide beim Frühstück, als Graf Bath, ihr Vormund gemeldet ward. Erstaunt über den frühen Besuch, war sie doch eben so schnell zu seinem Empfange bereit. Doch wie erschrack sie, als er, die der Etiquette so entgegen gesetzte Stunde seines Besuchs, mit dem Antrage des Herzogs von Hamilton entschuldigte, den er ihr hiermit zu Füßen lege. Da war nun alles erreicht, worauf jemals Elisabeth's stolzer Sinn gerichtet, Reichthum, Glanz, Macht, und an der Person des Herzogs nichts auszusetzen. Seine Sitten wie sein Charakter wurden überall als Muster aufgestellt. Aber Elisabeth's Herz war unwiederbringlich verloren, es athmete nur für den geliebten Hervey. Ihr Verstummen, Erröthen, Erblassen, nahm der Graf, für die Wirkung einer freudigen Ueberraschung. — „Ich sehe wohl" fügte der Graf Bath seiner Erklärung hinzu: „daß ich nicht nöthig habe, die Vortheile dieser Verbindung, auseinander zu setzen, der Vormund braucht hier nichts, als nur eine Entschuldigung für den Herzog zu fordern, der mir auf dem Fuße folgt. Nicht liebende Ungeduld allein bewog ihn zu solcher eigentlich ungeziemenden Eile, der Herzog kennt zu gut die Formen, um sie nicht streng zu ehren; allein ein bedeutender Auftrag des Monarchen, sendet ihn schon Morgen in das Ausland, und er wollte sich noch vorher seines Glückes versichern. Die Hohen und

Höchsten Herrschaften kennen bereits seine Wünsche, und legen kein Hinderniß in den Weg. Da nun meine reizende Mündel wie ich sehe, zwar stumm, aber wie ich schon vorausgesetzt, gewiß einwilligt; so kommen Sie Herr Herzog, und empfangen das Jawort der hoch erröthenden Braut." Bei diesen Worten öffnete der Graf die Thür, und zu bestürzt, widerstandlos, sah sie den Herzog zu ihren Füßen, und fühlte an der Hand, die heiß von ein paar flammenden Lippen berührt wurde, einen kostbaren Ring, hörte die breite Gratulation des Grafen, glühende Liebesworte des Herzogs, und zu allem schien es neige sie willig Ohr und Gefühl. Unfähig selbst dann einen klaren Gedanken zu fassen, als sie allein war, denn wozu ihr Herz sie aufrief, das stieß die Eitelkeit zurück, ließ sie sich einer Maschine gleich ankleiden. Kaum war ihre Toilette beendet, als sie auch schon zur Prinzessin beordert ward. Die hohe Frau zeigte ihr die Bewerbung des Herzogs an, und fügte lächelnd hinzu; da das Fräulein bereits günstig entschieden habe, wolle sie nicht streng, ein versagendes Nein sich anmaßen, sondern werde nach dem Wunsche des Herzogs heute Abend bei der Cour, die öffentliche Verlobung derselben bekannt machen, da des Herzogs morgende Abreise, keinen Aufschub gestatte, sie werde dann, das ihr anvertraute Pfand schon behüten und bewahren, bis die Vermählung unmittelbar nach seiner Rückkunft vollzogen werde. Mit welchen Gefühlen Elisabeth ihr Zimmer wieder betrat, läßt sich nicht beschreiben. Zu jung, zu unerfahren, zu sehr von der Macht des gegenwärtigen Augenblicks eingenommen, und leider zu be-

herrscht von der Eitelkeit heraufschenden Stimme, schien ihr kein Entrinnen möglich. Noch einmal sandte sie den Blick zu dem geliebten Hervey, sah sich an seiner Seite von all dem Zauber umgeben, den heiße Leidenschaft erträumt, von seinem Arm umschlungen — an seine Brust gelehnt! Thränen trübten die strahlenden Augen Elisabeth's, noch fast schwimmend hefteten sich ihre Blicke auf ein Kästchen, welches die Zofe ihr im Namen des Herzogs entgegenreichte, um am heutigen Abend sich damit zu schmücken. Wie der ganz getrübte Blick beim öffnen desselben auf blitzende Juwelen fiel, trocknete ihr todter kalter Strahl allmählich die Zähren auf, die eben noch so heiß flossen. Ja, wird man es glauben? — daß sie am Abend, als sie glänzend von Geschmeide und Jugendreiz vor dem Spiegel stand, einen sehr gefälligen Blick in denselben warf. Doch konnte sie kaum die Stufen des Palastes ersteigen, als nun der schreckliche Augenblick erschien, wo sie als Braut des Herzogs den Blicken des jungen Hervey begegnen sollte. Dieses Entsetzliche ersparte ihr das Geschick, denn von Allem durch das tausendzüngige Gerücht in Kenntniß gesetzt, blieb dieser zurück, nicht zu schaun, was er nicht zu ertragen vermeinte. Als der jüngere Sohn des Grafen Bristol einer reichen alten Familie, waren wie schon gesagt, seine Erwartungen zu gering, er selbst viel zu edel, den Leichtsinn Elisabeth's zu benutzen, und sie in ein solches Labyrinth von Armuth und Entsagung zu versenken. Daher war sein Entschluß gefaßt, sobald er die bevorstehende Vermählung erfuhr, die junge

Miß nie wieder zu sehn, sondern mit dem ersten abgehenden Schiff unter Segel zu gehen.

Der überglückliche Hamilton hatte die Hand seiner schönen Braut, unter den glänzensten Umgebungen, empfangen, und Elisabeth, nachdem ihre furchtsam umhergesandten Blicke sie belehrt hatten, Hervey sei nicht gegenwärtig, ward allgemach so ruhig, daß sie den Weihrauch der ihr im vollen Maaße gespendet wurde, sogar mit innerlichem Vergnügen einsog. Selbst den Abend des Tages, in voller Freiheit ihrer Gedanken, wandte sie diese nur flüchtig Sir Hervey zu, fast mit ihm schmähelnd, daß durch seine Abwesenheit, ihrem Triumph eine kleine Schmälerung wurde, aber keineswegs das Schonende seines Betragens empfindend.

Wir sehen den jungen Hervey schlaflos auf seinem Lager, den eben eintretenden Herzog anstarrend, der sogleich an seinem Bette Platz nahm, und ihm alles Glück der verflossenen Stunden mittheilte, ohne im mindesten die grelle Verzweiflung des Zuhörenden zu gewahren. „Ich habe Euch vergebens zu St. James erwartet," fuhr er fort, weil ich nun, mein lieber junger Vetter, eine herzliche Bitte an Euch habe, verzeiht Ihr mir wohl die späte Störung." Hoch aufhorchend staunte ihn Hervey ob des vertraulichen Tones an der, trotz der nahen Verwandtschaft, sonst nicht unter ihnen zu herrschen pflegte. „Die Etiquette lieber Hervey erlaubt mir nicht, ohne Einwilligung der Prinzessin an meine Braut zu schreiben, und hätte ich sie nachgesucht, würde der Styl immer so ceremoniös gewesen sein, daß gelegentlich die Oberhofmei-

sterin, ja, die höchste Dame selbst, einen Blick habe hinein thun dürfen. Wie viel hat nun nicht mein Herz zu sagen, wie nur die Augen der Geliebten sehen dürfen. — Sie die Holde hat mir einen heimlichen Briefwechsel gestattet. Du als mein Verwandter, kannst ihr oft nahn, tausend Wege führen Dich verdachtlos zu ihr, Du wirst mir gewiß die kleine Gefälligkeit nicht abschlagen." Hier ist mein Lebewohl, bringe es ihr, wenn sie morgen die süßen Sterne dem Himmelslicht öffnet, und mich die hohen Wellen, weit von Englands glückseligem Ufer tragen. Ohne eine Antwort abzuwarten, legte der Herzog ein zusammengefaltetes Blatt auf den Tisch, und verließ das Gemach, eben so eilig als er es betreten. Wo waren die Vorsätze Hervey's? — Kein anderer Gedanke als nahen, ihr nahen, kam jetzt in seine Seele, ihm schien es ein Wink des Schicksals, sie wieder zu vereinigen, er hatte den Herzog nicht aufgefordert — er hatte fliehn wollen. — Mit diesen Sophistereien schläferte er sein bessres Selbst ein, und schon der nächste Morgen sah ihn in Elisabeth's Vorgemach.

Dieser Briefwechsel, mit dem arglosesten, vielleicht unvorsichtigsten Vertrauen übergeben, ward durch Leichtsinn und Liebe verleitet, zum schwärzesten Verrath benutzt. Beide vergaßen Schwur und Gelöbniß und eine heimliche Trauung vereinte die Liebenden, und krönte ihre Wünsche. So heimlich war die Verbindung geschehen, daß Elisabeth noch an demselben Abend, wo sie am Morgen ihr Wort dem überglücklichen Hervey in einer Dorfkirche verpfändete, im Sallon der Prinzessin erschien, ja, die Versammlung, die heute ungewöhnlich lang währte,

nicht einen Augenblick eher verließ, als die strengste Schicklichkeit erlaubte. — Wie ihr Herz auch pochte, gewahrte man auf ihren Wangen kein ungewöhnliches Erröthen, ihr Witz floß nicht minder lebendig von den blühenden Lippen, und kein verrätherischer Seufzer, stahl sich aus der sorgsam bewachten Brust. So war Miß Cubleigh im achtzehnten Jahr, welch ein Geist der Intrigue und Verstellungskunst keimte da der Zukunft entgegen.

Ganz anders war das Gemüth des jungen Herrn. Um die Welt nicht, hätte er zu St. James erscheinen können, und kalt die begrüßen, die er als sein Eigenthum, sein geliebtes Weib betrachtete. Kaum wagte er der Hoffnung zu vertrauen, daß sie Mittel finden würde, zu einer Zusammenkunft, in einem weit entlegenen Viertel der Stadt, wo er unter fremden Namen, eine kleine Wohnung gemiethet hatte. Schon war die zwölfte Stunde vorüber, jede Hoffnung sie heute noch zu sehen, aufgegeben, als er der weit hinaus aus den Fenster lehnte eine vermummte männliche Gestalt, sich schnell die Straße herauf bewegen sah. Sein ahnendes Herz sagte ihm wer unter dieser Verkleidung verborgen sei; hinunter stürzen, fast hinaustragen, war das Werk eines Augenblicks, und hier sank ihm das verwegne Mädchen in die Arme. „Ist's möglich Du Elisabeth — allein, zu Fuß." — „Und glaubst Du ich würde mehr als einer geschwätzigen Zunge, das süßeste Geheimniß meines Lebens anvertrauen, damit morgen Hof und Stadt die Mähr verkündete. Auf meine Dienerin kann ich mich verlassen,

sie hat mir die Kleidung verschafft, und sie bewacht mir den Eingang zu meinem Gemach, und sichert mir so den Rückweg, den ich unter Deiner Leitung gewiß gefahrlos zurück legen werde; — Und wirklich blieb die Verbindung aller Augen verborgen, nicht die kleinste Spur davon ward ruchbar, so oft auch die kühne Lady den gefahrvollen Weg unternahm. Jedoch die erträumte Seligkeit war nur von kurzer Dauer; das verbrecherische Bündniß dessen Basis nur die unbedingteste Leidenschaft war, ging besonders bei Elisabeth bald in Kälte über. Sie konnte ihrem Gemahl bei Hoffesten so kalt gegenüber stehn, daß dieser oft selbst über diese Heuchelei erstaunte; und auch allmählich anfing, seine befangnen Augen den so sichtlichen Fehlern Elisabeth's zu öffnen. Die Zusammenkünfte hörten fast ganz auf; so daß Hervey sie eines Tages schriftlich dazu auffordern mußte, weil er etwas ganz nöthiges mit ihr zu sprechen habe. Eben so entzückt als sie noch vor kurzem die männlichen Kleider anlegte, eben so unangenehm verhüllte sie sich heute darin, dem Willen ihres Gemahls nachzukommen. Wie lang, wie verwegen schien ihr der Weg, den sie sonst mit Sehnsucht durchflogen. Niemand harrte ihrer am Fenster, sie mußte schellen, und fand Sir Hervey langsam und nachdenkend auf und abgehend; man umarmte sich nicht, sondern eine leichte Begrüßung war Alles. Nach einer Pause eröffnete ihr Sir Hervey, daß ihn seine Pflicht nach Westindien rufe, und er ihre Begleitung, wie die Bekanntmachung ihrer Verbindung, verlange. Beides schlug sie ihm bestimmt ab, unter dem Vorwand, daß sie sich in ei-

ner Lage befinde, welche ihr nicht erlaube sich der Gefahr einer Seereise auszusetzen, und zugleich ihr kein schicklicher Zeitpunct dünke das Geheimniß laut werden zu lassen. Sie werde ihm folgen sobald es die Umstände erlaubten. Hervey liebte sie noch zärtlich genug, der Mutter seines Kindes, ihren Wunsch zu willfahren; man trennte sich ohne besondere Zeichen von Anhänglichkeit, und Hervey segelte bald darauf ab; nicht ganz ohne Besorgniß. — Doch hatte er schon genug von dem Intriguen Geiste seiner jungen Gattin durchschaut, der Schleier, durch welchen er ihr Betragen gesehn, war so merklich lichter geworden — seine Achtung war ihr so sehr entzogen, daß er eigentlich ohne tiefen Schmerz sie verließ.

Kaum hatte Hervey's Schiff die Anker gelichtet, als die junge Lady, mit der höchsten Schlauheit, ihre Flucht nach Deutschland bewerkstelligte. Am sächsischen Hofe angekommen, wo ihre reizende Erscheinung, ein sehr gut erdachtes Mährchen, ihr eine sehr glänzende Aufnahme schaffte, schrieb sie an ihre Prinzeßin, gab als Ursache ihrer Flucht, eine unüberwindliche Abneigung gegen den Herzog v. Hamilton an; und wußte so geschickt das Herz der weichen Fürstin zu bearbeiten, daß ihr nicht allein die Freiheit ihrer Hand gelassen ward, die der stolze Herzog sogleich verschmähte, sondern Rückkehr nach England, und zwar in ihre alten Verhältnisse.

Ganz in der Stille gebahr sie ein todtes Kind, hielt es auch gar nicht der Mühe werth, ihrem Gemahl die kleinste Nachricht davon zukommen zu lassen; und nachdem sie ihre Schönheit wieder im erneuten Glanz auf ih-

ren Wangen blühn sah, kehrte sie nach England zu ihrer huldreichen Fürstin zurück.

So gar keine Ahnung von allen diesen Begebenheiten war in London und am Hofe ruchbar geworden, daß ein großes Erstaunen, fast alle Bewohner dieser Stadt erfüllte, als man in einem öffentlichen Blatte folgendes las:

„Miß Cudleigh, die schöne gesuchte Miß Cudleigh, der halb London zu Füßen läge, habe auf einmal alle Hoffnungen ihrer Anbeter zertrümmert, indem sie bereits seit längerer Zeit mit dem jetzigen Grafen Bristol, vormaligen Sir Hervey vermählt sei. Aus Familienrücksichten sei die Verbindung bis jetzt geheim gehalten worden; jedoch nun da der jetzige Graf Bristol, Erbe seines älteren Bruders an einem hitzigen Fieber hoffnungslos darnieder läge, sehe sich die Lady genöthigt, diese Sache bekannt zu machen, um bei seinem gewissen Tode, in die ihr gebührenden Rechte zu treten."

Welches Aufsehn diese ununterzeichnete Anzeige bei Hof und Stadt erregte, läßt sich denken. Elisabeth die geheime Verfenderin, dieser anonymen Zeilen, ließ sich in dieser Zeit krank melden, um allen bestimmten Fragen auszuweichen; sorgte aber mit Hilfe des Staatsministers dafür, diese Sache überall als Wahrheit auszubreiten, ihr eigentliches bestimmtes Hervortreten als Lady Bristol, behielt sie sich geflissentlich bis zu dem letzten Athemzuge des Lords vor, der wirklich von allen Aerzten aufgegeben, todt krank zu London darnieder lag.

Auf den letzten Lebensfunken dieses einst so geliebten Herren, wartete, lauschte, hoffte jetzt dieselbe Elisabeth,

die ohne ihn vor kurzem die Welt für todt achtete. Nur die bestimmte Versicherung seines Arztes, daß er rettungslos verloren sei, bewog sie die Schritte zur Bekanntmachung ihrer Vermählung zu thun. Sie wollte seine Reichthümer nur zur Beförderung ihrer ehrgeizigen Absichten, aber selbst sein jetziger Rang als Graf Bristol, war ihren hochfliegenden Plänen viel zu gering, um an den Lebenden Ansprüche zu machen.

So schnell auch eine ganz ungewöhnliche Begebenheit in einer großen Stadt, als ein Nichts verklingt, so sprach man doch noch in manchen Cirkeln davon, als schon die Neugierde durch eine neue Anzeige wieder Nahrung erhielt. „Graf Bristol sei genesen, indessen die Sache seiner Vermählung sehr unbestimmt. Der Staatsminister der genau um diese Intrigue wisse, habe sich hier und dort sehr entschieden dagegen geäußert; das Publikum würde daher auf das Benehmen der jungen Miß vorzüglich zu achten haben, die einer großen Arglist zum Opfer worden sollte!“

Abermals war Elisabeth mit dem Staatsminister im Einklange, die Verfasserin dieser Zeilen. Sehr unangenehm überrascht durch die Wiederherstellung ihres Gatten, den sie entschlossen war nie mehr als den Ihrigen an zu erkennen, wußte sie ihre Machinationen so schlau zu treiben, daß sie endlich den Graf Bristol dahin brachte, ihr eine Ehescheidung vor zu schlagen. Sie nahm diese mit Freuden an, verklagte ihn vor dem Matriaconialgericht, und ward von demselben für frei und ledig erklärt. Der Staatsminister ganz in den Fesseln dieser reizenden

Frau, hatte ihr die wichtigsten Dienste in dieser Sache geleistet, und mit seiner Hilfe vertilgte sie auch noch aus den öffentlichen Acten jede Spur dieser Verbindung. Bei Hofe besonders, ihrer Prinzessin gegenüber, wußte sie die verfolgte Unschuld so täuschend zu spielen, der Minister trat ihr so hilfreich zur Seite, daß die Zweideutigkeit ihres Charakters, wie ihrer Handlungen unentdeckt blieb, und aller Tadel dem Grafen Bristol ward. Man untersagte diesem den Hof, und die huldvolle Gnade des Monarchen, wie die Verehrung des Staatsministers, machten alle öffentliche Tadler verstummen.

Sie war nun frei, und dem Ehrgeiz ganz ergeben suchte sie nur noch einer glänzenden Rolle auf den Welttheater. Sie ward jetzt der allgemein vergötterte Stern des Hofes; aber so sehr Elisabeth's Stolz die Stimme der Menge zu verachten strebte, fühlte sie doch, daß aller Bewunderung die ihr in so hohem Grade wurde, die schmeichelhafte Stimme der Achtung fehlte, die sonst ihren Schritten folgte. Lord Hove gab ihr die böse Welt zum erklärten Liebhaber, und ein grenzenloser Aufwand, den sie machte, rechtfertigte gewissermaßen diese Meinung. Man wollte ihr sogar an den Seiten des Thrones einen bestimmten Anbeter geben. Alles was die üppigste Modesucht nur bei der Toilette einer Dame verschwenden kann, prangte in Miß Cudleigh's schönen Locken, und der Diamant wetteiferte mit der Perle reinstem Wasser, die blendende Weiße ihres schönen Halses zu überstrahlen. Es ließen sich die Worte eines Dichters so recht eigentlich auf sie anwenden:

„Doch nichts reicht ihr der fremde Glanz,
Er borgt den Reiz von ihr.
Ihr Haar ist her Juwelen Glanz,
Ihr Arm der Spange Zier.“

Endlich ward ihre Wahl festgestellt, sie gab dem überaus reichen glänzenden Herzog v. Kingston ihre Hand. Jetzt wieder übergab ihre huldreiche Fürstin sie in aller Pracht des Hofes, dem ganz bezauberten Herzog, und aller nur erdenkliche Luxus ward aufgeboten dieses Fest zu feiern. Von Liebe konnte hierbei nicht die Rede sein.— Der Herzog war weder jung noch schön, sondern herrisch, eigenwillig, eitel und stolz, und so mußte die schönste Frau London's auch die Seinige heißen. Graf Bristol verließ bei dieser Gelegenheit London, und ließ nie wieder etwas von sich hören, ein früher Tod soll sein Leben in Westindien geendet haben.

Wer von einer Assemblee bei Hofe, wo jeder momentane Genuß, den Eitelkeit, Gefallsucht, oder Hochmuth verlangte, der stolzen Frau ward, mit ihr nach Hause kehrte, und den verdrießlich eifersüchtigen Gatten, mit tausend unbestimmten Vorwürfen sie bestürmen sah, der würde ihr Loos nicht beneidet haben. Auch blieb ein Hauptwunsch, der sie bei ihrer Wahl leitete unerfüllt, die kleinen Händchen so ein wenig in die Staatsgeschäfte zu mischen. War der Herzog gleich einer der ersten Pairs des Reichs, so war er doch viel zu hochmüthig, einem so untergeordneten Wesen, als er seine Gattin sich gegenüber betrachtete, auch das Kleinste mitzutheilen. Sie war in seinen Augen nichts als der Schlußstein, den er zu allen

Dingen, die er in Vollkommenheit besaß, hinzufügte. Dies war das erste Mißlingen von Elisabeth's Plänen, bald folgte diesem, eine nie von ihr nur beargwohnte Demüthigung. Am Hofe wurde eine junge Dame vorgestellt, strahlend von Juwelen, noch reizender durch die frischeste Jugendblüthe. Wie ward ihr als der Name der Herzogin v. Hamilton ihr Ohr berührte, und bald darauf bei der weiteren Präsentation, sie ihr auch zugeführt wurde. Noch mehr steigerte sich die namenlos unbehagliche Empfindung ihrer Seele, als die neue Erscheinung aller Augen auf sich zog; ja der König selbst in Lobeserhebungen ausbrach, und ihr versicherte nie etwas Schöneres gesehn zu haben. „Es mahnt mich an Sie; Frau Herzogin" fuhr er fort, „als sie zuerst vor manchem Jahr der Prinzessin v. Wales vorgeführt wurden. Damals senkten sie auch, die jetzt so kühn fordernden Augen unter den langen Wimpern, und das zierliche Köpfchen suchte eben so bescheiden den Boden, als es jetzt sich stolz auf dem schlanken Halse dreht; nicht schöne Herzogin ich habe Recht?" Als nun der Herzog v. Hamilton kalt aber höflich seine ehemalige Braut begrüßte, verrieth auch nicht das kleinste Senken seiner stolzen Augen, eine Erinnerung an ehemals, sondern nur die Blicke auf seine holde Gattin gewendet, die eben eine Wendung des Tanzes an ihm vorüber führte, schien er nur für diese zu athmen. Als sie sich darauf zärtlich an seinen Arm hing, und sie das Geflüster der innigsten Neigung hörte, zu ihrem Ohr die Stimme der Bewunderung drang, nicht für sie, nein für jene Fremde, da faßte ein plötzliches

Weh' ihr Herz. Sie betrachtete das schöne Paar, sah dann auf ihren nicht fern stehenden, ältlichen Gemahl, und unter dem Vorwande eines heftigen Kopfwehs, verließ sie sogleich den Ball. Der giftigste Neid erfaßte sie, als überall nur der Name der reizenden Lady Hamilton ihr entgegen tönte, und nur um diesem zu entgehn, verließ sie London weit eher als es die Jahreszeit erlaubte, und bezog ihren Landsitz Kingston-parc. Eingeladen von einer Verwandten auf mehrere Tage, dort in der Nähe, beschloß sie diesen Besuch in Abwesenheit ihres Gemahls abzumachen, da die Pflichten der Wirthin sie dann mehr an ihr Haus fesselten. Nichts ahndend kam sie dort an, und fand Diejenigen die sie in London geflohn, auf mehrere Wochen als Gäste dort. Hier auf dem Lande, wo weit mehr Freiheit herrschte, sah sie auch viel bestimmter das Glück und die Zärtlichkeit der Neuvermählten. Wie ward ihr, als sie eines Tages zufällig in den tiefen Schatten einer Laube verborgen, folgendes Gespräch der Beiden vorbei Wandelnden, erlauschte. Die Herzogin befragte ihren Gemahl neckend, ob er sie denn auch wirklich mehr liebe als seine erste Braut? — „Nenne das nicht mit diesem heiligen Namen sondern schelt es Wahnsinn," versetzte der Herzog. — „Nur seit ich Dich mein nenne, kenne ich die schöne Bedeutung dieses Wortes. — Gott bewahrte mich gnädig vor der schönen Schlange." „Ja wohl sie ist schön, sehr schön!" sagte die Lady. „Für mich nicht mehr;" entgegnete ihr Gatte; „Sie hat den schönen Schmelz verloren, der Euch so fernhaft umgiebt; Bescheidenheit und Sittsamkeit.

Für einige Stunden wenigstens, war jeder Genuß der stolzen Elisabeth vergiftet, und zum erstenmale füllten Reuethränen die schönen Augen. Sie konnte den Herzog nicht wieder sehn, noch weniger war es ihr möglich Zeuge der Glückseligkeit dieses Paares zu sein. Ohne weiterer Entschuldigung als nur einen plötzlichen Befehl ihres Gemahls vorgebend, verließ sie sogleich den Landsitz, und kehrte nach London zurück; fand auch bald in den dortigen Zerstreuungen, in den Huldigungen, die sie nun mit keiner gehaßten Lady Hamilton theilte, ihr eitles Herz getröstet.

Fünf Jahre waren so verflossen, als ihr Gemahl der Herzog v. Kingston starb, und sie mit Hintansetzung eines Neffen zur alleinigen Erbin seiner unermeßlich großen Güter zurück ließ. Jedoch mit der Einschränkung daß nach ihrem Tode, sämmtliche Besitzungen einem sehr weitläuftigen Namensvetter anheim fielen. Da das öftere Erscheinen ihrer Nebenbuhlerin am Hofe, die öffentliche Bewunderung dieser, wie die fortdauernde häusliche Glückseligkeit derselben, ihr London, ja, ganz England verhaßt machten, beschloß sie das Festland zu besuchen, und dort mit ihren Reizen und Schätzen zu verbleiben. Kaum in Rom angekommen, erfuhr sie daß der übergangene Neffe, das Testament angreifen wolle. Er beschuldigte sie der Bigamie, behauptete sie sei nicht gerichtlich geschieden, der Spruch habe keine Kraft, denn er werde gültige Zeugen ihrer ersten Verheirathung aufstellen, und auch Beweise, daß nur durch Bestechungen ihre erste Ehe als ungültig erklärt worden sei. Mit der

größesten Eil kehrte sie sogleich nach London zurück, und fuhr unmittelbar bei ihrem Geschäftsführer Jenkins vor; der ihr mit Achselzucken versicherte, die Sache stehe sehr schlimm. Sie hatte bedeutende Gründe zu argwohnen, daß dieser Mensch mit dem Affen in verrätherischen Verbindungen stehe, und treulos gegen sie handle. Sie forderte also jetzt ohne weiteres die Rückgabe aller ihrer Papiere, deren Verzeichniß sie bei sich führte. Da er nach Ausflüchten suchte schloß sie kalt und ruhig das Zimmer ab, und zwang den erschrocknen Advocaten, mit vorgehaltener Pistole und gespanntem Hahn, zur Auslieferung sämmtlicher ihm anvertrauten Papiere. Eben so schnell kehrte sie nach Calais zurück, besprach sich dort mit dem Grafen Mansfield, der, nachdem sie ihm versichert, wie jede Spur ihrer früheren Verheirathung aus den öffentlichen Acten vertilgt sei, ihr den Rath gab, den Proceß muthig durchzuführen. Ehe noch die Gegenpartei ihre Gegenwart ahnen konnte, befand sie sich in London, und übergab ihre Vertheidigung einem der geschicktesten Advocaten Londons. Der Herzog v. Newcastle — Lord Mont Stuart — und Lord Glover, gehörten zu ihren entschiedensten Anhängern, und so sah sie ziemlich ruhig einer glücklichen Entscheidung entgegen.

Den 15. April 1776 begann dieser merkwürdige Proceß, an welchem ganz London den lebhaftesten Antheil nahm. Da die Herzogin Wittwe eines Pairs war, mußte der Proceß vor dem Oberparlamente geführt werden. Alle Pairs von England waren darin Richter unter dem Vorsitz eines Lord Stewards, den des Königs Gnade ei-

gens zu diesem Entzwecke ernannt hatte, dessen vielbedeutende Würde aber sich auch mit diesem Proceß endigte. Der Schauplatz dieser verhängnißvollen Entscheidung war in Westminsterhall, dessen außerordentliche Größe dennoch die zahllosen Zuschauer nicht zu fassen vermochte. Fünf Tage dauerte die Entscheidung; am letzten, wo man den Spruch ohnfehlbar erwartete, erschien die Herzogin in tiefer Trauer. Es war als ob sie durch ihren Anblick allein jede Stimme für sich bewaffnen wollte, so schön war sie wiederum, als sie mit gesenktem Auge, ohne allen Schmuck, wie es schien leise bebend, und doch in edler Würde, den endlichen Ausspruch erwartete. Ganz so gefaßt war sie nicht, als fremde Augen sie gewahrten, ein nicht zu bekämpfendes Gefühl innerer Angst raubte ihr fast den Athem, und mit tödtlichem Herzklopfen hörte sie die schweren Thüren in ihren Angeln klirren, und das dumpfe Rauschen, mit welchem die Richter ihre Plätze einnahmen. Ein tiefes lautloses Schweigen herrschte durch die weite Halle, man hörte deutlicher das einförmige Picken des Todtenwurms. Aus Elisabeth's schon gebleichten Wangen war alle Farbe gewichen, sie glich einem athmenden Marmorbilde. Jetzt stand der Oberrichter auf, jetzt ward das Blatt entfaltet, es klang wie Todeswehen, und jetzt erklang langsam und deutlich das nachfolgende Urtheil. „Es wird der Spruch, welcher Elisabeth Gudleigh's Ehe mit Sir Hervey, nachmaligem Grafen Bristol, aufhob, als falsch, durch Bestechungen erzwungen, erklärt, sie bleibt in ihrer vollen Kraft, und ist anwesende Elisabeth der Bigamie schuldig, und verfällt

der Strafe mit einem glühenden Eisen in die Hand gebrannt zu werden. Da jedoch das Testament unabhängig von dieser Lage der Dinge ist, bleibt es in seiner vollen Kraft." —

Den Nachsatz hörte Elisabeth nicht mehr, eine tiefe Ohnmacht entzog sie glücklicherweise für einige Momente der furchtbaren Mahnung des Schicksals, welches ihr drohte. Sie ward sogleich hinweggetragen, und zwar auf höheren ausdrücklichen Befehl nach ihrem Hotel, nicht nach dem Gefängniß. Kaum war sie aus der Halle entfernt worden, so erhob der Herzog v. Hamilton, wider Willen als Pair ihr gezwungener Richter, die Stimme, und führte ein Privilegium an, welches den Adel durchaus von dieser schimpflichen Strafe ausnahm. „Ich will gar nicht ihr Recht als Pairin anführen, weil man sie hier nicht als Gemahlin des Herzogs anerkennen will," rief er lebhaft aus, „aber schon als Tochter des Obristen Cubleigh, als Hofdame unserer allergnädigsten Prinzessin kann sie nie dieser Strafe anheim fallen." Der Streit ward in der Halle selbst mit lebhafter Erbitterung von beiden Advocaten geführt, aber endlich siegten Elisabeth's gutes Glück und des Herzogs kraftvolle Reden; die selbst vom Throne herab mächtig unterstützt wurden. Sie ward von der entehrenden Strafe freigesprochen, aber diese in ewige Verbannung verwandelt.

Während dies im Gericht verhandelt wurde, lag Elisabeth mehrere Wochen in der Raserei eines hitzigen Fiebers, welches glücklich für sie, durchaus sie der Erinnerung an das was geschehen beraubte. Mit den ersten

Lichtblicken stand auch alles wieder in seiner furchtbaren Gewißheit da; und man mußte alles tödtende aus ihrer Nähe entfernen, da sie mehrere Versuche machte, durch freiwilligen Tod der Schande zu entgehn. In einem Augenblick, wo sie ruhiger war, händigte ihr der Arzt einen Brief des Herzogs v. Hamilton geheimnißvoll ein. Sie schauderte als sie die Züge wieder erkannte, mit denen sie einst ein so frevelhaftes Spiel trieb; und konnte sich nicht entschließen ihn zu öffnen. „Nein" sagte sie mit schwacher Stimme, „er enthält nur die Bestätigung des Gräßlichen, vielleicht ist er menschlich genug, und will mich schonend vorbereiten, daß man kommt mich von hier in's Gefängniß zu werfen, — „oder" — setzte sie fast schreiend, mit wilder Hast hinzu, „er will seine Rache kühlen, zeigt mir das geröthete Eisen — Doctor aus Barmherzigkeit Gift — lassen Sie mich sterben." „Ruhe! Ruhe," rief der Arzt, und flüsterte ihr dann leise zu, indem er der wartenden Dienerin gebot, etwas aus dem Nebenzimmer zu holen. „Lesen sie nur, Sie sind gerettet, nur keine äußeren Zeichen der Freude, Vorsicht, Verschwiegenheit und Thatkraft, das ist was Sie jetzt brauchen, lesen Sie, ich wache indessen, daß Niemand naht." Ein matter unbeschreiblich dankbarer Blick fiel auf den leise sich entfernenden Arzt, und immer noch zitternd wagte sie endlich das Blatt zu öffnen; es enthielt nur wenige Worte, je waren aber ein heilender Balsam für Elisabeth's Seelenwunden.

„Sie sind freigesprochen von allem Entsetzlichen, Mylady. — Ihr Geschäftsführer wird Ew. Herrlichkeit das

weitere anzeigen, wie auch daß sie binnen 2 Monaten England auf immer verlassen müssen. Wenn der Rath eines Mannes, dem einst Miß Eudleigh als schutzlose Waise ein so lebhaftes Interesse einflößte, jetzt etwas bei der Herzogin von Kingston vermag, so folgen sie ihm, und verlassen Sie diese Insel noch früher, denn der abgewiesene Neffe, vereint mit dem eigentlichen Erben, suchen Ihrer habhaft zu werden, um durch Ihren Tod eher in den Besitz der zu erwartenden Güter zu gelangen. Wenigstens London meiden Sie sobald als möglich, wenn auch Ihre Gesundheit Ihnen noch einen Aufenthalt in der Provinz gebietet. — Möge Ihr neues Vaterland die Wunden heilen, die England Ihnen schlug: Gott mit Ihnen!"

William Herzog v. Hamilton.

Sobald sie nur das Bett verlassen konnte, ließ die Herzogin die eiligsten Anstalten zu ihrer Flucht treffen. Da sie sich noch zu schwach fühlte das Meer zu überschiffen, beschloß sie in Devonshire, in ihrem Vaterhause eine kleine Rast zu machen. In einer stürmischen Nacht kam sie daselbst an, die Castellanin empfing ihre junge Herrin unter den demüthigsten Verneigungen, und da auf ihr Befragen, welches Zimmer die Lady zu bewohnen wünschte, diese ausrief, „welches es sei," glaubte sie Dieselbe höchlichst dadurch zu erfreun, daß sie sie in ihr ehemaliges eigenes Gemach führte. Welche Empfindungen durchströmten Elisabeth, als sie nun beim hellen Kaminfeuer und Kerzenschein erkannte wo sie war. Noch hing über dem kleinen Spiegel, zwar beinah in Staub zerfallen, aber doch noch an leich-

ten Fäden flatternd, ein Kranz, den scherzend Hervey einst um ihren Strohhut geschlungen. Die Wände waren mit Zeichnungen von ihrer Hand geschmückt; leicht verhüllt hing eine über ihrem Arbeitstischchen. Wohl wußte sie, daß es eine kleine Skizze darg, die Hervey einst leicht hingeworfen, und den Ort darstellte, wo er sie zuerst erblickt. Ueber die fast ganz entsaitete Harfe hing leicht hingeworfen ihr Shawl, wie sie ihn oft hastig hingeschludert, wenn sie zu lange in Wald und Flur geſäumt hatte, und der Vater sie erwartete; und das Bild dieses theuren zärtlich geliebten Vaters, da hing es über dem Sopha, und schien sie strafend, drohend anzublicken. Ihr eigenes Conterfei, im flatternden Kleide, eine Rose im Haar und vor der jugendlichen Brust, welches darunter hing, wagte sie gar nicht anzuschaun. Die alte Castelanin, als sie die scheu umhergeworfnen Blicke ihrer Gebieterin bemerkte, entschuldigte sich, daß alles noch so wie ehemals sei, aber die junge Lady habe ihr beim Abſchiede untersagt das Geringste anzurühren. Elisabeth unfähig zu reden winkte ihr, sie allein zu lassen, und, nun einsam, ergoß endlich sich das gepreßte Herz in heißen Thränen. Auf einmal trat sie, sich gewaltsam aufreißend, vor ihr eignes Bild, wo ihr Vater einst scherzend die Worte darunter geschrieben, „die kleine wilde Rose von Devon" und nun staunte sie selbst über die Lieblichkeit des Bildes. Furchtsam richtete sie die Augen auf den gegenüber hängenden Spiegel, wo ihre schönen und edlen, aber geisterhaften Züge, von Boy und schwarzem Flor umgeben, ihr entgegenstarrten. „Ehemals und Jetzt," rief sie, indem

sie ihr Gesicht in beide Hände verbarg. „Hier kann ich nicht länger weilen.“ Rasch flog sie zur Klingel. „Ein andres Zimmer,“ herrschte sie der Castelanin zu; „Oben in den Fremdenstuben, ich bleibe so lange bei Euch, gute Frau,“ und so eilte sie, wie von Furien des Gewissens verfolgt, den Gang hinab. Nachdem sie einige Tage in der tiefsten Verborgenheit hier zugebracht, ohne daß ihr Fuß wagte die unteren Gemächer zu betreten, eilte sie fort, ihre neue Heimath zu gewinnen, hoffend dort vielleicht den Frieden ihrer Seele wieder zu finden. Sie entkam glücklich den Nachstellungen ihrer Feinde, aber nicht dem Verfolger in ihrer eignen Brust. Nie kehrte sie nach England zurück, ja, sie vermied geflissentlich jede Erinnerung daran, je mehr ihr Herz vor Sehnsucht nach dem geliebten Vaterlande pochte, um so mehr schien sie öffentlich letzteres zu verabscheun. Da ihr großer Reichthum erlaubte, jeder Laune zu fröhnen, so lebte sie mit dem äußersten Aufwand, der so weit ging, daß sie mehreremale die Kaiserin von Rußland bewirthete. Sie schloß keine Verbindung wieder, so sehr auch die reiche schöne Frau mit Anträgen verfolgt ward. Endlich ließ sie sich, des immerwährenden Umherschweifens müde, in Paris nieder, und genoß mit einer Art rastloser Unruhe alle Vergnügungen, die diese Metropole der eleganten Welt darbot. Auch in Calais hatte sie ein großes prächtiges Haus. Nie sah sie Engländer, aber von ihrem Fenster aus war es eine ihr ganz eigne Beschäftigung, durch ein Fernrohr das Paquetboot zu beobachten. — Mit der Schwalbe eilte sie dahin; und nur erst, wenn die Winde zu stürmisch wehten,

kehrte sie nach der Hauptstadt zurück, es war als ob die Lüfte ihr von dem heimathlichen Strand so näher wären, und auf ihren Schwingen nur die heiteren Bilder der Jugendzeit zurückbrächten. Als sie eines Tages so beschäftigt, die Passagiere sorgsam beachtete, sah sie einen Herrn und eine Dame, deren Gestalten ihre Aufmerksamkeit auf sich zogen; sie blickte noch einmal und schärfer hin, und glaubte den Herzog v. Hamilton mit seiner Gemahlin zu erkennen. Sie fuhr, als habe ein Gespenst sie verscheucht, sogleich vom Fenster zurück, und nachdem sie durch Nachforschungen erfahren, sie habe sich nicht geirrt, verließ sie Calais sogleich, und kehrte nie wieder dahin zurück. Doch wie sie sich auch beräubte, die Erinnerung ihrer Verurtheilung, ihrer Verbannung, das Ehemals in Devonshire zu vergessen, so nagte doch dies, wie die Großmuth des Herzogs, an dem Kern ihres Lebens. Sie ließ sich kurz vor ihrem Tode, von dem berühmtesten Künstler in Paris malen; von so viel Schmuck und Pracht umgeben als sie nur ersinnen konnte. — Das Bild prangte mit der Unterschrift; **Elisabeth Herzogin von Kingston**, und war mit einem prachtvollen goldnen Rahmen umgeben. Sie sandte es nach Devonshire ab, zum kleinen Landsitz, mit dem Befehl, es ihrem kleinen Bilde dort gegenüber zu hängen. Unter beide Bilder ließ sie eine kleine goldne Tafel hängen mit den Worten: — **Ehemals!** — **Jetzt!** — Sie starb zu Paris, noch jung, viel beneidet, vielfach geächtet, und niemals mehr glücklich! —

Die Pagode.

Phantasiebild von Coromäus von Mittig.

An einem Abende heiteren Beisammenseins mehrerer Freunde, wo jene milde Critik geübt ward, die zwar keine Schwäche des Freundes übersieht, ja sie auch wohl in ein höchst komisches Licht zu setzen weiß, wo aber immer das Grundprincip der Herzlichkeit und Liebe vorherrscht, so daß selbst der schärfste Witz nicht ohne Beimischung von Wohlwollen ist, ward auch die häusliche Einrichtung des Dichters Klarenberg nicht unberührt gelassen. „Wer sein Zimmer nicht gesehen hat" — unterbrach Adolf die Sprechenden —„glaubt nicht an den tollen Aufputz darin. Stellt Euch einen großen Schreibtisch vor, der wie Büchern überbaut, ganz vernünftig aussähe, wenn nur nicht an mehrern vergoldeten Nägeln, die wahrlich nicht zu diesem Zwecke bestimmt sind, hier eine Schnur ganz werthloser Glasperlen, dort eine ausgebalgte Spitzmaus hinge. Unter einer kostlichen Blende steht eine allerliebste kleine Alabastrstatue der Venus, die Klarenberg aus Neapel holte, allein kaum will man sich über die herrlichen Formen freuen, so wird man gewahr, daß der schönste Theil

des schönen Körpers durch die ausgespannten Flügel einer Fledermaus verdeckt wird, welche widerwärtige Bestie unser Freund von seinem vorjährigen Sommeraufenthalte zurückbrachte. Daneben steht die Hofrangordnung—denn unser Freund ist ja, wie Ihr wißt, am Hofe angestellt — aber auch dieses wichtige Actenstück wird von ein Paar gewaltigen Hörnern überragt, die einem Rehbockschädel angehören, den der rüstige Jäger als Siegestrophäe von der Jagd mitbrachte. Auf dem Schranke gegenüber ragt zwischen den Foliobänden von Du Cange Glossarium, Ziegler's historischem Bilderſaal und Rürner's Turnierbuch, eine gewaltige Fahne von Flittergold hervor, die bei jedem Tritt ihr wisperndes Geräusch erhebt. Der unzählige Perlmutterstückchen, Erz- und Crystallstufen, der Pfauen- und Fasanfedern, der Adlersklauen und tausend andrer Raritäten nicht zu gedenken. Auf dem Pianoforte — doch genug der Beschreibung dieses Quodlibets. Klarenberg ist glücklich, daß kein weiblicher Fuß sein Heiligthum betritt. Himmel! wie würde eine solche ordnungsliebende Seele segen, putzen, abstäuben und so manchen Gegenstand ohne weiteres zum Fenster hinausspediren. Ich bitte Euch, wie sollte auch ein zärtliches Beisammensitzen auf dem Sopha möglich sein? Kaum zieht er die Geliebte sanft zu sich nieder, so springt sie wieder empor, denn sie hat sich unsanft auf einen Rappierkorb und ein Paar Panzerärmel niedergelassen. Kaum ist das Hinderniß beseitigt und die Schöne beruhigt, so fährt hinter ihnen das Folioexemplar von Faust's Höllenzwang, Basler Ausgabe, vom Rande des Sopha's herab

und ihr in den Rücken. Erschrocken springt sie auf, will sich an das Tischchen das vor ihr steht halten, aber ein lauter Schrei entfährt ihrenKippen, denn ihre warme Hand ruht, — auf einem wohl conservirten kalten Frosch und zugleich schlüpft unter dem umgeworfnen mit Marly bezognen Blumenscherben blitzschnell eine allerliebste grüne Eidechse hervor und über die weißen Finger der Geliebten hin. Zugleich wackelt eine Pagode mit langenOhren, dickem Bauche und scheelem chinesischen Gesichte, noch dazu auf das Impertinenteste die Zunge herausstreckend. Das Schäferstündchen oder der Moment der Erklärung ist natürlich vorüber, denn welches Mädchen in der Welt, könnte unter solchen Umständen und Umgebungen zärtlich bleiben, wenn sie nicht etwa selbst aussieht wie die Hexe in Retzschen's Umrissen zum Faust, und Liebhaberin von den dort aufgestellten Curiositäten ist." Ein lautes Gelächter der versammelten Freunde stimmte in Adolf's Schilderung ein. Als es sich gelegt hatte, nahm Klarenberg das Wort. „Freund Adolf hat Euch ebenso heiter als witzig auf meine Kosten unterhalten. Er muß gestehen, daß ich ihm einen vortheilhaften Tummelplatz eingeräumt habe und ich bekenne, daß er nur wenig übertrieben hat. Ja, ich leugne es nicht, mein Wohnzimmer mit seinem Aufputze ist sonderbar genug, ja, wohl gar phantastisch zu nennen. Auch weiß ich mich sehr gut zu erinnern, daß mancher angesehene Fremde, mancher würdige Geschäftsmann die irgend eine Etiquettenangelegenheit am Hofe zu mir führte, höchst verwunderte Blicke auf meine Einrichtung fallen ließen und sich eines ironischen, obgleich schnell unterdrückten Lächeln's

nicht erwehren konnten. „Der Mensch ist ein Narr,“ mochten die verehrten Männer bei sich denken, und ich könnte es dem dicken Deputirten des Wohlthätigkeitsvereins nicht übel nehmen, wenn er gewaltig gegen mich los zöge, weil er sich neulich so unsanft auf das schöne Exemplar des Stachelrochen's niedersetzte, den ich vom Soyha wegzunehmen vergessen hatte. Indessen er bezwang den kleinen Schmerz, kniff den Mund fest zusammen und öffnete ihn nur wieder zu der ironischen Frage: „Ew. — sind Liebhaber von Curiositäten, wie ich an der Kinderfahne von Flittergeld dort oben abnehmen kann. Sehen Sie einmal! Ein recht unschuldiges Vergnügen. Dem Striezelmarkt sollte ich denken, müßte Ew. — alljährlich recht schöne Beiträge liefern können!“ Ich hörte wohl aus dieser spitzigen Rede, daß der Arme die Spitzen meines Stachelrochens und sein zerrissenes Atlasbeinkleid noch nicht verschmerzt hatte. Allein ich verschmerzte den Stich und erwiederte sehr ernst, leider seien diese Beiträge keineswegs so häufig, als man glauben solle. Kinder gäbe es bekanntlich in unsrer überaus aktiven Zeit so wenig mehr als fliegende Drachen, Greiffe, Einhörner u. d. gl. Der cosmopolitische Geist unserer Weltmenschen von zwölf Jahren verdränge die Fabrication der Spielsachen, so wie die Brotwissenschaften die Phantasie immer mehr und mehr und — ich fügte es mit einem Seufzer hinzu, der mir aus tiefsten Herzen kam, mit dem religiösen Glauben hat sich auch der Glaube an Poesie und alle Wunder der Unschuldswelt verloren. Sie finden auf dem ganzen Weihnachtsmarkt weder einen wachsernen Engel mit Goldflü-

geln, der auf einem seidnen Bande die Worte: „Gott in der Höh' sei Ehr'," in den ausgebreiteten Armen hielt, nach einen rechtschaffnen Knecht Rupprecht, obgleich ich einen solchen gern mit einem Louisd'or bezahlt hätte!" — „Mit einem Luis" — der Deputirte war bei diesen Worten in die Höhe gefahren, und starrte mich wie einen Wahnsinnigen an. Unwillkührlich griff er sich an die Stirn, ich weiß nicht ob für sein oder mein Gehirn fürchtend, und empfahl sich. So die Welt. — Allein Ihr, meine Freunde, seid viel zu vernünftig, um solchem Urtheile beizutreten, und Ihr werdet mir gern glauben, wenn ich Euch versichere daß jene ausgestopften Fledermäuse und Thierbälge, jene bunten Glasstückchen und Perlmuscheln, jene Erz- und Crystallstufen, jene Pfauenfedern und Adlerklauen für mich die Schlüssel zum Reiche der Phantasie, ein vollständiges dichterisches Ideenmagazin, eine Art von Fonteier des Poetischen sind. Ihr selbst sowohl als das nicht minder gütige Publicum habt mich oft für einen Dichter erklärt. Nun seht, meine gelungensten Lieder hole ich mir, wenn ich in meinem Zimmer auf und abgehend, den Blick auf jene Gegenstände richte und mich bald arabeskisch-nächtigen Scharfern, bald sonnigglänzenden Bildern, die das Farbenspiel des Crystalls oder der Kaiserschmelz der Pfauenfedern mir erweckt, hingebe."

„Recht gut" — unterbrach Severn den Freund — „wenn auch etwas wunderlich. Allein welche Schauer oder welche glänzenden Farbenspiele kann jene widrige, götzenhaft aussehende Pagode Dir hervorrufen?

„Was diese betrifft" — entgegnete Klarenberg — „so

ist sie ein Geschenk eines geistreichen hohen Gönners, der meine Eigenthümlichkeit nicht gleich verwerfend, weil sie nicht die seinige, sie mir verehrt hat. Indessen kann ich Euch betheuern, daß ich ihres gleichen schon sehr oft in der allervornehmsten Gesellschaft, wenn auch nicht in dem Costüm und mit so stark ausgeprägter Nationalphysiognomie, begegnet habe."

„Ei, ei, Du wirst gewaltig stechend," — bemerkte Adolf.

„Nein wahrlich" — entgegnete Klarenberg — „unzähligemal habe ich bei meinen künstlerischen Leistungen, einem ebenso geistlosen Lächeln begegnet. Unzähligemal hat uns auf eine etwas ungewöhnliche Anrede, das geistlose Gesicht einer Eleganten mit stummem Kopfnicken und breitgezognem Munde, dem widrigen Vorboten eines halb satyrischen, halb dummen Lächeln, wie meine Pagode stumm geantwortet, so daß ich zwar nicht, o Brutus, aber wohl o Brute, hätte ausrufen mögen." „Und" — fuhr der Dichter sich ereifernd fort — „wenn auch jene Schäferstunde von der vorhin Adolf scherzend sprach, bei mir nie statt finden kann, so schwöre ich Euch doch, daß ich meiner versprochnen Braut ihren Ring und ihr Jawort wieder zurückgebe, wenn sie mein Zimmer betretend für meine arme Pagode und alle meine Herrlichkeiten, nur jenes dumme breite Lächeln hätte." —

„Oho" — lachte Adolf den Kopf schüttelnd.

„Zum Glück" — meinte Sever — „wird seine Braut nicht eher auf sein Zimmer kommen als bis sie seine Frau ist, und dann wird sie's wohl verstehen, den Kampf mit

dem porzellanenen Ungeheuer aufzunehmen und den Sieg auf ihre Seite zu lenken."

„Wohlan denn, ich schwöre" — rief der erhitzte Künstler.

„St. — st!" — scholl es einstimmig von der Freunde Munde. „Keine tollen Schwüre" — warnte Sever. „Zeig' uns lieber Deine famöse chinesische Schönheit, damit wir auch ein Urheil haben können."

„Sie steht drüben bei meiner Schwägerin im Gesellschaftszimmer wo diese sie sich zur Parade auf ihre Etagère mühsam von mir erbeten hat. Allein ihr Dienst muß nun vorüber sein; ich springe hinüber und hole sie Euch. Auch soll sie mir nicht die Nacht da drüben zubringen, sondern wieder zu ihren Penaten zurückkehren!" — Er sprang fort.

„Wißt Ihr wohl Freunde" — nahm Sever das Wort — „daß es die höchste Zeit war, unsern Klarenberg von einem tollen Schwur abzuhalten — ich habe eine Freiwerbung für ihn in der Tasche!"

„Nicht möglich!" riefen Alle.

„Wie ich Euch sage. Aber so hold, so lieb das Mädchen auch ist, so gestehe ich, bei dem wunderlichen Eigenthümlichkeiten unsers Freundes, wenig Hoffnung für mein Geschäft zu haben. Johanna ist, wie ich sage, reizend, voll Geist, voll Verstand, allein sie ist in großer Welt aufgewachsen und wenn auch immer nur mit dem verständigsten, liebenswürdigsten Theil verkehrend, doch nicht für ein Stillleben, und zumal solch' ein wunderliches erzogen.

Sie hat Witz und ist nicht abgeneigt ihn zu zeigen. Eine treue Beschreibung von Klarenberg's Zimmer könnte sie leicht zum Lachen bringen. Dagegen dürfte nur ein solches Lachen oder ein Witzwort Klarenberg zu Ohren kommen, um ihn eher zu einer Verbindung mit der alten Hecate als mit Johanna zu vermögen. Auf der andern Seite liegt mir die Verbindung am Herzen, theils weil es der Wunsch von Klarenberg's Eltern war, theils auch weil Johanna doch gerade viel von dem hat, was unser Freund an dem Mädchen sucht, was ihn fesseln soll, Sinn für Kunst, ausgezeichnete Fertigkeit in mancher Art derselben. Aber still, er kömmt zurück. Laßt sehen wie weit er in seiner Künstlerlaune geht und ob er uns wird zwingen wollen, sein Ungeheuer schön zu finden."

Sever hatte kaum ausgeredet, so trat der Freund in's Zimmer, einen mit einem Tuche verschleierten Gegenstand sorgsam im Arme haltend. „Hier" — sagte er, die Bürde leise auf den Tisch niedersetzend, „habt Ihr meine arme kleine Chineserin, der ich nicht gar zu arg mitzuspielen bitte." Man zog ungeduldig das Tuch ab. Da kauerte die Kleine mit untergeschlagenen Knieen, ihren Hängeohren, ihrem ungeheuren Mund und ihren mongolisch geschlitzten Augen. Sever stieß sie an und nun bewegten sich ihre weißen schön geformten Hände langsam im abwechselnden Gange, zugleich wackelte der Kopf vor- und rückwärts wie bei einem alten Mütterchen und dazu streckte sie bei jeder Bewegung das rothe Züngelchen weit über die gewaltigen beiden Zahnreihen heraus. „Pfui" — schrie der Chor der Freunde einmüthig — „welche

abscheuliche Carricatur des weiblichen Reizes, welche widrige Nachäffung des Lebens in der automatischen Beweglichkeit des Kopfes und der Zunge. Weg damit! So was kann nur in China, kann nur Chinesen gefallen!"

„Gemach, gemach," begütigte Klarenberg und bat sich zu erinnern, daß er ja nicht Bewunderung verlangt, sondern im Gegentheil Nachsicht und Schonung für die Fremde erbeten hätte. Da die Freunde aber einmal so sehr am Aeußern hingen, so bäte er zuvörderst das geschmackvolle, und doch reiche Costüme, das feine weiße Unterkleid mit goldnem Netzmuster und den dreifachen reichgefalteten, ebenfalls breit mit Goldspitze bordirten Hemdtragen, dann das rosenfarb ausgeschlagne ebenfalls mit Goldstickerei eingefaßte Oberkleid zu betrachten, das auf milchweißem Grunde einen ganzen chinesischen Frühling darbiete. Hier prange die phantastische Purpurrose mit goldner Füllung, hier die blaue Nelke mit dem Silberkelche, hier das Veilchen mit morgenröthlichen Blättern. Lauter Blumen, die das dürre practische Europa gar nicht, und selbst das Wunderland China nicht alle kennt. Die weißen Aermel, und die weißen orientalischen Beinkleider, sind mit dem schönsten Blaegrün breit aufgeschlagen. Blau und goldne Zwickel schmükken die weißen Seidenstrümpfe, so wie ein breiter ebenfalls blauer goldverbrämter Gürtel unter der üppigen Brust hinläuft. Feuerfarbne Pantoffeln mit gelben Absätzen zieren die kleinen Füße. Auf diese, so wie auf die feingeformten Händchen mache ich Euch gar nicht aufmerksam, allein der prächtige, zum Zerblasen feine

Teint des Gesichtchens wird Euch nicht entgehn, so wenig als, wenn Ihr Euch das Gesicht ernsthaft denkt, ein gewisser Zug stiller Melancholie aus den hellbraunen Aeuglein. —

„Haha ha," plagte Adolf heraus. „Nein ist's nicht zum Tollwerden wie der Mensch in verliebten Diminutiven von der thönernen Bestie spricht. Willst Du uns nicht auch die allerliebsten Oehrchen, die bei dem stärksten Hühnerhunde für ein fast zu reiches Behänge gelten würden, als eine Schönheit anempfehlen, oder die allerliebsten elfenbeinernen Fangzähnchen, die in der Natur einen halben Zoll lang sein müssen, und einen in das allerliebste kleine Mäulchen wie in einen aufgesperrten Haifischrachen hinabblicken lassen? Geh mit Deinem porcellänenen Monstrum und danke Gott, daß die häßlichste Europäerin noch eine Venus Anadyomene gegen die schönste Chineserin ist!"

„Das lasse ich wohl bleiben" — rief Klarenberg entrüstet — „und ich müßte lange unter meinen Landsmänninnen suchen." —

Sever schlug mit dem hölzernen Löffel an die crystallne Punschschaale, die vor ihm stand, um die Unterhaltung von der Richtung, die er befürchtete, abzulenken. „Gebt mir Eure Gläser und bringt mit mir unserm Freunde das alte wahre Wort als Trinkspruch zu: „non è bello quel' ch' è bello, ma è bello quel' che piace. „Brave!" riefen alle, Klarenberg mit einstimmend. Er setzte nun seine Pagode bei Seite, der Becher kreiste fröhlich und die Unterhaltung flog schillernd wie ein

Schmetterling von Blume zu Blume, ſo zwiſchen Kunſt, Liebe, Wahrheit und Dichtung umher. Die Freunde trennten ſich ſpät und Klarenberg warf ſich von den wunderlichſten Phantaſiegebilden wie geblendet, in die Ecke des Sopha's, um ſich dem Ideenſtrome deſto ungeſtörter hinzugeben.

Er wußte nicht, wie lang er ſo gelegen haben mochte, als ihn ein leiſes Seufzen und Schluchzen, das wie der Laut der kleinen ſilbernen Glocke, die vor ihm ſtand, tönte aus ſeiner Verſunkenheit empor rief. Er lauſchte — das Seufzen erklang immer deutlicher — gleichwohl war keine menſchliches Weſen im Zimmer zu ſehen. Er horchte ſchärfer hin, — da — wahrhaftig es war keine Täuſchung — es war die Chineſerin, die ſo beweglich ſeufzte. Je länger Klarenberg hin ſah, je mehr wuchs ſeine Verwunderung, denn nun ſah er deutlich, daß die zinnoberrothen Lippen der Kleinen, wie vor Schmerz zuckten, und häufige Thränchen, den reinſten Perlen gleich, aus ihren Augen fielen. Mit Mühe drängte ſich dem vor Ueberraſchung Stummen die Frage aus dem Munde hervor: „Warum weinſt Du denn, Kleine?“ „Ich weine“ — antwortete ein Stimmchen wie wir es bisweilen am heißen Sommerabend leis und ſilbern von den kleinſten Grillen hören — „ich weine, weil Du mich, die Dich ſo lieb hat, den unzarten Bemerkungen und Gloſſen Deiner Freunde Preis giebſt. Weißt Du denn ſelbſt was ſchön oder nicht ſchön iſt? Iſt Dir nicht, wie Euch allen, das ſchön, was Euch gefällt? In mei-

nem Vaterlande findet man meine langen, weichen Ohren, meine braunen geschlitzten Augen, meine kleinen Füße schön. Kann ich dafür, daß Ihr hier einen andern Maasstab für Schönheit habt, als wir? Deine schönsten Landsmänninnen würden in Peking und Canton für sehr häßlich gelten, und unser erhabner Monarch, der Sohn der Sonne, würde es bitter rügen, wenn man ihm eine Europäerin unter seine Frauen einschwärzen wollte. Verdiene ich nun Ungeheuer, Bestie, Monstrum von fremden Männern gescholten zu werden, weil ich, die schöne Chineserin, nicht wie eine schöne Europäerin aussehe? Deine Freunde nennen meine Bewegungen automatisch. Dennoch würdest Du mich unter hundert meiner Landsmänninnen unterscheiden, denn jede kleidet, trägt sich anders, wie es ihr Geschmack ihr eingiebt. Die Tyrannei der Mode kennen wir nicht, und nur die Landessitte bestimmt den Schmuck unsrer Kleidungen. Ihr dagegen, Eure Schönen bekommen ihre Gewänder aus der Hauptstadt an der Seine, und nun fragt keine, ob die Form ihrer Gestalt, die Farbe ihrem Gesichte kleide. Nein, alle stecken in derselben Hülle eingeschnürt, alle haben die langen, dünnen Leiber wie die Eintagsfliegen, dieselben ungeheuern Reifenärmel, die auf den magern Armen aussehen wie Fischreusen auf eine Stange gesteckt, alle dieselben Hörner von falschen Haaren auf der Spitze des Scheitels in die Höhe gethürmt. Daher haben sie auch alle wie Dutzende von Puppen aus dem Bazar desselben Kaufmanns dieselbe Bewegung, dieselbe Haltung. Man mag sie vorwärts oder rückwärts an-

sehen — alle gleich, alle gleich steif, gleich unbeweglich, gleich ungraziös, jung an Jahren und Gesichtern, alt und steif in Haltung und Gang. Wie würde man in meinem Vaterlande lachen, wenn man so tanzen sehe, wie ich gestern Abend es bei deiner Schwägerin sah. Sind diese nun nicht mit weit größerem Recht Automaten zu nennen, sie deren Anzug nicht bloß, nein deren Gang, Blick, ja selbst ihr Verstand unter dem eisernen Zwang der Mode gefesselt, sich nur einförmig und mechanisch erheben können. Als du neulich in einem Mädchenkreise Deine neueste Dichtung verlasest und da die Damen so viel von Entzücken und Bezauberung sprachen, Du sie batest, dir die Stellen anzugeben, die ihres Beifalls am meisten würdig gewesen wären — entstand da nicht plötzlich eine allgemeine tiefe Stille und ergab sich nicht auf Dein dringendes wiederholtes Bitten, daß die blonde Luise gar nicht recht aufmerksam habe zuhören können, weil das Sommerlüftchen immer mit ihren künstlichen Haarschleifen, coques genannt, gespielt und ihr ein abscheuliches Ansehn gegeben habe? Gestand nicht Julie, daß sie aus Furcht die Abendluft werde den Krepp aus ihren toupirten Locken ziehen, und diese ihr dann gerade in's Gesicht herunter hängen, nicht eine Sylbe behalten? Und die kleine Thusnelde mußte sie nicht einmal über's andere ihre Thränen trocknen, weil ihre Nachbarin ihr vertraut hatte, ihr Anzug sei, im Vergleich der eben bei der pariser Modistin angekommnen Muster, schon seit sechs Wochen ganz außer dem Schnitt — weshalb sie von der ganzen Vorlesung kein Wort verstanden? Und

endlich die schwarzäugige Heloise, die so aufmerksam zugehört hatte, sagte sie Dir nicht am Ende, es sei doch unverzeihlich, daß Deine Heldin immer mit aufgelößtem Haar auf ihr Lager sinke, was kein wohlgezogenes Mädchen thue, und daß sie über ihr seidnes Gewand unter der Brust einen goldnen Gürtel geschlungen habe, indeß kein vernünftiger Mensch einen goldnen Gürtel trage und die kurzen Taillen schon seit zwanzig Jahren aus der Mode wären? — Wie ward Dir bei diesen Aeußerungen? Waren die holden Geschöpfchen nicht weit mehr Automaten als ich? In China hätte bei einer solchen Vorlesung jedes Mädchen dem Sänger eine blühende Renupherblume zugeworfen und ihm zugleich auswendig die Stanze aus seinem Gedicht recitirt, die ihr am meisten das Herz gerührt. O glaube mir, Freund, wenn Deine Schwägerin wieder ihre jungen Freundinnen in Dein Zimmer führt, um ihnen Deine Kostbarkeiten zu zeigen und sie über Deine arme kleine Chineserin lachen zu lassen, so gieb wohl Acht auf die muntre Schaar. Alle die, welche von den poetischen Spießen der Phantasie, die Dein Zimmer schmücken, leer und gedankenlos den Blick abwenden, um sich über mein Gesicht und meinen Anzug lustig zu machen und ihn abscheulich zu finden, weil er nicht aus dem Magazin der Pariser Modistin kam, o von diesen laß keine Deine Gefährtin durchs Leben werden. Genug nun — und ins künftige, wenn Du mir wohl willst, stelle mich nicht an den critischen Pranger Deiner unzarten Freunde!"

Ein ſilberheller Klang erſcholl, das Licht flammte hoch auf! Klarenberg fuhr empor, ungewiß ob er geträumt habe, oder die merkwürdige Rede im Wachen vernommen. Die Pagode ſtand auf ihrem gewöhnlichen Plätzchen, freundlich den Kopf und die Zunge bewegend. Er ſtürmte auf ſie los, that tauſend Fragen auf einmal. Die Kleine ſchwieg und als er ſie unwillig zurück ſchob, ſtand Kopf und Zunge ſtill. „Aberwitziges Ding" — rief er erzürnt, hob ſie hoch empor, um ſie gegen den Boden zu zertrümmern, weil ſie ſo unzart ihn an jene miſtungne Vorleſung erinnert hatte — da fielen ihm auf dem Fußgeſtell Bleiſtiftzüge in die Augen. Er ſtutzte und las: „Dem geiſtreichen Dichter und Kenner ächt weiblicher Grazie in Haltung und Tracht im chineſiſchen Coſtüme, Preis und Anerkennung ſeines feinen Geſchmackes. Luiſe, Julie, Thusnelda, Heloiſe." Sonderbar, gerade die Namen, welche ihm die Chineſerin genannt, und die ſich alle bei ihm durch die kalte Aufnahme eines Dichterwerks, das mit aller Glut der Phantaſie verfaßt auch beim Publicum die glänzendſte Anerkennung gefunden — bei ihm wenig von Seiten ihres Verſtandes und der Wärme ihrer Einbildungskraft empfohlen hatten! Indeſſen erſchien ihm doch die Strafpredigt der kleinen Chineſerin, der es gar nicht an einer kleinen Beimiſchung von aſiatiſcher Eitelkeit fehlte, und die Conſequenz, daß die ſeine Gattin nicht werden ſolle, der nicht ſeine Pagode gefalle, ſo komiſch, daß er in ein lautes Gelächter ausbrach. „Traumespoſſen, weiter nichts! Wer denkt über-

haupt an's Heurathen! Weg aus dem Kopfe mit dem ganzen Kram, der nur ein Product des heißen Punsches war." — Dabei hatte es sein Bewenden. Er ließ sich auskleiden, legte sich nieder und schlief so ruhig, als ob weder Chineserin, noch irgend ein ander Mädchen in der Welt gewesen wäre. Wie es denn aber phantasievollen Menschen, und nun gar Künstlern geht, daß ihr Einbildungskraft, ist sie einmal erregt, sich nicht immer durch das trockne befehlerische: „Schweig!" der Vernunft beschwichtigen läßt, so ging es auch unserm Klarenberg. Mit Gedanken an einen Gegenstand, den er bearbeiten wollte, beschäftigt, trat er am folgenden Morgen aus dem Schlafcabinet in sein Studierzimmer. Sein erster Blick fiel auf die Chineserin, die, ganz gegen ihren gewöhnlichen Standort, sich heut auf seinem Schreibtische, recht in der Mitte befand. Er frug wer sie dahin gesetzt, niemand wußte andre Antwort zu geben, als daß er sie vermuthlich gestern Abend selbst dahin gesetzt, denn als man heut ganz früh sein Zimmer in Ordnung gebracht, habe die Pagode schon da gestanden. Verdrießlich in seinem Ideengange, durch die Erinnerung an die Kinderei, gestört worden zu sein, trug er die Kleine an ihren Standort und legte sich schweigend an sein Frühstück. „Darf ich herein" rief seine Schwägerin mit klarer Stimme durchs Schlüsselloch. „Versteht sich!" war die Antwort. Die muntre Frau kam sich zu entschuldigen, daß sie in Klarenbergs Abwesenheit neulich mehrere Mädchen, die sie besucht, in sein Zimmer geführt habe. Allein die Kinderchen hatten so viel von dem Wun-

derlichen und überhaupt dem seltsamen Aufputz des Zimmers gehört, daß sie die Neugier nicht bezähmen konnten. Klarenberg versicherte in der heitersten Laune, sein Zimmer stehe zu jeder Zeit so liebenswürdigen Besucherinnen offen, ja er schätze sich glücklich, etwas zu besitzen, was den holden Frühlingskindern interessant erscheinen könne, obgleich er eigentlich nicht begreife, wie dies zugehe. Interessant, meinte die Schwägerin in unbesorgter Aufrichtigkeit, habe man es auch in der That nicht gefunden, sondern bizarr, grotesk, ja sogar ein wenig — kindisch, was man indessen Künstlern zu Gute zu halten gewohnt wäre, da sie ja doch auf dieser Welt nie mündig würden. Freilich verstände sich von selbst, und von allen den schönen jungen Damen, die über seinen Zimmeraufputz gelacht, sei auch keine einzige, die sich nicht vollkommen damit einverstanden erklärt habe, einem ledigen Manne sei hierüber nichts vorzuschreiben, allein einem verheuratheten auch nichts nachzulassen, und eine jede von ihnen, würde, falls ihr ein solcher Sonderling zu Theil würde, sich nicht einen Augenblick besinnen, den ganzen Plunder eines schönen Tages in Abwesenheit des lieben Gatten, oder auch in seiner Anwesenheit zum Fenster hinaus spazieren zu lassen. Die Eröffnung des hochnothpeinlichen Halsgerichtes würde die häßliche Bestie, die Chineserin, machen. Freilich würde Männchen anfangs etwas maulen, schmollen, brummen, daran sei sich aber nicht zu kehren, um so weniger, als einer hübschen Frau tausend Mittel zu Gebote ständen, solchen Verdruß wie einen Hauch zu zerstreuen. Uebrigens

müſſe man zu ihrem eignen Beſten, den guten Männern ſolche Phantaſtereien nicht geſtatten. Sie verwöhnten ſich daran und wie wollte dann die beſte Frau von der Welt ſolchen Anſprüchen genügen?

Klarenberg traute ſeinen Ohren nicht, als er hier ſo über ſich, ſeine Liebhabereien und ſeine kleine Chineſerin mit ſultaniſchem Despotismus entſcheiden und beſtimmen hörte. Kaum wußte er ob er über die Tollheit der Anmaßung mehr lachen, oder über die ſyſtematiſche Herzloſigkeit und dumpfe Beſchränktheit in der Beurtheilung eines Künſtlergemüthes ſich ärgern und betrüben ſollte. Er wählte das erſtre. Je mehr er lachte, je mehr betheuerte die gute, einfältige kleine Schwägerin, die ihn für ungläubig hielt. Ja ſie erbot ſich, wenn er es verlange die Namen zu nennen, und ſetzte ſie mit wichtiger Miene das Köpfchen wiegend hinzu, es ſeien ein Paar reiche Partien darunter, die gar nicht ſo von der Hand zu weiſen wären. Nun wurde die Sache ernſthafter. Klarenberg verſicherte der eifrigen Rednerin, ſie brauche aus den Namen der für ihn und ſeine Eigenthümlichkeiten ſo mild geſinnten Damen, um ſo weniger ein Geheimniß zu machen, als ſie bereits dieſelben — vielleicht damit er ſie läſe, vielleicht auch in der Hoffnung, daß dies nicht geſchähe, aufgezeichnet hätten. Er kehrte bei dieſen Worten die Pagode um, und ließ der Schwägerin die Unterſchriften leſen. Uebrigens bat er ſie, wie bisher, fortzufahren das Glück ſeines Bruders, des Präſidenten zu machen, die Sorge aber für *ſein* künftiges eheliches Wohl und Weh ihm ganz allein, als ei-

nem Wirrkopfe, dem weder zu rathen, noch zu helfen ſei zu überlaſſen. Das Einzige hatte er für Pflicht hinzuzufügen und ſtelle es in ihr Belieben davon Gebrauch oder nicht zu machen, ſeine Hand wolle er ſchlechterdings nur dem Mädchen reichen, die weder ſeine Chineſerin zum Fenſter hinaus werfen, noch ſein Studierzimmer ausfegen, noch ihn wie einen albernen Jungen, dem man nach Belieben ſein Spielzeug nehme oder ließe, zu behandeln entſchloſſen ſeie. Von den auf dem Revers der Pagode verzeichneten Schönheiten, beſäßen ſie auch die Reichthümer einer Califentochter und die Reize der griechiſchen Helena, werde er — das könne er mit einem theuern Eide bekräftigen, Keine zur Gattin wählen. — Die Frau Schwägerin zog doch etwas verdutzt, nach dieſer Erklärung ab. Indeſſen Klarenbergs Prüfung war noch nicht zu Ende. Er ging eben ziemlich lebhaften Schrittes und ſeiner kleinen Chineſerin die freundlichſten Dinge, den Damen Luiſe, Julie, Thusnelde und Heloiſe weniger ſüße Sachen ſagend, im Zimmer auf und nieder, als Freund Sever zu ihm eintrat. Klarenberg gab ſich keine Mühe ſeine Bewegung zu verbergen, die auch von dem Eintretenden nicht überſehen werden konnte. Er ſtand keinen Augenblick an, auf Sever's Befragen ihm den ganzen Handel zu erzählen.

„Hm" — meinte dieſer — „ein böſer Umſtand, zumal heut und für mich, der ich als Freiwerber zu Dir komme.

„Du" — fuhr Klarenberg auf — „Du, der ernſthafte, beſonnene Sever, als — Freiwerber —

„Nun ja; ist's etwa ein Schelmstück, einem braven Jungen, aber wunderlichen Kauz zu einer reizenden, guten, klugen, wohlhabenden Frau zu verhelfen?"

„Apage Satan!" — rief Klarenberg, drei Schritte zurück tretend. „Laß Dir sagen, quoad wohlhabend, das verschlägt mir nichts, da ich selbst Vermögen genug besitze. Aber schön, jung — und zugleich klug und gut? Quod nego. Das trifft sich nicht so gleich, wie im Märchen zusammen. Uebrigens, um Dir Deinen Beruf gleich vom Anfange herein zu verfalzen, so siehe her". Er drehte die Pagode um; „heißt Deine Prätendentin wie hier geschrieben steht, Luise, Julie, Thusnelde, Heloise, — mag sie nun einen dieser Namen, oder alle vier zusammen haben, für mich heißt sie Asmodi, Beelzebub, Samiel, oder wie sonst ein Geist des Abgrunds. Erspare Worte und Odem. Hat sie ferner je geäußert, oder wäre fähig noch zu äußern, etwas das klänge wie meiner Chinesin den Hals brechen, oder meine phantastischen Siebensachen zum Fenster hinaus werfen — so ist's ebenfalls ganz unnütz, daß Du darüber ein Wort verlierst. Ich nehme sie nicht. Dasselbe habe ich so eben meiner Schwägerin erklärt, die auch in Ehesachen zu mir kam, und lasse kein Jota davon herunter. Mache also Dir und mir keine Ungelegenheiten. Punktum!" Er stellte die Pagode wieder zurecht und streichelte sie, als ob er sie begütigen wolle. Sever lächelte still. „Was Deine Schwägerin für Pläne für Dich hat, weiß ich nicht, so viel kann ich Dir indessen zu Deiner Beruhigung sagen, daß die

Dame, für die ich mich verwende, weder Luise noch Julie, Thusnelde oder Heloise, sondern Johanna heißt und die Tochter des verstorbenen Landraths Reichenstein ist.“ —

„Reichenstein“ — unterbrach Klarenberg — „Ehre seinem Andenken. Ist das nicht eine Art Verwandte von Dir?“ —

„Weitläufig, indeß hat das auf mein Geschäft keinen Einfluß, von dem weder Mutter noch Tochter etwas wissen. Die Sache liegt ganz einfach da. Die Mutter Reichenstein ist durch Krankheit und Kummer so herabgebracht, daß sie an ihre Herstellung nur auf dem Landgute glaubt, wo ihr Mann gestorben ist und wohin sie allem Umgang fliehend, flüchten will. Quälend tritt die Sorge für die Tochter dazwischen, die sie nicht in ihre Einsiedelei mit vergraben will, sondern sie gern verheurathet sähe. Nun wäre zwar nichts leichter, wenn es ihrer Delicatesse möglich wäre, hierüber gegen Fremde zu sprechen, da Johanna reizend, wohlerzogen und wohlhabend ist. Allein so innig das Mädchen die Mutter liebt, so weiß sies doch auch, was sie selbst werth ist. Einen unbedeutenden Mann ihre Hand reichen, oder der ihr nicht gefiele, würde Johanna auf keinen Fall, und die Mutter würde das auch nicht wünschen. Auf diese Weise aber machen die beiden edlen Seelen einander, ohne es zu wissen, das Leben schwer. Eine Geschäftsangelegenheit, die mich neulich zu ihnen führte und eine Berührung manches nur zart zu erfassenden Gegenstandes nöthig machte, ließ mich das Verhält-

niß ganz durchschauen. Daß nur durch einen Dritten, der Johanna's Herz erwürbe, geholfen werden könne, ward mir zur Gewißheit, sowie daß Du der Mann seiest, auf den ich trotz alles Umbersinnens immer wieder zurück kam. Ohne den beiden Frauen etwas merken zu lassen, geschweige denn zu sagen, fertigte ich mir selbst meine Bestellung als Freiwerber aus, und will nun hören ob du mein Creditiv annehmen willst. Eh' Du mir antwortest, laß mich in Bezug auf deine Eigenthümlichkeit etwas hinzufügen. Daß Johanna, abgesehen von meinem Plane, die Kunst liebt und treibt, die Künstler sehr hoch schätzt und verständig, ja gemüthvoll genug ist, um diesen, ihrer seltnen Gabe wegen, manche Sonderbarkeit im äußern Leben nachzusehen, kann ich mit Wahrheit versichern. Wie weit aber diese Nachsicht in einer weiblichen Seele gehe, kann ich freilich nicht bestimmen, zumal da ich nicht weiß, ob es Dein Ernst ist kein Mädchen zu heurathen, das nicht Deine Chinesin hübsch findet, und sich nicht in alle Deine wunderlichen Siebensachen mit verliebt."

Klarenberg erwiederte dem Freunde, daß er ihn als Solchen in der ganzen Verhandlung erkenne und ihm dafür innig dankbar verbunden bleibe. Auch daß Johanna unter den Mitverschwornen gegen die Chinesin und sein Zimmer sich nicht befinde, sei ihm für sie und sich wahrhaft lieb. Auf die Hauptsache habe er nur zweierlei zu erwiedern: Erstens, so wenig er sich im geringsten geneigt fühle, sich mit einer Verbindung zu übereilen, so wenig werde er anstehen, dem Mädchen

das seinen Forderungen entspreche — wäre es auch in den nächsten drei Tagen, — die Hand zu reichen. Hierbei aber müsse er bemerken, daß er, zweitens, von dem Punkte die Chineserin nebst Zubehör betreffend, keineswegs für jetzt abgehn wolle noch könne, und dies zur Bedingung mache. Sever werde ihm wohl Vernunft genug zutrauen, um zu glauben, daß diese Gegenstände an sich für ihn gar keinen besondern Werth hätten, ja es sei wohl möglich, daß wenn mit den Jahren seine Phantasie kälter werde, er selbst den ganzen Plunder, wie seine Schwägerin die Objecte seines Wohlgefallens zartfühlend nenne, zum Fenster hinaus werfe. Allein bis jetzt sei ihm noch nicht so zu Muthe, bis jetzt die Phantasie sein Lebenselement, alles was sie anrege, ihm höchst werth und willkommen, und störend und widrig, wer ihn mit vernünftiger oder unvernünftiger trockner Wirklichkeitsprosa hierüber entgeistigen und angeblich belehren wolle. Der Mensch bilde ein Ganzes mit den Dingen, die ihn umgeben, aus denen er sich seine Wohnung baut, und so wenig der Adler seinen Horst in den Sumpf oder die Nachtigall ihr Nest an das Gebäude des hochpreißlichen Finanzcollegii anleime, eben so wenig wolle er gezwungen sein, Verwandtes von sich zu thun und fremdes, Heterogenes, in und bei sich aufzunehmen. Nun gebe es aber nichts heterogeneres als eine Frau, die die Eigenthümlichkeit ihres Mannes so wenig achte und anerkenne, daß ihr seine unschuldigsten Liebhabereien ein Gegenstand des Aergers oder Spottes würden. So wie jedes Ganze aus Theilen, so bestehe auch das Ganze des

ehlichen Glückes aus einer unzähligen Menge Einzelnheiten, unter denen das „Sich verstehn", sich in den Sonderbarkeiten des Andern wiederfinden, oder allerwenigstens mit Liebe und Theilnahme darauf eingehn, eine der allerwichtigsten sei. Wo diese Richtung fehle werde ganz unausbleiblich das Glück der Ehe unzähligemal gestört, weshalb er fest entschlossen sei, hierin auch nicht um einen Punkt nachzugeben.

Sever hatte nun seinen Bescheid, gegen den er, den Freund so nehmend wie er nun einmal war, nichts gründliches einwenden konnte. Man trennte sich, nachdem man vorher darüber einig geworden, die Sache geheim zu halten und zumal der Schwägerin nichts merken zu lassen, wogegen Klarenberg versprach, Johannen, wenn er ihr begegne, nicht aus dem Wege zu gehn, sondern sich im Gegentheil, um ihre Bekanntschaft zu bemühen. —

Es vergingen Tage, Wochen und Monden, ohne daß Klarenberg Gelegenheit gefunden hätte, Sever's Empfohlne kennen zu lernen, ja überhaupt nur, sie zu Gesicht zu bekommen. Die kleine Schwägerin schien auch an der empfangnen Lectien genug zu haben und so blieb unser Freund, den noch überdieß eine geistige Production an sein Zimmer fesselte, ungestört, und die Chineserin im ungekränkten Besitz ihrer Rechte. Eines Tages erhielt Klarenberg eine Einladung der er, gern oder ungern, folgen mußte. Sie kam von einer Familie, die er hochachtete und die liebenswürdige Wirthin benachrichtigte ihn, daß sie, da er wohl schwerlich eine

Karte zu einer Partie annehmen, oder ſich unter die Tanzenden miſchen werde, eigens einige ſeiner Freunde eingeladen habe, mit denen er in ihrem Boudoir, welches ſie ihm für dieſen Abend abtrete, nach Willkühr plaudern und dem Gewühl aus der Ferne zuſchauen könne. So holdſeligem Benehmen war unmöglich mit einem kalten „Nein" zu begegnen. Er ſagte zu und ging mit den geringſten Anſprüchen auf Unterhaltung hin. Nicht ohne Theilnahme hörte er die einladendſte Tanzmuſik und ſah die lieblichſten Geſtalten vorüberſchweben. Vorzüglich war es eine, die er, ſo oft er ſie in mannigfachen Verſchlingungen des Tanzes bei ſich vorüberſtreifen ſah, mit immer größerm Intereſſe verfolgte. Sie war nicht durchaus ſchön, aber mehr als das, reizend und vereinte genau, das was Klarenberg vor Allem verlangte, wenn ihm eine weibliche Geſtalt gefallen ſollte. Schlank ohne mager zu ſein, prächtiges Haar und ſeelenvolle Augen. Das waren ſie, von breiten dunkeln Braunen überſchattet, in ſo hohem Grade, daß er, da die Dame ihm völlig fremd war, einen ſeiner Bekannten nach ihrem Namen zu fragen beſchloß. In dem Augenblicke ſchwieg die Muſik, die Geſtalten ſtoben, wie die Geiſter, wenn der Hahn ruft, auseinander, ehe Klarenberg ſeine Erkundigung einziehn und die Fremde bezeichnen konnte. „Auch gut" — dachte er — „es ſoll eben nicht ſein!" — Er durchſtrich die Nebenzimmer, um in das ihm für heut eingeräumte Boudoir zu gelangen. Aber der Weg ward ihm vertreten. Einer jener unerträglichſten Schwätzer, die in dem bekannten livre des Cent-et un ſo trefflich

unter der Rubrik la faction des Ennuyeux geschildert sind, hielt ihn an. „Ach schön, daß ich Sie treffe; erfahren Sie, daß ich Sie nächstens einmal besuchen werde.“ Klarenberg antwortete mit einem tiefen Seufzer. „O ich weiß,“ — fuhr Jener fort, — „daß Ihnen daran nichts liegt, daß Sie sich ungern unterbrechen lassen, aber ich kann nicht helfen, ich muß Sie besuchen.“

„Müssen Sie wirklich?“

„Ja ich muß; denn man sagt, Ihr Studierzimmer soll auf die verrückteste Weise von der Welt austapeziert sein. Thier- und Menschenschädel, Affen, Papageien, Chineser und Botokuden sollen auf Ihren Tischen prangen, nebst noch einer Menge der abentheuerlichsten Gegenstände.“

Klarenberg hatte Mühe seine Fassung zu behalten.

„Wenn es Ihnen“ — fuhr der Andre ungestört fort — „nur um solch tolles Zeug zu thun ist, so ist es leicht Ihnen Beiträge zu schaffen. Ich selbst will dafür thätig sein und verspreche Ihnen Proben aus allen Regionen der Narrheit.“

„Aus der Region der langweiligen“, — erwiederte Klarenberg trocken, indem er sich umdrehte — „haben Sie mir so eben eine mehr als hinreichende Probe gegeben!“

„Hohoho!“ — lachte der Unerträgliche, — „der Künstler ist bös geworden. Das wollte ich eben. Ein bischen Gallenerregung schadet gar nicht. Hohoho!“ —

Klarenberg hörte das Gelächter und murmelte Verwünschungen über diese Vampyre der Gesellschaft. Verdrüßlich lehnte er sich mit dem Rücken an die Thür eines Seitenzimmers, das nur halb geöffnet war. Anfangs vernahm er nichts vom Gespräch der darin befindlichen Personen, aber jezt fielen Worte in sein Ohr, die ihn nöthigten aufmerksamer zu sein. „Nein," — nahm eine Mädchenstimme mit grosser Lebendigkeit das Wort, — „Sie müssen sich nichts lächerlicheres und absurderes denken können, als den Aufputz dieses Zimmers." Und nun kam eine übertriebene lügenhafte Beschreibung, in welcher Klarenberg sowohl sein Zimmer als in der geehrten Rednerin — die kleine Julie erkannte. Still und unverwandt blieb er stehn, um den Verfolg zu hören. Da nahm eine wohltönende Altstimme das Wort, bei deren Klang der Horcher gern sich umgewendet hätte.

„Aber erlauben sie mir, Ihnen zu entgegnen, liebes Fräulein, daß ich alle diese Gegenstände in dem Zimmer eines Dichters so wenig lächerlich und abgeschmackt finden kann, als die gypsnen Hände und Füße in dem Arbeitszimmer eines Malers, die Bücher bei einem Bibliothekar, Stufen und getrocknete Pflanzen oder Thierskelette bei einem Naturforscher, ja als Blumen und Modejournale in Ihrem Cabinette. Warum soll sich nicht jeder in seinem innersten Verschluß mit den Gegenständen umgeben, die ihn am meisten anziehn? Das Sonderbare in dem von Ihnen Beschriebenen könnte nur allenfalls darin liegen, daß so viele Gegenstände der verschiedensten

Art darin zusammen kommen. Allein so viel ich gehört habe, ist der Bewohner ein Dichter, und die bedürfen solcher Zusammenstellungen, weil ihre Phantasie bald so bald anders auffassen, bald für dies bald für jenes sich entzünden soll. Beneiden wir sie eher um die Gabe, der Biene gleich, auch aus minder schönen Blumen Honig ziehen zu können.“

Klarenberg glaubte Himmelsharmonieen zu vernehmen. Eine andre Rednerin sprach dazwischen, deren Vortrag in ununterbrochnem Flusse daher rauschte. Klarenberg konnte kein Wort verstehn, allein die Altstimme erhob sich noch einmal folgendermaaßen. „Auch darin kann ich Ihnen nicht beistimmen. Ja, ich bekenne sogar, daß Perlmutter, Folie und ähnliche Gegenstände auch meine Phantasie in's Feenland versetzen. Indeß mag das unberührt bleiben. Aber um keinen Preis würde ich wagen mit vermeßner Hand jene Gegenstände anzutasten, oder gar, wie Sie sagen, wegzuwerfen, um einer kindischen sogenannten Ordnungs- und Reinlichkeitsliebe zu fröhnen, die eigentlich eine nichts weniger als gutmüthige Rechthaberei ist. Wie soll ich aber jene Sucht erst nennen, wenn sie nicht nur keine Achtung und Schonung für die unschuldigen Liebhabereien, sondern kein Herz, keine Liebe für die Eigenthümlichkeiten eines Mannes hat, der uns durch die heiligsten Bande angehört? Nein wahrlich dann ist sie die gemüthloseste, boshafteste Gleichgültigkeit, und das sicherste Kennzeichen eines verwahrlosten Herzens! Sicher haben Sie, meine junge Freundin, sich diese Ansicht nicht klar gemacht, und noch sichrer

sind Sie unfähig, das zu thun was Sie da sprechen!" — Die ernste Richtung, die das Gespräch genommen, ward durch Hinzutretende unterbrochen, und der Kreis zerstreuete sich in den Nebenzimmern. Klarenberg hätte niederfallen und anbeten mögen. Es war ihm geglückt, sich leis umzudreben, so daß er die holde Sprecherin erbentlich sehen konnte, und mit Entzücken hatte er in ihr die schlanke Gestalt, die edlen Züge und die melancholischen dunkeln Augen wieder erkannt, die ihn an jener Tänzerin so entzückt hatten. Auf sie zustürzen, ihr sagen, daß er sie anbete, daß sein ganzes Herz nur ihr gehöre, wäre zwar ganz natürlich, inzwischen doch hier höchst unpassend gewesen. Aber durch ein Nebenzimmer rannte er in den Tanzsaal mit seeligen Blicken um Sever aufzusuchen, sie ihm zu zeigen, zu fragen, ob es Johanna sei? Allein vergebens, Sever war nicht mehr da. Adolf der ihm begegnete, nannte ihm auf seine Beschreibung zehn Mädchen, — aber Johanna war nicht darunter. Verdrüßlich ließ er diesen, ohne seine weiteren Fragen zu beantworten, stehn, und wollte nun die Rednerin selbst aufsuchen, sich ihr ohne weiteres vorstellen. Da trat ihm die freundliche Wirthin in den Weg. „Ei lieber Klarenberg, wohin denn so eilig, wen suchen Sie denn mit so gespannter Aufmerksamkeit? Sie sind ja ganz wunderlich bewegt?" „O," — stotterte Klarenberg verlegen, — „Sever — die Dame — sagte mir — mit den schwarzen Augen — verzeihen Sie, ich" —

„Sie ſuchen jemand" — lächelte die Wirthin freundlich, — „deſſen ſchwarze Augen Sie intereſſiren. Daß Sever es nicht iſt, liegt klar am Tage, ſo lieb ſie ihn ſelbſt haben mögen. Alſo eine Dame. Beſchreiben Sie mir ſie, vielleicht finde ich ſie heraus!" Mit tauſend dankbaren Worten für ſo viel Güte, begann er ſein Signalement. „Lieber Klarenberg" — unterbrach ihn die freundliche Frau — „Sie ſind dichteriſch begeiſtert oder verliebt, oder beides zugleich. So viel hübſche Mädchen und Frauen hier waren, ſo entſpricht doch dieſer Schilderung keine. Am ähnlichſten ſind ihr Frau von Waldner und Fräulein Reichenſtein — aber —"

„Die iſt's, die iſt's" — jubelte Klarenberg. „Aber?"

„Aber beide ſind nicht mehr hier."

„Unglücklicher Zufall!"

„Beruhigen Sie ſich, lieber Dichter. Wer immer von den beiden Damen Sie ſo exaltirt hat — für Sie und jene iſt es beſſer, wenn Sie eine Nacht dazwiſchen laſſen. Morgen können Sie Ihre Unterſuchung mit allem Anſtand fortſetzen. Major von Waldner iſt ein ſehr feiner Mann, dem Ihre Begeiſterung ſchmeicheln wird." —

„O wie boshaft ſind Sie! — Nein, s'iſt nicht möglich. Es wäre zu grauſam. Verzeihen Sie mir meine Verſtörtheit — o wenn ſie wüßten" —

„Wir Frauen verzeihen gern ſolche Wirkungen, die wir ja eben hervorzubringen wünſchen. Rechnen Sie übrigens auf meine Discretion!" —

Daß Klarenberg den Reſt der Nacht im lebhafteſten Selbſtgeſpräch zubrachte, bald ſich auf ſein Lager warf, bald im Zimmer auf und nieder lief, bald die Chineſerin, obſchon vergebens, bat, noch einmal ihren weiſſagenden Mund zu öffnen, das werden die Leſer ſo natürlich finden, als daß er mit dem früheſten zu Sever eilte, ihm das ganze Begegniß erzählte, nochmals die Dame von Kopf bis zum Fuß ſchilderte, und nun in ihn drang ihn dort vorzuſtellen. Sever hörte den erhitzten jungen Mann ruhig an, dann ſagte er: „Freund, Du biſt verliebt, das iſt offenbar, und geht zumal aus deiner Beſchreibung der Perſon hervor, die, ſo hübſch auch Johanna iſt, allerdings noch mehr auf Waldner's Gattin paßt. Ob Du Dich dort vorſtellen willſt" —

„Welcher Einfall. Zu was ſoll das führen? Nein, es muß Johanna ſein, und bei ihr ſollſt Du mich einführen."

„Sie ſind auf ihrem Landſitz, — nun, nun, runzle nur nicht gleich die Stirne. Er iſt nur eine Stunde von der Stadt. Ich fahre zu Mittag mit einem Architecten hinaus. Willſt Du mit? Während die Mutter, der Architect und ich Riſſe und Pläne anſehn, kannſt Du mit der Tochter ſprechen. Iſt ſie die Rechte, nun wohlan, ſo lege auch Du, als ein rüſtiger Architect, gleich den Grundſtein Deines künftigen Glückes. Iſt ſie es nicht" —

Klarenberg verſchloß dem Freunde den Mund. „Topp, ich fahre mit, um Ein Uhr bin ich hier. Bis

dahin hast Du Zeit, einen Vorwand auszusinnen, um mein Erscheinen zu motiviren!" —

Die Freunde fuhren ab, kamen an, wurden freundlichst empfangen. Aber Klarenberg wollte vor Schrekken in die Erde sinken, — denn das junge Mädchen neben der Landräthin war himmelweit von der Rednerin verschieden. Sever weidete sich einen Augenblick an seiner Angst. Dann frug er, „wo bleibt denn Fräulein Johanna?"

Klarenberg lebte wieder auf. In dem Augenblick öffneten sich die Flügel, und die Rechte trat herein; Johanna, so reizend, in so stiller, hoher Grazie, daß unser Freund Mühe hatte Fassung zu behalten.

Wir wollen den Leser nicht länger mit der Lösung des Knotens aufhalten, da er bereits schon weiß, wie Alles kommen wird. Klarenberg hielt sich sehr gut, und Johanna schien sich mit dem Dichter besonders zu gefallen. Die Besichtigung der Baustellen gab der Mutter und Sever Veranlassung mit dem Architecten voraus zu gehn, und Johanna's Freundin sah mit weiblichem Scharfblick, daß sie wohl thun würde, den beiden jungen Leutchen nicht gar zu nahe zu bleiben. Klarenberg erfuhr bald, daß Johanna die Rednerin gewesen war, und sein Entzücken bewies ihr, daß es ihm nicht allein um die Vertheidigung des Dichters zu thun sei. Sobald die erste Verlegenheit vorüber war, faßte sie auch den Mann schärfer in's Auge, und — er verlor nichts dabei. Bei Tische saß er neben ihr. Sever mochte in

seinen Augen alles deutlich gelesen, und der Mutter etwas von seinen Bauplänen anvertraut haben, denn beim Abschiede erhielt er die gebetne Erlaubniß mit Sever, der die neuen Anlagen dirigirte, recht bald wieder zu kommen. Er benutzte sie treulich. Johanna, aller Ziererei fremd, gestand ihm gern, daß sie sich beglückt fühle, in ihm den Mann zu finden, den sie damals, ohne ihn zu kennen, so lebhaft vertheidigt hatte, und reichte ihm bald darauf die Hand. Sie waren eins der seligsten Brautpaare und wurden die glücklichsten Gatten. Oft stand Klarenberg vor seiner Chineserin, die von Johanna in hohen Ehren gehalten wurde. „Magst Du nun, nur im Traume, oder wirklich in jener merkwürdigen Nacht zu mir gesprochen haben, wunderliche Kleine, immer bin ich Dir mein schönstes Glück, meine Johanna, schuldig. Und darum Ehre der Pagode!“ —

Die Monathe,

von W. v. Lübemann.

Januar.

Wie das Kind in weißen Linnen,
O Natur,
Ruhst Du, tief verhüllt,
Gleich dem Säugling ohne Sorgen,
Was Du sein wirst, noch verborgen;
Schlafe nur!
Ist die Schlummerzeit erfüllt,
Wird Dein Lebenswerk beginnen.
Du bist Kind!
Bis die Lüfte wehen lind,
Birgt Dein reiches Jahresleben
Sich in einem kalten Lächeln.
Wirst Dich, wenn Zephyre fächeln,
Wohl aus Deiner Wiege heben;
Sieh, des Lebens rauhster Wind
Braust nun um dich — hie und dort —
Doch das schneeverhüllte Kind
Athmet, lächelt, schlummert fort!

Februar.

Aus den Locken hin und wieder,
Hebt sich Gottes Kind, Natur,
Prüft und dehnt die roß'gen Glieder
Zeigt der zarten Knospe Spur.
Doch die Mutter, mit sorgender Hand,
Daß sie vom sausenden Nord nicht erstarret,
Breitet bedächtig das weiße Gewand

Ueber den Säugling und wachet und harret.
Sorglich mit wärmender Hülle bedeckt
Schlummert ihr Kind, bis die Lerche es weckt.

März.

Stürme nur und wettre noch,
Zornig, schwacher Wicht,
Duftest, März, nach Frühling doch!
Zeigt die Sonne nicht
Hold' ihr Angesicht?
März, Du bist so böse nicht!
Lächelst, wenn Du schafft —
Lächelst, wenn Du strafst!
Sieh, so lächelt auch das Kind,
Noch vom Gottesgeist umschwebt,
Wie die Erd' im Sturm auch bebt,
Und sein Auge, rein und lind,
Sieht der Sonne Bild,
Sei sie auch verhüllt,
Zuversicht-erfüllt;
In Gewitters Nacht,
Sieht das Aug', das ewig wacht.
Wie auch rauhe Stürme toben,
Seinen Vater muß es loben!

April.

Still ists in der Luft.
Leiser Duft,
Der die Biene ruft,
Hat den Hain erfüllt.
Und die Knospe streckt ihr Haupt,
Noch umlaubt,
Aus dem Blatt, das sie umhüllt.
Lusterfüllt,
Blickt sie um sich, streifet scheu
Ab die Hülle, froh und frei.

Doch die Zeit iſt nicht erfüllt.
Denn des Lebens Tücke
Weht ſie an. Schirmesbloß
Obdachlos,
Und beſorgt ſchleicht ſie zurücke,
In den warmen Mutterſchooß.
Ach! So muß auch uns das Leben,
Stürmereich,
Sehnſucht nach der Mutter geben.
Welk und bleich,
Froſtdurchbebt,
Strebt, was lebt,
Heimwärts zu des Friedens Reich.

Mai.

Liebesmond — biſt Du erſchienen?
Lenz des Lebens der Natur?
Lächelt mir mit Engelsmienen,
Blüth' und Blum' auf Waldesſpur?
O wie ſtrahlt der Himmel;
Und der Knospen bunt Gewimmel,
Drängt ſich aus dem Mutterſchooß
Hüllelos! —
Selger Blüthenmond!
Was die Welt bewohnt,
Jauchzt Dir froh entgegen.
Welch ein Weben — welch Bewegen —
Welch ein Regen —
In der Menſchenbruſt
Welch ein Jubel — welche Luſt!
„Wonne" — ruft der Seher —
„Wonne" — ruft der Chor.
„„Schlägt das Herz Dir höher —
„„Sei mir Freund! — Hervor!
„„Hier die Hand —
„„Echter Treue Pfand! —

An der Jungfrau Bruſt — er muß —
Sinkt der Jüngling hin,
Und in einem ſeligen Kuß
Schmilzt Gedank' und Sinn. —
Weh' Dir! — Armes Herz —
Kurz iſt Deine Wonne —
Luſt iſt Schmerz —
Denn ſie ſank des Maies Sonne!

Juni.

Doch zum Manne wird der Knabe.
Sieh — er ſät, und freut ſich ſeiner Saat,
Seines Wirkens, — ſeiner Habe.
Die Natur nicht — Leben — That —
Die Gemeinde — Kirch' und Staat,
Hält ihn nun.
Nimmer ruhn
Darf ſein Thun. Er ſchafft und waltet
Und geſtaltet —
Daß er wandle Deine Spur,
Gottes Tochter — o Natur. —
Aber im Geſtalten denkt
Deß' er, der die Welten lenkt.
Ernſter ſchaut
Auf das Haus er, das er baut.
Sinnt — was er gewonnen hätte,
Heimath giebt nicht dieſe Stätte —
Denn zur Erndte wird die Saat —
Und zur Frucht reift jede That.

Juli.

Jungfrau ward, die Kind geweſen,
Und die Mutter iſt geneſen,
Und die Saaten ſind gereift. —
O, wie nun ihr Blick zum Himmel ſchweift
Wie ihr ſelig Herz und Buſen wallt

Ueber jener Kind'sgestalt,
Die ihr „Mutter" froh entgegen lallt! —
Ew'ges Kreisen der Natur —
Was wir sind, wir sind es nur,
Und ein ewig „Werden"
Ist das Loos der Erden.
Knospe, — Blüthe, — Frucht,
Bis der Kern die Erde sucht.
Neue Wehen —
Neues Auferstehen —
Schmerz — Genuß — ein Augenblick —
Menschenloos und Weltgeschick! —

August.

Scheuren füllen sich und Haus;
Die Natur, vom Schaffen matt,
Ruht vom großen Werke aus —
Und der Mensch ist satt. —
Tiefer sinkt der Sonne Bild,
Was verheißen — ward erfüllt
Jede Regung, zart und wild,
Ward gestillt.
Wie zum Halme ward die Saat —
So die That.
Was Du schufst, o Erdensohn,
Ob es welkt zu seiner Zeit —
Ob Gewitter es bedroh'n,
Ob es härmet, ob erfreut —
Sieh — es blüht in Ewigkeit —
Keimt Dir Buße — keimt Dir Lohn!

September.

Bacchus lächelt —
Zephyr fächelt —
Willst Du täuschen, holder Wahn,
Von des Maies Wiederkehr?

Weiche Lüfte wehn mich an!
Holde Kränze winken her!
Soll die Lerche wieder ſingen,
Sel'ge Luſt das Herz durchdringen?
Nein, ach nein! Gedanken, ſchont,
Schont den Schmerz,
Der das Herz,
Der den Buſen mir bewohnt!
Doch in Blättern, welche rauſchen,
Muß ich einer Stimme lauſchen:
„Ob er auch entſchwunden ſei,
„Glaube! und Dir blüht der Mai.
„Was Erinnerung geboren,
„Sohn, Dir iſt es unverloren.
„Und im vollen Haus noch einmal
„Feire Jugendſeligkeit,
„Feire die Vergangenheit
„Nun beim ſchäumenden Pokal!“

October.

Wie das Laub nun ſinkt zur Erde,
Harrend auf ein neues „Werde“
Alſo ſtreuſt Du Deine Thaten
Erde, aus zu ew'gen Saaten!
Doch des Menſchen Blick
Sinkt zu Dir zurück:
Und er ſchaut in's Grab
Tief hinab. — —
Siehſt Du jene Lichtgeſtalt,
Wie aus ihm empor ſie wallt
Ihr nach hebt der Blick,
Und geſendet vom Geſchick
Sieht er Geiſter um ſich her,
Hoch und hehr
Mehr und mehr,

Emſig ihm ein neues Leben
Spinnen — weben.
Himmelshauch
Trifft ſein Aug'
Und ſein hellrer Blick
Ahnt ein andres Glück! —

November.

Düſtre Nachtgewölke jagen
Durch das Himmelszelt,
Und das Herz will zagen,
Das am Ird'ſchen hält.
Starr in Froſt,
Feſt in Eis,
Ruht der Bach,
Doch ein Troſt
Naht gemach,
Sagt ihm leis:
„Stürme will des Lebens Jahr,
„Und Gewitters Macht,
„Doch zum Schirme in Gefahr
„Und in Nacht,
„Denk des Auges, welches wacht
Wem der Erde Zeit mißfällt —
Hoch den Blick zum Himmelszelt!

December.

Wieder unterm Schleier mir entrückt,
Hingeſtorben, was an ihr entzückt,
Hab' ich nun die Welt erblickt.
Sturm und nächt'ge Schauer
Weiſen auf den Tag der Trauer,
Und das Auge, irr' in ſeiner Wahl,
Trifft auf Wolken, ſtatt auf Sonnenſtrahl.
Abgelaubt von Nordſturms Wüthen
Steht der Baum!
War's ein Traum?

Wahn des Lebens —
Sieh, vergebens
Greifst Du nun nach seinen Blüthen!
Wird er wieder blühn?
Wird die Lerche wieder singen?
Sohn der Erde — höhres Glühn
Wird durch Deine Seele dringen!
Wilst Du zagen?
In des Jahres letzten Tagen
Siehst Du jene Wiege ragen?
Sie enthält
Eine neue Welt!
Und von Strahlen rings umzogen,
Sieh den Cherub dort auf Lichteswogen
Hoch bis an des Himmels Decken
Sich erstrecken. —
Pförtner einer neuen Welt,
Der den Schlüssel Dir entgegen hält.
„Mir nach, ruft er, die ihr nicht verzagt!“ —
— Stille rings! Mein Auge, müd' gewacht,
Schließt sich und im Traum
Wird die Erde mir zu Schaum.
„Welt leb wohl! Mit Deinen Blüthen,
Deinen Wonnen, Deiner Stürme Wüthen. —
Ist das holde Jahr entschwunden,
Schmerzen mich des Lebens Wunden —
Sieht mein Auge und mein Hoffen,
Die „Azurne Halle“ offen “ —

Weihgesang*)

von Grillparzer.

Chor.

Tretet ein und laßt euch nieder,
Blickt umher im weiten Raum!
Freund der Tonkunst und der Lieder,
Stehst du stumm und glaubst es kaum?
Die du gabst, die kleine Spende —
Weißt sie selber kaum genau —
Sieh verkehrt in diese Wände,
Sieh verklärt in diesem Bau.

Baß.

Ward gesorgt doch schwer und viel,
Und gespart mit kargem Lohne,
Denn für neu're Amphione
Ist ja Scherz kaum mehr ein Spiel.

Tenor.

Jener alte Götterliebling,
Amphion, mit Huld betheilt,
Ging dahin durch stille Weiten
Mit dem süßen Joch der Saiten,
Das bewältigt, trifft und heilt.

Sopran.

Und Harmonia, die Göttin,
Tritt ihn an, und spricht ihm zu:
Rührst du nicht das Spiel der Saiten?
Nicht mehr wüst sind dann die Weiten,
Nicht mehr einsam wandelst du.

*) Bei Eröffnung des neuerbauten Saales der Gesellschaft der Musikfreunde zu Wien.

Denn des Wohllauts Band umſchlinget
Aller Weſen tiefſtes Sein,
Was aus vollem Herzen klinget,
Trifft ein Herz in jedem Stein.
Dort der Flußgott, ſchilfgekrönet,
Nickt uns zu und ſtimmet ein:

Chor.

Was aus vollem Herzen tönet,
Trifft ein Herz in jedem Stein.

Tenor.

In des Sängers Buſen leuchtet's,
Er greift ein, wie prüfend nur,
Und das erſte Lied erklinget
Durch die horchende Natur.

Lied.

Sopran.

Hin über's Meer und durch die Sterne
Hat Zeus die Saiten ausgeſpannt;
Was dich von Menſchenbruſt durchzittert,
Das wecket dort der Götter Hand:
Aus Strömen und aus Hainen
Will ſich ein Lied vereinen
Mit deiner Seele Pein:
Dein Luſt- und Schmerzempfinden
Wird in der Erde Gründen
Nicht ohne Nachhall ſein
Der Nacht empörte Wetter toben
Ob Träumen der Vergänglichkeit,
Drum blick hinauf, dir tönt von oben
Ein Nachhall deiner Unſchuldzeit.

Chor.

Da, welch Regen,
Still Bewegen
Durch Geklüft und Wald und Flur?
Aus den Wellen
Häupter schnellen,
Tönen leise, silberklar;
Und des Baumes Dreade
Am Gestade
Schüttelt nach dem Maß ihr Haar;
Felsen wanken;
Wie Gedanken
Schlüpfen Geister d'raus hervor;
Und der Boden hebt und senkt sich,
Und der Abgrund ist ein Ohr.

Aber sichtbar helle Fäden
Zieht der Wohlklang durch die Luft.
Was seit je auf seiner Stelle,
Fügt sich dem Gesetz, das ruft.
Nicht mehr Fels und Fluß und Bäume,
Stein und Holz, verbindend Maß
Füllt die umgeschaffnen Räume
Nach des Liedes süßem Maß.
Wie der Saiten sieben Zeilen
Stellen sieben sich die Säulen,
Und der Leier hohlen Bau
Ahmt die Kuppel nach genau.
In dem Giebel lebt der Dreiklang,
Fünf und vier giebt Breit' und Höh',
Und der Tempel in der Mitte
Ist der Einklang aus der Höh'.

Tenor.

Also ward, die Väter sagen's,
Und die Väter sagen wahr,

Ward die ſiebenthor'ge Thebe,
Die den Pindar d'rauf gebar.

Baß.

Aber neuern Amphionen
Wird der Bau nicht halb ſo leicht,
Nicht mehr heit're Wunder wohnen,
Wo nur Mühe ſtöhnt und keucht.

Wie der Pflüger hinterm Pfluge,
Geht der Künſtler hinterm Werk,
Willſt Du haben, mußt du ſtreben,
Nichts gewährt, als was erreicht.

Luſt und Liebe halfen endlich,
Und der nimmer müde Fleiß;
Und noch Eins — der Buſen ſchaudert,
Sprech' ich's aus, obſchon ich's weiß?
Kommt denn ihr und helft mir's ſagen!

Chor.

Wagen wir's und nennen's leis?
Aber horch! mit ſtillem Tritte
Trat es ein in unſ're Mitte.
Iſt das deiner Flügel Schwung,
Heilige Begeiſterung?

Tochter du des ew'gen Vaters,
Mutter jeder ew'gen That,
Immer noch blühn heit're Wunder
Dem, der deinen Schutz erbat;

Von der Götter ſel'gem Glücke
Geht zu Menſchen noch die Brücke,
Und als Bothin, ewig jung,
Wandelſt du, Begeiſterung!

Senke denn dich, luſtverbündet,
Gern und oft auf dieſes Haus,

Was mit dir, für dich gegründet,
Pfleg' es fort und füll' es aus;

Unſrer Stiftung heitre Sage
Halte noch den Enkeln jung,
Und von heut in ferne Tage
Walte fort Begeiſterung!

Der Mutter Klage.

1. Lebewohl.

Kind kann dich kein Kuß erwecken?
Hörſt du nicht der Liebe Wort? —
Ach! giebt es denn keine Gnade
In dem weiten Himmel dort?

So lebt wohl, ihr lieben Augen,
Wie der Himmel blau und ſchön;
Niemals werdet ihr mit Liebe
Nach der armen Mutter ſehn.

Lebet wohl, ihr ſüßen Lippen,
Roſigmild wie Morgenlicht;
Mutter, ſprecht ihr, liebe Mutter' —
Eure Worte hör' ich nicht.

Lebet wohl, ihr kleinen Hände,
Die mein Blick mit Freuden ſah';
Wer wird mir die Wangen ſtreichen?
Ach! ihr liegt ja leblos da.

Lebet wohl, ihr blonden Locken,
Spielend um die junge Bruſt;
Sah ich euch im Winde flattern,
Fühlt' ich Seligkeit und Luſt.

Lebe wohl, mein ſüßes Leben,
Lebe wohl, mein ganzes Glück!
Lebe wohl, mein liebſtes Leben,
Nur noch einen Scheideblick.

---

2. Am Grabe.

Mein Kind ruht unter Blumen
Und unter weichem Moos,
Mein Kind ruht unter Blumen
In kühler Erde Schoos.

Sonſt ſpielt' es gern mit Blumen,
Die ihm die Mutter gab,
Nun hüllen manche Blumen
Es ein im ſtillen Grab.

Ob es im Blumenkranze
Wohl jetzt ſich ſpielend freut?
Ob Veilchen ihm und Roſe
Den Mund zum Kuße beut?

Gewiß es ſpielt mit Blumen
In einem ſchönern Land,
Wo ihm manch lieber Engel
Den Kranz der Freude wand.

Gewiß du ſpielſt mit Blumen
Viel fröhlicher als hier,
Doch deine arme Mutter
Blickt ſehnend hin nach dir.

---

3. Troſt.

Mutter, Mutter darfſt nicht weinen,
Mutter, ja, ich lebe noch,
Haben ſie mich auch begraben,
Meine Mutter, leb' ich doch.

Mutter, was iſt Erdenleben?
Nur ein einz'ger Tropfen Zeit.
Sieh' ich leb' ein ſchönres Leben
In dem Reich der Ewigkeit.

Mutter es war ſchwer zu ſcheiden
Von der Erde und von dir,
Doch der Glanz der höchſten Liebe
Mutter, der empfängt mich hier.

Und wie ich dich angelächelt
Freundlich, liebevoll und mild,
So, ſo mußt du mein gedenken,
Ein erfreulich, lieblich Bild.

Frage nicht, wer wird dich warten?
Wer dich lieben, armes Kind?
Zweif'le nicht an meiner Pflege
Da, wo Gottes Engel ſind.

Liebe Mutter, darfſt nicht weinen,
Faſſe doch dich in Geduld,
Denk', ich ging als reiner Engel
Von der Erde ohne Schuld.

Denk' ich ging zu höhern Freuden
In ein ſchönres Leben ein,
Und dereinſt im Sternenlichte
Bin ich ganz und ewig dein.

Darum, Mutter, nicht mehr weinen,
Traurig nicht am Grabe ſteh'n;
Lebe froh und lebe glücklich,
Bis wir froh uns wiederſeh'n.

G. von Deuern.

Fürſtenſpiegel.

1. Des Königs Auge.

Ueber aller Welten Räume
Ueber neuer Sonnen Keime
Ueber aller Sterne Fall,
Ueber eines Wurmes Zucken
Eines Sandkorns Weiterrucken
Wacht ein Auge überall.

Das iſt unſers Gottes treues,
Immerwaches, feſſelfreies
Auge in der Schöpfung Kreis,
Und es freun ſich ſeine Kinder,
Weil der Fromme wie der Sünder
Dieſes Auges Obhut weiß.

Aber noch ein Aug' ſoll wachen,
Ob auch nur im kargen, ſchwachen

Nachglanz dieſes Auges der Welt,
Das des Königs, den zum Hüter
Seines Volkes, zum Gebieter
Gottes heilger Ruf beſtellt.

Wachen ſoll dies Auge immer,
Blenden ſoll es nie ein Schimmer,
Schließen keine Müdigkeit,
Daß es dem der Gottheit gleiche
In dem angewieſnen Reiche,
Wo ſein bloßer Wink gebeut.

Soll den Blick in's Dunkle richten
Drinn die Molche zu vernichten
Die die Finſterniß gebiert,
Aber froh auch in die Helle,
Wo ſelbſt eine niedre Schwelle
Wahrer Weisheit Sonne ziert.

Soll ein Blitz ſein für die Frechen,
Doch ein heiliges Verſprechen,
Dem Verdienſt auch ungekannt,
Soll ein Pharus ſein in Stürmen,
Leitſtern wenn ſich Wolken thürmen,
Rettung ſtets von Gott geſandt.

Wo ein ſolches Auge waltet,
Sonnen ähnlich, da entfaltet
Jede Blüthe ſich des Glücks.
Laßt Euch ſo, ihr Fürſten, ſchauen!
Liebe, Ehrfurcht und Vertrauen,
Sind die Früchte dieſes Blicks.

2. Des Königs Mund.

Gnade nur soll ihm entströmen
Einem ächten Königsmund,
Daß der reiche Born derselben
Allem Volke werde kund;
Gnade, unerschöpflich neu
In dem Mund des Königs sei.

Muß er ernstes Wort auch sprechen,
O! so sei's mit Gnadenlaut,
Der selbst auf versengte Halme
Wieder Segen niederthaut,
In der Strafe selbst noch zeigt
Wohin Königssinn sich neigt.

Liegt doch in des Königs Munde
Solch ein Schatz, der nie versiegt,
Der selbst an des Glückes Trümmer
Noch des Trostes Epheu schmiegt,
Wuchert doch ein Königswort
Ueber alles fort und fort.

Ist's so sauer denn, sich zu neigen
Mit dem Worte sanft hinab?
Ist's denn nicht ein seelig's Vorrecht,
Das den Königen Gott gab?
Nicht ein Wunderbalsam oft,
Wunden schließend unverhofft?

Königswürde ist die Milde,
Gnadenrede Königspflicht,
Ohne Freudenthränen zieren
Eine Krone Perlen nicht
Darum ist der Thron erhöht,
Daß im Licht der Huld er steht.

3. Des Königs Ohr.

Geſchloſſen ſei des Königs Ohr
Tritt Trug und Hinterliſt davor,
Doch offen jedem Unterthan
In ſeiner Herzensbitte Nahn.

Der Schmeichler zahlenloſes Heer
Find es geſchloſſen immer mehr,
Indeß des Biedermannes Wort
Ertöne laut und kräftig dort.

Und weit ſei es fürs ganze Land
Das hoffend ſich zu ihm gewandt,
Und fein zugleich, daß ihm kein Ton
Im leiſen Seufzen ſelbſt entflohn.

Auch wahr' es treu was ihm vertraut
Wo auf Verſchwiegenheit gebaut,
Und höre richtig und genau,
Daß dem gemäß Erfolg man ſchau.

Und iſt ein Königsohr nun dies,
Und nicht ein Ohr des Dionys,
In Prunkgemach und Hütte dann
Es Lob und Dank nur hören kann.

Heil dem Monarchen, deſſen Ohr
Der Heuchelrede ſchließt das Thor,
Doch offen läßt es immerdar
Dem Worte ehrlich, treu und wahr.

4. Des Königs Hand.

Saht ihr ſchon des Königs Hand?
Ausgebreitet iſt zum Segen,
Wie nach langem Durſt der Regen,
Weit ſie übers ganze Land.

Da giebt's keiner Hütte Dach,
Das ihr Walten nicht berührte,
Keine Stadt, die ſie nicht zierte
Wie ein feſtliches Gemach.

Geſchloſſen iſt die Hand auch nie;
Und hat auch immerfort zu geben,
Denn darin liegt ihr wahres Leben
Und nimmer müde wird des ſie.

Nur wenn es Unrecht gilt und Trutz,
Da ſchließet zürnend ſich die Rechte,
Ergreift die Waffe zum Gefechte
Und bietet den Bedrängten Schutz.

Unſichtbar aber iſt ſie oft,
Will nicht mit ihrer Gabe prunken
Und dieſe iſt herabgeſunken,
Eh' noch gebeten, noch gehofft.

Was aber einmal ward verliehn
Nimmt auch des Königs Hand nie wieder,
Doch was als Regen träufte nieder
Mag auf als Opferduft wohl ziehn.

Das iſt des Dankes reicher Zoll,
Der wuchert mehr als kargeſ Sorgen,
Mit ihm iſt jeder Staat geborgen
Und Königsſchatz bleibt ewig voll.

Th. Hell

Glaube, Lieb' und Hoffnung.

Scherzgedicht für ein junges Brautpa

Ihr jungen unerfahrnen Leute,
Die ihr euch liebt ſeit läng'rer Zeit,
Und nun zu ernſterm Bund euch heute
Die Hand zu reichen Willens ſeid:
Merkt auf und hört die goldnen Lehren,
Die ein der Sache kund'ger Mann
Als Brautgeſchenk euch will verehren,
Mit beiden Ohren ruhig an!

Soll jene Luſt, die ihr empfindet,
Indem ihr heut am Traualtar
Auf ewig Herz und Hand verbindet,
Beſtehn für jetzt und immerdar!
So haltet hier im ird'ſchen Leben
Bis zu der Tage letztem Reſt
Mit wandellos vereintem Streben
An Glaube, Lieb' und Hoffnung feſt!

Der Glaube — wenn ihr ſolltet fragen —
Der Glaub' iſt die Geſchicklichkeit,
Zu allen Dingen Ja zu ſagen,
Um zu vermeiden Zank und Streit.

Er ſieht, wenn launiſch juſt vor allen
Das Ehgemahl es haben will,
Im Juli Schnee vom Himmel fallen,
Und feiert Faſtnacht im April!

Er würzt mit ſtets galantem Witze
Die ungeſalzne Mittagskoſt,
Nennt froſtigkalt die Sommerhitze
Und hitzigheiß den Winterfroſt.
Kurz er bewährt in allen Stücken
Den löblich unverdroßnen Fleiß,
Der Trauben ſich vom Dorn zu pflücken,
Und Berge zu verſetzen weiß! —

Die Liebe — wenn ihr ſolltet fragen —
Sie iſt die Kunſt, mit Leichtigkeit
Und Eleganz das Joch zu tragen,
Das man ſich auf den Hals gefreit.
Sie hat, indeß zum Eheglücke
Sie Fäden ſelbſt aus Häckſel ſpinnt,
Für einen Vorzug tauſend Blicke,
Und bleibt für tauſend Fehler blind.

Sie iſt, verbannend Groll und Klage,
Nur auf des Gatten Wohl bedacht,
Sorgt für Commodität bei Tage,
Und für Bequemlichkeit bei Nacht.
Der Zärtlichkeit vertrautes Walten
Erwiedert ſie mit reichem Zoll;
Und wenn eilf Küſſe ſie erhalten,
Macht dankbar ſie das Dutzend voll! —

Die Hoffnung — wenn ihr ſolltet fragen —
Iſt das beglückende Vertraun,
Als Fruchtfeld einſt in künft'gen Tagen
Der Liebe Blumenbeet zu ſchaun.

Mit unermüdlichem Bestreben
Studirt sie den bekannten Spruch
Vom Weinstock und den jungen Reben
In einem alten würd'gen Buch.

Sie setzt in kräft'ger Jugendfrische
Und täglich wachsender Begier,
Sich mit der Ehefrau zu Tische
Und ißt und trinkt zugleich mit ihr.
Den Ehmann auch beschleicht sie leise,
Und macht den Kopf ihm sorgenvoll,
Wen, unter andern, vorzugsweise
Er zu Gevattern bitten soll! — —

Dies Kleeblatt freundlicher Dämonen
Begleite, wenn ihr fürbaß zieht,
Um traut und treu bei euch zu wohnen,
Euch nach entleg'nem Landgebiet.
Habt ihr dem Glauben euch ergeben,
Und zog ins Herz die Lieb' euch ein,
Dann wird von selber euer Leben
Ein Bild beglückter Hoffnung sein! —

Prätel.

Vier Gedichte von Ludwig Würkert.

1. Unten und Oben.

Unten brennt die Fackel nieder,
Unten löscht das Leben aus
Aber oben glüht es wieder,
Oben in dem Vaterhaus.

Unten nur iſt Sturm und Schrecken,
Oben Friede, oben Ruh.
Unten muß der Schlaf uns decken:
Schreiten wir dem Oben zu.

Unten werden ſtill wir weinen:
Sind die Schläfer von uns fern.
Oben wird uns Gott vereinen,
Oben auf dem beſſern Stern.

---

2. Gedanke.

Wie vom Berg herab der Quell:
Rinnt der Sand der Stunden ſchnell.
Nur Erinn'rung dauert fort.
Wenn des Glückes Baum verdorrt.
Alle Freude kurz nur blüht, —
Schmerz und Thräne lange glüht.

---

3. Soldat.

Ich bin Soldat, ich zittre nicht!
Gar ſchön und groß iſt meine Pflicht.
Und meine Pflicht und mein Gebot:
Ich will ſie halten bis zum Tod.

Ich bin Soldat, ich zittre nicht!
Wer zittert iſt ein feiger Wicht
Und wird verachtet früh und ſpat
Vom Bürger und vom Camerad.

Ich bin Soldat, ich zittre nicht!
Die Narbe ſchmückt mein Angeſicht

Und dieſes hier ich ſtark und wahr
Dem Feinde in der Schlachtgefahr.

Ich bin Soldat, ich zittre nicht!
Die Kugel nur das Leben bricht,
Doch auch der Tod vom Feuerrohr
Trägt meinen Geiſt zu Gott empor.

Ich bin Soldat, ich zittre nicht!
Durch Pulverdampf zum Siegeslicht!
Vom Siegeslicht zum Freiheitsſtrahl!
Im Freiheit nur zum Todesmahl!

---

4. Der Invalid.

Mein Rock iſt zerriſſen,
Ich habe kein Brot,
Und focht doch bei Wagram, —
Der Kaiſer iſt todt.

Mein Arm iſt verdorret,
Der Kaiſer gebot, —
Beſt hielt ich den Adler —
Der Kaiſer iſt todt.

Mein Haar iſt gebliechen,
Die Augen ſind roth,
O laßt mich nur weinen, —
Der Kaiſer iſt todt.

Mein Herz iſt gebrochen
In Kummer und Noth,
Ich hab' keine Hoffnung —
Der Kaiſer iſt todt.

Aurelie.

PENELOPE.

Taschenbuch

für das Jahr 1835.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

24ᵉʳ Jahrgang.

Mit 8 Stahl- und Kupferstichen.

Leipzig,

J. C. Hinrichsche Buchhandlung.

U
3582

Penelope für 1835.

Inhalt.

Seite

Kleine Gallerie von Scenen aus dem italieniſchen Volksleben. v

1. Rückkehr vom Madonnenfeſte vii
(von Lindau, Stahlſtich von Fr. Wagner.)
2. Liebe und Eiferſucht ix
(von Lindau, Stahlſtich von Wl. Höfel.)
3. Räuberin aus dem Volsker-Gebirge . . xi
(von Lindau, Stahlſtich von Fr. Wagner.)
4. Toilette zum Carneval xiii
(von Türmer, Stahlſtich von Fr. Wagner.)
5. Fromme Pilger aus den neapolitaniſchen Apenninen xv
(von Lindau, Stahlſtich von Wl. Höfel.)

Aurelius Held. Erzählung aus dem Kriegsleben von Wilhelm von Lüdemann. 1
(Hierzu das Titelkupfer.)

Die Geſchiedene. Novelle von Leopold Schefer 71

Der Virtuoſe aus Genua. Novelle von F. W. Arnold 227
(Hierzu Doppelportrait von Fr. Fleiſchmann.)

Seite

Die Kirche zum Glas Waſſer. Nacherzählt von J. J. Caſtelli 345

Sommernachts-Phantaſie von Amalie Krafft . 354

Eliſa von der Recke. Von H. Haſe 377
(Hierzu das Portrait, gez. von Naumann, geſt. von David Weiß in Wien.)

Das Leben in Liede. Gedicht von Guſtav Treumund 394

Wandern und Raſten in 13 Nachklängen von Hayn Juſt. Schlingloff 397

Abendphantaſie von Theodora von Wellnau . 404

Die Verſtoßene. Von J. M. Rogge 407

— ▾ —

Kleine Gallerie von Scenen aus dem italieniſchen Volksleben.

Unter dieſer Ueberſchrift eröffnen wir in dem gegenwärtigen Jahrgange dieſes Taſchenbuches eine kleine Sammlung bildlicher Darſtellungen, bei denen unſre geneigten Leſer und Leſerinnen, wie wir uns ſchmeicheln, nicht ohne Vergnügen verweilen werden. Wir können um ſo mehr Anziehendes und Originelles in dieſer Art verſprechen, als uns durch die Zuſagen zweier ausgezeichneter ſächſiſcher, gegenwärtig in Italien ſich aufhaltender Künſtler, der Herren Lindau und Törmer, die Ausſicht eröffnet worden iſt, mit Arbeiten unterſtützt zu werden, welche ſie an Ort und Stelle lebendig aufgefaßt, und mit der von ihnen bereits bekannten Kunſtvirtuoſität gezeichnet haben. Eine kleine Beſchreibung jedes Blattes, nach Andeutungen jener Künſtler ſelbſt, wird ebenfalls nicht unwillkommen ſein. Möge denn dieſe erſte Ausſtellung für ſich ſelbſt ſprechen, und den Beifall erwerben, der den Fortſetzungen günſtig ſein muß.

Vielleicht gelingt es uns in der Folge auch — wie ſchon Einleitungen getroffen worden — eben ſo aus dem Volksleben anderer Nationen maleriſche Stoffe dargeboten zu bekommen, und dadurch unſere Gallerie noch für einen größern Kreis auszudehnen, wodurch ſie wie an Umfang ſo auch an Bedeutung gewinnen würde.

Theodor Hell.

[illegible]

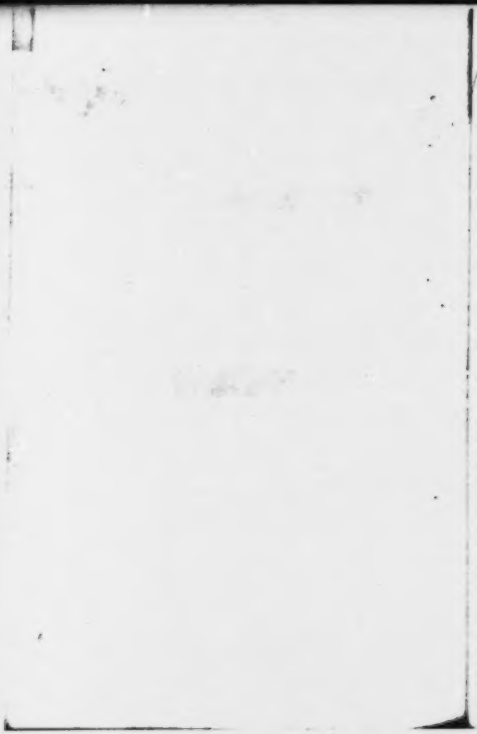

1.
Rückkehr vom Madonnenfeste.

Flüchtig eilt der leichte Karren
Wieder vom Madonnenfeste
Das der schöne Mai gegeben,
An dem Weg des Appius.

Dort in der Campagna zeiget
Sich die Kirche der Madonna
Del divin amore, allen
Zu des heitern Festes Schmuck.

Und am Abend geht's dann fröhlich
In die alte Stadt der Römer
Wieder heim, wenn Wein und Liebe
Herz und Köpfe gleich entflammt.

Fahren will der Römer, fahren,
Pfeilschnell, tosend, ob der Wagen
Auch von leichtgefugten Brettern,
Gilt ihm gleich, er fährt doch so.

Oben drüber spannt ein Bettuch
Er zum Schutze für die Frauen.
Setzt sich schwebend auf die Deichsel,
Oder singt zur Zither d'rauf.

Und daneben her der Nachbar,
Auf des kleinen Esels Rücken,
Den er mit dem Spazhock kuchelt,
Daß er ausschlägt recht nach Lust.

Jubelnd, singend, lachend, fröhlich,
Unter Wolken Straßenstaubes,
Geht es heim so von dem Feste,
Und man schläft das Räuschchen aus.

LIEBE UND EIFERSUCHT.

2.

Liebe und Eiferſucht.

„Wenn ich wieder ſie erblicke
Mit Lorenzo Hand in Hand,
Wenn ich noch einmal ſie ſehe,
Wie ſie geſtern bei ihm ſtand,
Soll dies Meſſer in der Scheide
Wahrlich länger raſten nicht,
Und ich übe an den Frevlern
Selbſt das ſtrafende Gericht.“

Spricht's und ſchleicht ſich an die Seite
Neben jenen Säulengang,
Wo noch ſpätem Waſſerſchöpfen
Gitta kommt des Weg's entlang
Lauſchet ſtill, die Hand am Meſſer,
Bis ſie kommt, ob ſie allein,
Denn es ſoll noch dieſer Abend
Zeuge ſeiner Rache ſein.

Und kaum tritt ſie in die Halle,
Naht ſich ihr Lorenzo auch.
Und ſie fangen an zu koſen
Nach der Liebe ſüßem Brauch,

Und er ſchlingt bei Liebesſchwüren
Seinen Arm um ihren Leib,
Führet ihre Hand zum Herzen,
Nennt ſie ſchmeichelnd ſchon ſein Weib.

Und nicht länger trägt es Marco,
Stürzet vor in wilder Wuth,
Und taucht ſeines Meſſers Klinge
In Lorenzo's Herzensblut.
Gitta ſinket ihm zu Füßen,
Mit dem Fuß ſtößt er ſie fort,
Und blickt ſtolz auf ſeine That hin,
Denn ihm dünkt ſie Recht, nicht Mord.

3.

Landleute aus dem Volsker-Gebirge.

Die Sonne kommt! Zur Arbeit fort!
In's Feld, auf Wies' und Flur! —
Seht Ihr die frohe Gruppe dort?
Die Müh' iſt Luſt ihr nur.
Sie tanzt hinweg aus kleinem Haus
Zur Arbeit fort, als geh's zum Schmaus.

Wie herrlich iſt dort Berg und Thal,
Wie reizend jeder Hayn!
Wie labet ſüß des Morgens Strahl
Zur heitern Freiheit ein.
Es tönet Zither-Spiel und Sang
Und tanzend geht's den Weg entlang.

In dieſen Bergen wohnet gern
Des Frohſinns reine Luſt,
Da bleibt die trübe Sorge fern,
Und Freude hebt die Bruſt;
Ein maleriſch Gewand umgiebt
Den Volsker, der ſein Bergland liebt.

Er baut die kleinen Städtchen keck
An steiler Felsen Hang,
Ein sich'res, reizendes Versteck
In wilder Zeiten Drang.
Wenn aber Ruhe ringsum lacht,
Ist er des Feldbau's treu bedacht.

So ziehe hin, Du kleine Schaar
In trauter Heiterkeit;
Dein Boden bietet gern Dir dar,
Was gnügsam Dich erfreut.
Heimkehrend nach der Arbeit winkt
Die Freude, wenn die Sonne sinkt.

4.

Toilette zum Carneval.

Stecke mir geſchwind die Schleife
In das Haar noch, liebe Roſa,
Und Du, Bruder Giovachino,
Halte mir den Spiegel, daß ich
Mich darin beſchauen könne,
Ob die Kleidung die ich wählte
Lieblicher Albanerinnen
Mir auch überall recht paſſe.
Haſt Du, Brüderchen, doch Deine
Maske ſchon Dir vorgebunden,
Daß am ächten Pulcinello
Nicht das mindeſte mehr fehle,
Nicht das Horn am Schnürchen hangend,
Nicht die große Glock' im Gürtel.
Sieh', da draußen auf der Straße
Treibt ſich's ſchon im Saus und Brauſe
Mit des Carnevals Geſtalten.
Dieſer Doctor kündet allen,
Daß er unfehlbarer Mittel
Eine ganze Schaar beſitze,
Die den Tod ſelbſt bannen können,
Und der Arlecchino hört es,
Iſt davon ganz überzeugt ſchon,

lich schlägt vor Vergnügen, daß ihm
Solches Heil bereit, ein Schnippchen.
Doch der Trunkenbold, der ohne
Große Sorge sich die Straße
Zur Siesta hat erkohren, scheinet
Anderer Meinung, und behauptet
Daß die wahre allgemeine
Heilkraft in der soglietta. —
Nun, mich dünkt, mein Anzug stehe
Mir nicht übel: komm denn, Bruder,
Und laß auch uns auf dem Corso
Freylich unser Heil versuchen.

5.

Fromme Pilger aus den neapolitaniſchen Apenninen.

Wir wollen in die Stadt der Städte
Zum Oſterfeſt in Petri Dom.
Nimm freundlich in die heil'gen Mauern
Uns auf, Du hohes, heil'ges Rom!

Mit Weib und Kindern kommt gezogen
Der Pilger gläubig fromme Schaar:
Wir bringen zu dem Feſt der Feſte
Dem Chriſt die treuen Herzen dar.

Nicht hemmet uns der Berge Rücken
Und nicht der Bach auf unſerm Weg,
Wir ziehen fort mit frohem Muthe
Und brauchen Brücke nicht noch Steg.

Es kühlt die Fluth mit leiſem Koſen,
Und kühlt der Frühlingsſonne Brand,
Die Kleinen tragen wir hinüber
Und ziehen weiter fort durch's Land.

Heil uns, wenn endlich wir gekommen
Zur Stadt des heil'gen Vaters nun,
Da ſollen unſ're Knie' ſich beugen
Und unſ're müden Füße ruh'n.

Da feiern wir mit all' den Gläub'gen,
Herſtrömend rings von Oſt und Weſt,
Im heil'gen Dom der Stadt der Städte
Das ſchöne, heil'ge Oſterfeſt.

Aureliens Held.

Erzählung aus dem Kriegsleben

von Wilhelm von Lüdemann.

Für Deutschland war der Tag der Ehre wieder angebrochen. Besiegt in der Völkerschlacht, die das Geschick Europa's entschied, wälzten sich die französischen Heeresmassen rückwärts dem Rheine zu, den ihr übermüthiger Fuß, als wäre er keine ewige Völkerscheide mehr, so oft überschritten hatte. Der Zauber war gebrochen, die Völker von seiner drückenden Schwere plötzlich befreit, griffen wieder zu ihrem natürlichen Rechte. Diesseits des alten Hüthers der deutschen Gauen verstummte der französische Uebermuth; zurückgelassene Haufen von Gefangenen und Verwünschungen verrathener Freunde war alles, was von so vielen Triumphzügen übrig blieb. — Allmälig lenkten sich die Massen der Sieger vom Main abwärts den Schweizerbergen zu, an denen das Abendroth der europäischen Freiheit nie ganz verglüht war. Es war im Anfang des Winters

und die Frage zwiſchen dem Krieg, der das begonnene Werk der Befreiung vollenden, und dem Frieden, der den Sieg auf halbem Wege unterbrechen ſollte, ſchwebte noch unentſchieden. Es war die Zeit, wo das „Für und Wider" alter Schmach und neuer Ehre in allen Kreiſen lebhaft beſprochen wurde, und wo das wiedergeborne deutſche Volk mit Ungeduld ſeinen Arm, der den Sieg ergreifen gelernt hatte, gehemmt, das glückliche Schwert in die Scheide zurückgedrängt ſah, und mit Verlangen das Zeichen erwartete, das dieſen verhaßten Bann löſen ſollte.

Ein Glanz, der im Verbleichen noch die Augen der Fürſten blenden wollte, hielt dieß Zeichen zurück. Niemand ahnete, wie locker das Band ſei, das den Eroberer und ſein Volk verknüpfte. Eine entſchuldbare Scheu warnte vor einem Volkskrieg in Frankreich, und an der Grenze ſtand der Sieger ſtill und bot gern oder ungern noch einmal die Friedenshand. — Es war die Zeit der Unterhandlungen, ein Augenblick der Ruhe in dem raſchen Siegeszug der Völker vom Niemen bis zu den hochmüthigen, vom eigenen Stolz verrathenen Seineufern.

Dieſe Zeit hatte Verborgenes an das Licht gebracht, hohe Stellungen untergraben, Mächtige geſtürzt, Gedemüthigte erhoben, den Gefangenen zum Sieger, den Sieger zum Gefeſſelten umgewandelt, die Lethargiſchen begeiſtert, Entmuthigte mit Lorbeer geſchmückt und Alle mit einem neuen Geiſt belebt. Deutſchland hatte ſich ſelbſt wiedergefunden, und ein ſchönes Morgenroth

leuchtete seinem schönsten Tage vor. Der Glaube an eine göttliche Nemesis, an dem nur wenige Treue festgehalten hatten, war gerechtfertigt; wiederum war die ewige Gerechtigkeit der Geschichte erkannt und gläubig und vertrauend wandten sich die Völker und die Einzelnen von dem Bilde des gebrochenen Uebermuths, zu dem Auge empor, das über die Völker, wie über die Einzelnen wachte und stets wacht.

Unter denen, die über diese Umgestaltung der Dinge in Sorgen geriethen, war Graf Hochfeld nicht der am wenigsten Besorgte. Neun Jahre waren vergangen, seitdem er aus einer wenig bekannten Stellung in rascher Folge durch alle Beamtenstufen zum Minister empor gestiegen war, man behauptete auf besondern Befehl des französischen Gewalthabers; denn dahin war es mit Deutschland gediehen, daß seine Fürsten den Dienern vertrauen mußten, welche an der Seine gefielen. Diesem Uebermaaß der Schmach verdankte Graf Hochfeld Rang, Macht, Ansehn und Einfluß. An seiner Emsigkeit, an seinen häufigen Reisen nach Paris erkannte man nur, theils daß er in mancherlei Intriguen verwickelt, theils daß er dem französischen Hofe ein überaus angenehmer Unterhändler war. Einige erzählten von einer geheimnißvollen Theilnahme an dem unglücklichen Geschick des vielbeklagten Prinzen von Enghien, Andre schrieben seinen Einfluß der Gründung des Rheinbundes zu, für den der Graf allerdings eine nicht geringe Thätigkeit entwickelt hatte; man wußte, daß er mit dem Kaiser in persönlicher Verbindung stand,

und das ein Ansehn im Vaterlande sich hierauf vorzüglich fügte. Erwartet und natürlich war es daher, daß er nach der Völkerschlacht seinen Abschied genommen hatte, aus der Hauptstadt verschwunden, und auf einem seiner Schlösser in der Nähe von Heidelberg bemüht war, einen schnell gewonnenen und schnell entschwundenen Glanz durch die strengste Zurückgezogenheit vergessen zu machen.

Seine Kinder, die schöne Aurelie und Anton, sein neunjähriger Sohn hatten ihn nach Waldkirch begleitet. Das Schloß lag seitab von dem großen Heerwege, dem die Truppenmassen folgten, und die stille Schönheit des Neckarthals schien mit ihrer Heimlichkeit und Verborgenheit den Absichten des Grafen, welcher vor allen Dingen den Sturm vorüberziehen lassen wollte, wohl zu entsprechen. Kein Ort konnte dazu besser gewählt sein als Waldkirch, halb verborgen in Nußbaum- und Castanienwäldern, wie in den Windungen des reizenden Neckar, geschützt von nur halbzugänglichen Bergen und doch wieder hoch und nahe genug gelegen, um einen trefflichen Beobachtungspunct für die Ereignisse des Tages abzugeben.

„Hier, mein Kind," sprach der Graf zu Aurelien, nachdem die Familie im Spätherbst ihr sicheres Asyl erreicht hatte, „hier wird uns die Ruhe zu Theil werden, deren ich, wie Du bedürfen. Denn täuscht mich nicht alles, so gehört meine starke und treue Tochter auch nicht zu denen, die um einer Wolke willen, ihren Glauben an die Sonne aufgeben, in deren Strahl

sie erwachsen sind, oder die ihre Ueberzeugungen auf den Ausgang Eines Tages setzen. Hier, mein Kind, können wir den Triumph einer Sache ungestört erwarten, der wir, Du weißt es, alles verdanken, und der wir vorellig nicht heute schon entsagen dürfen."

„Entsagen?" rief Aurelie. — „Nimmermehr! Ich kenne das Wort nicht. Laßt sie doch abfallen die Thoren, welche den Riesen niedergestreckt glauben, weil er sich zur mütterlichen Erde herab bückt, um neue Kraft zu sammeln. Wir bleiben treu. Muß ich ihm nicht treu bleiben, dem Helden, in dessen Bewunderung ich groß geworden bin? Dem Unvergleichlichen, dessen geistiges Uebergewicht auch den widerspenstigen zu ihm hinüberreißt, der das Schicksal der Welt in der einen Hand, mit der andern den Samen der Freiheit und der Aufklärung ausstreut, mit seiner Augen Wink der Welt gebietet und sie beseligt, der Berge und Thäler mit der Bewegung seines Fußes, wie die Dämme und Mauern alter Vorurtheile niederwirft, jeden Widerstand durch den Blitz seines Geistes besiegt; des einzigen Mannes in dieser Zeit der Entnervung." —

„Du hast Recht, mein Kind," fiel der Greis ein — „der Tag ist nicht zu Ende — er wird wiederkehren. Indeß jetzt ist Nacht."

„Die Sonne wird glänzender wieder emporsteigen, als sie unterging," fiel Aurelie ein. „Frankreich ist der Mutterschooß des Riesen; er beugt sich zu ihm herab, um neugeboren, strahlender, größer, als je sich daraus hervorzuheben. Ich bitte Sie, mein Vater — kein

Indeß — kein Zweifel. Ich habe mit Ihrer Vorsicht nichts gemein; wir sind in der Sache einig, aber aus verschiedenen Gründen. Sie theilen meine Ueberzeugung; aber Sie tadeln meine Sprache. Sie sind Diplomat, Staatsmann, ich bin ein Weib — lassen Sie mich sprechen für ihn, den ich liebe, weil ich ihn bewundern muß und für den ich nicht streiten kann! Wäre ich Sie — wäre ich nur Anton — ich würde nicht bloß sprechen."

„Ganz recht, meine Tochter," sagte der Graf erfreut, aber unruhig. „Allein blicke um Dich — sieh, was uns umringt. Bezwinge Dich, Du kannst Dich — Du kannst mich in Gefahr bringen, Aurelie. Verbirg Deine Ueberzeugung. Der Obrist, wenn er auch ein entfernter Verwandter Deiner Mutter ist, bedingt mich — und heute erwarten wir die Preußen."

„Mögen sie doch kommen," rief Aurelie; „mögen sie mich hören. Was in meiner Seele lebt, verberge ich nicht — ich bin stark, man hat mich dazu erzogen, mir selbst-genug zu sein. Dort im Lande meiner Mutter bin ich einheimisch. Sie hätten mich in meinem lieben St. Cyr lassen sollen, dort, wo ich den Unvergleichlichen bewundern und lieben lernte."

„Es ist nicht anders, mein Kind," fiel der Graf ein — „Du mußt Dich überwinden. Eine andre Sache trägt jetzt den Sieg davon. — Dein Vater — höre ihn, mein Kind — Dein Vater ist nicht ohne Schuld in den Augen der Verfechter dieser Sache. Ich denke

ungern daran — laß Dir genügen, daß er Dinge und Geister zu fürchten hat, die nun schon neun Jahre lang begraben sind. Was damals geschah, geschah wider seinen Willen — bis dahin glaubte er nicht, daß die Verfolgung gehen würde — es ist wahr — aber es ist geschehen — und die Geister stehen nun auf, um uns zu schrecken. Ich bitte Dich, sei vorsichtig, entsage den vertraulichen Gesprächen mit dem Obristen — laß unsre neuen Gäste nicht empfinden, daß sie hier unwillkommen sind. Sie werden vielleicht nicht lange bleiben. Die Zeit wird vorübergehen, und Du bist dann wieder frei. Es ist nur der Augenblick, der uns unsre Gesinnung zu verbergen gebietet, und die wahre Treue scheut solche Augenblicke nicht."

Aurelie war von den unruhig gesprochenen Ermahnungen des Vaters überrascht. Das Wort „Schuld" sank schwer auf sie herab. Denn sie selbst war rein und schuldlos. Indeß wußte sie, was der Vater unter seiner Schuld verstand, besser, als er selbst. Sie wußte, daß es nur eine Schwachheit war, die er mit diesem Namen bezeichnete. Aber in dem Nachdenken darüber schwieg sie.

„Laß uns den Obristen nach Kräften vor unsern neuen Gästen verbergen," sprach der Graf weiter, indem er Aureliens Hand ergriff, „und jetzt gesteh mir — Aurelie — denn die Zeit drängt, gesteh mir, ob Du etwas mehr, als Wohlwollen für ihn fühlst?"

„Wo denken Sie hin, mein Vater,“ rief Aurelie. „Der Obrist ist mir gleichgültig. Ich liebe die Sache, den Ruhm, die Fahne, für die er geblutet hat, ich liebe den Helden, den er liebt.“

„Wohl,“ sprach der Graf. „Wir haben das Unsrige gethan. Ich habe den Aufenthalt des Schwerverwundeten in meinem Schlosse der Behörde angezeigt, man hat ihm verstattet, seine Herstellung hier abzuwarten, und sich wenig Mühe gegeben, ihn als Gefangenen zu behandeln. Die Ordonnanz im Hofe ist mehr zu seiner Bedienung, als zu seiner Bewachung da. Er hat sein Ehrenwort gegeben, und wird es nicht brechen. Von dieser Seite sind wir ohne Verantwortung. Aber ich bitte Dich —“

Ein Geräusch in der Hausflur unterbrach den Grafen. Es waren Fouriere, welche die Ankunft der erwarteten Gäste meldeten. Aurelie sprang auf und drückte ihr Gesicht an die Scheiben. Ihr Vater verließ das Gemach, um die Offiziere zu empfangen, welche mit ihren Leuten das Cantonnement von Waldkirch bilden sollten.

Das ganze Schloß gerieth in Aufruhr; es war die erste Einquartirung, welche der Sieger hieher schickte. Der Graf bemühte sich, seiner Stimme den Ausdruck des Willkommens zu geben, dem sein Herz widersprach, und er kam damit auch zu Stande.

Der muntre Anton war bereits mitten unter den Kriegern, er hatte sich einem jungen Jägeroffizier an den Arm gehängt und zerrte ihn zu seinem Vater.

„Ich heiße Sie willkommen, meine Herren," sprach der Graf. „Was dieses Haus gewährt, ist zu Ihren Dienſten bereit."

„Das wäre zu viel, Herr Graf!" sprach Franz von Felseck, der junge Offizier, den Anton dem Vater zuführte. „Wir brauchen wenig, und wir sind ja Ihre Landsleute. Die Zeiten sind vorbei, wo der Herr des Hauses der Diener seiner Gäste war. Ich denke der übermüthige Sieger soll Sie mit seinen Besuchen nicht mehr beläſtigen."

„Allerdings, wir haben viel gelitten," sprach der Graf. „Dem Himmel sei Dank — es ist vorbei; mit Ihnen kehrt eine beſſere Zeit bei uns ein. Wir vertrauen darauf, und sind Ihnen für dieß Geschenk zu hohem Dank verpflichtet."

Er selbst führte seine Gäste zu den Zimmern, welche für sie in Bereitschaft geſetzt waren. Eine reichliche und ausgesuchte Bewirthung stand bereit. Man machte sich's bequem, war gegenseitig mit einander zufrieden und schied in behaglicher Stimmung von einander.

Der Graf war den ganzen Tag überaus bemüht, seinen Gästen gegenüber den angenehmen Wirth zu machen; Aurelie aber kam nicht zum Vorschein. Bald war Jedermann in dem geräumigen Gebäude bequem genug eingerichtet, und die jungen Krieger vermißten nichts darin, als — eine schöne Wirthin.

Man forschte der Familie des Grafen nach; allein, man erfuhr nur, daß seine Gemahlin, eine geborne Französin, vor zwei Jahren gestorben, und seine Toch-

ter seit einiger Zeit menschenscheu geworden sei, und ihr Zimmer selten verlasse.

„Wohl," sprach der Major, „dessen mit Orden gezierte Brust den alten Soldaten verkündete, da werden meine jungen Cameraden ihren Complimentenschatz wohl für sich behalten müssen. Unsern biedern Wirth gegenüber brauchen wir kein Complimentirbuch."

„Desto besser," fiel Hauptmann Spanheim ein. „Wir sammeln für ein andermal."

„Die Schleuse möchte dann springen," sagte Franz. „Du! der Krieg ist doch ein wüstes Gewerbe. Seit zwei Monaten weiß ich nicht mehr wie eine Weiberstimme klingt. Und hier auch nicht! Soll man denn alles verlernen? Nichts als Kanonen und Sieg? Aber Freunde, lebt man denn vom Ruhm? Ich wenigstens, ich brauche mehr; fürwahr, ich schmachte nach irgend einem Abentheuer zarter Art."

„Da sieht man den jungen Musensohn, den Parteigänger des Mars," rief der alte Major. „Franz, Du bist ein prächtiger Junge; aber Deine verliebten Friedensgrillen mußt Du fahren lassen. Soldat mußt Du bleiben." —

„So lange das Vaterland meinen Arm braucht, bin ich's," gab Franz zurück, „und so lange der Thron des neuen Alexander steht, begleitet mich dieser Degen. Mein Abschiedsgesuch ist fertig; ich datire es aus Paris."

„Ho, ho," rief sein Chef, „der Weg ist weit, und Ihr kennt die Champagne nicht!"

„Ein Volk, im Sturm erstanden," gab Franz zu-

rück, „überfluthet jeden Damm. In drei Monaten sind wir in Paris, und Feiseck empfiehlt sich seinen lieben Cameraden.“

„Die lange darauf zu warten haben,“ sprach der Major lachend. „Kinder, ich bin ein alter Soldat! Sagt mir, giebt es schöneres in der Welt, als den Krieg und den Sieg. Dieses Hin und Her, Auf und Ab, das das Leben bewegt und ihm Reiz giebt, diese Fluth von Veränderung, Genuß, Entbehrung, Leid und Ueberwindung, in dem man recht eigentlich erst zum Gefühl des Lebens erwacht — ist das nicht die Blüthe des Daseins? Geht denn irgend ein andres Gefühl über die Empfindung, mit der man bei klingendem Spiel, Reiser am Tschako, stolz und groß, durch eine dem Feinde abgenommene Stadt zieht, deren sämmtliche Fenster und Thüren von hübschen Gesichtern, halb staunend, halb bangend, angefüllt sind. Ich kenne nichts Schöneres, nichts Erhabeneres, und ich begreife gar nicht, warum die Fürsten vor dem Kriege so zaudern und zagen.“

„Ein gerechter Krieg, wie dieser, ist eine schöne Sache;“ fiel Hauptmann Spanheim ein.

„Allerdings,“ sagte Franz, „wenn man nur nicht so über die armen Kornfelder querfeldein marschirte! Zertretene Aehren sind mir immer ein Gräul gewesen.“

„Und vollends die Mädchen,“ fiel der Hauptmann ein, „die sich für den kleinsten Schatten eines Helden passioniren, bestände er auch nur in einem klingenden Säbel!“

„Ja, auch sie,“ rief Franz — „arme zertretene Aehren, die der Krieg oft schlimm genug geknickt.“

„Der liebe sentimentale Junge," sprach der Major, „indem er Franzen an sich zog. Nimm's mir nicht übel, wenn ich Dich zuweilen duze und hänsele. Du bist ein Neuling, man hörts an Deinen „zerknickten Palmen!" Ein bischen Gewöhnung, Freund, und alles ist vorbei."

„Frieden, ihr Zänker!" rief der Hauptmann, indem er eine Flasche öffnete.

„Ja Frieden," sagte Franz, und griff zu seinem Glase. „Er soll leben!"

Es war Abend geworden. Die Fenster des Schlosses fingen an sich zu erhellen. Der Saal, welcher den Offizieren zur Wohnung angewiesen war, ging mit den seinigen nach dem Garten hinaus; ihm gegenüber, im Hintergrunde einer englischen Partie, erhob sich ein Kiosk, dessen schlanke Form man im Dämmerlicht des Abends unterschied.

„Wer mag dort jenen Tempel bewohnen," rief Franz, der das Fenster geöffnet hatte; „denn bewohnt ist er, mich dünkt, ich sehe ein schwaches Licht darin."

Die Cameraden traten hinzu. „Still," rief der Major, „schleicht da nicht etwas? Aufgeschaut, seht Ihr die hohe dunkle Gestalt, die sich dort am Geländer hindrängt. Gebt doch Acht! Mir däucht, die kleine Laterne unter dem Mantel halb verborgen, deutet auf kein gutes Gewissen."

„Blitz noch einmal!" rief Spanheim; „er öffnet den geheimnißvollen Kiosk. Seht Ihr das Licht an den Fenstern emporsteigen? Jetzt winkt es oben in der Kuppel. Dahinter steckt etwas; laßt uns Acht geben!"

Der Hauptmann brachte seinen kleinen Doktor herbei, und man fing an zu beobachten. Zum deutlichen Erkennen war die Entfernung zu groß und das Licht zu schwach. Aber man sah die dunkle Gestalt sich in dem Zimmer bewegen, ein paar Träger brachten verdeckte Körbe, aus denen allerhand Unerkennbares, das wie Waffen blinkte, heraus genommen und im Zimmer vertheilt ward; alles ging schleichend und heimlich her. Die Diener verließen den Gartensaal, und man hörte diesen verschließen, indem die große dunkle Gestalt allein darin zurück blieb.

Eine verzeihliche Neugierde hatte die Krieger ergriffen; man schlich in den Garten hinab und drängte sich an den Kiosk; Spanheim bestieg einen Baum — aber alles umsonst. Man entdeckte nichts, denn das Licht des Kiosk erlosch eben, als man den rechten Punct für die Beobachtung gefunden hatte. Dagegen nahm man an einem der höhern Schloßfenster, dem Gartenhause gegenüber, durch die nächtliche Dämmerung eine Art von Fahne wahr, deren Bestimmung sofort als ein Signal für den Bewohner des Kiosk gedeutet wurde.

Mit dieser Entdeckung mußten die Freunde sich für heute begnügen, man schob die Fortsetzung des Feldzuges auf Morgen hinaus, da auch über die unsichtbare, und, wie es hieß, schöne aber menschenscheue Gräfin nichts weiter zu erfahren war.

Beim ersten Frühstraht des Morgens standen Franz und Spanheim am Gartenfenster, indeß der Major von

ſeinem Lager her, ſich über die Neugier ſeiner jungen Freunde luſtig machte, die er theilte.

Die Läden und Jalouſien des Kiosk blieben lange geſchloſſen. Endlich öffnete ſich die Thür, und die dunkle Geſtalt von geſtern trat heraus, um ſich ſchnell in den Bosquets hinter dem Gartenhauſe zu verlieren. Man hatte nur Zeit einen Mann im blauen Oberrock, den Arm in der Binde, ein Band im Knopfloch, von gerader, imponirender Haltung, kurz ſo viel zu erkennen, als hinreichte, einen verwundeten Krieger zu bezeichnen.

„Ins Feld,“ rief Spanheim vom Fenſter her; „das Geheimniß iſt reif zur Entdeckung. Das Wild iſt im Netz. Laßt uns doch ſehen, wen man hier ſo ſorgfältig vor uns verbirgt.“

Mit dieſen Worten hatte er ſelbſt und Franz Mantel und Säbel umgeneſtelt, der Major war in den Kleidern, und wie zum Morgenſpaziergang, zu dem der milde Novembertag einzuladen ſchien, folgte man dem Unbekannten in das Bosquet.

Sein im Laube rauſchender Fuß leitete bald auf ſeine Spur. Man ſah ihn einſam und mit zur Erde geſenkter Stirn den verſteckteſten Pfaden folgen; matt und trübſinnig ſchlich er einher, und düſtere Gedanken, denen er nachhängen mochte, entzogen ihm die Wahrnehmung deſſen, was ihn umgab. Das ſchöne männliche Antlitz beſchatteten Narben und Gram; kurz man ſah einen Krieger in ihm, der den Begräbnißtag ſeines Ruhms feierte.

Das Band der Ehrenlezion im Knopfloch verrieth

deutlich genug den überwundenen Feind, und Spanheim, der diese Farben über alles haßte, trat ihm daher keck in den Weg.

Der Krieger erstaunte, aber er erschrack nicht. Beim Anblick der Lauscher versuchte er still grüßend einen andern Pfad einzuschlagen. Doch der Major und Spanheim traten ihm so nahe, daß ihm keine schickliche Ausbeugung übrig blieb.

„Darf man fragen," redete Spanheim ihn französisch an, „wohin diese einsamen Wege führen? Monsieur scheint ein Genosse des Hauses zu sein und wir sind hier fremd."

„Ich weiß nicht," entgegnete der Fremde in gebrochenem Deutsch. „Die Herren dürfen ihrem Weg nur folgen, um es zu erfahren."

„Unser Weg endet hier," sagte Spanheim, indem er seinen Säbel zur Erde niedersetzte. „Wir sind hier in Cantonnirung und haben die Pflicht, für unser und der Unsern Sicherheit zu wachen. Wen habe ich die Ehre vor mir zu sehen?"

„Obrist Ruthières," sagte der Fremde.

„Kriegsgefangener?" fragte der Major.

„Für einen Augenblick;" gab der Obrist zurück, und wollte gehen. Allein Spanheim trat ihm von neuem in den Weg.

„Hier ist der Commandant des Orts," sprach er, indem er auf den Major wies, „er verlangt mehr zu wissen."

„So viel Ihnen gefällig iſt, mein Herr,“ ſagte der Obriſt. „Ich wurde bei Hanau verwundet und bin hier, mit Erlaubniß Ihrer Chefs zur Reconvalescenz bis zu meiner Auswechſelung.“

„Bis dahin,“ ſagte der Major, „muß ich um Ihr Ehrenwort bitten . . .“

„Das iſt ſchon gegeben,“ erwiederte der Obriſt, und ſuchte von neuem auszubeugen.

„Nicht von der Stelle,“ rief Spanheim, „bis man weiß, was den Herrn Obriſten an dieſen einſamen Ort feſſelt. Die Depots der Gefangenen ſind in Frankfurt und Aſchaffenburg, ſo viel ich weiß.“

Röthe des Zorns ſtieg dem fremden Krieger in's Geſicht, indeß bezwang er ſich.

„Sie ſind zu jung im Dienſt, mein Herr,“ ſprach er, „um von dem unterrichtet zu ſein, was man verwundeten Gegnern ſchuldig iſt. Ich habe mit Ihren Chefs zu thun.“

„Denen ich berichten muß,“ fiel der Major heftig ein.

„Wie Ihnen beliebt,“ ſagte der Andere, und ſtrebte an ihm vorüber zu gehen. Dieſer einſiedige Stolz mißfiel. — „Ich dächte es wäre Zeit zu einer andern Sprache,“ rief Spanheim, und trat auf ihn zu.

„Man ſieht, daß Ihnen der Sieg etwas Neues iſt,“ gab der Obriſt mit Betonung zurück. „Ich trage keinen Degen, mein Herr!“

„So iſt hier der Meinige,“ fiel Spanheim ein, und der Major zog.

Der Obriſt machte eine Bewegung, als wollte er die dargebotene Waffe mit der Linken ergreifen, als Franz zwiſchen die Erhitzten trat.

„Frieden rief er! Keine Beleidigung! Schämt Ihr Euch nicht, Cameraden; ſeht Ihr den Arm nicht in der Binde? Wollt Ihr mit einem Wehrloſen fechten, und achtet Ihr ſo den gerechten Schmerz, daß Ihr ihn mit Beleidigung bewirthet? Hinweg, ſag' ich — der Angreifer hat es mit mir zu thun!"

Doch Spanheim war zu erhitzt, um ſich ſogleich zu beſänftigen. „Die Herren können ſich nicht an die Rolle des Beſiegten gewöhnen, man muß ſie ihnen einüben," ſagte er. „Ich fordre Antwort, wer hält Sie hier in dieſem Luſthauſe verborgen?"

Mit einem ſtolzen Blick wendete der Obriſt ihm den Rücken, und ſetzte ſeinen Weg fort, indem Franz den Erhitzten von ſeiner Verfolgung zurückhielt.

„Es iſt abſcheulich," rief er, „ſie pochen noch, die Uebermüthigen! Laß mich los, ich will ihm nach, ich will ihn lehren...."

„Nein," rief Franz entſchloſſen, und hielt den Erzürnten feſt. „Nicht von der Stelle!" — Der Major ſtimmte ſeinem Liebling bei und die Verfolgung unterblieb, ſehr gegen Spanheim's Willen. Man ſah den Obriſt auf einem kleinen Umweg den Kiosk erreichen und dieſen hinter ſich verſchließen. An einem Fenſter deſſelben hing ein weißes Tuch, dem Signal am Schloſſe gegenüber. Dieß verſchwand ſogleich.

Dies Abentheuer erregte Unruhe im Schloſſe. Der

Graf erſchien einige Zeit nachher und erzählte die nähern Umſtände von dem Aufenthalt des Obriſten, den er faſt demüthig nicht weiter zu beläſtigen bat. Man verſprach dies. Das Geſpräch ging auf andre Gegenſtände über, und endete damit, daß der Graf, als hoffe er damit die erhitzten Gemüther vollends zu beruhigen, die Anweſenheit ſeiner Tochter beim Mittagstiſch verſprach. Man fand ſich zur beſtimmten Stunde zuſammen, nicht ohne eine geſpannte Erwartung von Seiten der jungen Krieger.

Aurelie erſchien im Saal, in dem ihre Schönheit, die der Schönheit gebührende Huldigung fand. Doch ihr Auge ſuchte den jüngſten der Offiziere. Ein Blick, der Dank und Achtung ausſprach, ruhte mit ſichtbarem Wohlgefallen auf Franz von Feiſeck.

Bei Tiſche war er ihr Nachbar; ſie richtete die wenigen Worte, die ſie ſprach, ausſchließlich an ihn.

„Ich bin Ihnen für den Frieden des Hauſes verbunden," ſagte ſie. „Ich liebe den Ruhm, und ſehe nicht gern, daß man dem Verdienſt, welcher Art es auch ſei, zu nahe trete. Ich nenne dies Gerechtigkeit. Ohne den Vorfall von heute Morgen würde ich Ihre Bekanntſchaft für immer entbehrt haben."

Franz fand keine Antwort, und als Spanheim dieſe übernahm, haftete Aurelien's Blick ſo ſtrafend auf ihm, daß er ſchnell verſtummte.

„Ich weiß nicht genau, Gräfin, auf welcher Seite das Uebergewicht des Ruhmes iſt," ſagte der Major; „aber der Ruhm reichſte ſcheint mir immer der Beſieger eines Ruhmreichen zu ſein."

„Dann wäre der Adler verächtlich," fiel Aurelie lebhaft ein, „der hundert Geiern erliegt.

Der Graf rückte ungeduldig mit dem Stuhle.

„Der Adler, Gräfin," fiel Franz ein, „pflegt sich über die Wolken zu erheben, wenn er verfolgt wird; sein Nest haftet nicht an der Erde."

Aurelie sah ihn theilnehmend an. „Ganz recht," sagte sie; „aber dem Mann ist die Erde alles. Wir Frauen allein haben das Recht, über der Erde zu wohnen, in den reinern Regionen des Ideals."

„Nicht so sehr," rief der Graf jetzt mit einem bedeutungsvollen Blick, „als daß ihr Euch den Bedingungen der Welt nicht unterwerfen müßtet!"

„Doch!" sagte Aurelie, „Wir können die Größe, die gefallene, wie die stehende, lieben, unbekümmert darum, was die Erde dazu sagt. Was wären wir Frauen auch, wenn wir nicht frei über unsre Liebe verfügen könnten, nicht lieben dürften, wo, wann und wie es uns gefällt."

„Die gefallene Größe lieben, ist edel," sagte Franz.

„Aber nicht immer politisch und erlaubt," fiel Spanheim ein — „und uns mit den Geiern zu vergleichen ist mindestens — hart."

Der Graf gab ihm Recht.

„Ich leugne diese Liebe nicht," sagte Aurelie entschlossen. „Mein Held ist der Held des Jahrhunderts, der die Zeit umgeschaffen, das Reich alter Vorurtheile durch das der Ideen verdrängt hat, in dessen Gefolge die Aufklärung über die Erde zieht, der Mann endlich,

der als die einzige kräftige Gestalt in unsern Tagen der Entnervung die Welt mit seinem Kriegsruhm füllt, der die Sonne ist, um die wir kreisen, der in den Schlachten siegt, die Intrigue wie eine Wucherpflanze zertritt und die Erde lehrt, was die vergessene Willenskraft und die verlohren gegangene Mannheit eigentlich sei. Mag die Welt der Kleinen und der Zwerge sich doch gegen ihn verschwören, mag er unter Nadelstichen fallen und erliegen, er wird ewig leben und ewig wird ihm meine Liebe bleiben."

Auf diese begeisterten Worte folgte eine stumme Pause. Alle Blicke richteten sich staunend und verwundert auf Aurelien und der Graf schob ängstlich seinen Stuhl zurück. Auch Aurelie schwieg, während Franz mit starren Blick an ihrem Munde hing.

„Und in der That," hob Aurelie lebhafter an, „wen soll ein ehrliches Mädchen auch lieben in dieser Zeit der entarteten Männer, wenn Er es nicht ist? Ist unter allen seinen Gegnern auch nur ein Mann, der Liebe oder auch des Hasses würdig? Etwa die Fürsten, Minister und Generale, die zur Schmach des Vaterlandes ihm auf halben Wege mit dem Bekenntniß ihrer Ohnmacht entgegen kamen? Ich kenne nur eine Frau, die seiner Feindschaft würdig war, stolz, unbeugsam, willenskräftig und groß im Dulden, wie er im Handeln; als Fürstin, als Mutter, als Gattin groß wie er, mit einem Wort — Ihre Königin, meine Herren!"

Diese Worte erhöhten das Erstaunen der Krieger — ihr Verstummen gab Aurelien Zeit fortzufahren.

„Fürwahr, wen ſoll man bewundern und lieben, wenn wir dieſe Frau nicht bewundern wollen und dieſen Mann, die beiden einzigen Charaktere unſerer Zeit. Sie ſehen, meine Herren, ich bin gerecht. Ich beneide Sie um Ihre Königin. Ihr allein kann ich es verzeihen, meinen Helden gehaßt zu haben, aber — ſie hätte ihn lieben ſollen, denk' ich.“

„Das iſt etwas Neues für uns Preußen, Gräfin,“ rief Spanheim lachend, während der Major nach Worten ſuchte, die ſein Erſtaunen ausdrücken ſollten.

„Ich kann Ihnen das Neue nicht erſparen,“ entgegnete Aurelie, „und ſo erkläre ich denn auch....“

„Genug der Erklärungen,“ rief der Graf und erhob ſich unruhig von ſeinem Sitz.

„Nur dieſe noch, mein Vater,“ ſprach Aurelie feſt, „ich erkläre hiermit den Obriſten — auf daß die Herren es wiſſen — für meinen ganz beſonderen Schützling! Ich hoffe dabei auf Ihren Beiſtand,“ fuhr ſie aufſtehend zu Franzen gewendet fort. „Wer die Ehre eines Andern ſchützt, beweiſet, wie hoch er die eigene hält — und dies macht Sie zu meinem Bundesgenoſſen.“

Mit dieſen Worten bot ſie Franzen ihre ſchöne Hand. Er küßte die dargebotene und Aurelie entſchwebte mit einer leichten Verbeugung aus dem Kreiſe der erſtaunten Männer.

Franz war verzaubert. Aurelie dünkte ihm eine Fee, eine Göttin. Ihr Ernſt, ihre Kraft, ihre Begeiſterung, ihre Grazie, ihre Schönheit — jedes ihrer Worte hallte in ſeiner Seele wieder. Dies war die Form, dies das

Auge, die Seele, die Besinnung, die er, seitdem er zum Denken erwacht war, ohne es zu wissen, überall gesucht hatte.

Als sie fort war, träumte er ihren Worten nach. Der Graf unterhielt die Freunde ängstlich bemüht, die Eindrücke zu verwischen, welche dies seltsame Gespräch hervorgebracht haben konnte. Er klagte Aurelien an, er entschuldigte sie mit ihrer Erziehung, die sie in Frankreich genossen, er gestand endlich, daß der Obrist ein entfernter Verwandter ihrer verstorbenen Mutter sei, und endete damit, daß er über diese Liebe zum gefallenen Helden des Tages leider mit Aurelien in beständigem Streit gelebt habe und noch lebe.

Franz hatte indeß Zeit, seiner Träumerei nachzuhängen. Was Aurelie gesagt, hatte ihn zwar keineswegs überzeugt, allein eben sein Widerspruch dagegen, erinnerte ihn desto bestimmter an sie. Ihre Begeisterung dünkte ihm ehrwürdig, wenn er gleich hoffte, sie davon zu bekehren und schon seine Pläne dazu entwarf. Ihr Bild aber war in das Innerste seiner Seele eingedrungen und stand hier von himmlischem Glanz, ja, vom Frührot der reinsten Liebe, von der Glorie der Bewunderung umgeben.

Von nun an verwandelte sich die Natur um ihn her. Seine Cameraden wurden zunächst seine Gegner, der Obrist sein Freund, denn sie — hatte ihn seiner Ehre empfohlen; der November ward Mai, das Schloß ein Fernsitz — er selbst war ein Glücklicher.

Aber liebte sie denn den Obristen? Sie hatte erklärt, lieben zu wollen, wo und wann es ihr gefiele. Deutete

ſie hiermit auf den gefangenen Krieger? — Dieſer Zweifel war ein Blitz, der ſeine ganze holde Schöpfung bedrohte. Er ließ ihm nicht Ruhe — der Zweifel mußte ſich löſen. —

Den Cameraden gab der Vorzug, den Aurelie ihm bewieſen hatte, Stoff zu herber Neckerei. Dieſer Handkuß und der leiſe Druck, der ihn begleitet haben ſollte — für ihn Brand und Gluth, war für ſie ein Gegenſtand des Spottes oder des Neides; denn ſchön, reizend, hinreiſſend mußten auch ſie die junge und kühne Amazone finden. „Sie kapert ihn uns weg," ſpottete der Major und Spanheim machte ſeine Bemerkungen über Aurelien's kurze und ſiegreiche Diverſion zu Gunſten des bedrängten Croberers.

Franz mied nun ihre Geſellſchaft. Mit ſich ſelbſt im Streit irrte er in den Bergen umher, und ſuchte ſie in den Wäldern von Nußbäumen und Caſtanien, die ſie bedeckten. Aurelie war nicht anders ſichtbar, als bei Tiſche; der Major und der Hauptmann hatten ihre Plätze neben ihr; Franz ſaß ihr gegenüber. Sie richtete ſelten ein Wort an ihn und wenn es geſchah, nie mehr mit der Innigkeit des erſten Tages. Als ſei ſie ihrer Dankespflicht nun ledig riß ihre Lebhaftigkeit ſie vielmehr oft zu lebendigem Streit mit ihm dahin, während ſie den Widerſpruch ihrer Nachbarn gleichgültig und geduldig ertrug.

Die Begeiſterung hat einen eigenthümlichen Adel in ſich; ſie gewinnt eben ſo für den Bewundernden, als für den Bewunderten. Dies erfuhr Franz. Er liebte Aurelien um einer Bewunderung willen, die er tadeln mußte,

denn der Gegenstand derselben war der Zerstörer seines Familienglücks, der Verderber und Verheerer seines Vaterlandes.

„Wie ist es möglich, Gräfin," rief er einst in ungewöhnlich lebhafter Bewegung, „daß ein edler Geist, wie der Ihre, das Reich und das System der Selbstsucht lieben kann, das dieser Mann, wie keiner vor ihm, aufgerichtet hat? Daß die tausend und aber tausend blutigen Opfer, die Verwüstung der Länder, die Nationen ihrer Fürsten, ihrer Ehre, ihrer Sitte beraubt, das Reich der Gewalt, vom Tajo bis zum Niemen aufgerichtet, der Hohn, der Uebermuth, das Elend, welche die Stützen dieses Reichs waren, Sie nicht über den Gegenstand Ihrer Liebe enttäuscht haben? Wie? Belastet ihn nicht dies schwere Verbrechen, ein ganzes, an sich liebenswürdiges Volk zum Gegenstand des Hasses aller gesitteten Nationen gemacht, jeden Begriff wahrer Ehre, jedes Gefühl der Gerechtigkeit in ihm erstickt, und eine wahnwitzige Vorstellung von Weltherrschaft zu seinem eigenen Verderben dafür in ihm begründet zu haben? Man kann vergessen, was er Jedem von uns insbesondere Leides gethan hat; aber die Schmach der Völker, der Fürsten, des Vaterlandes, die Entwürdigung und das Verderben seines eignen Volks, das er auf lange hin um Ruhe und Glück betrogen hat, dieses zu vergessen verbietet uns Menschlichkeit und Ehre. Doch was nenn' ich ein Wort, das für Frauen ein leerer Schall ist! Fühlen Sie an Ihr Herz! Hätten Sie jemals einen jener elenden Züge Gefangene verwundet, nackt, blutend, erbarmungswürdig gesehen,

jemals den Brand blühender Städte und die zerſtampften Saaten meines Vaterlandes, jemals jene elenden Trümmer der größten Armee, von Hunger und Froſt entmenſcht und zum Thier herabgewürdigt — ich bin gewiß — Ihr Herz hätte Ihnen etwas anderes, als Bewunderung eingegeben."

„Ich finde Sie nicht ſehr ſcharfſinnig, mein Herr," erwiederte Aurelie hierauf. „Wollen Sie den großen Geiſt verantwortlich machen für die Fehler ſeiner Gegner? Soll er das verſchuldet haben, was die Schuld eines kurzſichtigen Widerſtandes gegen ſeine großen Ideen iſt? Will er nicht die ganze Welt glücklich, ſtark, unabhängig von ſeinem Erbfeind über dem Meere wiſſen? Iſt er nicht der Vorkämpfer Europa's gegen ihn? Bilden Aufklärung, Volksglück, Kunſt, Ruhm, Geſchmack nicht ſein Gefolge?" —

„So weit ſie ihm dient, iſt ihm die Welt werth," gab Franz mit Heftigkeit zurück. „Lieben kann er ſie nicht — lieben kann er nicht einmal ſein Volk, weder Frankreich, noch Corſika, noch Italien, ſeine Familie — nur ſich, immer nur ſich kann er lieben. Napoleon iſt der Egoismus auf dem Thron der Welt! und wer ihn liebt, der iſt ihm ähnlich, der kennt die Liebe nicht!"

Dies ſchneidende Wort machte Aurelien verſtummen. Sie wandte ſich ſichtbar verletzt von ihm ab, und alle Bemühungen des Majors, eine Ausſöhnung der Anſichten zwiſchen ſeinem Liebling und der ſchönen Gräfin zu vermitteln, blieben fruchtlos. Aurelie richtete keines ihrer

Worte mehr an ihn, und Franz, von seiner eignen Heftigkeit eingeschüchtert, wagte nicht mehr, sie anzureden, in der Furcht, aus ihrem Munde zu hören, daß sie ihn verachte und gering schätze.

So verflossen mehrere Tage, langsam und trübselig für den Jüngling, der die erzürnte Geliebte vergötterte. Ihre Verzeihung zu erbitten war er zu fest und zu stolz. Was konnte es überdies nützen? Sein Fehler war von der Art, daß er stündlich wieder darin verfallen mußte. Für ihn gab es keine Hoffnung.

So kam es endlich dahin, daß Aurelie ihn gar nicht mehr wahrzunehmen schien, indeß sie gegen den Major und Spanheim täglich wohlwollender und freundlicher sich zeigte. Selbst ihre Anmuth, ihre Heiterkeit verließ sie, so oft Franz sich ihr näherte; der heitere Scherz, der alle entzückte, verstummte, sie ward ernst, befangen und einsilbig, so oft er an dem Gespräch Theil zu nehmen strebte.

Was litt sein Herz, als er sich dieser Beobachtung nicht mehr ableugnen konnte. Er floh nun die fröhliche Gesellschaft, um in den Bosquets des herbstlichen Parks sich selbst — den er längst verloren hatte — wieder aufzusuchen.

Ueber diesem Suchen verlor er den Weg, aber in den verborgensten Gängen der künstlichen Wildniß fand er den Obristen mit Aurelien im vertraulichen Gespräch. Er wollte ausweichen, aber sobald Kulhöres ihn bemerkte, trat er, indeß Aurelie einen andern Pfad einschlug, auf ihn zu.

„Ich nähere mich Ihnen und bitte um Ihre Freundſchaft,“ ſprach der würdige Krieger. „Sie haben mein Vertrauen in einem Augenblick gewonnen, und was ich von Ihnen höre, verſtärkt Ihren Sieg. Ich bin ein alter Mann gegen Sie — Sie ſind der Feind meines Volkes, aber ein Freund der Ehre. Nehmen Sie meine Hand!“

Franz war überraſcht und nahm die Hand des Obriſten.

„Männer kennen ihre Pflicht,“ ſprach dieſer weiter. „Glauben Sie nicht, daß dieſer Händedruck mir etwas gewähren ſoll, was gegen dieſe Pflicht anſtößt. Ich ſelbſt bin ihr ſtets gehorſam geweſen. — Doch von etwas anderm; wie finden Sie die Gräfin, die mir wohl will, und mit der Sie, wie ich höre, ſo häufig ſtreiten. Gefällt ſie Ihnen?“

„Sie iſt ein Engel,“ rief Franz, „an Geſtalt und Seele.“

„Ein ſeltenes Mädchen wenigſtens,“ fiel der Obriſt ein.

„Und Ihnen verwandt?“ gab Franz fragend zurück.

„Die Tochter meiner Nichte,“ ſagte der Obriſt; „ihre Mutter trug meinen Namen. Verzeihen Sie,“ fuhr er mit ſchwer bezwungener Bewegung fort, „ich kann dieſe Mutter nicht vergeſſen. Erlauben Sie mir, Ihnen ein andermal davon zu erzählen.“

„Warum nicht jetzt?“ fragte Franz, indem er ſeinen Arm in den des Obriſten fügte.

Zwei Stunden waren verfloſſen, ſeitdem ſie in den

Park traten, und Franz vernahm hier die Geſchichte einer jugendlichen Liebe, die ihn tief rührte. Das edle, feſte und im Opfern ſtarke Gemüth des Obriſten nahm ſeine Neigung gewaltſam gefangen; er ward ſein Vertrauter, ſein Freund und hörte faſt auf, ihn für ſeinen Nebenbuhler zu achten. Die beiden Männer traten Arm in Arm aus dem Park hervor; Franz begleitete den Gefangenen bis an die Thür des Kiosk, und wollte mit einem herzlichen Händedruck Abſchied von ihm nehmen, als der neunjährige Anton zu ihm heranſprang.

„Wo ſteckſt Du nur, Offizier," rief er; „die Schweſter ſucht Dich überall. O! Du mußt ſie lieb haben, die Schweſter — ſie hat Dich auch lieb. Aber ſtreiten mußt Du nicht mit ihr; das verträgt ſie nicht, da wird ſie böſe."

Das Geplauderе des Knaben trieb das Blut in die Wangen des Jünglings. Von Ruthières hatte er gehört, daß Aurelie oft von ihm rede, daß ſie ihn achte. Jetzt hörte er: Aurelie hat Dich lieb — und er hörte nichts, als dies Wort. Er nahm den Knaben auf ſeine beiden Arme und küßte ſeine blonden Locken, während der Obriſt ſtumm zuſah.

Noch war er damit beſchäftigt, dem Knaben zu liebkoſen, als Aurelie, aufgeregt, wie er ſie noch nie geſehn hatte, aus dem Gebüſche trat. Der Obriſt ging ihr entgegen und Franz folgte. Ihr Blick ſagte ihm ſchon aus der Ferne her, wie dankbar ſie ihm ſei, daß er ſein Freund geworden.

„So treff' ich Sie zuſammen," ſprach ſie, „die

ich einzeln ſuchte. Ich bedarf Ihres Raths, Ihrer Hülfe. Die Zeit iſt raſch, ſie läßt uns nicht viel Muße in dem Vorhofe des Vertrauens zu weilen. Nehmen Sie mein ganzes Vertrauen auf einmal, Herr von Felseck," ſprach ſie, „und ich bitte, verdienen Sie es."

Bei dieſen Worten reichte ſie ihm die Hand. Er küßte ſie wonnig, mit Feuer!

„Was iſt's, Gräfin?" rief der Obriſt überraſcht.

„Um's Himmels willen helfen Sie mir," fuhr ſie fort. „Mein Vater iſt in Gefahr, helfen Sie mir ihn retten.

„Der Graf?" fragte Franz.

„Ihr Vater in Gefahr?" rief der Obriſt.

„Noch weiß er nichts davon," fuhr Aurelie aufgeregt fort. „Fort — im Kioſk ſollen Sie hören."

Sie traten ein. Aurelie ſelbſt ſchloß die Thür. „Laſſen Sie mich's kurz machen," ſprach Aurelie. „Die Zeit drängt, ich bin hülflos, hülflos ohne Sie. Mein Vater iſt ſchwach; aber er iſt kein Verräther; ich aber bin gewöhnt, für ihn zu denken und zu handeln. Ein unſeliges Ereigniß vor neun Jahren hat ihn tief, ſehr tief in die franzöſiſche Politik verwickelt. Er iſt ſchuldlos an dem letzten Geſchick des Prinzen von Enghien; aber der Prinz ward auf einem ſeiner Güter verhaftet. Dies wirft den Schein der Schuld auf ihn, und in unſern Tagen tödtet der Schein. Er iſt verrathen, angeklagt, eines entſetzlichen Verbrechens beſchuldigt in Ihrem Hauptquartir. Der Graf von Artois, eben angekommen, bringt, wie man mir meldet, auf ſeine Beſtrafung. Man wird ihm keine Zeit laſſen,

ſich zu rechtfertigen, die Beweiſe ſeiner Unſchuld herbei zu ſchaffen. Er ſoll verhaftet werden, man wird gegen ihn proceſſiren, ihn verurtheilen, denn die Leidenſchaft und der Sieg ſitzen zu Gericht über ihn. Ich beſchwöre Sie, helfen Sie mir ihn retten!"

Die Hörer ſtanden lautlos.

„Wie! wie," rief der Obriſt, „was ſollen wir thun? Wie ihm helfen?"

„Sie ſagten, er ſei unſchuldig, Gräfin," fragte Franz ernſt und langſam. „Iſt das gewiß?"

„So wahr ich lebe, unſchuldig," ſagte Aurelie.

„Und Ihnen glaube ich," ſprach Franz entſchloſſen.

„Glauben Sie mir und helfen Sie. Die ſchleunigſte Flucht iſt, ſo weit ich ſehe, das einzige Rettungsmittel für meinen Vater."

„Und ſind Sie gewiß, Gräfin," fragte Franz, „daß ſeine Vertheidigung jetzt keine gerechten Richter antreffen würde?"

„Ich bin gewiß," ſagte Aurelie; „man iſt darüber einig, ihn dem Grafen von Artois auszuliefern. Urtheilen Sie ſelbſt!"

„So muß er fliehen," ſprach Franz, „und ich übernehme es, ſeine Flucht zu vermitteln."

Aurelie ſank ihm entgegen.

„O! ich täuſchte mich nicht," rief ſie, indem ſie ſchnell aus einer Umarmung empor fuhr, welche Franz ſo gern verlängert hätte. „Ich täuſchte mich nicht in Ihnen!"

„Gräfin, theure Aurelie!" rief der Jüngling vom Gefühl bewältigt. „Sie haben mir vertraut? Ich

gelte Ihnen etwas? Ihre Strenge gegen mich war nicht Abneigung, nicht Haß? Wie dank' ich Ihnen!"

„Durch Gehorsam!" sprach der Obrist, indem er ihre Hände trennte.

Sie standen Aug in Auge. Aurelie zitterte und Franz war keines Wortes mächtig.

„Wohin soll er fliehen?" fragte der Obrist schnell.

Aurelie verlangte nach Frankreich, unter den Fittig des französischen Adlers. Damit war Franz nicht einverstanden.

„Ihr Held, Aurelie," sprach er, „ist der Mann nicht, dem ich die Sicherheit eines theuren Wesens anvertrauen möchte. Er ist die Selbstsucht — vielleicht die Aufklärung, wie Sie behaupten, gewiß — das Gegentheil der Liebe! Fürchten Sie nicht, daß er den Vater aufopfert, ausliefert, wenn er damit auch nur einen Fuß breit Landes, einen Stein in seine Krone gewinnen kann?"

Aurelie bestritt dies.

„Ist nicht der Ruhm sein Lebenselement?" sprach sie. „Und sind Ehre und Ruhm nicht Brüder, ewig untrennbar. In Frankreich ist er sicher. Wohin soll er sich wenden, wenn nicht zu ihm?"

„Um's Himmelswillen!" rief der Obrist, „keinen Streit, keinen Wortwechsel! Wie? Ist es jetzt Zeit, dieser Hauptuntugend der Deutschen zu fröhnen?"

„Wahr, wahr," rief Franz, „wozu streite ich auch, während Sie meine Dienste fordern und Ihr Vater in Gefahr ist! Gebieten Sie, was soll geschehen?"

Man ward endlich darüber einig, daß der Graf das Hauptquartir des Kronprinzen von Schweden zu erreichen suchen sollte, den er kannte, und man berathschlagte nun über die Mittel zu unbemerkter Flucht.

Noch damit beschäftigt, erschien Anton, der draußen zurück geblieben war, und der, als er die Thüre des Kiosk verschlossen fand, an dem Fenster empor kletterte und die Schwester herbei rief.

„Komm geschwind," rief er, „der Hof ist voll fremder Reiter, die nach dem Papa fragen; komm geschwind Schwester und verbiete ihnen doch, nicht so entsetzlich auszusehen!"

Aurelie erschrack einen Augenblick; aber Muth und Geistesgegenwart verließen sie nicht. Franz drängte sich zum Fenster und erkannte an den Helmbüschen, die über das Gitter schauten, ein Piquet russischer Dragoner, einen höhern Offizier an ihrer Spitze. Sie kamen, den Angeklagten abzuholen.

„Wo ist Ihr Vater, Aurelie?" rief er.

„Im Schlosse," war die Antwort, „das er heute nicht verlassen hat." —

„Zu ihm!" rief er, und ergriff den Arm des Mädchens.

Durch einen Seiteneingang gelangten sie in das Zimmer des Grafen, der in Schreibereien vertieft, von der Gefahr nichts ahnete, die ihn schon so nahe bedrohte. Mit wenigen Worten war er von dem Vorgegangenen unterrichtet. Der Graf war trostlos, rathlos, von ihm war für seine Rettung nichts zu erwarten; aber im Au-

genblick war er in des Jünglings Mantel und in ſeinem Casquet gänzlich unkenntlich.

Es fing an Abend zu werden, als Aurelie, Franz und der Obriſt ihn durch die verlaſſenen Gänge des Parks an die hintere Ausgangspforte führten, während der ruſſiſche Offizier mit dem Major gemächlich über die Mittel berieth, ſich des Angeſchuldigten ohne Aufſehn zu bemächtigen.

„In der Nacht können Sie Mannheim erreichen,“ ſagte Franz zu dem ſprachloſen Flüchtling. „Von dort wenden Sie ſich den Rhein abwärts; in Cölln oder Weſel finden Sie den Kronprinzen. Gott wird Sie ſchützen, meine Ahnung trügt mich nicht, wir ſehen uns wieder. Aber nun — fort — fort —“

Aurelie lag in des Vaters Armen. Das ſtarke Mädchen weinte. Der Obriſt trieb zur Eile.

„Ich begleitete Sie,“ ſprach er, „bände mich mein Wort nicht an dieſe Stelle.“

Aurelie riß ſich los, der Graf entfloh. Die Berge, die Wälder nahmen ihn in ihren Schuz, und er kannte die Pfade nach Mannheim.

Im Schloß war indeß Lärm geworden. Man durchſuchte die Gemächer des Grafen, man fand ihn nicht; Keller und Böden wurden durchforſcht, der Graf war nicht anzutreffen. Man nahm in Ermangelung ſeiner Perſon, ſeine Papiere in Beſchlag, wandte ſich dann zu dem Garten und gelangte endlich auch zum Kiosk, in dem Franz bemüht war, Aurelien's geſunkenen Muth durch Troſtgründe der Liebe wieder zu erheben.

Augenblicke wie dieſe, knüpfen die Bande verwandter Seelen raſch und unauflöslich. Zum erſtenmale in ihrem Leben fühlte die ſtarke und ſtolze Aurelie das Bedürfniß männlichen Beiſtandes — dies Gefühl machte, daß ſie ganz Weib war. Sie ließ ihre Hand, widerſtandlos und hingegeben, in der Gewalt des Jünglings, welcher vor ihr ſaß, und im Anblick ihrer Reize glücklich war. Ohne daß ſie es ſagten, war der Schwur ewiger Treue gewechſelt, und ohne daß er es ausſprach, ſegnete ſie der würdige Obriſt.

In dieſer Lage fanden ſie der ruſſiſche Offizier und der Major. Es wieß ſich aus, daß der erſtere zugleich Befehl hatte, den gefangenen Obriſt nach Heidelberg zu bringen und er kündigte ihm dies an. Aurelie zuckte ſchmerzlich, als ſie ſich nun ganz ſchutzberaubt — der ſüßen Gewalt der Liebe Preis gegeben erblickte. Doch ihre Seele war zum Erliegen zu ſtark, und das — Uebermaß des Schmerzes gab ihr plötzlich Kraft und Entſchloſſenheit zurück.

So beugt ſich die Seele unter einem ſchweren Gewicht des Leides; aber ſie ſchwellt empor unter einem erdrückenden!

Feſt und ſtolz erhob ſie ſich und nahm von ihrem Schützling Abſchied; ſie ſchien jetzt ſtärker als der erprobte Krieger. Indeß folgte dieſer dem unwiderſtehlichen Befehl und verließ noch in dieſer Nacht das gaſtfreie Schloß.

Aurelien's Erklärung, daß ihr Vater das Schloß am Morgen zu einer Reiſe nach Baden verlaſſen habe, mußte geglaubt werden, da ihn Niemand an dieſem Tage geſehen hatte. Der ruſſiſche Offizier ging nicht weiter, als

sein Auftrag reichte. Er bedauerte dieſen, und Aurelie antwortete gleichgültig. Dann ließ ſie ſich von dem kleinen Anton, der über dieſen Tumult große Freude hatte, in ihre Zimmer führen.

„Leben Sie wohl,“ flüſterte Sie Franzen ſchnell und leiſe zu. „Ich werde dieſe Stunde nie vergeſſen!“

Franz war verwirrt und ſprachlos. Der Major hatte den guten Geiſt, dieſe Verwirrung ſeines Lieblings ſeiner bekannten Leidenſchaft für Aurelien zuzuſchreiben, über die er mit dem Ruſſen lächelte. Im Innerſten mochte ihm klar ſein, daß der Graf ſich nicht ohne ſeinen Beiſtand gerettet haben konnte.

Die Ruſſen verließen mit ihrem Gefangenen und den Papieren des Grafen Hochfeld das Schloß, in das nach ihrem Abzuge eine ängſtliche Ruhe — zurückkehrte. Spanheim war abweſend, der Major aber nahm Franzen bei Seite.

„Wenn man Jemand ſo liebt, wie ich Dich, mein Junge,“ ſagte er, „ſo ſollte dieſer Jemand auch Vertrauen haben! Ich bin überzeugt, Herr Lieutenant, Sie wiſſen nichts von der Flucht des Grafen, ſonſt würden Sie es mir, als Ihrem Vorgeſetzten angezeigt haben. — Indeß, mein Freund, gewiſſe Geheimniſſe ſind nicht gut aufzubewahren. Der Andre vermißt irgend ein Kleidungsſtück, einen Schmuck, einen Hut, Helm oder Mütze, und das Geheimniß kommt gerade zur Unzeit an den Tag. So viel nebenher. — Willſt Du mir nicht meinen Mantel abkaufen, Franz; ich habe deren zwei. Nimm's nicht übel, daß ich Dich duze...“

Franz ſah den alten Krieger ſtaunend an. Dieſer öffnete ſeine Arme und Franz ſank an ſeinen Hals.

„Schon gut," ſagte dieſer, „ich meine nur — weil es Winter wird und wir eine Campagne vor uns haben. O! die Champagne — Ihr kennt ſie nicht, Ihr Neulinge! Froſt, Schlacken, Sumpfwege zum Verſinken und ein verzweifeltes, unbändiges Volk! Wir werden was erfahren, Freund!" — Er ſchwieg, dann fuhr er fort.

„Sind Sie mit der ſchönen Gräfin einig, Herr von Felseck! Ich hoffe, die ſchnelle Reiſe des Herrn Grafen hat das ihrige zum raſcheren Verſtändniß beigetragen. Nicht wahr?"

Franz antwortete nicht.

„Donner und Blitz! ſo ſprechen Sie doch, Herr Lieutenant," fuhr der alte Krieger heraus.

„Aurelie iſt ein Engel," ſagte Franz, „und Ihnen darf ich's ja ſagen — ſie will mir wohl."

„So wünſche ich Glück," ſagte der Major. „Ein Soldat wird ſo nicht aus Dir — alſo ein Bräutigam. Von dieſem Augenblick an ſpreche ich mit Ihnen nichts mehr, als von Dienſtſachen." — Dieſe Worte ſprach der Alte mit einer herzlichen Umarmung.

„Spanheim ſoll nichts erfahren," fuhr er fort, „verlaß Dich darauf. Auf ihn iſt ſo nicht zu rechnen; aber das ſage ich Dir, den Mantel mußt Du von mir annehmen." — Mit dieſen Worten warf er ihm den Seinigen um. —

Wie wenig Ruhe Franz in dieſer Nacht fand, kann

der Leser sich denken. „Sie liebt Dich — sie liebt Dich,“ hauchte, säuselte, lispelte es um ihn her, und er wußte nicht woher die süßen Stimmen kamen, die seinen Schlummer verscheuchten. Der Duft ihrer Gestalt umwehte ihn — ihr Bild in Morgensonnenschein gekleidet, neigte sich über sein Lager — er sprach zu ihm, es antwortete — süße, holde, wonnige Worte. So sank er spät am Morgen in die Traumwelt hinab. Er sah Aurelien — blutend lag er vor ihr, sie fächelte ihm Kühlung mit ihren blonden Locken zu. Er wollte sich zu ihr emporschwingen, seine Glieder trugen ihn nicht. Da kamen wilde Männer, mit ihnen eine entsetzliche Gluth, sie wollten ihn in den Brand stürzen; aber Aurelie nahm ihn in ihre Arme und schwebte mit ihm auf Engelsflügeln über eine weite, öde und blutrothe Gegend weg. Ueber einer unermeßlichen glänzenden Stadt hielt sie still und sank herab, er, in ihren Schooß — da kam Anton, sprang auf ihn zu, und weckte ihn mit einem Kuß.

Er schlug die Augen auf und der kleine Anton saß auf seinem Bette.

„Zum drittenmal nun küsse ich Dich schon,“ sprach er; „aber Du schläfst so fest und die Schwester hat kein Auge geschlossen.“

„Holder Knabe,“ sprach Franz beschämt, der Natur ihren Tribut gezollt zu haben, während sie wachte. „Wer sendet Dich denn zu mir?“

„Wer anders, als sie!“ war die Antwort. „Hier nimm, dies Blatt schickt sie Dir.“ Franz ergriff das dargebotene Papier. Er riß es auf, sein Herz bebte —

der erste Anblick der Schriftzüge der Geliebten, ist eine Magie, ein Zauber, ein Liebestrank. Er las:

„Ich bitte Sie, Herr von Felseck, mich nicht wieder zu sehen, damit ich ohne Streit von Ihnen scheiden kann, den ich zu achten gelernt habe. Auch bei meiner Abreise nach Frankfurt, wo ich für den Vater zu wirken denke, und welche heut Abend um sieben Uhr erfolgen wird, bitte ich Sie, mich zu vermeiden. Mein Dank, meine Erinnerung wird Sie immer begleiten; allein die Nothwendigkeit gebietet, daß Sie sich mit dieser schriftlichen Versicherung genügen. Leben Sie wohl!

Aurelie.

Schmerz und Wonne gingen aus diesen Zeilen in Felseck über, wie sie in Schmerz und Wonne geschrieben waren. Doch die Liebe macht blind und Franz sah nicht, daß in jenen Zeilen das Gegentheil der darin ausgesprochenen Bitte lag. Aurelie aber war zu stolz und sie selbst das Opfer ihres Stolzes.

Er wies den holden und erstaunten Knaben von sich zurück; er gab ihn bittre Grüße an seine Schwester mit auf den Weg. Dann war er in seinen Kleidern.

In wilden Träumen, unglücklich, elend wie die Verdammten, Verfolgten irrte er den Tag über in dem Park, in den Wäldern, in den Bergen umher. Nicht einmal seinen Rathgeber fand er wieder, um mit ihm von ihr zu reden.

„Ich bin ihr nichts," sprach er zu sich selbst, „ein Schatten, eine Erinnerung, ein Name, ein Klang, ein

Nichts mit einem Wort. Ihre Liebe zu dem, der ihr Held iſt, ihre Begeiſterung allein iſt ihr alles, und mich, der dieſe Begeiſterung nicht theilen kann — mich ſtößt ſie zurück — mich flieht ſie! Kaum, daß die Rettung des Vaters ſie zwingt, mir eine Erinnerung zu bewahren; eine ſchwache Erinnerung: es iſt grauſam! — Wohlan! Täuſchung — Wahn — Irrſal iſt alles, was wir erleben und ſinnen. Auch ich will ſie vergeſſen. Ich will mich ſelbſt wiederfinden, ich will in den Kampf — um ſie deſto ſicherer zu vergeſſen!“

Mit dieſen Worten ſchlich er in den Hof und nahm ſeinen Poſten an dem Thore, durch welches Aurelie treten mußte, wenn ſie das Schloß verließ — denn es war Abend geworden und die Stunde nahe, die ſie gemeldet hatte.

So lenkt die Zauberei der Liebe noch *ihrem* Willen unſre Schritte, wider unſern feſten, ausgeſprochenen Willen! — Er hatte noch eine Zeitlang Muße, die angefangenen bittern Betrachtungen über das Nichts der Liebe, des Lebens und der Welt fortzuſetzen, ehe der bepackte Reiſewagen vorfuhr. Von dem Augenblick an, wo dieſer hielt, hatten alle Betrachtungen ein Ende. Er fühlte bei pochenden Pulſen nichts als einen dumpfen Schmerz über Aurelien's Abreiſe und wie unglücklich er ſein würde, wenn er ihr holdes Antlitz, ihre zarte Geſtalt nicht mehr ſehen, und ihre Stimme, ihre ſtarke Geſinnung nicht mehr vernehmen würde. —

Da hörte er ihre Tritte auf den Stufen der Treppe.

Anton und ihr Kammermädchen begleiteten sie, sonst Niemand. Am Wagenschlag hielt ein Diener eine Leuchte.

Aurelie schwebte an ihm vorüber. Sie schien zu zögern und stand einigemal still, wie um sich nach der väterlichen Halle noch einmal umzusehen, die sie so trübe und schutzlos verlassen mußte. Endlich war sie dem Wagentritt nahe.

„Mein Shawl!" sprach sie zu dem Mädchen, „Geh, Anna, ich hab' ihn vergessen — in der Ecke des Sopha's wirst Du ihn finden!" Das Mädchen verschwand.

Diesen Augenblick nahm Franz wahr. Er ging nicht, es zog, es trieb ihn gewaltsam hervor aus seinem Versteck; was er that, geschah nicht freiwillig.

„Aurelie" — rief er, und faßte die Hand der erschrockenen Gräfin. „Soll ich Sie so scheiden sehen? Soll mir nichts zurückbleiben, als der Schatten Ihrer Erinnerung? Bleibt Ihnen kein Gefühl als ein widerwärtiges von mir?"

Aurelien's Hand zuckte, sie sagte nichts; aber als der Jüngling ihre Hand mit Heftigkeit an seine glühenden Lippen führte, glitt ihr Fuß, sie wankte, und lag einen Augenblick lang auf seinen Arm gelehnt, sprachlos.

„Aurelie!" rief er noch einmal und ihre Stirnen begegneten sich.

„Ich werde Sie nie vergessen," lispelte Aurelie — „niemals!"

„So hassen Sie mich nicht," rief er — „so fliehen Sie mich nicht!"

„Ich fliehe, weil ich muß," gab Aurelie zurück —

„nicht Sie! Nehmen Sie dies — gedenken Sie mein.“ —

Mehr konnte ſie nicht ſagen. Das Mädchen erſchien mit dem Shawl. Aurelie erhob ſich aus ſeinem Arm in den Wagen. Anton ſprang an ihm empor und drückte ihm ſein „Adieu“ auf den Mund — und während er ſtarr — ſtaunend — gefühllos — ohne Leben, ohne Regung daſtand, rollte der Wagen, der ſeine Welt trug, nicht gehört von ihm, zum Schloßthor hinaus.

Bei jedem Scheiden leidet der Zurückbleibende das Schmerzlichſte. Franz war ohne Beſinnung. Mechaniſch hielt er das Medaillon in der Hand feſt, das ſie hineingelegt hatte. Er ſtürmte hinaus, er durchirrte Garten und Park von neuem; er fühlte die ſcharfe Decemberluft nicht, die ihm entgegen wehte. Beim Licht einer Laterne im Hofe öffnete er die Hand und erkannte — ihr Bild. Er preßte es an Bruſt und Lippe, er bedeckte es mit heißen Küſſen und barg es an ſeiner Bruſt, als ein Berauſch ihn aus ſeiner Träumerei weckte.

Hauptmann Spanheim kehrte auf ſchäumendem Roß von Heidelberg zurück, wohin er eine Sendung gehabt hatte. Abgeſtiegen, traf er auf den Träumer.

„Heiſa, Camerad,“ rief er. „Freu' Dich! Es geht vorwärts. Ich bringe Marſchordre, die Unterhandlungen ſind abgebrochen; morgen bricht das Hauptquartier nach Baden auf. Unſer Rendezvous iſt Lorch. Wir ziehen nach Baſel und in acht Tagen ſind wir auf franzöſiſchem Grund und Boden. In Frankreich — denkt Euch nur — in Frankreich!

Der Major kam auf dieſe lärmende Verkündigung herbei. Auch er war in Entzücken über Spanheim's Botſchaft, der ihm damit um den Hals fiel.

„Wer hätte das gedacht!“ rief der Hauptmann. „In Frankreich — O! — ich ſage Euch dort ſoll ein Leben anfangen! —“

Der Major kam auf ſeine Warnungen vor der Champagne zurück, die er allein kennen gelernt hatte; aber Spanheim überſchrie ihn und behauptete, daß der Rheinübergang der glücklichſte Tag ſeines Lebens und gleichbedeutend mit dem Einzuge in Paris ſei.

Franz empfand bei dem allen kaum etwas. Vorher hatte auch er den Abbruch der Unterhandlungen, den Marſch, den Krieg mit einem Wort, eifrig gewünſcht. Vorher hatte auch er ſich ſelbſt verſprochen, in Frankreich den Sieger fühlen zu laſſen, und einige Vergeltung für ſein mißhandeltes Vaterland, für ſein zerſtörtes Familienglück zu üben. Jetzt war von dieſen Wünſchen, von dieſen Entſchlüſſen nichts mehr bei ihm übrig. Die Wimpel und Fahnen ſeiner Seele wieſen nach Frankfurt und ſein Fuß ſollte das weite Reich des Feindes durchirren. Wo war ein Ende, wo ein Friede, ein Schluß — eine Wiedervereinigung mit ihr vorauszuſehen, die ſeine Seele beherrſchte, und die eben dies Reich liebte, das er zu bezwingen, zu durchirren, zu verwüſten vielleicht, berufen war! Er gab ſeine alten Entſchlüſſe auf, und war geneigt, dem Major beizuſtimmen, welcher ziemlich kleinlaut behauptete, nun erſt werde der wahre Krieg, ſeine Laſt und Hitze beginnen.

Diesmal war Spanheim jedoch der Scharfsichtigste von allen. Er leugnete zwar nicht, daß der in seiner Höhle angegriffene Löwe, der Adler auf seinem Horste sich mit Griffen, Flügelschlag und Schnabel tapfer vertheidigen werde; allein mit einem Scharfblick, der nicht immer dem Weisesten, wohl aber stets dem Unbefangensten und Leidenschaftslosesten zu Gebote steht, behauptete er, sein Reich sei ohne eigentlichen Anhang im Volk, nachdem der Zauber der Kriegsglorie einmal gebrochen sei. Den Soldaten, den glücklichen Feldherrn, den Sieger lieben die Franzosen in ihm, nimmermehr den Fürsten, den Verwegenen, der den Feind in das schöne Reich geführt hat; denn Ihr sollt es sehen, den wird dies leichtfertige Volk schnell fallen lassen!

Man leerte die letzten Flaschen, zum letzten Nachtlager, zum letzten Siegestoast; man nahm von dem wirthlichen, aber nun verlassenen Schlosse einen feierlichen Abschied, und als das erste Morgenroth die im Hofe versammelten Leute beschien, bestiegen die Offiziere ihre durch die Ruhe übermüthig gewordenen Rosse, und verließen an der Spitze ihres siegenden Trupps, Schloß, Dorf und Gegend, auf dem Wege nach Lorch hin. —

Es war ein bitter kalter Wintertag, der Schnee l so dicht, daß die Gegend umher am vollen Mittag in acht gehüllt war, als einen Monat später der Major d sein junger Freund an ihrem Feuer im Lager von La

Rothière lagen. Spanheim war von ihnen getrennt; die Freundschaften des Kriegers im Felde bestehen aus Abschied und Wiedersehen. Der Major und Franz gehörten jetzt einem andern Corps, dem Heer des grauen Siegers an der Katzbach, des Abgottes seiner Krieger, des ehrwürdigen Helden Blücher an, den seine Leute ihren Vater, oder den „alten Vorwärts“ nannten. Sein Eifer, der dem Feinde nicht Rast noch Ruhe gönnte, hatte ihn weit geführt, vielleicht zu weit, für einen ersten Anlauf. Er war von Bar sur Aube zurückgekehrt, um hier, vor Brienne, dieser Hochschule des Kriegergenius, den er bekämpfte, eine entscheidende Schlacht zu wagen. Sein Gegner aber schien diese Aufforderung gern angenommen zu haben, vielleicht um des Namens Brienne, um einer Erinnerung willen, auf die er stets viel hielt, und um hier, im Angesicht der Akademie, die seinen Geist zum Heidenthum gebildet hatte, der zweifelnden Welt zu beweisen, daß er noch zu siegen verstehe.

Ein edle Rivalität mischte sich in den bevorstehenden Kampf; er war dem um den Leichnam des Patroklus vergleichbar. Brienne sollte Zeugniß geben, was aus seinem Schüler geworden sei, ob ein Sieger über die unbesiegliche Gewalt der Zeit, oder ein Entkräfteter, der im Kampfe gegen sie erliegen muß.

Der weiße, flockige Winterflor bedeckte die Gegend umher, so weit der Blick reichte; die Thürme von Rothière allein schauten geisterhaft über den weißen, glatten Schneefeldern empor, welche sich nun bald mit blutrothen Streifen färben sollten. Die Heere standen einander im

Angeſicht. Die Kämpfer des deutſchen Volks erwarteten ruhig, muthig den Angriff des für ſeinen Heerd und ſeinen alten Ruhm kämpfenden Feindes. Der Schnee ſenkte ſich in nie geſehenen Maſſen auf die ruhenden Krieger herab, und drohte ſie zu begraben; man hatte Mühe, die Feuer vor ſeinem Wirbeln lebendig zu erhalten. Ein aufgehängter Mantel ſchützte das kleine Feuer, an deſſen Gluth der Major und ſein Freund ſich zu erwärmen ſtrebten. Keiner von beiden ſprach, der Major ſaß ſinnend, trübe und ſein Blick ſtierte in das Feuer. Franz ſah ſtarr auf etwas blinkendes hin, das er feſt in der Hand hielt. Es mochte ein Medaillon ſein. Seit ſechs Wochen war keine Nachricht aus Deutſchland zu ihm gedrungen, wiewohl er viel Briefe geſchrieben hatte. Dies mochte auch ihn trübe machen. Plötzlich hörte man Schüſſe von La Rothière her, erſt einzelne, dann viele, nun unzählige. Die Annäherung des Feindes in Maſſen war unzweifelhaft. Im Lager ward Lärm, die Feuer verlöſchten unbeſchützt gegen die Maſſe des fallenden Schnees, die Niemand mehr abwehrte, die Bataillone griffen zu den Waffen, ſammelten und ſtellten ſich.

Auch der Major ſprang mit einer raſchen Bewegung empor und ſchüttelte den Schnee ab. Er hatte lange träumend dageſeſſen, und Franz, ihm gegenüber, hatte ſich, wie wir geſehen, wohl gehütet, ihn in ſeinen Träumen zu ſtören.

„Franz!“ rief er, „laß uns Abſchied nehmen, die Stunde naht. Leb' wohl, wir ſehn uns heute und — nicht wieder!“

Franz war überraſcht und ergriffen. Noch niemals hatte er an dem klaren, beſonnenen Freunde eine Spur von Ahnungsglauben oder Beſorgniß irgend einer Art wahrgenommen.

„Du träumſt, Freund!“ ſprach er.

„Ich habe ausgeträumt,“ ſagte der Major ernſt und mit feſter Stimme. „Jetzt iſt es Tag! Die letzte Schlacht — beginnt — bald wird das „Gewehr auf“ ertönen — das mich an mein letztes Tagewerk ruft. Leb' wohl, Franz — wir ſehen uns nicht wieder!“

Einen Augenblick lang lag er in ſeinen Armen, dann riß er ſich los.

„Grüſſe mir die liebe Heimath — vergiß Aurelien nicht — nimm Deinen Abſchied, wenn wir geſiegt haben — heut gebe ich Dir die Erlaubniß dazu — denn heute — bleibe ich.“

Franz wollte ihm die Grille ausreden. Allein er hatte nicht Zeit dazu. Ein Adjudant ſprengte zu dem aufgeſtellten Bataillon.

„Wo iſt der Major?“ rief er.

„Hier!“ war die Antwort.

„Vorwärts!“ rief der Adjudant. „Die märkiſchen Jäger an den Waldſaum. So lange es geht, ſollen ſie den Feind zu debouchiren hindern. Der Kronprinz rechnet auf eine Stunde Zeit. Der Rückzug geht auf die Linie der Würtemberger. In einer halben Stunde iſt der Marſchall bei Ihnen! Vorwärts!“

„Gewehr auf!“ rief der Major, und dahin flog das Bataillon unter dem luſtigen Klang ſeiner Hörner. —

In einem Augenblick war der breite Graben übersprungen und der Waldsaum besetzt, ein heftiges Feuer begann gegen den Feind, dessen dunkle Massen den Wald zu verlassen trachteten.

Die Schlacht eröffnete sich an diesem Punkte. Die Jäger hielten Stand. Der Held Frankreichs, die Hand nach dem Siege gewaltsam ausstreckend, zeigte sich selbst in den vordersten Heersäulen, jeder Gefahr des Soldaten Preis gegeben. Doch ein andrer Held, den die Vaterlandsliebe bewegte, wie jenen die Liebe des Ruhms, trat ihm entgegen. Das Feuer begann scharf zu werden, als eine Droschke über die hintenliegende Ebene jagte, und ein Greis abstieg. Der Greis war Tags zuvor leicht verwundet und daher nicht zu Pferde. Der Graben trennte ihn von der Linie — er übersprang ihn mit jugendlicher Kraft, sein Gefolge hielt dahinter. —

„Nun, Jäger," rief er, „seid hübsch fleißig; der Feind ist's auch. Seht ich will Euch helfen!" Und damit ergriff er eine Büchse und trat keck in die Linie der Schützen.

„Um Gottes willen! Excellenz," rief der Major. „Was thun Sie? Was wollen Sie hier? Das Feuer ist schärfer als je! Hier ist Ihr Platz nicht!"

„Ei was, Herr!" rief der Feldherr; „mein Platz ist überall!" Er ließ sein Gewehr laden.

„Hier nicht!" rief der Major heftig. „Hier commandire ich. Fort! Ich duld' es nicht."

„Ein hitziger Mann," sprach der Feldherr lächelnd

zu seinem Gneisenau gewendet, und nahm die geladene Büchse.

„Noch einmal," rief der Major — „ich bitte Sie, — ich beschwöre Sie, Excellenz. Ich will keine Verantwortung auf mich laden Im Augenblick verlassen Sie diese Stelle, oder ich stürze mich mit meinem ganzen Bataillon blind in den Feind und in den Tod! Weg mit dem Gewehr — und kehrt, denn hier commandire ich!" — Mit diesen Worten ergriff er die gespannte Büchse und rang, sie dem Feldherrn mit Gewalt zu entreißen. Er kam damit nicht zu Stande. Denn während er mit seinem Leibe den Feldherrn gegen jeden Feind deckte, drang eine schnelle Kugel durch die Schulter in seine treue Brust. Er sank, der Feldherr ließ die Waffe fahren, der Major hielt sie in seiner sinkenden Hand — und im Fallen hauchte er: „Franz — leb' wohl — ich hab's Dir wohl gesagt, grüße mir die Heimath — leb' wohl!" —

Der Feldherr stand ergriffen neben der Leiche seines Retters. Er bewegte langsam sein greises Haupt, von dem die weißen Locken auf den Gefallenen herabsanken. Sein Auge ruhte feucht auf ihm. Dann wandte er sich um.

„Kommen Sie, Gneisenau" — sagte er — „er hat Recht — sein Tod bezeugt's — hier ist mein Platz nicht — Adieu!" —

Zehn Schützen umringten den Feldherrn, Franz führte sie, und in ihrer Mitte geleiteten sie den Feldherrn an seinen Wagen, zu seinem Gefolge zurück, das jenseits des Grabens hielt. Er wich nicht, bis er diesen in dem

Schneewirbel aus den Augen verlor. Dann flog er zu seinem Gefallenen zurück. Doch er erreichte ihn nicht mehr; die Jäger waren von den dunklen Massen zurückgedrängt. Franz stürzte sich in die Verwirrung, er rief — er befeuerte die Seinen, er drängte sie vorwärts, da fühlte er einen leichten Schmerz, einen Stich am Oberarm. Es ist nichts, dachte er — aber als er den Arm empor zu heben strebte, fühlte er ihn von seiner Kraft verlassen. Eine Kugel hatte ihn zerschmettert. Man führte ihn rückwärts; man vergaß ihn; denn die Schlacht wüthete nun frei und ungehemmt im Gefilde, und der rasche Tod feierte sein großes Fest.

Die ersten Linien waren geworfen worden; einen Augenblick lang schien der Adler Frankreichs zu triumphiren. Da zeigte sich die Größe des greisen Feldherrn, der den Adler, welcher Europa in seinen Klauen hielt, mit Jugendmuth und Jugendbegeisterung bekämpfte, und eben deshalb besiegte, weil **diese** Waffe jenem neu und unbekannt war.

An der Spitze seines Hauptquartiers warf Held **Blücher** sich in den Kampf. Der Sieger stand, und Stück für Stück sah er sich nun die Palme entreißen, die er schon ergriffen zu haben meinte. La Rothière ward stürmend wieder genommen — die schwarzen Massen wurden in ihren Wald zurückgedrängt — der Tag war entschieden, oder vielmehr die Nacht — denn nur der Schnee und das Mondlicht beleuchteten noch die letzten Thaten des ersten Sieges in Frankreich, und die grablosen Leichen des Siegers, wie des Besiegten. Der Adler

floh, seines besten Schmuckes beraubt, des Glaubens an seine Unbesieglichkeit auf dem eigenen Horst. —

Während das Heer seine Siegerbahn gegen die stolze Hauptstadt hin allzu kühn verfolgte, lag Franz mit gelähmtem Arm in Brienne. Er war zur Hälfte geheilt, als Frankreichs Fahnen sich noch einmal dieser blutgetränkten Stelle näherten, welche dem Adler so theuer zu sein schien, daß er sie mit seinem Herzblut zu vertheidigen entschlossen war. Die einzelnen Heerhaufen der Deutschen, nach dem Siege allzu eilig getrennt und wie im Wettlauf auf die Hauptstadt vereinzelt, waren von dem, der gleich dem letzten Horatier kämpfte und dem Feinde keinen Fehler verzieh, geschlagen und zurückgetrieben worden. Sie flohen gegen die Schweiz Frankreichs zurück und der erwachende Aufstand Lothringens und der Champagne rief den Adler Frankreichs herbei und bereitete ihnen da Gräber, wo sie vor einigen Wochen glorreiche Siege erfochten hatten.

Brienne selbst mußte Preis gegeben werden und in der Eil der Räumung erhielten die Verwundeten den Befehl, jeder für sich, wie er vermochte, für sein Heil zu sorgen.

Auch Franz verließ den Ort, den Kampfpreis eines blutigen Sieges. Mühevoll und mit halb wiedergewonnener Kraft schleppte er sich durch die winterliche Landschaft gegen Vitry hin, wo die Flüchtigen sich zu vereinigen angewiesen waren. Doch er erreichte dies Asyl nicht. Mangel und Entbehrung hatten seine Kräfte erschöpft und unfern von Vitry, in dem kleinen Flecken Blenod sank er entkräftet und von einem heftigen Wundfieber geschüttelt,

an der Schwelle der einzigen Kirche des Orts, besinnungslos zur Erde nieder.

Der würdige Geistliche nahm den Schutzlosen in seinen Schutz, und übte die schönste Pflicht des Christen an dem wehrlosen Feind. Er nahm ihn in sein Haus, verband ihn wohl und pflegte des Kranken mit treuer Sorgfalt. Hier lag er nun, der junge und kühne Vaterlandskämpfer, von den Schauern des Fiebers in eine Welt entrückt, die mit der nichts gemein hatte, in der er noch athmete. Er träumte von der Heimath, von Waldkirch, von Aurelien — Aurelie, die er so fern glaubte, von der nichts als ein Bild und eine Erinnerung ihm blieb.

Die Erzählung kehrt nun zu ihr zurück. Aurelie war an dem Tage, nach ihrer Abreise von Waldkirch nach Frankfurt gelangt. Das starke und besonnene Mädchen fand bald die Wege, die sie zur Rettung ihres Verfolgten einzuschlagen hatte. Im Hauptquartir des edlen und menschenfreundlichen Alexanders, in seinem milden und versöhnlichen Herzen war der Quell des Heils für sie und ihren Vater. Dahin wandte sie sich. Unerwartet jedoch traf sie auf Schwierigkeiten, dem sonst so zugänglichen, nordischen Monarchen sich zu nahen. Sie mußte zu ihrem Schmerz vernehmen, daß Alexander, noch jüngst der galanteste Mann seines ungalanten Jahrhunderts seit einiger Zeit in der Verwilligung von Audienzen überhaupt, besonders aber für junge Damen äußerst schwierig sei. Der Kaiser, stets und nur in zu hohem Grade gütig, verzeihend und mitfühlend, war alles dies jetzt mehr, als je. Aber er mied die Menschen. Dunkle

Gefühle einer ungebüßten Schuld umdüsterten seine Seele, er glaubte nicht gütig genug gegen Andre, nicht streng genug gegen sich sein zu können, gegen sich nicht argwöhnisch, gegen Andre nicht friedliebend und verzeihend genug. Eine Eiferin hatte seinen sonst so klaren Geist mit unverstandenen, religiösen Schrecken gefüllt, alle seine Gedanken waren auf Frieden der Welt, auf Gnadengewinn, auf Buße gerichtet, und wenn sein ehrsüchtiger Feind den Frieden jetzt nicht erhielt, den er zu suchen vorgab — des Kaisers Schuld war es fürwahr nicht.

Es bedurfte nicht geringer Anstrengung und Ausdauer, bevor Aurelie in das vereinsamte Gelaß des nordischen Monarchen gelangen konnte. Endlich sah sie dies sich öffnen. Die edle, schöne und sanfte Gestalt des russischen Selbstherrschers, des Siegers über den Unbesiegtlichen, an dem ihr Herz hing, neigte sich wohlwollend zu Aurelien's festem und bescheidenem Vortrag.

„Mein Vater, Sire," sagte sie „trägt keine andre Schuld, als die der menschlichen Schwäche, für welche Ew. Majestät stets Entschuldigung hat. Die Anklagen seiner Feinde aber sind der Verläumdung gleich. Der Prinz ward freilich auf einem seiner Schlösser gefangen; aber mein Vater hatte an dieser grausamen That keinen Theil. Dies wage ich vor Gott und Ew. Majestät mit dem stärksten Eide zu betheuern. In Paris machte man ihm ein Verdienst daraus, wo er keines hatte, und er war schwach genug, die Früchte dieses Irrthums sich gefallen zu lassen. Ein verblendeter Gegner verfolgt ihn jetzt.

Schützen Ew. Majestät ihn jetzt nur vor erbitterten Feinden — in Zeiten der Gerechtigkeit wird er sich dem Tribunal stellen, das Sie, Sire, über ihn anordnen mögen."

„Ich begreife vollkommen, mein schönes Kind," unterbrach Alexander sichtbar zerstreut, den langen Vortrag Aurelien's. „Die Papiere beweisen nichts gegen ihn und Sie fordern, daß ich ihn vor den Engländern schützen soll."

„Vor Graf Artois, Sire," sprach Aurelie fest.

„Ganz recht," sagte Alexander. „Nun ich denke, er hat sich selbst gesichert? Er ist flüchtig, nicht wahr? Das ist gut, sehr gut! Der Herr Graf war hitzig, man würde übel mit ihm verfahren sein — ich gratulire Ihnen, ma belle comtesse!"

„Mein Vater ist des Schutzes bedürftig, Sire" sprach Aurelie, „und um diesen Schutz wage ich es, den mächtigen Kaiser von Rußland anzuflehen. Ew. Majestät erkläre ihn für ihren besonderen Schützling, für jetzt nur, für einen Monat nur, das ist die Gnade, die ich verlange."

„Mehr nicht, mein Kind," sagte der Kaiser lächelnd — „mehr nicht? Wer könnte eine solche Bitte einer so schönen Bittenden abschlagen?"

Er näherte sich ihr freundlich. Plötzlich wandte er sich um, rieb die Stirn, faltete die Hände und sprach einige Worte für sich. Aurelie glaubte das Wort „Buße" zu verstehen und zitterte.

„Warten Sie einen Augenblick," sagte der Kaiser

mit veränderter, tonloſer Stimme. Er ſetzte ſich, nahm ein Blatt und ſchrieb zwei Zeilen.

„Der Graf von Hochfeld ſteht unter dem beſonderen Schutz des Kaiſers Alexander.“

„Hier, mein gutes Kind,“ ſagte er aufſtehend. „Nehmen Sie — gehen Sie. Beten Sie für mich; wir alle bedürfen des Gebets und die Bitten der Unſchuld ſind im Himmel wirkſam. Hören Sie — wir alle — und wenn Sie wieder etwas von mir begehren, ſo wenden Sie ſich an Rowoſilzoff oder Wolchonsky — nicht an mich — nicht an mich — hören Sie!“

Aurelie beugte ihr Knie — der Kaiſer berührte ihr Kinn mit leiſer Hand, ſein Blick ſenkte ſich auf Aurelien's ſanftes, dankerfülltes Auge — aber, als erwache eine peinliche Erinnerung bei ihm, zog er die Hand ſchnell zurück, ſeine lächelnde Miene verzog ſich zu ernſten Falten, Stirn und Auge wurden düſter.

„Gehen Sie, gehen Sie ſchnell,“ ſagte er ängſtlich, „retten Sie Ihren Vater, beten Sie für mich und ihn“ — und damit führte er Aurelien an die Thür des Cloſetts.

Die Glückliche flog mit ihrem mächtigen Schutzbrief dahin.

Sie ſuchte ihren Vater im Hauptquartir des Kronprinzen von Schweden auf. Allein ſie fand ihn nicht. Der vorſichtige Fürſt hatte jede Verwendung für ihn abgelehnt und ihm nach Frankreich zu fliehen empfohlen, wo ihm eine künftige Amneſtie zu ſtatten kommen würde. Aurelie folgte dieſer Spur. Auf weiten Umwegen erreichten ſie

Briefe, welche ihr meldeten, daß ihr Vater auf dem Schlosse ihrer Tante bei Vitry Zuflucht zu finden hoffe. Durch die Herre zu bringen, sei ihm nicht möglich gewesen — hier indeß glaube er völlig sicher zu sein.

Von Sorge gefoltert, flog Aurelie nach Nancy, dem Hauptquartir des französischen Prinzen. Entsetzliche Nachrichten empfingen sie hier. Ihr Vater war ergriffen, gefangen; sein Prozeß war schnell begonnen und schnell beendet; er erwartete im Kerker ein Urtheil, das nach der Gesinnung seiner Richter zu schließen, den Tod oder mindestens eine ewige Gefangenschaft aussprechen mußte. Die wenigen Freunde des Grafen hatten bei dem Starrsinn des Prinzen, der dies Opfer seiner Rache verlangte, selbst jeder Hoffnung entsagt. Wäre er noch ein Franzose gewesen, so hätte die Politik für ihn zur Milde gerathen — aber Hochfeld war ein Deutscher, ohne Anhang, ein abtrünniger Deutscher.

Unter diesen entsetzlichen Umständen beredete sich Aurelien's starker Geist. Besonnen und unverzagt ließ sie nicht nach, bis sie zu dem Prinzen drang. Sie hielt dem erzürnten Verfolger ihren kaiserlichen Schutzbrief entgegen und begleitete ihn mit erschütternden Worten.

„Mein Vater," rief sie," ist schuldlos. Aber wäre er es auch minder, als er es ist; der Kaiser Alexander hat sich zu seinem Richter bestellt, und sein Zorn würde den treffen, der ihm in seinem Amte vorgreift."

Die unleugbare Handschrift des Lenkers der europäischen Geschicke that endlich ihre Wirkung. Hochfeld's Kerker öffnete sich und Graf Artois mußte, wie schwer

es ihm auch werden mochte, jede Verfolgung gegen ihn für beendet erklären.

Der Graf, so unerwartet gerettet, verließ Nancy mit seiner heldenmüthigen Retterin. Das Schloß der Tante nahm ihn und seine Kinder auf. Nun endlich schien er gesichert. Die Wonne des Wiedersehens bezahlte die Schmerzen herber Trennung reichlich, und Aurelie rief aus:

„Was wäre das Leben ohne bestandene und besiegte Schmerzen? Ein Dasein wäre es, ohne Wonne, ohne Freude!“

Indessen waren die Ereigniſſe vorgegangen, deren Zeugen wir waren; der Sieg von Brienne, welcher die Heere gegen die Hauptstadt warf, die Siege des Gegners, die sie rückwärts schleuderten, und der Aufstand dieser Landschaft, welche von Truppen entblößt, der Willkür von Mördern eine Zeitlang Preis gegeben blieb. Mit brennenden Dörfern und Schlössern, mit wogenden Menschenmassen, die aus ruhigen Landleuten plötzlich zu racheschnaubenden Kriegern geworden waren, mit Blut und Verwüstung wälzte sich dieser Aufstand von Ort zu Ort, dem Flecken näher, wo Franz Aufnahme und Genesung gefunden hatte. Plötzlich, über Nacht, brach er herein, wie ein erwartetes Schreckbild. Ein Haufe von einigen Tausend Bauern, Weibern und Kindern lagerte in der Nähe von Illenod, sperrte den Ort von jeder Verbindung ab und überließ sich in seiner Nachbarschaft jeder Unthat.

Außer der Ermordung wehrloser und vereinzelter Feinde, Gefangener und Verwundeten, außer der Beun-

ruhigung der hintern Linien des Heeres, war es im Charakter dieses Aufstandes, die Besitzungen der Wohlhabendern, die Kirchen und die Schlösser des Adels zu zerstören. Die schönen Landsitze um Toul und Bar le Duc standen jede Nacht in Flammen oder lagen schon in Asche; die Kirchen waren verwüstet und der Schrecken verbreitete sich aus Brand und Plünderung über die ganze Landschaft hin. — Auch in Blenod ragte ein schönes Schloß, hoch, von Weingärten umgeben über den Flecken empor. Der würdige Geistliche, bei dem Franz Schutz und Pflege gefunden hatte, beklagte im Voraus das Schicksal, das den armen Bewohnern dieses glänzenden Landsitzes bevorstehe.

„Wer bewohnt es denn?“ fragte Franz.

„Eine Wittwe, Herr, Schwester eines Obristen Ruhières,“ war die Antwort.

Bei diesem Namen tauchte aus der Nacht seiner Seele eine hellglänzende Vergangenheit empor. Eine wohlbekannte Welt, in der Aurelie als Königin waltete, umfing ihn plötzlich in der reizlosen Fremde, aus der er gern in sie flüchtete. Der Name scheuchte das Gefühl der Schwäche von ihm, er bemerkte plötzlich Kraft in seinem gelähmten Arm, eine hinreichende Kraft, um die Bewohner jenes Schlosses gegen jede Unbill zu vertheidigen und zu schützen.

„Ruhières!“ rief er, und der gute Geistliche erschrack fast vor der Heftigkeit, mit der sein verwunderter Schützling diesen Namen aussprach. „Ist sie allein?“ fragte er rasch weiter.

„Sie war es lange, die treffliche Frau, die Mutter

meiner Armen," war die Antwort. „Allein seit einigen Tagen hat sie Gäste."

„Gäste!" rief Franz, von Ahnung beseligt und gefoltert. „Wen? Woher?"

„Flüchtige Verwandte, von jenseits des Rheins her," sagte der erschrockene Pfarrer; „ein Vater, mit seiner schönen Tochter und ihr Sohn, glaub' ich."

„Graf Hochfeld?" rief Franz außer sich.

Doch der Geistliche hatte entweder den Namen nicht gehört, oder nicht behalten. Ehe er sein: „ich weiß nicht!" hervorbringen konnte, stand Franz bewaffnet in der Thür der Pfarrwohnung. Den Säbel in der Linken, die Rechte im Bande, wollte er gehen, sich von der Nähe der Gefahr Ueberzeugung zu verschaffen.

Es war fast Abend. Der Horizont flammte; die Gluth brennender Dörfer und Schlösser umher bezeugte nur zu deutlich die Nähe des Aufstandes und die Art von Hülfe, welche Frankreich und sein Held von ihm zu erwarten hatte. Kein Corps, das ihm zu widerstehen im Stande gewesen wäre, war in der Nähe.

Auf einmal füllte wilder Lärm die Gasse des Fleckens — die Sturmglocke tönte; ein Theil der Plünderer drängte sich in den Ort, ein andrer, Fackeln an ihrer Spitze, wälzte sich die Anhöhe hinauf, auf welcher das Schloß lag. Wehklagend stürzten die Einwohner aus ihren Häusern und betheuerten laut, daß mit Ausnahme von zwei oder drei Häusern, kein Feind sich hier verberge. Ihre Betheuerungen wurden nicht gehört, denn nichts ist tauber und blinder, als der Bürgerkrieg. Man beschul-

digte die Schloßbewohner, den Pfarrer, den Maire, verwundete Feinde zu verbergen und stieß die gräßlichsten Drohungen gegen diese und ihre Beschützer aus.

„In die Flammen mit ihnen!“ schrie ein wilder Haufe bewaffneter Weiber. „Zündet das Schloß an — in die Flammen mit den Verräthern!“

„Zum Schlosse, zum Schlosse!“ rief ein andrer Haufe, den ein kleiner, zwerghafter Flurschütz anführte, der dies Amt seiner blinkenden Jagdbüchse verdankte. — „Es steckt bis zum Dache voll prassender Feinde!“

„Steckt den rothen Hahn darauf,“ schrie ein Riese in Holzschuhen und blauem Hemd, und mit einer kurzen Sense bewaffnet. „Die fetten, deutschen Bären schmoren gut.“

„Willst Du alles Fett für Dich behalten, Petitöt,“ rief der Spaßmacher des Haufens, ohne den keine Vereinigung von Franzosen bestehen kann — „um Deine Glatze damit zu salben. Nimm uns alle mit,“ schrie der kleine bucklichte Held, sonst seines Gewerbes ein ehrlicher Gewürzkrämer in St. Menehould, dem ein Russe einen Hut Zucker entwendet hatte, was seinen Patriotismus in Wallung brachte.

„Schweig Knirps,“ rief der Riese. „Willst Du den Brei verderben, den ich allein rühre? Soll Dich der erste beste Cosak verschlucken, wie ein Talglicht, Wagehals? Laß mich machen, sag' ich!“

„Fackeln her, Fackeln her,“ riefen hundert Stimmen. „Zündet das Nest an — in die Flammen mit ihnen!“ brüllte der wilde, führerlose Haufe, und stürzte

blind den ſchmalen Schloßweg hinauf, an deſſen Eingang Franz ſeine Stellung genommen hatte.

Er hörte dieſe gräßlichen Ausbrüche blinder und ſinnloſer Wuth. In der Dunkelheit ſtand er dem rieſigen Prahler nahe; ſchon hob ſich ſeine Linke, ihn auf immer verſtummen zu machen, als er des Schloſſes gedachte.

Drei andre Verwundete ſeines Corps hatten ſich zu ihm gefunden. Schulter an Schulter drängte er ſich mit ihnen durch den Haufen, der ihm den Schloßweg verſperrte, die Dunkelheit begünſtigte dies Wagſtück, denn ehe man den Feind in ihm wahrnehmen konnte, nach deſſen Blut die wilde Schaar lechzte, war er ihr entronnen.

Er trat in den Vorhof des Schloſſes in eben dem Augenblick, als die Flamme aus dem Dache hervorbrach. Der Ueberfall war vollkommen gelungen, keiner der Bewohner hatte Zeit gehabt, den Brandſtiftern zu entgehen, welche den Haufen ſchon vorgeeilt waren. Die Dunkelheit der Nacht hatte auch ſie begünſtigt.

Hier ſtand er, mitten unter den Mördern — ſein Blut kochte, ſein Kopf war rathlos. Franz ſah Niemand, dem er hätte Hülfe bringen oder von dem er Beiſtand hätte erwarten können. Im Hauptportal brannte ein mächtiges Feuer; gräßliche Geſtalten ſtanden umher, und wurden von ihm beleuchtet. Franz warf einen Blick auf den Haufen. Sein Blut erſtarrte. Er ſah einen ſchönen Knaben, zum Spielball einer entſetzlichen Laune dienen. Das Kind ſchrie um Hülfe, während man es im gräßlichen Spiele über das hellflackernde Feuer herüber

und hinüber warf. Die fremden Töne, in denen der Knabe um Hülfe rief, entflammten die Mörder zur fürchterlichsten Grausamkeit, indem sie ihnen bezeugten, daß sie sich nicht geirrt hatten, hier nach Deutschen zu suchen. In der Leidenschaft des entflammten Franzosen ist ein Zug grausamen Hohns, der sich bei keinem andern Volke wiederfindet.

„Laßt ihn doch fallen, den goldlockigen Krebs!“ rief ein steinaltes Weib den unmenschlichen Ballspielern zu.

„Weißt Du nicht französisch um Hülfe zu rufen, kleiner Bär,“ rief ein Knabe nicht älter, als Anton, „so stirb auf Deutsch!“

„Stirb, wenn Du nicht „Vive l'Empereur“ rufen kannst!“ brüllte ein alter Stelzfuß, der der Anführer der Bande zu sein schien.

„Nieder mit jedem, der nicht: „Vive l'Empereur“ ruft!“ schrie der Riese Petitöt, der eben in das Portal trat. „Was soll das Spiel? Laßt ihn fallen!“ —

Um den armen Anton schien es geschehen!

Da veränderte ein Augenblick die gräßliche Scene. Das mörderische Weib stürzte vornüber in die Flamme, der Stelzfuß sank getroffen zu Boden, Franzen's Degen wüthete in dem Haufen, welcher plötzlich von dem Anblick, von vier bewaffneten Jägern, wie Spreu im Winde auseinander stob. Vor ihren blinkenden Büchsen verkroch sich der prahlerische Riese hinter den noch aufrecht stehenden Thorflügel und seine feigen Begleiter riefen: „Erbarmen! Gnade!“

Während die Jäger sie entwaffneten und banden, riß

Franz den holden Knaben in seinen Arm empor und flog die breite Stiege hinauf, die sich jetzt erst seinen Blicken zeigte. Qualm und Flammen schlugen ihm erstickend entgegen. Er riß die Saalthür auf, welche die Wuth der Unmenschen von außen versperrt hatte, er stürzte in den Saal — Aurelie flog, bleich wie ein Opfer des Todes, in seinen Arm. Er umschlang sie, er hob sie empor. Er warf Anton dem Grafen entgegen.

„Folgen Sie mir," schrie er ihm zu, und stürzte mit seiner Beute dahin.

Er war der Retter der ganzen dem Flammentode Preis gegebenen Familie, welche die Unmenschen mit rasender Wuth in dem brennenden Schloßflügel festgebannt hatten.

Halb ohnmächtig, besinnungslos ruhte die sonst starke Aurelie auf seinem verwundeten Arm. Er trug sie aus den Flammen an eine dunkle Stelle des Gartens. Hier verließ ihn seine Kraft, hier senkte er die süße Last zur Erde nieder, hier sank er neben sie hin. Franz hatte die Welt um sich her, den Brand, den Grafen, die Mörder vergessen. Mit gebrochenem Knie lauschte er hier auf Aurelien's Athem. Sie kam bald wieder zu sich.

„Wo ist mein Vater?" war ihr erstes Wort.

„Aurelie!" rief er, „Sie leben?"

Bei diesen Worten fuhr sie empor. An diesen Tönen erst erkannte sie ihren Retter.

„Felseck!" rief sie, „Mein Gott! träume ich denn?"

„Sie träumen Wahrheit," sprach er. „Franz von Felseck ist der Glückliche, der Sie rettete." —

Sie hing an seinem Hals im stummen Dank. Eine Umarmung folgte, in der die Erde, die Umgebung, die Noth des Augenblicks vergessen war.

Indem stürzte der Graf, die Wittwe und Anton herbei, die sich dicht auf seine Spur gedrängt hatten. Eine Anzahl der befreiten Diener hatte zu den Waffen gegriffen, und im Verein mit den Jägern war man jetzt stark genug, einem ersten Angriff zu widerstehen. Dennoch war die Noth noch immer dringend. Nur der kleine Haufe der Brandstifter im Portal war bis jetzt besiegt, und den Schloßweg hinauf stürmten noch immer neue blutgierige Banden.

In dieser Gefahr dachte Franz an die Beschützung seines theuersten Gutes mit Aufopferung seines Lebens. Eilig schloß er die Thorwege, brachte die Gefangenen in Sicherheit, vertheilte Waffen an die Schloßbewohner und Diener, und richtete sich zu einer entschlossenen Vertheidigung ein, indeß die Gluth des brennenden Schlosses die wilde Scene fürchterlich erhellte.

Unten im Flecken hatte indeß das Ansehn des würdigen Geistlichen einige Ruhe hergestellt. Die wehrhaften Einwohner von Bienod sammelten sich um ihren Maire und schreckten die Plünderer durch ihre Anzahl. Diese vermißten ihre Anführer, den im Schloß gefangenen Riesen Petitöt und den Stelzfuß. Im ersten Schrecken hierüber kam es zu einer Art von Capitulation zwischen dem Maire und den Meuterern, in welche die Schloßbewohner mit eingeschlossen wurden. Gegen die Freiheit der Gefangenen sollte diesen freier Abzug bewilligt werden.

In wenigen Augenblicken war ein Wagen bereit, der die Geretteten nach Vitry entführen sollte; das Schloß ward unter den Schutz des Maire's gestellt, als die Scene, mit einem jener plötzlichen Umschwünge, die dem Kriege angehören, sich noch einmal unerwartet veränderte.

Durch die düstre, nur von der Lohe des Schlosses beleuchtete Nacht ertönten schnell hinter einander Trompetenstöße und Hufttritte zahlreicher Rosse. Eine französische Fanfare schlug an Frelsek's Ohr, und zagend, bebend blickte er auf die gerettete Geliebte. Was stand ihm jetzt bevor? Indeß fingen die Plünderer, durch diesen unverhofften Beistand ermuthigt, an, sich ihrer Versprechungen für erledigt zu achten. Von neuem stürmten sie mit wüthendem Geschrei vom Flecken her den Schloßweg hinauf, und drohten dem kleinen Häuflein seiner Vertheidiger mit fürchterlicher Rache und dem sichern Flammentode, wenn sie sich und die Gefangenen nicht ohne Bedingung übergäben.

Die Gluth im Innern des Schloßraums war indeß bis zum Unerträglichen herangewachsen und draußen stürmte ein erbarmungsloser Feind. In dieser entsetzlichen Lage, jeden Augenblick eines unvermeidlichen Unterganges gewärtig, hielt Franz Aurelien im Arm; seine Linke hielt krampfhaft den siegreichen Degen, sein Auge sah muthig seinem und ihrem nahen Tode entgegen. Für den schlimmsten Fall war er entschlossen, sich selbst den Händen der Mörder auszuliefern, auf die einzige Bedingung hin, daß sie Aurelien's Leben schonten.

Unterdeß ward nichts versäumt, was einen siegreichen

Widerſtand verſprechen konnte. Die Gefangſtigten hatten ſich, rings von Flammen und blutdürſtigen Feinden bedroht, zuletzt in einen Thorweg geflüchtet, deſſen ſtarkes Gewölbe und deſſen eiſenbeſchlagene Flügel am längſten dem Angriff und den Flammen widerſtehen zu können ſchienen.

Die Aufrührer ſtürmten an dem Thor. Franz, auf's Aeußerſte gefaßt, ſtand Aurelien im Arm, den Grafen und Anton mit ſeinem Leibe deckend, den Säbel in der freien Linken, entſchloſſen mit ſeinem Leben für das ſeiner Geliebten einzuſtehen.

Da brach das Thor unter der Gewalt des Angriffs zuſammen. Wüthend drangen die Aufrührer auf die ſchutzloſen Opfer ein. Franz ward überwältigt — man riß ihn von Aurelien hinweg.

„Zum Feuer mit ihm!“ ſchrie der blutdürſtige Haufe und zerrte ihn dem Schloßflügel zu, der noch in lichten Flammen ſtand. Es ſchien um ihn geſchehen. Aurelie ſah es — rang ſich aus den Armen ihres Vaters los und ſtürzte ihm nach. Sie wollte mit ihm ſterben! So ſtanden ſie an der Schwelle des Feuergrabes — einen Augenblick noch und die mörderiſche Lohe ſchloß ſich über dem doppelten Opfer.

Da füllte der Schloßhof ſich mit den heranſprengenden Reitern, welche der Pfarrer athemlos auf einem Nebenwege hinaufleitete. Man erkannte das erſte Chaſſeurregiment und das Geſindel flog vor ſeinen Säbeln auseinander.

„Wo ſind ſie?“ rief eine bekannte Stimme, und

— Obriſt Ruthières ſtand plötzlich vor den Blicken des gerrtteten Paares. — Die Wonne, die Ueberraſchung war zu groß für bloße Worte. Eine ſtumme, aber ſelige Umarmung, umſchlang Aurelien, Franz, den Grafen und die Wittwe. —

Obriſt Ruthières, gegen einen Adjudanten Kaiſer Alexander's ausgewechſelt, hatte an der Spitze ſeines Reiterregiments Tages zuvor Vitry eingenommen. Hier hörte er von den Gräueln des Aufſtandes, der die Gegend von Blenod erreicht hatte. Die Gefahr, in der die Schweſter ſchwebte, trieb ihn noch in der Nacht zu Roß. Mit einer ſtarken Abtheilung ſeines Regiments ſprengte er ſelbſt der geängſtigten Landſchaft zu Hülfe. Er traf im rechten Augenblick ein, Alles zu retten, was ihm theuer war, und eine nicht geringere Ueberraſchung zu empfangen, als zu bereiten.

Die Schweſter ſank in ſeinen Arm. Franz, die Unmöglichkeit jedes Widerſtandes erkennend, überreichte dem Obriſten, der zugleich ſein Beſieger und Befreier war, ſeinen Degen und führte Aurelien zu ihm. Der Obriſt antwortete ihm mit einer innigen Umarmung. Mit Verwunderung ſah der wilde Haufe dieſem Schauſpiel zu, das ihn rührte, ohne ihm verſtändlich zu ſein.

„Allerdings ſind Sie nun mein Gefangener, junger Mann,“ ſagte der Obriſt, „doch entwaffnen will ich Sie nicht. Ihr Degen iſt Ihre Ehre und es wäre grauſam, den dieſes Schatzes zu berauben, der ihn mir einſt mit Gefahr ſeines Lebens erhielt. Behalten Sie Ihren Degen, Ihr Ehrenwort und Alles — ich werde eine hin-

reichende Beſatzung in dies Schloß legen.“ — Franz umarmte den edlen Feind von neuem.

Man ward des Feuers, wie des Aufruhrs endlich Herr. Die Reiter des Obriſten trieben die Meuterer zurück, welche unter Anführung ihres befreiten Häuptlings, des Rieſen Petitôt, endlich verwüſtend und jubelnd nach Soul hin abzogen.

Auf die Schrecken dieſer entſetzlichen Nacht folgte nun endlich Stille und Ruhe. Der Uebergang war ſo plötzlich, daß man Mühe hatte, ſich in dem Contraſt zurecht zu finden. Indeß richtete man ſich in dem vom Brande verſchonten Flügel des Schloſſes ein, wie es ging. Alle, beſonders aber Anton, hatten die Schreckniſſe der Nacht vergeſſen, um ſich der Wonne des Wiederfindens, der Liebe, der Freundſchaft zu überlaſſen.

Eben dieſe Schreckniſſe aber hatten die Feſſeln geſprengt, in welche natürlicher Stolz und eine verirrte Ueberzeugung Aureliens Herz geſchlagen hatte. Franz hörte nun entzückt, wie ſie ihn liebe, und wie ſie ihn ſchon damals geliebt habe, als er ſich von ihr gehaßt und verachtet wähnte. Aus den Flammen des Schloſſes von Blenod flieg für ihn der Phönix empor, der ſein ganzes Leben verſchönern ſollte.

Der Graf ergab ſich ſchnell genug in den Willen ſeiner Retterin; er hatte der ſtarken Seele ſeiner Tochter niemals mehr, als einen ſchwankenden Entſchluß entgegen zu ſetzen vermocht. So ſegnete er den Bund ihrer Seelen, deſſen Zeugen der Obriſt und ſeine Schweſter waren.

„So muß mir in der Gefangenschaft die holde Blume erblühen," rief Franz lächelnd, „nach der ich, frei und sieghaft umsonst rang." —

Aurelie aber schien damit zufrieden, daß im letzten Augenblick ihrer Zweifel die Sache noch zu siegen schien, der sie sich einst geweiht hatte, und an der jetzt weder das Herz, noch die Ueberzeugung mehr festhielten. Allmählig war ihr klar geworden, was dieser Sache fehle: Gerechtigkeit und Liebe! Nach und nach hatte ein andrer Held, welcher beide bewährt hatte, die Stelle ihres ersten, dem beide fehlten, eingenommen. „Wie groß wäre Er," dachte sie, „wenn nur etwas von seiner Liebe, seinem Rechtsgefühl in seiner Brust lebendig wäre? — Doch ist nicht Franz auch ein Held, und zeigt er nicht, daß Liebe und Heldenmuth, Kraft und Milde wohl mit einander bestehen können?" — In solchen Selbstgesprächen war allmählig des ersten Helden Bild bei ihr verblichen, oder vielmehr, Franz nahm unbemerkt seine Formen, seine Gestalt, seinen Platz in ihrer Seele ein; bis die nächtlichen Flammen von Bienod, das, was so lange dunkel und unerkannt in ihr geschlummert hatte, auf einmal tagkell lichteten und sichtbar machten. Und dennoch war sie nicht unzufrieden, daß jene aufgegebene Sache in diesem Augenblick der Entscheidung noch siegreich zu sein schien, und daß sie gegen Franz Recht hatte — denn er war ein Gefangener.

Franz indeß hatte Gründe genug, den Untergang dieser Sache zu weissagen, die wiewohl Aurelie ihr ihr Herz entzogen hatte, in ihrem Munde dennoch Vertheidi-

aung fand. Der Obriſt lächelte einem ſeichten Wortſtreite zu.

„O! über die große deutſche Cardinal- und Nationaluntugend!“ ſagte er zu dem Grafen. „Sie lieben ſich und doch müſſen ſie ſtreiten. Andre Völker ſtreiten auch — aber ſie ſtreiten um eines Zwecks willen; den Deutſchen aber iſt der Streit ſelbſt Zweck. Das letzte Wort gilt ihnen mehr, als ihre Liebe, als die That, die ihr Glück erbaut; mehr als der letzte Schritt zum Siege.“

Dieſer letzte Schritt zum Siege blieb diesmal indeß nicht lange aus. Der Obriſt wurde durch den plötzlichen Rückzug nach Fontainebleau von ſeinem Feldherrn getrennt, und da unterdeß der Aufruhr ſchnell bezwungen, die empörte Landſchaft von den Siegern abermals beſetzt ward, ſo ſah er ſich, von Feinden umringt, genöthigt, die Waffen niederzulegen, und ſich mit der geretteten Kriegerehre zu begnügen. Franz ward aus ſeinem Gefangenen von neuem ſein Sieger.

„Die Schrecken des Krieges,“ ſagte Aurelie zu ihrem Freunde, „habe ich nun zur Genüge kennen gelernt. Der Krieg hat unſre Liebe geboren; ich ſchulde ihm viel; aber — das ſehe ich wohl — der Friede allein iſt das Feld, auf dem ſie gedeihen und blühen kann. Ruhm und Herrſchaft ſind blendende Güter, wir Mädchen lieben ſie an dem Manne; aber Deine aufopfernde Seele hat mich belehrt, daß die Liebe mehr werth ſei, als ſie. Ihr gehört meine Seele fortan — mit dem Ruhm mag die Welt machen, was ſie muß und will. Mein Held, ich ſehe

es ein, war ein Kind und ein Opfer zugleich der Selbſtſucht — Du biſt ihr Gegentheil, Du mußteſt ihn haſſen — mein Held von nun an — iſt — Franz von Felseck!" —

Franz küßte den Mund, der dies Geſtändniß ſprach. Er war glücklich, ſelig — wiewohl ſein Arm gelähmt blieb, und acht Tage nach der Eroberung von Paris, an demſelben Tage, wo ſeine Bruſt zuerſt mit dem eiſernen Kreuz ſich ſchmückte, ſtand Franz in der Capelle von Blenod vor dem Altar, und empfing aus der Hand des würdigen Geiſtlichen, ſeines Pflegers, Aurelien's Ring.

Die Geſchiedene.

Novelle

von Leopold Schefer.

Im Abendſchein trat Gräfin Ordalie aus dem Portal des Schloſſes. Sie war heut dreiundzwanzig Jahr und ihr Sohn, der kleine Graf Herrmann, den ſie an ihre rechte Hand nahm und ihre zarte Tochter Hermione, welche ihre linke ergriff, ſchienen nur ihre jüngſten Geſchwiſter.

„Nun will ich Euch auch ſagen, wo wir hingehen, meine lieben Kinder,“ ſprach ſie lächelnd — „Ihr werdet heut den Vater von fern auf dem Thurme ſehn.“

„Den Vater!“ rief ſeine liebe Tochter Hermione; „da wollen wir doch nicht erſt die Brücke hinab, ſondern gleich lieber hinauf auf den Thurm gehn!“

„Es wird ja ſchon dunkel,“ ſprach der kleine Herrmann, „da müßte der Vater illuminirt ſein, damit wir ihn von hier unten ſehen; aber meine liebe Schweſter, Du haſt wohl vergeſſen, daß der Vater aus Spanien geſchrieben hat, daß er erſt in vier Wochen kommt. Herr Gouverneur Chateaubrigand hat mir gezeigt, wo das Schloß Alhambra liegt, denn es ſoll wirklich dort liegen und nicht mehr ſtehen, wie Herr Chateaubrigand mir erklärt hat; aber es ſoll noch ſchöner geweſen ſein, als un-

ser ſchönes, funkelndneues Schloß, das der Vater gebaut hat, nicht wahr? liebe Mutter!

„Laufe nicht etwa nachher wirklich auf den Thurm, Hermione," ſagte ihr die Mutter; „Du kannſt doch Deinen Vers? Du wirſt ihn gleich brauchen."

Aus natürlicher angeborner Liebe des weiblichen Geſchlechtes zu dem männlichen liebte auch die Mutter den Knaben mehr als die Tochter, ſo wie der Vater gleichfalls aus nur wenig räthſelhafter Liebe auch wieder ſeinem Mädchen mehr, ja äußerſt zugethan war. Beide junge Eltern aber kannten ihre Schwäche, und ſo hatte Ordalie auch jetzt die Kinder loſen laſſen, welches von beiden den Vers lernen ſolle, um auch in einer Kleinigkeit keine Vorliebe zu zeigen, noch zu haben, oder ſie doch nicht den Kindern, die ſich einander herzlich liebten, zum kleinſten Nachtheil gereichen zu laſſen.

Hermione hatte aus der Mutter Hand den längſten Streifen Papier gezogen, den Vers alſo lernen dürfen, und ſtellte ſich nun vor die Mutter und frug, ob ſie ihn gleich hier ſagen ſolle.

„Drunten vor der Brücke," ſagte Ordalie. „Denn daß ihr es nur wißt, Eures Vaters Mutter kommt heut, die Großmutter! Und der Vater wird ihr als Geiſt auf dem Thurme erſcheinen und ſie begrüßen, und von dem zauberhaften Licht wird Schloß und Garten, Waſſer und Thal alles reizend hell ſein. Die Flamme aber droben iſt bloß bengaliſches Feuer vom Apotheker Gänſekrug, das der Jäger anzündet, ſobald ihm mein Page das Zeichen giebt; der giebt es aber, wenn die Gräfin

Kunigunda ausgestiegen ist, und wenn sie das blendende Licht stirbt, begrüßest Du sie mit Deinen Worten, Hermione! Wenn sie dort über den Berg in das Thal herein fährt, fällt zum Zeichen für uns ein Schuß. Aber seid ja recht gut und ehrerbietig gegen die gute Frau, denn sie liebt Euch beide sehr, und den Vater und mich! Habt sie recht lieb!" —

Ordalie seufzte dazu, denn ihr fiel bei diesen Worten alles Herzeleid wieder auf das Herz, das ihr ganz ohne Verschulden die Schwiegermutter aus der Ferne durch Briefe an ihren Sohn, den Grafen Herrmann, angethan, bloß weil er sie zur Gemahlin genommen, und nicht eine Andere, welche sie lieber gewünscht. Darum war sie fast bang vor der bejahrten feinen und doch noch mehr schonungslosen Frau, die alle ihre Bitterkeiten und Anzüglichkeiten als bloße Aufrichtigkeit anerkannt, ja geschätzt wissen wollte. — Und als Ordalie noch gefragt, ob auch alles zuverlässig bereit sei, ging sie mit den Kindern auf und ab.

Wieder einmal ward Frühling. Wieder einmal ward Abend. Eine wärmende, kräftig wirkende Sonne war an einem reinen Himmel über die Erde gezogen; nur das Gras und die Stachelbeerhecken und Weiden schimmerten erst grün, alle andere Bäume glänzten noch voll großer braunen, brechender Knospen; jetzt war der Himmel gleichsam von dem ersten Opferrauch und Duft der Erde, dem aufgestiegenen Frühlingsnebel bezogen, seine kleinen Sterne schienen verschleiert und nur die großen Gestirne blinkten hier und dort durch Lücken, die ihnen die säuselnde Luft

gewebt; die Waſſer rauſchten von fern, die aus den geſtrigen Wolken zur Erde ergoſſen, nun auf der Erde gefangen, unbekannten Weg durch Felſen und Blumen ſuchten und fanden.

Jetzt ſchillerte die Sichel des Mondes über den heitern Vorbergen der Schweiz, und ſah durch die geſpenſterartigen, laubloſen Bäume, das dürre Laub des vorigen Herbſtes verwehte der Wind, als wolle er es heimlich über Nacht bei Seite bringen, bis neues hohes Gras es überwachſen, und aus Aether und Luft und Rauſchen und Säuſeln, ja ſelbſt aus dem Schweigen erſcholl und quoll übermenſchlich ſtark und überwältigend die Hoffnung, ja der ſichtbare Anblick unſterblichen Weſens.

Da fiel der Schuß von der Höhe am Eingang in's Thal. Dann dröhnte leiſe der Wagen, näher und näher, aber der noch ſchnellere Wind führte demſelben einen Geruch wie von Juchten voraus, der nicht zu verkennen war. Er hielt auf einen Wink. Eine alte Dame in Zobelpelze aſtüllt ſtieg langſam aus, der Page gab das Zeichen, und auf dem Thurme ſtand eine blendende mannshohe Flamme, die Schloß und Gegend überraſchend ſchön und wunderbar erhellte. Und während ein zweites, aber ſichtbar jungeſ, reizendes Mädchen aus dem Wagen ſtieg, gleichfalls hinauf nach dem Thurme ſah, und der kleine Graf Herrmann verwundert die Mutter frug: „Mutter, da ſind ja zwei Großmütter, eine alte und eine junge!“ trat ſchen Hermione dieſe ſchönere, jüngere an, zeigte mit der ausgeſtreckten Hand nach der Flamme droben und ſprach mit lieblicher Stimme zu ihr:

„Dich, Einzigtheure, still zu ſehen, reißt
Sich der zu Dir des Vielgeliebten Geiſt,
Der leuchtend auf des Thurmes Zinne ſteht
Und nun er Dich begrüßt im ſich vergeht!“

„Kleiner Engel!“ rief die ſchöne, junge Fremde, „wen meinſt Du denn da?“

„Meinen Vater Herrmann in Spanien, der Dich liebt, und deswegen hierher kommt!“ — antwortete ihr der kleine Graf Herrmann.

„Alſo Ihr ſeid meiner Tochter Kinder!“ rief jetzt die alte Dame im Zobelpelz. „Ordalie! Meine Tochter! Kennſt Du mich nicht? Weil Du mich nicht vermuthetſt, und grüßeſt uns doch ſo ſchön.“ — — „So ſchön, wie eine Hexe oder Zauberin!“ rief die junge Fremde und umarmte den kleinen Knaben, indeß Ordalie ſchon ihre Mutter an die Bruſt gedrückt, welche von der langen Reiſe von Petersburg bis zu ihr ſich an der Tochter Herzen ausruhen zu wollen ſchien, ſo lange ruhte ſie an ihr, und endlich ſagte ſie:

„Ich bringe Dir Deine Schweſter Gabriele! Nimm ſie gut auf, Ordalie! Vergiß alles alte, Du biſt noch jung, nur die Alten vergeſſen nicht.“ Und nun ließ ſich Gabriele von Ordalien umarmen und ſprach zuletzt:

„Nun iſt es gut.“ Und Ordalie ließ ſie los.

„Mutter,“ frug der kleine Herrmann, „iſt denn das auch des Vaters Mutter, oder war es nicht die rechte Großmutter, und der Vater hat dort oben nicht richtig geträumt? Wie wird denn das werden? Hat denn der

Apotheker noch mehr solche Geister? denn der schielt und hüpft schon da droben?“

Ein Zufall half jetzt Ordalien aus der Verlegenheit. Ihre Mutter Ida hatte sich von dem General Grafen Theodor scheiden lassen. Sie selbst und ihre Zwillingsschwester Gabriele waren durch die Ehescheidungsacte unter die Aeltern getheilt worden; Ordalien hatte der Vater erziehen lassen und verheirathet; Gabrielen hatte die Mutter erzogen, und endlich mit nach Petersburg genommen, seit sich Ordalie vermählt. Bis dahin war Ordalie fast immer im Schlosse der Mutter gewesen, das nicht fern von hier lag; aber die große Aehnlichkeit, die beinahe sogar für die Mutter Ununterscheidbarkeit war, die fast gleiche Schönheit, besonders aber der Neid und der aus der Uneinigkeit der Eltern entsprossene Zwist, der Umstand, daß Ordalie, die dem Vater zugetheilte Tochter war, die Geschenke von diesem, die Auszeichnung von seinen Freunden, ja die heimliche Zurücksetzung und Vernachlässigung derselben durch die eigne nicht glückliche Mutter, hatten in Gabrielen's Herz die bitterste Feindschaft gesäet. Als nun Ordalie den schönen, reichen Grafen Herrmann vermeintlich ihr weggeheirathet, war diese endlich zur Reife gediehen, so daß man Ordalien und Gabrielen wohl „die feindlichen Schwestern“ hätte nennen mögen, wenn nicht Ordalie stets aufrichtig und wohlgesinnt gegen Gabrielen geblieben wäre. Jetzt waren nun Mutter und Schwester ihr so unvermuthet zurückgekommen, und gewiß nicht ohne besondere, geheime und geheimgehaltene Ursachen. Der kleine Herrmann hatte aus

kindlicher Offenheit und Sorge für die wahre, ihm schon bekannte Großmutter (die Mutter des Vaters) den beiden plötzlichen Gästen entdeckt, daß des Vaters Erscheinung nicht ihnen gegolten. Doch ließen die Worte des Kindes sich noch deuten, aber aus Furcht vor Anregung des alten Hasses fiel Ordalien keine Deutung ein, und das Kind zu tadeln, wäre ein Zugeständniß gewesen. Da half ihr der Zufall.

Eine große feurige Kugel fuhr plötzlich quer über den Himmel, der Mond erlosch, der Geist erlosch, wie die kleine Kuppelerleuchtung der Peterskirche in Rom vor der großen Kuppelerleuchtung erlischt, und dem schönsten Meteor auf Erden hallte ein furchtbarer Donnerschlag nach, welcher der Erde aber nur die Ankunft des Frühlings vom Himmel verkündigte. Alle waren erschrocken, am meisten jedoch, und noch mehr wie die Kinder, Gabriele, die mit bittern Lächeln nach der Flamme des Geistes geblickt. Dadurch wurden alle Gedanken abgerissen und Ordalie führte die Mutter nach ihrem Zimmer, während sie nun hörte

„Ich komme Dir Glück zu wünschen zu Deinem drei und zwanzigsten Geburtstag? Dein Mann ist gesund? — — aber in Spanien," erläuterte sie. —

„Wie alt sind nun Deine Kinder? liebe Tochter!" —

„Sie sind, wie meine gnädige Mutter weiß, beide in einem Jahr geboren; hier meine Hermione am Neujahrstag und mein Herrmann am Sylvesterabend vor fünf Jahren. —"

„Mein Gott, wir wissen ja das!" sprach Gabriele darein.

„Also weiter hast Du keine Kinder?“ frug die Großmutter.

„Nun ist die Reihe an Gabrielen, Sie mit einem Enkel zu erfreuen,“ versetzte Ordalie und wußte freilich nicht, wie tief sie durch dieses Wort das Herz der Schwester zerriß, und wie erblaßt und düster diese darüber aussah, wie ein Rachegeist. „Mir,“ fuhr Ordalie fort, „hat der Arzt den Tod prophezeiht, wenn meine lieben Kinder so glücklich würden, sich noch an einem jüngern Gespielen zu erfreuen — ach wohl das schönste Glück für Kinder: ein kleines Kind! Nur ein Kind, ja ein Paar kann die Eltern nie so freuen, als wenn es Freude hat an einem andern ihrer Kinder. Das ist erst die höchste Freude! die Freude an Freude! das ist mein einziger Kummer.“

„Die Aerzte sind keine Propheten oder Todesculen, mein Kind,“ entgegnete die Mutter, „und Deine Kinder können noch, wie Du meinst, die größte Freude der Eltern erleben, ich gönne sie Dir. Hatten die Aerzte doch auch Deinem Vater das Leben abgesprochen, und, glaube es oder nicht, am meisten aus Furcht ihn zu verlieren, ließ ich mich von dem General scheiden, der freilich sehr militairisch auch gegen mich verfuhr — wenn er nicht mehr mein Mann wäre, meinte ich, stürbe er mir nicht, würde wenigstens sein Tod mich so tief nicht rühren. Aber er lebt wohl noch heute, nicht wahr, hast Du Nachricht von ihm?“

„Längstens zu jedem Weihnachtsfeste schreibt er mir, fragt, ob es mir wohl gehe, oder ob ich sein bedürfe, dann werde er da sein;“ antwortete Ordalie.

„Ja, ich werde da ſein, war ſein Wort, daran erkenne ich ihn. Aber ich hatte nicht geglaubt, daß ich ſo lange ohne ihn, er ſo lange ohne mich ſein könne; und doch leben wir beide ſo fort, ich weiß keinen Ausdruck dafür, in einer geheimen Hoffnung wir werden uns wieder finden, wieder nahen, einander wiedergehören.“

„Gute, liebe Mutter!“ rief Ordalie.

„Aber das dauert ſchon Monde auf Monde, Jahre auf Jahre — und ſo bleiben wir geſchieden, bis wir ſcheiden. Unbegreiflich! Ach, eine Grille, eine unwillige Stimmung ſollte nicht zum Leben werden können, ein Härchen Flachs nicht zum Rocken unſerer Tage und Abende, woran wir zu ſpinnen haben bis an das Ende! Ihue alles, dulde alles, nur laß Dich nie ſcheiden, mein Kind. Jeder giebt den Rath der ihn glücklich gemacht hätte, deſſen Befolgung ihm heilſam geweſen wäre.“

Ordalie erröthete, wandte ſich ſeitwärts und machte mit der Hand eine abwehrende Geberde.

„Gute, liebe Mutter,“ ſagte ſie dann noch einmal. Ihre Bruſt war beklommen, daß die Kinder ſolche Worte und Klagen der Großmutter mit hörten. Sie ſtand wie auf Kohlen, denn ſie mußte die, keine Nachläſſigkeit verzeihende Schwiegermutter empfangen. Darum war es ihr lieb, daß die Diener jetzt allerhand Gepäck, Koffer und große lederne Verſchlüſſe brachten, worüber die Kammerfrau herfiel, um ſogleich Gabrielen zur Taufel anziehen zu können. Sie küßten ſich und Ordalie fand draußen im Schloßhof Mr. Chateaubrigand, dem ſie ar-

ſchwind auftrug, einen zweiten Geiſt auf dem Thurme auf-

flammen zu lassen, sobald er das Zeichen empfange, und ging mit den Kindern die Brücke hinab.

Sehr wohl den Vorwurf kennend, daß den Frauen meist alle ihre Anstalten mißglücken, oder daß doch irgend etwas daran fehlt und mißlingt, so daß sie statt Vergnügen gewöhnlich nur Verdruß darin haben, weil sie zu herzlich, zu voll von den Gegenständen sind, und daher, mit den besten Erfahrungen in der Außenwelt, dennoch nicht die rechten Mittel ergreifen, oder die Fäden, welche ihre Maschine spielen lassen sollen, nicht streng genug leiten und fest genug anziehn, bestand jetzt Orbalie auf die Wiederholung derselben Begrüßung, weil die erste zwar schön gelungen, aber doch verfehlt war. Der Wagen rollte herbei, die Schwiegermutter stieg aus, ein vornehmer, junger schöner Mann war dabei äußerst behülflich; das Zeichen erklang, der Geist erschien auf dem Thurme und erhellte die Scene, und aus Gerechtigkeit gegen den Knaben, sagte der kleine Graf Herrmann der Großmutter jetzt die Deutung. Während dieser aus des Enkels Munde noch holder tönenden Worte hatten die Gräfin Mutter in der zauberischen Beleuchtung das ganz neuerbaute colossale Schloß in seinen prachtvollen Massen, in breiten Schatten und Lichtern erblickt, und von allem Schönen — weil sie selber nun all war — verdrüßlich angeregt, hatte sie schon ein bitteres Wort auf den Lippen, der kleine Herrmann langte aber nach ihr herauf, und sie mußte ihn küssen. Dadurch an tausend Küsse erinnert, ward sie mild gestimmt und frug ihn: „mein Herrmännlein, wann kommt denn der Vater?“

Die Mutter antwortete, daß er gewiß noch die Freude haben würde sie hier zu finden . . .

. . . „länger soll ich alsdann nicht bleiben? meinst Du, meine liebe Tochter“ — schaltete ihre Schwiegermutter ein: Ordalie aber setzte unbeweget hinzu: „indeß finden Excellenz meine Schwester die so eben angekommen und meine Mutter.“ Und mit ihrer Aufrichtigkeit sagte die Schwiegermutter: „Deine Mutter ist zum Glück acht Tage älter als ich, also doch älter. Aber stets ist dennoch für ein altes Weib wie ich bin kein verhaßterer Spiegel als wieder ein altes Weib. Nur zu jungen Leuten bittet man schicklich alte Leute, oder noch verbindlicher Junge unter Alte. Aber nicht wahr, Du meinst, ich bin nicht gebeten? Oder nicht?“

„Nein, ich meine es nicht;“ sagte Ordalie fest und wahr. „Wer kann der Frau willkommener sein als die **Mutter des Mannes, durch welche** sie diesen allein besitzt.“

„Also Ihr seid Euch noch treu;“ versetzte jene, „das höre ich gern von andern.“

Ordalien waren die Thränen in die Augen getreten, und der kleine Herrmann, der es bei dem Scheine, der von den Dienern gehaltenen Windlichter sah, und schon so klug war, zu merken, daß sie über das Weib vor ihr weine, sprach haſtig und laut: „Mutter, komm fort! daß die häßliche, alte Frau nicht in's Schloß! das ist des Vaters Mutter nicht.“

Die Großmutter aber sich bewußt und zufrieden darüber, daß sie zum Eintritt genug gekränkt habe, schien von

der Kinderrede wunderbar gerührt. Der mitangekommene Herr trat jetzt näher, und obgleich Ordalie auf den ersten Blick in ihm ihren Schwiegervater erkannte, der sich von seiner Gemahlin, der gegenwärtigen Großmutter hatte scheiden lassen, da sie ihm einen andern Mann vorgezogen, so sagte die Großmutter doch zu Ordalien: „Einst mein liebender Mann und mein noch lebender. Er hatte als Gesandter auf auswärtiger Station erst vor kurzem erfahren, daß mein zweiter Mann, der selige Präsident, gestorben sei, und so ist er aus alter Gewohnheit mich zum Weinen zu bringen auch in diesem Falle gekommen mir zu condoliren und sich zu gratuliren vielleicht; denn er gedenkt sichtbar wieder zu heirathen, und da ich zu meinem Sohne hieher reisen wollte, so reisete er mit zu seinem Sohne."

Unter solchen Begrüßungen waren sie in das Schloß gegangen. Diesen Ankünften aber schien eine getroffene Verabredung, aber ein von jedem einzeln gefaßter nicht ausgesprochener Vorsatz zum Grunde zu liegen, immer aber ein für alle verschieden lockender Reiz und Zug. Auch Graf Herrmann hatte seiner Ordalie den Tag seiner Rückkehr auf einen Monat zu spät angekündigt, um sie zu überraschen sowohl, als um ihr die Gelegenheit zu einem glänzenden Empfang noch abzuschneiden bis sein neugebautes Schloß erst vollständig im Innern eingerichtet sei. Zur beneidenswerthesten Ausschmückung desselben aber gehörten ihm schöne Bildwerke in Marmor und vorzüglich Gemälde, worunter er solche nicht mit Unrecht meinte, die einen schönen oder menschlich interessanten

Gegenstand mit Meisterhand ausgeführt darstellten, die nicht bloße Künstlerwerke, sondern Kunstwerke wären, welches beides er scharf und streng ja oft hart unterschied, wie es selbst das herangebildete Volk schon zu unterscheiden anfängt. Bei der Auswahl seiner Schätze sollte ihm aber auch die Farbe der Zeiten und Geister kein Hinderniß sein, indem er frei durch alle Zeiten blickte, nur vom Menschlichen und Schönen befangen.

Indem wir hiermit dem etwa dreißigjährigen Grafen kein Unrecht widerfahren lassen, dürfen wir ihm nun auch sein Recht wohl angedeihen lassen. Wie er im Ganzen wenig Ursprüngliches und Eigenthümliches an sich und in sich hatte, so verdankte oder verschuldete er auch diese Ansichten zum größten Theil seinem Reisebegleiter, einem unverheiratheten Manne, der kaum ein Jahr älter als er, sein ganzes Leben jedoch an seine Bildung gesetzt hatte und ferner zu setzen ausschließlich entschieden war, ob er sich gleich gefallen ließ, daß ihn die Menschen einen Hofrath nannten. Still und unscheinbar war er zum Besitz der schönsten und nützlichsten Kenntnisse gelangt, die ihn im Einzelnen und noch mehr erst in ihrer Vereinigung zu einem ausgezeichneten, jedoch nur höchst bescheidenen Manne machten. Seine Rechtschaffenheit, seine Geradheit, Wahrheitsliebe und Aufrichtigkeit ließen sich von Niemand in Zweifel stellen. Von der Freundschaft vielleicht noch antiker und höher begeistert als Winckelmann wenigstens sie am Mengs wegen seines schönen spanischen Weibes bewiesen; hatte er doch keinen Freund, denn der Eine war ihm als Jüngling gestorben, und so

lebte er nur in der Treue zu dem schönen unersetzlichen, ja einzigen Todten, denn an diesem hatte er nur den Tod empfunden und niemand anders war ihm todt, alles lebte seinem lebendigen Geiste, selber der Freund. Aber auch die Liebe hatte ihm Jugend und Schönheit abgezwungen und abgerungen und zwar Ordalie als Jungfrau, als lebende Hebe. Bei keinem steifen Etiquettenkönig tafelfähig, nicht reich genug, um zu einem hochadeligen Beilager bettfähig zu scheinen, nicht schön genug, um ein auf italienisch für ihn begeistertes Mädchen aus allen ihren Verbindungen und unangesprochenen Ansprüchen willig, ja ihn selber noch drängend, zu reißen, endlich zu bescheiden aus dem Bewußtsein des Ermangelns dieser Qualitäten, hatte er dennoch bloß durch seine schönen Augen, wenn nicht einzig und allein durch die Macht des Liebens das Herz der Schönsten, Besten gerührt. Aus Duldung seiner war ihm Zutrauen, Anhänglichkeit, Neigung in ihr erwachsen, und zuletzt hatte er sogar ein Entfalten der Liebe aus der verschlossenen, geheimen Knospe zur Blüthe in ihr zurückdrängen, zurückbeben müssen, was ihm durch Entziehung, angenommene Gleichgültigkeit, ja durch Beschäftigung mit ihrer Schwester Gabriele ohne Schmerz für Ordalien gelungen, und was er nur durch Ehrfurcht vor der Liebe und aus Anerkennung von Ordalien's Glück vermochte, das er ihr viel tausendmal mehr gönnte, als sich selbst, weil er sie liebte. Denn eben um diese Zeit war Graf Herrmann als ihr wirklicher würdiger Werber eingetreten, ein tadellos schöner, fast überreicher und gebildeter Bräutigam, aus welchem ein

liebendes Herz mit nur ein wenig schöpferischer Phantasie einen unvergleichlichen Mann, einen Halbgott machen konnte. Indeß war mit Ordalien's Liebe zu Herrmann auf unbeachtetem Wege auch ihre Gunst für den Freund auf den Gemahl übergegangen, wie denn fast alle Ehemänner die meisten frühen und späten Eigenheiten und Kindernarben, Gunst und Ungunst, wie Glück und Unglück von ihren Bräuten und Frauen noch bei lebendigem Leibe erben, und gleichsam in dem so schön herangewachsenen Fruchtbaum alle seine Vorfrühlinge, alle seine verlornen Blüthen wieder mit umarmen und lieben. Der Hofrath lebte in beträchtlicher Entfernung von Stadt und Schloße seines Gönners und Freundes des Grafen, in einer reizenden Niederung der hier noch kinderbaft kleinen Donau, um den Besuch oder die Einladung nicht unbequem zu haben oder zu machen. Wie der Graf Toggenburg aber konnte er das Schloß, der in der Entsagung erst recht treu und würdig Geliebten jeden Morgen am Horizont von der Morgenröthe angeglänzt erblicken, und seine Scheiben im Golde der Abendsonne funkeln sehen, was er selten sich versagen konnte, so wie nicht öfter ihre Kinder zu besuchen, die alles von ihm fordern konnten, selbst daß der kleine Graf Herrmann auf seinen Knieen, ja auf seinem Rücken im Grase ritt und ihm einen Waizenhalm statt Pferdezaum durch die Lippen zog. Der Graf hatte erst zufällig an einem fremden Orte, wo er unbekannt war von diesem erloschnen, aber selbst in das Volk erschollenem Verhältnisse wohl erfahren, aber erst zu spät, als er von der vollen ungetheilten Liebe sei-

ner Ordalie nun eben ſo feſt überzeugt war, wie ſchon längſt von dem gleichſam durchſichtigen Gemüth ſeines neuen und ihres alten Freundes, in welchem ein reiner ehrlicher Kern glomm und überall durchſchien. Denn kein Bedächtiger entdeckt ohne die äußerſte Noth, ja gern einem Mann oder einer Frau irgend ein früheres Verhältniß des Gatten, damit ſie in Frieden wandeln, und ungetrübte Freude nun an einander haben, ſo wie ſie ſich erworben und arglos beſitzen, und jeder Erfahrne, Gute, nennt das die heilſame Blindheit, in wie manchen Fällen ſie auch wohl zu heilen wäre. Als nunmehr die italieniſche und ſpaniſche Reiſe dem Grafen nöthig erſchien, hatte ihn Ordalie auch nur vom Frühling bis Herbſt nicht entbehren wollen. Aber er hatte ſchon einige Jahre getreu auf den Gütern bei ihr und dem Schloßbau ausgehalten, und bat ihre Bitte von den Lippen mit den Lippen hinweg. Der Freund ſollte ihn begleiten, und im Stillen fand er in dieſer Zeit für die Männer in ihren Mittelsjahren einen Reiſehofmeiſter weit heilſamer als ſonſt für die jungen Männer. Er ſelbſt ſahe gern Italien wieder, Spanien mit Vergnügen das erſtemal, und willigte ein, weil Ordalie ihn zum Begleiter wünſchte, ihrem Manne geſtändlich aus dem Grunde, daß der Hofrath als Wäger des Geldes ihn zurückhalte, wo er es aus zu heftigem Verlangen es nicht wägen nicht eintheilen möchte, nicht geſtändlich, aber aus einer regen Furcht, daß ihr leidenſchaftlicher, lebensluſtiger und vor allen ſo ſchöner Freund nicht gereizt und verlockt in die Schlingen falle, welche die eigene Schönheit dem Schönen legt,

wenn nicht auch die fremde Schönheit. Denn in ihrer Stadt in dem Hause ihres Leibarztes lebte ein ganz junges spanisches Mädchen — zum Glück für manche Eitle, die sie gesehen — ein blindes Mädchen, welches von einem Blitzstrahl, der dicht vor ihr niedergestürzt, zwar unbeschädigt am ganzen Leibe, geblendet worden. Die sehr vornehmen, sehr reich gewesenen, aber jetzt fast armen Eltern hatten sich gerade auf der Flucht aus dem Vaterlande befunden, sich in der Schweiz niedergelassen, in einem Bade, in Pfeffers, den Leibarzt getroffen, der ihres Gemahles Stiefvater, den zweiten Mann der Gräfin Kunigunda, den Präsidenten und Minister dorthin begleitet; er hatte gemeint, die von allen aufgegebene einzige Tochter wieder sehend zu machen, die Eltern hatten sie ihm anvertraut und sie ihm nebst einem Schweizermädchen als Dienerin mitgegeben. Sie sprach nur naiv schweizerisch deutsch, war noch blind, ohne daß ihren feurigen, großen, schwarzen Augen ein Abbruch an Schönheit geschehen, denn sie glänzten wie schwarze Corallen — aber ein Land voll solcher sehender Jungfrauen, die ihren Herrmann sahen, schien ihr ein beängstendes Land, das ihr Seufzer auspreßte. Indeß ihr Herrmann war ihr treu geblieben, viel beschäftigt von seinem Vorhaben und ein wenig geleitet von dem nie so genannten, oder so sich nennenden Reichshofmeister. In dem armen Venedig, dem blutarmen Padua, in Florenz, Siena, Perugia, in Rom und Velletri, und alle den andern mit ihren Schätzen wie versunkenen Städten wurden sie als Käufer und Zerstörer ihrer reichen Sammlungen

von den Nobeln und Ignobeln bald auf den Händen getragen. Zum Winter erſt wurden ſie nach Spanien übergeſchifft und hatten dort die letzten Wechſel — wie der Graf geſagt: kleines bekritzeltes Papier, für großes leuchtendes Malertuch — eingetauſcht. Vieles war ſchon nach Hauſe geſandt und ſtand ſie erwartend unausgepackt doch wohlverwahrt im Schloſſe. Anderes ſollte folgen, bald; alles Beſtellte meiſt Copien in Marmor von den ſchönſten Statuen oder von Gemälden erſt ſpäter. Auf der Rückkehr jetzt hatten ſie ihre Richtung nach Genf genommen, wo Graf Herrmann ſeinen Halbbruder, den Grafen Carl, abholen und mit ſich nach Hauſe nehmen wollte. Denn der Vater deſſelben, der Präſident, war, nachdem er aus dem Bade von Pfeffers mit dem Leibarzt weggereiſet, auf dem alten Schloße des Grafen Herrmann geſtorben, hatte jedoch vorher noch ſein ganzes unzählbares Vermögen ſeinem Sohne dem Grafen Carl unter der allermenſchlichſten Bedingung vermacht, nämlich der: ein Weib zu nehmen, ſobald er nämlich mündig ſei. Dies ſehr ſonderbar abgefaßte Teſtament ſollte nunmehr eröffnet werden, da Graf Carl ſo eben mündig geworden.

Die ganze Familie war geſpannt darauf und mehrere Mitglieder ſogar auch bedingungsweiſe betheiligt dabei. Obgleich der Verfaſſer deſſelben, der Hofrath als die ihm empfohlne redlichſte Perſon redlich geſchwiegen, ſo hatte ſich doch der blühende, allgemein geliebte Hofrichter durch ſeine ſehr große grundhäßliche Frau, welcher die Gräfin Mutter Kunigunda einen koſtbaren Shawl verehrt, er-

bitten lassen, die Hauptparagraphen — aus dem Testamente — zum Wiederverrathen — zu verrathen, und ganz im Geheimen war also die Flora der Familie wie zu einem Familienrath auf das Schloß des Grafen beschieden. Die Andaluſiſchen Roße, ſelbſt zwei Zebrapferde aus Portugal waren mit den Reitpferden langſam vorausgeſchickt worden, und die nunmehr zu Drei Reiſenden kamen mit fremden Pferden ſo ſchnell wie möglich auf den durchweichten Frühlingswegen. Sie hatten gerade da, wo ſie die Reitpferde eingetauſcht, den Wagen auf der letzten Station zerbrochen, der Graf hatte den Bruder und den Freund verlaſſen, war auf dem beſten Pferde mit einem Diener vorausgeflogen, an den Ställen abgeſtiegen, und jetzt ſo eben kurz vor der Tafelzeit ganz heimlich und leiſe in das Schloß getreten, um ſeine Ordalie auf die angenehmſte Weiſe geſund und fröhlich zu überraſchen. Er wußte jedoch ſelbſt nicht, welche neue Gluth einer andern Sonne er, wie ein bononiſcher Stein die Sonnenſtrahlen, eingeſogen, er empfand nur dunkel wie ganz anders ihm ſein Thal und ſein Schloß im Frühlingsnebel und Nacht erſchien. Er wandte ſich noch einmal in die wie verſunkene Ferne zurück, ſeufzte aus voller Bruſt, kehrte ſich ſchnell um — und ſah in dem ſchon erleuchteten Speiſeſaal die reichgedeckte Tafel und koſtete mit ſonderbarem Gefühl einen Biſſen Brod vom Couvert ſeiner Ordalie, deren Sitz er am Seſſel mit dem grünen Kiſſen erkannte.

Er wollte nicht überraſcht ſein, lieber überraſchen, und jetzt kam aus den innern Gemächern Jemand auf die Thür in dem Saal zu. Er trat hinter einen der pur-

zusammtenen bis auf die Erde reichenden Vorhänge und spähte. Die stille weibliche Gestalt, an Größe, Wuchs, Bildung, ja Haar, Stirn und Zügen ganz seiner Ordalie ähnlich, ja fast gleich, ging mit gesenktem Köpfchen, sinnend einen Finger über die Lippen gelegt, als wenn sie zugleich auch etwas verschwiegen hätte, in Gedanken ungemerkt auf dem bunten weichen Teppich mit zögernden Schritten gerade auf einen hellerleuchteten lebensgroßen Spiegel los. Sie stockte ganz nahe davor, sie erschrack, entweder indem sie ihre Schwester Ordalie in der Hellung in dem Zauberschein des Spiegels vor sich stehen sah, denn sie blickte das Spiegelbild schüchtern und düster an; oder sie erschrack über ihr eigenes Gemälde darin; denn sie seufzte jetzt, stemmte die flache Hand gegen die jugendlich schwellende Brust und drückte sie wie voll und schwer von einem lebendigen Schmerz so stark zurück, daß sie Nacken Hals und Haupt dadurch vorwärts neigen mußte. In dieser Stellung ging sie mit fast ganz geschloßenen Augen zu dem Sessel, ließ sich darin nieder wie zu schlummern, und schien eine Schlummernde.

Der Graf hatte nun zwar lebhaft an Gabrielen gedenken müssen, als er vor und in dem Spiegel die beiden schönen sich gleichenden Gestalten erblickt; aber unbekannt mit der Ankunft Gabrielen's, die sich ihm entzogen, bewunderte er in ihr jetzt nur seine Ordalie wie viel blühender sie, bei doch so viel gezeigter Sehnsucht, in dem einen Jahre seiner Abwesenheit geworden. Er zog die Handschuh aus, trat leise hinter ihren Stuhl hielt ihr zart die feinen weichen Hände über die Augen, um schweigend sie

rathen zu lassen, wer ihr so nahe, wer da sei und sie so lieblich blende. Und während die Augapfel unter ihren Augenliedern lebhaft zuckten und wie inwendig an ihren Schalen pickende aus dem warmen Ei herausſehnende junge Vögel sich regten und strebten, sprach Gabriele halb laut mit verwundertem Fragetон den Namen eines vornehmen Russen aus. Aber selbst zweifelhaft befühlte sie seine feinen Hände, fühlte einen Ring, sprang auf und jetzt erst noch dunkel sehend, stand sie verlegen vor dem Freunde. Sie erkannte ihn, hocherröthend, wie mit aus Purpurwolken geschöpftem Abendroth begoßen und stammelte nur mit zurückgehaltener Stimme: „Herrmann!“ — Er wollte sie umarmen, an sein Herz drücken. „Ich bin es! Ich, Gabriele!“ sprach sie, die Hand zur Abwehr ausstreckend. Und er faßte sie mit beiden Händen an beiden Händen; sie sahen sich an, aber beide schlugen vor einander die Augen nieder.

Jetzt sah die kleine Hermione wie ein Engelsköpfchen in den Saal mit immer größern, immer lebhaftern Augen; denn sie erkannte den Vater und sprang wie ein Reh auf ihn zu, und eben so schnell sprang ihre kleine Rehkuh ihr nach. Sie fiel dem Vater in die Kleider, er hob die liebe Tochter an die Brust, ließ sie sich satt an ihm küssen und drücken und küßte sich satt, dann hielt er und Gabriele das Kind, jedes auf einem Arm zwischen sich in der Mitte. Auch der kleine Graf Herrmann guckte nach seinem Schwesterchen in die Thür, sah sie, erkannte den Vater, aber er ließ, es der Mutter zu sagen, und

rief schon im Lauf immer laut: „Der Vater ist da, Dein Herrmann ist da!“

Ordalie hatte diesen Abend nicht erscheinen wollen und darum den Hofprediger Paul und den Doctor aus der nur einen Büchsenschuß weit entfernten Stadt bitten lassen, weil sie sich nicht mit Unrecht von der Schwiegermutter, ja selbst von ihrer Mutter gekränkt gefühlt, und das um so mehr, da sie so leicht zu verscheuchen war wie eine schüchterne Taube und auf Anstand und Würde, Schicklichkeit und Ehre fast peinlich hielt; was wohl oft Stolz schien, aber es nie war. Jetzt durfte sie der kleine Sohn nicht erst zum Vater ziehen; sie eilte im einfachsten Kleide zu ihm und riß durch ihr frohes, kurzes, aufjagendes Wort seine Mutter, seinen Vater, ihre Mutter und die Gäste hinter sich her in den Saal. Ordalie hatte als Vorsteherin vieler von ihr abhängigen Menschen, großen ihr anvertraut gewesenen Besitzthümern manche Sorge und Last getragen, die selbst die geordnetste Verwaltung mit sich führt; sie hatte ihr ganzes Vermögen ihrem Herrmann dahin gegeben, und wußte, daß es nicht den zehnten Theil zur Ausführung seiner Pläne langte, die er alle so wichtig betrieb ja verfolgte, als ob sein Leben immer von dem zu verrichtenden Werk abhänge: sie wußte, daß er die meisten und liebsten wahrscheinlich auf Jahre nun ruhen zu lassen genöthigt sein würde; sie zagte ob sie das Aufgetragene und Verlassene ihm recht und zu Dank ausgeführt haben möchte; sie verzagte in seine Seele hinein vor der ihm unerquicklichen, vielleicht sogar verdrüßlichen Zukunft, und doch als liebendes Weib und glückliche

Mutter zugleich froh, daß die Kinder den Vater, sie den Mann gesund wieder hatte — aus allen diesen Bewegungen weinte und lachte sie laut an seinem Halse, und er schloß sie gerührt an seine Brust, während Gabriele still und stumm von dem glücklichen Paare hinweg trat und mit dem kleinen lieblichen Rehe spielte. — — —

Gleich die erste Nacht war Herrmann mit Ordalien auf ihrem traulichen Zimmer munter geblieben bis an den Morgen. Was er ihr in den zwar sehr ausführlichen Briefen, die lückenlos und in richtig beobachteter Zeitfolge ihr von den verschiedenen Ruheorten auf seiner Reise zugegangen, nicht deutlich und verständlich oder ihr zu kurz angegeben, erklärte und heilte er nach bis sie sich zufrieden gestellt sah. Dafür gab sie ihm ausführliche Rechenschaft und Kunde von ihrem Strohwittwenjahr, deren sie keines mehr zu erleben, ja zu erdulden wünschte und hoffte. Sie legte ihm gleichsam Rechnung ab über den Fleiß und das Betragen jedes einzelnen Beamten, von dem, was geschehen und ausgeführt sei, sie beschrieb ihm die Stufe bis zu welcher das in Arbeit befindliche vorgerückt, was zurückbleiben müssen und warum, sie nannte ihm die gegenwärtigen Zeichner, Maler, Vergolder, Tischler, ja selbst die Ofensetzer. So besprachen sie das vorübergegangene Wichtige von Geschäften, Dingen und Personen, und ergingen sich über das Uebrigbleibende, Künftige, Nächste. Dadurch kamen auch die Unterhaltungen an die Reize, welche sie ihren befreundeten Gästen schuldig zu sein glaubten, um ihnen den Aufenthalt und selbst die Erinnerung desselben angenehm zu machen.

Allerlei feine Spiele, Muſik und Bälle wollte Ordalie übernehmen. Jagden, ritterliche Spiele und alles, was beſſer im Freien geſchähe, fielen natürlich dem Grafen zu. Komödien, lebendige Bilder, Vorleſungen und was er ſonſt einführen und ausführen möchte, ſollte der Hofrath übernehmen. Darauf ſprachen ſie von ſpätern Dingen und Jahren, was dann — einmal — was einſt — ſein ſollte, wie ſie es mit den Kindern halten wollten — die Vorſchläge löſchen nach und nach aus, die Einrede, die Berichtigungen wurden ſchwächer, einſilbiger — bis beide in ihren Armſeſſeln eingeſchlafen waren, bis die Morgenſonne ſie anſchien, Herrmann geblendet erwachte, ſich und ſein Weib in Kleidern ſitzen ſah, ſtill und regelos wie Geſtalten in einem Wachsfigurencabinet, und halb lachend, halb verdroßen leiſe aufſtand, ſich dehnte, ſich an dem wunderlichen Anblick der übernächtig daſitzenden Ordalie ſonderbar befremdet ſatt ſah, und um ſie nicht zu wecken, leiſe das Zimmer verließ und gleich hinaus in den friſchen, ſchönen Morgen eilte, ſeine Schöpfung, ſein Schloß in Gottes Schöpfung zu ſehen, die im Morgenglanze ſtrahlte, wehte und ſang.

Er war wie im Traume ſchon fern auf den Wegen gekommen, als er um eine ſchon grün ſchimmernde Pflanzung biegend mit der angenehmſten Ueberraſchung auf Gabrielen trifft. Aus Ungeduld, Neugier und Freude an ſeinen Anlagen hatte ſie den Tag kaum erwarten können; ſie hatte alle Hauptanſichten ſchon glücklich ſelber gefunden; ſie war entzückt, er im innerſten Herzen geſchmeichelt. Eine alte Frau kommt ihr nachgehinkt und ſegnet ſie

für das nun erst beseelene Goldstück in den gefühltesten Ausdrücken, sie beugt sich, sie küßt ihr die Kleider, Herrmann beschenkt sie, um sie los zu werden, aber nun segnet die dankbare Frau erst beide, daß sie zusammen viele viele Jahre glücklich vereint leben und ihre Kinder zu Gottes und der Menschen Freude auferziehen mögen. Gabriele steht hocherröthet. „Das ist zu arg!“ spricht der Graf und führt Gabrielen im Eifer fort, dort erkennen ihn die Gartenarbeiter, sie rufen ihm ein Lebehoch, der Leibgärtner, welcher der weitläuftigen Anlagen wegen ein Reitpferd gehalten bekommt, sprengt herbei und fragt: „Was — was ist das?“ erkennt den Gebieter, und das Lebehoch stockt ihm im Munde, denn er bedenkt: „Deine gute Zeit ist nun aus, fahre wohl, warmes Mittagessen, Mittagsruhe, Abendgesellschaften und Freude bei Frau und Kind bis in die späte Nacht, wo er todtenmüde und still in das schlafende Haus schleicht.“ Herrmann lächelte über den betroffenen, verdutzten Leibgärtner, er lächelt Gabrielen an, sie lächelt wieder. Er sieht nun erst wie lieblich ihr Morgenanzug ist. Denn zwar immer, vorzüglich aber in den ersten Tagen und Wochen wendet sie die äußerste Sorgfalt im fremden Hause auf Putz, und ihre besten Kleider sind ihre gewöhnliche Tracht.

Wie sie so stehen, kommt der Gesandte, Graf Heinrich, Herrmann's Vater, welcher die Gelegenheit nicht versäumen wollte, Gabrielen zu begleiten. Auch er hat schon seine Toilette gemacht. Ein schöner, großer Mann, mit rabenschwarzem Haar und Schnurr- und Schnauz-

bart, ja unter dem Kinn weg läuft er von Ohr zu Ohr, und wenn dadurch sein edles Gesicht etwas blaß erscheint, so blühen doch die Wangen fein geröthet, so daß der Sohn sich vor der Eleganz und Jugendlichkeit des Vaters schämte, denn er sah sich selber noch im Reitanzuge von gestern. Aber damit er mit sich ausgesöhnt wird, kommen die Kinder mit ihrem Lehrer, und der kleine Heermann ruft schon von weitem: „Großvater! Großvater!“ welcher ehrwürdige Name den Gesandten selbst etwas merklich in seinem Heirathsplane stört, denn er nimmt zwar den Knaben an die Hand, wie Gabriele das Mädchen, das wieder ihres Vaters Hand ergreift, aber er fragt doch den Lehrer: „Heißen Sie denn wirklich Mr. Chateau brigand?“

„Ich habe mir selbst diesen redenden Namen gegeben,“ versetzte dieser, „weil ich denselben keinem Andern meiner Familie der Chateaubriand geben durfte, ob ich gleich den Herrn Grafen, meinen Beschützer und Gönner hier zum Zeugen aufrufen darf, daß ich selbst diesen Namen nicht verdient, am wenigsten durch Treue an seinem Herrscherhause!“

Man lachte und fand die Erfindung sehr ruhmfördernd und vaterlandsliebend. Und nun kam auch die Erzieherin der Hermione, eine sehr angenehme, sehr bescheidene, sehr arme Deutsche, die Tochter eines armen Mannes, der jedoch alle seine Zeit, sein Geld, sein Herz und seine Seele auf die Erziehung seines einzigen Kindes gewandt, und nicht umsonst. Und um seine erste Revision, wie

billig, bei den Kindern anzufangen, frug also der Graf seine Hermione, was sie indeß gelernt hätten.

„Mährchen!“ rief das Kind. „Aber siehst Du das Reh, es ist ein Rehkützchen, sollte aber eigentlich wohl ein Rehböckchen sein, denn es bedeutet meinen lieben Bruder Herrmann!“

„Ja, ich bin es, oder bin es gewesen, oder werde es noch sein! Das ist noch nicht aus;“ sprach der kleine Herrmann. Hermione aber erzählte ihnen das letzteingelernte Mährchen vom Brüderchen und Schwesterchen, wie eine böse Stiefmutter die beiden Geschwister fort, ganz fort in den Wald geschickt, aber auch die Quellen bezaubert, daß als Herrmännchen endlich doch an der dritten Quelle trinken müssen, wie ich ihn vergebens mit Thränen gebeten, es nicht zu thun, er mir in ein Rehchen verwandelt worden, worüber ich mich bald zu Tode geweint. Aber siehe, da redete das Rehchen, und versprach mir mein treuer Bruder im Walde zu sein, und ich holte ihm Gras und Blumen und es schlief mit seinem Köpfchen auf meinem Schooße ein. —“

„Wie sollen diese armen Kinder einst leben?“ sprach der Gesandte bedauernd zu seinem Sohne, welcher zufrieden lächelte.

„O! vortrefflich!“ rief die kleine Hermione „Ihre Geschwister haben uns und den ganzen weiten Wald! Und wenn Brüderchen gefangen wird, wie ich schon vermuthe, so lasse ich mich mit ihm fangen. Da sind wir beide gefangen; kann etwas süßer sein?“

Dabei sah sie den andern so getrost und zuversicht-

lich und verheißend in die Augen, daß der gerührte Vater der Erzieherin und dem Lehrer mit Dank die Hand drückte und sprach: „Das Erwachen wird kommen, und das Beweinen.“

„Aber in die öde, verlorne Welt wird die Sehnsucht herreinleuchten wie Abendroth in die Nacht, und das Wissen wird ihnen leicht, und die Welt erträglich sein,“ sagte der Hofrath.

„Ich denke aber, wir schießen das Rehchen todt,“ sprach der Vater zu den Kindern gewandt, um sie auch im Gehorsam zu prüfen, ohne einen Grund seines Wortes hinzuzufügen, ob sie gleich selber sahen, daß das Rehchen die grünen Frühlingssprossen der Blüthensträucher benaschte. Der Knabe riß es geschwind, doch sanft davon. Das Mädchen aber frug nur betrübt: „Wir? Wir sollen es erschießen? Und wir können ja nicht. Da müssen wir den blinden, alten Fasanenjäger bitten, der sieht es nicht wie hübsch es ist.“ Darauf stand sie mit gefalteten Händen und lächelte unbeschreiblich mild vor sich hin.

„Schwesterchen,“ sagte der Knabe, „ich bin ja das wahre Rehchen und ich bleibe bei Dir.“

„Das ist ja wahr, mein lieber Bruder,“ bekräftigte ihm die Schwester; „und der Doctor mag ihm einen Schlaftrunk eingeben, daß es im Schlafe nichts fühlt.“

„Und,“ sprach der Knabe, „Du weißt ja, das schadet ihm nichts, denn die sieben Gaiserchen fand die Mutter auch noch lebendig im Leibe des Wolfes, und die

Nacht kommt es wieder zu uns in's Schloß durch die Gosse zum Koch, oder wenn wir ſchlafen. Es kommt doch, es iſt doch bei uns."

„Könntet Ihr ihm nicht lieber einen Maulkorb machen und umbinden, daß es nicht Schaden mache," frug Gabriele.

„Das wäre ja wie gemurrt! Da wollten wir es beſſer wiſſen;" belehrte ſie Hermione. „Wir wollen's heute noch recht hüten im grünſten weichſten Graſe. Sein Halsband behält es in der Erde, und wenn ihm der Vater einen kleinen Hügel von Raſen machen läßt, da pflanzen wir Blumen darauf und denken ſtill an ſeine Geduld." Darauf baten ſie, es ſogleich auf die grüne Trifft führen zu dürfen, ſie gingen und es lief ihnen fröhlich nach.

Alle ſahen ihnen nach und der Vater bemerkte mit Lächeln: „Auch der Gehorſam iſt da, ja die Unſterblichkeit wurzelt ſchon feſt in der warmen Erde ihrer jungen Herzen."

„Das Herz iſt auch Erde," ſagte der Hofrath.

Gabriele aber hatte feuchte Augen, trat leiſe zur Erzieherin und ſagte noch leiſer: „Ich wollte es wären meine Kinder."

„Bravo, Chateaubriand!" rief ihm der Geſandte nach.

Der Graf war in ſein Lieblingsgeſchäft, das Vorzeigen gekommen, und ihm war, als habe er alles, was er gethan nur für ſolche liebe Gäſte gethan, für das Sehen und Geſehenwerden, für das Loben, ſelber für das Getadeltſein. Die Gäſte wohnten in dem nun „das ab-

gedankte Schloß" genannten großen, alten, hohen, bethürmten Gebäude, hatten in dem neuen Schlosse nur die Halle, das Versammlungszimmer, den Speisesaal und Orballen's Zimmer gesehen, denn außer diesen und der Küche nebst Zubehör war im Innern noch nichts vollendet, aber alles im Werden. Aber der hohe, mächtige Thurm lockte, den von unten nirgends übersehbaren Garten und die ganze Gegend weit und breit mit einemmal zu genießen. Sie stiegen in den Thurm, der angeblich ohne Stufen wie der Marksthurm in Venedig, doch auch wie jener wohlgezählte sechsunddreißig Stufen enthielt, in jeder Wendung der Ecke immer eine. Gabriele erschrack, als sie ganz droben im Freien zwei porphyrne Sarkophagen erblickte. Denn wie einst die Könige Persiens wollte Herrmann mit seinem Weibe hoch über die vergeßne Erde in die himmlische Luft in vollem Sonnenschein, nicht in Dunkel und Moder bestattet sein. Die Sarkophagen, die vor einem Jahr noch nicht fertig gewesen, überraschten ihn selbst. Stillschweigend schwang er sich über den Rand des einen, legte sich hinein und maß seine Länge, während Gabriele mit Angst in den Augen zu ihm in die ängstliche Höhlung blickte.

„Aber," frug sein Vater, der Gesandte, „wenn der andere auch für dein Weib ist, wie wird es dann gehalten, wenn eins Deiner Kinder vor Euch stirbt!"

„Dann rücken wir zu," antwortete Herrmann bei geschlossenen, von der Sonne geblendeten Augen. „Bei mir schläft die Tochter, bei der Mutter der Sohn."

Aber überraſchend ſprang er wie höchlich erſchreckt heraus, und wies ihnen drunten mit Lächeln die guten Kinder, die ſich führten. Und ſo ſchauten ſie nun umher den Garten, der in der ſchönſten denkbarſten Gegend, voll Felſen, Thäler, koloſſale Bäume, See und Flüßchen mit wenig Mühe und Koſten, aber mit größter Kunſt und Verſtand des Malers nur durch Hinwegnehmung des Unangenehmen, Zweckhinderlichen in unbegreiflich kurzer Zeit aus einem verworrenen, geſtopft vollem Chaos hervorgezaubert und gleichſam herausgehauen worden, wie aus einem Marmorbruch und Marmorblock ein bedeutendes, ſinnvolles, rührendes Marmorbild. Vor allen waren die hineingebrachten Fernungen reizend und zu bewundern; das Auge konnte ſich nicht ſatt ſehen. Mitten in einem langen gekrümmten, mäßig breiten Thal von Abend gegen Morgen lag auf einem maleriſchen Felſen das Schloß; gegen Mittag öffnete ſich ein breiteres Thal mit der angenehmen kleinen Stadt, und ſchloß in mäßiger Ferne mit dunklem Wald, vor welchem das Haus des Hofrath's in der Nähe einer Waſſermühle blinkte. Wege zogen ſich nach den fernen Schweizergebirgen — und es fiel den Männern ein, dem Grafen Carl entgegen zu reiten. Sie ſtiegen hinab. Das Nöthige ward beſorgt. Das gedrohte Erſchießen des Rehes brachte auf Piſtolenſchießen um die Wette zwiſchen Herrmann und Gabrielen. Der ferne Wald hatte ſie gleichſam zu der jetzt angenehmſten Jagd, zu dem Auerhahnfalz, hinausgelockt und im Scherz wurden die Auerhähne noch auf eine Nacht vertröſtet, doch auch dies ſogleich angeordnet und beſtellt. Or-

dalie ſollte mitreiten, und Herrmann ging allein zu ihr durch eine Seitenthür.

Er fand ſie noch ſchlafend im Armſeſſel; er ſetzte ſich ihr wieder gegenüber und harrte ungeduldig bis ſie erwachte. Aber ſie entſchuldigte ſich, und ohne ihr die Entſchuldigung eines böſen Traumes, den ſie gehabt, nur widerlegen zu wollen, verließ er ſie froh, er wußte nicht warum, und kleidete ſich an, ja er ſchmückte ſich, er wußte nicht für wen. Denn er dachte nur, daß Gabriele ſeinem Bruder Carl unwiderſtehlich gefallen müſſe. Und doch ſeufzte er darüber und wußte es nicht. Während ſie darauf dem Kommenden entgegenritten, hielten alle drei nach und nach den feurigen ſchönen Pferden wie verabredet die Zügel an. Der Geſandte fing an inne zu werden, daß er ſeinem Stief- oder Nachſohne die ſchönſte, reichſte Braut entgegenführe, deren friſche, jugendliche, reizende Geſtalt und großes baares Vermögen ihm ſowohl als ſeine Umſtände wahrhaft und wirklich am meiſten exquicken und herſtellen müßte — und hielt die Zügel an. Herrmann bedachte, indem er Gabrielen mit kunſtgeübten Augen maß und in der Seele würdigte, daß Gabriele gleichſam in ihren Abgrund, nicht ſowohl in des Kommenden Glück, als in ſein Unglück, ſein eigenes Mißbehagen rette, und auch er hielt den Zügel an. Gabriele ſah mit beklommener, athemverhaltender Bruſt in die weite, weite, unerreichliche Ferne bang und lieb, als wenn dort all' ihre Schätze oder nur ihr Kleinod geblieben, fand es aus doppeltem Grunde der Zukunft wegen nicht wohlanſtändig für ſie, einem unbekannten jungen Manne

entgegen zu gehen, welcher ihr hier heimlich zugedacht ward — und hielt die Zügel an, ſchützte Schläfrigkeit von der Frühlingsluft und Wärme, und Unwohlſein vor, und wirklich erblaßt vor dem Blick in die Ferne glaubten ihr die zarten, gehorſamen Freunde. Der Geſandte ergriff die Gelegenheit ſie allein nach Hauſe zu geleiten, der Graf ritt einſam mit dem Diener bergab, die Erwarteten erſchienen ihm ſchon im bekannten Reiſewagen, andre geladene und ungeladene Gäſte aus der Nachbarſchaft auf leichtem Wagen mit angeſchnallten Flinten und Waidtaſchen hatten ſich treffend ihnen anaeſchloſſen, auch Damen ſahen zu einem letzten Wagen heraus, alle freuten ſich oder verſicherten, ſich ſeiner Rückkehr zu freuen.

Wieder auf der Höhe angelangt, ſah man Gabrielen mit dem Geſandten noch langſam reiten. Ihr Zweck war alſo verfehlt; denn Graf Carl bemerkte, daß ſie ihn mit dem Rücken anſahe, und doch zugleich, daß ſie ihm entgegengekommen war. Er ſah vor ſich nieder, während er doch von dem kleinen Begegniß Stimmung empfing.

Es konnte ſehr bald nach dem erſten Empfang nicht fehlen, daß die Brüder Herrmann und Carl von der Mutter, und dann von den andern verglichen wurden. Indeß war nicht viel mehr zu vergleichen, als alles. Beide von gleichem Körperbau, groß und ſchlank und doch von markigen Gliedern, vollen Armen und feinen Händen, glichen ſie im Geſicht der Mutter, nur daß es ſchien, als wenn ein nochmaliges Exemplar des Kopfes des Grafen Herrmann von einem nicht Uebelwollenden mit den Händen aus Laune zuſammen-

gedrückt dem Rumpfe des Grafen Carl aufgesetzt worden sei, wodurch die hohe Stirn zur schmäleren, die lange griechische Nase zur kürzeren römischen, der Raum zwischen Nase und Kinn verhältnißmäßig kleiner geworden, die Backenknochen aber und das Kinn stärker, männlicher in dem jüngern Nachbruder erschienen, und jeder, auch unbewußt, diesem mehr Charakterfestigkeit, ja mehr Muth zutraute, was er auch wirklich besaß. Auch blitzten ihm die Augen kühner, wenn er seine ruhige Haltung vergaß; aber die etwas perikiesartigen Köpfe beider waren täuschend gleich mit demselben schwarzen, feinen, sammtweichen Haare der Mutter bedeckt. Die Mutter lobte sich den Jüngeren, jünglinghaften, weil sie Aehnlichkeit in den Zügen wie im Tragen und Betragen mit ihrem zweiten seligen Manne, dem Präsidenten, mit Recht behauptete. Und aus Verdruß über die Kränkung kränkte der noch lebende Vater des Aelteren seinen Herrmann, als den Damen gefährlicher, feiner, ja mit Erlaubniß desselben, schlauer, im Stillen für sich wirksamer, und bei weitem erfahrner, lebens- und reiseklug, ja, geliebt und geehrt von Freund und Feind .... ja der eignen Mutter, was viel, ja alles sagen wolle. Um diesen Nachkrieg des vielleicht vieljährigen Ehekrieges der beiden Geschiedenen zu unterdrücken, verglichen die Frauen nun auch die Schwestern, was Ordalie rasch dadurch abbrach, daß sie meinte: jetzt wären sie doch unfehlbar zu unterscheiden, und ihren Mann umschlang, während beide Kinder sich hold an sie schmiegten. Gabriele erröthete, aber sie erblaßte gleich darauf und stand mit niedergeschlagenen

Augen ſtillbebend wie eine an der Wurzel erſchütterte Lilie. Herrmann verglich jetzt, ſehr unklug, für ſich Ordalien mit ihrer Mutter Ida. Er fand, daß ſein Weib als Weib und Mutter freilich geläutert genug, ſeiner unſchätzbaren Frau Schwiegermutter zu ähnein beginne, ſo daß auch ein Fremder wohl ſagen möchte, ſie ſeien Mutter und Tochter. — Es durchfuhr ihn wie ein kalter, unhörbarer Donnerſchlag, er verwandelte ſich im Antlitz, und um die immer mißlichen, mißlingenden Vergleiche mit einem Scherze zu enden, verſicherte er, daß wenigſtens die drei Paradiesvögel, welche die drei Verheirattheten der Mode nach auf dem Kopfputz trugen, ſich auf eine Feder glichen! Ihm aber war eigen geſchehen. Die Mutter Kunigunde war ihm wie durch eine Erleuchtung aus der Vor-, Mit- oder Nachwelt, wie eine alte Here erſchienen, wie eine Klytaemneſtra, deren Bild ihm vor Augen trat. Die Phantaſie in ihm machte einen ganz natürlichen Schritt, eine nur leichte Wendung und höchſt glaubhafte Verwechſelung, die in baldverfliegenden Jahren die bitterſte Wahrheit ſein mußte — ſeine Ordalie, ſein Weib ſtand ihm als ihre alte Mutter da! Aus unwiderſtehlichem, unwillkürlichen Drange that er einen Blick auf Gabrielen, die mit dem weißen Kleide zufällig im Sonnenſchein leuchtete wie ein Engel in erſter Friſche, Haupt, Gürtel und Arme von Diamanten funkelnd. Was er fühlte, war wie ein Hauch durch Blüthengebüſch aus der Seele, und nun brach hinter jenem Gefühl die Erbarmung, das Mitleid ein, und er reichte ſeiner redlichen Ordalie die Hand. Wenn nun der Graf aus Zuverſicht zu ſeinem

Werth, seinem Weibe nichts aus der Fremde mitgebracht als was ihm genug schien: sich selbst, so kam dagegen der bescheidene Hofrath jetzt mit einem Kästchen voll lieblicher Kleinigkeiten von da und dort und überall her, die, zusammen keine zehn Louisdor kostend, wohl im Stande waren durch Reiz, Neuheit und Wunderlichkeit ein weibliches Herz zu erfreuen. Als wenn er es nicht gesehen hätte, zeigte sie es zuerst ihrem Herrmann, der die Kleinigkeiten belächelte, worüber sie ihn ansah, beinahe mitleidsvoll. Der Hofrath wich bescheiden ihrem nächsten Blicke dadurch aus, daß er sich hinter die Fremden zog. Die kleine Hermione trug den schönsten Kranz in der Welt, einen Kranz aus einem einfachen, blühenden Fichtenzweig im Haar — und der Kranz rief und trieb den Vater in den Wald nach Dianenluft, der Nachtruh der Jäger, mit allen Bequemlichkeiten nur im ländlichen, einfachen Styl sehr reichlich und wohl versehen. Und nach dem prachtvollen Mittagsmahl, das sich bis an den Abend ausdehnte, sah die Abendsonne schon die Jäger und schönen Jägerinnen, von denen freilich Gabriele die schönste war, im Fichtenwald und breitete ihnen über den grünen Teppich ihren Frenteppich von Purpur aus, blickte mit großem goldnen Auge hinter jedem Baumstamme hervor, durch jedes Gebüsch blitzend hindurch und webte ein magisches Netz aus rosigem Duft und Schein zwischen dem hohen säuselnden Waldmantel droben und der ruhenden flüsternden Erde drunten.

Die Zeit des Einfalls des Auerhahns war nahe, man ging nicht erst in das Jagdschloß, die Loose waren bald

gezogen, denen Zahlen entſprachen, die ihrem Beſitzer einen von den andern ungeſtörten Raum zuwieſen, in deren jedem ſchmale, reine, ſelbſt unter dem raſcheſten Sprung zum Schuße, nicht kniſternde Wege den Jäger von Baum zu Baum behülflich leiteten. Die Herren und Damen verloren ſich einzeln in ihre Bezirke. Gabrielen hatte das Loos neben Herrmann angeſtellt und in dem zauberiſch dunkelnden Walde ſah er ſie regungslos wie auch bezaubert ſtehen. Hier auf derſelben Stelle wußte er nun Gabrielen, wo Ordalie ihm ſo oft an die Bruſt geſunken. Im Unterwuchs am murmelnden Bache ſchlug jetzt die erſte Nachtigall, die mit dem auf's neue entzückenden Laut den Menſchen wieder jung, wie zum Kinde macht. Er ſetzte ſich auf einen bemooſten Baumſtamm und ſeine Thränen floſſen. Da fiel mit Gepolter ein Auerhahn ein, wirbelte lange und dumpf ſein Liebeslied und ſalzte zuletzt. Da war Gabriele indeß angeſprungen, und wie er ſchwieg, ſtand ſie mit geſpanntem Hahn und hörbar klopfendem Herzen und leuchtenden Augen dicht neben ihm. Der rohe Liebhaber drehte ſich droben und polterte wieder. Sie ſchoß. Er hatte es nicht gehört. Sie hatte gefehlt, denn er ſalzte wieder. Sie ſchoß den zweiten Schuß aus der Windbüchſe. Aber er polterte fort. Da kam ein Bote mit Haſt, der Page der Gräfin. Ohne Reſpect vor dem unſichtbaren Verliebten da droben, verlangte er den Herrn allein zu ſprechen, führte den über die Störung Verdrießenen ſeitab, und ſagte dort ihm halblaut: „Die Frau Gräfin ſind krank.“

„Sehr krank?“ frug er.

„Auf dem Ritt durch die Stadt mußte ich den Leibarzt berufen.“

„Wer ſchickt Dich?“

„Der Herr Hofrath Vollrath.“

„Bringe mein Pferd!“

„Hier ſteht es ſchon.“ Er warf ſich darauf.

Ordalien aber hatte nur eine unerklärliche aber unabweisbare Angſt befallen. Der Arzt nannte es ihr das große Heimweh, das ſelbſt die Schweizer jetzt alle ſelbſt mitten in ihrer Heimath befalle, alſo jeden in ſeinem Hauſe befallen könne, nicht nur in der Fremde. Sie kannte den ſonderbaren Mann, der ſelten ſeine Meinung unumwunden ausſprach, aus Scheu vor dem Schreck ob der Wahrheit. Ihr war nichts erklärt, nichts halt, ihre Angſt ſteigerte ſich in der immer dunklern, ruhigern Nacht, und vor dem Schlag der Nachtigall mußte ſie ſich in die Kiſſen verbergen. Aber als ihr der Hofrath ſagte: „Der Graf kommt. Das iſt ſein Pferd! Jetzt gallopirt er ſchon über die Brücke!“ Und als ſie nun die Schläge des Hufes vernahm, da war ſie wie von einem Geiſte erlöſt oder plötzlich von folternden Schmerzen verlaſſen, frei, ruhig, froh, ja ſie lachte ſogar und ſetzte ſich auf.

So fand ſie der Graf, froh ihrer Beſtrung. Sie verplauderten ein Stündchen mit ihr, bis ſie einſchlummerte. Und als ihm der Leibarzt auf ſeine ernſte Frage verſichert, daß ſeine Gemahlin ihm nicht Beſorgniß einflößen möge — anſtatt zu ſagen, daß er ihr Angſt errege — ritt der

Graf wieder langſam in der ſchöngeſtirnten Nacht hinweg, um zur rechten Zeit bei dem Morgenſalz zu ſein.

Endlich erſchien der erſehnte Tag, an welchem das Teſtament des Präſidenten eröffnet werden durfte. Zu rechter, früher Tageszeit ſaß ſeine Wittwe, die Gräfin Kunigunda, ſein einziger Sohn Carl und ſein Vorbruder Graf Herrmann vor jenem auf Erden aller beſonderſten, aller bedenklichſten Kaſten, dem eiſernen Teſtamentverſchluß. Er wurde eröffnet, wie eine Bundeslade, nicht nur mit zehn, ſondern mit tauſend Geboten. Denn hier hatten ſich viele herausgenommen aus dem Spiele des Lebens abtretend, einen einzigen ihrer letzten Willen, eiſern und unwiderſtehlich in künftige Tage voll unbekannter Ereigniſſe, voll unberechenbarer Wechſelfälle einzuführen und geltend zu machen. Der blühende Hofrichter griff in den Todeskaſten, ließ die unverletzten Siegel anerkennen, ſchnitt die Bänder auf und publicirte mit angenehmer, faſt weiblicher Stimme den Inhalt. Als folgewichtig erſchienen den Intereſſenten und den beiden Teſtamentexecutoren:

§. 3.

„Nachdem ich nun meiner lieben Wittwe Kunigunda mein Unrecht abgebeten und ſo viel in meiner todten Kraft ſteht, gut gemacht, daß ich ſie ihrem Mann, ihrem Haus, ihrem Kreis, ihrer Ehre und ihrem ungetrennten Glück entführt, und ihr für das erſte ſchöne frühlingsgleiche, ruhigfließende Leben nur gleichſam einen Nachſommer,

eine zweite, gering ausfallende Ehre-Erndte gewähren konnte, wende ich mich zu Dir, mein Sohn, mein Carl, meine arme Waise von vierundzwanzig Jahren. Du würdest wahrscheinlich achtundvierzig sein, indem Du meinen letzten Willen fromm und dankbar mit anhörst, wenn ich in Deinen Jahren geheirathet. Der Schade und Verlust ist aber mehr Dein als mein, daß ich nicht Enkel sehe, und wie ich war, nutzte ich Dir wenig mehr. Für das Vergangene aber habe ich Dir abzubitten, und bitte Dir hiermit feierlich ab, daß ich Dir Deine Mutter — eine Geschiedene — zur Mutter gegeben, wodurch ihr Herz getheilt, ihr Sinn, ihre Liebe hier und dort sein mußte, bei uns und bei jenem. Denn ein Weib vergißt die erste Liebe nicht, und mit Recht. Aber darum hattest Du doch eine halbe Mutter, keine ganze — und das vergieb mir von Herzen mit Deiner Hand in die Hand des Richters." ...

— Das geschah. —

...„Und denke, ich hatte auch nur ein halbes Weib, kein ganzes. Das vergieb ihr von Herzen mit Deiner Hand in die Hand der Mutter." ...

— Auch das geschah. —

...„Und nun laße ich Dir die Wahl, ob Du freudiger denken willst: ich bin und lebe, und den Vater schuldig an Dir und der Mutter wissen, oder ob Du lieber mich unschuldig und glücklich wünschest — und nicht in der Welt wärst! denn nach jeder That bleibt die Wahl noch frei, und darin kann der Unglückliche zurückstehen aus Größe des Menschen. „„Das ist mein letzter Wille. Graf

Eberwein.“ „Dagegen habe ich Dir zu danken, daß Du als hochbetagter Jüngling, so vernünftig, so einsichtig in die Zeit gewesen, Deinem wetterfahrnen Vater zu folgen, und in Genf ein Handwerk zu lernen, aber eine Kunst, Fernröhre zu machen.“

Hier mußte die Präsidentin den Vorleser unterbrechen und sagte: „Ja, das habe ich meinem Manne, dem aus Furcht und Ehrfurcht vor der Menschheit resignirten Minister, sehr hoch in unserem Schuldbuch angeschrieben. Ich selbst vermochte in dieser einzigen Sache nicht seinen Entschluß zu beugen. Aber das kam von seiner vertrauten Freundschaft mit Niebuhr, der nicht sowohl aus Schreck über die Bewegung, sondern aus Ermessen der Gegenbewegung gestorben, welcher erst die entscheidendste Bewegung folgen muß, die mein Sohn noch erleben könnte, also wohl that ... für seinen Lebensunterhalt durch irgend ein für das ewige Volk nützliches Können zu sorgen.“ — Der Richter hörte aufmerksam zu, und als sie schwieg, um sich die Augen zu trocknen, ergriff er das Wort und las weiter:

§. 4.

„Jetzt aber höre treu, bald und gewärtig, mein Sohn! Du sollst unverbrüchlich treu sein, zeitlebens, und zwar derjenigen, welcher man es allein ist und sein kann, der Natur. Darum sollst Du nun gleich ein Weib nehmen — und schon die That ist Treue — jung, ein junges voll Lust, um durch die erste Wonne des Lebens mit der Dich auf alle Tage zu verbinden, die auch so entzückt ist von Dir; und glaube felsenfest, nur die Jugend

und Freude verbindet wahrhaft; im Alter erwirbt man nicht einmal mehr einen Freund, wie denn ein Weib und ein junges Weib. Unsere innern Hoffnungen sind Kinder und erheischen Kinder, mit welchen sie den schönen Weg des Lebens zusammen zu gehen, zusammen zu vollenden vertrauen dürfen. Und dieses ist Euer Glück. Im ersten Gefühl der Welt kommt Euch noch alles wie Kindern — selbst Kinder. Die Jugend ist Dir noch nicht wie ein altes Mährchen aus dem Sinn, und jetzt kannst Du sie wieder Deinen Kindern erzählen und alles wieder thun. Und nicht zum letztenmal, denn auch noch den Enkeln. Also dreimal! Dreimal jung ist wer jung freit. Dreimal glücklich. Und tausend Beschwerden sind bei froher junger Seele unempfunden schon überstanden, ehe eine Wange von ihrer Rosenfarbe verliert, ehe Ihr aufhört schamhaft zu erröthen, oder ein Haar in Euern Augenbraunen Euch länger möchte. Warum ich nun so auf Treue dringe? Weil ohne Treue keine Ehe ist, wie keine Vermählung. Und außer der Ehe ist der Mensch ein Halbthier, da er in der Ehe erst ein Mensch, ja ein Halbgott ist. — Denn ich frage wohin, wohin will selbst der allmächtige Vater dem Menschen das Glück des Lebens schütten, als über den Menschen: den Vater, den Gatten, die Gattin, das Kind, die Kinder? Also bloß weil ich wissen will, daß der Mensch ein Mensch sei, will ich Dich jung in der Ehe. Aus dem Hause, aus dem Glück, aus der stillen wonnigen Tiefe der Liebe stammt der Mensch, wandelt daraus in die große, schöne, weite Welt hervor, schaut, verlangt, erreicht vieles, sieht noch mehr, wenn

nicht alles, doch das All, das Glück der vielen ſich ſelber wunderlich verſagt; bis er ſich beſinnt, denkt und ſieht, daß das Glück der aller nur Ein Glück iſt, das häuslichſte Glück! Jetzt erwirbt, baut er oder beſitzt das Haus ſeiner Eltern — und was alle Menſchen mit ihrer Weisheit nicht ergründen, was alle begeiſterte Herzen auf der Erde noch nicht einſichten und darſtellen können auf ihre Weiſe, was alle Mächtigen weder jetzt, noch einſt jemals den Menſchen als eine Gabe ſchenken können, das erwirbt, genießt, denkt und fühlt er in ſeinem Hauſe, im Kreiſe der Seinen, die ihm Leben, Wohlſein, Frieden und Freude und vereinſt wieder ſolch Glück verdanken. Hat es der Menſch da draußen wo nicht ſo weit bringen können, nur einigen Werth zu haben, hat man überall ihn gleichgültig kommen, gleichgültig gehen ſehn — ſo hat er hier einen unermeßlichen Werth! Er iſt ein unſchätzbares, einziges Kleinod — mit ihm leben die Seinen, mit ihm ſtirbt ihr ungeſtörtes Glück. Auf immer! Geht er aus, iſt er wie von kleinen Engeln geleitet, die ihm nachſehen bis ihn die Bäume verbergen; kommt er wieder, erſchallt unſtillbarer Jubel und den Seinen iſt größer und hehrer geſchehen, als wenn ein Gott aus der Sonne zu ihnen herabgekommen wäre — denn ſie kennen ſeine Liebe zu ihnen. Und ſo darf ich und will ich es laut ſagen, das von aller Welt zu beherzigende Wort: Wo des Menſchen Liebe erkannt wird, da iſt er zu Hauſe, da iſt er alles, was er ſein kann, ein glücklicher Menſch. Da und dann erſt hat er Gefühl für die Schönheiten der Natur umher, und Liebe für alle, die da Menſchen ſind.

wie er ein Mensch ist! Und Liebe, Schonung und Hülfe für alle, die es nicht sind, nicht sein können aus Verblendung oder aus Schicksal. Und wenn ein Mensch auf Erden so glücklich sein kann, wie niemand jetzt oder künftig mehr, und reicher und voller, ist da die Erde nicht schon so gut wie je! Darum ist ein Glücklicher ruhig und wünscht Aenderungen beschreiben und Vervollkommnungen gelassen. Ja, Noth der Armen, Druck der Mächtigen, Thränen und Unglück sind ihm ein Glück mehr, durch sein Mitleid, seine Zärtlichkeit, seine Hülfe." ...

— „Das ist als wenn ich meinen zweiten seligen Mann hörte, den resignirten Minister," versetzte die Wittwe. „Weil tausend Umstände, Furcht, Mißtrauen, Soldatenwesen, Staat und Luxus jetzt die Ehen zu der von ihm empfohlnen Zeit der reifen Jugend hindern, deswegen sei die Welt voll Unruhe, Verzweiflung und wolle eigentlich mit tausend Worten und Thaten — nur heirathen. Aber thue ihm den Gefallen, mein Sohn!" — Und der Richter fuhr fort:

...„Aus welcher Absicht Du, mein lieber Mensch, aber nun heirathen sollst? Aus der puren, das heißt reinen Absicht: Ein Weib zu haben! Aus keiner andern Haupt- noch Nebenabsicht. Selbst an Kinder brauchst Du nicht zu denken, weil sich die Natur vorbehalten hat, damit zu überraschen, auf die himmlischste, allein nicht vorzudenkende Weise. Aber wen sollst Du heirathen oder was? — Eine Jungfrau, welche Du willst, nur soll sie, wo möglich, doch eine Stunde jünger sein als Du, also keine Wittwe, keine Geschiedene, denn glaube mir:

eine Frau soll nur Eines Mannes Weib sein, wie jeder Mann nur Eines Weibes Mann. Wenn Du es erforschen oder errathen, ja nur vermuthen kannst, sollst Du auch keine Jungfrau nehmen, die eine Neigung zu einem Andern gehabt oder hat, die sie jetzt Dir zu gefallen vielleicht unterdrückt, aber doch behält, wie der älteste Baum das Zeichen der jüngsten Wunde. Denn über alle Begriffe ist ein Weib ihrem Herzen treu. Darin stirbt nichts und niemand, oder doch nicht so, daß er nicht bisweilen lebendig würde und aus ihrem Augen Dich tödtet oder zu Schatten macht. Außerdem jede Frau ist gut, glaube der Natur, deren Werk sie ist, ja, die sich selbst darin reizend und reich verborgen hat. In den wesentlichen Eigenschaften sind alle einander ähnlich, wenn nicht gleich, Mädchen den Mädchen, Jungfrau den Jungfrauen, Mutter der Mutter, Matrone den Matronen. Wähle, und Du bist doch blind und bedingt. Aber höre die Versöhnung. Eine Frau soll dem Manne statt des ganzen weiblichen Geschlechtes auf Erden sein; wo irgend eine an ihre Stelle treten könnte, da wäre sie nichts, wo sie an ihre Stelle träte, da wäre sie vernichtet. An diesem Probirstein prüfe jeder sein Weib, sein Leben, sein Glück — seinen Verstand, seine Weisheit und Liebe. Denn in dieser liegt der unwiderleglichste Beweis von der Innigkeit, Herzlichkeit und höchsten Kunst der Natur: aus jedem einzelnen Weibe ein einziges Kleinod zu machen, jeden Hausstand zur Würde einer, nur kleineren Schöpfung zu erheben. In Einem Manne liegt das ganze männliche Geschlecht, Eine Frau stellt alle Frauen dar

und vor, mit allen ihren Eigenthümlichkeiten, die erſcheinen wie Leben und Mann ſie citiren, und ſich verbergen, wenn ſie ſie bannen, und die glücklichſte Ehe unterſcheidet ſich von der unglücklichſten um kein Götterhaar, denn in beiden wie in allen waltet und herrſcht die göttliche Gerechtigkeit und die Wonne ſie alle Augenblicke neu zu verbinden. Mann und Frau ſind erſt beide zuſammen ein Menſch. Deswegen hat der Mann und das Weib andere Eigenſchaften und Gaben und nicht jedes darf beſitzen, was das andere hat, wenn ſie nur beide zuſammen Einen vernünftigen, lieblichen und geiſtigen Menſchen ausmachen, der wohl in der Welt ſelber lebt, und ſeines Gleichen wieder auf Erden läßt. Des Lebens Schatz kann Mann und Frau nur heben, kein Anderer! Kein Einzelnes! Sie zweie aber heben ihn leicht, ganz wonnig, und ſchöpfen mit ihren zwei Eimern den Himmel aus wie einen Brunnen!“ ....

— „Da möchte man ja gleich noch einmal heirathen,“ ſprach Herrmann erwärmt, „ſo ſüß ſpricht meiner Mutter Mann, als hörte ich den Hofrath! der jedoch auch nur ſo ſpricht!“

„Schade nur, daß die Eimer verlechzen, wie in der Bibel ſteht;“ bemerkte die Wittwe,“ und ſtrich ſich die bunte Federſchef des Paradiesvogels aus dem Geſicht. Der Hofrath aber, der allerdings das Teſtament ſelbſt aufgeſetzt, war bitter über das Wort des Grafen geſtimmt. Der Richter hatte indeß das letzte Blatt mit den Augen voraus überblickt, zog lächelnd die Augenbraunen in die Höhe und ſagte nur noch ein kurzes Wörtchen:

§. 5.

...„Nichts ist gewisser als das Feuer der Liebe im Herzen, aber nichts zufälliger, folglich der Natur, also dem Menschen gleichgültiger, als: welchen Gegenstand sie ergreift, erleuchtet, entflammt, also wen Liebe der Liebe belohnt. Vorzüglich aus diesem Grunde, wie nicht minder aus allen gesagten, mache ich Dich verbindlich, binnen heut und sechs Wochen ein Weib zu haben. Binnen heut und sechs Wochen. Das merke, das thue wohl, und Du wirst wohl thun, denn bei dem einzigen wichtigen Werke im Leben, Deiner Begrabung aller Selbstsucht, Deiner Auferstehung zu einem doppelten, doppeltschönen Dasein darf kein Tag verloren gehn. Auch der Tag fehlt am Ende, die Stunde.“...

Der Paradiesvogel schien sich auf dem Haupte der Mutter zu wiegen, und sie bemerkte ihrem Sohne: „Nun, Du wirst nicht weit zu gehen haben. Die Brücke ist Dir gebaut.“ Dabei sah sie ihn bedeutend an; aber der Sohn sah still zur Erde, und Herrmann suchte mit eigner Empfindung ihren Blick aufzufangen. Nun sah sie Carl zufrieden an und Herrmann starrte erröthet zu Boden. Der Hofrath aber bedeutete den Richter, der höflichst schloß:

...„An alle moralische Werke hat die Natur auch ein grobes irdisches Gewicht, ja zwei gehangen: Schaden und Nutzen. Ich habe immer gestrebt, sie nachzuahmen, bestimme also, daß mein Sohn Carl — das ist mein letzter Wille — mein ganzes baares Vermögen erhält, wenn er seine sechs Wochen richtig hält; für jede

Woche aber, die er ein Weib später heimführt, soll ihm ein Sechstheil des Geldes abgezogen werden, so daß er gar nichts davon erhält, wenn er sechs Wochen nach den sechs Wochen Wahlzeit hat verstreichen lassen. Diese Strafgelder für den versäumten Ehestand sollen die Sechstheile oder das Ganze an meiner lieben Frau lieben Vorsohn Herrmann fallen, unter der ihm lieben Bedingung, wie ich aus einem Gespräch mit ihm weiß, daß er sein von der Großmutter geerbtes, altes, festes, geräumiges Schloß in Frankreich nebst Garten und Zubehör zu einem Prytaneum oder einer Walhalla für lebende Deutsche um das Vaterland in irgend einer Weise verdiente Männer, die aus irgend einem Grunde davon Gebrauch machen wollen, dafür hergiebt. Schon ein Sechstheil des Geldes langt zu dem Ankauf und die übrigen Interessen davon zur löblichen, würdigen Aufnahme und kostenlosen sorgenfreien Unterhaltung von zwölf Prytanen. Die nicht bedurften Zinsen aber, selbst von dem ganzen Vermögen sollen ihm zu freiem Gebrauch alljährlich zufallen. Denn er weiß viel zu gebrauchen. — Das ist mein letzter Wille."

Durch dieses Testament des liebenden, redlichen Vaters, der, wie man wußte, sehr unglücklich mit seiner, oder, die Wahrheit zu sagen, durch seine Kunigunda gewesen, kam nun ein eigner Reiz in die Gesellschaft, und in die außerdem gewiß auch veranstalteten Feste ein Sinn und Bezug. Ohne daß man sich besonders verabredet hatte, geschah alles rascher und ununterbrochener in ge-

ſteigerter Pracht und gleichſam folgerechter Bedeutung. Aber jeder behielt ſeine Meinung, ſeine Anſicht, ſeine beſondere Abſicht für ſich, und nur etwa die beiden Mütter ſchienen vertrauter, wenn auch Gabrielen's Mutter bisweilen wieder zurückhaltend und für ſich lächelnd. Neugierig war man an jedem Abend, ob nicht Carl, der das ſchönſte Räthſel zu löſen hatte, plötzlich ſeine Abreiſe auf morgen anſagen, und ſich beurlauben würde, um vielleicht eine ſchon Gekannte, Gewünſchte oder Geliebte nun zu erwerben, abzuholen, hieher zu bringen, oder ob er hier weilen würde. Und in dieſem Fall, um welche der Schönen er werben werde, oder ob er auf ſeine Kunſt geſtützt und mit ſeinem Stammſchloß und Gute zufrieden, nicht lieber alles andre Vermögen ſich entgehen laſſen, und dem Bruder gönnen wolle, als mit einer Ungeliebten oder Unliebenden ſich vermählen. Aber ihm war nichts abzumerken. Durch große Anſtrengung den Winter über, hatten ſeine jungen Augen viel gelitten, er bedurfte und gebrauchte den Leibarzt, zu welchem er oft ſelbſt ging, oder im jungen Grün der neuen Saaten allein ſich erquickte. Herrmann meinte gegen den Hofrath, es ſei unmöglich, daß Carl, ſelbſt ſchön, eine Schönere finden könne, als Gabrielen. Ich habe mich eigentlich feſtgebaut, ſchon die Mauern und Wände haben mein Können erſchöpft, und zu meinen fernern, unumgänglichen Wollen bedürfte ich wohl der Strafe, die mir ſein Aufſchub, ſein Verſäumen eintragen würde. Aber er iſt mein Bruder, und darum wünſche ich ihm denn nun einmal ſein Glück und beneide ihn nicht.

Der Hofrath verſtand die unbewachte, offene Rede und ſah wie durch klares Waſſer die Kieſel im Grunde, die darin liegende Wahrheit, alſo auch die Selbſttäuſchung eines Herzens; wie am Baume die Blüthenknospen kannte er ſchon die ſchlafende Leidenſchaft, denn er durfte nur in ſein eignes Leben zurück ſehen. Aber es wäre furchtbar und vielleicht unheilbringend geweſen, ein klares, erklärendes, erweckendes Wort zu einem ſchlafenden Herzen zu ſprechen. Er blieb kühl, kalt, und wollte entſchiedene Zeichen nicht herbeiführen, nur gelegentlich abnehmen; und dann, oder beſſer ſchon bald, ohne Worte warnen, bedeuten, zum Stillſtehen, zum Umkehren zwingen, alles durch leiſe, ſchöne Rede der Zeichen.

Und er hatte alles hold ausgedacht. Sie gaben auf dem freundlichen Theater, Herrmann und Dorothea. Er war Herrmann, und Dorothea war Dorothea, und er führte ſie heim, ſie ſtrauchelte an den Stufen im Garten, dem Vollmond gegenüber, ſie ſank an ſeine Bruſt, und nach dem Theater fuhr er anſtatt auf das Schloß, in die Kirche und ließ ſich trauen, und dann in ſein Haus, und war ein Mann, ein Menſch, ein durch die Natur geheilter, ja dreimal geſegneter, dankbarer Menſch.

Sie hatten einen Liebhaberverein — das Vorwort Theater verſtand man von ſelbſt dabei — mit angenehmen Talenten, klaren Stimmen, den beſten Willen. Aber ſie waren, trotz guter Bildung, alle keine Comödianten, nur wie das Volk ſagt: „Comödiantenſpieler;“ denn ſie ſpielten ſehr ſelten. Er hatte verlangt: „Spielt nur einmal ſechs Wochen lang jede Woche vier-

mal! dann habt Ihr Euch ſelber gewonnen, außerdem ſeid Ihr bei jedem Stück immer wieder Anfänger.“ Aber ſie hatten aus beherrſchenden Alltagsumſtänden immer wieder von vorn angefangen, und nur noch Herrmann und Dorothea wollte er ihnen einſtudiren, und Herrmann ſein. Die Rollen waren ausgeſchrieben, er vertheilte ſie bis auf die Hauptrollen. Er zögerte die Spieler derſelben zu nennen. Da riefen alle, ſelber Ordalie: „Herrmann muß Herrmann ſein!“ Und Herrmann rief zu den Verlangenden: „Und Gabriele muß Dorothea ſein!“ Sie mußte näher treten, die Beiden gaben ein reizendes Bild, lockend für Carl; und ſeine Mutter, und ſelbſt Ordalie drängte — ſie laſen beide darauf auf Spaziergängen das epiſche Idyll, um am Ganzen, am Original ihre Rollen beſſer zu empfinden, ſie erklärten ſich genießend die ſchönen Stellen bei Blumen, bei Nachtigallen, in ſchattiger Einſamkeit, ſie hielten die Hauptprobe vollſtändig, Herrmann führte Dorothea heim, ſie ſtrauchelte an den Stufen im Garten für ihn, dem Vollmond gegenüber, ſie ſank unwillkürlich an ſeine Bruſt — und der Hofrath war um eine doppelte Erfahrung reicher! Denn außer dem andern Wichtigen, was er bemerkt, hatte er ſich auch überzeugt, daß die wahre Dorothea den Hofpredigar Paul im Stillen ſo wohl wollte, daß ſie weinte. Denn ſie war arm. Sie war lieblich, aber nicht ſchön. Und ſo verzagte ſie, blieb ſtill und gut, und ſah nur ſehr blaß aus. Und der zu ſchweigſame Freund, der ſo lange auf ein Herz warten wollte, bis es ihm Neigung zeige, wie auf das Aufbrechen einer Blume, auf deren jeglichem,

zarten, weißen Blatte sein Name eingewachsen stehen sollte, ehe er sie für sich zu brechen befähigt sei — er unterstützte ihren armen, einsamen Vater in der Fremde unerkannt, als käme das Gold von seiner geliebten Tochter und sei ihr ganzer Jahrlohn und der Lohn seiner Liebe zu ihr und ihrer gestorbenen Mutter. Und Vollrath sprach heimlich: „Das ist eigentlich schändlich von Dir, Dich an der Unschuld durch Edelmuth zu rächen! Aber mein Freund Paul soll wissen, was für ein Schatz ihm wo zu heben liegt — und weint. Er trocknet gern Thränen!“

In ihrer bedenklichen, weniggeahndeten Lage wollte er aber nun wieder auch Ordalien erfreun und verstärken, dadurch, daß er ihre schönen Kinder dem Vater und allen zeigte und zwar in drei lebendigen Bildern, die nicht wirksamer ausgedacht werden konnten, als sie ihm gleichsam ein guter Schutzgeist vorauswissend in die Hand gegeben; „Die Ehebrecherin“ in drei lebensgroßen Oelgemälden von einem der denkendsten, fühlendsten, aber nicht gewiß zu nennenden Meister dargestellt, hatte er gleich auspakken, berahmen und im Saal aufstellen lassen, als er aus dem Theater nach ihm abgenommener Herrmannsrolle gleichsam entsprungen war. Man war in aller Unschuld übereingekommen, diese Bilder nach dem Schauspiel im Theater darzustellen, und Herrmann vorzüglich um seinen Gemälden sogleich einigen Ruf zu gründen. Die Gesellschaft versammelte sich davor, und damit jeder sich besser in seine stumme Rolle dächte und seine Geberde und den Ausdruck seines Gesichtes daran sich abnehme, erklärte der Hofrath ihnen die Bilder. —

Darauf wurden die Personen erwählt. Zum Darsteller des Ehebrechers erbot sich der Gesandte, wogegen nichts einzuwenden war. Die Erzieherin, Dorothea, sollte die Ehebrecherin darstellen; aber eine fast kleine, also jugendlich erscheinende, sehr schöne junge Frau, die auch ein Töchterchen hatte, welches in das erste Bild paßte, erbot sich so lieb, so held, so unschuldig zur Ehebrecherin, daß es allgemeine Freude, und in dem Hofrath die herzlichste Rührung erweckte. Der reine, unbehauchte Ruf der Baroneße Wilhelmine gab ihr die Ehrenperson, und doch war sie ein wenig erröthet, eigentlich wollte sie ihr schönes Kind nur zeigen. Zum Ehemann erbot sich Graf Carl, und wer den Christus auf dem dritten Bilde darstellen sollte, darüber war kein Zweifel. Ein russischer, höchst ehrenwerther General, der übrigens bloß dem Bilde des Christus der italienischen Maler, besonders dem besten und schönsten von da Vinci fabelhaft und Ehrfurcht gebietend gleich sah, war auf der Durchreise in die deutsche Heimath zum Besuch seines Freundes, Herrmann, gekommen. Schon allein in seiner russischen Uniform erschien er als die himmelschreiendste Ironie, deren Sarkasmus gesteigert und doch auch gemildert ward, wenn er von dem Niederschießen und Zersäbeln der Türken erzählen mußte, denn seine stumme, stille Gegenwart bedrückte die Gemüther, besonders die Frauen und Kinder. Selber der kleine Herrmann drängte sich an die Mutter und frug sie kindisch und scheu: „Mutter! Ist das der liebe Gott?“ wenn die kleine Hermione dagegen sich nicht an ihm satt sehen konnte. Diese Ehrfurcht der

Damen, gestand er dem vertrauten Freunde, sei ihm fatal, er habe noch keine christliche Braut finden können, und nur in der Türkei sei es ihm wohl ergangen. „Die Maler haben mir das Leben verdorben," pflegte er zu sagen, setzte aber mit einem seiner treuherzigen, wohlrathenden Blicke auf Gabrielen hinzu: „Sie ist ein Engel! Das kannst Du mir glauben. Die Federwische machen nichts aus, ja, mit dergleichen müßte man um so eher besorgen, sie flöge uns fort!"

Die schönen morgenländischen Costüme wurden besorgt. Herrmann und Dorothea gelangen zur Verwunderung wohl. Denn, wenn sonst die ganze Stadt und die Nachbarschaft herzugeströmt war, um vor innerem Lachen fast zu bersten, wenn Herrmann die Bühne betrat, der feinste, gewandteste Mann unbehülflich und steif dastand, bald den Souffleur mit den Augen um Erbarmen anflehte, stumm blieb, falsche Worte stammelte, die Hände wand, mit den Augen blinkte und nicht wußte, was mit Armen und Gebeinen anzufangen, so erschien er jetzt ein vollkommener Herrmann, Dorothea täuschend, liebend, begeistert, die Mutter um sie beschwörend, daß Gabriele von seiner Begeisterung angeflammt und durchweht auch selbst zu Dorotheen ward und zum Weinen rührte, als sie im Hause der Schwiegereltern sich so getäuscht sieht, wie verspottet weint und Herrmann vor Liebe zagend sie beschwichtigt, daß sie von stillem Entzücken glänzt. Der Hofrath in den Coulissen als Director, Carl in der gräflichen Loge hatte kein Auge von ihr verwandt, und beide waren, obgleich sich fern, doch einstimmig, daß hier eine

kaum verhüllte Neigung verwalte, und eine Braut mit Neigung für einen andern, selbst für den Bruder, hatte ihm der Vater verwehrt.

Die lebenden Bilder je schöner sie gelangen, erregten wieder in beiden die gleichen Gefühle, Besorgniß für die Zukunft, die nächste vielleicht, aber in Ordalien's Freunde nicht Besorgniß für sich, nur Kummer um sie. Denn eine Leidenschaft wird nicht mehr rückgängig, wußte er; den einmal lebendig gewordenen, aus seinem Schlaf erweckten Keim fördert alles im Wachsthum, wie Wind und Regen, Tag und Nacht einen andern Keim. Im dritten Bilde saß Ordalien's kleines Kind bei der Ehebrecherin, und die aus dem ersten und zweiten Bilde erlöste kleine Tochter der Baroneße stand in den Coulissen und sah sich die schöne, traurige Mutter an, die vor dem Propheten zagend in dem erhöhten Raume dasaß. Auf einmal sprang die Baroneße aus dem Bilde und jeder erschrack über sie und ihren gellenden Schrei. Ihre kleine Tochter hatte sich das Kleidchen entzündet und brannte. Ein entschlossener Zimmermann ergriff sie und tauchte sie in die stets gefüllte Wasserbutte. Der Vorhang war gefallen. Die Damen strömten voll Theilnahme auf das Theater. Das Kleid war gleich gelöscht worden, und dennoch jammerte die untröstliche Mutter: „Mein Kind! Mein schönes Kind!“ Denn mit einem Blicke hatte sie gesehen, daß ihre Haare und Augenbraunen verbrannt, ihre Kehle, ihr Kinn und Nasenflügel, und die Aermchen unter dem Zunder des Kleides auf Lebenszeit durch unvertilgliche Male entstellt, ihre Lust an dem Kinde dahin

sei. Das Kind ward zum Leibarzt in's Haus gebracht, und sonst höchst unfolgsam, ja ungezogen, verzogen und ungebändigt rief es wiederholt zur Mutter: „Ich will folgen! Von nun an will ich gut sein und folgen wie ein Kind!“ wozu die Mutter klagte: „Das wird Dir nun wenig mehr helfen! Du hättest folgen sollen.“

Wie alle Unglückliche bald von den Glücklichen verlassen sind, war auch Wilhelmine verlassen, nur Ordalie entzog sich dem Balle im Schloß und führte dem wimmernden Kinde ihre Kinder wo möglich zur Erheiterung zu. Herrmann aber machte den frohesten Wirth. Er tanzte mit Gabrielen den reizenden Tanz der Strasburger Jugend. Dann ruheten sie, der General stand zwischen ihnen, und im Gespräch theilte er Herrmann die Neuigkeit mit, daß der russische Große, dessen Namen er ihm nannte, unvermuthet in der nahen Residenz geheirathet habe. Der Hofrath hörte es, aber auch Gabriele, die bald darauf, als so lange sie ihren Schreck darüber verbergen, ihre Trostlosigkeit darüber bewältigen können, wie vom Tanze angegriffen, sich der Schwäche anklagte, aufstand, wankend den Saal verließ, durch mehrere Zimmer in ein hinteres, düsteres eilte, aber kaum drei Schritte von der Schwelle schon ungehört auf den Teppich sank und liegen blieb. Aber nicht ungesehen. Denn Herrmann, eben abgehalten ihr theilnehmend zu folgen, bat den Hofrath darum. Sein heller Verstand, sein auf alles achtender, selbst kleine Ereignisse und Zufälle treu bewachender Geist, verband jetzt mit Gabrielen's Bestürzung über die Verheirathung des Russen die Erinnerung,

daß er auf der Heimreise mit Carl in dem Gasthaus, wo sie nothgedrungen verweilen müssen, gehört habe, daß derselbe Fremde Gabrielen wahrscheinlich aus Petersburg bis dahin begleitet, und daß beide sich hier erst getrennt hätten. Denn auch von der schönen Fremden war ihm gesagt worden, und alles traf ihm später zusammen, daß Gabriele jene auffällige Schöne gewesen sei, und jetzt sah er es traurig bewiesen, ja, er ahndete noch traurigere Ursachen zu ihrer jetzigen Verwandlung. Er hatte wohlgethan sich ihr nicht zu nahen, sie nicht zu beschämen, und wie er vermuthet sprang sie plötzlich auf und setzte sich auf einen Divan. Er zog sich zurück und sandte ihr ihre Mutter mit vorsorgenden Worten.

Sie erschien alsdann viele Tage nicht, und so heiter und schön diese aufblühten, die Sonne als ihre Blume zeigten, und so purpurn und still sie am Himmel über der festlich prangenden Erde abblühten, so fehlte doch ihr schönster Schmuck dem, seiner Liebe zu ihr sich noch nicht deutlich bewußten, Herrmann. Er suchte überall, er wußte nicht was; er war unzufrieden, er wußte nicht worüber; seine Ordalie, selber die Kinder empfanden seinen Verdruß; die Pferde, auf die er sich warf, mußten seine Hast, seine Ungeduld entgelten und in die Wälder, auf ferne Hügel ihn athemlos tragen, ermüdet wie unermüdet ihn wieder nach Hause bringen, wo ihm wohl ward, wenn er wieder den Thurm seines Schloßes sah, aber darin war ihm traurige Stille und tödtliche Einsamkeit mitten im lauten Geräusch.

Endlich erging Gabriele sich wieder im Garten mit

ihrer Schwester und der Mutter. Anscheinend wie vor, lebhaft und heiter, blieb sie doch manchmal stehen und mit gleichsam zurückgezogenen Augen schien sie sich nicht zu getrauen etwas, einen Baum, eine Blume recht offen noch lange anzusehn, am wenigsten Herrmann. Früher offen, ja zutraulich gegen ihn, gern in seiner Nähe, vermeidet sie ihn auf zarte Weise jetzt, und erweiset sich verschlossen, gleichgültig. Herrmann ist das niederschlagend, dem Hofrath unerklärlich. Denn er weiß nicht, daß sie sich endlich, um die Liebe zu ihm zu vergessen, in eine andere Leidenschaft gestürzt. Daß sie getäuscht, ja betrogen sei, vermuthet er wohl und richtig, aber nicht, daß sie nun gerade wieder liebt, da der zweite geringere, wenn auch noch so bittre Schmerz den ersten wieder in ihr lebendig gemacht und die erste Liebe, aber zugleich auch die erste Qual und die alten Zweifel. Ach, seufzet sie, ohne daß es jemand hört, wir lieben wohl den Geliebten, und wir, wir wollen sein Glück schaffen und selbst sein schönstes Glück sein! Aber eben darum hassen wir wohl billig den, wer es besitzt, wer es ihm ist. Und nun hatte sie der alten Leidenschaft, dem bittersüßen Hasse, Thür und Thor in ihrem Herzen eröffnet. Oder wieder mild, wünschte sie, daß Ordalie nur einmal das für sie, ja, den äußersten Haß empfinden möchte, wie sie selbst vor der Schwester stand, einen Tag, einen Augenblick nur, dann wollte sie wieder mit ihr tauschen, denn dieses Augenblicks konnte sie sich ewig erinnern, immer denken: „Er, er hat Dich geliebt! Er liebt Dich! Denn Liebe ist unsterblich.“ Aber sie mußte gleichgültig gegen den theuersten

Freund sein. Desto milder, gütiger und geneigter bewies sie sich gegen seinen Bruder Carl, damit ihre Gluth nur irgend wo gegen jemand Luft bekomme.

Die nicht anverwandten Gäste waren längst fort, desto ungetäuschter konnte seine Mutter Gabrielen's günstige Stimmung für ihren Sohn Carl wahrnehmen. Und da er ihr nur schwankend und unentschlossen erschien, so leitete sie bei dem gefälligen Hofprediger Paul für ein vorher zart angebrachtes sehr reiches Geschenk eine Ermahnungspredigt zur Heirath ein, welche er halten sollte, sobald er ihren Carl in der Kirche erblicke. Paul erfüllte ihren Wunsch gern, da derselbe nichts gegen die Kirchenordnung, ja etwas Vielen heilsames enthielt, worunter er eigentlich sich hauptsächlich meinte, denn ob er gleich um Dorotheen's Neigung zu ihm durch seinen Freund und Gönner, den Hofrath, wußte, so wollte er doch nur noch gewisse Werke in Muße studiren, ehe er sich veränderte und durch ein Weib verändert würde. Aber ein Werk hatte ihn immer auf ein anderes, neues, wichtigeres geführt, und so beschloß er, die zur Heirath ermahnende Predigt sich selbst und dem Grafen zu halten, er solle nur kommen! Die Mutter wußte aber nicht, was sie dadurch zur Entscheidung bringen würde bei ihrem Sohne, welches arme, bedauernswürdige Mädchen er ihr zur Schwiegertochter zu bringen nur anstand, weil ihm das Glück zu groß schien, sie zu besitzen. Denn Liebe keimt und gedeiht ganz still nur im eigenen Boden, dem eigenen Herzen. Denn Liebe ist die Sehnsucht unsterblich zu dauern auf Erden, so wie im Himmel, und selig zu sein wie der

schaffende Geist der Welt, der nur darum die Liebe heißt und ist. So dachte, so sagte sich Carl.

In diesen Tagen begiebt sich ein entscheidendes Zeichen von den bedeutendsten Folgen, das Herzen auseinander sprengt und zueinander treibt, jetzt nun sichtbar, wie sie vorher schon unsichtbar sich dem andern nahe gefühlt. Herrmann hatte seiner Gemahlin einen neuen Wagen, ein neues Gespann geschenkt, die Zebrapferde. Wild, immer tückisch, sind sie, wohl eingefahren, immer unzuverläßig, kaum gebändigt. Die Schwestern sollen ausfahren, Herrmann wird ihr Führer sein. Er geht zwischen Ordalien und Gabrielen auf dem breiten Wege im Garten; von einem kleinen Pagen geführt, der dann hinten aufsteigen soll, folgen die Pferde in ziemlicher Entfernung mit dem Wagen. Er spricht zu Gabrielen von der Schwierigkeit von vielen die besten Gemälde auszuwählen, zu kaufen. Liebhaberkenntniß reiche nicht aus, Künstlerkenntniß leite sicher, am sichersten würde die Kenntniß, die Liebe und Vorliebe desselbigen Meisters rathen, welcher die Bilder gemalt. Darum habe ein Käufer im alten Griechenland die Werkstatt voller Gemälde, deren Werth ihm ununterscheidbar geschienen, und die er doch nicht alle, nicht zwei erwerben und besitzen konnte, dem Maler heimlich in Brand stecken lassen, nicht um die Bilder zu verderben, sondern zu sehen, welches Gemälde als sein bestes, sein liebstes, sein schönstes, werthvollstes Meisterstück der gute Meister zuerst ergreifen, welches er mit Hintansetzung aller andern, ja mit Aufopferung derselben, so schön und werth sie seien, ret-

ten werde, und für dieſes ihm dann den Preis für alle mit Freuden zu zahlen. Ordalien mißfällt das mißliche Kunſtſtück, ſie bedauert die den Flammen anheimgegebenen Bilder, und ſo im Geſpräch ſind ſie mitten auf der Brücke angelangt, dem einzigen Bauwerke, welches um eine impoſante Größe hervorzubringen, und viele Marmorbilder aufzuſtellen mehr als nöthige Länge erhalten hat über das tiefe, nur ſchmale, lebendige Waſſer. Die niedrigen, breiten Poſtamente ſtehen noch ohne ihre künftige Zierde, und Herrmann zeigt, welche Gebilde jedes derſelben einnehmen ſoll. Indeß hat der kleine Kutſcher die geſtreiften brauſenden Thiere nicht länger zu bändigen vermocht. Sie nehmen ihm den Zügel, ſie ſetzen den langohrigen Kopf auf die Bruſt, ſie ſtürzen mit dem Wagen kaum hörbar über den Raſen grabein auf die Brücke. Ordalie, Gabriele, Herrmann hören kaum das donnernde Gepolter und ſehen erſt die Gefahr überrannt, zertreten und gerädert zu werden als die Raſenden ſchon näher, ſchon nahe, ſchon da ſind. Ueberraſchung, Furcht und Beſtürzung hemmen die Wahl, die Flucht, die Errettung, und bannen die Frauen an ihre Stellen, Herrmann in ihrer Mitte. Da könnte niemand ſagen, wer zuerſt nach des andern Hand gegriffen, wer ihn zuerſt umſchlungen hätte, ob Herrmann Gabrielen oder Gabriele Herrmann. Wie der Maler aus flammender Werkſtatt umfaßt er die in der rathloſen, hellſehenden, ihn beſtimmenden Angſt Erwählte, das theuerſte, einzig theure Gebild ſeines Herzens, hebt, trägt ſie, ſchwingt ſich mit ihr auf das linke Poſtament, den für Amor und

Psyche bestimmten Platz und einander umschlingend, schön wie Götterbilder nur größer und schöner stehen schon plötzlich die Götterbilder dort, froh wie die Götter, froh der Bewahrung, froh jedes allein über die sichtbar erblickte Liebe des andern, über ihre Vereinigung, während ihr Herz, das gestockt hat vor Schreck, jetzt ungestüm pocht, auf die erblaßten Wangen sich heiße Purpurgluth ergießt und die Rosse im Donner vorüberbrausen. Dann, sehen sie wohl, Ordalie hat sich, rückwärts sich werfend, an das Geländer gelehnt und Rücken und Kopf hängen noch über. Sie sehen, daß sie von ihr gesehen werden mit tödtlichem Blick — aber Hermione war nur eben zuvor auf dem Schloßhof gewesen, gestürzt sind die Pferde, zerschellt ist der Wagen und Herrmann springt hinab, eilt dahin, während Gabriele ruhig auf dem breiten Marmorblocke stehen bleibt. Ordalie geht, den Tod im Herzen, die Brücke hinunter, die sie nicht spürt, wie sie wähnt in die weite weite Welt, von der sie nicht weiß wie weit sie ist, nur wie öde wie todt, so öde und todt wie ihr Herz. Aber ehe sie hinunter gewandelt, hat eine stumme kurze Scene zwischen ihr und Gabrielen statt gefunden. Die beiden Schwestern haben sich blos angesehen. Gabriele mit einem hohen Lächeln, das wie das Werden des Tages (il far del giorno) durch Rosengewölk, so bei ihr durch Rosenwangen, aus allen Zügen bricht und strahlt, und die funkelnden Augen sind die Morgensterne im Morgenroth; Ordalie aber hebt ein purpurglühendes schamverschleiertes Antlitz zu ihr empor, doch in den schönen Zügen schwebt Stolz, erhabenes Wesen und ernste Größe. Jetzt drunten kann

ihr nichts frohreres, bangeres, erregenderes geſchehen, als daß ſie ihrem liebenden Freund begegnet, der ſo eben kommt um ſich auf längere Zeit vom Schloß zu beurlauben und ſich in ſeine Villa zurückzuziehen. Wider willen muß ſie vergleichen, bedenken, lebendig empfinden, wie innig und treu, wie dankbar ehrend ihr dieſer herrliche Mann zugethan ſein würde. Verwünſchung des Unterſchieds der Stände, Bedauern ihrer Blindheit, ihrer Unerfahrenheit, daß eine wahre Neigung über alles andere hoch, überſchwenglich hoch zu ſchätzen ſei, blitzen ihr gleichſam durch die Gedanken, doch ohne Gefühl zu werden im ſtrengen, erhabnen Gemüth. Aber ſagen, vertrauen muß ſie ihm: „Heut, jetzt eben bin ich geſtorben! Sie ſehen eine Todte vor ſich. Denn .... denn ..." ſie zögert, aber gewaltſam ſpricht ſie das Wort aus: „Ich bin geſchieden! — " Er ſieht ſie an, er ſchlägt die Augen vor ihr nieder und ſie ſetzt erklärend hinzu: „Man hat ſich geſchieden ... von mir; ſo bin ich eine Geſchiedene, aber willig; eine Entehrte, aber unwillig, und darum eine Geſtordene. So wird es, ſo geſchieht es, weil es ſo iſt! So wird unfehlbar Nacht, wenn die Sonne untergeht; der junge Adler fliegt ihr, es ahnend, nach, von Wipfel zu Wipfel, von Berg zu Berg, von Wolke zu Wolke; aber die übrigen kleineren Singvögel ſingen erſt recht, recht aus vollem Herzen ſo fort, ich glaube vor Angſt. So iſt auch in mir ſchon Nacht, ſchon Nacht und Tod, todte Nacht, Todesnacht, obgleich meine Sonne erſt eben untergegangen, und meine Seele will tauſend wehmüthige, frohe und ſüße Lieder ſingen,

alle Lieder, die ich als Kind gesungen, sie kommen mir alle in Brust und Kehle, und schnüren sie zu.“

Sie griff bei diesen Worten mit der Hand an die schmerzende Kehle und schwieg; und der Freund sprach leise: „Ich habe gesehen!“ Und das beschämte Weib nahm ihrem weiblichen Stolz an, wie eine entsetzte Königin erst ihrem Stolz annimmt. Der Freund aber bedachte während des Schweigens, daß all' ihr früherer Stolz nur scheinbar gewesen, weil Ordalie so überaus bescheiden durch und durch, in jedem Gedanken, in jedem Gefühl, voll wahrhafter, engelhafter Naturbescheidenheit des Weibes, kaum je geglaubt, daß sie so liebenswürdig, so schön sei, so gut, so vorzüglich. Schwer hatte sie Liebe geglaubt, schwer Ehre und Auszeichnung angenommen. Jetzt aber mußte sie das Entreißen der Ehre und Liebe, die durch langen, gerechten Besitz, durch liebliche, redlich sie liebende Kinder, ihr froh bestätigt waren, das Entreißen ihres Werthes durch denjenigen, von welchem sie alles am erquicklichsten empfangen, am liebendsten schätzte und ehrte, von dem sie es still gemeint fordern zu dürfen, das alles mußte sie in einen Abgrund stürzen, worin sie noch athmend, aber nicht lebend schon vor Verzagen sich nicht mehr aufrichten, nicht mehr die Augen aufschlagen würde, und vergehn. Darum hatte sie sich jetzt wieder wie sonst wohl, in ihren Stolz gerettet, und wie eine zusammengebebte, mit allen Zweigen, mit allen Blättchen an den furchtsamen Zweigen wie in einen zarten, kleinen, grünen Mantel gehüllte schamhafte Sinnpflanze, richtete sie jetzt allmälig Blättchen nach Blättchen, Zweig

nach Zweig wieder auf, und aus Ehrgefühl ihr Schicksal auf eine verborgene Macht, auf das Schicksal werfend, sprach sie ernsthaft zu dem Freunde: „Sie erinnern sich noch gewiß, warum wir ein von Grund aus neues Schloß gebaut. Das abgedankte Schloß dankte mein Mann" — sie hielt bei dem Worte mein Mann einen Augenblick inne — „ab, weil es ihm ein durchreisender berühmter Kenner bucklig genannt, und zwar in öffentlichen Blättern. Ich aber dankte es mit inniger Freude ab, weil ich einen alten auf demselben ruhenden Bann, Zauber, ja Fluch durch ein neues Schloß lösen, brechen, mir unschädlich machen wollte, und rücksichtlos all' mein Vermögen zum Bau gab. Denn ich wähnte — Sie sehen nun ob mit völligem Unrecht — daß auf dem abgedankten Schloß der Fluch ruhe — wer weiß durch welche unglücklich liebende Seele geflucht — daß alle Weiber darin von ihren Männern geschieden werden, es schicke sich wie es wolle, sie seien so schön, so reich, so liebend, so treu, als ein Weib vermag es zu sein. Sie sind seit zwei Jahrhunderten alle geschieden worden. Und nun erfülle auch ich dasselbe Schicksal, erleide und trage denselben Fluch. Ich habe schon lange die Furcht, die Angst, die Zweifel erduldet, die fluthend und bebend seit der Schwester Ankunft diese Tage und Monde her mich bedrückt; jetzt hat er entschieden — ich bin geschieden — ich scheide, und mir ist wohl, recht wohl!"

Ihr Anblick, ihr Bezeigen widersprach diesen Worten. Sie riß zwei Lilien auseinander, die auf einem Stengel, auf einem Stiele gewachsen am Wege standen. Der

Freund bewundert den Ausweg, den auch hier ein Weib nahm, um die Schuld von sich und dem Geliebten auf die geheime Natur, die Schuld verlagter Menschen, die ja auch wieder Natur und Erde waren, zu schieben. Im Herzen gleichfalls sich untreu, abgefallen von ihr fühlend, seufzt er beschämt. Er giebt ihr Recht, wenn auch auf andere Weise. Ihren Wahn, ihren Irrglauben entschuldigt er, denn es ist ihm bekannt wie viele Kirchen und fromme Stiftungen gottlosen Werken ihr Dasein verdanken. Aber die Verwünschung, den Fluch möchte er der guten Erde deuten und sagen, daß nur Ungerechte, Arge damit belegt worden, die im Argen fortfahrend, und von Kind zu Kind ein böses Beispiel gebend, einen heiligen Zustand leichtsinnig zum frivolen stempelnd, sich in's Unglück gestürzt und andre. Da bringen Stallknechte die gebändigten Pferde vorüber, und da sie ihr Eigenthum, befiehlt sie, dieselben sogleich als Geschenk zum Doctor zu führen, bei welchem sie fast Tag und Nacht auf der Straße ausdauernde Dienste ohne Gefahr leisten würden. Und die Diener führen sie gehorsam sogleich, statt rechts nach den Ställen, links in die Stadt.

Indeß kommt auch die Erzieherin Dorothea mit den Kindern. Ordalie verliert jetzt bei ihrem Anblick die Hoffnung, sie eilt ihnen entgegen, sie kniet nieder, sie laufen ihr in die Arme, sie drückt sie an ihre Brust, sie weint, sie sieht nun ihr Unglück lebendig vor Augen, sie empfindet das ihre. Dorothea steht erstaunt, aber sie schweigt, gewohnt doch alles später von andern zu erfahren, alle Vorfälle wie eine rückwärts gewandte Prophetin sich auszulegen.

Herrmann hat die Pferde nach der Stadt führen gesehen, der Page hat ihm berichten müssen; und unwillig, ja zürnend kommt er Ordalien entgegen und frägt: „Du hast zwar Deine Pferde weggeschenkt! Aber, mein Gott, welcher Mann schenkt denn seiner Frau etwas, als was er noch mit besitzen, mit gebrauchen will! Uns selbst schenken wir ja nur so den Frauen, um desto behaglicher uns zu gehören, auch freier. Aber ich merke, ich merke: ich soll eigen sein, wie ein Goldstück, wie eine unempfindliche Statue."

Er hatte sichtbar seine Verlegenheit in eine willkommene Gelegenheit zum Zorn eingewickelt, und wie er meinte, begraben. Ordalie ging still mit den Kindern an ihm vorüber. Erst als sie weg war schlug er die Augen nieder. Der Freund ging stumm neben ihm her. Herrmann deutete sein Schweigen, weil er wußte, wann dieser schwieg. Der Fall war neu, er hatte ihn selbst überrascht. Desto willkommener spricht er zu ihm: „Du freilich, Du hättest Ordalien ergriffen!"

„Zugestanden;" entgegnete der Freund, „aber warum?" Die Frage macht deutlich und erspart die Antwort, warum Gabriele ergriffen worden. Gabriele kommt. Ihre bezaubernde Erscheinung erlöst Herrmann aus einer Verlegenheit, um ihn in die andre zu setzen.

Es ist dunkel geworden, er führt sie zur Tafel. Die Mütter sprechen wenig, Carl nicht viel, Ordalie gar nicht, der Gesandte hat sich aus nicht bekannten Ursachen schon seit einigen Wochen auf seine Zimmer im abgedankten

Schloße zurückgezogen, der holde Knabe frägt treuherzig die Mutter: „warum sie vorhin so geweint und ihn so gedrückt.“ Ordalie wird nicht roth, sie wird blaß, und Herrmann und Gabriele müssen die Kosten der Unterhaltung machen oder geben. Der Kronleuchter über der Tafel hängt in gleicher Höhe mit den drei großen Gemälden: die Ehebrecherin, die Kinder, der Christus schienen zu leben, und Ordalien sind die drei Bilder drei große Zauberspiegel in goldenen Rahmen, worin die Personen des Tisches abgespiegelt schimmern, deren Schicksal dem Unglück jener bald gleich sein wird, ja, sie fühlt es an sich, in sich: dem es schon gleich ist.

Solche Bedrückungen, wie er empfunden, sind Herrmann unerträglich, ob verdient oder unverdient, das will er, das mag er nicht unterscheiden. Den Knaben sperrt er ein. Er sendet den Kammerdiener mit Geld die Pferde wiederzukaufen, und statt für die Pferde bleibt nun der Doctor für die schönen Röllchen Gold Ordalien auf schickliche Gelegenheit dankbar verbunden.

Ehrliebende Mädchen halten es in jedem Hause mit der Frau, treten auf ihre Seite, nehmen sich ihrer an, ja, sie wagen für sie oft mehr als gerathen wäre oder gerieth. So hat Dorothea sich mit bittern Worten über den Herrn, mit den bittersten aber sich über Gabrielen gegen den Kammerdiener beschwert; dieser hat nicht umhin gekonnt, als, seinem Amte nach, gewöhnlicher Kundschafter und Kundebringer, auch diesmal seinem Herrn bei Schlafengehn zu berichten. Dorothea empfängt so-

gleich ihren Gehalt auf das ganze Jahr; ihre wenigen Sachen werden ihr eingepackt, und wie eine plötzlich Krankgewordene wird sie zum Doctor geschickt mit einem Billet das Ordalie schreiben muß und gern schreibt, damit die arme Dorothea bei dem guten Manne Dach und Fach finde, indem sie der schönen blinden Estrella Gesellschaft leistet. Und so steht sie in wenig Minuten vor der Thür des Doctors, an welche sie aus Schonung ihn nicht aus dem Schlafe zu schrecken, nur leise, nur in langen Zwischenräumen klopft, obgleich ein starker Gewitterregen sie bis auf die Haut durchnäßt. Und so wird sie endlich eingelassen als eine lebendige Lehre für jeden, welche der Graf jedem zu geben sich entschlossen zeigt, der ihm oder Gabrielen — — — er wußte nicht, was er zu bestrafen, welches Gegentheil er also auch zu belohnen geneigt, ja, entschlossen sei. Er träumte es aber die Nacht. — Ordalie und Gabriele träumten es und dachten es beide am Morgen schon früh; doch die eine froh, die andere bang. Die eine sieht ein großes G, den Anfangsbuchstaben ihres Namens, unter ihren Fenstern, dessen Blumenknospen von fruchtbarem Regen die Nacht aufgebrochen, als Blumen blühen und leuchten, und sie ist gerührt und dankbar; die andere sieht eine, diese Nacht geschlossene, abgeblühte Königin der Nacht ihr goldenes Haupt senken und will weinen. Aber da kommt ihr befreiter, kleiner Herrmann gesprungen, fällt ihr um den Hals, vor überstandener Angst will er nachweinen, aber die Mutter spricht: „Mein Kind, wir dürfen nicht weinen;“ sein kleines Gesicht ruht still an dem ihren.

Am nächsten Sonntag geht Ordalie in die Kirche, von ihrem Knaben und dem Grafen Carl begleitet, der seines Bruders trockenes Betragen gegen sie durch gesteigerte Aufmerksamkeit gut machen will. In demselben Falle sich an geweihtem Orte Trost holen zu müssen, geht auch Dorothea aus Gewohnheit die Seitentreppe hinauf in die Kirche in die herrschaftliche Kapelle, bis sie die Thür öffnet, erschrickt, und sich drunten zu ebener Erde in die Gitterstände setzt, die unmittelbar der Kanzel gegenüber für die geringeren Mädchen des Schloßes bestimmt sind. Sie bedarf Rath, Hülfe, nicht Trost allein. Ihrem armen zärtlichen Vater darf sie ihre so plötzliche Brodlosigkeit am wenigsten wissen lassen, um nicht auf irgend eine Weise schuldig zu scheinen. Nur erst aus einer neuen Anstellung will sie ihm schreiben, wenn sie selbst nicht das Wenige brauchen wird, mit ihm theilen, ihm alles schicken. Sie fühlt die Schwere des Dienens unter fremden Leuten, wie soll es aber enden, wenn ein Mann sie nicht davon erlöst? „Und welcher wird mich armes Kind nehmen?“ spricht sie bei sich selbst unter dem Vaterunser, das sie in den Kirchenstand sich setzend und aus Scham sich aufzurichten, mit auf ihre gefalteten Hände geneigtem Köpfchen betet. Denn sie ist zu spät gekommen! Und der Prediger ist ihr im Stillen Geliebter, aus dessen Munde ihr der himmlische Trost erst recht weh thun soll! Am heutigen Fünften nach Trinitatis predigt er von Petri Fischzug und sie hört das: „O Herr! wir haben die ganze Nacht gefischt und nichts gefangen,“ und wie sie dann den reichen Fischzug gethan; und sie freut sich über

die Freude der guten Menschen, daß sie Fische gefangen. Aber Paul hatte den Grafen Carl in der Kapelle erblickt, er hat Dorotheen sehen hereintreten, schüchtern wie ein Reh sich in den Gitterstand setzen, er hat von ihrem Mißgeschick vernommen und eingedenk seines gegebenen Wortes geht er mit den sarkastischen Worten „wir haben die ganze Nacht gefischt und nichts gefangen," zu dem Leben der Unverheiratheten über, die auch nichts fangen, und dann zum Ehestand, dem Weltmeer für den unermeßlichen Fischzug, daß die Netze zerreißen möchten! Und zugleich mit sehr starkem Bezug auf Ordalien's Lage, von welcher ihm sein Freund, der Hofrath, beim Abschied ein Wort vertraut, sprach er, sein Hauptmerk auf Carl nicht aus dem Auge lassend, noch andere kräftige Worte in seiner Weise. —

Darauf sagte er Amen, und bot sich selbst ohne Abrede, aber auch ohne Widerrede zu besorgen, öffentlich mit Dorotheen auf. Alle Frauen und Jungfrauen, selber Ordalie aus ihrem Kapellenfenster und Carl sahen auf das erstaunte, erschrockne von Glück betäubte, überwältigte Mädchen. Und als ob der proclamirende Bräutigam in seinem Eifer, seiner Gutmüthigkeit, seiner Liebe und seiner Begeisterung, in die er sich selbst versetzt, nicht seiner Sache gewiß wäre, daß er sich aufgeboten, denn vor Freude über ihre Freude und über das nun gleich anzutretende neue, ewig neue, selige Leben hat er seine eigenen Worte nicht gehört, nahm er das gewisse für das ungewisse und bot sich noch einmal mit Dorotheen auf, aber während dem des ersten Aufgebots

sich erinnernd, bot er sie und sich gleich zum zweitenmale auf. Dorothea aber war schon längst umgesunken. Er ging von der Kanzel. Der Vers ward gesungen, die Orgel schwieg, die Gemeinde ging aus der Kirche, endlich er selbst. Er sah sie noch immer reglos sitzen, er trat in ihre Nähe, ihr nahe, er sah sie an, er rührte sie an, sie war todt und hatte die Augen schon selbst geschlossen, sie war eine Braut des Himmels, das ewig neue, selige Leben hatte sie wirklich schon angetreten; sie ward in sein Haus getragen und lag so schön, so freudig, so unschätzbar und gleichsam so grausam, so unwiderruflich auf seinem Bett, während er das Letzte des Neuen im sterblichen Leben zu Anfang lernte, und unter tausend Thränen erfuhr.

Ordalie ist von dem Ereigniß noch mehr betroffen als erschrocken. In ihrem Hause lebte ja Dorothea noch und wäre ungepeinigt vom Unglück und darum vom Glück unerschüttert auf dem gemächlichen Wege des Lebens lebendig auf die Stelle gelangt, die sie nun todt eingenommen. Zugleich sieht sie mit Ueberraschung die Seele, die Gesinnung, die Liebe ihres Herrmann's in die Scene der Natur gesetzt, indem sie die Hinübergeschlummerte ausläuten hört, ja sie meint, die Rede der Glocken aus höher Luft zu verstehen. Sie sucht in ihren Kleidern nach einem schicklichen Gewand in die Erde für die arme Dorothea — und sie ergreift ihr prachtvolles Brautkleid, drückt noch einmal ihr blasses Gesicht in seine Falten und sendet es mit Hermienе und dem Knaben in's Trauerhaus, denn

jedes der Kinder will es tragen, und wirklich tragen sie beide an der Verhüllung. Herrmann und Gabriele begegnen den Kindern im Garten, sie fragen, sie vernehmen die Antwort der frohen Kinder; der Vater erwacht nicht aus seinem Schlaf für die äußere Welt, Gabriele lüftet die Verhüllung, sie sieht das Brautkleid, sie fühlt es an, und es scheint eine geheime Kraft davon auszugehen, sie, wie eine lange Zeit blind gewesene Kranke, plötzlich zu heilen, und sie geht mit den Kindern. Sie hat von dem Aberglauben gehört, daß eine Frau sterben müsse, die ihr Brautkleid einer andern in die Erde gegeben, und ob ihr das sonst gleichgültig und thöricht geschienen, so fällt es ihr jetzt auf das Herz, weil sie selbst, von tiefer Unruhe und Ungewißheit in schwermuthsvollem Schwanken ergriffen, alles und nichts für möglich und wünschenswerth hält. Wie jetzt entzieht sie auch in der folgenden Zeit den Gemahl ihrer Schwester, und dennoch oft warm von seinem Anblick, seinem Schmachten, seiner Sehnsucht, küßt sie des Vaters lieblichen Knaben, sein Ebenbild heftig, bis zu seiner Ungeduld, seinem Unbehagen und Schmerz, so daß er sie schlägt und an den schönen Haarflechten zauset, während sie halb lachend, halb weinend ihm still das tiefgesenkte Haupt hinhält. Herrmann erblickt das einst einmal; er durchblickt den scheinbar unbedeutenden Vorgang und legt ihn zu seinem Vortheil, nach seinen Wünschen aus.

„Sie lieb Dich! Gabriele liebt Dich!“ spricht er entzückt zu seiner Seele. Aber er sieht sie blaß,

schüchtern, ja scheu; desto bescheidener, stummer, aber voll desto lauterer Beredsamkeit ist sein Betragen; sie vermeidet, sie flieht ihn sogar; desto zarter fühlt er sich an sie gebannt; sie leidet, sie ist verwandelt, ist krank, und Mitleid fällt in seine Liebe und schmilzt sein Herz erst völlig, wie warmer Regen in Frühlingsschnee, den der Thauwind schon heimlich gelöst. Sie will fortreisen, sie will ihn aufgeben, sich bezwingen, er also soll sie verlieren, er soll ihr nichts sein, sie künftig ihm nur ein erlöschendes Bild der Gedanken, und er vermag sich nicht mehr zu bezwingen, spricht halblaut, und deutlich sagen es andern seine Unruhe, sein verstörtes Wesen. Er will sich bekämpfen, ein Mann sein, seiner Ordalie Mann, seiner holden Kinder Vater; er kämpft den sonderbarsten Zweikampf, in welchem der Mensch fast immer erliegt, den Kampf mit sich selbst; denn das befangene Wollen stellt sich dem unbefangenen, reinem Willen entgegen, beide verwechseln die Waffen, täuschend verwechselt sich selber die Streitenden beide, und der Wille, der auch nur von und in der Seele lebt, nimmt Gestalt und Stimme des Wollens an, der reine, heilige Wille wird, wie die Sonne zu Tage wird, zum irdischen Wollen; und der Mensch ist gerade erst dann recht verloren, wenn er alle Götter um Rath fragt, nur den einen schlafenden, das Gewissen nicht, der sich erst in ihm aufrichtet, wenn er gewählt und gethan hat. — Die Kinder behielt er ja, meinte er, oder die Mutter behält sie, oder sie werden getheilt, wie König Salomo befahl zu thun. Jedes, Vater und Mutter, empfängt ein ganzes, wenn auch inner-

lich ein getheiltes, halbes, halbtodtes. Aber wenn er nun wollte, war Ordalie willig? War Gabriele in diesem glücklichen Fall überwindlich? Wahrscheinlich! antwortete er sich; wie kann sie voraus jetzt wollen, wenn ich nicht zuvor, voraus gethan, dann thut sie zuletzt, wie die Frauen, oder läßt doch geschehen. Wenn er aber, von Ordalien den stillsten Gehorsam gewohnt, die kühnsten Ansprüche, die größten Forderungen zu machen aus männlich eitler Anmaßung nie Bedenken getragen — sollte sie ihn nun für so gering schätzen, ihn hinzulassen, selbst hinzugehn, und doch ihm Liebe, sich selbst nicht opfern! Denn sie sollte ihn fortlieben, ohne seine Liebe, wie eine Perlmuschel, doch ohne die Perle. Das war ihm verdrüßlich, das sollte nicht sein! Und wie doch anders?

In dieser Stimmung überraschte es ihn also sonderbar, als ihm der neue Comödienzettel des Liebhabertheaters in die Augen fiel, das mit großen Buchstaben gedruckte: Die Wahlverwandtschaften, die ein Freund für die Bühne bearbeitet hatte. Das Stück war nicht abzubestellen, die inneren Familien-, ja Herzensgründe ließen sich als Geheimnisse nicht zu Vorwänden umgestalten, und wie oft in der Welt, mußte, als die Wagen mit Schauspielern und Gästen herbeirollten, wie eins das andre drängte, wie die Lichter angezündet, die Instrumente gestimmt waren, die Menge versammelt saß, auch hier ein Bitteres stillschweigend genossen werden, ja mit Lächeln und Beifall. Die Aufführung hatte freilich nur eine reife Frucht vom Baum geweckt, wie ein

küßt die Nacht und die Bäume anſcheinender Mond. — Und in dieſelbige Nacht noch gehört nun folgender Brief. —

Ottalie an den Freund.

Es iſt geſchehen! Ich bin bekehrt! Mit Willen, durch Ohngefähr, durch das Schickſal, durch die ewige Weisheit; mir alles gleich, gleich wichtig, und ich gehe! Ich komme, ich komme zu Ihnen mit den Kindern. Ich war unwillig, daß Sie mich verlaſſen in meiner wichtigſten Zeit, wenn ich auch Ihre Entfernung ehrte, denn Sie verließen ſich auf mich, Sie glaubten mit Recht, mich mir ſelbſt überlaſſen zu können. Und ſo war es mir doppelt zum Beſten, ich weiß nun wohin. Soll ich der Schweſter zu Füßen fallen? Der neidiſchen, ſtolzen? Dem Manne? Das werden Sie nicht verlangen! Und nichts anderes hülfe mehr, und das nicht. Bei der Mutter iſt kein Rath zu holen, denn ſie iſt auch der Schweſter Mutter. Der Vater iſt weit und als General kommt er nur mit Säbel und Piſtolen, und am Ende ſind wir beide auch ſeine Töchter. In dieſer einſamen Lage habe ich eine abſcheuliche Freundin gefunden, die abſcheuliche Charlotte, an welche der Dichter alle ſeine Kunſt, ſeine geheimſten Künſte, jemand verächtlich zu machen, auf der Nothwendigkeit geſetzt, die ihr gegenüber ſtehenden bedenklichen Perſonen zu heben, dieſe Unglücklichen erträglich, nicht frech, ja, wie ſchuldlos erſcheinen zu laſſen, die vom erſten Anblick an ein Paar ſind und bleiben, ohne eins zu werden. Von allem ſei nichts geſagt: aber die unter allen Erniedrigungen ausdauernde Halsſtarrig-

keit einer Frau, ihre Schande, ihre weibliche Ehrlosigkeit kann mit keinem schlagendern Namen mehr genannt werden, als mit dem Namen Charlottes; absprechender, fortscheuchender nie mehr dargestellt. Doch das Beispiel genügt! Ich verginge vor Scham. Sie war nicht da, oder nur zur Last. Ich bin nicht da, ich will nicht zur Last sein, nichtig, nichts, lächerlich. Wer hemmt einen Quell, daß er nicht früh oder spät wieder hervorbricht, und das sich rührende Erdwasser nicht anpocht und stößt? Wer ändert was ein Menschenherz beschließt? Schon meinem Kinde vermochte ich nichts Verlorenes zu ersetzen, Begehrtes mit nichts Schönerem zu vertauschen. Ich will nicht das hohle Schloß, das mein wäre; ich will mein daran gewendetes Vermögen nicht wieder. Nur mich will ich wieder! Die Kinder! Und sollte ich betteln gehen, und ich schämte mich vor Ihnen, mein Freund, und schickte die Kinder mit kleinen Täschchen, die ich genäht, an ihre Thür, Sie würden!... Ach, was würden Sie nicht!... wenn Sie das Vaterunser von ihnen hörten! Und die Kinder — der kleine Herrmann ginge mir zu Liebe, und das Reh ginge mit, und dem Rehe zu Liebe ging auch sein Schwesterchen mit. Sprechen Sie nicht, daß ich arm bin! Als mein Töchterchen, das noch nicht laufen konnte, auf meinem Schooße zum erstenmale nach ihrer neuen Puppe griff, die ich ihr gegeben, weil man den Kindern dann Puppen giebt, und Hermione sie groß ansah und schüttelte, vor Freuden schrie, und ich, die Mutter dem Kinde zum erstenmale nicht da war, schon nicht mehr allein in ihrem kleinen Herzen — als ich sah,

wie ſie der Zug des Lebensſtromes faßte auf immer und fortriß, da hielt ich ſelbſt kindiſch zagend und furchtvoll das Kind feſt und drückte es an meine Bruſt ſo feſt und verbarg es in mein Tuch, daß es niemand ſehen, nichts mir es rauben ſollte! Denn ich ahndete, fühlte, ich ſah die große Scheidung in der Natur, vor welcher das Kind auf dem Schooße der Mutter ſchon nicht mehr ſicher iſt — und ich weinte. Aber ich ehrte das Kind! Ich verehrte die Natur, die es ſchon mit der Puppe geheim voraus zu ſeinen eignen kleinen Kindern lockt, und ſie ihm vorbedeutend ſo klein und bethulich auf das kleine Aermchen giebt. Und das Kind folgte damit der Natur allein und ſeiner Beſtimmung. Und, mein Gott, ſaß ich denn nicht fern von Vater und Mutter einſam hier, und liebte das Kind, ihnen treulos und doch ſo getreu! Denn getreu auch dachte ich ihrer, und liebte ſie voll und unvermehrbar als Vater und Mutter, und liebte das Kind auch treu und die Mutterliebe war keines Zuwachſes fähig. Ich habe meine kindliche Ahndung erfüllt geſehen, die auch ich bei der erſten Puppe empfing. Auch meine Kinder werden mir treulos ſein und doch ſo getreu! Aber ein Weib, das einen andern Mann liebt — und ein Mann, der — Gute Nacht, mein Freund! —

— Ich muß noch ſagen: Das iſt Abfall! Ich komme morgen. Soll ich dann erſt glauben, einer iſt treulos an mir, wenn er zehntauſend Jahr mit Zehntauſenden ſich vergangen? Oder iſt es ſchon treulos für ihn, alle Gewiſſenhafte und mich, wenn er auch nur eine Stunde eine andre mir vorzieht? Gewiß! O, dieſe Gewißheit! Und

bin ich nicht sein, bin ich wieder mein. Wenn der Jemand spricht: „O! wäre mein Weib doch so schön wie ihre Schwester!“ der wankt schon, doch wurzelt er noch, denn er bezieht noch alles auf sein Weib. Wer aber sagt, „O! wäre doch die so Schöne mein Weib,“ der — —

Morgen komme ich!

Diesen schwarz gesiegelten Brief brachte der Bote dem Hofrath zur Zeit der Morgenröthe, und sollte auf Antwort warten! Seine junge verständige Haushälterin kam laut die Treppe herauf und weckte ihren niemals gestrengen Herrn. Denn er hatte sie ihrer Augen wegen zu sich genommen, die auffällig Ordalien's Augen glichen, und ihre Mutter eine einfache alte fromme Pächter-Wittwe aus dem Dörfchen Oerlieb, ganz in der Nähe, hatte die gute Tochter dem guten Herrn anvertraut. Zu ebener Erde in den Zimmern des Hofraths wohnte jetzt Estrella, welche der Doktor aus mannigfachen Gründen, vielleicht aus Veranlassungen, hieher auf das Land in's Staublose, Grüne, Frische zum Freunde gegeben und sie oft bei Reisen oder Heimkünften, besuchte. Denn an Estrella, dem armen Mädchen, war nichts zu verdienen, leider auch nicht einmal Ehre, denn sie konnte noch in die Sonne sehen und fragen: „Ob sie denn wirklich am Himmel stehe?“ was rührend anzuhören war, und den Hauswirth so gerührt, daß er einen zweiten Entschluß gefaßt, sich ihr Herz zu erwerben und dann ihre Hand, ihr ganzes Dasein, denn sie war schön wie der Tag, geduldig wie eine Rose, die verschmachtet und doch still auf die großen

Tropfen vom erquickenden Himmel harrt, und vom Säuſeln des voraus daherkräuſelnden Windes nur ſchwankt und ſchüttert wie er ſie bewegt, als freue ſie ſich; aber ſie weiß nichts von Freude und Hoffnung. Der gute Mann hatte ihr von Dorotheen's Tode zu weich, zu gerührt erzählt, als daß die blinde Schöne nicht angeſtanden haben ſollte, eine vielleicht keimende Neigung gewaltſam zu bekämpfen, zurückzunehmen vor der Liebe heiligem Schmerz, und das gelang der Blinden, die ſich mit der Todten verglich, ſchon darum leichter, weil ſie nicht des Freundes ſichtbare Geſtalt durch ihren Reiz befangen, ſie nur ſein inneres Weſen zu bekämpfen hatte, das ihr ja deutlich gefangen erſchien und gehalten, beſeſſen von einer andern, wenn auch mit grünem Raſen bedeckten. Dagegen hatte ſie Mitleid mit Carl gefühlt, der in ihrer Gegenwart im Hauſe des Doctors ſich um ſo belehrter, zagender über ſein Geſchick beklagt. Oft, ſehr oft hatte Carl den vielbeſchäftigten Aesculap nicht getroffen, öfter war er dann gekommen, wenn er ihn wegreiſen geſehen, ihn auswärts wußte, ſchicklicher Weiſe erwarten durfte, und in Eſtrella's ihm immer lieberer Geſellſchaft ihn erwartet. Vom Mitleid zur Liebe iſt nur ein Schritt. Und ſie that dieſen, einen kleinen Schritt. Er aber, ihr Schickſal für ſich ſelbſt befürchtend und mit immer dämmernderen Augen es immer deutlicher ſehend, ging in dieſem Gefühl eine ſonderbare Ehe mit ihr ein, wenn die Sehnſucht, daſſelbe Geſchick mit jemand theilen zu wollen, zur Ehe befähigt. Aus dieſem allen waren die ſonderbar verhüllten Scenen entſtanden. Denn wenn der Hofrath ſeinen

jüngern Freund in tragender Pflicht zum Schluß jeder Woche frug: „Wissen Sie eine Braut? Haben Sie Ihre Braut? Die Frist ist nur noch so lang!“ da hörte er einmal von ihm, daß sie ihn kennen gelernt als er in trüben Gedanken neben ihr eingeschlafen sei. Dann verschwieg er, Estrella habe es einst gewagt, leise, leise sein Haar zu berühren, und mit kaum empfundenem leisen Zuge des Fingers über seine Stirn bis hinab an das Kinn zu gleiten, worüber er erwacht war, und sie lieblich gefangen hatte. Ein andermal hörte er von ihm: „Er habe an ihren Vater geschrieben. Denn sie wolle zur Beruhigung der Ihrigen das sonderbare Verhältniß eingehen, daß zwei...“

— „zwei Schwestern zwei Brüder heirathen! ist das nicht herrlich und erlöst alle aus allen Nöthen“ — war ihm der Hofrath froh in die Rede gefallen, da er aus der Annäherung Gabrielen's an Carl wohl schließen durfte, daß er diese meine. Selbst seit Estrella nun in des Hofraths Zimmer wohnte, um sich darin einzugewöhnen und es nie mehr zu verlassen, besuchte Carl ihn oft, lernte spanisch bei ihm zu einer Reise dahin, und der Freund lehrte ihn ahndungslos oft auch in heiterem Scherz die süßesten Worte der Liebe, nur etwa wie man sie Kindern vorsagt, sie unschuldig nachzusagen, damit man darüber sich freue und lache.

In dieser Lage der Dinge empfing er Ordalien's Brief, den er eigentlich lange erwartet. Aufgesetzt im Bett, angeglüht vom Morgenroth, das rosigschimmernde Trauerblatt in der Hand, und mit der Rechten

an der ſeidenen Decke pflückend oder Flocken leſend wie ein bedenklich Kranker, ſprach er in die goldgrüne Hellung unter dem breiten Purpurſtreifen blickend, als rede er zu ſeinem alten Freunde, dem Himmel: „Wenigſtens die Genugthuungen bleiben mir nicht aus! Dorothea beheiligte ich mit keinem Wort, doch that ſie mir unbewußt weh und iſt hin! Ordalie kommt nun her, wenn ich will. Aber o, Zeit, o, Zeit! Kein Sommerlaubchen hab' ich an mir geduldet, ſo lang ich eins ſchimmern ſah, und ging lieber in den Schatten um keins mehr an mir zu entdecken. Fehllos, neu, ein Erſtes und Eigenſtes mußte alles ſein, was mir gehören ſollte, ſonſt entbehrte ich lieber das Aeußerſte. Von Grund aus wollte und mußte ich alles anfangen, darum baute ich mir ſelbſt mein Haus, um an keine alten Geſchicke, nur an meine Gedanken darin zu denken, unbefangen wie ein junger Adler im neuſten Morgenroth. Hat doch jeder junge Vogel ſein eigenes neues Neſt, warum nicht vielmehr der Menſch. Wenn ein Menſch an nichts zu erkennen iſt, ſo erkenne ihn daran, wen er heirathet, und wie er baut, feſt, flüchtig, ehrſam und für die Dauer, mit ganzer Seele, mit ganzer Kraft. Darum ſteht mir Ordalie fern, ſo fern, als geweiht dem Glück oder Unglück, ja dem Tode durch einen andern — mir bleiben Geſchiedene. Eine Geſchiedene kann nicht mehr heirathen, eine Unglückliche nicht mehr glücklich machen, glücklich werden. Und ich, ich verlange nicht das höchſte Glück auf Erden, aber die Reinheit, dies höchſte Glück des Menſchen, das ſoll und kann mir niemand rauben! Darum, Puru's Sohn —" ſprach

er aus Sakontala — „bewahre Deine Vernunft, antworte Vernunft, wenn auch Liebe und alte Treue, wie die dankbare Sakontala die abgeblühten Blumen zuerst begoß.“ Er ſchreibt; er ermahnt ſie zu bleiben, weil auch die Sonne ſich gefallen laſſen müſſe, verfinſtert zu werden, und die Sonne bleibe. Wie vielleicht ihres Mannes Liebe, ſei ja auch eben ſo tadelnswerth ihr Lieben verfinſtert! Die Furcht, der er ſich kaum bewußt iſt, daß Ordalien's Erſcheinung wie die alte neuaufgehende Sonne ſein ſtilles, beſcheidenes Sternchen Eſtrella wie ein Johanniswürmchen im grünen Graſe überſcheinen mögt, giebt ihm Ueberredungskunſt. Kein Menſch in Leidenſchaft kann ſich ſelber rathen, ſo endigt er; denn eben was ihn leiten, beruhigen, bändigen ſoll, das iſt im Aufruhr, umnebelt, betäubt, das Herz, der Sinn, die Beſinnung, und der Klügſte, Gefühlvollſte fehlt dann am ſchnellſten, am durchdachteſten, doch am herzzerreiſſendſten. Ein wohlwollender, nicht mitgereizter Freund giebt dann den folgſamſten Rath.

Und Ordalie folgte. Sie blätterte in dem Buche, das er ihr mitgeſandt. Sie ſah ſich in dem Spiegel. Aber ſie las: „Wie zieht eine Frau ihren Mann auf's Neue an?“ dann: „Eine Ehe ohne Liebe iſt entehrend;“ und ſchlug das Buch zu. Um gewiß zu ſein, um nur ihres Mannes Neigung alles zu verdanken, thut ſie von allem das Gegentheil, was in ihrem Falle gerathen ſein möchte. Sie legt den Putz weg. Sie ſingt nicht. Sie iſt höflich ohne ſchmeichleriſch zu ſein. Sie verbirgt ihre Vorzüge, ſelber ihre Tugenden. Sie ſpeiſet für ſich,

oder hält Tafel zu einer beliebigen Zeit, ladet Personen ein, die sie will. Herrmann läßt sich alles gefallen, und sie erschrickt darüber, denn das zeigt ihr, daß er es wohl müsse. Um nicht so blaß auszusehen, trägt sie jetzt einen purpurnen Schleier, keinen schwarzen oder weißen, weil es Trauer bedeuten könnte. So sammelt sie, alle Schmerzen mit Gewalt zurückdrängend, eine Masse Leid in der Brust, wie bittern, wunderſam gefalteten Blumenſamen, der reif und in fruchtbaren, warmen Boden gesenkt, gewiß aufgehen muß. Sie erscheint nicht schwach, sondern was andern gleichgültig sei, solle ihr erst ganz nichts bedeuten. Mehr wie alles fürchtet sie die schonungslosen Worte und lächelnden Bemerkungen ihrer Schwiegermutter, und hofft auf Gabrielen's Heirath mit Carl. In dieser Zeit überſteht sie eine schwere Prüfung.

Abends spät wandelt sie im Garten, um sich recht müde zu festem Schlafe zu gehen. Sie geht nach Hause den Weg am abgedankten Schloße vorüber. Sie hört Gesang zum Pianoforte. Sie unterscheidet an der Stimme wer singt: Gabriele und Herrmann. Sie vernimmt die Worte der schönsten Arie Gluck's:

„Nur Einen Wunsch, nur Ein Verlangen,
Hatt' ich mit Dir, mein Freund:
Will froh den Streich empfangen,
Der ewig uns vereint.
Mag das Schicksal uns bekriegen,
Folg' gelassen, wenn es ruft!
Denn es wird in Einer Gruft
Unser Staub beisammen liegen."

Die Herzen ſchweigen. Aber ſie hat hineingeſehen durch die Töne, wie durch Duft; ſie hat die tiefe Sehnſucht herausgehört, und ſieht, denkt und ſpricht: „Wie göttlich die Seele ſich doch gegen Unrecht ſtemmt! Iſt das nicht ſchön? Lieber ſterben will ſie, will er und ſie! Iſt das nicht ſchön? Ach, ich habe auch nur Einen Wunſch, nur Ein Verlangen!“ Sie blickt zu den Sternen, und was ihr der Freund geſchrieben, lieſt ſie jetzt gleichſam ha oben ab: „Da dämmert der alte Himmel! Da prangen die alten Sterne aus ur-uralter Zeit in dieſer neuſten Nacht. Das iſt die ruhige Halle, in welcher ſie ewig wandeln! Worein ſich alles drängt, die Frühlinge mit den Blumen, die Mütter mit den Kindern, die Winter mit dem Geflock! Woraus ſich alles flüchtet, die Blätter im ſauſenden Herbſt, die Vögel in nächtlichem Zuge! Darin alles ſich leiſe verwandelt; ein immerwährendes Scheiden, ein unaufhörlich Begraben, ein unerſchöpflich Weinen die Seele mit Grauen erfüllt! Aber feſt wie der alte Himmel, feſter wie die alten Sterne, die Flucht, das Kommen und Wandeln beglänzen, ehrwürdiger kann der Menſch ſein durch Treue! Nichts fehlt der Welt und dem Menſchen als Treue, Dauer in Liebe, ſo lange wir ſind. Durch Treue ſtehen wir erhoben und feſt wie die Geſtirne über dem zuckenden Nordſchein; und nichts erniedrigt den Menſchen ſo gar tief unter den Staub, als Untreue, ſelber am Treuloſen Untreue! Am Liebloſen Liebloſigkeit!“ — So ſchlich ſie ſtill in ihre Pfühle. Sie konnte ihren Herrmann bedauern, nicht ſich; ſie vermochte ihn zu beweinen, nicht ſich. Doch alles, was ſein Unglück,

sein Unfriede war, konnte es ihr Glück sein, sie zum Frieden führen?

Es that ihr wohl, als Herrmann sie am andern Nachmittag, aber schon im Reitanzuge, die Gerte in der Hand, aufforderte, diesen schönen, heitern, ersten Herbstnachmittag mit hinaus zu reiten in den Wald und auf Höhen. Sie lehnte es mit den Worten ab: „Sehr gern, wenn Du ohne mich allein wärst.“

„Das sind wir nicht;“ erwiederte er, statt, das bin ich nicht. Sie sah ihm hold und gelassen in die Augen. Der Blick zerstörte ihn aber und seine Gedanken flogen nach allen Richtungen auseinander, wie das zerschossene Samengehäuse einer abgeblühten Blume. Sie reichte ihm eine Hand, er gab ihr zwei Finger und so schied er. Je ferner vom Schloße, je einsamer in dem ruhenden, schweigsamen Walde, desto wohler war Gabriele'n und ihm, und doch beiden beklommener, denn sie wollte nun fort, und der heutige Ausflug sollte der Abschied von der schönen Donaugegend sein. Sie hatten sich so viel zu sagen, und sagten sich nichts, doch jedes verstand des andern Schweigen. Sie stiegen ab, sie ruhten auf einer fernen Höhe, sie zeigten sich die Dörfer, die Thurmspitzen, den blinkenden Fluß, die Berge der Schweiz, die prachtvollen Wolken, unter denen hervor die untergehende Sonne die Erde, grünes der Triften, bleiche Stoppelfelder, gelbe und röthliche Blätter der herbstlichen Bäume, die grauen Felsen, die braunen Adler in den Lüften, mit reinem Golde vergoldet. Aber die Wolken donnerten, sie blitzten da drüben, große Tropfen

fielen nieder, ein Wetterſtrahl fiel, ſchmetterndes Krachen brach hinter ihm drein, und drunten nicht weit vom Walde zuckte eine rothe Flamme, als gehe heut der Mond aus der Erde auf, aber ſie ſchlug empor und ward eine Feuergarbe und aus ihr wuchs eine Rauchſäule empor, blau wie aus einem ſchimmernden Edelſtein, und ſchien den Himmel zu ſtützen, wie das Gewölbe eines unermeßlichen Kemptors, denn die Wolken zogen fort und Abendſtille und Abendſchöne war rings umher. Sie ſahen ſich an. Ihr Wille war Einer. Sie ritten nach dem Feuer, grad' aus, grad' ein in dem Dämmern des Waldes. Wo er ſich lichtet, befriedigt ein deutender Zaun die neubeſtellten Felder, er zieht ſich weit herum. Herrmann iſt leicht hinüber. Gabriele fragt ſeine Augen und ſie iſt drüben, aber zugleich an der Erde und das Pferd brauſt hin in die Felder. Er ſpringt ab, ihr zu helfen, hier iſt keine Zeit das ſeinige zu halten, wo anzubinden, und es entrinnt desgleichen. Er hat's nicht geſehn. Er ſieht nur Gabrielen, die ohne ein Zeichen des Lebens vor ihm liegt; und wunderſam erblickt er Ordalien's Luftgebild zu ihrem Haupte ſtehen. Er kniet zu Gabrielen, er ſtarrt ſie an, er richtet ſie halb zu ſich auf, ſie ſinkt ihm in den bebenden Armen wieder zurück. Er ſchneidet den Gürtel auf, der ihr Gewand zuſammenhält, damit ihre befreite Bruſt unbeengt wieder athme. Sie hat eine Feder von einer ſchönen Mantelkräh auf ihr Casket geſteckt, deſſen Sammtband er unter ihrer Kehle löſt, zitternd reißt er ein wenig Flaum von der Feder auf ihre blaßen Lippen, er bewegt ſich nicht, nur der Abendwind weht ſie davon. Mitten in einer

Elelt voll Hülfe iſt er ohne Beiſtand, ohne Rath. Er ruft ſie laut bei ihrem Namen, als wäre ſie noch ſo fern, er rüttelt die friſchen, jungen Glieder, aber nur die ſchönen Haarflechten fallen von ihrem Haupt ſchwarz über das weiße Geſicht und die Bruſt. Er ſieht in den Himmel, aber da iſt Schweigen und Stille, und nur der leichte, bunte Schlußſtein eines Regenbogens, deſſen Gewölbe von unten hinauf nach oben verloſchen iſt, ſchwebt ſäulenlos, grundlos noch in der duftigen Höhe, als ſtrahle ein großer Brillant ſeine farbigen Funken dort auf die alte blaue Himmelsmauer. So ſinkt er mit dem Geſicht auf ihr Geſicht, betrachtet ſie wieder und ſinkt mit der Wange auf ihre Bruſt. Und hier geſchieht ihm wunderſam. Er iſt wieder in jener Geſtalt zwiſchen Jüngling und Knaben. Gabriele wieder ein kindiſches Mädchen. Er tritt wieder in der Abenddämmerung in ihr Zimmer, ſie liegt auf einem mit grünem Teppich bedeckten Tiſch am Kamin, er weiß nicht, ob ſie ſich nicht ſo eben geregt und die Augen aufgeſchlagen, aber hinzugetreten findet er ſie leiſe athmend ſchlafend, das holde Geſichtchen ihm recht mit Fleiß zugewandt, aber mit einem Flor bedeckt, wie verſteckt, und doch nicht verborgen. Kindiſch küßt er das Kind, die lockende Schäferin, die wach ihn nur immer ſo däſter angeſehen, er küßt ihre Augenlieder, um ſie neckend zu wecken, aber ſie ſchläft immer fort, und deutlich hört er das kleine Herzchen in der jungen Bruſt ſchlagen und pochen, wie in einem himmliſchen Kunſtwerk, er fühlt wie das Blut in dem ſich gleichſam todtſtellenden jungen Göttergebild arbeitet und fluthet, wie die Muskeln zucken, wie

ſie durch und durch zittert, bebt und glüht, bis ſie ſich ſtöhnend, auch nur wie im Schlafe, vor ſeinen Küſſen plötzlich wendet, um ja nicht die zuckenden, ſehenden Augen zu ihm aufſchlagen zu müſſen, und er inne werde, ſie ſei erwacht, ſie ſei wach geweſen. Und eben jetzt wieder fühlt er daſſelbe Entzücken, daß das Blut ſich in ihr regt, daß ſie ihm lebendig werde. „Mir, mir, wirſt Du lebendig!“ ruft er. Aber noch bedrückt ſie unüberwindliche Schwäche. Er eilt von ihr weg an den Bach nach friſchem Waſſer, er ſchöpft mit ihrem Casket, herbeieilend ſtolpert er über eine Wurzel, es iſt verſchüttet, das zweitemal geht er langſamer, wie mit der ſchwerſten Laſt, und glaubt Feuer zu tragen. Er drückt die Augen zu, ſo gießt er den friſchen Schwall über das ſtille Geſicht. Sie iſt ermuntert, ſie richtet ſich auf, ſie erkennt ihn, ſie lächelt ihn an, ſie giebt ihm die Hand, er drückt ſie an ſein Herz, ſeinen Mund auf ihren Mund. Ihr Haar trieft, ſie hält ſich an ihn, ſie ſteht wieder lebendig im Leben da.

Die Pferde ſind fort. Er entdeckt ein Licht. Langſam führt er ſie, die ſich an ihn lehnt, auf das Häuschen zu. Sie ruht. Aber umarmt und an ſeine Bruſt gepreßt. Er ruht öfter als nöthig ſcheint. Die Sterne hören die Küſſe nicht, ſie ſelber zählen ſie nicht. So gelangen ſie in das Haus. Die alte Frau am Kamin hört nicht, der alte Mann iſt lahm, der Sohn iſt zum Feuerlöſchen und wird gegen Morgen vielleicht wieder kommen, wenn er nicht die Wache dabei behält. Er will nach dem Schloße um einen Wagen zu ſchicken. Gabriele fürchtet ſich allein.

Er bleibt. Sie bleiben munter die Nacht über. Am Vormittag erſt kommt der junge Wirth. Er wird nach der Stadt geſandt. Man kommt. Stunden vergehen, die Pferde zu finden, zu fangen. So kehren ſie endlich erſt ganz ſpät nach Hauſe.

Indeſſen hat ſich nicht allein bedeutendes, ſondern ſelbſt das Entſchiedendſte, Folgereichſte im Schloſſe zugetragen. Um die Zeit, wo der Abend zur Nacht ward, welche Herrmann und Gabriele ausgeblieben, befällt Ordalien wieder ihr vom Arzt ſogenanntes Heimweh, die Unruhe, die Angſt. Wie ein träumendes Kind will ſie fort, aber ſie nennt ſonderbare Namen von ganz unbekannten Ländern und Städten. Sie kleidet ſich wie zu einer Reiſe, ſie packt eins und das andre der unnöthigſten Dinge in ein Tuch, und ſtatt ihres Leibkutſchers ruft ſie: „Elias ſoll vorfahren.“ Ihr Mädchen Dora ſchickt nach dem Arzt. Er kommt. Die Anwandlung iſt im Weichen, ihre Wangen glühn nur noch, ihre Augen glänzen feucht. Man ſpricht hinüber und herüber von allerlei Dingen, Vorfällen, Perſonen, ſogar von Gabrielen, von ihrer morgenden Abreiſe, als der vertraute Arzt, der Ordalien für oft, ja faſt regelmäßig geſandte Geſchenke ſich dankbar erzeigen will, ohne zu bedenken, daß er ſich derſelben für künftig berauben möchte, mit gedrückter Stimme fragt: „Ob denn nicht bald Gabrielen's Vermählung veröffentlicht werden würde, denn es thue zur Bedeckung ihrer Ehre jetzt Noth, und hätte ſchon lange Noth gethan, wenn die Leute rückwärts ſchlieſſen würden.“

„Freilich!“ erwiedert Ordalie in ganz anderem

Sinn und fragt, als erwache ſie erſt: „Aber wie ſo? — Wie ſo?“ da hört ſie:

„Gabriele ſelbſt würde: Wie ſo? fragen, denn ſie weiß nichts, ganz zuverläſſig nichts von ſich, als daß ſie oft leide, und ſchreibt dies Leiden wohl füglich auch andern Umſtänden, doch nicht den rechten andern zu. Ich ſelbſt als ihr Arzt, habe erſt nach Anwendung aller auf wirkliche Krankheit gerichteten Mittel die Verwegenheit gehabt, einmal die natürlichſte, hoffnungsreichſte, geſegnetſte Krankheit der Frauen bei ihr ganz ſtill vorauszuſetzen, und bin feſt überzeugt, daß Gabriele daran geneſen wird. Excellenz ſehen ſchon daraus, die Fabel iſt nur eine Fabel, daß von zwei Zwillingsſchweſtern nur immer die eine ſo glücklich ſei, wie Excellenz den Herrn Grafen durch Hochdero kleines allerliebſtes Herrmännchen, und lieblichſte Hermione gemacht. —“

Ordalie erſtaunt, athemlos, hatte ihn völlig ausreden laſſen. Sie weiß nicht, wo ſie den Muthhernimmt, ihn zu verſichern, daß der Name von Gabrieen's Gemahl vielleicht ſchon morgen genannt werden würde. Sie dankt ihm. Sie ſcheint darauf einzuſchlummern, der Leibarzt zieht ſich zurück, da er nichts Bedenkliches mehr ſieht. Da ſpringt Ordalie auf, aber ſie ſtürzt auf die Erde und bleibt auf dem Teppich mit dem Angeſicht liegen, und ihr gefoltertes Haupt iſt eine Welt voll in Aufruhr gerathener Gedanken, von tödtlichen Schmerzen und raſender Luſt. Sie ſeufzt und lacht in einem Athemzuge. Endlich ſetzt ſie ſich ruhig entſchloſſen in den Seſſel. Sie kann den Morgen nicht erwarten. Sie iſt ſchon

reiſefertig angezogen. Wie zu einem frühen Spaziergange will ſie die Kinder abholen, ſie mitnehmen. Die Thür von inwendig findet ſie verſchloſſen, und Geräuſch machen, ja, ſie wecken, will ſie nicht, denn ſie bedenkt: Die unvergleichlich guten Kinder ſchlafen dieſe Nacht zum letztenmale glücklich in ihrem Vaterhauſe. Von der Brücke, hat ſie geſtern Abend geſehen, liegen Breter hinüber nach dem groſſen breiten Altan des Flügels, worin ihre Kinder wohnen, auf welchen die Arbeiter hinübergegangen, die Herbſtblumen in den Töpfen auf kürzerem, nicht die Zimmer benäſſenden Wege zu begießen. Den Weg von auſſen nimmt ſie, ſieht in die Glasthür des Altans. Die Kinder ſind munter, ſie rufen ihr fröhlich zu. Dann gehen ſie, wie nur luſtwandelnd, weiter und weiter durch die Wieſen hin nach dem Hauſe des Hofraths.

Kein Menſch im Schloße kann oder will Herrmann ſagen, daß ſeine Gemahlin fort iſt, Frau und Kinder; auch halten die Menſchen die Flucht für eine geheim verabredete Reiſe. Sein eigenes Herz treibt ihn ſie zu ſprechen .... ihr zu ſagen ... er weiß nicht, was er ihr ſagen will, doch das wird ſich finden; nur fühlt er in ſeiner Seele, daß es Ordalien unentbehrlich ſei, ihn zu ſehen, ihm zu ſagen, zu klagen, an ſeinem Halſe zu weinen, zu vergeben, was er gerne ſchlafen läßt in der Bruſt. Er geht auf ihr Zimmer. Er klopft an, wie er ſonſt nie gewohnt, das Herz pocht ihm. Niemand ruft herein. Er ſteht, er harret, er hört — leiſes Weinen, wie es ſeiner Einbildung bedünkt. Die Thüre geht ihm unter der Hand auf, alles dunkel! Er ruft „Ordalie!“ leiſe, lauter, laut.

Es hallt leer. Die alten Tragödienfrauen, die raſchen zur That, die keuſchen an Ehre fallen ihm ein, er fürchtet ein Ungeheures. Er tappt nach der ſeidnen, ſtarken Klingelſchnur, aber ſie ſchwebt locker, bloß die leichte Quaſte hängt daran. Der Luftzug und das Herrinrauſchen vom Mühlwehr bedeutet ihn, daß ein Fenſter offen ſteht. Er eilt auf den Tritt, er beugt ſich über die Brüſtung, er ſpäht hinunter auf den ruhigſchimmernden Waſſerſpiegel. Er erſtarrt, er erblickt etwas Weißes, er ſieht ſcharf, und es iſt der Schwan, der die Flügel ſo eben ſchlägt, und neben ihm bewegen ſich ſchaukelnd die Bilder der großen Geſtirne. Ein Gedanke durchzuckt ihn. „Gewiß ſie liegt zu Bett, feſt über den Kopf bedeckt.“ Er betaſtet leiſe die Pfühle, ob ſie naß geweint ſind — das Bett iſt leer, aber die Pfühle ſind wirklich feucht und kalt. Er hat keinen Wagen rollen gehört, im Schloße muß ſie ſein. Wenn man etwas verloren hat, ſucht und findet man es am ſicherſten an dem wenigſt vermutheten, ungewöhnlichen Orte, denkt er und eilt gerade zu mit haſtigen Schritten die Treppe hinauf in Gabrielen's Zimmer. Sie ſitzt im Dunkeln am Fenſter. Ihre Nähe befängt, ja ſie bändigt ihn und erregt ihn zugleich. Er ſteht vor ihr, ohne daß ſie ſeinen Eintritt, ſeinen ſcheuen Tritt auf dem Teppich gemerkt. Sie erſchrickt, doch bleibt ſie ſitzen. Er fragt mit Widerwillen: „Iſt Deine Schweſter nicht hier bei Dir, Gabriele? —“

„Ordalien meinſt Du? Bei mir?“ dehnt ſie verlegen. Er hat vergeſſen, welche er ſucht; er hat gefunden, welche er meint; und doch klingt in ihm der kaum ver-

gangene Augenblick nach und bewegt ſeine Rede, er iſt froh, entzückt, aber ſeine Lippen beben, ſeine Augen glänzen von Feuer, aber Thränen quellen darin. Er fällt vor Gabrielen nieder, er ergreift ihre Hände, er drückt ſie gegen ſeine Bruſt, an ſeine Augen, an ſeine Lippen, er bedeckt ſie mit Küſſen. Sie ſchweigt, ſie wehrt ihm nur leiſe und ſanft, aber ſie wehrt ihm doch. Er legt ſeine Stirn auf ihre Knie, er ſammelt ſich, er ſchöpft Athem, Kraft, Muth, Beſinnung, Freude, Hoffnung; und tonlos ſagt er und dumpf in ſeiner Lage: „Ordalie iſt fort! Entflohen! Du biſt mein! Geſtehe mir Dich zu, ganz zu, auf immer, von heut an, zum Weibe, ſonſt ſterb' ich vor Scham und vor Liebe.“ Sie erhebt ſich, er bleibt auf den Knien und lehnt das Geſicht auf die Lehne des Seſſels. „Kein Mißverſtändniß, o, Gabriele, als fordre ich nach ſolchem Ereigniß, nach ſolchem Unrecht ein Unrecht — ich will nur Dein Wort, Dein heiliges Wort, und alles iſt gut! Alle überſchwemmenden Wogen legen ſich, der Lebensſtrom fließt wieder in ſeinen Ufern, aber im neuen Bett, das er gebrochen hat, weil er von jeher, alſo wie jetzt natürlich getaufen wäre — ich werde matt, mir vergehen die Sinne — Dein Wort, Gabriele, Dein Wort!“

Er ward ungeſtüm. Sie fürchtete ein Aeußerſtes für ihn und ſagte leiſe, um vor Scham und Beſtürzung gleichſam es ſelbſt nicht zu hören: „Bedarf es des Wortes auf die That, auf ſolches ſtilles Zugeſtändniß. Wie eine Welle auf einem hochgelegenen See, wie ein geſcheiterter Nachen, wie ein kranker Waſſervogel bin ich von dem

leiſen unwiderſtehlichen Zuge nun bis an den Abgrund geſchlichen, getrieben, gerudert und muß nun hinunter ſtürzen, es treibt mich, es reißt mich hinunter, ich muß! Ich komme drunten in der grauſenden Tiefe an, aber zerſchmettert, beſinnungslos, todt! Du drückſt eine Todte an Deine Bruſt, kalt an Deine warme, und Du, Du wirſt ſie nicht wieder beleben, und am wenigſten damit, was Alles und Alle erhält und belebt, mit Liebe, mit Deiner Liebe, vor der ich Lebendige, Liebende zittre und ſchaudre! Der Menſch, der Mann, das Weib ſollte ſeinem erſten Gedanken, ſeinen erſten Gefühlen treu ſein! Eine andere Treue giebt es nicht. Aber wohl neues, tauſendfältiges Unglück!"

„Furcht iſt der Liebe Anfang," ſagte ihr Herrmann beruhigend, „was und wen die Weiber vorher am meiſten gefürchtet, das lieben ſie dann am meiſten. Und haſt Du mich früher geliebt — hier haſt Du mich nun, hier habe ich Dich, wohl ſpät, zu ſpät doch nicht, in noch rechten frühen Jahren, und vor uns liegt ein langes, herrliches Leben."

Gabriele ſtand mit gefalteten Händen, er ſah es nicht im Düſtern, er hörte ihr leiſes Wort nicht, das ſie ihm nachſprach: „Wohl ſpät, zu ſpät doch nimmer für die Liebe." Da ließ ſich der Hofrath melden. Es wurden Lichter gebracht. Die Bekannten ſahen ſich neu und fremd an. Gabriele ſaß ſo weit wie möglich in einer Fenſterbrüſtung vom niedergelaſſenen Vorhang verſchattet. Herrmann frug: „Was er bringe?" und mit kurzen gedämpften Worten antwortete er; „Das Blanket zur Eheſcheidung.

Gräfin Ordalie weilt indeß mit den Kindern bei mir. Diese Stunde kann alles abgemacht sein."

„Diese Minute! Wenn Sie so sprechen, so gleichgültig, so entschieden als Bevollmächtigter gewiß," versetzte Herrmann verletzt. Er wußte aber nicht, was diese Antheillosigkeit in Gesicht und Sprache dem immer zu bescheidenen Manne gekostet. Carl hatte ihn gebeten, mit ihm nach einem nahen Ort in der Schweiz zu reisen als Secundant oder Zeuge und Fürsprecher. Nichts von seiner Neigung zu Estrella ahnend, führt er den werkthätigen Freund nach dem Ort, wo Estrella's Vater und Mutter wohnt. Im Gasthaus abgestiegen, entdeckt er ihm sein Vorhaben, sich den Eltern seiner Geliebten persönlich zu zeigen, und ihre Einwilligung zu erlangen. Der Hofrath bittet um kurzen Aufschub, macht einen Gang in's Freie, und wie er beauftragt ist, geht er den jungen Freund zu melden, legt Diplome und Papiere vor, auch einen Brief von Estrella, den sie jetzt auch blind zu schreiben gelernt. Sie lesen, die Tochter liebt ihn, nie will sie einen andern, und wer wohl sonst würde eine Blinde zur Frau begehren, wenn ihn der Himmel ihr nicht gesandt. Er seufzt. Er hört die überraschten ungläubigen Worte der Eltern, die gern ihr großes Vermögen ganz einem Schwiegersohn gäben — wenn sie es hätten — um ihr Kind anständig verheirathet zu wissen, versorgt in diesen Zeiten der Noth der Vornehmen und Begüterten, in ihrer Flucht, ihrer Verweisung. Die Mutter ist außer sich über einen so guten Herrn, sie lobt ihr Kind, sie bedauert es, sie preißt

es glücklich, ſie weint. Das thut der Vater. Das thut der ſtumme, redliche Freund auch redlich. Er holt den glücklichen Carl, er umarmt ihn, er küßt ihn, gleichſam zum Abſchied von allem Glück, und um doch wenigſtens mit anzuſehen und anzuhören, wie er ſelbſt dageſtanden hätte, was er geſagt, wie er vor Glück im leuchtenden Antlitz ausgeſehen; deswegen geht er mit ihm. Alles wird richtig, er ſieht den Bräutigam ſegnen. Sie reiſen nach Hauſe, die Eltern werden zur Trauung kommen. Zu Hauſe kaum angelangt findet er Ordalien, die Kinder. Sie nennt ihn Du. „Jetzt laß mich ſchweigen," ſpricht ſie, „warum ich ehrlos wäre, wenn ich einen Tag noch Herrmann's Gemahlin bliebe." Sie weiß ihn durch die Wahrheit ihres Gefühls zu gewinnen, den ſauerſten Gang für ſie zu gehen. Er beſpricht das Wichtigſte mit ihr, für ſie, für die Kinder. Sie unterſchreibt alles Verlangte mit feſter Hand im voraus, und ſo ſteht er nun hier. Er hat auf der Erde unter neben und über den großen ſchönen Geſtirnen, ſein kleines, flüchtiges Leben als nicht ſo unausſprechlich wichtig, raſch feſtſtellen wollen, um durch dies kleine Geſchäft unter hundert groſſen Begebenheiten ſich länger und lange, doch gar zu großthuend, zu ausnehmend vornehm zu erſcheinen. Auch dieſes Geſchäft, obwohl für ein ihm wichtiges Weib ſoll ihn nicht niederdrücken. „Bittres nimmt man und giebt man geſchwind ein;" ſpricht er laut, und wie dort bei den frohen Eltern findet er Anklang, Eingang, Zuſtimmung und iſt nicht überraſcht.

Sie gehen ſtumm überlegend auf und ab, nur

in Zwiſchenräumen einzelne Sätze als Bedingungen zuſprechend und zugeſtehend. Herrmann beſteht bei der Theilung der Kinder auf dem Knaben. Auch den erhält er. Hermione bleibt der Mutter. Sonſt giebt und läßt ſie alles, ob er gleich ein zweites Vermögen, größer als ihres, von der Schweſter, der neuen jungen Frau mitbekommt, denn Ordalie würde ihn unglücklich machen, wenn er ihr dies herausgeben ſollte, denn er ſieht ſchon im Geiſte ſein neues Schloß ausgebaut, ausgeſchmückt, und die andern Pläne gelungen. Während der Hofrath nun das Beſprochene aufſetzt, überraſcht und beſtürmt Herrmann ſeine Schwiegermutter ihm ihre Tochter zu geben.

„Gabrielen? Die zweite Schweſter?“ ſpricht ſie mehr als ſie fragt. Und ihre Leidenſchaft Heirathen zu ſtiften, die Freude der Mütter ihre Töchter zu verheirathen, peinigt, täuſcht ſie auch jetzt. Seine Mutter Kunigunda ſteht ihm bei, hilft ihm bitten. Entſcheidend wirkt die Nachricht, daß Carl mit Eſtrella verlobt ſei. Gabriele muß kommen, und des noch ungeſchiedenen Bräutigams reizender Ungeſtüm bringt auf die Bahn, daß er auch noch dieſe Nacht mit Gabrielen getraut werde, da ihn ſein Stand des Aufgebotes und alles andern überhebe. Das finden die Frauen unmöglich. Das müſſe ganz anders und lange vorbereitet, ganz feſtlich ſein. Er will in der Stadt, in der Gegend kein langes Geſpräch werden, alles ſoll ein einziges Wort bedecken, der Anfang mit dem Ende beſchließe. Er hat ſeine Schwägerin geheirathet; ein oft ſchon gehörtes Wort. Die Mutter will

doch auch Ordalien hören, ſprechen, bewegen ... Da tritt der Hofrath ein. Er legt den Bogen zwiſchen die Leuchter. Sie leſen. Alles iſt wahr, es iſt ausgeſprochen, geſchrieben, unterſchrieben. Des Doctors Geburtstag iſt heut, bei ihm iſt zu finden, weſſen man bedarf. Der Hofrichter erſcheint mit ſeinem Beiſitzer. Das Document wird rechtskräftig; für jeden Einwand verbürgen ſich der Graf, der Hofrath. Das Mittagsmahl iſt ohnedies noch nicht gehalten, noch in der Küche, dem Keller, in den Silberſchränken. Es wird reichlicher, reich, ſo köſtlich wie möglich beſtellt. Die alte Kapelle wird geöffnet, mit feinen Gerüchen verſchwenderiſch durchräuchert, die großen mächtigen Kerzen, uralt, faſt abgebrannt, da ſie einer Stiftung gemäß nur bei einer Trauung im Schloße brennen dürfen, erleuchten wieder im Altar den Chriſtus mit der Ehebrecherin, die ſo lange im Dunkel allein geſtanden. Die Wandleuchter erleuchten wieder die alten Ahnen, und die Geſichter thun, gleichſam wie aus langem Schlaf erweckt, die großen Augen auf. Denn wer in dieſer Kirche getraut worden iſt, muß ſein Bild und das Bild ſeiner Frau zum Andenken hier aufhängen laſſen. Der Hofprediger Paul, vom Hofrichter und durch das Document unterrichtet, ſteht ſchon auf den Marmorſtufen des Altars im ſchwarzen Prieſterornat, der alte Kirchvater vertreibt ihm die Zeit durch Erklärung der Namen und Lebensläufe der ſtillen Zuſchauer. Es ſchlägt Zwölf. Da erſcheint Herrmann und Gabriele, und wunderlich ſieht Herrmann und Ordalie von der Mauer herab auf ſie. Auch ſie geloben ſich nun Treue in

Leid und Freud', in Glück und Unglück, und der Prieſter ſegnet auch ſie. Die Wachsfackeln leuchten ihnen wieder fort durch die Gänge, ſie werden wieder finſter, die Altarkerzen werden verlöſcht, die Wachskerzen an den Wänden; mit einem Lämpchen geht der alte Diener fort, die Kapelle ſteht wieder ſtumm und finſter, und alles bedünkt eine Geiſtererſcheinung. Aber droben ſitzt nun die Schweſter an der Schweſter Stelle zu Tiſch. Ihr Ehebett wird ihr Brautbett, und ihr Treuloſer ihr treuer Mann. Mr. Chateaubrigand, ſeiner alten Herrin getreu, gelobt ſich ſelbſt im Stillen, von morgen an, ausgeſöhnt, ja reuig ſeinen Namen wieder Chateaubriand zu ſchreiben. Und doch worüber er ſich am meiſten gewundert, iſt der Präſident, der Vater ſeines Principals geweſen, der von der Nachricht, Gabriele werde mit ſeinem Sohn getraut, gleichſam hervorgeſchreckt, heut dieſe Nacht erſt wieder erſchienen iſt. Aber wie? Ein ſcheinbar junger, höchſt eleganter Mann mit grauem vollen Haar, blaß, ein wenig gebückt ſich tragend, einen Stock mit goldenem Knopf in der Hand, höchſt ſauber, aber nicht in der neueſten Mode gekleidet, iſt wieder hervorgegangen. Sein Kammerdiener erklärt ihm einiges: die Neigung deſſelben zu Gabrielen; eine kleine Beſchämung, die in einer Nadel beſtanden, die er aus angeblichem Fleiſch am Morgen nach einem Balle gezogen und die Eitelkeit in ſo frühen Jahren nunmehr auch wieder ein ſchöner, ja, der ſchönſte alte Mann zu ſein, habe das Wunder bewirkt. Und in der That war nichts Würdigeres zu ſehen möglich, als jetzt der Präſident; nichts weiſeres, lehrreicheres zu hören, als ſeine Worte. Bloß

dieſe, jedem unvermuthete, faſt unglaubliche Verwandlung hatte lächelnde Geſichter an die Lichter des Hochzeitmahles gebracht, als wäre es Freude. Selbſt die Diener ſchliefen hoch verwundert ein. Aber am Morgen war das Neue ſchon ein Geſtriges, ein Feſtſtehendes, die Sterne hatten es ſchon beſchienen, und einen weiten Weg ſeitdem gemacht, und die Sonne ging auf wie ſonſt, und die Erde lag da, wie ſonſt, und das alte Gewirr umfing und beſing die Gemüther.

Da erſchien unvermuthet Ordalie mit den Kindern auf dem Schloßhof; der kleine Herrmann, um nun allein hier zu bleiben; die kleine Hermione, um von dem Vater Abſchied zu nehmen. Das wollte die Mutter ſehen, ſelbſt ihm Lebewohl ſagen, und einiges, das ihr Liebſte, aus ihrem Zimmer fort in das Schloß der Mutter nehmen. Ein leerer Bauerwagen, nur mit Leitern und einigem Stroh verſehen zum Einpacken, und mit faſt ärmlichen, ſchwachen Bauerpferden beſpannt, fuhr herauf und nahm vor den Stufen des großen Portals Platz. Ordalie ging hinein. Und wenn ſonſt die Diener nur ſteif ihr die Thüre aufgethan, ſo verneigte ſich heut der Thürſteher tief vor ihr, wie ſchon vor einer Fremden, und ſie mußte vor Bewegung ſich umwenden, als ſähe ſie nach dem Bauer der mit der Mütze unter dem Arm, wie betend daſtand.

Wie ſie in ihr Zimmer tritt, hat es die Schweſter ſo eben verlaſſen. Die wenigen Dinge, die ſie nicht entbehren will, ſind bald bezeichnet, zuſammengeſtellt, hinuntergetragen, was Dora beſorgt, und bald ſteht das kleine Füderchen Hausrath rührend auf dem Hofe.

Nun ſollen im Kinderzimmer die Geſchwiſter ihre Spielſachen theilen. Was die Eltern nicht bedacht oder nicht beachtet, das thut ſich nun herzbeklemmend hervor. Durch die Trennung des Vaters und der Mutter war eine viel bittere Scheidung der Gemüther, ein Zerreißen der Kinderſeelen, und für ihre ſchönſten Jahre eine noch größere Sehnſucht in die Herzen gelegt.

„Warum ſoll ich denn meine Spielſachen fortnehmen?“ frug Hermione die Mutter.

— „Du kommſt mit mir!“

„Ach, die paar Tage kann ich ſchon ohne ſie ſein!“

— „Ich komme nicht wieder.“

„Du kommſt nicht wieder? Du biſt ja die Mutter.“

„Ich gehe mit Dir!“ Spricht der Knabe, und verſichert ſich ſchon der Mutter durch Anfaſſen ihres Gewandes.

„Mein lieber Herrmann, Du bleibſt bei dem Vater!“

„Ich bei dem Vater?“ ruft er.

„Und ich nicht bei dem Vater?“ frägt Hermione weich.

„Ich gehe ja auch von dem Vater auf lange lange Zeit, auf viele Sommer und Winter bis keine mehr kommen!“ ſagt ihnen die Mutter.

„Das iſt doch wunderlich!“ ſpricht Hermione. „Warum denn? Warum willſt Du denn fort?“ fragen beide.

„Ihr habt eine andere Mutter, eine neue;“ ſpricht Ordalie.

Die Kinder lachen.

„Nein, nein," ſpricht die Mutter ernſt, „es iſt wirklich ſo. Hermione behält mich, ich behalte ſie, und Herrmann bekommt Gabrielen. Du kennſt ſie ja."

„Will denn das der Vater?" frägt Hermione.

— „Freilich. Weil er es gewollt hat, müſſen wir es thun."

„Da laufe ich fort!" verſetzte der Kleine. „Aber ſage mir, warum bleibſt Du nicht hier? Du haſt hier zu eſſen, zu fahren, zu trinken, zu leſen, alles, was Du willſt, und was haben wir erſt alles, es iſt hier gar zu hübſch, und kurz und gut, wenn Du mich lieb haſt, laſſe uns ſpielen, daß Männchen und Weibchen wieder vergnügt ausſehen; ſieh nur, was ſie jetzt für bittre Geſichter machen, und ſolche große, weinerliche Augen."

Der Vater hatte, unbemerkt eingetreten, dies Kindergeſpräch ſeiner Kinder mit angehört. Er mußte jetzt näher treten. Ordalie wollte wie ſonſt ihm entgegeneilen, ihm wie nach einer langen Reiſe um den Hals fallen, und that ſchon den erſten Schritt; auch er hatte die Arme ein wenig gehoben, doch gefaßt ließ er ſie ſinken, und Ordalie ſtand wie angewurzelt, mit einer vor Schreck erblaßten Wange und einer vor Scham erröthenten Wange.

Von den Spielſachen ſollte nun jedes Kind die ſeinigen nehmen, Hermione ſollte ſich bloß die ihrigen ausſuchen, aber ſie ſchob dem Bruder alle mit den Worten hin: „Sie ſind hier eingewohnt, hier zu Hauſe! Und

wo Du bleibſt und der Vater, da wollen ſie auch ſein.“ Das Reh ſtand zwiſchen beiden und drängte ſich ein.

„Aber das Reh nimm Du, Schweſterchen,“ bat der Bruder inſtändig, dann haſt Du mich! Denke nur, ich wärt darin verwandelt.“ Es ward gut geheißen, und mit rohen Händen trug es ein Diener fort in Ordalien's Wagen und band ihm die Füße. Die Geſchiedenen ſtanden darauf im Zimmer wie ganz müſſig, jedes wie hier nun überflüſſig. Endlich ſprach Herrmann Ordalien zum Troſte: „So war mein Wille nicht, nie wollte ich das:“

Joſephinen's und Napoleon's Briefe lagen aufgeſchlagen auf einem Tiſchchen und Ordalie deutete Herrmann mit dem Finger auf den 188. Brief, an Joſephinen als er ſchon im geheimen eine andere zur Braut ſtatt ihrer hatte und dennoch ſchrieb: „Es iſt ein Feſt für mich, Dich wiederzuſehn, und ich ſehe dieſem Augenblicke mit Ungeduld entgegen. Ich umarme Dich. Ganz der Deinige.“

Und er deutete ihr aus dem darauf folgenden 190. Briefe als Antwort auf die Worte, die der Geſchiedene an ſeine Geſchiedene geſchrieben: „Du mußt Dich nicht einer verderblichen Melancholie überlaſſen, Du mußt Dich zufrieden fühlen, und vor allem für Deine Geſundheit ſorgen, die mir ſo theuer iſt. Wenn Du mir ergeben biſt und mich liebſt, ſo mußt Du Dich ſtandhaft bezeigen und Deine Stellung ſo nehmen, daß Du Dich glücklich ſtellſt. (te placer heureuse) Du kannſt meine unveränderliche und zärtliche Freundſchaft nicht in Zweifel ziehen, und Du würdeſt die Empfindungen, die ich für

Dich hege, ſchlecht kennen, wenn Du vorausſetzeſt, ich könnte glücklich ſein, wenn Du es nicht biſt, wenn Du Dich nicht beruhigſt. Adieu, meine Freundin; ſchlafe wohl; denke, ich will es ſo haben."

Sie konnte die Wahrheit dieſer Worte nicht faſſen und antwortete laut: „Adieu, mein Freund; lebe wohl; denke, ich will es ſo haben —" und plötzlich erweicht ſetzte ſie eilend hinzu: „Und tauſend, tauſend Dank für alles Gute und Liebe! Dank an dem Himmel für Dich und die Kinder! und habe den kleinen Herrmann lieb und erziehe ihn wohl, fromm und treu, und Deiner Tochter werde ich die Liebe zu Dir bewahren und nähren. Das glaube mir. Und grüße die Schweſter. Sie ſoll glücklicher ſein, ſie ſoll endlich glücklich ſein. Und wenn der kleine Herrmann groß iſt, wehre ihm nicht, zur Mutter zu kommen, wehre ihm nicht, ſonſt vergehe ich!"

Die Scheidende hatte ſich gebeugt, daß ihre Thränen ungeſehen zur Erde fallen ſollten, denn trocknen wollte ſie ſich die Augen nicht. Sie eilt nach dem Wagen; da ſitzt ſchon der kleine Herrmann im Winkel vom Mantel verborgen; er bittet, er weint, er fällt auf die Knie, ſo daß ſein Geſicht im Wagen ihr gegenüber glüht und glänzt, die am Schlage draußen ſteht. Sie befiehlt ihm Gehorſam. Er ſchließt die Augen, und ſtumm und regelos läßt er ſich von ihr fort nach des Vaters Zimmer tragen. Dort bringt ihr der Vater ſchon ihre Tochter entgegen geführt, die ſich heimlich bei ihm verborgen. Sie tauſchen, und behalten doch die Neigung. Sie beneiden ſich ſtill einander und gehn. Gabriele erſcheint auf dem

Corridor. Ordalie lehnt ſich mit dem Arm an die Wand, verbirgt ihr Geſicht, und ſo hört ſie ſie vorüberrauſchen, ein geiſterhaftes Rauſchen wie ſie nie gehört, wie ſie nicht glaubt, daß ein ſo leiſes entſetzliches Rauſchen vorhanden, nur möglich ſei in der Welt.

Herrmann's Begleitung hat ſie entſchieden abgelehnt, ſie ſei allein, ſie wolle allein ſein, allein nur werde ſie den Weg durch das Leben finden. Und doch ſpricht ſie jetzt: „Himmel und Erde rufe ich zu Zeugen — wenigſtens keine Mutter laſſe ſich ſcheiden."

Und Hermione ſpricht, als verſtehe ſie nun etwas: „Alſo das heute nennen die Menſchen ſcheiden?"

„Ja, mein Kind, Mann, Kinder, Geliebtſein, Lieben, Glück, Leben und Erde verlieren — das"

Indeſſen hat der kleine Herrmann wieder durch den Spalt der geöffneten Thür geſpäht. Die Mutter winkt ihm, ſie hat ſich noch nicht ſatt an ihm geküßt, er liegt in ihren Armen, die Kinder umarmen ſich, ſie taumeln, ſie fallen um. Der Vater ruft den Knaben, die Mutter führt die Tochter fort. Sie will zum Ausgang ein Vaterunſer beten, wie einſt eine ſehr anſtändig ſein wollende Dame in das Theater tritt, in die Loge, in der Kirche zu ſein glaubt, die Hände faltet und auf die Kiſſen der Brüſtung gebeugt, ein andächtiges Vaterunſer mit ſeufzen beginnt, aber plötzlich ſtockt. So ſtockte Ordalie; kein Wort weiter will ihr mehr einfallen, als der Anfang: „Vater unſer, der Du biſt!" Sie wiederholt das. Das iſt auch im Grunde genug. Iſt Gott, und iſt er unſer Vater, ſo wird er unfehlbar das tägliche Brod ge-

ben, die Schuld vergeben. „Vater unser der Du bist," ist bloß das wahre Vaterunser, das andre ist bloß Umschreibung. „So sollst Du es beten, Hermione, und der Vater wird auch unser Vater sein."

Am Portal stehen die Diener des Hauses in stiller, anständiger Reihe, sie sehen ihre Herrin noch einmal an, alle beschenkt sie reichlich. Im Wagen findet sie eine Freude, ihre Mutter! Sie wird mit ihr ziehn. Ordalie, schon sitzend, überschaut noch einmal das prachtvolle Schloß — es ist nichts. Sie überschaut zur Linken den reizenden, herrlichen Garten — er ist nichts — Und wie sonst spricht sie zum Kammerdiener: „Fort!" Er steigt hinten auf, befiehlt dem Kutscher: „Fort!" und sie rollt dahin. Die armen Leute am Ende der Stadt vor dem Thore wissen es schon; sie haben aus einfachen Stangen ihr eine Ehrenpforte gebaut, mit Eichenlaub behangen, aus rothen Ebreschbeertrauben, den Anfangsbuchstaben ihres Namens Ordalie, ein kranzgroßes O befestigt, und die Kinder umher buchstabiren es ab, sprechen es aus, und wie ein Laut des Erstaunens und Schmerzes zugleich klingt es ihr O! O! Und nun scheint alles überstanden.

Ordalie ist fort.

Ihr Weggang ist keine Rache. Nicht die verborgenste Absicht liegt ihm zu Grunde, daß ihr geschiedener Gemahl nun unglücklich sein soll, sie vermissen, bereuen, zurückwünschen; nein, er soll, wenn er kann, nun erst glücklich sein, und er wird es können, da er nun seine wahre Geliebte besitzt.

So liegt ihrem Weggang die Liebe zum Grunde. So ſchnell er geſchehen, iſt er doch keine Uebereilung. Nur ihre Ehre, Herrmann's, Gabrielen's Ehre hat die Eile nöthig gemacht. Eine entſcheidende Entdeckung hat nur entſchieden. Seine Untreue an ihr iſt, von der gegenüberſtehenden Seite betrachtet, ja Liebe nur, Liebe auch, möge ſie Treue ſein. Iſt ſie wie aus einem Traum erwacht, bedünkt es ihr doch auch, ſie ſei erſt in einen Traum verfallen, ſie träume: ihr träume. Sie kann nicht erwachen. Auch den Zurückgebliebenen iſt ähnlich zu Muthe, oder vielmehr, aller Muth iſt ihnen dahin. Schon als Herrmann Ordalien fortreiſen geſehen, ſo niedrig an der Erde hin fortrollen, ſo geſchwind, wie man in London die Todten im Gallopp durch die wimmelnden Lebendigen fort nach ihrer Ruheſtätte fährt, da reißt es ihm am Herzen, Thränen überfallen ihn wie vom Himmel ſtrömender Regen. Das iſt kein Grab, keine Ruheſtätte, wo Ordalie hingeführt wird, und ſeine Hermione. Das wäre ihr beſſer, ihm lieber um ihrer willen. Denn daß ſie ihn ſo fort lieben muß, verſteht ſich, wie ſeine Eigenliebe, ſein Selbſtbewußtſein ihm ſagt, denn ſo lange mit ſeinem Weibe vertraut, iſt ihr Bewußtſein, ihr unwandelbar, gütiges, liebevolles Bezeigen zu ſeinem Selbſtbewußtſein geworden. Die innere Welt des Herzens, des Geiſtes hat ſich ihm aufgethan, und er kann weite, tiefe Blicke hinein thun, und thut ſie. Was er fühlt iſt keine bloße Ahndung, es iſt Einſicht. Und ſo erſcheint nun dem geſchiedenen, wiedervermählten Herrmann eine Scheidung als das unrechteſte, unräthlichſte

Werk der Menſchen und ſeiner. Er ſtampft mit dem Fuße. Und am Morgen mit Gabrielen im Garten wandelnd ſah er einen jungen, ſchönen Fruchtbaum mit herrlicher Krone und ſeinen erſten Früchten die Nacht von einem Sturmwind entwurzelt auf dem herbſtlichen Raſen liegen, die Weſpen nur nagten aus Naturdrang an den gelben Birnen die neben den Stamm gefallen, und er vergoß Thränen über den ſchönen verwüſteten Baum, auch eine junge Mutter der mit ihr erſchlagenen, lieblichen Kinder. Doch Gabriele ſtand in aller ihrer Schönheit, in allem ihren Reiz vor ihm, und der entwurzelten Ordalie wunderlich an Geſtalt und Bildung gleich. Nichts ſchien ihm verloren, aber ſonderbarer Weiſe, wie Kinder ein blankes Goldſtück um das andre Goldſtück vertauſchen, auch nichts gewonnen, und doch ergriff er Gabrielen um den ſchlanken Leib, hob ſie, ſtellte ſie menſchlich ſchön, liebetheuer und werth an die Stelle des ausgewurzelten Baumes. Und ſonderbar ſtand ſie ihm da auf der ſchwarzen lockeren Erde.

Wie am Schnitt eines im Frühjahr abgeſägten Baumes der Saft ausquillt, ſo mußten in Herrmann's gefühlvoller Seele alle jene Gedanken nachquellen. Sein unumgängliches Nachgefühl — von welchem die Natur alle zum erſtenmal und treu auf immer vermählten Gatten, in himmelweiter Ferne erhält — ſollte aber ganz anders in Anſpruch genommen, es ſollte zur Flamme werden, wie wenn man auf glimmende Kohlen Schwefel legt.

Von Gabrielen nämlich war es begreiflich, daß ſie

auf ſeſtem Boden noch ſchwankte. Die Sinne ſchwindeln ihr noch wie berauſcht vom Beſitz eines nicht mehr gehoffſten, aufgegebenen, aber unvergeſſenen Gutes, freilich auf Koſten ihrer Schweſter erworben, aber der Schweſter ſchien ſein Verluſt nicht das Herz gekoſtet zu haben, da ſie ſo gedrängt, wie ſie wußte. In der That aber litt Gabriele ſeit dem Sturz mit dem Pferde bedeutend am Kopfe, was der Arzt für eine verhallende Erſchütterung ausgab, doch blieben die Schmerzen bedeutend, ja, ſie ſtiegen durch die letzten Erregungen. Vielleicht hatte der ſonſt die häuslichen Verhältniſſe ſchonende Arzt auch gemeint, daß es jetzt nicht mehr verletzen könne, wenn er Gabrielen verſtohlen, wie immer noch anſtändig war, einen Wink gäbe, zu wie erfreulichen Hoffnungen ihre Kränklichkeit ſie berechtige. Gabriele war ſtarr ſitzen geblieben. Sie ſelbſt nun hatte eine Entdeckung gemacht, die ihr nun nicht mehr als Stillverſprochenen mit dem treuloſen Ruſſen die Sinne zu zerſtören drohte, das Herz zu brechen. Dann hatte ſie ihren Herrmann von Kindheit auf unausſprechlich geliebt, nur ſich und ihrer Liebe zu ihm, war ſie einen Augenblick nicht treu geweſen, ſie hatte ihres Verräthers Verheirathung mit einer andern geſegnet, als ſie Herrmann wieder erblickt, alles war darauf natürlich gekommen, und nun hätte ſie ihren ſtillangebeteten Freund betrogen und wie! Ihr Herz war wie zu Stein geworden, wie zu einem Stachel ihr Gehirn im verwüſteten Haupte. Ihre Liebe zu Herrmann war ihr wie zur falſchen Schlange in ihrer Bruſt. Es bedurfte nur noch einen äußern Anſtoß, ein Vorbild

für ihren Sinn, in welchem Wahnſinn er ſich kleiden ſolle, und der Eindruck blieb nicht aus.

Sie war auf demſelben Wege einſam durch die Wieſen gegangen, unbewußt, gleichſam Ordalien nach, auf welchem ſie zum Freunde geflohen. Wie Ordalien geſchehen, begegnet Gabriele auch einer Frau von mittlern Jahren, die, wie ſie in Gedanken gegangen, plötzlich vor ihr ſteht. Da die Frau ſo kummervoll, ſo beklagenswerth, blaß und zerſtört mit Angſt und Schmerz zerriſſenen durchwühlten Zügen ſie anſieht, muß ſie ſie fragen. Es iſt die Frau des Röhrmeiſters. Sie hat ihre Tochter verloren, die ſich über ihren Bräutigam zu Tode gegrämt, weil er eine andre genommen, und dann vor Reue darüber geſtorben iſt.

„Ach, meine Tochter war aber doch glücklich," ſagte die alte Frau, „denn ſie ſah noch, ſelber verwelkend, den mit einer andern verheiratheten Liebſten verwelken, und vor ihr eingehn. Hier auf dem Fußſteige haben ſie ſich manchmal begegnet und ſind mit einander gegangen. Nun ſind ſie beide hin und fort. Aber nun kommt erſt das Schlimmſte. Ich arbeite mit meinem Mann bei dem Waſſerbrunnen. Die Mittagshitze im Sommer war groß. Er legt ſich nicht ſchlafen, ich aber lege vor Kummer über die ſo mißlich verlorne Tochter mich in das Gras, in den Heuſchober auf der Wieſe. Mir träumt am Tage ängſtliches, als kröche mir eine junge Schlange in den offnen Mund. Wie bezaubert kann ich nicht erwachen, ich will Hülfe ſchreien, ich kann nicht. Es iſt geſchehen. Vor Schreck ſchrie ich auf, es regt ſich mir luſtig in der Bruſt.

Ich zerstöre mit der Heugabel den Schober, ich sehe sechs junge Schlangen, ich sehe die alte Schlange, ich schrie; mein Mann kommt, er sieht sie, erschlägt sie, ich kann es nicht mehr, er kann mir die Schlange im Leibe nicht erschlagen, ich muß sie behalten, sie ernähren, sie stillen wie ein Kind, und wenn ich ihr genug Milch gegeben, dann ist ihr wohl, dann ist sie still. Aber ich habe Tag und Nacht keine frohe Stunde mit dem armen verirrten Wurm im Leibe. Mit Angst gehe ich zu Bett, ich schlafe mit Angst und mit Angst stehe ich auf. Und wenn wir armen Leute nur eine Kuh hätten! Nur eine Ziege. Aber mein Gott! Doch das muß ich rühmen von den guten Menschen, wo ich hinkomme mit meinem Kruge, da geben sie mir die Milch selbst den Kindern vom Munde weg, ja, nach Sonnenuntergang, wo doch keine vorsichtige, kluge Wirthin mehr Milch über die Schwelle giebt. Aber dafür sprenge ich allemal die vorgeschriebenen drei Tropfen in's Haus zum Segen und Dank. Den Winter muß ich die Schlange im Leibe noch behalten, sagt der Herr Leibarzt, weil alles Ungeziefer zum Herbst in Höhlen kriecht und nicht weicht, aber zum Frühjahr wird er mich davon erlösen, so wahr er ein Doctor ist. Und das ist er ja!"

Gabriele schenkte ihr Geld zu einer Kuh, zu zwei Kühen, zu Winterfutter, Geld den Arzt zu bezahlen, und eilte von ihr, wie von einem entstellenden Spiegel. Die Gestalt, die Worte hatten entsetzlich, sie hatten bildend auf sie gewirkt. Ihre Angst lag von dem Augenblicke an, ihr auch nur in der Brust, um alles in der Welt aber hätte sie ihrem Mann, ihren Herrmann nicht

wiederſehen mögen. Sein Bild vor den Augen ſchon war ihr verhaßt, ſchrecklich, fürchterlich. So war auch ihr Selbſtempfinden, ihr Selbſtgefühl ihr zu einem fremden geworden, und hatte ſich mit leichter natürlicher Wendung auf den Mann geworfen, verſetzt und übergetragen, dem ihre Liebe nun freilich am keuſchſten ſcheute, deſſen liebevolles Antlitz ihr freilich das aller verletzendſte, unſeligſte geworden war. So ging ſie, ſo floh ſie für immer denn auch das Schloß, den Mann und den Gram, die Entehrung ſogar, wie ihre Schweſter Ordalie, und ging zu demſelben Freund in das Haus, durch welchen ſie traurige, troſtloſe Hülfe gefunden.

In einem durchdringenden Augenblick durchdrang ſie auch eine Ahndung davon, warum wohl Ordalie ſo hinweggeſtürmt; aber beweinen konnte ſie nicht die ſchonende, edle, reine Seele. Sie hatte für ſich ja ſelbſt keine Thränen, ſie verlangte beim Eintritt vom Hofrath nicht Rath, ſie verlangte Milch für ihre Schlange in der Bruſt, und haſtig ſchlürfte ſie den ſtillenden Trank ein, wie ein Zaubermittel, und ihr ward wohler. —

So war denn auch Gabriele fort. —

Ihre Abweſenheit konnte nur bis zur Nacht ohne Betroffenſein, ohne verwunderte, ſtille Nachforſchung bleiben. Wie damals kam der Hofrath, und bekannte ſich als den Hetzler, verkündigte das Unglück, woran er zu glauben ſchien, woran alle glaubten, bis Herrmann mit dem Arzt zu der Unglücklichen hinauseilte, bis der beſtürzte Gatte ſeine beſtürzte Gattin umarmen wollte. Der denkende Arzt erkannte an ihrem Bezeigen eine andere

Krankheit, einen zerrütteten Sinn, und ſo mußte es ſelbſt Herrmann glauben, da ſie von allen ihn allein von ſich ſtieß, oder den Kopf in die Hände, in die Kiſſen verbarg. Es ſollte ihr Ader gelaſſen werden, aber der vorſichtige Arzt widerſtand. Er mußte Gründe angeben, und er glaubte ſie ganz geheim dem nunmehrigen Gemahl Gabrielen's beſcheiden wohl anvertrauen zu dürfen, und that es mit Lächeln, mit Glückwunſch. Herrmann ſteht wie ein vom Blitz getroffenes Marmorbild. So weiß im Antlitz, ſelbſt ſeine Hände ſind marmorweiß und ſeine Lippen, die Augenlieder bedecken die Augen wie kleine Leichentücher. Er mag die Welt nicht mehr ſehen. Mit dem wieder rinnenden Blut kommt ſein Schmerz in Bewegung, mit dem Bewußtſein die Zunge.

„Arme, arme Ordalie!“ ſpricht er laut. Und verſtummend denkt er dazu: „Was haſt Du gelitten: Du glaubſt, ich habe Dich betrogen, und bin nun — ach! nicht betrogen. Das kann die Liebe nicht — es wird ſich aufklären, ſich löſen! Oder geht wirklich die Rache, die Feindſchaft eines Weibes ſoweit, wie Gabriele gegen Ordalien gegangen.“ Aber er ſagt ſich beſchämend: „Mit der Liebe ſpielt kein Weib. Nur ein Mann, ein Betrüger mit der Liebſten.“ Und mit ſich einander zerreibenden, geballten Fäuſten weiß er nicht, auf wen ſein Grimm ſoll fallen wie ein Blitz.

In dieſe Scene kann niemand gefürchteter treten, als Ordalien's und Gabrielen's Vater, der General Graf Theodor. Für ſein altdeutſches, ritterliches, biederes Antlitz ſcheint die Generalsuniform eine abenteuerliche Verklei-

dung. Seine hohe, kräftige Geſtalt, ſeine funkelnden Augen, ſein feſter Tritt, ſein Ernſt kündigen einen ernſten Geſchäftsmann an, einen drohenden Richter.

Er hat im Schloß nicht gefunden, er findet hier. Er will alſobald Beſcheid. Seine liebe, gehorſame Tochter hat ihm in der Nacht ihrer Flucht geſchrieben, aber den Brief doch erſt am Morgen abſenden können, ſo daß der Vater zu ſpät kommen mußte oder ſollte. Jedoch er iſt da. Die Leidende hält er natürlich für Ordalien, er will ſie umarmen, ſie erkennt ihn, er erkennt ſie, und tritt kalt von ihr zum Schwiegerſohn. Er bittet um ein Wort, ſie gehn auf des Wirths Zimmer.

Ohne Einleitung fragt der Vater: „Warum er ſein Kind verſtoßen oder womit ſo weit gebracht, daß ſie abtreten wolle.“ Herrmann nennt ſich den Gemahl ſeiner zweiten Tochter und verſichert ſogleich, daß er ſich auch von Gabrielen ſcheiden werde. Das befremdet den Vater denn doch. Während er ein paar Piſtolen auslegt, zwei Säbel mit dem Daumen prüft, hört er, hört er alles. Selbſt immer wahr, zweifelt er an keinem Worte.

„Aber,“ ſpricht er finſter, „erſt nachher waren ſie betrogen, Herr Sohn, vorher haben Sie betrogen, das muß ausgefochten werden, ich ſtelle mich für mein Kind!“

Da ſtürzt Gabriele herein, die einen ſolchen Ausgang vermuthet hat, ſo bedrückt ſie auch iſt. Sie ergreift den einen Säbel, ſie giebt Herrmann den andern.

„Fechten kann ich wie Eine,“ ſpricht ſie.

„Keine Schonung, ſie entehrt mich!“

„Ich stelle mich für mich! Für ....," und sie nennt einen hohen, großen Namen.

Die Männer lächeln weich. Der Vater nimmt ihr die Waffe. Man führt sie fort. Man ist in veränderter Stimmung, doch noch höchst gereizt und reizbar. Und wie Löwe und Tiger zusammen reden würden, so sprechen sie darüber, was zu thun sei. Der Vater fordert seiner Ehre wegen, daß Herrmann Gabrielen nicht jetzt verstoße, nicht jetzt sich scheiden lasse; und mühselig, unwillig, gutmüthig gesteht er das zu. Aber später, bedingt er. Dafür gesteht ihm der Vater Gabrielen's ganzes Vermögen, ihr ganzes großes zu hoffendes Erbe zu, mit der Bedingung, daß er sie anständig halte, so lange auch immer ihr Irrsinn währe. Die Taufe, der Name wird besprochen. Sie entrüsten sich auf's Neue, bis ein Gang mit den Säbel entscheiden muß, wer von ihnen beiden den Frevel an Gabrielen züchtigen soll. Herrmann fühlt sich durch denselben unglücklicher, und er siegt. Die Rache bleibt ihm. Noch bedingen sie, daß Ordalie kein Wort von allem erfahren soll. Und mit verbundener Hand schwingt sich der Vater auf's Pferd und sprengt wieder fort in die Nacht.

In diesem Sinne that man nun alles weitere. Man berief Gabrielen's Mutter Ida von Ordalien unter einem Vorwand. Niemand im Schloße, in der Stadt, in der Gegend wußte die deutliche Wahrheit. Man vermuthete, ahndete. Gabrielen's Unglück gab man mit Recht die Röthe schuld, die auf der Stirn ihrer Mutter erschien, wenn bloß ihr Name genannt ward, oder St.

Petersburg. Alle fielen über ſie mit Worten, ja Schmähungen her, wenn Gabriele nicht ſichtbar war; aber ſobald ſie ſelbſt in ihrer majeſtätiſchen Schönheit erſchien, ſchwiegen alle betroffen, ja gedemüthigt, die eiſernſten Seelen ſelber bedauernd, aber alle waren bezaubert, bis ſie fort war!

Herrmann wußte den Namen, den hohen Rang und Stand ſeines Feindes, ſeinen Aufenthaltsort. Er legte ein Teſtament nieder, er nahm von den Freunden, von Gabrielen Abſchied als ſie ſchlief. Ihr himmliſches, jetzt ruhevolles Geſicht forderte ſeine Thränen. Der Reiſewagen wiegte ihn nach der nicht fernen Hauptſtadt. Er fährt gerade vor den Pallaſt. Er läßt ſeinen Namen nennen. Er wird nicht angenommen. Er kehrt ein. Er ſchickt in Zwiſchentagen Karten, Billets, Briefe, Ausforderungen. Der große Herr ſcheint taub und todt. Er thut den erfolgreichſten Schritt ungern, mit höchſtem Bedauern, aber er thut ihn, denn der General fragt in einem Briefe nach dem gelobten Reſultat, um es loben zu können. Herrmann aber läßt ſich der unſchuldigen, unbefangenen, jungen, reizenden, glücklichen Frau ſeines Feindes melden. Sie nimmt ihn an, liebreich, engelmild. Er ſieht zur Erde. Er erzählt ihr in die noch neugierige Seele als erſte Worte ihres hohen Gemahles Bezeigen. Er küßt ihrem ſtillen Bilde die Hand. Er verläßt ein Marmorbild. Er legt ihr noch einen offenen Brief an ſie, mit dem kurzen, ſtarken Inhalt auf ihr Tiſchchen von ſchwarzem Ebenholz, damit ihr Gemahl wiſſe und ſehe, ſeine Gemahlin wiſſe um ihn. Er geht

die weißen Marmorſtufen auf dem ſchmalen perſiſchen Teppich hinab. Ein Diener ruft ihn zurück. Jetzt iſt der Herr im Zimmer ſeiner Gemahlin. Herrmann ſieht nicht ohne Verdruß den ſchönſten, feinſten Mann von der Welt, der ihm verbindlich dankend, ſein feines Ehrgefühl lobend, den geforderten Gang auf der Brücke am Aarfall zuſagt, leicht wie einem ſchönen Kinde ein Allmoſen. Im Weggehn glaubt er leiſes Lachen und leiſes Weinen zu hören.

Er reiſet nach Hasli im Grund, das trauliche Dorf. Dann die Straße nach der Grimſel höher hinauf zwiſchen Felſen der Aver entgegen bis Gutennen, zum Handeckfall. In der einſamen Handeckhütte raſtet er bis zur zugeſagten Stunde. Er ſieht lächelnd die Spielereien, welche der Mann aus Gemshorn und Holz ſchnitzt und dreht, von der Frau kauft er Milch und trinkt ſie mit ſeufzen, um die nagende Schlange in ſeiner Bruſt zu ſtillen. Die Zeit kommt. Er weiß nicht, von wo ſein Gegner kommen wird. Den Kammerdiener hat er nicht mit, denn einer von beiden ſoll hier verſchallen.

So geht er des Nachts zum Aarfall, wo über die Aar und über den Nebenfluß, ganz nahe am Waſſerfall, die Brücke gebaut iſt, von welcher der Doppelfall beyzeiten zu ſehen iſt. Er ſetzt ſich auf der Brücke. Umher ſchauerliche Stille, ungeheure Felſenwände, himmelhohe weiße Firnen im Mondglanz, Rieſentannen mit ſchaurigem Dunkel und Dämmern, und zwei Ströme ſtürzen übereinander weg mit raſender Kraft und furchtbarer Haſt in den unergründeten Schlund. Ungeduldig

ſteht er auf, der Mond vom hohen Himmel macht ihn ſichtbar. Da fällt ein Schuß. Er horcht auf; er denkt es iſt ein Zeichen, das ihm gilt, er iſt froh. Er antwortet mit einem Schuß. Und als ob es das Echo wäre, fallen drei Schüſſe, zwei in den Mantel, der dritte nimmt ihm den Hut. Er weiß nicht, ob er verwundet iſt, ob er blutet, denn er fühlt ingrimmig den Verrath, vielleicht für das unglücklich gemachte Weib, er hat die drei Blitze der abgefeuerten Gewehre geſehen und wirft ſich auf die Erde, als ſei er erſchoſſen. Er hört ein Gelächter. Dann hört er Tritte von Kommenden, gewiß um ihn ſpurlos hinunter zu ſtoßen. Der Mond verbirgt ſich wie beſtellt. Leiſe kriecht er von der Brücke hinter die Felſen. Vier Männer, ſo unterſcheidet er an Tritten und Stimmen, kommen auf die Brücke: ſie ſuchen. Sie finden nicht, ſie zweifeln nicht, daß er im Fallen hinunter geſtürzt ſei, und ſchleudern mit einem ruſſiſchen Witzwort den Hut ihm nach. Sie lachen, reden heimlich, ſie verſchwinden.

Am Morgen hört Herrmann in der Hütte, die Männer wären fortgereiſet. Er trinkt wieder Milch und droht der Morgenſonne zu gegen Oſten mit Grimm: von Millionen. Er fühlt keine Miſſion nachzureiſen. Auch muß er bleiben. Er iſt getroffen.

Was ſich darauf im Herbſt, was ſich im Winter begeben, leſen wir in einem um Oſtern geſchriebenen Briefe mit ſchonender Rückſicht auf das Vergangene, mit ſtiller Vorausſicht aus redlichſter Geſinnung vorgetragen.—

Der Freund an Orbalien.

„Ich bin krank gewesen und ihr habt mich nicht besucht; ich bin fern gewesen und ihr habt mir nicht geschrieben, werden meine Gnädigste denken. Den Wein aber, der sich lagern soll, den läßt der Winzer gern ungestört liegen; und der Most, der gährt, läßt sich nicht zureden, nicht abreden durch sich allein klarer Wein zu werden. Was Excellenz wünschten, habe ich gethan, denn Worte galten nicht mehr, selbst jene nicht, die Sie mir gnädigste Gräfin zurückschoben:

„Wen von dem Schicksal Unglück trifft, der dulde es!
Wem von den Menschen Unrecht widerfährt
Vergeb' es, auch so schwer es sei, vergeb' es ihm,
Als sühne, edle Hülfe. Denn der Kampf
Dagegen heißt wohl edel, doch er ist
Vergeblich, als unmöglich, so wie gegen
Den gestern abgeschoss'nen Pfeil, und macht
Erst wirklich elend, Dulder gleich dem Thäter;
Nur gegen Unrecht, das er selber thut
Und möchte, kämpfe lebenslang der Mensch."

Nach diesen Worten darf ich wohl erzählen, daß Ihre Frau Gräfin Schwester sich nicht in andrer Menschen Welt befindet, sondern in ihrer eignen, dabei leiblich so gesund, roth und schön aussieht wie jemals, obschon wir am verflossenen Christtag ein kleines, liebes, unschuldiges Söhnchen nach dem Hofprediger, mir, und dem abwesenden Gemahl, Paul Constantin Hermann in einer sehr einfachen Taufe genannt haben, die den Namen Angsttaufe rechtfertigt.

Unſer Freund Herrmann, der kurz nach einem Beſuch, den ihm Ihr Herr Vater, der General in ſeiner Uniform nebſt Zubehör abgeſtattet, in die Schweiz gereiſet war, iſt dort von Räubern mörderiſch angefallen und verwundet worden, ſo daß er nach langem Lager in der Handeckhütte, noch jetzt in der Hauptſtadt die Herſtellung betreibt. Unbedenklich darf ich ſagen, daß ein Geheimniß dieſen Vorgängen zu Grunde liegt, das wir andern vergebens zu durchdringen ſuchen. Hiernächſt lade ich Ew. Gnaden auf meine in aller Art beſcheidenſte Hochzeit. Ich will aber nur ein Weib mit der einzigen Bedingung, daß ſie in der Welt ſei, und recht lange darin zu bleiben verheiße, alſo bloß geſund und jung. Ich will nicht die Geographie heirathen, nicht die Geſchichte das Pianoforte, den Stickrahmen, ja die franzöſiſche Karte und Zunge, oder was ſonſt jetzt ein Weib heißt, Kiſten und Kaſten, ich will bloß ein reines Gefäß der Gegenwart voll uralter Kindlichkeit, Liebe und Glauben, nur ungefähr ſo dumm — wie die Natur iſt, nur ſo häßlich wie der Tag, nur ſo inhaltlos wie die menſchliche Seele, nur ſo unerquicklich wie ein jungfräuliches Herz, und ſo todt wie das volle Leben. So werden Excellenz meine arme Pächterstochter finden, die ſo an mich glaubt — und der Glaube der Frau an den Mann iſt der Grundſtein zur Ehe — daß ſie mich geſtern, ſehr niedlich angezogen, ſehr lieblich, zaghaft fragte: „Ob ſie ſolle den Herrn Hofprediger Paul heirathen?“ Das erſchütterte mich, und aus vielfachen Gründen. Und ſie glaubte mir, daß ſie mein ſein ſolle. So ſoll es mich denn recht ſtärken, durch und durch läutern und am ge-

worfenen Anker befeſtigen, wenn Excellenz geruhen, auf unſerer Hochzeit am Auferſtehungstage ein ſogenanntes Butterbrod mit uns zu eſſen. Bei unſerm lieben Grafen Carl hat es mir auch ſehr wohl geſchmeckt. Der arme, ſchöne, junge Mann ging in der Furcht nun bald blind zu werden wie ſeine Braut Eſtrella vom Morgen bis zum Abend ja, oft auch die Nacht umher, und lernte geſchwind noch die Natur auswendig. Das ſchöne Erwachen des Tages, die Roſenſtreifen, die vom Schiffbruch der Nacht übrig geblieben, ſich über das neue Morgenland, die bräunlichen Berge, wie Schleier dehnen und ruhend und wie im Himmel begraben lebendige Zeugen und Zierden einer neuen lebendigen Welt ſind; ſo lernte er einzelne Blumen, ganze Wieſen, Quellen, ganze Bäche, den Fluß und die Felſen, Häuſer und Kinder, Mütter und Gräber, den Mond und ſein Glänzen, die Milchſtraße und Geſtirne, ja ſelbſt ſeine ſchöne Braut auswendig. Er ſah ſie lange an, dann ſchloß er die Augen und ſuchte ſie in der Finſterniß ſich farbig und rund hervorzuzaubern; was ihm noch fehlte, das ſah er einzeln genau wieder an, ſchloß wieder die Augen, und ſo trug er die Schätze des Lichts wie eine Biene in ſeine Bäute, wie der Hamſter goldne Aehren in ſeine Höhle, bunte Blumen zum Lager in ſeine finſtre Winterhöhle. So wollte er auch noch den Traualtar, die Kerzen, alle Hochzeitgäſte noch hinunterſchleppen, und eilte. Auch er will nur eine Frau, und ſagte mir vielleicht zur Beſchönigung ſeiner ſchönen Blinden; „Es iſt ein Geheimniß, wie der Vater im Teſtament ſagt, daß jeder nur das unter und an ſeiner Sache hat, was er

ganz geheim darunter begehrt. Das iſt immer wohl zu bedenken, denn es iſt meiſt ſchwer zu büßen. In der Ehe hat jeder, wenigſtens die erſten Jahre lang an ſeiner Frau bloß das, was er eigentlich an ihr hat haben wollen, als er geheirathet. Und ſo hat dieſer ein Schloß an der Frau, jener Güter, ein dritter Geld, ein vierter Orden, kurz was er im Grunde des Herzens gewünſcht, aber nicht ein Weib, was die Hauptſache iſt beim Weibernehmen, und die Frau keinen Mann, was die Hauptſache iſt beim Männernehmen, und es koſtet der armen Frau, die wie eine verwechſelte Prinzeßin ihm vor Augen im Hauſe wandelt und ſchaltet, oft Jahre und Mühe, auch in der Vorſtellung des ſo einſeitigen Mannes ihm mit der reichen, alle Farben ſpielenden Krone ſich darzuſtellen, und das zu werden, ja nur zu ſcheinen, was ſie doch längſt war und immer allein nur ſein ſollte, ein Weib, eine Mutter! Und welche Irrungen, welche Täuſchungen, welche Mißverſtändniſſe und Miſſethaten, bis zu der äußerſten, der Eheſcheidung, kommen tauſendfältig aus dem Mangel des Verlangens: ein Weib zu haben, eine Mutter ſeiner Kinder im vollen, reichen, unausſprechlich glücklichen Sinne des Worts, in allen ſeinen Bezügen auf Mit- und Nachwelt, auf Leben und Tod!

Für ſolche redliche Geſinnungen belohnt ihn der Himmel auf der That. Am Polterabend kommt Eſtrella's Vater und Mutter und bringen ihm als Hochzeitsgeſchenk ein unermeßliches Vermögen, das ihnen der Tod des Königs von Spanien wiedergegeben und flott gemacht. Carl bedarf es in anderer Augen; denn über der Prüfung ſei-

nes Herzens und seinem zarten Werben hat er die ihm vergönnte Frist versäumt, sein Erbe verloren, zum Besten für seinen Halbbruder Herrmann zwar und für das Prytaneum. Nach meiner Hochzeit überlasse ich dem jungen Paare mein ihm liebgewordenes, Estrellen im Finstern bekanntes, gewohntes Haus. Denn sie hat gar kein Haus, sie bewohnt, sie empfindet keins, und ich werde Vorsteher jener glücklich gedachten Anstalt, und unser Herrmann ist reich, sehr reich, wenn er nicht sehr arm wäre für lange noch, wenn nicht für immer. Daher ist nun dieser Brief mein Scheidebrief von Excellenz, wenn Sie nicht kämen; aber wir bitten, alles bittet, selber der arme, verwaiſete, kleine Graf Herrmann. Er ist sehr schön geworden, wenn auch blässer, und seine Augen sind größer, weil seine Wangen hagerer sind, denn er ist immer so traurig.

Als ich zu ihm von seiner Mutter sprach und sagte: „Die Mutter wird kommen," da fiel er vom Stuhle, als stände sie schon vor der Thür, und vor Freuden hatte er Leib und Glieder vergessen, als sei er ein Engel, der ohne Weiteres gleich hinschweben könne, wohin er wolle. Dann erzählte er mir, daß die Mutter des Nachts immer zu ihm komme, wie die verdrängte, im Bade getödtete Mutter zu ihrem Kinde in der Wiege, ihn herze und küsse und diese Nacht ihm singend gesagt habe: „Was macht mein Kind, was macht mein Rey? Nun komme ich noch einmal, und dann nimmermehr." Er spricht aus einem Mährchen, wenn es Ew. Gnaden nicht wahr machen wollen: so wie ich selber am heiligen Christabend die Be-

ſcheerung ihm wahr gemacht, auf welche der frohe Knabe und ich bis in die völlige Finſterniß gewartet. Und als Bote von ſeiner Mutter kam ich. Da fiel er dem Pferde von ihr um den Hals, und die ſo eigen duftenden Spielſachen rochen ihm koſtbar zugleich nach dem Chriſtkind und nach der Mutter. Die großen Thränen in den großen Augen hätten Sie ſehen ſollen und wegküſſen mögen. Ich erbarmte mich aber und that auch das. Beifolgender Neujahrwunſch war ſeine erſte Schrift, die er bewundernswürdig ſchnell gelernt, um der Mutter ſein kleines Herz auszuſchütten, der arme liebe Stroh-Waiſenknabe.

Wie uns ſeine Großmutter Ida erzählt, hat der Hund ihres Jägers gleich beim Ausſteigen mit Ihnen, das Reh am Halſe gefaßt und erwürgt, und es ſteht nun bei Hermione im Zimmer, das mißlich umgekommene Brüderchen, und ſieht ſie mit ſchwarzcorallenen Augen an. Dafür ſandte ich dem lieben Kinde ſeines Bruders Bild, welches derſelbe Maler mit Oelfarben ſprechend gemalt, welcher Herrmann's und Gabrielen's Bildniß ſtatutenmäßig für die Kapelle im abgedankten Schloße geliefert.

Das Künftige mag die Zukunft lehren. Hier wird es wieder Frühling, erſter, rührendſter. Wenn ich den Crokus, die Veilchen, die Hyacinthen, die grünen Hecken am Morgen ſehe, ſo iſt mir, als wenn tauſend Geiſter unter der Erde ſäßen, wie unter einem perſiſchen Webſtuhl, woran ein kindguter Meiſter einen neuen großen Teppich über den Tiſch ſeiner tauſend Kinder wirkt — und am Tage ſchliefen ſie, und ruhten! Die braunen,

glänzenden Knospen an den Pappeln in dem reinen Blau, ich weiß nicht, wer sie macht. Auch der Kuckuck ruft, und ich weiß nicht, was er ruft." —

Des kleinen Herrmann's Bild ward aufgerollt, und es erregte der Mutter, erregte der Schwester süße, unwiderstehliche Sehnsucht. Die meiste jedoch erst der Brief, den die Mutter nicht lesen, aus Hermionen's Munde kaum aushören konnte. Den Vorwand, die Reise zur Hochzeit, hatte der Freund dem Herzen gegeben. Der Vater war nicht da, so wollte sie nur den kleinen Herrmann sehen, sprechen, trösten, beschenken, vielleicht entführen oder vom Vater sich borgen, der wie ein irdisches, fremdes Gut, nur so lang er nicht da war, ihn nicht vermißte. Hermione wollte zum Pfande dableiben, und die Mutter erhob, ihr Herz durchschauend, mit leiser Drohung und wehmüthigem Blick den Finger gegen sie auf. Aber sie ließ die Hand in den Schooß fallen, denn aus dem Spiegel drohte ihr selbst ihr eigenes Bild. Hermione wollte nur des Vaters Bildniß sehen, das war doch das Wenigste, was ein Kind als alle Güte und Wohlthat, als alle Pflege und Lehre vom Vater begehren mochte. Jetzt immer bei der Mutter, hatte sie unglaublich gewonnen. Sie war klein für ihre Jahre, aber Genien gleich faßte sie, still einem Geschäft, einer Arbeit zusehend, die künstlichste schnell. Als ob alles nur in der Welt wäre, um andern damit Freude zu machen, schenkte sie selber wertherte Sachen an Kinder weg, denn nie konnte ihr etwas fehlen, nie im Leben mangeln, sie hatte an ihrer hingebenden Güte genug, und die Mutter fürchtete, wie sonst

ſchon der Vater, für dieſes gute Herz, wenn ſie zur Jungfrau herangereift und die Himmelsmacht auch ſie ergriff. Möge ein Gott ſie ſicher geleiten, möge er das Gebild edel und gut ſein laſſen, dem ſie ſich zu eigen fühlte. Denn in ihrer Liebe zum Bruder lag nur eine andere, wie im grünlichen Ei die Nachtigall. Das Kind war wie verwandelt als ſie den Bruder wiederſehen ſollte, und was nur irgend zu erlangen, mitzunehmen, zu ſchenken war, das raffte ſie zuſammen, als wäre ſie ſelbſt nicht das Theuerſte, Beſte, und einzig allein ſchon genug. Ordalie beſah das lieblich gepuzte Mädchen im Spiegel, als ſie ſo eben in den Wagen ſteigen wollten, ſie beſah ſich ſelbſt, ob jemand ihr die kummervollen Nächte, die Leiden der Einſamkeit anſehe, ob er ſie noch ſo ſchön und ſo jung oder anders, ſchöner finden möchte. Doch ſie lächelte. Denn das Herz, ja das Unglück macht den Schönſten erſt ſchön, es gießt ihn erſt gleichſam mit Seele voll, wie einen kryſtallenen Becher mit Nektar und klarem Waſſer aus Lethe gemiſcht.

Als Ordalie fortgegangen, waren ihre Augen nicht feucht geworden, als ſie wieder den Thurm ihres Schloſſes, das Grab in der Luft, die Fenſter ihres Zimmers, die Bäume, den Fluß und die Brücke gewahrte, da weinte ſie nach und voraus. Man konnte, durch den Garten um die Stadt wieder auf die Straße gelangend, nach des Hofraths Hauſe fahren. Sie nahm ſich die Freiheit faſt ängſtlich. Sie hielt an der Brücke, ſie belud ſich und Hermionen mit Geſchenken. Vor dem Gartenthor ſollte ſie der Wagen erwarten; nicht lange, nur ein Viertel-

ſtündchen. Wie ein ihr feindlich gewordener Magnetberg hielt ſie das Schloß zurück, ſie wollte es nicht betreten. Nur ihr Knabe ſollte hervorkommen und faſt weinend rief ſie auf der Brücke nicht fern vom Altan, wo er wohnte, wieder den lange im Herzen verſchwiegenen Namen: „Herrmann! Herrmann!“ Und mit Herzſchlägen ſetzte ſie hinzu: „Die Mutter ruft!“ Und Hermione rief: „mein Bruder, mein Herrmann, ich rufe! Ich, Hermione, Deine Schweſter.“ Es blieb ſtill. Der Knabe war drin, aber ſo hatte es oft ihn gerufen. Sie gingen näher. Es war Feierabend. Die Arbeitsleute hatten große Vaſen mit eingepflanzten Blumen zur Seite der Brücke geſtellt, um morgen wieder den breiten Altan damit wie alljährlig zu ſchmücken. Von einer Marmorplatte am Rande der Brücke, worauf künftig Marmorwürfel mit Marmorbildern zu ſtehen kommen ſollten, hatten ſie ſchon Bretter hinüber geſchoben bis auf den Rand des Balkons, und die Stützen zu denſelben lagen ſchon drunter zwiſchen Altan und Brücke bei zugehauenen Steinen und Platten am Rande des Fluſſes. Wie ſchon früher einmal, wollte Ordalie auf den Brettern hinübergehn. Aber Hermione getraut ſich nicht. Sie ſteht auf der Brücke mit der Mutter und beide lachen ſich ſchon freudig an. Sie rufen. Da erſcheint ein Engelsköpfchen in der geöffneten Glasthür. Es iſt Herrmann. Er ſieht unbewegt auf die Mutter, die Schweſter; ſein ſtilles Geſicht wird feuerroth, die großen Augen noch größer geöffnet, vergehn ihm im Herſehen; am Lächeln der Mutter und Schweſter zündet ſich auf ſeinem Geſicht ein Lächeln an, eine Gnüge der Wonne,

ein Flammen der Liebe, das ihn zum Engel verklärt. Jetzt plötzlich durchzuckt von Verlangen, ſchon drüben mit Leib und Seele, und Leib und Leben vergeſſend, will er in ihre Arme ſchweben, die ſie ihm noch mehr vor Ueberraſchung als vor Erwartung entgegenſtrecken. Er läuft. Er verfehlt nicht die ſchwankenden Bretter, aber nur erſt, ſo verloren gelegt, ſtürzt das eine, das ihn trägt, hinunter, der Knabe mit, und im Sturze erſt ruft er vor Freuden: „Mutter! Mutter!“ Die Mutter hat die Augen geſchloſſen, die Hände wie zum Ergreifen und doch auch vor Schrecken nur kurz ausgeſtreckt. Der Knabe iſt unten ſtill. Er ſchreit nicht, er klagt nicht, er liegt auf dem Rücken über die Kante einer Platte hingelegt wie ein Kleid. Die Mutter ringt die Hände hinabwärts. Er bleibt ſo. Sie fliegt wie ein Geiſt auf der Brücke nach unten, an's Ufer, ohne ihre Kleider aufzuheben durchwatet ſie raſch den Fluß bis über die Knie im Waſſer, ſie ſtößt an einen Stein, ſie fällt, ſie taucht triefend hervor, ſie iſt am jenſeitigen Ufer, ſie ergreift ihr Kind, ſie trägt es fort, ſie weiß mit Entſetzen, was ſie trägt, ihr todtes Kind, ſie bringt es blaß wie der Tod in das Schloß, ihre Zähne klappern, ihr Mund bebt, ihre ganze Geſtalt; ſie legt das Kind auf den Teppich, ſie kann es nicht länger halten, nicht heben, und wirft ſich über das holde Gebild, bedeckt ſeinen Mund mit Küſſen, drückt ſeine Bruſt, ſein Haupt an ihre Bruſt, weicht zurück von ihm, daß ſeine Augen, ſeine entfliehende Seele im letzten Scheiden noch ſie, die Mutter ſehen, die Mutter nicht vergeſſen ſollen. Hermione hat zu ihrer Seite

wie ein verkleinertes Bild das alles auch, das alles abwechselnd mit ihr gethan. Endlich lassen sie ihn ruhen, und die Mutter drückt nun die einzige Tochter, die Tochter die Mutter an sich. So sitzen sie stumm, reglos, ruhig wie eingeschlafen. So findet sie der Erzieher. Er frägt nicht. Er sieht. Er schickt nach dem Arzt. Er führt die Mutter fort, die geduldig folgt. So sieht sie sich wieder in ihrem alten Zimmer. Hermione bleibt bei dem Bruder. Man gönnt das ihr. Jeden Schein der Hoffnung, ihn wieder zu wecken, bringt sie der Mutter, bis sie zuletzt ganz langsam kommt, und auf die leise Frage der Mutter ganz leise spricht: „Sie haben ihm die Augen zugedrückt."

Darauf verstummen beide. Es ist lange schon dunkel, kein Licht wird angezündet, die Sterne sollen die tröstlichen Lichter sein. Sie wollen einander nicht sehen, und halten doch einander die Hände. So endlich schlafen sie ein. Die Mutter hat geglaubt, einer armen Mutter wie ihr, werde kein Mensch verargen, diese Nacht mit ihrem unglücklichen Kinde in Einem Hause zu bleiben.

Am Morgen findet sie nöthig, den kleinen Todten selbst zu beschicken, zu kleiden, denn keine andere Mutter, kein Vater ist da. Der Freund hat diese Nacht sein Hochzeitfest gefeiert; und sie seufzt über alle Männer, schilt alle untreu, große Kinder, die, keines ächten Weibes werth, neben und bei ihnen tausend kleine, nichtige Dinge betrieben. Sich fühlt sie besser, treu, gut, liebend, weinend. Sie hat keine Furcht mehr zu bleiben, sie sieht, sie fühlt, daß die heiligen Pflichten des Menschen wie

göttliche Geister durch alle Zustände, alle verworrene Thaten und grausen Geschicke, frei, unverkümmert, unverdächtig, ja glücklich, heilbringend und preisenswerth hindurch gehen sollen, wie Sonnenstrahlen durch Nebel. Die Schwester wacht am Tage bei dem Bruder, am Abend träumt ihr, er rede mit ihr, wie das verwandelte Reh, sie erwacht über ihre Stimme, sie kommt zur Mutter geschlichen und hilft ihr an den Kleidern für den Liebling in den Sarg; kleine Kleider, schöne, traurige Kleider, welche die Mutter hinhält und laut beweint.

Der Freund kommt und besucht sie, aber wissend, daß kein Sterblicher Schmerzen unsterblicher Liebe heilt, noch sie heilen sollte, wenn er auch könnte, ist er blos mit reger Seele, aber mit kaum geregtem Leibe bei ihr gegenwärtig. Er weiß, daß das genug ist, denn er denkt: „Die Erde, ja jedes Haus will empfunden sein.“ Außer ihrem Zimmer aber entgeht nichts Nothwendiges, nichts Herkömmliches, Schickliches, ja selber das Schöne nicht seiner freundlichen Sorgfalt. Und so ruht der liebe Knabe am dritten Abend im Saale drunten, wo die drei Bilder, die Geschichte der Ehebrecherin hängen, im Dämmern wie ein Morgengrauen, bedeutend, wie Zauberspiegel.

Der Knabe ruht in seinem Sarge wie ein kleiner Pilger gekleidet, die Muschel auf des Kleides Kragen, einen kleinen Pilgerstab zur Seite, den Hut zu seinem Haupte wie bei den Königen die Krone. Er ist mit grünem Lorbeer bekränzt, in den Händchen hält er einen Kranz von Myrten, einen von Rosen. Der schneeweiße

Sarg ſteht auf grasgrünem Teppich, der ſich dreimal abſtuft, und auf allen Stufen brennen Wachskerzen auf ſilbernen Leuchtern. Auf den vier Ecken des weit gebreiteten Teppichs ſtehen vier weiße Engel mit goldnen Flügeln, in die ſie ſich hüllen, die vier ſchönſten Jungfrauen aus der Stadt in tiefem Schweigen, in Ruhe, nicht ſo tief, daß man nicht glauben ſollte, ſie leben nicht, denn ſie regen ſich leiſe bisweilen, und das leiſe Regen überrieſelt nicht mit Geiſterfurcht, ſondern mit Gefühl der Gegenwart von himmliſchen Weſen.

Da iſt der Vater aus der Hauptſtadt gekommen. Er ſieht wieder Licht im Saal, wieder tritt er heimlich zuerſt hier herein, wo er Gabrielen ſtatt Ordalien die Augen zuhielt. Jetzt hält er den Athem an. Die Engel müſſen die Lippen öffnen, um ihm zu verkünden, wie es geſchehen; denn was geſchehen iſt, ſieht er, und glaubt es mit ſehenden Augen nicht. Er ſetzt ſich in einen Seſſel, ſchließt die Augen, und Thränen dringen ihm häufig unter den Wimpern hervor. So murmelt er für ſich: „Das Kind iſt vor Freude geſtorben, daß es ſeine Mutter wieder geſehen, mein Weib, meine von mir betrogene, aber auch meine von ihrer getäuſchten Schweſter getäuſchte Ordalie. Ich bin betrogen und ſchuldig, ſie iſt unſchuldig und betrogen! Das Geſtändniß reißt ſich mir ſchmerzlich aus der Bruſt, ich bin eines ſolchen guten Kindes nicht werth. Bin ich werth, daß ein Engel mich überall begleitet, den ich nicht genug lieben kann, weil er mich zu ſehr liebt, den ich nicht zärtlich, nicht weich genug anblicken kann, weil aus ſeinen Augen der Himmel durchbricht, den ich

bewahren ſoll, daß er ſeinen Fuß an keinen Stein ſtößt, geſchweige ſein Herz in vergiftete Dolchſpitzen! O, Ihr Menſchen, die Ihr nur immer haben, haben wollt: Liebe, Gold, Ehre, Gut und alles was andern iſt, oder was niemand gehört, gebt, gebt doch einmal Euch ganz hin, ganz! Und wenn Ihr von der nie empfundenen Wonne voll ſeid, daß Euch bang wird, dann werdet Ihr wünſchen tauſendfach zu ſein, um Euch tauſendmal ſo hinzugeben! Doch thut es bei Zeiten, ehe es Euch zu ſpät iſt, wie mir!" Jetzt erſt bricht ihm die Liebe zu dem Knaben im Herzen auf, wie eine blutige, ſterbende Blume; er wird keinen Sohn mehr haben, was er gethan, was er gewollt, was er beſitzt, hat er vergebens gethan, gewollt, beſitzt er vergebens, denn er beſitzt es für Fremde. Wohl hat er das Kind im Sarge ſich eingeprägt und denkt: „Die Sonne beſcheint manch täuſchendes Geſicht, aber das Geſicht, das die Kerzen um den Todten beſcheinen, das allein iſt ein wahres Geſicht." Und das Antlitz des Knaben, oder in der himmliſchen Freude über die wiedergeſehene Mutter geſtorben, war hinreißend, und noch ſprach aus den Zügen laut und heftig das Verlangen, der Mutter in die Arme zu eilen, das niemand anzuſehen vermochte, ohne zu weinen, am wenigſten die Mutter. „Und ich, ich doch noch mehr!"

So ſitzt er leidend, der Gegenwart ſich verſchließend. Da kommt im weißen Kleide Gabriele herein, ſie hat ein kleines Kind auf dem Arme, und in der Hand ein zugeſchraubtes Glas mit einer kleinen ſchönen Schlange, von der ſie der Doctor zum Schein im Schlafe befreit. Sie

fühlt ſich wieder wohl, aber ſie weiß nicht, daß ſie zum Kinde geworden. Sie legt, was ſie hält, auf den Boden, ſie erinnert ſich vielleicht jenes Abends vor einem Jahr, denn eben heut wieder iſt ihr Geburtstag und Ordalien's. Sie ſchleicht hinter Herrmann, und diesmal hält ſie ihm tächelnd die Augen zu, um zu rathen, wer es ſei. Er ſpringt auf; er erkennt mit ſtiller Faſſung, die doch noch innerer Zorn genug iſt, Gabrielen, er überblickt ſie, das Kind am Boden, das ſich regt und weint, er will fort zu der innern Thür hinein, da tritt ihm, ſchwarz gekleidet, Ordalie entgegen. Beide ſtehen ſtill und lautlos vor einander. Sie voll Anmuth und frommes Leid, nur befangen; ſie fühlt was eine Geſchiedene ſei, ein Geſchiedener, denn ihr eigener Mann, des Knaben eigener Vater tröſtete ſie nicht, beklagt ſie nicht in ihrem heiligſten Leid. Er lieſt das in ihren Zügen. Er ſteht verlegen, und im Manne wird die Verlegenheit leicht zur Abwehr, zu bitterer Waffe, zum verletzenden Wort.

„Man ſoll an ſeinem Schickſal halten," ſpricht er, „ſogar an ſeinem Vergehn, geſchweige an ſelbſtgemählter Entfremdung, an Frauenſitte und menſchlichem Anſtand! Sonſt ſtiftet man Unheil, und macht ſich unangenehm und verächtlich. Wärſt Du nicht gekommen, ſo lebte Dein Knabe noch! Zweifelſt Du? Nicht? Nun ſo gieb mir meine Tochter dafür! Ich fordre ſie von Dir!" So ſprechend geht er, und ſie, Gehorſam gewohnt aus gewohnter Liebe eilt zu ihrem kleinen Herrmann, kniet zu ihm, und wiederum kann ſie heut nichts weiter beten als: „Vater unſer, der Du biſt." Im Aufruhr ihrer Ge-

fühle beſchließt ſie, ſogleich mit Hermionen wieder zu fliehen, denn mit ihrer von einem fremden Schleier überworfenen Liebe iſt auch ihr Gehorſam verdunkelt, gewichen. Sie will auch allein lieben, allein lieben wie leben. Und ſo eilt ſie hinweg, beſtellt ihren Wagen, erweckt Hermione, die, vom vielen Wachen, kleinen Arbeiten und Jammer müde, eingeſchlafen iſt, befiehlt ihr ſogleich hinunter zu kommen auf den Schloßhof, verbietet ihr ſtreng nicht erſt in den erleuchteten Saal zu gehen, und betäubt eilt ſie voraus aus dem Schloße, worin ſie nur Unglück erlebt, ja angerichtet — während das ſchlaftrunkene Mädchen ihr langſam nachwankt.

So kommt Hermione in den Corridor. Alle Thüren ſtehen offen, Glanz blendet ſie. Sie ſieht die Engel ſtehen, ſie ſieht den Bruder, und alles fällt ihr ein, wird zu dem Einen Leid, und alles andre vergißt ſie. Sie muß den Bruder ſehen, ſie muß von ihm Abſchied nehmen, denn die Mutter hat es geſagt, wenn auch nicht das, gerade nicht das. Sie geht. Sie ſtaunt. Die ſtille Heiligkeit des Todes, ſelber die rührende Pracht, die Schönheit, die Freude des Bruders auf ſeinem Geſicht macht den erſten feierlichen Eindruck auf ihre offene Seele, wie niemals ein anderer noch ſo herrlicher Anblick in der offenen an Schätzen und Schönem überreichen Natur da draußen. Es hält ſie fern, es zieht ſie nah'. Im Schauen beſteigt ſie die Stufen. Niemand wehrt ihr. Sie iſt bis an den Sarg gekommen, ſie legt eine Hand daran, wie an ein Wunder des Himmels, eine Hand auf des Bruders weiches Haar — da wird ſie ihn inne, da lächelt er ſie

an, da eilt er auf sie zu, und sie sinkt weinend und selig mit dem schönen Gesicht über das schöne Gesicht, sie küßt ihm die frischen reinen Kinderlippen, da glaubt sie den Ruf der Mutter zu hören: „Hermione! Hermione!“ —

„Ich komme!“ ruft sie, sich wendend. Aber ihr leichtes Gewand hat schon Feuer gefangen an einem Licht, das mit seiner Naturkraft und Stille gleichgültig bei dem holden Knaben leuchtet und sich verzehrt, gleichgültig wie das Wachs seines eigenen Leibes, und das Kleid des holden scheidenden Mädchens ergriffen hat, das es nicht bemerkt, das von ihm nicht bemerkt wird, bis ein wachhabender alter Bürger es sieht, die Bürgerstöchter es sehen, und mit dem in der Noth ergriffenen Pilgerhut des Knaben die Flamme abkehren wollen; anstatt das Kind in den Teppich zu wickeln und die Flamme zu ersticken, sie vermehren in lautloser Hast an dem lautlosen Mädchen. Sie flieht, und zurückgeweht das Lodern ihr nach; sie stürzt durch die Zimmer, sie werden Licht wie von Fackeln, sie schreit. So gelangt sie in die Halle, vor das Portal, auf den Hof. Die Mutter hat sie gehört, sie sieht bei dem eigenen Lichte ihr Kind. Sie eilt ihr entgegen, sie öffnet den Mantel, fängt das bei ihr Rettung suchende Kind entschlossen in ihre Arme, erstickt das Feuer durch engsten Andruck, und der ängstliche Ruf wird stumm. Sie sieht ihr verhülltes Mädchen nicht, aber ihr Herz zittert, sie fürchtet sich endlich den Mantel aufzuschlagen, zu sehen wie groß das Unglück sei, und jammert schon über den künftigen Schmerz des Kindes. Sie hebt es in

den bereiten Wagen, sie fährt in die Stadt, sie legt es dem Arzt auf das Bett, und küßt es mit einem langen Kuß. Alle Hülfe wird geschafft, Wasser, Mehl, Wolle. Das Kind lebt. So sehr es versehrt ist, verspricht doch der Arzt die Herstellung, um die Klagen zu bändigen, den Schmerz als vorübergehend, als hoffnungsschwer zu mäßigen, erträglich zu machen. Die Mutter sieht, bei vorsichtig abgehaltenem Lichte, das schöne Gesicht ist unversehrt, das lange, erfreuende Haar ist nicht versengt, denn es war in Zöpfe geflochten und unter dem Reisehut verborgen. Die Mutter hört auf, so schwer zu jammern; das Kind jammert nicht, denn die Mutter hatte ihm verboten, noch einmal hinein zu gehen, und gar ohne sie. Es leidet gewiß unsäglich, aber es spricht es mit Worten, mit Klagen nicht aus, und als es sich besonnen, reicht es der Mutter die Hand, führt sie zum Munde, küßt sie, und bittet nur weinend die weinende Mutter kindlich um Vergebung. Der Vater kommt, und nun scheint der Tochter noch wohler zu werden, ja, sie lächelt wieder einmal.

„Ich bin nur froh, mein lieber Vater," spricht sie, „daß mich mein Bruder nicht sieht! Es hat doch auch sein Gutes, wenn man todt ist."

„Du wirst leben," ruft er, „Du wirst bei mir bleiben!" Der Vater giebt ihr einen Spiegel, er hält ihn, die Mutter leuchtet, und Hermione sieht sich mit traurigem Lächeln an, daß Stirn, Wangen, Hals, Brust und Arme unversehrt sind; sie befühlt ihre Haare, an denen der Vater sich so gefreut, und legt ihm die langen schönen Flechten in die Hand. —

Der Vater hat sich verwandelt. Jetzt ist er der Vater wieder, denn er hat das Kind, sein Kind gemerkt, es ist ihm wieder da, und ist ihm hin. Aber dadurch ist es ihm da, recht im Herzen lebendig. Darauf sieht der Vater die Mutter ernst und düster an und fragt sie: „Haben wir nun nicht verdient, daß wir für den Tod des holden Knaben eingekerkert und hingerichtet werden? Du und ich! Und was erst soll uns geschehen für den elenden Tod dieses lieben Engels hier, der für uns ihn leidet! Denn Hermione ist hin. Was soll uns dafür geschehen? Ich wüßte nicht, wie viel ich im Stande wäre, jemand Fremdem dafür zur Strafe, ja zur Rache anzuthun, der das gethan. Aber wir gehen frei aus, wir, denen alles dafür geschehen sollte! Denn wir haben es dem Kinde gethan. Warst Du nicht fern, so sah Dich der Knabe alle Tage, er sammelte sich nicht einen Born voll Sehnsucht in der kleinen Brust, der gegen Dich überlief. Wollte ich nicht die Tochter behalten, wolltest Du nicht fliehn und die Tochter nicht mit, der traurige Abschied von Bruder und Schwester geschah nicht so heimlich haftig. Wie fein und wie fest, für feine und grobe Menschen, hänat doch Erdennutzen und Glück mit reinem sittlichen Gefühl zusammen — wie der stille himmlische Blitz sich den Donner erregt, als wäre er nicht himmlisch ohne das Wolkengepolter. —"

„Dein Lieben trieb mich fort und Deine Ehre;" sprach sie.

„Wie Du um die letzte wußtest, freilich;" sprach er

und brach ab. Denn er besann sich seines gegebenen Wortes. Er wollte es brechen; um eitle Ehre, ihre Liebe, ihren Glauben an ihn zu retten, aber dann ward ja ihr Schmerz zur eigenen bittersten Qual, zu Irrthum, und alles zu Traum. Ja, er wollte nicht allein dulden, denn die Leiden gehörten einer Mutter im Leben, seiner Ordalie, zur reichlich gemessenen Hälfte. Er hatte menschlich, als Mann gefehlt. Sie hatte den Glauben an ihn verloren, so hatte er ihr unmännlich gefehlt, und sie hatte das Schwerste, das Kränkendste nicht am leichtesten, am liebendsten vergeben, wie sonst doch wohl so manches gutes Weib, die darum nicht unglücklich geblieben, sondern glücklich geworden, wie eine Selige auf Erden. Nun wird die klare Traube zwar gekeltert, aber sie giebt auch den Wein; die Purpurschnecke wird gedrückt, aber sie färbt auch köstlich für die Dauer. Denn als Hermione nun da lag, still, um durch Klagen die geliebten Eltern nicht zu quälen, weil sie sonst weinten, auch wohl die Hände rangen, saßen sie selber nun still in tiefer Nacht, und endlich sprach der Vater, weil er für möglich hielt sie schliefe: „Sie wird wohl sterben, sie stirbt gewiß, vielleicht noch diese Nacht, schon von dem Schreck, vom Feuer und Wasser auf ihre Gluth“ — da setzte sich das Mädchen auf, sah sich mit großen Augen an und frug: „Vater, lieber Vater, Du weißt das alles besser als die Mutter, ich habe schon manchmal vom Sterben gehört, Glocken lauten gehört, schwarze stumme Männer gesehen, die ein Kästchen, das sie getragen, in die Erde versenkten, ich frug, und sie sagten: ein Kind ist gestorben.

Aber, o Vater, jetzt brauch' ich's zu wissen: Was ist denn sterben? Verschweige mir's nicht."

„Mein liebes, liebes Kind," antwortete ihr der Vater, trocknete sich die Augen, faßte allen seinen Muth zusammen und sagte ihr so sanft er vermochte, wie ein ernster Lehrer, den sehr fromm und feierlich um das Herz war, ja groß und heilig, wenn auch so wehmüthig und bang, wie Menschen je sein kann — „sterben, fragst Du — ich weiß es nicht. —"

„Nicht?" frug Hermione. „Wie soll es denn da werden, wie werde ich es denn da können, wenn ich es nicht weiß, und Du nicht."

Und er sprach sich selber zum Trost: „Niemand weiß es von Menschen, und alle können es gleich. Sie thun es; oder sie leiden es. Das bedenke! Thun sie es aber, oder leiden sie es, so ist eines wie das andere, das was glücklich oder vollkommen ruhig dabei macht; denn es geschieht ihnen, und dann müssen sie sein und bleiben; oder sie thun es, und auch dann müssen sie bleiben und sein; und sind sie und bleiben sie, dann ist sterben nur etwas wie Du ein neues schönes Kleid anziehst, oder ausziehst; Du bist aber immer das schöne holde Kind, die liebendgeliebte Seele. Nicht wahr! —"

„Ach, das ist jetzt vorbei," sagte sie und hob die gefalteten Händchen, die auf der Bettdecke ruhten, einen Augenblick in die Höhe. „Ich werde kein Kleid mehr ausziehen, keines mehr an! Aber doch, Du mir!" sprach sie zur Mutter bittend. „Und schöne reine weiße Schuhe will ich haben, und ein weißes weißes Kleid, und

einen goldenen Gürtel, und die Haare los um das Haupt, wie es dem Vater ja immer gefällt, und die Hände gefaltet wie jetzt; denn ich meine, wo ich hingehe oder hinkomme, da muß ich sehr andächtig erscheinen, ich muß recht gut sein. Und das will ich, und das versprech' ich Euch beiden mit Hand und Mund."

Sie gab jedem eine Hand und ließ sie ihnen, und küßte jedes auf den Mund. Aber dann blieb sie an des Vaters Ohr mit den Lippen und lispelte mit letzter liebender Kinderschlauheit so, daß es die Mutter wohl hören konnte: „Aber Vater, sei Du auch recht gut. Und die Mutter. Sie ist böse gewesen auf Dich. Seid recht gut, seid Euch recht gut, und heirathe die Mutter — mein Gott wie das klingt — damit ich meinem lieben Herrmann das Neueste mitbringen kann: Bruder! der Vater und die Mutter haben sich wieder! Da wird er recht in die Hände klatschen wie ich, und wünschen bei Euch zu sein, wie ich wohl wünschte, nun bei Euch zu bleiben. Aber Vater und Mutter, höre Du es auch, erhöre es. Und Vater, Du sagtest, wer das sterben thut oder leidet, das bedenke ich, so ist eines gleich wie das andere, das was uns glücklich macht und vollkommen ruhig .... Ihr werdet mich gleich vollkommen glücklich und ruhig sehen, also seid Ihr auch vollkommen ruhig und glücklich, seid es wie ich, durch mich."

Die ganze Seele hatte ihr noch einmal aufgeleuchtet. Nun litt sie den Tod. Aber so sehr sie sich fassen wollte, so schrie sie doch einmal laut, als sie sich schon zurückgelegt, und der Vater vielleicht sie dabei zu unbedacht, ja

zu ungeſtüm angefaßt hatte, als müſſe, als könne er ſie halten, erretten; dann verſtummte ihr kleiner offener Mund, die Mutter wußte nicht, ob ſie ſich Augen oder Ohren zuhalten ſollte, ſie ſprang an das Fenſter, wo der Vollmond in göttlicher Klarheit leuchtete, um vielleicht nach altem Glauben die Seele der Seligen wie ein leichtes, weißes Wölkchen oder doch wie einen Schein in den Himmel ziehen oder zucken zu ſehen, aber es fiel ein Stern, und Strahlen ſchießend fuhr er, ſie ſchreckend, vorüber in blendender Klarheit. Da warf ſie ſich verbergend zu dem Kinde auf das Lager, und der Vater hatte einen Arm um die Tochter geſchlungen, und einen um ſie, und die Mutter einen Arm um ihn und einen um das Kind, das nun vollkommen ruhig und vollkommen glücklich dalag, wie es verheißen und auch, daß es nun eben dem Bruder erzählen werde: „Vater und Mutter ſeien wieder ihr Vater und ihre Mutter.“ Und beide dachten das neben der Todten im Stillen, und beide ſanken mit dem Haupt jedes auf des andern rechte Schulter.

Und ſo beſchien ſie der Mond, und ſo blieben ſie in unausſprechlichen, einſchlafenden Gefühlen bis die heilige Frühe anbrach, die Lerchen ſangen, und alles im Morgenſchein einen blauen Schatten warf und das Kind roſig ſchimmerte von dem neuen roſigen Morgenroth des Tages, deſſen Sonne es heut zum erſtenmal nicht, und morgen nicht, und nie und nimmermehr ſehen ſollte. Und wie dem Kinde das geſchehen, ſo glaubten die Eltern es ſei ihnen geſchehen, und die Mutter ſprach: „In dieſer Nacht bin ich geſtorben.“ Aber er ſprach: „In dieſer Nacht

bin ich lebendig worden; siehe mich an.“ Und beide sahen sich tief in die Augen, als sähen sie darin den unvergeßenen Himmel wieder, und die unvergeßliche Liebe so jung, so frisch, so rein und so mild wie die ersten rosigen Sonnenstrahlen.

Darauf gingen sie langsam wieder heim, sie in ihr Zimmer und er in das seine.

Alles war dem Kinde erfüllt worden, was es gewünscht und mehr. Der Bruder hatte einen Tag auf die Schwester warten müssen, und nun ruhten sie droben in einem Sarkophage. Aus einem Mährchen, worin erzählt wird wie die Gestirne den todten Mond begraben und wohin, trug die Marmorplatte am Sarkophage die Inschrift für Bruder und Schwester: „Der Himmel ist das größte Grab, das schönste Grab ist er! Da steigt es sich so süß hinab, da ist der Tod nicht schwer.“

Und nun hatte der vorher nur leere Thurm Bedeutung, und goß, wie ein Leuchtthurm, Licht und Zuversicht, so milde Wehmuth über das schöne Thal voll Blüthenbäume und Blumen. —

Ordalie blieb, ohne daran zu denken; es war ihr natürlich, Herrmann dachte nicht daran, daß es natürlich sei. Nach dem Verlust der Kinder, kam niemanden in den Sinn, das sogar nur menschlich, mütterlich, väterlich zu finden; denn nach dem Unglück, das Gabrielen betroffen, so weit man im Volke es kannte, schien doch selbst dem Geringsten Menschenverstand zu einem Weibe erforderlich zu sein, selber dem Hofrath, der in jedem Weibe, die gleich göttliche Natur sah, dem jede

für einen Mann noch zu gut war, wenn er verſtand in jeder das in ihr lebende Gute lebendig und wach zu erhalten, alles andere aber in heiligem Schlafe. Selbſt Carl, Herrmann's Bruder, erſchien gegen dieſen mit ſeinem ſchönen, blinden Weibe ein Hochbeglückter, der recht verſtändig, ja löblich gewählt.

In den folgenden Tagen ſehen wir nun Herrmann fleißig mit dem Hofrath verkehren; ein gutes Zeichen für Herrmann, denn der Freund iſt nun da, wo er zwar mild und beſcheiden, doch ohne allen Rückhalt das Wahre ſagen, ein Gutes und Schönes in's Leben einführen darf; darum hört er jetzt gern den Grafen klagen, der zu ihm ſpricht: „Wie ſträubt ſich der Menſch, unglücklich zu ſein; wie quält er ſich, wie greift er umher, welche theure Gegenſtände ſchleudert er dem Rieſen nach, doch über ihn weg, der ihn blind gemacht! Iſt es ihm zu verdenken? Je mehr er durchſchaut, daß er, wie er da iſt, ein einziges, nie wiederkehrendes, nirgend anders mehr alſo erſcheinendes Weſen ausmacht, je mehr er inne geworden, daß er Natur iſt, mit allen Rechten, die dieſe coloſſale Urverwandtſchaft, dies Urſein ſelber nur geben kann, je mehr muß er wünſchen, daß er die ihm ganz eigenen Tage in ſtrenger Entfaltung glücklich durchſchwebe, nicht ſchon wie ein abgetrennter Geiſt, ein weſenloſer Schatten, der noch ein Geiſterſchloß bewohnt, ſeinen Leib. Was ſollen wir ſolchen gerechten Forderungen entgegenſetzen, welchen Troſt dem Troſtloſen geben! —"

„Verſuchen wir," ſpricht der Freund, „ihm das Schild der Wahrheit vorzuhalten und zu ſagen: Wir

müſſen unſer reinſtes Selbſt über alles andere irdiſche Gut ſchätzen, kein anderes an die Stelle deſſen begehren, was uns ſchon einzig und lebenslang zugetheilt iſt ... Weib und Kinder ... wir müſſen unſern frühſten Neigungen als den natürlichſten folgen, von Doppelneigungen ... denn es giebt dergleichen ... die wahre pflegen, die falſchen Ranken ausbrechen! wir müſſen Herr ſein über das, was aus Verhältniſſen entſpringen will, durch Feſtigkeit und Mannhaftigkeit ... und dieſe geziemt den Frauen am meiſten ... wir müſſen einſehen, daß manches neue Glück uns nicht theilhaftig werden kann, weil es nicht darf, ſelbſt uns nicht reizen ſollte, kurz wir müſſen unſern reinen Willen am höchſten verehren, weil wir außerdem noch viel unglücklicher werden als wir zu ſein uns bedünken, und doch nicht glücklich."

„Nie mehr glücklich?" fragt Herrmann und bleibt ſtehen.

Der Freund ſpricht nun leiſer mit ihm; ſie ſehen einen reitenden Boten fortſprengen. Darauf wollen ſie Ordalien beſuchen, denn der Freund will endlich jetzt auf immer von ihr Abſchied nehmen, um mit ſeinem lieblichen glücklichen, dankbaren Weibe auf das Schloß nach Frankreich zu ziehen. Vor der Thür ſehn ſich beide Männer eigenlächelnd an. Sie klopfen. Ordalie iſt nicht da; ſie finden ſie bei Gabrielen, und hat ihr Kind, den kleinen Paul Conſtantin Herrmann auf dem Schooß und erröthend ſteht ſie auf, für ſich erröthend oder für den verlornen ungetreuen Gemahl, oder für den auch von ihr wie geſchiedenen Freund. Alles hat ſie verlaſſen, ſie ganz

allein iſt nur ſie ſelbſt, und das ſcheint ihr, das iſt ihr ſo wenig. Während nun ihre Schweſter Gabriele mit den verlaſſenen Spielſachen der Geſchwiſter wie ein Kind an der Erde ſitzend ſpielt, tritt ſie mit dem kleinen Herrmann auf dem Arme zu ſeinem Vater, wie ſie glaubt, und bittet ihn mit ſchüchternen ſtammelnden Worten um das liebe kleine Kind. Sie will es pflegen Tag und Nacht, ſie will es erziehen, ihm Mutter ſein. Herrmann ſieht ſie mit feuchten Augen an, auch ihre Augen glänzen in Thränen und ſie verbirgt ſie nicht.

„Das hat ja Zeit!“ ſpricht er. Aber er giebt dem Freunde einen Wink. Sie gehen alle drei in den Garten. Herrmann verläßt ſie unter einem Vorwand. Der Freund führt Ordalien in die Hofpredigerwohnung. Paul iſt nicht da. Wie wartend auf ihn ſchlägt er das Kirchenbuch auf. Er blättert, er lieſt in den Namen, wo Kinder, Eltern und Pathen eingetragen ſind. Er ſcheint erſchrocken über eine Entdeckung, einen Namen. Er will das Buch zuſchlagen. Ordalie greift in die Blätter.

„Ich will auch erſchrecken,“ ſpricht ſie ſcherzend, beugt ſich und lieſt zu des kleinen Paul Conſtantin Herrmann Taufnamen, den wahren Namen ſeines Vaters in dieſem ehrwürdigen, beglaubigten Buche klar und deutlich verzeichnet, und doch lieſt ſie es zehnmal ſchweigend und dennoch mit bebenden Lippen, ſchlägt das Buch dann zu, und verharret im Schweigen, damit der Freund nicht bedenke, wie weiblich ſie geirrt, wie mütterlich ſie den Irrthum gebüßt. Aber ihr ganzes

Wesen hat sich aufgerichtet wie eine von der Schwüle eines langen Sommertages gebeugte Lilie durch erquickenden Gewitterregen; ihre Augen leuchten, sie ist wieder schön auf einmal, so schön wie sie nie gewesen, sie ist eine Flamme der Liebe, ein Feuer der Treue; in Gedanken kniet sie nieder zu heiligem Dank, aber sichtbar und fühlbar bis zum Schmerz preßt sie nur des Freundes Hand in ihre bebenden Hände. Sie hat auf jedes Glück verzichtet, selbst auf das Glück der Erinnerung und nun ist sie glücklich wie nie zuvor. Und der Freund bewundert still das eigensinnigste, das eigenwilligste, das schüchternste zugleich und das entschlossenste, das wunderlichste zugleich und das wunderbarste, zarteste, reinste und schönste Gebild der Erde, er bewundert das Weib. Er muß reden in das offene Herz, denn er weiß, was Ordalie fühlt und möchte; sie hat sich, wie seelenmüde niedergesetzt; er ist aufgestanden und gelassen spricht er: „Gabriele zieht mit mir hinüber in die deutsche Freistatt verdienter Menschen. Sie hat sie verdient, wenn Liebe vor Unglück zum Kinde wird. Sie hat genug gewirkt, um auch zu ruhen. Was aber der Wahnsinn über den Menschen vermag, über Liebe und alles Unheil, so daß er wieder zum Kinde an Herzen und Freude wird, das, dächte ich, sollte doch noch vielmehr die Vernunft zu bewirken im Stande sein, und wenn Sie denn weiblich Weibliches wollen: die Liebe! die aber gar männlich ist, ja die gewaltigste Heroine. Gabrielen's Scheidebrief liegt, wie Sie nunmehro wohl vermuthen können, schon längst im Richthaus, von ihrem Vater, der wieder ihr Vormund ist, sowie von Herr-

mann vollzogen. Der General kommt nicht mit dem Schwert zu theilen, ſondern mit der Palme des Friedens, denn was Hermione den Vater gebeten, das ſoll . . .

„Soll?“ unterbrach ihn Ordalie. „Iſt man ein Spielzeug, weil man liebt! Wenn Gabriele nicht betrogen war, war ich es weniger? Blieb ich nicht fern, nicht verlaſſen? O!“

„Die Bitterkeit muß heraus, wie Moos aus den Stirnen im Frühjahr;“ fuhr der Freund ungeſtört fort. „Wir wiſſen, Sie hatten ſich an den Profeſſor Wauters gewandt, ihn eingeladen, weil er den vergeßlichſten Menſchen zum ſchrecklichſten Gedächtniß verhelfen kann, er ſolle Ihnen auch die Kunſt zu vergeſſen lehren, aber er kann nur ganze Regiſter aus der Orgel der Seele nehmen, nicht einzelne Töne, und mit dem vergeſſenen Manne hätten Sie auch die theuern Kinder vergeſſen, verlieren ſollen. Nun erinnern Sie ſich gewiß einer kleinen Novelle: „Die Unſcheidbare,“ worin geſagt iſt, wie viel ein Mann vergeben kann aus alberner Liebe! Aber warum vergiebt dieſer Mann ſeinem treuloſen Weibe alles? Er hat zwei ſchöne ſchöne Knaben von ihr, in denen er ſein unverbrüchlich treues Weib fort lieb, denn die Knaben leben und lieben ihn fort, und lieben in holder Unwiſſenheit auch ihre Mutter fort — —“

„Ach, meine Kinder ſind hin,“ ſeufzt Ordalie; und er entgegen: „Eben deßwegen, alſo . . .“

Sie erröthet. Sie wird wieder inne was ſie noch iſt, noch ſein kann. Aber ſie denkt auch an den ihr verkündeten Tod, und wird blaß und roth. Und während

ſie auf den Boden ſtarrt, fährt er fort: „Wenn die Zerſtreuung das Schädlichſte iſt, was einem Künſtler, Gelehrten, kurz einem Menſchen überhaupt anhaften kann, Abwechſelung aber in demſelben, doch jeden am meiſten fördert, ſo erweiſt ſich die Ehe für jeden als der wahrhaft ja einzig muſterhafte Zuſtand, worin die Thätigkeit aller auf ein Ziel wirkt, alles auf eins hinaus deutet, auf die Zufriedenheit des einen mit dem andern, worin Zerſtreuung genug und frohe und herzliche Abwechſelung oft überflüßig vorhanden. — Leider ſpricht ſie aus großem tiefen Gefühl."

„Wollen Sie künftig nicht wieder jemand, an den Sie glauben? Nicht jemand, der an Sie glaubt, und immer an Sie geglaubt hat. Der Menſch reicht nicht weit, er kann niemand glücklich machen als die, die an ihn glauben, und weil ſie an ihn glauben, Weib und Kinder. Wollen Sie keinen, nicht ihren Mann mehr glücklich machen, aus dem Unglück reißen und ſelbſt immer unglücklich bleiben? Und wie denn nicht? Ich muß heut von der Zukunft ſprechen, denn morgen ſcheide ich, und ſcheide gern ruhig. Eheleute haben einander einen ſolchen Schatz gegeben, der gar nicht mehr wieder zu haben, nicht mehr zurückzunehmen ſteht, der nur für ſie, aber für keinen andern mehr den wahren Werth hat. Der iſt eine Mitgabe der Seele, die durch die Liebe vergeiſtigt, ein geiſtiges Gut geworden. Ihr Hauptgedanke, ſich zu vermählen, iſt an ihnen in Erfüllung gegangen, ſie können dieſen Gedanken nicht mehr davon ablöſen wie ein eingebranntes Bild. Eheleute können geſondert werden, aber

nicht und nie geſchieden, denn wider Willen müſſen ſie eines des anders gedenken, wachend oder träumend, im Leben oder im Sterben. —"

Ordalien wäre der Tod wohl ſüß geweſen, den ſie fürchtete, fürchten ſollte. Aber ſie liebte ihren Gemahl, den keine andere mehr, mindeſtens nicht ſo beglücken konnte wie ſie. Aber weil ſie ihn liebte, wollte ſie gern doch auch ſelber leben! Und ſo kämpfte Liebe mit Liebe in ihr, leibliches Leben mit Seelenleben und ſie weinte in dieſem innern Kampfe vor Ahnung der Zukunft. Und ſo wußte der Freund nicht, daß er ſie ſüß und gewaltig zum Tode lockte und trieb, als er noch ſprach: „Und die Ehe iſt ein wachſendes Glück! Jede Freude thut hundert alte Freuden wieder dazu, und läßt hundert folgende, werdende wieder durch dieſe erblicken. Die Ehe iſt ein lebenslanges Glück, ein im Ganzen und Einzelnen Unberechenbares, ein heiliges Lebensjahr mit Frühling, Sommer, Herbſt, Winter, Sonne, Mond und Geſtirne; und ein trüber Tag, eine tragiſche Nacht, ein kalter Morgen, ein Gewitter nur vorüberziehend, nichtig, wenn es im Ganzen nicht zu Segen würde, zu einer neuen Art von Glück! Ja, ſelber ſterben kann nur Mann oder Weib wie ſie nur leben; Alle andere kommen nur um.

„So ſei es!" ſprach Ordalie. „Sie ſprechen treu: treu will ich thun. Gedenken Sie mein!"

Von dieſem Tage an verwandelte ſich das neue Schloß in einen Zauberpalaſt. Alle ruhenden Schätze wurden ausgepackt, gereinigt von jedem Stäubchen, aufgeſtellt, aufgehangen, angenagelt wie es ſeine Art und Beſchaffen-

heit erheischte. Die Trauer ward abgekürzt. Die große rothe Fahne wehte mit Herrmann's und Ordalien's Wappen wieder von der Zinne. Ganz heimlich ward nun hier die neue Kapelle eingerichtet und herrlich geschmückt.

Ordalie kam einst, nichts davon wissend, an der Thür vorüber, erblickte auch schon das goldgestickte Bänkchen zum Hinknien für .... sie dachte es nicht aus, hielt drei Finger der linken Hand eiskalt an die glühende Stirn, stand, lächelte und sprach im langsamen Weiterwandeln: „Alle andere kommen nur um.“ Und wie ein Wetterstrahl durchzuckte sie der Gedanke, daß Herrmann um ihre Flucht gewußt, daß er sie vielleicht gerade erst recht geliebt, als er ihr untreu geschienen, und noch schamvoll und weich fand sie auf ihrem Zimmer unendlichen Brautstaat, Schmuck und Pracht, daß ihr Herz und Augen vergingen: und hinter einem Vorhang verborgen, trat ihr überraschter Gemahl hervor, und bat auf's neue um ihre Hand. Sie schlug ein: er zog sie, sie warf sich ihm heiß an die Brust. Und nach langem tiefen Ausruhen aneinander, sprach er scherzend, „Wir spielten die Wiedervermählten auf dem Theater, und im Leben... und einst noch im Tode.“ Sie wollte sein Weib sein im vollem Sinne des Worts, treu durch den Tod, und sie ward sein Weib. Der wohlbewährte Erzieher wurde ohngeachtet seiner Bitte nicht entlassen.

Eine schönere weinende Braut hat es wohl nicht gegeben als Ordalie, ein klareres, herzinnigeres Ja hat wohl kein Bräutigam gesprochen, als Herrmann. Nur versprach sich der Hofprediger und sprach als Text zu seiner

Traurede die Worte so: „Was Gott geschieden hat, das soll kein Mensch zusammenfügen.“ Aber der neue Spruch begeisterte ihn und er zog eine Fluth von überraschenden Lehren daraus, die ihn mehr als entschuldigten, und so schloß er rührend und betend: „Zwei Menschen, die Ein Mensch geworden, wird Gott nicht scheiden.“

Die noch so jung nun Wiedervermählten hatten zwar keine Flitterwochen, dafür aber auch kein Streitjahr; sondern das holde, vertraute, süße, alte Leben setzten sie fort, wollten sie einholen, strigern, wie zwei kaum lange getrennte Freunde mit Vortheil sogar sich wiederfinden, wie Verirrte dann rascher auf dem verlorenen, neubetretenen Wege wandeln, der ihnen ein neuer, ein anderer, ja selbst besserer scheint, als da sie ihn um den Irrweg vertauscht. Sie lernten nicht weben, sondern sie setzten sich wie zwei Meister sogleich mit jedem Fädchen, jedem Muster vertraut an den Webstuhl des blühenden, reichen Lebens.

Nur manchmal düster sah Ordalie noch zu dem Thurm empor mit den schlafenden Kindern; aber Hermann, der süßesten Hoffnung voll, die sein Weib so reizend blaß gemacht, sagte ihr freudig: „Wie will ein immer glücklicher eine Gabe des Himmels, ein Gut der Erde so ehren, wie ein Bettler selbst froh den Pfennig aufhebt und gern sich hundertmal des Tages nach solchem bückte. Alles muß der Mensch bezweifelt, vieles, das vermeintlich Beste muß er verloren haben, es muß ihm hin sein, wenn er die Güter der Erde mit wahren Menschenaugen erst ansehn will, wenn sie ihm als das erscheinen sollen,

was sie sind: Zehrpfennige auf dem Lebenswege, mit dem Gepräge der Gottheit. Höher als alles äußere Glück, aller Besitz und jeder Erwerb auch des Schönsten, des Herrlichsten, Theuersten in der Welt, höher steht die Einsicht, daß alles Menschliche nur eben menschlich sei; aber Mäßigkeit, Maaß, Liebe, Treue, wandelloses Halten an wandellosem Gesetz sei göttlich! und Stille, wohlthätige Wirksamkeit in gemessenen Schranken sei himmlisch, wie die Stille des Himmels und der Erde; wie Deine Ordalie!"

Er wußte nicht, wie er mit diesem letzten Wort ihr Herz berührt, ihre Beklommenheit gesteigert, ja ihre Ahndung hervorgerufen. Sie zog einen Brief hervor, den ihr der Freund geschrieben und zeigte ihrem Gemahl eine Stelle darin, wo der Freund, der eigentlich seine vierte Frau genommen, oder erst die vierte bekommen hatte, sich zufrieden und glücklich äußert, wenn er sagt: „Und so ist der gründlichste und segensreichste Lehrer das Unglück. Ohne Unglück keine Erfahrung, ohne Erfahrung kein Glück; oder die Erfahrung steht ihm erst bevor. Eins soll der Mensch lernen, eins soll er können, vollständig können und üben: mit dem Geschick vollkommen zufrieden zu sein, wie mit einem Hause, das er sich selber erbaut hat. In dem, was der Mensch besitzt, stecken alle Schätze seines Lebens, des Lebens überhaupt und gewiß für ihn. Er darf sie nur entfalten, bewahren, ja heilig hüten und achten. Immer an ihm nur wird es liegen, wenn er es nicht kann, nicht thut. Denn für eine empfindende Seele ist die Natur in jeder guten Gabe

vollkommen, überall genügsam, überdrängt reich, daß er nicht alles auffassen noch ertragen kann. Und fehlt ihm das Entzücken, der Rausch, die Betäubung über seine Hoffnung, in seinem Genuß, so ist eine tiefe, stille, ja ernste Freude erst recht des Menschen würdig, der in einer ernsten Welt mit schweigenden Götterbildern lebt, mit Sonne, Mond und Gestirne, mit Liebe und Tod, mit tödtender Liebe und liebendem Tod. —"

Und so geschah es. Die reifen Saaten verschwanden vom Felde, die Hirten sangen auf den gleißenden Steppenfedern, die Lerchen zogen fort, die Schwalben übten sich im Kreise und zogen nach, auch die Nacht über klangen fliehende Stimmen vom Himmel, alles drängte fort in eine unbekannte, verborgene Heimath, selbst die Blätter sprangen gleichsam von den Bäumen und der Wind wehte sie kräuselnd und rascheind ein gutes Stück. In den durchsichtigen Aesten hingen Nester, die Wiesen bereiften, die Wälder verschleierten sich in weiße Nebel und die Berge bedeckten sich mit Schnee, als hätten sie ein weißes Tuch aus den Wolken gezogen.

Die Freude Herrmann's ward lauter mit der Stille Ordalien's. Und wie um die veränderte Landschaft zu sehen, war sie mit Mühe geheim auf den Thurm gestiegen, um von den Kindern Abschied zu nehmen, oder sie zu begrüßen, und sie klopfte lachend mit ihrem gebogenen Finger an den Sarkophag.

So kam der Christabend; aber heimlicher, lächelnder, sorglicher kam er, als um nur menschliche Dinge zu bescheren. Herrmann saß in heiliger Abendstille im

Dunkeln auf ſeinem Zimmer. Das Schönſte hat ihm Orbalie beſcheert. Auf freudigen Armen der Wärterin ſchickt ſie ihm ein himmliſches Kind. Er weint. Er betrachtet es froh.

„Sie hat mir mein Kind erſetzt, meine Hermione," ſpricht er. „Aber es iſt ein Knabe. Nun wohl, alſo ihren kleinen Herrmann." Er eilt, ihr zu danken. Sie athmet noch. Niemand weiß, daß ſie ſtirbt. Sie ſieht ihn nicht mehr, ſie merkt ihn nur, ſie möchte ihn zu ſich ziehen, aber ihre Arme umſchlingen ihn nur ſchwach und ihre letzte Kraft vergeht, und ſie fallen von ihm, ungehört auf die weichen Pfühle. Er erſchrickt, er ſieht ihr in das himmliſch lächelnde Geſicht. Sie iſt todt. Er weint nicht. Aber das Kind weint, als weine es um die Mutter, die es nie geſehen, nie ſehen wird. Und nun ſchluchzet er laut: „Er hat ſie verloren!" Das kleine Knäbchen iſt ihre Liebe, und wird bei ihm bleiben, und er erſtickt es faſt mit Küſſen. —

Und ſo iſt ſie nicht von ihm, als ſie auch nun droben ruht in dem Sarkophag neben ihren Kindern. Als ſie während der Mondfinſterniß auf dem Thurme beigeſetzt worden, bleibt er droben allein. Nach und nach verliſcht der Mond, nur ein glühend rother Schein blüht und ſchillert noch, jetzt löſcht er aus, der Himmel iſt unheimlich düſter und aus der Schwärze daneben treten die großen Geſtirne hervor und funkeln deſto ſtrahlender. Durch die Inſchrift, die er den Kindern an ihr ſtilles Haus geſchrieben, kommt ihm der Gedanke, ſie begraben da oben den Mond! Er iſt hin wie ſein Weib, welche die Liebe

doch war, und ſo dünkt ihm die Liebe geſtorben, und nur ſein Lieben ſei übrig geblieben in ihm. Aber an die Geſtirne blitzt das Licht der Sonne, er ſieht im Geiſte die große immer volle Scheibe und ſpricht: „Verborgene Liebe iſt göttliche Liebe. Jetzt weiß ich, wer das Weib geweſen! Wer ſie alſo noch iſt! Wer alle Frauen, alle Kinder noch ſind, mein Kind und der ganze Himmel! Und wer ich will ſein, ſo lange ich bin!“

Der Virtuoſe aus Genua.

Novelle

von F. W. Arnold.

1.

Wo Sonne glüht,
Sie immerwährend ſcheinet,
Sich Lenz mit Herbſt vereinet,
Wo's ewig blüht;
Dahin, dahin
Muß ich! — — —

König Ludwig.

Am weſtlichen Ende Neapels, getrennt durch das Fort St. Elmo, erheben ſich die ſanften Hügel des Poſilipp. Die Stadt mit ihren Umgebungen, ohnedies ſchon der reizendſte Freengarten Heſperiens, überſtrömt von allen Segnungen des Himmels, entfaltet von hier aus ihre ſchönſte Pracht und breitet vor dem trunk'nen Auge, wie ein ſchönes Panorama, den reichgeſtickten Teppich mit all' ſeinen Herrlichkeiten aus. Das amphitheatraliſche Neapel ſelbſt erſcheint dann nur als eine neue Ausſchmückung des Zauberlandes und bildet, während es, gelagert an dem majeſtätiſchen Golfo, ſich auf der einen Seite an

den Felsenarm des Posilipp schmiegt und auf der andern von den rauchenden Spitzen des Vesuv bewacht wird, mit seinen unzähligen Thürmen und Palästen gleichsam den Schlußstein des prachtvollen Ganzen.

Der geräuschliebende Neapolitaner, an all' diese Herrlichkeiten schon längst gewöhnt, besteigt jedoch nur selten diese reizende Anhöhe und zieht es vor, in dem ächt volksthümlichen Treiben der Chiaja oder des Molo sich herumzutummeln. Nur Fremde, um des zauberischen Anblicks willen und wenige Einheimische, die gerade die Einsamkeit suchen, werden Abends hier gefunden. So war es auch an einem schönen August-Abende des Jahres 1806. Einzelne Gruppen Neapolitaner, von welchen sich die Fremden durch ihr abstechendes Costüm unterschieden, wechselten mit mehreren Damengesellschaften, die hier ungestörter den Abend genießen konnten. Vor allen zogen diesmal zwei Paglietti*) die Aufmerksamkeit auf sich. Der erstere, eine lange hagere Gestalt, ließ das graue Auge allenthalben unstät umherirren. Die spitze Nase überschattete einen Mund, der sich im lebhaften Gespräche beträchtlich ausdehnte. Die fahlen, aschgrauen Wangen waren eingefallen und vermehrten dadurch die Länge des hervorragenden Kinns. In seinen Zügen sprach sich eine unverschämte Keckheit aus, die durch ein

*) Die Benennung der Advocaten (eigentlich Strohhüte). Es giebt deren allein in Neapel über 4000, woraus sich auf den friedsamen Sinn des Volkes schließen läßt.

hämiſches Grinſen noch abſtoßender wurde. Der charakteriſtiſche Hut bedeckte ein langes aber dünnes Haar, das ſchwarze Mäntelchen, das um ſeine Schultern flatterte, war ſchon ziemlich abgetragen und paßte vollkommen zu der übrigen Kleidung, die nachläſſig an der dürren Geſtalt hing. Er focht lebhaft mit den Händen und ſchien durch die Haſt ſeines Ganges den gemächlicheren Begleiter, der älter und wohlhabender zu ſein ſchien, mit ſich fortziehen zu wollen. Die Züge von dieſem waren derb und ausdruckslos, wenn man die Aeuglein abrechnet, die liſtig hinter den breiten Augenliedern hervorblinzelten. Die kupferrothe Naſe zeigte von keiner gar zu großen Abneigung vor geiſtigen Getränken und ſein wohlgenährter Bauch, den die Weſte nur mühſam zuſammenhielt, ließ in ihm keinen Koſtverächter vermuthen. Seine Rede, die faſt immer ein ſarkaſtiſches Lächeln begleitete, war, wie ſein Gang, langſam und abgemeſſen. Beide waren in einem lebhaften Geſpräche begriffen und mochten wohl ihre in der Vicaria *) abgebrochenen Rechtsſachen verhandeln. Lange unterhielten ſie ſich leiſe, während der Aeltere ſeine Umgebung nie aus dem Auge verlor. Endlich aber wurde der Hagere unwillig und rief mit erhöhter Stimme:

„Beim heiligen Januarius, ich begreife nicht, wie Ihr es wagen könnt, die Sache des vertriebenen Marcheſe zu vertheidigen! Der König weiß Euch nur ſchlechten

*) Der Name eines Gebäudes, worin ſich mehrere Gerichtshöfe und Gefängniſſe befinden.

Dank dafür und der Marchese wird sich nicht allzusehr beeilen, seine Schuld Euch abzutragen."

„Um so mehr wird er sich beeilen, Euch allesammt die Hälse umzudrehen," platzte der andere heraus.

„Ihr meint es gut mit uns, Signor Barcello," entgegnete der erstere spöttisch, „bei meinem Schutzpatron, Ihr meint es sehr gut. Schade, daß Euer frommer Wunsch nur langsam in Erfüllung gehen wird, denn, wie Ihr wißt, sind die Insurgenten zerstreut; ihre Anführer verbannt, und unser Frankenkönig (dem die heilige Jungfrau Schutz verleihen möge) hat bereits mit ansehnlichen Truppen die Stadt verstärkt."

„Desto lustiger wird das Gemetzel sein," erwiederte hämisch der Aeltere. „Gebt Acht, Monelli, wie schnell sich unsere Vaterlandsvertheidiger wieder gesammelt haben werden, und die verbannten Anführer an ihrer Spitze stehen! Dann wird Marchese Ombrini auch nicht ermangeln, Euch seinen ergebensten Dank für die Bereitwilligkeit abzustatten, mit der Ihr den französischen Windhunden auf seine Fährte zu helfen suchtet."

Einige junge Männer, die sich so eben nahten, hinderten die Fortsetzung dieses freundschaftlichen Gesprächs. Schnell brachen die Paglietti ab und schlugen einen andern Weg ein.

Unterdessen war es auf dem Posilipp allmälig lebhafter geworden, die verschiedenartigsten Gruppen bedeckten seine Hügel und zerstreuten sich nach allen Richtungen, bis sie endlich in dem Schatten der Ulmen- und Lorbeerbäume verschwanden. Manches scheimische Frauenauge hatte

wohl auch mit ſüßem Zauber die Blicke der leicht entzündbaren Neapolitaner an ſich gekettet, als ſich plötzlich alle Aufmerkſamkeit auf zwei Damen wandte, die, ſo eben erſt angekommen, ſich des ſchönen Abends noch erfreuen wollten. Es war Bianca, die reizende Tochter des Marcheſe Ombrini und Elvira, der letzte Sproße eines alten edlen Geſchlechts. Auf Iſchia geboren, verlor ſie ſchon früh ihre Eltern und lebte ſeit dem bei einer Tante in Neapel, wo ſie, ſich auf's innigſte an Bianca anſchließend, bald ihre Vertraute geworden war. Beide in dem erſten Lenze des Lebens hatten ſich zur herrlichſten Blüthe entfaltet, und alles huldigte der ſüßen Allgewalt ihrer Reize. Bianca's edle, königliche Geſtalt, gleich der Fülle der kaum entkeimten Roſe, vereinigte alle Eigenthümlichkeiten der Neapolitanerinnen in ihrer höchſten Vollendung, während Elvira's zarter Hebenwuchs durch ſeine griechiſche Bildung ſogleich das fremde Vaterland andeutete. Die Züge der letzteren waren übrigens mehr anziehend als ſchön, und erhielten erſt durch die Lebensluſt und den Scherz, die ſich in ihnen ausſprachen, und einen lebhaften Contraſt mit Bianca's Ernſt bildeten, einen eigenen Zauber. — Beide Damen waren der Einladung des ſchönen Abends gefolgt, und hatten ſo eben den Poſilipp erſtiegen. Ein ſchwerer Kummer, der auf Bianca's Seele zu laſten ſchien, hatte ihren ſonſt feurigen Blick umdüſtert und beſtimmte ſie bald, mit der Freundin einen weniger beſuchten Pfad einzuſchlagen.

„Höre endlich auf, geliebte Freundin, Deinem Kummer allzuheftig nachzuhängen," unterbrach Elvira

das traurige Schweigen. „Du betrübst mich, und vergrößerst Deinen Schmerz immer mehr.“

„Du ahnst wohl nicht,“ entgegnete Bianca etwas empfindlich, „was es heißt, einen geliebten Vater verbannt und verfolgt zu wissen.“

„Doch, betrüben wollte ich Dich nicht, meine innig geliebte Elvira!“ rief begütigend Bianca, die Freundin zärtlich umfangend. „Und damit Du siehst, wie folgsam ich Dir bin, soll ferner keine Klage mehr meinen Lippen entfliehen. — Und jetzt von etwas anderm,“ setzte sie, sich mit Mühe erheiternd, hinzu, „darf ich meine Freundin wohl fragen, womit wir uns den nächsten Abend unterhalten werden?“

„Ich dächte, wir besuchten San Carlo“ versetzte Elvira in ihre gewohnte Heiterkeit schnell übergehend. „Vermuthlich weißt Du noch nicht, daß sich morgen ein berühmter Virtuose aus Genua auf der Violine hören lassen wird.“

„Es sollte Dich kaum befremden, wenn ich, von Gram und Kummer niedergebeugt, für alles andere kein Gedächtniß hätte. Doch muß ich Dir gestehen, daß, je weniger ich dieses Instrument eigentlich liebe, desto erwartungsvoller ich der Erscheinung dieses Meisters entgegen sehe, der vielleicht im Stande ist, meine Abneigung zu besiegen, wenn die Wunderdinge wahr sind, die das Gerücht schon von ihm erzählte.“

„Manches wird man wohl auch auf Kosten der Uebertreibung setzen müssen,“ warf Elvira ein, „doch soll er, wie Kenner versichern, nie geahnte Schwierigkeiten

beſiegt haben, und das Herz auf eine ſonderbare Weiſe zu ergreifen wiſſen.“

Ein dunkles Gebüſch nahm jetzt die beiden Freundinnen in ſeine Nacht auf, und die neidiſchen Schatten entzogen ſie plötzlich den verfolgenden Blicken der Späher.

2.

Herr Ritter, eilt! Die Dam' iſt in Gefahr,
Zum Teufel! ſoll ein Schurke ſie ermorden?

Ballade.

Glühend war die Sonne im Weſten hinabgeſunken. Die fernen Gebirge, vom letzten Abendrothe mit purpurnen Tinten umſäumt, ſchwammen bald in einem duftigen Chaos zuſammen, und die unzähligen Kuppeln Neapels tauchten in dunklen Schatten nieder. Stiller und immer ſtiller wurde es auf dem Poſilipp. Schon wollte die letzte Gruppe die Anhöhe verlaſſen, als eine ſpäte Erſcheinung die Blicke noch auf ſich zog. Es war ein junger Mann von ſchlankem, edlen Wuchſe, deſſen Geſichtsbildung und Anzug einen Fremden aus einer entlegenern Provinz Italiens vermuthen ließ. Seine ſcharf markirten Züge hatten etwas geiſterhaftes, das jedoch durch die ſanfte Schwermuth, die darüber ausgegoſſen war, gemildert ward. Das glänzend ſchwarze Haar, in reichen Locken die erhabene Stirn umſchattend, fiel bis auf die Schultern herab, und bildete einen lebhaften Gegenſatz mit der bleichen Wange, auf die jetzt erſt der ſchnelle Gang eine

leichte Röthe gehaucht hatte. Auf dem dunklen, geistreichen Auge ruhte ein schwärmerischer Ausdruck, der die blassen Züge belebte und ein tiefes Gemüth sprach aus allen seinen Zügen, was unwiderstehlich angezogen haben würde, wenn nicht eine gewisse Scheu, die aus seinem Auge blickte, eben so schnell wieder abgestoßen hätte. Seine durchaus schwarze Kleidung war gewählt, aber etwas phantastisch.

Lange hatte sein Auge sinnend auf der überreichen Gegend geruht, von dem prachtvollen Anblicke beseligt und erhoben, ließ er sich endlich unwillkürlich unter dem Lorbeer am Grabe Virgil's nieder und gab nun sich ganz den Gefühlen hin, die diese herrliche Scene in ihm wach gerufen hatte.

Tiefe Stille hatte indeß die Punta di Posilippo umlagert, das purpurne Abendroth war am Horizonte verglommen, allmälig begannen die Schatten der Nacht aufzutauchen und die ermüdete Erde bereitete sich schweigend auf ihre heiligen Mysterien vor. In unbestimmten Umrissen stiegen jetzt wie aus weiter Ferne die Thürme Neapels empor, und der Schimmer einzelner Lichter flimmerte, gleich Irrwischen, durch die auftauchenden Schatten. Mehrere kleine Fahrzeuge durchfurchten noch den Golfo, der dumpftönend seine grünen Wasserfurchen langsam an das sandige Ufer wälzte, und ein Dreimaster wankte gleich einem Riesengerippe über die unbegrenzte Fluth. Dunkle Nebelgebilde entstiegen gespenstig dem finstern Abgrunde und umfingen mit weiten gigantischen Armen die grauen Felsenmassen Capri's, und der düstere

Vesuv, seine rauchenden Gluthsäulen zum Himmel empor wirbelnd, reckte das drohende Haupt weit in die unendliche Nacht hinaus.

Vor dem trunkenen Blicke des Fremden zog dies alles, vom blassen Schimmer des Mondes matt beleuchtet, wie duftige Ferngebilde, vorüber. Die düstre Schwermuth, die früher seine Züge umlagert hatte, schwand, das schwärmerische Auge berauscht von allen diesen Herrlichkeiten, strahlte verklärt, und hob sich bisweilen empor zum unermeßlichen Firmamente, wo die freundlichen Gestirne, ihm ewig fern und ewig nah, in seine von namenlosen Gefühlen bestürmte Brust milden Trost herab funkelten.

Da plötzlich schlägt ein Hülferuf gellend an sein Ohr, betäubt rafft er sich empor, er glaubt von einem schweren Traume zu erwachen, und von dem wilden Spiele seiner Phantasie getäuscht zu sein. Doch immer näher, immer ängstlicher erschallt jetzt das Geschrei. Schnell reißt er den Dolch hervor und stürzt dem Gebüsche zu. Mit der letzten Kraft rang hier eine junge Dame mit einem Lazarone, der, wie es schien, sie zu berauben suchte.

„Halt!" rief der Fremde mit dröhnender Stimme, den blitzenden Stahl hoch über dem Haupte des Räubers schwingend. Doch dieser ließ schnell sein Opfer aus den Armen sinken, warf einen durchbohrenden Blick auf den Herbeigeeilten und floh pfeilschnell in das Dickicht. Der Fremde, unkundig der Gegend, verfolgte den Flüchtling nicht, und suchte die Dame, die ohnmächtig auf den Rasen niedergesunken war, in's Leben zurückzurufen. Allmälig erwachte sie aus ihrer Betäubung. Ein rosiger

Schimmer überflog die zarte Wange, der gewölbte Busen hob sich höher, das dunkle Auge öffnete sich und sein erster Strahl ruhte mit dem Ausdrucke der innigsten Dankbarkeit auf dem Retter. Endlich hatte sich die Dame von dem plötzlichen Schrecken vollkommen erholt, erhob sich vom Rasen und verließ langsam am Arme des Fremden den Postilipp.

Mit bewegter Stimme suchte sie in der rührendsten Sprache eines dankbaren Herzens ihrem Retter für seine edelmüthige Aufopferung zu danken.

„Nie, nie werde ich vergessen," rief sie aus, „daß Ihr es war't, der im Momente der höchsten Gefahr zu meinem Schutze herbeieilte."

„Macht mich nicht allzu eitel," versetzte der Fremde, „sonst möchte ich meinem Verdienste zuschreiben, was allein das Werk des Zufalls war. — Aber sagt mir doch, wie ein einzelner sich erfrechen konnte die Vorübergehenden hier in der Nähe der Stadt anzufallen?"

„O, er hat alles wohl berechnet," sprach die Dame. „Sobald es dunkel wird, verläßt jedermann den Postilipp, um nach Hause zu eilen, und einzelne, die sich verspäten, können alsdann selten auf Rettung hoffen, wenn sie angefallen werden. Leider hatte ich heute dieses Mißgeschick. Erst spät hatte ich mit einer Freundin die Anhöhe bestiegen. Wir pflückten Blumen, verloren uns dabei immer tiefer im Gebüsche und schon längst war die Nacht hereingebrochen, als wir den Rückweg anzutreten begannen. Wir verdoppelten unsere Schritte, und näherten uns bereits dem Abhange des Berges, als ein Mann zwischen

den Bäumen hervorbrach und uns mit ſchrecklicher Stimme zu ſtehen befahl. Wir erſchracken heftig und wollten den Berg hinabfliehen und ſchon glaubte ich mich vor dem Verfolger geſichert, als ich an einer Wurzel ausgleitete. Schnell raffte ich mich auf, aber die Arme des Schändlichen hatten mich ſchon umſchlungen, aus denen Ihr mich ſo edelmüthig befreit habt."

Die Dame war jetzt mit ihrem Begleiter am Fuße des Poſilipp's angelangt. In beſtimmteren Umriſſen ſtiegen die Thürme Neapels empor, und ſchon vernahm man das ferne Rauſchen der wogenden Volksmenge. Da wand ſich die Dame plötzlich vom Arme ihres Begleiters los und hing mit dem Freudenrufe: „Meine Elvira!" am Halſe der Freundin.

„O, meine Bianca!" rief dieſe froh überraſcht, „wie glücklich bin ich, Dich wieder in meinen Armen zu halten! Ach, ich zitterte für Dein Leben! Denke Dir meinen Schrecken als ich hier unten ohne Dich anlangte. Auf meiner Flucht hatte ich nicht den Muth umzuſchauen, auch glaubte ich immer, Dir nahe zu ſein. Erſt als ich geſichert war, vermißte ich Dich. In dieſer Todesangſt war ich unſchlüßig, ob ich in die Stadt nach Hülfe eilen, oder auf den Poſilipp zurückkehren ſollte. Eben wollte ich das letztere, als ich in Deiner Umarmung zugleich die Gewißheit Deiner Rettung erhielt."

Bianca ſtellte ihren Begleiter der Freundin vor und ſchilderte mit den lebhafteſten Farben ihre drohende Gefahr und die plötzliche Hülfe. — Die lärmende Volksmenge, die ſie beim Eintritte in die Stadt allenthalben

umwogte, hemmte endlich ihren Redeſtrom. Schweigend bog der Fremde mit den beiden Damen in die Toledoſtraße ein. Hier hemmten die beiden Freundinnen vor einem hohen prachtvollen Gebäude ihre Schritte. Elvira zog die Klingel, Bianca wandte ſich noch einmal zu dem Fremden und ſprach mit gewinnender Herzlichkeit:

„Signor, was ich Euch zu verdanken habe fühle ich wohl, mein Herz iſt aber noch viel zu bewegt, um meinen Empfindungen Worte verleihen zu können, vielleicht vermögen meine Eltern beſſer als ich dieſe Schuld abzutragen. Gewähret mir daher die Bitte und beſucht uns recht bald, ich habe alsdann noch beſonders das Glück meinen edlen Retter näher kennen zu lernen.“

Bei dieſen Worten öffnete ſich die Thüre, die Damen traten ein und die Pforte ſchloß ſich.

Gleich einem Träumenden blieb der Fremde vor dem Palaſte ſtehen; noch immer war ſein Blick an die Thür geheftet durch die das holde Weſen entſchlüpft war, und noch immer tönten die ſüßen Laute ihrer Stimme in ſeinem Ohr. Noch einmal zogen die Begebenheiten dieſes Abends vor ſeiner Seele vorüber. Er glaubte einen ſüßen Traum geträumt zu haben, und erhob mechaniſch das Auge, um ſich von der Wirklichkeit zu überzeugen, zu den hell erleuchteten Fenſtern des Hauſes empor.

„Habt Ihr den Palazzo des Ombrini lange genug angegafft?“ erſcholl plötzlich eine gellende Stimme dicht hinter ihm, und weckte ihn unangenehm aus ſeinen Phantaſien. Entrüſtet wandte er ſich und begegnete dem hämiſchen Blicke des Lazzarone, aus deſſen Händen er die

Marcheſina ſo eben gerettet hatte. Eine dunkle Gluth ſprühte aus dem Auge des Fremden. Der Mund preßte ſich krampfhaft zuſammen und die Hand zuckte nach dem Dolche. Der Lazzarone aber ſchlug eine ſchallende Lache auf, und war im Nu um die nächſte Ecke verſchwunden.

3.

— — — Ich war ganz Ohr,
Und Harmonien ſog ich ein, die aus des Todes Arm
Die Seel' zurück gerufen hätten.

Milton.

In dem prachtvollen San Carlo war heute groſſes Concert. Ganz Neapel ſtrömte dahin, um den gefeierten Virtuoſen aus Genua auf ſeiner Violine zu bewundern. Ein unbegrenzter Ruhm, den er ſich in ſeiner Vaterſtadt und den Provinzen, wo er bereits aufgetreten war, errungen hatte, war ſeiner Ankunft ſchon längſt vorausgeeilt. Kein Wunder daher, wenn man der Erſcheinung dieſes Künſtlers ſchon längſt mit der gröſten Spannung entgegen geſehen hatte. Endlich war er der dringenden Einladung gefolgt, um auch hier neue Lorbeern in ſeinen reichen Kranz zu winden, und die ganze gebildete Welt ſtrömte dem Theater zu.

Die lang erwartete zweite Stunde *) hatte bereits

*) Die Italiener zählen von einem Ave Maria bis zum andern ihre Stunden und erhalten auf dieſe Weiſe vierund-

den Anfang des Concerts verkündet, als eine schon etwas bejahrte Dame von zwei jüngern begleitet, in eine der mittlern Logen trat. Es war die reizende Tochter des mächtigen Marchese Ombrini, die mit ihrer Mutter und ihrer Freundin Elvira seit der Abwesenheit des Vaters zum erstenmal wieder in San Carlo erschienen war. Ihr Blick durchstreifte einige Zeit Logen und Parterre, allmälig aber lagerte sich eine trübe Wolke getäuschter Erwartung um ihre schöne Stirne. Der Director gab dem Orchester das Zeichen — mißmuthig zog sie sich von der Brüstung zurück, und ließ den Schleier fallen.

Die Einleitungssymphonie begann. Das Orchester executirte mit Präcision und Sicherheit, aber weder die lieblichen Melodien noch das wilde Rauschen der Pauken und Trompeten vermochte der Versammlung eine besondere Aufmerksamkeit abzugewinnen, jedes Auge ruhte erwartungsvoll auf dem Vorhange, der den Künstler den Blicken des Publicums noch entzog. Die Ouverture endete. Eine feierliche minutenlange Stille herrschte rings umher. Jetzt flog der Vorhang in die Höhe. Stürmischer Jubel erschütterte donnernd das Gewölbe und begrüßte den Künstler, der bescheiden zwischen den Coulissen hervortrat.

Bianca's Blicke gleiteten flüchtig über die Bühne —

zwanzig. Da aber das Ave Maria im Sommer sehr spät, im Winter aber desto früher geläutet wird, so ist diese Zeitbestimmung ewig wandelbar, und hat ohnedies noch manches unbequeme.

ein freudiger Schreck durchschauert ihre Glieder — ſie traut ihrem Auge nicht — noch einmal blickt ſie hinüber — doch nein, es war keine Täuſchung! ihr Retter ſtand vor ihr. Der genuefer Virtuoſe, der hochgeprieſene, all bewunderte Nicolo, war ihr Beſchützer geweſen. Ihr Herz ſchlug hörbar, krampfhaft faßte ſie mit beiden Händen den Schleier, um die Gluth ihrer Wangen zu verbergen, und zog ſich in den Hintergrund der Loge zurück, um ſich von der plötzlichen Ueberraſchung zu erholen.

Der Künſtler war indeſſen in's Proſcenium getreten, und hatte dem Orcheſter das Zeichen zur Eröffnung des Concertes gegeben. Seine Kleidung war wie geſtern durchaus ſchwarz, ſeine blaſſen Züge aber ſchienen, von dem matten Schimmer der Kerzen beleuchtet, noch geiſterhafter als früher zu ſein. Als er nach beendigtem Ritornell die Violine anſetzte, ſchien ſeine Geſtalt ſich noch mehr zu erheben und etwas überirdiſches anzunehmen; ſeine Lippen preßten ſich zuſammen und ſein geiſtreiches Auge glühte noch feuriger als ſonſt. Eine erwartungsvolle Pauſe trat ein. — Jetzt ſtrahlte er den erſten Ton aus — gleich Sphärenmuſik drang der edle, glockenreine Klang der Violine durch den entzückten Buſen und ſchloß dem Herzen, das ſich ſchweigend in das Meer der Töne verſenkte, eine neue Feenwelt voll der ſüßeſten Wonne auf. Gleich Perlen rollten die ſchwierigſten Paſſagen unter den Fingern des Virtuoſen hervor. Sein Bogenſtrich war bald energiſch und feurig, bald tändelnd und graciös; jetzt gleitete er ſanft und leicht, die lieblichſten Töne in einander ſchmelzend, über die Saiten, dann trennte er ſie

wieder, indem er eine Reihe von Noten ſcharf und kurz abgeſtoßen mit einer ungeheuern Rapidität vortrug. Bald ſchien er die Saiten mit dem Bogen zu peitſchen, bald ließ er ihn tanzend im neckenden Staccato über ſie ſpringen, oder er brauſte gleich einem ſchäumenden Waldſtrom in kühnen Doppelgriffen einher. Die hohe Vollendung, womit er dies alles vortrug, das tiefe Gefühl, welches aus ſeinem Spiele ſprach, riß die Zuhörer zu Staunen und Entzücken hin. Immer feuriger und energiſcher rauſchte ſein Spiel, bis zur höchſten Höhe ſtieg er empor. — Pauken und Trompeten brauſten dazwiſchen. — Noch einmal erhob er ſich mit einer brillanten Cadenz und das Orcheſter fiel mit dem Tutti ein.

Ein kurzes Adagio, welches jetzt begann, gab dem Künſtler Gelegenheit in einer neuen Sphäre zu glänzen. Das ganze Stück beſtand aus einzelnen gehaltenen Noten, der Geiſt aber, den er ihnen einhauchte, die Zartheit, die Innigkeit und die edle Einfalt mit der er ſie vortrug, rührten alle Herzen. Ein größeres Ritornell trat dazwiſchen, um dem Künſtler Zeit zu laſſen, ſich für den letzten aber ſchwierigſten Satz zu ſammeln.

Seine Blicke ſchweiften indeſſen ſpähend durch den vollen Saal und ſchienen lange nach etwas zu ſuchen. Doch das Gesuchte war umſonſt und getäuſchte Erwartung faltete allmälich die Stirne des Genueſen. Seine Unruhe war Bianca's Aufmerkſamkeit nicht entgangen. —

„Wen er wohl ſuchen mag!“ flüſterte ſie ſich zu, er, der Fremdling, der Unbekannte, der früher noch nie

Neapel betrat! Strebt sein Blick vielleicht nach mir?“ setzte sie sinnend hinzu, und eine hohe Röthe überflog ihre Wange. „Doch nein, was ich für ein Kind bin,“ fuhr sie still lächelnd weiter, „er hat mich ja gestern zum erstenmale gesehen, er kennt mich ja nicht einmal.“ In diesen Zweifeln schwebte ihre Seele lange hin und her. Nach einigen Zögern schlug sie den Schleier zurück. Nicolo's Auge streifte in dem Momente an ihrer Loge vorüber — er erkennt sie — ein electrischer Schlag durchzuckt ihn, dunkler Purpur überzieht sein Gesicht, und ein süßer Wahnsinn verwirrt seine Sinne.

Jetzt endete das Tutti und das Solo sollte beginnen. All' sein Blut war im Aufruhr, fieberhaft stürmte es durch die Adern, und drängte die Pulse zu schnelleren Schlägen. Nur mit Anstrengung gelang es ihm, die nöthige Fassung zu erringen, um das schwierige Finale durchzuführen. Sein Vortrag hatte jetzt einen andern Charakter angenommen. Die Schwermuth, die in den beiden ersten Sätzen durchgeschimmert hatte, war verschwunden, und die begeisterte Hymne der beglückten Liebe brauste jetzt feurig und kühn durch den weiten Saal, die Stradivari erzitterte unter seinen Fingern und zu immer schnellern Schlägen rückte das Tempo vor. Lange wollte das Orchester zurückhalten; von dem mächtigen Genius des allgewaltigen Meisters aber unwiderstehlich ergriffen, folgte es endlich willenlos seinem kühnen Fluge, und unaufhaltsam rauschte der Strom der Töne, alles mit sich fortreißend, auf seiner selbst gebrochenen Bahn dahin. — Endlich hatte seine Kunst den höchsten Glanzpunct erreicht.

Noch einmal ſenkte ſie ſich in die Tiefe hinab und erhob ſich dann crescendo mit Doppeltrillern bis zur ſchwindelnden Höhe empor — brauſend ſtürzte ſich das Orcheſter dazwiſchen und begleitet von dem ſtürmiſchen Beifall des Publicums feierte er in einem kurzen begeiſterten Satze den Triumph der höchſten Kunſt.

Aufgelöſt in Seligkeit hatte Bianca mit geſchloſſenem Auge den Zaubertönen des unerreichbaren Künſtlers gelauſcht, und ſein Spiel, der reine Abglanz der höchſten Liebeswonne, hatte in ihrem tief ergriffenen Herzen wunderbar angeklungen.

Die beiden folgenden Stücke zogen unbeachtet an ihrem Ohr vorüber, und als die große Pauſe eintrat, ſaß ſie noch immer in ihre Träume verſunken im Hintergrunde der Loge.

Elvira hatte bis jetzt ihre Freundin beobachtet und bald errathen, was ihr Herz ſo tief bewegte. Zu zartfühlend um ſie gewaltſam aus ihren Phantaſien zu reißen, wandte ſie ſich zur Marcheſin und verflocht ſie in ein langes Geſpräch, um ſo ihre Aufmerkſamkeit von Bianca abzuziehn.

Nach der Ouverture der zweiten Abtheilung trat der Geneſe noch einmal auf. Er hatte diesmal die beiden mittleren Saiten von ſeiner Violine genommen, und trug ohne alle Begleitung auf der tieferen Saite wie mit einer vollen Tenorſtimme die Melodie über eine Canzone Petrarca's vor, in welcher der unſterbliche Dichter die glühendſte Sehnſucht nach ſeiner Laura rührend und innig ausgeſprochen hatte. Die Melodie tönte in jedem Munde, aber

ſo zart, ſo ergreifend, mit ſolchen tiefen Gefühlen wie ſie Nicolo vortrug, war ſie noch nie gehört worden. Er ſchien ſeine ganze Seele in dieſen Tönen aushauchen zu wollen. Die nämliche Melodie trug der Künſtler nun auch auf der E Saite den Sopran nachahmend vor und legte zugleich einen von dem erſten verſchiedenen Charakter hinein. Der Schmerz war gemildert, die Klage war verſtummt, Troſt und Zuverſicht ſprachen aus dieſen Tönen, durch die ſich aber immer noch leiſe Anklänge einer trüben Ahndung hindurchzogen. Bald darauf variirte der Künſtler das liebliche Thema, indem beide Stimmen bald concertirend erſchienen, bald in den reinſtem Doppeltönen ihre Gefühle vereint ausſtrömten. Süße Liebesſchwärmerei, hoffnungsvolles Vertrauen und düſtere Troſtloſigkeit wechſelten in den zarteſten Abſtufungen mit einander, das Herz bald entzückend und erhebend, bald vernichtend und beklemmend. Nach und nach ward das Tempo langſamer, die Töne ſchwermüthiger und gehaltener — immer ſchwächer liſpelten die beiden Stimmen einander zu; im leiſeſten Pianiſſimo zitterten einzelne Klänge noch abgebrochen durch den Saal — endlich waren ſie erſtorben. — Tiefe Stille ruhte auf der ganzen Verſammlung. Alle Herzen hatte eine ſeltene Rührung ergriffen, niemand wagte aus dem beklemmten Buſen Athem zu holen, keine Hand erhob ſich Beifall klatſchend um das heilige Schweigen frevelnd zu unterbrechen. Die Zaubertöne waren in die Bruſt eines jeden hinabgeſtiegen, und hatten Welten aufgeſchloſſen, die geheimnißvoll wie ein Traum in den tiefſten Abgründen der Seele ſchlummerten, und jetzt vor der magiſchen Allge-

walt zurückbebten, die bis zu dem Schlag des Herzens — bis zu ihnen selbst, vorgedrungen war.

Das Orchester unterbrach die große Pause, indem es mit einem Ritornell zu einer Sopranarie einleitete. Dieser folgte ein kürzerer Instrumentalsatz, der die Abendunterhaltung schloß. Noch einmal begrüßte ein tausendstimmiger Jubel, das ganze Haus erschütternd, den großen Meister und zollte ihm den verdienten Dank für seine unerreichbare Kunst. Die kaum übersehbare Menge der Anwesenden erhob sich dann rauschend und verließ mit der dem Italiener eigenen Lebhaftigkeit stürmisch drängend das Theater. — In wenigen Minuten war der große Saal so still und öde wie eine Todtenhalle.

Bianca's Begleiterinnen waren ebenfalls aufgebrochen. Bewußtlos verließ sie am Arme der Freundin die Loge.

„Aber Bianca, wo hast Du Deine Gedanken!" rief endlich die Marchesin etwas unwillig, „schon zweimal hat Dich Elvira um Dein Urtheil über den genuesser Künstler, und noch immer hast Du ihr nicht geantwortet?"

„Er spielte leidlich, meine Mutter!" stammelte Bianca aufschreckend, nachdem sie in ihrer Zerstreuung auch noch die dritte Frage zur Hälfte überhört hatte.

„Wie, er spielte leidlich?" eiferte die Marchesin „Du willst Musikkennerin sein und schämst Dich nicht eines solchen Urtheils?"

Elvira lächelte bedeutsam und flüsterte scherzend ihrer Freundin zu: „Ich wollte eigentlich blos die Bemerkung

machen, daß ich zwiſchen dem genueſer Geiger und dem Retter meiner Bianca einige Aehnlichkeit gefunden habe.“

„Haſt Du dies wirklich?“ fragte die Freundin erſtaunt.

„O ja, und ich glaube ſehr viele,“ verſetzte Elvira ſchalkhaft, „zugleich wird er Deine Vorurtheile über die Violine vollkommen gehoben haben.“

Bianca ſchlug ihr ſchönes Auge mit einem ſanften Vorwurfe zur Freundin empor und ſchwieg. Elvira wußte, was ihren Buſen ſo ſtürmiſch bewegte; ſie wollte das Herz des armen Mädchens nicht noch mehr foltern, brach das Geſpräch ab und überließ ſie ungeſtört ihren Phantaſien.

So langten ſie an Bianca's Wohnung an, Elvira empfahl ſich und die Freundin zog ſich in ihr Closet zurück, wo ſie bald unter dem Schutze der ſchweigenden Nacht von Morpheus Armen umfangen, in ſüße Träume eingewiegt wurde.

4.

O, daß den Menſchen nichts vollkommnes wird
Empfind' ich nun! — — —

Göthe's Fauſt.

In blendend weißem Morgenanzuge ſaß Bianca hinter den hohen Gardinen, die an den Fenſtern des Ombriniſchen Palaſtes herabrollten. Sie hatte ſinnend das ſchöne Auge zur Erde geſenkt und erhob es nur bisweilen,

um einen flüchtigen Blick auf die volksbelebte Straße zu werfen. Der tiefe Eindruck, den das letzte Concert auf sie gemacht hatte, war zwar keineswegs schon verwischt, die frischen Rosen auf ihren Wangen bewiesen aber, daß die Verwirrung entschwunden war, welche die plötzliche Ueberraschung, in dem gefeierten Künstler ihren Retter zu erkennen, in ihren Sinnen hervorgebracht hatte. Sie wollte es sich jetzt selbst nicht mehr gestehen, wie sehr das Spiel des großen Meisters sie ergriffen und ihr Herz mit der Allgewalt der Liebe zu ihm hingezogen hatte; die sehnsuchtsvollen Blicke aber, die sie von Zeit zu Zeit erwartungsvoll auf die Straße hinab gleiten ließ, konnten mit Zuversicht das Gegentheil vermuthen lassen.

„Signor Nicolo wünscht seine Aufwartung machen zu dürfen!“ meldete die eintretende alte Duenna mit monotoner Stimme.

„Er ist willkommen!“ rief Bianca in der größten Bestürzung. Zitternd wollte sie sich von ihrem Sitze aufraffen, aber wie von unsichtbaren Banden schien sie gehalten zu werden — und in dem Augenblicke trat der Genueſe ein.

„Nach Eurem Wunsche, Marchesina, wage ich es, Euch heute eine der schönen Morgenstunden zu rauben!“ sprach er, sich ihr nähernd.

Ein hoher Purpur überflog Bianca's Antlitz. Sie wollte antworten, aber die Sprache versagte ihr. In der Angst des Herzens riß sie sich gewaltsam von ihrem Sitze empor, und eilte in das Nebenzimmer. Der überraschte Genueſe war bestürzt, und wollte sich wieder zu-

rückziehen als Bianca an der Hand ihrer Mutter zurückkehrte, die ſich mit ihrem gewinnenden gutmüthigen Blicke näherte. —

„Es freut mich ſehr, Signor,“ begann ſie, „daß Ihr die Einladung meiner Tochter nicht abgelehnt habt, und mir jetzt Gelegenheit gebt, Euch meinen innigſten Dank für die Rettung Bianca's darzubringen. Aber wie!“ fuhr ſie fort, indem ſie den Fremden zum Canapee geleitete, „wenn ich nicht irre, ſo finde ich hier den Künſtler wieder, der uns letzthin in San Carlo ſo angenehm unterhielt, und wir haben ſomit noch das beſondere Glück, einen Mann kennen zu lernen, der in der Kunſt das Höchſte erreicht hat, und bereits von allen Städten Italiens mit Ruhm und Beifall gekrönt worden iſt.“

„Ich muß bekennen,“ entgegnete Nicolo, nicht ohne Empfindlichkeit, „auf dieſen Beifall war ich noch nie ſtolz, denn er vermag mir weder Erſatz für jahrelange Anſtrengungen, noch weniger Erheiterung in trüben Stunden zu geben. Zudem iſt man in Italien ſo freigebig mit Beifallsbezeugungen, daß ſie meiſtens ſehr zweideutig erſcheinen und mehr geeignet ſind, den Geiſt des Künſtlers niederzudrücken, als ihn zu höhern Beſtrebungen anzufeuern.“

„Ihr äußert, der Beifall vermöge Euch nicht in trüben Stunden Erheiterung zu gewähren,“ fiel die Marcheſin ein. „Ich dächte doch, der Künſtler, der freie Bürger der weiten Welt, den die ſchöne Natur mehr als jeden andern begeiſtert und aus ſeinem Ideenreichthume

neue Schöpfungen hervorruft, dieser — meine ich — sollte sich doch glücklich fühlen und kein Leid kennen."

„Ich glaube sogar, daß er sich am glücklichsten fühlen wird" versetzte der Künstler, „wenn er harmlos in die Natur treten kann. Doch mir Armen ward dieses Glück nicht beschieden. Mein Vater, der selbst Musiker war und keinen höhern Wunsch kannte, als mich dereinst auf eine Stufe der Kunst zu bringen, die nur von wenigen erreicht wird, wandte hierzu jedes Mittel an, und knickte dadurch mit empfindungsloser Hand die Rosen meiner Jugend. Kaum hatte ich das Bewußtsein meiner selbst erhalten, als ich schon an das Notenpult gefesselt und die Violine in meine Hand gezwängt wurde. Ich war Virtuose, ehe ich es nur ahnen konnte, aber ich hatte es theuer erkauft. — Jetzt trat ich hinaus in die Welt, von dem hereinströmenden Lichte, gleich einem Blinden, der zum erstenmale die Sehkraft erhält, erdrückt und geblendet. Der kalte Nachtschauer, der über die Blüthe meiner Jugend gegangen war, hatte mein Herz gebrochen. Es hatte sich nie der Freude öffnen dürfen, und jetzt konnte es sich ihr nicht mehr öffnen. So durchzog ich Italien's reiche Provinzen, ungerührt und ohne Theilnahme. Erst als ich die reizenden Umgebungen Eurer Stadt betrat, als ich das Feenland der Hesperiden schaute, wurde ich seltsam ergriffen; die Eisrinde, die mein Herz so lange umfangen hielt, löste sich ab und zum erstenmale fühlte ich mich in der Natur glücklich und beseligt."

„Vermöchte denn nicht die Menschheit Euch mit der

Natur auszuſöhnen?“ unterbrach ihn die Marcheſin theilnehmend.

„Die Menſchheit?“ verſetzte der Künſtler bitter, „Wehe dem, der von der Natur zu ihr flüchten will! Er haſcht nach einem trügeriſchen Phantome; denn die eine iſt nothwendig von der andern bedingt! — — Und wo hätte ich Menſchen lieben lernen ſollen?“ — fuhr er nach einer Pauſe düſter und kalt fort, „Kindesliebe iſt ja der Keim aller Liebe! Und wie konnte ich einen Vater lieben, der mir jede, auch die unſchuldigſte Freude verſagte? Als ich dann hinaus in die Welt geſchleudert wurde, umgaben mich fremde Geſtalten. Niemand nahte ſich mir theilnehmend. Man haſchte nach Ohrenkitzel, erſchöpfte ſich in leeren Förmlichkeiten und wandte ſich dann kalt von mir ab. So ward mein Inneres immer mehr zerriſſen, ich zerfiel mit mir ſelbſt und wenn der Anblick der Natur, ſtatt mit Ruhe, meine Seele mit Schwermuth füllte, ſo raubte mir die Menſchheit den Glauben an mich ſelbſt.“

„Nun, wenn Euch auch alles verließ, die Kunſt blieb Euch doch immer!“ tröſtete die Marcheſin.

„Soll denn der Schiffbrüchige nichts mehr haben, woran er ſich halten könnte!“ verſetzte Nicolo mit Wehmuth. „In welche Abgründe wäre ich ſchon geſunken, wenn mir nicht die Kunſt geblieben wäre? Aber auch ſie wird nicht ſelten zu meinem grauſamſten Peiniger! — Täglich erinnert ſie mich an die ſchmerzlichen Opfer, die ich ihr bringen mußte, bevor ich ihre Geheimniſſe nur ahnen konnte, oder ſie ſteigt, wenn ich ihr vertrauungsvoll mein Herz öffne, in die Tiefen der Seele hinab, weckt

die ſchlummernden Gefühle der Sehnſucht nach etwas Höherem, Unnennbarem, ruft die ſanfteren Empfindungen der Liebe und Freundſchaft wach, flieht alsdann tückiſch, und läßt mich mit meinem Schmerze und meiner Sehnſucht allein."

„Laßt Euch von dieſem Schmerze nicht allzuſehr niederbeugen, und hofft auf eine freudenreiche Zukunft!" ermunterte die Dame. „Ihr habt ja ſelbſt verſichert, die Umgebungen Neapel's hätten einen ſo tiefen Eindruck auf Euch hervorgebracht. So verweilet denn noch recht lange in unſrer lieblichen Gegend, ſucht Euch den Aufenthalt in Neapel ſo angenehm als möglich zu machen, und gewährt uns noch oft das Vergnügen Eurer Unterhaltung. — Ich ſelbſt liebe die Muſik ſehr und Bianca hat, wie ich glaube, ſchon ziemliche Gewandtheit auf dem Pianoforte erlangt. Wenn Ihr es nicht verſchmähen wolltet, ſie bisweilen mit der Violine zu begleiten, ſo würdet Ihr uns gewiß ſehr genußreiche Abende bereiten. Doch dabei hoffe ich denn auch, Ihr werdet mit Eurem nächſten Beſuche nicht allzu lange zögern, und uns recht bald mit den zarten Klängen Eurer Violine ergötzen."

Der Virtuoſe empfahl ſich.

„Ein intereſſanter Mann!" begann Bianca's Mutter nach einer Pauſe. „Nur Schade, daß er das Leben von der Schattenſeite auffaßt, und ſich einem ſelbſt geſchaffenen Grame allzuſehr hingiebt. — Aber ſieh nur, wie Deine Wangen wieder glühen. Du biſt ernſtlich krank, mein Kind, die brennende Sommerhitze hat Dich allzuſehr angegriffen. Doch beruhige Dich und ſuche

Deine Sonaten von Corelli vor, daß Du eingeübt bist wenn Nicolo mit Dir spielt."

Mit diesen Worten verließ sie Bianca und zog sich in ihr Zimmer zurück.

„Ich soll spielen! und ach, mein Herz ist so voll!" flüsterte das holde Mädchen, und legte die Hand an den stürmisch bewegten Busen.

5.

Die bösen Fiedler und Geiger dienen dazu, daß wir sehen und hören, wie eine feine gute Kunst die Musik sei: denn Weißes kann man besser erkennen, wenn man Schwarzes dagegen hält.

Luther.

In der Mitte der prachtvollen Toledostraße befindet sich die Knattoria des Restaurateurs Perfetti. Schon in weiter Ferne vernimmt man das geräuschvolle Treiben der Gäste und Aufwärter, das sich noch bedeutend vermehrt, je näher man dem Speisehaus kommt. Tritt man aber in die Zimmer und wird man mitten in den lärmenden Strudel hineingerissen, so mag es dem Fremden, der dessen noch ungewohnt ist, seltsam zu Muthe werden, während der Neapolitaner hier so recht in seinem Elemente ist.

Auch Nicolo, der sich eines Abends hier eingefunden hatte, empfand dieses Mißbehagen und zog sich um den wilden Lärmen zu entgehen in den tiefsten Hintergrund des

Zimmers zurück. Hier überließ er sich ungestört seinen Phantasien, bis er plötzlich durch eine heisere, mißtönende Stimme, die ein Glas Bolpicell verlangte, aufgeschreckt wurde. Hastig wandte sich der Genuese und begegnete dem stechenden Blicke eines kleinen ältlichen Mannes, der sich ihm gegenüber gesetzt hatte. Seine aschgrauen Augen blitzten feindlich unter dem breiten weißen Sombrero (Schattenhut) hervor, der schon ziemlich abgegriffen war; die lasurblaue, scharfgekrümmte Nase bog sich so weit über die dunkelrothe Unterlippe herab, daß beide einem Papagei glichen, der eine Kirsche in seinem Schnabel hält. Die eingefallene Wange hing schlotternd gleich einer vergelbten Pergamentrolle an dem emporragenden Backenknochen herab, und das magere Kinn mit einzelnen grauen Barthaaren besäet, war so stark gebogen, daß es mit der Nase eine Peripherie zu bilden schien. Die rohen, stark markirten Züge hatten etwas feindliches und sprachen eine unverschämte Arrogang aus. Seine zum Theil schmutzige Kleidung bestand aus einem Rocke von rhabarberbrauner Farbe, dessen altmodischer Schnitt genau mit den übrigen Spuren des Alterthums übereinstimmte. Die scharlachne Weste reichte bis auf die Knie und war mit einer Reihe von ungeheuren Knöpfen geziert, von welchen die einen bereits den Weg alles Zeitlichen gegangen, die andern aber blind waren. Kurze, blaßgrüne Beinkleider, weiße wollene Strümpfe, die aber, nachdem sie einigemal die Wäsche versäumten, die schmachtende Isabellfarbe angenommen hatten, und Schuhe mit großen Schnallen vollendeten einen Anzug, der vor

zwanzig Jahren als Gallakleidung gedient haben mochte. — Dieſe ſonderbare Geſtalt, über deren Scheitel wenigſtens ſechzig Jahre hinweggeteilt waren, verzerrte zu dem noch jeden Augenblick die Geſichtsmuskeln und murmelte mit halber Stimme die gemeinſten Flüche vor ſich hin. Nachdem der verlangte Wein gebracht worden war, forderte der ſeltſame Gaſt mit der nämlichen grellen Stimme den Speiſezettel, las mit großem Aufwand von Athem das lange Regiſter herab und verlangte alsdann einen Teller Suppe und zwei Stückchen rohen Sellerie. Dieſes Gericht, ſo ſchnell es bereitet worden war, wurde noch ſchneller verſchlungen. Nach glücklich beendeter Mahlzeit, während welcher der Offende fortwährend ſeine Flüche zwiſchen den arbeitenden Zähnen hervorgeſtoßen hatte, ließ er ſeine Blicke wieder auf Nicolo gleiten, der noch immer kein Auge von der poſſirlichen Geſtalt verwandte.

„Warum ſtarrt Ihr mich an, Signorino!“ polterte endlich der Alte mit ſeiner mißtönenden Stimme hervor. „Habt Ihr mich nie geſehen?“

„Könnte mich nicht entſinnen, die Ehre gehabt zu haben,“ verſetzte Nicolo mit einer ironiſchen Verbeugung.

„Nicht entſinnen? gran sciocco! (Einfaltspinſel!) Könnt Euch nicht entſinnen? und ich habe doch in Eurem Concerte die Altvioline geſpielt, Cospetto del diavolo! und habt meinen Namen nicht auch ſchon früher gehört?“

„Ich bedaure, nicht längſt Eure intereſſante Bekanntſchaft gemacht zu haben“ erwiederte Nicolo „vielleicht würde mir ein gefeierter Name genannt, wenn Ihr die Güte haben wolltet — — —“

„Schon gut, schon gut! Ich heiße Don Petrucco, Don Petrucco!“

„Don Petrucco?“ wiederholte der Genueſe wie nachdenkend. „Ich nun entſinne ich mich, der Lampenputzer am teatro San Chriſoſtomo zu Venedig. — —“

„Lampenputzer?“ ſchrie der Alte wüthend und richtete ſich ſtolz in die Höhe. „Ich war erſter Violiniſt bei dem Kaiſer von Rußland und bin jetzt Corpo di Satanasso! erſter Altviolinſt am teatro San Carlo allhier.“

„Das iſt etwas anderes, edler Don,“ fiel Niccolo ein. „Verzeiht und verſchont mich zugleich mit Eurem wilden Fluchen!“

„Fluchen? Ah perazipizio! Mein Fluchen geht Euch gar nichts an!“

„Mich nicht? Sonderbar, ich ſehe doch ſonſt niemanden im Zimmer, dem es gelten könnte.“

„Ihr ſeht niemanden? Ich ſehe auch niemand, beicoune, coglione und meine überhaupt auch nur alte Narren von Geigern.“

„Habt Ihr mir vielleicht ebenfalls die Ehre erwieſen und mich in dieſes Regiſter aufgenommen?“

„Gott! Ihr ein Schüler vom großen Tartini?“ fragte der Geiger heftig.

„Wie könnt Ihr fragen!“ verſetzte Nicolo verwundert. „Tartini war todt, ehe ich auf die Welt kam.“

„So, er war todt, war ſchon todt? Dann gehört Ihr auch zu den Narren.“

Nicolo wußte nicht, ob er lachen oder zürnen ſollte.

Er bezwang ſich jedoch und bat den Don um eine nähere Erklärung.

„Seht," begann der Geiger, vertraulich näher rückend. — „Seht es giebt nur einen Tartini und auch nur eine wahre Spielart. Was iſt aber die wahre Spielart, was ſoll ſie ſein? — Geſang ſoll ſie ſein, der Geſang iſt die Seele von allem. Wie ſoll aber dieſer Geſang ſein? — Lieblich hell ſoll er ſein, ſanft und einfach ſoll er ſein und mit anmuthigem Paſſagenwerk, mit zierlichen Laufern und Trillern verſehen ſein, die auch regelmäßig nach den halben und ganzen Applicaturen gegriffen werden können. Und wer hat dieſe Manier beſſer verſtanden, als der unſterbliche Tartini. Wer hat Liebliches und regelmäßiges zu ſetzen gewußt als er? Aber jetzt — Lupo di Christo nero, wie iſt es jetzt? — Von Geſang keine Rede, kein Adagio, keine ganze Note. — Ein wildes Simuliren und arpeggiren; und vollends die Paſſagen! Gott und ſeine lieben Heiligen ſtehen uns bei! — Keine Applicatur, kein Bogenſtrich — nichts als ſpannen und verſpannen. Da ſpringen ſie wie vom Satan gepeitſcht über das ganze Griffbrett und zerreißen die theuern Saiten mit ſpitzigem Bogenſtrich. — Kein Aushalten, kein Portament. — Und was machen die Zuhörer? — Die werden närriſch geworden wie die Geiger. — Hat einer ſeine Violinenſprünge, ſeine Doppeltriller bis an den Steg, ſeine Arpeggien in verminderten Septimen, ſeine drei Octaven ſopra una Corda, ſeine Staccato's und Contraſtriche hervorgequikt, dann folgt das Gekatſch, daß der Chriſtenſeele die Ohren gellen."

1835.

„Eure Verwünſchungen gelten ſomit den geſammten Anhängern der neuern Schule?“ fragte Nicolo.

„Schule? Schwatzt mir nicht von Schule! Santo diavolo! wo iſt bei dieſen Luftſpringern Schule?“

„Allerdings iſt bei ihnen Schule,“ verſetzte Nicolo unwillig werdend, „und zwar eine Schule, die zu begreifen Euer ausgebranntes Hirn zu ſchwach iſt, eine Schule, erbaut auf die Grundpfeiler der ältern, nur bei weitem ausgebildeter und umfaſſender, wie es ſchon die Natur der Sache mit ſich bringt.“

„Die Natur der Sache? Gelehrter Herr! Eure Rede iſt mir zu tiefſinnig, ich kann ſie nicht verſtehn.“

„Das heißt, Ihr w o l l t ſie nicht verſtehen, aber dem ungeachtet werde ich mich näher erklären. Wenn wir von Schule reden, ſo kann darunter blos der mechaniſche Theil der Kunſt gemeint ſein, und von dieſem habe ich behauptet, daß es in der Natur der Sache liege, wenn er beſtändig im Vorwärtsſchreiten begriffen iſt, und daher wird auch kein wahrer Künſtler anſtehen, dieſem Fortſchreiten des Mechanismus zu folgen. Ihr allein ſeid z u r ü c k g e b l i e b e n und Eure Schuld iſt es jetzt auch, wenn Ihr z u r ü c k g e ſ e t z t werdet. Wenn Ihr es denn nicht billigt, daß ſeit Tartini der Mechanismus der Violine ſo ſehr vervollkommnet wurde, warum ſchmäht Ihr nicht auch über Euern großen Meiſter, der ja die Methode von Corelli am meiſten erweitert, warum ſchmäht Ihr nicht über Nardini und Lolli, die ebenfalls Tartini's Schüler waren und keinen Anſtand nahmen, die Schule ihres Lehrers noch weiter auszubilden?“

„Ausbilden? Was konnten dieſe ausbilden, ſie gingen ja noch mit mir in die Schule. Gott ſei ihrer armen Seele gnädig. Wenn ſie aber auch etwas mehreres hinzugethan hätten, ſo ſind ſie gewiß noch immer bei der guten alten Manier geblieben; dieſe Neuerer aber, dieſe Hunde haben erſt —“

„Die Methode ſo weit ausgebildet, wie ſie vielleicht ſchon bei Euern verehrten Meiſter in der Idee lag. — Seht, wie ungerecht und inconſequent Ihr ſeid. Ihr preiſet die Leiſtungen Corelli's und Tartini's, Ihr wollt auch noch die Verdienſte der Schüler von letzterem anerkennen, weil ſie bei der Methode geblieben ſein ſollen, von den Bereicherungen aber die die Kunſt unter den Nachfolgern Nardini's, unter Fiorillo und Viotti, ſo wie unter den Schülern des letzteren, unter Bode und Kreutzer erhielt, davon wollt Ihr nichts wiſſen, und alle dieſe haben doch nur die alte urſprüngliche Methode weiter ausgebildet. Daß dieſe ununterbrochene Reihe von Lehrern und Schülern, durch eine Grundidee geleitet, der urſprünglichen Muſik treu geblieben iſt, könnte man leicht aus den Compoſitionen dieſer Meiſter darthun, aus welchen ſich zugleich erweiſen ließe, daß das Höchſte im Mechanismus noch bis jetzt nicht einmal erreicht iſt, und daß hier noch gar manches unſern Nachkommen zu vervollkommnen übrig bleiben dürfte. Alle Vortheile aber die man bis jetzt dem Inſtrumente abgewonnen hat, ſind zweckmäßig und erlaubt, denn ſie liegen nicht außer der Natur und dem Bereiche der Violine. Erſt dann, wenn das Inſtrument mißbraucht wird, wenn ſeine Eigenthümlichkeit

durch das Unnatürliche unterzugehen droht, dann erst ist die wahre Spielart dahin, denn dann hat sich der Geist, die Seele des Vortrags verflüchtigt, und das dürre Scelett des Mechanismus hascht gierig nach den bunten Lappen, die ihm die geile Mode zur Verhüllung seiner häßlichen Blöße zuwirft."

„Trefflich gesprochen, mein süßer Junge, trefflich gesprochen, habt Eure Lection gut auswendig gelernt! Fahrt nur weiter fort mit Eurem schönen Wortkram."

„Kann Euch das bisher Gesagte nicht bewegen, Eure alberne Ansicht aufzugeben, so halte ich es unter meiner Würde, noch etwas hinzuzusetzen," erwiederte Nicolo gereizt.

„So? Die Lection ist also zu Ende? Nun, so laßt uns aufbrechen und nach Hause gehen. Corpo di Cristo nero, es muß schon spät sein!" — Mit diesen Worten zog der Geiger eine Violinsaite hervor, an welcher eine große Uhr in einem messingenen Gehäuse hing. — „Santo diavolo, es ist schon drei vorüber!" rief er hastig, streckte die Uhr ein und brach auf.

„Bedaure sehr, daß ich nicht noch länger das Glück Eurer Unterhaltung genießen kann," sprach Nicolo sarkastisch.

„Ihr bedauert? — Nun so bleibe ich noch länger," versetzte der Geiger und setzte sich wieder.

„Dann, werther Don," sprach Nicolo lachend, indem er sich von seinem Sitze erhob, „verzeiht, daß ich gehe."

„Habt Ihr es so gemeint?" rief der Geiger vor

Muth zitternd, während ſein aſchfahles Geſicht kirſchroth ward und ſeine Mundwinkel krampfhaft zuckten. „Habt Ihr es ſo gemeint, Ihr hagerer Bachfiſch, den ich in das Futteral meines Geigenbogens ſtecken könnte? Corpo di Satanasso! Jetzt geht, geht, und ſchätzt es Euch zum Glück, daß Ihr den größten Schüler des größten Meiſters kennen gelernt habt.“

„Ich werde weder den größten Schüler noch den älteſten Narren vergeſſen!“ rief Nicolo lachend und verließ das Zimmer.

Mit grimmigem Geſichte, in welchem ſich zugleich die ganze Beſchränktheit des Geigers ausſprach, ſtarrte Don Petrucco dem Genueſer nach, ließ alsdann das Haupt ſinken, und lehnte ſich, von ſeiner langen Schmährede erſchöpft, in den Seſſel zurück. Von Zeit zu Zeit murmelte er unzuſammenhängende Worte zwiſchen den Zähnen.

„Ereifert Euch nicht, Maestro,“ ſprach eine gedämpfte Stimme dicht hinter dem Geiger. „Ereifert Euch nicht, und ſetzt Euch wieder ruhig an Euern Platz; es giebt noch Fäuſte genug in Neapel, die Euch gern einen ſolchen Ehrendienſt leiſten.“

Beſtürzt wandte ſich der Alte und begegnete dem ſonnenverbranntem Geſichte des Lazarone, den wir bereits auf dem Poſilipp getroffen haben. Er hatte ſich ſchon vor einigen Stunden in die Trattoria eingeſchlichen, wo er im hinterſten Winkel des Zimmers kauernd einige Maccaroni verzehrt, und auf dieſe Weiſe unbemerkt Nicolo's Geſpräch belauſcht hatte.

„Ach, Du bist es nur,“ versetzte der Alte mürrisch, indem er sich von seiner Bestürzung erholte, „Christo nero, wie Du mich erschreckt hast! — Doch es ist jetzt alles vorbei! Komm, Junge, setze Dich zu mir und erzähle mir, wo Du Dich bisher herumgetrieben hast. Morti di Dio, ich habe Dich ja schon gar zu lange nicht mehr gesehen. Du wirst doch seit der Zeit das Mandolinspiel nicht auf die Seite gesetzt haben, das Du von mir lerntest?“

„Glaubt Ihr, ich verderbe meine Zeit mit solchen Lappalien?“ versetzte der Lazzarone mit Nachdruck. „Ich habe mich indessen auf eine weit edlere Kunst geworfen, auf eine Kunst, mit der man auch bisweilen einem guten Freunde einen Liebesdienst erweisen kann. Ich mache jetzt Musik mit Gift und Dolch, die klingen so lieblich, daß alle Weiſe Calabrien's zusammen heulen möchten!“

„Christo sagrato! Kreisch nicht so laut! Dort sitzt ja der ganze Tisch voll besoffenen Viehs,“ sprach der Alte mit unterdrückter Stimme und sah ängstlich um sich hin.

„Wenn Euch so viel an diesen Bestien liegt,“ versetzte der Lazzarone nachlässig, „so laßt uns einen Gang durch die Toledostraße machen.“

„Gut gesprochen, Junge! Es will sich ohnedies für einen Mann von meinem Charakter nicht schicken, noch länger in einem Weinhause zu bleiben!“ Mit diesen Worten verließ der Geiger am Arme seines ehemaligen Schülers die Trattoria.

„Was wolltest Du doch vorhin von einem Liebes-

dienſte ſagen?“ begann endlich der Alte, nachdem ſie einige Zeit ſchweigend die Toledoſtraße durchſtreift hatten.

„Von einem Lieblingsdienſte?“ verſetzte der Lazzarone ausweichend. „Habe ich davon wirklich geredet, ſo möchte ich meine Bereitwilligkeit doch nur auf meine Freunde ausgedehnt wiſſen.“

„Verſteht ſich! Einem Freunde ſchlägt man keinen Liebesdienſt ab, und ein gutes Wort wird auch einen guten Dolch finden.“

„Wollt Ihr mir etwa Geld geben, um einen ſolchen kaufen zu können?“

„Schweig, liederliche Range!“ fuhr der Geiger auf, „biſt Du mir nicht die Muſikſtunden noch ſchuldig? Ein Dienſt iſt des andern werth!“

„Mit nichten, Maeſtro?“ entgegnete der Lazzarone mit Ruhe. „Warum habt Ihr mich damals mit Schimpf fortgejagt?“

„Santo diavolo! Haſt Du vergeſſen, daß Du mir meine köſtliche Violine auf die Erde warfſt?“

„Heißt der Tiſchler dort unten am Largo del Castello, bei dem Ihr ſie machen ließet, vielleicht Guarneri?“

„Schweig und ärgere mich nicht noch mehr als der Schurke von Genueſen. Aergere mich nicht noch mehr, denn Du weißt, wenn man eine Saite zu hoch ſtimmt, ſo reißt ſie!“

„Richtig, Maeſtro,“ verſetzte der Lazzarone, „und wenn ich nicht irre, ſo wäre es Euch lieb, wenn dem Genueſen ſeine abgeſchnitten würde.“

„Errathen, und Du Goldjunge wärst der Mann dazu, wenn Du Vernunft annähmest," erwiederte der Alte mit süßer Miene.

„Ihr meint, wenn ich Geld annähme."

„Nun ja, Erzjude, auch Geld sollst Du haben. Ich gebe Dir zehn Piaster, wenn Du ihn aus dem Wege räumst."

„Legt Ihr noch fünfe darauf?"

„Nein, keinen Carlino!" versetzte der Geizer entschieden, „zudem sehne ich mich auch nicht so sehr nach dem Tode eines Menschen; ich bin ein tugendhafter Mann!"

„Niemand weiß dies besser als ich," sprach der Lazzarone mit einem zweideutigen Blicke. „Damit Ihr aber auch tugendhaft bleibt, so bedürft Ihr solcher Freunde, die ein etwas weites Gewissen haben und einen Laffen, der Euch heute und morgen und übermorgen einen alten Narren schilt, einige Zolle ihrer Dolche kosten lassen."

„Verwünschter Bube, wenn Du mich denn doch nicht mehr aus Deinen Krallen läßt, so will ich noch zwei Piaster darauf legen, aber das sage ich Dir, zirle gut nach dem Stimmstock, denn Du weißt, ist dieser eingestoßen, dann bricht das ganze Corpus zusammen."

„Ich könnte mich nicht entsinnen," versetzte der Lazzarone mit unheimlichem Lächeln, „daß sich bis jetzt einer beklagt hätte, an dessen Rippen ich meinen Dolch gewetzt habe."

„Ich glaube dies selbst," entgegnete der Alte mit

widerlichem Lachen. „Nimm Dich nur in Acht, daß Du nicht an den Unrechten geräthſt. Du haſt den Schurken doch gut in's Auge gefaßt?“

„Seid unbeſorgt, er iſt mir ſchon einmal in die Quere gekommen, und ich bin froh, daß ich ihm jetzt mit gutem Gewiſſen auf den Leib kann.“

„Schon einmal in die Quere gekommen?“ rief der Geiger haſtig, „Schurke, warum haſt Du mir das nicht früher geſagt? Dann iſt es Deine Sache, Dich zu rächen. Ich zahle nichts!“

„Seid nicht zu hitzig, Maestro! Unſer Streit war viel zu unbedeutend, um ſogleich zum Dolche zu greifen.“

„Zu unbedeutend? Was war denn die Veranlaſſung?“

„Ein Weib!“ war die kurze Antwort.

„Ein Weib? Weißt Du nicht, Junge, daß dies für einen rechtſchaffnen Mann von jeher die Haupturſache zum Gurgelabſchneiden war?“

„Es mag ſein!“ verſetzte der Lazzarone mit Ruhe, „daß ſchon mancher blanke Degen aus der lebernen Scheide wegen einer von Fleiſch und Blut gezogen wurde; ich laſſe mich aber durch dergleichen Kleinigkeiten nicht ſo ſchnell in Harniſch bringen; zu dem arbeite ich auch nicht gern auf eigene Rechnung. Jetzt aber hat ſich die Sache geändert; Ihr bezahlt mich und ich weiß, was ich meiner Kunſt ſchuldig bin — leben und leben laſſen!“

Bei dieſen Worten verſchwand das treffliche Paar in einer dunkeln Seitengaſſe.

6.

Süße Liebe denkt in Tönen.
Denn Gedanken steh'n zu fern.

Tieck.

Schon oft war seit dem letzten Besuche Nicolo's die junge Sonne hinter den Bergen empor gestiegen und hatte mit rosigem Schimmer einen neuen Tag herauf geführt. An jedem hatte Bianca mit der Sehnsucht der Liebe einem Besuche Nicolo's entgegen geharrt, aber so oft sich die Sonnenstrahlen wieder ersterbend in das kühle Bett der crystallnen Fluth tauchten, sanken auch ihre getäuschten Hoffnungen wieder. Ihre Unruhe stieg mit jedem Tage höher, sie wurde immer verschlossener, und der herbe Gram hoffnungsloser Liebe folterte ihr armes Herz. Endlich erhellte ein Lichtstrahl das tiefe Dunkel. Die Violine Nicolo's wurde mit der Bemerkung gebracht: der Signor werde heute Abend die Ehre haben einen Besuch abzustatten. — Bianca hatte jetzt allen Gram vergessen; freudig setzte sie das Maroquinkästchen, das die Violine umschloß, auf das Pianoforte und begann die Stunden bis zum Abend zu zählen; je näher aber dieser rückte, desto ängstlicher schlug ihr Herz; ein unerklärliches süßes Bangen füllte ihren Busen und wollte sich nicht zurückdrängen lassen. Sie, die bis jetzt nur die Einsamkeit gesucht hatte, scheute sich jetzt vor ihr, und suchte ihr, die die Gefühle der bangenden Erwartung wach rief, zu entfliehen. Sie ließ Elviren zu sich bitten, um bei dem heitern Sinne der

Freundin ſich zu zerſtreuen, und die Stunden in traulichen Mittheilungen abzukürzen.

Bald darauf trat Elvira ein. Sie war heute wieder ganz das harmloſe, lebensfrohe Mädchen, wie wir ſie bereits kennen gelernt haben. Das ſchelmiſche blaue Auge blitzte von Jugendluſt und in den ſchalkhaften Mundwinkeln lachte Scherz und Laune, die jedoch diesmal durch einen leiſen Zug von Sentimentalität gemildert waren.

„Dachte ich's doch!“ rief ſie, der Freundin in die Arme eilend, „meine Bianca werde bald genug aus ihren Träumen erwachen und ſich wieder nach der Freundin ſehnen.“

„Wann hätte ich mich nicht nach Dir geſehnt?“ fragte Bianca mit Herzlichkeit.

„Du!“ drohte die Muthwillige mit aufgehobenem Finger. „Wie ſehr magſt Du Dich ſeit einem bewußten Concerte nach mir geſehnt haben, wo Du Dich mit keinem Auge bei mir blicken ließeſt. Weißt Du, wie lange dies iſt?“

„Es werden etliche Tage ſein,“ verſetzte Bianca gleichgültig.

„Ja, etliche zehn,“ erwiederte Elvira, ihre Gleichgültigkeit karrikirend. „Ein Zeitraum, groß genug, um eine Reihe von Abentheuern zu umfaſſen, die eine irrende Dame in Geſtalt Deiner Elvira beſtand.“

„Wahrſcheinlich warſt Du ſeit der Zeit auf Iſchia,“ verſetzte Bianca, froh, den ſtrengen Inquiſitor auf einen andern Gegenſtand übergehen zu ſehen.

„Mit nichten; ich beſuchte mit meiner Tante den Averneerſee,“ erwiederte Elvira.

„Wirklich? Dies vermehrt allerdings das Abentheuer bedeutend," ſetzte Bianca mit Laune hinzu.

„Getroffen!" fiel die Freundin ſcherzend ein. „Und damit Du dies um ſo beſſer beurtheilen kannſt, ſo höre und ſtaune! — Es mögen jetzt vier Tage ſein, als wir die Reiſe mit dem früheſten Morgenrothe antraten, und den Dir wohl bekannten Poſilipp beſtiegen. Wir durchwanderten die fruchtbaren Fluren, die mit jungen Ulmen und Maulbeerbäumen umkränzt ſind, welche dunkle Schattengänge bilden und uns einige Zeit Schutz vor der immer glühendern Sonne gewährten. Bald aber hatten wir die Felſenanhöhe erreicht, wo wir zum erſtenmal den weiten Horizont wieder zu Geſicht bekamen. Der Hügel beherrſchte das Meer und gewährte eine Ausſicht über den ganzen Golfo, der ſich unter unſern Füßen ausdehnte und deſſen Rücken von zahlloſen Fahrzeugen bedeckt war. Unten an den Felſenriffen erblickten wir Puzzuolo und weiter hinaus die Solfatara von Rauchwolken umhüllt. Auch hatten wir jetzt die Hügel des Avernus ſchon vor Augen und in grauer Ferne ſtiegen die Ruinen von Bajae mit wildem Strauchwerk bekleidet und das Vorgebirge von Miſenum empor. Der Pfad wurde jetzt ſehr ſteinigt und wegen der langen Hügelreihe, die uns von dem Avernus trennte, noch viel beſchwerlicher. Wir beſtiegen die Maulthiere und ſetzten unſere Reiſe weiter fort. Die früher ſo milde Gegend wurde jetzt immer rauher. Steinigte Pfade mit dünnem Haidekraut bewachſen, zogen ſich neben Klüften her und traurige Einöden wechſelten mit niederem Geſtrüpp. Eben hatten wir die dritte Anhöhe dieſer langen

Hügelkette erreicht, als wir in dem Thale, das uns von der folgenden Anhöhe trennte, eine Schaar wilder Männer erblickten, deren Aeußeres genau mit dem Charakter der Gegend übereinstimmte. Sie hatten sich unter dem Schatten einer alten Steineiche um ein Feuer gekauert, über welchem ein Kessel hing und brüllten aus rauher Kehle ein wildes Kriegerlied. Unschlüssig, ob wir unsere Reise weiter fortsetzen oder umkehren sollten, hielten wir die Zügel an. Aber schon hatte die Horde uns erblickt und eilte mit lautem Geschrei auf uns zu. Flucht wäre unmöglich gewesen und an Vertheidigung war nicht zu denken, denn unsere ganze Begleitung bestand aus einer Zofe und zwei Bedienten, während jene Schaar etwa dreißig Männer zählte. Ihre Kleidung war zerrissen und unordentlich, desto heller blitzten uns aber ihre Waffen in die Augen, die sie zwar nicht erhoben hatten, aber drohend genug in den Gürteln trugen. —

„Willkommen, willkommen edle Damen in unsern schönen Thälern!“ riefen sie mit grinsendem Gelächter auf uns zueilend, „Ihr wollt Euch gewiß in unseren Reihen anwerben lassen; kommt nur, Ihr könnt Fahnenjunker werden!“ — Mit diesen Worten hatten sie uns umringt, und einige faßten mich mit ihren derben Fäusten, um mich herabzuziehen. Ich rief mit der letzten Kraft der Verzweiflung um Hülfe, die Zofe stimmte pflichtschuldigst mit ein, und die Bedienten drängten sich, gleich geängstigten Schafen an meine Seite. Aber schon hatten mich die Räuber mit ihren sennigten Armen erfaßt und auf die Erde gehoben, als sich plötzlich die beiden vordersten im

Nacken festgehalten fühlten. Schnell ließen sie mich frei um sich umzuwenden, aber in dem Augenblicke waren sie zu Boden gerissen. Ein junger Mann in feiner Jagdkleidung stand vor mir, der Zorn hatte über seine Wangen eine hohe Röthe gegossen, seine Hand hielt den Degen halb entblößt und mit einem schrecklichen Blicke schien er die Niedergeworfenen durchbohren zu wollen.

„Christo sagrato!“ donnerte er, „schägt man so wehrlose Frauen? Aus den Augen, Ihr Hunde!“ — Ehrerbietig wichen sie alle zurück, die Niedergeworfenen hoben sich langsam vom Boden auf, und schlichen zitternd hinter die andern. Der Fremde trat hierauf zu uns, die Stirne auf der sich der Unmuth gelagert hatte, glättete sich wieder; seine Züge wurden milder und mit gewinnender Artigkeit bat er für den unangenehmen Ueberfall um Verzeihung. Alsdann hob er mich wieder auf das Maulthier und erbot sich zu unserm Begleiter. Wir nahmen es gern an und setzten unter seinem Schutze unsere Reise fort; leider hatten wir aber den berüchtigten Avernerser, von dessen Sybille der alte Virgil so viel wissen soll, nur allzubald erreicht. Der Fremde empfahl sich kurz, und war im Augenblicke hinter dem Gebüsche verschwunden. Ich kann Dir wohl sagen, ich war recht böse, daß er uns so schnell verließ, denn er war sehr hübsch.“

„Hattest Du ihn früher noch nie gesehen?“ fragte Bianca.

„Ich konnte mich seiner trotz alles Nachdenkens nicht entsinnen; er selbst mich im Gespräche sorgfältig jeder Andeutung aus, die über ihn einigen Aufschluß hätte geben

können; nur so viel fand ich, daß er in Neapel sehr gut bekannt iſt, und somit bleibt mir noch immer die Hoffnung in kurzer Zeit zu erfahren, wer unser Begleiter war."

Nicolo wurde gemeldet.

„Sieh, wie Du auf einmal so blaß wirſt!" rief Elvira.

„Bringe mich nicht außer Faſſung und empfange ihn, ich will indeſſen die Mutter rufen," ſagte Bianca mit unſicherer Stimme und eilte in's Nebenzimmer.

„Verzeiht Signor," wandte ſich Elvira zu dem Eintretenden, „wenn eine Fremde Euch empfangen muß. Die Damen des Hauſes werden ſich ſogleich deswegen bei Euch ſelbſt entſchuldigen."

„Irre ich nicht," verſetzte Nicolo, „ſo finde ich jene Freundin der Marcheſina wieder, die ich bereits am Fuße des Poſilipp kennen zu lernen das Glück hatte."

„Ihr täuſcht Euch nicht," erwiederte Elvira, „ich hatte dafür ſpäter das Vergnügen —"

„Schon glaubten wir," unterbrach Bianca's Mutter an der Hand ihrer reizenden Tochter eintretend, „Ihr hättet, gegen Euern frühern Vorſatz, Neapel bereits verlaſſen. Wahrſcheinlich haben Euch aber die ſchönen Sommertage, die Ihr zu Ausflügen in die Umgebungen unſerer Stadt verwendet, ſo lange von uns abgezogen."

„In der That," verſetzte Nicolo, „ich nahm meine ganze Muße hierzu in Anſpruch und nur die zauberiſche Gegend um Neapel vermag mich zu entſchuldi-

gen, wenn ich Eure gütige Einladung so wenig benutzt habe."

„Wir freuen uns herzlich," nahm die Marchesin wohlwollend das Wort, „daß Ihr, den früher alle Schönheiten der Natur ungerührt ließen, jetzt ein warmer Verehrer derselben geworden seid. Die Natur, die Euer Herz für ihre Schönheiten aufgeschlossen hat, wird Euch auch bald für die Freuden der Gesellschaft empfänglich machen. Damit Ihr aber, während Ihr der Natur und der Menschheit ihre gebührenden Opfer darbringt, Eure Kunst nicht allzu lange vernachlässigt, so laßt sie uns heute mit Eurer Erlaubniß in Anspruch nehmen."

Auf diesen Wink war Bianca an das Pianoforte getreten, und hatte es geöffnet. Nicolo nahm die Straduari aus dem Kästchen und überflog während des Stimmens mit schnellem Blicke die aufgelegte Sonate. —

„Noch einmal, Signor, habt Erbarmen und rechnet mir mein Vergehen nicht als Sünde an!" rief Bianca, um durch einen Scherz ihre Aengstlichkeit zu beschwichtigen.

„Ich baue ganz auf Eure Kunst und die heilige Cäcilia!" rief Nicolo mit Laune, „so laßt uns denn unter ihrem Schutze beginnen."

Bianca war, als sie die ersten Accorde anschlug, trotz der angenommenen Heiterkeit befangen. Die Silbertöne aber, die unter den Fingern des großen Meisters hervorströmten, gaben ihr wieder die nöthige Fassung; der hohe Genius, der aus seinem Spiele strahlte, das edle Feuer seines Vertrags begeisterte auch sie und zog sie zu sich mit

Allgewalt empor. Ihre Seelen berührten sich jetzt in einem harmonischen Einklange; eine Empfindung fesselte ihre Herzen mit dem magischen Bande der Töne und in einem Rhythmus durchzuckten ihre Pulse die glühenden Adern. Jetzt erst fühlten sie die unwiderstehliche Macht der ersten Liebe. Was die schüchterne Lippe nicht zu gestehen wagte, das sprach sich jetzt zart und innig, feurig und kühn in Tönen aus. Ihre Herzen hatten sich gefunden und das höchste Entzücken ihrer stillen Seligkeit feierte hier seinen begeisterten Triumph.

Die Musik hatte die Herzen Aller geöffnet. Die Fesseln der Convenienz sanken allmälig; die nun folgende Unterhaltung war ungezwungen und lebendig und ging zuweilen in Scherz und Laune über. Bianca's Mutter fühlte sich besonders zu Nicolo hingezogen, bei dem das Gemüth immer vorherrschend war, und erst spät entließ sie ihn mit dem Wunsche, der Künstler möchte ihnen recht bald wieder einen solchen genußreichen Abend gewähren.

7.

Nur langsam, Freund — es ist noch nicht zu spät!
Und wenn's den strengen Herrn gelüsten sollte,
Die Treppe rücklings Euch herabzuwerfen,
So ist's sogar noch viel zu früh! — —

Alte Comödie.

Die Nacht war schweigend hereingebrochen und hatte ihren schwarzen Schleier über die schlummernde Erde aus-

gebreitet. Immer ſtiller und ſtiller wurde es auf den Straßen und ſchon hatten ſich die Bewohner Neapel's in ihre Wohnungen zurückgezogen, als noch eine dunkle Geſtalt langſam, gleich einem Schatten durch die Straße Incoronata ſchwebte. Endlich nahte ſie ſich einer Laterne, ein matter Lichtſtrahl fiel herab und beleuchtete mit falbem Schimmer das von der Sonne gebräunte Geſicht des Lazzarone, den wir noch vor wenigen Tagen in der Trattoria Perfetti's gefunden haben. Er zog den Mantel dichter vor's Geſicht, ging unentſchloſſen einige Schritte vorwärts und kehrte hierauf wieder zurück. Dann blieb er ſtehen und ſchien lange über etwas nachzuſinnen; ſpähend blickte er nach allen Seiten und eilte alsdann entſchloſſen die Straße vollends hinab. Vor einem großen Gebäude, in welchem ſchon alle Lichter gelöſcht waren, nahmte er endlich ſeine Schritte. Rings umher war alles ſtill und öde, nur aus dem obern Stockwerke des Hauſes zitterten noch ſanft und mild die Klänge einer Violine durch die ſchweigende Nacht, die von einer Meiſterhand mit der höchſten Vollendung aus dem Inſtrumente hervorgelockt wurden. Einige Zeit blieb der Lazzarone lauſchend ſtehen, dann nahte er ſich vorſichtig der Thüre und klopfte leiſe dreimal mit einem Schlüſſel.

„Wer da?" brummte eine tiefe Stimme im Innern des Hauſes.

Der Lazzarone murmelte einige unverſtändliche Worte und alsbald wurde die Thüre leiſe geöffnet, durch die der Außenſtehende behend hinein ſchlüpfte.

„Glücklich der Mann," begann er lächelnd, aber

mit gedämpfter Stimme, „glücklich der Mann, dem ein so wackerer Thürhüter zu Theil wird, der in jeder Stunde bereit iſt einen guten Freund einzulaſſen, wenn er etwa noch einen Beſuch zu machen hat.“

„Sagt lieber, den Teufel einzulaſſen, denn Eure Ankunft hat noch niemand Heil gebracht,“ verſetzte der Thürhüter mürriſch, deſſen Züge man in dem Dunkel, welches auf der Hausflur herrſchte, nicht unterſcheiden konnte.

„Nun, ſo bringt ſie es doch wenigſtens Dir,“ erwiederte der Lazzarone, und drückte dem Custode Geld in die Hand.

„Macht es kurz! Was wollt Ihr?“ fragte dieſer noch immer knurrend und ließ das Geld langſam durch die Finger laufen. — „Ich bin ein ehrlicher Mann und mag zur Nacht und Unzeit mit niemanden etwas zu thun haben.“

„Ich möchte blos gern wiſſen, mein lieber Mateo, wer im obern Stocke ſo ſchön geigt; Du weißt, ich bin ein groſſer Muſikliebhaber.“

„Es iſt der Nicolo aus Genua, ein gewaltiger Geiger, den die ganze Stadt kennt,“ verſetzte Mateo trocken.

„Nun gut, ſo will ich ihn denn auch kennen lernen und ihm Colophonium bringen, um ſeinen Bogen zu ſtreichen.“

„Probirt es,“ verſetzte der Thürſteher wärmer werdend, „wenn Ihr wollt, daß ich Euch alle Rippen entzwei ſchlage.“

„Wie, das wagſt Du mir zu ſagen!“ rief der Laz-

zarone entrüſtet. „Vergiſt Du, mit wem Du redeſt? Elender Hund!“

„Nein, ich vergeſſe es nicht!“ verſetzte Mateo mürriſch. „Ihr ſolltet aber einem ehrlichen Manne nicht zumuthen, ſich in Eure Teufeleien einzulaſſen. Ihr wißt doch, daß ich weder zu nagen noch zu beißen hatte, ehe ich in dieſes Haus kam. Der gute Trepf von Hauswirth giebt mir jetzt doch zu eſſen, und hat mir noch überdies eine Matratze in die Hausflur geworfen, wo ich meine müden Knochen ausrecken kann, wenn ich den Tag über gefaulenzt habe, und für alles dieſes verlangt man nichts weiter von mir als die Thüre zu öffnen und zu ſchließen, und gewiſſe verdächtige Perſonen die Treppe hinunter zu werfen, wenn ſie zudringlich werden ſollten.“

„Elende, feige Memme, ſchäme Dich!“ verſetzte der Lazzarone. „Pfui, Mateo, ſchäme Dich. Ein Kerl, der den Dolch führt, wie keiner in Neapel, liegt hier wie ein Kettenhund, und läßt ſich füttern, um die Vorübergehenden anzubellen.“

„Alles gut,“ verſetzte der Thürhüter, „ich könnte dieſen Dienſt auch nöthigenfalls aufgeben, ich habe das Hundeleben ohnedies ſchon lange ſatt, aber das kann ich Euch als ehrlicher Kerl ſagen, der Genuſſe ſtellt ſeinen Mann!“

„Corpo di Christo nero! Ich ſtelle meinen Mann und einen Dolch!“ rief der Lazzarone. „Was kümmerſt Du Dich um mich, glaubſt Du, ich werde vor einem Geiger zittern? Behalte Deine Weisheit künftig für Dich und ſtelle Dich auf die Lauer, lehne die Hausthür zuvor

leiſe an und denke an meinen Rückzug. Sorge nicht, ich werde kurz angebunden ſein.“ — Damit ſchlich der Lazzarone vorſichtig die Treppe hinauf. Endlich hatte er das obere Stock erreicht, öffnete leiſe die bezeichnete Thüre und befand ſich hinter einer ſpaniſchen Wand, die ihn den Blicken des Genueſen entzog, indem ſie das Zimmer in zwei Hälften theilte.

Die einzelnen Violinklänge, welche früher ſanft und mild die Luft durchzitterten, waren ſchon längſt verklungen, als der unberufene Gaſt eintrat und ein wildes, ſchauerliches Allegro raſte, gleich einer Windsbraut, unter dem Bogen des unerreichbaren Künſtlers hervor.

„Eine ſcharmante Muſik!“ ſprach der Lazzarone zu ſich, „um einem braven Manne das Herz warm zu halten, wenn er einen kräftigen Stoß wagen will. Mach's nur ſo fort, guter Freund! Ich müßte keine Muſik verſtehen, wenn ich hier ſogleich zugreifen wollte, ohne ein Concert anzuhören, wo keine Eintrittskarten abverlangt werden. — Wenigſtens will ich lauſchen, ob ſeine Geige nicht merkt, daß der Teufel auf der Lauer ſteht. —“

Und ſo ſchien es wirklich zu ſein. Das Allegro wurde immer wilder und ſchauerlicher, grelle, ſchneidende Diſſonanzen, unerhörte Sprünge, gleich Blitzen die ſchwarze Nacht erhellend, kreiſchende Arpeggiaturen, dann kurze cantabile Sätze, von einzelnen wunderlichen Accorden unterbrochen, in denen ein vom Schmerz zerriſſenes Herz mit bitterem Spotte die ſanfteren Empfindungen zu verhöhnen ſchien. — Dann wieder abentheuerliche, bizarre Harmonienfolgen, tolle Läufe, die, wie vom Sturmwinde gepeitſcht, durch

die Saiten brauſten, und Triller, die ſich in grotesken Doppelgriffen bis zur höchſten ſchwindelnden Höhe erhoben — dann grauenhafte unheimliche Tänze, in denen man den Geiſtertritt unterirdiſcher Weſen zu vernehmen glaubte — dann leiſes ſeltſames Geflüſter — dann gellende Mißtöne, die wie der wilde Hohn der Hölle an das Ohr ſchlugen und dann fiel wieder die raſende abentheuerliche Tanzmuſik ein. —

Dieſes ſchauerliche Phantaſiegemälde (ſpäter unter dem Namen des Hexentanzes um die Eiche von Benevento bekannt), erhellt von den düſtern Flammen einer erhitzten Einbildungskraft, brachte in der mitternächtlichen Stunde einen furchtbaren Effect hervor. Entſetzen packte den Lazzarone beim Haar, kalte Schauer durchrieſelten ſeine Gebeine und klappernd ſchlugen ſeine Zähne aneinander.

„Alle gute Geiſter loben den Herrn, und mögen mir in Gnade beiſtehen,“ murmelte er zwiſchen den Zähnen, während er ſich den kalten Schweiß von der Stirne trocknete. „Nein, da möge mich Gott bewahren, daß ich um zwölf Piaſter einem Manne zu Leibe gehe, der dem Teufel und ſeiner Großmutter bei ihrem nächtlichen Reigen die Tarantella aufſpielen darf! Hu! Es wird mir ganz ſchauerlich und ſeltſam zu Muthe! Wie es mich rüttelt und ſchüttelt! Ich wollte, ich wäre tauſend Schritte von dieſem Höllengeiger, wo einem beim Tanzen die Zähne klappern und der kalte Todesſchweiß auf der Stirne ſteht. Nein, lieber eine Nacht auf den Todtenknochen in den

Katakomben als noch länger in dieser Satanshöhle! — Doch horch! — Was iſt das?! — —“

Der Genueſe hatte plötzlich die düſtern Molltonarten verlaſſen und war in das klare liebliche a dur übergegangen. Zart und innig trug er jetzt ein Adagio mit einem ſchwärmeriſchen Ausdruck und einer Tiefe des Gefühls vor, wie es ihm ſelbſt noch in keinem ſeiner Concerte, wo er ſich ſeinen Empfindungen wenig überlaſſen konnte, gelungen war. Hier übertraf er ſich ſelbſt. Es war als hätten ſich die Himmel geöffnet, um den Sterblichen die Wettgeſänge der Engel belauſchen zu laſſen. —

Erſchüttert und ſeinen Empfindungen nicht mehr mächtig, lauſchte der Lazzarone dieſen himmliſchen Melodien!

„Beim allmächtigen Gott!“ rief er entzückt und begeiſtert. „Dies ſind keines ſterblichen Menſchen Töne! Der ſteht mit Himmel und Hölle im Bund. Zuerſt hielt ihm der Teufel die Geige und jetzt regieren die lieben Engelein ſeinen Bogen! Hier ſtehe ich und möchte heulen wie ein altes Weib; zum erſtenmal zittert der Dolch in meiner entnervten Fauſt. Ich möchte weinen und lachen, und doch bin ich ſo überſchwenglich ſelig, daß ich keines von beiden kann! — Nein, Freund, Dir ſoll kein Haar auf Deinem Kopfe gekrümmt werden! Ich müßte ja keine Muſik verſtehen, wenn ich nicht wüßte, was dieſe Töne werth ſind. Aber ich weiß es, ſtolzer Genueſe, ich weiß es! und ich, den Du nicht einmal eines Blickes würdigen würdeſt, ich will ſie Dir lohnen, wie ſie noch kein Fürſt lohnte. — Sieh, ich ſchenke Dir Dein Leben, es war mir verkauft, Dein Spiel hat es wieder ausgelöſt. — — —

Doch jetzt habe ich lange genug umſonſt hier herumgeſtanden, ich denke, ich mache mich aus dem Staube, ſonſt muß ich noch die Eintrittskarte bezahlen.“

Mit dieſen Worten näherte er ſich vorſichtig der Thüre, öffnete ſie leiſe und wollte eben mit einem Sprunge über die Schwelle ſetzen, als Nicolo's Bedienter mit haſtigen Schritten eintrat. Beide prallten heftig gegen einander und ſtürzten zugleich zur Erde. Schnell jedoch raffte ſich der Lazzarone auf und wollte entfliehen, der Bediente aber klammerte ſich feſt um ſeine Füße und rief um Hülfe.

„Freund, laß mich los, oder ich ſtoße Dir mein Meſſer in die Kehle!“ flüſterte der Lazzarone.

„Für jetzt mußt Du ſchon noch ein wenig in meiner Geſellſchaft bleiben!“ verſetzte der andere und klammerte ſich feſter.

„Nun, ſo ſtirb denn!“ rief der Lazzarone und ſchwang den blitzenden Dolch.

„O, Herr Jeſus, er bringt mich um!“ kreiſchte der Bediente verzweifelnd als er ſah, daß es blutiger Ernſt ward.

In dieſem Augenblicke ſtürzte Nicolo mit einem Lichte herbei und ergriff den zum Todesſtoße erhobenen Arm des Lazzarone. Raſch ſprang der Bediente von der Erde auf, riß ſeinem betäubten Gegner den Dolch aus der Hand, die Nicolo noch immer feſt hielt, und packte ihn an der Kehle.

„Jetzt Schuft, rühre Dich!“ rief der Bediente wüthend, mit der einen Hand ihn an die Wand drückend und mit der andern ihm den Dolch auf die Bruſt ſetzend.

„Rühre Dich, und ich ſtoße Dir das Meſſer bis an das Heft in den Leib.“

„Ha, Schurke, biſt Du es?“ rief Nicolo, jetzt erſt den Lazzarone erkennend, „auf mein Leben alſo war es abgeſehen? Du ſollſt mir nicht zum zweitenmal entgehen. — Erfahren mußt Du, daß es in Neapel noch Galgen genug giebt.“

„Ich ſchwöre Euch bei Gott und allen Heiligen!“ rief der Lazzarone, „ich dachte nicht daran, Euch ein Leid zuzufügen; ich wollte blos Euer Violinſpiel belauſchen, von dem die ganze Stadt ſo viel erzählt. Euer Bedienter ſelbſt muß mir bezeugen, daß ich nicht kam, ſondern wieder fortgehen wollte, als er mich traf.“

„So wirf den unbeſcheidenen Lauſcher die Treppe hinab!“ befahl Nicolo.

„Hier iſt meine Bruſt!“ rief der Lazzarone auf's äußerſte gebracht, „ſtoßt mich nieder, dann ſterbe ich ehrlich, aber dieſen Schimpf ertrage ich nicht. Ich bin mehr als Ihr glaubt.“

„Ich kenne Dich Meuchelmörder und Straßenräuber,“ ſprach Nicolo, „Du müßteſt hängen, wenn ich nicht zu ſtolz wäre, mit einem Banditen vor Gericht zu treten. So aber will ich Deine alberne Lüge für Wahrheit nehmen und Dich nach dieſer ſtrafen laſſen.“

„Ich ſage Euch, der Kopf auf dem Blocke des Henkers iſt ſicherer als Euer Haupt, wenn Ihr dies thut. Nochmals ſchwöre ich Euch, ich ſchwöre bei der Ehre meines Vaters, ich wollte Euch blos zuhören und hatte keine böſe Abſicht. Verzeiht mir deswegen oder ſtoßt

mich dafür nieder, nur beschimpft mich nicht, meine Rache würde fürchterlich sein!"

„Thue, was ich Dir befahl!" deutete Nicolo den Bedienten, und zog sich auf sein Zimmer zurück.

„Wenn Du denn so gern Concerte hören willst," begann dieser, „so will ich Dich in's Parterre bringen."

„Gieb Dir keine Mühe, ich bin die obere Gallerie schon gewohnt," versetzte der Lazzarone, gab seinem Gegner einen derben Stoß und wollte entwischen.

„Nicht so hitzig, Freund!" erwiederte dieser und packte den Lazzarone fester. „Du mußt zuvor, wie mein Herr sagt, regelmäßig die ganzen und halben Positionen durchmachen;" — Mit diesen Worten schleppte er ihn an die Treppe, gab ihm einen Tritt und rücklings stürzte der Lazzarone die lange Treppe hinab.

„Corpo di Satanasso! Ihr habt große Eile!" rief ihm unten der Thürsteher entgegen. „Ich glaube, die Course sind gegenwärtig bedeutend im Sinken!"

„Halt Dein Maul, alberner Schwätzer, und mache daß Du fortkommst!" versetzte der Lazzarone, indem er sich aufraffte und zum Hause hinauseilte.

„Ich glaube selbst, daß dies das beste sein wird," entgegnete der Execution, schloß die Hausthüre ab und warf den Schlüssel in den nahe stehenden Brunnen. „Hab ich nicht als ehrlicher Kerl es gesagt," fuhr Mateo fort, indem er mit seinem Freunde die Straße Incoronata hinaufging, „hab ich Euch nicht gesagt, daß der Genuese seinen Mann stellt? Ich dachte mir's gleich, daß Ihr schneller herab als hinauf kommen würdet."

„Und ich ſage Dir,“ verſetzte der andere zähneknirſchend, „daß ich eine Rache nehmen will, die dieſe Schmach tauſendfach aufwiegen ſoll.“

8.

— — Dieſe Töne
Wie umſtricken ſie mein Herz,
Jede Kraft in meinem Buſen,
Löſen ſie in weichem Sehnen,
Schmelzen ſie in Wehmuthsthränen.
Schiller's Jungfrau von Orleans.

Nicolo's Aufenthalt in Neapel hatte ſich bereits ſchon auf mehrere Wochen ausgedehnt. Täglich durchſtreifte er die reizenden Umgebungen der Stadt und kehrte dann durch die Schönheiten der Natur erhoben und beſeligt in den trauten Kreis ſeiner Freunde zurück. Er hatte dem allgemeinen Wunſche nicht widerſtehen können und ſeitdem ein zweites Concert veranſtaltet, in welchem er gleichen Beifall und gleichen Ruhm wie in dem erſten erndtete; auch beſchloß er, von allen Seiten aufgefordert, eine muſikaliſche Academie zu errichten und den herannahenden Winter in Neapel zuzubringen, von welchem er ſich ohnedies nur ſchwer hätte trennen können. Vor allem bewogen ihn zu dieſem Entſchluße ſeine neuen Verhältniſſe zur Familie des Marcheſe Ombrini. Die zarte Knospe der aufkeimenden Liebe hatte ſich endlich zur glühenden Blüthe entfaltet. Der düſtere Trübſinn, der früher

seine Seele umlagert hatte, war bereits vor den Strahlen einer schönern Morgenröthe gesunken, sein Herz schwelgte jetzt in dem höhern Weh der Sehnsucht, die seinen Busen mit Wonne und Schmerz durchbebte und geweckt von diesem belebenden Funken schloß sich eine neue Feenwelt voll duftiger lieblicher Gestalten vor ihm auf, ließ ihm ihre heiligen Geheimnisse, die aus dunkler Ferne heraufdämmerten schauen, und berauscht von dieser Seligkeit schmückte er die Kunst mit ihren glühendsten Farben. Seine Liebe, schweigsam wie die Gestirne der Nacht, hatte sich zwar vor der Geliebten noch nicht aufgeschlossen, aber seine Töne, beredter als Worte und Blicke, hatten das Geheimniß schon längst verrathen und ließen das süße Geständniß der Erhörung ahnen. Jetzt erst warf er einen Blick auf seine Verhältnisse, und schauderte als er die heiß ersehnte Geliebte auf einer Höhe, die er nimmer erklimmen konnte, thronen sah. Ein heftiger Schmerz durchkrampfte seinen Busen, und der Schlummer floh seine thränenschweren Augen. Aber bald siegte sein hoher Geist und sein fester Wille, er errang die frühere Fassung wieder und gelobte, das Geheimniß in zerrissener Brust treu zu bewahren; wenn auch das Herz darüber brechen sollte.

Bianca's Aufmerksamkeit war indessen die Liebe Nicolo's seit ihrem ersten Entstehen nicht entgangen. Weit entfernt aber, den noch glimmenden Funken zu ersticken, fachte sie ihn vielmehr durch ihre eigene Leidenschaft zur verzehrenden Flamme an. Lange hatte sie ihre glühenden Gefühle für Achtung und Dankbarkeit gehalten, die sie

mit Recht dem gefeierten Künſtler und ihrem Retter zollen zu müſſen glaubte, und ſah ſie bisweilen auch in ihren Gefühlen mehr als bloße Zuneigung, ſo ſuchte ſie ſich durch Zweifel an ihrer eigenen Liebe zu täuſchen. Endlich aber konnte ſie es ſich nicht mehr verhehlen, dieſe Empfindung, die ihren Buſen ſo ſtürmiſch bewegte, dieſe Sehnſucht, die nur nach ihm, dem Geliebten hinſtrebte, ſei das Feuer der innigſten Liebe und ſie erbebte, als ſie die weite Kluft vor ſich gähnen ſah, die ſie von dem Geliebten trennte. Denn ihr Vater war ein rauher, unbeugſamer Mann, deſſen Herz ſich allein an dem eiſernen Spiele des Kriegs ergötzte, der zwar für die Freiheit des Vaterlandes glühte, und für ſie die Waffen begeiſtert ergriffen hatte, für alle ſanfteren Empfindungen aber unzugänglich war. Bianca ſah mithin ein, daß ſie das Ziel ihrer Wünſche nie erreichen konnte, und beſchloß, ihre Liebe dem Geliebten bis zum Grabe im keuſchen Buſen treu zu bewahren, aber jeder Gelegenheit ſorgſam auszuweichen, bei der es zwiſchen ihr und Nicolo zu einem Geſtändniſſe kommen könnte. Bis jetzt war ihr dieſes auch immer gelungen. Nicolo fand ſie ſtets in Geſellſchaft ihrer Mutter, und nur aus ſeinen Tönen hatte ſie ſeine Liebe ahnen können. Um ſo verlegener wurde ſie, als Nicolo eines Tages ſeine Violine zu einer Abendunterhaltung ſandte, während die Mutter eine ferne Freundin beſucht hatte, von welcher ſie in einigen Tagen nicht zurückkehrte. Sogleich ſandte Bianca, um dieſer drohenden Gefahr zu entgehen, zu ihrer Freundin und ließ ſie dringend auf den Abend zu ſich bitten. Elvira war

nicht zu Hause, die Tante aber versprach, der Nichte sogleich nach ihrer Zurückkunft den Wunsch der Marchesina mitzutheilen, dessen Gewährung sie im Voraus zusagte. Bianca setzte sich nun beruhigt an das Pianoforte und spielte einige Senaten, um sich auf den Abend hinlänglich vorzubereiten. — — —

Die herbstliche Sonne hatte indeß ihren Lauf vollendet, und der Abend zog mit vergoldetem Gewölk an dem azurnen Firmamente herauf. Bianca hatte das Pianoforte verlassen und harrte mit Bangen und Sehnsucht der Freundin entgegen. Noch immer zögerte Elvira mit ihrem Besuche, und je näher die verhängnißvolle Stunde rückte, desto ängstlicher und beklommener wurde Bianca, wenn sie sich die Möglichkeit dachte, diesen Abend allein mit Nicolo zubringen zu müssen. Noch einmal sandte sie zu Elvira, aber bevor das Mädchen zurückkehren konnte, trat Nicolo in das Zimmer. Er dünkte ihr heute schöner als je zu sein. Sein dunkles Auge hatte diesmal einen besonders schwärmerischen Ausdruck, seine sonst blasse Wange schmückte ein zartes Roth und um die Lippen schwebte ein stilles seliges Lächeln.

„Schön, Signor," rief ihm Bianca sich schnell fassend entgegen, „daß Ihr den heutigen Abend in unserer Mitte zubringen wollt, wir saßen ohnedieß gestern Eurem Besuche vergnüglich entgegen."

„Verzeiht, Marchesina, gestern feierte ich ein Fest süßer Erinnerung und vergaß leider dabei die Gegenwart."

„Ihr habt vielleicht das Andenken an einen fernen Freund erneuert?" fragte Bianca.

„Ihr irrt Euch!“ verſetzte der Genueſe, „ich beſtieg zum erſtenmal wieder, ſeit ich das Glück hatte, Euch kennen zu lernen, den Poſtſtipp. Ich ſuchte die Stelle auf, wo ich beim Schimmer des freundlichen Mondes Euer holdes Antlitz zum erſtenmal ſchauen durfte und ruhte auf dem Raſen, den Euer Fuß berührt hatte. Alle die ſeligen Stunden, die ich in Eurer beglückenden Nähe ſchon verlebte, zogen vor meiner trunkenen Seele vorüber, und nur den einzigen Wunſch vermochte ich noch zu denken, an dieſer Stelle zu ſterben, die die Quelle meiner unendlichen Seligkeit geworden war.“

„Haltet ein!“ rief Bianca in der höchſten Beſtürzung, „ich weiß, was Eure Seele ſo ſehr bewegt; ich beſchwöre Euch aber davon abzubrechen und von der Abweſenheit meiner Mutter keinen ſolchen Gebrauch zu machen.“

„Iſt Eure edle Mutter abweſend?“ ſprach Nicolo aufbrechend; „ſo verzeiht, wenn ich Eure Einſamkeit ſtörte!“

„Bleibt!“ rief Bianca. „Ihr ſtört nicht. Ich habe bereits Elvira eingeladen, die uns mit ihrer heitern Laune den Abend ſo angenehm machen wird, als es immer ſein kann. Bis zu ihrer Ankunft laßt uns die Muſik zu unſerer Geſellſchafterin wählen, da ich ohnedies Euch nur ſchlecht unterhalten würde.“

Mit dieſen Worten ſetzte ſie ſich an das Clavier und griff haſtig in die Saiten. Die Zurückweiſung verbeißend nahm Nicolo die Violine und accompagnirte. Er hatte

nie ſo zerſtreut geſpielt wie diesmal, und war froh als die Sonate beendigt war.

„Die Compoſition ſcheint Euch nicht beſonders anzuſprechen. Soll ich eines Eurer Lieblingsſtücke hervorſuchen?“ fragte Bianca.

„Meine Kunſt iſt allein Eurem Dienſte geweiht!“ verſetzte Nicolo, „wählt nach Gefallen.“

Bianca legte nun eine Compoſition von J. Haydn auf. Nicolo hatte nach und nach die Quartette dieſes großen Meiſters, die er enthuſiaſtiſch verehrte, für Pianoforte und Violine arrangirt und trug ſie bisweilen mit Bianca vor. Er ſpielte ſie jedesmal mit beſonderer Begeiſterung, und wurde ſo ſehr von ihnen ergriffen, daß er den übrigen Theil des Abends ſelten mehr an irgend einer andern Unterhaltung lebhaften Antheil nahm. Dies wußte Bianca wohl. Es lag ihr jetzt beſonders viel daran, ihn durch die Muſik zu feſſeln und ſeine Phantaſie auf einen andern Gegenſtand zu lenken, ſie legte daher eines dieſer Quartette auf, das er wenige Tage vorher gebracht hatte. In der That ſpielte er auch mit weit mehr Intereſſe als früher, ſei es nun, daß die Compoſition ihn wirklich alles andere vergeſſen ließ, oder daß er den leiſen Vorwurf Bianca's fühlte und ihm jetzt auszuweichen ſuchte.

„Brave!“ rief Bianca, am Schluſſe des Allegro in die Hände klatſchend, „nicht wahr, ich habe den Talisman gefunden, der allen Unmuth von Eurer Stirne ſcheucht und Euch unwillkürlich in ſeine Zauberkreiſe bannt. Jetzt erſt das Adagio, und Ihr ſeid für immer gefeſſelt.“

Es war dies das unerreichbare Adagio in E dur, „Petrarca's Thränen," in welchem der große Tondichter die Klagen des unsterblichen Sängers, seine hoffnungslose Liebe, seine heiße Sehnsucht, seinen Schmerz, seine Verzweiflung und seine ruhige Ergebung in den Willen höherer Mächte auf das ergreifendste geschildert hatte.

In Bianca's Augen zitterten Thränen. Sie schwieg lange, die tiefe Rührung verbergend, die sich ihrer bemächtigt hatte, endlich aber, um die peinliche Pause zu unterbrechen, wandte sie sich zu Nicolo. Doch dieser blickte noch immer starr und regungslos auf das Notenblatt, alles Blut war aus seinen Wangen gewichen, Bogen und Violine waren seiner Hand entsunken, sein Haupt senkte sich allmälig wie das eines Sterbenden auf die Brust, seine Knie zitterten — er mußte sich an einen Stuhl halten.

„Gott, was ist Euch?!" rief Bianca, bestürzt auf ihn zueilend.

„Die Klage brach sein Herz! War es nicht so?" sprach er mit der Kälte der Verzweiflung dumpf vor sich hinstarrend.

Bianca schwieg betroffen.

„Und seine Laura starb in den Armen eines Andern!"

„Er duldete und schwieg!" lispelte Bianca.

„Bis das Grab seine Klagen erstickte!"

„Sie leben noch heute in seinen Sonetten und Canzonen," sprach Bianca mit Nachdruck.

„Um als Muster von Versen zu dienen!" lachte

Nicolo wild auf. „Nein," rief er, „ich will nicht klagen!" Seine Gestalt richtete sich bei diesen Worten höher empor, sein Auge blitzte ein begeisterndes Feuer, und in seiner Seele schien ein kühner Gedanke zu reifen. „Ich will nicht klagen! ich will kämpfen, erringen, oder sterben! So wisse denn," rief er, vor ihr niedersinkend, „angebetetes Wesen! — ich liebe Dich!" —

„Großer Gott! was machst Ihr!" rief Bianca, ihrer nicht mehr mächtig.

„Dich liebe ich! und keine Macht der Welt soll mich von Dir trennen!" fuhr er in der höchsten Begeisterung fort, „O, nur ein Blick aus Deinem Auge, nur ein Wort von Deinen Lippen und ich bin überschwenglich glücklich!"

„Du weißt es ja längst, wie sehr ich Dich liebe!" lispelte Bianca, in seine Arme sinkend.

„Sie liebt mich!" rief er aufspringend. „O, all' ihr Himmel steigt herab in meinen Busen und fühlt meine Seligkeit! — O, all' ihr Welten, laßt euch umfangen und meine Wonne an euch entweihen! — Sie liebt mich!"

„Ja, ich liebe Dich!" sprach Bianca, sich fassend, „ewig liebe ich Dich, aber nie kann ich die Deinige werden!"

„Nie? — wer wird zwischen uns treten?"

„Die Verhältnisse," seufzte Bianca.

„Glaubst Du, ich werde vor ihnen zittern und als ein Opfer ihrer Grausamkeit fallen, wie jener unglückliche Sänger? Nein, ich will kämpfen und siegen! Es gab eine Zeit, wo ich mir gelobte zu dulden und zu schwei-

gen. Als aber die Klagen Petrarca's aus weiter Ferne zu mir herüber klangen und meine Bruſt durchkrampften, da fühlte ich erſt wie grenzenlos unglücklich der ſanfte Dulder geweſen war, da erkannte ich, daß alles Edle erkämpft werden müſſe, und feſt ſteht mein Entſchluß, ich will es erringen oder untergehn."

„Willſt Du gegen meine Eltern kämpfen?" fragte Bianca mit einem Vorwurfe.

„Wird Deine edelmüthige Mutter dem Flehen der einzigen Tochter widerſtehen können, wird ſie, die mich ſo ſehr liebt, mein ganzes Lebensglück zertrümmern wollen?"

„Ach, Du vergiſſeſt meinen harten, unerbittlichen Vater!"

„Ich fühle eine ganze Welt in meinem Buſen," rief Nicolo. „Deine Liebe giebt mir Rieſenkräfte und ich ſoll vor einem Manne erzittern?"

„Du magſt thun, was Dir gut dünkt," ſprach Bianca mit Hoheit, „aber nie werde ich dem Gegner meines Vaters die Hand reichen."

„Du ſpielſt grauſam mit mir! Doch es ſei, Dein Wille ſei mein Geſetz. Sagteſt Du nicht; dulde und ſchweige? — So laß uns denn den ſchwereren Kampf beſtehen, laß uns dulden und ſchweigen. Treue geht über das Grab und bald wird eine Zeit kommen, wo unſere Liebe frei und feſſellos vor die Welt treten darf, und die Palme des Sieges verliehen wird."

„Du edler Mann!" rief Bianca, „wie ſehr liebe ich Dich jetzt erſt! Du haſt das Beſſere gewählt! Ja,

laß uns den ſchwereren Kampf kämpfen, laß uns dulden und ſchweigen. Mit Dir fühle ich mich ſtark, und nichts ſoll mich von Dir trennen! Ewig, ewig bin ich Dein!“ — Sie ſank an ſeine Bruſt, drückte einen glühenden Kuß auf ſeine Lippen und verſchwand durch die Seitenthür.

9.

— — — Es leiſen
Sich alle Bande frommer Scheu.
Der Gute räumt den Platz dem Böſen
Und alle Laſter wollen frei.

Schiller's Glocke.

Es iſt jetzt nothwendig, den Faden unſerer Erzählung auf wenige Augenblicke zu verlaſſen, um unſere Aufmerkſamkeit auf die ſtürmiſchen Ereigniſſe zu richten, die zu jener Zeit mehr als jemals Neapel zerrütteten.

Durch die italieniſchen Feldzüge, welche unſerer Geſchichte kurz vorangingen, war Neapel, welches ſich ſchon zu Anfang des Kriegs den Alliirten angeſchloſſen hatte, mehreremal von den franzöſiſchen Truppen bedroht worden. Die weite Entfernung der Beſitzungen des Königs beider Sicilien bewirkte jedoch, daß ſein Eigenthum noch immer verſchont blieb, als die übrigen italieniſchen Staaten ſchon längſt unterjocht waren. Als aber Napoleon Italien verlaſſen und die Expedition nach Egypten angetreten hatte, brach endlich der lang verhaltene Kampf los. Doch ſchon

im ersten Treffen wurden die neapolitanischen Truppen unter General Mack gänzlich geschlagen, die königliche Familie floh nach Sicilien, Neapel wurde vom General Macdonald im Besitz genommen und erhielt durch die Revolutionstaufe den Namen einer parthenopäischen *) Republik. Nun erheben sich aber die Lazzareni. Einige Nobili, die mehr Muth und Entschlossenheit als die andern besaßen, aber nicht wie diese so bereitwillig waren sich unter eine demokratische Verfassung zu fügen und vor ihre Titel das fatale Ci-devant zu setzen, stellten sich an ihre Spitze und führten längere Zeit den Krieg gegen die Franken mit glücklichem Erfolg.

Bald jedoch sollten sie wieder von der fremden Zwingherrschaft befreit werden. Macdonald räumte Neapel. Ferdinand IV. nahm wieder Besitz von seinem Königreiche, und die parthenopäische Republik war verschwunden.

Indessen kehrte Napoleon von Egypten zurück, fiel in Italien ein, errang bei Monte-bello und Marengo vollständige Siege, und dictirte den Frieden von Luneville. Neapel, das durch Hülfe Oestreichs von dem Feinde befreit wurde, und daher im letzten Feldzuge verpflichtet war, Oestreich beizustehen, war in diesem Frieden nicht mit begriffen. Es stand jetzt verlassen da, und die königliche Familie mußte gewärtig sein, sobald es den

*) Diese Benennung wurde von dem ältesten Namen der Parthenope (Antlitz der Jungfrau) der später in Neapolis (neue Stadt) verwandelt wurde, entlehnt.

Franzosen gefiele, vertrieben und ihrer Länder beraubt zu werden. In dieser kritischen Lage faßte die Königin den kühnen Entschluß, am russischen Hofe Hülfe zu suchen. Im strengsten Winter begab sie sich dahin und bat Paul I. um seine Verwendung für ihrem Gemahl, und für seine Staaten bei dem ersten Consul. Paul hierdurch geschmeichelt, sandte eine Gesandtschaft nach Paris, und Napoleon, der sich dem russischen Hofe verbindlich machen wollte, gewährte die Bitte. So war das drohende Gewitter von Neapel wieder abgewälzt. Mürat, der bereits mit 10,000 Mann angerückt war, um Neapel zu züchtigen, mußte sogleich zurückkehren und die königliche Familie blieb für den Augenblick verschont.

Einige Jahre später hatte sich aber an den europäischen Höfen vieles anders gestaltet. Napoleon hatte sich zum Kaiser gekrönt, Paul der Erste war gestorben, Friedrich Wilhelm von Preußen hatte Frankreich den Krieg erklärt und sich mit Alexander dem Nachfolger Paul's verbunden. Während sich diese Mächte in Deutschland zu bekämpfen begannen, sandte England und Rußland ein bedeutendes Geschwader nach Neapel, um auch dort den Feind zu beschäftigen. Ein Jahr vorher hatte Neapel mit Frankreich die Convention geschlossen, eine strenge Neutralität zu beobachten. Sobald aber die britischen und russischen Truppen das Ufer betraten, wurden sie mit offenen Armen empfangen und gegen den Vertrag mit Frankreich unterstützt. Dies war ein erwünschter Vorwand für Napoleon, um den König der beiden Sicilien seiner Besitzungen zu berauben. Joseph Bonaparte fiel in

Neapel ein, die königliche Familie flüchtete nach Sicilien, die wenigen Truppen, die man den Franken entgegen stellen konnte, wurden zerstreut, und Joseph Bonaparte nahm Besitz von dem Königreiche. Zum zweitenmal ergriffen die tapfern Lazzaroni die Waffen. Graf Roger von Damas, der Herzog von Calabrien, Marchese Ombrini und einige andere Nobili stellten sich an die Spitze der größern Masse; zogen sich in die wildesten Gegenden Calabrien's zurück und beunruhigten von hier aus den fremden Usurpator. Kleinere Truppen von Lazzaroni's wählten aus ihrer Mitte die tapfersten zu Anführern, lagerten sich in Wäldern und Schluchten, wo sie bei günstigen Gelegenheiten den Feind angriffen, oder sie blieben in der Stadt, fielen Nachts aus ihren Verstecken über einzelne Truppen her, machten sie nieder und zerstreuten sich alsdann in den engen Gäßchen. Die französische Regierung wandte alle Mittel an, um diesen verderblichen Feind zu vernichten. Die Nobili, die sich in Calabrien befanden, wurden proscribirt, General Regnier ausgesandt, um sie zu bekämpfen, und die Lazzaroni, die man bei ihren Ueberfällen gefangen nahm, wurden hingerichtet. Durch diese strengen Maßregeln ließen sich diese jedoch nicht einschüchtern, sie machten noch immer die Gegenden unsicher, erregten in den Straßen der Stadt manchen ernsthaften Auftritt und hegten noch immer die Hoffnung, die Franken dereinst aus dem Königreiche zu vertreiben. —

Dies war der Zustand Neapel's zu jener Zeit, in welche unsere Erzählung fällt. Manches hatten wir zwar

schon früher angedeutet, wir fühlten uns aber verpflichtet den Leser noch tiefer in die Geschichte dieser Periode einzuführen, von der wir jetzt wieder zu unserer Erzählung zurückkehren.

Noch immer setzte Nicolo seine Besuche bei der Familie des Marchese Ombrini fort. Bianca's Mutter war längst wieder zurückgekehrt, und das Geheimniß der Liebenden, das sie schon früher geahnt hatte, stellte sich ihr immer klarer dar, so sehr diese auch bemüht waren, es zu verbergen. Sie erbebte, als sie die Gewißheit dieser Entdeckung zu haben glaubte, denn sie sah wohl ein, daß ihre Wünsche nie erreicht werden könnten, und diese Liebe alsdann nur die Quelle von Gram und Schmerz werden müßte. Bald glaubte sie jedoch zu bemerken, daß die Liebenden das nämliche fühlten, denn die Liebe, die aus ihren Blicken sprach, äußerte sich nie in Worten, auch suchten sie nie eine Gelegenheit zu solchen Aeußerungen. Dies beruhigte die Mutter, sie hoffte, ihre stille Liebe werde nach und nach in Freundschaft übergehen, und die Zeit diese Leidenschaft mehr als das Dazwischentreten eines Dritten mildern. Sie ließ daher die Liebenden gewähren, und empfing noch immer mit derselben Freundlichkeit den Virtuosen, der die meisten Musikstunden in ihrer Gesellschaft zubrachte.

Eines Abends hatte er länger als gewöhnlich bei seinen Freundinnen verweilt. Still und menschenleer waren die Straßen als er sich nach Hause begab. Der Mond von Wolken umschleiert, warf nur bisweilen einen matten Schimmer auf die Soldaten, die schweigend die Stadt

durchzogen. Nicolo hatte ſich bereits dem Teatro San Carlo genähert, und wollte von da in den Vico del Sergente einbeugen, als er in dieſer ziemlich dunkeln Quergaſſe ein wildes Getöſe vernahm. Eben wollte er umkehren, um mit Vermeidung dieſer Straße auf einem Umwege ſeine Wohnung zu erreichen, als eine Truppenabtheilung, durch den Lärm aufmerkſam gemacht, herbeieilte, und Nicolo, der ſich noch am Ende der Straße befand, unwillkürlich mit ſich hineindrängte. Hier trieb ſich eine bedeutende Anzahl Lazzaroni's wild durch einander, und drang, als ſie die herannahende Patrouille erblickte, mit dem blutdürſtigen Gebrüll: „Nieder mit den Frankenhunden! — Tod und Verderben über ſie!“ auf ſie ein. Mit der heftigſten Erbitterung ſtürmte ſogleich der Anführer des Geſindels auf Nicolo. Während dieſer den Degen zog um ſich zu vertheidigen, faßte er ſeinen Gegner ſchärfer in's Auge. Es war der Lazzarone, den er vor wenigen Tagen die Treppe hatte hinunterwerfen laſſen.

„Kennſt Du mich noch?“ rief er Nicolo entgegen. „Beim Blut des heiligen Januarius! lebendig ſollſt Du mir nicht entkommen! Auf, Mateo! verſperre dem verfluchten Genueſen den Rückzug! — Er muß ſterben, und wenn ihn Himmel und Hölle beſchützten!“

Mit dieſen Worten griff er Nicolo an. Dieſer vertheidigte ſich lange mit Muth und Entſchloſſenheit, bis er eine Blöße erſpähte, die ſich ſein Gegner gab, der während des Gefechtes immer wüthender geworden war, und ſich hinlänglich zu decken vergeſſen hatte.

„Corpo di Satanasso!“ rief dieſer, „der Kerl

hat mich verwundet! Stoß ihn nieder, Mateo! — Er darf uns nicht entgehen!“

Der Lazzarone, der sich immer in der Nähe bei den Kämpfenden gehalten hatte, drang jetzt auf Nicolo ein. Ehe sich dieser zu seinem neuen Feinde wenden konnte, hatte der Lazzarone schon den Arm, womit Nicolo den Degen führte, festgefaßt und schwang in der andern Hand einen Dolch. Schnell riß Nicolo mit der ihm frei gebliebenen Linken eine ähnliche Waffe hervor und verwundete den Lazzarone. Betäubt taumelte dieser zurück, der Stoß, der zwar nicht tief gegangen war, weil er nicht mit der gehörigen Kraft geführt werden konnte, hatte das ganze Gesicht gestreift und mit heftiger Erbitterung drang nun Nicolo von diesem Feinde befreit auf seinen ersten Gegner wieder ein. Das Klirren der Waffen, das Geschrei der Kämpfenden zog bald eine zweite, stärkere Truppenabtheilung herbei, die der ersteren, die schon der Wuth der Lazzaroni erliegen wollte, zu Hülfe eilte und mit gefälltem Bajonette anrückte.

„Au nom du roi! allez vous en!“ rief der Anführer, indem er zwischen Nicolo und seinen Gegner trat und auf den letztern eindrang.

„Spacca Nota! (Notenklauber) Du sollst mir nicht entgehen, und wenn Du Dich in den Schoos der heiligen Jungfrau flüchtest!“ rief der Lazzarone zähneknirschend aus, verlor sich unter seinen Genossen, die sich fechtend vor den französischen Truppen zurückzogen und nach und nach in ihre Schlupfwinkel krochen. In wenigen Mo-

ten war die Straße leer, und Nicolo eilte ungefährdet nach Hause.

10.

Ich hör' wie die Trompeten blasen,
Und die Kanonen schrecklich rasen;
Mein Liebster steht auch dabei,
Der liebe Gott ihm gnädig sei.

Volkslied.

Im geschmackvoll ausgeschmückten Boudoir der Marchesina Bianca, unterhielt sich diese im traulichen Gespräche mit Elviren, die nach langer Zeit ihre Freundin wieder besucht hatte. Alles was bis dahin in ihrem Leben sich so entscheidend gestaltet, hatte sie Elviren bereits vertraut, und dieser lächelnd versichert, daß wenn auch alles auf sie einstürme, sie doch sich an die Zuversicht halten werde, daß ihr in ihr eine Freundin bleibe, die sie trösten und aufrichten könne, als diese scherzend erwiederte:

„Nimm Dich in Acht! Nimm Dich in Acht, daß Deine letzte Hoffnung nicht am ersten vernichtet wird. Ich werde Dich zwar nimmer verlassen, sollte ich Dir aber einmal durch einen kühnen Räuber entführt werden, dann wirf die Schuld nicht auf mich."

„Entführt werden?" scherzte Bianca, „läßt sich auch ein Schmetterling fesseln?"

„Ich denke es," versetzte Elvira, „wenigstens hat mir meine Freundin einen Beweis hiervon gegeben."

„Ach, nun errathe ich!" fiel Bianca ein. „Ge-

weiß hält jetzt der schöne Jäger, der letztin so schnell entschlüpfte, den Schmetterling in engem Gewahrsam."

„Getroffen!" versetzte Elvira, „nur möchte das letztere unnöthig sein, da der Schmetterling an keine Flucht mehr denkt!"

„So ist es denn Dein Ernst?" fragte Bianca. „Hast Du den Fremden seit jener Zeit wieder gesehen?"

„Gesehen und gesprochen, und zwar oft genug, um befürchten zu müssen, daß ich nimmermehr entfliehen kann. Er begegnete uns jüngst auf einem Spaziergange unter den Eichen längs dem Gestade des Meeres. Wir erkannten ihn sogleich wieder, meine Tante knüpfte, während er uns eine Strecke begleitete, ein Gespräch mit ihm an, und lud ihn ein, uns zu besuchen. Bald darauf erfüllte er ihren Wunsch, und setzt seitdem seine Besuche fort."

„Nun errathe ich auch die Ursache Deines langen Ausbleibens," fiel Bianca ein. „Wer ist denn Dein Ritter?"

„Er läßt sich Antonio nennen, ist Anführer einer Truppe, die für das Vaterland kämpft, und soll sich schon öfters durch große Tapferkeit ausgezeichnet haben. Ueber seinen eigentlichen Stand hat er bis jetzt geschwiegen. Während seiner Besuche lernte ich ihn immer näher kennen und fühlte mich immer mehr zu ihm hingezogen. Seine edle Gestalt, seine lebhafte Theilnahme an allem, sein feuriger Geist und seine energische Aufopferung für das Vaterland gewannen ihm mein Herz, und — der Bund unserer Liebe ward geschlossen!"

„O, Du Glückliche! rief Bianca, „kein neidiſches Geſchick wird Dich von dem Geliebten trennen!“

„Ach, Du kennſt meinen Gram nicht,“ ſeufzte Elvira, „der wilde Krieg, der täglich ſeine Schlachtopfer dahinrafft, droht er nicht jedem Augenblick mein Glück mit blutiger Hand zu vernichten? Ach, ſchon oft habe ich zu Antonio gefleht, ſein Leben zu ſchonen und ſich nicht in die ſchrecklichſten Gefahren hineinzuſtürzen, dann aber flammt ſein Blick von einem düſtern Feuer. — „Meinen Rachefchwur,“ ruft er, „löſt nur Frankenblut und über ihre Leichen führt der Weg zu meinem Glücke und zu Deinem Beſitze!“ — Wenn ich gleich den Sinn dieſer dunklen Worte nicht ganz verſtehe, ſo ſteigern ſie doch meine Angſt und meine Beſorgniſſe nur noch mehr.“

„Dein Geliebter befindet ſich wohl ſchon lange bei dem Heere?“ fragte Bianca.

„Einige Zeit war er bei der Armee des Cardinal Ruffo; ſeitdem dieſe aber aufgelöſt iſt, befehligt er eine einzelne Abtheilung, und führt bisweilen dem Heere Verſtärkungen zu. Gewöhnlich aber hält er ſich in den Umgebungen Neapel's auf, wo er den Feind beunruhigt und dadurch ſeine Aufmerkſamkeit theilt und ſeine Streitkräfte ſchwächt.“

„Kennen möchte ich ihn wohl, den Mann, der das Herz meiner Elvira zu feſſeln vermochte.“

„O, Du würdeſt ihn gewiß ſchätzen,“ rief Elvira, „aber wie dieſes anfangen? Seine Beſuche werden immer ſeltener, und ſie voraus zu beſtimmen, vermag ich jetzt am wenigſten, wo der Krieg alle ſeine Thätigkeit in

Anſpruch nimmt. Ihn hieher zu bringen geht noch weniger. Doch, ich habe es! Schon längſt beſchloſſen wir mit der Tante einen Ausflug zu machen. Antonio befindet ſich ſo eben in der Stadt. Wie, wenn Du, von Deinem Mädchen begleitet, die Stelle meiner Tante vertreten wollteſt? Die Jahreszeit iſt jetzt am angenehmſten; wir könnten einen Tag in der ſchönen Natur zubringen."

„Herrlich!" rief Bianca, „auch Nicolo ſoll uns begleiten; die Geſellſchaft wird dadurch größer und die Unterhaltung mannigfaltiger. Wir wählen alsdann den Veſuv zum Ziele unſerer Wanderung."

„Wie Du willſt. Noch heute wird uns Antonio beſuchen, ich werde ihm unſern Vorſchlag mittheilen und ihn auf morgen einladen. Er wird unſere Luſtpartie nicht ausſchlagen, auch von Nicolo hoffe ich es nicht."

„Laß dies meine Sorge ſein," lächelte Bianca.

„Nun, noch eins," ſprach Elvira, „laß Nicolo nichts von meinem Begleiter wiſſen, ich will Antonio den Deinigen verſchweigen; ſie werden alsdann beide überraſcht."

„Immer muſt Du necken! Doch ich will Deiner Laune nachgeben. Laß mich aber jetzt Vorkehrungen zu morgen treffen, und meine Mutter für unſern Plan gewinnen."

„Vergiß den Genueſen nicht!" rief Elvira ſcherzend vor der Thüre und die Freundinnen trennten ſich.

11.

Daß Du es bist, hier werf ich hin mein Pfand
Dir's zu beweisen bis zum letzten Hauch
Des Menschen Athems.

Shakespeare's Richard II.

Der Schimmer der freundlichen Morgenröthe hatte die Schatten der Nacht zerstreut und umsäumte jetzt mit mildem Glanze das Vorgebirge von Sorrente. Schon füllten die geschäftigen Einwohner die Straßen der Stadt um für die Bedürfnisse des Tags in den schönen Morgenstunden zu sorgen, oder sie folgten andächtig dem freundlichen Rufe der Glocken, die die Frühmesse einläuteten, als sich ein junger Mann auf der Ponte della Maddalena einfand, der irgend jemand zu erwarten schien.

Er stand in der ersten Blüthe der Jugend, ein dichtes schwarzes Haar umwallte die Stirn, das dunkle Auge glühte von wildem Feuer, die kühne Nase zeigte Energie und Muth, sein Wuchs war schlank und kräftig und seine Haltung fest und imponirend.

Seine Kleidung war die Uniform der neapolitanischen Officiere, nur daß ein breiter Sombrero das ausdrucksvolle von der Sonne gebräunte Gesicht überschattete, um den glühenden Sonnenstrahl aufzuhalten. Erwartungsvoll schweifte sein Blick von Zeit zu Zeit nach der Stadt, während seine Hand ungeduldig mit der Degenquaste spielte. Endlich traten zwei Damen aus den Thoren der Stadt; der Krieger ging ihnen einige Schritte entgegen, es waren Bianca und Elvira.

„Schön, Signor Antonio," rief die letztere, „daß Ihr Euer Wort so gut gehalten habt; wir hoffen übrigens nicht, Eure Geduld allzu lange auf die Probe gestellt zu haben."

„Keineswegs," versetzte der Angeredete, „ich traf nur wenige Minuten vor Euch ein, und würde gern, wenn es dessen bedurft hätte, Euch noch länger erwartet haben."

„Ihr seid sehr zuvorkommend; doch laßt uns keine Zeit verlieren! Hier habe ich das Vergnügen Euch Marchesina Bianca, meine Freundin, vorzustellen, die sich freuen wird, Euch bei dem heutigen Ausflug zu unserm Begleiter zu haben — und nun laßt uns aufbrechen! Seht Ihr dort den rauchenden Gipfel des Vesuv's in dämmernder Ferne? Die Sonne wird schon hoch stehen, bis wir ihn erreicht haben werden."

Die Damen traten nun von Antonio begleitet, die Wanderung an. Nicolo war bereits voraus geilt, um den Empfang der Gesellschaft vorzubereiten. Sie wandelten längs den blumigten Ufern des Golfo über dessen crystallene Spiegelfläche sich dem Auge eine entzückende Aussicht eröffnete. Die lichten Gewölke entwanden sich so eben dem Schooße der Gebirge und schwangen sich golden der Sonne zu, die majestätisch an dem tiefblauen Azur heraufschimmerte; ein heiliger Morgenschauer durchbebte die weite Natur und Verklärung strömte von dem glänzenden Himmelsgewölbe auf Fluren und Wälder herab.

Bald nahm das liebliche Portici, erbaut auf den Trümmern des verschütteten Herculanum, die kleine Ge-

ſellſchaft in ſeine Mauern auf. Von hier gelangten ſie an den Fuß des Veſuv's, wo ſie die bereitſtehenden Maulthiere beſtiegen um die ſteile Anhöhe zu erreichen. Mühſam kämen ſie über die harten Lavaplatten und die ſchwarzgebräunten Felſenblöcke, die von dem rauchenden Schlunde des Veſuv's ausgeſpieen, jetzt wie Rieſen auf ihren Bäuchen umherlagen und ihr ſtarres Haupt auf die verſchränkten Arme gedrückt in feſtem Schlummer ruhten. Nach wenigen Stunden als ſchon die Strahlen der Sonne mit erdrückender Gluth an die Felſenwände prallten, erreichte die Geſellſchaft die Eremitage San Salvatore, wo Nicolo ihrer harrte.

„O, Ihr Glücklicher!“ rief Bianca erſchöpft dem herbeieilenden Freunde entgegen, „der Ihr hier oben im erquickenden Schatten ruhen konntet, während die ſengende Hitze uns beinahe verſchmachten ließ.“

„Mir ward dagegen die Pein, ſo lange aus Eurer beglückenden Nähe verbannt zu ſein,“ ſprach Nicolo leiſe, hob die Dame von dem Maulthier herab und begleitete ſie in die kühle Grotte, wo bald auch Elvira mit ihrem Freunde ankam.

„Signor Nicolo!“ begann dieſe, „Ihr habt mir durch Euer Vorauseilen bis jetzt das Vergnügen entzogen, Euch unſerm Gefährten, Signor Antonio vorzuſtellen, der die Ehre hat eine Abtheilung der königlichen Truppen zu befehligen.“

Während dieſer Worte hob Nicolo das Haupt, um nach dem Angedeuteten zu ſchauen. Die breite Krämpe ſeines Hutes hatte ihm bis jetzt das Geſicht des Begleiters

entzogen. Sein Blut erstarrte, als er in dem Gesellschafter seiner Geliebten und ihrer Freundin seinen erbittertsten Feind erblickte. Die furchtbare Ueberraschung bleichte seine Wangen, Zorn und Ingrimm röthete sie wieder. Seine Lippe bebte krampfhaft, aber sein Auge sprühte Tod und Verderben auf den verhaßten Gegner. Schnell jedoch raffte er sich zusammen und sprach mit heiterer Verachtung:

„Ich hatte schon früher die Ehre, den Signor Antonio, wie Ihr ihn nennt, kennen zu lernen; auch von seinem rühmlichen Heldenmuthe und der Tapferkeit seiner Krieger erhielt ich die glänzendsten Proben.“

„Bei Gott, es sollen nicht die letzten gewesen sein,“ rief Antonio trotzig, „ich will Euch das nächstemal eine Rakete dazu anzünden lassen, bei der Euch die Augen übergehen sollen!“

„Ihr wißt, ich bedarf ihrer nicht,“ sprach Nicolo mit Mühe an sich haltend, „ich hatte schon vorher so gut gesehen, daß es mich wundert Euch hier zu treffen.“

„Heilige Jungfrau, was soll dies!“ rief Elvira bestürzt, „die Herren belieben seltsam unter sich zu scherzen. Wir ersuchen sie geziemend, in einer Sprache sich auszudrücken, die uns allen verständlich ist und zugleich die Achtung nicht vergißt, die man Damen schuldig ist.“

„Dieser Achtung Marchesina müßt Ihr es verdanken,“ versetzte Nicolo mit Nachdruck, „wenn meine Rede bis jetzt Euch dunkel blieb. Sie soll demnächst aber an ein Licht treten, das mit seinem grellen Schimmer Eure Augen blenden wird.“

„Ich werde nicht ermangeln," rief Antonio, „den Commentar zu dieser Rede mit meinem Degen zu liefern."

„Gott, was beginnt Ihr!" fiel Bianca ein, „ich befehle Euch, Signor," fuhr sie zu Nicolo sich wendend und mit Hoheit fort, „von diesem Gespräche sogleich abzubrechen und Damen nicht zu zwingen, die Zeugen eines verhaßten Zwistes abzugeben."

„Wenn Ihr es befehlt," sprach Nicolo bitter, „dann bleibt mir freilich nichts übrig, als abzubrechen, obgleich Ihr mir schlechten Dank dafür wissen werdet."

Eine peinigende Pause trat jetzt ein. Bianca und Elvira knüpften zwar ein gleichgültiges Gespräch an, aber nur mit Zwang konnte es fortgeführt werden, und bald stockte es wieder. Eine qualvolle Beklemmung hatte sich jeder Brust bemächtigt, und füllte sie mit düstern Ahnungen. Antonio verharrte noch immer in seiner drohenden Stellung, Nicolo durchschritt schweigend die Grotte. Wenn seine Züge auch ruhiger geworden waren, so wogte der Sturm um so heftiger in seiner Seele, und dem feurigen Genuesen, dem es nicht so leicht ward seine Gefühle zu verbergen, wurde die verhaßte Nähe seines Gegners immer unerträglicher. Er verließ die Gesellschaft, und stürmte hinaus in die Einsamkeit, bald darauf wollte Antonio folgen, Elvira hielt ihn zurück.

„Bleibt, Signor," sprach sie mit Ernst und Würde, „und wagt es nie, den heutigen Auftritt mit Signor Nicolo zu erneuern, oder wohl gar gegen ihn den Degen zu zücken, den Euch das Vaterland zu einem an-

dern Zwecke anvertraute, sonst ladet Ihr mein höchstes Mißfallen auf Euch, und sollt, bei der heiligen Jungfrau und ihrem gebenedeiten Kinde, Euch zum letztenmal in meiner Nähe befunden haben!"

Dieser energischen Rede vermochte Antonio nicht zu widerstreben, er brachte eine nichtssagende Entschuldigung vor und blieb in der Grotte. Nur die drohende Gefahr, vor der Elvira zitterte, hatte ihren bebenden Lippen einen solchen Machtspruch erpressen können, der sonst nicht in ihrem Character gelegen hätte. Sie knüpfte von neuem eine Unterhaltung an, in die sie absichtlich Antonio mit hineinzog, um den herben Eindruck des frühern Zwistes in seiner Seele nach und nach zu verwischen. So entschwanden einige Stunden. Man hatte beschlossen nur wenige Minuten in der Eremitage zu verweilen, und alsdann bis zum Krater hinauf zu steigen; das eingetretene Mißverhältniß hatte jedoch dieses Vorhaben vereitelt. Bianca und Elvira blieben daher, so lange der glühende Sonnenstrahl ihre Heimreise beschwerlich gemacht hatte in der Grotte, und verließen sie erst, als der Abend heraufzudämmern begann. Als sie in das Freie traten, bemerkten sie Nicolo unter dem Schatten eines Baumes. Sein Haupt, von der Hand gestützt, starrte er reglos zur Erde, seine Züge waren düster und auf seinen Wangen brannte noch immer die dunkle Gluth des Zornes. Bei dem Geräusche der Nahenden erhob er sich schnell von seinem Sitze, geleitete Bianca zu ihrem Maulthiere, und trat in ihrer Gesellschaft den Rückweg an. Elvira war mit Antonio vorausgeritten, absichtlich hielt

Bianca die Zügel an, um ihnen einen größeren Vorsprung zu laſſen. Lange hoffte ſie, Nicolo werde endlich das Stillſchweigen brechen und ein Geſpräch anknüpfen. Als ſie aber bemerkte, daß er ihrem Wunſche nicht entgegen kommen werde, begann ſie mit milder Stimme:

„Wir freuten uns geſtern ſo herzlich auf den heutigen Tag, und nun ſind leider alle Erwartungen getäuſcht worden.“

„Es ſchmerzt mich ſehr,“ verſetzte Nicolo mit Ruhe, „daß ich die Urſache dieſer Störung werden mußte, es war aber unmöglich ihr auszuweichen.“

„Ihr hättet doch Antonio mit mehr Glimpf behandeln ſollen.“

„Dieſen Buben!“ rief Nicolo aufbrauſend, „beim Himmel! hätte ich ihn allein getroffen, die Sonne wäre nicht mehr über ſeinem verruchten Haupte aufgegangen.“

„Um Gotteswillen!“ rief Bianca erſchrocken, „laßt Euch nicht zu einer vorſchnellen Handlung hinreißen. Zwiſchen Euch und Antonio waltet entweder ein furchtbares Geheimniß ob, oder ein Irrthum hat den heutigen Zwiſt herbeigeführt.“

„Seid verſichert, das letztere war nicht der Fall.“

„Dem ungeachtet bin ich überzeugt,“ fuhr Bianca fort, „daß er Eure beißenden Anſpielungen nicht verdient hat. Der nähere Umgang, deſſen die tugendhafte Elvira dieſem Antonio würdigt, iſt mir Bürge für ſeinen edlen Character. Ich lernte ihn zwar erſt heute kennen, aber ich muß geſtehen, ſeine Unterhaltung war geiſtreich

und anziehend, und zeigte von einem sehr gebildeten Verstande."

„Die Schlange läßt ihre glänzenden Farben nie schöner im Strahle der Sonne schillern, als wenn sie die Beute an sich locken will," sprach Nicolo dumpf vor sich hin.

„Sei dem wie ihm wolle," fuhr Bianca fort, „ich bin überzeugt, daß mir mein Geliebter kein Geheimniß vorenthalten wird, das mich so nahe angeht und mich schon so sehr beunruhigt hat."

„Glaubt das nicht," versetzte Nicolo, „die Schmach, die mir heute durch die Gesellschaft dieses Unwürdigen erlitten haben, sollt Ihr nie in ihrem ganzen Umfange kennen lernen. Ich habe geschworen, nie mehr vor Euer Antlitz zu treten, bis dieser Frevler seine Schuld mit dem Blute bezahlt hat, dann seid Ihr gesichert diesen Schimpf nicht zum zweitenmal erdulden zu müssen."

„Gott, was beginnst Du?" rief Bianca zitternd, „willst Du meine Freundin zur Verzweiflung bringen? Wisse, sie liebt ihn unaussprechlich, er ist ihr Verlobter, sein Tod würde sie an den Rand des Grabes bringen."

„Herr des Himmels, das ist zu viel!" rief Nicolo erblassend, „Bianca, es kann nicht sein, es darf nicht sein."

„Und doch ist es so!" versetzte sie.

„Doch so? Nein, dann kann ich freilich nicht länger schweigen! Wehe Deiner armen Freundin, aber Rache über ihren schändlichen Verführer! — Bianca!" fuhr er ruhiger fort; „laß einmal die Bilder der Vergangenheit

vor Deiner Seele aufſteigen, wirft Dir keines derſelben die Geſtalt dieſes Menſchen zurück?"

„Keines!" verſetzte Bianca, „ich ſah ihn früher noch nie."

„Gedenke jener Dir ſo grauenvollen Stunde, die den Keim meiner künftigen Seligkeit in ſich trug."

„Ich faſſe Dich nicht!" ſagte Bianca erblaſſend.

„Sieh, wie dort in neblichter Ferne die Felſenmaſſen des Poſilipp heraufdämmern."

„Gott, meine Ahnung," rief Bianca zuſammenſchaudernd und ihr Geſicht verhüllend, „Antonio!"

„Iſt jener Lazzarone, der Dich und Eviren anfiel," ſprach Nicolo mit Feſtigkeit.

„Er iſt es nicht!" rief Bianca verzweifelnd, „ich beſchwöre Dich, nimm Deine Worte zurück — er iſt es nicht!"

„Und wenn ſich die Pforten der Hölle vor dieſen Worten öffneten, er iſt es!"

„Du irreſt Dich gewiß, Du irreſt Dich! Es wäre mir unmöglich, jenen Lazzarone wieder zu erkennen, obgleich ich in ſein finſteres Geſicht blickte, um wie viel weniger kannſt Du es, da er doch ſogleich floh als Du Dich ihm nahteſt, und zudem die Schatten der Nacht ſchon herabgeſunken waren?"

„Hätte ich ihn blos damals erblickt," verſetzte Nicolo, „dann wäre es allerdings mehr als gewagt, eine ſolche Behauptung zu vertheidigen, aber noch an demſelben Abende ſah ich ihn als er dicht bei mir ſtand, und ſeine höhniſchen Züge mich angrinzten, die ich nie mehr vergeſ-

sen konnte. Bald darauf schlich er sich in meine Wohnung ein, wo er von meinem Diener ergriffen und die Treppe hinabgeworfen wurde; und erst vor wenigen Tagen traf ich ihn zum viertenmale, als er mich mit seiner Bande anfiel und zu ermorden suchte. Ich verwundete ihn, der Stoß meines Degens kann noch nicht vernarbt sein."

„So hättest Du denn die furchtbare Wahrheit vierfach verbürgt! O, meine arme Freundin, wie konntest Du dies ahnen? Wer hätte hinter der Larve eines Vaterlandvertheidigers einen solchen Verbrecher gesucht!"

Eine Pause trat ein. Endlich schien in Bianca's Seele ein Entschluß zu reifen.

„Du erlaubst es mir doch, Deine Entdeckung meiner Freundin mitzutheilen?" fragte sie Nicolo.

„Thue, was Dir gut dünkt!" versetzte dieser „Deine Freundin mag handeln wie es ihr Pflicht und Ehre gebieten, oder sie mag es unterlassen, in jedem Falle wird mein Benehmen gegen diesen Elenden unabhängig von dem ihrigen sein, und keine Macht soll mich abhalten meinen Schwur zu lösen."

Während dieses Gespräches hatten sie sich dem Bollwerke der Stadt genähert. Elvira und Antonio erwarteten Bianca mit ihrem Begleiter, um in ihrer Gesellschaft die letzte Strecke des Wegs zurückzulegen. Die Sonne war bereits hinter die Berge gesunken als unsere Wanderer die Stadt erreichten. Elvira trennte sich an dem Mercato von der Freundin und eilte von Antonio begleitet nach Hause. Nicolo geleitete Bianca durch das lärmende

Treiben, das sie allenthalben um so mehr umgab, als der kühle Abend die zahlreichen Bewohner aus ihren Wohnungen gelockt hatte. Endlich erreichten sie den Palast des Marchese, wo sie sich trennten.

12.

Elender, sprich! was hast Du zu bekennen,
Als Lasterthaten, Schande, Sünde?
Dein Thun liegt hier! — — —

Grabbe.

In ihrem einsamen Gemache saß Elvira düster und trauernd und senkte das trostlose Auge starr und theilnahmlos zur Erde. Der Zwist Nicolo's mit ihrem Geliebten hatte bange Ahnungen in ihrer Seele erregt, erglühig war Antonio jeder nähern Erklärung ausgewichen, und hatte dadurch ihre Zweifel noch vermehrt. An Bianca's Unruhe und Beklemmung entdeckte sie, daß das unselige Geheimniß, das über ihrem Geliebten waltete, auch ihr bekannt sein müsse. Lange drang sie mit bebenden Lippen in die Freundin, Bianca zauderte, suchte sie mit Vermuthungen vorzubereiten und endlich sprach sie die traurige Entdeckung aus. — Entsetzen und Verzweiflung beraubten die Arme ihrer Sinne. Keine Klage, kein Schmerzenslaut entfloh ihren blassen Lippen, ihr Herz war jetzt gebrochen, und ihre Brust von unsäglichem Kummer zerrissen. Allmälig erhob sie sich aus der dum-

pfen Betäubung; jetzt erst überblickte sie ihr grenzenloses Unglück in seinem ganzen Umfange und ein Thränenstrom, den sie am Busen der Freundin ausweinte, erleichterte ihr gepreßtes Herz. Bianca tröstete und richtete sie auf, sie weinte mit ihr und goß milden Balsam in ihre Wunden. Mit zarter Schonung theilte sie Elviren noch das Herbste, den Entschluß Nicolo's mit, in dem Blute Antonio's die erlittene Schmach zu rächen, doch gegen ihr Erwarten wurde Elvira dadurch nicht erschüttert und Nicolo's Entschluß schien mehr einen wohlthätigen Eindruck auf sie hervorzubringen. Sie glaubte, die Verbrechen Antonio's würden dadurch wieder gesühnt, und sie dürfe ihm alsdann ihre Liebe wie einem fleckenlos Dahingeschiedenen wieder weihen. Jetzt erst fühlte sich Bianca erleichtert, nachdem sie der Freundin, wie sie glaubte, das Schrecklichste mitgetheilt hatte und diese dadurch mehr gehoben als niedergeschlagen worden war. Doch der Leidenskelch war noch nicht bis auf die Neige geleert. Nach wenigen Stunden traf die Nachricht ein: der Marchese Ombrini habe den Heldentod auf dem Schlachtfelde erlitten. Bianca, obgleich sie den harten Vater nie zärtlich hatte lieben können, vermochte doch diesen unvermutheten Schlag des Schicksals nicht zu ertragen; noch weniger ihre betagte Mutter, welche diese schreckenvolle Nachricht auf's Krankenlager warf. So seufzte denn die Familie, bei der Elvira allein hätte Trost finden können, jetzt selbst unter der schweren Hand des Schicksals, und mithin war ihr nun die letzte Stütze entzogen.

So finden wir Elviren am dritten Tage in ihrem Ge-

mache. Ermattet und kraftlos ruhte ſie auf der Ottomane; von ihrer frühern Heiterkeit war auch die letzte Spur dahin. Endlich erhob ſie ſich. Ein neuer Lebensſtrahl durchzuckte ihre Adern und eine ſchwache Röthe überflog ihre Züge.

„Nein!“ rief ſie, „ich will nicht klagen! ſoll ich mich vom Grame niederbeugen laſſen, wo ich ſtandhaft dulden ſoll? Soll ich nicht dem Himmel danken, der mich vor dieſem drohenden Abgrunde bewahrte? Bin ich ſo tief geſunken, daß ich um ihn jammere, den alles verabſcheut? Nein, keine Thräne benetze ferner mein Auge! er ſei vergeſſen und verachtet, bis Nicolo ſeinen Schwur gelöſt und die Rache vollendet hat. Dann — —

„Signor Antonio wünſcht Euch ſprechen zu dürfen!“ unterbrach das eintretende Mädchen die Rede Elviren's.

„Ich bin für ihn nicht zu Hauſe!“ rief dieſe.

„Diesmal müßt Ihr für mich ſchon zu Hauſe ſein, und ſei es auch nur auf wenige Minuten,“ fiel Antonio ein, der der Zofe gefolgt war.

„Wie! Unwürdiger, Ihr habt noch die Frechheit vor mich zu treten?“ rief Elvira in der höchſten Entrüſtung.

„Warum nicht? würdet Ihr mich zum erſtenmal mit Eurer Gegenwart beglücken?“ ſprach Antonio mit der höchſten Ruhe.

„Wahrlich, Eure Unverſchämtheit geht zu weit! Glaubt Ihr noch nicht entlarvt zu ſein? Haltet Ihr

meine Freunde für so gewissenlos, mich in einen Abgrund stürzen zu lassen, an den Ihr mich gezogen habt?"

„Das Gewissen Eurer Freunde geht mich wenig an," versetzte Antonio, „was aber das meinige betrifft, so ist es noch immer zart genug um jeden niedrigen Betrug zu verachten."

„Das ist zu viel! für lasterhaft mußte ich Euch halten, nie aber hätte ich Euch so verworfen geglaubt, daß Ihr Eure Verbrechen auch noch mit der Maske der Tugend zu bedecken sucht. Geht, Ihr seid tiefer gesunken als Eure Laster; verlaßt mein Gemach, und wagt nie es wieder zu betreten."

„Uebereilt Euch nicht, Marchesina," sprach Antonio mit unerschütterlichem Gleichmuth, „Ihr habt meine Ankläger nur allzugeneigt angehört. Ist es unbillig, wenn ich von jemand verlange, der mich so oft seiner standhaftesten Liebe versicherte, daß auch die Vertheidigung des Beklagten vernommen werde."

„Wie? Ihr wollt Euch rechtfertigen," rief Elvira befremdet, „bekennt Ihr Eure Schuld noch nicht?"

„Ich bin nicht hieher gekommen, um zu wiederholen, was Euch beredtere Zungen schon längst zugeflüstert haben, sondern um Euch die innern Gründe, die mich bei meinen Handlungen leiteten, darzulegen, denn nur nach ihnen dürft Ihr urtheilen. So wißt denn, daß mein Geschlecht aufgezeichnet in dem goldnen Buche der Republik Venedig, so alt und edel wie je eins in Italien ist. Mein Vater, der Nobile Aldini verließ in der frühesten Jugend

seine Geburtsstadt und trat in die Dienste des Königs von Sardinien. Als der Krieg mit Frankreich ausbrach, war er General einer Heeresabtheilung. Ihr wißt selbst, welche unglücklichen Resultate die Schlachten bei Monte-Notte, Milesimo und Dego für Sardinien hatten. Unsere Truppen mußten weichen. Auf dem unseligen Rückzuge wurde mein Vater bei Mondovi von einer Kugel zerschmettert und sterbend nach Turin gebracht. Die raubsüchtigen Feinde erklärten ihn als Hochverräther und confiscirten seine Güter. Meine Mutter verzehrte der Gram, ich wurde aus dem elterlichen Hause getrieben und als ein Bettler hinaus in die Welt gestoßen. Auf dem Grabe meiner Eltern schwur ich ihren Mördern und den Räubern meiner Ehre Rache, ich gelobte mein ganzes Leben ihrer Vertilgung zu weihen und bei Gott! ich habe bis jetzt treu mein Wort gehalten. Ich mußte nun als zwölfjähriger Knabe Turin verlassen. Nichts war mir geblieben als die Documente meiner Abkunft und der Siegelring meines Vaters, den er mir sterbend mit seinem Segen übergeben hatte. Sorgfältig verbarg ich diese Reliquien der früheren Macht unseres Hauses, ich bewahrte sie bis jetzt, und werde sie dereinst noch geltend zu machen wissen. Hülflos mußte ich damals durch Italien's reiche Provinzen irren, bis mich endlich der Zufall nach Neapel führte. Ueberall erzählte ich mein trauriges Geschick; ich wimmerte vor den Palästen der Reichen um Hülfe, ich klopfte an die Thüren der Armen um Brod, aber kalt und scheu wandten sich die einen von mir ab, und mitleidig zuckten die andern die Achseln. Ich war elender als ein Bettler

Endlich zog ich die Aufmerksamkeit eines Lazzarone's auf mich, er nahm mich in seine zerfallene Hütte, die selbst dem Armen zu arm war, er hüllte mich in seine Lumpen, und überließ meine Erziehung dem Erzieher der Wölfe und Raben. So erreichte ich endlich das sechzehnte Jahr; ich glaubte die Zeit zur Erfüllung meines Schwures sei gekommen, ich trug mich zum Kriegsdienste an, und erhielt durch die Zeugnisse meiner Geburt leicht eine Stelle bei der Armee. Ich kämpfte in den Schlachten bei Montebello und Marengo, und verließ seitdem das Heer nicht. Zugleich strebte ich mit Eifer, wenn die Waffen ruhten, mir jene höhere Bildung anzueignen, die mir leider früher versagt worden war. So verstrich ein bedeutender Zeitraum, in welchem ich, wie Ihr selbst wißt, nicht ohne Ruhm focht, bis sich endlich Neapel's Truppen nach Calabrien zurückziehen mußten. Ich folgte ihnen auch dahin, und rettete in einem blutigen Treffen dem Marchese Ombrini das Leben. Mit Spott und Verachtung rief er aus, nachdem die Gefahr vorüber war: „Wie? war kein Besserer im Heere als dieser Hund! Ich habe den Schurken, der sich jetzt erfrecht an meiner Seite zu stehen, oft genug mit Obstkörben durch die Straßen der Stadt schleichen sehn.“ — Dieser gränzenlose Hohn empörte mich! Meine Abkunft und meine Tapferkeit durften sich mit der seinigen messen; ich hatte mein Leben für ihn eingesetzt, und er schämte sich das seinige mir verdanken zu müssen. Ich beschloß, seinen stolzen Sinn zu beugen, und der Zufall begünstigte mich. Bald darauf ward ich zum Anführer der Truppen in der Umgegend

Neapel's ernannt. Ich ließ die Tochter des Marcheſen nicht aus den Augen, und als ſie einſt noch ſpät auf dem Poſilipp verweilte, glaubte ich, die Zeit zur Ausführung meines Plans ſei gekommen. Ich überfiel ſie, um ſie auf einige Zeit ihrer Familie zu entziehen; bald aber fühlte ich, wie tief mich meine Rachſucht hatte ſinken laſſen. Scham und Reue bewogen mich durch die ſtrengſte Zucht meine Truppen vor ähnlichen Exceſſen zurückzuhalten; ich glaubte durch dieſe Bemühung meinen eigenen Irrthum zu ſühnen, und dieſem Beweggrunde habt auch Ihr Eure Rettung zu verdanken. Dem Genueſen konnte ich mich nur verpflichtet fühlen, daß er mich von einer übereilten Handlung abhielt, deren Folgen ich bald hätte bereuen müſſen. Ich hegte daher ſo wenig Groll gegen ihn, daß ich ſogar, als ich ihn eines Abends in ſeinem Zimmer auf der Violine phantaſiren hörte, alle andere Rückſichten vergaß, und von meiner Muſikliebe dahingeriſſen es wagte, in ſein Zimmer zu treten, wo der Niederträchtige mich, dem Wehrloſen, durch ſeinen Diener beſchimpfen ließ. Dieſe Schmach durfte ich als Officier nicht ungerächt laſſen. Ich forderte ihn, als ich ihn bald darauf im Vico del Sergente traf, zum Zweikampf auf, aber ſchon nach wenigen Gängen drangen franzöſiſche Truppen in die Straße, und hinderten die Fortſetzung unſeres Kampfes. — Nun kennt Ihr meine Schickſale und die Triebfedern meiner Handlungen, urtheilt nach ihnen, und wenn Ihr könnt, ſo verzeiht meinen Vergehungen."

„Ich muß geſtehen," ſprach Elvira außer Faſſung von einem Entſchluß zum andern ſchwankend, „ich bin

bestürzt — ich bin seltsam ergriffen — Ihr habt vieles gelitten, armer Antonio — Ihr habt aber auch oft gefehlt. — Doch ich habe Euch sehr verkannt, vergebt meinem Irrthum."

„Himmlisches Mädchen!" rief Antonio, vor ihr niederstürzend, „Du verzeihst mir! Du liebst mich wieder!"

„Steht auf, Signor!" sprach Elvira, sich zusammenraffend, „ich habe noch nie aufgehört Euch zu lieben, aber nimmer werde ich unser früheres Verhältniß fortsetzen. Geht hin, Antonio! Das Vaterland ist hart bedrängt und bedarf tapferer Männer, geht und erkämpft Euch Ehre und Ruhm, macht die Ansprüche Eurer Geburt wieder geltend, und zeichnet Euch durch ein Betragen aus, das Eure frühern Verirrungen vergessen läßt. Dann kehrt zurück, gerechtfertigt und sieggekrönt, und die Liebe, die ich Euch treu im Busen bewahrte, soll Euch für alle Aufopferungen lohnen"

„Angebetetes Wesen!" rief Antonio, „Cherub des Himmels, Du strömst Muth und Begeisterung in meine Brust und ziehst mich mit Dir empor zu den Sternen! Ja, ich will kämpfen, kämpfen und siegen! Zwei schöne Ziele winken mir vereint, Deine Liebe und die Erfüllung meines Schwurs. Siegreich werde ich aus dem Kampfe hervorgehen, denn Dein Segen ruht auf mir, Deine Liebe begeistert mich und Dein holdes Bild wird mich in das Getümmel der Schlacht begleiten — zum Sieg oder zum Tod"

„Euer Entschluß ist edel und Eurer würdig, und ich

hoffe mit Gott, Ihr werdet ihn ausführen. Nun aber noch eine Bitte, die Ihr mir nicht versagen könnt. Ihr habt den Genuesen tödtlich beleidigt, er schwur Euch Rache; versprecht mir, sobald als möglich die Stadt zu verlassen, und ihm keine Veranlassung zur Ausführung seines blutigen Vorhabens zu geben, und sollte er in Eure Hände fallen, seiner großmüthig zu schonen."

„Edles Mädchen, Du bist sein schützender Genius! Dein Wille sei mir heilig, und nicht zum zweitenmal sollen Deine Thränen fließen. Und jetzt — auf zum Kampf für ein edles Gut! Laß mich aus Deinen Armen in Deine Arme eilen, laß mich kämpfen und erringen! Bald, bald kehre ich zurück, um meine Lorbeeren zu Deinen Füßen zu legen und mich nie wieder von Dir zu trennen. Leb' wohl, meine Elvira! und gedenke bisweilen des armen Antonio!"

„Leb' wohl, Geliebter!" flüsterte Elvira.

„Und vergiß mein nicht!" grinzte der Lazzaroni-Hauptmann im Weggehen höhnisch vor sich hin.

13.

Hier in dem Schatten alter dunkler Linden
Magst Du die neue Mähre mir verkünden!
Sprich immerhin! — Wir werden nicht gestört
Und was Du sprichst — ich hab' es nicht gehört.

Ritterspiel.

Es war am 30. October des Jahres 1806 als an einem schönen Nachmittage ganz Neapel nach der Villa Belvedere

strömte. Diese prachtvolle Villa bleibt den Lustwandelnden das ganze Jahr hindurch verschlossen, und wird blos an den Donnerstagen des Octobers geöffnet. Man kann sich den Andrang der Neapolitaner in diesen Tagen nicht denken, selbst wenn man weiß, wie zahlreich die Einwohner sind, und wie tief der Hang nach Lustbarkeiten und Müssiggang in ihnen wurzelt. Dennoch war dieser Andrang diesmal größer als je, weil es der letzte Donnerstag des Octobers war, und somit das Belvedere vor einem Jahre nicht wieder geöffnet ward.

Zwar war jetzt der Abend hereingebrochen, doch die zahllosen Scharen die sich in die Villa gedrängt hatten, vermehrten sich noch immer. Viele Einwohner waren bis jetzt von den Geschäften des Tages zurückgehalten worden, viele, namentlich aus den höhern Ständen wollten sich der Sonnenhitze nicht aussetzen, die zu dieser Jahreszeit in Italien noch immer brennend genug ist. Alle diese verließen jetzt, als der milde Abend freundlich herniedersank, ihre Wohnungen, und eilten den Anlagen zu. — Unter ihnen befand sich auch Nicolo. Der hohe Ernst und die Schwermuth, die diesmal aus seinen blassen Zügen sprach, mochte sich von dem wilden Treiben abgestoßen fühlen. Lange irrte er durch die weiten volksbewegten Schattengänge, bis er endlich in dem dunkeln Bosquet, das die Statue der Vesta umgab, die ersehnte Einsamkeit fand.

Diese Rotunda auf dem höchsten Puncte des Hügels gelegen, ist von Palmen, Cactus, Agaven und Oleanderbäumen dicht umkränzt. Ein mittelhohes Geländer

läuft am Rande der Baluſtrade durch niedriges Geſtripp, und geſtattet dem Auge in einem prachtvollen Panorama die ganze Küſte, Sorrent, Castell a mare, die Punta Sant Angelo, die Punta di Posilippo, das Cap Minerva bis hinter die Somma und den Veſuv zu überblicken.

Gerade ſank die Sonne hinter die Gebirge und färbte zum letztenmal den grünenden Hügel mit glühendem Purpur. Lange weilte der ſchwermuthsvolle Blick des Genueſen auf ihren erſterbenden Strahlen, und ſchien ſehnſüchtig empor zu ihnen zu ſtreben. Jemehr ſich aber dieſe Strahlen verloren, deſto wehmüthiger wurde der Künſtler, deſto bleicher ſeine Wange, deſto düſterer ſein Auge, bis ihm endlich eine Thräne entquoll, und die bebende Lippe in die Worte ausbrach:

„Sie ſinkt hinab — hinab in die unendlichen Fluthen des Oceans! — Noch ein Blick und ihr letzter Strahl iſt verglommen! — So biſt Du denn dahingeſchieden, ſtrahlende Göttin! So mußteſt auch Du den letzten Schimmer Deiner frühern Pracht verglimmen ſehen! — O, weine nicht! Bald, bald iſt es überſtanden, bald biſt Du eingegangen in Deine ſtille Kammer, und bald werde auch ich Dir folgen! — Ja, ich fühle es an dem bangen matten Schlage meines Herzens, auch ich werde bald hinabſinken, hinab in die traurige Grabesnacht, und was ich erkämpfte, was ich erſtrebte in einer langen Reihe von Jahren voll Mühe und Anſtrengung, zerſtiebt wie eine Seifenblaſe! — Wie eine Seifenblaſe? — und ſei es auch wie ein ſinkender Stern! — Es zerſtiebt, und die träge Vergeſſenheit bedeckt ſeine Trümmer mit bleier-

nam Gefieder. Es zerstiebt? — — — nein, es darf nicht zerstieben! gleich einem Phönix soll es sich strahlend aus der Vernichtung erheben und sich empor zu den flammenden Räumen des Lichtes schwingen! — Donnern nicht die brausenden Wogen des Oceans der Gottheit ihren Choral, jauchzt nicht das freundliche Abendroth seine Hymnen, jubelt nicht die heilige Waldnacht ihre Lobgesänge, lispelt nicht das zitternde Laub, die schwankende Aehre, der perlende Thautropfen sein Halleluja, und ich der Meister der Töne, der klar und begeistert ausspricht, was die ganze Schöpfung nur stammelt, ich allein soll zerstieben? — Meine Töne allein sollen verhallen? — Nein, sie verhallen nicht, sie, das Princip der Gottheit — — —"

Ein Rauschen im Gebüsche brach plötzlich den Monolog des aufgeregten Genuesen ab, der, wie es schien, in seine frühere trübe Gemüthsstimmung zurückzusinken drohte. Unwillig wandte er sich nach dem Orte, von dem das Geräusch gekommen war, als Bianca am Arme Elviren's hervortrat.

„Sagte ich's doch," rief die letztere, „wir würden Euch nur in der tiefsten Einsamkeit aufsuchen können."

„Wenn meine Freundin an dem Treiben der guten Lazzaroni's sich mehr ergötzt, so beneide ich sie nicht im mindesten darum," sprach Nicolo etwas unmuthig.

„Laßt uns keine Zeit verlieren," nahm Bianca das Wort, „wir durchstreiften das Belvedere schon seit einer Stunde, um Euch aufzufinden. Jetzt ist die Nacht hereingebrochen und drängt uns nach Hause zu eilen. Wir

kommen blos, um Euch auf heute Abend zu uns einzuladen."

„Marchesina, Ihr kennt meinen Schwur!" versetzte Nicolo.

„Leider kenne ich ihn," sprach Bianca, „und sah voraus, daß Ihr der Einladung durch einen Diener nicht Folge leisten würdet; ich war daher genöthigt, diesen Auftrag selbst zu übernehmen und eilte hieher wo ich Euch vermuthete."

„Ich muß mich hierdurch sehr geehrt fühlen, obgleich ich deswegen nicht bestimmt werden kann ein Gelübde zu brechen, das am meisten geeignet ist, mich zur schnellen Ausführung meines Plans anzufeuern."

„In wiefern dieser Plan jetzt noch auszuführen ist," versetzte Bianca, „laßt uns später erwägen; wir erwarten Euch übrigens in zwei Stunden in unserm Casino,*) das wir absichtlich gewählt haben, damit Euer Gelübde nicht geradezu gebrochen werde. Wir hoffen, Ihr werdet so viel Anstand besitzen, und einer Dame, die Ihr zu schätzen vorgebt, keine Bitte abschlagen; oder glaubt Ihr, eine Dame, die sich sogar herabläßt, ihren Ritter selbst aufzusuchen, werde sich ungestraft einer Grille nachsetzen lassen?"

Dieses letztere sprach Bianca etwas bitter und gereizt und wandte sich schnell, um die Rotunda zu verlassen.

*) Der Name der Sommerhäuser, die die Italiener in ihren Gärten errichten, und meistens mit vielem Aufwand erbauen lassen.

saur

BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER.K.G.T.

3-598-53192-3
FN. 18547/018

Nicolo, der die mit Recht aufgebrachte Freundin besänftigen wollte, eilte ihr nach, und begleitete sie nach der Stadt. —

„Das soll also solchergestalt ein kleines Stell Dich ein abgeben?"

„Nocturno tempore (bei Nacht und Unzeit)," ergänzte der Andere der zwei Männer, die jetzt hinter dem nahen Gebüsche hervortraten. An ihren Strohhüten und ihren kurzen Mäntelchen erkennen wir sogleich Paglietti, und an der beleibten Gestalt des Einen und der hagern des Andern unsere alten Bekannten vom Posilipp.

„Ein sonderbarer Heiliger," fuhr der Hagere fort, „der die Einladung eines schönen Weibes ausschlägt."

„Er wird sie so wenig ausschlagen," versetzte der Beleibte, „als Ihr die Sporteln von Euern Clienten."

„Sagt lieber," erwiederte der Hagere, „so wenig als Ihr eine Flasche Lacrymae Christi unberührt stehen lasset. Beim rosenfarbenen Blute des Erlösers! Die Marchesina Ombrini ist kein gewöhnlicher Fang."

„Sagt mir einmal, Manelli," fragte der Andere zutraulich, „wer war die andere Dame, und der Signer?"

„Bei den Sandalen des heiligen Vaters, ich kannte sie so wenig als Ihr, obgleich ich meine Augen mehr dabei anstrengte, als je beim Corpus juris. Doch halt! Kommt hier nicht unser Freund? — Sie müssen ihm begegnet sein — der kennt jede Klaue in Neapel."

„Unser Freund?" versetzte Vancello, indem er

n Nahenden ſchärfer in's Auge faßte — Euer Freund ollt Ihr ſagen. Ich möchte wiſſen, was ein guter eapolitaner mit einem Spürhunde der Franken zu un hat."

Während dieſer Rede trat Antonio ſpähend in das ebölz. Er hatte das letztere noch vollkommen gehört nd näherte ſich dem saubern Brüderpaare.

„Sieh da, mein würdiger Freund!" begann er, wer hätte geglaubt, ſolche werthe Männer bei Nacht nd Nebel in dem Belvedere noch in gelehrte Geſpräche ertieft zu finden."

„Ach, geſchätzteſter Freund," nahm der Beleibte das Wort, „Ihr glaubt nicht wie viel ich von meinem Colle- en erdulden muß. Alles Sträubens ungeachtet hat er mich bis jetzt in dieſem Irrgarten feſtgehalten, um mir nen neuen Criminalfall mitzutheilen."

„Ich bedaure Euch ſehr, Signor Vancello," ſprach ntonio kauſtiſch, „Eure ſchwächliche Geſundheit —"

„Ach ja — meine ſchwächliche Geſundheit," ſprach r Beleibte kläglich, „ſeht, mein geehrter Antonio —"

„Sagt doch einmal, Freundchen," unterbrach der agere mit Haſt, „ſeid Ihr vorhin nicht einem Sig- or und zwei Damen begegnet?"

„Ich glaube mich entſinnen zu können," ſprach An- nio lauernd, „es war, glaube ich, die Marcheſina ombelli unter ihnen."

„Nein, nein!" fiel der Hagere ein, „ich meine ne Geſellſchaft, in welcher ſich die Marcheſina Ombrini fand."

„Ich habe nicht die Ehre, dieſe Dame zu kennen," ſprach Antonio zurückhaltend.

„Was wolltet Ihr doch vorhin ſagen, Geehrteſter," nahm der Beleibte ſchmunzelnd das Wort, „es war von meiner ſchwächlichen Geſundheit die Rede."

„Ich wollte ſagen," verſetzte Antonio, „daß ich Euch eben deswegen ein Fäßchen Borbeaur zuſenden wolle, das ich letzthin den Franken abnahm. Ihr habt mir ohnedies ſchon manchen Freundſchaftsdienſt unter der Hand erwieſen."

„Und werd' Euch auch noch manchen erweiſen, wenn Ihr nämlich die Weinlieferungen nicht einſtellt," fiel der Hagere ſardoniſch ein.

„Auch von Euch, wertheſter Freund, erhielt ich ſchon manchen unſchätzbaren Wink," fuhr Antonio fort, „und wenn ich wüßte — "

„Laßt das," unterbrach ihn haſtig der Hagere, „und ſchenkt mir dafür morgen das Vergnügen, mich in meiner Wohnung zu beſuchen."

„Ich werde nicht ermangeln, von Eurer Einladung Gebrauch zu machen, und Euch zugleich eine Augenſtärkung mitbringen, damit Ihr die Tombelli künftig nicht mehr für die Ombrini haltet."

„Ich bin zwar ein alter Anhänger des Hauſes Ombrini," erwiederte der Hagere, „und ſollte nichts zu ſeiner Unehre reden, ſeit aber der Marcheſe todt iſt, ſchere ich mich nicht mehr darum wer dort Koch oder Kellner iſt; und ich kann Euch ſchwören, daß es die Ombrini war,

die Ihr vorhin geſehen habt; fragt nur Signor Vancello darüber."

„In der That, Antonio," erwiederte der Beleibte, „ich habe ſie genau in's Auge gefaßt, und ſogar gehört, wie ſie ihren Galan zu einer Zuſammenkunft in ihrem Caſino einlud."

„Was geht das mich an," ſprach Antonio rauh, „ich bin des Königs von Neapel ergebenſter Hauptmann."

„Ihr ſcherzt," fuhr der Beleibte fort, „es iſt ſchon mancher guten Dame ein artiges quid pro quo geſpielt worden, und ich denke, Ihr würdet etwas der Art ebenfalls nicht verſchmähen, wenn Ihr auch zu gewiſſenhaft ſeid, einem ehrlichen Manne ein Bein unterzuſchlagen."

„Ich hoffe," fiel Antonio zurückweiſend ein, „Ihr werdet mir zutrauen, daß ich gegen eine edle Dame wie Marcheſina Combelli oder Ombrini die gehörige Achtung nie aus den Augen ſetze."

„Ich ſage Euch aber," verſetzte der Hagere mit Nachdruck, „der Signor wird ihr ſeine Aufwartung machen, ehe zwei Stunden verfloſſen ſind. — Doch dies geht Euch ja nichts an" ſetzte er gleichgültig hinzu.

„Ihr habt diesmal vernünftig geſprochen," gab Antonio zurück, „und wollt Ihr auch vernünftig handeln, ſo werden Eure Augen die Marcheſina Combelli oder Ombrini ſo wenig geſehen haben, als Euer Mund mit mir davon ſprach."

„Ihr ſeid ein kluger, junger Mann," verſetzte der Beleibte, „mit dem ein friedliebender Paglietti auch ein Wörtchen im Vertrauen reden darf. Seid unbeſorgt,

wir werden ſtumm wie ein Aal ſein. Vergeßt mir nur die Flaſchen nicht!“

„Ihr ſollt ſie haben, eh' die nächſte Sonne hinter die Berge ſinkt!“ ſprach Antonio aufbrechend.

„Vergeßt auch nicht, mich morgen zu beſuchen,“ rief der Hagere dem Dahineilenden nach, und folgte ihm langſam am Arme ſeines wackern Gefährten.

14.

— — Ich will Dir ſagen, Freund,
Die Natter iſt er in dem Wege mir,
Wohin nur immer meinen Fuß ich ſetze
Liegt ſie vor mir. — Verſtehſt Du mich?

Shakeſpeare Richard II.

Schweigend wie die lauernde Sünde, mit flüchtigem leiſen Tritte, gleich einem Geſpenſte der Nacht, durcheilte Antonio die Villa Belvedere und wandte ſich nach der Stadt. Finſtere Gedanken wälzten ſich durch ſeine Seele, und woben ihre verderbenſchwangern Pläne mit teufliſcher Gewandheit zuſammen. Bisweilen ſchimmerte der Mond durch das zerriſſene Gewölk und beleuchtete das Antlitz des Unheilſinnenden, das von einem höhniſchen Grinſen gräßlich verzerrt, die ſchwarzen Gedanken ſeiner Seele errathen ließ.

„Seid unbeſorgt, ſchöne Elvira,“ murmelte er ſpöttiſch zwiſchen den Zähnen, „ich werde Euren geſtrengen Befehlen treulich nachkommen, und ehe der Tag anbricht,

Neapel verlassen haben, um mir Ruhm und Lorbeeren
u sammeln. Hegt keine Besorgnisse wegen des Amoroso
Eurer Freundin, ich werde ihm kein Haar krümmen,
enn aber dennoch ein kühles Eisen den Weg zu seiner
erruchten Brust finden sollte, dann meßt mir keine
Schuld bei. — — — — Doch halt, Antonio, sei kein
Narr! — Was will ich denn eigentlich? — Einen armen
Teufel, während er ein verliebtes Abentheuer bestehen
ill, ein Bein unterschlagen, weil er mich die Treppe
inunterwarf, was ihm unfehlbar auch begegnet wäre,
enn er sich bei mir hätte treffen lassen? — Und doch ge-
ade da steckt der Knoten! Ich begreife selbst nicht, welche
eltne Großmuth mich seit einiger Zeit anwandelt! Schon
o manchem habe ich, ohne den geringsten Scrupel zu be-
ommen, das Lebenslicht ausgeblasen, blos weil er mich
chief angesehen hat, und dieser Genuese wandelt noch
mmer unter den Lebenden! Aber sonderbar, so oft ich
n Mord denken will, tönt mir sein wunderbares Adagio
n den Ohren, und es ist als spräche aus diesen Himmels-
auten ein versöhnender Engel zu mir: Du sollst nicht
ödten! — — Und doch, es muß sein!" fuhr er fort,
ndem er mit hastigen Schritten in die Straße Incoro-
ata einbeugte. — „Antonio, sei kein Kind, es muß
ein! — Er oder ich! — Was ich beginne, wohin ich mich
ende, er ist die Schlange, die mir überall im Wege
egt. Ich bin verloren, wenn diese nicht weggeräumt
ird. — — Doch horch! Sind das nicht die Klänge
iner Violine? — Nein, ich täusche mich nicht, der Ge-
ueſe phantasirt! — Nun gut, dies kommt zur gelegenen

Stunde," fuhr er fort, indem er stehen blieb. „Jetzt, Genueſe, will ich Dir zeigen, daß ich edler bin als Du. Du haſt mich tödtlich beleidigt und meine Ehre fordert blutige Rache, aber ſieh, ich Dein erbitterter Feind, trete jetzt zurück, und Deine innigſte Freundin, die Muſik, das Princip und der Leitſtern Deines Lebens, ſie ſoll Richterin ſein zwiſchen mir und Dir!"

Nach dieſer Rede eilte er der Wohnung des Genueſen zu, vor der er lauſchend ſtehen blieb. Klar und beſtimmt drangen jetzt die Töne der Violine in die Ohren des Lazzaroni-Hauptmanns und rauſchten ihm ein wildes abentheuerliches Allegro entgegen. Bizarre Harmonien, tolle Läufe, grotesce Melodien und frappante Wendungen wechſelten in ſeltſamer Verbindung, aber von einer Meiſterhand hervorgezaubert, mit einander ab. Immer wilder, immer ſchauerlicher wurde die Muſik, die aus den Abgründen der Hölle hervorgeholt zu ſein ſchien und die Bruſt mit Grauſen und Entſetzen füllte. Antonio's Geſicht verzerrte ſich gräßlich, das Blut wich aus ſeinen Wangen, die Augen traten hervor, der Mund preßte ſich convulſiviſch zuſammen und wilder Hohn ſprühte aus ſeinem Blicke. Wie von den Furien gepeitſcht floh er mit ſchwankendem Schritte von dannen und eilte dem Largo del Castello zu. —

„Du biſt gerichtet!" rief er, als ihm die Schauertöne nicht mehr in's Ohr drangen, „Genueſe, Du biſt gerichtet! Deine Muſik ſelbſt hat Dich verdammt! Ich müßte Petrucca's Schüler nicht geweſen ſein, wenn ich nicht ſogleich Tartini's Teufelsſonate wieder erkannt hätte.

— Aber ich will Dein Blut nicht vergießen," fuhr er fort, indem ihn ein leichter Schauer überflog. — „Nein, ich will Dir nicht zu nahe treten, aber sterben mußt Du, der Würfel ist geworfen, Deine Töne selbst haben ihn gelenkt, und Neapel hat außer dem meinigen noch Dolche genug."

Unter diesen schwarzen Gedanken hatte er den Largo del Castello erreicht. Lange durchstreifte sein scharfes Auge jeden Winkel dieses geräumigen Platzes. Nachdem er vergeblich nach dem gesuchten Gegenstande gespäht hatte, eilte er durch eine enge Gasse dem weiten Molo zu, und als er auch hier den gesuchten Gegenstand nicht gefunden, betrat er den Mercato. Hier näherte er sich der Capelle Santa Maria del Carmino, die Margaretha von Oestreich, die Mutter des unglücklichen Conradin hatte erbauen lassen, und hier blieb Antonio vor einer beinahe zerfallenen Barake stehen, in der ein Lazzarone halb sitzend eingeschlafen war.

„Mateo, Teufelstäufling — verfluchter Bastart — hörst Du nichts? — schämst Du Dich nicht, gleich einem Dachse, beim hellen lichten Tage in Deine Höhle zu kriechen," rief Antonio durch den angestrengten Gang noch mehr aufgereizt.

Bei diesen Worten richtete sich der Angeredete langsam auf. Es war eine stark gebaute Gestalt. Seine Züge waren derb und abstoßend; eine halbgeheilte Wunde, die von der Stirne bis an den linken Mundwinkel lief, machte sie noch abschreckender. Das schwarze stark gekräuselte Haar drängte sich in dichter Fülle um

Scheitel, Mund und Kinn, und wild funkelten die schwarzen Augensterne aus den aschfarbenen Wangen hervor. Seine Kleidung war schmuzig und zerrissen, und ein verrosteter Dolch stack nachlässig im Gürtel.

„Hörst Du nichts?" rief noch einmal Antonio mit starker Stimme, und rüttelte den Halberwachten unsanft aus dem Schlafe.

„Ich höre," sprach der Lazzarone langsam, „wie ein dummer Junge einem ehrlichen Manne eine Stunde Schlaf mißgönnt. — Tod und Opperment, die Nacht ist schon seit zwei Stunden eingebrochen, und ein Laffe will mich noch den lichten Tag sehen lassen."

„Du hast Recht, lieber Mateo," sprach Antonio ruhig, „und fast hätte ich Dich nicht erkannt, wenn nicht ein kleiner Zug — "

„Hölle und Teufel: erinnert mich nicht daran," rief der Lazzarone aufspringend, „den verfluchten Genuesen werde ich noch mit meinen Füßen zerstampfen — und nun macht es kurz, was wollt Ihr? Ihr wißt, ich bin in der Nacht außer dem Schlafe zu wenigem aufgelegt."

„Ich kam blos um Dir zu sagen," versetzte Antonio mit Ruhe, „daß ein ehrlicher Mann keinen Unterschied zwischen der Nacht und dem lichten Tage kennen sollte, wenn es etwas christliches zu thun giebt."

„Jetzt redet Ihr einmal vernünftig," entgegnete der Lazzarone, „und sollt mich auch zu allem bereit finden. — Schickt mich hin, wohin Ihr wollt, nur nicht in die Kirche!"

„Gerade dahin mußt Du jetzt!"

„Nimmermehr!“ rief der Lazzarone mit Haſt, „ein ehrlicher Mann trennt keine Borden von einem geweihten Rocke.“

„Du ſollſt weder Borden trennen,“ verſetzte Antonio, „noch Dich mit goldenen Kelchen bekannt machen, ſondern Gevatter ſtehen.“

Ach, nun verſtehe ich,“ rief der Lazzarone, „der Täufling ſoll wahrſcheinlich morgen früh in des Teufels Küche ſeine Cioccolata trinken.“

„Errathen, und Du ſollſt ihm deßwegen die Abendkoſt verſalzen.“

„Und wer iſt denn unſer Täufling?“

„Der Genueſe!“ erwiederte Antonio mit Nachdruck.

„Der Genueſe! Tonino, Herzensfreund laß Dich umarmen, laß Dich küſſen; es iſt nicht möglich!“

„Wie ich Dir ſage,“ fuhr Antonio fort, „er will heute noch einen kleinen Beſuch machen. Schleiche Dich in den Garten des Marcheſe Ombrini, die Thür wirſt Du offen finden. Dieſer Genueſe will dort eingehen. Verſtecke Dich nahe am Caſino, und wenn der zärtliche Täuber zu ſeinem Täubchen einfliegen will, ſo kühle ſeine Bruſt durch einen kleinen Aderlaß.“

„Alles Recht,“ ſprach der Lazzarone zurückhaltend, „ich habe aber von einem Affen gehört, der für andere die Caſtanien aus der Aſche ziehen mußte, und ſich dabei die Pfoten verbrannte.“

„Richtig!“ gab Antonio zurück. „Der Affe biſt Du. Ein ehrlicher Mann, der ſein Handwerk recht gelernt hat, ſollte ſich doch ſchämen — “

„Schon gut," fiel der Lazzarone ein, „ich gehe; der Sohn Eures Vaters giebt aber sonst kein Geld aus, wo er ohne Gefahr selbst welches verdienen kann, und ich glaube, es giebt wieder Geschichten wie letzthin die Extrapost die Stiege hinunter."

„Mit Deinem albernen Geschwätze!" rief Antonio und stampfte ungeduldig mit dem Fuße. — „Der Schurke hat keine halbe Stunde mehr übrig, und verliert seine Zeit mit abgedroschenem Witze."

„Sagt was Ihr wollt!" fuhr der Lazzarone mit unerschütterlicher Gleichmuth fort, „ein ehrlicher Mann aber, der sein Handwerk gut gelernt hat, will auch für seine Arbeit bezahlt sein."

„Nun in's Teufels Namen!" rief Antonio, ihm Geld gebend, „so nimm denn und eile so sehr Du kannst. In einer Stunde werde ich nachsehen, ob Du das Feld rein gemacht hast." — Mit diesen Worten eilte er dahin und verschwand bald in einer Seitengasse.

„Der verbrennt sich gewiß noch die Finger!" murmelte der Lazzarone bedächtig vor sich hin, indem er den Dahineilenden nachschaute, „denn er treibt das Handwerk gar zu sehr in's Große! Morte di Dio, wer das geglaubt hätte als der Junge gleich unser einem barfuß herumlief, daß er den Officierrock noch auf den Leib bekommen werde! Und jetzt giebt er sich gar noch für einen venetianischen Nobile aus. Meinetwegen mag er sich für den Nachkommen des heiligen Januarius ausgeben, er bleibt doch der größte Schuft in Neapel. Ein ehrlicher Mann bleibt bei seinem Handwerke, der aber verkauft seinen Dolch,

plündert die Leute auf offenen Straßen, hält heimlich mit den Franzosen zusammen, geht in keine Kirche und lügt Gott und die Welt an. Doch was kümmert mich das, mir gilt es gleich, wer meinen Dolch bezahlt! Ich bin ein ehrlicher Mann!"

15.

Und aufgeschreckt von seinem heulenden Wächter
Dem Wolf, gleich einem Nachtgespenste geht
Mit groß — weit — ausgeholten Räuberschritten
Der Mord an sein entsetzliches Geschäft.

Schiller's Macbeth.

Die Glocken der Thürme Neapel's hallten dumpf durch die schweigende Finsterniß, und verkündeten mit ihren letzten Schlägen die nahende Mitternacht. Die schwarzen Wolken, die schon am Abende den Horizont umschleierten, hatten sich jetzt zum Gewitter zusammengeballt und drohten mit Ungestüm sich zu entladen. Eine dumpfe unheimliche Stille hielt die Erde erwartungsvoll umschlungen, und laue Lüfte durchstreiften, gleich unheilbringenden Vorboten die kalten Nachtschauer. Endlich brach der lang verhaltene Grimm der Elemente los. Donnernd brauste die See, wild schäumend bäumten sich ihre Wogen zischend zum Himmel empor und peitschten zornig das zitternde Ufer. Heulend gleich den Ungethümen der Wüste kam der Sturmwind geflogen, der Vesuv öffnete sich, und seine glühenden Rauchsäulen stiegen in die schwarze

Nacht hinauf, praſſelnd ſtürzte der Platzregen auf das vom Sturme gefegte Pflaſter nieder. Bald jedoch legte ſich die Wuth der Elemente wieder, ermattet ſank die gebeugte Erde in Schlummer und der bleiche Mond blickte düſter durch das zerriſſene Gewölk.

Der matte Schimmer einer Lampe zitterte jetzt zwiſchen dem feuchten Laube und beleuchtete magiſch das vom Regen niedergedrückte Gebüſch des Gartens, der hart an dem Palaſt des Marcheſe Ombrini ſtößt. In ſchmalen Streifen leuchtete das weiße Gewand Bianca's bisweilen durch die lichteren Zwiſchenräume, und bewegte ſich haſtig nach dem Caſino, wo die Geliebte dem Erſehnten entgegenharrte. Hier ſetzte ſie die Lampe nieder, öffnete ein Fenſter und blickte lange in die ſchweigende Nacht hinaus.

„Welch' ein Gewitter war das!" begann ſie endlich. „Die ganze Natur ſchien im Aufruhr zu ſein, und wollte den Geliebten hemmen in die Arme der Freundin zu eilen. Doch die ſchwarzen Wolken, die meine Hoffnung zu vernichten drohten, haben ſich wieder verzogen. Der Friede ſenkt ſeine Fittige über das Thal, und der freundliche Mond leuchtet dem Geliebten auf ſeinem Pfade. — Er wird jetzt in die Arme der Liebe eilen, um nie mehr zu entfliehen. — — Wie wird er überraſcht ſein," fuhr ſie ſelig lächelnd fort, „wenn er hört, daß ich heute der Mutter unſere Liebe entdeckte, daß ſie unſern Bund ſegnen will. — Ach, noch vermag ich das Uebermaß der Seligkeit nicht zu faſſen, das meinen Buſen zu zerſprengen droht. — Aber nie, nie ſoll er erfahren, wie viele

Thränen, wie viele Bitten es mich koſtete, bis ich meine Mutter dazu bewegen konnte. Es iſt ja jetzt vorüber, meine Liebe brachte gern dieſes Opfer. — Jetzt gilt es allein, ihn von dem unſeligen Gedanken, ſich an Antonio rächen zu wollen, loszureißen. Wird ſeine Seele wohl einen Rachegedanken faſſen können, wenn ſie in der Wonne der beglückten Liebe ſchwelgt! Nein, er wird verzeihn, und nichts mehr kann alsdann unſer Glück hemmen. — Er kömmt, er kömmt!" rief ſie freudig, ihr weißes Tuch in den Lüften ſchwingend. „Geliebter, eile, eile in meine Arme!"

Eine hohe Geſtalt, dicht in den Mantel gehüllt, ſchwebte langſam durch den dunkeln Schattengang und näherte ſich dem Caſino; bei dem Freudenrufe Bianca's wandte ſie ſich ſchnell und wollte ſich zurückziehen, aber in dem Augenblicke ſtürzte der Lazzarone aus dem Gebüſche und — der Verhüllte ſank zur Erde.

„Corpo di Satanasso! Du führſt einen guten Stoß," ſtöhnte Antonio, ſich in den letzten Todeszuckungen krümmend.

„Seid Ihr's, Tonino? Buon prò vi faccia! (Wohl bekomm's Euch!) Sagte ich's doch immer, Ihr würdet Euch noch die Finger verbrennen."

„Geh — zur — Hölle!" hauchte der Sterbende.

„Ich bin ein ehrlicher Mann und werde Dir trotz Deines chriſtlichen Wunſches morgen eine Seelenmeſſe leſen laſſen. Sei nur froh, daß Du eines ſo ehrlichen Todes geſtorben biſt. — Das verfluchte Weib kreiſcht

aber ſo gewaltig, daß noch Hanf für mich gedreht wird, wenn ich mich nicht ſchnell auf die Socken mache."

Bianca hatte die Schauerſcene aus dem Fenſter geſehen. Der furchtbare Schreck lähmte auf einen Augenblick ihre Sinne, aber bald rief die Verzweiflung das Bewußtſein wieder zurück. Mit der angeſtrengteſten Kraft ſchrie ſie um Hülfe, ſtürzte aus dem Sommerhauſe und klammerte ſich krampfhaft an den Lazzarone, der ſich ſo eben davon machen wollte.

„Nein, Du darfſt mir nicht entfliehen," rief ſie verzweifelnd, „Du darfſt mir nicht entfliehen, und ſollte es auch mein Leben koſten. Hülfe — Mörder — Hülfe?" —

„Verwünſchtes Weib! wenn Du es denn nicht anders willſt, ſo ſtirb!" — Mit dieſen Worten zuckte er das bluttriefende Meſſer.

„Halt, Verruchter!" donnerte Nicolo mit ſchrecklicher Stimme, der in dem Augenblicke athemlos herbeiſtürzte. Blitzend ſchwang er den Dolch und holte zu einem furchtbaren Stoße aus; doch ſchnell warf ſich der Lazzarone zur Erde und unaufhaltbar fuhr das Eiſen durch Bianca's Bruſt.

„Gott! — ich ſterbe! — " ſeufzte Bianca und ſank leblos auf den Raſen.

„Bianca! — Allmächtiger Himmel! ſie ſtirbt!" — ſchrie Nicolo verzweifelnd, und taumelte beſinnungslos zur Entſeelten nieder.

Der Lazzarone war indeſſen einige Schritte auf der Erde fortgekrochen und erhob ſich alsdann plötzlich um zu

entfliehen. Seine Flucht wurde aber bald durch eine franzöſiſche Truppenabtheilung gehemmt, die gerade die Runde machte und durch das Hülferufen Bianca's herbeigezogen, in den Garten gedrungen war.

„Restez, vous êtes arreté!“ herrſchte der Officier dem Lazzarone zu, der bei der Ankunft der Soldaten in das Gebüſch ſchleichen wollte.

„Laßt mich fort!“ rief er, „um Gotteswillen laßt mich ſchnell fort, ich bin ein ehrlicher Mann und muß nach einem Arzt laufen. Unſerer Dame iſt etwas Menſchliches begegnet.“

Statt einer Antwort faßten ihn die Krieger noch feſter und drängten ihn willenlos mit ſich vorwärts, bis ſie an dem Schreckensorte anlangten.

Nicolo lag noch immer beſinnungslos neben dem Leichnam der Geliebten und in einiger Entfernung von ihnen war der entſeelte Antonio hingeſtreckt. Schweigend ſchloſſen die Krieger einen Halbkreis und blickten nicht ohne Theilnahme auf die traurige Gruppe, die der fahle Mondenſchimmer und das ſpärlich hervorbrechende Licht der Lampe aus dem Caſino ſchauerlich matt beleuchtete. Endlich richtete ſich Nicolo auf; ſein Kleid war vom Blut bedeckt und die Hand hielt noch immer krampfhaft den beſpritzten Dolch. Seine Haare hingen wild in die Stirne herein, ſein Auge war eingefallen und ſtarrte ſchrecklich hinter den hervorgequollenen Wimpern. Leben und Ausdruck war aus ſeinen Zügen gewichen, ſeine blaſſen Lippen bebten, ſeine Knie ſchlotterten, und der Wahnſinn verzerrte convulſiviſch ſein Geſicht. Mit todtem ſtieren Blick durch-

lief er lange den Kreis, und schlug plötzlich ein grimmiges klangloses Gelächter auf.

„Was steht Ihr da und starrt mich mit hohlen Augen so wild an? Wollt Ihr den Hochzeitreigen führen? — Nun tanzt, um Gotteswillen tanzt — der Mond grinzt ja so freundlich aus seiner Augenhöhle dazu. — — Tanzt, tanzt, um Gotteswillen tanzt, aber nicht weiter als bis an das schwarze Kreuz. — Heisa, wie sich das lustige Gesindel so rasch bewegt und der todte Mond so hell dazu scheint — so hell, ich möchte hinaufsteigen, ihn herunterreißen und zerstampfen. — — Tanzt — tanzt — laßt Eure verfaulten Knochen nicht so rasseln — schön — herrlich — so recht — wie sie das Requiem so lustig singen und mit dem weißen todten Knochen die Geige streichen! — Gebt Acht auf den kleinen Hügel, er sinkt zusammen — bleibt von dem Sarge weg, es liegt eine weiße Rose darin, es ist Bian — — —"

Bei diesen Worten stürzte der Unglückliche besinnungslos zur Erde. Mitleidig hoben ihn die Krieger wieder auf, lange hing er erschöpft und ermattet in ihren Armen. Er holte tief Athem und stützte sein Haupt mit der Hand als wenn er über etwas nachdächte, dann richtete er sich wieder auf. Seine Haltung war fester und sein Blick ruhiger geworden.

„Wie ist mir?" sprach er mit schwacher Stimme, „wo bin ich? — Ich habe geträumt, meine Stirne bedeckt kalter Schweiß, und meine Hände sind mit Blut gefärbt. — Was gafft Ihr mich an," fragte er mit stärkerer Stimme, „glaubt Ihr, ich sei wahnsinnig? O,

wäre ich's, ich wäre glücklich und könnte mein grenzenloses Unglück nicht fühlen. Aber nein, ich bin nicht wahnsinnig, ich weiß, Ihr kommt, um mich auf den Rabenstein zu führen. So eilt denn, die Nacht ist hell und schon führen sie dort drüben in ihren langen weißen Sterbegewändern den lustigen Reigen. — Doch nein, haltet, laßt mich zuvor noch beten, vor diesem Altare laßt mich beten! —" Er sank am Leichname Bianca's nieder, faltete die Hände und hob sein Auge betend zum Himmel empor. Lange blieb er in Andacht versunken und kein Athemzug der erschütterten Krieger unterbrach die feierliche Stille. Endlich erhob er sich wieder: Sein Antlitz strahlte, von sanfter Röthe überflogen in himmlischer Verklärung, und aus seinem dunklen Auge blitzte das Feuer der höchsten Begeisterung.

„Habt Ihr gesehen," rief er mit erhöhter Stimme, „wie sich die Pforten des Himmels öffneten und zahllose Welten in unendlichen Accorden ihr dreifaches Halleluja herniederströmten. Habt Ihr gesehen, wie sie aus dem strahlenden Meere des Lichts und der Töne hervorschwebte, das Haupt von Sternen umglänzt, den Lilienstengel in der Hand und die Rosen im Haare? Habt Ihr gesehen, wie sie verklärt und versöhnt mir zulächelte und Verzeihung lispelte, und dann wieder in das strahlende Lichtmeer zurück sank, wie dann vom tausendstimmigen Chore der Engel die Sphären erzitterten, wie die Flammen der Harmonien zum Throne des Ewigen emporschlugen, und jauchzend die Myriaden Sterne erklangen, und wie dann alles zu einem unaussprechlichen „Heilig,"

zu einem ſeligen Accorde zuſammenſchmolz? — — Ja, Urquell der Töne, ſo mußte es kommen! Ich habe nur in Dir gelebt, heilige Tonkunſt, Du warſt der ſtrahlende Leitſtern meines Lebens, und hier an den Marken meiner Tage, wo die irdiſchen Töne verklungen ſind, öffneſt Du die Himmel und läßt Deine Harmoniewelten zu der entzückten Seele herabſteigen. Aber ach, auch dieſe Töne ſind wieder verklungen, und ſo iſt denn jetzt alles dahin! So kommt denn! Laßt uns fliehen von dieſem Schreckensorte! Was ſteht Ihr denn da und gafft? Ihr hört ja, es iſt alles dahin, alles, alles; die zarte Roſe iſt geknickt, der ſchöne Traum ausgeträumt, die Himmel geſchloſſen und der letzte Ton — verklungen!

Er ſtürmte hinaus in die wüſte Nacht, ſchweigend folgten ihm die Krieger; eine ſchwarze Wolke bedeckte den blaſſen Mond und eine unheimliche Stille ſpannte über die Leichen ihre dunklen Fittige aus.

Die Kirche zum Glas Waſſer.

Nacherzählt

von J. F. Caſtelli.

An einem brennenden Sommerabend des Jahres 1815 kam der alte Pfarrer von San Pietro, einem kleinen Dörfchen, einige Meilen von Sevilla, ſehr ermüdet in ſein ärmliches Haus zurück, wo ihn Sennora Margarita, ſeine würdige ſiebenzigjährige Haushälterin erwartete. Obſchon man bei den ſpaniſchen Prieſtern gewohnt iſt Aermlichkeit und Elend zu ſehen, ſo fiel doch die Nacktheit dieſer Mauern, und der ſchlechte Zuſtand dieſer Meublen ganz beſonders auf. Donna Margarita bereitete für ihren Herrn ein olla-Potrida, in welcher ſich ohngeachtet des glänzenden Namens doch nur Ueberbleibſel des Mittagsmahles befanden, welche durch die Kochkunſt und eine darangegebene Sauce ſo viel als möglich verbeſſert waren.

Der Pfarrer ſchlürfte den Geruch des Gerichtes in ſich und ſprach: „Ei, Margarita, das iſt einmal eine olla-Potrida, bei welcher einem das Waſſer in den Mund läuft. Beim heiligen Pietro, Camerad, Du darfſt dem Schick-

sal danken, das Dich eben heute hieher geführt hat; denn nicht alle Taze hat es Dein Wirth so gut."

Bei dem Worte Camerad erhob Margarita die Blicke und gewahrte einen Fremden, welchen der Pfarrer mit sich gebracht hatte. Ihre Züge veränderten sich plözlich und nahmen einen Ausdruck von Unmuth und Widerwillen an. Der Blick, welchen sie auf den Unbekannten warf, brannte wie ein Blizstrahl und prallte dann auf den Pfarrer zurück, welcher die Augen niederschlug und mit der Furchtsamkeit eines Kindes, welches die Verweise seines Vaters fürchtet, sprach: „Ah, bah! wenn für zwei zu essen da ist, so ist auch für drei genug. Und Du wirst doch nicht wollen, meine gute Margarita, daß ich, ein Christ, meinen Bruder verhungern lassen soll, der schon zwei Tage nichts gegessen hat."

„Bruder!" murmelte Margarita, „schöner Bruder, das! ja ein Räuber," und mit diesen Worten ging sie aus der Stube.

Der Gast blieb während dieses unfreundlichen Gespräches unbeweglich an der Thürschwelle stehen. Es war ein Mann von hohem Wuchse, halb mit Lumpen bedeckt, dessen schwarze struppigen Haare, funkelnde Augen, und der Carabiner, den er über die Schulter hängen hatte, wenig geeignet waren Mitleid zu erwecken und Vertrauen einzuflößen.

„Soll ich wieder gehn?" fragte er barsch. „Nein," antwortete der Pfarrer, „wer unter mein niederes Dach eingeht, soll nicht unerquickt wieder hinausgehen. Legt Euern Carabiner ab, seyt Euch nieder und Gott segne es!"

„Meinen Carabiner," verſetzte der Fremde, „laß ich nie von mir, er iſt mein beſter Freund, ich will ihn zwiſchen meinen Knieen halten. Denn wenn auch Ihr, braver Mann, mich in Eurem Hauſe behalten wollt, ſo giebt es doch andere, die mich vielleicht wider meinen Willen daraus verjagen könnten, wenn ich nicht auf meiner Hut wäre. Auf Euer Wohlſein, mein edler Wirth!"

Der Pfarrer von San-Pietro war ein Mann von gutem Appetit, allein er ſtaunte als er den Heißhunger des Fremden ſah, welcher die olla-Potrida mit einer außerordentlichen Gier verſchlang und dabei von einem Brode von zehn Pfunden nichts übrig ließ. Während dem warf er unruhige Blicke um ſich, er zitterte bei dem kleinſten Geräuſche, und als der Wind etwas heftig eine Thüre zuſchlug, ſprang er auf und ſpannte ſeinen Carabiner, gleichſam als wollte er ſein Leben theuer verkaufen. Bald aber überzeugt, daß keine Gefahr drohe, ſetzte er ſich wieder zu Tiſche und fuhr fort zu eſſen.

„Jetzt," ſprach er endlich mit noch vollem Munde, „bitte ich Euch, mein barmherziger Samaritan, Eurer Wohlthat die Krone aufzuſetzen. Ich bin in der Hüfte verwundet und ſeit acht Tagen iſt meine Wunde nicht verbunden. Gebt mir einige alte Lumpen, dann ſollt Ihr von mir befreit werden."

„Ich verſtehe etwas von der Wundarzneikunſt," erwiederte der Prieſter, „und will Euch ſelbſt verbinden, kommt, Ihr ſollt zufrieden ſein und nicht viel Schmerzen dabei haben." Mit dieſen Worten nahm er aus einem Schranke ein Käſtchen mit einem vollſtändigen Verband-

zeuge, und ſtreifte die Aermel auf um das Werk der Barmherzigkeit zu beginnen. Die Wunde, von einer Kugel herrührend, war tief, und man ſah wohl, daß es dem Manne übermenſchliche Anſtrengung koſten und große Schmerzen verurſachen mußte zu gehen.

„Ihr könnt heute nicht wieder fort," nahm der Pfarrer das Wort, „Ihr müßt die Nacht hier bleiben, und Euch Kräfte ſammeln, dadurch wird ſich auch die Entzündung vermindern, und das böſe Fleiſch abſondern."

„Ich muß noch heute fort, und zwar zur Stunde," antwortete der Fremde, und mit einem tiefen Seufzer fügte er hinzu: „Es giebt Leute, die mich erwarten. Haben Sie den Verband vollendet? Gut! Jetzt fühl' ich mich erleichtert, und ſo friſch als wenn ich gar nicht verwundet wäre. Geben Sie mir noch ein Brod und nehmen Sie mit meinem Danke dies Goldſtück. Leben Sie wohl." Der Pfarrer wies das Goldſtück zurück. Der Fremde ſprach trocken: „Wollen Sie es nicht? Gut, ſo verzeihen Sie und leben Sie wohl!" Er nahm das Brod, welches Margarita auf Befehl ihres Herrn, freilich etwas brummend, herbeigebracht hatte, und bald ſah man die hohe Geſtalt unter den dichten Bäumen, welche die Pfarrwohnung umgeben, verſchwinden.

Eine Stunde nachher vernahm man ein lebhaftes Musketenfeuer und der Fremde erſchien wieder in der Bruſt verwundet, blutend am Pfarrgebäude. „Nehmt," ſprach er mit matter Stimme, „nehmt dieſes Gold — meine Kinder! — meine Kinder — draußen im Hohlweg — gleich am kleinen Bache. —" Er fiel ohnmächtig zu Bo-

den. In diesem Augenblicke kamen spanische Soldaten herbei und banden den Fremden ohne Widerstand. Sie erlaubten hierauf dem Pfarrer einen Verband auf die breite Wunde des Unglücklichen zu legen, allein nicht achtend auf dessen Erklärungen, daß es mit Gefahr des Lebens verbunden sei, den schwer Verwundeten weiter zu bringen, legten sie ihn doch auf einen Karren und führten ihn mit sich fort, indem einer von ihnen grausam lächelnd zu dem Pfarrer die Worte sprach: „Ob er an seinen Wunden oder durch den Strang stirbt, ist ja doch einerlei, wißt ehrwürdiger Herr, das ist der berüchtigte Räuber José.“

José dankte dem Pfarrer durch eine schwache Kopfbewegung, dann begehrte er ein Glas Wasser, und als der Pfarrer sich zu ihm hinneigte um es ihm zu reichen, da er selbst nicht Kraft dazu besaß, lispelte er ihm mit sterbender Stimme zu: „Um Gotteswillen! draußen im Hohlweg!“ und der Pfarrer antwortete ihm durch ein Zeichen, daß er ihn verstanden.

Als der Zug sich entfernt hatte, ging der Pfarrer, ohngeachtet der Bemerkungen Margarita's, daß es gefährlich sei, jetzt in der Nacht in den Wald zu gehen, muthig hinaus, lenkte seine Schritte zu dem Hohlwege und fand dort neben dem Leichnam einer Frau, welche eine Kugel getödtet hatte, einen Säugling und einen Knaben von vier Jahren, der seine Mutter am Arme zog, um sie zu erwecken, indem er glaubte, sie schlafe.

Man kann sich Margarita's Erstaunen denken, als sie den Pfarrer mit zwei Kindern zurückkehren sah. — „Ihr ihr Heiligen im Himmel!“ rief sie, „was wollt

Ihr denn mit den beiden kleinen Wesen anfangen? Wir haben selbst kaum zu leben, und Ihr bringt noch zwei Mäuler mehr? Ich werde also wohl von Thüre zu Thüre betteln müssen für uns und sie? Und wer sind diese Kinder? Sprößlinge eines Landstreichers, eines Räubers.—" Der Säugling fing in diesem Augenblicke erbärmlich zu schreien an — Margarita fuhr fort: „Und wie wollt Ihr den Säugling ernähren? Eine Amme können wir nicht bezahlen. Wir könnten es freilich auch beim Wasser empor bringen, aber wie viele schlaflose Nächte würde mich das kosten? O, mein Himmel, er scheint ja kaum einige Monate alt zu sein. Glücklicher Weise hab ich etwas Milch hier, ich will sie wärmen, damit das Kind doch seinen Durst löscht." Und trotz ihres Verdrußes, nahm sie das Kind von den Armen des Pfarrers in die ihrigen, beschwichtigte es durch Schaukeln und Küsse, kniete sich dann mit ihm am Feuer nieder und setzte die Milch dazu.

Nachdem der kleinere gestillt und eingeschläfert war, kam die Reihe an den größeren. Margarita gab ihm zu essen, kleidete ihn aus, brachte auch ihn in ein schnell zubereitetes Bett, und deckte ihn mit dem Mantel des Pfarrers zu. Dieser erzählte ihr, wo und wie er die Kinder gefunden habe.

„Das ist alles recht gut und schön," sagte Margarita, „aber das Nöthigste, ist zu wissen, wie wir uns und sie ernähren werden?" Der Pfarrer schlug sein Evangelium auf und las ihr folgende Stelle laut vor. „Wahrlich ich sage Euch, wer immer dem Mindesten meiner Brü-

ter auch nur ein Glas kaltes Waſſer reichen wird, dem ſoll es nicht unvergolten bleiben!“ — „Amen!“ antwortete Margarita.

Am andern Morgen ließ der Pfarrer den Leichnam der gefundenen Frau begraben und ſprach die Todtengebete dabei.

Zwölf Jahre nachher ſonnte ſich der Pfarrer von San Pietro, der jetzt ſchon ſiebenzig Jahre alt war, im Freien vor ſeinem Hauſe. Es war Winter, und zum erſtenmal brachen heute die Sonnenſtrahlen durch den kalten Nebel. An der Seite des Pfarrers las ihm ein Knabe von beilaufig zwölf Jahren ſein Brevier vor und warf von Zeit zu Zeit einen neidiſchen Blick auf einen groſſen kräftigen Jüngling von ſechzehn Jahren, welcher in dem kleinen angrenzenden Pfarrgärtchen arbeitete. Margarita, welche blind geworden war, ſaß daneben und hörte zu.

In dieſem Augenblicke ließ ſich das Geraſſel eines Wagens vernehmen und der Knabe ſchrie freudig: „Ach ſieh! den ſchönen Wagen, den ſchönen Wagen!“

Wirklich kam ein prächtiges Fuhrwerk auf der Straße von Sevilla daher und hielt vor dem Pfarrhauſe. Ein reich gekleideter Diener näherte ſich dem Pfarrer und erſuchte ihn um ein Glas Waſſer für ſeinen Herrn.

„Tacko!“ ſagte der Pfarrer zu dem jüngeren Knaben, „hole ein Glas Waſſer für den fremden Herrn, und bringe zugleich auch ein Glas Wein dazu, wenn er es annehmen will. Spude Dich!“

Der fremde Herr ließ den Wagenschlag öffnen und stieg heraus, es war ein Mann bei funfzig Jahren. „Sind diese Knaben Eure Neffen?“ fragte er den Pfarrer.

„Mehr als das, gnädiger Herr,“ antwortete der Pfarrer, „meine Kinder sind es, meine lieben Adoptivsöhne.“

„Wie das?“

Und der Pfarrer erzählte ihm die ganze Geschichte der Kinder, und fragte ihn, was er aus den beiden Jungen machen solle, und wie er ihr Glück begründen könne.

Brave Officiere in der Garde des Königs sollt Ihr aus ihnen machen,“ antwortete der Fremde lächelnd, „und damit sie dann ihrem Stande gemäß leben können, so geben wir jedem einen jährlichen Unterhaltsbeitrag von tausend Ducaten.“

„Ich habe um einen Rath gebeten, Sennor, und hoffte keinen Spott.“

„Dann,“ fuhr der Fremde, ohne auf diese Worte zu achten fort, „dann müßt Ihr auch Eure Kirche neu und schöner aufbauen, und daneben einen recht bequemen neuen Pfarrhof. Ein eisernes Gitter soll das alles umschließen. Seht, ich habe den Plan dazu schon in meiner Tasche. Seht ihn an, Herr Pfarrer, gefällt er Euch? — Und dem neuen Gotteshause, mein' ich, sollten wir den Namen geben: Kirche zum Glase Wasser.“

„Was soll? — ach, mein Gott! — wäre — wenn ich nicht irre — diese Züge — diese Stimme — Was soll das alles bedeuten?“

„Das soll bedeuten, mein lieber, ehrwürdiger

Freund, daß José de Ribeira vor Euch steht, der vor zwölf Jahren noch der Räuber José genannt wurde. Ihr wart mein Wirth und Wohlthäter und der Vater meiner Kinder. Ach kommt in meine Arme meine Kinder, und umarmt Euern Vater." Er preßte die beiden Kinder in seine Arme, und als er sie zum öftern betrachtet, und mit Freudenthränen geküßt hatte, reichte er dem Pfarrer die Hand, fragend: „Nun, Alter! nehmt Ihr die Kirche zum Glas Wasser nicht an?"

Und der Pfarrer wandte sich zu Margariten und sprach bewegt und andächtig: „Wahrlich ich sage Euch, wer immer dem Mindesten meiner Schüler auch nur ein Glas kaltes Wasser reichen wird, dem soll es nicht unvergolten bleiben!" — „Amen!" sagte die Alte weinend vor Freude über das Glück ihres Herrn und ihrer Pflegesöhne, aber bald darauf weinte sie bitter über den Abschied von den Letzteren.

Ein Jahr nachher wohnten Don José de Ribeira und seine Söhne der Einweihung der neuen Kirche von San Pietro: zum Glas Wasser, einer der schönsten Kirchen in der Umgegend von Sevilla, bei.

Sommernachts-Phantasie.

Von

Amalie Krafft.

Die Sonne war eben im Sinken, tausendfarbig brach sich ihr Strahl in den Tropfen, welche zitternd an den Blättern und Blüthen hingen, die ein vorüberziehender Regen sanft erquickt hatte. In glühender Farbenpracht erhoben meine Schwestern stolz sich empor und begrüßten glänzend mit Crystallperlen geschmückt, den leise dämmernden Abend. Flüsternd neigte sich der Zephyr schmeichelnd mit süßen Liebesworten zu Allen, und Alle neigten ihr stolzes Haupt, sich sehnsuchtsvoll hingebend seinem flüchtigen Kuß. Nur ich, vom jüngsten Morgenstrahl erst aus der Knospe in das Leben gelockt, verbarg mich schüchtern unter dem schützenden Laubdach, welches meine Schwestern, hoch über mir prangend, über mich ausbreiteten. Noch hatte ich nur den Himmel von der Sonne beleuchtet gesehen; sie ging jetzt unter, und erwartungsvoll schaute ich nach dem immer dunkler werdenden Himmelszelt, da ich mich unendlich freute, auch die glänzenden Sterne zum erstenmale zu begrüßen. Schon ver-

glühte hinter den fernen Bergen die letzte goldumsäumte Wolke, schon jubelte mein Herz frohlockend dem ersten hervorkommenden Stern entgegen, als meine Aufmerksamkeit von dem Himmel abgezogen und der Erde zugewendet wurde. Aus einem düster melancholischen Laubgang trat eine Frau, weiß wie die Lilie mir gegenüber. Ihr Gesicht umzogen Locken so dunkel wie ich noch nichts gesehen, und ihr Auge blau wie das Veilchen, das der Sonnenstrahl, der mich in's Leben gelockt, getödtet, sah so freundlich auf mich herab, daß ich wünschte, sie möchte mich brechen, um an ihrem Herzen vergeben zu dürfen. Sie setzte sich mir gegenüber, gleich mir harrend der aufgehenden Sterne. Zwei Kinder, schön wie der erste Strahl der Morgensonne, spielten zu ihren Füßen.

„Sieh Omar, die schönen Rosen!" sagte die kleine Zaide zu dem Knaben, welcher ihr Blumen brachte; „Rosen erfreuen mich doch am meisten," setzte sie leise und zögernd hinzu.

„Mutter!" sagte schmeichelnd Omar, „Zaide bittet. Darf ich von Deinen Lieblingen für sie brechen?"

Die schöne Frau nickte bejahend mit dem Haupte und im Augenblick lag ich von meinem Stamme getrennt in Zaiden's Schooße.

Die Freude der beiden Kinder war unbegrenzt. Auch ich vergaß der Sterne; leuchteten doch Omar's und Zaiden's Augen wie sie, ach! ich glaubte vor Seligkeit zu vergehen, doch die nächste Secunde entschied anders über mich. Omar, flüchtig in seinen Neigungen, fand bald

keinen Gefallen mehr an mir; andere, schönere Rosen wollte er holen, ich sollte den Rest meines Daseins im Sande verschmachten. Zaide wollte nicht lassen von mir, doch der wilde, feurige Knabe hatte bald mich erfaßt, warf mich zur Erde und sein Fuß trat mich in den Staub. Sterbend sah ich noch Zaiden's thränenerfülltes Auge, hörte noch ihre Klagen; sie beugte sich zu mir herab, aber meine Sinne schwanden immer mehr und mit leisem Fittig war meine Seele entflohen.

Vermählt mit den leichten Abendwinden schweifte ich nun fessel- und ziellos umher; bald umwehte ich kühlend die Stirne des müden Wanderers, bald legte ich mich schmeichelnd an ein brechendes Herz es mit neuen Hoffnungsträumen erhebend; oder ich ergoß mich als leiser Schauer durch eine ahnungserfüllte Seele. So zog ich von Land zu Land. Viele reizende Blumen und Blüthen sah ich langsam vergehen oder durch schnelle Stürme zerknickt. Alles in der Natur ist einem vergänglichen Wechsel unterworfen, nur sie, die alles belebt und zerstört, ist ewig — wie der Allmächtige, der sie aus bodenlosem Nichts hervorrief. Auch meiner Bestimmung war ein neues Ziel gesetzt und ich sollte wieder an ein irdisches Dasein gebunden werden. Eine Ahnung meiner Zukunft mochte mich erfassen, denn ich konnte, als einst in einer sternenhellen Nacht viele Blumengeister mit mir vereint durch die Stille eines Haines zogen, mich nicht gleich ihnen freuen, die leise scherzend die Träume der schlafenden Rosen und Violen belauschten. Bewegt durch drü-

kend schwüle Luft senkte ich mich hernieder, in den Kelch einer einsamen Lilie; immer lautloser schien mir die Natur; immer dunkler wurden die Sterne meinem Blicke. Ich fühlte mich immer schwerer werdend, und ein tiefes Weh, wie damals als ich mein irdisches Dasein als Rose geendet, durchzuckte mein ganzes Wesen. Meine Gedanken zerflossen in fliehende Träume, in verschwimmende Bilder, bis ich endlich in gänzliche Bewußtlosigkeit versank.

Nur leise, langsam dämmerte wieder ein neues Bewußtsein in mir auf; doch die Vergangenheit lag völlig abgeschlossen, erinnerungslos hinter mir. Ich fing wieder an die Gegenstände, welche mich umgaben, zu unterscheiden, ich lernte urtheilen, Ideen zusammenreihen, lieben, fürchten und hassen. Noch hatte ich die Welt nicht gesehen; meine Freiheit beschränkte sich auf einen schönen Hofraum rings von einem Säulengang umgeben, durch welchen man zu den Gemächern des Hauses gelangte. In der Mitte desselben war ein erfrischender Springquell, der die Hitze des Tages milderte und durch sein sanftes Rauschen mich oft in stillen Nächten erfreute. Zaide, die Tochter des Hauses, ein Mädchen von zwölf Jahren, brachte mir täglich meine Nahrung, streichelte und küßte mich, und nannte mich immer ihr geliebtes weißes Reh. — Auch Omar ihr funfzehnjähriger Bruder kam oft mit ihr. Ich lernte sie lieben, harrte mit unendlicher Sehnsucht ihren Schritten entgegen, und bald war ich der unzertrennliche Gefährte von beiden. Oft durchzog ich mit ihnen

die dunkeln Haine, die blühenden Wiesen, bis wir vereint ruhten im Schatten eines großen Baumes, welcher schützend seine Aeste ausbreitete über duftende Rosenbüsche. Hier weilte ich am liebsten, war immer zuerst am Platze und lauschte ihrem süßen Geplauder, bis ich, den Kopf auf Zaiden's Schoos gelegt, entschlief.

Einst kam auch die Mutter meiner Beschützer mit ihnen, mich zum Abendgange abzuholen. Ich folgte schüchtern, denn die Nähe dieser ernsten Frau legte meinem frohen Jugendmuthe Fesseln an.

„Mutter!" bat Zaide, als wir an dem gewöhnlichen Ziel unserer Wanderungen vereint, im Grase ruhten, „Du hast uns die Geschichte von den Rosen dort, schon lange nicht mehr erzählt, und ich höre sie doch so gern."

„Ja, ja Mutter! von den Rosen erzähle uns einmal wieder," bat auch Omar.

„Es sind nun bereits funfzehn Jahre," begann die hohe Frau ihre Erzählung, „gerade einige Tage ehe Omar das Licht der Welt zum erstenmal erblickte, als ich in einer schönen Sommernacht hier lustwandelte. Ich hatte lange keine Nachricht von Euerm Vater, welcher damals bei dem Heere sich befand, das ausgezogen war, gegen den Feind des Vaterlandes zu kämpfen. Von Sorgen und trüben Ahnungen gequält, ließ ich mich hier nieder und versank in einen wachend träumenden Zustand, der meine Seele wie gefesselt hielt und mich mit sonderbaren Bildern erfüllte. Unter jenem Rosenbaum saß ein wunderlieblicher Knabe mit weißen, leuchtenden Flügeln

an den Schultern, schöner noch als der Fittig des Schwanes, wenn er die blaue Fluth des See's durchsegelt. Er spielte in kindischer Freude mit einer eben erblühten Rose, und schien unendliche Wonne zu empfinden über ihren Besitz, bis sein Blick neue Rosen gewahrte, welche in herrlicher Schönheit an dem Baume sich entfalteten. Gleichgültig warf er die erste zur Erde, langend die schönern Schwestern. Und immer neue Rosen brechend, trieb er das Spiel so fort, nicht gewahrend, daß der Baum seines Schmuckes beraubt, trauernd die Blätter senkte. Nur einige Knospen prangten noch zwischen dem gelbwerdenden Laube; auch diese verschonte seine Hand nicht, und der Baum stand verdorrt, als ein Bild des Todes. Verwelkt und entblättert lagen die Blumenköniginnen zu seinen Füßen. Träumend schaute der Knabe auf die Trümmer seines Glückes; eine innere Unzufriedenheit mochte sein Gemüth ergreifen, denn er spannte die Flügel um diesem Anblick zu entfliehen. Doch diese schienen die Uebung ihrer Schwungkraft verloren zu haben, und er sank nach kurzem Versuch ermattet zu Boden. Und eine graue Schlange wand sich leise, leise heran, den Knaben langsam umstrickend, der immer bleicher werdend, endlich von ihren Stichen getödtet, zur Erde fiel."

„Der arme Knabe!" seufzte Zaide nach einer Pause. „Der Tod durch eine Schlange muß schmerzvoll und schauderhaft sein."

„Hätte er nicht versuchen können, sie zu tödten?" fuhr Omar aus tiefen Sinnen auf.

„Mein Kind!" sprach die Mutter, „es war die

Schlange der Reue, diese hat noch kein Sterblicher besiegt."

„Und einige Tage nach diesem Traum, kam Omar zur Welt?" fragte Zaide weiter.

„So ist es!" entgegnete die Mutter. „Sittah bekränzte seine Wiege mit den ersten Rosen jenes Baumes, welcher damals noch sehr klein war. Er ist seitdem kräftig empor gewachsen, und ich glaube immer einen sterbenden Wehlaut zu hören, wenn ein Zweig von seinem Stamme gebrochen wird."

Auch mir wurde jener Rosenbaum noch einmal so werth, und eine geheime Sehnsucht trieb mich, immer zu ihm, wenn auch Omar und Zaide ihre Schritte anderwärts lenkten, bis der Ruf meines Gebieters auf die rechte Bahn mich führte.

Einst, an einem schönen Morgen, als ich schon mehrere Tage meinen geliebten Baum nicht gesehen hatte, verließ ich, von mächtigem Verlangen ergriffen, mein stilles Lager, und trat allein den Weg zu demselben an. Meiner Freiheit mich erfreuend sprang ich sorglos durch die blühenden Fluren, nicht gewahrend, daß ich mich verirrt hatte. Erst als ein dunkler Wald mit seinen Schatten mich umfing, bemerkte ich mit Angst, daß ich weit mußte abgekommen sein von dem rechten Wege. Jetzt hörte ich etwas rauschen, in athemloser Erwartung horchte ich; es schwirrte durch die Luft — und ein Pfeil durchbohrte meine Brust. Meine Sinne schwanden mit dem strömenden Blute; da tönten bekannte Laute wie

aus weiter Ferne an mein Ohr; noch einmal versuchte ich mein brechendes Auge aufzuschlagen und begegnete den thränenerfüllten Blicken Omar's und Zaiden's, welche sich schmerzvoll über mich beugten.

Und abermals dämmerte langsam ein neues Bewußtsein in mir auf. Glänzende Pracht herrschte, wohin mein Auge traf; ich ruhte auf seidenen Polstern und der Boden meines Gemaches war mit kostbaren Teppichen belegt. Fedore, meine Wärterin, war das erste Geschöpf, welches den Funken der Liebe und Dankbarkeit in meinem Herzen erweckte. Jeder Athemzug ihres Lebens war meiner Pflege geweiht, und ich hätte nicht schlafen können, wäre sie mir nicht schützend zur Seite gewesen, meine Hand in der ihrigen haltend. Selten nur sah ich meinen Vater. Fedore sagte mir: große Geschäfte hielten ihn von mir entfernt; das Wohl vieler, vieler Menschen hinge nur von ihm ab, und er müsse seinem Herrn Land und Leute regieren helfen. Einstmals, es war stürmisches Wetter und die Nacht brach früher als gewöhnlich herein, trat mein Vater in das Gemach als ich eben auf Fedoren's Schooße unter einer Menge Mährchen, die sie mir erzählte, in Schlummer versank. Aufgeschreckt durch sein schnelles Eintreten fing ich zu weinen an; er aber beruhigte mich, nahm mich auf den Arm und sagte: daß er auf längere Zeit verreisen, bei seiner Rückkehr aber viele Blumen, und Perlen mir mitbringen würde; ich sollte ihm sagen, was ich besonders wünsche. Aber ich spielte lange mit seinen Locken, ohne daß mir

etwas einfallen wollte. Endlich bat ich um einen redenden Hund, wie Prinz Achmet in Fedoren's Mährchen einen hatte, der seinen Herrn warnt, wenn böse, falsche Menschen sich ihm nahen. Mein Vater lächelte trübe über die Wahl meines Wunsches, küßte mich und ging.

Es verflossen viele Tage, und jeden Abend fragte ich Fedoren, wenn mein Vater zurückkehren würde, und jedesmal erhielt ich zur Antwort: bis ich wieder erwachte, würden die lieben Engel ihn hergeleitet haben. — So wurde ich abermals von Versprechungen in den Schlaf gewiegt, und mochte kurze Zeit von Blumen, Perlen und dem redenden Hund geträumt haben, als ein ungewöhnlicher Lärm mich erweckte. Thüren wurden in hastiger Eile zugeschlagen; es war, als ob alle Bedienten des Hauses in verwirrter Bewegung durcheinander rannten. Ich hörte viele klagende Stimmen, mein Vater sprach lange zu ihnen, worauf alles ganz stille wurde. Endlich stürzte Fedore bleich und athemlos herein, riß mich von meinem Lager auf, hüllte mich in warmes Pelzwerk und eilte mit mir die Treppe hinab. Ein Wagen mußte schon bereit gestanden haben, denn ich fühlte augenblicklich die pfeilschnell fortrollende Bewegung desselben. —

Als ich aus tiefem Schlummer erwachte, graute der Tag; mein Vater saß mir gegenüber — sorgenvoll hinaus blickend in die aufsteigenden Morgennebel, als fürchte er mit den hervorbrechenden Strahlen der Sonne, einen nachsetzenden Feind. Zum erstenmal in meinem

jungen Leben traf mich der schneidende Hauch des Ostwindes; Fedore, welche mit den Armen mich umfaßt hielt, suchte so viel wie möglich jeden Luftzug von mir abzuwenden; aber dennoch fühlte ich das ungewöhnte Ungemach dieser eiligen Reise äußerst lebhaft. Erst, als die Sonne hoch am Himmel stehend, ihre belebenden Strahlen erwärmend über die Erde ergoß, versöhnte ich mich mit dem Wechsel meines Geschickes und fand Gefallen an den Bäumen und Bergen, welche an mir vorüber zu fliegen schienen.

So waren viele Tage hingegangen; wir verließen endlich den Wagen und setzten unsern Weg zu Pferde fort, welches mich sehr erfreute. Und immer wärmer schien die Sonne, immer felsiger wurde der Pfad: und als wir an einem schaurig gähnenden Abgrund vorüber waren, sagte mein Vater: Nun sind wir außer aller Gefahr! Langsam setzten wir unsere Reise fort, bis wir in ein herrliches Thal kamen, welches das Ziel derselben sein sollte. Wunderlich, meinem Auge frembartig gekleidete Menschen umgaben uns; ich konnte nicht verstehen, was der Vater mit ihnen sprach, aber endlich schienen sie einig zu sein und wir wurden in eine geräumige Hütte geführt, welche mit den angrenzenden Feldern und weidenden Heerden nun unser Eigenthum war.

Jahre reihten sich an Jahre; ich war groß geworden in meiner neuen Heimath, und die Erinnerung an mein eigentliches Vaterland lag wie ein Traum der Kindheit hinter mir. Unsere Hütte zeichnete sich wenig von denen

anderer Landbewohner aus; nur mein Gemach, das keines Fremden Fuß betrat, war geschmückt mit verschwenderischer Pracht. Auch meine Kleidung, wiewohl nach der Sitte des Landes, ließ eine höhere Abkunft ahnen, da mein Vater alles, was das Leben an irdischen Gütern ihm gelassen hatte, über mich, sein einziges Kind, ausschüttete. Jedere besorgte die Wirthschaft, ein alter Diener bestellte das Feld; und ich hörte oft meinen Vater sagen: daß er, seit seine Feinde am Hofe, welche seine Abwesenheit benutzt ihn zu stürzen, und er nur durch schleunige Flucht, harter Strafe entronnen, erst fühle, was das Leben sei.

Es war ein schwüler Abend! ein unnennbares Etwas füllte meine Brust, und meine Seele verlor sich in Träumen. Ich ging zur Quelle im Marmorbecken; das Spiel ihrer crystallhellen Wellen konnte mich nicht erfreuen wie sonst! es trieb mich fort, und immer weiter entfernte ich mich von der Hütte, bis der Schatten eines Waldes mich umfing. Mein Fuß hatte ihn früher nie betreten, und dennoch tauchten dunkle Erinnerungen in mir auf, als sei ich schon einmal hier gewesen. Ich suchte vergebens den Ausgang; die Bäume schienen immer dichter zu werden. Das süße Klagelied einer Nachtigall tönte in mein Ohr! diesem Schalle folgend gelangte ich endlich auf einen freien Rasen von hohen Rosenbüschen umgeben. Ein leiser Schauer der Erinnerung rieselte durch meine Gebeine, ich fühlte: nicht zum erstenmal sah ich diesen Ort. Ich nahte mich einem der schönsten Rosenbäume und streckte

die Hand aus, um einen blühenden Zweig mir zu brechen. Ein Ausruf des Schmerzes entfuhr meinen Lippen, denn die Dornen hatten mich blutig geritzt. Ein Mann, welcher im Schatten geruht, sprang empor und betrachtete mich mit freundlichen Blicken. Auch ich stand sprachlos in sein Anschauen versunken, denn eine Welt neuer, namenloser Gefühle that sich mir auf.

Mancher schöne Mann war schon durch unser Gebirgsthal gezogen, keiner hätte den Vergleich mit diesem ausgehalten. Groß und schön gebaut, stand er im Sommer seines Lebens, als ein Bild der majestätischen Eiche, welche brechen, aber nimmer sich beugen kann in den Stürmen der Erde. Aus den bleichen Lilien seines Gesichtes glänzten zwei dunkle Sterne, von schwarzen Bogen umwölbt; und sein Lächeln, voll herzgewinnender Freundlichkeit, zeigte zwei Reihen der reinsten Perlen. Sein Anzug war reich und glänzend; ein kostbarer Stein hielt die Reiherfeder seines Turbans, und auch sein Gürtel war mit schimmernden Steinen geschmückt.

Lange stand ich ihm gegenüber; seinen Blick nicht ertragend, senkte ich den meinen zu Boden.

Er fragte mich endlich in den schönsten Klängen, welche jemals mein Ohr berührt, ob ich mich verirrt hätte und erbot sich, als ich dies leise bejahte, mich nach meiner Hütte zu geleiten. Auf dem Wege dahin fragte er nach meinem Namen, meinem Vaterlande und wie ich hieher gekommen.

Er nannte sich Omar, war der Besitzer von allen umliegenden Ländereien, und hatte seine Jugend auf Rei-

sen zugebracht. Erst seit Zaide, seine Schwester gestorben, war er zurückgekehrt in sein väterliches Erbe, wo Nobire, seine alte Mutter noch lebte.

Träumend trat ich in die Hütte; Omar's Bild füllte meine ganze Seele. Tausendmal wiederholte ich in Gedanken alle seine Worte, forschend, ob keine höhere Deutung seinen einfachsten Reden unterzulegen sei, und es erfaßte mich Trauer wie Freude bei den Stimmen, welche in meiner Brust erwachten. Der aufgehende Morgen wiegte mich erst in den lange vergebens gewünschten Schlummer, und beseligende Bilder zogen am Rosenhimmel meines neuen Gefühles vorüber. Nach einigen Stunden Schlafes erwachte ich, um mit Sehnsucht dem kommenden Abend entgegen zu sehen. Ob auch er meiner gedächte, ob ich ihn wieder an derselben Stelle finden würde, waren meine einzigen Gedanken. Die untergehende Sonne fand mich auf dem Wege nach dem Rosenhaine. Mein Herz pochte hörbar, doch unendliche Freude zog in denselben ein, als ich Omar an derselben Stelle fand. Er begrüßte mich schon in der Ferne, gesellte sich zu mir und folgte meinen Schritten. Er war freundlich, doch sprach er weniger wie den ersten Tag; seine Gedanken schienen sich mit etwas zu beschäftigen. Als ich in der Ferne meine Hütte erblickte, sah ich Federen vor derselben sitzen; ich nahm also früher Abschied und er verschwand in dem Dunkel des Waldes.

Mit Trauer erfüllt fand mich die Nacht auf meinem

Lager. Konnte Omar gleiche Gefühle gegen mich hegen, da er auch mit keinem Worte, die Hoffnung mich wieder zu sehen aussprach? Nein! es war Zufall, Neugierde vielleicht, daß ich ihn den zweiten Tag meiner wartend fand, nichts anderes! — Ich nahm mir vor, nicht mehr hinzugehen; um meinem Vorsatze treu zu bleiben, verließ ich nicht einmal die Hütte. Neun Tage lang hatte ich die Schwelle nicht mehr verlassen, und mein Gemüth hatte sich in dieser Zeit beruhigt. Am zehnten Tage beredete mich Fedore, die Schönheit des Abends im Freien zu genießen; ich trat hinaus, die Sonne war im Scheiden, glühend schien sie auf den fernen Bergen zu ruhen, um noch einmal die Erde zu überschauen und dann hinab zu sinken, den Antipoden Licht und Wärme zu spenden. Die Luft war schwül und drückend; Schatten suchend, ging ich dem Haine zu, das Glück des nächsten Augenblicks nicht ahnend. Kaum war ich unter die ersten Bäume getreten, erblickte ich Omar. Sein Gesicht überflog ein Ausdruck von freudig erfüllter Erwartung, und er begrüßte mich mit bebender Stimme.

„Ada! neun ewig lange Tage erwartete ich Dich vergebens — warum kamst Du nicht?“ sprach er, meine Hand ergreifend. Schweigend senkte ich den Blick zur Erde, meine Hand zitterte in der seinen. „Warum kam meine Ada nicht und ließ mich beinahe in Sehnsucht vergehen?“ wiederholte er.

Wir sahen uns von diesem Augenblicke an täglich; ich wüßte keine Tugend, die ich nicht an Omar gefunden,

kannte kein Glück, das ich nicht mit ihm hätte theilen können. Es war eine schöne Zeit, die seligste meines ganzen Erdenlebens! —

Eines Tages war Omar nach der entferntesten Grenze seines Gebietes gegangen, wo seine Gegenwart erforderlich schien; in zwei bis drei Tagen wollte er zurückkehren und dennoch erhielt ich schon den ersten einen Zettel, welcher mich mit wenig Worten an den Ort unserer täglichen Zusammenkunft zu kommen, beschied. Die Züge der Schrift waren mir unbekannt. Und dennoch — wer konnte es außer Omar sein?

Mit tausend Vermuthungen trat ich den Gang an; eine alte Sclavin kam mir entgegen und bat mich ihr zu folgen. Sie führte mich in der Richtung nach Omar's Wohnung, welche eine kleine halbe Stunde von unserer Hütte entfernt lag. An derselben angelangt, traten wir in das Haus. Alles war öde und still; meine Führerin schritt über einen Hofraum — rings von Säulen umgeben; in der Mitte war ein erfrischender Springquell, dessen leises Rauschen allein die lautlose Ruhe unterbrach. Eine Thüre that sich auf, wir traten ein; die alte Sclavin hieß mich hier verweilen und entschwand auf der entgegengesetzten Seite, hinter einem reichgestickten Vorhange. Ich befand mich unter Omar's Dach, die Mauern, die ihn als Kind, als Jüngling, als Mann umschlossen hatten, umfingen auch mich; ich athmete seine Luft und er erschien nicht, seine Ada zu empfangen! In gespannter Erwartung lauschte ich auf das entfernteste Geräusch,

während mein gepreßtes Herz in langsamen, starken Schlägen pochte. Endlich öffnete sich der Vorhang, und eine jüngere Sclavin winkte mir einzutreten. Ich trat in einen, reich mit Gold gezierten Saal. Eine hohe, bejahrte Frau, deren Züge Spuren ehemaliger Schönheit trugen, saß auf einem Polster, zu ihrer Linken ein tief verschleiertes Mädchen.

„Du bist Ada, die Tochter des Fremdlings aus dem Thale?“ redete sie mich nach einer langen Pause des Betrachtens an. „Man sagt: Dein Vater habe lange am Hofe gelebt und sei ein Opfer niedriger Vezire geworden;“ sprach sie weiter; „mein Sohn hatte Unrecht, sich ein Spielzeug zu wählen, das, eingedenk seines vorigen Standes, gewiß Ansprüche zu machen, sich berechtigt hält.“

„Wie verstehst Du das, hohe Frau?“ fragte ich entgegen; „ich mache auf nichts Anspruch außer Omar's Herzen, und das gab er mir freien Willens.“

Die Verschleierte machte eine Bewegung gegen mich, als wolle sie sprechen, sank aber wieder in die Kissen des Divans zurück.

„Armes Kind!“ nahm Omar's Mutter das Wort. „Sein Herz weiß wohl wenig von Dir! Hier — Kassarah ist seine verlobte Braut und in wenig Wochen ist sie für das ganze Leben sein.“ Sie schlug den Schleier Kassarah's zurück; ein paar große, brennendschwarze Augen schossen giftige Pfeile auf mich, aber ich sah nichts, hörte nichts mehr, meine Sinne schwanden, meine Kniee wankten, und in halber Bewußtlosigkeit eilte ich durch die Gemächer in das

Freie. Die Luft war mild, da die Sonne eben hinuntergesunken, und die Rosen des nahen Hains, wo ich Omar zum erstenmal gesehen, sandten mir grüßend ihre süßen Düfte. Mein gewaltsamer Schmerz löste sich in Thränen, und ich empfand einen Augenblick eine erleichternde Beruhigung. Dann ließ ich aber alles Erlebte an meiner Erinnerung vorüber gehen, und mein Herz erlag beinahe den Gedanken — an Omar's Verrath.

In der heimischen Hütte angelangt, ergriff mich ein heftiges Fieber; die treue Fedore wachte die ganze Nacht an meinem Lager, und ich schüttete mein Geheimniß aus vor ihrem theilnehmenden Herzen.

Fedoren's Pflege und Trostworten war es gelungen, daß ich den siebenten Tag die Hütte wieder verlassen konnte. Omar trat mir mit unbefangener Freude entgegen. Ich wandte mich ab, ihn nicht zu sehen; er aber ergriff meine Hand und fragte, warum ich ihm zürne? „Geh, Omar!" sprach ich, „geh zu Kassarah, Deiner verlobten Braut!"

„Und solch Mißtrauen wohnt in Ada's Herzen!" sprach Omar ernst, „daß sie Raum giebt dem Glauben an dieses Mährchen?"

Einen Augenblick schwebte mein Herz zwischen Verachtung und Hoffnung; bald jedoch siegten Omar's Worte, der seine Mutter geschickt vertheidigte und anklagte zugleich, und ich schämte mich, ihm nicht besser vertraut zu haben. Wie konnte er mir so klar und ruhig in das Auge schauen — wenn er schuldig war?

Tage, Wochen vergingen, ohne daß irgend etwas in Omar's Betragen mir Urſache gegeben hätte, ein Mißtrauen zu nähren. Mein Himmel war völlig wolkenlos, und der Blitzſtrahl der Vernichtung kam aus den heiterſten Räumen der Luft.

Omar gab vor, eine Reiſe machen zu müſſen, von welcher er erſt in einigen Wochen zurückkehren würde, und da er fürchtete, ſeine Mutter möchte auf eine neue Liſt ſinnen, mir eine Kränkung zu bereiten, ſo bat er mich, in der Zeit ſeiner Abweſenheit, meine Hütte ſo wenig als möglich zu verlaſſen; ich verſprach es und er reiſte ab.

Zwei Tage waren in ſtiller Ruhe verfloſſen, als mein Vater zu mir trat und mich ihm folgen hieß. Er war ungewöhnlich heiter, und ich freute mich deſſen, denn er war meiſtens finſter und ſtill. Als wir eine Weile gegangen, ſah ich eine Menge feſtlich gekleidete Menſchen, und ein froher Tumult drang aus weiter Ferne an mein Ohr. „Wohin führſt Du mich, Vater?“ unterbrach ich das Schweigen, in das wir wieder verſunken waren.

„Zum Hochzeitsfeſte Omar's, zu welchem uns ſeine Mutter geladen,“ ſprach er.

Das Blut ſtockte in meinen Adern, aber ich preßte jeden Gedanken gewaltſam zurück in des Herzens Tiefen; denn konnte es nicht abermals ein liſtig erſonnenes Mährchen Nadiren's ſein? Doch nach wenig Minuten war die Täuſchung gehoben. Der Hochzeitszug nahte; ich fühlte das Blut, wie es ſich erſtarrend zum Herzen drängte. Sie zogen an uns vorüber; Omar war der glückliche Bräutigam! ſein Geſicht ſtrahlte vor Freude. Er be-

merkte mich nicht, denn er sprach und lachte mit einem seiner Begleiter. Mit einem Schrei des Entsetzens sank ich zu Boden. —

Als ich wieder zum Bewußtsein gelangte, befand ich mich auf meinem Lager, Fedore saß mir zur Seite; mein Vater stand mit verhülltem Gesicht an der Thüre. Es war die letzte Flamme, die in mir aufloderte. Eine Ader war in meinem Herzen gesprungen, ich fühlte den warmen Lebensstrom verrinnen, der die Seele an den erkaltenden Körper gefesselt hielt, und in wenigen Secunden sollte der Kampf beendet sein. Ich gedachte nicht mehr Omar's, nicht mehr meiner Liebe! nur der Anblick meines Vaters erschwerte mir das Scheiden und vermehrte meinen letzten irdischen Schmerz. Ich fühlte, was er litt, sein einziges Kind, seine letzte Hoffnung sterben zu sehen; der männliche Muth, mit welchem er seinen ungeheuern Schmerz der Scheidenden zu verbergen suchte, verließ ihn plötzlich, als Fedore meine Hand fassend, ausrief: „Nun wird sie sogleich vollenden!" — Er sank an meinem Lager nieder; noch einen Blick warf ich auf ihn, noch einmal durchbebte heftiger Schmerz meinen Körper, und ich hatte mich losgerungen von der lastenden Bürde des Erdenlebens.

Frei und erhoben über jede Sorge der Erde, schwebte ich durch die Räume des Aethers. Noch einmal wollte ich meine irdische Leidensstätte sehen, ehe ich meine Schwingen zu höherm Fluge versuchte. Ich senkte mich herab in die Hütte meines Vaters, wo meine ehemalige

Hülle ſtarr und bleich, mit Blumen und Kränzen geſchmückt lag. Es war Erdennacht. Leiſe trat Fedore mit einer Lampe in der Hand, in das Gemach. Omar folgte ihr. Mit kalter Ruhe in den Zügen betrachtete er die Leiche; kein Wort, kein Seufzer verrieth Reue oder Schmerz.

„Nun, Mann von Stein," begann Fedore, welche vergebens auf den Ausbruch von Leidenſchaft gelauſcht hatte, „iſt Dein Opfer nicht ſchön geſchmückt? iſt dieſer Anblick nicht vermögend, Dein ſchlafendes Gewiſſen wach zu rütteln?"

„Du irrſt!" entgegnete Omar. „Der Glaube zog eine ewige Scheidewand zwiſchen mir und Ada; mit ihr hätte ich nie mich verbinden können! ſollte dieſes Verhältniß mich der Freiheit berauben, nach meinem Gefallen zu handeln? hätte ich es ihr ſelbſt ſagen ſollen? kann ich davor, daß ihr den Tod gegeben, was hundert Mädchen kaum einen Tag beweinen? Ada's Geſchick hat es ſo gewollt, nicht ich."

„Glaubſt Du?" rief Fedore mit erſtickter Wuth. „O! über den Sophiſten, den die Natur mit allen glänzenden Gaben überſchüttet, wobei ſie aber das Herz vergeſſen hatte; das Herz, ohne welches die allein handelnde kalte Vernunft ſich in bittern Hohn verwandelt. Geh, Omar! entweihe nicht länger die heilige Stätte mit Deinen frevelnden Reden. Geh! Dir wird es ergehen nach Deinen eignen Grundſätzen; der verſöhnte Schatten Ada's möge in Deiner letzten Stunde Dir Vergebung bringen, ohne welche Du ringend im Todeskampfe nicht ſterben kannſt."

„Wahnsinnige Thörin!“ rief Omar wild auflachend, und verließ das Gemach.

Leise senkte ich mich hernieder zu meinem schlafenden Vater; seine Augen waren geschlossen, aber in seinen Wimpern glänzte eine Thräne. Ich erschien ihm im Traum; den Balsam des Glaubens tröstend in sein wundes Herz gießend, dann spannte ich die leuchtenden Fittige, um hoch mich aufzuschwingen über den drückenden Luftkreis des irdischen Lebens.

Glänzende Weltkörper mit ihren Bewohnern drehten im gemessenen Kreise sich um ihre Sonnen. Und Sonnen mit ihren Welten, und deren Monde wälzten sich wieder einem Systeme angehörend, um eine ungeheuere Sonne, die wieder nach den Gesetzen des Weltenlenkers einer höheren Unterthan war. So ging es fort und fort in das Unendliche. In diesem weiten All war ich ein Hauch, ein leiser Hauch! und dennoch umfaßte mich die Liebe des ewigen Vaters, der mich aus Nichts hervorgerufen, wie die glänzendste Sonne, die er geschaffen, das fühlte ich in meinem ganzen Wesen. Denn ein Augenblick, in welchem er das schützende Auge von mir abgewandt hätte, und ich wäre in bodenloses Nichts, in eine unerreichbare Tiefe gesunken.

Und immer lichter ward es meinen Blicken, immer leichter fühlte ich mich werden. Tausend und tausend Geister, unzählig wie die Welten und Sonnen, schwebten dem Lichte der Vollendung zu. Ein Meer von glänzenden Strahlen ergoß sich vom Throne des Ewigen. Ich durfte

nicht nahen, denn noch hatte ich Bande, die mich an meine ehemalige Welt gefeſſelt hielten. Eine Stimme ertönte in mir — außer mir — welche mir ſagte: auch Du haſt gefehlt! Dein ganzes Heil in irdiſchem Glück ſuchend, haſt Du gezweifelt an der barmherzigen Liebe des Vaters! geh noch einmal zurück und bringe den Verſöhnungskuß dem, der die Schuld Deines Todes auf ſich geladen."

Zehn Erdenjahre waren indeß verfloſſen; mein Vater pflanzte Roſen auf das Grab meiner Hülle. Sein Haar hatte der Gram gebleicht, ſeine einzige Freude machten ihm die Blumen, welche auf der Ruheſtätte ſeines Kindes blühten, die er mit ängſtlicher Sorgfalt wartete. Armer Vater! Ada's gebrochenes Herz iſt längſt zu Staub geworden. Schmerz und Gram ſind bittere Gefährten, aber ſie dürfen nicht mit über die Grenzen des Todes. Mit der Fackel des Lebens verlöſcht auch ihre Macht, und im Grabe wohnt nur der Schlummer des Friedens, von keinem böſen Traum geſtört. Armer Vater, wie kannſt Du weinen? Ada's Hülle iſt Staub, Ada's Geiſt kennt nicht mehr die Qualen des Schmerzes. Dein Leben war rein wie der Aether des Himmels, komme bald, Du wirſt eingehen in das Licht der Vollendung.

Auf ſeinem Lager ausgeſtreckt — lag Omar mit dem Tode ringend, ein Bild des Jammers. Erloſchen war der Strahl ſeines Auges, ſeine Lippen verzogen krampfhaft ſich zum Lächeln, indem ſie einzelne, abgebrochene Laute hervorſtießen.

Kassarah seine Gattin, liebte Achmet mit Leidenschaft, wie sie einst Omar geliebt hatte. Omar's Rache fürchtend, wenn er ihr Verständniß mit demselben entdekken sollte, hatte sie ihm den Giftbecher mit schmeichlerischen Worten gereicht, und war dann mit dem Manne ihrer zweiten Wahl entflohen. Einsam, verlassen von allen Sclaven des Hauses, sollte Omar sein Leben unter den schrecklichsten Qualen des Schmerzes verhauchen.

Auf einem Orangenzweig mich wiegend, sah ich in die einst geliebten Züge, die sich so wenig mehr glichen. Armer Omar! wie gern hätte ich, vereint mit den Abendlüften, welche durch die offenen Fenster drangen, Deine vom Fieber brennende Stirne gekühlt! aber noch war der Geist des Erkenntnisses nicht in Dein von starrendem Eis umzogenes Herz gedrungen; ich durfte Dir nicht nahen.

„Kassarah! Abdallah! nur einen Tropfen Wasser!" baten seine sterbenden Lippen. Aber Kassarah war weit von hier; ihr Herz hatte sich dem Mitleid verschlossen, wie einst das seine, sie hörte ihn nicht. Der kalte Thau des Todes perlte aus seiner Stirne; ermattet sank er zurück und sprach leise: „Schatten Ada's! ich habe gefehlt, schwer ist die Strafe — Vergebung!"

Ein leises Weh durchbebte mein ganzes Wesen; den Versöhnungskuß auf seine Lippen hauchend, half ich seine Seele sich losringen von den irdischen Banden, und vereint schwangen wir uns empor zum Lichte des ewigen Vaters.

Elisa von der Recke.

geb. am 20. Mai 1754; gest. am 13. April 1833.

Das Leben der edeln Frau, deren Andenken diese Blät-
r geweiht sind, ist nach seinen äußern Hergängen und
ner literarischen Wirksamkeit so vielfach beschrieben, daß
überflüssig wäre auf sie zurückzukehren. In bekannten
erken sind genaue Berichte erschienen, deren geschichtliche
ngaben unter ihren Augen zusammengetragen wurden,
d als vor einem Jahre die Nachricht von dem Tode der
eln Elisa in dem weiten Kreise ihrer Freunde und Be-
nnten mit dem innigsten Schmerze, durch alle Länder
r deutschen Sprache und weit über ihre Grenzen hin-
s, mit der lebhaftesten Theilnahme gelesen wurde, fand
an in öffentlichen Blättern Biographien, die vollends
richtigend ergänzten, wo jene noch Lücken gelassen.
elbst die Tagebücher, welche die edle Heimgegangene eine
nge Reihe von Jahren hindurch mit der gewissenhaftesten
orge zu führen gewohnt war, würden jetzt wenig Aus-
ute geben. Denn in den letzten Jahren ihres Lebens,
s Kränklichkeit sie für neue Unterhaltung stumpfer machte
d ihr nie rastender Geist doch Anregungen ver-
ngte, wählte sie zur Erheiterung ihrer sonstigen Ar-
itsstunden ihr Tagebuch und ihre Empfänglichkeit für
s Nächste schien sich zu heben, als sie bei den Erleb-

niſſen andrer Jahre verweilte. Lange Zeiträume lagen zwiſchen dem Damals und Jetzt, und die Wünſche und Anſichten, welche die jugendlich blühende Frau dieſen Blättern vertraut hatte, las jetzt die Matrone durch die Erfahrungen mancher Jahre in ihrem Urtheile berichtigt. Manches mußte ihr anders erſcheinen. Die Zeit hatte über Fragen entſchieden, hatte Räthſel gelöſet. Auch Frau v. d. R. hatte lebhaft das Unrecht als Unrecht empfunden und mit Offenheit es Unrecht genannt. Aber in dem Abendſcheine des Lebens ſah ſie vieles in milderem Lichte. Eine Menge Blätter, wo ſie über Perſonen und Vorfälle ſich unverholen geäußert, ſchienen jetzt ſie ſelbſt zu verletzen und wurden von ihr darum vernichtet. Die Kön. Bibliothek zu Berlin, der nach einer letztwilligen Verordnung der erſte Theil ihrer Tagebücher nach H. Tiedge's Tode zufällt, dürfte daher in dieſen Memoiren wenig Aufſchlüſſe finden, die weſentliche geſchichtliche Lücken in den durch den Druck veröffentlichten biographiſchen Notizen ausfüllen könnten.

Auch der Theil ihres Briefwechſels, der am meiſten Aufſchlüſſe über manche Beziehungen ihrer frühern Verhältniſſe, über niedergekämpfte Erwartungen und Anſprüche geben mochte, iſt, wie ſie's begehrt hat, gleich nach ihrem Tode verbrannt worden. Zwar iſt die Maſſe der Briefe, die zurückblieben, noch ſehr groß, doch dürfte außer für ihre literariſche Thätigkeit ſich wenig Gewinn daraus ergeben. Denn, nicht unmöglich möchte es ſein, die Reihe ihrer Beſchäftigungen am Schreibtiſche von Tage zu Tage weit hinauf in ihrem Leben damit zu

belegen. Weiter nicht viel. Doch wozu auch? Lag doch wie auf geweihter Tafel ihr ganzes Leben dem Auge der Freundschaft offen; und ihr edler Sinn, die Reinheit, Würde und ungeschminkte Güte ihrer ganzen Natur, glänzt in so vielen Zeugnissen uns entgegen, die auch noch in sehr entfernter Zeit ihrem Andenken den Segen der Besseren sichern.

Weniger treu wird man einst sich das Aeußre ihrer Erscheinung hervorzurufen im Stande sein, da von den vielen Bildern, die sie darstellen, keines durch Treue genügte. Nach einem Gemälde von Darbes in Berlin erschien vor dem 108. Bande der Allg. deutschen Bibliothek (im J. 1792) ihr von Henne gestochnes Bild, das, die Mangelhaftigkeiten seiner Ausführung abgerechnet, schwerlich je ganz ähnlich gewesen sein kann. Diese so bestimmten, großartig ausgebildeten Züge, der milde Friede dieser geistreichen, klaren und doch so sanften Augen ist wenigstens in dem Stiche nicht wieder zu erkennen, der schon durch seine lateinische Unterschrift anspruchsvoll entgegentritt. Nach den Worten des beigegebenen Hexameters

Femina fronte patet, vir pectore, diva decore,

die man, bis unsre Uebersetzungskünstler sie wörtlicher wiedergegeben haben, etwa so übertragen könnte:

Frau in den Zügen, ein Mann im Entschluß, eine Göttin durch Anmuth,

ist man schon auf eine Darstellung vorbereitet, die durch ihre Bedeutentheit bemerklich werden will; und wie weit lag das von der einfachen Weise der edlen Frau ab, die durch angeborne Würde eben so sehr die Vertraulichkeit

zu entfernen ſchien, als ſie durch den unverkennbarſten Ausdruck wahrer Güte dazu wieder einlud. — Gleich verfehlt war das Portrait, das ein noch lebender Dresdner Künſtler in ganzer Figur ausführte, und das jetzt im Schloße zu Löbichau ſich befindet. Es ſtellt Frau v. d. Recke auf einen antiken Sarkophag geſtützt dar, deſſen Reliefs ſinnig gewählt ſind. Aber Coſtüm, wie Stellung ſind dieſer Individualität fremd und zudringlich bedeutſam. Etwas früher als das ebenerwähnte Bild wurde in Hamburg von dem bekannten Künſtler Herrn Schröder eins gemalt, das im J. 1824 durch Grevedon in Paris auf Stein gezeichnet, viel verbreitet iſt, weil man die meiſten Erinnerungen der frühern Bekannten der Frau von der Recke dadurch befriedigt fand. Es iſt mit dem hier gegebenen Bilde am übereinſtimmendſten. — Auch eine Büſte von Thorwaldſen in Marmor ausgeführt, iſt vorhanden, die das allgemeine Schickſal theilt. Sie wurde während der Anweſenheit der Frau v. d. Recke in Rom auf den Wunſch ihres Bruders gearbeitet, gibt aber die ſo intereſſanten Züge mit einer gewiſſen Starrheit wieder, und erſcheint fremdartig durch die gewählte Weiſe des Haarſchmuckes. Sie ſteht auf dem Schloße des Grafen Karl von Medem zu Remten in Kurland. Aus den letzten Jahren ihres Lebens iſt ein Bild in den Kunſthandel gekommen, das bei vielen Mängeln doch noch am meiſten die individuellen Züge zurückruft, die viele der Freunde ſich durch die Kunſt erhalten wünſchten. Es iſt eine Lithographie, die Ludwig Zöllner in Dresden nach einer Zeichnung von Byczkowski ausführte. Lithograph und Zeichner mögen es theilen, daß,

was im Original mild und doch bestimmt erschien, hier hart und beinah derb hervortritt. — Viele aus dem Kreise der edeln Frau wünschten, daß der Meister in der Auffassung charakteristischer Individualität, Herr Professor von Vogel, Gelegenheit finden möchte, die ehrwürdige Elise ganz in der Weise zu zeichnen, wie man sie so gern bei ihren gewohnten Beschäftigungen zu sehen gewohnt war. Aber sie wünschten vergebens. Es stellten sich Schwierigkeiten entgegen, die nach ihrer ganzen Sinnesart sich unübersteiglich erwiesen.

Eben so wenig gelang der Versuch, ihr Zimmer in der Art zu zeichnen, wie es vor einigen Jahren in Wien allgemein Mode war, wenigstens was die Hauptgestalt darin betraf. Eine gewisse Befangenheit dem beobachtenden Zeichner gegenüber, außerdem Kränklichkeit, die während langer Sitzungen nicht ausdauern konnte, störten die meisten Versuche, und mag den Künstlern zur Entschuldigung dienen, die dem hier nicht erleichterten Wagniß sich unterzogen.

Und doch würde es vielen erwünscht gewesen sein, nur ein Bild der Räume zu haben, in denen die edle Frau waltete. Früherhin als die Unsicherheit vieler Verhältnisse sie zwang, ihren Aufenthalt zu wählen, wie es diese oder ihre Gesundheit guthießen, verzichtete sie, nur auf das Wesentliche bedacht, auf jede Art des Schmuckes ihrer Umgebung. Die häufigen Reisen, in deren Hintergrunde stets der Wunsch lag, Kurland einst für längere Zeit wieder zu besuchen, gestatteten kaum, mit Gemälden und anderen Verzierungen sich die Zimmer, in denen sie lebte,

zu verschönern. Erst als im J. 1819 sie Besitzerin eines Hauses in Dresden geworden war, das ganz ihren Wünschen entsprach, dessen Gärtchen so vor Wind geschützt ist, daß sie darin spazieren zu gehen wagen durfte, so lange das Gehen ihr nicht zu viele Anstrengung kostete, erst seitdem liebte sie ihre Umgebungen mit sorgsamer Zierlichkeit zu erheitern. Die Behaglichkeit einer bleibenden Heimath, die bei der Beschwerde der Reisen durch die vorrückenden Jahre immer zunahm, vereinigte sich mit der Freude, der keine Frau sich entziehen kann, erwählten Hausrath geschmackvoll um sich aufgestellt zu sehen. Nicht durch Pracht bestach was sie besaß: aber die sinnigsten Beziehungen machten Stücke, die vielleicht wenig in's Auge fielen, in ihren Augen oft kostbar. Alle Wände schmückten Gemälde ihr durch Verwandtschaft oder Freundschaft theuer gewordner Personen; wie in Gleim's Freundschaftstempel, durch den der Gedanke einer solchen Verzierung ihr vielleicht lieber geworden war; und es machte ihr Freude, die Fremden mit jedem einzelnen Bilde ihres Museums bekannt zu machen, da sie Verstorbene sogar und Entfernte als schweigende Gäste ihres Kreises, viel mehr hier die Umherblickenden als Gegenwärtige anzusehen gewohnt war. Mit der wohlthuendsten Freundlichkeit kam die edle Frau jeder Kleinigkeit entgegen, die herzliche Achtung und Liebe ihr brachten. Kästen voll Blumen fand man von ihr sorgfältig verwahrt, selbst voll Unbedeutentheiten, die Kinder ihr überreicht hatten; als äußere Erinnerungszeichen an Stunden, die ihrem Herzen unverloren waren. Ihre Zimmer mit diesen Gaben zu schmücken, war ihr

Bedürfniß. Daher hatten ſich in ihrer allernächſten Nähe, beſonders auf ihrem Schreibtiſche, dieſe Teſſeren der Liebe der Art gemehrt, daß nur die höchſte Sparſamkeit mit dem Raume ſie alle neben und übereinander aufzuſtellen verſtand, und beinah böſe konnte ſie werden, was bei der ſtets ſanften wirklich viel ſagen wollte, wenn faſelige oder zerſtreute Menſchen ihr durch Verrücken oder gar durch Untereinanderwerfen u. ſ. w. die wohlberechnete Ordnung zerſtörten. Wer aus angewohnter Zerſtreuung oder Unbeholfenheit, wie es ſo viele gibt, beim Geſpräch immer an den Möbeln ſpielen mußte, war dadurch ſchlecht empfohlen. Andern die Mühe des Aufräumens zu erſparen, deren Zeit nützlicher beſchäftigt war, hielt ſie ſich ſtreng verpflichtet, indem ſie Jedem die angerichtete Störung bemerklich machte. Denn wie auf ihrem Tiſche der Raum, war in ihrem Tagewerke die Zeit eingetheilt, und wer zu ihrem Hausweſen gehörte, wurde durch ihr Beiſpiel gelehrt, mit den Stunden zu kargen. Dem Frühſtück, das ſie im Bette in der Mitte ihrer Hausgenoſſen einnahm, folgte eine erhebende Lectüre, in den letzten Jahren meiſt aus den Stunden der Andacht. Dann begab ſie ſich, wenn ihre Geſundheit es zuließ, gleich an ihren Schreibtiſch, um ihren Briefwechſel oder andere Arbeiten zu beſorgen, die gleich dringend zu ſein ſchienen. Daher waren Morgenbeſuche, die nicht auf Geſchäfte Bezug hatten, weniger willkommen. Erſt in den letzten Jahren fing ſie an zu dictiren, als die Mühe des Schreibens ihr zu viel Beſchwerde verurſachte. Die lange Gewohnheit allein macht erklärlich, wie ihr Körper dieſer unausgeſetzten An-

ſtrengung Trotz bot, denn häufig, wenn Briefe oder zu endende Aufſätze ihr am Herz lagen, gönnte ſie ſich mit nur augenblicklicher Unterbrechung durch das Frühſtück, bis um 3 Uhr, der angenommenen Tiſchzeit, keine Pauſe. Nach dem Eſſen zu ruhen war ihrem nie völlig geſunden Körper Bedürfniß. Nur in früheren Jahren gab eine Spazierfahrt ihr etwas mehr Bewegung; ein Verluſt bei einem Handlungshauſe zu Dresden beſtimmte ſie jedoch, ihre Pferde abzuſchaffen, und die Mühe beim Treppenſteigen veranlaßte ſelbſt den Arzt, dieſe Erholung abzurathen. Weibliche Arbeiten, die jetzt ſo paſſend die Thätigkeit hochgeſtellter Frauen mannigfaltig machen, hatte ſie niemals erlernt und eigne Neigung ſie niemals darauf gewieſen. Blos Stricken verſtand ſie, ohne es jemals zu üben. Abends gegen 7 Uhr freute ſie ſich, ihre Freunde eintreten zu ſehen und mit der freundlichſten Gaſtlichkeit öffnete ſie jedem, den gute Sitte und Bildung empfahlen, ihre Geſellſchaftszimmer. Daß dann Ernſt und Scherz, wenn er die ſittliche Anmuth nur nicht verletzte, ſich frei und unbefangen gebahre, konnte ſie herzlich erfreuen, und tauſendfältig hat der Kreis ihrer engeren Bekannten erfahren, wie ein anregendes Geſpräch, eine lebhaftere Beſprechungen veranlaſſende Neuigkeit, beſonders Muſik, ſie aus ſchmerzlicher Mattigkeit erweckte, neues Leben in ihre Züge brachte, und ſelbſt für einige Tage in dem Nachklange, krankhafte Zuſtände beſchwichtigte. Wurde nur geleſen, ſo konnte man vorausſetzen, daß ſie unerfreuliche Geſpräche vorausſah, oder ſolche, wo die Koſten auf ſie oder Freunde fielen, die ihr lieb waren. Denn

ihre Nachsicht ertrug auch Leute der Art, die billigerweise in diesem Sprachsaale sokratischer Weisheit, für ihr Stummsein hätten Stuhlgeld bezahlen sollen. Dem Gespräche der Männer, selbst dem trocknen über einzelne Streitfragen der Wissenschaft, das bis auf ihre feinsten Subtilitäten ausgesponnen wurde, folgte sie im Ganzen mit mehr Antheil als der Unterhaltung der Frauen, die ihrem nach Kenntnissen dürstenden Geiste selten genug Stoff bot, und keiner, der in diesen Kreis der edeln Elisa jemals eintrat, wird die liebenswürdige Zartheit vergessen haben, mit der sie Fremde für sich zu gewinnen, Befangne vertraut und offen zu stimmen, Bekannte auf Gegenstände hinzulenken wußte, wo sie den Uebrigen interessant und unterhaltend sich zu zeigen verstanden. Als zunehmende Kränklichkeit auch diese Abendunterhaltungen ihr verkümmerte, war es ein Kunstgriff, der in aller Unschuld geübt ward, daß man auf einzelne Perioden ihres Lebens den Ball des Gespräches hinspielte, und der Glaube an die Erfolge der ärztlichen Kunst fing an zu schwinden, als die Erwähnung von Warschau im J. 1792, als die Reminiscenzen an Katharina II. keinen Anklang mehr fanden. — Eigentlicher Witz, der zusammenstellend überrascht, war F. v. d. Recke versagt; die ganze Richtung ihrer Sinnesart, die auf gründliche Kenntniß der Gegenstände ausging, war dieser, nur einzelne Merkmale vergleichenden, Auffassung entgegen, und die Ruhe und Würde, die sie sich in allen ihren Handlungen zu eigen gemacht hatte, unvereinbar mit den Spielen einer urtheilenden Thätigkeit. Doch schloß das die Empfänglichkeit für wirklich schlagende Einfälle nicht aus, wenn

auch Wortwitze meistens bei ihr verloren gingen, und Witzjägerei gar bald ihre Wirkung verfehlte. Ueberhaupt war ihre Anerkennung für Werke der Kunst und des Genius, eines Goetheschen Wortes uns zu bedienen, stoffartig; und wie man von den Engländern gesagt hat, daß das beste schriftstellerische Talent dort für den Haß der Parteien geworben und verbraucht werde, so hätte auch sie die Begabtesten des Volkes für die Sache gewinnen mögen, die ihr die beste schien, für die Sache der Humanität, der practischen Sittlichkeit und des geläuterten Protestantismus.

Jene Erinnerungen an Polen weckten die Hergänge des Winters 1830—31 mit erneuter Lebhaftigkeit auf. Was alle Welt erregte, konnte auch in ihrem Kreise nicht unbeachtet bleiben, obgleich die Dankbarkeit gegen die russische Regierung, die der Kaiserin Katharina II. Wohlthaten wenigstens im Wesentlichen gegen sie nicht beschränkte, ihr Rücksichten auflegte, die niemand früher fühlte als die so vaterländisch gesinnte Elisa. Die edle Frau, die nie den Glauben an ein in der Weltgeschichte sichtbares Weltgericht, und eine Vaterhand verleugnet hatte, die selbst durch Blut und Dunkel zum Bessern führt, wünschte, wie sie es während ihres ganzen Lebens gethan, daß ein der Humanität förderlicher Zustand dort recht bald möge hergestellt werden. Aber vom ersten Augenblicke an sprach sie laut ihre Zweifel aus, daß dieser von einem Volke zu hoffen sei, das für die höhern Forderungen der Sittlichkeit noch so zweideutige Achtung zeige, und wenn auch tapfer, muthig, vaterlandsliebend bis zur Leidenschaft, den weit gefährlicheren Feind des Gehorsams und der bürgerlichen Ordnung, der Zuverlässigkeit

und der Unterwerfung unter die Vorschriften des anerkannt Rechten noch nie mit Erfolg bekämpft hatte. Hoffentlich giebt jedes folgende Jahr ihrem frommen Gebete neue Bestätigung.

Viel zu gottergeben, als daß sie sich fähig geglaubt, der ewigen Weisheit die Wege vorschreiben zu dürfen, hielt sie es nur für ihre Aufgabe täglich mitzuwirken, daß die Bitte des feierlichsten Gebetes in Erfüllung gehe: Zu uns komme Dein Reich! Vielfältige Erfahrungen eines langen Lebens hatten sie belehrt, daß alle Schickungen, auch die bittersten, dem, der sie zu nutzen weiß, zum Guten dienen; und diese Ueberzeugung selbst practisch bei andern zu begründen, diesem Glauben Anhänger zu verschaffen, war die schöne Aufgabe ihres Lebens, die sie nicht blos durch Schriften voll frommer Erhebung, und Lieder einer ächt christlichen Begeisterung gelöst glaubte. Andern in dem kurzen Zeitraume dieses Erdendaseins nützlich zu werden, von den Nächsten aus für ein segenreiches Andenken bei den Nachkommen zu sorgen, war ihr nieversäumter Beruf in jeder Stunde ihrer stillen Wirksamkeit. Noch denke ich mit inniger Rührung eines schönen Sommernachmittags, wo ich sie auf dem Balcon ihres Gartenhauses antraf, dessen Aussicht den raschen Strom der Elbe und die sich übereinander drängenden Gebäude und Gärten der Altstadt Dresden an ihrem linken Ufer beherrscht. Froh dieses erheiternden Anblickes und sich glücklich fühlend in dem Besitze der Liebe und Achtung, die so viele ihr täglich bewiesen, setzte sie scherzend hinzu, daß Gott ihr vergeben möge, wenn sie heute etwas unbescheidnes gewünscht habe. Nichts weniger als das große Loos in der Berliner Lotterie, oder doch eben so viel, habe sie näm-

lich verlangt, nicht für sich, sondern um eine Reihe nahestehender Häuser durch viel schönere zu ersetzen, in denen sie eine Stiftung für Kinder, besonders für Mädchen, namentlich für Unvermählte, anlegen würde, deren Statuten sie lange mit sich herumgetragen zu haben schien. Die Hübschen und Gesunden, besonders die Geraden, blieben nämlich ausgeschlossen und allzuwählerisch bei etwaigen Freiern durfte auch keine Aspirantin dieses Stiftes gewesen sein; denn da es alle gut bei mir haben sollen, setzte sie lächelnd hinzu, so reiche ich sonst nicht aus mit meinem Hause. Ihre einzige Befürchtung betraf den Hausfrieden; aber auch dafür sollte Rath geschafft werden, denn die schlaflosen Stunden ihrer schmerzenvollen Nächte pflegte sie sich mit solchen philanthropischen Entwürfen ihrer unschuldigen spanischen Schlösser zu erheitern oder wenigstens zu verkürzen. So wurde jeder Wunsch ihrer spielenden Phantasie ein Beitrag zu den vielen Werken ächter Menschenliebe, die jedem ihrer Augenblicke eine Blüthe mitgab.

Selbst in den letztwilligen Verordnungen spricht sich der Wunsch, andern nützlich zu werden, in den Bestimmungen aus, die sie in Bezug auf ihre Bestattung getroffen hatte. In einem Sarge in die Erde gebracht zu werden, war ihr stets ein widriger Gedanke; „das Holz, das durch Särge vermodert, kann für Lebende besser angewendet werden, und wie viel würden die Armen gewinnen, wenn die höhern Stände zur Abschaffung der Särge das Beispiel gäben.“ Herzog Ernst II. von Gotha, Herr von Bärenhorst in Dessau, Geh. Rath v. Biedermann in Dresden, der früher das Haus besaß, in welchem Frau von der Recke die letzten Jahre ihres Lebens

verbrachte, Dr. Sulzer in Ronneburg hatten einſtimmig ihrem Wunſche gleiche Anordnung getroffen, und in dem Schooße der mütterlichen Erde auf Blumen gebettet und von ihnen verhüllt, ruht daher was der Erde an ihr gehörte. Aber weit früher als der geiſtreiche Verfaſſer der Tutti frutti halb ſcherzend, halb ernſt gegen alle Fratzenkleidung unſrer Zeit für die letzte Ausſtattung, und ganz beſonders gegen jede Uniform proteſtirte, die auch einen Todten noch incommodiren könnte, und dem ſeinen Fluch gab, der ſich unterſtehen würde, ihm einen Orden anzuhängen, hatte die edle Frau angeordnet, daß ſie in einem weißen Tuche eingeſenkt werde. Alles was von der zur Beſtattung feſtgeſetzten Summe erſpart werden konnte, ſollte armen Kranken zu Gute kommen.

Die Beſorgniß vor Scheintod, dem ſie ſich wegen Anfällen von Krämpfen ausgeſetzt glaubte, veranlaßte die genauere Beſtimmung, wie es nach ihrem Tode mit ihrer Leiche gehalten werden ſolle, und es möchte ſelten die Rückſicht auf die Ueberlebenden in ähnlichen Verordnungen je mit gleicher Zartheit ausgeſprochen worden ſein. Der Wiſſenſchaft zu Nutze wünſchte ſie ausdrücklich, daß eine Leichenöffnung erfolge, vorausgeſetzt, daß in Dresden oder Karlsbad ſie verſcheide: „Trät dieſer letztere Fall nicht ein, ſo fordre ich, heißt es in dem Codicille vom 20. Mai 1832, der neueſten Wiederholung dieſer längſt abgefaßten Anordnungen, daß mein Körper nicht eröffnet werde, weil Aerzte, die nicht meine vielfachen Körperleiden beobachtet haben, außer Stande ſind, den Zuſtand meiner Kränklichkeit richtig zu beurtheilen. Entſpringt aus der Eröffnung meines Körpers kein weſentlicher Vortheil für andre

Kranke, so will ich, daß mein Leichnam nicht von Aerzten aus bloßer Neugier geöffnet werde, um über den Zustand meiner Eingeweide zu schwatzen, ohne daß daraus ein nützliches Resultat für die Menschheit erfolge."

Der treffliche Arzt, an den die edle Elisa vertrauend die Bitte gerichtet, selbst die Untersuchung zu beaufsichtigen, hat für Leute seines Fachs und für theilnehmende Laien einen sorgfältigen Bericht aufgesetzt, von dem zu wünschen ist, daß er der Oeffentlichkeit in seinem ganzen Zusammenhange nicht entzogen werde.

Herr Hof- und Medicinalrath D. Seiler kannte die ehrwürdige Frau zwar erst seit dem Winter 1825, wo sie schon im 73. Jahre stand, aber bald war auch hier der Arzt ihr Freund geworden; und sie rechnete es zu den Wohlthaten ihrer letzten Lebensjahre, die sie zu preisen nie müde ward, daß nach so vielen trefflichen Aerzten, ihr dieser zu finden beschieden war. Ohne durch ihre eignen Vermuthungen über die Gründe ihres Uebels sich befangen zu lassen, — sie suchte sie in einer heftigen Erkältung zu Petersburg im J. 1795, deren Folge sie als eine stets brennende Kohle beschrieb, und in dem unglücklichen Sturz mit dem Wagen im J. 1798 zu Altenburg, wo das auf Elfenbein gemalte Bild ihrer Mutter ihr nah bei den Schläfen in den Schädel eindrang und niemals verschwindende Narben zurückließ — folgte er den entscheidendern Andeutungen, die vorlagen. Seine Ansicht hat Erfolg und Leichenbefund vollkommen bestätigt, daß die früherhin mit Plethora abdominalis verbundenen Stockungen in dem Pfortaderſyſtem und die krankhafte Stimmung des Syſtems der Unterleibnerven, dann ein durch phyſiſche und

pſychiſche Einflüſſe herbeigeführter hyſteriſcher Zuſtand, die Kränklichkeit bedingte, zu der ſich bald zwar nicht ſchnell lebensgefährliche organiſche Fehler geſellten, die aber als unheilbar, die ſo langwierigen Leiden unterhielten, welche ein hoher Grad von Empfindlichkeit und krankhafter Reizbarkeit, die Folgen des Alters ungerechnet, vermehrten.

Dieſen wiederkehrenden Uebeln hatte ſie ſeit dem J. 1784, wo ſie zum erſtenmal Kurland verließ, durch den Gebrauch von Karlsbad zu begegnen verſucht, und zwei und dreißigmal kehrte ſie zum Sprudel zurück, dem ſie von jener Zeit an mit ungetheilter Vorliebe zugethan blieb. Schon die angebliche Nothwendigkeit, ſeinen Gebrauch ſo oft zu wiederholen, hätte der Meinung an ihn ungünſtig ſein können: doch ein Bedenken dieſer Art, das die Zweifel der Aerzte gelegentlich verſtärkten, konnte darum ſchon bei ihr nicht aufkommen, weil die Heiterkeit, die der Anblick des Städtchens und ſeiner Felſen bei ihr hervorrief, allein ſchon die Reiſe belohnte. Alle die Anlagen, die jetzt den Fremden in der Nähe der wohlthätigen Quellen entzücken, waren unter ihren Augen entſtanden; Feſte, die von ihr mit ausgingen, deren Mittelpunct ſie geweſen, hatten die Entſtehung vieler veranlaßt; und wie daher die Reiſe in ihrem Jahrescyclus einen fröhlichen Abſchnitt machte, ſo feierte der Kreis ihrer dortigen Verehrer ihr Eintreffen, wie der Eſthe den Tag, wo die Schwalbe zurückkehrt. Zu den Vierpflichtungen, die ſie ungern verſäumte, gehörte es, einmal, gewöhnlich gegen Abend, den Sprudel in Perſon zu beſuchen, da ſie die tägliche Kur ſeit langer Zeit im Bette einzunehmen gewohnt war. Längſt ſchon waren die Aerzte daher überein gekommen, die Er-

leichterung, die ſie redlich ihm nachrühmte, weniger dem Gebrauche der Quelle, als der Reiſe und der Macht einer Gewohnheit zuzutheilen, die Goethe ſo wahr charakteriſirt, wo er die ehrwürdige Frau als die herkömmliche Mitte der dortigen Zuſtände bezeichnet. „Man hatte ſich ſo oft geſehen, an derſelben Stelle, in denſelben Verbindungen, man hatte ſich in ſeiner Art und Weiſe immer als dieſelbigen gefunden; es war als hätte man viele Jahre mit einander gelebt, man vertraute einander ohne ſich eigentlich zu kennen."

Noch im J. 1832 unternahm die ehrwürdige Frau ſelbſt bangend, und von bangen Ahnungen ihrer Freunde begleitet, die Reiſe; aber ihre ſeltneren Briefe ſprachen den Wunſch aus wieder in Dresden zu ſein, wo ſie ruhiger meinte ihr Lebensende erwarten zu können. Denn dahin waren jetzt ihre Gedanken unabläſſig mit heitrer Ruhe gerichtet. Schon ſeit langer Zeit war ihre liebſte Beſchäftigung, Anordnungen zu treffen, wie es einſt gehalten werden ſolle, wenn ſie nicht mehr am Leben. Als ſie wieder in dem gewohnten Kreiſe, wurde es beinah ihre einzige. Sie verſtand die Mahnungen der Natur, die mit bedrohlichen Symptomen auf das Verglimmen des Aetherfunkens hinwies. Aber ſo ſchmerzlich dem Kreiſe der nähern Angehörigen dies Sinken der Kräfte und die Theilnahmloſigkeit war, die ſie für vieles bezeugte, was ſonſt ſie belebend erweckt hatte, ſo erhebend war von der andern Seite die Ruhe und Klarheit, mit der ſie dem Augenblicke entgegentrat, der ſo lange und oft der Gegenſtand ihrer ſtillen Betrachtung geweſen war. Darüber mit Vertrauten ſich beſprechend, ſchien ſie die Schwäche zu verlaſſen, die bei gewöhnlichen Geſprächen zurückkehrte.

Die Ausgabe der geistlichen Lieder, Gebete und religiösen Betrachtungen, die wenige Wochen nach ihrem Tode bei Teubner in Leipzig erschienen, wurde damals von ihr erst beschlossen und mit ängstlicher Eile wurde der Druck betrieben, weil sie so gern die Bekenntnisse ihrer innersten Ueberzeugung noch von der Schwelle des Lebens allen darreichen wollte, denen sie das Glück gleicher Zuversicht im entscheidendsten Augenblicke gönnte. Der Segen dieser frommen Ergebung in den Willen einer göttlichen Güte, war in der ernsten Stunde ihres Verscheidens an ihr selbst am meisten bemerkbar. Das Bewußtsein, das sie selbst in jenem gefährlichen Augenblicke sich bewahrt hatte, wo der umstürzende Wagen selbst die Gehirnnerven erschüttert haben mochte, und das fast nie in ihrem Leben, blos durch die Kraft ihres Willens, ihr getrübt war, es blieb ihr auch jetzt, so lange die Sprache davon Zeugniß geben konnte. Keine Regung der Liebe und Freundschaft ging auch jetzt an ihr unbemerkt vorüber, keine Sorge der Verehrung und der Trauer, unbedankt durch die herzlichsten Worte und Blicke verloren. Nach dem Lichte hin verlangte sie oft, so lange sie noch irdische Wünsche hatte, und mit dem mildesten Hauche löschte der Genius die längst schon gesenkte Fackel. Ihr Verscheiden war einem sanften Einschlafen vergleichbar. Muskelzuckungen, Verziehungen der Gesichtszüge waren nicht zu bemerken.

Sie war eingegangen zu dem ewigen Lichte.

K. Hase.

Das Leben in Liebe.

Unter seines Himmels lichtem Bogen,
Von der Freude buntem Schmelz umzogen
Ruht des Lebens ungemess'ner Plan;
Tausend Klänge ziehen durch die Lüfte,
Lenzesgrün und laue Blüthendüfte
Kränzen mild die lustgeschmückte Bahn.

Und der Mensch, — zwei Welten still entsprossen
Von der Erde Zauberbild umschlossen,
Steht beseelt im weiten Schöpfungsraum;
Pilgernd wallt sein Fuß durch's ird'sche Leben,
Seine Blicke nach dem Hohen streben
Zu verbinden Wirklichkeit und Traum.

Doch wie reich in wechselnden Gestalten
Ton und Bild sich rings dem Sinn entfalten,
Wie's um ihn auch glänzt, und grünt, und blüht:
Dennoch kann das Auge nie entblinden,
Nichts der Geist als kalte Räthsel finden,
Eh' in's eig'ne Selbst zurück er flieht.

Hier nur wird mit schnell verstand'nem Zeichen
Stumm ein Gott ihm jenen Schlüssel reichen,
Der des Daseins Deutung hell erschließt.
Was ihn lehrt Verborgenes verstehen,
Ist das Herz mit seinem reichen Wehen,
Wenn's von reiner Liebe überfließt.

Heil'ge Liebe, Gottes Hauch im Leben,
Du nur kannst zum Himmel uns erheben,
Kannst dem Staube Engelsflügel leih'n,
Du nur weißt durch Deines Glanzes Strahlen
Schattengrau mit rof'gem Schein zu malen,
Selbst den Schmerz als Lebensquell zu weih'n!

Liebe hat das Kind an's Licht geboren,
Jeden Sturm von ſeinem Haupt beſchworen,
Der des Daſeins ſchwachen Halm bedroht,
Aus der Liebe unſichtbaren Händen
Nahm der Knabe ſeine frühſten Spenden
Bei des Frohſinns friſchem Morgenroth.

Und was in des Jünglings kühnen Träumen
Rings erblüht aus tauſend zarten Keimen,
Iſt's nicht Echo von dem einen Klang,
Der, der Sphären reichſtem Chor entnommen,
Von der Wonne ſüßem Hauch umſchwommen,
Schöpferiſch in's tiefſte Herz ihm drang?

Ob geſchmückt zu hellem Frühlingsreigen
Wald und Flur dem trunk'nen Blick ſich zeigen,
Ob der Sommer ſeine Garben mäht,
Ob ſich um des Herbſtes goldnen Segen
Weiche Nebel kühl und zitternd legen,
Ob des Winters tiefes Schweigen weht:

Was wohl iſt es, das bei ſtillem Wallen
Durch der Landſchaft luftumgrenzte Hallen,
Denn die Bruſt ſo allumfaſſend dehnt?
Das ſich mit den engen, ſchwachen Armen
Rings die weite Schöpfung zu umarmen,
Und nach ſüßem Kob im Kuße ſehnt?

Das mit leiſem Druck und feuchten Blicken
Ach, ſo gern der Seele ſtumm Entzücken
In ein fremdes Auge niederthaut,
Und iſt's kalt und leer an ſeiner Seite,
Aus des Raumes unbewegter Weite
Wonneglühend zu den Wolken ſchaut?

Das bei fremdem Leid und fremden Schmerzen
Aus dem eignen, leichtgerührten Herzen
Linden Mitleids warme Thränen beut,

Das ſo freudig ſeiner Armuth Gaben,
Den gedrückten Bruder zu erlaben,
Ungeſehn als reines Opfer weiht?

Sprich, was iſt's, das oft in ſel'gen Stunden,
Aug' an Aug' und Bruſt an Bruſt gebunden,
Aechter Freundſchaft heil'ge Funken ſprüht?
Was den Sinn in fernen, fremden Landen
Mit der Sehnſucht allgewalt'gen Banden
Nach der Heimath trautem Boden zieht?

Ach, und wenn des Schickſals grimmes Wüthen
Von der Freude halb erſchloſſ'nen Blüthen
Jeden Reiz und jeden Schimmer ſtreift,
Wer, o, wer erweicht mit ſeiner Hülle
Sanft des dunkeln Haſſes ſtarre Hülle,
Die ſo leicht in wunden Herzen reift? — —

'S iſt der Liebe ungemeſſ'ner Segen,
Auf der ird'ſchen Wallfahrt bunten Wegen
Von der Gottheit ew'gem Bild verklärt.
Heben kann der Erde Schooß gebären,
Liebe mag allein der Himmel lehren,
Wenn das Herz von ſeinem Strahle zehrt.

Liebe, Liebe! Deine reinen Fluthen
Stillen unſers Durſtes heiße Gluthen,
Ebnen mild der Wünſche Wellenſpiel,
Du umwebſt mit hellen Roſenflechten
Uns in bangen, düſtern Leidensnächten
Dieſer Irrfahrt letztes, — fernſtes Ziel.

Biſt ein Baum, aus deſſen dichten Zweigen
Sich des Lebens goldne Früchte neigen,
Unberührt durch äuß'rer Stürme Wehn;
Glaube, Milde, Hoffnung und Vertrauen
Sind als Wurzeln eines Stamm's zu ſchauen
Die in treuem Liebes-Herzen ſtehn.

Und in ſeines Wipfels ſchatt'gen Kronen
Tauſend liederreiche Sänger wohnen,
Die von jenem Dache hell und grün,
Nach des blauen Himmels luft'gen Fernen,
Nach der ernſten Nacht geweihten Sternen
Auf der Ahnung ſüßen Schauern ziehn.

Guſtav Treumund.

Wandern und Raſten
in 13 Nachklängen

von

Hayn Juſtus Schlingloff.

Seinem Freunde Auguſt Rodnagel gewidmet.

Zu Hauſe.

Ich bin gezogen kreuz und quer,
Und habe Vieles drum erfahren,
Zwar bin ich noch nicht hoch an Jahren,
Indeſſen weiß ich manche Mähr.
Ich hab' mir alles eingeſackt,
Was eben mir ſo recht geſchienen;
Und woll't Ihr's hören, kann Euch dienen,
Es wird nun Alles ausgepackt. —

1. Der Wegweiſer.

Dort über die blauen Höhen,
Sieh, über den ſchwanken Steg,
Da mußt Du vorübergehen,
Dort oben hinzieht der Weg.
Laut brauſen die dunkeln Wogen,
Und ſchlagen die Felſenwand,
Worüber den Steg gezogen
Des Meiſters verwegne Hand.

Laß brauſen die dunkeln Fluthen,
Was kümmert die Brücke mich!
Mein Herz wird auch droben bluten,
Soll Eine vergeſſen ich!

Zurücke, mein Bruder, kehre,
Ich danke ſchön für's Geleit!
Sie weinet wohl keine Zähre,
Und ging ich auch noch ſo weit!

2. Der Blinde.

„O Mann, der mit geſchloßnen Augen
Am Kreuzweg ſitzt im ſtillen Schmerz,
In deſſen ſchwer belaſtet Herz
Nur Einer Hoffnung Strahlen tauchen,
„Was ſtarrſt Du, Blinder, himmelwärts?“

„O Wandrer, deſſen weiche Stimme
Geruht Heilung in der Nächte Grauen,
Mein Herz muß ſtatt des Auges ſchauen,
Ob wo ein Funke Tag ihm glimme,
Drum ſchwebt's durch Nacht hinauf zum Blauen!“

3. Die Hünengräber.

Tiefer Ernſt auf Bergwalds Höhe
Zog den ernſten Pilgersmann
Aus des Adlers Klang und Wehe,
Wo der Arme nichts gewann.

Aber ringsß die Stille droben,
Ueber Gräber ausgeſpannt,
Hält ſein Herz mit Macht umwoben
An das alte Weh gebannt.

Kaum ein Vöglein ſingt verloren,
Auf der Höhe wird ihm bang;
Sturm nur, wie heraufbeſchworen,
Weilt in ſchauervollem Klang. —

„Singe, Vöglein, in den Lüften,
Rausch' in Wipfeln kalter Wind,
Spiel' um Blumen auf den Grüften,
Wo die Hünen ſchlafen ſind."

„Bald — und Deine weichen Lieder
Schweigen in dem kahlen Wald;
Bald — die Blätter fallen nieder
Und ich ſelber ſchweige bald."

Dann, ihr Geiſter alter Saaen,
Aus den Gräbern ſteigt empor,
Will der Sturm die Berge ſchlagen —
Streckt die kalten Hände vor!

4. Die Herberge.

Am Hauſe drei Schilder blinken
Im goldnen Sonnenſchein,
Drei Jungfern darinnen winken,
Und laden mich gaſtlich ein.

Der Einen glühen die Wangen
Wie Maienröslein ſo friſch,
Die kommt geſchäftig gegangen,
Und decket den blanken Tiſch.

Die zweite ſaß an der Spindel,
Sah ſo verſchämt und ſpann;
Doch ließ ſie's und nahm das Bündel
Herunter dem fremden Mann.

Die dritte, ach und die dritte,
Wie ſchaute ſie traurig drein.
Als ob ſie viel Schmerzen litte,
Die brachte mir Brod und Wein.

O dürft' ich euch Mägdlein herzen,
Recht herzen, lieben zur Stund',
Und Dir mit den ſtillen Schmerzen
Viel küſſen den bleichen Mund!

5. Andenken.

Wie das Ewige in mir
Unvergänglich aufwärts ſtrebet,
Malen zwiſchen dort und hier
Sehnſucht Ahnungsbande webet:

So mein Herz zu eigen Dir,
Hat allein in Dir gelebet,
Glühend ſtets nach Dir geſtrebet —
Ewige, biſt Du in mir!

6. Der Frühlingsmorgen.

O, du holder Frühlingsmorgen,
Glühſt empor in lichten Farben:
Hab' ein Blümlein mir geborgen,
Als im Herbſt die letzten ſtarben!

O, du Nachtigall im Haine
Singſt nur der Sehnſucht Klagen,
Ich verſtehe dich alleine,
Will der auch von Liebe ſagen!

O, du Bächlein, durch die Thale
Kräuſ'le murmelnd fort die Wellchen,
Dir vorbei im Irrlichtſtrahle
Wall' ich ſelig zum Gespielchen!

Droben weilet meine Süße
Hinter'm Roſenſtrauch verborgen,
Und ich herze — küſſe, grüße
Sie den langen Frühlingsmorgen!

Mög't mir alle gern vergeben,
Geh' ich ſchnell vorüber immer,
Herz' ich nur mein ſüßes Leben,
Brauch' ich ja den Frühling nimmer!

7. Das alte Schloß.

Das einſame Schloß auf der Höhe
Wie ausgeſtorben ſteht,
Nur durch die zerfall'nen Fenſter
Ein pfeifender Luftzug geht.

Voll Staub die prächtigen Säle,
Wie liegen ſie ſtill und leer,
Im Garten treibt keine Blume,
Kein Baum drinn blühet mehr. —

Und all' die droben gewandelt,
Sie ſchlafen im engen Haus;
Nicht Haß, nicht Lieb' ſie bewoget,
Kein Streit treibt ſie heraus.

Nur tief im dunkeln Stübchen
Des Caſtellans verwittibt Weib,
Erblindet vor Schmerz und Alter,
Noch ſpinnt mit weitem Leib.

Und wie ſie den Faden netzet,
Fällt ihre Thräne drein:
„Ach, daß es die letzte wäre!“
Bald wird ſie geſtorben ſein! —

8. Der Gefangene.

Auf deiner Woge — Morgenluft,
Gewebt aus Licht und Blumenduft,
Fort trage mich in's Reich der Blüthen,
Aus dieſes Kerkers dunkler Gruft,
Wo nichts als meine Schmerzen glühten!

Wer zählt der Leidenſtunden Zahl?
Wer mißt die Größe meiner Qual
In dieſes Kerkers Todtenhallen,
In den nicht eines Sternes Strahl —
Nur meiner Augen Perlen fallen?!

Frei war auch ich und einſt beglückt,
Und noch von keinem Weh gedrückt,
Mein Herz, der reinſten Freuden Wiege,
Schlug warm und groß von Lieb' entzückt,
Und war ein Held in ſeinem Siege.

1835. Er

Nun wollt es auf aus tiefer Pein,
Nun weint mein Aug' die Nacht allein,
Und ſieht das Licht nur ferne tagen;
So ſchlafe, Herz, doch wieder ein,
Was willſt Du Dein Gehäus zerſchlagen?!

9. Romanze.

Der König jagt über die Haide,
Geſchwungen auf's muthige Roß;
Er jagt ſchon ſeit dem Morgen,
Und ließ ſein fürſtliches Schloß.

Was mag der König erjagen,
O, kündet es irgend wer?
Er ſprengt ja immer wieder
Dieſelben Wege daher.

Und tief im Mühlgrund unten
Der Ritter hält's Roßlein ſtill,
Und weiß nicht ob er raſten,
Ob weiter jagen er will.

Im Stübchen der Mühle drinnen,
Da ſitzt die lieblichſte Maid,
Mit großen und dunkeln Augen,
Im einfach ſchmuckloſen Kleid.

Er ritt aus der Väter Schloße
Zum Mühlgrund ſobald es tagt,
Und eh' er die Jungfrau geſchaut
Von dannen er nimmer jagt.

O, wär' ich ein König geboren
Mit Stern und mit Ordensband,
Dann wollt' ich der Frauen hirten
Zwei Ihrose in meinem Land! —

10. Verſöhnung.

Zwei ſind zu lang geblieben
Auf einer Frühlingsflur —
Wer mag ſo lange lieben,
So ſelig küſſen nur?

13. Die Erſcheinung.

Es glänzte mir ſo heller Schein
Auf's loſe Saitenſpiel hernieder,
Und drüber zog's in Melodei'n
Wie leiſer Hauch verklungner Lieder.

Da war's, als ging ein Geiſt noch um
Aus längſt vergangner Tage Schmerzen;
Er ſtand vor mir und deutet ſtumm
Von ſeiner Bruſt zu meinem Herzen.

Da riß es mich empor im Wahn,
Des Geiſtes Buſen zu umſchlingen;
Scheinweſen aber zu umfahn
Wird keinem Sterblichen gelingen.

Der Schein erloſch und ſchweigend ſtand
In alter Nacht der Träumer wieder —
Die Harfe hing ſtill an der Wand,
Gab keinen Laut, gab keine Lieder.

Abendphantaſie.

Die Sonne ſinkt! mit ihren letzten Strahlen,
Vergoldet ſie den Berg, den Hain, das Thal;
Und Ruhe von des Lebens Laſt und Qualen
Verkündiget der Abendglocke Schall.
Es ſchlaft ſanft auf Freuden wie auf Schmerzen
Der Mond, der treue Wächter in der Nacht,
Er flüſtert zu den ſchwer belad'nen Herzen:
„Ruht aus! Es iſt das Tagwerk nun vollbracht.“

Und ſtiller wird es in des Herzens Räumen,
Die Bruſt durchzieht manches liebe Bild;
Und hingegeben ſüßen ſeel'gen Träumen
Grüßt mancher theure Gaſt uns freundlich mild.

Erinnerung und Hoffnung zieh'n vorüber
Und Lieb' und Glaub' in himmlischem Verein
Sie ziehen uns in jenes Land hinüber,
Wo Alles strahlt in lieblich schönem Schein.
Und Erinnerung spricht:
„Blick in meinen Zauberspiegel,
„In die weite ferne Zeit,
„Gerne leih' ich meine Flügel,
„Dem die Gegenwart nichts beut;
„Und mit Regenbogenfarben
„Zeig' ich Dir, was längst verfloß,
„Blumen, die im Lenz erstarben,
„Blühen auf in meinem Schooß,
„Selbst der Kindheit gold'ne Tage
„Zeig' ich Dir im lichten Flug,
„Wo noch frei von jeder Plage
„Dir das Herz im Busen schlug.
„Wo der Mutter zarte Liebe
„Jeden Tag mit Rosen streut,
„Ach! daß dieses Bild doch bliebe
„Aus der schönen Kinderzeit!"
Doch auch Dornen hat die Rose
Und mit Freude wechselt Schmerz,
Dieses sind des Schicksals Loose,
Leicht verwundet ist das Herz.
Denn auch trübe Bilder ziehen
In dem klaren Spiegel auf,
Die nicht schnell vorüber fliehen
Wie der schönen Tage Lauf.
Doch dann kommt der Hoffnungsengel
Mit dem sanften Geisterkuß;
Mit dem grünen Palmenstengel
Reicht er uns den Friedensgruß.
Und er flüstert süß und leise:
„Weine nicht, ich bin bei Dir;
„Auf der großen Lebensreise
„Traure jeder gerne mir.

„Ob auch alle Freuden ſchwinden,
„Richtet Dich mein Zuruf auf:
„Dulde, glaube, hoffe, liebe,
„Bis vollendet iſt Dein Lauf!“
Und mit mildem ſüßen Worte
Eine and're Stimme ſpricht:
„Auch ich bin an dieſem Orte,
„Wo ich weile, weilt auch Licht.
„Treue Liebe, die nicht ſchwindet,
„Nennt man mich auf Erden hier,
„Die an keine Zeit ſich bindet,
„Freud' und Schmerz theil' ich mit Dir.
„Deine Leiden ſind die meinen,
„O, was gilt' ich, könnte ich
„Jede Thräne für Dich weinen,
„Ewig glücklich ſehen Dich.
„Will ein Leid Dein Herz durchwühlen,
„O, ſo komm in meinen Schutz
„Und Du wirſt gewiß es fühlen,
„Allem bietet Liebe Trutz.
„Sieh', ſo führ' ich Dich durch's Leben,
„Ob es öfters ſtürmet ſehr,
„Einſtens werd' ich mit Dir ſchweben
„Zu der ew'gen Liebe Thron.
„Und in ihren Vaterarmen
„Eint ſich was ſich hier nicht fand,
„Was erſtarb hier wird erwarmen
„In dem ſchönen Vaterland.“
Und mit raſchen feſten Schritte
Tritt der Glaube noch hinzu:
„Auch ich ſteh' in hell'ger Mitte,
„Wo ich bin da iſt auch Ruh'.
„Als Verzweiflung einſt verzagte
„Kam vom Himmel ich herab;
„Jeder, der in Kummer klagte,
„Stützt ſich gern auf meinen Stab;

„Hat auch Alles Dich verlaſſen,
„Bleib' ich Dir in jeder Noth,
„Und wirſt Du zum Tod erblaſſen,
„So verſüß' ich ſelbſt den Tod.
„Wär Dein Schickſal gleich auch trübe,
„Findeſt dort was hier gebrach,
„Und im Reich der ew'gen Liebe
„Da verſtummet jedes Ach!"

So ſprechen ſie die lieblichen Geſtalten,
Die mir die Phantaſie ſo mild gezeigt.
Und kannſt ich ſie auch nimmer feſt mir halten,
So haben ſie doch Gram und Schmerz verſcheucht.
Es giebt ein Glück, das jedem unverloren,
Der in ſich ſchaut mit reinem ſichern Blick,
Was nur den flieht, dem Ruh' und Friede verloren,
Es iſt der eig'nen Träume ſtilles Glück.

Theodora von Wellnau.

Die Verſtoßene.

(1834.)

Weichduft'ge Roſen küßt der Wind,
Die Erde grünt, die Quellen ſchäumen,
Die Lerch' ein jubelnd Lied beginnt
Hoch in des Aethers lichten Räumen.

Todtbläulich vor dem Blicke Sol's
Lag jüngſt die Erde, grauenwunden,
Das Blut — zurück zum Herzen quoll's,
Und alles Leben ſchien verſchwunden.

Da ward dem Sonnengotte bang,
Als ſo die bräutlich-ſchöne Erde
Ob ſeiner Untreu ſchmerzlich rang,
Wie wenn ſie nie geneſen werde.

Und zeuig giebt er ihr ſich kund,
Und läßt ſich ſchmeichelnd zu ihr nieder
Und küßt ſie auf den bleichen Mund,
Warm rieſelt's durch die ſtarren Glieder!

Und unter ſeinem Hauch belebt
Sich wunderbar die kranke Hülle,
Und wie er koſend ſie umſchwebt,
Wächſt der Geneſung Lebensfülle.

Von ſeinem Feuerkuß erblühn
Unzähl'ge Roſen ihren Wangen,
Sie hat ihm liebeleicht verziehn,
Und hält ihn bräutlich froh umfangen.

Und wie ſie Küß' um Küße ſaugen,
Mehrt ſie das Herz mit ſel'gem Wahn,
Und lacht mit tauſend Blumenaugen
Den Vielgeliebten zärtlich an.

Geheimnißvoll und tief und lang
Die grünen Wälder wiederklingen,
Säuſchauernd tönt der Brautgeſang,
Den ihr die Nachtigallen bringen. — —

So haſt Du Erde Deine Luſt,
Und Deine Jugend haſt Du wieder;
Doch nimmer ſteigt in meine Bruſt
Auf's Neu' ein neuer Frühling nieder.

Nur einen ſel'gen Frühling hat
Der arme Menſch hier zu durchſtreifen,
Wer den ihm liebloskalt zertrat,
Der lernte nie die Thal begreifen!

F. W. Roßo.

Nach der Natur gez. v. Prof. Esser — Gestr. v. Fr. Stöber

THERESE

Erzherzogin von Oestreich.

PENELOPE.

Taschenbuch

für das Jahr 1836.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Fünfundzwanzigster Jahrgang.

Mit 7 Stahl- und Kupferstichen.

Leipzig,
J. C. Hinrichsche Buchhandlung.

a
357 24
Goethe-Schiller-Archiv Weimar

Penelope für 1836.

Inhalt.

	Seite
Theresе, Erzherzogin von Oestreich. Sonnett zu dem Titelkupfer	V
Johanna von Arragonien. (Hierzu 1 Portrait.)	VII
Zweite Aufstellung von Scenen aus dem italienischen Volksleben.	
1. Orangerie-Transport (von Lindau, Stahlstich von J. L. Gißner)	X
2. Der Räuber Gasparone und die Zigeuner-Familie (von Lindau, Stahlstich von J. L. Gißner)	XI
3. Brunnenscene in Arricia bei Rom (von Törmer, Stahlstich von Fr. Wagner)	XIII
4. Neapolitanische Fischerfamilie (von Törmer, Stahlstich von Fr. Wagner)	XIV
5. Loggia auf der Insel Procida (von Törmer, Stahlstich von Fr. Geißler)	XV
Der Stern von Preroy. Ein historisches Bild von Wilhelm Blumenhagen	1
Der Bildhauer. Erzählung von Wilhelm v. Lüdemann	103
Joseph Longhi. Lebensgeschichtliche Skizze von H. M. Melford	172

JOHANNE VIOT ARRAGONIEN.

DAS ORIGINAL BEFINDET SICH IN DER GALLERIE DES HERRN MAX SPEYER.

Johanna von Arragonien.

Der Stahlstich, welcher die Züge dieser reizenden Fürstin darstellt, ist nach dem herrlichen Originalgemälde Rafael's, das sich in der Gallerie des Herrn Max. Speck, Freiherrn von Sternburg, auf Lützschena bei Leipzig befindet, gestochen.

Ueber jenes Gemälde selbst, in Bezug auf die fast ganz gleichen Darstellungen, welche sich sowohl im französischen Museo als in der Gallerie Doria befinden, theilte der Herr Hofrath Böttiger in dem artistischen Notizenblatte zur Abendzeitung, Jahrgang 1826 Nr. 5. 8. 9. und Jahrgang 1831. Nr. 20. mehrere Aufsätze mit, welche die in artistischer Hinsicht dabei einschlagenden Fragen erörterten. Dort ist auch der Brief abgedruckt, welchen der gegenwärtige Besitzer des, bis dahin in der Gräflich Fries'schen Sammlung zu Wien vorhanden gewesenen Gemäldes, nach welchem unser Stahlstich genommen, darüber an den gedachten Herausgeber geschrieben, und die wahrscheinliche Geschichte desselben angedeutet hat.

Unter den zwei Johannen von Arragonien, welche übrigens hier dargestellt sein könnten, möge man nun mit Hirt das Original Leonardo da Vinci zuschreiben, oder es nach der bisherigen Annahme für eines aus der besten Zeit Rafael's gelten lassen, scheint, vorzüglich wenn man das letztere annimmt, die jüngere Königin von Neapel, die 1518 verstorbene Gemahlin, Ferrandine's, (Ferdinand II.) am besten als die auf demselben Dargestellte angenommen werden zu können. Im Jahre 1496 vermählt und schon im ersten Jahre Wittwe, konnte sie in Rafael's Zeit in der Blüthe ihrer Schönheit gestanden haben. Sie war die Tochter der ersteren Johanna (geb. 1477) und starb ein Jahr nach ihrer Mutter. Jene erstere Johanna aber war an Ferdinand I. König

von Neapel vermählt, und die Tochter Johann's II. Königs von Arragonien. Ueberhaupt war der Stammname von Arragonien damals in Italien so beliebt, daß man alle Glieder des Neapolitanischen Fürstenhauses fortwährend damit begrüßte, so entfernt sie auch immer mit dem alten Stamme zusammenhängen mochten.

Von den Lebensverhältnissen beider Fürstinnen ist übrigens sehr wenig bekannt, man verwechsele sie aber ja nicht mit den beiden Johannen von Neapel, durch Grausamkeiten und Wollüste das vierzehnte Jahrhundert sah, und welche mehr als einmal bereits Stoff zu romantischen Erzählungen dargeboten haben.

Th. Hell.

3. ENGLISCHES VIERGESPANN MIT ORANGENBÄUMEN.

Zweite Aufstellung von Scenen aus dem italienischen Volksleben.

Unsre Hoffnung einer beifälligen und freundlichen Aufnahme der ersten Aufstellung von Scenen aus dem italienischen Volksleben, welche wir im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs versuchten, ist über unsre Erwartung erfüllt worden, und wir freuen uns daher um so mehr, von denselben talentvollen Künstlern, welche den Stoff zu jener boten, auch für diese eine gleiche Anzahl ähnlicher Zeichnungen erhalten zu haben, die an lebendiger Auffassung und malerischer Zusammenstellung jenen gewiß nicht nachstehen werden. Von Lindau sowohl als Xärmer sind uns auch neue Versprechungen für die Zukunft geschehen, während wir von Künstlern in andern Ländern zwar gleiche erhielten, aber der Verwirklichung noch vergebens entgegen sehen.

Bei der Zeichnung, welche eine Scene aus dem Leben des Räuber Gasparone darstellt, erlauben wir uns nur noch die Bemerkung, daß uns über einzelne Züge aus dem Leben dieses merkwürdigen noch jetzt zu Civita vecchia in guter Haft lebenden Mannes so anziehende und authentische Notizen zugekommen sind, daß wir im nächstfolgenden Jahrgange unsern Lesern einige nicht uninteressante Blätter darüber werden mittheilen können.

Th. Hell.

I.

Orangerie = Transport.

Wenn auch nicht mit Nicolai
Wir Italien verrufen,
Weil es nicht zum Paradiese
Ueberall die Götter schufen,
Müssen wir doch eingestehen
Daß mit den Orangenwäldern
Es nicht ganz und gar in Ordnung,
Und daß auf den freien Feldern
Ungepflegt sie mehr nicht wachsen,
Als das Aufstadt in Sachsen.

Zierlich schöne Bäumchen werden
Drum in Kübeln aufgezogen
Und der Winter und die Strenge
Durch Verdeckung wohl betrogen;
Bringt der Lenz die sanftern Lüfte,
Wird die Hülle abgestreifet,
Wo die Frucht bei reicher Blüthe
Unter grünem Laube reifet,
Und die Villa fordert wieder
Ihre Bäumchen, ihre Lieder.

Da geht's fort mit starken Stieren
Auf dem alten röm'schen Wagen,
Wie das Fuhrwerk einst beschaffen
Wohl auch in Augustus Tagen;
Und das Liebchen küßt behende
Hinten auf und sitzt verhohlen
Unter'm Laubdach, sich bei'm Halten
Einen Liebesdank zu holen.
Gare wird es nicht entdecken,
Kennt er doch schon solch' Verstecken.

CASPARONE UND DIE ZIGEUNERIN.

2.

Der Räuber Casparone und die Zigeuner-Familie. *)

„Blanker Bursche! Komm' heran,
Daß ich prophezeihn Dir kann.
Aus den Linien der Hand,
Mach' ich Dir Dein Loos bekannt."

*) Wir können es uns nicht versagen, hier wörtlich anzuführen, was unser Freund Lindau bei dieser Zeichnung uns über die darauf dargestellte Zigeunerfamilie schreibt: „Das Kostüm der Zigeuner ist, das freilich nur aus ein Paar zusammengeknüpften Tüchern besteht, ist ziemlich der Natur entlehnt. Als ich im vorigen Jahre in Sorrent war, hielt sich dort eine solche Zigeunerfamilie auf, sie bestand aus Mann und Weib, beide noch jung, nebst vier Kindern. Der Erstere schien sich mit allerhand kleinen Eisenarbeiten, als Bratenwender, Drummeisen und Mäusefallen u. s. w. die er auf der Straße, mit unterschlagenen Armen sitzend, auf einem in den Boden befestigten kleinen Amboß, mit unglaublicher Schnelligkeit und eben so sicherm hämmerte, leidlich Geld zu verdienen, während sein Weib mit dem jüngsten Kinde auf dem Rücken in der Stadt herumzog, und jeden, der es brauchte, für wenige Grani sein künstliches Netz und Werk präsentirte. Dieses Netz, in der Mitte ihrer Tücher, war trotz ihrer schmutzigen Umgebung ohne Spuren einer neuen Berührung, verbunden mit einer sinnreichen Maschine, hinreichend hätte zu nennen. Aber auf solche verneinte Fragen trugen zwar einen kleinlichen, aber dennoch sicheren Wunsch, nebst der schlauen aus dunkler Ahndung hervorleuchtenden Blick einen interessanten Ausdruck, der beim Sprechen durch den intimen vertrauenden Ton der Stimme, zu Handeln, wohl noch mehr beitrug. Die übrigen drei kleinen Kinder, die am ganzen nackend herumliefen, obgleich das Wetter, zu Anfang, wohl noch nicht so rauh war, als es sonst zu werden pflegt, hockten auf und zwischen den Knien der Mutter, indem sie mit ihren kleinen dunklen Augen die unsere fixirten, und ihre dicken Zeigefingerchen nach ihnen, wie Saugen, streckten. Sonst kein, durch so mannigfaltige und lebhafte Gesten so ausdrucksvolles Gesicht, das ich noch nie so gut unter Augen hatte, als um ihren Kopf zu zeichnen, die besten Studien eines der Hunger Steinbauten durchkreuzt, aufgenommen, so ich durch diese Skizze ein Lächeln und Staunen abzwacken."

„„Sei es denn, Zigeunerin!
Nimm die rechte Hand hier hin.
Weiß doch nicht, wer vor Dir ſteht,
Und dann an ſein Handwerk geht.““

„O, wohl ſeh' ich hier am Zug,
Ob ich Dich auch nicht d'rum frug,
Daß Dein Handwerk immer fort —
Weh' den Armen! — Raub und Mord.“

„„Was Du doch nicht alles ſiehſt!
Nun, wenn Du Dich mehr bemühſt,
Sagſt Du „der Hand wohl ſein,
Was mein Schickſal einſt wird ſein.““

„Sonderbar! nicht Schwert, nicht Rad,
Die Vergelter ſolcher That!
Auch vom Strange keine Spur,
Starke Eiſengitter nur.“

„„Nun Madonna ſei gelobt,
Wenn einſt Deine Kunſt erprobt,
Ihr zu dienen fehl' ich nie,
In dem Hut ihr Bildnis ſieh!

Drum nimm dieſen Strohn hier,
Hoch umſunſt wahrſag' ich Dir,
Haben Ihr rat, wie jetzt Ihr's treibt,
Kein's auf rechtem Wege bleibt.““

L'ESCLAVE AMPUTÉ EN EGYPTE

3.

Brunnenſcene in Ariccia bei Rom.

Es quillt der Born im Ueberfluß
Und herrlich ſtrömt des Waſſers Fluth,
Zum reich erquickenden Genuß
Wo hoch am Berg Ariccia ruht
Die man die ſchöne nennen muß. *)

Der Sarkerhag aus alter Zeit
Was überſtrömt bewahrt und faßt,
Hier iſt die Conca **) ſchon bereit,
Dort trägt man fort die liebe Laſt
Mit ungezwung'ner Zierlichkeit.

Der Jägersmann vom Waldwerk kam
Von Durſt die Zunge trocken gar,
Die holde Dirn' den Krug ſchnell nahm
Als ſie es ſchörfend regrd gewahr
Und ſchenkt ihm d'raus den Spruder-Rahm.

Wohl möcht' der Hund auch lechzen gern
Sich an dem friſchen Waſſerſtrahl
Der trefflich mundet ſeinem Herrn,
Indeß der Eſel grau und fahl
Die Diſtel weidet dort von fern.

Ei, ſo geſchwind wird der nicht ſatt,
Dem jetzt das holde Mädchen ſchenkt,
Weil er mit ſeinen Augen hat
Zugleich in ihre ſich verſenkt,
Und neue Gluth macht neu ihn matt.

*) Das Sprichwort ſagt: Chi non ha veduto in questa fontanella,
non ha veduto l'Ariccia in bella.

**) Der Krug.

4.

Neapolitaniſche Fiſcherfamilie.

Die Fahrt iſt vorüber, das Netz war voll,
Es gaben die Wellen wohl reichlichen Zoll,
Da ſteht nun der Fiſcher am Strande und ſpielt
Ein Liedchen indeß nach lieb Weibchen er ſchielt.

Sie hat mit dem Rocken geharret wohl fein
Und berſtet nun, und ſpinnet den Flachs nur zum Schein,
Das Köpfchen ſich neckt mit der Spindel derweil
Will baden am fröhlichen Spiel auch ſein Theil.

Das Kindchen im Sande ein Grübchen ſich gräbt,
Hieraus bald das Waſſer des Meeres ſich hebt,
Das ſchöpft mit der Muſchel es aus nun mit Fleiß
Da Vater und Mutter ſo nah es ſich weiß.

Fort über die Fluthen der ruhigen See
Strigt Fiſchis reigend, in ſonnige Höh
Erhebt ſich der Dyomes auf ihr,
Des lieblichſten Eilands erhabenſte Zier.

Wer möchte nicht weilen an Neapel's Bucht,
Da früh ihr die ſteigende Sonne beſucht,
Da abends die ſinkende gluthend ſie malt,
Das Sternenheer hell aus der ſilernen Strahlt?

ÄNEAS UND ACHATES

Loggia auf der Insel Procida.

In die Ferne zog er hin
Nach dem redlichen Gewinn,
Mit dem kleinen Waarenkahn.
Und der Tag der Rückkehr naht,
Und den festlich reichen Staat
Legt sein treues Weib sich an.

Tritt auf ihren Söller aus
Vor dem kleinen Kaufmannshaus,
Spähend in die blaue See,
Neben ihr der Garten rankt,
Und die volle Rebe schwankt,
Und die duft'ge Aloe.

Wie man Griechinnen einst sah,
Zeigt noch Frauen Procida
In gewählter feiner Tracht;
Sorglich Farben wählt das Weib,
Seide schmückt den schönen Leib
Und der Arm'n goldne Pracht.

Und so schaut sie weit und fern
Nach der Rückkehr ihres Herrn,
Bis der Abend schon sich senkt.
Sieh! da zeigt ein Segel sich,
Das den Lauf im Windes Strich
Nach der kleinen Insel lenkt.

Näher kommt das kleine Boot
Schon gefärbt vom Abendroth,
Immer näher, näher nun:
Und als nun der Sterne Licht
Schon vertraut zum Herzen spricht,
Sieht man Arm in Arm sie ruhn!

Th. Hell.

ANSICHT VON DER INNERN PROCESSA.

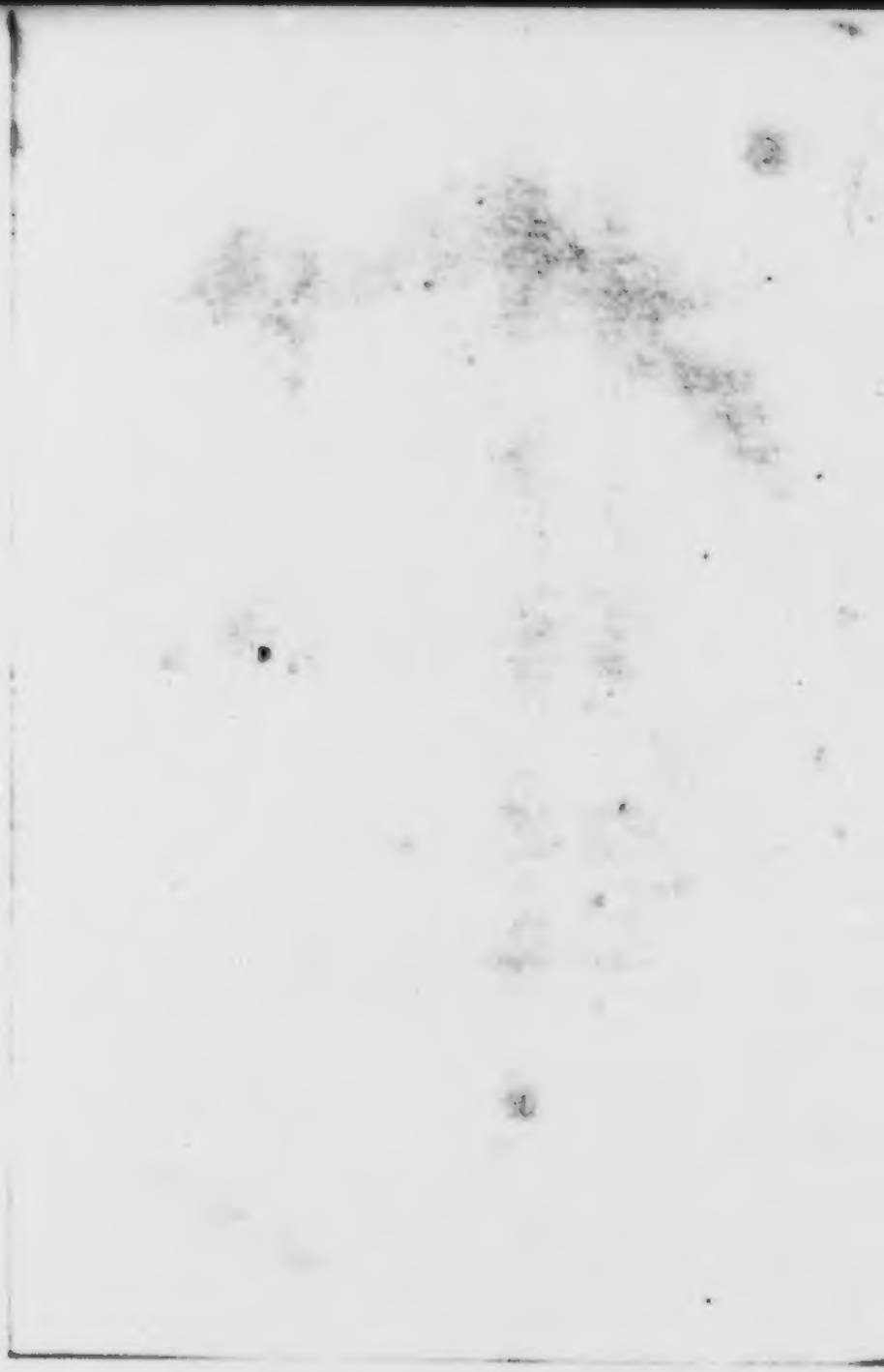

Der Stern von Prerau.

Ein historisches Bild

von

Wilhelm Blumenhagen.

Eine furchtbare und schwere Nacht hing über dem mährischen Lande, damals noch genannt das große Reich, damals noch unter einer Königskrone von seinen Nachbarn gefürchtet und selbst den Enkeln des großen Weltbezwingers Karl gefährlich scheinend.

Nicht die empörte Natur bräuete mit den Gewalten der Lüfte und der Tiefe; nein, von Menschen gingen die Gräuel aus, welche Menschen aus dem Gottesfrieden der stillen, unheimlichen Mitternacht aufrissen, und hinaus trieben in die Wüste der Verzweiflung. Oben am friedlichen Himmel zogen weißliche Wolken langsam vor den goldenen Sternbildern vorüber gleich einem Schwanenzuge, der das Südland sucht, oder wie eine stattliche Flotte wohlbeladener Schiffe, die groß und klein Einen Strich halten zur fernen Küste, wo guter Handel winkt; unten lagen die majestätischen Gebirge

wie schlafende Riesen auf den weichen Pfühlbetten der Thalwiesen, und die March, mit den Silberwellen sich hinwälzend an ihren Sohlen, sang ihnen ein gedämpftes Schlummerlied. Aber verwilderte, menschliche Horden hatten die Feier gestört; — tritt doch der rohe Mensch am liebsten auf gegen die hehre Ordnung, die ihm Segen zu bringen sich gestaltet, gegen den heiligen Gesetzlauf der Natur, der zu seinem Heil in ewige Grenzen gezwängt, der kindische Zwerg gegen die geduldige Riesin! — Rauh krächzendes Geschrei tönte durch Wald und Thal, und scheuchte das Wild tief in das Dickicht, und weckte die Vögel am Rande des Eichenhains, daß sie aufblusterten in die Wipfel hinauf und beim bleichen Sternenlichte mit blöden Augen fortflatterten in das dichtere Gebüsch; dort brauste es auf im Thal wie eine ungeheure feurige Korngarbe; dort zischte es hinunter am Waldesrande wie eine flüchtige, giftige Feuerschlange; ein fremdes, tückisches Volk warf Mordbrände in die Sitze des Landmannes, und Wehgeheul, Angstgestön, Todesgewimmer mischte sich mit den prasselnden, zerstörenden Flammen, denn der Brand war entzündet, zu leuchten der Mordgier, der Raubsucht und jedem thierischen Gelüst, das der Krieg und sein Hazardspiel weckt in dem durch Kampfesangst und Siegeswollust berauschtem Gemüth des vorgetriebenen Wappners.

Doch die eigentliche Bühne dieses nächtigen Schauerspiels war eine stolze Burg, die gestern noch, einer unbefleckten Titanen-Jungfrau gleich, sich gespiegelt im

Wasser der Weczwa, gestern noch wie eine Fürstin des Thales in unbefährdeter Sicherheit von dem Thron ihrer braunen Felsen herabgeschaut auf den in Ehrfurcht vorbei ziehenden Ackersbauer, wie auf den Zug ernster Bergleute, die im Frühroth sich zum gefährlichen Tagewerk aufgemacht.

Prerau hieß die Burg, berühmt durch ihre Stärke im ganzen Lande der Marhanen, berühmter durch das Geschlecht, dessen Stammnest sie geworden. Aber wo waren die jungen Adler, welche dieser Horst erzeugt? Wo waren die Keulenschwinger und Speerschleuderer, die sonst von diesen breiten Mauerwällen unausbleiblichen Tod gesendet? — Erbrochen und in Trümmern lag das weite Thor, in den Höfen röchelten nur noch Wenige der mährischen Wächter, denn die Mehrzahl schlief einen tiefen Schlaf, gebettet in das eigene Blut; ein fremdes Volk von seltsamen Ansehen raſete durch die Hallen und Säle, und nahm, was ihm gefiel, und zerstörte, was ihm kein Gefallen erweckte. Gedrungene Gestalten zeigte das Volk; enge lagen ihre Kleider an und breite Gürtel zwängten die Hüften; unter der hohen, spitzigen Müze drängte sich schwarzes Kraushaar vor, und dunkel war der verderbliche Glanz des Auges unter finstern Augenbrauen; glatt geschoren leuchtete Kinn und Wange, aber lang fiel der braune Lippenbart zu beiden Seiten herab in spitzigen Zöpfen; kräftig in schlanker Gewandheit und edler Haltung sprang das Roß, das diesen Feind herbeigetragen auf kleinem, hochgebaueten Sattel, und die Waffe, die er

führte, war ebenfalls besonders und ungewöhnlich, denn krumm bog sich die breite Klinge, der Sichel gleich, mit der des Landmanns Hand die reife Erndte schneidet. Aus dem Nachbarlande der Magyaren stürmte diese Heeresmacht herüber, unerwartet, im Fluge wie die Heuschreckenheerde, die da ist, ehe man sie kommen sah, verwüstet hat, ehe man an den Schutz gedacht. Bei Zilin war ihre Vorhut über die Grenze getrabt, hatte gebrannt und geraubt und den Schrecken weit in's Land zu tragen gesucht, hatte Schloß Prerau als ersten ernsten Widerstand gefunden, und im nächtlichen Ueberfall an ihm die ersten heißesten Begierden der losgelassenen Kriegswuth geübt. —

Schon hatte der Kampf um das Schloß aufgehört, denn der krumme Säbel des Ungarn fand keine Gegenwehr; schon hatten die gierigen Haufen sich zerstreuet in die einzelnen Gebäude, hatten herausgerissen, was an werthvollen Dingen sich vorfand, hatten die Magazine aufgesprengt, sich gütlich gethan an den Vorräthen, die dort von weiser Vorsicht für einstige Noth gehäuft, und hatten vernichtet, was sie nicht zu genießen, nicht fortzuschleppen vermocht, und auch der Weiber Versteck war nicht unentdeckt, nicht unentheiligt geblieben, denn feines Gekreisch, kindliches Gewimmer tönte mehrere male durch das Toben wüster Männerluft, und ein schimmernder, weiblicher Körper, kaum bekleidet, ward von einem satanischen Kriegerpaar aus einem Fenster herabgestürzt, und deutete an, welche Schrecken die

Fremden in jene Gemächer getragen, und wie sie jungfräulichen Widerstand zu vergelten gewohnt; jetzt aber rief die Zerstörungswuth das grimmigste der Elemente zu Hülfe! Unvorsicht, Muthwille, Absicht halfen das entzündete Wachtfeuer, die leitende Fackel zum Verderben benutzen, und bald schlug an fünf Orten der lichte Feuerschein aus den ausgeplünderten Ställen und Wachthäusern. —

Die heiße Lohe wandelte rasch die Nacht in Tag, und erhellte die mit Leichen bedeckten Höfe, und trieb die Plünderer aus den Verstecken in's Freie hinaus; aber mit Erstaunen sahen die sich sammelnden Haufen einen Gegenstand beleuchtet, der bislang unbeachtet und im Dunkel verborgen geblieben. Mitten in der Burg erhob sich eine runde Felsmasse und auf ihr, erhaben und gebietend, stand ein Gebäude, einem alten Götzentempel nicht unähnlich, und in besonderer Form mit einer Gallerie und einer Pfeilercolonne umgeben, zu der von vier Seiten Stufen hinauf führten, die in das natürliche Gestein eingehauen worden. Stürmisches Gejauchz ertönte bei diesem Anblicke auf's Neue aus dem sich frisch zusammendrängenden Heerhaufen der Magyaren, aus jedweder Rotte hörte man rufen nach den Führern; „Geisa! Michaly! Die Schatzkammer ist gefunden! Leu von Erödy, führe uns hinan!" so riefen hundert Stimmen; aber man wartete der Ankunft der Hauptleute nicht, und so wie Ein kecker Ungar eine Fackel ergriffen und gegen die Steintreppe angerannt, so haschte jeder nach einem Kienspahn und mit dem Kriegsgeschrei

des Magyarenvolks erkletterten Hunderte den Fels, und drängten sich in Beutegier und Neid in die Gallerie, manchen Cameraden hinabstoßend in der Behauptung des eigenen, eben gewonnenen Platzes.

Der äußere Pfeilergang umgab eine geräumige Halle, zu welcher ein halbes Dutzend enger Pforten führten; durch sie drückten und schoben sich die frechen Stürmer; aber so wie ein Haufen sich hineingezwängt, hörte man seltsames Angstgeschrei von ihnen, und die wüsten, blutgierigen Männer starrten an den Außenwänden und stopften zurückdrängend die Thüren selber. Und wunderbar war der Anblick, den die Fackeln der Feinde hell gemacht.

Die Halle auf dem runden Felsenstück ähnelte einem Waffensaale, rundum geziert mit Rüstzeug von sonderbar colossaler Gestalt und mannigfachster Art. Aber leer lag das weite Gemach, nur mitten darin saß auf einem Lehnsessel eine Menschengestalt, einsam und allein in dem weiten Raume, einem Götzenbilde nicht unähnlich, welches die flüchtenden Priester gegen ihre Pflicht in dem bedräueten Heiligthume zurück gelassen, daß es selber sich schütze. Der Dasitzende hatte überdem das Ansehen, als gehöre er nicht dieser Zeit, ja kaum mehr der Erde an; seine Gestalt maß über gewöhnliche Menschengröße, schien aber nur aus einem gewaltigen Knochenbau zu bestehen, den die eingetrockneten Sennen nur eben noch zusammen hielten. Sein Kopf bot einen großen, nackten Schädel dar, den nur ein schmaler Rand von Haarlocken, weiß und weich wie

Schwanenflaum, umkrönte. Das Antlitz war braungelb und gleich einem gefurchten Winteracker, und von Mund und Kinn floß ein breiter Seidenbart bis zum Gurt hinab, ähnlich dem Fell des schneeigen Kaninchen, welches mit seinen rothen Feueraugen aus dem Schlupfloch des braunen Hügels in den Morgen blickt, und die Augen des wunderbaren Schloßbewohners paßten fast diesem Gleichniß an; sie waren der einzige Leben kündende Theil des Mannes, aber die Reste des Lebens, die sich in diese Seelenfenster gedrängt, waren nicht ohne Kraft, denn wie die Feuerapfel im Kopfe des tapfern Uhus rollen und Brandpfeile schießen, wenn der kräftige Vogel sich am Tage aufgestört sieht in seinem Schlupfwinkel, so schossen die rollenden Augen des Greises Kriegspfeile auf die sich eindrängenden Schloßstürmer, wenn auch kein Glied sich regte unter dem aschgrauen weiten Gewande, welches ein goldner Gürtel zusammen hielt, und obgleich selbst der kostbare dunkele Bärenpelz, der seine Füße bedeckte, nicht durch das kleinste Zucken andeutete, daß irgend ein Muskel des Ueberfallenen zu Anlauf oder Flucht sich zusammengezogen.

Der unerwartete Fund wirkte gar besonders, ja fast wunderbar, auf die, welche sein Anblick traf; scheu rotteten sie sich an den Wänden, die Fackeln und Säbel weit vorstreckend wie zu Schirm und Abwehr, und als plötzlich eine Stimme, der man das Beben der Brust anhörte, herausstieß: „Hinaus, wer noch zu leben Lust hat! Es ist der wilde Radagast, der Marhanen

Gott! hinaus, seine giftigen Blicke tödten wie Vipernbiß!" — Da schien ein Entsetzen die wüste Schaar zu packen, mit dem Geheul flüchtiger Wölfe wendeten sich alle Gesichter ab, die Fackeln und Kienspähne fielen aus den blutigen Fäusten, auch hier und dort ein krummes Schwert, und Alles drängte hinaus, und wie Bären sich vom erkletterten Baume hinunter kollern, so rollten die dunkeln Menschenmassen den glattbehauenen Fels hinab, und fanden erst unten im Schloßhofe mit der Besinnung eine feste Stellung, die ihnen auch Noth that, denn aus dem Gebirg vor und hinter der Burg schallten dumpf die großen Kriegshörner des Marhanen Volks, und Geisa's Tuba rief im Thor zur Ordnung; durch die ungeheure Brandfackel hatten die Ungarn sich selber die Störer auf den Leib gelockt.

Oben in der Warte auf dem runden Felsstein saß indeß der alte Menschenvater, unbeweglich wie zuvor, nur waren seine Blicke milder und zugleich trüber geworden; das Feuer der hingeworfenen Fackeln hatte das hölzerne Bauwerk der Gallerie ergriffen, an den trockenen Tannenpilaren wanden sich rasch die Feuerschlangen hinauf, und das mit Moos ausgefütterte Gesims bildete rund um die Halle eine ungeheure Feuerkrone; aber mitten in der lodernden Brunst saß das greise Menschenbild stumm und starr, seltsam grell beleuchtet, und sah bald rechts, bald links, doch ohne das Haupt zu rühren, als bewache sein Blick den heimtückisch kreisenden Feind und hüte den Lanzenwurf und Schwertesschlag, wie einst in den Tagen, die fern, sehr fern lagen, in den Tagen,

welche das kahle Haupt unter der Helmwucht gesehen, deren bekannter Glanz Todeszagen unter mehr als Ein Volk geworfen, wenn es das gewaltige Rüstzeug sich gegenüber erblickt.

Auf der freien Flur außerhalb der zerstörten Burg verwandelte indeß die kriegerische Scene sich gar bald. Die hungarischen Reiter drängten zwar kampflustig ihre schlanken Rosse zusammen, und nahmen eine schöne Stellung auf weitem Wiesenplan, um den vorrückenden Feind auf die Fläche zu locken, und ihn dann durch einen zerstampfenden Anlauf der kräftigen Thiere zu vernichten; Geisa, der Fürstensohn, setzte sich selbst vor den tapfersten Pulk, und ließ den krummen Stahl leuchten im Schimmer des brennenden Schlosses; aber nicht vor ihnen, nicht zur Seite, nein, ringsum und überall aus sechs Waldschluchten tönte das mährische Kriegshorn, von sechs verschiedenen Weltgegenden scholl das rauhe Feldgeschrei der Marhanen näher und näher heran; da ritten die Hauptleute rasch an den Feldherrn; „Swatopluk selbst, der blutdürstende König, zieht auf uns, und hat uns umstellt;" rief Michaly, nicht ohne Beklommenheit; „zu früh ist unser Nachtzug verrathen worden. Darum laß uns eine Lücke im Gebirg suchen, tapferer Geisa, vor uns hinschlagen auf Tod und Leben was uns entgegen tritt, daß nicht die selbstentzündende Brandfackel leuchte dem Verderben aller dieser Braven." —

„Gegen Aufgang schlagt durch," entgegnete nach

kurzem Bedenken Geisa lautschallenden Rufes, „dort hinaus, wo sich eben der Morgenhimmel röthet. Drüben finden wir unsere Brüder, den Herrn und sein Heer, und kehren bald, nachzuholen, was wir zurück lassen mußten." —

Kaum war das Befehlswort verhallt, so schwenkten sich, in ihre Pulks getheilt, die wohlgeübten Reiterhaufen gegen Osten, und dann rauschten die Linien über das Feld wie ein Hagelschauer, und die Feindesschaar, die ihnen am Walde entgegen schritt, fuhr auseinander rechts und links, geworfen, zertreten, zerschlagen im unerwarteten Angriff, und nur wenige der Ungarn blieben als Opfer liegen in Mitten der zersprengten Cohorte.

Die jetzt auf dem Felde erschienen und wildes Fluchwort und verwünschende Drohungen den tückischen Widersachern nachsendeten in die unzugängliche Nacht des schwarzen Waldes, waren Männer eines ganz andern Volks, so verschieden an Gestalt und Aeußern, daß der Glaube schwer ward, sie für Nachbarn zu halten. Hoch von Wuchs, dürr aber kräftig trat der Marhan heran; kurz geschoren trug er das helle Haupthaar, nur am Vorderkopf hing es in wilden Flechten zur Seite des Gesichts herab und mit ihnen fluthete der Lippen- und Kinnbart reich und dicht in blonden Wellen hernieder bis auf die nackte Brust. Ohne Panzer und Schild, deren Schutz seine Furchtlosigkeit nicht erlaubte, schwang des Marhanen muskelreicher Arm das lange Schwert, die ungeheure Eisenkeule und den wuchtvollen Wurfspieß zum Ver-

derben des Gegners; nur die Anführer trugen als Decke des befehlenden, rathenden Hauptes den mächtigen Scythenhelm, ein Andenken aus der Heimath ihrer Urväter, der mit seinem weit vortretenden, das Gesicht hinter einer gespenstischen Eisenlarve verbergenden Schirme die dräuende Männergestalt noch colossaler, ja wahrhaft fürchterlich in der Schlacht erscheinen ließ. —

Sechs kleine Heerhaufen dieses Volks rannten jetzt im Schritte des Sturmes gegen die Höhe, auf welcher Prerau's Ruine leuchtete, und als sie sich am Rande des Hügels getroffen und erkannt, stießen die Anführer ein eintöniges Geschrei des Entsetzens aus. „Kropin," rief hier ein Krieger, der schon graubärtig geworden, „Du wareſt nicht auf Burg Prerau?" — „Nein, Przibor," antwortete der Angeredete, „der Vater schickte mich fort, in meinem Bezirk die Streitbaren zu sammeln und sie dem Könige nachzuführen gegen den deutschen Arnulph." —

„Und Ihr, die nächsten, Podstata, Baranky und Lautschka," rief mit zürnender Geberde und die geballte Faust zum Himmel streckend ein Mann, welcher alle überragte, „wie konntet Ihr so lange säumen? Die Brunst und das Kriegesgelärm mußte Euch ja längst rufen zu dem Orte der heiligsten Pflichten." —

„Tadele nicht ungerecht, Kokory!" entgegnete einer der Angerufenen. „Als mein Thurmwart die erste Feuerzunge sah auf Schloß Prerau, saß Dein Vaters Sohn auch schon auf dem sattellosen Hengste und trieb seine bewaffneten Hanaken durch die Thalschlucht." —

„Und am letzten Abende noch zog Dein Bruder Lautschka mit seinen besten Keulenschlägern am Ufer der Beczwa hinunter, und schauete mit den Blicken des Falken nach Prerau und den Weiden hinüber, ob keine feindliche Streifhorde des Vaters Ruhesitz bedräue; still wie die Betstunde des heiligen Cyrillus lag die Flur, und ohne Argwohn kehrten wir in unser Haus;" setzte ein Zweiter hinzu. — „Und wo ist Mistko, des Vaters Benjamin?" fragte der Riesige wiederum. „Wo sind die Mauerwächter von Prerau, wo ist die Leibwacht des ehrwürdigen Obrzifaus, und warum eilt Niemand frohlockend uns, den Helfern, entgegen? Vom Magyarenvolk waren die drei, welche mein Arm niederschlug dort im Dunkel der Bergesschlucht, als sie wie ein Winterbach zwischen die Meinigen brauseten. So ist vielleicht der Bruder gefangen, in die Knechtschaft fortgeführt der Vater Saul, der hundertjährige Patriarch, die unsterbliche Blume des Heldenthums der Marhanen, und seine Söhne sind ewig beschimpft, die Krone geworfen vom Haupte unseres Stammes, gebrochen die Stütze der königlichen Moymaren, von frecher, heidnischer Magyaren Hand? Hinauf in das Schloß, meine Brüder; es ist mir wie Todesangst, was ich zum ersten male fühle in breiter Brust, und der Tod wäre Lösung und Wundbalsam gegen dieses Klopfen unter dem Hirschkoller." —

„Vater Saul!" schrieen die sechs Brüder, und trieben schnell ihre Pferde gegen das brennende Schloß, und alle, die mit ihnen gekommen, liefen mit freiwilliger

Anſtrengung ihnen nach, und die plötzliche bange Stille, welche über den Colonnen waltete, deutete an, daß dieſe wilden Männer die tiefe Angſt ihrer mächtigen Hauptleute verſtanden und mit empfanden.

Der alte, hundertjährige Heldenvater Odrzikaus ſaß immer noch in ſeinem Lehnſeſſel in der runden Halle, rund umgeben von den wachſenden Flammen. Seine Geſichtszüge hatten ſich nicht verändert in Furcht und Sorge, nur dichter hatten ſich die tiefen Falten ſeiner Stirn zuſammen geſchoben, wie die roſtigen Platten einer eiſernen Halsſchiene, denn der dicke Dampf vom Winde einwärts geworfen fing an, die alte Lunge, die in ſo mancher Schlacht gekeucht, zu beläſtigen, da hörte er der Söhne Ruf, und glatt wurde die breite Hautfläche über den geiſterhaften Augen, und des ſchneeigen Bartes Wellen bewegten ſich, das Lächeln verrathend, zu welchem der unſichtbare Mund ſich verzog. Jetzt krachten und brachen die Pfeiler und Wände außen, hier und dort und drüben verlöſchte die Gluth von kühnen Händen gedämpft, und herein traten zugleich durch fünf Pforten fünf hochſtämmige Männer mit eiliger Haſt; ſowie ſie aber den Greis erblickten wurzelte ihr Schritt, und Alle bogen das Knie, und die ſchweren Eiſenhauben vom Haupte nehmend, hoben ſie in dienſtbarer Ehrfurcht die glühenden Augen zu dem Mittelpuncte des Gebäudes. Der alte Odrzikaus ließ ſeine düſtern Blicke über ſie hinrollen, dann zeigten ſich in dem geſpaltenen Bart zwei bleiche Lippen, und eine dumpfe Stimme fragte: „Wo ſchliefen die faulen Leoparden, die lahmen Ryſowe, als

der Bär in die Höhle brach, in welcher sie groß gesäu-
get? Das Richtbeil haue die Glieder ab, die keine Weh-
heben wenn Steine nach dem Haupte zischen!" —

Die Knieenden blieben stumm, und sahen sich nur
unter einander an, als fordere Einer den Andern auf
zur Uebernahme der Vertheidigung vor dem zürnenden
Vater, aber Allen starb das Wort auf der Zunge, als
durch die sechste Thür der riesige Kokory eintrat und in
den Armen einen blutigen, von Raubsucht entkleideten
Leichnam trug, in welchem sie Mistko, den jüngsten Bru-
der, mit Entsetzen erkannten. Kokory legte den Todten
dicht vor des Vaters Füße nieder. „Funfzehn Wun-
den;" sagte er dumpf dazu und mit verbissenem In-
grimm; „alle auf Stirn und Brust! Suche den Platz
Vater Saul, wo noch eine möglich! — Unter dem
Silberadler der Moymaren ist noch kein Marhanen-Sohn
solch schönen Todes gestorben!" —

Des Alten Antlitz verwandelte sichtlich die Farbe
denn das gebräunte Gelb ging in ein fahles Blaugrau
über, dazu schien alles Licht der Augen wie plötzlich aus-
geblasen, und vorn über gebogen starrte der Greis mit
gläsernen Blicken lange auf den Leichnam hinunter, so
daß die Söhne einen Schritt vortraten in Sorge, ein
zweiter Todter möchte sich zu dem ersten legen. Doch
jetzt glüheten die Augsterne wiederum auf, gleich angebla-
senen Kohlen, mit einer zitternden, ausgetrockneten Hand
öffnete er sein Wams und nahm von der dürren Brust
ein kleines Cruzifix von feinem Golde, und legte es auf
des Todten breite Brust; dann drückte er seine Rech-

mit mühsamen Niederbeugen eine kleine Weile auf Mistko's kalte Stirn, und zog mit der Linken das zottige Fell des Bären, welches seine Füße gewärmt, über die von Blut entstellte Leiche des Sohnes. Mit Ungeduld in den Mienen winkte er jetzt nach einem Kriegszeichen, welches an dem Pfeiler hing, und als Kokory, den Vater schnell verstehend, mit Eile die Stange gelöset und dem Greise gereicht, erhob der gebrechliche Leib sich rüstig an dieser Stütze, und stand da lang und gespenstisch, der furchtbare Schatten eines Schlachtenfürsten aus längst vergessener Zeit. Das Kriegszeichen bestand aus einem vergelbten Seidenwimpel, auf dem ein Pfeil ausgenähet worden, der eine menschliche, bärtige Lippe durchstochen, und oben am silbernen Kugelknopf hing ein mächtiger Zottenbart von außerordentlicher Länge, der trotz des Staubpuders, der auf ihn gefallen, noch die glänzende Schwärze von einst durchschimmern ließ. Des Alten Auge erhob sich zu dem Fähnlein, und eine wilde Freude keimte aus den Furchen des Antlitzes hervor, und seine Stimme schwoll langsam hinauf bis zum eintönigen Gebraus eines Wasserfalles im Gebirg. „Kennet Ihr noch die heilige Standarte Eures Stammes," sprach er, „Ihr trägen Söhne der edlen Hirschkuh? Habt Ihr vergessen, wie sie Euer Vater Saul gewonnen, als er noch klein war und schmächtig und dem David ähnlich, von dem das heilige Buch erzählt? Schauet hinauf, noch flattert daran der wilde Bart des ungeheuren Bulgar, der den König höhnte und schmähete die Ehre unseres Volkes. Der schwache Saul schlug mit dem Erstlings-

schwerte ihm das Maul herunter zusammt der Zierde des Bartes, jagte den Ehrenschänder geschändet nach Haus, und brachte das seltene Siegeszeichen zu dem Sessel seines Herrn. Wo habt Ihr solch Ehrenzeichen gewonnen, Ihr, die Ihr nicht einmal das mütterliche Nest zu schirmen wisset, wenn der Krähen krächzender Zug der Abendwolke voran flattert? Wehe dem Hause des greisen Odrzikaus! Den besten Stier seines Hofes haben die Wölfe zu Tode gebissen. Elf Söhne seiner Lenden verbluteten vor dem Auge des großen Königs; sind denn die sechs, welche ihm geblieben, Fremdlinge, die ein gelbes Aegypter-Weib in die Wiege seiner Hausfrau eingeschwärzt?" —

„Vater Saul spricht hart;" fiel Kokorn ein, doch mit merklicher Schüchternheit. „Das heilige Alter sollte gerechter machen. Die Söhne von Prerau sind längst schon Männer und Väter worden, und daheim tummeln sich ihre Buben im Sande. Vater Saul hat vergessen, daß es schon lange ist, wie seine Söhne Knaben gewesen an seinem Knie, und er gedenkt nicht, daß er auch Alle, die ihm geblieben, fechten sah im Schimmer des königlichen Schildes, und daß der Marhan den Tod nicht so sehr scheuet wie den Schimpf seiner Geburt. Mag der Vater befehlen, wo hinaus die Söhne ihre Rosse treiben sollen gegen den schnellen Hungar, gegen den grausamen Behemer oder den starrköpfigen Deutschen; aber verlangen, daß mitten in der Waffenruhe die Söhne den tückischen Ueberfall der Grenznachbarn vorher sehen sollen, ist wie vom Hunde fordern, daß er slavonisch rede." —

Der Greis schoß einen Grimmblick auf den Redner. — „Rührte sich Dein Schwert nicht in der Scheide?“ fragte er. „Fuhr's nicht wie Blitzeszucken auf und nieder in dem Fleische Deines Armes? Hörtest Du nicht im schlafenden Ohr das Stampfen der Feindesrosse? — Geschah's nicht, so bist Du auch kein rechter Erbe Deines Namens, denn der Odrzisaus sieht voraus was da kommt, und hört die Stimmen der Zukunft. Und er sagt Euch, daß Ihr Alle nicht erndten werdet, was er gesäet, und ein Fremder wird forttragen, was Euch eigen geschienen, und mit fremdem Blute wird der Baum, den Saul in Blut gepflanzt, neu begossen werden, und dann grünen in ferne Jahrhunderte hinaus, und herrschen und gebieten in Thälern und auf Höhen, wenn der Name Marhan längst erloschen, und nicht mehr in Wellehrad die Krone dieses Reichs auf einer Heldenstirne leuchtet.“ —

Düster hingen die Blicke der kriegerischen Söhne am Estrich, nur der Aelteste, Przibor fragte: „Wohin will Vater Saul geleitet sein? Denn Prerau ist kein wirthlicher Wohnplatz mehr für den ehrwürdigen Marhanen Greis.“ — Da erhob sich noch einmal der alte Odrzisaus, der sich schon in seiner Schwäche wiederum niedergesetzt, man sah ihm an, wie ein neues Schreckensbild von seinem ungetreuen Gedächtnisse herauf beschworen worden, bräuender als vorhin rollten seine gerötheten Augen und suchten in der Halle, und als er nicht gefunden, was er gesucht, da heulte seine Stimme auf wie die Stimme der Löwenmutter, die ihr Junges vermißt.

„Wo ist Eure Schwester Slatina?“ rief er. „Warum brachte keiner die schönste Blume in Marhawania zu mir? Warum barg sich das fromme Kind nicht unter des Vaters Mantel, als die Verderber einbrachen? — Ihr schweiget? Keiner kümmerte sich um den Edelstein des Vaters, um die süße Traube seiner Lust, um das herrliche Kind seines Alters? Hinaus, Ihr Kaltherzigen!“ setzte er schwerschnaufend nach einer Pause hinzu, und seine Stimme ward ein heiseres Gebrüll. „Hinaus und sucht mir das Kind, und bringt mir lieber ihre Leiche, daß ich sie lege zu diesem da unter das Fell des Bären, als daß ich sie beschimpft weiß in den Händen eines unedlen Feindes. Hinaus auf die Straße und in's Gebirg! Fluch über Euch, setzt Ihr Euer Leben nicht ein um das Kind! Und ehe Slatina nicht wiederum ruhet an meinem Herzen, soll keiner von Euch erblicken das Angesicht des verwaiseten Vaters. Hinaus Ihr Alle in den Staub der Straße, denn der alte Odrzisaus wird schon selbst sorgen um sein Heil, und er ist todt für Euch bis er das Licht seiner Augen, das Kind seiner letzten Liebe, wieder gesehen.“ — Mit heftig zuckenden Armen zog er sein Mantelkleid hoch über den kahlen Kopf und sank verhüllt auf seinen Sessel zurück, indeß einige der Söhne hinab eilten, nach der Schwester in den Ruinen zu forschen, die übrigen unentschlossen und besorgt um den so geliebten, wie gefürchteten Greis da standen, und erschüttert von seinen ungerechten Zornworten nach einem Entschlusse suchten. —

Aber nicht allein in dem östlichen Krag des Königreichs Marhawania hatte in diesen Tagen ein feindliches Volk die Gräuel und Schreckniſſe des Krieges getragen; auch von Süden überschritt ein deutſches Heer die Grenzen, und ſogar aus den Marken des Böhmerlandes drang von Norden ein beutegieriger Haufe heran, obgleich Böhmen damals ein Reichslehn des großen Swatopluck war, und Herzog Borziwoy ſich zu den Vaſallen des mächtigen Marhanenfürſten zählen mußte. Der deutſche König Arnulph, mit Neid die Größe des Nachbars betrachtend, der einſt ſeines Vaters Gefangener geweſen, mit Ingrimm den Stolz und Uebermuth Swatopluck's empfindend, hatte alle dieſe Hatzhunde auf den mähriſchen Bär gehetzt, und ſeine Zeit ſo gut zu wählen gewußt, daß der vordem ſo umſichtige Marhanenkönig überraſcht wurde, und alle ſeine Grenzprovinzen gräulich verwüſtet lagen, ſeine drei Söhne, die mit ſchnell geſammelten, kleinen Kriegerhaufen ſich den Feinden entgegen warfen, überall geſchlagen, die beſten Städte Preis geben mußten, ehe König Swatopluck ſelbſt, durch nach allen Gegenden ſeines Reichs geſandte Eilboten, ſeine Edeln mit ihren Wappnern um ſich geſammelt hatte, und mit dem Muth und der Unerſchrockenheit des Löwen, der in ſeiner Höhle angegriffen, mit einer wohlgeordneten und zahlreichen Heeresmacht dem dreifachen Feinde mit Erfolg die Spitze zu bieten, und ihn zurück zu werfen vermochte. —

Es war am Mittage nach dem Brande vom Schloß Prerau, als am Rande der Bergkette, welche Mähren

und Ungarn scheidet, ein junger Kriegsmann sich mühsam Bahn machte durch den Unterbusch des dichten Waldes, der mit Dornsträuchen und Schlinggewächsen durchzogen ihm gar argen Widerstand leistete. Wie man den Obstbaum von edler Zucht auf den ersten Blick erkennt am Wuchs und dem geregelten Getrieb der Zweige, so sah man auch diesem Waldstreifer an, daß er nicht zu dem gemeinen Troß der Walachen und Hanaken gehören könne, und wenigstens einige Tropfen ritterliches Blut in seinen Adern gährten. Sein Anzug dagegen sprach nicht von Reichthum und Hoheit; der hirschlederne Koller war schmuzig von Blut und Erdflecken, und das Brustblech hatte viel von seiner Politur verloren, und manche Beule hatte der Kampf hinein gedrückt; der Ueberwurf mit den schlotternden Aermeln war von keiner Künstlerhand aus grobem Wolltuch geschnitten, und die nationelle Mütze oben mit dem viereckigten Deckel trug zwar die scheinende Farbe von Amaranthroth, aber jede Zierde von Goldquasten oder Silberketten oder theuern Reiherbüschen mangelte ihr. Daß der junge Soldat ein Pole von Geburt errieth man schon an seiner Tracht, daß er um Sold im Marhanenheer gedient, erzählte die breite, roth und weiß gewürfelte Feldbinde, mit der er sich gegürtet. Peter von Radkow nannte er sich; doch obgleich in seinem Vaterlande nur der Edelmann als Staatsbürger galt, und seine Väter unter dem großen Piast sich ausgezeichnet, so waren seinem Stamme bei der Zerstückelung des Landes, der Lehengüter nicht so viele geblieben, um dem Adel von Dobryn es gleich thun zu können, und

die Brüder Radkow hatten es darum vorgezogen, unter fremden Fahnen ihre Wappen zu verstecken, bis das Glück ihnen vergönnen würde, im alten Glanze der Ahnen sich wiederum der Heimath zeigen zu können.

Peter von Radkow durfte sich nicht rühmen, in seinem ersten Feldzuge die glatte Hand der Fortuna schmeichelnd empfunden zu haben. So wie bei Zilin der rechte Flügel des Ungarnheeres in das herrliche Marhawanien eingefallen war und Prerowky eingeäschert hatte, so war der linke Flügel von Egbel aus gegen Straßnitz eingebrochen, hatte zwar vergebens die königliche Residenz Wellehrad zu überfallen versucht, jedoch die Kriegsleute kleinerer Schlösser überrascht und mit wilder Grausamkeit niedergemetzelt. Zu einer solchen Garnison gehörig focht der junge Radkow mit der Unerschrockenheit, welche die Söhne der Weichsel immer ausgezeichnet, doch als er jede Gegenwehr vergebens sah, wußte er auch mit der Schlauheit seines Volkes sich dem Verderben zu entreißen, und im Gebirg eine Fluchtbahn zu finden, die ihm wenigstens Leben und Ehre salvirte, denn Gefangenschaft unterschied sich in damaliger Zeit wenig von schimpflicher Knechtschaft. Daß der junge Krieger es ehrlich in der Vertheidigung seines Postens gemeint, zeigte sein Aeußeres. Der leichtern Fleischwunden trug sein schlanker Leib genug, wenn auch sein Koller mehr vom Feindesblut als vom eigenen roth geworden. An seiner Hüfte hing nur noch ein Säbelgriff mit einem Klingenrest, und nur die obere Hälfte seiner Lanze trug er in der Hand, und nutzte sie mehr als Stütze und Wanderstab wie als Wehr,

denn zwanzig Stunden schon schleppte sich der junge Krieger durch das Gebirg ohne Rast und Schlaf, so spornte seinen Freiheitssinn die Furcht vor der Gefangenschaft, und nur jetzt, als er fern die lockenden Dächer von Meseritz erblickt, zog ihn die Sehnsucht nach Waffenbrüdern wie die Sorge um bessere Nahrung, als Waldbeeren und Quellwasser gegeben, gleich stark von der sichernden Waldhöhe in die Thäler hernieder. —

Schon hatte er sich durch den Busch bis zu dem Rande einer Schlucht gewunden, die von einer schmalen Straße durchschnitten wurde, da stutzte sein scharfes Auge, und ein unerwarteter Anblick bewog ihn sich hinter das Gesträuch, aus dem er schon hervor getreten, zurück zu ziehen. Ein einzelner Reiter ritt eben in die Schlucht herein. Seine Tracht ließ sogleich den Ungar erkennen, und er schien ein Vornehmer seines Landes, denn seine glänzende Bewaffnung durfte einen Magnaten ehren, und war eines Obergespans würdig. Nur sein Pferd schritt lahmig und ermattet auf dem Rande daher. Aber mehr als das edle Metall seiner kriegerischen Ausstattung zog die Blicke des jungen Polen eine Beute an, welche der bärtige Ungar vor sich auf dem Sattel, fest von seinem rechten Arme umschlungen und kräftig gefesselt, hielt. Ein weibliches Geschöpf war es, zarter Gestalt, welche das leichte Nachtkleid fast zu ungetreu verhüllte, lilienweißer Haut und reichen blonden Lockenhaars, die von keinem Schleier beschirmt der Sonne Preis gegeben blieben. Des Polen Erstaunen war ohne Gleichen, kühne Gedanken schossen durch sein Gehirn, doch

schien keine glückliche That sich an sie knüpfen zu dürfen, denn sah das Auge auch keinen Gefährten des Weiberdiebes, so trug er doch treffliche Waffen, und ihn ein Roß, und Radkow war zu Fuß und nur eine halbe Lanze ihm dienstbar. Jetzt stolperte des Ungarn Pferd, und mühsam hielt es der Zügel aufrecht, und als es Stand gewonnen, bebte das erschöpfte Thier an allen Gliedern. Mit einem lauten wüsten Fluchwort ließ der Reiter die Dame vom Sattel gleiten, schwang sich selbst herunter, und stieß mit einem harten Fußtritt das Pferd in den Bauch, daß es zur Seite schwankte, und sich in das Gras niederwarf, wo es sich wälzte, und nachdem es sich wiederum halb erhoben, ohne aufzuspringen die duftigen, feuchten Kräuter mit Gier verschlang. Der Ungar hatte sich indeß flüchtig in der Schlucht umgesehen und nichts bemerkt, was er gefürchtet; dagegen war das Weib auf die Knie gesunken, und auch sie hatte ihre hellen Augen umher geworfen. Erblickt hatte sie den Lauscher im Busch oben am Bergeshang, und eine flüchtige Geberde der Freude, eine Bewegung der weißen zartgerundeten Arme, die um Hülfe fleheten, machte das Herz des jungen Kriegsmannes sich mächtig heben, und stellte seinen Entschluß fest. Der Ungar ergriff nun des Weibes Hand, riß sie gewaltsam auf und zog sie mit sich an einen Platz, wo ein weicher Rasen den Boden bekleidete und ein Schattenbaum die Strahlen der Mittagssonne auffing. Hin auf den grünen Polster warf sich der Ungar, und zu sich hernieder an seine Seite riß er die furchtsam sich Sträubende.

Der Pole konnte nichts hören von des Ungarn he
tiger Rede, aber es war ihm, als verstände er jed
Wort. Erst spottete der braunwangige Magyar d
Schüchternheit seiner Gefangenen, dann bat er um ih
Gunst, und schlug dreist den starken Arm um d
Jungfrau schlanken Wuchs, sie näher ziehend; dan
funkelten seine Augen zornig, wie Augen des hungrig
Tigerthiers, und er schalt die Wehrende und dräu
ihr, und jetzt riß er brünstig und durch ihr Gegenwo
gereizt die Aufschreiende an seine Brust, und sein frech
Mund bog sich hinüber gegen das reine, edle Antlitz u
sein schwarzer Zottenbart berührte schon die kindlich, un
unentweihete Rosenknospe ihrer Lippen. Zitternd
räthselhaften Zorn, plötzlich erhitzt durch eine Empfi
dung, die er nie empfunden, hatte der Pole sich hi
ter dem Gebüsch schnell, leise und vorsichtig bis nahe
die Gruppe fortgeschoben; jetzt hob sich sein Arm mit der Ka
zenspitze, mit einem kühnen Sprunge war er dicht neben de
Paare, das Eisen saß im fleischigen Nacken des Feindes; ab
fahren ließ es zugleich die Hand des Angreifers; mit b
den Fäusten ergriff er den aufbrüllenden Gegner, u
schleuderte ihn weit hin in den Sand, das Mädch
dann von dem Rasen aufziehend, und sie wegschleife
zehn, zwölf Schritte weit, als wollte er sie wahren v
dem furchtbaren Angriff, den der jetzt Waffenlose von de
verwundeten Feinde zu fürchten haben möchte. Ab
der Feind hatte keine Kraft mehr für ihn; das schar
Eisen hatte das Mark des Lebens getroffen und ze
schnitten, und es war der Tod, der in diesen Zuckung

und diesem schaurigen Wälzen des blutigen Körpers seine Gewalt ausübte. Mit einem Siegesgeschrei wendete der Pole sich von dem grauenvollen Anblick zu der Jungfrau, stieß aus der athemlosen Brust nichts als die Worte hervor: „Fort! Fort! ehe seine Freunde kommen;" und hin in das Gebüsch, berghinan zog er die Leichtfüßige mit sich, und hielt nicht eher an, bis er mitten unter dem düstern Dache uralter Eichen sich fern genug glaubte von jedem verfolgenden Menschenfuße. —

Jetzt erst wagte er das Auge auf seine Gerettete zu schlagen, aber wortlos stand der Verschnaufende vor dem herrlichen Bilde, was hier im Halblicht des Waldes nur leuchtender in seine Augen sprang. Was konnten die berühmten Frauen seiner Heimath an Reiz in die Wage legen gegen diese Gestalt, gegen die überirdische Lieblichkeit dieser Gesichtszüge! so meinte er. Nein, nie noch hatte er ein solches Weib gesehen, und es däuchte ihm fast eine Sünde, daß er seine Augen so frech umher streifen ließ auf diesen Himmelsreiz, der sich ihm weniger verwahrt sehen ließ, wie sonst Zucht und Sitte gebot. Als wollte er einen Spuk verjagen, einen Traum verscheuchen, also strich seine Hand über Stirn und Augen; aber da warf sich die Gerettete vor ihm auf die Knie und ergriff mit der zarten Hand die Schnur seiner Feldbinde, und drückte das vaterländische Zeichen fest an ihre Lippen. Er verstand die wortlose Sprache und hob die Finger wie zum Schwur und legte dann die Arme gekreuzt auf die Brust, sein Haupt wie in Ehrfurcht neigend, und als die Jungfrau darauf mit frischen klaren Blicken, in

denen Vertrauen und Zufriedenheit glänzten, ihm in die Augen sah, so reichte er ihr wieder die Rechte und unerschrocken wandelte sie mit ihm weiter in die Tiefe des Waldes. Aber weit hinauf in's Gebirge führte er sie und als sie leise fragte: „Wohin?“ — und er mit einer besondern Unruhe flüsterte: „Bald sind wir da, wo Niemand Dich findet!“ — da zwängte wieder eine Furcht ihr Herz, und der Gedanke, daß auch ihr Retter ein Fremder und ein Kriegsmann sei, an Gewalt und Frevel gewöhnt, das Gefühl, daß sie hier in der düstern Oede mehr in dieses Mannes verwegener Hand sei, als selbst vorhin in der Macht des Ungars, machte sie heimlich beben und ihr Fuß zögerte im innern Grauen; dann wandte er verwundert den Blick, und in seinem Auge lebte eine so milde Besorgniß, daß ihre Furcht schnell verschwand, und ohne daß sie darum wußte, ihre Hand in Dankbarkeit sich fester um seine harten Finger drückte. —

Jetzt traten sie auf einen offenen Waldstrich, der die Spur eines ehemaligen Holzweges erkennen ließ, das kurze Gras, die schmalen Linien junger Waldblumen verriethen jedoch, daß dieser Weg seit lange nicht betreten worden. Dicht an dem überwachsenen Pfade erhob sich eine bunte Felswand, aus einer Spalte derselben rieselte ein frischer Quell, und dicht daneben öffnete sich eine enge Schlucht, die tief in das Gestein hinein zu führen schien. Der Pole stand still, holte tief Athem, ließ des Mädchens Hand los, und strich sich mit der Feldbinde über die glühende Stirn.

„Hier darfst Du ruhen und der Sicherheit Dich freuen," sagte er, „bis hier herauf wird sich Niemand der Genossen Deines Räubers wagen;" — und das Mädchen setzte sich ermattet auf einen der großen Steingerölle, die vereinzelt um die Schlucht gestreut da lagen, und er sprang sofort zum Quell und schöpfte davon in die Flasche, die an seinem Gurte hing, und sie ihr bietend sprach er mit düstern Mienen: „Du bist sicherlich gewöhnt aus schönern Gefäßen zu trinken, aber ich habe Dir nichts besseres zu bieten, oder Du müßtest dann selbst schöpfen mit der feinen Hand." — Und sie nahm rasch die schlechte Feldflasche, und er sah sie mit innerlichem Vergnügen langsam schlürfen von dem herrlichen Labsal der Natur. Aber schon war er zur Seite in das Holz gestreift, und bald brachte er ihr auf dem Deckel seiner Polenmütze rothe Erdbeeren und Brombeerdolden, und schüttete sie ihr in den Schoos, und ging unermüdet hin und wieder hin, neuen Vorrath zu sammeln, den er in der Höhlung eines alten Baumstammes verwahrte, die er zuvor mit frischen Baumblättern ausgefüttert. Mit Empfindungen, von denen die Jungfrau nicht begriff, warum sie ihr so wohlthätig, so angenehm waren, hatte sie seinem Treiben zugesehen, jetzt aber sah sie ihn seinen Aermelmantel abziehen und denselben gleich einem Tragsack benutzen, trockenes Laub und Moos, das er von den Baumstämmen schälte, in die Schlucht zu tragen, und stutzend fragte sie nach dem Zweck seines Beginnens.

„Ich schlief in letzter Nacht einige Stunden da

drinnen auf hartem Gestein;" antwortete er: „Du aber sollst nicht die zarten Glieder schmerzhaft drücken auf rauhem Boden. Ist dieser grobe Mantel auch keinem weichen Bärenfell oder schmiegsamen Schwanenbalg ähnlich, so wird das Unterbett von Blatt und Moos schon ein Lager bilden für die Noth, das Dir den Schlummer erlaubt, und selbst die Träume von dem Wiedersehn der Deinigen nicht verscheucht." —

„Ich sollte dort hinein? Nimmermehr! Die Angst würde mich tödten;" entgegnete sie.

„Tiefer weitet sich der Raum, und durch einen Felsspalt fällt Licht zur Genüge herunter;" antwortete er. „Ich durchsuchte am Morgen jeden Winkel; kein Raubthier lagert darin, die Höhle ist rein von Eidechs- und Schlangenbrut. Du darfst ungestört träumen, von Allen, nach denen Dein Herz sich sehnt."

„Und Du?" fragte sie scheu und unruhig, indem eine schnelle Röthe auf ihren Wangen sichtbar wurde.

„Ich?" entgegnete er verwundert. „Bin ich Leibwächter bei der Königin der Mädchen dieses Landes geworden, so weiß ich auch, wo mein Platz ist und was mir zukommt, will ich in der Pflicht bestehen." —

„Meine Kräfte sind hin, meine Augenlieder matt und selbst das Dämmerlicht dieses Platzes ist dem erhitzten Auge zu hell;" sagte sie mit lauerndem Blick, als wollte sie den Mann versuchen. „Im Anfange der letzten Nacht riß mich der Barbar, den Du schlugst, aus dem Hause des Vaters, und keinen Schlaf erlaubte mir

die Todesangst auf seinem Sattel. Willst Du mich führen zu der Ruhestätte?“ —

„Geh' nur dreist in das kühle Kämmerlein;“ antwortete er; „ich wache für Dich und mein Ruf wird Dich wecken, wenn es Zeit zur Reise. Der Gott, der am Kreuze blutete, wird bitten für Dich bei dem Vater, daß kein Feind den Schlaf der Unschuld befährte.“ —

„So bist Du ein Christ?“ rief die Jungfrau freudig. —

„Die Slaven der großen Ebene nahmen die heiligen Männer eben so gastlich auf, wie es die Slaven der Gebirge thaten, und wir lernten, daß es Pflicht, selbst den Feind zu lieben und ihm zu helfen, wenn er unglücklich;“ antwortete Radkow. Sie schien noch eine Rede an ihn richten zu wollen, doch schloß sie die Lippen wiederum, und nickte ihm mit einem traulichen Lächeln, und trat in den Eingang der Höhle, da rief er mit einer Stimme, die fast ängstlich klang: „Doch wie soll ich Dich rufen, wenn der Tag grauet?“ — „Slatina!“ antwortete sie und verschwand im Dunkel, nachdem sie nochmals das Haupt grüßend bewegt.

„Slatina!“ wiederholte der junge Mann leise, und sein Auge schien ihr zu folgen mit Anstrengung, und als die Dunkelheit jeden Schimmer von ihr überschleiert, da legte er die Hand über die Augen und sprach in sich: „Wunderbar! Seltsam und wunderbar!“ —

Wie ihr Retter es beschrieben, so fand das schöne Kind von Prerau — denn sie war es — ihr ver-

ſtecktes Aſyl. Der ſchmale Eingang dehnte ſich bald zum bequemen Gemach; mehrere Spalten in der Höhle führten Licht und Luftzug herein, und darum fehlte der böſe Dunſt und der feuchte Schmuz, ſonſt ſolchen Schlupfwinkeln eigen und durch ſie die Lieblingsheimath widriger Geſchöpfe.

Slatina ſetzte ſich nieder auf das hochgebauete, elaſtiſche Laubbett, aber der Schlaf wollte ihr nicht ſogleich kommen, wie benöthigt ihr auch die Ruhe war, denn tauſend vielfältige Gedanken ſcheuchten den Freund, wenn er ihr eben die Augenlieder zudrücken wollte. Durfte ſie ihrem Retter trauen? War er nicht ein Soldat aus des Königs Heer, und kannte ſie nicht von ihres Vaters Hauſe her die wüſte Verwegenheit, die rohe Sitte von ſeinesgleichen? Schien er auch von beſſerer Art wie der gemeine Haufe, hatte ſie nicht die Edelgeborenen, ſelbſt ihre Verwandten und Brüder oft nach nächtlichem Schmauſe den gemeinſten Hanaken an Rohheit übertreffen ſehen? Konnte überdem ſeine ſeltſame Schüchternheit, ſeine Wortarmuth, die ſonſt dem Volke der Lechen nicht gewöhnlich, ſeine ehrfurchtsvolle Dienſtbarkeit nicht berechnete Verſtellung ſein, um ſie ſicher zu machen, und ſie in ihrer Sicherheit deſto grauſamer zu mißhandeln? —

Sie war in ſeiner Gewalt, allein mit ihm in menſchenleerer Einſamkeit. Ihr Athem ward hörbar wie ihr Herzſchlag, wenn ſie dieſes dachte. Und doch verſchwand ſolch Bangen ſogleich, wenn ſie ſich der Augen des Fremdlings erinnerte, denn das Uebrige von ſeinem Geſicht hatte ſie nur flüchtig in ihr Gedächtniß aufgenom-

men. So saß sie lange, bald fürchtend, bald vertrauend. Aber die Nacht zog ihre schwarze Decke auch vor die Felsenfenster, die die kleine Halle erhellet, rundum blieb es stumm und ward es stiller, selbst das Abendgezwitscher der Vögel hörte auf, und Slatina's Kopf sank langsam auf das Lager nieder, und auf dem Mantel des Mannes, den sie fürchtete, lag das reizende Wesen bald in süßen Schlummer versenkt, und schlief süßer, als sie vielleicht je auf dem Faulbett ihres Schlosses geschlafen, an einem so grauenvollen Orte, wie sich ihn Bär und Pardel nur zum Lager zu wählen pflegen. —

Lange glaubte sie geschlafen zu haben, als ein schwerer Traum sie erweckte, in welchem der wilde Magyar mit dem Blutquell der weitgaffenden Halswunde die schrekkendste Rolle gespielt hatte. Sie fuhr empor und starrte verstört um sich her. Dunkel lag dicht neben ihr, doch fern aus dem Gange schimmerte eine Helle zu ihr her, und es däuchte ihr, als höre sie in der Nähe das hohle Geheul eines hungrigen Wolfes, welches ihr nicht unbekannt war. Das Gewölb schien ihr nachtkalt geworden, und sie fühlte ein Fröstеln in ihren Gebeinen. Wo war ihr Retter, ihr Beschützer? Wenn er sie verlassen hätte? Sie erinnerte sich der Blutflecke auf seinem Wams. Wenn er, nur für sie besorgt, seine Wunden vergessen und an ihnen still und heimlich verblutet wäre? — Hatte sie beim Niederlegen seine Gegenwart gefürchtet, so wünschte sie ihn jetzt herbei, und ihr Mund öffnete sich mehrmals den zu rufen, dessen Namen sie noch nicht gehört. Doch je länger sie zögerte, je wacher ihre Sin-

ne wurden, desto mehr stieg ihre Beklemmung; es duldete sie nicht länger in dieser Einsamkeit, und langsam und vorsichtig tappte sie fort an der rauhen Steinwand, immer der matten Helle entgegen.

Jetzt drängte sie sich durch den engen Ausgang und sah, es war nicht der junge Morgen, der ihr Auge gelockt, es war der Mond, die Leuchte der Nacht, welcher hoch über dieser Bergesspitze schwebte, und sein klares Licht in den kahlen Strich hinab senkte, der einst zu einer Straße gedient. Doch was erblickte die Jungfrau dicht vor ihren Füßen, als ihr Auge, das sich zuerst Stärke und Besonnenheit aus dem Silberlichte da oben geholt, jetzt zum Boden sank!

Hingestreckt vor der Schlucht, mit seinem Leibe den Eingang verdeckend, lag ihr Retter, ihr Freund. Auf hartem Boden ruhete der junge, von Flucht und Kampf ermattete, Kriegsmann; ein Stein diente ihm als Kopfpfühl, und neben ihm von seiner Rechten fest umschlossen drauete eine mächtige Keule, ein entlaubter Baumast, frisch von einem Eichstamm gebrochen. Er schlief fest den Schlaf der Jugend und des guten Gewissens, ja das Mondlicht, welches ihm seine Strahlen gerade auf das Gesicht schoß, störte ihn nicht, wenn es auch aus seiner tiefsten Seele träumerische Bilder zu locken schien. Erschrocken und überrascht stand das Mädchen; etwas nie Gefühltes ergriff ihr ganzes Wesen, ihr erstes Gefühl war Reue, ihr erster Gedanke eine stumme Abbitte; aber als sie dann ihre Blicke strenger haften ließ auf dem Antlitz des Schlafenden, über dessen bren-

nenden, zurückscheuchenden Blicken jetzt die lange dunkele Wimper verbergend ruhete, als aus seinen wohlgebildeten Zügen, je länger sie dieselben betrachtete, immer mehr des Edeln und Anmuthigen ihr entgegen zu strahlen schien, als jetzt die frischen Lippen sich öffneten, und nach einem leisen Gemurmel sein Mund halblaut und ängstlich abgestoßen die Worte tönen ließ: „Fort Slatina! — Zurück ihr giftigen Hunde! Wagt's nicht! — Mein Leib, mein Blut zuerst!" — und als dann der böse Traum in sanftere Bilder über zu schwinden schien, ein seliges Lächeln die dunkeln Gesichtszüge wahrhaft verklärte und mit seltener Männerschöne übergoß, und die Hand, die an der Keule unruhig geworden, wieder erschlafft und still lag, und sein Mund murmelte: „Gerettet! — für wen?" — da durchblitzte ein eigenes Beben das reizende Geschöpf; — „Für wen als für den Retter?" flisterte sie hastig, und es zog sie unwiderstehlich, und nieder in die Knie legte sie sich, und beugte sich über den Schläfer, und preßte leicht einen warmen Kuß auf seinen Mund leicht und würzig, wie der Abendwest seinen Hauch in den Kelch der Anemone sendet, die sich der erquicklichen Nachtkühle geöffnet.

Aber wie erschrak sie, als sie plötzlich sich umfangen fühlte, gleich der Nachtigall, die des Vogelstellers Netz umdrückt, als nach einem Drohruf der schnell sich aufrecht setzende Mann sie mit seinen starken Händen an beiden Armen festhielt, zurück drückte, und sein glühendes Augenpaar aus nächster Nähe ihre Augen blendete durch die Blitze des Staunens und des Entzückens, die

aus ihm ſtrömten. Sie ſenkte die Blicke, doch ſeine Hände ließen ſie nur los, um einen neuen feſtern Liebesreif um ſie zu ſchlingen, und mit dem Jubelruf: „Slatina, Du weckteſt mich, und Wahrheit regierte in meinem Traume?“ riß er ſie feſter an ſeine Bruſt, und in entfeſſelter Empfindung fühlte ſie ſeinen heißen Mund wieder und wieder auf ihren neuerdings bebenden Lippen. Aber ihr Erſchrecken, ihre jungfräuliche Sorge verrann ſogleich, denn ſowie ſie ſich zurückſtrebend und mit leichtem Schrei von ihm gebeugt, ſtand er hoch vor ihr, erhob ſie ſchnell vom Boden, und legte gekreuzt die Hände auf die Bruſt und neigte wie ein furchtſamer Knabe in ſcheuer Ehrfurcht ſein ſchwarzumlocktes Haupt. „Zürne nicht;“ bat er zugleich; „der Schlaf verwirrt den Verſtand, und Schlaftrunkenen iſt nicht anzurechnen, was ſie im Erwachen vornehmen, vornehmlich wenn böſe Geiſter ihnen ſchwarze, gefährliche Träume geſendet.“ —

„Mein Freund,“ antwortete ſie in unverhehlter Seelenbewegung, „laß uns nicht lügen gegen einander, hier wo uns nichts zwingt, das Herz zu hehlen und die Lippen zu binden, hier wo der klare Mond, wo der brauſende Wald uns ſtrafen würde, wenn wir einer den Andern trögen, da nichts bei uns iſt als wir, da wir frei ſind wie das Wild, und verlaſſen wie das Wild. Nein, ich nehme nicht zurück, was ich Dir gab! War ich doch wie eine Todte, wie eine Entehrte, eine Gebranntmarkte, ehe Du zu mir trateſt; Deine Hülfe, Dein Muth machte mich wiederum zu einer Lebendigen, gab

mir den Kranz der Ehre zurück, und hätte ich doch ewig todt bleiben müssen für den Vater, die Brüder, für jeden Edelgeborenen, hätte Deine Hand den Todfeind nicht erschlagen. Und gehört denn darum nicht Dein meine Ehre, mein Leben, als eine gut gewonnene Beute, die Du großmüthig mir zurückgeschenkt? So nimm denn Slatina ganz, und für das ganze Leben! Wenn Du sie dem Vater bringst, wird er die, die seiner trüben Augen Licht war, Dir nicht weigern." —

Der junge Mann that einen gellenden Schrei, von dem man nicht wußte, ward er durch Schmerz oder Freude geboren, da er zugleich mit beiden Händen nach seiner Herzgegend griff. „Herrliche, wie kein liebearmer Mann sie fand auf der Ebene und im Gebirg, spottest Du Deines Knechtes?" rief er alsdann. „Wagte ich doch nicht zu fragen nach Deinem Stamm und Namen, denn Deine Gestalt kündete mir, daß Du nicht da geboren, wo ein Radkow hinauf reichen dürfte, sein Glück zu gewinnen. Ich bin ein armer Fremdling in diesem Lande, für Sold verkaufte ich mein Blut, und mein einziger Reichthum, meine guten Waffen, Schwert und Lanze sind zersplittert für Dich und den König Deines Landes. Fließet auch edles, unverfälschtes Blut in den Adern Peter's von Radkow, so zagte er doch vor der Frage nach Namen und Heimath der Gefundenen wie ein Verbrecher vor dem Todesspruche, denn bei dem ersten Blick auf Dich, als Dich der gräßliche Barbar noch hielt in den Ketten seiner frechen Arme, empfand er, daß hinfort ohne Dich sein Leben eine lange Marter,

mit Dir ein langer Himmel voll Friede und Engelliebe, und ohne Ende, wie ihn die Prieſter des neuen Gottes beſchrieben, ſein müßte. Du ſelbſt, Du Angebetete, die mir neben dem Chriſt ſtehen wird von heut an, haſt den Gedanken ausgeſprochen, den ich kaum zu denken gewagt. Stößeſt Du jetzt den Gedanken zurück in die Nacht des Nichts, da ich mich Dir genannt, ſo zertrittſt Du zugleich ein Leben, das fortan Dir dienſtbar geworden und Niemanden ſonſt mehr." —

Mit ſeltſamer Haſt zog die Jungfrau einen breiten Goldring von ihrem Finger, und reichte ihn dem ſtaunenden Manne. „Zerbrich dieſen Ring!" befahl ſie im Tone der Herrin; und er nahm den Ring, und faßte einen Kieſel und zerſchlug den Reif. „Hier," ſprach ſie dann weiter mit Wärme, indem ſie eine Schnur von ihrem Gürtel riß, und die eine Hälfte des Goldreifs hinein knotete, „nimm dieſes und hänge es an Deinen Hals. Es ſei ein Zeichen, daß wir Eines geworden von jetzt an, ein Geſchöpf in zwei Hälften, vollkommen lebend und liebend nur mit einander und ungetrennt. Mag das Schickſal uns aus einander reißen, dieſes Pfand giebt Dir ein Recht auf mich, wo Du es aufzeigeſt, und kann ein Mann treu ſein, ſo binde es Deine Treue, wie mich an Dich das zweite Stück bindet, wenn ich je undankbar dieſe Stunde und dieſen Ort vergeſſen könnte." —

Wie ein Wahnwitziger die Augen rollend und in freudigen Geberden ſein Entzücken ausſprechend, drückte er den Goldreif an den Mund, in ſeine Augen, auf ſein Herz, und als er das Kleinod an ſeinen Hals gehangen

zog er jetzt auch die Jungfrau an seine breite Brust, drückte seinen Mund unzählige male auf ihren Mund, ihre Wangen, in ihre Augen, auf ihre Stirn und in ihr weiches Haar, bis sie selbst athemlos sich ihm entwand, auf den großen Stein sich setzte, und den Liebetrunkenen sanft neben sich hernieder zog.

„Muß Slatina," sprach sie vorwurfsvoll und doch mit dem Glockenklang liebender Milde, „muß das schwache Mädchen den Mann, der im Kriege Besonnenheit gelernt, mahnen, wie unser Bund eine Blume ist, deren Kelch ein furchtbares Wetter geöffnet? Muß sie den Freund mahnen, daß seine Liebkosungen verwegene Sünden sind, hier, wo hinter jedem Baumstand ein Feind drohen, aus jedem Dickicht ein reißendes Raubthier hervor brechen kann, seine Leichtfertigkeit zu strafen? — Laß uns, mein Freund, glücklich sein still und fromm, weil Einer des Andern gewiß ist, aber laß uns nicht vergessen, daß unser Glück auf einem so schauerlichen Platz geboren, daß unser ganzes Streben dahin gehen muß, es fortzutragen unter ein sicheres und gefahrloseres Dach. Zuerst laß uns darum tauschen, was wir von uns wissen müssen, dann laß uns berathen, wie wir uns und unsere schutzlose Liebe am schnellsten retten hinter einen sichern Wall." —

Er preßte ihre kleine Hand fest zwischen seine Hände, und horchte gehorsam, als sie jetzt von sich zu erzählen begann. Sie stammte, so sprach sie mit leichten, flüchtigen Worten, die die Schwere des Inhalts dem Geliebten leichtern sollten, aus einem wohlhabenden

Geſchlecht des Landes. Ihr Vater, ein Greis, hatte drei Frauen gehabt, die erſten ſchenkten ihm ſiebenzehn Söhne, von denen elf früh in den Kriegen des Vaterlandes geſtorben, die dritte Ehegattin gebar ihm im höchſten Alter Slatinen, und ſtarb, als man ihr ſo eben das Töchterlein an's Herz gebettet. Wie ein Geſchenk des neuen mächtigern Gottes, der von heiligen Männern dem Marhanen Volke verkündigt worden, nahm der greiſe Vater das Kind ſeines Alters, und hielt es wie einen Familienſchatz, und glaubte an Slatina das Heil und die künftige Größe ſeines Hauſes gefeſſelt. Zwanzig Jahre hatte Slatina nur dem Vater gelebt, war nicht fortgekommen von dem ehrwürdigen Patriarchen, hatte verſchmäht mit den Brüdern zu des Königs Hofhaltung zu reiſen, ſelbſt verſchmäht, auf den Landſitzen, welche der Vater durch die Beute ſeiner zahlloſen Feldzüge, durch die Belohnungen zweier Könige, denen ſein Arm gedient, erworben und den Söhnen vertheilt, die ritterlichen Feſte der Verwandten zu ſchmücken. Sie kannte nur ein Empfinden, eine Sorge, eine Freude, und dieſe galt dem Vater, und kam vom Vater. Da brach das wilde Nachbarvolk in das Schloß. Schon hatte ſie dem Vater das weiße Haar geküßt, ihn den Händen ſeiner Leibknechte übergeben, und ſich in das Nebenhaus begeben, wo zwiſchen den Kammern der Frauen und Mägde ihr Geheimzimmer lag, da hörte ſie das fremde, furchtbare Feldgeſchrei auf den erſtiegenen Wällen, und in den gewonnenen Höfen donnern. Angſtvoll flog ſie hinaus, Schutz zu ſuchen unter dem Arm des muthigen Bruders, in dem

Schooße des Vaters. Gerade kam sie, um im Sternlichte zu schauen, wie der Bruder niedersank, durchstoßen von dem krummen Eisen zweier Feinde, und ergriffen fühlte sie sich zugleich von dem mächtigsten der Mörder, aus dessen dunkeln Augen eine sprühende Höllengluth zu ihr herüber zu strömen schien. Aber auch der zweite Feind faßte ihren andern Arm, und jubelte über die herrliche Beute. Zurückstieß der Erste den Kampfgefährten; „Theilen, meinest Du?" lachte er grell, und sein Säbel zischte durch die Luft, und gespaltenen Hauptes taumelte der Zweite in den Sand, und sein warmes Blut besprützte den Arm der bis zum Tode erschrockenen Jungfrau. Willenlos ließ sie sich fortreißen von dem Sieger, über Leichen hinweg, durch das zertrümmerte Thor, bis zu einem Platz, wo mehrere Pferde an einzelnen Bäumen gebunden sich fanden. Fast sinnlos, matt bis zur Ohnmacht von dem Anblick der nie gesehenen Gräuel, ließ sie sich einer Sterbenden gleich, heben auf das Roß; der Fremde schwang sich nach, und im schärfsten Trabe wurde sie entführt, weithin durch die Nacht und immer weiter in unwirthbare Gegenden und auf einsamen dem Ungar wohlbekannten Straßen.

So lange das Dunkel um sie lag konnte sie vor Entsetzen keinen Gedanken fassen, und wie ein schwerer Traum drückte die Gegenwart auf ihr Gemüth, und sie hoffte auf ein schnelles Erwachen. Als aber der Morgenthau ihr Gesicht erfrischte, als das Morgenroth sie immer heller umleuchtete, und sie das wüste, bärtige Antlitz ihres Entführers so dicht neben ihrer Wange erkannte, da

fühlte sie erst das verzweiflungsvolle ihres Schicksals. Der Ungar war ein Großer seines Volks, ein Magnat, das zeigte schon sein reicher Schmuck, seine kostbare Bewaffnung. Sie flehete um Gnade bei ihm, beschwor ihn bei seiner Ehre, bei ihres alten Vaters endlosen Schmerzen. Er lächelte höhnisch, rühmte sich, wie er um sie hingegeben die reiche Beute und den Kriegsruhm, wie er sie für sich gerettet aus den gewissen Mißhandlungen seiner Genossen, wie er sie für sich allein besitzen wollte in seinem Felsenschloß. Sie drohete mit der Rache ihrer Brüder, er höhnte tückischer und zwang ihr seine Liebkosungen auf, da stolperte sein Gaul auf rauher Straße, und verletzte den Fuß, und in eine gräßliche Wuth versetzte der Unfall den grimmigen Herrn, und eingeschüchtert schwieg das Mädchen, und wagte nur leise Gebete an den Göttlichen, der für alle am Sklavenkreuze gestorben. Jetzt erblickte ihr Auge den Retter am Gebirg, und wenige Augenblicke nachher wurde schon ihr Gebet erhört.

„Und wie nennt sich Dein Vater, wie Deine Brüder?" fragte der junge Lech, der aufmerksam und gespannt ihr zugehört.

„Saul heißt der herrliche Greis," antwortete sie mit gedämpfter Stimme, „und Schloß Prerau am Betzwafluſſe ist sein Ruhesitz." — „Odrzifaus!" stammelte Radkow mit tiefem Erschrecken und streckte beide Hände wie abwehrend gegen das Mädchen. — „Du kennst ihn?" fragte sie hastig. — „Wer hätte nur einen Tag die Feldbinde der Marhanen getragen, und

kennte ihn nicht?" rief der Pole schmerzlich aus. „Von wem anders erzählen am Wachtfeuer die alten Krieger als von ihm? Er, der schon als Knabe die Riesen erschlug, ist das Vorbild eines Helden im Mährenlande; er ist der Patriarch, der Heilige dieses Landes; das Volk glaubt, der vertriebene Gott Suantowit käme nächtlich zu ihm, und erzähle ihm von der Zukunft; das Volk glaubt, seit er sich mit dem Könige entzweit wegen Swatopluck's treuloser Grausamkeit, sei das Glück gewichen von dem Königshause Marhawaniens; sein Haus heißt das erste Geschlecht des Landes, seine Güter sind die reichsten, und ist dieser Held und Heldenvater auch Dein Vater, so ist Hoffnung Wahnwitz, denn nur auf Thronen wird solch ein Stolzer den Eidam suchen für die einzige Tochter." —

„Und welcher Königssohn kann sich messen mit Dir an Verdienst um diese Tochter?" fragte Slatina mit fester Stimme, und indem sie ihm mit Zärtlichkeit die Hände bot. „Der Vater Saul ist alt, und unsre erste Pflicht ist darum, ihm die Angst zu zerstreuen, die den geliebten Greis martern muß, die Angst um das verlorene Kind. Wäre diese Pflicht nicht, so möchtest Du mich führen zum nächsten Bethaus und weihen lassen unsern Bund durch Priesterhand; ich weiß, der Vater Saul würde der Tochter Gatten segnend empfangen, wie er sie selbst empfinge."

„Da sei Gott für," fiel Radkow ein, „daß ich ohne die Zusage des Heldengreises das Kind gewönne, und solchen Schatz wegtrüge gleich einem feinen Diebe."

„So laß uns aufbrechen," drängte die Jungfrau,

„der Mond beleuchtet den Weg, die Liebe wird uns führen.“ —

„Des Ungarn Pferd trug Dich schnell bis an's Gebirg der Grenze,“ erwiederte der Pole sinnend, und indem er ihre Hände mit einem sorgenden Blick auf sie gegen seine Brust drückte, „aber weit ist die Reise für Deinen zarten Fuß, und jeder scharfe Stein auf der Straße würde meinem Herzen eine Wunde schneiden. Und wie könnte ich in diesem zerfetzten, blutbefleckten Wamse treten in die goldenen Hallen Deines Hauses, und vor Deine Brüder? Nein, Du sollst wenigstens Deines Freundes Dich nicht so arg schämen dürfen.“

Mit sichtlicher Freude enthüllte er jetzt der Geliebten den Plan, den ihm die Erinnerung an den erschlagenen Feind eingeflistert. Versteckt sollte sie noch ein Stündchen bleiben in der sichern Felskluft. Hinab vom Gebirg wollte er indeß steigen zu dem Platze, wo der Magyar in seinem Blute lag. Mit den Reichthümern, die der Todte an sich trug, wollte er sich schmücken, als der ihm zuständigen Beute, das Roß, welches wahrscheinlich noch in der Nähe des Herrn verweilte, wollte er fangen, und dann zurückkommen, die Geliebte gleich einer Königin in das Land hinab zu führen, und sie mit den Waffen des Feindes zu schirmen vor jedem neuen Unfall. Slatina wehrte sich anfangs gegen diesen Plan, der Gedanke hier oben in der Wildniß allein zu bleiben, war ihr schauerlich bis zur Unerträglichkeit; doch gewöhnt nach der Zucht ihres Landes sich zu beugen vor Männerwort und Willen, ermuthigt durch sein Zureden und seine Sicherheit, ließ

sie sich in die Höhle führen, verweigerte dem Bittenden nicht den keuschen Kuß des Abschieds, und versprach mit frommen Gebet seinen Gang zu begleiten. Der Pole verhüllte den Felsenspalt mit gebrochenem, grünen Laubwerk, und als die ersten Morgenstrahlen durch die Waldgipfel streiften, stieg er vorsichtig im Holze hernieder, mit den scharfen Sinnen des geübten Jägers und Soldaten den Weg beachtend, den sein und des Mädchens Fußtritt gestern gezeichnet, und zur Vorsicht rechts und links die Zweige brechend, um seinen Rückmarsch noch sicherer zu machen.

Ein ganzes Himmelreich erwacht in des Menschen Brust, dessen erste Liebe eine glückliche ist. Jede spätere Glückes Gunst bleibt nur ein mattes Spiegelbild jenes ersten Entzückens, von dem es die besten Farben borgt, und dessen Jubeltöne nur wie eine matte, geborgte Echo nochmals wiederklingen. Auch der junge Kriegsmann schien der Erde nicht mehr zugehörig, und hätten ihn die alten Bewohner dieses Gebirgs gesehen, wie er raschen Trittes über die Baumwurzeln herab stieg zu den Thälern, stolz sein Gang und seines Hauptes Haltung, funkelnd das große Auge, sie hätten ihn für Perun, den Donnerer, selbst gehalten, wenn er in schwarze Wolken gehüllt herabkömmt, die Menschen zu schrecken und zu segnen im Schreck.

Träumend von dem gewonnenen, unverhofften Glück, schwelgend in dem Nachgenuß süßer Liebkosungen, flog ihm die Zeit schnell wie das Gewölk vor dem Morgen-

winde, und bald ſtand er unten am Rande des Gebirges, und traf den Platz, den er zu ſuchen ausgegangen. Der todte Feind lag noch unberührt im Sande, aber ein groſses Geyerpaar kreiſete mit weiten Fittichen ſchon über der willkommenen Beute, und erhob ſich nur langſam und mit zürnendem Gekreiſch bei der Störung. Doch Radkow's freudetrunkenes Auge trübte ſich bei dem erſten Ueberblick der Gegend. Das Pferd war nirgends zu ſchauen; vergebens durchſpürte der Pole das Gebüſch Straße auf und Straße hinab, vergebens verſuchte er die bekannten Lockungen durch Pfeifen und Waidmanns Ruf; die Befehdung der mächtigen Raubvögel mußte es davon geſcheucht haben. Traurig kehrte er zu dem Todten zurück, und bedachte, indem er ſich der Beute bemächtigte, auf welche Weiſe jetzt der geſtörte Plan am ſicherſten umzuſchaffen. Er hing den koſtbaren Säbel des Magnaten an ſeine Hüfte, er legte den reichen Leibgurt deſſelben um, nebſt dem Meſſer und langen Dolch, deſſen Griff von köſtlichen Steinen funkelte; ſelbſt den Schultermantel mit Gold- und Silberblumen benähet, nahm er von dem blutigen Nacken und warf ihn auf ſeine Achſel, und als er jetzt ſeinen Putz nochmals überſchauet und betaſtet, fand er mit frohem Schreck einen ſchweren Beutel mit Goldmünzen in der Gürteltaſche, und ſein neuer Plan wurde durch den Fund geboren. Die Geliebte ohne Zögerung herab holen aus ihrem Verſteck, mit ihr eilen zu dem nahen Städtchen Meſeritz, das er geſtern von der Höhe geſehen, dort zwei Roſſe kaufen, vielleicht auch einige Geleitsmänner dingen, und dann anſtändig und bequem ſie im Triumph führen

zu ihrem Schlosse; das stand als Entschluß vor seiner Seele und schien ihm fast schon vollendet. Er überließ den Raubthieren das Begräbniß des Erschlagenen, und wenn auch schwerer beladen durch den köstlichen Waffenschmuck, stieg er doch fast noch leichtfüßiger berghinauf, obgleich ihm der Weg doppelt so lang schien als vorhin. —

Schon sah er die Steinwand, schon rauschte der reine Bergquell neben ihm herab über die bunten, blanken Kieselgerölle, jetzt konnte er durch das niedere Gebüsch schon einen Theil der Felsspalte erblicken, und das Auge fest auf den Punct geheftet, schallte der Freudenruf: „Slatina! Slatina!" von seinen Lippen. Kein Gegenruf kam ihm entgegen, rascher vollendete er die letzten Schritte, da war es, als griffen die Waldgeister aus dem Boden, und packten seinen Fuß, und fesselten ihn fest wie die Baumwurzel an ihr Reich. Er sah die Schlucht geöffnet, die Baumzweige hatte man weggerissen und auf den Moosgrund verstreuet, und gewaltsam sammelte er seine Kraft, und stürzte mit halbgelähmten Gliedern in die Höhle. Die Jungfrau fand sich nicht in dem dunkeln Versteck, sein Geschrei kreischte wieder nach allen Weltgegenden, keine Antwort erscholl, nichts regte sich im Dickicht; aber als sein rollendes Auge jetzt zur Erde sank, ein verlorenes Zeichen von ihr zu finden, da starrte es wie kalt und todt vor sich hin als hätte es eine Gorgone erblickt, denn vor ihm auf der bewachsenen, alten Waldstraße sah man frischen Hufschlag, und ein Heer von Ungarn, welches auf ihn eingestürmt, hätte kein größeres Entsetzen über ihn hinwerfen können, als dieses redende Zeichen eines neuen

Raubes, und mit verwirrten, schwindenden Sinnen brach der arme Jüngling zusammen, und sank auf den Stein, der in der Nacht ihm als Jacobspolster gedient, und auf dem auch er von einer Himmelsleiter geträumt, die schon jetzt in Luft verflog. So ist dem verirrten Araber zu Muthe, der vom Höllendurst gefoltert den Sand der Wüste durchkroch, jetzt endlich die Cisterne entdeckt, die ihm bekannt, und als er mit letzter Kraft zu dem Steinrande kriecht, schon die Frische des Wassers auf seinen trockenen, geborstenen Lippen zu fühlen vermeint, mit brechenden Augen in den ausgetrockneten, leeren Behälter hinunter starrt. —

Doch nur wenige Augenblicke blieb der junge Mann im Zustande dieser Betäubung. Verzweiflungsschmerz, die grellen Bilder seines ungeheuren Verlustes, der Gedanke an die Noth der Geliebten peitschte ihn auf wie Furiengeißel. Angestrengt starrte er mit der Sinnenschärfe seiner Nation die Spuren im Boden an. Drei Rosse waren vorüber gezogen; sie waren im Schritt gekommen, hatten in der Nähe der Schlucht gehalten, hatten im Trabe den Ritt fortgesetzt; aber die Form der Hufe gehörte in Breite und Größe der schwerern inländischen Pferdeart an, nicht der feinern, leichtern Art des Magyarenlandes. Mit diesem Troste raffte er sich völlig auf, und dann und wann Slatina's Namen ausstoßend folgte er der Fährte wechselnd im raschen Lauf, und der keuchenden Brust Erholung gebenden Schnellschritt. Doch vergebens waren seine Anstrengungen; nur die frische Spur vor ihm hielt Sinne und Kraft aufrecht,

und dieſe Spur ging nicht links hinüber nach des Feindes Grenze, nein, ſie folgte dem Pfade, der ſich allmälig hinunter ſenkte in das mähriſche Land. Wie geſpannt an Seele und Leib taumelte er jetzt in die Ebene hinaus, und ſtand ſchnaufend und ſtrengte das blutumflorte Auge an, ſeine Flüchtlinge zu ſchauen, da ſauſeten zwei, drei Wurfſpieße neben ihn hin, und als er zur Seite ſich wandte, tönte der Feldruf der Marhanen durch die Luft, und ein Reitertrupp ſprengte aus dem Thalwege mit geſchwungenen Schwertern auf ihn ein. Die mähriſche Binde, die Erwiederung des Feldrufs rettete zwar ſein Leben, aber man umzingelte ihn, und wilde Stimmen bräueten ihm, den Spion oder den Ueberläufer in ihm ſuchend. Zubor, des Königs jüngſter Sohn, trabte jetzt mit einem größern Heerhaufen heran. Ihm erzählte der Pole ſeine nächtliche Flucht, erzählte wie er den Magyaren erlegt und beraubt, doch hielt ihn eine heilige Scheu ab, der edlen Jungfrau zu erwähnen, und vor dieſen rohen Kriegsleuten ſein heiligſtes Geheimniß Preis zu geben. Mit Mißtrauen betrachtete Zubor den Unruhigen, und ſichtlich Verſtörten.

„Dein Name iſt mir nicht fremd," entgegnete der Königsſohn, „auch ſcheuchten wir Wolf und Geier von dem Leichnam, in deſſen Nacken noch Deine Lanze ſtak, und auch das lichtbraune Roß iſt von uns aufgefangen, welches Deinem Feinde gehörte. Beſteige es ohne Zaudern, und folge uns zur Rache an jenen Friedensbrechern; denn wir ziehen am Gebirg hinunter, die unbeſonnenen Magyarenpulks abzuſchneiden von der Grenze, und ſie den

Raben zu tischen auf mährischer Erde. Willkommen muß Dir das Werk sein, wie Dein Arm uns willkommen ist." —

Ein ungeheurer Schmerz ging durch des Jünglings Seele, zerstörender, da er ihn verbergen mußte, und der halbe Ring brannte wie eine glühende Kohle auf seiner Brust. Er biß die Lippen blutig, starrte noch einmal über die leere Wiesenflur, bestieg dann das gebrachte ungarische Roß, und ließ im wildesten Tummeln des scheuen Thieres seinen Unmuth aus, da kein Wunder geschah, ihn von dieser neuen, qualvollen Folter zu lösen.

Auf einer Anhöhe am westlichen Ufer der March, da wo zwei andere Flüßchen sich mit ihr vereinen, hatte der Mährenkönig sein Feldlager aufgeschlagen. Ein großes Prunkzelt mit bunten Wimpeln verziert und mit Waffenhaufen umstellt, kündete den Ruheplatz Swatopluck's an, den seine Zeitgenossen wie die Nachwelt den Großen benannt. Geöffnet war die leichte Sommerwohnung nach Norden, und ließ die Aussicht zu auf eine neu erbauete Stadt, die mitten aus den morastigen Feldern sich erhoben, damals Holomauz, jetzt Olmütz genannt, und zum königlichen Sitze statt des engen Wellehrads bestimmt. Der König, ein hagerer, vor der Zeit verlebter, aber starkknochigter und colossaler Mann, lag halb auf einem Ruhebett vor dem sich die Tafel dehnte, an welcher seine Großen versammelt waren; sein Gesicht war vergelbt, seine Augen brannten fieberhaft, doch sah er stolz und kühn auf seine Gesellschaft, und verbiß den Schmerz, der

innern durch seine Gebeine ging. Da trat eine fremde Gestalt herein, und mit rascher Bewegung erhob sich der König aus seiner ruhenden Stellung.

„Ist's möglich," rief er. „Vater Saul? Führt Perun selbst, der Gott des Donners, den Heldengreis unter unser Dach?" —

Und der Eintretende war wirklich der hundertjährige Obrzisaus, der Herr von Prerau; langsam schritt er herein, in der Rechten haltend gleich einer Stütze sein ungeheures Schwert, das nur um eines Kopfes Länge kleiner war als er selbst, und mit der Linken die gebeugte Gestalt lehnend auf die Schulter eines Leibknechtes. Bei der Anrede des Königs hemmte er den Schritt, und blickte finster umher.

„Komme ich in das Haus eines christlichen Königs," fragte er unwillig, „da man mich mit dem Namen der alten Götzen begrüßt?" —

„Alte Gewohnheit läßt tiefe Narben;" entgegnete lächelnd Swatopluck. „Und Du bist immer noch der alte Zuchtmeister. Doch beruhige Dein frommes Gemüth, und nimm Platz an unserer Seite, und labe Dich aus dem Trinkhorn Deines Königs. Schaue nur dort hinab! Siehst Du nicht prangen in unserer neuen Stadt die Kirche mit dem goldenen Kreuz, bestimmt, der Bischofsitz des würdigen Cyrillus zu werden? Und siehst Du nicht dort an der Wand tafeln den Heidenprinzen, wie sich gebührt?" —

„Wer ist der junge Kriegsmann?" fragte Saul, den trüben Blick auf einen schlanken, reich geputzten

Mann senkend, der auf einer Bärenhaut am Erdboden saß, und ohne Tisch sein Mahl hielt, das die großen rauhen Hatzhunde des Königs neidisch und feindselig umstanden.

„Es ist Borziwoy, der Böhmen Herzog, unser Vasall, der gekommen, Abbitte zu thun, wegen der Uebelthat der rebellischen Grenzvölker, und sich selbst als Geißel für sie dargeboten. Wir haben ihm verziehen, aber haben ihm, da er noch als ein Verfluchter in heidnischen Gräueln wandelt, seinen Platz angewiesen im Schmuz und Staube, bis er sich rein gewaschen im heiligen Bade von der Schmach des Götzendienstes." —

Leichte Flugröthe stieg auf die eingefallenen, fahlgrauen Wangen des Greises und er schüttelte zornig sein kahles Haupt. „Immer noch," sprach er mit Heftigkeit, „übertünchte Gräber, außen blank und innen Moder und Gestank! Hat Er, der mehr ist als Du, nicht gesagt zum elenden Schächer, heute noch wirst Du mit mir im Paradiese sein? Wehe Dir, Swatopluck, der Du den Zorn des Himmels auf unser Land herabgerufen, daß man bald seinen Namen vergebens suchen wird unter den Völkern. Des Böhmen Herzogs Vater war mein Waffenfreund, und seine Väter hatten der Ehre und des Glanzes so viel als Du. Achtest Du die Söhne der alten Kriegsfürsten nicht höher als Deinen Hund, so wird sich der alte Saul auch seinen Platz nehmen bei dem Sohne seines Freundes." —

Der König runzelte die Stirn, und die dicke Blutader in seinen Schläfen schwoll hoch an, das furchtbare

Zeichen seines Zornes, dem alle die Seinen zitternd entgegen sahen. Doch nach kurzer Pause sprach er milde: „Steh auf, Borziwoy, und nimm einen Sitz an der Tafel. Der älteste Schwertmann des Slavenstammes darf wünschen auch in seines Königs Gegenwart; und da Du morgen gewilligt Dich taufen zu lassen, so wollen wir Dich schon heut' als unsern christlichen Bruder betrachten." —

„Und was bringt den Löwen von Ptetau vor das Auge seines Königs?" fragte er weiter, als der Greis neben ihm Platz genommen. „Wir haben lange Deinen wohlthuenden Blick entbehrt." —

„Der alte Löwe hat stumpfe Tatzen bekommen;" antwortete der Greis, und es sah schauerlich aus, wie er mit düstern Augen in den vollen Becher starrte, den der König selbst vor ihn hingeschoben, und wie ein Fieberfrost seine welken Glieder zu schütteln schien. „Er kann nicht mehr schützen seine Höhle, wie er zweier Könige Haus vor diesem beschirmt. Mordbrand hat mein Dach in Trümmer geworfen, und geraubt ist mir mein Kind, der Stern meiner Nacht. Ausgejagt habe ich die Söhne, die weiße Taube zu suchen, von der mir der Geist verkündet, sie werde Marhawanias Andenken glänzend erhalten, auch wenn der Name längst erloschen; aber der trägen Brüder keiner ist gekehrt. Zwei Monden hindurch ist der alte Saul pilgernd gegangen an den Grenzen, und hat goldbeladene Boten abgesendet zum Feinde, die Gefangene auszulösen. Nirgends fand sich eine Spur von ihrem leichten Fuße. Nun kommt er zu Dir, der

Du als König zu lindern hast die Sorgen des schlechtesten Deiner Unterthanen, und ruft Dich auf zur Hülfe. Man sprach, Du habest den Feind wieder zurückgeworfen von Deines Landes Grenzen, man sagt, Du wollest Dein ganzes Volk aufbieten, zu vergelten an den Nachbarn die Greuel, die sie über uns gebracht; so hofft der verwaisete Vater von Dir, dem er schon die Hälfte seiner Kinder geschlachtet, und dem die übrigen steuern werden ihr Blut, daß Du suchen läßt auf Deinen Kriegszügen die lilienweiße Slatina, daß der Vater, dessen eisernes Herz sprang am Tage, wo er erwachte ohne sie, sie noch einmal herzen mag, ehe sie ihn schlafen legen in die längst gegrabene Gruft." —

„Du jammerst mich, Vater Saul;" antwortete Swatopluck mit einem Tone, der nicht den reinen Klang des Mitleids trug. „Aber wie finden das einzelne Weib wo Hunderte Sklavinnen des Feindes geworden? Und warum verließ Dich jetzt Deine berühmte Gabe der Weissagung? Du siehst Kronen untergehen, warum schwand Deinem Seherblicke die Fährte der Tochter? Geh' zu dem heiligen Cyrill, vielleicht verkündet sein Gott Dir, was dem König der Männer, welche die Ehre Marhawanis zu rächen haben, nicht beschäftigen kann." —

„Du hast keine Tochter geherzt;" antwortete der alte Saul in düstere Träume versinkend; aber am Ende der Tafel erhob sich der junge Böhmenherzog. Mit Scheu sagte er: „Großer König, als ich Dich suchte zu Wellehrad und vor mehreren Wochen Dein östlich Land durchzog, da streifte am Abend einst ein Reiterzug an mir

vorüber, der eine feine Jungfrau mit ſich führte. Doch ſchienen ſie Deines Volks, zogen in Frieden hinauf auf der Straße nach Troppau zu.“ —

„Gieb mir ein Roß, König! Führe mich hinüber, Herzog! Es iſt mein Kind, und der Geiſt wird hell in mir, und ich ſehe ſie geleitet von ihrem Bruder, dem ſtarken Kokory in die Gegend, welche der Krieg nicht traf!“ — Sich aufraffend rief alſo der Greis, aber in Erſchöpfung brach er wiederum zuſammen, und ſank wie betäubt vom narkotiſchen Gift der Hoffnungsblume auf die Polſter zurück.

Ein Trompetenton ſchallte von den Niederungen herauf, und der König, den fremdländiſchen Kriegsklang erkennend, fuhr erregt empor und fragte. Aber ſchon trat ſein zweiter Sohn Zwetboch in das Gezelt, und beugte ſein Knie vor dem Vater, der Blicke des Zornes zu ihm niederſchoß.

„Kehrſt Du geſchlagen,“ fragte er, „und ſind die deutſchen Lanzen an Deiner Ferſe?“ —

„Der Gott, der allmächtig iſt, ſchütze Dein Haupt noch viele Jahre, wie er es that bislang!“ antwortete der Prinz. „Moymar, der Erbe Deiner Krone ſchlug den deutſchen Heerbann hinaus aus Deinem Reiche, nur Znoyma an der Teya iſt noch in des fremden Königs Gewalt, und Dein tapferer Sohn bereitet den Sturm des Bergſchloſſes, das Verrätherei den Deutſchen übergab. Doch König Arnulph ſandte Friedensboten, und ſie zu geleiten ſuchte ich die Sonne des väterlichen Anblicks. Moymar ſpricht zu Dir durch mich. Des Kö-

nigs Heere stehen neu verstärkt, neu bewehrt an den Grenzen, und machen Miene den räuberischen Einfall zu wiederholen. Aber der König wünscht Waffenruhe, weil er sich bereitet, nach Rom zu ziehen, um aus der Hand des Oberhauptes der Christenheit die Kaiserkrone zu empfangen. So berichteten Gefangene und Ueberläufer. Thue nun nach Deiner Weisheit!" —

Eine tückische Freude belebte die krankhaften Gesichtszüge Swatopluck's; er reichte dem Sohne die Hand, befahl, den deutschen Boten einzuführen und flisterte seinem Marschalk Befehle zu. Schnell änderte sich die Ansicht im Innern des Gezeltes. Die Reste des Mahles, die ungeheuren Pferdebraten, die Krüge voll Meth und die Schläuche voll Wein wurden von der Tafel geräumt, und nur das Prunkgeschirr von edelm Metall blieb zur Schau. Rund an den Wänden reiheten sich die Großen, die Heerführer und Hauptleute. Die riesige Leibwache stellte sich auf am Eingange. Mit Ketten beladene Gefangene der lezten Schlachten wurden herein getrieben, und vor dem Sitze des Königs in den Staub geworfen, und — das schaurigste Prunkstück! — das blutende Haupt eines eben Gerichteten trug man in der Höhlung eines Eisenschildes herein, und stellte es mitten auf die Tafel, gleichsam als Warnungsbild für die Erwarteten, damit sie ihrer Zunge zum voraus den Zaum anlegen, und bedenken möchten, wie die beleidigte Majestät zu strafen gewohnt sei. —

Die Gesandten näherten sich mit entblößten Häuptern, doch thaten sie keinen Fußfall, und neigten sich

nur vor des Königs Angeſicht. Der Vornehmſte von ihnen ſtellte ſich dann dicht vor den König, der vor ſeinem Anblick ſtuzend ſich zurückbeugte und ihn mit Unruhe betrachtete. Der Deutſche war ein ältlicher Mann, doch ſeine Haltung die eines rüſtigen Kriegsmannes. Sein Geſicht zeigte ſich wie eine Kriegshiſtoria, denn eine Menge ſchwächerer und tieferer Wundnarben verwirrten alle Geſichtszüge, und eine furchtbare Hiebſpur lief von der Stirn bis über den halbnackten Schädel hinauf wie der dunkele Hauptſtrom dieſes Narbennetzes; er blickte nur mit einem wildglühenden Auge ſtarr den König an, und der linke Arm fehlte ihm.

„Radbodo! Graf Radbodo!“ rief Swatopluck mit unverhehltem Entſetzen. „Du lebſt? Und Du bringſt nicht Frieden, ſondern ſpottenden Haß und Krieg; wie könnte gerade Dich ſonſt Dein König ſenden?“ —

„So kennſt Du mich, und auch in Deiner Bruſt lebt ein Gewiſſen?“ fragte der Narbenmann mit tiefer Stimme. „Ja, ich bin der Einzige von jenen tauſend wackern Baiern, welche Dir, dem Gefangenen, dem Treue und Unterthänigkeit heuchelnden, der deutſche Herrſcher anvertrauete, den rebelliſchen Sklagamar zu züchtigen, und Dir ſelbſt die Krone Deiner Väter wieder zu gewinnen. Vor Wellehrad führteſt Du unſer Heer, aber nächtlich verließ der falſche Marhan die argloſen Deutſchen, ſchlich in die Stadt, fiel heraus mit ſeinen Landsleuten, und ließ meine Brüder niedermetzeln mit kalter, kannibaliſcher Grauſamkeit. Eine That, ſo ehrlos, daß alle Deine gerühmten Kriegsthaten vor

ihr in Nacht verſinken. Verſtümmelt rettete mich das Schickſal, um ein lebendiger Zeuge zu bleiben der Treuloſigkeit des Königs Swatopluck, der zum Spott des Himmels ſich von ſeinen Knechten den Großen ſchimpfen läßt." —

Der König ſtützte ſich mit der Linken auf die Tafel und erhob ſich mit Anſtrengung, doch faßte ſeine Rechte nach der ſchmerzenden Seite. „Elender!" rief er. „Gelüſtet Dich zu verbluten, wie der, deſſen bleiches Haupt Dich hier anſtarrt mit gebrochenen Augen? Der Geſandte, welcher beleidigt, vernichtet die heiligen Rechte ſeines Amtes in eigenem Muthwillen." —

Mehrere der Hauptleute drängten ſich mit wuthſprühenden Blicken heran, und entblößten die Schwerter. Der König ſchnell ſich faſſend änderte jedoch ſeine Geſichtszüge, winkte ſie herriſch hinweg, und ſetzte ſich wiederum langſam auf ſein Polſter.

„Schatten eines Mannes," ſagte er kalt, „der König verzeiht Dir um der Erbärmlichkeit willen, die Du zur Schau trägſt. Sage an, was ſandte Dein König durch Dich, denn um Deiner ſelbſt willen mit Dir zu rechten, geziemt dem Herrn der tapfern Slaven nimmer." —

„Unſer Gebieter, der tapfere König Arnulph, den Gott erhalte," entgegnete Radbodo, „ſendet Dir das weiße Friedensbanner, und ſpricht alſo zu Dir: König der Marhanen, wir kennen Deinen böſen Sinn, Deinen ungebändigten Ehrgeiz und Deine unruhige Gemüthsart. Wohl erinnern wir uns, wie Du den Herzog

Rastitz, Deinen leiblichen Ohm, in die Hände Königs Ludwig's lieferteſt, der ihn geblendet in ein Kloſter ſtieß; wir erinnern uns, wie Du als ein Gefangener Carlmann's, unſers verehrten Vaters, dieſem treuherzigen Könige geſchmeichelt, um die Schweſter Giſela geworben, und verſichert, nur aus des deutſchen Herrſchers Hand möchteſt Du die Krone Deiner Väter empfangen; wir haben nicht vergeſſen, wie Du Freundſchaft mit Undank gelohnt, Ehre mit Schmach vergolten, wie Du, ein getaufter Chriſt, um Dein Volk zu gewinnen, wiederum den heidniſchen Götzen geopfert und die chriſtlichen Prieſter verfolgt, wie Du ſpäter wieder das heilige Kreuz angebetet, und alſo Niemand weiß, ob Du Heide oder Chriſt, und Niemand darum ſicher iſt Deines Wortes. Vergebens haben wir gehofft, die Weisheit des Alters würde Deinen ſtreitluſtigen Sinn kühlen, und die Erfahrung Dein Herz zähmen. Du haſt im Frieden unſere Donauſchiffe überfallen, beraubt und ein Blutbad unter unſern treuen Unterthanen angerichtet; darum haben wir das Schwert erhoben, und die blutige Vergeltung getragen in Deine Landſchaften. Aber mitten in den Gräueln des Krieges, die Du über Dich gelockt, dauerten uns die Schuldloſen Deines Volks, die büßen mußten für Dich, und darum ſprechen wir ein Halt unſerer gerechten Rache, und bieten Dir einen Frieden auf Jahresfriſt, wenn Du eidlich Treue und Waffenruhe gelobſt und uns Geißeln ſtellſt, welche uns für genügend gelten. Und damit Dein wilder Sinn erſchüttert werde, und Dein Gewiſſen Dich mahne an das, was Du dem

Heile der Völker schuldig, so senden wir zu Dir als Friedensboten den Mann, der ein Zeuge da steht von Deiner blutigsten That, und dessen Anblick Dich an den Richter mahnt, der über den Sternen seinen Thron erbauet hat. In der Hand, die Deine Grausamkeit ihm gelassen, trägt er den Pfeil und die Kornähre zu Dir. Wähle, und über Dich komme, was da folgen wird Deiner Wahl!" —

Der Graf zog aus seinem Brustwams Pfeil und Aehre, und hielt sie mit stolzer Geberde dem Könige hin.

Zum Erstaunen der hundert mächtigen Zeugen dieses ungewohnten Auftritts, hatte Swatopluck ruhig dem frechen Sprecher zugehört, nur zuweilen zuckte es wie ein Blitz über sein Gesicht und verwirrte die scharfen Züge. Lächelnd sah er jetzt im Gezelt umher. „Es ist ein gar feines und sittiges Volk, das sich Germanen nennt;" sagte er spöttelnd. „So mild wie das Rasseln und Rollen seiner Sprache ist der Sinn seiner Liebesgrüße; sein Bote ist wie ein Bräutigam und was er bringt schallt wie Liebeswerbung." — Ernster wandte er dann sein strenges Antlitz zu dem baierischen Grafen und sprach: „Bei meines Vaters Asche, Radbodo, Du und Dein König, Ihr seid zwei tollkühne Schwertmänner und man muß Euch manches zu gut halten, damit Eure Wagigkeit uns nicht Kanne und Becher zugleich vor dem Munde forttrüge. Sieh um Dich her, Graf! Jeder der Hauptleute dort an den Wänden gilt an Unerschrockenheit ein Kriegsheer. Hier findest Du den Böhmenherzog, der

seiner verführten Tschechen reuige Unterwerfung gebracht; dort steht unser Sohn, der mit seinem tapfern Bruder Eure räuberischen Horden hinausgeschlagen aus den heimischen Grenzen. Zubor, unser Jüngstgeborner, treibt noch jetzt die blutgierigen Magyarenpulks vor sich her wie der treue Hund den Wolf hetzt, der in seine Heerde fiel. Wie paßt Dein verwegenes Wort zu solchen Thaten? Aber wir wissen, Dein königlicher Herr will beten gehen gen Rom, und wir wollen ihn nicht abhalten von solch' christlichem Werk, damit er den Christen in uns erkenne. Lege daher nur hin auf die Tafel Pfeil und Aehre, und entferne Dich, daß wir mit den Großen Marhawanias Rath halten." —

Die Fremden wurden abgeführt, die Gefangenen von den Leibwächtern hinausgestoßen, und helles Freudenfeuer leuchtete von des Königs Stirn, als er jetzt seine Vertraueten näher zu sich winkte. „Was sagen meine Adler?" fragte er.

„Krieg!" rief Zdiar, der Feldhauptmann. „Aufbruch mit Allem, was Waffen trägt, gegen die Deutschen auf dem Fittich des schnellschießenden Falken, daß vor dem kehrenden Boten das Verderben zischt in das sichere Feindeslager. Denn dieser Friedensbote ist ein Zeuge der Schwäche, dieser trotzige Zuruf eine Decke der Furcht." —

„Krieg!" rief Prinz Zwetboch heftig. „Sende das Haupt dieses frechen Gesandten zurück an Arnulph als blutige Antwort, denn der Mund, welcher den großen König der Slaven gelästert, muß verstummen auf ewig." —

Swatopluck wiegte verneinend das Haupt. „Kurzsichtige," sagte er, „wollt Ihr die unsichere Rache nehmen, wo des Himmels Finger auf die gewisse deutet? Die Aehre des Friedens wird Euer König wählen, aber aus jeder zarten Spitze derselben soll ein Speer wachsen, und jeder davon in's Herz des Erzfeindes seinen Weg finden. Wenn der kindische Arnulph sein Haus verließ, um auf den Knieen eine neue Krone zu erbetteln, wer wird dem Schwerte Eures Königs wehren, die verwaiſete Krone für sein Geschlecht zu gewinnen. Ich nehme die Aehre." — Er streckte die Hand aus; da faßte eine eiskalte Hand die Seinige, und ein Frösteln durchlief ihn, als er erzürnt nach dem Verwegenen sich umsah, und des hundertjährigen Heldengreises gespenstisches Gesicht ihn anstarrte.

„Rühre nicht an das heilige Zeichen!" sagte langsam und dumpf der Alte. „Gottes Auge schwebt über der Hand der Könige, die an seiner Stelle walten auf Erden, und sein Wetterstrahl rächt den Treubruch." —

„Lege Dich schlafen, Alter!" erwiederte der König hastig und finster. „Wir ehren die Thaten Deiner Jugend, ehren Dein silbernes Haar. Aber die Sorge für unser Land und unsern Ruhm überlaß den Männern der Gegenwart." —

„Gerechtigkeit ist der Goldreif der Könige; Treue die Sonne auf ihrem Herzen!" rief der Greis lauter, und erhob sich lan und kräftig. „Wie soll das Volk dem Könige sein Heil vertrauen, wenn es ihn spielen sieht

mit dem Heiligſten, und er den Betrug ſchaamlos an den Tag trägt? Du biſt ein Großer unter uns, Swatopluck, Du fürchteſt Dich nicht, wenn tauſend Gemordete vor Dir ſteigen aus ihren Gräbern, und die verſtümmelten Leiber Dir zeigen. Ich habe manches Grauen geſehen, manches Ungeheure ſtand auf meinem Wege, aber die tauſend geſchlachteter Baiern, die in dieſem Einen anklagend auftreten gegen Dich, hätten meine männlichſte Kraft in den Staub geworfen.“ —

Der König ſchien erſchüttert, und entgegnete mit innerer Anſtrengung: „Was tadelſt Du an unſerm Walten? Darf der König fragen nach dem Leben von Tauſenden, wenn Hunderttauſende dadurch ihr Glück gewinnen? Wann war die Krone Marhawaniens glänzender als jetzt, wann unſer Reich gewaltiger? Haben wir nicht Pannonien erobert? Iſt nicht Böhmen unſer Lehn geworden? Haben wir nicht die Sorben und Obotriten vom Tribut befreiet, und uns tapfere Bündner an ihnen gewonnen? Iſt nicht unſer Hof der Mittelpunct der zahlloſen Nation der Weſtſlaven? Und wenn es uns nun gelänge, dieſes kleine, trotzige Franken- und Saſſenvolk, die ſich wie Herren der Welt geberden, zu erdrücken zwiſchen dem rieſigen Schlangenleibe unſerer Verbündeten, wenn Du die deutſche Kaiſerkrone ſchimmern ſäheſt auf dem Haupte Deines Königs, alter, tapferer Marhan, würdeſt Du Dich abwenden ohne Freude, würdeſt Du fragen: König, wie haſt Du das gethan?“ —

Der Greis änderte keine Miene, ſondern ſtreckte den dürren Finger nach der Eiſenſchüſſel, worin der blutige

Kopf des Gerichteten lag. „Wer war jener Elende, dessen Schimpf hier zur Schau steht? Nicht ganz unbekannt ist mir das entstellte Antlitz.“ —

„Es war mein arabischer Medicus;“ antwortete Swatopluck finster. „Ein deutscher Pfeil fuhr bei Gaya in meine Seite, die ihn lösen wollten, brachen ihn. Der Betrüger, welcher so lange an unserer Gunst geschwelgt, versprach, bei seinem Haupte schwörend, durch einen leichten Schnitt die verborgene Spitze auszuziehen. Seine Kunst ließ ihn im Stich, muthwillig erhöhete er seines Königs Pein, vergoß unser Blut, und zum Lohn seiner prahlenden Unwissenheit verlor er das Haupt, das er selbst zum Pfande gesetzt.“ —

Der alte Odrzisaus wich einen Schritt zurück und sein kahles Haupt bebte sichtlich. „Hast Du niemals geirrt, Du furchtbarer Mann?“ fragte er. „Und hat die ewige Allmacht nicht Deiner irrenden Seele geschont? Dieser kundige Morgenländer ritt neben Dir in Deinen Schlachten; er schlief zu den Füßen Deines Bettes, er kostete Deine Schüssel und Deinen Becher, Dir zum Schirm; er hatte Dein Vertrauen, band Dir manche Wunde, vertrieb Dir manches Weh, und seinen ersten Fehlgriff strafst Du so unwiderruflich? — Möge Gott nicht gehen in's Gericht mit Dir! Möge Dein Volk nicht büßen müssen Deinen Uebermuth! Ich lege Fesseln an meine Zunge und Bande an meine Gedanken, und scheide für immer von Deinem Angesicht, damit ich Dich nicht reize zu der Uebelthat, das älteste Haupt in deinem Reiche zu dem da in die Schüssel zu werfen.“ —

Des Königs tiefliegendes Auge schoß Blitze auf den Greis, der ohne Beistand auf sein rostiges Schwert gestützt zu dem Eingange des Gezeltes wankte, aber der Schmerz seiner Wunde schien mächtiger zu erwachen, und seine Wildheit zu mildern in Erinnerung an seine menschliche Ohnmacht. „Alter Prophet," rief er höhnisch ihm nach, „der Du pochest auf Deine fromme Redlichkeit, warum warf denn auch auf Dein Haupt der gerechte Gott solche Leidenslast? Warum fielen Deine Söhne vor Dir unter der Kriegessichel? Warum entriß das Schicksal Deinem gebrechlichen Alter die Tochter, Dir spät geboren zur Pflege und Lust?" —

Der alte Saul wendete sich mit jugendlichem Ungestüm. Sein bärtiges Angesicht bekam die Züge eines alten, grimmigen Leuen, seine Rechte erhob sich dräuend. „Belsazar," rief er, „spottest Du des Unglücks, spottest Du des Gerechten, dem der Himmel Prüfungen sandte? Hüte Dich, Du Hochmuth von Israel! Und wohl Dir, wenn Du schläfst tief und fest, ehe herein bricht, was Deine Gebeine schütteln würde im Entsetzen." —

Er wankte weiter hinaus, durch die dreifache Reihe der Leibwächter, die den Kriegsrath vor horchenden Ohren bewacht, und welche ehrfurchtsvoll wichen vor der heiligen Heldengestalt. Als der König ihm aber gedankenschwer nachblickte, sah er mit Hast einen mährischen Ritter, dessen Waffenschmuck einen Vornehmen ansagte, auf den Greis zutreten, und ihn mit freudigen Geberden umfangen, und aus seinem prunkvollen Gefolge trat jezt gleich dem silbernen Monde, wenn er über dunkeln Gebirgskuppen erscheint, eine weibliche

Gestalt hervor, schlang wie die Tanne der Sudeten, rosig wie das Frühlicht, frisch wie Wiesenthau und schön wie ewige Jugend, und warf sich laut weinend an des Greises Brust. Der König hörte den freudigen Kreisch des Entzückens, den der alte Saul ausstieß, und als bräche das dunkele Wolkengewölb des Himmels über ihm zusammen, und sähe über den Trümmern den Gott der Gnade und des Gerichts, so beugte er sein gekröntes Haupt, und barg sein bleiches, entstelltes Gesicht in die mächtigen, weltgefürchteten Hände. —

Wunderbar weben die Unsichtbaren das dünne, aber unzerreißbare Gespinnst, auf dem die Schicksale des Sterblichen in heiligen Ziffern stehen, die das irdische Auge nur in den Ahnungsmomenten und in den Traumstunden der Mitternacht zu lesen versteht.

An dem Morgen, welcher jener Nacht folgte, in der die Höhle des Gebirges bei Meseritz der reizenden Slatina Schutz gewährte, hatte diese nach der Entfernung des Freundes einige todtbange Stunden in dem düstern Steingemach zugebracht. Die Zeit schien einen langen Halt gemacht zu haben; das Geplätscher des Waldbachs ängstigte sie in seinem einfachen und doch abwechselnd verschiedentönigen Brausen und Knistern; das morgendliche Zwitschern der Vögel, das Gelock des streifenden Wildes, selbst das Flistern der windbewegten Baumgipfel regte das Herzklopfen der horchenden Jungfrau auf; sie träumte von blutdürstigen Raubthieren, von grausamen Raubmenschen, doch über Alles wurde ihr

die Idee fürchterlich, ihr Retter könnte ein Unglück gehabt haben, könnte in eine Felsenschlucht gestürzt, könnte von Feinden gefangen oder gar getödtet sein, und sie wäre allein, bliebe gräßlich allein in dieser unbekannten Wildniß. Mit einem Entzücken ohne Gleichen hörte sie ein hell und nahe klingendes Pferdegewieher, und fast außer sich durch den Wechsel der Empfindung riß sie mit Hast die verbergenden Zweige vor dem Felsspalt hinweg, stürzte hinaus, rief: „O! sei gegrüßt, endlich gegrüßt mein Retter!" und — — stand mit verstummendem Munde, mit erstarrendem Körper vor einem fremden Rittersmanne, der seinen schwarzen, schweißbedeckten Hengst aus dem Bergquell trinken ließ, und dem zwei wohl berittene und schwer gewaffnete Dienstleute zur Seite hielten. Der Ritter schwang sich, so wie er bei ihrem Schrei sein Antlitz gewendet, schnell vom Sattel, und streckte mit Erstaunen seinen Arm nach ihr aus.

„Edle Jungfrau! Stern von Prerau!" rief er. „Welch' ein Wunder führt Dich in diese Wildniß! Oder jagst Du mit Deinen Brüdern in diesem Walde, furchtlose Heldentochter, und schmiegen sich die wilden Thiere der Wüste um Dein Knie, tödtlich getroffen von dem Auge der Unbewaffneten?" —

Slatina hob den Blick, den Mann anzuschauen, der wie ein Bekannter zu ihr gesprochen. Sie erkannte ihn. Es war Bozeta, der einzige Erbe des mächtigen Wissebor, dessen Reichthum und Kriegesruhm dem ihres Vaters nicht nachstand, ein jugendlicher Kämpe, der

an Männerschöne, ritterlichen Tugenden und bewährtem Muthe kaum seines Gleichen hatte im tapfern Volke der Marhanen. Er hatte sie, sie hatte ihn oft gesehen, wenn er mit dem Vater kam auf das Schloß des geachteten Saul's, des Patriarchen, wo sich die Edeln Rath zu holen pflegten, wenn Sorge um das Vaterland oder Familiennoth sie bedrückte. Mit Schrecken sah der junge Edeling die Jungfrau blaß und verstört sinken auf den Felsstein, und er sprang ihr zu Hülfe. — Slatina hatte sich bald gefaßt und erholt von der Ueberraschung. Aber was sollte sie antworten auf seine dringenden Fragen? Die Lüge wurde ihr verboten durch die Grundsätze, welche der strenge Vater seinen Kindern von früh eingeprägt. Die Wahrheit? — Sie fühlte schon die Gluth der Schaam brennen auf Wangen und Brust, wenn sie sich dachte, daß ein Fremder wüßte, sie sei eine ganze Nacht in der Gewalt eines Mannes, in dieser Wildniß, sei neben dieser düstern Höhle mit einem Manne allein gewesen? Und überdieß war dieser Gesellschafter ein Söldner, ein wandernder Speerträger, welcher für Lohn sein Blut und seinen Leib einem andern Volke verkauft, und der, dem sie das alles erzählen sollte, der da vor ihr stand in ritterlichem Schmuck und stolzer Stellung, welche nur ein Weniges vom Mitleid gebeugt worden, gehörte zu der Blüthe der Edelinge Marhawaniens, und keine Königstochter würde ihn ausgeschlagen haben. — Auch die Töchter jener rauhern und schlichtern, treuherzigern und verwegnern Erdgeschlechter mißten das Erbtheil der Paradiesesmutter nicht. Was sie dem Vater

Saul ohne Scheu und Schaam ausgesprochen hätte, was sie im Drange des bewegten Herzens dem Vater zu gestehen nicht einen Augenblick verschoben haben würde, wovon sie Billigung und Zusage bei dem Vater erwartete, obgleich er nicht weniger reich und edelstolz als der junge Bozeta, dasselbe hätte sie um keinen Preis vor dem Letztern aussprechen können; schien es ihr doch Entheiligung ihrer jungfräulichen Würde, Zerstörung ihrer Weiblichkeit, Frevel am Heiligthum ihrer Liebe selbst. — Flüchtig erzählte sie nur vom Ueberfall der Magyaren, von dem Raube des begierlichen Magnaten, von seinem Tode durch mährisch Volk und von ihrer Rettungsflucht während des Kampfes. So glaubte sie ohne Unwahrheit das Geschehene gesagt, das Geheime verschleiert zu haben. Der Sohn des mächtigen Wissebor hatte ähnliche Abentheuer bestanden und war ähnlicher Gefahr entgangen, deswegen nahm er mit doppelter Theilnahme Slatina's Erzählung auf. Mit wenigen Knechten kehrte er von einer Reise zurück, die er zu den Jagdfesten eines Grenzbewohners gemacht, der von mährischem Blut, doch durch Heirath in Ungarn ansässig geworden, und ihm blutverwandt war. Auf dieser Rückreise traf auch er einen Pulk nach Raub und Blut begieriger Magyaren, man erkannte in ihm den Marhan, und kaum gelang es dem wehrhaften Bozeta, nach dem Verluste fast aller seiner Begleiter und selbst an der rechten Hand bedeutend verwundet, sich heraus zu schlagen, und durch die Stärke seines Streitrosses den Wald zu gewinnen. Um sicherer der Heimath schützende Flur

zu erreichen, wählte er den unbetretensten Waldweg, und traf so die Verlassene. —

Daß er die schöne Landsmännin sein treues Roß besteigen hieß, und ihr gelobte, sie in ihres alten Vaters Arme zu führen oder sein Leben zu verbluten für sie, war damals so natürlich, wie es jetzt sein würde. Und was half dem bangen Kinde der heimliche, suchende Blick zwischen den braunen Baumstämmen und dem schwarzen Dorngebüsch; ihr neuer Freund saß schon auf dem Pferde eines Knechtes, und nahm ihres Rappen Zügel in die Linke; fort ging es im leichten Trabe, und die Knechte, gleich schmiegsamen Zwillingen auf einem Pferderücken verschlungen sitzend, folgten durch den Wald. —

Nach dem Schlosse Prerau ging zuerst der Ritt, aber nur alte, verkrüppelte Knechte und Fröhner fanden die Suchenden auf den Brandstätten, beschäftigt die unbeschädigten Ueberbleibsel des stattlichen Baues aus dem schwarzen, dampfenden Kohlenschutt frei zu machen. Vater Saul war mit seinen Wappnern an der March hinab gezogen, niemand vertrauend wohin. Sie bereiseten jetzt die Sitze der Söhne des alten Odrzikaus, und absichtlich zog Slatina diese Fahrt in die Länge, denn sie meinte, der geliebte Freund müsse ihrer Spur folgen wie ein getreuer, unermüdlicher Hund der Fährte des verlorenen Herrn. Wo sie hinkamen trafen sie auf leere Nester. Alles, was nicht wehrhaft, hatte sich gen Norden geflüchtet, in geheimen Waldhöhlen lebte der Hanak, der Hirt trieb sein kostbares Vieh tief auf die geheime Bergweide, der waffentragende freie Marhan

aber eilte kriegslustig und rachedurstig den ihm bekannten Sammelplätzen seiner Landsleute zu, oder hatte sich einem nahewohnenden Edeling angeschlossen, der zum königlichen Aufgebot trabte, im Eifer, der Erste neben der bunten Adlerfahne zu erscheinen. Der edle Bozeta fragte die schöne Jungfrau, welcher er seinen Dienst gewidmet, wohin sie geführt sein wolle. Was konnte sie thun, als ihr Schicksal in die Hände des Verständigern legen? Wo sollte sie den Vater finden? Und mit welchem Schmerz erfüllte das Bild ihre Seele, wenn sie sich den heilig gehaltenen Greis dachte, entblößt von gewohnter Pflege und Bequemlichkeit, suchend die Tochter, jammernd um sein liebes Schmerzenskind! Mit größerer Hoffnungslosigkeit gedachte sie des armen, verlassenen Radkow. Jede Nacht war ihr Gebet zur fleckenlosen Mutter Gottes aufgestiegen, Schutz für den Freund erflehend, und zu dreien malen hatte sie im Morgentraume ihn blutbedeckt schlafen gesehen in dem schauerlichen Schatten einer Blutbuche; sie hatte sich vergebens bemühet, ihn zu erwecken, bis der alte Saul jedesmal dazwischen getreten und gesagt: „Gönne ihm die gute Ruhe, und gieb nur mir Deinen Ring. Wenn ich ihm dann begegne, soll er mir die andere Hälfte ausliefern." — Von solchen belastenden Gedanken und Träumen ward der freie, muthige Geist der Heldentochter immer mehr geschwächt und umschleiert, immer verlassener fühlte sie sich, immer abhängiger in einer Welt, die sie in den Räumen der väterlichen Burg sich ganz anders gedacht hatte, wenn einmal aus dem kindlichen Paradiese, das

sie dort um sich sah, ein neugieriger Gedanke hinüber in die Welt geschweift. Von allen mährischen Bergkuppen flammten mit jeder Dämmerung die Kriegsfeuer auf; Tages hörte man von jeder Warte die weitschallenden Schlechthörner tönen, ein grausiges Wehgeheul des todtwunden Vaterlandes; auf allen Straßen zogen Kriegsmänner hin und her, Feind und Freund, wie sich's traf, und Beide wurden den Wehrlosen gleich gefährlich; die Jungfrau von Prerau wußte deshalb dem edlen Bozeta keinen triftigen Widerspruch entgegen zu werfen, als er beschloß, den Besitzungen Wissebor's zuzueilen, welche im Norden des Landes, dicht an Silesias Marken, lagen, um dort den gefundenen seltenen Schatz in der Mitte seiner Familie zu bewahren, bis man ihn abfordern möchte, und zugleich seine Wunden im ungestörten Frieden zu heilen. Slatina folgte ihrem Ritter, der Himmel schirmte ihren Zug und Bozeta's Eltern empfingen die Tochter des ehrwürdigen Heldengreises wie ein von den Göttern ihnen geschenktes Kleinod; aber gerade in dieser Aufnahme und in allem, was aus ihr entsprang und an sie sich knüpfte, mußte von Woche zu Woche die Jungfrau immer schärfere Stacheln und Dornen für ihr bewegtes und krankes Gemüth entdecken. War der Marhan auch Christ, so hing doch der Vornehmste des Volks noch immer an dem Glauben von Vorzeichen und unmittelbaren Eingriffen unsichtbarer Mächte in des Menschen Schicksale, und zeigte ihr der alte Wissebor durch seine ernste Sorgfalt, daß er sie als die ihm vom Himmel selbst auserwählte und gesandte Tochter betrachtete, so

sprach Mutter Libova in einsam traulichen Stunden geradezu dieselbe Meinung aus, und ängstigte die Rathlose nicht wenig. Der schöne Bozeta selbst warb offen um ihre Neigung nach Art und Sitte seines Volkes und seiner Zeit, wo der Mann, der fleckenlos an Ehre und Namen dastand, der sich angesehen wußte im Lande und des Mädchens werth durch Geburt und Habe, bei der freien Jungfrau nimmer an eine abschlägige Antwort dachte, in welcher ja ein tödtlicher Schimpf gelegen. Ihren zweiten Retter konnte Slatina nicht kalt und abstoßend behandeln, ihr zarteres Vertrauen suchte er nicht, ihre Dankbarkeit nahm er für Zusage höheren Besitzes, und nirgends bot sich Gelegenheit, das Mißverständniß zu lösen, eine Gelegenheit, welche das Mädchen außerdem eben so sehr fürchtete, als sie dieselbe wünschen mußte.

Slatina war nicht untreu, gewöhnte sie sich auch immer mehr an dieses nähere Verhältniß zu dem schönen Bozeta; Slatina war nicht untreu in dieser Unthätigkeit, gehörten doch alle ihre einsamen Stunden dem Fremdling, der ihr auf eine so wunderbare Weise der Nächste geworden. Slatina hatte alle ihre Tage in der innigsten Gemeinschaft mit ihrem silberhaarigen Vater Saul verlebt. Zu seinen Füßen gelagert, an seinem Knie gelehnt waren ihre Stunden verstrichen in seiner Pflege. Der Greis allein hatte sie erzogen, er hatte ihr erzählt von all' den Weltbegebenheiten, die sein langes Dasein berührt, und sie kannte die Schicksalsverschlingungen der Völker und Einzelmenschen; aber mit

dem steigenden Alter hatte sich der Greis immer mehr dem höhern Ueberirdischen zugewandt, dem er bald anzugehören glaubte, und mit ihm war Slatina den Flug geheimnißvoller Schwärmerei geflogen. „Welch' einen Eindruck mußte es daher auf sie machen, als in ihr einförmiges Leben jetzt eine Begebenheit trat, so besonders und außerordentlich wie nur irgend eine in des Vaters langer Lebenshistorie geglänzt! Wie mußte die plötzlich erwachte Liebe sich dieses offenen, unbewachten, leeren Herzens bemächtigen! Wie mußte sie darin eine Erkräftigung finden, die ihrer scheuen Weiblichkeit einen männlichen Schimmer gab! — So war's so lange ihre Seele sich und den Vater und den Freund allein betheiligt dachte bei diesem beseligenden Ereigniß. Als aber fremde Menschen und eine fremde, ihr unbekannte Welt wie ein hereinbrechender Strom die Landschaft durchfluthete, in der ihr neuer Lebenstraum Platz genommen, da war ihr Vertrauen, ihr Muth, ihre Entschlossenheit auch eben so bald erloschen, und nur die religiöse Schwärmerei blieb ihrer Hoffnung Ankertau. Der Himmel hatte ihr den Freund gesendet, dem Himmel und diesem allein übergab sie darum auch jetzt ihr Glück; die heilige Jungfrau, die auch geliebt und gelitten, machte sie zu ihrer mütterlichen Vertrauten. „Himmelsschluß," so sprach sie, „hat den seltenen Bund geknüpft, darum wird die Gebenedeiete den Verlorenen bringen mitten durch Feindesrotten und Gefahren, wie sie ihn gebracht, als das arme Kind in den Händen des menschlichen Unthiers kreischte." —

Bozeta's verwundeter Arm genaß indeß, und der alte Wissebor drang darauf, der Sohn sollte sich neuerdings wappnen, und in die südlichen Provinzen ziehen, von wo Siegesboten gekommen, damit auch er noch seinen Theil gewönne am vaterländischen Ruhm unter Swatopluck's wiederum vom Siegesgotte begünstigten Legionen. Bozeta beeilte sich zu gehorchen, doch auch Slatina äußerte dreist und dringend ihren Wunsch, mit ihm das fremde Haus zu verlassen, und durch das vom Feinde gereinigte Land dem väterlichen Herzen zuzueilen, wohin Kindespflicht und eine neu erwachte, marternde Sehnsucht nach väterlichem Vertrauen sie trieb.

Der alte Wissebor ehrte das Heiligthum der Kindlichkeit; er und die ehrsame Libova segneten das ihnen so lieb gewordene Mädchen, die freudige Hoffnung auf baldiges Wiedersehn getrost mischend in den Wermuthswein des Abschiedes, und wohl bedeckt durch stattliches Geleit zog Slatina hinaus an der Seite ihres jungen Schirmherrn, und freier athmete die Brust als das gastliche Haus der würdigen Pfleger sie nicht mehr beengte, obgleich sie sich selbst deshalb heimlich schalt und der Undankbarkeit anklagte. Auch diesmal fanden sie den alten Odrzisaus nicht auf Prerau, doch Nachricht von ihm war da geblieben, das Feldlager des Königs hatte er suchen wollen, und wie die jungen Leute ihn dort getroffen, wie das Bild der Seligkeit in der Wiedervereinigung des Vaters mit dem Herzenskinde eine Strafe des königlichen Unglaubens geworden, der gezweifelt, daß ein Unsichtbarer die treue Redlichkeit

nicht aus dem Auge läßt, ist erzählt worden, ohne daß der Erzähler gewagt hätte, eine Scene auszumalen, für welche nur die Seele Farben hegt und die Empfindung schaffende Hände besitzt. —

Mit beiden zitternden Händen sein Kind festhaltend trieb Odrzikaus, nach der ersten erschütternden Umhalsung, das Mädchen und ihr Gefolge den Hügel hinab, und der Greis ging so rasch an seinem Schwert, als triebe ihn selbst die innere Furcht, das wiedergefundene Kleinod neuerdings zu verlieren, aus der Nähe des gottlosen, lästernden Könighofes. Erst als sie drunten angekommen in den Straßen der neuen Stadt schritt er langsamer, und ließ seine trüben Augen hangen an des Kindes frischem Antlitze, als zähle er die Schmerzeszeichen, welche die lange Trennung darauf angemerkt, und erst in der einfachen Wohnung des frommen Cyrillus hemmte er den Marsch, trat unangesagt ein bei dem Priester Christi, und ließ sich auf dem ersten Schemel nieder, jetzt seine Slatina erst recht inbrünstig an sich pressend, und da sie sich in die gewohnte Stellung zu seinen Füßen und an sein Knie geschmiegt geworfen, mit bebenden Lippen ihre reine Stirn berührend. Wie das ganze Marhanenvolk achtete auch der fromme Apostel den alten Held, der ihm das schwere Bekehrungswerk des rauhen Slavenstammes so oft erleichtert und mehr als einmal ihn dem Märtyrertode mit eigener Gefahr entrissen hatte. —

„Stimme an den Lobgesang Jacob's, als er seinen Joseph wiedergefunden!“ rief Vater Saul dem Priester zu, der mit freundlichen Blicken die Friedensgruppe betrachtete. „Aber höher noch stimme Dein Loblied, denn Jacob war ein blinder Vater, und ich darf sehen, sehen das wiedergefundene Kind, und sehe es ohne Makel, wie es war am Tage der Trennung, denn hell ist sein Auge und kein Brandmal knechtischer Schmach steht auf seiner Stirn.“ —

„Und wer hat Dich gepflegt,“ fragte Slatina, wer Slatina's Platz ersetzt bei dem Vater? Wer wusch Deinen Fuß und salbte Deinen seidenen Bart? Wer goß das Quellwasser auf Deine Hände, und legte die Polster unter Deine Knie, wenn Du für Deine Kinder und Enkel beten wolltest? O! sprich, mein Vater, daß Slatina den Stellvertreter ablohnt mit reicher Gabe, denn sie ist in Leid vergangen fast um den Verlust dieses heiligen Amtes.“ —

„Der Fuß ist beschmuzt und die Hand unrein geblieben, und der Sturmwind der Straße hat den zottigen Bart gekämmt;“ antwortete der Greis mit sichtlichem Schauer. „Doch gebetet hat der verlassene Vater; sein ganzes Athmen ist Gebet gewesen, und der Staub, und der Stein, und der nasse Rasen wurde das Polster seines Kniees, denn wie hätte er sterben können, ehe er sein Kind, sein gerettet Kind gesegnet.“ —

„Aber gerettet?“ fuhr er dann auf und machte sich frei von den weißen Armen des Mädchens. „Wo ist der Mann, der mir das Heil zurückgebracht in mein Todes-

haus? Schilt die Vaterliebe nicht undankbar, daß sie den Retter vergaß über die Gerettete, den Geber vergaß über das Geschenk! Stehst Du doch da, das Entzücken im großen Auge, und freuest Dich gleich dem weisen Priester über die Freude, welche dem Greise geworden am Ende seiner Tage von der Gnade dessen, der Macht und Güte zugleich ist. O! erzähle, wo fandest Du das Kind und wie fandest Du sie, und wie gelang Dir das Rettungswerk?" —

Bozeta begann eifrig und bescheiden seinen Bericht, doch klang verständlich, wenn auch leise hindurch, welche Hoffnungen gewachsen in der kühnen Jünglingsbrust, und welchen Dank seine stolzen Träume ihm vergemalt. Ernsten Antlitzes, doch mit klarem Auge maß der Heldengreis die Gestalt des kräftigschönen Mannes und streckte ihm dann die dürre Rechte entgegen.

„Sohn Wissebor's," sprach er langsam, „Deine Rede mahnet mich daran, daß das Kleinod, welches Du mir zurückgewonnen, nicht mehr mein allein gehört, daß auch Du Dir ein Anrecht daran erworben. Verstand ich Deine Augen und den geheimen Sinn Deines bescheidenen Wortes, so hältst Du dieses Anrecht hoch nach seinem Werth, denn der Stern von Prerau darf sich nicht senken auf eines gemeinen Mannes Dach, mit seinem hellen Glanze langen Segen verkündend für den Heerd und die Wiege desselben. Meinest Du der alte Saul wäre eigennützig und undankbar, weil er alt geworden? Nein, die Du gerettet, soll die Deine werden, und das Leben und die Ehre, welche Du be-

wahrt, sollen bestimmt sein, Dein Leben zu schmücken mit einem neuen Sommer, und die Ehre Deines Stammes auf die Nachwelt zu pflanzen." —

Hastig ergriff Bozeta die kalten Finger des Greises und preßte sie mit einem Freudenlaut zwischen seine heißen Hände. Slatina aber hob mit erblichenem Gesicht ihre gefalteten Hände zu dem Vater auf. „O! wer hat denn das Kind so schnell verdrängt aus des Vaters Herzen," fragte sie im weichsten Jammer, „daß der Vater es wegschenkt in dem Augenblick, da er es eben gefunden? Nein, Slatina wird nur für den Vater leben, und ihre einzige Pflicht ist, Tochter zu sein, und dem zu vergelten, der ihr wohlgethan, seit sie athmete." —

Verwundert richtete der Greis sein Auge auf sie. „Odrzivaus wird sich des Glückes seiner Tochter freuen," entgegnete er, „er wird da sein und weilen, wo Slatina ist, und sie wird Zeit haben, auch als Hausfrau und Mutter Tochter zu bleiben, denn sie ist nicht geboren in der Hütte des armseligen Walachen oder in der Erdhöhle des schmuzigen Hanaken; meine Knechte werden ihre Knechte sein, und meine Mägde ihre Mägde, und was die Eisenkisten im Gewölb zu Prerau verwahren, gehört dem letzten Kinde des mächtigen Saul, ohne daß irgend ein Bruder einer Goldspange Werth fordern dürfte; denn die Söhne von Prerau bekamen ihr Erbe, so wie ihr Bart gewachsen." —

„Mann Gottes," wandte sich das bleiche Mädchen zu dem Priester, „darf die Jungfrau, die von tief-

ster Schmach wie durch ein Wunder gerettet, noch gedenken der irdischen Freude? Ist ihre Pflicht nicht, das ganze Leben zu weihen einem langen Gebet und einer strengen Dienstbarkeit, um ihre ewige Dankbarkeit dem Himmel darzulegen?" —

Der fromme Cyrillus trat heran und legte seine weiche Hand auf ihre hellen Locken. „Tochter des christlichsten Helden dieses Landes," sagte er milde, „die Gottheit fordert Reue und Buße von der Sünde, aber sie erfreut sich höchlich am Glück der reinen Herzen, und Beseligung ist ihre Seligkeit. Wenn Du dankbar bist gegen den, der ihr Werkzeug war, als Deine Rettungsstunde erschien, so dankst Du auch der Gottheit, die ihn auserwählt und Dir gesendet. Folge dem Geschick, das Dir unter Vatersegen lächelt, denn auch das Weib hat eine heilige Bestimmung, welche dem Volke hell geworden, seit es Christi Licht klarer erkannt, und nur das Wesen geht den rechten Pfad auf Erden, was seine Bestimmung zu erfüllen bis zum Grabe sich abmüht. Dieser Weißlockige sah vor sich Schwert und Siegeskranz und Schlachtentod; mir schwebte das Kreuz voran und die Märtyrerkrone; lieblicher sind die Sternbilder, die über Deinen Scheitel ziehen, folge ihnen, wie es Dein Herz gebeut; nicht jedem Weibe schimmern sie an solch' blauer Himmelsdecke." —

„Aber wenn ein Gelübde in Angst und der Stunde der Noth gethan?" — fiel Slatina mit verhaltener Stimme in die Segensrede. Eben so hastig unterbrach sie jedoch der alte Vater, und sein Ton klang ernster

und strenger, als sie gewohnt. „Was dürfen Werber geloben," fragte er, „deren erste Pflicht ist, unterthänig zu sein dem Manne, welchem ein Recht über sie geworden? Darf die Tochter meistern des Vaters Weisheit? Darf der Pfeil sprechen zum Schützen, der ihn geschnitzt, sende mich dahin oder dorthin? — Und ist der Werber nicht tadellos vor jedem Ehrengericht der Slavischen Knesen? — Laß Deine Boten ziehen nach Wissebor's Heerde, und sage deinem Vater an, der alte Saul auf Prerau habe Dich als Sohn geherzt, und frage ihn, ob er die Jungfrau Slatina, welche die jungen Krieger am Ufer der March den Stern von Prerau nennen, herzen möchte gleich seiner Tochter. Und uns laß Deines Stalles frömmstes Zelterpaar vorführen, und geleite uns über die Flüsse in die Berge, wo Saul und sein Geschlecht gebietet, damit die Bürde des Undanks nicht lange mehr laste auf der Brust des Vaters wie dieser scheuverzagenden Jungfrau." —

Slatina drückte beide Arme gekreuzt über ihren hochschwellenden Busen, und neigte die schöne, fleckenlose Stirn in schmerzlicher Ergebung zu des Vaters Knie, und des Vaters Hand einte sich mit der des Priesters, sie zu segnen, indeß Bozeta's Blick glühend in berauschenden Zukunftsträumen in die Ferne schoß. —

Der Ort, wo diese Erzählung begann, ruft uns wiederum zu sich, doch wir finden ihn freundlicher gestal-

tet, als er zuerst sich uns gezeigt. Die Nachbleibsel jener Nacht sind fortgeschaft von dem geräumigen Hügel, auf dem Schloß Prerau sich erhoben. Frisches Gebälk hat schon die Plätze ersetzt, wo die Fackel der Mordbrenner schwarze Zerstörung nachgelassen. Das eingeschlagene Thor ist verschwunden und eine neugezimmerte Pforte, mit blankem Eisenblech dicht beschlagen und tüchtig verwahrt, glänzt zwischen dem grauen, mächtigen Mauerwerk.

Doch noch besonderer Schmuck deutet auf freudige Ereignisse, die mit dem neuen Aufbau der Veste sinnig in Verbindung gebracht worden. Zuerst sind alle Zinnen und alle Gipfel der Gebäude mit colossalen Fichtenkränzen behangen; die braunen Fruchtzapfen baumeln im Winde an dem grünen Nadelgezweig, und große Dolden rother Beeren schimmern dazwischen weit in das Feld hinab. Demnächst gewahrt man rund auf den Wällen eine Menge kleiner kugeligter Laubhütten, in kurzen Zwischenräumen erbauet, und mit allen Blumen geschmückt, welche die herbstliche Flur irgend noch darbot, und unter dem Laubendach ruhen kleine Chöre wohlgeschmückter Jungfrauen, und wechselnd erschallt ihr Gesang, der von den Geheimnissen stiller Leidenschaften redet, und das Glück der Herzen erzählt, die ihrer Wünsche Ziel gefunden, und der die Tugenden der Braut lobend erhebt, welche dem Manne die Erstlinge ihrer Empfindungen zum Opfer bringt. Wichtiger doch noch und die nahe Feier bestimmter aussprechend ist die Ausschmückung des Schloßthores. — An einer hohen Stange,

deren Spitze einen goldfarbigen Kürbis trägt, der mit zwei silbernen Pfeilen durchbohrt wurde, flattert gleich einer Fahne das buntgestreifte Stück Zeug, welches die Weiber der Marhanen zu ihren Unterkleidern zu wählen pflegten; neben der Stange sieht man aufgethürmt das Hausgeräth, reich und schwer, vom Kleinen bis zum Großen, wie es eine junge Wirthschaft bedarf, und in einem neuen Käfig von weißgeschältem Weidenholz girret eine weiße Taube, und drei Matronen hocken daneben, das Symbol der Unschuld bewachend. — Das Thor ist fest geschlossen, und außerhalb ist das Banner des Bräutigams aufgepflanzt, und zwei neue Wurfspeere, mit fünffarbigen Seidenquasten geziert und in's Kreuz gepflanzt, sperren den Weg, und eine mannliche Wacht, aus den Freunden des Bräutigams gewählt, schwer gerüstet und mit dem reichsten Kriegsschmuck behangen, bewahrt das Thor und läßt Niemanden zu, bis der Bräutigam eingezogen, und nach ihm der mit jungen Rindern bespannte offene Wagen, der die Mutter und die Freiwerberin mit dem großen, geweiheten Hochzeitschleier und die Brautgeschenke trägt, und auf dem er die Neuvermählte heim zu fahren gedenkt nach seiner Heimath. —

„Die schöne Slatina, die Tochter des alten Saul's, der alle, die jetzt leben, in ihren Windeln sah, freiet heute den Erben des reichen Wissebor, in dessen Bergen, vom alten Gott Radagast gesäet, das Silber wächset, und dessen zahllose Heerden aus dem Quell der Odera trinken." — so sprachen die in Steinbier früh berauschten Hanaken, wenn ein fremder Wanderer durch die

Dörfer zog, und verwundert über die ungewöhnliche Fröhlichkeit, die ihre schmuzigen Erdhütten umgab, stand und fragte. — War es denn aber möglich? Konnte die schöne Slatina also jene Nacht in dem Gebirg, jene Rettung aus tiefster Schmach, jenen edelmüthigen, zartsinnigen Wächter ihres Schlafs vergessen, konnte sie den Eindruck jenes heiligen Augenblicks vergessen, wo das Mondlicht schlummerte auf dem Antlitz des jugendlichen Secretmannes, und die männlichen Reize desselben ihre Seele bis zum heißesten Treuschwur erhitzten? War es möglich, daß sie nicht alles setzte an seine Liebe, und sich zu That und Widerstand aufraffte aus dieser schmählichen Erschlaffung des Geistes? — Sie gedachte des zerbrochenen Fingerreifs; sagt der Chronikenschreiber, doch Bozeta war auch schön, war auch tapfer, und er war an Adel, Ansehen und Glücksgütern ihr ebenbürtig. Wollte der alte Historienmaler darin eine Entschuldigung für die Jungfrau aufstellen, so vergriff er sich im Vertheidigungsmittel, denn welcher Leser, mehr noch welche unserer schönen Leserinnen würde sie gelten lassen? Klüglicher hätte er in dem rohen Walten der Männer jener Zeit, in der angemaßten Herrschaft derselben, in dem durch gewohnte und gesetzliche Tyrannei eingeschüchterten Weibersinne den Grund von Slatina's unglaublichen Schweigen und die Entschuldigung ihrer Hingebung suchen müssen. Und sah man doch in den letzten Tagen das Mädchen, gleich einer gespenstigen Burgfrau, im Frühroth und in der Abenddämmerung schleichen auf den Wällen von Prerau und hinüber schauen in die trüben Fernen, als

erwarte sie sicherlich einen Boten von dort. Stand sie doch am Morgen des Hochzeittages, als der Vater Saul noch schlummerte auf seinen Bärenpelzen, oben in der gewölbten Rotunde am Fenster, und schauete starr hinaus in die Weite, und küßte heimlich den halben Goldreif und weinte ein bitteres Thränlein darauf. Und wie sollte sie jetzt reden, da sie bis jetzt geschwiegen hatte? Das Gerücht von der Hochzeit der einzigen zwanzigjährigen Tochter des hundertjährigen Odrzisaus durchzog das ganze Mährenland. Wer kannte nicht den Wundergreis von Prerau, wer hatte nicht gehört von dem Stern, der auf Prerau geleuchtet? Radkow, dem Lechen-Sohne, mußte davon Kunde geworden sein, in welchem Winkel Marhawaniens er auch bis jetzt verborgen gelebt; warum kam er denn nicht, zu lösen sein Liebespfand? — Die Jungfrau seufzte tief auf bei diesem Gedanken. Todt mußte er sein, vielleicht schon lange ein Opfer des Krieges, ein Raub der Verwesung, der schöne Mann! Und hatte es ihr denn nicht gedäucht, da gerade die letzte Nacht von dem Tage sich geschieden, als habe sie seine Stimme aussen in der Luft vernommen, die ihr einen finstern Abschied gerufen? — —

Die Sonne stieg indeß schon ziemlich herauf und vergoldete das bunte Herbstlaub der Wälder, und spiegelte sich auf den krausen Wellen der hochgeschwollenen March. Von Leipnick her bewegte sich langsam ein stattlicher Zug an dem Flusse herunter, und was dem Zuge begegnete bog in Ehrfurcht aus dem Wege, ja beugte sogar die Knie bis alles vorüber gezogen. Das gewaltige Königs-

banner von gelber Seide, mit allen möglichen Thiergestalten bemalt, stolzirte in dem ersten Reiterhaufen, und verkündete des Königs Gegenwart. Und der mächtige Swatopluck selbst lag mitten in dem so furchtbar, als prächtigen Reisezuge auf einer bequemen Tragbahre, die ein köstlich Gezelt gegen Sonne und Wind schirmte, und die von seinen auserlesensten Leibwächtern wechselnd getragen wurde. Finster sah der alte Herrscher, auf den Ellenbogen gestützt, aus den seidenen Polstern heraus auf seine Söhne, die neben seinem Schmerzenlager ritten, und schwere Gedanken zogen über des Königs benarbte Stirn, wie die Wetterwolken der heißen Sommertage schwarz und schwärzer vorüber jagen am azurnen Himmelsgezelt; denn nicht orientalische Bequemlichkeit drückte den kühnsten Kriegesfürsten seines Jahrhunderts in die weichlichen Betten, nein, der Eisendorn in seinem Leibe nagte an seinem Leben, er fühlte täglich mehr die schwindende Kraft, und hätte selbst die Krone hingegeben, wäre ein Wunderthäter zu ihm getreten, und hätte ihm die Macht wieder geschenkt, das härteste Roß eines seiner Reiter bestrigen zu können.

Nach seiner alten Residenz wollte er, dort, wo er gethront, zu sterben; aber grimmig kochte es in ihm, wenn er bedachte, was er zurück lassen mußte, wenn ihm einfiel, welch ein elendes Waffenstück all' seinen Ruhm zu besiegen, alle seine Zukunftspläne, das ganze, gewaltige Werk, an das er Leben und Seelenruhe gesezt, zu nichte zu machen bestimmt worden. Auf einer kleinen Höhe hatte man Halt gemacht, und der König sandte den fieberhaften

Blick in die Thäler, die sich überall öffneten, da hielt eine besondere Scene ganz in seiner Nähe seine Aufmerksamkeit fest.

In einer nicht gar geräumigen Schlucht bereitete man ein seltenes Waffenspiel. Mitten auf dem grünen Grasboden lag ein mächtiger bunter Granitblock, und ein Weidenzweig und ein weißer Strick auf diese natürliche Altarplatte gelegt, sagte die Bedeutung der beabsichtigten Handlung an, mehr noch die offene sieben Fuß lange Grube, die frisch daneben gegraben worden. Bei dem Steine standen zwei Männer, völlig entkleidet, doch in den Händen zwei mächtige Schwerter haltend; beide waren in der Blüthe des Mannesalters, beide strotzten von gesunder Muskelfülle und das jugendliche Blut, gährend in Kampfeslust, schimmerte durch die Haut und röthete die herrlichen Glieder, doch konnte man den Einen an Gestalt dem schlanken Edelhirsch vergleichen, wenn er stolz und seiner Schönheit bewußt herab schreitet vom Gebirg zum Wiesenquell, so mußten die riesigen Formen des Andern an den jungen, eben ausgewachsenen Ur erinnern, wenn er schnaubend im Uebermuthe seiner Kraft die breite Stirn, das gekrümmte Horn und die ungeheuern Schultern an den Eichstämmen des Waldes versucht. Der König rief seinen Aeltesten, den Prinzen Meymar, an sein Bett, und befahl ihm, hinzusprengen, und die Beiden nackten Kämpen zusammt ihren Begleitern, die sich unter die Baumgruppe, welche die Schlucht halb umgab, gesetzt, vor sein Königsauge zu laden. Der Prinz vollzog schnell den Auftrag, und nicht lange so standen die gehorsamen Wehrmänner vor dem Könige.

„Wer seid Ihr?" fragte Swatopluck mit dem Tone des Zornes, indeß seine Augen dennoch mit Wohlgefallen über die herkulischen Gestalten hinstreiften, die nur eben ihre Blöße bedeckt hatten. „Ich kenne Beide;" fiel Prinz Zubor ein; „dieser hier war ein fremdländischer Söldner in Deinem Heere, Radkow genannt, ein braver Fechter, der im letzten Treffen gegen die Magyaren abhanden kam, und dort der riesige Mann ist Kokory, berühmt im Lande wegen seiner Stärke und seiner Unerschrockenheit, ein Sohn des alten Helden von Prerau."—

Des Königs Augen funkelten heller. „Hat der Sohn des frommen Saul's, der seines Gleichen sucht an Redlichkeit und Gehorsam gegen das Gesetz, vergessen, daß die heidnische Ordalie, in welcher unsichtbare Mächte walten, verpönt wurde, seit das Licht des Christenthums in die Thäler des großen Reichs gedrungen?" fragte er mit freudigem Hohne. „Sprecht nicht zu Eurer Vertheidigung!" fuhr er dann auf mit heftigern Unwillen. „Der Strick auf jenem Steinblocke macht den Ueberwundenen zum Leibeigenen, der Weidenzweig giebt das Leben des Besiegten in des Siegers Gewalt. Wie dürft Ihr solche Ordalie halten ohne unsere besondere Erlaubniß? Wir bedürfen solcher Knochen, wie Ihr Unsinnigen sehen laßt, gegen die Feinde unserer Krone, und haben darum Strafe gesetzt auf solchen Kampf zwischen Söhnen unseres Volkes. Verfallen seid Ihr dem Gesetz und schwerer Buße." —

Kokory hob furchtlos das bis dahin vor dem Herrscher gebückte Haupt. „Nicht also, König der Marha-

nen!" sprach er mit keckem Freimuthe. „Dieser da ist kein Landsmann, kein Sohn Deines Volkes, und den frechen Fremdling zu züchtigen, verbietet kein Königsspruch. Von Dir selbst erbitte ich darum, daß Du nicht länger ein Ehrenwerk störest, denn ehe die Sonne im Mittag steht, muß der da oder ich fest schlafen unter der stillen Erde, die die That verbirgt und das Wort auslöscht." — Der König stutzte und fragte ruhiger: „Und welche That oder welches Wort fordert so dunkele Sühnung? Und was konnte den stolzen Kokory vermögen, sein Leben auf die Wagschaale zu werfen dem Leben eines gemeinen Söldners gegenüber?" —

Hohe Gluth röthete die Wangen und die Brust des Polenjünglings, Kokory aber entgegnete leichthin: „Er ist arm und erblos, doch seine Väter waren edel wie die Unsrigen, und darum schlug ihn diese Faust nicht nieder ohne Ehre, wie sein Wahnsinn es verdient. Er lästerte den Stamm, der Dir die besten Krieger gab, mein König. Aus dem Schlamme der Gefangenschaft eben erst gekehrt, wagte der Elende diese Gegend zu durchstreifen, um bösen Leumund über ein ehrwürdiges Haupt zu gießen. Denn gesprochen hat er im Volke und auf den Sitzen der Edelinge, der Treubruch sei zu Hause hinter den Mauern von Prerau und die Lüge habe ihr Schlangennest im Bett des silberlockigten Odrzifaus."

Hochauf horchte der König und eine tückische Freudengluth zeigte sich in seinem blaßgelben Antlitz. „Tritt näher," herrschte er dem Polen zu, „und sprich, ob es wahr, wessen man Dich anklagt?" —

Radkow schoß einen unsichern Blick auf den Kläger, dann trat er wie trotzig in einer Art Verzweiflung heran und sagte verbissen: „Hat das Unglück Hehl nöthig? Und was soll der verschweigen, dem der Tod eine Wohlthat? — Was jener Wüthende geklagt, ist Wahrheit. Und was mein Mund gesprochen bezeuge mein Blut dort an dem Steine des Gottesgerichtes.“ —

„Und welchen Treubruch hat Dein Wort gemeint?“ rief der König. „Verstumme nicht! Sprich! Ich Dein König befehle, und gehorcht der Söldner nicht ohne Zaudern, soll schimpflicher Henkerstod ihm für ewig die Sprache nehmen!“

Radkow ward blaß, als hätte schon die Henkerhand ihn ergriffen, er stotterte scheu, doch als des Königs Befehl sich nochmals mit steigender Heftigkeit wiederholte, da schlug er die großen, leuchtenden Augen zu Boden und sprach halblaut: „Slatina, die Tochter des stolzen Saul, ist meine Verlobte vor Gott und durch Schwur und Zeichen. Der Vater zwingt sie zur Freite mit einem Andern, und als ich Einlaß am Thore von Prerau begehrt, haben des Bräutigams Gesellen mit Spott und beißendem Hohnwort mich fortgewiesen.“ —

„Der Schwester Verlobter?“ fuhr der riesige Kokory auf und der Boden zitterte unter dem Stampfen seines Fußes. „Der elende Söldner will sich lügen in die Heldenburg, der verächtliche Fuchs in das Lager des Löwen? König, laß ihn züchtigen, oder meine Faust vergreift sich und vergißt Deines Angesichtes.“ —

„Zwetboch,“ rief der König seinem dritten Sohne

zu, „nimm diesen Mann in Deinen Schutz und umstelle seinen Leib mit unsern Leibwächtern. Einer unserer Kriegsleute ist er, focht für uns, mit uns, war ein Tapferer nach dem Zeugnisse seines Feldherrn, und stammt, wie der Gegner ihm selbst zugesteht, aus edeln, wenn auch fremdem Blute. Gerechtigkeit sitzt auf dem Stuhle der Könige Marhawaniens, Gerechtigkeit für den Geringsten im Volke, um so mehr für den Fremdling, der gastlich in unsern Marken lebte. Nur Königsspruch kann solchen Streit entscheiden, und er soll es zur Stelle. Dort über jenem Wäldchen sehen wir die Zinnen des Schlosses von Prerau. Wir wollen unsere Reise verzögern um der Königspflicht willen, wollen einkehren bei dem weisen und tugendhaften Odrzisaus, und in seiner eigenen Halle schlichten, was ihm so nahe angeht. Ihr, die Ihr Kläger und Beklagter seid, bekleidet Euch, und folget uns in den letzten Kolonnen unseres Zuges! Recht soll dem Gerechten werden, und was Swatopluck's Mund gesprochen, wird sein Arm zu vollziehen wissen an dem Aermsten wie dem Reichsten derer, die seinem Scepter unterthan, durch des Himmels Gnade und unser Schwert." —

Ohne Ahnung der Unterbrechung, welche des Königs heimlicher Haß dem Feste des Alten auf Prerau bereitet, war man dort in den Anstalten zu dieser glänzenden Feier immer fortgeschritten. Schon war die kleine Betkapelle geöffnet, schon stellte sich der Heldengreis an die Spitze der versammelten Gäste, nahm den stattlichen

Bräutigam an seine rechte und den ältesten Sohn des Hauses an die linke Seite, und man harrte nur noch der Braut, die in einem Nebengemach der Festhalle von den Matronen mit dem großen Schleier verhüllt wurde, und zu der bereits der ehrwürdige Cyrillus eingetreten, um die Tochter seines ältesten Freundes und Schülers mit eigener Hand dem Verlobten zuzuführen. Da ertönte das große Kriegshorn des Königs im Thore, und alle horchten auf, und ehe noch die Betroffenen zur Besinnung und einem Entschluß gekommen, erschien Swatopluck selbst von seinen Söhnen unterstützt in der Pforte, und alle Häupter neigten sich vor dem gefürchteten Gewalthaber.

Die freudige Aufregung, in welche den kranken König die heutige Begebenheit versetzt, schien einen großen Theil seiner Schwäche bezwungen zu haben, denn er stand in stolzer Haltung in der Mitte der Versammlung, grüßte wie in den Tagen seiner Kraft mit Würde den greisen Schloßherrn, und ließ sich langsam nieder auf den Sessel, den man ihm gebracht.

Der alte Saul ging mit schwankendem Schritt dem Könige entgegen, und beugte sich vor ihm mit gekreuzten Armen. „Heil der Stunde," sprach er, „die meinem Hause das Heil bereitet, das Haupt der Marbanen zu sehen unter diesem Dache! Heil dem Gaste, der zu dem Feste dieses Tages die höchste Zierde gebracht." —

„Du sprichst, daß wir nicht unwillkommen sind, und wir glauben's," antwortete der König mit Kälte, „hat man uns auch nicht geladen, wie es Gebrauch bei

unsern fürstlichen Vätern. Die schwere Kriegszeit unseres Regiments machte die Vasallen reich und übermüthig, und sie fragen nicht mehr, wie es ehedem ihnen Pflicht gewesen, ob der König die Verbindung liebt, die sie abzuschließen gewillet. Entschuldige Dich nicht, alter Freund!" fuhr er lebhafter fort, „wir freuen uns der glatten Worte nicht, welche die Verlegenheit des Augenblicks auf die Zunge wirft. Auch sind wir nicht gekommen, unsere Sackpfeifen und Schalmeyen in Deinen Hochzeitmarsch einstimmen zu lassen, sondern leider fordert unsere Königspflicht einen schweren Stein zu werfen in Deinen Blumenpfad, und zu stören, was Du bereitet." —

„Stören?" fragte der Greis gedehnt und sein trübes Auge heftete sich fest auf des Königs wetterleuchtenden Blick, als wollte er forschen in der Seele, die dahinter verstohlen dräuete. „Stören?" fragte rascher Bozeta. „Wie käme der edle, große Swatopluck dazu, das Glück seiner treuesten Diener zu hindern?" —

„Mein junger Knese," entgegnete der König indem er lächeln wollte, doch durch innern Schmerz gehindert ward, „wer das Gift aus der Wunde schneidet ist oft der bessere Freund, wenn auch im Schnitt die Faust nach ihm schlägt. Wären wir nach Deiner Trauung gekommen, möchtest Du schelten; jetzt aber sollst Du uns dankbar werden. denn wir schützen Dein edles Bett vor einer Lüge, die ewigen Groll hinein getragen." —

„König!" rief Bozeta heftig, als ahnete er das Kommende. — „Ja, ja, Vater Saul," fuhr Swa-

topluck ohne Zögern fort, „Du thatest Unrecht, das schon verkaufte Kind noch einmal auszubieten, und rühmest Du Dich auch vor dem Volk mit Deiner makellosen Treue und Ehrlichkeit, gilt Dein Name auch durch das ganze Land als Muster der Ehre und Mannestugend; dicht am Ausfluß in das endlose Meer kann doch der reine Strom noch trüb und kothig werden, und thun wir es mit Schmerz, müssen wir doch klagen gegen Dich, der Falschheit und des Truges wegen, und Gericht halten über Dich, daß keines unserer edeln Geschlechter durch Dich ein Schimpf belaste." —

Der alte Saul schwankte, doch sagte er stark: „Falschheit und Trug? — Was Könige sprechen gab der Himmel ihnen ein, und der Mensch soll still halten der Gottheit. Darum frage ich nur: Wo ist der Kläger?" —

„Der Kläger ist ein gemeiner Söldner meines Heeres;" entgegnete nachdrücklich und mit dem Tone des tiefsten Hohnes, der König: „er thut Einspruch gegen die Feier, welche hier bereitet, er spricht, Deine Tochter Slatina, die man den Stern von Prerau genannt, könne nimmer dieses Mannes Weib werden, denn sie sei in älterer Buhlschaft die Seine geworden, und ihm längst verlobt durch Treuschwur und heilige Zeichen." —

Einen furchtbaren Eindruck machten diese Worte auf die ganze Versammlung. Der alte Saul stieß mit seinem Schwerte auf den Boden, dann sank er jedoch schwach und verstummend in die Arme der Nächststehenden; aber alle Schwerter der Söhne und Freunde des Heldengreises

rasselten in den Scheiden, und ein dumpfes, Unheil kündendes Gemurr durchlief den Saal, und wuchs im Lauf, bis der mannliche Bozeta rasch vor den König trat, und seinen blanken Stahl in den Boden stieß.

„Ruhig, meine Freunde;“ rief er, „der Marhan ehrt die Krone des Reichs, selbst wenn böse Wetter aus ihr gegen die Getreuen fahren. Der Stern von Prerau leuchtet reiner als irgend ein Licht des Himmels, und mein König ist nur ein Betrogener. Er nenne darum den Frevler, der ihn und uns beleidigte, und sein giftig Blut zischend an Bozeta's Eisen sühne und tilge die Schandthat.“ —

„Blut und immer Blut!“ sprach der König verächtlich. „So thut's der Stier auf der Weide um die junge Kuh, so zerrt sich Wolf und Fuchs um den Raub. Hat Swatopluck's Regierung so weniges geschaffen, daß sein Volk noch nicht höher steht als das Gethier und Wild der Wälder? Mag das Eisen richten, wo dunkel das Recht, doch wo das Recht vom Gesetz und der Wahrheit beschirmt erscheint, ist Frevel der Beruf auf Zufall und Muskelstärke, und das Wort vom Throne unumstößlich. Tritt vor, mein braver Kläger, den der reiche, tugendsame Saul verschmäht, weil der Eidam ihm zu arm und niedrig geschienen; tritt vor ohne Scheu; hast Du gefochten und geblutet für mich und mein Volk, soll Dir auch Dein Recht werden, und müßte Deines Königs Schwert sich wenden gegen die eigenen, überstolzen Vasallen.“ —

Ein Mann machte sich mit Geräusch Platz durch

das Gefolge des Herrschers, und mit Erstaunen sah man ihn treten auf den freien Platz in der Mitte, und sich dem glänzend geputzten Bezeta gegenüber stellen, obgleich sein blutbeflecktes Lederwams ihn in Schatten warf an solchem Platze. Der Mann war edler Gestalt, kräftig und schön gleich dem Bräutigam; die Narben auf Stirn und Wange sprachen für ihn bei den Tapfern, deren Blicke feindselig ihm entgegen flogen; die Bleiche seines Gesichts, der tiefe Schmerz, der sichtlich aus dem dunkeln Auge sprühete, spannte die Theilnahme und Aufmerksamkeit der Uebrigen für ihn.

„Kein Verräther, kein Frevler, kein Lügner zeigt sich Euch," rief er mit weitschallender, reiner Stimme, „wenn auch ein Sohn des Unglücks und der Erniedrigung. Ich habe an mein Wort und meine Klage mein Blut gesetzt und mein Leben, das mir verhaßt worden, seit man es um sein Licht betrogen. Ich habe dem riesigen Manne hier mir zur Seite den Kampf geboten, worin Gott entscheidet, und nur des großen Königs Befehl stellte mich gegen meinen Willen an diesen Platz. Hat der mächtige Fürst auch nicht also gesprochen, wie ich meine Klage gedacht, hat er mein Herz verwundet, weil er mein Heiligthum beleidigt und mein Geheimniß kund gemacht, so muß ich doch jetzt aussprechen, weil es eigene Ehre gebeut, des Königs Wort trug die Wahrheit, die Tochter dieses alten, herrlichen Greises ist mir verlobt, ihr Schwur schenkte mir den Kranz des höchsten Glückes, und hier dieser Ring zeuge für mich und klage gegen die Treulose." —

Ein feiner Schrei zog die Augen der Versammlung von dem schmerzlich erhitzten Sprecher nach einer Seitengegend. Slatina, die geschmückte Braut, verhüllt in den Hochzeitschleier, war eingetreten; doch sowie sie die bekannte Stimme gehört, riß sie den Schleier vom Lockenhaar, wollte hervorstürzen, fiel aber schwach geworden in dem plötzlichen Sturm des unerwarteten Anblicks und des schweren zuletzt gehörten Wortes an die Brust des Bruders Kokory, der ihr mit raschem, kräftigen Schritt entgegen gesprungen.

„Muthig, Schwester!" rief der riesige Mann, die geballte Faust zum Himmel streckend. „Und wenn des Königs Söldner alle von Wellehrad bis Znaim stürmten gegen Schloß Prerau, so muß der letzte Enkel des alten schwer beleidigten Odrzifaus erst im Thore geschlachtet liegen, ehe man Slatina's Kranz an einen ehrlosen Söldner verschwendet, um ihrem Vater durch solche Schmach den Todesstoß zu geben. Heraus, ihr Schwerter alle vom Thale der Beczwa! Was hindert uns ohne Aufschub rein zu waschen das Haus von der wilden Beschimpfung? Die Ehre steht höher als Vasallenschwur, und auch Königsblut kann sühnen, was Könige schulden." —

Mit Gewalt riß sich der alte Saul sogleich empor, und streckte gebieterisch das lange Schwert gegen den Sohn. Aber der anklagende Radkow gab der Scene eine andere Wendung. Slatina's Erscheinung, Slatina's Antlitz, auf welches das Leid seine deutlichen Spu-

ren gedrückt und das noch anmuthiger geworden durch dieselben, weil die duldende Weiblichkeit dadurch noch siegender an's Licht getreten, hatten ihm das wildbewegte, blutende Herz im Busen gewendet. Mit gesenktem Haupte trat er langsam zu der Jungfrau, und sein Auge hob sich nur scheu unter dem Schatten der breiten, dunkeln Augenbrauen zu ihr auf.

„Edle Slatina, Tochter dieses Heldenhauses," sagte er mit milden Tönen, „kannst Du zürnen, wenn ein Beschimpfter Dein Zeugniß aufruft, das allein seine Ehre ihn wieder zu geben vermag? Einen Lügner, einen frechen Betrüger hat man mich gescholten; wirst Du, hochherzige Jungfrau, es dulden, daß man also meine Seele tödtet? Sprich, kennst Du diesen Wappenrock, bespritzt mit dem Blute Deines Räubers? Sprich, kennst Du diesen zerbrochenen Ring, das Pfand einer Stunde, wo der arme Mann von Dobryn reicher geworden als alle, die hier im höchsten Schmuck ihres Standes Dich umgeben? — Scheue das Zeugniß nicht; es soll Dir keinen Schaden bringen; denn bei dem Gotte, dem Einen und Ewigen, dessen Sterne jene Stunde beleuchteten, gelobe ich, hat Dich jenes Versprechen gereuet auch nur einen Augenblick lang, so sollst Du ihn hinnehmen diesen theuren Ring und mit ihm jeden Anspruch an Dich, und den Verstoßenen wird der Tod finden, der den sich glücklich träumenden in der Mitte wildester Gefahren schonte." —

Mit hastiger Bewegung machte sich die Jungfrau los aus des Bruders Armen, eine schnelle Gluth, eine

Blume der Schaam und des Entschlusses, röthete ihr Antlitz, sie eilte zu dem Vater, und sank in's Knie an seiner Seite. „Ja," rief sie mit Anstrengung, „dieser Mann ist mir kein Fremder. Höret es, Ihr Brüder und Du mein Vater, dieser Mann erschlug den Feind, der Slatina geraubt; dieser Mann rettete sie zu der Höhle im Gebirg, wo mich Bozeta fand, als der Retter fortgegangen, für die Rückkehr zum Vater Saul Sorge zu tragen. Hier ist die andere Hälfte seines Ringes. Ich bin ihm verlobt seit jener Nacht, und will seine dankbare Magd sein für immer. Daß ich geschwiegen, war eine schwere Schuld, aber ich glaubte den geliebten Retter todt, weil er die Verlobte nirgends gesucht, wo er sie zu finden gewußt." — Erschöpft barg sie ihr Gesicht im Mantel des Vaters, und sah nicht, welch' ein Morgenroth des Entzückens auf dem Antlitz des Geliebten emporstieg.

„Ha, Held Obrzisaus," sprach jetzt der König mit tückischen Blicken, „wie steht es um Euren Freier? Denn schützen wird das Schwert des Königs diesen tapfern Lechen in seinen wohlbewährten Rechten, und Du und Dein übermüthiges Geschlecht werden ihn nicht hindern, und wenn Eure stolzen Herzen alle brächen in der Demüthigung." —

Der alte Saul erhob sich jetzt mit gesammelter Kraft und neigte sein Haupt demüthig vor dem Könige. „Gesegnet sei Dein Spruch," sagte er ernst, „wenn er Gerechtigkeit kündet. Wie sollte der König nicht kennen die Rechte seines Volks, da er die Pflichten gegen

Fremde nicht vergessen? Das Hausgericht steht jedem Aeltesten zu in den Geschlechtern der edlen Knesen dieses Landes. Erlaube, daß auch ich es übe." — Ohne die Antwort des stutzenden Königs abzuwarten, wandte er sich dann mit scharfen Blicken zu dem Polenjüngling.

„Wie ist Dein Name?" fragte er. — „Peter von Radkow," antwortete scheu der Gefragte. „Nicht ohne Ruhm lebten meine Väter auf der großen Ebene, und in Kujavien steht das verödete Stammhaus, dessen Glanz in den langen Kriegen der Völkerzüge unterging." —

„Und dieser Peter von Radkow war Dein Retter?" fragte der Greis mit sichtlicher Befriedigung die Jungfrau, „und Du hast Dich ihm zugesagt, und scheuest nicht sein blutbeschmuztes Kleid und die Armseligkeit, die Dir der Bund mit ihm verspricht?" —

„Was war ich denn, als der viehische Ungar mich mißhandelte, und wo waren damals der Vater und die starken, trotzigen Brüder?" antwortete Slatina mit gesenkten Augen.

„Und Du, edler Bozeta," fuhr der Alte hastiger fort, „was wirst Du thun um die Braut, deren Besitz dieser arme Soldat, dieser beneidenswerthe Königsgünstling Dir zu rauben drohet?" —

Im innern Kampf hatte der schöne Knesensohn der Scene zugehorcht, seine Stimme bebte, sein Auge blickte unstät, wie ein Licht im Sturme schwankt. Doch mit erzwungener Festigkeit sagte er: „Thue, was Dir recht dünkt, ehrwürdiger Held, und achte mein nicht dabei!

Ich meine, es sei hier nur das Eine das Rechte und wenn ich zürnen könnte, so müßte ich nur zürnen, daß der Stern von Prerau sein klares Licht mir in Wolken gehüllt, und Wünsche in mir reif werden ließ, die jetzt zur schmerzenden Narbe werden müssen, welche Bozeta fühlen wird, o wohl so lange, bis daß sein Schwert ganz ruhig liegt auf seiner stillen Brust." —

„So komm, Du Verstoßener;" rief lebhaft der alte Saul; und streckte die Hand gegen den Polen aus; „komm und finde das neue Vaterhaus, denn ich grüße Dich Sohn, und der dankbare Vater soll Dir zeigen, wie werth ihm die Tochter war, die Du ihm erhalten." — „Und Du, großer König," setzte er ernster hinzu, „zweifele nimmer wieder an dem Herzen eines Deiner edeln Marhanen. Du hast die Zucht in Dein Volk gepflanzt, hast es die wahre Ehre gelehrt, hast das Gesetz über ihre Häupter gestellt als leuchtende Mosistafel. Und was mehr ist als alles; der göttliche Christ hat Dein Volk werth gehalten, zu schauen sein ewiges Licht, und die an ihn glauben fest und unwandelbar verfehlen den Weg nicht mehr, den der Sohn des Herrn ihnen vorgezeichnet. Großer König, gieb Dir und Deinem Reiche Frieden, und Du wirst es größer machen vor den Völkern an frommem Sinn und innerer Kraft, als Du es gemacht durch die Schneide Deines unbesiegten Schwertes." —

Beschämt, doch unbefriedigt und in verheimlichtem Haß verließ der kranke Herrscher das Haus des Gerechten, aber im Volke bekam der Stern von Prerau seit-

dem eine zwiefache Bedeutung, denn auch die Ehrfurcht, wenn sie von dem Patriarchen Saul sprach, bezeichnete ihn mit diesem Glanzwort.

Füglich könnten wir hier unsere Erzählung schließen, doch um die Neugier manches Lesers nicht unbefriedigt zu lassen, thun wir mit ihm nur noch einige schnelle Blicke in die nächste Zukunft. Das Glück der schönsten Häuslichkeit war eingekehrt auf Schloß Prerau, seit der brave Radkow die Sorge Slatina's um den Vater theilen durfte. Aber der alte Seher wurde von einer geheimen Unruhe gefoltert, seitdem die Boten von Wellehrad immer schlimmere Kunde von dem Zustande des Königs brachten. Als jetzt die Nachricht von dem Tode des mächtigen Herrschers eintraf, und wie er sein Reich getheilt unter die drei Söhne, doch dem Aeltern die Krone verliehen, wie er an dem Bündel Ruthen, das keiner zerbrach so lange es vereinigt, ihnen ein Bild der Eintracht vorgehalten, wie er gesprochen: „Gehorsam wird Euch unüberwindlich machen, Zwietracht Euch Euren Feinden überantworten!" und wie er dann mit quälender Unruhe seine Heldenseele ausgehaucht, indem seine Hand noch das blanke Schwert gegen die Gegend, wo Deutschland lag, ausgestreckt, da wurde auch das marternde Geheimgefühl in der Brust des alten Odrzikaus zum lebendigen Worte.

„Es geht zu Ende mit Marhawanien," sagte er finster, „und der alte Saul soll nicht dastehen auf der ge-

liebten Erde gleich dem bemooſten verhöhnten Denkſtein der vorigen Größe ſeines Volks. Als der letzte Marhan, aber frei und ungebeugt von fremder Herrſchaft, will Odrzikaus ſterben, wenn auch in fernen Landen. Häufe den Schatz dieſes Hauſes zuſammen, und laß uns fortziehen gleich dem Patriarchen Jacob mit Allem, was dem Herzen lieb iſt! Der alte Saul ſieht ſchwarze Geiſter über den Gebirgen, die ihn hinaus treiben, damit er nicht in Schmach und Knechtſchaft ende." —

Radkow gehorchte dem herrlichen Greiſe, und ſie zogen fort gen Norden in die Gegend, welche man Kujavien nannte, und die Schlöſſer, welche einſt Peter's Väter beſeſſen, wurden eingelöſet, durch die Reichthümer von Prerau, und der alte Saul ſegnete noch zahlreiche Enkel, von denen eine Menge der edelſten polniſchen Geſchlechter ihre Abkunft zählen, und durch die Lippe am Pfeil oder den Ring im Wappen beurkunden. Auch eine Stadt, genannt Koſtelez, nennt Peter von Radkow als ihren Erbauer. Und auch der edeln Familien im Mährenlande ſind gar viele, die vom alten Odrzikaus ihren Stammbaum ableiten, und durch den Pfeil in ihrem Schilde zu beweiſen ſuchen.

Des hundertjährigen Propheten Vorausſagung ging aber nicht weniger ſicher in Erfüllung. Nach einem Jahre ſchon entzweieten ſich die Söhne des großen Swatopluck's, und die Unglücksſaat, welche des Vaters Uebermuth, Kriegeswuth und Treuloſigkeit geſtreut, ging hoch auf, ihnen zum Verderben. Geſchwächt durch Zwietracht wurden ſie bald eine Beute der lauernden

Nachbarn. Moymar ließ sein Leben in einer Schlacht gegen die Deutschen; Zubor starb schimpflichern Tod, die Ungarn hängten ihn auf einem Berge, der noch seinen Namen trägt; Zwetboch gerieth in der Baiern Gefangenschaft, und in milder Großmuth gab ihm der siegreiche Arnulph ein Asyl in Kärnthen; die köstliche Königskrone aber des großen Reichs wurde für immer zerbrochen, feindliche Nachbarn, selbst die ihm Vasallen gewesen, theilten sich darein; sein alter edler Name verschwand unter den Völkern, und fremde Herren schrieben ihm fremde Gesetze; bis es sein jetziger Herrscherstamm gewann, und als ein edles Juwel in seiner glänzenden Krone hegt. —

Der Bildhauer.

Erzählung

von

Wilhelm von Lüdemann.

Der Geheimerath d'Albe hatte eben heute den neugestifteten Orden erhalten und war daher ungemein aufgeräumt und heiter. In dieser Seelenstimmung, in der die ganze Welt ihn anlächelte, kehrte er von dem Minister, dem er so eben seinen Dank abgestattet hatte, nach Hause zurück, wo seine Tochter Floresta und ihre Mutter ihn ungeduldig erwarteten. Auch die achtzehnjährige Floresta war über diesen Anlaß der väterlichen Zufriedenheit glücklich und umhüpfte lächelnd die Mutter, welche jedoch der Meinung war, ihrem Manne geschehe Unrecht, daß er nicht den Stern des Leopoldordens erhalten habe. Dieser Meinung ungeachtet, war auch sie so zufrieden, als sie dies bei einer stets kränkelnden Gemüthsstimmung nur irgend sein konnte; denn eine stolze, nie befriedigte Seele, ließ sie an den augenblicklichen Ga-

ben des Glücks, welche unablässig auf ihr Haus herabströmten, selten die rechte Freude finden. In behaglicherer Stimmung nahm diese der Geheimerath d'Albe hin, wiewohl auch er alle diese freiwilligen Gaben nur als den wohlverdienten Tribut seiner Verdienste ansah, welcher füglich gar nicht ausbleiben konnte; denn keiner in der Familie des Geheimeraths wußte, daß das Glück auch gegen den Verdienstvollen zuweilen gewisse Launen zeige, welche eben das ausmachen, was wir Andern die Ungunst des Lebens nennen. Nur Floresta ahnte in ihren besten Stunden etwas hiervon; doch war auch ihr das Verhältniß zwischen Glück und Verdienst niemals klar geworden. Wie ein Kind, oder wie die Jugend überhaupt, nahm sie die Gunst des Glücks ohne besondere Dankbarkeit hin, als etwas, das sich so und nicht anders von selbst verstehe; doch ihr Blick nach oben dankte oft, wenn auch nicht für besonderes, doch im Allgemeinen, dem Geber. Sie war dabei sanft, schön und gutgeartet.

Die spiegelblanke Hausklingel ertönte, und der Vater trat ein. Er umarmte seine blühende Tochter mit ungewohnter Zärtlichkeit, und sie berichtete ihm, wie alles zu dem kleinen Familienfeste bereit sei, das bei diesem glücklichen Anlaß veranstaltet war. Als der Geheimerath eintrat, fand er die Zimmer festlich geschmückt und eine kleine, aber glänzende Tafel gedeckt. Er lobte das Arrangement, als Floresta's erstes Werk in dieser Art, küßte ihre Mutter, und warf sich dann, etwas erschöpft, in einen Divan nieder, zu dem er Floresta mit sich niederzog.

„Brav, mein Kind," sagte er. „Alles ist schön, vortrefflich, Du bist zur Hausfrau fertig, ich muß Dich loben. Und um so lieber sehe ich heute unser Hauswesen mit einigem Glanze erscheinen, als ich einen Gast erwarte, Dir und Deiner Mutter noch unbekannt."

Man fragte, wer es sei. „Ein unbedeutender junger Mensch," sagte der Geheimerath; „aber dennoch ist mir's lieb, daß sein längst angekündigter Besuch gerade heute wirklich wird. Es ist der Sohn eines Jugendfreundes, dessen Erinnerung ich immer noch bewahre, wiewohl unsere Bahnen sich lange vor seinem Tode trennten, Adolph Weiß, ein junger Bildhauer."

„Ein Bildhauer!" sagte die Geheimeräthin, mit etwas wegwerfendem Tone, und blickte in dem Fensterspiegel nach ihren Gästen.

„Du lächelst, liebes Kind," sprach d'Albe, halb zur Tochter und halb zur Mutter gewandt. „Muß ich doch selbst lächeln, daß ein Bildhauer unser künftiger Hausgenosse sein wird! Ein Bildhauer — nicht wahr — das klingt freilich ein wenig nach dem Handwerk. Wie kann man ein Bildhauer werden? Ihr habt Recht — es ist sonderbar, wie man seinen Sohn zu dergleichen erziehen kann! Mein Jugendfreund war allerdings ein außerordentlicher, ein sonderbarer Mensch. Aber Ihr wißt nicht, was ich ihm verdanke. Wenn ich's genau betrachte, so schulde ich ihm alles — meinen Stand, meinen Rang, mein Vermögen, das Vertrauen des Fürsten, mein Leben selbst. Die Geschichte ist für heute zu lang — ein andermal will ich Euch erzählen, was mir die Erinnerung an

ihn so werth macht, daß ich seinem Sohne meinen Schutz nicht wohl versagen kann. Der närrische Mann hat ihn mir gleichsam im Testament vermacht, und Adolph soll seine Künstlerlaufbahn jetzt in der Residenz beginnen. Bis auf weiteres habe ich ihm die Aufnahme in unserm Hause nicht versagen können."

Die Geheimeräthin hörte dies mit sichtbarem Mißfallen. Die künftigen Meiselschläge, der künftige Staub, der Thonhaufen im Hofraum, wo Adolph seine Wohnung nehmen sollte — alles dies verleidete ihr den Gast; doch hatte sie ihre Gründe, nicht schon jetzt einen Widerspruch gegen den Willen ihres Gatten geltend zu machen; denn Florista war achtzehn Jahr, und die Partie, auf welche die Geheimeräthin ihr Auge gerichtet hatte, schien nicht ganz in den Wünschen ihres Gemahls zu liegen. Er mußte daher geschont werden. Auch blieb ihr in der That kaum Zeit zu einem Widerspruch, denn bereits rollten die Karossen, die ersten bebänderten Gäste traten in ihr festliches Haus.

Indeß war auch Adolph Weiß in der Residenz eingetroffen, und schickte in einem Gasthofe sich an, seinem künftigen Beschützer die erste Aufwartung zu machen. Ohne Ahnung von dem Feste, dem er entgegen ging, hatte er doch seinen Anzug sorgfältig geordnet und so, daß die natürliche Schönheit des Jünglings, der bisher in einer idealen Welt zu leben gewohnt war, aus Blick und Haltung hervortrat, in denen sich seine unbefleckte Seele entfaltete.

Adolph war neben seinem Künstlerberuf und seinem er-

chitektonischen Studien, zugleich zum Dichter geworden; und die Erstlinge seiner bescheidenen Muse hatten seinen Namen in vielen Kreisen bekannt gemacht; doch diesen stand der des Geheimeraths freilich ziemlich fern. Hier ahnete man nicht, daß Adolph bereits einen Namen führte, der ihm in vielen Zirkeln einen willkommenen Empfang gesichert, und der ihm anderwärts immerhin den Rang und die Bedeutung eines fürstlichen Raths mitgetheilt haben würde, wenn von den Schätzungen eines jungen Mannes nach Rangverhältnissen einmal die Rede sein sollte. Er trat in das Haus, fast als der letzte der erwarteten Gäste; schüchtern, überrascht, bewegt durch den glänzenden Kreis, der ihn hier empfing. Doch der Geheimerath trug ihm einen so wohlwollenden Empfang entgegen, daß er ihn selbst umarmte, ihn an seine Kinderjahre erinnerte, und ihn als den Sohn seines besten Freundes den ausgezeichnetsten Gästen vorstellte. Beruhigter und sichrer geworden, wandte Adolph sich an Florestа, und fand auch hier ein freundliches Entgegenkommen, das ihn die gemessene Haltung der Hausfrau übersehen ließ. Von einem glücklichen Aeußern, von natürlichem Anstand, welchen ansehnliche Reisen ausgebildet hatten, und mit den Gaben des Geschmacks ausgerüstet, wußte Adolph zu gefallen, und er gefiel. Sein eigenthümliches Auftreten in diesem Kreise war bald vergessen, und, trotz seiner Bescheidenheit, war er nun ganz wohl eingeführt.

Die Tafel war bald beendet. Die Gäste nahmen Abschied — und Adolph lernte nun den engern Kreis sei-

ner künftigen Hausgenossen kennen. Der Geheimerath schien wirklich eigenthümlich bewegt, so oft er seines jüngstverstorbenen Freundes gedachte, und setzte nur scherzhaft hinzu, daß er ihm seinen Eigensinn nicht verzeihen könne, den Sohn durchaus zum Künstler erziehen zu wollen. In allem Ernst und mit großem Nachdruck rieth er Adolph vielmehr, noch jetzt eine andere Laufbahn einzuschlagen, und versprach, ihm diese möglichst zu ebnen. Adolph behauptete seinen Standpunct mit bescheidenem Widerspruch, indem er auf eigne Neigung und auf den festen väterlichen Willen sich gründete. Nur der Künstler, meinte er, behaupte eine unabhängige Stellung; denn das Gefühl für das Schöne sei so alt, wie die Welt, und werde nur mit der Menschheit selbst verschwinden, denn „das Liebliche vergeht auf Erden nimmer," wie der Dichter sagt. Außerdem wende der Künstler sich an die edelsten und reinsten Gefühle des Menschen, und wenn es auch Epochen gäbe, wo diese von der Selbstsucht und den überwiegenden materiellen Interessen, wie jetzt eben, unterdrückt erscheinen müßten, so folge solchen Perioden doch stets eine andere, in welcher die Welt erkenne, daß das einzige Beständige und Würdige im Leben, das Schöne und das Gute sei, und das Bestreben, die Menschen durch das Gefühl für diese Güter zu erziehen und zu adeln. Dagegen sei die Stellung des Beamten, der nichts sei als dies, in unsrer Zeit wechselnder Staatseinrichtungen zweifelhafter als je, und mit der Klugheit kaum verträglich, auf das Fortbestehen eines überall wankenden Gebäudes allein zu rechnen.

Hiergegen warf der Geheimerath lächelnd ein, es sei zu beklagen, daß der Enthusiasmus nicht im Gehalt stehe und die Schwärmerei nicht auf die Liste der Ordenscandidaten gesetzt werde. Er habe noch Niemand gesehen, der durch Pinsel oder Meisel zur „Excellenz" geworden wäre oder es durch sie, selbst nur bis zur Equipage gebracht hätte.

„In Italien," gab Adolph zur Antwort, „haben beide zu Cardinals- und Herzogshüten geführt, und Canova könnte ein Fürst sein, so oft er wollte."

„In Italien ist man närrisch," antwortete der Geheimerath, immer noch lächelnd, und diesen Einfall belachte auch die Geheimeräthin.

„Nicht so ganz: man ist mehr begnügt und glücklich, als närrisch," sagte Adolph mit Betonung.

„Mein junger Freund, schweigen Sie mir von Italien," entgegnete d'Albe im ernstern Tone. „Italien ist das Land des Verderbens für viele unsrer besten Geister. Die Neugierde, ein gewisser verweichligter jugendlicher Genußtrieb schleudert eine Menge junger Leute dorthin; sie gaffen, sie schauen, phantasiren eine Zeitlang umher und im Grund und Boden verdorben kehren sie zu uns zurück. Das Land der Unordnung und des unsteten Enthusiasmus hat sie entnervt, zu keiner ernsten bürgerlichen Beschäftigung fähig, rümpfen sie die Nase über unsern Ernst, spötteln mit kindischer Weisheit über unsre Ordnungsliebe, unsre Einrichtungen; nennen unsre Natur frostig, heißen uns prosaische Menschen, Philister, finden unsre Gesellschaft, unsre Gesetztheit

trocken, langweilig, und untergraben so ihr Glück im Vaterlande. Italien ist mir ein verhaßtes Land; Italien ist eine Ruine aus einer längst vergangenen Zeit; Italien ist eine verderbenbringende verführerische Schöne, eine Art von Phryne, die auch Ihres Vaters Verderben war, mein junger Freund!"

Dieser Ausspruch war allzu verletzend für Adolph, als daß er sogleich etwas darauf zu erwiedern vermocht hätte. Er kämpfte gegen ein gekränktes Gefühl, dem er, wie er wohl einsah, jetzt vergeblich Luft zu machen streben würde. Er suchte daher, der Streitfrage eine andre Wendung zu geben, und verglich Italien mit einer Frau, die in den Jahren des beginnenden Verfalls noch die volle Erinnerung ihrer jugendlichen Reize bei sich erhalten habe. Er fragte zuletzt, ob der Geheimerath Frankreich für glücklicher halte.

„Italien und Frankreich," sagte dieser, „unterscheiden sich, wie Narrheit und Wahnsinn. Ist man dort kindisch und närrisch, so ist man in jenem Unglückslande toll und wahnsinnig: die ideale Vollkommenheit auf Erden erstreben, ist Wahnwitz. Selbst in der Kunst ist sie ein Unding, in den gesellschaftlichen Zuständen ihr nachjagen und sich ohne sie nicht befriedigen können, ist totale Geistesverwirrung. Tragen — Dulden, Genießen — in diese drei Abschnitte zerfällt das Menschenleben — der heutige Franzose aber will weder dulden, noch genießen, weder arbeiten, noch ausruhen, weder herrschen, noch gehorchen, weder er selbst sein, noch ein anderer. Er lebt im Schwindel und vom

Schwindel — er möchte in allen Dingen, in Politik, Religion, Sitte und Kunst, stets aus seiner eigenen Haut herausfahren und weiß doch nicht, in welche andre er hinein fahren möchte; und ich wüßte in der That nicht, was mir so widersinnig und der Idee eines Staats so widersprechend erschiene, als jene ewig feindselige, ewig auf Betrug und gegenseitige Ueberlistung hinzielende Stellung von Volk und Regierung gegen einander. Kurz, von Frankreich schweigen wir, denn schon von Frankreich zu sprechen, ist eine Art von angehendem Irrsinn und von Hochverrath — wenigstens gegen die menschliche Vernunft," setzte er verbessernd hinzu.

Jetzt war Adolph zum Schweigen gebracht, denn der Geheimerath war gegen das Ende seiner Rede fast heftig geworden. Seine Gattin bat ihn, sich nicht zu erhitzen, was stets seiner Gesundheit zu schaden pflege, und Floresta nahte ihm schmeichelnd, in einem Gefühl von Mitleid, da sie Adolph's Verlegenheit bei diesem heftigen Ausfall wahrnahm.

Doch der Geheimerath war einmal im Zuge, und in solchen Augenblicken war es nicht so leicht, seiner Beredsamkeit sobald Einhalt zu thun.

„Nur in Deutschland ist Ordnung, Sitte und Vernunft," fuhr er fort; „nur in Deutschland, mit einem Wort, ist zu leben. Hier allein schätzt man den Mann, der das Seinige gelernt hat, und der zum Wohl seiner Mitmenschen zu arbeiten weiß, und hier auch schätzt man den Phantasten, den Enthusiasten, den Schwärmer und den Luftbewohner nach seinem wahren Werth, das

heißt, so nebensächlich, so gering, als er es verdient. Der Regierer hat mit Recht den Vortritt vor dem Regierten, und wer etwas gelten will, muß zu den erstern gehören, befehlen ist stets angenehmer als gehorchen. Darum dächte ich auch, mein junger Freund, Sie wechselten die Fahne, jetzt sogleich, da es noch Zeit ist, jetzt da . . . doch ich will Sie weder überreden, noch in Sie dringen, wiewohl die Erinnerung an Ihren Vater mich wünschen läßt, Ihnen nützen zu können. Dem künftigen Staatsdiener kann ich das versprechen; für den Bildhauer, den Künstler vermag ich freilich nichts."

Adolph erkannte den Grund von Wohlwollen, der sich, wenn gleich auf etwas eigensinnige Weise in diesem Anerbieten aussprach und bezeugte seinen Dank dafür, beinah' in gerührten Worten. Er versprach, sich der Gunst des Geheimeraths stets würdig zu zeigen und beurlaubte sich, da die Hausfrau einige Ermüdung blicken ließ, bald darauf unter einer geräuschvollen Umarmung des Geheimeraths.

Ein Diener wies ihm seine Wohnung, ein freundliches Zimmer im Erdgeschoß des Hofes mit einer ganz entsprechenden Vorhalle an. Adolph war zufrieden fast mehr noch mit dieser kleinen, aber gemächlichen Wohnung, als mit seinem ersten Empfange in der Familie seines neuen Gönners, welcher doch immerhin ein unzuverlässiges und eigensinniges Wohlwollen darstellte. Er richtete sich nun schnell ein, und sah der nächsten Zukunft in jener elastischen, empfänglichen Stimmung entgegen,

mit der wir ein neues Lebensverhältniß anzutreten pflegen. Adolph war ein edler Jüngling, begeistert für seinen Beruf, voll verständiger Liebe für die Kunst; er hatte sich längst gelobt, nur für sie zu leben. Er versprach sich jetzt den angestrengtesten Fleiß, zu ihrem Ruhm, zu seiner und seines Vaterlandes Ehre.

Gleich in den nächsten Tagen begannen seine Arbeiten im Attelier des berühmten Meisters, dessen Ruf ihn hierher gezogen hatte, nachdem er kaum mit der Ordnung seiner Zeichnungen, Bauriſſe, Modelle und den wenigen Thonarbeiten, die er bis jetzt von seinen eignen Versuchen des Aufbewahrens würdig gefunden hatte, zu Stande gekommen war. Unbefriedigt, wie ein echter Kunstjünger, mit seinen Leistungen war Adolph allerdings; aber er war nicht unmuthig darüber, da die Hoffnung einst zur Befriedigung zu gelangen, laut genug in seiner Seele sprach, um selbst schon in einem ruhigen Streben Freude und Genuß zu finden. Er glaubte fest, daß ein echter Kunstberuf sich stets durch diese Zuversicht verkünden müsse, und hielt sich daher gern von jenen überschwänglich-strebenden, unmuthigen und unruhigen Kunstgenossen entfernt, deren überschraubter Enthusiasmus gewöhnlich in niedrigem Handwerk zu enden pflegt.

Die Kunstschätze, welche die Residenz enthielt, und welche durch die Kunstliebe des geistvollen Erbprinzen seit kurzem beträchtlich vermehrt worden waren, machten Adolph's Freude und seinen Genuß in den Stunden der ruhenden Arbeit aus, und wenn ihm die Werke der

Plastik in unserm Norden gleich oft als eben so viele Verbannte, als trauernde Fremdlinge unter einem rauhen Himmel vorkamen, so erinnerten sie ihn durch ihre geisterhafte Erscheinung doch an vorhergegangene Genüsse, und unterhielten und bildeten seinen regen Kunstsinn. Er hielt sich davon überzeugt, daß in dem Maaße, wie das Volksleben sich im Norden aus der eben erst aufgebrochenen Knospe weiter und schöner entfalte, auch für seine Kunst eine günstigere Epoche hervortreten müsse; für dies Ziel wirkte er hin, und für diese Zeit übte er sich durch Nachbildung der Schätze des Alterthums, durch Griffel und Meisel. Ein so ernstes Streben erhielt und erhöhte seinen hoffenden Muth, gab ihm Freude an seiner Arbeit und Befriedigung in der Ruhe.

Nach und nach wohnte er sich in den Kreis seiner Hausgenossen ein, in welchem er die länger werdenden Herbstabende zwar ohne besondern Gewinn für sein Streben, aber doch gern zubrachte. Der Geheimerath beharrte in dem anfänglich ihm bewiesenen Wohlwollen; seine Gattin ward in ihrer Abgunst durch Adolph's Bescheidenheit und die Feinheit, mit der er ihrer Schwächen schonte, nicht selten besiegt, und Floresta — nun Floresta war im Stillen dem jungen Künstler weder gleichgültig, noch abhold.

Doch das Mutterauge, das, wie man sagt, an einer Augenwimper der Tochter die Liebe zu erkennen vermag, täuschte sich nicht lange über die Art der Theilnahme, welche Floresta in ihrem natürlichen Freimuthe

arglos für ihren neuen Hausgenossen aussprach, und die Geheimeräthin glaubte daher nicht früh genug den Hindernissen vorbauen zu können, die daraus für ihre künftigen Pläne etwa entspringen könnten. An eine unbedingte häusliche Autorität gewöhnt, deren stärkster Pfeiler eben ihre Kränklichkeit war, machte sie ihren Gemahl daher auf die gefährliche Störung in ihrem Hauswesen aufmerksam. Allerdings, sagte sie, müsse Jeder erkennen, daß an eine Verbindung zwischen dem mittellosen Künstler und ihrer Tochter gar nicht zu denken sei; indessen hindere die Anwesenheit eines jungen Mannes, wie Adolph, doch immer die freie Annäherung erwünschter Bewerber, und bei dem leichten Urtheil der Welt sei einem Mädchen nichts gefährlicher, als solch' ein naher und doch bedeutungsloser Verkehr. Dies bat sie ihren Gemahl zu bedenken, und auf Mittel zu sinnen, Adolph auf gute Art in ein entfernteres Verhältniß zu ihrem Hause zu bringen.

Der Geheimerath gerieth über diese Anmuthung, in der nichts geringeres als die Verweisung seines neuen Hausgenossen lag, in Verlegenheit.

„Was fällt Dir ein, Cordelchen," sagte er. „Dieser junge Mensch — und Floresta? Wie? Ist sie denn nicht zur Hälfte des Hofraths Verlobte — Du hast ja immer behauptet" —

„Gerade deshalb," fiel die Geheimeräthin ein. „Soll er mein mühevolles Werk zerstören? Willst Du den Hofrath uns den Rücken kehren sehn?

„Hm," sprach d'Albe, „uns: keinesweges, keinesweges," setzte er verlegen hinzu.

„So wirst Du mir Recht geben" —

„Wie immer," unterbrach er sie. „Es ist wahr, wir müssen sehn. Doch," verbesserte er sich selbst —" er ist ja kaum drei Wochen in unserm Hause. Ich bedinge mir wenigstens die nöthige Zeit aus, um selbst zu beobachten."

Die Geheimeräthin spottete über diese eigenen Beobachtungen ihres kurzsichtigen Gemahls; doch konnte sie eine Frist von einigen Wochen nicht versagen, sollte anders d'Albe, was zuweilen geschah, nicht mit seinem Willen einen Bruch in ihre feinen Berechnungen bringen.

Inzwischen hatte die Geheimeräthin richtig beobachtet. Floresta fühlte sich wohl in Adolph's belebender Gegenwart. Seine Rede brachte stets etwas, das ihr neu war, und das sie, wie mit behaglichen Schwingen, über den alten und engen Kreis ihrer Ideen empor hob. Dies war der Adel seiner Gesinnung, die Liebe des Schönen in jeder Beziehung, sein Unwille über das moralisch Häßliche, und sein lebendiger Zorn über Unrecht und Niedrigkeit. An diesen Empfindungen erhob sich ihre Denkart unwillkührlich im Gespräch mit ihm. Sie kam sich selbst besser und edler vor, wenn sie ihm zuhörte, und in stillster Seele war sie ihm dankbar für diese Erhebung, diese Läuterung ihres ganzen Wesens. War, was sie bis dahin gehört hatte, auch weder geradezu unedel, noch verwerflich, so nahm sie den Unterschied zwischen dem reinen Adel seiner Gesinnung und der schwachen

und allzunachsichtigen Weltklugheit, mit der man sie bisjetzt befreundet hatte, doch leicht wahr, und ihre edle Natur wandte sich jener durchsichtigen Reinheit gern zu.

Die Andeutungen des Schönen und Großen, das Adolph vielfach gesehen hatte, wiewohl er stets kurz und fragmentarisch davon berichtete, erweckten und erleuchteten ihre Seele. Sie trug bald Verlangen, mehr davon zu hören und empfing den, der dies Verlangen zu befriedigen vermochte, daher mit sichtbarem Vergnügen. — Eben so natürlich war es aber auch, daß Adolph sich gern seiner schönen und mitfühlenden Zuhörerin zuwandte, und daß ihre Aufforderungen, selbst über seine Zurückhaltung oft den Sieg davon trugen.

Ein kleiner Kreis von befreundeten Männern, meistens Geschäftsleuten, versammelte sich an einem bestimmten Wochentage im Hause des Geheimeraths, und Adolph war nach und nach in diesem Kreise einheimisch und zutraulich geworden.

In diesen Abendzirkeln nun, ward er oft aufgefordert von seinen Reisen, von Italien zu erzählen; denn selbst Personen, welche nach Anlage und Erziehung am wenigsten das zu würdigen verstehen, was Italien dem Geschichtsfreund, dem Dichter und dem Kunstjünger an unvergeßlichen Genüssen darbietet, verlangen doch von diesem Wunderlande zu hören. Adolph entschuldigte sich fast immer damit, daß er niemals, wenn man gerade eine Erzählung von ihm verlange, eine solche zu geben im Stande sei; auch gehöre er, setzte er hinzu, keineswegs zu den Glücklichen, denen auf jeder noch so kleinen

Ausflucht sogleich ein erzählenswerthes Abentheuer zustoße. Die Ansichten von Italien, und die Auffassung der südlichen Lebensformen, sagte er ferner, seien übrigens so mannigfach und so verschieden, daß er sich niemals gern mit seinen eigenen hervorgetraut habe, es sei denn in einem völlig vertrauten und genau bekannten Kreise.

Diese Aeusserung behandelte man zwar als leere Ausflüchte, indeß gaben sie doch Anlaß über eben jene italienischen Lebensformen zu sprechen, und Adolph konnte nun nicht verhehlen, daß er ein entschiedener und enthusiastischer Bewunderer dieses schönen Landes sei, in dem nur ein pedantischer Magistersinn sich nicht sofort einheimisch fühlt. „Der Italiener," behauptete er, „sei der Einfachheit in allen Dingen so viel treuer geblieben, daß er uns, nach allen Seiten hin verbildeten Nordländern, oft ganz wie ein Naturkind erscheine. Für das wirklich Große und Edle sei dort eine viel höhere Sympathie, für Recht und Unrecht ein lebendigeres Gefühl, gegen Vorurtheile des Standes, der Gesellschaft, der Convenienz, welche doch unsre wahre Tyrannin sei, größere Geistesfreiheit, gegen die Gesetze der Natur mehr Treue behauptet worden. In Italien," sagte Adolph, „geschehen große Verbrechen; aber auch heroische Thaten, merkwürdige Züge der Selbstaufopferung, und wahren Heldenmuths sind häufig dort anzutreffen, solcher Art, daß unsre im kleinen und engen untergegangene Gesellschaft, unsre geschwächte Gesinnung, unser flach gewordenes und entnervtes Gefühl kaum in Jahrzehnten ein Beispiel davon darbietet. Wenn irgend ein großes Unrecht bei uns

geschehen ist, beobachten Sie," fuhr er fort, „wie unsre Gesellschaft sich dagegen verhält? Ein matter, kleinlauter Tadel wird hier und da wohl gehört, die Mehrzahl aber findet es bequemer die Achsel zu zucken und ganz zu schweigen; nirgends ein kühner Tadel, ein dreuster, entschlossener Versuch, das Unrecht wieder gut zu machen, für das Recht nirgends ein wahrer Eifer. Diese matte Gesinnung unsres sonst edlen Volks, ist mir stets ein großer Stein im Wege gewesen. Wo wäre ein Beispiel davon in Deutschland anzutreffen, daß ein Freund, wie jener Italiener, den ich hinrichten sah, die Flinte nahm, um die Ehre seines Freundes zu rächen, ohne daß dieser, weder von seiner Beschimpfung, noch von dieser Rache etwas erfuhr! Ja, einmal entlassen aus den ewigen Fesseln unsrer Gesellschaft, scheint es, als wenn selbst über uns Nordländer, sobald uns die italische Luft anhaucht, eine Aufgelegtheit zu größern Thaten, zu freierer Denkart, und zu thatkräftigerer Gesinnung käme, so daß es fast aussieht, als läge die Ermattung in unsrer dickeren, trüberen Luft, in unserm Mangel an Sonnenschein. Mit beschwingtem Fuße habe ich schwerfällige Leute dort über Standesverschiedenheiten hinweg hüpfen sehn, die uns hier ewig in feste Schranken bannen, unser Blick wird weiter, größer; unsre Gesinnung lebhafter, kräftiger, menschlicher, natürlicher; unser Herz hier in die Familie gebannt, wird weiter. Ich weiß nicht, obschon sonst Jemand die Bemerkung gemacht hat: aber mich dünkt, daß so wie wir selbst im Süden genußfähiger werden, wir uns auch bereiter fühlen, Genuß zu för-

dern, hier und da zu helfen, und andre zu erfreuen. Dies begegnet selbst Personen, aus den Ständen, die bei uns sich um die Genüsse und die Leiden der Geringern wenig kümmern, und ich selbst habe ein Beispiel von dieser Verwandlung der Sinnesart erlebt, das mir freilich ewig unvergeßlich sein wird, da ich ihm mein Leben verdanke."

„Also endlich einmal ein Abentheuer," rief Floresta freudig bei diesen Worten aus, „ein Abentheuer von Ihnen, dem Feinde aller Abentheuer."

„Erzählen Sie doch, Herr Weiß," fiel die Mutter ein, und der Geheimerath unterstützte diesen Antrag.

Adolph, der mit einigem Eifer gesprochen hatte, sah sich, trotz seiner Abneigung gegen eine Unterhaltung, die ihn allein betraf, diesmal doch verpflichtet zu erzählen. Es schien sich um die Aufrechthaltung seiner Behauptung zu handeln, und er rüstete sich daher, das Opfer seiner Bescheidenheit zu bringen.

„Meine Erzählung ist kurz," sprach er, „auch weiß ich in der That nicht, ob Sie großes Interesse daran nehmen können. Eine Lebensrettung" ....

„O, eine Lebensrettung interessirt immer," rief Floresta, „wenn wir das Glück haben, den Geretteten zu kennen!"

Die Mutter warf einen strengen Blick auf ihre Tochter, und Floresta, im Gefühl einer allzugroßen Lebhaftigkeit, schlug ihr schönes Auge verlegen nieder.

„Da der Fall Sie betrifft," sagte die Mutter, so gemessen, als wollte sie die Lebhaftigkeit ihrer Tochter

dadurch wieder gut machen, „so werden wir daran gebührenden Antheil nehmen. Beliebt es Ihnen daher, so erzählen Sie.“

„Wohl,“ sprach Adolph, „da Sie befehlen, so gehorche ich. — Ich war etwa seit drei Wochen in Genua, als eine Abtheilung der egyptischen Flotte unter Ismael Gibraltar auf der Rhede der schönen Seestadt erschien, und eine lebhafte Bewegung hervorbrachte. Jedermann wollte hinaus in die See, um diese seltene Erscheinung zu betrachten, koptische Matrosen und egyptische Schiffe zu sehen. Auch mir und zwei Freunden kam die Lust an, bei dem artigen egyptischen Admiral eine Tasse levantischen Kaffee zu trinken, mit dem er so freigebig alle Besucher bewirthete. Die Eskadre lag etwa eine Seemeile weit von dem Hafen ab, vor Anker. Es war ein schöner schwüler Sonnentag, der funfzehnte August, ich vergesse das Datum niemals. Wir mietheten eine kleine Gondel, wie sie bei stiller Fluth an der Küste im Gebrauch sind, mit vier tüchtigen Ruderern bemannt, die mit ihrem hellen Gesange, ihrem muntern, natürlichen Wesen, und ihrem beständigen Zurufen: O bella gioventù! Da bravi! Allegri! einen neuen nicht geringen Reiz dem Vergnügen der schönen Seefarth hinzufügten. Das Meer war spiegelglatt, kein Lüftchen athmete, und die Schwüle des Tages ward auf der Fluth von uns nicht mehr empfunden. In anderthalb Stunden waren wir bei den Egyptiern, die uns mit ihren magern braunen Gestalten eine geraume Zeit zu malerischen Studien dienten. Die Erlaubniß, das Admiralschiff zu besteigen, ward erbeten und gern

gegeben. Wir musterten noch die seltsame Einrichtung desselben, und freuten uns an seiner Sauberkeit und der Nettigkeit der Schiffsräume, als wir eine Einladung in die Kajüte des Anführers erhielten.

Der Admiral empfing uns als Wirth; plauderte italienisch mit uns, ließ uns köstlichen Kaffee und lange Räderpfeifen reichen, und entzückte uns durch seine türkische Liebenswürdigkeit

So mochten zwei Stunden angenehm vergangen sein, als unser Padrone auf das Verdeck stürzte und uns zurief, zu eilen. Aus seinem langen Wortschwall verstanden wir nichts, als die Worte: burrasca und temporale, die uns sehr unzeitig und fast lächerlich vorkamen, da der tiefblaue Himmel kaum ein einziges röthliches Wölkchen zeigte. Ismael Gibraltar öffnete sogleich das Kajütenfenster seines zierlichen Gemaches, blickte hinaus: „Spacciatevi," rief er uns zu, und verließ mit majestätischem Schritt das Cabinet, um den Seinigen einige eilige Befehle zu geben. Wir drückten ihm die Hand, und da unsre guten Seeleute uns unablässig antrieben, so taumelten wir die Strickleiter herab in unsre Gondel. Ismael sah uns abstoßen, und indem er uns noch einmal mit einer Handbewegung grüßte, rief er unsern Ruderern zu, die Arme zu rühren, damit wir den Hafen noch erreichten.

Uns dünkte dieser Befehl sehr überflüssig, denn noch immer regte sich kein Lüftchen. Plötzlich aber, wir mochten das Admiralschiff kaum zehn Minuten lang verlassen haben, hob sich die Fluth unter uns, wir aufkochend em-

vor. „Oho!“ riefen unsre Ruderer, und der Padrone griff nun selbst zu einem starken Ruder, mit dem er die Spitze unsrer gebrechlichen Barke einnahm. Noch war die Luft still, aber die Wogen warfen uns auf und nieder — es war nicht einzusehen was sie so empörte.

Wir kamen nur langsam vorwärts, und wohl eine halbe Seemeile trennte uns noch von dem stolzen Faro, nach dem wir verlangende Blicke auszusenden anfingen. Plötzlich brach die drückende Stille der Luft zusammen. Ein furchtbarer Windstoß, vom Lande her, schleuderte unser Fahrzeug wohl einen Pfeilschuß weit zurück. Umsonst stemmten unsre kräftigen Ruderer sich mit aller Jugendmacht gegen die wildaufgeweckte Fluth. „La burrasca, la burrasca,“ riefen sie, und rascher tauchten sie die Ruder in die Wogen, die sie mit möglichster Gewalt zertheilten. Im Augenblick war das blaue Himmelszelt in ein grausiges Nachtgewölbe verwandelt: die spiegelglatte See ward zu einer grünen Wasserwelt von Berg, Thal und Abgründen, die uns in ihre Tiefe zogen, so daß wir nichts als smaragdene Wogenwände mehr vor uns sahen. Einen Augenblick lang tanzten wir auf einer schäumenden Spitze, dann that sich ein neuer Abgrund auf, und im nächsten Augenblicke waren wir wieder verschlungen.

Die bäumende Richtung der Gondel schleuderte uns stets von hinten nach vorn, von vorn nach hinten. Nun schien die Gefahr uns in schreckender Nähe zu sein — mein Herz selbst, wiewohl ich zu den Tapfern auf der See gehörte, schlug in raschen krampfhaften Schlägen.

Nun brach das Ungewitter los — ein Schlag, ein Blitz, ein Donner erfolgte, der uns betäubte. Doch unser Battelliero sprach uns Muth zu, er versicherte, noch habe es nicht Gefahr. Der Regen stürzte herab, wir waren schirmlos, die Wogen schlugen in die Barke, wir waren völlig durchnäßt. Indeß kamen wir mit unermeßlicher Anstrengung doch langsam dem Hafen näher. Der Sturm heulte fürchterlich, und die Wogen spielten mitleidlos mit unserm schwachen Fahrzeug, das ihr grüner Schaum bedeckte. Da auf einmal sahen wir durch das graue Halbdunkel des Tages einen schwarzen Körper auf uns zuschießen. Eine Speronara mit zwölf Ruderern flog daher.

„Santa Maria!“ schrie der Padrone auf, „sie sehen uns nicht!“ — Mit einem riesigen Ruderschlag warf er die Barke herum; aber die Wogen schleuderten sie in ihre alte Stellung zurück. — Einen Augenblick darauf begrub uns ein grüner Abgrund, im nächsten fühlten wir einen furchtbaren Stoß, und im dritten röchelten sieben Menschen in der erbarmungslosen Fluth.“ — „Mein Gott,“ rief Floresta hier aus, und verbarg ihr Gesicht mit beiden Händen. —

„Ich weiß nicht mehr, was ich fühlte,“ fuhr Adolph nach einer Pause fort; „ich entsinne mich nur, daß ich wie unsinnig mit den Armen um mich schlug. Meine alte Schwimmkunst war gänzlich vergessen. Es scheint, daß die Speronara zu halten versuchte, allein umsonst. Ich erfaßte endlich mit den Spitzen der Finger das Bord der umgestürzten Gondel — instinktmäßig suchte ich mich dar-

an festzuklammern, und wogte eine Zeitlang mit dem gescheiterten Fahrzeug auf und nieder. Von meinen Leidensgefährten sah und hörte ich nichts. Da entriß mir ein plötzlicher Windstoß meine letzte Hoffnung, das Bord entglitt meinen krampfhaften Fingern. Ich schlug nun wieder mit den Armen um mich. Allmählig wurde mir wohl und wohler — ich wurde ruhig — ich hatte das Gefühl in ein weiches Bett, tief und immer tiefer herabzusinken, mir ward immer heimlicher, ruhiger, auf einmal wußte ich nichts mehr von mir. —

Als ich aus meiner Betäubung erwachte, lag ich in einer Hütte an der Küste von Pietro di Arena auf einer Bank, die Füße in die Höhe, den Kopf am Boden, über und über mit Pelzen bedeckt. Das Wasser strömte noch immer aus Mund, Nase und Ohren — ich erkannte sogleich, daß ich gerettet sei.

Es war ein Augenblick unnennbaren Schmerzes — denn nichts fühlt der, welcher aus den Armen des Todes von neuem zum Leben erwacht, als Schmerz. Allmählig erkannte ich die Gegenstände um mich her. Ein junger großer schlanker Mann, kaum den Jünglingsjahren entwachsen, saß neben mir und drückte mir von Zeit zu Zeit Stirn Hals und Brust. Noch konnte ich nicht sprechen. Man flößte mir etwas Wein ein; nun fand sich die Sprache wieder. „Wo bin ich" rief ich. Der junge Mann sprang empor. „Er ist gerettet" sagte er, rief zwei oder drei seiner Begleiter und verließ das Gemach. Ich sah ihn nicht wieder. Es war Morgen, die Frühsonne leuchtete in das Gemach, man legte mich in

ihren Schein, der mir wohlthat. Gleich darauf hörte ich Pferdegeſtampf und einen Wagen, welcher rollend abfuhr.

Nachmittags war ich wohl, und die Bewohner bezeugten ungemeſſne Freude darüber. Ein Diener, der bei mir zurück geblieben war, ſorgte für meine Stärkung. Ich hatte feſt geſchlafen und fühlte mich geneſen. Ich fragte nun wer mein Retter ſei, Niemand wollte ihn kennen; aber ſeine edlen Geſichtszüge waren mir ſo gegenwärtig geblieben, daß ich ihn, führt das Glück mich je mit ihm zuſammen, gewiß erkennen und meinen Dank nicht ſchuldig bleiben werde. Denn er kam mir vor wie ein leuchtender Bote des Himmels, wie ein Engel der Verkündigung.

Von dem Diener erfuhr ich, wie es mit meiner Rettung gekommen war. Gleich nach dem Zuſammenſtoß mit der Speronara, und ſobald mein edler Retter ſah, daß anzuhalten unmöglich ſei, war er entſchloſſen. Er warf ſein Kleid ab, er ſtürzte ſich in die empörte Fluth. Die Zuſchauer gaben ihn auf, indem ſie ſich bemühten, das Fahrzeug in ſeiner Nähe zu erhalten. Sie ſahen ihn auf mich zu ſchwimmen. Mit unglaublicher Anſtrengung näherte er ſich mir. Eben als er mich zu erreichen nahe war, fing ich an zu ſinken. Er verdoppelte ſeine Anſtrengungen, ſchoß mir nach in die Tiefe, er verſchwand unter ihren Wehklagen; doch einige Secunden ſpäter ſahen ſie ihn, ſeine Rechte in mein Haar verſchlungen, wieder über dem Waſſer. Er erreichte das Wrack unſrer Gondel, und hielt ſich an ihr, und da der Sturm in

dieſem Augenblick etwas nachließ, konnte die Speronara ihn erreichen. Wir waren gerettet. Doch gleich darauf ergriff der Sturm mit erneuter Wuth das Fahrzeug, und ſchleuderte es mit unwiderſtehlicher Gewalt an die Küſte von Pietro di Arena, wo es im ſandigen Ufer ſtrandete. In jener Fiſcherhütte erwachte erſt der Retter, ſpäter der Gerettete zum Bewußtſein.

Von meinen beiden Freunden war der eine durch den beſonnenen Muth eines unſrer guten Marinari gerettet; der andere war auf immer verſchwunden. Der Padrone war ertrunken; aber ſeine Barke wurde aufgefiſcht. So endete dieſe Luſtfahrt zu der egyptiſchen Eskadre, dieſer vergnügliche Beſuch bei dem artigen Ismael Gibraltar."

„Dem Himmel ſei Dank," rief Floreſta an dieſer Stelle und ihr ſchönes Auge ruhte lange theilnehmend auf Adolph, dem dieſe Erzählung das Blut in die Wangen getrieben hatte.

„Aber wie?" fing der Geheimerath an, „haben Sie über ihren Retter nie etwas Näheres erfahren können?"

„Er ſcheint doch ein vornehmer Mann geweſen zu ſein," bemerkte die Geheimeräthin.

„Ich bin ihm lange nachgereiſt," ſagte Adolph, „aber die Gunſt des Glücks hat mich hier verlaſſen. Von dem Diener, der mich nach der Stadt zurück brachte, und der nichts anders als ein gewöhnlicher Platzbediente aus Genua war, konnte ich nur ſo viel erfahren, daß er ein ſehr vornehmer deutſcher Herr, vielleicht ein Prinz

im Incognito sei, der unter einem angenommenen Namen reiste, den der Genueſe nicht auszusprechen vermochte. Umsonst forschte ich in den nächsten Tagen in allen öffentlichen Blättern nach einem ähnlich klingenden Namen, — denn seine Wohnung wußte der aus dem Hafen mitgenommene Platzbediente auch nicht — ich fand keinen. Umsonst sandte ich den guten Italiener in alle Gasthöfe Genua's umher — mein Retter war verschwunden, und erst am Tage meiner eignen Abreise erfuhr ich, daß mein Retter wahrscheinlich ein junger Graf von Hochheim war, der am funfzehnten August eine Speronara im Hafen gemiethet habe, um nach Livorno zu schiffen; aber vom Sturm zurückgetrieben worden sei. Ich folgte dieser Spur sogleich, aber weder in Livorno, noch in Florenz, weder in Rom, noch in Neapel entdeckte ich den edlen Jüngling, dem ich das Leben verdankte, und erst in Deutschland erfuhr ich, daß er sich von Genua nach Nizza gewandt haben sollte."

„So ist dies Räthsel also noch ungelöst," sagte d'Albe.

„Und wird es wohl ewig bleiben," setzte Adolph hinzu; „denn meine Reisen haben ihr Ziel gefunden. Ich habe mich durch und durch mit Erinnerungen an Italien getränkt und kann es entbehren, dies Wunderland wieder zu sehen. Wir haben in der That alle Ursache, dafür zu sorgen, daß das, was uns recht theuer und werth ist, nicht zu einer allzubekannten, oder ganz gewöhnlichen Erscheinung werde; und daß wir von dem nicht zu viel genießen, dessen Genuß uns kostbar war."

„Sie haben recht," sagte die Geheimeräthin; „die Gewohnheit ist der Tod aller Liebe."

„Darum ist es auch wohl die Ehe," sagte Floresta schalkhaft, indem sie froh war, die tiefe Bewegung, in welche sie Adolph's Erzählung versetzt hatte, unter einer scherzhaften Bemerkung verbergen zu können. „Die Gewohnheit kommt mir vor, wie der Rost der Seele."

„Die Ehe," erwiederte Adolph, „macht für den Verständigen eine Ausnahme."

Er wollte diesen Satz ausführen — denn Adolph liebte zu sprechen, wenn seine gewöhnliche Schweigsamkeit einmal gebrochen war — als neue Gäste erschienen, und unter ihnen der Hofrath von Herring, welchen das Gerücht als Floresta's Verlobten, wenigstens als ihren standhaftesten Bewerber, bezeichnete.

Unter den Stadtgesprächen, die nun an die Tagesordnung gelangten, trat Adolph sogleich in sein altes untergeordnetes Verhältniß zurück. Man sprach vom Theater, von Orden, von Standeserhebungen, Regierungssachen, und ereiferte sich über Verdienst und Unverdienst, dieses oder jenes Beamten, über eine zweite oder dritte Rathsklasse und dergleichen mehr. Auch Floresta nahm an diesen Gesprächen Antheil, und bemühte sich, auch Adolph in die Unterhaltung mit hineinzuziehen. Er mochte diese Aufmerksamkeit seiner Erzählung verdanken, denn eine bestandene Gefahr ist stets ein starkes Band für die erwachende Neigung eines weiblichen Herzens. Indeß blieb er schweigsam und befangen, wie es denn in der That kein besseres Mittel giebt, einen feinen

und edlen Geist zu erdrücken, als ein triviales Gespräch.

Der Hofrath war ein Mann dem Geschäft, der weder begriff, wie man einem andern Stande angehören könne, als dem der Regierer, noch welches Verdienst in irgend einer andern Lebensstellung jemals erworben werden könne. Außer dem Kriegerstande, hegte er die herzlichste Verachtung gegen jeden andern, und übertraf in der gegen den Stand des Künstlers, selbst noch seinen Gönner, den Geheimerath. Er war der Mann, den die Geheimeräthin im Auge hatte. Bis zu Adolph's Erscheinen in diesem Kreise hatte er darin mit fast despotischer Gewalt geherrscht. Er war der Regent des Gesprächs, die höchste Instanz für alle Geschmacksurtheile, der oberste Richter über alle Reputationen. Allmählig ward Floresta gewahr, was ihre Mutter sann, und ohne eine besondere Abneigung gegen diese mütterlichen Plane zu empfinden, ließ sie doch mehr zu, daß sie reiften, als daß sie für ihr Gedeihen sich irgend einer Besorgniß oder eines Wunsches bewußt geworden wäre. Seit der Metamorphose aber, die Adolph's belehrende Gegenwart in ihren Ansichten bewirkt hatte, erschien ihr der Hofrath fast übermäßig weltklug. Nach und nach kam er ihr, mit Adolph verglichen, flach und gewöhnlich vor, er, den man in diesem Hause ehedem für eine Art Orakel hielt; sie erkannte den Geist, welcher sich der Menschen und der Welt nur als Mittel zu seinen Zwecken bedient, und sie nur so viel schätzt, als sie ihm nützen; ja, hin und wieder blickte nun für sie

etwas von verwerflicher Denkart hervor, und ehe sie selbst wußte, wie es kam, war ihr seine Beflissenheit um sie, seine Art vertraulichen Scherzes, nicht blos unangenehm, sondern fast unerträglich.

Der Hofrath bemerkte diese Veränderung und war scharfsichtig genug, ihren Quell zu entdecken. Er haßte von nun an den Künstler, den er bis dahin blos gering geschätzt hatte, und suchte Gelegenheit, sich an ihm zu rächen.

Herring war ein witziger Erzähler und so lange der Vorrath seiner Stadtgeschichten aushielt, mit dem er, wie aus einem unerschöpflichen Füllhorn die Gesellschaft überschüttete, vergaß man Adolph's, der sich in den Schatten des Lichtschirmes zurückgezogen hatte, gänzlich. Florestа lauschte umsonst auf eine Gelegenheit, den Vergessenen in's Gespräch zu ziehen; keine erschien, und ihr Mitgefühl für ihn, reizte und steigerte sich an dieser vergeblichen Erwartung.

Der Hofrath sprach, und er sprach über alles; auch über Kunst und Poesie, die er mit der Bezeichnung poetischen Handwerks abfertigte. Indem er über alle diese Dinge in jener wegwerfenden, verneinenden Weise, welche als ein sicheres Zeichen der Unwissenheit betrachtet werden kann, aburtheilte, fand er in diesem Kreise stets einen bereiten Beifall; denn auch dem trivialen Witz ist es leicht, das Edelste für einen Augenblick in den Staub zu ziehen. Ein wahrhaft gelungenes Werk der Kunst war ihm gut genug, um eine anzügliche Vergleichung daran zu knüpfen und die umstürzende Gesinnung in der neuesten Poesie

bot ihm sowohl Stoff genug dazu, als sie ihm auch zum Beweise diente, daß die Kunst gar nichts Vorbehaltenes sei, und daß Jeder, der es sein wolle, jetzt ein Dichter sein könne.

„Mit jedem Deutschen" behauptete der Hofrath „werde jetzt ein Dichter geboren, und der witzige Kopf, welcher versicherte, es gäbe nur ein Mittel in Deutschland eine Revolution zu bewirken, nämlich ein formelles Druckverbot für alle Poesie; habe ganz recht. Die Maßregel sei zweckmäßig und würde den Deutschen wahrhaft fürchterlich machen."

„Dies leichte Volk der Poeten" fuhr er fort, „welches eigentlich nur durch den Federkiel mit der Welt zusammenhängt, dies Volk der Schriftsteller, das jeden Irrthum ergreift, um ihn auszubeuten und schriftstellernd davon zu leben, ist mir in den Tod verhaßt; es treibt ein Handwerk, so ertraglos für sich selbst, wie unnütz für die Welt, so gefährlich, wie dünkelhaft, so verkehrt, wie polizeiwidrig. Jeder kann es ergreifen und wenn er nur schaamlos ist, mit Glück durchführen; denn die geringe Sprachkunst, die dazu nöthig scheint, ist jetzt ein Gemeingut aller Deutschen geworden."

Adolph hatte diesen lächerlichen Aufstellungen lange schweigend zugehört und kein Wort verrieth seine Mißbilligung jenes Widersinnes. Dieser letzten Behauptung mußte er jedoch einige bescheidene Worte entgegen werfen. Der Hofrath aber wandte sich hochmüthig gegen ihn um und bemerkte spöttisch, sein Widerspruch wolle nichts bedeuten; denn wie die handwerkmäßige Führung

des Meiſels abgelernt werde, ſo auch der Bau des Verſes, gleich dem eines Gerüſtes erlernt werden müſſe. Mit dieſem Ausdruck und dem vorangegangenen Witz glaubte er nun die Lacher auf ſeine Seite gebracht zu haben, und in der That lächelte die Geheimeräthin ihrem Schützling zartſinnigen Beifall zu. Doch dies Wort hatte eine wunde Seite in Adolph's Seele berührt; denn Floreſta war zugegen, und alles was von Unwillen in ihm verborgen lag, brach plötzlich gegen dieſe ſchnöde Bezeichnung ſeines Kunſtſtrebens hervor.

„Es iſt einem beſchränkten Sinne nicht gegeben,“ antwortete er mit entſchiedenem Tone, „die Handhabung der Kunſtmittel von dem Handwerk zu trennen, obwohl der Einſichtige ſogleich erkennt, daß der Gebrauch dieſer Mittel zur Darſtellung des Schönen als Kunſtübung und nicht als Handwerk zu bezeichnen iſt. Der Architekt, welcher den Göttern ihrer würdige Wohnungen aufführt, macht allerdings von den Mitteln der Technik Gebrauch — aber iſt die Erfüllung ſeiner Idee, die Verwirklichung des ſchönen Gedankens darum eine handwerksmäßige Beſchäftigung? In gleicher Weiſe wirkt und ſchafft der Maler und der Bildner. Die Kunſt und das Gefühl für ihre Schönheit, iſt das erſte unter allen Bildungsmitteln der Menſchheit; als ſolches iſt ſie ewig, unvergleichlich und göttlichen Urſprungs; und wenn ich auch nicht glaube, wie Goethe uns lehren möchte, daß das Schönheitsgefühl ſchon jetzt die Stelle des Moralgeſetzes in der Welt vertreten könnte, ſo wird doch einſt eine Zeit kommen, wo es mit dieſem auf gleicher Höhe ſtehend an-

gesehen und gleich gewürdigt werden wird. Allein freilich pflegt stets nichts anmaßender zu sein, als die Unwissenheit, und nichts bereitet dem gebildeten Sinne ein größeres Herzweh, als die Urtheile der Beschränktheit. Wie dem indeß immer auch sei, ich zweifele, aufrichtig gestanden, — Herr Hofrath, wer von beiden der Welt einen größern Dienst erweis't, ob Sie, indem Sie irgend ein Dekret Ihres Chefs expediren, oder der Künstler, indem er ein Werk ausführt, an dem der Sinn edler Menschen, wenn auch nur ein Zeitalter hindurch, sich erfreut, stärkt und erhöht. Unser Vaterland ist nicht eben reich an schönen Göttertempeln; aber selbst dies halbgelungene Zeughaus, dieser Schauspielsaal, dies Museum — glauben Sie nicht mit mir, daß sie mehr zur Veredlung unsrer Bevölkerung, mehr zur Freude, zum Genuß, zur Versittlichung derselben beigetragen haben, als alle Expeditionen Ihrer Büreaus zusammengenommen? — "

Adolph schwieg. Unter seinen Zuhörern, welche diese kräftige Entgegnung eines frechen Angriffs in Staunen und Verlegenheit versetzte, war der Hofrath am empfindlichsten berührt. Bis jetzt hatte er Adolph zu seinen Ausfällen stets schweigen sehen; er wähnte allmählig ein Recht erworben zu haben, ihn zu verletzen, und das zufriedene Lächeln der Hausfrau bestärkte ihn in diesem Wahn. Jetzt erblickte er plötzlich einen entrüsteten Gegner in ihm, einen solchen — das fühlte er — dem er kaum gewachsen war. Der Zorn entfärbte seine Lippe, während er sich zu lächeln bestrebte, und bemüht, die Hausgenossen zu Bundesverwandten zu gewinnen, rief

er: „Ich berufe mich auf Fräulein Floresta's Entscheidung; denn Fragen dieser Art sind stets am besten in die Hände zarter Frauen niedergelegt.“

Doch Floresta schwankte bestürzt mit ihrer Antwort; sie fühlte, daß der Augenblick folgenreich sei, und ihre Seele war nicht frei genug, um jede Consequenz sogleich über sich zu nehmen. Sie versuchte daher eine Vermittelung, welche die gereizten Gemüther beruhigen könnte. Doch der Hofrath drang in sie. „Keiner von Ihnen hat wohl gänzlich Unrecht,“ sagte sie endlich; „denn wir werden einräumen müssen, daß jeder von Ihnen eine nothwendige Seite des Weltdienstes vertritt. Ohne das Gesetz und die Ordnung, welchem Sie, Herr von Herring dienen, würde die stets beunruhigte Menschheit an der Schönheit sich niemals erfreuen können, und ohne den Dienst der Schönheit, ohne das Ideal, dem Ihr Gegner sich weiht, würde die Erde ein düsteres Arbeitshaus darstellen, in dem es zu rechter Lebensfreudigkeit wohl niemals gediehe. Ihren Dienst belohnt die Welt mit den werthvollen Gaben des Ansehns, des Einflusses, des Vermögens — aber nach diesen Gaben ist sie quitt mit Ihnen — des Gegners Dienste bezahlt sie mit den geistigen Gütern der Begeisterung, mit der Hoffnung des Ruhms, den spätere Geschlechter darbringen werden, mit dem Bewußtsein, für das durchaus Edle gerungen zu haben; beiden Theilen aber gebührt der Dank der Menschheit, den Sie empfangen, während der Künstler meistens ihr Gläubiger bleibt.“

Diese verständige Entscheidung befriedigte Adolph;

er küßte bewegt die Hand der schönen Rednerin. Doch der Hofrath, dem sein verlorner Einfluß deutlich aus dieser Rede entgegen trat, griff wild nach seinem Hut. „Fräulein Floresta," sagte er bitter, „habe wenigstens die gänzliche Ungleichartigkeit dieser Gesellschaft eingeräumt, und da er eben kein Freund unpassender Verbindungen sei, so müsse er auf die Ehre verzichten, länger an derselben Theil zu nehmen."

D'Alde versuchte einige Worte der Entschuldigung; aber so sehr hatte seine Gattin den Mann verwöhnt, daß er das Gemach verließ, und die bestürzten Hausgenossen seine Unart zu dulden nöthigte. Von jetzt an hatte Adolph einen schlimmen Stand bei der Geheimeräthin. Er erkannte dies und Entscheidung war ihm nothwendig. Eine geheime Audienz ward erbeten und bewilligt. Auf seine Bitte um Verzeihung für die Störung, deren unschuldige Ursache er jüngst gewesen, folgte eine wohlgesetzte Strafrede, die mit einem Handkuß endete, welcher Adolph den Muth gab, seine Gefühle für Floresta anzudeuten, indem er sie Bewunderung nannte. Doch hier ließ ihn die Hausfrau nicht enden. Sie bat ihn, für immer von diesem Gegenstande zu schweigen. Ihr Wort, setzte sie hinzu, sei so gut wie verpfändet, doch wollte sie sich auch dieser Pflicht entbinden, so habe er doch niemals darauf zu rechnen, daß sie thörichte Wünsche ihrer Tochter zu fördern vermöchte, und ihre neuliche Rede sei nicht mehr und nicht minder als eine Thorheit gewesen. — Nun war Adolph entschieden. Er brach ab, bat die Geheimeräthin, was er gesagt habe, für nicht gesagt

zu halten und entfernte ſich. Deſſelben Tages bat er d'Albe, ſein Haus, in dem er zu großer Störung gereiche, verlaſſen zu dürfen, und die Entlegenheit des Ateliers, in dem er vorzugsweiſe arbeitete, gab einen ſcheinbaren Vorwand zu dieſer Veränderung. D'Albe aber war dergeſtalt in Furcht vor den Folgen ferneren Widerſpruchs, daß er unter zahlloſen Leidbezeigungen endlich einwilligte.

Die Veränderung, über welche nun Floreſta aufrichtig trauerte, konnte jedoch erſt im nächſten Monat erfolgen. Inzwiſchen beſuchte Adolph den ihm lieb gewordenen Kreis, ſo oft die entſtandene Spannung dies möglich und räthlich machte. An einem dieſer Abende, als der Geheimerath gerade mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit ſeines verſtorbenen Freundes gedachte, ward er von Floreſta, welche an dieſer Erinnerung ſich erfreute, unter vielen Schmeicheleien aufgefordert, doch einmal die ſchon öfter verſprochene Erzählung von ſeinen Erlebniſſen mit Adolph's Vater mitzutheilen. —

„Wohlan," ſagte d'Albe, der in den Mienen ſeiner Gattin etwas geleſen hatte, das wie eine Einwilligung ausſah, „ſo will ich mein Verſprechen denn löſen, wiewohl Ihr finden müßt, daß ich mit dieſer Erzählung eine anſehnliche Selbſtverleugnung ausübe, und meiner Eitelkeit kein geringes Opfer zumuthe."

„Es werden jetzt ein und zwanzig Jahre ſein — ich war damals zweiter Beamter bei der General-Staats-Kaſſe, und ſo eben meiner Concordia verlobter Bräuti-

gam geworden. Ihr Vater aber, lieber Adolph, war Assessor beim Obergericht, mein einziger vertrauter Freund, der Mitwisser um mein bevorstehendes Glück; aber als Schriftsteller damals noch unbekannt. Ich hatte, wie immer in meinem Leben, viel Arbeit, und die nahe Verbindung mit Cordelchen füllte die wenigen müßigen Augenblicke, die mir übrig blieben, auf reizende Art aus. Ich sah daher fast Niemand, selbst meinen Freund nicht. Ja, ich fühlte in dieser wunderlichen Zeit sogar eine seltsame Neigung zur Einsamkeit und zur Träumerei, wie niemals sonst; doch die angestrengte Arbeit, welche mir jetzt freilich bisweilen etwas trocken vorkam, ließ mir keine Zeit dazu."

„In dieser Lage der Sachen begab sich unerwartet in unserm Büreau ein schreckliches Ereigniß. Mehrere kleine Irrungen, die kurz nach einander in unsern Hauptbüchern entdeckt wurden, ließen auf ein complizirtes System von absichtlichen Fälschungen schließen, eine amtliche Untersuchung gegen unsern Chef ward unvermeidlich, und die Sache kam dahin, daß er vom Dienste suspendirt ward. Ich Aermster aber erhielt, da ich als ein guter Rechner bekannt war, und ganz unabsichtlich selbst den ersten Argwohn angeregt hatte, den grausamen Auftrag, die Fälschungen der Bücher zu verfolgen und den Thatbestand des verübten Betrugs zu ermitteln. Natürlich mußte dies im größten Geheimniß geschehen, und dem beargwohnten Beamten mußte jeder Zutritt zu den Büchern streng versagt bleiben. Es handelte sich um nichts Geringeres, als um eine Summe von 80,000 Tha-

lern, die, wie es das Ansehn hatte, nach und nach unterschlagen sein mußte.

Meine Verlobung war feierlich begangen, und im nächsten Monat sollte unsre Hochzeit sein. Da warf das grausame Geschick mir diesen entsetzlichen Auftrag zu, um so entsetzlicher, als der beargwohnte Chef niemand anders, als Cordelchens Oheim selbst war.

Ich saß nun Tag und Nacht über meinen Büchern; ich rechnete, ich verglich, ich collationirte, und immer deutlicher wurden mir die Spuren des Systems, nach welchem die Fälschungen erfolgt waren. Ich sah allmählig das Resultat voraus, und während ich einer Seits vor den Folgen dieser Entdeckung, in Bezug auf den unglücklichen, von der Wuth des Lottospiels verführten Oheim und Cordelchen selbst zitterte, fühlte ich andrer Seits, nicht ohne Stolz, welchen Dienst meine Entdeckung dem allgemeinen Besten leistete, und welche Belohnung mir dafür zu Theil werden mußte, wenn sie vollendet war. Hätte ich aber auch von beiden nichts empfunden, Pflicht und Amtseifer würden mich schon allein hinreichend angespornt haben, die Arbeit mit der größten Nachhaltigkeit fortzusetzen und die Sache in's Klare zu bringen.

Wir waren mitten im Winter; ich arbeitete, wie mir befohlen war, in dem Büreau selbst, aus dem ich die fraglichen Bücher, welche in meinem Verschluß waren, nicht entfernen durfte, und meistens in der Nacht, um die laufenden Geschäfte nicht aufzuhalten. Eines Abends, wo die sichersten Spuren mich auf den ersten Quell aller

dieſer Fälſchungen hinzuführen verſprachen, hatte ich mich dergeſtalt in meine Arbeit vertieft, daß ich ſelbſt das mitternächtliche Horn des Wächters überhört hatte. Ich ſaß in unſerm gewölbten Büreausaale an einem großen grünen Tiſch, umgeben von den aufgeſchlagenen Kaſſenbüchern, die beiden Leuchten vor mir, die das unermeßliche Zimmer nur ſchwach erhellten, waren tief herabgebrannt, die eine derſelben drohte ſo eben zu verlöſchen. Es war kalt geworden und ich ſchüttelte zuweilen fieberhaft zuſammen, ſei es nun vor Froſt, oder als Folge zu lange anhaltender Geiſtesanſtrengung.

Ich hatte die Thüren der Wandſchränke, welche die Bücher verſchloſſen, geöffnet, und ſie gähnten mich ſchwarz und gleich ſo vielen finſtern Gräbern aller Lebensfreude an; in dem Vorzimmer, deſſen Thür halb geöffnet war, ſchnarchte der einzige, alte, kraftloſe Büreaudiener, der mir zu meiner Aſſiſtenz beigegeben war, und der die Nachtwache aus eigner Machtvollkommenheit in eine Nachtruhe verwandelt hatte, da ich, im Rechnen vertieft, ſeiner Dienſte ſelten oder faſt niemals bedurfte.

Ich zog ſo eben das Latus eines Hauptabſchluſſes, in dem ich die kühnſten Betrügereien entdeckt hatte. Die Freude über dieſen Fund hatte mich ſehr angeregt, mein Blut vom Nachtwachen erhitzt, pochte ungeſtüm und meine Hände zitterten ein wenig, als ich den Strich des Latus zog, das nun eine Minderausgabe von etwa 9,000 Thalern darſtellte.

In dieſem Augenblick fühlte ich einen kalten und hef-

tigen Luftzug. Ich sprang auf, in dem Wahn, ein Fenster habe sich geöffnet; denn draußen stürmte der Nordwind. Doch, so wie ich mich vom Stuhle erhob, verlöschten meine beiden Lichter und dichte Finsterniß umgab mich, die der Schein der halbverlöschten Lampe im Vorzimmer nicht im geringsten erhellte.

Ich wollte den schlafenden Büreaudiener rufen, den ich so eben noch tief schnarchen gehört hatte; aber indem ich den Mund zu dieser Absicht öffnete, blieb er und ich starr in dieser Lage stehen. Entsetzen ergriff mich, mein Haar sträubte sich zu Berge, ich zitterte, ich wankte, ich sank endlich besinnungslos auf den Boden nieder.

Was ich sah, war in der That entsetzlich genug, um alle diese Wirkungen zu erklären. Die verschlossenen Thüren des tiefen Wandschranks, meinem Sitz gegenüber, öffneten sich und in röthlich mattem Licht trat eine kolossale weiße Gestalt daraus hervor. Während ich wie zu Marmor erstarrte, schritt sie feierlich auf mich zu. Jetzt sah ich, daß sie rumpflos war, und den Kopf in der Hand trug; ein blutiger Streifen überströmte das weiße Gewand. „Unglücklicher" hauchte die Gestalt; „Frevler, Grausamer — laß ab von Deinem entsetzlichen Streben, Deinen Mitbruder in's Elend zu stürzen. Genügt Dir der Tag dazu nicht? Mußt Du die Mitternacht zu Hülfe nehmen? Laß ab — sag' ich Dir!" — Weiter hörte ich nichts, denn jetzt stand die furchtbare Gestalt vor mir, und wie sie mit ihren blutrothen Händen nach meinem Halse langte, stürzte ich ohnmächtig unter den grünen Tuchbehang des Tisches zusammen.

Wie lange ich so gelegen, und was indeß um mich her vorging, weiß ich nicht; doch glaubte ich noch den Schimmer eines grellen Lichtstrahles bemerkt und zwei verschiedene Stimmen gehört zu haben. Als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, war alles um mich her still und finster. Ich hörte den Diener im Vorzimmer ruhig schnarchen, wie zuvor. Ich befühlte meine Glieder, um zu erfahren, ob ich lebte, ob ich wachte, oder ob alles nur ein entsetzlicher Traum sei. Doch ich lebte, ich wachte, ich fühlte sogar die Kraft in mir aufzustehen. Ich stand auf, ich rief mit aller Macht, die mir zu Gebote stand, den schlafenden Wächter im Vorzimmer. Püschel, so hieß er, erschien mit einem Licht und rieb sich die Augen.

„Ei, ei, Herr Controlleur," sprach er; „dieselben sitzen ja im Finstern; wahrscheinlich auch eingeschlafen, wie ich, vor Uebermüdung. Soll ich anzünden, oder ist es endlich einmal Feierabend. Wie? Ich sollte meinen, es wäre Schlafenszeit, da der Mensch doch einmal nicht immer wachen kann."

Meine Zunge klebte noch immer am Gaumen fest. Ich bedeutete den Verschlafenen durch Zeichen, die verlöschten Kerzen wieder anzuzünden. Er gehorchte kopfschüttelnd.

„Mein Himmel was ist denn hier geschehen," rief er, als die Lichter brannten, und ich starr und entsetzenvoll auf die Verwirrung hinstierte die mich umgab. „Hier liegt ja alles wie Kraut und Rüben übereinander." Und damit hob er gemächlich die am Boden umherliegenden

Bücher, Belege und Abschlüsse empor. Mein Blick flog über die Verwirrung hin; er suchte nach dem Hauptbuche, nach den Früchten meines Fleißes, den Zusammenstellungen daraus. O, Schrecken — sie fehlten — meine nächtliche Arbeit war verloren. Ich kehrte alles, ohne ein Wort zu sprechen, wohl hundertmal mit bebenden Händen um — die Bücher waren fort; die Früchte meiner Nachtwachen waren verschwunden — ich fand sie nicht!

Jetzt ergriff mich Verzweiflung — ich wüthete. Der alte, ehrliche Diener staunte mich verwundert an; er mochte mich von plötzlichem Wahnsinn befallen glauben. Ich antwortete ihm nicht, ich schloß das Büreau ab, ich stürzte nach Hause.

Natürlich kam in dieser Nacht kein Schlaf in mein Auge. Was in aller Welt sollte ich nun anfangen? Die kostbaren Bücher waren verloren durch meine Schuld. Alle Aussicht auf eine glänzende Belohnung meines Fleißes war mit ihnen verschwunden — ich war wieder nichts. Aber das war nicht genug! Ich selbst war verloren! Wie sollte ich es anfangen, die Sache zu verbergen, oder wie sie an den Tag bringen? Mein Abentheuer, meine Schuld, meine sträfliche Furcht bekennen? Es war ein Verbrechen, wenn man mir geglaubt hätte. Aber man würde mir nicht geglaubt haben. Man würde vielmehr einen Mitschuldigen des ungetreuen Chefs in mir gesehen haben. Das Verhältniß mit Cordelchen war meinen Vorgesetzten bekannt — man würde in meinem Berichte nichts, als einen Kunstgriff erkannt haben, den Oheim meiner Braut zu retten. Man würde mich in die Untersuchung mit hin-

eingezogen, meine Schuld ermittelt — mich vernichtet haben; denn der entsetzliche Mensch, der Pülchel, hatte ja den ganzen Vorgang verschlafen und sein Schlaf hatte mich ja des einzigen Zeugen meiner Unschuld total beraubt.

Meine Empfindungen waren, wie Ihr leicht denken könnt, die entsetzlichsten, die peinvollsten, die je ein Mensch bestanden hat. Noch jetzt, nach zwanzig Jahren, kann ich nur mit innerem Schauder daran zurück denken. Selbstmörderische Gedanken fuhren mir durch den brennenden Kopf; ich besorgte ernstlich, den Verstand zu verlieren, der schon so gut wie verloren war, da er mir keine Hülfe, keinen Ausweg darbot. Rathlos, mit verzweifelndem Händeringen, bald weinend, bald die entsetzlichsten Verwünschungen ausstoßend, rannte ich die Nacht hindurch in meinem kleinen Zimmer in der Wilhelmsstraße auf und ab. Endlich gegen Morgen, der denn, wie immer, zuletzt doch anbrach, warf mich die gänzliche Erschöpfung meiner Kräfte auf das trostlose Lager. Doch nein, nicht trostlos! sondern trostreich sollte ich sagen; denn kaum war ich in dieser Lage etwas ruhiger geworden, so kam mir, wie ein Blitz aus heitrer Luft auch ein Hülfe versprechender Gedanke. Wir sollten nur ruhig zu werden suchen, und wir würden niemals rathlos sein. — Ich hatte ja einen Freund — einen vertrauten Freund — Ihren Vater, mein lieber Adolph. —

Dieser brave junge Mensch hatte schon in hundert Nothfällen Rath gewußt; wo mir alles dunkel und ungewiß war, da war ihm alles klar und sicher. Er war ei-

ner der seltenen Menschen, die nichts überrascht, die kein Ereigniß rathlos antrifft, es mochte noch so unerwartet scheinen. Er war Jurist und zugleich Poet, und in der seltensten Vereinigung von Gaben verband er das Gebiet des strengen Verstandes mit dem der regbarsten Phantasie. So war er stets das Orakel aller seiner Freunde; er wußte streng zu sondern, klar zu erkennen, klug zu handeln, kühn zu erfinden, geschickt auszuführen: kurz, ihm gelang, was er ergriff, mochte es nun Gedicht, oder gerichtliche Relation, Kunsturtheil oder Lösung eines verwickelten Lebensverhältnisses sein.

Mit einem Wort, er allein war der Mann, der mir Unglücklichen und Verlornen helfen konnte.

Der trübe Wintertag graute kaum, als ich weinend an seinem Halse lag. Er hörte lächelnd meine unglaubliche Geschichte an. Einen Augenblick schien er an ihrer Wahrheit zu zweifeln; aber an der Art, wie ich sie vortrug, erkannte er, der zum Kriminalrichter wie geboren war, mit seinem scharfen Auge schnell meine Unschuld und ihre Wahrheit. Als er alles gehört hatte, sann er einen Augenblick nach; er unterdrückte den Spott, den ich anfangs auf seiner Lippe schweben sah.

„Die Sache ist arg genug, lieber d'Albe," sprach er dann. „Was zunächst indeß gewiß ist, ist soviel, daß Ihr Chef die vermißten Bücher hat. Ihm müssen wir sie wieder abjagen."

Mir leuchtete ein neues Licht. Ich sank an seinen Hals. „Aber wie — wie?" rief ich.

„Natürlich, wo möglich, ohne Aufsehn," sagte er.

„Ist das nicht möglich, mit Hülfe des Gerichts. Lassen Sie mich machen.“

In diesem Augenblick glaubte ich nicht mit meinem Freund, dem Assessor Weiß, sondern mit einem Halbgott, einem Herkules, zu thun zu haben. Ich wagte nicht einmal zu fragen, was er sinne; so beugte mich die Ehrfurcht vor seinem Geiste, so sicher erwartete ich Hülfe von ihm.

„Melden Sie sich krank,“ sprach er weiter; „halten Sie sich heute und morgen ruhig in Ihrem Zimmer und lassen Sie mich handeln. Wie heißt der Wächter?“

Ich nannte ihn. Hierauf kleidete er sich an, umarmte mich und ermahnte mich, nach Hause zu gehen und das Bett zu hüten, während er selbst seinen Mantel nahm.

Ich ging; ich hätte den Saum seines Kleides küssen mögen. Gegen Abend erschien er; ich lag wirklich fieberend im Bett und mein Kopf brannte, wie Feuer. „Sein Sie ruhig, lieber d'Albe,“ sprach er, „alle meine Anstalten sind gelungen. Ich habe Hoffnung — Ihre Bücher sind, wo ich sie suchte. Sie erhalten sie wieder, oder Püschel, der sie uns verschaffen soll, sitzt morgen im Gefängniß.“

„Püschel,“ rief ich erstaunt — „der arme Schläfer?“

„Es schlafen nicht alle Menschen,“ rief Weiß lachend, „die die Augen zuthun und schnarchen.“

Ein neues Licht fiel in meine Augen; der Verräther hatte die Hand im Spiele. — „Genug,“ sagte Ihr Vater — „ich habe ihn in den Händen — morgen sehen Sie mich wieder.“

Ich küßte seine Hände und er verließ mich. Des an-

dern Tages schlug mein Herz, wie das eines Verurtheilten. Das Klopfen meiner Pulse nach drei durchwachten Nächten, ließ mich nicht einmal an Cordelchen denken; ja, daß ich es Dir nur gestehe, meine Liebe, in diesen angstvollen Stunden hatte ich Dich fast vergessen — aufgegeben." Die Geheimeräthin rückte unmuthig auf dem Divan und forderte das Ende der schönen Geschichte, wie sie sie nannte, an der sie nur die weitschweifige Erzählungsweise tadelte.

„Nachmittag kam heran," fuhr d'Albe fort, „mein Retter in der größten Noth meines Lebens erschien noch immer nicht. Ich zagte, ich fing sogar an für ihn zu zittern, ich hatte keine Ruhe mehr im Bett. Es war Abend — der Wächter verkündete zehn Uhr. Noch immer nicht! Endlich gegen elf Uhr — es war stockfinster und der Sturm tobte in Schneeschauern; wie in jener entsetzlichen Nacht — ward die Hausglocke hastig gezogen. Ich flog an die Thür; mein Freund strahlend wie ein himmlischer Bote, trat auf der Treppe hervor, die verlornen Bücher unter dem Arme und keuchend unter ihrer Last.

„Da" rief er und warf sie mitten in das Zimmer hinein. — Ich war so undankbar mich nicht an seinen Hals, sondern zuerst auf meine verlornen Schaafe zu stürzen. Hastig schlug ich sie auseinander. Alle meine Auszüge, die süße Frucht meines Schweißes und meiner Nachtwachen lagen darin. Nichts fehlte, nichts, als meine letzte Hauptzusammenstellung; doch diese war zu ergänzen.

Als ich dies sah, riß ich mich, außer mir vor Wonne, von meinen Schätzen los, stürzte in seine Arme und weinte helle Freudenthränen. Diesen Dienst konnte ich ihm nie vergessen, und das beschwor ich."

Hier unterbrach die Geheimeräthin den Erzähler, während Florestа in sichtbarer Spannung ihren Sitz unwillkührlich dem Adolph's näherte, welcher die Gelegenheit ergriff, ihre Hand zu küssen. Der Geheimerath sah es und nickte.

„Ich vernahm nun," fuhr er fort, „wie das fast Unglaubliche gelungen war, und Weiß erzählte mir diesen seltsamen Kriegszug unter vielem Lachen. Zuerst hatte er den schlafenden Wächter aufgesucht und ihm seine Theilnahme auf den Kopf zugesagt. Seine Drohungen schüchterten den schwachen Bösewicht ein; er gestand und gelobte, die Bücher wiederzuschaffen, wenn man ihm verbürge, daß alles geheim und er straffrei bleiben solle. „Nach dieser Vorbereitung," fuhr Weiß fort, „wurde der Kriegsplan unter uns verabredet. Der Feind mußte mit seinen eignen Waffen, durch nächtlichen Überfall, durch Überrumpelung geschlagen werden. Ich nahm," erzählte der Assessor, „Püschel und einen Polizeigehülfen mit mir. Gegen Abend führte uns der erstere in das Haus des diebischen Rendanten, und wir faßten im Hofe des verwegenen Geisterbeschwörers Posto. Unser Führer zeigte uns in einem Hinterstübchen, zu dem eine besondere Treppe vom Hofraum hinaufführte, ein Licht an einem Fenster. Dort sei unser Schatz vergraben, sagte er, und wahrscheinlich sei der Mann eben jetzt damit beschäftigt, die Extracte aus den geraub-

ten Büchern zu machen, die ihm zu seiner künftigen Vertheidigung vor dem Richter dienen sollten. Wir hielten uns eine Zeitlang verborgen. Als im Hause alles still war, besetzten wir die Treppe. Ich selbst riß die verschlossene Thür auf und sah den Mann in der von Püschel verkündeten Arbeit tief beschäftigt. Das Entsetzen, das seine Helfershelfer über Sie gebracht hatten, kam jetzt über ihn. Er war jedes Widerstandes unfähig, und wir bemächtigten uns des geraubten Gutes, während er zu unsern Füßen lag und um Gnade bat. Ich übte schlechte Gerechtigkeit; denn ich versprach ihm die Geheimhaltung seines Raubes, theils um Püschel's willen, theils weil ich wirklich über das Gelingen meines Planes eine zu lebhafte Freude fühlte, als daß ich in diesem Augenblicke hätte unerbittlich sein können. Kurz, mein Freund, hier haben Sie nun den Plunder und Ihre Noth ist hoffentlich am Ende." In der That war ich keines Wortes, sondern nur der Thränen mächtig. Es fehlte, wie gesagt, nichts als jene Zusammenstellung, die mir so viel Nachtwachen gekostet hatte, die ich nun von neuem anfangen mußte — —"

„Und die ich Ihnen zu überreichen jetzt das Vergnügen haben kann," sagte Adolph plötzlich.

Der Geheimerath staunte ihn erschrocken an. „Ja," sagte Adolph, „sie hat sich in den nachgelassenen Papieren meines Vaters gefunden; sie war seinem letzten Willen beigefügt und mir mit dem Befehl überliefert, sie Ihnen, Herr Geheimerath, zuzustellen, wenn ich Ihres Beistandes einmal bedürfen sollte. Ich bin nie in dem Fall

gewesen und werde sie Ihnen daher heut Abend noch, unentgeltlich überliefern."

Der Geheimerath erholte sich, wie es schien, von einer unangenehmen Ueberraschung. Er stand auf und umarmte den jungen Künstler mit absichtlicher Feierlichkeit. „Du unvergeßlicher Freund, dem ich alles verdanke," rief er aus, „Ehre, Leben und Ansehn, warum mußtest Du meinen Augen so bald entschwinden! Denn das muß ich noch hinzufügen," fuhr er fort, „daß Ihr Vater, lieber Adolph, ein halbes Jahr später die Thorheit beging, seinen Abschied zu nehmen, um sich ganz der Wissenschaft, der Poesie, die er liebte, zu widmen. Er hätte eine glänzende Carriere machen können; statt dessen hat er sich der Muse hingegeben, die ihn, wie so Viele, verrathen hat. Er ging nach Italien, und diese Reise war sein Verderben; unsre Bahnen trennten sich — ich empfing den Lohn meines Fleißes, ich heirathete Cordelchen — ich stieg empor und sah ihn selten und entfremdet wieder. Die Muse blieb seine Welt und er ist arm gestorben . . ."

„Aber nicht eher," rief Adolph lebhaft, „als nachdem sie ihm große Genüsse gegeben hatte."

„Freilich," sagte d'Albe, „mag sein — aber — doch holen Sie mir lieber das verlorne Papier. Ich will mich doch freuen, es wieder zu sehn."

Die Mutter hatte diese Geschichte sehr ungern erzählen gehört; aber Floresta war davon auf's tiefste ergriffen, und der Geheimerath erkannte mit ihr die Verpflichtung an, die er gegen Adolph's Vater habe.

„Allerdings," sagte d'Albe, „und jetzt kann ich Dir,

unter dem Siegel der Verschwiegenheit auch wohl gestehen, daß mir an diesem Papier sehr viel gelegen ist, denn die Sache war für den Oheim noch viel schlimmer, als sie sich hier darstellte. Außerdem ist Adolph auch unser Verwandter; denn unsere Familien stammten von hugenottischen Refügies ab, deren Nachkommen zum Theil ihren Namen d'Albe beibehielten, zum Theil ihn in den entsprechenden Weiß übersetzten. Indeß muß dies noch ein Geheimniß für ihn bleiben."

Floresta sah zwar nicht ein, warum dies so sein müsse; da jedoch auch die Mutter den Befehl wiederholte, so versprach sie, darüber zu schweigen. Der Geheimerath empfing das verlorne Papier von Adolph und prieß noch einmal den ihm zu früh entrückten Freund.

Dessenungeachtet machte er keinen Versuch, den Sohn desselben in seinem Hause zurückzuhalten; die geheimen Verhaltungsbefehle, die er deshalb von seiner Gattin empfangen haben mochte, mußten vielmehr sehr kategorisch sein, da er den zu Adolph's Auszuge bestimmten Tag ruhig heran kommen ließ. Umstände jedoch, welche ganz außer seiner Macht lagen, kamen ihm inmittelst in seinem Wunsch nach Verzögerung dieses ihm peinlichen Entschlusses, zu Hülfe. Einige vorzüglich gelungene Arbeiten im Gebiet des Basreliefs hatten Adolph's Namen in der Residenz allmälig bekannt gemacht, und da jene Arbeiten einer Art von Opposition gegen die neueste Poesie ihren Ursprung verdankten, den jungen Künstler sogar zum Stadtgespräch erhoben, indem man einander von den seltsamen und schönen Arbeiten des jungen Bildhau-

ers erzählte. Mehrere angesehene Personen, welche für Kunstfreunde galten, erschienen in seinem kleinen Atelier und nach Verlauf einiger Zeit ward ihm durch einen Adjutanten des unlängst aus dem Süden zurückgekehrten Erbprinzen, selbst ein bevorstehender Besuch des kunstsinnigen Thronerben angekündigt. Dieser Umstand nöthigte Adolph den beschlossenen Umzug bis nach dem erfolgten fürstlichen Besuch aufzuschieben, da er sich nicht in den Fall setzen wollte diesen verehrten Beschützer der Kunst in einem getheilten und zerrissenen Atelier zu empfangen. Vielmehr bereitete er sich mit gesteigertem Fleiß auf diesen ehrenvollen Besuch vor, förderte das Rückständige so rasch als möglich, legte seine Risse, Entwürfe und Zeichnungen in schönen Mappen aus und stellte seine gelungensten Modelle auf vortheilhafte und gefällige Untersätze auf.

Der Ursprung aber jener Bildwerke, welche die öffentliche Aufmerksamkeit jetzt auf ihn lenkten, war seltsam. Bald nach Adolph's Erscheinen in der Residenz war auch sein Dichtername in derselben bekannt geworden, und da er die schöngeistigen Blätter mit einigen kleinen, zierlichen Dichtungen geschmückt hatte, so erhielt er bald eine dringende Einladung, sich dem poetischen Vereine, welcher unter einem sonderbaren Namen seit geraumer Zeit hier bestand, näher anzuschließen.

Ein Kreis von jungen Männern, an deren Spitze der Dichter Heinrich Blaue stand, hatte sich nämlich zur Herausgabe eines Musenalmanachs vereinigt, welcher vorzüglich nur Poesien der neuesten Schule aufnehmen

sollte. — Diesem sehr jungen Verein hatte man spottweise den Namen der „Rekruten Apollos" oder von seinem Oberhaupt den der „blauen Rekruten" gegeben, und wie es denn in der Geschichte öfters geschehen ist, daß Parteien die ihnen angehängten Spottnamen, als wirkliche Ehrentitel, sich selbst beigelegt haben, so hatten auch die „Blauen" (so gut wie einst die Geusen) für ihren Klubb den Namen der „Rekruten Apollos" angenommen.

In diesem sonderbaren Verein wurde über alle älteren Dichternamen blos deshalb der Stab gebrochen, weil die alte Poesie zu lang sei, und, im Gegensatze zu jener älteren Schule, kam es hier besonders darauf an, durch Kürze zu glänzen. Je kleiner die poetische Darstellung ausfiel, je höher wurde sie gewürdigt, und desto eher fand sie ihren Platz in dem „blauen" Musenalmanach. Das Gedicht konnte nicht kurz und spitz genug sein; denn an einem längeren Gedicht sich zu erfreuen, behaupteten die Klubbisten, habe unsere Zeit keine Zeit. Auch galt ihnen dies für geschmacklos, antiliberal, für ein Zeichen aristokratischer Vorliebe für das Veraltete. Ein Witz, spitz, grell und schnell wie der Blitz, ein Epigramm, ein Bildchen, ein Figürchen — dies war das höchste poetische Ziel dieser närrischen Musenjüngerschaft. Berühmten Dichtern der älteren Schule wurden ihre Beiträge mit der Entschuldigung zurückgegeben, sie seien zu lang für den Musenalmanach. Das glänzendste Ziel nach dem die „Rekruten Apollos" aber rangen, und das selbst Blaue kaum einigemal erreicht hatte, war ein Gedicht in einem einzigen Wort, tief und innig, aber natürlich ohne Zusam-

menhang zu liefern. Solche Gedichte lauteten ganz einfach z. B. Angel! — Knabe! — Bach! — Mägdlein! — Auf Würde, poetische Bedeutung, Gedanken, kam es dabei gar nicht an; man forderte nur, daß ein Bild — gleichgültig welches, dargestellt sei, und wenn ein „Mühlrad" oder eine „Jungfrau" gegeben war, so war man in Entzücken. Man nannte dies eine „plastische Poesie" und die „Reisebilder" waren ihre beliebteste Form. Je kleiner, je enger, je gedankenleerer und bedeutungsärmer solche Gedichte waren, desto kühner, plastischer, desto individueller und reizvoller nannte man sie. Es kam zuletzt dahin, daß man in diesem Klubb ganz ernsthaft die Frage aufstellte, ob es nicht gelingen könnte, ein Gedicht ohne alle Worte zu geben, und ein ansehnlicher Preis ward aus gemeinsamen Mitteln für diesen Gipfelpunct neuester Poesie ausgesetzt, welchen Blaue ein oder zweimal dadurch fast gewann, daß die Censur seine Poesien strich, so daß statt ihrer eine leere Stelle erschien. In der That aber enthielten selbst seine schönsten und längsten Gedichte nur vier Worte, nämlich: „Jungfrau — Spindel — Hausthür — Mondenschein," und da sie mit diesen vier Worten, insofern das Mädchen hübsch war — ganz köstliche Bilder lieferten, so standen sie in dem Musenalmanach der „Blauen" natürlich voran.

Dieser absonderliche Geschmack am Kleinen und Kleinsten, diese Leidenschaft für Bilderchen und Gruppen, mochte hingehen, wenn man nur darüber nicht alle gedankenvolle Poesie auf das entschiedenste verworfen hätte. Der älteren großen Dichter gar nicht zu gedenken, die man sammt

und sonderes, unpoetisch nannte, so hieß Schiller in diesem Klubb, ein weichlicher Wortmacher, Goethe verdankte es nur seinen idyllartigen Liederchen, daß man ihn passiren ließ, von Faust und Tasso aber wollte man so wenig hören, als von Hamlet oder König Lear. Sie waren zu lang, nicht tief, nicht innig genug. Shakespeare und Calderon waren, trotz einigem Verdienst viel zu breit und verbrauchten zu viele Worte, und Dante kannte man nur dem Namen nach. Tiedge, Matthisson, Pölty, Herder, waren die prosaischsten Seelen von der Welt, Wieland, ein armer, nur an Worten reicher Kauz, und Klopstock ein prosaisches Schneelicht ohne Wärme. Am meisten verehrte man noch Uhland, der sich gleichfalls des Kleinen befliß, Tieck, Rückert oder Chamisso, so oft sie zu dem Geringen und Kleinen, zum Spiel, zum Scherz hernieder zu steigen würdigten. Höchst bewundrungswürdig aber fand man das Kecke, Spitze und Halb- oder Viertelswahre in den Gedanken eines Angelus Silesius, einer Rahel, man pries die im Begriff sich widersprechenden Wortverbindungen einer süddeutschen Schule, und der ganze Klubb jauchzte vor Freuden, als sein Oberhaupt einmal in kühnster Begeisterung von seinen „blauen Gedanken" gesungen hatte.

Diesem achtbaren Verein nun sollte sich Adolph, welcher ganz andere Götter verehrte, anschließen. Mit seiner tief gewurzelten Vorliebe für das wahrhaft Große, Durchschauende und Ueberblickende in der Poesie, mit seinem künstlerischen Enthusiasmus für das im Ganzen Vollendete, das nach jeder Richtung hin Schöne und Er-

greifende, wohnte er einigen Sitzungen dieser kleinen Gesellschaft bei, in der das Begränzte und Individuelle vergöttert ward. Anfangs verstand er gar nicht, was man sich eigentlich als poetisches Ziel setze, und nach dem er dies begriffen hatte, fand er dies Ziel so gering und unwürdig, daß er seinen Unwillen nicht zurückzuhalten vermochte. Als er jedoch vollends wahrnahm, mit welcher vornehmen Geringschätzung, und welcher lächerlichen Autoritätsmiene man über die großen Dichtungen, die in andern Zeiten ein Menschenalter ganz ausfüllten, aburtheilte, wie man, unfähig das Große zu begreifen, am Kleinen und Einzelnen rüttelte, indem man blos für Bild und Gruppe, niemals für Gedanken und Bedeutung Sinn und Gefühl kund gab, da verließ ihn die Geduld. „Freunde," sprach er — „es ist heute das letztemal, daß ich unter Euch erscheine. Ich kenne nun Eure Ansichten; erlaubt, daß ich Euch auch die Meinigen kund thue. Ihr wißt, ich bin von Berufswegen ein Bildhauer. Ihr aber, die Ihr Poeten sein wollt, scheint mir in Euren Gedichten einen frevelhaften Raub an meiner Kunst zu begehen. Diese kleinen Darstellungen, die Gruppen, Bilderchen und Basreliefs, die Euch entzücken, scheinen mir gar nicht in die Poesie zu passen; sie gehören vielmehr dem Pinsel und dem Meisel an, und sind in die Poesie — verzeiht mir das herbe Wort — nur diebstahlsweise hineingekommen. Dieser Knabe mit der Angel, dies Mädchen mit der Spindel — was thun sie in der Poesie? Gemalt, gemeiselt müßt Ihr sie sehen! Denn an und für sich sind sie doch nichts als ein Bild — die Poesie

aber soll ein Gedanke sein im Bild. Was Euch an ihnen gefällt, ist ihre plastische Natur, Beweis genug, daß sie der bildenden Kunst angehören, nicht der dichtenden. Thöricht aber, unsäglich thöricht ist es, solchen kleinen, der Poesie ganz fremdartigen Vorstellungen den Vorrang vor jenen großen Werken des Gedankens zu geben, deren Schöpfer vor allen Dingen Adel der Seele und Durchschauung des Menschengemüths nöthig hatten. Ihr aber erkünstelt gewaltsam eine neue Kindheit der Poesie und indem Ihr, aus einigen hingestreuten Scherzen Goethe's höchste Prototypen der Kunst macht, vermischt Ihr die Künste auf eine Weise, die alle erniedrigt, indem sie alle verunstaltet. Ihr seid die Alexandriner nach Sophokles, doch da Ihr sämmtlich noch jung seid, so hoffe ich, Ihr werdet Euch umsehen, indem, was da ist, Ihr werdet Erfahrung sammeln und vom Kleinen und Geringen zur Bewunderung des Großen und Wahren zurückkehren. Bis dahin indeß erlaubt mir, mich von Euch zurückzuziehen und eine hellere Einsicht bei Euch in künftigen Tagen zu erwarten."

Diese herbe und eindringliche Rede wurde natürlich mit dem höchsten Unwillen vernommen. Adolph aber verließ eilig den Sitzungssaal und hörte nach einiger Zeit, indem man ihm seine Beiträge für den „blauen Musenalmanach" schnöde zurückgab, daß man ihn auf der apollinischen Rekrutenliste, als einen unverbesserlichen, am alten haftenden, prosaischen Kopf gestrichen habe. Inzwischen hatte dies doch den Erfolg, daß sich Adolph von den poetischen Bestrebungen in entschiedener Resignation

zurückzog. Eine Zeitlang zweifelte seine verstimmte Seele sogar, ob die Kunst in unsern Tagen überhaupt noch eine würdige Bedeutung habe, oder ob er nicht wohlthun werde, auch seinerseits der so schlimm verkannten Göttin den Rükken zu kehren. Es war ihm zweifelhaft, ob es in der That Armuth, Geringachtung, ruhelose Mühe, nie endende Arbeit verlohne, um das hervorzubringen, was der große Haufe jezt ein Kunstwerk nennt, oder ob nicht etwa ihm nüzlicher und der Welt willkommner sein möchte, wenn auch er, das Joch irgend eines alltäglichen Geschäftes, welchem aber Ansehn, Ehre und Belohnungen in reichem Maaße zufliessen, auf seine Schultern lüde. Dies waren prüfungsvolle Augenblicke, und um so reizender war die Verlockung, als ihr zur Seite die Ermahnungen des Geheimeraths und Floresta's ersehnter Besiz standen.

Doch eine freiere Ueberlegung folgte der kurzen Verirrung dieser Zweifel auf dem Fuße; Geist und Beruf erhoben plözlich ihre laute Stimme in Adolph's Brust und indem ihm nun alles andre gering und verächtlich, Gold und Ehre als lästiger Tand, der Ruhm aber als das Höchste auf Erden erschien, sah er die hohe Göttin der Kunst ihn auf unabweisbare Art zu sich heranwinken. Mit um so brennenderer Liebe, mit um so schönerem Eifer drängte er sich, nach dieser kurzen Abschweifung, nun zu ihrem Dienst, und hastiger und glühender griff er zu Greifel und Meisel, die der neidische Geist der Welttiebe, dessen Angriffen kein Sterblicher sich für immer erwehrt, ihm zu entreißen gedroht hatte. Als fürchtete er sie zu verlieren und unterzugehn, im Gefühl dieses nicht zu ersezenden Ver-

lustes, stürzte er sich nun in seine Liebe zu der Kunst, der er sein Leben geweiht hatte, die er aus ihrer Geringschätzung zu erheben sich berufen fühlte, und der er von nun treu und gewissenhaft alle seine Kräfte widmen wollte. Die läuternden Schmerzen dieser Augenblicke wurden für Adolph zur wahren Künstlerweihe. In der That fing er nun an, in Marmor zu dichten, nachdem er dem Verse und dem Reime entsagt hatte, und der Stoff seiner Dichtungen waren eben jene kleinen, lieblichen Bildungen, die er aus der Poesie in ihr ursprüngliches Gebiet, in das der Plastik zurückgeführt zu sehn verlangte. Er zeichnete Basreliefs und führte sie aus, die den lieblichsten Bildungen der Alten in dieser Art ähnlich, den leise schaukelnden Kahn des sorglos angelnden Knaben, das sehnsuchtskranke Mädchen mit der Spindel, und dergleichen mehr darstellten, und die, da sie zart ausgeführt waren, den Beifall der Kenner fanden und seinen Namen verbreiteten. Eine Scene zwischen zwei für immer scheidenden Liebenden, von denen der eine dem Panier des Ruhmes folgt, fand besondere Würdigung und leistete in der That das Außerordentliche. Der kunstliebende Erbprinz hörte davon, und der erste schöne und helle Sonnentag, wie er zur Beschauung von Werken der Plastik so unentbehrlich erscheint, wurde von ihm zu einem Besuch im Atelier des jungen Bildhauers vorbestimmt.

Bei aller begeisterten Vorliebe für seine Kunst jedoch, war Adolph dennoch der Meinung, daß die Plastik im Norden nur eine acclimatisirte, keine angeborne Lebensblüthe zu nennen sei. Ja, er war sehr geneigt,

den nordischen Menschen überhaupt für eine aus ihrem Mutterboden versetzte, und mühsam an die Schärfe des Klimas gewöhnte Pflanze zu halten, und gründete diese etwas paradoxe Behauptung besonders darauf, daß der Mensch in unsrer Breite allzuvieler natürlicher Genüsse, der Freude an Licht und Luft, entbehren und ohne Kleidung dem Klima zu widerstehen, außer Stand sei. Eben diese Verhüllung, hier dem Körper nothwendig, die in Griechenland und Italien schon zu sinken beginnt, habe, behauptete er, bei dem Nordländer den Sinn für schöne Körperform geschwächt, und alles Leid, das der Plastik im Norden widerfahre, sei nur eine natürliche Folge dieser Entwöhnung. Hierin hatte er ohne Zweifel recht, wenn gleich seine Ansicht, daß der Mensch nur eigentlich für die Luft des alten Paradieses geboren sei, während das Thier überall zu Hause wäre, etwas allzu hypothetisch klang. Doch auch darin mußte man ihm recht geben, daß Marmorwerke in unserm Norden zur Annäherung wenig einladen, und daß schon ihre eigenthümliche Kälte durch die Empfindung des Körpers, auf die der Seele nachtheilig einwirken, ja, daß es einer gewissen Gefühlsüberwindung bedürfe, sich an einem nordischen Herbsttage auch in dem schönsten Museum zu erwärmen und seiner Schätze sich zu erfreuen, der Annäherung an Statuen, in freier Luft aufgestellt, gar nicht zu gedenken. Die Wärme der Farbe schien ihm daher im Norden fast unentbehrlich, und er sah in der Malerei daher die Kunst, welche hier beständig die Sculptur überwinden müsse.

Was bei diesem Urtheil der bildende Künstler einbüßte, das gewann der dichtende. Auch der Architekt zog Gewinn davon und dieser echt nordischen Kunst wandte Adolph daher von nun an großen Fleiß zu. Inzwischen war der angekündigte Besuch des Erbprinzen für Adolph eine von den schönen Belohnungen, welche seiner Kunst so selten zu Theil werden. Nicht nur sein kleines Atelier war, wie gesagt, feierlich in Stand gesetzt; das ganze Haus seines Gönners war dazu festlich geordnet und geschmückt; freilich zum ersten und letztenmale; denn gleich nach diesem Besuch sollte Adolph's Umzug in seine neue sehr entlegene Wohnung erfolgen.

Selbst der Geheimerath sah nicht ohne einige Verwunderung auf die Ehre, die seinem Hause zugedacht war, und fühlte zum erstenmale etwas wie Neid gegen einen bescheidenen Künstler. Einfluß und Vermögen beruhigten ihn nicht ganz darüber, denn er empfand, daß es von seinen und seines Gleichen Verdiensten heiße: Sie haben ihren Lohn dahin! — während der Tribut des echten Künstlers von allen Generationen entrichtet werde. Seine Gattin aber mochte dies noch stärker empfinden, als er, wiewohl sie sich alle Mühe gab, dies Gefühl in Sarkasmen gegen die Kunstmanie der Zeit zu ersticken, und gelegentlich über die reiche Belohnung von Kunsttalenten, Sänger und Tänzerinnen lebhaft zu spötteln. Nicht ihr, nicht ihrer Tochter, nicht ihrem Gatten, sondern dem so verächtlich behandelten jungen Mann im Hinterhause war diesmal die Ehre ihres Hauses zu danken, und dies empfand sie schmerzlich und mit Neid. „Wie weit," rief

sie, „wird diese lächerliche Kunstprotektion noch am Ende gehen! Ich glaube, man schließt damit, aus Künstlern und unnützen Poeten noch gar Minister zu machen! Wehe dann denen, die den Pinsel und den Griffel nicht zu führen wissen. Ja Du, mein lieber d'Albe, wirst dann Deinem begünstigten Hinterhäusler weichen müssen, und die Einladungen zur Tafel Sr. Durchlaucht werden bei Deiner Thür vorüber getragen werden. Dein Verdienst um Ordnung und Gesetz wird einem „angelnden Knaben" nachstehen, und Du wirst das Band in Deinem Knopfloch in Stücke reißen, um dem Knaben ein Stirnband davon zu flechten. Doch es geschieht Dir und auch allen ganz recht; es ist die Buße für die Gleichgültigkeit, mit der Du den würdigen Hofrath aus unserm Hause vertreiben ließest. Ich rathe Dir daher auch," setzte sie spöttisch hinzu, „bei Zeiten zu Deinem Günstling in die Lehre zu gehen, ehe Deine Hände für den Meisel zu steif werden."

D'Albe hörte solche Apostrophen zwar nicht sonderlich gern; allein zum Erwiedern fehlte ihm sowohl Muth, als Ueberzeugung. Vielmehr gab er seiner Gattin zum Theil recht und ward seinem Günstling, um eines Erfolgs willen, der ihn hätte erfreuen sollen, eher abhold. Denn das ist die Eigenthümlichkeit beschränkter Charaktere, daß sie für bezeugtes Wohlwollen — Abhängigkeit als Lohn begehren, und jenes schnell in Abgunst verkehren, sobald der Beschützte sich selbst zu genügen, kund giebt.—

Indeß erschien die Stunde jenes ehrenvollen Besuchs. Floresta lag im Fenster und freute sich innig dieses Erfolges ihres Freundes; ihre Mutter war, als der Prinz

mit seinem kleinen Gefolge vor der Thüre hielt, mit ihrer Toilette noch nicht in Ordnung und sah seinen Einzug daher nicht; der Geheimerath aber ging dem erlauchten Gast in voller Dienstuniform, den Degen an der Seite, mit etwas steifer Feierlichkeit bis an die Hausthür entgegen, und schloß sich ihm als Führer an.

Die ungezwungene und leichte Anmuth im Benehmen des Prinzen, war nahe daran, ihn um alle Fassung zu bringen. Der Prinz machte eine Bemerkung über die Wohnlichkeit des Hauses und fragte leichthin, ob Adolph sein Verwandter sei, indem er dem bestürzten Hausherrn dazu Glück wünschte.

„Nicht so eigentlich verwandt, Hoheit," stotterte der Geheimerath, „aber als Sohn eines Jugendfreundes werth, sehr werth." —

Der Prinz fragte nun nach Adolph's Verhältnissen, die d'Albe karger, als sie waren, darstellte. Nach Gattin und Tochter erfolgte noch immer nicht die erwartete Frage; der Prinz vielmehr schien nur Sinn für den Gegenstand seines Besuchs zu haben und sprach den Wunsch aus, dem jungen Künstler nützen zu können.

Zu rechter Zeit erschien Adolph, der Verlegenheit d'Albe's, der mit seinem hohen Gaste nichts mehr zu sprechen wußte, ein Ende zu machen. Während d'Albe zum erstenmale seine Unwissenheit, in Gegenständen der Kunst, beklagte, fühlte sich der Künstler dem Kunstfreunde gegenüber voller Stoff. Frei und unbefangen stellte er sich ihm vor; denn Menschen von Verdienst, oft äußerst schüchtern vor der verdienstlosen Größe, finden

meiſtens ſogleich die rechte Haltung vor dem verdienten Glanze, und der Erbprinz verlieh in der That ſeiner Stellung mehr Glanz, als er von ihr empfing.

Wie Adolph ſich ihm näherte, ſchien der Prinz faſt zu erſchrecken. Er wendete ſich zu ſeinem Adjutanten, offenbar mit einer Frage auf der Lippe. Aber als ſei jener nicht der rechte Mann, ſie zu beantworten, kehrte er ſich ſchnell um und blickte von neuem feſt und prüfend auf Adolph. Hierauf ſtieß er die raſche Frage heraus: „Waren Sie in Italien? —“

Adolph, auch ſeiner Seits von dem Anblick des Prinzen überraſcht, den er ſeit ſeiner Heimkehr noch nicht geſehen und der ihm doch ſo bekannt dünkte, bejahte eben ſo raſch.

„In Genua? Vor zwei Jahren? Im Sommer — Juli oder Auguſt —“ fragte der Prinz ſchnell hintereinander mit ſichtbarer Bewegung.

„Zu Eurer Hoheit Befehl — im Auguſt vor zwei Jahren,“ entgegnete Adolph, und er zitterte vor Wonne; denn auf einmal war ihm alles klar.

Der Erbprinz war ſein Retter, der mit Gefahr ſeines eignen Lebens den ſinkenden Adolph aus den empörten Fluthen des Golfs von Genua gerettet, dem er vergeblich in Florenz, Rom und Neapel nachgeforſcht hatte — er war ſeines Dankes Gläubiger. —

Bei Adolph's Antwort ſah der Prinz den jungen Mann mit glänzenden Augen an, und dieſer bleich, entfärbt, erſchüttert, drohte zu ſeinen Füßen niederzuſinken — aber der Prinz fing ihn in ſeine offenen Arme auf, und zog ihn ſtumm empor an ſeine Bruſt.

Der Geheimerath war außer sich vor Erstaunen und Verwunderung; der Adjutant sprang hinzu, als gälte es den Prinzen zu vertheidigen. Doch dieser schob leise seinen helfenden Arm zurück. „Lassen Sie, Schwerdtheim, lassen Sie," sprach er. „Es ist eine alte Verbindung zwischen diesem jungen Mann und mir, ein Wiedersehn, auf das keiner von uns gerechnet hatte, und hier droht meinem Leben keine Gefahr. Nicht wahr, lieber Weiß!" sprach er mit der mildesten Stimme und faßte Adolph's Hand.

Adolph küßte diese rettende Hand mit unaussprechlicher Inbrunst; er überströmte sie mit seinen Thränen, die glühend niederfielen, und der Prinz umarmte den wortlosen Jüngling von neuem.

Wie wir ein gerettetes Bäumchen, eine Blume, einen Vogel vorzüglich lieben, sie hegen und gern pflegen, so mochte des Prinzen edles Herz sich zu Adolph, der ihm sein Leben verdankte, hingezogen fühlen. Adolph aber ward von dem ungehofften Glück, seinem Retter denn doch noch danken zu können, übermannt, und diese Last des Glücks wuchs an dem Gedanken, in jenem Langgesuchten, den Thronerben seines Vaterlandes zu erkennen. Eine unnennbare Wonne ließ ihn das einzige Wort: „Dank!" wieder und wieder stammeln, nachdem er sprachlos und wie ohnmächtig an die Brust seines erlauchten Retters hinsank. Der Prinz endete diese ergreifende Scene, indem er Adolph's Hand faßte und in sein Atelier trat. „Wie ist es Ihnen ergangen, mein lieber Weiß," sprach er unbefangen, „seit jenem Tage? Waren Sie lange krank?

Hat der Unfall keine Spuren zurückgelassen? Doch — diese Herren werden überrascht sein," fuhr er zu d'Albe und Schwerdtheim gewendet fort. „Sie müssen wissen," sagte er, „daß ich das unschätzbare Glück gehabt habe, diesen jungen Mann hier, dem Leben, der Kunst, der er heute so viel Ehre macht, unserm Vaterlande endlich, dessen Zierde er einst sein wird, zu erhalten, ein Glück, das ich weit höher anschlage, als wenn es mir gelungen wäre, mein Gebiet um eine Provinz zu vermehren."

„Himmel, Hoheit," rief d'Albe in einem wundersamen Kampf von Gefühlen, „ich weiß — ich weiß alles! Gott! Welch ein Glück für meinen Vetter Adolph. Unser erlauchter Erbprinz — Ihr Retter, Adolph? — Wenn es noch umgekehrt wäre — o, welch ein Glück!" Und damit riß er den plötzlich anerkannten Vetter in einem Ueberschwang von Zärtlichkeit aus den Armen des Prinzen an seine mit dem großen Ordensband gezierte Brust.

Auch Schwerdtheim gratulirte; doch der Geheimerath wußte sich gar nicht zu fassen. Er beurlaubte sich endlich, als man die Beschauung der Basreliefs begann, um Gattin und Tochter die bewundrungswürdige Kunde zu hinterbringen.

Im Innern des Hauses herrschte nicht geringe Ueberraschung. Doch tadelte die Geheimeräthin, welche immer tadeln mußte, ihren Gatten bitter, daß er Adolph nicht sogleich als seinen Verwandten anerkannt hatte. „Wer den Besuch eines Prinzen empfange," lehrte sie,

„sei ein Glücklicher, und die Glücklichen seien mit den Klugen immer verwandt.“

Hierauf forderte sie eiligst ihren Shawl und nachdem sie zwei oder drei andre Dinge in der Eil statt des Halstuches umgeworfen hatte, schickte sie sich an, in den niebesuchten Hof hinabzusteigen, um auch ihren Dank für die Rettung des geliebten Vetters darzubringen. Nebenher sollte zugleich Floresta vorgestellt werden, und einige Hoffnung, zu dem nächsten Hofball eingeladen zu werden, schloß sich also unmittelbar an Adolph's erwünschte Rettung aus den tyrrhenischen Fluthen an.

Während sie mit allen diesen Anstalten noch beschäftigt war, hatte der Prinz Adolph's Atelier durchmustert. Die Basreliefs fanden seinen kennerischen Beifall, er legte Beschlag darauf und bestellte einige Seitenstücke. Zuletzt übertrug er dem beglückten Künstler, der mehr und mehr sein Zutrauen gewann, die architektonische Verzierung seiner halbvollendeten Villa, und überließ sich dabei seinen eigenen Bedingungen. Er that mehr — er befahl ihm, ihn mit seinen Mappen und Entwürfen zu besuchen, und als Adolph nun Gelegenheit nahm, sein Bedenken gegen die Fortsetzung seiner Laufbahn freimüthig auszusprechen, und der Entschlüsse zu gedenken, die ihn jüngst beschäftigt hätten, nannte der Prinz dies eine Untreue gegen einen klaren Beruf, verlangte von ihm, diesen Gedanken zu entsagen, und verhieß ihm, wenn er seiner Kunst treu bliebe, allen den Lohn, den sein Schutz ihm gewähren könne. Mit diesen edlen Worten gab er dem jungen Künstler den kostbarsten Schatz hin, welchen ein Geweih-

ter der Kunst gewinnen kann: Vertrauen zu sich selbst und seinem Beruf. —

Hierauf wurde das vielbewunderte Basrelief einem Diener übergeben, und der Prinz nahm mit einem herzlichen Handdruck von Adolph Abschied. Dieser begleitete ihn so eben an den Wagen als die Geheimeräthin und ihre Tochter nach glücklich beendeter Toilette und dazu gehörigen Ermahnungen, sich die Treppe herabbewegten. Sie erschienen in der Hausflur, als der Wagen davon rollte und hatten noch das Vergnügen, einen gnädigen Gruß mit dem fürstlichen Federhut zum Abschied zu erhalten.

Madame d'Albe verbiß ihren Aerger und trat den Rückweg an, nicht jedoch ohne sich in Glückwünschen gegen den hochgeehrten Vetter, der in seiner Zerstreuung Floresta's Arm ergriffen hatte, auf's Beredteste zu ergießen.

Die Verwandtschaft nahm er gern an, allein andere Glückwünsche bedurfte er in der That nicht. Er war bereits so glücklich, als die vollste Befriedigung einen Sterblichen machen kann. Des Künstlers höchster Lohn, der einzige, der seinen Mühen, seinen Schmerzen, seinen schlummerlosen Nächten ganz entspricht, das Gefühl der Zufriedenheit mit sich, war auf einmal über ihn gekommen, und eines andern Lohnes bedurfte er nicht. Diejenigen irren, welche den echten Künstler bedauern, weil er arm, mittellos, oder unbemerkt bleibt. Hat er jene himmlische Zufriedenheit in seiner Brust, so ist er der Beneidenswerthe; denn kein andrer Lohn der Welt

kommt ihrer Süßigkeit gleich. — Doch auch die sichtbaren Früchte dieses kostbaren Besuchs ließen sich nun nicht lange erwarten. Die Bestallung als Hofarchitekt, mit einem freigebig ausgeworfenen Jahrgehalt folgte kaum acht Tage später dem Auftrage, die ihm übertragene Villa des Prinzen sogleich zu beziehen. Er eilte dahin. Er erfüllte die Erwartungen seines edlen Beschützers und übertraf die des Publicums durch die Vollendung dieses glänzenden Bauwerks, und sein Name ward nun in allen Kreisen ehrenvoll genannt.

Selbst in dem des Geheimeraths konnte man sich jetzt nicht verhehlen, daß sich ihm nun eine sichere und versprechende Zukunft eröffne, und daß man vielleicht Unrecht gehabt habe, seine Bewerbung so entschieden zurückzuweisen, um eine andre zu begünstigen, gegen welche Floresta offenen Widerspruch laut werden ließ. Indeß es war zu spät. Adolph hatte das Haus seines ersten Beschützers nun ganz verlassen und zeigte sich noch seltener, als selbst der von ihm beleidigte Hofrath darin. Er blieb dankbar für den ersten freundlichen Empfang; er begegnete der Hausfrau und ihrer Tochter mit großer Artigkeit, aber nichts verrieth mehr, daß seine alten Wünsche noch lebten.

Mittlerweile sollten die Sachen noch anders zu stehen kommen. Man hatte dem Hofrath Adolph's Entfernung gemeldet, und diesem Triumph für ihn eine deutliche Einladung zur Wiederannäherung hinzugefügt. In dieser Erwartung beriethen Madame d'Albe und ihr Gemahl so eben über die Mittel, den Hofrath zu einer unversänglis-

chen Erklärung zu nöthigen, als der Geheimeräthin ein sauberes Billet von geringem Umfang überbracht wurde. Eine goldberänderte Karte kam daraus zum Vorschein; auf welcher die erblassende Leserin mit Entsetzen die bündige Verlobungsanzeige des Hofraths mit der Tochter eines der reichsten jüdischen Banquiers der Residenz erblickte. Das Blatt entsank ihrer Hand, doch bald genug fand sie die nöthige Fassung wieder, um ihren bebenden Gemahl mit der herkömmlichen Fluth unverdienter Vorwürfe heimzusuchen. „Da haben wir's," rief sie mit aller bei solchen Anlässen ihr eignen Gesundheit der Stimme, „das sind die Folgen Deiner unbesonnenen Vorliebe für heimathlose Handwerker und sogenannte Künstler, für niedrige und unpassende Gesellschaft, die ich in meinem Hause dulden mußte; die Folgen Deiner Phantastereien, Deiner sentimentalen Erinnerungen an verdorbene Jugendfreunde, Deiner . . ."

Hier erstickte der Zorn ihre Stimme. Der Geheimerath nahm diesen Augenblick der Ruhe geschickt wahr, seine gewitternde Concordia zärtlich an ihre Kränklichkeit zu erinnern, und sie zu bitten, sich zu beruhigen und ihn zu schonen. Als das wirksamste Trostmittel versprach er ihr endlich, Adolph solle wiederkommen. Die Geheimeräthin war zu erschöpft, um hierauf etwas entgegnen zu können. Sie schwieg, und d'Albe wußte dies Schweigen zu deuten.

Der Sturm ging vorüber. Adolph kam wieder. Floresta's treue und schüchterne Liebe machte die erfahrnen Kränkungen schnell wieder gut, und als der Erbprinz selbst sich herabließ, Adolph's Brautwerber bei ihrem Va-

ter zu machen, vermochte d'Albe, von so viel Ehre überwältigt, nicht zu widerstehen. Er würdigte von nun an das stille Glück und den Rang besser, welcher dem berufenen Künstler in der Gesellschaft zukömmt, und zwei Monate später sandte Madame d'Albe eine, mit eigner Hand zierlich beschriebene Karte in das Haus des Hofrath von Herring, in der sie ihm, nicht ohne das süße Gefühl befriedigter Rache, die Verbindung ihrer Tochter mit dem Hofbaurath von Weiß anzeigte. Herring empfing diese Karte jedoch nicht mehr; denn er hatte es vorgezogen, sich an eben diesem Tage von seiner Braut zu beurlauben und einer gegen ihn verhängten Untersuchung, bei der von schweren Dienstverletzungen die Rede war, durch die Flucht zuvorzukommen. —

Joseph Longhi.

Lebensgeschichtliche Skizze

von

H. M. Melford.

Joseph Longhi gehört zu denjenigen Männern, welche der Himmel nicht nur mit ausgezeichnetem Talent geschmückt, um in ihrem Berufskreise durch Förderung ihrer schönen Kunst eine glanzvolle Stelle zu behaupten, sondern auch mit Bürgertugenden höherer Art, denen Verehrung gebührt und so gern gezollt wird.

Er wurde zu Monza im Jahre 1766 geboren, wo seine Eltern den Ruf redlicher Bürger genossen, und ihn schon frühzeitig auf dem heimischen Gymnasium mit den Anfangsgründen italienischer und lateinischer Wissenschaften bekannt machen ließen, um ihn einst dem Priesterstande zu widmen. Doch Longhi war nicht geneigt, klösterlicher Einsamkeit oder dem Dienst am Altar des Herrn ein Leben weihen zu wollen, das ein geheimer Drang zu den Künsten mächtiger hinzog, und welcher sich schon in dem aufblühenden, mit reicher Einbildungskraft begabten Knaben

so unverkennbar ankündigte, als er seine Mitschüler und Lehrer zeichnete, unter welchen Spielen der Laune ein mit Kohle an der Mauer gezeichnetes Bild so ähnlich war, daß man es lange Zeit verwahrte. So konnte er den Willen seiner Eltern nicht Gehorsam leisten, und zog die Zeichenkunst den Wissenschaften vor.

Longhi bekennt dieses selbst in seinem Leben Buonarotti's, als er die Schwierigkeiten erwähnt, welche dieser große Mann zu bekämpfen hatte, um einer Kunst leben zu können, zu welcher ihn seine Anlagen so sehr geeignet machten, und die seine Eltern unterdrücken zu können glaubten.

Longhi erlangte endlich seinen Wunsch und begab sich nach Mailand, wo ein Freund der Künste, Dr. Mussi, ihn aufmunterte, indem er ihn die schönsten Kupferstiche copiren ließ, wodurch er ihn zugleich in den Stand setzte die Unkosten tragen zu können, welche Portraits in Pastell, mit Crayon, und in Miniatur, die er verfertigte, erheischten.

Kaum gestatteten es ihm seine Verhältnisse, als er schon eine Reise durch Toscana nach Rom unternahm, wo er sich bestrebte die Arbeiten der hohen Meister zu studiren, um sich zu jenem Schönen zu erheben, welches, das Lieblichste der Natur verschmelzend, die Natur selbst besiegt.

Unter so vielen Künsten die ihn anzogen, wählte er die Zeichen- und die Kupferstecherkunst, Freundinnen der Malerei und der Bildnerei, die ihre wundersamen Schöpfungen weithin anschaulich verbreiten, Künste, ohne welche der von Italien fern Lebende, nur ein schwaches Bild von den dort

aufgestellten Wundern der Bildhauerei und Malerei haben würde.

Longhi rüstete sich frühzeitig zu diesem Berufe aus, den schon Rafael in Albrecht Dürer, und der seinem Beispiel gefolgten edlen Schaar so sehr gelobt. Er machte daher verschiedene Versuche nach Guido Reni, Crespi und Rembrandt bekannt, die ihm öffentliches Lob verschafften und zum Fortschreiten aufmunterten.

Bald begünstigte ihn die Dankbarkeit seines Vaterlandes als Wangelisti, Professor der Kupferstecherkunst an der Academie zu Mailand, starb, und beförderte ihn, in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren, zu dieser ehrenvollen Stelle.

Longhi fühlte ganz die Würde des Amtes, zu welchem er erhoben worden, und die Verpflichtung, den Hoffnungen des kunstvollen Vaterlandes zu entsprechen. Er war daher zuerst beflissen, nicht nur noch höhere Vollkommenheit, sondern auch die nöthigen Kenntnisse zu erlangen, um seine Lehren wirksam und das Gemüth seiner Zöglinge ergreifend, vortragen zu können: ein Beispiel, das Künstlern nicht genug empfohlen werden kann, indem die Kunst angenehm vorzutragen, gleichwie der Firniß dem Gemälde, Glanz und Frische ertheilt.

Er bereicherte sich in der That mit so mannigfachen Kenntnissen, daß er nicht nur, gleich Vasari, in elegantem Style Buonarotti und Appiani huldigen, beredsam nützliche Lehren an der mailänder Academie ausstreuen, sondern auch in eigenen Schöpfungen unabhängig erglänzen konnte. Dieses bekunden mehrere Köpfe, und be-

sonders in seiner letzten Lebenszeit der Versuch, in drei und dreißig Köpfen die Verschiedenheit der menschlichen Physiognomien in den verschiedenen Lebensaltern, und das Schöne in den Gesichtszügen einiger Nationen darzustellen; ein Werk das gewiß vielen Scharfsinn erforderte, und welches er bis auf die letzte Vollendung gebracht hat. Hiertzu können wir noch eine große Anzahl mit höchster Aehnlichkeit ausgeführter vortrefflicher Portraits fügen, unter denen das des berühmten Arztes Verda, welches auch gestochen worden, sich auszeichnet. Ferner, eine Susanna, und zwei Umrisse zu größeren Kompositionen, welche den Tod des Berengarius zu Verona, und Jupiter und Callisto vorstellen. Im Portraitiren besaß Longhi unendliche Gewandheit die Züge aufzufassen und schnell zu zeichnen Gleich Vandyk pflegte er sich oft, bevor er an das Werk ging, mit Personen lange zu unterhalten, bis er irgend eine hervorstechende Eigenthümlichkeit, welche den Charakter am besten bezeichnet, entdeckte.

Auf diese Art wetteiferte er mit Caracci und den großen Künstlern des sechszehnten Jahrhunderts, welche komponirt und ihre eigenen Zeichnungen gestochen haben.

Während Longhi so eifrig seiner eigenen Vervollkommnung oblag, entging es ihm nicht, daß die Kunst ungeachtet der großen vaterländischen und ausländischen Meister, doch einer Verbesserung fähig wäre. Vor allem wollte er der Unbequemlichkeit abhelfen, welcher der Stecher im Halten der Platte ausgesetzt ist, und seiner Erfindung, wodurch die größte Platte mit Leichtigkeit hin und her bewegt werden kann, wurde der academische Preis zu

Theil, so wie der Beifall der europäischen Künstler, die sich derselben bedienten.

Longhi verfaßte nun auch ein Lehrbuch, das die Regeln der Kunst enthält, um Lernenden eine sichere Bahn vorzuzeichnen, unter dem Titel: Calcografia propr: detta, ossia l'arte d'incidere in rame coll'acqua-forte, col bulino e colla punta. Ragionamenti letti nelle adunanze dell' I. R. Istituto di Scienze, Lettere ed Arti del Regno Lombardo-Veneto. Opera di Giuseppe Longhi. Vol: I. conc: la teorica. Milano 1830. Stamp: Reale.

Aber die besten Lehren, welche er seinen Zöglingen hinterließ, sind sein Beispiel und seine, fast die Zahl von vierzig erreichenden Kupferstichwerke verschiedener Größe und Art, die er so schnell auf einander folgen ließ. Sein größtes Ergötzen fand er in den Werken der höchsten Meister, und wechselweise verewigte er die Werke des Dolce, Crespi, Albano, Leonardo, Rafael und Correggio. In allen bietet er eine solche Reinheit des Styls, Zartheit der Tinte und Weichheit des Fleisches dar, daß es Verwunderung erregt wie sein Grabstichel den Zauber der Malerei wiederzugeben wußte; noch besonders strebte er mit großem Erfolg, den Charakter der Gemälde so verschiedener Meister, so weit es die Kunst zuläßt, zu erreichen.

Zwei große Namen, die der größten Künstler Italiens Rafael und Michel-Angelo, füllten seine Seele aus. Des ersten Vermählung der heiligen Jungfrau, so wie des zweiten Portrait hatte er bereits gestochen und des letztern Leben beschrieben. Diese Na-

men waren ihm zu theuer, um sich je von ihren Werken zu trennen. Kaum war daher die heilige Familie von Rafael, welche Brocca in Mailand besitzt, aus Spanien angelangt, als er den Stich derselben begann und ein Werk vollendete, das seine Landsleute seine ruhmvollste Arbeit nennen.

Noch ein großer Gedanke beschäftigte Longhi, dessen Ausführung der Tod vereitelte.

Michel Angelo's jüngstes Gericht in der sixtinischen Kapelle, die erhabenste Schöpfung italienischer Kunst eilt seiner Zerstörung entgegen. Longhi wurde von diesem Gedanken ergriffen, und seit vielen Jahren schon ging er damit um, es auf eine des Meisters würdige Weise zu stechen. Er gab Minardi, der vielleicht der größte unter den italienischen Zeichnern in Anwendung des Crayons ist, die Zeichnung auf. So sehr auch selbst Minardi nicht vermochte das Erhabene Michel Angelo's, und besonders die Figur des Heilandes zu erreichen, und vor dem Unternehmen erbebte; so fiel doch die Zeichnung vortrefflich aus.

Longhi begann das Werk mit großer Emsigkeit, und die Länge der Zeit vorhersehend, welche es erforderte, arbeitete er es in freier Manier. Schon hatte er den oberen Theil zum Aetzen angeordnet, und auch eine Gruppe zur Linken, in welcher der Heiland und Petrus zu sehen, als er von einem Schlagflusse befallen, nach einem Kampf von wenigen Tagen am zweiten Januar 1831 verschied.

Der Tod dieses ausgezeichneten Künstlers verbreitete

allgemeine Trauer, denn Jeder fühlte sich geehrt, von ihm gekannt zu sein.

Longhi war in seinem Aeußern ernst-heiter, von hoher, wohlgebauter Gestalt, er besaß viele Beredsamkeit, und hatte durch mehrfache Reisen und lange Studien einen Schatz von Kenntnissen gesammelt. Er hatte an der Versammlung zu Lyon Theil genommen, wurde oft, sowohl im lombardischen Institut als in der Academie, zur Ausführung wichtiger Aufträge erwählt; und, sogar Mitglied des mailändischen Municipalraths, wußte er die ihm anvertrauten Angelegenheiten mit Klugheit und Umsicht zu leiten. Er wurde mit dem Orden der eisernen Krone geziert, und von den vornehmsten französischen und italienischen Academien berufen, entsprach er stets würdevoll den ihm zu Theil gewordenen Ehrenbezeigungen. Wer eines Rathes bedurfte, den schönen Künsten huldigen wollte, oder ein richtiges Urtheil über irgend ein Werk alter oder neuer Kunst zu haben wünschte, nahm zu ihm seine Zuflucht, und Jedem ertheilte er genügende Befriedigung. Seit einer langen Reihe von Jahren Lehrer der Jugend war sie seinem Herzen so werth, daß er nicht nur mit Lehren, sondern auch mit jeglicher Unterstützung seine liebevolle Freigebigkeit bekundete, und ein Zögling, der sich Kenntnisse und seine Achtung erworben hatte, war gewiß, zu einem nützlichen Ziele geleitet zu werden. Aber auch der Ruf seiner Zöglinge war ihm theuer, und freimüthig unternahm er ihre Vertheidigung, so wie es in seinen letzten Lebenstagen mit zweien seiner ausgezeichnetsten Schüler, P. Anderloni und G. Garavaglia der Fall war,

welche im Jahre 1830, zwei meisterhafte, der lombardischen Schule zur höchsten Ehre gereichende Kupferstiche, Rafael's Heliodor und Appiani's Jakob, öffentlich ausgestellt haben. Daher war der Name Longhi in Mailand volksbeliebt, jeder rühmte sich seiner Freundschaft und Bekanntschaft; als ihn die tödtliche Krankheit überfiel, verbreitete sich die Nachricht mit Blitzesschnelle durch die Stadt, und seinem Tode folgte ungeheucheltes, allgemeines Wehklagen, als ob die Stadt von einem öffentlichen Unglück heimgesucht worden wäre.

Seiner sterblichen Hülle folgten die Professoren der Academie, viele Gelehrte, Maler, Bildhauer, eine große Anzahl seiner Eleven, und Männer aus allen Ständen. Herr Longhena hielt eine Rede, um an die Verdienste des Verblichenen zu erinnern, und der academische Secretair Herr Fumagalli sagte das letzte Lebewohl dem Freunde, dessen Ruf nur mit den schönen Künsten untergehen kann.

Ein Verzeichniß seiner Werke, wie er es selbst aufgesetzt und bekannt gemacht, möge als ein dauerndes, vielbedeutendes Denkmal seiner künstlerischen Thätigkeit und Größe diese Lebensskizze schließen.

1) Der Genius der Musik, von Guido Reni. (Erster Versuch des Kupferstechens.) 2) Der heilige Hieronymus, von Dan. Crespi. 3) Portrait des Rembrandt, von ihm selbst. 4) Ein alter Mann. Halbe ovale Figur, von demselben. 5) Ein Aethiopier, von Rubens. Halbe ovale Figur. 6) Unbekanntes Bild, von unbekanntem Maler. 7) Bürgermeister, von Rembrandt. 8) Ein

Muſelmann, von demſelben. 9) Madonna, von C. Dolci. 10) Kleines Bild, von Rembrandt. 11) Ein Köpfchen. Phantaſieſtück. 12) Ein Tabakraucher. Phantaſieſtück. 13) Eine alte Frau. Nach dem Leben. 14) Sokrates. Kleiner Kopf. 15) Köpfchen, von G. Dow. 16) Die Grablegung Chriſti, von Dan. Crespi. 17) Enthauptung Johannes des Täufers, von G. Dow. 18) Portrait eines Ungars. 19) Die Ruhe in Egypten. (für Rechnung der Herren Artaria u. Fontaine in Mannheim.) 20) Die heilige Magdalena, von Correggio (für dieſelbe Rechn.). 21) Galater, von Albani. 22) Pan und Siringe, Phantaſieſtück. 23) Portrait ſeines Bruders G. B. Longhi. 24) Portrait des M. Angelo. 25) Portrait des venet. Dogen Enrico Dandolo. 26) Portrait Franz I., Kaiſer von Oeſterreich. 27) Die Vermählung der heil. Jungfrau, von Rafael. 28) Mutterfreuden, von Lawrence. 29) Madonna del Lago, von L. da Vinci. 30) Die heil. Familie, von Rafael. (Für Rechnung Pagni Sohn & Comp. in Florenz.) 31) Philoſoph, von Rembrandt. (Unter ſeiner Leitung, und von ihm vollendet.) 32) Philoſoph, von demſelben. 33) Die Viſion Ezechiel's, von Rafael. 34) Portrait des Rembrandt, von ihm ſelbſt. 35) Madonna (mad: col devoto), von L. da Vinci. 36) Das jüngſte Gericht, von M. Angelo Buonarotti. 37) Die heil. Familie, von Rafael. Nach dem Bilde des Herrn Brocca in Mailand. 38) Verſchiedene Portraits: N. Buonaparte's und des Herzog's von Leuchtenberg.

Die letzten Frangipani.

Eine Novelle

von

C. v. Wachsmann.

O, welche Schmerzensthränen fließen hier
Auf Erden, wie viel Tode sterben wir!
Wir trauern um gebrochner Freundschaft Band,
Um unsre Jugendliebe, die verschwand. —

Stolz und mächtig, mit Wall und Graben, Eckthürmen und stattlichen Zinnen, das Ganze von einem Hauptthurme überragt, lag, von niedrigen Hütten in einiger Entfernung umgeben, das hungarische Schloß Terſacz, der Wohnsitz der Grafen Frangipani. Eine Doppelallee, die sich von dem Schlosse her, durch einen lieblichen, von Gebüschen durchschnittenen Wiesengrund erstreckte, welcher nur in der Nähe des ersteren, durch einige von der Kunst geschaffene Anlagen das Ansehen eines, nach dem Geschmacke der damaligen Zeit etwas geschnörkelten Gartens gewonnen hatte, bot einen angenehmen, vor der Hitze des Hochsommers schützenden Spaziergang dar. Der Schloßherr, Graf Peter Frangipani,

ein Greis von hoher Gestalt, doch schon etwas von den Jahren gebeugt, durchwandelte ihn — es war an einem Sommerabende in den sechziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts — an der Seite eines Mannes von gleichem Alter, doch von weit rüstigern Aeußern, dessen glänzende Kleidung, so wie der klirrende Säbel in silberner Scheide, den vornehmen Magnaten bezeichnete. Der Ausdruck des Gesichts des Schloßherrn war sehr sanfter Art; man sah, daß bittre Lebenserfahrungen tiefe Spuren in diese wohlwollenden Züge gegraben hatten, aber dennoch blickte das helle blaue Auge wohlwollend und mild. Das Antlitz des Magnaten Nicolas Eödenffi — so hieß der Gefährte Frangipani's — zeigte dagegen ein Bild von Schroffheit und stolzer Härte, mit dem der heisere rauhe Ton der Stimme, so wie die Gewohnheit, sich den mächtigen Schnurbart unaufhörlich aufwärts zu drehen, oder auf lärmende Weise mit dem Säbel zu spielen, auf ganz besondere Art übereinstimmte. Das Gespräch beider Männer, welche von Zeit zu Zeit still standen, ward lebhaft, doch, von Seiten Frangipani's, mit sanfter, von der seines Gefährten aber, mit lauter, tönender Stimme geführt. Es betraf einen Proceß den Beide gegen einander geführt hatten, und der erst vor wenig Monaten durch einen Vergleich beendigt worden war.

„Ihr mögt recht haben, Herr von Tersacz," hob Eödenffi, nachdem ihm sein Begleiter gutmüthig, doch kopfschüttelnd, angelächelt hatte, zu sprechen an, „Ihr mögt recht haben, und mein Sohn Stephan redet so wie

Ihr, es war mir aber nicht um den Plunder von einem Dutzend Bauern und ein Stück Land. — Gott sei Dank! die Güter in dieser Gespanschaft, die an die Euren grenzen, und die ich, wie Ihr wißt, seit dem Tode meiner seligen Elisabeth gestern zum erstenmale betreten habe, sind kaum der zehnte Theil der Habe des alten Nicolas Ödenffi. — Es war mir um mein gutes Recht, und dieses — nehmt's nicht übel — glaube ich nicht verloren, sondern freiwillig aufgegeben zu haben, weil Stephan mich so dringend darum bat, weil ich die Sache satt hatte —"

„Und nicht auch," fiel Frangipani freundlich ein, „weil Ihr Euch erinnertet, daß der, gegen den Ihr den Proceß begonnen hattet, einst der Freund Eurer Jugend, Euer Nachbar, und sein Weib die innigste Freundin Eurer Gemahlin gewesen war? — Ach, lieber Nicolas, erinnert Ihr Euch nicht zuweilen der glücklichen Tage, der traulichen Abendstunden, die wir einst dort in den Hallen des alten Steinhaufens —" er zeigte nach der Gegend des Schlosses — „oder drüben in Euerm freundlichen Schlosse verlebten? — Gedenkt Ihr nicht mehr der Zeiten, wo Ihr meinen Christoph, meine Therese auf Eurem Schooße hieltet, und die kecken Kleinen Euch mit den fleischigen weißen Händen ungestraft in dem Barte wühlen durften? — Habt Ihr die Zeiten vergessen, wo wir als rüstige Jäger diese Wiesen, jene Höhen und Wälder durchstreiften? Wo wir den Tag für verloren achteten, den wir nicht zusammen verlebt? Die Stunden, die Ihr unter diesen Eichen zugebracht, wo Ihr Theresen und die Knaben im Flintenschießen unterwiesen, das Mädchen gelobt, die Kna-

ben getadelt? — Es waren," schloß Frangipani mit leiser Stimme und schwimmendem Auge, „es waren glückliche Zeiten."

„Wohl waren sie das, Peter Frangipani," entgegnete der Magnat, indem seine Stimme weniger hart und rauh als vorher ertönte. „Still und friedlich lebten wir auf unsern Schlössern, und nachbarlich und friedlich wie wir, lebte der ganze Adel der Magyaren. Durch vielfache Verwandtschaft verschwägert, durch die treue Meinung eines redlichen Herzens verbrüdert, lebten alle wie eine große Familie. Der Magnat, wie der Obergespan, die Nobiles possessionati (Ritterschaft) wie die niedern, aber edelgebornen, Armalistae (Edelleute) hatten und liebten nur einen Herrn — er war in Wien — sie hatten nur einen Feind — es war der Türke — ha! und erscholl dann der Kriegsruf des ersten, ertönte das Allah! des letztern, mit welcher Kraft, mit welcher Freudigkeit erhob sich alles! welch' kriegerisch reges Leben durchtobte die Hallen der Schlösser, der Magnaten und Barone, welche Lebendigkeit zeigte sich in dem bescheidenen Hause des Ritters, in der Strohhütte des freien Edlen! Wie die heilige Oriflamme der Kreuzzüge, schwebte der Doppeladler des Kaisers dem Zuge voran. Vorrückend nach Südost, strömten unter vaterländischen Bannern die treuen Heerhaufen der Magyaren ihm freudig zu. Alle Augen waren auf das geliebte Zeichen gerichtet, es galt uns für Konstantin's Labarum. Begeistert flogen dann die hungarischen Säbel aus der Scheide, und hell und freudig übertönte das: „Moriamur pro nostro rege!" das ersterbende Angriffsgebrüll der Barbaren." —

„Ihr habt recht Cöbenssi!" sprach Graf Frangipani, und sein milder Blick begann zu glänzen. „Es war eine schöne Zeit, die Zeit unserer Jugend. Wir fochten zwar gegen den Erbfeind mit wenigem Glück, und der Tag vom St. Gotthard hat die alte Schuld erst wieder wett gemacht, aber Einigkeit, Liebe und Vertrauen war unter uns, und das ließ uns selbst das Unglück leicht ertragen. Sie ist dahin die schöne Zeit!" — —

„Und wer ist schuld, daß sie dahin ist?" rief der Magnat mit rauhem Ton, und indem er wild den klirrenden Säbel gegen den Boden stieß. „Wer ist schuld als jene Rotte der Ragoczy, Nadasdy, Zrini und wie sie alle heißen. Auch Euer Sohn — nehmt es mir nicht übel Herr von Terfacz, aber es muß heraus — auch Euer Sohn gehört zu den Unruhstiftern, zu jenen Menschen, die wie der Feind bei Nachtzeit Unkraut unter den Waizen säen, zu den Brauseköpfen, die neue Ideen an's Licht bringen, und am Ende, wenn es nach ihnen ginge, jede Gespanschaft zu einem unabhängigen Fürstenthume, das Ganze aber zu einem Staatenbunde machen, und endlich unter den Schutz des Turbans stellen möchten. — Doch bei Gott" — hier stieß der Magnat den gräßlichen ungarischen Nationalfluch aus — „ehe es dahin kommt" —

„Ich bitte Euch, sprecht, wer denkt daran?" fiel Graf Frangipani lebhaft dem Vorigen in das Wort. Der ehrvergessene Ungar, der das Reich zerreißen, den Christenstaat unter den Schutz des Erbfeindes stellen wollte, ihm wäre besser er würde nach altmagyarischem Brauch,

wie der, der sich des Vatermordes schuldig gemacht, mit Hund, Hahn, Katze und Eidechse in einen ledernen Sack gesteckt, und lebendig in's Wasser geworfen! — Nein, Eödenffi! ein solches Verbrechen ist noch nie einem Ungar in den Sinn gekommen, mit Ausnahme des Nichtswürdigen, der vor einigen Jahren die kleine Veste Székélyhid verrathen und den Türken in die Hände spielen wollte, und der deshalb, wie Ihr wißt, zu Kálló lebendig am Spieße gebraten wurde. — Ha! käme es je dahin, jeder redliche Magyar würde auf den Verbrecher Jagd machen, nicht das eigne Dach, nicht das Vaterhaus, würde den Landesverräther schützen, ja der Vater selbst, wäre er ein treuer Unterthan des Königs, müßte den Sohn dem Rächer überliefern, als Richter ihn zum Tode verurtheilen."

„Ich glaube Euch — nein ich bin überzeugt —" verbesserte der Magnat, „daß Ihr es so meint, wie Ihr sprecht — dennoch —" dies sagte er mit ganz eigenthümlichem Blicke auf den Grafen — „solltet Ihr in dieser Angelegenheit nicht so entschieden aburtheilen."

„Und warum nicht Herr Obergespan?" fragte Frangipani, indem eine leichte Röthe sein Gesicht überflog, und die milden Züge sich ernster zusammenzogen. „Hat man in Wien wieder eine neue Konspiration ersonnen, und bin ich etwa einer der Rädelsführer? oder haftet sonst ein Flecken auf dem Namen Frangipani?"

„Auf dem Euren nicht; gewiß nicht!" versicherte der Magnat; doch einen ganz besondern Nachdruck auf das Wort „Euer" legend. „Uebrigens werdet Ihr nicht

läugnen können, daß eine nicht geringe Anzahl Mißvergnügter sich unter unserm Adel befinden."

„Und haben sie etwa dazu nicht Ursach?" sprach der Graf mit trübem Blick. „Offen, Freund! ist je wohl die Konstitution so schwer verletzt worden, wie in unsern Zeiten? — Ich spreche nicht davon, daß, durch unüberlegt angefangene und unglücklich geführte Kriege, blühende Landschaften vom Reiche abgerissen, und in die Hand des Feindes gegeben wurden — das ist ein Unglück, dem alle Völker früher oder später einmal unterlegen sind, und Völker wie Menschen haben eine Zeit, wo sie, vom Glück verwöhnt, durch's Unglück geläutert werden müssen — ich rede vom offenen Bruche der Verfassung; oder nennt Ihr es keinen, wenn der König am siebzehnten September des Jahres vierundsechzig sich verpflichtete, alle Besatzungen aus Siebenbürgen zu ziehen, und seinem Wahleide gemäß in seine deutschen Lande zurück zu führen, statt dessen aber die hungarischen Städte und Festungen damit erfüllte, und sie bis heut darin ließ?" —

„Ich billige es nicht, daß er es gethan hat!" sagte der Magnat sich unwillig den Schnurbart empor drehend. „Ihr wißt es, daß ich am letzten Reichstag hart dagegen gekämpft. — Klug mochte die Maßregel sein — ein Italiener und ein Deutscher, Portia und Lobkowitz, hatten sie ja ausgeheckt — aber groß war sie nicht. Er hätte der Redlichkeit des Volks vertrauen, der Hand des Magyaren es überlassen müssen, die des Verräthers, die ihm nach der heiligen Krone greifen wollte, vom Rumpfe zu hauen." —

„Also wirklich, Nicolas Tödenffi, der kluge Staatsmann glaubt an solche Märchen? der mächtige Magnat, der Magister Tabernicorum (Erzschatzmeister) Ungarns ist der Meinung, daß einige Unbesonnene wirklich etwas Bedeutendes unternehmen könnten?" sagte Frangipani lächelnd, und indem er mit dem Kopfe schüttelte.

„Ich glaube daran weil ich es weiß, daß es so ist!" entgegnete fest der Magnat.

„Und was wißt Ihr?" sagte der Graf, den Vorigen fest in's Auge fassend. — „O, seid nicht blos ein Unglücksrabe!" fuhr er unruhig fort. „Ihr habt etwas auf dem Herzen! Sprecht es aus; laßt es mir einen Beweis sein, daß es Euch Ernst ist unser altes Verhältniß wieder herstellen zu wollen."

„Daß ich dies will," sprach der Magnat, „davon gab ich Euch den besten Beweis, als ich unsern Rechtsstreit fallen ließ, und für meinen Stephan um die Hand Eurer Thereſe anhielt. — Doch laßt mich frei und offen sprechen. Man weiß in Wien, daß es unter einem großen Theil unsers Adels zuckt und gährt; man weiß, daß allerhand Pläne gesponnen werden, und geheime Vereine gebildet worden sind. Als Häupter derselben nennt man Ragoczy, Nadasdy, Zryni, Tettenbach und — Euern Sohn."

„Unsinn! höllischer, verdammter Unsinn!" fuhr Frangipani auf. — „Doch warum ereifere ich mich? welch tolles Zeug ist nicht schon von Hofschranzen erdacht worden, wenn es darauf ankam, dem Herrn die Herzen eines wackeren Volkes zu entfremden! — Mein Sohn, der un-

befangene Jüngling! es ist unglaublich. — Zählen sie mich, mit einem Fuße in der Grube stehenden Greis, nicht auch etwa zu den Verräthern?" —

„Euch glaubt man der Sache fremd. — Wäre ich auch sonst etwa hier? hätte ich Euch einen Antrag zu einem Familienbündnisse gemacht, wenn dem nicht so wäre?" erwiederte stolz der Erzschatzmeister. „Der Name Eödenffi hat seit Jahrhunderten einen zu reinen Klang, als daß er mit etwas Beflecktem in Berührung kommen sollte. — Nein, Graf Frangipani! Von Euch war nicht die Rede, und Euern Sohn betrachtete man als einen jungen Brausekopf, den Euer, und wenn die Verbindung zwischen meinem Stephan und Eurer Tochter zu Stande gekommen ist, auch m e i n Ansehn auf den rechten Weg zurückbringen wird. Daß diese Verbindung aber recht bald statt finde" —

„Niemand kann dies sehnlicher wünschen wie ich!" sagte der Graf dem Magnaten herzlich die Hand schüttelnd; „dennoch —"

„Dennoch?" fragte Eödenffi mit Schärfe im Tone.

„Dennoch wünschte ich, daß Ihr den jungen Leuten etwas Zeit ließet, sich wieder näher zu befreunden!" sprach Frangipani. „Ihr werdet mir zwar sagen, daß sie sich einst wie Bruder und Schwester liebten, daß Eins nicht ohne das Andere leben konnte, und dies ist wahr; aber damals waren sie Kinder, es sind zehn Jahre seitdem vergangen, und das Herz des Menschen ist ein wandelbares Ding."

„Mein Stephan hängt heute wie damals an Theresen," sagte der Magnat, „und dies ist es auch vorzüglich" —

„Was Euch bewog mir die Versöhnungshand zu reichen?“ fiel lächelnd Frangipani ihm in die Rede. „Ich glaub's Euch, Freund, und habe daher nicht weniger feurig die Rechte des Vaters ergriffen, die von der des Sohnes unterstützt ward. — Indeß giebt es einen Umstand, der — schon um des Wohls Eures Sohnes wegen — verdient gar reiflich erwogen zu werden. Ihr wißt es, Nicolas, ich liebte mein Weib von Herzen, es liebte mich wieder, dennoch waren wir nicht ganz glücklich. Der Grund lag in den Charakteren. Dieselbe Verschiedenheit scheint mir in denen Eures Sohnes und meiner Tochter statt zu finden. Therese ist feurig, aufbrausend, leicht bewegt wie ihre Mutter, Euer Stephan ruhig, kalt, besonnen, wie ich es war. Rechnet nun dazu, daß Therese die Mutter früh verlor, daß sie eine, ich möchte sagen fast männliche Erziehung erhalten hat, daß sie in jenem einsamen Schlosse aufwuchs, ohne je in den Kreis junger Männer zu treten, und nun urtheilt selbst, ob es wohl gerathen, eine für die Lebenszeit abzuschließende Verbindung zu übereilen.“

„Ihr mögt recht haben Peter Frangipani!“ sprach der Magnat mit etwas erkünstelter Ruhe, doch düsterblikkenden Auges. „Einige Tage lasse ich Eurer Tochter Zeit, den Antrag zu bedenken; es geschieht dies der Sitte und dem Gebrauch zu Ehren. Demungeachtet erlaubt mir den Wahn, daß manche Magnatentochter unseres Landes eine Bedenkzeit überflüssig halten würde, wenn der einzige Erbe des Namens und der Güter des alten Geschlechtes der Cödenffi um ihre Hand zu werben käme.“

„Jede der Töchter unsers magyarischen Adels würde

stolz auf eine solche Werbung sein!" entgegnete mild der Graf, und die Falten in dem Antlitze des Erzschatzmeisters fingen an sich auszuglätten. „Demungeachtet glaube ich, daß es besser für die jungen Leute ist, wenn die Sache nicht übereilt wird. Ich habe, durch meine eigenen Erfahrungen gewarnt, Theresen oft mein Wort gegeben, daß Niemand als sie selbst, vorausgesetzt daß ihre Wahl auf einen würdigen, ihr ebenbürtigen Freier fiele — über ihre Hand verfügen solle, und dies Wort will ich auch halten. Ueberdies," schloß Frangipani lächelnd, „ist keine Gefahr dabei. Therese hat seit ihrer Kindheit kaum zwei oder dreimal unsere Einsamkeit verlassen. Sie kennt nicht die Welt und ihre Freuden. Die Flinte in der Hand die Schluchten des Tatragebirges zu durchstreifen, war ihre einzige Lust. Alle jungen Männer ihres Standes sind ihr gänzlich fremd. Jetzt wirbt der Gespiele ihrer Jugend, der Gefährte ihrer Kinderjahre, ein wackerer, edler Jüngling, um ihre Hand; es ist nicht denkbar, daß sie nicht mit Freuden einwilligen sollte."

„Ich zweifle gleichfalls nicht daran!" sagte der Magnat freundlicher als vorher. „Es ist mir nur meines Stephan's wegen, und ihm hätte ich gern frohe Botschaft nach Hause gebracht. Ihr glaubt nicht, Herr von Terfacz, wie sich der junge Mensch verändert hat. Wie Ihr wißt war er von jeher etwas düster und träumerisch, sah alles schwarz. Jetzt aber, vorzüglich seit unserem verdammten Proceß ist vollends alles aus. Unaufhörlich spricht er von Theresen, an ihrem Besitz nur hängt jeder seiner Gedanken, und dennoch behauptet er unaufhörlich, dieser sei ihm nicht beschieden."

„Der gute Stephan! der wackere Junge!" sprach Frangipani. „Durch Beilegung unseres Rechtsstreites ist, denke ich, jedes Hinderniß, das seinen Wünschen im Wege stand, bei Seite geräumt."

„Ich sagte ihm dies auch!" fiel Ödenffi heftig ein; „Und dennoch — werdet Ihr es glauben — rief er noch gestern: „Vater! glaubt es mir, Thereſe wird nie mein Weib; ich habe eine Unglücksahnung." —

„Ich spreche noch heute mit meiner Tochter!" rief der Graf. „Das konnte ich nicht ahnen, als ich vom Aufschub sprach, daß unser Stephan, den ich wie einen Sohn geliebt so trübe Gedanken hegen würde."

„Also Euer Wort?" — fragte freundlich der Magnat, dem Grafen die Rechte reichend.

„Wie könnt Ihr fragen?" entgegnete dieser die dargebotene ergreifend. „Wem könnte ich lieber mein Kind in die Arme führen wie Eurem Sohn?"

„Nun wohl!" rief Ödenffi. „Ich reise heute noch mit Stephan nach einem meiner Güter bei Oedenburg; in wenigen Tagen sind wir zurück. Dann, Freund —" „Dann kommt Ihr und holt Euch freundliche Antwort!" erwiederte der Graf. „Das will ich!" sprach freundlich der Magnat, indem er einen Diener herbeiwinkte, der einen prachtvoll aufgezäumten, am Gebisse kauenden Schecken herbeiführte. „Und das sage ich Euch, Peter Frangipani," schloß er lachend, „daß, wenn wir kommen, die Brautsuppe auf dem Tische raucht, so wie unser Nationalgericht das Gulyás-hus oder jedenfalls eine Schüssel Kocsonya, die man bei Euch besser traf, wie sonst in ir-

gend einem Schlosse in ganz Ungarn." „Ihr sollt sie haben, und ein gutes Glas Tokayer oder Meneser dazu!" entgegnete der Graf, während sich der Magnat mit der Rüstigkeit eines Jünglings auf's Pferd schwenkte, und nach einem Griff an die Mütze über das Blachfeld sprengte. — Ungefähr eine Stunde nach dem eben geschilderten Gespräche, kam ein junger Mann mit eiligen Schritten von der Gegend des Schlosses her die Allee herauf, und blieb, mit ungeduldig spähenden Blicken in der Gegend umherschauend, am Ende derselben an eine Eiche gelehnt, stehen. Der Graf Franz Christoph Frangipani — denn dieser war es — stand in der Blüthe des Lebens. Wuchs, Haltung des schlanken Körpers, Gesichtszüge, alles schien vereinigt, den Grafen zu einem der schönsten jungen Männer zu machen. Aber so malerisch auch die ungarische Nationaltracht die schöngeformten Glieder umschloß, so wenig man in jeder Bewegung der letzteren den in allen ritterlichen Uebungen geübten Jüngling vornehmen Geschlechts verkennen konnte, so anmuthig auch das glänzend schwarze Haar die gewölbte Stirn umringelte, so hinterließen dennoch die sonst regelmäßig schönen Gesichtszüge des Grafen, bei dem, der mit ihm verkehrte, keinen wohlthuenden Eindruck; das dunkle Auge des Jünglings, in dem ein gewisser Ausdruck von List, wenn nicht von Falschheit, vorherrschend war, rollte unstät umher, und dieses so wie ein sonderbar fieberhaftes Zucken des Mundes, vereint mit einer leisen lispelnden Stimme, verscheuchte bei dem Zuhörer das Vertrauen.

Lange hatte der Jüngling in den Wiesengrund hinaus-

geblickt, endlich erschien auf einem Fußwege, der die zerstreut liegenden Feldbüsche durchschlängelte, eine weibliche Gestalt, von einer männlichen gefolgt, und rasch eilte ihr der Graf entgegen.

Die Wandelnden kamen indeß näher. Es war die Tochter des Schloßherrn, gefolgt von einem alten eisgrauen Jäger, aus dessen Jagdranzen der Schweif so wie die Hinterläufe eines frischerlegten Fuchses herausragten. Therese Frangipani trug im Allgemeinen die Züge ihres Bruders, doch war der Ausdruck derselben edler, offner, wohlthuender, ja selbst kühner zu nennen. Der dunkelgrüne Jagdanzug, der kleine befiederte Hut, der ihr Ringelhaar bedeckte, so wie das leichte Jagdgewehr, das sie auf der Schulter trug, gaben der schönen schlanken Gestalt noch etwas besonders Eigenthümliches Interessantes. Bei Annäherung des jungen Mannes reichte ihm das Mädchen schon von weitem eine Hand entgegen, welche mit dem Schnupftuche, durch welches Blutflecke leuchteten, leicht umschlungen war, während auf ihren Wink der alte Jäger mit entblößtem, fast kahlem Haupte, an dem Grafen vorbei nach dem Schlosse eilte.

„So spät Du wilde Jägerin?" hob der Graf zu sprechen an. „Ich habe schon lange auf Dich gewartet; aber, was ist das? Du blutest?"

„Nichts! nichts!" entgegnete Therese. „Es ist kaum des Erzählens werth. Ich hatte den Fuchs geschossen, wollte ihn aufnehmen, und büßte meine Voreiligkeit mit einer guten Schramme; er hatte noch nicht verendet. Aber was trieb Dich mir entgegen?" setzte sie lachend

hinzu, indem sie den Grafen scherzend beim Arme faßte, und endlich den ihrigen in den seinen schlang. Diese Aufmerksamkeit" — „Du bliebst so lange aus" — lispelte der junge Mann.

„Sieh mich an, Christoph!" rief Therese lachend, indem sie still stand. „Nein, gerade ins Gesicht! — Siehst Du wohl; Du kannst es nicht! Prahle deshalb nicht mit Artigkeiten, durch die Du mich sonst eben nicht verwöhnt hast."

„Ich weiß nicht, woher Du stets diese muntere Laune nimmst!" erwiederte Christoph mit leicht gerunzelter, doch eben so leicht sich wieder glättender Stirn. „Allerdings wollte ich Dir noch außerdem etwas mittheilen; ein Gespräch das ich mit dem Vater gehabt, das Dich betrifft." —

„Und wolltest mir dann sagen, was ich antworten soll, wenn ich gefragt würde!" rief das Mädchen fortwährend scherzend. — „Bon, Bruder Christoph! studire mir meine Antwort ein, und ich werde so sprechen, wie Du es haben willst — vorausgesetzt, daß es mir eben gefällt, und ich inzwischen es nicht vergesse."

„In der Stimmung, in der Du Dich jetzt befindest, werde ich meine Mittheilung heute noch verschieben müssen!" sagte lauter wie gewöhnlich, und mit Unwillen der Graf. „O, sei nicht böse, Bruder!" entgegnete schnell ernst werdend Therese. „Gönne mir meine fröhlichen Augenblicke! — Diese Laune und die Jagdlust, sind ja Alles, was sich mir bietet, und was ich mir wünsche in unserer

Einsamkeit. — Gott weiß es, was ohnehin mir die nächste Zukunft bringt." —

„Diese war es eben, von der ich mit Dir sprechen wollte!" sagte der Graf schnell, mit dem Ausdrucke der Freundlichkeit. „Der alte Eödenffi ist eben hier gewesen. Du weißt, daß ich ihn nicht liebe, ich kam deshalb auch nicht zum Vorschein; er sprach aber lange und dringend mit dem Vater" —

„Und weißt Du?" — fragte Therese aufmerksam.

„Der Vater theilte mir die Unterredung mit!" erwiederte jener. „In wenig Minuten erfährst Du sie aus seinem Munde, und eben deshalb wollte ich Dich sprechen, damit Du einen Entschluß fassen könntest." „Und was sagte der Magnat?"

„Er drang auf eine Erklärung hinsichtlich Deiner Verbindung mit Stephan!" erwiederte der Jüngling. „Nur mit Mühe erlangte der Vater einige Tage Bedenkzeit."

„Ich sehe nicht, was es da so zu übereilen giebt!" sprach lächelnd und kopfschüttelnd das Mädchen. „Stephan ist mit uns aufgewachsen, er weiß, wie gut ich es mit ihm meine, wir waren lange durch den erbärmlichen Proceß getrennt, jetzt sind wir wieder vereinigt, wir sehen uns täglich, er ist überzeugt, daß ich ihm gut bin — wie gesagt, ich begreife das Drängen und Treiben zu einer so schnellen Verbindung nicht." — „Stephan's gewöhnliche trübe Stimmung scheint der Grund zu sein!" erwiederte Christoph. „Wie der Vater sagt, hat ihn der Alte trostlos, ja fast an Deiner Einwilligung verzagend hinterlassen. Beide, der Magnat und Stephan, reisen heute

noch auf die Oedenburger Güter, und wollen in einigen Tagen, wenn Du zu einem Entschluß gekommen, Deine Antwort holen."

„Wenn Stephan sich wegen dieser so beunruhigt fühlen sollte, so hätte sie der Vater dem Alten gleich eröffnen müssen; er ist ja längst von meiner Meinung unterrichtet;" entgegnete Thereſe unbefangen.

„So hast Du schon einen Entschluß gefaßt?" sagte unruhig der junge Mann. „Was ist da lange zu überlegen?" erwiederte das Mädchen mit voriger Ruhe. „Du und der Vater, Ihr sagt mir unaufhörlich: ich müsse heirathen. Unter den wenigen jungen Männern, die mir die Ehre erwiesen, meine Hand zu verlangen, ist nicht Einer, der mir nicht im höchsten Grade gleichgültig, wo nicht gar zuwider wäre. Mit Stephan ist es etwas anderes. Er ist mit uns aufgewachsen, ist sanft, von nicht unangenehmen Aeußern, übersieht meine Fehler mehr als er vielleicht thun sollte, an Herkommen und Vermögen überragt sein Vater den unsern" —

„Und Du liebst ihn?" unterbrach der Graf die Schwester, indem er seine Augen fest auf den ihrigen haften ließ.

„Ja — ich glaube daß ich ihn liebe;" erwiederte Thereſe leicht erröthend! „Ich kenne wenigstens keinen jungen Mann unserer Bekanntschaft, den ich nach Dir — noch lieber hätte als ihn." —

„Thereſe!" sprach Graf Christoph nach einigen Schweigen. „Ich habe Dich oft im Stillen beobachtet, seitdem unser Verhältniß mit den Edöenffi's wieder herge-

stellt ist. Ich sah Dich stets freundlich, und eben so unbefangen in Stephan's Nähe. Du warst ruhig bei seinem Kommen, und eben so ruhig bei seinem Gehen; Du sprachst von ihm, wie Du von mir sprechen würdest, wenn ich lange entfernt gewesen wäre, und plötzlich wieder erschiene. Aus allem ward mir klar, daß Du ihn wie einen zweiten Bruder liebst, doch mehr nicht." —

„Und ist dies nicht genug zu einem ruhigen häuslichen Glück?" fragte Therese.

„Ich glaube nicht!" sagte der Jüngling; „vielmehr bin ich der Meinung, daß gerade die Mehrzahl jener Ehen, wo beide Theile sich von Kindesbeinen an gekannt hatten, und in der sichern Voraussetzung einer Heirath, diese Ehen auf eine solche Liebe gegründet wurden, unglücklich ausgefallen sind."

„Und dennoch," sprach Therese ihren Bruder aufmerksam anblickend, „erinnere ich mich noch sehr wohl, daß Du vor wenig Wochen mich ernstlich ermahnt, die Bewerbungen Stephan's nicht abzuweisen." „Allerdings that ich das!" entgegnete der Graf, ohne Theresen anzublicken, doch auch ohne in Verwirrung zu gerathen. „Ich that es, weil es der Vater wünschte, so wie wegen des Ansehns und des Reichthums des alten Ödenffi, dessen einziger Erbe Stephan ist; auch, glaubte ich, wäre es nicht gleichgültig für die Sache des Vaterlandes, wenn, wie es dereinst gewiß der Fall ist, der Kampf mit unsern Unterdrückern begönne, die mächtigern Familien Hungarns sich immer fester verbänden. — Von dieser Seite ist indessen nichts zu hoffen, denn der Magnat ist auf der

Seite Oestreichs, Stephan aber zu ruhig, zu besonnen, und — erlaube es mir nur gerade heraus zu sagen — zu schwach, zu weibisch, um ihm in dieser Hinsicht nur das Mindeste zuzutrauen."

„Christoph!" sagte nach längern Schweigen das Mädchen, mit ernster Miene das dunkle Lockenhaupt schüttelnd. „Liebte ich Dich weniger, so würde ich schweigen, aber, es muß heraus, ich lerne Dich heute von einer Seite kennen, die mir nicht gefallen will. Du weißt es, welchen Theil ich an der Sache des Vaterlandes stets genommen, wie warm ich Dich vertreten, wenn der Vater anderer Meinung war, wie Du, demungeachtet kann ich nicht begreifen, was mein Lebensglück, meine Hand, mit Deinen politischen Combinationen zu schaffen hat." —

„Du mißverstehst mich gänzlich, Schwester!" fiel lebhaft der Graf dem Mädchen in die Rede. „Mir, als Ungar, könnte es gänzlich gleichgültig sein, auf welcher Seite, wenn es zum Bruche kommt, Graf Stephan Ödenffi steht, als Mensch aber würde ich es schmerzlich fühlen, den Gatten meiner Schwester, in einem Kampfe auf Tod und Leben unter den Gegnern zu wissen. Schon jetzt, Du weißt es, giebt es Zwietracht in den Familien. Die Einen halten zu den Deutschen, weil sie von ihnen Ansehn und Ehrenstellen hoffen, die Andern hassen sie, wie jeder Magyar den Fremden haßt, doch mehr noch haßt er den Verräther, der ihn in fremden Fesseln halten will; soll ich mich freuen, meinen Schwager in den Reihen der Feinde zu erblicken?"

„Stephan liebt das Vaterland!" erwiederte nach

kleiner Pause Thereſe. „Wie oft beſeufzt er die Bedrückungen.“ —

„Ja, er beſeufzt ſie!“ ſagte der Graf nicht ohne Hohn. „Das thut er allerdings, und weiter wird wohl nie etwas von ihm geſchehn. — Wohlan!“ fuhr der junge Mann nach einer Pauſe fort; „ich ſehe, ich habe mich getäuſcht. Du liebſt Stephan Edenſſi wirklich mehr als ich gedacht! dennoch iſt es mir lieb, daß ich meine Pflicht gethan, damit meine Schweſter ſich nicht einer Täuſchung hingeben möge, die ſie ſonſt ewig beweinen könnte. Dieſe Beſorgniſſe ſind jetzt gehoben, und ich habe nun nur daran zu denken, ein fatales Zuſammentreffen von Umſtänden auszugleichen, welches ſonſt manche Inconvenienzen herbeizuführen gar wohl geeignet wäre.“

„Ein Zuſammentreffen von Umſtänden?“ fragte Thereſe aufmerkſam.

„Ja wohl!“ erwiederte der Graf leichthin. „Indeß es wird ſich wohl beſeitigen laſſen, und zwar um ſo eher, als Du einen feſten Entſchluß gefaßt zu haben ſcheinſt.“

„Alſo ich bin dabei betheiligt?“ ſagte das Mädchen mit immer geſteigerter Aufmerkſamkeit. „Du machſt mich wirklich neugierig.“

„Hm! die Sache iſt im Grunde erledigt;“ ſprach der Vorige mit gleichgültigem Tone, indem er mit der Schweſter die Allee hinab dem Schloſſe zuging. „Eigentlich ſollte ich derſelben gar nicht erſt erwähnen; indeß Du willſt es. — Sage mir Schweſter! Hat unter den jungen Magnaten, die Du voriges Jahr in Pres-

burg gesehen, keiner Deine Aufmerksamkeit auf sich gezogen?"

„Ich war nur wenige Tage dort, wie Du weißt;" erwiederte Therese in leichter Verwirrung. „Der Vater hatte seine Geschäfte schnell beendet; er liebt nicht das Geräusch der Städte. Wir wohnten nur einem Festgelage bei, welches Graf Palffi gab."

„Ganz recht! beim Grafen Palffi;" sagte der junge Mann, doch mehr wie vor sich hin. — „Und keiner der jungen Männer dort ist Dir besonders aufgefallen? — Besinne Dich Therese! — Hast Du mit keinem derselben Dich vorzugsweise unterhalten?" —

„Mit meinem Tischnachbar habe ich viel gesprochen!" antwortete das Mädchen, und eine leichte Röthe, die der Graf aber nicht zu bemerken schien, da er eben seitwärts blickte, überflog Theresen's schönes Gesicht.

„Wie hieß er? — wie gefiel er Dir?" — fragte der Graf im gleichgültigsten Tone, indem er mit den schweren Silberquasten seines Dollmans spielte.

„Die Gesellschaft war sehr zahlreich, alle Anwesende mir fremd, ich scheute mich um seinen Namen zu fragen;" antwortete Therese in sichtbarer Verwirrung.

„Ich wiederhole die Frage: wie gefiel er Dir?" sprach Christoph, auf die Schwester blickend, die das Auge sogleich zu Boden schlug.

„Er war ein feiner artiger Mann, im beginnenden Mannesalter!" antwortete Therese erröthend. „Er schien die Aufmerksamkeit der anwesenden Damen besonders erregt zu haben, denn ich belauschte manches schöne Frauen-

auge, das auf ihm ruhte. Uebrigens war er allerdings der schönste Mann in der Gesellschaft, und ich gestehe aufrichtig, noch wenig junge Männer gesehen zu haben, deren Aeußeres mit dem seinigen in Vergleich kommen könnte."

„Würdest Du ihn wieder erkennen, wenn Du ihn unverhofft erblicken solltest?" fuhr der Graf zu sprechen fort.

„Welche Frage!" entgegnete Thereſe lebhaft. „Unter Tausenden würde ich ihn erkennen. — Diese hohe Gestalt, das stolze Auge, die kühnen Züge, lassen sich nie vergessen, wenn man sie einmal gesehen hat."

„Du meinst also, seine äußere Erscheinung, vielleicht auch seine Unterhaltung, machten im Ganzen einen imposantern, und angenehmern Eindruck, als die Stephan's Ödenffi?" sagte der Graf mit einigem Hohn.

„Wenn das ein Scherz sein soll, Bruder Christoph," erwiederte Thereſe mit Unwillen, „so muß ich Dir gestehen, daß er mir wenig gefallen will. Es ist unzart, und ich möchte sagen lieblos, auf diese Weise über Jemand zu scherzen, den wir fast wie einen Bruder zu betrachten gewohnt sind."

„Ich wollte weder Dich, noch Stephan beleidigen, wenn ich zwischen ihm und einem Dritten einen Vergleich anstellte; was ist auch Schlimmes dabei?" sprach Christoph freundlich. „Indeß freilich, Du hast recht, wie immer. Stephan kann nichts dafür, daß sein Aeußeres auf die meisten Menschen einen unangenehmen Eindruck macht. Ich habe selbst oft seine Partei genommen, wenn die jungen Leute unseres Standes sich über ihn

aufhielten, und mitunter, hinter seinem Rücken, geringschätzig von ihm sprachen. — Aber siehe da! — kommt dort nicht ein Wagen? — Richtig! wir bekommen Besuch." — —

„Laß uns in diese Laube treten, Bruder!" rief lebhaft Therese. „Wir können nicht ausweichen, und ich lasse mich nur ungern im Jagdanzuge sehen."

Beide begaben sich in eine, neben dem Wege befindliche Gitterlaube, das Lieblingsplätzchen des alten Frangipani; sie war dicht mit Jelängerjelieber bekleidet, doch erlaubten einige, hier und da befindliche Oeffnungen, einen Blick in's Freie.

Eine Jagdchaise rollte jetzt heran. Sie war mit fünf langmähnigen Rennern, drei vornan, zwei hinter diesen, bespannt. Wagen, Rosse, und die in Heiduckentracht gekleideten Lakaien, starrten von Gold und Silber. In dem Wagen befand sich ein Mann von einigen dreißig Jahren. Die ungarische Nationaltracht, ein dunkelbrauner Dollman, eben so wie der kostbare, mit poblischem Fuchs besetzte Pelz, beide beinah über und über mit Silberschnuren bedeckt, hatten wohl noch nie einen stattlichern Körper bekleidet. Das kühne Auge blitzte wie das des Kriegsgottes. Muth und Entschlossenheit schien auf der gewölbten, von dunkeln Haarlocken nur wenig bedeckten, Stirn zu thronen. Züge und Haltung des Fremden deuteten auf den vornehmen Mann, der sich seiner Würde vollkommen bewußt ist.

Eben bog das Fünfgespann nach dem Schlosse, und

donnernd rasselte der Wagen über die Brücke und durch das Schloßthor.

Thereſe hatte nur zwei Blicke auf den Fremden geworfen, und plötzlich überflog eine Röthe ihr Geſicht, welche ſich bis über die Stirn ergoß. Unwillkürlich hatte ſie den Arm des Bruders ergriffen, und eben ſo ſchnell ihn wieder fahren laſſen.

„Dieſer Fremde" — ſtammelte ſie endlich.

„War Dein Tiſchnachbar zu Presburg, ich weiß es;" erwiederte Chriſtoph kalt. „Es iſt einer der edelſten, reichſten, mächtigſten Magnaten Ungarns, mein edler Freund, der Oberlandhofrichter von Ungarn, Graf Franz Nadasdy." — — —

Thereſe überhörte beinahe den Namen des Fremden, als ihn der Mund des Bruders ausſprach. Der Tag, die Stunde, die Umgebungen, in denen ſie ihn zu Presburg geſehen, ſtanden lebhaft vor ihrer Seele. Sie ſah die weite Halle vor ſich, die kaum die Zahl der Gäſte faſſen konnte, ſie ſah die edle ſtolzblickende Geſtalt ihres Tiſchnachbars, auf welcher die Augen der jungen Männer mit Neid, die der Frauen mit Bewundrung ruhten, ſie hörte die Schmeichelworte ſeines Mundes, ſo ſanft, ſo einnehmend, wenn er ſeine Rede an die Damen richtete, ſo ſtolz, ſo tönend, wenn er von den Vorzügen der Magyaren, und den Bemühungen der Freunde des Vaterlandes ſprach. — Stumm, in Gedanken verloren, und ohne weiter die geringſte Frage an den Bruder zu richten, ging ſie an der Seite deſſelben, welcher ſtill vor ſich hin lächelte, dem Schloſſe zu. — — —

Mehrere Tage vergingen. Graf Nadasdy hätte schon, vermöge seines berühmten Geschlechtnamens, so wie wegen des Ranges mit dem er, trotz seines jugendlichen Alters, bekleidet war, bei dem Schloßherrn die günstigste Aufnahme gefunden, wenn er auch nicht, was dem alten Manne sehr schmeichelhaft war, unaufhörlich versichert hätte, daß er sich zu dem Grafen Christoph, wegen Gleichartigkeit ihrer Empfindungen und Neigungen, seit dem ersten Augenblicke ihrer Bekanntschaft unwiderstehlich hingezogen fühle. Die Achtung, mit der er jedes Wort des Alten der größten Aufmerksamkeit würdigte, die Geduld, die er bei Erzählung der Begebenheiten längstvergangener Zeiten bewies, brachte in kurzem diesen dahin, daß er seinen Kindern wiederholt die Versicherung gab, wie Graf Nadasdy einer der ausgezeichnetsten Männer seiner Zeit, und des hohen Postens, mit dem man ihn, trotz seiner Jugend, bekleidet, überaus würdig sei. Auch Therese fühlte sich von dem schönen, geistreichen, und durch den Glanz der Geburt, so wie des Ranges, ungemein imponirenden jungen Manne, außerordentlich angezogen. Zwar konnte er ein gewisses heftiges aufbrausendes Wesen nicht verläugnen, aber wie leicht erklärte sich dieses an dem reichen, schon im Jünglingsalter zu einer der höchsten Würden des Reichs gelangten Magnaten, an dem Manne, der nicht undeutlich zu verstehen gab, daß er die erste derselben, die des Palatinus von Ungarn für erreichbar, und für ihn nicht unter seinem Werthe halte! — Und blitzte nicht nur dann sein Auge, wenn er von den Lobkowitz, den Portia und andern seinem Vaterlande feind-

lich gesinnten Fremden, von der Heiligkeit der Constitution, von dem, selbst durch Ungarns Grundvertrag mit König Andreas gebotenen Widerstand gegen Unterdrükkung sprach? Ward der Löwe nicht zum Lamme, glätteten sich nicht augenblicklich die geschwollenen Adern der gewölbten Stirne, blickte das stolze Auge nicht sogleich freundlich und mild, wenn Therese, da sie wußte, wie ungern der Vater, bei seinen milden versöhnlichen Grundsätzen, von Widersetzlichkeit gegen den kaiserlichen Herrn sprechen hörte, das Wort nahm, und die Worte des Grafen auf eine glimpflichere Weise kommentirte? Allerdings mochte auch das sichtliche Bestreben ihr zu gefallen, die unaufhörlichen kleinen Aufmerksamkeiten, die Nadasdy Theresen bewies, dazu beitragen, daß das Mädchen sich einst bei dem stillen Geständniß überraschte, daß der Graf nicht nur der schönste und geistreichste, sondern auch der liebenswürdigste Mann sei, den sie bis dahin noch gesehn, und daß dereinst das Weib seiner Wahl ein sehr glückliches sein würde. Kaum hatte sich Therese aber dies Geständniß abgelegt, als sie betroffen zusammenschauderte. Der Gedanke schien ihr im ersten Augenblicke ein Treubruch gegen Stephan — aber, sagte sie sich im zweiten, würde der Bescheidene sich selbst nur mit jenem glänzenden, Macht und Hoheit strahlenden Manne, vergleichen wollen? Und dann — fragte sie sich im dritten — kann ein Treubruch begangen werden, wo noch keine Treue gelobt worden? — —

So vergingen einige Tage. Obgleich Graf Nadasdy mit Theresen noch kein Wort von Liebe gesprochen

hatte, so war es dieser doch ein außerordentlich beängstigender Gedanke, daß der alte Ödenffi mit dem Sohne jeden Augenblick zurückkehren, zu Schloß Terfacz erscheinen, und eine Erklärung in Beziehung auf die vorgeschlagene Verbindung fordern könnte. Es war ihr unerträglich, sich ihren künftigen Gatten, der allerdings Jenem mit so viel Vorzügen Begabten gegenüber, sehr zurückstehen mußte — den guten, aber etwas ängstlichen, und deshalb oft linkischen Stephan, in der Nähe Radasdy's zu denken. „Nein!" rief Therese unwillkürlich, „nimmer würde ich mich in seiner Nähe für Stephan's Braut erklären, nimmer den mitleidsvollen Blick des stolzen Auges, das halbversteckte ironische Lächeln bei seinem Glückwunsch, am wenigsten die Vernachlässigung, wohl gar Geringschätzung des Mannes, dem ich meine Hand zu reichen gelobt, ertragen können!" — —

So vergingen mehrere Tage, als zu Schloß Terfacz die Nachricht erscholl, daß der alte Ödenffi, bei seinem Aufenthalt in der Nähe Oedenburgs, plötzlich erkrankt sei, und obwohl sein Zustand keineswegs gefährlich, er dennoch eine Reise nicht ertragen würde. — Theresen fiel eine Bergeslast von der Brust. Sie hatte nun die Gewißheit, daß Stephan nicht mit Radasdy zusammentreffen würde. — — Letzterer hatte indeß den alten Frangipani gänzlich für sich eingenommen.

So oft der Alte mit seinem Sohne bei Unterhaltungen über die politischen Zustände des Tages, vorzüglich wenn die Rede auf die Angelegenheiten Ungarns kam, in Streit gerieth, so wenig war dies mit Radasdy der

Fall. Zwar verläugnete dieser seine Gesinnungen nicht, aber er sprach nicht von Widersetzlichkeit, von Behauptung der Rechte des Reichs mit dem Schwerte, wie Christoph, sondern nach Einwendungen, die, wie es den Anschein hatte, von dem Alten siegreich widerlegt wurden, kam er zuletzt mit diesem stets darin überein, daß man das Beste von der Geduld, und von der Zeit erwarten müsse. —

Graf Christoph, so selten er auch in dieser Zeit mit seiner Schwester allein war, erwähnte mit keiner Sylbe ihres Verhältnisses mit Stephan, geschah es indeß von ihrer Seite — und dies war mehrmals der Fall, besonders als sie dessen Rückkehr von einem Tage zum andern zu befürchten hatte — so beantwortete er ihre besorgten Fragen stets dahin: daß ihr ganzes Geschick, ihr Lebensglück, allein in ihrer Hand ruhe, daß, wenn sie sich einmal entschlossen habe, Stephan ihre Hand zu reichen, alles Uebrige, was damit in Verbindung stehe, als Nebensache betrachtet, und ertragen werden müsse; sei sie indessen damit noch zu keinem festen Entschlusse gekommen, so könne er nicht begreifen, was ihr Kummer erzeugen möge, sie sei frei, bei der Passivität des Vaters, gänzliche Herrin über Herz und Hand, und so lange sie Stephan noch keine Zusage gethan, könne sie über Beides verfügen, ohne daß nur ein Schein irgend eines Unrechts auf sie fallen könne. —

Vierzehn Tage waren seit Radasdy's Ankunft indeß verflossen, doch erst in den letzten derselben hatte sich der Graf Theresen näher angeschlossen. In ihrer und des

Bruders Gesellschaft, machte er kleine Streifzüge in das Tatragebirge und bewies sich dabei als einen kühnen und geschickten Jäger. Oft sprach er dann von der Jagdlust, die man auf seinen in der Ebene liegenden Gütern, bei der großen Menge des Wildes, besser als in den Wildarmen Gebirgen genießen könne, und Therese mußte ihm zusagen, in Kurzem dort in Begleitung des Vaters und des Bruders zu erscheinen, um sich von der Wahrheit seiner Behauptung zu überzeugen. Nadasdy pries dann mit Begeisterung die Jagdlust, und klagte mit scherzhafter Uebertreibung alle Männer, die die Freuden der Jagd nicht zu schätzen wüßten, strafbarer Trägheit oder unmännlicher Schwäche an. Auch in dieser Beziehung fiel die im Stillen von Theresen zwischen dem Grafen und Stephan gezogene Parallele sehr zum Nachtheil des letztern aus. Oft schon hatte sie ihm Vorwürfe gemacht, wenn er unter diesem oder jenem Vorwande sich einer beschlossenen Jagdpartie entzogen, und diese dadurch wohl gar vereitelt hatte; auch hatte Christoph ihn oft damit geneckt, daß er nicht im Stande sei, das Blut eines Rehes oder Wolfes fließen zu sehen. Wie sehr stand der stille, oft trübgestimmte, die Einsamkeit suchende Jüngling, dem muthigen, lebensfrohen Manne nach, der, bekleidet mit prächtig enganschließendem Jagdkleide, die Flinte in der Hand, durch das dichteste Dickicht brach, sich muthig dem knirschenden Keiler entgegen stürzte, und, mit freudigem Halloh! die muntere Meute anfeuernd, das Echo des Gebirges weckte! — — —

Bei Jagdzügen dieser Art, die der alte Frangi-

pani, wenn ihm auch seine Jahre und öftere Kränklichkeit verboten, sie mitzumachen, dennoch zur Freude der jungen Leute fast täglich veranstaltete, befand sich Nadasdy mit Theresen oft allein. Hier hatte das Mädchen dann Gelegenheit, den hellen Verstand, den sichern Takt, der sich in allen seinen Gesprächen kund gab, zu bewundern, und nicht selten kam dann wohl Theresen der Gedanke, daß auch die edelste der Töchter Ungarns dereinst mit Stolz an der Seite dessen, den Rang, Geburt, Schönheit, und alle Vorzüge des Geistes zum Ersten unter seines Gleichen machten, erscheinen könnte. —

War es dem Zufall oder den von Christoph getroffenen Einrichtungen zuzuschreiben, aber fast beständig traf es sich, daß der Graf beim Treibjagen seine Stelle neben Theresen angewiesen erhielt. Freunde, und noch mehr Freundinnen der Waldluft werden den Werth eines Nachbars, der die langen Pausen einer Jagd dieser Art, mit angenehmen Gesprächen auszufüllen weiß, zu schätzen wissen, und auch mit Theresen war dies der Fall; ja wer bemerkt hätte, wie lebhaft von ihrer Seite die Unterhaltung geführt ward, wie die sonst so eifrige Jägerin dann und wann ein munteres Häslein innerhalb der Schußweite unbemerkt entkommen ließ, hätte der Meinung werden können, daß nicht grausame Lust des Tödtens, sondern eine weit friedlichere sie über Berg und Thal, durch Wald und Feld geführt habe. — —

Es war gerade einer jener herrlichen Herbstmorgen, wo die reine und klar aufgehende Sonne, die dünn und fein daher streichende Morgenluft, der auf allen Grashal-

men wie unzählige Diamanten funkelnde Morgenthau das Gemüth des lebensfrohen Jägers so heiter, so erwartungsvoll, zu stimmen gewohnt sind. Auch Graf Christoph Frangipani war heute lustiger, und, dem Anscheine nach, offener seine Meinung gegen die Schwester aussprechend, wie gewöhnlich. Während die Schaar der Treiber lärmend, die Koppeln der Hunde klaffend und heulend vor Lust und Begierde, von rüstigen Jägern begleitet, voraus nach dem Walde eilten, standen Therese und Christoph in stiller Unterhaltung auf der Schloßbrücke, um den Grafen, der die Stunde des Aufbruchs verschlafen hatte, oder wie Christoph meinte, mit der Wahl seiner Toilette nicht zu Stande kommen könne, zu erwarten. Thereſen's Bruder war heute ungewöhnlich heiter. Es war das erstemal, daß er das Mädchen mit den Aufmerksamkeiten neckte, die ihr von dem Grafen in, wie er behauptete sich täglich verdoppelnder Zahl, bewiesen würden, und er zählte ihr dann an den Fingern alle die Rehe und Hasen auf, die nach seiner Versicherung unangefochten ihre Schießstände passirt hätten. So lebhaft sich auch Therese vertheidigte, so konnte man dennoch bemerken, daß die Scherze des Bruders sie eben nicht unwillig machten, und dieser behauptete endlich, mit Sicherheit annehmen zu können, daß nicht blos die Jagdlust zu Schloß Tersacz den Besitzer so vieler wildreicher Wälder in das Tatragebirg gelockt hätte. — Die Bemerkung des Bruders stimmte Thereſen ernster, doch schien sie nicht unwillig zu werden, und sie bestritt blos die Gründlichkeit seiner Behauptung. Christoph erwiederte gelassen, und

halb scherzend, halb ernsthaft: daß er nur zwei Worte aussprechen dürfe, um jeden Zweifel daran zu beseitigen, daß er aber diese Worte für sich behalten werde, damit Therese ihm nicht den alten Vorwurf: er bemühe sich ihr Schicksal zu machen, zu wiederholen im Stande sei. —

Das Mädchen schien den Scherz nur als einen solchen aufzunehmen, doch widersprach dem eine hohe ihr Antlitz überfliegende Röthe. Bald setzte indeß Therese das Gespräch fort.

„Ich muß Dir das Lob ertheilen Bruder Christoph," sagte sie lachend, „daß seitdem der Graf hier ist, Du an Verschwiegenheit und Delikatesse erstaunend zugenommen hast. — Sonst theiltest Du mir Manches über Deine politischen Plane mit, von dem ich leider nur wenig verstand, jetzt schweigst Du mäuschenstill; ehedem erschöpftest Du Dich in Kombinationen von nützlichen oder vornehmen Familienverbindungen, wo Deine arme unbedeutende Schwester immer als Hauptperson zu figuriren bestimmt war, und jetzt enthältst Du Dich aus außerordentlicher, ganz ungewohnter Delikatesse jedes Wörtchens, was sie betrifft."

„Ah so!" erwiederte Christoph trocken. „Du willst wissen, was der Graf über Dich zu mir gesprochen hat?"

„Und wenn ich es wollte?" — erwiederte Therese ärgerlich. „Du hast mir ja sonst dergleichen sehr bereitwillig mitgetheilt, ohne Dich viel darum zu kümmern, ob es mir angenehm zu hören war oder nicht."

„Es ist mir aber auch häufig schlecht bekommen!" erwiederte Christoph im vorigen Tone; „ich hätte jetzt Lust, zu Deiner Bestrafung es einmal mit dem Schweigen zu

versuchen. Indeß Du willst es! — Nun so höre denn: er fragte mich, ob Dein Herz noch frei sei, und setzte hinzu, daß seitdem er Dich in Presburg gesehn, der Gedanke, um Deine Hand zu werben, ihn nicht einen Augenblick verlassen habe. Zuletzt bat er mich, Dich darüber auszuforschen." „Und Du?" sprach mit kaum hörbarer Stimme Thereſe, indem sie ihre Pulse bis in die Schläfe pochen fühlte.

„Ich lehnte die Zumuthung ab!" erwiederte kalt der Graf. „Ich erwiederte ihm, daß Du es ungern sähest, wenn ich mich mit Deiner Zukunft beschäftigte. Was Dein Herz anbelange, setzte ich hinzu, so wisse ich nichts davon, daß es versagt sei."

„Sagtest Du ihm nichts von meinem Entschlusse wegen Stephan?" fragte das Mädchen leise und lispelnd.

„Hast Du einen gefaßt?" fiel Christoph mit gleichgültigem Tone ein. — „Ich konnte ihm nichts davon sagen, da Du, so viel mir bekannt ist, Dich gegen die Edenffi's noch nicht entschieden erklärt hast; willst Du es aber, so sage ich es ihm heute, gleich nach der Jagd." —

„Nein! Nein! — laß es lieber!" rief Thereſe lebhaft; „aber still! kein Wort mehr! — dort kommt Radasdy." — —

Der Graf kam eben raschen Schrittes über die Schloßbrücke. Er war heute schöner, liebenswürdiger als je. Die leichte Flinte auf der Schulter, das hellgrüne, reich mit Gold besetzte Jagdkleid, die Mütze mit der kleinen Reiherfeder, schmückten auf's glänzendste den stattlich-

ſten der Diener Dianen's. Nach ſcherzenden Begrüßungen, womit die Geſchwiſter den Langſchläfer neckten, beſtiegen alle Drei den bereitſtehenden Jagdwagen, und raſch eilten die vier ſchnaubenden Hengſte mit ihnen dem Walde zu. — — —

„Hier bleibt ſtehen, und ſeid aufmerkſamer wie ſonſt!“ ſprach Chriſtoph Frangipani zu den Gefährten, nachdem er ihnen, wie gewöhnlich, ihre Plätze unfern von einander angewieſen hatte, und Nadasdy bedeutungsvoll anlächelte. „Hier iſt das Rendezvous der Haſen der ganzen Herrſchaft Terſacz. — Thereſe weiß es, daß ich nicht Jedermann hierher geleite, aber unſer Nadasdy iſt uns in jeder Beziehung ein lieber Freund, und muß durchaus als zu uns gehörig betrachtet werden.“ —

Der Blick, mit dem Chriſtoph die letzten Worte ſprach, war feſt auf den Grafen gerichtet, doch entging er Thereſen, welche die Augen niederſchlug, und ſich eifrig mit ihrem Gewehr zu beſchäftigen ſchien.

„Darf ich die Worte Ihres Bruders,“ ſagte Nadasdy als Chriſtoph ſich entfernt hatte, und indem er zärtlich und ehrerbietig Thereſen's Hand ergriff, „darf ich die Worte des Grafen auch in ihrem Namen geſprochen betrachten.“

„Das dürfen Sie allerdings, Herr Graf!“ erwiederte das Mädchen, die Sache zum Scherze verkehrend. „Sie dürfen es aus zweierlei Urſachen; einmal: weil mein Bruder, wie Sie bemerken werden, die Sorge für mich zu ſprechen und zu handeln ſtets ſo bereitwillig übernimmt, und dann — dann — weil ich weiß, daß Sie

ſein Freund ſind, und den Werth kennen, den er auf Ihre Freundſchaft legt."

„So ſehr ich auch den zweiten dieſer Gründe zu ſchätzen weiß," erwiederte der Graf mit Feinheit, „ſo möchte ich doch lieber den erſten derſelben einen andern unterlegen, und dann überſtiege er an Werth für mich ſelbſt noch den zweiten.

„Und der wäre?" fragte Thereſe; „Sie machen mich recht neugierig."

„Wenn Thereſe Frangipani," ſagte der Graf mit Wärme, „mich auch als zu den Ihrigen gehörig betrachten wollte." —

„Der Freund meines Bruders, der Mann, den mein Vater hochſchätzt, ſteht ebenfalls hoch in meiner Achtung!" erwiederte das Mädchen leiſe, und erröthend.

„Achtung! — Achtung! — theure Thereſe, das iſt ein kaltes Wort!" rief der Graf mit großer innerer Bewegung. „Was birgt ſich nicht hinter dieſem Worte, ſo wie es im Gewühle der Welt wohl ausgeſprochen wird! — Da iſt der Lobkowitz, und noch ein Anderer — ja noch ein Anderer! — ich achte ſie beide, und dennoch haſſe ich ſie bis zum Erſchlagen!" —

„Ich gebrauchte das Wort in einem ſehr — ſehr freundlichen Sinne!" ſagte das Mädchen; „in einem Sinne, wie es nur gegen einen Freund geſprochen wird;" ſetzte Thereſe kaum hörbar hinzu.

„Sie nennen mich Freund, und ertheilen mir mit dieſem Worte ein Recht;" hob Nadasdy mit immer ſteigender Wärme an. „Wohlan, ſo erlauben Sie auch,

daß ich von diesem Rechte Gebrauch mache; beantworten Sie mir, ernst und aufrichtig eine Frage. — Lieben Sie Stephan Ebdenffi?" — —

„Nein! — Ja! ich liebe ihn, wie einen Bruder; nach Christoph" — stammelte Thereſe in voller Verwirrung.

„Nach Christoph lieben Sie ihn am meisten?" rief Radasdy und sein Auge blitzte. — „Antworten Sie mir, Thereſe! ja oder nein! ich bitte dringend!" — —

„Ich habe ihn sonst wie einen Bruder geliebt, ich achte ihn noch —" sprach Thereſe verwirrt. „Aber mein Gott, die Jagd! hören Sie nur, man beginnt das Treiben! Wir müssen auf unsern Stand." — —

„Ein Wort noch, theure Freundin!" rief Radasdy. „Haben Sie Stephan Ihre Hand zugesagt?" —

„Nein! — niemals werde ich ihn heirathen! nie!" rief Thereſe, wie bewußtlos. „Aber fort jetzt, Graf! — ich bitte Sie, sprechen Sie jetzt nicht weiter!" —

Radasdy verbeugte sich ehrfurchtsvoll, aber mit Triumph in seinen Blicken. Mit geflügelten Schritten eilte Thereſe einer alten Eiche, dem ihr bezeichneten Jagdstande zu. — —

Mehrere Minuten stand sie hier. Das Halloh der Treiber, das Klaffen der Hunde, einzelne in der Ferne fallende Schüsse ertönten. Thereſe hörte kaum etwas von dem Allen. Die Worte Radasdy's, mehr noch die, ihren eigensten Sinn erklärenden Blicke des schönen Mannes erfüllten ihr ganzes Inneres, ertönten in ihrem Herzen, brannten in ihrem Haupte. — —

Inzwischen näherte sich die Jagd, der Lärm verdop-

pelte und verdreifachte sich. Man unterschied Christoph's hell tönende Stimme in der Ferne, und das dumpfe Bellen zwei mächtiger Rüden ward jetzt laut. Es schien ein bedeutenderes Wild, als ein unschuldiges Häslein in's Treiben gerathen zu sein, obgleich bereits mehrere der letztern, und zwar ohne bemerkt zu werden, vor Theresen vorübergeeilt waren. — —

Der Jagdlärm ward inzwischen immer stärker, und näherte sich mehr und mehr; es hatte fast eine Stunde gedauert; der zur Aufmerksamkeit mahnende Ruf: „Achtung!" erscholl nun von der Linie der Treiber her, und lief an der der Schützen herab. Das Rüdengebell war verstummt, aber ein kurzer, rauher, eigenthümlicher Schrei tönte aus dem nahen Dickig, und bald knickte, knarrte und brach es in dem Unterholze, als ob ein führerloser Wagen, oder ein scheugewordenes Zugthier dasselbe durchstürme, und die krachenden Gesträuche rings um sich her zu Boden träte.

Jetzt ward Therese aufmerksam, sie spannte den bis jetzt in Ruhe gebliebenen Hahn, und schaute aufmerksam um sich her. Radasdy näherte sich ihr um einige Schritte. — Auf einmal theilte sich, ungefähr dreißig Schritte von Theresen, das Gebüsch, die Aeste stoben umher, und ein mächtiger Eber stürzte heraus. — Mit Anstrengung schien er vorwärts zu eilen, aber zwei stattliche schwarze Doggen hingen ihm rechts und links am Gehör. Die Hunde winselten als der Keiler sie vorwärts schleifte, aber die glänzend weißen Zähne hielten die Oh-

ren des Unthiers fest, wie eben so viel elfenbeinerne Zangen.

Therese betrachtete mit Schauder das ihr gegenüberstehende Thier, welches jetzt mehr im Freien angekommen sich auf's eifrigste bestrebte, seine Feinde loszuschütteln. Der Keiler war größer, als das Mädchen noch je einen erblickt. Die Borsten des Rückens, insoweit sie nicht durch Schlamm und Harz der Bäume zu einem festen Panzer gekittet waren, erschienen, besonders in der Gegend des Halses, geradeauf gerichtet. Das kleine, tiefliegende, geröthete Auge des Thieres funkelte vor Wuth, der Rachen war größtentheils geöffnet, doch wenn ihn das Unthier schloß, so ertönte ein ganz eigenthümliches widriges Knirschen, welches am besten dem des Wetzens einer stumpf gewordenen Sense zu vergleichen war. — —

Eben eilte ein Jäger, mit dem Hirschfänger in der Faust herbei, er wollte sich auf dem Keiler stürzen, doch dieser, die Zahl seiner Feinde sich vermehren sehend, nahm alle Kraft zusammen, und suchte die Hunde abzuschütteln. Bis jetzt hatten diese tapfer widerstanden, doch eben als der Jäger dem Thiere das Eisen in die Seite bohren wollte, riß das eine Ohr des Ebers in Fetzen, und scheu sprang der Jäger nun zurück. —

„Auf ihn! nieder mit ihm! Bist Du ein Magyar?" — rief jetzt mit kräftiger Stimme der Graf, und die Flinte an den Boden werfend, griff er nach dem Waidmesser; doch der Jäger stand vor Schreck wie angemauert.

Mit Wuth arbeitete nun der halbbefreite Eber; er

war nur zwanzig Schritte noch von Thereſen, die die Flinte an den Backen nahm — und nach kurzem Kampfe flog der bis jetzt ſeiner Pflicht treu gebliebene Hund, mit aufgeſchlitztem Leibe und hervorquellenden Eingeweiden von den furchtbaren Waffen des Keilers getroffen, heulend in das Gras. Das Unthier ſtand ſchäumend vor Wuth, und blickte um ſich her.

„Um Gotteswillen ſchießen Sie nicht!“ ſchrie der Graf als er bemerkte, daß Thereſe die nur mit leichtem Schrot geladene Flinte abdrücken wollte.

Dennoch hatte das Thier Thereſen bereits in's Auge gefaßt, eben wollte es auf das zitternde Mädchen zuſtürzen, da ſprang der Graf, das blitzende Jagdmeſſer in der Hand, ein paar Schritte vorwärts, der donnernde Jagdruf: „Ho! Sau!“ — das gewöhnliche Signal den wüthenden Eber anzulocken — ertönte, und augenblicklich nahm das Thier den neuen Widerſacher an. — — —

Bleich und faſt ohne Bewußtſein lehnte Thereſe an der Eiche, als ſie den knirſchenden Keiler mit verdoppelter Wuth auf den Grafen zuſtürzen ſah; ſie wollte um Hülfe rufen, aber die Stimme verſagte ihr, ſtumm und mit Entſetzen blickte ſie auf den Kampf, der nun beginnen ſollte. —

Radasby hatte indeß nicht im Geringſten die Faſſung verloren. Kaum hatte er bemerkt, daß das Thier ihn in's Auge gefaßt, als er ſich auf ein Knie niederließ, und den doppelſchneidigen Hirſchfänger vor das zweite ſtemmte; die ruhige Haltung des Jägers, der ſeiner Sache gewiß iſt, das Bewußtſein überlegener Kraft,

war in seinen Bewegungen nicht zu verkennen. Ruhig blickte sein Auge auf das borstige Ungeheuer, das mit offenem, von Schaum triefenden Rachen, aus dem zwei furchtbare Hauer hervorragten, wie ein Pfeil heranjagte. —

Jetzt war der Keiler bei dem Grafen angekommen. Schon wendete er das gewichtige Haupt zu einem Schlage, der wenn er geführt worden wäre, und den Widersacher getroffen hätte, diesen bis auf den Tod verwundet haben würde, aber der geübte Jäger hatte mit ruhigem Auge und fester Faust bereits den einzigen Punct ausgewählt, wo das hülfebringende Messer nimmer fehlen konnte. Die Spitze des letztern war gerade gegen die Mitte der Brust des Thieres gerichtet, und dieses stürmte mit aller Kraft, die die rasende Wuth, die entsetzliche Körperschwere, und der beflügelte Lauf ihm geben konnten, in das scharfe Eisen, das ihm bis zu dem elfenbeinernen Griff in die Brust drang. — —

So glücklich aber auch von dem Grafen der tödtliche Fleck ausgewählt worden, so viel Kraft der stattliche Jäger dem Thiere entgegengesetzt hatte, so war dennoch der Stoß des anstürmenden Ebers zu mächtig gewesen, als daß ihm sein Feind hätte aufrecht widerstehen können. Der Graf fiel bei dem Anprallen des Thieres rücklings zu Boden, und der noch im Todeskampfe um sich hauende Eber ihm zur Seite; er fühlte sich von dem sterbenden Thiere mit Blut überströmt, und auch das seinige träufelte aus einer leichten Wunde an der Hand. — —

Kaum sah Thereſe den Grafen fallen, als sie das

Gewehr wegwarf, und mit einem durchdringenden Schrei zu ihm hinstürzte. Das erste was sie erblickte, war dessen blutriefende Hand, und auch das die Kleider des Grafen bedeckende Blut hielt sie für das seinige.

„Hülfe!" rief sie wie außer sich, dem noch in der Ferne unthätig stehenden Jäger zu. „Laufe nach dem Wagen! nach meinem Bruder! — Graf Nadasdy ist verwundet!" —

„Beruhigen Sie sich theure Therese!" sagte der Graf sich erhebend. „Kommen Sie dem verendenden Thiere nicht zu nahe! Ich bin nur unbedeutend an der Hand verletzt."

„Nein! nein! Sehen Sie, wie Ihr Blut fließt!" rief das Mädchen, noch immer in höchster Angst, indem es ein Tuch sich vom Halse riß, und Nadasdy's Hand damit umwand. — „Und auch hier, und dort, und überall Blut!"

„Es ist der Schweiß des Ebers, theure Therese!" erwiederte der Graf beruhigend.

„Nein! es ist das Ihrige!" rief Therese. — „O, es wäre entsetzlich, wenn Sie, in dem Bestreben mich zu retten, von dem wüthenden Thiere gefährlich verwundet worden wären."

„Gäbe es wohl eine Gelegenheit, wo ich lieber mein Herzblut vergießen möchte?" sagte schmeichelnd der Graf. „O, Therese lassen Sie dies Blut den Kitt sein, der unsere Verbindung auf immer befestigt."

„Nimmer," sagte Therese verwirrt, „werde ich Ihre Großmuth, Ihre edle Selbstaufopfrung vergessen."

„Ich bin nicht großmüthig, Thereſe!“ ſagte Radasdy zärtlich, indem er das Mädchen mit dem Arm umſchlang. „Ich will behalten, was ich mir gerettet.“ —

„Nein Graf, Sie ſind nicht großmüthig!“ ſtammelte Thereſe, doch ſich nicht ſeiner Umarmung entziehend. „Dieſe Sprache in dieſem Augenblicke.“ — —

„Ich ſpreche nur aus, was ſich mir ſchon, als ich Sie in Presburg ſah, über die Lippen drängen wollte!“ ſagte Radasdy immer dringender. „Ja, Thereſe, das ganze Glück meines Lebens ruht in Ihrer Hand. Sie ſind noch frei; ich weiß es. Werden Sie die Meinige! ſchenken Sie mir Herz und Hand! — Glauben Sie mir, Thereſe,“ ſetzte er ſtolz hinzu, „noch nimmer hat Franz Radasdy eine Werbung dieſer Art ausgeſprochen; ſie würde vielleicht nicht überall zurückgewieſen worden ſein.“ —

„Nirgends innerhalb der Grenzen Ungarns, wäre ſie abgewieſen worden!“ lispelte Thereſe. „Sie ſind des edelſten Weibes werth; dennoch — ich habe einen Vater, einen Bruder — Beide nur ſind im Stande unſere Verhältniſſe“ — —

„Darf ich mit ihnen ſprechen?“ rief der Graf feurig. — „Ja ich darf! — nicht wahr, Thereſe, ich darf?“

„Sprechen Sie!“ ſagte das Mädchen kaum hörbar.

„Und Ihr Wort?“ — rief Radasdy, Thereſen an ſeine Bruſt drückend.

„Wenn mein Vater einwilligt“ — ſagte ſie leiſe, das glühende Geſicht an der Schulter des ſchönen Mannes verbergend. —

„Ei! hier ſieht es ja ganz anders, und beſſer aus, als ich beſorgte!“ rief auf einmal eine helle Stimme, und Chriſtoph Frangipani arbeitete ſich durch's Gebüſch. „Der Einfaltspinſel von Jäger ſprach von Verwundung durch den hauenden Eber, ich bemerke aber nur, daß Amor's Pfeil Schaden angerichtet hat!“ — —

Thereſe hatte ſich, während der Rede des Bruders, aus den Armen Nadasdy's losgemacht.

„Sage mir nur Schweſter,“ ſprach Chriſtoph neckend weiter, „ſage mir nur, warum Du ſo verlegen biſt, ſo erröthest? Bedurfteſt Du etwa erſt der Todesangſt, um ein Wörtchen auszuſprechen, was Deinem Geſchlecht ſonſt nicht ſo überaus ſchwer ankommt? — aber wahrhaftig!“ ſetzte er ernſt hinzu, indem er des Grafen verwundete Hand erfaßte. „Der Zahn des borſtigen Feindes iſt dennoch thätig geweſen! — Die Verletzung iſt doch nicht gefährlich?“ —

„Nur unbedeutend! Ein kleines Andenken. Eine Fleiſchwunde!“ rief Nadasdy lächelnd, indem er ſich niederbeugte, und das vom Blute rauchende Jagdmeſſer dem Thiere aus der Bruſt zog. — „Graf Frangipani!“ rief er ſodann, und hob das bluttriefende Eiſen hoch empor. „Mögen alle unſere Feinde ſo am Boden liegen, und möge ihr Blut von unſerm Degen träufeln, wie das Blut dieſes Keilers!“ — — —

„Amen! — Dem geſchehe alſo!“ rief Chriſtoph beiſtimmend, und indem er Nadasdy die Hand reichte. „Noch allzuviel Ehre aber wird ihnen geſchehen, wenn ſie, wie dieſes tapfere Thier, auf grüner Haide fallen“ —

Thereſe konnte ſich bei den Worten des Grafen, ſo wie bei denen ihres Bruders, eines ſehr unheimlichen, ihr Herz beengenden Gefühles nicht erwehren. — Sie fühlte ihr Herz noch ſchlagen, ihre Pulſe waren noch erregt von den Liebesworten, der Werbung eines Mannes, der, als kaum dieſe Worte ſeinen Lippen entflohen waren, mit drohender Stimme, und zuckender Lippe, Verwünſchungen gegen ſeine Widerſacher ausſtoßen konnte. Zwar war es nur ein Thier, auf welches er den Fuß ſetzte, ein Thier, welches noch vor wenig Augenblicken ihr Leben bedroht hatte, und deſſen Blut jetzt von ſeinem Stahle träufelte, aber es war, als ob ein finſterer Geiſt ihr zuraunte: Der Stolze, Eigenſüchtige, der in zwei Augenblicken von dem ſüßeſten Gefühle, das die Menſchenbruſt bewegt, zu dem feindlichſten übergehen konnte, würde mit eben der Kälte auf Jeden, der ſich ihm gegenüber ſtellte, den Fuß ſetzen, mit demſelben grimmigen Triumphe den von Feindesblute triefenden Stahl empor heben. — —

Still und nachdenkend beſtieg jetzt Thereſe den herankommenden Jagdwagen, Nadasdy betrachtete noch einen Augenblick den erlegten Eber, und ſtieß den Hirſchfänger, nachdem er ihn an der borſtigen Haut deſſelben vom Blute gereinigt, in die Scheide, Chriſtoph gab Befehle, das erlegte Wild fortzuſchaffen, und ſo fuhr die Geſellſchaft dem Schloſſe Terſacz zu. — — —

Kaum hatte Thereſe, von den körperlichen und geiſtigen Anſtrengungen des Tages ermattet, auf dem Sopha ihres Zimmers Platz genommen, als ihr Bruder hereintrat. Seine Züge glänzten von Selbſtzufriedenheit.

Man las in ihnen die Freude über einen gut angelegten, und mit Erfolg ausgeführten Plan.

„Du bist also mit Nadasdy einig? Du hast ihm Dein Wort gegeben, und ich bringe Dir die Einwilligung des Vaters!" hob er an, indem er sich neben Theresen niederlies. „Alles kommt jetzt darauf an ein unangenehmes Zusammentreffen mit den Ebdenffi's zu vermeiden." —

Daran hatte Therese noch nicht gedacht; sie schrak sichtbar zusammen.

„Beunruhige Dich nicht!" sprach Christoph dieses bemerkend. „Ich habe schon alles überlegt. Ich schreibe im Auftrage des Vaters an den Reichsschatzmeister einen mit Höflichkeiten vollgepfropften Brief, ich sage in diesem, daß Graf Nadasdy schon längst um Deine Hand geworben, daß wir indeß aus alter Liebe zu Stephan zu keiner Entscheidung kommen können, daß Du lange geschwankt, daß aber endlich Dein Herz für Nadasdy entschieden habe. — Schon der Umstand, daß das Zünglein der Wage sich erst nach langer Zeit, und Schwanken zwischen dem unbedeutenden Stephan, und dem schönsten, reichsten, und glänzendsten Manne des Reiches dem letztern zugeneigt, wird dem Alten die Pille vergolden. — Aber, sag' mir was hast Du?" rief Christoph, als er bemerkte daß heiße Thränen über das Antlitz der Schwester flossen. „Du liebst, Du wirst geliebt, der Mann Deiner Wahl wird Dir von hundert Mädchen Deines Standes beneidet werden, und — Du weinst! — —

Ich bitte Dich, Schwester, sprich was Dich so ergreifen kann!" fuhr der Graf fort als Therese schluchzend

das Antlitz in die Kissen des Sopha's barg. „Diese Thränen sind nicht Freudenthränen, und dennoch begreife ich nicht, was sonst im Stande wäre sie Dir auszupressen. — Reuet Dich Deine Wahl; oder liebst Du Radasdy nicht?" —

„Nein!" rief Therese das glühende Antlitz gegen den Bruder kehrend. „Nein Bruder! meine Wahl reuet mich nicht, und erst seitdem ich Radasdy kennen lernte, ja seit dem Augenblicke, wo ich ihn zu Presburg sah, weiß ich was Liebe sei, dennoch glaube ich nicht, daß ich in seinen Armen glücklich sein werde. — Ich habe mich," setzte sie dumpf hinzu, „an Stephan zu sehr vergangen." —

„So hast Du mir etwas verheimlicht? Du hast von Liebe zu ihm gesprochen?" fragte Christoph heftig, indem sich seine Stirn in Falten zog. „In diesem Falle freilich" — —

„Wie kannst Du dies von Deiner Schwester glauben?" erwiederte Therese schmerzlich.

„Du hast nicht?" fragte schnell erheitert der Graf.— „Du hast ihm auch nicht Hoffnung gemacht? Nicht bestimmte Aeußerungen" —

„Weder Eins noch das Andere!" fiel Therese ein. „Dennoch habe ich eine schwere Schuld auf mir: ich habe ihn nicht geliebt, und dennoch geduldet, daß er hoffte.— Daß ich jetzt erst mit Bestimmtheit weiß, daß das Gefühl, welches für ihn in meinem Herzen lebte, nur das Gefühl der Freundschaft war, ist nicht hinreichend mich freizusprechen von aller Schuld."

„Dachte ich es doch, daß es etwas ganz Sublimes,

wenn nicht am Ende — nur eine Mädchengrille sein würde!" rief spöttisch lächelnd der Graf. — „Nun! sei nicht böse Schwester!" setzte er begütigend hinzu. „Aber immer bin ich nicht im Stande Dinge dieser Art ernsthaft anzuhören."

„Du fühlst nicht meine Worte Bruder, folglich kannst Du sie nicht verstehen!" sagte Therese trübe; „glaube mir indeß: es giebt Fälle, wo man treulos sein kann ohne zur Treue verpflichtet gewesen zu sein, wo man sein Wort brach, ohne es je gegeben zu haben, und wo die Strafe um so weniger säumt, die Rache um so sicherer in den Fußtapfen des Verbrechens schleicht, weil dieses gegen ein Vertrauen begangen wurde, das selbst des Wortes nicht bedurfte."

„Nun wahrhaftig! Du bist sinnreich Dich zu quälen," sagte lächelnd und mit dem Kopfe schüttelnd der Graf. „Welche Falten giebt es doch in einem Mädchenherzen! — Wie ich sehe, habe ich immer noch zu lernen; dennoch dächte ich, ich hätte hübsche Studien bei Dir gemacht."

„Ich fürchte Bruder," sagte Therese ernst, „Du hast die Herzen der Menschen allzuviel, und vielleicht zu Deinem und fremden Nachtheil nur studirt! Du rechnest und berechnest und das Facit trifft wohl auch häufig zu, dennoch fehlt endlich eine kleine Zahl, ein Punct, doch dieser Punct ist gerade hinreichend, die ganze Rechnung in Verwirrung zu bringen, und selbst den Rechner zu verderben." —

„Nein das ist allzuarg!" rief Christoph halb lachend

halb verdrießlich. „So ernsthaft komisch, oder komisch ernsthaft, hat wohl noch selten eine Braut raisonnirt. — Wer sollte es glauben, daß der kleine Mund, der erst vor wenigen Stunden ein zärtliches: „ich liebe!" ausgesprochen, jetzt von versteckten Vorwürfen gegen ihren Freund und Bruder überfließen sollte."

„Vorwürfe?" sagte Therese das lockige Haupt auf die schöne Hand gestützt. „Ich mache Dir keine. Ich würde Unrecht haben, wenn ich es thäte! Frei habe ich gehandelt; ich würde, dies fühle ich innig, auch in diesem Augenblicke, ja nach jahrelangem Bedenken eben so handeln wie ich gethan. Mein Schicksal ist mit dem Nadasdy's für immer verbunden, dennoch lebt tief im Innern mir ein Gefühl, welches mir deutlich zuruft, daß dies Geschick kein freudiges sein werde."

„Ich will Deine trüben Ansichten heut nicht zu widerlegen suchen," sagte Christoph mit gewöhnlicher Ruhe, und Freundlichkeit; „sie sind ohnehin nur das Ergebniß momentaner Seelenstimmung. Auch ich bin manchmal solchen Ahnungen unterworfen, die wie Blasen im Gehirn aufsteigen, doch eben, wie sie ohne äußere Veranlassung aufgestiegen waren, zerplatzen und verschwinden. Es wäre auch wohl lächerlich, einem Mädchen, welches liebt und geliebt wird, ja von dem schönsten, reichsten, vornehmsten Manne ihres Landes geliebt wird, an dem Tage, wo dieser ihr seine Liebe erklärte, und das Geständniß der Ihrigen empfing, durch ausführliche Gründe beweisen zu wollen, daß es eben nicht ganz unglücklich und bemitleidenswerth sei. — Der Grund meines Kommens, Schwe-

ster', war, wie ich Dir schon gesagt habe, mit Dir zu überlegen, ob es nicht wohlgethan sei, noch heute, ja wo möglich noch in dieser Stunde an die Ödenffi's zu schreiben, und sie von Deinem Entschlusse zu unterrichten. Der Alte soll wie ich höre wieder hergestellt sein, er kann jede Stunde hier eintreffen. Du kennst seine Heftigkeit. Ich fürchte sie zwar nicht, denn was wäre geschehen, worüber er oder Stephan sich zu beklagen hätten? auch werden" — dies sagte der Graf mit spöttischem Lachen — „nicht alle Grenzprocesse damit beigelegt, daß sich die Kinder der streitenden Parteien durchaus heirathen müssen, indeß wäre ein Zusammentreffen nach dem was vorgegangen, und worüber jetzt mündliche Erklärungen folgen müßten, gewiß Allen höchst unangenehm. Zudem — Du bist klug, Therese, und kennst meine Ansichten — zudem vermeide ich gern Aufsehn, und, wenn ich es haben kann, mag ich das Ziel lieber in der Stille, als mit Geräusch und Lärmen erreichen."

Die Züge, das Auge des jungen Frangipani nahmen bei den letzten Worten ganz besonders entschieden jenen Ausdruck der List an, der überhaupt in seinem Antlitz vorherrschend war.

„Du hast recht Bruder!" rief Therese von den Vorstellungen Christoph's ergriffen, mit Heftigkeit. „Ein Zusammentreffen Stephan's mit Nadasdy, besonders heute, in dieser Stunde, würde mich der Ohnmacht nahe bringen. Darum eile! schreibe bald! noch heute muß der Bote fort."

„Ich thue es sogleich!" sprach rasch der Graf. So-

bald ich den im Auftrage des Vaters geschriebenen Brief vollendet, hole ich den Deinigen." —

„Wie meinst Du das?" fragte Thereſe erſchrocken.

„Willſt Du nicht auch an Stephan ſchreiben?" erwiederte Chriſtoph im ruhigſten, unbefangenſten Tone. „Da er ſich, als er um Dich anhielt, ſchriftlich an Dich wendete, ſo wird er erwarten, daß Du ihm antworteſt."

„Nimmermehr!" rief Thereſe in höchſter Unruhe. „Ich wüßte keine Worte zu finden, um dem guten Stephan auf ſeinen ſo liebevollen, ſein redliches Gemüth zeigenden Brief, eine Antwort zu geben, die ihm nicht jedenfalls ſchmerzlicher wäre als gänzliches Schweigen."

„Wie Du willſt, liebe Schweſter!" entgegnete ihr Bruder in voriger glatter Freundlichkeit. „Indeß, meine ich, wäre es eine gute Gelegenheit geweſen, ihm einige Troſtesworte, auf die er — mag ſein Schmerz ſo groß ſein wie er will — einen bedeutenden Werth legen würde, zukommen zu laſſen, auch wäre es gut, wenn Du ſchriebſt, blos um dem Alten zu beweiſen, daß bei Deinem Entſchluſſe weder Zwang noch Ueberredung ſtatt gefunden, keine Hinterliſt gewaltet hat; ohnehin iſt er immer geneigt, mir die Schuld deſſen, was ihm hier Unangenehmes begegnete, zuzuſchreiben, wenn er auch damit oft meinem Herzen ein großes Unrecht, meinem Kopfe aber eine allzugroße Ehre angethan hat. — Handle indeß in dieſer Angelegenheit ganz wie Du denkſt, und nimm auf mich nicht die mindeſte Rückſicht; ich bin gewohnt, verkannt zu werden." —

„Ich werde ſchreiben, Bruder!" ſagte Thereſe nach

längerem Sinnen, und ihre Lippen zitterten. „Wird dies aber dann auch der letzte bittre Tropfen aus diesem Kelche sein?" —

„Gewiß, theure Therese!" rief Christoph, indem er sich erhob, und die Schwester auf die Stirn küssend umarmte. „Post nubila Phoebus!" — „Du verdienst es den Freudenbecher nur zu leeren!"

Rasch schritt er sodann zur Thür hinaus. — —

Es war wenige Tage darauf als Schloß Tersacz von Gästen wimmelte. Alle Mitglieder der Familien Frangipani, Nadasdy, Zrinyi (die letztere ohnehin mit der erstgenannten vielfach verschwägert) hatten sich eingefunden, um die Feier der Verlobung Theresen's begehen zu helfen. Auch der ehrwürdige Bischof von Erlau, ein Greis aus dem Geschlechte der Zrinyi, war erschienen, eben so der Statthalter von Steiermark, Graf Tettenbach, der, wie es hieß, dem Bräutigam Theresen's von Jugend auf eng befreundet war.

Die Ceremonie war bereits vorüber, und die Verlobten nahmen in dem glänzenden, von vielen Lichtern erleuchteten Saale, die Glückwünsche an. Nadasdy strahlte heute in männlicher Schöne. Die kurze schwarze Nationaltracht, Dollman und Pelz, umschloß ohne ein Fältchen die hohe stattliche Gestalt. Die Halbstiefeln von Korduan mit Silber gestickt, die roth sammetne Mütze mit schwarzen Astracan-Lammfellen ausgeschlagen, die goldene Pelzkette (Mente kötö), von goldener Filigranarbeit, der türkische, kunstreich verzierte Säbel, kurz alles stimmte überein, um das kräftige, gebietende Aeußere des Gra-

sen hervorzuheben. — Eben so schön geschmückt erschien Therese. Ihr lockiges Haupt zierte ein von Gold und Edelstein gearbeitetes, sonst Gyöngyös Párta genanntes Diadem. Ein reich mit Perlen besetztes Mieder umfing den schlanken Leib, von dem ein dunkles Sammtkleid, reich mit Gold verziert, herabfloß. Die ganz von Spitzen zusammengesetzten, mehrmals mit Perlenschnuren unterbundenen Hembärmel, so wie unten am Mieder eine Leibbinde, von sehr großen orientalischen Perlen (ein Brautgeschenk Nadasdy's), gaben dem Ganzen ein fremdartiges, von der damaligen deutschen Hoftracht verschiedenes Ansehen. — Auch die übrigen Anwesenden waren im höchsten Staate, doch ähnelte, mit Ausnahme des kleinen ungarischen Häubchens, und des schwarzen golddurchwirkten Schleiers (eine Zierde der verheiratheten Damen) der weibliche Putz mehr oder minder der Tracht Theresen's, so wie nur die ältern Männer durch lange seidene Pelze, kurze und schmale silberne Säbelchen, und eine Art Schnürschuhe (Topanka), von der Tracht der Jüngern abwichen.

Auf dem Gesichte der Braut war heute keine Spur mehr von der Unruhe, den Besorgnissen der frühern Tage zu erblicken. Ein Brief des alten Ebenffi hatte die letztern sämmtlich verscheucht. Das Schreiben war kalt, aber höflich gewesen. Der Magnat sagte darin: wie er einsehe, daß sich Stephan in keiner Weise mit Nadasdy messen könne, daß er der Meinung sei, daß die jungen Leute durch die Verheirathung nicht glücklich geworden sein würden, und — so schloß er bedeutungs-

voll — daß eine Verbindung zwischen den Familien Nadasdy und Frangipani, besser als zwischen den Frangipani's und Ödenffi's an ihrem Platze wäre.

Nadasdy und Thereſe waren faſt allein mit ſich beſchäftigt. Eins ſchien nur in dem Andern zu leben. Unaufhörlich umſchwärmte der Graf die geliebte, und wie eine Fürſtin an Glanz und Schönheit unter den übrigen Damen hervorſtrahlende Braut. Auch Chriſtoph ſchien heiterer, zufriedener wie je; ein gewiſſer ſtolzer Triumph lächelte aus ſeinen Blicken, wie Thereſe an der Hand ihres Bräutigams die Glückwünſche der Menge empfing. So artig, ſo zuvorkommend er aber auch jeden Wink der anweſenden Damen beobachtete, ſo ſah man doch, daß er es vorzog, mit mehreren der anweſenden jüngern Männer, beſonders mit dem Statthalter von Steiermark, ernſte Geſpräche zu pflegen. Graf Frangipani, der Vater, war freundlich, mild und ernſt, wie immer; mit väterlicher ſtiller Freude ruhten ſeine Blicke auf der ganz ſichtlich ſich hochbeglückt fühlenden Tochter.

Alle Vorbereitungen den heutigen Abend mit einem feſtlichen Mahle zu beſchließen, waren indeß getroffen worden. Zwar gehörten die Unzahl der Speiſen größtentheils der franzöſiſchen Küche an, aber auf ausdrücklichen Befehl des alten Frangipani, waren auch die ungariſchen Nationalſpeiſen, wiewohl in etwas vervollkommneter Zubereitung, nicht vergeſſen worden, und ſo wurden neben den ausländiſchen Fricot's und Ragout's, auch die Fiſchſuppe (Halasz-lèv) das geſchmerte Rind- und Lammfleiſch, und die Kocsonya (Rindsgallerte) zuberei-

tet. Ein Wald von Flaschen, doch größtentheils nur vaterländische Weine, den feurigen Ruster, den schmackhaften Oedenburger, vor allen den König des ungarischen Weingebirges, den edlen Tokayer enthaltend, schmückten die Tafel und ließen zwischen sich nur so viel Raum, um nach alter Sitte, einige, wie kleine Berge emporragende, mächtige Brode auf die Tafel zu legen.

Eben hatte der Hausmeister gemeldet, daß die Tafel bereits angerichtet sei, als ein schnell einherfahrender Wagen über die Schloßbrücke donnerte.

„Gewiß noch ein freundlicher Gast!" rief der alte Frangipani. „Sei es wer es wolle, er ist willkommen, und gern wollen wir das Mahl um seinetwillen ein Viertelstündchen aufschieben."

„Vielleicht ist es Franz Ragoczy!" sagte Nadasdy, indem er Christoph und den Grafen Tettenbach bedeutungsvoll anblickte. „Meinen Brief kann er erhalten haben, und ich wäre hocherfreut, wenn er an diesem Tage hier einträfe." —

„Ich bedaure sehr, Herr Oberlandhofrichter, wenn Ihr, durch die Ankunft von zwei weniger willkommenen Gästen, Euch in dieser Hoffnung getäuscht finden solltet!" rief in diesem Augenblicke eine starke Stimme vom Eingange des Saales her. „Es ist blos der alte Edöenffi und sein Sohn, welche dem Brautpaare ihre Glückwünsche darbringen, und dem Herrn des Hauses Vorwürfe machen wollen, daß er unter allen Nachbarn und Bekannten sie allein bei der Einladung vergessen konnte." — —

Wäre in diesem Augenblicke ein Theil der Decke des

Saales eingestürzt, so hätte dieser Umstand auf die Braut und ihre Angehörigen keinen grössern Schreckenseindruck machen können, als die Ankunft der beiden Ödenffi's. Es war ganz augenscheinlich, daß der Alte durch seine und seines Sohnes unerbetene Gegenwart einen Beweis ablegen wollte, welchen geringen Eindruck die Ablehnung der projectirten Verbindung auf ihn gemacht habe, ja daß solche ihm vielmehr ganz erwünscht gekommen sei. So sehr er aber sich auch bemühte diese Gesinnungen durch Unbefangenheit des Benehmens und der Sprache darzustellen, so sehr widersprach doch diesen Anstrengungen ein stiller Grimm, über den der Ton der Stimme, die trotzige Haltung, und die nicht recht glükkenwollende Freundlichkeit, keinen Zweifel ließ.

Der Magnat trat indessen in den Kreis der Anwesenden; sein Sohn Stephan war an seiner Seite. Letzterer war ein schlanker junger Mann von einigen zwanzig Jahren. Man würde ihm Unrecht gethan haben, wenn man seine äußere Erscheinung hätte eine durchaus unangenehme nennen wollen. Obgleich sein blasses Antlitz nicht mit der geistreichen schönen Gesichtsbildung Radasdy's, ja kaum mit der, des jüngern Frangipani in Vergleich kommen konnte, so würde doch der Ausdruck seiner Züge wohlthuend gewesen sein, wenn nicht eine gewisse Aengstlichkeit, eine Schüchternheit, die vielleicht von der harten Erziehung die der Jüngling genossen, ihnen aufgeprägt worden, darin zu lesen gewesen wäre. Ueberhaupt gab die Zusammenstellung dieser Gesichtszüge, vereint mit dem über sie gebreiteten Schleier von Trüb-

ſinn oder Melancholie, ein ſo trauriges Bild, wie wir es zum Glück nur auf wenigen Menſchengeſichtern wiederfinden. Der Leſer, welcher, gewohnt auch mit dem innern Auge zu ſchauen, einſt dem Bilde Karl's des Erſten von England ſinnend gegenüber geſtanden, und der weniger auf das zierliche, mit Perlen geſtickte Wams, auf die goldene Halskette, die affectirt zierliche Haltung, den unmännlichen Perlenſchmuck im Ohr, als auf das ſtille, klagende Auge, die leicht, doch ſchmerzlich verzogenen ſchmalen Lippen, die kummervolle Stirn geſehn, wird gern geſtehen, daß es Geſichtsbildungen giebt, auf welche ein unſichtbarer Finger ſchon im Augenblicke der Geburt tief und lesbar die Geſchichte eines unglücklichen Lebens, oder eines frühen Todes gezeichnet. —

So wie der Magnat ſeine Anrede geendet hatte, trat der Hausherr auf ihn zu, und entſchuldigte ſich, in Betreff der ermangelnden Einladung damit, daß er ſeinen Nachbar und Freund noch in der Nähe von Oedenburg geglaubt.

„Laßt es gut ſein, Herr von Terſacz!“ fiel der Magnat ihm jetzt in die Rede; „ich habe keinen Zweifel darein geſetzt, daß Ihr nicht gute Gründe gehabt, uns, auf die Gefahr etwas vergeßlich zu ſcheinen, nicht einzuladen, habt nun aber auch die Güte dafür anzunehmen, daß eben ſo triftige Gründe uns veranlaßten, ungeladen zu erſcheinen. Der beſte derſelben aber iſt“ — hier wandte er ſich an das Brautpaar — „daß der alte Reichsſchatzmeiſter und ſein Sohn nicht unterlaſſen wollten, dem Herrn Oberlandhofrichter — in Zukunft vielleicht un-

sern würdigen Palatinus — und seiner liebenswürdigen Braut das beste Glück zu den Folgen, die eine Verbindung der Häuser Nadasdy und Frangipani unfehlbar bringen wird, zu wünschen."

Der Magnat hatte diese Worte mit einer gewissen Ironie, jene aber, wo er der Palatinswürde gedachte, mit einem so auffallenden Hohne gesprochen, daß Nadasdy es durchaus bemerken mußte. Er suchte sich jedoch zu beherrschen, und erwiederte nur trocken: daß ihm die Meinungen des Reichschatzmeisters schon seit zu langer Zeit genau bekannt wären, als daß er sie nicht gehörig zu würdigen wissen sollte.

„Aber wie?" hob Eödenffi auf's Neue, und zwar jetzt zu seinem Sohne gewendet zu sprechen an. „Du hast noch kein glückwünschendes Wörtchen zu dem werthgeschätzten Fräulein Braut gesprochen, und doch bist Du, so zu sagen, mit ihr aufgewachsen, ihr seid Spielgefährten gewesen, ja ich weiß mich noch recht gut des Tages zu erinnern, wo Du beinahe draußen im Wallgraben ertrunken wärest, da Du eine Wasserlilie holen wolltest, die Fräulein Therese zu besitzen wünschte; Du warst damals kaum zehn Jahre alt, und wußtest ganz anders mit ihr zu schwatzen. — Geh! Du bist ein schlechter Gratulant." — —

Stephan hatte bis jetzt geschwiegen. Seine Lippen zitterten.

„Fräulein Therese Frangipani" — hob er an, aber die Stimme versagte ihm. Eben fiel sein Auge auf das Antlitz der Braut; Theresen's Wange war blaß, in ih-

rem Auge zitterte eine Thräne. Stephan schien sich zu ermannen, er ergriff die Hand der Braut.

„Thereſe!“ stammelte er endlich. „Gott schenke Dir Freude und Frieden!“

Die Angeredete war keines Wortes mächtig; stumm blickte sie in Stephan's klagendes Auge; es sprach lauter als der schreiendste Vorwurf. — — —

Zum Glück wurden die eben geschilderten peinigenden Momente, durch die Bewillkommnungen der Umstehenden, die dem Magnaten mehr oder minder bekannt und befreundet waren, unterbrochen. Ueberdieß war der alte Ödenffi der Ueberbringer verschiedener Neuigkeiten, die ihm, wie er versicherte, erst heute von Wien zugekommen waren. Sehr weitläuftig ließ er sich besonders über die Gefangennehmung eines verdächtigen Reisenden aus, bei dem man, wie er ganz unbefangen äußerte, eine ziemlich zweideutige Correspondenz nach Belgrad und Widdin gefunden haben solle, doch meinte er, es seien dies alles nur Tagesgerüchte, auf die man keinen besondern Werth zu legen habe, und die nur wegen der Unverschämtheit mit der man bedeutende Namen hineinverflechte, wozu natürlich nicht der mindeste Grund vorhanden sei, einigermaßen zu beachten seien. Der alte Magnat blickte bei diesen Worten lachend auf Einen oder den Andern der Anwesenden, und schien sich an deren ernsten und aufmerksamen Mienen auf's Innigste zu weiden. —

Der größere Theil der Anwesenden, besonders der jungen Männer, schien den Worten des Alten eine große Aufmerksamkeit zu widmen; sie gruppirten sich um ihn her,

und mehrere bestürmten ihn mit Fragen, die er mehr durch Andeutungen, als mit bestimmten Worten beantwortete. Auch Christoph und Radasdy mischten sich in das Gespräch, und so traf es sich denn, daß Therese allein, und von den widerstrebendsten Gefühlen beängstigt in einer der entferntesten und dunkelsten Fensterbrüstungen des Saales sich befand. Das Mädchen fuhr erschrocken zusammen, als Stephan Ödenffi unvermuthet herbeitrat.

„Du scheinst erschrocken Therese!" sagte er sanft, doch mit leisem Vorwurf im Tone; „so war es sonst nicht, wenn ich mich Dir nahte."

„Verzeihe mir theurer Stephan!" erwiederte das Mädchen verwirrt. „Der heutige Tag — unser Verhältniß" — —

„Du hast recht," sagte Stephan mit schmerzlichem Tone, doch ohne Bitterkeit, „wenn Du meine Gegenwart an diesem Tage unpassend und belästigend findest. Ich habe dies nur allzuwohl gefühlt, und ich würde, obwohl, wie Du weißt, sonst gewohnt, der Heftigkeit meines Vaters in allen Stücken nachzugeben, dennoch mich heute unserm Hierseyn, welches ein Jeder nicht nur höchst unzart, sondern selbst beleidigend finden muß, widersetzt haben, wenn es nicht die einzige Gelegenheit gewesen wäre, Dich in diesem Leben noch einmal zu sehn."

„Unmöglich kann Dein Vater ein freundliches Verhältniß, welches sich zwischen unsern Häusern kaum erst wieder gebildet, auf diese Art zerreißen wollen!" rief Therese erschrocken. „Selbst sein Besuch am heutigen Tage" —

„Er will, wie er sagt," sprach Stephan leise und

schmerzlich, „dem Schimpfe, der ihm seiner Meinung nach mit Ueberlegung angethan worden, die Stärke der Verachtung entgegensetzen. Er that einen fürchterlichen Eid, daß dies das letztemal sein solle, daß er einen Fuß über die Schwelle des Schlosses Tersacz setze. — Er gebot mir, bei Strafe seines Zornes Dich nimmer wieder zu sehen."

„Und Du, Stephan," sagte Therese, indem ihr ein paar Thränen über die bräutliche Wange rollten, „und Du denkst dies Gebot zu halten? Auch Du siehst da Hohn und Schimpf, wo — wo" —

„Wo Dein Herz entschieden, zu Gunsten eines Mannes entschieden hat, der alle jene Vorzüge besitzt, die mir abgehn?" sagte Stephan mit düsterm Lächeln. „Nein Therese, so bethört bin ich nicht. Ich kenne mich selbst nur allzuwohl, als daß ich es nicht für Unsinn halten müßte, mit einem Manne, von allen Verhältnissen so begünstigt wie Radasdy, um den Preis zu ringen. Du würdest mich verkennen, wenn Du meintest, daß darum, weil Du meine Hand ausschlugst, sich meine Gesinnungen gegen Dich nur im Mindesten geändert haben könnten. Siehe, ich zweifle nicht im geringsten an Deiner Freundschaft, ja ich bin überzeugt, daß es Dir selbst einen Kampf gekostet, mir die Schmerzen, die ich leide, nicht ersparen zu können. Du achtest mich, Du sahest in mir einen Bruder, aber — lieben kenntest Du mich nicht; dies ist Alles. — Dieses Wort enthält Deine Vertheidigung, Deine Rechtfertigung. Ich müßte ein Thor, noch mehr, ich müßte schlecht sein, wenn ich sie nicht für genügend hielte. — Demungeachtet kann ich nicht umhin der Meinung meines Vaters:

daß wir uns nie mehr wiederſehen dürfen, beizupflichten. Selbſt die von Tage zu Tage feindlichere Stellung, die die beiden Parteien unſers Adels gegen einander angenommen haben, hätte eine innigere Verbindung unſerer Familien vielleicht unmöglich gemacht, und ſie iſt es, die jedes freundliche Verhältniß unſerer Häuſer auf immer trennt. Von Tage zu Tage vermehrt ſich der Haß jener Partei, deren Mitglieder ſich ausſchließlich Patrioten nennen, und der Dein Bruder und Dein künftiger Gatte angehören, gegen die des Hofes. An der Spitze der letztern ſteht, wie Dir bekannt iſt, mein Vater und die ältern Magnaten; ſie vergelten Haß mit Haß. Schon jetzt hört man in den Verſammlungen, wo Ruhe und Weisheit den Vorſitz führen ſollten, abſcheuliche Beſchuldigungen ausſtoßen, die Schimpfworte: „feile Sclaven," oder: „freche Rebellen," zwiſchen den Zähnen murmeln. Macht die Weisheit des Kaiſers, oder ein unvorhergeſehener Zufall, nicht dieſen drückenden Verhältniſſen ein Ende, ſo werden wir einen Brand entſtehen ſehen, in den die erſten Häuſer Ungarns in Aſche verſinken werden, und der nur mit Blut gelöſcht werden kann." —

„Du ſiehſt zu ſchwarz, lieber Stephan!" erwiederte Thereſe. „Dein Vater" —

„Seine Meinung iſt auch die meinige!" unterbrach ſie der Vorige. „Vielleicht," ſetzte er trüb lächelnd hinzu, „ſind wir nur in dieſem einen Puncte gleicher Anſichten. — Glaube mir: in wenigen Jahren werden wir zwei mächtige Parteien in blutigem Kampfe begriffen ſehen. Dein künftiger Gatte, Dein Bruder, alle die Anhänger Ra-

gorzy's werden einen Kampf gegen das mächtige Oestreich wagen, einen Kampf, der nur mit Sieg oder Vernichtung endigen kann. Beginnt aber dieser Streit, so muß, dies wissen beide Theile nur allzugut, die Scheide weggeworfen werden, und dann — wehe dem Besiegten. — — Versprich mir, Therese" setzte Stephan mit Wärme hinzu indem er des Mädchens Hand ergriff — „versprich mir, daß wenn die Deinigen ein Unglück träfe, wenn Du Rath, wenn Du Hülfe brauchest, Du Dich dann an niemand Anderen wenden willst als mich." —

„Ich weiß nicht, mein theurer, mein edler Freund" — sagte Therese zaudernd.

„Wie ich auf diese Meinung komme?" erwiederte Stephan mit steigender Wärme. „Eine Ahnung, eine düstre furchtbare Ahnung sagt mir, daß es dereinst so kommen wird. Ich sehe den Kelch des Leidens erst halb geleert, er wird getrunken werden bis auf die Hefen. — Noch einmal, Therese, meine einzige Freundin, meine Schwester, versprich mir mich anzurufen, wenn das Unglück Dich erfaßt, und — ich dann noch lebe. Siehe noch entsetzlicher als der Gedanke, daß ich Dich verloren, ist mir der, daß Du dennoch nicht so glücklich sein solltest, als ich es wünsche. Ich sehe Dich heute vor mir, so blühend, so schön, so edel, wie ich Dich gekannt seit unsern Kinderjahren; Du bist die Braut eines Mannes, mit dem nur wenige — in unserm Lande vielleicht nicht Einer — sich messen können. Dennoch kann ich einer entsetzlichen Angst, die mich bedrückt, nicht Meister werden. O, könnte einst dieses glänzende Auge die Thräne des Kummers fül-

len, die blühende Wange von Trauer erbleichen! — Aber nein! es ist nicht möglich! Du wirst, Du mußt glücklich sein! Versprich mir, Therese, daß, auch wenn wir uns nimmer wiedersehen sollten, Du der Freundschaft unserer Kinderjahre treu gedenken, und — grünt dereinst mein Hügel, diesen wenigstens einmal im Leben besuchen willst." — —

„Stephan! Stephan!" rief Therese erschüttert, „nicht einen Abschied wie diesen! Unsere Lebenswege trennen sich zwar, aber immer werde ich Deine Freundin, Du meinzweiter Bruder bleiben. — Nicht wahr, auch Du wirst freundlich meiner denken?" —

„So möge Gott mir helfen in meiner letzten Stunde," sprach Stephan feierlich die Hand erhebend, und in höchster Erregung, „so möge Gott mich richten, wie ich Dir verspreche, bis zum letzten Athemzuge Dein zu denken, Dich über alles hoch zu achten, als Freund Dich zu lieben, bis zu meinem frühen Tode. — Nimmer soll diese Hand, die jetzt die Deine zum letztenmal ergreift, die Hand eines andern Weibes berühren, an Dir der Gespielin meiner Jugend, will ich ewig hängen, nie will ich dem Bilde, das mir als Knabe schon die Seele füllte, untreu werden und Fluch, ewiger Fluch" — —

Sein Auge funkelte wie das eines Wahnsinnigen.

„Stephan!" stammelte Therese erschrocken, ja fast entsetzt. „Stephan nicht diese Sprache. — Ich kann, ich darf sie nicht hören; sie würde uns beide elend machen." — —

„Beide?" sagte Stephan mit einem Lächeln gleich

dem des Wahnsinns. Beide nicht! — Eins ist es schon." —

Eben ertönte der Name des jungen Edenfi aus dem Munde des Vaters. Stephan fuhr zusammen, warf noch einen langen schmerzlichen Blick auf Theresen, und trat, nachdem er ihr, ohne ein Wort zu sprechen, die zitternde Hand gereicht, still zur Gesellschaft.

Letztere war zu vertieft im Gespräch, als daß man die Braut vermißt hätte; auch wäre es Theresen nicht möglich gewesen, in diesem Augenblicke die Aufregung ihres Gemüths zu verbergen. Ein Strom von Thränen rollte über ihre Wangen, als sie zum Fenster hinausstarrend in die Nacht, auf die vom Monde hell erleuchteten Umgebungen des Schlosses blickte. Dort unter jenen alten Eichen, in der dunkeln Jelängerjelieberlaube, auf dem freundlichen Wiesenplane, hatte sie mit Stephan und Christoph in ihren Kinderjahren so unzähligemal gespielt. So störrisch sich der Bruder den wechselnden Launen der lebhaften Schwester widersetzt, so sanft hatte sich Stephan stets ihnen gefügt. Darum war er auch stets das Wild gewesen, das von dem Pfeile der Jägerin getroffen dahin sank, das geduldige Lamm, welches, obwohl mit einem Bande Stunden lang gefesselt, dennoch keine Spur von Widerspenstigkeit zeigte.

Therese erinnerte sich an jeden kleinen Umstand aus jenen Zeiten. — „Wie gut, wie freundlich er war," sagte sie zu sich selbst, „wie geduldig, wenn ich ihn durch Launen so oft gequält! Wie er alles auf sich zu nehmen gewohnt war, was ich verschuldet hatte! Und wie fröhlich er lächelte, wenn er mich fröhlich sah! — Aber er

konnte es auch sein," setzte sie dumpf hinzu, „denn damals war er noch nicht elend — so sagte er ja — nicht elend durch mich, durch gebrochene, wenn auch nicht gelobte Treue!" — — —

Eine lebhafte Bewegung in der Gesellschaft mahnte Theresen, daß man im Begriff sei, zur Tafel zu gehen, und rasch trocknete sie ihre Thränen. Am Arme ihres Verlobten betrat sie den Speisesaal. Es war eine weite gewölbte Halle. Die Wände waren von Familienbildern bedeckt. Mehrere Generationen der Frangipani's waren hier, die Männer im Panzer, im Lederkoller, in Hof- und Hauskleidung, die Damen in spanischer, oder der ungarischen Nationaltracht abgebildet. Ein Bild vor allen machte sich bemerklich. Es war der Ahnherr des Geschlechts. Er allein war in ganzer Figur gemalt. Ein altmodischer Kettenpanzer bedeckte den stattlichen Bau des altersgrauen Ritters, dessen weißer Bart lang über den Brustharnisch herabfloß. Das nackte Schwert in der Hand des Alten, drei türkische Roßschweife, von dem in Stahl gehüllten Fuße darnieder getreten, bezeugten die Thaten des Aeltesten der Frangipani.

Therese nahm an der Seite ihres Bräutigams am obern Ende der Tafel Platz. Sie athmete etwas freier, als sie bemerkte, daß Stephan sich in weiter Entfernung niederließ, dennoch fühlte sie sich von der Nähe des alten Cödenffi beängstigt, da sie dessen Widerwillen gegen Christoph kannte, der ihm leider schräg gegenüber saß. Ueberdem wußte sie nur allzuwohl aus der Erfahrung früherer Zeiten, daß, wenn der Wein die Geister der

eben Genannten belebte, der Magnat nicht gewohnt war, seine Worte besonders abzuwägen, so wie daß jeder Streit, besonders an dem heutigen Tage, den milden Sinn ihres Vaters höchst schmerzlich berühren würde. Zu Anfang des Mahles wurde die Unterhaltung von allen Seiten sehr gemessen, ja fast einsylbig geführt. Nadasdy, Frangipani der Sohn, und die Mitglieder ihrer Partei, fühlten sich durch die Anwesenheit der Eödenffi zu beengt, als daß sie sich über Gegenstände des Tagesinteresses hätten aussprechen können, über Familienangelegenheiten zu reden aber, vermied der Magnat auf alle Weise. Vielleicht wollte er durch diese erkünstelte Gleichgültigkeit andeuten, wie wenigen Antheil er nach Lage der Dinge daran zu nehmen habe. Am meisten belebte noch die Rede des Bischoff's von Erlau, der dicht zur Seite der Braut saß, die matte Unterhaltung, und erst als der feurige Ruster und Meneser ihre Wirkung äußerten, kam dieselbe in kräftigern Schwung. Nun kam aber auch die Politik an die Reihe.

„Sagtet Ihr nicht, Domine Magister tabernicorum," sprach der Bischoff zu dem Magnaten, „daß ein verdächtiger Reisender mit Briefschaften aufgefangen worden? — Ei! ei! das wird wieder etwas zu reden, zu berathschlagen, zu untersuchen geben! — Und dann der Zorn des Kaisers, die Folgen desselben für das arme Land! Omne trahit secum Caesaris ira malum! wie Ovidius nicht mit Unrecht sagt."

„Hm! er mag nicht Unrecht haben, der winselnde römische Maulheld!" sprach Graf Zrinyi, indem er lang-

ſam ein Glas alten Ruſter austrank, und höhniſch lächelnd, den geleerten Kelch wieder bis zum Rande füllte. „Wer aber denken ſollte, daß wir, möge kommen was da wolle, mit dem lächerlichen wedelnden Greiner: Flendo ditiundimus iram! ausrufen werden, möchte ſich ganz verteufelt irren. — Täuſche ich mich nicht, ſo ſagt der alte Virgil irgend wo: Indomitas dolor excitat iras! der Spruch gefällt mir beſſer, und er ſcheint mir auch viel practiſcher zu ſein."

„Ich bin ganz Eurer Meinung, edler Herr!" ſagte der Reichsſchatzmeiſter; „nur möchten wir das Sprüchlein vielleicht etwas verſchieden interpretiren. — Jedenfalls aber ziemt es einem freien Magyaren mehr, was er im Schilde führt, gerade herauszuſagen, als etwa Juden, Zigeuner und dergleichen Geſindel zu ſeinen Briefträgern und Abgeſandten zu machen."

„Wie es ſcheint," ſagte Nadasdy, nicht ohne Bitterkeit, „ſpricht der Herr Reichsſchatzmeiſter von einer längſt vergangenen oder einer zukünftigen Zeit, falls er nicht mit dem Ausdrucke: freie Magyaren, etwa einen Scherz treiben wollen. — Allerdings hat es einmal freie Magyaren gegeben, im Jahre 1222 zum Beiſpiel, wie wir in der Declaration Königs Andreas des Zweiten leſen können, aber das iſt lange lange her. Es iſt überhaupt gar ein närriſches Ding um dieſe Declaration, man traut ſeinen Augen kaum, wenn man ſie lieſt."

„Ja wohl, ja wohl!" rief Zrinyi vom Weine erhitzt. „Die drei Vorrechte, von denen ſie handelt, werden

uns bald blos noch als eine fabelhafte Tradition erscheinen. Der Edelmann — so heißt das erste — soll weder Contribution noch irgend eine andere Abgabe von seinen Gütern noch Insassen entrichten." —

„Und das ist auch der Fall!" fiel der ältere Frangipani ein.

„Ganz recht!" rief Zrinyi; „denn wir werden auf andere Art dermaßen ausgebeutelt, daß ich wohl wissen möchte, wie es gehen wollte, wenn wir noch überdies besteuert würden. Der zweite Punct sagt: der Edelmann kann mit seinen Gütern und Insassen nach Willkür schalten. Nun habe ich aber voriges Jahr einen miserabeln Wilddieb niedergeschossen, und — kaum wird man es glauben — ich habe Umstände gehabt, als ob, wer weiß was, vorgefallen wäre. — Was den dritten Punct anbelangt: daß kein Reichsstand gefänglich angehalten, oder gar verurtheilt werden soll, er sei denn gehörig vorgeladen, und durch Urtheil und Recht überwiesen worden" —

„So tragen wir," fiel Nadasdy ein, „einen guten Säbel an der Seite, um uns dieses Vorrecht zu bewahren. Bis jetzt hat Ungarn noch immer Männer gehabt, die Muth hatten sich gegen Unrecht zu schützen."

„Ja wohl, Herr Oberlandhofrichter!" rief der alte Eödenffi, vom Weine immer mehr erhitzt. „Männer, die sich und Andere, und ihren Oberherrn für Unrecht schützten, und die auch den Muth hatten, den Verbrecher, stände er noch so hoch, vor Gericht zu ziehen, ja die, wenn es Noth that, selbst den Magnaten, ja den Palatinus

des Reichs, wenn er ein Verräther gegen Constitution und König wäre, vor die Septemviraltafel gezogen hätten."

„Gott verhüte, daß das Land des heiligen Stephan's ein Unglück dieser Art erlebe!" rief erschrocken der Bischoff.

„Es wird es aber erleben, hochwürdiger Herr," entgegnete im vorigen Tone der Magnat, „es wird es erleben, wenn nicht das Unkraut mit der Wurzel ausgerottet wird! — Jetzt schleicht der Verrath freilich nur im Finstern; jetzt wird nur noch gesprochen, berathschlagt, Boten gesendet, Unzufriedenheit verbreitet, aber das wird dereinst anders werden; das was jetzt im Finstern gesponnen wird, wird dereinst an das Licht der Sonne treten, die Verräther, die jetzt um die Huld des Königs buhlen, die sich nicht genug vollstopfen lassen können mit Gold und Ehrenstellen, sie werden, wer weiß wie bald, mit nacktem Säbel, jedoch bedeckt mit den empfangenen und erschlichenen Gnadenketten, als Feinde dem königlichen Herrn gegenübertreten — und, möge dies bald geschehen! dann erst wird man den pflichtgetreuen Ungar von dem Verräther unterscheiden können."

„Es ist ganz sonderbar hier zu Lande!" rief hohnlachend der Statthalter von Steiermark. „Seitdem ich die Grenze überschritten, höre ich immer nur von gefährlichen Anschlägen, von Plänen die Constitution zu untergraben, wohl gar von Aufruhr und Verschwörungen reden. Fragt man nun aber: wo sind denn die Verschwörer? wo ist der Aufruhr? wo steckt denn die Gefahr?

so weiß Niemand eine Antwort darauf zu geben. — Freilich! entsetzlich, gefährlich muß es sein, denn alle Festungen sind gefüllt mit kaiserlichen Soldaten."

„Das ist es eben," sagte lachend der jüngere Frangipani. „Man will die Festungen in der Hand haben; da dies aber dem Krönungseide entgegen wäre, so braucht man einen Aufruhr, und wie kann man wohl besser zu einem kommen, als wenn man ihn selber macht."

„Ich weiß nicht, junger Herr," sagte, mit stechendem Blicke, der alte Cödenffi, „ob Ihr wohlthut über solchen Gegenstand in diesem Tone zu reden. Der aufbrausenden Jugend verzeiht der strengste Richter leicht; den heimlich schleichenden, das Vergehen läugnenden, das Beginnen des Kampfes auf den Gegner wälzenden Sünder, wäre er auch, den Jahren nach, noch Kind, müßte er verurtheilen. In solchem Falle ist der Baum zu faul, er ist verderbt bis auf den Kern, ein Ausschneiden kommt dann zu spät, er ist zum Feuer reif. Jedoch vergebt' — hier nahm der alte Magnat eine stolze, verächtliche Miene an — „mit Euch nicht wollte ich streiten. — Was die Besetzung der Festungen anbelangt" —

„Sie ist gegen den Krönungseid!" fiel der ältere Frangipani ein. „Ich glaube der König hat mit dieser Maßregel nicht wohlgethan. Sie hat ihm einen großen Theil der Herzen unsers Volkes entfremdet."

„Das ist es, Vetter!" rief Graf Zrinyi. „Ihr trefft den rechten Fleck. Er hat nicht Wort gehalten."

„Wie könnt Ihr dieses sagen, Graf?" fuhr heftig

Gödenssi auf. „Hat er bis heute nicht sein Wort erfüllt, erfüllen können, woher wißt Ihr, daß er es nicht morgen erfüllen wird? — Schreibt ihm der Eid etwa Tag und Stunde vor? — Soll er das Messer denn selbst seinen Mördern überliefern? — Dennoch wollte ich, er hätte es gethan, er thäte es noch! Tausend treue Herzen würde es geben, bereit, das seine mit ihrer Brust zu decken. Er sollte die Festungen herausgeben, sie wenn es sein muß, von seinen Feinden, von den Landesverräthern besetzen lassen, dann einen Reichstag zusammen rufen, und mit Jenen, die dessen Satzungen nicht im Nu gehorchten, ohne Weiteres den Kampf auf Tod und Leben wagen. In diesem Sinne habe ich stets gesprochen, und werde es thun, so lange ich die Zunge regen kann; dennoch verkenne ich die Absicht des Königs nicht. Sein milder Sinn denkt von der Zeit zu erhalten, was er durch Kraft erlangen müßte. Sein edles Herz betrügt ihn, er sieht nur Verirrung da, wo Bosheit ist. Weil er sich keiner bösen Absicht bewußt ist, so meint er, daß ihm Beschuldigung derselben nicht schaden könne. Es wäre nicht zu verwundern, wenn er sein Wort nicht hielte, da man ihm die Erfüllung desselben immer schwerer, ja fast von Tage zu Tage immer unmöglicher macht. Jeder der den Monarchen näher kennt, weiß wie sehr ihn der Zustand des Landes schmerzt."

„Er hat sein Wort nicht gehalten!" sprach Zrinyi kalt.

„Er wird es halten müssen; bald halten müssen!" fiel Nadasdy ein, indem er ein großes Kelchglas feurigen

Weins hinunterstürzte, und das Gefäß mit Heftigkeit auf den Tisch stieß.

„Und wer, Herr Oberlandhofrichter, wer wird ihn dazu zwingen?“ rief spöttisch der alte Magnat.

„Kennt Ihr dies Thier?“ erwiederte mit höhnisch stolzem Lachen Radasdy, indem er mit der Gabel in eine vor ihm stehende Schüssel mit Krebsen fuhr, und einen davon anspießte.

„Es ist ein Krebs!“ sagte Jener, über die sonderbare Frage verwundert.

„Nun wohl!“ rief Radasdy hitzig. „So wißt Ihr auch, daß es ein Feld in Ungarn giebt, welches von dem Krebse (rak ung: der Krebs) den Namen hat.“

„Das Feld von Rakosz, wo unsere Könige gewählt wurden?“ rief Eödenffi, „was soll aber diese Bemerkung.“

„Sie soll sagen,“ rief Radasdy mit immer steigender Heftigkeit, daß die Declaration des Königs Andreas besagt, daß wenn eins der drei darin enthaltenen Vorrechte des Adels verletzt würde, dieser befugt ist, sich dem Könige ungestraft, und ohne des Verbrechens der Majestätsbeleidigung beschuldigt zu werden, zu widersetzen.“

„Vielleicht auch einen andern König zu wählen?“ schrie hitzig der Vorige; „denn das wolltet Ihr doch damit sagen, als Ihr des Feldes von Rakosz erwähntet.“

„Hätte ich es sagen wollen, so hätte ich es auch ausgesprochen!“ antwortete Radasdy mit stolzem Hohne.

„Und hättet Ihr es gethan, so hättet Ihr es als

ein Feind des Vaterlandes und ein Verräther gesprochen." schrie Ödenffi.

„Ich bitte Euch, lieber Freund und Nachbar" — fiel der Hausherr ein.

„Vater bedenkt doch" — bat Stephan aufspringend, und zu dem Alten eilend.

„Auf Deinen Platz, Knabe!" schrie der Vater, nur um so aufgebrachter, je mehr man ihn zu begütigen trachtete. „Niemand soll mir wehren, meine Meinung zu äußern."

„Und auch Ihr sollt uns das nicht wehren, Herr Reichsschatzmeister!" rief Graf Zrinyi, mit der Faust auf den Tisch schlagend. „Ich behaupte: der König hat sein Wort nicht gehalten, und so sind wir nach dem Buchstaben der Constitution im gerechten Widerstande."

„Das ist nicht wahr!" schrie Ödenffi. „Keiner der drei Hauptpuncte ist in der That verletzt."

„Fremde Soldaten erfüllen unsere Festungen!" rief Nadasdy.

„Weil einheimische Verräther dies nöthig machen!" entgegnete Ödenffi.

„Die gegen den Wahleid uns aufgedrungenen Deutschen überschwemmen das Land!" rief Zrinyi.

„Schande für uns, daß der König fremde Arme zum Schutze der Festungen brauchen muß!" erwiederte Jener.

„Auf dem Felde von Rakosz wollen wir deshalb Abrechnung halten!" schrie der Vorige in voller Wuth. „Lieber türkisch als deutsch!" —

„Ihr habt recht, Vetter!“ fiel Christoph Frangipani ein. „Es lebe der Sultan! — Ich sehne mich auch nach der Stunde, wo ich die Mütze mit dem Turban vertauschen, und den verhaßten Deutschen die Köpfe herunterschlagen lassen kann!“ — — —

Die tolle Aeußerung des Jünglings, wiewohl augenscheinlich vom Weine hervorgebracht, schien auf einen Augenblick alles in Erstarrung zu setzen. Eine momentane Stille folgte, dann brach der Lärm noch ärger los als vorher.

„Schweig Christoph! schweig Unbesonnener!“ rief der Hausherr.

„Welche Aeußerung! welcher Frevel!“ sagte der Bischoff. „Ei, ei, junger Herr! Ihr seid äußerst zu tadeln. Cogitationis poenam nemo patitur, sagt wohl das Sprichwort, doch wohlverstanden, nur dann, wenn ein heilsames Schweigen beobachtet wird; dagegen caedem cogitare ist bereits eine große Sünde, die nur durch aufrichtige Reue wieder gut gemacht werden kann. — Aber freilich! o vinum! vinum! Du böser Wein.“

„In vino veritas!“ schrie Zrinn. „Ich denke eben so wie mein Vetter Christoph. — Es lebe der Sultan! Hole der Henker alle die etwas dagegen haben.“

„Stehe auf Stephan!“ rief Tödenffi in diesem Augenblicke. „Stehe auf mein Sohn! Nach diesen Reden ist für uns hier kein längeres Verweilen.“ — Rasch erhob sich der Alte.

„Lieber Nachbar! werther Freund!“ rief der alte

Frangipani. „Ihr werdet doch nicht — diese unsinnigen Reden" —

„Ihr wißt wohl," sagte begütigend der Bischoff, „der Pole und der Magyar nehmen beim Weine es mit der Rede nicht so genau, darum Herr Reichsschatzmeister" —

„Ich bitte Euch dringend, theurer Herr" — sagte Therese, doch Thränen erstickten ihre Worte.

„Ich gehe, und mein Sohn geht mit mir!" sprach Ebendiesi kalt und fest. — „Leb wohl Herr von Tersatz, auch Ihr Fräulein Braut, desgleichen Ihr, hochwürdiger Bischof, nebst allen den Herren. — Was ich in dieser Stunde hier gehört, vernahm ich als Gast; es ist vergessen, sobald ich die Schwelle des Hauses überschreite! Doch Ihr junger Herr" — hier streckte er den Arm drohend gegen Christoph aus, und schob den Stuhl heftig zurück, so daß er den Rahmen des Ahnherrnbildes, welches dicht hinter ihm hing, berührte. — „Ihr junger Herr, hütet Euch, daß Ihr nicht dereinst vor der Septemviraltafel mir gegenüber steht. Ich könnte vergessen, daß Euer Vater nur einen Sohn hat, und daß mit Euch der Name der Frangipani erlischt!" — —

Rasch schritt der Alte, von Stephan, der nur noch einen Schmerzensblick auf Theresen werfen konnte, gefolgt, zur Thür hinaus; Christoph lachte laut und höhnisch, doch in diesem Momente stürzte das Bild des Ahnherrn, früher von dem Stoße des Magnaten locker geworden von der Wand, und dessen Rahmen brach krachend in Stücke. — — —

So einfach der eben geschilderte Vorfall an sich war,

und so klar die Veranlassung desselben Jedem vor Augen lag, so trug er doch fast noch mehr als die so trotzige und plötzliche Entfernung des Magnaten dazu bei, daß der Rest des Abends stiller, als es sonst wohl geschehen wäre, zugebracht wurde. — — —

Wenige Wochen nach dem Verlobungstage ward die Vermählung Theresen's mit aller der Pracht gefeiert, wie es die Sitte jener Zeit, und der Rang beider Familien, die durch diese Verbindung inniger vereinigt wurden, forderte. — —

Ein Jahr verfloß. — Hätte Ansehn, Macht, Reichthum, Schönheit des geliebten Gatten ein Weib allein beglücken können, so müßte Therese die Glücklichste ihres Geschlechts gewesen sein. Dem war indeß nicht also. Zwar liebte Therese ihren Gemahl auf's Innigste, zwar wußte sie sich geliebt, aber es gab dennoch Augenblicke besonders dann, wenn, wie es häufig der Fall war, Nadasdy ganze Wochen zu Pesth, Presburg, und in den entferntesten Theilen Ungarns zubrachte, wo ihr eine Centnerlast des Kummers auf dem Herzen lag. Es wollte ihr dann bedünken, als ob ihr Gemahl nur in dem Gewühle der Welt, dem Getreibe der Leidenschaften, die durch den Parteigeist so heftig aufgeregt wurden, in der Anlegung und Verfolgung von ehrgeizigen ihr unbekannten Plänen, Nahrung für seinen Geist, seine rastlose Thätigkeit fände, und er überhaupt wenig, oder gar keinen Sinn, für ein häusliches Glück, für stilles Familienleben hege. Zwar ließ es Nadasdy, wenn er daheim war, nie an tausend kleinen Aufmerksamkeiten, die er als Zeugnisse seiner

Liebe geltend zu machen suchte, fehlen, demungeachtet schien es Thereſen oft, als ob er bei ihrer Verbindung mehr auf die Tochter eines alten Geſchlechts, die würdige Repräſentantin des Hauſes, die ihm ebenbürtige Mutter des künftigen Geſchlechts, als auf die liebende Gattin, die theilnehmende Hausfrau, geſehen hätte. Dem natürlichen ſcharfen Verſtande Thereſen's entging auch die Leidenſchaftlichkeit nicht, mit welcher er alles verfolgte, was ſeinem Ehrgeize, ſeiner Sucht zu glänzen, neue Nahrung geben konnte, und eben ſo wenig blieb ihr die Rückſichtsloſigkeit verborgen, mit der er jedes, ihm im Wege ſtehende Hinderniß zu überwältigen ſuchte. Die Heftigkeit, der durch nichts zu bändigende Stolz Nadasdy's, trat, ſo ſehr er auch Beide in Gegenwart Thereſen's zu bemeiſtern ſuchte, dann beſonders hervor, wenn er auf einen unvorhergeſehenen Widerſtand ſtieß, und ſelbſt der Unbefangenſte würde die Veränderung, die in ſolchen Augenblikken mit ihm verging, nicht mißverſtanden haben. Die zuſammengezogenen Augenbrauen, die aufgeworfene Oberlippe verriethen dann die Gewohnheit des unbeſchränkten Willens, und der eben ſo eigenwilligen Macht. Selbſt ſeine ſich ſelten verläugnende Höflichkeit ſchien, in ſolchen Momenten, ein Bewußtſein ſeiner Wichtigkeit durch ſorgſam gewählte Worte anzudeuten, und der finſtere Blick, das düſter und immer düſterer werdende Auge, zeugten dann nicht minder für ſeine aufbrauſende, ſtolze, und vielleicht rachſüchtige Gemüthsart, wenn man ihm auch zugeſtehen mußte, daß er ſie gut zu beherrſchen wiſſe. —

Im erſten Jahre ihrer Ehe hatte Thereſe immer ge-

hofft, daß sich der Sinn ihres Gatten dem Familienleben zuwenden würde, wenn ihr der Himmel die Freude gewähren sollte, ihrem Manne einen Erben zu schenken. Ihre Erwartungen wurden getäuscht; sie gebar zwar einen Sohn, und Nadasdy schien erfreut, aber in wenigen Wochen starb der Knabe, und Theresen's Gatte war stets der nämliche. Fortwährende Zusammenkünfte mit Franz Nadasdy, Zrinyi und ihrem Bruder, häufige Reisen in die verschiedensten Gegenden des Landes, hielten ihn fortwährend entfernt, und erschien er ja auf wenige Tage daheim, so war er zerstreut, beschäftigt, übelgelaunt, und Therese machte dann ihrem Kummer oft in heimlichen Thränen Luft. Bemerkte Nadasdy indeß die trübe Stimmung Theresen's, so erreichte seine üble Laune den höchsten Gipfel. Mit rauhen Worten warf er ihr dann vor, daß sie ihre Stellung als die Gattin des angesehensten, des mächtigsten Magnaten Ungarns nicht zu begreifen wisse. Er sprach dann mit Unzufriedenheit von ihrer Neigung zur Einsamkeit des Landlebens. Das regste Gewühl des öffentlichen Lebens, meinte er, der Hof des Kaisers, der Zirkel der ersten Frauen des Kaiserreichs, dies sei der angemessenste Platz für die Gattin eines Mannes, dem die Würde eines Palatins des Reichs, vielleicht noch eine höhere nicht entgehen würde. — Nur mit Schmerz hörte Therese jede Rede ihres Gatten, die sich auf die Befriedigung seines unmäßigen Ehrgeizes bezog. Nicht nur ein dumpfes Vorgefühl, sondern auch ihr Verstand sagte ihr, daß der Stolz die Klippe wäre, an welcher über kurz oder lang das Schiff seines Glückes

ſcheitern müſſe, auch ward es ihr von Tage zu Tage klarer, daß ihr Gemahl über der Ausführung der gefährlichſten Pläne brüte. Fortwährend ſah ſie unbekannte Männer ankommen oder abgehen, mit denen Nadasdy Stundenlang im geſchloſſenen Zimmer verkehrte, und ſie erſchrak nicht wenig, als ſie einſt einen derſelben mit ihrem Gatten in einer ihr unbekannten Sprache reden hörte, und dieſer ihr auf Befragen lächelnd erwiederte, daß dies die türkiſche Mundart ſei. Ein Blitzſtrahl hätte Thereſen nicht ärger erſchüttern können, als dieſe Erklärung. Manches dunkle Wort Nadasdy's, oder ihres Bruders ward ihr jetzt deutlicher. Weinend warf ſie ſich an die Bruſt ihres Gemahls, und beſchwor ihn unter heißen Thränen, ſich nicht in ſtrafbare Pläne einzulaſſen, die ihn und die Ihrigen dereinſt ſicher verderben würden, aber mit Härte wieß ſie Nadasdy zurück, und befahl ihr, bei Verluſt ſeiner Liebe, nie wieder ein Wort über Dinge, die den Horizont des Weibes überſtiegen, zu verlieren. —

Kurze Zeit nach dem eben geſchilderten Auftritte, war Nadasdy längere Zeit als gewöhnlich daheim. Er war diesmal beſſer gelaunt als ſonſt, ja man hätte ſeine Stimmung eine fröhliche nennen können. Mit vieler Redſeligkeit, ſprach er zu Thereſen von groſſen Hoffnungen die er habe, von einer fröhlichen Nachricht, die er von Stunde zu Stunde aus Wien erwarte, deren Gegenſtand er aber der Gattin nicht nennen wolle, um die Freude, die ſie mit ihm theilen werde, nicht zu ſchwächen. Endlich — es war an einem ſchönen Sommermorgen, und der Graf befand ſich

eben im Zimmer seiner Gattin — meldete ein Diener, daß ein Bote aus Wien mit einem kaiserlichen Handschreiben angelangt sei. Jubelnd wie ein Kind sprang Nadasdy aus dem Gemache, nachdem er Theresen versichert hatte daß er in zwei Minuten ihr eine höchst angenehme Nachricht überbringen werde. Dieser Zeitraum verstrich indeß, ohne daß der Graf zurückkehrte. Aengstlich klopfte Theresen das Herz; endlich hörte sie seinen dröhnenden Schritt auf der Treppe, seine donnernde Stimme im Vorsaal. „Gregor! He Gregor! Hölle und Verdammniß!" rief er in wüthender Ungeduld. Eben trat er in's Zimmer. Die höchste Leidenschaft sprach aus seinen Zügen, und selten sah man ein Antlitz, auf dem diese so deutlich geredet hätte. Alle Muskeln seines Gesichts waren angeschwollen, seine Nasenlöcher schienen erweitert, sein Auge glühte, er blickte wild wie ein Besessener. In diesem Zustande hatte ihn Therese noch nie gesehen, und auch jetzt schien Nadasdy diesen Paroxismus von Leidenschaft mit Gewalt unterdrücken zu wollen, doch die Anzeichen von Wuth brachen immer wieder von Neuem hervor, und zeigten nur um so deutlicher den Kampf, der den ganzen Menschen erschütterte. — Eben stürzte der gerufene Diener in den Vorsaal.

„Laß anspannen Gregor!" schrie er ihm entgegen; „einen — nein drei Wagen — die Gräfin wird mich begleiten. Wir reisen auf meine Güter nach Pottendorf in Oberöstreich. — Fort! laß anspannen! sogleich, sag' ich!" Und krachend schlug er die Thüre hinter sich zu. —

Therese war indeß erschrocken aufgesprungen, und

eilte ihrem Gatten entgegen. Nadasdy winkte ihr mit der Hand nach ihrem Platze, dann warf er einen offenen Brief, den er in der Hand hielt zu Boden, und trat ihn unter die Füße.

„Ich weiß nicht was mich abhält," schrie er wüthend, „das Schwert zu ziehen, den Turban aufzusetzen, und die Roßschweife auf dem Markte zu Pesth und Ofen aufzupflanzen! — O, Zrinyi! Zrinyi! Du hattest wohl recht! Und auch Du, redlicher Christoph, als Ihr sagtet, man müsse damit anfangen, den Deutschen den Kopf vor die Füße zu legen. Aber zum Teufel mit meiner Mäßigung! Ich werde sie noch tausendmal verfluchen, und alle Narren, die sie mir angerathen haben, oben drein. — Aber ich sehe Thereſe, Du hältst mich für verrückt! Da lies den Brief!" — er hob ihn vom Boden auf. — „Mag alle Welt seinen Inhalt wissen; es soll die Strafe meines Zauderns sein!"

„Du hast um die Palatinswürde angehalten, und der Kaiser hat sie Dir, aus wichtigen Gründen, wie er sagt, abgeschlagen!" erwiederte Thereſe, den Brief still zusammenfaltend.

„Aus wichtigen Gründen?" schrie Nadasdy. „Hölle und Teufel! konnte es einen Grund geben, sie zu versagen, nachdem ich — ich sage ich — darum angehalten? — Ich war es, dem er es verdankt, daß Ungarn bis jetzt ruhig blieb; ich, der Ragoczy aufhielt in Siebenbürgen den Halbmond aufzupflanzen! — Wahrhaftig ich sollte meinen, es wäre nichts Unbilliges gewesen, mich dafür zum Palatin zu machen, und wäre es, so hätten sie hierbei ein Uebriges thun müs-

sen. — Aber ich verspreche Dir, Thereſe, ſie werden wider den Stachel lecken, und mir eine ganz andere Würde, als die des Palatinus zuſichern müſſen, und ſollte ich ſie mit der Spitze meines Degens dazu zwingen!" — —

„Du willſt Dich Deinem Herrn und Kaiſer widerſetzen?" rief Thereſe erſchrocken.

„Widerſetzen?" rief Radasdy mit furchtbarem Lachen. „Widerſetzen! — ich hätte es thun ſollen, anſtatt um die Gunſtbezeigung anzuhalten. Jezt ſteht die Sache anders. Er ſoll ſich vor mir in Acht nehmen!" — —

„Und Du willſt, daß wir nach Pottendorf reiſen ſollen?" fragte die Vorige. „Warum das, theurer Franz?"

„Warum?" rief der Gefragte. „Weil ich hier nicht ein Gegenſtand des Spottes ſein mag, nachdem mir verſagt worden, was Niemand mit ſolchem Recht zu fordern hatte, wie ich; weil ich nicht mit Portia's Spionen umgeben ſein will, wie hier; weil ich dort eher einen Freund ſehen kann, ohne daß den folgenden Tag beim Lever in Wien davon die Rede iſt, und endlich — weil es Zeit iſt, daß die Birne zur Reife kommt." —

„Ich bitte Dich, Franz!" rief Therese, die Hand des Gatten ergreifend; „faſſe keinen Entſchluß, bis Du bei kaltem Blute" — —

„O, ich bin es!" ſagte Radasdy bitter, indem er der Gattin ſeine Hand entzog. „Ich bin eiskalt. — Du wirſt mich kein Wort mehr über dieſe Angelegenheit reden hören. Narren vergeuden nur die Kraft, welche

der Haß giebt in leeren Worten; sie sollen den meinigen auf andere Weise kennen lernen."

„O, nicht diesen Grimm, mein theurer Gemahl!" rief Therese, indem sie Nadasdy in ihre Arme schloß. „Vergiß, was Dir widerfahren. Unternimm nichts gegen Deinen königlichen Herrn. Er wird Dich besser kennen lernen, und Dir endlich aus freiem Antriebe gewähren, was er dem Bittenden abschlagen zu müssen glaubte." —

„Meinest Du, daß, wenn mir Jemand in diesem Augenblicke, die Bestallung als Palatinus in's Zimmer brächte, ich sie behalten würde?" fragte einen Schritt zurück tretend, mit düsterm stolzen Blicke, Nadasdy. „Nicht der unerlangte Rang ist es, den ich ihm nicht vergessen werde, nein, daß ich darum gebeten habe, das ist es, was ich ihm wett zu machen hoffe."

„Ich bitte Dich, Franz, ich bitte Dich um Deiner Ruhe, um Deines Glückes willen, verscheuche diese Rachegedanken!" rief die Gräfin thränenden Auges. „O, söhne Dich aus mit Deinem Herrn! gewiß Du kannst es; und er wird Dir auf andere Weise, er wird Dir durch seine Gunst, reichlich ersetzen, was er Dir jetzt versagt hat. — Was kannst Du auch außer der unglücklichen Palatinswürde noch anders wünschen, das Du nicht schon besäßest? Du bist reich, mächtig, geachtet im ganzen Lande, ich meine die versagte Würde des Palatinus hätte Dich nur wenig höher stellen können, als Du ohnehin schon stehest."

„Meinst Du, Therese?" rief Nadasdy mit bittern

Lachen. „Ich meinte es auch, und dennoch wurde sie mir versagt. Doch immerhin; vielleicht geschah es zum Glück für mich und Dich! — Was meinst Du, würde ein Diadem etwa darum Dein Lockenhaar, diese weiße Stirn, schlechter schmücken, wenn nicht die Hand des Kaisers, wenn die des Sultans es Dir aufsetzen sollte?" —

„Franz!" rief Thereſe entsetzt. „Was fällt Dir ein? Ich bitte Dich, faſſe keine Pläne, die Dich — uns Alle — unfehlbar in's Verderben stürzen würden!" — —

„Kein Wort mehr über dieſen Punct!" entgegnete Nadasdy herrisch. „Aber beruhige Dich!" ſetzte er hinzu, als er ſah, daß Thereſen die Thränen über die Wange rollten; „warum ſprach ich auch mit Dir über Dinge dieſer Art; ſie ſind freilich nur für ſtarke Seelen." — — —

Wenige Stunden nach dieſer Unterredung, befand ſich Nadasdy mit ſeiner Gattin auf dem Wege nach Oberöſtreich. — — —

Mehrere Wochen vergingen Thereſen einſam, in der alten Burg zu Pottendorf. Nur wenige Stunden des Tages, ſah ſie ihren Gatten; beſtändig ſaß er am Schreibtiſche, vertieft in Correſpondenzen, mit welchen reitende Boten nach allen Seiten verſendet wurden. Endlich begann das Leben reger zu werden. Gäſte aus allen Theilen Steiermarks, Siebenbürgens und Ungarns fanden ſich ein. Nur wenig Bekannte waren unter ihnen. Viele gingen, nach wenigen Tagen Aufenthalts, Andere la-

men, die Besuche nahmen kein Ende. Dennoch sah Theresе ihre Gäste fast nur während der Tischzeit, da Nadasdy außerdem sich mit ihnen nur in den abgelegensten Theilen der Burg und bei verschlossenen Thüren unterhielt. So geschah es denn auch, daß eines Tages Nadasdy mit zehn oder zwölf seiner Gäste, unter denen sich Franz Ragoczy, Tettenbach, Zrinny und mehrere angesehene Magnaten Ungarns, befanden, in einer großen gewölbten Halle des Schlosses in eifriger Berathung begriffen war. Unter den Anwesenden machte sich ein Fremder von großer stattlicher Figur, dem das lange, in einen Zopf geflochtene Haar, der geschorne Vorderkopf, das dunkele, schön gespaltene, kluge Auge, die Habichtsnase, ein fremdartiges Ansehn gaben, besonders bemerklich. Er schien von Nadasdy mit großer Aufmerksamkeit behandelt zu werden, und bemühte sich augenscheinlich, diese durch viele Hochachtungs- und Freundschaftsversicherungen, die jedoch durch seine mangelhafte Latinität — denn die Unterredung ward in lateinischer Sprache geführt — etwas unverständlich wurden, zu vergelten. Sämmtliche Anwesende hatten theils auf einem altmodischen Sopha mit hoher Lehne, theils auf Stühlen im Kreise Platz genommen, und das Wechselgespräch wogte lebhaft hin und her.

„Es ist mir höchst unangenehm, daß mein Schwager noch nicht angekommen ist!“ sprach Nadasdy. „Er soll die Beistimmung des Adels aus der Gegend der Karpathen überbringen, und — bleibt aus.“ —

„Wir kennen ja die Meinung der dortigen Ge-

spanschaften, und das ist wohl genug!" entgegnete Zrinyi.

„Verzeiht, hochedler Graf, wenn ich mir, wiewohl auf's demüthigste, eine kleine Einwendung erlaube!" hob der oben geschilderte Fremde, die Hand auf die Brust gelegt, zu sprechen an. „Ich traue — wie es wohl auch nicht anders sein kann — auf's Beste den Versicherungen, aller der vortrefflichen und hochangesehenen Herren, die hier versammelt sind, aber ich muß bemerken, daß ich mich nicht nur mit meinen Augen überzeugen, sondern Seiner Hoheit dem Seraskier schwarz auf weiß die Zustimmung des größeren Theils der Magnaten Ungarns zurück bringen muß, wenn er mit der Armee, ohne vorhergegangene Kriegserklärung, die Grenze überschreiten, die Festungen einschließen und bestürmen soll."

„Ihr seid sehr umständlich, Herr Michael Rigas!" rief Zrinyi ärgerlich. „Ihr seht, es ist nicht unsere Schuld, daß Christoph Frangipani noch nicht hier ist, und länger bleiben wollt Ihr auch nicht."

„Ich kann nicht, edler Herr, ich kann nicht!" entgegnete der Vorige. „Sr. Hoheit der Wessir bestimmte den Tag, an dem ich wieder zurück sein muß. Er will daß die Unterhandlungen zum Ziele kommen, oder für immer abgebrochen werden."

„Nun so nehmt indessen unsere Unterschriften, und die der südlichen und westlichen Gespanschaften!" sprach Nadasdy. „Die andern erhaltet Ihr in wenig Tagen durch einen Reitenden."

„Nicht hinreichend, hochedler Graf, nicht hinrei-

chend! sagte der Fremde kopfschüttelnd. „Du nimmst keine Versprechungen an, Du bringst mir die Unterschriften der Ungläubigen — der edlen Herren wollte ich sagen! So sprach Mahmud Reuf Pascha als ich abreiste, und Ihr wißt wohl, hochgeborne vortreffliche Herren, mit einem Pascha von drei Roßschweifen und Serastier, ist nicht gut Scherz treiben.“

„Ihr seid ein ächter Grieche des Fanars!“ rief Zrinn mit unmuthigem Lachen. „Ich dächte wahrhaftig, das Schutzrecht über eine Anzahl unabhängiger neugebildeter Fürstenthümer, eine tüchtige Vormauer gegen die Deutschen, sollte es wohl verlohnen, daß der Sultan seine Truppen noch ein Weilchen an der Grenze hielte, und uns endlich für den ersten Augenblick mit einem Heere unterstützte.“

„Es scheint so, edle Herren,“ sagte der Grieche mit pfiffigem Lächeln, „aber in Konstantinopel denkt man anders; man hat so hin und wieder einige kleine Bedenken.“—

„Und welche denn, Herr Abgesandter, wenn's gefällig ist?“ fuhr Nadasdy auf. „Zweifelt man etwa an der Wahrheit unserer Erklärungen? hält man uns etwa für zu furchtsam, um das Schwert zu ziehen gegen Oestreich?“

„Beides nicht, hochedler Graf! ich versichere es Euch bei der Panagia;“ entgegnete der Fanariot. „So weit geht Niemand, dem es nicht Ernst ist. — Ueberdem,“ setzte er trocken hinzu, „kann von Furcht gar nicht die Rede sein, denn wolltet Ihr — woran natürlich gar nicht zu denken ist — zurück treten, so sendete der

Wessir Eure Correspondenz an den Kaiser, Euren jetzigen Oberherren, und der ließe Euch allen die Köpfe abschlagen. — An Verrath denkt man in Konstantinopel nicht."

„Nun also, woran denn sonst?" fragte Tettenbach. „Sprecht Euch nur klar aus, Herr Grieche, wenn anders ein Grieche sich dergestalt aussprechen kann."

„O, das kann ich wohl!" versetzte Rigas boshaft; „ich zweifle nur, daß ein solches klares Wort, sehr angenehm klingen, und von Euch gern gehört werden würde."

„Heraus damit, Herr Abgesandter!" rief Zrinyi lachend. „Ihr kennt ja wohl das türkische Sprichwort: Die zischende Natter auf der Heerstraße, ist weniger zu fürchten, als die schlafende im Rosengesträuch. — Ihr werdet den Scherz nicht übel nehmen."

„Nicht im Geringsten!" erwiederte Rigas gelassen. „Ich bin ein Freund von Sprichwörtern und von Scherz, und — so sagt ja wohl ein deutsches Sprüchlein — eine kluge Rede schläft in einem närrischen Ohre! — Vielleicht läßt es sich auch umkehren. — — Indeß, Ihr wolltet ja wissen, was man in Konstantinopel spricht. Nun seht, es giebt einige — ich bin nicht darunter; dafür soll mich die Panagia bewahren, denn ich denke nur was der Wessir denkt, und habe eigentlich gar kein Urtheil — aber es giebt welche, die da meinen, daß, wenn Ihr als Christen, als Edle, als die Stützen des Throns, Eurem Herrn und König dergestalt mitspielt, daß Ihr den Eid vergessen, sein Land

zerreißen und eine Anzahl unabhängiger Fürstenthümer unter dem Schutze des Sultans bilden wollt, was würdet Ihr Euch erst gegen den sogenannten Erbfeind der Christen, herausnehmen zu dürfen, glauben?" —

„Pah! Ihr versteht das nicht, Herr Gesandter!" rief Zrinyi, indem er Nadasdy, welcher auffahren wollte, mit der Hand zur Ruhe winkte. „Der König hat uns nicht Wort gehalten, er hat den Eid" — —

„Bemüht Euch nicht mit moralischen Gründen, für Euren Abfall!" entgegnete Rigas, ganz gemüthlich die Arme über einander schlagend. „Uns kann es ganz gleichviel sein, ob sie gut oder schlecht sind; selbst wenn Ihr gar keine hättet. Warum Ihr den Kaiser verrathet? diese Frage — ich kann es Euch versichern — habe ich in Konstantinopel aus keinem einzigen Munde vernommen. Ihr wißt, die Türken sind überhaupt keine Freunde von müssigen Fragen. Dagegen sprach man oft davon; daß, wenn man sich einmal mit Euch einließe, man Euch auf der Bahn festhalten, und durchaus nicht eher einen Schritt thun solle, bis man hinlängliche Garantien für Eure Handlungsweise habe. Vor der Hand sind Eure Unterschriften dergleichen, später werden sich wohl noch andere finden."

Eben hatte der Grieche seine Rede geendet, als heftig an die Saalthüre geklopft ward.

„Was giebts? wer ist da?" — rief der Hausherr.

„Oeffne geschwind, lieber Franz!" ertönte Theresen's Stimme.

Verdrießlich öffnete Nadasdy die Saalthür.

„Ein Officier iſt eben angekommen, und bereits wieder fortgeſprengt!“ rief die Gräfin in der Thüre ſtehen bleibend. „Der Kaiſer wird in wenig Minuten hier ſein. Er reiſt hier durch, auf ſeine Familiengüter, und ladet ſich zum Frühſtück ein.“

Sprachlos ſtarrten die Anweſenden einander an. Das Geſicht des Griechen verrieth einige Beſtürzung. Nach leiſem Zwiegeſpräch mit ihrem Gatten, entfernte ſich die Gräfin.

„Wir müſſen fort! Er darf uns nicht finden!“ rief Tettenbach.

„Keineswegs!“ entgegnete Nadasdy. „Wir würden uns verdächtig machen. Blos Herr Michael Rigas darf nicht zum Vorſchein kommen. — Es iſt ein ganz fataler Zufall!“ ſetzte er nach einigem Schweigen hinzu.

„Warum denn?“ entgegnete Zrinyi. „Wenn man nur wüßte, wie ſtark ſein Gefolge wäre. — Am Ende wär's am beſten, man nähme ihn feſt.“

„Toller Gedanke!“ rief der Hausherr. „Wollt Ihr ihn durch die Lüfte nach der türkiſchen Grenze führen?“

„Das nicht! aber nach dem erſten beſten unſerer feſten Schlöſſer;“ entgegnete Jener. „Er könnte uns als Geißel dienen.“

„Daran iſt gar nicht zu denken!“ fiel Tettenbach ihm in die Rede. „Wir haben kein feſtes Schloß, das vor einem Handſtreich ſicher wäre, in der Nähe. Man würde uns Verräther nennen“ —

„Besonders wenn die Ausführung des Planes nicht gelänge!“ sagte der Grieche kalt.

„Man würde uns als Majestätsverbrecher anklagen!“ fuhr Jener fort. „Uns für vogelfrei erklären“ —

„Ja! und auslachen obendrein;“ sprach Rigas mit ruhigem Tone. „Eben so gut könntet Ihr den Kaiser mitten in seiner Burg zu Wien verhaften wollen. — Nein, wohlgeborne Herren, eine Unternehmung wie diese, könnte Euch nur zum Gespötte machen, und mit Flüchtlingen — denn diese wäret Ihr binnen wenigen Tagen — würde sich der Sultan nicht verbinden.“ —

„So, meint Ihr, müßten wir die Gelegenheit, einen kühnen Streich zu wagen, ungenützt vorüber lassen?“ rief Zrinyi.

„Das habe ich nicht gesagt!“ erwiederte Rigas mit Kälte.

„Ihr meintet doch, daß es unmöglich sei, ihn gefangen zu halten!“ rief Jener. „Folglich seid Ihr auch der Meinung, daß wir nichts gegen seine Person unternehmen können.“

„Was das Erste anbelangt,“ erwiederte der Grieche mit voriger Ruhe, „so sage ich: Ja! was aber den daraus gezogenen Schluß anbetrifft so sage ich: Nein! — Ihr kennt doch,“ fuhr Rigas fort, als er sah daß seine Meinung von den Anwesenden nicht hinlänglich verstanden ward, „Ihr kennt doch das Sprichwort: Die Hand die man nicht abhauen kann, muß man küssen? — Nun wohl! Ihr habt die Wahl, Küssen oder Abhauen. Und jedes ist gut in seiner Art, es ist keine halbe Maßregel wie

das Gefangennehmen, was mehr wie ein Verbrechen, was ein Fehler sein würde."

„Ihr sprecht immer noch etwas zweideutig, Herr Grieche!" sprach Zrinyi kopfschüttelnd. „Erklärt uns etwas deutlicher Eure Willensmeinung."

„Willensmeinung, wohlgeborner Herr?" erwiederte Rigas, und seine Züge drückten die höchste Kälte und Gleichgültigkeit aus. „Ich habe hier weder einen Willen, noch eine Meinung, wenigstens keine, die ich hier zu erklären brauchte, und mich geht die ganze Sache überhaupt gar nichts an. Mein Handeln beginnt eigentlich erst" — hier zuckte ein leichter Blitz durch die vereisten Züge — „wenn das Eure aufhört. — Wenn Ihr mich aber fragt: ob, wenn mein Feind lebendig über meine Schwelle geschritten sei, er auch immer so unverletzt wieder zurückschreiten würde? so meine ich allerdings, daß das Letztere nicht immer statt finden dürfte." —

„Wie?" rief Radasdy: „Ihr meintet, wir sollten ihn ermorden?"

„Ermorden?" fragte Rigas mit vieler Ruhe; „Hat Jemand vom Ermorden gesprochen? — Ich habe nichts gehört. — Nein, ermorden würde ich meinen Feind nicht; das wäre eine Sünde, und vielleicht auch eine Dummheit; aber es hat ja manchmal Fälle gegeben, daß Leute munter und wohlgemuth zu einer Thür hineingegangen, und still und geräuschlos wieder hinausgetragen worden sind. Mir sind selbst schon einige dergleichen Fälle vorgekommen."

„Hoffentlich aber nicht auf christlichem Boden, Herr

Gesandter!" rief Nadasdy mit scharfem Tone. „Wäre es möglich, den Kaiser zu verhaften, ihn, bis er uns Gerechtigkeit widerfahren lassen, gefangen zu halten — ich thäte es. Richard Löwenherz, ward um geringerer Ursache in eine der Burgen dieses Landes eingesperrt. Doch was sein Leben anbelangt! In seiner Hofburg, mitten unter seinen Garden und Hartschieren, ist er nicht sicherer."

„Ihr seid also für das Küssen der Hand, hochgeborner Graf!" erwiederte gleichgültig der Grieche. „Es ist möglich, daß Ihr recht habt. Ueber Politik pflege ich nie zu streiten; es ist die undankbarste Mühe, die man sich geben kann. Gewöhnlich bleibt Jeder bei seiner Meinung, und hat sich nur umsonst erhitzt. — Doch da Ihr Euren Herrn" — er sprach dies mit etwas spöttischer Miene — „als ein getreuer Unterthan empfangen wollt, so möchtet Ihr ihm wohl entgegen eilen." —

„Ich gehe nicht einen Schritt!" rief Zriny.

„An der Thüre meines Hauses empfange ich meinen Gast!" sprach Nadasdy stolz.

„Es ist mir doch fatal" — sagte Tettenbach — „unsere Anwesenheit" —

„Besuch! nichts als Besuch!" rief barsch der Hausherr. — „Man wird uns doch noch erlauben, einige Freunde bei sich zu sehen! — Ohnehin ist morgen mein Namensfest. — Freilich, was Euch Herr Rigas anbelangt" —

„O, wegen mir seid unbesorgt!" erwiederte leicht der Grieche. „Mit Eurer Erlaubniß verkleide ich mich

etwas, und mische mich dann unter Eure Dienerschaft. Das Verstecken ist mir ohnehin zuwider, und ich möchte Euren Herrn gern in der Nähe sehn. — Ja! ja! so wird es am besten sein! ich bin ja ohnehin erst vorige Nacht hier angekommen; von Euren Dienern kennt mich Niemand. Was meint Ihr edler Herr? Ihr könntet mich, als Euren neuen Küchenmeister bei letztern introduciren? Niemand schöpft dann Verdacht, und ich kann Alles recht in der Nähe sehen und hören."

„Ein sonderbarer Einfall!" rief Radasdy lachend. „Der Abgesandte des Seraskiers' —

„Euer Küchenmeister?" erwiederte Rigas scherzend. „Und warum nicht? War doch der Seraskier vor zehn Jahren noch selbst Koch im Serail. Ueberdem verstehe ich manches von der edeln Kochkunst; meine Reisen in Asien und Europa haben mir dergleichen Kenntnisse aufgedrungen."

„Wirklich?" rief der Hausherr den Scherz fortsetzend. „Nun da könnt Ihr gleich dem Koche bei der Verfertigung einiger kleinen Pastetchen, die, wie mein Weib behauptet, der Kaiser vorzüglich gern hat, Euren Rath ertheilen."

Unter leisem Gespräch verlies der Grieche mit dem Hausherrn das Gemach. In wenig Augenblicken kehrte Letzterer zurück.

„Ich weiß nicht," sagte Franz Ragoczy, ein junger Mann, der bis dahin stets geschwiegen, „ich weiß dennoch nicht, ob wir nicht besser thäten, wenn wir den Kaiser verhafteten, und mit offener Gewalt, das Schwert in

der Faust, geradezu, Tag und Nacht Umwege verfolgend, über die Grenze brächten. Befände er sich nur einmal in Ungarn, dann hätte es keine Noth mehr, und in Siebenbürgen stehe ich für den Gefangenen ein."

„Es geht nicht! es geht durchaus nicht!" — rief Nadasdy. „Wäre es aber dennoch auszuführen, so würde diese That nur unserer Sache schaden. Ein großer Theil des Adels, gewohnt im blutigsten Kampfe das Schwert zu ziehen, würde es beschämt in die Scheide stoßen, sobald von Verrath an seiner Person die Rede wäre. Die Hälfte unserer Verbündeten würde abfallen, wenn sie vernähmen, wie wir das Werk begonnen hätten."

„Dennoch schienst Du vorhin" —

„Hm ja!" erwiederte Nadasdy etwas verwirrt; „die Gelegenheit schien mir lockend. — Indeß siehst Du — er ist in meinem Hause, unter meinem Dache. Dem Ungar ist das Gastrecht heilig. — Den König gefangen nehmen! — Pfuy! Es wäre ein Brandmal meines Namens. — Nein! Kein Wort davon. — — Aber hört! Ist das nicht Pferdegetrappel? Er kommt!" —

Rasch eilte Nadasdy nach der Thür, aber bestürzt trat er zurück, als sein hoher Gast, Theresen am Arm, in's Zimmer trat.

Man würde den schlichten, bis zur Uebertreibung einfach gekleideten, und sich in dieser Weise bewegenden Mann, nicht für den Herrscher eines mächtigen Reiches genommen haben, wenn sein Gesicht nicht die offenen, wohlwollenden, und von jedem wackern Manne in Eu-

ropa so gern gesehenen Züge der Mitglieder des Hauses Habsburg getragen hätte. Leopold stand damals noch in der ersten Hälfte des Lebens, und man würde ihn für einen sehr hübschen Mann haben gelten lassen müssen, wenn die etwas zu stark vortretende Unterlippe nicht seinem Aeußern einen Eintrag gethan hätte. — Dicht hinter ihm ging der Minister Fürst Portia, ein feiner, scharfblickender Italiener. Drei Männer in militairischer Kleidung schlossen den Zug, und zwei Lieblingshunde des Kaisers, eine große Dogge und ein Windspiel schlüpften in den Saal. — — — So wie die Ankommenden in's Zimmer traten, fiel der Blick Portia's auf die bereits anwesende Gesellschaft; er wendete sich zu einem der Officiere, und, nach einigen leisen Worten, ging letzterer nach leichter Verbeugung zur Thür hinaus.

„Also mein Wunsch, Sie zu überraschen, und jeden feierlichen Empfang zu vermeiden, ist gelungen, lieber Graf!" sagte der Kaiser freundlich. „Nur die Gräfin konnte ich nicht dadurch täuschen, daß ich meinem Gefolge vorauseilte. — Aber siehe da!" rief er, als sein Auge auf die Anwesenden fiel, und er sie nach und nach erkannte. „Graf Ragoczy, Zriny, und noch andere edle Herren! — Ei, auch Graf Tettenbach?" — .

„Ich muß Ewr. Kaiserliche Majestät um Entschuldigung bitten, wenn ich ohne Urlaub" — —

„Still! Still!" sprach Leopold freundlich. „Auch ich bin nur incognito hier, und Portia darf nichts dazu sagen, denn Fürst Lobkowitz weiß nicht ein Wort, daß

ihm sein College auf einige Tage entschlüpft ist. — Es ist mir lieb, Ihr Herren, daß ich Euch hier versammelt finde," setzte der Monarch hinzu; „ich habe Einiges mit Euch zu reden, und so lade ich Euch sämmtlich Morgen zu einer Fischerei, die ich veranstalten lassen, und die Euch, wie ich hoffe, Vergnügen machen wird."

„Gewiß haben auch dergleichen ländliche Zerstreuungen die Herren hier so zahlreich zusammengeführt?" sprach Portia im gleichgültigsten Tone konventioneller Rede, aber ein leichter Blitz, ungewiß ob vom Spott oder Argwohn hervorgerufen, schoß aus dem Auge des Italieners.

„Sie wollten einen Freund in seiner Einsamkeit besuchen!" entgegnete Nadasdy scharf. „Eure Durchlaucht, wird es nicht unrecht finden, nachdem es Sr. Majestät huldreich gebilligt."

„Sie würden mir sehr Unrecht thun, Herr Graf," entgegnete Portia mit Höflichkeit, doch trockenem Tone, „wenn Sie annehmen wollten, daß ich das seltene Vergnügen, Freunde aus so entfernten Gegenden traulich unter einem Dache vereinigt zu sehen, nicht zu schätzen wüßte. Nur der Zufall, oder sehr wichtige Angelegenheiten, verschaffen uns dann und wann einen solchen Genuß."

„Wir wollten," sagte Zriny rauh, „dem Grafen beweisen, daß sein Verdienst nicht überall vergessen wird."

„Dann freut es mich, daß ich gerade heut gekommen bin!" sagte der Monarch freundlich zu dem Hausherrn

gewendet. „Auch ich gehöre dann zu Euch, denn etwas Aehnliches führt mich hierher. — Doch, warum soll ich nicht ausführlicher davon sprechen! — Sie hatten lieber Graf Nadasdy, vor kurzem um die Würde des Palatinus angehalten." —

„Ich that es, und hatte Unrecht, daß ich es that!" sprach der Graf, und eine dunkle Röthe überflog sein Gesicht.

„Unrecht?" erwiederte der Kaiser. „Warum denn Unrecht? — Ich bin der Meinung, daß Sie der Tüchtigste, und der Würdigste dazu sind. — Auch meine Minister sind dieser Ansicht; nicht wahr, lieber Fürst?" —

„Wir halten allerdings den Herrn Landhofrichter für den Tüchtigsten;" sagte Portia ruhig.

„Ewr. Kaiserliche Majestät geruhen Sich zu erinnern, daß meine Bitte abgeschlagen ward!" sagte Nadasdy trocken.

„Ich that es ungern, höchst ungern!" erwiederte der Monarch mit einer Offenheit und Unbefangenheit, die so augenscheinlich war, daß sie ihren Eindruck auf die Anwesenden gar nicht verfehlen konnte. — „Sie sind dem hohen Amte des Palatinus gewachsen, Sie haben dem Reiche wesentliche Dienste geleistet; Beides wird selbst Ihr eifrigster Gegner nicht bestreiten können. Indeß, lieber Graf, werden Sie zugeben müssen, daß Sie Gegner haben, daß unter diesen Männer sich welche befinden, denen gleicher Rang, höhere Jahre, längere, wenn auch nicht bessere Dienste wichtige Ansprüche ertheilen, und daß unter diesen Umständen — selbst

wenn von Politik nicht die Rede wäre — schon die Gerechtigkeit mir geböte, den Posten des Palatins noch einige Zeit unbesetzt zu lassen."

Die Einfachheit der Rede des Kaisers, die offene Wahrheit, die aus jedem seiner Worte, seiner Blicke sprach, die klare Vernunft des angeführten Grundes, ja selbst das düstre Schweigen, das verdrießliche Auge des Ministers, dem offenbar das unumwundene Eingeständniß seines Herrn nicht angenehm schien, Alles dieses wirkte so stark auf den Grafen, daß er bei dem Bewußtsein seiner Schuld in die höchste Verwirrung gerieth.

„Ewr. Majestät — diese Gnade — diese Huld" — war alles was er stammeln konnte. —

Inzwischen waren auf Anordnung der Gräfin aus einem Seitenzimmer zwei gedeckte Büffets herbeigetragen, und im Hintergrunde des Saales aufgestellt worden. Sie waren bedeckt mit allerhand kalten Fleischspeisen und Gebacknem, und eben wurden noch eine Anzahl Flaschen, dem Anscheine nach Champagner und Tokayer enthaltend, aufgesetzt. Therese bemerkte die Verlegenheit, in der sich ihr Gatte befand. Sie hatte nur einen Blick auf sein Antlitz geworfen, aber — offenbar trug dieses die Spuren eines bösen Gewissens.

„Wollen Ewr. Majestät nicht geruhen ein geringes Frühstück" — sagte sie rasch, nachdem sie zuerst nach der Thüre geblickt, als ob sie von daher etwas erwartet hätte

„Ich danke Ihnen liebe Gräfin!" erwiederte der Kaiser verbindlich lächelnd; „ich muß mich seit einiger Zeit in

Acht nehmen, früh Morgens irgend etwas, vorzüglich kalte Speisen, zu genießen; indessen ein Glas Ihres vaterländischen Weins" — —

„Es werden sogleich noch einige warme Pastetchen hier sein!" erwiederte die Hausfrau. „Vielleicht, daß Ewr. Majestät"—

„Ei sieh doch, wie aufmerksam Unsere freundliche schöne Wirthin ist!" erwiederte Leopold freundlich. „Dann allerdings, aus Ihrer Hand" —

Therese hatte indeß ein Kelchglas mit Tokayer gefüllt, und überreichte es auf einem goldenen Credenzteller dem Monarchen, unter tiefer Verbeugung.

„Die schöne Gräfin vergißt die liebliche Sitte ihres gastfreien Vaterlandes!" sagte Fürst Portia scherzend, doch zog, wiewohl fast unmerklich, eine leichte Wolke über seine Stirn.

„Ei wohl!" rief der Monarch. „Vergessen Sie nicht, liebe Gräfin, daß der Tokayer von schönen Lippen credenzt erst seinen wahren Werth erhält."

Therese erröthete hoch, verneigte sich tief, und brachte das Glas an ihre Lippen.

Freundlich nahm der Monarch den Pokal aus ihrer Hand, und trank ihn leer.

„Ich freue mich immer," sprach er fröhlich in dem Kreise der Anwesenden umherblickend, und dann mit einem Wink der Hand die Gräfin zum Sitzen einladend; „ich freue mich immer, wenn ich die Grenzen Ungarns überschreite. Es ist dies das Land der fröhlichen Kraft.

Feurig wie sein Tokayer ist das Blut des Magyaren, und edel wie sein Wein ist das Land das sie erzeugt."

„Eure Majestät hat recht!" sagte Zrinyi mit rauhem Tone; „Und eben weil der Ungar feurig ist und sein Land liebt, so empört ihn auch so leicht jede Unterdrückung, jedes Unrecht."

„Gewiß!" erwiederte unbefangen der Monarch. „Eben deshalb müßte auch von Jedem in seinem Kreise dahin gewirkt werden, alle Mißverständnisse, die um so schmerzlicher sind, in je gefährlicherer Zeit wir leben, auszugleichen. Wir müssen fest zu einander halten, jede Veranlassung zu innerm Zwist vermeiden, denn wer weiß es nicht, daß Mahmud Pascha mit einem starken Heere an der Grenze steht, und wie der raubgierige Habicht nach der Beute, in das schöne fruchtbare Land herüberschaut. — Dieß ist auch der Grund, daß ich noch nicht die Truppen aus den Festungen ziehen konnte, ein Umstand der mir von Uebelwollenden zum Vorwurf gemacht wird, während ein Kind einsieht, daß die Noth diese Vorsichtsmaßregel gebot, und es wiederum die Noth ist, die mich dabei erhält." — —

Während der Monarch diese Worte sprach, hatte ein Diener eine Schüssel mit kleinen Pasteten auf das im Hintergrunde des Saales befindliche Büffet gesetzt, und sich sodann wieder entfernt. Fürst Portia, wie in Gedanken verloren, näherte sich dem Tischchen, welches die beiden im Saale herumschleichenden Hunde, angelockt von dem Geruche der Speisen, lüstern umlagerten, und indem er dem Windspiel den glatten Nacken, die lange

Schnauze streichelte, gab er ihm eine der kleinen Pasteten, welche das Thier begierig, und mit einem einzigen Griffe verschlang. Langsam näherte sich der Minister dann wieder der Gruppe der Sprechenden.

Nagoczy war eben eifrig bestrebt, dem Kaiser die Schilderungen die von der Stärke des Heeres des Seraskiers umliefen, als übertrieben darzustellen. „Niemand," so schloß er, „könne so genau wie er, der so eben erst von der türkischen Grenze komme, überzeugt und unterrichtet sein, daß die gesammte türkische Armada sich nicht auf zwanzigtausend Mann belaufe." — —

„Sie mögen recht haben, Herr Fürst," hob Portia sich in's Gespräch mischend an, „wenn Sie das Hauptkorps meinen, das unter Mahmud's persönlichen Befehlen steht; rechnen wir aber zehntausend Bosnier, und" — setzte er leicht hinzu — „eine Reserve, ein Hülfskorps oder dergleichen, auf das er zählen mag, noch bei, so kann er binnen vierzehn Tagen mit ganz ansehnlichen Kräften uns gegenüber stehen, und dem gemäß sind auch unsere Maßregeln genommen, ohne" endete er scharf — „noch unsere Vormauer, die Heeresmacht Ungarns, bei der Vertheidigung in Anschlag zu bringen." —

„Doch würde diese," versetzte Einer der anwesenden Magnaten mit einer Art höhnischen Trotzes, „vielleicht den Ausschlag geben."

„Allerdings! Allerdings!" erwiederte Portia, einige aufmerksame Blicke nach dem Windspiele werfend, das unruhig und unter leisem Winseln im Saale herumschlich, und bald sich niederlegte, bald wieder aufstand

In diesem Augenblicke war ein Officier in's Zimmer getreten. Seine Blicke schienen den Minister zu suchen. Portia ging ihm entgegen. Mehrere Minuten sprachen sie leise in einer Fensterblende, und der Minister durchlief einen Brief, den ihm der Eintretende übergeben hatte. Endlich steckte er das Schreiben in die Tasche, sprach einige Worte zu dem Adjutanten, und dieser verließ hastig das Gemach. — Portia trat wieder zu der Gesellschaft. — —

Der Kaiser hatte indessen lange über die Verhältnisse mit der Pforte, die wie er sagte, sich immer bedenklicher gestalteten geredet. Er hatte den Anwesenden erzählt, daß ihm Nachrichten von den Versuchen des Divans, die Grenzlande aufzuwiegeln, von verschiedenen Seiten zugekommen, daß er aber wenig Werth darauf lege, weil es ja unerhört, ja ganz unmöglich sei, daß sich christliche Provinzen mit dem Erbfeinde des christlichen Namens zu Krieg und Empörung verbinden könnten. — „Meinen Sie nicht auch so, lieber Fürst?" schloß der Kaiser seine Rede, sich an den Minister wendend.

„Möge Ewr. Majestät vergeben, wenn ich anderer Meinung bin!" erwiederte kalt der Fürst.

„Wie? Sie halten es nicht für unerhört, und unmöglich?" rief erstaunt der Monarch.

„Für unerhört? — ja; die Geschichte mit Bethlem Gabor früher ausgenommen!" erwiederte mit Ruhe der Gefragte. „Auch für nichtswürdig, für teuflisch halte ich es, aber — für unmöglich nicht. — — Nicht wahr, Graf Nadasdy? Auch Sie sind der Meinung,

daß solche Undankbarkeit und Nichtswürdigkeit zwar selten ist, aber dennoch existiren könne." —

Nadasdy fuhr bei der Frage des Fürsten von dem Sitze, auf dem er sich auf einen Wink des Kaisers vorher niedergelassen hatte, rasch empor; dann ließ er sich wieder nieder.

„Ihre Meinung durchlauchtiger Herr" — stammelt er.

„Wollen Ewr. Majestät nicht von diesen Pasteten" — rief Therese in höchster Angst nach dem Tische eilend, als sie die tödtliche Verlegenheit ihres Gatten bemerkte. Zitternd präsentirte sie das Gebäck dem Monarchen.

„Die Wirthin hat edel und unbefangen ihrem kaiserlichen Herrn den Trank credenzt," rief Portia mit starker Stimme; „möge der Hausherr nun auch den Bissen kosten, der für den Kaiser bestimmt ist!" —

Rasch nahm der Minister der Gräfin die silberne Schüssel aus der Hand, und reichte sie dem Grafen dar.

Mit einem durchbohrenden Blicke voll Zorn und Verachtung, griff der Graf nach einem Stück des Gebäcks.

„Was soll das, Fürst?" rief der Kaiser unangenehm erregt. „Was wollen Sie damit sagen?"

„Das dort!" rief der Minister indem er mit ausgestrecktem Arm auf das Windspiel zeigte, das sich konvulsivisch im Kreise drehte, und dann zuckend, unter Jammergeheul zu Boden stürzte.

„Lüge! höllische Lüge!" schrie Nadasdy mit Donnerstimme, indem er eine der kleinen Pasteten nach dem Munde führen wollte.

„Halt!“ rief Portia, indem er dem Grafen das Gebäck aus der Hand riß. „An diesem Greuel sind Sie vielleicht unschuldig. — Man verhafte,“ rief er einem der Officiere zu, „alle die in der Küche zu schaffen gehabt! Das Backwerk ist vergiftet!“ — — —

„Nein! Nein!“ rief Thereſe wie außer ſich.

„Es kann nicht ſein! Es iſt unmöglich! — —

O, Du mein Herr und Heiland!“ — —

Das unglückliche Weib fing an zu taumeln, alles Blut wich aus ihren Wangen, ſie griff nach einem Stuhle, und ſank ohnmächtig in die Arme eines der Magnaten.

„Man rufe die Frauen!“ ſchrie der Kaiſer zu Thereſen eilend, „Graf!“ ſetzt er hinzu; „ſorgen Sie für Ihre Gattin! bringen Sie die Gräfin auf ihr Zimmer.“

„Ich muß Ewr. Majeſtät bitten zu geſtatten, daß der Graf den Saal nicht verlaſſe!“ ſprach Portia mit feſtem Tone. — „Graf Marescalchi!“ — hier wendete er ſich zu einem der Adjutanten — „laſſen Sie die Dame nach ihrem Gemache geleiten.“

„Laſſen Sie ihn, Fürſt! laſſen Sie ihn!“ ſprach der Kaiſer. „Er iſt unſchuldig an dem Attentat. — Der Ausgang wird es erweiſen.“ —

„Wollen Sie mich zum Mörder machen, wie Sie vielleicht ſchon der Mörder meines Weibes geworden ſind?“ ſchrie Nadasdy wüthend.

„Geruhen Ewr. Majeſtät mich handeln zu laſſen!“ ſprach der Miniſter voller Ehrfurcht, doch in feſtem Tone. „Was ich thue, geſchicht nur aus Nothwendigkeit und

zum Besten des Staates; überdies trage ich die Beweise des intendirten Hochverraths in der Tasche. — He Wachen!"

Ein Detaschement der Arcierengarde trat mit gezogenen Schwertern in den Saal, und Therese ward hinausgetragen.

„Was soll dies Herr?" rief Zrinyi mit Muth. „Halten Sie uns etwa für Diebe und Böswichter?"

„Ruhe!" rief der Kaiser mit Würde und fürstlichem Anstand. „Portia! keine Uebereilung!" —

„Ich hafte für alles mit meiner Ehre!" sagte kalt der Fürst. „Es geschieht nichts, als was geschehen muß. — Kennen Sie diese Handschrift?" setzte er zu Nadasdy gewendet hinzu.

„Es ist die meines Schwagers!" erwiederte der Graf fast ohne Besinnung.

„Sie hören," sagte Portia zu seinen Begleitern mit ruhigem Tone, „er hat die Richtigkeit der Handschrift anerkannt! — Wohlan so verhafte ich Sie Graf Nadasdy, Sie Graf Peter Zrinyi, Sie Fürst Ragoczy, und endlich Sie Graf Erasmus Tettenbach als Hoch- und Staatsverräther!" — — —

Der Kaiser sah stumm und mit Erstaunen bald auf den Minister, bald auf Nadasdy. Letztern schien sein Muth, sein Stolz gänzlich verlassen zu haben; sein Auge blickte stier, seine Wange war blaß, sichtbar zitterten seine Lippen, schlotterten seine Glieder. Auch Tettenbach und Ragoczy waren stumm und erschrocken, nur Zrinyi fuhr heftig auf.

„Verräther selbst, wer uns zu Verräthern machen will!“ schrie er mit Wuth. „Ich will Beweise Herr!“

„Hier sind sie!“ erwiederte der Minister, indem er mit der Faust auf den geöffneten Brief schlug. „Ich liege krank vor Aerger“ — so begann er zu lesen — „es ist nichts mit der Einwilligung des Adels der Karpathen. Das Schwert zu ziehen, zur Erhaltung der Constitution, dazu allenfalls waren sie bereit, als ich ihnen aber sagte, daß Ungarn in kleine unabhängige Fürstenthümer getheilt, und diese unter den Schutz des Sultans gestellt werden sollten, waren alle dagegen. Als ich ihnen anführte, daß Du, nebst Ragoczy, Zrinyi, Tettenbach und Andern, an der Spitze des Unternehmens stündest, daß das Vorhaben sicher gelingen müsse, da es nur eines Briefes von Dir bedürfe, um den Seraskier mit sechzigtausend Türken über die Grenze zu führen, schien es keinen Eindruck auf sie zu machen; der alte Eödenffi scheint sie umgestimmt zu haben.“ — —

„Genug!“ rief der Kaiser empört. — „Das also ist der Lohn für alle die Ehren mit denen ich Euch überhäuft, das der Dank für die unsägliche Geduld, mit der ich unsinnige Klagen über Dinge, die zu beseitigen nicht in meiner Macht waren, angehört? Während Ihr selbst durch ewige Unruhen, durch übertriebene, ungereimte Forderungen mich gezwungen habt, Masregeln zu ergreifen, die meinem Herzen widerstanden, mich hindertet, mein frei und aus redlichem Sinne gegebenes Wort so bald zu erfüllen, als ich es gewünscht, gabt Ihr vor: ich wolle es nicht halten, versäumtet Ihr

mich bei meinem Volke, überredetet Ihr die Schwachen, man wolle ihnen ihre alt herkömmlichen Rechte rauben, und endlich, um das Maaß des Undanks voll zu machen, verschwort Ihr Euch gegen mein Leben und meine Krone."

„Gnade — Ewr. Majestät" — stammelte Tettenbach.

„Die Zeit der Gnade ist vorüber!" rief zornig der Kaiser, und sein blaues Auge blitzte. „Für Euch habe ich nur noch Gerechtigkeit." —

„Der Brief ist falsch; ist untergeschoben, um uns zu verderben!" rief Zriny trotzig.

„Frangipani wird darüber Auskunft geben!" sagte Portia kalt. „In diesem Augenblicke ist schon der Befehl, ihn zu verhaften, auf dem Wege nach Ungarn. Der Bote, den man aufgefangen, sitzt in sicherer Haft." — —

„Es ist ein schweres Amt, ein König sein!" sagte der Kaiser mehr vor sich hin, als wie zu Portia gewendet, und verließ, nach einem langen und schmerzlichen Blick auf die Gefangenen, den Saal.

Es war ungefähr sechs Monate nach diesem Vorgange, als zu Pressburg eine Dame tief verschleiert und in Trauer gekleidet, von einem reich galonnirten Diener in ein weites alterthümlich meublirtes Zimmer geführt wurde, und sich nach einem Wechselgespräch in wenigen leisen Worten, von dem nur das Ende: daß der Hausherr sogleich da sein werde, laut und vernehmlich ertönte, auf ein mächtiges altmodisches Sopha niederließ. Das Antlitz der Dame war schön, aber blaß, und der Gram hatte, mit seinem Todtenfinger, die Züge tiefen Leidens hineingezeichnet. Die Trauernde blickte fort-

während starr vor sich hin; sie schien es zu überhören, daß in dem Nebenzimmer die Schritte eines langsam Aufundabgehenden erschellen. Das Auge der Leidenden war leicht geröthet, trocken und thränenleer; die Quelle des Trostes war versiegt. —

Endlich ertönten die Schritte des Gehenden im Nebenzimmer rascher und rascher, die Thüre öffnete sich, und ein Greis mit weißen Haaren, doch von hoher Statur, und kräftiger Haltung, tiefen Gram in dem düstern kalten Blicke, trat heraus. Die Dame erhob sich und ging ihm entgegen.

„Entschuldigen Sie Gräfin Nadasdy" — sagte der Greis, und es war wirklich Therese, zu der er sprach — „entschuldigen Sie, daß ich Ihren Besuch nicht gestern annehmen konnte. Ein Umstand — ein mich nahe berührender Fall" — —

Der Sprechende schien tief bewegt; seine Lippen zitterten schmerzlich.

„Sie gönnen mir ja eine Unterredung Herr von Ödenffi," erwiederte Therese mit kaum hörbarer Stimme, „und das ist mir genug. O, möge der Augenblick ein glücklicher sein! möge mein Wort zu Ihrem Herzen" —

„Ihr Wunsch, Ihr Anliegen, Gräfin?" fragte der Alte, indem er mit Anstrengung kalte Fassung zu erringen suchte.

„Herr Reichsschatzmeister!" sagte Therese mit einer Stimme, die aus dem Innersten ihres Herzens zu kommen schien. „Gedenken Sie wohl noch manchmal der alten,

der glücklichen Zeiten, wo ich, wo die Meinigen Ihnen nahe standen?"

„Oft!" entgegnete finster der Gefragte. „Ich fürchte, nur zu oft!" —

„O, so denken Sie auch heute daran! heute, wo Sie als Vorsitzer der Septemviraltafel das Urtheil über Tod oder Leben meines unglücklichen Gatten, meines verirrten Bruders, sprechen werden!" rief Thereſe flehend, und mit gefalteten Händen.

„Sie wissen nicht was Sie bitten, Gräfin!" verſetzte der Reichsſchatzmeiſter düſter. „Heute vor Allen darf ich an jene Zeit nicht denken. — Aber! erlauben Sie mir eine Frage: Wird Ihr Vater Platz unter den Richtern nehmen, oder denkt er von der Vergünſtigung des Kaiſers, die ihm geſtattet, ſich durch einen Magnaten vertreten zu laſſen, Gebrauch zu machen?" —

„Sie erinnern mich an etwas Entſetzliches, Herr Reichsſchatzmeiſter!" ſtammelte Thereſe. „Er ſagt, die Stimme der Ehre erfordere ſeine Gegenwart, und wenn er erliegen ſollte."

„Er kann nicht anders ſprechen," entgegnete Eödenſſi kalt, „wenn er dem Verdachte des Antheils an dem Hochverrathe entgehen will."

„Sie ſehen, theurer Herr," rief flehend Thereſe, „welcher Berg von Unglück ſich über unſern Häuptern aufthürmt, welcher Abgrund von Elend ſich zu unſern Füßen öffnet! O, ſeien Sie menſchlich, erbarmungsvoll, und gnädig, wie unſer Vater im Himmel erbarmungsvoll und gnädig iſt."

„Was kann ich für Sie thun?“ ſprach Cödenſſi mit
egter Miene. „Meine einzelne Stimme“ — —
„Sie iſt,“ rief Thereſe, „ein Siebentheil des
s oder des Todes meines Gatten, meines Bruders!
err von Cödenſſi“ — —
„Halten Sie Ihren Gatten für unſchuldig oder ſchul-
“ fragte der Alte mit Kälte.
„Sein Ehrgeiz hatte ihn verblendet!“ erwiederte jam-
Thereſe.
„Und Ihr Bruder?“ fragte der Alte weiter.
Thereſe ſchwieg
„Den hatte ſein böſes Herz, ſein argliſtiges Gemüth
et!“ ergänzte der Reichsſchatzmeiſter.
„Sei es!“ rief die Leidende tief ergriffen. „Sei es ſo
Sie ſagen! aber was hat mein unglücklicher Vater
chen, was habe ich gethan?— O, Herr von Cödenſſi!
ben Sie mir; meinen Gatten, meinen Bruder trifft
ichteres Loos, und wenn das furchtbarſte ſie träfe;
mein Vater! ich! wir ſind verurtheilt, zu leben.“
„Auch ich bin es Gräfin!“ ſprach der Reichsſchatzmei-
„Was habe ich verſchuldet? Und doch hat mich
Schwäche Ihres Vaters, die Intriguenſucht Ihres
ers, — ja es muß heraus, denn wir halten Rech-
, wie ein Höherer bereits mit uns allen Rechnung
ten hat — Ihr Leichtſinn elend gemacht.“ —
„O, mein Gott!“ rief Thereſe, ſich das Geſicht mit bei-
Händen bedeckend. „Sie ſind ein furchtbarer Richter,
Reichsſchatzmeiſter. Lebt in Ihnen kein Ande-

ten der alten Zeiten mehr, jener Zeiten, wo unsre Häuser durch warme Freundschaft" — —

„Jene Freundschaft ist zum Fluch für mich geworden!" erwiederte der Alte düster. „Ich hatte einen Sohn, einen treuen, guten, edlen Sohn; auf ihn hatte ich alle meine Hoffnungen gesetzt" — —

„Stephan ist krank, wie ich höre; krank seit längerer Zeit?" sagte die Gräfin ängstlich.

„Krank seit zwei Jahren!" erwiederte Ödenffi mit stechendem Blick. — „Nun ist ihm besser!"

„Gott sei gelobt!" rief Therese. „O, könnte ich ihn sehen! er würde für mich reden, Sie erweichen helfen."

„Er würde nicht!" sagte Ödenffi mit einem grauenhaften Lächeln.

„Gewiß! Gewiß!" rief die Gräfin. „O, lassen Sie mich ihn sehen, den Freund meiner Jugend."

„Fordern Sie es nicht, Gräfin!" sprach der Alte mit der nämlichen Miene wie vorher.

„Wollen Sie mir diesen Trost versagen?" sprach Therese flehend.

„Sie können meinen Sohn nicht sehen, Frau Gräfin!" sprach Ödenffi mit einem Tone, in dem etwas von Theilnahme zu liegen schien. „Sie würden seinen Anblick nur mit Mühe ertragen."

„Ich glaube es selbst!" sagte Therese nach einer schmerzlichen Pause. „Sie mögen recht haben, Herr Reichsschatzmeister. — Nun dann, so wende ich mich nochmals an Sie allein. Mögen Sie mich hören, wie Sie wollen, daß Gott dereinst Sie höre! — Ihr Beispiel

würde mächtig auf die Richter meines unglücklichen Gatten, meines Bruders, wirken. Seien Sie menschlich! sprechen Sie ein Wort der Gnade."

„Nimmermehr!" rief Ebdenffi.

„Um des Andenkens glücklicherer Zeiten, um der Liebe Ihres Sohnes willen, lassen Sie sich erweichen!" sagte die Gräfin mit Angst die Hand des Greises ergreifend.

„Erwähnen Sie meinen Sohn nicht, Gräfin!" entgegnete der Alte, indem seine Züge den frühern furchtbaren Ausdruck annahmen. — „Es ist nicht möglich, Gräfin Nadasdy, das zu gewähren, um was Sie bitten."

„O, dennoch, dennoch!" jammerte Therese.

„Wie können Sie verlangen," sagte der Alte hart, „daß ich, der ich die Ehre meines Namens bis in mein Greisenalter rein erhalten, sie jetzt beflecken soll, um zwei überwiesene Hochverräther der wohlverdienten Strafe zu entziehen?"

„Sie hassen die Unglücklichen!" rief Therese jammernd.

„Ich hasse sie; ja!" entgegnete Ebdenffi; „aber glauben Sie, daß, wenn mein eigner Sohn, mein einziges Kind, die Verbrechen jener begangen hätte, mein Urtheil ein anderes sein würde?"

„Ich glaube nicht, Herr Reichsschatzmeister!" sagte Therese zitternd. „Aber dennoch — dennoch — um Stephan's willen" — —

„Nun wohlan, Gräfin Nadasdy!" rief der Alte, indem er nach der Thüre des Nebenzimmers eilte und diese aufriß. „So blicken Sie in dieses blasse Gesicht, und

dann urtheilen Sie selbst, ob es gut sei, den Vater bei dem Namen des Sohnes zu beschwören, den rächenden Schatten Samuel's thörig herauf zu rufen!"

Therese that einen Blick in das Nebenzimmer. Ihr Auge fiel auf die Leiche Stephan's. Blaß und abgezehrt bis zur Unkenntlichkeit lag der Verblichene noch auf dem letzten Lager. — Die Gräfin sank ohnmächtig zu Boden. — —

Wenige Stunden nach diesem Auftritte, war das Septemviralgericht, unter dem Vorsitze Eödenffi's, beschäftigt, die Angeklagten zu richten. Still und ernst saß der Reichsschatzmeister zu oberst einer Tafel, an der sich außer ihm noch sechs ungarische Magnaten und ein Secretair befanden. Unter den Richtern war auch der alte Frangipani. Man sah es dem todtenblassen Greise an, daß er sich nur mit Mühe aufrecht halten konnte. Die Verhandlungen waren größtentheils schon beendigt. Nadasdy, Tettenbach, Zrinyi, Rakoczy (Letzterer in contumaciam weil er entflohen war) waren zum Tode, der erste von ihnen überdieß zum Verluste der rechten Hand verurtheilt worden. Es handelte sich jetzt noch um das Geschick Christoph Franz Frangipani. Zwei der Richter hatten ihre Stimme für den Tod, zwei für lebenslängliches Gefängniß gegeben. Graf Esterhazy, Frangipani der Vater, und der Reichsschatzmeister hatten noch nicht gestimmt. So eben stand der erste der Genannten, ein Mann von mittlern Jahren, hoher Statur, und edler Gesichtsbildung, von seinem Stuhle auf.

„Ihr Herren," so begann er zu sprechen, „wenn ich das Verbrechen des Grafen Christoph Frangipani, blos nach der nackten Thatsache, der offen eingestandenen, und klar erwiesenen Verschwörung aburtheilen wollte, so würde mein Urtheil nicht anders als: „Tod durch das Schwert!" lauten können, ja wenn ich bedenke, daß der Verbrecher, über dessen Schicksal wir eben verhandeln, der thätigste unter den Verschwörern gewesen zu sein scheint, daß ein eigenhändiger Brief von ihm vorliegt, in dem er vom Aufsetzen des Turbans spricht, welchen Ausdruck man wohl auf eine vorgehabte Verläugnung des christlichen Namens deuten könnte, so entstünde selbst die Frage: ob die Strafe nicht selbst, wie bei dem Grafen Nadasdy, durch Abhauung der Faust zu schärfen, aber es treten, meiner Ansicht nach, hier Milderungsgründe ein, die wohl in Betracht genommen zu werden verdienen. Frangipani ist noch jung, die übrigen Verbrecher sind über die Mitte des Lebens hinaus; der Graf bekleidet kein Staatsamt, die Andern hohe Würden; der unglückliche Jüngling hat beim ersten Verhör selbst die kleinsten Umstände, jede Verzweigung der Verschwörung entdeckt, sein Unrecht eingesehen, sein Schicksal der Gnade des Kaisers anheim gestellt; Nadasdy dagegen läugnet alles, will nichts von einem Attentat auf das Leben des Kaisers, mittelst vergifteten Backwerks, und einem dasselbe bereitenden, fremden, von ihm eingeführten, und später entflohenen Koche wissen, und Zrinyi trotzt auf ein angebliches Recht. Aus allen diesen Gründen stimme ich für lebenslängliches Gefängniß."

„Zwei Stimmen für den Tod, dreie für Gefangen-

schaft!" bemerkte monoton, und schreibend der Secretair. „Hat mithin der Herr Vorsitzer noch zu stimmen."

„Keineswegs!" sprach Eödenffi kalt. „Graf Frangipani von Tersacz giebt zuerst seine Stimme ab."

„Verzeihe der Herr Reichsschatzmeister!" sagte Graf Palffi, einer der Beisitzer. „Des Königs Majestät haben den Herrn von Tersacz einer Abstimmung beim Urtheil seines Sohnes enthoben."

„Enthoben, aber die Abstimmung ihm nicht verboten!" erwiederte mit Kälte der Vorige. „Ob Ehre und Gewissen die Abstimmung ihm gebieten oder nicht, kann nur er selbst entscheiden."

„Er darf nicht stimmen!" rief Esterhazy heftig. „Das Entsetzliche, daß der Vater dem Sohne das Urtheil spreche, ist auf diesem Boden noch nicht vorgekommen."

„Auch eine so nichtswürdige Verrätherei und Giftmischerei ist noch nicht vorgekommen, und dennoch wird wohl Niemand sie bezweifeln!" bemerkte Eödenffi ruhig. — „Der Herr von Tersacz möge erklären was er zu thun gesonnen."

„Stimmen Sie nicht, Graf!" riefen Palffi, und Esterhazy aus einem Munde. „Kein ehrenhafter Mann, kein wackerer Magyar, wird Sie darum tadeln."

„Die Herren sprechen sehr entschieden und gewiß!" sagte Eödenffi rauh. „Graf Frangipani mag stimmen oder nicht; mir gleichviel. Ein freies Urtheil darüber wird er und die Herren mir und Andern wohl erlauben." —

„Sie haben recht, Herr Reichsschatzmeister!“ sagte Frangipani mild, und mit schwacher Stimme. „Nicht immer ist das Urtheil in unserm Innern hinreichend uns Ruhe zu geben, auch das äußere, das der Welt, wird manchmal nöthig, wenn wir nicht ganz mit uns selbst zerfallen sollen. So haben Sie es gewiß gemeint. — — Ihr Herren!“ setzte er, indem er sich zu fassen suchte, hinzu; „ich konnte keinen Augenblick in Zweifel bleiben, ob ich zu stimmen hätte oder nicht. Dem Edelsinn des Kaisers war es angemessen, mich einer furchtbaren Pflicht zu überheben, dem treuen Unterthan, dem Edelmann kommt es zu, sie auszuüben. — Ich stimme für den Tod des — des Verbrechers.“ — — —

„Was haben Sie gethan?“ rief Palffi. „Das will, das verlangt der König nicht.“

„Unglücklicher Vater!“ setzte Esterhazy mit thränendem Auge hinzu.

„Die Stimmen sind jetzt gleich für Tod und Gefängniß!“ rief monoton der Secretair.

Frangipani saß lautlos, starr vor sich hinblickend auf seinem Sessel.

„Das Abstimmen ist jetzt an dem Herrn Vorsitzer!“ rief der Secretair, sich neuerdings zum Schreiben anschickend.

„Herr Reichsschatzmeister!“ sprach Esterhazy aufstehend, indem er sich an Eödenssi wendete, mit ernster Stimme. „Dieser unglückliche Mann“ — er zeigte auf Frangipani — „hat jetzt seine Pflicht, er hat mehr als

seine Pflicht gethan; Sie haben im Namen des Königs, in unserer aller Namen eine schönere zu erfüllen!"

„Ich kenne den Weg meiner Pflichten, Herr Graf!" sagte Eödenffi, indem er dem Sprechenden starr und kalt in's Auge blickte. „Ich bin ihn siebenzig Jahre allein und ohne Führer, den ich auch nie bedurfte, gewandelt, und habe ihn nie verfehlt. Mein Pfad war gerade und einfach; ihn zu gehen machte mir keine Mühe, denn nie verlor ich das, an seinem Ende wie eine Sonne strahlende Ziel, die Ehre, aus dem Gesicht. Auf diesem Pfade, fiel nie ein Nebenweg, ein Fußsteig, mir in's Auge; ich habe mich auch in der That nie nach einem solchen umgeblickt, und wäre, wenn es nöthig über jedes Hinderniß — über jedes, Herr Graf — selbst über das Haupt des einzigen Sohnes, weggeschritten. Für mich giebt es nicht Pflichten, Herr Graf, ich kenne nur die Pflicht. Sie ist weder schön noch häßlich, sie ist nur sie selbst, und darum stimme ich nach meinem Gewissen" — — —

„Halten Sie ein!" rief Palffi. „Sie rauben dem Vater einen Sohn."

„Auch mir ward durch nichtswürdige Intriguen ein Sohn geraubt;" entgegnete der Vorige kalt.

„Er ist der Letzte seines Geschlechts!" rief Palffi laut.

„Auch mein Geschlecht erlischt mit mir!" erwiederte Eödenffi.

„Der Name: „Frangipani" glänzt in der Geschichte Er ist einer der edelsten Europa's!" —

„Aber nicht so edel als der der Hohenstaufen!" rief Ebdenffi mit rauher Stimme; „und ein Frangipani war es, der den letzten der Hohenstaufen zu dem Blocke brachte! Genug davon! Ich stimme für den Tod!" — —

„Mit vier Stimmen gegen drei," rief monoton der Secretair, „ist Christoph Franz Graf Frangipani zum Tode durch das Schwert verurtheilt." — —

Wir ziehen einen Vorhang über diese traurige Scene. — In wenigen Tagen darauf ward das Urtheil an dem Unglücklichen, so wie an seinen Mitverschwornen zu Wienerisch-Neustadt exekutirt. Der Kaiser hatte erklärt: um des Beispiels willen, durchaus keine Begnadigung statt finden lassen zu können; blos das Abhauen der Hand wurde Nadasdy erlassen.

In wenig Monaten darauf starb der alte Frangipani in den Armen der Tochter. Therese endete ihr Leben in einem Kloster zu Presburg.

Das Privattheater.

Novelle

von

Isidor.

„Zwischen Lipp' und Kelches Rand
Schwebt der finstern Mächte Hand!“ —

Das Gewitter war vorüber, im fernen Westen verlor sich murmelnd der letzte Nachhall des Donners, wie Diamanten hingen die großen Regentropfen zitternd an den üppig blühenden Rosen, die mit dunkelm Immergrün verschlungen, sich um die einfache aber geschmackvolle Colonnade des Gartensaals rankten, wo am Theetisch die reizende Frau des Hauses, die dunkelblonde dunkeläugige zwanzigjährige Elfride waltete. Die Tassen klirrten, die silberne Theemaschine sang in leisen Tönen ihr heimlich monotones Lied, übertäubt von dem schmetternden Jubel der Nachtigallen, die nach der drückenden Schwüle des Tages die kleine Brust im Abendthau und Blüthenduft badeten weit

geöffnet standen die hohen Flügelthüren des Saales, und gewährten den erfrischenden Anblick des großen mit Blumen aller Art prangenden Gartens, über dessen Grenze auf einer mäßigen Anhöhe die Thürme einer alten Burg herüberragten, die, fast zur Ruine geworden, einst der unüberwindliche Stammsitz der Ahnherren war, und jetzt wie eine ernste Mahnung an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe, in das frische jugendliche Leben hineinsah. —

Das Brautpaar erhob sich, und die Hausgenossen mit ihm, die Braut einen Blick auf den gegenüberstehenden Trumeau werfend, der ihr das angenehme Bild der gelungenen Toilette im vollen Glanze zeigte, gab mit einem unmerklichen Zug dem persischen Shawl einen noch malerischern Faltenwurf, und der glückliche Erwählte, seine Aufmerksamkeit seither fast ungetheilt einem großen Jagdhunde zuwendend, von dessen Talenten ihn Graf Erlau, Elfriden's Gatte, angelegentlich unterhielt, ergriff hastig den Hut, als die Braut mit einem ziemlich herrischen: „ist's gefällig?" das Zeichen zum Aufbruch gab.

„Es bleibt also dabei, morgen Abend finden wir uns Alle hier zur Leseprobe zusammen," sprach Elfride mit der ihr eignen bezaubernden Heiterkeit, „niemand darf fehlen, und Sie, Herr Bräutigam, werden Sie Ihrem Herzen den grausamen Zwang zumuthen können, allerlei verfängliche fast zärtliche Worte und Blicke an Prinzessin Leonore, Ihre ergebene Dienerin, zu adressiren?"

„Sehr verbunden, — ich bin nur zu glücklich," stotterte der Gefragte an der Degenquaste nestelnd, mit einem scheuen Seitenblick auf die Braut, welche indessen mit nei-

dischem Auge das echte Blondenhäubchen Elfriden's betrachtete, — „aber meine Gnädige, ich mag nicht läugnen, die verwünschten Verse, die ganze Idee, den Tasso auf unserm kleinen Theater geben zu wollen, ich weiß in der That nicht, ob doch vielleicht nicht der alte Knabe, der General, an seinem Geburtstage mehr Spaß daran gehabt hätte, wenn wir die Schneidermamsells, den Bauer als Millionair — Staberle — irgend so ein närrisches Ding von Raimund oder Bäuerle gegeben hätten — oder — halt! den Eckensteher Nante — er begeistert ganz Berlin." Ein schallendes, nicht mehr zurückzuhaltendes Gelächter unterbrach den armen Apologeten der komischen Muse. — „Nicht übel, Herr Hauptmann," sagte mit kaum verbissenem Lachen Fräulein Helmine, ein blühendes achtzehnjähriges Mädchen, die im Hause lebte, — „was meinen Sie, wenn wir die Räuber auf Maria Culm eilig einstudirten, das wäre erst ein Spectakelstück, ganz passend zur Geburtsfeier des ästhetisch feinen alten Generals, den wir mit unsrer Vorstellung amüsiren wollen — der Fust fände in Ihrem fürchterlichen Schnurbart den erwünschtesten Repräsentanten." — „Oder, lieber Bruder," fügte der Assessor Palm, Elfriden's Bruder, den Capitain auf die Schulter klopfend hinzu, „was meinst Du zur Erstürmung von Smolensk, oder Timur der Tartar-Chan, — Du könntest da das Manöuvre kommandiren, Deine Taktik an den Tag legen, und vielleicht so Dein schnelles Avancement einleiten." —

Der Gefoppte, zu heimisch in diesem Kreise, um

irgend eine Neckerei übel zu nehmen, blickte verlegen umher und begriff nicht was man wollte — doch als der Graf komisch ernst begann: — „Nichts für ungut, lieber Capitain, aber es scheint mir selbst als habe Sie die Muse im Zorn zum Tasso gepreßt, und könne es bei der nächsten Sitzung auf dem Parnaß nicht vor Apollo's Richterstuhle verantworten" — da besann er sich und heftig vor den Kopf sich schlagend fuhr er heraus: „Sie haben recht, Graf, — der verwünschte Tasso — er liegt mir in allen Gliedern, und — parole d'honneur! ich will nicht als honetter Edelmann und Officier vor Ihnen stehen, wenn ich begreife was er mit all' dem kauderwelschen Zeuge will, — ich habe mich gequält — ärger als auf den Latten liegen, war die Marter, das langweilige Ding zu Ende zu lesen — ich setzte es endlich durch, aber was der Kerl mit all' den Reden und altklugen Bemerkungen will, und wo da die Liebe für die Prinzessin herauskommen soll — das habe ich bis heute noch nicht weg — na, meine Braut braucht wenigstens nicht eifersüchtig auf diese Liebhaberrolle mit Ihnen zu werden, meine schöne Gnädige," er neigte sich verbindlich vor Elfriden, die mit schelmischem Lächeln erwiederte; — „So ist ja unser beider Gewissen beruhigt." Fräulein Bertha rümpfte das niedliche Näschen — „es ist allerliebst von Euch," flüsterte sie den beiden jungen Damen zu, „daß Ihr den armen Pinsel so persiflirt, nachdem Ihr ihn mit Gewalt zum Tasso gestempelt — ich würde den Scandal sicher nicht zugegeben haben, hätte ich nicht bei der letzten Vorstellung versprechen müssen, die langweilige

Sanvitale zu übernehmen, weil mir zweimal nacheinander große Rollen zufielen, und Dein Bruder," fügte sie mit einem spöttischen Lächeln hinzu, „brennt ja auf den alten Antonio, er will sein diplomatisches Licht und seine doppelte Staatskunst leuchten lassen, wo es gilt;" — ein Blick auf die erröthende Helmine ergänzte diese Bemerkung.

Elfride lachte. — „So gönne mir doch die Freude als Fürstin Leonore mich an den stillen Seufzern meines unfreiwilligen Anbeters zu ergötzen, nur von der Langeweile und Unlust erpreßt, sind sie uns beiden nicht gefährlich."

„So ist denn," meinte der Graf sich fröhlich die Hände reibend, „alles besprochen, und wir beginnen morgen mit der Leseprobe."

„Ich erinnere noch," sagte Bertha halb laut aber schneidend, zu ihrem Verlobten gewendet, „daß ich erwarte, Sie prostituiren sich nicht wieder durch solche Aeußerungen wie vorhin, oder wir sind geschieden."

„Mein Gott, was habe ich denn gesagt?" fragte der Bestürzte ihre Hand ergreifend, die sie ihm rasch entzog — „kann ich denn dafür, daß mir die Rolle nicht gefällt doch wenn Sie befehlen, schönster Engel, so ist sie mir die angenehmste."

„Sie sind ein albernes Kind," flüsterte sie ihm den Rücken wendend, und Abschied nehmend erhielt der Assessor noch einen bedeutenden Blick, den er mit zweideutigem Lächeln erwiederte.

Der Wagen rollte hinweg. — „Welch ein unpassendes

Paar!“ rief Elfride mit ihrer gewohnten Lebhaftigkeit, „und diese wollen zusammen glücklich werden!“

„Aber Kind,“ erwiederte Frau von Palm, ihre Mutter, die untheilnehmend bei der ganzen Verhandlung geblieben war, „was findest Du bedeutendes an der Verbindung auszusetzen? Der Capitain ist hübsch, reich, gutartig und von alter Familie, Fräulein Bertha zwar das letztere auch, allein arm, — außer dem jugendlich hübschen Gesichtchen hat sie nicht die geringsten Ansprüche zu machen, sie will glänzen, sich möglichst gut versorgen und erreicht so ihren Zweck, was ist dabei zu tadeln?“ —

„Meine Frau,“ nahm der Graf lächelnd das Wort, indem er das Schloß seines Percussionsgewehres untersuchte, „kann es dem Fräulein noch nicht verzeihen, daß sie die frühere luftige Inklination geopfert als der solidere Werber nahte.“ —

„Ich bitte Sie, lieber Sohn,“ unterbrach ihn Frau von Palm etwas aufgeregt, „meiner von mir erzogenen Tochter nicht diese romanhaft überspannten Gesinnungen zuzutrauen, sie weiß zu gut, was sich gehört, und der feinere Takt für das Schickliche ist ihr angeboren.“

„Wer zweifelt daran,“ sprach der Graf vergnügt, „aber die Frauen lieben doch eigentlich das Romantische, und die Leiden einer unglücklichen Liebe, Opfer, Entsagungen, Kämpfe dafür und dawider, sind das Terrain, auf welchem sich ihre Phantasie gern und eifrig ergeht; — doch ich bin ein geborgner Mann, denn meiner Elfride Vernunft hat sich bei ihrer Wahl bewiesen und erprobt, und ich habe nicht zu fürchten, daß allerlei ge-

fährliche Revolutionen zwischen Kopf und Herz den häuslichen Frieden stören — nicht wahr?" — Er umfaßte das schöne Weib, und sah ihr innig in das dunkle feurige Auge.

„Wer weiß," erwiederte sie muthwillig, „was Du von dem gefährlichen Tasso zu fürchten hast, mir wird ganz bange für unsre beider Ruhe, wenn ich an den Tag denke, wenn auch im andern Sinne, — sei nicht zu sicher!"

„Nun in jenem andern Sinne ist in der That nicht zu scherzen, ob wir vielleicht gar eine schmähliche Niederlage unsrer dramatischen Leistungen, und zwar für immer erleiden," lachte er, „doch nur Muth! der Mann muß auf alles gefaßt sein!" er küßte seine Frau, und verließ, dem Hunde pfeifend, den Saal.

„Wie war es doch mit Fräulein Bertha's früherer Liebe?" fragte Franz zerstreut.

„Sie ward," sagte Elfride, die noch freundlich dem Gatten in der Entfernung zuwinkte, — „sie ward bis zur Anbetung von einem jungen Künstler geliebt, der auf der Academie arbeitete, sie hielt ihn lange in ihren Netzen, und als des Capitain's Werbung erfolgte stürzte ihre schnöde Abweisung und verächtliche Kälte den Liebenden in Verzweiflung."

„So leicht verzweifelt kein Mann," meinte Helmine, und Frau von Palm sprach mit erhöhter Stimme. — „Ich kann sie nicht durchaus tadeln, sie handelte vernünftig, wohin sollte diese unpassende Neigung führen, die Kunst an und für sich ist achtungswerth, doch der Künstler," setzte sie finster hinzu, „gehört einer un-

tergeordneten Sphäre an, nicht in die unsrige, ein Thor wer diese Kluft auszugleichen meint, und eine traurige Richtung des jugendlichen Gemüths, welches im unbesonnenen Enthusiasmus die Vorrechte des höhern Standes opfert, in der wahnsinnigen Idee, Ersatz auf der Künstlerbahn zu finden — schweigen wir davon!" — Sie ging verdüstert in das Nebenzimmer, die Thür hinter sich zuziehend.

„Deine Mutter," fing nach einer Pause Helmine an, und eine innere schmerzliche Bewegung malte sich auf dem blühenden Gesicht, „Deine Mutter trifft langsam aber sicher, die empfindlichste nie heilende Wunde meines Herzens." — Sie senkte traurig das Köpfchen in die Hand.

„So hat dieses Herz dennoch eine verwundbare Stelle? ich zweifelte bisher," erwiederte der Assessor, mit einem aus Hohn und Schmerz so seltsam gemischten Ton, daß Helmine erschrocken auffuhr, und von seinem Blick getroffen, bleich werdend sich abwendete.

„Was habt Ihr Beiden nun wieder?" fragte Elfride verwundert, „was soll diese unfreundliche Art zwischen zwei, einst so innig befreundeten Wesen, die ich jetzt leider öfters bemerke, — Ihr betrübt mich, — komm Bruder, versöhne Dir die Freundin!" —

Doch ehe die schöne bittend erhobene Hand den finster Sinnenden erreichte, wendete er sich ab und folgte hastig der Mutter.

„Helmine, ich bitte, ich beschwöre Dich," fragte jetzt Elfride dringend, „was hast Du mit ihm? warum, wozu dies ewig wechselnde Anziehen und Abstoßen, was that er

Dir? warum meidest Du ihn, da er Dir — ich weiß es — doch nicht gleichgültig ist?"

„Fragst Du das?" erwiederte Helmine erschöpft, — „doch ja, Du weißt nicht — so vernimm denn was mich lange genug gequält, was ich nicht länger allein tragen mag. Du sahest wie Deines Bruders Neigung zu mir, dem noch halb kindischen Mädchen, schon vor Jahren so entschieden hervortrat, mein Herz schloß sich früh mit allen Kräften dem liebenswürdigen geistvollen Jünglinge an, ich liebte ihn wie meinen Bruder — ach, damals ahnete ich nicht, daß mich das Schicksal auf ewig von dem meinen trennen würde! — Kaum aus dem dämmernden Traum der Kindheit erwachend, entwickelte und erstarkte dies Gefühl, mir noch unbewußt, in uns Beiden, und selbst dem Scharfblick Deiner Mutter entging es; sie wähnte da nur eine der Geschwisterliebe ähnliche Wärme zu sehen, wo bereits eine tiefere Empfindung die jungen Herzen verband, — da — kam jene unheilvolle Begebenheit und gestaltete alles anders, sie öffnete auch Deiner Mutter das Auge, und die unwillkommene Entdeckung, erschreckte die in ihren liebsten Wünschen hart Getäuschte. — Sie nahm mich allein, — nie vergesse ich diesen Augenblick — wie eine zürnende Gottheit stand sie vor der Zitternden, sie wiederholte alles, was sie für uns gethan, wie Emil ihr gelobet, und verbot mir jede Annäherung, jede Hoffnung auf den Besitz ihres Sohnes, ja, sie drohete mir mit ihrem Fluch, wenn ich ihr nicht gehorchte. Ich vernahm betäubt das harte Wort, doch wie hätte ich Widerspruch wagen dürfen. — Alles danke ich ihr — Alles, mein unglücklicher

Bruder — sollte ich nun in schwarzer Undankbarkeit gegen ihren Willen handeln, sie, die so viel für uns gethan und geopfert, durch Widersetzlichkeit kränken, ihr auch den Sohn rauben, denn ich wußte, Franz hing an meinem Wink, — ein Wort, und er hätte selbstständig und kräftig dem Willen der Mutter sich entgegen gesetzt. — Von oben herab kam der tief Gebeugten ein besrer Entschluß — noch schlummerte das zarte Geheimniß der Liebe ohne Erklärung in unsrer Brust, — so beschloß ich denn mich allein zu opfern, der Mutter nicht des Sohnes Herz zu rauben, ich zog mich allmälig von Franzen zurück, schien sein Befremden nicht zu bemerken, seinen dringenden Fragen wich ich mit erzwungenem Scherz aus, duldete endlich seinen Zorn, stählte mich im Vertrauen auf die Reinheit meiner That gegen seine Vorwürfe, und verschloß mein Herz seinen Bitten, seinem Schmerz. So entstand denn dieses gezwungene schreckliche Verhältniß, er hält mich für treulos, für unbeständig und flach, — mag er denn! — der Himmel kennt mein Inneres, ich will tragen, und des Bruders Schuld sühnen, — auch ein Mädchen kann stark sein. — Du aber wirst schweigen und mir die Erfüllung meiner Pflicht nicht noch schwerer machen, denn ich bleibe unerschütterlich."

Mit Staunen vernahm Elfride des heldenmüthigen Mädchens Bekenntniß, dessen Charakterstärke sie unter der Hülle frohen Jugendmuthes nie geahnet, — sie schloß sie in die Arme, und ihre Thränen mischten sich. „Ich schweige," sprach sie, „und kann Dich nur bewundern, zwar kenne ich die Gewalt der Liebe nicht, die Dein edles Opfer

zu einem so unsäglich schweren macht, aber ich begreife, was mein Bruder fühlen muß, ein solches Herz aufgeben zu sollen, und hoffe immer noch, das Schicksal werde den Lohn einst nicht versagen — darum hoffe auch Du!" — Nur durch Thränen vermochte Helmine ihr zu antworten.

Ein seltsames Geschick waltete über Elfriden's früherer Bestimmung. Frau von Palm, ihre Mutter, in der Jugend eine Schönheit ersten Ranges, angebetet von allen Männern, verlor ihr Herz an einen jungen Verwandten, der außer einer blendenden Außenseite, glänzender Uniform, und anscheinend glühenden Leidenschaft für die schöne Muhme, in jeder Hinsicht hinter ihren andern Bewerbern zurückstand. Doch ihre Liebe überwand alle Hindernisse, obgleich selbst nicht reich, früh verwaist und unter ziemlich strenger Vormundschaft, trotzte ihr fester Sinn jedem Widerstand von Seiten der Familie, und sie ward seine Braut. Eine Sendung in Dienstverhältnissen trennte den Bräutigam kurz vor der Hochzeit auf mehrere Wochen von der Geliebten, er schrieb — erst alle Tage — dann seltner, endlich gar nicht mehr — und als seine Rückkehr sich immer verzögerte, als ihre angstvollen Briefe fortwährend unbeantwortet blieben, und endlich die schreckliche Gewißheit ihr Herz und Ohr traf, daß der Leichtsinnige in der neuen Garnison auch neuer Liebe den wankelmüthigen Sinn geöffnet, daß er mit einem reichen Fräulein versprochen und bereits verheirathet sei, was blieb ihr da übrig, als Verzweiflung oder — Verachtung und Duldung! — Sie sah sich, des Unwürdigen verlobte und verlassene Braut,

den öffentlichen Bemerkungen, dem schrecklichen Gefühl bemitleidet auch wohl belächelt zu werden, ausgesetzt, die früher abgewiesenen, durch Kälte zurückgescheuchten Bewerber, rächten sich jetzt durch spöttisch bedauernde Anmerkungen — ihr Herz brach fast; aber ihr muthiger Sinn, ihr jungfräulicher Stolz erhielt sie aufrecht in dem Sturme der alle Blüthen ihres Lebens zu brechen drohte. Sie setzte nach furchtbar innerm Kampfe, dem allen jene ruhige Würde entgegen, die Achtung erzwingt, und gab nach Jahresfrist dem reichen Herrn von Palm, der bei einem kleinen Hofe angestellt, und allgemein geschätzt ward, die Hand. Ihre Ehe war nicht unglücklich, der Gatte achtete und liebte die musterhafte Pflichterfüllung und Treue seiner Erwählten, und erzog mit Sorgfalt die beiden Kinder, die sie ihm schenkte. Er starb aber als diese noch nicht völlig erzogen, und Frau von Palm sah nun, mit mütterlichem Stolz und Freude, in der sich früh entwickelnden Schönheit ihrer kleinen Elfride, und in dem Geist ihres, einige Jahre älteren Sohnes Franz, Ersatz für die Täuschungen und Schmerzen des jugendlichen Alters.

Die Erinnerung an den einst geliebten Treulosen schlummerte, durch ein gleichförmig glückliches Leben fast zu spurloser Vergangenheit eingewiegt, nur noch matt in ihrer Seele, aber vergessen hatte sie ihn dennoch nicht. Da erfuhr sie, daß er nach einem wüsten Leben in Folge bedeutender Subordinationsfehler auf der Festung gestorben, seine Wittwe ihm bald gefolgt sei und zwei Kinder hinterlassen habe, die in dürftigen Umständen der Gnade entfernter kaltherziger Verwandten anheim fielen. Ihr ursprünglich

edler, wenn gleich durch jene frühere Erfahrung gehärteter und geschärfter Sinn, ließ sie nicht lange zweifelhaft, was zu thun sei. Sie forschte nach, und erhielt Gewißheit, wo die Kinder waren, sie sah den schönen, kaum vierzehnjährigen Emil, die kleine blühende Elfride, die wie gleichen Namens, auch Alters, mit ihrer Tochter war, und mit kindlicher Heiterkeit ihr vertrauensvoll entgegen sprang. Sie nahm das junge Mädchen in ihr Haus, und erzog es mit ihrer Elfride, Emil aber sollte in einer vorzüglichen, wenn gleich etwas entfernten Bildungsanstalt, sich zu einer seinem Stande angemessenen künftigen Anstellung vorbereiten.

Die Jahre schwanden hin, Frau von Palm hatte sich, wohl mit Recht, eine entscheidende Stimme bei der Erziehung des jungen Mannes, der ihr so viel verdankte, vorbehalten, seine seltne Schönheit, die Gewandtheit und Liebenswürdigkeit, die ihn schon früh zum Gegenstande der Bewunderung machte, schienen ihr als Empfehlung zur diplomatischen Laufbahn, für welche sie ihn bestimmt, ganz geeignet, aber sonderbar! Emil selbst zeigte nicht die kleinste Neigung dafür, — er lernte, begriff schnell, und seine Fortschritte in allen schönwissenschaftlichen Studien waren die erfreulichsten, doch nur für das ästhetisch Schöne war er Enthusiast, die Kunst vorzüglich in ihren mannichfaltigsten Beziehungen war es, die ihn sichtlich und unwiderstehlich anzog, die trocknen, blos streng wissenschaftlichen Gegenstände, das Studium alter Sprachen, Mathematik, und der damit verwandten Fächer, namentlich aber das diplomatische, trieb er mechanisch und mit

sichtlicher Unlust. — Frau von Palm ließ sich das nicht irren, hoffte das beste von der Zukunft — und besonders ein blindes Eingehen in ihre Pläne, von dem ihr immer kindlich ergebenen Jünglinge. Es war ein eignes Gefühl mit dem sie Emil oft betrachtete, sie liebte ihn mit mütterlicher Zuneigung; sahe gewissermaßen ihr Geschöpf in ihm, doch die Aehnlichkeit mit dem verhaßten einst angebeteten Vater, erregte ihr, zumal sie ihn nur selten sah, stets eine Empfindung, schwankend zwischen Haß und Liebe, welche ihr Herz spaltete. — Sie mußte sich selbst tadeln, wie durfte der Unschuldige des Vaters Verbrechen büßen, — sie beschloß, jenes Andenken ganz vertilgend, ihn mit unzerreißbaren Banden an sich zu fesseln, die sein dauerndes Glück gründen sollten. Als eine schützende Gottheit hatte sie seine Jugend geleitet, Erziehung, Bildung, eine angemessene Stellung in der Welt — alles sollte er ihr verdanken, — zuletzt noch das Herrlichste — eine liebenswürdige Gattin, denn ihrer einzigen Tochter Hand bestimmte sie ihm, — so wollte sie sein Glück befestigen, das sollte die Rache sein, die sie an den Manen jenes Verräthers nahm, der sie einst betrogen.

Sie hatte den Plan entworfen, war nun einig mit sich selbst, und Emil durfte fortan ungetrübt ihrer vollen mütterlichen Liebe sich erfreuen, ja es ward bald ihr Stolz, von den Vorzügen des Pflegesohns in ihrem Cirkel zu sprechen, er selbst war noch nie in der kleinen Residenz, wo sie lebte, gewesen, sie wünschte, daß er erst nach völlig erlangter Ausbildung kommen, und dann durch seine Erscheinung alles bezaubern sollte.

Aber anders war es mit seiner Schwester, die der steten Verwechslung wegen, bei ihrem zweiten Namen, Helmine, genannt ward. — Das hübsche, anmuthige Mädchen, so kindlich ergeben es sich der Pflegemutter auch zeigte, konnte doch nie in dem Grade ihre Theilnahme erwerben als Emil; die ganze Individualität Helminen's schien ihr nur für eine untergeordnete Sphäre zu passen, und aus diesem Gesichtspuncte betrachtete sie alles, was jene that und äußerte, dabei aber war sie ihr gut, und sorgte mütterlich für das verlassene Kind. — Aber als ihr Sohn Franz, von der Universität zurückkehrend, die kleine Helmine, für die er immer eine innige Neigung gezeigt, jetzt mit mehr als brüderlichem Interesse zu betrachten schien, da empörte sich ihr Stolz bei dem Gedanken an die Möglichkeit, den Sohn, von dessen Talenten eine glänzende Zukunft zu erwarten war, an der Hand eines, ihr in jeder Hinsicht so unbedeutend erscheinenden Mädchens zu sehen, und sie verbot ihr, als später jene Ahnung Gewißheit ward, mit Strenge jedes trauliche Verhältniß.

Emil sollte reisen — sie hatte ihn längere Zeit nicht gesehen, und die letzten Nachrichten über ihn, begonnen einen bedenklichen Charakter anzunehmen; sein Mentor meldete, daß des jungen Mannes Sinn sich leidenschaftlich zum Theater neige, daß er leider bei den Vorstellungen eines Privattheaters ein bedeutendes Talent entwickelt, mit Beifall überhäuft, und ganz berauscht davon schon mehreremale erklärt habe, er glaube jetzt seinen eigentlichen Beruf zu erkennen, dem niemand sich

entziehen dürfe — und dergleichen phantaſtiſche Aeußerungen mehr, — man wiſſe in der That nicht, wie er von dieſem Abwege zurückzuhalten ſein möchte, wo es faſt eines gewaltſamen Mittels zu bedürfen ſcheine. — Frau von Palm erſchrak, ſie wollte ſelbſt hin, dem Verirrten anſchaulich machen, wie es für ihn, dem Baron Mellingen, ganz unpaſſend ſei, nur einen ſolchen Gedanken zu verfolgen, doch ſie war unwohl, unfähig im Winter die weite Reiſe zu machen — ſie überlegte — da erwachte eine neue Idee — die unglückſeligſte in dem Kopfe der ſonſt ſo ſcharf ſehenden weltklugen Frau — ſie wußte des jungen Mannes Herz ſei noch frei — die Nachrichten über ihn lauteten in dieſem Punct ganz befriedigend, und rühmten ſein ſtreng ſittliches tadelloſes Leben, ſeine moraliſche Reinheit. — Sie ſchrieb ihm alſo was für ein Glück ſie ihm beſtimmt, daß er die Hand ihrer Tochter erhalten ſolle, wenn er ſeiner thörigten Schwärmerei entſagen, und eine bereits für ihn eingeleitete Anſtellung als Kammerjunker, die ihn von Stufe zu Stufe höher führen werde, annehmen wolle; ſie ſprach mütterlich und liebevoll zu ihm, aber ſie drohete auch zugleich mit ihrem nicht zu verſöhnenden Zorn, wenn er ſich dem nicht füge, wiederholte alles was ſie für ihm gethan, und verlangte ſtrengen Gehorſam. — Alles von dieſem Briefe erwartend, beſchloß ſie noch einen entſcheidenden Schritt, der, wie ſie meinte, kräftiger als alles wirken mußte; — Sie nahm das Miniaturportrait Elfrieden's, betrachtete es, und der himmliſche Reiz des jungen Mädchens, mußte, ſo meinte ſie, den Glücklichen, dem dieſer Engel beſtimmt

war, zu jedem Opfer, um wie viel mehr zu dem eines so thörigten Plans, fähig machen. Im Begriff, es dem Briefe beizufügen, zögerte sie — der Gedanke, die einzige Tochter doch vielleicht unverantwortlich einer Gefahr auszusetzen, erwachte, mit ihm die Vorstellung möglicher unseliger Folgen — sie schwankte — doch die Gewißheit des Eindrucks, den Elfriden's Anblick machen mußte, siegte über jede Bedenklichkeit und ließ sie einen Mittelweg ergreifen, — sie sandte zwar das Bild, aber sie nannte es ihm als das seiner Schwester — die von Sehnsucht beseelt, ohne Aufschub, ihn zu begrüßen hoffe — kam nun, wie sie bestimmt erwartete, Emil, so mußte er, schon vertraut mit dem reizenden Bilde, das noch ungleich schönere Original mit Entzücken als Braut begrüßen, wenn die unschuldige Täuschung gehoben ward, und selbst im übelsten Falle traf Elfrieden kein Nachtheil. —

So kurzsichtig ist der Mensch, sein Blick wähnt den dunkeln Vorhang der Zukunft zu durchdringen, der Begebenheiten Gang zu leiten, in den Irrgängen des menschlichen Herzens die Fackel anzuzünden, die das Verborgene aus dem tiefen Schacht nach Willkür an das Licht des Tages fördert — und reicht oft nicht bis zur nächsten Minute, wo das Schicksal lauernd weilte, nun die eherne Gigantenhand erhebt, und zermalmend über die keimende Saat seiner Hoffnungen, kleinen Pläne, seiner Ephemeriden-Entwürfe schreitet — rastlos den ewigen Gang verfolgend, unbekümmert um sein Sehnen, seine kindischen Wünsche, seine ohnmächtigen Thränen, oder sein vorschnelles Jauchzen — armer Sterblicher!? —

— Der Erfolg war anders als Frau von Palm gedacht. — Emil antwortete nicht, — nach langer Pause kam ein Brief von seinem ehemaligen Mentor, der ihr meldete, daß der junge Baron mit äußerster Festigkeit sich erklärt, wie er immermehr den innern Beruf, der ihm das Theater als seine eigentliche Bestimmung zeige, erkannt, und sich nie abwendig machen lassen werde, ihr zu folgen. — Als jede milde Vorstellung, selbst Ernst, nichts gefruchtet, und er sich sonach veranlaßt gesehen habe, ihm mit strengen Maaßregeln zu drohen, zugleich auch ihr Brief angelangt sei, habe sich der junge Mann einst im heftigsten Kampfe in seine Arme geworfen, sei dann einen vollen Tag in seinem Zimmer eingeschlossen geblieben, und am folgenden Morgen dieses leer, er aber spurlos verschwunden gewesen. Ein rührendes Schreiben, in welchem er sich des schwärzesten Undanks anklagte, die unvergeßliche Liebe und Vorsorge seiner mütterlichen Freundin mit feurigen Worten erhob, und doch nicht von seiner Neigung, die ihn unwiderstehlich zu dem gewählten Stande fortreiße, lassen zu können betheuerte — hatte man auf seinem Zimmer gefunden; es lag dem Briefe bei, und drückte auch heißen Dank dafür aus, daß sie ihm das holde Bild der über alles geliebten Schwester, was in seinen Träumen ihm nur dunkel vorgeschwebt, gesendet, und ihm darin den Schutzengel gegeben habe, der ihn überall auf seinen Wegen begleiten solle. —

Die Wirkung dieses Briefes auf das Gemüth der Getäuschten war fürchterlich, eine tödtliche Kälte zog in ihr Herz — der Brief sank in den Flammen zu Asche zu-

sammen, mit ihm die Liebe für den verirrten Jüngling, für die Menschheit — also wieder betrogen, und wieder von einem Gegenstande, den sie geliebt! — Es sollte die letzte Täuschung ihres Lebens sein — sie hatte die schrecklichste aller Wehthaten durch Liebe, durch den schönsten Lohn, den sie zu geben vermochte — durch alles, was der Mensch dem Menschen bieten kann, an den Kindern ihres Beleidigers vergolten und noch vergelten wollen, und sie sah sich zurückgestoßen, ihr Werk vernichtet. — Die feinste Eitelkeit in der menschlichen Brust, ihrem Geschlecht so natürlich, hatte sie zu weit, hatte sie irre geführt, sie wollte, als das Ebenbild der alles versöhnenden liebenden Gottheit, Böses mit Gutem vergeltend, auch in der öffentlichen Meinung erscheinen, denn die Begebenheit ihrer Jugend war noch nicht überall vergessen. Diese Richtung ihrer Idee hatte sie veranlaßt, die gelungene Erziehung der Kinder jenes Treulosen zum Gegenstande zu machen, den sie oft und gern erwähnte, sie sonnte sich in dem Gedanken, als eine hochherzige, über jede kleinliche Rücksicht ihres Geschlechts erhabene Frau, zu glänzen, die Anerkennung ihrer seltnen Handlungsweise hatte sich auch in bewundernden Aeußerungen ihrer nahen und fernen Umgebung oft ausgesprochen, und so ließ sie selbst sich verleiten, ihres Lieblingsplans, daß Emil einst Elfriden's Hand erhalten solle, zu erwähnen — und nun war alles dieß so furchtbar gestört und anders geworden! Alles, was sie gewollt und gethan, vergebens, zertrümmert, gescheitert an dem bodenlosen Leichtsinn des Undankbaren, für den sie diese ungeheuern Opfer gebracht! Ein tödtlicher

haß trat an die Stelle der frühern Liebe, und versteinerte ihr Herz. Sie lächelte kalt und bitter als die Nachricht eines gewaltsamen Schrittes auch bald nachher ihren Wohnort erreichte, und öffentlich in den Cirkeln bekannt — esprochen ward, wo sie mit selbstgefälligem Wohlgefallen es schönen, sich so herrlich entfaltenden Jünglings ge- acht, und den wärmsten Antheil an seinem persönlichen Erscheinen vorbereitet hatte, welches sie absichtlich bis zu ner Zeit ausgesetzt, wo er als Verlobter Elfriden's auf- reten sollte. — Mit welcher Empfindung vernahm sie un die unbelikat neugierigen Fragen, die beleidigende Verwunderung — sah sie die leise spottenden Mienen um ch her!

Elfride nahm die Sache leichter, — sie hatte ihn cht gekannt, ihr fröhlich jugendlicher Sinn fand keine ntbehrung, kein Mißgeschick darin, den nie gesehenen räutigam zu verlieren. Das kaum funfzehnjährige Mädchen lachte bei den Neckereien, die vielleicht nicht im- er ganz harmlos, aus manchem Munde an die durch Pro- ration verlobte Braut gerichtet wurden, welche nun den räutigam als einen Verschollenen betrachten mußte. ber wie gährendes Gift zehrte ein solches Wort, kam es ihrem Ohr, am Herzen der Mutter, sie fühlte dann f's neue die nie heilende Verletzung ihres Stolzes und all' rer Gefühle bis in der Seele innerster Tiefe, und verbot r Tochter wie Helminen, je wieder den Namen Emil's nennen.

Wieder schwanden vier Jahre dahin, man vernahm hts von ihm, und allmälig beruhigte sich Frau von

Palm, als kein neuer Eindruck sie an ihr Mißgeschick erinnerte. Elfride zu entzückender Schönheit erblüht, den Himmel jugendlichen Frohsinns, und kindlicher Unschuld im wunderschönen dunkelblauen Auge, auf der engelreinen Stirn, eine zarte schlanke Gestalt, mit dem leichten Schweben jugendlicher Grazie, das Lächeln des erwachenden Frühlings auf der rosigen Wange, um den kleinen schwellenden Purpurmund — vermählte sich mit Zustimmung der Mutter dem reichen Grafen Erlau, der ein wohl erhaltener Vierziger sich eifrig um sie beworben. Elfriden's Herz hatte bei der Wahl des Gatten keine eigentliche Stimme gehabt, und doch war diese keineswegs gezwungen zu nennen. Ihr frischer kräftiger Sinn, ermüdet von den schalen Huldigungen, die ihr an dem kleinen Hofe wurden, ihr, für diese Jahre schon sehr gebildeter Geist, sehnte sich nach einem solidern Lebensgenuß als den, welchen die oft doch so flachen Cirkel der sogenannten guten Gesellschaft, die süßlichen Schmeicheleien zahlreicher, im Ganzen geistloser Anbeter gewährten. — Der Graf war reich, unabhängig, seine schönen Güter, unfern der Residenz gelegen, trennten sie nicht zu weit von der Mutter, dem Bruder, — er war gebildet, edel, freigebig, immer heiter und lebensfroh, bereit, der Gattin, die er liebte, ein glückliches Loos zu schaffen — was konnte ein vernünftiges Mädchen noch wünschen! und Elfride suchte ihren eigenen jungfraulichen Stolz darin, ein solches zu sein. Sie betete die Mutter, die sich auf der schroffen Höhe, trotz der Liebe zu ihren Kindern, zu erhalten verstand, an, und diese Mutter tadelte bitter, oder belächelte die Thor-

heit, welche der unverſtändig jugendliche Sinn Leidenſchaft nannte. — Die Phantaſie Elfriden's, der glühende Hauch tropiſcher Zone — ihr Herz, das endloſe Meer unausſprechlicher Liebe — ſchlummerte noch, ſie kannte die Welt, das Leben, ihr eigentliches Selbſt nicht; — ihr Geiſt huldigte dem Schönen, Feinen, wo ſie es fand, ſo auch den Künſten, von denen ſie mehrere mit Erfolg trieb, wie hätte ſie dem Grafen, der dieſe als enthuſiaſtiſcher Dilettant liebte, abhold ſein können! Sie ſpielte, ſang, deklamirte zum Entzücken, dieſe Talente ſo ausgebildet wie die Lehrer der kleinen Reſidenz, in der doch zuweilen ſelbſt große Künſtler gern verweilten, es vermochten, vom eignen angebornen Genius unterſtützt, erwarben ihr zuerſt die Aufmerkſamkeit des Grafen, und woben bald das Band eifriger Freundſchaft zwiſchen dem hohen Vierziger und dem neunzehnjährigen ſchönen Mädchen.

Sie waren bald ein Jahr vermählt; auf dem reizenden Stammgute des Grafen, Burg-Erlau, hatte der Sommer einen auserleſenen Cirkel verſammelt, und die Vorliebe des Beſitzers für dramatiſche Kunſt, ſchon bei dem Winteraufenthalt in der Reſidenz, den Plan zur Gründung eines Privattheaters mit mehreren gleichgeſinnten Nachbarn beſprochen und ausgeführt. — Frau von Palm haßte ſeit ihrer letzten unglücklichen Erfahrung das Theater und nichts hatte ſie vermögen können, einer Vorſtellung beizuwohnen. Selbſt Elfride durfte unvermählt nur äußerſt ſelten, und nach flehentlichen Bitten ſich dieſem Genuß, dem ſie mit Leidenſchaft anhing, erlauben. Als Gattin des Grafen konnte die Mutter ſie nicht beſchränken,

doch äußerte sie unverholen ihr Mißfallen bei der Eröffnung der Vorstellungen, an denen Elfride so eifrig Theil nahm, daß sie bald die Zierde des theatralischen Vereins ward, dessen Mitglieder bei dem sich rasch zu künstlerischer Vollendung entfaltenden Talent der jungen Gräfin, erstaunten. Elfriden's Gatte sah mit Stolz und Freude die Huldigungen, die in den, auf Schloß Erlau sich oft versammelnden geistreichen Cirkeln, ihr zu Theil wurden, als das freundlich geschmackvolle Theater in dem noch festen Theile der alten Burg, wo der große Raum willkommnere Gelegenheit bot, als in der später erbauten modernen Villa — eröffnet, und so manches ausgezeichnete Werk älterer und neuer dramatischer Dichter von diesem Dilettanten-Verein mit einer Liebe und Begeisterung aufgeführt ward, wie es nur auf einer Bühne ersten Ranges denkbar ist.

So wurde denn, wie der Leser beim Beginn dieser Erzählung erfuhr, auch beschlossen, Goethe's unsterblichen Tasso, zur Feier des Geburtstages eines alten treuen Freundes des gräflichen Hauses, des General **, der als früherer Vormund Elfriden's ihre kindliche Liebe besaß, — einzustudiren. Elfride hatte mit regem Eifer und der ihr eignen Lebendigkeit die schwere Rolle der Fürstin aufgefaßt und sich angeeignet, — alle die zarten Gefühle, die der große Dichter mit so sichtlicher Vorliebe in diesem Gebilde der hinreißendsten Anmuth und Würde gezeichnet, diese fast körperlose geistig verschmelzende Innigkeit und Trauer, diese stille Resianation und ächt weibliche, ächt fürstliche Huld, diese Musik der Seele, mehr dem ewigen

Jenseits die lautlosen Wünsche der engelreinen Brust zuwendend, als der irdischen Stimme des Verlangens — wer vermochte, was in dieser ätherischen Schöpfung so silberrein und eben webt und athmet, reiner und würdiger hinzustellen, als Elfride, die, vertraut mit des Dichters Genius, das reine Herz noch unentweiht von jedem Sturm der Leidenschaft im Busen trug, und auch so zu denken, zu fühlen und zu lieben meinte. —

Der Tasso selbst ward einem der Mitspielenden von anerkanntem Geist und Talent gegeben, der, wenn gleich nicht der idealen Schilderung des Dichters an äußerer Schönheit vollkommen genügend, doch Ausgezeichnetes zu leisten versprach. — Die andern Rollen waren gleichmäßig und gut vertheilt. — Da erhielt der junge Mann Kunde von einer gefährlichen Krankheit seiner entfernten Braut, und ihn vermochte nichts zurückzuhalten, er reiste schnell ab, und die Verlegenheit der Zurückbleibenden beim herannahenden Geburtstag des Generals konnte allein rechtfertigen, daß zum Repräsentanten des schönen romantischen Tasso, Fräulein Bertha's Bräutigam nothgedrungen erwählt ward, dessen totales Ungeschick zu der riesenmäßigen Aufgabe sich bei der ersten Leseprobe eben so kund that als seine gänzliche Unlust.

Unter fremdem Namen entfliehend, erreichte der junge Baron Mellingen, schnell einen entfernten Theil Deutschlands, wo er vor allen Nachforschungen sicher, weilte, und es ihm gelang bei einer bedeutenden Bühne angestellt zu werden. Es konnte nicht fehlen daß seine Schönheit

und einnehmende Liebenswürdigkeit, die vornehme Feinheit der großen Welt, die ihm eigen, seine geistige und ästhetische Bildung, ihn bald eben so bemerkbar machten, als sein ausgezeichnetes Talent, sich mit jedem Tage genialer entwickelnd, ihm ungetheilten und rauschenden Beifall auf der gefährlich schlüpfrigen Bahn erwarben, der er sich geweiht. — Versuchungen aller Art traten ihm bald verlockend überall entgegen, allein es war, als habe der lodernde Funke seiner Phantasie nur einen Brennpunct gefunden, den der Kunst, todt und reizlos erschien ihm jede Anregung zur Sinnlichkeit. Ohne irgend Stolz oder Ueberhebung zu verrathen, ward es den Genossen seiner Kunst, die sich an ihn drängten doch bald bemerkbar, daß er ihre Gemeinschaft nicht suche noch wolle; seine Freundlichkeit glich zwar jede Kluft wohlthuend aus, doch war diese vorhanden, das sah man an der kühlen Zurückgezogenheit, mit der er sich fern von jedem wilden Lebensgenuß hielt, an der angebornen männlich stolzen Haltung, die ihn hoch über jede Gemeinheit stehen, und selbst in den vornehmsten Cirkeln sich frei als unter seines Gleichen bewegen ließ, an der sichtbaren Wolke die oft verdüsternd auf seiner schönen Stirn schwebte, und an irgend eine trübe Vergangenheit zu mahnen schien — und was war diese anders, als das Gefühl in den Augen der Frau, der er mehr als das Leben — der er Alles verdankte, als ein Undankbarer zu erscheinen! es tröpfelte Wermuth in den rosenbekränzten Becher seiner Jugend, seiner Triumphe, die ihm als Künstler wurden, und doch stand es nicht mehr in seiner Macht umzukehren, denn mit tausend

rmen hielt ihn das Leben, die Kunst, der über alles eliebte, durch solch' schweres Opfer theuer erkaufte Beruf mfangen, er konnte, er wollte nicht zurück in die leinen konventionellen Formen der engen Verhältnisse eines vormaligen Standes sich schmiegen. — Er hatte iemand auf Erden, der ihm angehörte, seine Schwester, ie er seit ihrer zarten Jugend nicht gesehen, deren Bild r aber mit still vergötternder Inbrunst, in und an seinem erzen trug, war das einzige Wesen, dessen er liebend ge- enken konnte; weit entfernt von ihr, ohne Hoffnung, sie e wieder zu sehen, mußte er sie fast zu den Todten zäh- en, denn lebte sie doch im Schoos der Familie, die er urch schwarze Undankbarkeit so furchtbar gekränkt, er urfte nicht wagen sich ihr zu nähern, denn sie konnte hn, den Frevler an den heiligsten Pflichten kindlicher Dankbarkeit, nicht achten, — mochte sie denn der Frau, die er so schwer beleidigt, den abgefallenen Pfle- gesohn ersetzen, er durfte nie hemmend durch seine Annä- herung dazwischen treten.

So schwand die Zeit dahin, und seine Verhältnisse gestalteten sich nur noch glänzender. Am Theater einer großen Residenz angestellt, erreichte der schöne geistvolle Künstler unter dem Namen Alban bald jene Berühmt- heit, die seine Leistungen nah' und fern zu den Wolken erhob. Der vergötterte Liebling des Publicums, ge- schätzt von den Männern, in deren angesehenste Cirkel ihn sein geistiger und moralischer Werth bald einführte und heimisch machte, angebetet im geheimen von den Frauen al- ler Stände, die zu diesem Ideal männlicher Schönheit und

Anmuth manchen still sehnsüchtigen Seufzer fanden, erschien ihm das Leben bisher nur als ein rosiger Traum, verklärt vom Schimmer der Kunst, deren blendende Strahlen sich über seinem jugendlichen Scheitel zum unverwelklichen Lorbeerkranze sammelten, wenn nicht das Geschick neidisch über den wolkenlosen Himmel des jungen Künstlers eine drohende Wolke heraufbeschworen hätte, die ihn bald genug trüben sollte.

Eine neue Erscheinung setzte die Residenz in Staunen, die Männer in Flammen — die Marquise Rosaura Fr***, die Gemahlin des — schen Gesandten, kam. Geboren unter Italiens Blüthenbäumen, selbst eine üppig blühende Rose, ein glühender Morgenstern am dunkeln Himmel, so strahlte die Herrliche an der Seite des alternden Gatten, ein Weib, geschaffen durch ihr Lächeln die Hölle in ein Paradies umzuwandeln, und mit einem Blick der süßen nächtlich schwarzen Augen, Vernunft und Grundsätze des Glücklichen dem dieser Blick galt, wie Schnee am Strahl der Frühlingssonne wegzuschmelzen. Wer vermöchte sie zu schildern die bald mit magischer Gewalt jedes Männerherz an sich riß und fesselte — Rosaura, ein Engel des Lichts, oder der Finsterniß — war der Strahl ihres dunkeln Auges, Ausfluß der göttlichen Liebe, oder Flamme der Verdammniß — des Tartarus, — das sinnbethörende Lächeln des blühenden Mundes der Caritas, die das ganze Menschengeschlecht liebend im Busen trägt, oder, der Furie verwandt, wenn sie des sichern Raubes gewiß ist. — — Rosaura lächelt — und die Natur ringt sich aus dem öden Winterschlaf, und spendet ent-

ckt und entzückend ihre herrlichsten Blumen. — Ro-
ura lächelt — und das Meer der wüthendsten Qualen
wacht im Herzen des Unglücklichen, dem dieses Lächeln
erwerfung, Verachtung kündet — von den Rosen-
ppen fliegt ein leiser Spott über die Schwäche, über die
gherzige Gewissenhaftigkeit der menschlichen Natur —
nd wie Spreu vor dem Winde, flattern die letzten Ueber-
ste früherer männlicher Festigkeit und erprobter Grund-
ze dahin. — So war sie, und kein Weib der Erde ihr
eich zu stellen an verführerischem Liebreiz, und doch ver-
chtete sie die kleinen Künste und Tändeleien ihres Ge-
schlechts, selbst dessen Beschäftigungen; auf einem herr-
chen milchweißen Rosse, arabischer Abkunft, was sie mit
ltner Gewandtheit lenkte, der Amazonenkönigin zu ver-
leichen, begleitete sie den Gatten und seine Freunde auf
Spazierritten, selbst auf die Jagd. Ein angeborner
Stolz ließ sie die hergebrachte Sitte gering achten, und oft
brach sie frei und ohne Zurückhaltung ihre Grundsätze
us, denen, das läugnete sie nicht, das Hintansetzen
ber jede Form, das rastlose Streben den flüchtigen
Genuß des Lebens im Fluge zu erhaschen, so lange als
möglich zu fesseln, — zur Basis diente. Die Meinung, das
rtheil der Welt galt ihr nichts, die Verfolgung eines
Planes, der sie beschäftigte, alles, und kein Mittel ihn zu
rreichen, für verwerflich. — Umgeben von einem Kreis
er erlesensten Anbeter, schien es doch keinem zu gelingen,
hrer Aufmerksamkeit oder gar ihrer Gunst sich vorzugs-
weise rühmen zu können, sie scherzte, spöttelte, tän-
elte, gewährte hier und da eine flüchtige Auszeichnung,

doch dies war alles — da entschied ein Moment über ihre Ruhe — ihr Schicksal. —

Rosaura liebte das hohe Spiel, ihr männlicher Geist fand in der Berechnung der tiefsinnigen Combinationen des Pharo, eine angenehme Spannung, eine pikante Ergötzung, und sie gestand, daß die Stunden am grünen Tische zu ihren stillen Freuden gehörten. Der Marquis spielte nie, in diplomatischen Arbeiten vergraben, verkehrte er nur so viel mit der Aussenwelt, als seine Stellung und Verbindungen erforderten, ließ aber mit einem fast unbegreiflichen Vertrauen, seine Gattin gewähren, und hinderte sie in der Wahl ihrer Lebensweise und Vergnügungen nicht. Rosaura spielte verwegen, und verlor gewöhnlich, es kümmerte sie aber nicht, die großen Goldhaufen von sich, zu den andern Mitgliedern der eleganten Cirkel, der Elite der großen und feinen Welt, die sich in ihrem Zimmer zu versammeln pflegte, wandern zu sehen, — denn ein Wink, und der Verlust ward vom Gemahl sogleich ersetzt. So verlor sie auch eines Abends in einem jener feinen Cirkel, wo auch Emil Alban öfters eingeladen ward, ungeheure Summen. Er war einer Unpäßlichkeit wegen, längere Zeit unsichtbar gewesen, weder öffentlich aufgetreten noch in Privatgesellschaften erschienen, und stand nun als Zuschauer mit mehreren Männern im Hintergrunde des Zimmers, wo das hohe Spiel die Marquise festgebannt hielt. — Der mit jeder neuen Trille sich auch stets für sie erneuernde Verlust, schien nur der Hartnäckigkeit zu vergleichen, mit der sie beharrlich und immer heftiger werdend, das Glück verfolgte, was sie zu fliehen schien. — denn im-

mer röther ward die schöne Wange, immer wilder funkelte das Feuerauge, sich starr auf die nächste Karte heftend, die der Banquier, mit eintönig leiser Stimme nannte, wieder schlug sie um, und mit dem „perdu!“ zugleich ein spöttisches Lachen aus dem reizenden Munde nicht angenehm an das Ohr des stummen Zuschauers dieser Scene.

„Welch' ein empörender Anblick!“ flüsterte Alban seinem Nachbar zu, der längst, gleich ihm, den Kopf geschüttelt! — „Wie kann ein so schönes Weib keine edleren Interessen kennen, und alle Weiblichkeit, alle zarten Rücksichten ihres Geschlechts verläugnend, sinnlos hier Summen vergeuden, die so viel Thränen trocknen könnten, als ihr Leichtsinn, in zu später Reue, vielleicht noch über sich selbst vergießen lernt.“

Diese Worte obgleich sehr leise gesprochen, hatten Rosaura's Ohr erreicht, — sie sah sich um — der Zorn loderte in ihrem Auge, den Frevler der diese Schmähung gewagt, zu vernichten — da traf es das Alban's, und wie vom Blitz berührt bei des schönen Mannes Anblick, starrte sie ihn an — mit Glut überzog sich das reizende Gesicht, sie sah noch einmal hin, und ein Sturm nie gekannter Gefühle erhob sich in ihrem Innern, sie bezwang sich, endete bald das Spiel, und fragte mit möglichst gleichgültiger Miene eine ältliche Dame, ihn bezeichnend: „Wer ist der Herr dort?“

„Dieser?“ entgegnete die Gefragte nachlässig, „eigentlich nichts von Bedeutung, meine Gnädigste, nur ein Schauspieler, Alban heißt er, — aber sehr geschätzt in unsern besten Häusern und Gesellschaften durch seine Bil-

dung und Talent, in der That, man könnte ihn für einen Mann von Familie halten, er zeigt bon ton — ach, und auf dem Theater erst — o, haben Sie ihn noch nicht als Hamlet — Posa — Romeo — König Enzio gesehen — süperbe — in der That, Sie würden entzückt sein, wie unsre ganze junge Welt." —

„Ich sah ihn in der That noch nicht," antwortete die Marquise dem sich Entfernenden mit den Augen folgend, „aber ich denke das Theater nächstens zu besuchen." —

„O, thun Sie das ja — es ist wahrlich der Mühe werth, — der Aldan ist längere Zeit krank gewesen und nicht aufgetreten, da sahen Sie ihn freilich wohl nicht — ja ja, alle Damen, besonders die jüngern, sind ganz entzückt, ganz exaltirt über den schönen Künstler — es ist wirklich eigen, obgleich stets in die besten Gesellschaften gezogen, unter unsersgleichen selbst, ist er doch nie verlegen, nie befangen, er benimmt sich, man muß es gestehen, excellent, ganz wie ein Mensch von der feinsten Education, aber blos artig mit den Damen, nichts weiter, keine kann eben sagen, daß er eine auszeichne." —

Die Marquise hörte kaum noch auf das ihr jetzt langweilig werdende Geschwätz, denn nur einen Gedanken verfolgte sie, ihn, den schönen Mann, dessen Anblick sie so wunderbar wie noch keiner ergriffen hatte, wieder zu sehen. Sie fand ihn endlich in einem Nebenzimmer, sie trat zu dem Kreise, wo er stand, gewann ihm Rede ab, und bot mit der ihr eignen, alles bezaubernden Anmuth alles auf, ihn zu blenden und anzuziehen. Er begegnete ehrerbietig, fein und gewandt, mit dem sichern Anstand des

Weltmannes ihren verbin lichen Worten, blieb aber dennoch so fest in seinen Schranken, daß Rosaura erstaunte um erstenmale nicht die schwindelnde Trunkenheit eines Glücklichen, bei ihrer Annäherung zu sehen. — Sie trö-stete sich aber mit der Ueberzeugung, daß der Erfolg, wo nicht für den Augenblick, doch sicher das nächstemal nicht ausbleiben werde, allein bei Alban's festen Grundsätzen war es nicht so leicht zu siegen, — der Widerstand reizte, entzündete sie immer mehr. Sie sah nun auch den hinreißend schönen Mann auf dem Theater in den genannten Rollen, den unverwelklichen Lorbeer um die jugendliche Stirn sich schlingen, ein höheres Wesen erschien er ihr; die Mystification dramatischer Kunst, gewann durch seine Darstellung das frische Leben der ergreifendsten Gegenwart, Rosaura verstand nicht immer den Sinn des Dichters, des Kunstwerkes Bedeutung, aber sie sah den angebeteten Darsteller der anziehendsten romantischen Charactere, und glühender entbrannte ihre Phantasie, Dichtung und Wahrheit vermischend. Alle früheren Genüsse verloren ihre Bedeutung, ihren Werth, sie ward ungleich, herrisch, finster, und nur sein Anblick rief die vormalige bezaubernde Heiterkeit zurück, die mit ihm auch wieder flob, wenn er sich entfernte. Nur ein Gefühl, ein Wunsch, beherrschte sie, ihn besitzen wollte sie, und kein Opfer war ihr zu groß. An Alban's kalter Abgeschlossenheit schienen anfangs ihre Pläne zu scheitern, mit unbegreiflichem Stoizismus wandelte er seinen Weg, einem Felsen gleich, widerstand er bisher jeder Lockung, aber sie wollte sie mußte ihn fesseln,

die ungeheure Kluft, die sie von ihm trennte, überschreiten, sollte selbst über die Trümmer ihres Rufes, über die Leiche des Gatten ihr vernichtender Schritt gehn. Sie leitete es ein, daß er öfters zu den Gesellschaften geladen ward, die der Gesandte bei sich sah, sie verstand es, ihm zu imponiren, und sich doch scheinbar seinen Ansichten unterzuordnen. Alban hatte ein solches Weib noch nie gesehn, der Maaßstab, nach dem er weiblichen Werth beurtheilte, reichte hier nicht aus, sie stand so unendlich hoch, oder — tief über dem Geschlechte — ihre ganze Individualität betäubte — verwirrte ihn endlich zuweilen sogar — wo wäre der Mann, der dauernd diesen Lockungen widerstanden hätte! — war es ein Wunder, wenn er umgarnt von den Netzen der feinsten Koketterie sich endlich selbst verlor, in den Blicken der Zauberin sich berauschte, und mit dem halb erzwungenen Geständniß seiner Empfindungen zu ihren Füßen sank — von ihren Armen umschlungen, erst wieder seine Besinnung erhielt. —

Aber der Taumel verflog schnell, seine edlere Natur erwachte, er fühlte sich beschämt, als den Sclaven eines leidenschaftlichen Rausches, den er verdammen mußte, wenn er das ehrfurchtgebietende Antlitz des betrogenen Gatten, der ihn so gütig in sein Haus aufgenommen und behandelt, sein weißes Haar, und die zarte Liebe sah, mit der er die Heuchlerin, die seine Gemahlin war, behandelte. — Er begann erst sich, dann sie, die ihn verleitet, zu tadeln, zu verachten, er ward mit jedem Tage kühler, doch Rosaura's Glut war nicht erloschen,

entging ihr denn nicht seine Kälte, sein leises, aber
ühlbares Zurückziehen, sie versuchte die frühern Maßre-
eln, ihn auf's neue zu blenden, zu fesseln, aber alles
ißlang, sie begann zu ahnen was in ihm vorging,
nd verzweifelnd an allen andern Mitteln, sandte sie end-
ch, da er jeder List, ihn allein zu sprechen behutsam
uswich, zu ihm, und verlangte sein Erscheinen.

Er kam, — alles um sich her vergessend, überhäufte
ie ihn mit Vorwürfen, und verlangte Rechtfertigung über
eine Kälte.

Einen Augenblick stand er schweigend im Kampfe mit
ich selbst, dann begann er fest: „Wie dürfen Sie mich
adeln, Rosaura, mir meine Pflicht noch durch das Ge-
wicht Ihrer Thränen, Ihrer Vorwürfe erschweren —
wir dürfen uns nicht wieder sehen, wir haben gefehlt,
aber der Rausch eines strafbaren Moments kann durch
Reue, durch Strenge gegen sich selbst vielleicht noch
versöhnt werden — ein fortdauerndes Verhältniß wür-
de uns beide entehren — lassen Sie uns vergessen,
und verbannen den Strafbaren, Unbesonnenen, der es
wagte Ihnen zu nahen — aus Ihrem Andenken"

„Nie — nimmer" — sie umschlang ihn — „mein
bist Du — mein auf ewig — nie lasse ich Dich."

Er entwand sich sanft ihren Armen. — „Es darf nicht
sein," sagte er sanft, aber ernst, — „Ihre Freundschaft
möge mir bleiben, und mit ihr die süßeste Erinnerung
meines Lebens, doch wir müssen uns trennen — der Mann
muß seiner Pflicht jedes Opfer bringen können, selbst

wenn es sein Herz zerreiße — darum sehen wir uns jetzt zum letztenmale und — nie wieder!" —

„Nicht wieder sehn?" fragte sie mit blitzenden Augen — „und warum nicht?"

„Haben Sie vergessen," sprach er mit Würde, „daß ein edler Mann, der vertrauend seine Ruhe, sein Glück, und seine Ehre in Ihre Hände legte, das heiligste Recht auf Ihre Treue hat? soll ich vor seinem gütigen Blick, seinem weißen Haar erröthen, soll ich ihm fürderhin das Herz der Gattin rauben, sein unveräußerliches Eigenthum? — warum zwingen Sie mich," fuhr er sanfter fort, als sie in gewaltsamer Aufregung auf das Sopha sinkend, das Gesicht mit beiden Händen bedeckte — „warum zwingen Sie mich, so zu Ihnen zu sprechen. — Rosaura, theure Rosaura, sammeln Sie sich, lassen Sie uns als Freunde scheiden, die der freie Wille, die edle Ergebung in das Gesetz unwandelbarer, moralischer Nothwendigkeit trennt, nicht Haß oder Verachtung. — — Glauben Sie denn, daß der Entschluß den Ehre und Pflicht gebieten, mir weniger kostet." —

„Veraltete Begriffe," unterbrach sie ihn, sich erhebend — „elender Wortkram, das Erkalten des eignen Herzens zu beschönigen. — Das Leben ist so kurz, es ist keines Opfers werth, warum sollen wir nicht den Moment festhalten, der eine, wenn auch flüchtige Seligkeit verspricht und giebt, ein Thor, wer zögert oder gar entsagt — er kehrt nicht wieder. Tugend und Schönheit geben meinem unterdrückten Geschlecht den Petrusschlüssel zum Paradiese irdischer Genüsse, und warum sollten wir,

den Märtyrern gleich, in störrischer Entsagung die holde Gabe zurückweisen? — Mich reizte nie das tugendhafte Einerlei des häuslichen Frauenlebens. — Der Marquis erhielt meine Hand — nicht mein Herz, — er weiß das — er freite um mich, weil ich seinen Augen gefiel, wie ein reicher Mäcen ein Gemälde, eine Statue erkauft, seinen Pallast zu schmücken und durch den Besitz eines Kunstwerkes seinen Geschmack zu zeigen — er läßt mich schalten mit mir selbst, wie ich will, für die Gefälligkeit, seinen Namen zu tragen — seine Eifersucht quälte mich noch nie, ich fand bis jetzt noch keinen Gegenstand, der sie erregen konnte, als Dich — Dich allein, unter allen Männern. — Dies Herz ist aber ein eigensinnig Ding," fuhr sie mit einem unheimlichen Lächeln fort, „es fordert unbedingte Hingebung, felsenfeste Treue — aber der Egoismus ward mit den Männern geboren, sie vermögen nicht zu lieben, — sie tändeln mit dem Weibe, was der Moment, oder ein flüchtiger Reiz der Sinne ihnen als begehrenswerth zeigte, und werfen das Spielzeug verächtlich von sich, wenn vielleicht" — hier rollte ihr Auge furchtbar — „ein anderes Interesse winkt — und daß das Weib dies duldet, immer wieder vergiebt, seufzt, weint, in erbärmlicher Schwäche sich vor den sein sollenden Herren der Schöpfung demüthigst versäumen, verstoßen läßt, wie es ihnen beliebt, das ließ mich mein eignes Geschlecht verachten, und bei dem andern — Repressalien gebrauchen, um jenes wenigstens zu rächen — bis ich — Dich sah." —

„Rosaura," sprach er empört, „welche Grundsätze! hoffen Sie durch diese laxe Philosophie die Stimme des Rechts und der Pflicht, in meiner Brust zum Schweigen zu bringen — meine Eitelkeit zu bestechen, um so sicherer das Gewissen im Schlummer zu wiegen — könnte ich das Weib achten, die wortbrüchig an ihren frühern Gelübden ward — was würde mir für ihre Treue bürgen?"

„Meine Liebe, meine nie erlöschende Glut," rief sie, ihn umschlingend, „o, höre mich, ich will Dein Leben schmücken mit allem, was das Glück Reizendes hat, laß uns fliehen — in meinem Vaterlande sollen Dir mit meiner Hand auch die Vorzüge der höhern Geburt — des Standes werden." —

„Die Vorzüge des Standes," sprach er düster lächelnd, „reizen mich nicht, sie sind — längst vergessen — aber lassen Sie uns enden, Rosaura, wozu diese fortgesetzte Marter, dieses zwecklose Ankämpfen gegen das Verhängniß, das uns Trennung gebietet. — Leben Sie wohl — auf ewig wohl, und möge nach Jahren mir die Beruhigung werden, durch mein unglückliches Dazwischentreten nicht Ihr und Ihres edeln Gatten Glück unwiderbringlich gestört zu haben — sein Auge ruhte noch unlängst so trübe und forschend auf mir — eine brennende Schaam überfiel den Schuldbewußten — es war das erstemal, daß ich dem Blick eines Mannes auswich, — und diese Schmach ertrag ich nicht länger — leben Sie denn wohl." —

Sie sah ihn starr an. — „Ist es nur das, was

ich von mir trennt," sprach sie langsam — „nur die ücksicht auf den Marquis?"

„Und ist das nicht genug," entgegnete er ernst, oll dem Manne, der noch nicht zu betrügen gelernt, des annes Ehre nicht heilig sein?"

„Doch" — sprach sie sinnend — „wäre ich frei — wie dann — würdest Du auch dann mich meiden — o, Alban" — sie sank vor ihm nieder — „ein Wort r Liebe, der Beruhigung nur, in dieser schweren Stunde — harter unbarmherziger Mann — würdest Du auch ann Rosauren verstoßen?" —

Wie hätte er diesem Flehen widerstehen können — ie dem himmelschönen Weibe, das die blendenden Arme it dem schmelzenden Blick eines gefallenen Engels zu m aufhob, er konnte sie nicht achten, aber in seiner ruft regte sich doch das Gefühl zärtlichen Mitleids, und r Wunsch die bittre Scheidestunde ihr durch ein mildes ort zu versüßen. — „Welche Frage!" erwiederte er, e aufhebend und ihre Hand an seine Lippen ziehend, würde nicht Rosaura's Besitz mein Himmel gewesen in, wenn sie frei ihre Hand in die meine legen konnte, enn nicht ein unauflösliches Band" —

Die Kammerjungfer stürzte athemlos herein. — „Der err Marquis kommt" — stöhnte sie, „er ist schon im orzimmer." —

„Gut — er kommt zur rechten Zeit!" — prach Rosaura mit einem eigenthümlichen Laut, der lbst Alban auffiel, doch die Zofe schob ihn schnell in

die Tapetenthür, und er suchte halb betäubt den Heimweg.

Einig mit sich selbst, das nicht leichte Opfer entflammter Leidenschaft noch zur rechten Zeit der Pflicht gebracht zu haben, vermied Alban die erste Zeit, der Marquise zu begegnen, doch ward ihm dies leicht, denn sie war unsichtbar, und bald vernahm er, sie weile am Lager des plötzlich schwer erkrankten Gemahls. Ein unerklärlicher Schreck befiel ihn, zerstreut und in seltsamer Stimmung vermochte er sich kaum zu sammeln. Wieder vergingen mehrere Tage, als die Kunde erscholl der Marquis sei gestorben. Alban vernahm sie wie vom Blitz getroffen, ein Heer von Gedanken, einer immer furchtbarer als der andre, durchkreuzte seinen Kopf — eine entsetzliche Unruhe trieb ihn rastlos umher, und am dritten Abend beschied ihn eine geheime Botschaft zur Marquise. Von jähem Schreck ergriffen weigerte er sich, der Einladung zu folgen, doch die vertraute Dienerin beschwor ihn, er müsse kommen, denn Leben und Tod der Gebieterin stehe auf dem Spiele, — so trat er denn, als es bereits dunkelte, den schweren Weg an, uneins, zerfallen mit sich selbst, und doch konnte er in seinem Bewußtsein sich nur kurzer menschlicher Schwachheit, aber keines Verbrechens zeihen. Er trat in Rosaura's Zimmer — sie schwankte ihm in Trauerkleidern, aber mit einer so wilden unheimlichen Freude entgegen, daß er unwillkürlich zurückbebte.

„Nun bist Du mein, ganz mein — erworben

hab ich Dich — frage nicht wie!" — jauchzte sie, ihn ungestüm an die wallende Brust pressend.

Er wich einen Schritt zurück. — „Rosaura, was wollen Sie von mir in dieser Stunde — vergessen Sie so schnell" — „Vergessen?" sprach sie mit einem gräßlichen Lächeln — „ich vergesse nie — vergiß auch Du nicht — weißt Du Deine letzten Worte nicht mehr? — rufe sie in Dein untreues Gedächtniß zurück. — Du liebtest mich, betheuertest Du, mein wolltest Du sein, wenn er" — sie blickte scheu nach des Nebenzimmers Thüre — „wenn der Marquis nicht wäre — er ist nicht mehr und so bist Du mein — auf ewig — mein Bräutigam" — sie umschlang ihn von neuem. „Rosaura, lassen Sie mich," rief er empört sich loswindend, „wie kann ein Weib so ihr Geschlecht, so jedes Gefühl verleugnen! — noch deckt jenen Todten nicht die Erde, ist Ihnen sein Andenken so gar nichts, — hat der gütige liebende Gatte, der edle Mann nicht wenigstens die Schonung verdient, kein neues Band knüpfen zu wollen, bis seiner Asche der geweihte Zufluchtsort geworden? — Lassen Sie mich, wenn ich — Sie ferner noch achten soll." — Da richtete die Marquise den stieren Blick mit furchtbarem Ausdruck auf ihn — sie stand schweigend auf, öffnete die Thür des anstoßenden Saales, und zog ihn hinein — im Sarge lag der Marquis mit geschlossenen, tief eingesunkenen Augen, die sonderbar bläuliche Farbe auf dem abgezehrten Gesicht, der schmerzhaft eingebissene Mund, gaben das Bild des Todes in grauser Gestalt — nur wenige Kerzen erleuchte-

ten den Saal, und warfen das ungewisse trübe Licht auf den Gestorbenen und die schwarzausgeschlagene Umgebung.

„Was soll mir dieser traurige Anblick," sprach Alban erschüttert, „soll diese edle, nun leblose Gestalt, die ich nie ohne stille Ehrfurcht sah, sollen diese Silberlocken mir vorwurfsvoll zurückrufen, daß ich schwer an ihm, an seiner Ruhe gefrevelt, als ich wagte mein Auge zu seiner Gattin zu erheben. — — Vergieb mir, Du edler Todter — Du stehst jetzt dort, wo alle Schwachheit, alle Sünde der Erde von uns weicht, Du weißt ich fehlte nicht wissentlich, hingerissen vom Moment und der nur zu gefährlichen Versuchung, konnte ich einen Augenblick Dich und mich vergessen — doch fand ich bald mich wieder — nimm meine tiefe Reue als ein spätes, aber inniges Opfer mit zu Dir in Deine seligen Höhen — und laß mich versöhnt — Deine kalte Hand drücken" — er beugte sich in frommer Rührung über den Todten.

„Rühre ihn nicht an" — flüsterte Rosaura, im seltsam unheimlichen Tone — „hast Du nie von der alten Sage gehört, daß die Todten bluten, wenn der Mörder sie berührt?" —

„Rosaura, spricht der Wahnsinn aus Ihnen!" rief Alban, entsetzt aufblickend.

„O nein," erwiederte sie tonlos, aber fest, „nur die Wahrheit, Du wolltest nur mein werden, wenn e r nicht wäre, ich m u ß t e Dich besitzen — er starb an Gift — ich selbst that es in seine Limonade, durch mich empfing er den Tod — doch nur mittelbar, denn D u bist sein Mörder — Du mußtest das wissen — sieh diese

bläuliche Farbe der Leiche, sie kündet die Art seines Todes — niemand ahnet es — aber ich bereue nichts — Du mußt nun mein sein." —

„Hinweg, Scheusal — verworfne Mörderin!" — schrie Alban, sie mit Abscheu von sich stoßend, „hinweg, Du Entsetzliche, die die verruchte Mörderhand an des Gatten heiliges Haupt zu legen wagte, und den Unschuldigen verleitete, wenn auch nur mittelbar Theil an der schrecklichen That zu haben, nur Entsetzen flößtest Du mir ein, keine Liebe — ich habe Dich nie geliebt — hinweg von mir, Heuchlerin, die nicht verdient das reine Licht des Tages zu sehen nach der blutigen That!" — Er wandte sich zum Gehen.

Sie stürzte vor ihm nieder, seine Knie umklammernd, „Du willst mich verlassen," flehte sie, die schönen Hände windend, „für Dich hab ich gemordet, Unbarmherziger, Dich wollte ich erkaufen, und Du verstößt mich — willst mich verrathen — wohlan! thue es, vernichte mich, und freue Dich Deines Werks."

Alban stand erstarrt und kämpfte mit sich — er sah auf den Todten, dann auf die schuldbewußte Mörderin, die sich zu seinen Füßen wand. — „Stehen Sie auf, Rosaura," sprach er endlich sich mit Mühe sammelnd. — „Sie haben eine grause That gethan, mit dem Leben des Gatten, auch den Frieden des meinigen gemordet, — können Sie durch strenge Buße sich einst mit sich selbst versöhnen — wohl Ihnen — doch wir sind geschieden für ewig — der Mörderin, die an des Gemahls Leben die zerstörende Hand gelegt, kann ich nicht die meine

reichen — ich weiß mich nicht ganz frei von Schuld, o, daß dieſe Engelsgeſtalt den Schwachen verlockte, einmal vom Pfade der Pflicht zu weichen! — Aber ich kann hinfort nicht in Ihrer Nähe weilen — leben Sie wohl — wir ſehen uns nie wieder!" — Er warf noch einen Blick der tiefſten Verachtung auf ſie, und wollte gehen.

„Meinſt Du," rief ſie mit rollenden Augen, ſich erhebend, „meinſt Du, ich habe umſonſt gemordet? — meinſt Du, mir entfliehen zu können. Elender, den ich geliebt und nun eben ſo haſſe! Fluch Dir! und glaube nicht, Roſaura theile die Schwäche ihres Geſchlechts im Büßen und Dulden — Du verſchmähteſt dieſes Herz, dieſe Hand — wohlan — kann ich Dich nicht beſitzen, ſoll es auch kein anderes ſterbliches Weib — Du ſtirbſt — ſtirbſt jetzt von meiner Hand" — ſie zog einen Dolch und ſtürzte auf ihn zu. —

Ein Moment, und er hatte ſie entwaffnet, der Dolch blitzte jetzt in ſeiner Hand. — „Erbärmliche Spiegelfechterei," ſprach er zornig, „meinſt Du, Verworfne, mich ſo leicht ſchrecken, ſo leicht morden zu können als den edeln Todten dort? — Ein Mann ſteht vor Dir, ein Mann, der die Kraft und wahrlich auch den Willen hat, eine Furie unſchädlich zu machen, der die nur zu gütige Natur trügeriſch das Gewand eines Engels geliehen — aber Du biſt für meine Rache zu klein, lebe, und bereue die ſchauderhafte That, dann verſöhnſt Du vielleicht einſt noch Gott und den Schatten des Gemordeten, der uns umſchwebt, — das feige Werkzeug italiſcher Rache gehört in des Banditen Hand — der deutſche Mann verſchmäht es." — Er warf den Dolch verächtlich

ihr zu Füßen, einen Blick des tiefſten Schmerzes auf den Sarg, und verließ den Wohnſitz des Mordes mit eiligen, aber feſten Schritten. Roſaura lag noch eine Weile in halber Bewußtloſigkeit und dumpfem Erſtarren am Boden, da trat die Kammerfrau herein und ſah ſie bleich, aber mit eiſerner Feſtigkeit ſich erheben. —

„Iſt er fort?" fragte ſie leiſe.

„Fort," erwiederte jene, „ich begegnete ihm auf der Treppe, wie er mit finſtrer Stirn und funkelnden Augen den Pallaſt verließ — er kommt nicht wieder?"

„Er nicht — aber ich komme noch einmal und finde ihn ſicher" — ſagte Roſaura, langſam den Dolch aufhebend, aber mit ſo ſchaurigem Lächeln, daß ſelbſt die Zofe erſchrak — ſie ließ ſich nun ruhig in ihr Zimmer geleiten.

Nach wenig Tagen erfuhr die Reſidenz mit lebhaftem Bedauern, daß der allgeliebte Künſtler, Alban, die Zierde der Bühne, auf einer Kunſtreiſe begriffen ſei, die ihn länger als ein halbes Jahr entfernt halten würde, ja daß es ſogar unbeſtimmt wäre, ob er überhaupt zurückkehre. — —

Gräfin Elfride ſaß noch ſpät an jenem Abende, deſſen der Eingang dieſer Erzählung gedenkt, in ihrem Zimmer, vor dem offenen Pianoforte, — ſie ſann über das ſeltſame Verhältniß nach, was den Bruder der Freundin entfremdet hatte. Helminen's, vom Schmerz erpreßtes Geſtändniß, gab ihr den Aufſchluß, den die Mutter ihren dringenden Fragen bisher verſagt, ſie wußte nun, daß Helmine, abhängig von jener, es nicht wagen durfte der

Stimme des Herzens Gehör zu geben, noch jemals dem Geliebten ahnen zu lassen, wie theuer er ihr sei, — und beseufzte das Schicksal beider. — Aber wie kann die Liebe auch so elend machen, dachte sie sinnend, die weiße Hand an die Stirn gelegt, — liebe ich meinen Gatten denn nicht? und doch schlägt mein Herz ruhig — sicher des seinigen und meiner selbst, in stiller Pflichterfüllung und heitern Genuß der Gegenwart, fließt mir das Leben wie ein ruhiger Bach dahin, so klar und eben ohne jene unselige Leidenschaft — und doch — dieses unaussprechliche Dahingeben und Versinken des Gefühls in einem — einem einzigen Gegenstande, der das ganze Sein erfüllt, vor dem alles, was wir früher geliebt und gewollt, zu farblosem Nichts erbleicht — es muß sonderbar, es muß schön sein, sich so zu versenken in das Meer einer Empfindung. Sie dachte nun um sich her in dem beschränkten Kreise, wo ihre frühere Jugend verflossen, wo die gewohnten Verhältnisse der vornehmen und modischen Welt die Liebe zu einem verbrauchten Artikel verjährter Romanideen, zum Behelf und nöthigen Material thränenreicher Novellen und Bühnenwerke stempelte, den man des Effects wegen nicht absolut verwerfen, der aber in der guten Gesellschaft entweder gar nicht, oder nur wenn die Convenienz Hymens Band beschlossen, zur Sprache kommen durfte, höchstens als scherzhaftes Attachement und Galanterie auf den Bällen, Schlittenfahrten und Assembleen ein Weilchen amüsiren konnte — die Unschuldige hatte nur von dieser Seite die Liebe erwähnen hören und gesehen. — Und das sollte in der Wirklichkeit die

große gewaltige Leidenschaft sein, von der die Dichter der Vor- und Mitwelt sangen — das belebende Princip so vieler edlen und unsterblichen Handlungen, das gigantische Triebrad in der menschlichen Brust, dessen Umschwung Leben oder Tod bringen konnte! — Sie schüttelte das Köpfchen, und sann weiter über den anziehenden Gegenstand nach — fast bewußtlos glitten die Finger über die Tasten des Instruments — da riß dröhnend eine der tiefen Baßsaiten — erschrocken sprang Elfride vom Klavier, und zugleich fiel ihr das ungewöhnliche Ausbleiben des Grafen auf, der von der Jagd noch nicht heimgekehrt, obgleich die Uhr bereits die zehnte Stunde zeigte. Sie eilte zum offenen Fenster — alles still — der Mond blickte durch zerrissne Wolken, und fernher klagte eine einsame Nachtigall, begleitet vom eintönigen Ruf der Unken im nahen Schloßgraben, und dem leisen Schwirren düstrer Nachtvögel, die in der lauen Sommernacht sich hervorwagend, den hohen Thurm der alten Burg umflatterten, welcher vom blassen Mondschein beleuchtet, von der nahen Anhöhe wie ein schauriges Memento mori herüber ragte, und das romantisch pittoreske des Mittelalters dem Character der freundlichen Gegend beimischte. — Da vernahm sie plötzlich das Gebell des Hundes, der, des Grafen Liebling, ihn stets begleitete — es kam nah und näher, doch nicht freudig klang es — in angstvollem Winseln erstarb der Ton — zugleich ward das langsame Rasseln eines Wagens hörbar — sie horchte angestrengter, ein unbestimmt ängstliches Gefühl ergriff die Lauschende — in der tiefen, fast Nacht gewordenen Dämmerung, konnte

sie nichts unterscheiden, doch jetzt ward es im Schloßhofe laut — sie vernahm, wie der Wagen hielt, Männerstimmen verwirrt durcheinander sprachen — ergriff das Licht und eilte hinab. Da stand bereits die Dienerschaft thätig um die Kommenden versammelt, bleich und matt sah sie den Gatten, sich mühselig aufrecht haltend, vom Arm eines jungen schlanken Mannes unterstützt, ihr entgegen schwanken, und stürzte mit einem Schrei an des Grafen Brust. —

„Beruhige Dich, liebes Kind," sprach der Graf freundlich, „es ist nicht der Mühe werth — ein kleiner Unfall auf der Jagd — weiter nichts — allerdings möchte es ohne den Beistand dieses jungen Herrn, der mein Retter ward, übel mit mir stehen, und nie können wir ihm dankbar genug sein — denn was er an mir gethan" —

„Sie beschämen mich, Herr Graf," entgegnete der Fremde, mit einem tief zum Herzen dringenden Wohllaut der Stimme — „ich that nichts als meine Schuldigkeit. — Durch den Wald kommend," fuhr er, sich mit dem feinen Anstand des Weltmannes vor der Gräfin verbeugend, fort, „vernehme ich das ängstliche Winseln des Hundes, ich lasse halten, es scheint mir als mische sich auch der Klagelaut eines menschlichen Wesens bei, ich gehe dem Tone nach, dringe in das Gebüsch, und sehe den Herrn Grafen am Boden, durch das eigne Gewehr verwundet — das übrige verstand sich von selbst."

„Nicht also," unterbrach ihn der Graf hastig, während er freundlich die Wange der zitternden Gattin streichelte, „laß Dir erzählen, ich war auf dem schlüpfrigen

Boden am steilen Abhang des waldigen Hügels hinabgeglitten, im Fallen entlud sich das Gewehr, der tiefen Armwunde entströmte das Blut, ich rief vergeblich nach Hülfe, mein Jäger, dem ich befohlen, meiner am entgegengesetzten Ende des Reviers zu warten, hörte weder mich, noch des Hundes Geheul, — es dunkelte mir vor den Augen, ich ward ohnmächtig, und so fand mich mein großmüthiger Retter, ohne dessen Hülfe ich wahrscheinlich elend umkam, er verband mich eilig, riß das eigne Tuch ab, das Blut schneller zu stillen." —

Elfride sah jetzt zuerst auf und in das vom hellen Fackelschein beleuchtete Gesicht des Fremden, sie wollte sich ihm nähern, ihm ihren Dank aussprechen, aber die blendende Schönheit des jungen Mannes, die vollendet plastische Form seiner Gestalt, der hinreißende Zauber seines Blicks, seiner Stimme, überraschte die Erregte dergestalt, daß sie im heißen Erröthen fast wortlos, aber nur um so lieblicher vor dem sichtlich Betroffenen stand. — Er neigte sich stumm vor der holden Erscheinung und geleitete den Verwundeten behutsam in sein Zimmer, die Einladung über Nacht zu verweilen, dankbar annehmend.

Des Grafen Zustand war, nach des schnell herbeigerufenen Wundarztes Erklärung, nicht gefährlich, doch forderte der bedeutende Blutverlust die äußerste Ruhe und sorgliche Pflege. Mit unermüdeter Ausdauer und zärtlicher Theilnahme wich Elfride nicht von seinem Lager, und er, von der wärmsten Dankbarkeit für seinen Retter erfüllt, ließ nicht nach, bis dieser den dringenden Bitten um einen längern Aufenthalt nachgab.

Bald erfuhr der Graf seinen Namen, er nannte sich Allenstein, aus einer fernen Provinz gebürtig, hatte er in Geschäften eine weite Reise bereits vollendet, um nun nach der Heimath zurückzukehren. Am Krankenbette des Gemahls, sah ihn Elfride den folgenden Morgen zum erstenmale genauer an, und der Eindruck des vorigen Abends wiederholte sich nur noch stärker und umfassender, das himmlisch schöne dunkelblaue Auge haftete mit einem, so unaussprechlichen, von milder Rührung und Freude gemischten Ausdruck auf dem ihrigen, daß sie getroffen von diesem Blick, und einer sich im tiefsten Herzen regenden wunderbar zitternden Bewegung, kaum aufzusehen vermochte, der milde, süße und doch so männliche Wohllaut seiner Stimme, hallte in ihrer Brust wieder und benahm ihr fast die Sprache. — Der Graf empfing ihn mit warmer Freude, und versicherte, es werde ihm nun erst wohl sein, da er seine Zusage längeren Bleibens erhalten, die er nicht versagen dürfe, wolle er ihn froh sehen.

Ein heiteres genußreiches Leben begann mit diesem Tage. Es war als habe Allenstein's hohe Liebenswürdigkeit die vielseitige Bildung, die er an jedem Tage, bei jeder Veranlassung reicher und glänzender entfaltete, nur gefehlt, um diesem Kreise ein neues geistiges Leben mitzutheilen, was man bisher wohl geahnet, aber nicht gekannt hatte. Helmine war gerade wenige Stunden früher, ehe er das Landhaus betrat, mit Frau von Palm nach der Residenz gefahren, und eine plötzliche Unpäßlichkeit der Pflegemutter hielt sie dort zurück. Des Grafen Gesundheit befestigte sich mit jedem Tage mehr, er ging,

ritt, und fuhr nach gewohnter Weise, und Allenstein, von dessen Entfernung er nichts hören wollte, war unzertrennlich sein Begleiter. Doch gab es auch Tage, wo das Wetter, oder die noch zuweilen hervorbrechende Schwäche des Grafen diese Ausflüchte hinderten, dann blieb der kleine Kreis, an welchem nicht selten mehrere geistvolle Männer und Frauen der Nachbarschaft Theil nahmen, beisammen, und Musik, Lectüre oder ein gewähltes heitres Gespräch, verkürzte die bereits länger werdenden Abende. Hier entfaltete dann Allenstein vorzüglich den Reichthum seines Innern, er las die Werke der vorzüglichsten Dichter unserer und der früheren Zeit, den staunenden Zuhörern in einer Vollendung vor, die sie zu dramatischer Deutlichkeit erhob, die Charactere traten bestimmt und fest in das Leben, das todte Wort ward zur lebendigsten Wirklichkeit, die Erzählung zur selbstständigen, klaren Anschauung. Er ergänzte selbst das Mangelhafte, eine dunkle unbestimmte oder unzureichende Characterzeichnung trat durch seine Darstellung, die Art wie er ihr eine zweite geistige Wiedergeburt gab, in das helle Licht klarer Verständlichkeit. Seine Aeußerungen, so bescheiden als durchdacht, zeugten von seinem tiefen Eindringen in das Gebiet ästhetischer Kunstwerke, seinem gebildeten Geschmack, seiner moralischen Reinheit und seinem Sinne für das Schickliche. — Und doch sah man es dem, oft in düstrer Glut aufflammenden Blicke, dieses unergründlich schönen tiefblauen Auges an, daß es die Leidenschaft kannte, ein eigner Zug finstern Grams, ja fast feindlicher Verstörung konnte minutenlang, den klaren Spiegel dieser edlen blendenden Stirn trü-

ben, den unwiderstehlich zauberischen Zug um den anmuthigen Mund stören. — Sein Benehmen, wenn gleich mit sicherm Schritt und festem Anstande wandelnd, nirgends eine Regellosigkeit verrathend, die bei der unverkennbaren Genialität seines Wesens fast verzeihlich erschienen wäre, zeichnete doch sichtbar durch stete Beachtung die Frau des Hauses aus. Aber Elfride gewann auch durch diesen Umgang täglich an erhöhtem Liebreiz, feiner geistiger Bildung, und ein wunderbar zartes, eigenthümliches Verhältniß gestaltete sich zwischen beiden. Es war als vergesse Allenstein zuweilen, daß sie die Gattin des Grafen, daß sie eine schöne reizende Frau, der stille Abgott aller Männer, die ihrem Kreise naheten, war; er hatte, das konnte niemand verborgen bleiben, bald nur Augen für sie, aber es war nicht die leidenschaftliche blinde Huldigung eines verliebten Anbeters, es war ein zärtliches sorgliches fast rührendes Beachten, selbst ihrer kleinen Schwächen, Gewohnheiten und Fehler, die er eifrig zu verwischen, zu bessern oder zu mildern suchte. Er konnte wenn sie allein oder nur im Beisein des Grafen waren, es sich nicht versagen, sie auf diese oder jene kleine Angewohnheit, die der anmuthigen Grazie, in der ihr ganzes Thun sich bewegte, vielleicht störend sein konnte, aufmerksam zu machen, er erlaubte sich nicht allein, einer falschen Betonung beim Lesen, einem mangelnden Ausdrucke ihres Gesangs nachzuhelfen, er tadelte auch die aufwallende, leicht in Heftigkeit übergehende Reizbarkeit, der sie wohl dann und wann etwas zu viel nachgab, die abergläubige Scheu, die sie vor den Ruinen des alten Schlosses, in welchem er gern verweilte, hatte; er verwieß ihr ernst die zu geringe

Sorge, die sie für ihre zarte Gesundheit in fast kindischer Unbefangenheit trug. Jedes kleine Wölkchen am Horizont des ehelichen Lebens verstand er leise und unmerklich zu zerstreuen, die Vorzüge des Grafen, dem er eine fast brüderliche Zuneigung zeigte, der Gattin in das freundlichste Licht zu setzen, und alles das geschah mit einer so leisen schonenden Feinheit, daß selbst der Neid, die giftige Verläumdung nichts Unziemliches finden, und den schönen Hausfreund der gräflichen Familie in ein strafwürdiges Verhältniß zur Gräfin setzen konnte.

Aber in Elfriden's Herzen war eine neue Welt erwacht, der Vorhang zerrissen, der sie von der früher unbekannten Flut einer Leidenschaft trennte, die allmälig aber allgewaltig, umfassend und untilgbar sich ihrer bemächtigte. Sie fing an sich bewußt zu werden, daß sie den Grafen nie geliebt, daß nur ein kindliches Wohlwollen sie an ihn gefesselt, daß sie erst jetzt mit allen Kräften ihres Wesens liebe. Nur in Allenstein's Blicken lag ihre Welt, sie fühlte, was sie ihm dankte, für ihn nur lebte, athmete sie, blindlings seinem Worte, seinem Rath, seiner Ansicht folgend, die sie stets als die beste anerkennen mußte, war sie bald ihm auch geistig völlig untergeordnet, ohne es selbst nur zu ahnen Noch wußte sie nicht klar, wie sie ihn liebe, und der Vulkan gährte erst im Innern dieses Herzens, was sich selbst noch nicht völlig erkannt, weil er die enggezogenen Schranken gleichmäßig fast brüderlicher Zuneigung nicht überschritt. —

Es war an einem jener heitern Spätsommertage, die den Uebergang zum Herbst leise andeuten, und wie der

Scheideblick des jugendlichen Alters, beim Uebertritt in die reiferen Jahre der Erfahrung, eine wehmüthige Mahnung an die Vergänglichkeit alles irdischen Glücks zu nennen sind; noch ist der warme Lebenshauch nicht ganz erloschen, die Blüthen und Früchte der herrlichen Jahreszeit sind noch nicht vorüber, aber sparsamer und einzelner keimen die Blüthen, sie wollen gesucht sein, der eifrig Sammelnde empfängt deshalb den seltnen Fund mit wehmüthiger Freude weil er unerwartet kömmt, und kaum noch gehofft ward. Die Früchte, zur Reife gediehen, mahnen an den pfeilgeschwinden Flug der Zeit — sie sollen genossen werden und machen so in ihrer materiellen Bestimmung vergessen, daß sie einst als Blüthen das jugendliche Jahr geschmückt, Hoffnung athmend — Hoffnung verheißend. —

In einer einsamen Laube saß Elfride mit der eben angekommenen Helmine und theilte ihr den Hergang mit, welcher die Veranlassung gab, Allenstein in das Schloß zu führen. Mit Befremden sah die Freundin das ungewöhnliche Feuer der Darstellung, das glühende Roth auf den Wangen der Gräfin bei der begeisterten Schilderung, und erhob lächelnd drohend den Finger, als er selbst vom einsamen Spaziergange zurückkehrend zu den Damen trat. Ein wenig befangen von der unerwarteten Nähe des geliebten Freundes, stellte Elfride ihn ihrer Gefährtin vor, gleichfalls Helminen's Namen nennend.

Aber mit Schrecken sah die Gräfin, wie er plötzlich von aller Geistesgegenwart verlassen dastand, fast unfähig zu sprechen. — „Was ist Ihnen," hob sie ängstlich an — „was befremdet Sie an dem Namen?" —

„Wie nannten Sie die Dame?“ fragte er mit tonloser Stimme.

„Fräulein Helmine Elfride von Mellingen,“ erwiederte sie, „die Pflegetochter meiner Mutter — sie trägt eben auch meinen Namen, doch nannten wir sie zur Unterscheidung —“

Sie konnte nicht vollenden, denn eine erschreckende Blässe, wechselnd mit fieberischer Glut, flammte im Antlitz des jungen Mannes, der augenscheinlich gegen eine innere gewaltsame Bewegung kämpfte, und stammelnd begann — „ich glaubte gehört zu haben der Name Mellingen sei früher der Ihrige gewesen.“

„Es ist der meiner Freundin — der meinige Palm.“

„Frau von Palm Ihre Mutter!“ rief er in höchster Leidenschaft die Hände zusammenschlagend — „allmächtiger Gott! auch das noch!“

„Was befremdet Sie an dem Namen?“ fragten beide Frauen zugleich hastig — „Sie scheinen beide Ihnen bekannt zu sein.“ —

Er sah sie mit sterbenden Blicken an, unfähig ein Wort hervorzubringen, verbarg er das todtenbleiche Gesicht mit der Hand und wankte hinweg.

Sie blieben fast versteinert zurück. „Was hat der junge Mann,“ fragte endlich Helmine beklommen, „ahnest Du hier irgend einen Zusammenhang?“

„Ich sehe keinen,“ antwortete Elfride sinnend, „doch muß ein unbekannter finstrer Schmerz auf diesem schönen Herzen liegen, der durch eine Erinnerung geweckt“ —

Allenstein näherte sich wieder, sein Gesicht war bleich

aber ruhiger. — „Verzeihen Sie," bat er mit seiner milden, rührenden Stimme, — „der Zufall, ein seltsames Zusammentreffen der Umstände täuschte mich, es war — ein Irrthum," setzte er mit einem schmerzlichen Lächeln hinzu — „aus einem Traume meiner Vergangenheit ging er trügerisch hervor, und ließ mich in Ihren Augen seltsam, ja sinnlos erscheinen, darf ich Vergebung hoffen?" Er ergriff Helminen's Hand, — eine gewaltsame Rührung malte sich in dem langen, durchdringenden Blicke, mit dem er das Mädchen fixirte, als er ihre Hand an seine Lippen drückte. — Sie erröthete, und wunderbar ergriffen drangen große Thränen in ihr Auge, er ließ sie los und wandte sich ab. — Elfride stand mit laut pochendem Herzen, da sah Allenstein auf sie — ein fürchterlicher Kampf ward in seinen Zügen auf's neue sichtbar, doch gelang es ihm endlich, sich zu fassen, das Gespräch, welches freilich oft stockte, auf gewöhnliche Gegenstände zurückzuführen, und die Spuren der frühern Aufregung zu verwischen.

Seit diesem Tage war alles wie mit einem Zauberschlage verändert, das zwanglose, ruhig freundliche Verhältniß Allenstein's zur Gräfin war verschwunden, er vermied sichtlich das Alleinsein mit ihr, und eine ehrerbietige, fast fremde Kälte trat an die Stelle der früher unbefangenen Traulichkeit, seine ganze Theilnahme schien sich Helminen mit einer Innigkeit zuzuneigen, die bald, wie jeder bemerken mußte, auch von dieser lebhaft erwiedert ward. — Aber in Elfriden's Herzen erwachte mit dem ihr bis dahin

unbekannten fürchterlichen Gefühl keimender Eifersucht, zugleich die trostlose Ueberzeugung, daß sie eine strafbare Neigung nähre, die ihr Pflichtgefühl verdammen mußte, daß sie schon ein Raub dieser Leidenschaft geworden, und ihres edlen Gatten, der ihr so rücksichtslos vertraute, unwürdig sei. Ein entsetzlicher Kampf begann in ihrem Innern, — sie verachtete sich selbst, ihr leises Zartgefühl rief ihr zu, was sie sich, was sie ihren Verhältnissen schuldig sei, und doch ließ das empörte Herz sich nicht gebieten. Die Entfernung des gefährlichen Mannes war das einzige Mittel, aber der Graf, der ihn brüderlich liebte, wollte nichts davon hören, und selbst Allenstein schien gefesselt, was aber konnte ihn halten, als Helmine, die ihm augenscheinlich jetzt schon sehr theuer war? — Sie begann diese fast zu hassen, und glaubte die Rechtfertigung dafür in der Unbeständigkeit des Mädchens zu finden, die nach dem eignen Geständniß ihren Bruder Franz, der jetzt entfernt war, geliebt, und nun so schnell der Neigung für den schönern Mann nachgab. — Aber liebte denn Allenstein Helminen wirklich! — Ach, es war ja doch nicht Täuschung, daß Elfride oft, wenn er sich unbeobachtet glaubte, seinen Blick voll düstern Feuers und unsäglichen Schmerzes auf sich geheftet, fand, daß er diese Kälte nur erzwang, und eine tiefe Innigkeit seltsam damit kontrastirend, zuweilen aus seinen, an sie gerichteten Aeußerungen hervorbrach, die dann wie Balsam, sie beruhigend und tröstend um ihr verwundetes Herz legte — von einem solchen Blick — einer solchen Aeußerung, stürzte dann das künstliche Gebäude ihrer Vorsätze, ihrer mühsam errungenen Ergebung, das Re-

sultat unsäglicher Kämpfe, in wesenloses Nichts zusammen, sie hatte ihn wollen vergessen — meiden — verachten — ihn, der ihr verrätherisch die Ruhe geraubt — und sie dachte — fühlte — sah nur ihn — wohin sollte das führen — was wollte sie, sie die Gattin eines edlen Mannes, gefesselt durch Wort und Pflicht — was durfte sie wollen?! —

Die erste Probe zum Tasso, durch Umstände so lange verzögert, sollte heute endlich auf dem Theater statt finden, denn der Geburtstag des alten Generals nahete heran. Im Rittersaal der alten Burg, wo das niedliche Theater stand, hatte Allenstein's feiner Geschmack und Sachkenntniß mehrere Anordnungen getroffen, die von dem Cirkel, der sich und andere hier durch seine künstlerischen Leistungen erfreuen wollte, laut gepriesen wurden. Der Neffe des Generals, Herr von Drouet, der als Darsteller des Herzog Alphons Allenstein's Bekanntschaft gemacht, war entzückt darüber, und beklagte leise sich zu ihm neigend, daß der Tasso in der Hauptrolle nicht besser besetzt sei.

„In der That," meinte der Graf lachend, „mir wird bange, wenn ich den armen Capitain seine mühsam erlernte Partie in der Leseprobe abbeten höre, und zugleich sein Gesicht, den Spiegel seines angsterfüllten Gemüths sehe, mit dem er den gefährlichen Boden der Bretterwelt betreten wird, — er ist in der That auf dem Wege, ein Mann des Erbarmens an der herrlichen Rolle zu werden, von deren Werth ihm auch nicht die leiseste Ahnung kommt."

„Es möchte überhaupt schwer sein," meinte der Assessor, der unlängst angelangt, und bereits mit Allenstein bekannt gemacht war, zu diesem, „ja ich möchte es für kaum möglich halten, den Tasso, wie ihn die Geschichte kennt, mit dem Bilde welches unser Goethe giebt, vereinigt, so darzustellen, daß dieses ganz eigenthümliche Wesen, diese Mischung von Stolz, Mißtrauen, Heftigkeit und Duldung, dem Zuschauer ganz verständlich werde."

„Es mag schwer sein, aber dennoch nicht unmöglich," war Allenstein's Antwort — „im Tasso wohnt ein unaussprechlicher, nur fühlbarer, geistig verklärter Schmerz, eine innere Unzufriedenheit mit dem Schicksal, mit sich selbst, mit der Welt, die nicht seine ist, eine tiefe krankhafte Reizbarkeit, geschaffen, das höchste Schöne zu empfinden, zu erzeugen, mit glühender Phantasie gleichsam zu verkörpern. — Die Liebe zur Prinzessin hat sich ihm fast unbewußt in Geist und Herz gestohlen, um ein Bild, das Ideal, was lange schlummernd in ihm gelegen, zu entwickeln, das reine Bild vollendeter Weiblichkeit; was zuerst auf seiner dornigen Bahn, im göttlich majestätischem Schimmer der Huld und Anmuth seiner Fürstin, ihm entgegen trat, die Sinne schwiegen vor der erhabenen Erscheinung, sie stand ihm zu hoch für das irdische Verlangen, er durfte aber wagen sie zu vergöttern, in der Darstellung seiner unsterblichen Gebilde, in der Schilderung der höchsten Schönheit und Würde, und täuschte so im lieblich erlaubten Betrug das warme Herz, die schlummernden Sinne. Ein Zufall erweckt sie, und nun erkennt er

sich nicht mehr, und verliert sich selbst im Rausch nie geahneter, tödtlicher Wonne und Schmerz, und scheucht die Göttliche durch den irdischen Ungestüm hinweg." —

„Sie entwickeln so genau als schön den Character," erwiederte Herr von Druet, der aufmerksam den Worten des begeisterten Redners gefolgt, „ich war einst so glücklich, einer Darstellung des Tasso in ** beizuwohnen, der berühmte, in dieser Rolle unübertreffliche Alban, gab ihn ganz in dem Geiste, er schien ihn nur so aufgefaßt zu haben, ja, ich möchte behaupten, auch seine äussere Erscheinung, selbst der Ton seiner Stimme, wäre Ihnen sprechend ähnlich gewesen."

Allenstein erröthete flüchtig. „Ich kann davon nicht urtheilen, ich sah jenen nie, und gab Ihnen nur meine individuelle Anschauung jenes Meisterstücks deutscher Poesie."

„Meine Schwester," nahm Franz das Wort, „ist darin nicht mit mir einverstanden, daß sie der Fürstin offenbar einen Grad Wärme zuviel giebt; wie ich die Liebe zu beurtheilen und kennen meine," setzte er schärfer hinzu, „kann ich unmöglich annehmen, daß diese, trotz ihrer Vortrefflichkeit, doch eiskalte Natur, jemals etwas anderes, als ein vornehmes Wohlgefallen, der geheime Gegenstand seiner allgemein gefeierten Gesänge zu sein, bei der geistigen Anbetung des liebeglühenden Dichters gefühlt hat. Es dürfte höchstens noch ein wenig weibliche Eitelkeit hinzugerechnet werden, sich von einem schönen jungen Manne, als ein ganz absonderliches Wesen, so eine Art verkörperter Göttin schildern zu lassen, weiter

war es in der That nichts, würde sie ihn sonst so unsanft von sich stoßen?“ —

„Du bist sehr ungerecht, Bruder,“ sprach Elfride lebhaft, „hältst Du es für so unmöglich, daß ein weibliches Herz die seltnen Vorzüge, die Vortrefflichkeit eines, in der Stille über alles geliebten Gegenstandes erkennen, mit allen Kräften seines Daseins sich der Liebe hingeben kann, wenn andererseits auch die ernste Mahnung der Pflicht, eine stete Entfremdung, eine nie endende Trennung gebieten? So Leonore von Este; ihrem ganzen Sein eingeprägt, ist die Gewißheit ewiger Entsagung, im Allerheiligsten ihres Herzens, baute sie dieser Liebe einen Tempel, das heilige Feuer der Vesta loderte nicht reiner, und nun — vor dem Ungestüm seiner ausbrechenden Sinnbethörung, ist der Schleier zerrissen, die fromme Täuschung hört auf, sie sieht das zarte Geheimniß ihres Herzens, der rohen Aeußerlichkeit hingegeben, der weibliche Stolz erwacht, und thut mit brechendem Herzen, was ihre Pflicht und Stellung fordern.“

„So erscheint auch mir diese Situation,“ sagte Allenstein, der jedes ihrer Worte innig empfunden zu haben schien, und sie mit begeisterten Blicken betrachtete — „sie ist der Triumph der reinsten herrlichsten Selbstbeherrschung, in einer weiblichen Seele — wenn gleich das ewig verlangende Herz sich rastlos nach wärmerer Empfindung sehnt,“ — setzte er leiser hinzu, vor sich niederblickend.

„Es ist eigentlich ein seltsamer Mißgriff des Dichters,“ schaltete Fräulein Bertha, welche sich indessen genähert hatte, ein, „daß dieser Spiegel der Frauenwürde

und Hoheit, noch der verschmitzten kleinen Heuchlerin, wie Taſſo Leonore Sanvitale nennt, — zur Folie bedarf — eine widrige Rolle, die mir in der Seele unangenehm iſt.“

„Aber mein Fräulein,“ wendete ſich Allenſtein verbindlich zu ihr, „Sie werden den tiefen Sinn, der auch in dieſer ränkevollen, nicht leichten Rolle liegt, mit Ihrem Talent gewiß ſo fein als treffend ergründen und wiedergeben, daß Ihnen die vollſte Anerkennung werden muß.“

Das freundliche Wort des ſchönen Mannes, den Bertha längſt mehr als ihren Verlobten beachtet hatte, verfehlte ſeinen Zweck, ihr lauerndes Auge von der Gräfin abzuwenden, nicht, — ſie blickte ihn huldvoll an, und der Aſſeſſor blieb für heute unbemerkt.

„Es ſcheint mir überhaupt,“ ſprach der Graf, „als habe der große, nun verklärte Dichter, zum richtigen Auffaſſen und Verſtehen ſeines Werks, wie die Darſteller, ſo auch ein Publicum verlangt, was ſelbſt in die feinſten Nüancen dieſer unendlich zart und leiſe gehaltenen Schöpfung einzudringen vermag, dies iſt aber faſt noch ſchwerer als jene zu finden.“

„Vollkommen wahr,“ erwiederte Herr von Dreuet, „aus dem natürlichen Mangel an dieſem Erforderniß, wird die Langeweile erklärlich, die in der Regel bei der Darſtellung eines ſolchen Werks — gerade in unſern Zeiten, wo kein Spektakelſtück effectvoll, kein Caſſenſtück grauſend und abentheuerlich genug ſein kann — das große Pu-

blicum, und selbst der sogenannte Gebildete empfindet — es gehört die feinste, geistreichste Anschauung und Fühlbarkeit dazu — dem Vandalen bleibt dieses Werk unstreitig ewig Stein."

„Wie so oft die umfassendsten zerreissendsten Gefühle der Menschenbrust;" sagte Eikride, das erbleichende Gesicht dem Fenster zuwendend, wo Allenstein mit inniger Freundlichkeit die eben eintretende Helmine begrüßte.

Die Probe begann nun — die Eingangsscene versprach Vorzügliches, doch jetzt kam der Capitain als Tasso, und sein Ungeschick zeigte sich augenblicklich so entschieden, daß Herr von Drouet den Grafen bei Seite nahm, und schwankend zwischen Lachen und Verdruß ihm vorstellte, wie der Eindruck einer solchen Leistung, dem General und der glänzenden Versammlung, nur ein Aergerniß geben, die andern Mitspielenden aber unausbleiblich lächerlich machen müsse. Der unglückliche Künstler selbst, schien seine Untauglichkeit zu fühlen, und betheuerte endlich mit einem kräftigen Fluch, er werde sich nimmermehr dazu verstehn, auf seine Kosten andere zu amüsiren, und in dieser Noth jedem Stellvertreter innig dankbar sein, man möge nur um Gotteswillen irgend einen solchen herbeischaffen, der ihm den aufgedrungenen Beruf, dem er sich durchaus nicht gewachsen fühle, entziehe.

So wendeten sich denn in der peinlichen Verlegenheit, aller Augen auf Allenstein, man drang in ihn die Rolle anzunehmen, und eilig noch zu lernen.

Er schwieg einen Augenblick.

„Theurer lieber Freund," rief der Graf, mit ko-

mischem Pathos die Hände reibend, „Sie retteten mir schon einmal das Leben, retten Sie es mir, dem unglücklichsten aller Regisseure zum zweitenmale, — in acht Tagen ist die Vorstellung, Sie versprechen mir, noch so lange bei uns zu verweilen. Versuchen Sie Ihr Heil an dem Dichter — Sie haben ein so glückliches Gedächtniß, können das Stück fast auswendig, das bemerkte ich beim Souffliren, — ich bin überzeugt, Sie leisten selbst im schlimmsten Falle besseres, als unser braver Capitain, und verpflichten sich, uns allen, und der schönen Braut, die ihren Verlobten mit uns gewiß von jeder Seite des Lorbeers werth achten wird, nur nicht gerade von der, des Apollo Musagetes."

„Ja, vortrefflichster Freund," umarmte mit treuherzigem Ungestüm ihn der Capitain, „wahrlich, tausendmal lieber will ich einer Batterie gegenüber stehn, als da auf dem Theater dem süßlichen, unverständlichen Zeuge, und dem Raisonniren um Nichts und wieder Nichts — erlösen Sie mich von der Pein, und ich bin ewig Ihr dankbarer Schuldner, der für Sie durch das Feuer geht."

„Und wenn ich mir auch allenfalls zutraute," hob Allenstein von den allgemeinen Bitten bestürmt, zögernd an, „Sie würden Nachsicht haben — weiß ich denn, ob es den Damen nicht unangenehm wäre, einen Fremden auf diese Art in den Cirkel einzuführen, der der ganzen glänzenden Versammlung noch unbekannt ist?"

Elfride hatte sich abgewendet, ihr fast hörbares Herzklopfen zu verbergen, und Bertha's unverhohlne Freude bei dem Tausch bewies, wie grundlos seine Vermuthung

„Sie werden mich tausendfach verpflichten," be-
nn sie hastig, „wenn der arme Capitain," hier be-
n dieser einen grimmigen Seitenblick, „der Gefahr
geht, den gefährlichen Schiffbruch in der feinen Welt
leiden."

„Ihre zweite Bedenklichkeit," lachte der Graf, „wi-
legt sich von selbst, denn der General kennt und schätzt
bereits, Ihre Aufopferung, hinsichtlich des schnellen
ernehmens der Rolle aber, wird die dankbarste An-
nnung der ganzen Gesellschaft zur Folge haben, und
dürfen sonach der doppelten Apotheose gewiß sein."

„So bleibt es dabei," riefen die andern freudig,
r Lorbeer wird dem neuen Tasso nicht entgehen."

„Dem alten ward er erst unmittelbar vor dem Grabe,"
ch Allenstein, mit melancholischem Lächeln, „wer weiß,
t jener Tag nicht das meines Ruhms." —

„Mir ist nicht bange dafür," meinte der Graf, „nur
th gefaßt, es wird alles vortrefflich gehen!"

Der Abend dunkelte, die Lichter flammten und erhell-
festlich, selbst den Vorhof des alten Schlosses, mit
eslicht, die Eulen und andere Nachtvögel flatterten,
eschreckt durch den ungewohnten Schein, aus ihren
upfwinkeln empor, und ihr schauerlicher Klageton
g widrig durch die fröhliche Musik, welche den Zug
ch geschmückter Gäste empfing, der dem Theater zu
e, wo die Vorstellung des Tasso endlich statt finden
. Hier war alles schon in Bewegung, der erhöhte,
Teppichen und Blumen geschmückte Sitz, empfing

den General und dessen Gäste, unter denen mehrere, jetzt in der Residenz anwesende fremde Herrn und Damen, waren. Die glänzenden Kronleuchter und Lampen, die geschmackvolle Einrichtung des Theaters und Orchesters ließ ganz vergessen, daß man sich, in dem fast zur Ruine gewordenen Rittersaale einer alten Burg befand, und nur der kolossale Maßstab, nach dem die Räume eingetheilt, die hier und da vorhandenen, leidlich erhaltenen Standbilder und Schildereien der tapfern Ritter, ihrer Waffen und Geräthschaften erinnerte daran, und erhöhte das Romantische des ganzen Eindrucks. Die Musik begann nun, eine geist- und kunstreiche Ouvertüre, leitete sinnig das klassische Stück ein, welchem Goethe's Büste mit Lorbeer geschmückt, lächelnd zu lauschen schien. Auf dem Theater, hinter dem noch zugezogenen Vorhange, waltete schon im völligen Anzuge Gräfin Leonore Sanvitale, während Antonio, in bizarren Schmeicheleien, Bertha's Eitelkeit wenigstens eben so oft verwundete, als erfreute. Die Kammerfrau, beschäftigt, den Blumenreichthum der fürstlichen Damen, in den eleganten Körbchen noch gefälliger zu arrangiren, horchte angestrengt, um wenigstens einige der fremdartigen, und doch gar zu hübsch klingenden Reden des Herrn von Palm aufzufangen, und bei ähnlicher Gelegenheit damit dem staunenden Jäger, dem gewanhten Kammerdiener zu imponiren. Der Regisseur, hoch erfreut über das zeitherige Gelingen aller Proben, lauschte hinter dem Vorhange, mit innigem Erstaunen nach dem gefüllten Saale hinaus, und Herzog Alphons befestigte mit Hülfe des Jokei's, das kostbare Degengehänge, und besah im Spie-

gel wohlgefällig seine gelungene Toilette. Die Bedienten, Erfrischungen präsentirend, rannten in eifriger Geschäftigkeit hin und her, und vollendeten das heitere Bild.

Elfride stand bereits, fertig geschmückt, in hinreissender Schönheit, einsam in der Damengarderobe am hohen gothischen Bogenfenster. Sie fühlte sich so seltsam erregt, so oft hatte sie mit der höchsten Unbefangenheit auf diesen Brettern gestanden und gespielt, und jetzt fühlte sie eine Bangigkeit, die immer drückender ward, eine Angst, von der sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, ihre Brust beklemmen. Noch immer rollten die Wagen der später anlangenden Gäste, der laute Jubel, der Lärm, die Musik, alles contrastirte sonderbar mit der tiefen Stille des Schloßgartens, der unter dem Fenster lag, es ward ihr so heiß, sie öffnete es mit Mühe, die Dröhnung des alten verrosteten Eisens, in den Angeln sich schwer und knarrend bewegend, klang ihr wie das schwerfällige Oeffnen der Thür einer Gruft, die weißen Stämme der Birken im Hintergrunde des weitläuftigen Gartens, schienen ihr wie Geister der Vorzeit herauf zu drohen, daß man es wage, ihre, schon seit Jahrhunderten dauernde Ruhe, durch das frivole Spiel der modernen Weltlust zu stören. Das lebensgroße, halb verwischte Bild eines geharnischten Ritters, von der Wand über die elegante Toilette der Gräfin herab schauend, rief in seinen gigantisch finstern Umrissen ihr eine alte Sage zurück, die sie oft, und nie ohne geheimen Schauder vernommen, und sich ihr jetzt in wunderbarer Klarheit erneute. Ein Erbfräulein, berichtete die Chronik des Hauses, liebte einen jungen Ritter, doch glaubte

sie ihn treulos, anderer Neigung insgeheim zugethan, und brütete, in angeborner Heftigkeit, schwarze Rache; er, arglos, kehrte einsmals wieder in der Burg ein, sie aber schlich, als er schlummernd lag, herzu, und stieß ihm das eigene Schwert in die treue Brust; sterbend noch betheuerte er seine Unschuld. In heiligen Mauern büßte sie die schwere That, doch ihr Geist fand, wie die Sage weiter erzählt, keine Ruhe, und irrte allnächtlich an der Stätte, wo der Mord geschehen, umher.

Elfriden's heller Verstand mußte das selbst geschaffene Schreckbild, was in diesem Augenblicke aus des Ritters drohenden Augen sie anstarrte, belächeln, aber ihre Phantasie, einmal entzündet, konnte sich immer noch nicht davon losreißen, da vernahm sie eine süße bekannte Stimme, sie fuhr zusammen, und — Allenstein im Costüm des Tasso, stand vor der Erschrockenen, der rosenfarbene, mit Silber gestickte Mantel umfloß malerisch leicht seine herrliche Gestalt, das idealisch schöne Gesicht, die feinen griechischen Züge, durch einen leisen Anflug stiller Trauer verklärt. Elfride zitterte, als er sich ihr näherte, und sie mit so trunknen Blicken betrachtete, daß sie heftig, selbst unter der Schminke erröthend, das Auge senkte.

„Sie überraschen mich," sagte sie kaum vernehmbar, „ich glaubte Sie schon auf dem Theater, und war auch im Begriff dahin zu gehen." —

Er schwieg, und schien mit sich selbst zu kämpfen, ein Geständniß mühsam zurückdrängend, was auf seinen Lippen schwebte, begann er endlich: „Gräfin, morgen früh reise ich ab, ich kehre nie zurück."

„Nie?" wiederholte sie mit einem Schmerzenslaut.

„Ich darf nicht, o, verdammen Sie mich nicht, aber
s bitte, beschwöre ich Sie, ich muß Sie noch allein
hn, sprechen, Ihnen erklären — es ist durchaus nöthig,
nren Sie mir diesen Abend einen Augenblick auf Ihrem
nmer." —

„So spät — auf meinem Zimmer," erwiederte sie
glühend, „wie wäre das möglich, schicklich, die Ge-
llschaft verweilt vielleicht noch länger." „Nun dann im
arten, oder wo Sie es wollen," sprach er dringend,
gleich nach der Vorstellung, o zögern Sie nicht, es gilt
ir dieser Moment den Werth meines ganzen Lebens." —

„Was verlangen Sie?" sagte sie, sich ermannend,
ch mit schwacher Stimme, „kann ich diesen Schritt vor
einem Manne, vor mir selbst rechtfertigen?" —

„Sie müssen mich hören, die Ruhe, der Rest mei-
s elenden Daseins, vielleicht auch das Ihrige hängt
von ab. Helmine wird Ihnen das übrige sagen, nur
en Augenblick gönnen Sie mir — wird Ihnen das so
wer?" er ergriff heftig bewegt ihre Hand, und preßte
an seine Lippen.

„Helmine ist Ihnen theurer," hauchte sie kaum hör-
r, „was kann ich Ihnen sein." —

„O, ewiger Gott, Sie mißverstehen mich, vernehmen
e denn" —

In dem Augenblicke trat der Assessor herein, ver-
ndert sah er die Beiden an. „Nun wahrhaftig," sagte
„ich suche den italiänischen Sänger überall, ihn in den
rten von Betriguardo zu begleiten, und finde ihn
lich hier schon bei seiner Fürstin, was giebt es denn

noch zu überlegen, das Stück soll angehen, eilig, jeder an seinen Posten, und sich gehörig gesammelt, damit wir nicht zum Spotte werden, wie unser ehrenfester Mars der selige Tasso, der jetzt, wie die Fürstin sagt, sich freut, dem bunten Lauf der Welt von weitem ruhig zuzusehen kommt," er faßte der Schwester Hand, und zog die Betäubte hinaus.

Der Vorhang rauschte empor. Im Garten von Belriguardo saßen die beiden Leonoren, und des Dichters leichte blühende Worte flossen den Blumen gleich, die sie zu Kränzen wanden, von ihren Lippen. Da erschien Alphons, dann der herrliche Tasso, sein befreites Jerusalem zu den Füßen des Herzogs legend, und Leonore von Este schlang den Lorbeer um die blendende Stirn des Geliebten, mit zitternder Hand. Aller Augen wendeten sich zu ihm, der mit der Sicherheit des vollendeten Künstlers in den Geist des Werks drang, die Welt der Phantasie in wunderbarer Schönheit und Anmuth erschloß, die Weihe der Kunst in ihrer höchsten Bedeutung zeigte, der Beifall war nicht mehr zu zügeln, zahllose begeisterte Ausrufungen und Blumen flogen von der glänzenden Versammlung auf das Theater, und eine Stimme über das unübertreffliche Spiel, eine Frage nach dem Namen des fremden jungen Mannes, ertönte überall.

Der alte General saß auf dem für ihn festlich geschmückten Platz, mit vor Freude glänzenden Augen, er hatte die ihn überraschende Darstellung seines Lieblingsstücks, so trefflich ausgeführt, mit dem regsten Antheil verfolgt, und ward nicht müde, seinen Beifall zu spenden.

„Allenstein nannten Ewr. Excellenz den Herrn?“ fragte dicht neben dem Erfreuten sitzend, eine schöne junge Frau, deren blitzendes Brillantdiadem vor dem unheimlichen Strahl ihres schwarzen Auges fast seinen Glanz verlor. —

„So ist es, meine Gnädige,“ erwiederte der alte Kriegsmann, der die schöne Fremde als seinen Gast eingeführt. „Allenstein heißt er, ein Freund des Hauses, aus dem **schen gebürtig.“

„Mir deucht, ich kenne ihn,“ sprach sie halblaut vor sich hin, „auch er soll mich kennen lernen,“ und griff nach einem Etwas unter dem faltenreichen Seidengewande. —

Der Vorhang war gefallen, der Damen, Antonio's und Alphons meisterhaftes Spiel hatte die vollste Anerkennung gefunden, aber Allenstein blieb der gefeierte Heros des Abends, und erst nach einiger Zeit gelang es ihm der rührenden Dankergießung des alten Generals, dem verschwenderisch gespendeten Lorbeer der Gesellschaft, aus welcher die schöne Fremde, vom plötzlichen Unwohlsein befallen, sich auf kurze Zeit zurückgezogen, zu entweichen.

Elfride athmete kaum, als sie, vom Umkleiden kommend, plötzlich Helminen's Stimme vernahm, die ihr zuflüsternd, „im alten Schloßgarten unter der hohen Ulme, erwartet er Dich, sogleich, zögere nicht,“ bei ihr vorüber schwebte. Sie zitterte, noch uneins, was sie thun sollte, doch das laute Pochen ihres Herzens, die Nothwendigkeit, den einzigen Moment, der ihr gehörte, zu benutzen, riß sie fort, in ihren Mantel gehüllt, eilte

sie die dunkle, verwilderte Allee hinab, ihr zarter Fuß rauschte durch das hoch aufgeschossene Gras, und der ferne Schein der Lichter drang nicht bis in diesen abgelegenen Theil des Gartens. Athemlos stand sie unter der alten Ulme, da sah sie eine schlanke Männergestalt auf sich zuschreiten, sie bebte, noch ein Moment, und Allenstein lag zu ihren Füßen.

„Stehen Sie auf," bat sie mit zitternder Stimme, „o, Gott was habe ich gethan, was haben Sie mir zu sagen?"

„Höre mich," flehte er, „wenige Minuten nur höre mich," er zog sie auf den Steinsitz, und umschlang sie innig, „Du Geliebte, Du Einzige, die ich anbete, die ich immer liebte, die mir bestimmt war, in zarter Jugend schon, die der Wahnsinnige in unseliger Verblendung von sich stieß, o Elfride, meine Elfride, ahnest Du nicht wer ich bin, sagt Dir Dein Herz nicht, daß Emil, der Unglückliche, der nun ewig darbende am Quell des reichsten Lebens, Dich in seinen Armen hält?"

„O ewiger Gott," stammelte sie, hingerissen von seinem Geständniß, seiner Glut, „Du Emil, mir einst verlobt nach der Mutter Willen."

„Ich war es," sprach er in dumpfer Verzweiflung, „ich bin der unglückliche Emil, der nimmer Ruhe findet, seit er erkannt, was er durch eigne Schuld verloren, geschieden von der Heimath durch jenen Schritt, dem der unversöhnliche Haß Deiner Mutter folgte, hielt ich Dich für meine Schwester, und alle Liebe des Einsamen, Heimathlosen, alle Bande des Lebens schlangen sich um Dein

ſüßes Bild, was mir Deine Mutter als das der Schweſter genannt, es lebte in reiner Glorie in meinem Herzen, eine ſchützende Aegide gegen jede Verſuchung." — —

„Vernahmſt Du kein Geräuſch?" fragte ſie ängſtlich aus ſeinen Armen auffahrend.

„Es war nichts," beruhigte er ſie, und feſter an die Bruſt drückend, fuhr er fort. — „Der Zufall — doch nein — meine Beſtimmung führte mich hierher, ich ſah Dich — den Engel, der ſelbſt mein Ideal überflügelte, ſah Dich — die Schweſter — ſo glaubte ich — einem edeln Manne vermählt und durfte Deines Glückes mich freuen, denn brüderlich fühlten wir uns zueinander hingezogen und mit Sehnſucht ſah ich der Stunde entgegen, wo eine offne Erklärung, die ich bei der nächſten Veranlaſſung wagen wollte, den Einſamen an das Herz einer glücklichen Familie legen ſollte. — Da erfuhr ich in jenem gräßlichen Moment, als Helmine erſchien, ſie ſei — nicht Du, meine Schweſter, und wie von einem vernichtenden Blitz getroffen, erloſch jene milde Wärme brüderlicher Neigung. — Die Braut — die einſt mir beſtimmte Verlobte, ſtand im Zauber der hinreißendſten Schönheit und Liebenswürdigkeit vor den entflammten Sinnen — zur glühenden furchtbaren Qual ward mir Dein ſüßer Anblick, Deine gefährliche Nähe — ich hatte mich Helminen entdeckt — weinend geſtand ſie mir bald, daß auch Du den Unglücklichen liebteſt, dem einſt Deine Hand beſtimmt war. — So muß ich denn fliehen, Deines edeln Gatten Ruhe darf nicht geſtört werden, vergiß mich — doch nein — ver-

giß mich nicht — daß ich in der Gewißheit Deiner Liebe die Kraft finde, das Leben zu tragen.“ Er umſchlang ſie heftig, — ein Augenblick ſtummer Seligkeit lies ſie die Welt und alle Verhältniſſe vergeſſen — ſie duldete und erwiederte ſeine glühenden Küſſe. — Plötzlich fuhr ſie auf — „Emil — o Gott, laß uns ſcheiden! — hörſt Du es nicht raſcheln, in jenem Gebüſch?“ —

„Es iſt nichts als ein Spiel Deiner aufgeregten Phantaſie,“ betheuerte er, ſie auf's Neue in ſeine Arme ziehend — „o, ſtöre nicht durch grundloſe Angſt die letzten kurzen Minuten der Wonne — der letzten, die uns für dieſes Leben gegönnt iſt, — ich weiß es, — ich muß ſcheiden, Du darfſt, Du wirſt mich nie wiederſehn, die unauslöſchliche Flamme in mir wird nie erſterben, denn Dein Bild, Dein ſüßes reines Bild, mit dem Dornenkranz der Entſagung in mein blutendes Herz gedrückt, facht ſie mit jedem Morgen zu neuem Leben, neuem Leiden an. — Aber lebe Du, Geliebte, beglücke den ſeltnen Mann, den der Himmel des herrlichſten Kleinods würdiger achtete, als den unglücklichen Emil — wir wollen ihn nicht verrathen — und erwachte der Argwohn in ſeiner offnen großen Seele, ſo ſage ihm alles, was ich ertragen und gelitten — er wird mich verſtehen, nicht verachten und — einſt verzeihen — denn er vermag mein Opfer zu würdigen — noch dieſen letzten Kuß.“ —

„O, woran mahnſt Du mich — wird nicht ſelbſt die Seligkeit dieſes Augenblicks zur furchtbaren Schuld, die nichts — ſelbſt nicht das längſte ſchwerſte Leben in

strenger Pflichterfüllung abbüßen kann;" flüsterte sie unter seinen Küssen. —

„Wo nicht das Leben, doch vielleicht der Tod!" — rief hohnlachend, eine weibliche Stimme. — Ein scharfer Dolch im ungewissen Schein des Mondlichts blitzend, fuhr von sicherer Hand geführt in Emil's Herz. — Elfride ihn umklammernd, sank mit einem dumpfen Schrei zusammen — im Todeskampf ergriff er gewaltsam der Mörderin Arm und Rosaura's von Grimm und der Lust befriedigter Rache furienartig verzerrtes Antlitz starrte ihn an. —

„Entsetzliche," stöhnte er matt, „verfolgtest Du mich auch hier?" —

„Ich halte Wort, Treuloser," knirschte sie — „und Dein fließendes Blut versöhnt mich nicht, Du sollst von meiner Hand fallen — und auch diese" — sie betrachtete die in tiefer Ohnmacht liegende Elfride, — „soll Dir folgen." Sie ergriff den Dolch — „doch nein — es ist so besser — sie mag verzweifeln über dem kalten Leichnam des Geliebten, den sie vor wenig Augenblicken lebenswarm an die Brust gedrückt, — stirb — und diese Erinnerung erschwere Deinen letzten Hauch." — Die Schreckliche wendete sich zu dem, nicht fern mit der Fackel stehenden Diener und folgte ihm eilend in den harrenden Wagen, der sie in ein fernes Land führte, wo zwar kein weltlicher Arm sie mehr erreichte, aber später der schärfere Wurm des rastlos nagenden Gewissens, die verruchte Mörderhand gegen den eignen Busen kehrte.

Man vermißte die Gräfin, doch Helminen's Versicherung, sie sei von der Vorstellung angegriffen und wolle ein wenig ruhen, fand überall Glauben. Doch auch Allenstein kam nicht wieder, der seinem Vorgeben nach, noch einige Anordnungen zu seiner morgenden Abreise hatte treffen wollen. — Der Graf ward unruhig und äußerte dies, als die letzten der Gäste das Schloß verlassen hatten, gegen die bebende Helmine, die sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. Jetzt erinnerte sich plötzlich der Kammerdiener, den Vermißten kurz nach der Vorstellung, in seinen Mantel gehüllt, auf dem Wege nach dem Schloßgarten gesehen zu haben — er ward sogleich durchsucht und neben dem Steinsitz unter der großen Ulme lag der Gesuchte in seinem Blute schwimmend, erstarrt und kalt, bleich das schöne, im Tode noch durch ein schmerzliches Lächeln, verklärte Antlitz. — Neben ihm Elfride, den Arm krampfhaft fest um seinen Nacken geschlungen — auch sie schien kalt und leblos; das weiße Gewand von seinem Blute geröthet, bedeckten ihre langen dunkeln Locken, seine Brust. — Bei dem schrecklichen Anblick stürzte Helmine mit dem lauten Schrei — „ewiger Gott! mein Bruder, mein Emil!“ — auf den Todten. Des Grafen gebietender Wink legte dem nachfolgenden vertrauten Diener Schweigen auf — von Helminen vernahm er die unerwartet entsetzliche Lösung des doppelt schrecklichen Räthsels — seine edle Liebe siegte — er beugte sich zu der Ohnmächtigen, rief sie mit liebevollen Namen, während jedes Mittel erschöpft ward, Emil in das Leben zurückzubringen — vergebens!

Die tödtliche Waffe hatte zu sicher, zu tief getroffen, er war aus den Armen der einzig Geliebten schnell hinübergegangen in das schönere Land des Friedens.

Elfride schlug endlich das große blaue Auge auf, aber ach — der belebende Strahl des Geistes war daraus entflohen, in irrer Wildheit starrte sie den Gatten und die Freundin an; „Wer ist es, der mich ruft," begann sie mit hohler Stimme, „ist es der Bräutigam, der die früh Verlobte jetzt fordert, der bleiche Mann mit der Rüstung und dem Ritterschwert, oder ist es Tasso, der herrliche Dichter, der die grausame Leonore anklagt, daß sie ihn verstieß! — Wo ist der Lorbeerkranz, der seine Schläfe so lieblich schmückte, ach, er ist blutig und drückt ihn hinunter in die ewige Nacht, — nur ein Grab dem Geliebten, o, nur ein Grab für ihn."

Dem sanften Zureden des Grafen und Helminen's gelang es endlich, sie etwas zu beruhigen, sie ließ sich geduldig in ihr Zimmer führen, und fiel in eine schwere Krankheit, der heftige Ausbruch kehrte nicht wieder, aber ein dauernder stiller Wahnsinn hielt wohlthätig die Arme für die noch kurze Dauer ihres Lebens umfangen.

Helminen's trostloser Schmerz, und ihre Erzählung der Verhältnisse ihres unglücklichen Bruders, die er ihr früher offen mitgetheilt, klärten jedes Dunkel, was noch auf dem Vorfall lag, auf. Der Graf hatte Elfriden und selbst den geopferten Emil wahrhaft geliebt, wie nur ein edler Mann lieben kann, und so trug er sein schweres Schicksal mit Kraft und Ergebung.

Zu Emil's marmornem Grabmal im Burggarten,

dessen Bau und Form die Wahnsinnige im sonderbar exaltirten, und doch zuweilen fest besonnenen Zustande, genau angab, und ihn mit herzzerreißendem Flehen beschwor, es nur so bauen zu lassen, ging sie täglich, mochte auch der Sturm toben, der Schnee die Wege verwehen, der Frost den menschlichen Hauch verstarren machen, an dem Aschenkrug, den ein Lorbeerkranz und eine Lyra schmückte von einem Dolch durchkreuzt, kniete sie im inbrünstigen Gebete, küßte den Kranz und drückte den steinernen Dolch gegen ihr immer matter schlagendes Herz. Als der Herbst zum zweitenmale die Blätter färbte, ruhte sie an seiner Seite.

Franz und Helmine, von der Mutter Hand vereinigt, die in fruchtloser Reue und gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt ihr Leben beschloß, standen oft trauernd an den Gräbern der Geliebten, und der einsame Gatte blickte mit jedem Tage freudiger hoffend, zu den Sternen auf, wo kein Vorurtheil, kein Verhältniß die Herzen trennt, die sich hienieden gefunden, wo die Täuschung aufhört, die Leidenschaften schweigen, und die ewige Liebe in fleckenloser Reinheit alles vereinigt, was der Erde Mängel geschieden.

Gedichte von Karl von Hohenhausen *).

Der Wald.

(Im 14. Jahre gedichtet.

Prächtig steigt des Berges Rücken
Aus der Ebne himmelauf, —
Wohl kann mich das Thal entzücken
Mit des Flusses sanftem Lauf. —
Herrlich glänzen weite Fluren
In des Sommers reicher Pracht;
Herrlicher der Allmacht Spuren,
Dunkler Wald in Deiner Nacht.

Selbst gehüllt in Silberflocken
Bist Du, öder Forst, noch schön;
Oft soll mich der Himmel locken,
Dich in stiller Pracht zu seh'n. —
Wenn Dein Reiz auch mit Krystallen
Statt mit Blüthen überschneit,
Und von Deinen Sängern allen
Keiner sich des Winters freut.

*) Das unglückliche Ende dieses jungen, hoffnungsvollen Mannes, über welches zuerst in der Abendzeitung Jahrgang 1834 Nr. 311 nach einem Briefe seiner verehrten Mutter gesprochen wurde, hat die allgemeine Theilnahme erregt, und es ist ebendaselbst wegen des Abdrucks einiger seiner Gedichte auf dieses Taschenbuch verwiesen worden. Th. Hell.

Helotenkrieg. Siechthum.

(1833.)

Die Sklavenrotte badet
In freier Sparter Blut,
Und breite Schwerter blitzen
Durch milder Flammen Glut;
Da schnauben Lykurgus Söhne
Der Rache Odem wild,
Der fällt Helotenschaaren
Wie Jägerruf das Wild.

Sie beugen den sträubenden Nacken
Dem alten Joche dar, —
Entwaffnet opfern die Sparter
An Zeus umkränztem Altar;
So ist auch in meiner Seele
Helotenkrieg entbrannt.
Doch ward durch Gottes Zürnen
Der Sparter Schaar entmannt

Mein Leib der Sklav' meiner Seele
Zerdrückt ihrer Fittiche Macht,
Doch ward durch den Sieg kein Freier,
Zwei Sklaven wurden gemacht.
Die Seel' ward der Sklav' meines Lebens,
Mein Leib sein eigener Knecht,
Das Leben schlug beide in Bande,
Das nennt man Schicksalsrecht.

Ergebung *).

Zu Gott dem Herrn erhob ich mein Gebet,
Er kam zu mir nicht da ich angefleht
Um seine Hülfe ihn im Thränenstrom;
So will ich denn zu ihm mich ganz erheben

*) Karl von Hedenhausen hatte nie Chatterton's diesem so ähnliches Gedicht gelesen, wohl aber hatte ihm seine Mutter dessen Biographie (Abendzeitung Jahrgang 1833) mitgetheilt.

Und wie vom Himmel 'schau'n auf's Erdenleben:
Nimm auf mein Herz zu Deiner Ehre Dom.
Vergessen heißt das große Wort des Glückes,
So sei die Thrän' vergessen, die des Blickes
Klarheit getrübt und jeder Seufzer auch,
Der kaum zur Thräne ward in Kummers-Hauch,
Die tausendmal an der Unmöglichkeit
Felsriff zerschellten Pläne sind vergessen;
Doch nicht die Thaten, die Dein Wort gebeut,
Nicht Menschenloos im Schweiß sein Brod zu essen,
Mein Herz sortan die Sünde nur bereut. —
Doch Du auch, Herr, Dich sieh' ich an, vergiß,
Was die Verzweiflung meinem Mund entriß,
Die düstern Pläne voll Vermessenheit.

Gebet.

Herr! gieb endlich Tod mir oder Leben,
Daß mich sterben nicht, endlose Zeit!
Allgerechter! Hast Du mir gegeben
Aller frohen Erdenkinder Leid?

Sind der Zukunft drohende Gestalten
Deinem Strafgerichte noch zu mild',
Der Vergangenheit Gespenster halten
Mir vor's starre Aug' Medusens Schild.

Zwischen Gott und mich und Mutter Erde
Drängt sich grinsend eine Larvenschaar,
Wahnsinn droht mit seiner Wuthgeberde,
Der Verzweiflung Kralle sträubt mein Haar.

Allerbarmer, Gott, zu dem ich bete!
Sieh' Dein Kind, es leidet gramzerwühlt;
Sende einen Tropfen mir von Lethe,
Daß mein Herz auch Deine Gnade fühlt.

Zwei Schatten.

Nicht länger soll ein Schatten mich geleiten
Der Erdensonne undeständig Kind *),
Des Glaubens Himmelssonne sende mir den zweiten
Der selbst in Nacht und Stürmen nie zerrinnt.

Des falschen Freundes Spiegel ist der Schatten,
Nicht treuer als das Glück, die Sonne dringt, sie ruft
Ihn auch zurück. — O, wenn die Sterbematten
Ihr einst mir flechtet, legt in meine Gruft

Mit mir der Himmelssonne Schatten — Höre
Von Engeln jubeln dann mein Leben mich.
Der Palme weicht die Dornenkron', die schwere,
Des Schmerzes Mixton klingt harmonisch nach.

Mein Thal.

Ich weiß ein Thal, das jeden Wunsch begrenzt,
Der jemals meines Herzens Lief' entstiegen;
Es rauscht der Wald, die grüne Wiese glänzt,
Es lockt der Berg, wo alte Trümmer liegen;
Dort ist mein Leben tausendfach bekränzt,
Natur mich grüßt dort hold in tausend Zügen,
Dort fühl' als Freund, als Sohn in ihren Armen
Mein Herz für's Weltherz höher ich erwarmen.

Ich weiß ein Haus in jenes Thales Grund,
Wo mir der Stunden göttlichste verklungen,
Wo ich die Hand gereicht zum Freundschaftsbund,
Und trunken ich mein erstes Lied gesungen.
Ach, wo mein Herz auch ward zum Rode wund,
Ein heil'ger Schmerz für immer es umschlungen;
Wie auch das Schicksal mir noch hold geblieben,
Dort war mein erstes und mein letztes Lieben.

*) Das irdische Glück.

Ich weiß ein Herz, das treulich für mich schlägt
In jenes Hauses lichten Friedenshallen;
Hat Mißgeschick die Strahe mir verlegt, —
Bleibt nur ein Pfad, zum Herzen dort zu wallen,
Dann Alles, was mich trübt und tief bewegt,
An dem Altare laß' ich's niederfallen.
Denn für des Lebens wechselvolle Stunden
Hat mir dies Herz die Freundschaft fest verbunden.

Ich weiß ein Grab auf jenen Thaleshöhn;
Von Genien der Liebe hold umgeben;
Wie schaurig auch die Friedhofslüfte wehn;
Ich träume dort mein eigentliches Leben.
Mein letztes Wanderlied nur dort ertön',
Mein ganzes Herz wird in den Saiten beben.
Ja, soll mein Geist den Himmelsfrieden haben,
Müßt ihr mich einst in diesem Grab begraben!

Julius Krebs.

Das Auge.

Kennst Du den Spiegel, der im hellsten Glanze
Die ganze Welt Dir wiederstrahlt,
Der die Natur in ihrem blühnden Kranze
Mit treuem Farbenschmelz Dir malt;
Der, was in Menschenkreisen je geschehen,
Gewirkt, geschaffen — Bild an Bild,
Selbst die Geheimnisse der Sternenhöhen,
Der Erde Tiefen Dir enthüllt;
Kennst Du ihn wohl in seiner Wundermacht,
In seines Glanzes ungetrübter Pracht:
Der Zauberspiegel — wisse — ist das Auge!

Kennst Du den Redner, der unwiderstehlich
Dir spricht zum innersten Gemüth,
Der Dir den Himmel schildert, wunderselig,
Der in des Herzens Schooß erblüht,

Der zu den Völkern ſpricht in allen Landen
In einer Sprache, wahrlich zauberhaft,
Die, nie vernommen, überall verſtanden,
Bewährt' ſtets ihre göttlich hohe Kraft;
Kennſt Du der Seele treuen Dolmetſch, ihn,
Des Geiſtes Herold, ſo beredt und kühn:
Der Redner, Dolmetſch, Herold iſt das Auge!

Kennſt Du den Edelſtein von reichem Werthe,
Der in der reinſten Schönheit prangt,
Ihn, ohne den ein Fürſt des Glücks entbehrte,
Das mit ihm Bettler ſelbſt erlangt!
Kennſt Du den Demant, der von allen Schätzen
Der Erde ſtets der größte blieb,
Der mehr als Gold und eitle Medaillen
Dem Jüngling wie dem Greiſe lieb;
Kennſt Du den Edelſtein voll Sonnenlichte,
Deß' Feind allein der ſcheue Böſewicht:
Der Edelſtein, der Demant iſt das Auge!

Kennſt Du den Freund, der Deine Lebensſchritte
Geleitet ſorglich immerdar,
Der im Pallaſte ſtets wie in der Hütte
Von Freud und Leid ein Zeuge war
Der mit Dir lachte und in trüben Stunden
Geweint mit Dir voll Mitgefühl,
Der ſichern Blickes oft, Dir treu verbunden,
Dich führte zum erſehnten Ziel;
Kennſt Du den Freund, der mit Dir wacht und ruht,
O hüt' ihn gleich des Lebens höchſtem Gut:
Denn dieſer ächte Freund iſt ja das Auge!

Kennſt Du die Fackel in der Nacht des Lebens
Entfroſſen heil'gem Flammenherz,
Die in dem rüſtigen Wettkampf Deines Strebens
Dir zeigt zu neuem Muth den Sporn;

Kennst Du sie wohl die leuchtend Dir verkündet
Der Liebe Paradieses-Lust,
In der die Gluth des Herzens sich entzündet,
Der feurig volle Drang der Brust;
Kennst Du die Leuchte, die des Kindes Welt
Mit mildem Strahl entzückend schon erhellt:
Die Fackel, Flamme, Leuchte ist das Auge!

Kennst Du den Sieger, mächtig ohne Gleichen,
Ein einzger Blick von ihm — er siegt!
Kennst Du das Buch, dem alle Bücher weichen,
In dem der Weisheit Oden liegt!
Du kennst den Sieger, kennst das Buch, und schweigend
Reißt es begeistrungsvoll Dich fort: — —
Der Dichter auch verstummt, die Kniee beugend,
Es nimmt Bewundrung ihm das Wort, —
Er betet still, gestört von keinem Laut,
Da er voll Andacht seinen Schöpfer schaut,
Im Meisterstücke Gottes, in dem Auge!

Berlin. Ludwig Liber.

Das Vaterherz.

Eine persische Geschichte.

Kobad, der Perser ruhmgekrönter Schach,
War todtgeblieben in der Hunnenschlacht.
Als ohne Führer nun das Volk sich sah
Und preisgegeben der Barbaren Macht,
Die riesenarmig droht es zu erdrücken
Zeigt sich ein Heldenjüngling seinen Blicken
Er nennet sich Ardschir, des Ahrenes Erben;
Die Noth ist groß, — nicht lange darf er werben

Schon steht er da, mit Herrscherpracht geschmückt,
Des Volkes Huldigungen zu empfah'n
Als sich ein Greis erblindet und gebückt,
Mit Hast bemüht dem Königsthron zu nah'n.
Hier, ruft er schon von Weitem durch's Gedränge,
Bring ich den ächten Königssohn! — Die Menge
Weicht ehrfurchtsvoll, und in des Kreises Mitte
Ein zarter Jüngling tritt mit festem Schritte:

Fern von des Perserhofes Lust und Pracht
Ließ Kobad mich, mein Vater, auferziehn.
Zu schnell verschloß der jähe Tod der Schlacht
Den Mund des Herrschers, niemand war um ihn,
Dem er von Kosru's Dasein Kunde geben
Und so den Sohn zum Throne kennt' erheben.
Hier dieser Greis hat liebend mich erzogen,
Er mag mir zeugen, ob ich Euch belogen.

Du hast gelogen, so wie jener dort,
Der freveind schon die Königskrone trägt!
So schallt urplötzlich ein gewaltig Wort.
Und wie der Sturm den Riesenforst bewegt
Und wühlet in der Bäume schwanken Zweigen,
Die ängstlich flüsternd sich zusammenneigen,
So geht dies Wort rings durch der Perser Schaaren,
Die staunend auch den Sprecher jetzt gewahren.

Auf schwarzem Roß, mit königlichem Blick,
Umgeben rings von blanker Reiter Schaar
Hält er im Kreis, und Alles weicht zurück
Vor ihm, der Kobad's erster Feldherr war.
Was dieser freche Knabe Euch berichtet;
So spricht der Feldherr, schlau war es erdichtet,
Denn Wahrheit ist's, daß Kobad seinem Sohne
Verhehlte, daß geboren er zum Throne;

Doch eh' noch Kosru fern im fremden Land
Des Knabenalters Blüthenfluß erreicht',
Berührte ihn des Todes kalte Hand,
Und Kobad, dem ich treu mich stets gezeigt,
Den oft mein Schwert gerettet vom Verderben
Vierspaach an mich die Krone zu vererben,
Die ihm verwaist schien seit der Trauerstunde
Wo ihm von Kosru's Tode ward die Kunde.

Und lauter tobt es durch der Perser Reih'n.
Wie hier und da zerstreute Funken glühn
Unsichtbar erst; doch dann zu hellem Schein
Jählings erwacht, sich zu umschlingen müh'n,
Sich wieder trennen; kräft'ger sich dann nahen
Und furchtbar sich zum Flammenbund umfahen,
So auch das Volk, getheilt erst in Parteien
Hört man's vereint nun wild im Aufruhr schreien.

Laut fordert's jetzo das Entscheidungswort.
Drum gilt es schnell zu sein mit klugem Rath
Denn die Empörung wüthet wachsend fort,
Und dreister schon der Hunnenschwarm sich naht.
Doch horch! es schweigt des Aufruhrs wirres Toben;
Ein weiser Mann hat sich zum Spruch erhoben
Und redet also: der soll König sein,
Der jetzt den besten Schuß thut von Euch dreien!

Doch prüft Euch wohl, denn kein gewöhnlich Spiel
Der Bogenschützen wird der Schuß Euch sein,
Ich geb' Euch ein ächt königliches Ziel:
Wer in des todten Königs Herz hinein
Den Pfeil auf sechzig Schritt vermag zu bohren
Sei vor den Andern uns zum Schach erkoren!
An jenem Baume mag der Leichnam hangen. —
Wohlan es gilt den Wettstreit anzufangen!

Und nach dem Bogen greift zuerst Ardschir
Er ruft der Sehne und des Pfeiles Kraft
Und schnellt ihn ab, mit schwirrendem Geklirr
Flog in die Königsbrust er bis zum Schaft!
Allein das Herz, er hat es nicht getroffen.
Da drängt der Feldherr sich mit sichrem Hoffen
Ob jenes Adel, herzu den Pfeil zu senden
In's Königsherz und so den Streit zu enden.

Allein auch er war nicht zum Schach bestimmt.
An jenen Jüngling, der sich Kosru nannt',
Ist nun der Schuß, mit ernstem Schweigen nimmt
Er Pfeil und Bogen aus des Richters Hand
Und stellt sich an, den Schicksalsschuß zu wagen;
Doch es entsinkt der Bogen ihm, mit Zagen
Steht jetzt der Jüngling vor der Königsleiche. —
Ein Schuß in's Herz — und ihm sind Kobad's Reiche.

Er will ihn thun, schon sucht sein Blick das Ziel;
Doch zitternd, wie zu einer bösen That,
Hält er's Geschoß, d'rauf plötzlich durch's Gemüth
Drängt er sich vor der Richter hohen Rath:
Steckt mir ein andres weitres Ziel als jenen,
Die vor mir schossen, steht er sie mit Thränen,
Ob ich der beste Schütz' auch bin vor vielen;
Nach jenem Herzen kann ich nimmer zielen!

Du mußt es können, war der Richter Spruch,
Willst Du noch werben um den Königsthron.
„Nein, nimmer glüh', wie ew'ger Vaterfluch,
Auf meinem Haupte diese schnöde Kron!
Ich mag sie nicht, soll ich sie so gewinnen.
Ein Bettler schreit' ich lieber doch von hinnen
Als in die Vaterbrust den Pfeil zu bohren
Ich hab ein Reich nur; nicht mein Herz verloren!"

Und vor den Richter legt er das Geſchoß.
Der aber zu des Jünglings Füßen ſinkt
Und, eine Thräne ihm von der Wange floß,
Als laut ſein Wort hindurch die Reihen dringt:
„Du haſt als ächter Sohn Dich uns bewähret,
Nimm hin die Krone, die nur Dir gehöret,
Und, bis Dir ſinkt die letzte Deiner Sonnen,
Trag ſie mit Ehren, wie Du ſie gewonnen!“

Hermann Matthäy.

Der geſtempelte Mops.

Eine Fabel.

Von Alters her zum Wächter dort beſtellt,
Sah Cerberus am Thor der Unterwelt
Und mault' und murrt' im Stillen ob des ſchweren
Unruh'gen Poſtens, den er übernahm,
Als aus der Fern' erſchöpft und lendenlahm,
Mit dem Geſuch, ihm Einlaß zu gewähren,
Ein dicker Mops daher gewatſchelt kam.

Bei dieſem Anblick floh das Mißbehagen,
Die gute Laune kehrt' ihm flugs zurück.
Er maß den Fremdling mit zufriednem Blick;
„Woher,“ begann er freundlich ihn zu fragen:
„Woher des Weges? ſeither Kamerad!
Du ſahſt gewiß, wir ſagt's Dein ganzes Weſen,
Zum Schooshund einer Dame Dich erleſen,
Die, um Dein Wohl bekümmert früh und ſpat,
Aus Zärtlichkeit Dich todtgefüttert hat!“

Der Mops verzog, als ſpürt' er Magenwehen,
Sein faltenreiches grämliches Geſicht.
„Drei Köpfe ſind's, die Dir zu Dienſten ſtehen,“
Erwidert' er; „und doch erräthſt Du's nicht!

So wisse denn, der Du von mir alleben
So widrig denkst, daß ich seit manchem Jahr
Viel edlerm Beruf mich hingegeben,
Da ich der Liebling eines Fürsten war!"

„O, was Du sagst!" rief mit verhohnem Lachen
Der Dreikopf aus: „Nun, augenscheinlich fand
Sein Willenschluß, Dich dick und fett zu machen,
An Deiner Neigung wenig Widerstand!
Doch, werther Anverwandter, ich entdecke,
Genauer Dich betrachtend, etwas da,
Was ich noch nie, bei Deinesgleichen sah!
Wie kommst Du, Theurer, zu dem rothen Flecke,
Der, gegen andrer Mäuse Brauch und Art,
Auf Deiner Schnauze dort sich offenbart?"

„Das ist," begann der Maus, den solch Befragen
Nicht sonderlich erbaute, wie es schien:
„Das ist ein — Gnadenzeichen, so zu sagen,
Das mir der Fürst ganz kürzlich erst verliehn.
Es war ein Herr — noch denk' ich sein im Segen! —
Der gern sich lustig machte und Kurzweil trieb;
Wobei, des steten nähern Umgangs wegen,
Auch ich natürlich nicht vergessen blieb.
Denn fühlt' er sich gestimmt zu Scherz und Spaße,
So tröpfelt' er, voll Huld mir zugewandt,
Geschmolz'nes Siegellack mir auf die Nase,
Und drückte dann, indeß ich winselnd stand,
Sein Wappen d'rauf mit eigner hoher Hand.
Gar heldenhaft mußt' ich mich überwinden,
Um solchen Kitzel nach Geschmack zu finden;
Auf einmal aber schlug der Brand dazu,
Und brachte alsbald für immer mich zur Ruh!
So muß ich nun mich von den düstern Schranken
Des Schattenreiches hier umgeben sehn! —
Vergieb, daß noch beim schmerzlichen Gedanken

An alles Gnäd'ge, was mit mir geſchehn,
Vor Rührung mir die Augen übergehn!"

„Getröſte Dich! Vom Leiden, das Dich drückte,
Giebt's keine Spur mehr hinter dieſem Thor!"
Rief Cerberus ihm zu.
Verwundert blickte
Bei dieſem Friedenswort der Mops empor.
„Du irrſt Dich ſehr, wenn Du von einem Leiden
Befreit mich glaubſt!" fuhr er zu ſprechen fort:
„Ach nein, gar ſchön und herrlich war es dort,
Und bitter ſchwer fiel mir darob das Scheiden!
Ein finſterer Ernſt nur herrſcht an dieſem Ort;
Dich hält gewaltſam an dieſelbe Stelle
Ein altverjährter roher Zwang gebannt;
Nie ſchmeckteſt Du an dieſer Pfortenſchwelle
Das Wonnegefühl: Attachement genannt!
Aus ihm erblühte mir ein köſtlich Leben,
Wohin ich ſah, empfing mich Glanz und Pracht;
Auf ſeidnem Polſter konnt ich Tag und Nacht
Der Ruhe nach Gefallen mich ergeben;
Und ward ich gleich, wie ich's berichtet eben,
Vom hohen Gönner dann und wann geneckt,
So durft' ich nur mich wedelnd zu ihm wenden,
Und flugs erlabt' ich mich aus ſeinen Händen
Nach Herzensluſt an Zucker und Confect.
Ich mußte, trotz den ſichtlichen Beweiſen
Der Siegellackstortur mich glücklich preiſen;
D'rum waren auch es nicht die Hunde blos,
Die ſich zur Mißgunſt gegen mich vereinten,
Nein, ſelbſt die Höflinge, die Zweigebeinten,
Beneideten auf's eifrigſte mein Loos!"

„Was ſagſt Du da?" rief mit erdöhter Stimme
Der Pfortenwächter wild und ungeſtüm;

Und funkelnd wirbelten, vor Wuth und Grimme,
Sechs Feuerrädern gleich, die Augen ihm:
„Es hätte, statt mit Leid und Mißbehagen
Dein dornenvolles Schicksal zu beklagen,
Der feilen Schranzen ehrvergeßne Schaar
Noch obendrein beneidet Dich sogar?“

„Mir war von je,“ nahm schnippisch um sich blickend
Der Mops das Wort, „die Wahrheit werth und lieb! —
Als einst der Fürst, vor Lachen fast erstickend,
Sein altgewohntes Späßchen mit mir trieb,
Vernahm ich's deutlich mit den eignen Ohren,
Wie einem Kammerherrn der Ruf entfuhr:
„„Was geht dort an die dicke Creatur
Für eine Fülle höchster Huld verloren!
Gerechter Gott! wär' ich der Mops doch nur!““

„Schon gut! schon gut! Es mag die Zorneshitze,“
Rief Cerberus: „die bei den Plauderei'n
Mich übermannt, für jetzt beschwichtigt sein!
Rechts führt der Weg nach Deinem künft'gen Sitze;
Petschirter Dulder, geh zum Frieden ein! —
Doch laß —“ fuhr er, von neuem Grimm entglommen,
Als jener nach dem angewiesnen Ort
Geschäftig humpelnd seinen Weg genommen,
Auf dunklem Felsensitz zu eilern fort:
„Doch laß nur erst die Höllinge mir kommen,
Die, trotz des Dünkels, der ihr Hirn berückt,
Mit neidischem Gefühl auf Dich geblickt!
Wie sie sich widersprachen dort auf Erden
Durch Stolz und Kriecherei, so soll's geschwind
Hier den Erschrock'nen klar und deutlich werden,
Daß sie die ächten Hundeseelen sind! —“

Präpel.

Gedichte
von Friedrich Wilhelm Rogge.

Meister und Gesell.

Die Werkstatt seiner Qual und Lust,
Trägt Jeder in der eignen Brust;
Das Herz als Junge, Verstand als Werkgeselle
Arbeiten d'rin an Ort und Stelle.
Vernunft, der Meister, wohnt noch oben;
Allein er ist viel außer Haus,
Und seiner Aufsicht nun enthoben,
Schweift der Gesell in Manchem aus.
In weichen und in rohen Massen
Hält man gar selten nur das Maaß,
D'rum sollte billig auf sie passen
Der Meister ohne Unterlaß.
Der Junggesell ist jung in Allen,
Der Werkgesell läßt sich's gefallen,
Er hält den Zweck stets fest im Auge
Prüft er nur, ob das Mittel tauge.
Und kehrt der Meister nun zurück,
Und tadelt dies und jenes Stück:
So machen beid' mit ihren Waffen
Dem alten Meister viel zu schaffen.
Soll ohne Fehl d'rum wirken der Geselle,
Sei auch der Meister stets zur Stelle.

Die Haide 1832.

Es dehnt sich die Haide wohl auf und ab,
Es schwanken die Birken im Wind
Unter jeder Birke da hebt sich ein Grab,
D'rin liegt ein betrogenes Kind.

Nun ſind es wohl achtzehn, neunzehn Jahr,
Daß die Heide vom Jubel erſcholl,
Daß ſie freudigſiegender Hoffnungen war,
Und das Herze dem Wandrer ſchwoll.

Da wurde gackert gar frohermuth,
Da wurde viel Saamen verſtreut,
Und was nur vorhanden an Gut und an Blut,
Hat Keiner zu opfern geſcheut.

Sie hatten den Acker ſo herrlich beſtellt,
Den Saamen verdeckt mit Bedacht; —
Doch die Haide war ſicher dazu kein Feld,
Hat gar nichts zum Blühen gebracht!

An Louiſe.

Nein, was mir fehlt, kann ich nicht offenbaren,
Und Keinem kann ich's ſagen von Euch allen:
Es würde heiß auf kalten Boden fallen
Und dennoch würdet Ihr es nicht gewahren;
Doch geht zu denen, die Euch gern willfahren,
Und fragt die kleinen klugen Nachtigallen,
Die laſſen's plaudernd durch den Hain erſchallen,
Da mögt Ihr mein geheimes Leid erfahren.
Es liebt das Herz dem Lauſcher zu verſchließen
Geweihte Luſt, wie ſein geweihtes Leiden,
Und läßt das Aug' einſam in Thränen fließen;
Doch möchte leicht der Schmerz die Bruſt zerſchneiden
Könnt' er nicht gleiche Herzen noch erreichen:
D'rum klagt ihn jeder denen ſeines Gleichen.

PENELOPE.

Taschenbuch

für das Jahr 1837.

Herausgegeben

von

Theodor Hell.

Sechsundzwanzigster Jahrgang.

Mit 7 Stahl- und Kupferstichen.

Leipzig,
J. C. Hinrichsʃche Buchhandlung.

a
357 25

Maria Anna Carolina,

regierende Kaiserin von Oestreich ꝛc. ꝛc.

Nach der Natur gemalt vom k. k. Hofmaler Peter Fendi, gest. von Fr. L. Eisner. (Titelkupfer.)

Zum Thron berufen schon durch alle Gaben,
Die Fürstinnen der Himmel je gewähret,
Wird von dem Kaiserthron nicht sie verkläret,
Von ihr soll er den milden Glanz nur haben.

Denn alles was nur edel und erhaben,
Was reine Gluth im frommen Sinne nährt,
Der reiche Geist, der keines Schmucks entbehret,
Ist als ihr Bild in jedes Herz gegraben.

So richten sich zu ihr die Blicke alle,
Die gern auf Erden schon die Engel ahnen,
Mit hoffnungsvollem, innigem Vertrauen,
Und eh der Lippe Worte noch entthauen,
Erfleht Segen schon auf alle Lebensbahnen
Und wo sie weilt, strahlt eine Tempelhalle.

Th. Hell.

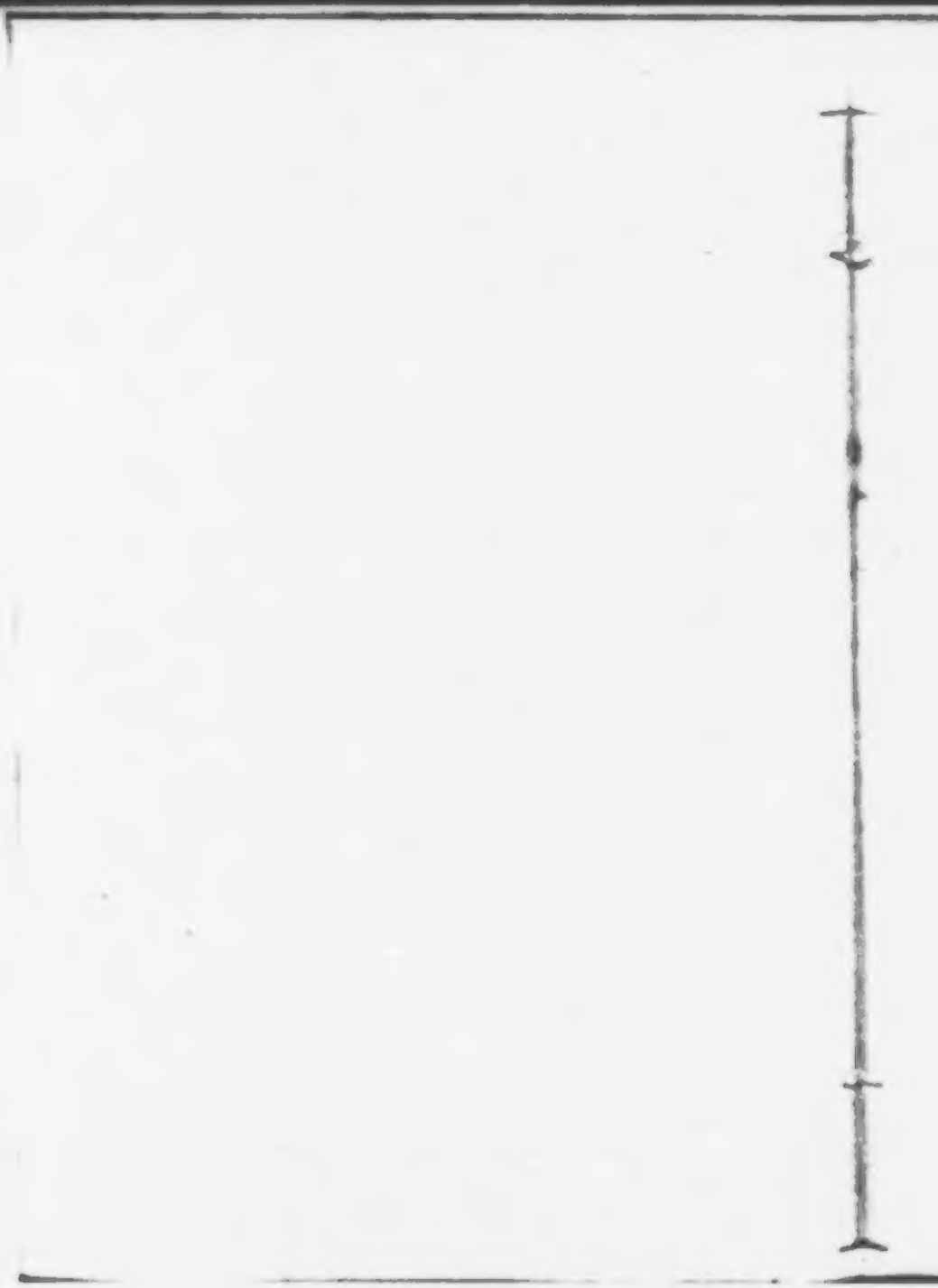

Penelope für 1837.

Inhalt.

Seite

Maria Anna Caroline, Kaiserin von Oestreich ꝛc.
Sonnett zu dem Titelkupfer III

Dritte Aufstellung von Volksscenen.
1. Der Arabulettkrämer auf Ischia IX
2. Pifferari in Rom XI
3. Der kleine Mönch XIII
4. Vor dem Kaffé Hadifferch in Smyrna XV

Seine und Kaukasus. Erzählung von C. von Wachsmann. (Mit einem Portrait von D. Weiß) . . . 1

Blumenkranz von Sprengel 136

Sultan Gherry. Erzählung von Wilhelm von Lüdemann 137

Die Löwenbraut. Novelle von Isidor 212

Das Nonnenkloster zur h. Katharina in Breslau während der Belagerung 1806. Ein Kapitel aus meinem Leben. Von W. Alexis 316

Henriette Katharine, Fürstin von Anhalt, geborne Prinzessin von Nassau-Oranien. Von Lindner. . . . 351
(Mit Portrait von Beck und D. Weiß.)

Seite

Das Grab des Herrschers. Nachtstück von Ludw. G. Neumann 361

Unendlich und begrenzt. 363
Schweigen . . . . . Von Ludw. Aug. Frankl . 364
Der Wüstenwanderer 365

Stumm! Von Th. Hell 365

Gedichte von Wilhelm Kilzer:
Freundestreue 366
Unheilbarer Schmerz 368
Das Bächlein 369
Naturleben 370
Wahre Liebe 371
Seliger Tod 371

Ilsanes. Ballade von Herm. Matthäy 372

Gedichte von Ludwig Bürkert.
Waisenkind und Engel 376
Wolken 377
Dort 377
Trost 378

Zauber und Zauber. Von Th. Hell 378

Die Edelsteine. Von Friederike Beckert 379

Miloš Obilitsch. Serbische Sage von Joh. N. Vogl. 382

Des Vaters Fluch 384
Helene im Garten Von Jul. Mosen 385
Christnacht 386

Das Gebet. Sage von C. Ferrand 387

MIDORIA.

Bildniß der **Eudoxia.**

(Zur Erzählung: Seine und Kaukasus von C. von Wachsmann. Seite 49.)

Portrait der Fürstin

Henriette Katharine von **Anhalt,**

geb. vom herz. Anhaltschen Hofmaler Beck, gest. von Dav. Weiß.

(Zur biographischen Skizze derselben Seite 251.)

Louise · Catharine · Fürstin v Anhalt

1.

Der Tabulettkrämer auf Ischia.

Mutter, selbst noch reizumflossen,
Schmückt so gern die Tochter aus,
Und es bringt der lüg'ge Schwarze
Wandernd Putzwerk vor das Haus.

Wie die Schleife in dem Haare,
Zieren wird das holde Kind!
„Mütterchen, o kauf das Bändchen,
Kauf für Rosa es geschwind."

„Sieh, ich kann das Liedchen singen,
Das der Greco mich gelehrt,
Und das Tambourin auch schlagen,
Ganz wie sich's dazu gehört."

„„Habt da gar ein holdes Mädchen,""
Schmeichelt der Verkäufer drauf;
„„Und ich gehe Euch die Waare
Wahrlich für geringen Kauf.""

„„Seid Ihr auf der ganzen Insel
Doch die allerholdste Frau,
Und da nimmt es mit dem Preise
Selbst der Schwarze nicht genau.""

Mutter kann nicht widerstehen,
Bitten nicht, noch Schmeichelwort:
Ist das Leben doch nur heiteres,
Liebliches Genießen dort!

DER TABULETKRÄMER AUF ISCHIA.

2.

Pifferari in Rom.

Die Ernte iſt vorüber nun,
Da kann der Spielmann nicht mehr ruhn,
Er nimmt den jüngſten Sohn ſich mit,
Und hin nach Rom lenkt ſich der Schritt.

Ihr einfach ländlich Inſtrument
Auch Deutſchland ſchon genugſam kennt;
Es iſt der alte Dudelſack
Auch nach italiſchem Geſchmack.

Wohl manche Ecke, manches Haus
Schmückt der Madonna Bildniß aus,
Da ſtellen ſie ſich denn davor
Und laſſen's klingen an das Ohr.

Der Dudelſack und die Schalmei
Sie locken wohl das Volk herbei,
Und wer den frommen Ton vernimmt
Iſt auch zur Gabe gleich geſtimmt.

In Haus und Hof auch treten ſie,
Und werden abgewieſen nie,
Und wo der heil'gen Jungfrau Bild
Die Muſica ſogleich entquillt.

Iſt's auch nicht eben kunſtgerecht,
Als ob's ein Virtuoſe brächt,
Iſt's doch ſo fromm und anſpruchslos,
Wie's Kindlein auf der Mutter Schooß.

Und drum wird man in jedem Jahr
Die Pifferari gern gewahr,
Und von dem Vater auf den Sohn
Erbt Andacht fort, Geſchäft und Lohn.

PIFFERARI IN ROM.

3.

Der kleine Mönch.

„Küß die Hand dem Monsignore,
Daß er Dir den Segen schenke,
Und einst wenn Du größer worden,
Deiner väterlich gedenke.“

„„Habt so jung ihn schon bestimmet
Zu der künft'gen heil'gen Weihe.
Wohlgethan als wackre Mutter,
Daß so sichrer er gedeihe.““

„Ist mein Aeltester; das Kleinste
Hab' ich hier, ein kräft'ger Junge,
Strewelt, nährt sich und gebrauchet
Mächtig seine kleine Lunge.“

„Noch drei andre sind dazwischen,
Das macht eine ganze Hand voll,
Drum zu Aller Heil der Aeltste
Künftig in den heilgen Stand soll.“

„Findet sich auch ganz manierlich
In die Kleidung und das Käppchen,
Und wenn er mir's gar zu toll treibt,
Geb' ich ihm ein weltlich Käppchen.“

„„Deren thut Ihr wohl, Madonna!
Freuden folgen stets auf Leiden.
Soll der Weinstock Trauben tragen,
Muß man Unnützes beschneiden.““

DER KLEINE MÖNCH.

4.

Vor dem Kaffé Hadissareh in Smyrna.

„Im Genusse nur ist Leben!“
Also lautet noch der Wahlspruch
Eines ächten wahren Moslem,
Und so sieht man ganze Tage
Sie der trägen Ruhe pflegen,
Und der Kaffé und die Pfeife
Bieten immerdar Genüsse.
Also stehn die drei und plaudern,
Einer als ein Albanese,
Wie es oft geschieht, gekleidet.
Dieser aber dort, der stpend
Sein Nergile dampft behaglich,
Hat noch sichrer sich berathen,
Und wird wohl so bald nicht aufstehn.
Unterm Platanus im Schatten
Hat ein Krämer seinen Laden
Recht verständig aufgeschlagen,
Und verkauft noch richt'gem Maahe.
Rüstiger treibt dort das Tagwerk
Der Kameele fleiß'ger Treiber.
Smyrna hat er schon im Rücken
Mit der Kuppel der Moschee,
Und den schlanken Minareten.
Weit hin lenkt er seine Schritte,
Ja vielleicht zur heil'gen Kaba:
Nun, so mög' ihn Allah schützen!

ION SMYRNA.

Seine und Kaukasus.

Erzählung von C. v. Wachsmann.

Erste Abtheilung

Paris.

Sei frisch an Muth, an Willen fest,
Dann schau'st Du kühn der Höll' ins Nest.

Die Julirevolution war noch nicht ausgebrochen, man tanzte, scherzte, frömmelte und stolzierte noch auf dem Vulkan, dessen tief grollende Donner nur dann und wann Einen der Leiserhörenden aus Buße oder Vergnügen aufschreckten, als in jener Zeit eine Postchaise, die Deichsel nach der Weltstadt gekehrt, auf der Straße von Clayе eiligst Paris zuraſſelte. Der darin Sitzende, der junge ruſſiſche Gardeoffizier Alexander Nikolajewitſch Waturin, trieb den Poſtillon mit freundlichen Worten, und ein paar blanken Frankenſtücken, zu immer größerer Eile an, denn es lag ihm daran, noch ehe die Sonne unterging, was in den bereits begonnenen Wintertagen freilich ſehr

zeitig der Fall war, den Eindruck des ersten Anblicks der großen Hauptstadt nicht zu verlieren. — Immer näher flog indeß der Wagen den zur Seite liegenden Höhen des Montmartre zu, schon sah man hinter diesem das graue Häusermeer sich in die Ferne hindehnen, schon sah man die vergoldete Kuppel des Doms der Invaliden, wie ein Meteor, im Feuer der eben noch einen letzten hellen Blick werfenden Wintersonne glänzen, aber eben stieg das helle Tagsgestirn hinab, Rauch und Frostnebel umhüllte die chaotischen Massen, und das Zweigespann trottirte, nach kurzem Aufenthalt an der Barriere, langsamer durch die einförmige langweilige Vorstadt und Straße Saint Martin. — —

Jetzt also bin ich in Paris! murmelte der junge Russe still lächelnd vor sich hin. Ich bin in dem bis in die Wolken erhobenen, in dem bis zur Unvernunft verlästerten Paris. Ich befinde mich in der Geisteshauptstadt der Welt, dem Sitze der Bildung, der Geburtsstadt der Moden, wie es die Einen, dem neuen Babel, der Kloake aller Unsitte, der Wiege aller Thorheiten, wie es die Andern nennen. Von hier aus schleuderte der Jupiter im grauen Röckchen, dem kleinen Hute, der eine Stirn voll unermeßlicher Gedanken deckte, seine Blitze, und alle Kronen Europas wankten bei dem Rollen des Donners der Stimme, die noch in ferne Jahrhunderte hinübertönt, aber — hier hob sich die Brust des jungen Russen, und sein dunkel beschattetes Auge glänzte feuriger — hier zog der Doppeladler, der auf dem Kreml sein Nest hat,

im Siegesfluge ein, auf der dem Königsschlosse gegenübergelegenen Brücke gähnte der stille, kartätschengefüllte Mund der Feuerschlünde unserer Verbündeten Tage lang, ohne den verbissenen Grimm der Vorüberwandelnden zu beachten; in der Straße, in der die Räder meines Wagens rasseln, klapperte der unbeschlagene Huf des Rosses vom Don, und erklang der leichte Drathpanzer des Tscherkessen. — —

Eine rasche Wendung des Postillons, der wahrscheinlich die Frage: „Wohin?" folgen sollte, weckte den jungen Krieger aus seinen Träumen.

„Nach dem Hotel der russischen Gesandtschaft!" rief rasch der Letztere, und lebhaft klatschte die das Posthorn ersetzende Peitsche des Fuhrmanns, bis der Wagen, als es schon dunkel geworden war, in ein grosses Gebäude rollte.

Eben trat der Portier aus seiner Loge, als der junge Russe schon aus dem Wagen gesprungen war, und nachdem er dem Fuhrmann einige Silberstücke in die Hand gedrückt hatte, einen kleinen Mantelsack auf die Stufen der Marmortreppe schleuderte.

„Ist der Gesandte daheim?" fragte Waturin.

„Auf acht Tage verreist!" antwortete der Portier.

„Der Legationsrath also —"

„Fuhr vor einer Stunde auf den Ball, welcher bei dem Banquier Baron X. statt findet."

„Wer von der Legation ist etwa sonst zu Hause?"

„Niemand als Dein Freund Michael Alexandrowitsch Dunin!" rief in diesem Moment eine helle

Stimme vom Perron der Treppe herab, und ein junger Mann stieg rasch die Stufen abwärts.

„Ists möglich?" rief Baturin hoch erfreut, indem er den Sprechenden in die Arme schloß. „Du warst ja der Londoner Gesandtschaft beigegeben."

„Und jetzt bin ich Attaché der hiesigen" erwiederte Jener, die Begrüßung erwiedernd. „Aber komm! Komm in meine Zelle! — Ich war zwar etwas unwohl, und deshalb entschlossen zu Hause zu bleiben, jetzt aber ists ein Andres. Du mußt Dich in Glanz setzen, augenblicklich in die Gardeuniform kriechen, und dann fort auf den Ball zum Baron X..... So etwas," sprach Dunin indem er, den Freund an der Hand, die Treppe hinauf stieg, „darfst Du bei Deinem, vielleicht nur kurzen Hiersein, durchaus nicht versäumen. Du siehst dort Alles was berühmt ist, Staatsmänner, Künstler, Gelehrte, kurz alle Notabilitäten Frankreichs, ja selbst Europas. Das Haus des Barons ist so zu sagen die Hauptmoschee des Occidents, und sein Geldkasten die europäische Kabla, nach der sich alle Gesichter vom Tajo bis zur Newa, und vom Nordkap bis zur Meerenge von Messina, wenden, deshalb trifft Du auch Alles dort, was aus irgend einem Winkel Europas ankommt, um sich vor dem Götzen Gold in den Staub zu werfen, und hast Du Glück, so siehst Du heute dort Se. Excellenz den Gesandten unsers treuen Alliirten, des Sultans, denn Se. allerunchristlichste Majestät sind wegen Geldmangels gesonnen sich dem Baron in die Arme zu werfen,

und ihm die Kupferminen von Trapezunt zu verpfänden. Spaßvögel aber setzen hinzu, der Freiherr bestehe auf einer Verpfändung von Palästina, und wolle durchaus den Thron seiner Vorfahren besteigen, wozu er überhaupt höchst gegründete Ansprüche habe, wie ein Heraldiker der Vorstadt St. Germain, der sich einer Pension von hundert Franken jährlich durch die Munifizenz des Freiherrn erfreue, sonnenklar nachgewiesen."

„„Du bist doch immer noch der, der Du in Petersburg warst!" sagte Baturin, als er dem Drängen des Freundes nachgebend in dessen Zimmer seine Toilette machte. „Immer munter, lustig, das Leben nehmend wie es sich giebt. —"

„Und oberflächlich, entsetzlich oberflächlich!" rief lachend der Attaché. „O, ich entsinne mich noch recht gut Deiner Worte, Du alter ernster, vierundzwanzigjähriger Sittenprediger! — Weiß ich nicht, wie oft Du mir wiederholt hast, daß ich für die Diplomatie durchaus verdorben wäre? Und, siehe da! Bin ich nicht ein Diplomat? Obendrein kein schlechter, wie der Fürst von Benevent meint; und der muß es wissen, denn er ist der erste in Europa. —"

„Wie man in Petersburg sagte, bist Du hier bei Hofe sehr beliebt?" fuhr Baturin das Zwiegespräch verfolgend fort.

„Wir Alle, Schatz! Wir Alle!" rief der junge Diplomat ein russisches Liedchen trällernd. „Maschallah! Unser Glück ist im Steigen! Wie der persische Ge-

sandte, mit dem glänzenden Barte und dem abgeschabten Pelze, zu sagen pflegte."

„Und der Legationsrath? Wie befindet sich der?" fragte Alexander Maturin mit sichtlichem Antheil.

„Schlecht, Freundchen! Schlecht! Wie alle alten, grämlichen, podagrischen Leute;" erwiderte Dunin. — „Uebrigens ist er noch ganz der Alte. Streng, rechtlich, aber mürrisch, unzufrieden, und sich fortwährend mit zwei Wünschen herumbalgend, die freilich auch die der andern Erdenkinder sind."

„Und welche —"

„Etwas mehr Geld, und etwas mehr Ehre!" antwortete Dunin leicht. „Ich verdenke sie ihm weiter nicht, denn ich hege sie gleichfalls, wenn ich mir auch nicht damit das Leben sauer mache. — Aber, verdammt!" setzte er hinzu. „Ich glaube mich etwas undiplomatisch geäußert zu haben, denn ich vergaß, daß Nicolas Dmitriwitsch Woinow Dein naher Verwandter ist."

„Niemand ist mehr wie er," sagte Maturin den Schluß der Rede des Freundes überhörend, „Niemand ist mehr wie er zu tadeln, wenn er sein so beträchtliches Vermögen noch zu vergrößern wünscht. Ist er nicht hochgeehrt, ohnehin mehr als wohlhabend, besitzt er nicht die beträchtlichsten Güter in Gruſien? Und dann — der Vater eines einzigen Kindes! — Wie befindet sich Euboria Nicolajewna? — —"

„Seid Ihr nicht zusammen erzogen worden?“ fragte Dunin, indem ein leichtes Wölkchen über die glatte Stirn des Diplomaten zog.

„Allerdings!“ erwiederte Baturin, den Freund aufmerksam betrachtend. — „Hast Du mir irgend etwas Schlimmes über Euberias Geschick mitzutheilen? — Verhehle mir nichts.“

„Nichts! — Nichts!“ rief schnell wieder zum Scherz übergehend der Diplomat. „So lange es noch Seide und Flor, Pfeifen und Geigen, verliebte Männer, und neidische Weiber, hübliche Nebenbuhlerinnen, und hübsche Verführer, außerdem aber Firlefanz tausenderlei Art giebt, ist noch nie ein junges hübsches Mädchen vor Gram gestorben. — Aber spude Dich! — Spude Dich! —“ setzte er hinzu. „Der Ball beim Baron K. muß längst angegangen sein, und da, Alexander Nicolajewitsch —“ hier nahm Dunin einen gewissen eigenthümlichen Accent an — „wird eine Pracht sein — eine Pracht — wie seit der Zusammenkunft des Königs Salomo mit der Königin von Saba nicht wieder statt gefunden hat. —“

Laut lachend führte der muntere Diplomat den Freund zur Thüre hinaus. — —

In weniger als einer halben Stunde befanden sich die beiden jungen Männer in der Behausung des Freiherrn. Eine strahlende Beleuchtung glänzte von den herrlichen mit scharlachrothem Tuche belegten Marmortreppen ihnen schon beim Eintritte entgegen.

Obwohl die Weihnachtszeit nicht mehr entfernt war, erfüllten dennoch die Massen in Ueppigkeit blühender und mit ausgezeichnetem Geschmack gruppirter exoterischer Pflanzen die in grandiosem Styl erbauten Hallen mit ihrem Wohlgeruch. Alles was Waturin erblickte, Ausschmückung wie Beleuchtung, war auf eine Art arrangirt, die er bis dahin selbst in den ersten Häusern Petersburgs nicht gesehen hatte. Angekommen in einer Art Vorzimmer, sah man eine Menge Lakayen, alle in die reiche Livree des Hausherrn gekleidet, und außer ihnen noch zwei riesengroße Portiers, die unsern Freunden mit Schnelligkeit die mächtigen Flügelthüren des nächsten Zimmers öffneten. Kaum waren die beiden jungen Russen eingetreten, als ihnen zwei Herren, von Kopf bis zur Zehe schwarz gekleidet, den Klapphut unter dem Arm, entgegentraten, und da beide den Gesandtschaftskavalier genau zu kennen schienen, mit großer Zuvorkommenheit bewillkommten. Letzterer zischelte dem Einen von ihnen einige Worte ins Ohr, winkte dem Freunde einige Augenblicke zu verweilen, und verschwand dann in der Thür eines Salons, von wo eine rauschende Musik herschallte. Während der Eine der Schwarzen, welche die Honneurs des Hauses zu machen schienen, sich mit ein paar mächtigen, mit herrlichen Blumenbouquets gefüllten Silberkörben, aus denen wahrscheinlich jede der ankommenden Damen eine Eintrittsgabe empfangen hatte, beschäftigte, unterhielt der Andere unsern Bekannten auf eine Weise, die

den Letztern eben nicht verhinderte, allerlei Bemerkungen über die Umgebungen des Ortes, wo er sich befand, anzustellen. Außer dem Saale, aus welchem die Musik schallte, und der unstreitig mit einer langen Zimmerreihe, die von hier aus nicht überblickt werden konnte, in Verbindung stand, übersah Saturin nach der entgegengesetzten Seite eine Reihe Gemächer, in denen eine Anzahl Herren, die sich dem Gewühl zu entziehen gesucht hatten, auf und ab wandelten. Wohin der junge Russe blickte überall bemerkte er eine Pracht, die man am besten durch das Beiwort: gediegen bezeichnen konnte. Die Meubles waren einfach, aber von den kostbarsten Hölzern, die Drapyirungen von den schwersten seidenen Stoffen, die herrlichen Spiegel von enormer Höhe und Breite. Freilich hatte Saturin dieselbe Pracht schon öfters in den ersten Häusern Petersburgs erblickt, aber Zweierlei war ihm neu. Das Eine: eine enorme Masse sehr schön und geschmackvoll gearbeiteten Silbergeräthes, welches, in solchen Quantitäten aufgestellt, indeß dem Ganzen mehr zur Unzier als zum Schmucke diente, und dann: in jedem der Gemächer eins oder mehrere lebensgroße Portraits fürstlicher Personen oder Staatsmänner, welche auf eine Weise, die man wohl eine gesuchte nennen konnte, aufgestellt waren. — Man sah, daß der Hausherr etwas darein setzte, die eben bezeichneten Verzierungen den Besuchern seines Hauses auf die augenfälligste Weise zu zeigen. — — —

Eben stellte Baturin, die Unterhaltung des Cavaliere servente halb überhörend, allerhand Betrachtungen über das Geschehne an, als sein Freund zur Seite des Legationsraths aus der Thüre des Salons trat. —

Der zuletzt Genannte war ein Sechziger von ziemlich imposanter Gestalt, erloschenen Auges, und eiskalter Miene; er sah, mit den Worten eines großen Dichters zu reden „vornehm und unzufrieden" aus.

Mit einer kaum merklichen Neigung des Hauptes, und einer eben solchen Bewegung der Hand, begrüßte er unsern ihm entgegeneilenden Bekannten, welcher, nachdem er die Meldung gemacht: daß er ein Paket Depeschen an die Gesandtschaft überbringt, einen Brief hervorzog, und solchen mit dem Beifügen: daß ihm von dem Minister der Auftrag geworden solchen Sr. Excellenz im Augenblicke der Ankunft zu überreichen, dem Legationsrath übergab.

So wie das Wort: Excellenz über die Lippen Baturins geflogen war, zog sichtlich ein Strahl angenehmer Ueberraschung durch die kalten Züge des Diplomaten, er winkte unserm Bekannten ihn zu begleiten, und dieser, so wie der Attaché, folgten dem Legationsrath in eins der hintern Zimmer, aus welchem nur noch ein Blick in den Buffetsaal übrig blieb. Während der Alte zu einem der mächtigen silbernen Armleuchter trat, und mit einer gewissen Hast den Brief öffnete, machte Dunin in seiner gewohnten Weise,

den Freund auf alle die eß- und trinkbaren Herrlichkeiten im Nebenzimmer aufmerksam.

„Sieh einmal!“ ziſchelte er dem Freunde ins Ohr, indem er auf ein niedriges kaum drei Fuß über den Boden erhabenes Tiſchchen von Acajou zeigte, auf dem eine mehr als zwei Ellen hohe Eispyramide von roſenrother Farbe erglänzte. „Sieh einmal dort den Obelisken, den noch fünf oder ſechs kleinere, von eben ſo viel verſchiedenen Farben, umſtehen. Von dem iſt Morgen in allen Salons die Rede, denn unſere Faineants intereſſiren ſich gewiß mehr dafür, als für die Nadel der Kleopatra, oder die Obelisken von Luxor, die, wie es heißt, Mehemed Ali dem Könige zum Geſchenk angeboten hat. —“

„Aber dort Freundchen! — Bemerke dort einmal die Berge von Konfitüren, von Süßigkeiten aller Art! — Und dann die Sorbetti, die Kremes, und all das andere Zeug, womit unſere Nachtigallen, unſere Kanarienvögel in Florärmeln, Bändern, Spitzen, und wie etwa der angenehme Plunder, womit ſie unſere Herzen bezaubern, heißt, gäßt werden ſollen! — Ich wüßte nicht, wo ich ſo viel Süßigkeiten geſehn hätte, es müßte denn zu Warſchau am Lauberhüttenfeſt geweſen ſein, wo ich mir einmal den Magen auf ein ganzes Jahr damit verdorben habe. — —“

Höchſt wahrſcheinlich würde Dunin, trotz alles bedenklichen Umherblickens ſeines Freundes, noch eine lange Weile in dieſem Tone fortgefahren ſein, wenn nicht in dieſem Augenblicke der Legationsrath ſeine

Lectüre gerndet hätte. — Das Gesicht des jungen Diplomaten legte sich auch sogleich in ernste Falten, als sein Vorgesetzter heran trat.

„Ich heiße Dich nochmals willkommen, Vetter!“ sprach der Legationsrath. — Saturin wollte es indeß bedünken, es sei dieß zum ersten Mal der Fall. — „Ich heiße Dich nochmals willkommen in Paris!“ setzte er auf eine Weise hinzu, die eine freundliche sein sollte. „In dem Umstande, daß der Minister Dich erwählte, um mir die erste Nachricht von dem Prädicate, womit ich begnadigt worden bin, zu überbringen, sehe ich eine ganz besondere Güte.— Herr von Dunin! — Stellen Sie doch Ihren Freund dem Hausherrn vor! — Bemerken Sie ihm, daß er ein Verwandter meines Hauses sei.“ —

„Maschallah!“ rief Dunin, als der Legationsrath sich in einem Nebenzimmer etlichen betreßten alten Herren zugewendet hatte. „Es geht doch nichts über liebende Verwandte! — Du bist zwar in dem Hause Sr. Excellenz — denn das ist er ja nun, wie ich höre — erzogen worden, bist der Spielgefährte seiner Tochter, der Sohn seiner nächsten Verwandten; aber Dich selbst dem Baron vorzustellen, das geht nicht an! Das wäre eine allzugroße Ehre! Du könntest üppig werden! — Und doch will er Dich wohl aufgenommen, will Dich geehrt wissen! — Bemerken Sie ihm, daß er ein Verwandter“ —

„O, laß dies, lieber Michael!“ unterbrach Saturin den Freund, als dieser die Rede des Legationsraths

nachzuäffen begann, mit ſchmerzlichem Tone. „Ich bin ihm Dank ſchuldig, und er iſt ſonſt ein geachteter, ſeinem Monarchen und dem Vaterlande treu ergebener Mann. Mithin“ —

„Schlimm genug, daß er Dir Deine Abhängigkeit fühlen läßt!“ entgegnete Jener. — „Aber ſtill! — Dort kommt unſer Amphitryo!“ —

Ein Mann von mittler, etwas magerer Figur, markirten, hagern Zügen, blonden Haares, in ſcharlachrother Uniform mit goldenen Epaulettes, einige Ordenskreuze im Knopfloch, ſchritt eben über die Schwelle des Zimmers.

„Dieſer?“ ziſchelte Saturin verwundert. — „Das iſt“ —

„Der Allerweltsdukatenmann, der Spezial der Diplomaten, die Stütze der Throne, der Helfer, wenn die Noth am größten, ja — wie Du ihn da ſiehſt, in ſeinem ſcharlachrothen Rock, und den goldenen Epauletten — die europäiſche Friedenstaube, die aber ſtatt dem Palmzweige einen Geldbeutel im Schnabel trägt.“

Gewiß wäre Dunin noch länger in ſeiner Rede fortgefahren, wenn nicht die unruhig umherſchweifenden Blicke des Eintretenden auf ihn und den Freund gefallen wären. Raſch trat der Diplomat dem Hausherrn entgegen.

„Herr von Saturin von der Kaiſerlichen Garde, ein Verwandter des Herrn Legationsraths!“ ſagte er, den Freund vorſtellend.

„Sie entschuldigen, Herr Freiherr, die Anwesenheit eines Ungeladenen, der so eben" — —

„Sie haben Petersburg am Montag vor acht Tagen verlassen," sagte der Baron, sich leicht, aber verbindlich verbeugend zu unserm Bekannten, „und außer der Beendigung der bewußten Sache" — hier wendete er sich an Dunin — „bringt Herr von Baturin auch dem Herrn Legationsrath das wohlverdiente Excellenzprädicat. — Hätte ich nicht gemeint eine Indiscretion zu begehen, so hätte ich Ihnen davon schon heute früh Nachricht geben können, da mein Kourier Ihre Hauptstadt einen halben Tag früher verließ." —

Nach einigen noch hinzugefügten freundlichen Worten, begleitet von einer Einladung zu wiederholtem Besuche, entschlüpfte der Baron, um sich zu einigen spanischen Granden zu wenden, die ernst und gemessen im Nebenzimmer auf und abgingen.

„Hast Du gehört?" sagte Dunin lachend zu seinem Freunde. „Der wußte schon seit heute früh von dem Excellenzprädicat, und schwieg mäuschenstill. — Ein weniger Feiner hätte nicht genug eilen können, dem Legationsrath davon Nachricht zu geben, und so mit der Schnelligkeit seiner Kouriere zu prahlen, er begnügte sich mit der Sache, er findet es ganz natürlich, daß seine Eilboten die schnellsten sind, denn er schmiert ja die Räder am fettesten, und wenn seine Uhr um zwölf Stunden früher die Stunden verkündigt, so ist auch das kein Wunder, denn der schwerste Geldsack in Frankreich hängt als Gewicht daran. — Aber komm! —

komm in den Tanzsaal! Deinem liebenswürdigen Mühmchen kannst Du Dich zwar noch nicht vorstellen, denn Die, welche Du mit dem Auge zu suchen scheinst, schwebt, wie ich sehe, eben im Kotillon umher, aber wenn Du Dich nicht allzulange bei der Mutter aufhalten willst, was ich nicht besorge, da sie, wie bekannt, fast immer zu klagen hat, so will ich Dir alle Notabilitäten von Paris zeigen, denn wenn solche auch den allerverschiedensten politischen und religiösen Glaubensbekenntnissen angehören, und sich sonst Tag und Nacht in den Haaren liegen, so gibt es dennoch ein neutrales Terrain, einen Tempel, wo Alle anbeten, der Gott aber heißt: Mammon, und sein Hoherpriester Freiherr von X., und ist geheimer Kommerzienrath verschiedener Potentaten.“ — — —

Die Freunde traten jetzt in den Tanzsalon. Terpsichore schien hier ihre geweihtesten Schüler versammelt zu haben. Wie ein Blumenbeet im Glanze schöner Frühlingssonne strahlend, nahm sich die lange Reihe junger Damen aus, die auf den köstlichen Divans längs den Wänden Platz genommen hatte. Die Quintessenz, die Auswahl des Schönsten der Schönen aber war der Mädchenkranz, der wie eine bunte strahlende Schmetterlingsschaar den Saal im Tanze des Kotillons durchschwebte. — Das Auge unsers Bekannten durchirrte längere Zeit den anmuthstrahlenden Kranz, und blieb endlich an einer Mädchengestalt haften, der, um schön genannt werden zu können, nur etwas Farbe und üppige Jugendfülle fehlte. Eben walzte die Dame in

einer Kotillontour an Bazarin vorüber, ihr Auge traf das seinige, und das flüchtige Roth lebhafter Ueberraschung durchflog die regelmäßigen, aber bleichen Züge. Noch einen Augenblick sah der junge Russe der Tänzerin nach, dann ging er rasch die lange Reihe der zur Seite sitzenden ältern Damen hinab, und blieb endlich vor einer Frau stehen, deren Gesicht den Ausdruck langgetragener körperlicher Leiden darbot.

„Herzlich willkommen, Alexander Nicolajewitsch!“ sagte die Dame mit leisem Tone. „Ich erkannte Dich sogleich, wie Du mit Dunin in die Thüre des Salons tratest. — Wie freue ich mich Dich zu sehen! Welche freundliche Erinnerungen gehen mir bei Deinem Anblicke auf! — O, es war doch eine freundliche Zeit, wie wir zur Sommerszeit auf unserm Gute bei Zarsko je Selo alltäglich in das kleine schattige Birkenwäldchen wanderten, wie Ihr, Du und mein schwarzlockiger Iwan, lärmende Knabenspiele spieltet, und Euboria, obwohl jünger, wie Ihr beide, Euch ausschalt, wenn Ihr meinem armen Kopfe mit Eurem Geschrei allzuarg zusetzen begannet.“

„Ja, wohl war es eine herrliche Zeit!“ sagte Bazarin, die magere Hand der alten Dame mit Herzlichkeit und Ehrerbietung an seine Lippen drückend. „O, meine gütige Mutter — Sie erlauben wohl, daß ich auch jetzt noch die mir theuer gewordene Benennung brauche — es ist nicht möglich, daß Sie öfter wie ich jener entschwundenen Tage gedenken. Wie oft habe ich Stunden lang mit Iwan von unsern Kinderjahren ge-

schwatzt, wie oft mahlten wir uns eine Zukunft, wo wir, wäre es auch nur einen Tag, Sie, Eudoxia, Iwan und ich, wieder in dem lieben, traulichen Wäldchen sitzen, alle die wohlbekannten Stellen wieder besuchen wollten.“ —

„Alles, Alles dieses ist vorbei! — Iwan, der lebenskräftige Jüngling, auf dessen Geist mein Mann und auf dessen Herz ich so große Hoffnungen baute, schlummert seit zwei Jahren im Grabe, und ich, ich Alte, Kränkliche, Lebenssatte, treibe mich herum in diesem Gewühle, ich bin gezwungen, mich zufrieden, wenn nicht gar fröhlich zu stellen, in Zirkeln, die mich elender machen, als ich es schon bin, die mir von Tage zu Tage immer unerträglicher werden, die mir jeden ruhigen Augenblick eines ohnehin schon qualvollen Lebens rauben. — Aber ist es nicht lächerlich,“ sagte die Legationsräthin, indem sie sich mit der Hand über die Stirn fuhr, und dabei unvermerkt eine dem Auge entquellende Thräne verwischte, „ist es nicht abgeschmackt, daß ich alte Frau, mitten in einem, dem Tanze, der Lust und der Freude geöffneten Saale, umringt von Vergnügen strahlenden Gesichtern, einem jungen Manne von meinem Kummer, meiner Krankheit, in einem grämlichen Tone allerhand vorerzähle! — Geh, lieber Alexander! Geh, belustige Dich! Morgen sprechen wir ein Mehreres von den alten Zeiten.“ — — Sie winkte mit der Hand und der Jüngling entfernte sich. — — —

„Der ewige Kotillon!“ seufzte Maturin ein paar Augenblicke später, als er in einer entlegenen Fenster-

brüstung lehnend, lange mit unruhigen Blicken in den Wirbel der Tanzenden geschaut hatte. —

Endlich war der Kotillon aus, und Waturin stand bald darauf vor Eudorien.

„Erst jetzt kann ich Dir — kann ich Ihnen, gnädiges Fräulein" — stammelte Waturin in höchster Verwirrung, dann versagte ihm, von Rührung überwältigt, die Stimme.

„O, ich bemerkte Dich, als Du in den Saal tratst, theurer Alexander!" sprach das Mädchen, indem sie hocherröthend dem Jugendgespielen die Hand zum Willkommen reichte. „Wer hätte das gedacht, daß wir nach sechsjähriger Trennung so fern von der Heimath uns wiederfinden sollten? — Wer hätte mir noch heute früh gesagt, daß ich auf diesem Balle, den ich nur mit Widerwillen besuchte, weil mir der Kopf noch von dem gestrigen wüst war, den lieben Spielgefährten, den einzigen Freund meiner Kindheit begrüßen würde." —

„Du hast mein gedacht, theure Eudoria, mein gedacht, mitten in den Zerstreuungen der großen Weltstadt?" rief Waturin, die Hand der Freundin mit Innigkeit an seine Lippen drückend.

„Und Du konntest daran zweifeln, Alexander?" sagte das Mädchen mit freundlichem, aber etwas schmerzlichem Ausdrucke. „Ich bin nie einen Augenblick der Meinung gewesen, daß Du die glücklichen Tage unseres frohen Zusammenlebens vergessen könntest. — Siehe! das ist einer der Unterschiede der Denkungsweise un-

ſerer Geſchlechter. Wir glauben, wo ihr hof-
fet." — —

„Wer könnte Euderien einen Vorwurf machen, wenn ſie jung, ſchön, voll gerechter Anſprüche ans Le-ben, umſchwärmt von Scharen junger Männer, die ihren Werth anerkennen müſſen, mitten im Gewühl von Paris, jedes Andenken an die Vergangenheit bis auf die Erinnerung verlernt hätte? — Wer möchte" —

„Ich verſtehe Dich nicht, Alexander; aber — Du ſollteſt mich beſſer kennen!" entgegnete Eudoxia ernſt. „Als ich vor ſechs Jahren beim Abſchiede laut weinend unſerm verewigten Iwan in die Arme ſank, als ich Dir beim Einſteigen in den Wagen ſchluchzend die Hand reichte — der Vater ſchalt mich nachher deswegen — ſelbſt da, ſtanden alle Scenen unſerer Kindheit nicht ſo lebhaft vor meinem Geiſte, als jetzt in manchem Augenblicke. — O," ſetzte das Mädchen mit einem unausſprechlich ſanften Tone hinzu, „unſere Kindheit war doch ſchön!" —

„Und ſo müſſe auch Deine Jugend ſein!" rief Ba-turin, im Innerſten bewegt. „Ja, Eudoxia! ſo muß ſie ſein, oder keine edle ſchöne Seele darf je des Lohnes hoffen."

„Und Du, Alexander," ſagte Eudoxia mit trübem Lächeln, „Du, der mich ſo genau kannte, wie nur ein Bruder die Schweſter kennen kann, ſollteſt wirklich der Meinung ſein, daß ich, in der Stille des Landlebens erzogen, von Kindheit an nur jene Freuden kennend, die Natur und Häuslichkeit uns bieten, gewohnt, durch

tausend kleine Aufmerksamkeiten den Leidenszustand der theuren Mutter erträglicher zu machen, daß, sage ich, ich in dem Treiben von Paris, in einem Hause, wo die Unruhe ihren Sitz aufgeschlagen zu haben scheint, bei der zunehmenden Kränklichkeit meiner Mutter, alle diese sogenannten Zerstreuungen anders als eine Last, diese Freuden als eine Plage, die Zurüstungen zu ihnen als eine Arbeit betrachten könnte?“ —

„Du glaubst nicht,“ fuhr Eudoria fort, indem sie sich auf einen Divan niederließ, und Waturin mit einem Winke der Hand neben ihr Platz zu nehmen einlud, „Du glaubst nicht, wie ich es hasse, dieses Paris, in dem ich allen häuslichen Frieden unserer Familie, die Gesundheit meiner Mutter, die Zufriedenheit des Vaters, ja, was soll ich es läugnen, auch alle liebe Hoffnungen, die mir, erfüllbare und nicht zu erfüllende, die nimmer rastende Gauklerin Phantasie in den schönen, einsamen Stunden des Landlebens vorgespiegelt, bis auf die Wurzel zerstört sehe.“ —

„Ich bin erstaunt, theure Eudoria,“ sagte Alexander kopfschüttelnd. —

„Mitten in Paris, auf einem glänzenden Balle, in dem elegantesten Salon der französischen Hauptstadt, aus dem Munde eines zwanzigjährigen Mädchens, eine Sprache wie diese zu hören?“ unterbrach ihn Eudoria schmerzhaft lächelnd. „Ich glaube es Dir, mein Freund. — Und dennoch — wer weiß wie Viele in diesem glänzenden Saale, in diesen erleuchteten, von den Tönen der Lust und des Vergnügens erdröhnenden Hallen die-

selbe Sprache führen würden, wenn sie wahr sein dürften. — Kommen nun noch Nebengründe dazu, die mir den Aufenthalt in Paris verleiden, ja die unglücklichen Umstände, die uns hierher geführt, verwünschen lassen, so wirst Du mich wenigstens keiner Ungerechtigkeit gegen die Geisteshauptstadt Europas zeihen können." Lange sprach noch Euboria in diesem Tone. Sie erwähnte — jedoch diesen Punkt nur leise und mit ungemeiner Zartheit berührend — der so außerordentlichen Neigungsverschiedenheit ihrer Eltern, sie ließ dem Freunde bemerken, wie der Stolz des Vaters, seine, durch diesen hervorgerufenen und oft aufs künstlichste erbauten, wenn auch rechtlichen Pläne, seine Neigung zu repräsentiren, und Rang und Einfluß geltend zu machen, auf den Hausfrieden, auf das Gemüth ihrer Mutter, ja auf ihr eigenes den traurigsten Einfluß übe. Oft schien Euboria in ein näheres Detail eingehen zu wollen, und immer wollte es Baturin bedünken, daß sie ihm noch etwas ganz Besonderes, sie unmittelbar Berührendes, zu entdecken geneigt sei, aber immer schien sie wieder von ihrem Vorsatze abzukommen, und das Gespräch ergoß sich sodann über andere Gegenstände.

„Sie hat einen geheimen Kummer, es ist etwas vorgegangen, was alle ihre innersten Gefühle in Anspruch nimmt!" sagte Baturin zu sich selbst, nachdem Euboria eine Unterhaltung abgebrochen hatte, die von beiden Theilen mit gleichem Eifer so lange fortgeführt worden war, als es nur ohne Aufsehen zu erregen ge-

schen kannte. — „Sie ist unglücklich, gewiß sie ist unglücklich!“ fuhr er, einsam in einer entfernten Fensterbrüstung an die Wand gelehnt fort. „Und wer verdient wohl mehr glücklich zu sein, wie dies Mädchen, mit der Seele eines Engels, mit dem wohlwollenden Herzen eines Kindes? — Wie so ganz ist sie doch geschaffen, um glücklich zu sein und glücklich zu machen?“ — Lange hielt unter solchen Betrachtungen Baturin sein Auge auf Euderien gerichtet, als er bemerkte, daß sich plötzlich, und mit dem Anschein großer Vertraulichkeit ein Mann, der ihm in mehrern Beziehungen bereits ganz besonders aufgefallen war, zur Seite Euderiens niederließ. Schon vorhin hatte Baturin einige Momente zur Seite einer Männergruppe verweilt, in welcher sich jener Fremde befand. Es war derselbe ein ernster Mann von noch nicht vierzig Jahren, und von athletischer Gestalt. Obwohl er nicht in Uniform war, verkündigten seine kriegerischen, etwas harten Züge, der dunkle Schnurbart, die kecke, ungezwungene Haltung, endlich das von Luft und Sonne gerötherte Antlitz, den Soldaten. Seine Kleidung war fein, aber einfach, und außer dem Kreuze der Ehrenlegion, das er im Knopfloch trug, nichts von irgend einem Schmuck oder Putz an ihm zu sehen. Baturin hatte den Fremden nur wenige Worte sprechen hören, doch waren sie hinreichend, um zu erkennen, daß, so geläufig er auch die französische Sprache redete, er doch schwerlich von Geburt ein Franzose sein könne, indem sein Vortrag ruhig und gemessen, und etwa in jener Weise war, wie solche das

Verlangen, Eigenthümlichkeiten des Dialects zu vermeiden, hervorbringt. Was seine Erscheinung, außer der hohen, kräftigen Gestalt, am imposantesten machte, war eine gewisse Art von Ueberlegenheit, die er in einer Gesellschaft geltend zu machen schien, die, wie es jedoch kaum bezweifelt werden konnte, ihm großentheils fremd war, so wie eine ungezwungene Selbstbeherrschung, die ihm gewissermaßen das Ansehen eines bedeutenden oder vornehmen Mannes lieh. Mit beiden Eigenschaften stimmte sehr gut die Art und Weise, wie er in den wenigen Augenblicken, in denen Waturin ihn früher beobachtet hatte, seine Meinung bei dem geführten Gespräch in kurzen Worten äußerte; sie trug ganz das Gepräge eines Mannes, der da fühlt, daß er durch Rang oder Ansehen eine nicht unbedeutende Stellung in der Gesellschaft einnimmt, und der da meint, daß das, was er sagt, unmöglich bestritten, oder auch nur bezweifelt werden könne. —

Das Gespräch zwischen Euboriea und dem Fremden verlängerte sich indeß immer mehr. Zwar sprach das Mädchen nur wenig, aber das, was es sagte, schien von bedeutendem Inhalt zu sein; denn Euboriens Gesicht zeugte von starker Aufregung. Eben so lebhaft sprach der Fremde, und der Umstand, daß er im Feuer der Rede mehrmals seine Hand auf den weißen Arm des Mädchens legte, daß er sogar einmal Euboriens Hand faßte, und sie mehrere Momente in der seinigen hielt, ohne daß sie ihm solche entzog, war unserm Bekannten Bürge, daß zwischen seiner Jugendfreundin und dem

Fremden ein näheres Verhältniß statt finden müsse. — Baturin konnte sich über seine Empfindungen in diesem Augenblicke keine genaue Rechenschaft ablegen, aber es war ihm, als ob ein Messer seine Brust durchdränge, solch einen Schmerz empfand er bei der traulichen Unterredung Eudoriens mit dem Fremden. Je länger die letztere dauerte, desto ergriffener fühlte sich Baturin. Zehnmal faßte er den Entschluß, fortzugehen von der Stelle, wo er sich befand, und dennoch blieb er wie eingewurzelt stehen, unverwandt seine Blicke nach den Sprechenden gerichtet. Die schon oft gemachte Bemerkung: daß jede Ursache zu unruhigen oder kränkenden Betrachtungen, welche im reiferen Alter eine finstere, still brütende Unthätigkeit zur Folge hat, bei der Jugend eine Thätigkeit, einen Drang erzeugt, das vorhandene Uebel nur noch ärger zu machen, indem es dasselbe im tiefsten Grunde aufrührt, um seiner thörigten Meinung nach dessen Folgen zu begegnen, bewahrheitete sich auch hier. Baturin verließ zwar die Stelle, wo er sich längere Zeit befunden hatte, aber — er wählte von einem innern Grimme getrieben, eine andere, wo er den Blicken Eudoriens, sobald sie das Auge aufschlug, unmöglich entgehen konnte. Wirklich trat auch letzterer Umstand nach wenigen Augenblicken ein, der Blick des Mädchens fiel auf Baturin, indeß hatte das keine weitern Folgen, als daß Eudoria bis an den weißen Hals hinab erröthete, und in ihrem Gespräche mit dem Fremden um so eifriger fortfuhr, ohne ferner ihr Auge nur ein einziges Mal auf Baturin fallen zu lassen. — —

Der junge Mann fühlte sich in diesem Augenblicke unendlich beleidigt, ja gedemüthigt. Eine Thräne, die er aber schnell und unvermerkt abwischte, trat ihm ins Auge. Bald machte sich sein gekränkter Stolz, eine seit Jahren halb eingeschlummerte Neigung für die Freundin seiner Kindheit in einem Sturme von Gefühlen Luft, der sein ganzes Innere durchtobte. Das Mädchen, um dessen Lächeln er schon als Knabe gebuhlt, mit dem er von Kindesbeinen an so vertraut gewesen, wie der Bruder mit der Schwester, so vertraut, daß sich in die Unschuld, die Unbefangenheit dieser Verbindung, ohne daß er sich bis heute dessen bewußt gewesen, ein gewisser höherer, wenn ihm auch noch nicht gänzlich klar gewordener Grad von Zärtlichkeit eingeschlichen, das Mädchen, dessen Bild während einer Reihe von Jahren ihm nicht aus dem Gedächtnisse entwichen war und, von einer Glorie umstrahlt, aus dem tiefsten Norden bis nach der Hauptstadt Frankreichs begleitet hatte, sie hatte ihn — dies schien dem jungen Manne nur allzu klar — gänzlich vergessen.

„Aber was will ich denn!“ sagte Saturin still und grimmig zu sich selbst.— „Welches Recht habe ich denn, ihr irgend einen, ja auch nur den kleinsten Vorwurf zu machen? — Er ist ein Mann von bedeutendem militairischen Range — die Sicherheit, mit der er auftritt, beweißt es — ich bin einer der jüngsten Offiziere des Heeres. Er kann ihr von Schlachten erzählen, er trägt ein Kreuz auf seiner Brust, welches er im Pulverdampfe am Tajo, an den Pyramiden, auf der Brücke

von Arcole vielleicht gewann, ich habe noch keine feindliche Kugel pfeifen hören. Er trägt vielleicht die Epauletten des Generals auf seinen Schultern, und ist ein schöner Mann, ich trage die Gradzeichen des Lieutenants, und sehe ganz gewöhnlich aus. — Was also ist es, daß ich ihr vorwerfen kann? — — Und dennoch," setzte er nach einer Weile mit zitternder Lippe hinzu, „dennoch um des ersten besten Fremden willen aufgegeben zu werden! — Ich liebe sie ja so sehr!" — — —

Baturin erschrak beinahe über das Geständniß, was er sich so eben gethan, und das, fast ohne zu wissen, was er sagte, seinen Lippen entglitten war. Er war noch in voller Verwirrung, als sein Freund Dunin zu ihm trat. —

„Kennst Du den Mann, lieber Michael, der dort neben Eudorien sitzt, und so lebhaft zu ihr spricht?" fragte Baturin leise, aber mit so gepreßter Stimme, daß ihm der zurückgehaltene Athem fast die Brust zu sprengen drohte.

„Wer darf ihn kennen,
Und wer ihn nennen" —

deklamirte Dunin possenhaft.

„O, laß den Scherz!" sagte Baturin verdrüßlich. „Sage mir, ob Dir der Mann bekannt ist."

„Sagte Dir Eudoria noch nichts von ihm?" sprach Dunin schnell, zum Ernste übergehend.

„Kein Wort!" erwiederte Alexander.

„Auch nicht die Mutter?" fragte Jener im vorigen Tone, indem er den Freund leicht fixirte.

„Eben so wenig!“ erwiederte Baturin. „Wie sollte sie auch“ —

„Nun so kann ich Dir den Namen des Mannes nennen!“ sprach Dunin, seine Rede etwas eigenthümlich betonend. „Er heißt Diomedi, und ist Obrist der ehemaligen Kaisergarde.“

„Wie es scheint, ist er mit Eudorien — mit der Familie des Legationsraths — sehr genau bekannt!“ bemerkte Baturin zögernd.

„Ja, es scheint so!“ erwiederte Dunin, und sein Blick schweifte bei dem Freunde vorüber im Saale umher.

„Ehemals war es schwer, Zutritt zu erlangen!“ sprach der Vorige, einen gleichgültigen Ton affectirend.

„Das ist auch gegenwärtig noch der Fall!“ erwiederte Dunin.

„Und bei dem — wie heißt er doch? — bei dem Franzosen, macht der Legationsrath eine Ausnahme?“ —

„So scheint es!“ entgegnete der Gefragte mit einer Trockenheit, die Baturin an dem Freunde ganz ungewöhnlich, und darum heute so unausstehlich vorkam.— „Aber wie es mir bedünken will,“ fuhr Dunin, seinen gewöhnlichen leichten Ton annehmend, fort, „so interessirst Du Dich lebhaft für die Verhältnisse des Obristen. Ich, lieber Alexander, weiß nichts davon, ich darf nichts davon wissen! Wende Dich deshalb an die Räthin, an Eudorien, oder — nein, wende Dich gleich an die rechte Stelle!“ —

Baturin ließ ab, den Freund um nähere Auskunft zu bedrängen. Er liebte zwar selbst seinen Verwandten, den Legationsrath, eben nicht besonders, er erinnerte sich nur zu wohl, daß dieser ihn, den vater- und mutterlosen Knaben, nur um den Geboten des Anstands zu genügen, und nicht ohne eine jährliche Entschädigung aus Baturins nicht sehr beträchtlichem Vermögen, ins Haus genommen, so wie, daß er seiner Sorgfalt in Beziehung auf Pflege und Erziehung wenig zu verdanken habe, aber eine gewisse Pietät hielt ihn ab, vom Vater Eudoriens, und dessen Herzlosigkeit noch mehr zu hören, als ihm aus Erfahrung bereits bekannt war, auch wußte er, daß zwischen der Familie Dunin und dem Legationsrath eine langjährige Feindschaft bestand, und diese mehr als hinreichend war, um den beißenden Bemerkungen des Attaché erwünschte Gelegenheit und freien Spielraum zu verschaffen.

Eben wollte Baturin den Platz verlassen, als sein Freund sich so plötzlich zu ihm wendete, wie Jemand, dem eben eine dringende Frage einfällt, die er an den Mann bringen will, ehe sie in Vergessenheit geräth.

„Ist Dir das Rouletteſpiel bekannt?“ fragte Dunin lebhaft den Freund.

„Sage mir, wie Du auf diese Frage kommst?“ entgegnete Baturin halb verwundert, halb verdrüßlich. „Du weißt, daß ich an keiner Art von Spiel auch nur das mindeste Interesse nehme.“

„Mag sein!“ erwiederte Jener. „Aber beantworte mir meine Frage. Sahst Du je Roulette spielen?“

„Niemals!“ antwortete Baturin kurz.

„Nicht? — Du sahst es nicht?“ — rief Dunin lebhaft. „O, das mußt Du sehn! — Du darfst Paris nicht verlassen, ohne Roulette spielen gesehen zu haben!“

„Sage mir nur, was Dich anficht!“ sprach Baturin mit ungewissem Lächeln. „Ich mache mir so wenig aus dem Spiel, daß ich es nicht der Mühe werth halte, um alle Hasardspiele der Welt über die Schwelle zu schreiten.“

„Das ist ganz einfältig gesprochen!“ entgegnete der Attaché mit immer sich steigernder Lebhaftigkeit. „In Paris gewesen zu sein, und kein Spielhaus gesehen zu haben, wäre gerade, als ob ein Handwerksbursche in Wien gewesen wäre und dort die schöne Wienerin, und den Stock am Eisen unbesucht gelassen hätte, oder nach einer Reise nach Berlin und Kassel, vom Brandenburger Thor und dem Herkules keine Auskunft geben könnte. Mit einem Worte, das Palais-Royal ist in dieser dämonischen Stadt, das diabolischte Haus, Nummer 145 in diesem Hause die durchteufeltste Spielkneipe, und Roulette das satanischste Spiel in der letztern, mit einem Worte also, das Wahrzeichen von Paris! Mithin wer nicht Roulette gesehen hat, hat gar nichts gesehen, und ist wie ein Narr in Paris gewesen.“

„Ich muß Dir bekennen, lieber Michael,“ sagte Baturin, kopfschüttelnd und in etwas trockenem Tone, „daß ich mich in diesem Augenblicke eben nicht sehr scherzhaft gestimmt fühle.“

„Der Teufel sagt Dir denn, daß ich scherze, Alexander?“ rief der Attaché. „Ich bin in diesem Momente ernsthafter wie je, ja ich glaube ernsthafter, als ich sein sollte, und Du es verdienst. — Doch da Dich einmal dieser Ton verdrießt, so stimme ich einen andern an. — Höre, Alexander Nikolajewitsch! — Thue mir einen Gefallen! — Gehe Morgen Abend acht Uhr nach Nummer 145 ins Palais-Royal, und siehe dort — Roulette spielen.“

„Bist Du denn besessen mit Deinem dummen Roulette?“ rief Baturin, durch den komischen Ton, den Dunin angenommen hatte, von seinen trüben Betrachtungen abgezogen. „Du hast mich so neugierig gemacht, daß ich fast Lust hätte, eine Stunde mit dem elenden Treiben zu vergeuden.“

„Du willst? — Du willst?“ — rief Dunin schnell.

„Ich will; aber Du mußt mich begleiten!“ erwiederte lachend Baturin.

„Wo denkst Du hin!“ sagte der Attaché, mit komischer, wichtigthuender Miene. „Ich in Nr. 145! — Das würde sich schicken! — Ein Gesandtschaftskavalier! — Nein! mit einem Lieutenant ist es ein anderes Ding. So Einen kann man eher an verdächtigen Orten bemerken, ohne ein Aergerniß daran zu nehmen. — Indeß ernstlich gesprochen, lieber Alexander! Gehe Morgen um acht Uhr Abends in die Spielkneipe, und — Du wirst mir es Dank wissen.“

„Das letztere glaube ich schwerlich!“ sagte Baturin, den Freund mit Aufmerksamkeit betrachtend. „Wahr-

scheinlich sendest Du mich nach jenem verrufenen Orte, um dort die Menschen in ihrer ganzen Erniedrigung, in jenen Momenten zu sehen, wo die Hyäne, Habgier, entfesselt, auch die andern gehässigen Leidenschaften ihre Ketten abzustreifen veranlaßt hat? — Ich gestehe Dir indessen offen, daß ich nicht zu jenen kalten Philosophen gehöre, welche, ohne etwas dabei zu empfinden, das Herz oder Gehirn ihrer Nebenmenschen mit Säge oder Messer bloslegen und mit dem Bistouri darin wühlen können, blos um weise Bemerkungen, die übrigens von tausend Andern bereits gemacht worden, zum tausend und ersten Male zu wiederholen." —

„Gehe zum Rouletteſpiel! — Gehe zur Roulette! Du wirst es mir Dank wissen!" rief der unerschütterliche Dunin.

„Du hast also einen andern Grund, Michael!" — sprach Baturin, indem er während einer langen Pause den Freund scharf fixirte. „Du hast einen Grund, den Du mir nicht sagen willst, oder nicht sagen darfst." —

„Gehe nach Nummer 145, und zwar Morgen Abend um acht Uhr!" erwiederte Dunin wie vorher.

„Ich bin kein Kind, das man, ohne ihm einen Grund zu sagen, in diesen oder jenen Winkel schickt!" sprach Baturin, indem ihm die Röthe des Verdrusses das Antlitz überflog. — „Ich gehe nicht." —

„Hm! Du wirst dennoch gehen!" — erwiederte Dunin kalt. „Wenn Dir Eudoriens Zukunft am Herzen liegt, und wenn Du ihr Verhältniß zu Diomedi

wissen willst, so gehest Du Morgen Abends acht Uhr nach Nummer 145.“

Eben als Dunin die letzten Worte zu dem Freunde gesprochen hatte, ging der Herr des Hauses vorüber. Er wendete sich zu Baturin, sprach von Petersburg, von Wien, von Philadelphia, redete von seinem hochgeschätzten Freunde, dem Präsidenten der vereinigten Staaten, von seinem nicht minder verehrten Intimus dem Fürsten N., der ihm ganz vor Kurzem sein Bild, dessen kostbarer Rahmen allein auf tausend Dukaten veranschlagt werden könne, übersendet habe, ließ dabei die Augen im Saale umherschweifen, runzelte die ohnedieß tief genug gefurchte Stirn, auf welcher zehn verschiedene Regel-de-tri-Exempel schwebten, und verließ die Freunde mit einem süßlichen, ein wenig unangenehmen Lächeln. —

„Der ist nun fertig mit der heutigen Aufgabe!“ sagte Dunin lachend, als der Freiherr den Rücken gekehrt hatte. „Sein Vorsatz, die ihm dienlichen Nachrichten bei den Häuptern der verschiedenen Rotterien und Parteien in möglichst kürzester Zeit einzuholen, und auf der Stelle zu vergleichen, ist nun erreicht, und wir können nach Hause gehen, sobald wir wollen; er weiß, daß die Kosten des heutigen Abends hinreichend gedeckt sind, sollte sie auch Einer oder der Andere der Gäste mit seiner leiblichen oder geistigen Haut, die er im buchstäblichen Sinne zu Markte getragen, bezahlen müssen. — Aber so eben bemerke ich, daß der Legationsrath nebst Familie bereits aufgebrochen ist,

und da müssen wir gleichfalls fort, wäre es auch nur des Decorums wegen." — — —

Eine Stunde später befand sich Baturin in einem kleinen Hinterzimmer des Gesandtschaftshotels. Er ging noch länger als eine Stunde sinnend auf und ab. Alle seine Gedanken waren bei Eudoxien. — Welche Verhältnisse banden sie an den Fremden? — Hatte sie solche selbst angeknüpft, oder waren sie nach einem Plane des Vaters geschlossen worden? — Beide Fragen beschäftigten Baturin unaufhörlich, immer aber kam er darauf zurück, daß Niemand wie Dunin ihm darüber gründlichen Aufschluß geben könne, dieser aber um so weniger zu erlangen sei, als bei aller Anhänglichkeit und guten Meinung Dunin zu sehr Diplomat wäre, um sich, auch nur auf die entfernteste Weise, in eine Angelegenheit zu mischen, deren Folgen ihn auf irgend eine Art kompromittiren könnten. —

Unter Betrachtungen dieser Art hatte endlich der junge Mann sein Lager gesucht; wie erstaunte er, als beim Aufstehen ihm ein Billet, an dessen Aufschrift er Dunins Hand erkannte, übergeben ward! — „So eben reise ich — schrieb dieser — mit den Depeschen, die Du überbracht hast, nach London. Ich fürchte, daß Du bei meiner Rückkehr bereits Paris verlassen haben wirst. Siehe daher diese Zeilen als ein „herzliches Lebewohl" des Freundes an, und — vergiß nicht das merkwürdige Palais-Royal zu besuchen." — — —

Die letzte Zeile des Billets war doppelt und dreifach unterstrichen. — —

„Hohl der Henker diese diplomatische Engherzigkeit!“ rief Waturin, nachdem er den Zettel drei- bis viermal durchgelesen hatte. — „Aber“ — fuhr er nach einigem Nachdenken fort — „ich will dennoch hingehen in die abscheuliche Spielhöhle! Es ist unmöglich, daß er mich blos habe mystifiziren wollen.“ — — —

Kaum war auch der Abend angebrochen, als Waturin schon die Gallerien des Palais-Royal durchwanderte. Mehr als zweihundert Reverberen erleuchteten die offenen Gänge des herrlichen Gebäudes, und die Erwartungen, mit denen der junge Russe das prächtige Viereck, von der Seite der Straße St. Honoré kommend, betrat, fanden sich in der Wirklichkeit noch bei Weitem übertroffen. So schön auch Petersburg gebaut ist, so herrliche Paläste es aufzuweisen hat, so war dennoch Waturin von dem Glanze überrascht, der ihm aus jeder der hundert offenen Arkaden, aus den unzähligen Kaufläden, Bijouteriegewölben und andern Luxus und Nothwendigkeit berücksichtigenden Etablissements entgegenschimmerte, und er mußte es sich gestehen, daß die schöne Hauptstadt seines Vaterlandes etwas Gleiches in dieser Art nicht aufzuweisen habe. — Da schlug es acht Uhr, und es fiel unserm Freunde mit einem Male ein, daß es jetzt Zeit sei, sich, Dunins Weisung zu Folge, nach Nummer 145 zu begeben.

Er beschleunigte also seine Schritte, und betrat endlich Nummer 145. Ein halb dunkles, wenigstens ärmlich erleuchtetes Vorzimmer empfing unsern Bekannten. Er sah hier mehrere sehr ernsthafte Gesichter — unter

ihnen zwei Gensd'armen — welche den Eintretenden mit forschenden Blicken betrachteten, und ihn sodann um Hut und Stock ersuchten. Da Baturin, um unerkannt zu bleiben, Civilkleider angelegt hatte, so übergab er, ohne ein Wort zu sprechen, welches den Fremden verrathen konnte, beides Dem, der ihn anredete, und trat hierauf in den anstoßenden Saal. Auch hier noch gingen unweit der Thüre einige Leute auf und ab, deren mißtrauische Miene, der fragende Blick, den sie auf den Ankömmling warfen, und je nachdem dieser ihnen mehr oder minder bekannt schien, solchen längere oder kürzere Zeit fixirten, die Anwesenheit einer zwar durch nichts Aeußeres marquirten, aber nicht desto minder thätigen Polizei bezeichneten. In dem weiten Raume des Saales, jedoch größtentheils um einen am obern Ende desselben befindlichen Tisch gedrängt, befand sich eine große Menge Personen, die den verschiedensten Ständen anzugehören schienen. Alle Alter, das des Kindes ausgenommen, und zwar von dem blühenden Jünglinge an, bis zu dem magern, abgelebten Greise mit kahlem Haupte und weißen Haaren, waren hier repräsentirt. Eben so verhielt es sich mit den Standesverhältnissen der Anwesenden. Ein Viertheil derselben gehörte unstreitig der höhern Klasse der Gesellschaft an, der größte Theil der Uebrigen jedoch dem Mittelstande, und deren zwar reinlicher, aber abgetragener Anzug bewies deutlicher noch, als die eingefallenen Wangen und das verhungerte Ansehen, daß der Rouletteтisch allein noch der erwählte Schauplatz sei, wo die letzten Hoff-

nungen oder Befürchtungen sich verwirklichen müßten. — Mit Mühe gelangte Baturin zu der grünen Tafel, und zwar auf dem günstigsten Punkte, obgleich nur in die zweite Reihe der Spielenden, doch blieb ihm Raum genug, um das, was vorging, zu übersehen. Dies war nun etwa Folgendes. — Vier Leute mit ernsten, fast ausdruckslosen Gesichtern, saßen in eben so vielen halbrunden Einschnitten des Tisches und vor ihnen waren Gold- und Silberrollen symmetrisch aufgehäuft. Drei von ihnen hatten lange Rechen von Acajou in ihren Händen, mit denen sie den Betrag der der Bank anheim fallenden Einsätze von allen Seiten des Tisches zusammenholten. Der vierte war mit der unmittelbaren Handhabung des Spiels, welche wir indeß, mittelst Beschreibung, dem, des Roulette unkundigen Leser nur unvollkommen darstellen zu können befürchten müssen, beschäftigt. Der Tisch war nämlich mit einem hellgrünen Teppich überzogen, auf welchem rechts in sechs großen, mit goldgelber Farbe liniirten Quadraten die Worte: „manque“ „passe“ „impair“ „pair“ „rouge“ „noir“, so wie in sechs und dreißig kleineren Vierecken eben so viel Zahlen erglänzten. Dasselbe Bild zeigte sich noch einmal auf der linken Seite des Tisches, und zwischen beiden stand jene berühmte Höllenmaschine — die Roulette. —

Auf dem Grunde eines Beckens von Mahagoni, von ungefähr zwei Fuß im Durchmesser, drehte sich, senkrecht stehend, ein Cylinder, auf welchem, abwechselnd schwarz oder roth, die Nummern des Teppichs in kleine Ausböhlungen gezeichnet waren. Sobald die Spielenden

ihre Sätze auf den Quadraten des Teppichs bezeichnet hatten, griff der Banquier — ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, fahler Gesichtsfarbe und eiskalter Miene — mit der rechten Hand nach einem der kupfernen Arme, mittelst deren der Cylinder in Bewegung gesetzt wird, schleuderte ihn mit Kraft herum, und warf mit der Linken, der Rotation der Maschine entgegengesetzt, eine Elfenbeinkugel in das Becken. Mit Geschwindigkeit durchlief nun die Kugel den Raum des Beckens zu sechs- bis siebenmal, dann, ihre Kraft verlierend, wendete sie sich gegen die Mitte, und lief endlich, nach Ueberwindung der ihr entgegenstehenden Hindernisse, in eine der numerirten Höhlungen des, nach vielfachem Umschwunge stillstehenden Cylinders. Sobald dies der Fall war, rief der Banquier mit lauter, aber metalloser, einfacher Stimme die Nummer aus, welche von der Kugel auf eben angegebene Weise bezeichnet worden war, er warf mit gänzlich gleichgültiger Miene den glücklichen Gewinnern einen Goldregen zu, und seine drei Gefährten harkten, mit gleicher eiserner Ruhe die der Bank zufallenden Einsätze ein. Alles dieses wiederholte sich so oft und gleichförmig, daß Baturin, der, um seine Anwesenheit nicht auffallen zu lassen, einige niedrige Einsätze wagte, Zeit genug hatte, die Spielenden mit Muße zu betrachten. Hätte er alle diese Leute an einem andern Orte gesehen, so würde ihm keiner derselben aufgefallen sein, hier indeß schienen ihm die unverrückt auf den Teppich oder die Maschine gerichteten Blicke, in denen Habsucht und Gier wiewohl auf eine gemäßigte Weise ausgedrückt

war, bemerkungswerth. Bei alledem sah er blos, daß Einer oder der Andere von Zeit zu Zeit eine bis dahin mit Mühe zurückgedrängte Aufwallung, die sich durch eine heftige Handbewegung, einen auf die letzte, vor ihm liegende Goldmünze gerichteten, halb wüthenden, halb verzweiflungsvollen Blick kund that, nicht zurückhalten konnte. Am meisten zeichnete sich in dieser Hinsicht ein junger Mann aus, auf dessen hagerm Gesichte öfters eine brennende Röthe mit Todesblässe wechselte, und der, sobald er eine neue Goldrolle aus der Brusttasche seines Ueberrocks holte und anbrach, zuvor nach einem Nebentische eilte, wo er ganze Gläser Orgeat oder Zuckerwasser, wie vom heftigsten Durste gequält, hinunterstürzte. —

Da die Scene in dieser Weise unverändert fortspielte, das ewige faites votre jeu! — Le jeu est fait! so wie das Zahlenausrufen von Seiten des Banquiers, und was dergleichen mehr war, unsern Bekannten bereits zu langweilen begann, so dachte dieser schon nach, was wohl den Attaché gestern so dringend auf den Besuch der Spielhöhle hätte bestehen lassen können, als ein Mann von hoher Gestalt, im blauen Ueberrock, das Legionskreuz im Knopfloch, rasch zur Thüre hereingeschritten kam, und an den Spieltisch trat. Ein Blick auf dessen Antlitz ließ Baturin in dem Fremden jenen Mann erkennen, der auf dem Balle so lange mit Eudoxien gesprochen hatte. — Wie es schien war der Ankommende dem Banquier und dessen Gehülfen genau bekannt, denn er warf Einem und dem Andern der letztern einen ver-

traulichen Blick zu, und begrüßte den Bankhalter, als das Spiel gerade eine Pause machte, mit der Anrede: bon soir Mr. Marin, die dieser mit einem freundlichen: bon soir colonel! erwiederte. —

Unwillkürlich haftete Baturins Auge, so viel es nur immer das Spiel zuließ, auf dem Fremden, und er mußte sich gestehen, es sei ein schöner Mann. Die hohe Gestalt, die Keckheit seiner Bewegungen, gab ihm etwas ungemein Kühnes, Militairisches, das blitzende, dunkle Auge, das rabenschwarze Haupthaar, die Gesammtheit seiner Züge, wiewohl solche im Ausdrucke nicht wohlthuend waren, liehen ihm etwas Interessantes. Uebrigens wollte es Baturin bedünken, als ob der Fremde so eben von einem Gelage, oder überhaupt von dem häufigen Genusse starker Getränke herkäme, denn wenn man denselben auch nicht berauscht nennen konnte, so schien er doch, der tief dunkelgerötheten Gesichtsfarbe, den hastigen, etwas unsichern Bewegungen nach, sehr aufgeregt, auch meinte Baturin in der Sprache des Mannes einige Irregularitäten zu bemerken, von denen er indeß nicht gewiß wußte, ob er sie dem momentanen Zustande desselben, oder einer Unbehülflichkeit des Ausdrucks, wie solche wohl in der Rede eines Ausländers vorkommen, zuschreiben solle. Da die Gesichtsbildung des Fremden nicht die eines gebornen Franzosen zu sein schien, so entschied sich Baturin für den letztern Umstand. — — —

Das Spiel ging indeß fortwährend seinen Gang; Baturin spielte niedrig, der Fremde — den wir fortan

auf Dunins Autorität Obrist Diomedi nennen wollen — spielte hoch, der blasse junge Mann in den höchsten Sätzen. — Das Aeußere des Letztern hatte sich in Folge des fortwährenden Verlustes dergestalt verändert, daß es Baturin auffallen mußte. Das Wechseln der Gesichtsfarbe hatte jetzt einer stehenden, erdfahlen Blässe Platz gemacht, und die schlaffen Züge zuckten nur dann noch krampfhaft zusammen, wenn, was fast jedesmal statt fand, das höllische Orakel des Cylinders auf die mit Gold belasteten Anfragen des Unglücklichen, eine tückisch verneinende Antwort gegeben hatte. — Eben war der Aermste wieder nach dem Wasserglase gegangen, um die brennenden Lippen mit einem Labetrunke zu benetzen. Baturin bemerkte, daß er lange in den Taschen seines Kleides suchte, ehe er ein kleines Goldröllchen, wahrscheinlich sein letztes, herausbrachte. Der junge Mann trat wieder zum Spieltische, er setzte ein paar Goldstücke bald auf diese, bald auf jene Nummer, und verlor wiederholt. Jetzt hatte er nur noch zehn Napoleonsd'or vor sich liegen; er setzte sie sämmtlich auf Nummer 30. —

„Wollten Sie nicht" — sagte er zu unserm Freunde, neben den er sich gestellt hatte — „wollten Sie nicht die Güte haben, einen Augenblick meine Nummer zu observiren? — Ich will mich ein paar Minuten an's Fenster stellen. Es ist eine so schwüle Luft im Saale, und ich leide an Kopfschmerz." —

Der junge Mann sprach diese Worte höchst undeutlich, mit zuckenden Lippen, und indem ihm, wie bei

plötzlichem Fieberfrost, die Zähne zusammenschlugen. Baturin beantwortete die Bitte mit freundlicher Verbeugung, und jener trat an das offene Fenster.

Die von ihm gesprochenen Worte hatten indeß die Aufmerksamkeit mehrerer Mitspieler auf sich gezogen.

„Kennen Sie den Menschen?" zischelte einer der Letztern, zu Diomedi, der sich nahe bei Baturin befand, gewendet.

„Wie sollte ich nicht?" antwortete dieser spöttisch-lächelnd. „Er ist ein armer Teufel, war Magazinier in Spanien, und ist jetzt Kassirer bei irgend einer Administration." —

„Aha!" lachte der Erste. „Er ist Kassirer! Daher auch die schönen neuen Napoleons."

Diomedi nickte lachend mit dem Haupte.

„Bei alledem," sprach er lächelnd nach einer Weile, „thut er mir leid. Er ist sonst ein guter Kerl, und hat Ehre im Leibe. — Was wetten Sie, er schießt sich bis Morgen Abend todt, wenn er heute den letzten Goldfuchs des Kassenstalls verliert?" —

„Ich hab' ihn oft hier spielen und verlieren sehen!" meinte Jener. „Er ist schon zu oft im Feuer gewesen. Ein Solcher erschießt sich nicht; er geht ruhig auf die Galeeren!"

„Sie könnten Recht haben, wenn er nicht heute so teuflisch desperat aussähe!" entgegnete Diomedi lachend. „Indeß, wetten wir! — Nur des Spaßes halber. — Ich sage: er erschießt sich bis Morgen. — Eh bien Mr. Lutin! Zehn Napoleons? — Wie?" —

saur
BIBLIOTHEK DER DTSCH. LITERATUR
WINKLER.K.G.T.
3-598-53192-3
FN. 18548/619

„Topp!“ rief Jener. — „Ich sage nein!“

Eben drehte sich wieder der Cylinder, eben flog die Elfenbeinkugel in das Becken.

„Trente!“ rief ruhig nach einer Weile mit eintöniger Stimme der Banquier.

Mit Blitzesschnelle war der junge blasse Mann vom Fenster nach dem Tische geeilt; er kam hier eben an, als einer der Croupiers die zehn Napoleonsd'or mit dem Rechen einholte, und solche dem Goldhaufen der Bank beigesellte. Mit langsamen, schwankenden Schritten ging er zum Fenster zurück.

Das Goldgeklimper hörte eben auf. „Messieurs faites votre jeu!“ rief der Bankhalter; aber das darauf folgende: Le jeu est fait! blieb ihm im Munde stecken, denn — ein furchtbarer Knall tönte durch das Zimmer. — — —

Alle Augen richteten sich nach dem Fenster; auch Waturin blickte dahin. Er erstarrte. Der junge blasse Mann hatte sich durch einen Pistolenschuß den Kopf zerschmettert. —

„Ah Monsieur Lutin!“ rief Diomedi lautlachend, indem er seinen Nachbar scherzhaft am Kragen schüttelte. „Was sagen Sie zu meiner Divinationsgabe? — Ein Wort zur Zeit, ist ein goldener Apfel auf silberner Schale! — Ich bitte mir meine zehn Napoleons aus.“ —

„Hätte sich der Lump nicht acht und vierzig Stunden später todtschießen können?“ erwiederte der Angeredete mürrisch, indem er die bezeichnete Summe hin-

warf, und ärgerlich zusah, als sie Diomedi lachend in die Tasche steckte.

„Solche Störungen sind recht unangenehm!“ sprach mit heiserer Stimme der Banquier, als der größte Theil der Anwesenden, den Spieltisch verlassend, zu der Leiche getreten war. „Mais quel bruit! Ciel! quel bruit pour une omelette! — So etwas kann ja alle Tage passiren. — O, mein Gott! Herr Polizeikommissar! Lassen Sie doch den todten Menschen wegbringen; nach der Morgue etwa, oder sonst wohin. — Ich bitte Sie, meine Herren! — Wir verlieren so viel Zeit um nichts und wider nichts, und Sie wissen — die Zeit ist edel.“ — —

Während der Banquier diese und ähnliche Ausrufungen, ohne jedoch seinen Goldhaufen, auf dem er, wie die Glucksenne auf den Küchlein, zu brüten schien, nur einen Augenblick zu verlassen, gethan hatte, ward der Todte hinaus geschafft, und bald erschallte wieder das einförmige: Faites votre jeu! und Le jeu est fait! —

Baturin war es indeß eiskalt über den Rücken gelaufen. Der Spielsaal erschien ihm jetzt wie der Vorhof der Hölle, die Spieler wie Verdammte, der Banquier wie Beelzebub, der über Alle zu Gericht saß. —

„Welche Meinung,“ sagte er sich, „konnte Dunin haben, als er mich so mit Vorsatz zum Besuche der abscheulichen Spelunke forcirte? — Kannte er nicht im Voraus meinen Abscheu vor Hasardspielen jeder Art? — Hätte er mir doch den Anblick des gräßlichen Auftrittes erspart!“ setzte er mürrisch hinzu. — —

Das Spiel ging indeß seinen Gang. Es gab von Freude gerötheté Gesichter und funkelnde Augen, aber der blassen, verzerrten Züge, der erloschenen Blicke waren mehr. Baturin hatte nach Maßgabe seines geringen Einsatzes eher gewonnen als verloren, schon wollte er sich wegbegeben, als Diomedi's Spiel seine Aufmerksamkeit erregte.

Der Obrist hatte eine kleine Pergamentkarte in der Hand, auf welcher das nämliche Bild, wie solches auf dem Teppich zu sehen, gezeichnet war. Er marquirte mittelst eines Nadelstichs jede herauskommende, gewinnende oder verlierende Nummer, und die Martingale, nach der er sein Spiel geregelt hatte, schien ihm bis dahin nicht betrogen zu haben, denn das Goldhäufchen, das vor ihm lag, wuchs zusehens.

„Er ist also Spieler von Profession," dachte Baturin. „Die Berechnung deutet auf Erfahrung und unzählige Versuche. — Und Eudoria — Eudoria in nähern Verhältnissen zu einem solchen Manne?" —

Fortan wendete Baturin kein Auge von dem Obristen.

Bald überzeugte sich unser Bekannter, daß Diomedi ein täglicher Besucher dieser Räume sein müsse. Die meisten der Mitspielenden, und unter ihnen manche, deren Aeußeres eben nicht gemacht schien, eine günstige Meinung für sie zu erregen, waren seine Bekannten, doch war der Obrist, allem Anschein nach, bei dem Bankhalter nicht sehr beliebt, wenigstens beobachtete Letzterer immer sehr genau die Einsätze und

den Gang seines Spiels, auch forderte er dann und wann von Diomedi über Dies und Jenes eine nähere Bezeichnung, ehe er den Arm der Maschine in Bewegung setzte. — —

Lange hatte das Orakel der Roulette für Diomedi nur günstige Aussprüche gethan, jetzt schien sich das Blatt zu wenden. Kaum hatte er eine Nummer besetzt, als sie schon abgeschlagen war. Der Obrist schien hitziger zu werden, er verdoppelte die Sätze, zerriß die Karte, auf der er seine Martingale berechnet hatte, und vergaß sich endlich so weit, daß er bei jedem Verluste mit dem Fuße stampfte, und einen militairischen Fluch hinterher folgen ließ.

Sein Ungestüm half ihm indeß zu nichts, Verlust folgte auf Verlust, und endlich war sein Goldhäufchen bis auf die letzte Spur verschwunden.

Hastig suchte er nun in allen Taschen, er fand noch zwei oder drei Goldstücke, und warf sie mit grimmigem, gezwungenen Lachen, und unter dem Ausrufe: „Tenez Mr. Loup marin! encore quelque chose pour vous!“ auf die erste beste Nummer. —

Der Banquier nahm den schlechten Scherz, in Bezug seines Namens, mit eiserner Ruhe auf, und warf mit eben derselben den kupfernen Arm des Cylinders im Kreise herum. — Der Einsatz des Obristen war verloren. — — —

„Sind denn heute alle Teufel der Hölle gegen mich im Bunde?“ schrie Diomedi wüthend. — „He,

Mr. Marin! Ich denke, Sie werden mich auf Marken spielen lassen?" —

Ein Achselzucken war die Antwort.

„Oder mir doch auf dies Spielzeug, bis morgen Abend, funfzig Napoleons leihen?" setzte Diomedi heftig hinzu, indem er ein mit Diamanten besetztes Medaillon aus dem Busen zog, und es heftig auf den Tisch warf.

Baturin war wie versteinert, das Medaillon zeigte die Züge Eudoriens. — — —

„Nun, wie wirds, Mr. Loup marin?" schrie der Obrist. „Ich glaube, Ihr besinnt Euch noch lange über den Werth des Dinges! — Diable! Ihr könnt darüber nicht ungewiß sein, denn Ihr habt ja sonst ein Leihhaus gehalten."

War diese Bemerkung dem Banquier unangenehm, oder wollte er den Obristen vom Spieltische verjagen, er erklärte mit eiskaltem Tone: daß es gegen seine Grundsätze sei, selbst einem so werthen Bekannten, Geld aus der Bank zu borgen.

Diomedi warf einen wüthenden Blick auf den Banquier, und wandte sich sodann an einige der Umstehenden, aus deren Achselzucken indeß Baturin abnahm, daß ihre Antwort nicht sehr verschieden von der des Banquiers ausgefallen sei.

Jetzt schoß Baturin ein Gedanke wie ein Blitzstrahl durch den Kopf. Er beschloß, sich über die Bedeutung des Gemäldes zu vergewissern, und sobald dies geschehen, Eudorien zu warnen.

„Entschuldigen Sie, mein Herr!" sagte er zu Diomedi. „Ich erlaube mir, Ihnen funfzig Napoleonsd'or gegen dies Medaillon, bis morgen Abend, anzubieten."

„Sie verpflichten mich ungemein!" erwiederte der Obrist nach kurzem Besinnen. „Ich bitte um Ihre Adresse, um Ihnen morgen Abend das Geld zurückssenden zu können." —

Baturin zog eine Karte aus der Tasche, schrieb etwas darauf, und überreichte sie Diomedi. Letzterer steckte sie, ohne sie anzusehen, zu sich, gab Baturin das Medaillon und empfing das Geld. In wenig Augenblicken hatte sich Letzterer überzeugt, daß Eudoxia allein der Gegenstand, den das Portrait darstellte, sein könne.

Nur kurze Zeit verweilte der junge Mann noch im Spielhause. Sobald die Glocke Mitternacht verkündete, eilte er nach dem Gesandtschaftshotel zurück. In seinem Zimmer angekommen, ging Baturin mit großen Schritten lange auf und ab. Tausend Gedanken liefen ihm bei Betrachtung des Portraits durch den Kopf. „Eudoxia" — so sagte er sich — „stehet mit, oder ohne ihres Vaters Wissen, mit Diomedi in Verbindung; dies ist gewiß. Eben so gewiß ist es, daß dieser ein Unwürdiger ist und daß Eudoxia gewarnt werden muß. Doch wie," rief er fast laut, „wie soll dies geschehen? — Soll ich ihr das Medaillon zeigen, und alles Geschehene und Gehörte erzählen? Soll ich sie blos durch einzelne, hingeworfene Worte warnen?

Wird sie mir es Dank wissen? Wird sie mich verwünschen? — Gewiß! gewiß!" schloß er; „nur das Letztere wird der Fall sein. — Aber kann ich denn anders? Ich darf sie nicht untergehen, nicht dieses Mannes Beute werden lassen, und wenn sie es selbst so wollte! — Nein! ich liebe sie allzusehr!"

Baturin fuhr heftig bei seiner letzten Aeußerung die er früher weder gethan, noch ganz durchdacht hatte, zusammen. Er wußte kaum, war es ein Geständniß, dessen er sich bis dahin nicht bewußt worden, oder die Besorgniß, daß der eben eintretende Privatsekretair des Legationsraths ihn behorcht haben könnte, was ihn so erschreckt hatte.

„Se. Excellenz," sagte der Eintretende, „hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, wie er unendlich bedauere, Ihren Aufenthalt in Paris ganz wider seinen Willen abkürzen zu müssen. Dringende Umstände erfordern Ihre Abreise bereits morgen früh. Ich arbeite deshalb die ganze Nacht."

„Ist der Legationsrath daheim?" fragte Baturin.

„Er ist bei dem Minister des Auswärtigen," erwiederte Jener.

„Und die Damen?" fuhr der Erstere fort.

„Die Frau Legationsräthin ist zu Bett; Fräulein Eudoxia ging eben in ihr Schlafgemach."

„Ich muß ihr schreiben!" rief Baturin, als der Sekretair das Zimmer verlassen hatte. „Wer weiß, ob es möglich ist, sie vor der Abreise noch im Geheim zu sprechen! — Auch das Medaillon muß wieder zu

seinem Eigenthümer. — Doch wo wohnt dieser? — Wen soll ich fragen? — Den Legationsrath? — Unmöglich! Er würde mich ausforschen wollen. — Es bleibt kein anderes Mittel, als, ich schreibe Eudorien und bitte sie um eine Unterredung vor der Abreise, indem ich ihr zugleich den Grund meiner Bitte mittheile!" — — —

Eudoxia hatte seit länger als einer Stunde ihr Schlafgemach betreten, aber das Bedürfniß, auf ihrem Lager Ruhe zu suchen, wollte sich noch nicht einstellen. Schon hatte der Zeiger der hoch über dem schon gepolsterten Divan angebrachten Wanduhr die erste Stunde nach Mitternacht verkündet, aber noch saß das Mädchen im tiefen Sinnen verloren, den schönen Arm auf die schwellenden Kissen gestützt, ja selbst noch in dem Putze, in welchem sie in der Begleitung der Mutter eine glänzende Soirée verlassen hatte, und — dachte an Baturin.

Eudoxia erschrak fast als die Zofe eintrat, und ihr einen Brief und ein Päckchen mit dem Beifügen überreichte: daß der fremde Herr, der seit gestern sich im Gesandtschaftshotel befinde, ihr beides zur augenblicklichen Bestellung übergeben habe. Er habe — schloß die Dienerin — die Letzte sehr dringend empfohlen, da er den kommenden Morgen wieder abreisen werde.

Kaum hatte sich die Zofe entfernt, als Eudoxia hastig den Brief entfaltete.

„Entschuldige, Theure" — so las sie — „wenn „ich, ungewiß ob ich sonst Gelegenheit finden dürfte,

„Dich allein zu sprechen, Dich hiermit, für morgen „früh, um eine Unterredung bitte. — Ich traf vor „wenigen Stunden in einem Spielhause, das ich, um „der Merkwürdigkeit willen, besuchte, einen Mann, „von dem ich aus verschiedenen Gründen vorauszu„setzen mich berechtigt halte, daß er näher von Dir ge„kannt sei, und dem ich auf das beifolgende Medail„lon, unter Umständen, die mich betrüben würden, „wenn ich sie mit Deiner Zukunft in Verbindung „dächte, funfzig Napoleonsd'or geliehen habe. — Da „ich morgen früh abreise, so weiß ich das Medaillon „nicht mit Sicherheit und ohne Aufsehen zu erregen „wieder in die Hand des Besitzers zu bringen, auch „wollte ich, bevor wir — ach, vielleicht auf immer! — „scheiden, Dich warnen, nicht einen Schritt zu thun, „den Du auf immer bereuen könntest, und den dann „Niemand so schmerzlich mitfühlen und betrauern wür„de, wie Dein

Alexander."

„Also wirklich?" rief Eudoria, die Hand, in der sie den Brief hielt, auf den Schoos sinken lassend. „Diomedi, ein Unwürdiger? Das giebt mir Muth! Das stärkt meine Kraft! — Jetzt oder nie, sprenge ich die Ketten, womit eine unglückliche Spekulationssucht mich umschlang, und in welchen Kindespflicht mich fest hielt. — Kindespflicht? — Nein, so weit geht nicht die Pflicht des Kindes, gegen bessere Ueberzeugung sich einem Unwürdigen wie eine Waare hingeben zu lassen! — Diomedi, ein Unwürdiger! — O, meine

Ahnung! — Und Du, ehrlicher Warner! — Sollte meine stille, noch aus der Kinderzeit mir dann und wann zurufende Hoffnung: daß ich Dir einst mein Glück verdanken werde, wenigstens auf diese Weise erfüllt werden?" — — —

Lange saß noch Eudoxia, den Brief in der Hand, tief sinnend auf dem Divan, als Baturin längst von Morpheus Armen umfangen ward. — — —

Der Tag brach endlich an, unser Freund machte sich reisefertig, und harrte mit immer steigender Angst des Augenblicks, wo er Gelegenheit finden werde, Eudoxien, sei es auch nur auf eine Minute, allein zu sprechen. — Endlich öffnete sich die Thüre, aber es war nicht die Zofe, die er zu erblicken glaubte, ein Diener des Legationsraths beschied ihn zu dem Letztern. —

Baturin dachte seinen Verwandten in dem Gesandtschaftsbureau zu finden; dies war nicht der Fall, er trat in das Wohnzimmer. Ein heftiger Auftritt schien sich hier ereignet zu haben. Der Legationsrath ging mit großen Schritten in mächtiger Aufregung im Zimmer auf und ab, die Gattin desselben lag still weinend auf dem Sopha, Eudoxia stand blaß, jedoch wie es schien, mit fester Haltung, neben der Letzteren.

Kaum war Baturin ins Zimmer getreten, als der Legationsrath mit heftigen Schritten auf ihn zuging.

„Alexander Nicolajewitsch!" sagte er. „Was hat meine Tochter über ihr Verhältniß zu dem Obristen Diomedi mit Ihnen gesprochen?" —

„Nicht eine Sylbe!“ erwiederte Baturin. „Sie hat nicht einmal seinen Namen erwähnt.“

„Können Sie Ihr Ehrenwort darauf geben?“ rief der Legationsrath heftig.

„Ich gebe es hiermit, als Offizier und Edelmann!“ antwortete Jener fest.

„Ich muß Ihnen glauben!“ sprach der Legationsrath, indem er einen durchbohrenden Blick auf Baturin warf. — „Was sagte Ihnen Herr von Dunin über diesen Gegenstand?“

„Er hat mir nichts gesagt,“ entgegnete der Gefragte. „Auf mein Befragen nannte er mir den Namen des Obristen.“

„Sie fragten ihn also? — Sie vermutheten ein Verhältniß zwischen Diomedi und Eudorien?“ — rief der Erstere mit grimmigem Lächeln.

„Ich kam darauf, weil ich den Obristen auf dem Balle in traulicher Unterhaltung mit Eudorien sah.“

„Er ist der Verlobte meiner Tochter!“ sagte der Legationsrath, und blickte Baturin forschend an.

„Das thut mir leid!“ sprach Baturin kurz und fest.

„Und warum? wenn ich bitten darf;“ fragte in eben solchem Tone der Vorige.

„Weil er ein Unwürdiger ist!“ entgegnete der junge Mann, mit der Ruhe der Ueberzeugung.

„Ich ersuche Sie, sich deshalb näher zu erklären!“ —

„Ich würde dies am liebsten in Gegenwart des Obristen thun!“ erwiederte Baturin.

„Wirklich?“ rief heftig der Legationsrath. „Möchten Sie vielleicht das Hotel der Gesandtschaft zum Schauplatz eines Zweikampfes machen? Wollen Sie meiner Tochter eine Art Celebrität verschaffen? — Wie kam das Medaillon in Ihre Hand? — Ich bitte um die ausführlichste Erzählung, ohne Weglassung des kleinsten Umstands.“

Baturin erzählte die Vorgänge des vorigen Abends auf's Genaueste.

„Urtheilen Ew. Excellenz selbst,“ schloß er, „ob ich mit Recht oder Unrecht den Obristen einen Unwürdigen nenne.“ — —

„Sie können Recht haben!“ sprach der Legationsrath mit finsterer Miene, nachdem er eine Weile im Zimmer auf- und abgegangen war; „Sie können Recht haben, und ist Alles so, wie Sie sagen, so erfordert es schon die Ehre, eine Verbindung aufzuheben, auf die — ich läugne es nicht — ich eine Art Werth legte. — Ich werde Alles auf das Genaueste untersuchen. — Meine Tochter soll nicht sagen dürfen, sie sei zu einer verhaßten oder unwürdigen Ehe gezwungen worden. — — Komme es aber, wie es wolle!“ setzte er hinzu, und sein Blick nahm einen unbeschreiblichen Ausdruck von Wildheit an. „Nie soll meine Tochter eine Verbindung schließen, die ich nicht billige, eine Wahl treffen, die nicht von mir ausgeht, und am wenigsten“ — er schoß hier einen wüthenden Seitenblick auf Baturin — „an einen Mann denken, der es gewagt hätte, einen von mir entworfenen Plan zu

stören. — — Für jetzt, Vetter," schloß er kalt, „muß ich bitten, mir das Medaillon zur Beendigung der Sache zu überlassen. — Hier haben Sie die ausgelegten funfzig Napoleonsd'or. Ich werde mir solche von Ihrem Schuldner einkassiren. — Auf meinem Bureau treffen Sie Ihre Depeschen. — Ich wünsche glückliche Reise." — —

Der Legationsrath kehrte mit den letzten Worten Baturin den Rücken, und ging in ein Nebenzimmer. —

„Werden Sie mir zürnen, meine gütige Mutter, daß ich solche Unruhe in Ihr Haus gebracht?" sprach der junge Mann, indem er zu der Legationsräthin trat, und deren magere, aber schneeweiße Hand an seine Lippen drückte, etwas kleinlaut.

„Es ist eine höhere Bestimmung, die Dich geleitet hat; vielleicht war es der Schutzengel meines Kindes!" erwiederte die Angeredete, indem sie ihre Augen trocknete.

„Und Du, theure Eudoxia?" fuhr Baturin fort. „Was wirst Du von mir sagen?" —

„Daß Du mein Schutzengel bist, Alexander!" rief das Mädchen, die Hand des Freundes feurig ergreifend. „Es mochte der Tochter geziemen, dem Vater zu gehorchen, so lange es sich um eine Verbindung handelte, gegen die nur Eins: die Ermangelung der Liebe, einzuwenden war. Mein Lebensglück wollte und konnte ich zum Opfer bringen, nimmer wird dies aber mit meiner Ehre der Fall sein." —

„Die Postchaise ist angespannt!“ meldete in diesem Augenblicke ein eintretender Diener. — „Der Herr Legationssekretair läßt ersuchen“ —

„Ich komme!“ rief Baturin. Stumm drückte er die Hand Eudoxiens, und die ihrer Mutter an seine Lippen.

„Reise glücklich!“ sprach mit zitternder Stimme die Erstere. „Gedenke mein!“ —

„Ewig! — Ewig!“ — rief, kaum der Worte mächtig, der junge Mann.

„Haltet aus, in der Zeit der Prüfung!“ sprach jetzt mit leiser Stimme die Legationsräthin, ihre Hände auf das Haupt Eudoxiens und Baturins legend. „Haltet aus! — Und ist es Gottes weiser Wille, so sehen wir uns einst froher wieder im heiligen Rußland.“ —

Die Hände vor das glühende Antlitz gedrückt, stürmte der junge Mann zur Thüre hinaus. In wenigen Augenblicken war er im Besitze der Depeschen. Rasch sprang er in die Postchaise, diese rasselte über die Schwelle des Hotels, und ihre Deichsel kehrte sich gen Norden. — —

Zweite Abtheilung.

Tauriſche Schlucht.

In Höhlen wohnt der Drachen alte Brut.
Goethe.

Wenn der einſame Reiſende, nachdem er die unermeßlichen Ebenen am Don durchzogen hat, endlich zu Stawropol ankommt, ſo erblickt er hier zum erſten Mal, in der Ferne, mit den Wolken verſchmolzen, die ungeheure Bergkette des Kaukaſus, von welcher ſich der ſchneebedeckte, in der Sonne erglänzende Doppelgipfel des Elbrus, abgeſondert erhebt. — Der erſte Anblick der neblichten, weit entfernten Maſſen, wirkt um ſo eigenthümlicher auf das Gemüth des Fremdlings, als in dieſem plötzlich alle, der Geſchichte und der Fabelwelt angehörenden Erinnerungen wach werden, wenn er ſich ſagt, daß er nun jene wunderbare Gebirgskette vor Augen habe, in deren Thäler ſchon die Phantaſie des weltbeherrſchenden Römers, der in dieſe Schluchten nicht einzudringen vermochte, Geheimniſſe verlegte, die ſelbſt nach zwei Jahrtauſenden nicht völlig entſchleiert ſind. —

Während der Reiſende nun, über Mosdok gehend, den Ufern des Terek folgt, ſieht er, bei Aufgang der Sonne, während der Nordwind die Atmoſphäre reinigt, das ſchöne Gemälde von Stunde zu Stunde näher

rücken, und sich in seiner Herrlichkeit und Unermeßlichkeit ausbreiten, er sieht ihn endlich vor seinen Füßen, den ungeheuren Bergwall von tausend malerischen und sonderbaren Formen, er erblickt deutlich die furchtbar auf einander gethürmten Felsenhaufen, deren schneebedeckte Gipfel in den mannigfaltigsten und blendendsten Farben spielen, und er zieht endlich ein in das geheimnißvolle Land, dessen gigantische Mauern mit ihren Steinzinnen, Zwischenrippen und Eishäuptern sich von dem schwarzen bis zum kaspischen Meere erstrecken. —

Nur ein einziger großer, mit andern Hauptstraßen einigermaßen vergleichbarer Weg durchschneidet quer die kaukasische Bergkette, und mündet in das fruchtbare Georgien aus. Er wird in seiner ganzen Länge durch Militairkommandos, die in einzelne kleine Festungen, zum Schutz des Reisenden gegen die wilden Bergvölker, vertheilt sind, bewacht. Bei aller, dem russischen Soldaten so eigenthümlichen Wachsamkeit, Tapferkeit und Ausdauer, ist es indeß dennoch nicht immer möglich, Unfälle zu verhüten, denn seit langer Zeit war der Kaukasus der Sitz zahlreicher Volksstämme, welche die Gewohnheit des Plünderns und Raubens, der in ihnen lebende kriegerische Geist, die von den Vätern geerbte uralte Gewohnheit der Blutrache, vor allem aber das, in der Seele des Naturmenschen lebende Gefühl der Unabhängigkeit, jeder fremden Herrschaft bisher entzogen haben.

Obwohl jedes der kaukasischen Bergvölker seine eigenthümliche Physiognomie besitzt, obwohl sie dann

und wann durch innere Kriege getrennt sind, so belebt dennoch den etwas kultivirten Osseten, wie den wilden Tschetschanzen, den räuberischen Kisten, wie den ritterlichen Tscherkessen, den tückischen Lesghier, wie den offenern Kabardiner, die nämliche Liebe zu Kampf und Waffen, dieselbe Wuth im Gefecht, die gleiche Rachbegierde, ja auch selbst die gleiche Tugend, die einer seltenen Gastfreiheit.

Der fruchtbare Boden der reizenden Thäler des Kaukasus wird von diesen Bergvölkern beinahe gar nicht angebaut. Jagd und Plünderung ist ihr Gewerbe, und von dem Ertrage Beider ernährt der Tscherkesse, wie der Tschetschenze, Weib und Kind. So reizend wie das weibliche Geschlecht in diesen Gegenden ist, so wenig ist es dennoch im Stande, das wilde Herz der Männer zu rühren. Von uralten Zeiten her waren deshalb junge Cirkassierinnen in Persien und der Türkei ein gangbarer Handelsartikel. Waffen und Pferde stehen dagegen bei den Bewohnern des Kaukasus in der größten Achtung; sie sind der Schatz des Tscherkessen, in ihnen vereinigen sich alle Neigungen.

Eben so eifersüchtig, wie sie auf ihre häusliche Unabhängigkeit sind, eben so ungelehrig sind sie gegen das Joch des Auslands. Ihre Verfassung ähnelt einer föderativen Republik, doch giebt es unter allen diesen Bergvölkern eine Art Adel, die mächtigsten, reichsten Familien des Landes, welche eine Suprematie über die geringere Klasse behaupten, in festen, auf schwer zugänglichen Punkten erbauten, thurmartigen Schlössern

wohnen, und die in ihren so häufig wiederkehrenden Plünderungszügen und Ueberfällen die Anführer sind. Mit so viel Umsicht und Humanität man auch von russischer Seite versucht hat, sich jenen Adel zu verpflichten, wie viel auch die Tapferkeit der Russen dazu beigetragen hat, jenen Halbwilden zu imponiren, so ist dies bis jetzt doch noch nicht überall gelungen, noch müssen die Reisenden in Karavanen und unter Bedeckung die durch den Kaukasus führende Querstraße durchreisen, ein Durchstreifen dieses Gebirges von Seiten Einzelner aber ist ganz unmöglich. In dem Lande der Lesghis und Tschetschenzen, Völkerschaften, die wegen ihrer Plünderungsgier, der wilden Rohheit ihrer Sitten, furchtbarer sind als alle andern, würde augenblickliche Ermordung des Kühnen, der es gewagt, diesen verrätherischen Boden zu betreten, sein unfehlbares Loos sein. — — —

Doch jetzt zurück zum Verfolg unserer Erzählung. —

Etwa drei Jahre nach Baturins kurzem Aufenthalte zu Paris, saß eine Gesellschaft Offiziere vom Apscheronschen Infanterieregimente in dem sogenannten Fruchtgarten des Kommandanten der kleinen Festung Wladi-Kawkas, bei einigen Flaschen eines, in Farbe und Geschmack dem Madera ähnlichen Weines, munter beisammen. Der Punkt, auf dem die Krieger sich befanden, war eine kleine, von Bäumen beschattete Anhöhe. Man blickte von hier über das, nach einem regelmäßigen Plane erbaute Dorf, über den in seinem felsigen Bette reißend hineilenden Terek, und nach welcher

Seite ſich auch das Auge wenden mochte, immer ward es durch die ſchönen, dunkeln, mit Wild erfüllten Eichenwälder, durch die reizenden, geheimnißvollen Bergſchluchten neu ergötzt.

Die von dem hohen Gebirgszuge her ſtreichende, reine Luft, welche dem heißen Sommernachmittage die Kühle eines Frühlingstages lieh, trug nicht weniger, als die in die Runde gehende Flaſche dazu bei, die Unterhaltung der militairiſchen Geſellſchaft zu beleben. Wie es ſchien führte der Kommandant, zugleich Obriſt des Regiments, ein ſchöner hoher Greis, um deſſen kahlen Scheitel ſich nur wenige ſchneeweiße Locken ringelten, das Wort, und mit großer Aufmerkſamkeit, wie dies bei einem kriegeriſchen Vereine, in Gegenwart eines geachteten und geliebten Führers, immer der Fall zu ſein pflegt, horchte Alles, von dem jüngſten Lieutenant mit den nagelneuen Epauletten an, bis zu dem ernſten Popen, der, zur Seite des Obriſten, das fliegende, lange Haar in einen dreidräthig geflochtenen Zopf umgeformt, den grauen Bart mit der Hand ſtreichend, und beſchaulich ſein Glas ausnippend, faß, der Rede des kriegeriſchen Alten. —

Der Obriſt erzählte vom Sturme auf Ismail, den er als junger Lieutenant und Ordonnanzoffizier Suworows mit erlebt. —

„Das war eine Nacht, Kinderchen! — Das war ein Morgen!“ — ſagte der Greis. „Seht! ich habe die Schlacht von Seecoczin gegen den Mann mitgefochten, von dem allein, unter Allen ſeiner Nation, ich

gewünscht hätte, daß er ein Russe wäre; ich kämpfte auf dem blutigen Schnee von Eylau, bei Austerlitz, bei Mosaisk, ich half den Montmartre stürmen, aber alles dieses würde ich eher vergessen, wie den Sturm von Ismail! — Mein Lebtage denke ich daran, wie der kleine, magere, räthselhafte Mann so dastand auf dem Kauri! — Ihr müßt wissen, das ist ein tatarischer Todtenhügel. — Wie er so dastand, das dünne, greise Haar, vom Nachtwind gejagt, ihm um das Haupt flog, er aber die Hand ausstreckte gegen die brennende Stadt, über welche sich ein Hagel von feurigen Kugeln, von flammenschweifigen Bomben ergoß, und er dann, von Zeit zu Zeit, mit seiner heisern Stimme ausrief: Koli! Koli! (Tödter!). — Er kam mir in diesem Augenblicke wie ein bösartiger Zauberer vor, der sein grausiges Wehe über die dem Untergang geweihte Stadt in den Nachtwind hineinschreiet. Ich ward ganz irre an ihm. Ich wußte nicht, was ich von ihm denken sollte, als er früh Morgens aus dem Zelte trat, wie ein Hahn krähte, und dann, als er in die erstürmte Stadt ritt, bei jedem Todten, der auf der Straße lag, ein Kreuz schlug und fortwährend Gebete murmelte." —

„Ich denke," sagte der Pope ernsthaft, sein Glas leerend, und mit gleicher Ruhe es einem Lieutenant hinhaltend, der es wieder voll schenkte, „ich denke, daß dies sehr hübsch und gottselig von dem Feldmarschall war, besonders da er nur bei den Christenleichen, und nicht bei denen der Türken, das Kreuz geschlagen haben wird."

„Mag sein, Bärerchen! Mag sein!" rief der Obrist. „Ein Bischen lächerlich aber war es doch. — Indeß, als Suworow in das Zimmer des gefangenen Pascha's trat, als er hier eine Feder ergriff, und an die Kaiserin nichts als die Worte schrieb:

Slawa bogu, slawa wam,
Ismail naschi, i ja tam!
(Ehre Gott, und Ehre Dir!
Ismail ist unser; ich bin hier.)

als er mir dann den Zettel in die Hand drückte, und nach Petersburg abzureisen befahl, da rieselte mir ein Schauer der Ehrfurcht den Rücken herab. — Aber Sie trinken ja nicht, junger Kriegskamerad!" sagte jetzt der Obrist zu einem Offizier in Uniform des Generalstabs, welcher niemand anders war, als unser Bekannter Alexander Baturin. „Sie trinken nicht, und dennoch werden Sie während Ihrer Mission zu den Gebirgshäuptlingen, und bis Sie zum General Jermolow zurückkehren, keinen Tropfen Rebensaft, wie diesen, kosten. — Ich will damit nicht sagen, daß die Schelme von Osseten keinen eben so guten in ihren Thürmen verwahrten, aber sie trinken ihn als gute Muhamedaner in aller Stille allein und zwischen ihren vier Wänden aus. — Erinnert Ihr Euch noch der lustigen Nacht, die wir mit dem dicken Perser in Jelisawetinskoy Krepost zubrachten, Vater Nicolaus?" sagte der Obrist, sich lachend zu dem Popen wendend. „Der wollte uns durchaus blos in Rum Bescheid thun; davon stünde nichts im Koran, meinte er. — Oder besser! gedenkt

Ihr noch an den alten, schieläugigen Mohamed Chan, in Schuscha, in Karabasch? Allah kerim! sagte der blinzelnde Schurke bei jedem Schluck, indem er sich den Bart strich. Allah kerim! Und das sagte er viel hundert mal in dieser Nacht. — Ihr müßt das am besten wissen, Väterchen, denn Ihr waret der Letzte unter uns, der unter den Tisch fiel."

„Ich bin nicht unter den Tisch gefallen!" erwiederte der Geistliche ärgerlich, während die Offiziere überlaut lachten.

„Ganz Recht!" sagte der Obrist, indem er das leere Glas des Popen, welches dieser im Verdrusse ausgeleert hatte, bis zum Rande füllte. „Ich that Euch Unrecht. Ihr fielet nicht unter den Tisch, denn eben, als es dazu kommen sollte, trugen Euch die Leute des Chan auf Euer Zimmer, und der alte blinzäugige Schelm ging hinter her, und sagte: Allah kerim! während er im Gehen den Rest aus der Flasche trank." —

Der Geistliche machte eine verdrüßliche Miene, und würde, dem Anscheine nach, sich gegen die Behauptung des Obristen zu vertheidigen gesucht haben, wenn nicht in diesem Augenblicke ein anderes Ereigniß die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sich gezogen hätte.

Ein Truppenältester (Unteroffizier) der Donischen Kosaken, ein graubärtiger Greis, jedoch von jugendlicher Rüstigkeit, kam in vollem Rosseslauf die Straße daher gesprengt. Wahrscheinlich erblickte er den Obristen im Kreise der Offiziere, denn er parirte die dampfende kabardinische Stute, die er ritt, am Garten-

thore, sprang aus dem Sattel, und nachdem er die Lanze in den Boden gestoßen, und den Zügel leicht darum geschlungen, eilte er den Hügel aufwärts.

„Ihr seid angegriffen worden?" rief der Obrist dem Alten entgegen. — Das Auge des alten Führers funkelte.

„Ja, Hospodar! die Karavane ist angefallen worden;" erwiederte der Alte, indem er sich in Positur stellte, sobald er vor den Befehlshaber trat.

„Es waren verfluchte Kisten, oder Tschetschenzen?" rief der Obrist. „Ich hoffe, Ihr habt sie gut bedient."

„Sie haben einen Todten auf dem Platze gelassen."

„Nicht mehr?" versetzte der Obrist grimmig. „Waren sie stark? — Wie trug sich die Sache zu?" —

„Wir waren bei guter Zeit aus dem Fort Elisabeth ausgerückt," rapportirte der alte Kosak, „und wir hätten bereits hier sein können, denn die Karavane war nicht stark; aber da war bald dieses vergessen worden, bald jenes an den Wagen gebrochen, auch waren zum Unglück Weiber bei dem Zuge, und da hat schon jedes Mal der Teufel die Hand im Spiele. Indeß, wie gesagt, die Karavane war nicht allzu zahlreich, sobald wir einmal im Marsche waren, ging es rasch vorwärts, wir machten die Vorhut, die Infanterie schloß den Zug, da auf einmal prellte ein Haufen von einigen zwanzig Reitern aus einer Waldschlucht. Wie der Blitz warfen sich die Räuber auf die Karavane, feuerten ihre Flinten ab, und eben so geschwind, wie sie gekommen waren, waren sie auch wieder verschwunden."

„Sonderbar!“ sprach kopfschüttelnd der Obrist. — „Nun, und haben sie Euch Schaden zugefügt? — Gelang es ihnen, Jemand von der Karavane zu erwischen? — Haben sie etwas vom Gepäck geraubt?“

„Schaden?“ sagte der alte Kosak. — „Der Schaden ist eben nicht groß. Zwei Infanteristen haben leichte Wunden erhalten. — Und geraubt? Geraubt haben sie nichts weiter, als ein Frauenzimmer. Es war recht sonderbar. Fast kam es mir vor, als ob sie uns blos wegen des Frauenzimmerchens angegriffen hätten!“

Die jungen Offiziere wurden bei der Erzählung des Mannes vom Don immer aufmerksamer.

„Erzähle, Alter! Erzähle weiter!“ rief der Obrist. „Wer führte die Räuber?“ setzte er lebhaft hinzu.

„Ein Tscherkesse!“ entgegnete der Kosak.

„Das ist nicht möglich!“ fiel der Vorige ein. „Wie käme ein solcher in diese Gegend?“

„Ich will es gleich auf die Heiligenbilder beschwören!“ rief hartnäckig der Alte. „Das Ding ist freilich höchst sonderbar, aber, so wahr ich Dmitri Otrepiew heiße, ich bin dem Anführer der Räuber mit meiner Lanze nicht zehn Schritte vom Leibe gewesen, und ich habe mit diesen meinen alten Augen gesehen, daß es ein tscherkessischer Edler war. Er war vom Kopfe bis zu den Knieen gepanzert, und das Drathhemde war von reinem Silber. — Und die weiße Stute, die er ritt, Hospodar Pulkownik!“ rief begeistert der Alte. „Glückselig der Mann, der diese Stute unter sich weiß,

wenn er sich, mit der Lanze in der Faust, seinem Feinde gegenüber befindet! Zehn Meilen um Nowoi Tscherkask herum giebt es kein besseres Pferd. Wie eine Gemse hüpfte es die Felsen hinauf und hinab, das liebe Thierchen."

Die Offiziere lachten überlaut.

„Du hättest Dich in Besitz der Stute und ihres Reiters setzen sollen!" sprach lächelnd der Obrist.

„Bei den Gebeinen der vierzehn Nothhelfer, das war meine Meinung!" rief lebhaft der alte Kosak. „Wäre ich nur nicht allzu entfernt gewesen, als der Anfall begann, ich hätte den Panzerreiter gar nett aus dem Sattel stechen wollen, ohne daß ihn sein Drathhemde sonderlich dagegen geschützt hätte; ich habe so meine eigene Manier, mit den Tscherkessen umzugehen. Es war aber, als ob der Schimmel Flügel hätte, denn jetzt sprengte der Gepanzerte vor mir die Felsen aufwärts, und in zwei Minuten stürzte er wieder aus einer Thalschlucht hervor, um einen seiner eigenen Leute, den Einzigen, der verwundet am Boden lag, vollends todt zu stechen; dann war er auf immer verschwunden."

„Was?" rief mit sichtbarem Erstaunen der Obrist. „Verstehe ich Dich recht? Der Räuberanführer stach seinen eigenen Verwundeten nieder."

„Wie ich sage!" entgegnete der Kosak. „Er stach ihn vollends todt, als alle die Uebrigen schon in die Berge waren, und ehe wir uns besinnen konnten, war der gepanzerte Teufel gleichfalls fort."

„Das ist höchst sonderbar!" sprach der Kommandant im vorigen Tone. „Dahinter steckt etwas besonderes! — Und ein Frauenzimmer, sagst Du, haben sie geraubt?" —

„Sie rissen es aus dem Wagen, hoben es auf ein Pferd, und hui! weg waren sie. Mich dauerte das arme Ding."

„War es ein Mädchen gemeinen Standes, oder" —

„Vornehm! — Vornehm!" fiel der Alte ein. „Die Mutter ist aus Moskau, und reiste mit Tochter und Bedienung nach Tiflis. Die arme Frau dauerte mich recht, sie fiel immer aus einer Ohnmacht in die andere; auch die Tochter schien ohnmächtig, als man sie fortschleppte. Die andern Frauenzimmer, die bei der Karavane waren, aber blieben alle bei guter Besinnung, und ließen während des Angriffs ihre Stimmen erschallen, wie die Dragonertrompeten, wenn zur Attake geblasen wird." —

„Es ist ein schändlicher Streich!" sagte nach kurzem Nachdenken verdrüßlich der Obrist. „Man wird den Zufall dem Kommando zur Last legen."

„Wer wäre dies im Stande?" sprach Maturin, welcher bis jetzt geschwiegen. „Keine Bedeckung, wäre sie auch noch so zahlreich, kann einen plötzlichen Anfall, wobei es auf die Wegführung eines Einzelnen abgesehen ist, verhüten. — Uebrigens wäre es vielleicht möglich, etwas für die Befreiung der Geraubten zu thun, wenn Sie mir erlauben wollten, Morgen schon meinen Weg zu den Häuptlingen des Gebirges anzu-

treten. Niemand als diese wären im Stande, die Räuber auszuforschen, und, im schlimmsten Falle, durch ein Lösegeld" —

„Ich kann darein nicht willigen!" fiel kopfschüttelnd der Obrist ein. „Ich bin für Ihre Sicherheit verantwortlich, und da Ihre Mission, Hinsichts der Berechnung des Kontingents der Osseten gegen die Perser, nicht pressant ist, so müssen Sie warten, bis ich Ihnen ein starkes Kosakenkommando mitgeben kann, was, wie Sie wissen, in diesem Augenblicke nicht möglich ist."

„Entschuldigen Sie, Herr Obrist!" sagte ein mit mehreren Orden dekorirter Major; „ich denke, wenn Sie den Hauptmann bis zu dem nächsten Ossetensultan von Ansehen begleiten ließen, und diesen für die Sicherheit desselben verantwortlich machten, so könnte er von Thurme zu Thurme, von einem Häuptlinge zum andern gelangen, ohne daß etwas zu besorgen wäre. Wir haben es bereits früher mehrmals" —

„Ich weiß! ich weiß!" fiel der Obrist ein; „aber nennen Sie mir einen der Gebirgshäuptlinge in der Nähe, der von besondern Einfluß auf die wilden Horden des höhern Gebirgszugs wäre." —

„Wenn," sprach der Vorige, „der Hauptmann bis zu Hussein Chan Kondrianow nach Kuka bei Dariał gebracht würde" —

„Zu dem unzuverlässigen Tschetschenzen?" rief lebhaft der Obrist. „Zu dem unbekannten Abentheurer, der, Gott weiß wie, das Zutrauen, das man ihm

ſchenkt, erlangt hat? — Das iſt gerade Einer, dem ich am wenigſten traue! — Ohnehin, ſagt man allgemein, daß ſich perſiſche Spione heimlich zu ihm zu ſchleichen pflegen."

„Seine Neider haben dies Gerücht erfunden!" entgegnete der Major. „Der Umſtand, daß er von der Krone die Beſitzungen, die ſeine Familie früher durch Gewalt verlor, wieder erlangt hat, mag ihm die Ungunſt ſeiner Nachbarn zugezogen haben."

„Kann ſein!" erwiederte der Obriſt kopfſchüttelnd. „Aber ich kann das halb trotzige, halb kriechende Weſen dieſes Menſchen nicht leiden. Iſt er hier in Wladi Kawkas ein kriechender Pudel, ſo iſt er in ſeinem Thurme im Gebirge ein brüllender Löwe, und — mit einem Worte — ich traue ihm nicht. Alle die Häuptlinge jenſeits der tanguriſchen Schlucht, bis hinab zu den Lesghis, ſtehen mehr oder minder mit den perſiſchen Aufwieglern in Verbindung, und werden gewiß einmal losbrechen, ehe wir es uns verſehen."

Wahrſcheinlich würde der Obriſt noch weiter geſprochen haben, aber eben wand ſich die Spitze der anlangenden Karavane um eine Felſenecke und zog nach dem Eingange der Feſtung. In demſelben Augenblicke trennte ſich ein ſchwerbepackter Reiſewagen von dem Zuge und hielt bald darauf vor dem Gartenthore. Eine Dame ſtieg — wie es ſchien, nur mit vieler Kraftanſtrengung, denn ſie ward von einer Dienerin unterſtützt — heraus, und der Obriſt ging ſolcher ſogleich entgegen. Die Offiziere waren indeß aus Neugierde gefolgt; der

Obriſt wollte die fremde Dame anreden, als Baturin mit dem Ausrufe: „Um Gotteswillen! Die Legationsräthin Woinow! O, meine gütige Mutter!“ auf die Dame zuſtürzte.

„Du hier, Alexander?“ rief in dieſem Augenblicke die Legationsräthin in höchſter Ueberraſchung.

„Wo iſt Eudoxia?“ rief jetzt Ba..rin, in entſetzlicher Angſt. — „Gott im Himmel! Sie iſt es doch nicht, die in die Gewalt der Räuber gefallen?“ —

Die Legationsräthin war keines Wortes mächtig. Ein Strom von Thränen verhinderte jeden Verſuch zu ſprechen.

„Ich werde ſogleich alle Anſtalten machen, Streifparthien abgehen laſſen, und alle Häuptlinge des Gebirges zu Nachforſchungen aufrufen!“ fiel jetzt der Obriſt ein. — „Beruhigen ſich Ew. Excellenz! So oft auch Einzelne ins Gebirge geſchleppt worden ſind, ſo iſt es doch in der Regel immer nur geweſen, um ein Löſegeld zu erpreſſen. Unthaten ſind dabei nicht vorgekommen. Für einige Tage erſuche ich Ew. Excellenz in Wladi Kawkas zu verweilen. Ich werde den Theil der Karavane, der Bedeckung bedarf, einſtweilen zurückhalten, und alle disponible Mannſchaft zu Durchſtreifung der Umgebung verwenden. — Können mir Ew. Excellenz etwas Näheres über die Art und Weiſe, wie ſich das Unglück zutrug, mittheilen?“ —

„Nichts! Durchaus nichts, was, wie ich gern hoffen möchte, zur Entdeckung beitragen könnte!“ erwiederte ſchmerzlich die Dame. „Wie Sie wiſſen, ſtarb

mein Mann vor kurzem in Moskau, ich reiste mit meiner Tochter und unserer Bedienung ab, um uns auf meine Besitzungen bei Tiflis zu begeben. Heute früh verließen wir, in Mitte einer starken Karavane, die Redoute Elisabeth. Der Zug war etwas aus einander gekommen, da stürzten eine Anzahl Reiter aus einer Waldschlucht, sie feuerten ihre Flinten gegen ein paar Infanteristen der Bedeckung ab, und drei Männer, von denen der Eine russisch sprach, sprengten an den Wagen. Auf die Frage: ob ich Frau von Woinow sei? rissen sie meine Tochter aus dem Wagen und hoben sie aufs Pferd. Ich verlor in diesem Augenblicke die Besinnung. Meine Dienerschaft versicherte mir später, ein tscherkessischer Panzerreiter habe in der Entfernung gehalten, er sei denen, die meine Tochter in ihrer Mitte hatten, entgegengesprengt, und gleich darauf seien die Räuber verschwunden." —

„Ich bitte Sie dringend, Herr Obrist," fiel jetzt Baturin ein, „mich heute noch mit einem der Streifkommandos in das tiefere Gebirge abgehen zu lassen. Ich denke dort bei irgend einem der mächtigern Häuptlinge Posto zu fassen, und von dort, sowohl meine Mission zu besorgen, wie auch alle Nachforschungen, die nur erdenkbar sind, anzustellen."

„Sie mögen bis morgen warten, Kapitain," sagte nach einigem Nachdenken der Obrist. „Alle Kosaken der Garnison sollen augenblicklich aufsitzen und das Gebirge durchstreifen. Jedenfalls erhalten wir Nachrichten von dem Wege, den die Räuber genommen haben.

In jene Gegend laſſe ich Sie ſodann zu dem bedeutendſten der Gebirgsfürſten begleiten.“

Das Zweckmäßige der Maßregel war ſo einleuchtend, daß Baturin durchaus nichts dagegen einwenden konnte, und kaum hatte er die Legationsräthin nach einem Hauſe begleitet, welches der Obriſt zu ihrer Aufnahme in Stand ſetzen ließ, als ſchon der Hufſchlag der doniſchen Roſſe durch die Straßen klapperte, und kleine Detaſchements rüſtiger Koſaken in den dunkeln, mit Eichen bekränzten Felſenſchluchten verſchwanden, oder durch die ſchäumenden Wogen des reißenden Terek ſetzend, nach verſchiedenen Seiten über das Blachfeld jagten. — —

So ſehr auch die Legationsräthin der Ruhe bedurft hätte, ſo verbrachte doch die unglückliche Mutter die Nacht ſchlaflos im Geſpräche mit Baturin. Sie erzählte ihm, wie ſeit länger als einem Jahre ihr Mann zu kränkeln angefangen, wie er, ſeinem Wunſche gemäß, nach Petersburg zurückgerufen worden, und dann in Moskau vor wenigen Monaten geſtorben ſei. Der Umſtand, daß Baturin von allem dieſen keine Kunde geworden, lag in der Entfernung und öftern Veränderung ſeines Aufenthaltsortes. —

Der Morgen brach indeſſen an. Ein Streifkommando kehrte nach dem andern zurück, ohne etwas Gewiſſes über die Perſönlichkeit der Räuber erfahren zu haben, nur darin kamen Alle überein, daß ſolche mit ihrer Beute den Weg nach der tauriſchen Schlucht, vielleicht in die Umgegend von Darial genommen hätten.

Es ergab sich nun eine lange Berathschlagung in der Wohnung des Kommandanten. Der Obrist war der Meinung, daß die Räuber vielleicht Einwohner naher Ossetendörfer sein könnten, er stützte sich auf den Umstand, daß der Todte, den sie auf dem Platze gelassen, dem Ansehen nach diesem Volksstamme zugehöre. Er meinte, daß gewiß noch im Laufe des Tages, auf irgend eine Weise der Vorschlag, die Geraubte gegen ein Lösegeld in Freiheit zu setzen, eintreffen würde, und daß Eudoria ganz in der Nähe, in irgend einer Felsenhöhle gefangen gehalten würde, indem der Anschein, daß das Mädchen ins tiefere Gebirge gebracht worden, auf nichts, als listiger Berechnung, um Nachforschungen zu entgehen, beruhe.

Baturin, so wie einer der Staabsoffiziere, waren gänzlich anderer Meinung. Sie behaupteten, daß schon der Umstand, daß die Räuber nach dem Namen der, in dem Wagen befindlichen Dame gefragt, ganz andere Plane, als solche, wie sie von gewöhnlichen Straßenräubern, die seit längerer Zeit den Weg unsicher machten, gefaßt worden, verriethen, und daß nicht ein Augenblick Zeit zu verlieren sei, um die Gebirgshäuptlinge zur Mitwirkung bei den Nachforschungen aufzufordern. Da nun — fügte der Staabsoffizier hinzu — die Räuber, wie es den Anschein habe, den Weg ins tiefere Gebirge, nach der Gegend der tanguriſchen Schlucht, eingeschlagen hätten, so müsse man auch dort zuerst mit den Nachforschungen beginnen, und es sei räthlich, Hussein Chan Kondrianow, den mächtigsten

der Häuptlinge der dortigen Bergstämme, ins Interesse zu ziehen, indem man ihm die Ehre erzeige, sich vor Allen zuerst an ihn zu wenden. Erst nach langen Widerreden, und nicht ohne seinen Widerwillen, einen treulosen Tschetschenzen das Leben und die Freiheit eines russischen Offiziers, besonders zu einer, Hinsichts der Perser, bedenklichen Zeit, anzuvertrauen, mehrmals kund zu geben, willigte der Obrist ein, und erst nachdem er Baturin vielfach ermahnt, und ihm einen Brief mitgegeben, in welchem er den Gebirgsfürsten für jedes Haar auf dem Haupte Baturins verantwortlich gemacht, entließ er den Letztern. Ein starkes Kommando donischer Kosaken wurde beauftragt, den Hauptmann bis Kuka, der Residenz des Häuptlings, zu begleiten, der Truppenälteste Dmitri Otrepiew, den wir bereits kennen gelernt, aber ward befehligt, gänzlich, und bis zur Rückkehr bei Baturin zu bleiben.

„Verlassen Sie sich auf den alten Knaben," wiederholte der Obrist mehreremale unserm Bekannten. „Gehen Sie mit dem Graubart zu Rathe, ohne an Ihre Epauletten zu denken! Er ist der Sprache dieser Gebirgsvölker mächtig, und was die Art und Weise, die Letztern zu behandeln anlangt, so versteht er mehr davon, wie wir Alle." —

Baturin überhörte in der Hast, in der Angst, welche den Boden unter ihm brennen ließ, die meisten der Ermahnungen des Kommandanten, und erst nachdem er einige Trostesworte, an die er selbst wenig Glauben hatte, zu der Legationsräthin gesprochen, nachdem er

an der Spitze eines Kosakendetaschements über den Terek gesetzt war, und nun den glänzenden Schneegipfeln des Hochgebirges zueilte, begann ihm etwas leichter ums Herz zu werden. — — —

Wäre das Gemüth des jungen Mannes weniger durch die Begebenheit, die ihn in die tiefsten Schluchten des Kaukasus trieb, in Anspruch genommen worden, so würde der Weg, den er in der Begleitung der kriegserfahrnen, donischen Lanzenreiter zurücklegte, gewiß für ihn vom höchsten Interesse gewesen sein. Während der ganzen Reise, vom Dorfe Balta bis Kasbek, eine Strecke von acht und zwanzig Werften, und auf welcher zwei Redouten, Larskoi und Darial, die Straße vertheidigen, zeigte sich die Natur bald mit den größten Reizen geschmückt, bald traurig, furchtbar wild, aber immer reich an Gemälden von eben so neuer, als malerischer Wirkung. Wie das Kosakenkommando die Höhe von Balta herabzog, sah Waturin zu seinen Füßen die schmale, durch Felsen gehauene, und zwischen diese hin und wieder eingekeilte Straße, sich gegen den ziſchenden und schäumenden Terek in eine Tiefe hinabschlängeln, die ihn schwindeln machte, und die ihn, unten angekommen, erst wieder die rechts und links in Thurmhöhe aufstarrenden Felsen ruhig betrachten ließ, wenn der Wasserstaub, den der reißende Waldbach bis an die Sättel der Reiter emporwarf, die unruhigen, schnaubenden Rosse weniger belästigte. — Kaum hatte er diese Gegend hinter sich, so wußte er kaum, was ihm wegen der Eigenthümlichkeit der Lage mehr auffiel, ob

die Redoute Larékoi, die wie ein Adlernest auf einer großen Höhe lag, und seitwärts welcher, auf besonders dazu erbauten hölzernen Warten, einzelne Kosakenposten Wache hielten, oder weiter hin ein von der Natur durch aufgehäufte Felsen gebildetes, ungeheures Gewölbe, hinter welchem eine, zwischen zwei senkrechten Felsen mehr als siebenhundert Fuß haltende Höhe, vom Terek umspült, und von Ruinen gekrönt, emporragte. —

„Bei allen Heiligen, die im Höhlenkloster zu Kiew begraben liegen!“ sagte der alte Dmitri Otrepiew, indem er den furchtbaren Felsenpaß, der sich eröffnete, längere Zeit mit klugem Auge betrachtet hatte. „Die verdammten Gebirgsräuber haben diesem Durchgange nicht mit Unrecht den Namen Darial (Thor) gegeben. Wenn man die Brücke, über die wir jetzt gehen werden, abbräche, und auf die Spitze und an den Fuß der Anhöhe ein paar Kanonen pflanzte, keine menschliche Macht wäre im Stande, über den Kaukasus zu dringen, und wenn Sanct Alexander Newski, der heilige Kriegsfürst, selbst an der Spitze des Heeres stünde. — Sind Sie nicht auch der Meinung, Herr Kapitain?“ — — —

Baturin konnte nicht anders, als der Ansicht des Alten seinen vollen Beifall geben, und er drückte solchen auf eine Weise aus, die Jenen ganz besonders zu schmeicheln schien, und ihn immer gesprächiger machte. — Während der ganzen Nacht, die dem angestrengten Tagesmarsche folgte, bemerkte Baturin mit Vergnügen, daß Dmitri, indeß seine Kosaken bei einem, in der Nähe der Ruinen angezündeten Feuer rasteten, nicht nur die, sei-

nen Landsleuten so eigenthümliche Vorsicht und Wachsamkeit zeigte, sondern auch in einzelnen Gesprächen so viel Kunde des Landes und seiner Bewohner entfaltete, daß der junge Mann für den Ausgang seines Unternehmens die besten Hoffnungen zu fassen anfing. Kaum war der Morgen wieder angebrochen, als auch schon das ganze Kommando zu Pferde war, und die Reise immer weiter in den wildesten Theil des Gebirges hinein ging. Hier ward das Gemälde immer schöner und großartiger. Man befand sich in Mitte der berühmten tauruschen Schlucht. Rechts rollte der Terek, reißend, schäumend, und mit furchtbarem Getöse, in seinem felsigen Bette, links thürmten sich düstere, steile, von Erde und Grün entblößte Felsen auf. Endlich öffnete sich die Schlucht, und hier trat der Riese des kaukasischen Gebirges, der sechzehntausend Fuß hohe Kasbek hervor. Wie zwei ungeheure Hörner starrten seine, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel in den blauen, glänzenden Morgenhimmel empor, und der Anblick des Berges, so großartig, schön, und furchtbar zugleich, füllte sogar die rohen Seelen der donischen Lanzenreiter mit Achtung und Erstaunen.

„Siehst Du, Brüderchen!“ sagte der alte Dmitri zu einem jungen Kosaken, der unwillkürlich den wilden, zottigen Renner, auf dem er ritt, anhielt und mit offenem Munde das noch nie gesehene Gemälde anstarrte. „Das ist ein anderer Maulwurfshügel, als der von Nowoi Tscherkosk, der kaum drei Käse hoch ist! — Ich bin vor zehn Jahren, als diese ossetischen Schelme sich

gegen unsern großen Czaar auflehnten, schon in dieser Gegend gewesen, und zwischen dem Fuße des Riesen da und den Eisenquellen von Kobi werden wenige Flecke sein, die der Huf meiner Stute nicht betreten hat. — Nun, bei St. Dmitri, meinem Schutzpatron! Ich habe da manche Dinge gesehen, die meine alten Augen nicht wieder schauen werden; am Fuße des Kasbek, mein' ich! — Denkt Euch, Brüderchen! Vom Gipfel des Berges waren Schneemassen, die selbst so groß wie kleine Berge waren, herabgerollt, sie brachten Felsen mit, häusergroße, und Alles das hatte den Lauf des Terek gehemmt, der aber — er ist nicht so ruhig, wie unser Don — hatte sich unten durch gewühlt, er stürzte in ungeheuren Wasserfällen aus seinem eisigen Gefängnisse, und da hinein — denkt Euch das! — trieben wir die schuftigen Osseten, die vor Angst nicht wußten, wohin sie fliehen sollten. Kein Mann entkam. — Aber, Herr Kapitain — hier wendete sich Dmitri zu Waturin — dort guckt der Gipfel des Chriskogora mit seinem Kreuze herüber!'— Von hier aus gehen wir durch ein Seitenthal, das später durch den düstern, unwegsamen Wald recht wie für verrätherischen Ueberfall gemacht erscheint. Ich denke wir wollen mit Spitze und Hinterhut marschiren, und — wenn Alles gut geht, sind wir in ein paar Stunden in Kuka."

Waturin nickte Beifall, und die Reiterschaar bog in ein ödes Seitenthal, welches Anfangs fast nur aus unordentlich übereinander gethürmten Steinblöcken, zwischen welchen sich ein manchmal gänzlich verschwin-

bender Pfad hindurchschlängelte, zu bestehen schien. Von den sehr steilen Seitenhöhen zogen sich solche Massen von Steingerölle herab, als ob ein Felsenmeer jene Bergränder mit seinen steinernen Wellen überfluthet habe, und das ohnehin enge Thal bald bis zu einer gleichen Fläche ausfüllen werde. So düster der Anblick dieser Landschaft indeß auch war, so ward er doch, als sich der Pfad in einen dunkeln, aus Eichen und sibirischen Zwergbuchen bestehenden Wald hineinwand, keineswegs freundlicher. Nur selten konnte man auf hundert Schritt um sich her blicken, überall versperrte krüppelhaftes Unterholz die Umsicht, hinter jedem Baumstamme schien ein Feind zu lauern, und so sehr auch Dmitri zum Vorwärtseilen trieb, so verhinderten doch die Wurzeln der Bäume ein rascheres Reiten. Erst nach einer Zeit, die Baturin doppelt so lang erschien, als sie in der Wirklichkeit sein mochte, ward der Wald etwas lichter, die Bäume vereinzelten sich, und endlich befand man sich am Rande desselben. Vor der Reiterschaar lag jetzt ein offenes, doch ziemlich enges, von hohen Bergen rings eingeschlossenes Thal. Es schien fruchtbar, doch düster und wenig angebaut. Ein reißender Gebirgsbach schlängelte sich durch dasselbe und umschloß auf drei Seiten einen ziemlich hohen, doch nicht allzusteilen Felsen, der sich in der Mitte des Thales erhob. In ohngefähr derselben Weise, wie die Ruinen von Dariel ihre Hügel krönten, befand sich auch hier auf dem Felsen, eine Masse Mauerwerk, welche Baturin für unbewohnt zu halten geneigt gewesen wäre, wenn ihm nicht Dmitri

gesagt hätte, daß dies das Schloß von Kuka, die Residenz Hussein Chans, mithin der Ort seiner Bestimmung sei.

Voll Neugier heftete der junge Mann seine Blicke auf das alte Gemäuer. Das Bemerkungswertheste an diesem war ein mächtiger, fester, für seine Dicke nicht allzugroßer Thurm, der, wie die alten Warten europäischer Ritterschlösser, an dem äußersten Abhange des Felsens emporragte. An die Warte schlossen sich eine Menge unregelmäßiger Gebäude, welche kleine Höfe oder Gärten einschließen mochten, doch ließ sich dies von außen wenig beurtheilen, da das Ganze, von einer hohen, mit einer Art unregelmäßiger Zinnen versehenen Mauer umgeben war. Längs dem Ufer des Waldbachs, im Schatten wilder Obstbäume, lagen die zerstreuten Hütten eines elenden Ossetendorfes, dessen halbwilde Bewohner sich, bei Erblickung des annähernden Reiterzuges, argwöhnisch in das Innere der Wohnungen zurückzogen. —

Als die Kosaken langsam den Felsenpfad, der nach der Burg führte, emporritten, wollte der alte Dmitri bemerken, daß die große, mit Eisen beschlagene Pforte, die den Eingang verschloß, erst vor wenig Augenblicken gesperrt worden sein müsse, indem er sie vom Thale aus noch deutlich offen erblickt habe.

Das Detaschement befand sich jetzt am Eingange der Burg, auf einem öden Platze, groß genug, um das Kommando, das in Linie aufgeritten war, aufzunehmen. Man würde die Burg für gänzlich verödet haben

halten können, da sich kein lebendes Wesen rings umher blicken ließ, und das Ganze wie ausgestorben schien, wenn nicht aus dem Innern derselben ein mächtiges Rüdengebell von Zeit zu Zeit erschollen wäre. Erst nach längerem Warten erschien zur Seite einer der Mauerzinnen eine verhüllte Gestalt, und fragte in der Landessprache nach dem Begehren der Reiter. — Nach einigem Zaudern ward die Gegenfrage: ob der Burgherr daheim sei? bejahend beantwortet, und es bedurfte langen Parlamentirens zwischen Dmitri und dem Fremden über den Zweck der Mission, und des Zurücksendens des Reiterkommandos — welches Letzte augenblicklich statt finden sollt — ehe Baturin und Dmitri in das Schloß gelassen würden.

So einen unheimlichen Anblick die Burg von Außen gewährt hatte, so war dies doch von Innen etwas weniger der Fall. Die Höfe, durch die ein Diener, der geläufig genug russisch sprach, um von Dmitri, wie dieser es unserm Bekannten ins Ohr raunte, für einen Deserteur gehalten zu werden, die Ankömmlinge führte, waren dunkel, aber reinlich und geräumig, und auf einem Punkte blickte man in einen kleinen Garten, in welchem auf gut gepflegten Bäumen eine Anzahl schöner Früchte prangten. Der Weg, den man nahm, führte jetzt nach dem Thurme, und als Baturin und sein Begleiter eine steinerne Treppe emporgestiegen waren, nöthigte sie ihr Führer in einen länglichen Saal zu treten, wo er sie mit dem Beifügen, daß der Schloßherr sogleich erscheinen werde, allein ließ.

„Hm! Der Räubersultan ist nicht übel eingerichtet!“ murmelte der alte Dmitri, indem er seine Augen in dem einfachen, aber wohnlichen Gemache umherschweifen ließ. „Hier sieht es ja beinahe aus, wie in der Wohnung unsers großen Hettmanns zu Nowoi Tscherkask. — Vor zehn Jahren saßen die reichsten Osfetenfürsten noch auf einem guten Schaffelle, und jetzt liegen sie auf Divans, wie der Sardar von Erivan, oder der Pascha von Anapa, die wir, wenn es Gottes Wille ist, und der Czaar es befiehlt, wohl auch noch aus ihren warmen Nestern herausfegen werden. — Aber dort! — Ein Tisch! — Ein Lehnstuhl! — Hat man je schon gehört, daß ein Osfete oder Tschetschenze auf einem Lehnstuhle gesessen?“ —

Der alte Kosak würde noch viel solche Betrachtungen angestellt haben, wenn nicht in diesem Augenblicke der Schloßherr in's Zimmer getreten wäre. Es war derselbe ein stattlicher Mann, von hoher, schöner Gestalt. Seine Tracht hatte etwas Zierliches. Er war bekleidet mit einem tuchenen Leibrocke von heller Farbe, welcher am Leibe eng anschließend, die kräftige Gestalt, den schönen Wuchs aufs Vortheilhafteste in die Augen fallen ließ. Sein Haupt war mit einer leichten Pelzmütze von astrachanischem Lammfell bedeckt, und ein reicher Gürtel, in welchem eine Pistole und der furchtbare Kinschal — der vergiftete Tschetschenzendolch — stack, schnürte die weiten, scharlachnen Unterkleider über den Hüften fest. Ein herrlicher Damascener hing an der Seite des im kräftigsten Mannesalter stehenden Häuptlings.

Eben wollte Baturin ihn anreden, als sein Blick auf das Gesicht des Mannes fiel. Er erschrak, ja er fuhr fast zurück, als er — jenen Obristen Diomedk, den er in Paris, auf dem Balle des Banquiers K., so wie im Spielhause am Roulettetische, kennen gelernt hatte, vor sich zu sehen glaubte! — — —

Baturin war im ersten Augenblicke wie versteinert. —

„Aber es ist ja nicht möglich!" sagte er sich im zweiten. — „Der Obrist der Kaisergarde Napoleons, der Ritter der Ehrenlegion, der pariser Spieler, und der Tschetschenzenhäuptling, der kaukasische Gebirgsfürst — wie ließe sich dies zusammen reimen? — Seine und Kaukasus? — Nein! Es ist unmöglich! — Es ist närrisch, dies nur zu denken!" — — —

Der Häuptling war indeß bis zu Baturin getreten. Er schien diesen vom Kopfe bis zur Zehe zu mustern. Seine dunkeln Augen waren endlich fest auf das Antlitz des jungen Russen gerichtet. —

„Welch einem angenehmen Ereignisse verdankt der arme Gebirgshäuptling Hussein die Gegenwart eines angesehenen russischen Offiziers in seiner einsamen Wohnung?" sagte er im gebrochenen Russisch, und nicht ohne Anflug von Ironie, indem er Baturin durch einen Wink mit der Hand sich auf den Lehnstuhl zu setzen einlud, und sich selbst nachlässig auf den Divan warf.

„Der Gegenstand meiner Sendung ist ein doppelter!" entgegnete Baturin. „Wie Dir wohlbekannt, rüstet sich der Perser, und der kommandirende General

unſers Grenzheeres wünſcht mit Sicherheit zu erfahren, auf wie viel tapfere Reiter der Gebirgsſtämme, welche im Kriegsfalle, zufolge des letzten Abkommens, zu dem Heere ſtoßen ſollen, er rechnen kann. — Aus dieſen Papieren, die meine Sendung beglaubigen, wirſt Du erſehen, daß ich beauftragt bin, die Häuptlinge der Oſſeten, dieſſeits und jenſeits der tanguriſchen Schlucht, deshalb zu begrüßen."

„Wie haben die Fürſten der Kabardiner ſich erklärt?" fragte Huſſein.

„Sie ſind noch nicht befragt worden!" erwiederte Jener.

„Und die Häuptlinge zunächſt der großen Straße?"

„Eben ſo wenig!"

„Sie werden thun, wie ihnen befohlen wird! Sie hören ja die Kanonen von Wladi Kawkas!" ſagte Huſſein etwas trocken. „Was uns hier, und die Fürſten der Tſcherſchenzen und Lesghi's anlangt, ſo werden wir uns zwar nicht auf Euer Sprichwort: Gott iſt im Himmel, und der Czaar iſt weit! berufen, indeß ſind wir — ich zwar nicht, aber die Andern — ein wenig ſchwer in den Sattel zu bringen, und ſo will ich morgen die Häuptlinge in der Nähe zuſammenberufen, damit Du ſelbſt mit ihnen verhandeln kannſt. — Dein zweiter Auftrag?" —

„Es iſt eine Karavane zwiſchen dem Fort Eliſabeth und Wladi Kawkas angefallen, und ein Mädchen weggeführt worden. Der Kommandant der letztgenannten

Festung hat mir aufgetragen, Alles aufzubieten, daß die Geraubte wieder gefunden werde." —

„Gott! Welcher Lärm um Nichts!" sagte Hussein verächtlich lächelnd. „Der Kommandant hätte in den nächsten Dörfern bekannt machen sollen, daß er den Räubern Straflosigkeit und dem Wiederbringer des Weibes eine Hand voll Geld, oder ein Pferd, oder sonst Etwas dergleichen, verspräche, und noch an demselben Tage hätte man ihm die Dirne, an der ihm so viel gelegen scheint, wieder gebracht." — —

„Es ist ein Mädchen angesehenen Standes, Fräulein von Woinow, die Tochter eines vornehmen Mannes!"

„Ja, so!" erwiederte Hussein gleichgültig. „Da hätte freilich der Kommandant hundert Rubel, oder zwei bis drei Pferde zusagen müssen. — Fräulein Woinow? Ich habe den Namen in meinem Leben nicht gehört." —

„Sie ist aus Tiflis!" sagte Baturin. — „Allen Spuren nach haben die Räuber den Weg in diese Gegend genommen."

„Du täuschest Dich, Freund! Das ist unmöglich!" versetzte Hussein gleichgültig. — „Das wäre ein Gegenstand, wegen dessen es sich lohnte, daß irgend Jemand nach der Gegend von Wladi Kawkas ritte!" setzte er lachend hinzu. — „Ein Weib wegführen! — Beim Barte des Propheten! Deshalb steigt keiner meiner Osseten oder Tschetschenzen zu Pferde. Solche Waare haben wir selbst im Ueberflusse, und beweisen es, indem

wir einen Handel nach Persien und der Türkei damit treiben. — Wäre es eine Heerde Schlachtvieh, so wollte ich es Dir eher glauben. — Weißt Du was, Herr Offizier?" schloß der Häuptling lachend. „Das Mädchen ist am Ende doch nichts mehr und nichts weniger, als die gute Freundin des Kommandanten gewesen. Mache Dir deshalb weiter keine Mühe. Ich gebe Dir eine junge, hübsche Tscherkessin für ihn mit. Das närrische Ding ist rund und fett, und wäre zu Erivan unter Brüdern hundert Tomans werth, aber ich verlange nichts dafür." —

„Ein ächter Kaukasier!" dachte Baturin, indem er unwillkürlich lächeln mußte. „Welcher Unsinn, ihn für Diomedi zu halten!" —

Nachdem der junge Russe dem Häuptlinge für sein naives Anerbieten gedankt, und es abgelehnt hatte, suchte er ihn indeß zu überzeugen, daß an dem Auffinden der Dame viel gelegen sei, und daß Hussein sich dadurch sehr verdient machen werde. Erst nach langen Auseinandersetzungen schien ihm dies zu gelingen. Der Häuptling setzte hinzu, daß man, bei Versammlung der Gebirgsfürsten, die Auffindung der Dame zugleich in Anregung bringen könne, und daß, wenn Letztere wirklich auf dem Gebiete Eines derselben verborgen gehalten würde, nichts leichter sei, als die Geraubte für ein unbedeutendes Lösegeld wieder zu erlangen. —

Mit der Bitte, daß Baturin sich in dem Schlosse als zu Hause betrachten möge, verließ ihn der Schloß-

herr; um sich, wie er sagte, nach seinem Harem zu verfügen.

Dies letzte schien indeß keineswegs der Fall zu sein, vielmehr der Häuptling nur Gelegenheit zu suchen, dringender Geschäfte willen seinen Gast verlassen zu können, denn dieser hörte noch lange Zeit in den winkligen Gängen, durch welche die Nebengebäude mit dem Thurme verbunden waren, die Stimme des Schloßherrn erschallen. Endlich ward Alles still, und Baturin brachte, von den Anstrengungen des Tages ermüdet, die Nacht in Ruhe zu.

Kaum war am folgenden Tage die Sonne empor gestiegen, als Baturin sich erhob, um das Gebäude, in dem er übernachtet hatte, so viel es ihm vergönnt war, zu betrachten. Es war das Ganze ein Gewirr von unregelmäßigen, aneinanderhängenden Bauwerken, denen der mächtige Thurm als Kern und Anhaltspunkt diente. Hatte der junge Russe früher sich nur ein undeutliches Bild von der Burg eines kaukasischen Gebirgsräubers machen können, so stand solches jetzt in der Wirklichkeit, jedoch noch düsterer, wilder, gefängnißartiger vor seinen Blicken da. In der That schien das Schloß — wenn man es überhaupt ein solches nennen konnte — einer Raubburg des Mittelalters ähnlicher, als einer friedlichen Wohnung der heutigen Zeit. Ueberall, wohin man blickte, sah man nur dunkle, höhlenartige Gemächer, eisenvergitterte, in großer Höhe angebrachte Fenster, und nur zwei oder drei kleine Ausfallpförtchen in der, das Ganze umgebenden Ringmauer. Das Wiehern der Rosse,

das Klirren der Waffen, welches hier und da aus den dunkeln Gängen tönte, das Bellen großer Fanghunde, die sich auf das geringste Geräusch, besonders bei dem früher nie gehabten Anblicke der fremden, russischen Tracht, wüthend erhoben, und mit ihren Ketten klirrten, vorzüglich aber die wilden, sonnenverbrannten Gesichter einiger Häuptlinge, die vom Haupte bis zum Knie in Drathpanzer gehüllt, auf magern, aber schön gebauten Rossen in die Burg sprengten, lieh dem Ganzen einen so eigenthümlichen, wilden und grauenvollen, aber dennoch so interessanten Anstrich, daß Baturin davon aufs Aeußerste ergriffen wurde. —

Der junge Russe war indeß mit der oberflächlichen Beschauung der Burg fertig geworden, er stand auf einem Felsenvorsprunge außerhalb derselben, und blickte in das höchst romantische, aber gleichfalls einen düstern Eindruck machende Thal, als ihm die Kunde ward, daß der Schloßherr und die angekommenen Häuptlinge ihn im Divanssaale erwarteten.

Baturin traf hier zehn oder zwölf Gebirgsfürsten niedern Ranges, welche Hussein Chan zu ihrem Sprecher gewählt zu haben schienen. Letzterer war ganz sichtlich übel gelaunt. Er sagte, daß trotz seiner dringenden Einladung einige der bedeutendsten Häuptlinge nicht erschienen wären, daß man ohne deren Zustimmung nichts beschließen könne, daß er aber in den nächsten Tagen sie versammeln, und ihre Antwort an den Kommandanten von Wladi Kawkas gelangen lassen wolle. — Baturin

widersetzte sich sogleich diesem Vorschlage. Er sagte, daß die frühern ausweichenden Antworten und Vorschläge, jetzt, nachdem ein Abkommen getroffen und Heeresfolge zugesagt worden, nicht mehr angenommen werden dürfe. Er widerlegte alle ihm gemachten Einwendungen, und erklärte schließlich: daß, da jede Ausflucht von dem Oberkommando als Vertragsbruch angesehen werden könne, er entschlossen sei, die Burg nicht eher zu verlassen, bis er von allen Gebirgsfürsten der Gegend eine klare und unumwundene Antwort auf seine Anträge erhalten haben würde. Diese aber zu erlangen, sei es nöthig, daß ein jeder Häuptling der Gegend zu Kuka erschiene und seine Erklärung ablege. — Da der Schloßherr seine Meinung auf alle Weise, bald durch kriechende Schmeicheleien und Anhänglichkeitsbetheuerungen, bald aber durch Bitterkeit und Trotz geltend zu machen suchte, Baturin aber unerschütterlich auf seinen Forderungen bestand, so kam zuletzt eine solche Schärfe in die Verhandlungen, daß Baturin jeden Augenblick einen Ausbruch von Wuth von Seiten seiner Gegner entgegensah, als Hussein, zum Erstaunen des jungen Russen, auf einmal ganz geschmeidig und freundlich erklärte, daß nächster Tage die entfernten Häuptlinge eintreffen und dann alles beendigt sein solle. —

Unser Bekannter brachte nun die Entführung Eudoriens zum Gespräch. — Auch hier ergriff Hussein Chan das Wort. Obwohl, wie er sagte, er daran zweifeln müsse, daß das Fräulein in die Gegend der tanguriſchen Schlucht gebracht worden, so habe er sich

doch dieserhalb bereits mit den Häuptlingen verständigt, und er verpflichte sich, falls die Geraubte wirklich in der Nähe vorhanden sei, solche Baturin, vor seiner Abreise, gegen ein unbedeutendes, von Letzterm selbst zu bestimmendes Lösegeld auszuliefern. Nach kurzem Hin- und Herreden ward die Unterhandlung aufgehoben, das Gespräch wandte sich auf allgemeinere Gegenstände, und nahm endlich, da es den meisten Anwesenden unmöglich war, sich im Russischen verständlich zu machen, ein schnelles Ende. —

Kaum war der letzte der Häuptlinge aus dem Thore gesprengt, als Hussein Chan mit großer Freundlichkeit unserm Bekannten versicherte, wie durch den Umstand, daß er hoffen könne, den werthen Gast nun noch einige Tage länger in den Mauern seiner Burg zu wissen, sein Verdruß über die unvollkommenen Verhandlungen gänzlich getilgt worden sei; bei alledem liege ihm unendlich daran, die übrigen Häuptlinge des Gebirges für die Vorschläge Baturins zu gewinnen, und er würde, um dies zu beweisen, noch an demselben Tage einige der Nichterschienenen heimsuchen, um sie günstiger zu stimmen. Er wolle auf diese Weise die nächsten Tage fortfahren, eine allgemeine Zusammenkunft, bei der keiner fehlen dürfe, für die letzten Tage der Woche vorbereiten, und denke, daß Baturin seines Eifers im Hauptquartiere bestens gedenken werde. — Damit sein Gast sich aber in den Mauern der Burg nicht langweile — setzte Hussein hinzu — schlage er ihm vor, mit seinem Gefährten und einigen tüchtigen Jägern die

nahen Berge zu durchstreifen, wo er ganze Rudel Gemsen und wilder Bergschafe antreffen werde. —

Auf die Bemerkung Baturins, daß er kein Freund des Jagdvergnügens sei, daß aber sein gütiger Wirth sich deshalb von dem allerdings sehr zweckmäßigen Ausritt nicht abhalten lassen möge, zog eine düstere Wolke über die Stirne des Häuptlings, und seine Züge nahmen einen ziemlich feindlichen Ausdruck an, bald aber glätteten sich die letztern wieder, eine niedere Tafel ward hereingetragen, und nachdem man ein Mahl, bestehend aus Fleisch und Geflügel, welches mit Reis und gedörrtem Obst gesotten und mit Honig und Safran gewürzt war, zu sich genommen, ward ein mächtiger Weinschlauch hereingebracht, und Hussein versicherte: daß nur die Gegenwart eines so angenehmen Gastes ihn vermögen könne, von seinen Gewohnheiten und den Vorschriften des Korans abzugehen. Zwei Becher aus dem Horne des Turi — einer seltenen, in den Vorbergen des Kaukasus und an den Ufern des Kuban lebenden Gazellenart — gefertigt, und stark mit Gold beschlagen, wurden mit dem berühmten Weine von Kacheti gefüllt, und der Eifer, mit dem Hussein eine Menge Trinksprüche ausbrachte, ließ Baturin zweifeln, ob er es damit mehr um seine Bekanntschaft mit europäischen Sitten zu zeigen, oder auf einen Anschlag gegen die Nüchternheit seines Gastes angelegt habe. Erst nachdem Baturin aufs Entschiedenste jeden weiteren Trunk verweigerte, stand Hussein, der während des ganzen Mahles in steter Bewegung gewesen war, um darauf zu sehen, daß es seinem Gaste an

nichts fehle, von der Tafel auf, und als Baturin auf dem Divan eine kurze Sieste hielt, hörte er den Hufschlag des zum Thore hinausſprengenden Häuptlings. — —

„Ein ſonderbares Neſt, dieſe Tſchetſchenzenburg!“ ſagte am Abend des Tages, deſſen Reſt Baturin mit Beſchauung der nächſten Umgebung des Schloſſes zugebracht hatte, der alte Dmitri zu unſerm Bekannten. — „Ich wollte, wir hätten ſie im Rücken, und wären wieder in Wladi Kawkas.“

„Wie meinſt Du das, Alter?“ ſagte der junge Mann, ohne viel auf Dmitri zu hören.

„Mit dem Spitzbubenneſte muß es eine ganz eigene Bewandtniß haben. Es iſt anders, wie die andern.“

„Wie meinſt Du das, Alter?“ fragte Baturin lächelnd.

„Es geht hier nicht zu, wie in den andern Raubneſtern!“ erwiederte der Koſak. — „Ich beſah mir heute die Pferde des Chans. Sie waren alle mit Halftern an die Krippen gebunden. — Das thut kein Tſchetſchenze; er feſſelt ſie an den Fuß.“

„Sie haben den Gebrauch der Halfter von uns gelernt!“ ſagte Baturin leicht.

„Mag ſein!“ erwiederte Jener kopfſchüttelnd. „Aber ich ging an der halboffenen Thüre eines Zimmers vorbei, und — denken Sie Sich, Herr Kapitain! — drinnen ſaß Huſſein Chan auf einem Stuhle, und ſchrieb auf einem Tiſche. — Das thut kein Tſchetſchenze; er ſitzt auf keinem Stuhle, und ſchreibt auf dem Knie.“

„Ich weiß nicht, wie Du mir vorkommst, Alter!“ sprach Baturin, aufmerksamer werdend. — „Sage mir, was meinst Du mit alle dem?“

„Daß der Tschetschenze kein rechter Tschetschenze ist!“ antwortete der alte Kosak halbleise, und indem er mit der rechten Faust in die linke schlug.

„Nun! Und was ist er denn?“ fragte Baturin lachend.

„Ein Russe! — Wenigstens ein halber. — Ich wollte wir wären fort! — Sehen Sie, Herr Kapitain!“ sagte der Alte nach einer Pause, während ihn Baturin verwundert ansah. „Meine selige Mutter pflegte oft zu sagen: Ein halber Russe, ein ganzer Satan! — Und das sollte eine Stachelrede auf ihren Mann sein, denn mein Vater war von mütterlicher Seite von russischer Abkunft, nur mein Großvater war ein reiner Kosak vom Don. — Und dann noch eins, Herr Kapitain! Da ist unten ein Kerl, ein Diener des Chans, der ist so gewiß ein russischer Deserteur, als wie ich auf den Schutz des gebenedeiten Sanct Dmitri mich verlasse. Er spricht russisch, daß es ihm nur so vom Munde fließt. Der Hundsfott mag es bereuen, daß er zu dem Raubgesindel desertirt ist, denn als ich ihn so ein Bischen ausforschen wollte, und von Nischnei Nowogrod zu sprechen anhob — Sie müssen wissen, er spricht das Russische so, wie die Leute in jener Gegend — da ward er ganz traurig, und wie ich erst die Balaleika aus dem Quersacke holte, und — ohne Ruhm zu melden, nicht übel — ein paar Kosakenliedchen darauf zu

summen anfing, da weinte der Junge, daß ihm die Thränen über die Backen liefen. — Der Grund aber, Herr Kapitain, warum ich den Menschen auszuforschen trachtete, war der, daß ich wissen wollte, wer da drüben, in der Ecke des Seitengebäudes, hinter den Gitterfenstern steckt."

„Nun?" sagte Baturin, in einiger Spannung. „Du machst mich ganz neugierig."

„Ich glaubs wohl!" sprach Dmitri, mit dem Kopfe nickend. „Ich bin es selbst nicht wenig. — Denken Sie nur! Als ich so draußen am Abhange des Felsens sitze, und auf das Spitzbubengesindel im Dorfe, wie es so durcheinanderläuft, hinabblicke, fange ich ein russisches Lied zu singen an. Kaum habe ich einen Vers gesungen, fällt mir ein kleiner Stein auf die Mütze. — Ich blicke in die Höhe, sehe nichts und singe weiter. Auf einmal fällt mir wieder etwas auf den Kopf. Ich blicke abermals empor, um den Narren zu entdecken, der sich einen Spaß mit mir machen will. Da — auf einmal — finde ich ein Papier zu meinen Füßen liegen, und was war darin? — Das da." — —

Dmitri zog einen goldenen Ring hervor und überreichte ihn Baturin.

„Und das Papier? — Hast Du noch das Papier?" rief dieser rasch.

„Freilich!" entgegnete Dmitri. „Es steht etwas drinn geschrieben, aber der Henker mags lesen! Es ist mit einer Nadel gekritzelt."

„Gieb! — Gieb!" — rief Baturin heftig.

Der Alte zog ein zerknittertes Papierchen hervor.

„Rette mich!“ las Baturin, nachdem er das Papier lange betrachtet hatte. — „Wenn Eudoxia hier gefangen säße?“ setzte er, von dem Gedanken aufs Aeußerste ergriffen, hinzu.

„Denken Sie dies auch, Herr Kapitain?“ sprach lebhaft, doch mit leisem Tone der Kosak. „Ja, es war auch mein erster Gedanke; darum machte ich mich auch an den Ueberläufer.“

„O, Väterchen, wenn Du mich lieb hast, so versuche aufs Neue Dein Glück!“ rief Baturin, die harte Hand des Alten ergreifend. „Hier hast Du Geld! Spare nichts, weder Geld, noch Versprechungen, um den Menschen zur Sprache zu bringen.“

„Lassen Sie dies noch, Herr Kapitain!“ sagte der Kosak, die Börse zurückweisend. „Ich muß den Kerl erst mürbe zu machen trachten. Er muß zuerst sich nach dem Vaterlande sehnen. Böte ich ihm Geld, und er verriethe uns, so wäre Alles verloren.“

„Schaffe mir die Gewißheit, daß Eudoxia hier gefangen ist, und ich fordere ihre Auslieferung von dem Räuber!“ rief Baturin heftig. — „Der Elende soll vor mir zittern.“

„Mit Erlaubniß, Herr Kapitain!“ entgegnete, kopfschüttelnd, der Greis. „Wenn Jemand in einem gut befestigten Schlosse, mitten im Kaukasus, und von einer Menge Bewaffneter umgeben, zittern sollte, so würde es wohl schwerlich der Anführer der Letztern sein. Das Zittern könnte eher an uns kommen, und das

Fräulein wäre unrettbar verloren. — Ließen Sie es nur ahnen, daß Sie vermutheten, Hussein könnte der Räuber sein, so verließen wir wohl schwerlich lebend das Schloß." —

„Er sollte es wagen, einen russischen Offizier, den das Gouvernement gesendet" —

„Wären Sie etwa der Erste, der auf ähnliche Weise umgekommen?" sagte ruhig der Alte. „Nein! hier ist nur auf dem Wege der List etwas zu machen."

„Du meinst also" —

„Wir müssen erst wissen, ob das Fräulein hier ist, und dann uns mit ihr in Verbindung zu setzen suchen!" erwiederte Dmitri. „Morgen früh ist es mein Erstes, den Ueberläufer in Arbeit zu nehmen."

„Ja, thue es, Alter, und meine ewige Dankbarkeit soll Dein Lohn sein!" rief Baturin. „Versprich Jenem Geld, Straflosigkeit, Alles, was Du willst! Ich will es zu verantworten suchen, und sollte ich mich dem Kaiser selbst zu Füßen werfen." —

Der folgende Tag verging wie der vorige. Hussein Chan war die Freundlichkeit selbst. Er zeigte dem Gaste seine Rosse und Waffen, die Schätze des Kaukasiers, wie er sich ausdrückte. Erst nachdem er mit Baturin von dem nach Landessitte bereiteten, aber wohlbesetzten Mahle aufgestanden, entfernte er sich, und bald vernahm Jener die Hufschläge des Rosses seines Wirthes.

Der Abend kam indeß heran, und Baturin war eben auf sein Zimmer zurückgekehrt, als sich die Thüre

öffnete, und Dmitri einen Mann in Landestracht am Arme hereinführte.

„Nur immer herein Iwan!“ flüsterte er. „Sei ein ehrlicher Kerl, beweise es, und Alles wird vergeben und vergessen werden!“ —

Der Eintretende zitterte am ganzen Leibe, er war keines Wortes mächtig. Erst das freundlichste Zureden von Seiten Baturins löste ihm die Zunge. Er erzählte jetzt nach längerem Befragen, daß er ein Russe, und nach einem begangenen Subordinationsfehler vom Apscheronschen Regimente vor einigen Jahren desertirt sei, daß er jedoch Alles über sich ergehen lassen wolle, wenn er hoffen könne, noch einmal in seinem Leben seine Heimath wieder zu schauen.

Nachdem Baturin ihm allerhand Trostesworte zugesprochen, ward Jener gefragt: ob sich eine weibliche Gefangene, die seit wenigen Tagen eingebracht worden, im Schlosse befinde? — Iwan bejahte dies; er setzte hinzu, daß Hussein Chan in Begleitung einer Reiterschaar die Fremde, welche unaufhörlich weine und ganz in Verzweiflung scheine, in das Schloß gebracht, daß sich dieselbe in einem nicht sehr entfernten Gemache eingeschlossen finde, und daß er selbst zu ihrer Aufwartung bestimmt worden. — Den Namen des Fräulein wußte Iwan nicht anzugeben.

Lange ging jetzt Baturin mit sich zu Rathe, was am besten zur Rettung Eudoriens führen könne. Während Dmitri sich leise mit Iwan unterredete, faßte Baturin hundert Pläne, und verwarf jeden als unausführbar.

Zurückforderung des Fräuleins, sobald die Häuptlinge der Gegend versammelt sein würden, schien ihm am Ende das einzige Mittel. Er theilte seine Ansicht jenen Beiden mit. Kaum aber hatte er ausgeredet, als Iwan seine Knie umfaßte.

„Um Gotteswillen, nur dieses nicht!" rief der Erschrockene. „Ich kenne Hussein Chan! Sobald er nur ahnet, daß die Gegenwart des Fräuleins entdeckt ist, fliegt mein Kopf vom Rumpfe, denn er weiß sodann auch, daß die Entdeckung nur durch mich geschehen sein kann. Flucht ist das einzige Mittel."

„Ich traue Dir nicht zu, daß Du das Fräulein glücklich nach Darial bringst!" sagte Dmitri, kopfschüttelnd, Iwan anblickend. „Du bist ein furchtsamer Hase, Bursche, und die Angst würde Dich Euern Verfolgern in die Hände laufen lassen. Bei alledem ist es das einzige Mittel." —

„Entfliehe Du mit ihnen zugleich, Alter!" sagte Baturin, nach einigem Nachdenken.

„Und Sie sollte ich in dem Raubneste zurücklassen? — Nimmermehr!" rief Jener. „Ich kenne die Rachgier dieser Teufel! Sie wären verloren, und wenn Sie der leibliche Sohn des Czaars wären. — Nein! Dies geht nicht an! Aber — entfliehen wir Alle zusammen."

„Pfui!" rief der junge Russe empört. „Ein russischer Offizier, und heimlich entfliehen, ehe er sich unrettbar verloren sieht?" —

„Das Letztere könnte kommen!“ erwiederte Dmitri trocken. „Ich sehe uns noch nicht frisch und gesund in Wladi Kawkas einreiten. — Nun, wenn Sie dies nicht wollen, so muß das Fräulein sich mit Iwan auf die Flucht begeben. Schreiben Sie ein paar Zeilen, Herr Kapitain, damit sie Zutrauen fasse, und ein Plan gemacht wird. — Aber, hols der Henker, Kerl!“ rief der Alte, zu Iwan gewendet. „Du zitterst ja, daß Dir die Zähne klappern! — Du würdest etwas Schönes mit dem Fräulein verabreden! — Nein, Herr Hauptmann! Ich sehe schon, mit dem Schreiben ist es nichts. Sie müssen selbst mit dem Fräulein sprechen, und ich muß dabei sein. — Höre Bursche!“ setzte Dmitri, zu Iwan gewendet, hinzu. „Es fängt an dunkel zu werden. Wie wäre es, wenn Du uns gleich zu dem Fräulein führtest? — Nun, nun! Du brauchst Dich nicht so zu geberden! Der Chan ist ja nicht daheim.“ —

Iwan schien bei dem Vorschlage gewaltig zu erschrecken, doch Dmitri beharrte so unerschütterlich, Baturin unterstützte die Meinung des Alten so dringend, daß Jener endlich nachgiebiger wurde, und sich dahin äußerte, daß, wenn es nun einmal nicht anders anginge, er am liebsten jene Beiden sogleich zu dem Fräulein führen wolle, indem der Chan jeden Augenblick zurückkehren könne.

Kaum hatte Baturin mit seinen Begleitern das Zimmer verlassen, als er sich auch erklären konnte, warum Iwan, trotz seiner Furchtsamkeit, bei jener

Forderung so wenig Widerstand geleistet hatte. Der Theil des Schlosses, wo Baturin logirte, bis dahin, wo das Fräulein eingeschlossen war, schien gänzlich öde und unbewohnt. Ein langer Gang, welcher durchwandert werden mußte, war durch eine hölzerne Gitterthüre versperrt, und Iwan verschloß solche sorgfältig, sobald seine Begleiter sie überschritten hatten. Schon suchte er in dem Schlüsselbunde, das er trug, nach dem Schlüssel, der das Zimmer des Fräuleins öffnen sollte; schon glaubte Baturin vor dem Mädchen zu stehen, das er auf der Welt am meisten geliebt hatte, als der Hufschlag galoppirender Rosse in einem der Höfe ertönte.

„Um Gotteswillen! Der Chan — der Chan" — dies war Alles, was Iwan, der vor Schreck fast zu Boden stürzte, stammeln konnte.

„Du täuschest Dich, elender Feigling!" zischelte Dmitri. „Sei vernünftig, besinne Dich!" —

„Ich täusche mich nicht!" keuchte, halbtodt, der arme Iwan. „Um des Propheten — nein, ich wollte sagen — um des heiligen Iwans willen, kommt zurück, Ihr Herren. — Aber was höre ich!" setzte er mit Entsetzen hinzu. — „O, heiliger Ali! — O, gebenedeiter Hussein! — Nun ist Alles verloren! Der Chan kommt die Stiege herauf." — — —

„Ist denn der Teufel aus der Hölle mit dem Spitzbuben im Bunde?" murmelte Dmitri. „Ja, wahrhaftig! Der Hundsfott hat recht! Es ist bereits Jemand auf dem Gange.

„Hier hinein, Ihr Herren!“ ſagte Iwan, vom Schreck halb ſinnlos gemacht, und indem er Baturin und Dmitri bei den Armen ergriff, und in eine dunkle Kammer ſchob. „Wenn Ihr an den heiligen Koran — nein, wenn Ihr an den Propheten — oder vielmehr, wenn Ihr an die heiligen Wunderthäter Andreas, und Abubeka, und Nicolai glaubt, ſo rührt Euch nicht, bis ich komme und Euch wieder herauslaſſe. — O, Muhamed! — O, heilige Jungfrau! — Huſſein Chan iſt ſchon an der Gangthüre.“

Wie ein Raſender drückte jetzt Iwan die Kammerthüre ins Schloß, und indem er einige Worte in der Landesſprache ausrief, ſprang er den Gang entlang. Bald darauf hörten die Eingeſperrten das Garter öffnen, ſie vernahmen Huſſeins Stimme, ſein Tritt ſchallte durch den Korridor, ein Schlüſſel knarrte und eine Thüre ſchlug zu.

„Ob uns der Kerl jetzt nicht herauslaſſen wird?“ ziſchelte Dmitri. „Ich glaube der Eſel hat vor Furcht den Verſtand verloren. — Aber nein! Er wird warten, bis der Chan ſich wieder entfernt; er hat ja den Schlüſſel.“ —

„Still! — Sei ſtill Alter!“ hob leiſe Baturin zu ſprechen an. „Mir iſt, als hörte ich Eudoriens Stimme in dem Gemache neben an.“

„Wahrhaftig, und auch die des Chans!“ ſagte Dmitri. „Aber was redet denn der Menſch für eine Sprache? — Man könnte jedes Wort vernehmen, wenn er nicht ſo kauderwelſch“ —

„Sei still!“ erwiederte Baturin. „Ich verstehe Alles! Es ist französisch.“ —

Eine tiefe Stille trat jetzt ein. Das Fräulein schien heftig zu schluchzen. Laut tönte sodann die Stimme des Schloßherrn.

„Dies falsche Weinen wird meinen Willen nicht ändern!“ rief Hussein erzürnt, und in französischer Sprache. — „Ihr Vater hat schlecht an mir gehandelt; er hat sein Wort gebrochen. Sie, Fräulein, handelten noch schlechter, wie er; Sie brachen gleichfalls Ihr Wort. Sie waren meine Verlobte und verließen mich. Aber ich weiß weshalb. Sie verließen mich wegen dieses Elenden, dieses Baturin, der jetzt in meiner Gewalt ist, und — Mort de ma vie! — auch nicht lebend aus dieser kommen soll.“

Das Fräulein antwortete Etwas, aber man vernahm ihre Worte nicht deutlich.

„Nichts da!“ rief Hussein, ehe Eudoxia noch zu sprechen aufgehört. „Zum zweitenmale betrügen Sie mich nicht. Binnen drei Tagen sind Sie mein Weib. So oder so, Sie haben die Wahl. — Fügen Sie Sich gutwillig, so verlasse ich mit Ihnen binnen zwei Tagen dieses Schloß, wir werden in dem nächsten Gränzdorfe durch einen griechischen Priester getraut, Sie erklären in Tiflis Ihrer Mutter, daß ich Sie aus der Händen der Gebirgsräuber gerettet, und ich zeige dem Gouvernement an, daß eine Verbindung der Gebirgsfürsten zu Gunsten der Perser statt findet. Sie leben sodann als die geachtete Gemahlin des Obristen Diomedi mit mir

zu Paris, wohin wir gehen, sobald wir Ihr Erbe, und mein Eigenthum, das ich auf verschiedenen Wegen gesichert, versilbert haben. — Wollen Sie dies nicht, so sind Sie dennoch binnen drei Tagen mein Weib, das Weib Hussein Chans, und wandern in meinen Harem. — Morgen erscheinen alle in der Verschwörung befangene Häuptlinge in diesem Schlosse. Wir erklären Ihrem elenden Baturin, daß wir entschlossen sind, Heeresfolge zu leisten, und bewilligen Alles, was er verlangt. Sobald er übermorgen unter Bedeckung meiner Leute die Burg verlassen hat, werden Letztere mitten im Walde in einem Scheingefechte angefallen, und der Russe nebst seinem Begleiter niedergesäbelt. So retten wir für den Augenblick den Ruf, denn ich sende selbst die Anzeige davon nach Wladi Kawkas. Sollte aber demungeachtet Verdacht entstehen, so bin ich jedenfalls außer der Gewalt der Russen. Ich gehe dann nach meiner Burg, an die Gränze des Landes der Lesghis, und bis dahin ist noch kein feindlicher Fuß vorgedrungen." —

Das Fräulein sprach jetzt wieder Etwas, das aber nicht bis zu dem Ohre Baturins gelangte.

„Nur durch Ihre ruhige Einwilligung," rief Hussein, als Eudoxia schwieg, „können Sie das Leben des Elenden retten. — Werden Sie freiwillig die Gemahlin des Obristen Diomedi, und schwören Sie mir auf das Kruzifix, nie mehr an Baturin zu denken, so mag er leben. Ich dürste nicht nach seinem Blute. Ich glaube auch nicht, daß er aus Bosheit schlecht an mir

gehandelt hat; aber zu Boden muß er, wenn er mir im Wege steht. — Doch wozu weiteres Geschwätz? Mein Entschluß ist gefaßt, und in drei Tagen muß es auch der Ihrige sein. — Seien Sie vernünftig, Eudoria! Besinnen Sie Sich! — Ich bin kein Jüngling mehr. Das Leben des Abentheurers, das wüste Treiben des Weltlärms, war mir zuwider, dreimal mehr zuwider ist mir die Rolle des Häuptlings dieser Wilden. Flösse nicht ihr Blut in meinen Adern, wäre ich nicht an den Ufern des Kuban, in den Wildnissen des Kaukasus geboren, ich hätte es längst unerträglich gefunden. — Eudoria!" setzte er etwas sanfter hinzu. „Retten Sie mich vor mir selbst. Ich will hinaus aus diesem Treiben, das mich anekelt. Ich habe genug an dem seltsamen, wildbewegten Leben, das mich fast von der Stunde meiner Geburt an umhertrieb."

Eudoria sprach wieder, ohne daß man sie verstehen konnte.

„Wohlan!" rief, als sie geendet hatte, der Häuptling mit starker Stimme. „Drei Tage haben Sie Zeit. In Ihrer Hand liegt Ihr und mein Lebensglück. Wählen Sie: entweder die Gattin Diomedis zu Paris, oder das Weib Hussein Chans an den Ufern des Kuban." —

Eudoria sprach noch einige Worte, die aber nicht bis zu dem Ohre Baturins kamen, die Thüre knarrte, und bald tönte der schallende Tritt des Schloßherrn den Gang entlang. —

Ungefähr eine Viertelstunde mochte verflossen sein, als Iwan erschien, seine Verbündeten aus dem Versteck

zu erlösen. Baturin glaubte, daß der Arme durch den Schreck in seinem Vorsatz, zu fliehen, wankend gemacht sein würde. Das Gegentheil fand statt.

„Ich sehe jetzt deutlich," sagte Letzterer, „daß der heilige Iwan sichtlich dabei die Hand im Spiele hat. Wie leicht konnten wir überrascht werden, und dann war es aus mit uns Allen! Jetzt, Herr Kapitain, bin ich zu Allem bereit, und ich bitte Sie nur, daß, wenn wir glücklich nach Wladi Kawkas kommen sollten, Sie das Bild des heiligen Siegbringers Georg auf dem Schirm, der das Allerheiligste umgiebt, vorzüglich aber den Drachen, ein Bischen aufmuntern lassen, denn der hatte es schon vor zehn Jahren nöthig." —

Baturin versprach, den genannten Heiligen, vorzüglich aber dessen Drachen, aufs Beste zu bedenken, und als Iwan versicherte, daß der Häuptling, von einem sehr angestrengten Ritt ermüdet, bereits sein Lager gesucht habe, wurde von den Verbündeten berathschlagt, was zu thun sei. Der Hauptmann glaubte, bei der Erfahrenheit, die der alte Dmitri bisher bewiesen, keinen Umstand, der mit ihrer Lage in einiger Beziehung stand, verheimlichen zu müssen, und wiederholte jedes Wort, das Hussein zu Eudorien gesprochen hatte.

„Jetzt werden Sie doch keinen Anstand nehmen, mit uns und dem Fräulein zugleich die Flucht zu ergreifen?" rief der alte Kosak, als Baturin seine Rede geendet hatte. „Wollen Sie warten, bis das Fräulein das Weib des Tschetschenzen ist? denn, daß er auf keinen Fall Einem von uns das Leben schenkt, daß er

uns Alle auf dem Rückwege ermorden läßt, ist sonnenklar. — Ja ich behaupte," rief der Alte heftig, „ich behaupte — jedoch mit allem Respekt — daß Sie Ihre Pflicht verletzen, wenn Sie nicht entfliehen. Sie sind zur Kunde einer Verschwörung der Häuptlinge mit den Persern gekommen, und wollten zögern, den Kommandirenden davon in Kenntniß zu setzen? — Schon die Klugheit gebietet dem Räuberhäuptling, daß er weder seinen Nebenbuhler, noch dem Abgesendeten des Gouvernements, der Manches hier erspäht haben kann — und Beides sind Sie in einer Person — lebendig nach Tiflis, oder Mosdok zurückkehren läßt."

Baturin wußte dem Argumente des Alten nichts Bedeutendes entgegen zu setzen. Durch eine Zögerung war Euboxia jeden Falls verloren. Von einer Flucht mit Iwan allein, — welche dieser auch auf solche Weise entschieden verweigerte — war nichts zu hoffen, eine solche in Begleitung Dmitris, hieß das Einverständniß sonnenklar machen, auf alle Fälle aber blieb, wenn Baturin und seine Begleiter umkamen, das Generalkommando von der ihm Hinsichts des persischen Angriffs drohenden Gefahr ohne Nachricht. — Der Hauptmann willigte in gemeinsame Flucht. —

Diese ward nun von allen Seiten besprochen, und am Ende Folgendes festgesetzt. — Iwan sollte so bald als möglich Euboxien von Baturins Anwesenheit und von der auf Morgen Nacht bestimmten Flucht benachrichtigen. Er sollte ferner, was, wie er sagte, ihm nicht schwer fallen würde, sich einen Schlüssel zu einem

ter Ausfallpförtchen verschaffen, und für Jeden der Theilnehmer ein gutes Schießgewehr mit einiger Munition auf die Seite zu bringen suchen. Die Zeit des Aufbruchs ward auf Mitternacht bestimmt. — —

„Zwei Dinge, Herr Kapitain," sagte der alte Dmitri bedächtig, den Finger an die Stirne legend, „zwei Dinge haben wir noch vergessen! — Das erste ist, daß Sie Iwan irgend ein Zeichen mitgeben, damit das Fräulein ihm vertraue. — Ich rathe Ihnen auch, ihr ein paar Zeilen mit Bleistift zu schreiben, und zu sagen: daß sie, wenn Hussein sie morgen besucht, sich nachgiebig zeigen solle."

Baturin empörte zwar der letztere Vorschlag anfangs, aber er sah bald dessen Nützlichkeit ein, und schrieb. —

„Das Zweite ist," sprach Dmitri bedächtig weiter, „daß Du, Iwan, den beiden, schönen, großen Fanghunden des Chans etwas, das sie des Morgenfutters überhebt, in die Abendsuppe mischest, oder besser, daß Du sie mit einer guten Schlinge erdrosselst. — Allenfalls," setzte er hinzu, „wäre es hinreichend, ihm die Sehnen eines Hinterlaufs zu durchschneiden, aber sie möchten dabei einen zu argen Lärm verführen."

„Ich soll die schönen Thiere vergiften, oder lähmen, Dmitri?" erwiederte Iwan zögernd. „Es ist dies gar nicht nöthig! Ihr täuscht Euch, wenn Ihr denkt" —

„Will das Ei klüger sein, wie die Henne!" fuhr der Alte heftig auf. „Ich sage Dir, Kerl, Du er-

dreſſelſt, vergifteſt oder lähmſt die Beſtien! — Ich kenne das Teufelsgezücht aus Erfahrung. Beſſer bewahrt, als beklagt. Und — nun kein Wort weiter."

Das Geſpräch kam nun auf andere Vorſichtsmaßregeln, und es war faſt Mitternacht, als Iwan davonſchlich.

Kaum war der folgende Tag angebrochen, als eine Menge kaukaſiſcher Häuptlinge ſich zu Kuka einfanden, und Huſſein Chan, Baturin mit Ergebenheitsverſicherungen überhäufend, die Verhandlungen begann. Wäre der junge Ruſſe nicht durch den eigenen Mund des Schloßherrn von deſſen Verrätherei in Kenntniß geſetzt geweſen, nimmermehr hätte er ſolche aus dem Gange der Unterhandlungen ahnen können. Alles was Baturin nur verlangte, Hilfstruppen, Geißeln, Lebensmittel, wurden zugeſagt, und unter tauſend Freundſchaftsbezeigungen trennte ſich die Verſammlung. — Baturin erklärte nun dem Hausherrn, daß er, da Alles abgemacht ſei, mit Tagesanbruch aufzubrechen gedenke, und ſein Wirth, den dieſe Nachricht ſichtlich ſehr heiter ſtimmte, verſicherte, daß er ſeinen Gaſt unter ſicherer Bedeckung bis Darial geleiten laſſen werde, da er nicht läugnen könne, daß es unter ſeinen Landsleuten Böswillige gebe, die Baturins Sicherheit, wenn er nicht mit ſtarkem Geleite reiſe, wohl zu gefährden im Stande wären. Der Reſt des Tages ward, ſo ſehr auch Baturin dagegen proteſtirte, beim Weinſchlauche zugebracht, und der hörnerne Becher ward von Huſſein unaufhörlich geleert und gefüllt, ohne daß dieſer Umſtand, wie der

Hauptmann gehofft hatte, den Geisteskräften des Wirthes einigen Eintrag gethan hätte. Erst eine Stunde vor Mitternacht, und als schon die Bewohner des Schlosses in tiefem Schlafe lagen, suchten die Trinkenden ihre Schlafzimmer auf. —

Baturin war indeß fast eine Stunde in dem seinigen hin und hergegangen. Noch war Alles still. Weder von Dmitri, noch Iwan, war das Geringste zu vernehmen.

„Wenn Iwan Furcht gehabt, wenn er ein Verräther geworden wäre, Hussein Chan Alles entdeckt hätte!" diese Vorstellungen quälten den jungen Mann aufs Aeußerste. Noch war er mit diesen düstern Vorstellungen beschäftigt, da öffnete sich leise die Thüre. —

„Wir sind da!" zischelte Dmitri.

„Alexander!" sagte eine bekannte, sanfte, aber zitternde Stimme.

„Eudoxia! — Du?" — rief Baturin halblaut.

„Still, um Gotteswillen!" fiel hastig der Alte ein. „Hier, Herr Kapitain, haben Sie eine wohlgeladene Flinte! — So! — Nun geben Sie dem Fräulein Ihren Arm! — Du, Iwan, machst die Vorhut, der Hauptmann ist im Centrum, ich bilde den Nachtrab. — Doch, noch Eins! — Iwan! — Junge! — Hast Du auch nichts vergessen? — Du hast Dein letztes Abendbrot gespeist, wenn Du irgend etwas unterlassen hast, das ich Dir befohlen habe." —

„Nichts! — Nichts!" — sagte Iwan, indeß ihm vor Angst die Stimme zitterte. „Aber fort! Fort um

des Propheten — ich will sagen, um der heiligen Jungfrau willen."

Die Gesellschaft ging nun leisen Trittes und aufs Vorsichtigste die Stiegen hinab. Der Mond schien ein wenig durch zerrissene Wolken, man mußte einen kleinen Hof überschreiten, und hielt sich deshalb dicht an der Mauer im tiefsten Schatten. Jetzt hatte man die gefährlichste Stelle im Rücken, man trat in einen kleinen Obstgarten, wo die Tritte weniger schallten, aber der Weg ging unmittelbar unter den Fenstern des Schlafzimmers Hussseins vorbei, und bei jedem Luftzuge, der durch die Aeste der Bäume strich, bei jedem Rauschen der Zweige, ja bei dem kleinen Getöse, das ein von der Mauer fallender Stein verursachte, schmiegte sich Eudoxia angstvoll an ihren Begleiter. — Endlich standen die Flüchtlinge an dem Ausfallpförtchen.

„Gebe der heilige Iwan," sagte dessen zitternder Namensverwandter, als er den rostigen Schlüssel hervorholte, „gebe mein gebenedeiter Schutzpatron, daß das alte Schloß sich öffnen läßt! — Ich habe den Schlüssel nicht versuchen können, weil ich Aufsehen zu erregen fürchtete."

„Gieb her, Du Hase!" zischelte Dmitri. „Mit Deiner zitternden Pfote wirst Du freilich nicht das Schloß aufsperren können." — Ein heftiger Druck, ein kecker Stoß, und das Pförtchen knarrte leise in seinen Angeln.

„Das war der erste Stein des Anstoßes!" murmelte leise der greise Kosak. „Gott und Sanct Alexander Newsky! helfe uns über den letzten." — —

„Wir müssen hier zwischen dem Gesträuche den Felsen hinunterklettern!“ zischelte Iwan, als die Flüchtlinge ins Freie getreten waren, und indem er die Thüre so leise als möglich anlehnte. „Wollten wir den Fußsteig verfolgen, so kämen wir am Thore vorbei, und über diesem hält beständig Jemand Wache.“

„Soll das Fräulein den Hals brechen, Bursche?“ — murmelte Dmitri. — „Wir müssen es wagen, vor dem Thore vorbei zu passiren. — Ueberdem, wenn wir den Felsen hinunter kletterten, so wären wir mitten im Dorfe und alle Hunde würden rebellisch.“ —

Das Argument des Alten war so einleuchtend, daß man den Rath des Letztern befolgte, und keck an der Mauer des Schlosses fortging.

„Der Thurm wirft einen langen, düstern Schatten bis nach jenem Vorsprung!“ sagte Dmitri, kaum hörbar, zu seinen Begleitern. „In dem Bereich des Schattens müssen wir uns halten. Gelangen wir bis zu diesem Punkte, so haben wir viel gewonnen.“ —

So leise und vorsichtig, wie ein Trupp Rehe nach Sonnenuntergang aus der dunkeln Föhrennacht ins Freie tritt, gingen die Flüchtlinge hart an der Mauer hin, bis an den Fuß der Thormauer, und von hier in der dunkeln Schattenbahn des Thurmes bis nach dem bezeichneten Vorsprunge. —

Fühlbar, und bis in die Schläfe hinaufzuckend, pochten Eudorien die Pulse, als sie am Arme ihres Begleiters über den freien Platz vor dem Burgthore schritt, und der alte Dmitri griff unwillkürlich nach

dem Hahne der langen Tscherkessenflinte, die er in der Hand hielt. Jeden Augenblick erwartete man eine rauhe Stimme von der Höhe des Thores ertönen zu hören, jedoch — es blieb Alles still.

„Nun rasch fort! — Immer querfeld, dem Walde zu! — Es geht besser, als ich gedacht;“ sagte der Alte, indem er Iwan zu schnellerm Schritte trieb. „Doch habe ich eher keine Ruhe, bis wir dieses Blachfeld hinter uns haben.“

In weniger als einer Viertelstunde war dies der Fall, denn da der Mond eben hinter einigen Wolken, die ihn bis jetzt bedeckt gehalten hatten, hervortrat, so beschleunigten die Flüchtlinge ihre Schritte.

Unsere Bekannten befanden sich nun am Rande des Eichwaldes, und hielten hier einen Augenblick an, um sich zu erholen. Ihre Blicke schweiften indeß über das romantische, vom vollen Mondscheine erleuchtete Thal hinüber. Düster und drohend lag die Burg auf ihrem mächtigen Felsen in der Mitte desselben. Eudoxia schauderte, indem sie nach ihrem Gefängnisse hinüber sah.

„Du bist frei!“ flüsterte Baturin, welcher die Empfindungen des Mädchens errieth; „Du bist mein! Keine Macht der Welt soll Dich mir entreißen.“

„Mein Freund! Mein Bruder!“ lispelte Eudoxia, das lockige Haupt an die Brust des Geliebten schmiegend.

„Wir trennen uns nicht mehr, da uns Gott so wunderbar gerettet!“ sagte Baturin, indem er Eudoxien stärker an sich preßte.

„Niemals! — Niemals wieder!“ stammelte das Mädchen. —

„Wir müssen eilen!“ hob jetzt der alte Kosak an, indem er zu Baturin trat. „In der Burg ist noch Alles dunkel, mithin hat man unsere Flucht nicht bemerkt; aber wir haben wenigstens vier Stunden nöthig, um bis in eine Gegend zu gelangen, wo wir mit einiger Sicherheit auf Schutz rechnen können, wenn wir verfolgt werden sollten.“

Die Worte des alten Mannes, mehr aber noch der Ton von Besorgniß, der in ihnen lag, schreckte die Liebenden aus ihren Träumen auf, und rasch verschwand die Gesellschaft in dem Schatten des Waldes.

Langs ging der Weg quer durch das Unterholz, das hier und da Umwege nöthig machte, doch endlich gelangte man auf einen Fußsteig, der sich unter dem grünen Dome, den die Wipfel der mächtigen Eichen bildeten, fortschlängelte. Die tiefste Stille herrschte rings umher, und nur selten flatterte ein aufgescheuchter Nachtvogel durch die Aeste, oder es fuhr ein geschrecktes Wild aus seinem Lager auf. So schnell indeß auch die Flüchtlinge ihren Weg fortsetzten, und obgleich bereits einige Stunden vergangen waren, immer wollte der Wald noch kein Ende nehmen. Wo irgend eine etwas lichtere Stelle es erlaubte, blickte der alte Dmitri nach den Sternen, oder nach der Scheibe des Mondes, und schüttelte dann und wann mit bedenklicher Miene das Haupt. Die Zeit schien ihm schneller vorüber zu eilen, der Weg länger zu sein, als seine Berechnungen bestimmt

hatten. Er trieb unaufhörlich zur Beschleunigung des Marsches. — So rüstig aber auch Eudoria an Baturins Arme vorwärts schritt, so wollte es diesem doch bedünken, als ob sich das Mädchen mehr anstrenge, als das Maaß weiblicher Kräfte erlaube, und er bat Dmitri, seine Eile etwas zu mäßigen.

„Sie haben zu befehlen, Herr Kapitain!" sagte der Alte mit großer Unruhe im Tone, und indem er langsamer ging; „Sie haben zu befehlen, und wir wollen langsamer gehen, aber — zwei Finger der Faust gäbe ich drum, könnte ich damit noch eine Stunde Finsterniß erkaufen. — Der Tag graut bereits im Osten."—

„Sollten wir bei dem Vorsprunge, den wir erlangten, noch Gefahr zu befürchten haben, wenn man auch unsere Flucht entdeckte!"

„Sie kennen die Geschwindigkeit der Pferde dieser Tschetschenzen nicht, wenn Sie viel auf den zurückgelegten Raum rechnen!" sprach Dmitri mit ernstem Blicke. — „Wären wir nur aus dem Walde heraus, und in dem felsigen Thale, dann möchte es noch angehen. Dort ist es schwierig, zu Pferde außerhalb des Weges fortzukommen, aber hier" —

Der Kosak hatte noch weiter sprechen wollen, doch jetzt stand er auf einmal still. Rasch kehrte er sich nach der Gegend, woher man gekommen war, und schien — nachdem er eine Bewegung mit der Hand gemacht — auf etwas Entferntes zu horchen. —

In außerordentlicher Weite ertönte das Bellen eines Hundes.

Saturin glaubte, der alte Kosak sei rasend geworden, als dieser auf einmal, wie wüthend, den erschrockenen Iwan an der Brust packte und ihn derb abschüttelte.

„Elender!" schrie Dmitri. „Elender! Was hält mich ab, daß ich Dir nicht mein Messer bis ans Heft in den Leib stoße? — Du hast die Hunde weder getödtet, noch gelähmt." —

Iwan zitterte am ganzen Leibe, ohne ein Wort zu sagen. — Etwas deutlicher hörte man jetzt das Hundegebell.

„Verflucht sei die Hündin, die diesen Wurf geboren!" rief der greise Kosak, und sein Ton klang wie Verzweiflung. „Hören Sie, Kapitain! — Hören Sie! — Die Bestien jagen auf unserer Spur, wie auf der des Turi, oder des wilden Ebers. — Aber fort! — Fort jetzt, oder wir sind verloren!" —

Die Flüchtlinge waren längere Zeit beschleunigten Schrittes fortgeeilt, als in der Nähe das Rauschen eines Waldbachs tönte.

„Das könnte uns noch retten!" murmelte Dmitri, und mit einem Wink der Hand gebot er nach dem Bache abzubiegen. An dem Ufer desselben angekommen, faßte er Eudorien in seine Arme, und trug sie durch den kaum die Knöchel der Füße benetzenden Strom. Kaum war aber die Gesellschaft einige hundert Schritte das Wasser entlang gegangen, als er dieses Manöver mehrmals wiederholte, und endlich erklärte, es bleibe weiter kein Mittel übrig, als in dem Wasserlaufe selbst, und

zwar Eines hinter dem Andern, stromabwärts zu gehen. „Täuscht dieses die Bestien nicht, so sind wir verloren!“ setzte er dumpf hinzu.

Der Wald ward jetzt lichter, der Tag brach an, und die Felsschlucht, deren Seitenhöhen mit großen Blöcken übersäet, vor wenigen Tagen Baturins Aufmerksamkeit so erregt hatten, lag vor den Blicken der Flüchtlinge. Das Hundegebell war indessen immer näher gekommen. Baturin schätzte die Entfernung der Thiere kaum noch eine Viertelstunde.

„Hören Sie nur die Bestien!“ sagte Dmitri im Gehen zu Baturin. „Jagen sie nicht unsere Spur so gleichförmig wie die eines hauenden Keilers? Ihr Laut tönt so ununterbrochen, wie das Geläut der Schlittenglocken zur Weihnachtszeit. — Aber jetzt! — Aha, ihr Giftdrachen! — Stockt jetzt eure Stimme einmal? — Habt ihr auf ein Veilchen die Nase verloren? — Es war,“ setzte der Alte mit einiger Zufriedenheit hinzu, „es war die höchste Zeit, daß wir zu dem Bache kamen.“

Die Flüchtlinge traten nun aus dem Walde ins Freie. Baturin wollte den Fußweg im Thalgrunde einschlagen.

„Nichts da, Herr Kapitain! Dort oben geht unser Weg!“ rief der Kosak, indem er mit der Hand nach dem schmalen Felsrücken zeigte, ein Pfad, der nur für das wilde Schaf, oder die Gemse, geeignet schien. — „Aber fort! Fort hinauf! Es ist die höchste Zeit.“ — —

Nach wenig Minuten war die Höhe erklimmt. Das Hundegebell ertönte von Neuem.

„Schütten Sie frisches Pulver auf die Pfanne, Kapitain!“ sagte jetzt Dmitri mit düsterm Tone; „wir werden es bald nöthig haben. Und Du, Kerl“ — hier wandte er sich zu Iwan — „wenn Dir der Schreck nicht ganz den Verstand geraubt hat, so beantworte mir eine Frage. Wie viel Pferde giebt es in der Burg, die den Weg durch den Wald bis hierher in zwei Stunden zurücklegen können?“ —

„Außer dem Schimmel des Häuptlings noch etwa zwei oder drei!“ erwiederte Iwan.

„Also höchstens vier Mann! Das möchte noch angehen!“ murmelte Dmitri zwischen den Zähnen.

„Du bist also gewiß, daß man uns nachsetzt!“ sprach der Hauptmann, indem er sein Gewehr untersuchte.

„So gewiß, als daß mich meine Mutter geboren hat!“ entgegnete der Alte. „Es wird nicht lange dauern, so werden wir die Kugeln der Spitzbuben pfeifen hören. Hussein Chan wird nicht säumen uns den Weg nach Darial noch ein wenig sauer zu machen. — Hören Sie nur, wie lustig seine Lieblinge ihre Stimmen ertönen lassen! — Die Hunde jagen ganz in der Nähe des Waldrandes. — Auch die Jäger werden nicht allzu entfernt sein, und — Alle Wetter! da kommen sie.“—

Unwillkürlich schaute Waturin und Eudoxia rückwärts, als der Alte diese Worte gesprochen hatte. Zwei große, schwarze Fanghunde brachen aus dem Walde, revierten einen Augenblick in der Runde, und jagten dann, in eintönigem Gebell, auf der Spur des

Weges, den die Flüchtlinge genommen hatten, den Höhen zu.

„Lassen Sie sie heran, und zielen Sie gut!“ rief Dmitri dem Hauptmann zu, indem er diesem, so wie den Andern, hinter ein Felsenstück zu treten winkte.

Eben jagten die Hunde heran. „Achtung!“ zischelte Dmitri, zwei Schüsse krachten, und die Doggen wälzten sich heulend in ihrem Blute.

„Laden Sie!“ schrie jetzt der Kosak. „Laden Sie, und — blicken Sie dort hin.“ —

Ein Panzerreiter auf einem Schimmel, dem noch drei Andere in kleinen Zwischenräumen folgten, stürzte eben aus dem Eichwalde. Er parirte einen Augenblick sein Roß, und schien wild umher zu schauen, als er das Jammergeheul der sterbenden Hunde vernahm. Mit einem Geschrei der Wuth wendete er sich nach seinen Begleitern, streckte den Arm nach den Flüchtlingen, die er eben erblickt zu haben schien, aus, und jagte, von seinen Gefährten gefolgt, mit Windeseile daher.

„Sehen Sie einmal, wie der Schimmel über die mächtigen Felsblöcke setzt!“ sagte Dmitri voll Bewunderung zu Baturin. „Ist es nicht, als ob es Flügel hätte, das wackere Thier? Bei Gott! der Schimmel des heiligen Georgs ist keine bessere Mähre gewesen. — — Aber, wir dürfen hier nicht verweilen. Wir sind zwar hier auf dem Felsenkamme sicher, aber der Teufel traue, daß der Feind nicht Verstärkung erhält, und dann Alle

nach jener Seite!" murmelte Dmitri mürrisch vor sich hin. — „Aber hols der Henker! das könnte noch lange dauern und die Schurken inzwischen Verstärkung bekommen. — Hören Sie, Herr Kapitain!" setzte er hinzu, indem er Baturin zu sich winkte. „Ich habe da einen Einfall, der nicht übel ist. Wir müssen etwas wagen."

„Wollen wir dem Chan und seinen Begleitern vereint zu Leibe gehen?" rief Baturin muthig. „Nur vorwärts, Alter! ich bin dabei."

„Nicht daran zu denken!" entgegnete Dmitri mit einer Bewegung der Hand. — „Nein! — Wie Sie sehen, sind dort die Felsenblöcke hoch genug, um einen Mann zu verbergen. — Treten Sie doch einmal auf den dort! — Du, Iwan, auf jenen zur Linken. Das Fräulein mag sich auf ein paar Augenblicke allein behelfen. — Uebrigens unterhalten Sie, Herr Kapitain, und Du, Iwan, auf ein paar Minuten ein tüchtiges Feuer."

„Sage mir, Alter" — hob Baturin an, aber der Greis schüttelte unwillig mit dem Haupte, und winkte so gebieterisch mit der Hand, daß der Hauptmann ohne Weiteres den Befehl seines Untergebenen befolgte. —

Kaum hatte der junge Russe aber seinen Posten auf dem bezeichneten Punkte, desgleichen auch Iwan den seinigen, eingenommen, kaum hatten sie ein paar Schüsse losgebrannt, als auch die Kugeln ihrer Verfolger ihnen um die Ohren sausten. Am genauesten zielte der Panzerreiter auf dem Schimmel, und eine seiner Kugeln streifte Baturin leicht am Arme. Da der junge Mann,

durch diesen Umstand genöthigt, sich das Schnupftuch um den Arm zu winden, für einen Moment das Feuer einstellte, so ward sein Gegner nur um so kühner. Mit einer Verwegenheit ohne Gleichen spornte er den Schimmel über eine Schicht rollender Kiesel aufwärts, drang zwischen ein paar Felsblöcken durch, übersprang einen andern dergleichen, und befand sich endlich kaum funfzig Schritte von Baturin. — Deutlich konnte dieser die Züge Hussein Chans erkennen. — Mit Wuth im Blicke, ließ Letzterer jetzt die Zügel des Schimmels fallen, und spannte den Hahn der langen Tscherkessenflinte. — Baturin eilte ihm zuvor zu kommen; er legte an, schoß und — fehlte. — — —

Laut lachend hob Hussein sich nun in den Bügeln, während der Schimmel wie eingemauert stand.

„A vous, Mr. Baturin!“ rief er laut und mit gräßlichem Hohne. „Sie empfangen jetzt den Dank für Ihre gütigen Bemühungen um meine Braut, und die Zinsen für Ihr Pariser Darlehn.“ — —

Mit großer Ruhe brachte Hussein die Flinte an den Backen.

Baturin hatte seinen Gegner während dieser Rede starr angeblickt. Er stand gefaßt, ruhig, wie eine Bildsäule; er erwartete den tödtlichen Schuß. — —

In diesem Momente knallte es zwischen den Felsen. Baturin glaubte, es sei der Schuß seines Gegners. — Wie erstaunte er, als er diesen sich heftig im Sattel erheben, schwanken, und dann, wie vom Blitze getroffen, vom Pferde stürzen sah! — — —

In diesem Augenblicke erschien auch Dmitri auf der Spitze eines Felsblocks.

„Hurrah, Kapitain!“ schrie er in höchster Kriegerfreude. „Der liegt fest! — Ich habe ihn am rechten Flecke gefaßt. — Und dort! — Blicken Sie rechts, Kapitain! — Hurrah! Dort kommen unsere Brüder!“ —

In diesem Augenblicke brauste ein Kosakenhaufen von ungefähr zwanzig Mann, unter lautem Kriegsgeschrei, den Thalweg von der Seite von Ogrial daher. — Nach einem vergeblichen Versuche, sich ihrem getödteten Häuptlinge zu nähern, verschwanden, laut heulend vor Schmerz und Wuth, die Begleiter des Letztern.

„Ihnen nach, Brüder!“ schrie Dmitri, indem er auf dem Gipfel des Felsens hoch emporsprang. „Fangt sie! Es verlohnt der Mühe!“ —

Unter lautem Hurrahgeschrei sprengte der Kosakentrupp den Fliehenden nach. —

Während Baturin zu Eudorien eilte, um sie von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen, war Dmitri mit Iwans Hülfe beschäftigt, den Schimmel einzufangen, und dem Todten Drathpanzer und Waffen abzunehmen.

„Siehst Du, Bursche!“ sagte der Alte ganz gemüthlich. „So geschwind ändert sich der Wind, wo die Kugeln pfeifen. Der da“ — er zeigte auf den Todten — „hätte heute früh es gewiß nicht geglaubt, daß ich bei ihm den Kammerdiener machen, und ihm das Drath-

hemd auszuziehen sollte. Aber es ist Alles eitel. Wer weiß, wer mir alten Knaben noch einmal einen ähnlichen Dienst erweisen wird."

Unter solchen Reden packte Dmitri Rüstung und Waffen des Getödteten in ein Bündel, und zog, nachdem er Baturin und Eudorien durch Winken mit der Hand und lautem Zuruf angedeutet, daß die Gefahr vorüber sei, und sie von der Höhe in das Thal herniedersteigen möchten, den Schimmel am Zügel führend, ruhig auf dem Wege nach Darial vorwärts. —

Es war am folgenden Tage Abends, als Baturin, nachdem er das Mädchen in die Arme der vor Freude weinenden Mutter geführt, und dem Kommandanten von Wladi Kawkas Bericht abgestattet hatte, zwischen den beiden Damen saß. Das Gespräch wandte sich auf Diomedi.

„Sagen Sie mir, theuerste Mutter!" rief Baturin. „Wer war dieser räthselhafte Mensch? — Wie läßt sich der Obrist der französischen Garde, der Ritter der Ehrenlegion, mit dem Tschetschenzenhäuptlinge zusammenreimen? — Wie bildete sich sein Verhältniß zu" —

„Du wirst dies leicht begreifen!" unterbrach schmerzlich die Dame den Fragenden. „Diomedi war der einzige Sohn eines Ossetenfürsten dieser Gegend, seine Mutter die Tochter eines Tschetschenzenhäuptlings. In einer der häufigen innern Fehden unterlag sein Vater den Gegnern. Er und alle die Seinen wurden erschlagen, nur der Sohn — ein Knabe noch — ward als Sklave nach

Anapa verkauft. Von dort kam er über Konstantinopel nach Egypten. Murad Bay, der Herr des Jünglings, gewann diesen lieb, und bald war er einer der geachtetsten seiner Mamelucken. In der Schlacht der Pyramiden fiel er in die Hand der Franzosen, er nahm Dienste, und in kurzer Zeit war er Offizier. Als Napoleon gestürzt ward, befand sich Diomedi — diesen Namen hatte er angenommen — als ehemaliger Obrist der Mamelukkengarde, auf Halbsold in Paris. Hier lernte ihn mein verstorbener Gatte kennen. Seine romantischen Schicksale machten ihn interessant, seine angenehmen Eigenschaften öffneten ihm unser Haus. Mein Gatte — Du kannteſt ja seine Neigung für kombinirte und weitaussehende Pläne — interessirte sich sehr für Diomedi. Man bereitete damals einen Zug gegen die unruhigen kaukasischen Bergvölker. Mein Gatte wollte, daß Diomedi in russische Dienste träte, und, indem er Gelegenheit suchte, der Krone wichtige Dienste bei Bezwingung der Gebirgsstämme zu leisten, hoffte Jener es dahin zu bringen, daß Diomedi nicht nur das ihm unrechtmäßig entrissene Eigenthum wieder erlangen, sondern im Interesse Rußlands zu einem mächtigen Fürsten, etwa wie die ehemaligen Chane von Mingrelien, Baku, oder Imereti, ernannt werden solle. Um ihn desto mehr an sich zu fesseln, sagte mein Gatte dem Fremden, der ihn gewonnen, wie sonst noch Niemand, die Hand Eudoriens zu, und diese, unaufhörlich bestürmt, gab endlich ihre Einwilligung. — Nun erschienst Du in Paris. Das Uebrige weißt Du. Das unselige Bündniß ging zurück,

und mein Gatte, um wenigstens einen Theil der Diomedi gegebenen Zusage zu erfüllen, verschaffte ihm nach dem kurzen kaukasischen Feldzuge das Erbe seines Vaters wieder. Hier lebte er, in Tiflis ein Christ, im Kaukasus ein Muhamedaner, nirgends geachtet, aber allgemein gefürchtet."

Lange wendete sich das Gespräch auf diese Weise noch hin und her, und endete endlich damit, daß Baturin der Legationsräthin seine Liebe zu Eudorien gestand, und um die Hand der Letztern anhielt. Freudig legte die würdige Frau die Hände der Liebenden in einander.

Nach wenig Tagen waren Alle auf der Reise nach Tiflis. Hier ward Eudoria Baturine Gattin. Iwan, dem der Hauptmann volle Strafloſigkeit ausgewirkt hatte, blieb als Diener bei den Vermählten, der alte Dmitri aber zog reich beschenkt nach Nowoi Tscherkask. Dort nur — meinte er — könne er seine Tage in Fröhlichkeit beschließen. — Bald nach jener Zeit brach der Feldzug gegen die, zu Gunsten der Perser verschworenen Bergvölker, aus. Baturin führte als Generalstaabsoffizier eine Kolonne in die Gegend von Kuka. Er fand die Burg in Ruinen. Die Besatzung hatte sie selbst zerstört. —

Blumenkranz

von

Sprengel.

Zeitlose.

Wenn in des Spätherbsts trüben Regentagen
Der Wald sein Laub verlor, ihr Grün die Wiesen,
Sonst keine duftererfüllten Kräuter sprießen,
Aus Grau und Gelb nicht bunte Blumen ragen:
Sieht einsam man, wie mit bescheidnem Zagen,
Ein zartes Lilablümlein sich erschließen;
Und ob's auch wild die Regenströme gießen,
In kalte Luft allein hervor sich wagen.
So wol'st des Blümchens Sinn Du freundlich deuten:
„Wenn auch in trüben, winterlichen Zeiten
„Der jungen Freuden Glanz hinweg geschwunden,
„Sei der als treuer Freund Dir stets zur Seiten,
„Der in des jetzigen Maimonds frohen Stunden
„Der Herbstes-Blume Deutung so befunden."

Nachtviole.

In des Mittags warmem Scheine,
Dufteten die holden Blüthen

Aller Blumen und sie glühten,
Funkelnd bunt, wie Edelsteine.
Eine Blume sah ich stehen
Nur in schlichtem grauen Kleide;
Gab mir keine Augenweide,
Keine Düfte fühlt' ich wehen.
Aber in der dunkeln Nacht,
Als die andern ganz verschwanden,
Keine Düfte mehr aussandten,
War der ihre süß erwacht.
Und ich sende Dir die stille
Blume; denke dabei dessen,
Der am Tag scheint zu vergessen
Heiß doch liebt in dunkler Hülle.

Cactus.

In nächt'gen Stunden,
Wo aller bunten Blumen Glanz verschwunden,
Sich jede schließet,
Und süße Düfte tief im Kelch verschließet;
Entblüht im Dunkel
Der Einen Pracht, wie glänzend Sternengefunkel,
Und milde Düfte
Entsteigen ihrem Schoos in stille Lüfte,
Doch wenn die Strahlen
Des hellen Morgens bunt den Garten malen,
Muß sie vergehen,
Und, kahl Gesträuch, bei ihren Schwestern stehen.
Der Liebe Glühen
Kann, gleich ihr, nur in stiller Nacht entblühen,
Und im Geheimen,
Muß sie, wie jene, unerkannt entkeimen;

Der neid'sche Morgen
Verscheucht zu bald, was treu die Nacht geborgen.
Drum Freund, o schweige!
Daß Liebe sich Dir ferner günstig zeige.

Nelke.

Warum ich die Nelke sende,
Die auf Atlasweißem Grunde,
Viele rothe Tropfen zeigend,
Wie besprüht erscheint mit Blute? —
Sagen soll sie Dir, Geliebte,
Wie ich gern und heitern Muthes
All' mein Blut vergießen wollte,
Dürft' auf Deinem weißen Busen
Nur ein einzig kleines Tröpfchen,
Wie die auf der Nelk', ich ruhen.

Feurige Liebe.

Von allen Blumen,
So, bunt entsprosst in Floreus Heiligthumen,
Mit Farbenflimmer
Dem Auge bieten wunderbaren Schimmer,
Mag keine glühen
In so entbranntem, feuerfarbnen Blühen,
Als die sie nennen
Mit Recht Feurige Lieb' ob ihrem Brennen.
Laß mich es wagen,
Die Blume sendend, kühnlich Dir zu sagen,
Wie, ganz entzündet,
Mein Inn'res heiße Liebespein empfindet
Und stärker glühet
Als jene, die nur wenig Stunden blühet.

Denn ihre Strahlen
Verlöschen bald, die Farbe muß verfahlen:
Doch meine Flammen
Verglimmen mit dem Leben nur zusammen.

Weißes Vergißmeinnicht.

Blauer Sternchen freundlich Licht
Blickt aus frischem grünen Laube,
Dir so lieblich einst: zum Raube
Ward dies Grün nun weißem Staube.
Weiße Kreuze, Sternchen nicht,
Trägst Du nun, Vergißmeinnicht?

Ich seit sie mich nicht mehr pflückt,
Bleichten mir die hellen Farben,
Meine Hoffnungsblätter starben,
Blaue Sternchen bald verdarben,
Seit ich sie nicht mehr erblickt,
Seit sie mir nicht freundlich nickt.
Blümchen weiß, dein Schicksal spricht
Meines aus: könnt' ich vergessen,
Daß ich sie einstmals besessen,
Würde nicht mein Aug' sich nässen;
Ach, dann bleicht' ich sicher nicht
So wie du, Vergiß mein nicht.

Schneeglöckchen.

Ist von Winters Schnee und Eise
Kaum die liebe Erd' entbunden;
Hängt in warmen Märzes Stunden
Langsam sie nur an, und leise

Von dem Todschlaf zu gesunden;
Zeigen kaum sich Stellenweise
Schwarze Fleckchen erst, und grüne
Büschchen auf der weißen Bühne;
Sieht man, munter schon und lebend,
Zarte Glöckchen, frisch erhebend,
Unbesorgt ob dieser Kühne,
Silberweiße Köpfchen, strebend
Sich nur munter umzuschauen,
Und im ersten schmeichelnd-lauen
Sonnenstrahl sich zu vergnügen.
Hör sie rufen von den Auen:
Laß den Lenz nicht so verfliegen,
Sondern schlürf' in vollen Zügen
Erster Liebe süße Wonnen;
Sehnst Dich, ist die Zeit verronnen
Wohl umsonst nach Frühlingssonnen.

Sammtrose.

Die Blume, der, in hellem Roth entglommen,
Der Formen Zartheit und die bunten Farben,
In Cynthia's Thron den nächsten Platz erworben,
Und der von Düften süße Strom entschwommen;
Sie ist es noch; doch ist ihr Glanz verglommen;
Die hellen Tinten ihrer Blätter starben,
Die Reize, die sie sonst geschmückt, verdarben;
Ein düstres Schwarz hat sie zur Tracht genommen.
Die Rose ist das Bild von meiner Liebe:
Sie blühte sonst, umringt von tausend Freuden,
Ich fühlte nichts, als ihre süßen Triebe.
Sie blühet noch; doch daß zu rein nicht bliebe
Das irdsche Glück, das sonst selbst Götter neiden,
Mußt' es in trauerndes Gewand sich kleiden.

Mohn.

Wann die Nacht mit trautem Schleier
Tief sich auf die Erde senket,
Allen süßen Schlummer schenket,
Alles deckt in stiller Feier;
Ich dann hebt die Sehnsucht freier
Ihre Flügel, und sie lenket
Die Gedanken hin, wo Du
Ohne Sorgen, ohne Kummer
Ruhst in engelgleichem Schlummer:
Ach! wär' ich dann Fried und Ruh,
Schlöß Dir sanft die Aeuglein zu.
Kräte doch im leisen Schlummer
Dann zu Dir ein lieber Traum,
Sagte, wie ich liebe, Dir. —
Darum, Liebe, fand ich hier
Rothen Mohn mit weißem Saum:
Mohn bringt ja den Traumes-Schaum
Und so, send' ich ihn zu Dir,
Mußt wohl dankend er mich Dir.

Sonnenrose.

Wenn, am hohen Himmelsbogen,
Wandelt, ewig still und rein,
Helios, und warmen Schein
Sieht auf Erd' und Meereswogen:
So erheben bunte Reihen
Sich von Blumen in dem Garten,
Um, Licht-sehnlichst, zu erwarten,
Daß er wolle Glanz verleihen.
Doch die Sonnenrose nur,
Ihr's von allen andern Blüthen,
Welche Grüße zu entbieten

Scheint dem Lichte der Natur:
Denn, als wäre sie belebt
Und verständig, sieht man drehen
Sie sich stets nach jenen Höhen,
Wo die Sonn' im Glanze schwebt.
Du bist meines Lebens Sonne
Und die Sonnenrose ich,
Die nach Deinen Strahlen sich
Dreht in sehnsuchtsvoller Wonne.

Gelbe Rose.

Der Liebe Blum' in brennend gelbem Kleide,
Des Zorns und Hasses grelle Farbe zeigend,
Kein holder Duft aus ihrem Schooße steigend,
Jetzt widrig, sonst so süße Augenweide? —
Das neid'sche Gold statt rothem Lichtgeschmeide?
Der edle Dunst statt süßem Duft entsteigend,
Was sollen sie denn ihr, die, Liebe neigend,
Nur treuen Sinn bedeutet' einst und Freude?
Die gelbe Rose lehrt, wie leicht sich wendet
In bittern Haß die Liebe, wenn, verblendet,
Das Herz der Eifersucht sich hingegeben.
O Geist der Liebe, laß mich liebend leben,
Doch nie von Eifersucht den Sinn umnebeln;
Die gelbe Rose sei mir nie gesendet!

Bunte spanische Wicke.

(Schmetterlingsblume.)

Blüthen, die vom Stengel los
Sich gerissen, und, in Lüften
Flatternd nun nach süßen Düften,
Folgen jedem Windes-Stoß;

Luftigloſe, bunte Dinge,
Deren Farbe, leichter Staub,
Jedem Regen wird zum Raub,
Sind die leichten Schmetterlinge.
Dieſe zarte bunte Blüthe
Gleicht, an Form und Farbenglanz,
Jenen Schmetterlingen ganz:
Nur daß, haltend ihr verdiete,
Weggujeich'n nach Windes Wink,
Aeruer Stengel, der ſie trägt:
Und ſo iſt ſie, dieß erwägt,
Feſtgebannter Schmetterling.
Darf ich wohl mich nun erkühnen,
Mich der Blume zu vergleichen,
Da, der Einen ganz zu eigen,
Ich mir gern gebannt erſcheinen?

Tuberoſe.

Süß berauſchend ſtrömet Duft
Aus der weißen Kelche Schooße
Jener ſchlanken Auberoſe,
Woget durch die ſtille Luft. —
Traue nicht den ſüßen Düften,
Nicht der unſchuldsvollen Weiße,
Denn, den Sinn berauſchend leiſe
Werden ſie zu Todes-Gitten.
Schmeichlern drum vergleich ich ſie,
Welche, Unſchuld zu berücken,
Glatten Worts den Sinn umſtricken:
Traue falſchen Schmeichlern nie!

Akazie.

Wenn Blumen mögen sprechen,
Und selber schweigend, doch das Schweigen brechen;
Was kann der Baum wohl sagen,
Dem sich zu nahen kaum jemand darf wagen;
Weil Dornen ihn umkleiden,
Und, scharf gespitzt, gebieten, ihn zu meiden?
Wohl mag sein Dorn verletzen,
Doch wallt im Mai, zu freudigem Ergötzen,
Von weißen Blüthentrauben
Die Krone ganz, und Bienenschwärme rauben
Den süßen Honig, fließend
Aus Blüthen, jener Dornen Mitt' entsprießend,
Vom Duft herbei gezogen,
Der aus den Blüthen steigt in reichen Wogen
Und aus dem dorn'gen Baume
Entsprungen, schwebt in stiller Lüfte Raume.
So mag auch wohl bisweilen
Die Lieb' verletzen, doch sie selbst wird heilen:
Der Kranke wird gesunden;
Denn Liebe selbst heilt bald der Liebe Wunden.

Flatterrose.

Eine Rose ist sie zwar;
Denn, mit zartem Roth umgossen,
Sieht man hundert Blätter sprossen
Aus des Kelches grünem Haar;
Und aus diesem Kelche heben
Rosendüfte sich empor,
Die das ganze Blumenchor
Als die schönsten überschweben.
Doch wenn kaum mit leichter Schwinge
Sich ein Zephyr nur erhebt,

So entfliegen, wie belebt,
Blätter ihr, wie Schmetterlinge,
Flattern nach der Lüfte Wink;
Kelch und Stengel stehet todt,
Ganz beraubt vom zarten Roth,
Als ein fahl, geruchlos Ding.
Drum mag diese Rose gleichen
Einem, der mit Wechsel-Sinnen,
Nicht mit treuem steten Minnen,
Alle liebt und keiner eigen.

Aster (ἀστήρ. Stern).

In trüber Nächte schwarzen Finsternissen,
Wo Mond und alle Sterne ganz versinken,
Sieht man wohl Einen freundlich noch erblinken,
Und helles Licht auf uns hernieder giessen.
So, wenn im Herbst sich alle Blumen schließen,
Mag Eine doch zulept noch lieblich winken,
Die Stern geheißen, weil wie Strahlen blinken
Die Blätter, so aus ihrem Kelche schießen.
Und, weil sie, Stern genannt, gleicht einem Sterne,
Und einsam, auch zur Zeit der Sonnenferne,
Dem Menschen lächelt, dem sonst keine blühet:
So sei sie Bild des Sternes, der mir glühet
In Deiner Lieb', in dessen Glanz ich gerne
Ertrage, was mich sonst im Leben müdet.

Tulpe.

Bunt, mit Purpur und Aurore,
Gold und weiß, Grün und Azur,
Als die Blendendste der Flur

Steht die Tulpe hoch im Flore;
Und vom ganzen Blumenchore
Scheint's, daß diese einzig nur
Mit hochmüthigem Beginnen
Stolzen Blick's sich überhebe,
Und, wie Gold und Iris webe
Stickerei ins glatte Linnen
Ihres Kleids, zu zeigen strebe,
Doch wie bald muß sie zerrinnen,
Diese Pracht der stolzen Schönen!
Kaum sind wen'ge Tage hin,
Schwindet Kleid und stolzer Sinn,
Will Niemand ihr dann mehr fröhnen,
Wenn sie: „Seht, wie schön ich bin,"
Ruft in hohen Farben-Tönen.
Mag sie drum uns klärlich deuten,
Wie so bald in Staub verfliegt,
Was nur äußre Schönheit liegt,
Und nur prangt mit Eitelkeiten:
Wahre, innere Schönheit siegt,
Und blüht fort auf ew'ge Zeiten.

Sultan Gherry.

Erzählung von Wilhelm von Lübemann.

Bei der Annäherung des Frühlings ladet die Natur alle ihre Kinder in ihren großen, magiſchen Saal, den ſie mit Waſſerfällen und Blumen, mit purpurnen, ſchnell dahin eilenden Wolken, mit dem Grün der Bäume, mit Thauperlen und Schneeglöckchen ſchmückt. Auch ich war dieſer köſtlichen Einladung aus den düſtern und rauchigen Straßen Londons in die dunkelgrünen Berge Schottlands gefolgt, nicht wenig erfreut über dieſen Sieg, den die Luſt des Lenzes über meinen Beharrungstrieb davon getragen hatte.

Das Frühjahr, immer und überall ein Wunder, war nie reizender, als im Jahre 1822 in Edinburg. Ein ſonnenheller Tag folgte dem andern, und die Nebel, die Nordſtürme, die wilden Regenſchauer, welche das ſchöne Panorama von Edinburg ſonſt um dieſe Jahreszeit zu verhüllen pflegen, wichen für diesmal und hier wenigſtens den ſchönſten Sommertagen. In dieſer Zeit ſtrömte die rege Bevölkerung der ſchottiſchen Hauptſtadt,

die sich plötzlich an Liguriens Küste versetzt dünkte, begierig in das Freie hinaus, ergoß sich in die schönen Alleen, die zur Hafenstadt Leith hinabführen, und verbreitete sich über die wilden Basaltfelsen, welche im Norden und Westen die Stadt, wie riesige Denkmäler einer gewaltigen Vorzeit, malerisch umgürten. Zwischen ihnen grünten die eng und tief eingeschnittenen Thäler lieblicher als jemals; heiterer als je lächelte der reizende Meerbusen, welchen Segel an Segel durchfurchte; heller als je sangen die Nachtigallen draußen in den Eichen und Taxusgebüschen und duftiger hauchte das Gras in den Thälern und Schluchten, welche nach dem Clyde-Kanal ausmünden. Das glänzende Bild aber, das Edinburg selbst, mit seinen malerisch gekrönten Hügeln, darstellte, mit seinen himmelhohen Häusern und seinen leuchtenden Kuppeln, die sich in den hellen Gewässern des Forth, wie ihre eigene Schönheit bewundernd, wiederspiegelten, war in der That unvergleichlicher und unvergeßlicher, als jemals.

Ich selbst war wenige Tage zuvor aus dem unermeßlichen Dampfschiff, King Georg, dem größten, das je erbaut wurde, zu Leith ans Land gestiegen. Eine sechs und dreißigstündige Fahrt hatte mich aus dem allzu gewühlvollen London in das gewühlvolle, aber lieblichere Edinburg und in die Nähe der schönen Berge von Perth versetzt, nach denen ich Verlangen trug, und welche reiche und geheimnißvolle Schätze einer immer seltner werdenden Nationalität in ihrem Schooße verbargen, die ich kennen zu lernen wünschte. Ich hatte die kurze

Ueberfahrt, da das Wetter noch rauh war, in einem Gesellschaftssaale zugebracht, der größer und glänzender, als irgend einer, den ich in London besucht hatte, mehr als hundert Personen aus den gebildeten Ständen, Edinburger Studenten, Kaufleute, incognito reisende Fürsten und Glasgower Professoren enthielt, und den eine Tafel von 120 glänzenden Gedecken zu einem beneidenswerthen Aufenthalt machte.

Von dem Gewühl einer Bevölkerung von fast tausend Menschen, die in den übrigen Theilen des unermeßlichen Fahrzeuges vertheilt war, von der Bewegung der Reise, die durch das sturmreichste Meer der Erde führte, von dem grauen, drohenden Himmel und von der rauhen schottischen Küste hatte ich fast nichts und so wenig, wie von der Seekrankheit wahrgenommen — dagegen hatte ich mich wohl unterhalten und bedauerte fast die Trennung von so angenehmer Gesellschaft, als wir, wie mit Pfeilesflug dahin getragen, beim Leuchten des ersten echten Frühlingssonnenblickes, am Hafendamme von Breakwater vor Leith auf einmal ans Land zu steigen eingeladen wurden. Nichts in der Welt gleicht einer solchen Reise, von der unsere Väter noch umsonst eine Vorstellung zu gewinnen versucht hätten; indeß das Bild ihrer Reize gehört in einen andern Rahmen, als der gegenwärtige ist.

Unter den vielen Gestalten, welche in der Gesellschaft des „Königs Georgs" die Aufmerksamkeit des Fremden unwillkürlich auf sich zogen, zeigte mir Freund Hayward eine, die mich von dem Augenblick an fast

ausschließlich beschäftigte. Es war ein junger Mann von vielleicht 24 Jahren, von edlen, aber ganz fremdartigen Zügen, zu denen ich noch nie ein Vorbild gesehen hatte. Sein Anzug war von beinahe studirter Einfachheit. Er trug über einem weißen Pantalon einen grünen ungarischen Rock mit Schnüren, und eine leichte Mütze mit Pelz, die unmöglich in England gekauft sein konnte, da es dort keine Mützen giebt. Seine Gesichtsfarbe von eigenthümlicher Blässe, und mit einer Ruhe übergossen, die zu der kräftigen Jünglingsgestalt eigenthümlich contrastirte; sein schwarzes, tiefes und gedankenvolles Auge und eine wahrhaft leuchtende Stirn verriethen, mit den rabenschwarzen Locken, die den offenen Nacken umspielten, einen fremden Ursprung. Als ihn Hayward begrüßte, wie Engländer sich grüßen, mit einem Händedruck, sprach er englisch, wie Gelehrte es zu sprechen pflegen, ein wenig steif und mit unpopulärem Accent. Das Gespräch, dem ich beiwohnte, blieb bei gleichgültigen Dingen stehen; doch die auf alle Art seltsame Erscheinung des jungen Mannes nahm mich so in Anspruch, daß ich in jugendlicher Ungeduld den Augenblick nicht erwarten konnte, Freund Hayward über ihn auszufragen.

Ich zog ihn in eine Ecke des Saales, auf einen der unmäßig weichen Divane nieder, die diesen umringten, und erfuhr nun von ihm, was er selbst über Kitty — so nannte er den jungen Mann — wußte. Diese Nachrichten spannten meine Theilnahme nur noch höher. Kitty sollte ein junger Türke, ein Muhamedaner,

von reicher Geburt sein. Er war vor etwa einem Jahre von Petersburg nach Edinburg gekommen, und studirte hier seit dieser Zeit Theologie und Naturkunde mit viel größerm Ernste und reichhaltigerm Fleiß, als irgend einer seiner Mitschüler. Er lebte sehr einfach, wiewohl seine Einrichtung auf ein ansehnliches Vermögen schließen ließ, kam wenig in Gesellschaft, sprach nie von seiner Herkunft, und vermied die Fragen darnach. Im übrigen war er allen werth, die ihn kannten, denn seine Bescheidenheit und seine Gefälligkeit waren ausgezeichnet. Er war von Natur der sanftmüthigste junge Mann, den man sehen konnte. Den Studenten mußte indeß seine Schwerfälligkeit im Reden, und sein ganz seltsamer Eifer in Vertheidigung streng kirchlicher Lehrsätze oft zum Gegenstand heiterer Scherze dienen. Dies war der einzige Punkt, der Kitty in Leidenschaft versetzen konnte. Irgend ein verstellter Angriff seiner Freunde auf die Dreifaltigkeits- oder die Muttergotteslehre, irgend eine neckende Vertheidigung der Vorzüge des Islam konnten ihn wahrhaft in Harnisch bringen Dann ereiferte er sich mit der Vertheidigung derselben in Worten, die ihm schwer zuflossen, überstürzte sich, von seinem eigenen Eifer entflammt, und verfiel beinahe in einen krampfhaften Zelotismus, der die neckenden Freunde belustigte, und für den er selbst, ruhiger geworden, sie um Verzeihung bat. Alle Welt liebte indeß Kitty, der sich selbst auf seinen Visitenkarten, aber sehr selten, Sultan Gherry nannte, etwas, das man scherzhaft auszulegen gewohnt war,

und dem man nicht weiter nachforschte. Seine Sittlichkeit war wahrhaft musterhaft, selten nahm er an den Gelagen Theil, die die Edinburger Studentenwelt so gut liebt, als die deutsche; jetzt aber hatte er die Osterferienzeit zu einem Besuche in London benutzt, wo, wie Hayward gehört hatte, ihm im Hause des türkischen Ambassadeurs, Asmi Effendi, ganz besondere Ehrenbezeigungen zu Theil geworden sein sollten. Weiter wußte man nichts von ihm.

Daß alle diese, wiewohl ungenügenden Nachrichten meine Aufmerksamkeit für den seltsamen jungen Mann nicht schwächten, begreift sich leicht. Ich hatte seine Bekanntschaft gemacht und nahm mir vor, diese in Edinburg selbst weiter fortzusetzen.

Inzwischen war ich ans Land gestiegen, wir hatten Kitty Lebewohl gesagt, und in den ersten Tagen meines schottischen Aufenthalts ließ Freund Hayward mich nicht zur Besinnung kommen. Täglich schleppte er mich in den reizvollen und geheimnißreichen Umgebungen der schottischen Hauptstadt, in deren Schönheiten er, wie ein echter Schotte, verliebt war, umher; zerrte mich von einem grünen Thal zum andern, von einer zierlichen Cottage zur andern, von der North- und Southbridge zum Hafen, von dem schmuzigen und gewühlvollen Canongate nach Holyrood und seiner Schuldnercolonie, von Castle zum Monumente Nelsons mit seiner prachtvollen Aussicht, vom Cowgate und seinen phantastischen, zehnstockhohen Häusern zu der Pracht von Princes- und George-Street und vom North-Loch zum

Universitätspalaste und dem Parliamentshause. Damit nicht zufrieden, mußte ich den Theergeruch des Hafens von Leith ganz genau kennen lernen, mußte alle die kleinen, lieblichen Verstecke der Erdeinschnitte um Edinburg, die Berganschten von der Sternwarte her, die Römermauer auf dem Wege nach Perth, den Berg Dunsinan mit Macbeths Schloßruinen, den Katrine-See, an dem die Seefrau seinem Walter Scott erschienen war, die Pikkenthürme, das Grab Ossians, die von Knox zertrümmerten Klöster, Dundee, Andrews und Dunferline, nebst allen den merkwürdigen Sitzen schottischer Sagen und schottischer Geschichten kennen lernen, bis ich in Wahrheit mit dem schottischen Patriotismus meines Freundes überfüllt, oder doch wenigstens auf schwerheilbare Art von ihm angesteckt war. Hierauf mußte ich aller seiner Freunde Bekanntschaft machen, Gelehrte, Studenten, Dichter, Staatsmänner bis zu dem ehrlichen Gutsbesitzer Edwards hinab, der in einem Thale, etwa eine Stunde von Holyrood westlich, in dem schönsten unter den grünen Thaleinschnitten um Edinburg, die reizendste Landwohnung besaß, die mir je vorgekommen ist. Das kleine Wohnhaus, im genuesischen Geschmack, barg sich hinter einen See und einen noch kleineren Hain von Taxusbäumen, durch die seine Spiegelfenster lieblich erglänzten, auf eine so reizende Art, daß man den Blick nicht davon abwenden konnte. Dicht umher, geschützt gegen alle Winde, außer dem, der von Süden her einen warmen Hauch brachte, blühten selbst jetzt schon Jasmin, Lila und Rosen. Hinter den Spiegelfenstern

aber lauschten zwei Mädchenköpfe auf die vorüberziehenden Segel des Glasgow-Kanals, die in aller Welt und selbst in Schottland nicht reizender anzutreffen waren.

Vater Edwards, berühmt in der Edinburger Studentenwelt, seiner rüstigen, theologischen Disputirsucht wegen und noch mehr seiner Gastfreundschaft, seiner schönen Töchter und seines feurigen Fairntosh halber, empfing mich, wie einen alten Freund, mit einem Händedruck und der Einladung, ihn so oft zu besuchen, als meine Streifwege mich in die Nähe seiner Cottage führen würden, und als seine Töchter erlaubten, unter deren schweren Regiment er freilich, als ein von der Gicht geplagter Mann stehe. Zu dieser Einladung lächelten die beiden schönen Sirenen, die, wie ihre beiden schönsten Königinnen, Mary und Margareth hießen, nur mit dem Unterschied, daß Mary, die ältere, so ernst und sinnig, als ihre Namensschwester leichtsinnig zu sein und Margareth viel von der Natur einer Gazelle an sich zu tragen schien. Mich rührete die Schönheit der Aeltern wunderbar; die Reize ihrer lachenden Schwester gingen mir darüber verloren. Mary aber kam mir vor, wie eine deutsche Burgfrau aus dem vierzehnten Jahrhundert. Sie war neunzehn oder zwanzig Jahre alt, schlank und schmiegsam in allen Theilen ihrer Gestalt, weiß wie Schnee und edel in allen Verhältnissen und von so unsäglich lieblichem Blick, so ätherisch zart und fein von Zügen, daß Thomas Moore seine Pariegestalten nach diesem Bilde gezeichnet zu haben schien. Margareth glich dagegen der Rose im Entknospen, doch ohne ihre Sehn-

sucht, und voll der Unschuld, die von der Welt noch nichts erfahren und noch keinen Augenblick ihres Daseins im Nachdenken über sich verloren hat. Destomehr schien Mary nachgedacht zu haben; aber ihre Schönheit verhehlte die Spuren dieses Nachdenkens.

Wonnig und innig bewegt schied ich aus diesem Hause der Unschuld, des Glückes, der alten Sitte.

Endlich ließ mich Hayward los, der mir diese schönen Töchter seines Landes nicht ohne patriotischen Stolz bemerklich gemacht hatte. Endlich durfte ich, als ein Eingeweihter, die Reize seiner Vaterstadt, ohne seine Mentorschaft allein genießen, und er war nicht mehr eifersüchtig auf meine einsamen Wanderungen in ihren malerischen Umgebungen. Ich war nun fast vierzehn Tage in Edinburg, als die Pracht der Frühlingssonne mich zu einer stillen Streiferei in der Gegend jenes reizenden Edwards-Thälchens verlockte. Es war gegen Abend und die erste Heumahr verbreitete Leben und Regung über die ganze Gegend.

Ich hatte mich müde gegangen; Edwards Cottage lächelte mich mit seinen Spiegelfenstern an. Ich besann mich rasch und trat ein.

Die Familie war um einen seltenen Gast versammelt. Der mit mannigfachem Lorbeer gekrönte Dichter Schottlands, der Sänger seines Vaterlandes, Walter Scott, war müde, wie ich, von einer Abendstreiferei zu einem kurzen Besuch bei seinem alten Freunde Edwards eingetreten. Ich jubelte innerlich über das glückliche Zusammentreffen, und wie er patriarchalisch still und doch mit

Hofmannsart in dem großen Lehnsessel am Fenster saß, gemächlich und glücklich bald die Schönheit der Landschaft, bald die der Töchter seines Freundes beschauend; während die sinkende Abendsonne sein freundliches Antlitz verklärte, hätte ich den Mann im Namen Europas küssen mögen, das ihm soviel Freude verdankte. Ich saß bald an seiner Seite und sprach mit ihm von Deutschland, das er sein Urvaterland nannte und das er nächst Schottland am meisten liebte. Wenn das Gespräch rastete, oder so oft er das Wort an Mary richtete, nahm ich an dieser etwas Auffallendes wahr. Die innerste Erregung malte sich in dem schönen Kinde; ich konnte bald nicht mehr zweifeln, welcher Art diese Erregung sei und daß Mary dem großen Sänger ihres Landes ihr Herz zugewendet habe. Alle jene heimlichen Spuren der Liebe, die der Welt unmerkbar, dem Auge der Mutter oder dem der Eifersucht nie entgehen, traten an ihr hervor. Sie antwortete mit innerem Leben auf seine gleichgültigsten Fragen; ihr Blick haftete zaghaft unwillkürlich, leicht und doch vertieft, auf seiner Gestalt, so oft sie sich unbemerkt glaubte, sie vergaß ihre kleinen Geschäfte vor ihm, sie nahte ihm, wie eine Schuldige, während die Schwester ihn, wie ein Reh, umhüpfte.

Der Gedanke erwachte in mir und sogleich ward er zur Gewißheit, denn als der Dichter aufbrach, da es dunkel zu werden anfing, beschattete eine dunkle Röthe Mary's schneeweiße Wangen. Ich bot mich ihm zur Begleitung an, und er ließ es zu. Unvergeßliche

Stunde, die ich nun verlebte, heimkehrend an der Seite des seltenen Mannes!

Walter Scott war, wie bekannt, erster Clerk der Session, die jetzt gerade offen war. Dieses Amt, dem er so ehrenvoll vorstand, hatte ihn von Abbotsfort nach der Hauptstadt gerufen und fesselte ihn hier etwa vier Wochen lang. In dieser Zeit lebte er ganz für diesen Beruf, und vergaß seines europäischen Namens. Als ich mit ihm davon sprach, war es, als sagte ich etwas Neues, Ueberraschendes — aber er sammelte sich bald, gab sich mit kindlichem Sinne einem Gespräche hin, das ihm angenehm sein mußte, und ließ mich sorglos in die Tiefe eines edlen Gemüths blicken, das sich weder verbarg, noch zur Schau stellte. Der wahre Dichter ist stets bescheiden; er nimmt das Lob von fremder Lippe erfreut hin, ohne es zu fordern, und scheut es nicht, sich zu öffnen, wenn man bescheidenen Einlaß begehrt. Nur gegen die Anmaßung liebt er's, verschlossen zu sein. — Als ich von ihm Abschied genommen hatte — wie glücklich, überlasse ich den Lesern zu errathen — eilte ich zu Freund Hayward, um ihm meinen heutigen Genuß, meine heutige Entdeckung in Edwards Cottage mitzutheilen. Hayward ward blutroth und erschrak, und daraus schloß ich, daß auch er wohl die schönste Jungfrau Schottlands liebe. Doch bemüht, mich von der Fährte abzubringen, verspottete er mich über meine angebliche Entdeckung, die er als eine Verirrung meines eigenen Geschmacks ansah, der Mary eine unmögliche Neigung zutraue.

Walter Scott war allerdings einige vierzig Jahre alt, vermählt und nichts weniger als schön. Sein Gesicht athmete Gutmüthigkeit und Wohlwollen; aber kaum Geist und Würde; sein kleines blaues Auge blitzte über einer breiten Wange, eine enge Stirn ohne Adel, ein Mangel an Bewegung und Muskelspiel in dem vollen, lächelnden Antlitz, eine starke und formlose Gestalt, die überdies merklich lahmte, machten, daß seine ganze Erscheinung für ein Mädchen, gleich Mary, allerdings wenig Reiz zu haben schien; doch, wer kennt, oder vielmehr wer kennt nicht den Eigensinn und die Grillen einer jungfräulichen Liebe! Auf diese stützte ich mich und blieb so, trotz Haywards Spott, bei meiner Ueberzeugung, ja, ich ward selbst durch den Widerspruch des Freundes nur noch stolzer auf meine scharfsichtige Entdeckung; denn im Punkt der Liebe neue Beobachtungen zu machen war stets meine schwache Seite, wiewohl ich späterhin einsah, daß die Sache für einen Nicht-Verliebten ihre großen Schwierigkeiten darbietet.

Hayward hatte mich erwartet und lud mich nun zu einer Gesellschaft ein, welche sich morgen in der Villa des reichen Viscount Roseberry am Strande des Meeres versammeln sollte, und der, wie er zu größerer Lockung für mich sagte, euch Freund Kitty beiwohnen sollte, auf den es dabei eigentlich abgesehen sei. In welcher Art, erfuhr ich jedoch nicht von ihm. Wir fuhren zusammen dahin. Roseberry, den ich oberflächlich schon kannte, war ein reicher Sonderling, der sich auf Geist pitirte, und seine Gesellschaft ausschließlich in der Stu-

denkenwelt Edinburgs wählte, wiewohl er selbst längst aufgehört hatte, zu den Rekruten der Musen zu gehören. Sein Grundsatz war: die Welt sei zum Genuß da, nicht zur Ergründung, und von sehr Vielen, die so wie er denken, unterschied er sich nur durch das naive Bekenntniß seiner materialistischen Maximen.

Genußsucht und Vergnügen hatten seinen Charakter um Würde und Zuverlässigkeit gebracht und seinen Geschmack von der Bahn der Wissenschaften, der er einst gefolgt war, abgelenkt. Da ihm diese Göttin nun nichts mehr galt, so verfolgte er sie mit seinem Spott, und kannte kein größeres Vergnügen, als diejenigen, welche in ihr etwas Heiliges und Begeisterndes sehen, zu necken und dem Gelächter Preis zu geben.

Roseberry hatte einen Freund, der, wiewohl von einer ganz andern Richtung her, in sehr vielen seiner Ideen mit ihm überein kam. Fingal, gleichfalls ein reicher, junger Mann — denn allerdings können nur reiche Leute solche Ideen verfolgen — hatte an manchen Bestrebungen unserer Zeit ein solches Aergerniß genommen, daß er, einmal im Widerspruch gegen sie, bald alle verdammte. Er hatte Verstand und viel gelernt, aber dies hinderte ihn nicht, aus maßloser Opposition gegen einige herrschende Ideen der Gegenwart, die ganze Gegenwart dergestalt zu hassen, daß er keinen ihrer Fortschritte zugab, alle Gelehrsamkeit der Neuzeit entweder leugnete oder verachtete, alle ihre Bestrebungen verkehrt nannte und nur in der Vergangenheit leben wollte. Da dies nicht anging, erbitterte er sich mehr

und mehr, verdammte alle Wissenschaft in einem Hausen, las durchaus nichts Neues mehr und brachte es auf diesem Wege bald dahin, daß ihm Poesie, Kunst und Philosophie der neuen Welt ein Gräuel wurden. Seine Freude war es, dagegen mit Worten zu kämpfen, wobei er die Aussprüche der heiligen Schrift auf eine seltsame Weise mißbrauchte, und da er reich und gastfrei war, so gastirte er mit Rosebery die junge Musenwelt von Edinburg, der er vordem selbst angehört hatte, bloß zu dem Zwecke, um gegen ihre Begeisterung für Kunst oder Wissenschaft in seinen Gesellschaften den Opponenten spielen zu können. Beide Freunde bewohnten gemeinschaftlich eine überaus schön gelegene Villa am Strande des Forth, und da sie vermögend genug waren, um der muntern Jugend ihr Haus zu Vergnügungen aller Art eröffnen zu können, so fanden sie stets Besucher genug, ja es fehlte wohl selbst nicht an Schmeichlern ihrer verkehrten Ansichten, an Bewunderern ihres Geistes, oder wenigstens an solchen, die für ein schmackhaftes Gastmahl dasjenige gern mit Verachtung behandeln ließen, was sie äußerlich als heilig zu verehren vorgaben. In diese Gesellschaft war der ehrliche Kitty — der Himmel weiß wie — gerathen, und die eigentliche Absicht bei der erwähnten Versammlung war es, sich mit seinem, allerdings etwas schwerfälligen und possierlichen Eifer und mit seiner Gradheit und Arglosigkeit ein Fest zu machen.

Als ich mit Hayward, der mir gestand, daß das geistige Spiel in diesem Cirkel, dessen Grundsätze er jedoch

keineswegs theilte, ihn ergötzte, in der Villa erſchien, fand ich den Kreis der Freunde ſchon verſammelt. Man ſaß um einen Tiſch, den ſchäumende Becher voll des kräftigſten Fairnteſh bedeckten. Wir waren die Letzten und man machte uns Vorwürfe über unſer Ausbleiben. Ohne viel Umſtände mußten wir nun Platz nehmen, und mir fiel die Stelle neben Kitty zu, der mir heute zwar ernſter, aber auch noch anziehender erſchien, als ſelbſt in der Geſellſchaft des Dampfſchiffes. Auf einen Wink Roſeberry's begann der Angriff auf den argloſen Fremdling.

„Kitty," begann Fingal, „ich muß Euch tadeln. Ihr trinkt heute wie ein Türke. Hollah, Freund, wir leben hier nicht unter Mahomeds Geſetz, ſo wenig wie unter des Pabſtes! Kitty, ich bitte Euch, trinkt, wenn wir nicht glauben ſollen, daß Ihr noch immer eine ſtille Sehnſucht nach den Houris in Eurem ehemaligen Paradieſe tragt."

Kitty leerte ſein Glas in einem Zuge, doch unwillig, wie mir ſchien, und wie mit der Abſicht ſein gutes Chriſtenthum mit dieſem Trunke zu bewähren.

„Oder macht Euch eine von den weißen Töchtern Schottlands ſo nachdenkend?" fuhr er fort, indem er das Glas des Märtyrers ſeines Glaubens wieder füllte.

„Still," rief Dundee, einer der Freunde, „wißt Ihr nicht, daß unſer Kitty alle Weiber und Jungfrauen haßt, ſein Ideal ausgenommen, das er dem Gott Vulkan aus den Armen riß, als er die Erde erbeben ließ,

um die weiße Erinstochter als Braut heim zu führen, wie er uns einmal im Rausche ausplauderte."

„Wer sie nur zu finden wüßte," sprach Hayward, der von Kitty's Geheimniß auch etwas gehört hatte; „ich gäbe einen Zoll breit von meinem Menschen darum, sie unserm braven Freunde zuzuführen."

Alles dies bezog sich auf ein Abentheuer aus dem früheren Leben Kitty's, von dem ich nichts wußte. Aber was ich sah, war, daß ein stiller Händedruck Kitty's meinen Freund für dies theilnehmende Wort belohnte.

„Frieden," rief Fingal, der dem Gespräch nun eine ernstere Richtung zu geben trachtete. „Unser Freund aus dem Morgenlande ist ein Philosoph und — ein Derwisch obendrein, glaube ich, der nicht bloß den Wein abgeschworen hat, sondern auch die Liebe. Er schwärmt nur für die himmlische Jungfrau. Ist's nicht so, Kitty?

„Ich bitt' Euch, Freunde," sagte Kitty, „laßt mich heute. Seid heiter und achtet nicht auf mich. Ich bin heute zum Scherz verdorben; ich habe am Morgen in Leith einen Menschen ertrinken sehen, dem ich nicht helfen konnte."

„Poz," rief Roseberry, „und darum fürchtet er sich vor dem Wein, als gält' es in ihm zu ersticken! Das sind Ausflüchte! Einen Kalender her, ich wette darauf, es ist heute Ramadan oder Bairam, oder sonst ein mahomedanisches Fest und die Sonne ist noch am Himmel."

Dies wirkte. Der Glaubensmärtyrer von neuer Art stürzte ein neues Glas Fairntosh hinunter. Dies schien

den listigen Freunden genug, um in dem guten Kitty die Kampfeslust für sein Lieblingsthema vollends zu erwecken.

„Ich weiß nicht, was der Pabst denkt," begann Roseberry, „daß er den heiligen Petrus nicht einmal von der Himmelsthür ablösen läßt. Traun, da weiß Mahomed seine Heiligen im Paradiese besser zu unterhalten, als mit so langweiligem Thürhüterposten! Wie viele hundert Jahre soll der Aermste nur noch Wache stehen?"

„Das wäre ein Posten für unsern ernsten Kitty," rief Dundee. „Beim Himmel, ich glaube, er ließe Keinen von uns Allen hinein."

„Hayward ausgenommen," rief Fingal, „der auch ein halber Priester ist."

„Weg mit den Pfaffen und allen kirchlichen Krimskrams," rief Dundee, „ich lobe mir eine reine Vernunftreligion, die den Schöpfer in seinen Werken verehrt, und wo sie ihn immer findet."

„Oder vielmehr," rief Roseberry, „die das Werk selbst liebt; und was zum Genuß gegeben ist, genießt, ohne viel zu fragen, wie und wozu?"

Kitty wurde bei diesen Worten blaß; dann blutroth. Plötzlich fuhr er heraus:

„Wie! Seid Ihr Christen? Wer kann das Werk lieben und des Werkmeisters vergessen? Wollt Ihr ihn nicht sehen, der überall ist, und wenn Ihr ihn seht, ihn nicht verehren?" —

„Wie Du willſt, Freund Kitty," rief Fingal, „nur nicht in all den unwürdigen Formen, die man für den Tempeldienſt erſonnen hat."

„Formen!" rief Kitty. „Ihr Sinnloſen! könnt Ihr einen Geiſt begreifen oder verehren ohne Formen? Wohl — Millionen können es nicht! Ihr habt daher ſehr unrecht gethan für dieſe Millionen, Euch alles deſſen abzuthun, was dem Gemüthe Nahrung giebt im Tempeldienſte. Verſtand, was iſt Verſtand! Geſetz Eures menſchlichen Geiſtes! Setzt ſtatt der Verehrung im Gemüthe den Verſtand allein und wahrhaftig, Ihr gelangt nie zu ihm! Iſt er nicht Geheimniß! Was von uns gehört ihm daher an, als das Geheimniß in uns, das Gemüth? Was hebt uns zu ihm, als die Myſtik, der Glaube? Läſtert nur das Symbol, läſtert den Glauben — der Verſtand wird Euch nie zu ihm emportragen. Nur auf den Schwingen des Gemüthes erhebt Ihr Euch bis zu ihm. Spottet nur jener heiligen Bilder, jener feierlichen Chöre, jener Glocken, Meßgewänder, Weihrauchfäſſer, Kniebeugungen und ſo weiter. Ihr könnt ſie nicht entbehren, wollt Ihr nicht ewig an der Erde haften bleiben, und vergebliche Blicke der Sehnſucht zu ihm erheben. Was giebt Euch Flügel, wenn es nicht die Sympathie einer anbetenden Gemeinde iſt? Was erhebt Euch über die Grenzen des Verſtandes, die ſeinen hohen Sitz nie erreichen, wenn es nicht die Ueberfülle des Gemüthes iſt, das der Sinne bedarf, um zu Euch zu ſprechen? Vernunftreligion? Hochmuth des ſchon abgefallenen Geiſtes! Producte

des Widerſpruches in Euch, des göttlichen Erbfeindes!" —

„Hoh, hoh!" rief Roſeberry. „Freund Kitty ſchwingt heute ein zweiſchneidig Schwert für ſeine myſtiſche Braut."

„Das iſt wahr," ſprach Fingal. „Aber, Freund, habt Ihr ſie ſchon je ohne den blendenden Brautſchmuck geſehen, Eure Braut? Entkleidet, nackt, ganz wie ſie in Sanct Peter geboren wurde? Mit allen ihren unnatürlichen Neigungen, ihren blutigen Geiſſeln, ihren Marterwerkzeugen, Kohlenpfannen, Pechpinſeln, ſpaniſchen Stiefeln und Scheiterhaufen? Ich glaube nicht! Ihr kommt aus dem Orient. Hättet Ihr unſer mittelalterliches Fegfeuer mit durchgemacht, wäret Ihr in Klöſtern mit vermauert worden, oder hätte Euch Freund Kor gebraten und die Dragoner Ludwigs angeſpießt, die geweihten Diener Eurer Braut, Ihr würdet Euch wohl von Ihr abgewandt haben, und lieber Eurem Freund Mahomed treu geblieben ſein, als einer Braut nachzujagen, die ihre Liebhaber brät, ſpießt, oder ſonſt gelegentlich zerfleiſcht."

Kitty ſchwieg, aber ſeine Bruſt ſchien heftig zu wogen.

„Ei freilich!" ſprach Roſeberry. „Und wie gut verſtand es Mahomed dagegen, die Seinigen zu kirren und zu ködern? Giebt er ihnen nicht alle ſeine Houris Preis? Erlaubt er ihnen nicht hier auf Erden ſchon, das Schönſte, ohne Maaß und ohne Neid ſich anzueignen? Und wenn er ihnen den Wein verbot, geſchah

es nicht, um seinem Reize noch den Reiz des Verbotenen hinzuzufügen?"

„Allerdings," rief Fingal, jubelnd und berauscht. „Ja, es lebe Mahomed, und es lebe der feine Kopf, der die Sache allein verstand."

„Und überhaupt," sprach Roseberry wieder; „was kommt bei all der Kopfhängerei heraus, die man uns hier zur Pflicht machen will? Die Welt steht stockstill; mit allen Euren Ideen rückt Ihr sie nicht einen Zollbreit weiter. Wir sollen ja vergessen und werden wie die Kinder. Sagt nicht so Eure eigene Schrift? Und traun! Was hat auch all das Gedränge um Altäre und Katheder geholfen? Könnt Ihr heraus aus all dem jämmerlichen Egoismus, der das Schibeleth der Welt ist. Könnt Ihr hinter den Vorhang blicken, dessen Rolle der Tod in der Hand hat? Pfaffentrug ist alles, was Ihr dahinter zu sehen glaubt, und Mahomed ist und bleibt der klügste von allen Priestern!" —

„Behüte Gott!" rief Hayward unwillkürlich aus. „Ihr geht zu weit, Freunde, nehmt ein andres Thema, oder ich verlasse Euch!"

Ein schallendes Gelächter beantwortete diese ernste Unterbrechung.

„Seht Ihr den Priester," rief Roseberry, mit schmetterndem Lachen. „Er möchte unser altes Ketzergericht wieder lebendig machen."

„Trinkt ihn todt! trinkt ihn todt!" schrie der berauschte Fingal.

Kitty ſprang von meiner Seite empor, und indem er plötzlich eine drohende Stellung neben Hayward annahm, ſprach er mit von Zorn erglühten Mienen und in donnerndem Tone:

„Verdorbene und Antichriſten ſeid Ihr, abgeſtreift habt Ihr die letzte Spur der Scheu vor dem Heiligen — ich ſeh's! ich fluche Euch nicht, aber ich fliehe Euch, wie man vor der Peſt und dem Gottesfeinde flieht. Ihr ſeht mich nie wieder unter Euch.“

Mit dieſen Worten ergriff er Haywards und meine Hand, und zog uns in einer Bewegung des Zornes, der ſein Auge wahrhaft verklärte, der Thüre zu.

„Heh da!“ ſchrie Fingal, „haltet den flüchtigen Türken, der uns unſere Freunde nach Mecca entführen will! Haltet ihn — haltet ihn!“

„Türke!“ rief Kitty, deſſen ganze Sanftmuth bei dieſen Worten der Gluth des maaßloſeſten Zornes gewichen war. „Du, Elender, biſt es und ſchlimmer als das — ich bin ein Chriſt!“

Und mit dieſem Ausrufe ſchleuderte er Fingal, der die Hand an ihn zu legen wagte, mit einem Schlage ſeiner kräftigen Fauſt zu Boden nieder.

Ein unermeßlicher Tumult war die Folge dieſer Gewaltthat. Man griff nach Waffen, und faßte in ihrer Ermangelung Stühle, Tiſche und Flaſchen. Roſeberry wollte auf Kitty eindringen, aber Hayward ſprang vor ihm hin und rief ein donnerndes: „Halt!“

„Wer hat etwas wider dieſen?“ ſchrie er. „Er iſt ein Fremdling — und ich vertheidige die ſchottiſche

Ehre. Keiner berühre ihn — oder ich nenne ihn einen Schuft!"

„Schuft, Du selbst!" brach Roseberry aus. —

„Lügner, Du!" — rief Hayward.

Dies Wort, dem nach englischer Sitte stets eine blutige Entscheidung durch die Waffen folgt, machte die Gesellschaft erstarren. Eine Pause folgte, in der Dundee und ich es versuchten, die erhitzten Gemüther dem Frieden geneigt zu machen. Vergebliche Mühe! Hayward riß uns der Thüre zu, und wenige Minuten später hatten wir die Villa der schäumenden Gegner aus dem Gesicht verloren.

Die Folge dieses so ernst und traurig endenden Festes, bei dem es bloß auf losen Witz abgesehen war, und das in Blut ausgehen sollte, war eine Herausforderung Haywards gegen Roseberry. Am andern Tage erschien die Antwort: man stehe zu Diensten; nur verlange eine nothwendige Angelegenheit einen Aufschub von drei Tagen. Der vierte Tag war also zum Duell auf Pistolen und in der kurzen Entfernung von neun Schritten bestimmt. Das Gehölz von Rotherheath ward zum Rendezvous bestimmt.

Kitty war von diesem Augenblicke an unzertrennlich von uns. Während Hayward die Sache wie ein leichtes Abentheuer behandelte, war er, man sah's ihm deutlich an, tief im Innern bewegt und von Kummer und Sorge ergriffen. Als ein Fremder, als ein Morgenländer begriff er nicht, daß ein blutiger Ausgang so unabwendbar sei, wie er uns erschien. Er verstand uns

nicht, wenn wir zu seinen Anerbietungen, mit eigner Aufopferung eine Aussöhnung zu versuchen, lächelten; mit einem Worte, er begriff die starre Strenge einer sonderbaren Sitte nicht, die durch eine Kugel ein Wort, einen Hauch zu vernichten vermögend sein sollte.

Nachdem lange Erörterungen ihm den Geist dieser Sitte endlich einsichtlicher gemacht hatten, bestand er darauf, daß er es sein müsse, der mit Roseberry eine Kugel zu wechseln habe. In ihm liege die Veranlassung zu dem blutigen Streite; er allein könne und müsse ihn ausmachen. Auch hierzu lächelte Hayward, indem er ihn zugleich mit Innigkeit umarmte. „Ihr seid sehr gut, Kitty," sprach er, „sehr muthig ohne Zweifel und ein sehr feuriger Verfechter Eures Glaubens; aber Ihr habt hier Unrecht. Ihr bleibt fern von diesem Spiele, für das Ihr nicht taugt. Auf mein Wort: Ich glaube nicht, daß Roseberry's Kugel trifft, und thut sie es, so ist an mir weniger gelegen, als an Euch. Im übrigen handelt es sich auch nur darum, dem Elenden eine Lehre zu geben, und dazu bin ich, glaube ich, weit geschickter, als Ihr, Kitty, ich, dessen Kugel kein Kartenblatt verfehlt. Kurz und gut — Ihr sollt Euch nicht schlagen und ich will's."

Nichts war vermögend, den Entschluß unseres Freundes zu ändern — er blieb dabei, wie bei einem Schicksalsspruch stehen, und die drei Tage des Aufschubs dünkten ihm so viele Ewigkeiten. Kitty verließ ihn in dieser Zeit kaum auf Augenblicke; er aß nicht, er sprach

nicht, und seine reine kindliche Natur schien von dem Ereigniß wirklich auf das aller tiefste erschüttert. Auch ich gab jetzt jede andere Beschäftigung auf, um in seiner und Haywards Nähe zu sein, den ich durch den Auftritt in Roseberry's Hause nicht wenig lieb gewonnen hatte. —

Einer jener schönen Frühlingstage, deren ich schon im Anfange dieser Erzählung gedachte, hatte uns an einem der folgenden Tage in's Freie gelockt. Es war am Vorabend vor dem zum Zweikampf bestimmten Morgen. Wir hatten uns längs der blühenden Ufer des Glasgow-Canals in die Tarusbüsche verloren, die diese umgränzen, und nahmen uns vor, bei der Heimkehr einen Besuch in Edwards Cottage zu machen, wo Hayward seinen neuen Schützling, Kitty, schon längst einzuführen gewünscht hatte. Der Abend sank herab, ehe wir an eine Rückkehr dachten; denn Hayward unterhielt uns in der heitersten Laune, mit seinen gutmüthigen Neckereien aufs beste. Selbst sein Zorn gegen Roseberry war milder geworden; er sah mehr einen Unglücklichen in ihm, als einen rettungslos verdorbenen Charakter. — „Seine Strafe soll mäßig sein," sagte er mit seiner gewohnten Sicherheit. — Wir vertieften uns in das reizende Gehölz. Es war fast dunkel. Plötzlich traf uns das Streiflicht einer Blendlaterne; einen Augenblick darauf öffneten sich die Büsche; ich fühlte mich von der Seite Haywards weggerissen, und hatte gerade nur noch so viel Zeit, meinen Freund von drei riesigen Gestalten ergreifen, zu Boden reißen und mit blitzenden Waffen bedrohen zu sehen. Kitty mußte

der Aufmerksamkeit der Angreifer entgangen sein, oder sich schnell frei gemacht haben, denn, wiewohl waffenlos, sah ich ihn doch noch Hayward, den man in die Büsche zerrte, nachstürzen.

Ich blieb in der Gewalt meiner Gegner und erwartete mein Schicksal, ohne bei dem unerwarteten Ueberfall der geringsten Gegenwehr mächtig zu sein. Meine Feinde selbst schienen es nicht auf mich abgesehen zu haben, sondern vielmehr auf den Ausgang des Kampfes in dem Dickicht zu lauschen und begnügten sich, mich am Boden fest darnieder zu halten. Plötzlich aber sah ich Kitty mit einer ungeheuern Keule und Hayward mit geschwungenem Knüttel aus dem Gebüsche auf mich zustürzen — meine Feinde schnell die Flucht ergreifen, und mich selbst im Arme meiner Befreier.

Wir sahen einander an — kein Wort kam lange Zeit über unsere Lippen. Mir war nichts geschehen, auch Kitty war unverwundet, nur Hayward hatte zwei lange, aber flache Schnittwunden in der rechten Hand und im Oberarm, aus welchen viel Blut floß. Kitty's rasender Angriff hatte ihn aus der Gewalt der Mörder befreit. Wir verbanden ihn mit unsern Tüchern, wie es gehen wollte. Er war ruhig.

„Freunde," sprach er — „das kam von Roseberry." Ein schreckliches Licht ging uns auf. Der Elende schien sich vor Hayward's nie fehlendem Rohr gefürchtet und diesen Angriff mit Fingal abgeredet zu haben. Offenbar hatten die Schergen seiner Furcht nicht auf das Leben oder die Börse Hayward's gezielt; ihr Ziel war sein

rechter Arm, und dies Ziel hatten ſie getroffen. An der Stimme glaubte Hayward überdies den rieſigen Irländer Daniel Larry, erkannt zu haben, der Roſeberry's Yacht führte und in ſeinem Hauſe ein großes Wort ſprach, obwohl er ihn maskirt und in einen ſchottiſchen Kartan tief eingehüllt geſehen hatte. Kitty's muthiger und unverhoffter Angriff hatte übrigens die Elenden ihr Werk nur halb vollbringen laſſen, und Hayward hatte ſeinen verwundeten Arm noch genug gebrauchen können, um mit Kitty's Beiſtand ſich von ſeinen Feinden los zu machen. So wie er emporſprang, ergriffen dieſe mit einem gellenden Pfiff die Flucht und meine Angreifer folgten ihnen; die Freunde aber, ſtatt die Mörder zu verfolgen, waren zu meiner Rettung herbei geeilt.

Nachdem wir Worte gefunden hatten, uns dieſe Einzelheiten des beſtandenen Kampfes mitzutheilen, dachte Kitty nur daran, wo die ſchnellſte Hülfe für ſeinen Hayward zu finden ſei. Edwards Cottage war die nächſte befreundete Schwelle, und dahin wendeten wir unſere Schritte, denn Hayward's Wunden bluteten ſtark. Kitty drückte den Freund, der für ihn zu bluten ſchien, einmal über das andere an ſeine Bruſt und preßte ſeine Lippen auf ſeine Wunden. Er war außer ſich, bald vor Freude, bald vor Zorn, und umſonſt beſchwor ihn Hayward, dieſe Schmarren doch als unbedeutend anzuſehen.

Endlich ſahen wir die blinkenden Lichter in Edwards Villa. Haſtig ward die Klingel gezogen — wir traten ein, und unſere Erzählung verbreitete Schrecken über

das ganze Hausweſen. Mochte der Verwundete ſich ſträuben, Vater Edwards und Margareth verbanden ſeine Wunden mit ſorgſamer Haſt. Ich ſah Thränen in Margareths ſchönem Auge, als der Verwundete endlich auf einem weichen Lager niedergelegt war.

Indeß erſchien auch Mary, welche in ihrer Lieblingslaube am See die Kunde von dem ſeltſamen Vorgange eben erſt erreicht hatte. Haſtig trat ſie ein, blickte mich und Kitty flüchtig an, und wollte nach dem Verwundeten fragen, als auf einmal ihre ganze Geſtalt zu wanken ſchien, und lautlos, wie eine ſtill hinſinkende Blume, neigte ſie ſich auf einen Lehnſtuhl nieder. Mit der Hand mußte ſie ſich an einem Vorſprunge des Kiſſens aufrecht halten. In dieſem Augenblicke ſah ich auch Kitty wie verzaubert. Starr haftete ſein Blick auf Mary's Geſtalt; dann war es plötzlich, als ſchleudere eine übermächtige Gewalt ihn auf ſie zu, und indem er ſelbſt auf ſeine Knie ſank, fing er die Sinkende in ſeinen Armen auf.

„Mein Gott!" rief er, „ſind Sie's, Miß!" Und dann ſenkte er ſein Haupt auf ihre Geſtalt herab, und ein hochſchwellender Strom von Gefühlen ſchien ihn der Sprache zu berauben. Wir Andern wußten nicht, was wir von dieſem Auftritte denken ſollten; ich ſelber kam mir wie verwandelt vor; erſt der nächtliche, mörderiſche Kampf, das Blut, dann dieſer Auftritt und ...ne Zähren; ich glaubte zu träumen, oder in einer Welt voll Mährchen erwacht zu ſein.

Inzwischen hatte sich Mary gesammelt, und richtete sich aus Kitty's Armen empor.

„Ich habe Sie lange zu finden gewünscht," sprach sie mit bebender Lippe, „um Ihnen noch einmal für mein Leben zu danken, das ich wohl Ihrem muthigen und starken Arm, nächst Gott, allein verdanke. Ich schätze mich glücklich, daß mein Wunsch endlich in Erfüllung geht. Was aber führt Sie hierher, in diesen Winkel der Erde, soweit von Ihrem Vaterlande entlegen?"

„Was anders," rief Kitty mit einer Gluth, die ich nie an ihm gesehen hatte; „was anders, als Ihr Bild, Miß! Habe ich Sie nicht gesucht, wie der Gläubige den Himmel sucht? Habe ich einen Augenblick des Glücks genossen, seitdem ich Sie verlor? Habe ich England und Schottland nicht durchirrt, nach Ihnen und jeden Ihrer Berge durchstreift, um Sie zu finden! Und nun — sind Sie hier, an meiner Schwelle, nicht zwei Schritte von mir, an diesem Orte, von dem eine Ahnung, Sie wieder zu finden, mich nicht scheiden ließ, seit einem vollen Jahre!"

Mit diesen Worten preßte er ihre Hand aufs neue an die Lippen und Mary ließ es gerührt geschehen. Indessen löste sich auch unser anfängliches Erstaunen in herzliche Theilnahme auf. Vater Edwards war der Erste, der die Gruppe trennte. Er riß Kitty an seine Brust. „Hierher, junger Freund," rief er. „Hier ist Euer Platz; hier dankt Euch der Vater noch einmal. Ich hätte Euch nicht erkannt, wie meine Mary; aber Gott sei gepriesen, daß wir Euch noch einmal hier haben. Kommt —

ich bin Euer Schuldner auf immerdar.“ Und hiermit schloß er den jungen Mann in seine Arme. Nie sah ich den jovialen Greis so innig bewegt. Er weinte und ließ seine silbergrauen Locken über Kitty's blasses Antlitz schattend niederfallen.

Noch immer wußte ich nicht, woran ich war. Hayward, der einige Worte von diesem Auftritte vernommen haben mochte, vergaß die ihm empfohlene Ruhe und seine Wunden, brach aus dem Nebenzimmer in die Gesellschaft ein, und wollte wissen, was hier vorginge.

Es währte lange Zeit, ehe wir Befriedigung erhielten, und die Erzählung von dem Abentheuer, das uns um zwei Jahre in dem Leben Kitty's zurück zu gehen zwingt, kam nur in losen Fragmenten, die bald Kitty, bald Mary, bald Vater Edwards selbst zum Besten gaben, zu meiner Kenntniß. Es fehlte viel daran, daß sie so zusammenhängend vorgetragen worden wäre, als sie der Leser in dem Nachfolgenden mitgetheilt erhält.

Hayward erinnerte sich als Edwards alter Freund, daß dieser vor zwei Jahren auf Anrathen der Aerzte, die seinen Gichtleiden durch einen südlichen Winter zu begegnen hofften, nach den ionischen Inseln gegangen war und namentlich in Zante seine Residenz genommen hatte. In seiner Begleitung war Mary, seine sorgsame Pflegerin; Margareth war einer Verwandtin zur Obhut übergeben worden. Man war auf der glücklichen Insel, die das alte Lied:

„Zante verdeggiante
Fiore di Levante.“

die „Blume des Oſtens“ nennt, im Spätherbſte 1820 gelandet und hatte ſich ihrer Schönheit einen reizvollen Monat hindurch erfreut. Ein alter veneſianiſcher Palaſt, jetzt zum Hotel für Fremde eingerichtet, an den auf der Meerſeite ein reizendes Caſino ſtieß, diente Edwards und ſeiner Familie zur Wohnung. Die Stadt und die ganze Inſel ſtanden in der vollen Blüthe, die den Frieden, da wo die Natur mit allen ihren Gaben verſchwenderiſch iſt, leicht und raſch hervorruft. Die Stadt wurde von 10,000 fröhlichen Menſchen bewohnt, Weingärten und Oelpflanzungen breiteten über die ganze Inſel hin willkommene Schatten aus, in den Thalſchluchten blühten und reiften zugleich die goldenen Aepfel Hesperiens, und ſelbſt aus den unfruchtbaren Wogen des Meeres, aus den Sümpfen der Küſte ſprudelte der Reichthum der Inſel, die Erdpechquellen, munter hervor, indeß ſchwarze Lavaklippen theils die Küſten vor feindlichem Angriff ſchützten, theils der grünen Schönheit der Inſel ihren maleriſchen Contraſt beimiſchten. Kurz, ſo reizend, ſo lieblich, ſo ſtill ſelig lächelte das ganze Antlitz der Inſel; ſo feſt ſchien der Wohlſtand ihrer glücklichen Bewohner gegründet, und ſo zuverſichtlich und lebensfroh blickte ihre Bevölkerung, daß in keiner Seele eine Ahnung davon aufkam, auf wie ſchwanken Säulen dies Gebäude irdiſchen Glücks ſtand, und daß die Macht, welche all dieſe Pracht der Natur, all dieſe Schönheit in einem Augenblicke ihrer Huld geſchaffen, in einem Augenblicke ihres Zornes auch zerſtören und in Graus, Verwüſtung, Tod und Trauer verwandeln könne.

In dem Hotel, das er bewohnte, hatte Vater Edwards die flüchtige Bekanntschaft eines stillen, jungen Mannes gemacht, den man für einen flüchtigen Griechen aus der Moldau hielt, und der diese Annahme durch nichts widerlegte. In gebrochenem Italienisch hatte er die schottische Familie mehrmals begrüßt, ohne jedoch jemals mehr, als die flüchtigen und herkömmlichen Formen der Höflichkeit mit ihr auszutauschen. Er schien vielmehr, mit tieferen und ernsteren Dingen ganz beschäftigt und ungeduldig, die Ankunft des Dampfschiffes zu erwarten, welches auf seiner Fahrt von Smyrna nach Ancona auf Corfu und Zante anzulegen pflegte. Endlich erschien das ersehnte Fahrzeug und am nächsten Morgen sollte der junge Mann die Insel mit ihm verlassen. Mary hatte innigen Antheil an dem blassen Jüngling, auf dessen Antlitz ein ernstes und ungewöhnliches Geschick die Züge eingezeichnet haben mochte, welche die Seele unwillkürlich mit sympathetischen Banden fesseln, genommen, und es war ihr nicht gleichgültig, daß sie seine nun schon gewohnte kurze Morgen- und Abendbegrüßung nicht mehr vernehmen sollte.

Es war ein schöner, ein geheimnißvoll schweigender Abend, als die Bewohner des Hotels zum letzten Male in dem Gesellschaftssaale desselben versammelt waren. Ein ansehnlicher Theil derselben verließ diesen Kreis am nächsten Morgen und empfand jenes unbestimmte Leidwesen, das die Trennung selbst unter flüchtigen Bekannten und Reisegefährten gewöhnlich mit sich führt. Auch Kitty (denn Niemand anders, als er, war der

junge Grieche in Zante) erſchien wider ſeine Gewohnheit an dieſem letzten Abend in dem befreundeten Kreiſe. Er ſprach mit einigen engliſchen Offizieren, ſeinen Reiſegefährten für Morgen, von der nahen Trennung von der grünen, lachenden Inſel, und behandelte dieſe als etwas Unvermeidliches und Unabwendbares. „Und wie nun, wenn uns in der Nacht ein Erdbeben hier verſchüttete!“ rief im Feuer des Widerſpruchs einer ſeiner Gegner.

Dieſer Gedanke durchzuckte wie ein Blitz aus heiterm Himmel unwillkürlich die ganze Verſammlung, etwa wie, wenn in einer heitern Geſellſchaft auf einmal Jemand ein Geſpenſt zu erblicken glaubt, oder vom plötzlichen Wahnſinn befallen, emporzuckte. Jetzt erſt beſann ſich Jeder, auf welchem gefährlichen Boden er weile, und unwillkürlich trat Kitty, ſo erzählte er, an das hohe Balkonfenſter, theils um ſeine Höhe vom Boden mit den Augen zu meſſen, theils um nach dem Himmel und deſſen Anzeichen zu blicken. „Er lachte mir dunkelblau,“ fuhr er fort, „und im ruhigen Glanz ſeiner Geſtirne entgegen. Man konnte keine ſchönere Nacht ſehen. Eine milde, reine und klare Luft hauchte, wiewohl wir im December waren, mir entgegen, als ich den Fenſterflügel öffnete; nächtliche Stille und ſanfter Friede ſchien über der ganzen Natur, über Stadt, Meer und Land ausgebreitet.“

„Der Anblick dieſes lächelnden Friedens wirkte beruhigend auf die ganze Verſammlung, und da man wirklich Furcht empfunden hatte, ſo eilte nur Jeder,

wie es eben zu geschehen pflegt, diese beschämende Empfindung unter erzwungenem Scherze zu verbergen. So ward das erschütternde Wort meines Widersachers zu einem Signal für allerlei verwegene Scherze über das Erdbeben; man malte sich von allen Seiten das Bild mit den bunteſten und spaßhafteſten Farben aus, stellte die lächerlichſten Contraste zusammen und erheiterte sich in der That an diesen Erfindungen einer verstellten Laune, die die Gesellschaft bis gegen Mitternacht hin unterhielten. Diese trennte sich endlich in der heiterſten Stimmung von der Welt."

„Dennoch mochte die einmal durch Schreck erregte Seele bei Vielen in einer schwingenden Bewegung sein, die das Gegentheil der echten Heiterkeit war; wenigstens erinnere ich mich deutlich," erzählte Kitty, „daß, als ich mich in meinem weiten Schlafzimmer, das ehemals ein gewaltiger Waffensaal gewesen sein mochte, auf mein Lager niederstreckte, ein unwillkürliches Stoßgebet über meine Lippen floß. Ich ließ die Lampe, mir gegenüber, auf einem großen Marmortiſch, der mit den ungeheuern Mauern faſt eins zu sein schien, absichtlich brennen, ergötzte mich noch eine Zeitlang an den plumpen Gipsfiguren, welche die gewölbte Decke der Halle verzieren sollten, und deren schwebende Umrisse mich an mehrere meiner Bekannten erinnerten, und fiel dann sanft in die Arme des Schlafes."

„Ich mochte einige Stunden geschlafen haben, als ich plötzlich mit einer unbeschreiblich schmerzlichen Empfindung erwachte; es war ein Schmerz, der mir, wie

zum ſchnellſten Tode, alle Nerven zu zerreißen ſchien. Zugleich vernahm ich außen an den Wänden des Hauſes einen leiſe wimmernden Ton, der der Länge nach an ihnen hinwinſelte, und der die Seele wahrhaft zerriß. — Er klang wie ein Weheruf des ſcheidenden Schutzgeiſtes der Natur, der ſein Werk einer andern Macht zu überlaſſen gezwungen war. Einen Augenblick ſpäter ward ich mit rieſiger Gewalt auf die andere Seite meines Lagers geſchleudert. Zugleich ſtürzte mit furchtbarem Krachen ein großes Stück der Gipsdecke meines Zimmers herab, zertrümmerte den Marmortiſch und die Lampe in hundert Stücke und ließ mich in völliger Finſterniß zurück. Mit Entſetzen aber erblickte ich nun plötzlich ein anderes Licht; die ungeheuere Mauer mir gegenüber that ſich auf, und das bewegliche Sternenlicht blitzte mir in die geblendeten Augen. Zugleich regnete eine Fluth von kleinen Kalk- und Gipsſtücken auf mein Haupt herab. Noch immer wußte ich nicht, was mit mir geſchah; ich wußte eben nichts, als daß das Haus einſtürzen wollte; als plötzlich ein unbeſchreiblich ſchauerlicher Ton, der an mein Ohr ſchlug, mir Licht gab. Vor meinem Fenſter erhob ſich ein ſchlanker, griechiſcher Kirchthurm mit einem hübſchen Glockenſpiel, das mich am Tage oft ergötzt hatte. Alle dieſe Glocken fingen plötzlich, gleich als faſſe eine gigantiſche Fauſt das Thürmchen unten am Boden und ſchüttele es, wie ein Rohr im Winde, mit einem wilden Durcheinander und in dem gräßlichſten Concert von Tönen zu klingen und zu ſpielen an. Dieſer unvergeß-

liche und unbeſchreibliche Klang ſtellte mir plötzlich die entſetzliche Wahrheit vor Augen. Das Ungeheuer, über das wir ſo verwegen geſcherzt, deſſen wir ſo unbeſonnen geſpottet hatten, dieſer Baſilisk, dieſe Sphinx, dieſe Rieſentochter der Natur — die kein Erbarmen kennt — das Erdbeben, es war nun da!"

„Wie dieſer Gedanke durch meine Seele blitzte, ſo ergriff mich die gräßliche Fauſt des Entſetzens, ſchleuderte mich von dem Lager und ſtürzte mich der Thüre zu, die ich glücklicher Weiſe fand und öffnen konnte. Draußen führte dieſe auf eine unbedeckte Gallerie, in der ich ſicher war. In dem Augenblicke folgte dem erſten Gedanken ein zweiter mit Blitzesſchnelle, die Erinnerung an die ſchottiſche Familie. Ich wußte, daß ihre Zimmer am Endpunkte der Gallerie, wo ich ſtand, auf der Nordſeite des Hotels lagen. Dahin trieb mich eine innere Gewalt, der ich folgen mußte. In der Mitte der Gallerie fand ich meinen Weg verſperrt; die Trümmer des öſtlichen Flügels, welcher eingeſtürzt war, hatten ſie herabgeſchlagen. Ich wagte den Sprung in den Hof hinab — er glückte — ich erreichte den nördlichen Flügel. Angſtvolles Geſtön, erſtickter Hülferuf ſchlug an mein Ohr. Die Thür war feſt; ich ſtürzte mich mit ſolcher Gewalt gegen ſie, daß ſie zuſammen brach. Was ſah ich da? — Ueber den Leichnam des erſchlagenen Dieners wegſchreitend, erblickte ich Vater Edwards unter einem Trümmerhaufen von mächtigen Kalkſtücken begraben. Entſetzt wollte ich ihn hervorzerren, aber er wehrte mir und wieß ſtumm auf das Nebenzimmer, wo

Mary schlief. Ich stürzte dahin; sie lag unversehrt, aber unfähig sich zu bewegen, auf ihrem Lager. Ich schlug die Arme um sie, riß sie an mich, und in dem Augenblick sank die Decke mit furchtbarem Gepraſſel auf das verlassene Lager nieder. Außer mir vor Wonne trug ich meine schöne Beute in die Mitte des Hofes, die ein Brunnendach beschattete, hinab, wo ich die Ohnmächtige niederlegte; dann stürzte ich wieder empor und hatte das unbeschreibliche Glück, auch ihren Vater aus seinen Trümmern, die mehr aus Schutt, als aus Steinen bestanden, und deren Fall eine starke Bettdecke gemildert hatte, hervorzuziehen. Er war unbeschädigt, wie Mary, die ich in seinen Armen bald wieder zum Bewußtsein erwachen sah."

„Draußen war Jammer, Klage und Gestön, der furchtbare Erdstoß hatte ein Zehntel der Stadt in Trümmer geworfen; die Berge im Norden der Stadt stürzten über ihre Vorstädte herab, der furchtbare Stoß zerriß die Dämme des Meeres und die Fluthen begruben, Leichen dahin schwemmend, eine zweite Vorstadt. Die geretteten Einwohner drängten sich, jammernd, nackt, hülflos, in den offenen Kirchen zusammen; hier lagen sie sprachlos, schluchzend, in heißen Thränen gebadet, vor dem Antlitz dessen, der in diesen Augenblicken, wo alle menschliche Macht an ihrem Endpunkte stand, allein seine Hand über sie hielt."

„Es war die Festnacht des Schutzpatrons der Insel, der gröſte Theil ihrer Bevölkerung war wach, als

das Geſchick einbrach, und dies, dieſe Vermittelung des Heiligen, rettete Vielen das Leben.“

„Indeß verwandelte ſich, wie die Erde unter unſern Füßen ſich verwandelt hatte, auch der Himmel über uns. Ein furchtbarer Orkan zerriß ſeine Feſſeln, ſtürzte ſich über Stadt, Inſel und Meer, warf die geſpaltenen, überhängenden Häuſermauern ſchmetternd zu Boden, ſchleuderte die Schiffe auf die offene, wogende Fluth hinaus, tödtete mit niegeſehenen Hagelſchauern, die wie Eisklumpen herabfielen und durch die Straßen kugelten, Schaaren von Unglücklichen, die ſich ſchon gerettet wähnten, und beraubte uns, betäubt und erſchüttert, jeder Hülfe von außen. Ein ſolcher Umſturz der Natur war unerhört, ohne Beiſpiel, und erpreßte ſelbſt von den härteſten Seelen eine Fluth von Thränen, in denen ſich gebrochener Stolz, Ohnmacht und Furcht zugleich zu erkennen gaben.“

„Als der Morgen anbrach, nach dieſer Nacht des Schreckens, war die Inſel verwandelt. Man kannte ſie und ſich nicht wieder, wo man ging oder ſtand. Die blühenden Büſche und Haine waren verſchwunden; die reichen Gärten und Felder waren wie umgekehrt. die Wurzeln der Bäume und Gebüſche ſtarrten wild zum Himmel empor. Die Stadt, ſo lächelnd und heiter zwiſchen ihren prangenden Laubhainen, lag nun in wüſten Ruinen da, ihr Hafen war verödet, oder zeigte nur Trümmer zerſchlagener Fahrzeuge, zerbrochener Wehre, zerriſſener Dämme. Alle Pfade und Wege waren umgewühlt und die Fluthen tobten nun wild und

erbarmungslos da, wo vor wenigen Stunden noch fröhliche Menschen sich ihres Glücks erfreut hatten. Es war ein Anblick, der die Seele zerriß, mit nichts vergleichbar, nie und von keinem Schrecknis der Erde übertroffen."

„Unsere Gesellschaft fand sich am Tage in dem Brunnenschuppen des Hotels zusammen. Immer noch zuckte die Erde in leichteren Bebungen; immer noch brüllte der Orkan und prasselnd stürzten rings um uns her Mauern und Wohnungen ein. Indeß erzählte jeder sein Geschick, und nach der Menge der erlebten Schrecknisse oder nach der Fülle der Empfindungen jedes Einzelnen zu schließen, hätte man glauben mögen, daß die einzige Minute, welche die Mutter aller dieser Verwüstung war, den Raum von mehreren Stunden und ganzen Tagen erfüllt hätte."

„Als ich Mary wieder sah, war sie vollkommen gesammelt und wohl. Sie hatte lange still für sich gebetet und war nun von uns allen die Besonnenste und Ergiebigste an Rath und Hülfe. Ja, sie lächelte sogar wie glücklich, so oft sie den Vater anblickte, und sprach Vielen, welche Verluste beklagten und laut jammerten, Muth zu. Sie dankte mir nicht mit Worten; aber mit einem Blick und einem Druck ihrer Hand für die Rettung ihres Vaters."

„Am Abend legte sich endlich der Sturm; die zerstreuten Schiffe kehrten zurück; auch mein Dampfboot erschien wieder und verkündete seine Abreise auf den nächsten Mittag. Ich mußte mich entschließen, diesem

Rufe zu folgen; eine sterbende Mutter erwartete mich, angstvoll jede Minute bis zu meiner Ankunft zählend. Als ich von Mary's Vater Abschied nahm, preßte er mich fast krampfhaft an seine Brust; auch Mary schien gerührt. In der Befangenheit, welche die Vorfälle dieser Nacht, das Geschick dieses Tages und meine Sorge um die Sterbende erklären, forschte ich selbst nicht nach dem Namen der mir nun so theuer gewordenen Familie. Ich schied, ich verließ die Insel, die ich als ein Paradies betreten hatte, und die ich als eine Scene öder und gräßlicher Zerstörung verließ; ich flog zu meiner sterbenden Mutter und vergaß Zante und was dieser Erinnerung anhing, eine kurze Zeit hindurch gänzlich. Aber nachdem ich die tugendhafte Frau dem Mutterschooß der Erde zurückgegeben hatte, erwachte ein Bild bei mir, das mich seitdem nicht verlassen hat. Es war das Bild, der Blick des Abschieds, von Mary."

„Ich mußte sie nun wiedersehen. Aber jetzt erst machte ich die Entdeckung, daß mir Namen und Wohnort Vater Edwards unbekannt waren. Ich wußte nur, daß Schottland ihr Vaterland sei, und es ließ mich nicht ruhen, bis ich in der Hauptstadt ihres Vaterlandes war. Meine Erkundigungen führten mich standhaft auf falsche Spuren — ich durchreiste England, Schottland und Irland, ohne sie wieder zu finden, und gab die Hoffnung endlich auf. Nur so viel blieb mir von ihr, daß ich blind ward gegen die Reize jeder andern Schönheit dieses Landes, und daß ich es, obwohl ohne Hoffnung, nicht zu verlassen mich entschließen konnte. In

der Wissenschaft endlich suchte und fand, ich zuletzt den Trost für alle meine verlornen Bemühungen."

Diese Erzählung Kitty's lichtete das Geheimniß. Sie erklärte uns seine, in einer idealen Liebe befangene, anscheinend gleichgültige und doch so reizbare Stimmung. Sie schien Kitty und Hayward, welche die Scenen der vergangenen Tage einander so nahe gebracht hatten, vollends zu verbrüdern.

„Und so endet zuletzt alle Lebenssorge und Mühe, alle Tragödie und alle Verwirrung heiter und fröhlich!" rief Hayward und schlang seinen verwundeten Arm um Kitty. — „Und daß es so endet," sprach ich, „wem danken wir es, als dem elenden Roseberry."

„Gott bedient sich der Schlechten zum Guten," sagte Vater Edwards, und dankte dem Himmel, den jungen Mann, der so viel Verdienst um ihn besaß, wiedergefunden zu haben, und von Mary's Brust schien ein lastendes Gewicht wie plötzlich abgehoben. In der Erinnerung an Zante und seine Schrecknisse war sie heiterer als je, und Freudenthränen glänzten in ihren Augen, so oft sie den glücklichen Greis, ihren Vater, küßte.

Hayward's Wunden erwiesen sich, als der Wundarzt erschien, in der That so unbedeutend, als er sie selbst angesehen hatte. Er konnte im Laufe des folgenden Tages mit uns nach der Stadt zurück kehren. Das allgemeine Gerücht bemächtigte sich jedoch des Vorfalls und zeihte Roseberry laut dieses Schurkenstreiches. Hayward hatte ihn fast vergessen, als ein Billet von dem Elenden

erſchien, in dem er, mit Bezeigung großen Bedauerns über den Unfall, welcher ſeinen Gegner betroffen habe, anzeigte, daß, da er ſelbſt unter dieſen Umſtänden zur Erledigung ihrer Ehrenſache vorerſt unfähig ſei, er eine gelegenere Zeit dazu abwarten, und inzwiſchen eine nothwendige Reiſe nach London abthun wolle. Inzwiſchen bedürfe es keiner Antwort von Hayward, da er ſich dieſe binnen vier Wochen ſelbſt zu holen gedenke. — Jetzt waren alle Zweifel gehoben; Roſeberry und Fingal hatten Schottland mit dem Dampfſchiffe verlaſſen, und kehrten nie wieder in ihre verödete Villa zurück, welche, wie man vernahm, Daniel Larry ſpäter zu ſeinem Beſten verkaufte.

Ich rieth Hayward, den verwegenen Elenden vor Gericht zu verfolgen; allein er gab mir ein ſo helles Licht über die Gefahren und Mühen eines ſolchen Proceſſes vor den Tribunalen ſeines Vaterlandes, daß ich meine Ermahnungen aufgab, und mich glücklich pries, vor der Juſtiz dieſes Landes nicht das Mindeſte ſuchen zu dürfen, worüber ſich wiederum Hayward, als echter Engländer, nicht wenig ereiferte.

Es war natürlich, daß Kitty, Hayward und ich von nun an faſt tägliche Gäſte in Edwards Cottage waren. Bei dieſen Beſuchen, welche Mary's und Margareth's Reize, Hayward's und Kitty's Freundſchaft und Vater Edwards Tugend zu köſtlichen Stunden für mich machten, hatte Kitty häufig ſchwere Kämpfe mit dem ſtreitfertigen Puritanismus Vater Edwards zu beſtehen, bei welchen ich Mary oft erblaſſen und zittern ſah, und

die ſelbſt Hayward mit Beſorgniß vor einem möglichen Bruche zwiſchen den neuen Freunden erfüllten. Alle unſere Bemühungen, den Eifer Kitty's bei ſolchen Anläſſen zu mildern, blieben umſonſt: er behauptete, es ſei ihm unmöglich zu ſchweigen, wenn er das angegriffen ſähe, was ihm nun einmal das Heiligſte ſei, ſein Glaube. Gelobte er uns auch ja einmal Mäßigung und Schonung, ſo war dies ein eitles Verſprechen, das bei dem nächſten Anlaß freventlich gebrochen wurde; kurz, wir hatten unſere wahre Noth mit dem Unbändigen, der hinterher ſolche Scenen doch um Mary's willen, die er dabei leiden ſah, bitter bereute.

Nicht beſſer erging es uns bei Edwards, der ſich ſeit einiger Zeit den heftigſten Vorkämpfern des Presbyterismus angeſchloſſen hatte, und dieſen im Norden Schottlands, gegen die mehr und mehr eindringenden Grundſätze der Methodiſten mit wahrem Feuereifer verfocht. Unter dieſen Umſtänden ſahen wir mit wirklichem Schmerz den Streit zwiſchen den beiden Freunden mit jedem Tage heftiger entbrennen, und allmälig von beiden Seiten eine Bitterkeit annehmen, die uns das drohende Anzeichen eines baldigen Bruches zu ſein ſchien. Gütliches Zwiſchenreden, Verſuche durch Laune oder Witz die Kämpfenden zu trennen, brachten die Heftigen nur um ſo feindlicher an einander; einſeitige Beſchwichtigung verfehlte gänzlich ihren Zweck, und als ſelbſt Mary's Dazwiſchenkunft nicht mehr Früchte trug, als ſelbſt ihre flehenden Blicke unbeachtet blieben, ſchien die Gefahr uns allerdings aufs Höchſte geſtiegen zu ſein.

Unter diesen Umständen verfiel Freund Hayward auf ein sonderbares Mittel, von dem er sich Abhülfe gegen diese Gefahr versprach. Er sagte mir, daß dem Buchstaben des Gesetzes nach in England noch ein Ketzergericht bestehe, und daß Kitty sich vor diesem Gerichtshofe hüten müsse. Im schlimmsten Falle, meinte er, biete sich hier ein Mittel dar, den Glaubenseifer Kitty's in die rechten Schranken zurück zu drängen. Daß er aber zugleich von fremder Hand und ohne Unterschrift einen warnenden Brief an Kitty schreiben ließ, und hierin im Namen einiger Freunde, die sich für sein Wohl interessirten, Kitty vor ungescheuter Aeußerung papistischer Ideen, die ihn zu Verunglimpfungen der hohen Kirche hinrissen, warnte, ja ihm merken ließ, daß das Tribunal des Herrn Primas von England, Doctors-Common, bereits auf ihn aufmerksam gemacht worden sei, was für ihn die Folge einer Anklage auf Blasphemie haben könnte — davon sagte er mir jetzt nichts. Dieser Brief, der übrigens keine Wirkung that, blieb mir ein Geheimniß, und ich war, soviel an mir lag, daher bemüht, Vater Edwards zur Nachgiebigkeit gegen den Fremdling zu stimmen, dem er doch immer einigen Dank schuldig sei. Dies leugnete der ehrliche Alte niemals, vielmehr versicherte er mir stets, Kitty aufs Innigste und wie einen Sohn zu lieben; aber dennoch griff er ihn an, und stritt mit ihm, wie mit seinem heftigsten Gegner.

Wer von uns darum weiß, wie oft es uns selbst, die wir hierüber erstaunen, nicht besser ergeht, und

wie oft wir im Streit das außer Acht laſſen, was durch jeden Streit verletzt wird, die Seele des Freundes — der wird dem alten Edwards ſeine Hartnäckigkeit, wo nicht verzeihen, doch in Milde nachſehen.

Indeß geſchah etwas, das den Stand der Sachen noch verſchlimmerte, und ſelbſt der ſtarken Liebe in Mary's und Kitty's Bruſt, über die wir uns nicht mehr täuſchen konnten, den Tod drohte. Ein Vetter Mary's, Richard Edwards, kehrte von London zurück. Der alte Edwards hatte ihn ehedem als ſeinen vermuthlichen Eidam angeſehen; indeß hatte doch nie ein eigentlich zärtliches Verhältniß zwiſchen ihm und Mary entſtehen wollen. Sie liebte ihn, gerade ſo wie junge Mädchen einen angenehmen jungen Vetter zu lieben pflegen. Im Anfange ſeines Londoner Aufenthalts hatte Richard häufig geſchrieben, und der alte Edwards freute ſich dieſer lebhaften Correſpondenz. Später hatte er aber auch hier Gelegenheit gefunden, gegen poetiſche und religiöſe „Schwärmer und Knallpulver," wie er es nannte, kurzum gegen einen gefährlichen methodiſtiſchen Deismus zu kämpfen, und den Vetter, der ſich dieſem ergeben haben ſollte, eifrig zu tadeln. Das hatte die einfache Wirkung gehabt, daß Richard nicht mehr ſchrieb, um den Onkel nicht zu erzürnen. Darüber hatte dieſer ſeine alten Plane mit Richard faſt gänzlich vergeſſen, als dieſer plötzlich in Perſon in der Cottage erſchien und ſeinen Beſuch auf mehrere Wochen, wenigſtens bis zum Schluß der Seſſion, ankündigte, wo er nach vollendeten Studien in Temple-bar ſeine

junge Laufbahn als Anwalt in Edinburg beginnen wollte.

Vetter Richard brachte Nachrichten mit, die Jedermann in Erſtaunen ſetzten, und eine ſeltſame Verwirrung in Vater Edwards Hauſe anrichteten.

Zunächſt fiel es auf, daß Vetter Edwards und Kitty ſich wie alte Bekannte begrüßten, welche vielerlei Erinnerungen aus den höhern Cirkeln in London mit einander auszutauſchen hatten. Bei dieſer Begrüßung ward jedoch eine Art von ehrfurchtsvoller Zurückhaltung an Richard bemerkbar, die ſonſt gar nicht in ſeinem muntern und ziemlich ſorgloſen Weſen begründet ſchien. Als er jedoch gleich am erſten Abend ſelbſt Zeuge jener mit Leidenſchaft endenden Wortkämpfe zwiſchen Vater Edwards und Kitty war, las man etwas Ernſtes und ungewöhnlich Befremdendes in ſeinen Mienen. Das Wortgefecht endete übler als je. In einem heftigen Ausfalle gegen die Gleichgültigkeit des Glaubens unſerer Zeit, hatte Kitty das Aufſichtsrecht der Kirche in Glaubensſachen in Schutz genommen, und Vater Edwards, hiervon nicht wenig gereizt, warf ihm vor, daß er damit zugleich alle Greuel der mittelalterlichen Ketzergerichte, Inquiſition und Hexenproceſſe rechtfertige. Hingeriſſen vom Geiſt des Widerſpruchs, der uns ſtets weiter führt, als wir ſelbſt zu gehen wünſchen, oder als wir vor unſerm eigenen Gericht rechtfertigen können, ſprach Kitty bei dieſem Vorwurf lebhaft für ſeinen Satz und rief zuletzt in ſchwellendem Eifer: „Nun wohl, und immerhin! Wenn eins von beiden denn ſein muß

so will ich lieber, daß ein Ketzergericht, erleuchtet und wahlwollend, wie das römische, da sei, als daß dies wilde Durcheinander oder diese tödtende Gleichgültigkeit des Glaubens walte und herrsche, die aller positiven Religion den Untergang droht, und sie in Nihilismus versenkt und auflöst."

Vater Edwards nahm an diesem Ausspruch ein schlimmes Aergerniß. Er widersprach nicht mehr, aber er erklärte in größter Aufregung, es sei ihm unmöglich mit Jemand zu leben, der standhaft den Vertheidiger aller Verirrungen religiöser Schwärmerei, so viel deren je die Welt verwirrt hätten, mache, und Kitty, von einer so rauhen Widerrede nicht wenig verwundet, erhob sich schweigend, küßte Mary's Hand, die er mit einem schmerzvollen Blicke sanft gegen seine Lippen drückte, und verließ die Villa mit einer stummen, doch viel sagenden Verbeugung gegen den Hausherrn. —

Diesem unerwarteten Aufbruche folgte eine lange Pause. Vater Edwards ging hastig im Zimmer auf und ab; man sah, daß sein unsanftmüthiges Benehmen gegen den Fremdling ihm Unruhe und Reue bereite; Mary zerdrückte eine stille Thräne im Auge, und selbst Margareth, die ruhelose Gazelle, sah stumm und schweigend auf ihre Arbeit nieder.

„Ei, ei, Oheim," unterbrach der Schalk Richard die stumme und drückende Scene. „Wie könnt Ihr nur so verwegen sein, mit ihm zu streiten? Wißt Ihr denn nicht, daß Kitty Euch eines schönen Tages spießen lassen kann, wenn Ihr in sein Reich kommt, wie je ein schot-

tischer Squire gespießt wurde? Wißt Ihr nicht, daß er der Mann ist, den Groß-Mufti selbst mit aller seiner Heiligkeit in jenem großen Mörser zerstampfen zu lassen, den Jedermann im Vorhofe des Serails mit Furcht und Beben erblickt? Wißt Ihr nicht . . . ."

„Nichts weiß ich von Deinen Possen!" rief Papa Edwards, erstaunt und sichtbar betroffen vor Richard stehen bleibend. „Doch — kennst Du ihn? Wer ist er eigentlich, dieser Fremdling? Sprich? Was wir von ihm wissen, ist so gut, wie nichts!"

Wir Alle hatten uns zu Richard, der gemächlich in seinem Lehnstuhl saß und seine Tasse Thee mit triumphirendem Lächeln hinabschlürfte, hingedrängt, und in Aller Mienen las man die Spannung, welche Richard's geheimnißvolle Worte erregten und rechtfertigten. Mary hatte sich sogar ihm zu Füßen auf eine Fußbank niedergelassen und blickte bittend und ahnungsvoll zu dem Vetter auf.

„Er ist ein Prinz," rief sie, „man sah's ihm an; ich habe es immer gedacht" — und dann faltete sie ihre schönen Hände.

„Ein Fürst, Kind, ja," sprach der Vetter mit schalkhaftem Lächeln; „aber was für einer? So recht das, was man einen Fürsten nennen kann! Ein Prinz, gegen den unsere sogenannten Prinzen nur eitel Kaff und ohnmächtige Stümper sind."

„Heraus damit, wer ist er?" rief Vater Edwards, ungeduldig und beinahe zornig.

„Ihr wißt es also wirklich nicht, und Ihr ahnets auch nicht," sprach Richard, an der Spannung der Seinigen sich weidend.

„Nein, nein, nein!" rief der Oheim, „und nun ist's genug. Rede! Ich will's!"

„Nun, so wisset denn," begann Richard langsam und feierlich, „daß Kitty, unser Freund Kitty, Niemand anders ist, als Sultan Gherry-Chan, der präsumtive Thronfolger Sultan Mahmud II., der vermuthliche Erbe der Hohen Pforte, der einstige Beherrscher der Gläubigen, wenn Mahmud ohne männliche Erben stirbt, wie jetzt wahrscheinlich ist, der künftige Padischah, in dessen Reiche die Sonne nicht untergeht, der Erbe und Abkömmling des Propheten, der Chalif der Moslemin, der Herr Asiens und Afrika's, der Gesalbte Mahomed's, der ...."

„Halt ein, halt ein, Vetter!" rief Vater Edwards, indem er sich vor dem Schwall dieser schnell ausgesprochenen Titel die Ohren zuhielt.

„Ist es möglich?" fragte Mary, von ihrem Platze emporspringend, und sie trat an das Fenster, um uns ihr feuchtes Auge zu verbergen.

„Traun, das hätte ich selbst nicht vermuthet!" rief Margareth, „wiewohl er mir immer wie ein verzauberter Prinz vorkam."

„Ist's wahr, Edwards!" rief Hayward, laut lachend.

„So wahr, als ich Euer Richard bin," sprach der Vetter. „Aimi Effendi, der türkische Gesandte, hatte

bei seiner Ankunft in London den besondern Auftrag, den Prinzen als vermuthlichen Thronerben der Pforte zu begrüßen und ihn wo möglich nach Stambul einzuladen. Jedes Kind weiß das in London, und Ihr weisen Männer, in Eurem Winkel Schottlands, ahnet nichts, gar nichts davon? An Kitty's Rechten zweifelt kein Türke von Bildung; er ist der einzige lebende, direkte Erbe Mahmud's II. und seines Reichs, wenn Sultan Mahmud ohne männliche Erben zu seinen Vätern heimgeht. Bis zur Stunde hat er keine solchen, und man zweifelt, daß er deren haben wird. Kitty ist der Erbe seiner Reiche, das leidet nicht den mindesten Zweifel. Prüfet nur selber, wenn Ihr mir nicht glauben wollt, ich bitt' Euch darum. Er ist der Enkel Chan Schahin-Gherry's von der Krimm, Abkömmlings Mahomeds II. des Eroberers der griechischen Reiche. Sein Großvater trat sein Reich an Katharina II. ab, und büßte dafür mit seinem Kopfe auf Rhodus, wohin ihn Selim III. gelockt hatte. Sein Vater, Selim Gherry, führte den Titel eines Chans der Krimm und eines russischen Fürsten fort, reich dotirt mit paradiesischen Ländereien und russischem Gelde. Seine Mutter, eine Christin, bekehrte unsern Kitty endlich zur griechischen Kirche. Von seinem Vater erbte er, außer seinen Ansprüchen auf die Nachfolge bei der Hohen Pforte, die prachtvollen Besitzungen in den russischen Thälern von Baidar und Balaklowa, den Palast von Simpheropol, die schönen Gärten an der Küste des schwarzen Meeres, in deren Mitte der staunenswürdige

Palaſt ſeiner Ahnen zu Backtſchi-Serai noch heute in aller ſeiner aſiatiſchen Pracht prangt. Von der Mutter erbte er die liebenswürdige Seele und all ſeinen chriſtlichen Eifer. Wie, Oheim, wollt Ihr ihm dieſe mütterliche Erbſchaft entreißen, während Sultan Mahmud bereit iſt, ihm ſein väterliches Erbe zurück zu erſtatten; wollt Ihr ihm wenigſtens nicht verzeihen, wie man dem Eifer Neubekehrter wohl ſo gern verzeiht?"

Dieſe Worte machten einen tiefen Eindruck auf Vater Edwards. „Du haſt recht, mein Sohn," ſprach er, indem er Richard umarmte, „und ich hatte ſehr Unrecht. Bevor wir ſtreiten, ſollten wir immer genau wiſſen, welche Motive den Gegner zum Widerſpruch bewegen. Wir thun ihm ſonſt nothwendig Unrecht, und ich hatte Unrecht. — Ich danke Dir für die Erinnerung daran, und zugleich ſehe ich, Du Schelm, daß es Dein Ehrgeiz nicht iſt, mein Eidam zu werden — Du würdeſt ſonſt — jenem Prinzen das Wort nicht geredet haben."

„Nun, wenn auch das nicht, lieber Onkel!" rief Richard verwirrt. — Aber Mary verhinderte eine weitere Erklärung zwiſchen Beiden, indem ſie ihren Vater ſanft verſchämt und innig umſchlang.

Als das erſte Erſtaunen über Richard's Entdeckungen vorüber war, fand ſich Jedermann in Verlegenheit, was nun zu machen ſei.

Kitty war tief verletzt, wenn nicht im Zorn und mit dem Entſchluß, nicht wieder zu kehren, geſchieden. Zwar war es wohl wenig zweifelhaft, daß er, wenn

Edwards ihm sein Unrecht bekannte, zurückkehren würde; allein dazu war der alte, starre Puritaner nicht zu bewegen. — Und wenn er nun auch wiederkehrte, wie sollte man ihm begegnen? Sollte sein Incognito fortdauern? Sollte man ihm thatsächlich zeigen, daß man wisse, wer er sei? und doch darüber schweigen? Was sollte nach dieser Entdeckung aus dem Verhältniß Kitty's zu Mary werden, über das sich Niemand mehr täuschen konnte, und über das nun plötzlich die trübsten Aussichten schwebten? Alles dies waren verwirrende Fragen, unlösbare Zweifel. Als sie erörtert wurden, sah ich Hayward schalkhaft in sich hineinlächeln, gleichsam als wäre er im Besitz eines Geheimnisses, oder eines Plans, der alle diese Bedenken zu lösen vermochte. Allein er sprach nicht davon, und äußerte nur, daß es vor allen Dingen nöthig sei, Kitty zu prüfen und zu erforschen, ob er selbst überhaupt auf seine türkischen Ansprüche Gewicht lege oder nicht. Dies war einleuchtend; und Hayward und ich brachen daher auf, um noch an diesem Abend jene wichtige Frage zur Entscheidung zu bringen.

Wir eilten nach der Stadt und geradesweges zu Kitty's Wohnung hin. So bald uns Dulbend, sein cirkassischer Page, gemeldet hatte, öffnete er uns selbst die Thüre. Wir fanden den Freund unruhig und lebhaft bewegt. Hayward begann mit einer Entschuldigung Edwards; er sagte ihm, daß der alte Mann seine heutige Heftigkeit, wie er zu versichern Auftrag habe, lebhaft bereue und Kitty um Vergessenheit derselben bitte.

Kitty umarmte Hayward, ohne eine Sylbe zu erwiedern; aber seine Rührung sprach zugleich seine volle Verzeihung aus.

„Dies also ist abgemacht," sagte Hayward nun. „Dann aber," fuhr er fort, „komme ich auch aus eignem Auftrag und mit eignem Anliegen. Wir sollten Ihnen zürnen, Kitty," sprach er, „daß Sie uns, die wir Ihnen unsere Freundschaft bewiesen, so lange ein Geheimniß aus Ihrer Person gemacht haben. Mit den europäischen Begriffen von Freundschaft verträgt sich ein Geheimniß dieser Art wenigstens nicht. Heute erst erfahren wir, wer Sie sind. — Sie sind ein Prinz, Sie sind aus hohem Geblüte, Sie sind der präsumtive Erbe des Sultans, Kitty!"

Bei diesen Worten erblaßte Kitty. Einen Augenblick stand er wie wankend. Dann warf er sich in Hayward's offene Arme, und mit einer Stimme, die ich nie so schön, so rührend gehört hatte, rief er: „Und bin ich darum weniger Ihr Freund, Hayward?" — Eine Umarmung unterbrach ihn. Als er wieder Sprache gewann, fuhr er fort: „So hatten Sie also doch endlich erfahren, was ich Ihnen so sorgsam verbarg. Wie nun? Lieben Sie mich darum weniger? Bin ich Ihnen darum minder werth? Und — o Himmel! Was sagt Mary dazu? Mary" — rief er, „um deren willen allein ich Ihnen mein Geheimniß so lange verbarg, das mir ja drückend genug war." —

„Miß Edwards zürnt Ihnen," sprach Hayward ernst, „und sie wird Ihnen sagen, daß Ihre lange

Verheimlichung dessen, was uns allen angehört hätte, nicht bloß Mißtrauen, sondern Strafe verdient."

Mich schmerzte der Eindruck, den diese Worte auf den armen Kitty machten. Ich hatte alle Mühe, diesen Eindruck wenigstens einigermaßen zu mildern, indem ich von Mary's inniger Theilnahme an dieser Entdeckung sprach.

Das beruhigte Kitty, und er war nun ganz der liebenswürdige, gemüthliche, liebevolle Freund, den wir in ihm nun schon lange erkannt hatten.

Es ward ein gemeinsamer Besuch in der Cottage für die nächste Morgenfrühe verabredet. Bei diesem Besuche erfreute ich mich an Mary's Verlegenheit, wie der verzauberte Erbprinz-Großsultan zu empfangen sei, und selbst an der sonderbaren Befangenheit Vater Edwards. Er wußte nicht, sollte er ihn Mylord, oder Your Grace oder wie anders anreden, ihm den Stuhl reichen oder sich nehmen lassen, ihm die Hand drücken oder nicht; und wiewohl Kitty mehrmal erklärte, er sei nichts, durchaus nichts, als Kitty; so fand doch nur die Gazelle Margareth sogleich das rechte Verhalten gegen ihn, indem sie zu untersuchen anfing, ob er nicht einen verborgenen, langen Bart unter der Weste trüge. Hierüber lachte man laut, und diese einzige Explosion des Lachgeistes stellte, wie so oft, alles naturgemäß her, was der Ernst verwirrt hatte. Wie oft, dachte ich, löst ein einziger, launiger Einfall, und das Lachen über ihn, die schweren Riegel einer peinlichen, beängstigenden Stimmung, die kein Nachdenken und kein

Tiefsinn zu öffnen vermag! — Am Abend dieses wahrhaft frohen Tages warb Kitty, in einem Augenblick, wo wir sie allein gelassen, mit ziemlich unverfänglichen Worten um Mary's Hand bei ihrem Vater.

Der alte Edwards antwortete ihm hierauf mit vieler Besonnenheit. „Sie selbst, mein Herr, sind schuld daran, wenn ich Ihren Antrag heute nicht, ja vor geraumer Zeit nicht, bestimmt beantworten kann. Sie haben uns so lange ein Geheimniß aus Ihrer Person gemacht — ich muß Sie nun von neuem prüfen. Mary mochte den Herrn Kitty, reichen, russischen Unterthan lieben; ich selbst mochte einen würdigen jungen Mann in ihm sehen. Allein ob sie den Prinzen und Chan, ob sie den möglichen Erben des Sultan Mahmud's lieben kann — das soll ich erst noch erfahren."

Kitty umschlang seinen Hals und dankte ihm für diese Antwort. „In drei Monaten also werde ich glücklich sein?" rief er.

„Wenn Sie Inquisition und Ketzergerichte nicht mehr vertheidigen," sagte Vater Edwards lächelnd, und wir Andern sahen ihn hierüber noch lächeln, als wir wieder eintraten.

Von dem unter ihnen Besprochenen erfuhren wir nichts; allein nie sah man den sanften Kitty so glücklich, als an diesem Abend. Er war es in solchem Maaße, daß selbst Richard's absichtliche Neckereien und sein Spott heute keinen heftigen Gegner aus Kitty machen konnten. Sein Aug' und sein Ohr gehörten Mary allein an und alle seine Reizbarkeit schien in einem Gefühle

untergegangen zu ſein. Acht glückliche Tage, faſt ausſchließlich in dem edlen Kreiſe von Edwards Cottage verlebt, folgten ſich. Kitty beſtand alle Prüfungen, und nur in kurzen und gefahrloſen Blitzen noch kündigte ſein religiöſer Glaubenseifer ſich bisweilen an; aber auch dieſe Blitze richteten ſich mehr gegen den Schalk Richard, als gegen Vater Edwards.

Indeß ließen ſie bei dem erſten doch das Verlangen nach Rache, und ſelbſt bei Edwards den Wunſch einer kleinen Züchtigung für die lange Verheimlichung zurück, deren Kitty ſich in den Augen des würdigen Greiſes ſchuldig gemacht hatte. Kitty aber war jetzt ungemein fröhlich und gab ſich glücklich und arglos der Geſellſchaft mit mehr Entgegenkommen hin, als je zuvor.

Er ſchlug keine Einladung ſeiner Bekannten aus, und ſo nahm er auch die an, welche Dundee, der jetzt, nach Roſeberry's Verſchwinden, die glänzendſten Verſammlungen der Studentenwelt in Edinburg veranſtaltete, an ihn ergehen ließ. — Auch ich und Hayward waren hierzu geladen.

Wir waren ſeit einer Stunde bereits in Dundee's prachtvollem Hauſe in der Highſtreet verſammelt; Niemand außer Kitty fehlte. Dies fiel allmälig auf, da er wohl wiſſen konnte, daß ihm zu Ehren das ganze Feſt veranſtaltet ſei. Nach und nach äußerten ſich beſorgte Stimmen. Man wollte zu ihm ſenden, in der Furcht, daß ihm etwas Hinderndes begegnet ſein möchte, und ich ſelbſt drang aus dem Gefühle einer beſorgten Ahnung darauf; doch Hayward hintertrieb dies, indem

er unſerer Beſorgniſſe ſpottete, und mehrmals verſicherte, Kitty habe bewieſen, daß er der Mann ſei, ſich ſelbſt zu helfen, und allenfalls mit Vieren fertig zu werden, wie jüngſt im Taruswalde bei Edwards Cottage.

Wir waren noch in dieſem Geſpräch, als die Thür ſich plötzlich öffnete und Dulbend, der wunderſchöne, cirkaſſiſche Knabe, welcher Kitty als Page begleitete, athemlos in den Saal ſtürzte. Aus ſeinen heftigen Bewegungen und der Bläſſe ſeines Geſichts nahmen wir ab, daß er etwas Entſetzliches zu melden habe, denn aus den angſtvoll und wild ausgeſtoßenen Worten konnten wir lange nichts andres entnehmen. Endlich ward durch den immer wiederholten Ausruf: „Mein Sultan! — Gefängniß! — Tod!“ doch ſo viel klar, daß Kitty ihm entriſſen ſein mußte, und durch Befragung brachten wir heraus, daß ſo eben Gerichtsdiener bei ihm erſchienen wären, und Kitty mit verbundenen Augen ins Gefängniß geführt hätten, was unſer ſanfter Freund ohne den geringſten Widerſtand ſchweigend und ergeben hatte geſchehen laſſen.

Wir alle ſahen einander ſtumm an. Was der gute, ſanfte und beſonnene Kitty, der Todfeind jedes Unrechts, verbrochen haben konnte, um ein ſolches Schickſal zu verdienen, war uns allen zu erſinnen unmöglich. Wir riethen auf einen unbezahlten Wechſel oder dergleichen. Dulbend ward in ein neues Verhör genommen, und ſollte ſagen, was er etwa aus den Reden der Gerichtsdiener verſtanden haben mochte. Nach langen Hin- und Widerreden brachte man endlich ſo viel von ihm

heraus: daß er glaube, Kitty sei beschuldigt, den Gott der Christen gestohlen oder geschmäht zu haben.

„Also eine Anklage auf Blasphemie vor dem Gerichtshofe von Doctors-Common," rief Hayward. „Ha, meine Ahnung! Schrecklich! So kam meine Warnung also dennoch zu spät." — Diese Worte sprach er in einem Tone, der, verbunden mit der Seltsamkeit der ganzen Sache, die Gesellschaft lachen und schaudern zugleich machte.

Der erste Clerk der Session mußte, im Fall die Anklage ernsthaft gemeint war, darum wissen, und der Entschluß war daher schnell gefaßt, zu ihm zu eilen, um nur vorerst von der Anklage gegen den guten Kitty nähere Kenntniß zu erlangen. Was Freundschaftseinfluß etwa alsdann für ihn vermöchte, konnte sich erst hieraus näher ergeben.

Hayward und ich wurden von der bestürzten Versammlung daher auf der Stelle zu Sir Walter Scott abgesendet, um diese Erkundigung anzustellen.

Es war längst Abend geworden, als wir die Klingel an Sir Walters Thüre zogen. Glücklicherweise wurden wir jedoch sofort eingelassen, und fanden den lächelnden Dichter, in seinen Gerichtspapieren vertieft, noch munter und wach.

„Good morrow," rief er uns entgegen, als wir eintraten, „oder besser good night, wie es Ihnen gefällt, Sirs? Was giebt mir noch so spät das Vergnügen, Sie zu sehen?" —

Hayward machte mit seltsamem Ernst, in dem ich einige Affectation wahr zu nehmen glaubte, den Vortrag. Sir Walter hörte ihm ruhig und ernsthaft zu. Mehr und mehr erheiterte sich jedoch sein Antlitz und am Schluß von Hayward's Erzählung schien er Mühe zu haben, ein lautes Gelächter zu unterdrücken.

„Ich könnte Sie ängstigen, meine Herren," sprach er, „wenn ich boshaft oder eifersüchtig wäre, oder den Geheimnißvollen spielen wollte. Aber ich glaube, Sie sind auf falscher Fährte. Eine solche Anklage, wie die gegen Ihren Kitty, ist in unsern Tagen zwar gesetzlich keine Unmöglichkeit bei uns; aber sie ist durch unsere veränderten Sitten fast unmöglich, und seit hundert Jahren kaum ein- oder zweimal ernsthaft angestellt worden. Es muß daher hier ein Irrthum walten und kurz und gut, mich dünkt, Sie sind mystifizirt! Man hat einen Scherz mit Ihrem Kitty vor, den ich ahne, ohne ihn zu kennen, denn von einer peinlichen Anklage gegen ihn ist mir nichts bekannt."

Bei diesen Worten kehrte mir der Athem zurück; denn schon war mein alter Zorn gegen die schauderhafte englische Justiz, die sich in unsern Zeiten eines solchen Acts der Barbarei schuldig machen konnte, wieder erwacht, und ich sann schon darauf, wie ich diesen Gräuel meinen Landsleuten recht energisch und schrecklich darstellen wollte. Hayward dankte Sir Walter für seine beruhigenden Nachrichten, und ohne ihn weiter über seine Ahnung von dem Scherze zu befragen, den er doch erwähnt hatte, verließen wir den würdigen Clerk of

Session, um ihn ſeinen nächtlichen Studien zurück zu geben. Er begleitete uns bis zur Thüre, und empfahl uns noch mit ſeinem Lächeln, über dieſen Vorfall bald mit dem ehrlichen Squire Edwards zu ſprechen.

Dieſen troſtreichen Bericht eilten wir unſern Freunden zurück zu bringen, die ſich noch immer die Köpfe zerbrachen, in welchem Kerker Kitty wohl ſchmachten möge; ob man ihn mit Gewalt oder durch Liſt befreien ſollte, oder ob er vielleicht gar ſchon auf dem Wege nach London ſei, wo das engliſche Gericht von Doctors-Common ſeinen Sitz hatte.

Als wir ihnen die Augen öffneten, fanden wir, daß Alle ſehend genug geweſen waren, um den Scherz ſogleich zu erkennen. Dem allgemeinen Schrecken zum Trotz, den Dulbend's Botſchaft verbreitet hatte, behauptete Dundee doch, daß er an den verbundenen Augen ſogleich die Sache erkannt habe, wie ſie ſei, und Andere verſicherten, daß die Entführung Kitty's in einer Kutſche ihnen den ganzen Hergang ſtets als einen ſchlechten Spaß, dem der alte Edwards gewiß nicht fremd ſei, klar gemacht habe.

Das Reſultat von allem war, daß Hayward, den ich ſchon längſt in einen beſonderen Verdacht genommen hatte, den Vorſchlag machte, ſogleich nach Edwards Cottage aufzubrechen. Dundee, Clay und ich begleiteten ihn.

Schon von fern ſahen wir die Fenſter in der Cottage noch hell erleuchtet, und dieſe Erleuchtung am ſpäten Abend galt uns für ein glückliches Zeichen, für einen

Stern, der uns zu unserem Ziele führen sollte. Wir wurden mit Schweigen und Geheimniß empfangen. Der alte Edwards selbst öffnete uns die Thüre des Parlour's, und ich mußte lachen, als ich ihn maskirt und mit einem steifen und rauschenden schwarzen Talar angethan erblickte, auf den die silbergrauen Locken des launigen Greises ehrwürdig genug herabfielen.

„Pst, pst," rief man uns entgegen, als wir in den Saal traten, in dem wir Nachbar Lobkin's, den Vetter Richard, und noch eine dritte, ganz maskirte Gestalt, vor einer schwarz behangenen Tafel sitzend erblickten. Vater Edwards nahm den Präsidentenstuhl ein, befahl einige schwarze Mäntel und Masken für die neuangekommenen Todtenrichter herbei zu bringen, und belehrte uns, während diese geschafft wurden, mit komischem Ernste, daß es sich hier um ein Ketzergericht handle, und daß ihm unsere Ankunft sehr lieb sei, weil sie die Feierlichkeit der Sitzung ansehnlich vermehre. Zugleich dankte er Harward für die ganz musterhafte und vortreffliche Einleitung der Sache, und nun erst fielen mir die Schuppen von den Augen. Ich drückte dem verschlagenen Freunde die Hand, und nahm mit den Uebrigen meinen Platz an der Tafel.

Als die Dintenfässer, das Kruzifix und die Vorhänge in Ordnung, und an der entgegengesetzten Thüre ein grünbehangener Rahmen aufgestellt war, dessen Bedeutung ich nicht errathen konnte, befahl Vetter Edwards mit lauter Stimme, den Gefangenen herein zu führen.

Eine ſtumme Pauſe folgte, in der man den alten Edwards wie ſelig lächeln ſah. Endlich gingen die Flügelthüren des Saales geräuſchvoll auf, und mit verbundenen Augen trat unſer armer Kitty, von Margareth und zwei Dienern geführt, welche mit ihren roſtigen Degen einen großen Lärm verurſachten, herein. Sein Kerker war der Kiosk an der Nordſeite des Hauſes geweſen, und während man ihn mit Fackeln und Blendlichtern über den Hof führte, hatten die Stallknechte mit ihren Ketten entſetzlich raſſeln müſſen.

Kitty ſchien ſo ruhig als immer, und fragte, als man ihn vor den Präſidenten hinſtellte, ſanft und leiſe, wo er ſich befände.

„Vor dem geiſtlichen Tribunal," antwortete Vetter Edwards, der als Sekretair des Gerichts fungirte, mit dumpfer und verſtellter Stimme. „Vor dem Tribunal, das Eure geiſtigen Frevel richten und Eurer Seele Heil entſcheiden ſoll, der Ihr ſchuldig ſeid einer ſündigen Liebe zum Papismus und zum Mönchsthum und verfallen in die Irrthümer des mittelalterlichen Aberglaubens. Vernehmt, Schuldiger, nunmehr Eure Anklage:

Ihr ſeid vertlagt vor dieſem gerechten Tribunale des Herrn Erzbiſchof, Primas von England, des frevelhaften Glaubens an ein unfehlbares und ſichtbares Oberhaupt der Kirche, der ein Menſch iſt wie wir, und nicht die göttliche Vernunft ſelbſt; Ihr ſeid beſchuldigt, der frevelhaften Bezauberung einer jungfräulichen Seele, die erſt in andern Banden befangen, plötzlich bei Eurem Anblick in irdiſche Liebe entbrannte, ein Umſtand, der

nicht anders, als durch die Einwirkung der schwarzen oder weißen Magie zu erklären ist; Ihr seid verklagt, diese jungfräuliche Seele dergestalt Euch unterthan gemacht zu haben, daß sie nimmer von Euch lassen, Vater und Schwester um Euretwillen vergessen, und selbst ihr Vaterland mit Euch verlassen will. Ihr seid ...."

Bei diesen Worten ließen die Diener auf einen Wink Edwards die Arme des Gefangenen los, und während er selbst, vorstürzend, mit den Händen nach seiner Binde griff, sank diese, von Margareth gelöst, herab, und in eben dem Augenblick sprangen die Richter von ihren Sitzen auf, der Vorhang des grünen Rahmens schob sich zurück und in seinem Innern zeigte sich die schönste Jungfrau Schottlands, welche, mit wahrhaft verklärten Mienen, ihre schlanken Arme aus einem faltigen Schleier dem überraschten Kitty entgegenstreckte.

Der arme Kitty sank, geblendet von dem Lichterglanz, geblendet von seinem plötzlichen Glück, in die Arme des bewegten Präsidenten, dessen schwarzer Talar sich öffnete, dessen Maske niederfiel, und der nun den beseligten Vater Edwards darstellte. Noch einmal mußte er dann die Arme öffnen, um auch sein Kind darin aufzunehmen, und beide, Kitty und Mary, lagen nun still weinend und selig an seiner Brust.

Wir zählen den drei Beglückten die Freudenthränen nicht nach, die sie vergossen. Wohl aber hatte Kitty hierauf unserer Aller Umarmung und den Glückwunsch aller seiner Freunde zu ertragen. Vetter Edwards wieß sich als der Gerichtsbote und Constable aus, der Kitty

verhaftet hatte; Hayward als der ungenannte Warner und als der Erfinder des ganzen Plans, der die Absicht gehabt hatte, Kitty ernstlich vor gefährlichem Streit mit Vater Edwards für die Zukunft zu warnen, und indem er ihn beglückte, zugleich seine übertriebene Starkgläubigkeit und besonders seine Vertheidigung der Ketzergerichte, im Scherze wenigstens, zu strafen, wie sie es verdienten.

Am heitersten aber überraschte mich die Erkennung des dritten der maskirten Todtenrichter, in welchem sich Niemand anders, als der erlauchte Sänger, der Stolz Schottlands, Sir Walter Scott, kund gab, der uns mit seinem breiten, gutmüthigen Lächeln launig erzählte, wie er gleich nach unserm Besuch einem Boten aus der Cottage gefolgt sei, um doch auch dem hochnothpeinlichen Gericht über den Bräutigam seiner lieben „Seefrau" beizuwohnen.

Die reizende Mary Edwards nämlich hatte ihm in ihrer hohen Anmuth mehr als einen Zug zu dem Bilde seiner bewunderten „Lady of the Lake" geliefert, und hierauf gründete sich wieder die tiefe Verehrung Mary's für den hohen Dichter, die ich in meiner Blindheit gleich für baare und blanke Liebe genommen hatte. Hier getäuscht verbarg ich nun auch Hayward nicht, daß ich ihn Anfangs selbst im Verdacht gehabt habe, von Mary's Schönheit gefesselt zu sein, und für sich selbst zu werben. Doch:

„Falsch gerathen, mein armer, zum Irrthum verdammter Freund!" rief er mir jubelnd zu. „Schau

hier, mein Bräutchen — in Kitty's Gefangenwärterin." — Und damit umschlang er die hüpfende Margareth, die ihres Glückes bei dem ihrer Schwester fast vergessen zu haben schien.

Ich war nun gedemüthigt genug; ein zweifacher Irrthum lehrte mich Bescheidenheit und Vorsicht bei künftigen Urtheilen über Verliebte, diese größten Räthsel der Natur, welche der Verstand keines Verständigen ergründet, und die er auch nicht ergründen soll. —

Der Gerichtssitzung folgte nun die feierliche Verlobung Kitty's und Mary's und der Ringtausch. Das ernste Tribunal löste sich in die heiterste Gesellschaft im ganzen Umkreis des Firth of Forth auf. Die Stelle des schwarzen Tafelüberhangs nahm die weiße, festliche Tischdecke ein, die Talare fielen, die Punsch- und Fairntosh-Bowle trat an die Stelle der mächtigen Dintenfässer. Mary aber war zu glücklich, um laut zu jubeln; ihre Schwester that es für sie, indem sie sie wie närrisch umhüpfte, und Kitty glich, in Mary's Anblick versunken, einem beseligten Cherub.

Ihre Hochzeit mit dem präsumtiven Erben der hohen Pforte setzte alle Zungen der schottischen Hauptstadt in lebhafte Bewegung, und wiewohl sie zwei Monate später ganz still in Edwards Cottage gefeiert wurde, so währte das Gespräch darüber noch vier Monate lang fort, und überlebte selbst Sultan Gherry's und Mary's Abreise nach Odessa.

Viele Mütter tadelten den alten Edwards und viele Mädchen spotteten Mary's, indem sie sie beneideten.

Ein armer schottischer Squire, behaupteten sie, sei doch dem reichsten Unterthan Rußlands vorzuziehen, wenn er aus tartarischem Blute und von mahomedanischen Eltern stamme. Man muß in Dingen dieser Art jedem seine Wahl lassen. Ich weiß nicht, wer recht hat; gewiß aber weiß ich, daß Kitty oder Prinz Sherry, von Mary mit allen Zaubereien beglückter Liebe umringt, auf seinem schönen Landsitz bei Sebastopol, unfern von dem Palast seiner Ahnen zu Backtschi Serai, in täglicher Uebung christlicher Frömmigkeit beschäftigt, im Kreise seiner wunderholden Kinder, im beseligten Gefühl einer gesegneten Thätigkeit für das christliche Missionsgeschäft, dem in Schottland Vater Edwards, in Südrußland er selbst vorsteht, Niemand von uns Allen beneidet, und unstreitig der sonderbarste Sultan und Beherrscher der Gläubigen sein würde (wenn das Schicksal in einer seiner Launen es je so fügte), den das letzte Jahrtausend der Welt gesehen hätte.

Die Löwenbraut.

Novelle von Isidor.

Die Spieltische waren geordnet, die ältere Welt ließ sich daran nieder; — die Marken klirrten und der Karten leises Rauschen und ein bedeutungsvolles Räuspern gebot den jüngern Leuten, die in munterer Unterhaltung in einzelnen Gruppen umhergestanden, Stille, und bescheiden zogen sich diese in die anstoßenden Nebenzimmer zurück, gefolgt von einigen ältern Damen und Herren, die kein Spiel angenommen oder bekommen hatten, indem die heutige Soiree beim Minister, obgleich wie immer glänzend und die Elite der feinen Welt versammelnd, doch keine ganz große genannt werden konnte.

Fräulein Adele, die schöne Tochter des Hauses, saß bereits volle zehn Minuten in dem Damenkreise des mit orientalischem Luxus verzierten Kabinets, ohne wie gewöhnlich den galanten Verlobten, der bei solcher Gelegenheit hinter ihrem Stuhle zu weilen pflegte, zu bemerken. Etwas gelangweilt durch die stumme Nachbarschaft eines Landfräuleins, die, zum erstenmale in die-

sem Cirkel, blöde an ihren Glacehandschuhen zupfte, wendete sie das schöne Köpfchen rückwärts, und sah jetzt den Erwarteten mit mehreren jungen Männern eintreten.

Graf Max, ein schöner funf und zwanzigjähriger Mann, die gelungene Copie des Apoll von Belvedere, nahete mit jenem nachläſſig vornehmen Anſtand, den die vertraute Bekanntſchaft mit der großen Welt giebt, den Damen, und flüſterte, mit ſichtlichem Wohlgefallen dem blendenden Nacken der Braut zugeneigt, halblaut: „Darf ich hoffen, daß dieſer ſuchende Blick mir galt, ſüße Adele?“

Das Fräulein warf den ſchönen Kopf etwas zurück, lächelte mit bezaubernder Schelmerei und erwiederte eben ſo — „wie eitel! kaum darf man aufſehen, ſo wird das arme Auge inquiſitoriſch befragt, wohin und woher — — Blicke ſind zollfrei, denk' ich“ —

„Darum vermag auch der meine ſich nicht von dieſen Roſenwangen, dieſem Alabaſter-Nacken und Schultern loszureißen, der die Lilien erröthen macht und den Schnee beſchämen muß, der nur im kalten Lichte ſchimmert, während dieſer ſchönere lebende himmliſche Wärme hauchr.“ —

„Sie ſind ſehr indiscret, Graf,“ ſprach Adele erglühend, und zog den indiſchen Shawl haſtig zwiſchen den geprieſenen Schnee und die Lippen des Erregten, der pikirt alsbald zurücktrat und dem Fräulein die entfallene Stickerei mit einer abgemeſſenen Verbeugung überreichte.

„O, welch allerliebſtes Deſſein — erlauben Sie — o bitte — ah — Superbe! — wahrlich, der Natur abgelauſcht — wie ſchön!“ — ſo erſcholl es rings umher,

und die Damen ergriffen die künſtliche Arbeit, die bald höchlich bewundert, aus einer Hand in die andere ging.

„Wirklich ein ſchöner Löwe," ſprach ein junger Offizier, das Blatt durch die Lorgnette betrachtend, „die Gruppe mit dem Mädchen iſt allerliebſt wiedergegeben. — Es iſt doch drollig, wie die Induſtrie aus jeder einigermaßen auffallenden oder beliebten Tagesbegebenheit augenblicklich ihren Vortheil zu ziehen weiß; kaum hat man die in der That höchſt reizende und ungewöhnliche Erſcheinung in der Wirklichkeit bewundert, ſo wird auch, den Eindruck zu vervielfältigen und zu bewahren, das Bild gleich in zahlloſen Copien verbreitet."

„Sie meinen alſo," ſagte Adele, „daß dergleichen exiſtire" —

„Allerdings, meine Gnädige," nahm der junge Baron Rollberg das Wort, „das Blatt, welches Ihre ſchönen Hände ſo geſchmackvoll nachbilden, ſtellt den großen, afrikaniſchen Königslöwen aus der Menagerie des Herrn Armagnoli vor, der, aus London kommend, geſtern dieſelbe dem hieſigen Publicum zuerſt eröffnet, das junge Mädchen, welches ſich mit ſolcher Grazie dem Ungethüm anſchmiegt, iſt ſeine Tochter, ſie hat ſeit der Kindheit mit dem Thiere verkehrt und es iſt ihr, gleich dem berühmten Martin, gelungen, den König der libyſchen Wüſte ſo zu zähmen und ſich unterthan zu machen, daß ſie mit ihm gleich einem Schooßhündchen ſpielt und man in der That nichts reizenderes ſehen kann, als dies Tableau, welches jene ſelbſt ſo kunſtreiche Arbeit dort" — er verbeugte ſich — „nur unvollkommen darſtellt."

„Bei meiner armen Seele," betheuerte der Gardekapitain von Telto, „Sie haben recht; ich war heute früh dort, sah, wie das engelschöne Kind in den Käfig ging, das Ungethüm umschlang, freundliche Worte zu ihm sprach, und ihre langen, glänzend schwarzen Locken sich auf seiner Mähne wiegten, wie sie ihn ordentlich zärtlich ansah, und der Löwe, als verstehe er den himmlischen Blick, schmeichelnd den ungeheuren Kopf in ihr Händchen legte — — es ward mir ganz wunderlich dabei" —

„Das Mädchen ist, auf Ehre, hinreißend," platzte der nicht mehr ganz junge, aber hübsche Major Dryden heraus, „ich kenne nichts, was mich mehr ergriffen hätte, als ihr Anblick — dieses milde, fromme schwärmerische Himmelsauge, diese keusche Sittsamkeit in allen Bewegungen, diese reine Unschuld, die sich in jedem Blicke malt — und das alles bei solcher vollendeten Schönheit" —

„In der That, das muß ja ganz erstaunlich rührend sein, Herr Major," sprach Adele, mit spöttischem Lächeln, „wenn Sie, ein solcher erklärter Verächter unseres Geschlechts, davon hingerissen sind."

„Unser Cirkel und alle Damen müssen Ihnen sehr verbunden sein, Herr Major, daß Ihr Herz und Ihre Galanterie sich zum erstenmale in einer Menagerie erwärmt fühlten" — warf Fräulein Marie schnippisch hin.

„Nun, man wird doch den Engel auch sehen, dem es gelang, das sonst so fest gepanzerte, mit Barrikaden verschanzte Heldenherz zu berücken," — rümpfte

Frau von Herſtingen, eine junge Wittwe, die, wie man behauptete, den ſtattlichen Major nicht ungern gefangen hätte, das Stumpfnäschen. —

„Dergleichen Geſchöpfe ſind in ſolchen Künſten wohl erfahren, und die Gelegenheit, ſie zu üben, findet ſich jeden Tag bei den ſchwachen Herren der Schöpfung," bemerkte Comteſſe Victorie verächtlich.

Dem armen Kriegsmanne ward jetzt ſeine Unbeſonnenheit klar, in einem Kreiſe ſchöner und ſchön ſein wollender Frauen die Apotheoſe eines Mädchens gefeiert zu haben, deren Urſprung der niedrigſte, deren Heimath die weite Welt, wie ihre Beſtimmung das vagirende Leben einer Menagerie-Inhaberin war. Er fühlte die Ungehörigkeit ſeiner Aeußerungen an dieſer Stelle, doch zu ehrlich, ſeine inwohnende Ueberzeugung zu verleugnen, ſprach er, unmuthig und verlegen den Knebelbart drehend: „Nun, und wenn es denn auch zehnmal ſchönere Mädchen geben mag, was ich weder hier beſtreiten will, noch darf, ſo kann ich doch auf Ehre und Seligkeit behaupten, daß Unſchuld und Seelenreinheit mir noch niemals ſo deutlich aus irgend einem weiblichen Auge entgegenſtrahlten, als aus dem nachtſchwarzen Himmelsauge dieſes Madonnengeſichtchens, und ich ſchwören wollte, daß —"

„Ihre Gefeierte eine Lucretia, und zwar nicht die Borgia des Victor Hugo, ſondern die ächte Römerin ſei" — unterbrach ihn, ironiſch lächelnd, Graf Max — „war's nicht ſo, Herr Major?" —

„Warum nicht?" erwiederte dieſer ruhig, „Sie

müßten mir wenigſtens das Gegentheil beweiſen können."

„Durchaus nicht," war die Antwort, „denn ich habe die Schöne weder geſehen, noch trag ich ſolch unruhiges Verlangen darnach."

„Du könnteſt auch am wenigſten urtheilen, Freund," ſprach Baron Rollberg, „denn wer ſchon die ſüßeſten und ſchönſten Feſſeln trägt," fuhr er mit einem verbindlichen Neigen gegen Fräulein Adele fort, „dem ſteht kein Urtheil in dergleichen Dingen zu; der Anblick der Sonne macht das Auge erblinden, daß es keine Sterne mehr ſchauen, noch erkennen kann."

„Die Sonne iſt Ihnen ſehr verbunden," lachte Adele, etwas ſchnippiſch, doch nicht ohne einen wohlgefälligen Blick auf den Schmeichler.

„Ich geſtehe," nahm Graf Max das Wort, „ich liebe überhaupt dieſes Ueberſchätzen ſolches ambulanten Volkes nicht; die fahrenden Preciosa's ſind zwar auf dem Theater im Gedicht und Roman als hors d'oeuvre jeder Vollkommenheit und Anmuth hingeſtellt und ergötzlich, in der Wirklichkeit aber" — ſetzte er, von den Damen abgewendet, leiſer hinzu — „in der Regel nur unter vier Augen paſſabel."

„Hier möchte doch eine Ausnahme ſtatt finden," meinte der Kapitain, mit einem mißbilligenden Kopfſchütteln über des Grafen frivole Aeußerung, „die Behauptung ſcheint mir ein wenig ſtark, um ſo mehr, da Sie das Mädchen noch nicht einmal geſehen haben."

„Und nicht der Erſte wären, dem es hernach wie dem

Fuchs mit den Trauben in jener Fabel erginge," setzte der Major, der sich unterdessen gesammelt, halb scherzhaft, halb ernst hinzu.

„Nun, es gelte den Versuch," erwiederte der Graf mit übermüthigem Lächeln, „ich werde die Menagerie-Schöne aus der Ferne und Nähe zu beobachten suchen, und das Resultat, ob ich meine Ansicht zu ändern gezwungen, Ihnen, meine Herren, nicht vorenthalten."

Dies Gespräch ward allerdings nur halblaut geführt, denn die Damen hatten indessen über das Muster, die Farben und Zeichnung, die Art dasselbe zu sticken, und hernach über die Menagerie selbst so laut verhandelt, daß ihnen die verfänglichen Aeußerungen der Männer unbekannt geblieben. Fräulein Adele, endlich etwas ennuyirt, sah mit Erstaunen, daß der Verlobte, ohne sie weiter zu bemerken, in der Thüre des Nebenzimmers lehnte und einen kleinen Husten, durch welchen sie seine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen strebte, eben so unbeachtet ließ, als das Garn der Stickerei, was jetzt, scheinbar absichtslos, zu seinen Füßen rollte. — Sie gewahrte zugleich in den Blicken der Comtesse Victorie, welche, wie bekannt war, früher eine kurze Zeit des schönen Max Huldigungen empfangen, dann aber von ihm ihretwegen versäumt ward, einen boshaften Triumph, und heftig erregt, durchkreuzten Racheplane sich nach allen Seiten ausdehnend, ihre Seele.

Graf Max Kingsholm, als liebenswürdiger Roué bekannt, war dem weiblichen Geschlecht um so gefähr-

licher, als seine glänzenden, äußern Vorzüge, verbunden mit einem fürstlichen Reichthum und der goldenen Unabhängigkeit, über seine Hand zu schalten, ihn unleugbar zur ersten Partie des Landes machten. — Schön, verführerisch und geistreich, war er, ob witzig oder sentimental, schmachtend oder sarkastisch, immer hinreißend, hervorragend unter den jungen Männern seines Standes, und das Ziel, nach welchem sich verlangend alle Blicke wendeten. — Aber auch das Bewußtsein seiner gefährlichen Waffen fehlte dem gewandten Verführer nicht, der durch Weiber und eine verkehrte Erziehung auf üble Wege geleitet, bald das Geschlecht, was er nur zu früh als mangelhaft erkannt, verachten lernte und für seine sichere und leichte Beute hielt. Eine glühende Sinnlichkeit, ungezügelte Heftigkeit jeder einmal erregten Leidenschaft, und ein zerreißender Hohn, der in solchen Momenten, wo er gereizt ward, dem idealisch schönen Gesicht den Ausdruck eines bösen Geistes geben konnte, machte ihn dann zu einer wahrhaft furchtbaren Erscheinung. — Verwegen, ja tollkühn, kurz, gewissermaßen ein moderner Don Juan, fehlten ihm dennoch keineswegs die Eigenschaften, welche in anderer Hinsicht ihm den gegründetsten Anspruch auf Achtung sichern mußten. Strenges, selbst sehr zartes Ehrgefühl, ein wahrhaft ritterlicher Edelsinn bei jeder ernsten, einmal eingegangenen Verpflichtung, verschwenderische Großmuth und eine bezaubernde, fast weiche Milde, wo es galt, Wohlthaten zu spenden, Segen zu erwerben — Verschwiegenheit, selbst bei gefeierten Triumphen, Treue dem gege-

denen Wort — das waren die Lichtseiten, die eine freundliche Helle in den Gewitterhimmel seines oft von den wildesten Leidenschaften bewegten Gemüths warfen. — So kam er von seinen Reisen zurück, so erschien er in der Residenz, wo unsere Erzählung beginnt, ein leuchtendes Meteor, alle weibliche Herzen entzückend, die augenblicklich den schönen Grafen zu fesseln strebten. Und wie bald schien es bei dem schnell Entzündeten zu gelingen, wie bald schmachtete er in den Rosenbanden der liebreizenden, liebelockenden Armiden! Aber man trog sich dennoch — unvermerkt flatterte der schöne Schmetterling hinweg, und von einer Blume zur andern, zerriß hier einen künstlichen Plan, der ihn zum Traualtare führen sollte, dort ein warmes, nur zu leicht täuschbares Herz, oder einen bis dahin makellosen Ruf — er blieb unbezwungen, schüttelte lachend die leichten Bande ab, um neue zu knüpfen, und — der Spott, der Nachtheil traf nur die Verlassene, der das eigene Geschlecht eher den Stab brach, ehe es den schönen Verführer verdammt hätte, der frei geworden, neue Hoffnungen versprach und — wieder täuschte.

So ging es eine Weile, da erschien Fräulein Adele, des Ministers Tochter, aus der Erziehungsanstalt, in der sie erblüht und gebildet war, kehrte das schöne Mädchen in das Vaterhaus zurück und trat in den Cirkeln der großen Welt auf, wo ihre Stellung, wie ihr Reiz, den ersten Platz behauptete. — So eitel und klug, als schön und reizend, begriff sie bald die Rolle, die lockend vor ihr lag, und spielte sie mit Glück und Gewandtheit. —

Ein Kreis von Anbetern umflatterte sie, aber sie zeichnete keinen aus, denn Graf Max, der Angelstern der schönen Welt, lag damals in den Fesseln der Comtesse Victorie, und es lohnte der Mühe, der allbekannten Kokette die glänzende Eroberung streitig zu machen. — Nur zu bald gelang es! der Flatterhafte wendete sich zu den frischen Reizen, die ihn ungleich mehr als die schon leise verblühenden, künstlichen der Comtesse anzogen, und — war gefangen. —

Aber Adele war klüger als ihre Vorgängerin — nur fein und fast unmerklich wob sie das seidene Netz um den Trunkenen, der wirklich zum erstenmale liebte oder zu lieben glaubte. In bescheidener Entfernung hielt sie seine stürmische Anbetung, wich den glühenden Betheuerungen seiner Zärtlichkeit bald mit leisem Spott, bald mit scheinbarem Erstaunen, oder kindlich allerliebster Naivetät aus, reizte, wenn er verletzt durch ihre Kälte und den ungewohnten Widerstand sich stolz zurückzog, den Verstimmten durch einen zärtlichen Blick, einen halben, kaum hörbaren Seufzer aufs neue, wendete auch wohl selbst den Stachel der Eifersucht behutsam an, den scheinbar Erkalteten zu entflammen und wußte so in der That den Ehescheuen, der zwar jeden Augenblick bereit war, die Heftigkeit seiner Liebe mit flammenden Worten und Küssen zu besiegeln, doch aber immer vorsichtig jeder Andeutung auf Hymens bindende Fessel ausgewichen — wirklich dahin zu bringen, daß er hier sein frivoles Spiel verloren gebend, endlich der schlauen Adele Wünsche krönte, mit der Bitte um ihre Hand zu ihren Füßen

lag, und die schöne Braut heimlich triumphirend den goldenen Ring aus der Hand des Verlobten empfing.

Des Neides helle Flamme über die glänzende Eroberung schlug hoch in den weiblichen Kreisen der Residenz empor, doch war nichts mehr zu thun, noch zu ändern, und die Glückwünsche von den schönen Lippen der Gespielinnen und Freundinnen klangen darum nicht minder zärtlich. — Comtesse Victorie verstand es, sich zu bezwingen, und vermochte selbst dem noch immer heimlich geliebten Treulosen mit lächelnder Miene und zierlichen Worten zu gratuliren, wenn gleich im Innern ein Sturm wüthete, der die erste Gelegenheit, sich zu rächen, sicher nicht unbenutzt vorüber lassen wollte. —

Vor dem ansehnlichen Breterhause, welches ziemlich geschmackvoll decorirt die große Menagerie des Herrn Armagnoli in sich faßte, hielt eine Reihe Equipagen. Von der elegantesten sprang ein Jokei in reicher Livree, öffnete den Schlag, und die schöne Tochter des Ministers schlüpfte heraus; den Arm leicht und flüchtig in den des herzueilenden Verlobten legend, trat sie in die weitläuftige Bude, aus der das fremdartige und mißtönende Geschrei der Bewohner entlegener Welttheile, der Papageien und indianischen Raben schrillender Laut, das dumpfe Brummen des Bären, der Affen unangenehmes Kreischen, der Hyäne Bellen und das Gebrüll des Panthers und Löwen ihr fast betäubend entgegenschallte. — Einige der uns bereits bekannten Herren aus jenem Abendcirkel beim Minister, schlossen sich dem Paare an, und beeiferten sich,

bei den schönsten und merkwürdigsten Exemplaren der Thierwelt verweilend, die oft unvollkommenen Erklärungen des Aufsehers dem ziemlich gleichgültig zuhörenden Fräulein zu ergänzen.

„Eh bien," sprach Adele endlich, ein wenig ironisch, „wo ist denn nun der berühmte Löwe und die noch berühmtere Schöne?"

„Nero heute verdrießlich, questo ammalato," erwiederte der Aufseher im gebrochenen Deutsch, — „macht heute keine Kunststücke — nicht recht fressen gewollt — sich verdorben — darum nicht sichtbar." —

„Dort der niedergelassene Vorhang verbirgt den Käfig," sagte der Major Dryden, nach der Mitte der Bude deutend, — „könnte denn nicht eine Ausnahme gemacht werden," wendete er sich zum Wärter — „die Dame hier wünscht" —

„Kann nix dabei thun," sprach dieser achselzuckend.

„Vielleicht dennoch," meinte Graf Max ein wenig zerstreut, griff mechanisch in die Tasche, dann nach der Hand des Weigernden, und dieser, schnell erheitert, sprach nun eilig, — „wollen sehen, — es muß Ausnahmen geben, die schöne Dame nicht umsonst gekommen sein — sollen den Nero wenigstens schauen."

Er schritt voran, zog leise den Vorhang weg, — da lag das edle königliche Thier, einer Sphinx gleich, ruhig, träge, fast unbeweglich, die Augen flammten nicht wie sonst, sie blickten trübe, als gräme er sich um

die gestohlene Freiheit, die ihm, dem König der libyschen Wüste, das enge Gefängniß, worein er gepreßt war, trotz der goldenen Stäbe und des ausgesuchten Futters, nicht vergessen machen konnte. Die goldgelbe Mähne hing lang von dem stolzen Nacken herab, — der riesige Gliederbau, die starken Muskeln des gewaltigen Körpers flößten selbst in diesem ruhigen Zustande unwillkürlich eine Art Scheu ein — aber nur kurze Zeit verweilte Adelens Blick auf dem Löwen, er wendete sich schnell zu dem jungen Mädchen, welches, vor dem Thiere knieend, im einfachen, weißen Gewande, einem überirdischen Wesen glich. Nur eben die Grenze des Kindesalters zu dem der Jungfrau leise überschreitend, war das Oval des zarten Gesichtchens, der edlen Züge von jenem malerischen Kolorit des Südens überhaucht, das dem schönen Geschlecht Italiens einen ganz eigenthümlichen Zauber leiht. Die langen, dunkeln Wimpern deckten halb verschleiernd das große, schwarze, melancholisch feurige Auge, was mit unendlicher Zärtlichkeit und einer Mischung von ängstlicher Sorgfalt den Löwen beobachtete, der die Speise, die sie ihm vorhielt, verschmähend, den Kopf langsam wegwendete.

„Carissimo amico!“ lispelte sie mit der süßesten Stimme, ihn streichelnd, und ein kindlich anmuthiges Lächeln rief zwei Grübchen in die weißen, von einem kaum sichtbar rosigen Schimmer angeflogenen Wangen — „den mio Nero“ — aber das Thier legte den ungeheuern Kopf an ihre Schulter und schloß das Auge, während sie ihn liebkoste. — Dieser Anblick stellte sich den Zuschauern dar,

als der Wärter den Vorhang aufzog — „ah Fiora,“ sagte er, „Du noch da, — come va? — ist der Maledetto noch nicht besser?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf, erhob sich, bemerkte jetzt die Gesellschaft, grüßte flüchtig und erröthend stumm, und verließ dann sogleich den Käfig.

„Das ist die Fiora, Prinzipale's Tochter, die Amorosa des Nero,“ lächelte der Italiener, „sie hat die Bestie fast allein erzogen und gezähmt, und handhabt sie wie ein Hündchen — o Sie werden noch Wunderdinge sehen und große Kunststücke, wenn er wieder ist auf sein Platz und allegro.“ —

„Nun, habe ich zuviel gesagt, Gnädigste,“ sprach der Major halblaut zu dem Fräulein, — „ist das Mädchen nicht schön?“ —

„Ein Engel ist sie!“ rief der Baron Rollberg unvorsichtig, und setzte dann, Adelens verzogenes Gesicht bemerkend, schnell hinzu — „gegen die Art, welche man gewöhnlich bei solcher Gelegenheit sieht.“

„Sie sind ja ganz stumm geworden, Graf,“ meinte Adele, den Bräutigam fixirend, der zu einem benachbarten Käfig getreten war, und einen still und ernst darin sitzenden Adler mit gelähmtem Flügel starr ansah. —

Graf Max wendete sich, wie aus tiefen Sinnen aufgeschreckt, zu ihr — „ja, ja,“ sagte er, „es ist wohl Schade um das schöne, edle Thier — die Lüfte durchsegelte es kühn und furchtlos, badete die stolze Brust im Aether und Sonnenschein — im belebenden Athem der Freiheit, und muß nun in dem dumpfen, öden Kerker

langsam vergehen, den Fittig gelähmt für immer, der sonst zu schrankenloser Höhe sich schwang" —

„Haben Sie Opium genommen?" fragte die Braut erstaunt, „oder wo sind Sie sonst mit Ihren Gedanken? — wer spricht von dem häßlichen Thiere dort — es war die Rede von dem Löwen und der viel besprochenen, dazu gehörigen Schönen."

Der Graf biß sich in die Lippen. — „Entschuldigen Sie, reizende Adele," sprach er, völlig gesammelt, mit Heftigkeit ihren Arm an sich pressend — „in der That, ich war etwas zerstreut — eine sonderbare Ideen-Association ließ mich wirklich, wie ich einsehe, ziemlich albern erscheinen. — Doch ich dächte, wenn es Ihnen gefällig ist, verließen wir diesen dumpfen Aufenthalt."

Sie gingen. — „Hören Sie, Graf," fing jetzt der Major wieder an, „die Fiora, das schöne Mädchen, hat eine auffallende Aehnlichkeit — schon lange habe ich gesonnen mit wem — jetzt auf einmal wird mir's klar — Fräulein Adele ist's — bei Gott! frappant! — Derselbe Mund — die Stirn — selbst die Anmuth der Bewegungen — es ist auffallend." —

„Ich dachte gar" — erwiederte Adele lachend, „was wird Ihr schnell befangenes Auge nicht noch Alles entdecken! — es ist keine Ahnung von Aehnlichkeit" —

„Ja, ja, Gnädigste," fuhr Jener eifrig fort — „es ist dennoch so — jemehr ich Sie genau betrachte — zwar sind Fiora's Augen schwarz, während die Ihrigen dem Vergißmeinnicht gleichen, die Locken jener dunkler" —

„Sie haben recht, Major," fiel Max hastig ein,

„es ist unleugbar Aehnlichkeit, groſse Aehnlichkeit da — selbst ohne genau angeben zu können wo, — die Formen sind sich gleich — die Stimme, das Lächeln sogar — die eigene unbewuſste Grazie" — — —

„Ich bin Ihnen sehr verbunden für die Vergleichung mit der Landstreicherin, deren Grazie sich in den sublimsten Localen und Gelegenheiten mag entwickelt haben," fiel das Fräulein mit dem schneidendsten Ton ihm in das Wort — „mit ihr mag ich nichts theilen, nicht einmal eine zufällige Aehnlichkeit."

Graf Max verstummte einen Augenblick — ein ganz eigenthümlich gemischter Ausdruck von Verachtung, Zorn und Hohn überflog seine Züge, blitzte momentan in seinen Augen, doch bezwang er sich, und sprach mit einem mitleidigen Lächeln kalt — „dafür sind Sie auch sicher, schöne Adele — ich irrte sicherlich, das wird mir schon jetzt deutlich."

Adele gewahrte, trotz ihres lebhaft erregten Unmuths, einen so sonderbaren Ausdruck im Gesicht des Verlobten, daſs sie, vom innern Instinct gewarnt, es nicht weiter zu treiben, jenen gewaltsam unterdrückte, und mit weiblicher Schlauheit einlenkend, sich zum Baron Rollberg wendete. —

„Sagen Sie mir um des Himmels willen, welcher Spleen befällt den Menschen," flüsterte sie halblaut, doch so, daſs es Graf Kingsholm hören muſste, mit dem schelmisch bezaubernden Lächeln, was ihr, wenn sie wollte, eigen war und ihn stets entzückt hatte — „was ist ihm nur — ?! — bald stumm und kalt, ein Eisbär,

wie Island ihn nicht ärger hat, bald auflodernd, eine sprühende Mine, alles versengend, was seinem Bereich zu nahe kömmt, versteht er weder Scherz, noch weiß ihn zu erwiedern."

Max vernahm es, und küßte entwaffnet die Hand der schönen Gegnerin — sie lächelte ihm zu, doch nur im halben Triumphe, denn der Erfahrnen war nicht entgangen, wie der Verlobte schon seit mehreren Tagen eine sonderbar wechselnde Stimmung zeigte, deren Ursache sie bis jetzt vergeblich zu enträthseln versucht. —

Hätte sie einen Blick in sein Herz, in seine wildempörten Sinne thun können, wie es da wogte und stürmte, wie ein Moment — der erste, wo er die reizende Fiora erblickt, über sein und ihr Schicksal und Leben entscheiden zu wollen schien — anders wäre wohl beider Loos gefallen, aber im übermüthigen Vertrauen auf die Macht ihrer Schönheit und List glaubte sie mit der Zukunft, mit der Gefahr, mit der Leidenschaft spielen zu können, rechnete auf die Allmacht ihrer Reize, ihres Vaters, und — verrechnete sich.

Graf Max hatte schon am folgenden Tage nach jener Soirée beim Minister die Menagerie besucht, die gepriesene Schöne zu sehen und seine Behauptung gegen den Major, wenn es der Mühe irgend lohne, durchzusetzen. Da sah er denn die engelschöne, engelholde Fiora zum erstenmale — von einem dichten Kreise junger Männer seines Standes umgeben, die alle mit Entzücken das schöne Mädchen lorgnirten, sah er sie, und die begeister-

ten Exklamationen rings umher flogen ungehört von ihm an seinem Ohre vorüber. Im weißen, griechischen Gewande, züchtig verhüllt die junge Brust, die zarten, kleinen Füße im fleischfarbenen Tricot, von goldenen Sandalen eng umschlossen, die runden, wunderschönen Arme mit reichen Spangen geziert, schmiegte sie sich als Ariadne an den numidischen Löwen, der willig die reizende Last zu tragen schien. Ein Rosenband, welches sich malerisch durch ihre schwarzen Locken wand, zog sie auch durch die goldene Mähne des Löwen, und die reizendste Gruppe zeigte sich den erstaunten Zuschauern als das schöne Mädchen den ungeheuern Kopf des Königs der Thierwelt mit den weichen Armen umschlang, als er sich gleich einem Lamme geduldig von ihr an der Rosenfessel leiten ließ, die zottige Tatze in ihr Händchen legte, auf ihr schmeichelndes Wort die kolossalen Glieder lang ausstreckend, wie in tiefen Schlaf sank, während sie, das Engelsgesicht an das seine drückend, ihn umfaßte, ihre langen, glänzend schwarzen Locken sich mit der dunkelgoldenen Mähne mischten. — Ein fremdartig seltsamer Anblick — die vollendete Schönheit des Mädchens, ihre Herrschergewalt über das wilde, blutdürstige Thier der Wüste — der eigne Ausdruck vom himmlischen Reiz, durch eine fast klösterliche Scheu gehoben, die, wie ein leiser Schmerz, den rosigen Mund umspielte, als der donnernde Beifall des Publicums seine Theilnahme kund gab. — Max fühlte sich wie verwandelt, — ein frivoler Scherz, der beim Eintritt auf seinen Lippen schwebte, war vergessen, — seine Blicke hingen glühend

an dem schönen Mädchen; — er drängte sich nah und näher, und es gelang ihm, eine galante, ziemlich deutliche Aeußerung des empfangenen Eindrucks im zierlichen Italienisch, dessen er vollkommen mächtig war, nur ihr verständlich, anzubringen.

Fiora sah auf — ihr großes, unschuldiges Auge traf das seinige — sie erröthete tief, und der Zug des Schmerzes um den lieblichen Mund ward sichtbarer noch als vorhin — es schien, als dränge sich eine Thräne in ihr Auge und bebend, fast heftig erwiederte sie: „nò, nò, signore — non s'incomodi — non ci acconsentirò mai! (Nein, nein, mein Herr, bemühen Sie sich nicht — dazu gebe ich nie meine Zustimmung.) — Er hatte gefragt, ob er sie besuchen und ohne Zeugen sprechen dürfe.

Der Graf lächelte — „eine Prüderie, die sich geben wird, wenn auch nicht auf die erste Aufforderung," erwiederte er dem Major, der an seiner Seite gestanden und die Uebersetzung der kurzen Unterhaltung erbeten hatte, die nothgedrungen erfolgte.

Dryden drohete ihm — „nicht zu kühn und zuversichtlich, junger Freund, ich bin fest überzeugt, Sie ziehen diesmal so gut mit einem Korbe ab, als viele andere — das Mädchen ist keine gewöhnliche Dirne dieses Gewerbes." —

„Doch aber ein Weib, wie jedes andere, folglich nicht unbesiegbar," erwiederte der Graf, „die Ferse des Achilles ist der Sprödesten verliehen, und ich werde sie zu finden wissen. Lassen Sie mir vierzehn Tage Zeit,

und ich wette meinen englischen Vollblut-Renner, den braunen Palamedes, gegen ein Dutzend Flaschen Champagner, Ihnen bis dahin ein zärtliches Billetdour präsentiren zu können, was mich zu der reizenden Spröden bescheidet, wann und wie ich nur wünschen kann; — glauben Sie mir, ich kenne das Geschlecht, seine Schwächen, seine willige Hingebung, es giebt keine Ausnahme, als unter den Häßlichen, und selbst da nur, weil die Versuchung fehlt."

Der Major sah den übermüthigen Verächter weiblicher Tugend erst zürnend, dann als sein Blick auf dessen vollendeter Männerschöne verweilte, fast schmerzlich an. — — „Sie sind zu beklagen, Graf," sprach er ernst, „daß der Glaube an des Geschlechtes Werth so früh schon von Ihnen wich; mag es wahr sein, daß Schwachheit und Gebrechlichkeit des Weibes Erbtheil sind, daß es, sinnlich, eitel und gefallsüchtig, uns zur leichten Beute werde, — dennoch — — verderben Sie das Mädchen nicht. — — Schande dem Manne, der die Rose, so blühend und rein aus des Schöpfers Hand kommend, darum in den Staub tritt, weil ihre Dornen nur schwach, ihm nicht kräftigen Widerstand zu leisten vermögen."

„Ihr Gleichniß hinkt" — lachte der Graf, — „warum ward die Rose erschaffen? — Wahrlich nicht um einsam, unbeachtet zu verblühen — zur Freude, zum Genuß entfaltet sie so reizend Farb' und Duft; und schmückt die liebliche Blume auch nur eine kurze Stunde die Brust und Stirn des Glücklichen, der sie bricht, so

hat sie ihrer Bestimmung erfüllt, und falle immerhin dem allgemeinen Loose der Vergänglichkeit anheim."

„Unsere Philosophie ist verschieden," erwiederte der Major verstimmt, „die Ihrige, dem frivolen Epicuräismus des Zeitgeistes angemessen, würde doch nur der verschollenen Ansicht des ancien régime spotten, die ich Ihnen weder aufdringen kann, noch will. — Darum sei es — noch sind meine Cypernayerinnen nicht auf Ihrer Tafel, und Ihr Palamedes eben so wenig sicher, in meinem Stalle Quartier zu finden."

„Zeit bricht Rosen!" trällerte der Graf, das leichte Mützchen in die weichen Locken drückend, und schied von dem langweiligen Hypochondristen.

In einem kleinen Hinterstübchen des gekrönten Adlers, einem Gasthause zweiten Ranges, saß die schöne Flora still und sinnend. Einige Zimmer weiter abwärts tobte der Lärm und Jubel wüster Zech- und Raufgenossen, die am Spieltische die hereinbrechende Nacht zuzubringen pflegten, und das laute Gezänk einiger Wärter der Menagerie, die im Hofe eines Ehren- oder Liebeshandels wegen sich in italischen und deutschen Kraftworten erschöpften, drang verletzend in ihr Ohr herauf. Im Nebengemach schnarchte schon vernehmlich Signora Barbara, die Gattin des Menageriebesitzers, die, obgleich aus der Rheingegend gebürtig und des Italienischen völlig unkundig, dennoch, standhaft die deutsche Abkunft verleugnend, den Titel der Signora ungleich höher, als das plebeje Madame schätzte, und nur unter je-

nem Anrede und Zwiesprache gestattete. — Fiora hatte der Mutter bereits zur guten Nacht die dürre Hand geküßt und sich in das kleine Gemach zurückgezogen, die mancherlei Eindrücke, die ihr dieser Tag gebracht, in stillem Nachdenken zu prüfen. Ein leichtes Nachtgewand umschloß züchtig den zarten Gliederbau, das lange schwarze Haar hing aufgelöst über die halb entblößten, marmorweißen Schultern, das Köpfchen ruhte in der kleinen Hand, und unter den dichten, dunkeln Wimpern stahl Thräne auf Thräne sich leise hervor, mehrere beschriebene Blätter und einen Brief benetzend, der vor ihr liegend, die Betheuerungen glühender Liebe von dem mit zierlichen Goldschnitt eingefaßten, süß duftenden Papier in ihr Herz flüsterte.

„Arme Fiora," seufzte sie schmerzlich, „unglückliches, verlassenes Geschöpf, wer nimmt sich Deiner an — wer räth Dir und rettet Dich vor dem gewandten Verführer, vor der Erniedrigung, solche Schmach zu erdulden, vor einer vielleicht grausenvollen Zukunft, vor — — Dir selbst" — sie bedeckte das erglühende Gesicht mit beiden Händen — „er ist so schön," fuhr sie im stillen Selbstgespräche fort, „so schön als klug, seine Worte so hinreißend, sein Blick bestrickend, — ach könnte nicht endlich selbst dies verrätherische Herz als sein Bundesgenosse mich verderben, im Widerstande ermatten — werde ich immer die Kraft haben, ihm nur Kälte, nur Verachtung zeigen zu können?" — Sie versank in sich — „nein, nein," fuhr sie ängstlich empor, „nein, lieber sterben, als der Schande mich hingeben

Dein Schicksal, Du liebe, treue Gespielin meiner Kindheit, unglückliche Biondina, — es sei der Spiegel, in dem ich das meinige sehe, wenn der Zauber gefährlich lockender Versuchung mich umstricken will" — sie nahm die Blätter zur Hand und las mit immer steigendem Antheil. Da vernahm sie ein leises Klopfen an der innerhalb verriegelten Thüre, — sie schrak empor — wer sollte noch in so später Stunde — furchtsam fragte sie, wer da sei, und eine sonore Männerstimme, die sie im ahnungsvollen Schreck nicht verkennen konnte, bat um Einlaß.

„Es geht nicht — verschonen Sie mich, Herr," sprach sie, an allen Gliedern bebend, — „morgen — kommen Sie morgen wieder — nicht heute — morgen in meiner Mutter Gegenwart will ich Sie sprechen — jetzt nicht — ich bin allein" —

„Eben darum," entgegnete er mit gedämpfter Stimme, „holdes Mädchen, weil Du allein bist, — ich habe Dich beleidigt, Dein Blick, Dein Wort hat mich davon überzeugt, nur wenige Minuten schenke mir zu meiner Rechtfertigung, verdamme mich nicht ungehört." — Sie schwieg — im ungeheuern Kampfe mit sich selbst — sollte sie ihn, der bereits ihr ganzes Herz beherrschte, ungehört verstoßen — ?! — sie zögerte — aber die Mutter wollte sie zuvor rufen — schon faßte sie das Schloß an des Nebenzimmers Thüre, da gedachte sie, wie jene selbst ihr gerathen, den sichtlichen Antheil des augenscheinlich sehr reichen, jungen Mannes wohl zu benutzen, wie unzart ihre Aeußerungen auf ein

näheres Verhältniß schon hingedeutet, wie sie an ihr keine Stütze zu finden hoffen durfte — und scheu trat sie zurück — rathlos — angstbeklommen und ohne Entschluß.

„Oeffne die Thüre," flehte der Graf, „sieh, Du hast von mir nichts zu fürchten, nur rechtfertigen will ich mich, dann sogleich Dich verlassen — oder sollte Fiora," fügte er wohl berechnet hinzu, als sie, unschlüssig, noch immer zögerte — „mir und sich selbst so wenig vertrauen?" — Das letzte Wort siegte über jede Bedenklichkeit, der Stolz verletzter Jungfräulichkeit erwachte, noch bebend zwar, aber doch entschlossen, warf sie einen Mantel verhüllend über ihre leichte Kleidung, zündete noch ein Licht an, die verrätherische Dämmerung des kleinen Gemachs zu erhellen, und öffnete die Thüre. — Der Graf trat ein — aus einer Männergesellschaft kommend, wo die unbesiegbare Sprödigkeit, wie der himmlische Reiz des jungen Menagerie-Mädchens das unerschöpfliche Thema der Unterhaltung gewesen, entflammt von den ungezügelten Worten der entzückten Genossen, den eignen heftigen Wünschen und des Major Dryden halb spöttischer Frage, wie der Palamedes sich wohl beim nächsten Wettrennen zeigen werde, was er schon seinetwegen diesesmal nicht zu versäumen gedenke — beschloß er, augenblicklich einen Sturm zu wagen, der ihn, wo nicht sein Ziel erreichen, diesem doch unfehlbar näher bringen mußte. Er hatte seit vierzehn Tagen mit allen Künsten gewandter Verführung das Mädchen zu bestricken, ja, ihm nur einen verheißenden Blick ab-

zugewinnen versucht — umsonst! — sie blieb scheu, zurückhaltend, ängstlich — seine glühenden Betheuerungen, seine gefährlichen Schmeicheleien und rastlose Aufmerksamkeit hauchten nur die brennende Röthe der Schaam auf ihre zarten Wangen, nicht das süße Erröthen keimender oder erwiedernder Liebe. Und doch schien es ihm, dem feinen Kenner des weiblichen Geschlechts und seiner Schwächen, als sei Fiora nicht ganz empfindungslos; denn sollte dieses Himmelsauge, dessen warme Strahlen so mild und sonnig auf dem unvernünftigen, reißenden Thiere, dem sie sich innig anschmiegte, ruhen konnten — sollte dieses Auge nicht auch liebend dem Erwählten leuchten können, dies Herz immer kalt bleiben? — Er beobachtete sie scharf — er hatte längst bemerkt, daß Gaetano, der Aufseher der Dienerschaft, und Liebling des Prinzipals, ein schwarzlockiger, schöner Italiener, den brennenden Blick nicht von dem reizenden Mädchen wandte, wo sie sich zeigte, daß er sich ihr vertraulich näherte, wo es sich irgend thun ließ — aber er sah auch, daß Fiora mit entschiedener Gleichgültigkeit, ja fast mit Widerwillen die Nähe Gaetano's nur ertrug — daß sie mit noch sichtlicherer Zurückhaltung und Scheu den Artigkeiten und Schmeicheleien der andern jungen Männer vornehmen Standes auswich, als den seinigen, — so folgerte er denn wenigstens, daß er keinen Nebenbuhler habe. — Noch einen Versuch galt es nun — als Fiora einst mit derselben blöden Aengstlichkeit vor seinen leisen Liebesworten sich zurückzog, schien er das nächstemal, als sie wieder öffent-

lich auftrat, völlig gleichgültig, sie gar nicht zu bemerken, und wendete sich an ein junges, artiges Fräulein seiner Bekanntschaft, die gerade anwesend, mit nicht zu verhehlendem Vergnügen die Huldigung des Grafen empfing. Das heitere Lächeln bei seinen hingeworfenen Witzworten, die lebhafte Unterhaltung des Paares, der scherzhafte Fächerschlag auf seinen Arm, den die Geschmeichelte bei dem erklärten Bräutigam Adelens ohne Verletzung des Dekorum wagen zu können glaubte — nichts von allem dem war Fiora entgangen. Der Schlaue, der sie unvermerkt nicht aus den Augen ließ, sah, daß sie, die Schaulust des Publikums zu befriedigen, zwar mit dem Löwen tändelte, doch verstohlen nur hinüber zu ihm blickte, daß das himmlische Auge sich verdüsternd unter den seidenen Wimpern barg, die süße Stimme, die in italischen Liebesworten mit Nero kos'te, im halb unterdrückten Wehelaut zitterte — er sah und triumphirte — er war ihr nicht gleichgültig, das ward ihm klar, und seinen Sieg weiter zu verfolgen, hielt ihn nun nichts mehr ab. Auf ihre einmal erwachte Neigung für ihn, ihre Jugend und allgemein weibliche geschmeichelte Eitelkeit rechnend, glaubte er nun nicht mehr so gar behutsam bei einem Mädchen dieses Standes verfahren zu dürfen. Ein paar prächtige Ohrgehänge von bedeutendem Werth begleitete ein zärtlicher Brief — derselbe, den sie an diesem Abend mit Thränen benetzte; — in glühenden Worten beschwor er sie ihm nicht länger diese Kälte zu zeigen, die ihn in Verzweiflung bringe, und ihm eine geheime Zusammenkunft zu

gestatten, wo er ihr die Empfindungen, die ihn erfüllten, ungestört aussprechen könne.

Fiora hatte den Brief empfangen, — erstarrt ließ sie das Blatt, wie den glänzenden Schmuck, der Hand entsinken, da trat die Mutter herein, und aufgelöst in Thränen warf sich das erschütterte Mädchen an ihre Brust, die erfahrene Schmach in abgebrochenen Worten erzählend, — aber zu freundlichem Grinsen verzog sich der Signora unangenehmes Gesicht.

„Bist Du albern, Fiora," sprach sie laut lachend, — „was weint die Thörin denn und gehabt sich wie unsinnig, daß ein schmucker junger Mann Gefallen an ihr findet, und sie so reich beschenkt, um ein freundliches Wort zu erlangen — sei vernünftig, Mädchen, schäme Dich, — weine Dir nicht die Augen roth, Du mußt nun bald zu dem Nero, und weißt der Bursch kann kein anderes, als ein freundliches Gesicht leiden — und sieh Dir doch die schönen Ohrringe nur einmal recht an — ei! welch ein prächtiger Schmuck; daß Du mir ja recht dankbar gegen den freigebigen Herrn Grafen bist."

„O, Mutter, Mutter," schluchzte Fiora, „wie kannst Du mir das sagen? — fühlst Du nicht die Schmach, die Erniedrigung" —

„Ich glaube Du bist toll, dummes Ding," sagte aufgebracht die Signora, „hat man je dergleichen gehört! jedes vernünftige Mädchen freute sich närrisch über das schöne Geschenk und den Neid, den es erregen wird, und das geberdet sich wie eine Verrückte und raisonnirt

hochtrabende Worte — da war mir doch meine verstorbene Biondina anders, die wußte dergleichen Herablassung besser zu schätzen, bis sie" —

„Ja, bis sie, in Entehrung und Schande versinkend, zur Selbstmörderin ward," rief Fiora leidenschaftlich.

„Das war der einzige dumme Streich, den man ihr vorwerfen kann," meinte Frau Barbara verdrüßlich, „war sie vorsichtiger, nahm auch alles einen andern Gang, aber Du hast das nicht zu fürchten, der wackere Gaetano ist Dein Bräutigam, und Du wirst seine ehrbare Frau, wenn auch zehn hübsche junge Herren Dir vorher so schöne Brillanten geschenkt haben — ja sieh nur, wie das funkelt, die Augen blendet es ordentlich. — Prächtig! — aber er darf es nicht wissen, der Gaetano, da hast Du recht — wir sagen ihm, der Schmuck sei ein Geschenk meiner — Base aus Italien, Du weißt ja wohl, sie hat Dir als Kind schon einmal ein Andenken geschenkt, sie ist freilich lange todt, aber das weiß er nicht, und so kann er nichts dagegen haben."

„O, wehe mir, wehe mir Unglücklichen," seufzte Fiora, mit doppelt zerrissenem Herzen, bei der Erwähnung des Verhaßten — „aber die Ohrringe behalte ich nicht" — setzte sie heftig aufspringend hinzu."

„Das wollen wir doch sehen," antwortete die Mutter barsch, „die nehm' ich, damit Du keinen dummen Streich machst, gleich mit zu mir, und werde Dich damit schmücken, wenn es Zeit ist."

Sie ging hinweg, und der gebeugten Fiora blieb nur das Gefühl ihrer Hülflosigkeit, welches sie indessen

nicht hinderte, dem Grafen in wenigen Worten schriftlich die bittere Kränkung auszudrücken, die sein Geschenk, welches sie so gern zurück gegeben hätte, wenn sie freie Gewalt gehabt, und sein Brief ihr zugefügt. Ob zwar mit innerm Widerstreben, beschwor sie ihn, sie künftig so unbeachtet zu lassen, wie ihr niederer Stand es verlange, der sie jedoch nicht hindern werde, das Gebot der Sitte und Pflicht heilig zu halten. — Sie sandte das Blatt ab, würdigte den Grafen bei der heutigen Vorstellung, wo er sich zu ihr drängte, keines Blicks, und denselben Abend war es, als sie in ihres kleinen Zimmers Abgeschiedenheit, im stillen Kampf mit ihrem Herzen seinen Brief wieder betrachtete, als er unerwartet selbst erschien und sie vermochte, ihm die Thüre zu öffnen. — Er trat also ein, — Fiora stand, sich fest in den Mantel wickelnd, niedergesenkten Auges vor ihm, er aber ergriff, glühend vor Leidenschaft und Freude, das reizende Wesen allein zu finden, ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen und flüsterte: „Kann Fiora mir verzeihen, was nur die heißeste Liebe gefehlt?"

„Ich verzeihe, Herr Graf," sagte sie, die sich etwas gesammelt, mit dem Ausdruck der Wehmuth, „warum sollten Sie mir eine Schonung, eine Achtung beweisen, die selten Menschen meines Standes erwarten, noch verdienen" —

„Nicht so, Fiora," unterbrach er sie feurig, „wie kannst Du an meiner Achtung, an meiner Liebe zweifeln — sähest Du dies Herz — Du reizendes himmlisches Geschöpf, ich fühle es selbst — jene Gabe war

ein erbärmlicher Beweis von beiden — o sei mein — gieb Dich mir, und nimm dafür mein eigenstes Selbst, meinen Reichthum, alles, alles, was mein ist.“ —

„Auch Ihre Hand, Herr Graf?“ fragte, wie von wunderbarer Eingebung bewogen, das Mädchen, und sah ihm klar und groß in das Auge, — und als er flüchtig verlegen, dem Blick auszuweichen suchte und nicht gleich Worte fand, — fuhr sie ruhig und fest, ohne Bitterkeit, aber mit einer Haltung, die ihn in Erstaunen setzte, fort — „o, ich weiß wohl, daß Sie diese nicht dem armen, niedern Mädchen, was im Staube geboren, ihn auch nicht ungestraft verlassen darf, bieten können — aber wodurch gab ich Veranlassung, daß Sie mich für die leichte Beute der Verführung halten durften?“

Sie hatte sich aufgerichtet, die holde Gestalt, fast noch kindlich zart, trug jetzt den Ausdruck eines jungfräulichen Stolzes, einer stillen Hoheit, die den Grafen fast verstummen machte. — Der gewandte Weltmann, der schlaue Verführer, stand zum erstenmale wortlos vor einem weiblichen Wesen, und wer war dieses Wesen?! — Nicht gereift in dem Sonnenlichte hohen Standes und entwickelter, geistiger, überlegener Bildung, nicht unterstützt von den glänzenden Ansprüchen der Geburt, der Erfahrung oder eines bedeutenden Wirkungskreises — ein armes Mädchen von der niedrigsten Herkunft, verlassen und unstät auf dem stürmischen Meere des Lebens, schwankend, stand sie vor ihm, dennoch gebietend durch die ächt weibliche Würde der Unschuld.

„Flora, höre mich," begann Max, und unwillkürlich mischte sich dem zärtlichen Ton seiner Rede eine Achtung bei, die er selbst nicht begriff — „höre mich, Du bist ein seltenes, herrliches Geschöpf, wie glücklich würde mich Dein Besitz machen, wäre ich — könnte ich frei schalten über meine Hand, wie über mein Herz — aber Du kennst die Welt, Du kennst das Leben und seine Verhältnisse nicht, Kind" —

Sie schüttelte wehmüthig lächelnd den Kopf — „Nein, mein Herr, Sie haben recht, ich kenne beides nicht, — aber Sie haben mich mißverstanden, nicht Ihre Hand wollte ich erzwingen, wie dürfte das arme, rang- und heimathlose Mädchen zu einem Manne Ihres Standes aufblicken, ohne für wahnsinnig zu gelten, — nur Eins wollte ich von Ihnen erbitten," setzte sie mit stockender Stimme hinzu, „und das Eine werden Sie mir nicht versagen" —

„Rede, sprich, fordere, was Du willst, süßes, holdes Geschöpf!" rief Athem schöpfend, der Graf, und faßte, neu entzündet und ermuthigt, ihre beiden kleinen Hände.

„Nun denn," erwiederte sie, sich ihm sanft entziehend, „so geben Sie mir Ihr Ehrenwort, mich in meiner ruhigen, dunkeln Lage zu lassen, verschonen Sie mich mit Ihren Betheuerungen, Ihren Blicken — Ihren Briefen — ich kann und will das nicht hören."—

„Also, Du hassest mich wirklich, ich bin Dir ganz gleichgültig, vielleicht sogar zuwider," sagte der Graf bestürzt — „ein glücklicher Nebenbuhler kam mir zuvor und gewann Dein Herz" —

„O, nein, nein," versicherte sie heftig, — „bei der heiligen Mutter! nein — nicht das" — —

„So hassest Du mich nicht — wirklich nicht?" — fragte Max dringend, und zärtlich ihr ins Auge blickend — „nur das eine eine Wort — wenn kein Hinderniß der Geburt und Convenienz zwischen uns stände — würdest Du mich verwerfen — mich meiden? — nur das eine Wort, süße, holde Fiora." — Er hatte ihre Hand gefaßt, und sie an sein Herz drückend sah er sie mit dem leuchtenden, im feuchten Glanze schwimmenden Auge zärtlich an. — Fiora's ganze Seele empfand diesen Blick des schönen, heimlich vergötterten Mannes, in unaussprechlicher Wonne und Weh fühlte sie ihr Herz erzittern, was so eben noch der Pflicht und Vernunft den schmerzlichsten Sieg überlassen, und den herben Becher der Entsagung geleert. Im heftigen Streite des tief bewegten Innern behielt die Liebe nach momentanem Kampf die Oberhand, und unfähig der Gewalt dieses Augenblicks länger zu widerstehen, hauchte sie ein leises — „Nein!" —

„Nein?!" — rief er, sie rasch und entzückt an sich pressend, „Du hassest mich nicht — Du liebst mich!" — und mit starkem Arme die Bebende umfassend drückte er glühende Küsse auf die rosigen Lippen, die sie ihm umsonst zu entziehen strebte — ihr balsamischer Athem umwehete den Trunkenen, und Fiora, hingerissen, betäubt, vermochte nur noch schwach zu widerstehen — da gab ein empfindlich körperlicher Schmerz am Herzen ihr die Klarheit des Bewußtseins zurück, sie riß sich ge-

waltsam aus des Grafen Arme und zog mit Hast ein kleines Medaillon aus dem Busen.

„Was ist's — was hast Du," fragte, von plötzlichem Argwohn und Eifersucht ergriffen, der Erregte, als sie mit verschämtem Erröthen das Medaillon zu verbergen strebte.

„Nichts, nichts," sprach sie, sich fassend — „o, lassen Sie mich, — es ist nichts — nichts, was Sie sehen dürfen."

„Aber ich will, ich muß es sehen," sagte er unmuthig, und ergriff des Mädchens abwehrende Hand — „ich will wissen, was Dich mir so zu entziehen vermochte." —

Er hielt das Medaillon — reich mit Perlen und edeln Steinen besetzt war die Fassung, augenscheinlich weit über Fiora's bescheidene Verhältnisse, — eine Chiffer von großen Brillanten zeigte auf der einen Seite den Buchstaben R. auf der andern, als er es erwartungsvoll wendete — das Bild des Königslöwen, nnu der Natur abgelauscht.

„Ha! was ist das" — rief er lachend, „freilich, auf diesen Nebenbuhler war ich nicht gefaßt."

„Wohl mögen Sie lachen," erwiederte Fiora, mit ernstem, fast traurigen Kopfschütteln das gesprungene Glas des Bildchens betrachtend, — „allein der Nero war mir von frühster Kindheit an befreundet, — das Thier ist klug und gut, und liebt mich — ach, so sehr! — scherzend ward ich schon als zehnjähriges Kind, wo er mit mir erwuchs, und das edle, königliche Thier

sich bald mit solcher Liebe mir zuneigte, daß er von Niemand anderm gern Nahrung nahm, — seine Braut genannt — ein reisender Maler, der mit Wohlgefallen uns oft gesehen, malte mir den Nero, — es war ein alter, sonderbarer Mann, er schenkte mir das Bildchen und sprach, ich solle immerdar dem Thiere treu bleiben, ihm lieber trauen, als den Männern, die so falsch und veränderlich wären, wie mein Löwe treu und großmüthig — einen Talisman nannte er es, den ich nie von mir thun solle — ich folgte der Weisung und nun zerbrach gerade jetzt das Glas." —

„Der Schade ist leicht zu ersetzen," meinte Max, lächelnd, „doch sage mir, Fiora, wie kamst Du zu dem reichen Medaillon, es scheint mir doch unmöglich, daß solcher Schmuck das Geschenk eines armen Malers sei."

„Das ist's auch nicht," erwiederte sie unbefangen, „von der Base aus Italien ist's ein Geschenk."

„Und wer ist diese Base?" fragte er verwundert weiter.

„Sie war Priorin des Karmeliterklosters in ** — nur noch ganz dunkel erinnere ich mich ihrer ehrwürdigen Gestalt, — sie starb schon längst, dies Andenken mir hinterlassend, was ich nach ihrem ausdrücklichen Willen nie weggeben soll, — da ließ ich später des Nero Bild aus der unscheinbaren Fassung nehmen, und weil der Buchstabe N. zufällig auch seinen Namen bezeichnet, darin befestigen."

„Kleine Schwärmerin," lächelte der Graf, sie wieder an seine Brust ziehend.